Germanien und Europa.

Von

Ernſt Moritz Arndt.

Ἑις οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Altona,
bei J. F. Hammerich, 1803.

BAYEI
STA
BIBLIOT
CHEN

Germanien und Europa

von

Ernſt Moritz Arndt.

1802.

Ἑις οἰωνος ἀριστος, ἀμυνασθαι περι πατρης.

Liebe und Haß ſind die Elemente der Welt und des Menſchen, woraus alles gezeugt ward und wird. Das Endliche muß ewiglich haſſen, um ewiglich lieben zu können. Chriſtus hat gehaſſt; und doch war ſeine Lehre die der Liebe. Aber nicht das Schlechte in Einem haſſte er, ſondern das Schlechte in Allem. So muß es immer bleiben, und ſo muß jeder ſich ſelbſt im Haſſe bilden, indem er ausſtößt, was nicht ſein werden ſoll. Das Ausgeſtoßene kann er nachher in einer höheren Ordnung lieben; nicht, wenn er es ſich anhängen, oder auch nur mit Einem Fuße noch innerhalb ſeiner Schwelle ſtehen läßt. Dieſe hingeworfenen Stücke ſind in Liebe des Ganzen geboren, und werden ſelbſt als Embryen ſchon einige Gemüther mit Liebe entzünden; denn kein Haß des Einzelnen hat mit zu ihrer Zeugung geholfen. Fliegt denn hin, ihr leichten Atomen, die ihr einer neuen Schöpfung wartet! Auch die Ephemeris, auch der Menſch, den ein großer Dichter eine Ephemeris, eines Schattens Traum, nennt, haben ihr Leben; auch das Sandkorn findet ſein Meer und ſein Gebirg. Fliegt hin, ihr leichten Atomen! und wenn ihr nichts weiter ſeid, bleibe wenigſtens der ewige Traum eures Träumers!

Plato, der göttliche Plato, hat ein Buch geſchrieben über die Staatsverfaſſung, mit einer durchlaufenden Verwechslung des einzelnen Menſchen und des ganzen Staates ein Buch, das vielen Thoren ein Aergerniß und vielen Dummen ein Wunder gedäucht hat, ein Buch, das durch die Luſt und die Albernheit der Deutelei wohl hundert andere geboren hat, und wohl zu tauſend andern einen reichen Keim in ſich trägt. Man hat vielfach und immer einfältig gefragt, ob unter dem Bilde, dem Staat, nicht die Sache, der Menſch, ſtecke, und ob er die Erziehung und Regierung ſeiner Begierden, ſo wie ihre Ausbrüche, nicht eigentlich habe ſchildern wollen. Da wird es denn natürlich das größte Wunder bei dem ganzen Buche, wie man doch nur ſo habe fragen können; und nach der Verwunderung wird es die klare Erſcheinung, wie ſehr grade diejenigen verrückt und verwirrt ſind, welche dem Andern einhelfen und aushelfen ſollten. Der Staat iſt ja nichts, als viele Menſchen; wenn alſo, was man von Menſchen ſagen und lehren kann, nicht auf den Staat paſſe, ſo iſt das ein ſchlimmes Zeichen, nemlich das Zeichen der Entmenſchung; wenn ſich vollends die Leute verwundern über das Zuſammenfaſſen des Staats und des Menſchen, als einer Einer leiheit, ſo iſt das ein noch ſchlimmeres Zeichen, nemlich das der Unbewußtheit dieſer Entmenſchung. Ewig ſoll der Menſch, deſſen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher ſtehen, als der Staat; es iſt alſo das ſchlimmſte Zeichen, wenn man den Staat immer höher ſtellt, als den Menſchen. Der Menſch war von je her mehr als der Staat, nicht bloß im Bilde, ſondern auch in der That. Noch kennt die Geſchichte keinen gerechten Staat; aber ſie würde aufhören, die zweite Lehrerin der Menſchen zu heißen, wenn ſie uns nicht viele gerechte Individuen zeigte. Feſt alſo ſteht es, daß mit dem Menſchen der Staat wahrhaftig erzogen wird, daß beider Bildung Eine ſeyn ſoll, beider Zucht Eine, nur daß der Staat eine ſtrengere und beſchränktere immer verlangen wird. Man hat in der neueren und in der neueſten Zeit immer die Pferde hinten an den Wagen geſpannt, und durch einen andern Staat, wie durch einen Zauberſchlag, auch andere Menſchen machen wollen; aber die lange Bethörung ſollte doch einmal aufhören: man ſollte nach Jahhunderten lernen, daß andere Menſchen ſogleich einen andern Staat geben; man ſollte alſo zuerſt ſorgen, die Menſchen, wenn ſie, wie ſie nun ſind, für einen guten Staat wenig taugen, ſo zu machen, oder nur ſo ſeyn zu laſſen, daß ein guter Staat für ſie tauge: ſie werden ihn dann ſchon finden; denn das Rechte und Gerechte begreift auch ein einfältiges Kind.

Dies alles ſcheinen nur Worte, aber es iſt der Titel meines Buches. Ich muß zeigen, wie ich es fühle an meiner Welt und an mir, daß ſie und ich verrückt ſind, d. h. aus unſern Angeln geworfen. Ich muß dieſe Verrücktheit erklären, wie der Menſch überall nur ein Ding erklären kann, d. h. ich muß ihre Nothwendigkeit zeigen, damit nicht der Glaube an die Gottheit untergehe und die Liebe. Ich muß endlich zeigen, welche die Sünder ſind, daß dieſe Verrücktheit noch fortdauert, damit man ſich vor ihnen hüten, und durch den Haß die Liebe und die Kraft finden könne, ſich und ſeine Welt wieder einangeln und einrükken zu können. Aber unmöglich iſt es, unter

Blinden nicht wenigſtens ein Schielender, und unter Verrückten ein Verzückter zu ſeyn; denn wie hielte wohl Einer das Maaß, wenn Alle darüber hinaus laufen? Auch ich trage die Sünden meiner Zeit: aber ich fühle doch, wo ſie mich drücken.

Dies Buch kömmt aus der Welt für die Welt, und ſoll gehen durch eine beſtimmte Welt, die ich aber nur dunkel ſehe. Die Weisheit und die Thorheit, die es enthält, war ſchon bei dem Jünglinge; aber er konnte ſie nicht ausſprechen; ſie würde ſtill bei dem Manne bleiben, wenn ſie nicht jetzt ſeine Wahrheit wäre, mit der er nur leben mag, und wenn er bei der Ehrlichkeit, die ſelbſt ſeine Erfahrungswelt fordert, nicht einmal dieſe Wahrheit bekennen müſſte, da er des gefährlichen Amtes pflegt, zu Andern ſprechen zu müſſen, welches Viele übermüthig, Mehrere dumm gemacht hat. Findet alſo ſeine Zeitgenoſſenſchaft, finden ſeine Oberen, daß er eins oder das andere iſt, ſo wird er das mißliche Geſchäft aufgeben, ſeine Ueberzeugung aber wahrſcheinlich ins Grab nehmen, und hingehen, etwas zu thun, wenn er nichts machen kann oder darf. — Dies Buch kömmt allein aus des Schreibers Gemüth; ſein Inhalt gehört ihm an, in wie fern einem Menſchen etwas angehört: denn vieles lernen, hören, ſehen und gewöhnen wir uns an, und auch das gehört uns am Ende. Man rechne alſo vor allen Dingen mein eigentlich klimatiſches Angehöriges, meine ſogenannte Teutſchheit, ab, ſo wie der Schiffer ein Schiff verſchieden tarirt, das aus norwegiſchen oder italiſchen Eichen gemacht iſt. Ich habe dieſe Teutſchheit, worauf ich mir gar nichts einbilden kann, weder verläugnen können noch wollen; denn zu dem Künſtlermenſchen kann und will ich nicht kommen, der ganz außer einer beſtimmten Nation ſteht. Mein Urtheil und meine Anſicht wird alſo wohl oft die meines Landes ſeyn; aber wenn es nicht durchaus was Unwahres und Unmenſchliches iſt, ſo wird der Klügere es allgemein und menſchlich machen können.

Um nicht vielſpaltig und ſchwerer überſehlich zu werden, ſondere ich aus dem Menſchen nur drei ſeiner Hauptkräfte ab: dieſe ſind der Leib, die Seele und der Geiſt, welche faſt jede Menſchenſprache beſtimmt unterſcheidet. Ich habe freilich viele hundert und tauſend Neben- und Unterabtheilungen geleſen und gehört, bin aber dadurch nie um ein Härchen geſcheuter geworden, und halte alſo, was über und unter dieſen dreien iſt, vom Uebel. Wie dieſe drei als Keime in der Hülſe liegen und ſich entwickeln, hat noch wohl kein Sterblicher recht geſehen; mir kömmt es immer vor, wie Blitz und Träume. Ich kenne ſie nur als Erſcheinung in einer langen Zeit, die mir die Geſchichte vorſtellt, und dieſe Erſcheinung richte ich nach ihrer Erſcheinung in einer ſehr kurzen Zeit, nemlich in meinem Leben. Ein anderes Maaß hat kein Menſch, wenn er was darſtellen will; des Gemüthes unendliches Maaß bleibe züchtig im Gemüthe; denn in menſchlichen Bildern und Worten erſcheint die entweihte Gottheit nur als ein Ungeheuer.

Wie die Menſchen alleräleſtens waren, davon wiſſen wir nichts; ich ſage nicht leider, denn dies Wiſſen wäre wahrſcheinlich des Wiſſens nicht werth. Wir wollen die Menge der ſchönen und der häßlichen Träume nicht vermehren; wollen lieber nach den Erfahrungen an der unterſten Menſchheit rückwärts ſchließen, daß älteſtens der Leib regierte, oder, richtiger, vegetirte. Dunkel und unentwikkelt lagen die andern Triebe in des Menſchen Bruſt, und der Leib muſſte lange geſtoßen, geplagt und gemartert werden; er muſſte durch eine lange Schule der Noth gehen, ehe einige Prometheiſche Funken aus ſeinem harten Kieſel geſchlagen wurden. Nachdem der ſtarke und rohe Menſch mit ſeinem Leibe manches Jahrtauſend — wer weiß die Zahl? — doch bei der Stärke hülflos und kindiſch umhergeſtoßen und geſtolpert war, ſchuf der Zufall und die Noth allmälig Manches ihm an; indeſſen ſchon das, daß es ihm angeſchaffen werden konnte, zeigte, daß in einem gewiſſen Zuſtande es ihm nicht unnatürlich war, alſo nicht wider ſeine Beſtimmung ſtritt. Von den erſten Schritten der Entwilderung, von der Bildung der Sprachen, einem unerklärlichen Wunder, von dem Zuſammenzwingen in irgend eine erſte bleibende Geſellſchaft, wiſſen wir nichts; nur aus ſchon ſehr gebildeten und durch viele Zuſtände gegangenen Staaten konnten Ueberlieferungen auf uns kommen, und dieſe Ueberlieferungen geben uns aufs beſte von ältern Zeiten vieldeutige Mythen, die höchſtens die Wahrheit der Wahrſcheinlichkeit haben. Bei jenen älteſten Staaten, wovon wir nur etwas wiſſen, bei den Aegyptern, Hebräern, Phöniciern, Aſſyrern und Babyloniern, ſteht alles nur trotzig und kümmerlich zugleich; ein roher leiblicher Uebermuth, und dann hundiſche Verworfenheit dieſes Leibes unter der ſchlimmſten Deſpotie; Geſetze und Sitten und Regierungsweiſe, wie ſie theils die dringendſte Noth wies, theils bloßer Zufall und Laune des Schickſals und einzelner Menſchen ſie machten; Kunſtfertigkeiten, wie ein ſicherer Inſtinkt ſie den Biber und die Biene lehrt, die dem Menſchen auch nur durch einen langſamern Inſtinkt gekommen zu ſeyn ſcheinen; ſo ſehen wir große und rohe Werke, entſetzliche Maſſen, künſtlich geſchaffen, nützliche Arbeiten mit langem Fleiße durchgeführt; aber die Seele der Schönheit und Liebe fehlt noch darin; es ſcheint nicht aus dem Menſchen heraus als ſein Werk, ſondern nur um ihn herum als das Werk eines fremden Zufalls, entſtanden zu ſeyn; denn auch die Werke der Noth und der Nützlichkeit ſind nur halb menſchliche: die höchſte ſelige (aus der Seele kommende) Kunſt bildet allein den Menſchen in ſeinem eigenen Bilde und in Allem, was dargeſtellt werden kann. Geiſt erſcheint ſchon vielfach, aber auf ſeiner unterſten Stufe, als Klugheit und Verſchmitztheit, ſelten für, meiſtens gegen die Menſchen gebraucht. Die ägyptiſchen, die hebräiſchen Geſetze haben bei aller Polizeiklugheit, die freilich oft noch kindiſch iſt, eine ſeltne Schlauheit, den Deſpotismus gleichſam zu verewigen, wenn er hätte ewig ſeyn ſollen. Solch einer Bildung ſind auch die Beſtien fähig; und obgleich der Menſch wohl von Anfang an alles lernen mußte und ihm wenig durch den Inſtinkt gezeigt ward, ſo kann er mit dieſer Erlernung doch noch nicht groß thun. Der

Geiſt auf dieſer unterſten Stufe, faſt allein im Leibe ohne die Seele herrſchend, iſt grimmig und erbarmungslos; doch nicht ſo kalt grimmig, wie er es in einer ähnlichen Verbindung auf der höchſten Stufe, oder vielmehr in ſeiner Ueberfliegung (Tranſcendenz) iſt. Er arbeitet nur noch als ein niedriger Sklave für den Leib und ehrt noch keine Menſchheit, als nach der Nützlichkeit, rafft und raubt um ſich für die Zeit, und zittert für die Ewigkeit, macht Götter, grauſam und tückiſch, auch bei Gelegenheit noch kindiſch, wie er ſelbſt: kurz, er tappt noch ſehr unbeholfen mit ſeinem noch unbehülflichern Geſellen, dem Leibe, umher.

Mit den Griechen beginnt nun ſpäter eine neue und äußerſt wichtige Epoche für die ganze Menſchheit; eine Epoche, die ihren Zuſammenhang, trotz der öfteren alexandriſchen Durchhauungen, auch mit uns noch erhält. Man kann die Urſachen, wie dieſe herrliche Epoche gereift ward, bei vielen berühmten Schriftſtellern leſen, von welchen manche freilich triftig ſind, manche aber eben ſo gut auf

Schottland und Norwegen paſſen. So groß auch die Gewalt des Klima's und der ganzen Natur jener Gegenden ſeyn mag, und ſo viel dieſe wirken mogten und noch wirken, ſo müſſen doch bei den Griechen viele frühere Umſtände zuſammengetroffen ſeyn, die wir kaum ahnen können, um eine ſo ſchöne Welt zu erſchaffen. Es iſt gut, daß wir auch hier geſtehen, daß wir nicht alles wiſſen. Doch haben wir dies hier nicht zu unterſuchen; genug, wir finden plötzlich eine neue Welt voll Anmuth und Lieblichkeit aufgegangen, von der wir weder vorher noch nachher ein Gleiches geſehen haben. Die Kunſt beginnt die erhabenſte Kraft aus der erhabenen Rohheit und Einfalt zu bilden; plötzlich erſcheinen Menſchen und Götter als Wundergeſtalten, ohne daß die Mitlebenden erſtaunen über die Ueberſchwänglichkeit, denn ſie wiſſen die frühere Zeit nicht; lange lernen und beſchwätzeln ſie nicht, was ſie können, und eben deswegen können ſie lange Großes. Die Seele fängt hier an, in dem Menſchen mit ihrem geheimen Feuerkeſſel zu ſprudeln, der alle herrlichen Keime entwickelt und ans Licht treibe. Sanft ſchmiegt nach langem kindiſchen Umherflattern der unſtätere Flüchtling, der Geiſt, ſich an die holdere Schweſter, und lernt Liebe und Gehorſam von ihr, und verlernt das Klügeln und Meiſtern. Freigelaſſen von ihm, fühlt der Leib zum erſten Mal die ewige Liebe des Dichtens und Bildens in ſeinen innerſten Faſern; er wird ſtill und ruhig, göttlich und ſtolz an Geſtalt, ſtark bis in den Tod für das Schöne. Sicher ruhen die holden Kinder — denn auch der Geiſt wird mit der Seele zum Kinde — unter ihren lieblichen und hohen Schöpfungen, ſicher einer Unſterblichkeit auch auf Erden; aber deswegen ward dieſe Unſterblichkeit von ihnen genommen. Ehe ſie durch eine lange innige Verſchmelzung die Schönheit mit der Mildheit der menſchlichen Natur ganz verſchwiſtern konnten, ehe das, was in Kraft und Huld Einzelnen erſchienen war, durch das Volk und durch die Völker gehen konnte, ehe man auch die Gleichheit des Erbarmens und der Gerechtigkeit zwiſchen dem Herrn und dem Sklaven einſah, wie man die der Schönheit in allen Formen des Alls ſchon gefunden hatte, trat ein feindſeliger Dämon dazwiſchen und zerriß das Band, das in dieſer Unſchuld nicht halten ſollte. Die Griechen hatten die höchſten Spitzen der Menſchheit, im Schmerz und in der Luſt, in der Kraft und in der Schwäche, erſtiegen; aber ſie hatten noch zu wenig davon in die Mitte des ganzen Volks zur bleibenden Erkenntniß hinabgerettet, deswegen konnte dieſer ſchöne Zuſtand nicht dauernd ſeyn; aber ein ſchlimmeres Unheil trat noch dazu, nemlich das politiſche. Dieſe ſchöne Welt ging noch einmal unter.

Man hatte, wie ich bildlich angedeutet habe, unter den Griechen das Schöne doch mehr ſelig empfunden und dargeſtellt, als geiſtig begriffen und gedacht. Es gehört überall eine lange Zeit dazu, ehe das Herrliche und Gewaltige, was der ſchöpferiſche Künſtler doch nur egoiſtiſch in ſeiner Größe und Majeſtät fühlt und geſtaltet, und was Andere ihm nachfühlen und nachgeſtalten, gleichſam durch die mancherlei Adern des menſchlichen Gemüths geht und ſein ganzes Weſen ergreift; dann wird der Menſch erſt durch die Schönheit ein Menſch; er hat die Humanität, die Gerechtigkeit zur Schönheit. Die Griechen hatten die Schönheit im All, das Andere mehr in einzelnen lichten Punkten und trefflichen Thaten. Es ſcheint doch — denn wer weiß hier was? — als hätte der Geiſt eines langen Fluges nöthig, um lehrend in den Menſchen zu bringen, was er fühlend von ſeiner holderen Schweſter, der Schönheit, lernen mußte. Sie blieben jetzt nicht lange genug beiſammen, und die Menſchheit blieb unvollendet. Das politiſche Unglück zerſchlug das ſchöne Band ſeit dem peloponneſiſchen Kriege; die Macedonier vermehrten es. Bei der Extenſion, die die griechiſche Nation durch Alexanders Eroberungen bekam, verlor ſie an Intenſion. Ihre Feuerkraft ward in einzelnen Funken aus einander geſprüßt und erkaltete nach und nach; das Wiſſen ging vorwärts, das Können rückwärts. Die größten Genien des Vaterlandes lebten vor und kurz nach Alexander. Sie hatten das Schickſal, das jede Nation gehabt hat, ſich durch eine übermäßige oder gar ungerechte Verbindung mit fremden Völkern, wobei das Verhältniß der Gleichheit aufgehoben iſt, zu verderben. Die Nation war endlich ein Gemiſch aus Europäern, Aſiaten, Afrikanern; fremde Sitten, Geſetze, Dialekte riſſen ein; in Altgriechenland war nur noch die Herrlichkeit des Gedächtniſſes und der alten Kunſt; die Macht war bei den Macedoniern, Syrern und Aegyptern. Die Spiele und Wetteiferungen der Kraft und der Schönheit ſchwiegen auf den geweihten Plätzen; unbegeiſtert und höchſtens neugierig gingen die Enkel auf den Gräbern und Kampfplätzen edlerer Väter umher. Die Seele ſchrumpfte in dem welkenden politiſchen und künſtleriſchen Leibe allmälig ein, und der Geiſt ſtand bald wieder verwaiſ't mit ſeinem morſcheren und an beſſere Bedürfniſſe einſt gewöhnten Leibe da. Die Römer fugten dieſe entartete Welt endlich zu ihrem immer wachſenden Raube, und verbarben die Griechen wieder auf eine andere Weiſe, die doch den Scherz hatten, immer die Schulmeiſter ihrer trotzigen Sieger zu bleiben. Indeſſen, was nun gedichtet, was nun gebildet ward, blieb nur immer der Nachklang und die Nachbildung deſſen, was zu der ſchönen Zeit entſtand, als die Muſen und Grazien um den Iliſſus und den Alpheus, mit der alten Kraft und Freiheit geſellet, ihre Götterzeit auf Erden lebten. Doch überlebte die Kunſt des Bildners die des Dichters und Philoſophen, weil die Leiber länger herrlich blieben, als die Gemüther.

Die Römer waren ein gewaltig Volk, voll Geiſt und Seele, wie die noch ſind, die jetzt als Sklaven der Fremden das ſchöne italiſche Land bewohnen. Aber als die Griechen ihnen ihre Kunſt und ihr Wiſſen brachten, waren ſie ſchon über die Möglichkeit einer menſchlichen Bildung hinausgeſchritten. Sie hatten ihrem Staat und ihrer Eroberungs- und Plünderungsſucht keine Gränze geſetzt — ſie mußten verderben. Die ewige Ungerechtigkeit und Ungleichheit, die ſie anfingen, gegen alle Nationen der Erde ſich zu erlauben, machte ſie ſchlecht und brutal; zuletzt weichlich und jämmerlich. Leider iſt dies bis jetzt die Geſchichte aller groſsen Völker geweſen. So konnte das Heiligthum der Kunſt von ihnen nicht gehütet werden; auch erſchien die Himmliſche nur in einigen Momenten unter ihnen, um bald bei der immer wilder werdenden Sklaverei der Regierung und der Gemüther zu entfliehen. Noch war die Huld und die Anmuth nicht in das Leben dieſes kühnen und trotzigen Volks eingedrungen; ſie beſuchte nur Wenige, die ſich unter dem alten griechiſchen Himmel eingeweiht hatten; bald hatte ſie nicht Einer mehr. Dies Volk zeigt bei ſeinem allmäligen Falle eine ganz andere Erſcheinung, als das griechiſche. Bei den Griechen ging alles gewiſſermaßen im Spiel unter: denn Spielen war der Karakter dieſes liebenswürdigen Volks. Sie hatten gleichſam noch wie die Kinder das Schöne beſeſſen, und verloren es auch, wie die Kinder was Süßes verlieren. Man ſieht kein Wehklagen, keinen allgemeinen Kummer über das Verlorne bei ihnen; nur ſo bisweilen tönt einem ein wehmüthiger Klang der Erinnerung und der Sehnſucht aus ihnen entgegen, der aber bei der nächſten frohen Erſcheinung wieder vergeſſen iſt. Anders die Römer. Ihre Idee war die Unſterblichkeit der ewigen Stadt, der Völkerköniginn; an dieſe Idee muſſten ſie alles Holde und Gute binden; aus dieſer Idee muſſte endlich in einer glücklichern Lage die Schönheit, die Kunſt und die mildere Gerechtigkeit des Erbarmens hervorgehen; ſo nur konnte die gewaltige, die tiefer brennende Seele des Römers humaniſirt werden. Sie wurden Eroberer, bekamen einen militäriſchen Deſpotismus — und alle dieſe glücklichen Hoffnungen gingen verloren. Was der Grieche, ſelbſt der beſſere, leicht trug, drückte den Römer ſchwer; er hatte doch ein mehr abendländiſches, in ſich ſelbſt hineinſteigendes Gemüth; wo jener noch lachte, da ergrimmte er; wo jener ſpöttelte, da ſtrafte, wo jener neckte, da geiſſelte er. Unter den Tyrannen und bei der ſoldatiſchen Anarchie verloren ſelbſt die Edlern und Zartern alle Schönheit; denn Rom, woraus ſie nur empor blühen konnte, lag zertreten und erniedrigt. Ein tiefer Grimm der Rechtlichkeit, die aber nichts Höheres dulden will, gab ihnen ſelbſt und allen und allem die Diſciplin. Sie verliefen ſich gleichſam in die Idee einer politiſchen Freiheit, die nicht mehr wirken konnte, umfaßten die ſtrenge Lehre der Halle, und ſtarben wenigſtens gewaltig, wenn ſie nicht gewaltig leben konnten.

So war es etwa in den beiden erſten Jahrhunderten der Monarchie; da verſchwanden auch dieſe Römer, die wir mehr bewundern als lieben können. Die unendliche Maſſe, die ſo fremdartig und verſchieden in allen Welttheilen unter dem Namen der Römer zuſammengeſchlagen war durch das Schwert und den Zufall, ging immer mehr in Gährung über, und verdarb in der Verweſung, die diesmal nicht ſo bald ein friſches Leben erzeugen ſollte. Die Seele entwich endlich, von dem langen Ingrimm und Gram über das Verlorne verzehrt, in ſich ſelbſt; ſie entwich und tappte umher, ob ſie nichts fände, woran ſie ſich wieder liebend und jugendlich aufrichten könnte; aber ſie fand nichts, als ihren verlornen Geſellen und Bruder, den Geiſt: aber ach! wie verwandelt vor jenem, mit welchem ſie über Phidias und Maro's Träume kam und Plato's Götterwelt bilden half! Als die Schönheit wieder aus ihren irdiſchen Lieblingsſitzen zu entweichen anſing, die Schönheit der Kunſt, die nur der Seele und des Geiſtes Band iſt, da trennte ſich zuerſt der Bruder, und ließ die ſinnende und träumende Schweſter, die Seele, mit ihrer Wehmuth und Sehnſucht allein. Wir können dieſe Geſchiedenheit der Beiden, die immer Eins ſeyn ſollten, in allen Erzeugniſſen jener Zeit ſehen: alles ſteht ſcharf und eckigt da ſeit dem zweiten Jahrhunderte, entweder als Schwärmerei oder als Unglaube. Schwärmerei nenne ich alles Träumen der Seele ohne ein Halten der Wirklichkeit, oder ein Halten des Geiſtes unmerklich in ihr ſelbſt, alles Ueberfliegen und Hinunterſteigen über und unter die Erde, ſo daß ihr kein Punkt derſelben mehr ſichtbar bleibt. Unglauben nenne ich jede Entgötterung der Natur, jede Entmenſchung des Menſchen, die höchſte Alleinherrſchaft des Geiſtes, dem die holdere Schweſter, die Seele, von ſeinem Feuer auch nicht Einen Brand mit milder Hand entführt und erbarmend auslöſcht. Luftig und ſpitzig, wie der Wind und die unſtäte Luft, fliegt nun jener Geiſt durch die Welt, und findet nirgends, wo er ſich ſetzen mag; die Menſchen verlachen die alten Tugenden und Geſetze der Natur; ſie kleiden alles nackt aus, und ſkelettiren die Wahrheit und die Lüge ſo kahl und häßlich, daß alles unter ihren Händen ein Geſpenſt wird; ſie lachen über die alten Götter, über den Tartarus und das Elyſium der oceanidiſchen Inſeln, und haben doch nicht den ſpielenden Leichtſinn eines freien Lebens: denn ſie ſind ſchlecht und weichlich, und die Natur, die ihnen bei ihrer kleinen Anſicht der Dinge zu groß wird, ſtraft ſie mit unbekannten Schrecken, die ſie ableugnen mögten, wenn ſie könnten. Für den eignen Genuß nur ſinnend und ſpinnend, mögten ſie ſelbſt alles Fremde zerſtören und verderben, auch wenn ſie es nicht genießen können: denn wer nichts glaubt, der liebt auch nichts. So wird der Menſch eine Maſchine, bloß zum Nutzen brauchbar, ſo für das Vergnügen, wie für den Dienſt. So ſieht man nichts Höheres, als das ärmliche Leben und die kleine Erfahrung; und beide ſieht man doch noch viel ärmlicher und kleiner, als ſie ſind. So waltet der Geiſt, der leichte und ſtarke: aber die Menſchen unten gehen ſchwer und kümmerlich unter ſeiner Herrſchaft durch ihr entgötterte Leben; ihnen iſt mit der Jugendkraft und Blüthe auch alles dahin, denn keine Schönheit und Liebe bleibt ihnen, ſie auf der Erde zu halten und nach dem Himmel hinauf zu flüchten. Sie wimmern endlich, und wer [illegible] ſich ab von dem leichtfertigen Bruder zu der ernſteren Schweſter, der Seele. Aber wie finden ſie dieſe verwandelt! Die Ernſte und Stille, die Fromme und Freundliche iſt ſo gar anders geworden. Sie iſt entweder zu Zeiten ſchwermüthig und melancholiſch, oder auch bisweilen berauſcht und verzückt; im erſten Falle müſſen die Menſchen mit ihr in die Hölle, ja die Erde ſelbſt wird zu einer Hölle; alle

Freude und Huld wird ein Laſter, aller Glanz des Lebens und der Kraft ein Verbrechen; die Natur wird aus der heiligen Unbekannten, die alle Weſen in Liebe als eine Göttinn anbeten, zu einer Sybille, die nur Orakel der Furcht und des Schreckens geben kann. Man vertraut ihr nicht mehr, und die geängſtete Schwäche ſucht und findet allenthalben neue Wunder und Ungeheuer, die ſie nicht retten können; in ihrer Berauſchung und Verzückung reißt ſie die armen Sterblichen über die Wolken hinüber, fern von ihrem Mutterlande, zeigt ihnen auf Augenblicke ein Paradies, als das ſie jetzt ſchon haben könnten, und läßt ſie dann Jahre lang wimmern, daß ſie es doch nicht haben; ſo wird ihnen das irdiſche Leben zur Sklaverei, ſo verachten ſie den Leib und die ſüßeſten Genüſſe des Leibes in Schändung, oder in Enthaltung; ſie ſind ſchwache, unſelige Schwärmer, die fliegen wollen, weil ſie nicht auf ihrem Boden ſtehen können.

Wer auf den Feldern der Thorheit und Weisheit der Menſchen vom zweiten bis zum fünften Jahrhundert herumſpaziert iſt, verſteht dieſe Worte; Vielen bleibt die eigentlich menſchliche Geſchichte immer ein tauber Klang; ſie zerbeiſſen ſich an der Schale, und der Kern verdirbt. Denn nie ſind die Menſchen behexter geweſen, als zu dieſer Zeit; nie hat die menſchliche Narrheit einen freieren Schwung gehabt, als damals; und keine Geſchichte ſollte der Weiſe emſiger und ruhiger ſtudieren, als die dieſer Epoche, denn man findet faſt alle Wahrheit nur durch Negationen. Thorheit oft lächerlich, Narrheit ehrwürdig und oft groß, denn ſie weiſ't die Frommen auf die Tiefe und Höhe unſerer unbegreiflichen Natur hin. Schon in dem erſten Jahrhunderte von Roms Monarchie flüchtete ſich eine Menge edlerer Menſchen, — denn die ſchwächeren und ſchlechteren vermiſſen ſelten etwas — denen der politiſche Enthuſiasmus der Freiheit und des Vaterlandes verloren war, in die Abgründe der Myſtik und Zauberei hinab und zu den Künſten und Hexereien der Chaldäer. Alle ägyptiſchen und griechiſchen Geheimniſſe und Weihen und

Verbrüderungen wurden in Rom und Gades und Maſſilia erneuert, und die Iſis hatte eine Menge Tempel und Prieſter durch ganz Italien; ſelbſt die Juden, der verachtetſte Auswurf dieſer Zeit in der römiſchen Monarchie, machten häufige Proſelyten von Alexandrien bis Aquileja. Apollonius von Thyana, Peregrinus Proteus, die Neuplatoniker, gehören mit ihren Lehren und Träumen hieher. Schneidend ihnen gegenüber ſtehen die Kinder des Geiſtes, die Gottesläugner, die Spötter alles Schönen und Heiligen, die Prediger eines leichtfertigen Genuſſes, der auf einer entſeelten Erde keines Lebens mehr werth heiſſen kann. Lucian kann uns hier als Beleg dieſer Behauptung ſtatt Aller dienen, der alles frech verlacht, was nur die Farbe eines tieferen und ſeligeren Lebens trägt. Er iſt der Dollmetſcher der leichtſinnigen und gedankenloſen Zeit, die ihre Armuth und Erbärmlichkeit deſto mehr offenbaret, je witziger er Einigen ſcheinen mag. Denn nur bei Thorheiten ſoll man witzig, bei Narrheiten darf man ſatyriſch ſeyn.

Das Chriſtenthum fällt mit in dieſe Zeit; und wir thun ſeinem hohen Stifter kein Unrecht, wenn wir behaupten, daß auch er, durch den Zuſtand ſeiner Zeit, den rechten Geiſt Gottes, getrieben, aufſtand und lehrte. Die Seele ergriff ihn, nicht allein der Geiſt. Er ſah, wie der Geiſt die Welt verwüſtet und entgöttert hatte, wie das Heilige und Ewige nackt und kümmerlich im Wortgeſchwätz und Geklügel herumgetragen ward, wie die Religion, das Größte, was die Menſchen haben ſollten, in Formeln und leerem Gepränge verſchloſſen war. Er trat auf und lehrte wie ein Weiſer; aber er war ein Hebräer und Morgenländer, und lehrte unter ſeinem Volke und nach der Sitte ſeines Landes, knüpfte das Neue an die alten Begriffe an, daß ſie ihn verſtehen mögten. Was mußte aus ſeiner menſchlichen Lehre, aus ſeiner kindlichen Bilderſprache werden, als der Deutler, der Geiſt, und die Schwärmerinn, die Seele, in ihrer fatalen Geſchiedenheit ſie nun, jeder auf ſeine Weiſe, ergriffen, und alles darin für ſich umbildeten und umkleideten! Was hätten ſie vereinigt aus ihr machen können! Aber ſie ſind ja nach beinahe zwei Jahrtauſenden noch nicht wieder völlig in Eintracht zuſammengekommen. Das Chriſtenthum lief nun als ein neues Myſterium zu ſo vielen morgenländiſchen gleichfalls durch alle Formen und Verpuppungen des Geiſtes und der Seele in ihren Produktionen, und neue Lehren und Ketzereien kamen mit jedem Jahrhunderte auf: doch ſiegte das Selige, das in ihm für ſeine Zeit lag, zuletzt über alle andere Sekten; der Unglaube und die Schwäche waren ſo fürchterlich in alles eingeriſſen, daß die Menſchen endlich doch wieder eine beſtimmte Liebe, einen Himmel und eine Erde haben mußten, wie ſie auch ſeyn mogten; die der Chriſten dieſer Zeit waren eben nicht die ſchönſten. Die verarmte, von Tyrannei und Unheil gegeiſſelte Welt umfaſſte das Chriſtenthum mit Schwärmerei, und man kann wohl die meiſten Chriſten in den erſten Jahrhunderten Fanatiker und Enthuſiaſten nennen. Mit dem Druck und Kampf und ſeit der Thronbeſteigung des Chriſtenthums hörte aber dieſes leider auf, und dafür riß allmälig die

Klügelei und Wortklauberei ein, die das Unendliche und Unausſprechliche in Formeln und Worten darſtellen will, denen das Himmliſche immer nur als Ahnung und Dämmerung einwohnen kann. Die Prieſter wurden jetzt Fürſten, und das Intereſſe machte Heuchler, und die Herrſchſucht Tyrannen. Man machte das Göttliche wieder klein, und die Menſchen mit, äffte ſie durch einen leeren Schein, der keine Bilder hatte, um ſie bequemer ungerecht durch Schrecken und Zauberei, als gerecht durch Liebe und Glauben beherrſchen zu können. Ich verlaſſe nun das Morgenland, und gehe in mein Land, in das Abendland, über.

Auch hieher, nach Italien, Pannonien, Illyricum, Gallien, Spanien und Brittannien, war das Chriſtenthum ſchon früh hinüber geführt, und war im herrſchenden Beſitz, als im 6ten Jahrhundert die Germanen anfingen, auf den Trümmern des römiſchen Reichs eine neue Welt zu bilden. Das Chriſtenthum empfing dieſe rohen Barbaren, und machte ſie mit den entnervten Sitten und

Geſetzen zu früh weichlich und üppig: das größte Unglück, das einem Volke begegnen kann! denn der Barbar, der nur an Bedürfniſſen, nicht an Kenntniſſen zugleich, zulernt, wird der größte Tyrann und der größte Schwächling zuſammen; auch erſcheint dieſer Karakter durch das ganze Mittelalter. Das Chriſtenthum empfing die neuen Staatengründer als eine weiche Maſſe, die alle Eindrücke annahm. So empfingen wir Germanier mit dem Chriſtenthume den Orientalismus; den Hellenismus hätten wir haben ſollen: der war der Bildungsſame des Abendlandes, wenn es einen fremden haben mußte; aber er lag mit ſeinen Denkmalen und Pergamentrollen ſchon in Schutt und Staube, und hatte auch da, wo man noch mit ihm ſpielte, das Leben verloren. Der Orientalismus hat unſern Sprachen und Sitten vielen Schaden gethan; dunklere Gemüther und unbändigere Leidenſchaften der heiſſeren Länder müſſen vielleicht ſo eine Sprache und ſolche Sitten behalten, weil ſie mehr Druck ertragen können und mehr Elaſticität haben; unſre

Sprödigkeit kann nur durch Klarheit und Freiheit in beiden zur Humanität gemildert werden. Wir bekamen die Ceremonien und Myſterien Aegyptens, ſeine hirnverbrannten Einſiedler und Höhlenbewohner, die in unſerm Schnee- und Sturmlande andere Wohnungen haben und bald andere Weiſen annehmen mußten. Wie fremd und ungeheuer dies anfangs im Abendlande ſeyn mögte, können wir nicht gerade hiſtoriſch in einzelnen Daten, aber doch menſchlich und klimatiſch beweiſen. Der Abendländer, der kältere und beſonnenere Menſch, kann nicht in Bildern leben, als bis er zur Höhe des poetiſchen Lebens hinaufgeſtiegen iſt. Dieſes Leben hatten unſere kindiſchen Vorältern nicht; ſo viel wir von ihrer Mythologie wiſſen, war alles ſehr flach und arm, kein göttliches oder teufliſches Leben; ihre Geſänge der Begeiſterung werden dem ruhigen Denker wilde Ausbrüche der rohen Tapferkeit, ohne tiefere Bedeutung; ihre Natur war zu roh und zu unfreundlich, als daß die tieferen und edleren Keime der Menſchenbruſt ſchon in der Kindheit ihrer Geſellſchaft hätten, wie freiwillig, hervortreiben können. Dies konnte bei ihnen ſelbſt höchſtens durch eine Bildung von Jahrtauſenden geſchehen; ſollte ſie früher kommen, ſo mußte was Fremdes hinzugebracht werden. Dieſes Geſchäft unſerer Bildung übernahm das Chriſtenthum.

Wir würden ſehr ungerecht ſeyn, wenn wir den erſten Pflegern dieſes Chriſtenthums die hohen Verdienſte ſtreitig machen wollten, die ſie um die Cultur des Landes und der Menſchen haben, wenn wir ihnen ſtreitig machen wollten, daß die beſſeren Menſchen unter den Geiſtlichen im Mittelalter gewöhnlich auf einer höheren Stufe der Humanität ſtanden, als die beſſeren Weltlichen. Wenn wir ihnen indeſſen hieraus kein überwiegendes Verdienſt machen, ſo machen wir aus den Gebrechen, die ſie uns zugleich mitbrachten, ihnen kein überwiegendes Verbrechen. Sie wußten im eigentlichen Sinn meiſtens nicht, was ſie thaten; und thaten und wollten unſchuldig, weil ſie meinten, ihr Chriſtenthum, wie ſie es hatten, könne alle und jede Welt beſeligen. Wir haben geſehen, wie es zur Zeit des Falls des alten Roms im Morgenlande ſtand, wie auch da Geiſt und Seele zwieträchtig die Menſchheit verdarben, und Fanatismus und Klauberei zugleich groß gezogen wurden; aber der Morgenländer konnte ſich von jeher mit Bildern behelfen: er ſpricht von Kind auf alles in Bildern aus; wie ganz anders aber bei uns! Was bei ihm nur verſtellt und verſchoben iſt, wird bei uns ſogleich abſcheulich und verrückt, wenn der Geiſt die Seele nicht richtet; das Bild, das ſeine tiefere Phantaſie ſelbſt in aller Abentheuerlichkeit und Furchtbarkeit noch neben ſich ſtellen kann, wird dem Abendländer ein Grauſen, und treibt ihm die Haare zu Berge. Der Abendländer mußte alſo erſt im ſtillen Laufe der Zeit für eine Welt von Wundern erzogen werden; wie nothwendiger aber war dies, wenn man ihm gar eine Welt von Ungeheuern und Abentheuern brachte! Und hatte nicht das damalige Chriſtenthum der Ungeheuer und Mißgeburten genug, die für ein rohes, den erſten Anſtrich der Kultur bekommendes Volk noch gefährlicher in ihren Wirkungen ſeyn mußten! Dieſe kälteren Abendländer, auf dieſer Stufe des geſellſchaftlichen Zuſtandes, mußten allem, was ihnen der Morgenländer als Bild und Formel brachte, durchaus eine beſtimmte Geſtalt, eine gewiſſe Bedeutung geben. Was bei jenem in der Dunkelheit einer Viſion, in der Dämmerung eines Traums blieb, mußte hier mit Beſonnenheit dargeſtellt und mit Schärfe beſtimmt werden. Dies konnte nichts anders, als eine Verdrehung der Köpfe und eine Mißleitung der Gemüther veranlaſſen, die auch auf das reichſte erfolgte. Der Himmel ward mit einer Menge von Göttern beſetzt, die hier ganz anders genommen wurden, als im Morgenlande; die Erde ward voll von Rieſen, Zwergen, Geiſtern und Geſpenſtern, Zauberern und Hexen: morgenländiſche Gebilde müßiger Stunden, wobei dort gelacht und geſpielt werden konnte, wobei aber hier erſt ſehr ſpät gelacht ward, als der Glaube daran zu wanken anfing. Der Karakter aller dieſer irdiſchen, luſtigen, feurigen und wäſſrigen Weſen iſt ſelten ein ſpielender und lieblicher, wie weiter gegen Oſten, ſondern faſt immer ein hämiſcher und ſchadenfroher, den man durch allerlei Mittel beſchwichtigen, und nicht reizen muß. Daher fühlten die Menſchen ſich behext und von dieſen gedichteten Naturmächten beſeſſen, ſobald ein auſſerordentlicher Zuſtand der Kraft und der Schwäche eintrat; jeder begeiſterte und erhabene Menſch, der über ſeine Zeit hinausflog, ſtand im Bunde mit böſen Geiſtern, wo er nicht den Ruf der Heiligkeit ſo ſehr für ſich hatte, daß man ihn von Gottes Geiſt getrieben glaubte. Die Natur ſelbſt, in ihrer ſtillen Einfalt dem kindlichen und kindlich gewordenen Menſchen ſo unnennbar heilig und vertraut zugleich, war dieſem Zeitalter nichts weiter als eine Hexe; es war noch zu ſchwach, ſie zu ertragen, und ſchon zu klug, ſie zu verſtehen. Wenn ſie ruhte, achtete es ſie nicht; wenn ſie kämpfte und ihm widerſtrebte, zitterte es. Der Menſch glaubte an alle Wunder, nur an keine menſchliche; und eben deswegen konnte er noch nichts Großes ſchaffen und wollen. Die geringſten Unfälle, die gewöhnlichſten Naturrevolutionen verzweifelten ihn, und er ging in Verzagtheit unter, wo ein wenig Muth ihn hätte retten können; war aber dafür in wirklichen Gefahren oft übermuthig. Dies iſt freilich die Geſchichte aller zuerſt ſich bildenden Staaten; aber es iſt die des ſogenannten Mittelalters auf eine ganz eigene Art; denn es war in allem dieſem eine Art von Zuſammenbindung und Haltung, die in den vorigen Jahrhunderten nicht ſo feſt da war. Dieſe Zuſammenbindung und Haltung machte der öffentliche Gottesdienſt.

Auch der Geiſt war unterdeſſen im Dienſt der Prieſter ſeinen abgeſchiedenen Gang von der Seele gegangen, hatte aber nicht mehr ſo fliegen dürfen, wie in der vorigen Zeit. Es war endlich dem Prieſterthum gelungen, eine faſt allgemeine Herrſchaft über Europa und einen großen Theil Aſiens zu erringen, und zwar eine Herrſchaft des bloßen Wahns, die bleibender zu werden drohte, als noch je eine geweſen war. Dieſem Prieſterthum gelang es auch, den unſtäten Flüchtling, den bisher nie Jemand hatte feſſeln können, den Geiſt, gewiſſermaßen zu behexen; er vergaß es bethört lange, daß er Flügel hatte, und war in Knechtsgeſtalt, wo er hätte Herr ſeyn können. Ich habe ſchon angedeutet, daß, was im Morgenlande Viſion und Bild war, im Abendlande bald zur feſten Deutung und Geſtalt werden mußte. Dieſe Deutung und Geſtalt aber beſtimmten die abendländiſchen Prieſter erſt unſchuldig im Glauben, nachher ſchuldig im Klügeln für ihren beſtimmten Zweck, nemlich für das Herrſchen. Was zuerſt Wahn geweſen war, ward jetzt oft Abſicht; was der Zufall zuerſt im Einzelnen zeigte, benutzte die Schlauheit ſpäter im Allgemeinen. So ward Manches, was dunkle Empfindung geweſen war, klare Erfindung. Wer die Hierarchie verſteht, verſteht mich. Man brauchte ſo den Geiſt, das ganze Syſtem des Prieſterthums auszubauen und jeden kleinſten Theil zurecht zu ſetzen und zu beſtimmen; ſo ward nach und nach ein häßliches Ganzes im Abendlande, was im Morgenlande doch noch immer mehr zerſtückelt gelegen hatte, und die Menſchen ſchienen nun in die zerſtörendſte und zermalmendſte Knechtſchaft auf immer fallen und in ihr ganz zerfallen zu müſſen. Doch die menſchliche Natur hat eine wunderbare Elaſticität, eine Feuerkraft, die unvertilgbar ſcheint, die mächtig ſcheint, alle Unreinigkeiten und Schlacken einmal wieder, früher oder ſpäter, ausbrennen zu können.

Der Geiſt ward nun doch noch geübt, während die Seele meiſtens, in Mangel verſchmachtend und in ihrer Verrückung und Angſt täglich verzweifelnd, mit den Ungeheuern des Wahns ſich zerarbeitete, und keine Schönheit und Gabe der Muſen in ihr aufgehen konnte. Er ward geübt: aber er hatte in der langen Knechtsarbeit das Fliegen wirklich verlernt, oder doch den Muth, zu fliegen; wenn er es auch einmal wagte, ſo holte der Blitzſtrahl des neuen römiſchen Donnerers, wovon alle Prieſter einige Funken hatten, ihn doch immer ein, ehe er ſeine Sonne erreichte. Er fiel verſengt herab, und lernte künftig fein den Heuchler und Tölpel machen.

Von der Seele getrennt hatte er überdas ſchon längſt alle Huld und Milde vergeſſen, welche allein daurende Kraft und Gewalt geben; er war auch ſeiner Seits ein Barbar geworden, der noch am erſten zu dulden war, wenn er nichts that Die Seele war aus der Gottheit und der Natur herausgejagt; ſie war auch in der Sprache, dem Organ der Bildung, nicht geblieben. Alles war hölzern, ſtrohern und kraftlos geworden. So kam der Geiſt nun über die Sprache, und zehrte das biſchen Saft, das darin war, noch mehr aus, und alles ward Wortgeſchwätz und Schellengeklingel. Ja, als er merkte, daß die Prieſter, denen er ſo wohl gedient hatte, ihm auflauerten, und ihm häuſig etwas unlieb kleine Warnungen gaben, da erfand er ſich in dieſer Sprache, wie der Fuchs, allerlei Ausgänge und Seitenpforten ſeines Baues, und zog ein ſolches Labyrinth um ſich her, daß keine Ariadne der Schlauheit dazu den Faden hätte reichen mögen. Es entſtand die Philoſophie der Scholaſtik, lange eine treue Vertheidigerin des Kirchenſyſtems, und ſelbſt, wo ſie es übel mit ihm meinte, ihm wegen der Dunkelheit und Verwickeltheit nicht ſehr gefährlich. Dieſe Scholaſtik, eine Geburt des durch das Prieſterthum eingeſchüchterten und eingeſchulten Geiſtes, ward während ſechs Jahrhunderte, und in ihren Reſten und Folgen noch länger, die ſchlimmſte und verſchmitzteſte Unterdrückerin und Auslöſcherin aller höchſten menſchlichen Kraft; es iſt ein Jammer, zu ſehen, wie die ſeltenſten Genien in ihr thatenlos und wirkungslos untergingen, indem ſie meiſtens doch nur für die Verlängerung der Herrſchaft des Wahns arbeiteten, obgleich wohl einige Köpfe Feuerfunken in die Welt ſchickten, die hie und da verborgen zünden mogten. Seine brennende und zehrende Kraft durfte der Geiſt wegen ſeiner Zuchtmeiſter nicht gebrauchen; und wozu ſollte er ſie auch mehrere Jahrhunderte gebrauchen in einer Welt, die im eigentlichſten Verſtande hohl gemacht war? Er ward alſo nun durch doppelte Noth nichts als ein Klügler, Wortklauber und Formelnzuſpitzer, und trieb ſich lange ſo bei dieſem dumm-machenden Geſchäfte, indem er Andere wieder dumm machte, in einem ewigen Zirkel herum.

Doch ſelbſt bei dieſem Stande des Mittelalters, der Zeit des verrückten Wahns und der überflogenen und überreiften, gleichſam in einem Backofen gereiften, Menſchheit, fuhren einzelne Blitze zu Zeiten durch die Nacht, die einſt, wenn nicht einen beſſern, doch einen andern Zuſtand erwarten ließen. Die Kreuzzüge brachten neue Wunder und Abentheuer nach Europa, aber auch neue Kenntniſſe und Bedürfniſſe. Aus ihnen, aus dem Kampf mit den hiſpaniſchen Mohren, aus der Anarchie, die einige Edlere jammerte, blühte die Ritterlichkeit hervor, die dem niedergetretenen Leben wieder einigen Glanz und den Herzen wieder Liebe zu geben verſprach. Dieſe Kreuzzüge, dieſe Chevalerie, erzogen mit der Liebe auch einige Keime der Kunſt, die freilich nur noch zu kleinen unbemerkten Blüthen austrieben, die aber doch eine erfreuliche Erſcheinung in der ganz verödeten Menſchheit ſind. In Südfrankreich, Hiſpanien und Italien begann der Geſang wieder zu klingen, freilich nur wie des Finken Schlag und der Schwalbe Zwitſchern, aber doch immer ſüß, wie ſie, weil ſie die erſten Boten des Frühlings ſind. Aber ſpäter wirkten die Kreuzzüge zunächſt durch Italien für die große Bildung Europens; und aus dieſem erſten Lande unſers Welttheils ſollte allen zuerſt wieder die verlorne Idee eines Staates und einer Kunſt kommen.

Auch die Italier waren bei dem allgemeinen Raube der nordiſchen Barbaren nach und nach von der Verbindung mit der Levante ausgeſchloſſen worden; die Araber, Feinde des Chriſtenthums im erſten Eifer des Fanatismus, machten dieſe Trennung vom Morgenlande noch größer, welches meiſtentheils unter ihre Herrſchaft gefallen war; ſie konnten ſich von Afrika aus ſelbſt eine Zeitlang als Herren in Süditalien und Sicilien ſetzen. Freilich hatten die Venetianer, Palermitaner, Piſaner und Genueſer einigen und zwar nicht ganz unbedeutenden Handel in Griechenland und Morgenland; aber doch gaben dieſem erſt die Kreuzzüge einen herrlichern Schwung.

Dieſe Kreuzzüge wurden nemlich allein für die italiſchen Staaten von einem erſten Nutzen, der freilich nachher mannigfaltig auf das andere Europa zurückwirken ſollte. Zuerſt entſtanden Thätigkeit und Induſtrie; der anfangs bloß ritterliche Geiſt kühner Abentheuer und großer Unternehmungen ward nach und nach ein bürgerlicher. Der Muth des Patriotismus blühte herrlich auf, und dieſer fand in den erworbenen Reichthümern die Mittel, den Kampf für die politiſche Freiheit beginnen und durchführen zu können. Nach dieſem langen Kampf mit den hohenſtauſiſchen Kaiſern blieb Italien bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts doch meiſtens von dem Einfluſſe und der Herrſchaft der Fremden frei, und konnte ſich in ſich ſelbſt ausbilden. Viel half dieſem talentvollen Lande allerdings die genaue Verbindung mit Griechenland, zuerſt neben manchen Kenntniſſen doch wenigſtens manches Mechaniſche der Kunſt und des Wiſſens zu ſich hinüber zu retten; langſamer entwickelte es ſich an der Natur und an den Denkmälern der alten untergegangenen Herrlichkeit, die endlich auf die für ein menſchlicheres Leben erwachenden Menſchen wirken mußten. Vielleicht wären die übrigen Europäer bei gleichen Hülfsmitteln und eben ſo großen Thatenweckern ihren ſüdlichen Brüdern nicht nachgeblieben, obgleich mir doch dieſes Volk und dieſe Natur vorzüglich genialiſch und tiefbrennend, wie ſein Veſuv und Aetna, ſcheint. Schon im 14ten Jahrhundert lebten die erſten Mahler, die die neuere Epoche als die Väter ihrer Kunſt nennt; ſchon in dieſer Zeit ſtiegen durch die Allmacht des Reichthums Gebäude auf, die noch jetzt die Bewunderung der Nachkommen ſind, und die den nächſten Nachkommen ſchon zu Muſtern dienten. Aber im 15ten Jahrhunderte kam ſo vieles zuſammen, was die Kunſt zu einer Höhe treiben mußte, die ſie ſeitdem nicht erreicht, geſchweige überſtiegen hat. In dieſem bedeutungsvollen Jahrhunderte regten ſich alle Kräfte auf eine neue, meiſtens unerklärliche Weiſe, welche in dem chaotiſchen Schlaf des Mittelalters ſo lange begraben oder wenigſtens gefeſſelt gelegen hatten. Neue Erfindungen wurden zuerſt gemacht, oder doch angewandt, große Unternehmungen nach einer Idee ausgeführt, wovon die Vorwelt nichts geahnet hatte: aber mit dieſen Aufſtrebungen kamen auch Niederdrückungen: denn der Menſch ſoll nicht mit Einem Male in das Unendliche fliegen. Ich nenne nur, um ein großes Bild im Kurzen zu geben, das Schießpulver, die Buchdruckerkunſt, die Entdeckung von Amerika, und die Umſeglung des Caps, die Franzoſen und die ſtehenden Heere, die ihre Anfänge beide am Ende des Jahrhunderts haben. Auch der Geiſt und die Seele regten ſich nun, aber noch nicht, um Eins zu werden. Das Gemüth ahnete ſchon hie und da die Verrückung und Getrenntheit ſeines Daſeyns von allem Schönen und Guten, wodurch es gebildet werden ſoll. Der Sinn der Liebe, der durch die Ritter und die ſüdfranzöſiſchen und italiſchen Dichter allmälig wieder in die Welt kam, lechzte nach einem höheren Genuß, als den eine in allen ihren Theilen verſchrobene Religion geben konnte. Schon hatte dies Jahrhundert der Kunſt viele

Schwärmer, wenigere Ketzer; die Guten wollten ſchon an manchen Orten ein Himmelreich der Liebe und des Glaubens auf Erden, nicht bloß das Himmelreich des Prieſterthums, das unter den Sichtungen und Anatomirungen der Kanoniſten und Scholaſtiker ganz kahl und wüſt geworden war. Der Geiſt ſeiner Seits fing auch an, ſeine Ketten zu zerbrechen, und an den Alten, die man wieder aufſuchte, ein Licht anzuzünden; aber er, der ſo lange an Ketten gelegen und als ein Knecht gedient hatte, war nun noch frech und übermüthig, und fühlte kein Bedürfniß der Geſelligkeit, ſondern flog ſeinen eignen Weg mit der Brandfackel. So wälzten ſich alle Kräfte und Vermögen in und außer dem Menſchen mit dem Zufall und der Nothwendigkeit, noch immer an einander ſtoßend und taumelnd, durch einander. Noch kam darein, wie eine plötzliche Geburtshelferin, die Zerſtörung des griechiſchen Reichs. Viele Griechen retteten ſich und die Reſte ihres Könnens und Wiſſens nach Italien. Auch die neuen Römer und Hetrurier ſollten wieder durch griechiſche Mitbildung einen höheren Flug nehmen. Wie indeſſen alles dies, die Myſtik, Geiſtigkeit, politiſche Unternehmungen, Zufall und Griechheit unter einander und zuſammen wieder auf die neue Kunſtſchöpfung wirkten, darüber wage ich nicht ein Wort weiter zu ſagen. Wir, die wir ſo gern die ungeſehenen Elemente begrübeln und beklügeln und die Bildung des Weltalls in ihren Keimen zu belauſchen meinen, können nicht einmal die Elemente, die wir in der Erfahrung zuſammenfliegen und fließen ſehen, ſcheiden, noch beſtimmen, wie viel und von woher ein jedes in der Maße wirkte. Genug, die Kunſt, das neugeborne Götterkind, ſtand noch einmal in neuer Jugendkraft da an der Tiber und dem Arno, und man fing mit Plato und Phidias und Raphael an, wieder eine ſchöne Naturſeele zu glauben und eine Menſchenſeele daran zu erwärmen in Kraft und Anmuth.

Aber die Zeitigung war noch nicht da; die Vereinigung der Kräfte, die die Welt allein bilden und dieſe Bildung ewig machen können, war noch nicht möglich, oder ſollte es wenigſtens nicht ſeyn. Als Fremdlinge fuhren ſie einige Zeit, wie Kometen, oft krumm, oft neben einander ihre Bahn hin, ſich ſelbſt nicht erkennend, und Einige erſchreckend, Andere erfreuend. Der freche Geiſt beſiegte und zerſchlug allenthalben die Seele, die er noch nicht lieben konnte, weil das Prieſterthum ihr ihre Einfalt und Unſchuld weggebuhlt hatte; aber er war noch nicht groß genug, ſich dieſer Seele zu erbarmen, und ſich ſo ſein ſelbſt zu erbarmen, indem er ſie wieder richtete und bildete. In dem Krieg derer, die ſich lieben ſollten, fiel die Kunſt noch einmal von ihrer Höhe, und verlor die Begeiſterung und den Stolz, weil ſie mit dem Geiſte zur Grüblerin und Schwätzerin werden muſſte. Sie verlor ihre Begeiſterung und ihren Stolz noch früher, weil das Volk, das ſie allein noch in ihrer höchſten Schöne beſuchte, durch ein ſchlimmes Schickſal unter die Herrſchaft der Fremden fiel, und die Begeiſterung der Freiheit und des Vaterlandes verlor, die wenigſtens bei dem endlichen Menſchen allem Höchſten zum Maaß und zur Haltung dienen muß.

Die Geiſtigkeit, oder des Geiſtes wachſende Herrſchaft, zeigte ſich bei nichts mehr, als bei der ſogenannten Reformation, die mit der höchſten Kunſt gleichzeitig iſt, denn Luther, Raphael, Michelangelo, Erasmus ſind Zeitgenoſſen. Es war wohl ein Unglück für die Menſchen, daß dieſe Reformation bei einem Volke anfing, das noch keine Kunſt hatte; indeſſen bei einem Künſtlervolke wäre ſie nie ſo aufgegangen. Man darf ſagen, der Geiſt hatte durch ſein Treiben und Suchen ſie vorbereitet, aber die Seele wollte und machte ſie. Aber es war nicht die reine, liebenswürdige, natürliche Seele, nicht die fromme und ſtille, ſondern die ergrimmte, convulſiviſch behexte. Tief lag die Unnatur, die der Orientalismus des Chriſtenthums, die nachher das Prieſterthum ihr einſchwärzten, in ihren heiligen Falten: indem ſie Einiges liebte, haſſte ſie Vieles und liebte nichts ganz. Alles Schöne war ſeit einem Jahrtauſend und darüber faſt aus ihr hinausgegeiſſelt; ſo hatte man ihr die Diſciplin gegeben: der kalte und beſonnene Nordländer, angegriffen und verdrängt, ehe er ergriffen und durchdrungen war, hatte selten durch dieſe lange Zeit der Oedenei was Freundliches und Holdes gebauet und gegeben; ſeine höchſte Lebenslieblichkeit war Prunk; ſeine höchſte Liebe nicht Religion, ſondern beſtimmtes Anſtarren der Bilder, die ſeit der urſprünglichen Verbildung bei ihm zu Fratzen und Larven geworden waren; er liebte und betete nur in Angſt, oder im Staunen, nicht im Vertrauen und im Schauen; ſeine höchſte Kunſt war die Darſtellung von Geſpenſtern: denn ſelbſt den ſüßeſten Liebesliedern dieſer Zeit fehlt die reine Menſchlichkeit, der volle Leib der Geſtaltung, der aus dem Leben höher hinaustritt, aber von der Höhe immer zeigt, daß er noch dem Leben voll Kraft und Saft angehört. Alles iſt finſter und [illegible], was die Seele, alles überfliegend und kraftlos, was der Geiſt hat. So ſtieß der letzte die erſte in die Reformation, die Beide im Bunde hätten angreifen ſollen; aber nachdem er ſie die Gefahr hatte ſtehen laſſen, riß er ihr ſchlau den Preis aus den Händen, und führte auf ſeine Weiſe das Werk durch die Jahrhunderte fort.

Die Reformation ging in Grimm und Haß auf: ſie konnte es nicht in Liebe, denn ihre Zeit hatte ſie nicht. Die Seele, die etwas Beſſeres wollte, ſann und ſchaute auf ſich, ſah ihre Verkehrtheit und Verrückung, ſah die Quelle, aber nicht klar, und riß das Gute mit dem Schlechten, das Schöne mit dem Häßlichen nieder. Die Muſik, das Schönſte und Höchſte der menſchlichen Natur, die Kraft und das Feuer des Künſtlers und des Frommen, war mit allem Häßlichen ihrer Verdrehung und der Prieſterſchlauheit eng verflochten. Wie ſollte die Seele ſcheiden ohne des Geiſtes brüderliche Hand? Sie ſtieß ſelbſt die Liebe und das Erbarmen aus; die Kindlichkeit des Ahnens ſollte in ihr auch Klarheit des Denkens werden. Sie ward auf eine andere Weiſe verrückt; ihr Höchſtes ward Rechtlichkeit, Arbeit der Tugend, Kampf ohne Freude, Leben ohne Huld. So ſchufen Grimm und doch Sehnſucht nach dem Edlen Luthers und Calvins Syſteme. Man kann dieſe Anſicht, die gewiß die wahreſte iſt, in den Kunſtwerken der verſchiedenen chriſtlichen Sekten wiederfinden, in ſo fern dieſe nicht aus einem Anklang der früheren alten Zeit, ſondern aus dem ihres Zeitalters entſtanden ſind. Der einzige romantiſche Shakeſpeare gehörte glücklich ſeiner Zeit nicht an: ſeine unendliche Natur konnte das Ungeheure des Mittelalters in dauernder Lieblichkeit und Liebe faſſen. Die hohe und tiefe Religioſität iſt ganz aus dieſer reformirten Welt heraus. Sie kann das Schöne nicht als Spiel, ſie kann die Tugend, oder was man ſo nennt, nicht als liebenswürdige Uebung, als unſchuldige Freiheit des höchſten Guten und Schönen dulden. Nur der Kranz iſt ihr ehrenwerth, der im Schweiß der Stirn errungen ward, nicht der, den Paris und Charis dem Glücklichen als eine Gabe der Götter brachten. So wurden auch die Menſchen. Ich frage euch alle, ihr Lutheraner und Reformirten: ob eure großen und mächtigen Karaktere kindlich und liebenswürdig waren? Man frage die Geſchichte; ſie ſind auch der äußern Miene nach Himmelsſtürmer, oder Himmelsträger.

Nachdem die Seele ſo im edlen Grimme, der ihrer Zeit nothwendig war, die Reformation begonnen, erſchrak ſie gleichſam vor ſich ſelbſt und der Welt, die ſie bewegen wollte und nicht konnte, und floh mit tieferem Haß und Schrecken in ſich zurück, denn die letzte Göttlichkeit war mit dem aufgeſchleierten Wahn von ihr gewichen; nun erſt war ſie wahrhaftig arm geworden, als ſie ihre ganze Armuth und Verwaiſung beſchaute. Der Geiſt ſetzte ſich nun frech auf die Trümmer, die ſie und der Zufall gemacht hatten. Er war einmal ein freier und losgelaſſener Flüchtling geworden, und kein Bannſtrahl, kein Deſpotenſchwert konnte ihn wieder ganz zum Sklaven machen, ſeitdem am Rhein das erſte Buch gedruckt worden war; aber er war frecher, je verfolgter er war; er ward brennender, je weniger die immer mehr verarmende und verkümmernde Seele ſeiner Gluth ihre milde Wärme beimiſchen konnte. Sein Wirken durch das Mittelalter war nur ſein, alles zuſpitzend und ſchärfend, mit einzelnen Fünkchen ſtechend; aber er durfte nicht brennen, er durfte kein Feuer machen und die Welt hineinwerfen, mit den Flügeln darüber flatſchen und frohlocken: „brenne deine Schlacken aus, und werde rein und gefühllos, wie ich!“ Er ward unter Zucht gehalten, und mußte ſich mit dem elenden Spielwerke der Scholaſtik behelfen: denn ruhig kann er ja nicht ſeyn. Die Reformation gab ihm aber einen herrlichen Tummelplatz. Von ihr läuft ſeine ſiegende Herrſchaft bis an unſere Tage fort; noch iſt er der Alleinherr, obgleich er ſchon im harten Streit gedrängt wird.

Mit dem Deſpotismus vernünftelte er die Kunſt, die zu jener Zeit herrlich war, allmälig weg, und ſchrie nun ſein ewiges Loſungswort: das Nützliche vor dem Schönen, die Rechtlichkeit vor der Gerechtigkeit, das Wiſſen vor dem Können, das Denken vor dem Fühlen! So arbeitete er fort, und ward groß, worin er groß werden konnte; aber die Schönheit war fortan von der Erde verſchwunden, beſuchte nur einige fromme Seelen; aber auch dieſe gingen unter, wenn jene Kinder des Geiſtes merkten, daß ſie was Anderes oder gar was Beſſeres zu haben meinten. Die letzte Hälfte des 16ten und das 17te Jahrhundert ſind faſt ganz geiſtig. Unbarmherzigkeit und Kälte der Karaktere, — denn die kälteſten Menſchen ſind in dieſer Zeit noch die größten — Ueberſpanntheit und Konvulſionen, oder leere Abgeſpanntheit des alltäglichen Lebens bei denen, die Künſtler ſeyn wollen, und durch den Geiſt ſich nur zu Künſtlern machen, aber keine werden können; Ehre der Arbeit aller Art, keine Ehre der Freiheit und des Genius, wo ſie nicht auch als Arbeiter auftreten und man ſie mit dem Geiſt fragen kann: „was macht ihr Geſellen Nützliches? was verſteht ihr außer dem Spielen und freien Umherſuchen?“ Gerechtigkeit des Staats allen tauſendmal höher, als Gerechtigkeit der Menſchheit; daher das geſchichtliche Urtheil ungerecht faſt immer nach dem, was ſie thaten und durften, beſtimmt, nicht nach dem, was ſie wollten und konnten.

Im größten Glanz erſcheint dieſe Geiſtigkeit auf dem lichteſten Punkte dieſer Jahrhunderte, in Frankreich. Dort verband der Geiſt ſich — man kann wohl ſagen, zum erſten Mal — mit dem Leibe auf eine liebenswürdige Art, gleichſam um leichtes Schauſpiel des äuſern leiblichen Lebens äſthetiſch zu bilden, und Beide brachten das hervor, was man wohl unrecht franzöſiſche Kunſt nennt, obgleich noch viele Franzoſen unſerer Zeit meinen, dies ſey die glänzendſte Höhe geweſen, welche die neue europäiſche Menſchheit erſtiegen habe. Der äſthetiſche Schein, den dieſe Nation durch ihre leichte und gefallende körperliche Darſtellung, worin ihre wahrhaftig leibliche und geiſtige Kunſt auch vorzüglich gehalten iſt, um ſich her warf, bethörte plötzlich die andern Europäer; und ſelbſt der Italier, der ſo hoch geſtanden hatte, und noch ſo viel höher ſtand, ſogar unter dem Joche der Fremden noch, ſelbſt dieſer Tapfere ließ ſich mit in den Strudel hinein ziehen, und nahm etwas mit an von der Mode; denn wo der Leib ohne den tieferen Eingriff und Durchſchein der Seele ſo ſehr mitherrſchend iſt, da wird ſelbſt das Große klein, d. h. es wird Mode. Geiſt und Leib zuſammen erſchufen bei den Franzoſen das, was ſie esprit nennen, was der Schuhmacher bei ſeinem Schuh, der Koch in ſeinem Keſſel, der Reuter in ſeinem Säbel, der Liebende in den Augen ſeiner Geliebten ſucht und findet. Esprit, esprit klingt und bricht ſeitdem aus allen Zungen und Geſtaltungen dieſer leichten Nation hervor; es iſt ihnen das Höchſte, weil es das Feinſte iſt, und lange haben ſie alles Einfältige und Seelenvolle in den Sitten, wie in der Kunſt, wenn ſie es nachſichtig beurtheilten, doch ſehr langweilig gefunden.

Der esprit, an ſich ſo flüchtig und leichtgefiedert, kam ſchnell über den Rhein nach Teutſchland, nicht viel langſamer über die Oſtſee nach Schweden und Dänemark, über die Weichſel nach Pohlen und, ſeitdem es ein europäiſches Rußland gab, auch nach der Newa und Wolga; er hing ſich ſelbſt den Engländern, ſeinen nächſten Nachbaren, an, die ihn aber aus dem alten Haß, und weil andere Umſtände ihrer Bildung ihm den Sieg erſchwerten, nicht ſo feſt ſitzen ließen, als die anderen. Wohl hatte der Geiſt die Nordländer ſchon genug zerarbeitet, aber zum Bearbeiten hatte er noch immer nicht kommen können; es muſſte die zerarbeitete Maſſe ſich erſt ſetzen und abkühlen, ehe aus dem Groben das Feine werden konnte; aus manchem Groben will und ſoll überall nie das Feine, ſondern mehr das Große und Gewaltige werden. Ich meine, ſo hätte es ſich hier machen ſollen. Umſonſt hatte hier der Geiſt ſich lange zerarbeitet und abgeängſtiget; er hatte wohl die Seele, deren Verwandtſchaft er nicht mehr wuſſte, immer mehr eingeſchüchtert und blödſinniger gemacht durch ſeine Tyrannei: aber herausjagen hatte er ſie nicht können aus dieſem Volke, das, wie die ſchwarzen Tiefen und Höhen ſeiner Seen und Wälder, ſo auch das Dunkele und Tiefe des Gemüths liebt, und ſich nie ganz von der Seele wird ſcheiden können, ohne in Narrheit und Aefferei auszuarten. Sie hielten die Seele feſt, obgleich ſie nicht mehr mit ihr ins Leben traten, und mit keiner Schönheit und Kraft geſchmückt ſie als die erſte Geſpielin der Himmliſchen anbeteten. Sie war wie eine furchtbare und zuweilen dunkel aufwühlende Hexenkraft in ihnen; denn jede hohe Naturkraft wird, verdreht, zur Hexerei. Obgleich z. B. die Teutſchen mit dem Geiſt allein, wie die andern Völker, die Felder des Grübelns und Wiſſens auszumeſſen gemeint hatten, und in Manchem, was bloßes Wiſſen betrifft, nicht weit hinter ihren Nachbaren zurückgeblieben waren, ſo zeigte ſich doch auch jetzt ſchon die Richtung, die dieſes Volk mit den andern Nordländern mehr zu der Tiefe hat; ſie konnten es doch nie ganz vergeſſen, daß ſie außer dem Geiſt eine Seele hatten, und daß dieſe Seele, ſo verrückt und verwahrloſet ſie auch war, doch ihre edleren Bedürfniſſe hatte, die auch ſie nicht ganz vergeſſen konnte. Aber was kann die Seele allein? Sie kann nur zu den Elementen hinabſteigen, mit ihnen ſpielen, oder in ihnen wühlen, aber nichts aus ihnen ſchaffen und geſtalten; dazu gehört das volle Leben, welches ihr nur die Eintracht mit dem

Geiſte geben kann. Ihre einſame Schöpfung wird immer als Traum und Scheinen, ohne Form und Leib, luſtig da ſtehen, und nie die Haltung haben, die als Handlung Heroenthat, als Werk Heroenwerk heißen und eine Ewigkeit durchleben kann. Kein Volk hat zu dieſer Zeit mehr den Stein der Weiſen und das Gold finden wollen, als die Teutſchen; keins mehr geſchwärmt und tiefer geſchwärmt jetzt und vorher. **Albertus Magnus**, **Paracelſus**, **Helmont**, **Jakob Böhm** waren Teutſche.

In dieſer Lage traf der esprit am meiſten die Teutſchen, weniger die andern nordiſchen Völker, die er in ſeinem eitlen Wahn aus Beſtien zu Menſchen, zu liebenswürdigen, feinen und leichtfertigen Menſchen zu machen ſich anheiſchig machte. Kinder genug waren alle dieſe Völker, den witzigen und galanten Prometheus, esprit genannt, mit offenen Armen aufzunehmen; er hatte ſich durch die Geſtaltanbildung mit dem Leibe ſo ein einſchmeichelndes Anſehen zu verſchaffen gewußt, daß manche, die gegen den Geiſt ſchon Mißtrauen zu faſſen anfingen, ihn in dieſer veränderten Erſcheinung gar nicht wieder erkannten, und glaubten, es werde ihnen jetzt durch ihn gegeben, aus dem unſeligen Schwanken und Entbehren endlich zum Feſthalten und Genieſſen zu kommen. Es wäre der Mühe werth, zu unterſuchen, wenn dieſe Unterſuchung uns nicht zu weit vom Ziele führte, wie der esprit grade in dieſer Beſtimmtheit ſeiner Geſtaltung in Gemeinſchaft mit dem Leibe unter ihnen zuerſt erſchien? Vielleicht war er beſtimmt, erſt durch alle Völker dieſe Geiſtesdurchwandlung der Leiber zu machen, ehe er ſeine Schweſter wieder finden, und endlich ſich, ſie und den Leib zu dem Eins machen ſollte, wodurch die Menſchheit groß und unvergänglich werden ſoll. War dies die Beſtimmung der Natur und der Vorſehung, die ein großer Weiſer nur eine Dämmerung der Nothwendigkeit, eine umbra fatalis, nennt, ſo läßt es ſich erklären. Die Franzoſen waren mit ihren Seelen vielleicht am weiteſten in der Abdachung und Abflächung, mit ihren Leibern am weiteſten in der Abglättung und Gewandheit gekommen; ſo konnte das feine und gewandte Weſen, der Geiſt, bei ihnen zuerſt und am glücklichſten ſeine Einbildung mit etwas Fremden beginnen; auch hat er ſeine erſte Produktion des esprit nirgends erreichen, geſchweige denn überſchwingen können; und doch ſind anderthalb Jahrhunderte verfloſſen, ſeitdem er ſeine neue Schöpfung und Umwandlung begann: denn den esprit kann man füglich in zwei Rückſichten, einmal als Geiſt ſelbſt, dann als ein Produkt des Geiſtes, anſehen. Genug, der esprit ward als ein liebenswürdiger Fremdling allenthalben wohl aufgenommen, ſchien leichtfertig und harmlos, wie ein Kind, und man glaubte alſo auch, unſchuldig und gefahrlos mit ihm ſpielen und tändeln zu können. Aber wie theuer haben die Nordländer, wie theuer hat vor allen mein Volk dieſe Spielerei bezahlen müſſen! Denn wenn wirklich nach dem Gange der Menſchenbildung auch hier einſt der Geiſt verſuchen ſollte, ob er nicht ſich auch unter dieſen Nationen zum esprit umkleiden könnte, ſo hätte dieſer Verſuch vielleicht ſpäter fallen ſollen zum Glück der Völker. Doch, wir wollen nicht rechten mit dem großen Weltgeiſt, der durch das All geht, und den wir nicht verſtehen; glücklich ſchon, wenn wir einige ſeiner Geheimniſſe, wenn wir von uns nur etwas deuten können, die wir uns ſelbſt das tiefſte Geheimniß ſind!

Theuer haben die Nordländer dieſe Annahme des esprit, die man auch wohl Franzöſirung nennt, bezahlt; am theuerſten wohl die Teutſchen und Schweden, weil ſie die edelſten ſind und den esprit höchſtens bei Andern ſpielen und flattern ſahen, ihn aber nicht nachſpielen und nachäffen durften. Wir hatten auch Sitten unter unſern Wäldern und Schneebergen, aber rohe, ungeſchlachte, unbehülfliche Sitten, ſteif und ſtarr, wie unſer Klima; ſchwer ging dieſe Rohheit, dieſe Dicke, dieſes Starre unſrer Leiber und Gemüther in fremde Formen ſpielend ein; unter Schwertern konnten unſere Väter tanzen und ſpielen, im höheren Ernſt ſollten wir uns geſchmeidigen und humaniſiren, warten, bis die Seele zur einfältigen, erhabenen

Muſagetin der Menſchheit ward, und dann uns in die Unendlichkeit hinein ſtill und groß geſtalten, während unſere leichteren ſüdlichen Nachbaren kleiner ſich in der Endlichkeit beſchränkt hatten. Doch das Schickſal wollte es anders. Freundlich kam der esprit; aber kaum hatte er ſich mehr wie ein Vagabond bei uns eingeſchlichen, als rechtlich eingebürgert, als er ſchon anfing, ſein Prokruſtisbett aufzuſtellen, und alles zu verzerren und zu verkrüppeln, was unter ſeine Hände fiel. Wir tragen alle die Narben dieſer Verbildung; ſie erſcheinen ſelbſt in dieſen Schriftzügen, denn ihr Ausdruck iſt doch geiſtig und klügelnd, weil wir noch für ſo Weniges und für ſo Wenige eine Sprache der Seelen haben und haben dürfen. Von allem Rohen griff der esprit am ſchlimmſten und fatalſten die Sprache an. Menſchen werden leicht wiedergeboren; Sitten verwandeln oft Decennien; die Sprache bewahrt am längſten den Einfluß der Volksbildung auf ſich, und ſtößt ihn am ſchwerſten aus. Luther verſtand unſere Sprache der Rohheit und Derbheit gut;

Moſcheroſch verſtand ſie, auch Opitz und Flamming leidlich; es war das Grade, Knapp-fortſchreitende und Ungeflochtene darin, wozu unſer Karakter geht. So hätte dieſe Sprache mit dem Volke durch die Jahre und Jahrhunderte fortgehen ſollen, einfältig und gradezu, von den Meiſten lange verachtet, unterdeſſen ſie Einige mit Allgewalt ergriffen hätte. Aber man ſehe unſere berühmteſten Schriftſteller, bis Göthe aufſtand; man ſehe unſere Blutsverwandten, die Schweden, nur: wie iſt alles franzöſirt, zierlich und geflochten! und wie ſchlecht kleidet es uns beide! Aber wenn wir auch das Verderben unſerer Sprachen als Kunſtorgan nicht beklagen wollen, ſo müſſen wir ein tieferes Klagelied anſtimmen, wenn wir die Sprache überall nur als allgemeinſtes Bildungsorgan eines Volkes anſehen; und ich kenne kein allgemeineres, und alſo auch keines, das man als das Palladium eines Volks heiliger zu hüten hätte, als dieſes. Ich gehe hierin nicht tiefer ein, weil ich unten hievon ſprechen muß. Durch die Karrikatur der

Sprache, d. h. durch die Herausreiſſung aus ihrem urſprürglichen Karakter, wird auch die Karrikatur der Sitten gleichſam verewigt, denn zwiſchen beiden iſt der allerengſte Bund. Am auffallendſten mußte nun freilich dieſe Karrikatur ſeyn, als der galante esprit ſich zuerſt herabließ, jene rohen Bauerdirnen mit Holzſchuhen franzöſiſche Sprünge mit den Füßen und der Zunge zu lehren; uns ſelbſt iſt dieſe Zeit natürlich mit ihren Produkten am auffallendſten, weil wir durch eine neue Verwandlung ſeit einem vollen Jahrhundert gegangen ſind; aber unſer Leben, unſre Sitten, unſre Sprache, kurz, unſer ganzes menſchliches Daſeyn, unſre Staaten ſelbſt ſind darum nicht weniger Karrikaturen, weil wir ſie nicht als ſolche ſehen. Wer von Kind auf mit lauter Menſchen umginge, denen die Naſe vor der Stirn ſäße, dem würde ſie an ihrer jetzigen Stelle ſehr häßlich ſtehen. Aber woher dieſe Karrikatur? Erſtlich, weil der esprit nicht für uns gemacht war; weil eine höhere Kraft erfordert wird, das Schwere zu erregen und zu beflügeln, als dieſer esprit überall hat; zweitens, weil dies die Nordländer zum Theil von Anfang an fühlten, ſobald ihnen der esprit gekommen war ohne Larve in ſeiner wahren Geſtalt. Manche wollten ihn alſo nie bei ſich einlaſſen, und begannen einen Kampf auf Tod und Leben mit ihm; aber doch konnten ſie ihn nicht mehr austreiben aus dem ganzen Volke; daher die Zwietracht in der Volksbildung bei uns Teutſchen und im höheren Norden. Immer iſt eine erklärte Gegenparthei geweſen unter dieſen Völkern; zuerſt war ſie Gegenparthei aus einem dunkeln Gefühl des Widerſprechenden: jetzt wird ſie Gegenparthei aus Einſicht, die aber nicht mehr haßt, weil ſie die Nothwendigkeit ehrt. Wenn alſo ſelbſt bei dieſen Völkern der esprit einen Theil zu ſeiner Leichtigkeit und äußeren Liebenswürdigkeit bildbar gefunden hätte, ſo konnte er in ſolcher Art Kampf doch nicht ſeine feinſten Blüthen treiben; denn die dieſe zu haben meinten, muſſten immer gerüſtet ſeyn, und konnten ſie immer nur im Gedanken, nie in der Bewußtloſigkeit pflücken, weil ſie vor einem großen Theil ihrer

Nation als Schuldige da ſtanden, welche dieſer widerſtrebende Theil entweder als Verbrecher an ſeinem Volke haßte, oder auf das Mildeſte als Narren und Affen auslachte. Aber was ſiehſt du an den Nordländern, die geiſtlich und leiblich am gewandteſten und gebildetſten ſind? was ſiehſt du an ihnen, Lieber, der zu einem Paar guten Augen ein menſchliches Herz mitbringt? Du ſiehſt eine wahre Tragödie der Narrheit, die tief dein innerſtes Weſen angreift. Sie ſpielen, wie die Armen und Mühſeligen, die Krüppel und Blinden das Saitenſpiel vor den Thüren der Reichen anſchlagen, um ihnen einen armſeligen Dreier von der Seele zu ſpielen. Man ſieht ihnen an, daß ſie was anderes mögten, als was ſie treiben, oder daß ſie dieſes doch anders mögten. Sie bringen einen Ernſt, oder auch eine Schwere mit, die in dieſe Rolle, worin ſie eingeſpielt ſind, gar nicht paſſt; eine Tranſparenz der trauernden und nach Erlöſung ſchmachtenden Seele, die einen hohen Leichenſchein des tragiſchen Gemüths auf dieſes kleine Leben wirft. Man ſehe den hochgebildeten feineren Schweden mit dieſem esprit; man ſehe den edleren Teutſchen, in den er eingedrungen iſt, der aber noch keinen Uebergang hat machen und ſich befreien können: — und man verſteht dieſe Worte.

Hier iſt der Punkt, wo ich eine beſtimmte Gränze ziehen muß zwiſchen esprit und Geiſt; denn beide erſcheinen nun im 18ten Jahrhundert in Europa wieder neben einander; den nächſten Berührungspunkt behalten beide natürlich in dem Lande, wo der Geiſt zuerſt ein esprit ward, in Frankreich; in dem übrigen Europa ſondern ſie ſich immer mehr, und gerathen wegen der nahen Verwandtſchaft ſchon oft in Mißverſtändniſſe. Der esprit bleibt nemlich, wodurch und wozu er gemacht war, am Leibe und Leben der Welt ſtehen, ich ſage nicht im Leibe und Leben: denn nur die Schale zu ſchmücken und den Schein liebenswürdig zu machen, iſt ſein Werk. Der Geiſt, nachdem er ſein Geſchäft mit dem Leibe vollendet hat, ſo weit er es jetzt vollenden konnte, kann bei ihm nicht ſtehen bleiben: denn das Fliegen und Sauſen iſt ſein Element, wo nicht die höchſte Kraft und Liebe ihn feſſelt. Er läßt den esprit, gleichſam ſeinen beſtimmten Widerſchein an einem beſtimmten Dinge, unten an der Erde, und wird wieder ein Himmelsdurchflieger: doch arbeitet er noch mit dem esprit in manchen Berührungspunkten in einer Gemeinſchaft. So ſeh ich dich, 18s Sekulum, das ich das meine nenne, weil ich 30 Jahre darin gelebt habe, und ſein Wohl und Weh, ſeine Bildung und Verbildung ſich tief in mir eingeſiedelt hat. Ich ſehe dich, aber nur noch wie ein dunkles Schattengeſicht voll ungeheurer Kräfte und Thaten, die einzeln, wie der Berge Spitzen aus Nebelmeeren, hervorſtehen, und feindſelig und unverbunden ſich einander anſchauen: denn du brachteſt die Trennung und Scheidung aufs Höchſte; du ſchienſt das Elend und den Krieg der Erde zu verewigen, und alle Vereinigung des Gleichen und Rechten unmöglich zu machen: aber in der weiteſten Trennung iſt die nächſte Vereinigung.

Ich will aus dieſem 18ten Jahrhundert, das nun ſchon geſchloſſen vor uns liegt, nur einige Thaten und Phänomene aufgreifen, die vielleicht aufhellen mögen, was vorher geſagt iſt, und nachher geſagt werden wird, die vielleicht den Weg andeuten mögen, auf welchem wir zu dem Standpunkte fortgeſchritten ſind, wo wir nun ſtehen. Des Geiſtes Weſen iſt das Scheiden und Ordnen, das Beſtimmt-und-ſcharf-von-einander-und-einander-entgegen-ſtellen, kurz, das Vernichten und das Entgöttern, denn in der Ganzheit ruht die Göttlichkeit und die Religion; er iſt ein Proteus, der ohne Schmerz ſich alle Augenblicke in eine neue Geſtalt verwandeln kann, weil er ſelbſt keine Geſtalt hat. Was keine Geſtalt hat, oder ſich doch mit einer Geſtalt zu verbinden nicht immer das Bedürfniß hat, iſt kalt und erbarmungslos, und kann im ewigen leichtfertigen Spielen und Umſchaffen eine ganze Welt ausbrennen und eine neue aus der Aſche herausblaſen, wie der Wind ein Blatt vom Baum bläſt, und als lockender Frühlingshauch ein neues aus ſeiner Knospe treibt. Selbſt die dunkle Volksahnung, die uns bei der Forſchung der Sprache und der

Begriffe ſo heilig ſeyn muß, beſtimmt des Geiſtes Natur trefflich: Geiſt, Geſpenſt, Schatten, Wolkenbild, körpergleicher, aber doch körperloſer Schein ſind ihr faſt gleichbedeutend; er iſt leicht und ſpöttiſch, wie Luft und Licht, die man nicht faſſen kann; was der Menſch nicht faſſen kann, das kann er nicht lieben. So machte die Metaphyſik des Chriſtenthums ihre Götter zu Geiſtern, und ſie wurden den Menſchen zu Ungeheuern. Dieſe mit Fleiſch und Gebein durchwebte Weſen können ihr Höchſtes ſelbſt nur in der Geſtalt faſſen, welcherlei ſie auch ſey; ſie muſſten alſo mit Reliquien ſpielen; ſie muſſten die Mutter Gottes, ſie muſſten die Heiligen als beſtimmte Geſtalten hinſtellen, um durch ſie zu Gott kommen zu können. Im Univerſum, der Mutter aller Geſtalten, ruht das Erbarmen, denn jede Geſtalt hat ihren Schmerz, ſei es auch in den ſüßeſten Wehen des Gebährens; was keine Geſtalt hat, geht nicht in das Univerſum ein, ſondern fliegt darüber; daher läſſt die kindliche Menſchheit und die vollendete die Gottheit in der Allheit ruhen. Der

Geiſt zündete dann ſeine Fackel an, und beleuchtete alles, brannte alles aus: aber Sonnenſchein und Wärme geben, eine kräftige, üppige Vegetation des Könnens und Genieſſens im Bunde hervorbringen, das konnte er nicht. Ich kenne kein Jahrhundert, wo die Ordnung, die Abſonderung und Zurechtſtellung der Dinge ſo durchgehend wäre, wie in dem verfloſſenen. Ohne Mitleid riß der Geiſt die Welt in allen ihren Gliedern aus einander, und anatomirte in der Freude des Wiſſens und Klügelns dieſe blutigen und zuckenden Glieder. So ſteht der Menſch, ſo die Wiſſenſchaft, ſo die Kunſt des Lebens und der Regierungen vor mir.

Das Wiſſen nahm in dieſem Jahrhunderte einen gewaltigen Flug; der Menſch, der nicht genieſſen, nichts können und dichten, der nicht als Menſch leben durfte, der aber doch thätig ſeyn mußte, trieb ſeinen Wuchs allein dahin, wo ihm noch ein Himmel offen ſtand, wenn es gleich ein ſonnenloſer und unfreundlicher Himmel war. Stolz kann das Jahrhundert auf ſein Wiſſen zurückblicken, zerknirſcht aber nur auf ſein Können: denn keines hat weniger gekannt und gedichtet. Newtons und Leibnitzens erhabenſte Dichtungen ſtehen noch zum Theil mit in den Gränzen dieſes Jahrhunderts; aber ſie konnten die Welt, die immer mehr zur Vergeiſtigung ging, nicht mehr poetiſch beflügeln. Auch ſie faſſte das Wiſſen, und machte ihr Größtes und Heiligſtes zum Wortgeklingel und zur Formel; das Scheiden zerſtört immer und ewig das Leben des Lebendigen, ſo bald eine höhere Kraft das Geſchiedene nicht wieder zuſammenzuſetzen weiß. Nach ihnen ging auch das Wiſſen immer ſchneidender fort, und der Geiſt warf einen Theil der zerſtückelten Welt nach dem andern in den Schmelztiegel, um zu ſehen, wie es entſtanden ſey, wozu man es nutzen könne; man fing an, aus der zerſtückelten Natur die Gottheit gleichſam theilweiſe herauszuklauben — und Brontotheologien, Lithotheologien, ſelbſt Koprotheologien entſtanden. Dieſer chemiſche Proceß kannte keine höhere Begeiſterung, als die der Neugier und der Eitelkeit: denn das ewige

Feſtſitzen auf dem Einzelnen macht eitel; der Zuſammengriff des Ganzen macht ſtill und ſtolz, denn er iſt die höchſte Kunſt. In die Tiefe konnte man bei dieſem Verfahren nicht hinabſteigen: das Gold fand man nicht; das flüchtige Leben erhaſchte man nicht bei der Zerſtückelung. Aber in eine unendliche Weite flog der Geiſt, und trieb das Wiſſen faſt ſo weit hinaus, als es durch ihn allein getrieben werden kann.

Die Erde und der Himmel wurden ausgemeſſen und mit neuen Leben und Sternen geſchmückt; die Natur ward durch das Zerſchneiden und Skelettiren im Einzelnen ſcharfſinnig durchwühlt, und manche neue Anſichten und Erfindungen gewann man, einſt zu herrlichen Dingen brauchbar, wenn der Menſch ſie im höheren Sinn betaſten wird; denn ſie ganz zu begreifen, hoffe er nie. Man entwandte endlich mit kühner Hand dem Himmel ſeinen Donnerſtrahl und warf ihn unſchädlich an einer Stange Metall hinab; man durchflog auf luftigeren Flügeln, als die dädaliſchen geweſen, die Regionen des Aethers.

und träumte ſchon, einſt ſicherer in der Luft, als im Meere, zu ſchwimmen. Wenn man ſich ſo das Größte und Schwerſte unterthänig machte, ſo trieb man es im Kleinen und Leichten nicht weniger weit, und machte auch hier große Vorbereitungen auf eine beſſere Zukunft. Wie hat man die Natur und ihre Produkte verarbeiten und bearbeiten gelernt, indem man die Anſprüche aufgab, ihr Gefühl zu dem ſeinigen zu machen! Ackerbau und Handel, Bergbau, Fabriken und Manufakturen, Häfen, dem Meere abgezwungen, Kanäle durch Gebirge geführt, Maſchinen, durch Waſſer, Feuer und Luft für tauſend Hände arbeitend, ſind treffliche Denkmäler dieſer Zeit; ſelbſt die Künſte unſerer Zerſtörung, die wir nur mit Schaam nennen ſollten, ſind in allen Punkten des Praktiſchen zu einer größern Leichtigkeit und Sicherheit gebracht. In dieſem Jahrhundert hat Europa zuerſt den Begriff von Polizei aufgefaßt; man zittert ſelten mehr vor Peſtilenzen, vor Hungersnoth, vor allgemeinem, eine ganze Nation durchgehenden, Unheil, weil man das Verzweifeln verlernt hat und die Naturgewalt ſogar kleiner anſieht, als ſie iſt. Alle übrige praktiſche Wiſſenſchaften haben die Arbeit der vorigen Jahrhunderte ſchnell überholt und eine ungewöhnliche Ausdehnung gewonnen, indem ſie alles in die Länge zerſpalteten und ſo die Linien entlang liefen. Die Philoſophie, wie man ſie im engeren Sinn als eine geſchloſſene Diſciplin nimmt, ward gleichfalls vom Geiſt ergriffen und ſo lange geſchüttelt, daß nur ein leichtes luftiges Geſpenſt da ſtehen blieb. Sie ſichtete und ſchichtete alles auf und neben einander, und klügelte und beklügelte das Fremde und ſich ſelbſt ſo viel, daß ſie zuletzt wie ein hagerer Höllengeiſt unter den Schädeln und Knochen eines Beinhauſes da ſaß und ſpielte. Die ſie gebrauchten, um unmittelbar mit ihr in das Praktiſche und in das Leben einzugreifen, fanden darin, ſo arm es auch war, doch einige Heilung und Wärme, obgleich ſie den Zwieſpalt ihrer Bruſt oft wohl blutiger fühlten, als die ſich, allein auf ihr ſelbſt ſitzen bleibend, ſo lange vorgeklügelt und vorgeſchwätzelt.

hatten, bis eine kalte Gewißheit und faule Sicherheit, die aber kaum eine Mücke bekehren konnte, ſich ihnen zugeſellte.

Das Höchſte, was der Geiſt auf dieſem einſamen Wege finden konnte, war Zweckmäßigkeit und Ordnung; er hatte nur Künſtlichkeit, keine Kunſt, — Maſchinerie allenthalben, aber kein ganzes, volles Leben. Die Edleren und Beſſeren arbeiteten alſo allenthalben für die Subordination, für die Diſciplin der Staaten und der Menſchheit; in der beſtimmten Schrankenſtellung allen Dingen und Menſchen, in der Auspeitſchung aller üppigen Lebendigkeit und aller Begeiſterung der Gemüther beſtand ihr Staat, der glücklich machen ſollte. Hohe Rechtlichkeit, aber Erbitterung bei den Individuen, die das Beſte wollten, Klarheit in der Ergreifung und Begreifung des Einzelnen, und treffliche Anordnung und Diſciplinirung dieſes Einzelnen iſt ihr Karakter, Nützlichkeit und Brauchbarkeit ihr äußerſtes Ziel, Legalität ihre höchſte Tugend. Natürlich hatte in dieſer Lage der Dinge nur das Erfinden und Wiſſen zunächſt für das

Leben die Ehre, und die Schönheit und die Kunſt gingen ungeachtet, wenn nicht oft verachtet, kümmerlich nach dem Brode. Der eine bequemere Pumpe für den Bergbau erfand, hatte höhere Ehre im Staate, als der erhabenſte Dichter; und dem erſten Mahler that man ein Großes, wenn ſein Verdienſt einem Manne glich, der im Finanzweſen ein kürzeres und mehr zuſammenhängendes Kontrolletabellenbuch erfunden hatte. Wenn man die Kunſt auf das Höchſte nahm, ſo rechnete man ihr das Vergnügen an, das ſie in Stunden machen durfte, für die man keine Arbeit hatte, und meinte, mit ihr voll abgerechnet zu haben, wenn man in dieſem Vergnügen nur einigen Nutzen fand, und dieſen Nutzen noch kälter, als karg, bezahlte. Ja, ein Theil dieſer Leichtfertigen, wie man ſie in den meiſten Ländern Europens taxirte, deren Leben im Spielen beſtand, hatte auch wohl bei dem größeren Haufen des Volks immer einen kleinen Flecken von Schande an ſich. Noch jetzt ſehen viele ſteife Perückenköpfe Schauſpieler, und ſelbſt treffliche Schauſpieler, als halb ehrloſe Leute an, und werfen oft Tänzer und Spielleute aller Art mit ihnen in einen Topf, als die da keinen Rang im Staate haben könnten, und zufrieden ſeyn müßten, wenn man ſie als etwas vornehmere und beſcheidenere Gaukler und Bettler dulde. Selbſt die großen wahrhaft genialiſchen und menſchlichen Unternehmungen dieſes Zeitalters gingen immer doch mehr aus der Anſicht einer flachen Wißbegier, einer gegenwärtigen oder künftigen Nützlichkeit, höchſtens aus der Eitelkeit der Nation, die ſie entwarf, hervor, als aus dem hohen Gefühl irgend einer Begeiſterung. So reiſten franzöſiſche Aſtronomen und Geometer nach dem Süden und Norden; ſo umſegelte der menſchliche Cook die Erde mehr als ein Mal nach allen Richtungen; ſo ſuchte ſelbſt der Geiſt noch ſeine bisher unerfindlichen und undurchdringlichen Nordweſtpaſſagen. In den Staaten und an den Höfen, wo Kunſt und Wiſſen noch am meiſten geehrt ward, geſchah es aus dieſem Geſichtspunkte; ſie war noch nirgends durch das bloße Erſcheinen ihrer Göttlichkeit die Angebetete.

Der esprit hatte indeſſen durch das Jahrhundert, langſam freilich, aber doch thätig, in Gemeinſchaft mit dem Geiſte fortgewirkt, und ſie ſcheinen ſich oft ferner, als ſie ſind; denn man wird in ſeinen Wirkungen und Erzeugniſſen immer die Schwingungen wieder finden, die der Geiſt durch irgend eine eigene oder fremde Revolution empfangen hatte. Sein höchſtes Werk hatte er im Norden wohl gegen 1750 vollendet. Um dieſe Zeit erſcheint wohl ſeine Zuſammenſchmelzung mit der nordiſchen Schwere und Steifheit am höchſten und letzten, wie es mir ſcheint: denn Vieles ſcheint uns [illegible] bloß. Die Karrikatur des franzöſiſchen Fremdlings konnte ſich hier nicht behaupten, denn an eine Ausbildung des Leibes und des Geiſtes aus dieſem Vereinigungspunkte war nicht zu denken. Seit dieſer Zeit muß er immer mehr ſein franzöſiſches Kleid ablegen, worin die nordiſchen Krüppel und Zwerge ſo poſſirlich vor der Welt einhergingen, und wird mehr und mehr was Eingebornes und Germaniſches, ohne daß er ſeinen Urſprung vergäße, und nicht immer nach Frankreich zurückſähe, und von daher in ſchwierigen Fällen ſich Orakel holte. Aber auch ſo germaniſirt kleidete der esprit uns nicht, und kleidet uns noch ſehr ſchlecht, jemehr unſer eigenthümlicher Karakter wieder anfängt, ſich aus der Tiefe aufzuwühlen, der aber wegen der Karakterloſigkeit und Geſtaltloſigkeit der Zeit noch nicht ganz durchbrechen kann. Dieſer esprit hat etwas hervorgebracht, was man vorher nie in der allgemeinen Alleinherrſchaft anerkannt hat: dieſes iſt die Mode, ein zweites liebenswürdiges Ungeheuer, das, indem es bloß zu ſpielen ſcheint, die Welt verdirbt. Der Orientale ſcheint faſt nie eine Mode gekannt zu haben; ſeine äußeren Formen ſind faſt in allen Ländern klimatiſch geweſen und geblieben; wir aber verſündigen uns täglich an unſerm Klima und Karakter, indem wir mit den Kleidern und Sitten hin und her ſpielen, wenn nicht unſer unſtätes Klima auch den unſtäten Karakter im äußern Spielen und dieſer wieder die Mode erzeugen half. Der Grieche hatte keine Mode in unſerem Sinn. Seine Sitten, ſeine Leibeshaltung und Kleiderwurf ſtanden feſt; bloß mit einigen kleinen Verzierungen des Bleibenden und Feſtſtehenden ſpielte er, und das war ſehr verzeihlich. So war es bei den Römern. Aber als mit dem gräulichſten Luxus, den die Welt vorher und nachher gottlob nie gekannt hat, als mit dem gräulichſten Luxus der Barbarei auch der Deſpotismus über die trotzigen und meiſtentheils noch rohen Weltbezwinger herfiel, da bildete ſich immer mehr und mehr, was man Mode nennen kann. Wer den Martial und Juvenal nur geleſen hätte, und alles klar hinſtellen könnte, was ſie nur berühren, würde ein ſehr intereſſantes Buch ſchreiben. Später ging die Mode auch durch das Mittelalter, und man findet in jedem Jahrhunderte andere Formen des Lebens und des Leibes; aber ſie wechſeln langſamer, wie der Schritt der Zeit langſamer und bedächtiger iſt. Ein Menſch konnte damals mit der Mode ſeiner Jugend gewöhnlich zum Greiſe werden, und mit dem Rocke gar wohlanſtändig ſein 50jähriges Ehejubiläum feiern, den er als Bräutigam getragen. Selbſt in dem Zeitalter des vierzehnten Ludewigs, wo der esprit geboren ward, war es meiſtens noch ſo. Aber anders ward es im 18ten Jahrhundert, dem rechten Jahrhundert des Geiſtes, wo er ſeine große Rolle, die tief in der ewigen Nothwendigkeit der Menſchenbildung liegt, ausgeſpielt hat. Jetzt kämpft er mit etwas Beſſerem um den Sieg; er wird zuletzt den Sieg nicht verlieren, ſondern edelmüthig aufgeben. In ſchnellern Flügen, in raſchern Schwingungen trieb er ſein kühnes, himmelſtürmendes Werk. Wo das hohe Meer dem Geſtade näher kommt und das Tiefe und Flache ſich ſcheiden, da wirft es die höchſten Wellen und die kürzeſten; da ſieht der erfahrne Schiffer nahes Land und nahe Gefahr, aber auch, wenn er glücklich iſt, nahes Entrinnen aus aller Gefahr. Am ſchnellſten und ahnungsreichſten waren die Schwingungen und Umrollungen des Geiſtes in des verfloſſenen Jahrhunderts drei letzten Decennien. Viele Weiſere ſingen ſchon an zu ahnen, er müſſe irgendwo bald landen oder ſtranden, Ruhe oder Untergang finden. Indeſſen, je höher der Geiſt ſtand, je raſcher er fortwandelte und abwandelte, bald wie eine Sonne, bald wie ein Komet, bei deſto aufmerkſamer und geſchmeidiger folgte ihm ſein Sohn, der esprit, mit dem er ſeinem Entſtehen zuerſt in einer Art von Einerleiheit und Rollenverwechſelung gelebt hatte, der jetzt aber, ſeine überſchwängliche Höhe mehr ahnend als wiſſend, ſich freiwillig herabſetzte, und feſt auf und an dem Leibe der Welt ſtehen blieb, während jener immer freudiger, aber zuweilen auch finſterer, ſeinen Flug fortrauſchte. Ein klarerer und tieferer Kopf, der zugleich die Weltweisheit (d. h. die Weisheit der Welt) in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Häßlichkeit inne hätte, würde über dieſen Gleichgang des Geiſtes und des esprit, des wechſelnden Stoßes des Geiſtes und der Mode nach Einem Punkte ſcharf hin, was Treffliches und Menſchenbelehrendes ſagen können; denn man kann auch aus der Erſcheinung tief ſchöpfen. Ich deute hier nur an, was ich nicht ganz verſtehe. Genug, wie der Geiſt, beſonders wenn er ſeine einſame Bildung aufs Höchſte gebracht, ſeine Vergeiſtigung am meiſten verflüchtiget hat, nichts lange feſthält, ſondern raſch in ſeiner Werkſtatt zerſchneidet und verbrennet und dann mit gleicher Zerſtörungsluſt auf etwas anderes fährt: ſo auch die Mode. 1788 konnte man ſein Kleid allenfalls noch mit Einem Schnitt vertragen; 1798 wechſelte es, wie die neuen Verfaſſungen der neuentſtandenen Staaten, die auch nur Tigelarbeit des Chemikers, des Geiſtes, waren; und ſo wechſelt es fort mit der Mode, wie der Geiſt jetzt in ſeinen kürzeſten und tiefſten Wirbeln ſich ſchäumend umdreht. Sie werden beide mälig ihre Ruhe finden, wenn der Geiſt ſeine verlorne Seele wieder findet. Bis dahin müſſen wir ſelbſt das Uebel als etwas Gutes ertragen, weil es nicht anders ſeyn kann.

Alles dies, wie es uns bisher nur in einzelnen Geſtalten, oder Scheinen von Geſtalten, vorübergegangen iſt, muſſte auch auf die größeren Menſchenmaſſen, die man Staaten nennt, und auf ihre Regierungen und Regierer wirken. Seit der Reformationszeit, oder wenigſtens ein volles Jahrhundert darnach, hatte der Geiſt ſeine Alleinherrſchaft in Europa vollendet, und bloß die Religion der Zeit, ein verdrehtes und verrücktes Ungeheuer, von dem ſich ſchwerlich beſtimmen läßt, ob es mehr von Geiſt oder Seele in ſich eingemiſcht wirkend hatte, tritt in Intervallen dazwiſchen und macht ſchreckliche Farzen unter ſeinen Tragödien und Komödien: doch ſpielt er nachher wieder allein fort. Wie iſt auch ſein Einfluß auf die Staaten ſichtbar! Kunſt und Energie hatte er aus der Welt hinausgeſchwatzt und geklügelt; ſie mußte ſich ſeitdem auf dem Standpunkte einer niedrigeren Künſtlichkeit und einer Kraftäußerung halten, die immer in einzelnen Fortſchnellungen und Exploſionen nach beſtimmten Richtungen, nicht aber im gleichmäßigen Schritt beſtand. Mit der Geſtalt, die nur Kraft giebt, weil ſie in das All eingreift und daraus ewige Lebenswärme ſaugt, hatten die Menſchen die Haltung eines Staats und einer politiſchen

Freiheit verloren. Der Geiſt, der nur Fortſchwingungen und Zuckungen hat, kann nichts In-Kraft-dauerndes erzeugen. Dies fühlten die Regierer wohl; aber ſie fühlten auch, daß eben in dieſer Elaſticität des Geiſtes eine Gefahr liege, wie die der Veſuve und Charybden; — ſie mußten alſo die feuerſpeienden Berge und Meeresſtrudel zu hindern ſuchen. Es lag eine Schwäche in dieſer Furcht; aber dieſe Schwäche war eine tiefere Nothwendigkeit der Weltordnung: denn wo Geiſtigkeit regiert oben in der Luft, da muß Deſpotismus regieren unten auf der Erde. Die Nothwendigkeit deſſelben, oder die Anſchauung, daß keine volle bürgerliche Freiheit in den letzten Jahrhunderten möglich war, lieſſe ſich wohl zeigen. Die Regierungen zogen alſo enge Schranken um die Menſchen, inſofern ſie Bürger eines beſtimmten Staates waren, und die Menſchen lieſſen ſie meiſtens ohne langen Widerſtand ziehen, weil ſie durch die Vergeiſtigung zu leicht und zerlegt zum Widerſtande geworden waren. Trefflich kam dieſen Regierungen das Maaß zu Hülfe, welches der Geiſt ſelbſt ſetzte in allem, nemlich die Ordnung und Regel; der esprit und die Mode ſetzten auch dem äußeren Leben mehr einen beſtimmten Schritt und Regel. So fing man allenthalben auch in der Staatsregierung und Staatsökonomie mit dem Ordnen an; wie der Geiſt die Natur in allen Theilen und Gliedern zerſpaltet und zerſchnitten hatte, ſo that er es jetzt dem Staate. Was füglich hätte in Einem zuſammengefaßt werden können, ward in Vieles zerlegt; man machte Klaſſifikationen und Eintheilungen, wie der Anatom und Botaniker. Zuerſt ward des Bürgers Einſicht von einem Staate mißgeleitet, zuletzt auch ſein Gefühl; er ward von dem Staate nicht in einigen, ſondern in unzähligen Punkten berührt, verlor alle Vorſtellung eines Ganzen, und ſah ſich aufs höchſte als ein Rädchen und Stiftchen in einer Maſchine an, die mit dem benachbarten Rädchen und Stiftchen keinen andern Zuſammenhang haben, als daß ſie zuſammengeſtellt ſind. So ward Subordination, ewig ein heiliges Ding in einem Staate, das Höchſte, und ging nicht bloß durch das Staatsleben, ſondern auch durch das Menſchenleben, die man durchaus zu Einem machen wollte; höchſte Haltung dieſer Subordination, ein ſtrenges und grauſames Kind des Geiſtes, ward Patriotismus; was nach Enthuſiasmus und Begeiſterung ausſah, hieß gefährlich und närriſch, ſelbſt wenn es für den ſo geordneten Staat anſchlug; denn man war ſich ſchlau bewußt, daß es in der bloßen Subordination keine Begeiſterung geben müſſe. Aus dieſer Ordnung, der Seele der neueren Staaten, ging unter energiſchen Regierungen oft etwas hervor, das die Täuſchung einer ſtarken und ſcheuen Menſchheit hat; aber der Schein entflieht bei der näheren Beleuchtung: es iſt bloße Zuſammenraffung und Erleuchtung aus einem Treibhauſe, wo man künſtliche Sonnen und Feuer angezündet hat, nicht das fröhliche, jugendlich-fromme und ſtarke Emportreiben aus dem Keim durch Licht und Luft. Aus der Ordnung, womit man begann, iſt gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts faſt in allen Staaten Europens eine Zuchthausordnung geworden; die franzöſiſche Revolution und ihr Ausgang hat dieſe Zuchthausordnung noch mehr geſpannt. Aber wir ſtehen mit einer ruhigeren Anſicht unſerer Zeit zu weit über dem Ingrimm, als daß wir nur ſchelten und verdammen ſollten. Es giebt eine Stufe, worauf die Liebe ihre verlorne Welt wieder ſindet, das heitere und beſonnene Anſchauen der Nothwendigkeit. Wir haben unſern Cyklus noch nicht geſchloſſen; aber eine Dämmerung dieſer auf dieſe Art nur möglichen Bildung Europens durch den Geiſt leuchtet uns doch ſchon in einzelnen Erhellungen entgegen. Wir ſchelten nicht Alles Deſpoten und Tyrannen, was in dieſem Sinne regierte; nur wenn ſie aus dieſem Sinne herausgehen, wenn die blindere Laune und Willkühr allein alles auch wollen, was ihnen einfällt, dann ſind ſie Tyrannen, und dann brandmarke die gerechte Geſchichte in ihnen das Schlechte. Die am feſteſten in dieſem Sinne regiert haben, ſind die größten Regenten dieſes Zeitalters geweſen, denn ſie wurden vom Geiſte ihrer Zeit ergriffen, wenn ſie ihn auch nicht begriffen. Karl der Eilfte von Schweden, Peter der Große von Rußland, Friedrich Wilhelm der Erſte und Friedrich der Zweite von Preußen, Joſeph der Zweite ſind wahre Regentenbilder ihres Zeitalters, wenn man **Bild** hier in ſeiner erſten Bedeutung faſſet.

Die Völker ſind von jeher weniger regiert und geführt, als fortgeriſſen und geſtoßen worden. Manches in der Völkergeſchichte ſteht als ein baarer Zufall da, den nur eine höhere Anſicht zu etwas Anderm macht; ja, die meiſten Regenten ſehen wir nur wieder als einen Zufall, wenn wir ſie am glimpflichſten anſehen wollen. Da offenbart ſich denn ein wahrhaftiges Treiben von etwas Höherem in der Menſchheit, wenn die, ſo ſie lenken und führen ſollen, gar nichts thun, oder alles gegen das Haar und den Strom forttreiben und rechts- und linksum machen, wo ſie grade aus gehen ſollten. Von dieſen negativen und hemmenden Regierungen, die dadurch nur belehrend ſind, daß ſie beweiſen, wie der Menſch ſo ſehr des Regiertwerdens nicht nöthig hat, als man gewöhnlich glaubt, kein Wort! Wir bleiben bei einem merkwürdigen Phänomen der Zeit ſtehen, bei Friedrich dem Zweiten, worin ſich über dieſen Punkt viel Licht zeigen wird. Sein Jahrhundert nannte ihn den Einzigen, ein Wunder, und das gewiſſermaßen mit Recht: denn wer mit Kleinem etwas ſehr Großes thut, muß ein außerordentlicher Menſch ſeyn, er ſey auch, auf welcherlei Art er wolle. Aber die Größe dieſes Friedrich des Einzigen hat man meiſtens von einer ſehr falſchen Seite gezeigt: man macht ihn gewöhnlich zum Ebenbild aller vergangenen, zum Beiſpiel aller künftigen großen Regenten, ſeinen Staat nicht ſelten zum Ideal des vollkommenſten menſchlichen Staats, wie er hier unten ſeyn könne; aber es wäre ſchlimm, wenn es nie andere Staaten, wenn es nie Regenten gäbe, die aus einem andern Sinne regierten, als er. Er war der größte Regent im Geiſte ſeiner Zeit, und als ein ſolcher iſt er uns äußerſt bedeutungsvoll als ein reiner Ausfluß dieſes Zeitgeiſtes.

Schon als Jüngling ergriff **Friedrich der Zweite** leidenſchaftlich die franzöſiſche Litteratur und den ſogenannten esprit; doch blieb der teutſche Ernſt bei dem Jüngling und Mann, und ſelbſt in dem, was er franzöſiſch ſchrieb und dichtete, ſcheint die urſprüngliche Teutſchheit in der Schwere und in dem Umfaſſen der Gegenſtände, wo er ſie, franzöſiſch, nur befaſſen muſſte, oft tief durch. Doch er ſog ſich, nicht als Schriftſteller betrachtet, ſo in den Gallicismus ein, daß er als Philoſoph und Gelehrter, welches beides er ſeyn wollte, durchaus nichts achtete, was nicht den leichten und ſcharfen Karakter jenes esprit trug: er ſtieg alſo nie über den Geiſt zur Höhe noch zur Tiefe hinauf und hinab. Das ſcharfe Ordnen und Scheiden der Dinge, das allein an der Erfahrung und in ihr erprobt und bewährt werden konnte, war ihm doch die höchſte Philoſophie und die Gränze alles Wiſſens. Den teutſchen Karakter in ſeiner edlen Tiefe und Stille hat er nie würdigen, noch verſtehen wollen, obgleich er ihn im Handeln ſo oft ausdrückte. Er hielt das Volk höchſtens für treu, brav und ordentlich, an Geiſt und Genie aber, meinte er, werde es wegen angeborner Schwerfälligkeit nie dahin gelangen, wo die Franzoſen ſchon lange geweſen. Er hat dadurch ſich und ſein Volk hart geſtraft: denn was hätte dieſer Mann bei dem freien Geiſte, den er ſelbſt in den Schranken ſeiner Zeit offenbarte, unmittelbar für die teutſche Litteratur und Kultur thun können, worauf er nun doch faſt nur mittelbar wirkte! Er war ſo groß und frei, daß er den Geiſt im volleſten und freieſten Schweben ſich über und durch die Welt bewegen ließ, die ſein Scepter regierte. Der Gedanke und das Wort hatten ihr volles Recht; was nicht That war und heißen konnte, ſtand unter keiner Aufſicht, denn er hatte den Muth, der den Geiſt in ſeiner raſtloſen Arbeit walten laſſen durfte, ohne zu zittern. Wegen dieſer hohen Geiſtigkeit des Königs nannten ihn ſeine Zeitgenoſſen eben ſo ſehr den Großen, als wegen ſeiner ſchweren und glänzenden Thaten, und dadurch hatte er in Wechſelwirkung auf die übrigen europäiſchen Regierungen einen unnennbaren Einfluß, der ſich leider nur oft in Karrikaturen zeigte, wie es bei dem Nachmachen des Großen durch Kleine nur zu oft iſt.

Seine Regierung und der Staat, den er bildete, iſt das vollkommenſte Produkt des Geiſtes, der nur bei den durchaus feſten und irdiſchen Dingen wie ein Staat iſt, und bei dem feſten Karakter des großen Königs mehr Haltung gewinnen mußte, als man bei der Geiſtigkeit hätte erwarten ſollen; doch wir haben ſchon geſehen, daß des Geiſtes Wirkung im Staate höchſte Subordination iſt, woran die Menſchen ſchon vor Friedrich gewöhnt waren; er konnte alſo den Deſpotismus worin er regierte, noch mehr vergeiſtigen und alles zu Einem Ziele richten, wie er auch that. Was war aber dieſes für ein Ziel? War es ein höheres, als die Könige vor ihm und nach ihm ſich aufgeſteckt haben? War es ein bloß menſchliches oder bloß königliches? Wir können uns bei der Beantwortung dieſer Frage auf ihn als Schriftſteller und Philoſophen nicht berufen; er hat doch manches geſagt

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

und philoſophirt — ob aus ſich ſelbſt, oder nach Andern, gilt hier gleich viel — was er als Regent nicht gut oder möglich gefunden hat, auszuführen und zu thun, und auch, wenn wir ihn als Schriftſteller nehmen, ſo erheben ſeine Lehren und Anſichten vom Staat ſich ſelten über die beſte Anſicht und Ausſicht ſeiner Zeit; ſie ſind keine Grundſätze, ſondern nur Maximen (gleichſam die größten Lehren, welche die bisherige Erfahrung gegeben hatte, in Allgemeinheit genommen), und er hat noch nicht die Idee einer ewigen Gerechtigkeit auch der Staaten, indem ſie ſich ihre Naturgränzen, gleichſam ihren Haß in Liebe ſetzen, um durch die unteren Widerſprüche nachher in höherer Liebe zu einander übergehen und ſich wechſelſeitig bilden zu können. Er hatte doch keine höhere Anſicht eines Staates und der ganzen Menſchheit, als der Geiſtigkeit und Zucht, und Philoſophie und Kunſt ſelbſt ſollten ihm nichts Anderes bewirken, als die Menſchen in dieſer angeſtrengten Zucht zufriedener und ruhiger erhalten. Welche hohe politiſche Rückſichten haben ſeine Ver ehrer und viele unſerer Zuſammenſteller von factis, die nichts weiter können, als zergliedern und klaſſificiren, ihm nicht angedichtet! Wie haben ſie ihm das Intereſſe des teutſchen Vaterlandes zunächſt am Herzen liegen laſſen, eines Landes, deſſen Volkskarakter er nicht kannte, und deſſen Wohl er in die Vergrößerung der preußiſchen Monarchie (ſein neueſtes, größtes Werk) und in die Schwächung des öſterreichiſchen Hauſes ſetzte! Von einer teutſchen Nation, wie ſie hätte Eins ſeyn und Eins werden können, hatte er wohl nie eine reine Idee gefaßt, es ſey denn, daß er ſein Haus endlich Oeſterreich in der Zukunft beſiegen und ſo aus dem Getheilten ein Eins werden ließ. Aus einer Anſicht des teutſchen Gleichgewichtes, einer elenden politiſchen Fratze, die ſeit dem dreißigjährigen Kriege exiſtirt hat, um den Einfluß der Fremden auf unſer Vaterland zu verewigen, und beinahe alle Kriege Europens darin hineinzuſpielen und ſie auf ſeine Koſten und mit ſeinem beßten Blute zu führen, läßt man ihn ſo gern nach Karls des Sechsten Tode

Schleſien angreifen und erobern; er iſt darüber weit aufrichtiger. Den ſiebenjährigen Krieg, ein Werk der Nothwendigkeit, haben teutſche Philoſophen und Poeten, oder die ſich ſo nennen, zu einer herrlichen Nationaltropäe Teutſchlands machen wollen, und Friedrich häufig den Retter und Befreier des Vaterlandes genannt, weil der große Mann mit ſeltener Standhaftigkeit den Rieſenkampf beſtand. Aber man muß ihn dabei nur als Menſchen und Regenten bewundern; als Teutſche müſſen wir weinen, daß er nicht erlag, und daß Maria Thereſia nicht erliegen konnte. Kein Krieg geſchah mehr auf Koſten des teutſchen Volks, und keiner legte den alten Grund des teutſchen Elends, die Vielherrſchaft, bleibender feſt und bereitete die lange Schwäche des Vaterlandes ewiger vor, als gerade dieſer. Der baieriſche Succeſſionskrieg, der Fürſtenbund, ſollen Werke des teutſchen Patriotismus ſeyn; ſie entſprangen allein aus dem preuſſiſchen Intereſſe, welches am wenigſten teutſch iſt, und welches Oeſterreich nicht mächtiger werden laſſen durfte. Auch war die Idee dieſes preußiſchen Staats, dieſer ewigen Monarchie, die der große Mann ſo künſtlich aufgebauet und befeſtigt hatte, ſeine höchſte Idee als König; eine weitere hatte er nicht. Dies iſt ſeinem Zeitalter ſehr verzeihlich; denn noch hat kein Regent eine andere gehabt, ſelbſt jener nicht, der jetzt auf dem Throne der Kapetinger ſitzt, und den Viele gar zu gern zum Allregenten von Europa wünſchten, ihn, der ſeine Nation tüchtig beherrſcht, aber ſchlecht regiert. Selbſt von jener althergebrachten Staatengerechtigkeit und dem Gleichgewicht hatte der große Friedrich keine ſo gewiſſenhafte Idee, als man uns gern einbilden mögte; er war nach allem, was wir bis jetzt wiſſen, die nächſte Urſache der erſten Theilung Pohlens, die, auf dieſe Art durchgeſetzt, noch ohne Beiſpiel war: alles, weil es ſeine höchſte Idee war, aus einem kleinen Staate was Großes zu machen.

Aber er machte aus dieſem kleinen Staate auf eine andere Weiſe was Großes, und darin iſt er uns mit Recht, für ſeine Zeit betrachtet, der Große, der Einzige Friedrich. Im reinſten Geiſt ſeiner Zeit, d. h. im Geiſt der höchſten Geiſtigkeit, auf den Staat angewandt, faßte er davon die Idee und führte ſie erbarmungslos und unaufhaltbar, wie der Geiſt in ſeinem Wirken durchgeht, auch hindurch. Diſciplin und Subordination, im ſtrengſten Zuſammenhalten und Aufeinanderdrücken, trieb er, in hoher Geiſtigkeit genommen, auf das Höchſte, unbekümmert, wie ein König es oft ſeyn ſoll, ob auch Einzelne ächzten, und ob manche liebliche Blüthen der Kunſt und Humanität bei dieſer Gepreßtheit und Anſpannung verwelkten, oder gar nicht aufgingen. Der König hatte volles Recht für ſeine Zeit; für die unſrige würde er es nicht haben, für die in den nächſten 50 Jahren wohl noch weniger. Alles überſehend berechnete er im Geiſte, ließ ſelbſt das Ungerechte und Ungleiche ſtehen, wenn es ſeinen großen Plan nicht aufhielt, und ſah die einzelnen Menſchen nur als Hölzchen und Stiftchen in ſeiner großen Maſchinerie an, die nach Gefallen zerſchnitten und zerbrochen werden mögten, wenn die

Maſchine nur dadurch ihren ſtetigen Gang behielt. Wer erſtaunt nicht über das Wunder, wenn er hört, von 5 bis 6 Millionen Menſchen, die nicht in dem geſegnetſten Lande, die nicht geographiſch gerundet wohnten, habe er ein immer gerüſtet Heer von 250000 Mann unterhalten, habe bei dem großen Aufwande, den die Ergänzung und Unterhaltung dieſes Heeres koſtete, königlich dem Ackerbau und den Fabriken aufgeholfen, der Künſte und Wiſſenſchaften gepflegt, ſeine Städte und ſein Land bevölkert und verſchönert, Sümpfe ausgetrocknet, Kanäle gegraben, Ströme geleitet und eingedeicht, dabei große Kriege geführt, ſeinen Herrſchereinfluß allenthalben ſpielen laſſen — und doch ſeinen Schatz gefüllt? Alles dieſes war nicht anders möglich, als durch die äußerſte Anſpannung und Anſtrengung ſeines Staates, deſſen Kräfte er verſtehen und meiſterhaft eintheilen mußte, um dieſes Wunder möglich zu machen; er mußte aber das kräftige Blut, das er dem Staate ſo reichlich abzapfte, weiſe wieder durch andere Kanäle in die Adern des Staates zurückflieſſen laſſen, damit die Maſchine nicht ins Stocken gerieth. Auch das verſtand er. So ward unter ihm der preußiſche Staat das Ideal eines geiſtig auf ſeine höchſtmögliche Spitze getriebenen Staates. Der König konnte bei dieſem vorgeſteckten Ziele in Wenigem human ſeyn: aber wo er es konnte, war er es doch zuweilen. Indeſſen zeigt dieſer Philoſophenkönig, wie man ihn nannte, daß er oft auch nur, wie andere Menſchen, nach Launen und nach Gewohnheit handelte. Dahin gehört ſeine einſeitige Auszeichnung des Adels, die in ſeinem Staate durchaus nicht nothwendig und in dem ganzen übrigen Europa nicht in dieſer Strenge gebräuchlich war. Sie ward aber auch eine wahre Ungerechtigkeit, beſonders wegen der militäriſchen Konſkription. Jeder geborne preußiſche Unterthan war auch geborner preußiſcher Soldat; aber ihm war faſt alle Hoffnung abgeſchnitten, etwas Anderes zu werden, als Gemeiner; denn der geborne Edelmann war eben ſo ſein geborner Officier und Befehlshaber, deſſen Ahnen demſelben die Würdigkeit mitzugeben ſchienen, ein tüchtiger Anführer zu werden. Man könnte dies verzeihlich finden, wenn der König nicht beinahe die Hälfte ſeiner Officiere aus fremden Edelleuten angezogen hätte, die nicht einmal ein Vaterlandsanrecht dieſes Unrechts haben konnten. Die Ordnung und Gerechtigkeit gingen übrigens gleiches Schritts durch alle Klaſſen des Volks; denn durch die größte Genauigkeit konnte die größte Künſtlichkeit nur ſtehen. Der König ſelbſt ſtellte ſich ſeinem Staate gewiſſermaßen gleich und brachte dadurch eine Art von Begeiſterung für ſeine Perſon hervor, welche allein in einem ſolchen Staate möglich war. Der König war den Menſchen alles, der Staat konnte ihnen nichts ſeyn: aber der Staat lag ganz in dem Könige. Dieſer Mann war ſo hoch an Majeſtät des Geiſtes, daß er ſich der der Perſon und des äußern Prunks entäußern konnte. Jedermann wuſſte, daß er ſeine Unterthanen nicht die ſtrengſte Sparſamkeit lehrte, um in der üppigſten Praſſerei zu leben, daß er wenige Bedürfniſſe des Körpers, keine ungeheure Tafel, keine Günſtlinge und Maitreſſen hatte, daß der ganze, ſehr mäßige Aufwand, den er machte, für ſeine geiſtigen Bedürfniſſe war, woran aber die ganze Nation mit ihm Theil nehmen konnte; und jedermann ließ ſich von dieſem einfachen und glanzloſen Könige einbilden, daß der Glanz des Ruhms, der ſeine Heere und ihn umgab, die Ehre, die er dem Namen Preuße durch die ganze bekannte Welt erworben hatte, das wahre und einzige Glück der Nation ſeien. Was aber dieſes große Kunſtwerk, welches er machte und im Schwung erhielt, über allen Tadel ſeiner Zeit erhebt und dieſen König den größten Genien aller Zeiten zugeſellt, iſt die Vergleichung ſeiner Regierung und ſeines Staates mit ſeinen Zeitgenoſſen. Es war freilich Künſtelei; aber doch wie viel herrlicher, als die völlige Unregierung und Staatszerrüttung ſeiner Nachbaren. Frankreich und Oeſterreich, bei fünfmal mehr natürlichen Kräften, waren ihm kaum gleich an Macht, und die ſchönſten Länder der Erde wurden entvölkert, mit Schulden belaſtet, von Maitreſſen und Abentheurern ausgeſogen, verloren alle Macht und Ehre, die ſie ſo gewaltig ſonſt hätten geltend machen können, während er ein eben ſo großes ſtehendes Heer unterhielt, als ſie, ſein Land anbauete und bevölkerte und ſeine Schatzkammer füllte. Fahre wohl, großer Geiſt, ſeltenſter Menſch des 18ten Jahrhunderts!

Joſeph der Zweite trat als Schüler und Nachahmer Friedrichs des Zweiten auf, und es ging ihm nicht beſſer, als es den beßten Nachahmern oft zu gehen pflegt. Auch ſeine Regierung kam durchaus aus dem Geiſte; ſie wollte thun, was der Geiſt immer ſchneidender that im Ablaufe des Jahrhunderts; aber ſie wagte noch Größeres, und hätte ſelbſt bei gleichem Wagen mit Friedrich noch größere Hinderniſſe gefunden; denn Zeit, Land und Regierungsart waren einander nicht gleich bei beiden. Friedrich herrſchte nur über Teutſche, und dieſe Teutſche waren faſt alle von dem proteſtantiſchen Bekenntniſſe; aber ſie waren auch durch die vorigen Regierungen ſchon einigermaßen gewöhnt, des Königs Willen für das höchſte Geſetz zu halten und meiſtens blind zu gehorchen; dazu kam des Königs felſenfeſter und beſonnener Sinn, der gar keine äußere Hinderniſſe und Schwierigkeiten aufkommen ließ, die nicht in der Sache an ſich ſelbſt lagen. Joſeph beherrſchte Ungarn, Böhmen, Teutſche, Niederländer, Slaven, Polen, Italier, eine unverträgliche Maſſe, die auch bei der alltäglichſten und bedächtigſten Regierung Zuſammenſtoßungen und Aufſprudelungen machen mußte, und die nicht der Wille des Volks, ſondern der Zufall der Erbſchaft oder Eroberung zuſammengebracht hatte. Jeder dieſer Theile Eines Staats hatte eine andere Sprache, andere Sitten, anderes Klima, verſchiedene Geſetze und Regierungen, mehr oder weniger Freiheit und Unabhängigkeit von dem Willen des Regenten; zudem war in allen die katholiſche Religion bei weitem die überwiegende. Eine ſolche Maſſe wollte der Kaiſer in Eins werfen und durch die Gewalt des Willens eine Einheit daraus machen. Er ſah wohl ein, daß die öſterreichiſche Monarchie dadurch mehr als die doppelte Kraft gewinnen würde; er ſah aber wohl mit einem dem größeren Nebenbuhler weit untergeordneten Genie die Hinderniſſe nicht voraus, die nothwendig, auch wenn der Plan am glücklichſten ging, ſich von allen Seiten um und vor ihm aufthürmen mußten. Auch griff er zu raſch ein, vielleicht von Anfang an das dünne Gewebe ſeines kurzen Lebens ahnend, und regte zu vieles zu gleicher Zeit auf, verwickelte ſich auch in ſo weit-ausſehende politiſche Plane der Unterhandlungen und Kriege, daß er den vielen Mißvergnügten gleichſam von ſelbſt die Hand reichte, ihm nachdrücklich die Stirn bieten zu können. Er hatte ganz **Friedrichs** große deſpotiſche Ideen vom Herrſchen und Menſchenbeglücken. Die höchſte Verherrlichung der öſterreichiſchen Monarchie war ſein Idol. Strenge Ausgleichung aller widerſtreitenden und ungleichen Theile ſeines ungleichen Staats, allgemein durchgreifende Diſciplin und Subordination von einem Ende ſeiner weiten Provinzen zum andern, größere Verquickung und Vergeiſtigung des Volks, wodurch er es fähiger machen wollte, in ſeine Plane und in den Gehorſam williger einzugehen, ſollten die Mittel dieſes höchſten Zwecks werden. Sein Wille war gut, wie er ſeyn konnte, denn er wollte dem Anſchein nach nichts für die Perſon des Regenten, ſondern alles für den Staat durchſetzen; aber wie der Staat war, fiel er doch in mancher Hinſicht mit dem Regenten genau zuſammen. Joſeph muſste alſo auch bei ſeinen beſten Abſichten Neid und Mißtrauen finden, beſonders bei denjenigen ſeiner Provinzen, die noch die meiſten von ihren alten Freiheiten gerettet hatten. Indeſſen, obgleich er eben ſo deſpotiſch das Gute und für ſeinen Plan Zweckmäßige, was nicht immer das Gute war, wollte, als Friedrich, ſo erſchien er doch oft humaner, als jener, theils wegen einer größeren Schwäche und Milde ſeiner Natur, die nicht ſo herriſch da ſtand, theils weil er mehr Mißbräuche abzuſtellen und mehr Gutes einzuführen vorfand, als Friedrich, dem ſein großer Vater wacker vorgearbeitet hatte. Es ſcheint ſich überall bei Joſeph die größere Strenge und das kühne Durchgreifen ſeines Karakters immer mehr entwikkelt zu haben, je glücklicher ſeine erſten Reformen durchgingen. Alle Welt jauchzte ihm mit Einem Munde Beifall zu, als er Ordnung in die Finanzen und die ganze Staatsverwaltung brachte, ſeine Armee neu organiſirte, jedes Talent beförderte und jedem Gedanken und Worte durch die Preßfreiheit ſeinen freien Flug nehmen ließ; menſchlicher und lauter noch erklang dieſer dem wackeren Kaiſer, als er den Plan mit Nachdruck angriff, die Schmach der abſcheulichen Leibeigenſchaft in allen ſeinen Staaten aufzuheben; in Böhmen, Mähren und Oeſterreich ſetzte er dies auch ungeachtet alles Sträubens des verjährten Unrechts größtentheils glücklich durch. Als er dieſe Herkulesarbeiten kaum begonnen hatte, fing er den ſchwereren Kampf mit der Hierarchie an und ſchien auch da obſiegen zu wollen. Unbarmherzig fiel er über die Klöſter her und machte ihr reiches Erbe zur Erbſchaft des Staates; eben ſo unbarmherzig und als Regent und Menſchenleiter wirklich etwas unklug ſchnitt er vom Kultus der Religion ſeiner Väter manches ſinnliche Gepränge und manchen Prunk weg, weil der Geiſt nichts Typiſches und Sinnliches in der Religion dulden will; und hiedurch verletzte er die Gewiſſen vieler Frommen und Rechtlichen im Volke, die als Menſchen an der puren Geiſtigkeit, die gar keine Religion giebt, nicht genug hatten. Auch reformirte er zugleich im Erziehungsweſen der Schulen und Univerſitäten, und ſuchte dieſe Anſtalten auch den Prieſtern und Mönchsköpfen zu entwenden und durch andere Vorſteher und Lehrer eine neue Generation zu bilden. In den Niederlanden ſtieß er hier zuerſt an: — die Prieſter ſchrieen über Eingriffe in ihre alten Gerechtſame, und die Stände geſellten ſich dazu und ſchrieen mit ihnen über die Verletzung der ſogenannten joyeuse entrée. Joſeph wollte Gewalt brauchen und endlich nicht allein die akademiſchen Freiheiten der Niederländer ſtürmen, ſondern auch alle andre politiſche; allein das Volk ergrimmte, und als er im Türkenkriege befangen war, griff es zu den Waſſen, und die niederländiſche Gährung lief bis in das erſte Jahr des franzöſiſchen Revolutionskriegs hinein. Eben ſo mißglückte ihm alles in Ungern, deſſen edles Volk, das noch den Thron ſeiner Mutter allein geſtüzt hatte, er am grauſamſten angriff. Er wollte ſie nemlich entungern, indem er ſchlau die teutſche Sprache einzuführen ſuchte und ihren Gebrauch bei allen öffentlichen Verhandlungen befahl. Dieſer grauſamſte Angriff eines Volks, das noch die Würdigkeit fühlt, ein **Volk** zu heiſſen, nebſt andern Willkührlichkeiten ſeines geiſtigen Deſpotismus, hatte auch hier ſchon die Unzufriedenheit zur Flamme angeblaſen, und die Böhmen und Oeſterreicher, die ihren Herrn in einem unglücklichen Krieg mit den Türken und von allen Seiten in der Klemme ſahen, fingen auch an ſich zu regen, und die Prieſter thaten redlich das Ihrige dazu. **Joſeph** ſtarb mitten in dieſer Zerrüttung und in dem tiefgekränkten Gefühl, faſt alles, was er mit der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen aufgeführt hatte, noch zuſammenſtürzen zu ſehen.

Man iſt ſeinem Andenken die Thräne ſchuldig, die dem Edlen gebührt, denn er wollte das Menſchliche und Gute: aber er verſtand vor lauter Geiſtigkeit ſeines großen Plans den feſten Erdboden nicht genug, worauf er doch ruhen ſollte. Ueberdas treten in die letzten Jahre ſeiner Regierung ſchon die politiſchen Zuckungen Europens ein, die allenthalben einen neuen außerordentlichen Zuſtand, der früher oder ſpäter kommen ſoll, verſtändigen. Auch ein weiſerer und weniger leidenſchaftlicher Regent hätte bei dieſem Zeitgeiſt wohl ſchwer eine ähnliche Herkulesbahn, ohne zu ſtolpern, halten mögen; denn die Zeit und das Glück ſind vor allen das einzig richtige Maaß der Größe und Kleinheit.

Man rechnet unter die großen Wirkungen der Geiſtigkeit der Zeit gewöhnlich die nordamerikaniſche Revolution, die manche Politiker, als den Ausflug eines beſſeren Zeitalters, zu hoch taxiren. Nur daß das Urtheil und die Anſicht, worunter das Mutterland Europa dieſe neuen Freiheitskämpfer aufnahm, daß die Ideen unſrer beßten politiſchen

Philoſophen, die noch ohne Leib herumflatterten, als wirkend und treibend in dieſe Revolution hineingetragen wurden: nur das allein konnte ſpäter einen ſolchen Irrthum erzeugen. Freilich brauchten einige der erſten Demagogen die Ideen eines Rouſſeau, Hume und Voltaire als Verbrämung ihrer Plane; aber die ganze Veranlaſſung und Fortſetzung der Revolution, die einen neuen Freiſtaat zeugen ſollte, liegt in der gewöhnlichſten Ordnung der Dinge und ſteht, von keiner hohen und überfliegenden Geiſtigkeit ergriffen, mit engliſcher Schwere und Derbheit ganz auf der Erde. In dieſer Hinſicht mögte ich ſie lieber noch zu den Revolutionen rechnen, welche in früheren Jahrhunderten in England und Holland waren. Dieſe Menſchen waren noch nicht vergeiſtigt genug, daß man mit ihnen ſo ſehr mit Ideen hätte ſpielen können, als man es nachher mit den Franzoſen konnte. Aber in ihren Folgen ward dieſe Revolution und der Sieg der Kinder gegen die ſtrenge Mutter ſehr bedeutend. Der Geiſt, der eine gewaltige Höhe erflogen hatte, faſſte ſie gleichſam bei ihren Spitzen und trug ſie mit in ſeine Luft. Alle politiſche Träume, Ideen und Entwürfe wurden lebendiger an dieſes Maaß in der Wirklichkeit gehalten, welches mit ſo ſchönen Hoffnungen und Bewillkommungen des Zeitalters erſchienen war, und eine unendliche Lichtmaſſe ward durch ganz Europa erzeugt, die einmal, wenn ſie nicht zur Sonne und zum erwärmenden und leuchtenden Geſtirn werden konnte, als Erdbrand und feuerſpeiendes Gebirg zu verheeren drohte. Wer des vereinzelten Geiſtes Natur kannt, hätte zittern müſſen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Seele, dieſer ganz unterdrückte Theil des Gemüthes, nicht auch zuweilen noch ihre Rechte geltend zu machen ſuchte, wie der Geiſt und der Leib, die ſich von ihr zu allgemeinem Unheil aller drei in den bedeutendſten Punkten geſchieden hatten. Aber ſie erſchien entweder ſogleich als Karrikatur, wo ſie nur hervorblickte, weil die lange Unterdrückung und Verkrüppelung ihr alles Zutrauen zu ſich ſelbſt und den ſichern Takt für das Leben genommen hatte;

oder ſie ward doch meiſtens bald zu einer Karrikatur in dieſem Zeitalter, das ſie vor lauter Geiſt nicht wieder in ihrer alten Geſtalt anerkennen wollte, und ihr höchſtens einigen Antheil am Leben erlaubte, wenn ſie die Maske der Vergeiſtigung annahm, ohne wirklich mit dem Geiſte im geringſten in Verbindung zu treten. Die Seele konnte ſich, unter dieſen Umſtänden und aller Haltung durch den Geiſt beraubt, ſelten anders zeigen, als Schwärmerin, die, geſchüchtert und verſpottet, immer mehr von der holden Schönheit ihres angeborenen Weſens abſprang und oft den Ingrimm und die trotzige Verachtung der Verlaſſenheit bekam, welche die Seele nie hätte kennen ſollen. Seit der Reformation wimmelte es von Schwärmern; denn mit ihr begann in allen Ländern, ſelbſt in denen des katholiſchen Kultus, immer mehr die Vergeiſtigung und die Unterdrückung der Religioſität. Je tiefer ein Volk in ſich ſelbſt und in die Natur hineinſchauet, deſto mehr fühlt es das Bedürfniß, nicht allein in dem erkältenden und einſam machenden Geiſte, ſondern auch in der Seele zu leben. Die Engländer und Teutſchen haben die meiſten Schwärmer gehabt. Schon das ſiebenzehnte Jahrhundert erzeugte in England eine Menge Sekten, die der kalte Kultus der engliſchen Kirche nicht befriedigte; ſie ſind zum Theil nach Amerika übergegangen, doch hat das Vaterland faſt von allen noch die Proben; die große Revolution unter Karl dem Erſten ward durch religiöſe Schwärmerei zuerſt entzündet, worin die politiſche nur eingriff, und dieſe Schwärmerei trieb Karln auf das blutige Schafot. Die Janſeniſten, die Quietiſten, der liebenswürdige Schwärmer Fenelon gegen das Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts ſind ſogar in der katholiſchen Kirche merkwürdige Erſcheinungen, gleichſam Proteſtanten gegen die Vergeiſtigung und Verweltlichung aller Religion durch die Jeſuiten und ihre Genoſſen, die aber durch Druck und Verfolgung zum Theil zur äußerſten Schwärmerei fortgetrieben wurden und zuletzt Kranke heilten und Todte erweckten durch Wunderkraft. Auch das proteſtantiſche Holland in ſeiner finſteren und unfreundlichen Natur und bei ſeiner entgötternden Religion, die auſſen nichts Schönes zeigen, iſt von je her eine fleiſſige Pflegerin und Erzeugerin von manchen Schwärmerſekten geweſen, und faſt alle, in welchem Theile Europens ſie auch entſtanden ſind, haben in ihr Proſelyten machen können von Jakob Böhm bis auf Swedenborg. Welch eine bedeutungsvolle germaniſche Natur, welch eine Tiefe der Anſchauung in dieſem Schuſter von Görlitz! Welche Blitze aus der Verrückung und Verzückung! Es iſt die ächzende, nach Liebe und Schönheit dürſtende Kreatur, die der Geiſt immer unbarmherziger und ſchneidender aus der Welt herauspeitſchte. Der Anfang des 18ten Jahrhunderts hatte unter uns Teutſchen einen Spener und die Menge der Pietiſten, die aber doch vor dem Geiſte das Feld räumen und dem Zeitalter, auch in ihrem Beſten, Narren heiſſen muſſten. Graf Zinzendorf griff hier ein und ſtiftete die bekannte Sekte von Herrnhuth auf dem geweihten Boden, wo Jakob Böhm ſeine

Orakel gepredigt hatte. Alle dieſe heiligen Verbrüderungen muſſten durchaus von den ſtillen und duldenden Schwärmern werden; denn das geiſtige Zeitalter meinte ſchon ſehr gnädig zu ſeyn, wenn es ſie überall nur litt, die ihm durchaus weiter nichts als Tröpfe und Narren waren. **Swedenberg**, **Gaßner**, der edle **Lavater**, ſind jeder in ſeiner Art zugleich merkwürdige Erſcheinungen und Erklärungen der Zeit, worin ſie lebten; weil ſie aber nicht grade fortgehen konnten, ſondern die Zeitgenoſſen ihnen immer den Weg verrannten, muſſten ſie ſeitwärts und rückwärts abſpringen und oft verrückt werden, öfter nur ſo ſcheinen, wie die Kometen in ihrem Laufe.

Auch die politiſche Vergeiſtigung der Staaten, die immer deſpotiſcher, ſelbſt bei beſſer Ordnung, wurden, die unter militäriſchem Deſpotismus erlagen in allen Laſtern und Gebrechen des Luxus, die kein göttliches Leben, keine über alles hinſcheinende Kunſt vergeſſen machte; das immer wachſende Elend der Auflagen, die verewigten

Kriege und Eroberungen, deſto ſcheußlicher, da man anfing, ihr Scheußliches einzuſehen: kurz, alles, was dem edleren Menſchen wohl das Herz zerreiſſen konnte, erweckte Schwärmer der trefflichſten Art, unter denen der Abbe' St. Pierre und der Genfer Bürger Johann Jakob Rouſſeau obenan ſtehen; denn alle, die ihnen zahllos nachgeſprochen und nachgeträumt haben, ſtehen faſt immer nur in ihren Spuren. Dem edlen Genfer erſchien das Bild ſeiner Zeit ſo düſter, daß er endlich meinte, der Menſch ſey durch ein ſeltenes und unerklärliches Unheil ganz aus ſeiner Natur herausgeriſſen und zu einem verkünſtelten und alles verkünſtelnden Ungeheuer geworden. Ihm ſey nur zu helfen, wenn er dieſer Maſkerade des Elends auf immer entſage, alle Flitter- und Erbärmlichkeiten, die er ſich angeklügelt, abwerfe, und den alten Naturſtand wieder ſuche. Eben die Geſellſchaft, der Staat, ſey ſein erſtes Verderben: er habe nie ſeine uralten Haine, ſein Schlaflager unter dem erſten beſten Buſch, ſein nacktes Leben, verlaſſen ſollen, ſo würde er glücklich geblieben ſeyn. Je mehr Menſchen zuſammen, deſto mehr Verderbniß: je mehr Getrenntheit und Einſamkeit, deſto mehr Ruhe und Glück. Der den erſten Beſitz erfunden, das erſte Feld eingezäunt und geſprochen: „dies iſt mein!“ ſey alles Unheils Urheber, und habe die erſten Quellen der Habſucht, der Sklaverei, der Kriege geöffnet. Harmlos und ſtill, ohne Wunſch und Begierde, als ſatt zu ſeyn und bei einem Weibe zu liegen, habe der Menſch vorher ſein unſchuldiges Leben geführt, und aus dieſem Leben habe er nie herausgehen ſollen. Ja, der Genfer Philoſoph ſuchte ſelbſt eifrig, ob er das Urbild der erſten Menſchheit nicht noch in einem ähnlichen Daſeyn finden könnte, und fand es ſehr wahrſcheinlich in dem ſogenannten Waldmenſchen, oder Orang-Utang, dem klügſten und einſamſten unter dem zahlreichen Affengeſchlechte. Aber welcher Menſch, der nur zuweilen über das mancherlei politiſche Elend weinen konnte, kann dieſen Träumen des Philoſophen ſein Intereſſe verſagen? Der Treffliche dachte darum nicht weniger ſcharf und liebend nach über die Verfaſſung der Staaten, wie ſie nun einmal iſt, und zeigte nicht weniger klar, wie doch aus ſolchen verdorbenen Keimen was Beſſeres hätte hervorgehen ſollen für die Menſchheit, als ſie bisher erzeugt hätten. Bei aller ſeiner Excentricität liegen in ſeinen politiſchen Ideen unendliche Saamen einer ſchönern Ordnung der Geſellſchaften, die einmal die Ordnung der Welt werden muß. Aber er ſah die Möglichkeit einer beſſeren Einrichtung des Ganzen nur in der menſchlicheren und natürlicheren Bildung des Einzelnen; ſo entſtand ſein Buch über die Erziehung, welches, ungeachtet mancher Mißgriffe, zunächſt am tiefſten in die Zeitgenoſſenſchaft eingegriffen hat. Rouſſeau iſt auch als Menſch, nicht als Schriftſteller, betrachtet, eine ächte Erſcheinung der Zeit, eine ewig kämpfende Zwietracht der erſten menſchlichen Vermögen, die ſeit Jahrhunderten entzweit waren, deren nothwendige Vereinigung aber jedes Gemüth tiefer fühlte, je edler es war. Sein Leben iſt gleichſam Ein Kampf, und eine zerſtörende Geſpanntheit marterte ihn mit den Verfolgungen, die ſeine Eitelkeit, öfter ſeine Wahrhaftigkeit, ihm zuzogen; dieſe convulſiviſchen Zuckungen laufen auch als Paradoxien und ſcharfe Antitheſen durch ſeine Schriften. Auch er ward, wie die größeren und tieferen Menſchen der Zeit, von den Zeitgenoſſen mehr für einen Narren, als für einen Weiſen gehalten.

Kein Volk ergriff ſeine Ideen wohl mit größerer Empfänglichkeit und Liebe, als das unſrige, weil es die Tiefe und den hohen Ernſt, ſelbſt ſeiner Paradoxien, zu verſtehen wußte; aber keines war in einer ſo ungünſtigen Lage, als grade dieſes, jene Ideen auszuüben, denn keines war weniger ein Volk. Aber wo die Deutſchen ſich rühren konnten, da griffen ſie thätig in ihn ein, und dies war in ſeinen Erziehungsgrundſätzen. Man ward gegen das letzte Drittel des Jahrhunderts immer mehr der Schwächen der Zeit inne, je höher die Geiſtigkeit ſich überflog. Daß die Seele der Natur und den Menſchen fehlte, ahnete man, und rief nun nach allen

Seiten aus, ſie zu ſuchen: aber wie ſollte man die Verkrüppelte erkennen, wie die wahre verſtehen bei der allgemeinen Verrücktheit, geſetzt, man fand ſie auch? Indeſſen lag doch ſchon in dieſem Sehnen nach der verlornen Seele das Höchſte, was dieſe Zeit leiſten konnte. Der Teutſche wollte nun durch Philanthropien und Erziehungsanſtalten ſein Volk und Europa wiedergebären; darin fand er nun alles zur höchſten Menſchenbildung, der Staat möge ſeyn, wie er wolle. Man kann nicht leugnen, daß in dieſer Periode viel für die Erziehung geſchah; aber eben ſo wenig kann man es leugnen, daß die Uebertreibung und Karrikatur ungeheuer, daß die ganze Erziehungsdiſciplin nur doch wieder geiſtig ausgerechnet, nicht aus vollem kindlichen Gemüthe gefaſſt war, daß man nur zu oft bei Kleinigkeiten ſtehen blieb, aus einer Mücke einen Elephanten, aus einem kindiſchen Gebrechen ein allgemeines Verbrechen, eine Zerrüttung der ganzen Menſchheit machte: kurz, auch hier faſſte der herrſchende Geiſt wieder die Spitzen; Religioſität und Poeſie, als erſte

Grundlagen jeder menſchlichen Erziehung, ahnete man ſo wenig, daß man die holde Kindheit und ihre Unſchuld entgötterte und der zarten Pſyche die Mondſcheidämmerung nahm, ehe ſie in die Sonne ſehen konnte. Man ſprach ſchon davon, Kindern früh die Vernunft aufzuklären; Aufklärung, Aufklärer waren die ewigen Klänge jener Epoche. Der Verfaſſer trägt die Spuren dieſer Erziehung noch blutig an ſich; kaum in 15 Jahren des Kampfes hat er die Zwietracht beilegen können, die ſie ihm gebracht hat in ſein Gemüth. Wer ſo mit Narben durch ſeine Zeit gegangen iſt, hat ein Recht, von ihrem Guten und Schlechten zu reden. Die allgemeine Begeiſterung für dieſes neue Erziehungsweſen würde bei dem Teutſchen von ſelbſt allgemach erkaltet ſeyn, weil die Flackerflamme des Geiſtes nicht lange warm hält; aber nun kam das politiſche Revolutionsintereſſe dazwiſchen, welches ſeitdem eine Zeitlang alles Andere verſchlungen hat: es kam ein großes Intereſſe für das neue philoſophiſche Syſtem, welches ſeit drei, vier Luſtren ſo große Revolutionen veranlaſſt hat.

Indeſſen der Keim dieſer Erziehungswuth trieb aus einem edlen Saamen, nur daß der Geiſt auch hier bald darüber kam, der bis jetzt noch faſt in allem, was anfangs auch wider ihn aufzuſtehen ſchien, die Früchte gepflückt hat, wo etwas Anderes die Blüthen trieb.

Wie es allem praktiſchen und theoretiſchen Wiſſen ging, daß es ſich vergeiſtigte und durch den Begriff allein in die Menſchen und aus den Menſchen kam, ſo ging es auch der Wiſſenſchaft, die man Theologie oder Lehre von Gott und von der Welt nennt. Man ſichtete, läuterte und reinigte mit einem ſeltnen Fleiſſe und eben ſo vieler Gelehrſamkeit als Scharfſinn, den Augiasſtall, den Wahn und Aberglaube und Zufall gefüllt hatten. Alles ſollte auch hier zur Klarheit kommen, alles ſtreng und ſchulgerecht durch die Demonſtration laufen, was doch beſtimmt war, unſchuldig und kindlich als das Heiligſte im Menſchen in den verborgenen Tiefen ſeines Innern ruhen zu bleiben. Es geſchah alſo, was geſchehen muſſte: indem man ehrlich meinte, dem Menſchen die reinſte Religion zu geben, entriß man ihm alle Religion. Die Wiſſenſchaft, die man Theologie nannte, ſtand nun zerſtückelt und zergliedert in ihren einzelnen Theilen da, faſernackt, aber auch ſo nackt, daß man — im Eifer, die beſchädigten und brandigen Theile auszubrennen — alles Fleiſch von den Knochen gebrannt und alles Mark darin zerſchmolzen hat. Es geſchah, was geſchehen muſſte: die großen Gelehrten, die ſcharfſinnigen und ſcharfſcheidenden Köpfe, die im heiligen Eifer der Reinigung hinzugetreten waren, die, die Bruſt voll Religion, kamen, gingen als Gleichgültige, oft als Gottesläugner, hinweg. Die Proteſtanten übernahmen beſonders dieſe Läuterung und Reinigung durch Begriffe. Sie wollten die Reſte des alten Aberglaubens geſchichtlich und kritiſch und philoſophiſch von ihrer Lehre abſondern. Damit fingen ſie an; aber ſie hörten auf damit, alles Wunderbare im Gemüthe und im Schickſal aufzuheben, indem ſie die abgeſchmackten Erklärungen der Zeichen und Wunder in den Geſchichten des alten und neuen Teſtaments geißelten. Wer endlich dieſe, den Chriſten heiligen, Geſchichten am frechſten und am lächerlichſten deutete, ja zuletzt, wer nur witzig war, wie **Arouet**, ohne gelehrt zu ſeyn, der hieß ein großer, ein hochaufgeklärter Mann. So konnten Menſchen, wie Doctor **Bahrdt**, wie der Verfaſſer des Horus, eine Berühmtheit von 20 Jahren gewinnen. Die Beſſeren unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten und die, welche zugleich Volkslehrer und Prediger waren, die aber denſelben geiſtigen Ton und dieſelbe Bildung hatten, obgleich in ihnen ſich etwas Tieferes bewegte, wunderten ſich, daß bei dem Volke alle Religion ausſtarb, da ſie doch meinten, ſie ihm ſo rein und ſo frei von allen ſinnlichen Erſcheinungen und elenden Formeln hinzuhalten. Aber das Volk, beſonders der Mittelſtand, das nicht denken konnte, zu welchem auch dieſe kahlen Reſte von Religion durch das Gefühl hätten übergehen müſſen, ward wahrhaftig gleichgültig und irreligiös, und fing an, da auch ſeine Lehrer alles mit der Schärfe des Witzes gaben, bei den heiligſten Dingen witzig zu ſeyn und die alten

Götter und Teufel als Poſſen zu verlachen. Auch bei den Katholiken, obgleich die Hierarchie den fliegenden Unterſuchungsgeiſt hemmte, wirkte der Zeitgeiſt, und die Philoſophen und proteſtantiſchen Theologen arbeiteten zugleich, auch ihrer Religion die wenigen Ueberbleibſel von Myſtik wegzuſpötteln und wegzuräſonniren. Nie iſt wohl mehr Atheismus in der Welt geweſen, als von 1777 bis 1790, von dem erſten Palaſt und der erſten Hure der Weltbeherrſcherin Paris bis zur ärmlichſten Hütte und zum ſchmuzigſten Kohlengräber in Teutſchland; denn die Träumerei, als habe man Gott allein im Begriffe, war ja auch Atheismus, und zwar der ſchlimmſte, denn er konnte nie ins Leben und in das Schickſal übergehen; dieſer geiſtige Gott konnte nicht als Geſtalt mit dem Menſchen im Glück und Unglück ſtehen und des Herzens Größe bewähren, ſondern zog gefühllos und ſelig dort oben, während jener unten ächzte und unterging. Auch dieſe Epoche war die meinige. Ich betete als Knabe mit Inbrunſt, lachte und ſpottete als Jüngling mit Frechheit. Möge dem Manne und dem Greiſe die Unſchuld und Frömmigkeit der Religion nie fehlen!

Indeſſen konnte auch hier die Seele und in ihr das innerſte religiöſe Gefühl den Sieg ohne Kampf nicht ſo hingeben. Wir haben ſchon von den früheren Religionsſchwärmereien des Jahrhunderts gehört; auch ſpäter muſſte dieſer Kampf der verrückten Seele ſich mehr wie Krampf und Verzückung, als wie ſtille Beſchauung und fromme, freudige Geſundheit des Gefühls zeigen. Von allen edleren Schwärmern unſerer Zeit ſteht Lavater unſtreitig am höchſten, obgleich er von den ſogenannten Geiſtern und Aufklärern faſt immer nur als ein Toller und ein Narr behandelt ward. Die Frechheit des Geiſtes war groß; indeſſen hatte dieſer Geiſt bei den beſſeren Jägern des Wiſſens und Denkens doch einen Ernſt in ſeiner Ungöttlichkeit und Unwelt; er hatte ihnen eine Art von unbegreiflicher Ueberzeugung anräſonnirt, womit ſie ſich bei ihrer armen Anſicht der Welt noch ſo leidlich durchhelfen konnten, obgleich ihnen keine Freude und Huld aus dieſer Welt aufblühte. Die Schlechtern und Laſterhaften ſpielten recht mit der Spitzigkeit und Witzigkeit der Zeit, und prangten mit ihrer Gottloſigkeit und Verruchtheit vor aller Welt offenbar. Ja, der ſogenannte esprit, von dem wir ſchon geſprochen, machte hier den liebenswürdigen und gefälligen Diener, und warf ſein leichtes und zierliches Kleid um die Kahlheit des Witzbolds, des Geiſtes. Man hatte keine Seele, keine Religion; aber bei der größten Verrückung und Verdrehung fühlten die Menſchen doch das Bedürfniß, etwas Beſſeres zu haben, als das, womit man ſie zufrieden ſeyn hieß, und wir finden am Ende des abgelaufenen Jahrhunderts in großer Aehnlichkeit die Erſcheinungen wieder, die die erſten chriſtlichen Jahrhunderte auszeichneten. Wie dort die Iſis ihre Tempel im Abendlande bekam, wie dort und damals die Juden Proſelyten machten, die Mathematiker und Chaldäer als Gaukler und Propheten eine wichtige Rolle ſpielten; wie man damals nicht die einfältige ſchöne Natur, ſondern für ſie nur Geſpenſter und Ungeheuer ſehen wollte und ſah: grade ſo war es vor 30, 20 Jahren bei uns. Weil man keinen Glauben mehr hatte, ſo glaubte man am erſten das Unglaubliche; weil der Geiſt alles zerſchnitten, vereinzelt und für das Gefühl verhärtet hatte, ſo konnte nur das Gräßliche und Ungeheure eindringen. Myſtiſche und gaukelnde, ehrliche und trügeriſche Verbrüderungen, die zum Theil nur den Mantel einer unſchuldigen Myſtik annahmen, während ſie etwas ganz anders treiben, entſtanden zu dieſer Zeit, und manche Fromme, von einem geheimen Bewußtſeyn getrieben, manche Schwachköpfe, die in ſolchen Brüderſchaften den Stein der Weiſen, oder doch Wahrheit und Ruhe zu finden hofften, geſellten ſich ihnen zu. So entſtanden oder wuchſen doch immer mehr, wie das Jahrhundert ablief, Freimäurer, Illuminaten, Roſenkränzler, Swedenborgianer und eine Menge anderer geheimer Geſellſchaften, die ſich in der Zahl verlieren, und deren jede ſich geheimer Offenbarungen und hoher Myſterien rühmte. Die ſogenannten Kinder des Geiſtes, die Reinen, die Aufklärer, die nichts dulden konnten, was einer Begeiſterung und dem Enthuſiasmus nur von fern ähnlich ſah, erhuben rüſtige Stimmen, und bald zeichneten ſich ſehr weithälſige Schreier unter ihnen als Vorkämpfer aus, die in jedem Quark des elendeſten Tropfes ein drohendes Ungewitter gegen ihre Geiſtigkeit, eine Empörung gegen die Aufklärung, ein Zurückſtürzen in die alte durchlöcherte Nacht des Aberglaubens ſahen. Zu dieſen kamen einzelne Gaukler, die eine Zeit eine ausgezeichnete Rolle ſpielten; auch Lavater gerieth in ihren Wirbel, obgleich ihm nie etwas Unehrliches gezeigt iſt; ſehr ehrenvoll hat auch ihn die Schweizerrevolution mit ſo vielem Alten und Neuen in die andere Welt geſchickt. Mesmer, mit den Wundern ſeines Magnetiſirens, behexte einen großen Theil Europens, beſonders die vornehmere und feinere Welt, deren Nerven neben der Vergeiſtigung durch den esprit noch durch den kränkelnden Luxus äuſſerſt reizbar geworden waren, und die daher leicht Geiſter und Geſpenſter erblickten. Puiſegur, ſein Schüler, ward mit ſeinem Zaubertheater nur durch den Sturm der Revolution fortgeblaſen und allmälig vergeſſen. Caglioſtro, der berühmte Seher und Wundermann, hexte mit ihnen gleichzeitig und verwirrte viele Gemüther durch ſeine Gaukeleien, bis er in den Mauern der Engelsburg ſein Grab und das Grab ſeiner Wunder fand. Er konnte ſich nicht wieder von den Todten erwecken, und auch ſeinen Anhang verſchlang die größere Angſt und Liebe der franzöſiſchen Revolution.

Als ſo alles in Zwietracht ſtand, als auch die politiſche Gährung von allen Seiten mehr aufkochte, als die Guten anfingen von künftiger Beſſerung und Erlöſung zu weiſſagen: da erſchien der Königsberger Philoſoph mit ſeinem neuen Syſtem und verſprach, indem er alles Alte klein als Buchſtabirübungen der menſchlichen Vernunft beachſelte, durch ſeine neue Philoſophie den Menſchen das Verlorne, und auch was ſie noch nie verloren hatten, weil ſie es nicht gehabt hatten, wieder zu geben und zu geben. Er verſprach nichts weniger, als daß eine neue beſſere Welt durch dieſes

Syſtem aufgehen ſollte, indem er die Menſchen ihre innigſten und erſten Bedürfniſſe und ihre heiligſte Beſtimmung lehre, indem er ſie unterweiſe von dem, was der *Menſch* und der *Staat* ſey, und was beide *ſeyn ſollten*. Der Kampf dieſer neuen Sekte mit der alten alles demonſtrirenden und zerlegenden Philoſophie, ihr wirkendes Eingreifen dadurch in die Zeit begann faſt gleichzeitig mit den Vorbereitungen der franzöſiſchen Revolution, und ging gewiß ſchon in die Urtheile darüber, wenn nicht mit in die Urſachen und Wirkungen derſelben, ein. Wir werden unten hören, was aus dieſem Kampfe geworden iſt, ſo weit er ſich überall feſthalten und berechnen läſſt.

Wie ſtand es nun aber bei dieſer Herrſchaft des Geiſtes um die *Kunſt* in Europa? Konnte dieſe, die älteſtens ein ſchönes Produkt des ganzen vereinten Gemüths in der bewuſſtſeynloſen Kindlichkeit war, die unſchuldig wie eine Blume aufblühte, konnte ſie bloß aus dem Geiſte gezeugt werden? Viele Zeitgenoſſen meinten es. Wir wollen ſehen. Vom esprit haben wir gehört. Er hieß uns die nächſte Bindung und Bildung von Geiſt und Körper mit einander, gleichſam des Leibes Idealiſirung, das, was der Franzoſe ſein feineres Leben und ſeine Kunſt nennt, die aber doch bis jetzt nicht viel mehr geweſen ſind, als ein lieblicher Schein aus der Ferne, wohinter weder bleibende Wärme noch Sonnenſchein ſind, ſondern luftige Schwärmer und Knallfeuerchen, die einige Minuten Spaß machen, mitunter auch einem Ehrenmann Haare und Kleider verſengen. Leichte und gefällige Haltung der Oberfläche des Lebens — denn aus der Tiefe durfte der esprit nicht ſchöpfen, ohne zu erſaufen —, leichtes, aber, beim Lichte beſehen, einerlei Spielen mit Witz und Formeln, die dem esprit endlich für ächten Witz gelten, iſt das Beßte bei dieſem esprit; allein er und die Kunſt ohne alle weitere Haltung, als das äuſſere Leben und die Mode, erzeugten eine Menge capricci und mascheroni, die oft an eine ſehr unrechte Stelle zu ſtehen kamen. Wer in Epigrammen und Sonnetten und Epiſteln alle Dichtkunſt auszuſchöpfen meint, wer in der

Henriade, dem Cinna, alle Alten überflogen zu haben wähnt, und ſich für Kunſt und Geſchmack, die er wie Mode behandelt, als Lehrer des übrigen Europa auspreiſ't: von dem kann man keine hohe Meinung haben. Voltaire und ſeines Gleichen ſetzten ſich, wenn ſie am beſcheidenſten von ſich meinten, doch weit über Homer und Sophokles, die ihnen keinen Witz, kein Salz, kurz, keine Kunſt hatten. Worin konnte des ſcharfen und brennenden Geiſtes Höchſtes in der Kunſt auch wohl beſtehen, als in Scharfſinn und Witz? Was nicht ätzend und geſalzen war, die geſunde, kräftige Naturſpeiſe war ihm geſchmacklos. Der esprit ging auf die Engländer, Teutſchen und übrigen Nordländer über und verdarb ſie; und wenn ſie ihn auch zum Theil abſchüttelten, ſo blieb er doch in manchen Punkten feſtſitzen und verſchmelzte auch bei ihnen ſich mit dem Geiſte, der überall durch dieſe Zeit der Alleinherrſcher iſt. Doch entſtand bei dieſen Völkern, ſo bald ſie nur ihrer Sprache mächtig wurden, neben der franzöſirenden eine eigene Kunſt mit einem beſtimmt=nordiſchen Karakter, wie der Geiſt ihn jetzt machen muſſte. Leicht=witzig und ſpielend, nach Weiſe der Franzoſen, konnten ſie durchaus nicht ſeyn, und brachten nur die lächerlichſten Karrikaturen und Krüppel hervor, wenn ſie es ſeyn wollten. Ihr ſchwererer und ernſterer Karakter ging nach einer andern Seite aus. Von je her hatte ſelbſt die Geiſtigkeit ſie nicht ganz verflüchtigen und ihr übriges Gemüth, die Seele und das Herz, vergeſſen machen können. Selbſt bei den ſchneidendſten und brennendſten Proceſſen dieſes Geiſtes, wo er ſich bei der Erhabenheit ſeiner teufeliſchen Einſamkeit und bei der gräßlichen Majeſtät ſeiner Alleingenügſamkeit zujauchzte, ſelbſt da ſtieg immer noch etwas von ihrer tieferen Natur mit auf; es kamen gleichſam Aufbläbungen und Aufwallungen der Seele, die aber bei der Verrükkung nur als ſeltene Ungeheuer, oft als ſcheußliche, durch die Geiſtigkeit ihrer Kunſt durchlaufen. Lange, ja noch jetzt iſt Manches der engliſchen und teutſchen Litteratur, was man ihr Größtes und Erhabenſtes zu nennen beliebt, aus dieſer Nothwendigkeit herausgearbeitet. Der Geiſt, der alles ſpitzt und ſchärft, ſchuf aus dieſen germaniſirenden Rieſengeſtalten gräßliche und in Wort und That und Stellung polternde Ungeheuer, wie er bei den Franzoſen Petitmaitres und Allegorien machte, die, ſo gern ſie wollten, doch das Gräßliche und Rauhe von Milton und Klopſtock nicht erreichen konnten. So ſcheinen die meiſten nordiſchen Kunſtwerke mehr in einer poetiſchen Konvulſion, als in ſüßer, ſtiller Begeiſterung geboren; wenige Blüthen wuchſen freiwillig und fromm aus ſolcher Pflege: aber dieſe ſtanden verachtet da; denn wem man es nicht anſah, daß es in Wehen geboren war, das achtete dieſe Zeit nicht, die das Höchſte und Lieblichſte auch durch Arbeit zu erringen meinte. Was wir auch geſchwatzt haben und noch ſchwatzen, ich fürchte, ſehr Wenige von uns fühlen und verſtehen einen Homer und Ariſtophanes. Wenn ihre Einfalt und Nacktheit uns nicht Dummheit und Ungeſchmack von jeher geſchienen hätte, wenn wir nicht immer in der Schärfe des Gedankens auch die höchſte Kunſt zu haben gemeint hätten: wie konnten wir an unſern Künſtlern loben, was wir durch jene Alten getadelt finden? Es war wohl bis auf die neueſte Zeit mehr Nachbeten und Verjährung des Vorurtheils, als ſtilles Verſtehen, was uns die frommen und ſeelenvollen Alten erheben ließ, während wir das Maaß der Neuen nur darnach am höchſten ſtellten, wie ſie witziger, ſchärfer, in Worten und Gedanken ſchneidender und geiſtig-durchfahrender waren. Bei keinem Volke ſind die konvulſiviſchen Phänomene bedeutender und ſonderbarer in der Kunſt geweſen, als bei uns Teutſchen in den letzten 30 Jahren, wo man, durch einige große Genien beflügelt, zu ahnen anfing, was die Kunſt ſeyn ſollte, und daß ſie nicht allein aus der höchſten Geiſtigkeit hervorgehen konnte. Aber man fiel bei der überfliegenden Geiſtigkeit aus einer Verkehrtheit, die man ahnete, in eine andere, die noch ärger war. Wer kennt nicht die Epoche der Empfindler und Kraftgenies, die noch nicht ausgeſtorben ſind, während der ſchneeweiße Schwan Apollons, Göthe, hellleuchtend zu ſeinem Pindus hinanflog, beinahe unvernommen und ungewürdigt von ſeinem Volke und von Europa, und noch bei aller Klarheit und tiefen Einfalt von den Wenigſten verſtanden; wahrhaftig, ein hohes Wunder in einer ſo unkünſtleriſchen und unpoetiſchen Zeit, ein Wunder, das immer größer wird, je mehr man ſieht, daß ſelbſt große Genien, die ſeinem Fluge nachſtreben, an dieſer Zeit noch immer ſcheitern. Er wird bei der Nachwelt groß und prophetiſch als der Führer eines neuen Muſenzeitalters da ſtehen, während die Mitwelt ihn, mehr eitel als ſtolz, den ihrigen nennt. Und wahrlich, es bedurfte eines göttlichen Genius, um eine ſo kindliche und hohe Dichtkunſt in einem Zeitalter zu erzeugen, welches alle Schönheit aus der Welt herausgepeitſcht und weggeſchwatzt hat, und deſſen höchſte Begeiſterung Ordnung und Nützlichkeit iſt. Die Engländer, die Schweden und Dänen, die doch mehr nach dem esprit jagen, als wir, theilen mehr oder weniger unſere Vorzüge und unſere Fehler; der franzöſiſche esprit hatte unter Ludwig dem Vierzehnten ſchon ſein äuſſerſtes Ziel erreicht; ſein Streben hat eine kleine Endlichkeit; er iſt ſeither immer matter, froſtiger und ſpielender geworden. In Italien iſt ſeit dem 16ten Jahrhunderte keine hohe Kunſt mehr geweſen, noch in Spanien. Dante, Arioſt, Cervantes, haben elenden Leyerdrehern Platz gemacht; und welche ſind auf die Schultern von Michel-Angelo, Raphael und Titian geſtiegen?

Denn auch die bildenden Künſte haben nur zu ſehr den Einfluß des Zeitgeiſtes gefühlt. Seit dem 16ten Jahrhunderte gab es für ſie, wie für die Zeitgenoſſen, keine Begeiſterung mehr. Die kalte Vergeiſtigung ergriff auch ſie. Aus der Idee konnten ſie wohl Stärke und Kraft für die hohe Majeſtät, Zierlichkeit für die zarte Schönheit herausarbeiten; aber die Unſchuld und Einfalt von Raphael, die Grazie von Correggio, die Majeſtät von Buonarotti kann nur in einem kindlicheren Zeitalter wieder auferſtehen.

Darum ſind Mengs und David, Le Gros und Canova nicht weniger herrlich für ihre Zeit. Die Muſik, wovon ich am wenigſten verſtehe, ſoll, wie Einige behaupten, hier eine Ausnahme machen und von allen Künſten diejenige ſeyn, die noch immer im Fortſchreiten geweſen iſt. Sie hatte vor allen in den großen Domkirchen der Katholiſchen eine Pflegerin, die ſie nie verlaſſen konnte; und nach dem Urtheile Vieler ſind auch die Kirchenmuſiken das Trefflichſte und Erhabenſte, was dieſe Kunſt bis jetzt geliefert hat. In das Leben eintretend, wird ſie mehr eine unmittelbare Dienerin der Mode und oft der roheſten Sinnlichkeit, und lallt und ſchwatzt und ſtammelt und trillert ohne Klang und Sinn oft die tonloſeſten Modulationen einer tonloſen Zeit nach, wie ſelbſt der Uneingeweihte vernehmen kann. Es iſt ſchlimm; aber die Künſtler unſerer Zeit müſſen ſich wohl nach der Zeit ſtimmen, wenn ſie nicht Luſt haben, zu verhungern: und welcher Menſch hat dazu Luſt? Man ſehe unſere Theater, man ſehe, was in der ſchönen Litteratur am meiſten geleſen wird; man ſehe die bunten Gemählde und Kupferſtiche, wie ſie modiſch, gleich den incroyables, geziert und verziert ſind, und man kann ſich nicht bergen, daß die Kunſt, oder was man ſo nennt, nie mehr zur platteſten Gemeinheit und dickbäuchigſten Sinnlichkeit gemißbraucht iſt, als grade jetzt. Und in wie engen Gränzen wandelt nicht die Kunſt ſelbſt einher! Wie ſcheint ſie die Göttlichkeit ihres Urſprungs ſo ganz vergeſſen zu haben! Ohne Stolz und Ehre, wie kann ſie ſich ſelbſt, wie die Welt bilden, die durch ſie nur gebildet werden kann? Aelteſtens waren ihre Pfleger, die Träger des Schönen auf Erden, heilige, göttliche Menſchen, die das durch das Glück gewannen, was die andern durch Arbeit gewinnen ſollen; ein Sänger und ein Bildner war ein Götterliebling, ein Herrſcher, ein Prophet; wen die Muſe und Grazie bei ſeinem Eintritt ins Leben begabt hatte, der ſpielte ſein fröhliches Leben durch; Glanz und Reichthum kamen ihm; wohin er kam, war der Boden geweiht; wo er erſchien, erſchienen Freude und Huld mit ihm. Doch, wie fern liegt dieſe herrliche Zeit hinter uns, die im 14., 15., 16. Jahrhundert mit der Kunſt noch einmal in Italien erſchien und dann verſchwand! Wenn es ſeitdem auf das Höchſte gekommen iſt, ſo haben einzelne Fürſten Künſtler um ſich verſammelt, um neben den Lakeien und Pagen, mit welchen ſie ungefähr in eine Reihe geſetzt wurden, zum Prunk und zur Unterhaltung des Hofes zu dienen. Von höherer Würde der Kunſt hatten jene Herren meiſtens keine Idee, und an einem allgemeinen Mittelpunkt der Begeiſterung des Volks, worin ſich allein die große Kunſt ſicher und ehrenvoll behaupten kann, fehlte es gänzlich. Durch ſchmählichen Dienſt der Laune und des Intereſſe wurden ſo oft die beſten Köpfe verdorben, beſchieden ſich endlich, es ſey die höchſte und erſte Sorge des Lebens, ſatt zu ſeyn und was Hübſches mit zu Bette zu nehmen, — und die Kunſt, welche die ganze vollſte Liebe will, entwich von ihren entweihten Jüngern.

Wir kommen jetzt auf die merkwürdigſte Begebenheit des verfloſſenen und beginnenden Jahrhunderts, in deren Wirbel wir noch luſtig fortleben, der auch wohl ſo bald ſelbſt ſeine ſichtbaren Schwingungen noch nicht verlieren wird. Es iſt ſehr mißlich, von etwas ſo Großem zu ſprechen, beſonders wenn es noch ſo neu iſt. Indeſſen, da jeder denkende Menſch von der wichtigſten Begebenheit ſeiner Zeit ſich nothwendig ein Urtheil bilden muß, ſo gebe er immer dies Urtheil unverzagt heraus; vielleicht wird es unter ſo vielen falſchen und verrückteſten Anſichten derſelben nicht als die abgeſchmackteſte da ſtehen. Eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution jetzt ſchreiben zu wollen, wäre ſehr waglich; die Geſchichten derſelben, die ſchon geſchrieben ſind, beweiſen dies hinlänglich. Hier ſollen bloß einige Bemerkungen ſtehen, ſo wie ſie mich der Gang der Revolution von Anfang bis zu Ende gelehrt hat, und wie ſie die Vergleichung mit ähnlichen Weltbegebenheiten aus andern Zeiten darbietet. Wir wollen die Revolution vor allem zuerſt unter der Tranſcendenz des Geiſtes ſtehend nehmen, und ſehen, ob nicht auch in ihr die Vergeiſtigung der Zeit ſichtbar iſt, und ob nicht dieſer Geiſt — der ſie freilich nicht machen konnte — nachher eine ſehr bedeutende Rolle in ihr ſpielte. Denn wie hätte er, der in allen kleinen und groſſen Begebenheiten der Zeit herrſchend erſcheint, bei einer ſolchen fehlen können?

Wir haben bisher die einſeitige Bildung des Jahrhunderts durch den Geiſt betrachtet und ſtill die Nothwendigkeit ehren gelernt, die ſich darin offenbart; denn aus dem Keim, wie er geſäet war und nachher ſich entwickelte, konnte nicht wohl eine andere Bildung hervorgehen. Wir haben geſehen, wie weit dieſe Bildung im Einzelnen kam, während man durchaus die Idee eines Ganzen verlor, wie das Wiſſen geſondert, aber ſcharf und durchdringend nach allen Seiten ausſahe, dem Himmel neue Welten, der Erde neue Geſetze gab, ja endlich alles unter das Geſetz des Maaſſes und der Schwere brachte und die letzten Wunder aus der Natur herausſtrich. Wir haben geſehen, wie das erfolgte, was erfolgen muſste bei der Zerſpaltung auch des Gemüthes in ſeine einzelnen Vermögen, und bei der mehr neugierigen und eiteln Beſchauung und

Beklügelung dieſer Vermögen, als ihrer bewundernden Beſchauung und Anbetung im Ganzen. Dieſer Geiſt, der keine Schranken kennt und keine Beſcheidenheit ehrt, wenn er allein ſteht, ſondern ſchneidend wie Wind und unbezwinglich wie Licht hinfährt, und niederbrauſ't und zerbrennt, was ihm gefällt, zerriß frech den heiligen Iſisſchleier, der über der Natur und dem Gemüthe züchtig lag; er wollte alles wiſſen, und muſſte daher aufdecken, was in ſtiller Zucht und Verborgenheit dem Menſchen größer und himmliſcher kommt wie Ahnung, als wenn es entſeelt und zerſchnitten, wie eine anatomiſche Leiche, vor ihm hingelegt wird. So entwich die zarte Blüthe der Huld, die Verſchämtheit und die Kunſt aus dem Gemüthe und das verborgene Wunderleben aus der Natur. Man wuſſte viel und konnte nichts, hatte die lebendigen Bilder in todte Worte, die helden Schattengeſtalten in nichtsſagende Formeln verwandelt, war arm geworden, indem man prahlte, alle Schätze der alten Welt ausgegraben und ausgeſtäubt, alles Große und Wiſſenswürdige der neuen zuſammengepackt zu haben. Zum Glück ſtand dem Zeitalter die Eitelkeit bei, daß es ſeine Blößen nicht ſah; denn kein Jahrhundert iſt eitler und aufgeblaſener geweſen, und zwar grade über ſeine Verkehrtheiten, als das vergangene. Daß man nun auch in dem Wahne ſtand, alles zu können, weil man ſo vieles wuſſte, das offenbart ſich bei allen Unternehmungen und Begebenheiten, das offenbart ſich aber am traurigſten bei der franzöſiſchen Revolution, die am blutigſten und glänzendſten des Geiſtes Uebermuth und Ohnmacht zugleich zeigt, und die endlich alle lehren muß, daß der Geiſt nur die Rolle eines Chemikers und Anatomen übernehmen ſollte, als ein nothwendiger Bildner und Führer bis zu einem gewiſſen Punkte, daß aber dann ein Aiátás kommen muß, der dieſe Glieder ſammelt, und aus ihnen in dem Keſſel der Verjüngung ein neues freudiges Leben kocht. Die Welt, die bisher durch den ſcharf-zerſchneidenden Begriff gegangen war und alle Wärme, alles Leben und alle Geſtalt verloren hatte, ſollte nun auch durch den Begriff ſogleich, wie durch ein Zauberwort, die Geſtalt und Haltung der Kraft auf dem feſten Boden der Erde wieder gewinnen? In dieſem Wahn zeigt ſich, wie die Geiſtigkeit ſelbſt die Ahnung verloren hatte, wie eine Geſtalt — ſey es Menſch, Staat oder Kunſtwerk — entſteht. Sie kann nicht zuſammengehaucht noch zuſammengeſprochen werden, wie ein Syſtem von Worten, das nur durch die Willkühr in einander gehäkelt iſt: ſie muß im langſamen Keimen und Wachſen in Liebe und Haß zwieträchtig und einträchtig ſich bilden; das Dunkele und Myſtiſche der Erzeugung muß man ihr anſehen; der Geiſt aber hat keine Dunkelheit und Myſtik; durch ihn kann alſo nichts zur Geſtalt geboren werden, ſondern die Geſtalt zerfällt vor ihm.

Doch wir wollen näher zum Punkte rükken und ſehen, wie der Geiſt das hielt und umwaltete, was wir Staaten nennen: ob dieſe Staaten durch ihn wirklich mehr Geſtalt und Haltung gewonnen hatten, als in den vorigen Jahrhunderten? Denn wenn wir die Menge der Schreiber vernehmen, die das Jahrhundert mit Glocken- und Schellenklang zu Grabe geläutet haben, ſo müſſen wir es glauben. Wir können dieſe Frage einzig platoniſch entſcheiden, indem wir den Menſchen und den Staat als eine Einheit ſetzen: denn wie der Menſch des Jahrhunderts iſt, ſo muß der Staat ſeyn. — Alſo, wie waren die Menſchen gegen das Ende des Jahrhunderts?

Wir haben genug und mehr als genug von dem zerlegenden Feuerproceß des Geiſtes gehört, und wohin er vorzüglich die Menſchheit trieb, die immer mehr das Bedürfniß einer höheren Bildung fühlte. Wir haben geſehen, daß man in dieſem Zeitalter ſich nur einer erſcheinenden Geſtalt freute, um ſie zerſtückeln und bekritteln zu können, daß man ſie aber durch ein höheres Bindungsmittel nicht wieder zuſammenzuſetzen verſtand, daß alſo keine Kunſt, kein hoher Genuß, kein genialiſches Leben, das nur Geſtalten umfaſſte, möglich war; wir haben geſehen, wie fleiſſig für das Nützliche und gegen das Schöne, die man entgegen ſetzte, gearbeitet ward. So wurden alle Kräfte im Staate und im Menſchen immer mehr geſchieden und vereinzelt, damit der Geiſt ſie deſto herriſcher beherrſchen mögte. Die Menſchen verloren den Begriff eines Ganzen und eines Leibes und Staates, der ein ſehr irdiſcher Leib iſt und ſeyn muß. Die Zeit konnte keinen hohen Schwung und keine Begeiſterung haben, weil das Trennen und Scheiden auch das Größte immer nur klein zeigt und den Scheider ſelbſt klein und eitel macht. Wo ſo ein Schwung war, da erſchien er als Ungeheuer und Karrikatur, weil die Zeit kein Maaß für die Beurtheilung des Großen hatte, und für die Haltung deſſelben eben ſo wenig eins geben konnte. Vor dem Geiſte, daß er es merkte, mußte auch alles Große als Konvulſion und Sturmwind, nicht als Geſundheit und Stille auftreten, worin die Größe ruht. Man ſah die Natur und das Schickſal ſo erbärmlich an, verlor bei dem Zerklauben ſo ſehr den Zuſammenbegriff der Elemente der Dinge, daß die älteſte und natürlichſte Anſicht des Lebens und des Staates, die der Nothwendigkeit, verloren ging.

Was man auch über das Irdiſche und Himmliſche für Vorſtellungen ſich mache, wie verſchieden auch die Anſichten und der Glaube ſeiner Welt ein jeder ſich nach ſeinen Augen bilde, ſo erſcheint doch alles zuerſt irdiſch hier auf dem feſten Boden unſers Planeten, und wird irdiſch, ſehr irdiſch zuſammengeſchlagen und zuſammengehalten. So befeſtigt ſich bei dem Menſchen der erhabene Begriff einer phyſiſchen Nothwendigkeit, die nur dem Leben und Schickſal Geſtalt geben und Ruhe bringen kann. Er ſieht den Baum wachſen und verwelken; ſieht Leben und Zerſtörung im Eichbaum, im Felſen, in ſich ſelbſt; er fühlt das Bedürfniß ſeiner leiblichen Vegetation, und ſieht und ahnet, jedes andere Naturding werde es nach verſchiedenen, aber doch analogen, Geſetzen fühlen. Er fühlt die Unbezwinglichkeit und Herrſchaft der Elemente über ſich mit Ehrfurcht und ohne Zittern da, wo er dieſe Herrſchaft nicht abſchütteln ſoll; und ſo kommt er zur Verehrung auch der Geſetze ſeines Leibes. Er ſieht ſo, wie der Staat, die große Menſchengeſellſchaft, durch dringenden Naturzwang entſtand, den der erſte Bezwungene bitter fühlte, den aber ſein ſpäterer denkender Enkel als das Nothwendige in Freiheit ehrt. Indem er ſo das Leben an der Erde und an die Erde feſthält, findet er eine Ahnung des Maaſſes und Verhältniſſes zu allen anderen Dingen; er hat ſich einen feſten Boden gegründet; er kann nun getroſt die Leiter hinſtellen, womit er in den Himmel ſteigen will; denn ein Himmel muß ſich über dieſe Nothwendigkeit wölben, und er wird ſich wölben jedem Menſchen, der noch mit unverkleiſterten Augen ſehen kann. Sicher geht der Menſch auf der Erde, indem er alles als Nothwendigkeit nimt, und in dieſer Nothwendigkeit fromm fortreibt, wie das Waſſer flieſſt und der Baum wächſt und der Vogel ſingt; aber ſtolz geht er auf dieſer Erde; herrlich und göttlich zieht er alles, die ganze Natur und die ganze Menſchheit, in eine höhere Verbindung mit ſich, wenn er eine tiefere, heiligere Kraft ahnet, die aus der Natur und in der Natur treibt, die das, was Schickſal, Gottheit, Unſterblichkeit bedeutet, nur in dunkeln Ahnungen, aber allen menſchlichen Herzen nicht weniger gewiſs, zeigt. Der Menſch hält ſeine Erde, die auch ſein Leib iſt, feſt, aber läſſt etwas Höheres darin und darüber hinſchweben, das er nicht verſteht, das aber dieſe Erde und ihn ſelbſt erſt lebendig macht und allen Tod auf ewig aus der Natur hinausjagt. So erfliegt er ſeinen Himmel, indem er wie die Lerche immer auf die Erde herabſieht. Wunderbar entwickelt bei dieſer kindlichen Anſicht, die dem Unverrückten das Leben in der Erſcheinung aufdringt, ſich in ihm das Maaß des *Wieviel* und des *Wieweit*. Ruhig und ſtill ehrt er die Schranke, welche die Nothwendigkeit um ihn zog, als ein heiliges Naturgeſetz; er weiß dann klar, was er als Leib *ſeyn kann*, und als Geiſt *ſeyn ſoll*. Weil er Schranken anerkennt, ſo wird er ſich als endliches Weſen auch einer Begeiſterung, eines Aufflugs, eines Staates der Freiheit und Gerechtigkeit bewuſſt; denn wo keine Schranke geſetzt wird, zerflieſſt das Endliche in Geſtaltloſigkeit; nur das Unendliche kann ohne Maaß fliegen.

Die Zeitgenoſſen verloren durch die Geiſtigkeit den Verſtand dieſer Lebens- und Staatsreligion, welche die einzig-wahre ſeyn und bleiben wird. Von dem Einen erſten Theile, dem Leibe, hatten ſie endlich gar keine Vorſtellung. Der Geiſt, der Ueberflieger, machte die ganze Natur zu einem Kadaver, um ſie zu anatomiren; er lehrte alle irdiſche und phyſiſche Schwere und Geſtalt verachten, als die den freien Flug hindere. Die Menſchen, die endlichen, ließen ſich von ihm bethören und verloren die Erde, indem ſie ſeinen Himmel wollten. Man leſe nur, was in den letzten 40 Jahren über Geſchichte und Staaten und feſten Inhalt des Lebens geſchrieben iſt, was man über die Erziehung geſaalbadert hat, und man wird mich nicht ſchelten, wenn ich ſage, daß die Geiſtigkeit mit einem völligen Unverſtand zu Stande gekommen war: denn Verſtand heiſſt uns das richtige Maaß der Welt. Man konnte von allen Dingen herrlich ſchwatzen und klügeln, von

Engeln und Teufeln die Natur haarklein beſtimmen, die Welt und den Menſchen in Kosmologien und Pſychologien auflöſen, Republiken über Republiken bauen: aber wo erſchien nur eine Idee einer feſten Haltung einer Welt und eines Staates, einer energiſchen Erziehung der Menſchenkraft zum ſtillen Handeln und zum gewaltigen Dulden und Aufopfern? Nirgends. Der Geiſt hatte ihnen eingebildet, ſie könnten durch ihn alles, was ſie nur wollten, nicht bloß im Begriff, ſondern auch im Handeln; ſie tölpelten luſtig darauf ein; aber man ſah ihnen bald an, wie ihnen die Erde, worauf ſie wirken ſollten, unverſtändlich und fremd geworden war, und wie die Idee die Kraft der vollen Geſtaltung, die ſich langſam und ruhig von Kind auf nur entwickeln kann und dann mit feſtem Tritt durchs Leben geht, nicht geben kann. Sie iſt einem Raubvogel gleich — ſie fliegt ja auch mit dem Adler zur Sonne —, der immer nur Einzelnes faſſt und es in die Luft und Gebirgſpitze trägt. Indeſſen riefen ſich die verflüchtigten und vergeiſtigten Menſchen einander mit lauten Hälſen Glück zu, daß nur ſie gemacht ſeien, das Leben und die Staaten auf einem unerſchütterlichen Boden zu gründen, daß nichts reiner und göttlicher werden könne, als was der Geiſt von oben aus der Luft faſſe, ohne die unreine Erde zu berühren, und was er dann in ſeinem ſonnigſten Himmel läutere, auf die Erde ſetze, und dieſe ſo in die Gemeinſchaft mit den Himmliſchen einführe. Wir werden ſehen, wie dieſe Meinung, welche um 1790, und bei Vielen noch 1800, die herrſchende war, ſich im Laufe der franzöſiſchen Revolution bewährte, und auf welche Weiſe er meinte, wieder verbinden zu können, was er ſo übermüthig und eigenmächtig getrennt hatte.

Die Kraft der Natur, die Kraft des Menſchen und des Staates war in Europa vergeiſtigt und geſpalten; man wird alſo nur richtig ſchlieſſen, wenn man meint, es habe keinen großen Menſchenkaratter in dieſer Zeit geben können; und in der That zeigt es ſich nur ſo. Ein groß und freudig Weſen zugleich in hoher Wirkſamkeit, auftreibend wie eine Pflanze in ſeinem natürlichen Schuß, ſuchſt du umſonſt. Der größte Karakter, der erſchien, Friedrich von Preußen, iſt ſchneidend-einſeitig und bloß geiſtig, mit allen den Gebrechen, welche die Geiſtigkeit auf der Erde zeigen muß. Wir haben oben einige derſelben geſehen. Er war ein höheres, aber meiſtens ein finſter-geſchloſſenes und furchtbares Weſen, wie Geiſtigkeit, ſich mit dem Edleren bindend, erſcheinen muſſte. Er war aber ein König, und hatte Haltung an einer großen Maſſe, worin er der bewegende Geiſt war; und was an dem Menſchen Friedrich auch nicht Karakter war, erſchien als ſolcher in der Geſammtheit ſeines Staates. Wie muſſte es aber mit dem Einzelnen ſeyn? Das beantwortet uns die Schilderung der Staaten dieſer Zeit, wie wir ſie oben ſahen. Nützlichkeit und Rechtlichkeit iſt der höchſte Sinn derſelben; Subordination in den kleinſten Zerſpaltungen und Aufdrückungen von oben nach unten das höchſte Ziel, wornach ſie ſtreben; Beförderung dieſer Ordnung, Eifer, dieſe Subordination immer in mehr Glieder zu ſpalten, heiſſt dieſer Zeit Patriotismus. Vaterland iſt ein Begriff, nur noch in der Schule brauchbar; es heiſſt nichts, als der Fleck, wohin uns der Zufall auswarf; und in einem höheren Begriff iſt es der Glanz, den ein regelrechtes Heer, für deſſen Unterhaltung ich unter dem Joche wie mein Ochs ſchwitzen muß, und ein geehrter Regent auf mich werfen; Freiheit — was die Philoſophen davon wiſſen, und was die Alten von ihren Wundern als That erzählen, das ſind eitel Fabeln — bei mir iſt ſie höchſte Sicherheit, daß jeder, der mir mein Geld nimt, das ſeinige wieder verliert, daß wer mich todt ſchlägt, auch todt geſchlagen wird. Die Edlen und Guten alſo bei dieſer Wirklichkeit und dieſem Ideal von Staat konnten nur immer Einzelnes ergreifen, ausbilden, daran ihre Kraft ausüben und ihren Willen. Wo die Subordination keine freie Lücken läſſt, wo ſie wenigſtens die Kunſt, als ein Götterkind, das keine Erdenfeſſeln tragen ſoll, nicht frei umhergehen läſſt (aber wie könnte die ſich mit ſolcher Subordination vertragen), da iſt keine höhere

Begeiſterung aus dem Staate und für den Staat möglich, als die bei Siegen und Eroberungen, d. h. die Begeiſterung der Zerſtörung, wo ſelbſt die Subordination eine Zeitlang ſchweigen muß; und dieſe Begeiſterung iſt leider im vorigen Jahrhunderte faſt bei allen Europäern die einzig höchſte geweſen, und ſcheint es im Jahr 1802 noch zu ſeyn. Alſo wie Karrengäule, wie Zugochſen wurden die Beßten nur geachtet; man ehrte nichts Höheres in ihnen, als den Nutzen, und ſie ſelbſt ehrten zuletzt nichts Anderes. Die Schwächlinge, deren in dieſem geſtalt- und kraftraubenden und entmannenden Zeitalter eine ſo groſe Ueberzahl ſeyn muſſte, ergriffen nun natürlich auch das Einzelne; aber wie ergriffen ſie es? Ganz die Menſchheit, ja ſelbſt ihr elendes residuum, den Staat, verlierend; ſie muſſten Egoiſten und Böſewichter werden, die aber von Geſetzen und Einrichtungen dieſer Staaten allen Schutz zu erwarten hatten. Der Staat ſtellte ihnen ſelbſt Ordnung und Nützlichkeit als das Höchſte auf, und zeigte ihnen alle Tage ſein

Ideal von Gerechtigkeit, eine ewige Ungerechtigkeit gegen andere Nationen; er zeigte ihnen, daß er keine hohe Genialität, kein herrliches Können, keine vielwollende und vielbegehrende Naturkraft achte, noch ahne. Da ihm die Maſſe durchaus mehr galt, als die Kraft, ſo ward auch die Wirkung von ihm nicht nach der Kraft für das Unendliche, ſondern nach der Maſſe für das Endliche, gewürdigt. Ein Schulmeiſter darbte im Schweiß ſeines Angeſichts; ein Rittmeiſter ſaß ſtolz zu Pferde und fröhlich zu Tiſche; wer hundert Talente im Beutel hatte, war nach dem engliſchen und teutſchen Sinn des Wörtleins „werth“ mehr werth, als der ſie im Kopfe hatte. Reichthümer alſo und Titel und der ganze Firlefanz beſtimmten die Taxe der Menſchen in Staatsehre mehr, als je; die Menſchen lieſſen ſich durch eine ſolche Taxe gutwillig brutaliſiren, indem ſie dieſes Maaß bürgerlicher Größe und Kleinheit ſo hinnahmen. Wer alſo nur ein Vermögen erwerben konnte, war für dieſes jämmerliche Leben ſchon geborgen, das nicht mehr wollte, als ſatt ſeyn und ſchnarchen und mitunter ein wenig figuriren; denn als Figuranten, nicht als thätige Spieler, durften die Menſchen nur auftreten. Durch dieſes Leben voll Schwäche und Erbärmlichkeit, wozu der fatale esprit noch kam mit ſeinen übrig gebliebenen Auswüchſen, ward auch die Karrikatur des gewöhnlichen geſelligen Lebens immer ärger, und die meiſten Nationen verloren ihre klimatiſchen Sitten, nicht, um künſtleriſche anzunehmen, die noch etwas hätten gelten mögen, ſondern ſolche, welche die Schwäche und der Egoismus des Reichthums ohne Tugend bequem fanden, um alle ihre Gebrechen zu verſchleiern. Es ward alles auch hier nach der Regel gemeſſen und beſtimmt, damit ja kein Naturkeim auftreibe und einmal Lügen ſtrafe. Die Jugend ſelbſt ward von Kind auf zu dieſem elenden, nicht bürgerlichen, ſondern kleinſtädtiſchen Verhältniſſe erzogen, und durfte nicht Menſch vor dem Bürger ſeyn. So ging alles früh ein in die Ziererei und Affektation, die ſolche Menſchen nöthig hatten, und die der Staat, der nur noch Maſchinen brauchte, und nicht ahnete, daß er noch Menſchen brauchen würde, ſo gut ſeyn ließ. Die Etikette und die falſche Schaam, zwei Krüppel, von denen man ſchwerlich ſagen kann, ob ſie als Vater und Kind, oder als Geſchwiſter zu einander ſtehen, ergriffen die Welt, vom Marquis bis zum Schuhflicker. Man durfte alles Andere, nur kein Menſch ſeyn. So ſchnitten ſie den Kindern ſchon in der Wiege die Sehnen und Nerven aus; wie ſollten ſie denn einſt als Männer mit Kraft und Entſchloſſenheit in Zeiten der Noth da ſtehen? Der größte Hauſe ward ſo eine Schaar von Nachbetern und Affen ohne allen Naturverſtand, dumm gemacht für den elenden Deſpotismus der Geſellſchaften und Regierungen. Selbſt die der Geiſt, der einzige Bilder des Zeitalters, ergriff, wurden doch auch geblendet, zu ſehen, was ihnen Noth that, und verflogen ſich nach einer fremden Welt, die ihrige verachtend, oder achtend, daß ihr Heil nur aus der Ferne kommen könne. Der Luxus war durch die Geiſtigkeit, die alle Derbheit und Rohheit des Naturleibes zerſtört, offenbar befördert und durch ſein Kind, den esprit, noch weichlicher und verführeriſcher geworden: er half mit zur Entnervung und Entkörperung der Welt, aus der endlich keine Kraft mehr zu ſaugen war. Die Unverſchämtheit des Egoismus, immer der größte Beweis eines allgemeinen Deſpotismus der Staaten und Gemüther, überſtieg alle Gränzen, und legte ſich in voller Dickbäuchigkeit und Vollmondſcheinsfeiſtigkeit zur Schau hin, trat alle beſſere Tugend, wie ſie dieſe Zeit haben konnte, mit Füßen, und zwang ſie, wenn ſie nicht verhungern wollte, den Götzen der Welt, dem Reichthum und Rang, als dem Höchſten auf Erden, was der Menſch erringen ſolle, zu fröhnen. Mäßigkeit in ſeinen Begierden und Armuth konnten ihrer Verachtung gewiß ſeyn und bekamen ſie reichlich. So war das Leben und Wollen der Mehrzahl der Europäer, und iſt es meiſtentheils noch.

Die Staaten ſelbſt, welche mit den Menſchen theils durch eine ſtill fortgehende Nothwendigkeit nach dieſer Gränze hin ausgebildet, theils auch von einzelnen Despotengenien ſchneller dahin fortgetrieben waren in Abſicht, ſchienen bei ihrem künſtlichen Getriebe von Subordination und Ineinandergliederung ſehr feſt zu ſtehen; ſie meinten, ihre Maſchine mit ſo vielen Rädern verſehen zu haben, die, durch tauſend Stifte und Gebälke verbunden, in einander griffen, daß ſie gar nicht glauben wollten an die Möglichkeit einer Stockung derſelben; denn ſie wußten vor lauter Pfiffigkeit nicht mehr, daß die einfachſte Maſchine am beſten und längſten geht. Sie ahneten die Gefahr nicht, die ihnen einzelne große Seher weiſſagten, daß jede Stockung der Maſchine auch wahrſcheinlich ſogleich der Tod des Staates ſeyn werde, den ſie ſo künſtlich umtreiben ſollte. Vergebens hatten dieſe Propheten ihnen ihre Krüppelwelt gezeigt, ihnen gewieſen und bewieſen: die Menſchen freier und edler ſeyn zu laſſen, ſo würden ſie einer ſo gefährlich künſtlichen Maſchinerie nicht nöthig haben; vergebens hatten ſie ſie gewarnt, wie es gehen würde, wenn die Maſchine einmal aus einander fiele, was doch nicht unmöglich ſey? wie dann die Millionen, die alle nur durch ſie gehalten und gegängelt wären, Haltung und Maaß finden ſollten? Vergebens hatten ſie ihnen die Wolken und feuerſpeienden Berge gezeigt, worauf ſie gebaut hatten, und die Ueberſchwänglichkeit des Geiſtes, der man helfen und begegnen müſſe, und der man nicht anders helfen und begegnen könne, als durch eine freiere und edlere Geſtaltung der Generation, durch eine einige Verknüpfung des Intereſſe des Menſchen und Bürgers in dem Sinne der Naturnothwendigkeit. Selbſt die Zuckungen und Exploſionen der Vergeiſtigung, die ſie zeigten, wurden nicht für das genommen, was ſie waren; und wenn vollends die Beſſeren im Volke darauf hinwieſen, ſo fertigte man ſie kurz mit den Worten ab: „Träume und Geſpenſter der Philoſophen!“

Und doch fingen dieſe Konvulſionen, Verkündiger einer neuen ſchrecklichen Geburt, ſchon an von mehreren Seiten her zu zucken, und zwar eben ſo in der litteräriſchen, als in der politiſchen Welt. In der litteräriſchen hatten ſich ſeit Rouſſeau und Montesquieu Viele mit kleinem und großem Glücke getummelt auf dem Felde der Politik. Wer zählt allein das Heer, welches die amerikaniſche Revolution erweckt hatte? Die Regenten ſelbſt waren zum Theil des Gehorſams oder auch der Geduld ihrer Völker ſo gewiß geworden, daß ſie alle Worte und Gedanken über die Staaten, wie ſie ſeyn könnten, frei fliegen lieſſen, wenn ſie nur nicht mit der That ſich vergriffen an den Staaten, wie ſie waren. Dies nannte das Zeitalter eine hohe Humanität, ſchon zufrieden, wenn man ihm nur einige Freiheit übrig ließ; und in der That: eine Humanität war es. Wie man dieſe Humanität der Regenten pries, ſo glaubte man auch eine wachſende bei den Völkern ſelbſt wahrzunehmen, und hielt auch dadurch ſein Zeitalter, das man nur das aufgeklärte und philoſophiſche nannte, für das erſte Zeitalter der Welt. In der That, ein Durchſchein höherer Humanität war wohl in Manchem; aber für das Ganze, als durch die Volksbildung gehend und die alten Uebel bei den Wurzeln anfaſſend, ſieht man noch keine. Es war aus der bloß geiſtigen Bildung erfolgt, was erfolgen muſſte. Alles ſteht einzeln da, und deswegen iſt es ſo ſchwer, ein allgemeines Urtheil zu fällen. In Rückſicht auf das Gefühl und auf das Erbarmen, auf die tiefe Kraft des Widerſtandes gegen das Unheilige in Sitten, Moden, Regierungen: wie viel tiefer ſtand man in manchen Punkten, als die früheren Zeiten! Wie war die Theilnahme an dem Allgemeinen, die Stammwurzel aller Humanität, faſt aus der Welt verſchwunden! das Intereſſe an eine Geſammtheit kühner und kraftvoller Menſchen, entſchloſſen für das Gute und die Wahrheit den ſtillen Weg ſelbſt in den Tod zu gehen! Zeigten ſich auch ſolche Aufwallungen, ſo waren ſie mehr elaſtiſch und konvulſiviſch, als ſtatiſch und energiſch, und konnten alſo keine bleibend-herrliche Wirkungen erzeugen. Daß man feiner, daß man glatter, äſthetiſcher geworden war, konnte für den Weiſen wenig Werth haben, weil er den Firniß der Kultur nur aufgeſtrichen, nicht ſie ſelbſt in das Gemüth eingedrungen ſah, weil er ſah, daß es grade dieſe Glätte und Feinheit ohne andern gediegenen Gehalt war, welche die letzte rauhe Rinde vom Baume geſchält hatte, ohne ihm drinnen neues Mark anzuſchaffen, den Stürmen trotzen zu können. Humanität erſchien ferner an andern Stellen, wo man ihr einen andern Namen allenfalls hätte geben können, weil ſie bloß eine Negation war. Daß man keine Ketzer mehr verbrannte, daß man Genoſſen einer andern Religion neben ſich duldete, daß man im Kriege ſeltener Städte plünderte und Dörfer anſteckte, war eines hohen Lobes werth; aber dies Lob bleibt nur halb, wenn man Toleranz nur zu oft aus Irreligion und Gleichgültigkeit entſpringen ſieht, wenn die Art, jetzt den Krieg zu führen, von dem Feldherrn ſchlau für die Unterhaltung ſeines Heeres berechnet war, und wenn er vielleicht, nur feiner und dem Scheine nach weniger grauſam, aber nicht weniger hart, nach und nach das letzte Mark des Landmanns durch ein künſtlicheres Syſtem von Erpreſſun gen ausfeg, als man je vorher gekannt hatte. Wer Friedrichs von Preußen Schonung Sachſens in dieſem Sinne, wer die Werke der ſpäteren franzöſiſchen Revolutionsarmeen geſehen und gefühlt hat, verlacht die Humanität der neuern Kriege; die Menſchen ſind noch gieriger und räuberiſcher geworden; aber ſie ſchonen aus Intereſſe das Ihrige, oder was ſie doch allmälig zu dem Ihrigen zu machen wiſſen. — Unſere Humanität hat nur mehr Schimmer, weil ſie meiſtens in den Verhältniſſen erſcheint, wo keine große Kolliſionen des Intereſſe ſind; aber wie viel iſt hingegen von der alten Humanität verloren gegangen, die weniger leuchtete, aber mehr wärmte! Wo iſt das alte Zuſammenhalten von Bewohnern Eines Landes, Einer Stadt, Eines Dorfes, Einer Familie? Man ſagt, ein höherer Sinn habe dieſe Bande gelöſet — der Kosmopolitismus, die Liebe des Allgemeinen. Aber, du Narr, worin willſt du deine Liebe des Allgemeinen bewähren, woran willſt du ſie warm und friſch erhalten, als am Beſonderen? Sey an deinem Platze hülfreich, menſchlich, gerecht, und deine Liebe zum Einzelnen geht in die Unendlichkeit hinein, als Wechſelwirkung auf das Allgemeine über, — du biſt ein rechter Weltbürger. Die alte Gaſtlichkeit und Handreichung in der Noth — wie ſelten ſind ſie allenthalben! Der Stolz, auf die Würde, ein Menſch zu ſeyn, ein freies, ſelbſtgenügſames Weſen, die erſte Quelle aller Humanität, wohin iſt er? Daß der Arme und Kleingeborne hundiſch vor dem Großen und Reichen iſt, der ihm doch nichts ſchenkt: iſt es nicht ein ſchrecklicher Beweis von Inhumanität des Zeitalters, wie die tiefe Verachtung aller Größe und Tugend im Kittel? Wie wenige Völker bewahren noch den Stolz des Menſchen bei ihrer Armuth, ſo wie die Güte und Freiheit gegen alle, gleich den Bewohnern Südſchottlands und den Schweden in Dalarne, von deren hoher menſchlicher Majeſtät uns die, ſo ſie geſehen und unter ihnen gelebt haben, ſo liebenswürdige Züge erzählen, daß man hingehen und unter ihnen ein Bauer werden mögte! Die franzöſiſche Revolution ſelbſt in ihrem Anfange und Ende iſt der ſicherſte Beweis der Entmenſchung und Inhumanität des Zeitalters, und daß es keine reine Humanität gab, ſondern man bloß einige ſchimmernde Flitter dafür rechnete. Und woher ſollte auch Humanität, die allein auf dem feſten Boden der Kraft ruht, den Menſchen ſo unnatürlich kommen? Denn nichts ſteht ihrem Grundkeim mehr entgegen, als Geiſtigkeit im Ueberfliegen. Man nehme allein die franzöſiſche Revolution, wo doch alles Menſchliche und Unmenſchliche ſo ziemlich ohne Schaam ans Licht trat, und vergleiche ſie einmal mit der engliſchen um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, alſo anderthalb Jahrhunderte ſpäter. Man wird Aufſchlüſſe über den verſchiedenen Zeitgeiſt ſehen, die erſtaunen, weil ſie die jetzigen Menſchen wie Tiger zeigen in Vergleichung mit den Revolutionärs unter Cromwell und Hamden. Wie wenige Züge von Edelmuth, Menſchlichkeit, Kraft in der franzöſiſchen Revolution (von den Kriegen rede ich nicht)! wie viele und wie rührende dort, und zwar oft von den bitterſten Feinden gegen einander, z. B. Karls des Erſten Betragen gegen den gefangenen und verwundeten Hamden! Ich ſpreche hier natürlich von der Mehrzahl; denn wer mag leugnen, daß es nicht humane Menſchen gab, die tief und menſchlich alles Menſchliche fühlten? Aber wie zeigte ſich ihre Humanität? Auch ſie meiſtens in Verrücktheit und Konvulſionen; und konnte ſie anders? Der Welt und dem Staate war allenthalben die feſte, kräftige Geſtalt genommen, die aus den Wurzeln der Erde empor wächſt und ſich immer an dieſen Wurzeln feſthält, auch wenn ſie den Himmel zu berühren ſcheint. Auch die Beſten ſpielten oft mit Ideen, die noch nicht für die Erde gehörten, auch wenn ſie einen feſten archimediſchen Erdpunkt gefunden hätten, die Welt zu bewegen; auch die Weiſeſten wollten ſchon in That und Wirklichkeit ſehen, was für das Zeitalter, worin ſie lebten, noch nicht ſeyn konnte. Sie meinten, was ſie im Geiſte ſcharf und beſtimmt gebildet und gedacht hätten, könne auch ſogleich friſch und jugendlich auftreten als That und Staateinrichtung. Dies war eben des Geiſtes Ueberfliegen. Dieſe oft ſehr edlen, oft bloß geiſtigen Denker und Träumer bedachten ihre eigene Abkraft nicht, und wie ſie ohne alle Haltung an dem Leibe der Erde da ſtanden; denn darin liegt eben das Unheil der Zeit. Je weniger einer von der Erde feſthält, deſto mehr glaubt er, ſie geſtalten und beſſern zu können, und deſto ſchneller glaubt er dies möglich. In der älteren Zeit von Athen und Rom waren die Denkenden auch die Handelnden, die Schriftſteller auch Heerführer und Staatsmänner; daher die Sicherheit und Beſonnenheit ihrer Urtheile, das hohe Pragmatiſche in der Darſtellung der Beſſeren, die Klarheit und Ründung ihrer Ideen in Einem. Sie kannten den Staat und die Erde. Die unſrigen brachten freilich nicht bloß Träume und Hirngeſpinnſte hervor; denn jede wahre Idee wird einmal wahre That werden: nur ſoll ſie es nicht in jeder Zeit werden. Weil dieſe Menſchen nun, und zwar die edelſten von ihnen am meiſten, kein Maaß ihrer Zeit hatten, ſo ergrimmten ſie. Sie ſahen nicht die Nothwendigkeit, wie die Bildung ſo gegangen war und hatte gehen müſſen, ſondern alles in den neuen Verfaſſungen und Regierungen war ihnen Verworfenheit, Nichtahnung und Herabwürdigung der Menſchheit. Sie ſchrieen nur von Sklaverei, von gekrönten und infulirten Tyrannen und Deſpoten, von Verewigung des Wahnes aller Art, kurz, von einem weiten Abſprung der erſten heiligen Naturgeſetze der Geſellſchaft. Wie dieſer Grimm auf der einen Seite eines reinen Urſprungs war, ſo blendete er auf der anderen ihre Augen noch mehr, daß ſie alles, auch ſelbſt das Gute ihrer Zeit, nicht rein ſahen. Ein unendliches Heer von Nachbetern und Schwachköpfen, die bei der Luſt des Büchermachens und Bücherleſens ſo leicht Andern wieder zu Lichtern werden konnten, riſſen jenen Pfauen einzelne Federn aus, und ſpielten wieder mit dieſen nach ihrer Weiſe. So umſchwärmten die windigſten Hoffnungen und luſtigſten Träume von Republiken aller Art den politiſchen Himmel; ungeheure Begriffe von Freiheit bildeten ſich, wie ſie theils nie, theils in den nächſten zweitauſend Jahren noch nicht auf Erden möglich ſeyn wird. Man hatte faſt alle Idee von Naturzwang verloren und bei der Geiſtigkeit den Leib der Erde und des Staates vergeſſen, ſo daß man einſeitig Geſetze für Engel und Teufel machte, die auf leichten Schwingen in der Luft leben können. Ein großer Theil der Zeitgenoſſen glaubte an dieſe Träume, ſo luſtig ſie auch theils waren, und alle Ruhe, alles An-der-Erde-geben des Urtheils ging verloren. Man ahnete nicht, wie ſchrecklich die Zeit belehrt werden würde, wenn ſie ſich überall belehren läßt.

Aber nicht allein bei den *Schriftſtellern* des Zeitalters ſieht man die Zuckungen der Vergeiſtigung; nein, ſie wird allgemeiner ſichtbar *in* und *auf* der Erde. Es iſt ein wahrhaftig feuriges, elektriſches und vulkaniſches Zeitalter. *Franklin*, der wackere Bürger und Demagog des neuen amerikaniſchen Freiſtaates, erfindet die Geſetze der Elektricität und lehrt mit dem Donner ſpielen;

der Aetna und Veſuv gieſſen Flammen und Verderben aus ihren Feuerbäuchen, und ein großer Theil Süditaliens und das uralte Meſſina raucht in Flammen und Trümmern. Noch hat das Rebellionsfeuer in Nordamerika ſich nicht zu einem ruhigen Staate geſetzt, ſo geht es ſchon in Irland und ſelbſt in der Hauptſtadt von Alt-England auf das verderblichſte auf, und zwingt die Mutter, früher die Tochter frei zu laſſen, als ſie ſonſt wohl gethan hätte. Man ſicht dabei nicht bloß mit dem Schwerte und der Zunge, wie vormals, ſondern mit weit verderblichern und tiefer verwundenden Waffen, weil ſie unſichtbar und unentführbar ſind, mit fertigen Federn und geflügelten Buchſtaben; und während im Kampfe ſelbſt ſich ſo wenig Stätigkeit bewährt, arbeitet in dieſen die unſtäteſte und wildeſte Wuth, die über alles alte Geſetz und alle alte Herrlichkeit hinauszufliegen droht. In Holland gährt es zunächſt auf, entzündet durch den ſchlimmen letzten Krieg mit England, für deſſen ſchlechten Erfolg man den Statthalter und ſeine Partei anſpricht. Die

Preußen ziehen mit empörender Eigenmacht in das Land eines fremden Volks, und ſtellen den Schwager ihres Königs wieder her. Selbſt mit den alten Gängelungen teutſcher Reichsſtädte will es nicht recht mehr fort, wie ſonſt; und die Bürger mehrerer fangen auch an, ihren Patriciern von ihren Rechten vorzuſprechen; ſo die Stände kleiner Staaten ihren Fürſten. Zum Theil wird die Unzufriedenheit zu einem ordentlichen Proceß vor dem Reichsgerichte, zum Theil zur wilden Rebellion. Jeder meiner Zeitgenoſſen erinnert ſich noch der Vorfälle in Aachen und Lüttich. Nun folgen die Rebellionen, die Josephs raſche Reformen und das Nichtzuſammenhalten ſeiner Kraft veranlaſſen. Wir haben oben ſchon ihren Karakter geſehen. Sie würden vielleicht ohne die Hülfe politiſcher Schreier und Schriftſteller gar nicht alle gekommen ſeyn, würden aber auch in einem energiſcheren Zeitalter eine für die öſterreichiſche Monarchie furchtbarere Stätigkeit gehabt haben. Nirgends erſcheint ihr Geiſt unſtäter und formloſer, als in den Niederlanden, wo vor 200 Jahren ſo viel Kraft war. Europa, das für alle republikaniſche Ideen ſo empfängliche Europa, empfing alle dieſe lächerlichen Auftritte und kindiſchen Balgereien, welche die elendeſten Menſchen führten und die elendeſten Rückſichten veranlaſſten, mit einem lauten Hohngelächter, und dieſe letzten Freiheitsverſuche zeigten alles Politiſche von einer ſo poſſirlichen Seite, daß die Regenten, die ſchon anfingen, bleich zu werden, wieder Luft ſchöpften, und nun auch ihrerſeits ihre Nachtigallen und Raben gegen die republikaniſchen anſingen und ankrächzen lieſſen, und den Satz kühn hinſtellten: nur wo der Wille eines Einzigen alles beherrſche, und könne, was er wolle — nur da ſey Ruhe und Glückſeligkeit zu finden. Aber als man ſich ſo in eine fröhliche Ruhe einwiegte, ging das Feuer von einer Seite auf, wohin man gar danach nicht geſehen hatte, nemlich in Frankreich, und zwar ein ſo gewaltiges Feuer, daß ganz Europa noch davon brennt, obgleich man es gelöſcht zu haben wähnt. Welche Erſchütterungen und Verheerungen, welche Kriege und welches Menſchenelend liegen in den letzten vulkaniſchen Friedensſchlüſſen zu Luneville und Amiens! Doch, wir wollen dem Schickſal nicht vorgreifen.

Frankreich, nachdem es mit den übrigen europäiſchen Staaten in der langen Anarchie des Mittelalters umhergetappt hatte, war ſo glücklich, zu Einem Staate zu werden, als ſeine bedeutenderen Nachbaren, England ausgenommen, immer mehr durch die Vielherrſchaft aus einander fielen. Italien und Teutſchland waren im 13ten, 14ten, 15ten Jahrhunderte kultivirter, reicher, mächtiger, als das zertheilte Frankreich, der Spielball ſeiner großen Vaſallen und des übermüthigen Englands. Aber ſie ergriff ſeit dem 15ten, 16ten Jahrhunderte das Unheil; es bedurfte nur einer mächtigen Monarchie, um ſie wanken zu machen. Spanien ward zuerſt dieſe, obgleich mit fremdartigen Theilen beſtehende, Monarchie; Amerika's Entdeckung ward für ſie ein neues Unglück; ſchon im 16. Jahrhunderte altete ihre Kraft. Die Beſitzungen des Hauſes Oeſterreich im Oſten waren noch weniger zuſammenhängend, und konnten alſo keine Kraft geben; das Schickſal verſagte dieſem Hauſe auch durchaus große Regenten, ſeitdem ſie alle von Prieſtern und Jeſuiten erzogen wurden. Teutſchland ſtand noch ehrwürdig da durch alte Erinnerungen mehr, als durch wirkliche Macht; denn ſein Intereſſe lag in ſeiner Vielherrſchaft zerſpaltet, durch welche Italien ſchon unter den Spaniern unterging. Luther kam hinzu und machte die Einsmachung des teutſchen Volks unmöglich, und Frankreich, das eben zuſammenwuchs, konnte ſchon jezt durch teutſche Hülfe auf Koſten Teutſchlands gewinnen. Es würde mehr gewonnen haben, wenn es ſeit dem zweiten Heinrich nicht beinahe ein Jahrhundert durch Religionszwieſpalt und Regentenſchwäche einen Rückfall, oder doch einen Stillſtand gemacht hätte. In Teutſchland erzeugte das durch Religion und Verfaſſung zwieträchtige Intereſſe den dreißigjährigen Krieg, der die Fremden zuerſt lehrte, wozu dies Land brauchbar ſey. Die Franzoſen und Schweden ſchalteten wie die Herren mit ihm, und nur ihr gegenüber ſtehendes Intereſſe rettete Teutſchland mit mäßigen Verluſten an Land, nachdem der Wohlſtand ſeiner reichen Städte, vorher der Neid Europens, heruntergebracht, ſeine Dörfer verbrannt, ſeine Bevölkerung mehr als halbirt war. Richelieu führte in den letzten Jahren dieſes Krieges mit ſtarker Hand unter einem ſchwachen Könige die Zügel der Regierung, und vollendete meiſtens ſeine herkuliſchen Arbeiten, betrog in ſeinen auswärtigen Unterhandlungen alle, Freunde und Feinde, und machte ſich ihnen doch wieder unentbehrlich, ſchlug im Lande ſelbſt mit Liſt und Gewalt alles nieder, was ſeinem Ziele, die Regierung unumſchränkt zu machen, im Wege ſtand, und entwaffnete den Staat im Staate, die Partei der Reformirten. Er machte den noch immer trotzigen und aufſtrebenden Geiſt der Großen und des Adels durch Kerker und Schafot, durch Belohnungen und Schmeicheleien, durch die Künſte des Hofes von mancherlei Art mürbe, und gewöhnte zuerſt die Nation, ihren König wie ihren Gott, und das Wort ſeines Mundes wie das heiligſte Geſetz anzuſehen. So ſeine große Rolle ausſpielend, trat er vom Schauplatz ab und übergab die Zügel ſchwächeren, aber auch ſchlaueren Händen, die ſie oft fahren lieſſen, aber behende und geſchmeidig immer wieder faſſten. Wir ſprechen von Mazarin.

Dieſen Mann hatte Richelieu unter ſeinen Augen gebildet. Als ein Ausländer, ohne Anhang, ſchien er ihm ſicherer und zuverläſſiger; ob er ſeinen Nachfolger in ihm ahnete, weiß man nicht. Genug, der geſchmeitige und feine Italier ward es, und wuſſte ſich in allen Stürmen, oft abgeworfen, immer wieder auf das zügelloſe Pferd des Staats zu ſchwingen und es endlich geduldig zu reiten. Man kennt die kleinen Revolutionen im Anfange ſeines Miniſteriums, die unter dem Namen der Fronde ſo bekannt und berühmter ſind, als ſie es verdienen. Es waren kleine Aufwallungen und Anſtrengungen aus ſehr kleinen Urſachen und Rückſichten, obgleich man große und edle vorſchob. Das Volk nahm nur einen pöbelhaften Antheil daran, und wuſſte nicht, was es wollte: denn was Edles wollte es nicht. Die Parlamente, die Prinzen von Geblüte, die Pärs, der große und kleine Adel, die Geiſtlichkeit, ſpielten alle mit darein, jeder bloß für ſein Intereſſe, ohne einen Gedanken an das Ganze. Der Miniſter muſſte zweimal entweichen; aber die ihn erſetzen wollten, machten es eben nicht beſſer, als er, und wollten auch nichts Beſſeres. So herrſchte er endlich in den letzten Jahren ſeines Lebens und in den erſten der Mündigkeit unumſchränkt über ein Volk, das Richelieu für das Joch reif und geduldig gemacht hatte. Er herrſchte nach den Schwingungen fort, die ſein gewaltiger Vorgänger dem Staate gegeben hatte, aber klein und knickerig, bloß für ſich, nicht für das Volk, oder auch nur für den Regenten; denn ein Menſch, der bloß ſchlau iſt, kann nicht anders als klein ſeyn. Daß Mazarin die Zügel halten konnte, zeigte, daß das Pferd gut zugeritten war.

So trat nach ſeinem Tode im Jahr 1661 Ludwig der Vierzehnte die Regierung an und führte ſie ein halbes Jahrhundert fort, welches in der Geſchichte das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten heiſſt. Die franzöſiſche Nation war nun eine Einheit, und alſo plötzlich die mächtigſte Nation in Europa geworden, und bald zeigte ſie dieſe Macht den übrigen Völkern nur zu ſehr. Die Nation war im Vorwärtsſchreiten ſelbſt unter dem ſtrengen Deſpotismus, und große Genien und Männer aller Art wuchſen aus der Fülle der Natur reichlich hervor, die dieſes Zeitalter verherrlichen ſollten, welches der Regent nicht verherrlichen konnte, obgleich die Schmeichelei ihm auch alles dasjenige gab, was Zufall und Glück um ihn und mit ihm verſammelten. Ludwig war ein ſehr mittelmäßiger Kopf und ein kaltes, feiges Herz, und dabei hatten der Kardinal Mazarin und ſeine Mutter, Anna von Oeſterreich, ihn ſchlecht erzogen und unterrichtet, um deſto länger und ungehinderter unter ſeiner Maske regieren zu können. Dies war auch geglückt. Aber Ludwig war von Leibe ein ſchöner Menſch, einer der ſchönſten ſeiner Zeit; er.

war körperlich kräftig, geſchickt, und hatte eines Königs Miene. Er ward alſo — das Höchſte, was er werden konnte — eitel. Dieſe ſeine Eitelkeit und Körperrüſtigkeit ward die Quelle von dem Wohl und Wehe ſeiner Regierung. Er wollte ſelbſt herrſchen, dies erklärte er bei dem Tode des Kardinals; er wollte ſelbſt alles ſehen und ordnen, wollte ſeine Diener und Miniſter ſelbſt bilden. So ward er bei aller Neigung zur Wohlluſt und zum Vergnügen wenigſtens ein arbeitſamer Regent, der aus Eitelkeit für den Ruhm ſeines Namens — ſeine höchſte Staatsanſicht — das Gute wollte. Obgleich immer geleitet von den großen Köpfen, welche die erſten 30 Jahre ſeiner Regierung auszeichneten, konnte er durch dieſe eigene Durchſicht und Einſicht der Angelegenheiten doch viel Böſes und Schlimmes verhindern, weil man ſich ſcheuen muſſte; und ſeine Miniſter muſſten ſehr fein mit ihm ſpielen und zur Verlängerung ihrer Herrſchaft ſeine Eitelkeit mit ins Spiel ziehen. Dies ward wechſelſeitig Frankreichs und Europens Wohl und Verderben.

Colbert und Louvois, Turenne und Condé, Corneille und Racine, Pouſſin und Le Gros ſind große Namen dieſer Zeit und der franzöſiſchen Bildungsart. Colbert, unter einem ſtarken Regenten ein Genius des Himmels, ward der Schöpfer der neuen Größe Frankreichs. Er ordnete die Finanzen, ſchuf Handel, Fabriken, Feſtungen, Armeen und Flotten, brachte alle Künſte und ſo auch das äuſſere Leben zu einer vorher unbekannten Eleganz — denn anders mag ich von der franzöſiſchen Kunſt nicht ſagen — und alles Wiſſen zu einer höheren Ehre; — aber dies alles pour la personne et pour la gloire du roi. und deswegen konnte es keine reine Bildung für die Welt werden, wenn auch die Geiſtigkeit der Zeit das zugelaſſen hätte. Ludwig und ſein Hof mit aller Feinheit und Ueberfeinheit perſonificirten ſich in dieſer Kunſt, die bloß zunächſt für den Hof war, und es kam das heraus, was wir oben den esprit genannt haben, der aus Frankreich in ganz Europa überging. Louvois, ein unholder und feindſeliger Menſch, leitete die äuſſeren Angelegenheiten, die Unterhandlungen, die Kriege und Eroberungen des Staates. Wie Colbert aus Ludwig dem Vierzehnten einen Muſageten machen wollte, ſo ſollte er durch ſeine tief und groß angelegten Plane der Herr und Schiedsrichter Europens werden, Plane, die die Unpolitik Englands unter dem elenden Karl dem Zweiten, die Schwäche Spaniens und Oeſterreichs, die Vielherrſchaft Teutſchlands und das kämpfende Intereſſe der nordiſchen Mächte lange unterſtützten und wozu der Miniſter ſeines Königs Eitelkeit immer bereit fand. Ludwig erſchien während 30 Jahren dem übrigen Europa als Eroberer in einer furchtbaren Größe, und Louvois, der bei ſeiner Unhuld ſich nur durch Nothwendigkeit behaupten konnte, riß ihn von Krieg zu Krieg, und eine verkehrte Fenſterſcheibe des Schlößchens zu Trianon machte, daß die Rheinpfalz und mehrere der älteſten teutſchen Städte in Flammen aufgingen, und der letzte allgemeine Krieg des

17ten Jahrhunderts aufging, den Frankreichs Ohnmacht nur kaum ertrug.

Dieſe Kriege verzehrten, was Colbert erſonnen und geſammelt, und zerſtörten, was er geordnet hatte, weil ſie es überſpannten. Ludwig, um welchen mit ſeinen Jahren auch die groſen Talente zerfielen, welche ihn bisher unterſtützt hatten, wollte die Erſchöpfung ſeines Reiches und die Ermattung ſeines Volkes lange nicht merken; er wollte nicht aufmerken, daß die rivaliſirenden Reiche um ihn andere Regenten, andere Ordnungen und Einrichtungen bekommen hatten, zum Theil von ſeinen Staatsmännern und Feldherren belehrt; ſonſt hätte er vielleicht einlenken und den äuſſerſten Verfall ſeines Landes verhüten können, deſſen größten Glanz er geſehen hatte. Ludwig war eitel, war edelmüthig, ſobald dieſe Eitelkeit nicht verletzt ward. Er wollte von allen Dingen lieber den Bliz und Schimmer ſehen, als langſamer das Licht und die Wärme erwarten. Dies iſt zum Theil der Karakter ſeines Volks, war in einem vorzüglichen Grade der ſeinige. Ludwig war ein ſchöner und ein [illegible] Mann und liebte die Weiber. Dies erſchuf die Galanterie und Eleganz, die ſeine Zeit ſo berühmt machte, worin ſich aber viele ſpaniſche Steifheit mit einſchlich, die durch die ſpaniſchen Prinzeſſinnen an den franzöſiſchen Hof gekommen war. Die franzöſiſche Leichtigkeit konnte dieſe glücklich mit darin verarbeiten, obgleich nicht ohne allen Nachtheil für den Volkskarakter; die übrigen Nationen Europens konnten dies nie. Wie ſehr dieſe unreine Galanterie der Empfindelei und falſchen Scham, die von der der Chevalerie ſo weit abſteht, alles verdorben hat, wie vorzüglich die Weiber dadurch entartet ſind — was ſoll ich die alten Klagelieder wieder ſingen? Alles mußte bei äußerſter Lockerheit der Sitten in äußerſter Decenz einhergehen; der König ſelbſt erlaubte ſich nie etwas gegen die Etikette und den Anſtand. So herrſchten ſeine erſten Geliebten und Günſtlinginnen unter ihm, aber nicht weiter. Aber als er ausgenoſſen hatte, als die Körperkraft, wodurch er allein ſtark geweſen war, in den 1680er Jahren allmälig verfiel, da ward aus dem ſtarken Sünder ein Bußfertiger, und er fiel in die Hände der alten Hure und Betſchweſter, der Maintenon, des weiland buckligen Poeten Scarron ſchöner Wittwe, die ihre Patronin, die witzige und reizende Montespan, ausſtach, und es ſo ſchlau anzufangen wußte, daß der König ihr Gemahl ward. Sie und die Beichtväter la Chaiſe und le Tellier, ein paar verſchmitzte Jeſuiten, greifen ſeit dem Jahre 1680 ſehr thätig mit in die Schickſale Frankreichs ein, woran ſchon damals die Schickſale Europens am meiſten hingen; die Mißhandlungen der Reformirten, die abſcheulichen Dragonaden, die Verfolgungen der Janſeniſten und aller frommen und gelehrten Prieſter und Nichtprieſter Frankreichs liegen wie Brandmaale auf ihnen und auf Ludwigs letzten Jahren. Er hatte bei den unglücklichen Begebenheiten des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, bei der Todesgeißel, die über ſeine blühende Familie herfiel, bei der Erbleichung ſeines Glanzes und dem matten Hinſchwinden ſeines einſt ſo furchtbaren Namens noch Zeit, das Unglück und Unheil ſeiner Regierung zu ſehen, — das Land verarmt und entvölkert, die Flotten und den Handel vernichtet, die Städte zerfallen und manche der ſchönſten von den Bomben der übermüthigen Engländer zerſtört, keine Liebe, kein Vertrauen, kein Aufſchwung zu hoher That und Geduld im Volke, das, von der ſchrecklichen Laſt der Auflagen und Schulden niedergedrückt, ſtöhnte, womit die Eitelkeit der königlichen Siege und Prachtgebäude es belaſtet hatte. Frankreich war nun wahrhaftig eine elende Deſpotie; aber es machte auch das übrige Europa immer mehr dazu; denn die Nothwendigkeit erſchuf in allen Ländern große ſtehende Heere gegen Ludwigs 300000 immer gerüſtete Soldaten; der Druck der Kriege, der ſonſt nur zeitig war, ward jetzt ewig. Wie der Fackelſchein eines Leichenzugs fiel nun der Schimmer früherer Zeit auf Ludwigs letzte Jahre, und das Volk freute ſich, als er 1715 ſtarb.

Der Regent Philipp von Orleans war ein Genie und ein Wüſtling zugleich, zu allem eher geboren, als zum Herrſcher; vielleicht in Zeiten der Gefahr, wo ſeine Energie geweckt werden konnte, brauchbarer, als in Zeiten des Friedens. Unter ihm erſchien, was bisher der Schein und die Decenz verhüllt hatte, die Ueppigkeit und Verdorbenheit der Großen, die gleichſam des niedergetretenen Volkes ſpottete, beinahe mit einer neroniſchen Oeffentlichkeit. Während der Regent mit ſeinen Mätreſſen und Günſtlingen die abſcheulichen Orgien des Palais royal feierte, und vor ſeinen Lampenſpiegeln Scenen erleuchtete, die Sueton im Leben des Tiberius ſo nackt ſchildert, regierte der elende und nichtswürdige Dubois den Staat, der von der erſten drohenden Höhe zu dem Range der zweiten und dritten Staaten Europens hinabgeſunken war. Die ungeheure Schuldenlaſt, die Ludwig bei ſeinem Tode dem Staate hinterließ, wuchs immer fort, und die Finanzſpekulation des berühmten Irländers Law diente zu nichts weiter, als viele der erſten Handlungshäuſer Frankreichs auf immer zu ſtürzen, Betrüger reich zu machen, das alte Geld zum Theil aus dem Lande treiben, allen Kredit und Glauben zu zerſtören, und die Staatsſchulden noch zu vermehren. Die Nation lachte und machte ſich höchſtens durch einige Vaudeville und witzige Epigramme Luft. Für die ſchlimmeren und gefährlicheren Schreier waren die Wohnungen, die man ſo leicht in der Baſtille und zu Vincennes, oft auf Lebenszeit, angewieſen bekam, immer bereitſtehende geworden. Frankreich ward ſchon ein Spott Europens.

Die mehr als funfzigjährige Regierung des Urenkels Ludwigs des Vierzehnten, Ludwigs des Funfzehnten, diente nicht, dieſen Spott wegzunehmen. Auch ſie ſollte nur die lange Schmach des franzöſiſchen Volks werden. Dieſer König, der als ein Kind von fünf Jahren den Namen König bekam, ſollte doch mit den Jahren ſeiner Mündigkeit nie mündig werden, ſondern immer das Spiel von fremden Händen bleiben. Er war kein Tropf, aber ein ſolcher Wollüſtling, daß er nur dazu Zeit hatte, ſeine [illegible] zu ergänzen, um ſie ſogleich wieder zu den Schooß ſeiner Huren ausgieſſen zu können: die Regierung und ihre großen Sorgen ſchob er immer unwillig von ſich, unbekümmert, welche Hände und Köpfe ſich ihrer annahmen. Ein bloßer Zufall hatte den alten Biſchof von Frejus, Fleury, zu ſeinem Lehrer gemacht, oder vielleicht die Unbefangenheit und Prunkloſigkeit ſeines ſtillen Karakters, worin man keinen Ehrgeiz ahnete. Schon der Regent Philipp indeſſen hatte die erſten Proben dieſes Ehrgeizes zu erfahren; und ſo feſt hatte der ſchlaue Alte den König an ſich zu binden gewuſſt, daß man ihn ohne Gefahr nicht von ihm entfernen durfte. Fleury ward nach dem Sturz des erbärmlichen Herzogs von Conde', der ſich nach Philipps Tode zum erſten Miniſter gemacht hatte, ſein Nachfolger; und ſo ſchlecht war der Staat regiert worden, daß man die 20 Jahre, die er ungefähr das Ruder führte, als glückliche ſegnete, und der verworfene Ludwig in dieſer Zeit den Namen des Vielgeliebten erhielt. Aber Fleury war kein Arzt, ſo gut er es auch meinte, der ein altes Uebel bei der Wurzel angreifen und aus dem Grunde heilen konnte; er verſtand nur das Ueberheilen und Palliren. Sein Alter und ſeine Furchtſamkeit zitterten vor jedem ätzenden und draſtiſchen Heilmittel zurück. Er konnte alſo keine Mißbräuche aufheben, weil er nirgends anzugreifen und einzugreifen wagte, und das Einzige, was Frankreich von ihm hatte, war eine beſſere Oekonomie, obgleich der öſterreichiſche Succeſſionskrieg, worin er ſeit 1741 mit hineingezogen ward, und der 7 Jahre währte, Frankreichs Staatsſchulden wieder beträchtlich vermehren muſſte.

Nach ihm ging die Regierung in Frankreich ganz, wie es der liebe Zufall und die Mätreſſen wollten, die man auch wohl einen Zufall nennen konnte. Wer kennt nicht den ſiebenjährigen Krieg? Ein Feuer, das zuletzt Europa von einem Ende zum andern ergriff, ging in den Wäldern von Kanada und Neuſchottland auf. Frankreich ſpielte darin eine erbärmliche, England eine große, Friedrich von Preußen eine heroiſche Rolle. Die Pompadour regierte Ludwig und ſeine

Miniſter. Sie ſchickte die Flotten und Heere aus und gab ihnen ihre Befehlshaber, machte aus Aebten Feldmarſchälle und aus ſeinen Kammerherren ſchlechte Miniſter; ſie verrieth aber auch die Heere und verkaufte das Intereſſe Frankreichs an ſeine Feinde, wie Einige wollen. Frankreich verlor in dieſem Kriege ſeine letzte Ehre, und das Zeitalter trug dumm ſogar auf das Volk über, was Andere verſchuldeten. Die Schlacht bei Roßbach ward eine Spötterei und eine Wahrheit, wofür die Teutſchen 30 Jahre ſpäter bezahlen ſollten. Frankreich ging aus dem Kriege glücklicher, als es ihn geführt hatte, weil England grade ſo elend ſeinen Frieden ſchloß, wie 1712 zu Utrecht. Aber die Schuldenlaſt war unendlich durch Krieg und Mätreſſenherrſchaft gewachſen, und das Volk fing ſogar an, ſich erniedrigt zu fühlen. Die berüchtigte du Barry kam in den letzten Jahren noch hinzu und thürmte neue Schmach und neue Schulden auf das Land. Der Name des Vielgeliebten war den Franzoſen zum Fluch geworden, und immer weiter griff das öffentliche Unheil um ſich und offenbarte ſich ſelbſt in einigen Zuckungen und in den Händeln, die die Regierung mit den aufſätzigen Parlamenten hatte. Schrecklicher konnte die Nation nicht über Ludwig den Funfzehnten richten, als daß ſie ſeinen Enkel den Vielerſehnten, le bien-desiré, nannte.

So ging alle Schuld ſeiner Ahnherren auf des Jünglings, Ludwigs des Sechszehnten, unſchuldiges Haupt über, und auch dieſes Haupt war nicht gemacht, aus dem Chaos herauszufinden und etwas Beſſeres zu erſchaffen. Sein Volk empfing ihn deſto fröhlicher, je mehr es die vorigen Regierungen zu beweinen hatte. Er beſtieg den Thron mit großen Hoffnungen und Erwartungen, wie jeder Fürſt, der einen ſchlechten Vorgänger gehabt hat. Man wuſſte, daß er gut war; man hatte die Schönheit und den hohen Geiſt ſeines Weibes, einer öſterreichiſchen Prinzeſſin, anerkannt; — man hoffte, ſie würden auch regieren können und wollen. Wie betrog man ſich! Ludwig war von der Natur gemacht, alles eher zu ſeyn, als ein König. Was konnte er dafür, daß der Zufall der Geburt, der unſchuldigſte von allen, ihn beſtimmt hatte, König zu ſeyn? Seinem Karakter und Willen war nichts fremder, als das Herrſchen und Gebieten; und nach dem Bericht Derer, die ſeine Jugend kennen wollen, ſoll er mehr als einmal den Wunſch geäuſſert haben, daß er doch nicht zu dem ſchweren Amte eines Königs geboren ſeyn mögte. Daß er gut war, und alles Gute wollte, darüber ſind die unparteiiſchen Zeitgenoſſen vom Anfang ſeiner Regierung bis auf den lezten blutigen Akt ſeines Lebens wohl einſtimmig. Aber was iſt dieſe Gutheit ohne Kopf anders, als Schwäche? Immer ſind dieſe ſogenannten guten Regenten ihren Völkern verderblicher geweſen, als ſelbſt die verruchten und tyranniſchen mit Herrſchertalenten. Dieſe Lehre geht durch die Geſchichte. In keiner Zeit hätte Ludwig ein Volk beherrſchen und alſo beglücken mögen; wie ſollte er es denn in einer Zeit können, die von Orkanen und Vulkanen trächtig war? E hat auch nie die Zügel der Regierung gehalten, nicht einmal den Schein bewahrt, daß er ſie halten könnte. Rechtlichkeit und Untadeligkeit der Sitten, die aber bei ſeinem kalten Temperamente kein großes Lob iſt, gehen als herrſchend durch ſeinen Karakter; aber ſein Phlegma ließ ihn nicht einmal nach der Rechtlichkeit ſtreben, wonach er ſtreben ſollte. Er ſchmiedete in ſeiner Eſſe, wie weiland Karl der Neunte, während ſeine Miniſter für und gegen den Staat und aus dem Staate ſchmiedeten, was ſie wollten und konnten; er ſaß als ein berußter und unbeholfener Vulkan an ſeinem Amboß, während ſein ſchönes Weib die Venus machte, einen glänzenden und ſchimmernden Hof hielt, welcher dem unzierlichen Gemahl herzlich zuwider war, und während ſie da ſündigte, wo man am wenigſten hätte ſündigen ſollen, nemlich im Aufwandmachen und in der Vermehrung der Schulden. Das Unkraut, was noch vom alten Hofe da war, und das neue, welches wenigſtens aus ſeinem Saamen aufgeſchoſſen war, wuchs üppig und ohne Scheere und Hacke herauf. Die Miniſter wechſelten, wie unter der vorigen Regierung; immer der Beweis einer ſchwachen, d. h. einer ſchlechten, Regierung; die das Gute ſtandhaft und mit Einſicht wollten, fielen zuerſt und entfernten ſich, über das Elend zu weinen, das ſie immer dichter und drohender zuſammenwachſen ſahen. Die Nation ſah bald, daß ſie ſich in ihren Hoffnungen von Ludwig betrogen hatte: aber ſie ehrte und liebte in ihm noch immer die Gutmüthigkeit und Sittenreinheit unter ſo großer Schurkerei, Liederlichkeit und Verſchwendung, die ſich nicht ſchämten, öffentlich am Hofe zu prunken. Der amerikaniſche Freiheitskrieg fing mit Ludwigs Regierung an, und bald nahm Frankreich daran einen ſehr thätigen Antheil, um England, ſeiner älteſten Nebenbuhlerin, wehe zu thun. Dies glückte ihm über alle Erwartung; aber für Frankreich ſelbſt hatte es die nächſte Folge, daß die Staatsſchulden um mehrere hundert Millionen wuchſen, und die Verlegenheit der Regierung, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen, noch größer ward.

Durch dieſe amerikaniſche Revolution waren manche Ideen, die eine Zeit lang geſchlummert hatten, wieder friſcher und lebendiger aufgeregt worden, und dazu manche neue in Umlauf gekommen. Die allgemeine Theilnahme, welche der Kampf der Nordamerikaner erregte, die Uebertragung aller ſchönſten und edelſten Begriffe des Zeitalters auf die Urſachen und Erfolge dieſer Revolution, die edler angeſehen ward, als ſie war, zeigten nebſt andern Phänomenen, welchen Strom der Geiſt zunächſt fortbrauſen würde, nemlich den politiſchen. Auf politiſche Revolutionen waren auch viele Gemüther gefaſſt, aber meiſtens freudig; ſie hatten keinen Begriff von der Bildung und dem Stand des Zeitalters, darum zitterten ſie nicht. Auch in Frankreich ſprudelten dieſe Ideen auf, deſto heftiger, je lebendiger und beweglicher des Volkes Karakter iſt; ſie warfen, troz der Baſtillen und lettres de cachet, Funken um ſich, die nicht alle verloſchen, ohne hie und da zu zünden. Was nicht in Frankreich gedruckt werden konnte, erſchien in der Schweiz und den Niederlanden und kam doch nach Frankreich, und unter den klagenden Stimmen waren nicht bloß Schriftſteller, wie Raynal und Linguet, nicht bloß ſchwärmeriſche Republikaner, ſondern manche fromme Männer, ſtille Patrioten für die alte Verfaſſung der Monarchie, aber auch eine gerechte und kraftvolle Regierung wollend. Der Krieg mit England war für Frankreich erſchöpfend geworden. Das alte Syſtem der Verſchwendung und des üppigen Uebermuthes des verderbteſten Hofes hörte nicht auf. Necker, der bisherige Finanzminiſter, ward abgedankt, weil er nichts mehr zu erfinden wuſſte für die dringende Noth, und Calonne nahm ſeine Stelle. Durch Begünſtigung der alten Verſchwendungen, durch unzeitige, wenn auch nicht unnöthige, geldfreſſende Einrichtungen vermehrte er die Schulden, und wuſſte keine Mittel, die Finanzen herzuſtellen, als neue Auflagen. Auch ſo iſt er bald am Ziele und zeigt die Unmöglichkeit, ohne auſſerordentliche Mittel die Staatsmaſchine im Gange zu erhalten. Der

Hof entſchließt ſich im Jahr 1787 ungern zur Zuſammenberufung der Notabeln, um mit dieſen über das Heil des Reichs zu berathſchlagen. Aber es zeigt ſich dabei ſo viel böſer Wille und Wind gegen die Hofpartei, daß ſie in eben dem Jahre noch durch ein Edikt entlaſſen werden und Frankreich in dem Grafen von Brienne einen neuen Finanzminiſter erhält, der alle Schäden zu heilen verſpricht. Aber dieſer Wundermann hat wieder keine andere Projekte dazu, als neue Auflagen und Abgaben. Die Parlamente, mit denen man dieſe Ceremonie einer bloßen Form noch immer gemacht hatte, weigerten ſich, ſie einzuzeichnen. Ein königlicher Machtſtreich hebt ſie dafür in ganz Frankreich auf und errichtet einen ſogenannten hochmögenden Hof (cour plénière) aus Pärs, Geiſtlichen und Abgeordneten der vornehmſten Städte, ihre Stelle zu erſetzen. Dies giebt Unruhen im ganzen Lande; die Gerechtigkeit liegt nun mit der Adminiſtration zugleich darnieder; es iſt eine völlige Anarchie, Unheil und Ungehorſam allenthalben. Der Hof, rath- und kopflos, ruft Necker wieder, deſſen Verwaltung noch einigermaßen die Liebe des Volks gehabt hatte, um in dem Schiffbruche zu helfen. Er erklärt: er wiſſe keinen andern Ausweg, als aus dem ganzen Reiche die Generalſtaaten zu verſammeln und ihnen den Zuſtand der Angelegenheiten offen hinzulegen, um ſo gemeinſchaftlich eine Rettung zu finden. Die Generalſtaaten kommen im Frühling 1789 zuſammen und — die franzöſiſche Revolution beginnt.

Man weiß, wie verſchieden die Hoffnungen und Beſorgniſſe der Parteien bei ihrer Zuſammenkunft waren, wie ganz Frankreich, ja ganz Europa, aufmerkſam ſeine Blicke dahin richtete, aufmerkſam, aber kaum ahnend die großen und gewaltigen Erfolge, die daraus hervorgehen ſollten. Man kann hier ſogleich wieder die nächſte Urſache der Revolution finden, die nicht in der Gährung der Köpfe, nicht in den politiſchen Träumen der Philoſophen und Politiker lag, ſondern in einer weit irdiſcheren und körperlicheren Urſache, nemlich in der Unmöglichkeit der Zuſammenhaltung der alten Deſpotie. Hätte man plötzlich tauſend Millionen Thaler finden können, die franzöſiſche Revolution wäre nicht erfolgt. Aber die Regierung war nun wahrhaftig **hülflos**, wie ſie ſeit **Colbert** und **Louvois** **kraftlos** geweſen war; das künſtliche Staatsgebäude wankte nach allen Seiten hin, und es bedurfte eben keiner ungeheuren Kräfte, es in Trümmern zuſammenzuſtürzen und über dieſen Trümmern die neuen geiſtigen Ideen vom Staate brüten zu laſſen, worin zugleich ſo viele Geſpinnſte der Intrigue und Kabale und des blutigſten Ehrgeizes mit verwebt wurden. Unendlich ſchwer iſt es, eine beſtehende Regierung zu ſtürzen; dieſer Beweis liegt in der Geſchichte. Aber in Frankreich war ſeit 1788 keine Regierung mehr; nur die Formen und Perſonen ſtanden als Schauſtücke einer alten Zeit noch da; die Macht war, mit den Mitteln, ſie auszuüben, verfallen. Die feinen Köpfe merkten dies bald, und es war aus mit der Monarchie.

Man ſah es dem Könige und der Partei des Hofes, die oft vom Könige unterſchieden werden muß, nur zu bald an, daß ſie nicht wuſſten, was ſie recht mit den Generalſtaaten anfangen wollten, daß ſie nichts voraus berechnet und vorbereitet hatten, daß gar kein durchdachter und reifer Plan entworfen war, wornach man die Berathſchlagungen einleiten und fortführen konnte. Vielleicht wäre dies alles doch umſonſt geweſen; aber man weiß, wie es mit den vielleichts iſt. Freilich wies man die Generalſtaaten bloß auf die Finanzangelegenheiten hin, als die Urſache, weswegen ſie zuſammenberufen wären, und den Gegenſtand, worüber ſie Rath pflegen ſollten; aber was ſollte dies Weiſen helfen ohne Nachdruck der Macht, und ohne die Gewißheit, die beßten Talente der Verſammlung für die Regierung gewonnen zu haben? Beſſer gerüſtet kamen die Freunde des Republikanismus und die Feinde der Hofpartei, die eben nicht alle Demokraten waren. Unter dieſen Generalſtaatenrepräſentanten waren unſtreitig die erſten Köpfe Frankreichs; aber vorzüglich war der tiers état im Beſitz der überwiegenden energiſchen Talente, zum Theil Edelleute aus uralten Familien, die Begeiſterung für einen beſſeren Staat, oder Haß ſo wild gegen das Intereſſe des Hofes trieb. Dieſe riſſen alles mit in ihren Strudel und bewegten in den erſten Wochen ihrer Zuſammenkunft durch donnernde Reden und kühne Hoffnungen die Gemüther. Nicht bloß die elende Oekonomie, ſondern der ganze Staat in ſeinen Gliedern ſollte reformirt werden. Geflügelt flogen nun die Ideen eines Rouſſeau, Voltaire, Hume und Raynal dahin und gingen in alle Welt aus. Schon lag die Baſtille in ihren Trümmern, und tauſend Ketten wurden zerſprengt, tauſend Leichen der Freiheit als ihre erſten Opfer gebracht. Des Volkes Eigenmacht übte eine furchtbare Gerechtigkeit an Launay, dem Gouverneur der Baſtille, des Fleſſelles und anderen, die vielleicht den Tod verdient hatten, die aber nicht ſo hätten gerichtet werden ſollen. Indeſſen jauchzte ganz Europa und die Nation ſelbſt noch immer Beifall; man ſah in dieſen Konvulſionen nur die Wirkungen einer gerechten Volkswuth, und meinte, alles werde bald zur ſchönen Geſetzlichkeit eines jugendlich-friſchen Staates zurückkehren. Die Generalſtaaten und das Volk begeiſterten einander wechſelſeitig; aber der Hof ward immer mehr entgeiſtert und verlor alle Faſſung. Die ſich wegen ihrer Verbrechen des Haſſes dieſes Volks mit dem Richtſchwert in der Hand bewuſſt waren, oder denen die Auftritte zu viel Kleinmuth und Abſcheu erregten, auch die, welche jede Idee eines andern Staates, als einer deſpotiſchen Monarchie, haſſten, waren zum Theil ſchon über die Gränze nach dem Rhein gegangen und wurden nach der Einholung des Königs aus Verſailles noch durch eine Menge neuer Ankömmlinge vermehrt. Bald ſiegten die Repräſentanten des Tiers Etat durch Kühnheit und Talente über die andern; die alte Norm, nach ihren drei Abtheilungen zu berathſchlagen, ward aufgehoben, und es ward eine Einheit, worin bei der Zuſammenmiſchung unter einander alles Gleichgeſinnte ſich deſto wirkſamer die Hände bieten konnte. Kaum hatten die Ariſtokraten, mehr überraſcht als willig, dieſen erſten Schritt gethan, ſo muſſten ſie zu den andern ſchon mitgehen. Es ward jetzt eine Nationalverſammlung aus den Repräſentanten der drei Stände, die in ihrem Namen große Bedeutungen trug.

Kaum war dieſe Nationalverſammlung da, ſo begann ſie auch ihre Sitzungen und Beſchlüſſe, welche nach und nach die letzten Trümmer der alten Verfaſſung niederriſſen. Erſchrocken ſahen die Anhänger des Alten, wie feige und leichtſinnig ſie aufgegeben hatten, wofür ſie bis auf das Blut hätten ſchlagen müſſen. Eine furchtbare, durch Talente und die Stimmung des Volkes furchtbare, Mehrheit verſammelte ſich von Tage zu Tage rüſtiger. Schon im Auguſt und September 1789 wurden das Feudalweſen und die Hierarchie zermalmt, und Wappenbriefe und Diplome wirbelten ihre Rauchwolken vom Altar der Freiheitsgöttin als ein wohlgefälliges Opfer empor. Von Paris kam eine Pöbeldeputation von Geſindel und Poiſſarden und holte den König, ſeine Familie und die Verſammlung von Verſailles ab. Der König, der vielleicht hätte Widerſtand leiſten können, folgte gutwillig und ward im Jubel nach ſeiner guten Stadt Paris gebracht; er wuſſte gewiß nicht, wohin er ging, wenn ihm auch nicht wohl dabei war. Ein großer Theil des Adels und des Hofes floh wieder nach England und Teutſchland.

Es würde bei unſerer Ueberſicht zu weitläuftig ſeyn, wenn es auch möglich wäre, alle die Kabalen und geheimen und offenen Getriebe durchzulaufen, die in den Verhandlungen der nächſten Jahre wirkten; für uns iſt die Erſcheinung ſchon bedeutend genug. Europa empfing die Berathſchlagungen, Beſchlüſſe und Deklamationen noch immer mit Bewunderung und Begeiſterung, ſo ſehr man ihnen auch zum Theil das Widrige anſah, welches ſich zuletzt in Stürmen auflöſen muſſte. Ohne ſich ein beſtimmtes Ziel, ein feſtes Maaß zu ſetzen, trieb man immer vorwärts, oder ward vielmehr nur ſo getrieben; und viele der Männer, die ſich anfangs gern Patrioten und Republikaner nennen lieſſen, traten ſchon ab vom Kampfplatz, wo ſie nicht länger mehr ein ritterliches Gefecht hofften. Mehrere ſchienen ſich eine Verfaſſung, wie die engliſche, geben zu wollen; aber auch dieſe konnten nicht durchkommen. Der Hof ſpielte indeſſen eine eben ſo zweideutige als ſchwache Rolle, d. h. mit dem Könige war nichts anzufangen, den ſeine emigrirten Brüder mit dem alten Hofe gefangen erklärten, und den zu befreien ſie Truppen warben und allenthalben unterhandelten, auch von den übrigen Monarchen Europens die tollen Republikaner mit einer ſchrecklichen Rache bedrohten. Der König nahm, als man ſeine Prärogativen faſt ganz beſchnitt und noch weiter zu gehen drohte, endlich im Sommer 1791 die Flucht, ward aber wieder eingeholt, weil er alle Augenblicke anhielt, um zu eſſen. Er ward nun in ein wahres Schattenbild von König verwandelt; freilich ſollte er die exekutive Gewalt ohne Eingriffe in die geſetzgebende und richterliche verwalten: aber man hatte ihn von allen Seiten ſo eingeſchränkt, daß er bloß eine negative Wirkſamkeit im Staate behielt; ſeine Gegner nannten ihn ſpöttelnd den König *veto*.

Man thut wohl offenbar vielen wackeren Männern dieſer Nationalverſammlung Unrecht, wenn man behauptet, alle hatten auch abſichtlich aus Parteihaß von Anfang an für das Verderben **Ludwigs** gearbeitet, hätten nur eine Republik gewollt, um den alten Thron zu ſtürzen; alle ſeien im Grunde Böſewichter geweſen, die alles verwirrt, alles Alte in Trümmer geſchlagen hätten, um darauf ihr Glück zu gründen: kurz, alle hätte der elendeſte Eigennutz oder ein noch abſcheulicherer Haß getrieben. Dieſe ariſtokratiſche Beſchuldigung der Gegenpartei ſteht nicht mit der Geſchichte; es läßt ſich alles durch das Zeitalter erklären. Die Menſchen hatten allenthalben das Maaß der irdiſchen Dinge verloren, und konnten faſt nur durch den Deſpotismus gehalten werden, weil in den Sitten und Begriffen keine Haltung war. Alles überflog ſich und war vergeiſtigt; man kannte keine Einrichtung eines Staates mehr. Daß man ſie nirgends kannte, beweiſt der unbedingte Beifall, den faſt alle Maaßregeln und Einrichtungen fanden, die man bis in die Mitte des Jahrs 1792 in Frankreich machte. Die Franzoſen wollten alle Grundſätze eines Rouſſeau, Hume, Montesquieu, die einſt gegolten hatten, oder hätten gelten können, auch in ihrer neuen Republik anbringen, und meinten, aus ihnen müſſe ſogleich der freieſte und glücklichſte Staat auf Erden herauskommen; ſo wenig wuſſten ſie, wie Staaten gebildet und gehalten werden. Dies war eben die Teufelei des transcendirenden Geiſtes, der den Leib der Erde überfliegt, und alles aus Begriffen machen will, worin er zuerſt alles zerſchneidet. Denn das Gute wollen, was in der Zeit, worin man lebt, ſtehen kann, das iſt Weisheit und Patriotismus. Die jetzt ſchon den vollkommenſten Staat der Idee wollten, bauten für ſich und ganz Frankreich ein blutiges Schafot. Aber die Leute, ſelbſt die geſcheuteſten, welche das Vaterland einrichten wollten, waren vor lauter Geiſt unbeſchreiblich dumm, und das ganze Zeitalter war es mit ihnen. Viele Staatsideen aus dem 18. Jahrhundert tragen bei aller Ueberſchwänglichkeit, die ſie haben mögen, ſo ganz die Spur des kleinen Geiſtes an ſich, daß ſie nie auf Erden geltend werden können, ohne die Welt und die Menſchheit zu zerſtören. Man hatte ganz den feſten Boden der Erde vergeſſen, worauf man ſtehen ſollte — die phyſiſchen und bloß irdiſchen Elemente, die in jedem Staate ſind und ihren Widerſtand finden müſſen. Man ließ die Bande der ausführenden Gewalt durchaus erſchlaffen zu einer Zeit, wo die doppelte Anſtrengung der Zucht und Bändigung nöthig war, und ſo ſtand man endlich erſchrocken auf Vulkanen, deren Ausbrüchen man nicht entfliehen konnte. Bei großen Erklärungen der Humanität, die man von ſich gegeben hatte, die aber leider Erklärungen geblieben ſind, daß man ſich feſt in ſeinen Gränzen halten, nie Eroberungskriege führen, nie in die Angelegenheiten fremder Staaten und Völker ſich miſchen, ſondern durch freie und wechſelwirkende Verbrüderung zum glücklichſten Staat Europa bilden wolle, erſchien die gräßlichſte Irreligion als ein Geſpenſt mit einem erbarmungsloſen Schwerte, und die ſchrecklichſte Inhumanität des Despotismus. Staatsmänner errötheten nicht, zu erklären: Religion ſey ein Unding; Moral ſey das Höchſte, die Zucht der Vernunft durch den Geiſt (denn eine Vernunft, worin auch die Seele einging, ſchien man nicht zu kennen), der alles könne; ein Staat müſſe durch die Gleichgültigkeit, welche die Regierung der Religion beweiſe, dieſe endlich ganz abſchaffen; ſchon die einzigen Ideen von Vaterland und Freiheit ſeyen im Stande, alle Tugenden des Bürgers und des Menſchen zu erſchaffen. Noch weiter verflogen ſich die fixen Ideen, die man von Regieren und Gehorchen hatte. So brach der Krieg 1792 aus.

Mit ihm bekamen die böſen Elemente in der Nationalverſammlung, die bald ein Nationalkonvent ward, die Oberhand, ſo wie die Transcendenz des Geiſtes, die grade die größeren Gemüther ergriffen hatte. Man behauptete, alles würde anders gegangen ſeyn, wenn es nicht zum Kriege gekommen wäre; —

ich leugne es. Erſtlich war ſo viel gährende Materie, daß es früher oder ſpäter doch zum Kriege gekommen wäre; zweitens mußte auch im Frieden dieſe Materie, vielleicht nur etwas ſpäter, ihre Erſcheinungen machen, und drittens würde ſie ſie nach den ewigen Geſetzen aller vulkaniſchen und geiſtigen Materie eben ſo gemacht haben, wie wir ſie ſahen. Kaum rückten die Preußen ein, ſo war der ſchreckliche 10te Auguſt, der die Königswürde, oder den Schatten derſelben, gänzlich aufhob und ihn und ſeine Familie zu Gefangenen im Tempel machte. Die Vendee ſtand auf; die Heere ſiegten; man machte dem Könige den Proceß, und ſein Kopf fiel im Jänner 1793. Noch ſchrie der größte Theil der Nation ſeinen Freiheitsjubel, glaubte in allem dem Blute nur die Gerechtigkeit, in aller der kalten Grauſamkeit nur republikaniſche Standhaftigkeit zu ſehen, in aller der Entmenſchung nur die hohe Humanität der Zeit.

Ludwig war unſchuldig; er war edler gefallen, als er gelebt hatte, und in ſeinen letzten Tagen hatte ſich zuerſt der König gezeigt. Er war gefallen wider den Willen der Mehrzahl im Konvente; aber die fanatiſche Wuth Weniger war ſtärker, als die ſchwankende Zagheit Vieler. Die Geſchichten der Zeit erſchöpften ſich darin, daß dieſe tolle wüthende Wuth über das überfliegende Talent den Sieg davon trug. Der Berg, der an der erſten Hälfte ſeine blutige Leibfarbe zeigte, enthielt jetzt nur noch das unverwüſtliche Talent, aber die Donnerſtimmen und ſelbſt Marat zugleich. Menſchen, die es verſtanden, das Volk zu beherrſchen, die, weil ſie näher an der Erde ſtanden als ihre Gegner, durch eine Art von Inſtinkt bei aller Verwilderung der gräßlichſten Grauſamkeit fanden, wie ſie ſiegen könnten. Ihnen gegenüber ſtand jetzt die Partei der Gironde, die man auch die Briſſotiner nannte, die größten Gelehrten und ſchimmerndſten Genien Frankreichs. Dieſe hatten nur widerſtrebend Ludwigs Kopf fallen laſſen, und nach ſeinem Fall ſich noch näher geſammelt und feſter zu einer Gegenpartei gebildet; aber ihr unſichres Schwanken, weil ſie die Geiſtigſten waren, ihr Zittern und Zagen, wo man mit dem Blute ſo freigebig war, kein Blut flieſſen zu laſſen, und den Böſen durch das Böſe niederzuſchlagen, verdarb ſie. Wer kennt nicht ihre Richtung und Hinrichtung?

Biſher ſcheint alles durch eine blinde und verſtandloſe Stimmung getrieben zu ſeyn, welcher man ſich wohl nur halb bewuſſt war, und worin vielleicht einige Böſewichter mit Planen eingriffen, deren ſie ſich bewuſſt waren; das Volk ſelbſt, durch eine Art Enthuſiasmus fortgeriſſen, der ganz geiſtig war, hatte freilich wohl zuweilen geſchaudert, meinte aber doch immer noch die Sache der Freiheit und Gleichheit in allen dieſen Auftritten zu ſehen. Nach der Hinrichtung der Girondepartei gingen Vielen die Augen auf, und die Eumeniden erſchienen Manchen, die ſinnlos mit der Göttin des Unheils, der Ate, bisher ſo ins Böſe mit hineingetaumelt waren. Man ſah bei Vielen, die man mit Recht immer unter die Tollen gezählt hatte, ein Streben, umzulenken; aber faſt Alle ergriff das Verderben, indem ſie auf dieſem Schritte ſchwankten; und immer tiefer griff die Verruchtheit unter Robespierre und ſeiner fürchterlichen Rotte in die Regierung und das Volk ein: eine Verruchtheit, der man die Kraft einer blutigen Konſequenz nicht ſtreitig machen kann. Doch war die Lage des neuen anarchiſchen Staates äuſſerſt mißlich. In allen Departementern wüthete der Aufruhr; die Engländer und Spanier drangen von Süden, die Teutſchen und Engländer und Holländer von Norden an. Man hatte kein Geld, keine Waffen, kein Pulver und Blei. Frankreich ſchien jezt daran zu ſeyn, ſeiner Feinde Raub werden zu müſſen, wie dieſe es gehofft hatten. Aber der blutige Deſpotismus, der alles verdorben hatte, rettete alles. Der Sicherheits- und Wohlfahrtsausſchuß wurden organiſirt; man proſcribirte die Reichen, machte Papiergeld, wofür man das baare an ſich zog; verkaufte die Güter der Emigrirten, der Guillotinirten, der Geiſtlichen; organiſirte die neue Weiſe der Konſcription, wodurch der waffenfähige Theil der Nation wehrhaft gemacht ward. Carnot ſtellte ſich an die Spitze des Kriegsweſens; ganz Frankreich ward eine Salpetergrube, eine Waffenſchmiede, ein Lager. Die Armeen bekamen eine furchtbare Uebermacht und den Muth der Jugend und Freiheit eben ein; ſchlechtverbundene Alliirte ſtanden ihnen gegenüber. Die Engländer wurden bei Dünkirchen und Toulon, die Anarchiſten in den Departements, die Oeſterreicher und Preußen am Rhein geſchlagen, und zuletzt noch die Spanier an den Pyrenäen. Gegen das Ende des Jahrs 1793 ſtand kein Feind mehr auf franzöſiſchem Boden, außer den wenigen Feſtungen, die er noch in Flandern beſaß. Man feierte im Lande ſelbſt gegen die Gegner der Regierung, die ſich eine Republik nannte, die ſcheußlichſten Orgien. Wer kennt nicht die Septembernächte, die republikaniſchen Hochzeiten und Leichenfeſte in Lyon, Nantes, Bordeaux? den Krieg, wie er erbarmungslos in der Vendee geführt ward, wo ganze Heere untergingen? ſo viele kleinere Begebenheiten zu übergehen, die nicht weniger gräßlich ſind, weil ſie in den größeren und gehäufteren Unthaten untergehen! Dieſe Epoche machte wieder eine Menge Emigranten, zum Theil die beßten Freunde einer wahren Freiheit, die aber alles verlieſſen, um nur ihren Kopf zu behalten. Die Regenten prunkten indeſſen mit allem äuſſerem Schein demokratiſcher Tugenden, und machten beinahe die fanatiſchen Independents zu den Zeiten Karls des Erſten in England. Aller Glanz und alle Zier des Lebens ward verboten und ward als Ariſtokratismus angeklagt; je unholder, je lumpiger, je düſterer in den ungepuderten Haaren und Perüken, je ſchwerer einhertretend in den sabots man war, deſto tugendhafter hieß man dieſen blutigen Barbaren. Je mehr man alle Religioſität, allen äuſſeren Gottesdienſt verlachte als Kinderei, je frecher man mit der Vernunft prahlte und ihrem allein heiligen Dienſt, deſto aufgeklärter und republikaniſcher hieß man. Wer von meinen Zeitgenoſſen weiß die ärgerlichen und lächerlichen Auftritte und Aufzüge nicht, die man mit ſo leichten und leeren Wetten machte! wie man der Göttin

Moral, Vernunft, Freiheit Altäre errichtete! wie man durch ſolche Gaukeleien, durch einen neuen Kalender, durch neue Feſte, durch neue Benennungen aller Art, kurz, durch ein unendliches Spiel mit Worten und Namen plötzlich meinte die Welt regeneriren zu können!

Wir können, wenn wir nicht die größte Unglaublichkeit glauben wollen, unmöglich annehmen, daß alle dieſe Auftritte dieſes politiſches Spiel, dieſe durchgehende Heuchelei mit tieferen Entwürfen einer blutigen Herrſchſucht geweſen ſey. Wäre dies ſelbſt geweſen, ſo müſſte die Herrſchſucht doch gemeint haben, durch ein ſolches Spiel die Zeitgenoſſen beherrſchen zu können; und wirklich bethörte ſie ja eine Zeit lang Viele damit. Nein, dies alles liegt wirklich in der geiſtigen Verrücktheit der Zeit, die in ſolchen Phänomenen, auf Staaten angewandt, nothwendig erſcheinen muſſte, und noch in vielen andern erſcheinen wird, wenn wir Zeit haben, noch etwas mit der Zeit zu durchleben. Freilich wurden die Menſchen zum Theil, und zwar bei den Franzoſen am erſten, aus ihrem Wahne wieder zur gemeinen Erde herabgezogen; aber mit dem Enthuſiasmus, welcherlei er auch war, war auch ihr Streben dahin, welches ein bloßes Auffliegen, kein männliches Fortrücken war, wie in einer Männerſchlacht. Sie wurden größtentheils wieder jämmerlich und verzagt, ohne einen edleren Wunſch, als bloß Ruhe zu haben, wie es den Leuten immer nach dem Rauſche geht, der nicht aus ihnen ſelbſt kam. Sie hatten keinen Muth, den Schurken das Schwert aus den Händen zu winden, die in ſo kleiner Anzahl das Volk tyranniſirten. Erſt im Sommer 1794 fiel **Robespierre**, und nur langſam riß ſein Sturz wenige ſeiner ſcheußlichſten Henkersknechte nach.

Das auswärtige Glück der Nation blieb unter **Karnots** kräftiger Lenkung, und mit den republikaniſchen Hülfsmitteln, die das Schrecken erfunden hatte und die nachfolgende Regierung zum Theil beibehielt, immer im Fortſchreiten. Man eroberte 1794 und 95 die Niederlande und Holland; ſprengte die

Koalition durch die Frieden mit Preuſſen und Spanien und manchen teutſchen und italiſchen Fürſten; eroberte 1796 und 97 Italien und einen Theil Südteutſchlands, und zwang Oeſterreich einen Waffenſtillſtand und Frieden ab, um Italien und die Schweiz deſto ungehinderter plündern und republikaniſiren zu können. Unterdeſſen war man nach den langen Zuckungen in Frankreich ſelbſt mit einer Regierungsform zu Stande gekommen, die nach ſo vielen fruchtloſen Verſuchen einer Staatsbildung allen Republikanern den Lohn ihrer Anſtrengung, den Frieden und endliches Heil einer feſten und doch freien Verfaſſung verſprach. Aber Europa hatte ſich zu lange mit Worten getäuſcht; man hoffte nicht viel mehr. Man hatte ſo wenige Züge der dauernden Kraft und der Menſchlichkeit, des Edelmuths und der Reſignation in dieſer Revolution geſehen, und bloß unter den Waffen waren die Franzoſen groß erſchienen. Man ſah, wie dieſe Regierung von allen Grundſätzen, welche die erſte Nationalverſammlung aufgeſtellt hatte, gleichſam nur den ſchlechteren Bodenſatz behielt und dazu wieder den alten Sauerteig der alten Deſpotien, kurz, alle Grundſätze einer heilloſen Regierung wieder annahm; wie man das Volk mit dem Glanz der Waffen, mit Eroberungsſucht, dem langen Elende der Welt, lockte und gänzelte; wie man von Ausdehnung des Landes, von Ründung und Wiederherſtellung ſeiner Naturgränzen ſprach; wie das elende Wort groß unendlich mehr galt, als die einfältigen gerecht und frei, womit man vorher freilich ſo lächerlich und blutig zugleich geſpielt hatte. Dieſe Regierung, die freilich nicht mehr ſo mit Köpfen um ſich warf, hatte doch keinen edleren Karakter, als den der Herrſchſucht. Sonſt ſchien die Verfaſſung Vielen ſehr vernünftig, nur nicht konzentrirt genug für die Lage des Landes von innen und auſſen, und wieder mit dem Fehler, daß die exekutive Gewalt zu wenig Einheit und überall zu wenig Macht hatte. Indeſſen wuſſten die fünf Direktoren, unter welchen der große Carnot ſaß, nur zu bald alle Macht an ſich zu reiſſen und die repräſentirenden Räthe der

Fünfhundert und der Alten in einigen Jahren unterthänig zu machen.

Aber was konnte man bei den Laſtern und bei den ungeheuren Forderungen des Luxus, den ſie in allen Ländern gezeigt hatten, große republikaniſche Tugenden von den Franzoſen hoffen? Schon zeigten ſich während des Waffenſtillſtandes die Spuren eines militäriſchen Deſpotismus, — immer der Tod jeder freien Verfaſſung. Buonaparte, der Beſieger Italiens und Oeſterreichs, und Pichegru, der Sieger der Engländer und Holländer und der Unterjocher der Niederlande und Hollands ſtanden einander gegenüber und begünſtigten ihre Partei der Repräſentation und Regierung. Pichegru ſtand mit denen, die den Frieden, die Ruhe im Innern und eine mäßige republikaniſche Verfaſſung, vielleicht eine gemäßigte Monarchie, zu wollen ſchienen. Buonaparte hielt die Partei der Herrſchſucht und ſchrie zugleich von Freiheit und Demokratie, ſchalt Jene Verräther und Ariſtokraten; und da er nie Rückſichten, als die des Ehrgeizes, kannte, ſo zerſprengte er ſie, ehe ſie gerüſtet waren. Carnot, durch den allein er die Spitzen der Alpen geſehen, Pichegru, Barthelemy und eine Menge kühner und talentvoller, auch zum Theil vaterlandsliebender Männer wurden ausgemärzt und geächtet, theils nach Südamerika deportirt, theils zu einer früheren Flucht gezwungen, um in jenem abſcheulichen Klima nicht zu verfaulen.

Das Schickſal der Schweiz, den Zug nach Aegypten, die wunderbaren und romanhaften Begebenheiten und Abentheuer der Jahre 1798, 99, 1800, wer kennt ſie nicht, eine Weltverrückung und Verkehrung auch der Politik, wie man ſie vom Geiſt der Zeit und von den Geiſtern, die dieſer Zeit zu Lenkern gegeben waren, erwarten konnte? Indeſſen: erwartet man immer, was man erwarten kann? Ich habe einen Theil dieſer Zeit in dem Brennpunkte der Begebenheiten, in Italien und Frankreich, gelebt, und will einige Phänomene berühren, wie ſie mir erſchienen ſind, und wie man ſie weitläuftiger in meinen Bruchſtücken einer Reiſe durch Frankreich im

Jahr 1799 leſen kann. Ich ſah in Frankreich eine ſchlechte Regierung, ohne irgend ein ausgezeichnetes Talent, und ohne einen edleren Regentenwillen, ſah die Repräſentanten, da man immer das Geſcheute und Gute ausgeſichtet hatte, feil zu allem Schlechten und zu jedem niedrigen und verrätheriſchen Gehorſam gegen das Direktorium. Ich ſah viele Unordnungen und Mängel, die aber nicht alle Folgen dieſer Regierung waren, ſondern früher gewurzelt waren, ſah dieſe Unordnungen aber noch greller, weil man auſſerordentliche Anſtrengungen machen muſſte, um auſſerordentlichen Unfällen der franzöſiſchen Waffen zu begegnen. Ich ſah viel Unzufriedenheit im Lande über das lange Elend der Revolution und Anarchie, über die harten Auflagen, die Unſicherheit des Beſitzes und die Zerſtörung des Handels, endlich über die Verkehrung und Verachtung aller Religion. Ich ſah die Städte, wo ſonſt Handel und Fabriken blühten, halb verödet; fand aber die Bauern — immer der erſte Theil einer Nation — fröhlicher als ſonſt, ſelbſt im Kriege und der Arme ihrer Söhne beraubt, ihr Feld pflügen; denn der abſcheuliche Druck des Feudalweſens war von ihnen genommen. Ich fand in den Franzoſen ein leichtes, liebenswürdiges Volk, deſſen Karakter ſelbſt die blutigen Flecken der Revolution nicht hatten entſtellen können: aber den alten Enthuſiasmus fand ich untergegangen, der im Anfange der neuen Ordnung der Dinge ſo herrlich und ſo furchtbar aufgeſprudelt war. Ich fand eine gewiſſe Abkühlung und Ruhe, die mir an den Beſſeren gefiel; denn ich hoffte, ſie würden nun ſtiller und mäßiger den Weg zu einer glücklichen Verfaſſung finden; aber bei den Meiſten war mir dieſe Abkühlung eine Art von Kraftloſigkeit, die bloß Ruhe, auch mit der Aufopferung des Edelſten, haben will, und die nie eine Thätigkeit noch einen Widerſtand des Willens offenbaren kann. Ich fand eine entſetzliche Verdorbenheit, die durch den Raub von Teutſchland, der Schweiz und Italien genährt war, bei Großen und Kleinen einen Luxus, der alle Tugenden und alle Freiheit und Gerechtigkeit unter die Füße tritt, um zu ſeinem Genuß des Tages zu gelangen. Aber weil ich in dieſem allen, weil ich in den Zuckungen ſelbſt dieſer gefährlichen Zeit nur Schwäche, und alle Stärke bei den wenigen Guten und Talentvollen ſah, deren Begriffe von einem möglichen Staat ſich durch die ſchrecklichen Lehren der Zeit gereinigt hatten, ſo hoffte ich, dieſe Talentvollen würden am Ende regieren und die jetzige Verfaſſung mit geringen Modifikationen und feſterer Beſtimmung der exekutiven Gewalt beſtehen können. Daß die Feinde Frankreichs auf Koſten der Gränzen Frankreichs ſiegen würden, fürchtete ich ſelbſt von dieſer neuen Koalition nicht, weil es eine Koalition war; daß Frankreich aber etwa mit dem Verluſt ſeiner Eroberungen den Frieden nähme, hielt ich für die Republik und für ganz Europa ſehr vortheilhaft. Aber das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Ich däuchte mir, klar zu ſehen, was ich geahnet hatte — viele Electricität und Elaſticität in den Franzoſen und allen Europäern: aber faſt keine Energie und kein Feuer. Alles ſprühend und ſprudelnd, alles ziſchend und ſpringend, wie ein vergeiſtigtes Zeitalter nur ſeyn kann: nichts ausharrend im Dulden und Entbehren, nichts ſtill und gewaltig bis in den Tod fortgehend auf der Bahn ſeines Rechts und ſeines Willens. Erbarmungsloſigkeit ohne Edelmuth, Wuth bei elender Feigheit, iſt der Karakter der Parteien; die wie Brutus und Katonen ſprachen, ſtarben meiſtens wimmernd und zuckend, wie die Miſſethäter. Dies alles ſah ich freilich; aber über dieſen Ruinen der Staaten und Menſchen ſah ich den Geiſt fliegen, der ſie gemacht hatte; ich ſah ihn ſo hoch fliegen und ſo herrlich in manchen Punkten ſeines Erſcheinens, daß ich hoffen konnte, er werde ſeine Seele wiederfinden, die er nun, von ſeiner gräßlichen Verlaſſenheit belehrt, wirklich beginnt zu ſuchen; er werde ſie finden und mit ihr den Staaten eine ſchöne feſte Geſtalt und den Menſchen Kraft, Gehorſam und Liebe geben. Ich habe dieſe Hoffnungen noch nicht verloren, ſie ſind nur getäuſcht.

„Aber", werden Viele ſagen: „du läugneſt die Energie, weiſſt aber nicht, was du ſagſt; denn dir ſind die republikaniſchen Heere nicht in den Sinn gekommen, von denen du ſelbſt geſagt haſt, daß ſie in dem Laufe der Revolution groß erſchienen ſind.“ Ich widerrufe nicht, beurtheile aber auch die Siege und Thaten dieſer Heere und den Geiſt, der ſie beſeelte, anders, als meine meiſten Vorgänger, die nur immer Wunder und Ungeheuer ſehen und zu Wundern machen, was man unter allen Völkern aus den verſchiedenſten Urſachen als gleiche Wirkungen früher zeigen kann. Denn was iſt der Krieg? Iſt er, was er allein ſeyn ſollte, Gegenwehr gegen den Angriff, Zurückſtoßung des übermüthigen Unrechts? O, am allerſeltenſten! Fing man ihn auch wirklich aus dieſen Gründen an, ſo blieb er es doch faſt nie bis ans Ende, ſondern ward, wenn es glücklich ging, zu der Art von Räuberei, die man Eroberungen nennt, deren elender Glanz, worin man zu häufig die Größe der Völker gefunden, die Welt elend gemacht hat. Die Franzoſen in dem erſten ſchöneren Taumel ihres jugendlichen Freiheitsgefühls erklärten die großen ſtehenden Heere für das Elend und die Schmach der Völker, weil ſie ihre Habe verſchlängen und zur Verewigung des Deſpotismus dienten; ſie erklärten, ſie würden nie einen Eroberungskrieg führen. Dies waren Grundſätze, die nicht albern und chimäriſch, die am Ende des 18ten Jahrhunderts ganz geſcheut klangen, und worüber die Welt ſich freute. Die Nothwendigkeit ſtürzte ſie in den Krieg mit einer halben Welt; ſie waren glücklich, und jene menſchlichen Erklärungen — wurden vergeſſen. Man kann es nicht läugnen, daß im Anfange des Krieges, in den erſten zwei Jahren nemlich, die franzöſiſchen Heere ein höherer Geiſt beſeelte, als die andern Europäer. Robespierres und Carnots Konſcriptionsſyſtem brachte alle Jugend ins Feld, das kräftigſte Alter, worauf die politiſchen Ideen, die noch in allen warmen Köpfen ſo luftig umgingen, am feurigſten wirkten. Ihr freudiger Ungeſtüm und ihre hohe Verachtung des Lebens entriß gegen das Ende des Jahrs 1793 und 94 den diſciplinirteſten Heeren Europens den Sieg und trennte die unbehülfliche Vereinigung der Alliirten. Nachher verlor ſich dieſe erſte Begeiſterung, und es blieb bloß das zurück, was man Anhänglichkeit an ſein Vaterland und ſeine Nation nennen kann, und wovon der Teutſche, der Beides nicht hat, keine Vorſtellung haben kann. Die Teutſchen kamen gleich im erſten Feldzug ſo übel an, weil ſie nicht begreifen konnten, welchen Eindruck es auf jeden Franzoſen von der Somme bis zur Garonne machen müſſe, ihr Land von Fremden als von Eroberern betreten zu ſehen; ſie, die es als die unbedeutendſte Neuigkeit hören, wenn zehn Meilen von ihnen ein fremder Feind ſengt und brennt, ſobald ihre Hütten nur geſichert ſind; ſie, die mit getheiltem Intereſſe ſich freuen und betrüben, wenn die Oeſterreicher und Preußen einander die Hälſe brechen. Wo iſt ein ſo volkreiches und ſtarkes Volk in Europa, das, wie die Franzoſen, Eins iſt? und wo iſt alſo ein ſo mächtiges? Die Ruſſen beherrſchen eine kleine Welt: aber von wie verſchiedenen Nationen! Die öſterreichiſche Monarchie iſt groß: aber wie getheilt immer noch durch verſchiedene Verfaſſungen, Sprachen, Sitten, Intereſſe! Nur ein Regent, der ein halber Gott iſt, könnte da Einheit machen. Teutſchland? ja, davon läſſt ſich noch ſprechen. Freilich war eine furchtbare Koalition da, aber von Nothfreunden, die einander von Anfang an belauerten und auf den erſten Wink wieder Feinde werden ſollten. Und konnte ein Volk, das beinahe zwei Millionen Männer zählte, ihnen nicht die Spitze bieten? Es bot ſie ihnen wirklich durch Ungeſtüm und Ueberzahl der Menſchen und durch eine ſeltne Verachtung des Menſchenbluts, und man ſah hier, was man in der ganzen Geſchichte geſehen hat, und in einer niedrigen Aehnlichkeit in jeder Dorfſchenke ſehen kann, daß ein Starker immer zehn ſchlägt, deren jeder einzeln ſchwächer iſt als er. Ich brauche die Urſachen nicht weiter auszuführen. Nach den erſten Durchbrüchen, die wirklich etwas Großes haben, waren die Vortheile ungeheuer, welche den Franzoſen von innen und auſſen dargeboten wurden und die das Verderben ihrer Feinde werden muſſten.

Dahin gehört erſtlich das Konſkriptionsweſen, wie es das Schrecken eingeführt hatte, und wie es eine mildere Regierung nachher beibehielt. Wie leicht wurden hier Hunderttauſende zuſammengetrieben, und wie ſchwer mußten die Feinde jeden Mann aufbringen und erkaufen und ſtehlen, der nachher auch wie ein Erkaufter und Geſtohlner aushielt! Aus der alten Zeit hatte Frankreich noch immer ein vorzügliches Genie- und Ingenieurkorps und manche andere brave Offiziere. Dazu kam der Vortheil, den noch jede Revolution gewieſen hat, daß jeder Menſch die Stelle, wozu ihn die Natur gemacht hat, eher findet, als in einem Staate mit feſten Formen. Männer, die unter der alten Regierung wahrſcheinlich froh geweſen wären, einmal als Ludwigsritter zu glänzen und es bis zu einem Oberſten zu treiben, flogen nun plötzlich wie die Adler empor, und man ſah Feldherren von 22 und 25 Jahren, die ihrem Volke Ehre machten, Feldherren, am beſten gemacht, den jugendlichen Ungeſtüm ihrer Heere zu beſeelen, und alles vor ſich niederzuſtürzen oder zu ſterben. Dampierre, Hoche, Deſaix, Jourdan, Moreau, Buonaparte, welche Namen in der neueſten Geſchichte! Männer, die plötzlich aus dem Dunkel hervorgingen, und ohne die Revolution vielleicht immer im Dunkel geblieben wären. Dieſe Feldherren waren von der Art, die Heere aus einem Nichts ſchaffen ſchon durch ihre Namen. Daß ſie die Worte: Vaterland, Freiheit und Republik bei allen Anreden, Proklamationen, Schlachten und Plünderungen brauchten, abſicht nur Thoren. Die Franzoſen fochten, ſo viel ich ſie gekannt habe, zuletzt nur für die Ehre und den Namen der Franzoſen, für ihr Land, für ihre groſen Feldherren, nicht enthuſiaſtiſch für eine Verfaſſung, von der ſie gröſtentheils wußten, daß ſie ſie nicht hatten. Jeder groſe Feldherr hat gute und unbezwingliche Heere gemacht. Denn iſt der Krieg, wie er jetzt geführt wird, eine That der Energie, der fortgehenden Anſtrengung des Ganzen? Nur die Seele des Feldherrn habe immer Energie und ſey nie matt und unthätig; die Anderen bedürfen nichts weiter als Elaſticität, ſchnelles und entſcheidendes Aufraffen, gleichſam Tigerſprünge, um den Raub des Sieges, die Anſtrengung einiger Wochen, Tage und Stunden zu erhaſchen, und dann im langen Schnarchen den Rücken wieder abzuſpannen. Der Krieg iſt ja nichts, als eine ewige Konvulſion, ein Wechſel von Ruhe eines ſorgloſen Räubers und ungeheurer raſcher Anſtrengungen. Dieſe unnatürliche Kunſt, die dem Menſchen ſo natürlich geworden iſt, zeigt dadurch, daß ſie wie eine Anomalie ſeines Weſens erſcheint, daß er auf ſie nicht ſtolz ſeyn ſoll. Was kein anderes Ding in der Welt kann, das kann der Krieg und ein großer Feldherr, nemlich die zwieträchtigſten Kräfte zur Eintracht verbinden und ihnen ſeine Seele als Eine Seele geben. Mit welch einem Gemengſel von Nationen ward Hannibal das Schrecken Italiens und Roms! Was war das edle und hohe Intereſſe, für welches die preußiſchen Soldaten im ſiebenjährigen Kriege ſo edel fochten, dieſe mit Gewalt geſchleppten und meiſtens nur gekauften Soldaten, die von der

Liebe für den preußiſchen Staat nicht einmal eine Idee haben konnten? Es war die Größe ihres Feldherrn, der einzige Name Friedrich, der alles zu Helden machte, was unter ſeine Fahnen geſtellt ward! Wofür ſchlugen die Ruſſen ſich wie die Bären? Für nichts Beſſeres, als für ihren General Suwarow.

Die Franzoſen, auch die Gemeinen, ſind unſtreitig das ehrliebendſte Volk aller Europäer, und die Begriffe von Ehre und Schande dringen alle auch tiefer in ſie ein, als in alle übrigen, und dieſe Begriffe konnten auch dem ganzen Heere einen gewiſſen Gemeingeiſt geben; aber der größte Gemeingeiſt waren ſeit 1793 doch die Namen der Feldherren. Unter mittelmäßigen Anführern konnten auch ſie keine Wunder thun, und wenn ſie große Talente ſich gegenüber hatten, waren ſelbſt ihre Furchtbaren und Unſterblichen nicht unbeſiegbar. Bei Marengo ſiegte nichts, als der Name Buonapartes über den hartnäckigen Muth der öſterreichiſchen Veteranen, deren bei weitem kleinere Zahl während Dreiviertel des Tages alles vor ſich niederwarf und Buonaparten alle Feldherrnbeſonnenheit raubte. Bei Hohenlinden hatte man einen Jüngling dem erſten General Europens entgegengeſtellt, und gutmüthig führte er ein ſchönes Heer in die Mauſefalle, die jener ihm eingeködert hatte.

Und welche ungeheure Vortheile hatten die Franzoſen für den Krieg gerade in ihrer revolutionären Regierung und ihren revolutionären Heeren, die immer raſch durchgehen, alles niederreißen und auflöſen konnten, während die Oeſterreicher und übrigen Alliirten ſo bedächtig und oft ſo unbequem in den alten Formen einhergehen, und viele auf das Möglichſte ſchonen mußten, weil ſie ſagten, ſie hätten nur zur Unterſtützung der alten Ordnung der Dinge die Waffen ergriffen! So ward Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Freiheit und Tyrannei, Schwarz und Weiß nach den Umſtänden mit einander verwechſelt; man konnte ſich nachher immer einmal damit entſchuldigen, ein revolutionäres Volk ſey wie ein tolles und krankes anzuſehen, und man ſtens dem Menſchen nicht zurechnen. Man weiß, wie Holland für ſeine Freiheit bezahlen mußte, wie die italiſchen Regierungen mit Millionen Waffenſtillſtand und Neutralität und Frieden eins über das andere kaufen, und doch zuletzt, ſobald es die Umſtände und Launen der Republikaner wollten, alle zuſammenfallen mußten. Man weiß, wie man die bisher unverletzliche Schweiz angriff, plünderte und beraubte, wie man bei dem ewigen Geſchwätz von Humanität und Bürgerfreiheit ein Syſtem von Erpreſſungen und Exekutionen zu organiſiren verſtand, was man nie ſo gekannt hatte. Gehe hin und frage die Landleute am Rhein und an der Donau, die Italier vom Var bis zur Tiber, und du wirſt aufhören von Wundern zu ſprechen, wo keine Wunder ſind. Mit ſolchen Hülfsmitteln, die kein Volk ſich vorher in neueren Jahrhunderten von den Beſiegten verſchafft hatte, ließen ſich Heere erſchaffen und unterhalten! Die Völker, denen man ſo die Freiheit gab und die Verbrüderung pries, ſchlugen oft wüthend darein, aber ohne Erfolg. Bürger, und

Bauernblut ſloß von allen Seiten. **Buonaparte** ſelbſt, bei aller Mannszucht, die er hielt, muſſte 1796 unter den lombardiſchen Bauern, die ſich nicht an die Abgaben der freien Menſchen gewöhnen wollten, mehr als einmal Exekutionen halten; noch dampft die Schweiz, die man mit Gewalt zwieträchtig machte, vom Bürgerblute.

Wenn die Franzoſen alles, Gerechtes und Ungerechtes, zu gebrauchen verſtanden, ſo hatte ihrer Feinde Anſchläge die Verblendung ergriffen, daß ſie ſelbſt nach Jahren des Krieges nicht lernen konnten, was ſie zu thun hatten. Es wäre nicht der unintereſſanteſte Theil der Geſchichte der letzten Jahre, dieſe Sünden der Alliirten, und vorzüglich Oeſterreichs, wodurch die Franzoſen groß geworden ſind, einmal zu beleuchten. Sie ſind zum Theil ſo kindiſch und jämmerlich, daß man annehmen muß, eine Behexung habe die Regenten und ihre Miniſter ſo gemacht, als ſie ſind. Keine Erfahrung konnte ſie belehren, wie man einen Revolutionskrieg, wie dieſen, ſelbſt bei äuſſerſter Schonung der alten Verhältniſſe, zu führen hatte. Die älteſten abgelebteſten Generale, die zum Theil weiter kein Verdienſt, als ihre Jahre, hatten, ſetzte man dem tollen Ungeſtüm jugendlicher Feldherren entgegen. Die beßten Anführer wurden oft im Laufe der Siege, öfter bei Unfällen, die ſie nicht verſchuldet hatten, abgeſetzt, und ihre Stelle nahmen Knaben und Tröpfe ein, die die Laune eines Weibes oder Miniſters wollte. Vom Hofkriegsrath wurden die Plane des Feldzugs entworfen, oft den Feinden ſchon verrathen, ehe der Feldherr, der ſie ausführen ſollte, ſie wuſſte; in engen Schranken ging hier alles, während dort alle Schranken überſprungen wurden. Wenn man auch Tapferkeit hatte, ſo hatte man keinen hohen Muth, der mit der Gefahr wächſt und dem Schickſale trotzt. Hätte das Weib Maria Thereſia auf dem Throne Ungerns geſeſſen, ſo war der ſiegreiche, aber abgeſchnittene Buenaparte im Herzen ihrer Staaten verloren. Er machte den Renommiſten, wo er alles zu fürchten hatte, und ſeine Kühnheit bildete den Oeſterreichern ein, er ſich unüberwindlich und ſie ohne einen Waffenſtillſtand verloren. So ſchloſſen ſich die Präliminarien zu Leoben, die ihm mehr Ehre machen, als ſeine vorigen Siege. Die Schwäche hatte alle große Politik verloren. Sie ſah ruhig zu, daß während der Unterhandlungen zu Raſtadt die Schweiz fiel und Italien zum Vortheil Frankreichs von einem Ende zum andern umgekehrt ward. Für die Schweiz hätte Oeſterreich ſich bis auf das Herzensblut ſchlagen müſſen; daß es ſo elend ſie fallen ließ, dieſe große Sünde bezahlte es theuer. Alles Glück des Feldzuges von 1799 ſcheiterte an der Schweiz; ohne die Schweiz in Frankreichs Händen wären Marengo und Hohenlinden wohl keine Namen in der Geſchichte geworden.

Dies ſind die Wunder, die die Franzoſen groß machten; dieſe und tauſend andere Schwächen, die ſie zu benutzen verſtanden. Daß der Zufall auch mehr für ſie that, als für ihre Feinde, wenn es am ſchlimmſten um ſie ſtand, wer will es ganz leugnen? Bei allem dem bleibt ihren Heeren und Feldherren der Ruhm großer Tapferkeit und Talente; es bleiben einzelnen Corps und Männern Ehren, wie ſie wenige von ihren Feinden haben konnten. Denn bei der größeren Freiheit und Ungebundenheit des Strebens, bei dem Strudel, worin manche Köpfe ſich lange umdrehten, ſelbſt bei dem Spiel mit Worten und Ideen, das ihre Feinde ſich nicht erlauben durften, gab es Erſcheinungen, die wahrlich dieſer Zeit nicht angehörten, weil ſie zu edel für ſie ſind. Moreaus Beſcheidenheit und Reſignation, der Tod und das Leben des erſten Grenadiers der Republik, der in Baiern fiel, der Tod Deſaixs bei Marengo ſind Lichter in einer Zeit voll Schatten. Championnet und Moreau leuchten deſto ſchöner durch ihre Humanität und Schonung, je ſchlimmere Farben die meiſten übrigen Feldherren beflecken, die mit ihren Unterplünderern die Kunſt verſtanden, auf Koſten des eigenen Volks und der Fremden ſich Millionen zu erwerben, von dem großen Buonaparte und Maſſena an gerechnet bis auf ſchändliche Ungeziefer herab, wie Augereau und Souham und ihres Gelichters Mehrere. Die Freunde und Feinde der Franzoſen haben bei der auſſerordentlichen politiſchen Theilnahme unſerer Zeit ihr Gutes und Böſes offenbar vergrößert: man ſieht ſo ſelten ein ruhiges Urtheil über ſie. Ich liebe die franzöſiſche Nation und glaube ſie ein wenig zu kennen; ich mache nicht alles zum Verbrechen, was ſie gethan hat, aber auch nicht alles zur Tugend; muß auch zum Voraus geſtehen, daß mir manche der neuen Begebenheiten mehr ein Ding einer blinden Nothwendigkeit, als eines Willens ſcheinen. Ich habe ſchon eben ein Wort über die Humanität der Zeit geſagt, und meine, daß man die Verzierungen des Lebens, die auch nur Verzierungen von Tugenden, nicht Tugenden ſelbſt heiſſen können, zu oft für wirkliche That genommen hat. Dieſe Zierlichkeiten des Lebens, alles was man Feinheit und Artigkeit nennt, haben die Franzoſen im erſten Grade; dadurch ſind ſie liebenswürdig in Geſellſchaft und im leichten gleichgültigen Berühren des Lebens; aber mit dieſen feinen Manieren beſtehen auch alle Laſter der Verfeinerung und des Luxus; und dieſe durch die Revolution entbundenen Laſter haben den Namen Franzoſen ſtinkend gemacht, ſo weit ihre Waffen gedrungen ſind. Heere, die wacker fechten, die geduldig oft an Allem Mangel litten, hatten ein Geſindel von Raubvögeln, von Generalen, Adminiſtratoren, Geſandten, Kommiſſarien, Lieferanten hinter ſich, die mit ihrer Räuberwuth und Liederlichkeit den Wohlſtand und die Sittenreinheit der Völker zugleich untergruben, und dieſen Krieg, der mit der Verkündigung von Freiheit und Verbrüderung begann, zu dem allerdrückendſten machten; denn grade, wo man Freiheit und Gleichheit ausrief, Freiheitsbäume pflanzte, Volksrepräſentanten und Directorien zuſammentrieb, grade da raubte und plünderte man am ſchlimmſten. Einfalt und Feſtigkeit, die Kinder der Kraft, konnten in dieſer Zeit nicht erſcheinen; aber man ſündigt an ſeiner Zeit und macht Groll und Verrücktheit, wenn man ſie den Leuten zeigt, wo ſie nicht ſind. Ruhig und feſt ſeine Zeit betrachten mit ihren Mängeln und Vorzügen, giebt ein Schickſal und Liebe und Vertrauen in der Bruſt und das beſonnene Urtheil, das weiß, was es mit ſeiner Zeit zu machen hat.

Buonaparte erſchien im Herbſt 1799 in Frankreich, ſiegte durch den Bayonettſieg zu St. Cloud, und that für ſich ſelbſt, was er zwei Jahre früher für Carnot nicht thun wollte. Wie er bisher geherrſcht, wie er Frankreich diſciplinirt, wie er die Frieden von Luneville und Amiens erliſtet und erzwungen hat, wie er in der Meinung ſeiner Zeitgenoſſen der größte Mann und das Wunder aller Zeiten, der philoſophiſche Regent, der Völkerbeglücker und Bilder Europens heiſſt, was ſoll ich alle die dummen und klugen Urtheile wiederholen? Es verdrießt mich. Ich darf aber von ihm mein Urtheil und die Höhe oder Tiefe ſeines Standpunkts als Regents nicht geben vor meinem politiſchen Glaubensbekenntniſſe. Wenn ich dieſes Glaubensbekenntniß werde gemacht und gewieſen haben in der Idee und Wirklichkeit, muß ich den

Inhalt ſeiner Regierung dagegenhalten und gegen den Spiegel des Zeitgeiſtes, wie er jetzt im Jahr 1802 iſt und ſeyn kann, ohne in politiſchen Träumen und Geſpinnſten als ein Mährchen herum zu [illegible]. Dieſe Ideen und Andeutungen, die ich zum Theil nur für Ahnungen gebe, ohne welche ich aber in meiner Zeit nicht leben mögte, ſollen kurz und bündig und jedem Menſchen verſtändlich dargeſtellt werden.

Es iſt eine müßige Unterſuchung, ob es nicht beſſer ſey, daß die Menſchen im Stande der Rohheit, worin ſie wohl urſprünglich waren, geblieben wären und ſich nicht in Geſellſchaften und Staaten vereinigt und durch Fortſchreiten in Laſtern und Tugenden, in Kultur und Wiſſen, alle die prometheiſchen Qualen nicht geſchaffen hätten, wovon ſie in jenem Naturzuſtande nichts wuſſten. Aber jener Naturzuſtand beruht wieder auf einer ungewiſſen und unbeſtimmten Vorausſetzung, weil ſich jeder das Wörtlein Natur in ſeinem Sinne als etwas anderes denkt, und zwar die roheſten Gemüther gewöhnlich als einen negativen, unthätigen, und alſo begier- und peinloſen Zuſtand denken. Aber dieſer Begriff liegt nicht in dem Worte Natur; ſondern Natur ſteht dem Chaos entgegen: es iſt eine Schöpfung mit Maaß und Ordnung, der Inhalt des Gewordenen und das Gewordene ſelbſt. Wenn ich alſo von Naturſtand und Naturgeſetzen des Menſchen ſpreche, ſo muß ich dieſe Bedeutung nicht vergeſſen. Naturſtand des Menſchen heißt mir alſo der Stand des Menſchen, wie er allein und im Verhältniß mit der ganzen übrigen Schöpfung ſteht, oder ſeine Ordnung in der Welt. Bei allen andern Naturweſen ſteht dieſe Ordnung feſter und unverrückter: ſie wird nur durch den Menſchen verändert, der als ein Vernunftweſen ein zweites Schickſal und eine zweite Schöpfung in die Welt bringt. Jedes hat ſein bleibendes und ruhiges Maaß vom Augenblicke des Entſtehens bis zum Vergehen, oder findet durch einen ſicheren Naturtrieb, den wir Inſtinkt zu nennen belieben, weil wir zu eitel ſind, ihn als Verſtand zu ehren, dieſes Maaß und Ziel doch meiſtens unverrückt; der Menſch ſoll ſein Maaß erſt finden, das ihm nicht ſo klar gegeben iſt. Jedes Edlere läuft durch mehrere Abirrungen und Umwege zu ſeinem Ziel; darum dünkt uns des Pferdes Natur edler als des Eſels, und der Pöbel hält einen Kometen darum bedeutender, als das Siebengeſtirn und den Orion, die er alle Tage ſieht. Wenn Rouſſeau und kleinere arkadiſche Schäfer der Politik behaupten, es ſei des Menſchen Naturmaaß, ſeine Kettung in die Reihe der Dinge geweſen, auf dem Punkte einer fröhlichen, harmloſen, gedankenloſen Kreatur ſtehen zu bleiben, zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, wenn ihn die Luſt ankomme, ſeines Gleichen zu machen, und das Leben und den Tod nur zu fühlen, nicht zu kennen: alſo ohne Aberglauben, ohne Neid, Ehrgeiz, Geiz und Krieg zu ſeyn, wo er nicht einmal von dem Weibe, oder vom Apfelbaum einen anderen wegjage, oder ihn dabei mit einem Stecken erſchlage: ſo klingt das zuerſt ſehr fein und poetiſch, beſonders wenn man mit Ideen, die man durch die Geſellſchaft erhalten hat, in dieſes arkadiſche Leben eintritt; aber wenn man fragt und forſcht, ſo verſchwindet dieſer Schein und verklingt dieſer Klang. Wenn es des Menſchen Naturmaaß, ſein Inſtinkt war, bei jenem vorausgeſetzten Zuſtande zu bleiben: warum lag denn die Unmäßigkeit in ihm, immer herauszugehen und zu fliegen aus dem, was ihn allein glücklich machen konnte, indem es ihn ein Thier bleiben ließ? Dieſe Frage können die Herren nicht wohl umgehen, und ſie macht ſie ſichtbar verlegen. Sie ſprechen von einem Wunder, von Bethörung, von einem Dämon, Unheil genannt, von einer Behexung, kurz, von den Fabeln des Prometheus und der Pandora, die Schuld ſeyn ſollen, daß den Menſchen die Wuth des Unmaaßes, die ſie auch Unnatur nennen, ergriffen hat. Wir andern ſehen mit ihnen, dieſen menſchlichen und oft ſo liebenswürdigen Schwärmern, die Quellen, woraus dieſe Hypotheſen entſpringen, wir ſehen und beweinen mit ihnen dieſelben Erſcheinungen: aber wir bewimmern und bewinſeln nicht das Geſchick der Menſchheit, als wäre ihr das Heil auf ewig untergegangen. Wir ſehen in allen dieſen Erſcheinungen nur einen andern Menſchen, als ſie.

Zuerſt beweiſ't uns, daß der Menſch nie bei dem ſtehen blieb, was ſie das Maaß ſeiner Natur, ſeinen Naturſtand nennen und woraus ſie ſeinen kleinen Kodex von Naturgeſetzen herleiten, dies beweiſ't uns, daß dies nicht ſeine Beſtimmung war. Wir ſehen mit ihnen allen ſeine Unmäßigkeit, aus einem Maaße in ein anderes überzugehen, ſeinen Zuſtand zu verändern; wir ſehen mit ihnen ihn bald künſteln, denken, überlegen, ſich ſelbſt und allem um ihn her eine andere Geſtalt, ein neues Verhältniß zu geben. Wir ſehen ihn wechſelsweiſe ächzen und jauchzen, ſiegen und beſiegt werden, vorwärts und rückwärts gehen. Wir faſſen daher von uns und dem Menſchen überhaupt einen höheren Begriff, und Vorſehung und Schickſal werden bedeutende Namen. Weil wir ſehen, daß er nie ſtill ſtehen, nie ſeinem Streben und Begehren ein Ziel ſetzen, nie in Einem Zuſtande dauernd bleiben kann, ſo kamen wir auf die natürliche Vorſtellung: Stillſtand, wie bei den Beſtien, ſey ſeiner Naturbeſtimmung zuwider; denn was ich ein Weſen immer thun und wollen ſehe, das muß ich ſeine Natur glauben, wo ich überall noch glauben und nicht lieber das bequemere Wähnen will. Ich nehme alſo an, weil ich nichts als Wechſel und Wandel ſehe, weil in dieſen mir ein Fortſchreiten ins Unermeßliche nur dunkel dämmert, entweder daß der Menſch ſein Maaß noch nicht gefunden habe, oder daß er es nie finden ſolle, daß alſo das Suchen und Streben und Sehnen und Verlangen nach etwas Feſtem und Beſſerem ſeine Erdenbeſtimmung, daß es alſo erſtes Naturgeſetz ſey, dieſes Suchen des Maaßes, dieſes Fortſchreiten ins Unendliche nicht zu hindern.

Wie können aber, wenn ich bei dieſem unſtäten Suchen und Umhertappen ſtehen bleibe, wie ich muß, Naturgeſetze für den Menſchen erfunden werden? Wie iſt alles, was man von dieſem Naturrechte ſpricht, nicht ein bloßes Spiel, ein leeres Wortgeklingel! Denn etwas ſo Flüchtiges und Chamäleontiſches, als der Menſch nach dieſer Anſicht iſt, mit Geſetzen feſthalten, ihm eine feſte Lage von beſtimmten und bleibenden Formeln unterlegen wollen, zeugt doch wohl von tiefer Narrheit! Was heiſſt am Ende Naturrecht? was heiſſen Naturgeſetze? Sie ſind ja wohl nichts als Aefferei, eine Ueberklügelung des ſich verſteigenden Geiſtes, der auch das Unbeſtimmbare beſtimmen und das Unſtetige meſſen will? So haben ſie Vielen, und nicht grade immer Tröpfen oder Böſewichtern, geſchienen, wie man ſie mit dem Vorwörtchen Natur hinſtellte; und Manche ſind ſo weit gekommen, Geſetze und Anordnungen, die der Zufall und der Deſpotismus, der auch blind iſt, wie der Zufall, gemacht haben, als die Grundfeſten aller Staaten und alles menſchlichen Glückes hinzuwerfen und die Menſchen auf dieſe als die allein gültigen Wahrheiten zu weiſen, weil ſie gelten. Aber es giebt ein Naturrecht, es giebt Naturgeſetze, die immer bleibend ſeyn werden, ſo lange die Elemente unſrer Welt ſich nicht ändern; aber wir ſetzen dieſes Recht und dieſe Geſetze auf einem andern Boden feſt, als wie man ſie gewöhnlich findet.

Mir ſcheint die Entgötterung der Natur, der Atheismus, und der Menſchen Entmenſchung, die Irreligion und der Unglaube aus keiner reicheren Quelle gefloſſen zu ſeyn, als aus der Verrücktheit durch Geiſtigkeit, wie ich ſchon vorher gezeigt hatte. Dieſe muſſte bei Dingen, die ſo viel Leibliches und Irdiſches haben, als der Staat, am hellſten erſcheinen, weil die Erfahrung immer die Umgekehrtheit vor Augen ſtellte; aber ſo weit iſt man gekommen durch Entwöhnung, daß das Rechte unrecht und das Grade krumm zu ſeyn anfängt. Noch alle Tage laufen die herrlichſten Ideen und die menſchlichſten, die der Menſch aber bloß oben in der Luft haſchen und in dem himmliſchen Leben ſeines Aethers laſſen ſollte, als raſende Trunkenbolde unten auf der Erde herum und verderben ſie; man meint — um mich eines kleinen Gleichniſſes, das aber treffen ſoll, zu bedienen — man meint, den Pfannkuchen beſſer an dem feinen reinen Feuerſtrom des Sonnenlichtes hoch oben, als auf dem Kohlenfeuer eines kleinen irdiſchen Heerdes, zu backen. Der Staat in ſeinem Urſprunge, ſeiner Geſtaltung und ſeiner Erhaltung ſteht ſehr feſt auf der Erde gegründet. Mit ſeinem Leibe der Schwere gehört er der Erde an, iſt aus irdiſcher Nothwendigkeit, aus irdiſchen Elementen zuſammengeſetzt, und kann nur durch dieſe erhalten werden. Wir ſehen dieſe Nothwendigkeit der Erde, die phyſiſche Macht und Herrſchaft der Elemente, nicht mehr als etwas Unheiliges an, weil wir in ihnen die Göttlichkeit und ein überſchwängliches Leben finden. Wir würden uns vielmehr herzlich freuen, wenn wir finden könnten, wie der Baum nach ewig feſten Geſetzen wächſ't, das Feuer brennt und das Waſſer fließt, daß auch ſo der Staat ſeine erſten ewigen Geſetze, ſeine auf der Erde ruhenden Geſetze habe, wornach er entſtehe, erwachſe und ſich erhalte. Wir würden hoffen, wenn wir ſolche Geſetze fänden, dann den Ariadnenfaden aus dem politiſchen Labyrinthe der Syſteme und Verfaſſungen zu finden, in deren Künſtlichkeit, die mit jedem Jahrhunderte zunimt, wir uns immer mehr verirren und verwirren und zuletzt keinen andern Glauben annehmen, als an den Zufall und die Erfahrung, wie ſie in unſerm Leben ſind. Wie? wenn wir wenige Geſetze fänden, welche die Nothwendigkeit für alle Staaten gemacht hätte, weil ſie alle Staaten durch ſie machte? Wie? wenn wir fänden, daß nur Verkehrtheit des Wahns, Tranſcendenz der Klügelei, Hinterliſt der Tyrannei die Menſchen davon abgeführt, auf dieſe erſten bündigen Geſetze mit unverrücktem Blick zu ſehen? wenn wir fänden, daß, wie man alles Schlichte und Einfältige eine lange Zeit als Kinderei verlacht und verachtet hat, dies auch hier der Fall ſey? Dieſe Fragen und Zweifel werden dem Guten und Weiſen ſchon im voraus eine Art Wahrheit, weil er ſieht, wie man alles lieber fein, als ſchlicht angefaſſt, alles lieber etwas verkehrt ſpitzig, als grade ſchlicht gemacht hat; ſie werden ihm zum voraus eine Art Wahrheit, weil er meint, es müſſe einen einfältigen, klaren und kurzen Verſtand des Staats und der Welt für jedermann geben, weil durch die Künſtlichkeit kaum das geübteſte Auge zurecht finden kann, und weil doch jeder Menſch in der Welt und im Staate leben und handeln ſoll. So wie er die neuen und neueſten Staaten eingerichtet ſieht, die man ſo unendlich preiſ't, iſt ſelbſt ihr Grundgetriebe ſo verwickelt und zuſammengeſetzt, daß er nicht einmal mit der Idee, geſchweige mit dem vollen Herzen, an ihnen Theil nehmen kann. Ja, ich ſage es gradezu: es giebt ſolche einfältige Geſetze aller Dinge: aber nur der Fromme und Einfältige kann ſie finden, weil ſie den Klugen zu gemein und den Feigen und Schurken zu offenbar ſcheinen. "Ich ſage es gradezu: der Geiſt hat die Natur auf den Kopf geſtellt und, was Unten war, zu Oben gemacht. Er durfte es thun, wenn er bloß den Chemiker und Zergliederer machte; aber er ward ein Sünder am Heil der Welt, wenn er ſie ſo ſtehen ließ, als er die Erde einrichten und ihr Geſtalt geben wollte." Ich ſehe die Erde feſt, ihre Geſetze klar und beſtimmt, ſo wie wir überall etwas klar und beſtimmt

hen können. Wie, wenn dieſe irdiſchen Ge-
ze die ewigen wären, zur Geſtaltung und
chaltung der Welt und der Staaten hinrei-
end? wenn aus dieſem feſten Boden alles
emmliſche, Göttliche, kurz, alles Höhere,
e.in nicht grade entſpränge, doch aus ihm
ch entwickelte, und zwar ſo ſich entwickelte,
aß es immer an ihn ſich hielte, ſo bald es
as Maaß zu verlieren im feinem Aether fürch-
en müßte? Es kommt mir dies freilich
ur wie eine Ahnung, wie ein Blitz aus der
Nacht: aber ich habe nichts Beſſeres; doch,
n wie vielen Punkten will ich aus dieſer be-
haupteten Haltung eine herrliche Weltbildung
beweiſen! Ich will aus ihnen die Weltzerrüt-
tung beweiſen. Das iſt etwas, wenn nicht
viel. Ich muß hier ehrlich ſeyn. Ich nehme
die ganze Natur, die ganze Welt der ſtreiten-
den und ſpielenden Kräfte nur wie ein Spiel
auf einander und mit einander; aber in die-
ſem Spiele wird mir die Welt weit ernſter
und größer, als wenn ich unmittelbar alle
Fantome einer philoſophiſchen Beſchwörung, alle
himmliſchen Geiſter des ſchwärmenden und

unbewußten Aberglaubens darauf herumjagen laſſe; denn aus dieſem Spiele, das ſich ſelbſt hält, das in ſeiner Leichtigkeit und ſeinem Zufalle nur ein Scherz, in ſeinen Erzeugniſſen aber ein heiliges Geheimniß iſt, erſcheinen mir eben die Geiſter des Himmels. Aber ich halte meine Erde rein von ihnen und das mit Recht; denn ich will nicht länger Teufeln und Verzweiflung auf der Erde verewigen. Ich ſcheine nur ein Epikuräer, ja ich bin es mit Epikur in jenem großen Sinne, den man früher und ſpäter nicht verſtand. Auch ich habe meine Göttlichkeit, Heiligkeit und Unſterblichkeit; aber ich miſche ſie nicht in alles, ſondern ſie erſcheinen mir nur wie Lichter, wie Ahnungen ſeliger Stunden, wie dunkel waltende Mächte in dem, was ich verſtehe und worin ich wandle. Mein Himmel iſt oben, meine Erde unten, feſt geſchieden, aber bei der Geſchiedenheit oft zu Einem zuſammenfließend. Ich weiß nichts; ich ſtümmele nicht, wo ich nur ahnen und glauben kann, und der größte Unverſtand iſt mir von je her geweſen, das Himmliſche und Ueberſchwängliche entkleiden und nackt zeigen zu wollen. Durch dieſes tolle Verfahren iſt die Religion und der Glaube aus der Welt geflohen. Der Himmel iſt nur von der Erde aus mit Göttern und Menſchen bevölkert; Jakob hat ihn nur von der Erde aus mit einer Leiter erſtiegen. Aber nachdem man anfing, die Erde zum Himmel machen zu wollen, nachdem man aus der luftigen Region allein die feſtſtehende und gebende Erde meiſtern und beſchützen wollte, kam alles Unheil in ſie. Wir könnten die Prometheus Fabel auch für uns deuten; aber ſie iſt noch in einem anderen Sinne wahr. Als die Menſchen anfingen ſich klug zu dünken, alles mit dem Geiſte zu betaſten und zu probiren, und durch ihn ihre Erde einzurichten, da wurden ſie dumm, verloren die Einfalt der Natur, die Kraft des Kampfes mit den Tyrannen und irdiſchen Elementen, die Kunſt und den Begriff von Maaß und Geſtalt. Sie wurden Luftflatterer, Himmelsſtürmer und Sklaven. Alle Geſetze — die der bloßen Idee, welche oft gar nicht für die Erde gehören, ſondern nur von ihr in ihren Werken auffangen fühlen, und die der Elemente, oder den feſten Naturſtoffes — wurden nun mit einander vermiſcht und verwechſelt; daher das mannigfaltige Elend der Welt ſeit Jahrtauſenden und die Schwäche, die nirgends einen feſten Punkt hat, weil ſie den Weltverſtand verlor. Man kam bis zu der Albernheit, daß man meinte, es könne nichts Wahres, nichts Großes und Menſchenbeglückendes geben, als was fern von der Erde, gleichſam in einer andern Welt erdacht und ausgeklügelt war. Lange hat es geheißen: *je einfältiger und klarer, deſto ſchlechter; je dunkler, je künſtlicher, deſto beſſer*; und nicht bloß in philoſophiſchen Syſtemen hat es ſo geheißen, ſondern bei Staatseinrichtungen auf der Erde. So groß war das Zutrauen zu der Geiſtigkeit und jedem Spiel mit Ideen geworden, daß ſelbſt die Deſpoten, die Verbrecher jeder Art an der Menſchheit ihre gemeinen Kniffe und Liſten gern zu reinen geiſtigen Ideen machten, um ihnen ein Anſehen von Rechtmäßigkeit zu geben, und daß man alle Geſetze der phyſiſchen

Nothwendigkeit und den Staat ſelbſt zu einer Idee machte, um ihm ſo die Schranken des Widerſtandes auszuſchneiden und nach Gefallen alles aus ihm machen zu können. Man machte es, wie wenn ein Gärtner den Dünger in den Gipfel eines Baumes trüge und meinte, er werde ſo recht freudig fortwachſen. Wir andern glauben, daß man ihn um den Stamm ſchütten müſſe. So wollte man die Welt von oben herab geiſtig bei den Gipfeln faſſen und ſie bilden, da man weit ſicherer unten bei den Wurzeln der Erde angefangen hätte.

Ideen habe ich nur verſprochen und verſprechen können über unſere Zeit und über das, was wir Staat heißen. Man erwarte alſo nichts weiter, als einzeln hinfliegende Gedanken, wozwiſchen die Mittelglieder fehlen, weil ich kein Syſtem zuſammenſchlagen, wohl man aber die Mittelglieder wird finden können, wenn dieſe einzeln hinfliegenden Gedanken aus Einem Geſichtspunkte ausgeſtreut ſind. Wir wollen alſo nur ein einziges Fingerzeigen ſehen, ob wir an der Erde nicht finden

Kleinen und Großen, was wir bisher am Himmel für die Erde geſucht haben. Dann wollen wir unſern Staatenzuſtand, wie er iſt, nach auch den unſeren, Religionslehren und [illegible], wie er iſt, mit im einzelnen [illegible] hat, was wir so [illegible] beizubehalten haben. Es wird ſich zeigen, ob dies nicht große Plätze ſind, die immer von Verbindung der Moral und Politik (durch organiſche Staatseinrichtung nämlich) ſprechen, und ob ſie auf das politiſche etwas Klügeres thun, als den Bären am [illegible] kann.

Uns bleibt eben die Natur der Herrenloſigkeit, aber auch aller Herrengebräuche. Natur ſteht vor dem Willen, dem Thun entgegen. Dieſer Begriff liegt auch im ordentlichen Naturrechte. Es muß ſchon der Begriff vom Zweck, von der Würde eines Dinges da ſeyn, ehe man vom Rechte ſprechen kann. Die wilde Beſtie, der rohſte Menſch, der [illegible] ſeinen Bruder, wie das Thier und den Baum, [illegible] und [illegible] gibt, hat, der keinem Rechte giebt: wie kann er Rechte haben? Gewiß gehörte eine lange Zeit dazu, ehe die Menſchen eine feſte und bleibende Vorſtellung von Recht faßten. Nur wer zu fühlen anfängt, daß er Schonung von Andern bedarf, ſchont wieder. Dem Barbaren und jedem Volke auf den erſten Stufen des geſellſchaftlichen Zuſtandes iſt das Leben nichts werth. Er giebt es alle Tage preis um eine Kleinigkeit, in dem Ergreifungskampf eines Dinges, das noch keiner beſitzt, in dem muthwilligen Ausbruche phyſiſcher Kraft in Liebe und Freude; denn ich kann mir es denken, wie rohe Menſchen ſich noch ſpielend umbringen können, wie dies bei Stieren und Hengſten der Fall iſt, die ſpielend anfangen und tödtend endigen; er giebt es preis in der Sorgloſigkeit für den Morgen; ſiehe! eine kleine Naturrevolution, Dürre, übermäßiger Schnee, zufälliger Mangel, oder gar nur Abirren des Wildes aus dem Bezirk, den er zu ſeinem Streifen erlas, und er ſtirbt Hungers. Ein Zufall, oder die langſam lehrende Nothwendigkeit, die ihn nicht von Kräutern und Wild allein leben läßt, ſo bald er ſich vermehrt, macht ihn zum Hirten, ſo wird er endlich nach Jahrhunderten, oder Jahrtauſenden, ein Ackerbauer. Dies ſind die beiden Epochen, wo der Menſch anfängt, ſein Leben für etwas zu achten, nicht eben für vieles. An einen feſteren, ſtilleren und ſtetigeren Genuß, den ihm ſchon die Heerde, mehr aber die feſtbleibende Erdſcholle giebt, bindet ſich ein ruhigeres Daſeyn. Der Menſch, der noch allein vom Raube des Zufalls lebt, iſt ſich ſelbſt noch nichts als Zufall, gleichſam ein unorganiſirter Atom voll Schöpfungskraft, der in das Leben und in den Tod ganz bewußtſeynlos, alſo gleichgültig, hingeriſſen wird. Dies ruhigere Daſeyn erweckt ruhigere Freude und Liebe, die gleichſam aus einem Anfang von Betrachtung und Beſchauung hervorgeht: — das Leben erhält den erſten Werth mit dem erſten Gedanken ſeines Genuſſes, und mit dem Leben erhält das Werth, woraus ſolcher Genuß hervorging, nemlich der Anfang des Beſitzes, die gezähmte Beſtie und das gezähmte Stück Feldes, von dem ich das merkwürdige Wort ſpreche: „es iſt mein!“

Es iſt ein tiefes Wort, was Sophokles irgendwo ſagt: „die Habſucht iſt ein Leben liebendes Uebel. Jetzt geht der Zirkel hervor, wovon ſowohl Anfang als Ende iſt: „Ich will das Leben um den Beſitz, und den Beſitz um das Leben. Mit dieſem Wollen entſteht eine Geſellſchaft, ein Staat, wo Mehrere ſich verbinden; denn nur Mehrere können dieſen Zuſtand ſchützen. — Wer aber einen Beſitz und ein dieſem angemeſſenes Leben will, muß Vieles nicht wollen, was er in ſeinem vorigen Zuſtande mogte. Er darf nicht mehr 50 und 100 Meilen in die Runde ſtreifen und alle Beſtien todt ſchlagen, alle Früchte pflücken, die ihm aufſtoßen, allenfalls auch den Menſchen todt ſchlagen oder verjagen, den er dabei antrifft; ja, er darf ſeines Nachbaren auf hundert oder tauſend Schritt Apfelbaum, Aehrenfeld, Kuh, nicht berühren; weil er Schonung nöthig hat, muß er ſchonen. So ſteht die Regel des Willens zwar feſt, aber nicht das Maaß des eigenen Gemüthes, noch des fremden. Erſtlich können Viele noch leben als Räuber außer dieſem Staate, als ſolche, die keinen Begriff und keine Würdigung eines Staates haben, oder die auch in einem geſchloſſenen Staate leben, die aber Glieder dieſes beſtehenden Staates verletzen, oder gar ſeinen beſeſſenen Boden einnehmen wollen. Gegen ſolche muß der Staat gerüſtet ſeyn. Der Staat trägt aber auch in ſich ſelbſt den Saamen vielfältiger Zwietracht und ewiger Erſchütterungen und Verletzungen deſſen, warum ihn die Nothwendigkeit zuſammenband; er muß alſo auch dagegen gerüſtet ſeyn. Es iſt das Geſetz aller irdiſchen Dinge, einer Bewegung, die ſie erhalten haben, zu folgen; ſie ſetzen mit dieſer Bewegung in Ewigkeit fort, wenn ihnen kein Gegenſtoß kömmt, der allein Gleichgewicht, Ruhe, einander gegenüber hervorbringen kann. Dies iſt im Staate, einem ſehr irdiſchen und aus ſehr irdiſchen Urſachen entſtandenen Dinge, wie bei allem. Sein Boden iſt das Beſitzen, und zwar will jeder in ihm beſitzen, ſo viel er kann. Dies Können hat aber gar kein Maaß. Wer da hat, will immer mehr haben; er greift um ſich, unterdrückt. Nur durch Widerſtand kann er lernen, wie weit er um ſich langen darf. Nun iſt durch den Staat der Kampf Eines mit Einem aufgehoben, weil das keinem Beſitz gab; Alle ſichern ſich vereinigt ihren Beſitz gegen Viele und gegen Einen, die ihn ſtören möchten. Dieſe Alle, der ganze Staat, ſtellen alſo nach ihrem gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe ein Maaß auf, wie weit das Recht des Beſitzes geht, und wo das Unrecht beginnt; ſie zeigen, wie weit einer um ſich greifen darf. – Aber mit dieſer Gränzbeſtimmung, mit dieſer einfältigen Erklärung von Recht und Unrecht, iſt noch wenig gethan. Man muß nicht bloß zeigen können, wie ein Pferd zu ſatteln und zu zäumen iſt, ſondern es auch zu reiten verſtehen. Der Staat iſt ein unbändiges Pferd, wie jedes Naturelement. Es iſt nicht genug, ſeine einzelnen Glieder hinzuweiſen auf das, was ſie thun ſollen, ſondern man muß ſie ſo ernſtlich darauf hinweiſen, daß ſie es thun müſſen, d. h. es müſſen Geſetze ſeyn, und eine Gewalt, die ſie ausübt. Es entſteht alſo nothwendig

Folgendes. Um die äußeren Feinde abzuwehren, daß ſie dem Zwecke des Staates nicht ſchaden dürfen, ſie mögen nun einzeln, oder auch als eine Geſammtheit, als ein Staat, kommen, müſſen alle Theilnehmer unſeres Staates gerüſtet ſeyn; jeder wehrhafte Mann muß das Schwert ziehen und für ſich und alle ſchlagen, daß der Trotz der Fremden ſich ſcheue. Um den innern Feinden des Staates zu wehren, die entweder die Sicherheit des Lebens oder des Beſitzes fährden, ſind gleichfalls kräftige Einrichtungen nothwendig, Geſetze, die nach den Elementen des Staates einfältig und klar die Schranken beſtimmen, worin jeder Bürger zu wandeln hat, wenn er der Vortheile genießen will, um deren Willen der Staat ſich zuſammenband, Geſetze, die unerbittlich jeden Schritt über dieſe Schranken hinaus ſtrafen. Aber wo Strafe iſt, da muß Macht ſeyn, und Macht ſteht nur durch Gewalt, worin die Lebendigmachung des Geſetzes auf Erden, die Göttlichkeit des Regiments, ruht.

Die Weiſeſten geben die Geſetze durch das Volk. Ich will damit nicht ſagen, daß alles Volk ſie mit entwerfe, oder wenigſtens von dieſen Weiſeſten den Schein empfange, als wenn es ſie mit entwerfe: ſondern „durch das Volk“ heiſſt mir „durch die Idee des Volks“, indem ſie nicht vergeſſen, was dieſe größere Menſchenmaſſe eigentlich wollte, als ſie mit mancher Aufopferung in den Staat trat. Dem Volke werden dieſe Geſetze vorgehalten, indem die Geſetzgeber ſie ihm an dem Zweck des Staates beleuchtet zeigen. Erkennt das Volk ſie an als dieſen Zweck ſichernd und befördernd, ſo ſind ſie *durch* und *für das Volk* gegeben; dann kennt und erkennt es ſie; anders ſoll das Volk als Maſſe nie geſetzgebend ſeyn; aber *nicht* geſetzgebend ſoll ein Volk nie ſeyn, d. h. du darfſt keine Geſetze geben, die nicht die Maſſe des Volks kennen und erkennen könne noch dürfe; alle Geſetze, bei denen das nicht iſt, ſind Sünden an Einem Volke oder an vielen. Das Volk kennt und erkennt ſeine Geſetze; nun ſucht es, wodurch dieſe ſtehen können; es ſucht eine

Gewalt, die dieſe Geſetze verherrliche, d. h. zu Herren mache, eine Gewalt, welche ſtark ſey, die vielen ſtreitenden Kräfte des Unrechts und der Leidenſchaften, die von auſſen und innen den Staat angreifen, zu beſiegen. Es entſteht ſo die ausübende Gewalt, die Herrſchaft, die man mit einem frühen moraliſchen Abſprung von dem Begriffe auch Regierung nennt. Dieſe Gewalt oder Regierung ſoll nichts ſeyn, als das gewaffnete Volk und das durch das Volk gewaffnete Geſetz. So bald ſie ſich andere Geſetze macht, oder gar ſich ſelbſt als ein höchſtes Geſetz über alle Geſetze ſetzt, verwirkt ſie ihre Herrlichkeit und giebt ſich ſelbſt eine Todeswunde, wenn ſie in dem Kleinſten aus ihrem Wege beugt; denn nur durch die Lehre: die Geſetze ſeien unverletzlich, und ihr Bruch verbreche den Tod, ſoll die Gewalt ſtehen.

Ich erkenne alſo in meinen erſten Staaten keine andere organiſche Geſetze an, als die die Sicherheit des Lebens und des Beſitzes eines jeden Bürgers angeben; ich erkenne kein anderes Geſchäft noch Recht der ausübenden Gewalt an, als die Bürger zu bewaffnen gegen fremde Gewalt, ſie durch das Geſetz zu ſchützen gegen einheimiſche. Die Aufopferungen, die jeder Bürger machen muß mit ſeinem Blute und Vermögen, die ausübende Gewalt für dieſen Zweck zu ſtärken, dieſe Aufopferungen und Entbehrungen, dieſe Verzichtleiſtungen auf perſönliche Unabhängigkeit für eine größere perſönliche Sicherheit ſind nothwendige Uebel jedes Staates; aber es ſind *kleine* Uebel, wenn man bei dieſen Aufopferungen ſtehen bleibt. Aber was hat man nicht alles zu erſten und organiſchen Geſetzen des Staates, zu nothwendigen Einrichtungen des Regiments gemacht! Was hat man daraus nicht wieder für rechtmäßige Forderungen von dem Bürger gefolgert und aus dieſen ihm heilſame und nothwendige Laſten auf den Nacken geworfen! Wir wollen ſehen, ob ſich durch das Staatengewirr von Jahrtauſenden, das mit jedem Jahrhunderte verwirrter zu werden droht, nicht einige lichte Blicke thun laſſen, ob das, was ich hier als die erſte einfältige Urſache eines Staates angebe, auch ſein Boden 5000 oder 10000 Jahre ſpäter ſeyn könne, worauf alles Andere ruhen müſſe. Merkwürdig wäre es doch, wenn wir dieſen Boden noch als die Grundlage aller Staaten fänden, die jetzt beſtehen, obgleich man ſo bereitwillig iſt, von allen Seiten ihnen andere Grundfeſten unterzulegen. Ich fühle es: ich darf nur wie ein Blitz leuchten, nur auf einzelnen Punkten durchfahren; aber wenn ich auf dieſen einzelnen erleuchtenden Blitzfahrten meinen Boden, den ich mir als des Staates Grundlage denke, hell und ſchaulich erblicke, während alle andere künſtliche Getriebe und Fundamentlegungen entweder in verwirrter Dämmerung bleiben, oder auch beleuchtet in verwirrende Trümmer zerfallen: wie dann?

„Ach! was du fabelſt, wie ein Knabe, der alles nur einzeln ſieht!“ ruft man mir zu, „wie ein Knabe, der noch kein beſſeres Bewußtſeyn hat, als für den Leib, und kein höheres Daſeyn ahnet, als ſich harmlos auf ſeinem Stük Feldes herumzutummeln und ſatt ſchlafen zu gehen! Wir geben dir zu, daß wir in den älteſten Geſchichten und in den erſten und roheſten Bedürfniſſen des Menſchen keinen beſſeren Zweck vom Urſprung der Staaten ſehen, als den du angegeben haſt. Wir ſehen, daß die Menſchen, die nicht immer die rohen Beſtien bleiben ſollten, allmälig den Begriff eines ſtetigen Daſeyns und von dem den eines Beſitzes faſſten und ſich ſo zu einer Geſellſchaft zuſammenthaten. Natürlich wollten dieſe Rohen nur Sicherheit des Leibes und Beſitzes, und ertrugen nur die Geſetze, welche unmittelbar dazu dienten, ſo wie nur eine ſolche Ausübung der Geſetze. Aber daß man ſolche Geſetze als die grundlegenden, eine ſolche Regierung als die humanſte lange angeſehen hätte, oder doch allein angeſehen hätte, das wiſſen wir nicht. Die Menſchen ſollten ſich höher entwickeln in dieſem zuerſt ſo thieriſch entſtandenen und gegründeten Staate, und nothwendig muſſten bei einer höheren Anſicht ſeine Geſetze die des zweiten und dritten Ranges und die, ſo aus ihren geiſtigen Kräften entſprungen waren, die erſten werden. Man muſſte die Geſetze und Regierungen von oben herab organiſirt denken; ſelbſt wenn ſie es anfangs nicht waren, muſste man ſie ſo organiſirt denken, ſobald man denken lernte, und nicht ſo gemein von unten, von der Erde herauf. — Und, guter Freund, der du ſo blind darauf hineintappſt, was iſt dein Staat, als höchſtens gut für Kannibalen? Dein Staat, der ſich allein auf irdiſchen Geſetzen ſeines kümmerlichen Urſprungs tragen ſoll? Braucht dein Volk keine Götter und keine Religion? Soll es nie Künſte und Wiſſenſchaften haben? Du, der oben ſo laut geſagt haſt, du glaubſt, man könne dem Menſchen nicht ein beſtimmtes Maaß ſetzen, alſo auch wohl keinen beſtimmten Staat mit einer gewiſſen Modifikation und Beſchränkung, du ketteſt deinen Staat allein mit irdiſchen Naturbanden feſt? Du haſt wohl nicht daran gedacht, daß alle Völker einen öffentlichen Gottesdienſt hatten, durch Geſetze geheiligt, daß ſie Sittenvorſchriften hatten, die der Staat anerkannte, daß ſie der Künſte und Wiſſenſchaften pflegten? Wie viele Geſetze und Polizeieinrichtungen; ſpringen da mit Einemmale von ſelbſt hervor! Thor! der du uns Einen Tropfen, vom Meere oben abgeſchöpft, für das ganze Meer verkaufen willſt!“

So treibe ich mich ſelbſt in meinen Strom hinein. Ich muß entweder darin erſaufen, oder weiſer hervorgehen; eines von beiden iſt nothwendig. Ich antworte hierauf: „Daß ihr den Grund der erſten Staaten mit mir gleich annehmet, daran thut ihr wohl, obgleich ihr mir einwenden könntet, was ich nicht leugnen will, daß manche der älteſten Staaten in dieſem angegebenen Sinn keine Geſetze und keine Regierung haben, z. B. die Deſpotien und Hierarchien und Theokratien Aſiens und Afrika's. Aber wenn ſie das eine Ende dieſer Geſetze an den Himmel als ihren vermeinten Urſprung binden, ſo laſſen ſie doch das andere Ende fein auf die Erde herabreichen. Selbſt in den verkehrteſten und ſonderbarſten Verfaſſungen der alten Welt, die uns freilich durch die dunkle Dämmerung der Vorzeit oft wohl mehr ſo ſcheinen, als ſind, hat man jenen Urſprung aller Staaten geſellſchaft nicht vergeſſen dürfen. Wehe dem Staate, der die Idee von Leibesſicherheit und Eigenthumsrecht nicht ehrte! Wie ſollte der ſtehen? Man hat nur einen höheren Schein von Götterrecht der Regenten und Prieſter darüber geworfen, welches Recht man in Theokratien und unzugänglichen Tempeln und Palläſten verhüllte, daß die Menſchen nicht ſo neugierig oder ſo klug würden, es gegen ihr rechtes Erden- oder Staatsrecht zu halten. — Kein Staat war bei dem einfältigen Sinn ſeiner Geſetze und ſeiner Regierung ſtehen geblieben, die wir organiſche Geſetze nannten. Die Prieſter und Geſetzgeber waren ſich grade nicht immer ihres Unrechts und ihrer Verdrehung bewuſſt, weil ſie wirklich kein Unrecht gethan, weil ſie nichts verdreht hatten: — denn ſie empfingen vielleicht ſchon ſeit Jahrhunderten dieſe Verkehrung und Entſtellung des erſten natürlichen — d. h. natürlich anzunehmenden — Staates. Nur ein ungeheures Glück hätte rein bewahren können, was Zufall und Nothwendigkeit gemacht hatten, was freilich volle Natürlichkeit hatte, bei fortſchreitender Geſellſchaft aber verwandelt und verdorben werden muſſte, weil voller Verſtand einem kindlichen und bald kindiſchen Zeitalter noch fehlen muſſte. Ich ſage, die Prieſter und Geſetzgeber waren ſich grade keiner Verdrehung bewuſſt: ſie folgten bei dem Zuſtande, den ſie empfangen hatten, gewiſſermaßen nur dem Gefühl eines Naturzwangs, wo es galt, ſich zu retten oder unterzugehen. Jene urſprünglichen Geſetze mit ihrer verwaltenden Macht waren verkehrt; man muſſte bei den bethörten Menſchen etwas anderes haben, ſie im Staate zuſammen zu halten und zu bändigen; da traten die Götter vom Himmel als Herren und Geſetzgeber mit darein; die Prieſter wurden ihre Verweſer auf Erden. Alles ward nun vermiſcht und das Erſte das Letzte; die Menſchen verloren allmälig den ſtetigen Rückblick auf den irdiſchen Urſprung und die irdiſche Haltung des Staates, und wankelmüthige und wandelbare Willkühr verwirrte und behexte ſie hinfort in ihren heiligſten Angelegenheiten, wo ſie feſte Nothwendigkeit hätte regieren und bändigen ſollen. So wurden die Regierungen, ſeitdem in den Gründen und Grundſätzen die Verwirrung war, nicht immer durch die Schuld der Lenker, die ſelbſt nicht wuſſten, was ſie thaten und wollten, ein Gewebe von Durchſtecherei, Liſt und kleinlichen Mitteln; nicht immer, um das Volk zu hintergehen und zu verderben, ſondern ſich ſelbſt zu retten und die Ruhe des Staates, der auf keinen feſten Säulen mehr ſtand, zu ſichern, erſcheinen die Prieſter oft als Schleicher und die Herrſcher als Deſpoten. Man muſſte, als das Maaß einmal verloren war, tauſend Stützen zur Seite anbringen, weil die Grundbalken und Tragepfeiler dahin waren. Geſetze für die Religion, für die Sitten, für das Hausweſen, ja für Kleider und Schuh, wurden mit jenen erſten Grundgeſetzen für gleich geachtet; Polizeieinrichtungen, Anordnungen, die bloß zeitlich ſeyn ſollten, für einen beſtimmten Fall, der aufhören konnte, wurden zu erſten Geſetzen erhoben für den Staat, den man ewig denken muß bei ſeiner Organiſation. — Ich weiß, dies iſt noch dunkel; aber am Ende wird es hell werden, wenigſtens ſo hell, daß man meine Anſicht begreifen wird.

Wir bleiben bei den kultivirten Völkern des Alterthums ſtehen, und ſehen an Beiſpielen klarer, was ich meine. Ich weiſe hin auf Aegypten, auf das Reich der Hebräer. Waren nicht dort die göttlichen Geſetze, die im Himmel ruheten, die erſten? Hatte man nicht Geſetze, die bloße Polizeigeſetze waren, unter der Sanktion der Göttlichkeit zu erſten gemacht, und waren nicht die Geſetze, die ich organiſche nenne, wenn es auf das Beſte kam, dieſen nur gleich geſetzt? Und antwortet mir: wo und wann hat es eine ſklaviſchere, kleinlichere, in ihrem höchſten Schwunge bloß als Arbeiter ſich zeigende, Nation gegeben, als dieſe? Wenn der Menſch allenthalben gebunden iſt im Staate, ſo verliert er ſelbſt das Streben und die Luſt eigner Bewegung, die er nie verlieren ſollte. Die großen Monarchien Aſiens geben kein ſchöneres Bild; auch dort waren die Götter und Prieſter die Vorantreter des Geſetzes, dem ſie hätten folgen, und aus dem ſie hätten folgen ſollen.

Ich darf die Griechen nicht überſpringen. Ich habe oben ſchon bekannt, daß ich mich nicht getraue, beſtimmt zu ſagen, wodurch dieſes Volk im fröhlichen Daſeyn, in luſtiger Kunſt, im tapfern freien Muth das erſte geworden iſt auf Erden, nicht ſo beſtimmt, wie es Manche geſagt haben. Viele Urſachen gehören bei allem dem Gott und dem Zufall, und wir ſtoßen uns nur die Köpfe ein, wenn wir in ſie eindringen wollen. Aber ich will hier doch Einen Grund aufſtellen, der mir einer ſcheint. Man höre. Auch den Griechen wurden Götter und Götterdienſte gebracht von auſſen und gebildet von innen; auch ihre älteſten Sagen melden uns, daß die erſten Geſetzgeber ſich hinter die Götter und Orakel ſteckten, ihren Geſetzen Anſehen zu verſchaffen; aber wenn dieſe Geſetze ſich auf die Götter und Prieſter auch geſtützt hatten, wenn ſie auch durch ſie mit gemacht waren, ſo waren ſie doch nicht für ſie gemacht. Ich ſehe hier auf die ſchöneren Staaten Griechenlands, nicht auf die, denen die Natur eine höhere Ausbildung verſagte, oder denen eine tolle

Willkühr, nicht zufrieden, den Staat auf irdiſchen Geſetzen zu gründen, alles geiſtige Ausbilden und Aufſtreben verbot, wie z. B. die Spartaner. In jenen ſchöneren Staaten Griechenlands zur Zeit ihres ſchöneren Standpunktes, welcher die 150 Jahre vor Alexander begreift, waren die Urgeſetze meiſtens trefflich irdiſch beſtimmt, mit kleinen Verkehrungen, es mogte nun die Weisheit der Weiſeſten oder das Glück dieſes gethan haben, welches einigen Völkern vorzüglich anzugehören ſcheint. Die Geſetzgebung hat dort mit Recht der Erde das erſte Recht gegeben; ſie ging von Sicherheit und Erhaltung des Leibes und des Beſitzes aus, und konnte ihre einfachen organiſchen Geſetze auf wenigen Tafeln aufſtellen. Die ausübende Gewalt ſtand nur durch die Geſetze, und durfte nicht über ſie hinaus. Als ſie darüber hinausſchritt, als andere Umſtände dazu kamen, fielen die kleinen energiſchen Staaten; doch die Urſachen und die Art ihres Falles gehören nicht hieher. Auch der Gottesdienſt, auch die Orakel, die Feſte gehörten dem Staate an; er kümmerte ſich um ſie) aber ſie waren nicht ſeine erſte Angelegenheit; er riß ſie nicht auf eine gewaltſame und widernatürliche Art in ſein Grundgetriebe hinein. Der Glaube oder Wahn des Volks, die Sitte und Weiſe, muſſte ſie erhalten und hüten; er ſchützte nur durch Polizeigeſetze, wo es noth war. Eben ſo wurden die Sitten bei dieſem Volke mehr durch die Gewohnheit und Meinung beherrſcht und behütet, als durch Verordnungen, oder gar durch Geſetze; höchſtens waren Polizeiverordnungen für ſie da, die man aber als ſolche erkannte, weil man fürchtete, den Schwanz zum Kopf zu machen. Nur da waren die Menſchen gebunden durch die Gewalt, wo ſie es ſeyn muſſten, was ihren Leib und den Beſitz und Genuß des Leibes der Erde anging; alles Andre war der Meinung und Sitte anheim geſtellt, mogte gebraucht werden zum Ernſt oder Spiel, und der Staat fand darin weder Tugend noch Verbrechen, wenn es nicht mit in ſeine Grundgeſetze griff; aber weil er dieſe mit feſtem Auge hielt, ſo ſah er nicht ſo leicht Eingriffe darin, als die ſehen muſſten, bei denen früher und ſpäter alles vermiſcht und verkehrt ward. Selbſt das Himmliſche und Göttliche ging unter den Griechen luſtig und ſpielend mit allem Volke mit herum; die Götterfeſte waren Scherze, und die höchſte Kunſt und Zier der Leiber und Gemüther ging in ſie ein; man zitterte nicht immer vor ſeinen Göttern als vor Herren oder gar Tyrannen, ſondern wandelte unter ihnen wie unter ſeinen Geſellen und Geſpielen. Kein Geſetzeswahn und keine Theokratie warf über das ganze menſchliche Leben einen beſtimmten Zweck, ſah es nicht an, wie ein Feld, das ſelbſt in der Brache ſchon die Furchen für künftige Saaten leiden muß. So, nicht gefeſſelt und umſtrickt an allen Theilen, auch an denen, die immer frei ſeyn ſollten, wuchs das Geſchlecht dort in einer üppigen Vegetation auf, woran Klima und Erdboden nicht allein Schuld waren. Die Bürger durften auch Menſchen ſeyn; ſie durften bloß leben in den Tag hinein, wenn der Tag keine nothwendige Arbeit für ſie hatte. In Freude, in herrlichen Uebungen und Spielen, in den fröhlichen Feſtlichkeiten eines heitern Gottesdienſtes erwuchſen kräftige Leiber, und erwuchs Kraft und unverſiegbarer Muth in dieſen Leibern. Aus ſolcher Natur- und Lebensfülle erblühte, wie eine freiwillige Blume, die Kunſt, die nie ſchöner geblüht hat. Für die Verſtändigen habe ich genug gezeigt. Das Geiſtige und Göttliche erſchien ſchöner und lieblicher, wo man nicht die ganze Erdenlaſt des Staates darauf geworfen hatte, wodurch es ans Licht ſich durcharbeiten muſſte. Das große Menſchliche, welches Vielen auch göttlich heiſſt, die Kraft, für das Vaterland zu ſterben, die Begeiſterung für die Freiheit, erſchien herrlich, weil der Keim der phyſiſchen Luſt und Begier nicht durch tauſend Geſetze und Verbietungen unterdrückt war.

Auch Rom entwickelte ſich mit einem ſtolzen Muth der Naturkraft auf dem Boden einer ziemlich natürlichen Verfaſſung. Doch war hier, wenn nicht in die Geſetzgebung, doch in die Regierung, ein etwas zu volles Maaß von Theokratie gelegt, welches in der roheren Zeit für das Volk eine Art Beberung und Scheuſalsſchüchterung ward, und den luſtigen Uebermuth des Lebens und mit ihm alles Schöne und Freie nicht ſo aufkommen ließ, als jenſeits des joniſchen Meeres. Es ging alle Kraft der Verfaſſung zum Theil durch dieſe gemäßigte Theokratie in eine metalliſche Schwere über, die, zum Schwerte geſchliffen, die Welt unterjochte. Dieſe Weltunterjochung trug zu viel Fremdartigkeit und Verderben in das noch rohe Rom hinein, als daß ſelbſt die Liebe und das Studium der Griechen hier eine junge Blume der Kunſt, worin die höchſte Bildung eines Volkes umſchloſſen liegt, hätten treiben können. Mit der unendlichen Weite der römiſchen Herrſchaft kam ein unendliches Zerfließen und Verderben; die alte Verfaſſung zerfiel zum Deſpotismus. Woher ſollte noch das Schöne kommen?

Ich habe eben bei einer andern Anſicht in einigen Andeutungen mehr gewieſen, als erklärt, wie das Chriſtenthum als ein neuer Bildungsſaame auf die Ruinen des verweſenden römiſchen Staatsleibes geführt ward. Ich habe jener Anſicht Spitze fortgeſtoßen bis auf unſere Zeit; ich will auch dieſe jetzige kurz durchführen und ſehen, ob in ihr keine Erklärung liegt für das, was ich zunächſt geſagt habe und zunächſt ſagen werde. Das Chriſtenthum griff in eine zerfallene und immer mehr zerfallende Welt ein, die gar alle Geſundheit der Verfaſſung und der feſten Geſetzlichkeit verloren hatte; warum und wodurch es ſo leicht ſich feſtſetzen und ausbreiten konnte, das iſt eben gewieſen worden. Das Zeitalter war über die Hälfte entnervt, die übrige kleinere Hälfte wenigſtens verkehrt und verrückt; der freie Naturweg und das fröhliche Wandeln darauf waren lange verloren. So nahm dieſes Zeitalter das Chriſtenthum auf und verwandelte es nach der Seite hin, die ſeine Schwächen und Gebrechen liefen. So natürlich auch ſeine Grundlehren der Mehrheit der Menſchen ſeyn muſſten, ſo leicht und liebend ſich auch das Mythiſche und Poſitive deſſelben hätte ausbilden können, ſo ward es doch bald in die kränkelnde und konvulſtiſche Schwärmerei hinein geriſſen, und nahm von Jahrhundert zu Jahrhundert eine den Menſchen fremdere Geſtalt und eine orientaliſch-maſkirtere Miene an. Den erſten Anhängern, die in dem elenden 3ten, 4ten Jahrhunderte nichts Feſtes von einem Staate mehr hatten, ward ihre Religionslehre nun Alles; um ſie, als das Erſte, kleideten ſie ſelbſt alles Irdiſchfeſte und Leibliche herum; für ſie gaben ſie oft alle Anſprüche an die Erde und den Genuß der Erde auf. Ein ſolches Phänomen war in dieſer Ausdehnung noch nicht in der Geſchichte erſchienen. Als das Chriſtenthum im Anfange des 4ten Jahrhunderts den Thron beſtieg, hörte doch dieſe Art der Herrſchaftgewinnung mit der eigenen Verbildung nicht auf. Auch chriſtlich ward der Staat und das Regiment nicht feiler, noch beſſer, ſondern verſank von Jahrzehend zu Jahrzehend mehr in Unſtetigkeit und Schlaffheit. Die chriſtliche Lehre maßte ſich nun gar des Mitregierens an und floß verderblich in alles ein: in die Verwaltung, wie in die Geſetzgebung. Man kann nicht leugnen, daß dieß ſicher manche gute Folgen hatte, beſonders manche Geſetze roher Barbarei zu mildern; aber die mehreren Folgen waren ſchlimm. Man trug die Religion, die Moralität in alles hinein, wo ſie gar nichts zu thun hatten; der Himmel ward durchaus das Maaß, woran man die Erde hielt; ſie an ſich ſelbſt zu meſſen und durch ſich ſelbſt zu halten, davon hatte man keine Idee. Man wuſſte in der Verkehrtheit des Wahnes zuletzt nichts mehr mit der Erde zu beginnen. Wohin man ſah, ſtieß man auf Gebrechen und Sünde; jeder Genuß, der aus dem Erdboden aufwuchs, ward ein Verbrechen; jede unſchuldige Lebensfreude, jeder luſtige Trieb empfing die Diſciplin. So kam man dahin, daß man die Erde, die bekannte und mütterlich-liebe Erde, verachtete für einen Himmel, der hier unten nur ſich aufthat, um ſeine Schrecken zu zeigen. Man konnte alſo bei dieſer Erdenverachtung jene irdiſchen Geſetze nicht achten, die uns die Grundgeſetze jedes Staates dünken; erſt muſſte die Geſetzgebung für den Himmel abgemacht ſeyn, ehe an ſie die Reihe kommen konnte; und ſelbſt, wenn an ſie die Reihe kam, muſſten ſie erſt fein prieſterlich und moraliſch zugeſtutzt werden. So begegnete dem Menſchen, wo er ſonſt unſchuldig gelebt hatte, entweder die Sünde oder die Tugend; nur mit einem gemeſſenen Zweck muſſte er alles thun und leiden, was ſonſt gleichgültig war; und ſelbſt, wenn Jemand in dieſer Zeit noch ein Gemüth zum Spielen hatte, muſſte er beben, daß die ſtreng-wachenden Geſetze ihn nicht ergriffen. Als höchſter Wahnſinn des Chriſtenthums zeigte ſich freilich die freiwillige Marterung der Möncherei, in Syrien und Aegypten zuerſt aufgehend; aber eine Aehnlichkeit ſolcher Möncherei ging doch in das ganze Leben und in die ganze Verfaſſung über. So konnte dem Menſchen keine Kunſt aufgehen, weil die Lebensfülle, die man zur Sünderin gemacht hatte, ihre luſtigen Keime zu keiner Sonne treiben durfte; es konnte keine bürgerliche Kraft aufgehen, weil dieſe ſich nur an der Erde groß ſaugen kann, die man dem Menſchen genommen hatte. Es war Armuth und Elend auf

Erden; ja, man konnte nach dieſen übertriebenen Grundſätzen, die nicht in dem Chriſtenthum lagen, ſondern die man ihm aufgebürdet hatte, alles Elend und alle Herabwürdigung der Menſchen auf Erden gar vertheidigen, weil der Menſch dadurch beſſer für den künftigen Himmel werden ſollte. Die einzigen wahren Heroen dieſer Zeit und ſelbſt der erſten 4, 5 Jahrhunderte des Mittelalters ſind Mönche und Geiſtliche, die durch eine höhere Myſtik, die man eine ächt-poetiſche nennen kann, ſchon auf Erden doch einen Schein ihres Himmels fanden, der ihnen ſogar für die Erde Kraft gab.

Mit der Geſetzgebung des Abendlandes und der Gründung aller ſeiner Verfaſſungen ging es nur ſo fort faſt in eben dieſem Sinn, weil die chriſtliche Religion in alles tief eingriff, und weil jetzt allmälig manche Geſetze ſogar abſichtlich ſpitzbübiſch für die Hierarchie gemacht wurden. Wer mag es leugnen, daß Europa, vorzüglich von dem 8ten bis 12ten Jahrhunderte, eine Theokratie zu nennen iſt, deren Bande freilich mit den folgenden Jahrhunderten loſer wurden, die aber doch immer mit großem Nachtheil in viele Theile unſerer Staaten feſt verflochten iſt, worin ſie nicht hätte verflochten ſeyn ſollen? Jenes Düſtere und Finſtere der chriſtlichen Religion, welches die Schwärmer der erſten Jahrhunderte erſchufen, hatte ſich zwar zum Theil verloren; man hatte die Erde allmälig wieder mit irdiſchen Augen anſehen gelernt: aber doch wär der Einfluß überwiegend geblieben, welchen das Religionsweſen auf die Erde und ihre irdiſcheſten Angelegenheiten hatte; er war zum Theil überwiegend geblieben aus Intereſſe, weil die Verwalter und Austheiler des Göttlichen auf Erden gelernt hatten, es ſey mit dem irdiſchen Genuß kein ſo albernes und gefährliches Ding, als ihre älteſten Vorfahren gemeint, Es kam freilich die Zeit, wo die Hierarchie ſank, wo die Gewalt der Erde phyſiſch über die des Himmels ſiegte; aber nur die Ururenkel ſollten ſich dieſes Sieges menſchlich freuen. Wir haben geſehen, wie man durch Geiſtigkeit ſelbſt dahin gekommen iſt, mit dem Religionsſchein auch das Religionsſeyn in einigen Jahrhunderten faſt aus der Welt zu jagen. Freilich, die alte Bethörung hat aufgehört: nicht das Prieſterthum verlangt für ſich und beſtimmt die erſten Geſetze des Staates; dafür aber ſind andere Stellvertreter gekommen, die freilich ſo vielen Schaden nicht thun können, die es aber eben nicht beſſer machen. Wir haben von der hohen Herrſchaft gehört, die ſich der Geiſt in Europa errungen hat; dieſe Herrſchaft hat in den letzten 50 Jahren trefflich in den Geſetzgebungen und Staatsverfaſſungen geſpukt, vorzüglich in den Urtheilen und Syſtemen über und von Staatsverfaſſungen ſich verherrlicht. Auch der Geiſt, der ein loſer Spötter ſeiner alten Vergängerin ward, hat hier nicht viel geſcheutes machen können. Er warnte freilich vor dem Prieſterthum, als das nicht am Staatsruder ſitzen müſſe; aber er warnte eben ſo ſehr vor dem groben Leibe der Erde, worin er nur Thierheit und Barbarei ſah. Nicht auf der Erde und nach irdiſchen Geſetzen ſey zu finden, meinte er, was die Menſchen beglücken, veredeln könne; im Aether des Geiſtes müſſe man es ſuchen, nach einem höheren Urbilde vom Menſchen es ſuchen und es von da auf die Erde tragen, um ſie zu humaniſiren. Aber daß die Erde ihr eigenes unwandelbares Maaß habe, das ſich nach jenen geiſtig-ätheriſchen Ideen nicht ſogleich wandele, daß es vielleicht ſchwer ſeyn möchte, dieſes Maaß für etwas, das nicht vom Anfang an daran und daraus gemeſſen ſey, zu finden, daran dachte keiner. Das Alte dauerte nur etwas heiterer und leichter, darum aber nicht weniger verkehrt und windig fort. Moral, Aufklärung, Künſte und Wiſſenſchaften, Induſtrie, waren jetzt die erſten Gegenſtände der Geſetzgebung; die Sicherſtellung und Ausbildung des geiſtigen Vermögens im Menſchen auf Erden ſollte die Grundlage der Geſetzgebung ſeyn. Man verlor die Erde auf eine andere Weiſe, um ſich in der Luft zu verfliegen. Aber bei dieſer Geiſtigkeit, für welche die organiſchen Geſetze der Staaten berechnet ſeyn ſollten, wo ſollte man einen feſten Punkt finden, von wo man ausflöge? wo einen, wo man zu fliegen aufhörte? Was man auf der Erde finden konnte, verſchmähte man als gemein und nur der roheſten Zeit zur Staatsgrundlage brauchbar; aber was man dort oben fand, konnte man nirgends befeſtigen. Wir alle kennen das Gewirr, worin die Politik im Schwatzen und Handeln ſich noch immer nach Jahrtauſenden feſter und feſter verwickelt, und welches mit jedem neuen Staate durch Verdickungen des Knäuls wächſt von auſſen und alle Hoffnung nimt, den unfindbaren Faden darinnen je zu faſſen und das Ganze aufwickeln zu können. Ich kenne einige Staaten meiner Zeit, ich kenne die Geſchichte der letzten 15 Jahre — merkwürdige Zeugen menſchlicher Verrücktheit und menſchlicher Größe. Ich habe geſehen und an mir ſelbſt erfahren, wie die meiſten Menſchen, ſelbſt die, welche regieren und Geſetze geben ſollten und wollten, allen Erdenverſtand verloren haben, und wie die meiſten zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, weder in dem einen noch auf der andern feſt ſtehen. Ich habe geſehen, wie die geiſtigen Ideen vom Staat zuſammen mit der geiſtigen Körperloſigkeit und Schwäche der Menſchen in Frankreich Narrheiten und Abſcheulichkeiten erzeugt haben. Man iſt nach längem Hin- und Herfahren, nach zehn Probejahren, zu keinem Weltverſtand gekommen; die tollſte Unkunde deſſen, was die Zeit zu geſchehen gebietet, offenbart ſich ſelbſt in der neueſten ſo geprieſenen Regierung; noch immer darf der alte Wahn von Politik mit ſeinen Halbkenntniſſen, die zum Theil ehrlich gemeint, mit ſeinen Kniffen, die ſpitzbübiſch entworfen und ausgeführt ſind, halb Europa bethören, ſelbſt von daher bethören, von wo man jüngſt noch mit ſo vielen tauſend heiſeren Kehlen Freiheit und Gleichheit dem ſtaunenden und erſchrockenen Europa zurief. Arme Thoren! auf euerm Boden des Staats werden nie dauernd Freiheit und Gleichheit wachſen!

Doch, ich darf abbrechen und nun klar umkehren nach meinem Staate, wie ich ihn meine. Die Vegetationen, die wir fanden und finden bei den meiſten Staaten, wie ſie waren und ſind, mögen vielleicht etwas Poſitives werden für ihn. Wie jeder Menſch zum Theil redet aus dem Leibe ſeines Volks, deſſen er ein Glied iſt, ſo muß er auch reden aus dem vollen Leibe ſeiner Zeit; er kann es nicht ändern. Aber er muß auch dieſe Zeit von ſich zu trennen, ſie in ihrer allgemeinen Geſtalt zu faſſen wiſſen. So wird uns die Zeit, worin wir leben, das Maaß der Größe und Kleinheit der Dinge. Ich weiß es, jener Staat, den ich meine, hat nie in ſeiner Reinheit exiſtirt; aber ich ſehe die Möglichkeit, daß er allein einmal als ein freudiger Menſchenſtaat exiſtiren kann und wird, und dieſe Möglichkeit lehrt mich eben dieſe meine Zeit, womit ich ſo wenig zufrieden bin. Ich kann mich jetzt erklären. Wenn älteſtens auch etwas Rechtes und Treffliches war in den Verfaſſungen, ſo konnte es nicht immer ſo bleiben; es muſſte verwandelt werden, wohl gar vergehen, weil ſie nicht hatten, womit ſie es bewahren konnten. Wir haben das jetzt. Zur Einſicht und Erkenntniß des Einzelnen ſind wir wunderbar gekommen durch unſere geiſtige Bildung. Wenn wir nun nach dieſer Vereinzelung ein Ganzes wieder ſeyn werden, nur auf einigen Punkten ein Ganzes, wenn wir die Erde wieder gefunden, wenn wir uns daran wieder befeſtigt haben werden: dann tritt erſt unſere Bildung in ihre rechte Stelle. Der Geiſt wird ſich dann der wieder erneuerten Weltgeſtalt freuen; er wird dann einen feſten Punkt auf Erden haben, wogegen er ſeine ätheriſchen Schöpfungen treiben kann; er wird dieſe Erde lieb gewinnen, die er nach einer nothwendigen Menſchenbildung hat entgöttern helfen müſſen. Zur Einſicht wird er bringen das, was die Menſchen auf Erden am feſteſten halten ſollen, und durch das Orakelfragen des Geiſtes werden ſie es nicht mehr verlieren können; ſo wird einſt die irdiſche Nothwendigkeit nach ihren feſten Geſetzen, die man dann nicht mehr unheilig oder kleinlich halten kann, auf Erden regieren, und aus ſolchem Keim wird ſich dem Menſchen auch über der Erde ſein ſchönerer Himmel bilden.

Meine Grundgeſetze auf Erden ſind alſo „Sicherheit des Leibes und Beſitzes": Urſachen, welche die erſten Staaten erſchufen, wenigſtens, die wir uns vernünftig erſchaffen denken. Klar müſſen dieſe Geſetze beſtimmt werden, weil ſie die organiſchen ſind. Zu ihrer

Stütze iſt nöthig, wie wir oben fanden, Vertheidigung gegen Unrecht der Fremden und Bändigung des Frevels der Einheimiſchen: — ſo kommen wir zur Nothwendigkeit einer ausübenden Gewalt, einer Regierung, die wir allein auf den Geſetzen ruhen lieſſen. Dieſe Regierung muß, weil ſie auf ſo wenigen organiſchen Geſetzen allein ruhen muß, die vollſte Gewalt haben: ſie muß ſo konzentrirt, ſo monarchiſch als möglich ſeyn. Sie muß nach dem Geſetze unerbittlich richten und ſtrafen, darf nicht begnadigen: denn jeder begnadigte Verbrecher zieht zehn andere wieder groß. Vor der ſtrengen und heiligen Gerechtigkeit ſchweige das Gewimmer des Mitleids; die Regierung und die Privatleute haben andre Gelegenheiten genug, mitleidig zu ſeyn.

Alles Andere, was nicht unmittelbar zum Organiſchen des Staates gehört, wird geſondert hingeſtellt neben die organiſchen Geſetze; es wird an ſie geſtellt, daß man es vergleiche: denn dieſe organiſchen Geſetze müſſen die Probe machen jener Geſetze des zweiten, dritten, vierten Ranges, die man Polizei-

und Sittengeſetze, oder beſſer, ſchlechtweg, Verordnungen nennen könnte, um ihren untergeordneten Karakter zu bezeichnen. Bei jedem dieſer untergeordneten Geſetze muß die Regierung, ſo wie ſie dieſelben von der Geſetzgebung erhält, klar zeigen, nicht nur, daß ſie keinem der organiſchen Geſetze widerſprechen, ſondern auch, aus welchem der organiſchen Geſetze ſie entſpringen. Freilich, je kultivirter ein Volk iſt, deſto mehrere dieſer Polizeigeſetze wird es bedürfen; aber zu ſo einer ungeheuren Menge Verordnungen und Gebietungen und Verbietungen wird es nie kommen können, als jetzt die meiſten Staaten haben bei der ungeheuren Verwirrung, wo die Geſetzgeber ſelbſt gewöhnlich keine feſte Regel haben, worauf ſie zurückkommen, — wo die Menſchen den wahren Begriff der Geſetzlichkeit verloren haben und man ihnen alles zu einem Geſetz machen kann, — wo man alſo keck weg verordnet für den blinden Zufall und ſo oft Geſetze macht, die mit dieſem Zufall, der vielleicht nur örtlich und zeitlich war, doch nicht aufhören.

In meiner älteſten Staatsverfaſſung, die auch die älteſte werden *muſſte*, giebt es keine organiſche Geſetze für das Geiſtige und Himmliſche, höchſtens polizeiliche. Ich will den Himmel, den ich nicht klar verſtehe und wohl nie klar verſtehen *werde*, nicht auf die Erde herabziehen und ihn an ſie binden. Ich mache meine Menſchen *ſicher und froh auf der Erde*, laſſe ſie ſich da auf einem feſten Grunde erſt anbauen: dann mögen ſie verſuchen, auf welcher Seite und wie weit ſie in den *Himmel* ſteigen können. Der Geiſt und das innere Gemüth iſt mir zu flüchtig, zu wandelbar und in gewiſſen Augenblicken zu heilig, als daß ich meinen könnte, ſie an feſten Geſetzen halten zu können und zu dürfen. Gebunden ſollen meine Menſchen ſeyn durch die *Geſetze der Erde*, feſter gebunden, als jetzt, wo alle Theile des Leibes und Gemüthes von tauſend fremdartigen Geſetzen, wie von eben ſo vielen Fädchen, gehalten werden, die zuſammen ein ungeheures Kabeltau der Knechtſchaft machen, welches alle edlere Kraft erdrückt; — ſehr gebunden ſollen ſie ſeyn an der Erde: aber ihren Himmel, wo der Geiſt fliegt, wo die Seele in ſüßen Träumen ſchwärmt, den laſſe ich ihnen ſo frei, als ſie ihn bedürfen. Was für Götter ſie anbeten wollen und wie, das kümmert den Staat nicht: Jeder muß da ſeine Freiheitsfülle behaupten, Jeder ſich mit ſeinen Nachbaren und Glaubensgenoſſen einrichten können, wie er will, — Tempel bauen oder Hütten für ſeinen Gott, ihn im Symbol der Sonne oder des Eichbaums anbeten. Anordnend ſoll der Staat ſich hierum nicht kümmern; wohl muß er es ſchützend. Auch er muß die Religioſität als etwas Heiliges ehren; aber er muß ſie gleich ehren in jedem Bürger, wie er dieſen frommen Trieb nun auf ſeine Weiſe befriedigt und bildet; er darf alſo keinen beſtimmten Kultus verachten, oder zum herrſchenden erheben, worunter ſich die Andersmeinenden ſchmiegen müſſen. Die Mehrzahl der Gleichmeinenden kann hier nichts entſcheiden; denn auf der Erde ſoll ich nur das Irdiſche zwingen.

„Mißlicher mögte es mit den Sitten ſeyn; da ſind ja doch wohl beſtimmte Geſetze nothwendig, wenn nicht alles wild durch einander gehen ſoll: wie weit willſt du da mit deinen organiſchen Geſetzen reichen?“ Ich ſage: ich reiche ſchon ſehr weit damit. Bei meiner einfachen und Jedem immer vorgehaltenen Verfaſſung, bei ihrer hohen Geſetzlichkeit erwächſt dem Menſchen auch eine höhere Kraft; bei der Freiheit, die ich dem Geiſte und ganzen Gemüthe laſſe in dem, was nicht ſtreng irdiſch iſt, entwickelt ſich ein tieferes Gefühl von Würde des Menſchen. Ihre Welt ſteht klarer vor ihnen: verſtändig ſehen ſie, wo das ſtrafende Recht aufhört, wo aber das freie Recht des Willens beginnen ſoll — nur das Schickliche zu thun — denn nur das Schickliche iſt ſittlich. Aus der ganzen freien Bildung ſolches Staates werden ſich die Sitten mit jedem Fortſchritt der Geſellſchaft mitſchreitend entwickeln; man wird das Unedle, das Ungeſchickte vermeiden, weil es dies iſt, nicht weil es verboten iſt; die Meinung wird mächtiger herrſchen, als alle unſre Geſetze, wo ſie für die Sitten gemacht ſind, die nirgends eine Haltung und oft keinen Sinn haben. Wie viele Geſetze, die bloß zeitlich, ja wohl gar klimatiſch ſind, hat man nicht zu allgemeinen Geſetzen erhoben, die für alle Länder gelten ſollen und für alle Zeiten. Welche Menge Tugenden und Laſter hat man in unſern Geſetzeskodex gebracht, die bloße gleichgültige Weiſen bleiben ſollten, verſchieden nach Erde und Himmel! Und hat man den Zweck erreicht, den man ſich ſetzte? Springt das, was nicht gebändigt werden ſoll als durch ſich ſelbſt, nicht noch alle Tage durch alles Geſetz, und ſpottet ſelbſt der öffentlichen Meinung und der Rache des Geſetzes? Wo auch hier größere Freiheit iſt, wird größere Tüchtigkeit oder Tugend kommen, auf eignen Füßen zu ſtehen. Das Intereſſe der Nothwendigkeit, die in größerer Freiheit die Menſchen bändigt durch einander, das Klimatiſche in den Sitten, was von ſelbſt die Unſchicklichkeit oder Schicklichkeit von dieſem und jenem beſtimmt, wird ſich mit der ganzen

Nation im Gleichgewicht ausbilden. Immer noch iſt die Religionsweiſe, ſind die Sitten der Völker gleich gebildet mit der übrigen Kultur. Wie die Menſchen menſchlicher wurden, hörten auch die Götter auf, tückiſch und grauſam zu ſeyn; wie die Barbarei und Rohheit der Anmuth und Kunſt Platz machten, entwich die Unterdrükkung und Mißhandlung der Weiber, der rohe Genuß der Wohlluſt, bekam die eheliche Verbindung, die Keuſchheit einer höheren Liebe ihre Ehre. Ueber rohe Gemüther haben keine Geſetze etwas vermogt; höchſtens haben ſie einen Schein von Legalität um ihre Niedrigkeit geworfen. Man muß auch hier die Menſchen freier walten laſſen und ſich höchſtens mit ſehr wenigen Polizeigeſetzen begnügen.

„Was machen nun Kunſt und Wiſſenſchaften in deinem Staate? Kümmerſt du dich auch um ſie wenig, wie um den Dienſt der Götter und die Sitten?“ Dies iſt eine ſchlimme Frage, weil ſie mir etwas früh kömmt. Doch will ich darauf antworten, wie ich kann. Wie jetzt unſere Staaten ſind, müſſen ſie ſich wohl darum kümmern. Wo alles auf das Aeuſſerſte angeſtrengt iſt, wo ſo wenige Bürger für einen luſtigen Lebensgenuß und für die Liebe und das Leben mit den Muſen etwas übrig behalten, wo man ſelten einen Sinn findet für die höhere Ehre, welche dieſen Himmliſchen gebührt, da würden ſie noch mehr in Gefahr ſeyn, Hungers zu ſterben, als jetzt, wenn man ſich um ſie nicht kümmerte. Unſre Staaten thun dies: ſie weiſen ihnen kärglich eine Art Sold an, aber leider auch faſt immer einen feſten Zweck, wofür und wohin ſie arbeiten ſollen. So haben ſie Knechtsgeſtalt angenommen, und nur das Wiſſen hat etwas thun können; die Kunſt muß eine andere Welt haben, ſich aufzuſchwingen. Auch hier wird, wenn wir erſt andere Staaten und mit ihnen andere Religionsweiſen und Sitten haben, eine mächtige Revolution erfolgen. Sie werden dann in Freiheit und Huld erſcheinen, die Muſen und Grazien, und an dem kräftigen irdiſchen Staat, an dem kräftigen freien Leben dieſes Staates werden ſie ihr zartes Bild abbilden, an ihm ihr zartes Leben kräftigen und ohne Knechtslohn ihr Götterleben auf Erden wieder leben können. Was haben alle Mahler- und Bildhauerakademien, was alle poetiſche Geſellſchaften mit und ohne Sanktion des Staates leiſten können, ſeitdem die Welt der Muſen von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr untergegangen iſt? Ich muß hierauf unten noch kommen.

„Aber nun ſage mir, was du recht willſt, wenn deine ausübende Gewalt ſo koncentrirt, ſo monarchiſch als möglich ſeyn ſ[illegible]? Sie ſoll mit der vollſten Macht des Geſetzes bekleidet ſeyn, ſoll die vollſten Mittel [illegible]n, in ihrer ganzen Furchtbarkeit auf di[illegible]mden und einheimiſchen Verbrecher zu ſchlagen; dabei aber ſoll ſie ſelbſt in den Schranken der Geſetze ſtehen? Ich frage dich: wie fängſt du es an, daß ſie dieſe Schranken nicht überſpringe, daß ſie in der gewaltigen Luſt des Herrſchens ſich nicht ſelbſt als erſtes Geſetz hinſtelle und dein ganzes ſchönes Luſtgebäude über den Haufen werfe? Was für Kontrollen willſt du ihr zur Seite ſtellen, daß ſie ſich nicht überſpringe?“ — Ich geſtehe, ich bin hier in Verlegenheit mit einer kurzen Antwort. *Bis jetzt* hat kein Staat ſo eine Umſchränkung der ausübenden Gewalt finden können, daß ſie zugleich die Energie behalten hätte, die ſie haben muß, *ohne die Möglichkeit, ſelbſt eine Tyrannin zu werden.* Es ſcheint aus allen Proben, daß es unmöglich iſt, dieſes künſtlichſte Staatsverhältniß ſo zu wägen, daß es nicht nach der einen und andern Seite aus dem Gleichgewichte ſchwanke und ſo ſich ſelbſt zerſtöre. Daß ich es alſo grade geſtehe: — da mich dies unmöglich dünkt, ſo dünkt mich auch mein Staat jetzt noch unmöglich in ſeinem vollen ſchönen Leben. Vielleicht nach fünfhundert Jahren, wenn wir wiederkommen können, ſehen wir ſeinen Anfang. Aber doch müſſen die Regierungen, die ſich das Anſehen geben, aus einem edlen Sinn zu regieren und ihrer Zeit mit forthelfen zu wollen, dieſe müſſen allmälig die *Vorbereitungen* in ſolchem Staate machen, welche ſich jetzt ſchen machen laſſen; ſonſt ſind ſie die größten Sünden ihrer Zeit. Es iſt nicht möglich, ein Gleichgewicht zu finden, daß die ausübende Gewalt genug könne und doch nicht zu weit gehe, als in dem Zurechtweiſen der beſſeren Bürger, nicht von Amtswegen — denn Ephoren taugen nicht —, ſondern als Menſchen und Bürger. Die Zeit kann kommen, und wird kommen, wo dieſes Zurechtweiſen gelten wird. Die geiſtige Bildung wird noch mehrere Jahrhunderte fortgehen; ſie wird ſich allmälig mehr mit der Seele und dem Leibe des Menſchen und der Erde verbinden. Ein ruhiger klarer Welt- und Staatenverſtand, eine kräftige, freudige Erdenkraft wird daraus hervorgehen. Nicht alle Menſchen werden zu dieſer Einſicht, zu dieſem Verſtande ihres Weltverhältniſſes kommen; aber wir wollen nur den Dreißigſten im Volke rechnen, was wir können. Die Regierungen ſelbſt werden nicht mehr zittern — welches einige philoſophiſche Träumer ihnen eingebildet haben —, daß ſie aufhören werden, zu herrſchen, wenn die Menſchen ſo in Bildung fortſchreiten; ſie werden ihr Intereſſe darin finden, gerecht zu ſeyn, wenn die Menſchen erſt verſtehen, was hier unten recht iſt. Die Verſtändigen im Volke, die ja der dreißigſte Mann ausmacht, werden ihnen ruhig die Geſetze des einfacheren Staates zeigen und zugleich ihnen vorhalten, wo ſie zu weit gingen. Wirkt dieſer ruhige Stand der Verſtändigen den Regierungen gegenüber nicht als Vermahnung, ſo wirkt er als Furcht; die ſtille Kraft, die weiß, was ſie ſoll und will, kann zwingen. Ohne eine Revolution, die den Staat in allen Theilen erſchütterte, fällt die Regierung, weil ſie nicht ſtehen will. Wo ſo viele Verſtändige ſind, da läſſt ſich der übrige Haufe des Volks halten. In unſerer Zeit, wo das Rechte und Unrechte allenthalben gemiſcht iſt, — wo Keiner weiß, was er eigentlich will, kömmt alles noch als Gährung und vulkaniſches Aufſprudeln, woraus keine feſte Schöpfung werden kann; denn nur ruhiger Verſtand und ruhige Kraft, die gewaltigſte von allen, kann die Welt bilden. Ich träume hier von keiner allgemeinen Gerechtigkeit auf Erden in dem Sinne, wie man ſie gewöhnlich nimt, worin gar kein Sinn iſt, daß ſie nemlich aus der Idee herrſchend werden ſoll: nein, das nicht, ſondern aus dem Intereſſe, das die Maſſe der Menſchen immer regieren ſoll; aus dem Intereſſe ſoll ſie hervorgehen, und das eben bürgt ihre Dauer. Was einzelne Menſchen ſchon erkennen, ihr Weltmaaß zu behaupten, Keinen zu verletzen, weil ſie dadurch ſich ſelbſt am meiſten verletzen, das werden die Völker lernen, und ſollten ſie es erſt nach Jahrtauſenden. Hat erſt der dreißigſte Menſch im Staate dieſen Verſtand und dieſe ſtillmächtige Kraft, die er nach Jahrhunderten haben kann, ſo kann ein ſolcher Staat entſtehen.

Aus einem ſolchen Staate, ja aus einem, der in einigen Hauptpunkten ſich ihm nur nähert, entſpringen, wie aus einem lebendigen Quell, die zwei Seelen jedes Staates — Vaterlandsliebe und Freiheit. Ich nenne ſie Seelen, nicht bloß, weil ſie beſeelend ſind, ſondern weil ſie zart ſind; ich mögte ſie irdiſche Ideen nennen. Zu ihrer ſchöneren Erſcheinung trägt viel bei, wenn der Staat auch in ſeinem zufälligen Verhältniſſe, das er ſich nicht geben kann, ſich wohl ſteht, d. h. wenn er geographiſch und ethniſch ſeine rechte, oder doch eine nicht ſehr mißliche Lage hat. Vaterlandsliebe iſt nicht allein Liebe des Bodens, wo man geboren iſt; denn dieſe Liebe hat jedes lebendige Weſen mit den meiſten Menſchen gemein: es iſt eine edlere Liebe, obgleich immer eine irdiſche. Wo ein Volk, oder Völkchen, Einer Sprache iſt, das ſich als eine engverbundene Geſammtheit anſieht, das durch einerlei Geſetze und Regierung zuſammengehalten wird, da findet ſich ſchon dieſe Vaterlandsliebe; heiſſer und frömmer findet ſie ſich, wenn ein Volk bei dieſer Einheit auch ziemlich frei und glücklich iſt; da iſt der Eine bereit, für den Andern vieles zu thun und zu leiden, — da entſpringt aus dieſem Gefühle die Reſignation und Aufopferung aller Art, da wird der Menſch ſtolzer auf ſich ſelbſt und edler. Das Volk, wo man dieſe Liebe am wenigſten findet, iſt als Volk das geringſte und unglücklichſte. Freiheit iſt auch nur eine Idee; denn kein Menſch, der im Staate lebt, kann ſagen, er ſey frei. Wer am meiſten frei ſeyn will, muß den größten Gehorſam haben. Man ſagt, ein Volk ſey frei, das ſich ſeine Geſetze ſelbſt giebt und keine Herrſchaft erkennt über dieſe Geſetze hinaus. Ich mögte, wie die irdiſchen Dinge ſtehen, nicht eben ſagen, daß ein Volk ſich ſeine Geſetze eben geben ſolle, ſondern daß es ſie nur kennen und anerkennen ſolle, und daß vor dieſen Geſetzen kein Unterſchied der Perſon, keine Ausnahme ſey, ſondern daß ſie Alle — die Großen wie die Kleinen — gleich milde und gleich ſtrenge treffen. Aus dieſem Bewuſſtſeyn keimt bürgerlicher Stolz, Freiheitsſinn, weil der Menſch ſich unter keinem andern Druck als unter dem Geſetze fühlt, den er ſich leicht machen kann, wenn er gut zu ſeyn den Muth hat; es keimt aus dieſem Bewuſſtſeyn jede Kraft und Tugend, weil der Menſch nicht allenthalben ein Sklav und Diener iſt in dieſem Staate; es keimt daraus die Freudigkeit, dem Unrecht zu wehren, ritterlich für den Staat, der alle ſeine Kinder ſo gleich behandelt, zu ſtehen, — wenn es ſeyn muß, zu fallen.

In einem ſolchen Staate, wie ich ihn einmal hoffe, muß ferner ſeyn der größte Gehorſam gegen das Geſetz, eine unverletzliche Subordination. Weil der Bürger darin nicht von ſo vielen Banden gehalten werden ſoll, wie jetzt faſt in allen Staaten, ſo müſſen ſeine wenigen Banden ihn ſtrenger halten. In heiliger Unverletzlichkeit muß da jedes Geſetz bewahrt werden; mit bebender Ehrfurcht ſchaue der Frevel zur unbeugſamen Schrecklichkeit der ausübenden Gewalt, die keine Gnade hat, wo ſie das Verbrechen findet. Die größte Subordination wird immer ſeyn müſſen in dem beſten Staate; denn die irdiſchen Elemente, die allenthalben durchzubrechen ſuchen, wollen auch irdiſche Gewalt, die ſie zügle. Es iſt keine ſicherere Probe eines ſchlecht-organiſirten Staates, als wo die Subordination ſchlaff iſt in allem, wo ſie immer nur halb-geübt wird; da hat denn der Bürger das Elend, daß ſie ihn allenthalben umfaſſt, daß ſie mit ihm auf die Gaſſe, ins Theater, ja ins Haus geht, ihn zu ängſten und zu beſchränken. Was ſoll da aus der Menſchheit werden?

Ich komme nun auf das, was ich ethniſch und geographiſch von einem Staate wünſche, was mir für ſein Heil, wie für das Wohl Aller von Wichtigkeit ſcheint, und wodurch allein das lange Elend ewiger Kriege und Mißhandlungen der Staaten gegen einander ſcheint, wenn nicht aufgehoben, doch gemildert werden zu können. Ich habe oben geſagt, die Zeit, worin wir leben, ſey das Maaß unſerer Größe und Kleinheit; ich werde hier ſehr bei der Zeit ſtehen bleiben. Man hat in neuern Zeiten ſo viel von einem allgemeinen menſchlichen Staatsrecht, von freier Verbindung und Wechſelwirkung der Staaten mit einander, von ihren Naturgränzen ꝛc., geſprochen, daß einige Bemerkungen darüber nebſt meinem politiſchen Bekenntniſſe hier wohl nicht am unrechten Platze ſtehen.

Die Gaukelei des alten *politiſchen Gleichgewichts allein durch Zwang* ſucht noch immer von neuem die Menſchen zu bethören, obgleich dieſes Gleichgewicht in Europa nie gehalten worden iſt, und am allerwenigſten in dem letzten Jahrhunderte, ja in dem letzten Jahrzehend, gehalten worden iſt, wo man ſo viel darüber geſchwatzt und mit der Feder und dem Schwerte darum geſchlagen hat. Man muß den Völkern ein anderes Gleichgewicht zeigen, nemlich *das der Gerechtigkeit*; man muß ihnen zeigen, daß der Starke den Schwachen nicht unterdrükken darf, um nicht elend zu werden und ſich ſelbſt für künftige Unterdrückung reif zu machen; man muß den Staaten, wie den einzelnen Menſchen, beweiſen, *daß ſie gut und gerecht ſeyn müſſen*, wenn ſie es aus keinem edlern Grunde wollen, *aus Intereſſe*. Wenn ich dies aus dem Folgenden nicht zeigen kann, ſo habe ich Unrecht in allem. Ich glaube nicht, mit meiner Zeit

Unrecht zu haben; denn weil ſie ſehr geiſtig gebildet iſt, kann ſie wenigſtens gut ſehen, wo ihr etwas gut gezeigt wird.

Weil ich nicht eine polemiſche Schrift ſchreibe, ſo ſind folgende meine allgemeinen Vorausſetzungen durch alle Erfahrung und allen Verſtand mir zu ſtehenden politiſchen Wahrheiten gemacht.

Die Erde läſſt keine allgemeine Vergeiſtigung, keine Gleichmachung des Ungleichen, keine Einerleimachung des Verſchiedenen zu. Es wird alſo immer ſeyn:

Ein ungeheurer klimatiſcher Unterſchied. Der Menſch, als ein Erdenweſen, wird anders leben unter der Linie, als am Nordpol hinauf; anders in Lappland, und anders in Smyrna. Seine Triebe werden ſich anders entwickeln, ſeine Talente in manchen Ländern mit der Vegetation erfrieren oder verbrennen; kein Sophokles und Phidias wird am Senegal und Nordcap je erſcheinen. Dieſe Verſchiedenheit wird immer eine andere Modifikation der Sitten, Verfaſſungen, des Gottesdienſtes ꝛc. geben.

Man gebe ſelbſt dem ganzen Menſchengeſchlechte Eine Sprache, gleichviel, welche, komme nach einem Jahrhunderte wieder und ſehe, wie dieſe Sprache ſchon verſchieden klingt an der Tiber und an der Newa. Alſo auch die Verſchiedenheit der Sprachen iſt ein Naturgebot. — Doch nicht die Extreme braucht man hier zu faſſen. Ich nehme einerlei Volk, das etwa 150 Meilen aus einander wohnt; ſchon wird es im Norden anders organiſirt und gemüthet ſeyn, als im Süden; dehne ich es noch 150 Meilen weiter aus, entweder nach Norden oder nach Süden, ſo entſtehen ſchon große Fremdartigkeiten und Widerſprüche im Karakter, die eine ſo weite Einheit, die der Fingerzeig der Natur nicht haben will, verbieten.

Es muß alſo ſeyn ſchon aus dieſer Rückſicht ein begränzter Staat; — wir werden unten noch andere Gründe hören. Die meinen in ihrer Tranſcendenz, Europa könne ein einziger Staat ſeyn mit Einer Regierung, auch wohl am Ende mit Einer Sprache, wiſſen nicht, was ſie wollen.

Die meinen, ganz Europa könne Eine Kunſt, Eine geiſtige Bildung durchgehends haben, Eine freie Verfaſſung, wiſſen nicht, was ſie wollen, bedenken nicht das Unbezwingliche und Unabänderliche im Klima und in ſeinen nicht zu berechnenden Folgen.

Sie bedenken ferner nicht, daß ſich nur aus dem Kampf des Widerſprechenden, oder nur des Verſchiedenen, aus dem Wechſelſtreben Mehrerer mit und neben einander eine ſchöne kräftige Welt bildet, die irgendwo in einem Höheren wieder als Eins erſcheint.

Sie bedenken nicht — denn ich habe oft ſolche Wünſche und Hoffnungen gehört, in der Vorausſetzung, die Franzoſen ſollten ganz Europa ſich durch Siege beigeſellen, oder unterjochen —, welch eine Barbarei dazu gehörte, dies möglich zu machen und von dem Eismeer bis nach Calpe Eine Sprache zur Sprache der Schrift und der öffentlichen Verhandlungen zu machen, Eine Verfaſſung dieſen verſchiedenen Klimaten plötzlich aufzudringen, die eine eben ſo verſchiedene Kultur haben, und zwar dies zu einer Zeit, wo ſo viele gebildete

Sprachen ſchon zu Geſang und Rede da ſind, wo die Humanität, ſo klein ſie ſeyn mag, doch laut ſchreit und ſchreien würde gegen eine fortwährende Manipulation des torquirenden Foltermeiſters. Was die Babylonier einſt mit den Juden, was Karl der Große mit den Sachſen nicht konnte, das ſollte jeßt möglich ſeyn?

Ich komme jeßt auf das Geographiſche eines Staates, und werde zeigen, daß der Zufall des anarchiſchen Mittelalters für den Staatenbund Europens meiſt treffliche Arbeit gemacht hatte, welche die Willkühr der Eroberer — in dem leßten Jahrhundert vorzüglich die Gaukelei des politiſchen Gleichgewichts — zerſtört hat. Ich habe oben in der Wuth des Menſchen, oder in ſeinem ſchönen Triebe (je nachdem man es anſieht), immer vorwärts zu gehen, wenigſtens in Einem Zuſtande zu bleiben, die Unmöglichkeit gefunden, ihm Schranken zu ſeßen. Ich darf alſo keinen feſtbeſtimmten Staat mit einer gewiſſen Beſchränkung nach allen Seiten ſeßen, weil dies widerſprechend iſt dem menſchlichen Gemüthe, und höchſtens für eine gewiſſe Zeit ausführbar, und weil dies, wenn es ausführbar wäre, doch nur närriſche und abſcheuliche Karrikaturen gäbe, und weil es nur wieder durch andere große Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten möglich wäre. Ich erinnere hier an den jüdiſchen und ſpartiſchen Staat, die weiland waren. Wo ich ſpäter und auch bei unſeren neueren Staaten auf einzelnen Seiten Beſchränkungen fand und finde, da gab es auch immer eitel Flickwerk und Erbärmlichkeit und einen Widerſpruch immer durch den andern geboren. Ich will, der Staat werde mit ſeinen Erdengeſetzen befeſtigt und bilde ſich dann fort, wie der Zufall und ſein eigener Keim ihn treiben; da ſtelle man weiter keine Schranken, als die die Nothwendigkeit des Klima's, des Landes ſelbſt und ſeiner nachbarlichen Umgebungen geſtellt hat. Ja, jeder Staat hat Recht zu gewiſſen Forderungen an die Nachbarſtaaten, wenn ſie ihm unrecht ſeine Luft und ſein Licht wegnehmen, woran er wachſen und ſich entwickeln ſoll.

Ich komme hier auf die geographiſche Gränze. Jedes Land, wo es ihm die Natur nicht verſagt hat, muß ſein Meer haben, durch Handel und Erweckung der Thätigkeit und Induſtrie das größte Bildungsinſtrument. Das Mittelland von Nordaſien wird in Ewigkeit zu keiner hohen Kultur gelangen, weil es nicht leicht zum Meere gelangen kann. Mit Recht gerieth der edle Georg Forſter beim Anblick des Meers in eine menſchliche Begeiſterung: er ſah in ihm die Wiege der Humanität. Wunderbar hatte das Mittelalter, deſſen Organiſation gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts fertig war, Europens Völker weiſe und recht vertheilt; jedes bekam, was es nach der Lage dieſes Welttheils haben muſſte. Spanien lag zwiſchen ſeinen zwei Meeren und hinter ſeinen Pyrenäen in beſtimmten Gränzen, und in dieſen Gränzen hatte ſich auch eine eigene Sprache gebildet. Im 15ten Jahrhundert ward es nach der Beſiegung der letzten Mohren Ein Land; leider war Portugal abgeriſſen, welches nicht von Spanien geſchieden ſeyn darf; im 16ten Jahrhunderte ward es wieder mit ihm vereinigt, und hätte mit ihm ſeither in Eins verſchmelzen ſollen, denn Sprache und Volk ſind im Grunde Eins, und die Lage des Landes fordert dieſe Vereinigung. Italien behielt ſeine alten Naturgränzen — das Meer, und gegen Frankreich und Teutſchland ſeine Alpen; auch in ſeinen Gränzen bildete ſich glücklich einerlei Sprache; es ſtand nichts im Wege, als ſein Unglück, ein mit Teutſchland gemeines Unglück, daß es nicht auch Ein Staat ward. Frankreich hatte ſich unter Ludwig dem Eilften erſt zu einem rechten Staate gebildet, obgleich ihm das Haus Burgund noch wie ein Dorn im Fleiſche ſaß; unter Ludwig dem Funfzehnten, als Lothringen noch hinzukam, war es beinahe in ſeinen Naturgränzen; es hätte ſie jetzt ſich vernünftig nehmen können; unvernünftig und ungerecht hat es ſie überſchritten; doch hiervon unten. Teutſchland — da läſſt ſich viel Erbauliches ſagen —; wir werden unten davon ſprechen müſſen. Die drei ſkandinaviſchen Reiche hatten ſchon im 14ten Jahrhundert ihre Naturgränzen beſtimmt; ſie ſollten gegen das Ende jenes Jahrhunderts Ein Staat werden; ſie hätten es der geographiſchen Lage, der Sprache und den Sitten nach bleiben können; allein ſie ſind es nicht geblieben. — Die brittiſchen ſind geographiſch und linguiſch ſeit zwei Jahrhunderten verbunden; ohne hierarchiſches Unheil würden ſie es auch mit den Gemüthern der Menſchen mehr ſeyn. — Polen hatte durch die teutſchen Ritter im Norden ſein Meer verloren; Preußen und Curland waren teutſche Kolonien unter unabhängigen Regierungen; dieſe wurden zwar im 15ten, 16ten Jahrhundert wieder abhängig; aber ein Volk anderer Zunge, und mit ihm die andern ſeefahrenden Völker, verſchlangen doch Polens Reichthümer. Die anarchiſche Verfaſſung, worein dieſes ſchöne Land grade zu der Zeit immer mehr verfiel, als die übrigen Europäer ſich zu Staaten hinaufarbeiteten, ließ die Polen nicht bedenken, daß ſie vor allen Dingen, ſie als Nation, in ihrem Norden das Meer beherrſchen müſſten, und daß die kleinere Zahl der Teutſchen mit dem kleineren linguiſchen Rechte dem größeren geographiſchen des ganzen Landes weichen muſſte. Dieſe Vernachläſſigung iſt der Tod von Polen geworden; als vollends im 18ten Jahrhundert Rußland und Preußen ſich ganz ſeines Meeres bemeiſterten — denn das nördliche ſchwarze Meer gehört größtentheils geographiſch an Rußland —, da war Polen ſo gut wie vernichtet; — ohne alles Meer, rund von mächtigen Nachbaren umgeben, mit keinen Hülfsmitteln höherer Bildung, mit keinen von der Natur geſicherten Gränzen umgeben, konnte es nie etwas werden: — es muſſte früher oder ſpäter untergehen. — Rußland war ſeit dem 13ten Jahrhunderte unter dem Joche der Mongolen in einer kläglichen Lage; erſt am Ende des 15ten fing es an, dieſes Joch etwas zu lüften und endlich zu ſprengen; im 16ten kämpfte es lange umſonſt, irgendwo an ein Meer zu gelangen; ſeinen Antheil an der Oſtſee, der kaum ein wenig begründet war, nahm ihm die unwiderſtehliche ſchwediſche Tapferkeit.

Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts beſtieg Peter den Thron, ſo ein ſeltenes Ungeheuer in der Geſchichte, daß man ihn ein Wunder nennen mögte. Dieſer auſſerordentliche Mann hatte den großen Muth, das Roheſte bilden und mit ihm ſeine raſchen Schöpfungen durchführen zu wollen. Was andern Regenten alle Erfahrung und alle Kultur, womit ſie umfangen waren, nicht lehren konnte, das faßte dieſes Adlerauge mit Einem großen Blick; er muſſte ſein Volk an die Oſtſee und an das ſchwarze Meer bringen, um es bilden zu können. Es gelang ihm: ſein Glück und ſeine Beharrlichkeit beſiegte die gefürchtete Tapferkeit der Schweden. Er ließ die erſten ruſſiſchen Schiffe auf die Oſtſee aus und öffnete den Ruſſen am Don den Anfang der Herrſchaft über das ſchwarze Meer. So hatte einſt Philipp von Macedonien, ein großer Staatenerſchaffer, ſein Volk an ſein Meer gebracht nach hartem Krieg und Kampf mit den Athenern, deren Kolonien von Methone bis Philippi ſeine Küſten bedeckten. Peter der Große gab Rußland ſeine

Naturgränzen; nur die Nordküſten des ſchwarzen Meeres zwiſchen dem Don und Dneper ließ er noch ſeinen Nachfolgern zu erobern übrig; denn dahin muſſte das ſüdliche Rußland über Moskwa zum Meer. - Daß ſeine Nachfolger aber zum eigenen und fremden Unheil ſo viel weiter über ihre Gränzen gegangen ſind, iſt nicht ſeine Schuld. — Ungarn, dieſes ſchöne Land, hat nie ſeine Naturgränzen und ſein volles Meer gehabt, und die Nation iſt alſo noch nicht geworden, was ſie hätte werden können und vielleicht einſt werden kann; Ungarn iſt nie zu ſeinem Meere gelangt. Wir wollen, weil wir einmal bei dieſer Anſicht ſind, ſie auch auf den Reſt Europens ausdehnen, und bekommen ſo, nach einer richtigen geographiſchen Eintheilung, die auch linguiſch und ethniſch ziemlich zuläſſig iſt, noch zwei Staaten, mächtig genug, ſich mit den Hauptſtaaten des übrigen Europens zu meſſen, wenn ſie ſich wohl organiſirten und ihre Naturvortheile benutzten. Der nördliche Staat, den wir, wahrſcheinlich falſch weiſſagend, den ungriſchen nennen wollen, erhält ſein ſchwarzes und adriatiſches Meer als ſein gebührendes Bildungsorgan. Im Weſten bleibt die jetzige Gränze die Maroſch, und von ihr grade nach dem Süden hinunter auch die Weſtgränze Dalmatiens; im Norden ſind die karpathiſchen Gebirge und der Dnieſter bis zu ſeinem Ausfluſſe; im Süden gränzt der Hämus und die Berge, die Albanien und Dalmatien ſcheiden, wenn ich von Varna am ſchwarzen Meer bis nach Raguſa am adriatiſchen eine faſt grade Linie ziehe: ein ſtattlicher Staat, der aber zu ſeiner vollen Sicherheit, wegen der vielen Landgränzen, und damit nirgends das Meer verſperrt werde, Ein Staat ſeyn muß. (Dieſen Staat hatte Ludwig der Große im 14ten Jahrhunderte beinahe in dieſen Gränzen zuſammengeſchlagen; ja, er war noch über die Karpathen hinausgegangen.) Was unter dem Hämus liegt bis an den Helleſpont und unter den Bergen des alten Illyriens und Dardaniens (das alte Griechenland bis an das Kap Matapan mit des Archipelagus weſtlichen Inſeln), würde ein zweiter herrlicher Staat, nicht ſo mächtig an Land, wie der erſte, aber mächtiger durch ſeine feſte Lage und durch das Meer, das ihn faſt allenthalben umſpühlt. —

Die geographiſche Naturgränze iſt allerdings die erſte Rückſicht bei einem Staate; aber es ſind andere Rückſichten, die man bei der Bildung und Zuſammenhaltung der Staaten und bei der Humanität, die unſer Zeitalter ſchon einſehen, wenn auch noch nicht begreifen kann, nicht vergeſſen muß, welche die Erfahrung der langen Geſchichte und der Verſtand der Erdennothwendigkeit uns vorhalten, die man alſo bei dem jetzigen politiſchen Urtheile und bei der leichten politiſchen Schöpfung und Umſchöpfung der kleinen und großen Staaten, die wir alle Augenblicke erleben, im Auge halten ſollte, um nicht ſo politiſch-dumm zu urtheilen und zu machen. Hier folgen dieſe Rückſichten und Anſichten, wie ſie ſehr irdiſch ſich einem jeden Unbefangenen und Ungeblendeten ſich aufdrängen müſſen.

Es iſt eine gewiſſe Gränze des Umfangs den meiſten Staaten ziemlich weiſe durch den

Zufall gegeben; dieſe Gränze des Umfangs iſt aber auch durch andere Belehrungen und Verhältniſſe des Naturzwangs beſtimmt. Wo die geographiſche nothwendige Gränze, nemlich das Gelangen zum Meer, nicht einen größeren Umfang gebietet, ſind Staaten von 100 bis 150 Meilen Breite und Länge ein gutes irdiſches Maaß; kleiner dürfen ſie allenfalls ſeyn, aber nicht gern größer. Warum? Der klimatiſche Unterſchied iſt bei dieſer Ausdehnung noch ſo groß nicht, daß in den Sitten und alſo nothwendig auch in der Verfaſſung und Sprache ſchon großer Widerſtreit wäre. Gehe ich weiter, ſo kommen dieſe klimatiſchen Inkonvenienzen ſchon, die nichts als Verrückung, weil ein Staat ſo ſehr Eins ſeyn muß, hervorbringen können. Dieſe Staaten, denen ich eine natürliche Bevölkerung von 15 bis 40 Millionen Menſchen zurechnen kann, haben gerüſtete und wehrhafte Männer genug, daß ſie, wenn ſie wirklich Staaten, in Einem Bande gehalten, ſind, von der übrigen verbundenen Welt nicht bezwungen werden können; denn dieſe Welt wird nicht ſo verbunden ſeyn, den Einen zu zerſtören, als dieſer Eine iſt, ſich gegen alle zu wehren. Es iſt dem einzelnen Menſchen gut, ſelbſt in dem geſetzlichſten Staate dem rohen Uebermuthe der phyſiſchen Kraft die Spitze bieten zu können; aber nothwendiger iſt dies einem Volke. Immer muß es gerüſtet ſeyn, ſich der Uebermacht und dem Unrecht andrer Nationen entgegenſtellen zu können. Es iſt dazu Tapferkeit nicht genug, ſondern Stärke muß hinzukommen. Ein Volk, das nur 500000 Männer aufſtellen kann, wird kein Feind beſiegen, wenn es den Geiſt eines Volks hat. Die Zeiten haben ſich geändert in Europa: was ſonſt möglich war, iſt es jetzt nicht mehr. Wir haben in neuern Zeiten geſehen, daß es nicht gut iſt, ein kleiner Staat zu ſeyn, aus mehreren Gründen. Kein Gleichgewicht, womit man die Völker ſo lange gewiegt hat, hat in unſerer Zeit die kleinen Staaten, ſelbſt mit aller ihrer Unſchuld nicht, retten können. Polen, das in allem klein war, auſſer im Umfang, Venedig, Helvetien, ſind große Exempel. Im

Mittelalter, und früher noch beſſer, konnten ſolche kleine Staaten oft mit einer Art Macht und Glanz beſtehen. Es gab damals noch keine große Staaten, weil die großen wieder in hundert kleine zertheilt waren und nie ihre ganze Maſſe zu einem dauernden Stoße fortbewegen konnten. Die kleinen hatten gewöhnlich auf Koſten eines ganzen Landes das beßte geographiſche Theil voraus genommen, hatten ſich kräftiger republikaniſch organiſirt; die Unbehülflichkeit der Feudalverfaſſung konnte gegen ſie nicht aufkommen. Aber dieſe kleinen Staaten ſollen nach unſerer Anſicht der Dinge auch nicht bleiben, weil ſie geographiſch ſelten bleiben dürfen. Durch Preußen, Curland und Liefland war Polens Naturgränze verletzt, und dieſe Verletzung war wohl die Hauptſchuld an jenes Landes endlichem politiſchen Tode. Bis heute iſt Holland die ſchreiendſte Verletzung von Teutſchlands Naturgränze. Venedig und der hierarchiſche Staat zu Rom nebſt der Republik Genua ſchloſſen den inneren Staaten der Lombardei ihr Meer. Italien konnte als Ein Staat nur ſeine Blüthe erreichen. Welche Blüthe dieſem, wenn es das Schickſal nicht anders gewollt hätte! — Wenn je ein Volk, das ſich zu vertheidigen ſtark genug iſt, gegen folgende gefährliche Klippen läuft, wenn es die geographiſchen und ethniſchen (worin nemlich ein Volk ein Staat ſeyn ſoll) Gränzen überſchreitet, Klippen, die ſowohl phyſiſch als moraliſch ihm drohen, und verhindern, daß es die ſchönſten Blüthen, die jeder Staat treiben ſoll, nicht treiben, oder doch nicht bewahren kann (ſie heiſſen bürgerliche Freiheit, Humanität, d. h. Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und gegen Fremde, und Kunſt): ſo erfolgt dieſes:

Ein Volk, das einmal ſeine Naturgränzen überſchreitet, hat ſein Maaß verloren; es weiß nicht mehr ſtill zu ſtehen; die Ausdehnung wird zu weit geographiſch und linguiſch. Ein Volk wird doch die ganze Welt nicht bezwingen; wenigſtens wird doch die ganze Welt, geſetzt, ſie ſey bezwungen, dieſen Zwang nicht geduldig ertragen. Erſchütterungen, Aufwiegelungen, Angriffe werden allenthalben erfolgen; ſolche ungeheure Gränzen ſind nur durch ungeheure Heere zu decken, dieſe wieder nur durch ungeheure Summen zu unterhalten, dieſe wieder nur durch ungeheure Laſten, die man dem armen ächzenden Volke auf den Nacken legt, zu erzwingen. Alle Eroberer haben dies Schickſal gehabt. Die Eingebornen des Herrſchervolks müſſen 200, wohl 400 Meilen marſchiren, werden durch die Strapazen und die verſchiedenen Klimate mehr aufgerieben, als durch das Schwert; die Reichthümer und der Raub der verſchiedenen Völker und Länder kommen nur in den Mittelpunkt des Herrſcherlandes, um es zu verderben. Die Nation wird nichts, als Soldat und Unterdrücker, vergißt das Arbeiten und die Thätigkeit mit allen Tugenden, die daraus entſpringen, wird ein Sammelplatz von Schlöſſern der Reichen und von Parks, während der arbeitſame Bauer weichen muß, und um dieſe glänzenden Ruinen ein Heer von Bettlern und von großen Räubern ſich bildet, — ſchreckliche Warner der Völker, wenn Völker ſich warnen lieſſen! — Dies Volk, das nie Ruhe hat, das faſt imwer mit dem Schwert und dem Scepter darein ſchlagen muß, wird unſtät und grauſam zugleich; es wird brutal, weil es keinen Widerſtand findet, ſondern monarchirt; es wird ſogar am Ende ſchwach und feige; und wenn ein unerwarteter Stoß kömmt, ſo liegt das Gleiſſende in Trümmern. Ein ſolches Volk wird ein phyſiſches Ungeheuer, eine Geburt wider die Natur. Was jedes Klima und das verſchiedene Volk des verſchiedenen Klimats für ſich behalten und ausbilden ſollte, was jedes Volk in Sitten und Karakter Eigenes hat, was die verſchiedenen Sprachen für Geheimniſſe der Bildung bewahren — alles dieſes, was ſo nicht zuſammenkommen ſoll, kömmt in die engſte und ſeltſamſte Vermiſchung und Verſchmelzung. Was dieſes für Karrikaturen gegeben hat und giebt, das ſahen wir einſt, und ſehen es noch, zu einer Zeit, wo die, ſo es am ärgſten machen, uns von Menſchlichkeit und Achtung der Völker gegen einander die Ohren voll genug ſchreien. Stolze, freie und fröhliche Verfaſſung kann hieraus nicht hervorgehen; wer immer unterdrükt, wird wechſelsweiſe ein Feiger und ein Unterdrücker, auch gegen ſein eigenes Volk; Tugend und Vaterlandsliebe entſpringen nur aus dem ſtillen Maaße der Kraft, aus dem rechten Verhältniß der Gerechtigkeit; Kunſt kann hieraus nicht hervorgehen, die nie die Geburt ſo vieler fremdartig verbundener und ſchon in Verweſung in einander geknüpfter Theile iſt, die nie von unſtäten und plündernden Eroberern erſchaffen iſt. Ich weiſe jezt große Erfahrungen, daß man meinen Worten glaube. Was war Roms Geſchick, als Karthago und Macedonien gefallen? Es hatte keinen Widerſtand mehr; und vergebens betete der große Scipio, als er als Cenſor die große Zahl von 400000 römiſchen Bürgern überzählte, daß die ewigen Götter Rom erhalten, aber nicht größer machen mögten. Es floß über, überſtrömte die Welt und — zerfloß. Spanien im 16ten Jahrhunderte gab eine neuere Lehre, wenn die Welt ſich belehren lieſſe. Dies Land hatte damals an 18 Millionen Einwohner, herrliche Städte, trefflichen Ackerbau, Viehzucht und Induſtrie, welche die Mohren gelehrt hatten. Es hatte ein herrliches aufſtrebendes und edelmüthiges Volk, das nichts mehr haſſte, als Niederträchtigkeit und Knechtſchaft, ein Volk, das es an Ritterlichkeit und großen Thatenſinn den trefflichſten Europäern der Zeit gleich that. Kolomb kam und ward das erſte große Unheil der Hiſpanier und Indier zugleich. Amerika koſtete Spanien nach und nach 8 Millionen Menſchen; man wollte ſeine Schätze gewinnen, und verlor, die man daheim hatte — Ackerbau und Induſtrie, und die Ausländer zogen endlich auch das Geld aus den Bergwerken von Potoſi. Man überzog zugleich Italien, und bekam die Niederlande, eine Provinz weit hinter ſeinen Gränzen, als ein neues Unheil. Die Nation ward faul und brutal durch Unterdrückung und Herrſchaft; das Land zerfiel, und hat ſeit Philipp dem Zweiten, ſeinem großen Verderber, nicht wieder aufſtehen können. Alt-England iſt das neueſte Beiſpiel — denn Frankreich dient nur als Beiſpiel der alten Erfahrung —. Ich werde ſogleich von England ſprechen müſſen. — So wirkt das Uebertreten der Gränzen und des Naturmaßes (die größte Gerechtigkeit) auf die Uebertreter ſelbſt. Wie? wenn wir es aus einem moraliſchen Geſichtspunkte anſehen, daß auch die Unterjochten oder die Unnatürlichzugeordneten, verdorben und entmenſcht werden? Dann ließe ſich noch unendlich mehr ſagen. Doch ich habe nur beweiſen wollen, daß die Staaten gerecht ſeyn müſſen aus Intereſſe, daß an ihnen alles Unrechte und Unedle ſich eben ſo ſtraft, wie an dem Einzelnen. Ich muß einige Hauptmomente dieſes Beweiſes, die mit in dieſem langen Paragraph begriffen ſind, noch näher beleuchten, weil ſie für unſere Anſicht äuſſerſt wichtig ſind.

Ich ſagte im Anfange dieſes Buches, „Staat und Menſch ſeien in gewiſſem Sinn Eins, nur werde der einzelne Menſch immer höher ſtehen, als der Staat, weil er Verzicht leiſten darf auf Manches, worauf es der Staat nicht darf.“ Schon der einzelne Menſch, der zum Verſtande ſeines Gemüthes und überall zum Verſtande der Welt nur einigermaſen gekommen iſt, muß ſehen, wie weit weit er ſeiner Kraft der Mäßigung trauen darf; er muß, wenn das Schickſal ihn zu weich auf die Erde anſetzte, ſich einen Widerſtand ſchaffen, daß er gerecht bleibe; denn „gerecht“ heißt nichts anders, als „recht“, und „recht“ heißt: „was auf ſeiner Stelle iſt“; daß man auf ſeiner Stelle bleibe, in ſeinem Weltmaaße, woraus der Trieb der Thätigkeit, eine angeborne Art oder Unart des Menſchen, immer hinaustreibt, muß man ſich eine Gegenkraft erſchaffen, ein Gewicht, daß jeden halte, wo er gehalten ſeyn ſoll. Wo ich keinen Widerſtand finde, werde ich übermüthig und ſchlaff zugleich, herriſch und unterdrückend; die ſchönſte Kraft meiner Natur geht unter im Unrecht; ich bin ſchlecht und unglücklich zugleich. Dies iſt die Geſchichte der meiſten Menſchen, welche nicht die Nothwendigkeit bildete, ſondern eine weichliche Willkühr. Dem Staate geht es nun grade wie dem Einzelnen; auch er muß endlich lernen aus Intereſſe gerecht ſeyn, wenn er es aus keinem andern Grunde will; auch er darf ſein Naturmaaß nicht übergehen, ſich nicht zu weit ausbreiten in Ungleichheit und Unterdrückung, ohne die Strafe auf ſeinen Ferſen zu fühlen. Wir wollen dies an dem glänzendſten Staate dieſer Zeit beweiſen, an Brittannien. Es hat ſeine Naturgränzen, welche ihm das Weltmeer herrlich gezeichnet hat; ohne die furchtbaren Folgen der Hierarchie wäre auch bei den verſchiedenen Völkerſchaften durch Einheit der Sprache und Einheit der Regierung ſchon ein feſtes Band der Liebe ſeit einem Jahrhundert möglich geweſen; noch iſt es entzweit durch Unverſtand in ſich ſelbſt, und verdankt es Pitts abſcheulicher Politik, daß Irland in Flammen und im Bruderblute geraucht hat und noch vielleicht einſt rauchen wird. Aber ſehen wir das Land von außen und innen an: wir finden ein merkwürdiges Reſultat. England iſt Herr auf allen Meeren, hat den größten Welthandel, die gewaltigſten Flotten, Sklavenprovinzen in allen drei Welttheilen, die fünfmal wenigſtens ſeinen ganzen Landesinhalt übertreffen; es hat Fabriken und Manufakturen und Induſtrie, wie jetzt kein anderes Land in der Vollkommenheit. Man ſagt gewöhnlich: England iſt ſo groß und der übrigen Welt ſo voraus durch ſeine Kolonien und ſeine unterworfenen Provinzen. Ich will nicht leugnen, daß England auf dieſe Weiſe jetzt groß iſt; aber ich will zeigen, daß es dieſes auf eine andere Weiſe ſeyn könnte, und zwar durch die einfältige Weiſe der Gerechtigkeit. Wir wollen aber erſt ſehen, wie es denn, näher beſehen, mit dieſer Größe ſich verhält. Jene Kolonien und Provinzen, die man jetzt in Abhängigkeit erhalten, zu deren Schutz man tauſend Meilen vom Vaterlande Truppen und Flotten ſchicken muß, um die man bei dem allgemeinen Räuberſyſtem ſich faſt alle Jahrzwanzig mit der halben Welt ſchlagen muß, ſind England nicht ſo viel werth, als ſie koſten; denn um ſie ſind die unermeßlichen Schulden des Staats gemacht, die alles erdrücken; um ſie iſt der arme Tagelöhner und Fabrikant in Großbrittannien, die Mehrklaſſe des Volks, eine der elendeſten Menſchenarten in Europa, bei aller leiblichen Freiheit. Durch dieſe unterjochten Länder von Calcutta bis Jamaika ſind die unermeſſlich reichen Nabobs auch in England entſtanden; das Naturmaaß iſt zerſtört; die Erde hat in England für Jene nur noch Werth zu Parks, zu Schlöſſern und Pferdeweiden; die kleinen Beſitzer ſind vom Erdboden verdrängt und Sklaven der Reichen geworden. Man weiß aus engliſchen Schriftſtellern und aus Belägen der edelſten Senatoren des Reichs, daß die Hälfte des Landes in Alt-England braach liegt, daß Irland noch nicht zum Drittel ſeiner Kultur und Bevölkerung gelangt iſt, deren es fähig iſt. Es geht auch bei dieſem Volke alles in die Weite, was in der Nähe, auf ſeinem eigenen Boden, ſo gerecht und ſo herrlich ſeyn könnte. Und wenn hierin auſſerordentliche Vortheile wären, ſo ſind dieſe immer nur unſichere und ephemeriſche, die einmal Fremde dem Beſitzer abjagen können. — Sehen wir auf den Karakter und die Bildung des Volks, hören wir die beßten und geſcheuteſten Männer des Vaterlandes ſelbſt: worüber klagen ſie? Sie klagen, die Nation werde übermüthig und brutal durch ewige Mißhandlung der Fremden, verachtend, in der Frechheit der Macht und des Reichthums, was nicht bei ihr gemacht und entſtanden iſt, und alſo das Fremde verkennend, oder es gar nicht kennend; ſie klagen, daß ſelbſt der ſtarke, ernſte und männliche Muth der Britten, wodurch dieſes Volk vor allen Europäern zu einer ſchönen, freien Verfaſſung bereiter zu ſeyn ſchien, durch dieſe Urſachen immer mehr verderbe, — daß das Geld, deſſen man ſo viel habe, zu Beſtechungen und zur Untergrabung der Säulen der alten Freiheit immer brauchbarer werde, — daß das Erbarmen gegen das eigene Volk aufhöre, weil man es gegen die Fremden nie gebrauche. — Jetzt ein Wort von dem gerechten Englande, oder von England in ſeinem Naturmaaß! Wir wollen einmal zuerſt mit Einem Strich alle ſeine Provinzen und Kolonien jenſeits der Meere ausſtreichen, wollen bloß einen Handel ſetzen, wie von einer freien

Nation zur andern. Schon da wird England durch ſeine treffliche Lage, das rings vom Meere umfloſſen iſt, wenige europäiſche Nationen voraus laſſen; es wird große Vortheile durch ſeine Schiffahrt und ſeine Manufakturen erndten, zwar nicht ſo große, als die der jetzigen Unterdrückung; aber man wird auch mit dem halben Aufwande ausreichen, wird ſolche états nicht zu machen haben, wie jetzt, wodurch die Vortheile der Unterdrückung, wie die engliſchen Rechenmeiſter ſelbſt geſtehen, größtentheils in der Fremde bleiben und nicht nach England kommen. Man wird vielleicht nur die Hälfte der Manufakturwaaren abſetzen; aber ſind denn die Manufakturen in ſolchem Uebermaaße grade ein Beweis von Wohlſtand? Mit nichten: der Wohlſtand eines Landes ruht auf etwas Anderm — auf ſich ſelbſt; und Brittannien braucht keine künſtliche Staatsmanipulationen, um groß und glücklich zu ſeyn. Die Manufakturiſten, die in Brittannien im weiteſten Sinne vielleicht an 700000 Menſchen ausmachen, ſind die unglücklichſte Klaſſe der Einwohner; um ihre Fabrikate abzuſetzen, haben unter Rodney und Nelſon Tauſende von rüſtigen Vaterlandsſöhnen geblutet, und werden Tauſende bluten, wenn die Nachkommen nicht verſtändiger werden. Alſo: wenn England keinen künſtelnden und zwingenden Handel mehr treibt, mag wohl die Hälfte der Manufakturen eingehen; aber wir werden auf der andern Seite die Entſchädigung finden, nemlich in der erſten Quelle des Reichthums, im Ackerbau. England und Irland und der Süden von Schottland gehören mit ihrem Boden zu den fruchtbarſten Ländern Europens, eine Fruchtbarkeit, die noch durch die Nebel des allenthalben umflieſſenden Meeres vermehrt zu werden ſcheint. Von dieſem tragbaren Boden trägt etwa nur die Hälfte, die andere Hälfte iſt noch zu bebauen und kann nach einem mäßigen Anſchlag noch 5 Millionen glücklicher Menſchen mehr ernähren, ſicherer und braver, als die Fabriken, deren Arbeiter gewöhnlich die ärmſten im Staate ſind. Mit dieſen 5 Millionen Menſchen kann Brittannien ſicher eine anſehnliche Menge

Korn zur Ausfuhr, es kann eine Menge Hanf und Flachs für andre Fabriken und für ſeine Marine erzeugen, wozu der Boden Irlands und Schottlands ſo vorzüglich iſt. Dies ſind Vorräthe und Geldquellen die nie verſiegen; in jenen freien Ackerbauern erwächſt ein rüſtiges und männliches Geſchlecht, gemacht, die Freiheit zu beſitzen und, wenn es ſeyn muß, dafür zu ſterben; ſie ſtützen den Staat durch ihre Hände, wie durch die Abgaben ſo ſie ihm entrichten. Die Woll- und Ledermanufakturen, das Zinn, die Steinkohlen können nie eingehen. Mit den weniger häufigen aſiatiſchen Waaren werden nur eben ſo viele Quellen des Verderbniſſes zugeſtopft. Das Meer läſſt den Handel nicht ſinken; der Fiſchfang kann immer Seeleute bilden, wie die Kohlenſchiffahrt. Englands Seemacht wird auch dann noch die erſte ſeyn, aber ſie wird weniger zu ſchlagen haben. Die Nation, auf dieſes Maaß ihres Bodens beſchränkt, im gerechten Verhältniß gegen ihre Nachbaren, im freien Welthandel — wie wird ſich ihr großes und ſtolzes Herz erweitern!

Wie wird Brittannien dann herrlich ſeyn durch die Kultur ſeines Landes und die Humanität ſeiner Menſchen! Ein freies großgeſtaltetes Menſchenleben entblüht dieſer Gerechtigkeit, und einem ſolchen Leben wieder mit aller Gunſt der Götter und Muſen die Kunſt. Das könnte England ſeyn, ohne eine andere Zauberei, als die des politiſchen Verſtandes; aber die Enkel ſollen auch ihre Herkuleskämpfe haben.

Es muß alſo zum Glück der ganzen Welt, wie zum Glücke eines jeden einzelnen Volks keine Univerſalität des Volks ſeyn, ſey es durch Eroberung oder durch andere unnatürliche Verbindungen, die das Verſchiedenartige zu enge verknüpfen, worin das Verderben iſt. Es ſey eine geſchiedene Gränze der Völker gegen einander, ſowohl geographiſch als linguiſch, wenn das letzte möglich iſt. So bilde ſich jedes Volk nach ſeinem Klima und ſeiner ganzen phyſiſchen Lage, wozu der Zufall auch gehört, aus ſeinem eigenen Keime aus. Dies wird eine treffliche irdiſche Geſchiedenheit des Nationalkarakters.

und der Nationalverfaſſung geben; die Völker werden ſich einander bildend frei gegenüber ſtehen und ſo das Maaß einander halten. Wenn ſie den Verſtand dieſes Maaßes erſt haben, wenn ſie beſtimmt, wie ein ewiges Geſetz, ſich erſt ihre Naturgränzen ſetzen und übermüthig in unverſtändiger Habſucht einander nicht antaſten werden: wie viel Blutvergieſſen, wie viele Eroberungskriege, wie viele Unternehmungen für das, was man den Glanz einer Nation nennt, und was bis jetzt das Elend der Nationen geweſen iſt, werden dann wegfallen! Die Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit wird ſeyn auf dem Erdboden, die ihm gehört; aber frei wird das Geiſtige und Himmliſche entblühen aus dieſem feſten Erdboden; in dieſer höheren Bildung über der Erde iſt das höhere Verbinden und Zuſammenflieſſen der Nationen; da erſt ſoll im Gebiet der Kunſt und Wiſſenſchaft, im freieren Fluge jeder ſchöneren Thätigkeit die Univerſalität beginnen. — Hier unten, wo die irdiſchen Bande halten, muß man die zugroße Näherung haſſen. — Aber die Völker ſind verbunden durch irdiſche Elemente, die unbändig immer etwas Anderes ſuchen und am Joche des Geſetzes ſchütteln. Es iſt alſo nicht genug, daß die Völker aus Einſicht dies Maaß halten; ſie müſſen ſich in die Nothwendigkeit ſetzen, es halten zu müſſen. Noch heute gilt Scipio's Gebet, als Karthago gefallen war, für das römiſche Volk, und es wird gelten bis an das Welt-Ende. Ein jedes Volk hüte ſich, ſein politiſches Gleichgewicht zu zerſtören, ſich nicht zu ſetzen gegen ſeine Nachbaren, als das da alles könne, und dieſe Nachbaren zu ſetzen, als die da nichts können ſollen. Es hüte ſich, nicht alles um ſich her entkräftet zu machen, ſich den Widerſtand und Kampf, oder die Furcht des Kampfes aufzuheben. Unter lauter Feigen und Schwächlingen wird auch der tapferſte und mäßigſte Menſch übermüthig und ungerecht, und wenn er das nicht wird durch einen ſeltenen Stern, ſo kann er ſeine Kraft nicht üben. So geht es den Völkern. Es ſtehe das Starke geſchieden einander gegenüber, nicht, ſich zu verderben, ſondern ſich zu halten. Solche

Geſchiedenheit, die ihre Gränze bewahrt, giebt die Liebe und den Haß, woraus die Welt geboren worden iſt, und woraus eine verjüngte Welt wiedergeboren werden ſoll.

Ich habe bei der Berechnung der geographiſchen Gränze eines Volkes und Staates auch oft einer Gränze der Sprache erwähnt; darüber muß ich meine Meinung ſagen. Die geographiſche Gränze iſt mir das Erſte, die linguiſche das Zweite. Polen z. B., wenn es noch ein Staat wäre, müſſte die Teutſchen in Preußen und Curland beherrſchen, weil es ſeine Meergränze dort beſitzen müſſte. Jene Teutſchen dürften nicht mit Teutſchland vereinigt werden; die Weichſel müſſte wenigſtens die Gränze machen, wenn Teuſchland Ein Staat wäre. Ungarn, wenn es in den Gränzen als Eins beſtände, die wir oben beſtimmten, müſſte der höheren geographiſchen Nothwendigkeit die kleinere linguiſche aufopfern und am ſchwarzen und adriatiſchen Meere für die herrlichen Provinzen über und unter der Donau die Bildung ſuchen. Wo aber die Naturgränze mit der Sprachgränze zuſammenfällt, da hat ein Volk doppelt Unrecht, wenn es ſie überſchreitet. Den meiſten Ländern Europens hatte der Zufall mit den rechten Gränzen auch ſogar die Einheit der Sprachen gegeben. Dies iſt bei den drei ſkandinariſchen Reichen der Fall: die hätten Eins bleiben ſollen; dies bei Teutſchland, wenn man es in ſeinen rechten Gränzen nimt, bei Frankreich, Italien, bei Spanien und Portugal, die auch nie hätten zerriſſen werden ſollen. Aber wie kann die Sprache ſo entſcheidend ſeyn? Hier ſind einige Gründe. —

Die Sprache hat den größten Genien, die über die menſchlichen Dinge gefragt und geforſcht haben, ein unerklärliches Geheimniß gedäucht; ihre Erfindung, oder vielmehr ihre Entſtehung und Ausbildung, iſt bis jetzt ſo vielen ſcharfſinnigen Unterſuchungen noch immer ein unenthülltes Myſterium. Rouſſean findet es bei ſeinen Fragen darüber daher ſehr verzeihlich, wenn Einige annehmen, die Gottheit ſelbſt habe die Menſchen zuerſt die Sprache gelehrt. Ich habe hier zu Träumen der Schwärmerei und zu Forſchungen des

Scharfſinns nichts hinzuzuſetzen; ich will bloß andeuten, was Geſchichte und Erfahrung darüber lehren, und was uns aus ihren Fingerzeigen für eine Lehre für die Völker hervorgeht.

Die Sprache iſt das zarteſte äuſſere Bildungsorgan des Gemüthes, worin ſich das Gemüth von innen ſpiegelt, und wodurch von auſſen ſo vieles bleibend ins Gemüth eingeht. Man darf ſagen, daß auch unter dem Volke Einer Sprache jedes thätigere und denkende Individuum ſich aus ſeiner Landesſprache wieder eine eigene Sprache anbildet und ausbildet nach ſeinem Gemüthe. Mit der Sprache unſerer erſten zehn Jahre verwächſt ſich auf eine mir pſychologiſch unbegreifliche Art die künftige Bildungsweiſe und der Ausdruck unſerer inneren Geſtalt auf das innigſte; man ſollte alſo ſehr vorſichtig ſeyn, die frühere Jugend nicht zwei, drei Sprachen zugleich plappern zu lehren, wodurch ſie höchſtens eine Fertigkeit erlangen, die ſie vielleicht einmal durch Unſtätigkeit des Gemüthes bezahlen müſſen. In den Sprachen iſt eben ſo viel entſchieden Klimatiſches, als in den Weiſen und Gebräuchen der Völker. Ich kann dies nicht ableugnen, wenn man mir auch einwenden wollte, daß vielleicht das Schwediſche einſt am ſchwarzen und das Finniſche am caſpiſchen Meere geſprochen ſey, wovon ich die Möglichkeit nicht verneine. Mag immer der Zufall Sprachen aus heiſſen Klimaten in kalte getrieben haben, und umgekehrt, ſo ſind die Kehlen und alſo auch die Sprachen bald klimatiſch verändert worden. Ich will alle Italiäner plötzlich an die Hudſonsbay ſetzen, will dieſe von allen fremdartigen Zungen reinigen, und nach 200 Jahren wiederkommen: — welche Veränderung werde ich vernehmen! Die rauhere Natur wird bald rauhere und ſprödere Klänge erſchaffen; das Ohr und die Zunge des Wohllauts werden ſtumpfer ſeyn; die Sprache wird in ihren Grundzügen bleiben, aber die Endigungen und Beugungen werden bald den klimatiſchen Karakter ausdrücken, und ſo mit dem klimatiſchen Karakter auch das klimatiſche Gemüth. Wer ein zartes Ohr hätte und alle Sprachen, z. B.

nur der europäiſchen Nationen, verſtände: welche feine Bemerkungen würde er in den Sprachen finden zur Beurtheilung des Karakters der Nationen und ihrer Verſchiedenheiten! Welche ruhige Unterlage, welche tiefe Haltung, gleich dem Boden der unergründlichen See, iſt in der italiſchen Sprache! Sie iſt die Sprache des männlichen Ernſtes, woraus die volle Manneskraft gewaltig tönen kann; aber ſie iſt auch zugleich die Sprache des lieblichſten Lebens, der ſüſſeſten Liebesfülle voll Weichheit und Wohllaut, woraus alle Klänge des leichten gefälligen Lebens oben von der Oberfläche nur widerzuklingen ſcheinen, indem ſie zart aus hinterer Tiefe tönen. In dieſer Sprache vernimt, wer ein menſchliches Ohr zum Hören hat, den Karakter eines ernſten und fröhlichen Volks zugleich, das frei ſeyn könnte durch eine ruhige Verfaſſung der Freiheit und ein luſtiges Leben der Kunſt. — Die franzöſiſche Sprache, die zu einer auſſerordentlichen Glätte und Vielbiegſamkeit verarbeitet iſt, hat auch keinen einzigen Vorzug, als dieſe beiden: ſie iſt gleichſam ein Fortgleizen über die Oberfläche des Lebens, und verkündigt auch nichts Tieferes, als ein leichtes Berühren und Hin- und Herſpringen; bei allem Ernſt, bei dem Ausdruck des Pathetiſchen und Großen — wie konvulſiviſch ſchwärmend und ſchnaubend! dem Geſange: wie widerſpänſtig! der Poeſie: wie konvenzionell gefeſſelt! Trägt ſie nicht den Karakter eines tändelnden Volks, den Karakter des Unſteten und Raſtloſen, das ohne Pein keinen Augenblick auf Einer Stelle bleiben mag? Wenn man nach der Sprache richten kann, ſo iſt kein Volk weniger ruhig, keins ſo leidenſchaftlich, keins alſo für eine ruhige, männliche Verfaſſung weniger gemacht, als die Franzoſen.

So drückt die Sprache den verſchiedenen Karakter oft weit beſtimmter aus, als ich es hier angedeutet habe. Was giebt dies für menſchliche und politiſche Rückſichten? — — Wenn die geographiſche Naturgränze eines Landes glücklich auch mit der Einheit eines Volks und alſo mit der Einheit der Sprache zuſammentrifft, ſo hat ſolcher Staat allen

Göttern zu danken; der Grundkeim iſt da zur bürgerlichen Wohlfahrt, und einer humanen Entwikelung. Schlimm iſt es, wenn die geographiſche Nothwendigkeit verſchiedene Völker, d. h. verſchiedene Sprachen, zur Einheit zuſammenzwingt, wie es jetzt ſchon z. B. in Ungarn der Fall iſt und es noch mehr der Fall ſeyn würde, wenn Ungarn die oben gezeichneten Naturgränzen erhalten ſollte. Jeder Staat, der ſeine Naturgränze überſchreitet, ſündigt; er ſündigt doppelt, wenn er dabei die Gränze ſeiner Sprache überſchreitet. In den Sprachen ſpricht ſich das Verſchiedene und Gegenüberſtehende des Karakters der Nationen aus; Einheit der Sprachen giebt auch leichter Einheit der Sitten. Es kommt hier zur Anwendung, was ich eben ſagte, das Heteregene und Widerſtreitende müſſe nicht durch ein zu nahes Band der Gewalt zuſammengezwungen werden; das Band des Staates iſt das zwingendſte Band auf Erden. Das angezwungene Volk einer andern Sprache muß ſich dem herrſchenden Volke nachbilden in allem, ſo auch in der Sprache, die jenes ſpricht, ſobald es nicht als ein völlig lahmes Glied ihm gleichſam angeſetzt ſeyn will; die fremde Weiſe drückt ſich mit einem andern Gepräge gewaltſam ſeinem Karakter auf und erzeugt Widerſprüche in ihm; denn zwei Sprachen, ſo zuſammenfließend in zwei verſchiedenen Richtungen, geben durchaus Zwietracht der Gemüther und fatale moraliſche Erſcheinungen. Der kleinere Theil fühlt mit ſeiner Sprache auch ſein ganzes Daſeyn unterdrückt, und ſeine Bildung wird verſchroben und verſchoben, wenn man mir nicht ableugnet, daß die feinſte Bildung eines Volks gleichſam wie ein Geheimniß im Keime ſeiner Sprache liegt. Das größte Glück für ſolche zwieträchtig verbundene Theile wäre es, wenn der kleinere ganz ſeine Sprache verlieren könnte. Dies wäre aber bei der Ausbildung, welche die meiſten Sprachen Europens erlangt haben, nur durch äuſſerſte Gewalt möglich, die auch den inhumanſten Regierungen unſerer Zeit widerſpräche; z. B. wird es nie durch alle Künſte den Franzoſen gelingen, die neueroberten Teutſchen jenſeits des Rheinſtroms alle Franzöſiſch ſprechen zu lehren. Das einzige Mittel wäre: die Bewohner jener Provinzen bei 10000 und 20000 durch das ganze alte Frankreich zu vertheilen und ächt fränkiſche Koloniſten in die leeren Städte und Dörfer wieder einrücken zu laſſen. — Der untergeordnete Theil mit einer andern Sprache als der Haupttheil der Nation, wird auch viele politiſche Vortheile entbehren, die in einem gerechten Staate doch jedem frei offen ſtehen ſollen. Er wird nur wirken können, ſo ſehr ihn auch die Natur dazu geſchaffen und begabt haben mag, auf einem höheren Standpunkte, wenn er es in den Sitten und der Sprache des überwiegenden Volkstheils bis zur täuſchendſten Aehnlichkeit bringt; was jene alſo leicht haben, muß er mühſam lernen, oft verderblich, indem er mit Aufgebung ſeines Volkskarakters, der ſich in ſeiner Sprache warm und ſchön eingebildet hat, ſich in einen fremden werfen muß; — ein Unternehmen, wobei auch die talentvollſten und gewandteſten Menſchen leicht ſcheitern. — Iſt ein Volk vollends ſo unglücklich durch geographyſiſche Nothwendigkeit, oder durch Eroberungsſucht, mehrere Sprachen zu Einem Staate zuſammenzuarbeiten, ſo erfolgt eine erſchreckliche Karakterverwirrung und Gemüthsſchwächung, indem ſich das Fremde immer regellos durch einander treibt und durch unnatürliche Vermiſchung Mißgeburten aller Art erzeugt. Ich verweiſe auf Rom, als alle Völker der Welt dort zuſammenfloſſen; auf die letzten Zeiten Athens und Sparta's, als man das alte von den ewigen Kriegen aufgefreſſene Stammvolk durch Fremdlinge und Sklaven rekrutiren mußte. — Iſt es gut, daß ſich die Racen zuweilen durchkreuzen, ſo muß dieß doch nicht fortwährend ſeyn. Ich werfe noch eine vielbedeutende Frage hin: „warum ſind in allen Nationen die Menſchen ſo häufig die ſchlechteſten, wo ſich an den Gränzen oft zwei, drei Sprachen miſchen, deren keine ſie richtig ſprechen?“

Nach dieſen Zurüſtungen ſtecke ich endlich einige Lichter auf, das größte Panorama unſerer Zeit, Frankreich, und neben ihm Teutſchland, an einigen Stellen zu beleuchten, dann die Laterne auszulöſchen und — zu Hauſe zu gehen.

Ich habe mich oben geäuſſert, was ich von dem Freiheitsſinn der Franzoſen und überhaupt der meiſten Europäer halte und bei einer ruhigen Betrachtung unſerer Bildung halten kann. Unſre Zeit kann nur eine Zeit der Zurüſtung und Vorbereitung ſeyn zu dem, was vielleicht nach Jahrhunderten möglich iſt; wahrhaftig frei kann faſt noch keine Nation ſeyn; denn alle ſtehen zu loſe auf dem Erdboden und haben zu wenig ruhigen Verſtand von einem Staate; ſie wollen das Unmögliche, ſie wollen Träume realiſiren, die nur eine Art von politiſcher Empfindelei auf Erden wollen kann. Sie haben faſt alle den Geiſt der Aufopferung und die männliche Stille verloren, mit denen allein der Deſpotismus untergehen kann; ſie wollen faſt alle noch den Glanz des Lebens für ſeine Wärme, das ſchwächende Genieſſen entbehrlicher Dinge für das beharrliche Thun ſolcher Dinge, deren Entbehrung nur der Sklave nicht fühlt.

Buonaparte kam im Herbſt 1799 und griff raſch zum Werke, warf mit Bayonetten die alte, mit Recht nicht populäre Regierung, und ſtimmte ein anderes Lied an, als er einſt ſang gegen Ende des Jahrs 1797, als **Carnot**, **Barthelemy** und Andere von dem damaligen, unſtreitig ſchlechteren Regiment geächtet wurden, und zwar allein durch ſeinen ſoldatiſchen Zwiſchentritt. Er ſchrie damals Freiheit und Gleichheit als Loſung, und ſchalt die Unterdrückten Monarchiſten und Vaterlandsverräther; jetzt erklärte er mit ſeinen Helfershelfern bald, es ſey das Unglück aller Staaten, über politiſche Ideen zu ſchwatzen und zu diſcutiren; das Debattiren, das Unterſuchen durch die Gewalt der Rede, das Erklären der Staatsgrundſätze und Staatsideen vor allem Volke, das das Volk gleichſam zum Schiedsrichter machte über des Staates Grundgeſetze, ſey etwas abſcheulig dummes; auf das Thun und Gehorchen komme es an beim Volke; für das andere müſſe die Regierung ſtill ſorgen, und die Regierung müſſe es ſichern. Er ſtürzte nun alles um und organiſirte ſich einen Staat, der von ihm allein abhing. Die Repräſentation ward zu einem Schatten durch die politiſchen Sichtungen, durch welche ſie laufen mußte; das Tribunal und der Senat hingen faſt ganz an dem Konſul durch eine eben ſolche Sichtung und die gewaltige Willkühr, die er ihnen bald zeigte; die zwei Unterkonſuln ſind bloß ein paar Nebenſonnen, ſeinen Glanz, der einigen Augen noch zu hell ſeyn konnte, zu mildern. Er griff nun raſch darein, um Ordnung zu machen; und wirklich brachte er in Manchem ſchnell Ordnung, beſänftigte die Prieſter durch Verſprechungen, die er ihnen redlich hielt, und beſänftigte durch ſie einen Theil des Volks, unterdrückte durch milde und katholiſche Maaßregeln die Vendee, brachte Geld und Menſchen zuſammen, den Krieg in dem Einen Feldzuge von 1800 zu beendigen durch die treue Hülfe der Fehler, welche Oeſterreich beging. Durch einen günſtigen Strom der Umſtände, mit dem er zu flieſſen verſtand, wußte er Paul von Rußland zu gewinnen und den gemißhandelten

Norden gegen das brutale England in die Waffen zu bringen. Pauls plötzlicher Tod rettete England nur von einem Kriege, der ihm doch ſehr fatal hätte werden können. Aegypten, wovon die Menſchheit ſo viel gehofft hatte, die einzige Eroberung Frankreichs, die von vielen humanen Wünſchen begleitet war, ging unterdeſſen verloren; Buonaparte hatte dies Land verlaſſen, als keine Lorbeeren mehr zu gewinnen waren; hätte er St. Jean d'Acre ſchlagen und Aſien revolutioniren können, — wahrlich, keine Vaterlandsliebe, kein Haß der Tyrannen, womit er nachher ausſtand, hätten ihn nach Frankreich gebracht, die orientaliſche Heldenrolle mit der occidentaliſchen zu verwechſeln. Ich thue nur Eine Frage: „Sollte Buonaparte ſich an die Spitze eines Heeres geſtellt haben, wie es Moreau in Italien that, in der Gewißheit, geſchlagen zu werden?“ Wer dieſe Frage mit Ja beantwortet, ſieht in dem erſten Regenten Europens einen andern Menſchen, als ich. Buonaparte hat die beiden Friedensſchlüſſe zu Luneville und Amiens zu Stande gebracht, zu unendlichen Glanz von Frankreich und ſeinen Braven; man iſt doch ſo beſcheiden geweſen, nicht zu ſagen: zum unendlichen Glück von Frankreich. Tauſend Stimmen in Frankreich, aber wohl mehr auſſer Frankreich, gedungene und ungedungene Stimmen, haben geſchrieen und ſchreien noch: „ſeht hier den Beglücker und Wiederherſteller Europens, den Erhöher und Beruhiger Frankreichs, den größten Regierer und Heerführer, den Mann, nach welchem das Jahrhundert benannt werden wird! Er hat das Land beſchwichtigt und beruhigt nach allen Seiten; hat ſeine Gränzen furchtbar erweitert, hat den öffentlichen Kultus wieder eingeſetzt, die unglücklichen Emigranten zum Theil wieder hergeſtellt, ſo ſehr es ſich thun ließ; hat ein Heer erſchaffen, wie man es nie in Europa geſehen hat; er hat endlich durch die neueſte Revolution dieſes Sommers die ausübende Gewalt durch das Konſulat auf Lebenszeit und durch eine neue Regimentsform von unten auf mehr befeſtigt und konzentrirt: kurz, in drei Jahren hat er mehr gethan, als die größten Männer der früheren Zeit in 30. Mit Recht heiſſt er der Größte und der Wohlthäter Europens, da er auf der Vollendung ſolcher herkuliſchen Arbeiten ſo ſtolz gerüſtet ſteht.“ So ſagt man; wir wollen den herrlichen Schein einmal an die klare Wirklichkeit halten, wollen ſehen, wie der Mann ausſieht, wenn wir ihn im Spiegel ſeiner Zeit und unſerer Zeit ſich zeigen laſſen; denn an ſeiner Zeit muß er gerichtet werden. Wir können an ihn füglich ganz Frankreich in den letzten Jahren knüpfen: denn er dreht es um ſich.

Ich habe mich oben erklärt, daß ich ſo wenig die Franzoſen, als die übrigen Europäer, einer freien Verfaſſung ſchon fähig halte. Aber was befiehlt unſre Zeit? wohin ſtrebt ſie? Dieſe Zeit hat das Unterſuchen und Kennen zu einer unglaublichen Höhe getrieben; ſie wandelt raſtlos und unaufhaltſam fort, und ſchon fängt ſie an, dieſes ihr Wiſſen und Kennen auch auf der Erde als Geſtalt ſehen zu wollen. Wenn zur Erkenntniß und Einſicht geworden iſt, d. h. wenn man im Zuſammenhange mit der Welt gebracht hat, was nun nur noch einzeln fliegt, dann wird ein edleres und freieres Menſchenleben möglich ſeyn. Wer alſo dem Geiſte dieſer Zeit, wodurch einſt die Welt nur gebildet werden kann, Schranken anlegt, wer ſelbſt in ſolche Punkte Willkühr bringt, wo ſchon jetzt Freiheit leben kann, der iſt entweder aus kleinen Zwecken oder aus Unverſtand ein groſer Sünder an ſeiner Zeit; eins von beiden muß Buonaparte nothwendig ſeyn. Unſere Zeit iſt ſo edel, daß ſie Wahrheit fordert von jedem kleinſten Menſchen, wie vielmehr von dem größeſten. Dieſe Wahrheit übt die jetzige Regierung in Frankreich, die ſich eigendünkelig immer die freie und große nennt, nicht allein nicht, ſondern unterdrückt ſie. Ich bin überzeugt, die Regierung, d. h. die ausübende Gewalt in Frankreich, muſſte mehr konzentrirt ſeyn; ich hadere alſo mit Buonaparte nicht mehr, daß er ſich kühn und auch ungeſetzlich vorangeſtellt, daß er ſich zum Diktator gemacht, daß er das Konſulat auf Lebenszeit endlich erliſtet und erzwungen hat; ich werde auch nicht mit ihm hadern, wenn er dieſes Wahlregiment zu einem Erbregiment macht, weil ich glaube, daß zu einem Wahlregimente die Völker noch lange nicht verſtändig genug ſeyn werden. Aber ich hadre mit ihm, daß er nicht den Bau fortſetzen wollte, den Andere mit Aufopferung ſo vieles Menſchenblutes begonnen hatten, und den eine ſtarke Manneshand jetzt wohl hätte durchführen können. Ich bin überzeugt, die beiden Räthe konnten beſtehen auch unter Buonaparte's Diktatur: ſie konnten unter dieſer Einheit der Gewalt beſſer beſtehen, als vorher unter dem ſchwankenden Regimente von Fünfen, unter welchen ſie doch ſchon fünf Jahre beſtanden waren. Wie geduldig gehorchten nicht die Meiſten, wie waren ſie fertig, durch Geld und Furcht alles zu thun und zu leiden, wie es nachher Buonaparte's Kreaturen im Senat und Tribunat nur gethan haben! Buonaparte der Schneidende hätte ſie wahrlich zu dem Meiſten gebrauchen können; ſie wären unter ſeiner Zügelung mit einer ſchwachen Oppoſition nur ein Scheingerüſt geweſen; aus dieſem Gerüſte aber hätte ſich in Zeiten der Ruhe einſt ein kräftigerer Leib der Verwaltung und Organiſirung bilden können. Freilich ſo mit Einemmale hätte **Buonaparte** dann wohl nicht alles zwingen können; der Krieg hätte vielleicht ein bis zwei Jahre länger gedauert; Frankreich hätte vielleicht ſo ſiegreich Italien und Teutſchland nicht auf dem Nakken ſtehen, nicht jenſeits der Alpen Provinzen haben können. Aber wir werden ſehen, ob dies ſein Glück iſt. —

Jetzt liegt alles Alte geworfen; was ſeit 1792 Gutes und Schlimmes entſtanden war, liegt geworfen, und auf dieſen Trümmern ſteht eine Deſpotie, ſo eigenmächtig, als wenige in Europa ſind; denn das Schauſpiel von Verfaſſung, was **Buonaparte** noch neueſtens hingeſtellt hat, wird doch Keinen täuſchen, als die Dummen. Das Volk muß ſich wieder an blinden Gehorſam gewöhnen; die Unzufriedenen und Opponenten werden von allen Stellen entfernt und leben in Ungnade; jedes freie Wort iſt ein Verbrechen; die Preßfreiheit iſt auf das engſte eingeſchränkt, und es giebt für die Kühnen Kerker genug, — nur unter andern Namen, als die alten. Die Regierung ſelbſt hat erklärt: es ſey nichts ſchlimmer zum Verderben der Völker, als politiſche Unterſuchungen und Sichtungen durch den Menſchengeiſt und die Menſchenzunge. Sie hütet ſich auch wohl der Oeffentlichkeit gegen das Volk. Dieſe Oeffentlichkeit wäre ſie durchaus dem Volke ſchuldig, um ſo mehr ſchuldig, je gewaltiger ſie iſt, und je weniger ſie nach den langen Stürmen, die endlich revolutionsmüde gemacht haben, große Erſchütterungen zu fürchten hat. Nur durch dieſe Oeffentlichkeit, die unſere Zeit fordert, können die Menſchen jetzt im Staate Menſchen bleiben und den ſtillen Verſtand des Regierens und Gehorchens lernen. Wäre Buonaparte der Edle und Starke in der That, wofür ihn ſo Viele ausgeben, hätte er nur Einen Begriff von dem, was ſein Zeitalter von einem Regenten verlangt, hätte er einen Verſtand von ſeinem Volke, das doch fähiger iſt, als jedes andere, von Gröſe und Offenheit zuſammen ſich regieren zu laſſen, ſo müſſte er offen und edel hintreten, allenfalls mit der Gefahr ſeines Lebens müſſte er offen und edel hintreten und ſagen, *warum* er ſo regiere; er müſſte wenigſtens einen feſten Punkt zeigen, worauf ſich alles in den Geſetzen und der Verwaltung beziehen lieſſe; und ich glaube, wenn er den Muth und das Recht hätte, ſo die Hauptorgane des politiſchen Lebens zu zeigen, das durch ihn lebt, die Nation würde den Adel des Verfahrens würdigen und die Nothwendigkeit verſtehen, woraus er ſo regiere. Aber jetzt iſt ſchon ſo eine Frage ein Verbrechen; alles wickelt ſich in die Dunkelheit politiſcher Geheimniſſe; wo alles Geheimniß wird, da iſt ſelten der Deſpotismus weit. Abſichtlich lenkt man auch die Augen und Herzen des Volks von ſolchen Fragen und Rückſichten weg, und ſucht es durch Glanz und Schimmer zu bethören; *für die Größe der erſten Nation, für den Ruhm des franzöſiſchen Namens, für die Tapferkeit und Unbezwinglichkeit ihrer Braven*, kurz, für ſolche Klänge, womit die elenden Eroberer, die unſeligſten Völkerverderber, ihre Unterthanen getauſcht haben, dafür wird alles gethan, darauf alles bezogen; dies ſind die einzigen Punkte, worauf die Regierung recht laut hinzuweiſen wagt. Was ſoll man daraus glauben?

Die kleinen und ſchwachen Menſchen, die unpolitiſch empfindſamen Seelen, die immer wimmern, wo ſie Unheil ſehen, die aber von der langſamen Heilung des politiſchen Unheils keinen Verſtand haben, preiſen Buonaparte, weil er ſo ſchnelle Ordnung in Frankreich wiederhergeſtellt hat. Aber, aber! es giebt Aerzte, die eine Krankheit in zwei Wochen heilen, worauf ein Anderer zwei Monate verwandt hätte; im erſten Fall ſtirbt der Frühgeſundgewordene in 2 Jahren vielleicht, im zweiten lebt er 20. Es iſt wahr, Buonaparte vernichtete die Vendee, er ſchlichtete die Händel und Unruhen, welche die Prieſter unter ſich entzweiten und wodurch ſie andere auffäßig machten; er ſicherte die Straßen, brachte Ordnung in die Finanzen: ſind das nicht unendliche Wohlthaten, die er

Frankreich erwies? Er beſchleunigte endlich die Vollendung der Geſetzgebung, womit es bisher ſo verwirrt geweſen war. Saurer wäre dies ihm unſtreitig geworden, wenn er nicht ſo durch alle beſtehende Formen durchgefahren wäre, wenn er nicht alles geſtürmt hätte, was als Grundlage der damaligen Verfaſſung da ſtand. Frankreich hatte nun ſchon 8 Jahre gezuckt und geſchüttert; aber dieſe Zuckungen waren von Jahr zu Jahr gelinder geworden, ſie würden von ſelbſt mit dem allmälig ausgehenden Stoffe, wie eine ſich zur Geſundheit reinigende Krankheit, aufgehört haben, bloß mit Anwendung der gelindeſten Mittel. Die Vendee hing eng mit dem Prieſterthum zuſammen. Was konnte und was ſollte Bounaparte mit dem Prieſterthum thun? Es war ſchrecklich, wie man ſeit 1793 gewüthet hatte, mit Vergeſſung aller menſchlichen und politiſchen Bedürfniſſe des Staats in Hinſicht auf die Religion. Wenn es gut war, daß man die Hierarchie ſtürzte, war es nicht abſcheulich, daß man alles, was öffentliche Religionsübung und Diener der

Religion hieß, ſchändete und verachtete als das Elendeſte und Gleichgültigſte auf Erden? Dies mit dem Königsmorde erſchuf die Vendee und den Straßenraub. Indeſſen die Waffen und die Zeit hatten ſchon manche Köpfe abgekühlt; die Menſchen hatten unter der Gewalt ſo Vieles entbehren und erdulden gelernt, ſie hatten ſo lange Verachtung ertragen, daß ſie wohl mit einer mäßigen Ehre und Erleichterung zufrieden geweſen wären. Buonaparte hätte ſicher jetzt die Mittelſtraße halten können, welche für die Zeit die beſte geweſen wäre. Er hätte erklären müſſen, was man im Anfange der Revolution menſchlich und verſtändig erklärt hatte, die Religion und die öffentliche Ausübung derſelben ſey dem Staate in jedem ſeiner Bürger ein heiliges und unverletzliches Ding, und die Prieſter und Diener derſelben ſeien ihm ehrwürdige Perſonen. Da aber die Religion nur mittelbar der Erde angehöre, da ſie im Himmel ihr ätheriſches Reich habe, ſo müſſe ſie im Staate ſo feſt gebaut nicht ſtehen wollen, als andere Erdendinge. Der Staat dürfe ihre Herrſchaft und ihren Gehorſam nicht ſo meſſen, wie ſeine irdiſchen Beſtandtheile, denen allein ſeine erſten organiſchen Geſetze angehören müſſen; er dürfe dies alles, was die Religion angehe, nicht ſo in ſich hineinziehen und hineinflechten, wie jene irdiſchen Beſtandtheile; er dürfe keine beſtimmende Geſetze, ſondern nur ſchützende dafür geben; es dürfe auch, was nicht feſt mit zum Beſitz der Erde greife, auf Erden nicht herrſchen wollen. Daraus folge: jedem Bürger ſtehe frei, anzubeten, welchen Gott er wolle, ihn anzubeten, auf welche Art er wolle, weil die Erde, als deren Beſtand auch der Staat ſey, den Menſchen ihren Himmel nicht begränzen dürfe: jeder Bürger möge ſich auch allein oder in Gemeinſchaft mit mehreren Lehrern und Prieſtern ſeiner Religion halten. Dem Staat liege nur ob, polizeiſich zuzuſehen und die Freiheit dieſer verſchiedenen Religionsgeſellſchaften zu ſchützen; ihm liege nur ob, zu hindern und zu ſtrafen, wenn dieſe Geſellſchaften auf Erden herrſchend werden, alſo in ſein Gebiet eingreifen wollten. — Bei der feſten Befolgung dieſer Grundſätze, die um ſo vieles milder waren, als die man bisher befolgt hatte, wären vielleicht noch 10jährige Zuckungen der Hierarchie geweſen, die nicht ſo leicht ihr zähes Leben läſſt; aber dieſe Zuckungen würden unbedeutend und nicht den ganzen Staat ſtörend geweſen ſeyn; ſie waren in der That ſo bedeutend nicht mehr, als Buonaparte aus Aegypten kam. Mit jener milderen politiſchen Behandlung ſtarb auch die Vendee allmälig ab, wenn die Waffengewalt, die doch das Beßte thun muſſte, hinzukam und der fremde Einfluß mit dem Kriege aufhörte. Buonaparte ließ ſich mit der Hierarchie in Unterhandlungen ein; die katholiſche Religion ward wieder in der That, wenn gleich nicht im Worte, die herrſchende; der alte gefährliche Staat im Staate kam wieder, für deſſen Vernichtung ſo viel gearbeitet war. Freilich, wenn Buonaparte in drei Jahren unzeitig thun wollte, was er als ein verſtändiger Regent vielleicht in 15, 20, 50 Jahren hätte zur That bereiten ſollen, wenn er im Leben ſchon die Bewunderung aller

Schwachköpfe erndten wollte, ſo muſſte er es ſo machen; wenn er vielleicht gar ſeit ſeinem erſten Tritt ans Land bei Frejus an eine Monarchie und Deſpotie im alten Stil dachte, ſo hatte er des Pabſtes und der Prieſter dazu wohl nöthiger, als man glauben mag. Er muſſte ihnen die volle Herrſchaft über das Volk geben, daß dieſes in ihm den rechten Herrn ſehen lernte, dem es gehorchen müſſe. — Daß er die Finanzen herſtellte, daß er die Heere wieder organiſirte, daß er eine beſſere Straßenpolizei einrichtete, dafür gebührt ihm verdientes Lob, obgleich dies bei der hochkonzentrirten Gewalt und bei den ungeheuren Hülfsmitteln Frankreichs und ſeiner unterjochten Bundesgenoſſen, welche zahlen muſſten, keine Rieſenarbeiten waren. Nur der verrückten Regierung, die er hinabſtieß, und ihren tollen Maaßregeln hatte ſich alles wie unüberſteigliche Berge entgegengethürmt; Buonaparte, der Regent, konnte nur eine Zeit ſo groß ſcheinen, weil ſeine unmittelbaren Vorgänger ſo klein waren. Gegen ein Regentengenie wie Carnot muß man ihn nicht halten; der hätte ſicher gekonnt, was Buonaparte, wenn er keinen Bürgergeiſt hätte; er konnte ſolches ſogar in Zeiten der größten Unruhe und Gefahr, wo er nur ein Theil der ausübenden Gewalt war. —

Zu den großen Verbeſſerungen Frankreichs unter Buonaparte's raſcher Regierung rechnet man auch die mit ſolchem Eifer getriebene Geſetzgebung. Man muß dabei nicht denken, daß die Grundlage derſelben auf einem feſten Boden der Einheit gegründet ſei, daß man ein feſtes politiſches Ziel ſich vor Augen geſteckt, gewiſſe ewig geltende Grundgeſetze eines jeden rechten Staates allgemein hingeſtellt und nach ihrem Maaße die übrigen entwickelt habe. So etwas von allgemeinen Menſchen- und Staatsrechten, wie man im erſten Enthuſiasmus der Revolution geträumt hatte, konnte man unter dieſer Regierung nicht gebrauchen. Alles ſollte, ſo viel möglich, in das alte Gleis geleitet werden und nach den alten Begriffen eines ordentlichen Staates, wobei der Bürger ſich um nichts zu kümmern hat, ſollte dieſe Geſetzgebung vollendet werden. Wie viel wäre nach verſtändigen philoſophiſchen Ideen vom Staat gegen die Unordnung der Geſetze, gegen die Vermiſchung der erſten Staatsgeſetze mit den zweiten und dritten zu erinnern! Wie ſcheint das Ganze wieder aus einer bloſen Zufälligkeit, aus einem Bedürfniſſe der Zeit entſprungen! Auch Franzoſen fanden gegen die Eile und den ungeheuren Einfluß, welchen die Regierung ſich darauf anmaaßte, etwas zu erinnern; Männer, die nicht ganz zum bloſen Zuſehen geboren ſchienen, äuſſerten ihre Meinung frei; Buonaparte ſtieß ein Drittel des opponirenden Tribunats natürlich unter dem Namen von Aufwieglern und Feinden des Vaterlandes aus, und einige Senatoren fielen in Ungnade; denn das Wort „in Ungnade fallen“ fängt ſchon wieder an ſolenn zu werden.

„Aber,“ ſagt man, „nicht durch den Schwung und die Kraft, welche Buonaparte der Verwaltung im Innern gab, ward er allein der Wohlthäter Frankreichs: er ward es mehr noch durch die äuſſere politiſche Kraft, durch die Energie, die er in die Heere, in die Unterhandlungen brachte, durch die Friedensſchlüſſe, die er ſo gewaltig gebot und wodurch der franzöſiſche Staat ſo groß ward.“ Wir wollen jetzt am Ende des 1802ten Jahrs ſehen, wie Frankreichs Gränzen und ſeine Lage gegen die Fremden ſind, und wollen, was wir ſehen, an die allgemeinen Staatsgrundſätze halten, von denen wir fanden, daß ſie nach dem langen Irrthum in unſerer nach und nach erleuchtet werdenden Zeit anfangen müſſen geltend zu werden.

Frankreich erklärte ſich in der erſten Aufwallung der Freiheitsfreude: bloß ſeine Gränzen behaupten und keine Eroberungen machen zu wollen; dieſe Erklärung vergaß man im Kriegsglücke, und fing an, von Naturgränzen zu ſprechen, die man ſich ewig ſetzen müſſe; man fand dieſe Naturgränzen in dem Rhein, dem Jura und den Alpen. Ein Wort darüber. Ein Strom und ein Gebirg macht keine Naturgränze, wenn nicht die Haupterforderniſſe da ſind; denn nach ſolchem Naturmaaß könnte die franzöſiſche Nation nach ihrer Konvenienz auch an den Karpathen und der Weichſel ihre Naturgränze ſetzen: — wer weiß, ob ſie ſie nicht einſt dort ſetzen wird zu ihrem Unheil? — Die erſte Naturgränze iſt, daß jedes Land ſein Meer bekomme; die zweite die Sprache; Gebirge und Ströme machen da häufig die Abſonderungen, und es iſt ſchön, wenn ſie ſie machen; denn dann hat die Nation mit ihrer feſten Naturgränze zugleich ein feſtes natürliches Bollwerk um ſich her, welches unendlich viel werth iſt. Die Alpen machen, wie im Süden die Pyrenäen, glücklich mit der Naturgränze in Beziehung auf das Meer auch die Gränze der Sprache; das eroberte Savoyen fällt noch ganz gut auch mit der Sprache mit in dieſe Gränzen, denn Italien geſchieht durch ſeinen Beſitz kein Unrecht; es kann mit ſeinen Produkten durch die Rhone eben ſo leicht zum Meere kommen, als öſtlich durch den Po oder die Ebenen Piemonts. Nicht ſo beſtimmt iſt die Naturgränze des Jura, weil er nicht auch Gränze der Sprache und als Gebirg kein feſtes Bollwerk iſt. Mit dem Rhein ſteht es am weitläuftigſten aus. Das Land, was jezt Teutſchland heiſſt, muß den Rhein allein beſitzen, und das Meer zu beiden Seiten des Rheins als ſeine Naturgränze. Frankreich hat, wenn man die Karte anſieht, in ſeinen alten Gränzen doppelt ſo viel Meer, alſo doppelt ſo viel Bildungsorgan und Vertheidigung, als Teutſchland; die ewigen Wälle der Alpen und Pyrenäen nicht einmal zu rechnen. Geographiſch könnte ſchon die Somme in der Picardie ſeine Nordgränze machen, und Teutſchland hätte ſeiner ganzen Lage nach nur ſein gebührendes Meer. Wenn wir auch das zweite Naturgränzengeſez, die Sprache, walten laſſen, die doch immer dem erſten nachſtehen muß, ſo geht Frankreich bis an den Ausfluß der Schelde über Brüſſel, Lüttich, Luxemburg, nach Landau auf den Rhein zu. Mit welchem Rechte, als dem der Gewalt und Convenienz, nimt es nun alles jenſeits des Rheins, und ſezt den Rhein zur Gränze im Norden, bis es ihm gefällt, den Speſſart und Oderwald und die Weſer dazu zu machen? Aber ſelbſt die Rheingränze ſcheint wenigſtens noch nicht politiſch verſtändig, wenn ſie gleich unrecht iſt, weil ſie Teutſchlands geringe Meeresgelegenheit benagt, und wenn ſie gleich unnöthig iſt, weil Frankreich auch in ſeinen alten Gränzen vor keinen Fremden zu zittern hatte; aber wie hat man es im Oſten gemacht? Wie unverſtändig, wie ganz in dem blindzufahrenden Sinn wilder Eroberer iſt man über die Gränze der Nothwendigkeit in Beziehung auf Meer und Sprache zugleich geſchritten! Frankreich hat einen ſtattlichen Theil Italiens mit ſich vereinigt, den es ſich als einen ungeographiſchen Buckel, der einſt ſeine rachitiſchen Säfte in ſein beſtes Herzensblut ſtrömen wird, angeſetzt hat; dies iſt das ſchöne Land Piemont; ja, es hat ſogar in der jüngſten Zeit auch Parma und Piacenza an ſich genommen: ſo drängt es ſich in das Herz Italiens, das früher oder ſpäter ſeine Provinz werden ſoll. — Und wie geht es ſeinen Bundesgenoſſen, den ſogenannten Schweſterrepubliken? Die Ciſalpiniſche und Genueſiſche ſind ganz abhängig; die erſte beherrſcht Buonaparte von Paris aus, und franzöſiſche Truppen haben ihre feſten Plätze beſetzt; Holland ſcheint für eine Zeitlang freigelaſſen; die unglückliche Schweiz, einem aufgeregten Bienenſchwarm gleich, der den Weiſer verloren hat, wird wohl nur durch franzöſiſche Gewalt zur Ruhe kommen, die ſie aufgeregt hat. Buonaparte ſpricht jetzt ſelbſt ohne die alten Verbrämungen der vorigen Jahre von Paris aus wie der Diktator mit ihnen.

Was ſind die Folgen von dieſem allen für die Franzoſen? Sie werden zuerſt, wie alle Eroberer, ein übermüthig Volk; weil ſie auswärts gegen die Fremden nicht gerecht ſind, werden ſie auch daheim es verlernen; weil ſie an andern Völkern keine Freiheit ehren, werden ſie im Vaterlande ihrer nie würdig werden; der Unterdrücker hat die größte Fähigkeit, unterdrückt zu werden. Sie werden ſich verderben durch die unnatürliche und ungleiche Verbindung mit fremden Sprachen; ganz leiſe zwar, aber ſicher, wird dies Verderben in ihren Karakter übergehen, obgleich die Unterjochten mehr dadurch verderben werden.

Sie gewöhnen ſich bei dieſem Uebermuthe immer mehr, die Fremden zu verachten, die ſie plündern und zertreten. Wer die Behandlung der Rheinländer und Italiäner weiß, der verſteht mich. Sie werden die fremden Völker verachten und ſich nicht neben ihnen bilden können, alſo einſeitig und eitel bleiben, wo ſie in höherer Bildung ſtolz und vielſeitig ſeyn könnten. Durch dieſe Gränzen und Uebergränzen haben ſie ſich allen Kampf genommen, — das Schlimmſte, was einem Volke widerfahren kann, das, worum Scipio zu den Göttern betete, als Karthago gebrochen war. Sie ſtehen im Gleichgewichte mit Keinem auf dem feſten Lande, ſondern haben allenthalben das Uebergewicht; ſie haben ſich geſetzt in die Leichtigkeit, alſo auch in die Verſuchung, wie der weiß, der die Natureinge kennt, Eroberer und Ueberfahrer ihrer Nachbaren zu werden. Teutſchland liegt entwaffnet vor ihnen, durch ſeine elende Verfaſſung ſchon entwaffnet genug; die Franzoſen machen den ganzen Rhein zu Einer Feſtung; die Teutſchen dürfen ſchmächlich jenſeits auch nicht Eine haben. Eben ſo ſtehen ſie dem eben ſo zerſtückelten Italien auf dem Nacken. So ſich ſelbſt allen Widerſtand, alles Gleichgewicht nehmend, ſo alles Natur- und Staatsgeſetz einer nothwendigen Gränze nicht wiſſend, oder vergeſſend: welchen Gefahren ſetzen ſie ſich aus? Der Gefahr, ein ungeheures Heer unterhalten zu müſſen, um dies widerſtrebende und immer zum Aufruhr bereite Fremde, was zum Theil auſſerhalb den Gränzen ihrer Vertheidigung liegt, mit Gewalt behaupten zu können; der Gefahr, ſich nach mäßigen Pauſen darum wieder mit dem halben Europa ſchlagen zu müſſen; der Gefahr, wenn es am glücklichſten geht, noch weiter ausgedehnte Eroberungen zu machen, und alſo die Staatskräfte und den Druck der Auflagen noch mehr anſtrengen zu müſſen; der Gefahr, im Karakter zu zerflieſſen, wie ihre Gränzen auseinander flieſſen; der Gefahr, von dem Wege der ruhigen Bildung, worauf allein zur Freiheit und ſchönern Kunſt gegangen wird, immer weiter verſchlagen zu werden. In dieſen winigen Andeutungen liegen hundert andere Gefahren.

Man wird mir ſagen: dies ſind leere Schrecken; die Nation wird immer größer werden, immer energiſcher, ſie kann nicht ſinken. Aber was heiſſt dies? Sinkt denn eine Nation nicht tief, wenn ſie verlieren kann, worum es allein werth iſt, ein Volk und ein Menſch zu ſeyn? Ich bin ſelbſt ſo überzeugt, daß im Glanz und Schimmer, wodurch aber nach dem Maaßſtab unſrer Zeit eine Nation nicht groß iſt, kein Volk die Franzoſen in den nächſten Generationen übertreffen wird, Buonaparte mag nun Ein Jahr, oder 50 leben; aber die Welt müſſte ſich verändern, wenn die Erfolge hier nicht dieſelben würden, ſo ſie in der ganzen Geſchichte ſind.

Auf dieſen äuſſeren Schimmer wird denn auch bei der jetzigen franzöſiſchen Regierung alles hingearbeitet, und deswegen muß das alte Elend und der alte Firlefanz natürlich wiederkommen, nur unter einem andern Namen. Selbſt die Erklärungen und Proklamationen der Regierung in den letzten beiden

Jahren ſprechen nicht mehr von Bürgerlichkeit und Freiheit, als den erſten Gütern des Volks, ſondern vom Ruhm, von der Ehre, von der Furchtbarkeit des franzöſiſchen Namens; elenden Idolen, wodurch Eroberer die Völker unglücklich gemacht haben. Dieſe elenden Anſprüche und die ungeheuren Uebertretungen der Naturgränzen zu beſchützen, unterhält Frankreich nach dem Etat dieſes Sommers nicht weniger als 600000 Soldaten, und dieſe zu füttern und im herrlichſten Waffenprunk zu halten, ſtört Alles unter erdrückenden Auflagen. Am Hofe iſt der alte Prunk, und der reichſte Lieferant und plünderndſte General iſt der erſte Mann; was ſchlicht und bürgerlich in ſeiner einfältigen Bravheit einhertretend iſt, hat keine Ehre. Welch ein Geſindel zum Theil, was jetzt obenan ſteht, weil es meiſtens nichts kann, als blind gehorchen und Ja ſagen? — Sehen wir auf den Etat der Miniſter, der Räthe und der unendlichen Menge beſoldeter Kreaturen, wie ungeheuer ſie größtentheils beſoldet ſind: was ſollen wir uns noch von den Träumen einer freien und edlen Verfaſſung verſchwatzen laſſen, die jetzt noch ſo viele uns einbilden mögten! — iſt dieſe Menge von Angeſtellten, die größtentheils Lückenbüßer und höchſtens Wächter der Hoheit des Einen ſind, nicht eben ſo drückend dem Volke, als die vielen Penſionirten, die man den letzten Bourbons zu ſo einem Verbrechen machte? Iſt die Titelſucht, das Jagen nach der Gnade des Regenten, die kleine Cabale unter den Ludwigen herrſchender geweſen? Und thut die jetzige Regierung nicht ſo vieles für ihren eignen Leib, was gerade gegen das Volk und das Leben einer leidlich bürgerlichen Verfaſſung läuft? Ich berühre hier nur die Polizei, die ihre Spinnenfäden eben ſo verderblich um die Freiheit des Einzelnen ſpinnt, als zuvor 1789. Was iſt die Ehrenlegion, als eine Leibwache für den erſten Conſul, eine Art neuer Lehnsleute, die aus perſönlichem Intereſſe für ſein Leben wachen müſſen? Hat er dadurch nicht den Soldaten wieder über alle andern Staatsbürger erhoben, und auf ihn den großen Glanz geworfen, was doch nicht ſeyn ſollte? Hat er nicht dabei, wie bei allen Gelegenheiten, den fatalſten Nepotismus gezeigt, der um ſo unleidlicher iſt, jemehr man vorher über den Miniſternepotismus gewimmert hatte? Ich werde nachher noch mehr anklagen.

„Aber was verläumdeſt du den Mann und ſagſt, er mache den Soldaten zu dem Erſten im Staate? Predigen nicht die Wiſſenſchaften, die Künſte, der Handel, die Manufakturen, kurz alle Künſte bürgerlicher Thätigkeit, das Lob dieſes Regenten? Iſt er nicht allen ein gleich-milder Schützer und Vater? Wendet der Nimmerraſtende ſein Auge nicht auf alles?“ — Nur ein Narr könnte leugnen, was hell am Tage liegt. Auch hier fährt er raſtlos drein, und will alles beflügeln, was nur aus langſamem Keime entſteht, und eine andre Pflege braucht, als Dekrete. Was wird dies alles Großes gewinnen und erzeugen, wenn die Seele und die Bedürfniſſe dieſes Staates ihnen ſo entgegenlaufen, wie ſie thun? Was ſoll dies werden bei der ungeheuren Armee und dem auſſerordentlichen Etat, den das Land zu erhalten hat? Was ſoll die Kunſt werden, das edelſte Produkt eines ſchönen Staats, ſo lange der große Theil der Nation den alten Sklavenſinn des ſtillen Duldens und der vorigen Ziererei der Konvenienz wieder annimmt und dabei unter der Laſt der Auflagen keicht?

Angenommen, die Anarchie ſey nothwendig, und alſo auch als gleichviel angenommen, ob Buonaparte der Herr ſei oder ein Anderer, ſo entſtehen da wieder mehrere Fragen: Hält Buonaparte dieſe Monarchie nothwendig aus unbefangenen Staatsgrundſätzen, oder fährt er nur ſo blind hinein aus perſönlichen Rückſichten? Man kann dann den Monarchen wieder fragen: hat er eine Idee von dem Geiſt und Bedürfniſſe ſeiner Zeit, von der wahren Größe eines Regenten dieſer Zeit? Hat er eine Idee von dem Sinn der Nation, die zu regieren er das ſchwere Amt ſo keck an ſich riß? Ich muß leider geſtehen, daß ich ſo Manches ſehe, was bloß perſönlich ſcheint, und daß ich faſt nichts ſehe, das mir bewieſe, daß er den Weltverſtand ſeiner Zeit und den Begriff von ſeinem Volke habe.

Was die Kräfte des Staats verſchlingen und die beßten Plane der Regierung für das

Obengenannte ſcheitern machen muß, iſt die Glanzrolle, die der Herr zu ſpielen übernimmt, und auf Koſten ſeines Volks ſpielt. Das erſte Uebel iſt die Ausdehnung über die Naturgränzen, woraus das zweite zum Theil erfolgt, weil es ſich mit dieſer unnothwendigen Nothwendigkeit vertheidigen laſſen muß. Dieſes zweite und größte Uebel ſind die 600000 Mann, die der erſte Conſul hält. Ich frage ihn, ich frage Europa, ob darin Sinn iſt für ſeine Zeit und ſein Land? Wenn ich alſo zu raſch keine deſpotiſche Abſichten darin wahrnehmen will, ſo finde ich darin einen ſchrecklichen politiſchen Unverſtand. Man ſagt: Frankreich muß gerüſtet ſeyn, weil ſeine Nachbaren böſen Willen haben, und nur durch Schrecken zu halten ſind. Ich ſage: wenn dies auch iſt, ſo hat Frankreich nicht nöthig, ſo gerüſtet zu ſeyn. England kann ihm zu Lande nichts anhaben, ſo wenig Frankreich jenem mit 600000 Mann — das teutſche Reich? nun, da lacht man nur — Preußen hat weder Macht, noch Intereſſe dazu — Oeſterreich vielleicht den Willen, aber nicht die Macht —

Rußland, das ferne, ſelbſt wenn es ſich gegen Frankreich bewegte, kömmt ſo langſam, daß Frankreich unterdeſſen eine halbe Million Menſchen diſciplinairen kann. Und hat nicht der jetzige Krieg ein Land belehrt von ſeiner Stärke, das über 30 Millionen Menſchen Einer Sprache zählt? hat er es nicht belehrt, wie bald Heere zu Helden wurden, wenn nur der Stamm gut iſt? Und dieſen Stamm wollen wir Frankreich laſſen auch im Frieden, weil doch einmal ſtehende Heere ſeyn müſſen. Daß ſich aus dieſem Stamm bald im Kriege eine wohl diſciplinirte Armee bilde, beſtimmen wir ihn noch immer zu 200000 Mann ſtehender Truppen, nemlich zu 150000 Mann Kerninfanterie mit einer Ueberzahl von Officieren, daß in Zeiten der Noth die Befehlshaber nicht fehlen; zu 40000 Mann Kavallerie, wieder mit vielen Officieren und ſo zahlreich angenommen, weil eine gute Kavallerie nicht ſo leicht gebildet wird, als die Infanterie; die übrigen 10000 Mann bleiben für die Artillerie und das Geniekorps; bei dieſen darf der Friede nichts reduciren; ſie müſſen lange geübt und unterrichtet werden, müſſen alſo in voller Zahl immer da ſeyn, wie ſie ein Heer von 500000 Mann im Kriege braucht. Welche Hülfsmittel bleiben dem Staat, wenn ich ſo 400000 überflüſſige Soldaten ſtreiche! und überflüſſig ſind ſie in einem ſo mächtigen Staate, der keine künſtliche Macht braucht. Die Flotte kann dabei hergeſtellt werden, wie ſie muß; die feſten Städte können verſorgt werden, alle Zweige des menſchlichen Könnens und Wirkens können entlaſtet werden. Das heißt, Künſte und Fabriken befördern, wenn man die Laſt der Auflagen mindert; alles andre wird immer Flickwerk ſeyn. Buonaparte thut unendlich viel für die Kunſt und die Wiſſenſchaften; aber Akademien und Hofprotektionen haben nie was Großes allein erzeugt; auch das Volk muß dazu geſchaffen werden. Gelehrte und Künſtlerinnungen ſind in China, waren einſt in Byzanz; jede Nation Europens hat faſt die Probe davon. Aber wo erſchienen Künſte und Wiſſenſchaften am herrlichſten? wo brachen ſie neue Bahnen? nicht, wo das ganze Volk mit eingriff? Kann Buonaparte das Geheimniß erfinden, wieder eine freiere Staatsbildung zu ſchaffen, und das Obengezeigte einſehen, dem Volk nur ein Drittel ſeiner Laſten abzunehmen: er wird mehr für die induſtriöſe, künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Bildung deſſelben thun, als durch alle bisherigen unmitelbaren Einrichtungen. Kunſt kann nur aufblühen aus einer größer und ſtolzer geſtalteten Menſchheit, als die jetzige iſt! Aber wie ſoll der Menſch ſich zum Menſchen geſtalten, wenn er größtentheils unter der Pein des täglichen Bedürfniſſes ſtehet, und der Staat drei Drittel ſeines Erarbeiteten vorausnimmt? Buonaparte belaſtet durch dieſes ungeheure Heer nicht allein ſein eignes Land; auch wir übrigen Europäer werden über ihn ſeufzen müſſen, wie unſre Vorfahren über Ludwig den Vierzehnten, der die ſtehenden Heere zuerſt zu einer bis dahin unbekannten Größe trieb. Die andern Monarchen werden endlich auch nach Verhältniß gegen ihn anrekrutiren und neue Namen zu Schatzungen ihrer Völker finden müſſen.

O Buonaparte! wäreſt Du ſo edel und groß, als Du Vielen ſcheinſt; könnteſt Du begreifen, was deiner Zeit Noth thut, nemlich dem Staat und den Menſchen eine gehaltvolle Geſtalt anzuſchaffen: Du würdeſt ſo thörigt nicht darauf einfahren! Oder biſt Du gar ſo eitel, daß Du das langſame Wachſen des Guten nicht erwarten kannſt, und lieber im Schimmer leben, als den kommenden Geſchlechtern als Sonne ſcheinen willſt? Edel müſſteſt Du bekennen, wenn Du edel willſt, nach welchen Grundſätzen Du ſo regierſt; edel müſſteſt Du mit einer ſo leichten und liebenswürdigen Nation Dich zur Fortbildung verbinden, und ſie durch das regieren, wodurch ſie vom ſtarken Menſchen zu regieren, und gewiß zum Größten zu leiten iſt, nemlich durch ihr fröhliches und freundliches Leben. Aber ernſt und finſter, nicht wie Ludwig der Heilige, nicht wie Heinrich der Vierte, (um den auch Verräther lauerten) im Spielen, ſtehſt Du ihnen gegenüber, wie eine gewaltige Kraft einer andern Welt; Du wagſt es nur, im Gezier der Etikette und im Glanz der Hoheit unter denen zu ſeyn, die jüngſt noch von Republiken träumten, entweder weil Du ihren Sinn nicht kennſt, wie Du ſie gewinnen oder regieren magſt in ihrem Karakter, und wie Du ſie darin herrlich leiten und bilden könnteſt, oder weil Du feig biſt, oder weil Du nichts Höheres kennſt, als herrſchen durch bloße Gewalt. Doch Deine Bewunderer machen Dir alles leicht. Manche, die ehedem Robespierre vergötterten, ſagen jezt: die franzöſiſche Nation habe ſo einen Zuchtmeiſter nöthig; Du werdeſt ſie zulezt ſchon führen zur Freiheit und zum Gehorſam.

Aber wie ſoll eine ſchönere Verfaſſung, wie ſoll ein frommeres und edleres Geſchlecht keimen, wo ſo vieles wieder den Krebsgang geht, und wo man ſogar damit prahlt, in dieſem und jenem das Alte, das für unſre Zeit zum Theil wirklich alt werden ſollte, wieder hergeſtellt zu haben? Welch ein elender Prunk der Regierung, auch mit jeder Kleinigkeit, wie ihn kein Hof Europens mehr macht, und wie ſich jeder ſelbſtſtändige Mann immer geſcheuet hat, ihn um ſich zu ſehen, z. B.

Karl der Zwölfte, Friedrich der Einzige, Joſeph der Zweite! Welch ein Zuſammenketten vornehmer und reicher Verwandſchaften! und welch ein Nepotismus dadurch! Wie liegt im Range, in Titeln, im Reichthum, in der Geburt vor dem Regenten ſelbſt ſo viele Achtung, vor einem Regenten, der ſich ſo gern auch den philoſophiſchen ſchelten läßt? Wie muß wieder alle Tugend, alle Kraft in dem Einzigen verfließen, und wie hat ſie in dem Einzelnen ſo wenig Ehre mehr, weil der Einzelne jetzt nur wieder durch Biegſamkeit des Rückens, eine gelehrige Zunge und Empfehlungen der Gönner ſteigen kann! Wie verjagt die geheime Polizei alle Freiheit des Mundes und Gemüthes! wie zerbricht die Gewalt alle Oeffentlichkeit des Urtheils, die ſelbſt in England, worauf die Franzoſen ſo gern ſchimpfen, noch herrlich iſt! Welche Grundſätze hat dieſe Regierung wieder aufzuſtellen gewagt über die Negern und farbigen Menſchen! Davor erſchrickt man doch wie vor ſcheußlichen Geſpenſtern im Anfange des 19ten Jahrhunderts. Wie war dies ſelbſt in dem elenden Jahr 1799 noch ſchön in Frankreich! Man dachte an keinen Ariſtokratismus der Farbe mehr, und unſre ſchwarzen und olivenfarbigen Brüder waren auf gleichem Fuß allenthalben unter den Weiſſen, im Spiel, wie im Ernſt. Ein Dekret hat dieſen Sommer alle Negern und Mulatten aus Frankreich getrieben. Zitterte der Konſul vielleicht, Skt. Domingo und Touſſaint, der dort mit eben dem Rechte Herr war, wie er in Frankreich, mögten auch auf Europa rückwirken?

Ich war jüngſt in Geſellſchaft einiger Landedelleute, die erſt von den Beförderungen ihrer Söhne und Vettern im preuſſiſchen Kriegsdienſt ſprachen, und dann, wie gewöhnlich jezt bei politiſchen und militäriſchen Geſprächen, auf Frankreich kamen; da rief denn endlich Einer aus, gleichſam ſich über ſich ſelbſt verwundernd: „Aber das muß man doch ſagen, der Buonaparte hat eine glänzende carrière gemacht.“ Das iſt nun einmal das Schickſal großer und merkwürdiger Menſchen, daß ſie, wie gedruckte Bücher, dem Urtheile eines jeden Schuhflickers ausgeſezt ſind. Buonaparte iſt im rechteſten Sinne ein Emporgekommener; er muß alſo ein ſtrenges Urtheil aushalten können; und weil alles über den mächtigſten Menſchen des Zeitalters lobend und tadelnd ſpricht, warum ſollte ich meine Stimme über ihn nicht abgeben, wie ein Anderer?

Ich geſtehe, es liegt etwas in ihm, was große Menſchen immer karakteriſirt hat: eine kühne und klaſſiſch gehaltene Weiſe, zu handeln und zu ſprechen, eine gewaltige Naturkraft, welche die Herzen bezwingt, und ſelbſt die Widerſtrebenden zum Gehorſam zügelt; kurz, das Talent, zu herrſchen, in einem hohen und energiſchen Karakter. Dies hat ihn ausgezeichnet, ſobald er im Frühling 1796 an der Spitze ſeines erſten Heeres ſtand, und und dieſe gewaltige Kraft hat bis jezt alles vor ihm geworfen, hat die Schlachten bei Lodi und Marengo, die Siege zu St. Cloud und Leoben errungen. In dieſem Sinn einer erhabenen und ſeltnen Naturkraft verdient er die Achtung eines jeden Menſchen, wie ein jedes ſtärkeres Weſen, und wenn er ſie auch nicht verdient, ſo erzwingt er ſie von Jedem. — Aber iſt dieſer Mann *mehr* als ſtark und gewandt? iſt er auch verſtändig und gerecht? d. h. kennt er ſeine Zeit und ſeine Pflicht? denn die Erkenntniß der Pflicht folgt nur aus der Erkenntniß der Zeit.

Auffallend merkwürdig war mir der unbewußte Ausdruck eines ehrlichen Bürgers, der ihm ſeinen geſchwornen Haß erklärte, und nach ſeiner Kunde der Italiäner, die er nur von den herumziehenden Lombarden und Savoyarden hatte, meinte, Buonaparte tauge nicht, er ſei ein Italiäner, ein Mauſefallenmann. Allein Buonaparte iſt nicht allein ein Mauſefallen*träger*, er iſt auch ein Mauſefallen*ſteller*, und weiß mit den gefangenen Mäuſen zu ſpielen; dies hat er gewieſen. Ich will es nicht entſcheiden, ob Buonaparte, welches oft ſo ſcheint, mehr für ſich oder für den Staat gethan hat; aber folgendes ſteht geſchichtlich feſt: Buonaparte iſt nicht verſtändiger als die mittelmäßigen Regenten vor ihm; und jene Affektation von Philoſophie, von

Nachdenken über alles, iſt auch nichts als elende Aefferei, den Dummen nur Sand in die Augen ſtreuend. Auch er bindet noch an die Extenſion und an den Glanz die Größe eines Volks, welche er an die Intenſion und die Sonnenwärme der Gerechtigkeit binden ſollte. Er, der ſuchen ſollte, dem Volke Ruhe und Feſtigkeit, die Grundſtützen des Bürgerglückes, zu geben, reißt es in den tollen Wirbel der Ruhmſucht, entweder aus Unverſtand, oder weil er Herr ſeyn will; in beiden Fällen iſt er ein großer Sünder gegen ſein Zeitalter und ein friſcher Begründer des Deſpotismus. — Jenen Karakter, der auf dem Schlachtfelde an ſeiner Stelle war, bringt er auch in das Regieren; man ſieht auch bei Anſtalten, die eine langſame Reife erwarten müſſen, den Soldaten, der die Brücke bei Lodi ſtürmt; ich weiſe nur auf das Konkordat und die Wiederherſtellung des Prieſterthums und auf die Geſetzgebung hin. Da muß eine Art Unverſtand, eine Eitelkeit zum Grunde legen, die immer ein Unverſtand iſt, und leider kann der große Menſch dieſe Eitelkeit nicht von ſich ſtreifen; ſie bricht durch alle ſeine düſtre Größe durch, wie Knallfeuerchen, welche die dunkle Majeſtät der Nacht nicht erhellen, ſondern verderben. Ich habe mich eben ſchon über dieſe Eitelkeit erklärt. Welch ein kleinlicher Pomp der Etikette und des Prunks jeder Art um dieſen Mann, deſſen Name vor 7 Jahren noch ein Geheimniß war! Welch eine Geduld der Kleinlichkeit, ſich von ſeinen Kreaturen und Beſoldeten auf Koſten der Freiheit bei jeder Gelegenheit Schmeicheleien ſagen zu laſſen! welch eine Eile, zugleich alles machen und alles ſcheinen zu wollen, wodurch er ſeine Zeit gleichſam überrennt! Und welche kopfloſe und elende Manier trägt dieſe Kleinlichkeit oft an dem Groſſen! wie ſpricht er oft, wie ein Junge, der ſeinem Schulmeiſter eben entlaufen iſt, und gelernte Floskeln herbetet! Ganz jüngſt will man ihm auf der Prunkreiſe nach Rouen das ſchöne Schloß der Ducs de Bouillon am Wege zeigen; er antwortet: „was ſoll ich da! es iſt ja nichts Nützliches zu ſehen" Alle Dienerſchaften der franzöſiſchen Miniſter u. ſ. emden Ländern müſſen ſeine Livree tragen, und zwar auf ausdrücklichen Befehl.

Aber Buonaparte iſt nicht allein eitel, er iſt auch feig nach Martials Sprüchwort: „Qui bellus homo est, etiam pusillus homo est.“ Aber, ſagt man, er hat die Erfahrung gemacht von Verſchwörungen gegen ſein Leben, und er ſieht, daß an dieſem Leben das Wohl von Frankreich hänge. So ſagen die, die ſeine Abſichten und ſeine Anſichten der Dinge auf das edelſte nehmen; aber ſelbſt, wenn Buonaparte ſich ſchont aus der Ueberzeugung von Frankreichs Wohl, ſo beweiſt ja eben eine ſolche Ueberzeugung wieder das Kleinliche. Wie klein, wenn der Menſch, auch ſelbſt der große Menſch um ſeine kleine Perſon alles ſich drehen und den Himmel und die Erde an ihr hängen läßt! Wie klein, wenn ein Menſch, von hohen Dingen umgeben und mit ihnen beſchäftigt, ſich nicht vergeſſen kann, wenn er nicht im ganzen Fortbilden der Menſchheit ſein ewiges Leben ruhig erblickt, nicht in ſeinem ſtolzen Wirken und Wollen ohne Angſt ſein Schickſal hinnimt, das der Kleinſte ruhig erwarten ſoll! Welche Eitelkeit, zu meinen, an ſeiner Parte hange Frankreich! eben darum wird Frankreich nie groß durch ihn werden. Was iſt dieſe geheime Polizei? was ſind die Cromwellſchen Sicherheitsanſtalten, die Menge von Trabanten und Wächtern, als das Verderben des Geiſtes der Nation? Was frommt der politiſche Aberglaube, die Meinung nicht durch die Preſſe frei umlaufen zu laſſen? Buonaparte ließ die Steingruben am Wege nach Malmaiſon zuwerfen; wenn er einen Hengſt zuritt, mußten Bewaffnete den Kreis ſchließen; er hat die Thuillerien iſolirt, alle Wohnungen rund umher abgebrochen, und ſich eine eiſerne Mauer umher geſchaffen, die ihn nicht ſchützen wird. Wie würde man 1791 geſchrieen haben, wenn ſich Ludwig eine ſolche Eiſenburg erbaut hätte! und er hatte wohl eben ſo große Urſachen. Wehe dem Regenten, der ſich ohne Scheu vor dem Eiſen des Mörders nicht in Liebe mit ſeinem Volke verbinden kann

Ich wollte Vieles ſagen von Teutſchland, meinem alten Vaterlande, aber über die meiſten Punkte, die hier vorzüglich berührt werden müſſen, iſt eben ſchon genug geſagt; ich kann alſo ſehr kurz ſeyn, und es freut mich, daß ich es ſeyn kann; denn wenig Freude iſt dabei, das Vaterland, das einſt das heilige Reich hieß, politiſch zu betrachten. Italien und Teutſchland, ihr herrlichen, wie liegt ihr erniedrigt in Knechtsgeſtalt, ohne Hoffnung, euch von der langen Schmach zu retten! und wie iſt euer Darniederliegen ein Krebs, der langſam bis zum Herzen des ſchönen Europa freſſen wird! Aber Keiner begreift die Folgen, und man erwartet hier mit den Philoſophen von Univerſalkuren, was nur Partikularkuren leiſten können.

Nehmen wir Teutſchland einmal als eine Einheit, die es wohl hätte werden können, wie Frankreich und Großbritannien, die es aber nicht hat werden ſollen; welche ſind ſeine Naturgränzen? Im Süden die Alpen und die Nordecke des adriatiſchen Meeres; geographiſch und linguiſch würde die Schweiz faſt ganz in dieſe Gränze fallen; gegen Weſten das Meer der franzöſiſchen und bataviſchen Niederlande; dieſe Gränze iſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhunderte ſchon verletzt; das Nordmeer darf Teutſchland anſprechen, weil faſt der ganze Süden von Teutſchland ſeiner Lage nach durch den Rhein ſich dahin ziehen muß, Reichthümer und Kultur zu ärndten; im Norden hat es nach ſeiner rechten Gränze die Eider und die Oſtſee, und im Oſten iſt die jetzige politiſche auch allenfalls die geographiſche, weil ſie überdem glücklich auch meiſtens die linguiſche iſt. Dieſe Gränzen müßte das Vaterland auch als eine Einheit haben; jetzt hat ſie die, ſo ſie wirklich hat, nur politiſch; denn die Vielherrſchaft behauptet auch ihr beſonderes Recht der Lage auf das Meer zum großen Nachtheil der andern. Die Oder und Elbe ſind dem Böhmen und Sachſen vielleicht eben ſo belaſtet, als ihnen, als Fremden, der Tajo und der Po ſeyn würden.

Von dieſer Vielherrſchaft brauche ich nichts Langes zu ſagen; daß ſie die Schand-

und das lange Unheil des Vaterlandes iſt, das weiß ein Jeder; daß ſie vielleicht die Urſache der gänzlichen Unterjochung einſt ſeyn wird, das fürchten Viele. Welche ſind die Folgen dieſer Vielherrſchaft? Ich will nur einige kurz herrechnen.

Dieſer Vielherrſchaft verdankt es Deutſchland, ſo wie Italien der ſeinigen, daß es ſeit drittehalb hundert Jahren der Schauplaz aller Kriege geweſen iſt, die oft mit ſeinem Blute und auf ſeine Koſten geführt ſind. Haben nicht faſt alle Nationen Europens wechſelweiſe es alle 10. 20. 30 Jahre in Kriegen zertrampelt? und hat ein anderes Land, Italien und in den lezten hundert Jahren Polen ausgenommen, ein gleich hartes Schickſal gehabt? England hat ſeit dem 13ten Jahrhundert, die ſchottiſchen Streifereien ausgenommen, faſt keine fremde Soldaten als Feinde auf ſeinem Boden geſehen; in Rußland hat faſt ſeit hundert Jahren kein fremdes Volk den Fuß geſezt; ſo iſt es in Spanien und Frankreich, in Schweden und Dänemark; die Gränzen abgerechnet, wiſſen ſie beinahe nicht, was ein feindſeliges Kriegsheer eines fremden Volkes mit ſich bringt. Aber nicht bloß von Fremden iſt das Vaterland arg mitgenommen, und wird es bis auf den heutigen Tag; ſondern der herrſchſüchtige Ehrgeiz unſrer Fürſten rief ſelbſt dieſe Fremden gewöhnlich zum Verheeren herein, und lehrte die Teutſchen, mit dieſen und ihren Landsleuten ſich die Hälſe zerbrechen. So iſt es gegangen, und geht es alle Tage. Der Teutſche hat die erſten irdiſchen Gefühle von einem Staate verloren, die freilich an ſich ſelbſt nicht edel ſind, noch ſchön, aber doch alles Edlen und Schönen Boden. Ein Volk, das hundert Herren hat, kann nie glücklich ſeyn noch groß, weil ihm das Bewußtſeyn der Stärke, die Liebe zu einer großen Geſammtheit, der Aufopferung für dieſe Geſammtheit, fehlt. Die Idee der Gemeinſchaft und des Vaterlandes fehlt ihm, die dauernd größte für ein Volk. Durch das Niedermetzeln des verwandten Stammes, durch die Kriege derer, die einerlei Sprache und Sitten haben, und eine Liebe haben ſollen, entſteht eine unnatürlichere Verhärtung, als die jede Grauſamkeit der Kriege mit ſich bringt, ſo wie man den Bruder- und Vatermörder für ein größeres Ungeheuer hält als den bloßen Mörder. Ja, dieſe Verhärtung und Gleichgültigkeit wird ſogar Haß. Iſt es nicht zum Theil dahin gekommen in den Ländern unſrer bedeutenderen Fürſten? Haßt ſich nicht ſchon das Volk einer Sprache, weil ſeine Fürſten es es gelehrt haben, ſich einander zu zerſtören, damit der Eine etwa ein paar Städte und Dörfer mehr habe als der Andere? Es iſt wahr: das ſchlechteſte und elendeſte Volk iſt, das ein fremdes beherrſcht; darnächſt das ſchlechteſte, welches viele Herren ſpalten. Unfriede im eignen Hauſe unter den Gliedern einer Familie währt immer länger, und wüthet verderblicher als unter Fremden.

Und wohin iſt ein Volk gekommen, das ſeit Jahrhunderten wegen ſeiner Stärke und Tapferkeit berühmt war; ein Volk, das 30 Millionen Menſchen in ſeinen Gränzen nährt, wenigſtens 550000 Soldaten unterhält, und alle erſten Naturprodukte im Ueberfluſſe hat, und auch gutes Eiſen und gute Pferde, den Feinden begegnen zu können? Dieſes Land iſt durch den letzten Krieg der Spott Europens geworden; zwieträchtig hat es ſich getheilt, und nach einem neuen Beiſpiel und mit einer ſchlimmen Vorbedeutung dem Feinde ſein Gold für ſein Eiſen hingehalten. Als im 2ten und 3ten Jahrhunderte die Römer ſo anfingen mit unſern Altvordern, da währte es nicht lange, und es war um ihre Herrlichkeit gethan. Weil jeder unſrer Fürſten für ſich hat gewinnen wollen, ſo iſt die Nation, und was man wenigſtens der Form nach noch Reich nennt, in den Schlachten und Unterhandlungen geſchändet und gemißhandelt. Wenn noch ein Funken von Teutſchheit, von allgemeiner Liebe des gemeinen Vaterlandes war, ſo haben die letzten zehen Jahre ihn ausgelöſcht. Die verſtändigeren und beſſeren Teutſchen klagen um ein Gut, was nicht möglich zu machen iſt; Viele ſchämen ſich ſelbſt des Namens Teutſch. Die meiſten ſind gleichgültig gegen alles, wobei andere Völker in Enthuſiasmus gerathen. Vaterland, Freiheit, Geſetz, ſind ihnen wunderliche Namen; wer ihr Herr iſt, iſt ihnen gleich, ja ſelbſt wenn es der Ruſſe und Franzoſe würde, wenn ſie nur ſo leidlich ihr Leben hinſchleppen können, das bei einem ſolchen Zuſtande freilich nichts beſſeres bedarf, als ſich ſatt eſſen, bei einem Weibe liegen und — ſterben.

Wir wiſſen die Erfolge des verfloſſenen Jahrhunderts, daß ſich, neben Oeſtreich, im Norden die bedeutende Preuſſiſche Monarchie erhoben hat, die ihren alten Nebenbuhlern, Sachſen und Baiern, durch einige auſſerordentliche Regenten weit vorgedrungen iſt. Dieſe beiden Monarchien ſcheinen die Vereinigung nicht unter Einem Haupte des Scheins, ſondern unter Einem Haupte der Gewalt durchaus unmöglich zu machen. An ſie lehnt ſich der Ueberreſt der kleineren Staaten, die Schutz bedürfen, an, und nur durch ihre Nebenbuhlerei und die Aufmerkſamkeit der fremden Mächte ſtehen die Kleinen noch. Schon im 17ten Jahrhunderte und im 18ten, wußten die Schweden, Franzoſen und Ruſſen die teutſche Krüppelverfaſſung herrlich zu ihren politiſchen Abſichten zu gebrauchen. Indeſſen beobachtete man doch immer einigen Schein; es war ſelbſt bei der Weſtfäliſchen Friedensſtiftung auch dem Beſiegten ſeine Ehre; jetzt aber behandeln die Ruſſen und Frankreich Teutſchland nicht wie ein unterjochtes Land? und warum? weil unſre Fürſten es ſo wollen. Frankreich und Rußland, das Naturgeſetz nicht verſtehend, daß nur die Staaten ſich in Kraft und Geſundheit erhalten, wenn ſie ſich ein ſtarkes Gleichgewicht ſichern, mögten Teutſchland gern ſo ſchwach als möglich machen; denn würde nicht Frankreich gerecht und glücklich ſeyn, und ſeine Naturgränzen halten müſſen, wenn die Teutſchen ein Volk wären unter Einem Herrn? Schön ſuchen alle franzöſiſche Publiciſten, ſelbſt die, ſo unmittelbar den Sinn der Regierung auszuſprechen ſcheinen, Teutſchland zu beweiſen, es ſei durchaus von der Natur beſtimmt, zwei mächtige Monarchien, eine im Süden, die andre im

Norden zu haben, zwiſchen denen die alte freie Verfaſſung (ein Wort, womit die Fremden auch zuweilen ſpielen) allein beſtehen könne. Dieſe würden mächtig genug ſeyn, auch das übrige Europa im Gleichgewicht zu erhalten. Aber was iſt denn die wirkliche Macht dieſer beiden? Oeſterreich hat ſchöne Länder in Teutſchland, aber ſie machen doch nur ein Drittel des Ganzen aus; ſeine übrige Macht beruht auf Ungarn und ſeinen Anhängſeln; denn das Land jenſeits der Karpathen in Südpolen wird es überall in Zeiten der Gefahr ſchwer vertheidigen können. Aber wie unſicher iſt dieſe Macht, auf Verſchiedenartigkeit gegründet! und wie leicht iſt es möglich, daß einſt die Ungern die teutſchen Könige verſchmähen! wie iſt überall dies Land durch Meere nicht geſtärkt, wie es ſeyn ſollte, um recht mächtig zu werden! Preuſſens Macht iſt noch zerſtückelter, und beruht mehr auf ſeinem ſtattlichen Heere, als auf großen Hülfsquellen, weil Polen, ſo weit es daſſelbe beſitzt, in Zeiten des Krieges im erſten Jahrhunderte wohl von wenigem Werth ſeyn wird. Auch land liegt mi Oſten mächtig auf, doch kann es Preuſen eher gefährlich werden, als Oeſterreich, weil Oeſterreich, was der groſſe Kaunitz wohl wuſste, durch die Zerſtückelung Polens weit mehr verloren, als gewonnen hat; wenn aber Preuſen ſein Polen an Rußland verliert, ſo verliert es auch ſein Preußen; denn weit eher werden ſich, nach der Vergeſſung, daß ihre erſte Schmach von Rußland kam, die Polen doch mit ihren Stammverwandten, den Ruſſen, vertragen, als mit den Teutſchen, oder Ungern. — Freilich kommt alles an auf den Zufall und das Glück. Rußland ſelbſt ſcheint doch mächtiger, als es iſt, und bei der ungeheuren Ueberſchwemmung ſeiner Ufer, die ihm die Natur ſetzte, kann es wohl keine lange Zuſammenhaltung erwarten; unerwartete, aber doch leicht mögliche Stöße von innen und auſſen können es treffen, und aus einander werfen. Indeſſen kann es doch noch manche Generationen ſo bleiben, und unter einem Herrn, der Luſt hat, ein Eroberer zu ſeyn, iſt es äuſſerſt gefährlich ſeinen nächſten Nachbaren. — Frankreich — über die Furchtbarkeit dieſes Staates geht jetzt nichts; er iſt um deſto furchtbarer, weil das Glück und der Unverſtand ſeiner letzten Regierer ihn wieder in die Eroberungen geriſſen hat, um deſto furchtbarer, weil die Geſchichte lehrt, daß ein Volk nie gefährlicher war, als nach innern Revolutionen und dem Emporkommen eines Regenten, der als ein Autochton auf ſeinem eignen Boden ſteht. — Frankreich kann, wenn es will, mit Südeuropa, vielleicht auch mit Teutſchland, bald machen, was es will, freilich nur zu ſeinem eignen Elende. Aber auch ohne Frankreich hat Teutſchland keine ſchönere Ausſicht vor ſich, als alle Kriege Europens nach ſeinem Boden hinſpielen, und, wenn es am leidlichſten geht, ſeine eigne Borſten ſich rauſen zu ſehen. Von der Zukunft kann man nichts wiſſen, und Wahrſcheinlichkeiten können auch Unmöglichkeiten werden, ja was jetzt unmöglich ſcheint, kann ſogar einſt wirklich werden. Ich bekenne, wie ich nicht ſehe, wie mein Vaterland je zur Einheit eines Volks gelangen könne, als durch ungeheure Revolutionen, durch Ueberſchwemmung von Fremden, von den Alpen bis zur Oſtſee, wodurch die alten Fürſtenhäuſer verderben, und die Nation unterjocht würde, wobei ſich endlich ein Retter finden könnte, der die Schmach rächte, und Herr ſeines Volks würde. Oder es müſſte ein großes Tyrannen- und Feldherrngenie aufſtehen, welches erobernd und verderbend die Teutſchen zu Einer Maſſe zuſammenarbeitete, woraus endlich ein geſunder Leib würde.

„Aber, ſagt man mir, deine Klagen und Beſorgniſſe wegen der Fremden ſind eitel, nichtig; Du ſiehſt die Dinge aus einem zu kleinen Geſichtspunkte an, aus dem Geſichtspunkte eines Volks; ein Kosmopolit muſſt Du ſeyn, die ganze Welt mit Liebe umfaſſen; ſo wirſt Du die Teutſchen und ihre politiſche Lage erſt ſchätzen lernen. Sie ſollen nichts ſcheinen, aber deſto mehr ſeyn. Dieſe Nation iſt ausgeſtreuet, wie ein edler Same, daß daraus eine ſchöne Welt hervorgehe. Politiſch ſollten ſie untergehen, daß ſie menſchlich deſto größer würden, daß ſie würden dem übrigen

Europa die Bildner zur Humanität. Selbſt das, was Du am meiſten ſchiltſt, und worüber Du am lauteſten klageſt, iſt gerade, was die Teutſchen geiſtig ſo groß gemacht hat. Die Vielherrſchaft hat trefflich gedient, daß es in Germanien nie hat werden können, wie in andern Staaten, wo die Einheit des Regiments feigen und trotzigen Regenten es möglich machte, auch keine Freiheit des Geiſtes, keinen eignen Flug des Gedankens zu geſtatten. In Teutſchland hat das Heiligthum der Menſchheit, der freie Unterſuchungsgeiſt, nie entwandt werden können; denn war im Süden Druck, ſo war im Norden Freiheit, und umgekehrt. Die Nation erhob ſich auf der geiſtigen Seite, weil ſie es auf der politiſch-leiblichen nicht konnte, und dies war kein Schade für ſie und die Welt. Volk, Vaterland, Freiheit mögen ſchön ſeyn, aber ſie ſind höchſtens doch nur irdiſche Ideen, und vereinzeln die Welt und trennen ſie von einander. Wie ſchön, daß dieſe dem Teutſchen fremd ſind! Er iſt nicht eitel auf das Seinige, und kann ſich nun über die ganze Welt verbreiten, das Gute aller Völker anerkennen und annehmen. So wird er univerſal im Blick, und treibt die Unterſuchung und das Forſchen mehr nach allen Seiten hin, als irgend ein anderes Volk, weil er irdiſch nicht ſo beſchränkt ſteht. Dieſe Univerſalität iſt ſein Glanz, der ihm ſtatt aller politiſchen Größe dient, wodurch er der Choragus des Kosmopolitismus und einer höhern Humanität wird, wodurch nicht Europa Eins werden kann. Welche Höhe hat dadurch die teutſche Philoſophie und Kunſt in den letzten Jahren erreicht! eine Höhe, wovon die übrigen Europäer nicht einmal einen Begriff haben. Alſo unſre politiſche Vernichtung, aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, iſt nicht einmal einer Klage werth."

Ich habe ſchon mehr als einmal geäuſſert, was ich von der Univerſalität der Völker meine, und daß mir ſchlecht gefällt, was andre von einem allgemeinen Reiche und einem Zuſammenflieſſen aller Völker mit der fortgehenden Vermenſchlichung und Veredelung hoffen und träumen. Ich hoffe jenes Zuſammenflieſſen auf Erden, weil es ein Zerflieſſen, alſo ein politiſcher und moraliſcher Tod der verſchiedenen Nationen wird. Daß Teutſchland ſo weit gekommen iſt an Bildung, als es iſt, das dankt es wahrlich nicht ſeiner Vielherrſchaft; ich glaube, bei einer Einheit des ganzen Staats würde es weiter ſeyn. Jenes, was gewöhnlich Teutſche nur von Teutſchen rühmen, jene Vorzüge und Höhe der Bildung, die ſie haben ſollen, iſt allerdings von den Fremden noch nicht ſo recht anerkannt, und auch viele Teutſche leugnen ſie ihnen noch ab. Freilich iſt es wahr, weil wir nichts Vaterländiſches lieben, weil wir ſo wenig haben, worauf wir nur eitel, geſchweige denn ſtolz ſeyn können, ſo nehmen wir alles, auch das Alltäglichſte, von unſern Nachbaren an, ſuchen allenthalben etwas Beſſeres, als bei uns, und finden ſelbſt das Schlechtere bei Fremden beſſer, als das Beſſere bei uns, weil wir uns nicht achten, oder vielmehr uns ſelbſt verachten. Ich will es glauben, daß wir bei der Vielſeitigkeit, welche dies giebt, uns aus den Feldern des Wiſſens und Unterſuchens nicht ohne Ehre getummelt haben, daß wir in der Spekulation vielleicht höher und tiefer ſtehen, als die meiſten andern Europäer; aber leider geht dies nicht die ganze Nation an, aus ihr emporſteigend und auf ſie mächtig zurückwirkend, ſondern etwa den Tauſendſten aus der Nation, den gebildeten und gelehrten Teutſchen; der, weil er auf Erden kein feſtes Vaterland hat, es in einem höheren Leben wiederfindet, und in dieſer höheren Univerſalität gleichſam die ſchönere Exiſtenz aller vergangenen und gegenwärtigen Völker leben kann. Aber auch bei dieſen Menſchen geht es nur bis zu einem gewiſſen Punkt; und es müſſte ein Wunder ſeyn, wenn eine Nation bei einer ſchönen phyſiſchen und politiſchen Exiſtenz als Staat auch unſre algemeinſten und kosmopolitiſcheſten Köpfe nicht weit überflöge. Wir haben auch in dieſem höheren Daſeyn, worauf einige Teutſche ſo eitel ſind, noch wenig Vollendetes geliefert; ſchöne Anſichten, kühne und freie Durchblicke, kurz eine hohe Ideenbildung mögen wir haben, geiſtig mag das Ideal des Lebens und der Kunſt ſchöner vor uns aufgeben, als vor unſern Nachbaren; aber kräftig und geſtaltreich, wie könnte es das, ohne ſein freudiges und geſtaltetes Leben unten am Erdboden, welches allein durch die Einheit des Volkes und des Staates gebohren werden kann!

Ich halte mein Volk edel und brav; dies thut jeder, der von ſeinem Volke ſpricht; man verachtet ſeine Familie nicht gern. Es war eine Zeit, als die Germanier, deren ächteſte Söhne wir und die Schweden und Dänen noch ſind, die Erde mit ihren Thaten erſchütterten, und ſprachen: ſie kennten keine Furcht, als wenn der Himmel einfiele. Eine ſolche Zeit hatten die meiſten Völker einſt; in dieſem Sinn waren die Avaren und Mongolen einſt ſo edel, als die Teutſchen. Aber unſre Väter ſind keine Barbaren geblieben; ſie ſind ein gebildetes und verfeinertes Volk geworden; welchen Sinn haben ſie in den letzten Jahrhunderten, in der zweiten Hälfte ihres geſchichtlichen Lebens, d. h. ſeit dem 9ten Jahrhunderte, gezeigt?

Sie ſind nicht entartet von den Vätern, ſondern noch immer ein ſtarkes, tapferes und rüſtiges Volk; keine Schmach der Feigheit hat ſie je geſchändet; nur durch ihre elende Verfaſſung, deren Keim in Zufälligkeiten lag, und aus Zufälligkeiten ſich entwickelte, nur durch dieſe ſind ſie oft beſchädigt und beſchimpft. Das Volk zeigt im Ganzen keinen ſprudelnden und aufbrauſenden Karakter, ſondern einen ſtillen und beſonnenen, einen klaren und heitern Verſtand bei den Gebildeten. Aus keinem Volke ſind auch in der Regenerationszeit des Mittelalters ſo viele Erfinder hervorgegangen, als aus meinem. Auch in der Kunſt, deren Leben mit dem Sinn des Erfinders zuſammenfällt, ſind ſie nie Fremdlinge geblieben. Nur ihr Klima, ihre Verfaſſung, die Ungunſt des Zufalls hinderte vielleicht, daß ſie es dem Italiäner nicht gleichthaten; aber wer zeigt eine andere Nation, als dieſe Hochbegabten, die er den Teutſchen als Künſtler vorziehen mögten? Ruhe, oft Trägheit des Karakters, ſtille Arbeitſamkeit, Gutmüthigkeit und Redlichkeit, zuweilen mit klimatiſcher Unfreundlichkeit gepaart, ſind Hauptzüge der Teutſchen — Dies giebt Beharrlichkeit und Ordnungsliebe; daher wäre wohl keine Nation mehr für eine einfache und freie Verfaſſung gebohren, als meine. Jetzt aber bei der Vielherrſchaft, bei dem immer mehr ſterbenden Reſt des teutſchen Sinnes durch dieſe ſich immer häufiger raufende Vielherrſchaft, bei dem Verſinken des letzten feſten Bodens, worauf dieſe Teutſchheit bisher ſtand, bei dem ſchon tyranniſch wachſenden Einfluß der Fremden: wer ahnet nicht zuletzt ein italiſches und polniſches Geſchik des Vaterlandes? Die Nation wird ſich verderben von Jahrzehend zu Jahrzehend; nichts Eigenes und Gemeines wird bleiben, woran ein edler Nationalkarakter ſich bilden könnte, woran ſelbſt der philoſophiſche Kosmopolit ſich kräftigen könnte; [mit dem politiſchen Boden eines Volkes verſinkt zuletzt jede Kraft und jedes Streben; der Menſch kann die Kraft der That und die Lebensgeſtalt der Kunſt doch am Ende nicht aus dem Aether ſeiner Ideen zuſammenblaſen. Nur wenn wir ein Vaterland, wenn wir die hochmenſchlichen und hochpolitiſchen Ideen eines eigenen, einigen, kräftigen Volks hätten, würden wir ſtehende Sitten, feſten Karakter und Kunſtgeſtalt gewinnen; dann nur könnte das Höchſte und Herrlichſte der Menſchheit aus ſolchen irdiſchen Wurzeln zu ſchimmernden Sonnenwipfeln erwachſen.

Doch auch ich wende meine Blicke von meinem Volke; auch ich wende mich von dem einzelnen Volke und dem einzelnen Menſchen zu der ganzen Menſchheit, ſchenke dem untergehenden Teutſchen eine Thräne, wie ich ſie dem untergegangenen Griechen ſchenken kann, und ſehe, welche Hoffnungen ich als Menſch für die künftigen Zeiten haben darf, die ich nicht mehr ſehen werde. Es regt ſich allenthalben in Europa, vorzüglich aber im teutſchen Lande, ein neuer lebendiger Geiſt, von welchem die Väter nichts wußten, und von welchem die Söhne nicht wiſſen, wie ſie dazu gekommen ſind. Es ſchwankt über nach allen Seiten, weil das Flickwerk, das der Zufall meiſtens in der langen Anarchie des Mittelalters gebaut hat, nicht mehr ſein Gleichgewicht hält, und weil man für die neue Zeit noch kein Maaß weiß. Die Welt gleicht einem Strome, der aus ſeinem Bette getreten iſt; man arbeitet, ihn wieder in ſeine Ufer zu bringen; man wird es wenig können, er wird ſelbſt allmälig ſeine alten Ufer wieder einnehmen. Wie man noch immer politiſch umhertappt; wie die, ſo für die Verſtändigſten und Beſten gehalten werden, ſich an ihrer Zeit verſündigen, das habe ich angedeutet. Wie die Philoſophie eben ſo uncentriſch und ohne Maaß umherfliegt in vorher ungeträumten Bahnen, wie ſie ähnlich den tiefſten und einfältigſten Sinn mit dem tollſten Unſinn gattet; wie aber ſelbſt aus dieſem Unſinn Blitze fahren, die einen verjüngenden Phönixbrand der Erde bedeuten, was ſoll ich es hier ſagen? Mir erſcheint im Zeitgeiſte durch alle Flecken ein hoher Adel. Ich ſehe freilich, daß der Geiſt noch herrſchen, daß vielleicht noch gröſſeres Elend über die Erde durch ſein feuriges Bearbeiten kommen wird; aber ich ahne, daß endlich dieſe Geiſtigkeit, mit dem vollen Gemüthe, mit der verlornen Seele wieder ſich bindend, tapfre und großherzige Menſchen zeugen wird, bereit für ein beſſeres Menſchenleben zu leben und zu ſterben; ich ahne, daß aus dem Verſtand, aus der Einſicht, die dann nicht mehr verloren werden kann, weil der Geiſt ſie durch Reflexion bewacht, daß aus dieſer eine kräftigere politiſche Schöpfung werden wird, weil die Staatsregenten und die Gebildeteren endlich das Rechte thun, weil ſie es müſſen, aus Intereſſe. Ich ſehe aus dem unendlichen Wiſſen ein Gewiſſen entſpringen, einen ſeelenvollen Verſtand der Völker und Menſchen von ihrem Verhältniſſe zu einander; der Glanz des Waffenruhms, die Ueberziehung ferner Welttheile wird ſeltner werden; die verſtändigeren Enkel werden ſich wundern, daß ihre Vorväter ſo unklug ſeyn konnten. Die Menſchen, kräftiger und ſtärker beim hohen Wiſſen und Gewiſſen, werden die Schaam der Etikette und Konvenienz verbannen, und dafür die Schaam ſetzen deſſen, was unhold und unrecht iſt. Aus ſolcher Welt wird die Kunſt entblühen, ein ſchönerer Widerſchein eines freudigen und ſtolzen Lebens. So wird die ſpätere Welt ſich bilden im ewigen Fortſchreiten, ſich ſelbſt das Maaß haltend.

Wir Zeitgenoſſen aber, die ſchon die Idee dieſer Zukunft im Gefühl der ganzen Menſchheit hoch erheben muß, wir müſſen uns beſcheiden, müſſen unſre Welt als das kadmeiſche Schlachtfeld anſehen; wir müſſen nicht beben, die Erſchlagenen zu ſeyn, daß aus unſern Gebeinen eine ſtattlichere Nachkommenſchaft entſpringe. Aber im ruhigen Verſtande unſrer Zeit, in dem Bewußtſeyn von ihrer Schwäche müſſen wir die ſtill fortgehende walten laſſen; müſſen nicht, weder im Staat noch im Leben, ſchon vorlaut und voreilig einrichten und darſtellen wollen, was die Zeit noch nicht erlaubt. Es iſt noch nicht der Tag des Baues, ſondern nur der Zurüſtung zum Bau gekommen. Was zu dieſer Zurüſtung gehört, das müſſen wir halten und feſt behaupten. Wir müſſen wenigſtens das Rechte und das Unrechte bekennen, wie wir es einſehen, müſſen es bekennen, wenn unſre Schwäche oder unſer Schickſal es uns nicht zu thun erlaubt. Bei der Einſicht, daß der Geiſt als Alleinherrſcher alles zerrüttet hat; daß er aber jezt die Bildung der Menſchheit vollenden muß, müſſen wir ſo ſtark ſeyn, die Wahrheit zu ſagen, und zu zeigen in allem, aber ruhig, nicht revolutionsſüchtig und meuteriſch, wie derjenige, dem dieſe Wahrheit nur halb gekommen iſt. — Wir müſſen aber vor allen Dingen, was an uns nicht mehr ganz möglich iſt, an Denen thun, welche die künftige Generation lenken und für ſie denken ſollen, an den künftigen Regierern und Führern der Menſchen. Wir müſſen diejenigen, welche der Zufall ſo glücklich ſezte, eine freie und edle Erziehung zu bekommen, für die Bedürfniſſe einer beſſeren Zeit erziehen, die durch ſie vorzüglich beſſer werden ſoll; denn nur durch eine menſchliche Erziehung voll Kraft und ſtiller Männlichkeit iſt den folgenden Geſchlechtern zu helfen. Man muß die Menſchen wieder als Menſchen erziehen, den Jünglingen die

Welt lang, weit und unendlich frei zeigen, ſie nicht ſogleich auf einen beſtimmten Zweck hinweiſen, der das Leben und den noch nicht entwickelten Verſtand des Lebens einengt. So werden ſtarke und ſtolz geſtaltete Gemüther hervorgehen, wenn eine höhere Wirkkraft gegeben wird, die durch das Leben wandelt; ſo werden die Enkel tapferer zum Herrſchen und geduldiger zum Gehorſam werden. Nur durch die Einzelnen wird ein Volk, und nur durch die unterrichteten und gebildeten Einzelnen, wenn dieſe eine volle Weltkraft in ihrer Bruſt und in ihrem Leibe tragen, wird ein Volk brav und glücklich.

Dieſen Traum habe ich vollendet am 22. November 1802, er iſt mir aber nicht bloß Traum. Ich habe Germanien darüber geſchrieben, daß man mein Urtheil verſtehe und richte aus meinem Volke und nach meinem Volke; ich habe Europa darüber geſchrieben, nicht prahleriſch, ſondern weil die Haupttheile Europens mit in die Fläche meines politiſchen Spiegels fielen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Verbeſſerungen.

S. 26. Z. 12. ſtatt Theilen [illegible] lies Theilen [illegible]

— 53. — 18. — Paris l. die Pariſ und —

— 61. — 2. — Schemen l. [illegible]

— 72. — 21. — leckender l. leuchtender

— 82. — 14. — Merial l. Metal

— 86. — 6. — bei dieſe l. dieſe

— 86. — 7. — ſeinem Entdecken l. bei ſeinem Entdecken

— 91. — 14. — ſchreien l. ſchwimmen

Bei dem Verleger und in allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Annalen der leidenden Menſchheit, 1s bis 10s Heft, gr. 8. 1795—1801. 13 Thlr. 8 gGr.

Beiträge, neue weltbürgerliche, 1. 2. und 3s Stück. gr. 8. 1791. 16 gGr.

[illegible], Darstellung der Rechte der Neutralität. Eine Vertheidigung gegen die Eingriffe und Behauptungen der franz. Kaper. Aus dem Franz. 8. 1799. 10 gGr.

Betrachtungen über die fünf Friedensſchlüſſe zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, — Portugal — Rußland — England und der Pforte. 8. 1802. 18 gGr.

Bredow, G. G., Handbuch der alten Geschichte. gr. 8. 1799. 1 Thlr. 16 gGr.

— Untersuchungen über einige Gegenstände der alten Geschichte, Chronologie und Geographie, 1s St. gr. 8. 1800. 14 gGr.

— derselben 2s St., mit 13 Karten. gr. 8. 1802. 4 Thlr. 12 gGr.

— Weltgeschichte in Tabellen. gr. fol. 1801. 1 Thlr. 4 gGr.

— Litterärgeschichte in 3 Tabellen. gr. fol. 1801. 8 gGr.

Briefe eines ſchleſiſchen Grafen an einen kurländiſchen Edelmann, den Adel betreffend; herausgegeben von Dr. Würzer. 8. 1795. 15 gGr.

Calliſen, J. L., über den Freiheitsſinn unſerer Zeit. gr. 8. 1791. 10 gGr.

von Cambry Erzählungen und Sprüchwörter, nebſt einer Nachricht von den Troubadours; a. d. Franz. 8. 1791. 9 gGr.

Campbell, D. von Barbreck, Landreiſe nach Indien, auf einem bisher noch unbekannten Wege. In Briefen an ſeinen Sohn. A. d. Engl. überſ., mit Weglaſſung alles Ueberflüſſigen. gr. 8 1796. 1 Thlr. 8 gGr.

Carſtens, C. H., Tordenſkiold. Ein Volksbuch. 8. 1794. 10 gGr.

Catharina die Zweyte. Darſtellung aus der Geſchichte ihrer Regierung, und Anecdoten von ihr und einigen Perſonen, die um ſie waren. 20 gGr.

Charakterſchilderungen der Franzoſen vor der Revolution. Aufgeſtellt in einer Sammlung intereſſanter und mehrentheils unbekannter Anekdoten. A. d. Engl. 8. 1794. 1 Thlr. 4 gGr.

Charlotte Korday. Ein Verſuch. 8. 1794. 14 gGr.

Eberhardt, J. H., über den Zustand der schönen Wissenschaften bei den Römern: a. d. Schwedischen, mit Zusätzen des Übersetzers. 8. 1801. 1 Thlr. 8 gGr.

Etwas zur genauern Kenntniß von Englands und Frankreichs Staatsvermögen, Handlung, Schuldenweſen, öffentlichen Einkommen und Ausgaben, beſonders für Kaufleute und Geſchäftemänner. gr. 8. 1791. 10 gGr.

Hingeworfene Gedanken über Regierung. 8. 1791. 6 gGr.

Der Genius der Zeit. Ein Journal von A. Hennings, für die Jahre 1794, 95, 96, 97, 98, 99 und 1800. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 Thlr.

Der Genius des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Fortſetzung des Genius der Zeit. Jahrg. 1801 und 1802. Jeder Jahrgang von 12 Stücken 4 Thlr.

Die Geſchichte Frankreichs, von der erſten Gründung der Monarchie bis zur Revolution. Aus d. Engl. 3 Thle. 8. 1792 u. 93. 4 Thlr.

v. Halem Andenken an Oeder, mit deſsen Portrait. 8. 1793. 12 gGr.

Heldengeiſt und Deſpotismus der ältern und neuern Zeit. gr. 8. 1795. 1 Thlr.

Hennings, A., meine Duellgeschichte, zur Berichtigung der Wahrheit und zum reifern Nachdenken über Duelle überhaupt. 8. 1795. 1 Thlr.

Schleswigſches Journal für die Jahre 1792 und 93. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 Thlr.

Juſtus Sincerus Veridicus, J. L., von der europäiſchen Republik. Plan zu einem ewigen Frieden, nebſt einem Abriſſe der Rechte der Völker und des Staats, und einer Erklärung deſſelben. 8. 1796. 1 Thlr.

Verſuch
einer
Geſchichte der Leibeigenſchaft
in
Pommern und Rügen.

Nebſt
einer Einleitung in die alte teutſche Leibeigenſchaft

von

Ernſt Moritz Arndt.

> In einem freien Staate müſſen Zunge und Geiſt frei ſeyn.
>
> Kaiſer Tiberius.

Berlin, 1803.
Im Verlage der Realſchulbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Excellence,

dem Herrn

Freiherrn von Eſſen,

Einem der Herren des Reichs, General-Gou-
verneur über Pommern und Rügen, Kanzler
der Akademie zu Greifswald, Ritter und
Kommandeur der Königl. Orden ꝛc. ꝛc.

weihet dieſes Buch in Liebe und Gehorſam

der Verfaſſer.

Zu den Sternen der Adler fliegt,
Die Lerche ſich in den Furchen ſchmiegt;
In der Mitte krächzen Dohlen und Raben,
Die fertige Schnäbel und Klauen haben —
Adler, bewahre die Lüfte rein!
So ſingt dir die Lerche den Sonnenſchein.

Vorrede.

Dieſes Buch iſt geſchrieben, nicht aus dem Intereſſe des Schreibers für den Schein, ſondern aus dem Intereſſe der Menſchen für die Wirklichkeit; es iſt geſchrieben nicht für die Darſtellung, ſondern für die Gerechtigkeit. Das heißt, ich habe das Gute gewollt; ob ich es gekonnt habe, das iſt eine andere Frage.

Wir haben bei dieſer Arbeit manche Hülfsmittel gefehlt, die wohl ein Ort darbietet, der beſſere öffentliche Bibliotheken beſitzt; ich habe Manches einzeln und mühſelig zuſammenleſen müſſen auf einem Felde, wo keiner mir vorgearbeitet hat. Ein menſchliches Irren und Fehlſchließen kann mir alſo auch wiederfahren ſeyn, und ich werde mich freuen, wenn Andere etwas Beſſeres haben und wiſſen. Aber Eines darf ich behaupten: daß ich abſichtlich nichts verdreht und entſtellt habe, daß vielmehr abſichtlich manches Böſe von mir verſchwiegen iſt, daß ich den Zorn nicht reizte; ich darf behaupten, daß ich den Lügner, wo möglich, noch mehr haſſe, als den Schmeichler, der auch ein Lügner iſt.

Manche werden in dem Buche vielleicht eine gewiſſe Unangemeſſenheit der Theile finden, eine Zuſammenſetzung, als wenn man aus den verſchiedenen Gliedern eines Zwerges und Rieſen einen neuen Leib bauete. Bei einem Geſchichtſchreiber, der nichts weiter wollte, würde dieß ein Fehler ſeyn. Ich aber hatte noch meinen Nebenzweck, ich wollte Vorurtheile widerlegen, alte Verdrehungen zurecht rücken, verjährte Lügen aufdecken: ſo mußten um einige Theile dieſer Arbeit mehr Lichter geſtellt werden; man weiß ja, was zunächſt hinter den Lichtern liegt, erhält tiefere Schatten, je mehr ihrer ſind. Man urtheile alſo nicht zu raſch ab und ſtelle mein Werk an das Bedürfniß und an das Urtheil und Vorurtheil meines Landes. Wie ich dieſes kenne, ſo ſchrieb ich, denn ich ſchrieb nur für mein Land.

Greifswald, im November 1802.

Allgemeine Ueberſicht der teutſchen Leibeigenſchaft.

Das Erſte iſt, daß der Menſch, der etwas ſucht oder will, ſeine Stelle einnehme, die ihm das Finden und Thun erleichtere, daß er ſich ſo ſtelle, daß ihm der Verſtand ſeiner Welt nicht entgehe. Für die Schuldigen und Unſchuldigen im Meynen ſtelle ich hier einen kleinen Spiegel auf, daß ſie hinein ſchauen und ſich dann fragen: ſtehſt du auch in deinem Jahrhundert auf der rechten Stelle? biſt du in Schimpf oder Ehre deinen Mitkämpfenden voraus? Dieſer kleine Spiegel kann ſo eine kurze Erklärung werden, der Nothwendigkeit, daß es nicht anders ſeyn konnte, aber auch eine große Vermahnung jener Nothwendigkeit, daß es jetzt anders ſeyn ſollte.

Bei dieſer kurzen Ueberſicht der älteren Zeit, damit wir zum Verſtand der unſrigen gelangen, können wir uns unmöglich über alle germaniſche Völker verbreiten. Wir bleiben billig bei dem ſtehen, das ſpäter den Namen

Teutſche erhielt, und bet dem, das dieſe Teutſchen zuerſt zu einem Volke zuſammenſchlug, bei dem fränkiſchen, und rücken ſo mit kurzem und geſchwinden Kämpferſchritt vorwärts, bis uns das Bild unſrer Zeit aufgeht.

Es giebt viele Stufen des Menſchen. Die erſte, von welcher der göttliche Rouſſeau viel meinte, wo der Menſch einſam, bewußtſeynlos, und meiſtens ohne einen Stachel von Begier, ſein Traumleben durchwandeln ſoll, iſt nie mehr in Geſchichten erſchienen. Der Peſcherä im Feuerlande mögte ſich dem nähern, wenn ſein nacktes Daſeyn nicht in das unfreundlichſte Klima geſetzt wäre. Wie er iſt, widerlegt er Rouſſeaus Glückſeligkeitstraum auf das ſchneidendſte. Die erſte Stufe für uns iſt das Jägerleben, die zweite das der Hirten. Die Jäger ſind Jäger entweder auf dem Lande, oder auf dem Meere, d. h. eigentliche Jäger, oder Fiſcher. Jene erſten ſind den letzten überlegen an Gewandheit und Schlauheit, weil ihr Geſchäft mehr Kunſt erfordert, dafür aber haben ſie vielleicht auch mehr Rauheit und Härte. Der Beſitz dieſer Jäger und Fiſcher iſt unſtät und wandelbar, ſo ihr Leben und Weſen. Ruhiger und bildender iſt das Hirtenleben, unſchuldiger und freundlicher, obgleich die Anmuth der Idyllen nicht die der Geſchichte iſt. Eigenthum entſteht, mit ihm die Luſt ſich zu verbeſſern, aber doch alles in ewig beſtimnten Schranken eingeſchloſſen; es giebt kein Fortſchreiten ins Unendliche. Wären indeſſen die Menſchen beſtimmt in einem gewiſſen Zuſtande durchaus ſtill zu ſtehen, ſo mögte dieſes Leben allenfalls das luſtigſte ſcheinen. Endlich nimmt der Menſch die Pflugſterze in die Hand und faßt mit ihr eine Unendlichkeit von Wohl und von Weh. Im Schweiß ſeines Angeſichts erarbeitet er ſein Brod; ſeine Habe wächſt, aber auch ſeine Begier. Er verwandelt die Erde und ſich ſelbſt. Wälder werden zu Feldern, Thäler zu Bergen, Sümpfe verwandeln ſich in blühenden Auen, Hütten in Häuſer, freie Menſchen in Knechte. Er bändigt den Stier und das Pferd und ſeinen Bruder zugleich zum Gehorſam. Sein Sinn bindet ſich mit ſeinem gebundenen Ort. Grimmiger ſchlägt ſein Schwerdt für das Eigenthum, unerſättlicher, auch das Fremde zu erringen. In weiteren Strömen ergießen ſich alle Begierden, nur durch lange Uebung können ſie erſt Haltung, nur durch viele Zügelung erſt Gehorſam lernen. Der Menſch erſcheint als das ſchlimmſte und brutalſte Thier, wenn er ungewandt und ungehorſam dieſe hohe Stufe betritt, die zur Veredlung und Bildung bis ins Unendliche führt. Alle Triebe zur Kunſt regen ſich, alle bisher ſchlummernden Gelüſte erwachen, aber ſie fliegen noch, wie Noahs Taube, über einer Sündfluth, wiſſen keinen Gegenſtand zu faſſen, und wenn ſie ihn faſſen, ſo geſchieht es mit Grimm.

Die Römer hinterließen bei ihrem Tode im fünften Jahrhunderte den nordiſchen Barbaren, die über die Donau, die Alpen und den Rhein eindrangen, nur einen elenden, verweſeten Leib, aus dem die Kraft ſeit Jahrhunderten entwichen war. Alles Blühende, Belebende und Stärkende fehlte der zertrümmerten Welt, worauf ſich jene zu wohnen ſetzten; alles Welke, Kränkelnde, Unholde lag nur zu reichlich noch darin, und ſteckte den friſchen Uebermuth der Barbaren auch nur zu bald mit ſeinem Gifte an. Aber es lag in der Natur der Menſchen und in dem Beiſpiel aller früheren Völker, daß dieſe Germanen ſich erſt verderben, durch einen langen Proceß einer politiſchen Vernichtung und Gährung gehen mußten, ehe ſie zur heiligen Idee einer geſetzlichen und bürgerlichen Verfaſſung kommen konnten, die erſt der emporkommende Mittelſtand, die Municipalverfaſſung der Städte, lebendig herſtellte. Auch ohne die Gebrechen und ſchlimmen Beiſpiele, die ſie bei ihren Ueberwundenen fanden, würden ſie denſelben Weg gegangen ſeyn, nur ſpäter zur Verderbniß und nachher ſpäter zur Herſtellung. Die Griechen, dieſes einzige Volk, die beſtimmt waren, faſt in allem Lehrer des Abendlandes zu ſeyn, haben ſelbſt in der Fabel, wenn ihre alte Geſchichte Fabel iſt, den Gang der geſellſchaftlichen Bildung äußerſt getreu gezeichnet. Als die griechiſchen Räuber und Wilden ſich zu Staaten zu verwandeln anfingen, da erſchienen auch die moraliſchen Ungeheuer. Ich will zu den Atriden, Kadmiden und Medeen tauſend Beiſpiele aus dem Mittelalter zeigen, und zwar je reicher, je näher es nach dem Ausgange aus dem Stande der alten Rohheit und Tugend ſteht. Hülfloſigkeit und Uebermuth, zwei leibliche Geſchwiſter, ſind das Antheil des in den Staat eintretenden Menſchen. Sie gehen beide mit ihren Gebrechen und Verbrechen durch das Chaos des Mittelalters, denn beide entſtehen dadurch, daß der Menſch ſich lange nicht zu helfen noch zu gebieten weiß in dieſem neuen künſtlichen Zuſtande. Wenn man den Sklavenſtand abrechnet, welche hohe Ausbildung von Regierungs-, Geſetzgebungs- und Polizei- und Kriegskunſt unter den Griechen und Römern! Und dies alles war mit ihrer ſchönen Zeit verſunken und vergeſſen. Die germaniſchen Wilden, dieſe erwachſenen Kinder, mußten gleichſam von vorne wieder anfangen zu lernen, und Manche wollen behaupten, daß ſie noch jetzt, wo ſie wenigſtens das alte Wiſſen wieder aus dem Staube der Vorzeit herausgekratzt haben, in der Ausübung den Alten hie und da weit nachſtehen. Man leſe nur von Gregor von Tours an die unlieblichen Foliantenſchreiber jener Zeit, und man wird auf jeder Seite ihrer Werke meine Worte beſtätigt finden. Welch ein Gewimmel der häßlichſten Verbrechen, deſto häßlicher, weil ſie in der ganzen rohen Nacktheit ohne einen Ueberwurf der Leichtfertigkeit und Künſtlichkeit da ſtehen! Durch die gräßlichſten Miſſethaten ward Klodwig der Erſte Gründer der fränkiſchen Monarchie. Die blutigen Hausabſcheulichkeiten der Merovinger übergehen alle Gräuel der Pelopiden. Klotar, Klodwigs Sohn (Gregor Turon III. 2.) ermordete kalten Bluts ſeine unmündigen Neffen und brachte dem heil. Martin fleißige Opfer und Gelübde. Er hatte zugleich zwei Schweſtern zu Frauen, Chilperich von Soiſſons zugleich mehrere Weiber. War jetzt die geiſtliche Inſubordination ſo groß, was wollte es nicht die weltliche ſeyn! Mit Recht nennt Gregor Chilperich König von Paris und Soiſſons einen zweiten Nero; ſein Weib war die Furie Fredegunde, ein Ungeheuer, das mit ſeinen Mißſethaten bei ihm viele Bücher einnimmt. Wie handelte nicht Karl der Große gegen Deſiderius und ſeines Bruders Karlmanns Söhne? Ludwig, der ſogenannte Fromme, blendete ſeinen Neffen Bernhard, König von Italien, daß er bald nach der ſchrecklichen Operation ſtarb. So geht es fort. Man leſe nur Dithmar und ſeine folgenden Brüder. Hinterliſtige Morde, Giftmiſchungen, falſche Anklagen, wie häufig! Unſre Geſchichtſchreiber des Mittelalters gefallen ſich immer ſo ſehr, aus Italien ein Land voll Buben und Hinterliſt zu machen. Was die Italier ſpäter durch elende Verfaſſung und durch das Joch der Fremden geworden ſind, geht mich hier nicht an. Aber im Mittelalter ſind in Schweden und Schottland dieſelben Erſcheinungen, wie in Italien und Spanien.

Welche lange Arbeit in der Gährung eines anarchiſchen Chaos, ehe der Zuſtand der Geſetzloſigkeit überwunden werden konnte! und als man endlich Geſetze fand, wie unpaſſend und uneingreifend in dieſe Welt waren ſie! Die Ordalien ſind das beſte Geſtändniß, wie hülflos die Barbaren ſich in den verwickelteren Fällen fanden, die nun täglich eintreten mußten. Sie waren, nebſt andern wohlthätigen Inſtituten, Erfindungen der Geiſtlichkeit, die mit den Schrecken der Religion das wirkſamſte Bändigungsmittel war, und deren Verdienſte um die frühere Kultur des Landes und um die Menſchlichmachung der Menſchen wirklich größer ſind, als man ſie ihnen anzurechnen pflegt. Von Regierung und Polizei finden ſich kaum die erſten Ideen, und was einzelne große Männer, ein Karl, ein Alfred, ein Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, darin wagten, das ging meiſtens mit ihrem Leben unter, weil dieſes Leben größer war, als ihre Zeit. Die Natur iſt dem Menſchen zu groß und zu gewaltig, wenn er aus ſeinem thieriſchen Schlaf zuerſt zum Gedanken erwacht. Daher der Glaube an Zeichen und Wunder; daher die Verzweiflung des Menſchen, der Erdbeben, Feindesſchwerdt, Mißwachs für eine unmittelbare Strafe des Himmels anſieht; daher das Sinkenlaſſen der Hände in den Schooß, das elende Untergehen ohne Kampf, die Hülfloſigkeit des beherzten Gemüthes. Auch jetzt mußte Gott die Sünden der Welt tragen. Normänner und Ungarn wurden eine Plage, weil die Franken und Sachſen, ſonſt Erzſeeräuber, kein Schiff mehr bauten, und weil man nicht auf den ſimpeln Einfall kommen konnte, wodurch des Voglers Name groß ward, gegen jene berittenen Nomaden Städte und Feſten aufzuführen. Hunger und Seuchen ſind ſtehende

Landplagen', wogegen man nur zum Himmel ſchreit, ohne auf der Erde ſich nach Hülfe umzuſehen. Im 14ten Jahrhundert gab es in Europa 19000 Spitäler allein für Ausſätzige. Die Blattern, die ſcheußlichen Franzoſen überfielen Wehrloſe, und können kaum erſt in unſrer Zeit gebändigt werden.

Unter der Regierung der erſten Merovingern ging es immer vorwärts im Unheil, vorzüglich ſeitdem im 9ten und 10ten Jahrhundert das Feudalweſen ſeinen Gipfel erſtieg. Nirgends eine Idee von Einheit, von Zuſammenhaltung der Kraft auf Einem Punkt. Alles Erſchlaffung, wie es bei Barbaren in den erſten Jahrhunderten des Zuſammentritts in einen Staat geht, und dann natürlich ein plötzliches Aufraffen der Elaſticität aus dieſer Erſchlaffung, wie das des Tigers, der nach ſeinem Raub ſpringt. Getheilte Regierung und Zerſtückelung des Intereſſe Eines Volks, Entzündung des Haſſes und des Frevels dieſes Volks in ſeinen eigenen Eingeweiden. Schon im 6ten Jahrhunderte ſind bei den Franken die Bürgerkriege bei den ewigen Theilungen fortlaufend. (Gregor IV. V.) Wenn die Vaſallen und Diener des eignen Herrn im eignen Lande marſchirten, ſo geſchahen auf dem Marſche „ſo viele Gräuel, Mordthaten, Räubereien, Plünderungen, daß man eine kleine Ewigkeit davon erzählen könnte.“ (Gregor VI. 8. 30. 45.) Auch in den Beſtrafungen der Großen und Beamten erſchien die Geſetzloſigkeit, ſie waren gewaltſam und hinterliſtig. Die Provinzen wurden von den Ober- und Unterſtatthaltern oft willkührlich und räuberiſch behandelt, dieſe gewöhnlich auf türkiſch gewaltſamen Todes geſtraft, oft in Gegenwart der Könige, oder in ihrem Pallaſte von beſtellten Mördern erſchlagen (Greg. IX. 38.) Septimia und Droctulf, Prinzenhofmeiſter an Childeberts zu Metz Hofe, wurden, ſie zum Genetztunc, er zum Bau der Weinberge verdammt.

Doch wir wenden uns zu unſerem beſtimmteren Zweck, zur Betrachtung der Lage jener Menge von Sklaven, welche in allen dieſen neuen Regierungen entſtanden. Man hat zwecklos viel geſtritten, ob die alten Teutſchen Leibeigene, oder Sklaven gehabt, und wie ſie dieſe behandelt. Man weiß hierüber faſt nichts weiter, als was Tacitus ſagt, ein Mann, der wahrſcheinlich ſelbſt nie über den Rhein gekommen war, und der, wie alle Römer bei ihrer Unkunde und Verachtung barbariſcher Sprachen, von den Sitten und Gebräuchen wohl nicht zu beſtimmt ſprechen konnte. Man hat ihm vorgeworfen, er ſchildere die Sitten der Germanier zu ſchön. Doch dies gewiß mit Unrecht; es ſcheint nur ſo durch den Kontraſt, worin er ſie mit ſeinen römiſchen ſetzt; im Grunde ſind es die Sitten aller rohen Völker unter einem ähnlichen Himmel, ihre Tugenden und ihre Laſter.

Nachdem Tacitus im 24ſten Kap. ſeines Germaniens von der Spielwuth der Teutſchen geſprochen hat, und daß ſie ſelbſt ihre Freiheit auf einen Wurf ſetzen, fähret er ſo fort im 25ſten Kap.: „Die übrigen Sklaven brauchen ſie nicht nach unſerer Weiſe, ſo daß ihre Geſchäfte in dem Hausweſen vertheilt ſind. Jeder verwaltet ſeinen Sitz, ſeinen Heerd. Der Herr legt ihm eine beſtimmte Schatzung an Korn, oder Vieh, oder Gewand, wie einem Pächter, auf. So weit geht des Sklaven Abhängigkeit. Die übrigen Geſchäfte des Hauſes werden durch das Weib und die Kinder verwaltet. Einen Sklaven zu ſchlagen, ihn ins Gefängniß oder zur Züchtlingsarbeit einzuſchließen, iſt ſelten. Zu erſchlagen pflegen ſie ihn, nicht nach einer geſetzlichen ſklaviſchen Strafe, ſondern in der Jähheit und in Zorn, wie einen Feind, doch bleibt das unbeſtraft. Die Freigelaßenen ſind nicht viel über den Sklaven, ſelten von Bedeutung im Hauſe, nie im Staat; außer bei den Völkern, die monarchiſch regiert werden. Denn da ſchwingen ſie ſich über die Freien und über die Edlen empor. Bei den übrigen ſind die zurückgeſetzten Freigelaßenen ein Beweis für die Freiheit.“

Alſo Sklaven hatten die Teutſchen, Sklaven, die einen gewißen Zins von ihrem Acker gaben, die bei der Nation keine Wehrung hatten, ſondern die der Herr ungeſtraft erſchlagen durfte. Doch deutet Tacitus an, daß die Behandlung dieſer Menſchen im Ganzen nicht grauſam war, obgleich ſie von der Willkühr abhingen. Manche unſerer Schriftſteller haben dieſe Leibeigenſchaft dem Tacitus nicht gelten laßen wollen, und in ſeinen Sklaven nichts anders als die Zinsbauern der ſpäteren Zeit gefunden; indem ſie meinen, er habe aus der Ferne die Dinge nur etwas ſchief angeſehen und Teutſches und Römiſches vermiſcht. Jener patriotiſche Eifer iſt jedoch übel angebracht. Wir finden Sklaven faſt bei allen barbariſchen Nationen, die ſie nur zu irgend etwas gebrauchen konnten. Jenen zarten Sinn für die Freiheit, den man ihnen gewöhnlich beilegt, hatten ſie weder für ſich ſelbſt, noch für Andere. Aber auch darin, was er von der meiſt milden Behandlung dieſer Leibeigenen ſagt, kann man dem Tacitus glauben. In ſeinem eigenen Vaterlande hatte der Teutſche wenige Bedürfniſſe, die Begierden des Luxus waren noch nicht aufgeregt; er war, wie die Beſtie ſeiner Wälder, nicht mehr grauſam, wann er ſatt und bekleidet war. Ganz anders iſt es mit dem Menſchen, ſobald er den erſten Firniß der Kultur empfängt, wo alle thieriſchen und künſtleriſchen Begierden miteinander zu ringen anfangen, zum Verderben des Unterworfenen. Aber nicht bloß milde behandelte Sklaven hatten die Teutſchen, ſondern ſie waren auch nicht zahlreich. Davon iſt der Beweis leicht. Sie hatten wenig Ackerbau. Dies ſagen nicht nur die alten Schriftſteller, ſondern der Zuſtand des Landes in der folgenden Zeit ſpricht es noch ſicherer aus. Jene ungeheuren Völkerſchwärme, die man, wie die Bienen aus ihren Stöcken, gewöhnlich aus den germaniſchen Wäldern hervorſchwärmen läßt, haben meiſtens, wenn ſie auch wirklich aus Germanien kamen, eine Zahl zu viel. Die Alten vergrößerten ein beſiegtes Volk, oder ein ſie beſiegendes, um ihrer Ehre willen. Mit wie kleinen Schaaren überwältigte Genſerich der Vandale und Alboin der Lombarde Afrika und Italien! Die Teutſchen hatten wenig Ackerbau, wohl aber viele Wälder, Weiden und Sümpfe. Viehzucht war ihr Hauptgewerbe; Fleiſch und die andern Erzeugniſſe dieſer Viehzucht, nebſt der Beute der Jagd ihre liebſte Speiſe, lange nach dieſer Zeit, ſelbſt unter den Karolingern noch. Wie unverhältnißmäßig groß iſt der Preis des Fleiſches gegen den des Getraides zu dieſer Zeit! (Anton's Geſch. der teutſchen Landw. I. S. 420.) Das Malter Korn galt gewöhnlich zwei Denarien, ein Friſchling 8 Denarien bis einen Schilling, alſo 4 bis 6 Maltern Korn gleich; ein Lamm einen Schilling, ein Widder 6 Schilling, oder 36 Malter, ein Zugochſe 10 Schilling, folglich 60 Malter Getraide. Alſo langſam wurden dieſe Fleiſchfreſſer nur an das Korn, als Speiſe gewöhnt. Wenn man das Capitulare Karls des Großen über ſeine Landgüter durchgeht, ſo fällt die gewaltige Schweinezucht und der große Bienenertrag auf. Beide ſind nur bei großen Wäldern möglich. Auch gab es bis ins 13te Jahrhundert Wälder und Sümpfe genug zu lichten und urbar zu machen. Der Hirte braucht nicht eben ſo viele Sklaven, wie der Ackerbauer, und er hat nichts, wobei er ſie ſo ſehr anzuſtrengen hätte. Allemal iſt die Sklaverei bei einem bloß Ackerbau treibenden Volke am härteſten geweſen.

Anders ward es, als der Germanier im Süden Reiche gründete, da lockte der neue luſtige Zuſtand des ſiegenden Uebermuths, und das giftige Beiſpiel des verjährten Unrechts, was in den unterjochten Provinzen herrſchend war, ihn zur Kenntniß neuer Gelüſte, und er ward ein raffinirender Unterdrücker. Allenthalben, wo er ſich auf römiſchen Trümmern ſetzte, fand er eine alte methodiſche Knechtſchaft gegründet und ließ ſich dieſe nicht übel behagen. Jene Sklaven wurden jetzt die ſeinigen, und ſelbſt die Freien konnten froh ſeyn, wenn er ihnen zuerſt zwei Drittel ihrer liegenden Gründe nahm und ihr Leben zur halben Wehrung eines Germaniers ſchätzte. Doch mußte binnen einem halben Jahrhunderte jener Unterſchied zwiſchen einem Gothen und Hiſpanier, einem Longobarden und Italier, einem Franken und Gallier ſich ſchon ſehr verwiſchen, aber das Unweſen blieb in ſeiner ganzen Scheußlichkeit, und wuchs wo möglich noch. Die Eingebohrnen vermiſchten ſich mit den blondlockigen und blauäugigen Nordländern, ja manche fanden wohl durch ihre überwiegenden Kenntniſſe und Kultur Gelegenheit, die beſten Stellen im Staate einzunehmen. Man findet bei Gregor unter den Biſchöfen faſt lauter Romanen (Romanen); ja der Romane Mummolus führte bald burgundiſche Barbaren als Feldherr an. Wir wollen über dieſe Niedertrampelung der Kleinen in dieſer erſten Periode Gibbon vernehmen (Gibbon Hist. of the R. Emp. Vol. VI. pag. 84.) „Die Zahl erblicher Leibeigener, die an die galliſchen Güter gebunden waren, ward unaufhörlich durch neue Rekrutirungen vermehrt, und das ſklaviſche Volk, nach der Lage und dem Gemüth ſeiner Herren, ward zuweilen durch erbettelte Nachſicht gehoben, öfter aber durch launiſchen Deſpotismus niedergedrückt. Eine unumſchränkte Gewalt über Leben und Tod ward von dieſen Herren ausgeübt, und wann ſie ihre Töchter verheiratheten, ward ein Zug brauchbarer Sklaven, die man an die Wagen kettete, um ihr Entlaufen zu verhüten, als ein Hochzeitsgeſchenk in eine entfernte Provinz geſchickt. Die Majeſtät der römiſchen Geſetze beſchützte die Freiheit jedes Bürgers gegen die raſchen Wirkungen ſeiner eignen Noth oder Verzweiflung. Aber die Unterthanen der Merovingiſchen Könige durften ihre perſönliche Freiheit veräußern, und dieſer Akt eines legalen Selbſtmords, der alltäglich vorfiel, iſt in Worten ausgedrückt, welche die Würde der menſchlichen Natur auf das höchſte entehren und verletzen. Das Beiſpiel der Armen, welche das Leben durch die Aufopferung alles deſſen erkauften, was das Leben wünſchenswerth machen kann, ward allmälig von den Schwachen und Frommen nachgeahmt, die in Zeiten öffentlichen Unheils feige zuſammenlieſen, ſich hinter dem Bollwerk eines mächtigen Führers und um den Schrein eines beliebten Heiligen zu ſchirmen. Ihre Unterwerfung ward von dieſen geiſtlichen und weltlichen Herren angenommen, und die haſtige Verhandlung beſtimmte unwiderruflich ihren eigenen Zuſtand und den ihrer ſpäteſten Nachkommenſchaft. Seit der Regierung Klovis, durch fünf folgende Jahrhunderte, gingen die Geſetze und Sitten Galliens übereinſtimmend dahin, das Wachsthum der perſönlichen Leibeigenſchaft zu befördern und ihre Dauer zu bekräftigen. Zeit und Gewalt verwiſchten faſt die zwiſchentretenden Stufen der Geſellſchaft, und ließen ein unbemerkbares und enges Intervall zwiſchen dem Edlen und dem Sklaven. Dieſe willkührliche und neue Eintheilung haben Stolz und Vorurtheil in eine Nationalunterſcheidung verwandelt, die durch die Waffen und die Geſetze der Merovinger allgemein begründet iſt. Die Edlen, die ihren ächten, oder fabelhaften Urſprung von den unabhängigen und ſiegenden Franken geltend machten, haben das unumſtößliche Recht der Eroberung über einen niedergetretenen Haufen von Sklaven und Plebejern, welchen ſie die vermeintliche Schmach einer galliſchen oder römiſchen Abkunft anhängten, feſtgehalten und gemißbraucht."

Es iſt nicht leicht, von dieſem vielköpfigen, ungeſtalteten und unter mancherlei Formen und Masken in den verſchiedenen Jahrhunderten umherlaufenden Ungeheuer der Leibeigenſchaft, etwas beſtimmt Umfaſſendes und Erſchöpfendes zu ſagen. Man kann das vielgeſtaltige Unthier nirgends auf allen Seiten umfaſſen. Selbſt wenn man durch die verſchiedenen Jahrhunderte Schritt vor Schritt ginge; ſo würde man nur einen Folianten hervor bringen, ohne dadurch das Ganze überſehlicher zu machen. Die mancherlei Urſachen, wodurch ein Menſch das Ding eines andern Menſchen werden konnte, ſind zugleich die mannichfaltigſten und verſchiedenſten und eben ſo verſchieden die Mißhandlungen und Mißbräuche, die man ſich mit dieſer menſchlichen Maſchine erlaubte. Halbe, ganze, Viertel, und Dreiviertelfreiheit- oder Sklaverei ſind nicht genau gemeſſen; eben ſo iſt das Schwerer- oder Leichterwerden, das Brutaliſiren, oder wieder das allmälige Humaniſiren dieſer unglücklichen Menſchen beſtimmt, und gleichfalls, nach den Ländern und menſchlichen und bürgerlichen Revolutionen hier wieder anders, als dort. Unendlich und verſchiedendeutig nach Gegenden und Zeiten iſt auch die Namenmenge, die, eine Vernichtung des edelſten menſchlichen Vorrechtes anzeigte. Als vollends die Knechtſchaft des Feudalunheils und Leibeigenſchaft in einander eingriffen, da ward es noch ſchwerer zu ſagen, was dieſem und was jenem angehöre. Hier ſollen bloß einige Angaben ſtehen, die eine allgemeine Vorſtellung geben können, ſie ſollen hier ohne eine lange Deutung unter einander ſtehen; denn Vollſtändigkeit, ſcharfe Beſtimmtheit und Ordnung wird man da nicht erwarten, wo es keine geben kann. Gleich zu Anfang einige Züge aus Gregor von Tours. (III. 15.)

Bei dem Aufſtande in Auvergne wurden viele Söhne der edelſten, ſenatoriſchen Ge-

ſchlechter

ſchlechter in ihrer Zwietracht von Klodwigs Söhnen Dietrich und Childebert in die Knechtſchaft hinabgeſtoßen. Wem ſie zur Bewachung übergeben wurden, der machte ſie zu ſeinen Knechten. Viele entflohen und kamen wieder in ihr Vaterland. Unter andern ward auch Attalus, der Neffe eines Biſchofs Gregor, nach der Moſel hin verſchleppt, und diente im Trierſchen einem Barbaren als Stallknecht. Sein Oheim ſandte Boten, ihn auszuforſchen. Er bot Löſegeld, allein der Beſitzer forderte die unerſchwingliche Summe von 10 Pfund Gold. Ein edelmüthiger Diener ſeines Oheims, ſein Koch, verkauft ſich nun dem Herrn des Attalus als Sklave, ſchmeichelt ſich durch ſeine Kunſt bei ihm ein und findet, nach dem Aufenthalte eines Jahres, Gelegenheit ſich durch tauſend Gefahren mit ihm zu flüchten. — Ein gewiſſer Rauching (V. 3.) hat zwei Leibeigene, deren eheliche Verbindung er durchaus nicht geſtatten will. Sie flüchten ſich unter den Schutz eines Altars. Der Prieſter bittet, er möge ihnen verzeihen und ſie nicht trennen. Jener ſchwört es auf den Altar, nimmt ſie mit, packt ſie dann, um nicht meineidig zu werden, zuſammen in einen hohlen Baumſtamm und beſchüttet ſie mit Erde. Der Prieſter läuft auf die Nachricht herbei und findet den Jüngling noch nicht ganz todt, das Mädchen erſtickt.

Die Wuth der Leibeigenſchaft dieſer Zeit, und zwar nicht bloß der romaniſchen, ſondern germaniſchen Menſchen ſelbſt, wuchs noch durch die Art der teutſchen Völker, Krieg mit einander zu führen. Wer gefangen ward, den verkaufte man als Sklaven. Gregor der Gr. Biſchof von Rom klagt in einem ſeiner Briefe, daß die Franken ganze Heerden von Römern, wie die Hunde an den Hälſen zuſammengekuppelt, weggeſchleppt hätten. Von St. Eligius heißt es: (Valeſ. Rer. francicar. III. Vita S. Eligii) zuweilen kaufte er eine ganze Schaar verſchiedenen Geſchlechts und aus mancherlei Völkern, wie ſie aus dem Schiffe traten, los; nemlich Römer, Franken, Brittannier, auch wohl Mauren, aber vorzüglich von dem Sachſenvolke, die zu der Zeit (Dagoberts) wie Heerden aus ihren Sitzen geriſſen, und hie und da zerſtreut wurden. So wurden ſchon jetzt die Geiſtlichen, deren Verdienſte um dieſe Klaſſe ſehr groß ſind, häufig ihre Schützer und Wohlthäter, obgleich ſie gelegentlich auch für ſich ſorgten; denn in den meiſten alten Geſetzen z. B. machten ſie ihre Wehrung hoch, und ſelbſt die ihrer Sklaven dreifach höher, als die von Sklaven andrer Leute. Auch Biſchof Deſideratus von Verdun (Gregor III. 34.) war ſchon in der früheſten Zeit der Wohlthäter und Beſchützer des armen niedergetrampelten Volks. Der Mönch Eparchius zu Angouleme (VI. 8.) wandte alles, was die Leute dem Ruf ſeiner Heiligkeit ſchenkten, zur Erleichterung der Armen und Erlöſung von Gefangenen an.

Obgleich der alte Teutſche in der Regel keine Todesſtrafe kannte, ſondern jedes Vergehen abbüßete, jedes Glied ſeines Leibes, jede kleine Beſchädigung, bis zum Todſchlag, mit Geld gut machte, oder mit leiblichem Dienſt, ſo war der Unterſchied doch groß zwiſchen den Taxen, und der Sklave ſteht oft manchen Hausthieren nicht einmal gleich. Nach dem Alemanniſchen Geſetz, konnte man ſelbſt den Todſchlag eines Herzogs, Grafen und Biſchofs mit der geſetzten Wehrung büßen; aber wenn man von Möſer hört, (Mösers Osnabr. Gesch. I. 225.) daß zu Karls des Gr. Zeit 60 Solidi an Werth 12000 Scheffeln Rocken gleich waren, ſo ſieht man leicht, wie gefährlich es war, einen Hochtaxirten zu erſchlagen, weil man bei der Unerſchwinglichkeit der Summe, wenn es aufs Beſte ging, ſeine Freiheit riſkirte. Freilich von einem gewiſſen thieriſchen Standpunkt des Nutzens aus ſehen die alten Geſetze alles, und ſelbſt die Freien an; denn in den meiſten Geſetzen z. B. hat ein Weib, das noch gebährt, eine mannbare Jungfrau die doppelte Wehrung vor der, die über dieſen Zuſtand hinaus, oder noch nicht dazu hinan iſt; aber der Sklave wird in aller Rückſicht wie ein Thier behandelt, verpfändet, vertauſcht, verkauft, ja oft todt geſchlagen, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Er ward, wie ein Vieh, an welchem man Fehler entdeckte, wieder zurückgegeben (lex Baiuvar) wenn er blind, brüchig, mit der fallenden Sucht, oder dem Ausſatz behaftet war. In Marculfs Formeln (II. 22.) heißt es: „Ich habe dir einen Sklaven verkauft, der mir rechtmäßig zugehört, keinen Dieb, keinen Flüchtling, keinen mit der fallenden Sücht Behafteten, ſondern einen an Seele und Leib Geſunden; und dieſen Sklaven übergebe ich dir hier zum Beſitz, daß du von dieſem Tage an freie Willkühr habeſt, ihn zu beſitzen, zu behalten und mit ihm nach deinem Gefallen zu thun.“ Alſo der Verkäufer ſtand auch für ihn ein. Im Lande mochte man mit ihnen ſchachern, ſo viel man wollte, nur außer Landes ſollte man ſie nicht verkaufen, und nicht an Juden und Heiden; dagegen waren viele Geſetze, ſo wie gegen die Seelenverkäufer, die Sklaven und Freie außerhalb Landes verſchleppten (Leg. Alemann. 45.). Dithmar von Merſeburg (lib. VI.) klagt, daß im eilften Jahrhundert noch unter Heinrich dem Heiligen ganze Familien an Juden verkauft ſeien.

Auch die Sklaven hatten nicht einerlei Wehrung. Die Knechte der königlichen Kammer (servi fiscalini), ſo wie auch die königlichen Freigelaſſenen (denariales), waren höher taxirt, als die geiſtlichen Knechte und Freigelaſſenen, und dieſe wieder höher, als die der Privatleute. Da nun auch, ehe und bevor die Städte empor kamen, alle Handwerke, Künſte und Geſchäfte unter ſie vertheilt wurden, ſo gab es eine gewiſſe Taxe nach dem Range der Nützlichkeit, daß z. B. der Grobſchmid höher als der Stallknecht, und dieſer höher als der Sauhirt angeſchlagen war. Nur ein Paar Beiſpiele der allgemeinen Taxe aus den alten Geſetzen, verglichen mit der Wehrung der Freien und des Viehes mögen hier ſtehen.

Saliſches Geſetz. II. Todſchlag, Verkauf, Diebſtahl eines Sklaven taxirt 35 Solidi, (nach dem Sachſengeſetze 36) eines der vorzüglichen Künſtlerſklaven 70 Sol. — Ein guter geſtohlner, oder erſchlagner Jagdhund, auch ein zahmer zur Jagd abgerichteter Hirſch 45 Sol.; eben ſo viel ein Falk, der unter dem Schloß iſt, und ein Bienenſtock 26. Ein Mädchen erſchlagen, ehe ſie Kinder haben konnte, 200 Sol.; ein Weib, das ſchon gebohren hat, 600 Sol.; ein ſchwangeres 700; eines, das nicht mehr gebähren kann, 200—43. Der Todſchlag eines Freien 200 Sol., (alſo mehr als fünfmal ſo viel, als der Knecht) der unterſte Geiſtliche, der Diakonus, ſchon 300 Sol. — Strenger bei weitem ſind die ſächſiſchen Geſetze, ſie dekretiren eher Todesſtrafen, und haben höhere Buße.

Das Geſetz der Angler und Variner macht ſchon einen Unterſchied zwiſchen Edlen und Freien, ſo wie das ſächſiſche. Eines Freien Wehr war 200 Sol., eines Edlen 600, eines Freigelaſſenen 100, eines Sklaven 30. — Für den Schaden des Knechts ſteht der Herr in allem, wo er ihn nicht ſelbſt dem Beſchuldigten übergeben will, ganz nach dem si quadrupes pauperiem fecerit. Gar häufig, wenn ſo ein armer Schelm beim Diebſtahl und andern Verbrechen nicht gut thun konnte, ging es an die Kaſtration, z. B. bei einer Buße von 6 Sol. (Lex. sal. 42.). Wegen einer Kleinigkeit mußte er auf die Tortur. — Auf einem ähnlichen Fuß wurden die Mägde in dem Geneztune behandelt, die gleichfalls nach ihrer Nutzbarkeit einen verſchiedenen Rang hatten. Wer eine des erſten Ranges nothzüchtigte, büßte mit 6, eine des zweiten mit 3 Solidis. — Faſt in allen Geſetzen haben die Jagdhunde wenigſtens eine gleiche Taxe mit den Sklaven. — In den Geſetzen König Rothhars iſt die Wehrung einer trächtigen Stute und einer Magd gleich.

Beiläufig dringt ſich mir hier eine fremde Bemerkung auf, die ich herſetze, weil viele der Meinung ſind die Spielleute und Sänger ſeien bei den alten Germanen in hohen Ehren geweſen. Sie waren faſt allenthalben damals ſchon, wie noch viele jetzt die Komödianten anſehen, halb unehrlich. — Nur das Geſetz der Angler nimmt ſich ihrer an. Wer bei ihnen Harfenſpieler ſchlug und zum Spielen untüchtig machte, bezahlte viermal die Taxe, die ſolche Glieder ſonſt hatten. Bei den Sachſen heißt das Wehrgeld eines Spielmanns eines Mannes Schatten, und bei den Schweden gab man als Büßung für einen erſchlagenen Harfenſpieler und Gauckler eine junge Kuh, und nur unter der Bedingung, daß der Empfänger ſie beim Schwanze feſthalten mußte, wenn ſie aus allen Kräften angetrieben ward.

Wir haben oben ſchon geſehen, wie Menſchen durch Unterjochung und Kriege Sklaven wurden. Dies ging ſo fort durch alle Kriege der Merovinger und Karolinger, und zuletzt vorzüglich in den blutigen Kämpfen mit den Normännern und Slaven. Karl der Große ſelbſt gab ein fürchterliches Beiſpiel, indem er an 30000 wehrhafte Sachſen in eine Art von Knechtſchaft über den Rhein verſetzte. Der willkührliche Druck der Großen zwang manchen Freien entweder allmälig zur Aufgebung ſeiner Freiheit, um Ruhe zu haben, oder er nahm ſie ihm ohne Umſtände. Schon zu Karls des Kahlen Zeit ging die Unterdrückung einiger Herren ſo weit, daß Freie und Unterthanen anderer Herren, die vor den Normannen ihre Wohnungen verlaſſen hatten, von ihnen zu Leibeigenen gemacht wurden, wenn ſie ſich auf ihrem Gebiete betreten ließen (Potgiesser de statu servorum etc. l. I. c. I. §. 16.) In den Actis Monaster. Murensis (Ludwig script. rer. germ. Vol. II) heißt es: „Freie Leute hatten einem gewiſſen Guntram ihre Landgüter unter einem geſetzlichen Zins aufgetragen, mit der Bedingung, daß er ſie ſchirmte; dieſer aber ſchritt gleich zu ihrer Unterdrückung und fing an, ſie erſt mit Anforderungen (petitionibus) anzugreifen, brauchte darauf freie Gewalt, faſt als wenn ſie ſeine Hobsleute (mansionarii) wären, befahl ihm zu dienen, nemlich im Ackerbau, in der Heu- und Kornärndte und in allen Dingen, indem er ſie ſo unterdrückte.“

Hungersnoth und Elend, woran es dieſen Zeiten nie fehlen konnte, und Schulden trieben Manchen, ſich zu verkaufen und zu verſchenken, oder auch Weib und Kinder, welches nicht verboten war. (Marculfi Formulae II. 28.) Einer übergiebt ſich einem andern zum Sklaven, der ihn aus der Noth befreit hatte, mit der Bedingung, wenn er nicht genau ſeine Befehle befolge, ſolle er Erlaubniß haben, ihm jede beliebige Strafe aufzulegen, ihn zu verkaufen, kurz mit ihm zu thun was ihm gefalle.

Andre fielen durch Verbrechen in Sklaverei, oder gaben ſich einem Dritten als Knecht hin, und dienten bei ihm die Buße ab, die er für ſie zu bezahlen übernahm. So giebt ſich (Formul. Varior. 26. apud Bignon) einer wegen Diebſtahls bis zur Erſetzung durch Abverdienen jemandem zum Knecht. Ein Anderer wird Sklave wegen eines Pferdediebſtahls. (Form. veteres incerti auct. 58.) Oeffentliche Verbrecher wurden, wenn ſie nicht zu büßen hatten, Knechte des Königs, zu mancherlei Arbeit verdammt, die Weiber in den Geneztunc verſtoßen, wo ſie mit den Mägden in Wolle und Flachs arbeiten, weben und ſpinnen mußten.

Wer das Unglück hatte, außer der Ehe gebohren zu werden, ward des Königs oder Kaiſers Leibeigner, der ihn beerbte. Die härteſte Leibeigenſchaft dieſer Gattung drückte die Pfaffenkinder. Noch Friedrich der Dritte im funfzehnten Jahrhundert belehnte die Markgrafen von Baden mit allen dort unehelich gebohrnen Kindern. Gleiches Recht hatte Heſſen, gleiches die Grafen von Tecklenburg über die adligen Baſtarde. Auch die Findelkinder wurden gewöhnlich als natürliche Leibeigene ihrer Fütterer angeſehen. Daß man durch Heirath und durch Geburt Sklave werden konnte, war bei dieſen Begriffen von Menſchenrechten natürlich. Man mußte es ja dem gnädigen Herrn, unter deſſen Schutz der Zufall einen auf die Welt warf, danken, daß er die Fütterung übernommen. Die Aeltern waren ja mit allem dem Ihrigen ſeine Sache, was ſie alſo an das Kind wandten, entging ihm. Es war alſo der Vertrag: ich mache dich groß, dafür trägſt du dein Leben lang mein Joch.

So war es gegangen und ging es bis auf Karls des Großen Zeit, eines Mannes, der mit großen Laſtern noch größere Regententugenden verband. Er ſah, wie ein guter Hausvater, auch auf die kleinſten Details der Oekonomie und Polizei, und wollte wenigſtens die Wirthſchaft auf ſeinen Domänen, wenn nicht milde, doch ordentlich eingerichtet wiſſen, und alles war daher beſtimmt: Abgaben, Herrendienſte, Gerichts- und Regimentsgebühren. Von allem dieſem, wie von dem Zuſtande des Landbaus, der Viehzucht ꝛc. findet man ſehr intereſſante Notizen in dem capitulare de villis suis. Alles iſt da nach Geſchäft, Rang und Tüchtigkeit klaſſificirt und muß ſich einander kontrolliren, von dem königlichen Generalſtatthalter an, bis auf den kleinſten Meyer und Bauervogt. Man kennt ſeine muſterhafte Einrichtung. Die Herzoge waren in den meiſten Provinzen abgeſchafft, weil ſie bei ihrer konzentrirten Macht zu gefährlich werden konnten; ſtatt deſſen waren die Herzogthümer in mehrere Grafſchaften zerſplittert. Dieſe Grafen waren gleichſam Unterſtatthalter und Oberrichter in ihren Diſtrikten. Sie hatten gewöhnlich ihre Viergrafen, Zehntgrafen, Oberſchultheißen und wie ſie weiter hießen, unter ſich, ſo wie die Klöſtervögte, welche den Stiftern zur Verwaltung des Weltlichen zugeordnet waren; unter dieſen ſtanden wieder die kleineren Bedienten. Dieſe Grafen führten auch den Heerbann ihres Diſtrikts. Ueber mehrere Grafen waren die ſogenannten königlichen Botſchafter geſetzt, die von Zeit zu Zeit die Gauen der Grafen bereiſeten, mehrere Maltage hielten, wo ſie die Verwaltung der Grafen und kleineren Beamten unterſuchten, die Beſchwerden annahmen und ſie und die Appellationen an den König brachten. Aber ſo trefflich dieſe Kontrolle war, unter der Karl alles hielt, ſo konnten ſich dennoch Mißbräuche genug durchſchleichen, und wenn ſie die trefflichſte geweſen wäre, ſo konnte es auf dieſe Art dennoch nicht dauren, ſobald die Nation ihre Stelle der Kultur veränderte. Das Reich war zu ungeheuer, als daß bei dieſem Regiment auf Treu und Glauben, wo ſo wenig durch Geſetze beſtimmt war, nicht große Unordnungen hätten einreißen ſollen. Man findet ſelbſt in den Dekreten und Geſetzen Pipins und Karls die Spuren davon und kann wohl ſagen: geſchah dies am grünen Holz, was will am dürren werden? Schon unter ihm und ſeinen Vorgängern waren in manchen konſtituirenden Einrichtungen der Nation große Veränderungen; vorgegangen. Sonſt beſtand der Heerbann, die reiſige Kriegsmannſchaft, allein aus den freien Wehren, den unabhängigen Männern, die auf eigenem Boden ſaßen. Unter Karl, wo mit dem Glanz und der Größe ſeiner Monarchie die Menge der Hofdiener wuchs, zogen ſchon viele Leute und Klienten mit ihren Herren und Vorſtehern aus, aber noch wogen die Wehren über (Möser l. c. II. S. 132.); indeſſen ward ihnen dies bei der Weite der Monarchie, wo ſie von der ſpaniſchen Mark nach der öſterreichiſchen, von Benevent an die Elbe ziehen mußten, äußerſt beſchwerlich und ihrer Lage verderblich. Nur Karl konnte die fremdartige Maſſe zuſammenhalten, die ſogleich nach ihm auseinander fiel, und zwei bis drei Jahrhunderte in der wildeſten Gährung, obgleich bald von einander geſchieden, kochte; bis endlich wieder etwas einer Welt ähnliches aus dem Chaos hervorging.

Bei der Ohnmacht und Geiſtesſchwäche ſeiner Nachfolger, bei den Bedrängungen ſeiner Monarchie von Oſten, Norden und Weſten her hob der Uebermuth und die Eigenmacht in einer neuen Geſtalt ihr Haupt empor, zu dem Unheil der Leibeigenſchaft kam die ausgebildete Lehnsverfaſſung. Ganz Germanien, ja ganz Europa ward nun ſklaviſch, denn dieſes hundertköpfige und hundertarmige Scheuſal ſtreckte ſeine Fäuſte weit aus. Die Menſchen verloren faſt allenthalben den Begriff einer unmittelbaren Herrſchaft des Geſetzes und eines unmittelbaren Gehorſams gegen ein heiliges Geſetz. Vom oberſten Herrn bis zum unterſten Knecht ward alles ſubordinirt. Man verzweifelte durch ſo viele Thore, die man alle erſt ſprengen mußte, zur Gerechtigkeit zu kommen, biß knirſchend, wie der gebundene Hund, in ſeine Kette und biß eben ſo knirſchend um ſich, um Beute zu machen. Wo jeder ein Räuber war, hielt man es für keine Schande, auch einer zu ſeyn, ſobald man es konnte. War indeſſen dieſe Ordnung, die nothwendig aus der Lage der Zeit und der Völker früher, oder ſpäter hervorgehen mußte, allen nachtheilig, ſo war ſie es den Kleinen am meiſten. Der König verlor die Macht; er, der nur Intereſſe hatte, für ſein Volk etwas zu thun, vermochte nichts mehr. Die Statthalter, die Grafen, die Edelvögte, kurz alle große Verwalter hatten ſich unabhängig und erblich zu machen gewußt und wußten auf Koſten des Volks ſich dabei zu behaupten. Die freien Wehren, bey dem Syſtem eines allgemeinen Dienſtes ohne Ehre und Einfluß, bei dem Druck ohne Wohlſeyn und Sicherheit, fanden den Heerbann zuletzt ſchimpflich und das Land, das ſie bebauten, fiel in knechtiſche Hände. Sie ſuchten die Ehre und Glanz, wo ſie allein zu finden waren, im Dienſt; denn vormals hielt ein Freier, der bloß in der Heerrolle ſtand, ſich edler als ein Herzog und Graf, weil dieſer Königsdiener war. Forderungen, Leiſtungen, Zehnden wuchſen willkührlich, und Mancher, der ſich bloß zu Gottes Knechte zu machen gemeint hatte, ward nun ein Menſchenknecht. Manchen ward ſo lange von den Uebermüthigen zugeſetzt, bis ſie ſich zur Dienſtbarkeit bequemten, ſich und ihr Eigenthum verkauften, oder auch übertrugen. Sie hatten nun wenigſtens, ſo lange es währte, die Ruhe des Sklaven. Lehnsverbindung und Eigenhörigkeit floſſen oft ſo vielverflochten in einander, daß es noch jetzt oft räthſelhaft iſt, ob manches mehr der einen, oder der andern angehört.

Freilich ſchon in früheren Zeiten mußte jedermann einen Schutz und eine Obrigkeit anzugeben wiſſen, worunter er ſtand, ſonſt kam ſeine Freiheit in Gefahr. Schon von den Sachſen hieß es, ſie verkauften einen Fremdling, der keinen Schutzherrn hatte. (Möser I. 341.) Schon älteſtens mußte jeder Fremde, der ins Land kam, einen Schirmer haben, ſonſt ward er zum Kammerknechte des Königs gemacht. (Anton Gesch. der t. Landw. I. 321.) Aber jetzt erſt ward dieſer Grundſatz recht ausgebildet; jetzt hieß es im ſtrengſten Sinn nicht bloß nulle terre sans seigneur, ſondern auch nul homme sans seigneur. Wenn der Menſch mit feſtem Beſitz ſich nicht behaupten konnte, wie ſollte es der, welcher nichts hatte, als ſeine Perſon? Das war nun ein Bieſterfreier, dem jeder Erſte, Beſte das Seil des Gehorſams umwerfen mochte, ein Wildfang von jedem Erſten zu fahen und zu zubändigen. Ja hiemit nicht zufrieden kam man immer weiter. Einige Orte behielten das Vorrecht, daß man leibeigen ward, flugs wie man ſie betrat. Das nannte man die Luft macht leibeigen.

So war es hie und da in der Wetterau, im Wirtembergiſchen. Noch ſind hievon Spuren da.

Alſo keine Rettung war mehr für die alte germaniſche Freiheit. Jeder eilte ſie ſo gut als möglich mit ſeinem Leibe und ſeiner Habe zu verſchenken, zu verkaufen und abhängig zu machen. Die Lehnsſchirmherrſchaft ward oft eben ſo drückend, als die wirkliche Leibeigenſchaft. Dieſer Epoche verdanken die Stifter einen großen Zuwachs ihrer Wachszinſigen und Leibeigenen, denn am liebſten und ruhigſten ſaßen die Menſchen hinter dem Schrein und Altar irgend eines Heiligen. Mit dieſer politiſchen Unordnung und Anarchie verfiel auch aller Gehorſam und alle Zucht. Die Subordination war hin, jeder Vaſall war ſein eigner hochmögender Herr. Die Normänner, die Avaren, die Ungarn kamen von außen; jene kleinen Tyrannen rauften ſich im Innern und zertraten das geringe Volk in dem Kampfe. Wohin dieſes Räubergeſindel kam, da ging das Unheil mit ihm und das hülfloſe Alter und die unſchuldige Jugend betete vergebens zu den Heiligen. Ihre Habe war Gemeingut und ward geplündert, die Jungfrauen wurden geſchändet; ſelbſt die Scheu vor der Religion entwich, und Kloſtermauern ſchützten oft geheiligte Leiber nicht. Die Menſchen, an dem Heil der Erde verzweifelnd, ſahen nach dem Himmel auf. Im neunten und zehnten Jahrhundert ward am meiſten von der Zukunft des Herren und dem tauſendjährigen Reiche prophezeihet und geträumt.

Von der ſchrecklichen Abhängigkeit und Behandlungs- und Betazungsart haben wir ſchon Proben geſehen. Das Leben der Leibeignen ſtand eben ſo ganz in der Willkühr des Herrn. Wer ſeinen Knecht oder ſeine Magd erſchlug kam mit einer kleinen Buße davon. Lebten die Gemißhandelten einen Tag nach der Beſchädigung, ſo ward der Thäter gar nicht beſtraft, weil der Leibeigene ſein Gut geweſen. Aelteſtens hatte ein Knecht gar kein Vermögen, durfte kein Teſtament machen; kein Zeugniß gegen ſeinen Herrn, oder auch einen andern Freien hatte Gewicht; nicht heirathen durfte er, nicht ſeine Kinder ausgeben; er war noch ganz Sache des Herrn. Alles dies verſchob ſich nur nach und nach ein wenig, obgleich die Abhängigkeit und der Raub der Perſon und des Vermögens noch immer ſcheußlich genug in manchen Gegenden Teutſchlands iſt. Hieher gehören die Gewalt des Herrn über die Ehen der Leibeigenen das Recht der todten Hand, welches auch Sterbfall, Beſthaupt, kurz vielnamig genannt wird, wodurch der gnädige Leib- und Lehnsherr noch mancher Orten, wenn er will, ein gräßlicher Tyrann ſeyn kann.

Die Willkühr der Herren war unglaublich in Rückſicht der Ehen der Leibeigenen. So heißt es im Kapitular Karls des Kahlen (Potgieſser l. c. II. 2. §. 15.): „ſo eine Heirath, weil ſie nicht geſetzmäßig noch rechtlich, ſolle getrennt werden, kann jeder Herr ſeinen Sklaven nehmen und ihn mit einem Menſchen ſeines Gebietens kuppeln; wenn Kinder gebohren werden, ſollen ſie nach fränkiſchem Recht und altem Brauch der Mutter folgen.“ Das hörte denn freilich nachher auf, als Pädſte und Sakrament der Ehe ſich davor legten, und ward mit Brüchen abgemacht, die nicht gelind waren. Adelbert von Bremen in ſeinem Vertrage mit den neuen Anſiedlern (Schlözer's krit. Saml. zur Gesch. d. Deutsch. in Siebenbürgen Seite 399) macht die Bedingung, daß, wenn jemand eine andre, als eine Magd der Kirche, geheirathet, ſolle ſein Erbe nicht ſeinen Kindern zufallen. So heißt es in einem Diplom Karls des Großen 812 dem Kloſter Neuenſtadt gegeben: die außer dem Stift freit, deren halbes Vermögen fällt dem Stift zu.“ So in einer Urkunde Heinrichs des Dritten, dem Kloſter Brauweiler 1051 gegeben: „heirathen ſie außer der Stiftsgenoſſenſchaft, ſo ſoll all ihr Gut verfallen ſeyn.“ (Potgiesser l. c. II. 2. §. 22.) Man weiß aber wirklich nicht, ob dieſe harte Strafe, wenn einer aus dem Gebiet ſeiner Obrigkeit hinausfreite, mehr der Leibeigenſchaft, oder dem Zunft- und Innungsgeiſte gehört, der die Zeit und die Nation regierte. Indeſſen zum Plündern ließ ſie ſich gebrauchen, ward dazu gebraucht und iſt in Weſtfalen unter den ſogenannten Hobsleuten und Hobsgenoſſen noch im Gebrauche. Die Alten ſahen bei den Heirathen ſehr auf Gleichheit und eine Art von Zunft- und Stammver-

wand-

wandtſchaft, wovon in allen Geſetzen Spuren ſind. Die Adligen, welche ſich mit Sklaven vermiſchten, ſtrafte das Longobardiſche Geſetz oft äußerſt ſtrenge mit Verluſt des Lebens, der Ehre, der Hinabſtoßung in den Geneztunc. Freie wurden oft unfrei, wenn ſie wiſſentlich bei einem Sklaven lagen. Im Recht des Herrengerichts zu Gruſſenheim heißt es: Und wäre, daß ein Gotteshausmann ſeine Ungenoſſin nähme, der beſſert alle Jahr, dieweil er lebt, 30 Schillinge pfennige zu Recht;" und in dem Privilegium des Abts zu Gengenbach von 1414: „Käm' es alſo, daß ein Gotteshausweib, oder Gotteshausmann ihre Ungenoſſen nähmen ohne eines Abtes Urlaub, die ſoll ein Abt beurtheilen, und ſoll die zwei Theil ihres Guts nehmen und ihnen das dritte lan." — zum Theil war die Strafe gelinde; ſo im Registro Prum.: „wenn ein Weib von außen einen Mann nimmt, bezahlt ſie zwei Hühner, zehn Eier, zwei Knaken Flachs und ein Viertel Leinſamen." — Weil es indeſſen wegen Naturgewalt oder Wenigkeit der Genoſſenſchaft nicht immer zu vermeiden war, daß die Genoſſen nicht auswärts gingen, ſo theilten die Herren der beiden Leibeigenen, oder der Freie mit dem Herren des unfreien Gemahls die Kinder unter einander; nach Aventin fand dies in Baiern ſtatt, ſo daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter folgten. Später glich man dies im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wohl mit Geld aus. — Auch das Recht der erſten Nacht, oder das Recht des

Kranzes mußten die leibeigenen Mädchen von ihren Herren löſen (Anton l. c. II. 224.). Dies war eine verſchiedene Taxe; in Korvey löſete man es 1153 mit zwei Schillingen.

Der Sterbfall iſt gerade kein beſtimmendes Zeichen der Hörigkeit, oder Leibeigenſchaft, ſondern gehört noch häufiger der Lehnsverbindung an. Die Kaiſer hatten Anfangs den Sterbfall von allen ihren Bedienten, ſelbſt von den Biſchöfen (Möser I. 222.); allein die Großen befreiten ſich früh davon und drückten die Kleinen dafür deſto härter damit. Wenn Berge gemacht werden, entſtehen Thäler. Die Baſtarde und Wildfänge lagen beſonders unter der todten Hand; ſtarb einer ohne Erben, ſo nahm der Herr die ganze Erbſchaft. Wenn die Herren nur die Hälfte des Nachlaſſes nahmen, ſo nannte man das noch gnädig. Später nahm und nimmt man auch wohl nur einzelne vorzügliche Stücke, das beſte Haupt im Stall, Pferd, Ochs, Kuh, das beſte Kleid, Bette, die beſte Kiſte und Waffe. Nach Lehmann (Lehmanns Chronik von Speier) nahmen die Biſchöfe von Speier das beſte Bett, ſo oft eines Leibeigenen Weib geſtorben. Runde ſagt davon (Teutsches Privatrecht S. 406.): In Weſtfalen erbtheilt der Leibherr gewöhnlich den ganzen beweglichen Nachlaß des Eigenbehörigen mit deſſen nächſten Verwandten. Jedoch läßt die Münſterſche Eigenthumsordnung nur die Kinder und den überlebenden Ehegatten zu dieſer Erbtheilung, die entfernteren Verwandten ſchließt der Leibherr von dieſer

Erbſchaft ganz aus. (Ueberhaupt iſt dies Recht in Weſtfalen noch am ſtrengſten üblich.) In anderen Gegenden des ſüdlichen Teutſchlands iſt das mortuarium geringer und nach eines jeden Landes Gebrauch verſchieden. Das beſte Haupt Vieh, Beſthaupt, ein Köherpferd, das beſte Gewand, ein halber Ohm Wein, oder gewiſſe Procente des Nachlaſſes. Es iſt ſehr gewöhnlich, daß dieſes mortuarium nicht in Natur dem Leibherren ausgeliefert, ſondern zwiſchen ihm und den Anerben nach billigem Anſchlag ein Stück Geld dafür bedungen wird."

Zu dieſen eigentlich geraulichen Preſtereien kamen nun noch die Zehnden, die freilich nicht in der größten Strenge entrichtet wurden, von denen aber doch die Sachſen meinten, das Volk, das ſie zuerſt ſich aufgeladen, müſſe aus der Sklaverei entſprungen ſeyn. Der verſchiedenen Arten der andern Abgaben und Dienſte, wie ſie Leibeigene natürlich leiſteten, ſind eine Menge und man kann ihr langes Verzeichniß in dem Regiſter des Kloſters Prum, bei Potgießer, Meichelbeck, Anton, in den Fuldiſchen Annalen und bei andern finden. Wir wollen hier nur Einiges berühren. In dem Capitular Karls des Großen (bei Anton) findet man ſchon Ackerdienſt und Ackerzins, von den Knechten und Hufnern, Hühner und Eier (die älteſten Abgaben der Leibeigenen) gegeben; manche Lieferungen von Getraide, Hülſenfrüchten, Hühnern, Eiern an die Beamten des Kaiſers. Mehrere beſtimmte Dienſte beſtanden in Wachen, Fuhren, Botenreiſen, Fiſchen und dergleichen. Manche Bauern mußten Streithengſte und Hunde füttern. — Daß einzelne Herren auch wohl willkührlich, als völlige Menſchenplager, jeden Dienſt ungemeſſen, zu jeder Zeit und für jeden Ort, gefordert haben werden, läßt ſich von jenem Zeitalter denken, wenn dies in dem unſrigen noch nicht ganz ausgeſtorben iſt. Im Ganzen ſcheint doch das Regel geweſen zu ſeyn, daß die halbe Woche dem Herrn, die andre Hälfte den Leuten gehörte, und dies ward auch auf die Hofknechte und Hofmägde ausgedehnt, ſo daß ſelbſt dieſe dem Herrn nur drei Tage dienten. Man findet dies ungefähr bei Meichelbeck angedeutet, obgleich er von freien Bauren redet (Meichelbeck Hist. Frisingensis). Da heißt es in Nro. 481. „Jene ſind freie Männer, die Barſchalken heißen, welche in Vieler Gegenwart verhandelt haben, daß ſie ein Kirchengut angenommen und von dieſem Gute übereingekommen ſind, Dienſt zu thnn.“ Nun folgen die Dienſte: Die einen pflügen drei Tage zu drei Zeiten im Jahr, mähen drei Tage, binden das Gemähte und fahren es ein — andre eben ſo, geben 15 Scheffel Korn, einen Friſchling, andre 10 Scheffel Hafer; andre, außer dem Blutzins, Käſe, Mönchskappen, Chorhemder, Schuhe zu den Frühmetten (calcei matutinales). Schon zu Karls des Großen Zeit war hier die größte Mannichfaltigkeit. So heißt es im specimen breviarii rerum fiscalium Caroli M. (bei Anton I. S. 245.) nach der Erwähnung vieler zum Gute Stefanswerth gehöriger Dinge, „zu dem nämlichen Hofe gehören 23 beſetzte freie Hufen; unter dieſen ſind 6, deren jede jährlich abgiebt 14 Mut Getraide, 4 Friſchlinge, Flachs für die Arbeitsſtube, einen Denar an Werth, 2 Hühner, 10 Eier, einen Sextar Leinſamen, einen Sextar Linſen, frohnt jährlich 5 Wochen, pflügt drei Wochen, mäht auf der herrſchaftlichen Wieſe einen Karren Heu und fährt es ein, thut Botenreiſen. Von den übrigen ſind 6, deren jeder jährlich 2 Morgen ackert, ſäet und einfährt, auf der herrſchaftlichen Wieſe mähet er 5 Karren und fähret ſie ein, frohnt 2 Wochen, ihrer zwei ſtellen zum Kriege einen Ochſen, wenn ſie nicht ſelbſt gegen den Feind ziehen, reiten, wohin es ihnen befohlen wird. Auch ſind 5 Hufen, die jährlich 2 Ochſen geben, jeder reitet, wohin es ihm befohlen wird. Vier Nahrungen ſind, von denen jede jährlich 4 Morgen ackert, ſäet und einfährt, auf der herrſchaftlichen Wieſe 3 Karren mähet und einfährt. Jährlich arbeitet jeder drei Wochen, geht Botſchaft zur Weinfuhre, dünget einen Morgen herrſchaftlichen Landes, giebt 10 Karren Brennholz. Auch iſt eine Nahrung da, die jährlich 9 Morgen ackert, ſäet und einfährt, auf herrſchaftlichen Wieſen 3 Karren Heu mähet und einfährt, Botenreiſen thut, ein Vorſpannpferd giebt, jährlich 5 Wochen arbeitet. Beſetzte leibeigene Nahrungen ſind 19, von denen giebt jede jährlich einen Friſchling, 5 Hühner, 10 Eier, füttert 4 herrſchaftliche junge Schweine, pflügt ein halbes Ackerwerk, arbeitet wöchentlich 3 Tage, läuft Botſchaft, ſtellt ein Vorſpannpferd, ſein Weib macht ein Kamiſol, bereitet Malz und backt Brod.“

Aus allem bisher Geſagten ſteht wohl ſchon bei jedem feſt, daß es der Leibeigenen eine unendliche Menge gab; aber eben ſo unendlich, möchte man ſagen, war ihre Verſchiedenheit und Mancherleiheit in den verſchiedenen Gegenden und Zeiten. Der Abſtufungen von dem Freien bis zu dem Unfreieſten ſind gar viele und ſie ſind ſo unbemerkbar und unzeigbar, daß man mit ihnen, bei der verſchiedenen Bedeutung der Namen in verſchiedenen Provinzen, unmöglich aufs Reine kommen kann. Dies beweiſen die graden Widerſprüche, worin die beſten Schriftſteller hierüber ſind. Auch iſt der Knoten vorzüglich ſeit dem ausgebildeten Feudalweſen ſo verſchlungen, daß er höchſtens nur alexandriſch zerhaut werden kann. Das kann man aber ſagen, daß in der Blüthe des Lehnregiments kein vollkommner Freier mehr war. Wer ſich herausnahm, frei ſeyn zu wollen, ward wie ein wildes Thier, das in der Bieſterung (daher Bieſterfreiheit) irre, eingefangen und gezähmt. Von dieſen zahlloſen Klaſſen und Abſtufungen nur wenige Worte und zwar zuerſt von den Freigelaſſenen.

Man findet in den älteſten Zeiten die Freilaſſungen ſchon faſt alle, wie ſie nachher üblich waren, durch Schenkung, Begnadigung, Teſtament, einen Losbrief, Loskaufung. Geſchah die Freilaſſung durch das Schnellen des Königsſchillings, ſo ſtand der Freigelaſſene gewöhnlich in des Königs Schutz (sub mundiburdio Regis), geſchah ſie in der Kirche, ſo ſchirmte ihn der Heilige derſelben. Man gab ſchon bei fröhlichen Begebenheiten des Regenten Sklaven los (Marculfi Form. I. 39. II. 52.). „Bei der Geburt unſers Sohns befehlen wir, daß ihr von beiden Geſchlechtern drei Dienſtleute in jedem Dorfe aus unſrer Gnade durch eure Briefe löſen laſſet.“ Indeſſen fehlten dem Freigelaſſenen auch bei der unbedingten Freilaſſung noch die erſten bürgerlichen Rechte, ſein Geſchlecht hatte durch zwei Generationen noch keine Stimme und ſeine Wehr war nur die halbe des gebohrnen Freien. Später mußte er in der allgemeinen Anarchie ſich wenigſtens wieder ſogleich einem andern ſchutzpflichtig machen, wenn er es ſeinem Herrn nicht blieb. Gewöhnlich aber blieb er, faſt nach römiſcher Weiſe, immer noch in einer gewiſſen Verbindlichkeit unter dem Freilaßer. Bei Marculf (II. 17.) iſt die Formel eines Teſtaments, wo den Freigelaſſenen beides Geſchlechts der Gehorſam gegen die Söhne des Freilaßers und Opferungen und Wachslichter für ſeine Gruft noch zur Pflicht gemacht werden. In der 33ſten Formel des 2ten Buchs bedingt ſich der Freilaßer den Dienſt auf Lebenszeit. Auch ſtanden ſie gewöhnlich unter dem Sterbefall und Bedemund, außer den mancherlei Kirchenſchatzungen, wozu ſie meiſtens pflichtig waren.

Wir haben oben der mancherlei Verſchenkungen, Vertauſchungen, Verpfändungen von

Sklaven und Sklavengütern erwähnt. Häufiger als mit den Stiftern und für dieſe ſind ſolche nie geweſen, oder wenigſtens ſind nirgends uns ſo viele Akten darüber hinterlaſſen, als in den Stiftern. Dies ſchuf die unendliche Mannichfaltigkeit von Kirchenzinspflichtigen und Wachszinſigen, die zum Theil bloß unter dem Schirm der Kirche ſtanden, und zur Erkenntniß dieſer Abhängigkeit etwa einen Schilling, oder ein Pfund Wachs für Kirchenlichter zahlten, oder die auch völlig mit allem Dienſte und Leib und Gut, als Leibeigene verhandelt oder übergeben wurden. Manche wurden durch Aberglauben, durch Verbrechen und Unheil dazu getrieben, den Stiftern und Heiligen Schenkungen zu machen. Graf Dudiko vom Berg Wartberg ſchenkt, durch Unheil gerührt, alle ſeine Güter dem Bisthum Paderborn, doch nimmt er ſeine Miniſterialen und die Weiber ſeines Geneztunes aus (Vita Meinwerci ap. Leibn.). Nach Meichelbeck werden, bei den vielen Schenkungen und Zinsbarmachungen, eine Menge Sklaven, allein, oder mit Habe und Gut, mit Vieh und Fahrniß übergeben; da ſind bei manchem Hof 50 Leibeigene und mehr. Bei Goldaſt in der Urkundenſammlung kommen Zinspflichtigmachungen mit Abgaben an Wein, Rocken, Heu, Friſchlingen, Spelt, Hafer, Bier, Geld ꝛc. vor; Schenkungen von Sklaven, mit einer Menge Leiſtungen an Frohnen und Abgaben in Naturalien; Auftragungen zu Lehen und Schenkungen, und Verleihungen zu Lehen und Zins mancher Art. So wie dieſe nun geſchenkt und vertauſcht und verliehen hatten, ſo mußten jene dienen und abgeben. Oft indeſſen ſetzten die verleihenden oder verſchenkenden Herren ihre Leibeigenen zu einem ſo leidlichen Kirchenzins, daß ſie beinahe wie Freie anzuſehen waren. Andre freie Menſchen gaben ſich freiwillig aus Andacht, oder um weltlichen Schirm, unter die Kirche, und bezahlten an Wachs, Pfennigen, Hühnern oft bloßes Schutzgeld (Mundscat), mochten auch kleine Handdienſte thun zu Zeiten. Bei dieſen Verleihungen iſt es ſehr gewöhnlich, daß die Verleiher ſich eine lebenslängliche Nutznießung bedingen, oder eine andre Entſchädigung. So ſind beim Goldaſt mehrere, die ſich für die Schenkung Nahrung, einen wollenen und leinen Rock, einen Mantel alle drei Jahre, Schuhe ꝛc. bedingen. Oft werden (Vita Meinwerci) die Schenker und Uebergeber mit ähnlichen Dingen, mit gewiſſen Geſchenken, oder jährlichen, oft ſehr beträchtlichen Abgaben, auf Lebenszeit abgefunden, z. B. mit Marderfellen und anderem Pelzwerk, Kleidern, Geld, Korn, Käſe, Malz, Bier, Speckſeiten, Wildpret, Dienſtleuten, einer Menge Leibeigenen, Pferden, Füllen, fetten Schweinen, Zehenden ꝛc. Manche Verarmte gaben der Kirche alle ihre Aecker hin, und ließen ſich von ihr füttern (V. Meinwerci. 66. 69. 71. 73.), andre thaten dies ihrer Verbrechen wegen, weil die Kirche ſie ſchützen konnte.

Zur Anſicht der Vielſeitigkeit des ganzen Unweſens noch einige Namen mit ihrer Bedeutung, die aber nach Ort und Zeit ſehr verſchieden iſt, und alſo nicht ganz genau genommen werden muß.

Mancipia. Das eigentliche Wort für wahre leibeigene Sklaven. Man trifft auch halbe Mancipien an, wo man wahrſcheinlich Dienſt und Abgaben halb theilte. Sie heißen Leibeigene, Sklaven, arme Leute, Buben, Vollſchuldige, Tammſchurige, Glebarii.

Dageſchalken, Skaramannen, Skararii, ſcheinen bloß die Arten des Dienſtes anzudeuten, ſo wie Sendemanni, Hengstſuotri (Meichelbeck l. c.).

Barones. Auch eine Art knechtiſcher Leute; ſpäter hießen ſo die mit einer freien Hufe Beliehenen und Roßdienſt Thuenden (Anton l. c.).

Liti, wahrſcheinlich nichts als Leute, ein Name für eine gewiſſe Abhängigkeit, ſo wie Lazzi, Laten. Sie werden als freier geſchildert, wie die Mancipia. Es ſcheint, als ſey ihr Schoß und Dienſt beſtimmt geweſen.

Coloni, Villani. Gleichfalls ſehr unbeſtimmt. Es ſcheint urſprünglich die Benennung für freie Meyer und Pachtbauren geweſen zu ſeyn, die freie Hufen bewohnten. Oft indeſſen ſcheint auch ihnen etwas Unfreies angeſchmiedet zu ſeyn. Wer konnte auch in dieſen Zeiten unter der Sklavenmenge ſeine Freiheit behaupten?

Ceracensiti, Wachszinſige, die in den Schutz der Kirche von ihren Aeltern, oder nach der Freilaſſung übergeben waren, oder ſich ſelbſt übergeben hatten. Auch hier war der Grad der Abhängigkeit verſchieden, aber in der Regel waren ſie keine wahre Knechte, ſondern gleichſam Lehnsleute. Man findet den Unterſchied zwiſchen censuales liberi und capitales; letztere, die vom Kopf und von Grundſtücken gaben, waren ſchon gebundener. Es ſind Nothfreie, welche die Wahl ihres Schutzes nicht hatten, die andern Kurfreie, Kurmündige.

Aldionen kamen in den alten Geſetzen oft vor (Lex. Rothar. 206.), es ſcheint eine Mittelklaſſe zu ſeyn, von einer freien Mutter und einem leibeigenen Vater gezeugt. Sie wurden faſt wie Freigelaſſene angeſehen. Man findet ſie gewöhnlich in der Stufe Mancipia, Coloni, Aldiones.

Ministeriales hießen ſowohl die Bediente und Sklaven, die zunächſt um und für die Perſon des Herrn dienten und eine Art Rang unter ihren knechtiſchen Geſellen hatten, als auch die großen Hof- und Herrendiener, denn auch die ſah der freie Wehr, wegen des perſönlichen Dienſtes, als halb unfrei an; ſie waren es auch in manchen Punkten. Der Herr erbte von ihnen, gab ihre Töchter aus, war Vormund ihrer Kinder, nahm den Sterbfall. Adlige Miniſterialen nannten ſich wohl Edelknechte, gute Kneche. Noch im dreizehnten Jahrhundert findet man Entäußerungen des freien und adeligen Standes, um Miniſterial zu werden. Im Jahr 1257 machen ſich zwei Brüder von Barmſtede zu Miniſterialen der Bremiſchen Kirche. „Unſerm Adel und unſrer Freiheit entſagend, ſind wir, aus freiem Entſchluß, Miniſterialen der Bremiſchen Kirche geworden.″ Es waren nemlich manche fette Pfründen und Benefizien bei dem Miniſterialdienſt, wofür die Menſchen immer ihre Freiheit geopfert haben. In der Verwirrungszeit machten ſich viele Miniſterialen auf ihren Benefizien unabhängig. So wurden die zuletzt Herren, welche zuerſt Diener geworden waren.

Noch gehören zu den Sklaven des Mittelalters die Juden, die nach den Grundſätzen der Zeit des Kaiſers gebohrne Kammerknechte waren, die er oft an Fürſten und Große wieder verſchenkte. Ihr Zuſtand wechſelte. Sie waren oft im Beſitz von Schätzen und ſogar von Landgütern, (Meichelbeck a. a. O. T. II. p. I. 47. II. 55.) und wurden dann eben ſo plötzlich geplündert, getödtet, und vom tollen Pöbel zerriſſen. Man lieſet mit Abſcheu von den Verfolgungen, welche ſie während der Kreuzzüge erduldeten; aber auch nachher war die kleinſte Veranlaſſung hinreichend zu ihrem Verderben. Noch 1348 wurden ihrer 2000 in Straßburg verbrannt; in Speyer ſtürzten ſie ſich mit Habe und Gut, und Weib und Kind in die Flammen (Lehmann S. 699.).

Wir kommen endlich zu der fröhlicheren Aufgabe: wodurch nemlich die Menſchenplage, Sklaverei, gemildert, wodurch ſie nach und nach ganz, oder zum Theil gebrochen ward. Hier gebührt der chriſtlichen Religion und ihren Dienern, den Geiſtlichen, wieder mit die erſte Stelle. Mogten ſie immer aus Eigennutz

Wälder ausrotten und Sümpfe trocknen, wie ihnen einige vorwarfen, mogten ſie bei den Geſetzen und Dekreten gegen die Barbaren ihrer Zeit zugleich auf ihren eigenen Vortheil ſehen, ihr Inſtitut hat viel beigetragen, die Erde und ihre rohen Kinder früher zu entwildern. Es gab denn doch auch Männer unter ihnen, die, allein mit himmliſchen Dingen beſchäftigt und alle irdiſchen Vortheile verſchmähend, vom Geiſt der wahren Frömmigkeit und Heiligkeit beſeelt wurden, und nichts Unreines an ihren Leib und ihre Seele kommen ließen; Männer, die mit Heroismus allen Buben und Barbaren kühn die Spitze boten, weil ſie auf Erden nichts zu verlieren hatten, und den Tod nicht fürchteten. Wir haben ſchon oben an einigen Beiſpielen geſehen, wie ſie für das Elend ins Mittel traten. Aber auch als Männer, die im Beſitz der wenigen übrigen Kenntniſſe dieſer barbariſchen Welt waren, als ſolche, die doch noch einigen Beruf hatten, ſich zu bilden, ſtehen ſie herrlich da, und viele von ihnen kann man wahrhaftig politiſche und pragmatiſche Männer nennen. Mancher Biſchof hätte den Thron beſteigen ſollen, und Millionen würden glücklicher geweſen ſeyn. Der Ackerbau und die Künſte ſtiegen durch ſie; Mönche waren es, die Italien und den Niederlanden ihre trefflichen Manufakturen gaben; die Künſtler, die Aerzte, die Baumeiſter, die Bildner dieſer Zeit ſind Mönche. In Goldaſts Sammlungen (Rer. alemann.) kommen viele Beiſpiele vor. Berward von Hildesheim, Meinwerk von Paderborn im zehnten und elften Jahrhundert, welch ein Paar feine, kluge, fromme und thätige Männer, wahre Lichter in einer finſtern Zeit! Meinwerk erleichterte den harten Dienſt ſeiner Leibeigenen und Bauern, ſorgte für beſſeren Bau ihrer Hufe, ließ ihnen von ſeinen Vögten zur Aerndtezeit Eſſen geben, was ſonſt nicht gebräuchlich war. Auf ſeine Verwalter und Verwalterinnen gab er Acht, belohnte, beſtrafte, ermunterte ſie und die Dienſtleute; er ſah den Armen und Bedrückten nach, und half ihnen, kaufte zur theuren Zeit ganze Schiffsladungen Korn, und theilte es unter die Bedürftigen aus. Kurz er war ein Mann in allem und für alles, baute, beſſerte, that, ſah alles ſelbſt; dabei ein gebildeter Hofmann, der ſpielend und ſcherzend von dem heil. Heinrich und ſeiner Kunigunde alles zu erhalten wußte. In einem ähnlichen Geiſt handelte Berward, Biſchof von Osnabrück; er war zugleich ein großer Beförderer der Kunſt, die er in Italien mit den Ottonen kennen lernte. Mahlerei, Bildgießerei, muſiviſche Kunſt zu Fußböden, Ziegelarbeit übte er ſelbſt, und ließ ſie üben (Vita Berw. Ep. Hildesh. I. 5.), beförderte und ehrte den Ackerbau. Warum verehrte man ſolche Männer, die doch auch, an der Seite ihrer Kaiſer fechtend, das Schwerdt mit Menſchenblut roth machten, nach ihrem Tode als Wunderthäter? Es iſt nicht alles lächerlich, was weit hinter uns liegt.

Aber nicht bloß immer perſönlich, ſondern durch die heilige Religion ſelbſt wurden die

Geiſtlichen Beſchützer der Menſchen. Wo die Schrecken und die Macht des weltlichen Scepters kraftlos wurden, da traten die einer andern Welt ein. Faſt alle Freilaßungen, faſt alle beurkundete Erleichterungen der Unterdrückten, oft durch Ermahnungen der geiſtlichen Herren veranlaßt, fangen mit der Formel pro remedio animae an, wofür freilich auch Auto da Fes gefeiert ſind. Noch gewaltiger wirkte die öffentliche Kirchenzucht auf die großen Verbrecher, die ſie gleichſam der öffentlichen Beſchimpfung Preis gab und ihren rohen Sinn bändigte. In dem Capitular Ludwigs des Frommen und Lothars heißt es: „wer ſeinen eigenen Sklaven ohne Mitwiſſen des Richters getödtet, werde exkommunicirt, oder beſſere die Blutſchuld durch die Buße von zwei Jahren.“ Eine andre Verordnung findet ſich bei d'Acher (Tom. XI. c. 102.): „wenn eine Frau, von Zornwuth entbrannt, ihre Magd ſchlägt, ſo daß ſie binnen drei Tagen ſtirbt, und es ungewiß, ob ſie zufällig, oder abſichtlich ſie erſchlagen: wenn abſichtlich, büße ſie ſieben Jahre, wenn zufällig, fünf, und enthalte ſich der Kirchengemeinſchaft.“

Eine andre Einrichtung, die man den Geiſtlichen in dem Räuberalter des neunten und zehnten Jahrhunderts verdankt, war der Gottesfriede oder Gotteswaffenſtillſtand, wo alle Fehde und Waffenüberziehung ruhen ſollte, und wo jeder, der hiewider frevelte, ſich den Bann und die Strafen der Kirche zuzog. Man gab den reiſenden Kaufleuten und andern Bedrängten, die von den übermüthigen Räubern übergefahren wurden, dadurch wenigſtens einige Wochen, wo ſie von der Angſt ausathmen konnten. Dieſer Friede Gottes, deſſen Urſprung man in Frankreich zu finden glaubt, war die Zeit vom Advent bis zum Feſt der Erſcheinung, (daher hieß dies die beſchloſſene Zeit) von dem Sonntage Septuageſima bis zum Sonntage nach Pfingſten, alle Feſttage (darum wurden dieſe wohl vorzüglich zu Markttagen gewählt), Faſten, Quatember. Zu größerer Hülfe der Elenden machte die Frömmigkeit noch Kirchen, Klöſter und Kirchhöfe zu unverletzlichen Freiſtätten, deren Entweihung der Bann ſtrafte. Ein andres Ereigniß dieſer Zeit, worin die Kirche und ihre Diener ſo eng eingreifen, iſt die Errichtung der Chevalerie, eine Anſtalt, die Pietät, Galanterie, Biederſinn und Tapferkeit zuſammen ſchufen, und die in den erſten Zeiten ihrer Blüthe für die Humaniſirung der Menſchen und die Bildung edlerer Künſte ſehr viel beitrug, obgleich dieſe Blüthe nicht viel länger als bis ins dreizehnte Jahrhundert dauerte (Eichhorns Kulturgesch. Ir Th.). Jeder Ritter, der in den frommen Orden, nach den ſchweren Prüfungsjahren, eingeweiht ward, ſchwur der Kirche, den Weibern und Bedrängten immer ſeine hülfreiche Hand zu bieten, und das Leben und die Thaten mancher Biedermänner beweiſen, daß dies nicht bloßes Spiel war. So wurden Ritter und Prieſter Schirmer der Menſchheit, bis die Städte erwuchſen und die

Ver-

Verdienſte beider allmälig vergeſſen und entbehrlich machten. Auch die Weiber dieſer Zeit hatten es wohl Noth, daß man ihre Ehre und Unſchuld ſchirmte. Es geht den Träumen der Novellenſchreiber, in Rückſicht der hohen Achtung des weiblichen Geſchlechts und ſeiner Keuſchheit, ſowohl bei den alten, als mittleren Barbaren, grade ſo, wie es andern Träumen geht. Nach allen geſchichtlichen Urkunden erging es dem älteren germaniſchen Weibe, ſo wie immer bei allen Barbaren, das heißt, es war ganz unterdrückt; nur die Galanterie des ritterlichen Ordens gab ihm zuerſt Ehre. Im Mittelalter ſind der Geſetze gegen Weiberräubereien, Entehrungen und Entführungen unzählige. Nicht mit Unrecht rühmen daher Kronikanten des Mittelalters die heilige Obhut der Klöſter, worin die weibliche Unſchuld geſchirmt und erzogen werden konnte. Schon unter den Karolingern verwahrte man die Frauen und Jungfrauen in feſten Gebäuden und Schrannen; doch ſpäter waren ſie ſelbſt hinter den Zugbrücken ihrer Burgen, und unter der Hut wachſamer Doggen und Wächter nicht ſicher.

Die Kreuzzüge, dieſer heilige Wahnſinn, der Millionen von Europäern nach Aſien trieb, um durch Hunger, Seuchen und Feindesſchwerdt zu fallen, der ganze Provinzen von Menſchen leer machte, trug auf der andern Seite ſehr viel zur Menſchlichmachung Europens bei. Eine neue Welt ging den weſtlichen Barbaren auf, mancherlei Kenntniſſe und Künſte brachten ſie in ihr Land. Der Handel nach der Levante bekam jetzt ſeinen hohen Schwung. Italien ward reich und mächtig, die Städte wollten ſich dort von dem Feudalismus nicht länger niedertreten laſſen, und gaben den Nachbarländern zuerſt das Beiſpiel von Geſetzlichkeit und Freiheit; zu geſchweigen, daß in dieſer Epoche mit dem ſtillen Keim der Bildung auch ein ſanfteres Gefühl ſchon in der Bruſt der Barbaren ſich zu regen begann. Mehr noch wirkten die Kreuzzüge unmittelbar durch ihre Folgen auf die Befreiung der Unterdrückten. Was im Elende und Druck lebte, das lief natürlich zuerſt zu den Fahnen, und die Herren durften und konnten es nicht wehren. So war Walter Habenichts Heer zuſammengeſetzt, das er auf den Ebenen von Kleinaſien todtſchlagen ließ. Er hatte unter ſeiner Menge nur drei Ritter (Albertus Aquensis lib. 7.). Es kam daher, daß in manchen Diſtrikten Teutſchlands und Frankreichs, wenn man nachzählte, auf 5 bis 7 Weiber nur Ein Mann blieb. Man mußte die Sklaven milder behandeln und die Dienſtbarkeit erleichtern, damit ſie nicht alle davon liefen, und ſich zur Ehre Gottes todt ſchlagen ließen; man mußte, wollte man die verödeten Stellen wieder bebauen, den Kolonen und Liten beſſere Bedingungen geben, als die früheren gehabt hatten. Viele edle Familien waren durch die heiligen Kriege und ritterlichen Abentheuer ganz aufgerieben; die eine Zeitlang herrenloſen Ländereien und ihre Beſitzer fühlten die Folgen; eine Menge Beſitzungen war von den Inhadern an die Geiſtlichkeit verkauft und verpfändet. Die Leibeigenen bekamen alſo eine mildere Herrſchaft, wie die geiſtliche im Mittelalter durchaus war, und es wurde ihnen dadurch möglich, ſich nach und nach neue Vortheile und Erleichterungen zu verſchaffen. Die Geiſtlichen waren damals faſt allenthalben mit ihren Edelvögten im Kampfe, und dies erleichterte manchem Untergebenen die Befreiung, beſonders wenn Geldnoth da war; da ſuchte jeder ſein lebenslängliches Amt zu nutzen. Die geiſtlichen Herren waren auch nachläßiger und gütiger, weil ihr Beſitzthum und ihre Würde kein ewiges Erbe für die Nachkommen waren.

Doch erſt mit den Städten begann die Befreiung und Mündigmachung der Menſchheit, die von dem oberſten bis auf den unterſten wirkte. Die älteſten teutſchen Städte am Rhein und in Niederland, aus den Römerzeiten her, konnten unter den Merovingern und Karolingern nicht aufkommen. Sie wurden wie Domänen verwaltet, und ſtanden unter den großen und kleinen königlichen und biſchöflichen Beamten. Ihre Bewohner wurden noch immer wie Leibeigene beſchatzt und behandelt. Die königlichen Botſchafter, die Herzoge, die Grafen waren die Herren. Das Juſtizweſen verwalteten die Grafen, oder ihre Statthalter, der Schultheiß und die Vögte; dieſe wählten in den Städten, wenn ſie dort des Gerichts pflegten, ſich Schöffen aus den Bürgern. Die Brüche waren ihr Sold. Unter den Sachſenkaiſern mehrten ſich die Städte, aber bei der

Erblichkeit, wozu die hohen Reichsbeamten ſich zu ſteigern wußten, unterwarfen ſie ſich auch die Städte, obgleich viele ſich nachher wieder, als ſie ihre Kräfte fühlten, zur Unmittelbarkeit los arbeiteten. Indeſſen hatten dieſe Städte mit vielen äußern und innern Feinden zu kämpfen, ſie mußten durch manche ſchwere Verwandlungen gehen, ehe ſie zu einem freien und frohen Municipalregiment kamen. Es ſcheint, daß dieſe Einrichtungen ganz leiſe und unbemerkbar von Italien aus auch nach Teutſchland übergingen. Was beſonders das Zeitalter karakteriſirt, iſt der Geiſt der Genoſſenſchaften und Innungen, die faſt allenthalben ſich einniſteten, ſo daß es ſogar eine förmliche Lehnsinnung der Muſicanten am Rhein und einen Pfeiferkönig gab. In den Städten veranlaſſete dies Weſen natürlich viele Abſonderungen, Händel und Zwieſpälte, die auch beinahe durch das ganze Mittelalter gehen. Lehmanns Chronik der Stadt Speyer enthält über dieſes Zunftweſen und über die Städterevolutionen ſehr wichtige Aufſchlüſſe. Heinrich der Fünfte beſchloß zwar auf einem Reichstage mit den teutſchen Ständen, daß alle Einwohner der Städte, ſie mögten Handwerker, Ackersleute, Schiffer, oder Fuhrleute ſeyn, Burgmannsrecht, d. h. volles Bürgerrecht, genießen, aber dafür auch alle Beſchwerden mit tragen ſollten, aber es blieb doch eine Sonderung zwiſchen den Geſchlechtern (Patriciern) und den übrigen Bürgern; daher an einigen Orten der Unterſchied zwiſchen Großbürgern und Kleinbürgern. Anfangs waren auch die meiſten Einwohner der Städte noch leibeigen, und das Anſehen beruhte auf wenigen Familien. Kaiſer Heinrich der Fünfte (Lehmann S. 277.) erklärte dieſe frei, weil faſt keine freie Bürger mehr in Speyer waren. So ging es zu dieſer Zeit in Mainz und in andern Städten. Bei dem teutſchen Wahlreiche, bei den mehreren Kaiſern zu einer Zeit, und dem Werben der Partheien oder der Kaiſer ſelbſt, auch ſonſt in irgend einer Noth, verſchenkten und entäußerten die Kaiſer ihre beſten Rechte auf die Städte. So ward im Jahr 1111 Speyer vom Sterbfall, Bann, Weinbann und Zinspfennig befreit, ſo Worms im Jahr 1180.

Mit einer beſſeren Verfaſſung kam nach und nach Reichthum; beſonders da der italiſche Handel durch Südteutſchland zu gehen anfing; mit dem Reichthum kam Macht und Muth. Die Menſchen lernten wieder vor Geſetzen zittern, ſich eines Eigenthums freuen und herrlich in Thätigkeit und Kunſt ſich rühren. Die Hohenſtaufen in Italien, die Fehderitter in Teutſchland fühlten dies. Der ämſige Künſtler, der rüſtige Kaufmann ſchnallte Panzer und Harniſch um, die ſchwerfälligen Ritter ſanken unter den Keulen und Schwerdtern der Freien. Die Burgen fielen in Trümmer und loderten in Dampf auf; die Unterdrückten flohen hinter die Bollwerke der Städte und fanden dort Sicherheit, und oft Wohlſtand und Ehre, die ihnen ſonſt auf immer verſagt ſchienen. Jetzt erſt fingen die Germanier an, auch politiſch Menſchen zu werden. Man hat Verordnungen und Geſetze genug aus dem dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, die verbieten, keine Leibeigene von Fürſten, Edlen, Kirchen in die Städte aufzunehmen und die Pfahlbürger abzuſchaffen. Aber was der Kaiſer hier befahl, das vernichtete er dort wieder, und wer wollte die mächtigen Städtebunde zwingen, die einzeln mit dem Mächtigſten unter den Fürſten es allenfalls aufnehmen konnten? Kaiſer Friedrich der Zweite gab der Stadt Regensburg im Jahr 1230 und 36 das Vorrecht, daß ein Leibeigener nur binnen Einem Jahre ſolle aus ihr abgefordert werden können (Anton l. c.); eben dies Recht erhielt Weſel 1277 von dem Grafen von Cleve. Eben dies Recht hatten Lübeck und Schwerin. Speyer hatte im vierzehnten Jahrhundert wegen zu Bürgern aufgenommener Leibeigener viele Händel, vorzüglich mit Baden. Kaiſer Wenzel entſchied 1397 und 98, daß es ein alter Brauch ſey, daß die Stadt frei mache, was ſich hinter ihre Mauern flüchte. Doch dies braucht keines weitern Kommentars. Man ſieht leicht, wie dies mittelbar und unmittelbar die Erleichterung und Verringerung der Leibeigenſchaft und Sklaverei zur Folge haben mußte. Nicht bloß die Mauern der Städte und ihre Waffen halfen vielen zur Freiheit, ſondern die Menſchen gewannen unendlich durch die Idee von Geſetzlichkeit und Beſitz, die ihnen durch die Städte gegeben ward. Sonſt waren Herren und

Sklaven, jetzt ſtand ein geachteter Stand in der Mitte und lehrte den hundiſchen Sinn der Knechtſchaft, den die Anarchie allen Seelen eingegeiſſelt hatte, aus der Welt jagen, worin er nie hätte erſcheinen ſollen.

Ob das römiſche Recht, welches ſeit dem dreizehnten Jahrhundert auch in Teutſchland aufzukommen anfing, den Unterdrückten mehr geholfen, oder geſchadet habe, darüber ſtreiten ſich heute noch die größten Legiſten. Wenn ſeine Formeln oft die Unterdrückung hemmten, ſo mochten doch von manchen die Kniffe gegen die römiſchen Sklaven, welche mehr ſyſtematiſch geordnet waren, nun auch gegen die teutſchen angewandt werden. Bei vielen iſt dies gar nicht zu leugnen.

Von den großen und mächtigen Reichsſtädten hatten endlich ſpät auch die Fürſten gelernt. Man findet wirklich ſeit dem ſechzehnten Jahrhunderte ein häufiges Streben, dem Bauer und Bürger das Joch leichter zu machen. Die Städte alſo, die immer mehr verbreitete Kultur, nebſt dem Pulver und der Reformation, zerbrachen nach und nach das ſchreckliche Joch des Feudalweſens, obgleich ſie es nicht ganz von dem Nacken der Völker nehmen konnten. Ludwig und Böhmer nehmen wohl nicht ohne Grund an, daß in den Stiftern und in den Ländern, wo die Fürſten am meiſten vermochten, dies am häufigſten und ſchnellſten, wo aber der Adel mehr galt, am ſeltenſten und langſamſten vorgegangen ſei. Ich möchte noch hinzuſetzen, daß auch die

Nachbarſchaft groſser Städte hiezu ſehr wirkſam ſeyn mochte. Indeſſen iſt dies, an den meiſten Orten, ſo unter dem ſtillen und leiſen Gange der Zeit geworden, daſs es unmöglich iſt, beſtimmte Data anzugeben.

Man rechnet im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte, zur Beförderung der aufgehobenen Leibeigenſchaft in Teutſchland, nicht ohne Grund den Bauernkrieg vnd den dreiſsigjährigen. Der Bauernkrieg, der in Franken und Schwaben ſo ſcheuſslich geführt ward, mochte durch Schrecken wirken, wie der Teufel die niedrigen Seelen zum Guten treibt; mehr aber unſtreitig that der dreiſsigjährige Krieg mit ſeiner Zerſtörung. Teutſchland war von Teutſchen und Fremden von einem Ende bis zum andern verwüſtet, der alte Glanz ſeines Reichthums und ſeiner Bevölkerung war hin; Städte waren verſchwunden, Dörfer bis auf die letzte Spur vertilgt, manche Provinzen bis auf das Viertel und Fünftel ihrer Bewohner herunter gekommen. Es muſsten alſo dieſelben Reſultate entſtehen, wie bei den Kreuzzügen, und ſie entſtanden wirklich in den meiſten Gegenden Teutſchlandes.

Wie Teutſchland waren die übrigen Germanier ſtufenweiſe zur Humanität fortgeſchritten. Die Italier waren die erſten; dann folgten die Engländer, bei denen ſich ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, wo ſie ihre great chartes errangen, eine menſchliche Verfaſſung zu bilden anfing, die in den folgenden Jahrhunderten ſo raſch denen der übrigen Europäer vorausflog. Die Franzoſen gingen mit Teutſchland meiſt gleichen Schritt; denn ihre frühere Langſamkeit holten ſie ſpäterhin ſchneller nach. Die Schweden ſcheinen immer einen vorzüglichſten Abſcheu gegen alle Sklaverei und hohe Liebe der Freiheit gehabt zu haben. Schon älteſtens hatte bei ihnen der, welcher ſich freiwillig zum Sklaven machte, nur des Sklaven halbe Wehr; die Kinder, von einem Sklaven und einem Freien erzeugt, folgten immer dem Freien unter den Aeltern (Stiernhöök de Iure Sueonum Gothorumque vetusto.). Schon ſeit manchem Jahrhundert findet man bei ihnen keine Sklaven und Leibeigene mehr. Nur Nordteutſchland und Dänemark ſind am längſten zurückgeblieben.

Von allgemeinen Freilaßungen hat man vor dem nächſtvergangenen Jahrhundert keine Beiſpiele, oft aber waren die Bedingungen ſo hart, daß die Leute lieber die alte Knechtſchaft verzogen. Unter ſolchen bot im J. 1702 Friedrich der Erſte von Preußen einem Theil ſeiner Weſtfäliſchen Provinzen die Aufhebung der Leibeigenſchaft an, die ſie zurückwieſen. Sein großer Enkel wollte es auch in Pommern durchſetzen, aber es ward verhindert. Dagegen hob in den ſechsziger Jahren die däniſche Regierung die Leibeigenſchaft in allen ihren Domänen auf, und machte andre treſliche Anſtalten zum Glücke ihrer bisher unterdrückten Bauren, die viele vom Adel menſchlich nachahmten. 1779 hob die franzöſiſche Deſpotie die Leibeigenſchaft in allen Domänen auf, und erlaubte allen geiſtlichen und weltlichen Beſitzern immer ein Gleiches zu thun (Schlözers Staatsanzeigen 30ſtes Heft). So that Joſeph 1781 in Böhmen und 1782 in allen öſterreichiſchen Staaten. Aber er konnte mit der vielköpfigen Hyder der Unordnung und Anarchie nicht fertig werden, ſein Leben ſank mit ſeinen Planen zu ſchnell dahin, und Manches, was er wollte und ſchon begann, erſtarb wieder mit ihm. Auch dem beginnenden Jahrhunderte fehlt es nicht an ſchönen Anſtrengungen und Erſcheinungen, die eine fortſchreitende Menſchheit verkündigen. Eigentlich aber hätte es bei ſeinem Eintritt keinen Sklaven mehr finden müſſen, der feſt an ſeinen Herrn und ſeinen Erdkloß geknüpft wäre.

Skizze der Unterjochungsgeſchichte der teutſchen Slaven, vorzüglich der an der Oſtſee wohnenden, und ihrer Sitten, und Kultur.

Hier ſollen nur wenige Worte von den Slaven ſtehen, und zwar von den Oſtſeeſlaven, die eigentlich dieſes Buch angehen. Diejenigen, welche Sklaverei vertheidigen, oder doch entſchuldigen zu können meynen, müſſen belehrt und allenfalls überführt werden. Durch alle Geſchichten der teutſchen Anſiedelungen laufen noch faſt die Säze, die Slaven ſeien ein Volk geweſen, das unter ſich die härteſte Leibeigenſchaft gehabt, ſo daß die teutſchen Ankömmlinge nur in ihre Weiſe eingetreten wären; auch ſeien die Leibeigenen in dieſen Ländern ſlaviſchen Urſprungs, und die Teutſchen mit dem beſten Rechte die Herren. Alſo nur folgendes Wenige von der Slaven Art und Sitte, und der Weiſe ihrer Unterjochung, oder ihrer Ausrottung.

Wann und durch welche Veranlaſſung die Slaven nach Germanien gekommen, ob ſie hier an der Oſtſee eben ſo alte Uranwohner ſind, als die Germaner in dem übrigen Germanien Einwohner, das ſind Fragen, die zu weit von meiner Anſicht liegen. Was ſie älteſtens für Sitten und Verfaſſungen gehabt, was ſie mit ihren Nachbaren, den Teutſchen, den Skandinaviern der Oſtſee, den Pohlen, ihren Stammgenoſſen, für Verbindungen im Kriege und Frieden gehabt haben, davon wiſſen wir nichts. Wir können höchſtens analogiſch ſchließen, daß Verbindungen unter ihnen geweſen, ohne daß uns dies bewegen kann, den däniſchen, ſchwediſchen und pohlniſchen Geſchichtsprahlern und Sammlern unerwieſener Mährchen zu glauben. Uns gehen ſie ſeit dem achten und neunten Jahrhunderte zuerſt in der Geſchichte auf. Von dieſer Zeit an bis zum Ende des zwölften, wo mit dem endlichen Siege der Teutſchheit eine andre Ordnung der Dinge hier eintritt, ſammeln wir, was zu unſerm Plan gehört, und ſpärlich in den albernen Annalen des Mittelalters zerſtreut liegt, die von dem, was Menſchen intereſſiren kann, und worauf es bei der Geſchichte eigentlich ankömmt, gewöhnlich nichts haben. Indeſſen, dieſe Nachrichten und Winke, ſo ſpärlich und abgeriſſen ſie ſind, mögen doch dienen, freche Vorgebungen und kühne Irrthümer zu widerlegen, die auf gar keinen Gründen beruhen.

Wenn man den Gang der Kultur des Landes und der Civiliſirung der Menſchen in dem neuen Europa kennt, ſo kommt man ſchon mit der Meinung voraus, ſie werden beide im Norden weiter zurück ſeyn, als im Süden. Man weiß, wie es mit der gewaltigen Bevölkerung Germaniens ausſah, wovon die windigen römiſchen Geſchichtſchreiber ſo viel Weſens machen. Lange, öde Strecken, unwegſam durch Sümpfe und Wälder, fand man, und manche Jahrhunderte hatten die Mönche in Allemannien, in Sachſen, kurz allenthalben zu roden und zu brennen, ehe der Spaten und Pflug ins Feld gehen konnte. Wo ſollten alſo die unzähligen germaniſchen Völkerſchwärme in dieſem rauhen Klima geſteckt, wovon ſollten ſie gelebt haben? Eben ſo finden wir es im äußerſten Norden bis nach Schweden hinein. Adam (de situ Daniae) beſchreibt Jütland als ein wüſtes, mit Haiden und greulichen Wäldern bedecktes Land, und ſagt ausdrücklich, daß es alles hinter ſich laße, was man in Teutſchland von ſchauerlichen Waldwüſten kenne. Und doch giebt es noch immer Geſchichtſchreiber, die von hier die zahlloſen Schwärme der Cimbern und Teutonen auf die Römer losſtrömen laſſen. Auch trügt uns dieſes Vorurtheil, das wir vom Wenden = und Slavenlande hegen, keinesweges. Es ſtand im achten, neunten und den folgenden Jahrhunderten, faſt in allen Dingen, den Südgermaniern weit nach, und man müßte ſehr blind ſeyn, wenn man dies von vielen nicht noch jetzt zu ſagen wagte? Das Land erſcheint wie ein jetziger Wildendiſtrikt in Nordamerika. Allenthalben große Seen, Sümpfe, Haiden, Wälder. Es heißt vom Biſchof Vicelin in Wagrien: er kam an den Ort, ſah ſeine Beſchaffenheit, und das Feld mit öder und unfruchtbarer Haide bewachſen, überdem die Bewohner ein wildes und rauhes Geſchlecht," und weiterhin: „eine Gegend voll Grauſen und eine weite Wüſtenei" (Helmold I. 47.). Pribislaf, Niklots Sohn, flüchtet ſich vor Heinrich dem Löwen in undurchdringliche Wälder (Helm. I. 92.) in Mecklenburg. Wo fände man jetzt in Mecklenburg und Pommern ſolche Wälder, wo ſich ein Heerhauſe vor einem verfolgenden Heere retten könnte? Immer heißt es, wenn die Slaven geſchlagen ſind, ſie haben ſich in ihre Moräſte und Wälder gerettet. So brachten ſie auch im Kriege ihre koſtbare Habe, ihre Weiber und Kinder in Sicherheit (Helm. II. 13.). Boleslaf von Pohlen hatte ſich bei einem Kriege mit den Pommern, auf ſeinem Marſche, durch ungeheure Wälder hauen und ſeinen Weg, wie die amerikaniſchen Wilden, an den Bäumen bezeichnen müſſen. — Das Land war voll Schlangen, Wild, Kraniche, Sumpf und Wald. So zogen die Miſſionarien mit den Pohlen 6 Tage von der Pommerſchen Gränze an, und trafen endlich den Herzog nahe bei Pyritz. Man ſieht alſo, wie unwegſam ſie zu reiſen hatten. Ungeheuer auf dem Lande und im Waſſer werden häufig genannt, die nachher verſchwanden. Wenn die Menſchen wachſen, nehmen die Beſtien ab. Man findet Büffel, wilde Pferde, Bären (Vita Ottonis ab Anonymo lib. II. c. 10. 40.). Von dem andern Wildpret und dem Bau des Landes ſagt der Mönch, dem man eben nicht zu viel glauben muß: „Pommern habe Fiſche in Menge, Hirſche, Eber, Schweine, Butter und Schaafmilch mit dem Fett der Lämmer und Böcke; Ueberfluß an Honig und Weitzen, nebſt Hanf, Mohn und allen Arten von Hülſenfrüchten.“ Daß Viehzucht und Wild und Honig genug war, kann man nach der Beſchaffenheit des Landes glauben, den Ueberfluß an Weitzen und Hülſenfrüchten muß man ſo dick nicht nehmen. Zu dieſen Gaben des Landes kam der Fiſchfang, der, nach allen Nachrichten, damals an dieſen Küſten, vorzüglich zu Rügen, ſehr bedeutend geweſen ſeyn muß. Alle Kronikanten erwähnen der fremden Kaufleute und Schiffer, die deswegen im Herbſt nach Rügen zogen und dem Swantewit eine Abgabe geben mußten. Saxo erzählt, daß die Dänen bei den Kriegen mit den Pommern, unter Waldemar, zur Bedeckung des Fiſchfanges bei Rügen, den dritten Theil ihrer Flotte da ließen. In dem Rügenſchen Landrecht von Normann (ausgegeben von Gadebuſch 1777.) gehen zwei Hauptlandſtraßen, die fürſtlich Geleit haben, von der großen Witte auf Wittow aus, die eine über Trent, die andre über die Halbinſel Jasmund. Auch das Klima mochte damals rauher ſeyn; wenigſtens finden wir aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte noch Winter, die fabelhaft klingen: wo man aus

Mecklenburg, Pommern und Holſtein, zu Fuße nach Dännemark ging, und auf dem Eiſe Hütten und Zelte aufſchlug, wo den Reiſenden Speiſe und Trank gereicht ward.

Wie waren die Menſchen in dieſen Gegenden? Nach den wenigen Zügen, die wir davon auffinden können, noch halbe Wilde. Ihre Lebensart kann da ſchon das Maaß geben. Dieſe war noch unſtät, und ihr liebſter Aufenthalt das Waſſer. Auf den Ackerbau gaben ſie nicht viel; Viehzucht, vorzüglich aber Fiſchfang und Seeräuberei waren ihre liebſten Gewerbe. Die gemachte Beute theilten ſie, und verkauften die gefangenen Menſchen. Ihre Häuſer waren elend. Sollten ihre Schiffe, nach Verhältniß, wohl viel mehr als Nachen geweſen ſeyn? „Immer ſind ſie, ſagt Helmold (II. 13.), mit Hintanſetzung der Vortheile des Ackerbaus, zu Seeſtreifereien gerüſtet, und ihre ganze Hoffnung, ihr ganzer Reichthum beruht auf den Schiffen. Ihre Häuſer flechten ſie nur aus Ruthen zuſammen, bloß gegen Ungewitter und Regen. Erſchallt aber Kriegsgeſchrei, ſo verbergen ſie ihr gedroſchenes Korn, ihr Gold und Silber und ihre Koſtbarkeiten in Gruben (ſo iſt es in Mähren noch); ihre Weiber bringen ſie, in Verſchanzungen und Wäldern, in Sicherheit. Nichts ſteht alſo der feindlichen Plünderung bloß, als ihre Hütte, womit ſie wenig verlieren.“ Die Teutſchen, die ſelbſt noch Barbaren waren, beſchreiben ſie wie ein viel härteres und rauheres Volk, als ſie ſelbſt (Dithmar Martisb.

lib.

lib. VI). Wittechind nennt ſie ein hartes, aller Mühen geduldiges Volk, an die ſchlechteſte Koſt gewöhnt, und ſagt ausdrücklich: „was den Unſrigen eine ſchwere Laſt zu ſeyn pflegt, das halten die Slaven für ein Vergnügen.“ So waren ſie auch ein braves, tapferes Volk, welches nichts beſſer bezeugen kann, als daß ſie bei der Ohnmacht ihrer Verfaſſung ſich doch ſo lange behaupteten, ein freiheitsliebendes Volk, welches ihre ewigen Auflehnungen gegen das Joch bezeugen. Als Barbaren ehrten ſie nur noch die Stärke. Otto von Bamberg verbot den Weibern, den böſen Gebrauch abzuſtellen, die Mägdlein zu tödten, die Knaben zu behalten; ſo machten es ihre Nachbaren die Preußen (Hartknoch). Vielweiberei machten ſich ihre Magnaten zu Nutze. Herzog Wartislaf ſchafte bei der Annahme des Chriſtenthums mehr als 20 Weiber ab. Die Annaliſten nennen ſie wankelmüthig, treulos, abgöttiſch. Man kann dieſe Worte in ihrem Munde leicht erklären. Ein Volk, das man unterjocht, iſt immer wankelmüthig, denn es ſtrebt das Joch abzuwerfen; es iſt treulos, weil der Unterdrücker keine Treue verlangen kann; abgöttiſch waren ſie, weil ſie unter andern Symbolen das höchſte Weſen verehrten, als die Chriſten. Helmold ſagt von ihnen: (l. 2.) „Dieſe ganze Menſchenart iſt dem Götzendienſt ergeben, immer unſtät und wandelbar, Seeräuberei treibend, von der einen Seite den Dänen, von der andern den Sachſen aufſäßig (c. 52.); ihre angebohrne Grauſamkeit kann nicht geſättigt werden; ſie können nicht ſtill ſitzen und beunruhigen die benachbarten Länder zu Lande und zu Waſſer.“ Sie opferten ihren Göttern Menſchen, aber es ſcheint faſt, als traf dies Loos bloß ihre Quäler, die Chriſten, die ſie mit andern Martern, auch wohl mit Kreuzigungen, hinrichteten. Aber bei dieſen Laſtern der Barbaren ſind auch die Tugenden derſelben und manche ſogar, die man nicht bei allen findet. Sie waren äußerſt gaſtfrei: „Kein Volk iſt wackrer, als die Slaven, in Rückſicht der Gaſtfreiheit (Helmold I. 82.), denn in Aufnahme der Fremden wetteifern alle einſtimmig, ſo daß keiner das Gaſtrecht zu fordern braucht. Denn was ſie durch Ackerbau, Fiſcherei, oder Jagd erwerben, das wenden ſie alles zur Freigebigkeit an, indem ſie den größeren Aufwender als den Tapferern preiſen; das Trachten nach dieſem Prunk treibt auch Manche zum Raub und zur Straßenräuberei. Nach den ſlaviſchen Geſetzen mag man am Morgen an Fremdlinge austheilen, was man des Nachts geſtohlen hat. Wenn aber jemand darauf ertappt würde, was freilich äußerſt ſelten iſt, einem Fremdlinge die gaſtliche Aufnahme verweigert zu haben, deſſen Haus und Vermögen mag man durch Brand verderben, dafür ſind alle Stimmen eins. Den nennen ſie ehrlos, niederträchtig, einer allgemeinen Auspfeifung werth, der einem Fremden ſein Theil zu verſagen ſich nicht entblödet hätte.“ Sie kannten keine Diebe und keinen Betrug, und wunderten ſich, als Otto und ſeine Mönche mit verſchloſſenen Kiſten und Kaſten zu ihnen kamen (Vita Otton. Anonym. II. 40.). Die rauheſten von dieſen Nordſlaven ſcheinen die Rügianer, oder die Ranen geweſen zu ſeyn, die zwiſchen den Flüſſen Recknitz, der Trebel, dem Rick und auf der Inſel Rügen ſaßen (Adam Brem. und Helm. I. 2. II. 12.). „Die Ranen, die auch Rügianer heißen, ſind das tapferſte Volk der Slaven, die allein einen König haben; wider ihre Meinung darf in öffentlichen Angelegenheiten nichts geſchehen, ſo ſehr werden ſie gefürchtet wegen ihres Umgangs mit den Göttern, oder vielmehr mit den böſen Geiſtern, die ſie vorzüglich verehren. Das Land wimmelt von Piraten und den blutgierigſten Räubern. Sie ſind die rauheſten, des Joches ungeduldigſten (I. 36.) Slaven. — Sie ſind hartnäckig gegen das Chriſtenthum, abgöttiſch, verdienen aber Lob wegen mancher natürlichen Tugenden, wegen ihrer Gaſtfreiheit, Aelternliebe, Nichtduldung eines Bettlers und Dürftigen.“ — Ihre Kriege führten ſie, wie alle Barbaren, grauſam; die Gefangenen wurden verkauft, ſowohl ihre eigne Landsleute, als Fremde. Als Otto zum zweiten Male in Pommern ankam, gewann Herzog Wartislaf eine Schlacht an der Peene bei Loitz gegen andre Slaven; Gefangene und Beute wurden getheilt. Als die Obotriten im Jahr 1164 nach den ſchrecklichen Verheerungen ihres Landes durch den Löwen Mangels wegen zu den Dänen und Pommern flüchteten, verkauften jene ſie ohne Erbarmen an die Polen, Sorben und Böhmen (Helm. II. 5.). Gegen die Chriſten, beſonders die Mönche und Pfaffen, waren ſie überlegt grauſam, ſo daß Helmold ſehr naiv ſagt (I. 15.) in Slavien ſeien ſo viele Märtyrer, daß ein Buch ihre Zahl nicht faſſen könne; doch davon nachher.

Von Perſon waren ſie ſtark, gewandt und reiſig, wie man es aus mehrern Erzählungen ſieht. Nach Anton (Verſuch über die Slaven S. 37.) waren ſie ſchön, lang und von ſtarkem Gliederbau, ihre Haut nicht ſehr weiß, ihr Haar nicht blond. Forſter, der die meiſten jetzigen Slaviſchen Volksſtämme geſehen haben will, beſchreibt ſie braun mit braunen Augen, von ſtarker und großer Bildung.

Manchem hat es gefallen, die Slaven der Oſtſee für außerordentlich zahlreich auszugeben; aber das zerfällt in ſich ſelbſt, wenn man die Menſchen und ihr Land bedenkt, wie ich es bis jetzt dargeſtellt habe. Freilich Wittechind läßt in der Schlacht bey Lunkin ihrer 200000 von dem Vogler erſchlagen, aber man kann wohl ohne Bedenken eine Zahl ſtreichen. Es iſt leicht, gegen jemand ſchriftlich zu lügen, der ſich nicht eben ſo vertheidigen kann. Aus einem ähnlichen Irrthum macht man die alte Bevölkerung des Nordens ſo groß. Man ſagt, von ihnen gingen die Beſieger von England, Frankreich und Italien aus, und doch blieben Menſchen zurück; aber wie lebten dieſe Räuber, und wie deſorganiſirt waren jene Länder nicht? ein leichter Raub von 15000 bis 20000 Fußvölkern, von denen die ſchweren

Ritterhaufen leicht aus einander getrieben, und das Land nach Gefallen geplündert wurde! Aber man kömmt hier auf Julin und Vineta, welche die erſten Handelsſtädte der Welt genannt werden; doch nur Geduld!

Ob Vineta exiſtirt hat, oder nicht, das iſt hier nicht zu unterſuchen; genug iſt es uns, daß Julin, deſſen Daſeyn hiſtoriſch iſt, völlig ſeinen Platz einnehmen ſoll. Dieſes wird nun, nebſt den elenden Rügenſchen Burgflecken Arkona und Garz, zu einem Wunder der Welt erhoben. Der erſte Urheber dieſer Sagen iſt der gute Adam von Bremen, dem man von entfernten Dingen nicht zu viel trauen muß. Denn wie er Curland noch zu einer Inſel macht, ſo gut konnte er auch Julin, das er eben ſo wenig in ſeinem Leben ſah, zu einem ſchönen Mährchen machen. Schleswig, in einem Lande, das er ſo öde beſchreibt, daß es nichts als Wälder und Haiden habe, iſt ihm eine große reiche Stadt, die bis nach Griechenland handelt. Julin beſchreibt er als die größte aller Städte, die Europa enthält (Histor. eccles. II, 12.). In ihr wohnen Kaufleute aus allen Ländern und von allen Nationen, ſie ſchließt die Kunſtarbeiten und Waaren aller Länder ein und alles, was man ſich Seltnes und Anmuthiges denken mag. Ihre Thore ſind aus Erz und was des Zeuges mehr iſt. Fiſcher in ſeiner teutſchen Handelsgeſchichte ſucht dies, wo möglich, noch zu vergrößern, und macht die beiden Städte zu Niederlagen aller orientaliſchen Waaren von Pecking bis Konſtantinopel. Er läßt ſchon einen großen Kornhandel in Pommern treiben. Die guten Mönche Ottos von Bamberg laßen uns durch den ſchimmernden Mantel ſchon die Lumpen durch ſehen. Auch ſie machen es freilich in Manchem noch, wie unſre Jeſuiten, wenn ſie von Japan und China ſprechen; man möchte nicht übel thun, auch manche ihrer Angaben noch zu halbiren. Von Otto werden 22000 Menſchen getauft in Julin (Vita Otton. II. 2.); das können aber nicht alles Juliner Einwohner ſeyn; denn der Anonymus (Vit. Ott. Anon. III. 3.) nennt Stettin mit 900 Hausvätern eine gewaltige Stadt, und größer als Julin. Wahrſcheinlich hatten ſich die Menſchen aus der ganzen Gegend dahin verſammelt, und noch wahrſcheinlicher hatten ſich hinter ihre Mauern viele vor den Pohlen über die Oder geflüchtet; denn Boleslaf von Pohlen hatte das Pommerland ſcheußlich übergeritten, um die Jahre 1120. Viele waren auf das Meer und auf die Inſeln geflohen und kamen erſt im Winter zurück. 18000 Männer hatte er niedergeſäbelt und 8000 mit Weibern und Kindern mit ſich geführt; die Miſſionarien fanden das Land allenthalben verödet, wo ſie durchreiſeten. An einer andern Stelle kommen in Julin Bretter vor, die in den kothigen Gaſſen lagen, zum Uebergehen (Vit. Ott. Anon. II. 23.). Das paßt beſſer für die Zeit; denn erſt im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ſchaffte Lübeck, nach vielen Feuersnöthen, die Lehmhäuſer und Strohdächer aus der Stadt. Und womit konnte man einen großen Handel treiben, und für wen?

Fürs Erſte ſteht unbeſiegbar wider die, ſo hier große Handelsſtädte träumen, dies, daß dieſe Wenden an der Oſtſee alle mit einander ein Seeräubervolk bildeten; nie aber hat ein Seeräubervolk, ſo weit die Erfahrung geht, den Handel ſehr gepflegt. Und wenn hier ein ſo gewaltiger Handel getrieben ward, ſo iſt es doch wunderbar, daß Saxo nie erwähnt, daß die däniſchen Flotten auch nur ein einziges Kauffahrtheiſchiff erbeutet hätten. Wo geſägt wird, pflegen doch Spähne zu fallen. Man kann aber beweiſen, daß dieſe Meeranwohner nichts zu verhandeln hatten, als etwa Fiſche und wenige rohe Produkte, ſicher aber noch kein Korn zur Ausfuhr. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatten die Rügianer noch keine Münze, ſondern trieben Tauſchhandel mit Leinwand. Ihr Gold und Silber weihten ſie dem Swantewit und wandten es zum Schmuck ihrer Weiber an. Wahrſcheinlich haben die Slaven auch aus ihrer Wolle und ihrem Flachs und den einheimiſchen Pelzwerken ſich ihre Kleidung bereitet. Ward nicht Otto mit den Waaren, die er bei ſeiner zweiten Reiſe auf der Meſſe zu Halle einkaufte, und mit welchen er auf 50 Wagen zu Demmin ankam, wie ein halber Gott angeſehen, wie wenn die Engländer und Holländer mit ihren bunten Flittern auf den Neger- und Kaffernküſten landen? Und ſo erſtaunten dieſe über Waaren, die von Halle kamen, dieſe, „welche alle Schätze des Morgenlandes von den Liviſchen Küſten durch ruſſiſche Karavanen, und über Kiew vom ſchwarzen Meer herauf erhielten?“ Auch von Reichthum und Blüthe und von politiſcher Stärke, iſt bei den Städten und Fürſten an der Oder keine Spur, was doch ſeyn müßte, wenn die Nachrichten von jenem Handel auch nur zum vierten Theile wahr wären; in den Städten erſcheint keine Verfaſſung eines Handelsſtaats, ſondern ſie ſtehen unter Kaſtellanen, und erhalten erſt bei der Einwanderung der Teutſchen Municipalregiment.

Mit den andern Künſten der Slaviſchen Verfeinerung ſteht es eben nicht beſſer. Fiſcher weiß da wieder Wunder von der Pracht der Kunſtwerke ihrer Tempel. Der ungenannte Mönchskopf, der das Leben Ottos beſchrieben hat, kann von der Pracht der gottesdienſtlichen und feſtlichen Häuſer in Stettin nicht genug erzählen, von den treflichen Schildereien und Bildhauereien, von den goldenen und ſilbernen Schalen, Trinkhörnern, herrlichen Waffen und Geräth. Eben ſo voll nimmt Adam den Mund, wenn er von dem Obotritiſchen Tempel zu Rhetre ſpricht. Aber ſoll und darf man das ſo glauben? Höchſtens kann man eine etwanige rohe Pracht der Armuth annehmen, die alles in ihren Tempeln zuſammengeſchleppt hatte. Saxo kann uns da ſtatt der übrigen dienen, der freilich auch gern aufſchneidet, aber hier das Zeichen der Wahrheit für ſich hat, die er berichten konnte, weil er an der Stelle war. Swantewit war der oberſte Gott in Nordſlavien; doch war ſein Bild, nebſt allen übrigen Bildnereien, plump und bäuriſch, nichts was einem Kunſtwerke ähnlich ſah.

Dieſer Stufe der Kultur, über deren Daſeyn ſich keiner wundert, der die Epochen der Menſchenbildung beobachtet hat, waren auch die heiligen Weiſen und der Gottesdienſt angemeſſen; denn wie der Menſch ſich veredelt und verſchönert, ſo veredelt und verſchönert er ſeine Götter und ſeinen Himmel. Zu tieferen Unterſuchungen hierüber fehlt der Raum, und ſie möchten doch nie zur lautern Wahrheit kommen, weil unſre Referenten, die dieſe Dinge mit den Augen der Verabſcheuung anſahen, wohl nicht die nöthige Ruhe beſaßen, um die Wahrheit zu ſehen und ſie wieder zu geben. Außer einer Menge kleinerer und untergeordneter Weſen waren die Nationalgötter Radegaſt und Swantewit zu Rethre im Obotritenlande und zu Arkona auf Rügen. Ihre Tempel wurden oft die Vereinigungspunkte der verſchiedenen ſlaviſchen Volksſtämme, die ſonſt durch nichts zuſammen gehalten wurden. Vorzüglich war Swantewits Orakel bedeutend. Es ward faſt von allen ſlaviſchen Nationen befragt und es wurden jährliche Opfer gebracht; die Käufer und Verkäufer mußten etwas abgeben. Sein Prieſter ward dem Könige faſt gleich geehrt, und die Ranen ſcheinen, obgleich ſie erbliche Fürſten hatten, doch eine Art von Theokratie bei ſich gehabt zu haben (Helmold I. 6.). Als die Dänen 1163 Arkona einnahmen, fanden ſie ſieben, dem Gott geweihete, Kiſten mit Geld (Saxo). Swantewit ſcheint das Symbol des Erhalters und Beſchirmers zugleich geweſen zu ſeyn; man ehrte ihn als den Bewahrer und Ernährer, als den Kriegsgott und den Ertheiler der Fruchtbarkeit. Sein Hauptfeſt war das Aerndtefeſt. Uebrigens findet man in den Orakeln und den Erforſchungen der Zukunft, in der Weiſe die Todten zu beſtatten, in der Verehrung heiliger Bäume, viel Gleiches mit den Gebräuchen der Teutſchen, wie ſie Tacitus und Spätere ſchildern. Auch hier waren die Pferde Weiſſager und Propheten der Götter; dem Triglaff und Swantewit fütterte man in Arkona und Stettin weiße Roſſe, die, auf Stäben ſchreitend, Orakel ertheilten; man thürmte Todtenhügel und beſtattete die Aſche in Urnen zur Erde, man errichtete Todten- und Opferaltäre, man ehrte alte hundertjährige Bäume. Hievon haben wir noch in Rügen genug Denkmahle der Vorzeit. Man braucht indeſſen nicht anzunehmen, dies ſei von den Teutſchen (gleichſam, als wären ſie hier Urbewohner geweſen,) hergenommen; ſondern ähnliches Klima und gleiche Kultur können auch ähnliche Phänomene hervorbringen, wie man in der That Manches wieder eben ſo bei den Preußen findet, die doch keine Slaven waren.

Wie war nun die Verfaſſung dieſer Slaven? Ueber dieſe wichtige Frage will man ſich ſo gern belehren, ſtößt aber immer auf Schwierigkeiten und muß das meiſte durch Errathung und Induction finden, wobei man leicht einen Fehlſchluß thun kann. Das größte Unglück der teutſchen Slaven, wodurch ſie endlich unter das Joch fielen, und zum Theil ausgerottet wurden, war, daß ſie immer einzeln, nicht als ein Volk, ſondern als Volksſtämme ſtanden, die entweder einer an den Schickſalen des andern keinen Theil nahmen, oder gar ſich zu den gemeinſchaftlichen Feinden ſchlugen. Nie erſcheint ein allgemeiner Bund, um ſich den Teutſchen, die dieſe Verfaſſung allmälig zu benutzen verſtanden, mit gemeinſchaftlicher Anſtrengung entgegen zu ſtellen. Sie rieben vielmehr einander ſelbſt auf, oder luden den gemeinen Feind dazu ein. Schon Karl der Große griff die Wilzen und Welataben an, weil ſie ſeine Bundsgenoſſen, die Obotriten, immer drängten (Eginhard.). Im Jahr 823 machten die Wilzen- und Obotritenfürſten Ludwig den Frommen zu ihrem Schiedsrichter; im J. 826 wurden die Obotriten- und Sorbenfürſten von ihren Magnaten bei ihm verklagt (Annales Reg. Franc. Pipini, Car. M., Lud. Pii.). Unter Markgraf Gero, zu des Voglers Zeit, fochten die Ranen mit gegen die Ukrer, und entſchieden den Sieg gegen ihr Volk (Wittechind III). Als nachher das Chriſtenthum einſchlich, ward die Kolliſion der Völker und Fürſten gegen einander noch ſtärker. Gottſchalk, ſein Sohn Heinrich, deſſen Sohn Pribislaff, Beherrſcher der Obotriten, ſchlugen ſich, als Chriſten, verderblich mit ihren eignen Landsleuten und den Ranen herum, unter den Saliſchen Kaiſern; die Pommern halfen 1168 die Ranen den Dänen unterwerfen.

Von den Rügianern, oder Ranen haben wir gehört, daß ſie erbliche Fürſten hatten, und zwar ſie allein unter allen Slavenſtämmen. Wie wurden denn nun die andern regiert? Hatten ſie Wahlfürſten auf Lebenszeit, vielleicht berühmte Anführer, die ſich das Vertrauen des Volks erwarben, oder dauerte vielleicht dieſe Würde nur für die Zeit der Kriege und der Gefahr? Blieben ſie bei der Wahl dieſer Anführer gar bei Einer Familie ſtehen, oder ſprangen ſie oft ab? Davon läßt ſich ſchwerlich eine beſtimmte Antwort geben. Bei den Obotriten finden wir doch offenbar öftere Wechſel, obgleich auch zuweilen mehrere hinter einander aus Einer Familie Fürſten waren. Wie weit dieſe nun herrſchten und Gewalt hatten, darüber giebt es durchaus nichts, ſo wenig wie über die innere Verfaſſung. So viel ſcheint, daß hier, wie bei allen Barbaren, nur die eigentlichen Machtträger und Befehlshaber eine Stimme gehabt und entſchieden haben. Einen Mittelſtand haben wir nicht, da jene großen Handelsſtädte uns ſo verſunken ſind, und auf der Stufe, worauf die Wenden doch ſchon ſtanden, repräſentirt das kleinſte Volk nie mehr mit. Dithmar ſagt von den nördlichen Slaven: „So viel Landſchaften, ſo viel Tempel. Alle dieſe, die mit Einem Namen Luticier heißen, haben nicht einen beſtimmten Herrn. Auf großen Tagen und für große Dinge berathſchlagen ſie gemeinſchaftlich. Wer allein abſtimmt, deſſen Güter verheeren ſie mit Feuer und Schwerdt, und er büßt mit vielem Gelde.“ Die Suppane, die Kaſtellane, verwalteten vielleicht die kleineren Diſtrikte, unter dem Oberanführer, mochten auch allein für den Krieg an ihn gebunden ſeyn. Nach den Lebensbeſchreibern Ottos ſcheint in Pommern Ariſtokratie geherrſcht zu haben. Immer ſtehen die Primates und Majores natu dem Herzoge zur Seite, und zu einer Verſammlung, die er ausſchreibt, ruft er die Baronen, Kaſtellanen und Befehlshaber der Städte zuſammen (Vita Ott. Anon. III. 3.).

Wie ſtand es nun mit der größeren Maſſe des Volks, mit den Kleinen, die gewöhnlich die Lückenbüßer ſind? Ihrer und ihres Zuſtandes iſt auch von allen den geſchwätzigen Annaliſten mit keinem Worte erwähnt. Dennoch lieſt man in hundert neuen und neueſten Büchern ganz beſtimmt, unter den Slaven ſey die härteſte Dienſtbarkeit, und alles kleine Volk leibeigen geweſen, und nachher hätten die einwandernden Teutſchen ſich dies auch ſo belieben laſſen, und es mit ihren ſächſiſchen Bauern, als eine bequeme und gute Sitte, nachgemacht. Auch ſagt man, ſey dies durch das Beiſpiel der noch exiſtirenden Slaven, der Ruſſen und Pohlen, wohl erwieſen. Die Slaven hätten alle einen natürlichen Sklavengeiſt gehabt, ſo daß Sklav und Slav nur Ein Wort ſey. Dies letzte Beiſpiel gilt nichts;

denn es waren und ſind ganz andre Umſtände, welche die Rußen, Pohlen und andre ſlaviſche Nationen länger bei bürgerlicher Sklaverei erhalten haben, als die Staaten germaniſchen Stammes; doch können wir dieſe hier nicht auseinander ſetzen. Auf das Andere, ob das kleine Volk bei den Slaven und Wenden ſich wirklich in Sklaverei befand, kommt es uns an, wir müßen alſo zuſehen, wie?

Ganz rein von Sklaverei wollen wir zuerſt unſre Oſtſeeſlaven nicht glauben, denn daß davon nichts erwähnt iſt, beweiſt nicht, daß ſie nicht da war. Wir kennen auch kein Volk ſo rein in der Geſchichte, bei welchem der Große den Kleinen nie zu unterdrücken geſucht hätte. Wahrſcheinlich alſo waren auch hier Sklaven und Leibeigene, und wurden vielleicht, nach dem geſellſchaftlichen Standpunkte des Volks zu ſchließen, nicht auf das mildeſte behandelt; aber anzunehmen, daß die Maße des Volks, oder auch nur der größere Theil des Volks, ſklaviſch war, iſt abgeſchmackt. Sie hatten den Ackerbau noch nicht viel getrieben, der die meiſten Sklaven macht, ſondern waren mehr Viehzüchter, vorzüglich auch Fiſcher und Seeräuber; ein Gewerbe, das einen wilden und rauhen Sinn giebt, der am wenigſten für den Sklavenzuſtand paßt. Alle Annaliſten beſchreiben ſie als das unbändigſte und des Joches ungeduldigſte Volk, das ſich bis zur Vernichtung ſchlug, um nicht den Teutſchen unterworfen zu werden. Ich frage jeden nur Halbſehenden, welch ein Intereße hätten Sklaven gehabt, ſich für ihre hochgebohrne Herren in ewigen Kriegen todſchlagen zu laſſen, und ſo hartnäckig für fremde Freiheit zu fechten, wenn ſie keine eigne zu verlieren hatten? Es konnte ihnen unter den Sachſen ja nichts ſchlimmeres begegnen, als was ſie erlitten, wenn ſie Slaven waren. Und man wird doch nicht annehmen, daß die Magnaten des Volks allein große Heere aus ihrer Kaſſe aufbringen konnten. Ich werde überdem in der Folge noch wahrſcheinlich machen können, daß die wendiſche Sklaverei nicht ſo allgemein war, weil ſich in den Gegenden Pommerns, wo Wenden geblieben ſind, unter dem kleinen Volke am längſten eine Art Freiheit behauptet hat. Daß ſie übrigens Gefangene und Schiffbrüchige verkauften, und als Sklaven hielten, war Folge des im ganzen Europa gleich herrſchenden Zeitgeiſtes.

Daß die Bezwingung der Slaven, ſelbſt bei ihrer elenden zerſtückelten Verfaſſung, den Teutſchen ſo ſchwer wird, läßt ſich aus ihrer Behandlungsart erklären. Man wollte von Anfang an keine Unterthanen aus ihnen, kein zugeordnetes Volk, ſondern ein unterworfenes, unter dem Joche ächzendes; ſo behandelte man ſie, und dieſe Behandlung erzeugte einen unſterblichen Haß, der von den Vätern auf die Söhne kam, und nur in der beinahe gänzlichen Ausrottung des ſlaviſchen Oſtſeeſtamms im zwölften Jahrhunderte ſich endigte. Wie grauſam die Kriege geführet wurden, werden wir bald hören. Von dem neunten und zehnten Jahrhunderte her, verſchickte und verkaufte man gefangene Slaven heerdenweiſe, und verſchleppte ſie in die entfernteſten Provinzen; ſie ihrerſeits machten es eben ſo, zerriſſen oft ihre Ketten und warfen ſich wie Tiger auf ihre Henker. Aus ihnen konnten in der Mitte von Teutſchland ordentliche Kolonien gebildet werden. In alten Urkunden geſchieht der Rednitz- und Maynwenden Erwähnung, und daß die wüſten Oerter Erlang, Eltenau, Forchheim, Hochſtatt, Lamberg, Oberhaidt, Baunach, Schlüſſelfeld, ihnen zum Anbau eingegeben worden (Potgiesser l. c. lib. I. c. II. §. 96.). Auch in Baiern findet man ihrer, vielleicht von den öſterreichiſchen und panoniſchen Slaven. Im Gebiet des Fuldiſchen Kloſters Rohra waren unter den Liten Slaven und Sachſen (Brower Annal. Fuld. III. 11.). In den unterjochten Sorben- und Wilzenländern werden ſie in Menge und zu ganzen Dorfſchaften als Leibeigene verſchenkt, doch ſcheint es, eben nicht unter härteren Bedingungen, als etwa bei teutſchen Bauren gleiches Schlages ſtatt gefunden zu haben. In der Magdeburgiſchen Schenkungsurkunde Ottos des Erſten von 937, kommen in der Grafſchaft Chriſtians in Grimheleresleben 15 ſlaviſche Familien vor; 939 ſchenkt er wieder aus der umliegenden Gegend eine ungeheure Menge Liti, Coloni et Sclavi; ſo auch im Jahre 961; doch ſtehen Sclavi und Teuthonici oft gleich unter einander. (Sagittarii Antiquitat. Magdeburg. §. 47.). Wie man indeſſen doch

wohl

wohl gewöhnlich mit Slaven verfuhr, ſagt uns ein Beiſpiel Dithmars, der in den elenden Kriegen lebte, welche Heinrich der Heilige mit den Sorben, Böhmen und Pohlen führte, da ward alles auf das jämmerlichſte aus einander geriſſen, gleich einer ſlaviſchen Familie, die angeſchuldigt und durch Verkauf aus einander geriſſen wird" (quae accusata venundando dispergitur. Dithm. III.). Alſo hatten die Armen wohl oft das Schickſal, daß Brüder und Schweſtern, Mann und Weib, Mutter und Kinder von einander getrennt, und gleich wie Negern, nach ganz verſchiedenen Gegenden hin verkauft wurden.

Zu den vorzüglichſten Hinderniſſen der deutſchen Herrſchaft und der des Chriſtenthums, gehörten die Abgaben, die man den armen Slaven auflegte, welche vergebens forderten, man möge ſie zum Sachſenrecht laſſen, ſo wollten ſie treue und gehorſame Unterthanen ſeyn. Da kamen erſt die Herzoge mit ihrer Herzogsſteuer (Woiewotinaa), dann die Grafen und Befehlshaber, endlich die Biſchöfe mit der Biſchofsſteuer (Biscopotinaa) und den Zehenden, die auf den wenig angebauten Boden eines armen Landes doppelt drücken mußten. Man gab dem Biſchof zu Oldenburg jährlich vom ganzen Lande der Wagrier und Obotriten Tribut, der als Zehenden aufgelegt ward: von jedem Pfluge (nach Frank Altes und Neues Mecklenburg 40 Scheffel), einen Scheffel Korns, 40 Riſten Flachs, 12 Silberpfennige, und einen für den Einſammler.

Einen Wendiſchen Pflug beſtimmt ein Joch Ochſen und ein Pferd (Helmold I. 12. Krantz Vandal. IV. 39.). Selbſt die Teutſchen Holſteiniſchen Koloniſten wollten wegen der unerträglichen Zehenden, die man ihnen auflegte, auswandern, aber man verſchloß ihnen jeden Ausweg. Zum Beweiſe, wie weit man dieſe Abgaben im Namen Gottes trieb, mag die Verordnung des Biſchofs Johann von Åbo vom Jahre 1370 dienen, der ſogar von Fiſchen, Vögeln, Wildpret, die Deo largiente gefangen würden, die Zehenden zu geben befahl. In dem Stiftungsdiplom von Ratzeburg und den andern obotritiſchen Biſthümern (Frank a. a. O. IIs Buch. S. 246.) von 1158 heißt es: der Zins aller Slaven in den Grenzen dieſer drei Biſthümer ſoll ſeyn von dem Haken 3 Scheffel Rocken, was Kuritz heißt, ein Solidus, ein Topp Flachs, ein Huhn ꝛc.; hier iſt auch die Rede von Kirchen, die noch in Wäldern fundirt werden ſollten. So zeigt ſich auf allen Seiten das unkultivirte Land.

Wir wollen einmal einen Wendenfürſten aus des Löwen Zeit über dieſen Druck ſprechen hören: es iſt Pribislaf, Fürſt der weſtlichen Obotriten. Dieſer war von den Teutſchen Ankömmlingen und den Grafen von Schaumburg, aus dem ſchöneren Theil Holſteins, in deſſen nördliche Sandgegenden, nach dem Meere zu, mit dem Reſt ſeiner Landsleute hinaufgedrängt worden, und hatte doch vor den Beſchatzern keine Ruhe (Helm. I. 83.). Zuerſt hieben die Sachſen, die zum gaſtlichen Mahle von ihm eingeladen waren, etwas unhöflich ſeine Tempel und Gotteshaine um, dann ergriff der Biſchof von Lübeck das Wort, ihn und die Seinen zum Chriſtenthum zu ermuntern. Pribislaf antwortete, das ſey eine ſonderbare Anforderung, bei der Lage, worin man ſie geſetzt habe. „Eure Fürſten wüthen mit ſo großer Strenge gegen uns, daß wegen der Auflagen und der härteſten Knechtſchaft uns der Tod beſſer wäre, als das Leben. Siehe, in dieſem Jahre haben wir Bewohner dieſes kleinen Winkels (noch dazu das ſchlechteſte im holſteiniſchen Lande) dem Herzoge dieſe tauſend Mark bezahlt, ferner dem Grafen (Adolf von Schaumburg) ſo viele hunderte, und noch ſind wir nicht durch, ſondern werden täglich ausgemergelt und gepreßt bis zur Vernichtung. Wie ſollen wir alſo auf dieſe neue Religion denken, daß wir Kirchen bauen und die Taufe empfangen, wir, denen täglich Flucht angeſagt wird. Ja wenn noch ein Ort wäre, wohin wir entfliehen könnten. Gehen wir über die Trave, ſo iſt da gleiches Elend, kommen wir zur Peene, ſo iſt es nicht weniger da. Was bleibt uns alſo übrig, als das Land zu verlaſſen, aufs Meer zu fliehen und mit den Strudeln zu wohnen? Oder welche iſt unſre Schuld, wenn wir, aus dem Vaterlande vertrieben, das Meer ſtören, und von den Dänen, oder Kaufleuten, die das Meer beſchiffen, eine Beiſteuer nehmen? Wird das nicht die Schuld der Fürſten ſeyn, die uns ſo weit treiben?“ Pribislaf ſagt endlich noch: „Wenn es dem Herrn Herzog und dir gefällt, daß wir mit dem Grafen (von Holſtein) auf gleichem Fuß wohnen, ſo gebe man uns Sachſenrechte für unſre Güter und Gefälle, und gerne wollen wir Kirchen bauen, Chriſten ſeyn und unſre Zehnden geben.“ Früher ſchon hatten ſich die Slavenfürſten erklärt, bei den Anforderungen des Biſchofs von Oldenburg, der alle ſeine Güter wieder haben wollte, es ſey beſſer aus dem Lande zu gehen, als ſich noch von größeren Auflagen hudeln zu laſſen (Helmold I. 18.). Ihre Erzfeinde waren die Prieſter, auch ſelbſt die beſten von ihnen, weil ſie offenbar mit der Einführung des Chriſtenthums zugleich ihre Unterdrückung zu verbinden trachteten. So z. B. kam der fromme Vicelin, Bekehrer Wagriens (Helm. I. 53.), zu Lothar, und that den Vorſchlag, zur Zähmung ſeiner bekehrten Wenden, auf dem Segeberge ein Kaſtell anzulegen. Lothar thut dies, und legt eine zahlreiche Beſatzung hinein; und nun ſchimpfen ſie vergebens auf den Kahlkopf (hominem calvum.).

Schon unter den Merowingern kommen die Slaven in den ſächſiſchen und thüringiſchen Kriegen hie und da vor. Dagobert kriegte mit ihnen (Sigbert Gemblac.). Karl hatte in ſeinen zerſtörenden Kriegen mit den Sachſen die Obotriten zu Bundsgenoſſen, und ſchlug ſich mit den Wilzen und Welataben ihren Feinden, auch mit den Böhmen (Eginhard). Ludwig der Fromme miſchte ſich, mit Erfolg, in die Angelegenheiten der Obotriten, Wilzen und Sorben, er ſchlug oft blutig mit ihnen (Sigbert Gembl.). Unter ihm ward 833 die Stadt und das Bisthum Hamburg gegen und für die Slaven angelegt, und der heil. Ansgar mit ſeinen Mönchen ward Apoſtel (Adam Brem. I. 17.). Nun folgten bis im Anfang des zehnten Jahrhunderts, die Zeiten der teutſchen und fränkiſchen Schmach, wo Normänner, Ungarn, Slaven, bis auf die Zeit der Sachſenkaiſer, Teutſchland überritten und verheerten. Jetzt ſcheinen die Normänner oft auch über die Oſtſeeſlaven ein bedeutendes Uebergewicht behauptet zu haben. Hamburg mit den Anfängen des Chriſtenthums ging unter. Erſt der erſte und größte Sachſenkaiſer, den Teutſchland ſo viel verdankt, brachte wieder das Uebergewicht auf die Seite der Teutſchen, und führte auch mit den Slaven mörderiſche Kriege; indeſſen waren dieſe Kriege doch mehr mit den Nordſlaven, jenſeit der Elbe, der Havel und Peene; bis in die Seegegenden gelangten wohl bloß Streifpartheien, und die Furcht ſeines Namens, welche die Slaven im Gehorſam hielt. Man weiß, wie er ſlaviſche Marken ſtiftete und Feſtungen gegen ſie baute. In der Schlacht bei Lunkin mit den Rhedariern ſoll er 200000 Mann erſchlagen haben (Wittechind I.); ſein Markgraf Gero hatte ſchon ein Bündniß mit den Rügianern jenſeit der Peene. Die Obotriten (Wittech. II.) vernichteten unter ihm ein teutſches Heer, „ſie zogen den Krieg dem Frieden vor, alles geringer achtend, denn die ſüße Freiheit.“ Sein

Sohn Otto der Erſte führete ſeine Plane fort, und ſtiftete eine Menge Bisthümer in Nordſlavien, auch in Mecklenburg und Oldenburg im Obotritenlande (Helm. I. 12.). Er kam zwar ſeinem Vater nicht an Kraft und Tugend gleich, war ein Frömmler, den Biſchöfe und Mönche äfften und hänſelten, während ſein Bruder Heinrich von Baiern den Patriarchen von Aquileja kaſtriren, und den Biſchof von Salzburg blenden ließ (Dithmar II.); indeſſen ging unter ihm und ſeinen Nachfolgern das Chriſtenthum doch durch Furcht vorwärts, denn der zweite und dritte Otto hatten für die teutſchen Angelegenheiten nur wenig Muße. Adam ſagt (Hist. eccles. II. 17.) von den wagrinſchen Slaven: „Auch die Fürſten wurden Chriſten unter den Sachſenkaiſern, eine Menge Kirchen und Klöſter ward gebauet, es war ein fortwährender Friede, die Slaven dienten unter dem Tribut;" dies war eben das Geheimniß des Chriſtenthums. Heinrich der Heilige, ein elender Regent, führte im Anfange des 11ten Jahrhunderts zweckloſe und unentſcheidende Kriege mit den Pohlen, Lauſitzern und Böhmen. Unter ſeiner ſchwachen Regierung wagten die Nordſlaven, die ſchon unter den letzten Ottonen nur mit Sträuben gehorcht hatten, über der Elbe einen Hauptſtreich. Die perſönliche Mißhandlung des obotritiſchen Fürſten Miſtewoy gab den Ausſchlag. Sie wurden von den Fürſten auf das äußerſte gedrängt. Der Herzog arbeitete nur für den Tribut, der Biſchof für die Zehnden; die chriſtlichen Befehlshaber und Ritter behandelten ſie gleichfalls auf das übermüthigſte. Sie fielen alſo ab (Albertus Stad.), verheerten zuerſt ganz Nordalbingien, dann das übrige Slavonien; ihre Wuth ging beſonders gegen die Kirchen und Geiſtlichen, und keine Spur des Chriſtenthums blieb übrig. Bei Oldenburg ſchlachtete man die übrigen Geiſtlichen, wie das Vieh, nur 60 Kirchenälteſte hob man zum ſchrecklichen Spiele auf; ihnen ward in Form eines Kreuzes die Haut auf dem Kopfe eingeſchnitten, und mit einem Eiſen der Schedel geöffnet. Darauf wurden ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden, und dieſe Märtyrer und Bekenner durch die Städte umhergeſchleppt, und mit Schlägen oder auf andere Weiſe gemißhandelt, bis ſie ſtarben.

Unter den energiſchen fränkiſchen Kaiſern, die nach der Monarchie ſtrebten, wurden die Wenden über den andern großen Planen und Händeln vergeſſen, und höchſtens in der nothwendigen Abhängigkeit erhalten. Die in Mittelteutſchland hatten ſich allmälig an die Knechtſchaft gewöhnt und waren zum Theil ſchon unter den Teutſchen untergegangen, die nördlichen waren noch meiſt unbeſiegt und unbekehrt, bis auf die am Ausfluß der Elbe in Nordalbingien. Die Nachkommen des Herzogs Billung von Sachſen waren zu dieſen Zeiten ſehr mittelmäßige Menſchen, welche ſowohl, als auch die Sachſenkämpfe, in dieſer Periode den Slaven Luft ließen. Dagegen ward nun das Chriſtenthum der ſchlimmſte Feind der ſlaviſchen Freiheit, indem die chriſtlichen und heidniſchen Slavenfürſten ſich und ihr Volk, den Teutſchen zu Gefallen, aufrieben. Adam von Bremen erzählt wohl übertrieben, der chriſtliche Slavenfürſt Gottſchalk, ein Zeitgenoſſe Heinrichs des Schwarzen und Adelberts von Bremen, habe ganz Slavien bekehrt, ſogar die Circipaner, Kiſſiner und Rethrer (Hist. eccles. III. 21. 23.). Dies gab natürlich mancherlei Kolliſionen. So z. B. ſchlagen ſich die Wenden an der Peene mit den jenſeitigen, welche Herzog Bernhard von Sachſen, Gottſchalk, Fürſten der Obotriten, und die Dänen zu Hülfe rufen, da ſie nicht widerſtehen können; nun werden die dieſſeitigen verdorben, viele Tauſende erſchlagen und in die Gefangenſchaft gefuhrt. Gottſchalk brachte es endlich durch ſeinen bigotten Eifer für das Chriſtenthum und ſeine Anhänglichkeit an die Teutſchen dahin, daß ſich ein zweiter allgemeiner heidniſch wendiſcher Aufſtand bildete, den die Minderjährigkeit Heinrichs des Vierten begünſtigte. Er ward im Jahr 1066 mit ſeinen Prieſtern zu Lenzen erſchlagen, und über alle Teutſche erging ein fürchterliches Gericht (Adam Br. III. 11 — 14.). Die teutſchen Koloniſten, die man in Nordalbingien angeſiedelt hatte, wurden zuſammengehauen und in die Gefangenſchaft geführt; Hamburg und Schleswig wurden in den Grund gebrochen; 600 teutſche Familien wanderten nach dem Harz aus. Der Fürſt der Rügianer, Krito, der erſte Anführer des Heidenthums und der Freiheit, herrſchte nun von der Peene und dem Gellen bis an die Nordſee und die Eider; Herzogs Bernhard von Sachſen ſchwache Söhne, und die Verwirrungszeit unter Heinrich dem Vierten in Norddeutſchland begünſtigten die ſlaviſchen Unternehmungen in dieſem Jahrhunderte trefflich. Die Slaven erklärten ſich, ſie wollten vom Chriſtenthum und von Gottſchalks Söhnen nichts wiſſen (Helm. I. 25.), wollten lieber ſterben, als den chriſtlichen Namen wieder annehmen, oder den Sachſenfürſten Tribut geben.

Doch glückte es endlich Heinrich, Gottſchalks Sohn wieder, durch Hinterliſt und Politik, und die ſchändliche Ermordung des furchtbaren Krito, Fürſt des Slavenlandes zu werden; er war ein ſchlauer und weiſer Fürſt, der nicht ſo raſch durchgriff, wie ſein Vater, der es aber doch immer mit den chriſtlichen Sachſen gegen ſein Stammvolk hielt, das er unterdrückte und unterdrücken ließ. Er machte mehrere Züge gegen die Rügianer, die er ſogar einmal übers Eis heimſuchte, und Swantewits Geldkiſten ausleerte (Helm. I. 38.). Lothar von Supplinburg beherrſchte die Slaven und Sachſen mit Mäßigung (Albert. Stad.), und verkaufte als Kaiſer das Slavenland an den Fürſten Kanut von Jütland, der ſich König von Slavien nennen ließ. Nach ſeinem und Lothars Tode ward bei dem Streit um das Herzogthum Sachſen auch Slavien und die Sache des Chriſtenthums wieder erſchüttert (Helm. I. 54. 56.), Pribislaf von Gottſchalks, Ratze von Kritos Stamm, zerrauften ſich und die Chriſten, und in Weſtobotritien erſchien der tapfre Niklot als Anführer.

Indeſſen hatte doch der teutſche Graf Adolf der Zweite in Holſtein großes Land über den beſiegten Pribislaff gewonnen, und rief teutſche Koloniſten hinein, um 1440 (Helm., I. 57.). „Weil das Wagrierland verödet war, ſchickte er Bothſchafter in alle Länder, Flandern und Holland, Utrecht, Weſtfalen, Frießland, daß, die durch Mangel an Weiden und ſaatigen Feldern gedrängt würden, kämen, mit ihren Leuten ein herrliches Land entgegen zu nehmen, ein geräumiges Land, reich an Korn, auch an Fleiſch und Fiſchen die Fülle habend, und eine vorzügliche Tauglichkeit zu Weiden. Er ſprach zu den Holſteinern und Stormarn: habt ihr nicht das Slavenland unterjocht, und es durch den Tod eurer Brüder und Väter erkauft? warum ſeyd ihr denn zuletzt gekommen, es zu beſitzen? Macht, daß ihr die erſten ſeyd, wandert in das trefliche Land ein, und bebauet es.“ Bei dieſem Aufruf ſtand eine zahlloſe Menge aus verſchiedenen Nationen auf, nahmen ihre Familien und ihr Vermögen (alſo nicht arme Schlucker) mit zu ſich, und kamen in das Land der Wagrier zum Grafen Adolf, um es in Beſitz zu nehmen. „Oldenburg und Lütkenburg und die übrigen Diſtrikte zunächſt am Meer, gab er den Slaven zu bebauen ein, und ſie wurden ihm zinsbar, indem er Pribislaf ausſchloß, der ſich das Land der Wagrier angemaßt hatte.“

So ſagt unſer Mönchskopf, aber es war umgekehrt, Pribislaf, der Slave, war der rechte Herr.

Bald darauf zog ſich ein fürchterliches Ungewitter gegen Nordſlavien. Sanct Bernhard, der geiſtliche Regent, und das Orakel dieſer Zeit, predigte das Kreuz, und drei Kreuzheere wurden ausgerüſtet, eines, das unter Konrad dem Dritten von Hohenſtaufen ins heilige Land zog, ein zweites gegen die Mohren in Spanien, und ein drittes gegen die Wenden, die Obotriten und Luticier. Niklot, der mit Adolf vielleicht gegen Pribislaff im Bunde ſtand, ſuchte das Ungewitter zu beſchwören, da aber Adolf nicht helfen wollte, noch konnte, ſo kam er mit ſeiner gewöhnlichen Geſchwindigkeit zuvor, ging mit einem Heere über die Trave in Wagrien (vielleicht aus Neid von den alten Anſiedlern, den Holſteinern, gerufen) und hauſete mit dem Schwerdte ſo ſchrecklich unter den holländiſchen und weſtfäliſchen Koloniſten, daß kaum die Spur von ihnen übrig blieb. Endlich kam der Kreuzzug heran, die Slaven waren zu ſchwach, um eine Feldſchlacht zu wagen; indeß bewirkte das Kreuzheer nichts weiter, als die Verödung des Landes; jedoch verhinderten die Herzoglichſächſiſchen und Markgräflichen den gänzlichen Ruin des Landes, und der Menſchen, die ſie als das Ihrige anſahen, gaben auch von den Gefangenen die unbrauchbaren und alten zurück, indem ſie die behielten, welche rüſtig und zur Sklaverei tauglich waren (Helm. I. 65.).

Nun kommt das Zeitalter des berühmten Löwen und Friedrichs des Rothbarts von Hohenſtaufen, zwei bedeutender Menſchen in ihrem Zeitalter. Der Löwe ward ſogleich bei dem Regierungsantritt Friedrichs in alle Länder wieder eingeſetzt, die ſeinem Vater, Heinrich dem Stolzen, ſtreitig gemacht waren. Als ein Fürſt von großer Macht und weiten Regenteneinſichten verfuhr er nach einem neuen Plan, der auf nichts weniger, als eine Monarchie in Nordteutſchland zu gehen ſchien. Seine Politik war groß, das Chriſtenkhum war ihm Nebenſache, das Geld die Hauptſache, weil er deſſen immer zu ſeinen Unternehmungen bedurfte; darüber klagt das Mönchlein Helmold ſehr bitter (I. 68.). Vom Rhein bis zur Oſtſee herrſchte er beinahe 30 Jahre unumſchränkt. Selbſt die Biſchöfe mußten ihm huldigen (Helmold I. 71.). Doch trieb er zugleich durch weltliche Strenge und neue geiſtliche Inſtitute das Chriſtenthum mit Gewalt durch, und die Slavenfürſten wurden immer mehr eingeſchränkt an Land, und immer härter gedrückt mit Tribut. Wir haben oben ſchon Prib'slaffs von Wagrien Klagen gehört, welche grade in dieſe Zeit fallen. Die Teutſchen wurden immer eindringender. So heißt es bey Heimold: (I. 83.) „Zu der Zeit baute der Graf die Feſtung Plön wieder, und errichtete dort eine Stadt und einen Markt, und die in den umliegenden Dörfern wohnenden

Slaven wichen zurück. Es kamen die Sachſen und wohnten allda, und die Slaven gingen allmälig im Lande aus.“

In dieſer Bedrängniß fallen die Slaven über die Dänen her, und ſuchen ſich auf der See zu erhalten, während der Löwe mit Friedrich auf ſeinem Zuge nach Italien iſt. Die Dänen, welche er nicht gut zu Feinden haben kann, beklagen ſich, und er ächtet die Wenden. Niklot ſetzt ſich in Vertheidigungsſtand und befeſtigt Werle; bei einem Ausfall ward der heroiſche Slavenheld, auf das tapferſte kämpfend, getödtet. Mit ihm ſank die ſlaviſche Freiheit auf immer. Nach einem neuen Plane vertheilt Heinrich das Land unter ſeine Ritter, Graf Günzel erhielt Schwerin mit der Gegend, und Heinrich von Skaten Mecklenburg. Dies war die Epoche der Einführung von Kolonieen. Heinrich von Skaten bringt Flandrer in ſein Land (Helm. I. 87. 91.), Heinrich von Ratzeburg Weſtfalen ins Land der Polaber; ſo macht es Günzel von Schwerin und Albrecht der Bär in der Mark. Dieſer Albrecht hatte ſich durch Eroberungen in ſeinem Lande ſehr ausgebreitet, wo ſich ſeit der Ottonen Zeit die Wenden wieder feſter geſetzt hatten. „Zu der Zeit hatte Oſtſlavien der Markgraf Albrecht, mit dem Beinamen der Bär, inne. Er unterjochte das ganze Land der Brizaner, Stoderaner und vieler Völkerſchaften an der Havel und Elbe. — Endlich, da die Slaven nach und nach ausgingen, ſchickte er nach Utrecht und in andere Gegenden am Rhein, außerdem zu denen, die an der Nordſee wohnen und die Gewalt des Meeres erlitten, zu den Holländern, Seeländern, Flanderern, und brachte von ihnen ein übergroßes Volk herbei, dem er die großen und kleinen Städten eingab. Und es iſt gewaltig erfreut worden, bei der Ankunft der Fremdlinge, der Biſchof von Brandenburg und der von Havelberg, darüber,. daß die Kirchen ſich mehrten und der Ertrag der Zehenden weit und breit wuchs. Aber auch das ſüdliche Ufer der Elbe fingen zu der Zeit die holländiſchen Fremdlinge zu bebauen an, von der Stadt Soltwedel an, das ganze moraſtige Land, welches Balſamerland und Marſcinerland heißt; die großen und ſehr viele kleine Städte bis zum Böhmerwald, beſetzten nachher die Holländer. — „Zwar ſollen dieſe Länder die Sachſen vormals bewohnt haben, wie man es ſehen kann an den alten Deichen, die in dem moraſtigen Balſamerlande an den Ufern der Elbe aufgeworfen waren; aber da nachher die Slaven (die Heinrich der Vierte ſeit 1074 gegen die Sachſen ſogar unterſtützte) die Oberhand bekamen, wurden die Sachſen niedergehauen, und das Land bis auf unſre Zeit von den Wenden beſeſſen. Nun aber, weil der Herr unſerm Herzoge und den übrigen Fürſten Heil und Sieg verliehen hat, ſind die Slaven niedergetrampelt und vertrieben. — Und es kamen herbeigezogen von den Enden des Oceans tapfere und unzählige Völker, und beſetzten das Land der Slaven und baueten Städte und Kirchen, und wuchſen an Reichthum über allen Glauben.“

Allein die Söhne Niklots wollten ihr Land nicht ſo gleichgültig verlieren, und die Fremden im ſtillen Beſitz laſſen, doch der Herzog zog ihnen zu ſchnell auf den Hals. Wartislaff warf ſich in die Burg Werle und Pribislaff floh in die Wälder. Aber der Herzog hatte vor Mailand und Cremona das Belagern gelernt; Wartislaff ergab ſich, und man befreite eine Menge gefangener Dänen, die drinnen ſaßen. Wartislaff ward, wider die Hoffnung, die man ihm gemacht hatte, hart und ſchimpflich in ſeiner Gefangenſchaft gehalten, und ließ ſeinem Bruder davon die Botſchaft zukommen. Pribislaff rüſtet ein gewaltig Heer aus und ſcheint aus Pömmern und dem Ranenlande Hülfe gehabt zu haben (Helm. II. 2. 3.). Wüthend ſtürzt er ſich nun auf die teutſchen Anſiedler. Die Stadt Mecklenburg und alle Felder werden vernichtet. Die Städte Ilow und Schwerin rettet Graf Günzel noch, aber ſüdlicher nimmt er Malchow und Kuſcin ein, „ſie erſchlugen alles Männliche, vom Volk der Fremdlinge ließen ſie nicht Einen übrig, die Weiber und Kinder führten ſie in die Knechtſchaft ab.“ Herzog Heinrich beſchloß nun einen Hauptſtreich auszuführen, und errichtete mit dem Bären und Waldemar von Dänemark 1164 einen Bund gegen die Slaven, die ſich gleichfalls enger verbunden zu haben ſcheinen; denn nun ging es ſogar bis gegen die Pommerſchen Fürſten, die doch ſchon ſeit einem

Menſchenalter Chriſten waren. Beim Einmarſch ins Slavenland wird der gefangene Wartislaff an einen Baum gehängt. Dafür hauen die Slaven in das feindliche Vordertreffen, das auf dem Marſch nach Demmin iſt, grimmig ein, Graf Adolf und Reinhold, die Anführer, fallen mit den Tapferſten, und das Lager wird erſtürmt; doch werden die Slaven durch die nachrückende Uebermacht abgeſchlagen, ſtecken Demmin an und ziehen ſich ins Innere von Pommern. Die Feinde kamen bis Stolpe an der Peene, da ward der Löwe abgerufen (Helm. II. 5.). In dieſem Kriege ward das ganze Obotritenland zur Einöde gemacht, „durch Gottes Gnade, der des frommen Herzogs Rechte ſtärkte," ſagt der Kronikant. Wenn einige letzte Ueberreſte der Slaven blieben, ſo wurden ſie wegen des Mangels an Lebensmitteln und der Verheerungen der Felder ſo entkräftet, das ſie haufenweiſe zu den Pommern und Dänen entfliehen mußten, welche ſie ohne Erbarmen an die Pohlen, Sorben und Böhmen verkauften.

Bald nach dieſen obotritiſchen Händeln entſtand eine Empörung der ſächſiſchen, vorzüglich der geiſtlichen Fürſten im Jahr 1166 (Helm. II. 7.) gegen den Löwen, die der Erzbiſchof Reinhold von Kölln und der Biſchof von Halberſtadt anführten. Der Löwe hatte zwei Jahre mit ihnen zu ſchaffen, und bändigte ſie endlich. Doch ward Pribislaff in dieſer Klemme, in dem ganzen Lande, welches ſein Vater regiert hatte, Schwerin und Ratzeburg aus-

ausgenommen, wieder hergeſtellt, und zuletzt des großen Herzogs guter Freund. Zu dem Zuge der Dänen gegen die Inſel Rügen im Jahr 1168. (Helm. II. 12. 13.) zogen die Pommerfürſten mit auf des Löwen Befehl. Wahrſcheinlich alſo hatten ſie bei dem Feldzuge von 1164 ſich ſeiner Huld ergeben. Weil aber Waldemar nach der Unterjochung der Ranen dem Löwen nicht die Hälfte der Beute des Swantewitstempels und des Tributs derſelben nach ihrer Abrede geben wollte, ſo ließ er die Slavenfürſten auf ihn los, und dieſe plündern auf allen däniſchen Inſeln, machen viele Beute und haben mehr Gefangene feil, als ſie Käufer finden können.

Das Jahr 1178 brachte die Feinde des Löwen wieder ins Feld, nachdem des Rothbarts Zorn das Zeichen gegeben hatte. Die Geiſtlichen waren wieder die grimmigſten, und Philipp von Köln trug von neuem das Panier. Im Jahr 1182 ging der Löwe ins Exil, und verſuchte nachher vergebens ſich wieder aufzuhelfen; 1195 ſtarb er. Das große Herzogthum war zerſtückelt und Bernhard, dem ſeine Stelle verliehen war, hatte keine Macht über die Gemüther und die Fürſten. Nun riſſen die Dänen die Herrſchaft der Oſtſeeländer an ſich, und behaupteten ſie beinahe 30 Jahre. Doch der Löwe war der letzte Zertrümmerer des Elaventhums an der Oſtſee. Die Teutſchheit riß nun ein, und bildete ſich ſelbſt unter den Dänen noch fort.

So kämpften und ſo fielen die Slaven, und die Teutſchen beſetzten allmählig ihr Land nach denſelben Grundſätzen, nach welchen noch im neunzehnten Jahrhundert die Sieger von Marengo und Macſiewics verfahren. Sie waren nach allem, was wir geſehen haben, ein eben ſo ſchönes, ſtarkes, edles und tapferes Volk, als die Teutſchen. Wären alſo die Sklaven, die man ſpäter in ihren alten Wohnſitzen ſieht, ihre Kinder, wie man uns ſo gern einbildet, ſo ſieht man, es lag in den phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften nichts, das ſie beſonders zur Knechtſchaft beſtimmt hätte, wie man uns ebenfalls einbilden mögte. Und wären auch die Sklaven und Leibeigene in ganz Teutſchland von Slaven entſproſſen, ſo wollen wir doch bekennen, es giebt keine Verjährung des Unrechts.

Ueber die Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen vom zwölften bis zum ſiebzehnten Jahrhunderte, oder bis zum dreißigjährigen Kriege.

Bei dem Mangel an Nachrichten muß ich oft wieder tappen, wo das Licht fehlt, muß für meinen Gegenſtand das Meiſte wieder durch die hiſtoriſche Induction ſuchen, muß alſo ein kurzes Bild des ganzen bürgerlichen Zuſtandes dieſer Periode geben, um aus dem Ganzen ungefähr den Zuſtand der Menſchen herauszufinden, von welchen ich ſpreche; denn ſowohl den Archiven, als den Annaliſten ſind ſie meiſtens zu unbedeutend geweſen, um uns von ihnen etwas wiſſen zu laſſen.

Wie wir aus dem vorhergehenden kurzen Abriß geſehen haben, können die früheren Kriegsunternehmungen der Franken und Teutſchen gegen die Wenden, die an der Oder, Peene und Weichſel wohnenden am wenigſten getroffen haben. Ueber die Oder, näher zu ihrem Ausfluſſe hin, gingen jene Züge ſicher nicht, und um die Peene iſt es wohl höchſtens nur bei Streifereien geblieben. Nach den Sachſenkaiſern bis auf den Löwen haben gewiß keine Teutſche dieſen Boden betreten. Von den Verbindungen, worin dieſe Gegenden mit den Dänen und Pohlen, ihren Nachbaren, geſtanden, wiſſen die Mährchenmacher Saxo, Pontan, Dlugoſch Wunder zu erzählen; nach dieſen iſt dies Land alle Augenblicke von ihnen unterjocht und ihnen zinsbar geweſen. Aber ihre undatirten Vorgebungen halten wir um ſo mehr für Lügen, je fabelhafter ſie ausſehen, glauben aber wohl an Land- und Seeſtreifereien und gegenſeitige Verheerungen, weil wir dieſe nachher in der Geſchichte finden. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts aber wurden die Pohlen unter ihrem Herzoge Boleslaff Schiefmaul wirklich die Beſieger der Pommern, und ſie betrieben im Jahr 1124 durch den Biſchof Otto von Bamberg, der einige Jahre darauf noch ſeine Reiſe nach Pommern machte, die Einführung des Chriſtenthums, die auch hier mehr durch Furcht, als Liebe durchgeſetzt ward; denn die Pohlen hatten das ganze, von Natur ſchon öde Land durch die ſchrecklichſten Verheerungen noch öder gemacht, wie wir oben ſchon gehört haben. Dieſes Chriſtenthum blieb nun in Pommern, deſſen Gränzen zwiſchen der Weichſel, Warte, Randow und Peene damals eingeſchloſſen waren, vielleicht auch einen Theil des Landes zwiſchen dem Rick, der Trebel und Peene enthielt. Bis auf des Löwen Zeiten ſaß Pommern wohl in Ruhe. Im Jahr 1164 ward es mit in den Krieg gegen Pribislaf hineingeriſſen und die Fürſten wurden abhängig von dem Löwen. Sie halfen 1168 auf ſeinen Befehl die hartnäckigen Rügianer den Dänen und dem Biſchof Abſolon von Roſkild unterjochen, und zu Chriſten machen. Die Rügenſchen Fürſten wurden Vaſallen von Waldemar dem Erſten von Dännemark. Die Pommern geriethen ſpäterhin auf des Sachſen Anhalten mit den Dänen in Händel und verheerten ſeines neuen Vaſallen Land; aber nachher müſſen ſie des Löwen Unwillen verdient haben, denn er vereinigte ſich mit Waldemar gegen ſie, ward aber zum Glück durch ſeine letzten Händel abgerufen. Das Pommerſche Land ward zu dieſer Zeit ſehr mitgenommen, indem die Dänen und Rügianer obſiegten und verheerten. Wollin, wahrſcheinlich das alte Julin, ward verheert, Stettin belagert. Die Pommern verbanden ſich nun mit dem Rothbart; ob ſie bei dieſer Gelegenheit Reichsfürſten wurden iſt nicht ausgemacht; mit den Dänen fingen ſie aber einen neuen unglücklichen Krieg an, der Wollins Untergang und die Verheerung des Küſtenlandes zur Folge hatte. Die Dänen unter ihren Königen Kanut dem Sechsten und Waldemar dem Zweiten haben auch in Pommern wohl, wie an der ganzen Oſtſeeküſte, einen großen überwiegenden Einfluß gehabt, bis dieſer durch die Schlacht bei Borhövet im Holſtein im Jahr 1227 gänzlich vernichtet ward. In den nächſtfolgenden Jahren muß auch ein unglücklicher Krieg mit den Markgrafen von Brandenburg ſtatt gefunden haben, worüber unſre Annaliſten, freilich alle ſehr neuere, leicht hingleiten. Es kam nemlich um 1240 die Neumark und ein Theil der Uckermark von Pommern ab, die Markgrafen beriefen ſich ſpäter auch auf Urkunden, wodurch die Pommerſchen Herzoge ſich lehnspflichtig von den Markgrafen bekannt hatten.

Durch dieſe Kriege, die zum Theil, wie die pohlniſchen und däniſchen, mit äußerſter Wuth geführt wurden, war das Land, das auch überdies noch ſehr wüſt und unbebaut war, wie wir oben ſehen, noch wüſter und menſchenleerer geworden. Die Fürſten ließen ſich nun, nach dem Beiſpiele ihrer Nachbaren, die Teutſchen wohl als neue Anbauer gefallen, und die Klöſter waren wenigſtens urkundlich die erſten, die Teutſche hineinbrachten, weil ſie größtentheils ihren Stamm aus mehreren Gegenden Teutſchlandes erhielten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die ſchrecklichen Ueberſchwemmungen der Nordſeeländer im Jahre 1164, deren alle Annaliſten erwähnen, auch hieher Menſchen verſchlagen haben könne. In der Beſtätigungsurkunde des Kloſters Colbatz von 1173 wird ſchon eines teutſchen Dorfs erwähnt (Dreger Codex diplom. n. 9) und in einer Urkunde von 1187 kommt ſchon multus populus Teutonicorum vor. Sie müſſen alſo doch ſchon Zeit gehabt haben, ſich zu vermehren. Wie es nun fortging und wann die meiſten Fremdlinge eingewandert ſind, das läßt ſich ſo beſtimmt nicht ſagen; ſicher aber kamen dieſe Anſiedelungen nicht unter 60 bis 80 Jahren zu Stande, ein Zeitraum, welchen man urkundlich nachweiſen kann. Die Revolutionen, wodurch der Löwe fiel, und ſeine bisherigen Beſitzungen auf das ſchlimmſte verheert und zerriſſen wurden (Chronicon Stederburgense.), mögen auch Pommern neue Einwohner zugetrieben haben. Denn nach unſern Annaliſten ſind die neuen Ankömmlinge Sachſen und Weſtphalen geweſen und der Dialekt ſpricht dafür, der ſich hier behauptet. Man hat auch gar kein Zeichen, daß Rheinländer, Flandrer und Holländer ſich hier geſetzt hätten (Schlözer).

Wie nun, und unter welchen Umſtänden und mit welchen Rechten und Verſprechungen, oder Forderungen ließen dieſe Ankömmlinge hier ſich nieder? Machten ſie keinen Vertrag mit dem Regenten, ließen ſie ſich über ihren

Beſitz und die Art dieſes Beſitzes keine Handveſte einhändigen? Ueberließen ſie ſich der Weiſe und Gewohnheit, die ſie im Lande fanden? gewöhnten ſie ſich, was man zu ſagen pflegt, ſo an, oder brachten ſie die Weiſe und Gewohnheit ihres Landes mit? Kamen ſie alle als Knechte adliger Herren, oder als Freie? Von dieſen wichtigen Fragen können wir keine faſt ganz beſtimmt beantworten, und doch ſind ſie für die ganze Unterſuchung ſo entſcheidend. Dennoch wollen wir ſehen, ob nicht aus allgemeinen Schlüſſen, wenigſtens Zweifel und Verneinungen gewöhnlicher Behauptungen hervorgehen.

Nur von den Städtegründern und Einrichtern des Vaterlandes wiſſen wir, daß ſie ihre Rechte und Ordnungen ſich beſtimmen ließen. Das Municipalregiment war ſchon allenthalben in ſchönen Vorbildern zu ſehen, und man brauchte dieſe nur nachzuahmen. Aber mit den Landbewohnern machte man wohl ſo viele Umſtände nicht, und ſie mogten dieſe auch wohl mit ſich ſelbſt nicht machen. Der Bauer iſt überall ein gutes und harmloſes Thier, das wenig für den andern Morgen ſorgt, und an die Kniffe und Griffe der künftigen Zeit nicht denkt. Auch bei unſern Nachbaren den Holſteiniſchen, Märkiſchen, Mecklenburgiſchen Koloniſten früherer und ſpäterer Zeit findet man nichts, das einem Vertrage, oder einer Handfeſte ähnlich ſähe, und ſelbſt die Bremiſchen und Preußiſchen die ſo geſcheut waren, Bedingungen zu nehmen und zu geden, wurden dadurch wider die Unterdrückung und Beſchränkung ihrer Rechte für folgende Zeiten nicht geſichert. — Ob dieſe Fremden ihres Landes Gewohnheit mitbrachten? Dies beantworte ich mit Ja: denn alle Spuren alter Bauerngeſetze und des Landweſens ſind teutſch, und die irren ſich, welche die ſpäterhin ſo harte Knechtſchaft in Pommern und Rügen gleich anfangs von den Slaven bloß durch Gewöhnung lernen, und als eine gute Gewohnheit annehmen laſſen. Wie wenn wir weiter unten ſogar einige lichte Punkte fänden, daß da, wo wahrſcheinlich die meiſten Sklaven ſitzen geblieben, noch im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert eine mildere Art des Bauernweſens war, als anderswo.

Die gewöhnliche Art der Landesbeſetzung, wie man ſie ſehr ſicher und zuverſichtlich annimmt, iſt ungefähr dieſe: Edelleute, nichts als Edelleute bringen die Menge ihrer leibeigenen Knechte mit ins Land, mit Weibern und Kindern. Dieſe, die ihnen mit Habe und Gut gehören, ſetzen ſie auf die öden Höfe und die noch urbar zu machenden Sümpfe, Haiden und Wälder. Sie allein wenden alle Arbeit und Koſten daran, billig gehört alſo auch aller Vortheil ihnen für jetzt und künftig. Der Boden iſt ihr Eigenthum durch Schenkung, die Menſchen ſind ihnen durch Geburt, Kauf ꝛc. bis zu Kindeskindern eigen geworden. Der Fürſt hat ihnen alles unbedingt zu freier Willkühr überlaſſen; ja aus einem Uebermaaß von Güte hat er ihnen gar eine Menge

Slaven (er ein ſlaviſcher Fürſt) als Leibeigene der härteſten Bedingung zugeſchenkt, damit an dieſen die teutſchen Bauern ordentlich die Dienſtbarkeit, wie ſie ſeyn muß, lernen mögten. So ſei die Leibeigenſchaft allgemein geworden, indeſſen von Jahrhundert zu Jahrhundert gemildert. Daß dies Vorgeben im Ganzen eben ſo unverſchämt als unwahr iſt, läßt ſich zeigen. Für dieſe Aufſtellung, wie ſie faſt in allen unſern Geſchichten ſteht, iſt auch keine einzige Beglaubigung, die über den Wahn hinausgeht; haben wir alſo nur etwas, das ein Bißchen mehr als Wahn iſt, ſo muß ſie ſchon beſchämt zurücktreten.

Erſtlich, nicht alle Eingewanderte kamen mit Edelleuten und unter Edelleuten zu wohnen. Die Klöſter riefen urkundlich zuerſt Koloniſten und pflanzten dieſe auf ihren Dörfern und unbebauten Gründen an; der Fürſt ſelbſt hatte eine Menge Domainen, die auch bevölkert werden ſollten, und die keine Edelleute mit den Ihrigen bebauen konnten. Unter welchen Bedingungen riefen jene die Anſiedler? Das wiſſen wir nicht. Aber daß dieſe wenigſtens freie Menſchen waren, die über ihren eignen Leib gebietend einrückten, können wir wiſſen, daß dieſe auch nicht auf Bedingungen gekommen ſind, wie die, unter welchen wir ſie ſpäter wohnend finden, können wir auch wiſſen, denn noch nie ſind Menſchen ſo verrückt geweſen, freiwillig in eine Art von Sklaverei zu gehen.

Zweitens, ſagt man, die Edlen, die in dieſes Land einrückten, kamen mit ganzen großen Bauerfamilien aus Ländern, die durch Natur- und Staatsrevolutionen litten, um die Vortheile, welche man ihnen hier anbot, zu gewinnen, und dieſe großen Bauerfamilien — denn manches adlige Geſchlecht erhielt wegen ſeiner großen Begleitung beinahe Diſtrikte Landes — waren ihre Leibeignen im heutigen Sinn, die froh waren, hier, wie im Vaterlande, wieder unter ihrem Schirm wohnen zu können. Auch dies iſt unglaublich. In allen Ländern Teutſchlands waren jetzt ſchon Städte, treffliche Aſyle der Freiheit. Erſchütterte alſo Revolution und Unheil dieſe Menſchen daheim, nebſt ihren Herren in ihren Sitzen, konnte das alte Band der Ordnung nicht mehr halten, ſo waren ſie ja Freigelaſſene durch Nothwendigkeit, und konnten alſo nur Dienſtbare durch Milde bleiben. Dieſe alſo, geſetzt ſie waren Leibeigene im ſchlimmern Sinn, ließen ſich viele Meilen von ihren alten Tyrannen ſchleppen, die doch unmöglich jetzt exekutive Macht über ſie behaupten konnten, ſie ließen ſich von ihnen ſchleppen, um eine noch ſchlimmere Sklaverei wieder in einem fremden öden Lande anzutreten, das zum großen Theil noch nie unter dem Pfluge geweſen war. Sie trockneten Sümpfe, rodeten Wälder, riſſen Haiden aus ohne alle Bedingungen eines etwanigen Antheils des Beſitzes und der künftigen Sicherheit ihres Daſeyns, ſondern nach dem ſie dies Land, mit ihren Armen urbar gemacht hatten, gehörte es willkührlich dem Herrn, der ſie morgen aus der eingerichteten Wirthſchaft treiben, Vieh und Äcker entweder ſelbſt an ſich nehmen, oder einen andern Sklaven darauf ſetzen konnte? Man lernt durch die Geſchichte freilich vieles glauben, aber an eine ſolche Dummheit und Ehrvergeſſenheit unſerer Vorfahren glaube ich nur, wenn man ſie mir beurkundet; denn daß es jetzt ſo iſt, beſagt noch nicht, daß es immer ſo war.

Doch will ich damit nicht alle eingewanderte Bauersleute gleich ganz zu Freien machen; denn da hätte auch ich einen Beweis zu führen, der mir ſchwer werden ſollte. Die Anſiedler der Klöſter und der Fürſten kamen wenigſtens als Freie. Wir haben oben geſehen, wie grade dies Zeitalter nirgends einen Ganzfreien ſtehen ließ, obgleich in Süddeutſchland ſchon größere Freiheit aufzublühen begann. Die Sachſen hatten Leibeigene und Knechte, ſo gut, als anderswo, aber doch wenige, über die des Herren Macht ſo willkührlich geweſen wäre, als man wohl annimmt. Daß dieſe Leute, die ſie mitbrachten, alſo in einem vielleicht knechtiſchen Verhältniſſe zu den Herren ſtanden, wollen wir nicht leugnen, ſo daß ſie auch in einem ähnlichen Verhältniſſe mit Abgaben und Dienſten ſich unter ihnen wieder zu wohnen niederließen; aber wir wollen unten auch zeigen, daß dieſe Abgaben und Dienſte und die ganze Lage des Landes ſelbſt in dem Alter der Räuber und Fehden leidlicher waren, als ſpäterhin. Mit dem ſechszehnten Jahrhunderte beginnt hier eine neue Epoche, die ſich erklären, und Gottlob nachweiſen läßt.

Hier muß ich die Slaven auf kurze Zeit verlaſſen, um auf den eingewanderten Adel zu kommen. Auch von ihm iſt die Epoche der Einwanderung nicht genau zu beſtimmen. Er kam natürlich, wie das kleine Volk, allmählig und unmerklich ins Land. Erſt um 1238 und 1240, kommen adlige teutſche Namen, die zum Theil noch exiſtiren, in den Urkunden vor. Früher finden ſich darin nur wendiſche Namen, außer den Geiſtlichen. Dies beweiſt aber nicht, daß nicht früher ſchon teutſche Edelleute hier ſeßhaft waren. Natürlich gehörte auch einige Zeit dazu, die ſlaviſchen Fürſten an teutſche Sprache und Sitten zu gewöhnen. Auch von ihnen weiß man nicht beſtimmt, wie und unter welchen Bedingungen ſie kamen, und unter welchen ſie ihre Beſitzungen an Grund und Boden erhielten. Man kann ſeit der berühmten Geſchlechtsgeſchichte des Herrn von Schlieffen wohl beſtimmt ſagen, daß auch die erſten Familien des Landes aus dieſen älteren Zeiten keine Urkunden haben. Man kämpft ſich alſo wohl umſonſt mit der Frage herum, ob die pommerſchen Lehen aufgetragene, oder verliehene ſind, wenn man nicht beſtimmen kann, ob die Fürſten den eingewanderten Adel mit den Ländereien belehnten oder beſchenkten. Könnte man darthun, daß das Lehnweſen damals in Pommern noch nicht im Gange war, ſo wären ja die Lehen natürlich meiſtens aufgetragen, indem man ſpäter den Fürſten als Lehn aufgetragen hätte, was man durch das Geſchenk als Alod beſaß. Eine

Spur von einem ſehr frühen Lehn vom Jahr 1200 würde ſich finden, wenn man eine Stelle in einer Urkunde Buslaffs des Zweiten (Dreger l. c. n. 36) ſo erklären könnte; dieſer Herzog ſchenkt nemlich in jenem Jahre dem Kloſter Colbatz das Dorf Breda, von dem es heißt: ich habe es einem gewiſſen Walther in Beſitz gegeben, ſo lange er lebet.

Daß übrigens dieſe Edelleute oft anſehnliche Gefolge mit ſich hatten bewieß wohl, daß ihnen unter dem Namen Beſitzer Städte zu gründen und einzurichten oft übertragen worden. Sie erhielten gewöhnlich eine ziemliche Hufenzahl von dem den Städten beigelegten Gebiet, und oft auch richterliche Vorrechte in der Verwaltung und Regierung derſelben. Auf dieſe Weiſe ſind Prenzlow, Golnow, Cöslin, Greifenberg ꝛc. von adeligen Beſitzern gegründet worden.

Wie war es nun mit den Wenden, oder Slaven hier im Lande? Dies iſt eine Frage, auf deren Erörterung etwas ankommt, weil jene immer als Lückenbüßer der Ungerechtigkeiten dienen müſſen. Manche unſrer Annaliſten ſagen, ſie ſeien bei dem Einrücken der Teutſchen faſt alle aus dem Lande nach Hinterpommern entwichen, und die Gebliebenen ſeien durchaus unterdrückt worden. Einige (wie Eichſtedt) behaupten ſogar, ſie ſeien geſetzlich und durch Auktorität der Fürſten von allen Ehrenämtern und aller Stimme im Staate ausgeſchloſſen, und ihre Ueberreſte hätten ſich zürnend zu ihren entfernteren Landsleuten gewandt; allein das iſt leicht geſagt, aber ſchwer erwieſen. Unſere Chronikanten, die überall nachkommen, wo die Nachbarn ſchon geweſen waren, ſagen das ſo hin, ohne viel dabei zu denken. In Holſtein, in der Mark und einem großen Theil von Mecklenburg mag es ſo geweſen ſeyn, aber da war der Fall auch anders. Da niſteten ſich wirklich teutſche Fürſten ein, und zwar mit der Vernichtung und Herabwürdigung der Eingebohrnen, gegen die vielleicht der alte Haß noch dauerte; die Länder wurden von den Teutſchen, nach einem langen Kampfe, eigentlich unterjocht. Dies iſt mit Pommern nie der Fall geweſen; kein teutſcher Fürſt hat herrſchend dort geſeſſen, höchſtens iſt von 1164 bis 1180, ungefähr 15 Jahre hindurch, eine etwanige Abhängigkeit von dem Löwen geweſen. In Pommern und Rügen blieben alle eingebohrne Fürſten vom Slavenſtamme unter einem Volke ihrer Sitte wohnen. Aber wenn ſie dies Volk nicht den Teutſchen unterwerfen wollten, oder muſten; warum riefen ſie denn jene hinein? Dies war nicht Nothwendigkeit eines teutſchen Oberbefehls, ſondern eines Naturbefehls: ſie brauchten Menſchen, und die Teutſchen waren die einzigen, die ſie haben konnten, die auch an Induſtrie, Kunſt und Liebe des Ackerbaues die Ihrigen weit übertrafen. Ich habe oben ſchon gezeigt, wie ſehr dies Land noch im Naturzuſtande, und wie wenig es durch Menſchenhände gebildet war, wie wenige Einwohner es alſo auch in ſeinem beſten Zuſtande haben konnte. Dazu kamen die vernichtenden Kriege des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Natürliche und geſchaffene Wüſten kommen in allen Urkunden vor. Im Scheidungsdiplom des Kloſters Belbog von 1170 kommen eilf Dörfer vor, von denen zehn wüſt ſind (Hartknoch Origenes Pomer.). Im Jahr 1253 wird demſelben Kloſter in der Wüſte Saretliz an der Drave ein Stück Landes von 600 Hufen geſchenkt; alſo gab es noch ſolche Wüſten in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (Dreger num. 242.). In der Beſtätigungsurkunde des Kloſters Treptow ward mehrerer wüſten Dörfer gedacht, ſo wie in einer Urkunde von 1240 (Dreger n. 131.) vieler wüſten Gegenden und Dörfer die damals kurz zuvor entſtanden waren. In einer Vergleichungsurkunde Wizlaffs des Erſten von Rügen mit dem Biſchofe von Schwerin über das Land Tribſees vom Jahr 1221 heißt es: Wenn die Wälder und dieſe Gegend einer weiten Oedenei, wo vorher kein Dorf gelegen war, nach Abhauung der Bäume und Ausrottung der Dornen zum Ackerbau eingerichtet ſeyn werden, dann ꝛc. Immer wird in den Urkunden der Honig als eine große Einnahme mit angeſchlagen. Wir haben oben geſehen, was große Bienenzucht und Maſtung von Schweinen bedeutet. Auch Pohlen und Litthauen hat noch viel Honig, weil es gegen das übrige bevölkerte Europa gleichſam ein wüſtes Land iſt.

Die Zahl der alten Einwohner war alſo ſehr klein, als die Teutſchen einwanderten, was eben die Folge von jenem war; dies beweiſet auch die ſchnelle Ueberhandnahme der teutſchen Sprache im Lande, da der Teutſche ſonſt immer ſo leicht, wo er der kleinere Hauſe war, die Landesſprache ſelbſt ſeiner Unterjochten annahm. Die meiſten nehmen an, ſchon 60 Jahre nach der Teutſchen Einwanderung, ſei die wendiſche Sprache mit dem Volk: ſelbſt an den meiſten Orten untergegangen geweſen, was offenbar zu früh iſt, da wir im vierzehnten Jahrhundert die Wenden hie und da noch immer ausgezeichnet genannt finden, und ſogar Eichſtedt (I. 87.) es als eine Merkwürdigkeit anzeichnet, daß im Jahr 1403 ein altes Weib namens Gülzin in Rügen geſtorben ſei, die lezte die dort wendiſch geſprochen.

Das Vorgeben von der Unterdrückung der Wenden, gleichſam mit Bewilligung der wendiſchen Fürſten, iſt eine dumme Lüge. Daß ſie, die geringere Zahl, indeſſen allmälig unter den Teutſchen mit ihrer Sprache untergingen, daß der gegenſeitige Haß anfangs auch wohl Kolliſionen gab, iſt natürlich. In allen Urkunden bis zum J. 1240, kommen Nobiles, Barones, Suppani (Dreger num. 36.) Slavi vor: alſo war der wendiſche Adel nicht zurückgeſezt. Wie er ſich nachher mit dem teutſchen Adel vermiſchte, und welche von den jezigen Familien noch ächt wendiſch ſind, iſt wohl ſchwer zu ſagen, um ſo ſchwerer, da viele teutſche Familien

milien ganz den äußeren Karakter der wendiſchen annahmen, indem ſie ſich nach wendiſchen Dörfern nannten, und den teutſchen Namen verloren. Auf dem Lande blieben wohl Wenden, wo ſie einmal wohnten, obgleich auch da der teutſche Fleiß und die größere Gewandheit ſie nach und nach übervortheilen mochte. Daß es wirklich an ſolchen Drängungen nicht fehlte ſieht man aus Urkunden. Barnim der Erſte ſchenkt im Jahr 1228 den Domherren in Lübeck ein Paar Güter für das Gut Prezen bei Anklam. Dieſes war ganz von Slaven bewohnt, und er ſagt, daß er es ihnen abnehme, weil ſie es nicht ohne große Koſten und beſtändige Verfolgung vieler Edelleute (waren das ſlaviſche oder teutſche nobiles?) verwalten könnten (Dreger n. 69.).

In der Vergleichungsurkunde Wizlafs des Erſten mit dem Biſchof von Schwerin, über die Zehenden im Lande Tribſees (Dreger n. 55.), wird erwähnt, einige Slaven ſeyen den Teutſchen, die jene Länder baueten, gewichen, andre wohnten noch neben den Teutſchen. Dieſe Urkunde ſetzt es auch als möglich voraus, daß die Teutſchen einmal wieder könnten aus dem Lande verdrängt werden; alſo mußten doch viele Slaven hier wohnen. Nur in den alten Städten — denn die meiſten wurden ja neu gegründet — wurden die Wenden wohl allmälig durch eigne Unbehülflichkeit und durch teutſche Ueberzahl und aus Haß unterdrückt. Die alten wendiſchen Städte ſtanden auch auf der erſten Stufe der Städte unter Kaſtellanen, ohne eigne Magiſtrate. Die Teutſchen brachten einen ganz neuen Geiſt und eine freie Municipalverfaſſung mit hinein, griffen Handel und Gewerbe ſogleich mit größerer Thätigkeit an, und die Wenden, die ſich nicht fügen konnten, noch wollten, wurden entweder durch ſie von allem bürgerlichen Verkehr ganz ausgeſchloſſen, oder ſchieden ſich auch freiwillig von ihnen und ſetzten ſich entweder in beſonderen Quartieren, oder in den Vorſtädten; ſo wohnten auf den Wyken zu Stettin und zu Barth Wenden. Greifenberg ward 1262 gegründet (Dreger 356.), die Wenden, die dort ſaßen, zogen ſich nach dem nahen Dodo, das jetzt ein Stadtdorf iſt. Man findet auch noch ſogenanntes Wendfeld häufig auf den Stadtäckern (Frank l. c. VIIs B. S. 189.). Es heißt bei Dreger (n. 61.) cum Stettin a Teutonicis invasa fuisset et possessa. Daß die Landwenden nicht abſichtlich von den Regenten unterdrückt, ſondern mit den Teutſchen auf gleichem Fuß behandelt wurden, davon ſind Zeugniſſe genug. Jaromar der Alte (Dreger 43.) im Jahr 1209 giebt dem Kloſter Eldena Macht, nach Gefallen ſeine Höfe mit Teutſchen, Dänen, Slaven zu beſetzen, nennt die Slaven unſer Volk (gens nostra). In einer Urkunde von 1247 (Dreger 181.) heißt es, auch die Slaven ſollen nach teutſchem Recht gehandhabt werden; ſie waren alſo keine unterdrückte Klaſſe. In einer andern von 1248 wird ausdrücklich geſagt (Dreger 186.), daß, wenn Einwohner verſchiedener Nation, z. B. ein Däne, oder

Slave unter den Teutſchen, oder dieſe unter jenen wohnen wollen, jeder nach dem Recht deſſen gehandhabt werde, in weſſen Genoſſenſchaft er wohne (Beiläufig ſieht man hier, daß im Rügenſchen Antheil auch häufig Dänen ſich niedergelaſſen haben müſſen.). In der Schenkingsurkunde (Dreger 230.) des Kloſters Dargun von 1252 wird es dieſem erlaubt, Teutſche, Slaven und allerlei Natien auf ſeine Güter zu rufen. In Witzlafs des Dritten Teſtament von 1302 (Dähnert Urkundenſammlung Supplem. I. S. 298.) kommen unter den, durch das Teſtament Bedachten, viele wendiſche Namen vor; auch befiehlt er ausdrücklich ſeinen Erben, daß ſeine Slaven in Michelsdorf und Breſewitz und der Vorſtadt Barth dieſelbe Freiheit haben ſollen in allem, wie vor ſeiner Zeit. Die Slaven ſcheinen ſich überall an den Waſſergegenden am längſten gehalten zu haben, vielleicht aus alter Liebe zum Fiſchfange und zur See. In einer Urkunde der Stadt Greifswald wird den Slaven der Fiſchfang in der Peene ausdrücklich ausbedungen. In einer andern Jaromars des Zweiten von 1256 (Dreger 258.) verkauft er den Einwohnern des Dorfs Sarnkevitz (dieſes iſt nachher in dem Barthſchen Feldgebiet mit untergegangen) bei Barth alles, was in ſeinen Gränzen liegt. Er ſagt: „die Slaven, die nun ſind, ſollen bleiben, ſollen aber nur Weide und Holz, nicht den Acker brauchen dürfen, es ſollen auch nicht mehr angeſetzt werden. Der Stadt Damgarten wird 1258 ein ſlaviſches Dorf beigelegt, Außer dieſen kamen bis in das vierzehnte Jahrhundert wendiſche Dörfer und Leute, auch ſelbſt Zeugen in den Urkunden genug vor. Witzlaff der Dritte ſchenkt im Jahr 1279 dem Kloſter Neuencamp das Dorf Wendiſch Barnekow (Oelrichs Nomenclator der ungedr. Dreg. Urkdsaml.). Buslaff der Vierte giebt im Jahr 1284 der Stadt Greifswald das Dorf wendiſch Seſtlin (Oelrichs.). Witzlaff der Vierte befiehlt den Wenden des Dorfs Poſtelitz, ſie ſollen das Vieh des Paſtors zu Rappin auf ihrem Felde im Beſitz der Gemeinweide laſſen (Oelrichs.). Herr Pridbor von Vilmnitz ſchenkt 1300 dem Berger Kloſter 4 Hakenhufen im wendiſchen Dorfe Eyceraditz, im Kirchſpiel Rugard (Oelrichs.). Noch in einer Urkunde von 1355, worin Markgraf Ludwig mehrere Dörfer an der Oder an Pommern abtritt, werden ausdrücklich Wendendörfer genannt (Schwarz Pomm. Lehnshistorie.). Noch jetzt, nach ſo langer Zeit, ſind die Namen Wendiſch, Wendorf, Wendland hie und da in Pommern nachgebliebene Zeugen des alten Volksſtamms. Frank (Buch 7. S. 90.) nimmt an, daß die Dörfer mit den Beinamen groß und klein, die erſten von Teutſchen, die letzten von Wenden bewohnt ſeien, z. B. Groß- oder Teutſchroſenow, Großnixen, Mölnixen (möla ſlaviſch klein.).

Angenommen nun, daß die alten Slaven ſehr in den Kriegen aufgerieben waren; zugegeben ſelbſt, daß auch einige weiter öſtlich zu ihren Stammverwandten gingen, wo blieben nun wahrſcheinlich und geſchichtlich die meiſten hier im Lande ſitzen? Ich ſage kühn im Fürſtenthum und der Inſel Rügen. Erſtlich war dies Land das abgelegenſte, war meiſt Inſelland, und die Einwohner konnten, ſelbſt wenn ſie wollten, ſo leicht und ſo bequem nicht abziehen, als die an der Peene und Oder. Zweitens, das alte Gewerbe der Slaven, die See und der Fiſchfang, der hier damals noch wichtiger war, als jetzt, mußte die Leute feſthalten, und wir finden ſie grade hier am häufigſten in den Urkunden. Drittens, der Inſel- und Küſtenbewohner iſt eben ſo organiſirt wie der Bergbewohner, eine unerklärliche Liebe zu ſeinen Ufern und Inſeln hält ihn feſt. Noch jetzt kommen oft Schiffer und Seeleute, die lange auf fremden Meeren umhergeſchweift, im Alter mit ihrer Beute nach Hiddenſee und Mönchgut zurück, und kriechen wieder in die rauchigen Hütten ihrer Väter ein. Viertens haben ſich in dieſen Diſtrikten faſt alle Namen erhalten, wie wir ſie wendiſch beim Saxo, in ſeiner Beſchreibung der Seezüge Königs Waldemar gegen Rügen, finden. Noch jetzt ſind auf der Inſel Rügen und auf den Pommerſchen Halbinſeln und Küſtenſtrecken die meiſten Namen wendiſch, weit mehr, als in dem übrigen Pommern. Fünftens, manche bedeutende Strecken Landes im Fürſtenthum Rügen bekamen, außer dem Fürſten, noch ſlaviſche Dynaſten aus dem alten Fürſtenſtamme, z. B. die Herren von Vilmnitz oder Putbus (jetzt Reichsgrafen), und von Griſtow. Wenn der Fürſt auch über den vielen und mancherlei Unterthanen, zuletzt die Stämme vergeſſen muß und ſoll, ſo iſt das bei kleineren Herren doch wohl nicht ganz ſo. Sollten jene wendiſche Dynaſten ihr eignes Volk, das in dieſen (damals wahrſcheinlich ſchon kultivirteſten) Gegenden Pommerns und Rügens gewiß noch ziemlich zahlreich ſeyn mußte, unnatürlich verdrängt und vernachläßigt haben? Es ſcheint nicht ſo, denn ſechstens haben wir noch ein bloß muthmaßliches Zeichen eines größern Slaventhums hier, und zwar folgendes: Nach allen Nachrichten haben die Reſte der alten Meerſlaven, die zugleich noch die alte Sprache reden, die hinterpommerſchen Caſſuben, in ihrer Ausſprache etwas Jüdiſchſingendes und Monotoniſchdehnendes der Worte; mit einer wunderbaren Uebereinſtimmung finden wir dieſe Art in dem heutigen Plattteutſchen grade dieſer Rügenſchen Plätze, wovon wir ſprechen. Die Bewohner der Halbinſel Dars, die Dörfer gegenüber, Michelsdorf, Pruchten, Bodtſtedt, Breſevitz, in Rügen, die Putbuſſer Herrſchaft (grade die Beſitzung jener ſlaviſchen Dynaſten), die Halbinſel Mönchgut, die Inſeln Ummanz und Hiddenſee haben dieſen breiten und ſingenden Ton. Dazu kommt, daß man grade in dieſen Bezirken noch manche Worte wendiſchen Urſprungs mit teutſchem Zuſchnitt antrifft, die in dem übrigen Pommern und Rügen nicht verſtanden werden. Dies ſei genug, um zu zeigen, daß die Wenden hier zu Lande nicht ganz ausgerottet, auch nicht ſchlechter behandelt wurden, als die Teutſchen, und daß ſie keine gebohrne Sklaven waren.

Nun, um ungefähr zu zeigen, wie der Zuſtand der Bauern und der Leibeigenen, während des Pommerſchen Mittelalters, geweſen, müſſen wir einen kleinen Spiegel des Ganzen aufſtellen, worin auch dieſer Theil mit erſcheinen wird; denn beſtimmte Nachrichten davon ſind äußerſt ſpärlich und mühſam zuſammen zu ſuchen. Wir finden hier in Pommern dieſelben Erſcheinungen, die wir im Allgemeinen bei der Ueberſicht des Mittelalters trafen, keine Ideen von Regierung und Ordnung, ein ewiges Umhertappen und Umherſtoßen in der Geſetzloſigkeit, keinen Gehorſam, und keine Macht dieſen zu heiſchen; dazu noch das Uebermaaß des politiſchen und kriegeriſchen Unheils, bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts, wobei an keine ernſte Einrichtung und an Beſſerung der Verwirrung zu denken war. Nur in den Städten wohnte Glück und Freiheit, doch mit häufigen Erſchütterungen ihrer Verfaſſung, wie wir ſie in dieſem Zeitalter von Palermo und Florenz bis Wisby und Novogrod allenthalben finden. Nun zuerſt das große politiſche Unheil, und ſo nach und nach die einzelnen kleinen Bruchſtücke zuſammengeſetzt, bis das Gemählde vollendet iſt.

Auch hier herrſchte die allgemeine Plage des Mittelalters, Vielherrſchaft; Pommern und Rügen waren oft ſo unglücklich, ein halbes Dutzend regierender Herren, mit ihrem etwanigen Staat, unterhalten zu müſſen, und dieſe Herren hatten oft noch den böſen Willen, ſich einander um Kleinigkeiten abhold und widerſpänſtig zu ſeyn. Das konnte kein Volksglück geben. Die Kriege währten in dieſem kleinen Lande beinahe ununterbrochen, und waren meiſtens ſchwere und nicht bloß Streifkriege, wie es ihrer dieſe Zeit ſo viele gab, ſondern Kriege um Land, Leute und Ehre, alſo ſehr verderbliche. Der däniſchen und märkiſchen Kriege, bis 1240 ungefähr, iſt ſchon gedacht. 1295 gab es neue wegen der Händel um das ausgeſtorbene hinterpommerſche Herzogthum. 1325 ſtarb die Rügenſche Fürſtenlinie aus; Dänemark und Mecklenburg machten Anſprüche; dies gab durch 25 Jahre mit Mecklenburg Kriege und Zerſtörungen. Der ungefähr gleichzeitige Ausgang der aſkaniſchen Linie der Markgrafen zu Brandenburg brachte Pommern auch an jener Seite in lange Händel, die mit großer Wuth unter den Bairiſchen Markgrafen, vorzüglich wegen der Lehensanſprüche, an Pommern fortgehend waren; die Hohenzollern, ſeit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts im Beſitz der Mark, nahmen den Faden des Unheils ſogleich wieder auf, durch welches vorzüglich die Selbſtgewalt und Räuberei genährt wurde (Schwarz Lehnshiſtorie S. 541.). Noch verderblicher und landverheerender ward es ſeit dem Ausſterben des Stettiner Hauſes, von 1464 bis 1490 ungefähr, wo unter Buslaff dem Zehnten endlich Friede ward, der auch durch eine ſeltne Epoche bis 1627 fortdauerte, wo die Oeſterreichiſchen Truppen zuerſt das Elend des dreißigjährigen Krieges auch nach Pommern brachten.

Herrliche Macht erſcheint in dieſer ganzen Zeit faſt nur unter dem einzigen Buslaff dem Zehnten, der ganz Pommern unter ſich vereint beſaß. Man hatte von Polizei und Regierung und Staatsintereſſe faſt keinen Begriff; alles ging wild unter, über und gegen einander. Die Städte, freilich oft auch trotzig im Gefühl ihrer Macht und übermüthig gegen die Fürſten, waren doch noch faſt die einzigen Pfleger der Gerechtigkeit und Bändiger der adligen Räuber, die unbändig und hungrig auf den Landſtraßen umherritten. Dieſes Fehdeweſen war allgemein, und erſtreckt ſich bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts. Unaufhörliche Balgereien und Aufſätzigkeiten der Städte gegen die Fürſten, gegen den Adel, gegen einander, und ſo umgekehrt. Die Räubereien nahmen oft ſo überhand, daß ſich ganze Provinzen gegen ſie verbanden. So Pommern und Mecklenburg im vierzehnten Jahrhundert (Kanzow Chronic. Manuscr. 8s Buch.). Von dem ganzen Unweſen in einzelnen Beiſpielen nur eine kurze Ueberſicht. Im Jahr 1325 (Oelrichs.) giebt Wartislaff der Vierte Stralſund die Freiheit, im ganzen Fürſtenthum Rügen die Friedbrecher und Straßenräuber aufzuſuchen, nach Stralſund zu bringen, und ſie dort abzuſtrafen. Im Jahr 1322 zerſtörten die Anklamer, Greifswalder, Demminer und Treptower das Schloß Buggewitz, den Sitz eines adligen Räubers (Stavenhagen Gesch. der St. Anklam S. 170. Urkunde num. 40.). Herzog Otto giebt ihnen darüber in der Urkunde ein Belobungsſchreiben, und erlaubt ihnen künftig alle Schlöſſer und Burgen mit bewaffneter Hand anzugreifen und zu zerſtören. 1390 müſſen die Herzoge mit Bertram Haſe in ſeiner Burg Torgelow einen Vertrag eingehen, nachdem ſie den Räuber vergebens darin belagert; erſt 1464 ward die Burg gebrochen, worin Zacharias Haſe das altväterliche Handwerk trieb. Kleine Funken veranlaßten einen furchtbaren Brand. Die Händel des beleidigten Prälaten Bonow beunruhigten das ganze Land, vom Jahr 1407 an (Kanzow 8tes Buch), und verurſachten ſchreckliche Brandſtiftungen auf den ſtädtiſchen und adligen Dörfern der verſchiedenen Partheien. Bonow ward darüber von dem Erblandmarſchall Degener Bugenhagen von Nehringen erſchlagen. Dieſer fiel wieder durch einen Behr, von Bonows Anhang; die Stralſunder und Greifswalder rächten ſeinen Tod ſelbſtmächtig und gewaltig (Bugenhagen Pomerania S. 165.). Gegen die Fürſten ſelbſt huben die Städte Fehden an, die für das Land oft ſehr verderblich wurden. Dahin gehören die Fuge-Rubenowſchen Händel um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Fuge, ein Edelmann und Bürgermeiſter in Stralſund, verweigerte dem Herzog die Huldigung, und ſchrieb gegen ihn einen förmlichen Landtag der Vorpommerſchen Stände und Städte nach Stralſund aus. Der

Herzogliche Repräſentant Raven Barnekow ward auf ſein Anſtiften in Stralſund zu Tode geſchleift. Dies Unheil lief weiter. Die Stralſunder und Greifswalder überfielen den Herzog bei Horſt auf der Jagd, um einige Edelleute zu fangen, die gegen die Städte bei Anklam gefochten hatten (Kanzow 6. 10.). Bürgermeiſter Rubenow, von dem Landesfürſten die Strafe fürchtend, verbindet gleich nach dieſem Vorfall, im J. 1457, die Städte Greifswald, Stralſund, Anklam, Demmin, zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegen die Fürſten. Wahrſcheinlich ward indeſſen bald darauf dieſer bedeutende Mann durch den Einfluß ſeiner großen Feinde erſchlagen. Dies kehrte faſt die ganze Stadt Greifswald um. Die Städte rächten ſeinen Tod und ſtraften die widerſpänſtigen adeligen Familien (Bugenhagen S. 166.). Von der häufigen Trennung des Intereſſe der Fürſten und des Landes, ſah man noch im ſechszehnten Jahrhundert ein auffallendes Beiſpiel. Buslaff der Zehnte hatte ſich mit Stralſund überworfen und ſah mit Freuden zu, als König Johann von Dänemark, mit dem die Hanſe Fehde hatte, auf Rügen alle Sundiſchen Dörfer bis auf den Grund abbrannte. Auch die Städte befehdeten ſich untereinander. So noch 1414 Stralſund und Stargard, wobei Fürſten und Adel für und wider Parthei nahmen (Friedeborn Geſch. von Stettin I. S. 94.). Einzelne Familien ſchlugen ſich oft mit den Städten herum. 1459 bekamen die Anklamer Fehde mit den Schwerinen wegen eines entlaufenen Leibeigenen, den ſie nicht folgen laſſen wollten. Die Schweriner verſtärkten ſich mit den mächtigſten adligen Familien, den Herren Gans von Putlitz, den Hahnen, den Voſſen von Lindenberg ꝛc., der Stadt zogen andre Städte zu. Es gab mörderiſche Treffen und Verheerungen der Dörfer (Stavenhagen, Klemzen S. 36.). Eben ſo wüthend war die Fehde der Oſten mit Colberg, eigentlich für den Biſchof von Cammin, gegen die Stadt. Wegen dieſer ewigen Fehden findet man auch häufige Bündniſſe von Städten mit Städten und von Städten mit dem Adel, gegen die Friedbrecher. So ſchloſſen im Jahr 1354 und 1445 die hinterpommerſchen Städte und Edelleute Bündniſſe gegen Unbilden, Mörder, Räuber, Boddenſtülper (Hartknoch Orig. Pom. S. 213. 219.). Auch waren die Städte befliſſen, ſich, gegen alle Veranlaſſung zum Zwiſt, zu ſchützen, indem ſie den Kolliſionen auszuweichen ſuchten, die zwiſchen dem, binnen ihren Mauern wohnenden, Adel und dem Landadel entſtehen konnten. Sie nahmen deswegen nicht gern Adel auf, welcher Güter beſaß. Colberg machte 1354 dagegen einen Beſchluß (Hartknoch 230.). Treptow und Greifenberg machten den Vertrag, der Adel, der bei ihnen Bürgerrecht gewinne, ſolle ſich ſelbſt ſchützen (Schwarz Lehnshist. S. 273.). Selbſt die Fürſten mit ihrem Gefolge hielten ſich nicht rein von Räuberei. So begegnete es noch Buslaff in den erſten Jahren ſeiner Noth und Jugend, daß einige von ſeinem Gefolge, die er wohl nicht beſolden konnte, ſich in Hinterpommern an der Leute Eigenthum vergriffen. Die Cösliner fielen darauf heraus, fingen den Herzog mit ſeinem Gefolge und brachten ihn als einen Miſſethäter in die Stadt; indeß mußten ſie hart dafür büßen, und der Herzog konnte mittelſt dieſer Buße eine anſehnliche Schuld abtragen (Klemzen S. 126.). Doch ward Buslaff nachher der erſte Begründer einer guten Polizei in Pommern, und zerſtörte die Raubſchlöſſer, unter andern das der Molzane zu Wolde, und der Thune in der Peene, welches ſie Kiek in die Peene nannten. Aber in den letzten Jahren ſeines Lebens verfiel die Zucht im Lande, und das Fehde- und Räuberweſen nahm wieder überhand, ſo daß ſeine Nachfolger genug zu thun hatten, dieſe Hyder zu bändigen. Die Colberger hatten wohl ungerechter Weiſe (Kanzow 6. 13.) einen Edelmann, Namens Simon Lode, enthauptet. Sein Bruder, Herrmann Lode, und ſeine Sippſchaft und Genoſſenſchaft ſagten ihnen ab, und es entſtand eine lange blutige Fehde, wobei die Herren endlich des Raubens ſo gewohnt wurden, daß die Befehder zu Räubern ausarteten. Es waren Männer aus den erſten Familien darunter. Zween Putkammer, von denen ſich einer Herzog Lolle, der andre Herzog Barnim nannte, und ein Prieſter, Thomas Brieſen geheißen, auch ein Edelmann, der ſich den Pabſt nannte und ein Podewils, der ſich Prieſter Johann hieß; item vier, alle Brüder und Vettern, die Mandeuffel, item Loden, Zarten, Ubeſchen, Mannfraß und des Ungeziefers ſo viel, daß es unzehlig was. Dieſelbe ſeint wohl mit der Zeit entweder gefangen und gerichtet worden, oder ſunſt unverſehnlich vertrenkt, oder ſunſt ſchentlich umgekommen, aber doch ſeint alle wege mehr und mehr daneben zugewachſen, daß ſie in vielen Jahren darnach nicht haben können gedempft werden.“ — Buslaffs Söhne hatten auch mit den Manteuffeln zu thun, die von Groß- und Klein-Poppelow aus, ihren Schlöſſern in Hinterpommern, raubten. Die Burgen wurden gebrochen, ſie ſelbſt zum Theil gerichtet; mit andern ihrer Anhänger aber ward die Sache vertragen.

Dieſes Fehdeweſen blieb nicht bloß bei den Fürſten, Städten und Edelleuten ſtehen; nein, auch hier drang es in die unterſten Klaſſen durch. Jeder Bürger, der ſich beſchädigt glaubte, kündigte ſeiner Stadt den Frieden auf. Wir haben einige große Beiſpiele von Brutus-Tugend in unſrer kleinen Republik. Rubenow ließ ſeinen Schweſterſohn hinrichten; der Bürgermeiſter Appelmann in Stargard ließ im ſechszehnten Jahrhundert ſeinen friedbrüchigen Sohn vor ſeinen Augen enthaupten, auf daß er keine größere Schmach von ihm hätte (Friedeborn II. 113.). Plagemann, ein Bürger von Stettin, ſagte der Stadt ab, und zündete ihre Scheunen an. Beim Dähnert (Urkundensammlung III. 413.) findet ſich ein Herzogliches Mandat von 1560 wegen der Ausgetretenen, ſo ihrer Obrigkeit abſagten, ſengten, brennten, Vieh ſtachen, mordeten.

Der merkwürdigſte Theil des Staats waren die Städte. Dieſe waren, ſowohl die alten, als die im dreizehnten Jahrhunderte gegründeten, ſehr ſchnell gewachſen, und die Hanſe, worin die bedeutendſten ſtanden, hatte das ihrige dazu beigetragen. Sie benutzten die Vortheile, die ihnen Liefland und die nordiſchen Staaten darboten, welche bis ins ſechszehnte Jahrhundert faſt alle Vortheile ihres Handels in den Händen der Hanſe ließen, wovon auch ein Theil auf die Pommerſche Hanſe kam, die zugleich das Vitten- und Marktrecht auf den Schoniſchen und Norwegiſchen Küſten hatten, nachdem die Heringe weiter nach Norden gegangen waren. Die Ausfuhr der Landesprodukte, die doch vorzüglich in Korn beſtehen mußte, konnte wohl ſo ſehr bedeutend eben nicht ſeyn. Indeſſen iſt der Reichthum und Glanz der Hanſe von vielen, unter andern von Fiſcher, ſehr übertrieben. Es war leicht, groß zu ſcheinen bei der politiſchen Ohnmacht, worin der Norden lag. Sell, in ſeinem Verſuch einer Pommerſchen Handelsgeſchichte (Stettin 1796 — 99, 3 Stücke) hat den Antheil Pommerns an dieſem Handel meiſtens richtig geſchätzt. Aber häufig iſt auch das wohl die Urſache, warum die Städte ſo hervorſcheinen, weil das ganze übrige Land und die Gutsbeſitzer arm waren. Deswegen, und wegen der Sicherheit hinter den Mauern, rechneten es ſich die älteſten Familien zur Ehre, obrigkeitliche Aemter in den Städten zu verwalten. Die Oſten, die Schwerine, die

Borke; die Schliſſen, die Wedel, die Kammine und viele andre, haben ſtädtiſche Scepter geführt. Die Bevölkerung muß außerordentlich geweſen ſeyn, ſo wie der Flor der Städte, wenn in Stralſund 1451 (Eichstedt S. 98.) wirklich 20000 Menſchen an der Peſt geſtorben wären; denn da man von einem Drittel der Einwohner ſpricht, ſo hätte Stralſund damals 60000 Menſchen gehabt, eine Zahl, die mir zu ungeheuer ſcheint. Indeſſen groß war allemal das Uebergewicht der Städte, ſie bildeten häufig einen abgeſchiedenen Staat, keine von allen aber that dies mehr, als Stralſund, die ſich oft äußerſt eigenmächtig und reichsſtädtiſch aufführte. In dem Uebermuth des Reichthums wütheten ſie oft gegen und in ſich ſelbſt, vorzüglich war das vierzehnte Jahrhundert reich an Erſchütterungen in allen Hanſeſtädten. Von den Raufereien auch der Städte haben wir ſchon gehört, und wie ſie unter ſich ſelbſt gegen den Landesherrn oft förmliche Vereine bildeten. So verband ſich die Stadt Stralſund 1316 mit dem Rügenſchen Adel, um gegenſeitig ihre Rechte zu ſchützen. Stolpe, Rügenwalde und Slave ſchloſſen 1418 einen Vertrag gegen alle Ueberfahrer (Dähnert Pomm. Bibliothek V. S. 28.). Sie waren ſehr eiferſüchtig auf ihre Freiheit, und duldeten keine Feſtung um ſich. Im Jahr 1296 ward der Stadt Greifswald verſprochen, innerhalb des Meers und der Peene ſolle keine angelegt werden; 1314 ward mit Greifswald, Anklam, Demmin verglichen, an der Peene keine Feſtung an-

anzulegen (Pomm. Biblioth. IV. S. 95.). Die Städte maßeten es ſich auch an, und ſcheinen zum Theil das Vorrecht beſeſſen zu haben, nach Lübſchem Stadtrecht die Leibeigenen durch den Aufenthalt frei zu machen. Wir haben ſchon eine Fehde darüber zwiſchen Anklam und den Schwerinen geſehen. Mevius (Von der Abforderung der Bauersleute S. 86.) ſagt, in Stralſund habe man keinen Rügianer, ſo lange er ſich dort aufgehalten, verabfolgt, nach altem Gebrauch. Im Jahr 1563 beſchwerte ſich der Adel, daß die Städte die entlaufenen Bauern ihm vorenthielten (Mikräl I. 384.). Die Noth der Fürſten, die nie Geld hatten, wußten die Städte oft trefflich zu nutzen, ſich Zollfreiheit, Münze, Nichtentrichtung des Ackerzinſes, Gerichte und andre Gerechtſame zu erwerben. Stettin erlangte die volle Gerichtsbarkeit erſt 1643 unter der Königin Chriſtine, Stralſund unter Buslaff dem Zehnten. Der herzogliche Richter nahm einige aus den Magiſtratskollegien zu Beiſitzern. Von den Brüchen ſcheinen die Städte ein Drittel, von wenigen auch wohl die Hälfte bekommen zu haben. Die Appellationen gingen nach Lübeck, Magdeburg, auch wohl von pommerſchen Städten zu einander, z. B. von Stargard nach Anklam, von Colberg nach Greifswald. Die Fürſten hatten die Gerichtsvogteien gewöhnlich verkauft, verpfändet, verpachtet, verliehen (Gadebusch Pomm. Sammlungen 4tes Heft. Dinnies von der Gerichtsvogtei und den ehemaligen fürstlichen Gerichtsvögten in Stralsund. Eine trefliche Abhandlung.).

Wie in dieſer langen düſtern und unlieblichen Zeit der Adel und das Landvolk lebten, davon wiſſen wir, was das eigentlich Bürgerliche und Menſchliche anbetrifft, nicht viel. Man würde ſehr Unrecht thun, alle Edelleute zu fahrenden und fehdenden Rittern zu machen, wie viele in einem überſpringenden Haß es thun. Als Magiſtrate in den Städten, als Richter, Räthe und Feldherren, ſelbſt als Räuberbändiger können wir Namen aus jeder berühmten Familie finden. Sonſt war bis ins ſechszehnte Jahrhundert der Adel meiſt daheim, ſcheint noch wenig Glanz gebraucht und gekannt zu haben, als es ſchon im Süden ganz anders zu werden anfing. Die meiſten, die nicht Räuber und Befehder waren, lebten wohl ſtill und fromm unter ihren Bauern, eben ſo oft, wie Familienväter, denn als Herren. Mit dem ſechszehnten Jahrhundert ändert ſich auch alles in ihren Verhältniſſen. Von den Bauern und ihrer ganzen Lage wiſſen wir eben ſo vor dieſer Epoche wenig. Höchſtens können wir aus dem, was wir im ſechszehnten Jahrhunderte erfahren, rückwärts ſchließen, obgleich das ſehr mißlich iſt. Wie es ſelbſt aus den Verordnungen jenes ſechszehnten Jahrhunderts ſcheint, waren die meiſten Bauern wohl auf Pacht und Abgaben in Naturalien geſetzt, und mußten dazu manche Fuhren und Frohnen thun; andre, die auf gewiſſes Kauf- und Erbrecht wohnten, ſcheinen in einer ſehr leidlichen Lage geweſen zu ſeyn. Die glücklichſten von allen waren die in Rügen, welche man faſt wie Freie anſehen konnte, die überdem auch von dem Fehdenweſen und den öffentlichen Laſten, bei der ſeltnen Anweſenheit der Fürſten, wenig zu leiden hatten. Man findet beinahe in allen Urkunden von Mühlen und Aeckern, außer den Zehenden, faſt immer Kornabgaben. Schon 1239 ſchenkt Barnim dem Kloſter Pudagla das Dorf Balſin mit allem Zubehör und mit 9 Hakenhufen. Von dieſen ſind die Abgaben 3 Drömt Rocken, 3 Drömt Gerſte und eben ſo viel Hafer, von jeder Hufe ein Huhn, ein Topp Flachs, und von jedem Kathen 4 Hühner. Auch das Hundekorn kommt als Abgabe von Städten und Dörfern häufig vor. Was konnten die Fürſten auch beſſeres thun in dieſer Zeit, als jagen? Bei den vielen Exemtionen, z. B. aller geiſtlichen Bauern, die allein über ein Sechstheil des Landes ausmachten, drückten die öffentlichen Leiſtungen die übrigen adligen und fürſtlichen, die alles mit übertragen mußten, wohl natürlich deſto ſtärker. Man findet dieſe Klage ſpäter noch. Auch Beden mußten von den Hufen entrichtet werden, die jedoch nicht ſehr beträchtlich waren, es aber im ſechszehnten Jahrhunderte wurden, beſonders da ſo viele geiſtliche und adlige Gründe exemt waren, worüber Klage genug entſtand. Außer den gewöhnlichen Dienſten und Zinſen waren Weg- und Brücken- und Feſtungsbau, Jagd- und Paßfuhren die gewöhnlichen Laſten der

Bauern, zu deren Leiſtung ſie wohl in Zeiten dieſer Unpolizei nicht immer auf das glimpflichſte angehalten wurden. Dazu war das fürſtliche Ablager noch eine Landplage. Die armen Fürſten nemlich, wenn ſie in der Renterei und auf ihren Hufen nichts mehr zu beißen hatten, legten ſich auf die Schultern der Bauern, die alles liefern mußten; dies war gewöhnlich zur Zeit der Jagden der Fall, wo beſonders ein großes Gefolge mit ihnen zu ſeyn pflegte. Buslaff der Zehnte that dergleichen noch in den erſten Jahren ſeiner Noth. Solche Züge wurden wohl oft wahre Executionszüge. Wir haben davon bei dem Triumphzug Buslaffs in Cöslin ein Beiſpiel geſehen. Man ſuchte ſich endlich zum Theil über ein Gewiſſes zu vergleichen, das man ein für alle Mal jährlich für dieſe unangenehmen Gaſtreiſen gab. So verglichen ſich z. B. die Klöſter auf ein Gewiſſes, unter andern das reiche Kloſter Neucamp, welches ſtatt des Ablagers an Buslaff jährlich 13 Laſt, 3 Drömt, 1 Scheffel Hafer, 26 Seiten Speck und 526 Mark 4½ Lübſchilling baaren Geldes entrichtete — Einen ähnlichen Vergleich machte das Kloſter Stolpe (Reichenbach patriot. Beiträge 6tes Stück). Die Biſchöfe machten es bei ihren Unterthanen den Herzogen mit dem Einlager nach; da ging es an Zins, Fuhren, Lieferungen, Unterhaltung des Jagdzeugs (Wachsen Gesch. von Colberg S. 446.). Noch ein ſchlimmer Gebrauch für die Bauern war die Ausſteuer adliger und fürſtlicher Fräulein

Die Bauern mußten ihren Lehnsherren zur Ausſteuer und Hochzeit Geld und Viktualien reichen, Federn zu den Betten der Jungfrauen geben u. ſ. w. (Dähnert Urkundensammlung I. S. 1057.). Im Jahr 1449 erpreßte Herzog Barnim, bei der Ausſtattung ſeiner Tochter, von den Bauern des Kloſters Camp und den Aemtern Grimm und Horſt 1000 fette Ochſen, 3000 fette Schweine, 4000 fette Schaafe, außer allen Beden, die ihm die an beſagten Orten wohnenden Bauern gaben (Woken Beiträge z. pomm. Gesch. S. 85.). Ein Beweis, daß das Land nicht arm war, und daß man das Schmauſen verſtand.

Was die Fürſten in dieſem Zeitalter für eine Rolle ſpielten, und wie es mit ihrer Macht und ihrem Anſehen beſchaffen war, das haben wir ſattſam geſehen. Die wenigſten von ihnen ſcheinen auch einen Begriff von ihrem hohen Amte gehabt zu haben, und die ihn hatten, konnten doch bei dem unbändigen und widerſtrebenden Geiſt ihrer Zeit nicht durchdringen. Buslaff dem Zehnten, gelang dieſes in Manchem, da er das Glück hatte, ganz Pommern zuſammen zu beſitzen, eines langen Friedens zu genießen und in Kleiſt und Schulenburg zwei Räthe zu haben, die eine trefliche Staatsverwaltung und Polizei verſtanden. Beim Antritt ſeiner Regierung beliefen ſich die Staatseinkünfte kaum auf 3000 Gulden, und das ganze Land war zerrüttet; bald konnte er einen glänzenden Hof halten, und ſeinen Schweſtern 6000 bis 8000 Gulden zur Ausſteuer geben, welches von Kanzow als etwas Großes gerühmt wird. Aber ſchon in der letzten Zeit ſeines Regiments fing alles wieder an zu verfallen, und unter ſeinen Nachfolgern riß die ſchlimme Vielherrſchaft von neuem ein.

Der Hof des Fürſten und das Regiment ward unterhalten von den fürſtlichen Domänen, den Waſſer- und Landzöllen, den Zehenden, worin ſie ſich oft mit den Geiſtlichen theilten, vom Geleit, von den Brüchen, Fiſchereien, Forſten, Präbenden und Prälaturen, die ſeit der Reformation oft ſtatt Beſoldung gegeben wurden; von der Orbär, oder dem Grundzins der Städte — dieſe war aber ſehr gering; ſo bezahlt ſie z. B. Stralſund mit 25 Rthlr. 20 Schilling, und Greifswald mit 41 Rthlr. 32 Schilling — den Beden, oder Steuern der Landſtände, den ordentlichen, wie den außerordentlichen bei Schulden und Ausrichtungen, Noth- und Ehrenfällen, Türkenkriegen, Fräuleinausſtattungen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht reichten. Die Acciſe ward den Fürſten bewilligt, ſie konnten ſie aber nicht einführen, die Stände gaben dafür lieber erhöhte ordentliche Steuern. Erſt unter der ſchwediſchen Regierung wurde ſie eingerichtet.

Der Adel hatte bei dieſer Verwaltung, ſo wie bei allen wichtigeren Verhandlungen, wie die Städte, eine entſcheidende Stimme. Landtage, Ausſchüſſe, Landräthe, Landmarſchälle ſcheinen, wiewohl unter andern Namen, ſeit den älteſten Zeiten geweſen zu ſeyn. Ueber die Landſteuern und Bewilligungen, wozu die fürſtlichen Aemter auch pro rata mitgaben, hatte eine Deputation die Aufſicht und ſammelte ſie in den Landkaſten. Die Fürſten hatten zur Verwaltung ihrer Einkünfte älteſtens bloß Zöllner und Rentmeiſter. Dieſe lieferten, was einkam an den Landrentmeiſter, der die geſammelten Vorräthe aufbewahrte, berechnete und auf Anweiſung zum Behufe des Hofes und Regiments auszahlte. Von einer regelmäßigen Rechnung und Kontrolle wußte man nichts (Mevius und Reichenbach). Deswegen waren die Fürſten auch immer in Noth.

Wie es mit der Regierung und gerichtlichen Verfaſſung in jedem Jahrhundert ausſah, läßt ſich nicht immer beſtimmen. Auch hier herrſchte wohl Verwirrung, wie ſie in der Zeit ſelbſt war. Auch hier in Pommern traten alle Folgen der Anarchie und Polizeiloſigkeit ein, und zu den übrigen Landplagen kamen alle Augenblicke Seuchen und Hungersnoth, daß die Kornpreiſe, in einem Ackerbau treibenden Lande, oft über das Sechsfache ſtiegen, und Menſchen vor Hunger ſtarben. Strandrecht und Räuberei ſprachen noch immer der Ordnung und Menſchlichkeit Hohn. Freilich finden ſich vom dreizehnten Jahrhundert an gegen erſteren Geſetze genug, aber man kann vom Landraub wohl auf den Strandraub ſchließen. Erſt als Buslaff der Zehnte auf dem Mittelländiſchen Meere mit den Korſaren gefochten hatte, that er ein Gelübde, durch ſtrenge Geſetze das Strandrecht abzuſchaffen, und es ſcheint ſeitdem wirklich unmodiſch geworden zu ſeyn. Die verſchiedenen Diſtrikte wurden durch Landvögte, oder Kaſtellane verwaltet, und unter ihnen ſtanden die Gardvögte und Amtleute. In Rügen, wo überall im Mittelalter eine trefliche Polizei geweſen zu ſeyn ſcheint, hat ſich dieſe Einrichtung am längſten erhalten, und noch iſt das Landvogteigericht als eine Ruine davon übrig. Die Gardvögte entſchieden die kleineren Händel, der Landvogt war der Oberrichter. Unter ſeinem Burg- und Landvogteigericht ſtand der Adel, doch waren auch hier Immunitäten. Davon appellirte man in letzter Inſtanz an den Hof, der ſeine Räthe immer mit ſich wandelnd hatte. Die Städte, die anfangs nur das kleine Gericht hatten, erwarben nach und nach auch das obere. Die Bauerngerichte und adligen Patrimonialgerichte hatten wohl anfangs wenig Form und wurden ſummariſch abgemacht. Die Gardvögte mit ihren gewöhnlichen adligen Schöppen ſtanden oft bei (Normanns Rüg. Landgebrauch.). Viele Sachen wurden wohl durch Schiedsrichter geſchlichtet, und dazu waren die damals noch nicht ſo verächtlich gehaltenen Bauern ſelbſt brauchbar. Bei Normann findet man davon Spuren. 1402 vereinigten ſich die von Pahlen und von Coldenbecke zu Elebow, daß etliche altgeſeſſene Bauern ihre Streitigkeiten in ſolchem Gute ſchlichten ſollten (Oelrichs). Erſt im funfzehnten Jahrhundert fühlte man immer dringender das Bedürfniß einer ſtehenden Gerichtsverwaltung, doch kam nie etwas Bleibendes zu Stande. Wartislaff der Neunte, ein rechter Bändiger der Räuber, errichtete 1422 die Quatembergerichte, die in den verſchiedenen Diſtrikten zu Stralſund, Greifswald, Anklam, Demmin umherzogen, gleichſam wie missi regii, und ihr Mal hielten. Es waren 16 Richter aus den Städten, dem Adel, der Geiſtlichkeit und ſeinen Räthen. Aber dieſe löbliche Einrichtung, die leider nicht lange beſtanden zu haben ſcheint, war nur für das Rügenſche Pommern und das um die Peene. Erſt Buslaffs des Zehnten biedere Räthe errichteten ein trefliches Hof- und Polizeigericht, das auch wieder unter ihm verfiel. 1566 auf dem Landtage zu Treptow kam eine ordentliche, allgemein durch ganz Pommern geltende, Hofgerichtsordnung zu Stande.

Wie war der Wohlſtand und der Anbau des Landes am Ende dieſer Periode? Es iſt unmöglich bei den Widerſprüchen, die man hierüber findet, nicht gleichfalls in Widerſprüche zu verfallen und nicht etwas Unvollkommenes zu ſagen. Alſo nur einige abgeriſſene Bemerkungen, gleichſam Kommentare über einige Behauptungen und einzelne Erſcheinungen, die man in Urkunden und in der Zeitgeſchichte, wie bei ſpäteren Schriftſtellern findet.

Wir haben oben ſchon geſehen, wie im funfzehnten Jahrhundert das Kloſter Camp und das Amt Grimm dem Herzog Barnim zur Ausſtattung ſeiner Prinzeſſin einen ſtattlichen Zuſchub geben mußten, und welch einen offenbaren Beweis von Reichthum dies gab. Aber es iſt keine Folge, daß es allenthalben ſo war. Seit dem Mecklenburgiſchen Kriege wegen der Rügenſchen Succeſſion genoß das eigentliche Fürſtenthum Rügen meiſtens Frieden, während das andre Pommern durch die Märkiſchen Kriege litt, die ein ganzes Jahrhundert hindurch dauerten. Rügen ward überdem von Befehdern nie ſo übergeritten (ich ſpreche wieder vom ganzen Fürſtenthum, dem jetzigen ſchwediſchen Beſitz), hatte nie Raubſchlöſſer, entweder in Folge einer beſſeren Polizei, oder wohl mehr noch des die Räuber bändigenden und die Freiheit und Sicherheit ſchützenden Stralſunds wegen. Alles war aber jetzt in den übrigen Gegenden anders, und alſo war es auch wohl mit dem Wohlſtande des Landes nicht allenthalben ſo beſchaffen. Indeſſen behaupten ſelbſt unſre beſſeren ſtatiſtiſchen und kameraliſtiſchen Schriftſteller, der Wohlſtand ſey jetzt fortgehend in den Städten und auf dem Lande geweſen, Pommern ſey auch nie ſo bebaut und bevölkert geweſen, als in der ruhigen Zeit zwiſchen Buslaff dem Zehnten und Wallenſteins Einrückung. Man möchte wirklich geneigt ſeyn Vieles davon mit ihnen zu glauben, kann auch Einiges nicht ableugnen. Indeſſen einige Bemerkungen.

Allen begegnet wohl der Fehler, daß ſie den Handel und Reichthum der Hanſeſtädte ſich doch zu blühend denken; denken ſage ich, denn man hat von der ganzen Handelsbilanz und von Aus- und Einfuhr wahrlich keine ſpecificirte Angaben, beſonders nicht von der Kornausfuhr, welches ſehr Schade iſt. Ueber die große Bevölkerung habe ich oben ſchon meine Meinung geſagt. Hier einiges von des Landes Reichthum. Reichenbach, dieſer trefliche und zu früh vergeſſene Schriftſteller über unſer Wohl und Weh, meint (Patriot. Beiträge 64 Stück) Pommern müſſe vor dem Anfange des dreißigjährigen Krieges außerordentlich reich geweſen ſeyn. Die kaiſerliche Einquartirung habe in jenem Kriege binnen drei Jahren allein aus dem Wolgaſtiſchen Herzogthum weit über 10 Millionen Reichsthaler gezogen; eine unglaubliche Summe. Iſt dies etwa nach den kaiſerlichen Forderungen und Ausſchreibungen berechnet, die wohl nicht alle bewilligt ſeyn mögen, oder haben bewilligt werden können? Im Jahr 1566 auf dem zweiten Landtagsabſchiede zu Treptow (Dähnert I. 496—97. 506.) war eine allgemeine Wehklage, es ſey ſchwer, außer der Zeit der Umſchläge 2000 bis 3000 Gulden zu gebührlichen Intereſſen aufzubringen. Man mußte Verordnungen machen gegen den Wucher von 8, 10, 12 Prozent. Selbſt zu dieſer Zeit waren Peſt und Mißwachs, die oft wieder kamen. Als 1573 die Loitzen in Stettin einen Bankerott von 3 Millionen Gulden machten, war beinahe das ganze Land ruinirt. Woher nun in den folgenden, für den Handel ſchon ſchlechten Jahren, wo im Norden und Weſten alle Handelsvortheile und Uebervortheilungen der Hanſe verloren waren, das Geld? — Doch muß ſelbſt unter den Bauern dieſer Zeit einiger Wohlſtand geweſen ſeyn, weil ſie häufige Schenkungen an Kirchen machen, man auch urkundlich Anleihen von ihnen findet. Auch mögten die Geſetze gegen den unter ihnen einreißenden Aufwand angezogen werden, wenn man nicht wüßte, daß gerade damals in ganz Teutſchland ein arm machender Luxus herrſchend ward, und daß Aufwand überall oft mehr ein Zeugniß der Mode, als des Wohlſtandes iſt.

Vom Ackerbau ſage ich kühn, daß er ſo trefflich nicht war, als man ihn gewöhnlich macht. Die Beſtien ſollen hier zuerſt für mich ſprechen. Buslaf der Zehnte gab 1492 ein Dekret (Dähnert III. 928.) über die Einfangung und Erſchlagung der Raubthiere, mit der Klage, daß ſie überhand nähmen und im Lande großen Schaden thäten; da werden Wölfe, Füchſe, Lüchſe genannt. Kanzow um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts (14, 6.) nennt unter dem Wilde noch Bären, Wölfe, wilde Katzen, Lüchſe, Ottern, Biber, Auerhähne in Menge; zu ſeiner Zeit weideten in der Ukermünder Haide wilde Pferde, wie in der Ukräne, die man mit Stricken einfing und bändigte. Alles dieſes iſt ſeitdem Seltenheit geworden. — Aber es waren doch ſo viele Dörfer und Menſchenwohnungen, die Lubin noch auf ſeiner Karte von Pommern hat, die in Urkunden vorkommen, die man aber jetzt vergebens ſucht. Das leugne ich nicht, denn man fing ſchon damals das Bauernlegen an, wodurch Dörfer zum Theil eingezogen und deren Aecker zu den Höfen gelegt wurden; Manche ſind durch den dreißigjährigen Krieg zerſtört, und nicht wieder hergeſtellt worden. Die mehreren Dörfer machen noch keinen trefflichen Ackerbau. Wir wiſſen ja, wie der alte Ackerbau hier geweſen ſeyn muß, wenn wir bedenken, wie er noch vor 20 Jahren meiſtens war, und wie viele Haiden ſeitdem vom Pflug berührt, wie viele Sträuche und Büſche zu Aecker gemacht ſind, die keine Menſchenhand vorher bearbeitet hatte. Man war vormals meiſtens zufrieden, wenn man aufs höchſte ein Drittel ſeiner Flur cultivirt hatte, über das andere ging, bei den großen Gemeinheiten, das Vieh, oder es lag auch in Sumpf und Buſch. Dabei konnten die Dörfer bei den geringen Abgaben, bei dem ſchwachen Etat des Regiments, bei dem Mangel an ſtehenden Truppen, und da keine Feſtungen zu unterhalten waren, immer in einem leidlichen Zuſtande ſeyn, und ſelbſt die luſtige Menſchenfabrik ſo mit Liebe beſorgen, daß wohl mehr Menſchen auf den Dörfern lebten, als vielleicht jetzt, da ſie nicht nöthig hatten, es ſich ſo blutſauer werden zu laſſen. War wirklich der Ackerbau vorzüglich, woher oft der entſetzliche Getraidemangel, der jetzt kaum möglich ſcheint? wo das Land ſelbſt für ſeine eigenen Bedürfniſſe nicht genug hatte, wo Menſchen Hungers ſtarben, wie man ſo häufige Klage findet; daß die Kornpreiſe fünf-, ſechsmal das Gewöhnliche überſtiegen, welches uns zu unſrer Zeit ungeheuer dünkt, indem man jetzt ſchon Weh ſchreit, wenn ſie ſich doppelt überſteigen. Noth wegen des Korns, nicht gerade Hungersnoth, war oft da. Man mußte ein Maximum ſetzen, es gab Aufruhr und Gewaltthätigkeiten der Bürger bei den Ausfuhren des Korns. (Friedeborn, Dähnert I. S. 496, 97.) — Auch der Fiſchfang, vormals eine herrliche Quelle des Wohlſtands, hatte ſich ſeit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert immer mehr nach Norden gewandt, und von ſeiner Beträchtlichkeit verloren, obgleich einzelne Dörfer auf Inſeln und Halbinſeln und an den Küſten noch immer davon lebten. — Der Bernſteinfang war in Hinterpommern nicht unbedeutend, wie die Jagdbeute. Von den Salzwerken war nur das Colbergiſche gut eingerichtet.

In Rückſicht der Regierung macht dieſe Zeit Epoche. Schon Buslaffs Söhne waren auswärts gebildet und viele von Adel folgten ihrem Beiſpiele und brachten neue Kenntniſſe, aber auch neue Bedürfniſſe ins Land. Man hatte in Mittel- und Südteutſchland mehr Eleganz, mehr Glanz und einen reicheren und feineren Genuß kennen gelernt (auch ein Beweis, daß der Glanz und der Reichthum unſrer Städte nicht eben ſo bedeutend ſeyn konnte) und wollte dieſen auch bei ſich haben. Das alte getheilte Regiment fing nach Buslaf wieder an. Die Herren wollten nun wirklich die Herren machen. Sie fühlten zuerſt des Landes Armuth und Verworrenheit in dieſer Epoche, wo die Regierungen und Völker nach dem langen Irrſal durch das Chaos des Mittelalters ſich beſannen, um aus der Feudalknechtſchaft allmählig in die ſchlimmere militäriſche zu fallen; ſie fühlten die Luſt, ihrer Städte, ihres Adels, kurz der Geſamtheit Herr zu werden, da jeder vorher ſeinen blinden Weg ſo hingetaumelt war, auch wohl oft ſehr unſanft an ſeine Kameraden angerannt hatte. Sie wollten alſo zugleich fürſtlich leben und fürſtlich gebieten. Daher die vielen Patente und Abſchiede über Raub, Gewalt, Geldnoth und Wüſtenei; daher die Schulden und Anforderungen wegen der Einführung der Acciſe und neuer Zölle, die Verhandlungen wegen der Reduction der verſchleuderten Domainen durch das ganze ſechzehnte und den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Die Fürſten hatten durch die Reformation eine große Erbſchaft gethan, aber bei allem dem dieſelbe Noth, dieſelbe Schwäche, Zeichen der Zeit und einer ſchlechten Verwaltung. Die vielen Hofhaltungen, die jetzt doch alle etwas Prunk haben wollten, ſchickten das Geld für Artikel des Luxus aus dem Lande. So erklärt es ſich, wie Pommern wohl über ein Jahrhundert Frieden haben und doch eben nicht reich ſeyn konnte. Wedel, ein Pommerſcher Edelmann und Patriot (Dähnert Pomm. Bibl. II. S. 122 ff. 249.) im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert, klagt in ſeiner Pommerſchen Kronik über den Luxus, den Aufwand und das Schuldenmachen der Fürſten, über die koſtbaren Gaſtgelage, über die Hofjuſtiz der Huren. — Der Adel machte es den Fürſten nach, er reiſte, ſtudierte, diente fremden Fürſten, fing an prächtiger zu leben und brauchte alſo mehr Geld. Wer alſo unter ihm ſtand, ward mehr angeſtrengt. Hier fängt die Mißhandlung und der Druck der Bauern wohl an, denen man nach und nach ihre letzten Rechte beſchnitt, wie die adligen und unadligen Kronikanten, wie die öffentlichen Verhandlungen und Verträge es bezeugen. Bisher hatte man mit ihnen ziemlich auf gleichem Fuß, doch als Herr und Vater gelebt, war nicht viel gebildeter, und hatte auch wohl nicht einmal viele Bedürfniſſe voraus. Nun wurden ſie angeſpannt, manche aus ihren alten Sitzen vertrieben, und eine Menge Bauerdörfer gelegt und in Hufe verwandelt. Der Menſch iſt nie unbarmherziger, als wenn er den Luxus ohne Bildung kennt. Mit dem Rügenſchen Inſeladel, ſo wie mit dem ganzen Lande, hatte es hier auch wieder ſein Eigenes. Was ſchon Adam und Helmold von dieſen Inſulanern ſagten, es ſei ein rauh und trotzig, aber freiheitliebend Volk, beſtätigte ſich noch jetzt. Man war dort muthig und ſchlagluſtig, und griff ſogleich zu der Wehr; aber man liebte und ehrte auch die eigne und fremde Freiheit. Kanzow ſagt ausdrücklich. der Rügenſche Adel habe lange es dem Pommerſchen nicht nachgemacht, ſei nicht in fremde Länder und fremde Dienſte gezogen, weil ſein Trotz ſich keinem fremden Willen habe unterwerfen, ſondern lieber frei unter ſeinen Windhunden und Bauern-leben wollen. Mögte er dieſen Freiheitstrotz immer behalten haben!

Als

Als er ihn verlor, wurden auch die Bauern in Rügen Sklaven. Doch Kanzow ſoll uns noch etwas von den Sitten ſeiner Zeit erzählen; eine merkwürdige Schilderung, die ſehr wahr und alſo ſehr lehrreich iſt.

Nach einer kurzen Einleitung, die bezeugt, daß die Slaven allenthalben untergegangen, Hinterpommern ausgenommen, und daß die Pommern nicht ungeſchickt zu den Wiſſenſchaften wären, wenn ſie ſolche nur mehr übten, fähret er fort: der junge Adel, ſo fromm ſeint, zeucht hin und wieder an der Fürſten Höfe, und im Kriege, die andern aber, die der Ehren nicht achten, rauben auf den Straßen, oder ſtoßen ſonſt heimlich die reichen Bauren aus und hat immerzu Mühe und Noth, daß die Fürſten das Land für ihnen ſicher behalten können. Die in den Städten geben ſich gar zur Seewärts, oder zur Kaufenſchaft. Aber der gemeine Mann und Bauerſchaft iſt ſehr faul und unnährig, die ungern arbeiten, es treibe ſie denn die große Noth, und wenn ſie oft ſehen, oder ermahnt werden, daß ſie das Ihre beſſer gebrauchen und genießen könnten, kehren ſie ſich vor Faulheit nichts daran. Darum leben ſie auch zum mehren Theil an vielen Orten von der Hand in den Mund, wie man ſagt. Der Adel iſt in Fürjahren auch nicht ſehr fleißig und fürſichtig auf die Nahrung geweſt, aber itzund in kurzen Jahren ſeint ſie es angeworden, und iſt, weil das Land geſtanden, der Adel darinn ſo reich und mu[illegible] nicht geweſt. — Das Volk aber iſt durchaus ſehr freßig und zehriſch und mag ihnen eine leichte Urſache fürfallen, daß ſie große Unkoſten thun; dann wird ein Kind gebohren, ſo haben die Weiber ihren Praß, wirds getauft, ſo bittet man die Gevattern und nächſten Freunde dazu, gehnt die Frau wieder zur Kirchen, thut man gleicher Geſtalt. Wann eine Hochzeit wird, da bittet man Freund und Fremd zu, praßet drei, vier, fünf und bisweilen mehr Tage aus und aus, und ſchenkt dem Bräutigam und Braut nichts. Schenkt jemand etwas, mags die Freundſchaft thun, und das iſt etwa ein zinnen Schüſſel, oder Kanne, oder Tonne Bier, und wird öfters der ganze Brautſchatz verpraßet. Stirbt einer, ſo iſts an etlichen Orten gewöhnlich, daß man diejenigen, ſo bei der Begräbniß geweſt, zu Gaſte lädt und ihnen flugs aufſchleppet. Iſt der Todte etwas geweſt, ſo läſt man ihnen ein Seelbad nachthun, da ſich die armen Leute baden und man ihnen Bier und Brod giebt. Darnach beſtellt man für ſich und die Freundſchaft auch ein Bad, und baden auch und halten einen guten Praß. Item es iſt kein hoch Feſt im Jahr, keine Faſten, man hält in Städten und Dörfern Brüderſchaft und Gilde bei acht und mehr Tagen, welches alles mit Freſſen und Saufen ausgerichtet wird. Alſo es komme einer zur Welt und wenn er in der Welt iſt und wieder von der Welt ſcheidet, ſo muß geſchlemmet und gedämmet ſeyn, und man ſoll ſich nicht verwundern, daß ſie bei den Todten ſo guter Dinge können ſeyn; denn in den Städten und Dörfern, wann ſie einen zu Grabe begleiten, ſo ſuchen ſie keine ſchwarze Kleider dazu, ſondern je beſſer und bunter ſie ſie haben, ſonderlich die Frauen, je lieber ſie ſie anthun. Sie übernehmen ſich auch ſehr mit Kleidung und Geſchmuck, alſo daß ehe unter dem Adel bei den Männern Sammet und Seiden Gewand und bei den Weibern ſilbern und güldne Stücke, Perlen und große güldene Ketten gar gemein iſt, ſo ſetzen ihnen die Bürger auch friſch nach, und heben gleich auch an, Sammt, Perlen und Gold zu tragen; und denen wollen die Bauern nichts nachgeben und tragen engliſch und ander gut Gewand ja ſo ſchön, als ehemals der Adel und die Bürger gethan haben.“ Nun folgt eine Litanei über den Verluſt der guten güldenen Zeit, dann „Förder iſt das gemeine Volk auf dem Lande, ſonderlich gegen Fremde, ſehr abſtörrig und herbergt nicht gern, und wenns einen ſchon herbergt, läſts einen ungern, was man bedürfet, wenn man ſchon doppelt geben wollte. Und wanns einen was zuſtellt, will mans ihnen bezahlen, gut, will mans auch nicht, ſo laſſen ſie es auch leicht geſchehen. — In den Städten aber, da die Heerſtraßen aufgehen und da Handel iſt, da kriegt man wohl Ausrichtung und Herberge für ſein Geld.

Es iſt das Volk mehr gutherzig, dann freundlich, mehr ſimpel, dann klug, nicht ſonders wacker oder fröhlich, ſondern etwas ernſt und ſchwermüthig. Sonſt aber iſts ein aufgerichtet, treu und verſchwiegen Volk, daß die

Lügen und Schmeichelworte haßt, bittet ſich unter einander gern zu Gaſte, und thut einem nach ſeiner Art und Vermögen gern gütlich. Man hat lange Zeit nicht allzuwohl im Lande gekocht, auch ſehr grob Bier gebrauet, aber nun mit der Zeit lernen ſie es beſſer und lernen jetzund von den Hochteutſchen, ſo viel darin handeln, auch leckerig zu leben. Süße Weine bringt man zu Lande von Leipzig, oder zu Waſſer aus Niederland; ſo kann man an etlichen Orten auch wohl gut Einbacksbier und Mumme haben. Rheiniſchen Wein bringt man auch zu Waſſer, desgleichen viele franzöſiſche Weine; Landweine kommen aus der Schleſie und Lauſitz, die Oder herab; Hungariſchen, Böhmiſchen und Franken Wein bringt man für Fiſch und Hering zu Wagen ins Land. Das Bier im Lande iſt an vielen Orten auch nicht böſe; ſonſt was Eſſen betrifft, giebt das Land an Wildpret, Weidewerk, Fiſch und Anderen überflüßig.“

Wir wollen ihn hören was er von der Lage der Bauern ſagt: „Der Bauern Weſen aber iſt nicht durchaus gleich. Etzliche haben ihr Erbe an den Hufen, darauf ſie wohnen. Dieſelbe geben ihre beſcheidene Zinſe und haben auch beſtimmten Dienſt, dieſelben ſtehen wohl und ſind reich. Und wann einem nicht geliebet, auf dem Hofe länger zu wohnen, oder ſeine Kinder darauf wohnen zu laſſen, ſo verkauft er's mit ſeiner Herrſchaft Willen und giebt der Herrſchaft den Zehenden und Kaufgeld, und der wieder auf den Hof zeucht giebt der Herrſchaft auch Geld, und alſo zeucht der andere mit ſeinen Kindern und Gütern frei weg dahin er will. Aber mit den andern iſts nicht ſo, denn die haben an den Höfen kein Erbe und müſſen der Herrſchaft ſo viele Tage dienen, als ſie immer von ihnen haben wollen, und können oft über ſolchen Dienſt ihr eigen Werk nicht thun und müſſen derohalben verarmen und entlaufen, und iſt von denſelben Bauern ein Sprichwort, daß ſie nur ſechs Tage in der Woche dienen, den ſiebenten müſſen ſie Briefe tragen. Demnach ſeind dieſelben Bauern nicht viel anders als leibeigen, denn die Herrſchaft verjaget ſie, wenn ſie will. Wenn aber die Bauren wollen anders wohin ziehen, oder ihre Kinder an andere Orte begeben, und es nicht mit Willen der Herrſchaft thun, obgleich ihre Hufe zu guter Wehre gebracht, ſo hohlet ſie doch die Herrſchaft wieder als ihre eignen Leute, und müſſen derſelben Bauren Kinder, es ſei Sohn oder Tochter, aus ihrer Herrſchaft ziehen, ſie gebe es denn ſonderlich nach. Denn es iſt nicht genug, daß ihres Vaters Hufe beſetzt iſt, ſondern ſie müſſen auch andere wüſte Höfe, wo die Herrſchaft will, annehmen und bauen. Doch entlaufen ihrer viele, oder entziehen heimlich, daß ofte die Höfe wüſte werden. Alsdann muß die Herrſchaft ſehen, daß ſie einen andern Bauren darauf bringe. Hat dann der Abläufige nichts bei'm Hofe gelaſſen, damit er möge erhalten werden, ſo muß die Herrſchaft dem, der wieder darauf ziehet, Pferde, Kühe, Schweine, Pflug, Wagen, Samen und anderes dazu geben, damit er den Acker und Hof begaten kann, und bisweilen wohl etliche Jahre zinsfrei dazu; und derſelbige wird dann ſamt ſeinen Kindern ſo eigen, als die andern Bauren. Wenn er aber, oder ſeine Kinder mit Willen der Herrſchaft wieder davon ziehen, ſo laſſen ſie daſſelbige, was ſie im Hofe empfangen, oder anderes, ſo gut, dabei. Und dieſe laſſen ſich aus leichten Urſachen vertreiben und entlaufen. Sonſt aber die Bauren, ſo ihr Erbe an dem Hof haben, wenn man ſie gleich bisweilen gern wegtriebe, ſo wollen ſie nicht weg; und die ſeint ſo eigen nicht, ſondern ziehen wohin ſie wollen.“

Nachdem er von dem Rügenſchen Adel geſagt, was ich oben kurz angeführt, fähet er ſo von den Bauern fort: „Die Bauern ſtehen in dieſem Lande wohl und ſeint reich, denn ſie haben ihre beſcheidene Zinſe und Dienſt und darüber thun ſie nichts, und die meiſten thun gar keine Dienſte, ſondern geben Geld dafür. Daher es kommt, daß die Bauern ſich als frei achten und dem gemeinen Adel nicht nachgeben wollen; darin ſie deswegen ſo viel mehr gemuthet werden, daß oft ein armer Edelmann einem reichen Bauren ſeine Tochter giebt und die Kinder ſich darnach halbedel achten; dieſelbige Kinder werden denn die Knaben im Lande genannt.“ — Nachher erzählt er noch von der Zank- und Kriegsluſtigkeit der rügenſchen Edelleute und Bauren, daß häufige Händel und Todtſchläge ſeien, und daß alles gewaffnet mit Schwerdt und Spieß zu Gelagen und ſelbſt zur Kirche gehe; daß jeder die Jagd treibe und Bauer und Edelmann treffliche Windhunde halte.

Alles dieſes braucht keiner groſſen Erklärung. Man ſieht, es wohnten im Lande viele Bauern faſt wie Freie, und in einer ſehr leidlichen Lage. Aber wir haben noch eine merkwürdige Urkunde, die beſonders für die Inſel Rügen wichtig iſt, übrig, nemlich den ſogenannten Rügenſchen Landgebrauch von einem Matthias von Normann. Dieſer von Normann aus dem Hauſe Tribberatz war in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts Schreiber bei dem Landvogteigericht in Bergen, und ſammelte die alten gerichtlichen und polizeilichen Satzungen und Weiſen, wornach das Land regiert ward, damit ſie allenfalls bei einer neuen Reviſion zur Norm dienen könnten. Er war nachher 1554 ſelbſt Landvogt. Geſetzliches Anſehen hat ſein Buch nie erhalten, hiſtoriſches kann man ihm ſeinem ganzen Inhalte nach nicht abſprechen. Denn er ſchrieb, wie es zu ſeiner Zeit im Lande ſtand und gehalten ward, und aus dem ganzen Mann, ſelbſt wo er ſchilt, geht ein patriotiſcher, ſtrenger adliger Karakter hervor, der keinen verletzt wiſſen will. Nach dem ganzen Buche hat Rügen durch das Mittelalter eine treffliche Polizei gehabt. Im Jahr 1777 hat Gadebuſch dieſes merkwürdige Buch herausgegeben. Wir wollen nur heraus ziehen, was unſern Zweck zunächſt angeht, und zwar zur Erſparung des Raums ohne alle weitere Deutung es in einzelnen Abſätzen hinter einander hinſtellen. Es muß durch ſich ſelbſt und mit dem Vorhergehenden und Folgenden aufleuchten, und auf unſer Zeitalter zugleich das Makel der Schande werfen, daß aus Menſchen, die in den Jahrhunderten der Räuber ſich frei und wohlhabend behaupten konnten, in den Jahrhunderten der Aufklärung arme Sklaven geworden ſind, die mit der Streitluſt und dem Schwerte und dem Schweinſpieß ſelbſt den Gedanken an die alte Freiheit verloren haben. Ich ſpreche von meinen Vorältern; denn ich bin vom Rügenſchen Bauerſtamm.

v. Normanns Rüg. Landgebr. S. 124. „Nun iſt vorerſt wahr, daß die Bauren in Rügen, ſo viel ihrer unter den von Adel, gleichwie die unter Fürſtl. Gnaden und anderer Herrſchaft ſind geſeſſen, ihre Höfe, ſo viel die aedificia, superficies und der ususfructus der Höfe, Aecker, Wieſen, Weiden, Hölzungen und allen andern der Höfe Zubehörungen, und von der Herrſchaft iſt zugelegt, um eine gewiße Pacht und ſtehenden Dienſt zu eigen inne haben, brauchen und beſitzen, zu verkaufen frei und unverboten zu Recht. Dennoch iſt etwas Unterſchied darunter, wie folget:

„Zum Erſten, daß kein Bauer in Rügen, er habe denn ſeinen Hof von ſeiner Herrſchaft, oder von einem Bauern, oder andern von Adel gekauft, wo er unter den von Adel iſt geſeſſen, ſo gewiß und ſo ſicher könne kaufen. Wo ſeinem Herrn, oder der Herrſchaft Erben der

Hof eigener Perſon, oder für ſeine Kinder zu gebrauchen nöthig wäre und würde, er muß ſeiner Herrſchaft binnen Jahr und Tag weichen und den Hof räumen um einen billigen Kaufpfennig laut ſeines Erbbriefs oder billiger Uebereinkunft; es wäre denn, er hätte einen Erbbrief, worin ſeine Herrſchaft ſich deſſen entſagte, oder ſeine beſtimmte Zeit im Erbbrief wäre noch nicht verfloſſen.

„Zum Andern, wo eine Herrſchaft billige Urſachen, als Ungehorſam, Entziehung der herrſchaftlichen Gerechtigkeit, Vergreifung an der Herrſchaft Leib, Gut, Haus, Hof, oder Geſinde, unchriſtliche oder hochläſterliche Empörung wider den Bauren mit Wahrheit könnte vorwenden, ſo mag ſie ihm ein Jahr zuvor zuſagen, der Bauer muß der Herrſchaft in vorgemeldter Zeit weichen, wo nicht, die Herrſchaft läßt ſich darin mit Recht weiſen, propter inobedientiam.

„Der Bauer, den aufgeſagt iſt, mag ſich nach einem Käufer umſehen. Er ſtellt der Herrſchaft drei Käufer, gefällt ihr keiner, ſo muß ſie einen ſchaffen, oder ſelbſt Kaufmann werden, oder den Bauren behalten. Doch darf der Bauer ohne Einwilligung der Herrſchaft ſolche Höfe nicht theurer verkaufen, als er ſie gekauft hat. Hat der Bauer keinen Erbbrief, verkauft er und zwar ſo theuer er kann.

126. „Die Höfe ſeien ſeiner Zeit (zwiſchen 1520—40, wo er ſchrieb) unendlich in Preiſe geſtiegen. Ein Hof, der vier Tage diene und

nicht über 20 Mark und geringere Pacht gebe koſte mit Gebäude tauſend Mark, ohne die arrha und das Beſtätigungsgeld (Vulbort). Da riß es ein, worüber er ſchilt, daß die Herrſchaft die Bauren, ſo keinen Erbbrief hatten auf die Höfe, nicht theurer verkaufen ließ, als es ihr gefiel und der Hof billig werth war mit Wehr und Gut. Bei Domänen und andern ſei dies nicht ſo.

130. „So ein Bauer ſtand in Rügen oft unter vielen Herren, die alle Konſens zum Kauf und Verkauf gaben, und ſich das Aufgunſtgeld (10 Procent) theilten. Er durfte nichts verpfänden, vermiethen, vertauſchen, verkaufen, verſchenken vom Erbe, oder Katen ohne der Herrſchaft Willen.

131. „Käme dem Erbe, oder Hofe Schaden zu und würde wüſte," lautet der Brief der den Acker, Wieſe, Weide ꝛc., „der Gläubiger taſtet mit der Herrſchaft zum Acker und an dem; alſo daß er nächſt der Pacht ſeine Zinſe bekommt. Will die Herrſchaft bauen, ſo muß er auf ſeinen Theil helfen, wo nicht, ſo verliert er ſein Geld. — Lautet der Brief allein ins Erbe, Hof, oder Katen und in des Bauren rede Güter, er kommt nicht zum Acker, geht vor allen Gläubigen (ſo er einen Sicherheitsbrief von der Herrſchaft auf des Bauren Gut hat) nächſt der Herrſchaft. Sind da keine Güter, er mag das Erbe aufbauen, wo nicht, er verliert ſein Geld.

132. „Der Bauer in Rügen iſt ſo frei, daß er ziehen kann mit den Seinen, wenn er

Hof, Erbe und Katen verkauft. Doch muß er geben das Theilgeld, das Erbpferd (das beſte Pferd im Stalle), das Einkommelgeld, (Gebühr für die noch zu hebende Erbſchaft) den Abſchoß. Hat er keine Leibeserben und andre Erben, da man von wüßte, ſo läßt der Herr ihn mit Recht nicht gern aus ſeiner Jurisdiction, da er ihn beerbt.

127. „Will die Herrſchaft dem Bauren das Erbe abkaufen, iſt kein [illegible] und ſetzt der Bauer das Erbe zu hoch, ſo werden von jedem Theil zwei Bauren zum Taxiren genommen, oder es kömmt vor's Landgericht und der Landvogt ordnet zwei verſtändige Edelleute mit dazu.

143 §. Vom Theilgelde. „Den Bauren in Rügen iſt frei, ſie mögen ihren Kindern geben und berathen, wie ſie wollen, doch wollen ſie einen Sohn oder Tochter ausgeben hinnen, oder außen Gerichtes ihrer Herrſchaft ſo muß der Berathene und die Ausgeſtattete der Herrſchaft ihr Theilgeld geben, nemlich die Perſon 12 Schilling 14 Pfennig. Iſt das nicht entrichtet, ſo mag die Herrſchaft Beſchlag auf ihr Vermögen legen, jetzt oder künftig. Fehlte der Herrſchaft plötzlich ein Dienſtbote, ſo mag er ſeinen Bauern, oder Bauerskind andern aus dem Dienſt fordern. — Wo auch der Bauer des Vermögens iſt, daß er, oder ſeine Kinder ſich nicht in ſtete Dienſte verpflichten dürfen und dennoch Kinder hätte und der Herrſchaft Dienſtboten fehleten, ſo iſt er ihm eines von ſeinen Kindern, das er ohne ſeinen

verderblichen Schaden entbehren kann; einen Dienſtlang um billigen Lohn in Dienſt zu thun, und den andern zu ſchaffen ſchuldig. Weigert der Bauer und ſeine Kinder ſich der Dienſte, ſo mag die Herrſchaft ihm ſein Erbe, oder Katen aufſagen und er muß weichen. — Der Bauer iſt frei in Rügen, wem er ſeine Kinder zur Ehe geben will außer ſeines Herrn Gebiet, ſobald es der Herrſchaft nicht beſondern Schaden thut; doch muß er keinen ins Gut nehmen, oder freien, auch keinen Schoß ausrichten ohne ſeines Herrn Willen. — Derweil man hier oben vom Theilungsgelde hat angezogen, ſo iſt es recht, daß man Fürſtl. Gnaden deshalb Obrigkeit nicht vergeſſe. Denn die Bauerkinder werden mit dem Theilungsgelde von ihrer Herrſchaft, darunter ſie gebohren ſind, frei und los, und von der Zeit werden ſie fürſtlicher Gnaden gleich ſtatt ihrer Herrſchaft verwandt und unterworfen (natürlich als freie Leute der allgemeinen Obrigkeit) und dieſe gewinnt denn, wo ihnen etwas anfällt.

150. Mit der Vormundſchaft, Erbſchichtung, Einfreiung, Unmündigkeit alles viel genauer beſtimmt, als man es gewöhnlich mit Leibeigenen zu halten pflegt.

225. Der gemeine Landdienſt auf Rügen der Bauren iſt: einen Tag pflügen, einen Tag mit dem Miſtwagen, einen Tag holzen, einen Tag mähen, wo der Bauer nicht Geld auf den Dienſt giebt — Koſſaten dienen einige 4, am

dere 6 Tage. Der Taglöhner kommt und geht mit der Sonne Winter und Sommer.

334. Von dieſer Dienſtart und Lage der Rügenſchen Bauersleute machten die Mönchguter, Unterthanen des Abts zu Eldena, eine ſchlimme Ausnahme, ihr Dienſt war hart und unbeſtimmt, wie jetzt meiſtens. Das hatten die Pommerſchen Mönche hier doch wohl ſo eingerichtet.

249 und 358. Klage, daß dieſe ziemlich menſchliche Behandlung und ziemlich loſe Leibeigenſchaft immer mehr verfalle, daß die Gardgerichte (es waren 7 in der Inſel und ein Landvogteigericht,) ſchlecht verwaltet, und das Land mitgenommen, bedrängt und geſchunden werden. „Vormals kümmerten ſich die von Adel wenig um die kleinen Höfe, die Bauren mogten ſie verkaufen, wo ſie konnten und wollten, wohl aber um die Höfe, woran ihnen gelegen; darauf pflagen ſie um ſo vielmehr Erbbriefe zu geben und die zeigten ihnen allenthalben den Weg. Nun aber nimmt man was Neues vor, das wohl Bedenken werth wäre und iſt, daß der Landvogt will, daß all das Geld, daß ein Bauer mehr kriegt auf ſeinen Hof, Erbe, oder Katen, als er dafür gegeben hat, das ſoll an die Herrſchaft, worunter der Bauer geſeſſen, fallen. Warum ſollen denn die armen Bauren theuer kaufen, ſich mit dem Ihrigen ſauer laſſen werden? Und in dieſe Meinung, wenn ſie folgete würde wohl mehr fallen, das zum Widerwillen leichtlich Urſache könnte geben.“ —

Iſt dieß nicht wieder eine Beſtätigung meines obigen Satzes, daß mit dem ſechszehnten Jahrhundert der Druck begann, und das Beſtreben, den letzten Wohlſtand und den letzten Schein von Nichtbeſchränktheit den Bauern zu rauben? Wir finden hier auch in dem äußerſt niedrigen Preiſe der Produkte einen neuen Beweis dafür, daß des Geldes keine ſo große Summe im Lande ſeyn konnte, wie einige meinen: 154. Wie man älteſtens bei Erbſchichtungen taxirte: „Ein Pferd durch die Bank 5 Mark, eine milchende Kuh, ein Ochs 4 Mark, güſt Vieh 2 Mark, ein Schaaf 12 Schilling, ein Schwein 12 Schilling, der Morgen Winterſaat mit Rocken 3 Mark, mit Weitzen 4 Mark, mit Gerſte 2½ Mark, mit Hafer 1½ Mark. — Jetzt: (im ſechszehnten Jahrhundert) das Pferd 8 Mark, Küh und Ochſen 5 Mark, güſt Vieh 5 Mark, ein Schaaf 1 Mark, ein Schwein 1½, der Morgen Rocken 4 Mark, Weitzen 5, Gerſten 3, Hafer 1½ Mark.“

Jetzt das Wenige, was von öffentlichen Verhandlungen über die Bauern und Leibeigenen hieher gehört.

Schon in dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ſind die Klagen über das beginnende Bauernlegen allgemein. Man kann das leicht auch mit den Dörfern belegen. Manche große Höfe, z. B. Udars, Schlatkow, Schwantevitz, die nun ſeit undenklichen Zeiten Höfe ſind, erſcheinen im Anfang der Periode noch als Dörfer (Steinbrück Geſch. der Klöſter in Pommern, Seite 32 ff.). Das Entlaufen ſcheint bei dieſem neuen Verfahren ſehr eingeriſſen zu ſeyn. Bei Balthaſar (de Hom. propr. S. 36.) findet man das Verzeichniß der Verhandlungen von Pommern, der Mark, Preußen, Pohlen, Mecklenburg vom ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte, ſich die entlaufenen Leibeigenen auszuliefern. In der fürſtl. Reſolution auf die Gravamina wegen der Polizeiordnung von 1600 (Dähnert I. S. 760.) heißt es: „In die Ausſchreiben der Steuren werden keine andere Stücke geſetzt, denn ſo darin gehörig und davon man die Steuren zu geben pflichtig iſt: dann ſo viel die wüſtgelegenen Hufen betrifft, daß jetziger Zeit viel mehr Hufen wüſte gelegt werden, dadurch denn merklicher Abgang an den Steuren geſpürt wird, darüber ſich denn die andern Stände, denen die Bürde zuwächſet, nicht unbillig beſchweret.“ Die Edelleute zogen nemlich die ſo häufig wüſt gelegten Bauerhufen in die Rittergüter und machten ſie dadurch ſteuerfrei, oder beabſichtigten dies wenigſtens.

Fürſtl. Reſolution auf der Stände Erinnerungen 1601 (Dähn. I. 784.). „Wenn die Bauren verarmen und die Höfe aus Armuth verlaſſen müſſen, ſeyn Ihre fürſtl. Gnaden mit der Stände Erklärung zufrieden, als daß es ohne Entrichtung des Abzugsgeldes erlaſſen werde, aber dennoch die Hofwehr der Herrſchaft bleiben möge, und wenn es Kaufhöfe ſeyn, daß die Hofwehr an Vieh⸗ Sommer⸗ und Winterſaat von dem Kaufgelde ge⸗

kürzt werde und dann alle Kinder der Leibeigenſchaft unterworfen bleiben (man ſieht, wie die alte Weiſe ſchon umgangen und verkürzt wird). Im andern Fall, wenn ein Bauer mit fürſtl. Gnaden Vorwiſſen ohne Verſchuldung abgeſetzt und wüſte gelegt wird, iſt bishero anders gehalten, auch anders erkannt; alſo daß er mit alle dem Seinen ohne Entgeldniß iſt losgelaſſen worden“

Conclusum Sedinense in Lehnſachen von 1619. „Wenn einer Bauren abſetzet, ob alsdann der Bauer mit ſeinen unter dem Junker gebohrnen Kindern, es ſeien dieſelben erzogen, oder nicht, los ſeyn und ſich nichts deſto minder loskaufen müſſe? Resp. Man hat in ſolchen Fällen die Kinder losgeſprochen.“

Wie es mit den entlaufenen Bauren zu halten. Von fürſtlichen und adligen Gütern werden ſie verabfolgt. — Die Städte aber haben gewiße Zeit, in welcher die Bauren abzufordern; muß deshalb Vergleichung getroffen werden.

Einige Hauptzüge aus der erweiterten Bauerordnung von 1616 (Dähnert III. S. 835.) „Ob auch wohl in unſerm Herzogthum und Landen die Bauren keine Emphyteuten und Erbzins-, oder Pachtleute, ſondern Leibeigne, homines proprii und Coloni glebae adscripti ſind, und von den Höfen, Aeckern und Wieſen, welche ihnen einmal eingethan, nur gewiſſe jährliche Pacht geben, dagegen aber allerhand ungemeſſene Frohndienſte ohne Limitation und Gewißheit thun müſſen, auch ſie und ihre Söh-

Söhne nicht mächtig ſeyn, ohne Vorwiſſen der Obrigkeit und Erlaſſung der Leibeigenſchaft von den Hufen und Höfen ſich wegzubegeben; gleichergeſtalt auch die Güter, ſo den Bauern eingethan, keine Emphyteutica, oder Erbzinsgüter ſind, ſondern die Hufen, Aecker, Wieſen und andere rc. ſoll einig und allein der Herrſchaft und Obrigkeit jedes Orts gehören, wie denn die Bauern und coloni auch gar kein dominium nec directum, nec utile, auch keine Erbgerechtigkeit aus irgend einem Rechte, weder eigenthümlich, noch ſonſt daran haben, viel weniger exceptionem perpetuae coloniae, und daß ſie und ihre Vorfahren 50, 60, auch wohl 100 Jahre die Höfe bewohnt haben, einwenden können; derowegen denn auch deren Söhne ohne Vorwiſſen der Obrigkeit ſich nicht anderswo niederlaſſen und domicilium nehmen mögen, wie auch die Bauern, wenn die Obrigkeit die Höfe, Aecker, Wieſen wieder zu ſich nehmen, oder den Bauern auf einen andern Hof verſetzen will, ohne alles Widerſprechen folgen müſſen; ſo bezeuget dennoch die Erfahrung, daß öfters Bauerknechte, ſo der Leibeigenſchaft von uns, unſern Amtleuten und andern ihren Erbherren nicht entlaſſen ſind, muthwillig aus unſern Landen ins Königreich Pohlen, Fürſtenthum Preußen und andere Orte laufen, ſich daſelbſt als freie Leute niederlaſſen, unterdeß, was ſie von den Aeltern und Andern zu erwarten haben, heimlich hinwegbringen, alſo ihren Erbherren nicht allein die Leibeigenſchaft, ſondern auch den Zehenden entziehen, dadurch Mangel an Dienſtvolk verurſacht wird, wie denn auch bei Abſetzung und Veränderung der Höfe die Bauern nicht weichen wollen.

Dieſem zu begegnen, ordnen und wollen wir, daß keines Bauern Sohn mächtig ſeyn ſoll ſich eignes Gefallens außerhalb Landes in Dienſt zu begeben, es geſchehe denn mit Vorwiſſen und ausdrücklicher Bewilligung ſeiner Herrſchaft, welcher er auch auf erlangter Erlaubniß, ſich anderswohin zu begeben, eidlich anloben ſoll, ohne Erlaſſung der Leibeigenſchaft ſich nirgends häuslich niederzuſetzen, auch länger nicht, als ihm ſeine Herrſchaft erlaubet, auszubleiben, imgleichen, daß er vor Erlaſſung der Leibeigenſchaft an Vater- und Mutter- oder anderm Erbe nichts heimlich, ohne Vorwiſſen der Herrſchaft, an ſich nehmen wolle.

Wann auch eine Herrſchaft Bedenken hat, ſolches einem Knecht, oder Jungen zum Eide zu laſſen, ſoll der Knecht oder Junge Caution über ſolche Punkte zu beſtellen ſchuldig ſeyn. Wofern nun ein Knecht, oder Junge, ohne Vorwiſſen und ausdrückliche Bewilligung ſeiner Herrſchaft, außer Landes in Dienſte ſich begiebt, oder auch wider ſeinen Eid, oder Caution handelt, ſoll er ſeines väterlichen, mütterlichen, oder andern Erbes verluſtig, der aber, ſo ſeinen Eid gebrochen hat, zugleich der Strafe des Meineids gewärtig ſeyn; und ſoll das verluſtige Erbtheil der Herrſchaft anheim fallen. Wofern auch Aeltern, oder Verwandte ſolchen Knechten und Jungen wider Verbot etwas folgen laſſen, ſollen ſie ſolches nicht weniger der Herrſchaft zu erſtatten ſchuldig ſeyn.

Es iſt auch ein Unterſchied zu machen des, ſo für die Leibeigenſchaft gegeben wird, und der Zehenden, ſo von Erbſchaften muß gereichet werden, alſo daß dieſes durch jenes nicht aufgehoben, ſondern wenn es die Sache erfordert, beides unterſchiedlich gegeben werde. Ferner auch, wenn eine Herrſchaft einen Bauern von einem Hofe auf den andern verſetzen will, kann er ſich des nicht äußern, ſondern iſt zu folgen ſchuldig. Jedoch an den Orten, da Kaufhöfe ſeyn, muß der andere Hof mit vorigem Einer Würde ſeyn. Wenn aber Bauren ihrer Höfe ganz entſetzet und Vorwerke darauf angerichtet werden, muß der Bauer ohne einige Widerrede weichen und den Hof nebſt den Feldern, Wieſen und allen Zubehörungen der Herrſchaft laſſen. In ſolchem Fall aber iſt allem Herkommen nach die Herrſchaft ſchuldig ſie mit aller lebendiger und todter Habe, darunter die Hofwehr mit begriffen, frei ziehen, auch ſie und ihre Kinder der Leibeigenſchaft ohne Entgeld zu erlaſſen, auch wenn es Kaufhöfe ſeyn, das Kaufgeld, welches allein die Höfe und nicht die Hufen trifft, ihnen zu erſtatten und die Loskündigung des Hofes bei guter Zeit, etwa ein Jahr zuvor, zu thun.

Auch wegen des Lohns ſind hier ſchon mehrere Verordnungen, doch wird es endlich in jedes Orts verſchiedene Obſervanz geſtellt — ſo auch über die Heirathen ohne des Herrn

Willen, und wie es damit gehalten werden ſolle.

Mikräl, der im dreißigjährigen Kriege ſein Buch über Pommern ſchrieb, betet was Rügen betrifft, das er wohl gar nicht kannte, nur Kanzow nach, der faſt 100 Jahre älter iſt. Von Pommern ſagt er: „Die Bauern dieſer Ritterſchaft ſind ſo weit leibeigen, daß ſie müſſen immerzu, wenn es von ihnen begehrt wird, Wagen- und Fußdienſt thun, und ſo ſie entlaufen, muß man ihrer Herrſchaft, wenn ſie dieſelben ausſpüret, wieder folgen laſſen, und ſie wiederum den Hof bewohnen. Kann aber der Bauer nicht wieder aufgeſpüret werden, ſo muß der Edelmann einen andern Bauer auf den Hof ſetzen und ihm die Hofwehr, das ſind Pferde, Kühe, Schweine, Schaafe und Korn geben, daß er damit eine Nahrung anfangen kann. Derſelbe iſt damit denn nicht viel weniger, als leibeigen. Denn er hat am Hofe und Acker nichts Eignes, ſondern wann es dem Herrn gefällig, ſo mag er ihn, oder ſeine Kinder davon ſtoßen, und ſo müſſen ſie ihm bei dem Hofe die Hofwehr laſſen. In etlichen Orten, als im Lande zu Rügen, Barth, an der Tollenſee, bei Pyritz und Rügenwalde, wie auch die meiſten unter den Städten gelegenen Bauern haben es beſſer, weil ſie beſcheidene Dienſte, oder ja ſo beſchwerliche Dienſte nicht thun dürfen und die Höfe zum Erbe haben, alſo daß, wenn es einem nicht gefällig da zu wohnen, er mit Willen der Herrſchaft einem andern ſein Erbe verkaufen und wegziehen kann, doch daß er vom Kaufe der Herrſchaft den zehnten Pfennig gebe, und wer wieder auf den Hof zeucht, muß wieder der Herrſchaft für die Vullbort (Einwilligung) Geld geben. Sonſt geben die Bauern der Obrigkeit ihre beſcheidene Zinſe an Gelde und Getraidig, darnach ſie viel Landes bauen, und dürfen darüber keine Zehenden, oder andern Schoß, nach den alten Privilegien entrichten. Wird aber van den Fürſten, die von ihren eignen Aemtern und Zöllen leben, zum Kaiſerdienſt oder zur Ausſtattung eines Fräuleins, ein gemeiner Landſchatz ausgeſchrieben, ſo giebet der Bauer von jeglicher Hufe ſo viel, als der Bürger vom Hauſe.“

Dieſe Bruchſtücke geben ein Ganzes, ſo gut man es über die meiſten geſchichtlichen Gegenſtände hat. Man erlaube mir einige Folgerungen und die Aushebung einzelner Umſtände, die bei der folgenden tieferen Schmach dieſer Staatsbürger von Bedeutung ſind.

1) Der Satz erweiſt ſich, wenn man von dem Früheſten zu dem Späteſten fortgeht, und bei den letzten Verordnungen ſtehen bleibt, daß der Druck, das Entlaufen der Bauern, ſelbſt derer, die Höfe inne hatten (der Druck mußte alſo arg ſeyn), und das Legen der Bauern immer wuchs in dieſer Zeit.

2) Daß es ſchon Dienſtbauern mit dem unbeſtimmten und oft härteſten Dienſt genug gab, daß aber

3) auch eine Menge von Kaufhöfen war, wo die Bauern durch den Einſchuß einer ge-

wiſſen Summe Geldes ein Recht an den Zimmern hatten, oft ſelbſt mit an den Grundſtücken, wo ihre Dienſte und Abgaben gemeſſen und leidlich waren und ſie im Wohlſtande lebten; wo ſie bloß durch eine Art von Lehnspflichtigkeit an den Dienſt des Herrn gehalten wurden und ihre Kinder mit 14 Schilling 12 Pfennig ſich ganz die Freiheit löſeten; kurz, wo ſie beinahe ſo gut als frei, wie man der Zeit es überall ſeyn konnte, waren, und nicht ganz von der Herren Willkühr abhingen, weil ſie kontrahirten.

4) Dieſe mildere Art von Dienſtpflichtigen findet ſich vorzüglich in den Gegenden, in welchen, wie wir oben fanden, wohl die meiſten Wenden ſitzen geblieben waren, in der Inſel Rügen, bei Barth, bei Rügenwalde. Wir können alſo wohl nicht ganz ohne Grund ſchließen, daß bei den alten Wenden die verhaßte, ſtrenge Leibeigenſchaft nicht war, worauf man ſich immer beruft. Weil dieſe Gegenden meiſtens vor den andern, ſelbſt geſchichtlich, außerhalb der Niedertrampelung der Kriege und Fehden lagen, ſo ſchließen wir wahrſcheinlich

5) daß, was noch Mildes und Menſchliches an den früheren Verhältniſſen der ſächſiſchen und ſlaviſchen Bauern war, auch in der ewigen Unordnung und Räuberei des vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert niedergetreten und allmälig vergeſſen worden iſt. Denn Handfeſten und Briefe hatten die Kleinen nicht und die Fürſten waren zu ohnmächtig und kurzſichtig, um für ihr eigenes und des Volks

Intereſſe Geſetze und Beſtimmungen zu verfaſſen. Wenn man die offene Hölle des Unrechts nicht zu verſtopfen ſucht, wird ihr glühender Rachen immer weiter.

6) Man brauchte noch die Erlaubniß des Fürſten beim Legen der Bauern. Unter der ſchwediſchen Regierung hingegen hat es jeder nach Gefallen gethan.

7) Der Bauer zog, ohne ſeine Schuld nemlich gelegt, frei aus mit Weibern und Kindern und mit der ganzen Hofwehr. Ja Mevius behauptet ſogar, auch die Brüder und Schweſtern des Bauern, auf dem Gehöfte gebohren, ſeien mitgezogen.

8) Die ſtädtiſchen und Königlichen Bauern waren beſſer daran, als die ritterſchaftlichen.

9) In den früheren Zeiten finden wir viele Bauern bloß auf Kornpachten und Natural- und Geldabgaben wohnen. Dies mußte nun durch die Natur der Sache aufhören. Die Menge der Bauerhöfe ward eingezogen entweder zu den Ritterhöfen, oder es wurden eigne Vorwerke daraus. Der Edelmann hatte mehr Land zu bearbeiten, brauchte alſo mehr Dienſt; ſo kam der Bauer aus dem wohlhabend machenden Pachtverhältniß und aus dem leichteren Dienſt, der wenigſtens unter der größeren Menge der Bauern war, zu einem täglich drückenderen. Deswegen fangen auch die meiſten Schreiber dieſer Zeit mit einem Vormals, ehedem war es ſo, aber nun, und dieſes aber nun endigt gewöhnlich mit

der Klage, daß es nun ganz anders, d. h. ſchlimmer geworden.

10) Die Städte waren Zufluchtsörter gedrückter Leibeigenen. Dies ſagt Normann, dies ſagen die öffentlichen Verhandlungen von 1619, dies ſagt noch Mevius gegen Ende des dreißigjährigen Krieges. Sie erſchwerten die Abforderung und ſcheinen ſie auch früher durch Präſcription unkräftig gemacht zu haben.

Periode vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Wir berühren nun die letzte Epoche des Zuſtandes der Leibeigenen bis auf unſere Zeiten, wo nichts mehr zwiſchen Ungewißheit ſteht, ſondern wir nur den Geſetzen, Verhandlungen und der noch üblichen Obſervanz nachgehen können, um ein ziemlich getreues Bild deſſelben aufzuſtellen. Hier trennt ſich zugleich die Hälfte von Pommern ab, und wir haben hinfort bloß mit dem ſchwediſchen Antheil zu thun, und werfen auf das preußiſche nur zuweilen einen vergleichenden Blick.

Wir finden ſogleich beim Schluß des dreißigjährigen Krieges das Syſtem der Unterdrückung vollendet. Jener Krieg, der in andern Gegenden Teutſchlands viele Menſchen frei und freier gemacht hat, hat hier das Joch der Knechtſchaft nur drückender gemacht. Ganze Dörfer waren verödet und verarmt, die

Bewohner verjagt oder ausgeſtorben, oder ihre Zahl doch bei dem langen Elende verringert. In der Verworrenheit wurden wohl alle Rechte vermiſcht, und der Stärkere erklärte ſie nachher für ſich; und betrog und unterdrückte den Schwächern. Wir ſahen noch am Schluß der vorigen Periode viele Kauf- und Erbhöfe, woran der Einhaber durch den Einſchuß einer gewiſſen Summe eine Art Pfand und worauf er oft Erbbriefe hatte, wobei auch die Abhängigkeit nicht übertrieben war; wir ſahen dieſe Einrichtung aber vorzüglich in Rügen, wo man gar kein anderes Bauerverhältniß zu kennen ſchien. Aber in dieſer Zeit iſt davon keine Spur mehr, ſondern alles im ſtrengen und ſtrengſten Dienſt. Die alten Beſitzer mochten theils verarmt ſeyn im Kriege, theils auch bei der allgemeinen Verwirrung übervortheilt, die Herren hatten auch das Finanziren und Rechnen, worüber am Schluß des Vorigen geklagt wird, zum Nachtheil ihrer Untergebenen wohl immer beſſer gelernt, und ſo konnte jenes freiere Verhältniß nicht bleiben.

Wir wollen nun aus den beiden Hauptſchriftſtellern dieſer Zeit, die zuerſt die Obſervanz der Unterdrückung zu einer Art von Rechtlichkeit erheben, wenigſtens beide die Leibeigenſchaft für ein ſehr natürliches gutes Ding halten, das ſie auch wohl bei Gelegenheit herausſtreichen, aus dieſen wollen wir einige Stellen herausheben, die auch das Geſchichtliche zu erläutern dienen können. Dieſe beiden Männer ſind die Vicepräſidenten des Oberappellationsgerichts zu Wismar, Mevius und Balthaſar, der erſte einer der größten Legiſten Teutſchlands, auch er, ungeachtet ſeines Zeitalters, weit humaner, als Balthaſar, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte.

Mevius vom Zuſtande und Abforderung der Bauersleute. Stralſund 1645.

Voran ſteht eine Erzählung, welche Händel es in dem öden Lande gebe, das man nach dem Kriege wieder beſetzen wolle, mit der Abforderung der Bauersleute, indem dieſe, einmal der ſüßen Freiheit gewohnt, nicht wieder ins Joch wollten. Im Ganzen ſcheint M. doch den erſten Pfahl zu einer beſtimmten und verklauſelten Knechtſchaft eingerammt zu haben, zum Theil nach unſtatthaften Gründen und bloß nach Beiſpielen.

S. 16. Uneheliche Kinder, auch von Freien gebohren, ſind leibeigen, wo ſie gebohren.

17. 18. Wer ſeine Freiheit verkauft hat, wer von Leibeigenen gebohren, wer Knechtiſches gethan und gelitten und zu Bauerrecht gewohnt hat, iſt leibeigen.

24. Wenn einer in der Noth ſich leibeigen gemacht und ihnen aufgeholfen worden, werden auch die Kinder künftig auf ihre verſchenkte Freiheit keinen Anſpruch machen können (Ein ſauberer Grundſatz!).

25. Bauern werden verkauft mit dem Gute, wozu ſie gehören, aber die Erfahrung bezeugt, daß hierin andergeſtalt gehandelt

werde und faſt eine gemeine Gewohnheit ſey, mit den Leibeigenen als mit Pferden, oder Kühen Handel zu treiben.

29. Dreißig Jahr ſey eine ſichere Präſcription der Knechtſchaft, ſo jemand ſolche knechtiſch gedient, oder gewohnt.

35. Das Weib folgt dem Mann, die Kinder dem Vater.

57. Die Leibeigenen ſind erlaſſen und befreit, wenn der Herr das Ackerwerk, das ſie bewohnen, einzieht. – Er ſagt, viele hätten in Zeiten, wo Menſchen im Ueberfluß, ihre Bauern abgetrieben und ziehen laſſen, und forderten ſie nun nach dem Kriege in der Noth wieder als ihre Leibeigenen.

60 ff. Verarmte Bauern, wo die Kreditoren das Ihre nehmen, nachdem der Herr die Hofwehr vorausgenommen, muß er ziehen laſſen.

62 ff. Bei ungeheurer daurender Mißhandlung an Leibe und Gütern, durch überſchwengliche Leiſtungen ꝛc. wird die Verbindlichkeit der Leibeigenen als aufgehoben angeſehen. Klage, daß ſie oft nicht viel beſſer, als die Hunde, behandelt werden.

69 ff. Wenn die Herrſchaft ihren Bauern in Noth, Elend, Krieg und Krankheit nicht hilft, ſondern ſie dem Zufall und Fremden überläßt, ſo kann ſie dieſelben nachher nicht wieder fordern; ſie werden als derelicti angeſehen. Zumal ein Bauer im Widrigen viel elender als ein unvernünftig Thier, welches frei wird, wann es von ſeinem Herrn ausge-

trieben und nicht unterhalten wird. So fordern Herrſchaften oft Waiſen zurück, wenn ſie anderswo erwachſen, die ſie mit den Wittwen, ihren Müttern, verlaſſen gehabt.

76. Dreißig, wenigſtens vierzig Jahre machen Präſcription für die, ſo bona fide als Freie leben.

83. Jede Obrigkeit muß zur Einholung und Wiederablieferung des Flüchtigen helfen; Kanzelabkündigung, Steckbrief dabei üblich.

Balthasar de hominibus propr. in Pomerania etc. 1779.

Durchaus falſche Prämiſſen, vom Urſprung hieſiger Sklaverei. Er iſt bloß Juriſt und Edelmann.

S. 35. Vormals ward eine Magd auf 20 Gulden (10 Rthlr.), ein Knecht auf 40 taxirt, jetzt werde ein Bauerknecht mit 100 und mehr Thaler aufgegeben. Das ſey auch nicht gleich zu beſtimmen; denn man müſſe auch die körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften in Anſchlag bringen, z. B. die Fruchtbarkeit, das Geſchlecht, Alter, den Reichthum, damit das Vermögen den Herrn nicht aus dem Gute gehe. So beſtialiſch ſah der Herr Vicepräſident es an. — Er nennt auch und definirt einen Leibeigenen res immobilis.

52. Damit der Wehr nicht geſchadet werde, ſollen Bauern nicht an Gelde, ſondern am Leibe geſtraft werden, es ſeien denn reiche Leute.

56. Bei dem Herren ſteht das Heirathen und Nichtheirathen; ſollte er indeſſen ſeinen Leuten immer hinderlich ſeyn, ſo muß das Konſiſtorium drein ſehen.

61. Todte Hand gilt in Pommern nicht. In Rügen, wenn den Leibeigenen Erbſchaften unter fremder Hand zufallen, erbt der Herr den dritten Theil; hat der Bauer keine gültige Erben, ſo iſts der Herr.

104. Die Baſtarde der Edelleute in Rügen gehörten vormals dem Fürſten als Leibeigene, vielleicht, ſetzt der Schelm hinzu, no nimium indulgerent voluptati cum ancillis. — In dem Präpoſiturdorfe Gingſt machte die Luft leibeigen; doch war die Löſungstaxe zwiſchen 5 und 10 Thalern. Dort hat der würdige Präpoſitus Picht ſchon vor mehr als 20 Jahren die Leibeigenſchaft aufgehoben, doch hat dies leider nicht zur Nachfolge aufgemuntert, denn es ſteht noch als Beiſpiel allein.

114. 115. Die Herrſchaft hat immer die Präſumtion für ſich bei der Anſtrengung ihrer Bauern und Leibeigenen; man kann ja nicht glauben, daß ſie ihr eigen Gut verderben wolle. (Welch ein Kopf!)

116. 117. Sagt, daß unter den Strafen der Leibeigenen die Landesverweiſung, wie in andern Ländern, nicht anwendbar ſey, ſie würde für den Leibeigenen eine Wohlthat ſeyn. So widerſpricht ſich der Mann, denn mehrmals rühmt er die Pommerſche Leibeigenſchaft als gar was Leidliches.

118. 123. Hier kann ich den Bauern, mit allen Rechten darüber, verpfänden, vertauſchen, vermiethen, verpachten, auf Zins ſetzen, dann wieder dienen laſſen. Sie müſſen dem Herrn dienen, wenn und wohin er will, bei Tage und Nacht, denn ſie, das Vieh, das Geräth ſind ſein. 133. Frohndienſte und andere muß der Bauer ohne Limitation und Gewißheit leiſten. Dies gilt nur vom Adel, denn bei Städten und Domänen ſind die Dienſte durch Rechte und Obſervanz beſtimmt.

160. Geſtändniß: in Teutſchland ſeien die erſten Leibeigenen faſt frei geworden; anders ſey dies in Pommern, wo man die alten Weiſen, Knechtſchaft zu begründen, nicht allein beibehalten, ſondern noch vermehrt habe.

228. 238. Unter leibeigenen Eheleuten iſt communio bonorum, auch meiſtens unio prolium. Bauern können teſtiren; ſind Frau und Kinder da, nimmt jene die eine, dieſe die zweite Hälfte — doch in Rügen ſind beſondre Gebräuche.

Auf dieſe Weiſe ward es in der Theorie und in der Praxis immer mehr vollendet und hat ſo bis auf unſre Zeiten meiſtens fortgedauert. Freilich hätte man es der Schwediſchen Regierung zutrauen ſollen, daß ſie bei der bekannten Freiheit, deren in Schweden auch der Kleinſte genießt, gegen die Pommerſche und Rügenſche Leibeigenſchaft arbeiten würde. Dies that ſie auch und wollte ſie anfangs thun; aber ſie fand zuviel Arbeit in einem neu zu organiſirenden Lande, und die

Zeiten lieſen zu ungünſtig. Kriege und Revolutionen jagten einander und wurden für dieſes Ländchen, wie für das größere, verderblich. So lange Chriſtine, die Verſchwenderin, regierte, war an eine gute Einrichtung des Landes und der Polizei nicht zu denken. Der Pfalzgraf Karl Guſtav beſtieg den Thron nur, um ſo lange er lebte, zu kriegen und das Land von neuem verderben und entvölkern zu laſſen. Dann folgte Karls des Eilften Minderjährigkeit mit dem Brandenburgiſchen Kriege bald darauf. Als endlich dieſer thätige Monarch ſein Land anfing durch Reduktion der Domänen, durch Beförderung der Induſtrie und des Handels, durch eine beſſere Finanzverwaltung einzurichten, ſtarb er in der Kraft ſeiner Jahre. Karl der Zwölfte leuchtete nur wie ein Komet, um alles zu verderben, was ihm angehörte. Auch unſer Vaterland ward in ſeinen letzten Jahren ſchrecklich mitgenommen durch Schwerdt und Feuer, durch Hunger und Peſt. Die folgende anarchiſche Regierung war nicht gemacht uns zu helfen, noch dem ſchwediſchen Vaterlande. Der ſiebenjährige Krieg ward auch für uns ein Unglück: dazu die Viehſeuche von 1720 bis 1780 periodiſch wiederkehrend, keine Menſchen, kein Ackerbau, kein Geld und kein Kredit — eine traurige Periode.

Reichenbach in ſeinen Beiträgen meint, Pommern ſey ſelbſt nach dem dreißigjährigen Kriege noch bevölkerter geweſen, als um 1780, wo er ſchrieb. Aber wir können dies nicht zugeben; da er überall die blühende Zeit vor jenem verderblichen Kriege ſich wohl zu herrlich denkt. Wie ſollte aber bei dem ſicher ſchlechteren Ackerbau, wie er 1780 war, die Klage über den Mangel an Leuten immer fortgehend ſeyn, man müßte denn annehmen, die Leute hätten damals nur halb ſo viel gearbeitet, als im verfloſſenen Jahrhunderte? Wir finden aber das Land öde an Menſchen und reich an Wald und Sumpf; denn noch immer waren die Wölfe die Mitbewohner unſrer Urgroßväter, jetzt, ja ſchon vor dreißig Jahren, wäre ein in Vorpommern erſchienener Wolf doch ein Wunder geweſen. In der Polizeiordnung von 1681 iſt Klage über die vielen Wölfe im Lande und über den Schaden, ſo ſie dem Landmann thun (Dähnert II. S. 682. III. 1004.). Es werden für jedes Haupt 3 Reichsthaler gelobt. 1705 iſt darüber ein neues Patent (III. 1016.), 1721 und 1731. Wir haben ſchon Mevius oben über den Menſchenmangel gehört; ſo klingen auch alle königliche Propoſitionen und Rathſchläge darüber. In dem Hauptkommiſſionsreceß vom 12ten April 1681 heißt es (Dähn. I.): Anbelangend drittens die Peuplirung und Cultivirung des Landes, mittelſt Hereinlockung fremder Kaufleute, Handwerker und Ackersleute, ſo hat man annoch kein beſſeres Expediens finden mögen, als dieſelben mit gewiſſen Freiheiten zu verſehen, und den einkommenden Ackerleuten wegen nicht zu befürchtender Leibeigenſchaft Verſicherung zu geben. In einer königlichen

lichen Erklärung vom Jahr 1695 an den Generalſuperintendenten wird ſchwere Klage geführt, wie das wüſte Land wieder mit Bewohnern und Bauern zu beſetzen. Vorzüglich zeigte ſich dieſe Noth immer nach dem Ende verderblicher Kriege am auffallendſten. Durch das Reglement von 1723 wegen der Einliegerdienſte wird alles, auch die Handwerker, was auf dem Lande zur Miethe wohnt, deswegen in den Fuß- und Handdienſt mit hineln gezogen; ja am Schluß wird erwähnt, daß dies Hineinziehen Aller in den Dienſt, vorzüglich wegen Mangel an Leuten geſchehe (Neueste Grundges. der Staatsverfassung in Pomm. und Rügen. 1757. S. 149.). Auch der ſiebenjährige Krieg und Friedrichs Rekrutirungsſyſtem wirkte ſo. Durch ein Mandat von 1761 ward das Umziehen der Leute wirklich unterſagt, damit einige Herren nicht ganz im Bloßen blieben (Dähnert III. 898. 901.). 1762 wurden Lohn und Tagelohn nach dem alten Anſatz von 1646 und 1756 um die Hälfte geſteigert, bis die Zeiten ſich ändern würden.

Die häufigen Verordnungen und Geſetze gegen die entlaufenden Leibeigenen, die geſchärften Strafen, die ausgeſetzten Preiſe predigen auch zugleich den Mangel an Dienſtleuten und die ſtrenge Behandlung der Leibeigenen. Hieher gehören die Edicte von 1658 und 1663, worin allen Kommandanten, Schiffern, Fuhrleuten, Fährleuten ernſtlich verboten wird, diejenigen zu befördern, ſo keine gültige Päſſe haben (Dähnert III. 867.); hieher, was man in der Geſindeordnung von 1646 findet, die nachher oft renovirt worden: Von Leibeigenſchaft der Bauern und deren Abforderung. Zur Einleitung ſteht eine Warnung an die Prediger, „ohne Erlaubniß der Obrigkeit einem Leibeigenen ſeinen Geburtsſchein nicht auszuſtellen; an Schiffer, Paßſchreiber, Fuhrleute, keinem Leibeigenen aus dem Lande zu helfen; dann heißt es ferner: „Weil auch wegen vielfältigen Austretens der Unterthanen verſchiedene Klagen eingekommen, ſo iſt verordnet, daß wenn die ausgetretenen Unterthanen ſich nicht wieder einfinden, deren Obrigkeiten bemächtigt ſeyn ſollen, dieſelben von den Kanzeln bei ihren Namen in drei verſchiedenen Malen nach einander an drei Orten im Lande, von 6 Wochen zu 6 Wochen, zu citiren und zum Wiedergeſtellen ermahnen zu laſſen, und wann ſie von der letzten Citationszeit an, und zum längſten in eines halben Jahres Friſt, ſich nicht einſtellen, alsdann befugt ſeyn ſollen, auf vorher beſchehene gebührende Requiſition und Erſuchung des Magiſtrats in den Städten, auf gegebene Reverſalen und geſchehend Caution, daß dieſe ihnen in subsidium juris geleiſtete Aſſiſtenz allerdings der Stadt in ihrer zuſtehenden Jurisdiction und ſonſt unſchädlich ſeyn ſolle, ihre Namen und Geburtsort offenbar an den Kak, oder Galgen ſchlagen zu laſſen, und ſie dadurch, es ſeien Manns- oder Weibsperſonen, unehelich zu machen, ihnen auch künftig, wann ſie wieder ertappet werden, durch den Scharfrichter ein Brandmahl auf die Backen brennen zu laſſen.“ — Könnte wohl ein Neger in Indien ärger als hier bedroht werden? Zur Ehre der Pommern will ich glauben (ein Beiſpiel wenigſtens wüßte ich nicht), daß es nie dahin gekommen ſei; indeſſen zeigt ſich doch daran, daß ſolche Worte im Namen des Staats erlaſſen wurden, wie man dieſe Menſchen anſah. — Wegen des Entlaufens der Leibeigenen ſind Patente von 1722 und 23 mit der Klage, daß es täglich zum unſäglichen Schaden der Grundherren überhand nehme (Novante Grundges. etc. S. 115. 418.); von 1739, wo von der Ortsobrigkeit jedem, der ſo einen Ausreißer zur gefänglichen Haft bringen werde, für den Mann 6, für das Weib und für den Jungen 3 Reichsthaler Prämie geboten werden. Dieſe Patente ſind 1763 und noch 1797 erneuert. Es würde allein ſchon eine nicht unlohnende Bemühung ſeyn, die Steckbriefe der Leibeigenen ſeit 50 Jahren etwa aus den Stralſunder Zeitungen auszuziehen und darüber einen Kalkul zu machen. Freilich ſtehen bei weitem nicht alle Entlaufene in den Zeitungen. Noch immer laufen ihrer viele weg, und ſelbſt bei voller Freiheit würden natürlich auch die jungen Leute zum Theil ihr Land verlaſſen; manche indeſſen, die zu Hauſe ſich in einer unangenehmen Lage befinden, die zwar grade nicht von ihren Herren gedrückt werden, doch vielleicht nur einmal etwas Neues ſehen möchten, kurz die den Naturtrieb und das Naturrecht fühlen, ihren Ort einmal zu verändern, würden im Lande bleiben, wenn ſie den

Ort verändern dürften, ohne eben das Vaterland zu verlaſſen.

Daß man vorzüglich im ſiebzehnten Jahrhunderte den wahren Zuſtand dieſer Leute von Seiten der ſchwediſchen Regierung einſah, daß man etwas für ſie zu thun wünſchte, damit aber wahrſcheinlich wegen der Vorſpiegelungen und Einwendungen unſerer Landſtände nicht durchdringen konnte, davon mögen hier einige Belege ſtehen.

Der Kanzler der Regierung und nachherige Vicepräſident des Tribunals Sternbach, der um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts den Verhandlungen über die Einrichtung des Landes mit beiwohnte, hielt die Leibeigenſchaft für ein ſchädliches Geſchwür, und meinte, bei allgemeiner Freiheit würden Land und Bauern und Herren beſſer daran ſeyn. Er ſagte, ſchon 1661, ſehr verſtändig, wo keine Leibeigenſchaft ſey, da ſey das Land nach dem dreißigjährigen Kriege bald bevölkert, hier aber komme niemand herzu aus Furcht vor der Leibeigenſchaft, wohl aber entliefen die Leibeigenen zu jenen, die Freiheit ſuchend. Was werde es im Lande ſtehen, wo jeder mit Leib und Seele machen könne, was er wölle, wo die Kinder werden könnten, wozu ſie Luſt hätten; da würden Thätigkeit, Betriebſamkeit und Bevölkerung von ſelbſt kommen. Doch der Mann bewirkte mit ſeinen Vorſtellungen nichts. — 1698 kam eine königliche Reſolution mit dem Vorſchlage: „ob man die Bauern zur Erleichterung, und damit ſie beſſer wirthſchaften könnten, nicht zur Pacht auf Geld ſetzen, und einige Tage im Jahr, etwa 10, 20, dienen laſſen ſolle; ob man die Bauren, um die Bevölkerung zu befördern, nicht mit gewiſſen Freiheiten auf die wüſten Aecker ziehen, ihnen gegen eine Rekognition dieſelben als Eigenthum zum Anbau laſſen, ob man endlich nicht, um die Bevölkerung zu mehren, die Bauren im ganzen Lande auf ein Feſtes und Gewiſſes ſetzen wolle, damit durch dieſe menſchlichere Einrichtung bei dem geſegneten Zuſtande des Landes auch freie Menſchen ins Land gelockt würden.“ Auch hier ward nichts bewirkt. (Dähnert Supplem. I. 822 — 24.)

Wie die Schweden von jeher den Zuſtand der Leibeigenſchaft richtig als eine Makel des freien Menſchen anſahen, davon diene folgendes zum Belege. Man findet bei Dähnert (III. 890—92.) drei Reſcripte über den Fall, daß ein Schwede ſich leibeigen geben will. In dem erſten wird es als unſtatthaft abgeſchlagen, „indem Ihre Majeſtät ſich erkläret, daß ſie ſolches ganz und gar nicht leiden, oder approbiren wollen, ſondern daß ſolche gebohrne Schweden als freie Leute von anderer ihrer Unterthänigkeit befreit werden ſollen; und ſofern ſie Luſt zu dienen haben, ihnen für Lohn zu dienen vergönnt werden ſoll, und daß Ihre königl. Majeſtät gern ſehen, daß ſolche gebohrne Schweden, welche ſich hier außen aufhalten und zu dienen Luſt haben, lieber unter Ihrer königlichen Majeſtät Aemtern, als unter den Gütern von Privatedelleuten angenommen werden mögen, mir (dem damal. Generalgouverneur Bielke) auch befohlen, obiges, nemlich gebohrne Schweden, wie auch andre Soldaten, die in vollen und wirklichen Dienſten ſtehen, zu Unterthanen zu machen bei höchſter Strafe zu verbieten.“ — Im zweiten Reſcript wird es aus gut angeſtrichenen Gründen bejaht, „indem eine ſolche Unterthänigkeit dort im Lande von der Beſchaffenheit wäre, daß man niemand, auch keinen Freigebohrnen, welcherlei Nation er ſei, verweigern könne, dieſelbe anzunehmen, wie denn dergeſtallt nicht allein das Land peuplirt wird, und andere freie Perſonen oft dazu reſolviren, ſondern auch ſolches ein Mittel iſt armen Leuten wieder aufzuhelfen, ſo von ſich ſelbſt nicht ſubſiſtiren können, bevorab da auch gedachte Unterthänigkeit keine ſklaviſche Kondition, wie in Liev- und Eſthland, mit ſich führet, ſondern ſolche Unterthanen nur globae adscripti werden.“ Als wenn es ein Unterſchied wäre, ob der Herr, deſſen Erdſcholle ich angehöre, faſt alles mit mir machen kann, oder ob dies ein anderer thut, der mich ohne Erde als ein Möbel kaufen darf. — In dem folgenden achtzehnten Jahrhundert hat man ſich höheren Orts faſt gar nicht um die Leibeigenen bekümmert. In allen Inſtructionen der königlichen Kommiſſionen zur Verbeſſerung des Landes, die freilich, ohne etwas zu vollenden, immer abgefordert wurden, wird der armen Leibeigenen nur in dem Einen Fragpunkte gedacht, in wie fern ſie im Lande zu erhalten und ihr Austreten zu verhüten. (Reichenbach Patriot. Beiträge 7tes Stück.)

Am beſten unter ihnen ſind während dieſer Zeit die königlichen, ſtädtiſchen, akademiſchen Leibeigenen behandelt. Hier war wenigſtens der Dienſt genau beſtimmt, und die Obſervanz milder; auch iſt dies in allen Ländern bei den Kommunenbeſitzungen immer ſo geweſen; das Intereſſe iſt dabei nicht ſo ſehr perſönlich, als bei dem Edelmann und Privatgutsbeſitzer. Wenn da Willkühr und Intereſſe ſich vereinigen, ſo weiß die Wirkungen beider, wer die Menſchen kennt. Sagen nicht auch alle Nachrichten und Geſetze, daß der Dienſt des Edelmanns unbeſtimmt und ohne Limitation bei Tage und bei Nacht habe geleiſtet werden müſſen. Wer thun darf, was er will, thut gar zu oft, was er nicht ſollte. Bei den Pächtern der königlichen Aemter und der Güter der Communen war doch alles durch Kontrakte, Geſetze und Obſervanz genauer beſtimmt. In dem Normatif über die zu verpachtenden Domänen von 1768 heißt es: „Der Pächter hat die Konſervation der Bauren, kann auch die ſchlechten und faulen ausſetzen, hat die niedere Gerichtsbarkeit, hat die entlaufenen, durch ſeine Schuld von abhänden gekommenen Leibeigenen zu erſetzen, beſchwert die Bauren nicht mit ungewöhnlichen Dienſten, ſieht darauf, daß ſie gut bauen.“

Zu den polizeilichen Einrichtungen dieſer Zeit gehört noch die Geſindeordnung, die, da ſie hie und da noch zur Norm dient, uns nachher zum Belege der Vergleichung dienen kann und aus der ich alſo einige Hauptpunkte beſonders in Hinſicht des Lohns ausziehen will. Sie iſt vom Jahr 1646 (Dähnert III. 873 ff.) und hat ſpäter einige Veränderungen und Zuſätze erhalten, die man bei Balthaſar findet (de homin. propr. S. 331 ff.). „Es ſoll demnach mit Ablöhnung des Geſindes, der Tagelöhner und Arbeitsleute folgendergeſtalt gehalten werden: Einem großen Knecht, der pflügen, haken, ſäen, mähen, das Wagen-, Pflug- und Hakenzeug verfertigen kann, jährlich aufs Höchſte Eines für Alles durchgehends in Pommern und Rügen 16 bis 20 Gulden, (Balth. 18.) dazu 2 Paar Schuhe, das Paar zu einem Gulden 8 Schilling, 2 Hemder, 2 Paar leinene Hoſen. — Einem andern Knecht, der ſolche Arbeit nicht verrichten, noch verfertigen, jedoch in der Aerndte die Senſe führen kann 10 bis 14 (B. 12.) Gulden, dazu das beſagte Leinen und 2 Paar Schuh.

Einem Vogt, der den Ackerbau wohl verſtehet, auch die Hölzung mit wartet, daneben im Nothfall in der Saatzeit und ſonſt mit arbeiten hilft, 20 Gulden, dazu 2 Paar Schuh, 2 Hemder, und ſo die Ackerwerke weitläuftig, ein Paar Stiefeln, weil er viel reiten muß.

Einem Jungen, der Futter ſchneiden, auch die Pferde warten und füttern kann 6 bis 8 Gulden, dazu 2 Paar Schuh, das Paar 1 Gulden, 2 Hemder, 2 Paar leinene Hoſen.

Einer tüchtigen Baumühme, ſo das Vieh wohl wartet, 6 Gulden, dazu 2 Paar Schuh, gewöhnlich Leinen, oder daß ihr an deſſen Statt an Leinſamen etwas geſäet werde, deswegen die Wahl dem Herrn verbleibet. — Einer tüchtigen Köchin und Dienſtmagd in den Städten 6 Gulden; ſonſt aber dergleichen Perſonen 3 Gulden, dazu 2 Paar Schuh, das Paar zu 1 Gulden und das gewöhnliche Leinen. Einer Amme und Wartfrau 6 Gulden.

Einem Mäher nebſt der Koſt und nöthigem Krugbier für die ganze Aerndte, nachdem die Arbeit fällt, 4 bis 6 Gulden; wenn er ſich ſelbſt beköſtigt, täglich an Lohn 10 Schilling, (B. 12.) wann er aber geſpeiſet wird, täglich für ſeine Arbeit 4 Schilling. — Einer Binderin die ganze Aerndtezeit über, nach Beſchaffenheit der Arbeit, nebſt einem Paar Binderhandſchuhen 2 bis 3 Gulden. (B. 3 Gulden 8 Schilling.)

Einem Häker, wenn er mit 4 Ochſen abwechſelt, aufs Jahr nebſt Schuhen und Leinen 16 Gulden; (B. 10 bis 12 Gulden und Schuh und Leinen; oder von Pflug Marien bis Martini Schuh und Leinen zu 7 bis 8 Gulden. Die vielen Reſcripte hierüber zeigen, daß es nie gleichförmig beobachtet werden konnte.) jedoch ſoll die Herrſchaft denſelben den Winter über in aller Arbeit zu brauchen haben; wenn aber derſelben nicht beliebet, den Häker auf ein ganzes Jahr zu behalten, ſollen demſelben die Häkerzeit über von Marienverkündigung bis Martini nebſt 1 Paar Schuhen 10 Gulden gegeben werden. Wollte aber die Herrſchaft ihm Korn ſäen, ſoll ſolches in ihrem Belieben ſtehen, und ſoll alsdann dem Häker für jeden Scheffel Einſaat, welche er auch ſelbſt dazu thun muß, 1 Rthlr. an Lohn abgezogen werden, und er daneben gehalten ſeyn, den Winter über in die Scheune zu gehen und für den Scheffel zu dröſchen.

Einem Decker bei freier Koſt von Oſtern bis Michaelis 5 bis 6 Lübſchilling, nachmals 4 Lübſchilling; wenn er ſich ſelber ſpeiſet 9 bis 10 Lübſchilling.

Den Dröſchern, zweien auf 4 Wochen, eine Tonne Tafelbier und 6 Scheffel über der Laſt, jedoch, daß der Scheffel nicht gehäuft werde bei jetzigen wohlfeilen Kornpreiſen; wenn aber das Korn theurer ſeyn wird, 5 Scheffel über der Laſt, durchgehends in Pommern und Rügen; oder zu Tagelohn bei ihrer eigenen Koſt 6 Schilling. Sie ſollen aber insgeſammt die Mahlzeiten beim Reinmachen und Aufmeſſen gar nicht haben: ſonſt aber an Gelde, wenn ſie geſpeiſet werden, für die Laſt 1 Gulden 16 Schilling, bei ihrer eignen Koſt aber 3 Gulden für jede Laſt. —

Einem gemeinen Tagelöhner, außer der Aerndte, des Sommers 3, des Winters 2 Schilling bei freier Koſt. — (Balth. einem Dröſcher in Rügen den 24ſten Scheffel, in Pommern den 21ſten für 2 Perſonen; alle 4 Wochen eine Tonne Bier ohne Koſt; oder bei eigner Koſt für Weitzen, Rocken, Gerſte 4 Gulden; für Hafer, Erbſen, Buchweitzen 3 Gulden; ſo ſie geſpeiſet werden, für erſteres Korn 1 Gulden, für das zweite 18 Schilling.)

Ob auch zwar den Knechten und andern Dienſtboten ein gewißes Lohn, wie obgedacht, zugeleget, ſo ſoll dennoch der Herrſchaft vergönnet ſeyn, denſelben ein gewißes Korn zu ſäen, und für jeden Scheffel Einſaat, welchen die Dienſtboten ſelbſt anſchaffen ſollen, ihnen 1 Rthlr. an Lohn abzüziehen.

Und weil auch gebräuchlich iſt, daß an vielen Orten dem Geſinde und Dienſtboten ein gewißes Deputat gereicht wird, ſo ſollen dieſelben ſchuldig ſeyn, mit Folgendem ſich vergnügen zu laſſen, nemlich mit 1 Drömt (12 Scheffel, der Scheffel faſt ein Viertel kleiner, als der Berliner) Rocken, 1 Drömt Gerſten, 1 Scheffel Erbſen, 1 Scheffel Hopfen, ½ Scheffel Salz, Vorpommerſcher Maaß, 1 Achtel Butter, 1 dito Hering, 1 Liespfund Stockfiſch, 1 feiſten Schwein, oder 1 magern und dazu 4 Scheffel Korn zum mäſten, 1 Märzſchaaf, 1 Viertel von einer Kuh, oder ſtatt deſſen 1 Gulden 12 Schilling (jetzt gilt das Viertel der Haut faſt ſo viel). Den Weibsperſonen aber, gemeinen Knechten und Jungen wird nur die Hälfte an Gerſte gegeben, wie auch kein Rindfleiſch; und ſoll dem Geſinde, ſo Deputat bekommt, über dieſes ein Mehreres in der Aerndte nicht gegeben werden. Sollte aber an einigen Orten ein Geringeres an Deputat zu geben gebräuchlich ſeyn, hat es dabei ſein Verbleiben; ein mehreres ſoll aber bei willkührlicher Strafe nicht gegeben werden.

Mit dieſem jetzt ſpecificirten Lohne ſollen die Dienſtboten allerdings friedlich ſeyn; dafern aber an einigen Orten ein geringeres Lohn, denn in dieſer Ordnung ſpecificirt, den Dienſtboten gegeben und weniger, als geſetzet, des Orts Gewohnheit nach gereichet werden, iſt die Herrſchaft zu demjenigen, was in der Ordnung gediſponirt, nicht gehalten, weniger zu einem mehreren, als gebräuchlich, verbunden; wie denn auch das Geſinde an ſelbigen Orten ſich auf dieſe Ordnung nicht beziehen, ſondern es in dieſem Falle bei der Obſervanz ſein Verbleiben haben ſoll.

Ein Einlieger auf dem Lande, ob er gleich ein Handwerker iſt, ſoll der Obrigkeit, darunter er wohnt, wöchentlich nach Gelegenheit 1 oder 2 Tage, auch, da es gebräuchlich ohne Koſt, Handarbeit leiſten."

Was ich nun noch zu ſagen habe, ſoll ſich auf die letztverfloſſenen 40 Jahre am meiſten aber auf die beziehen, worin wir zunächſt gelebt haben und noch leben. So bedeutend die Epoche des ſiebenjährigen Krieges für die politiſche Welt Europens ward, eben ſo bedeutend ward ſie für unſre kleine Bauernwelt. Dieſe hatte bisher mit ihrem Herren ſo ziemlich im gleichen Verhältniſſe hingelebt, und arm, träge, gedankenlos fortgewirthſchaftet, wie es die Väter ſchon ſeit Jahrhunderten getrieben hatten. Mit dieſem Kriege traten neue Bedürfniſſe und Strebungen in die Menſchen, und auch für den Ackerbau und ſeine Söhne brachte dieſe Revolution gute und ſchlimme Folgen hervor. Auch bei uns ſann man auf einen höheren Ertrag des Landes, und fing es auf mancherlei Weiſe an, ohne daß man in den erſten 20 Jahren zu etwas Erklecklichem kommen konnte. Das Einzige und das Leichteſte, wodurch die Gutsbeſitzer ſich zu verbeſſern ſuchten, war das Legen der Bauern, indem man die Bauerhufen entweder in die Höfe hineinzog, oder neue große Güter aus großen Dörfern machte. Dieſes Syſtem ſich im Ertrage ſeiner Grundſtücke zu verbeſſern, hat ſich ſeitdem immer mehr ausgebildet. Nicht bloß die adeligen und bürgerlichen Beſitzer von Lehen und Alloden machten ſich dies zu Nutze, ſondern ſelbſt die königliche Kammer, und die ſtädtiſchen Kommunen in mehreren Fällen, doch ſind in den nächſten 20 und 10 Jahren dieſe letzteren meiſtens zu einer milderen und humaneren Regel zurückgekehrt.

Mancherlei Umſtände wirkten in den letzten 30 Jahren dahin, den Zuſtand unſers Landes zu verändern und zu verbeſſern. Man ſehe nur die Schriften eines Gadebuſch, von Reichenbach, von Pachelbel (unſre ſicherſten ſtatiſtiſchen Schriftſteller) nach, und auf jeder Seite wird es ſich beurkunden, wie die Schifffahrt, der Ackerbau, die Bevölkerung gewachſen ſind. Bei näherer Einſicht wird man indeß finden, daß dieſe Veränderungen meiſtens nicht ſo ſehr in einer beſſeren inneren Organiſation liegen, als ſie durch äußere Zufälligkeiten veranlaßt wurden, z. B. durch den Amerikaniſchen Freiheitskampf, und durch den neueſten zehenjährigen franzöſiſchen Revolutionskrieg, welche die Preiſe des Korns, unſers faſt einzigen Ausfuhrsprodukts, zu einer ungewöhnlichen Höhe hinantrieben, uns mit den Rhedereien ein augenblickliches Handelsübergewicht gaben, Geld ins Land brachten, und mit dieſem Gelde die wachſende Luſt nach mehrerem und die Mittel den Ackerbau, deſſen Vortheile wir zu ſchmecken anfingen, mit mehr Thätigkeit zu betreiben. Wir wiſſen alle, wie die meiſten unſrer Gutsbeſitzer, ſelbſt die Pächter, ſeit dieſer Epoche, wenn nicht alle reich, doch wohlhabend geworden ſind; wir wiſſen alle, wie wir an Kenntniſſen und Bedürfniſſen des Luxus und an Lebenselegantz ſeit den letzten 30, 20 Jahren gewachſen ſind. Aber bei der Lebensverfeinerung verliert immer die Lebensgediegenheit, wenn die Kultur bloß an und aufgeſtrichene Bildung, nicht Kernung und Eindringen in das Mark des Gemüthes iſt; im erſten Fall wird der Menſch ein Egoiſt, ſchlimmer als das reißende Thier, Barbar genannt, im zweiten ein Menſch. Nicht alle unter uns ſind durch eine feinere Bildung auch menſchlicher geworden. Die Habſucht hat über die Humanität geſiegt. Je höher der Ertrag der Aecker geworden iſt, deſtomehr hat man geeilt, die Bauerdörfer zu zerſtören, und Höfe und Vorwerke daraus zu machen. Dies geſchieht noch alle Tage unter unſern Augen. Ja manche, wenn ſie ihre eigenen Bauern gelegt haben, kaufen ſich fremde Dörfer, und ſuchen den hohen Preis, welchen ſie dem Schein nach dafür gegeben haben, durch das Zuſammenwerfen der Felder zu Einem großen Gute zu verringern. Wie viele ſchöne Dörfer ſind ſo ſeit den letzten 20 Jahren, daß ich denken kann, zu ſtolzen Ritterſitzen, und ihre alten Inhaber aus Beſitzern eines leidlichen Herdes zu dienenden Knechten geworden! Und wie bald werden wir es erleben, daß die wenigen noch übrigen adligen Dörfer auch adlige Güter ſeyn werden!

Doch ich will nun den Zuſtand, die Behandlung und das Dienſtarbeitsverhältniß der Leibeigenen in Pommern und Rügen durchgehen, wie ſie in der Regel ſind, und, um nicht zu weitläuftig zu werden, einzelne Ausnahmen bloß berühren; dann will ich mir endlich zur Freude noch das Geſchäft machen, auch das Wenige hinzuſtellen, was zur Aufnahme und Verbeſſerung der unterſten Menſchenklaſſe in der neueſten Zeit bei uns geſchehen iſt. Voran ſollen die Bauern ſtehen.

Bei den jetzigen Dienſtbauren brauche ich nicht auf die königlichen und ſtädtiſchen zu ſehen, weil nur noch wenige von dieſen dienen, die nach Ablauf der jetzigen Verpachtungs- und Verpfändungsjahre auf Pacht geſetzt werden ſollen. Meine Schilderung geht alſo vorzüglich die Bauern der adligen und bürgerlichen Privatbeſitzer an. Ein Vollbauer hat gewöhnlich eine Hufe ſaatigen Ackers, gerechnet zu 32 Morgen. Alles Uebrige, was an Wieſen, Koppeln, Hölzung, Torfſtich u. ſ. w. dabei iſt, iſt nicht ſo genau beſtimmt, ſondern die Qualität und Quantität hängt vom Zufall, oder von der Willkühr der Herrſchaft ab. Die

Staatskontribution für dieſe Bauerhöfe, als Hufenſteuer, Acciſe und Nebenmodus, Prieſter- und Küſtergebühren u. ſ. w., liegt in der Regel auf dem Inhaber derſelben. Zu der vollſtändigen Hofwehr eines Vollbauren gehört gewöhnlich folgendes: 1) Der Bauerhof ſoll enthalten das Wohnhaus mit Koben und Ställen, eine Scheune, einen Garten, oft eine ſogenannte Wohrte am Hofe, im Hauſe einen Tiſch, eine Bank, zwei Stühle, drei Keſſel von verſchiedener Größe, einen Backtrog, zwei Waſchbalgen, zwei Waſſereimer, eine Mulde, zwei Handſiebe, eine Axt, ein Beil, vier Bohrer, große und kleine, eine große Hacke, eine Zugbank mit dem Meſſer, und anderes kleines Hausgeräth. 2) An Ackergeräthen: 2 Pflüge mit 4 Pflugſchaaren und 4 Sechen nebſt dem übrigen Zubehör, 8 Egen, 3 Wagen mit allem Zubehör, (als 3 Paar Aerndteleitern, 8 Sielen, 4 Tauen, 2 Halskuppeln) 1 großer Holzſchlitten, 2 kleine Schlitten, 1 Schleife, 2 Pferdeharken zur Aerndte, 4 Aerndtegabeln, 2 Schaufeln, 2 Worfſchaufeln, 2 Miſtgabeln 1 Haarſtapel (zum Schärfen der Senſen) mit dem Hammer, 1 Schneidelade mit dem Meſſer, 1 Spaten und mehrere Kleinigkeiten. (Doch iſt dies alles ſich in jeglicher Hofwehr natürlich nicht gleich.) 3) Vieh: 8 Pferde und wohl 1 darüber, 4 milchende Kühe, 3 Rinder auf den Zuwachs, 2 Schweine auf dem Koben und 3 Pölk (kleine Schweine) auf den Zuwachs, 2 Gänſe und 1 Gänſerich, einige Hühner. 4) Das Feld mit Winter- und Sommerſaat beſäet.

Zur

Zur Vergleichung ſtehe hier die Deſignation der Hofwehr eines königlichen Bauern aus dem Dähnert. (Supplem. II Band. I Th. S. 518.) „Das Haus, die Scheune, wie auch die Befriedigung des Hofes im fertigen Stande, die Hufe mit Winter- und Sommerſaat beſäet, 4 gute Pferde, und zwar die beſten, ſo bei dem Hofe ſind, mit zubehörigen Sielen, 4 Ochſen, wo nicht gehaket wird, an ihrer Stelle gleichfalls 4 Pferde, 4 gute Kühe, 12 gute Schaafe, 4 gute Zuchtſchweine, oder 2 Zuchtſchweine und 4 Pölke, 4 Gänſe, 4 Hühner, ein fertiger Wagen, ein fertiger Pflug, ein Haken, oder an deſſen Stelle noch ein Pflug, eine Miſtgabel und Heugabel, eine Axt, Hacke, Beil und Spaten, ein kupferner Keſſel mit dem langen Haken und Fiſchkeſſel, eine Holzkette, eine Senſe, ein Schneidemeſſer, ein Stand Betten für die Bäuern und die Betten für das Geſinde.

Der Vollbauer dient gewöhnlich die ganze Woche mit 4 Pferden und 2 Menſchen, einem Knecht und einem Jungen, oder der Magd. Sobald aber die Aerndte angeht ſchickt er an vielen Orten noch eine Magd, die auch nach vollendeter Aerndte noch ſo lange zu Hofe geht, bis aller Flachs abgerepelt iſt. Außerdem ſchickt der Bauer, in Pommern faſt durchgängig, ſobald Rocken und Weitzen gemähet wird, in allem 5 Mann; an einigen Orten muß er in der Aerndte 4 Mann, die übrige Zeit aber 3 Mann ſchicken. Noch muß ein Bauer 20 Topp Flachs ausſchwingen, (der

Topp hat 40 Riſten) wozu er ſo viele Leute ſchicken kann, als er will, damit ſie es an Einem Tage fertig kriegen; auch muß er einen Mann ſchicken, wenn gebrakt wird, dies mag währen, ſo lange es will, und gehe es den ganzen Winter durch. Hierbei werden ihm ſeine Pferde auf dem Hoffelde den Sommer über geweidet, doch an einigen Orten muß er ſie auch ſelbſt weiden. Auch dient er hie und da mit Ochſen zu Hofe, wo z. B. ſo viele Bauern ſind, daß ſie mit den Pferden nicht alle Arbeit haben.

Ein Halbbauer, der ſeinen Acker und das Uebrige meiſtens nach Verhältniß um ein Drittel geringer hat, dient 3 Tage mit Pferden, die übrigen 3 gar nicht, an einigen Orten aber zu Fuß; auch giebt es Bauern, die 4 Tage in der Woche dienen müſſen, alles nach Verhältniß ihres Bauerhofes.

Ein doppelter Koſſat, oder Viertelbauer ſchickt 2 Knechte, und der einzelne Koſſat einen Knecht. An einigen Orten müſſen die Käther auch Fuhren leiſten, und einzelne Pferde zu Botſchaften u. ſ. w. hergeben.

Bei dem Kornverfahren nach den Städten muß der Bauer 24 Scheffel ſchwer Korn laden; indeſſen iſt dies ſehr willkührlich, ſo wie noch vieles bei dem Hofdienſte der Bauern von der Willkühr des Herrn abhängt. Auf den Inſeln und Halbinſeln Hiddenſee und Mönchgut müſſen die Bauern und Koſſaten das Korn in dem herrſchaftlichen Bote verfahren. Auf Hiddenſee bekommen die Koſſaten für das Boot 24 Schillinge, 1 Brod und 2 Mahlzeiten.

Was die Rauchhühner und das Geſpinſt anlangt, ſo weiß ich darüber nichts allgemein beſtimmtes zu ſagen. An einigen Orten in Pommern ſpinnen die Bauern 24 bis 30 Pfund Heede. In Mecklenburg müſſen die Bauern bei vielen Gütern 4, die Kathenleute 2 Hühner geben. In Rügen ſpinnen einige Bauern 20 bis 24 Pfund Heede und geben zum Theil 10 bis 12 Rauchhühner.

Wie ich dieſes hier hingeſtellt habe, iſt es vom Dienſte der Bauern und Käther das Allgemeinſte. Ausnahmen giebt es nach alter Obſervanz und neuer Willkühr natürlich viele. Auch die Ländereien, von welchen ſie gleichen Dienſt thun müſſen, ſind an Güte und Umfang oft ſehr ungleich, und alſo auch ihre Lage darnach ſchlechter, oder beſſer. So weiß ich Bauern, die nur 24 bis 28 Morgen Landes, Käther, die nur 6 bis 7 Morgen inne haben. Manche kleine Ländereien machen durch ihre Lage und ihr Gewerbe ſchon eine Ausnahme, z. B. der Dars und die anliegenden Fiſcher- und Waſſerdörfer, die Inſel Hiddenſee, die Halbinſel Mönchgut.

Auf Hiddenſee, welche ganze Inſel ein Allodium iſt, und jetzt einem Edelmann gehört, ſind die Bauren und die meiſten Koſſaten nebſt einigen kleinen Gehöften zu Pacht und einem gewiſſen Dienſtgelde geſetzt, und dienen zum Theil nur in der Aerndte etwa 14 Tage und beim Flachsbereiten. Die Koſſaten, ſo noch beim Dienſt ſind, thun 3 Tage in der Woche Fußdienſt, wenn es gefordert wird, werden des Mittags geſpeiſt; in der Heu- und Kornärndte dienen ſie die ganze Woche und werden gut bewirthet. Zuweilen ſoll auch für den Fiſchfang und die Erlaubniß. Bernſtein zu ſammeln und zu graben etwas gegeben werden an Lachs und Geld — Die Einlieger, welchen ihre elenden Hütten eigenthümlich gehören, dienen 2 Tage die Woche oder bezahlen dieſen Dienſt für Haus und Garten mit 4 Rthlr. jährlich. Sie ſpinnen jährlich 7 Pfund Flachs, oder 14 Pfund Heede, oder bezahlen dafür 28 Schillinge, doch nicht alle ſind dazu verpflichtet.

Diejenigen Hiddenſeer, ſo auf Kauffartheiſchiffen, als Matroſen fahren, müſſen an die Herrſchaft, für die Erlaubniß dazu, die Unterthänigen 4 Rthlr., die Freien 1 Rthlr. geben. Beinahe die Hälfte der Einwohner Hiddenſees ſind frei.

Die königliche Domäne Mönchgut erfreut ſich an ihrem jetzigen Pfandbeſitzer, dem Major Bleſing, eines ſehr menſchenfreundlichen und wackern Herrn. Er behandelt ſeine Untergebenen mit der größten Milde, und hat mehrere Bauern auf eine mäßige Pacht geſetzt, z. B. die in dem Dorfe Gören, welche jährlich 50 Rthlr geben, und in der Saatzeit und Aerndte wöchentlich an einem der Herrſchaft beliebigen Tage dienen. Zu Hofe dienen müſſen eigentlich alle auf Mönchgut befindliche Unterthanen, doch ſind davon diejenigen Lootſen ausgenommen, die nur Einlieger ſind, dieſe geben ſtatt deſſen 4 Rthlr. 12 Schillinge Dienſtgeld; daſſelbe bezahlen auch die Einlieger, wenn ſie nicht zu Hofe dienen. Die Bauern hier dienen gewöhnlich 3 Tage in der Woche zu Hofe, ſo auch die Käther, die Einlieger nur Einen Tag; in der Aerndte aber dienen Bauern und Käther alle Tage und in der Saatzeit 4 Tage in der Woche. — Außer dieſen Naturaldienſten müſſen die Bauern, Käther und Einlieger noch für die Erlaubniß zu fiſchen (die Abgabe heißt das Mattgeld), für die Aallage, das Spinngeld u. ſ. w., erſtere 3. Rthlr., die Käther 1 bis 2 Rthlr., und letztere 36 Schillinge bis 1 Rthlr. erlegen. Die Bauern geben auch noch ein Pachthuhn und etwas Armenkorn.

Noch einige kleine Ausnahmen, die mir von mehreren nur bekannt geworden ſind.

Gnitz iſt ein nach Kalswyk gehöriges Bauerdorf, worin 6 Bauern wohnen, von denen 4 täglich nach Kalswyk zu Hofe dienen, 2 auf Pacht geſetzt ſind, und zwar ſo, daß alle 5 Jahre 2 andere zu Pachtbauern genommen werden.

Struſſendorf, eigentlich Strusmannsdorf, ſcheint nach ſeiner Verfaſſung zum Theil noch eine Ruine der alten Bauerwirthſchaft zu ſeyn, wie ſie das Rügenſche Landrecht ſchildert. Die 3 hier wohnenden Bauern ſind dem Baukaſten der Berger Kirche unterthan. Sie geben (alle 3 zuſammen) der Kirche ungefähr 50 Rthlr. jährlicher Pacht, imgleichen zuſammen 48

Rauchhühner. Ihre ſonſtigen Laſten ſind: zweimal in jeder Woche des Jahrs dem Präpoſitus und Diakonus in Bergen 2 Waſſerfuhren zu leiſten, für den Präpoſitus 4 große und 8 kleine und für den Diakonus 3 große und 5 kleine Fuhren, und im Fall der Noth für den erſtern noch 2 große Fuhren, für den letzten eine große Fuhre zu thun. Bei Bauten, die zum Kirchenweſen gehören, leiſten ſie alle Fuhren, und halten die Tagelöhner, die von der Kirche täglich nur einen Schilling zum Bier jeder bekommen. Die Gebäude, Vieh und Fahrniß, das Ackergeräth u. ſ. w. ſind ihr Eigenthum, aber Grund und Boden gehören der Kirche. Ihr Gebiet an Acker, Wieſen, Gebüſch, Haide, mag ungefähr 6 bis 8 Hufen Landes betragen, welches ſandig und mager iſt. Sie beſitzen auch ein Nutzholz; außerdem iſt bei dem Dorfe ein Sellholz befindlich, wovon die Kirche die Nutzung hat. Die Hufenſteuer iſt gering, ſie kontribuiren ſämmtlich nur für 1 Hufe und 17¼ Morgen. Die Kirche ſoll auch bei neuen Einſetzungen und Erbfällen ein Erbpferd haben, welches aber wohl nicht mehr genommen wird. — Die Kirche giebt frei und laut verſchiedenen Protokollen beſteht das Loskaufsgeld in 15, 20, 30, ja 90 Rthlr. — In welcher Qualität nun dieſe Bauern ihr Weſen beſitzen, ob als Pachtbauern, oder als Erbzinsleute, darüber ſagt die Kirchenmatrikel nichts. Man ſollte glauben, daß ihre jährliche Abgabe, wenigſtens nach Verhältniß der Hufenzahl, die ſie beſitzen, nur ein Kanon ſey, und ſie alſo Erbzinsleute ſeyen, zumal da ihre Wohnungen, ihre Wehr u. ſ. w. ihr Eigenthum ſind, auch ſeit dem Jahre 1667 (das Jahr der Errichtung der Berger Kirchenmatrikel) dieſe Abgabe von 50 Rthlr. nie erhöhet worden iſt. Allein die Kirchenmatrikel ſagt nichts von einem Erbzins, oder von einem Kanon, ſondern nennt ihre jährliche Abgabe ein Pachtgeld. Auch iſt dieſes in früheren Zeiten ſchon höher geweſen, und nur aus bewegenden Urſachen herabgeſetzt; jetzt iſt es im Werke daſſelbe wieder etwas zu erhöhen.

Die Bauern und Koſſaten entrichten die gewöhnlichen Staatsleiſtungen, die Hufenſteuer, das Magazinkorn, den Biſchofsrocken (in Rügen), auch wohl die Acciſe und Nebenmodus, welche beide auch zuweilen die Herrſchaft abträgt. Wegebeſſern, Kirchenbauten, öffentlichen Fuhren und dergl., auch mitunter Extradienſten, können ſie ſich nicht weigern. Was die Willkühr der Herren ſonſt über ihren Dienſt und ihre Hufe verfügen will, dem ſind ſie ausgeſetzt, denn ſie ſind, ſo wie der Boden, worauf ſie wohnen, ja deren Gut. Wie manchen Dienſtbauern von ihren Aeckern abgeknickert und ihr Dienſt erhöht worden iſt, darüber ließe ſich etwas ſagen, wenn es eine Freude wäre, alles Schlimme aufzudecken.

Nach ihrer ganzen Lage und nach der Größe und Güte ihrer Felder, iſt zwiſchen den dienenden Bauern und Käthern natürlich auch ein himmelweiter Unterſchied; ſoviel aber ſteht feſt, daß ſie in der Regel nicht eben wohlhabend ſind, und ihr Ackerbau nicht der beſte iſt. Der Dienſt verſchleppt ihnen zuviel an Produkten und Dünger, als daß ſie und ihre Aecker recht emporkommen könnten; die untereinander geworfenen Ackerſtücke, die bei ihnen noch meiſtens in Kommunen liegen, laſſen keine große Verbeſſerungen zu, auch wenn ſie ſie machen wollten und könnten; die Unluſt bei ihrer zu großen Abhängigkeit und die Ungewißheit ihres Beſitzes hemmt ferner ihre Betriebſamkeit. Ihr Vieh und ihre Ackergeräthe ſind auch meiſtens ſchlecht und ſchwach, und ſie helfen durch ihre Bearbeitung den Hofacker oft nur verderben. Wie ganz anders iſt die Kultur meiſtens auf ordentlichen großen Gütern, und ſchon bei manchen Pachtbauern! Man ſagte alſo, der Bauer tauge im Dienſt nicht viel, und legte ihn; im erſten hatte man Recht, wie man es im zweiten hatte, werden wir ſehen.

Ich komme nun auf die Einlieger und Kathenleute, und kann von ihnen nur das meiſtens allgemein in Pommern und Rügen Uebliche anführen, denn der Ausnahmen giebt es hier unzählige, da die Obſervanz hier noch weniger herrſcht, als bei den Bauern, und mehr die Willkühr der Herren. Dieſe Einlieger ſind das, was man ſonſt auch wohl Tagelöhner, Dröſcher, Häker, in Rügen auch Knechte nennt.

In Pommern haben dieſe Kathenleute gewöhnlich eine Stube, Kammer und Küche und einen Garten von 45 bis 50 Quadratruthen, dazu Weide für eine Kuh, ein oder zwei Schweine, 1, 2, 3 Gänſe. Für dieſe Wohnung und die anderen Vortheile dienen die Kathenfrauen in der Regel wöchentlich Einen Tag, alſo 52 Tage im Jahre, und wenn ſie eine Kuh halten, wofür ihnen vom Hofe Heu und Stroh gereicht wird, 72 Tage. Bei einigen Gütern iſt der Dienſt 56 Tage, bei andern 2 Tage wöchentlich, alſo 104 Tage; ich meine aber, daß ſie da auch 2 Kühe weiden und ausfüttern können. Dieſen Dienſt müßen ſie faſt allgemein bei eigener Koſt thun; die Tage, die ſie darüber dienen, werden ihnen der Tag mit 6 Schillingen bezahlt (in Rügen meiſtens mit 4 Schill.). Ueberdem ſpinnen ſie einige Pfund Garn umſonſt für die Herrſchaft, gewöhnlich 6 bis 8 Pfund, und geben von ihren jungen Gänſen die 10te als Stoppelgans; auch von den Bienen etwas Gewiſſes, wenn ſie deren halten. — Die Männer beſchäftigen ſich entweder für das gewöhnliche Tagelohn von 8 Schillingen, welches ihnen aber von den Herrſchaften bei den jetzigen Kornpreiſen oft erhöht wird, mit den Arbeiten auf den Höfen und bei den Bauern, oder ſie graben, roden, decken, zäunen, zimmern auch wohl auf Verdung, wobei ſie es nach dem Maaße ihres Fleißes und ihrer Kräfte zu 16 bis 20 Schillingen bringen können. Den Tagelöhnern, vorzüglich den Häkern wird, wenn ſie nur das gewöhnliche Tagelohn von 8 Schillingen erhalten, entweder das Korn zu wohlfeileren Preis ſen gelaſſen, oder ſie erhalten auch Deputat, welches ihnen nach verſchiedener Norm gereicht wird; nur Eines zur Probe, wie die Häker bei einigen Gütern abgefunden werden.

12 Rthlr. Geld.
12 Scheffel Rocken.
12 " Gerſte.
2 " Erbſen.
$\frac{1}{4}$ " Leinſamen geſäet.

Dieſes erhalten ſie von Mariä Verkündigung, hier Pflugmarien genannt, bis Martini, auf 31 Wochen; was ſie länger arbeiten, wird beſonders bezahlt. Wenn man dieſes Korn nach den jetzigen Preiſen berechnet, ſo haben ſie ein gutes Tagelohn. — Mit dem Herbſt und Winter gehen die übrigen Arbeiter nebſt dieſen in die Scheunen, und dreſchen gewöhnlich für den 16ten oder 17ten Scheffel, wobei ſie ſich freilich faſt allenthalben beköſtigen müſſen.

In Rügen hat man dieſe Einrichtung mit den Einliegern zum Theil in den letzten Jahren nachgemacht, auch wo man Unterthanen genug hat, zum Theil aber iſt ihre ganze Lage anders. Da wohnen oft in Einer Stube 2 Familien, die Gärten ſind gewöhnlich kleiner, übrigens haben ſie Weide für eine Kuh und eine Gans, wenn ſie ſie halten wollen, bekommen wohl ein Fuder Holz, auch Torf, wo er zu haben iſt; die Frauen werden bei ihrem Dienſt auf den meiſten Höfen geſpeiſet, müſſen auch etwas ſpinnen, wie in Pommern. — Mit den Männern iſt es hier eine eigene Sache. Es iſt nemlich noch der häufigſte Gebrauch, daß der Knecht, auch wann er heirathet, als Knecht auf dem Hofe bleibt, und ſeine Frau in einen näheren, oder entfernteren Kathen zieht, wo ſie Stube und Garten oft noch mit andern theilen muß. Man begreift nicht, wie ſo ein Menſch bei ſeinem Lohn, welches höchſtens 10 bis 11 Thaler ausmacht, ſich mit Weib und Kindern durchhilft. Die Dröſcher erhalten gewöhnlich einen Reichsthaler für die Laſt Korn und eſſen auf dem Hofe. Wo ſie um Korn dröſchen, da ziehen ſie, ſobald das Dröſchen geendigt iſt und die Ackerarbeit beginnt, wieder als Knechte auf den Hof.

Ich komme jetzt zu den einzelnen, die als Knechte, Mägde, Jungen auf den Höfen und bei Bauern dienen, und merke an, daß manche noch faſt nach dem alten Patentfuß, manche mehr oder weniger unſerer Zeit angemeſſen gelöhnt werden. Etwas Allgemeines findet ſich hierüber durchaus nicht, ſo viel aber iſt gewiß, daß das Geſinde in Pommern durchgehends gleicher gelöhnt und behandelt wird, als in Rügen.

Der Statthalter erhält gewöhnlich 18 bis 20 Rthlr., 2 Paar Schuh zu 2 Rthlr., Leinen, wie die anderen Knechte. Der Großknecht hat 1 bis 2 Rthlr. mehr, als die andern Knechte, bekommt auch, ſo wie der Statthalter, noch wohl einen halben oder viertel Scheffel Leinſamen geſäet.

Der gewöhnliche Knecht hat Lohn 11 bis 12 Rthlr., zu 2 Paar Schuhen 2 Rthlr., Senſengeld 16 Schillinge, Leinwand 19 Ellen flächſen, 5 Ellen heeden.

Der Junge erhält 5 bis 6 Rthlr., zu 2 Paar Schuhen 1 Rthlr. 32 Schill., Leinwand wie der Knecht.

Die Magd erhält Lohn 5 Rthlr., zu 2 Paar Schuhen 1 Rthlr. 32 Schill., 12 Ellen flächſen und 12 Ellen heeden Leinen. Auch wird der Magd gewöhnlich noch ein Viertel Leinſamen geſäet. Die Mägde müſſen in den Winterabenden 24 Pfund Garn aufſpinnen, die Jungen kleine Handreichungen thun, z. B. Kartoffeln ſchrapen u. ſ. w.

In Rügen haben der Großknecht und Statthalter meiſtens mit den Pommerſchen ein Gleiches. Die übrigen werden in den verſchiedenen Gütern ſehr verſchieden gelöhnt. So bekommen z. B.

Die Knechte 7, 8, 10, 11, 12 Rthlr., Schuh und Senſengeld und Leinen, wie gewöhnlich.

Die Jungen, 3, 4, 5, 6 Rthlr., 2 Paar Schuh, 12, 15 bis 20 Ellen Leinen.

Die Mägde 3, 4, 5 Rthlr., Schuhe, 17, 20 bis 24 Ellen Leinen, hie und da auch einige Pfund Wolle, ein Viertel Leinſamen geſäet; ſpinnen Garn, wie in Pommern.

In einer großen Herrſchaft bekommen die Hof- und Bauerknechte 8 bis 9 Rthlr., die Kätherknechte 6 bis 7 Rthlr., ein Laken flächſen, 6 Ellen heeden Leinen, 2 Paar Schuh;

die Magd 3 bis 4 Rthlr., ein Laken flächſen, ein halb Laken heeden Leinen, alternirend.

Auf den Domänen iſt der Lohn der Knechte auf den Höfen gewöhnlich 11 bis 12 Rthlr., 2 Thaler 8 bis 16 Schilling für Schuhe, und Senſengeld und ein Laken Leinen, wie gewöhnlich. Mägde und Jungen werden nach dieſem Verhältniſſe abgelöhnt. Für den Einlieger ſind dem Pfandträger und Pächter die Leiſtungen beſtimmt, nemlich Haus und Garten, Weide für eine Kuh, ein Paar Gänſe, ein Schwein, Heu und Stroh für die Kuh, die Anfahrung von Holz und Torf. Den Dienſt dafür thut ſeine Frau mit 52 Tagen, und er für das gewöhnliche Tagelohn von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Man kommt bei dieſer ungleichen und oft ungerechten Behandlungs- und Ablöhnungsart mit der Vergleichung anderer Notizen auf merkwürdige Reſultate, von denen ich hier nur eines hinſtellen will, welches die Bevölkerung betrifft. Erſtlich unſre Bevölkerung iſt nicht ſo gewachſen, wie ſie in 40 Jahren natürlich hätte wachſen ſollen, in 40 Jahren des Friedens, wo ſich ſo manche günſtige Umſtände, beſonders in der letzten Hälfte dieſes Zeitraums, vereinigten unſern Handel und unſern Ackerbau und alſo unſern Wohlſtand zu befördern; dieſe Bevölkerung iſt auch nicht gleichförmig gewachſen, wenigſtens nicht, ſeitdem wir Berechnungen darüber haben. Reichenbach (Patriot. Beiträge 1ſtes Stück) giebt nach der Berechnung von 1781 Rügen 23000, Pommern

77000 Menſchen, das Militär nicht mitgezählt, welches man auf 2500 annehmen kann; er rechnet dem Lande $70\frac{1}{4}$ Quadratmeilen zu, und zählt auf die Rügenſche Quadratmeile ungefähr 1274, auf die Pommerſche 1524. Dies gäbe, eins ins andre gerechnet (da P. $52\frac{1}{5}$, R. $18\frac{1}{16}$ Quadratmeilen hat) 1438 bis 39 Menſchen auf die Quadratmeile. — Nach der Zählung von 1800 iſt Rügens Menſchenzahl 22365, Pommerns 87956, die Garniſon 2680; dies gäbe auf die Quadratmeile ungefähr 1586 Menſchen. In dem Staatskalender und bei Pachelbel iſt das Total unſrer Bevölkerung vom Jahr 1801 zu 113000 angegeben. Rügen hat alſo in den letzten 20 Jahren beinahe 1000 Menſchen verloren, und Pommern faſt 10000 gewonnen. Von dieſen 10000 kommen nach der Berechnung, wenn man Reichenbachs und Gadebuſchens Angaben mit denen im Staatskalender vergleicht, 3000 auf die Städte, die übrigen auf das platte Land von Pommern. Worin liegt nun der Grund dieſes großen Mißverhältniſſes? Etwa zum Theil in den häufigeren Legen der Bauern, und überhaupt in der ſtrengeren und knickerigen Behandlung, und der Ueberzahl der Leibeigenen in Rügen, die ſich gegen die Freien faſt wie 3 zu 1 verhalten, da ſich in Pommern die Zahl der Freien und Leibeigenen auf dem Lande ungefähr gleich iſt (S. Gadebuſchens Staatskunde)? Auch muß man in Rügen auf den Gütern, wo man mit den Unterthanen nicht ausreicht, oder wo gar keine ſind, ein großes Geſindelohn geben, und auch den freien Kathenleuten und Dröſchern manche Vortheile bewilligen. So z. B. bekommt in Rügen ein freier Knecht häufig 18, 20, 24 Rthlr. Lohn und Schuh und Leinen landüblich; ſo die Mägde und freien Jungen nach Verhältniß. In Pommern, wo die Zahl der Unterthanen geringer iſt, beträgt des freien Knechtes Lohn 14, 15 bis 16 Rthlr.

Die Behandlungsart der Leibeigenen iſt natürlich nach Gewohnheiten und Willkühren der verſchiedenen Herren auch ſehr ungleich, und dieſe armen Menſchen ſind glücklich, oder unglücklich, je nachdem ihnen durch Zufall ein guter, oder ſchlimmer Herr zu Theil wurde. Ich kenne ſchöne und liebenswürdige Beiſpiele von Güte, aber ich weiß auch Geſchichten aus der Erfahrung meiner wenigen Jahre, Geſchichten von Brutalität und Grauſamkeit, die jedes Menſchenherz empören würden, wenn ich ſie erzählte. Ich erzähle ſie nicht, weil ich nicht erbittern, ſondern überzeugen will. Wie viel ſteht nicht der Willkühr frei, wo der Menſch an den Boden gekettet wird, dem er entſprungen iſt, wo er ſich von ſeinem Herrn gewöhnlich nur durch Verlaſſung des theuren Vaterlandes befreien kann, wofür die meiſten Menſchen lieber alles Ungemach erdulden. Unſere Gerichte haben mit Recht den Ruhm einer hohen Integrität und einer unerkauflichen und nicht zitternden Gerechtigkeitspflege; aber was können die beſten Gerichte, wenn in der Verfaſſung ein verjährtes Uebel Wurzel geſchlagen hat? Der Leibeigene muß ſchon die langen Mißhandlungen ſeines Herrn erdulden, wenn dieſer ein Tyrann iſt. Was hülfe ihm die Klage und ſelbſt der Erweis des vollen Rechts vor dem Richter in dem einzelnen Fall? Er hätte dadurch den ewigen Haß ſeines Herrn auf ſich geladen, der, um ihn tauſendfältig zu plagen, hinreichend Urſache an ihm finden könnte; denn an welchem Menſchen wäre die nicht zu finden? Man verhandelt übrigens wegen einer beſſeren Einrichtung der Patrimonialgerichte jetzt mit den Landſtänden (von Pachelbel S. 204.); auch iſt das Oberſachwaltamt ſeit 1799 eine Kontrolle, vorzüglich der kleineren Gerichte, und der Schirm der Kleinen, beſonders da es in den Händen eines unſerer würdigſten und biederſten Männer iſt. Uebrigens iſt es Norm, daß die Bauern und andere auf dem Gute wohnende unterthänige Leute nicht mit Geldſtrafen belegt werden dürfen, ſondern daß es meiſtens auf ihren Rücken losgeht; doch darf die Ruthenſtrafe nicht über 6 Paar Ruthen ſeyn (von Pachelbel 207.). Jedoch muß ich es zur Ehre unſrer Zeit rühmen, daß die Barbarei der körperlichen Mißhandlungen, welche die Leibeigenen von ſchlimmen Herren erleiden können, in den letzten 15 Jahren ſehr abgenommen hat, weil man anfängt, ſie immer mehr mit Abſcheu zu bezeichnen. Indeſſen entlaufen doch noch jährlich Leibeigene, wie man aus den häufigen Steckbriefen, die man in den Zeitungen findet, ſehen kann. Man thut aber Unrecht, immer zu glauben, daß die Urſache dieſes, Entlaufens Mißhandlung ſey.

Man

Mancher hat bloß Luſt, den Ort einmal zu verändern, indeſſen muß er, um dies zu können, bei unſrer Verfaſſung aus dem Lande laufen. In Pommern, wo man leichter Arbeiter findet und die Leute meiſtens beſſer behandelt, als in Rügen, macht man ſich ſelten die Mühe der Anzeige und des Nachſetzens, in Rügen, wo es mehr an Arbeitern fehlt, iſt man eifriger darauf.

Von dem gewöhnlichen Lohn und Tagelohn im Dienſt haben wir oben ſchon geſprochen und geſehen, wie ungleich dies alles iſt. Eben ſo iſt es mit den Wohnungen und Gärten. Einige Edelleüte und Gutsbeſitzer ſetzten ihren Stolz und ihre Menſchlichkeit darin, ihre Unterthanen auch nett und reinlich, ja wohl zierlich wohnen zu laſſen und ſie auch dadurch zu humaniſiren; bei andern wohnen ſie, wie die Schweine, in elenden und ſchmutzigen Löchern, und ſind auch oft noch wie die Schweine auf einander gepackt.

Man hat, wie wir gehört haben, dem Arbeiter von Staatswegen ein maximum des Lohns geſetzt, nemlich 8 Schill. auf den Tag. Die meiſten Herren ſind bei den theuren Preiſen der letzten 10 Jahre ſo billig geweſen, entweder ihren Leuten den Tagelohn um einige Schillinge zu erhöhen, oder auch ihnen bei dem Korn, ſo ſie ihnen verkauften, ein leidliches maximum zu ſetzen, ſo daß ſie ihnen den Rocken zu 32 bis 40 Schillingen den Scheffel, die Gerſte zu 24 bis 30 ſetzten, wie der Marktpreis doppelt ſo hoch war.

Nach den Geſetzen ſind die Herren verpflichtet, ihre krüppeligen, kranken, armen und alten Leibeigenen zu unterſtützen und ihnen Obdach und nothdürftigen Unterhalt zu geben. Indeſſen herrſcht auch hier die Willkühr gar ſehr und ſo kann man von manchen Höfen leibeigene Bettler herumlaufen ſehen, während andere auf das menſchlichſte und freundlichſte ihre Leute verpflegen und erhalten. Ich weiß, wie anſehnlich viele Beſitzer ihre Leute in dieſen Jahren mit Kornſpendungen unterſtützt haben, wie väterlich ſie mit Pflege und Arzenei für ihre Dürftigen und Kranken ſorgen, während andere nur beſorgt ſind, wenn ihr Reitpferd und ihr Windhund krank wird. Dieſe Guten, von welchen ich gottlob! viele Namen nennen könnte, ſollen von mir hier laut gelobt werden. Auch für die Kathenfrauen, wenn ſie ſchwanger ſind, iſt an den meiſten Orten vorgeſehen. Bei Einigen ſind ſie ein viertel, bei andern ein halbes, bei wenigen ſogar ein ganzes Jahr ihres Wochendienſtes entbunden.

Wenn gleich die alten abgelebten Arbeiter unterſtützt werden ſollen, und auch wohl unterſtützt werden, ſo iſt doch nirgends ein gewißes Maaß deſſen, was ihnen gereicht werden ſoll, beſtimmt. Nur Eine öffentliche Anſtalt iſt mir bekannt, die hieher gehört, nemlich die des ſtralſundiſchen Kloſters St. Jürgen vor Rambin, wo alte Ackersleute gegen die Erlegung einer mäßigen Summe ſich Ruhe und Unterhalt kaufen können, die in Wohnung, Garten, etwas Holz und ziemlich anſehnlichen Naturalien beſtehen. Nur für die Bauern iſt an vielen Orten eine gute Einrichtung, das was man ihre Abtheilung, oder ihren Alttheil (Ollen Deel) nennt. Dieſe Abtheilung alter Bauern, die ihren Söhnen, oder Anderen Alters wegen ihr Weſen abtreten, beſteht in einem Kathen, einer Kuh, einem Fuder Heu und einem Morgen beſtellter Saat in jedem Schlage, wozu die Einſaat von ihnen geliefert wird. Wollen ſie lieber baares Korn, ſo erhalten ſie nach Beſchaffenheit des Feldes das 4te, 5te, 6te Korn; doch iſt dies nicht allenthalben gleich (Balthasar.).

Die Gelegenheiten, bei denen die Leibeigenen bisher am meiſten gezwackt worden ſind, und es noch werden, ſind das Bauernlegen, der Loskauf und die Verheirathungen; alſo darüber einige Worte.

Wir haben zu erklären geſucht, wie das Legen der Bauern ſeit den letzten 40 Jahren vorzüglich wieder aufgelebt iſt, weil das Jahr 1763 in mancher Hinſicht eben eine ſolche Scheidungsepoche in unſerer Kultur und unſern Sitten macht, als die Zeit der Reformation, wo die Pommerſchen Leibeigenen zuerſt dieſes Unheil ſcheinen kennen gelernt zu haben. Jetzt müſſen wir ſehen, wie man dabei gewöhnlich verfahren iſt. Anfangs warf alles die Bauern: Edelleute, Privatbeſitzer, Städte, Akademie und königliche Kammer. Nach den alten Rechten, die ich oben dargeſtellt habe, ſoll der Bauer ausziehen, wenn er ohne ſeine

Schuld geworfen wird, frei mit Weib und Kindern, mit ſeiner ganzen Habe und mit der vollen Hofwehr, ſo daß er nur den Acker und die leeren Gebäude dem Herrn läßt. Wären dieſe Rechte immer beobachtet worden, wahrlich Mancher würde ſich bedacht haben, ſeine Bauern zu zerſtören. Allein man nahm den armen Leuten, die ihre Vorrechte ſelbſt nicht kannten, gewöhnlich alles über den Kopf, und thut es hie und da noch jetzt. Die Meiſten von ihnen meinten (denn ſo bildete man es ihnen ein), daß die Kuh und das Bette und die alte Klapperei, die man ihnen etwa überdem noch ließ, daß die Paar Scheffel Korn, die der Herr ihnen etwa jährlich zu geben verſprach, nichts als Gnade ſeien. Sie blieben mit ihren Kindern Leibeigene, dienten hinfort als Einlieger und Knechte, da ſie doch etwas einem eigenen Beſitze Aehnliches gekannt hatten, und der Herr nahm ihre beſte Wehr und Habe. So habe ich es ſelbſt in den neueſten Jahren in mehr als Einem Fall mit angeſehen. Ja man machte ihnen wohl, damit ſie gutwillig ſich alles gefallen ließen, Verſprechungen, die man nachher hielt, wie es bequem war. Waren etwa einige ſchwierige Köpfe darunter, ſo bethörte man dieſe und beſchwichtigte ſie durch eine Art von Tranſakt, gab auch wohl den einen und andern los, doch meiſtens mit der Miene, als geſchehe dies nicht aus Recht, ſondern aus Gnade.

Indeſſen entwickelten ſich in der neueſten Zeit auch unter dem gemeinen Volke manche

Begriffe, von denen die Väter nichts geahndet hatten. Die Bauern gingen nicht immer mehr ſo gutwillig, als wenn es ſo ſeyn müßte, aus ihren Höfen, ſie fühlten, ihnen geſchehe Unrecht, kannten aber ihre Rechte nicht und wußten nicht, worin ihnen eigentlich Unrecht geſchah. Natürlich brachte dies moraliſchen Ingrimm und Tücke hervor, eine ſchlimme Folge für das Gemüth unſrer ſonſt ſo einfältig guten Landsleute. Ich brauche hier nicht an die fatalen Auftritte zu erinnern, welche dieſe Bauerntücke auf dem Gute eines Rügenſchen Edelmanns vor einigen Jahren veranlaßte, als alle ſeine Bauern durch ſein Machtwort plötzlich zu Tagelöhnern wurden. Die obrigkeitliche und richterliche Gewalt mußte dem Beſitzer mit militäriſcher Hülfe beiſtehen, die Aufrührer mußten geſtraft werden. Aber niemand fragte nach der Quelle des Uebels?

Wir erleben hier jetzt in unſrer Nachbarſchaft ähnliche Auftritte. Bauerdörfer ſind gekauft worden, um die Bauern zu legen und ihre Felder zu Ritterhöfen zuſammenzuſchlagen. Dieſe Bauern haben ſich durchaus nicht legen laſſen wollen, obgleich der Beſitzer ihnen alle ihre rechtlichen Forderungen, und noch mehr, als dieſe zu bewilligen verſprach, weil man ſchon anfängt zu fürchten, das ewige Bauernlegen könne endlich Aufſehen erregen. Die Bauern wähnend, ſie können von ihren Höfen gar nicht vertrieben werden, ſollicitirten umſonſt bei den Gerichten, ja ſogar bei dem königlichen Hofe; allein die Geſetze waren für des Herrn Recht. Nur durch militairiſche und richterliche Exekution haben ſie ausgetrieben werden können. Doch haben die Gerichte bis jetzt nach den alten Geſetzen entſchieden, daß ihnen und ihren Kindern unweigerlich die Freiheit und die Hofwehr und alle Habe folgen müſſe. Für dieſes Letztere ſind auch einige andere Bauerſachen klagbar geworden, nachher aber durch einen gütlichen Vergleich zwiſchen den Bauern und Herren geſchlichtet; denn durch Vergleiche laſſen ſich die meiſten gelegten Bauern, die mit ihren wenigen Rechten noch immer im Dunkeln ſind, zu leicht auch heute noch bethören, wie ich durch Verhandlungen von dieſem Jahre weiß, die auf großen Gütern Statt gehabt haben, welche neulich verkauft worden ſind, und wo die Käufer damit anfangen, faſt alle Bauern zu zerſtören.

Durch den Loskauf ſuchen ſich meiſtens junge Leute, die zum Handwerk, zur Schiffahrt und überall nur zur Freiheit Luſt haben, oft auch die, ſo ſich mit vermögenden und ehrbaren Frauen verheirathen wollen, von dem Boden und dem Herrn zu löſen, worauf und worunter ſie gebohren ſind. Auch hier iſt kein feſtes Geſetz, kein beſtimmtes Maaß, ſondern die größte Willkühr herrſcht nur zu oft, die aus dem Maaße leicht ein Unmaaß macht. Wie weit ſtehen wir gegen andere Länder zurück, wo die Loskaufsſumme ein für alle Mal auf das Mäßige von 10 bis 20 Rthlrn. beſtimmt iſt, gegen deren Erlegung jeder Leibeigene unweigerlich von ſeinem Joche gelöſt werden.

muß! So darf in der Lauſitz kein Bauer gelegt, es darf keinem die Freiheit verweigert werden, wenn er 10 Rthlr. bezahlt. (Schacher de homin. glebae adſcript. und Anton a. a. O.). Wie beruht es in vielen Fällen auf dem Herrn allein, ob er einen Leibeigenen losgeben will, ſelbſt wenn dieſer eine nicht unmäßig geforderte Summe erlegen könnte. Die wohlfeilſten Löſungen der Leibeigenſchaft, von denen ich wenigſtens weiß, ſind bei den Kirchenunterthanen, wo ſie wohl um 15 bis 25 Rthlr. gelöſt werden; ſo daß es auch bei uns heißen kann, unter dem Krummſtab iſt gut wohnen. Im Domanio iſt die gewöhnliche Loskaufsſumme für den Mann 50, für das Weib 25 Rthlr., dazu kommen noch 15 bis 25 Rthlr. Gebühren auf den Kopf, ehe er den Hut der Freiheit aufſetzen kann. Auf einigen Gütern muß der Knecht 100 Rthlr., die Magd 80 für die Freiheit geben, auf andern giebt der Knecht 90, 80, 50, auch wohl 40 Rthlr., die Magd 60, 50 bis zu 25 hinab. In der Regel iſt man in Rügen theurer damit, als in Pommern. Wenn alſo Bauern und andere Leibeigene Gelegenheit gehabt haben ſich etwas zu erwerben, ſo geht es durch die Kinder, welche Luſt zur Freiheit bekommen, doch am Ende in die Taſche des Herrn. So z. B. ſtarb vor einigen Jahren in Rügen ein unterthäniger Müller, der ungefähr 1000 Rthlr. Vermögen und 6 Kinder, 4 Söhne und 2 Töchter, hinterließ. Dieſe kauften ſich von ihrem Leibherrn, die Söhne theils mit 80, theils mit

mit 100, die Töchter mit 60 und 70 Rthlrn. los. Für die armen Schelme aber, die gar kein Vermögen haben und doch gern frei ſeyn wollen, iſt dieſe für ihren Erwerb verhältnißmäßig ſehr große Summe äußerſt drückend. Sie müſſen Anleihen machen und haben oft 10, 15 Jahre zu thun, ehe ſie ihre Schuld abtragen können; oft verdienen ſie dieſelbe durch eine neue Art Knechtſchaft ab, indem ſie ſich zu dem Dienſte deſſen ſo lange verbinden, der ihnen die Löſungsſumme angeliehen hat. Indeſſen pflegen doch manche Leibeigne, die ihren Herren treu gedient haben, oder die Kinder treuer Diener, oft auch die, ſo für ein anderes Lebensgeſchäft einen vorzüglichen Beruf zeigen, von gütigen Herren unentgeldlich, oder faſt unentgeldlich entlaſſen zu werden. Man muß auch das Gute nicht vergeſſen, wenn man das Schlimme nicht übergehen darf. Uebrigens werden die Leibeigenen, wie wahre Inventariumsſtücke, wie res immobiles, die zum Gute gehören, bei dem Kauf und Verkauf deſſelben gerechnet, gezählt, taxirt, und nach Jahren und Kennung, wie Ochſen und Pferde aufgezeichnet.

Die Heirathen der Leibeigenen ſtehen ganz unter dem Herrn; nur wenn er ſich darin zu großen Ubermuth erlaubte, würde ein Rekurs an das Konſiſtorium Statt finden. Bei großen Gütern, wo das contubernium servorum groß iſt, bleiben die Leibeigenen mit ihren Verbindungen gewöhnlich unter ihren Genoſſen. Indeſſen kann die Laune und der Eigenſinn des Herrn, wenn er dieſe, oder jene Verbindung nicht will, ſie hindert und aufſchiebt, ſie genug martern. So weiß ich Güter, wo Perſonen außer der Ehe 2, 3 Kinder mit einander gezeugt haben, und der Herr ſie doch mit ihrem gegenſeitigen Willen nicht zuſammen laſſen will, entweder aus bloßer Laune, oder weil er keine Wohnungen für ſie hat und ſie doch nicht frei geben mag. Bei kleinen Gütern giebt es nun mancherlei Kolliſionen in Liebeshändeln und Verbindungen von Perſonen, die zwei verſchiedenen Herren gehören. Selten wird jetzt in dieſem Fall der eine Leibeigene von dem Herrn des andern bezahlt, oder getauſcht; gewöhnlich, weil die Fälle alternirend kommen können, geben die Herren ſich nur Reverſalen auf eine künftige Gelegenheit. Indeſſen oft ſetzt es lange Unterhandlungen und Schwierigkeiten. Gewöhnlich bleiben denn doch die Unterthanen bei den Perſonen des gleichen Alters und täglichen Zuſammenlebens in ihrem Dorfe und Gute. Dies hat für die Menſchenrace auf kleinen Gütern nicht die beſten Folgen, weil alles von Geſchlecht zu Geſchlecht ins Blut heirathet. Ich könnte darüber Bemerkungen liefern, wenn ich nicht kurz ſeyn müßte. — Häufig iſt es auch der Fall, daß Leibeigene und Freie Liebſchaften mit einander haben. Da kauft zuweilen das freie das unfreie Geliebte los; gewöhnlicher aber iſt, daß das Freie, es ſei Knecht oder Magd, ſich in die Leibeigenſchaft giebt, umſonſt, zuweilen auch gegen eine kleine

Vergütung, wenn dem Gutsherrn die Leute fehlen; oder durch Handel mit einem Leibeigenen des Guts, der für ihn losgelaſſen wird. Hat der Freie nichts für ſeine verkuppelte Freiheit erhalten, ſo wird gewöhnlich, iſt es ein Mann, der erſte Knabe, iſt es ein Weib, das erſte Mädchen aus der Ehe als frei angeſehen. So macht Amor, wenn anders Amor auch hier herrſcht, noch alle Tage Leibeigene, denn welchen Sterblichen macht er nicht zum Sklaven?

Ich habe oben leider erzählen müſſen, wie es den meiſten ehemaligen Dienſtbauern in dem letzten Lebensalter gegangen iſt und noch heute geht. Jetzt will ich mit Freuden erzählen, wie in den letzten 25 Jahren auch manche Bauern verbeſſert ſind. Der Fürſt von Heſſenſtein, einſt erſter Verwalter dieſes Landes, dem es viele ſeiner guten Einrichtungen verdankt, erklärte ſich laut gegen das Legen der Bauern und Koſſaten in den Domänen, und ein Reſcript von 1778 ſtellte endlich feſt, daß dieſes hinfort unter keinem Vorwande erlaubt ſeyn ſollte (von Pachelbel S. 94.). Er entwarf zugleich, von mehreren würdigen Männern unterſtützt, einen Plan, bei künftigen Verpachtungen die Domänenbauern und Koſſaten vom Dienſte bei den Höfen abzunehmen und auf Pacht zu ſetzen, und führte dieſen Plan, der ſeitdem befolgt iſt, ſtandhaft durch. So pachteten ſich denn die Dörfer ſelbſt entweder nach einem gewißen Anſchlage, oder auch durch öffentliche Licitation, die man doch oft mäßigte. – Dieſe Pachtbauern oder Koſſaten erhielten einen gemeinſchaftlichen Kontrakt und leiſteten alle für Einen Bürgſchaft. Zimmer und Gehöft erhielten ſie nach einem gewißen Inventarium, die Hofwehr bezahlten ſie der königlichen Kammer nach einem Raum von 8 bis 10 Jahren, und die meiſten von ihnen wurden wohlhabend. Einigen Dorfſchaften hatte man ſogar königliche Güter verpachtet, eine Maaßregel, die vielen Tadel fand, weil die Bauern ſelbſt Acker genug zu bewirthſchaften haben, und die Höfe in dieſem Zuſtande leicht heruntergewohnt werden. Dieſe Pachtungen ſind auf 15, 20, 21 Jahre meiſtens. Ob dieſe Verpachtungs- und Wirthſchaftsart die beſte ſei, ob es nicht beſſer für die Menſchen und den Ackerbau ſei, wenn man eines jeden Bauern Hufe aus der Kommüne bei einander lege, wenn man ihn auf eine Art Erbpacht ſetze, nach einer billigen Taxe, die etwa durch die ſteigenden, oder ſinkenden Kornpreiſe etwas modificirt würde, das kann ich hier nicht abhandeln. Freilich wächſt des Menſchen Luſt ſich und das Feld zu beſſern, bei der längeren Gewißheit des Beſitzes, allenfalls noch auf die Kindeskinder. Freilich iſt die Wirthſchaftsart dieſer Pachtbauern meiſtens noch nach dem alten Schlendrian, und mit den beſſeren Wirthſchaften der großen Güter ſelten zu vergleichen; denn der Bauer kommt überall langſam nach, zumal da ihn die Kommüne noch häufig feſſelt. Doch freut ſich der Menſch, daß ſo manche Menſchen auf dieſe Weiſe unabhängiger und wohlhabender geworden ſind.

Von Zertheilungen größerer Ackerſtücke in kleine iſt mir aus dieſer Zeit das einzige Domanialgut Grünhufe bekannt, das man in mehrere kleine Höfe zerſtückelt und auf Erbpacht, wenn ich nicht irre, von 100 Jahren ausgethan hat.

Dieſem Beiſpiel bei den Domänen ſind die ſtädtiſchen Kommünen und die Akademie Greifswald entweder voran, oder nachgegangen, auch ihre Bauern ſitzen alle auf Pacht gewißer Jahre nach einem Anſchlage, oder nach der Licitation, und auch die leibeigenen Dienſtleute ihrer Dörfer und Höfe werden durchaus am nachſichtigſten im ganzen Lande behandelt. —

Andere große und kleine Güterbeſitzer hingegen haben dies keineswegs nachgeahmt. Nur die tapfern ſcheinen auch hier, wie in allem, die beſſeren zu ſeyn. Der General von Wakenitz in Caſſel hat ſeine Bauern zu Boltenhagen auf eine ſehr billige Pacht geſetzt, ja ihnen eben ſo leidlich das ſchöne Gut Boltenhagen ſelbſt verpachtet; der General von Dyk zu Loſentitz, ein Muſter eines gerechten und milden Herrn gegen ſeine Leibeigenen, hat ſeine Bauern auseinander ſetzen und ihre Felder zuſammenlegen laſſen, um ſie gleichfalls auf Pacht zu ſetzen. Auch auf den Spykerſchen Gütern des Grafen Brahe auf Jasmund befolgt man jetzt ein ähnliches Syſtem. Nach der Taxe des Ackers giebt die volle Hufe 100 Rthlr. und mehr und ſo verhältnißmäßig bei den großen und kleinen hinab und hinauf; eben ſo bei den Koſſaten. Die Eintheilung geſchieht auf herrſchaftliche Koſten; jede Dorfſchaft hat ihre Brache, Weide, ihr Gehölz ꝛc. beiſammen. Außerdem kenne ich noch Pachtbauern und Koſſaten in den adligen Dörfern Putgarten, Biſchofsdorf, Ramitz und einige andere unbedeutende. Freie Leute, die Eine, oder 2 Hufen Landes unter einem Eigenthums- oder Zinsrecht bebauten, ſind eine Seltenheit, ſo wie die Freiſchulzendörfer, die ſich im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert häufig bei uns fanden.

Von öffentlichen Freilaſſungen wüßte ich kein Beiſpiel, als daß der Paſtoratunterthanen 5 in Gingſt auf Rügen, wo ehedem, wie wir beim Balthaſar finden, die Luft leibeigen machte. Die Einwohner hatten unter den Vorgängern des jetzigen Präpoſitus Picht die Leibeigenſchaft abzuſchütteln geſucht, aber alle ihre Prozeße verloren. Als Picht, dieſer thätige und alles Gute eifrig befördernde Mann, dahin berufen ward, las er alle dieſe Akten durch und machte den Plan, die Leute frei zu geben, Wollſpinnerei und Weberei unter ihnen einzuführen, und ihre Kinder an Fleiß und Thätigkeit zu gewöhnen. Es koſtete ihm beinahe drei Jahre Zeit, Arbeit und Koſten, ehe ſeine Vorſchläge beſtätigt werden konnten. Unter dem Schutz des Generalſtatthalters Grafen Sinclair fing er nun Wollſpinnereien an, aber nach deſſen Tode wurden die in Gingſt hochzeitten Raſche verhoten. Picht ward von vielen ausgelacht, konnte auch nicht allen ſeinen Freigelaſſenen ſeine Thätigkeit einimpfen, und das Meiſte gerieth ins Stecken. Indeſſen hat dies doch ſo viel gewirkt, daß ſeit dieſer Freilaſſung von 1774 in Gingſt noch die beſten Dammaſtweber im Lande ſind, daß mehr als 20 neue Häuſer hinzukamen; und die Leute, wenn ſie nur arbeiten wollen, in recht gutem Stande ſind. Man ſehe hierüber von dem würdigen Mann eine kleine Abhandlung unter dem Titel: Beiträge zur Beförderung bürgerl. und relig. Glückſeligkeit ꝛc. 1790.

Wie ſteht es nun mit dem Unterricht, der Bildung, dem Gemüthe, der Thätigkeit, den Nutzbarkeiten, dieſer Menſchenklaſſe? Davon noch zwei Worte.

Mit dem Unterrichte derſelben ſieht es noch immer ſehr kläglich aus, wie in den meiſten Ländern leider, weil die Humanität unſers Zeitalters mehr für den Schein, als für die Wirkſamkeit iſt. Man ſehe die größten Monarchieen. Die Unterhaltungskoſten eines Regiments Dragoner wären gewiß hinreichend um wenigſtens 1500 tüchtige und wohlunterrichtete Dorfſchulmeiſter davon zu beſolden. Aber wann wird man um eines ſolchen Zwecks willen ein Regiment Dragoner einziehen? In den meiſten Kirchſpielen verſehen die Küſter, von andern Geſchäften abgerufen, auch den Schullehrerdienſt; hie und da ſind noch Schulmeiſter angeſtellt, aber meiſtens untaugliche und verkümmerte Leute, die eine Wohnung, die Weidefreiheit und Ausfütterung einer Kuh, einen Garten, ein Paar Fuder Holz, oder Torf, und einige kleine Geldemolumente nur annehmen, weil ſie nichts anderes in der Welt mehr können, oder weil ſie ein Handwerk, das gewöhnlich ihre Hauptſache bleibt, dabei noch bequemer zu treiben hoffen. Was darf man nun von ſolchen Leuten erwarten, beſonders, da wegen Armuth oder weil es an Unterſtützung fehlt, die Kinder meiſtens den ganzen Sommer aus der Schule wegblieben, auch wegen Mangel, an Leuten gewöhnlich früh aufhören ſie überall zu beſuchen. Das ſeit 1791 in Greifswald unter der Oberaufſicht des Generalſuperintendenten errichtete Schulmeiſterſeminarium war zwar beſtimmt, beſſere Schulmeiſter und Küſter zu bilden und hat auch dieſes zum Theil wohl erfüllt; aber was ſollen dieſe Leute wirken, wenn man ihre Stellen nicht verbeſſert? Nur einigen wackern Predigern, von denen ich bloß den Paſtor Piper von Guſtow, den Präpoſitus Picht in Gingſt, den Paſtor von Willich in Sagard nenne, iſt es, nach langem Kampfe mit Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, zum Theil durch Mitwirkung ihrer Eingepfarrten geglückt, beſſere Schulen organiſiren, und beſſere Schulmeiſter beſolden zu können. Der Präpoſitus Picht hat auch in dieſem Jahre in Gemeinſchaft mit dem Herrn von der Lanken zu Boldevitz eine Schule gegründet, in welcher Kopf und Hand abwechſelnd geübt werden ſollen; dies iſt eine

Art von Induſtrieſchule, wo ſich in der Perſon des Schullehrers Mützmann ein tüchtiges Subjekt angeſtellt findet. In dieſer Anſtalt ſollen, nach ſeinem davon herausgegebenen Plan, Leib und Seele der Bauerkinder zugleich gebildet werden. Auch die Greifswaldiſche Akademie fängt an, auf ihren Gütern die Schulen zu verbeſſern. So iſt in dem Pfarrdorfe Hanshagen ein neues ſchönes Haus zu einer ländlichen Induſtrieſchule erbaut.

So ſchlecht die Schulen ſind, ſo gut ſind die Predigerſtellen meiſtens in P. und R., ein Vortheil, der für den Volksunterricht ſehr wichtig iſt. Stellen von 400 bis 500 Rthlr. nennt man hier ſehr klein, die gewöhnlichen ſind von 600 bis 800 Rthlr. Ertrag, viele von 800 bis 1000 Rthlr., einige von 1200 bis 2000 Rthlr. Man findet alſo äuſſerſt ſelten, was in der Mark ſchon, noch mehr in Mitteldeutſchland ſo häufig iſt, daß die Landpfarrer bäuriſche Sitten bei einem bäuriſchen Leben haben. Jene Geiſtlichen, die ſich mit den Bauern in der Schenke unterhalten, die ſich durch Trunkenheit und andre Gemeinheit beſchimpfen, ſind hier ſeltene Vögel. Dieſe Männer können ſich einen gewiſſen Wohlſtand bewahren, und eine gewiſſe Bildung, die im Umgange mit allen Menſchen von wohlthätigen Folgen iſt; ſie verkümmern nicht in Dürftigkeit, haben die Mittel fortzuſtudieren, wenn ſie wollen, und ich darf ſagen, daß ſehr viele dies thun, daß manche ihre Einnahme auf die Armen ihres Kirchſpiels mit verwenden, ſtatt die Gebühren von ihnen zu fordern, welche die armen Prediger an andern Orten der Armuth abquälen müſſen.

Bei der Lage des geringen Volkes läßt ſich überall, da die meiſten Leibeigne ſind, keine hohe Bildung und Thätigkeit erwarten, weil alles bei ihnen in ſo engen Schranken verſchloſſen wird. Dazu kommt noch die klimatiſche Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit des Pommers, die wir keinesweges ableugnen können noch wollen. Dieſes Träge und Starre unſers Klima iſt darum nicht Dummheit, wogegen ich im Namen meiner Landsleute förmlich proteſtire; Einfalt will ich es nennen, dies iſt unſer Karakter, deſſen wir uns rühmen können, obgleich der Unverſtändige nur Stöpſelgeiſt darin ſieht. Der Pommer iſt kalt und langſam, ſcheint dadurch oft unempfindlich, iſt aber im Grunde ſeines Karakters, wenn man ſich die Mühe giebt, mit ihm umzugehen, gutmüthig. Grobheit und Plumpheit und Ungefälligkeit in kleineren Dienſten des Lebens fließen oft in dieſem Karakter mit zuſammen. Arge Liſt und Tücke findet man gottlob ſelten. Unſre Leiber, wenn ſie gleich viel von der Sehnenkraft der Väter verloren haben, ſind doch nicht ſchwach, vielmehr aller Arbeit und Beſchwerde gewachſen. Die Maſſe des Volks iſt herzhaft, und hat hohen Muth unter hohen Führern. Wir kennen das ehrenvolle Zeugniß des einzigen Friedrichs, der von allen ſeinen Soldaten den Pommer am liebſten hatte, weil er einen treuen, feſten Sinn in ihm erkannte. Der Pommer iſt trägt und unnachdenkend über kleine Verbeſſerungen und Hülfen ſeiner Exiſtenz, aber im Ackerbau und bei jeder ſchweren Arbeit, auf der See und im Kriege thut er auch mehr, als die meiſten Teutſchen, die ich arbeiten geſehen habe. Man ſagt, er ſei gefräßiger, als der Thüringer und Sachſe; allerdings, aber er arbeitet auch ſtrenger und ſein kälteres Klima iſt ſchon zehrender. — In Rückſicht der Luſtbarkeiten geht es bei uns wieder ſehr klimatiſch her. Weil wir ſchwer und nicht zu reizbar ſind, ſo muß es uns ſchon mehr gleichſam durch die Haut und an Kehle und Magen kommen, ehe wir flink und ſpielend werden können. Indeſſen ſind nicht bloß bei uns die Bauernfeſte, ſo wie viele menſchliche Feſte, auf der Grundlage des Wohllebens im Eſſen und Trinken gegründet. Doch ſind die Luſtbarkeiten, der Tanz und die Gelage hier lange ſo häufig nicht, als im ſüdlicheren Teutſchlande. Hochzeiten, Kindtaufen, ſelbſt Leichenbegängniſſe müſſen bei uns ein tüchtiges Schmauſen haben. In der Regel iſt aber in Rügen überall weniger Luſt und Spiel unter dem Volk, als in Pommern, weil ſeine Lage dort trauriger iſt. Ehedem war es anders, wie uns Kanzow berichtet, der von ihren Schmauſereien und Gilden viel zu erzählen weiß. Auf manchen Höfen werden den Leuten drei- bis viermal im Jahre Luſtbarkeiten bei Bier und Brantewein gegeben, etwa nach der Saatzeit und Aerndte, und nach beſtellter Winterſaat das, was man

Erndtekollation nennt, wobei alles bewirthet wird, was mit zur Erndte half. In Pommern werden die Hochzeiten der Bauern gewöhnlich mit zu langen und verſchwenderiſchen Schmauſereien gefeiert; es ſind freilich Polizeigeſetze darüber, aber wie können alle Geſetze immer bewacht werden? Ueberdem werden in manchen Dörfern die hohen Feſttage, beſonders aber die Faſtnacht, das Pommerſche Karneval, oft 8 Tage hinter einander gefeiert. In einigen Gegenden gehört auch das Tonnenabſchlagen, ein halsbrechendes Wettrennen zu Pferde um den Preis des Königthums, zu den Bauerfeſten und wird gegen Johannis begangen. Daß man übrigens bei den Bauersleuten immer alles ſo genau berechnet, und es hoch anſchlägt, wenn ſie auch einmal in Vergnügungen zu viel thun, entſpringt wohl aus nichts anderem, als daß wir gewohnt ſind, ſie als Laſtthiere anzuſehen, die bloß arbeiten und nicht genießen ſollen. Wer giebt uns denn das Recht, mehr zu genießen, als was wir zur Leibesnothdurft gebrauchen? Warum berechnen nicht auch wir unſer Vergnügen bloß nach dem Nutzen? Mir gefällt noch dieſe Stunde der Wunſch des guten Heinrich von Frankreich, daß doch jeder Bauer jeden Sonntag ein Huhn im Topfe haben mögte.

So ungefähr ſtehen wir gegen das Ende des Jahres 1800. Jetzt einen Blick auf das was unſere Nachbaren in der letzten Zeit für die Bauern und Leibeigenen gethan haben, damit wir ſehen, wie wir uns zu der Zeit verhalten, worin wir leben. Damit man aber nicht allein meinen Worten glaube, ſo will ich folgende Schriften hier empfehlen: Brüggemanns Beschreib. des königl. preuſs. Vor- und Hinterpommerns; Reichenbachs patriot. Beitr. 6s Stück; Eggers über die gegenwärt. Beschaffenheit und mögliche Aufhebung der Leibeigensch. in d. Kammergütern d. Herz. Mecklenb. Schwerin 1784.; Niemanns Schlesw. Hollstein. Blätter für Polizei u. Cultur; Thaers Annalen der Niedersächs. Landwirthschaft; Gemählde der Sklaverei und Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein von Sklavenfeind 1797.; Hegewisch über d. Ursprung der Leibeigenschaft, Kiel 1796.; de Eggers Commentatio inaug. de Jure Imperantis, libertatem personalem perfectam restituendi Rusticis glebae adscriptis 1791. Aktenstücke zur Aufheb. d. Leibeigensch. in Schleswig u. Holstein.

Wir gehen zuerſt zu unſern Blutsverwandten, den Pommern, welche dem Preußiſchen Scepter gehorchen. Der große Friedrich, der ſo viel that für ſeine Pommern, durch deren Hülfe, wie er in ſeinem Teſtament bezeugt, vorzüglich ſeine Monarchie gerettet worden, wollte nach dem ſiebenjährigen Kriege ihnen die Leibeigenſchaft auch vom Halſe nehmen. Folgendes diktirte er zu Colberg den 23ſten Mai 1763. dem geh. Finanzrath von Brenkenhof in Gegenwart des geheimen Finanzraths von Schöning, als Pommerſchen Kammerpräſidenten, mündlich in die Feder und befahl, darnach zu verfahren (Balthasar de homin. propr. S. 348.). „Sollen abſolut und ohne das geringſte Räſonniren alle Leibeigenſchaften ſowohl in königl., adligen, als Stadteigenthumsdörfern von Stund an gänzlich abgeſchaffet werden, und alle diejenigen, ſo ſich dagegen opponiren würden, ſoviel möglich mit Güte, in deren Entſtehung aber mit Force dahin gebracht werden, daß dieſe von Sr. Königl. Majeſtät ſo feſtgeſetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde."

Verhandlung darüber zu Demmin vom 29ſten Jul. 1763. „Die Vorpommerſche Ritterſchaft müſſe allergehorſamſt anzeigen, daß die zu ihrem Lehngütern gehörigen Bauern, Koſſaten, Einlieger und Dienſtboten ſeit der Zeit, da die Slaven und Wenden theils den häufig ankommenden teutſchen Koloniſten Platz gemacht, theils zwar zurückgeblieben, doch aber die Niederteutſchen Einrichtungen, Sprache und Sitten überall angenommen, keinesweges für *Leibeigene*, ſondern lediglich für *Gutspflichtige* zu halten, ſo man ſonſt glebae adscriptos zu nennen pflegt. Die ſlaviſchen und wendiſchen Leibeigenen wären mit Leib und Gut ein Eigenthum des Adels geweſen, ſo wie auch noch jetzund in Böhmen, Pohlen und Rußland wahrzunehmen: Was ſie erworben, habe dem Herrn gehört: Keine testamenti factio, noch ſonſt irgend eine Befugniß habe ihnen zugeſtanden: Das Willkühr des Herrn ſei ihr einziges Geſetz geweſen, und die rauhe Gedenkungsart der wendiſchen Nation, ſonderlich in den damaligen Zeiten, machte ihren

Zuſtand beinahe unerträglich. — Eine ganz andere Bewandniß hatte es mit den Vorpommerſchen Gutspflichtigen nach der Allerhöchſt beſtätigten Landesverfaſſung, wie unter andern aus Mevius Abhandlung von dem Zuſtande und Abforderung der Bauern in Pommern zu erkennen. Denn als auf Einladung der Landesherrſchaft ſo viele adlige Familien aus den Niederſächſ. Gegenden und den Niederlanden ſich hieher begeben, und auf verſchiedene ſo rechtmäßige, als koſtbare Art ihre Lehngüter erworben, ſo hatten ſie mit den Bauerfamilien, die ſie theils mit ſich gebracht, theils im Lande vorgefunden, theils nach und nach an ſich gezogen, den freiwilligen und redlichen Kontrakt errichtet, daß ſie alle zu dieſen Bauerfamilien gehörige Perſonen, Kinder und Geſinde zeitlebens, auch wenn ſie durch Alter, oder Unglücksfälle invalid geworden, ernähren und verſorgen, ihnen Häuſer, Höfe, Aecker, Vieh und Gärten zur Nutzung einthun, dem Hofgeſinde billiges Lohn reichen, die Wohn- und Wirthſchaftsgebäude auf eigene Koſten richten und erhalten wollten; wogegen ſich die Bauerfamilien für ſich und ihre Nachkommen verpflichtet, ohne die Bewilligung des Gutsherrn niemals aus dem Gute zu weichen, und ſo lange, als es ihre Kräfte zulieſſen, die zur Kultivirung und Erhaltung des Guts erforderlichen Spann- und Handdienſte unweigerlich und wirthſchaftlich zu reichen.“

„Die Leibeigenſchaft ſei eine Wohlthat, weswegen ſich viele leibeigen gäben, weil der Herr ſie verſorgen müſſe. Bei der Freiheit würden die meiſten übermüthig werden, und die jungen Leute weiter gehen. Solte Freiheit ſeyn, ſo müßten die Bauern erſt den Herren die Grundſtücke abkaufen mit Hofwirthſchaft, Zimmer ꝛc., Hand- und Spanndienſte nach einem ordentlichen Regiſter leiſten, alle onera tragen, bei jedem Erb- und Veräußerungsfall das laudemium mit 10 P. C. entrichten, ihre Söhne und Töchter auf dem Hofe des Herrn auf gewiße Jahre zu dienen pflichtig machen, Grundzins und Landeslaſten entrichten, die Gerichtskoſten tragen bei kleinen und großen Fällen, kurz alles auf ſächſiſchen Fuß leiſten. — Freien Leuten können ohne dieſe Bedingungen die Herren die Güter nicht überlaſſen. — Dies werde auch eine Menge Bettler und Geſindel geben. — Jeder könne ja überdem täglich für ein Bagatell abziehen, wenn er anderswo ſein Glück machen wolle. — Ueberdem ſei dieſer Zuſtand ſehr leidlich und der wahren Freiheit in nichts entgegen, ſondern ein Mittel, zeitlebens reichlich zu leben und im Alter Verſorgung zu haben. — Die königliche Abſicht der Freiheit ſei hier alſo längſt erreicht, ſintemal ſeit der Entweichung der Wenden aus dem Lande und der Veränderung ihrer Sprache keine Leibeigenſchaft mehr exiſtirt habe, denn ſo ſei dieſe Guts- und Dienſtpflichtigkeit nicht anzuſehen. — Wollten auch Ihro Majeſtät den Verſuch machen in Dero Domänen, ob nicht die Sächſ. Einrichtungen in Verkaufung der Bauerhöfe mit reſervirten Erbzinſen, Frohndienſten, Lehnwaare zu 10 P. C. und dergl. Präſtandis allhier in Pommern zu bewerkſtelligen ſeien, und dieſe Verſuche glücklich von Statten gehen, ſo ſey die getreueſte Ritterſchaft bereit, dieſem Exempel nach aller Möglichkeit zu folgen.“ —

In der zweiten Vorſtellung der Vorpommerſchen Landſtände ſind faſt dieſelben Argumente durchgeführt, daß zur Wendenzeit der Bauer mit Leib und Gut dem Herrn gehört, ſo daß er kein Vermögen, keine Diſpoſition über etwas gehabt, ſondern der Herr ihn verſchenken, vertauſchen und verkaufen können; die von den Sachſen eingeführte Leibeigenſchaft ſey ſo etwas nicht, ſondern eine wahre Wohlthat für die geringere Klaſſe der Staatsbürger, ja eine Beförderung guter Sitten und der Bevölkerung.

Wenn dieſes Buch dieſe unhiſtoriſchen Lügen, dieſe ſophiſtiſch dumme Gleißnerei nicht entkräften und vernichten kann, ſo taugt es nichts. Der König gab indeſſen nach, weil auch die Bauern ſich zufrieden erklärten, aber er befahl bei einigen 100 Dukaten Strafe, der Edelmann ſolle jeden wüſten Hof wieder zur Bevölkerung des Landes mit Bauern beſetzen.

Konnte indeß der große König ſeinen Plan nicht durchſetzen, wie viel that er nicht dennoch für das Land und für die Menſchen in ſeinem Pommern! Sümpfe wurden durch ſeine Vermittelung zu Aeckern, Seen zu Wieſen, Haide zu Kornfeldern umgeſchaffen. Man leſe Brüggemann, da findet man, daß nicht bloß kümmerliche Büdner und Koloniſten geſtiftet wurden, ſondern Bauern und Koſſaten mit beſtimmtem Dienſt, größtentheils auch auf Erbzins ohne Dienſtleiſtungen. Die Anzahl dieſer Erbzinsgüter iſt groß, auch die Edelleute haben Grundzinsleute und zwar Ackersleute. Aus großen Vorwerken und Höfen ſind oft Bauerſtellen gemacht, da man es bei uns umgekehrt treibt. Welche Menge von großen Bauerdörfern von 20, 24, 30 Bauern findet man! Die Bauern ſind auch geachteter, als bei uns, und haben ſelbſt von ihren alten Ehren noch einige; z. B. die Kaſpel- oder Kuhrgerichte in Hinterpommern, gleichſam eine Bauernjury, deren Sekretär gewöhnlich der Prediger iſt, und welche zur Entſcheidung der Feldſtreitigkeiten ſich wöchentlich einmal, von Oſtern bis nach der Aerndte, verſammelt. Wir wiſſen übrigens, daß ein großer Theil des Preußiſchen Landes einen undankbareren Boden hat, als das unſrige, daß der Ackerbau, wegen der öfter gehemmten Ausfuhr und anderer Gründe, nicht ſo gedeiht, wie bei uns; und doch wie ganz anders iſt durch dieſe Verfügungen und Einrichtungen die Bevölkerung gewachſen, als bei uns! Seit 1748, wo die Liſten darüber fortgehen, iſt die Bevölkerung immer im Zunehmen. 1748 war die Menſchenzahl 228549, 1798 365328 — alſo iſt ſie in einem halben Jahrhunderte weit über ein

Drittel gewachſen, nemlich 136879. Und obgleich dies Land durch den ſchrecklichen ſiebenjährigen Krieg heimgeſucht worden war, der vorzüglich Pommern bis an die Oder verheerte und entvölkerte, ſo war dennoch die Menſchenzahl 1770 ſchon wieder größer, als 1756.

Auch der jetzige preußiſche Monarch, ein ſtrenger Freund der Gerechtigkeit, glaubt die Bauern nicht zur Unterdrückung gebohren, und nimmt ſich ihrer auf jede Weiſe an. So erinnere ich mich im Jahr 1799 in einem Gaſthofe in Berlin mit zwei Edelleuten geſpeiſt zu haben, die aus Hinterpommern kamen, um nach Spandau auf die Feſtung zu gehen, der eine auf 3, der andere auf 6 Monate, und zwar wegen unmäßigen Schlagens unter ihren Bauern. Der eine, ein Major von T. meinte, jetzt müſſe jeder Pommerſche Edelmann ſeine Güter verkaufen, wenn der Bauer nicht mehr unter den Stock ſtehen ſolle, er zeigte zugleich ſeine ehrenvollen Wunden auf der Bruſt und den Armen, die er im Dienſt des Staats erhalten, und meinte, daß es ſchändlich ſey, daß ein Mann, der ſich nie gefürchtet, ſich zuletzt vor ſeinen Bauern fürchten müſſe.

Etwas hieher Gehöriges finde ich noch in Rühs Pommersch. Denkwürdigkeiten Ir Band Is Heft. Greifswald 1802, was ich nur abzuſchreiben habe. „In dem Preußiſchen Pommern arbeitet man ſeit einigen Jahren mit Ernſt an der allmäligen Abſchaffung der Dienſtbarkeit der Bauern auf den königlichen Aemtern. Schon iſt in Vorpommern auf dem

Verchenſchen und in Hinterpommern in dem Amte Bütow die neue Einrichtung eingeführt worden. Die Bauern kaufen ſich nach einer mäßigen Taxe frei und werden völlige Eigenthümer; das Kaufgeld bezahlen ſie allmälig, ſo daß dies für ſie auf keine Weiſe drückend iſt. — Anſehnlich ſind die Summen, welche der König jetzt einnimmt: aber auch bedeutende Summen muß er wieder zum Bau der Büdener-Häuſer anwenden; damit ſich auf den königlichen Aemtern hinreichende Arbeitsleute ſammeln können. Man verſpricht ſich von dieſer Einrichtung ſehr große Vortheile für die erhöhete Kultur des Landes. Selbſt der Bauer hat für ſie an mehreren Orten ſchon Sinn und in dem Bütowſchen Amte kam es ſogar zu einer Widerſpänſtigkeit mehrerer Bauern, die zum Theil mit Zuchthausſtrafe belegt werden mußten, da die Bauern ſchlechterdings nicht mehr dienen wollten, weil ſie eine ſchnellere Einführung dieſer neuen Einrichtung erwartet hatten. Doch iſt auch ein Beiſpiel vorhanden, daß dieſe Einrichtung ſo große Schwierigkeiten fand, daß man fürs Erſte von dem Vorhaben abſtehen mußte, nachdem man in den Vorbereitungen ſchon ziemlich weit fortgeſchritten war. Der jetzige Pommerſche Kammerpräſident Herr von Jngersleben, ein äußerſt thätiger und verdienſtvoller Mann, iſt unermüdlich in Betreibung dieſes Geſchäftes."

Mecklenburg, unſre zweite nächſte Nachbarin, iſt uns in den meiſten Hinſichten ähnlich; nur daß das Bauernlegen nicht ſo leicht, noch ſo häufig geht. Die Behandlung iſt faſt ganz, wie in unſerm Pommern, doch an vielen Orten noch milder. Der Herzog legt keine Bauern, will einer der Stände die ſeinigen legen; ſo muß er erſt des Landesherrn Einwilligung ſuchen und ihm die Gründe vorlegen. Das Loskaufsgeld in den herzoglichen Domänen iſt ſehr mäßig, für einen tüchtigen Knecht 20, 15, auch wohl 10 Rthlr., für eine Dirne aber 10, 8, auch wohl 5 Rthlr. Die herzoglichen Bauern ſind alle Selbſtpächter (Eggers).

Bei weitem mehr iſt in neueren Zeiten in Holſtein geſchehen, wovon man ſich leicht überzeugen kann; wenn man die von mir angeführten Schriftſteller nachleſen will. Man ging in Dänemark auf den königlichen Gütern mit dem Beiſpiele voran und viele Edelleute ſind nachgefolgt, während andre noch immer die Feudalrechte als ein Heiligthum feſthalten. Schon 1797 faßten die Holſteiniſchen Gutsbeſitzer den gemeinſchaftlichen Entſchluß, daß die Aufhebung der Leibeigenſchaft nothwendig ſey, und daß man ſie binnen 8 bis 12 Jahren aufheben wolle. Schon vor 40 Jahren hoben die Grafen Ranzau zu Aſchberg in ihren Gütern die Leibeigenſchaft auf; unſer Reichenbach ſagt davon (6tes Stück): „der Graf von Ranzau in Holſtein gab ſeine Leibeigenen frei, ſetzte ſie auf Erbpacht, zeichnete die tüchtigſten, fleißigſten, geſittetſten unter ihnen aus, indem er Feſte für ſie veranſtaltete, ſie an ſeine Tafel zog, mit Geld beſchenkrc. u. ſ. w.“ — Das Legen der Bauern iſt gottlob ſelten und hat auch den Abſcheu des Publikums laut gegen ſich. Viele haben ſchon ihre Leute freigelaſſen und ihnen Stücken Landes auf Erbpacht eingegeben, wobei ſich beides Herr und Unterſaſſe gut ſtehen; doch ſitzen die meiſten, ſowohl die adligen, als königlichen, auf Zeitpacht. Manche haben auch große Landgüter parcelirt und ſind dadurch zu einem hohen Ertrage gekommen. Aus Thaers Annalen und den Blättern für Polizei und Kultur lernt man, wie dieſe freigegebenen Menſchen zum Theil ſich und den Ackerbau bei einigem Eigenthumsrecht an ihren Beſitz gebeſſert haben, wie die Oekonomie jeder Art gewachſen iſt, als Baumpflanzung, Stallfütterung im Kleinen, Verbeſſerung der Viehrace; wie ſelbſt die Menſchen an manchen Orten mit der Freiheit geſitteter, fröhlicher und unterrichteter geworden ſind.

Allenthalben in unſerm größeren Vaterlande, wo noch Leibeigenſchaft und Frohndienſt iſt, arbeitet man daran, ſie zu erleichtern, oder ganz aufzuheben. Dies geſchieht ſelbſt in Ländern, wo Barbarei und Pfafferei noch jüngſt ſo geherrſcht haben. Mit welchem raſtloſen Eifer arbeitet der edle Maximilian Joſeph von Bayern in ſeinem Lande nicht daran, das Joch zu zerbrechen, welches bisher auf dem armen Landmann lag; er, der in ſeinen Herkuliſchen Unternehmungen ſo unermüdet fortkämpft! und wir, die einem Volke angehören, wo auch der Bauer ſeine geheiligten

Rechte als Menſch und als Bürger hat, ſollten die letzten ſeyn von allen, die letzten in einem beginnenden Jahrhundert, das eigentlich keine Leibeigenen mehr kennen ſollte? Wahrlich, wenn wir dies dulden, ſo mögen wir am Ende mit Recht die Böotier Teutſchlands heißen, wie einige übermüthige Skribler uns geſcholten haben.

Aphorismen über die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Einſtellung des Bauernlegens.

Schon durch das Vorige muß es klar genug werden, was wir thun müßten. Ich werfe hier aber noch einige Ideen kurz hin, die ein anderer näher verbinden mag, welche hier aber, da ich nicht zu weitläuftig werden will, keinen Zuſammenhang leiden.

Unſerm Vaterlande, ſo gering deſſen Umfang auch iſt, haben die Natur und der Zufall manche Vortheile gewährt; es hat meiſtens einen guten Boden zum Ackerbau, trefliche Weiden und Viehzucht, es iſt faſt allenthalben vom Meere, dem größten Bildungsorgan der Menſchen, umfloſſen, wodurch ihm Häfen, Schiffahrt und Fiſchfang, unſchätzbare Vorzüge, gewährt werden. Dieſes Ländchen wird durch keine unmäßige Auflagen, auch nicht durch Unterhaltung eines zu großen Militärs gedrückt; es darf ſein Hauptprodukt, das Korn, gewöhnlich ungehindert zu den höchſten

Preiſen abſetzen. Wie kömmt es, daß ein Land dieſer Art bei einem ſo langen Frieden nicht mehrere Menſchen hat? Einige haben den Grund davon zum Theil in dem Mangel an Fabriken und Manufakturen geſucht, auf deren Einrichtung unter andern Reichenbach dringt, welcher meint, Pommern könne mit mehr Induſtrie und mit Fabriken die doppelte Menſchenzahl nähren. Mit den Fabriken möchte es bei uns wegen der Theurung der erſten Lebensbedürfniſſe, wegen der engen Gränzen des Landes und der Verſperrung unſrer Nachbarländer wohl für jetzt nicht viel werden können; aber wir haben eine unerſchöpfliche und nie trügende Nahrungsquelle; unſern Boden, und dieſer kann bei einer beſſern Bearbeitung und Vertheilung der Felder unſtreitig noch die doppelte Menſchenzahl ernähren; denn ſo weit unſer Ackerbau in den neueſten Jahren gediehen iſt, ſo viel weiter wird er noch in den nächſten 50 Jahren kommen. Aber er gehe auch gleichen Schritt mit der übrigen Bildung der Geſellſchaft. Der Wilde hat an Wäldern und Beſtien, der Hirte an Weiden und Vieh genug; der Burgritter, der Mönch läßt Sklaven arbeiten für ſich und ſieht von oben herab auf ihr Elend, die freie fortſchreitende Geſellſchaft will freie Bauer des Landes. Was einſt erlaubt war, iſt es nicht mehr für unſre Zeit; wir haben vom menſchlichen und politiſchen Unrecht ein Wiſſen und Gewiſſen ganz anderer Art, als unſre Väter, wir ſollen alſo auch Bürger ſeyn in einem anderen Sinn, als die Väter. Wir ſehen aus der Geſchichte, daß die Nothwendigkeit des Zufalls in den meiſten Ländern die Leibeigenen frei gemacht hat. Iſt unſre Zeit, wenigſtens in Gedanken, nicht ſo edel, daß die Nothwendigkeit der Pflicht jetzt dies thun ſollte?

Viele werden zu mir ſagen: Siehe, du biſt ein Schreier, ein Menſch, der von etwas ſpricht, das er nicht verſteht, der ein Sandkorn zu einem Berg macht, und alles nur in Schatten ſieht. Dies wollen wir dir beweiſen. 1) Wir haben keine Leibeignen, ſondern nur Gutspflichtige, die unter ſehr leidlichen Bedingungen dem Boden angehören, der ſie geboren werden ſah, und deren Zuſtand eben ſo gut, als Freiheit iſt. Ja dieſe Gutspflichtigkeit iſt 2) für die geringere Klaſſe eine wahre Wohlthat; denn a) der Herr ſieht ſie als ſein Eigenthum und ſeine Kinder an und ſorgt natürlich menſchlich und väterlich für ſie, ja er hat b) die Pflicht, die Alten zu ernähren, die Gebrechlichen und Kranken zu unterhalten, kurz jedem in jeder Noth beizuſtehen. 3) Der Leibeigene darf auf keine Weiſe zum Soldaten gemacht werden. 4) Die Freiheit giebt Bettler und Geſindel, die Leibeigenſchaft macht fromme, ſtille, moraliſche Menſchen. 5) Die Freiheit kann ſich wenden, wohin ſie will, die Leibeigenſchaft hält die Menſchen feſt, befördert alſo die Bevölkerung. 6) Daß die Leibeigenſchaft nichts Schlimmes ſey, wird dadurch erwieſen, daß ſich noch täglich Freie unter ſie geben.

Aber nicht allein gut und wohlthätig ſey dieſer Zuſtand der armen arbeitenden Menſchenklaſſe, ſondern der Herr habe auch ein wohlgegründetes Recht auf die Perſon und den Dienſt ſeiner Unterworfenen. Bei der Einwanderung der Teutſchen im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte haben die alten Pommerfürſten den Edelleuten und anderen vornehmeren Einwandernden die Slavenreſte, ſo von jeher der härteſten Leibeigenſchaft gewohnt geweſen, als Sklaven untergeben, auf etwas mildere Bedingungen ſeien die ſächſiſchen Bauerkoloniſten mit ihnen gekommen. Indeſſen habe man von jenen alten Rechten von Jahrhundert zu Jahrhundert nachgelaſſen und der Zuſtand derer, die anfangs wirkliche Sklaven waren, ſey jetzt faſt in nichts ſchlechter, als die Lage der Freien. Die jetzigen Leibeigenen ſeien es mit Recht durch die Geburt; ihre Aeltern gehören dem Herrn: geſetzt nun man wolle auch, ſie ſeien frei gebohren, ſo werden ſie doch durch dieſe Aeltern, alſo gewiſſermaßen von des Herrn Gute groß gefüttert, wofür es recht ſey, daß ſie ihm nachher dienen. Dieſes Recht auf die Leibeigenen könne auch der Regent nicht eigenmächtig aufheben, weil es ein alt hergebrachtes, dem Staate nicht ſchadendes, ſondern wohlthätiges Recht ſey.

Ich antworte auf dieſes alſo: Erſtlich was die Wortſpielerei betrifft, wo man das Ding, was einigen noch eine Art Sklaverei ſcheint, nicht Leibeigenſchaft, ſondern Gutspflichtigkeit (adscriptio glebae) genannt wiſſen will, ſo braucht es dagegen keiner Worte mehr, und ich bin ſchlecht geſattelt zu Pferde geſtiegen, wenn das Vorhergehende nicht die Erklärung und Aufklärung darüber enthält.

Zweitens ſagt man, die Leibeigenſchaft ſey eine wahre Wohlthat für die geringere Klaſſe, der Herr ſehe ſeine Unterthanen gleichſam als ſeine Kinder an, und ſorge menſchlich und väterlich für ſie. Darauf antworte ich, daß ich viele wackere Herren und Edelleute kenne und hiemit rühme, welche wahre Väter ihrer Leibeigenen ſind, daß aber auch Manche unter dem Schutz dieſes Vorrechts, das ein erſchlichenes iſt, die Willkühr und Gewalt ſchrecklich mißbrauchen, oder doch ſonſt ihre Pflichten nicht erfüllen, welches bei dieſen Menſchen, die an ihrer Erdſcholle feſt ſitzen, auch ſchrecklich iſt. Von dem Karakter des Herrn hängt es doch meiſtens ab, ob die Alten ernährt, die Kranken verpflegt und mit einem Arzt verſorgt werden. Ich habe oben darüber ſchon meine Erfahrungen geſagt.

Drittens ſagt man, der Leibeigene darf bei uns auf keine Weiſe zum Soldaten gemacht werden; als ob der Soldatenſtand ein Uebel wäre. Er iſt es doch nur für den, der ihn nicht mag, und Konſcription kennen wir überall im Lande nicht. Uebrigens ſteht der Soldat nur unter dem Gehorſam, worunter jeder Menſch in der Geſellſchaft ſtehen muß, nirgends aber ſo unter der Willkühr, wie der Leibeigene.

Viertens ſagt man, die Freiheit erzeugt Bettler und Geſindel, die Leibeigenſchaft macht die Menſchen gut und fromm. Ich weiß nicht, ob man je etwas ſo Lächerliches und Unverſchämtes geſagt hat, und doch iſt es in einem gewiſſen Sinn wahr. Wenn die Menſchen gehen können, wohin ſie wollen, thun können, was ſie wollen, freilich auf ihre Gefahr thun können; ſo giebt es allerdings bei höher und freier ſtrebenden Kräften größere Tugenden und größere Laſter. Der Leibeigene, weil er gebundener gehalten wird, kann freilich manche Laſter gar nicht begehen, manche Verbrechen und Untugenden nicht einmal ahnden. Wenn dieſes Tugend iſt, ſo haben die Herren Recht. In dieſem Sinn iſt aber derjenige, den man einſperrt, der durchaus nichts thun darf und kann, als arbeiten, eſſen und trinken, dann in ſeinen Kerker kriechen muß, um ſich allenfalls in der Verzweiflung über ſeine verlorne Freiheit den Kopf einzurennen, das tugendhafteſte aller Weſen. Ich bin ſo närriſch, nur in dem freien Wirken im Guten und Böſen die Tugend und das Laſter zu ſetzen; ſonſt müßte ich geſtehen, daß mein Kind in der Bewußtſeinloſigkeit ein weit größerer und edlerer Menſch wäre, als ich bei der Bekanntſchaft mit Schuld und Unſchuld, wenn ich dabei ein rechtſchaffener Mann bin. Daß die Leibeigenſchaft die Menſchen fromm und ſtill macht, iſt wenigſtens zu unſrer Zeit nicht mehr wahr, wo die Bauern z. B. ſich laut ſträuben, wenn ſie gelegt werden ſollen, wo viele anfangen, das Unrecht der ungleichen Behandlung und Ablohnung zu empfinden, wo alſo viele Menſchen durch die Leibeigenſchaft ſchon tückiſch und ſchlecht gemacht werden.

Fünftens behauptet man, die Leibeigenſchaft befördere die Bevölkerung, indem ſie die Leute an den Boden feſſele, wo der Zufall ſie auf die Welt warf. Welch ein elendes Geſchwätz! Wir wiſſen, daß der Menſch gewöhnlich eine größere Anhänglichkeit an das Land hat, das ihn gebahr, als oft recht iſt. Bei den meiſten muß es ſehr hart kommen, ehe ſie den Boden ihrer Wiege verlaſſen und verlaufen. Dies ſehen wir an täglichen Beiſpielen. Wer wollte binnen unſern engen Gränzen, wo man ſo ſchnell und meiſtens ſo leicht auf fremdes Gebiet gelangen kann, die Leibeigenen feſthalten, wenn ſie ſich ſelbſt nicht hielten? Selbſt die Leibeigenen, die bei uns entlaufen, thun es nicht immer wegen Mißhandlungen oder Unzufriedenheit mit ihren Herren, ſondern weil ſie die Gebundenheit drückt. Viele würden im Lande bleiben, wenn ſie arbeiten und dienen könnten, wo ſie wollten; denn arbeiten muß der arme Menſch allenthalben. Alſo jagt offenbar die Leibeigenſchaft Manche fort. Wie übrigens die Willkühr der Herren die oft ſtrenge Behandlung und der willkührlich elende Lohn, wovon ſie kaum einzeln leben können, wie die Zerſtörung der Bauerdörfer die Bevölkerung befördert, das habe ich ſchon theils angedeutet und werde es noch näher darthun.

Sechſtens ſagt man, die Leibeigenſchaft iſt nichts Schlimmes; denn freiwillig unterwerfen ſich ihr täglich Freigebohrne. Ich ſage mit ihnen, dies iſt wahr. Aber was die Menſchen thun iſt nicht immer, was ſie thun ſollten. In dieſem Sinn ſind Spielhäuſer und Bordelle etwas Treffliches, weil ſich alle Tage Jünglinge und Männer darin verderben. Keiner wird die Hölle loben, weil ſich täglich Leute dahin und an den Galgen und in die Eiſen bringen. Man muß die Hölle verſchließen oder verſchließen können, wenn ſich keiner mehr in ſie hinabſtürzen ſoll. Doch predigt man gegen die Hölle auf den Kanzeln, ſorgt durch Geſetze gegen den Galgen und hier —. Aber es ſind beſondere Gründe, die in unſter ganzen Verfaſſung und in den Menſchen liegen, welche dieſes Phänomen, das man immer zu Gunſten der Leibeigenſchaft deutet, anders erklären. Nach unſrer Verfaſſung müſſen die Herren ihre Leibeigenen im Alter unterhalten, ihnen Obdach und einige Pflege geben; für die Freien iſt gar nicht geſorgt. Daß auch von ihnen manche hülflos werden müſſen durch Krankheit und Alter, iſt begreiflich, und da es keine öffentliche Armenanſtalten für Tagelöhner und Ackersleute giebt, da die Kirchſpiele nicht verpflichtet ſind, ihre Armen zu unterhalten, ſo iſt der verarmende Freie freilich ſchlimm daran in einem Lande, wo faſt alles leibeigen iſt. Er iſt ferner ſchlimm daran, wenn er unter den Leibeigenen dient, die ihn wie die Eule unter den Krähen anſehen und nicht gern aufkommen laſſen; ſein Loos iſt alſo häufig unſtät und flüchtig zu ſeyn und oft den Ort zu verändern, wobei ſeine Vermögensumſtände ſich unmöglich beſſern können. Indeſſen der thätige, ſtarke und geſchickte Freie kann ſich doch zu einem Wohlſtande, ja oft zu einer bürgerlichen Ehre von unten auf arbeiten, wohin der gefeſſelte Leibeigene nie gelangen kann. Faule, ſchlechte und niederträchtige Gemüther thun überall ſehr wohl, ſich leibeigen zu machen. Sie kennen und ehren kein eigenes Streben, ſie wollen nur für ihre Langſamkeit und Trägheit Ruhe und Sicherheit im Alter, ohne Ehre und Wirkſamkeit im Mannesalter behauptet zu haben. Für ſie iſt alſo die Leibeigenſchaft nichts Schlimmes, weil der Herr ſie doch nicht ganz verſtoßen kann. Aber gegen dieſe Faulen und Schlechten, für die aber der Staat ſeine Organiſation nicht machen muß, ſondern für freie, ſelbſtkräftige und ſelbſtthätige Menſchen, wie ſtehen gegen ſie die Reiſigeren und Aufſtrebenden ab! wie wünſchen dieſe oft vergebens die Freiheit, die ihnen ungerecht ſchon die Geburt raubte! Doch findet man wahrlich jetzt äußerſt wenige Menſchen, die ſo toll ſind, ſich freiwillig leibeigen zu geben. Die es thun, werden meiſtens durch Amors Diebsſchliche gefangen, wovon wir oben geſprochen haben; noch jetzt gilt in einem neuen Sinn das Sprüchwort: Trittſt du mein Huhn, ſo wirſt du mein Hahn. Durch Verbindungen mit Unterthänigen werden noch immer Freie zu Leibeigenen. — Andere arme Schelme laſſen ſich blenden, wie denn der Bauersmann leicht bethörbar iſt, ſie ſehen nur auf den Augenblick und denken weder auf die Zukunft, noch auf ihre Kinder. Wo noch heute die Milde, die Menſchlichkeit, die Gerechtigkeit regieren, welche ſelbſt die Leibeigenſchaft zur Freiheit machen können, da kann morgen und übermorgen durch den Wechſel des Beſitzes Tyrannei herrſchen. Das lehrt die tägliche Erfahrung, denn unter ſchlimm berüchtigten Herren giebt ſich keiner gern leibeigen. Aber daß auf die Guten Schlimme folgen können, das bedenken die Leute nicht.

Jetzt von dem zweiten, wo man ſagt, die Leibeigenſchaft ſey nicht bloß ein wohlthätiges Inſtitut im Staate, ſondern der Herr könne feſt darauf ſtehen, als auf einem Rechte.

Wie es mit der früheren Leibeigenſchaft ſo ganz anders war, als man gewöhnlich angiebt, das glaube ich gezeigt zu haben, ſo gut man aus einer ſo dunkeln Zeit etwas nachweiſen kann. Daß die Leibeigenſchaft von Jahrhundert zu Jahrhundert milder geworden ſey, o ich hätte gewünſcht dem nicht widerſprechen zu dürfen! Wären aber ſelbſt die Ururgroßväter der jetzigen Beſitzer, die Slaven und Teutſchen, ſo ſklaviſch unterthan geweſen, als man gewöhnlich meint, ſo mögen doch die Enkel bedenken, wie dieß eine Art von Vererbungsrecht geben könne. In dieſem Geiſt dürfte ich ungeſtraft ein Kopfabhacker ſeyn, wenn mein Urahn ſeine Luſt am Kopfabhauen gehabt hätte. — Die, welche ſich vollends auf das jämmerliche Recht, oder vielmehr Unrecht der Geburt ſtützen, wodurch Menſchen leibeigen werden ſollen, mögen ſehen, wo ſie ihre Vernunft verloren haben. Nach dieſem Rechte müßte ich auch die Kette tragen, wenn meine Aeltern mich als Verbrecher im Kerker gezeugt hätten. Nach dem Staatsrechte, welches ein menſchliches Recht ſeyn ſoll, darf das Verbrechen und das Unglück kein Erbrecht werden: was das Schickſal will, kann der Menſch nicht ändern, aber wie ſchlimm, wenn er, der das zweite Schickſal heißen kann, nur ein böſes Schickſal macht! — Aber ſagen die Herren, wir verlieren ja, wenn man uns durch Freilaſſung unſer wohlhergebrachtes Eigenthum, die Leibeigenen, nimmt, wir werden ja in unſerm Beſitz gekränkt — O es verdrießt mich, daß man noch ſo ſprechen kann. Welche Donnerſtimmen würden ſich erheben, wenn das lange Unrecht und die tiefe Schmach mit allen Gräueln der Verborgenheit ſprechen könnten und dürften! wenn die, deren heiligſtes Menſchenrecht, ihren Leib und ihre Seele zu gebrauchen, gekränkt iſt, ſich ausſprechen wollten! Bedenkt doch, ihr Großen und Reichen der Erde, wie viele Vortheile euch der Staat gewährt, wie wenige gewöhnlich jenen, durch welche ihr wohlhabend, reich, auch wohl zuweilen übermüthig ſeyd! Bedenkt, wie ihr verblendet ſeyd in der Meinung der Angewöhnung, zu wähnen, die Kleinen ſeyen allein für euch da, und müſſen es ſich nicht einfallen laſſen, auch ihren Theil vom Lebensgenuß zu fordern! wie ihr euch es angewöhnt habt, alles für Unrecht zu halten, was euch nicht ein bequemeres und reicheres Leben ſchafft! Wer keinen ſchöneren Gedanken hat, als auf Koſten und durch die Mühen anderer zu gewinnen, der kommt wohl dahin, zu meinen, ihm geſchehe da ſelbſt Unrecht, wo er dabei iſt andern Unrecht zu thun. Es kann keine Verjährung des Unrechtes geben, da dieſes Unrecht in Ewigkeit ein Unrecht bleibt. Wo nur die Art des Beſitzes, nicht der Gegenſtand deſſelben ein Unrecht iſt, da mögen die Geſetze eine beſtimmte Zeit der Verjährung ſetzen, um einige Händel um den Beſitz zu verhüten, und ihm ſeine Sicherheit zu geben; aber nicht, wo die Sache des Beſitzes ſelbſt ein Unrecht iſt.

Die Leibeigenſchaft iſt ein Unrecht, eine unnöthige und alſo ungerechte Einſchränkung des Strebens. Der Staat darf durchaus keine Einſchränkung der Menſchenkraft dulden, welche nicht unmittelbar aus der Nothwendigkeit ſeiner Erhaltung und ſeiner Sicherheit erfolgt. Dinge, welche die Idee eines Staats ausſchließt, welche durch ihre Beſtialität die Humanität unterdrücken, können durch keine Uſurpation zu Rechten werden, worüber es einer langen Unterhandlung bedürfte. Man ſchreie mir nicht vor, daß ich von Freiheitsſchwindel ergriffen bin und Inſubordination predige; daß die Leibeigenſchaft zum Gehorſam und zur Sicherheit unſers Landes nothwendig ſei. Ich kenne Länder genug, wo kein Leibeigener und eben ſo viel Gehorſam und

Sicherheit iſt, als bei uns. Ich behaupte es gradezu, daß die Leibeigenſchaft ein Ding iſt, das der Regent aus Macht und Pflicht aufheben kann. Was dem Staate nicht nützt, iſt dem Staate ſchädlich, nemlich als Staatsgeſetz: dies muß endlich ein Grundgeſetz des Staatsrechts werden; denn alle Einrichtungen, die nicht nothwendig ſind, machen die Staatsmaſchine, die überdies ſo ein künſtliches Getreibe iſt, noch verwickelter und ſchaden ſchon dadurch; wie wenn ſie nun gar an ſich ſelbſt ſchädlich ſind?

Daß die Leibeigenſchaft ein ſchädlich Ding ſei, hat ſich wohl ſchon aus vielem offenbart, und überdies bedarf es darüber bei dem Vernünftigen wohl keines Beweiſes mehr. Ich will lieber noch einige Vorzüge der Freiheit anführen, wie ſie mir zunächſt liegen, und zwar der Freiheit, wie ſie die Kleinen und Armen im Volke immer nur haben können. Jeder Menſch muß dienen und gehorchen; dies iſt ein Naturgeſetz, von welchem kein Erdenſohn frei iſt, vom größten Scepterträger bis zum kleinſten Ofenheizer. Noch immer iſt des älteſten Tragikers Wort wahr: *Keiner iſt frei, als Zeus.* Aber nur nach den Geſetzen der Naturnothwendigkeit des Staats ſollen wir dienen und gehorchen. Aller Dienſt ſoll ſeyn im Sinn des Staats, der die höchſte Willkühr in der Beſchränkung iſt, nicht im Sinn des egoiſtiſchen Begehrens, welches ſeiner Willkühr die des Staates unterordnen möchte. Die Freiheit, wie ſie im Staate ſeyn kann, ſtellt das Naturmaaß und die Naturgerechtigkeit wieder her, welche die Knechtſchaft nach allen Seiten aufhebt. Nun kann der Zufall dem böſeſten Herrn die treulichſten Leute untergeben, ſie können ſeiner nur durch Zerreißung der Familien- und Vaterlandsbande los werden; eben dieſer Zufall kann den beſten Herrn durch ſchlechte, ſchwache, ausgeartete Leibeigene ſtrafen. Nun können die thätigſten und kraftvollſten Menſchen unter manchen Herren es nicht weiter bringen in Ehre und Wohlſtand, als die faulſten und ſchlechteſten; ohne Sporn und ohne Lebensreiz müſſen ſie alſo ihre Kraft begraben. Nun bekömmt derſelbe Menſch an dem einen Ort 7, am andern 14, am dritten 21 Rthlr. Lohn, wie ihm das Loos fällt. In der Freiheit wird jeder ſich ſein Loos wählen können. Nach dieſem Beiſpiel fortgehend iſt es in allem. Man gebe die Menſchen frei und man wird die Wirkungen davon ſehen. Die guten Herren werden gewinnen, wie die guten Knechte. Das Gute wird ſich zum Guten, das Schlechte zum Schlechten geſellen: dies iſt das Recht der Natur. Die ſtarken, die tüchtigen, die fleißigen Leute wird der gute Herr ſelbſt mit Freuden beſſer behandeln und bezahlen, als die, welche ihm nur der Zufall zuwarf, wo er den Faulen und Schlechten behalten muß, wie den Fleißigen und Guten. Aus Nothwendigkeit, nemlich aus Intereſſe, welches für die meiſten Menſchen eine ſtarke Nothwendigkeit iſt, wird der hartherzige, geizige, unfreundliche Herr beſſer werden müſſen;

denn woher wird er Leute nehmen, wenn keiner gezwungen iſt, bei ihm zu bleiben? und wer wird bei ihm bleiben wollen, als faules, ſchlechtes Geſindel? Dies Geſindel ſelbſt, das ſich unter guten Herren bei der Leibeigenſchaft allein gut befindet, weil es nicht arbeiten, nicht denken, noch vorwärts ſtreben mag, wird ſich anſtrengen, beſſer und fleißiger werden müſſen, wenn es nicht verhungern will. — Alle diejenigen aber, die zu etwas Höherem, oder nur zu etwas Anderem Neigung haben, aus dieſer unteren Klaſſe, werden nun ihr freies Wollen ungehindert befriedigen können. Und wenn mit dem alten Zuſtande nur der Hundertſte nicht zufrieden war, ſo war er im Unrecht. Gute Menſchen werden unter ſchlimmen Herren nicht mehr tückiſch, ſklaviſch geſinnt, kurz entmenſcht werden können, weil er ſie nicht ewig halten kann; ſie werden für manche Vergehungen keine Entſchuldigungen mehr haben, wie ſie ſolche jetzt unter manchen Herren mit mehr, oder wenigerem Rechte, vorgewandt haben. Kurz der Pommer wird bei einem freieren Wirken vieles von ſeiner klimatiſchen Schwere und Starrſucht verlieren, er wird beſſer und gebildeter werden; oder die dies bezweifeln, müſſen uns beweiſen, daß er eine andere Kreatur ſey, als andre Menſchen.

Aber guter Freund, wo bleibſt du bei deinen fliegenden Wünſchen und Hoffnungen mit denen, welche die Natur verwahrloſt, oder der Zufall verdorben hat, mit den Gebrechlichen und Kranken? wo findeſt du für das Alter, das ſich endlich matt und kraftlos, aber nicht immer reich gearbeitet hat, Unterhält und Bedeckung? Was hat der Herr für Pflichten gegen Menſchen, von denen ihm der eine ſo nahe verwandt iſt, als der andere? — Die Leibeigenen durfte er nicht verſtoßen, mußte ihnen, auch wenn er ſchlecht war, doch in etwas helfen, aber hier —. Ich komme bei dieſem Einwurf, einem der wichtigſten von denen, welche wider die Freilaſſung ſtreiten ſollen, gar nicht in Verlegenheit. Ich habe erſtens ſchon bekannt, daß ich viele menſchliche und wackere Gutsbeſitzer kenne, welche die Väter ihrer Untergebenen ſind, welche ihnen Gutes thun, weil ſie wollen, nicht weil ſie müſſen. Unerhört wäre es, wenn dieſe plötzlich ihre Natur ändern, wenn ſie unmenſchlich werden könnten, weil das Wörtchen leibeigen ſich in das Wörtchen frei verwandelte. Nein, ſie würden noch mit mehr Freude wohlthätig ſeyn; die Beſten und Treueſten würden ja allein ihre Diener und Knechte ſeyn, und dieſe würden ſie in unverſchuldeter Noth nicht verlaſſen, nach einem langen und lieben Dienſt nicht von ſich ſtoßen. Man muß bei Menſchen auch auf Menſchlichkeit rechnen, und man kann darauf rechnen. Zweitens ſage ich nicht, daß freie Menſchen den Staat nichts angehen; weil bei uns die niedrige Klaſſe größtentheils aus Leibeigenen beſteht, ſo hat der Staat freilich ſchlecht für die armen und kranken Freien geſorgt. Die Herren und Gutsbeſitzer, denen es das Geſetz auflegt, ihre Unterthanen auch in der Noth zu erhalten, dürften ja über keine Ungerechtigkeit klagen, wenn ſie nach Verhältniß zur Unterſtützung freier Arbeiter im Elende beitragen müßten. Es wäre ja nur daſſelbe unter einem andern Namen. Wie toll iſt es, vorauszuſetzen, daß der Staat für unglückliche Freie nichts thun ſoll! In den meiſten teutſchen Ländern, auch wo man keine Leibeigene kennt, ſind Verpflegungs- und Armenanſtalten für ſie: in England muß das Kirchſpiel ſeine gebrechlichen und alten Arbeiter füttern; in unſrer Nachbarſchaft, in Mecklenburg Strelitz, thut es das Land und der Herzog. Auch da ſteht die Erde noch und wird bebaut, und vielleicht beſſer bebaut, als bei uns. Wer nun 50, 100, 200 Rthlr. jährlich an ſeine kümmerlichen Leibeigenen wendet, könnte er es nicht eben ſo gut an die Freien thun? Aber wozu das lange Komplimentiren? wenn er nicht will, ſo muß er; der Regent kann in ſolchen Fällen gebieten.

Auch in einer andern Rückſicht fällt die Willkühr der Herren über die Leiber ihrer Leibeigenen weg. Denn bei der jetzigen Lage, welche leibeigene Jungfrau kann ſich retten, wenn ſie es auch will, gegen ihren wollüſtigen Herrn? Im eigentlichen Verſtande laſſen ſich jetzt manche Beſitzer das Recht der erſten Nacht nicht nehmen. Eine Magd muß es ja für eine Ehre halten, wenn es dem gnädigen Herrn gefällt, ſich mit ihrem Leibe gemein zu machen. Immer wird freilich dem Reichthum viel zu Gebote ſtehen über die weiblichen Dienſtboten, ſie zu verderben, aber nie ſo viel, als jetzt; wo in einem andern Sinn, als wir oben annahmen, der Herr oft ſeiner Leibeigenen Vater und Bruder iſt. Schon der alte Landvogt Normann wußte ein Lied davon zu ſingen. Er ſagt, die adligen Baſtarde ſeien ſonſt des Fürſten von Rügen gebohrne Knechte geweſen, damit die Edelleute nicht ſoviel bei ihren Mägden ſiegen möchten.

Nun von dem Werfen der Bauern, über deſſen Weiſe ich oben ſchon geredet habe. Hier nun noch einige Gründe dafür und dagegen.

Man ſagt: der Bauer wirthſchaftet ſchlecht, weiß wegen ſeiner Trägheit und Unwiſſenheit nicht den Vortheil aus ſeinem Boden zu ziehen, wie er es bei einer beſſeren Wirthſchaft könnte; indem er erhalten wird leidet demnach das ganze Land. Sein Geräth, ſein Geſpann iſt meiſtens mittelmäßig, oft ſchlecht, dabei ſucht er ſich und ſein Vieh im Hofdienſt zu ſchonen; er kann und will den Acker ſeines Herrn nur ſchlecht bearbeiten: es iſt alſo Vortheil für den Staat und für den Herrn, wenn der Bauer gelegt wird. — Pachtet er aber gar, ſo wird er übermüthig und üppig, füttert ſeine Kinder zu Hauſe, und frißt ſich ſo ſelbſt auf; will ſie auch nicht mehr dienen laſſen, wodurch Mangel an Geſinde entſteht. — Dem Bauern iſt nicht beſſer, als unter ſtrenger Zucht; der Stock muß ſein Regierer bleiben; guten Ackerbau wird er nie lernen.

Die Richtigkeit der erſten Klage wegen ſchlechter Wirthſchaft und ſchlechten Hofdienſtes habe ich oben ſchon eingeſtanden, aber auch aus vielen Gründen gezeigt, wie der Dienſtbauer unmöglich ein luſtiger und thätiger Akkersmann ſeyn könne. Wenn ich alſo dafür bin, daß der Hofdienſt aufgehoben ſeyn möge, ſo ſehe ich dech dadurch nicht die Nothwendigkeit erwieſen, daß der Bauer gelegt werden müſſe. Es giebt noch andre Auswege. Was wollte es geben, ruft man, denn verpachtet man ihm, ſo wird er übermüthig und üppig, und lernt doch keinen guten Ackerbau; wir haben dabei noch den Nachtheil, daß Mangel an Geſinde entſteht. Man beruft ſich, um dies zu beweiſen, auf die Bauern, welche bis jetzt gepachtet haben. Es iſt wahr, ſie ſind bei wachſendem Wohlſtande zum Theil etwas übermüthig, wohl auch luxuriös geworden, ſo daß jetzt die Kaffeekanne auf Tiſchen prangt, wo man ſonſt nur die Bierkanne kannte; aber ich frage die Tadler, ob Reichthum und Unabhängigkeit bei den andern Ständen, die doch auf höhere Bildung Anſpruch machen, nicht täglich dieſelben Phänomene erzeugen; oder kennt man keine ſtolze und üppige Edelleute, Pächter und Kaufleute? Es iſt ein lächerlicher Eifer, daß durch wachſenden Wohlſtand die Moralität (man ſollte ſagen, die Duldungswilligkeit) der Kleinen verdorben werde, ein Eifer, hinter welchem ſich der elendeſte Egoismus verſteckt. Freilich geht dem größeren Guten auch größeres Unheil zur Seite: dies iſt Naturgeſetz, und Naturgeſetze können und ſollen wir nicht ändern; ich meine doch, die Menſchen ſind moraliſcher bei einem freieren Wohlſtande, als bei der geduldig ſklaviſchen Armuth. — Daß durch die Verpachtung der Bauern Mangel an Geſinde entſteht, iſt wahr. Aber wenn die Herren nur gute Einliegerwohnungen bauen und ihre Einlieger überall gut behandeln, ſo können ſie ſich ſchon Arbeitsleute hinlänglich anziehen. Nur daß ſie dies thun müſſen, verdrießt; manche Schlechte, und dieſe ſchreien auch eigentlich ſo laut: man müſſe den Bauern nicht unter dem Stock herausnehmen, ihn nicht zum Herrn und Pächter machen. — Bedeutender iſt ihre Einwendung, der Bauer lerne nie guten Ackerbau. Darin haben ſie bei uns bis jetzt gewöhnlich noch Recht, obgleich man ihnen an dem Beiſpiele anderer Länder zeigen könnte, daß er ihn lernen kann und gelernt hat. Auch die Pachtbauern ſind bei uns noch wenig fortgeſchritten, obgleich der Ackerbau bei vielen von ihnen doch den der Dienſtbauern übertrifft. Es läßt ſich auch vorausſehen, daß ſie den wirthſchaftlichen Verbeſſerungen, die ſie um ſich her ſehen, immer faſt erſt nach dem Ablaufe eines halben Jahrhunderts nachkommen werden; den nje ungebildeter der Menſch, je vollgepfropfter iſt er von Vorurtheilen und Aberglauben, die auch dem Ackerbau unſäglichen Schaden thun, deſto unwilliger und ſpäter nimmt er das Nützliche und Gute von andern an. Jedoch iſt es abgeſchmackt zu behaupten, daß der Bauer nie ein guter Ackerbauer werden könne. Man dreht ſich da in dem ewigen Zirkel: die Leute ſind zu dumm, zu unthätig, zu wenig ſelbſtkräftig ſich ſelbſt einzurichten und zu regieren: ſie ſtecken zu voll von Vorurtheilen, von altväterlichen Meinungen, als daß ſie als Pächter je einen ſolchen Ertrag aus dem Erdboden ziehen könnten, wie ihn der denkende und fleißige Wirth erhält. Ich leugne dieſe Unbehülflichkeit, dieſes Kleben am Alten nicht; aber wodurch ſollen die Menſchen beides verlieren, wenn nicht durch freieren Gebrauch ihres Leibes und aller ihrer Kräfte?

Doch alle dieſe Einwendungen und Gründe fallen in Nichts zuſammen, wenn man die Sache aus dem Geſichtspunkte des Staates und der Menſchheit, für welche der Staat nur gemacht ſeyn ſoll, betrachtet. Wer iſt das Mark und Gebein des Staates, wer muß den Pflug in der Noth und das Schwerdt in der Gefahr führen, wer muß das Steuerruder auf dem Waſſer, den Spaten in den Tiefen der Erde halten? Es iſt der Bauer, der Handarbeiter, der größte und ehrwürdigſte Theil einer Nation. Der Staat muß für alle ſeine Kinder ſorgen, ſo ſehr es ſeine Nothwendigkeit zuläßt, er muß nicht erlauben, daß die Mehrzahl der Nation in einem unnöthigen Druck ſchmachte, damit die kleine Zahl deſto übermüthiger und bequemer ihr üppiges Leben — nicht genieße — ſondern verderbe. Er muß nicht kleine finanziſche Anſichten, die auch nur zum Staat gehören, zu ſeinen Grundgeſetzen erheben wollen; ſo wird nur alles Urtheil verkehrt. Er muß nicht zuerſt fragen, wie producire ich mit den Menſchen am meiſten? wie fülle ich die Kaſten am beſten? Dieſe Frage, wenn ſie nicht als die dritte und vierte da ſteht, ſondern als die erſte, hat immer unſägliches Unheil gebracht. Der Staat gewähre dem Menſchen nur dasjenige, weshalb er ſich zu einer bürgerlichen Geſellſchaft vereinigte, nemlich die Sicherheit eines gewiſſen Beſitzes, eines Theils der Gaben und des Genuſſes der Erde, ſo viel davon einem jeden nach ſeiner Lage zukommen darf: daß ich es mit Einem Worte ſage, der Staat ſuche glückliche Menſchen zu machen; dies ſey ſein Erſtes, nicht das Bevölkerungs- oder Producirungsſyſtem, denn das wird von ſelbſt kommen. Nach ſeinen einfachen Naturgeſetzen ſey der Staat feſt und gut auf dem Erdboden gegründet, und das Geiſtige und Leibliche wird herrlich aus ihm aufblühen. Doch wir wollen die Sache jetzt im Einzelnen auffaſſen.

Das Bauernlegen ſtreitet offenbar wider den Urvertrag, worauf ſich unſre Landbeſitzer immer ſo kühn berufen; der Regent hat alſo ein Recht, es aus eigener Herrlichkeit einzuſtellen. Dies beweiſe ich ſo. Die alten Koloniſten waren geladen mit ihren Bauern, oder mit ihren Freien, die ſich ihnen unterworfen, oder zugeſellt hatten, das öde Land zu bevölkern. Sie erhielten Diſtrikte Landes von unſern alten Fürſten nach dem Maaße der Menſchenzahl, welche ſie mitbrachten. Ob ſie dieſe als Lehen oder als Eigenthum erhielten und nur ſpäter zu Lehen auftrugen, das macht hier keinen bedeutenden Unterſchied. Denn die Rechte, die der Fürſt hier als Lehnsherr nicht geltend machen kann, kann er als Landesherr geltend machen. Er kann die Leute zwingen den Vertrag zu halten, den Zweck der Bevölkerung zu erfüllen; denn immer muß man annehmen, daß die Fürſten einen vernünftigen Staatszweck hatten, ſelbſt wenn ſie ihn auch wirklich nicht hatten, oder nicht deutlich erkannten. Dies muß man annehmen, ſo lange man den Staat noch für etwas Vernünftiges gehalten wiſſen will; bei unſern Fürſten läßt ſich dieſer Staatszweck nachweiſen. So wie unſre landwirthſchaftliche Kultur bis jetzt noch iſt, beweiſe ich, daß bei uns nichts mehr der Bevölkerung in den letzten 50 Jahren geſchadet habe, als das Legen der Bauern, und das Bilden ſtattlicher Höfe aus ſtattlichen Dörfern. Ich kann mir eine Zeit als möglich denken, wo der Ackerbau auch bei uns werden kann, was er in dem gar nicht fruchtbaren, kaum um einen Grad ſüdlicheren Norfolk in England iſt; daß einſt Spaten und Hacke eben ſo viel auf unſern Feldern zu thun haben werden, als Pflug und Haken; daß wir alſo die doppelte Zahl von Menſchen werden nützlich gebrauchen und leidlich ernähren können; aber dieſe Zeit iſt noch nicht da. Dies würde auch jetzt bei dem wirklichen Menſchenmangel auf vielen Gütern, welchen manche thätige Landwirthe ſchon empfindlich fühlen, noch nicht möglich ſeyn. Nach unſrer jetzigen Bearbeitungsart des Ackers kann ein Dorf, wo ſonſt 100 Menſchen Arbeit und Brod fanſanden, bequem mit 50 beſtritten werden, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Die Hausväter unter dieſen 50 ſind als Einlieger in der Regel nicht ſo gut daran, als ſie als Bauern und Koſſaten ſeyn würden; die Luſt und Kraft des Menſchenerzeugens iſt alſo nicht ſo groß bei ihnen, oder ihre Sprößlinge haben doch nicht die Stärke und Pflege, die ſie im Bauerhauſe gehabt haben würden. Ich darf das Alte nicht wiederholen, daß in raſcher und freudiger Menſchenzeugung wohlhabende Bauerdörfer nichts übertreffe. — Aber wenn ſelbſt die Bevölkerung nichts dabei verlöre, wäre es nicht grauſam, der arbeitenden Menſchenklaſſe alle Mittel zu einigem Wohlſtande abzuſchneiden? Und was erfolgt anders, wenn man tagtäglich die Bauern wirft, welche die einzigen ſind, die ſich noch zu einigem Wohlſtande hinaufarbeiten können? Die bloßen Tagelöhner und Einlieger, ſelbſt wenn man ihnen die Freiheit giebt, werden doch ſelten mehr als das tägliche Brod verdienen können.

Ja, wendet man ein, was gewinnen wir denn bei den vielen Bauern, wenn wir ſie erhalten und wiederherſtellen, was, als einen ſchlechtern Ackerbau? Der Staat würde es fühlen; wie ſollten wir das Gleichgewicht zwiſchen unſern Exporten und Importen halten, wenn die großen Güter nicht den Kornbau verbeſſert und durch Thätigkeit und Nachdenken den Erdboden ergiebiger gemacht hätten? — Dies klingt niederſchlagend, aber bei näherer Betrachtung iſt es das ſo ſehr nicht. —

Ich weiß es, und die größten Theoretiker und Praktiker im Ackerbau, ein Young, ein Thaer, (Einleitung in die engl. Landwirthschaft I. Th. S. 21. 26.) ſind der Meinung, daß der höheren Ackerbau, bei dem mehr Kunſt angewandt wird, bei welchem viele Hülfsmittel, Maſchinen, Ausgaben nöthig ſind, nur auf mittelmäßigen und größeren Gütern vollkommen getrieben werden kann, da die kleinen Höfe von einer halben, einer oder zwei Hufen ſich nicht ſo einrichten können. Young fand die beſte Kultur bei Gütern von 500 bis 1000 acres. Dabei konnten die Beſitzer reich werden, viele neue Verſuche machen und Plane ausführen, eine Menge Arbeitsleute und Tagelöhner anſtellen, kurz den Ackerbau am weiteſten treiben. Auch in England ſind die kleinen freien Bauern, die ſogenannte Yeomanry, beinahe verſchwunden, auch dort haben Luxus und Reichthum alles in Eins zu ſchlagen, und ihre Gränzen zu ründen geſucht. Aber auch in England, wo doch Fabriken, Manufakturen, eine unermeßliche Handlung und Schiffahrt für die geringere Klaſſe ſind, hat man ſich über die Folgen nicht zu freuen, und mehrere Patrioten haben es oft ernſthaft gerügt, daß man die Kleinen von allem Beſitz am Erdboden ausgeſchloſſen hat. Und ſo groß iſt auch in England der Vortheil der großen Güter für den Ackerbau nicht, als man wohl meint. Wenn der kleine Bauer nicht ſo vollkommen wirthſchaften kann, wie der vermögendere Esquire und Farmer, ſo läßt er doch im Uebermuth keinen Acker für ſeine Luſt liegen. Die Gärten und Wildbahnen der engliſchen Großen ſind, weil auch dieſer Staat keine verſtändige Ackergeſetze hat, in der neuern Zeit ſein Verderben geworden; ſo wie Italiens Ackerbau und Tugend bei aller hohen Kultur unterging, ſeit die Lukulle ihre meilenlangen Parks einhegten, ihre Villen bauten, und ihre Molen ins Meer hinein deichten.

Aber was ſingſt du deine Litanei? — ſpricht man weiter zu mir — warum ſollen die adligen und bürgerlichen Güterbeſitzer ihre Bauerdörfer nicht in Höfe verwandeln? Man hat ja bei den Domänen und den Ländereien der Kommünen ſchon den Grundſatz feſtgeſtellt, keine Bauern mehr zu vernichten; es wird alſo immer ein Verhältniß zwiſchen ihnen und den großen Höfen bleiben. — Ich kenne dies Verhältniß nicht. In Pommern ſind über die Hälfte, in Rügen faſt drei Viertel der Ländereien Lehngüter, oder Alloden, alſo Beſitzungen von Privatleuten (Gadebusch Staatskunde I S. 45 ff.). Wann dieſe im Bauerlegen ſo fortfahren, ſo giebt es in 20 Jahren wohl kaum nur noch einzelne Bauern unter ihnen. Ich erinnere mich der Worte eines eben ſo vornehmen, als brutalen Mannes, der öffentlich ſagte, wenn es nach ſeinen Willen ginge, ſo müßte nach 20 Jahren kein einziger adliger Bauer mehr in Pommern ſeyn. Die Domänen und Kommunen, die den kleineren Theil des Landes ausmachen, haben auch ſchon mehr große Höfe, als Dörfer, weil auch ſie vormals durch Bauernwerfen ſündigten. Für die Städte, wo höchſtens nur ein Fünftel des Landes noch von Bauern bebaut wird, hat dieſes Mißverhältniß ſchon einen erwieſenen Nachtheil. Alle jene kleineren Produkte, das Obſt, die Menge des kleinen Federviehs ꝛc. müſſen bei dieſer Einrichtung theurer werden und werden es wirklich, weil unſre großen Güter ſich ſelten darauf einlaſſen, ſolche Artikel zum Verkauf zu erziehen, ſondern mehr auf den Ertrag im Großen hinarbeiten.

Was man über unſre Handelsbilanz ſagt, die durch den erhöhten Ertrag der großen Güter ſo trefflich hergeſtellt ſeyn ſoll, ſo habe ich auch darüber ein Wort. Wir würden, wenn die alten Bauern noch exiſtirten. wohl ein Beträchtliches an Korn weniger ausführen; aber beim Lichte beſehen, was hat der Staat davon, daß die großen Beſitzer nun alle reich werden und die Kleinen noch ärmer, als ſonſt? Jener Reichthum hat auch den Luxus noch vermehrt und das Geld, welches für die vermehrte Kornausfuhr gewonnen wird, ſchicken die großen Reichen zum Theil wieder für Artikel des erhöhten Luxus aus dem Lande, bei deren Einfuhr der Staat wegen ihrer Immunitäten auch nicht einmal gewinnt, was er gewinnen ſollte. Und was verliert der Staat nicht bei der geringeren Menſchenzahl, die durch das Bauernlegen offenbar entſteht; wo bleibt alſo der Vortheil für ihn?

Uebrigens will ich hier mein Geſtändniß ablegen, daß ich grade nicht für die Provinzen bin, wo der größere Theil des Landes von Bauern bebauet wird, ſondern wo ein gleiches Verhältniß iſt zwiſchen Bauern und andern Beſitzern, wo allenfalls die größeren Gutsbeſitzer auch etwas mehr inne haben. Da ſteht alles im Streben einander gegenüber, und bildet und ordnet ſich; da können die großen Güter das Beiſpiel einer guten Wirthſchaft geben, und die kleinen es nachahmen.

Aber ich komme jetzt auf einen Grund gegen das Bauernlegen, welcher der wichtigſte von allen iſt, weil er aus der höheren Idee des Staats, der zu veredelnden Menſchheit, entſpringt. Die Vernichtung des Wohlſtandes unter den Niedern wird die Brutalität erhöhen, und ſie für immer in die Claſſe der Laſtthiere herabſetzen; wo man beſtändig unter den größeren Haufen der Nation nur elende Arbeiter ſieht, denen die Wege zum Wohlſtande verſperrt ſind, da gewöhnt man ſich zu leicht daran, zu glauben, es gebe zwei verſchiedene Menſchenracen im Staate, von denen die eine durchaus zum Herrſchen, die andere zum Dienen gebohren ſey; und giebt das leicht dem Schickſal Schuld, was doch bloß Schuld der Menſchen iſt. Dem Menſchen, einem leicht verderblichen Dinge, muß ein Widerſtand gegeben werden im Leben und im Staate, daß er nicht übermüthig werde und grauſam; er muß einen großen Menſchenhaufen nicht als eine Sache, allein zu ſeinem Nutzen auf der Erde, anſehen, ſondern lernen, wie weit die Naturnothwendigkeit geht, und wo die Gerechtigkeit beginnen ſoll. — In jenem erſten Fall werden Menſchen und Staaten brutal, welches alle Geſchichte lehrt. Wer andre mißhandeln, wer ſie gleichgültig im Drucke ſehen kann, vernichtet ſein eignes Gemüth und wird ein Unmenſch, alſo ein Unglücklicher. Die lateiniſche Sprache bezeichnet merkwürdig mit Einem Worte (impotentia) die Ohnmacht und den Uebermuth. — So muß unſer Landesverhältniß auf die Herren wirken; wie auf die Knechte? — Hievon haben wir oben ſchon gehört. Sie beginnen ſchon das Unrecht zu fühlen, das man gegen ſie für erlaubt hält; ſie werden ſchon aufſätzig, verdroſſen und tückiſch. Sklaviſche Behandlung erzeugt ſklaviſche Gemüther, und Erbitterung der gemißhandelten Armuth gegen den frechen Reichthum; die Ausſicht nur auf Dürftigkeit allein durch das lange Leben hin (denn dem Mühſeligen wird es oft lang) erſtickt jeden ſchöneren Trieb und lähmt jede edlere Kraft. Ich habe genug geſagt.

Du haſt uns ein Langes davon geredet, daß die Leibeigenſchaft und das Bauernlegen etwas Schlimmes ſind; aber du, der du ſo klug biſt, lehre uns nun auch, wie wir freilaſſen ſollen? wie die Freilaſſung, die doch ihre großen Schwierigkeiten hat, wo ſo viele Kolliſionen entſtehen, ſo viele ſtreitende Intereſſe ſich durchkreuzen, am leichteſten und am ſtillſten zu bewirken iſt? — Ich weiſe dieſe Fragen von mir, ſowohl, weil ich mir nicht getraue befriedigend darauf zu antworten, als auch, weil ich mit Projekten und Vorſchlägen noch ein zweites Buch füllen könnte; und ſchon iſt mir dieſes zu dickleibig geworden. Ich habe bloß geſchichtlich hinzuſtellen geſucht, wie die Sachen waren und wie ſie ſind; und dadurch muß es deutlich erkannt werden, wie ſie ſeyn ſollten. Dies war mein Zweck, und dieſen Zweck glaube ich erfüllt zu haben. Iſt das Wahrheit, was ich geſchrieben habe, ſo iſt es die Sache der Weiſeren und Geſchickteteren, der Männer, die regieren und regieren können, zu ſehen und zu ſorgen, wie und auf welche Weiſe, und wie mit der wenigſten Verletzung des Staats- und Privatintereſſe das alte Uebel unter uns abgeſchafft werden könne. Daß die Abſchaffung nicht unmöglich iſt, zeigen uns ja unſre Nachbaren, die Dänen und Holſteiner, dies zeigen uns alle ſüdlicheren Staaten Teutſchlands und Europens. Wenn man nur vom Ernſt des Guten ergriffen iſt, ſo wird man von den verſchiedenen Verfahrungsarten leicht diejenigen ausfinden können welche unſerm Lokal und unſerer Verfaſſung am angemeſſenſten ſind; der Menſch kann gar Vieles, wenn er nur das Gute will. Daß ſich nicht Schwierigkeiten genug hervorthun werden, daß manche Unwillige dieſe nicht unüberwindlich und unüberſteiglich aufzuthürmen ſuchen werden, daß ſich nicht genug Leute erheben werden, die über Beeinträchtigung und Verletzung ihrer Rechte ſchreien, wer will daran zweifeln? Daß nicht auch wirkliche Aufopferungen nöthig ſeyn werden, wer will es leugnen? Aber das Gute geſchieht nur immer mit Aufopferung und Verleugnung.

Daß man mit einem Male durch ein Edikt alles frei gebe, und das Bauernlegen plötzlich verbiete, ſcheint wohl das Leichteſte, aber iſt darum doch nicht das Ausführbarſte. In Pommern würde es gar keine Zerrüttung geben, weil dort immer noch Arbeiter zu haben ſind; in Rügen würden aber bei dem Menſchenmangel gewiß einige Gegenden und Herrſchaften in Verlegenheit gerathen, und wenn ſie die Leute feſthalten wollten, einen unmäßigen Lohn geben müſſen, z. B. in den holzarmen Gegenden der Gingſter Präpoſitur, auf der Halbinſel Wittow ꝛc. — Manche Dienſtleute würden auch, in der erſten Luſt und Ungewohnheit der Freiheit, wohl alle Jahre anfangs den Ort verändern, und alſo den Herren manche Verlegenheiten und Unbequemlichkeiten verurſachen. Hier müßte nun durch gute Polizeiordnungen verfügt werden, z. B. daß die Arbeiter in den erſten 10, 20 Jahren der Freiheit etwa alle 2, 3 Jahre nur umziehen dürften; daß in den Gegenden, wo man vorzüglich Mangel an Leuten fürchten müßte, die Freilaſſung etwa mehr progreſſive geſchähe und nicht auf einmal, daß man, wie in andern Ländern geſchehen iſt) nach den verſchiedenen Altern Termine von 5, 10, 15 Jahren ſetzte, wo ſie erſt die volle Freiheit anſprechen könnten, damit die Beſitzer Zeit hätten Einrichtungen zu treffen, um die Leute durch Wohlthaten und durch Hoffnungen für die Zukunft feſt zu halten. Ich kenne ſolche Einrichtungen in einigen teutſchen Provinzen und erinnere mich, wie ich es auf Rittergütern im Oeſterreichiſchen und in der Wetterau geſehen habe. Da fand ſich, dieſelbe Einrichtung, welche wir in einigen unſerer Bauerdörfer unter dem Namen Ollen Deel finden, auch für Einlieger und Kathenleute, die im treuen Dienſte alt und ſchwach geworden waren. Es war berechnet nach der Zahl der Menſchen, die dieſe Güter als Arbeiter nöthig hatten, wie viele unter ihnen etwa in den ſechziger Jahren wären. Für dieſe Sechzigjährigen und darüber waren gleichſam kleine Lehen auf die übrige Lebenszeit geſtiftet, worin ihre Nachfolger, nicht aus den Lenden, ſondern dem Alter nach, bei ihrem Tode eintraten. Kleine nette Wohnungen mit einem kleinen Garten und Baumgarten, mit 6 bis 12 Scheffeln Korns jährlich, mit der Weide und dem Futter für eine Kuh waren die Freude und die Sicherheit eines müden Alters. Es iſt ſchrecklich, wenn der fleißige und arbeitende Menſch für ſein müdes Alter doch nur Kummer und Noth ſehen muß! Wie viel würde es unſern reicheren Beſitzern koſten, wenn ſie nach dem Verhältniß der ihnen nöthigen Menſchenzahl ſolche Penſionsanſtalten für das Alter ſtifteten, die der fleißige und getreue Knecht als eine Sicherheit für ſeine ſpäteren Jahre vorausſähe? Die Herren würden ſich ſelbſt und ihre Diener und Arbeiter durch ähnliche Anſtalten zugleich humaniſiren und beglücken. Denn wahrlich nur aus Unverſtand thun die meiſten

Menſchen nicht, was ſie thun ſollten. Solche Einrichtungen, verbunden mit einer beſſeren Behandlung, würden dann freilich nur die beſſeren und tauglicheren Arbeiter halten können. Aber dieſe Nothwendigkeit ſoll auch im Staate ſeyn; er ſoll ſo eingerichtet ſeyn, daß die Menſchen das Gute thun müſſen aus Intereſſe. Beſſere Wohnungen, beſſere Speiſung, etwas erhöhter Lohn würden die Folgen der Freilaſſung ſeyn; aber nur die Schlechten würden dieſen Folgen fürchten, nicht die Guten, denn dieſe thun das Gleiche ſchon ohne Zwang.

Aber, ſpricht man, welche Zerrüttungen würden in den Köpfen, welche Verdrehungen aller Rechte und Sitten, welche unſtatthafte Forderungen und Erwartungen würden ſich aufgeben, wenn die Leute nun mit Einem Male ſich frei fühlten! Vielleicht wären gar Aufwiegelungen und Mißhandlungen der Herren von den losgelaſſenen Bauern zu beſorgen; denn der Bauer iſt wie eine wilde Beſtie; je mehr man weicht, deſto weiter dringt er vor; ſchenkſt du ihm einen Fußbreit Landes, ſo will er gleich eine Meile haben. Solche Einwendungen habe ich oft gehört und beſonders hat man ſie in den letzten 10 Jahren der franzöſiſchen Revoluzion zu verſtärken geſucht, deren Quellen aber ganz andern Urſprungs ſind. Nur Gleißnerei, nur das Unrecht, das ſich ſeiner Schuld bewußt iſt, braucht noch ſolche Gründe. Soviel ich meine Landsleute und vorzüglich den Karakter unſerer Bauern kenne, ſo möchte ich dafür bürgen, daß ſolche gefährliche Aufwallungen hier nicht entſtehen können. Hat man ja auch in andern Ländern, z. B. in Dänemark, Oeſterreich, Böhmen, dergleichen nicht erlebt, wo die Aufhebung der Leibeigenſchaft ſehr raſch durch den Machtſpruch des Regenten geſchah. In der öſterreichiſchen Monarchie gab es nur einige Unruhen, als die alten Beſitzer, nach des großen Kaiſers Tode, das abgeſchaffte Unheil wieder herſtellen wollten. Man bedient ſich in neueren Zeiten, um alle politiſche und bürgerliche Veränderungen und Neuerungen, ſelbſt die beſten, zu hinterkreiben, gar ſchlau des großen und fürchterlichen Beiſpiels unſerer Tage, der franzöſi Revolution; ſucht die Regenten wohl zu überreden, man müſſe nicht nur alles beſtehende Alte feſthalten, ſondern auch vieles abgeſchafte wieder herſtellen, weil ſo allein Erſchütterungen und Umwälzungen der Staaten verhütet werden können. Ich behaupte von dieſen, daß ſie die größten Verbrecher gegen die Regenten ſind; ſie laſſen den Funken nicht aufſprühen und verlöſchen, ſondern werfen ihre Berge und Wolken darüber, ſo daß ſie zu Vulkanen und Donnerwettern werden. Der menſchliche Geiſt iſt jetzt ein Freigelaſſener. Selbſt wenn es erwieſen werden könnte, er ſey ein Verderber, ſo kann man ihn nicht mehr bändigen und würde nur größeres Verderben anrichten, wenn man es wollte. Die Fürſten und Regierungen mögen gerecht ſeyn und kein Maratism wird ihre Thronen umſtürzen; ſie mögen die Zunge und den Gedanken frei walten laſſen, und ſelbſt die Ungerechten, die Deſpoten werden dann nur langſam von der That ergriffen werden.

Aber wie wird es mit der Einrichtung und Behandlung der Bauern, wenn du das Legen derſelben verbieten willſt, ja wenn es anginge, ſogar verlangſt, daß die in den letzten 30 Jahren gelegten wieder hergeſtellt würden; wie wird es mit ihnen, die, wie du ſelbſt geſtehſt, als zu Hofe dienende Bauern ſich und ihren Herrn gleich wenig nützlich ſind? Was willſt du mit ihnen beginnen? — Denn daß wir großmüthig ihnen die Höfe und alles mit der Freiheit ſchenken ſollen, das wäre doch wohl zu viel gefordert? — Ich könnte da eine Unendlichkeit von Projekten berühren, die möglich ſcheinen, und hie und da wirklich gemacht worden ſind. Man findet auch bei Reichenbach manche gute Vorſchläge zur Verbeſſerung des Ackerbaues und zu beſſerer Einrichtung der Bauersleute, ſo wie manche andere, wie die Leibeigenſchaft aufzuheben, und wie es dann mit den Bauern zu halten ſey, damit ſie in eine beſſere Lage kämen (66 Stück. S. 114. 122 ff. und 16 Stück. S. 85 ff.). Dieſe Vorſchläge waren zum Theil im Preußiſchen Pommern und Holſteiniſchen, ſelbſt bei Leibeigenen ſchon realiſirt, ſind es aber ſeitdem noch mehr bei den Freien geworden. Freilich kann man von dem Privatbeſitzer nicht verlangen, daß er ſeine Bauern durchaus zu Herrn mache, aber wenn der Staat nur unbedingt das Bauernwerfen verbietet, ſo wird ſchon viel

ge-

gewonnen ſeyn. Das Beiſpiel gebe, wie billig, das Allgemeinere, nemlich die Kammergüter und die Kommunen. Schon durch die Zeitverpachtung iſt viel gewonnen; vielleicht aber würde doch noch mehr für den Ackerbau und die Ackerbauer, und alſo auch für den Staat gewonnen, wenn man hie und da noch kleinere Wirthſchaften machte, und die Leute in die Möglichkeit verſetzte, ſich allmälig zu Eigenthümern derſelben zu erheben, wie man dies im Preußiſchen Pommern ſchon anfängt; wenn man hie und da Erbpachten errichtete, oder einen gewiſſen Kanon in Geld, oder in Naturalien, etwa nach den Kornpreiſen, entrichten ließe: wenn man große Höfe zum Theil nach Preußiſchem Fuß, doch nicht zu häufig parcelirte, und ſo mehreren Familien Gelegenheit gäbe, aus dem Ackerbau ihren Unterhalt zu ziehen. Wir ſehen und hören ja, wie vielfach und mannichfaltig dies bei unſern Nachbaren iſt, wie die Herren dabei nicht immer bloß gütig aufgeopfert, ſondern oft ſogar finanziſch gewonnen haben. Es ſind hier viele Arten möglich, aber jede erforderte eine eigne Abhandlung, wenn man ſie mit ihren Vortheilen und Nachtheilen erſchöpfen wollte; es werden viele Wenn und Aber dabei ſich finden, aber alles wird ſich von ſelbſt einrichten, ſobald die Nothwendigkeit ins Mittel tritt, ſobald keine Bauerſtelle mehr verwüſtet werden darf. Aus dieſer Nothwendigkeit wird zuletzt die Humanität keimen, wenn ſie es aus keiner edleren bei uns kann.

Und will man nichts thun für dieſe Menſchen, nicht umkehren von dem zerſtörenden Egoismus unſerer Zeit, ſo gebe man ihnen nur die Freiheit, die ſie als Menſchen von Rechtswegen fordern können, und laſſe das Uebrige walten.

Nachrede.

„Als die Kaiſerin Katharina nach Taurien reiſte, und Potemkin bedachte, daß ſie wohl den läſtigen Einfall haben könne, chemin faisant, alle die blühenden Städte und Dörfer ſehen zu wollen, mit deren Beſchreibung er ſie ſo oft in ſüße Träume gewiegt hatte, da ließ er in der größten Geſchwindigkeit zu beiden Seiten der Straße eine große Menge Städte und Dörfer bauen: wohl zu verſtehen, nur die gemahlten Façaden der Häuſer. Das Ding nahm ſich recht artig aus. Damit es nun aber keine lebloſe Landſchaft bliebe, ſo ließ er flugs 20 Meilen in die Runde die Bauern mit ihren Viehheerden zuſammentreiben und poſtirte ſie neben ſeine Dekorationen. Als nun die Kaiſerin vorbeifuhr, ſah ſie überall die Felder mit Schaafen und Hornvieh bedeckt, von wohlgekleideten Hirten gehütet; ſie ſah freundliche, neu angemahlte Häuſer; kurz, die Städte in ihrem Kalender *) ſtanden wirklich da und wimmelten von glücklichen Einwohnern.“ (Kotzebue Merkwürd. Jahr m. L. 2r Th. S. 331.)

So einen Potemkinſchen Einfall hätte ich auch haben können; aber wenn ich ihn nur Einen Augenblick haben könnte, ſo würde ich mich ewig verachten. Die Wiſſenſchaften ſind zu edel, als daß ſie je dem gemeinen Intereſſe auf eine ſo gemeine Art dienen ſollten. Unſre Zeit, ſo geſtaltlos und verrückt, ſo vergeiſtigt und convulſiviſch ſie auch in ihren Erſcheinungen ſich zeigt, iſt zu edel, als daß man in ihr nicht wahr ſeyn ſollte. Wer jetzt nicht wahr ſeyn kann, der iſt Eines von beiden, ein Schwächling, oder ein Bube. Ruhig iſt die Wahrheit, zerſchlagend, aber heilend ihre gewaltige Kraft. Ruhig und mäßig ſey der Mann! So gehe er mit dem heiligen Feuer der Publizität, dem Veſta-Herd der Menſchheit, um, daß die Schlechten erſchrecken, und die Schurken ſich ſchämen; daß er es brauche nicht zum Anzünden, ſondern bewirke, daß allen politiſchen Mordbrennern, Schreiern

---

*) Der Petersburger Kalender enthielt unter der Kaiſerin Katharina ein Verzeichniß aller ſchon vorhandenen und erſt projectirten Städte im Ruſſiſchen Reiche, mit ihrer Entfernung von der Hauptſtadt.

und Meuterern auf immer die Macht benommen werde, zu ſchaden.

Was ich geſchrieben habe, ſchrieb ich nicht in Erbitterung, nicht in Haß gegen den Einzelnen, ſondern in Liebe zum Ganzen. Ich ſchrieb es ohne alles Intereſſe für mich ſelbſt. Der geſchichtliche Stoff war nicht geeignet, um Talente zu zeigen, wohl aber zu einer trockenen und mühſeligen Arbeit. Freunde und Gönner zu erwerben, dazu wird dies mir auch ſchwerlich dienen; indeſſen iſt es der Nachſicht und Liebe der Guten und Weiſen gewiß, und darauf muthig mag es in die Welt gehen. Ich bin nicht ſo ſtolz, daß ich mir eine Wirkſamkeit auf das Ganze beimeſſe; aber unendlich ſtolz auf mein Vaterland und meine Mitbürger werde ich ſeyn, wenn dies Buch wirkend werden könnte.

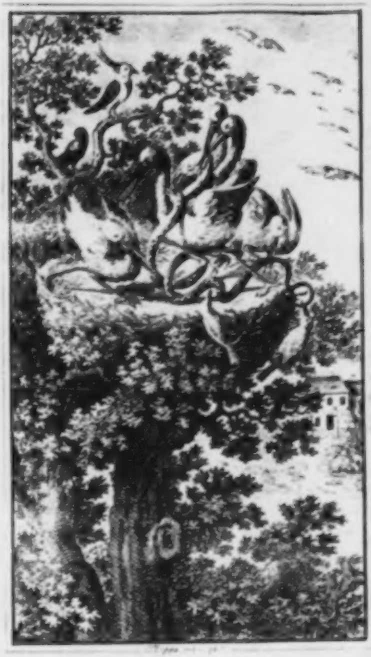
Man wird ſuchen, mich zu verſchreien, mir ſchlimme Dinge beimeſſen, weil ich ſchlimme Dinge offenbart habe; aber wer für ſeine Wahrheit im ſchlimmen Fall nicht auch das Schlimmſte leiden kann, der iſt nicht werth, daß ihm je eine Wahrheit aufgehe.

Jahrhundert, das aus Blut und Aſchen
Die jugendliche Bahn betritt,
Wird nicht die alte Schmach von Dir jetzt abgewaſchen?
Bringſt Du nicht Luſt und Freiheit mit?

Komm; zeige mir den letzten Sklaven,
Der ſeiner Majeſtät vergißt,
Dann ſinne das Geſchick mit der Huronen Liſt
Für meinen Leib auf neue Strafen.
Dann mag der neue Tantalus
Den fliehnden Tropfen froh Jahrtauſende verlieren,
Und, wie Prometheus, an den Kaukaſus
Geſchmiedet, für die Brüder frieren.

Druckfehler.

Seite 3. Zeile 10 für blühenden lies blühende.
— 8. — 8 Merovingern l. Merovinger.
— 22. — 8 – Rothbar l. Rother.
— 26. — 3 – Viergrafen l. Vicegrafen.
— 33. — 15 — beurtheilen l. beuttheilen.
— — — 21 — Knaken l. Knocken.
— 56. — 31 — chartes l. charter.
— 85. — 9 — Ungarn l. Ungern.
— — — 15 — den l. dem.
— 87. — 15 — wagrinſchen l. wagriſchen.
— 102. — 5 — könne l. können.
— 104. — 14 — Sklaven l. Slaven.
— 111. — 4 — Scheidungsdiplom lies Schenkungsdiplom.
— — — 17 — Vergleichungsurkunde l. Vergleichsurkunde
— 116. — 28 — Großnizen, Mölnizen l. Großeizen, Möleizen.
— 124. — 2 — Schweriner l. Schwerine.
— 135. — 28 — erſteren l. erſteres.
— 144. — 25 — Hufe l. Höfe.
— 148. — 11 — Einbacksbier l. Einbecksbier.
— 154. — 27 — Gläubigen l. Gläubigern.
— 188. — 24 — ihrem l. ihren.
— 233. — 12 — wegblieben l. wegbleiben.
— 249. — 13 — einige l. ewige.
— 250. — 9 — Getreide l. Getriebe.
— 252. — 15 — ſo war er im Unrecht l. ſo war jener Zuſtand ein Unrecht.
— 257. — 25 — den nie l. denn je.



Der

Storch

und

ſeine Familie.

Eine Tragödie
in drei Aufzügen,
nebſt einer Zugabe

von

Ernſt Moritz Arndt.

Mit einem Kupfer.

Greifswald, 1804.
auf Koſten des Verfaſſers,
und
in Commiſſion bei Heinrich Gräff
in Leipzig.

Drey
wackern Männern
des Gymnaſiums zu Stralſund
und
ſeinen Lehrern,
den Herren
Groskurd, Furchau,
Ruperti

weihet dieſe Blätter

der Verfaſſer.

Zueignung.

Wem gehöret dies Buch? Dem Frühling, der es gebohren.
Wem der Frühling? Sei ſtill! ſprich nicht das Heilige, Lied!
Hell war der Himmel, die Sonne ſchien hell auf grünende Fluren,
Lockte Blumen und Gras wieder mit ſchmeichelndem Reitz,
Lockte die Ströme, die Quellen hinauf; die brünſtigen Wolken

Hoben die kommenden ihr friſch aus glühende Herz:
Bienen umſummten den Baum und Nachtigallen in Büſchen
Tönten den ewigen Klang, welchen ſie Liebe gelehrt.
Doch die Schwalbe nicht macht den Frühling, auch nicht die Biene,
Nur das menſchliche Aug', nur das menſchliche Herz.
Von dem thraciſchen Sänger geweckt ſtehn Blumen und Bäume,
Ihrer Jugend bewußt, ſchöner und blühender da,
Freut ſich der Nymphe der Quell, der Eichbaum ſeiner Dryade,
Brauſt der Hebrus zuerſt fort zu dem Meer wie ein Gott.

Manches Jahrtauſend blühtet ihr ſchon, ihr Roſen der Sorga,
Spielten die Wellen ſchon unter den Roſen hin;
Da erſchien dem tuſciſchen Jüngling das Mädchen der Quelle,
Roſen und Sorga blühn nun mit Laura zugleich.
Heil dir, Frühling! mit Blumen und Laub und hellerem Himmel:
Süßer Verjünger der Welt! ſüßer Erwecker der Luſt!
Schön biſt du, Himmliſcher! ſchön, doch weiß ich ſchönere Blüthe;
Bring' deine Blumen all, dieſer iſt keine gleich.
Blühe, Blume, welche der Lenz mit Blumen gebohren!

Welcher die reiche Natur Anmuth und
Schönheit verlieh!
Gaben der Götter ſind ſie, ſie kommen und
gehen von ſelber —
Wer das Göttliche hat, lebe und wolle
nicht mehr.

Der

Storch

und

ſeine Familie.

Eine Tragödie.

Perſonen:

Geranos, der alte Storch.
Geranis, die alte Storchin.
Autarkes,
Pteryx,
Diopetes, } ihre Söhne.
Neanis, ihre Nichte.
Probus, ihr Vetter.
Graculus, der Dohle, Pädagog.
Monedula, die Dohlin, Amme.
Skops, die Kauzin.
Skoteine, ihre Tochter.
Picus, der Specht, Nachbar.
Paſſer, der Sperling,
Vireo, der Grünfink, } Pfahlbürger.
Ibyx, der Kibitz, Pfarrer.
Cuculus, der Kukuk.
Aedonis, die Nachtigall.
Tettix, die Baumgrille.
Serpens, die Schlange.

Die Handlung iſt auf einer Eiche nahe bei einer Pachterwohnung, und in der nächſtumliegenden Gegend.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Geranos allein.

Wie ſich doch alle Dinge begeben müſſen!
Wer hätt's können vor zehen Jahren wiſſen,
Daß der alte Geranos der Storch,
Der Erbfeind von der Schlang' und dem Lorch,
Von Fröſchen und allem Ungeziefer,
Sollte Kinder ziehen, welche tiefer
Studirten, als Corvus der Rabe werth,

Der Krankheiten und Himmelsläuf' erklärt,
Und als die Weisheit der grauen Krähen,
Die mehr als Ein Jahrhundert geſehen?
Keiner glaubt es und iſt doch wahr.
's Geht nun ſchon in das vierte Jahr,
Daß ich ſie gen Anemopolin,
Der hohen Stadt, geſendet hin,
Zuſamt dem alten Graculus,
Ihrer Kindheit treuem Pädagogus,
Gen Anemopolin, die auch Windſtadt heißt,
Wohin ſich hundert Tage reiſt;
Liegt weit van hier in hohen Fernen,
Sie ſagen, bei den Siebenſternen:
In Himmelsluft ſie gebauet iſt,
Wo man des Irdiſchen gar vergißt,
Wo alle kleine Begierden fliehen
Und mit den Wolken von dannen ziehen.
Sie nennen das Leben ätheriſch dort,
Gewiß liegt Zauberei in dem Wort,

Das ich mein Lebtag nicht gehört —
Durch ſolche Worte wird man gelehrt,
Daß Mützen und Hüte vor einem fliegen.
Wir Alten fingen nur Fröſche und Fliegen,
Nahmen Weiber, bauten uns ein Neſt,
Zogen fleißig Jungen, und meinten feſt,
Zum Leben weiter nichts nöthig ſei.
Nun aber wird alles Alte neu
Und nur für einen Tropf paſſirt,
Wer nicht ſtudirt und doktorirt.

Dies bedenkend in meinem Sinn
Schickt' ich gen Anemopolin
Die lieben Söhnlein alle drei,
Dort zu ſtudiren die Künſte frei,
An Sitten zu werden manierlich und fein.
Viele große Doktores drinnen ſeyn.
Da iſt Klangeinon der ſeltne Mann,
Der alle Wunder erklären kann,

Wie das Gras wächſt, wie die Welt geworden;
Andre ſagen, er ſteh im Teufelsorden,
Daß ihm alles der Schwarze zuträgt
Und die Weltgeheimniſſe auslegt.
Da iſt Liaſphonos, der große Poet,
Der die Zahlen und Sterndeuterei verficht;
Mannis der tiefe Theologus,
Bei dem Gott wohl ſelbſt Rath fragen muß,
Hat alle Dinge aufs tiefſte fundirt.
Alſo iſt die herrliche Stadt geziert
Mit dieſes Alters erſten Geiſtern,
In allen Künſten mit ſeltenen Meiſtern.
Doch ſchreiben die Söhne, daß Philoſophei
Allein die Kunſt der Künſte ſei,
Haben ſich meiſt darauf applicirt.
Werde bald ſehen, was ſie im Munde führt,
Denn es kann in wenig Tagen ſeyn,
So ziehen ſie wieder bei mir ein;

Alſo ſchreibet mir Graculus,
Dem ich die Gelder und Briefe ſchicken muß.
Doch ich muß ſehen, ob meine Leute
Schon kommen. 's Iſt eben Sonntag heute,
Habe die Nachbarn zu Gaſte geladen
Auf friſche Fiſche und Weitzenfladen,
Den muntern Grünfink, Vireo,
Auch Paſſer, den Sperling, zum Schwatzen froh,
Auch Picus, den Specht, ehrenfeſt,
Der unten hat im Baum ſein Neſt.
Strix, die Käuzin, hat alles zierlich gefegt,
Auch den Wachholder in feine Schnirkel gelegt,
Auch Blumen vor der Thüre geſtreut.
Trägt heut alles ein Sonntagskleid.

Zweiter Auftritt.

Neanis, Monedula, Cuculus, Tettix, ſpäter Probus.

Monedula.

Sei doch nicht immer ſo traurig, Kind,
Sondern hübſch, wie andre Leute ſind.
Hab' Dich ja als ein kleines Ding gewiegt,
Mein Gott! was warſt Du als Kind vergnügt!
Ein kleiner luſtiger Sauſebraus,
Fröhlich und ſchelmiſch überaus,
Morgens die erſte, Abends die letzte.
Machſt nun melancholiſch die geſetzte,
Haſt Dich, wie eine bejahrte Frau.
Luſtig, Tochter! bald geht's zur Trau,
Geſtern ſind Briefe angekommen.

Neanis.

Ich weiß es, Amme, bin doch beklommen.

O Dohlin! wie liegt die Kinderzeit
Hinter mir mit Blumen und Liedern weit!
Die Welt wie verändert an Geſtalt!
Iſt mir ſelber, als wär' ich alt,
Bin leicht traurig und kann's nicht wiſſen.
Hab' wirklich ein Stündchen weinen müſſen:
Da ſang unten die Nachtigall
In Erlen, der Liebe Wiederhall,
Die Bäume regten die Wipfel munter,
Mir lieſen Thränen die Wangen hinunter.
Sprich mir, wenn du weißt, was da ſei.

Monedula.

Ich will Dir's deuten bei meiner Treu.
Die alten Zeiten fallen mir bei.
Liebes Kind, Du biſt verliebt,
Nichts in der Welt größer Trauern giebt.
Weiß es — es war ein luſtiger Tag —
Wir Kinder ſpielten Ringeltanz am Bach,
Hübſch war und jung Monedula,

Als ein Staar ſie mit zärtlichen Augen ſah;
Die ſüße Unruh mir fuhr durch den Leib.
Ich bin jetzt alt und ein graues Weib,
Aber Du ſiehſt, wie mir wider Willen
Noch ſich die Augen mit Waſſer füllen.
Seit jenem zärtlichen Augenblicke
Schlief ich hinfort die Nächte nicht,
Mogte bei Tage nicht eſſen, noch trinken,
That gar in Melancholei verſinken.
Der Staar verließ mich, mich fraß der Gram,
Bis Graculus, der alte Junggeſell, kam,
Bin der Liebe nicht fröhlich worden.
Aber Du Schönſte im Jungfrauenorden!
Wie ſich thörigt Dein Herzchen quält!
Lange Monden haſt Du gezählt;
Sei jetzt luſtig! zähle jetzt Tage!
Freier kann kommen mit jedem Schlage.
Am längſten der Mond Dich einſam beſchien,
Am längſten ſtand Dir die Myrthe grün;

Die Myrthe mag welken, er ſchwimmt auf zwei,
Deine Liebe kömmt wieder, Dein Leben wird neu.

Nrenis.

Thörigt bin ich, ich will's nicht leugnen,
Aber die unſer Leben zeichnen,
Die Sterne, worin ſein Geheimniß ruht,
Haben's nun einmal alſo gewollt;
Immer kömmt mir aus Scherzen das Leid
Und das Trauern aus Fröhlichkeit.
Iſt heute wohl ein lieber Tag,
Wo ſich jeder erfreuen mag.
Die Menſchen [illegible]
Und ſich mit Tanzen und Spielen erheitern;
Rings Vogelſang und Blumenduft
Und klar die himmelblaue Luft
Die Bäume wehen in grüner Friſche,
Im Bache ſpielen ſicher die Fiſche,

Als wüßten ſie, es ſei Feiertag,
Woran kein Storch ihnen ſchaden mag.
Alle Welt in dem neuen Trieb
Schmeichelt wieder und ſcheint ſo lieb,
Aber mir wird mit dem jungen Mai
Wieder die tiefe Schwermuth neu;
Mir iſt des luſtigſten Tages Läuten
Wie ein ſterbender Klang aus Zeiten,
Wo ich ſpielte und glücklich war.
Immer ſtellt ſich das Schlimmſte dar;
Nahe des bräutlichen Betts Bereitung
Träume ich nur von böſer Zeitung;
Pteryx ſelber, der liebe Mann,
Mich mit ſeinen Briefen nicht tröſten kann.
Vier Jahre bald — denke, wie manches ſich
ändert!
Wie viel Schönes mit dem Tage vorüberſchlendert,
Das nimmermehr ſich erneuen wird!

Wenn mein zagendes Herz auch irrt,
Kann er mich nicht vergrämet finden
Und ſich an ſchönere Jugend binden?
Wird er ſelbſt noch der alte ſeyn?
Mir leuchtet aus den Briefen ſo ein Schein,
Macht mir bange, ich mag's nicht nennen.

Monebula.

Wie ſich Bräute doch quälen können!
Daß Pteryx, der hochgelehrte Mann,
Schöner, als vormals, ſchmeicheln kann,
Daß alles, was lieb ſonſt klang, klingt zierlich,
Erklärt ein zärtliches Herz gebührlich.
Auch daß man in den Briefen nicht alles verſteht,
Macht, er iſt ein großer Poet.
O freu Dich, Jungfrau ehrenwerth!
Ein kluger Mann macht ſein Weib geehrt,
Aber ein Tropf auch das klügſte dumm.

Sie ſagen, um den Mann dreht die Welt
ſich um,
Ich ſag', auch das Weib — ſo iſt's gefügt.
Vertreib, was Dir im Sinne liegt,
Und laß uns heut auch Sonntag halten.

Cuculus. (Singt vom Aſt)

Kuku! Kuku! Kuku!

Monedula.

Willſt Du Dein Schickſalsbuch entfalten,
Singt eben recht der muntre Prophet,
Der auch geheime Kunſt verſteht.
Laß Dir Cuculus melden mit ſeinem Kuku,
Wie lange liebeſt und lebeſt Du,
An welchem luſtigen Sonnenſchein
Wird Deine luſtige Hochzeit ſeyn.
S' Iſt ein kleines geſcheutes Vieh.

Neanis.

So leichte Stimmen befrag ich nie.
Ein Geck iſt er, der ſich ſelbſt nur ſingt,

Aus dem das ſeichteſte Leben klingt:
Mir thut andere Tröſtung noth.

Cuculus. (ſingt)

Frühlingsſchein und Morgenroth!
Kuku! Kuku!
Immer ab und zu
Ohne Raſt und Ruh!
Mein Frühling iſt hin, wann ich bin todt.
Fliege her und hin,
Ein luſtiger Freier,
Und lege die Eier
Für andere hin,
Laß ſie brüten und ſitzen,
Um das Futter ſie ſchwitzen.
Auf den Zweigen zu ſitzen,
Durch die Lüfte zu fliegen,
Das iſt mein Vergnügen,
Da ſteht mein Sinn.
Kuku, Kuku, Kuku!

(fliegt weg.)

Meanis.

Ja flieg nur leichter Schwätzer Du
Mit Deinem ewigen Kuku.
Wie kann man doch die Zeit verlieren,
Auf ſolchen hohlen Klang zu ſpüren!
Der wußte nie, Monedula,
Wie einem Herzen voll Liebe geſchah,
Und ſoll der Liebe was interpretiren?
Doch horch! wie ſich die Blätter rühren!
Da ſitzt ein Vogel mit grünem Schein,
Sprich, Alte, kennſt Du das Vögelein?

Monedula.

Wohl kenn' ich den Vogel mit grünem
Schein,
S'iſt Tettix, die muntre Grille klein,
Bunt von Farben, doch voll Einfalt.
Horch! wie ſie ihr ewiges Liedchen lallt!

Tertix ſingt:

Kekerkeke! Kekerkeke!
Wie thut's im Herzen mir weh!
Frühling hat Pein,
Sonne hat Schein,
Luſtig weht der Wind,
Alle drei nicht meine Geſpielen ſind.
Wann die Sterne ſcheinen,
Auf Blumen weinen,
Dann ſchlürf' ich den Thau,
Dann wird mir das Leben
Singen und Schweben.
Kekerkeke! Kekerkeke!

[illegible]

Du ſüßer Vogel! lieblich ſingeſt Du,
Mein tiefſtes Herz der Bruſt berühreſt Du.
Und wie Dein kleines Stimmchen traurig klang,
Mir däucht, prophetiſch tönte der Geſang.

Tettix ſingt:

Ein Bienchen in der Blume ſaß,
Da kam der Wind
Und weht hinab ins kalte Gras
Das ſüße Kind,
Bald in den Bach das Bienchen fiel,
Die Tiefe ward ſein Todespfühl —
O weh! weh! weh!

Neanis.

Sing zu, Du Stimmchen voller Todtenklang!
Ich höre zu und ſingſt Du Mondenlang;
Süß klingt das Lied von Dir und die Parabel,
Ganz anders, als des Kukuks windiger Schnabel;
Weiſſage mir der künft'gen Tage Schein;
Nur Du kannſt meinem Schmerz Prophetin ſeyn.

Tettix ſingt:

Thau und Morgenlicht
Sind ſüß und bleiben nicht.
Was Jugend verſpricht,
Hält Alter nicht. (ſchweigt.)

Neanis.

Biſt Du ſchon ſtumm und willſt nicht weiter klingen?
So muß mir alles Ding nur Trauren bringen.
Leb wohl, lieb Vöglein! wenn ich traurig bin,
Tröſt künftig auch mit Liedern mir den Sinn.
Will ſehn, ob ich Dein Reimlein ſingen kann.

(Singt:)

Ein Bienchen in der Blume ſaß,
Da kam der Wind
Und weht hinab ins kalte Gras
Das ſüße Kind,
Bald in den Bach das Bienchen fiel,
Die Tiefe ward ſein Todespfühl —

Die Thränen wollen mir aus den Augen
dringen.

Monedula.

Daß das nicht zugeht mit rechten Dingen,
Das ſeh ich leider klarer, als klar.
Auch weiß ich nicht, wie mir im Herzen war,
Als das grüne Ding den Geſang erhub,
Das klang, als ob man Todte begrub,
Meine Haare fingen an ſich zu rühren;
So kann es ſelbſt alte Leute vexiren.
Du traueſt thörigt, liebes Kind,
Worten, die leichter ſind, als Wind,
Als Lüfte, die durch die Stoppeln ſtreichen.
Wer Hexen traut, den können ſie reichen,
Allein wer feſt im Glauben ſteht,
Vor dem die Hölle zu Grunde geht.
's Giebt manch geiſtlich und weltlich Beiſpiel,
Wodurch man in Teufelsnetze fiel.
Der alte Schalk ſich liſtig verkappt

Und zierig die lüſternen Seelchen erſchnappt;
Am liebſten verbirgt er in Einfalt
Die Proteiſche Schelmengeſtalt.
So dieſe empfindſamen Stimmen der Lauben
Bethören Dich mit nichtigem Glauben.
Laß vom Grübeln und Fragen ab,
Brauche was Dir luſtig der Frühling gab.
Doch da kommt eben Probus zur Hand,
Der Vetter vom Hauſe, Dein alter Amant.
Sie ſagen, er hab' ein glücklich Haus.
Sieh! führt die Kindelein mit heraus.

Probus (kommt mit ſeinen Kindern gezogen und läßt ſich bei ihnen nieder.)

Sei gegrüßet, ſüße Muhme mein!
Holde Jungfrau mit hellem Augenſchein!
Dein Herz alſo lieb und freudig ſei,
Als das freudigſte Jugendherz im Mai!
Alſo lieblich Dir blühe Lebensglück,
Als lieblich mir oft gedäucht Dein Blick!

Schieneſt mir einſt, wie der hellſte Stern.
Aber auch jetzt noch ſeh ich Dich gern.
Warſt immer gut und ein frommes Kind —
Doch ſprich, warum das Thränlein rinnt?
Ich ſagt' es nicht um die alten Leiden.

Neanis.

Lieber Vetter, ihr waret immer beſcheiden
In Eurer Liebe, und ſeid es auch jetzt.
Das Schickſal hatt' es nun einmal geſetzt,
Wir ſollten nicht Weib und Ehmann werden.
Gar wunderbar geht es zu auf Erden —
Ich weiß nicht, was mich zu Thränen bringt,
Doch wißt, euer Anblick mich verjüngt,
Mir iſt, als ob ich in die Zeiten ſah,
Wo uns beid' auf dem Arm trug Monedula,
Wo wir vor Graculus buchſtabirt
Und oft zuſammen zum Buſch ſpaziert;
Muß alles ſo aus einander fließen.
Doch auch ſchon liebe Kindlein ſprießen —

Was macht euer züchtiges Eheweib?

Probus.

Sie iſt eben gegangen auf Zeitvertreib
Auf die Nachbarſchaft. Nach ſechs ſauren Tagen
Muß der Sonntag ſich luſtig zu Grabe tragen.
Ich aber nahm die Kinder mein
Und führe ſie in den Frühlingsſchein,
Lehre ſie auf den erſten Federn ſchweben
Und zeig' ihnen all das grüne Leben,
Seine Freuden all, auch die bittre Müh,
Der Natur Wunder und tiefe Magie.
Ihre Mutter meinte, ſie müßten zur Predigt,
Doch das die zärtlichen Köpfe beſchädigt;
Werden ſo mit zeitigem Wind geſchwellt,
Verlieren die ſchöne Kinderwelt
Und pflücken das Unkraut für die Blume.

Ade! Ade! Du ſüße Muhme!
Ich muß den kleinen Fliegern nach.
Der Dorn iſt ſpitzig, tief der Bach,
Die Dingerchen könnten Schaden nehmen.
Leb wohl, Du Süße, in Ewigkeit!

(ab.)

Meanis.

Du auch. Dich Gott behüt und geleit! —
Monedula, da fliegt er hin,
Der Probus mit dem frommen Sinn.
Lernte ſich früh behelfen und begnügen,
Drum wird ihm auch alles zum Vergnügen,
Er ſcheint einem glücklichen Manne gleich.
Ich aber bin wie ein Kindlein weich;
Wenn ich ihn und die Kleinen ſehe,
Sich regt in mir, was ich nicht verſtehe;
Will mir das innerſte Herz zerreißen,
Iſt mir, als ſollt' ich nie Mutter heißen.

Monedula.

Komm! heut für Dich nicht Sonntag iſt.
Wie man doch alles leicht vergißt,
Auch das Wichtigſte, über dem Schwatzen!
Da ſitzt der Vater ſchon mit den Spatzen
Und weiſen Spechten lange zum Mahl
Und netzet den Schnabel aus dem Pokal.
Wir kommen zu ſpät und er wird ſchelten —
Die alte Amme muß es entgelten,
Schick Dich darauf nur, Monedula.

Neanis.

Wir ſind zu frühe noch immer da.
Zuerſt das ewige Zeitungsgeſchwätz,
Das Zechen dann, ein langes Geſetz,
Auch die Briefe aus Anemopolis
Kramt aus der alte Herr gewiß,
Wann Aug' und Junge beginnen zu fehlen.
Du lieber Gott da muß man ſich quälen.

Dritter Auftritt.

Geranos, Geranis, Picus, Vireo,
dann Paſſer, Neanis, Monedula,
Autarkes, Pteryx.

Geranos.

Wo doch der Paſſer ſolang' mag bleiben?
Der könnt' uns eben die Zeit vertreiben.
Erfreut uns Vireo mit dem Geſang,
So weiß er manchen luſtigen Schwank,
Alte Mährchen und Zaubergeſchichten,
Was die müßigen Poeten ſo dichten,
Hat von vielem ſchnurrige Deutung.
Aber, Picus, was ſagt denn die Zeitung?
Es iſt jetzt eine elende Zeit.
Wenn kein Komet neue Kriege dräut,
Kommen wir um vor langer Weile.

Picus.

Günſt'ger Patron, da hat es nicht Eile.

Stumpf ſind dem Adler die Donnerkeile,
Friedlich ſchwimmt auf dem Meer der Schwan,
Am blutigen Kamme heilt noch der Hahn;
Hätte nicht gedacht bei meinen Tagen,
Daß er ſich könnte ſo wacker ſchlagen.

Vireo.

Gnädiger Herr, ohne Schmeichelei,
Mich dünkt, daß es recht ſchade ſei,
Daß keiner der Junker ein Kriegsmann worden;
Das Wetter! da hätt's gegeben ein Morden,
Ein Blutgeſchrei, einen Donnerknall.
Autarkes, Du junger Hannibal,
Was ſoll ich Dich nicht im Panzer ſehen?

Geranos.

Was eures Gleichen Leute nicht verſtehen,
Das ſollten ſie ſchweigen; ſo ſtünd' es recht.
Autarkes ſchien ein Soldat zu ſchlecht;
Vor Hector, Hanniball und Achill

Er lieber Philoſophus heißen will;
Sagt, alles habe die Philoſophei,
Jeglich Ding, wie das Küchlein im Ei,
In ihr lebendig enthalten ſei.
Ihr werdet ihn hoffentlich ſelbſt bald hören,
Der wird euch andere Dinge lehren.
Doch, Picus, ihr habt ja auch ſtudirt,
Ward denn damals nicht Philoſophei docirt?
Jetzt hat man ſich ganz auf ſie verſchworen.

Picus.

O, ich ſtudirte ſie bis über die Ohren,
Konnte disputiren, wie ein Buch,
Auch gegen jeden kühnlich die Waffen trug.
Der Wolf hatte damals das Katheder;
Jetzt ſteht es hoch in windiger Luft.
Der argumentirte, daß es pufft,
Konnte zeigen der Welten Schwung und Räder,
Lehrt' Ontologie, Monadologie

Und hieß ein Keßer und Geuſe.
Ich ward reichlich mit dem Dunſt gefüllt,
Aber die Erde ward mir ein Bild,
Die Dinge ſah ich nur wie im Traum;
So ward mir der Wein zu Waſſerſchaum
Und zum Skelett das friſche Leben.
Da warf ich von mir den Mantel eben,
Beſchor mir den Philoſophenbart
Und lebte nach andrer Leute Art;
Fand endlich, daß die Philoſophei
Von aller Narrheit die höchſte ſei,
Mögte davor euch warnen wohl.

Geranos.

Der Tauſend! da giebt es einen Streit,
Wenn meine Söhne zu Hauſe kommen.
Nur die Disputirkunſt vorgenommen!
Damit ihr wacker gerüſtet ſeid.

Picus.

O damit hat es jetzt gute Zeit.
Ich gebe jedem Recht, das giebt keinen Streit.

Circe.

Da fliegt ein Vogel eilig her,
Mich dünkt, er gleicht dem Paſſer ſehr.

Geranos.

Gut, daß er kömmt, die Zeit wird mir lang.
In der Nichte iſt auch gar kein Vergang,
Es iſt ihre Art ſo, daß ſie kömmt,
Wenn ſchon der Wein den Tiſch überſchwemmt;
Ich muß mal die alte Dohlin hänſeln,
Thut immer mit ihr herumſcherwenzeln,
Leſen Traumbücher, Zeichendeuterei,
Und treiben Schalkheit mancherlei:
Nennen es ſüße Empfindſamkeit.
So lebt' ich ſelber, hätt' ich Zeit.

Du, Mutter, mußt Dich im Hauſe plagen,
Wär' ich Du, ich würde mal drunter ſchlagen.

Geranis.

Du ſprichſt da, Mann, als wärſt Du bezecht.
Mein Amt war immer, ſtellen zurecht,
Das Ungleiche mühſam auszugleichen,
Verkehrtes wieder glatt zu ſtreichen —
Was ſoll ich ſchlagen? Nur Du biſt Schuld.
Du gabſt dem Mädchen die Ungeduld,
Brachteſt es früh zu Büchern und Romanen;
Nun träumt ſie immer von Oceanen;
Die Quelle, der Bach iſt ihr zu klein,
Das Fröſchgeſangen viel zu gemein.
Ich fürchte, es iſt mit den Knaben nicht beſſer.
Aber der Mann iſt der Stundenmeſſer,
Ich darf kaum Minutenzeiger ſeyn.

Mein Leben iſt nur Eine Pein,
Seit Du die Knaben weggeſendet;
Von Thränen ſind mir die Augen geblendet,
Keine Speiſe will ſchmecken und kein Trank,
Kein Schlaf mir kommen die Nächte lang;
Ich träum' und fürchte ſo mancherlei,
Iſt mir oft, als ob ich behexet ſei.

Geranos.

Wohl, Alte, biſt Du, wie behext,
Die mir wie ein Unheil im Hauſe wächſt,
Alle Freude mit ihrem Gram beklext.
Ich könnte vergeſſen, daß ich heut Wirth
ſeyn ſoll;
Auf, Vireo! ſchenk die Gläſer voll!
Wir müſſen dem Spaz mal bringen zu.

Paſſer tritt ein.

Mein Herre! viel gegrüßet ſeiſt Du!
Und Glück und Ehre dem ganzen Haus!
Ich war früh mit dem Tage aus

Zwei Meilen über die Felder geflogen;
Der Wind hat mir das Mark aus den Federn geſogen —
Auf ſolche Wanderung ſchmeckt ein Trunk.
Alter Herr, Gott erhalt uns lange jung!
Einen luſtigen Reim will ich euch ſingen:

(Singt:)

„Im Wein beſteht des Menſchen Leben,
Das Waſſer iſt ein Knecht der Reben,
Ins Waſſer ſcheißen Fiſch und Thier,
Wein, meine Luſt! Dich hab' ich hier.“
Der Reim iſt von weiland Moſcheroſch,
Der liebte weder Waſſer noch Froſch.
Nun weil ich [illegible] ſteht [illegible]
Drauf trink ich dieſes zweite leer. (trinkt)

Sieh! da kömmt Fräulein Neanis —

(Neanis und Mandolin treten ein)

O Jungfrau! ſei großer Luſt gewiß!
Ich komm' ein Bote von luſtigen Dingen.

Werde bald Dir das Hochzeitkarmen ſingen.
Auch Du Alte (zu Menedula) ſei frank und froh!
Und ſtäube die Flöhe aus dem Stroh!
Und ſtreiche die Falten aus den Wangen!
Dein Gemahl iſt näher, Dein Verlangen.
[illegible] ja, ja.
Manche wäre die erſte Nacht Menedula.

Menedula.

Halt Dein loſes Maul, Du alter Schelm.
Freilich wenn von ſeinem Gemahl der Helm
So früh mit Kronen gezieret ward,
Dem fiele ſo eine Nacht wohl hart.

Paſſer.

Still, Alte! Du haſt noch immer Witz. —
Nun, Herr und Madam, zu eurem Sitz
Ich frohe Botſchaft bringen will.
Als ich hielt in dem Walde ſtill —
Liegt an der Elbe zwei Meilen von hier —
Da ſperrte ein mir geſchornes Thier,

Ein ungeheures, nach mir den Rachen,
Halb gleich dem Löwen und halb dem Drachen,
Und ſchmückt es glänzender Federn Zier:
Den Vogel Greif ſie nennen das Thier.
Ich gaff' erſchrocken das Wunder an,
Da tritt zu mir der alte Kumpan,
Der Graculus; ich kenn' ihn nicht,
So ehrbar und fremd iſt ſein Geſicht,
Hat einen rothen Mantel an,
Scheint ein Doktor und vielgelehrter Mann:
So mach' ich ihm fremd die Reverenz,
Da ruft er: Heda Peter Squenz! —
So nannt' er mich ſonſt — und gleich zuſammen
Rücken wir, die aus Einem Hauſe ſtammen.
Er ſagt mir kurz von allem Beſcheid,
Daß die drei jungen Herren nicht weit
Hinter ihm ſind und ſchnelle reiſen,

Als er. Er führet die Felleiſen,
Die Koffer und das andre Gepäck,
Auch in großen Käſten die Bibliothek
Voll ſeltener und theurer Bücher,
Die ſchleppt der Greiff, der Schätzeriecher,
Auf einem großen Wagen ſchwer
Im langſamen Zuge hinter ſich her;
Kann wohl der erſte zuletzt noch kommen.
Kaum hab' ich dies geſehn und vernommen,
So laſſ' und vergeß ich ganz und gar,
Weswegen ich ausgeflogen war,
Und flugs als ein Kourier zu euch.
Nun, Frau, ſind euch noch die Wangen bleich?
Fort mit dem Ahnden und dem Grämeln!
Herauf alle von Seſſeln und Schemeln!
Heute muß ganz Sonntag ſeyn!
Auf! Kellnerin Dohle, vom beſten Wein!

Sie ſollen uns luſtig kommen bei'm Trinken.

Geranos.

Recht ſo, Paſſer! Mir will es ſo dünken.
Luſtig ſei heute mein ganzes Haus!
Nun, Nichte, läufſt wieder zum Wald hinaus?
Diesmal wirſt Du doch bei uns bleiben?
Wie der Hexe vom Blute die Wangen treiben!
Rüſtig zum Keller, Monedula!
Bald iſt Dein ehrbarer Doktor da.

Monedula.

Wird euch Herren gleich das Herz ſo groß —
Stillſchweigen und thun iſt unſer Loos.
Was ſollen wir Weiber alſo ſpringen?
Kann ihn der Doktor nicht vergnügen,
So ſeh ich nicht, was ich lachen ſoll.
Auch der Nichte Augen ſind thränenvoll

Und der Mutter Wange verſchwiegen glüht.
Euch kömmt erſt mit dem Wein das Gemüth;
Ich gehe hohlen, was euch fehlt.
(ab)

Geranis.

Geh nur! Du haſt es ganz recht erzählt.
Ich dächte, es ziemte ſich, beſcheiden
Und ſtill zu ſeyn, wo andre beneiden.
Das Glück rollt immer ab und an.
Wer weiß, was ſich noch begeben kann?
Meine Mutter ſprach: Eh der Fiſch im Keſſel ſteckt,
Nur ein Narr für Gäſte die Tiſche deckt.
Ich kann wahrlich nicht ſo mit euch toben,
Eh ich all die Kinder ans Herz gehoben.

Geranos.

Daß Dich der Teufel und ſein böſes Pack!
Thuſt mir alles zum Schabernack.

Wie die Wolke über der Sonne,
Liegſt du finſter mir auf der Freudentonne,
Daß ihr luſtig Naß nicht fließen kann.
Ich bin ein vielgeplagter Mann;
Doch heute will ich den Willen haben.

Vireo.

Ihr Gnaden, wir haben nicht einerlei Gaben.
Sie ſchelten mit Unrecht die gnädige Frau.
Sie nimmt nun einmal alles genau.
Was andern als Nebel vorüberflieht,
Um ſie ſich zu ſchwarzen Wolken zieht;
Eben ſo iſt's mit dem Fräulein auch,
Leicht dringet ihr das Herz in das Aug.

Geranos.

Halt Er ſein Maul! Herr Naſeweiß!
Immer macht Er mir ſchwarz zu weiß.
Schwindet mir etwa das Haar am Kinn?
Will doch ſehen, ob ich Herr im Hauſe bin.

Die ganze Woche muß ich mich plagen,
Schlangen tödten und Mäuſe tragen,
Schildwache ſtehen im Regen und Wind,
Ob etwa ein Fiſchlein im Bache rinnt.
Bleib ich kaum den Sonntag zu Haus,
Fröhlich zu ſeyn und zu ruhen aus,
Möcht' ich oft wünſchen, ich ſtünd' auf der Lauer
Im Schneegeſtöber und Regenſchauer,
Solche Geſichter weinen mich an.
Glücklich, wenn ich der Zungen nicht löſen kann,
Dieſe fließen nur giftig über.

Neanis.

Du thuſt uns Unrecht, Oheim, Du Lieber!
Was kann für ſeine Thränen das Weib?
Sie ſind ſein beſter Zeitvertreib.
Wir ſind doch nur euer Widerſchein,
Wären fröhlich, könntet ihr gütig ſeyn.

Geranus.

Ha guckſt Du da mit Deinen Moralen?
Gut, da kömmt ſchon, mit neuen Pokalen
Die Dohlin — heiſa! angefüllt!
Daß der Unmuth im Wein verquillt.

(Monedula kömmt mit neuen Flaſchen und Gläſern.)

Aber was ſchauſt Du durchs Fenſter, Specht?

Picus.

Da kömmt was geflogen, ſeh ich recht,
So iſt es von Deinem Geſchlecht; in Kreiſen
Thut es ſich alſo luſtig erweiſen.

Geranus.

Der Daus! der hat das Fliegen gelernt.
Mein Auge ſchwach nur die Ferne körnt;
Wär' ich, wie in den alten Tagen,
Ich wollt' euch, wer er ſei, wohl ſagen;
Aber trüb wird mein Augenſchein.

Picus.

Da fliegt er ſelber ſchon herein.

Autarkes fliegt ein.

Wohnt hier auf dieſer Eſche Höh
Geranos, der Storch, als ich verſteh,
So meldet mir's; ich bring dem Mann
Gar eine wichtige Botſchaft an.

Geranos.

Wißt, daß ich ſolches ſelber bin.
Aber ſagt mir, wo bring ich euch hin?
Seid einem Storch in vielem ähnlich,
Doch traget euch gar ungewöhnlich.

Autarkes.

Was das ſogleich für Fragen ſind!
Man ſieht, ihr wohnt zu fern vom Wind —
Was ich bin, oder nicht bin,
Die Frage gehört hier gar nicht hin;
Aber ſchiedet ihr das Nicht'Ich und Ich,
Ihr fragtet geſcheuter ſicherlich —

Greifet

Greifet nur, was vorüber wallt,
So entgeht euch die reine Geſtalt —
(für ſich) Will ſehen, ob ſie mich faſſen können.

Geranis für ſich.

Mir iſt, als ſollt' ich den Sohn erkennen.
Aber unmöglich — wie kann er's ſeyn!

Neanis für ſich.

O Herz, Du ſtirbſt vor ſüßer Pein!

Monedula für ſich.

Iſt ſolch ein Narr der Doktor mein,
Er ſoll mir nimmer ins Bette kommen.

Geranos.

Fremder Mann, ich hab euch nicht recht vernommen,
Iſt mir zu dunkel, was ihr ſprecht.
Steht vielleicht als Diener, oder Knecht
Bei meinen Kindern und meldet ſie an.
Es klingt mich ſo von weiten an,

Als ob etwas von Philoſophei
In euch mit hineingerathen ſei.
Auch ſpracht ihr, wir wohnen fern vom Wind;
So dies vielleicht Worte von Windſtadt ſind,
Uns irdiſchen Menſchen ſchwer verſtändlich.

Autarkes. (für ſich)

Wahrhaftig ich bin ihnen etwas kenntlich —
Wie das Höchſte zum Volke hinunterſteigt!
Wenn auch nur in einem dunkeln mir däucht —
(laut) Alter, ihr habt nicht ſo ganz Unrecht,
Nur das Rathen verſteht ihr ſchlecht.
Wißt, ich bin Autarkes, euer Sohn.

Geranos.

Autarkes? o welch ein ſüßer Ton!

Geranis.

(auf ihn zufliegend und ihn an ſich drückend.)

Autarkes? o komm an meine Bruſt!

Mein Erſtgebohrner! o ſüße Luſt,
Dich wieder an mein Herz zu drücken!
Komm! lies in meinen Mutterblicken,
Wie mir ſeit Deinem Scheiden der Gram
Die letzte Lebensfreude nahm;
Will mich nun wieder an Dir erquicken.

Neanis.

Lieber Vetter, ſieh auch mein Entzücken.

Geranos.

Nun, Alte, drück' mir den Jungen nicht todt.
Der Junggeſell wird blutig roth,
Hat lange nicht gelegen in Weiberarmen.

Geranis.

O Himmel! ſolche Luſt mir Armen!
Wie Gott alles wieder zuſammen ſchickt!
Wie manche liebe Nacht hab' ich gebetet,
Daß der Böſe, der Weitzen aus Unkraut gätet,

Nicht mögte Macht an Dir gewinnen!
Wie oft lag ich mit frommen Sinnen
Auf den Knieen vor dem Evangelienbuch,
Wann die Glocke ſchon gegen den Morgen ſchlug!

Autarkes.

Das nun war grade nicht vonnöthen;
Lieber hättet ihr können Flöhe tödten,
Als ſo euch ohne Nutz kaſtei'n.

Geranis.

Mein Sohn, das klingt von Dir nicht fein —
Aber ſag mir in aller Welt,
Was hat Dich ſo wunderbar entſtellt?
Konnte das geſchehn in kaum vier Jahren?
Mir die Augen wie geblendet waren,
War mir Dich zu kennen kaum möglich.
Doch freut Dein liebes Geſicht mich höchlich,

Iſt noch das alte Leben darin.
Nur etwas derberer Mannesſinn.
Nur daß Du Dir den Schwanz beſtutzt,
An dem Kopf ſo viel geſchoren und geputzt,
Muß es ſagen, ich mag's nicht leiden —
Doch muß ich an Deinen Küſſen mich weiden,
Doch macht Dein Kommen mich freudenvoll.

(Sie drückt ihn heftiger an ſich und küßt ihn wiederholt.)

Antarkes.

([illegible] und ſich aus ihren Armen reißend.)

Mutter, dies Küſſen wird mir zu toll.
Wenn ich nicht zu Waſſer werden ſoll,
Muß ich aus euren Armen mich retten.
Ich ſeh, ihr tragt noch die Sklavenketten
Mit dem alten Felle vom Thier,

Wandelt gebunden in der Begier,
Könnet nicht an dem reinen Schauen
Eure irdiſchen Augen erbauen —
Weint euch immer die Augen röther,
Ihr verſteht noch nicht den erhabnen Aether,
Wo alles die höchſte Liebe löſt
Und die Thierheit zur Hölle verſtößt.

Geranis.

O Du thuſt Deiner Mutter weh
Und tröſteſt mit Worten, die ich nicht verſteh —
Thränen kommen mir in die Augen.

Geranos.

Sohn, mußt ſie nicht alſo hart gebrauchen.
Sie iſt Deine Mutter und 'ne alte Frau,
Nimmt es drum mit den Küſſen nicht ſo genau,
Sollteſt ſie nicht vor den Leuten beſchämen. —

Nun zu mir! da wirſt Du Dich leichter bequemen.
Von der Reiſe wirſt du durſtig ſeyn.
Hier iſt Geſellſchaft und alter Wein,
Ein luſtiger Rauſch uns ſtehet wohl.

Autarkes.

O heilige Iſis und Apoll!
Ich trinken mit dieſen verzognen Geſellen,
Denen die Sterne ſich unter dem Tiſche hellen?
Solcher Geſellſchaft gebrauch' ich nicht.
Aber wenn, gezündet vom Himmelslicht,
Gleichgeſtimmte Buſen überwallen,
Alle irdiſchen Töne tief verhallen,
Alles Dürftige und Gemeine
Unterſinkt in dem geweihten Weine,
Dann kränzt mir das Glas, daß ich göttlich ſei.

Paſſer.

Der Junker ſpricht ſchön bei meiner Treu.

Aber auf ſolche Hitze muß Waſſer,
Oder auch ein rüſtiger Aderlaſſer.

Autarkes.

Du Narr! ich bin Dein unſterblicher Haſſer.
Gemeiner Spatz! wie Dein Schnabel ſpitz
Nur Raupen fängt, ſtreifet auch Dein Witz
Nur flüchtig an des Lebens Schale;
Haſt keine Idee von dem Ideale
Und was Satire und Ironie,
Du lernſt in hundert Jahren nie.

Vireo.

Der Tauſend, wie der den Paſſer faßt!

Picus.

Philoſophiſcher Schwindel und Bombaſt!

Geranos.

Mein Sohn, Du ſprichſt da von einer Höh,
Daß ich auch kein Sterbenswort verſteh,
Bedenk doch, daß Anemopolis
Viel hundert Meilen von uns iſt;

Bedenk die Geſellſchaft, die ich hat.
Der Weiſe behält immer was er hat,
Drum läßt er ſich herab zu uns.

Autarkes.

Ja wohl. So predigt uns jeder Duns.
Wollten alle doch zu Dunſen werden,
Ganz unvergleichlich wär' es auf Erden.
Dann graſte der Leu mit dem Eſelvieh,
Der Spatz hieße witzig, der Staar ein Genie.
Nichts mir mehr im heiligſten Leben verdreußt,
Als die Gleichmacherei an Geiſt:
Daß, in wen eine ganze Sonne fuhr,
Soll nur glimmen gleich der gemeinſten Natur.
Das iſt die Philiſtereinerleiheit.
In Kraft ruht die Majeſtät der Freiheit.
Soll ich lieben, ſo muß ich haſſen,

Alles, nur nicht mich ſelbſt verlaſſen;
Heilig ruhend auf eignem Selbſt,
Hab ich Dich, Gott, der Du Himmel wölbſt.
Und ſollt' ich den Vater morden im Grimme,
Taub vernehmen der Mutter Stimme,
Dem Weibe das Herz aus dem Bußen reiſſen,
Brennen iſt immer beſſer, als gleißen.
Alles iſt Eins, Tugend und Laſter
Und alle andre Gewiſſenspflaſter,
Womit ſich die Unbeſtändigkeit
In Buße von der Sünde befreit.
Ihr erbleichet? ihr ſtecket die Köpfe zuſammen?
Eures Gleichen badet man nur mit Flammen.
Mögt ihr ſolche Worte einſt ruhig hören,

Findet ihr noch wohl den Weg zu den Sphären.
Ihr guckt, als wär' ich aus Wolken geſchneit,
Doch das iſt das einzige, was mich freut,
Denn wo keine Verwunderung iſt,
Da ſich der Geiſt wohl mit Daumen mißt;
Iſt das Zeichen von ſeeligen Tröpfen,
Die ewig Waſſer zum Waſſer ſchöpfen.
Ihr ſeid freilich in allem entſetzlich gemein,
Doch in dem Verwundern iſt ſo ein Schein,
Zur Palingeneſie eine Tendenz —

Paſſer.

Weiſer Junker, ich mach' eurer Tendenz
In Gehorſam die Reverenz.
Das Ganze iſt zu ernſthaft zum Lachen
Und nicht ernſthaft genug zum Luſtigmachen —
Gnädiger Herr, wenn euch ein Trinker fehlt

Und der Herr Sohn nicht unſre Pokale ſchmält,
So ſteh ich immer gern zu Gebote.

Vireo.

Auch mir graut vor ſolchem Vater- und Mut[illegible]
Und all der puren Arbeiſterei.
Gott und ſeine Geiſter ſtehen euch bei,
Gnädige Herrſchaft, mit ihren Gnaden!

(beide ab)

Autarkes.

Geht. So ſeichten Geſellen kann ich nicht ſchaden.
Ich folge, bedarf freies Himmelslichts,
Ihr der Entfernung meines Angeſichts.
Ihr müßt euch erſt über mich beſinnen,
Dann können wir wieder von vorne beginnen;
Müßt euch erſt unzügelig gebehrten,

Soll aus dem Chaos luſtige Schöpfung werden.

(18.)

Geranos.

Meiner Six! das heiß ich ein Sprechen!
Das Herz im Leibe mögt' einem brechen.
Mir iſt, als wenn der Sturmwind weht
Und mein ganzes Haus zerhadert ſteht,
Alſo wirbelt mir's rund im Kopf;
Scheine mir jetzt ein gemeiner Tropf.
Wär' ich nicht alt, ich reiſte nach hin
Studiren gen Anemopolin,
Daß ich lernte die Zauberei
Solcher herrlichen Philoſophei.
Will mir freilich manches nicht ein,
Aber es muß was großes ſeyn,
Was hier unten keiner verſteht.

Picus.

So weiß den Wind, woher er weht,

Bis auf heute keiner zu deuten.
Günſt'ger Patron, mit Worten läuten,
In Formeln verhüllen, mit Sprüchen klappern,
Was keiner verſteht, am lauteſten plappern,
Zu dociren, wovon man nichts weiß,
War ſeit Adams Flucht aus dem Paradeis,
Womit auch uns das ſchöne Leben zerfallen,
Stets die einträglichſte Kunſt von allen.
Sechstauſend Jahre hat man nun bald von Gott
Das Daſeyn demonſtrirt zum Kinderſpott,
Beinahe ſo lange ſucht man die Stelle,
Das geheime Plätzchen, wo brennt das helle
Flämmchen, welches man Seele nennt:
Und heute noch ſind die Herren nicht klüger
In dieſem, als der ſchlechteſte Pflüger.
Spräche nur, was er weiß, ein jeder,
Leer ſtünde manches Tauſend Katheder;

Mancher, der jetzt nach den Sternen ſchaut,
Müßte lernen, wie man Kohl und Rüben baut.
Ich ſage darum nicht, daß an Philoſophei
Kein einzig gut Haar zu finden ſei,
Soll auch nicht alles Narrheit heißen,
Womit uns an die Köpfe zu ſchmeißen
Eurem Sohn im heiligen Eifer gefiel.
Auch wir waren nicht immer ſo kühl,
Als jetzt. Die Jugend iſt impertinent
Und giebt uns heiß, wovon heiß ſie brennt.
Muß es dem Jüngling zum Ruhme ſagen,
Er hat mir einen Funken ins Herz geſchlagen,
Der tief die Neugier mir erweckt,
Was doch wohl hinter den Worten ſteckt,
Hab ſie gehört in ſeinen Schulen.
Und kann er mir ſein Geſpinſt auch ſpulen,
Mag er wohl ein großer Doktor ſeyn.

Gnäd'ger Patron und ihr Damen fein,
Euer Diener. Da geht er draußen ſpazieren,
Wollen ein Zwiegeſpräch mit einander führen.
(ab.)

Gerania.

O Schmerz, der mir das Herz zerreißt!
Solche Brut konnte kommen aus meinem Neſt?
Ohne Chriſtenthum und gottlos
Aus meinem Schooß makellos?
So mußte Dich, Alter, der Feind bethören.
Zuerſt kam der Doctor Erasmus
Und gab den Knaben den Anſtoß
Von fremder Lehr' auf's junge Gemüth.
Mein Aug, das immer mütterlich ſieht,
Sah in dem Griechiſch und Latein
Voraus die ewige Höllenpein.
Sie hatten der klugen Bücher genug.

Da

Da lag denn das Evangelienbuch,
Der Pſalter und die heilige Bibel;
Die lehren ſie mir das böſe Uebel.
Ja hätt' ich nicht fleißig darin geleſen,
Der Staub darauf wäre zu dick für den Beſen.
Nachher, was ich mir auch das Haar zerriß,
Reiſten ſie nach Annapolis.
Da haben wir nun die ſchöne Geſchichte,
Ah, Alter, Deines Hochmuths Früchte;
Haſt der Kinder Seelen auf Deinem Gewiſſen.

Geranos.

Ich mögte mich vor Aerger bepiſſen —
O über das elende Weibergeſchrei!
Was kümmert Dich die Philoſophei?
Für Dich ſind des Katechismus Sprüche,
Und was über dem Keller iſt und der Küche

Und über dem Evangelienbuch,
Davon bleibe, ſo Du biſt klug!

Monedula.

Herr, ihr begegnet der Frau nicht fein.
So lange trug ſie im Herzen Pein,
Nun ihr der liebſte Sohn gekommen
Und ſie ihn zärtlich ans Herz genommen,
Thut er ſo beißig und ſo fremd,
Das wohl eine fremde Bruſt beklemmt.
Geſteht es nur, das war nicht hübſch.
Auch euch ſelber kam er gar ſchnippſch.
Ich weiß nicht, wie ihr ſolche Philoſophei
Noch tragen könnt. Bei meiner Treu,
Kömmt mir alſo der Graculus,
Ich banne ihn vom Bett und Kuß.

Geranos.

Nun, darüber wird er ſich nicht erſchießen.
Aber, kleines Nichtchen, ſchon wieder fließen
Die Thränen und biſt ſo nah am Ziel?

Ich glaube, Du weinſt auf dem Hochzeitpfühl.
Ihr Weiber ſeid doch närriſche Dinger.

Neanis.

Mir thut's bis in den kleinſten Finger,
Mein Oheim, unbeſchreiblich weh.
Alles macht mich traurig, was ich ſeh,
Die gute Mutter, ihr ſelbſt und ich:
Uns kommt keine Freude ſicherlich.
Der Vetter ſo vielgelehrt und fremd —
O wenn mein Pteryx mir auch ſo kömmt,
Ich muß vor bitterm Jammer ſterben.

Geranos.

Da ſteht es ſchlecht um die jungen Erben —
Kind, mach mich doch erſt zum Großpapa.
Doch horch! die Thüre klinget ja —
Am Ende wird es der Liebſte ſeyn.

Pteryx (zu den vorigen, fährt auf Neanis zu und drückt ſie heftig an ſich.)

So hab' ich Dich, Du meine Wonne, wieder?
Dich ſüßen Inhalt meiner ſchönſten Lieder?
All meines Lebens ew'gen Wiederſchein?
Die Schmerzensluſt, die bitterſüße Pein?
Komm an mein Herz, Du ſchönſter Stern der Sphären!
Von Deinen Lippen laß mich durſtig zehren,
Aus Deinen Augen ſchlürfen Himmelsſtrahl,
Aus Deines Buſens ſprudelndem Pokal
Unſterblichkeit der Uraniden trinken
Und ſo in ſeel'gen Flammen unterſinken.

(Drückt ſie heftiger an ſich.)

Neanis.

O mein Geliebter! mein Pteryx!

(Sie wird blaſſer und blaſſer und ohnmächtelt.)

Geranis.

Sie ſtirbt vor Beklemmung — Armes Kind!
Dohlin! Dohlin! Waſſer! Waſſer! geſchwind!

Monedula.

Für ſie bin ich immer ſchneller, als Wind.

(will fort.)

Pteryx.

Bleib hier! Laßt ſie in dieſem ſüßen Schlaf,
Dem ſeligſten, den ſüße Liebe giebt.
Wer ſolchen Schlummer ſtört, hat nie geliebt,
Weiß nicht, wie furchtbar ſüß uns Amor traf.
So lag Endymion am Hügel grün,
Auf deſſen Jugend Luna zärtlich ſchien,
Die Liebesgöttin bei dem ſchönen Jäger.
Das Unheil treffe ſolches Traums Erreger!

(Nach einer Pauſe)

Seelige Götter,
Schauet von oben,
Zärtliche Götter,
Schauet herab.
Schauet die Anmuth,
Die Liebe gewebeu;
Laßt einſt ſo ſeelig
Mich ſinken ins Grab.

(Neanis beginnt ſich zu erheben.)

Schlägſt Du die Lieder auf, mein ſüßes Leben?
O melde, was Dein Aug' im Traume ſah.
Warſt Du dem ſiebenten der Himmel nah?
War auf Elyſiums Flur Dein Schattenſchweben?
Komm her! noch iſt uns Irdiſches gegeben,
Der ſchöne Tag der Jugend iſt noch da.
Laß Deine Bruſt, die ich als Knoſpe ſah,

Als Blüthe luſtig mir entgegen beben.
Reich mir die rothe, fruchtgeſchwollne Lippe,
Den Wonnebecher ungeſtillter Luſt,
Woraus ich ewig unerſättlich nippe.
Im Hades aſchenfarbigem Geſtrippe
Singt keine Nachtigall, liebt keine Bruſt —
Nimm Du das Süße, ſonſt nimmt es die
Hippe.

Geranis.

Sohn, ſiehſt Du nur das Eine Angeſicht?
Kennſt Du Deinen Vater und Mutter nicht?
Auch zu mir! nur Einen von den Küſſen,
Von deren Feuer ſie wird verbrennen müſſen.

(Sie will ihn zu ſich ziehen, er aber erwehrt ſich deſſen.)

Pteryx.

O laßt mich, Mutter! Die Stunden fliehen,
Alle Blüthen müſſen mir in Einer blühen,
Alle Liebe faſſ' ich in Einer zuſammen

Und drücke ſie heiß an des Herzens Flammen.
All meine Sonne, die auf dieſe ſcheint,
Auch euch freundlich und den Vater meint;
Ich lieb euch alle, doch in der Einen
Größten Liebe müſſet ihr all erſcheinen. —
O Sonnenſchein! o Frühlingswind!
Hinaus ins friſche Leben, Kind!
Daß Dir der Buſen klopfe frei,
Das himmliſche Aug voll Himmel ſei,
Führ ich Dich hinaus in den Mai.
(beide ab, er ſie halb tragend.)

Geranis.

Auch der! Du arme Mutterbrunſt!
Alle Liebe zerfliegt Dir in Dunſt,
Muß wie ein Waſſer im Sand verſiegen
Und mögte brünſtig zum Meere fliegen.
So iſt die Jugend, ſie ſieht nicht, noch hört,
Iſt jeder nur auf ſich ſelbſt gekehrt.

Ja hätt' er mich nur angeſehen,
Gab ſchöne Worte und hieß mich gehen —
Kinder! Kinder! das geht nicht gut.
Unheil folget auf Uebermuth.

(ſie weint.)

Geranos.

Alte Du wirſt kindiſch, ich ſag Dirs frei.
S' iſt gar kein Wunder noch Tadel dabei.
Leute in Liebe ſind wie blind.
Auch iſt die Nichte ein allerliebſtes Kind
Und unſer Pteryx ein Poet.
Wer nur etwas von Poeterei verſteht,
Findet dies alles leicht und natürlich.

Monedula.

Mir auch ſcheint der junge Herr recht zierlich.
Und käme mir mein Graculus ſo
Zurück, ich ſchüttelt' das alte Stroh
Noch einmal, machte die Stirne glätter.

Einen Poeten zum Mann — daß dich das Wetter!
Wie würd' in Liedern und Elegien
Mein Nam' unter allen Hecken blühen,
In alle Linden geſchnitten ſtehn!

Geranos.

Ich habe im Leben ſchon manchen geſehn,
Sie haben ſich ſelten, wie andre Leute.
Laß darum, Mutter, das Trauergeläute.
Gewiß der Pteryx iſt nicht ſo ſchlimm.
Aber das iſt eben der Begeiſterung Grimm,
Daß ſie uns andre nicht ſehen noch hören.
Ihr Leben iſt immer auf den Sphären,
Zu eng verſchloſſen im Erdenraum,
Haben ſich drum wie Leute im Traum.
Ich war ein Bube, da kannt' ich ſo einen
Hänfling, ſeßhaft in unſern Hainen,
Einen Geſellen ungewöhnlichen Schlags:
Der ſang des Nachts und ſchlief des Tags.

Machte in der Luft ungewöhnliche Kreiſe;
Brauchte nie harte Körner zur Speiſe,
Sondern trank Thau und Blüthen aß.
Selbſt ſeine Sippſchaft ihn vergaß,
Haßten den Sonderling zum Morden,
Meinten, er ſei ein Narr geworden.

Geranis.

Das mein' ich vom Pteryx auch.
Denn, wer ſo wider Sitte und Brauch
Anläuft, Vater und Mutter nicht kennt,
Den man mit Recht einen Narren nennt.

(Skops tritt ein, flüſtert Geranos etwas zu und geht.)

Geranos.

Sag dem Boten, ich werde gleich bei ihm
ſeyn.
Alte, eben kömmt mir Nachricht ein
Von Diopetes und Graculus,
Die ich auch hereinbugſiren muß.

Der Greif vor dem Karren gefallen iſt
Eine Meile von hier, daß ihr es wißt.
Will mich nun ſelber hinaus bemühen,
Ob wir den Wagen von dannen ziehen.
Es wäre ſchade, wenn die Bibliothek
So ſtecken bliebe in dem Dreck.

(ab.)

Geranis.

Daß ſie der Feind zum tiefſten Grund
Der Hölle zieh hinab zur Stund!
Ihm gehört der beſte Theil daran.
Auch wäre der alte Narr, mein Mann,
Der Unheilſtifter, nichts beſſers werth —
Du aber, Dohlin, komm mit mir!
Iſt gleich Trauer und Kummer hier,
Müſſen wir doch die Hände rühren,
Den Abendtiſch mit ſchönen Schüſſeln zieren,
Auf dem Herd erwecken des Feuers Strahl,
Die Aale ſcheuren glatt zum Mahl,

Der Schlange das Fell über die Ohren ſtreifen —
Haſt Du die Skops nach Pfeffer geſchickt?
Und ſind die Froſchkeulen wohl geſpickt?

Mondula.

Alles that ich, wie Du befahlſt.

(beide ab.)

Vierter Auftritt.

Autarkes, Picus. (draußen tiefſinnig wandelnd.)

Picus.

Aber mir das Haar zu Berge ſteht.
Wo bleiben wir denn mit den Naturgeſetzen
Und allen den ſchönen moraliſchen Schätzen,
Wodurch ſich Ordnung und Zucht erhält?
Zu einem Chaos machſt Du die Welt.

Autarkes.

Das iſt eben meiner Lehre Majeſtät,
Daß ſie zuerſt Dir den Kopf verdreht,
Denn nur durch Kampf und lange Pein
Geht man in das Reich Gottes ein.
Bei eurer Philoſophie war das nicht.
Man konnte mit Mondſcheinsangeſicht
Mit vollen Waden und dicken Bäuchen
Gar bequem den tiefſten Grund erreichen.
Sie ſchieben alles zuletzt auf den lieben Gott
Und die liebe Zeit — da hat's nicht Noth;
Es kömmt ja die lange Ewigkeit,
Da iſt zum Philoſophiren Zeit.

Picus.

Was Du ſprichſt, reitzt alles mich wunder-
lich,
Auch bin ich von Natur ſehr zunderlich
Für Spekuliren und Philoſophei;

Aber bei euch iſt auch alles neu;
Den lieben Gott ſolltet ihr doch laſſen.

Autarkes.

Wie Dich wieder die alten Grillen faſſen!
Wie den Wahnſinnigen, der vernünftig iſt,
So lang' er ſeinen feſten Punkt vergißt,
Sobald aber jemand dieſen berührt,
Die volle Narrheit in ihm regiert.
Grade euer Gott muß zuerſt hinab.
Mit ihm fällt der ganze Plunder ins Grab,
Womit man ihn manch Jahrtauſend beladen,
All der alte unheilbare Schaden,
Und eine neue Welt erſteht.

Pius.

Aber ſagt, wie dieſe Welt beſteht
Ohne den weiſen Schöpfer und Lenker?

Autarkes.

Da ſieht man wieder den flachen Denker.
Sie beſteht, wie ſie ewig beſtanden,

In Freud und Leid, in Mühen und Schanden,
Im Vulkanesprudeln und Blumenſprießen,
Im Kinderzeugen und Blutvergießen.
Was macht denn ſo weiſes euer weiſer Gott,
Das nicht wäre jedes Kindes Spott?
Beſeht euch einmal, wie ihr euch rettet,
Wenn ihr alles an Weisheit und Güte kettet
Und an die weinerliche Barmherzigkeit!
Um ſolchen Gott iſts mir keine Minute leid,
Daß ſeiner die Welt iſt ledig worden.
Das iſt nun einmal den ſchaafigen Horden
So eigen, es ſoll alles zierlich und fein
In die Zwangſtiefel der Moral hinein;
Aber die taugten kaum einem Poſtillion,
Er wäre lahm auf der erſten Station.
Die Welt iſt mir einmal da, weil ſie iſt.
Was die Blüthen treibet aus ihrem Miſt,

Was

Was die friſche Bruſt mir in Kühnheit hebet,
Das hat kein ird'ſcher Verſtand erſtrebet.
Eines feſt muß ich ſetzen durchaus,
Sonſt läuft mir alles zu Waſſer aus.
Ein ſolches Feſtes iſt mir gegeben,
Ich nenne es die Welt, das Leben;
Dieſe beiden ſind, weil ſie ſind.
Wer was weiter weiß, der macht Dir Wind.
So bin ich auch, bloß weil ich bin,
Und treibe mich zu nichts Feſtem hin,
Hänge nichts an den künftigen Sonnenſchein;
Was ich ſeyn will, haben mag, iſt mein;
Bin mir ſelber Geſetz und Gebot;
Die Welt ſtirbt mit, ſo bin ich todt.
In mir iſt die höchſte Nothwendigkeit;
Ich weiß nichts von der ſeligen Ewigkeit,
Nichts von Buße, auch nichts von Sünde:
In mir ich den Gott und den Teufel finde—

So trag ich hoch und göttlich Gemüth.
Doch dort mein Auge den Pteryx ſieht
Mit ſeiner thränenſüchtigen Schönen.
Das paßt ſchlecht zu unſern männlichen Tönen,
Laß in den Buſch uns abwärts gehn.

Fünfter Auftritt.

Pteryx, Neanis.

Neanis.

Mein Geliebter, ich ſage Dir's frei,
Manches an Dir mir ſcheinet neu
Und nicht recht mir zum Herzen will.
Du wareſt vormals ſo fromm und ſtill,
So lebensfröhlich und auch beſcheiden,
Lieber ich ſo Dich mogte leiden:

Stand Dir nicht ſo offen des Mundespforte,
Aber Du ſpracheſt viel auch ohne Worte,
Bei mir vor allem warſt Du lieb und ſtumm.
Da war mir die Welt ein Elyſium,
Du meine Sonne, der Tagesſtern,
Um welchen ich wandelte ſo gern.

Pteryx.

Vieles muß ſich nun einmal ändern —
Das ſollteſt Du wiſſen am Haarputz und Bändern
Und all der flatternden Ziererei,
Die euch Mädchen wird jede Woche neu.
Damals war ich ein dummer Knabe.
Nun ich die weite Welt geſehen habe,
Gar tief auch mancherlei ſtudirt,
Alles Leben ſich anders um mich rührt,
Auch alles in mir ſich anders bewegt.
Aber was immer nur Eine Farbe trägt,

Du Süße, das iſt die heilige Liebe.
Eh ſchöpfeſt das Meer Du aus mit dem Siebe,
Als Du meine Treue ergründeſt;
Und daß Du zum Räthſel den Schlüſſel findeſt,
So wiſſe, manches geziemt dem Manne,
Wovon der Knabe nur ſchweigen kann.

Neanis.

Nie hab' ich an Deiner Treue gezweifelt,
Aber Du ſagteſt, die Welt ſei eingeteufelt,
Auch zerſtäube das Grübeln, die Gründlichkeit
Des Wiſſens des Herzens Kindlichkeit.
Mir däucht, es ſey Dir auch ſo begegnet
In der Welt, wo das Schönſte verregnet,
Der Hagel die zarten Knoſpen zerbricht,
Die als Blumen wollten ans Sonnenlicht.

Ich bin traurig darüber, doch liebe Dich nicht minder.

Pterys.

O lieblichſtes aller lieblichen Kinder!
Engliſche Huldin an Geſtalt!
Wie lieb' ich Dich mit ſüßer Gewalt!
Du biſt die Sonne, die mir die Welt
Mit unendlichen Flammen helle;
Alles Schlechte vor Dir muß weichen,
Alles Zwieträchtige mit Dir ſich gleichen.
Wie zum Lichte ſtreben die Blätter,
Zu ihrem Aether die ſeligen Götter,
Der Fiſch zum Waſſer, die Biene zum Klee,
So lechz' ich, in die wogende See
Deines wallenden Buſens zu ſtürzen,
Meine Arme um den Leib Dir innig zu ſchürzen,

(Umſchlingt ſie feſt)

Meine Augen in die Lichter der Deinen zu
tauchen,
Mein Leben auf Deinen Lippen zu verhauchen.

Neapis. (Sich ſträubend)

O laß mich mit Deinem verzehrenden Feuer!
So grimmig faſſet die Taube der Geyer,
Als Du mich feſt an den Buſen drückſt,
Mit funkelnden Augen auf mich blickſt.
Laß mich! ich ſuche der Tante Haus,
Ich halte dieſe Flammen nicht aus.

(Sie windet ſich los, eilt fort, er ihr nach.)

Sechſter Auftritt.

Geranos, Graculus, Diepetes, dann
Gerania, Monedula, Skops.

Geranos.

Nun endlich bald — Gott Lob und Preis!
Das koſtet dem alten Manne Schweiß.
Wenn es nicht um die loſen Töchter wäre,
Der Wagen ſtünde noch bei meiner Ehr.
Nun wie iſt Dir ums Herz, mein Graculus?
Wäſſert's Dir auch nach dem erſten Kuß?
Monedula hat ſich drauf geſpitzt,
Ihr Aug in neuer Jugend blitzt,
Ihr Bett gleich einem Brautbett ſteht.

Graculus.

Herr, wie der Sinn jetzt höher geht.
Auch ich war vormals ſklaviſch gefeſſelt,

Jetzt iſt die Leidenſchaft [illegible],
Bin gar geworden ein andrer Mann,
Faſſe alles in ſtiller Ruhe an.

Geranes.

Ueber den Alten! Ha! Ha! Ha!
Nun beſſer iſt [illegible].
Mein Diopetes, mein Knabe,
Du ſiehſt aus, als gingſt Du zum Grabe.
Sollſt lieb Mütterchen wiederſehn,
Auch die alte Chope, die Dir oft ſchön
Pflegte Birnen zu machen und Nüſſe zu knacken,
Auch wohl apart einen Kuchen zu backen.
Mein Knabe, nicht ſo traurig ſei.

Diopetes.

Vater mir kömmt ſo mancherlei
Aus alten Tagen an das Herz,
Laßt mich immer in meinem Schmerz.
Ich denke zurück ans Land der Winde

Und hier alles ſo gar anders finde.
Es regt ſich in mir eine Zwietracht,
Die die tiefe Bruſt mir blutig macht.
Mich dünkt, ich ſollte ans Herz euch fallen,
Aber hör' ich eure Zungen ſchallen,
Seh ich den leichtern Spaß auf eurem Geſicht,
Ich muß dann zurück und darf es nicht.
So ſteht alles bei mir im Treiben,
Möchte fliehen und muß doch bleiben,
Möchte faſſen und kann nichts halten,
Will ſich mir nirgends die Welt geſtalten.

Geranos.

Mich dünkt, daß Melancholei
In meinem jüngſten Knaben ſei.
Sprich, Geranos, Du biſt für ihn der Mann —
Wie ſolchen Trübſinn er gewann?
Sein Antlitz iſt ſo bleich und ſchüchtern.

Sein Blick ſo gleich gelöſchten Lichtern,
Sein Haupt ſo geſenkt, ſein Flug ſo lahm,
Sein Weſen ſo blödlich und voll Schaam,
Daß es mich inniglich betrübt.

Graculus.

So tiefſinnig iſt, wer das Höchſte liebt.
Die hohe Sehnſucht nach den Sphären
Thut den Knaben alſo verzehren;
Iſt noch nicht durch, aber hoch die Tendenz.
Wer ſolch Weſen begreift, erkennt's.
Klangeinon ſprach es, das ſeltne Haupt,
Solch Leben ſei mit ewigem Grün umlaubt,
Und finde es nie ſeinen Lenz auf Erden,
So müſſ' es durch Untergang Beiſpiel werden;
Nur in erhabner Daſeynsverrichtung
Sei heiligen Lebens hellſte Lichtung.
Es iſt wahr, zu unendlich faßt er die Welt,
Die er nur immer als Blüthe hält,

Hat vor dem Böſen ein heiliges Grauen,
Kann darum noch keine Schranken ſchauen.
Aber löſt er die höchſte Antitheſis
Der groſſen Extreme zur Syntheſis,
Find't er ſeinen Archimedespunkt auf Erden,
So muß er ein lumen mundi werden.

Geranos.

Der Daus! wie ſich das Latein vergißt!
Man hört, daß Du Doktor worden biſt,
So tiefe Rede Dein Mund jetzt führt.
Sei hiemit herzlich gratulirt.

Graculus.

Ich danke, hochgeneigter Patron.
Hat mir auch Müh gekoſtet gnug.

Geranos.

Dafür ſprichſt Du nun auch wie ein Buch.
Und ſtellte mir einer zu ſagen frei,
Wer von euch beiden gelehrter ſei,
Autarkes, oder Graculus,

Ich wie ein ſtummer Hund mich ſchämen muß.
Verſteh von beiden wahrlich gleich wenig.

Graculus.

O Herr, ein Philoſoph iſt ein König,
Ein Gott, ja größer, als ein Gott.
Der Klugen Neid, der Narren Spott,
Der Weiſen Troſt, der Thoren Verblendung,
Aller Dinge Beginnen und Endung,
Ohne ihn iſt, was iſt, gar nichts.

Geranos.

Bei dem langen Bart Deines Angeſichts!
Alter Freund, da muß ich Dir widerſprechen.
Ohne Dich alſo wäre kein Fiſch in den Bächen?
Heut Abend kein Braten auf dem Tiſch?

Wahrhaftig, Du behaupteſt friſch,
Aber gar ſchwer beweiſt ſich das.

Graculus.

Das zu beweiſen iſt ein Spaß
Für den, der Dialektik kann.

Geranos.

Ja damit kommt ihr uns immer an,
Mit den Worten, Syntheſis, Dialektik,
Tendenz — daß euch alle die Hektik!
Ich verſteh auch noch ein wenig Latein. —
Da wir ſind da. (ruft:) Wer läßt uns ein?
Holla He! macht auf! iſt niemand da?
He, Skops! Skops! Monedula!

(Geranos, Skops, Monedula zugleich an der Thüre.)

Juchhe! da ſind für Eine drei.
Sieh, Graculus, welche die Deine ſei.

Diopetes. (ſeiner Mutter in die Arme ſtürzend)

Mutter! Mutter! Dich grüßt Dein Sohn

Geranis.

Mutter! o welch ein ſüßer Ton!
Ja wohl Du warſt immer mein beſtes Kind,
Die andern alle zu klug geworden ſind,
Kennen ihre alte Mutter nicht mehr.

(Langes Umarmen. Schweigen.)

(Erasmus und Monedula haben unterdeſſen von ferne ſich angeſchaut, wie es ſcheint, erwartend, wer zuerſt beginnen ſolle, endlich beide:)

Monedula.

Nun dafür hab ich mich ſo geſchmückt?
Und tauſendmal durchs Fenſter geblickt?
Dachte Dich auch ſo ein bischen heſtetiſch —
Wie nennen ſie's doch? — verliebt und poetiſch,
Zärtlich, wie den freundlichen Perrer,
Schnell, wie das Blinken des Augenblicks,
Mir in die offenen Arme zu ſtürzen,
Die Freude mit ſüßen Worten zu würzen.

Steh Dich krank, Du hölzerner Block!
Ich trag' heut auch meinen Sonntagsrock —
Wir Weiber wiſſen wohl, was wir ſind.

Geranos.

Sie ereifern ſich, liebes Kind,
Müſſen wiſſen, Sie ſind Frau Doktorin.

Monedula.

Den Quark werf' ich ihm vor die Füße hin
Zuſammt dem Mantel und garſtigen Bart;
Dafür verleugnet er Männerart,
Meint, wir ſollen ihm entgegen kommen.
Der Fiſch war durch manches Waſſer geſchwommen,
Freund, eh Du ihn gefangen haſt.

Geranos.

Iſt, als wenn der Paſſer mit mir ſpaßt;
Herzliche Kurzweil macht ihr mir.
Aber, Herr Doktor, was ſagſt Du ihr
Nicht wenigſtens freundlichen guten Tag?

Graculus.

Herr Patron, das Weib iſt der Bach,
Der ſich immer luſtig ergießen ſoll.
Es dürſtet der Sand, doch kömmt er wohl
Zum Waſſer? das Waſſer kömmt zu ihm.
Doch freut mich, daß der Leidenſchaft Ungeſtüm
Sich zu ſolcher Ruhe beſänftigt hat;
Dachte, ſie würde wie ein Feuerrad
In freudigen Wirbeln ſich gleich um mich drehen.

Monedula.

Daß Dir die ſchönen Gedanken vergehen!
Darnach biſt Du mir auch anzuſehen.
Was ſo ein alter Kahlkopf doch glauben mag!
Geh! geh! ich werde zu keinem Bach,
Bin auch nicht das Waſſer, das zu Dir will.

Graculus.

Graculus.

Des Mannes Kraft iſt ſtark und ſtill,
Das Weib ſich um ihn leicht bewegt,
Ihm Liebe zum ſtarren Buſen trägt.
Er iſt das Mark und ſie das Blut,
Sie das Gefühl und er der Muth,
Er die Geſtalt und ſie das Leben.
So iſts in die Elemente gegeben,
So lehret uns die ganze Natur.

Monedula.

Du lehrſt mich, daß Narrheit in Dich fuhr
Mit Deiner eitlen Doktorei.
Will gehn zur Küche, rühren den Brei
Und hören die Schlangen im Keſſel ziſchen.
(ab)

Graculus.

Wie im Weibe ſich die Extreme miſchen!
Man gebraucht ſchon ein kühles Blut,
Sonſt reißen ſie uns hinein den Muth.

Herr Patron, auch ich will gehn,
Auszupacken die Bücher ſchön —
Sind des Gelehrten zweites Leben.

Geranos.

Ich gehe mit, ſie euch zuzuheben,
Seh für mein Leben gern hübſche Bücher.

(beide ab.)

Skops. (zu Diopetes)

Nun, junger Herr, ihr kennt mich nicht mehr?

Diopetes.

O alte Skops! freilich verändert ſehr,
Aber doch lieb aus alten Tagen,
Habt mich oft freundlich auf dem Arm getragen,
Manchen guten Biſſen mir zugeſteckt;
Euer Gedächtniß ſich lieb in mir erweckt.
Die Hand her! ich freu' mich, euch zu ſehn.

Skops.

Sagt ichs nicht? Ihr waret immer ſchön.
Die andern wollen mich kaum noch kennen.
Nun will ich ſchnell zu dem Feuer rennen,
Daß der Braten am Spieß nicht Schaden nimmt.

Diopetes.

O Liebe, wo nicht Dein Funke glimmt?
Dies arme niedergetretene Leben,
Jung und alt geworden in der Aſchen eben,
Nie erfreut durch den Strahl des Sonnenlichts —
O liebe Mutter, keiner ſpricht's,
Was es für ein Ding um die Liebe ſei.

Geranis.

Mein Jüngſter, auch ich fühle dies neu,
Seit ich Dich wieder an mich drücke.
All mein Kummer ſchwindet mit Einem Blicke

Aus Deinem Auge, ſo freundlich lieb.
Muß Dir's bekennen, ich war ſehr trüb,
Schlecht gebrauchten mich Deine Brüder.

Diopetes.

Mutter, ich find' euch auch ſo wieder,
So fromm und ſtill, als ich euch verließ,
Wie die Unſchuld, eh ſie vom Paradies
Mit Adam ward hinausgetrieben,
All dies geduldige Tragen und Lieben,
All dies Leben, zum Himmel gekehrt —
Mutter, ihr ſeid mir ſehr ehrenwerth.

Geranis.

Lieber Sohn! (es klingt etwas drauſſen)
Doch horch! wie es in der Küche klingt!
Wenn die Frau nicht um den Herd herumſpringt,
So geht alles gleich durch einander.

(ab.)

Diopetes. (allein)

O Leben, wie rinnet Dein Mäander
Gar in einander verſchlungen und bunt!
Immer wird mir das Herz im Buſen wund,
Wenn ich in Deine Wirbel ſehe.
Wo iſt die Tiefe, wo die Höhe,
Wo die Linie, wo man ſtehen muß?
Wo das Entbehren, wo der Genuß?
Darf ich ſchon brechen ſeine Blumenſtengel?
Darf ich ſchon ſtreben hin zum Engel?
Oder brauch' ich auch etwas vom Teufel?
So treiben mich immer Sehnſucht und Zweifel,
Es wogt um mich, wie ein wildes Meer:
Das Herz will alles und bleibt doch leer,
Jemehr ich mit inniger Bruſt umarme,
Deſto minder ich im Buſen erwarme —
Die gute Mutter, fromm und kindlich,
Alles Irdiſche haltend ſündlich,

Sich zu den Sternen der Zukunft hebend,
Wenig Liebe empfangend, viele gebend,
Gebunden im engen Erdenkreiſe
Immer nur denkend die Himmelsreiſe:
So iſt ſie und iſt doch nicht glücklich;
Das Irdiſche faſſet ſie augenblicklich,
Fällt immer mit tiefem Schmerz zurück. —
O Diopetes, wäre das Dein Geſchick! —
Ich muß hinaus ins Weite der Himmelsauen,
Mir Kraft in die blutende Bruſt zu ſchauen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Paſſer, Vireo, dann Graculus, zuletzt Geranos und Picus.

Paſſer.

Ja wohl iſt's hier ein ſonderlich Leben.
Wird ſich draus mancher Scherz ergeben,
Mancher Schwank aus dem Dinge ſich machen laſſen,
Wie ſie alles in die Philoſophei einpaſſen:
Leben luſtig in der Faulheit Majeſtät,
Während die alte Madonna am Spieße dreht

Und der Herr hinaus muß zum Fröſchefang.
Könnt' ich ſo leben mein Lebenlang,
Ich ſtudirte heute noch Philoſophei,
Disputirte als Doktor von Arbeit mich frei.

Vireo.

Auch meine Wenigkeit kann's nicht begreifen,
Am Ende es uns ſelbſt noch droht.
Erſt drei Tage her — und ſchon das Gebot,
Nicht mehr Mücken zu fangen in allen Hainen.
Auch mit den Frohnen ſie's ſtrenger meinen,
Als die alte Herrſchaft. Wäre mir nicht
Das Neſtvoll, das mir das Herz zerbricht,
In die weite Welt ging' ich gleich hinein.
Der Teufel mag hier Pfahlbürger ſeyn,
Droht ein Umſturz dem ganzen Regiment.

Paſſer.

Wie Dich doch gleich die Arbeit brennt!
All der Spaß, der ſich ſtündlich mehrt,

Iſt wohl eines kleinen Schweißes werth,
Zu ſehen, wie bis in den Feuerherd
Der philoſophiſche Wahnſinn fährt.
Nicht Picus iſt worden ein Narr allein;
Auch in die Aſchenbrödel fuhr es hinein,
In die alte Skeps, ihr der Graculus
Die irdiſche Aſche ausklopfen muß.
Es war gar erbaulich anzuhören,
Wie ſie ſeufzeten geſtern zu den Sphären;
Der Abend war lau, hell der Mondenſchein,
Ich ſchlich mich leiſ' in die Laube hinein,
Wo ſie beide philoſophirend ſaßen,
Die Welt und ihre Geheimniſſe maßen.
Wäre ſie nicht ſo runzlicht und alt,
Man mögte — Doch ſieh er ſelber wallt
Daher im philoſophiſchen Flug
Gleich einem entblätterten Zauberbuch,
Zerriſſen und braun, womit ſpielt der Wind —
Sieh, wie ihm der Bart in Wellen rinnt!

Wie ſich die Augen grübelnd ſchließen!?
Er neigt den Kopf, er wird uns grüßen.

Graculus. (zu ihnen)

Ich grüß euch ſchön, ihr Männer zwei!
O himmliſche Philoſophei!
Muß auch in den Schwachen und Kleinen
Deine majeſtätiſche Macht erſcheinen?
Alle Dinge durch Dich werden anders ganz.
Dieſe ſtehen ſchon bei des Morgens Glanz
Hier mit einander ſpekulirend.

Paſſer.

Ha! Ha! Ha! Gevatter, das klingt ja rührend.
Verzeihet gnädigſt, Herr Graculus,
Seid geworden ein großer Doctorus.
Herr Doktor, ja wir ſpekulirten,
Aber über Dinge, die nah an die Erde rührten;
Wir ſprachen über das Regiment und Haus:

Der Alte muß endlich zum Thor hinaus,
Das hat er von eurem doktoriren.

Graculus.

Wie euch noch die niedrigen Sinne führen!
Ahndet nicht die große Nothwendigkeit,
Die Hoheit der Unbeſtändigkeit. —
Wie die Sterne halten den ewigen Wechſelreih'n,
Wird hier Kleines groß und Großes klein,
Rolle das Schickſal alles auf und ab:
Glück und Unglück verſchließt zuletzt das Grab.
Glückſeelig, wer in Kraft gelebt!

Paſſer.

Daß noch der Donner nicht über Dir ſchwebt,
Du alter grauer, verworrner Sünder!
Haſt ihm verdorben die braven Kinder,
Ihm zerrüttet das ganze Haus.
Mit dem erſten Strahle fliegt er aus,

Mit dem ſpäteſten kömmt er wieder heim.
Unterdeſſen ſchlürft Pierys Honigſeim
Von allen Blumen für Elegien,
Diopetes ſieht man im Haine fliehen,
Zu nähren ſeiner Liebe hohen Gram;
Autarkes bläſt unverſtändigen Kram
Voll Unſinn und [illegible]
Umher mit ſtolzem Siegsgeſchrei;
Du ſchwärmeſt um den Feuerwedel,
Um Skops, die ſchmutzige Aſchenbrödel —
Daß euch alle der Teufel hol'!

Graculus.

O Philoſophei, mein höchſtes Idol!
Du Speiſe, wornach ſelbſt Götter trachten!
Du lehrſt mich niedrige Zungen verachten.
Doch ſieh, wie der Herr in Kreiſen ſteigt
Mit Picus! — ſie philoſophiren vielleicht.

(Die beiden Krähen entfliegen, ohne dieſe Drei zu ſehen zu ſcheinen.)

Still! ſtill, ihr leidigen Schwätzer! ſchweigt!

Paſſer.

Wollen hören, wie weit die Narrheit reicht.

Picus.

Ich hätt' es nimmermehr gedacht,
Aber er hat mich ganz herumgebracht.
Sie ſcheinen mir hohes Geheimniß zu haben,
Nur daß ſie es ſo im Dunkel vergraben,
Das macht einem Müh bei dem Studium.

Geranos.

Auch mir geht es ſo im Kopf herum.
Bloß von dem vielen Sprechen und Hören,
Von dem Bücher aufſchlagen und immer ſtören,
Bin ich ein Philoſoph, wie mir däucht.
Iſt mir ſelbſt die unendliche Arbeit leicht,
Denkend, daß ich der Philoſophei
Ein treufleißiger Pfleger ſei.

Picus.

So wahr ich heiße Picus, der Specht,
Gönnt'ger Patron, da denkt ihr recht.
Die Weisheit, die die Welt ſoll lehren,
Muß auch die Welt mit Arbeit ernähren.
Mancher nährt bloß dadurch, daß er exiſtirt,
Ein anderer, daß er ſich rüſtig rührt.
Auch der Graculus, ſeit er Doktor iſt,
Was ihr ins Haus getragen, nur ißt,
Mag ſelbſt nicht mehr fliegen nach den Rainen.

Geranos.

Sie jetzt ich auch rufe zur Arbeit keinen,
Plage mich ſelbſt faſt überaus,
Während ſie luſtig halten Haus.
Ich denke, wann ſie ausphiloſophirt,
Jeder herrlich ſein eigen Haus regiert:
Denn hat nur erſt ein jeder ſein Weib,
Dies ſchon treibet zum Dienſt den Leib,

Jagt aus die Faulheit, wie Staub der Beſen.
Ich bin als Junggeſell auch ſo geweſen
Und konnte doch kaum Latein gut leſen.
Sie ſind nun bald vier Tage hier,
Ein jeder lebt nach ſeinem Plaiſir
Mit Spazieren und Bankettiren,
Versmachen und Philoſophiren.
Ein Paar ſondre ich nächſtens aus,
Sie brüten mir ſonſt Unheil aus,
Wie man ſagt, vor dem Neſte das Ei.
Pierys mit ſeiner Poeterei
Führt mir plötzlich die Muhme ſpazieren.
Du weißt ſelbſt, wozu Mondſcheine ſchönen!
Ich gebe die Leute zuſammen ſchnell.

Picus.

Recht ſo! er iſt ein raſcher Geſell,
Sie zur Liebe nicht minder freudig —

Immer der Elſe ſpielet ledig.
Je früher, je beſſer, hat mir gereut.

Grauner.

So hab' ich auch beſchloſſen heut.
Wenn ſich die Sonne zum zweiten Mal beugt
Im Meere, ſchimmert der Hochzeitsfahnen;
Der Pfarrer Jöns iſt ſchon beſtellt.
Doch daß ſich ein wenig verwundre die Welt,
Hab' ich mir ausgedacht die Freude,
Zu überraſchen die jungen Leute;
Sollen nichts von der Stunde wiſſen,
Wo ſie ins luſtige Ehjoch müſſen.
Du ſchweigſt — Hiermit lade ich feierlich
Lieber Nachbar, zur Hochzeit Dich.

Paſſer. (für ſich)

Dürft' ich dieſes auf mich auch deuten,
Wär's von dem Geſchwätz das beſte bei weitem.

Wie

Was hindert, daß ich ihm näher tret?
(laut) Gnäd'ger Herr, Gott laſs' euch friſch
und heil!

Gracculus. (für ſich)

Ihm alles nur auf die Kehle geht,
Geht auch nicht tiefer aus ihm heraus.

Geranos.

Ihr hört: Ich kann mich überaus
Mit Einem Klumpe von Rieſen zu ſchlagen.
Noch heute wenn es zum zweiten wird tagen,
Machet euch fertig zum Hochzeitfeſt;
Paſſer ſoll dann ſein eignes Neſt —
Doch [illegible]

Paſſer.

Zum Hochzeitfeſt? o ſüßer Ton!

Pica.

Werde unterthänigſt kommen, gnäd'ger Patron.

H

Geranos.

Aber ich erſtaune, Graculus,
Daß ich mit dieſen euch finden muß —
Laßt ihr euch ſo beſcheiden herab?

Graculus.

Der Weiſe braucht, was der Zufall gab,
Sei's auch zur Prüfung der Geduld.
Die Geſellſchaft war nicht meine Schuld,
Bin dazu gekommen im Reflektiren,
Wie die Schwalbe durch die offnen Thüren.

Geranos.

Ihr beide Herren bedankt euch ſchön.
Jetzt laſſet uns alle fürbaß gehn,
Uns zum feſtlichen Tage zu ſchicken;
Da iſt manches zu thun und zurecht zu rücken.
Vireo, ihr müſſet übermorgen
Für den Pfarrer den Vorſpann beſorgen,
Für Herrn Ibyx Hochwohlehrn.

Circe.

Was ich thun muß, das thu' ich gern.

(alle ab.)

Zweiter Auftritt.

Geranis, Monedula, Skops, Skoteine. (In der Küche und um den Herd geschäftig)

Geranis.

O Leben, du dürftiges Jammerbild!
Wann aus dir der lichte Funke quillt?
Längſt bin ich der thörigten Poſſe müde;
Im ſtillen Grabe nur blüht der Friede.
Schon lange wich er von dieſer Schwelle,
Die Unruh regiert an ſeiner Stelle,
Die Narrheit beſitzt die offnen Thüren,
Begehrt das Herrnſcepter zu führen.
Der Kopf iſt voll, das Herz iſt leer,

Kein Gehorſam und keine Liebe mehr;
Alles will auf Zerſtörung deuten —
Wir leben in den letzten Zeiten.
Da fällt dem alten Graukopf ein,
Soll übermorgen Hochzeit ſeyn.
Kaum iſt dazu Ein Pfähl geſteckt,
Keine einzige Decke ausgeklopft,
Keine einzige Fenſterraute gewaſchen;
Dazu wollen ſie hochzeitlich naſchen.
O weh uns unglückſeel'gen Frauen!
Weh den Sternen, die unſre Geburt beſchauen!
Weh allen, die zur Quaal uns gebohren ſind! —
Skeps! Skeps! wo biſt Du? komm geſchwind!
Die Suppe hoch über den Keſſel ziſcht.

Skeps.

Auch mir iſt nichts Schönes aufgetiſcht.

Da ſteht Skoteine, die ſchlechte Dirne,
Und leugnet mir mit frecher Stirne;
Daß ſie heint auf die Buhlerei
Mit Paſſer dem Spatz geweſen ſei.
Die Augen wie weit aus dem Kopf heraus!
Soll ſie Waſſer hohlen, ſie gießt es aus,
Streut Aſche für Salz mir auf den Braten
Und greifet für den Beſen den Spaten:
Da ſieht man, wie ſie geſchlafen hat.

Skoteine.

Mutter ihr ſcheltet früh und ſpat.
Ihr habt mich empfangen in Uebelthat,
Und bin ich ſo zum Schlimmen geneigt,
Warum ward ich in Sünden gezeugt?
Ich bin euch ſchlechten Dank dafür ſchuldig.
Auch mir ſchlägt das Herz ungeduldig,
Gefährlich iſt mir des Blutes Kraft:
Muß ſo umſonſt meine Jungfrauſchaft
Ohne die Hochzeitfackel verweinen.

Und wenn ſich andre in Liebe vereinen
Und dem Satan das Neſt zerſtören,
Muß ich Hurkind und Baſtard hören. —
Fühlet, wenn ihr könnt, wie das thut.
Was habt ihr in buhleriſcher Glut
Mich zu ſchnell an das Licht geſendet?
Mit eurem Schelten ihr ſelbſt euch ſchändet.

Elope.

Du Unverſchämte! Ein unſchuldig Kind
War ich, als Bube mich gewinnt.
Abgewendet von allem Böſen,
Konnt' ich in ihm den Verräther leſen?
Wir waren verlobt — weniger Monden Schein,
So ſollte die luſtige Hochzeit ſeyn —
Ich war zu ſicher in dieſem Vertrauen.
Er fing meine Unſchuld in einer der lauen
Nächte, die uns ſo gefährlich ſind,

Wo Mondſchein magiſch die Büſche umſpinnt,
Die regen Lüfte leidig und lüſtern
Durch die Blumen und Blätter flüſtern.
Darauf der Schelm mich Aermſte verließ,
Iſt jämmerlich geſtorben in Paris,
Wo gar viele Lazarethe ſind;
Meine eitlen Seufzer trug der Wind. —
Gott weiß, wie ich ſeither gefaſtet, gebetet,
Wie ſorgſam aus Dir das Unkraut gejätet;
Aber Du biſt, wie Dein Vater, ohn' Ehrgefühl,
Da hilft keine Vermahnung, kein Beiſpiel —

Skoteine.

Kein Beiſpiel? o Mutter, daß ihr ſchweiget! —
Was hielt euch denn geſtern ſo feſt gefä-
gat

Mit dem neuen Doktor, Herrn Graculus?
Man tritt die Kröte, bis ſie quäcken muß.

Monedula.

Was? was? mit dem Doktor Graculus?

Skops.

Daß Dich die Hölle, Du Undankbare!

(Er [illegible] ſie.)

Darum ſind mir grau geworden die Haare?
Zahnlos der Mund und runzlicht die Wangen?
Meine Schönheit am Feuerherde vergangen?
Du ſchlimme Schlange an meiner Bruſt!

Skateine.

Es iſt doch wahr. Nun ſchlagt mich nach Luſt.

Monedula.

Was? Skops mit dem Doktor Graculus?
Der Garſtige! ſo kalt gegen meinen Kuß!

So rein, wie droben die Himmelsgeiſter!
Der Schelm! ich würf' ihm den heißen Kleiſter,
(Auf den Brei zeigend, den ſie umrührt)
Käm' er, hinein in den Rachen heiß,
Womit er ſo heilig zu lügen weiß. —
Wart, alte Hexe! Dich will ich lehren,
Einen uralten Weiberfeind bekehren —
Nun ſieh, ob ich auch ſchlagen kann.
(Sie rüſtet ſich gegen Eſopk.)

Geranis.

Schäme Dich, Dohlin! gleich halte an!
Und geh mir wieder zu Deinem Brei!
Auch haltet die loſen Mäuler, ihr zwei!
Du, eines gottloſen Bettes arge Frucht!
Du Holzapfel ohne Sitten und Zucht!
Kannſt Du Deine Mutter alſo ſchmähen?
Das Leben gab Dir ihr Vergehen;

Manche Nacht hat ſie wach gelegen,
Dich groß zu ſäugen und zu pflegen,
Manchen heißen Tag ſich am Herd geplagt,
Manchen guten Biſſen ſich verſagt:
Und dies alles, Du Schlechte! für Dich. —
'S Geht alles jetzt gar wunderlich;
Nichts, als Zwietracht und Friedensbrüche
Von dem Pallaſte bis zur Küche;
Nirgends mehr Gottesfurcht und Zwang;
Der Schemel will ſchon ſeyn die Bank,
Der Topf im Verdruß den Grapen zerſchmeiſſen,
Und der Zaunkönig Adler heißen.
Daß ihr nur ruhig ſeid! ich geh,
Daß ich nach dem Brautbette ſeh,
Die Spiegel zierlich mit Roſen bewinde,
Fein die Gardinen ans Fenſter binde. —
Monedula, Du folgſt mir gleich.

Ihr andern beiden ſputet euch,
Daß es an Holz und Waſſer nicht fehle.
Auch den Frieden ich euch befehle.

Dritter Auftritt.

Diopetes, Neanis, von verſchiedenen Seiten, dann Pteryx.

Diopetes.

All meine Sehnſucht faſſet der Wind,
Ohne Geſtalt all meine Liebe zerrinnt.
Ich hoffte ſo viel von dem Vaterhauſe,
Aber auch da geht alles im Sauſe,
Das wilde Leben verſchlingt das Herz.
Selbſt das Höchſte wird ihnen Scherz
Und wo ſie lachen ſollten, ſie weinen.

Wo die Gemüther ſo ſchlecht ſich vereinen,
Da ſollt' ich geneſen meiner Pein,
Sollt' ich kräftig mich ſelbſt ergreifen?
Alle Stöße mich blutig ſtreifen,
Alle Worte mir Pfeile ſind.
Ach! ich fühl' es, ich bin ein Kind,
Wo die Brüder wie Männer ſtehen.
O ihr Sterne der Himmelshöhen!
Heiliger Mond mit deinem Strahl!
Träufelt Lindrung in meine Quaal,
Laßt mich klar in das Leben ſehen,
Lieber im raſchen Genuß vergehen,
Lieber vergehen in glühendſter Pein,
Als bloß Tropfen im Meere ſeyn. —
Doch da kömmt einſam Meanis,
Sehr traurig dünkt ſie mich gewiß,
Die holdſeeligſte aller Jungfrauen.
Wie thut ſie nach den Sternen ſchauen!
Auch etwas ihr liebes Mündlein ſpricht.

Verrathe mich nicht, o Mondenlicht!
Will näher treten, ſie belauſchen.

Neanis.

Mit euch kann ich freundliche Worte tauſchen,
Ihr Himmelslichter allzumal!
Ihr blicket mit verſchwiegnem Strahl
So freundlich auf die Erdenwelt:
Aller Kummer vor euch niederfällt,
Alles Stumme vor euch ſich ſchließet auf,
Alle Demuth zu euch ſich hebt hinauf;
Ihr klingt uns zu in milden Tönen,
Erreger des begrabnen Schönen.
Wann die Geiſter mit euch niederwallen,
Die Blättern flüſtern, die Wellen ſchallen;
Unterſinkend vergehet die Welt
Und alles, was ſie Arges enthält,
Alle Dunkelheit ſtehet gelichtet,
Alle Sünde liebend gerichtet,

Alle wilde Begierde ſchweigt,
Wie ihr euch zu uns niederneigt.

Diopetes.

O Jungfrau! Jungfrau! fromm und rein!
Welcher Himmelsſeele Wiederſchein!
Ein Engel aus des Himmels Pforte
Kömmſt Du zu mir, haſt Himmelsworte.

Neanis.

Könnt ihr mit euren goldnen Schwingen
Denn nie dem Buſen Ruhe bringen?
Ich habe, was manche Jungfrau begehrt,
Freude, wodurch das Herz ſich mehrt,
Den Geliebten nach Jahren wieder —
Immer wie ſonſt er ſcheinet bieder
Und ſeiner alten Liebe treu,
Aber doch auch ſo mancherlei
Mich befremdet und entzweiet.
Ach! wo find' ich den Kinderſinn?
All die freundliche Furcht iſt hin,

Der ſtillen Gefühle zarte Mengen.
So muß das Leben alles verdrängen.
Er trat mich ſonſt ſo beſcheiden an,
Jetzt mich erſchreckt der wilde Mann;
Bin darum einſam hinausſpaziert,
Sterne, daß ihr mich mild regiert,
Mir die zagende Angſt bedeutet.

Diopetes.

Wohl ſie einſam und traurig ſchreitet.
Pteryx! Pteryx! dies Kind Dein Weib?
Dieſer zarte, jungfräuliche Leib,
Wie aus luftigem Aether gewoben,
Dieſe Blume, gen Himmel gehoben,
Solchem Stürmer gegeben Preis?
Ach! das brennende Herz wird mir heiß,
Ich will in die Büſche tiefer gehen;
Sie darf mich ſo zermalmet nicht ſehen.

(ab.)

Neanis. (die Nachtigall ſingt.)

Auch Du noch, liederſüße Philomele?
Auch Du noch bringſt der Liebe zarten Ton?
In meinem ganzen Bußen blutet ſchon
In Schmerz gelöſt die wundgerißne Seele.
Ach! ſtets iſt mir bei Deinem Klageton,
Dem Klang der Jammerliebe, als ob ſchon
Mein Grab ſich für den langen Schlummerhöhle.
So nahe jetzt dem hochzeitlichen Bette,
So nahe meiner Jugend ſchönſtem Traum,
Dünkt mich, als ob ich in dem öden Raum
Der Unterwelt es aufgeſchlagen hätte.
Ja wohl, o Jugend, fliehſt Du wie ein Traum.
Aus meiner Blumenknoſpe bin ich kaum,
Schon wird der Parzenfaden mir zur Kette.
Haſt Du auch freundliche Töne? wie ſie wirbelt!

Wie wenn in Flammen die Feuerzunge lodert.
Wie ſie ſchmeichelt in wunderſüßen Lauten!
Aedonis!
Vogel der Liebe! ſüße Lenzesſtimme!
Klingeſt mir, ſingeſt mir all mein heißes Wehe
Lieb von dem Buſen, kleiner Zaubervogel,
Aedonis!
Sterne ihr ſchwinget euch rund im ſchnellern Reigen,
Blumen ihr duftet, ihr Zweige flüſtert leiſer —
Blumen und Bäume und Wellen rufen alle:
Aedonis!

Pteryx. (ſeitwärts auf ſie einſpringend)

Aedonis! Aedonis! hab ich Dich?
Dich, meinen ſüßen Flüchtling, hab' ich Dich?

Mond und Sterne, freundliche Lichter!
Wie beglückt ihr den fröhlichen Dichter?
Zeigt ihm durch Büſche die liebe Geſtalt. —
Süße Liebe, wir werden ſo frühe alt,
Warum entführſt Du mir Deine Augen?

Neanis.

Du Wilder! mußt Du mich alſo gebrauchen?
Haſt mich bis in das Herz erſchreckt.

Pteryx.

O Nacht, die Lieder und Liebe weckt,
Holder Mond, freundliche Sterne,
Wie bin ich in eurem Schein ſo gerne!
Liegt alles Leben im mildern Glanz,
Die Erde wie eine Braut in dem Kranz. —
O Nacht, Du darfſt des Süßen nicht miſſen.
Komm, ſüße Magd! laß Dich feurig küſſen!
Komm! In der Mondſcheinfeerei
Blüht friſcher die Liebe und der Mai.

O die klopfende Bruſt! die glühenden Wangen!
Komm meine Luſt! mein ſüßes Verlangen!
Einmal iſt Jugend nur und Mai.

Neanis.

O Liebſter, mach mich der Arme frei!
Mir fehlt der Athem und die Stimme,
Du erdrückſt mich im Liebesgrimme.

Pteryx.

O ſüßer Tod von ſolchem Drücken!
O ſüßerer Tod aus Deinen Blicken!
Komm! die Büſche ſäuſeln in Sternenpracht;
Komm! unſer iſt die Liebe und die Nacht.
Alles bange Zagen von Dir treib!
Reiche mir her den blühenden Leib!

Neanis.

Liebſter, ich bin ja nicht Dein Weib.

Pteryx.

O Süße, ſprich das holde Wort,

Das mich mit fliegenden Flammen durchbohrt,
Sprich es noch einmal! Der Sternenſchein,
Der keuſche Mond ſollen Zeugen ſeyn;
Ich kann Dich nimmer und nie verlaſſen.

Neanis.

Geh, Wilder! oder ich muß Dich haſſen.
Laß mich! laß mich! Du ſieheſt mich ſchwach,
Aber auch die leichte Welle im Bach
Endlich den Weg durch Felſen findet.

Pteryx.

Wie noch das Vorurtheil Dich bindet!
Wo hat die Liebe denn ihren Ort?
Beſteht ſie nur durch des Prieſters Wort?
Kann dies nur feſſeln ewige Treue?
Komm, Süße! daß ich mich Deiner freue.

Neanis.

Nein nimmer vor des Prieſters Segen.

Pteryx.

Du gießeſt auf meine Flamme Regen.
Wie machſt Du, ſüße Neanis,
In unſrer romantiſchen Liebe den Riß?
Sollen denn wir beide ſo ganz gemein,
Geneckt, ermüdet ins Brautbett hinein,
Umſchnattert von Baſen, Großtanten und Vettern,
Verlaſſen von allen ſeeligen Göttern?
Zwar blöd' an jedem Geſchöpf und Orte
Iſt zuerſt der Liebe heilige Pforte;
Aber, bei dem leuchtenden Sternenlauf!
Thu mir die brünſtige Liebe auf!
Hinweg die leeren Ceremonien,
Die nur Niedriges feſter zuſammen ziehen!

Neanis.

Süß trug ich bis jetzt den Jungfraunamen,
Er falle nur durch des Prieſters Amen.

Pteryx.

So geſchehe Dein Wille, weil es muß ſeyn!
Aber nicht ganz gewöhnlich und gemein.
Ein Paar Stunden und wir ſtehen zur Trau
Bei'm Regimentspaſtor Pavo, dem Pfau.
So ſchlürfen wir wenigſtens ganz geheim
Der erſten Nächte lieblichen Honigſeim
Und entgehen dem Firlefanz.

Neanis.

Du Schlimmer! ſo würde ich heimlich Frau,
Stände einſam mit Dir zur Trau
Ohne der Tante lieben Seegen —
O, mein Herz hat ſo vieles dagegen.
Soll ich die Güte alſo betrüben?
Ihre Arme ſo gern mich ins Bette hüben,
Ihre Augen ſo gern mich ſeegneten ein,
Lieber ſtrahlend, als der Hochzeitkerzen Schein.
Dies alles für ſo viel Huld und Güte —
Ihr ſo diebiſch zu ſtehlen die Blüthe,

Der ſie mögte bereiten ihr Grab —
Ich bitte Dich, Lieber! ich bitte, laß ab!

Pteryx.

Nicht mehr! Thu ich Dir Deinen Willen,
So ſollſt Du auch den meinen erfüllen.
Du wollteſt nur des Prieſters Wort.
(will ſie fortziehen)

Neanis.

O zieh mich nicht ſo ungeſtüm fort.
Gern ich mit Dir beſcheiden und ſtill,
Wenn es doch ſeyn muß, gehen will.
Ziemt hiebei wohl die ernſte Stille.
Wir ſchließen der Zukunft verborgne Hülle,
All' ihre Freude, all ihr Leid
Zuſammen für die Lebenszeit.
O Mann! mir ſchlägt das Herz zum Tödten —
Kein frommer Mund wird für mich beten.
Wenn es ſo nach der Ordnung ging',

Die Tante ſeegnete mir den Ring,
Läge die Nacht vor dem Evangelienbuch
Und ſänge manchen frommen Spruch;
Stärkte mir das bleiche Herz mit Glauben,
Schmückte mich dann mit der Frauenhauben,
Führete mich ſo zu Dir zum Bette: . . . .
Sprich, ob das nicht beſſern Segen hätte?
Bedenke Dich! Das Leben iſt lang.

Pteryx.

Fort! Fort! es ſpielen den Brautgeſang
Mit zärtlichem Ton die Nachtigallen.
Fort! fort! eh die Sterne hinunter wallen.
Geſchwind! vor des morgenden Lichtes Schein
Sollſt Du mein Weib in Ehren ſeyn.

Neanis.

Bedenk Dich! Was rufſt Du die Nachtigallen
Zu Zeugen. Die Klagendſten von allen
Vögeln, die in den Büſchen ſind?

Um Liebe ihre ewige Thräne rinnt,
Ihr tiefſter Schmerz ward ihnen eigen.
Berufe Dich auf beſſere Zeugen.

Pteryx.

Horch! Horch! wie locket der Wachtelhahn
Seine ſüße Liebe zum Umſeh'n!
Es mahnt ſeiner Zunge ſchnelles Flöten
Die Flüchtigkeit der Morgenröthen,
In welchen des Lebens Blüthe ſcheint.
Komm! Komm! was keine Jungfrau beweint,
Soll uns der Prieſter feſtlich verzieren,
Dann wollen wir Cypris das Opfer führen.

Urania.

O ſüßer Pteryx! mein ſüßer Pteryx!
Dich greifet der Sturm des Augenblicks;
Aber ſchlimm, wo die Stürme regieren:
Sie kommen und gehen, auch oft entführen.
Bleibſt Du auch immer treu bei mir?

Pteryx.

So treu und feſt, als Deine Zier
Dich Liebliche nie verlaſſen' kann;
So treu und feſt, als ſüße Begier
Feſſelt an das liebende Weib den Mann.
Fort! fort! mein Herz! und ohne Zagen!
Luna fährt uns voran mit dem Wagen,
Die Muſik macht der grüne Hain
Und den Tanz der Sternenreih'n.
Hochzeit! Hochzeit! ihr Tänzer! ihr Sänger!
Ich trage den Durſt der Liebe nicht länger.

(Beide ab)

Vierter Auftritt.

Vireo, Picus, von verſchiedenen Seiten.

Vireo. (auf einem Zweig an ſeinem Neſte)

Ich habe geendet des Tages Pein.
Manche Mühe und Arbeit war mein,
Habe müſſen das Futter auf morgen
Und Waſſer für die Kleinen beſorgen.
Meiſt nur des Abends ſeh ich das Haus,
Muß oft mit der Dämm'rung hinaus,
Des Tages Laſt und Hitze tragen.
So übermorgen vor dem Tagen
Muß ich fort zum geiſtlichen Herrn;
Schenkte dafür den Hochzeitſchmaus gern.
Doch bin ich immer ſeelenvergnügt,
Und wenn der Himmel ſo ſtill vor mir liegt
Mit ſeinen freundlichen, lichten Sternen,
Kann ich mich leicht beſcheiden lernen.

Wenn andre ſliegen in die Weite,
Genieß' ich, was ich habe, heute.
Und ſeh ich ſo als ein ſtiller Mann
Von meinem Aſte das Treiben an,
Wie die Großen und Reichen ſich ſtoßen und plagen,
Will mir faſt mein Gemüth behagen.
Sieh, da ſteht vor mir Picus, der Specht.
Er iſt jetzt immer wie bezecht,
Kann mit offenen Augen nicht ſehen,
Spricht Worte, die keiner mag verſtehen —
Sie ſagen, daß ihm von Philoſophei
Dieſe Krankheit gekommen ſei.
Der liebe Gott woll' mich behüten,
Nicht auf ſolcher Narrheit zu brüten!
Hat hier umgekehrt das ganze Haus.
Ich will horchen, was er kramet aus.

Picus. (bedächtlich)

— — Ja was das Geſetzte wieder ſetzt — —
Da ſteckt, da happert es zuletzt;
Kann dies tieſe Geheimniß nicht finden,
Such' es und ſuch' es und mögt' erblinden.
Eine cauſa prima muß immer ſeyn,
Das iſt doch klarer, als Sonnenſchein:
Aber, dies Allſetzende ſo zu ſetzen,
Womit ſie die Gegner zu Tode hetzen,
Zu ſetzen durch bloße Autonomie,
Dies zu begreifen macht mir Müh.
Bring ich Autarkes ſolche Zweifel,
Spricht er, Du treibeſt den alten Teufel
Nicht aus, bis Du Dich ſo ermannſt,
Daß Du ohne Grund den Grund ſetzen kannſt.
Das Erſte, worauf alles Geſetzte ruht,
Dies eben iſt die Sonnenglut,
Wovor den myopiſchen Käuzen grauet,

Aber worin der Adler ſeelig ſchauet.
Bleibt Dir dies Zittern und Erbleichen,
Wirſt Du nie den höchſten Glanz erreichen,
Bleibſt gemein, dumm und irdiſch geſinnt
Und athmeſt für den Aether Wind.

(Nach einer Pauſe.)

Das Geſetzte, das ſich ſelber ſetzt —
Aber wer hat das erſte Geſetzte geſetzt?
O tiefes Räthſel! o Labyrinth!
Wer zu Dir Schlüſſel und Knäuel findt?

(Stößt an einen Aſt und beſinnt ſich.)

Du, Vireo? Guten Abend, alter Freund.
Ich hätte Dich ſchon zu Bette gemeint.
Du ſiehſt mich zerſtreut und in Gedanken.

Vireo.

Ja wohl. Ich gleich' euch einem Kranken.
Lieber Herr Picus, das geht nicht gut;
Die Krankheit ſteckt euch tief in dem Blut —

Des Tags nicht gegeſſen, des Nachts nicht geſchlafen —
Wo will das Leben zuletzt hinaus?

Picus.

Du haſt Recht. Ich ſeh bleich und zehre mich aus.
Aber wer das Höchſte will finden,
Dem muß die Erde hier unten ſchwinden;
Wer den Sternenreigen mit will führen,
Muß groß das irdiſche Leben verlieren.
Ich bin wieder in der Philoſophie,
Und was ich hätte geglaubet nie,
Sie will mir die alte Bruſt entzünden.

Virco.

Schlimm! ſchlimm! es kann ſich keiner drein finden.
Sie macht geſcheute Leute zum Tollhaus geſchickt.

Bedenkt, wie ſie hier das Haus verrückt;
Es geht alle Tage verworrner und bunter.

Picus.

Da ſteckt eben das Geheimniß drunter,
Grade das iſt des höhern Lebens Schein,
Will nicht ins gemeine Aug hinein;
Siehſt durch des Verſtandes trübes Fenſter
Nur Ungeheuer darin und Geſpenſter;
Schlägt Dir alles mit Wundern den Sinn:
Das macht, Du biſt noch nicht darin.
Eben dieſes Erſtaunen iſt der Meſſer,
Wie weit man ſei. Mir geht es nicht beſſer,
Iſt mir oft noch alles wie zugeſchloſſen.

Vireo.

Denkt, alter Herr, dies ſeien Poſſen,
Womit man euch zum Beſten hat.
Es macht euch kümmerlich in der That,
Euer Leben iſt unſtät wie die Flucht.

Picus.

Auch das Alter träget noch Frucht —
Ich muß des früheren Zorns mich ſchämen,
Sehe freilich nur Schatten und Schemen,
Aber wann's ſich zum Tage hellt,
Nichts geht über die philoſophiſche Welt.

Vireo.

Denkt an mich, ihr ſelbſt euch prellt.
Möge der Wahn euch bald entfliehen!
Doch ſchon tiefer die Sterne ziehen,
Schon ſchwärzer wandelt herauf die Nacht,
Die alle Augen ſchläfrig macht.
Gott mich euch! ich will ſchlafen gehen.

Picus.

Wie ihm immer die Sinne ſo luſtig ſtehen!
So ſtill in ſeiner Tüchtigkeit,
So fröhlich in ſeiner Aufrichtigkeit,
So arbeitſam und fromm beſcheiden:
Ich mag ſo ein Leben gerne leiden.

Habe es niemals haben können.
Meine Jugend, die will ich nicht nennen,
Iſt mir zerfloſſen wie ein Traum.
Bald funfzig Jahre vom erſten Flaum
Und wieder werd' ich neu bewegt,
Meine Bruſt in friſchen Flammen ſchlägt,
Wollen weder erlöſchen, noch zünden.
So muß mir die Nacht in Unruh ſchwinden.
Ich will den Paſſer rufen heraus,
Der Burſch' iſt gut, die Zeit zu beflügeln.
Paſſer! Paſſer! warum verſiegeln
Deine Augen ſich heut ſo früh?
Schläfſt wohl voraus auf die Hochzeitmüh?
Liegſt Dir die Füße ſchmeidig zum Springen?
Paſſer! Paſſer! — das ſoll doch klingen,
Und liegſt Du feſt, wie die Schwalb' im Schilf.
Horch! Schilp! Schilp! Schilp! Schilp!

Das iſt der Sohn, der Alte hinaus.
O Buhler, geht Dir's denn niemals aus?
Wer weiß, wo er ſchwärmt in Sträuchen und Hecken?
Will gehen, den Sohn nicht weiter wecken.
Schlaf wohl! grüß Deinen Vater, Kind,
Wenn Dir die Ohren noch offen ſind.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Skops, Graculus, Paſſer, Skoteine.

Skops.

O dunkle Nacht! o Sternenſchein!
Meiner Augen Troſt, biſt Du endlich mein?
Habe mich weiß gewaſchen und entſtaubt,
Auch zierlich mir den Kopf behaubt,

Meine Augen, die die Küche verſehrt,
Jm Abendroth ſchön aufgeklärt;
Und wie dunkler die Nacht erſteht,
Mir luſtiger mein Herze geht.
Ich kann mit meinem Fliegen und Schreien
Den Leuten die Zukunft prophezeihen;
Vom Leben und Tod und Unfall
Sing ich prophetiſchen Trauerhall
Von der Könige Mord, der Tyrannen Sturz
Und der Furien Schlangenſchurz,
Womit ſie unerlößliche Sünden
In unauflöslichen Knoten binden:
Wie ein einſamer Klang aus Grüften,
Der ſpäteſte Vogel in den Lüften.
  So ich Prophetin geweſen bin
Nun funfzig Jahr mit trübem Sinn,
Der Jugend vergeſſend, verrunzelt und alt,
Ohne Freude, ohne Wohlgeſtalt;
Bis ſich an dem weiſen Graculus

Neue Jugend wieder entzünden muß.
Wir treiben zuſammen die Philoſophei
In dem Schimmer der Sterne frei.
Hat mich zum Rendesvous herbeſtellt
Auf den Scheunengiebel — Sein Wort er hält.
Huhuhu! Huhuhuhu!

Graculus.

O Nacht! verhülle mich in Dein Schweigen.
Muß mich leiſe aus dem Hauſe ſchleichen;
Meine Alte keinen Spaß verſteht,
Auch ihr ſchon ein Wind entgegen weht,
Weiß nicht recht, wie er ihr gekommen,
Doch macht mir's heiß oft und beklommen.
O Sternenſchein! o lüſterne Nacht!
Wie alles ſo jung in mir erwacht!
So friſche Flammen fühlt' ich nie.
Ich glaub', es iſt die Sympathie,
Die uns ſo eng zuſammenzieht.

Wie in ihr mir das ſchönſte Leben blüht!
In ihr runzlicht und misgeſtaltet
Alles ſich in hoher Lieb' entfaltet!
Ich begreife nicht dieſe Syntheſis;
Iſt geheime Zauberei gewiß
— Die ſelbſt der Weiſeſte dir nicht nennte —
Der tief verborgnen Elemente.
Wie ſie die Stoffe zuſammen wühlen,
Müſſen ſie als Geſtalt am Leben ſpielen.
  Feuer, Erde, Waſſer und Luft!
Zu euch geheimen die Stimme ruft,
Wie ihr zuſammen in Liebe wohnet.
Auch mir mit ſüßer Liebe lohnet,
Mit Liebe, gewachſen am Licht der Sphären,
Daß meine Sinne ſich lichter klären,
Daß ich der Syntheſis höchſte Höh
In Eintracht und in Haß verſteh.
Will mir in den Kopf nicht anders ein,
Philoſophiſch muß dieſe Liebe ſeyn,

Heißer brennend, als Feuer und Neſſeln;
Aufkochend in den geheimen Keſſeln,
Die alles Leben gebährend ſieden
Und ewig ſchaffend doch nie ermüden:
Ja philoſophiſch — ſo nenn' ichs recht.
Haßte ſonſt das ganze Kauzengeſchlecht,
Konnt' es auf hundert Schritt nicht ſehen. —
Nun mir alle Sinnen im Kreiſe gehen,
Wenn ich Skops nur von ferne ſeh:
Klingt aus ihrer Stimm' ein ſo ſüßes Weh,
Ruht auf ihrer Geſtalt ein ſo magiſches Dunkel,
Blinkt aus ihrem hohlen Auge ſo ein Gefunkel,
Es zieht mich an wie Zauberſchein —
Die Runzeln ſind glatt, der Buckel fort,
Das triefende Auge mit Flammen durchbohrt.
O die unſchuldige ſüße Pein!
Dies muß platoniſche Liebe ſeyn,

Wenn ſolche Leiber ſich heiß vereinen,
Der Geiſter zarteſtes Wiederſcheinen.

(Hat ſich Skops unterdeſſen genähert.)

Skops.

Huhuhu! Huhuhuhu!
Graculus, wo bleibſt Du-u-u-u?

Graculus.

Käkä! Käkä! Käkär!
Wo weilſt Du, Cypriens holdes Gewächs?
Käkä! Käkä! Käkä! Käkä!
Du Schönſte in der Fernen und Näh!

Skops.

Huhuhu! Huhuhuhu!
Mein ſüßer Philoſoph, kömmſt Du-u?

Graculus.

Käkä! Käkä! Käkä!
Du bewachſt wohl ſchon lange die Höh?
Gemeine Seelen, welche die Sterne haſſen,
Wollten mich früher nicht von ſich laſſen. —

Was machſt Du denn, mein engliſches Kind?

Skops.

All mein Trauren verweht der Wind,
Wie ich Dein liebes Antlitz ſehe.

Skoteine. (auf dem andern Ende des Scheunendaches.)

Huhuhu, Huhuhuhu!

Skops.

Das iſt meine Tochter, wie ich verſtehe.
Laß uns leiſe ſeyn.

Graculus.

O liebliche Nacht! o Sternenſchein!
Halt ich Dich endlich, mein Engelein?

Skoteine.

Huhuhu! Huhuhuhu!

Skops.

Mir wird bange; die Dirn' iſt frech.
Am beſten iſt, wir machen uns weg.
Sie könnt' es Deiner Alten ſagen.

Graculus.

So komm! (ſie fliegen weg.)
O ſeelige Lüfte, die Dich tragen,
Die Dein prophetiſcher Flügel berührt!
Komm! Wo die Linde das Haus verziert,
Da will ich Dir aus den Wipfeln zeigen
Der myſtiſchen-Sterne verliebten Reigen,
Der geiſtigen Liebe hohes Geheimniß. —
Komm! Komm! denn jeder Minute Verſäumniß
Dünkt mir länger, als eine Ewigkeit.

Skops.

O Liebe, wie Du mir Flügel leihſt!

Skoteine.

O Alte, wie Du prophetiſch ſchreiſt!
Das ſind die heiligen Mitternächte,
Durchwacht in Verſammlung geheimer Mächte,
Die Dir der Dinge verborgnen Lauf
Vom Tod und Verderben ſchließen auf?

O alſo kann ich auch prophezeihen. —.
Wart! wart! Du ſollſt mich wieder kaſteien!
Auch meiner Freiheit ich brauchen will.
Huhuhu! Huhuhuhu!

(Nach einer Pauſe.)

Alles iſt ſtumm und todtenſtill,
Auch nichts liebes mir erſcheinen will.
Bin viel durchflogen des Himmels Räume,
Habe geguckt in alle Sträuch' und Bäume,
Aber nichts Liebes ſich ſehen ließ.
Nur Pteryx und die Schwärmerin Meanis
Flogen mir beide rauſchend vorüber,
Wie es ſchien, im brennenden Liebesfieber,
Denn ſie ſahen und hörten nicht.
Selbſt Paſſer, den verbuhlten Wicht,
Konnte ich nirgends ſchilpen hören. —
O heiße Flammen, die mich verzehren!
Kein Waſſer löſcht euer Feuer aus.
Habe den ganzen Tag gewaſchen im Haus,

Die Dielen geſcheuert, die Fenſter gelichtet,
Mit der Frau die bräutlichen Pfähle gedichtet,
Viel gearbeitet, wenig gegeſſen;
Doch kann ich die Glut nicht zuſammen preſſen.
O ungeduldiges Jugendblut!
Wenn das Alter noch alſo ſcherzen thut,
Iſt es recht, Dir ſo hart zu fluchen?
Huhuhu! Huhuhuhu!

Paſſer. (von einer andern Seite.)

Der Teufel das heiße ich Zeitvertreib!
Sie haben mir gut gewaſchen den Leib.
Drei Wochen hab' ich drauf ſpeculirt
Und endlich mich ſelbſt in den Schlamm geführt.
Da wohnt im Hagdorn der Hänfling drüben,
Der hat drei Töchter, ſchön zum Verlieben,
Junge, einfältig unſchuldige Kinder.

Aber mistrauiſch der alte Sünder,
Ihr Vater hält ſie wie Gold unterm Schloß.
Doch ein tapfrer Reiter ſitzt immer zu Roß,
Einmal muß ihm die Beute kommen.
Ich hätte ſie heut auch gewiß genommen —
Der Alte benebelt lag unterm Tiſch,
Buhleriſch bließ der Weſt durchs Gebüſch;
Sie übten ſich etwas abwärts im Schwirren
Und lauſchten freundlich ſchon auf mein Girren,
Auf das Flüſtern, den gefährlichen Mondenſchein —
Ein Paar Sekunden, ſie waren mein;
Da führte mir der Böſe den Sperber,
Des Hänflings Gevatter, den Rückenkerber
In dem ſüßen Geſchäft in die Queer.
Was ich mich duckte und drückte ſehr,
Er hat mir den Rock ſo bunt zerriſſen,

Daß ich werde zum Schneider müſſen;
Kann ſo der Hochzeit nicht wohnen bei.
    Und wär' ich der Pein nur worden frei,
Aber ſie wieder ſich friſch erreget.
O Wittwerſtand, wer Dich erträget,
Der muß ein Block ſeyn, oder Greis.
Der Puls mir klopſt noch brennend heiß.
Will rufen, wenn Skoteine noch käme;
Ich heut zur ſchlechteſten Koſt mich bequeme.
Schilp! Schilp! Schlit! Schlit!

Skoteine.

Huhuhuhu! Kommit! Kommit!

Paſſer.

Pfeifſt Du da? Schilp! Schilp! Schlit!
Schlit!

Skoteine.

Paſſercule Süßer! Kommit! Kommit!

Paſſer.

Holdſeliges Mädchen! laß Dich umfangen.

Skoteine.

Paſſercule Süßer! Du mein Verlangen!

Paſſer.

Treffen wir endlich uns wieder zuſammen?

Skoteine.

Kühleſt Du endlich die brennenden Flammen?

Paſſer.

Einen Kuß von Deinem blühenden Munde!

Skoteine.

Einen Kuß, daß mir das Herz geſunde!

Paſſer.

Einen Blick aus Deinem junoniſchem Auge!

Skoteine.

Eine Umarmung, daß ich die Flammen verhauche!

Paſſer.

Schilp! Schilp! Schilp! komm, ſüßes Kind!

Die Wolke wird ſchwarz, es rauſchet der
Wind.
Komm mit mir vertraulich unters Dach.
Feſt ſchläft mir der Knabe im Gemach,
Wird uns die luſtige Nacht nicht ſtören.

Sterzine.

O Worte freudenreich anzuhören!
O wunderliebliches Zauberton!
Kommt! Kommt! Ich fliege ſchon.

(Singt, er folgt ihr.)

Hahahaha!
Kommt! Kommt! ſtille mir die Unruh-uh-uh.

Sechſter Auftritt.

Diepetes, Pteryx, Reanis.

Diepetes. (tiefſinnig.)

Alles Lebendige muß ins Grab.
Das Feuer will hinauf, das Waſſer hinunter.
Jüngling, gebrauche der Jugend munter,
Halte luſtig feſt, was Du haſt.
Sein Leben iſt jedem die leichteſte Laſt.
Glaubt es einer bei meiner Philoſophei,
Daß dieſer Spruch ein Oraculum ſei?
Doch hat mir's als ſolches Corvus eben
Aus ſeinem Adytum gegeben.
Ich wollte befragen den weiſen Mann
Ueber die Parze, die mir das Leben ſpann,

Ueber des Herzens Entgötterung
Und des Himmels Erkletterung
Und was mir das Herz ſo brünſtig brennt.
Aber was mir der Seher da nennt,
Klinget ſo flach und unbedeutend,
Doch iſt mir's immer im Ohre läutend.
So geht es der Schickſalsdeuterei,
Wer ſie einmal braucht, wird nicht wieder frei —
Und doch, wenn man die Worte bedeutend meint,
Ein tiefer Sinn darin erſcheint.
Das Waſſer will hinunter, das Feuer hinauf:
Iſt es nicht mein eigenſter Lebenslauf?
Muß ich nicht alſo im fremden Ziehen
In die Tiefe verſinken, zu Sternen fliehen,
Geriſſen, geworfen ohne Raſt?

Sein Leben iſt jedem die leichteſte Laſt:
Auch hier liegt die Deutung nicht gar fern;
Sie heißt: jeder ſei ſein eigner Stern,
Sein eignes Orakel, ſein eigner Prophet,
So lebt er in göttlicher Majeſtät.
Aber wo iſt mir die Herrlichkeit?
Ich wäre geſtanden vom Dreifuß weit,
Hätte dürfen kein Oraculum fragen,
Dürft' ich, du biſt ein Mann, ſchon ſagen.

(Nach einer Pauſe.)

O Tag, wie lieblich dein junges Licht
Wie ein rother Punkt durch die Wolken bricht!
Wie die Sterne, die ſich blaſſer entfärben,
Schon einzeln einſamen Todes ſterben!
Wie die Lerchen fliegen zum Himmelsthor!
Wie ſich vor mir thürmet der Schatten Flor:

Und weichet des Morgens goldnen Streifen!
O reges Herz! kannſt dus nicht begreifen?
Die Lerche flieget ſo froh zum Licht
Und ſieht die noch hüllenden Schatten nicht,
Wie darfſt du hoffen, die Lichter und Schatten
In großer Liebe zuſammen zu gatten?
Halte luſtig feſt, was Du haſt.
Sein Leben iſt jedem die leichteſte Laſt.
Dunſtige Worte, wie leicht geſagt!
Doch ſieh, was mir ferne entgegen tagt?
Immer näher ſie fliegen — bekannte Geſichter —
Bei Gott! die Nichte mit ihrem Dichter!
Ich hinter die Buche mich bergen muß;
Kann nicht vertragen den Feuererguß,
Womit der Bruder ſo gern überſchüttet.

Sie halten — Lieb Kind, wie ſiehſt Du zerrüttet!
Sie redet — o halte den Athem, Wind!

Neanis.

Wir nahe der Eiche des Vaters ſind.
Schwer iſt das Herz mir zum Erſticken,
O laß mich am jungen Licht erquicken,
Nur wenig hier mit mir ſelber ſeyn.
Ich kann nicht ſo zu der Tante hinein,
Sehe nun, wie hart ich an ihr verbrochen.

Pteryx.

Junge Frau, Du zagſt, als wenn den ſechs Wochen
Du heut ſchon ſechs Monat zu nahe wärſt.
Je reiſiger Du auf dem Wege fährſt,
Deſto ſchneller ſie Dir die Deichſel beugen.

Neanis.

Die Kühnheit iſt nur euch Männern eigen.
Geh Du voraus und zeige Dich kühn;

Mich laß an Sonne und Frühlingsgrün
Neues Leben und Stärke ſammeln.

Pteryx.

Du meinſt wohl, Du müſſeſt es jedem ſtammeln?
Ein jeder ſehe die Frau Dir an?
Wer ſich des Geſchehenen freuen kann,
Erbleicht nicht, wie ein weiſſes Bild.

Neanis.

Nie hab' ich die Wahrheit in Lüge gehüllt;
Die alte Lüge wird nicht mehr bleich.

Pteryx.

Was haſt Du zu lügen? und kömmt Dir gleich
Die Alte mit hunderttauſend Fragen,
Du kannſt ihr ja ohne Lügen ſagen,
Wir ſeien die Sommernacht durch ſpaziert.
Das Süßeſte, wie ich Dich heimgeführt,
Hat keiner ein Recht, von Dir zu fragen.

Neanis.

Geh! geh! ſchon beginnt es hell zu tagen,
Schon klappert der Alte das Hausgeſind
Heraus. Dich küſſet Dein liebend Weib.
(küßt ihn.)

Pteryx.

O mich ſo unfreundlich nicht von Dir treib!
S' iſt unſre Brautnacht und ſüß der Morgen.
Laß mich für die Entſchuldigung ſorgen,
Und ſchlinge noch einmal mich freundlich um.

Neanis.

Mann! Mann! Dein Lieben bringet mich um.
Laß mich, ich flehe Dich, jetzt allein.
Ihr habt die Freude und wir die Pein.
Sie werden uns alle beiſammen ſehen —

Pteryx.

Und haben uns hundertmal ſo geſehen.

Kein einziger Dir aus dem Auge lieſt,
Daß die Jungfrau zum Weibe geworden iſt.
Die Furcht iſt immer ihr eigner Verräther.

Neanis.

Und die Furcht ſteht hinter dem Miſſethäter.

Pteryx. (ſie küſſend.)

Ade! Du liebende Seele, Ade!
(für ſich) Ich bin ein Schelm, wenn ich Weiber verſteh.

(ab)

Neanis.

Wie thut's im innerſten Herzen mir weh!
Bin chriſtlich und ehrlich zuſammen geſprochen,
Aber hab' ich nicht heimlich die Frucht gebrochen,
Nächtlich und diebiſch das geſtohlen,
Was ich hätte können frei bei Tage hohlen?
Ohne Brautgeſang, ohne Tanz und Seegen

Hab' ich mich müſſen zum Manne legen.
Wahrlich, mich dünket, ſo ſollt' es nicht ſeyn.
Komm, Schlummer, und lulle die Müde ein!
Komm mit Deinem warmen Strahl, o Morgen!
Beruhige all mein Fürchten und Sorgen.
Wie fallen mir ſchwer die Augen zu.

(Sie nickt ein hinter dem Buſche, wo ſie ſitzt.)

Diopetes.

Schön ſei Dein Traum und ſüß Deine Ruh!
O Gott! wie ſchläft das Engelbild,
Wie eine Blume in ihre Knoſpe gehüllt!
Alle Engel ſtehen Dir, Süße, bei!
Wie liegt auf dem Antlitz mancherlei
Voll tiefer und geheimer Deutung,
Wie Todespoſt und ſchlimme Zeitung!
So auf der Stirn das Schickſal ſteht,

Wornach man forſchen und fragen geht;
Trägt jeder ſein Horoſcopium
Lebendig wohl mit ſich herum.
Ach! ſüßes Kind! ich fürchte faſt,
Daß Du Dein Schönes genoſſen haſt,
Daß dieſe laue Sommernacht
Dich um Jungfrauſchaft und Glück gebracht.
Du biſt ſo fromm und kindlich gut,
Er heiß und wild wie Feuersglut;
Du ſo beſcheiden und verſchwiegen,
Ihm immer die Worte wie Flocken fliegen.
So iſt es. Jeden faßt ſeine Pein,
Hienieden ſoll keiner glücklich ſeyn.
Der leichte Flieger, der leere Kopf,
Sie faſſen nur das Glück bei'm Schopf,
Doch keiner dringt bis in den Kern:
Gleich ſtehet jedem Leben ſein Stern;
Der Ernſte hat in Sekunden ereilt,
Was der andre auf Jahrzehende theilt;

Man hohlt auch Jahre ein in Tagen:
So darf keiner über Unglück klagen.
Aber was das Schickſal zuſammen bindet,
Da iſt die Tiefe, die keiner gründet,
Da ſteht der gethürmte Felſenberg.
Schon Jahre klettr' ich kleiner Zwerg,
Wann werd' ich endlich von Sonnenhöhen
Die Welt im Glanze gebreitet ſehen?
An Himmelsſternen hellen die Augen?
Aus Himmelswolken mir Stärkung ſaugen?
Wann faſſen das kühne Leben frei?
O Philoſophei! Philoſophei!
Es iſt wohl vieles, was du nicht weißt.
Autárkes heißet ein ſtarker Geiſt,
Der alles in ſeine Wirbel reißt,
Aber oft iſt er wohl zu hart
Für zarte Weſen unſrer Art.
Gehöret nicht uns auch die Schwäche?

So trägt die feſte Erde Bäche,
Zum Weltmeer brauſet mancher Fluß,
Womit ſie das Harte erweichen muß;
So ſteht der Baum, die Frühlingsblüthe.
Und Pteryx, wie gebraucht er dies Gemüthe
Voll Unſchuld und holder Schwärmerei?
So wehmüthig wird mir immer dabei;
Sie ſagen, das hab' ich noch vom Knaben,
Müſſe alles Sentimentale begraben
Mit des Männerbartes erſtem Flaum,
Daß auf feſtem Grund mir ſtehe der Baum.
Aber was ſeh ich am Himmelsraum?
Schloßen hat er und Donnerwetter,
Aber ſein Regen erfreuet die Blätter,
Die Blumen lockt ſeine Luſt, ſein Thau. —
S' iſt in den Keimen wohl nicht ſo genau
Alles getrennt, als ſie meinen mögen.

(Neanis bewegt ſich.)

O ſtreckſt Du mir die Arme entgegen?
Wie lieblich lächelt Dein Roſenmund!
Süßes Heil! Gott erhalt Dich geſund!
Alle ſeine Engelein um Dich ſtehen!
Ich darf ſo nicht länger Dich ſchlafen ſehen.
(ab.)

Siebenter Auftritt.

Autarkes, dann Geranos.

Autarkes.

O über die Empfindelei!
Wie naß ſpringt das Küchlein aus dem Ei
Nach langem Regen und ſchwerem Picken!
Will dann noch in wäſſriger Lieb' erſticken.
Ich habe die Seelen nie leiden können,

Die gleich wie trockne Stoppeln brennen;
S' geiſſelt mich blutig wie Beſenreis
Und läuft mir über den Rücken heiß,
Wann ſie ihr Ueberflüſſig's ergießen.
Da hab' ich nun mit Pteryx, dem Süßen,
Dem himmelfliegenden Genie
Eine ſchöne Stunde müſſen durchſitzen;
Dann kamen die Weiber, die Waſſerſpritzen,
Mit dem ſchönen, himmliſchen Thränenblick:
Ich zog mich, ſo weit ich konnte, zurück,
Mich ekeln die Heiligen und Hehren.
Doch koſtet's der Mutter ein Paar Zähren,
Ein Paar fromme Stoßſeufzerlein,
Sie ſieht mich ſchon in der Höllenpein,
Mögte gern bei Abraham mit mir wohnen.
Immer ſoll man da heucheln und ſchonen,
In den Schlamm greifen und nicht ſagen Dreck.

So ſeufzen ſie fromm das Leben weg,
Weinen viel, tragen ſo gern unſchuldig,
Sind ſo engliſch, ſo himmliſch, ſo huldig.
Waſſer, ich blaſe dich, wo ich dich find.
Seufzer, du biſt mir ein leiſerer Wind,
Thränen, ihr ſeid mir Erbärmlichkeit,
Mag nicht eure fließende Seeligkeit. —
Kam endlich noch der Engel vom Weibe,
Neanis, bald auch Diopetes —
Neue Thränen und Klagen — ich unterdeß
Machte langweilig Gloſſen darüber.
Der arme Knabe! er kömmt nie hinüber,
Wohin er ſo unverſtändig ſtrebt;
Seine Blitze ſogleich die Wolke begräbt:
Sollte das Spekuliren laſſen,
Sich lieber mit der Schäferei befaſſen,

Ein Blumenzüchter und Gärtner werden;
So hat ihm Natur geſtellt die Gebehrden,
Ihm den Kopf ſympathetiſch zur Erde geſenkt.
Doch iſt er golden, wenn man die andern bedenkt,
Pteryx, den poetiſchen Mückenfänger,
Graculus, den philoſophiſchen Bänkelſänger,
Picus, den beſchnittenen Renegaten,
Neanis die Holde mit Engelsſinn,
Und alle, welchen das Bart am Kinn,
Oder am Buſen ein Hügel wächſt.
Gehen im kleinen Leben wie behext,
Oder bleiben doch in der Mitte ſtecken. —
Ich muß mir ein anderes Daſeyn wecken,
Ein freudiges Leben voll Widerſtand.
Der mächtigſte Strom zerrinnt im Sand,
Durch Felſen geht ſein luſtiges Brauſen.
Bin den elenden Tröpfen ein Grauſen;

Mich ſelber ekelt der eitlen Müh,
Zu dociren die Philoſophie
Alten Gecken und greiſen Narren:
Springt immer wieder hervor der Sparren,
Muß aus der Thüre der Böſe hinaus,
Schleicht er durchs Pförtchen wieder ins Haus.
Will ſuchen gehen, ob ich was finde
Und mich in gewaltiger Liebe binde,
Ein Gift ſuchen gegen dies Einerlei. —
Sieh da den Alten! bei meiner Treu!
Er fliegt ſchwer, als trüg' er den Himmelsſaal.
Gott grüß Dich, Atlas, zwei und drei Mal!

Geranos. (gravitätiſch, einen großen Aal aus dem Schnabel fallen laſſend.)

O ſieh den königlichen Aal! –
Wie er gewaltige Kreiſe macht!
Der Schelm! er hat mir heiß gemacht.

Der ſoll das Hochzeitmahl uns ſchmücken.

Autarkes.

Alter, ihr verſchlingt ihn ſchon mit den Blikken,
Solltet auf Gemeines nicht ſo gierig ſeyn.

Geranos.

Gemeines? nun was nennſt Du gemein?
Auch Dein Schnabel ihn gern gebraten faſſet.

Autarkes.

Ja, Tiefes ſagt ihr, wenn ihr ſo ſpaßet,
Habt von dem Paſſer viel zügelernt.
Aber ſeht ihr, wie der Mond ſich doppelt hörnt?
Was mag das an dem Himmel bedeuten?

Geranos.

Viel Regenwetter und kalte Zeiten,
Da wird der Froſchfang nicht ergiebig ſeyn.
Ihr ſolltet alle mit und ſammeln ein,
Alſo lehren die Luftaſpekten.

Autarkes.

Lebe, wie Dich Deine Aeltern heckten,
Zum Tragen biſt Du einmal gemacht:
Arbeite vom Morgen bis in die Nacht,
Dein Talent iſt in den Beinen, im Schnabel.

Geranos.

Mein Sohn, Du ſprichſt da eine Parabel
In der Dunkelheit, die ich nicht verſteh,
Sagt doch Graculus, die philoſophiſche Höh
Könne jeder geſunde Verſtand erreichen;
Du wirſt mich doch nicht mit Narren vergleichen?

Autarkes.

Nein, lieber ihn, der ſo geſprochen.
Iſt kaum in den Doktormantel gekrochen
Und meint Wunder, was er geworden ſei.
Er verſteht nichts von der Philoſophei,

Eben ſo wenig, als Picus, der Specht.
Es iſt dies das Nachbetergeſchlecht,
Die immer mit fremder Glocke läuten.

Geranos.

Mein Sohn, ich glaubte Dir wohl vor Zeiten,
Aber dies geht mir ſchwerlich ein.
Er hat ſo einen gelehrten Schein,
Spricht ſo phlegmatiſch und unverſtändlich;
Iſt daran nicht Philoſophei erkenntlich?

Autarkes.

Ihr ſeid gemein, ich haſſ' euch unendlich,
Wagt nicht bis zur tiefſten Tiefe zu tauchen,
Mögtet alles nur für das Leben brauchen,
Euch nicht weiden am bloßen himmliſchen Schein;
Stellt darum das Reflectiren ein!
Der Ochs muß pflügen, der Eſel tragen,
So hieß das Sprichwort in alten Tagen,

Für die Nachtigall gilt nicht Licent noch Zoll.
Sprecht, ob ich deutlicher ſprechen ſoll.

Geranos.

Mein Sohn, Du thuſt dem Vater weh,
Badeſt ihm den Kopf mit Feuer und Schnee.
Hab' immer gehofft, durch das Philoſophiren
Auch einſt bequeme Tage zu führen,
Da ich euch ſo glückſeelig ſeh.
Selbſt Graculus hat ſich frei gemacht,
Thut am Tage nichts, luſtwandelt bei Nacht
Und ſpricht nur von Schülern und Proſeliten;
Pteryx macht Verſe und pflücket Blüthen;
Du ſitzeſt wie der König zu Tiſche;
Ich ſchleppe Schlangen und fange Fiſche.
Wie ungleich ſich dies Leben iſt.

Autarkes.

Vater, ihr thut nur, was ihr müßt.

Geranos.

Was kann man doch von den Weiſen lernen!
Doch ich muß fort. Schon näher den Sternen
Des Tages güldne Lampe flieht,
Schon längere Schatten der Abend zieht;
Ich muß gehen, daß ſie den Aal nach ſchnappen

(ab.)

Autarkes.

Wie die Narren mit Worten leyern!
Machen mir ſelbſt den Alten dumm.
Ich fürchte, ihm geht was im Kopf herum,
Er fühlet wahrhaftig, daß ſie ihn prellen;
Mögte ſie wieder zur Arbeit ſtellen.
Wo bleibt Dir Dein Philoſophenbart,
Doktor Graculus, wenn Du nach alter Art
Sollt wieder gehen Waſſer ſchöpfen?
Und Du, windvollſter von allen Tröpfen,
Die je einen ſündlichen Vers gemacht,

Wo bleibt Dir die äſthetiſche Pracht,
Das leichte ätheriſche Blumenleben,
Wann Du Fröſche ſollſt aus dem Schlamme heben?
O ich bedaure Dich, armer Pteryr!
O ich bedaure Dich, armer Styx!
Euch Erde, Sonne, Furien, Mören!
Wie wird er euch beſluchen, beſchwören!
E' iſt mit dem Leben ein luſtig Ding,
Läuft alles rundum gleich einem Ring,
Du findeſt nirgends Anfang noch Ende.
Denn ſieh! wohin ich die Augen wende,
Steht hier ein Tropf und dort ein Narr
Und immer ein Narr des andern Narr;
Im Treiben, im Stoßen, im Herrſchen und Dienen
Jagen ſie ſich herum auf den Gaukelbühnen
Und ſo ihr Leben ſich ſcherzhaft gleichen. —
Aus dieſem Tollhauſ' will ich weichen,

Und bringe ich nichts Geſcheutes hinein,
Soll dieſer mein letzter Tag hier ſeyn.
Mögt' einen Akt wohl mit ihnen durchſpielen,
Der Narrheit Majeſtät zu fühlen,
Wie das Schickſal da die Rollen verwirrt.
Ob es ein Trauer-, ein Luſtſpiel wird,
Gleichviel — 's wird werden, wie anders geworden,
Entweder ein Verlieben, oder Ermorden.
Mag's mir auch gehen, wie den Poeten;
Kömmt ihnen Hochzeitmachen, oder Tödten
Eben, wie ihnen die Feder ſteht.
Jeder luſtige Spieler iſt ſelbſt Poet.

(ab.)

Achter Auftritt.

Geranis, Neanis, Moncdula,
dann Geranos.

Neanis.

Laßt mich Tante! das iſt nun mein Leben,
Ich kann einmal nicht immer fröhlich ſeyn.
Auch bei euch kehrt die Freude ſelten ein,
Ich bin zufrieden, ja auch wohl glücklich.

Moncdula.

Auch iſts einer Braut nicht anders ſchicklich.
Juchheiſa! das [illegible] Heida im Blut!
Die ganze Welt ſteht im Sonnenglut,
Und ein ſo feiner Jüngling, als Pteryx —
Du biſt die ſeeligſte Tochter des Glücks,
Es wiegt Dich weich auf goldnen Schwingen.
Ich würde für Dich ganz anders ſpringen.

Geranis.

O Du mit Deiner närriſchen Freude!
Dich erfreut nur immer die Augenweide;
Selbſt Dein altes Gemüth iſt weltlich geſtellt
Und liebeſt auch gleich, was Dir gefällt.
Du kannſt von ihrem Kummer nicht ſprechen.

Mondula.

Warum nicht? wär' es denn ein Verbrechen,
So kurz vor der Hochzeit luſtig zu ſeyn?
Noch ſtünde mein Leben im Sonnenſchein,
Hätte ſolch ein Mann mich Braut genannt.

Geranis.

Mein Kind, mir iſt Dein Trauren verwandt.
Du fandeſt den alten Jüngling nicht wieder.
Auch mir laufen Thränen die Wangen nieder;
Von dreien blieb mir ein einziger Sohn.

Meanis.

O Mutter, mich erſchlägt der Ton.
Jede Klage von euch iſt eine Wunde.
Wie ſchrecklich in der Mutter Munde!

Monedula.

O die verfluchte Philoſophei!
Darin iſt nicht Reputation noch Treu.
Jeder hat ſich ſtörrig und toll
Und kein einziger thut, was er ſoll:
So geht es jetzt bei Jungen und Alten.
Meinen Graukopf ſelbſt kann ich nicht mehr halten,
Schwärmt immer die Nächte abwärts herum.
Warte, Alter! Du machſt mich nicht dumm,
Muß mal nach Deinen Sternen ſpüren.
Uns Weiber halten ſie gleich den Thieren
Zu nichts weiter, als zum Tragen, gut.
Da iſt keine Liebe, kein gutes Blut,
Gegen Vater und Mutter nicht Ehre.

Geranis.

Ja wohl, es iſt eine erzweltliche Lehre,
Weiß nichts von Gottesfurcht und Zucht,
Faßt das Leben wie eine reife Frucht
Für jeden Lüſternen fertig zum Pflücken.
Sie thun keine Blicke nach oben ſchicken,
Denken nicht an den Tod und die Ewigkeit.
O Gott! mir war es von Anfang leid,
Die Knaben nach Windſtadt ſo weit zu ſenden,
Aber mein Alter ließ ſich verblenden.
So wächſt uns das Unheil wolkenhoch.
Ich fürcht', auch ihn erreicht es noch.
Wir alle müſſen ſchon bitter büßen.

Neanis.

Mutter, die Thränen mir brennend fließen.
Lebt wohl! ſo bin ich beſſer allein.

(ab.)

Geranis.

Das arme Kind! es vergeht in Pein,
Thut tiefen Schmerz im Herzen tragen,
Zu edel doch, ihn auszuklagen;
Trägt alles geduldig und verſchwiegen
Und mahlt auf ſeinen Kummer Vergnügen,
Daß ein fremdes Herz nicht traurig ſei.
O mehr, als alle Philoſophei,
Iſt dieſes ungefärbte Weib;
Trägt in ſo jugendlichem Leib
Einen Sinn, ſo ſtill und auch ſo züchtig,
Hält den Weg der Jungfrauſchaft ſo richtig;
Unbefleckt gleich einem geweihten Tempel,
Uns allen ein Muſter und Exempel.
Wie froh kann ich die Gute Tochter heißen,
Aber Pteryx — es will mir das Herz zerreißen —
Heut war ſie beſonders trüb geſtimmt.

Monedula.

Kein Wunder. So wie der Tag kaum glimmt;
Muß ſie in allen Büſchen und Hecken
Ihm die poetiſche Ader erwecken,
Des Nachts wird im Mondſchein herum geſchwärmt:
Dazu das Kind von Natur ſich härmt,
Wo andre luſtig tanzen und ſpringen. —
Das kann vor der Zeit in die Grube bringen.
Oft ſah ich ſterben ein junges Blut.

Geranis.

Höre, Dohlin, das mähnſt Du nicht gut;
Das ſind auch täglich meine Gedanken.
Sahen wir ſie dieſen Morgen nicht wanken
Wie ein Geſpenſt ſo blaß und bleich,
Das Aug' einem verloſchenen Lichte gleich,
Wie früh verwelkte Roſen die Wange.

O ihr zehrt eine verborgne Schlange
Bis in den tiefſten Keim das Mark.
Umſonſt mach' ich den Schein mir ſtark,
Muß einſam jede Nacht durchweinen.
Von drei Söhnen hab' ich nur Einen,
So lieb, wie ſie, doch auch ſo krank,
Das Herz ſo voll von frömmſtem Drang,
Doch ohne das Seine zu erfaſſen.
Wo ſoll man da die Gedanken laſſen
Von alles Schönen Vergänglichkeit
Und der Zukunft Ueberſchwänglichkeit,
Von der Guten Fall, der Böſen Trotz?
Dazu fällt der Alte mir wie ein Klotz
Mit ſeinen Einfällen auf den Hals,
Spricht Töne philoſophiſchen Schalls,
Die er horchend ſo aufgefangen;
Die alte Manier iſt ihm vergangen,
Sich erſt mit dem Weibe zu berathen,
Kommandirt gleich einem alten Soldaten.

Monedula.

Ja wohl, wir Weiber ſind die Miliz,
Machen unter'm Stocke das Exerciz.
So der Einfall mit der Hochzeit geſtern.

Geranis.

Es iſt nicht recht, alte Leute zu läſtern.
Aber der Einfall war wie toll.
Alle Hände haben wir voll,
Eſſen und Trinken darüber vergeſſen,
Den Tag durchſchwitzt, die Nacht durchſeſſen,
Doch ſeh ich nicht, wie wir finden aus.
Dazu hält die Verwirrung Haus,
Herein gebracht durch's Philoſophiren.
Schließ heut Abend früh die Fenſtern und Thüren,
Daß Skops und das ſaubre Töchterlein
Nicht wieder ſchwärmen im Mondenſchein.
Ich habe gebüßt für die letzte Nacht —
Alles verrückt und verkehrt gemacht;

Bald fehlte Waſſer, bald Holz und Sand,
Der Braten halb gahr und halb verbrannt,
Bei'm Zapfen die Tonnen offen gelaſſen —
Doch wäre noch drüber ſich chriſtlich zu faſſen,
Fehlte es nicht an der Hauptperſon.
Das liebe Kind ſo weiß wie Thon,
Das Auge trüb' und ohne Funken,
Ihr Haupt geſenkt, ihr Ton wie Unken,
Der nur von Tod und Trauer klingt —
Wenn man ihr dies ſo plötzlich bringt,
Ich fürchte, es geht nimmer gut.
Wie man jetzt alles unchriſtlich thut!
Ohne Aufgebot, ohne Kirchenſeegen
So die jungen Leute zuſammen zu legen?
Ohne Nachtmahl, ohne fröhliche Läutung
Und andre chriſtliche Vorbereitung?
Iſt der Böſe ſelbſt mächtig bei den Frommen,

Was kann aus dieſem gar Gutes kommen?
An allem dem iſt der Alte Schuld,
Treibt jetzt ſein Weſen in Ungeduld;
Nirgends Bedachtſamkeit und Rath,
Gleich folget dem Entſchluß die That.
Doch ſeht! da kömmt er ſelber her,
Trägt etwas in dem Schnabel ſchwer;
Ermattet ihm faſt die Flügel ſinken.

Geranos.

Daß Dich! da bring' ich Dir einen Finken,
Auf den ich geſtellet den ganzen Tag,
Der uns die Hochzeit verzieren mag;
Fing ihn ſo groß nicht in meinem Leben.
Wie ſteht's? was hat es hier gegeben?
Ihr ſeht mich wie Meerrettig an.
Ein Willkommen hoffte Dein fleißiger Mann.

Geranis.

Ja zu allem Unheil ſchnell und fleißig —
Du weißt, ich bin nicht zänkiſch und beißig,

Habe ſchon in manchen lieben Jahren
Gutes und Leides mit Dir erfahren;
Aber Schlimmers mir kaum widerfahren iſt,
Als die überraſchende Hinterliſt,
Womit Du die jungen Leute willſt fangen.

Geranos.

Ich thue ja nur, was ſie längſt verlangen.
Wer ſo vorrücket die Hochzeitnacht,
Hat wohl nimmer Bräute verdrießlich gemacht.

Geranis.

Alles an Dir verändert iſt,
Thuſt wie ein Philoſoph und Unchriſt;
Jedes chriſtliche Ding ſoll man vorbereiten.

Geranos.

Wir wollen dazu mit den Gläſern läuten,
Der Seegen ſei manch luſtiger Schwank.
Wer mit ſolchem Seegen ins Brautbett ſprang,

Der muß glücklich ſeyn in allen Wegen.
Geh, Alte! Du wölkſt Dich mir ſchwarz entgegen —
Geh! ſchlafe die trüben Grillen aus!
Morgen ſei munter mein ganzes Haus!
Iſt Ibyx der Pfarrer ſchon angelangt?

Monedula.

Noch nicht. Wie der Schelm im Kreiſe prangt!
Mein Pantoffel ſoll Dirs bedeuten.

(beide ab mit dem Aal)

Geranos.

Da habe ich wieder das Trauerläuten.
Hätt' ich nicht eine ſo gute Komplexion,
Ich läge vor Jahren im Grabe ſchon.
Bin auch ehrlich und gottesfürchtig geſonnen,
Aber liebe zuweilen die Freude der Tonnen,
Einen freien Vers, einen luſtigen Scherz —
So wächſt mir immer neu das Herz,

Immer der trübliche Sinn ſich kläret.
Gott gefürchtet, den König geehret,
Was heute gewonnen, morgen verzehret,
War von dem Knabenalter mein Spruch.
Noch nie war ungeſeegnet mein Flug,
Noch nie meine Tafel ohne Biſſen.
Habe in der letzten Zeit mich zerplagen müſſen,
Mir wuchſen die Jahre und auch die Eſſer,
Doch Gottes Seegen ward ſichtlich auch gröſſer.
Will gehen mich auf das Kopfkiſſen legen,
Wollen morgen luſtig die Tonnen fegen,
Mit Freunden und Nachbarn, mit Jungen und Alten
Einen fröhlichen Schmauß und Hochzeit halten.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein feſtliches Zimmer.)

Geranos, Geranis, Diopetes, Graculus, Picus, Paſſer, Vireo, Ibyx, dann Pteryx, Neanis, Monedula, Autarkes, Serpens.

Ibyx.

Es mag gut ſeyn, weil es einmal iſt.
Ihr ſchienet mir ſonſt ein guter Chriſt
Und auch auf chriſtliche Ordnung zu halten.

Chriſtlich Aufgebot und Fürbitte liebten die Alten
Und vom Thurme luſtigen Glockenton.
Jetzt ſucht alles ſich Diſpenſation,
Schleichen ins Ehbett, als wär' es Sünde.
Ich darin den Quell alles Unheils finde,
S' heckt drinn der hölliſche Salamander;
Leicht zuſammen und leicht von einander.
Doch herzlich wünſch' ich, es geh nicht ſo.

Geranos.

Hört nur, Herr Pfarrer, ihr ſetzt mir den Floh
Umſonſt ins Ohr, er wird nicht ſpringen.
Doch ſprechen wir lieber von andern Dingen,
Meiner Alten rührt ihr das Herz ſonſt auf.

Geranis.

Ich bin das Waſſer und Du der Lauf,
Muß ſchon in Deinen Ufern rinnen.

Geranos.

Recht ſo; mußt auch auf nichts anders ſinnen.
Du biſt der Rath und ich der Entſchluß,
Du die Lippe und ich drauf der Kuß;
Der giebt ihr erſt Süßigkeit und Farbe. —
Aber unſre Luſt bekömmt eine Narbe,
Wenn unſer Autarkes dem Mahle fehlt;
Wo er doch jetzt wieder die Sterne zählt?
Können ihn mit keinen Boten erreichen.
Doch ſieh da Pteryx mit ſeinem bleichen
Und lieblichen Kinde! ſie kommen recht.

Pteryx und **Neanis** (zu den vorigen.)

Hörn, Töchterchen, Dir ſteht die Farbe ſchlecht;
Kömmſt wie zur Trauer zum luſtigen Schmauſe.
Liebe Freunde hab' ich im Hauſe,
Auch Herrn Ibyx den Domine;
Mußt mir nicht immer wie ſpäter Schnee
Auf das grünende Leben fallen.
Hab' ſie geladen auch Dir zu Gefallen,

Heute ſoll Hochzeitprobe ſeyn.

Neanis.

Zürnt nicht, lieber Oheim mein.
Bin ich gleich Schnee auf eurer Blüthe,
Will ich doch herzlich eurer Güte
Und, wie ich kann, eurer Luſt mich freun.

Geranos.

Das klingt! Nun Du voll verliebter Pein,
Du Hahn mit rothgeſchwollnem Kamm,
Was weißt denn Du, Herr Bräutigam?
Willſt Du luſtig heut mit uns klingen?

Pteryx.

Mit euch, Vater, vor allen Dingen
Und mit der Herzallerliebſten mein.
Es lebe die Liebe und der Wein!
So muß man poetiſch das Leben üben.

Geranos.

Alle leben, die glücklich lieben!
Auf euch iſt es mit angeſehn.

Pteryx.

Lieber Vater, wir danken ſchön.
So eine Vorhochzeit iſt nicht übel.

Geranos.

Nun Herr Domine, greift zur Bibel!
Die Namen liegen im Formular —
Und ſprecht mir dieſes chriſtliche Paar
Trotz allen Teufeln tüchtig zuſammen.

Ibyx.

Der Himmel ſeegne ſo keuſche Flammen!
Wie ſich färbt eurer Wangen Schein,
Süße Jungfrau, muß euer Leben ſeyn,
Immer roſige Morgenröthe —

Pteryx.

Steckt ein die Komplimentenflöte,
Die ihr ſo ſüß zu blaſen wißt.
Hört, der Liſt begegnete Liſt;
Wir ſind als Ehleute hergekommen.

Ibyx.

Bei allen Heiligen und Frommen!
So wär' ich umſonſt ja herbeſtellt?

Pteryx.

Ja nichts iſt klarer auf der Welt.

Ibyx.

O über die hochverwegnen Zeiten!

Geranis. (für ſich.)

Mir Thränen heiß aus den Augen gleiten.
O über des armen Kindes Pein!

Paſſer. (für ſich.)

Dieſe Lehre leuchtet mir chriſtlich ein,
Ich hätt' es grade ſo gemacht.

Graculus. (für ſich.)

Sie thaten, was ich längſt gedacht.
Die Philoſophie iſt nichts gemeines.

Picus. (für ſich.)

Von allem dieſem verſteh ich keines.
Durchaus immer anders, als andre ſind.

Vireo. (für ſich.)

O hochgebohrner windſtädtiſcher Wind!
Ich fürchte, du wirſt zum Sturmwind werden.

Geranos.

Nun bei allem, was ich lieb' auf Erden!
Sohn, Du ſcherzeſt mit unſerm Ernſt.

Pteryx.

Vater, ich ſeh, daß Du von uns lernſt,
Nur zu ſpät biſt Du nachgekommen.
Wir haben den Scherz vorausgenommen;
Pavo hat uns chriſtlich getraut.

Ibyx. (für ſich.)

Pavo, der philoſophiſche Ketzer?

Geranos.

Ich wünſchte, Du wäreſt ein luſtiger Schwätzer,
Sprächeſt es alles zum Spaße aus.

Geranis.

O das unchriſtliche Leben im Haus!
Wie die Alten ſo machen's die Jungen.

(Neanis ſchließt ſich mit Thränen an ſie.)

Ja, mein Kind, halt mich nur umſchlungen,
Du biſt immer gut, biſt immer mein.
Auch weiß ich, der Einfall war nicht Dein.
Gott ſeegne Dich denn, wie er kann!

Geranos.

Hier ſteh ich wie ein geprellter Mann,
Auch ihr, geehrter geiſtlicher Herr.
Ich denke, wir trinken nun hinterher
Und heißen gut, was Pavo gemacht.

Ibyx. (für ſich.)

Von dieſem Spötter zuſammen gebracht?
Ich fürchte, es wird ein wildes Leben.

Geranos. (zu Neanis und Geranis.)

Nun, Schwiegertöchterchen weg das Beben!
Was laufen die Wangen Dir ſo voll Blut?

Das Weib nicht wie die Jungfrau thut,
Ein freies Wort macht es nicht bleich —
Auch Du, Alte ſei freudenreich!
Haſt für die Zier genug geſchwitzt.
Fort alles, was ſchwarz im Herzen ſitzt!
Der Tiſch iſt gedeckt, wir fangen an.

(Während alle ſich rüſten, zu Tiſche zu gehen,
kömmt außer Athem)

Monedula.

Da kommt eben Junker Autarkes an
Mit einer großen leibhaftigen Schlange.

Alle.

Mit einer Schlange? einer Schlange?

Geranos.

O Freude! hätt' ich es nie gedacht!
Er will mir beiſtehn in der Arbeit Nöthen,
Im Fröſchefangen und Schlangentödten.
Autarkes hat eine Schlange gefangen!

Monedula.

Es ſcheint, die Schlange hab' ihn gefangen.

Graculus.

O Philoſophie! Philoſophie!
Steigſt du ſo herab zur Erdenmüh?

Picus.

Ich hör' es wohl, doch will mir's nicht ein.

Monedula.

Seht! ſeht! da treten ſie beide ein.

(Autakes und Serpens. So wie ſie eintreten, fliehen die einen, die andern (nemlich die Grachiſche Familie, außer den beiden andern Brüdern) wollen auf Serpens zuſchlagen.)

Monedula, Graculus, Picus, Paſſer, Vireo. (entfliehend.)

Dem Schlangenfrieden trauen wir nie.

Ibyx.

Es iſt lebendig, das Satansgenie,
Hab' vor ihrer Tücke ein altes Grauen,

Will nur auf meine Flügel bauen.

([illegible])

Geranos. (Serpens jagend mit Gewalt und [illegible])

Friſch Kinder! daß ſie uns nicht entrinnt.

Antarkes.

Halt! ſag ich, fürchte, Vater, Dein Kind.
Mutter, ich euch den Nacken umdrehe,
So ihr weiter ſetzt nur Eine Zehe.
Und ihr Brüder! was ſteht ihr wie dumm,
Seht euch alſo verwundert um,
Als hätt' ich Ungeheures gethan?

Geranos.

O Sohn, laß mich die Schlimme fah'n!
Mich lüſtet, ihr den Hals zu brechen.

Antarkes.

Eh fängſt Du Mäuſe in den Bächen
Und Birnen in dem weißen Schnee.
Sieh mich, wie ich hier vor Dir ſteh,

Ueber

Ueber meine Leiche geh zu ihr —
Bezwingſt Du, Alter, denn nie das Thier?
Soll ewig der blinde Trieb Dich leiten?
Daß jene Weiber auf mich deuten
Mit Fingern, wie auf theure Zeiten,
Auf Hungersnoth und Peſtilenz,
Verzeih ich; aber Deine Tendenz
Sollte ſchon höher und tiefer ſtreben.

Geranos.

O lieber Sohn, bei meinem Leben!
Laß mir die Freude! mir allein!
Die ſüße Mordſucht wird mir Pein.
Wozu ſo lange mit uns ſpielen?

Jatarien.

Spielen? Wann ſpielt' ich mit euch je?
Vernehmt denn eure Obermacht,
Dieſe erkohr ich mir zum Weibe.

(Alle bei dieſen Worten ſtaunend und ſchweigend. Pauſe)

Geranis.

Zum ſataniſchen Zeitvertreibe,
Alſo hält Dich der Böſe umſtrickt.
Sieh! wie die Arge leidig blickt!
Wie ſie in üppigen Kreiſen ringelt!
Wie die ziſchende Zunge züngelt!
Sohn, ich bitte Dich, laß doch ab!

Autarkes.

Wer ſie anrührt, berührt ſein Grab.

Geranos.

Aber ich kann Dich nicht begreifen;
Unſers Hauſes Erbfeindin, Dein Weib?

Geranis.

Sieh den ſchnöden, häßlichen Leib,
Sein verworfenes Kriechen und Schweifen;
Sieh der blinzelnden Augen Licht,
Wie es ſich frech und lüſtern bricht!
Die Unhuld des ganzen Angeſichts,
Von Weiblichkeit und Unſchuld nichts.

Sie hat zuerſt die Unſchuld betrogen,
Uns allen das Paradies entzogen.

Autarkes.

Ja wohl das ſchöne Paradies.
Wie lebt' es ſich da unſchuldig und ſüß!
Das Lämmlein hielt der Wolf umſchloſſen,
Kein Krieg ward geführt, kein Blut vergoſſen;
Die gemeine Speiſe war Blumen und Graß,
Ohne Arbeit füllte der Wein das Faß,
An allen Bäumen hing Marcipan —
Fort! fort mit dieſem Kinderwahn!
Mit all dem unſchuldigen Einerlei!
Im Wechſel und Haß blüht das Leben neu,
Aus Zwietracht wird die Welt gebohren.
Eure Unſchuld hat noch jede verloren,
S' iſt unterm Mond kein ſo armes Ding,
Wird immer roth und bleich vor dem Ring,
Thut dumm und ſtumm und augenwendig;

Kurz, nichts iſt ſo lächerlich unverſtändig,
Als eure Unſchuld und holde Schaam
Und all der ſentimentale Kram,
Womit ihr die blöden Herzen gängelt,
Euch ſelbſt demüthig verhimmliſcht, verengelt.

Geranos.

Aber Sohn, bedenke den alten Groll;
Du läufſt in Dein Verderben wie toll:
Sie wird der Tücke nie vergeſſen.

Autarkes.

Wie müßt ihr alles ſo kleinlich meſſen
In eurer Erdenkriecherei!
Geht immer vor der Tiefe vorbei
Und badet auf dem flachen Strande.
Wißt, höchſte Ehre blüht in Schande,
Im höchſten Haß iſt Liebeszug
Und Blutsverwandſchaft im Widerſpruch:
Nur was ſich wechſelnd zieht und ſtößt

Der Liebe heilige Räthſel löſt.
So tanzen die Sonnen in ihren Bahnen,
So ſtrudeln die Flüſſe zu Oceanen,
So zieht der Magnet das Schiff um die Welt.
Ich habe dem Höchſten mich gleich geſtellt;
In der größten der Antitheſen
Müſſen ſich mir die Extreme löſen;
Aus dem allerbrennendſten Haß
Blüht mir die Liebe ohn' Unterlaß,
Liebe aus grimmiger Vernichtung,
Des Lebens ſüßeſte Tiefe und Dichtung.

Geranos.

Hohe Worte ſprichſt Du da aus.
Aber wie lebt ſie als Tochter vom Haus?
Wie ſollen wir die Unholde tragen?
Sie beginnt ſchon die Gäſte mir fort zu jagen.
Wir gingen an's luſtige Hochzeitmahl,

Iſt gleich wie ausgefegt der Saal
Und die Familie ſelbſt in Schrecken —

Autarkes.

Vater, Eſel treibt man mit Stecken,
Löwen nur mit Flammen fort.
So findt jedes den rechten Ort,
Wo die Natur es hingewieſen.
Liebliches Kind der Büſche und Wieſen!
Phönix, der ſich im Lenz verjüngt!
Daß Deine Zunge nicht lieblich klingt,
Wie Deine Augen ſo lieblich ſchauen —
Bald würd' ihnen ſchwinden das Grauen
Bei ihrem ſchmeichelnden Zauberklang.

Serpens.

Tö, Tü, Tü, Tüſch-üſch-üſch!

Autarkes.

Horchet! Klingt es nicht, wie Geſang
Himmliſcher Stimmen aus den Sphären?
Wie ſich die Augen golden verklären!

Serpens.

Tü, Tü, Tü, Tüſch-üſch-üſch!

Autarkes.

Welche Liebe in dieſem Ton!
Des Herzens tiefſte Religion!
Klug und doch kindlich, wie ein Kind.

Geranos.

Mich dünkt, mich auch der Ton gewinnt.

Serpens.

Tü, Tü, Tüſch-üſch-üſch.

Geranis. (für ſich.)

Friſch, Satan! friſch! friſch! friſch!
O mir will das Herz zerſpringen.

Neanis. (für ſich.)

O neues Unheil zu ſchlimmen Dingen!

Autarkes.

Sieh! wie ſie magiſche Kreiſe dreht!
Im höchſten Symbol der Myſtik geht!

Laß Dich, holdſeelige Lieb'! umfangen.
(umarmt ſie.)

Serpens. (ihn küſſend.)

Tü-Tü-Tüſch!

Geranos. (für ſich.)

Wie ſie liebend an einander hangen!
Iſt mir plötzlich die Mordluſt vergangen,
Weiß nicht recht, ob dies Hexerei,
Oder Myſtik der höchſten Liebe ſei;
Fühle mich ſelber zu ihr gezogen. —
(laut) Schade, daß uns die Gäſte entflogen,
Auch Ibyk der Domine nicht mehr hier,
Könnte euch beide ſonſt nach Gebühr
Chriſtlich vertrauen, und dann zu Tiſche.

Autarkes.

Gleich viel. Die Herr'n trau'n doch dem Geziſche
Und der Geſtalt meiner Liebſten nicht.
Kein ſchwarzer Rock uns zuſammen ſpricht,

Eh kopulirten ſie mich mit dem Teufel.

Geranis. (für ſich.)

Ach! ach! der hat Dich ohne Zweifel.

Autarkes.

Laßt das und allen den Firlefanz.
Das Leben ſtehet in Liebesglanz
Auch ohne des Prieſters heiligen Seegen.

Geranis.

O Jammer, du wirſt mich ins Grab noch legen!

Autarkes.

Kommt, Alter! luſtige Hochzeit heut,
Die Gäſte ſind da, das Mahl bereit.
Komm, Braut! und ſitze bei meiner Schweſter,

Neanis. (für ſich.)

O Kinder unglückſeeliger Neſter!

Geranis. (für ſich.)

O ſchwarz weiſſagender Unglückstag!

Geranos.

Auch ihr, Brüder, ſchleichet ja ſo gemach?
Zwei Hochzeiten haben wir heut für eine:
Pteryx und Neanis, meine Kleine,
Und Du kluge Serpens mit ſtolzem Blick —
Gott ſeegne euch mit Liebesglück!

Zweiter Auftritt.

Graculus, Picus, Paſſer, Vireo.

Graculus.

Ja wenn wir ſo bei Tiſche ſitzen
Und ihr die ſchelmiſchen Augen blitzen,
Sie den häßlichen Bauch in Kreiſen kehrt,
Mit ziſchender Zunge um ſich fährt,
Dabei vergißt man Eſſen und Trinken:

Die Flügel werden mir matt zum Sinken,
Es iſt, als ob ſie ſchon auf mich fährt:
So ſich Furcht und Grauſen täglich mehrt.
Keine Philoſophie kann mich halten,
Keine Idee von den erſten Geſtalten,
Woraus alles gebohren ward,
Die Schlange häßlich, die Blume zart;
Fühle mich wieder in dem Inſtinkt
Und all mein höheres Leben verſinkt.

Picus.

O dieſes höhere Leben ſtinkt
Und all der philoſophiſche Brei.
Serpens machte mich wieder frei,
Offen ſehen die Narrheit die Augen.
Und wenn meine Flügel noch ſo viel taugen,
Packe ich ſchnell meine Sachen zuſammen,
Und ehe die Sonne des Morgens Flammen
Zündet, hab' ich ein andres Haus.
Von den Böſen ziehe der Gute aus.

Vireo.

Auch ich thät es, aber die Kinder ſind klein.

Paſſer.

Ei! Nachbarn, ihr machet euch alles zur Pein:
Fremde Narrheit dient mir zum Scherz.
Alles träget ein leichtes Herz,
Einmal kann der Tapfre nur ſterben.

Picus.

Gott erhalt euch und eure Erben!
Dich vor allen, guter Vireo!
Zum letzten Mal ich grüße Dich ſo.

(ab)

Graculus.

Ja mir iſt wahrlich auch ſo zu Muth,
Aber mit Weibern reiſt ſich nicht gut.
Leides können wir viel erleben.

Paſſer.

O da kommen die Weiber eben.

Es ſcheint, daß ſie mit einander klagen.
Seht das Umhalſen und Händeſchlagen!
Wer das Naſſe nicht liebt, komm mit!

(Alle ab)

Dritter Auftritt.

Geranis, Neanis, Monedula.

(Die Alte ſtützend.)

Geranis.

Zum Grabe geh ich raſchen Schritt,
An dieſer Hoffnung ich nur mich weide.
Ich hoffte von meinen Kindern Freude,
Freud' im Alter, doch alles iſt aus.
Dies letzte Unheil hier im Haus
Läßt uns das andre all vergeſſen.

Neanis.

O Mutter! auch mir will's das Herz zerpreſſen,
Wenn ich euch alſo leiden ſeh.

Geranis.

Ach! Kind! aus euch allen wächſt mein Weh,
In euch muß es ſich vielfach ſpiegeln.
So laufen die Bäche von den Hügeln
Alle hinab in Einen Fluß,
Daß er ſich ſchrecklich ergießen muß.
Ich ſehe das Unglück nimmer enden.

Monedula.

Ja alle muß der Teufel verblenden.
S' iſt hier ein Leben wie auf der Flucht;
Kein Gehorſam und keine Zucht,
Keiner der Herr und keiner der Knecht.
Mehr als einmal ſchon ſchien mir's recht,
Aus dem Unglückshauſe zu weichen.
Aber die kühnen Entſchlüſſ erbleichen,

Wann ich Dein liebes Antlitz ſchau,
Junge, unglückſeelige Frau!
Steht Dein Leben ſo ſeit der Wiege
Liebend vor mir — die holden Züge,
All Dein freundliches Angeſicht —
Weinen muß ich, kann fliehen nicht.
O Serpens! Serpens! Ungeheuer!
Hat denn der Himmel ſein altes Feuer
Auf ewig aus den Händen gelegt?

Geranis.

So iſt es. Alles bitter trägt,
Was andr' in böſer Thorheit üben.
Nirgends Geduld und innig Lieben;
Aufſäßigkeit und Tyrannei
Und Ungehorſam herrſchen frei —
Führt mich hinweg! Da kömmt mein Mann.
Er uns ſo traurig nicht ſehen kann.
O weh! mir mangeln ſchon die Kniee.

(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Geranos, Paſſer, Virco.

Geranos.

Er ſpricht: Ihr ſteht nicht in der Mitte,
Im Centro, worum die Welten ſich drehn,
Wagt nicht, ins heiligſte Leben zu ſehn,
Wie es in Schönheit pranget nackt:
Immer euch wieder ein Wirbel packt
Und reißt euch in die Erdennebel.
Ihr ſeid eine Natur, für die ein Hebel
In fremder Hand nothwendig iſt,
Ein Tropfen, der mit fremden Waſſer fließt:
Befiehlt mir ſo, ihm allein zu trauen —
Aber ſchon beginnt mir zu grauen
Vor der ſchrecklichen Philoſophei.
Alle Bande reißt ſie entzwei,
Alle Liebe, alles Vertrauen:

Aengſtlich die Freunde um ſich ſchauen,
Einer dem andern ſchüchtern winkt,
Seit Serpens mit funkelnden Augen blinkt.
Stumm in Geſellſchaft, ſtumm am Tiſche;
Der einzige Laut iſt ihr Geziſche:
So leert ſie die vollen Schüſſeln aus.
Die alten Freunde meiden das Haus.
Der Nachbar Picus iſt wegezogen,
Selbſt Paſſer kömmt nicht mehr geflogen,
Neanis weint nur die Tage lang,
Das Weib iſt mir zum Sterben krank,
Diopetes ſitzt in noch tieferm Schweigen. —
Das kann wohl ſtärkern Rücken beugen,
Als mir die Natur zum Tragen verlieh.
Doch Wunder! da kommt Paſſer. Sieh!
Sieh! bekommt man Dich mal zu ſehen?

Paſſer.

Gnäd'ger Herr, es müſſe euch beſſer gehen
Zu aller Stund, als mir anjetzt.

P

Auch auf mich hat ſich die Philoſophie geſetzt,
Mein einzig Kind bewein' ich durch ſie.
Säh ich euch ſelbſt nicht in Pein und Müh,
Ich könnte vor euch bitter klagen.
Aber ihr ſeid in guten Tagen
Gütig und fröhlich mit mir geweſen,
Auch jetzt unſchuldig an all dem Böſen,
Leidet auch ſelbſt dadurch genug.

Geranos.

Sprich, Paſſer, was Dir den Knaben erſchlug.

Paſſer.

Er wagte kaum ſeinen erſten Flug
In dem leichten, luftigen Elemente,
Da zog in Educationsexperimente
Ihn Junker Autarkes mit hinein.
Ich kopfſchüttelte wohl, doch ließ ich's ſeyn;
Euer Herr Sohn iſt herriſch im Zürnen.

So übten ſie ſich an Aepfeln und Birnen,
An Eicheln und an Haſelnüſſen,
An Steinen, die der Junker empor geſchmiſſen,
In der Luft ſie geſchickt zu fangen.
Lange war es ſo gut gegangen,
Aber geſtern zerſtieß er den Kopf
An des Scheunendaches Giebelknopf,
Worauf zu ſtoßen der Junker ihn hieß.
Iſt heut früh im Wahnſinn verſchieden.

Geranos.

Denkt, es war ihm alſo beſchieden.
Jedem ſteht feſt ſein Schickſalstag.
Verlaßt mir darum doch nicht mein Dach;
Picus, der Specht, iſt ſchon abgegangen.
Doch wer kömmt da in Schwarz gegangen?
Seh ich recht, iſt es Vireo.

Paſſer.

Er kömmt mit ſchwerem Ach und O.

Was trägt er alſo bittres Leid?

Vireo.

Alles Unheil heut und allezeit
Sei dieſem Frevlerhauſe bereit!
Auf Serpens und ihre bübiſche Brut
Falle des Himmels rächende Glut!
Die mir die lieben Kindelein
Schlang in den gierigen Rachen ein.
Dich Alten müſſe Schwarz bald kleiden,
Daß ſolches Unheil bei Dir thuſt leiden!
Dich, Dein Haus, alles will ich verfluchen,
Gehen, mein Recht vor dem König ſuchen,
Denn hier iſt keine Zucht und Juſtiz.

(ab)

Geranes.

Rund um mich wie ein Wetter zieht's. —
Kommt immer herauf, ihr goldnen Kerzen!
Ihr könnt mir nicht die Nacht entſchwärzen;

Ich fühl' im Herzen grimme Pein,
Doch grimmer iſt der Zukunft Schein.
Paſſer! Paſſer! willſt Du mich verlaſſen?

Paſſer.

Herr, mir ſteht nicht zum Fluchen und Haſſen
Das leichte, luſtige Gemüth.
Ich fliehe nicht, da euch jeder flieht,
Aber hier kann ich nicht ſicher bleiben.
Serpens könnte ſich an mir reiben;
Ich habe oft darüber geſcherzt,
Wie ſie ſich mit dem Aal geherzt.
Ich ziehe aus und bleib' in der Nähe.
Dort auf der grünen Eichen Höhe.
Könnt ihr mich finden, wenn ihr wollt.
(ab.)

Geranos.

Wie alles ſich rund um mich rollt!
Die ganze Welt läuft wie im Kreiſe,

Als ging' ſie zur jüngſten Tages Reiſe;
Der Himmel mir wie in Wettern klingt:
Schlangenunheil mich rund umſchlingt —
Wo ſoll ich des Unglücks Ende ſehen?
Die Welt geht unter, wann wir vergehen.

Fünfter Auftritt.

Pteryx, Skoteine.

Pteryx.

O Eheſtand, du Weheſtand!
Wer iſt, der Freude in dir fand?
Selbſt das Süßeſte wird dir Laſt,
Wenn du es alle Tage haſt;
In all der lieben Zärtlichkeit

Tödtet man jämmerlich die Zeit
Hinter des Ehbetts Gardinengitter.
Sonnenſchein hat der Himmel, Gewitter,
Regen und Sturm, Hagel und Schnee —
Im Wechſel ſtehet des Lebens Höh,
Aber ſelbſt im glücklichſten Einerlei
Bricht all die freudige Kraft entzwei.
Die Empfindſamkeit, die ſüßen Thränen,
All das liebe Schmeicheln und Sehnen
Ich hab' es überſatt zum Gähnen.
O mit den Jugendidealen!
Wie ſchwor ich zu viel tauſend Malen,
Dieſe Eine feßle mich nur!
Sonne und Mond, Gott und Natur
Wie mußtet ihr mir zu Zeugen dienen!
Den Honig nahm ich von den Bienen,
Von den Sternen den hellſten Glanz,
Die Frühlingsblumen gaben den Kranz —
Alles, die Eine Holde zu ſchmücken.

O könnt' ich dich wieder kaufen, Entzücken!
Dich ſüße, unbeſtimmte Begier!
Ach! nur das weiße Gerippe blieb mir
Aus den ſchönen entflohenen Tagen —
Und doch rollet der Sonnenwagen
Eben ſo freundlich und golden um;
Der Lenz erneut ſein Elyſium;
Die Liebſte blühet im Liebesſchimmer,
Iſt liebenswürdig und hold, wie immer,
Wie Engel unſchuldig, wie Tauben treu.
Aber mich tödtet dies Einerlei.
Da iſt kein Stachel im ganzen Leben,
Kein kühnes Herz, kein Widerſtreben,
Kein Stolz, der ſich hoch entgegen bäumt,
Keine Liebesglut, die überſchäumt.
So geh ich kraftlos im Glücke unter —
Komm! wilde Luſt! erhalt mich munter!
Komm! ſtolzeres Leben! mach mich frei!
Alle ſüßen Banden brech ich entzwei.

Alle der Liebe Roſenketten —
Und wenn ſie alle Götter geſegnet hätten,
Ich zerbreche ſie und werde frei —
  Antarkes, Deiner denk' ich dabei.
Du haſt mich oft gewarnt vor Zeiten
Vor Stimmen, die ſo empfindſam läuten,
Vor Augen, die himmliſch unſchuldig ſind.
Du ſprachſt, dieſe Liebe ſei, wie Wind,
Wie Waſſer, welche nach Regen rinnen;
Ein Paar Minuten — ſie ſind von hinnen.
Ein Poet müſſe durch alle Geſtalten
Einen hochfreudigen Durchzug halten,
Mit allen Lieben ſich heiß verknüpfen,
Kurz genießen und ſchnell entſchlüpfen.
Für die Ochſen ſei die Feſſel, für das Pferd,
Wenn der Adler frei durch die Wolken fährt —
  Kaum zwei Wochen, ſo lern' ich's begreifen.
Will nun frei in das Leben ſchweifen.

Was ich kindiſch gelobt als Kind,
Des lacht Amor, das faßt der Wind.
Doch horch! was hör' ich dort ſeufzen her?
O ſei's ein glückliches Ungefähr!
Ich will ein wenig die Ohren ſpitzen.

Skoteine.

Nein, hier will ich nicht länger ſitzen,
Im Herzen mit dieſer brennenden Pein,
Als Aſchenbrödels Töchterlein.
Die Welt iſt dem kühnen Herzen weit,
Hat allenthalben Zärtlichkeit:
In der Jugend iſt das Glück zu finden:
So geb' ich meine Federn den Winden.
Fort! fort mit dem jüngferlichen Schein!
Was die Sterne nicht bleich macht, noch Mondenſchein,
Das kann ich auch wohl an hellen Tagen
Vor den Leuten frei und offen tragen.
Hab' ich nicht von Autarkes gehört,

Daß jeder Thor ſich ſelbſt bethört,
Daß herrlich jedes hohe Gemüth,
Wie die Blume, aus eignem Triebe blüht?
Die Parz' iſt in uns, vor der wir beben.
Ein jeder ſchaffet ſich ſelbſt ſein Leben.

Pteryx.

Skoteine? welch ein ſeltner Geiſt!
Wie ſie mich magiſch zu ſich reißt!
Wie blühet ſolcher Glanz aus Aſchen?

Skoteine.

Soll ich mein Aug' in Thränen waſchen,
Daß ich als Baſtard gebohren bin?
Oder daß der jungfräuliche Sinn
Frühe durch Buhlerei vertrieben?
Gebohren bin ich in heißen Trieben
Und lieben will mein heißes Blut.
Alles bedeckt der Lebensmuth,
Bläſet wie Federn weg die Sünde.
Ja, Mutter, was ihr wieſet dem Kinde,

Uebte ſie früh in Freuden aus.
Aber hinfort ſie meidet dies Haus,
Will nicht mehr in der Aſche dienen —
O junge Hoffnungen, die mir grünen!
Führt mir bald etwas Liebes zu.
Kommit! Kommit! Huhuhu!

Pteryx.

Ich muß, ich muß — o ſüßes Verbrechen!

Skoteine.

Wer locket mich? wen höre ich ſprechen?
Huhuhu! kommit! kommit!

Pteryx.

Gewaltig zieht es mich Schritt vor Schritt.
O du allmächtige Zauberei! —
Da ſieht man, was höchſte Liebe ſei,
Lehret alle Geſtalt verachten.

Skoteine.

O mich verzehret das ſüße Schmachten —
Kommit! Kommit! Huhuhu!

Pteryx.

O Skoteine! Liebliche Du!
Freundlich wie Sterne,
Schmeichelnd wie Wellen,
Blick mir mit hellen
Aeugelein zu!

Skoteine.

Kommit! Kommit! Huhuhu!

Pteryx.

Du Liebliche, Feine!
Skoteine!
Von himmliſchen Auen
Mit Liebe beſchauen
Die Sterne die Eine
Skoteine.
Es klingen die Sphären
Dir, Holde, zu Ehren,
Die Stimmen im Haine
Skoteine! (Neigt zu ihr.)

Laß dich, ſüßes Leben, umfangen,
Reiche mir her die roſigen Wangen.

Skoteine.

Komm, in Inbrunſt, du ſeeliger Dichter!
Zeugen ſind alle die himmliſchen Lichter.

Pteryx.

Komm! o komm, mein ſüßes Vergnügen!
Luſtig laß uns die Welten durchfliegen;
Heute wie morgen und morgen wie heute,
In des Lebens unendliche Weite.

Skoteine.

Wie ſich die Federn luſtig mir regen!
Wie ſich die Flügel ſpannend bewegen!
Komm! mein Verlangen! komm, meine Luſt!
Stille die Flamme der ächzenden Bruſt!
Huhuhu! kommit! kommit!

(Sie fliegt, er ihr nach.)

Sechſter Auftritt.

Geranos, Geranis, Autarkes, Monedula.

Geranos.

Alſo der Graculus auch fort?
Mit dem Aſchenbrödel entflogen?
Und die Sterne am Himmelsbogen
Halten noch immer den alten Gang?
Wahrlich mir wird das Leben lang,
Wenige Tage werden zu Jahren.
Was muß ich Ungeheures erfahren?
Draußen Arbeit, zu füttern die Schlange,
Drinnen Thränen auf jeder Wange
Alle Stimmen im Todtenklange.
O Vireo! ſeit Du verwünſcht das Haus
Wich auch die letzte Freude hinaus.

Die Schwiegertochter feindſeelig und ſtörriſch,
Der Sohn gar ſtolzen Muths und herriſch,
Das alte Gemahl zum Tode krank —
O ich fühl' es, ich lebte zu lang.

Geranis. (von außen.)

O verruchter, gottloſer Sohn!

Geranos.

Welch ein Poltern? ein lärmender Ton?
Sie ſprengen mir übermüthig die Thüre.

(Geranis und Autarkes ſtürzen hinein.)

Geranis.

Eh ich den letzten Athem verliere,
Faſſe Dich, Arger, mein größter Fluch!
Verfluchen will ich den Leib, der Dich trug,
Verfluchen die Brüſte, die Dich geſäuget,
Den Himmel, der ſich über Dich neiget,
Der zuerſt Deinen Augen geſandt das Licht.
Es wachſe nun und nimmer nicht

Aus Deinem abſcheulichen Bett eine Sonne!
Nie ſchalle Dir ſüß der Vatername!
Und ſchallt er, ſo ſei es, wie mir, zum Fluch!
O Unglückſeelige, die Dich trug!
O Augen, die Dich mit Liebe beleuchtet,
Brecht! brecht! Im Dunkeln wohnet die Ruh. —

(Sinkt in Ohnmacht und Ermattung auf's Bett)

Geranos.

O Sohn! was thateſt der Mutter Du?
Der herbe Kummer wird ſie tödten.

Autarkes.

Das Apologiren iſt nicht vonnöthen,
Und ſtirbt ſie, ſo iſt es die rechte Zeit.
Ihr Alten ehrt nicht die Nothwendigkeit,
Nicht die Herrſchaft höher gebohrner Geiſter.

Die Jugend iſt Herr und gebietet dreiſter
Und treibt von der Bühne das Alter ab.
Für euch iſt die Arbeit und das Grab,
Wenn ihr wollt, auch chriſtliche Sterbegedanken;
Wir ſollen uns üppig ans Leben ranken,
Mit freudigem, brauſenden Strudeln hinein
Uns dringen in ſüßen Genuſſes Pein,
In Kraft erdulden, in Kraft gebieten:
Uns wachſen die Früchte und auch die Blüthen.
Seid ruhig, Vater! die Alte hat Schuld.
Sie fluche der eigenen Ungeduld,
Womit ſie mir heftig zum Weibe geſprochen.
Die hat ihr ein bischen den Nacken gebrochen;
Ich kam darüber zu und trennte die zwei.
Darüber dies ganze Kindergeſchrei —

Lebt wohl! ſie wird ſich ſchon wieder beſinnen.

(ab.)

Geranos.

O Schande! mir vergehen die Sinnen.
Alter Kopf! wie du glühend brennſt!
Warum du nicht gegen den Pfoſten rennſt,
Im dumpfen Tod alles Leid zu zerſprengen?
Aber die Wolken, die über mir hängen,
Haben ihre Blitze nicht ausgeleert.
Was mein Auge ſieht, mein Ohr erfähret,
Alles ſchlägt über mich wie Flammen
Aus dem dampfenden Keſſel des Unglücks zuſammen.
O du, der oben in Donnern geht,
Hat keinen Blitz deine Majeſtät,
Mir das alte Haupt zu zerſchmettern? —
O ich ſoll mich ſchrecklich entblättern,
Wie ein Baum, den ein ſchlimmer Wurm

Nagte — einſam ſteht er im Sturm
Ohne Zweige und ohne Grün.
All ſeine Brüder fielen um ihn
Mit den grünen Köpfen zu Boden;
Er gehört lebendig den Todten. —

(Die Thüre klirrt.)

Neuer Klang — neuer Jammer gewiß.
Wer iſt's, der alſo die Thüre ſchmiß?

Monedula. (eintretend.)

Die arme Wittwe Monedula.

Geranos.

Sprich, welches Unglück neu geſchah.
Schon mich nach Verderben gelüſtet.

Monedula.

Armer Vater, ſei wacker gerüſtet!
Neues ſchlimm, ja ſchlimmer, als je.

Geranos.

Sieh! hier liegt mir das größte Weh.

(auf Geranis deutend.)

Vielleicht wird ſie nimmer erwachen.
Nun erzähle von Rieſen und Drachen,
Von Feuersnoth und plötzlichem Sterben,
Blaſſer kann ich mich nicht entfärben.

Monedula.

Pteryx — Vater, mache Dich feſt!

Geranos.

Ei! das iſt ärger, als die Peſt.
Sage das Schlimmſte, ich kann es hören.

Monedula.

Pteryx ließ ſich durch Skoteine bethören.

Geranos.

Was? was? — Sag', er bethörte ſie.

Monedula.

O Männergeſicht! Dir trau ich nie.

Geranos.

Und nun was wird aus der ganzen Geſchichte!

Monedula.

Er hat ſie entführt bei'm Mondenlichte.

Paſſer hat ſie von ferne geſehn.

Geranos.

Sprich es noch einmal, es klinget ſchön.
O Pädagogus! Pädagogus!
Wo thürmet ſich dein Galgen und Rogus?
Du haſt mir den muntern Knaben verführt.

Monedula.

Daß die Frau den ſchönen Mann verliert,
So jung, ſo zärtlich, es iſt ein Jammer.
Sie ſchläſet einſam in der Kammer.
Welch ein Erwachen wird das ſeyn!

Geranos.

O laß ihr lange ſchlafen die Pein
Und habe auf die Frau hier Acht.
Ich muß hinaus in die öde Nacht,
Will zu Corvus, dem Seher, gehen,
Deſſen Augen meilenweit ſpähen,
Ob ich den Knaben hohle ein.
O Vaterliebe, wenn nur Ein,

Ein Tropfen von Dir in ihnen wäre!
Wir geben unſre Ruh und Ehre
Um das verwilderte Ungeſchlecht.
Es iſt wohl Narrheit und nicht recht,
Aber ſeit Adam ſteckt's im Blute.
So winden wir uns ſelbſt die Ruthe,
Die uns mit Striemen zeichnen muß.

(ab.)

Monedula. (Sich zum Bette wendend und nach Geranis ſchauend.)

O Noth! o Lebensüberdruß!
Die gute Alte iſt erblichen,
Alle Wärme aus den Gliedern gewichen —
Sie iſt ſtumm und kalt, ja kalt und todt —
Nie färbt ſich dieſe Lippe roth,
Die ſtets ſo mild zu jedem geſprochen;
Das fromme Auge ſtarrt gebrochen.
O Jammersnoth! o herbe Pein!

Wie duld' ich länger dies allein!
Will mir die liebe Tochter wecken.
(ab.)

Siebenter Auftritt.

Monedula, Neanis, Tettix, Aedonis, dann Diopetes.

Monedula.

Weine nicht. Der Alte iſt hinaus
Und bringt ihn vielleicht wieder zu Haus.
Es kann Alles noch wieder zu Liebe werden.

Neanis.

Dahin, für mich nicht mehr auf Erden,
Ich nichts als Jammer und Leichen ſeh.
Ein Weh geſellt ſich zum andern Weh,

Ein Unheil thürmt ſich zum andern auf;
Das Leben der Liebe hört mir auf.
Das beſte Herz ſchon pulſte aus,
Die Frömmigkeit liegt todt im Haus;
Nun wird das Unglück Feſttag halten.

Monedula.

Lerne Geduld von einer Alten.
Man hat Exempel und guten Rath,
Wie ſich das Schlimmſte gewendet hat.
Mancher war leichtſinnig entflogen,
Hat nachher reuig den Nacken gebogen,
Der Liebe auf das treuſte gedient.
Wir ſind alle wankelmüthig, mein Kind.
Auch weiß ich einen kräftigen Trank —
Manche Kräuter ſtehn an des Berges Hang,
Andre in Sümpfen mit ſtarken Düften,
Andre ſammelt man von den Grüften,
Rückwärts zwiſchen Zwölf und Eins zu leſen,

Damit kann man Liebe binden und löſen.
Auch will ich zu Cornix, der Krähe, gehn,
Die ſoll viel vom Citiren verſtehn,
Auch andre ſchöne Künſte mehr.

Neanis.

O Du biſt thörigt, doch meinſt es gut. —
Wie lieb und ſtill die Welt jetzt ruht!
Der Mond ſo freundlich hinnieder blickt,
Jedes Blümchen geſchloſſen nickt,
Schwer die Halmen vom Thau ſich neigen,
Selbſt die flüſternden Blätter ſchweigen;
Doch bei mir wirds nimmer ſtill. —
Geh jetzt heim, Dohlin! Ich will
Suchen, ob ich hier Ruhe finde.

Monedula.

Dich allein zu laſſen iſt Sünde.
Biſt ſo verwildert und zerſchlagen,
Ich ſah Dich nie ſo in alten Tagen.
Laß uns hier mit einander bleiben

Und die Schrecken der Nacht vertreiben;
Mir iſt ſo zitterig jetzt allein,
Friſchen Lebensmuth bringt der Tagesſchein,
Der alles mit neuen Flammen zündet.
Wer weiß, was ſich noch Gutes findet?
Ich will Dir indeſſen Exempel erzählen
Zu dieſen Geſchichten, die uns quälen.

Neanis.

Geh! denn Du quälſt mich am meiſten jetzt.
Du fühlſt nicht, was mir das Herz verletzt.
Geh! geh! Am Bache die Nachtigall ſingt,
Die nur der Einſamen lieblich klingt. —
Du weinſt? gieb die Hand! ich bin nicht böſe.

(Monedula geht ſchweigend ab.)

O Nachtigall! mein Schönſtes liegt erſchlagen,
Des Glückes Sonne kann mir nicht mehr tagen,

Kein Auge lockt mich mehr mit ſüßem Schein,
Kein liebes Herz zerſchmelzt mehr meine
Pein.
Doch wunderſüß Du meinem Jammer klingſt,
All meines Lenzes Töne wiederbringſt,
Was Süßes ich geträumet und empfunden —
Verſtröme, Herz, aus deinen offnen Wunden!
Verſtröme bei dem frommen Leichenklang!

Aedonis. (ſingt.)

Tiu! Tiu! Tiut! Tiut!
Heiße Lieb' und junges Blut
Muß verwallen,
Wie das Schallen
Meiner ew'gen Glut.
Tiu! Tiu! Tiut! Tiut!

Neanis.

O ſüßer Klang! wie ſtill die Wellen gehen!

Mich dünkt, daß ſelbſt die Winde leiſer wehen.

Aedonis. (ſingt.)

Saß ein Vöglein in Zweigen
Und ſang gar wunderſchön;
Alle Blumen ſich neigen,
Alle Waſſer ſtiller gehn.
Alle verſtehen,
Wodurch wir vergehen,
Die Glut.
Tiu! Tiut! (fliegt weg.)

Neanis.

Du fliegeſt weg, doch Tettix löſt Dich ab.
O klage, Stimmchen, nur von Tod und Grab.

Tettix.

Kekerkeke! Kekerkeke!
Mir thuts im Herzen ſo weh!
Frühling hat Pein,

Sonne hat Schein,
Luſtig weht der Wind,
Alle drei nicht meine Geſpielen ſind.
Wann die Sterne ſcheinen,
Auf Blumen weinen,
Dann ſchlürf' ich den Thau,
Dann wird mir das Leben
Singen und Schweben.
Kekerkeke! Kekerkeke!

Neanis.

Singe weiter, ſüße Stimme, ſinge!

Tettix.

Kekerkeke! Kekerkeke!
Mir thuts im Herzen ſo weh.

Neanis.

Du ſchweigſt ſchon wieder? — O wie hieß
es doch?
Ein andres ſüßes Liedchen ſangſt du noch.
Ja — ja ſo — es war von der Biene.

(Singt.)

„Ein Bienchen in der Blume ſaß,
Da kam der Wind —“
Wie doch heut alles mir weg iſt!

(Singt.)

„Ein Bienchen in der Blume ſaß,
Da kam der Wind
Und weht hinab ins kalte Gras
Das ſüße Kind.
Bald in den Bach das Bienchen fiel,
Die Tiefe ward ſein Todespfühl.
O weh! weh! weh!“

Das klinget ſchön. Als ich ein Kindlein war,
Sucht' ich am Waſſer oft hier für mein Haar
Mir ſüße Blümelein, Vergißmeinnicht
Und Waſſerlilien — Wie es lieblich ſpricht
Das Waſſer! wie es ſchmeichelnd zu mir rauſcht!

Ja als ein Kindlein hab' ich oft gelauſcht
Am Waſſer hier, was mir die Wellen ſang;
Es klang dahin, ſo wie das Waſſer klang.

(Singt:)

Das Waſſer iſt ſo ſtill und fromm.
Es ruft dem Kindlein: komm! komm! komm!
Und wie es ſchwillt und wie es fließt,
Es weich in ſeine Arme ſchließt.
O Waſſer, nimm mich mit!
Ein Kindlein bin ich weiß und fein,
Gar blau ſind mir die Aeugelein,
Ich bin ein jung, unſchuldig Kind.
O Waſſer, das vorüber rinnt,
O Waſſer, nimm mich mit!
Die Sonne mit dem hellen Schein,
Der Mond die Sterne gehn hinein,
Die Blümchen ſinken mit hinab.
O ſüße Wiege! ſüßes Grab!
O Waſſer, nimm mich mit!

O ſüße Wiege! ſüßes Grab!
O Waſſer nimm mich mit!
— Nimm mich mit! Und warum denn nicht!
Horch! wie es lieblich klingend ſpricht!
Thut mir ſo brünſtig die Wellen auf. —
Nimm mich mit! nimm mich mit! Hier ſteht
mein Lauf.
(Sie ſtürzt ſich hinein.)

Diopetes. (von einer andern Seite herabkommend.)
Hochgeſtiegen kann ich nicht wieder ſinken,
Muß den Lethe, oder Seeligkeiten trinken,
Das höchſte Leben, oder das tiefſte Grab.
O Bruſt! die mir Natur ſo ſtürmiſch gab.
O Augen! welche zu den Sternen wollen,
Wird nie das Buch des Schickſals ſich entrollen?
Wird nie die Welt mir ſtehn im rechten
Maaß?

N

All meines Hauſes Leid ich hier vergaß
Im ſüßen Träumen, all des Herzens Plagen;
Denn Lunà fuhr mit ihrem Flammenwagen
So freundlich ſchimmernd über die Schlummerwelt.
Von tauſend Sternen blizt das blaue Zelt,
Die beſten Stimmen klangen noch im Haine;
Ich fühlte nur das Himmliſche, das Eine,
Das ewig meinen Sinn gebunden hält. —
Doch wie mir wieder jezt der Buſen fällt!
All meines Geiſtes Flügel zagend ſinken!
Noch eben ſo die hellen Lichter blinken,
Im Silberduft ſteht magiſcher der Hain,
Der Sproſſer klagt, die Welle rauſchet drein,
Wie Weheklang von Glocken und von Bräuten.

O Herz! mein Herz! was will mir dies bedeuten?

(Nach einer Pauſe, eine Blume pflückend.)

Wie lieblich ſchläfſt du in deinem Traum!
Oeffneſt die ſüßen Augen kaum,
Stirbſt und ſollſt keine Sonne ſehen —
Könnten wir auch ſo leben und gehen!
Wohl treibt uns das Leben wie ein Traum,
Aber die Begier will unendlichen Raum,
Läßt uns nicht an dem Boden bleiben,
Und ſtill des Lebens Blume treiben;
Wirbelt immer uns rund im wilden Saus —
Doch ſieh! was guckt aus dem Bach heraus,
Hangend am Stamm der geſtürzten Weide?
Ein Todter — Du hatteſt wohl wenig Freude,
Armes Herz? Was machte dich bleich?
Hängſt nun ſo ruhig am Weidengeſträuch —

Will dich doch aus dem Waſſer nehmen.

(Holt den Leichnam heraus und erkennt ihn.)

O weh! es iſt die Muhme mein!
Geh unter, Welt! verliere den Schein!
Dein Glanz iſt ewig untergegangen.
Wie ſie da liegt mit kalten Wangen!
O ſüße Lippe! noch einen Kuß!
Süße Lippe, die ewig verweſen muß. —
Frommes Herz, ich verſteh deinen Tod;
Du konnteſt nur in dem Morgenroth,
Wie die zarteſten Blumen, blühen,
Sie ſterben jung in des Mittags Glühen.
O Morgenroth! o Jugendzeiten! —
Will dir ein liebes Grab bereiten
Unter dem Baum, wo wir oft geſpielt.

(Macht ein Grab, legt ſie ein und wirft Erde,
Blumen und Blätter darauf.)

Unter der Frühlingsdecke ſchlaf weich!
Du warſt einem ganzen Frühling gleich.

Alle Sterne mit freundlichem Scheinen,
Alle Stimmen in grünen Hainen
Sollen dich frommes Kind beweinen.

(Nach einer Pauſe, indem er abwärts geht.)

So verliert das ſchönſte Leben den Schein,
Und ich Thor was will ich hinein,
Wo die Tapfern am erſten fallen,
Die Schönen wie Schatten vorüber wallen?
Was will ich hinein mit der ſchwachen Bruſt?
Was halt' ich nicht feſt die kindliche Luſt
Des Schwachen, mein thatenloſes Lieben?
Wie wehmüthig klingen die Glocken drüben!
Die Mönche rufet die Mitternacht:
Zu Gottes Preiſe erwacht! erwacht!
Es iſt die erſte der frühen Metten.
Ich will mich zu den Stillen retten,
In frommen Gebeten, im frommen Klang
Durchwandeln des kurzen Lebens Gang;

In Einſamkeit all mein Leid begraben,
Mit Inbrunſt mir den Buſen laben.
Das Leben iſt Krankheit nur und Fieber;
Lebendiger Tod iſt jetzt mir lieber;
Sie klingen, ſie locken mich mächtig hinüber.

(ab)

Achter Auftritt.

Autarkes, Serpens. (ſie ſchlafend)

Autarkes.

Tief iſt es hinter der Mitternacht.
Wie rollt der Himmel in goldner Pracht!
Wie ſprühen die ſchwarzen Wolken Funken!
Hinaus, mein Auge, wonnetrunken!

Hinaus in das große Weite, Sinn!
Denn hier ich irdiſch gefangen bin
Unter alten Narren und Mutterleichen,
Unter Geſichtern, die jedem Nichts erbleichen.
Wie ſich Angewöhnung doch ſchwer vergißt!
Auch mich faſſet noch, was nichts iſt.
Hinweg mit den elenden Schreckenlarven!
Komm, Himmel! mit all' deinen goldnen Farben,
Tauche mich Inbrünſtigen in ſie ein!
Stelle mir die Welt in hohen Schein!
In Blitzen und in Donnerwettern
Will ich mich in höchſter Liebe vergöttern;
In ſchwarzem Gewölk, in leuchtenden Flammen
Springe jubelnd, Weltenbild, zuſammen!

Ha! wieder muthig wird mir der Sinn.
Ich fühl' es, daß ich gewaltig bin.
Und wenn alle Wetter zuſammen flögen
Und mich in flammende Wirbel zögen,
Ich grüßte den majeſtätiſchen Tod,
Lebte und ſtürbe wie ein Gott.
Laß ſich die Schwachen die Haare raufen,
In feigem Wimmern um Gräber laufen,
An die Zukunft das fliehende Leben ketten,
Ihm auf weichen Hoffnungen wieder betten:
Glückſeelig, wer ſolchen Wahn zerſprengt!
Der Dinge Ring an ſich ſelber hängt!
Erd' und Himmel mit ihm ſteht und geht,
Iſt ihm ſelbſt erſte Majeſtät.
Wie der Blitz durch die düſtern Wolken fährt!
Alle Sterne plötzlich von Flammen leert!
Wie die Winde herrlich brauſen!
Die hohen Eichenwipfel ſauſen.

O in dies Leben mit hinein
In der vernichtenden Liebe Pein!
Heiliger Abgrund! tiefe Brunſt!
Als Flamme zu leuchten, in Wolkendunſt
Alle Himmelslichter zu kleiden,
Dann als Tropfen ins Weltmeer zu gleiten:
Immer ſteigend und wieder ſinkend,
So das Leben aller Elemente trinkend.
Wie Du ſüß ſchläfſt, mein ſtarkes Weib!
O laß an Deinem blühenden Leib
Mich meine heiligen Flammen kühlen!
Laß Deine magiſchen Schlingen mich umſpielen!
Im ſüßen Tode, im ſüßen Entzücken
Mich heiß Laokoontiſch erſticken!

(Er berührt ſie, ſie erwacht.)

Serpens.

Tü! Tü, Tü, Tü! Tüſch!

Autarkes.

O dieſe liſpelnden Zauberlaute!
Komm! mächtige, hohe Göttervertraute!
O ſüßes Umhalſen! o ſeelige Luſt!

Serpens. (ihn feſt umſchlingend.)

Tü, Tü, Tü, Tü, Tüſch!

Autarkes.

Wie wächſt mir gewaltig in Liebe die Bruſt!
Immer wird mir das Leben friſch.

Serpens.

Tü, Tü, Tü, Tü, Tüſch!

(Pauſe, Sie umſchlingt ihn feſter und beißt ihn dann in den Nacken.)

Autarkes.

O weh! wie dringt mir die heiße Pein
Mit Deinem Umſchlingen in den Nacken hinein!
Ich fühle brennend den nahenden Tod.
O Lebensglanz! o Jugendroth!

Hier iſt man auf der Höhe der Eifel 1800 bis 2000 Fuß über dem Rheinſpiegel. Hier und in der nächſten Nachbarſchaft, in dem Abſtande von einer bis zwei Stunden von einander, entſpringen viele Flüſſe, welche in nördlicher oder ſüdlicher Richtung nach verſchiedenen Weltgegenden ablaufen, nördlich die Ar Erft Olfe Roer, deren Waſſer dem Rhein zulaufen, ſüdlich die Liſer Kill Prüm Dins Sure, die ſich alle in die Moſel ergießen. Manche Thäler auf dieſen Berghöhen ſind wunderſchön, hie und da ragen auch einzelne mit Wald bekränzte Kuppen hervor, aber der größere Theil dieſer Gegend beſteht aus kahlen Haiden und öden Hügeln, worüber der Wind durch das Haidekraut und die Wachholderſträuche hinpfeift. Daher heißt dieſer Bezirk nicht mit Unrecht die wilde oder die hohe Eifel. Beſonders freudenlos aber iſt die weithin kahle Gegend zwiſchen Hünningen und Kronenburg auf der Straße von Malmedy oder Spaa nach Blankenheim.

Blankenheim ſelbſt aber welchen reitzenden Kontraſt giebt es gegen das nicht ferne Kronenburg, das zuletzt mit ihm demſelben Herrn gehörte! Es erſcheint, daß ſeine Stelle unter vielen hunderten von einem klugen Auge ausgeſucht war. Gegen die ſchärfſten Winde durch hohe Waldberge geſchützt lehnt es ſich an ein grünes Gehänge und hat unter ſich ſpiegelhelle Teiche und bunte Wieſen weiterhin aber hohe Bergkuppen rings umher, alle mit grünem Walde bekränzt. Das nette Städtchen mag im Winter, wo dieſe Berge von Wölfen durchheult werden, winterlich genug ausſehen, in der fröhlichen Jahreszeit macht es einen gar heitern, man mögte ſagen faſt ſüdlichen Eindruck. Hier war vor ſechszig Jahren noch der glänzende Sitz der Grafen von Blankenheim-Manderſcheid, welche in dieſen Bergen weite Gebiete hatten. Blankenheim ſelbſt hatte ein ſchönes Schloß und prächtige Luſtgärten, eine von den Wiſſenſchaft und Kunſt liebenden und fördernden Herren in mehreren Menſchenaltern mit großer Sorgfalt und Kenntniß ausgewählte Bibliothek und manche Schätze und Seltenheiten der Kunſt und Natur. Von dieſem allem iſt keine Spur mehr hier anders als Spur der Zerſtörung, einige terraſſirte Gärten und einzelne Trümmer des abgebrochenen Schloſſes. Die Bücher und Sammlungen ſelbſt, das Edelſte in Blankenheim, hatte die franzöſiſche Umwälzung als ein geſchwindes Schickſal überraſcht. Als nämlich die Franzoſen nach dem unglücklichen Feldzuge der Verbündeten im

Jahr 1794 über dieſe Lande ſich wie eine wilde Fluth ergoſſen, da hatte jede gierige oder frevle Hand von Freund und Feind zugegriffen und die Koſtbarkeiten waren aus einander geriſſen geſtolen oder zerſtört, zumal da die Herren des Schloſſes ſich nach Böhmen geflüchtet hatten. Die letzte Erbin des Mannsſtamms von Manderſcheid-Blankenheim war in das Haus der Grafen von Sternberg in Böhmen vermält, wo ihre Nachkommen jetzt wohnen. Für ihre unmittelbaren Reichsherrſchaften, welche die Franzoſen einzogen, ſind ſie bei den Friedensverträgen mit Frankreich entſchädigt; anderer Güter und Wälder und Anſprüche auf Manches beſitzen ſie, ſo viel ich weiß, hier noch einige.

Nahe an dem Markt von Blankenheim entſpringt der Hauptarm der Ar aus einem mächtig ſprudelnden Born, der ſich bald als ein Bächlein ins Thal ergießt. Dieſem Bache folgt den andern Morgen der Wanderer, der ſich hier erfriſcht und ausgeruht hat, und verläßt es dann wieder, um immer aufſteigend eine Höhe zu erklimmen, wo das altberühmte Aremberg liegt. Schön gepflanzte Baumreihen mancherlei Art und andere künſtliche Anlagen und einzelne Durchhaue oder vielmehr Durchblicke durch den Wald führen ihn allmälig auf die Höhe und bilden ihm ein, daß er bald vor dem prächtigen Schloſſe einer ſo berühmten Familie ſtehen werde; aber ſeine Augen ſuchen es vergebens. Er kommt endlich in dem ärmlichen Flecken an, wo nur einzelne Häuſer noch eine glänzende Vergangenheit verrathen, und auf die Frage nach dem Schloſſe antworten ihm die Leute: die Fürſten haben ihr Stammſchloß ſelbſt abbrechen und Eiſen Steine und Holz an die Meiſtbietenden verkaufen laſſen. So erzählen die guten Leute. Aber die Franzoſen haben die Vorarbeit gemacht und ſchon im Jahr 1809 die alte Herrlichkeit von Schloß Aremberg zerſtört. Später in jüngerer Zeit hat der Fürſt noch wohl einzelne Trümmer und Ueberbleibſel aufräumen laſſen. Jetzt liegt auf dem Berge, wo vor vierzig Jahren noch eine der prächtigſten Warten des Landes ſtand, nur noch Schutt umher und einzelnes noch ſtehendes Gemäuer erinnert an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Hoheit. Doch muß der Wanderer ſich auf dieſer Vergangenheit und Vergänglichkeit hinſtellen, auf welcher er ungefähr 1900 Fuß über dem Rheinſpiegel ſteht; er hat hier einen herrlichen Blick in die Weite hinaus und auf die fernſten Bergwipfel und die Brüderſchlöſſer ringsum, die meiſt auch ſchon alle in Trümmern trauren.

Von dieſer Warte Aremberg ſteigt man durch einen dunklen Wald himmelhoher Buchen eine halbe Stunde einen ziemlich ſteilen Pfad hinab und gelangt unten wieder ins Arthal, in welchem das Bächlein von Blankenheim ſchon ein Flüßchen geworden iſt. Dieſes Flüßchen leitet zwiſchen rauhen und wilden Bergen und Wäldern in den ſeltſamſten Schlangenwindungen den Wanderer wieder auf grünen Wieſen ein paar Stunden fort, bis er an die ſogenannte Inſul gelangt, einem Dörfchen, wo es durch einen neuen Arm verſtärkt wird. Bis zu dieſer Inſul und Dümpelfeld hat man die wilde Ar geſehen. Von hier bis Hünningen mildert ſie ſich allmälig, und erhebt ſich von da bis Kreuzburg zu dem Karakter des Großen und Erhabenen. Von Kreuzburg bis Arweiler, was dem gewöhnlichen Wanderer vier Stunden ſind, iſt das Fantaſtiſche Seltſame und Wundervolle dieſes Fluſſes, welches ſich nicht weiter beſchreiben läßt und weswegen er, ſelbſt Donau und Rhein nicht ausgenommen, durch die Windungen Verſchlingungen und Fuchsgänge ſeines Laufes und durch die ſeltſamen und überraſchenden Bildungen ſeiner Ufer in Deutſchland ein ganz einziger Strom iſt und wogegen zum Beiſpiel die wunderſamen Gebilde, die man auch zu Sans pareil in Franken und zu Adersbach in Böhmen mit Erſtaunen ſieht, nur kleinliche Spielereien der Natur dünken. Von hierab muß daher der Wanderer jede hundert Schritt ſtill ſtehen und ſchauen, weil faſt mit jeder Wendung der Füße und der Blicke auch die Geſtalten und Abbildungen der Geſtalten und Gegenſtände wechſeln.

Kreuzburg iſt ein kleines Dörfchen an der Ar, wo auf einem Bergkegel wie im Strom ſchwimmend ein feines Schloß hervorleuchtet, ein Rentamt der Grafen von Belderbuſch, jetzt Beſitz der Freiherrin von Böſelager, der einzigen Erbin der letzten Grafen von Belderbuſch. Dieſes Schloß und ein unweit deſſelben auf einer Anhöhe am Wege ſtehendes ſchön geformtes ſteinernes Kreuz die hohen rebenbekleideten Ufer — denn ſeit Hünningen rankt hier ſchon der Weinſtock an der Sonnenſeite des Stromes — und vor den Augen etwas entfernter die hochragenden grauen über Aldenar hangenden Bergwände üben einen einzigen unbeſchreiblichen Zauber, welcher weiter zu eilen ſpornt. So wandert man ſein kleines halbes Stündchen in ſtaunender Bewunderung fort und faßt am Eingange des Fleckens Aldenar Poſto in dem erſten Hauſe an der Arbrücke, welches ein Gaſthaus iſt, wo man etwa um drei Uhr Nachmittags anlangt, wenn man um ſechs Uhr früh ausgewandert iſt. Dieſe beiden, Kreuzburg und Altenar, ſind die wundervollſten Stellen an dem ganzen Strom, doch behält Altenar auch vor dem erſteren bei weitem den Preis. Wenn man ſich hier geſtärkt hat, beſteigt man die Trümmer des Schloſſes, welche jetzt dem vormaligen Bürgermeiſter des Fleckens Herrn Eberus gehören. Dieſer ſehr unterrichtete und gebildete und durch viele wechſelvolle Schickſale im Leben umhergeworfene Greis iſt von vornehmer Herkunft, nämlich ein Kürſtoffel der alten ehrwürdigen Stadt Karls des Großen. Er weiß viel zu erzählen und iſt dem Wanderer ein lieber lebendiger Führer und Weiſer für die Merkwürdigkeiten der Gegend. Ich ſollte ſagen nur Weiſer, denn Führer kann er nur im geiſtigen Sinn ſeyn, da der arme alte Mann ſtark hinkt. Doch über die Burg Altenar berichtet er falſch, wenn er erzählt, ſie ſei vor 170 Jahren durch die Schaaren des berühmten Turenne in Trümmer über einander geworfen. Nein, dies iſt erſt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf des wirklichen Herren Befehl geſchehen, des damaligen Kurfürſten von Köln Joſeph Klemens, wie die Pfalzgrafen von Jülich und Berg früher ſchon den Burgen

Saffenburg und Landskron gethan hatten, und zwar, damit verlorne feindliche Haufen ſich im Kriege nicht darin feſtſetzten und das Land daraus beſchädigten, wie von des ſchwediſchen Baudis und des wälſchen Turenne Zeit bis zum Spaniſchen Erbfolgekrieg dies leider immer geſchehen war. Der gute alte Herr Eberus führt einen denn mit langſamen müden Schritten auf die alte Burg hinauf, um welche er ringsum einen Weinberg angelegt Bäume und duftige Sträuche und Blumen gepflanzt und die Steige hinauf geebnet und geordnet hat.

Von der Höhe dieſer Trümmer herab genießt man ein Stündchen der ſchönſten und ſeltenſten Ausſicht, die gedacht werden kann. Auf der einen dem düſtern Norden zugekehrten Seite die ſchroffſten fürchterlich durchzackten Felſenufer, 600 bis 700 Fuß ſo ſteil aufſteigend, daß dem Blicke zweifelt, ob eine Gemſe ſolche jähen Wände hinanlaufen könne, auf der anderen ein ſanfteres Geſtade, faſt bis an den Gipfel hinan mit Reben bekleidet. Das Wunderſamſte aber ſind die Schlingungen des Stroms um und durch dieſe Felſenmauern, welche den Schauenden ſo täuſchen, daß er mehrere Inſeln zu ſehen und den Strom drei vier Mal wieder wie zurücklaufend wähnt, wie ihm auch begegnet, daß er nicht weiß, ob er an dem linken oder rechten Ufer deſſelben wandelt: eine Täuſchung, die bei dem ſeltſamen Laufe des Fluſſes auch die folgenden zwei Stunden Weges noch mehrmals wiederkehrt, doch nicht in derſelben bunten fantaſtiſchen Art wie hier. Darum iſt und bleibt hier auf dieſem Punkte, auf dem Wipfel der alten Burg, die erhabenſte Stelle der Ar, wo man anbeten muß.

Wenn man hier Herz und Augen geſättigt hat, bricht man auf und wandert mit heißem Schweiße auf mühevollem ſteinigten Pfade wieder bergan, und gelangt endlich auf die Höhe, von welcher ſich es leichter ins tiefe Flußthal durch Rebenhügel hinabſchlendert. Doch man ſchlendert hier nicht ſogleich ins Thal hinab, ſondern bleibt an dem ſogenannten Kreuz ſtehen, welches der fromme Sinn der Menſchen zur Anbetung deſſen, der die Erde ſo ſchön und ſo herrlich ſchuf, auf dieſem Berggipfel aufgepflanzt hat. Denn wohl hält es einen hier feſt und man muß zum zweiten Mal ſtaunen und anbetend ſtill ſtehen, ſo wundervoll ſchaut es ſich hier in die Unermeßlichkeit der Welt hinein. Hier öffnet ſich nämlich wieder die weiteſte Ausſicht vorwärts gegen den Oſten und rückwärts gegen den Norden und Weſten, wo die Herrlichkeit Altenars und ſeiner Felſenſpitze ſich wieder aus einem ganz neuen Geſichtspunkt zeigt.

In dieſer Weiſe beſchrieb ich dieſe Wanderung und Altenar vor dreizehn Jahren. Wie viel hat ſich ſeit jenen Jahren auch hier zum Leichteren und Schöneren verändert! Der Flecken mit manchen zierlichen neuen Häuſern und ganz ſtattlichen Gaſthäuſern wächſt immer mehr zu einem Städtchen an und hat außer ſeiner Naturherrlichkeit in dem jüngſt verfloſſenen Jahrzehend beſſer gebaute Wege und Straßen und dazu noch eine merkwürdige Kunſtherrlichkeit erhalten. Es iſt nämlich an dieſem linken Ahrufer hart unter der Burg ein prächtiger Felſenweg aufgeſprengt und gewölbt, unter deſſen ſchauerlich erhabener Decke man achtzig Schritt fortgeht, ehe man wieder ans Licht gelangt und auf ſchön gebahntem Wege längs dem Fluſſe fortſchlendert. Und vor dieſem ſchönen Felſendurchbruch, dieſem prächtig gewölbten Trichter, haben ſich ſchon ein paar ſtattliche Gaſthäuſer hingebaut, ſo daß man den Wanderer nun nicht mehr in das kleinere Gaſthaus an der Ahrbrücke hinweiſt. Ich erinnere mich hiebei noch der beſcheidenen ſtilleren Tage Altenars, wie es hier vor fünfundzwanzig Jahren ausſah und herging, als ich mit den lieben Freun-

Hohen Daseyns ſeelige Gunſt!
Ihr vergehet in Liebesbrunſt. —
Zerfliege, glänzendes Bild, in Scherben!
Groß wie die Götter wollen wir ſterben.
Komm mit in die heilige Vernichtung!

(Er faßt Serpens und zerreißt ſie.)

Wie thürmet ſich die Wolkenſchichtung
Immer dunkler und dunkler auf!
Der Donner rollt im ſchrecklichen Lauf
Daher mit ſeinem Flammenwagen —
Jetzt! jetzt! o jetzt! kannſt du noch ſchlagen,
Mit deinem brennenden Schwingen, mit deinem Klang
Bring uns Ein Grab, Einen Todtengeſang!
Er kömmt! er kömmt! wie ſplittert die Weide
Hier unten! o liebliche Todesfreude!

den Lücke Räke Lehmann von Münchow Welcker dieſes anmuthige Revier alljährlich wenigſtens einige Mal zu durchſtreifen pflegte. Wie war da alles klein und eng! kein Gaſthaus, wo in einer Stunde drei bis vier Gerichter auf dem Tiſche ſtanden wie jetzt, ſondern man machte den armen Wirth verlegen, wenn man etwas vornehm nach einem Braten fragte: ein Hahn ward geſchlachtet, Butter Brod und Käſe auf den Tiſch geſetzt, ein paar Flaſchen Wein dazu — und damit gut. Man war vergnägt und begnügt mit den Genügſamen, welche damals ſelten von einzelnen fremden Wanderern beſucht wurden. Jetzt wie gar anders! und welches Gewimmel hier oft an den ſchönen Frühlings- und Sommer-Tagen! So viel junges neues Leben in Deutſchland und in den Rheinlanden, ſo viel Leben und Bewegung iſt überhaupt in die Zeit und die Menſchen, man mögte faſt ſagen, in die Natur gefahren.

Man ſchlendert alſo, wenn man an dem Kreuze oben auf der Höhe im Schweiß ſeines Angeſichts nicht anzubeten geliebt, aus einem der hübſchen Gaſthäuſer ganz leicht und luſtig durch das Felſenthor in das geöffnete Thal hinaus und ſo längs dem Fluſſe hin, links luſtiges Rebengelände rechts ſteileres ſchrofferes Ufer; jedoch geht es gelegentlich wieder bergauf bergab über die Orte Maiſchoß Rech Dernau; linksab beſteigt man hier die Trümmer der Saffenburg, die eine liebliche Ausſicht gewähren. Von Dernau ab geht es auf ſanfterem ſchön geebneten Wege an nicht minder reitzenden und wunderbar geſtalteten und ſchroff und raſch gekrümmten und gewundenen Ufern und Bergkuppen hin bis an das ehemalige Nonnenkloſter Mergenthal oder Marienthal. Dieſes Kloſter, von welchem wenigſtens die Wohnung der weiland Frau Aebtiſſin noch ganz hübſch da ſteht, liegt in einer wunderſchönen Bucht, welche die Krümmung der von Oſten plötzlich nach Süden hin laufenden Ar macht, und iſt bis in die höchſten Felſen hinauf mit grünen Rebenpflanzungen bedeckt, welche einen ſehr guten Wein geben. Unweit Mergenthal geht man durch das ſehr eingeengte Thal, deſſen Felſen an beiden Ufern der Ar immer jäher und wilder zuſammentreten, fort und ſo endlich um eine lange hohe fürchterlich überhangende Felſenwand herum, welche den Strom einzudämmen droht und deren überhangende ſchroffe Spitze der Kuhkopf heißt; und ſo wie man aus dieſem engen Felſenthor heraus tritt, hat man Walporzheim dicht vor ſich.

Dieſes Felſenthor zwiſchen Mergenthal und Walporzheim ſchließt die erhabene Ar zu, und mit Walporzheim und dem weiter und breiter geöffneten Blick über Arweiler hin öffnet ſich die ſchöne Ar. Der Abend hat unterdeſſen ſeine braunen Schatten herabgeſenkt und der vom Wandern und Schauen ermüdete Pilger legt in dem von dem Felſenthore kaum ein kleines halbes Stündchen entfernten Arweiler ſeinen Wanderſtab nieder, wo er in mehreren netten Gaſthäuſern weiche Betten gute Tafel und vortrefflichen Wein findet.

Dieſen Theil des Argeſtades, worin die Stadt Arweiler der Mittelpunkt iſt, nenne ich die ſchöne Ar. Man könnte ihn auch die liebliche und reiche Ar nennen, weil alle dieſe Namen ſich für ihn ſchicken. Bis vor Walporzheim war das Flußthal von verengenden Bergen eingeſchloſſen, welche nur an wenigen Stellen über den Durchmeſſer einer Viertelſtunde aus einander liefen und von Hünningen und Kreuzburg ab an dem linken ſonnigen Ufer ſchon mit Reben bepflanzt waren. Schon in dieſem oberen Gebiete zwiſchen Kreuzburg und Mergenthal wachſen in mehreren Bergen in guten Jahren recht gute Weine; aber das ſchöne Arthal kann auch das Weinthal der Ar genannt werden. Von Walporzheim ab erweitert ſich nämlich dieſes reiche Thal nach und nach an manchen Stellen bis zum Durchmeſſer einer Stunde, die Berge treten breiter und ſanfter abgeſenkt weiter von dem Strom zurück und ſind, wo ſie irgend auch nur halbe Sonne haben, von oben bis unten mit Reben bepflanzt; die Mitte des Thals ſind Kornfelder Gärten und Wieſen und zwiſchen ihnen zu beiden Seiten des Fluſſes reihet ſich Dorf an Dorf und Mühle an Mühle. Arweiler iſt des Thales Hauptort und neben demſelben ſind mehrere hübſch gebaute und fleckengleiche Dörfer zu nennen, z. B. Walporzheim Bodendorf Heimersheim und eine Menge einzelner Weiler und Höfe; die Felder und Wieſen ſehr fruchtbar und das ganze Thal durch ſeine vielen Obſtbäume faſt wie ein einziger großer reicher Garten zu betrachten; und alle dieſe Fülle, welche das Thal zu einem großen reichen Paradiesgarten Gottes macht, in der Länge von nur zwei Stunden.

Hier, vorzüglich an dem linken Arufer, welches meiſtens die Südoſtſonne hat, wird der vortreffliche rothe Wein gewonnen, der am ganzen Rheingeſtade, den dunkelſchwarzen Aßmannshäuſer ausgenommen, der König der rothen Weine heißen kann und hier ringsum ſeines Gleichen nicht hat. Er iſt unter dem Namen Arwein oder Arbleichart bekannt genug; leider aber macht mancher Fremde die erſte Bekanntſchaft mit dieſem Namen in ſolchen Proben, welche die Ar entweder nie geſehen hatten oder wenigſtens nur unten in der fetten Ebene gezogen waren. Denn die Gaſtwirthe in den Orten auf zehn und funfzehn Meilen umher taufen alle rothen Weine, die ſie verſchenken, mit dem wohl lautenden Namen Arwein. Der beſte Arwein wächſt in den Rebenbergen von Walporzheim Arweiler und Bodendorf und wird auch faſt immer unter dieſen einzelnen Namen ausgeboten. Seine beſte Art hält zwiſchen der würzigen Lieblichkeit des Medoc und der zudringlichen Stärke des Burgunders eine glückliche Mitte. Für den Weinkenner ſage ich genug, wenn ich ihm erzähle, daß von den beſten Arten des Wuchſes vom Jahr 1822 die Ahm Moſt friſch von der Kelter mit 45 bis 50 franzöſiſchen Schildthalern (grands écus) bezahlt iſt. Im zweiten dritten Jahre des Alters hat dieſer Wein ſeine höchſte Lieblichkeit und Freudigkeit.

Die Stadt Arweiler liegt gar luſtig. Ihr gegenüber am rechten Ufer erhebt ſich der ſogenannte Kalvariberg, vor der Umwälzung der hieſigen Zuſtände ein Franziskanerkloſter, jetzt eine Erziehungsanſtalt junger Mädchen, von Urſulinerinnen geleitet. Von dieſem Hügel — denn das iſt der Kalvariberg nur — hat man eine gar freundliche Ausſicht in das Thal hinein. An dieſer Stadt iſt die Ebene ſchon ziemlich breit; am weiteſten wird ſie, wenn man nach einem Wege von Dreiviertel Stunden unter der alten Burg Landskron ſteht, welcher das ſchöne Dorf Heimersheim gegenüber liegt. Dieſe alte Burg mit ihren Trümmern trauert auf der höchſten Kuppe der Niederar und wird aus weiteſter Ferne erblickt. Wo ſind alle die verſchiedenen Geſchlechter geblieben, welche mit oder nach einander dort oben einſt gethront und in das fröhliche Licht des Tages und des Lebens geſchaut haben? wo die vielen, welche in Aldenar und Arweiler in beſondern Häuſern und Geſchlöſſen zu Burgrecht ſaßen und unter ihrem Titel mit Gütern und Herrlichkeiten beliehen waren? Kaum winkt hin und wieder ein alter bemooſter und mit Geſträuch und Dornen bewachſener Thurm ein zerbröckelndes mit Epheu umranktes Gemäuer ein Zeichen ihres verſchollenen Gedächtniſſes und klingt die Sagen Mährchen und Fabeln durch ihre Namen hin. Man wandert unter dieſen ganz mit Reben bepflanzten

Trümmern der Landskron hin und ſchaut gegenüber am rechten Ufer des Fluſſes eine ganz ähnliche hochragende wenigſtens 1200 Fuß hohe Schweſterkuppe, welche einſt die ſtolze Burg Nuenar trug, die ſchon vor fünfhundert Jahren zerſtört ward; weiterhin blicken die Trümmer des noch höher thronenden Schloſſes Olbrück aus der Eifel herüber. Hinter dieſen beiden letzten hohen Kuppen der Ar ſenken ſich die Bergwände noch eine Stunde fort mehr und mehr, bis ſie Hügel werden, welche an der Hochſtraße, die von Remagen nach Sintzig führt, in flacher Ebene verſchwinden, durch welche der Fluß zwiſchen Pappeln Schilf und Wieſen noch eine halbe Stunde fortläuft und bei der ſogenannten Krippe der Stadt Linz gegenüber ſeine Waſſer in den Rhein gießt.

An dem Fuße der Landskron liegt Heppingen mit einem berühmten Sauerbrunnen, deſſen in viele Zehntauſende Flaſchen gefüllte verſiegelte Waſſer weit und breit verſendet werden. Der Ruhm dieſes Heilborns iſt in den jüngſten Jahrzehenden erneuet, ſeine Waſſer in reinliche und zierliche Einfaſſung geſchloſſen, einige hübſche Häuſer umher gebaut; kurz auch an ihm hat ſich die jugendlich ſchaffende und wiederherſtellende Lebendigkeit unſers Zeitalters offenbart.

Unweit Heppingen gelangt man nach Bodendorf, einem ſchönen Flecken mit vielen ſtattlichen Häuſern, nächſt der Stadt Arweiler an der ganzen Ar der bedeutendſte Ort. Hier, wo das Thal am weiteſten iſt, zeigt ſich der üppigſte Reichthum von Weinbergen Obſtgärten Wieſen und Feldern und das Bild dieſer Gegend iſt Heiterkeit und Lieblichkeit. In dieſem hübſchen Bodendorf lebte noch vor wenigen Jahren ein lieber Gaſtfreund von mir, der auch ein Gaſtfreund des ſeligen Miniſters Stein war, bei welchem ich zuerſt ſeine Bekanntſchaft machte. In ſeinem freundlichen gaſtlichen Hauſe habe ich oft des beſten Arweins getrunken und dort über Land Volk und Art und Sitte des Volkes manche liebe Kunde gelernt. Dieſer wackere Mann war der ehrwürdige Pfarrer von Bodendorf und Landskron Paſtor Fey, ein Mann, der durch ſeine Tüchtigkeit und Thätigkeit in geiſtlichen und weltlichen Geſchäften ſeine Gemeine und den ganzen Ort aufgeweckt und belebt und unter Anderm auch den verſtändigeren Weinbau nach Kräften gefördert hat. Mag ſein ſeliger Geiſt jetzt ſo fröhlich auf ſeine irdiſche Vergangenheit ſchauen, als mir ſein Andenken heilig iſt!

Von hier ab oder ſchon bei der Landskron, wie es ihm eben gefällt, wendet ſich der Wanderer linker Hand gegen Norden von der Ebene wieder auf die Berge hinauf und ſteigt ſo mit dem abkürzenden Gewinn einer guten Stunde über eine meiſt mit Wald bekränzte Höhe auf luſtigen Fußpfaden unterhalb Remagen, zwiſchen dieſer Stadt und dem Apollinarisberg, wieder an den Rhein hinab, von wo er zu Waſſer oder zu Lande noch drei kleine Stunden bis Godesberg hat.

Dies war der Auslauf von Godesberg aus, den ich demjenigen vorzeichnen mußte, der ausgehen wollte die Ar in ihrer ganzen langen Herrlichkeit zu ſehen. Wer aber das nicht will oder wer es einmal oder zweimal gethan hat, der wird immer nur dem viel näheren und bequemeren Mittelpunkt ihrer Schönheit und Wunderſamlichkeit zueilen, entweder des nächſten Weges nach Arweiler und von da nach Aldenar und Kreuzburg hinauf, oder gradeſtes Weges nach Aldenar und von da den Strom hinab auf Arweiler und von Arweiler über die Bergtafel zurück.

Von Godesberg hat man zwei Fußwege auf Arweiler, die ſich an Länge und Luſtigkeit wohl ziemlich gleich ſind. Der erſte, ein Fußpfad, führt zwiſchen Godesberg und Muffendorf gleich auf die

Bergtafel hinauf und läuft faſt immer durch Wald und einzelne Felder Liſſem vorbei über Grimersdorf und Fritzdorf grade auf die Stadt. Der zweite läuft an dem Bache fort, ſteigt bei Vilip empor, und von da geht er über Gudenau Arzdorf und Fritzdorf zu demſelben Ziele. Die Länge des Weges kaum fünf Stunden.

Auf Aldenar und Kreuzburg nimmt man den letztgenannten Weg bis vor Gudenau und von da über Merl Meckenheim und Altendorf. Von dieſem Dorfe bis an die Ar läuft der romantiſche Weg durch Hochwald und Bergthäler, ohne einen Ort zu berühren. Die ganze Strecke von Godesberg ab etwa ſechs Stunden. Bei Altendorf ragt die Burg Tomberg mit ihrem hohen Thurm aus dunklem Buchwald hoch über den Weg. Dieſe, die ſich auf einer ganz vereinzelten Kuppe erhebt, muß der Wandrer beſteigen, um der weiteſten Ausſicht über die ſchöne Bergtafel zu genießen.

Wer zu Wagen die Ar beſuchen will, findet in der guten Jahreszeit auch durch das Land leidlich gute Wege und zum Theil Hochſtraße; aber beſſer folgt er bis hinter Remagen der großen Landſtraße längs dem Rhein. Von da läuft zwiſchen Remagen und Sinzig eine gebahnte Hochſtraße

Brennender Athem, der mich faßt,
Begrabe in Flammen die irdiſche Laſt!

(Donner, Blitz, Dampf.)

Neunter Auftritt.

Geranos, dann Paſſer und Picus.

Geranos. (im langſamen Fluge ſeiner Wohnung zufliegend.)

So abgemattet war ich noch nie,
Empfinde nun ganz des Alters Müh,
Nun das Unglück noch dazu gekommen.
Zehn Raſten auf Eine Meile genommen,
Es iſt erſchrecklich — So zieh ich her,
Die Flügel ohne Mark, den Buſen leer,
Doch voll von böſer Vorbedeutung.

rechter Hand um die vorſpringende linke Arwand durch Bodendorf nach Arweiler und von Arweiler längs der Ar bis Dernau im Grunde und dann oben über der Ar bis Aldenar hin. Jetzt aber nachdem der Trichter bei Aldenar unter der Burg durch den Stein geſprengt und der Weg von da bis Dernau leidlich erweitert und geebnet iſt, fahren die meiſten Wägen im Thale unten längs dem Fluſſe hin.

Die Eifel. Menge der weiland dort auf Schlöſſern ſitzenden Familien. Wie die meiſten derſelben lange erloſchen ſind. Verſchiedene Wege, die man zur Erkundung der Eifel aus verſchiedenen Ausläufen wählen kann. Wie uns Caſar von Heiſterbach die mittelaltrige Eifel beſchrieben. Das Argau, dann die Grafſchaft Ar. Tomberg. Vaſallen des Erzbisthums Köln. Landskron. Sinzig. Konſtantins Labarum. Burgritterſchaften ihre Verhältniſſe und Zuſtände. Rheineck. Olbrück. Apollinarisberg. Rolandseck. Sitten Leben und Bildung der Rittergeſchlechter im Mittelalter.

So ſind wir in manchen bunten zickzackigen Hinundherzügen mit dem Wanderer, dem wir uns zu Führern angeboten, längs der Ar und in der Eifel herumgewandert. Da wir die letztere ſo oft ſchon genannt haben, ſo iſt es billig, daß wir hier einige Winke über ſie geben, zumal da ſie ein ſehr merkwürdiger Theil dieſer Lande iſt und vor den meiſten andern Gegenden des Mittelrheins durchwandert und erkundet zu werden verdient. Sie hat des Schönen und Reitzenden viel; ſie iſt wie alle Berg- und Wald-Lande vor den meiſten andern Bezirken in Sitte Art und Lebensweiſe eigenthümlich; und überdem hat ſie für den Menſchenbeobachter den Bergmann und Pflanzenkundigen und auch für den Gewerbtreibenden viele der allerinhaltvollſten Seiten, welche der Wißbegierige mit immer friſcher Ergötzung betrachten wird. Die Gränzen dieſes Landes ſind in der Meinung der Menſchen nirgends genau abgezirkt, werden vielmehr von den Anwohnern, ich ſollte ſagen Einwohnern, abſichtlich verengt, weil jetzt niemand ein Eifelbewohner heißen will, da das Land bei den Fremden als ein armes rauhes und wildes Land berufen iſt — wie es ſich denn freilich mit der Fruchtbarkeit des reitzenden Rheinthals des Vorgebirgs oder der reichen Jülicher Kornfluren nicht vergleichen darf — und da auch die Menſchen der Eifel Leute von veralteten oder ungehobelten Sitten heißen, was der jetzigen Welt, welche nur zu ſehr nach abgeglätteter Bildung ſtrebt, der fürchterlichſte aller Vorwürfe däucht. Wir ermahnen aber jeden, der längere Zeit in dieſen Gegenden weilt und den wirklich Lehrreiches und Erquickliches zu ſehen gelüſtet, vor allen Dingen die

Eifel nach mehreren Richtungen hin von verſchiedenen Punkten aus zu durchwandern. Er wird gewiß Vieles ſammeln und aus ihr zu Hauſe mitnehmen, was er gern in fröhlicher Erinnerung bewahren wird.

Ja der Bergmann und Naturkunder wandelt hier auf heiligem Boden: ſeltenſte Steine Pflanzen auch Trümmer uralter Vorzeit rings umher ausgeſäet. Hier auf dieſen phlegräiſchen Gefilden Deutſchlands hat, wie ich oben ſchon erwähnte, der Titanenkampf der Welt einſt im wildeſten wüthendſten Ringen geſtanden. Jetzt liegt der uralte Titanenrieſe Typhoeus wohl ſchon ſeine 4000 oder 5000 Jahre gebunden unter jener Erde, welche er einſt mit ihren Bergen und Felſen den Göttern droben an die Köpfe zu werfen drohte; er liegt und ſchnarcht und ſelbſt den dampfenden Athem ſeiner Naſe ſpürt das über ihm wandelnde Menſchengeſchlecht nicht mehr, aber wenn der Schnarchende und von den Ketten des Schlafs Gefeſſelte auf ſeinem Lager ſich einmal im Traume umwendet, ſo bebt es noch von den Gränzen des Belgiſchen Hänegaues bis weit in die Berge der Heſſen und Thüringer hinein. Wollen hoffen, daß er wenigſtens unſre kurzen Lebenstage hindurch noch ſo fortſchnarcht;

denn bei ſeinem Aufſtehen könnte er leicht einige Millionen unſerer Art in die Luft emporſchleudern. In dieſen Gefilden bei Manderſcheid bei Geroldſtein bei Uelmen und an hundert andern Stellen findet der Wanderer mit Verwunderung allenthalben noch die umherliegenden Schlacken jener Schmiedeeſſen, worin die Titanen zum Kriege mit dem Lichtgott Jupiter einſt ihre Waffen glüheten und ſchmiedeten; hier findet er auch an den zerriſſenen Berghängen oder auf einzelnen Kuppen die merkwürdigen ſogenannten Maren*), große Teiche mit nimmer verſiegendem Waſſer, meiſtens von runder Geſtalt, die gefüllten Keſſel von Vulkanen.

Aber nicht allein der Bergmann ſondern jeder Gebildete, welcher Uraltes Seltſames und Wunderſames ſehen will, muß dieſe Naturwunder beſuchen kommen und ihre Bedeutung betrachten und erforſchen.

Der Geſchichtkunder kann den alten Schlöſſern und Burgen ja ſelbſt den Trümmern derſelben an ihrem Bau und ihrer ganzen Geſtalt für die Erkundung des Lebens und der Sitte der Vorzeit und der Ordnung und Einrichtung jenes Lebens und Treibens hier immer noch Manches ablauſchen.

---

*) Mare heißt ein ſolcher Keſſelteich hier in der Volksſprache.

Auch der Gotteskundige und des innern geiſtigen Lebens der Welt und der Menſchheit Sehnſüchtige, der auf den Gräbern der Vorzeit die gewaltige Predigt der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit verſtehen lernen will, mag hier um die nun ſchweigenden Thore und Thürme und um die epheuumſchlungenen Mauern eingeſtürzten Brunnen und mit Dornen und Neſſeln bewachſenen Säle und Ställe umherwandeln und durch ſeine Fantaſie die Töne längſt verſtummter Wonne ſchwirren und das Brauſen längſtvertanzter Reigen noch ſchallen zu hören wähnen — immer wird er ſeinen ſtillen Gewinn im ſtillen Herzen mit zu Hauſe tragen.

Und herrlichſte Trümmer und wirklich noch ſtehende alte Burgen und Schlöſſer giebt es hier ſo viele. Zu den letzten noch ſtehenden gehören vor allen die beiden prächtigen einander gegenüber liegenden Schlöſſer von Manderſcheid an der Liſer, zu den erſten die großartigen Trümmer mit einem prächtigſten Thurm zu Kaſſelburg über der Kill eine halbe Stunde von Geroldſtein und die gewaltigen Steinhaufen der Nurburg bei Adenau. Die

Kaſſelburg im Mittelalter auch als Beſitz der Grafen von Blankenheim und Geroldſtein gemeldet iſt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten arembergiſch. Bei manchen Trümmern dieſer alten Burgſchlöſſer wundert man ſich über ihren kleinen Umfang, auch bei ſolchen, die oft ein gewaltiges Gebiet bedeutet haben, z. B. bei Reiferſcheid Geroldſtein Virneburg.

Der Wechſel der herrſchenden Familien und ihre Verflechtung und ihre Nachfolge und Ablöſung in der Herrſchaft durch andere Häuſer und die häufige und vielfache Hinundhertheilung und Zerſpaltung der Stämme in viele öfters auch mit andern Namen und nach neuen Sitzen genannte Nebenzweige iſt bei den meiſten derſelben aus Urkunden und Briefen kaum deutlich nachzuweiſen, und die ſpäteren Pflanzer ihrer Stammbäume und Ausfüller und Ergänzer ihrer Geſchlechtstafeln machen der halsbrechenden genealogiſchen Sprünge genug und bewirthen die gläubigen Zuhorcher ihrer Erzählungen viel mit Fabeln. Die meiſten der alten Grafen- und Reichsfreiherrn-Geſchlechter waren nach und nach erloſchen und die wenigen übriggebliebenen beherrſchten in den jüngſten Jahrhunderten häufig die Schlöſſer und Burgen und einen großen Theil der zu denſelben gehörenden Herrlichkeiten, auf welchen weiland vier fünf verſchiedene Stämme gethront hatten. Zuletzt im achtzehnten Jahrhundert waren von den vielen in dieſen Gegenden nur noch vier gebietende Namen übrig: die Grafen von Salm die Herzoge von Aremberg die Grafen von Manderſcheid Blankenheim und die Grafen von der Mark. Jetzt iſt von dieſen Vieren in den Jahren 1770 und 1780 die gute Hälfte durch letzte Erbtöchter auch in fremde Häuſer übergegangen, nämlich die von Manderſcheid Blankenheim und die Grafen von der Mark. Die von Manderſcheid Blankenheim gingen, wie oben ſchon erzählt iſt, durch ein Erbfräulein in die Grafen von Sternberg über. Im Jahr 1773 ſtarb der letzte Graf von der Mark auf dem Schloſſe Schleiden und ſeine Tochter brachte ſeine Grafſchaften Schleiden Saffenburg u. ſ. w. mit großen Gütern in das Haus Aremberg.

Dieſe Grafen von der Mark waren aus dem Hauſe der Grafen von Altena und Mark und mit ihnen iſt der Mannsſtamm dieſes uralten und erlauchten Geſchlechts noch nicht erloſchen ſondern blüht in vielen lebendigen Köpfen, in den Grafen von Limburg-Styrum, beide in der evangeliſchen und katholiſchen Linie, noch heute von Mann zu Mann fort. Dieſe Grafen von Limburg-Styrum, von welchen die meiſten des proteſtantiſchen Gezweiges jetzt in den Niederlanden angeſiedelt ſind, ſtammen von dem Grafen Friedrich von Altena, in der deutſchen Reichsgeſchichte unter dem Namen *der unglückliche Graf Friedrich von Iſenburg* bekannt, welcher den Erzbiſchof Engelbert von Köln erſchlug und hingerichtet ward. Sein Bruder, der regierende Graf von der Mark, als Iſenburg geſchleift und zerſtört ward, erbaute ſeinen Neffen den Söhnen Friedrichs ein neues Schloß Limburg an der Lenne und widmete ein hübſches Gebiet dazu. Dieſer Stamm der Grafen von der Mark aus dem Hauſe Friedrichs von Iſenburg-Limburg hat ſpäter noch viele andre Herrſchaften im Reiche beſeſſen, aus welchen ſie durch Umwälzungen Kriege Gütertheilungen und andre Unfälle und Unbille verdrängt ſind. Zur Erbſchaft Kleve Jülich Berg und Mark, deren einzelne Lande am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts unter einem Sprößling des Hauſes Altena vereinigt waren, wird ihnen kein Gott mehr helfen. Man ſpricht oder faſelt vielmehr ſo viel von einem ſogenannten *hiſtoriſchen Recht* als von etwas Urewigem oder gleichſam Göttlichem, aber . . . aber . . .

Die Zeit muß endlich alle Rechte und Anſprüche vor dem Glück und noch mehr vor der Macht ebnen und ausgleichen. Was würde man ſagen, wenn der Herzog von Anhalt Deſſau zu unſerm Könige ſpräche: „Allergroßmächtigſter und Allerfreundlichſter Herr „Vetter, geruhe von Deinem Thron herabzuſteigen, „denn ich bin der rechte Erbe und Herr von Norddeutſchland“ oder wenn der Aelteſte des Hauſes Löwenſtein Werthheim der Urenkel Friedrichs des Siegreichen vor dem Könige Ludwig von Baiern gleiche Rede zu führen wagte?

In dieſe Mittelpunktseifel dringt man von Oſten oder Norden auf verſchiedenen faſt gleich anmuthigen und lehrreichen Wegen ein:

Man ſpaziert durch das Brolthal auf Kloſter Lach, von da über das romantiſche Maifeld auf Maien, beſchaut ſich Hohen Simmern, wo vor vielen Jahrhunderten ein mächtiger kaiſerlicher Pfalzgraf ſaß, betritt die Ruinen von Virneburg, und ſo immer weiter auf Daun und Uelmen und zu den bedeutendſten Maren u. ſ. w.;

oder

man wandert längs der Ar auf das hübſche Städtchen Adenau, beſteigt die herrlichen ſeit dem Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts von den Franzoſen

Der Corvus gab mir ſchlimme Zeitung,
Der mitternächtlich mit Geiſtern ſpricht,
Zeitung, die mir das Herz zerbricht.
Meine alte Ehre muß ich ſchänden,
Meine Sachen verkaufen, mein Haus verpfänden,
Zuerſt verachtet zum Bettelſtab,
Und dann als Bettler in das Grab. —
So ward's mir nicht um die Wiege geſungen.
All die Schmach mir kömmt durch meine Jungen.
Da liegt zu Pornokopopolis
Der Pteryx in dem Burgverließ
Wegen alter Schulden — ich muß ihn löſen.
Und jung' Aſchenbrödel, der garſtige Beſen,
Sitzt auf den Hals wegen Zauberei,
Die ſie getrieben vielfach und mancherlei;
Wird bald im Feuer braten müſſen.

zerſprengten und zuſammengeworfenen Trümmer der alten Burg Nurburg, und endlich, um eine der höchſten und weiteſten Ausſichten in der ganzen Eifel zu gewinnen, erklettert man im Schweiß ſeines Angeſichts noch die Hohe Acht (hohe Schau), eine Bergſpitze, welche mit Recht dieſen Namen führt, da man ihre Höhe 2400 Fuß über dem Rheinſpiegel rechnet. Von hier geht es in hoher wilder Wald- Berg- und Maren-Gegend über Kellberg, welches den mächtigen Kell auch in erhabener Nähe hat, nach Belieben auf Daun oder Uelmen, und ſo nach Manderſcheid;

oder

man beginnt von Norden und wandert über Münſter-Eifel Blankenheim Kronenburg u. ſ. w. oder noch romantiſcher und wilder, aber mit weitem Umſchweif und Verluſt von wohl drei Meilen, über Münſter-Eifel Zülpich Gemünd Schleiden Reiferſcheid, dann ſchon im Gebiet der ſogenannten Schneifel über Ormond und Olzheim durch einſame und wilde Wälder und Berge hin auf das liebliche im tiefen grünen Waldthal liegende Prüm und beſchaut ſich dieſe Stelle und das Kloſter, wo ſo hohe und große Kaiſer und Könige weiland ſich im Leben haben ergötzen und nach ihrem Tode begraben laſſen.

Von Prüm wandert man an den Trümmern des alten Schloſſes Schöneck auf Fließem und ſchaut dort die herrlichen nicht verlängſt aufgefundenen und aufgedeckten römiſchen Moſaikfußböden, wendet ſich von da auf das nahe Kiſſburg, und von da auf den luſtigſten Wegen vom Süden wieder gegen Norden fort längs der Kill nach Gerolſtein Kaſſelburg Daun Manderſcheid u. ſ. w. So gelangt man auch hier nach weiter Umkreiſung wieder in den belebteren Mittelpunkt der Eifel.

In dem Umlauf von acht Tagen kann man hier viel Schönes und Lehrreiches ſehen und erkunden und mit den lieben und freundlichen Bewohnern des Landes herzig und vertraulich leben lernen. Wer hier einmal geweſen iſt, ſehnt ſich öfter zurück und wandert, wenn er kann, auf immer neuen Wegen und Pfaden gern zum dritten und vierten Mal in dieſe noch ziemlich abgeſchiedene und unſchuldige Weltgegend.

Doch genug von den Wegen und Straßen und von den Einläufen Durchläufen und Ausläufen des Wanderers durch die Eifel. Nun ein bischen Genaueres von ihr ſelbſt.

Was man bei dem unbeſtimmten Umfange ungefähr Eifel nennen kann, beginnt nördlich unter

Gemünd an der oberen Roer, von wo man allmählig von den Bergen in die fruchtreichen Felder Jülichs hinabſteigt, läuft in einem Bogen gegen Südoſten bis gegen Münſter-Eifel herum, und dann an der oberen Ar bis gegen Altenar hin fort. Von da längs dem rechten Ufer der Ar, welches dem linken meiſtens in einem Gegenſchein gegenüber ſteht wie die düſtre Nacht dem lichten Tage, immer gegen Oſten bis der Stadt Arweiler gegenüber. Von hierab ſüdlich gegen Andernach hinaus in grader Richtung eine bis zwei Stunden Abſtand vom Rheinlauf. Dann an dem Maifelde hin in der Entfernung einer bis zwei Stunden von der Moſel in weſtlicher Richtung fort etwa eine Meile über das Flüßchen Prüm hinaus gegen Weſten, wo man die Gränze etwa von Echternach zu Sankt Vit und Malmedy hinauf von Süden gegen Norden zieht. Die größte Breite dieſes Ländchens vom See Lach bis Sankt Vit und die größte Länge von Gemünd bis Wittlich werden ungefähr zwei gute Tagereiſen oder zehn Meilen ſeyn. Alſo ergiebt ſich hieraus, daß das Ländchen ein Land heißen könnte, obgleich es ſtatiſtiſch niemals als eine beſondere Landſchaft oder Herrſchaft hat aufgeführt werden können ſondern, ſo lange das deutſche Reich beſtand, die größte Vielherrſchaft hier gewaltet hat; was demſelben neben ſeiner eigenen Sonderlichkeit durch eine Menge Ritterſchlöſſer Burgen Städte und Klöſter, welche ſolche Vielherrſchaft hervorgebracht hatte, auch heute noch eine Eigenthümlichkeit des Verſchiedenen und Mannigfaltigen giebt, deren wenige Länder Deutſchlands ſich rühmen können. Denkt man ſich nun vollends zurück in die grauen längſt verſchienenen Zeiten, ſo kann man ſich vorſtellen, wie in dieſen Bergen und Wäldern die alten Merovinger und die erſten Karlinger (Karl der Große und Ludwig der Fromme, deren Lieblingsjagden im Ardennerwalde und in der Eifel gehalten wurden) hier die Hirſche und Rehe gejagt den mächtigen Eber gehetzt und die noch jetzt bös berühmten grimmen Ardennerwölfe verfolgt haben. Denn hier, in und an dieſer Eifel, haben ſie ſich auch ihre Betkapellen und Andachtſtellen gegründet: Aachen Kornelis Münſter Prüm Stablo Malmedy. Hier tritt der Wanderer gewiß auf jedem Berge und in jedem Thale in ihren kaiſerlichen und königlichen Spuren einher. Und auch wer die Schönheit und Luſtigkeit oder Einſamkeit und tiefe Stille dieſer und anderer Stellen bewundert — z. B. Blankenheims Kronenburgs Prüms Dauns Gerolſteins Manderſcheids Dilbrücks

Lachs und ſeines Seees — täuſcht ſich gewiß nicht, wenn er meint, daß die hohen Herrſcher und oft auch ihre Herrſcherinnen oder Geliebten, von Dienern und Dienerinnen im glänzenden ritterlichen Gefolge umgeben, an ſolchen Orten oft gelagert und geweilt und Gottes Naturfrieden und die Frühlingsſchönheit der Welt, wie wir jetzt noch, an ſolchen auserwählten Stellen in ihren Tagen genoſſen haben.

So viel ſteht alſo feſt: merkwürdig lehrreich eigenthümlich reich an vielbildiger Mannigfaltigkeit großartig in ihren Naturgebilden und Geſtalten iſt die Eifel noch dieſen Tag, aber doch quantum mutata ab illa, quam quondam Magnus ille dilexit *)! Es iſt länger als ein Jahrtauſend, als jene beiden großen Herrſcher ſich hier ergangen haben. Ein Jahrtauſend hat begreiflicher Weiſe Land und Menſchen ſo verändert, daß ſie, wenn ſie dahin zurück verſetzt würden, gewiß manche ihrer Berge und Thäler gar nicht mehr kennten manche Teiche Bäche und liebliche Ruheplätze nimmer wiederfänden. Wie ſehr dieſes Land verändert worden ja verſchlechtert

---

*) Wie ſehr verändert von jener, deren jener Große einſt ſich freute!

werden iſt, wiſſen wir aber viel beſſer, als wir über die Verwandlung der meiſten andern deutſchen Landſchaften unterrichtet ſind. Wir haben darüber einen vortrefflichen Zeugen und Erzähler, der weiland vor fünfhundert Jahren Prior des Kloſters Prüm geweſen iſt und ſeine letzten Tage in unſrer Nachbarſchaft, in dem Bernhardinerkloſter Heiſterbach im Siebengebirge, als Mönch verlebt hat. Dieſer Mann nennt ſich Cäſarius aus Heiſterbach. Er war aus dem Stamm der Freiherren von Milendonk und hat uns in dem Registrum Prumiense (Güterverzeichniß der Abtei Prüm, zuerſt von Leibnitz herausgegeben) ein ſehr merkwürdiges und lehrreiches Büchlein hinterlaſſen, gleichſam ein Capitulare aus ſeiner Zeit, woraus wir über das Verhältniß der Herrſchenden und Dienenden über den Zuſtand der Handwerke und des Ackerbaues, wie ſie in dieſem Lande damals betrieben worden, und über mehrere andere Zweige des öffentlichen Lebens breiten und lehrreichen Unterricht ſchöpfen können. Das lernen wir beſonders daraus, daß das Land, welches noch immer manche ſchöne Waldreviere hat, damals an Wäldern viel reicher geweſen ſein muß als jetzt, alſo auch reicher an Jagden und Weiden, wobei aber der Ackerbau nicht minder fleißig betrieben worden iſt. Denn das iſt der Fluch des zu dichten Wohnens oder des unverſtändigen Anbauens der Menſchen, daß die Wälder auch da verſchwinden, wo ſie auf ewig gehegt werden ſollten und wo die Zeiten, welche wir Ueberfeinen ſo gern die barbariſchen nennen, uns an Weisheit und Liebe für die Erde und für das auf ihr wandelnde Ebenbild Gottes übertreffen haben. Jetzt wie viele Höhen und Bergkämme, die vor Jahrtauſenden mit mächtigen Forſten bedeckt und geſchirmt waren und die unten liegenden Thäler und Ebenen wieder ſchirmten, wie viele weite Strecken neben und unter ihnen, wo kein Thier mehr Bergung und in dem ſchlechten Haidekraut und Geſtrüpp auch keine Nahrung mehr findet, liegen entwaldet, im Winter kalt und wüſt im Sommer dürr und unfruchtbar — denn kein befruchtender Gewitterregen wird von ſolchen kahlen Höhen angezogen – in jeder Jahreszeit traurig und unlieblich! wie viele ſolche große Strecken erblickt man jetzt in der Eifel und anderswo im Vaterlande mit gleichem Unglück und Unverſtande ſo zugerichtet! Mit den Wäldern, beſonders auf den hohen Bergkämmen, iſt auch die Fruchtbarkeit weggehauen und ausgerottet, ſo wie die Stärke Reiſigkeit und

Waidlichkeit der Menſchen: Land Thiere und Menſchen ſind in ſolchen waldleeren Gegenden wüſter ſchwächer und lebensmatter geworden, wie die Natur ärmer todter und einförmiger. Denn das eben erwähnte Registrum Prumiense, welches alle Güter und die Leiſtungen und Einkünfte von denſelben enthält, welche die reiche Abtei Prüm hier am Rhein und weiter hinab in den Niederlanden an den verſchiedenſten Stellen beſaß, zeigt eine Fülle von Eichenwäldern und einen viel größeren Reichthum von Wildpret und Heerden, als die Eifel jetzt aufweiſen kann. Dafür ſprechen die reichliche Eichelmaſt, die dort erwähnt und aufgezählt wird, die Leiſtungen dafür, die unendliche Menge Schweine, welche die verſchiedenen Bezirke mit Eicheln mäſteten. So hatte unter Andern der Abt von Sankt Maximin bei Trier auf ſeinen Gütern treffliche Stutereien und pflegte der Kaiſerlichen Majeſtät, wann er von ihr mit ſeiner Weltlichkeit belehnt ward, ſechs weiße Hengſte zu verehren. Hiebei muß ich erwähnen, daß die Eifel immer noch einen ſehr dauerhaften und auf den Knochen wohl aufgeſetzten und muntern Pferdeſchlag erzieht, worunter für die leichte Reiterei häufig auch einzelne gute Thiere gefunden werden. Das Land hat harte und hohe Wieſen wie Böhmen wie Mecklenburg Fühnen Norwegen. Darauf kommt es bei der Zucht der Füllen an, wenn die Knochen ſtälen und geſund auswachſen ſollen. Darum werden Holſtein Friesland und Niederland immer ein ſchlechtes und plumpes Beinwerk liefern, weiche und ſchwere Knochen mit allen den Fehlern, welche ein loſer und ſchlaffer Knochenbau mit ſich führt.

Die Hochwälder ſind überhaupt in den meiſten Gegenden Deutſchlands durch eine ſchlechte unverſtändige Forſtwirthſchaft auch da verödet, wo ihre Stellen gar kein Pflugacker eingenommen hat. Denn viele Bezirke, wo im dreizehnten ja noch im Anfange des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ſtattliche Eichen und Buchen prangten, ſind wüſte Haiden oder mit elendem Geſtrüpp bewachſene Viehweiden geworden. Man höre z. B. von der Stadt Koblenz. Noch im Jahr 1527 war ſo viele Eichelmaſt in den Koblenzer Waldungen (Hontheim III. 615.), daß dem erzbiſchöflichen Amtmanne 50 Schweine jedem Schöffen 25 jedem aus dem edlen Rath auch 25 und jedem Handwerker 7 Schweine zur Mäſtung zugelaſſen wurden. Das gab gewiß eine tüchtige Sauheerde; aber wo wächſt dieſe Maſt jetzt?

Das fällt einem überhaupt ein, wenn man auch andere Gegenden Deutſchlands betrachtet, auch ſolche, wo es noch ſehr große Eichenwälder giebt, daß auch in dieſer Beziehung merkwürdige und unerklärliche Veränderungen in dem Klima und überhaupt manche unbekannte atmoſphäriſche Entwicklungen ſeit einigen Jahrhunderten vorgegangen ſeyn müſſen. Denn wenn man jetzt in Deutſchland etwa jedes Jahrfünf ja hie und da nur jedes Jahrzehend etwas Eichelmaſt hat, kann man froh ſeyn.

Man begreift, daß in einem gebirgigten kalten Lande der Ackerbau mühſelig und nicht der lohnendſte ſeyn muß; aber doch lebt ſichs davon und von der reichlichen Viehzucht mittelmäßig und leidlich gut, und die friſche Wald- und Berg-Luft erzieht ein rüſtiges Menſchengeſchlecht, glücklich und zufrieden, weil dieſe Menſchen die lockenden Güter und Genüſſe des Ueberfluſſes und der Ueppigkeit nicht kennen. Und in der That entſprechen die Menſchen der Eifel, als die da größtentheils in Abgeſchiedenheit von großen Städten und von dem Weltgewimmel auf und an dem Rhein wohnen, auch noch in mancher Hinſicht dem Bilde, das man ſich ſo gern von dem in einfacher Natürlichkeit lebenden Menſchen macht. Zwar der deutſche Bauer und

O Zeit! du haſt nicht Zucht noch Gewiſſen,
Deine Lieb' iſt Lug, dein Schmeicheln arg;
Das ganze Leben ſelbſt ein Sarg;
Glücklich wer drein zuerſt verſinket.
Wie golden im Oſten der Morgen blinket!
Und lockt mit ſeinem rothen Schein!
Ach! nun wird mich kein Morgen freu'n.
Wie oft war ich vor ihm auf den Beinen
Mit den erſten Stimmen in den Hainen
Und weckte den Vogt durch mein Klappern auf!
O ſieh! wie ſteigen die Schatten auf!
Mich dünkt, ich nah' unſerm Eſchenhaine;
Aber Eich' und Scheunen ſeh' ich noch keine,
Noch des Pachters friſch geweißten Sitz.
Mir iſt vor den Augen, als wenn der Blitz
Zu blendend ſcharf vorübergeflogen. —

Ackersmann, auch ſelbſt der im Rheinthale wohnende, iſt noch ein ſchlichter rechter Menſch, aber dieſer an der großen Länderſtraße und im größeren Menſchenverkehr lebende hat doch ſchon manche Begriffe auch ſchon manche Reitze und Bedürfniſſe, welche von dem ſogenannten einfachen Naturleben des Menſchen ſchon gar zu weit entfernt liegen. Hier oben in den einſamen Bergen und Wäldern findet man bei den meiſten Menſchen die altdeutſchen Grundzüge, Einfalt Ehrlichkeit freundliche Gutmüthigkeit und Gaſtlichkeit mit Einem Worte jene unbeſchreiblichen Züge einer gewiſſen Schlichtheit und Gradheit, wenn man will, auch einer kindlichen Unbehülflichkeit, welche den einfach lebenden Menſchen des deutſchen Stammes von den meiſten andersartigen Völkern unterſcheiden und welche von denen, welche, wie z. B. alle Wälſche, von Natur zu Liſten und Gewandtheiten aller Art mehr Anlagen haben, von jeher als deutſche Dummheit und Grobheit geſcholten ſind. Um dies ganz und mit einer Freude zu empfinden, die ich die ſchönſte deutſche Freude nennen mögte, beſchaue man ſich nur die wälſchen und halbwälſchen Nachbarn, die man hier ganz in der Nähe mit dem lieben deutſchen Bauer vergleichen kann, wie ſieht alles da durchaus anders! und — ich bedenke mich nicht einen Augenblick es auszuſprechen — wie ſehr zum Nachtheile des Wälſchen, der auf gleicher Stufe der Bildung mit dem Unſrigen in der Regel der häßlichere ſchmutzigere faulere ärmere und liſtigere Menſch iſt, weder an Stattlichkeit und Schönheit noch an Beharrlichkeit und Arbeitſamkeit mit jenem zu vergleichen! Wobei ich jedoch bemerke, daß die hartnäckigen ernſten und fleißigen Wallonen hievon in vielen Beziehungen eine ehrenvolle Ausnahme machen. Und doch will jenes eitle und praliſche Geſchlecht der Unvergleichlichen ſich noch dieſen Tag immer über den ſchlichten beſcheidenen Deutſchen erheben und wagt es ihm übermüthig ins Geſicht zu ſagen: Komm, Bruder Nachbar, komm und beſchaue unſre beiderſeitigen Anlagen und Geſtalten und laß dir Gottes unumſtößlichen Rathſchluß gefallen, und lerne anerkennen, daß ich zum Herrn geſchaffen bin und daß du zum Diener geboren biſt. Kurz, hier wohnen noch die deutſchen Enkel der alten Allemannen und Franken, von welchen die neuen Franken, die faſt gar keine mehr ſind, die Franzoſen, uns immer einbilden wollen, daß dieſe guten Menſchen unſterblich in ſie verliebt ſeyen und ſich nichts ſehnlicher wünſchen als die

Wiederkehr der verwälſchten Vettern, uns auch einbilden wollen, daß dieſes Gebiet und der Rhein ihre gottgeborne natürliche Gränze ſeyen. Grade ſo albern, als wenn die Lombarden und Weſtgothen in Italien und Spanien das Land ihrer Ururgroßväter an der Elbe und den Karpathen unter ſolchem Rechtstitel wiederfordern und als wenn die Engländer in ſolchem Namen von den Frieslanden längs der Nordſee und von den weiten Gebieten um die Niederweſer und die Niederelbe Beſitz ergreifen wollten. Auch hier können wir allen ſolchen mit lügenhaften politiſchen Grimaſſen gaukelnden Anſprüchen zurufen: Ohe! quantum mutati ab illis! Die aber in dieſen alten deutſchen Gränzen von Vätern her lebten, die ſind die rechten Enkel und Urenkel der alten Namen und die rechten Erben dieſer Lande, wo ſie mit Sprache und Sitte den Altvordern ähnlich ſeßhaft geblieben ſind; und dieſes Land ihrer Väter werden ſie auch zu bewahren und zu vertheidigen wiſſen.

Fragt man uns nun endlich nach dem Namen der Eifel und woher er etwa genommen ſeyn kann, ſo haben wir darüber nichts Gewiſſes zu melden. Es hat hier auch der Deuter und Herleiter genug, deren einige ſogar bis zu den ſchwediſchnorwegiſchen

Fjäll, bis zum höchſten nordiſchen Felsgebirg, hinauflaufen; doch mir iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der Name von der Eiche hergenommen iſt, welche immer der Hauptbaum der Eifel war und auch jetzt noch iſt. Ich glaube, der Name Eifel iſt nichts Anderes als ein abgebiſſenes und verſtümmeltes Eichsfeld; ſo daß ſie mit dem thüringiſchen Eichsfeld auch die Namensgemeinſchaft trüge, wie ſie jetzt leider auch die Gemeinſchaft der Wälderverwüſtung und mancher öden Stellen mit ihm hat. Solche Verſtümmelung oder vielmehr Verquetſchung konnte hier an den franzöſiſchen und walloniſchen Sprachgränzen viel leichter als anderswo ſich begeben. Dieſe Kühnheit des Zerquetſchens und Zermalmens zeigt ſich ſogleich in dem Worte Schneifel, (für Schnee-Eifel) wie die höchſte Gegend der Eifel einige Stunden um Prüm genannt wird.

Im Mittelalter gab es übrigens einen eigenen Eifelgau, wozu Münſter-Eifel Blankenheim Kronenburg u. ſ. w. gehörten (Günther II.).

Nach dieſer Abſchweifung oder vielmehr nach dieſer Herumſchweifung auf einem ſehr luſtigen Gebiete, das freilich etwas außerhalb unſrer geſteckten Gränzen liegt, kehren wir in dieſe Gränzen zurück, und zwar an die mittlere und untere Ar, ein Gebiet, worauf die Geſchichte des Hochſtiftes Köln in ſeinen ſüdlichen Gränzen, etwa drei Meilen von den Ufern dieſes Fluſſes bis über Andernach und den See Lach hinaus, ſich weſentlich bezieht, weil es innerhalb derſelben über viele bedeutende Orte die Oberherrſchaft behauptete. Das Land der Eifel der Moſel und des Hundsrück war übrigens vor den meiſten Gauen des deutſchen Vaterlandes mit einer wimmelnden Menge größerer und kleinerer Herren geſegnet, und das deutſche Ritterweſen hat wohl an wenigen Stellen größere Lebendigkeit und Tummelhaftigkeit bewieſen als um die Ar und die Moſel; ſo daß man nach Hontheim Gudenus Kremer Günther den Limburger Kölner Aachener Kreniken u. ſ. w. eine romantiſche Adelsgeſchichte dieſer Gegenden entwerfen könnte. Wir betrachten für unſern Zweck nur die größeren Orte und ihre Geſchichte, von welchen wir manche noch ganz die meiſten nur in Trümmern erblicken von vielen kaum noch eine Spur auffinden.

An der untern Ar war zu der Zeit, als die Gaue noch beſtanden, der ſogenannte Argau, den man wohl von Adenau an am rechten und von Euskirchen und Flamersheim an am linken Ufer des Stroms hin rechnen darf; ſo daß er an beiden Ufern das dieſſeitige und jenſeitige Land etwa auf drei Stunden Durchmeſſer umfaßte. Die Städte Rheinbach und Meckenheim bis an den großen Hochwald, der ſich von Buſchhoven und Witterſchlick bis gegen Vilip und Berkum hin rings um die Ebene von Bonn und Godesberg herum zieht, haben gewiß zu dieſem Argau gehört. Alſo ſtreckte er ſich bis auf die Stadt Bonn, wird auch zuweilen der Bonngau genannt.

In dieſem Argau haben ſich, wie man urkundlich nachweiſen kann, die mächtigen Grafen von Hochſtaden, die ſich auch Grafen von Are*) (mit der Burg Aldenar, die wahrſcheinlich Hauptſitz des früheren Gaugrafen geweſen), und Nurburg (an der oberen Ar) nannten, nach der Zertrümmerung der alten Gaugrafſchaft einen großen Beſitz gebildet und abgerundet, von welchem ſie wahrſcheinlich früher ſchon einen Theil als unmittelbares Hauseigenthum beſeſſen haben. Wir finden ſie in dem zwölften dreizehnten Jahrhundert von jenſeits Münſter-Eifel her an beiden Arufern und über den Lacher See hinaus als mächtige und weitgebietende Herren. Sie waren unter Anderm die Erbvögte von Münſter-Eifel, herrſchend um die Abtei Lach (im Jahr 1138 ſchenkte Graf Gerhard von Hochſtaden die Hälfte des herrlichen Sees an die Abtei) und auf einer Menge von Schlöſſern und Burgen, welchen die Landſchaft umher dienſtbar war. Wir haben oben gehört, wie viele Schenkungen Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden im dreizehnten Jahrhundert an ſein Hochſtift Köln machte, wodurch dieſes zuerſt in dieſen oberen Gegenden mächtig geworden iſt Weil nun dieſe Grafen von Hochſtaden Are und Nurburg die alte Grafſchaft Are des früheren Namens wirklich faſt ganz im Beſitz hatten, ſo iſt der Name die Grafſchaft in einem Theil des vormaligen Gebietes der Burgen Aldenar und Nuenar bis auf den heutigen Tag bei dem Volke lebendig geblieben. Man nennt die ſchöne fruchtreiche von Hügeln und Wäldern durchſtrichene Ebene, welche längs dem Hochwalde von Vilip bis Meckenheim und von da an Tomberg Altendorf Gelsdorf hin bis an die Berge über Arweiler fortläuft, noch jetzt die Grafſchaft. Zu dieſer ſogenannten Grafſchaft gehören unter Anderm auch die Orte Vilip Gudenau Adendorf Eckendorf Berkum Holzheim Grimersdorf Fritzdorf Arzdorf. Wir finden noch in einer Urkunde vom Jahr 1660 (Günther V. 451.) daß die von der Leyen und die Waltboten von Baſſenheim ihre Antheile an Schloß Landskron gegen die zur Grafſchaft Nuenar gehörigen Dingſtüle Adendorf Eckendorf und Vilip überlaſſen.

---

*) In Urkunden des elften zwölften Jahrhunderts kommen die Namen Graf von Are und Graf von Hochſtaden als Namen verſchiedener Perſonen vor. Wir ſollen jetzt wohl ſchweigen, ob dieſe Grafen aus demſelben Stamm, alſo nur auf verſchiedenen Schlöſſern wohnend und herrſchend, oder aus verſchiedenen Häuſern waren. Später kennt man nur den Namen Graf von Are-Hochſtaden. So waren zum Beiſpiel die verſchiedenen Herren von Berg Mark Cleve Limburg häufig deſſelben Stammes, eben ſo auch die Herren von Jülich Heinsberg Bergheim alle nur verſchiedene Aeſte deſſelben Jülicher Stammes.

In dieſer großen Grafſchaft Are und überhaupt in dem ganzen unteren Argebiete herrſchte Köln nebſt Pfalz und Jülich, welches hier ſpäter mehrere pfälziſche Lehen trug. Das Verhältniß zwiſchen Pfalz und Jülich iſt gewiß ein älteſtes. Urſprünglich war der Pfalzgraf im Herzogthum Franken der erſte Pfalzgraf als Pfalzgraf von Aachen und aller kaiſerlichen Hauptſitze und Reſidenzſchlöſſer. Der Graf der Wälder und Felder um Aachen war wieder ſein Untermann, und blieb es, auch als er zu einem beſondern Grafen des Landes von Jülich erwachſen war. Dieſer Pfalzgraf mußte ſpäter das große zerriſſene Herzogthum Franken vorſtellen, welches die Salier meiſtens als Herzogthum noch behauptet hatten die Hohenſtaufen nicht mehr hatten zuſammenhalten können. Er ward unter dieſem Titel der erſte weltliche Kurfürſt des Reichs und Verweſer der ſüddeutſchen Reichslande während der Ledigkeit des kaiſerlichen Stuls, und der Graf von Jülich ward ſein Stellvertreter unter Anderm bei der Kaiſerkrönung in Aachen u. ſ. w. Daher die politiſche und oft auch ſehr freundſchaftliche Verbindung der Herren von der Rheinpfalz und Jülich.

Demnach waren auch die Theile der Grafſchaft Are-Hochſtaden unter das Hochſtift Köln und eine Jülicher Seitenlinie von Bergheim vertheilt. Bei dieſer Theilung waren Aldenar und Arweiler an Köln gekommen. Der andere oberhalb Adenau in der Eifel gelegene von den Grafen von Nurburg früher vererbte Theil der alten Grafſchaft Are blieb noch eine geraume Zeit bei dieſem Geſchlechte. Ein Sprößling deſſelben bauete ein neues Schloß des Namens Neuen-Ar, gewöhnlich Nuwenar, Nuenar, genannt. Seine Nachkommen wurden für einige Beſitzungen Mannen des Hochſtifts Köln, doch war das Schloß Nuenar ſelbſt nebſt mehreren Gütern ſpäterhin Lehen des Herzogthums Jülich. Dieſes Jülicher Lehen war eigentlich kurpfälziſches Afterlehen, von der Kurpfalz, welche hier mit mehreren großen Reichslehen und Reichsvogteien beliehen worden war, im Jahr 1344 an Jülich übertragen, welches von der Kurpfalz auch die Obervogtei über die Stadt Sintzig über den reichen und anſehnlichen Flecken Breiſig und auch an dem Reichslehen Landskron irgend Beſitz erworben hatte. Gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts gab es über den Beſitz der Güter von Nuenar wüthende Fehden, in welchen Jülich und Kurköln als Lehnsherren natürlich mitſprechen und auch mitſpielen mußten. Verſchiedene Anſprecher und Erben derſelben hatten mit wechſelndem Glücke lange darum gekämpft; endlich lagen die von Saffenburg, von dem Erzbiſchof Friedrich von Köln unterſtützt, oben und erhielten einen Theil des Beſitzes der Grafſchaft, doch ſcheint der Erzbiſchof nach dem gewöhnlichen Ausgang des ſogenannten Löwenbundes unter dem Titel der Entſchädigung von wegen der Kriegskoſten Manches unmittelbar unter ſeine Herrſchaft gezogen zu haben. Die Anſprüche anderer Erbſtämmlinge von Nuenar fand Erzbiſchof Friedrich im Jahr 1396 damit ab, daß er ſie mit der

Aber wie hätt' ich mich ſo betrogen?
Es iſt doch wirklich der Eſchenhain —
Wahrhaftig, behexet muß ich ſeyn —
O Augenverblendung! ich kenne dich gut;
Du kömmſt von Aſchenbrödels Brut,
Hat noch die Teufelsgewalt in Ketten.

(Nach einer Pauſe, näher fliegend und ſich am Boden ſetzend.)

O Licht, machſt du mich der Wahrheit gewiß?
Welch unerhörter Jammer iſt dies!
So kam er uns nie von Adlern und Falken.
Aſche, Schutthaufen, verbrannte Balken —
O meine Eiche! meine Eiche! meine Eiche!
Auch du zerſplittert, verkohlt als Leiche?
Federn, Blut, auch ein verſchrumpfter Schnabel —

Herrſchaft Rodesberg belieh. Dieſe nannten ſich von Nuenar und auch von Alphen, zu ihnen gehörten die berühmten Grafen Hermann und Adolf von Nuenar im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert.

Schon in den Fehden jenes vierzehnten Jahrhunderts iſt das Schloß Nuenar zu Trümmern gegangen; jetzt iſt keine Spur von demſelben außer einigen herumliegenden Mauerſteinen mehr übrig, und auch die Reſte des ſchönen alten Are werden wohl nicht viele Jahrhunderte überdauern.

Aus dieſer kurzen Ueberſicht geht hervor, wie das Erzbisthum Köln an der Niederar allmälig zu einem ſehr bedeutenden Beſitz gekommen war. Durch dieſe und durch andere Erwerbungen und durch kaiſerliche Verlehnungen herrſchte es über Lach und Andernach hinaus am linken Rheinufer bis in das Moſelgebiet hinein, welches billig das trieriſche Gebiet heißen könnte. Seine Mannen in dieſen Bezirken waren die Herren von Kerpen wegen des Thurms zu Arweiler und des Erbſchenkenamts die von Rheineck wegen ihres Schloſſes und ihrer Burggrafſchaft die von Tomberg wegen Tomberg die Herren von Sintzig wegen ihrer Schlöſſer Arenthal und Dattenberg die von Waldeck und von Ulmen in der ſüdöſtlichen Eifel wegen ihrer Burgen daſelbſt, manche Andere, welche zu Andernach Are Arweiler Nurburg und an andern Stellen Burglehen hatten. Von dieſen Namen merken wir uns beſonders Tomberg Landskron Sinzig Rheineck.

Tomberg iſt oben ſchon mehrmals genannt worden. Es muß im Mittelalter eine der feſteſten Burgen geweſen ſeyn, indem mehrere große Belagerungen gemeldet werden, die ſie tapfer ausgehalten hat. Sie liegt eine Stunde von Rheinbach und eine halbe Stunde von Meckenheim auf einer einzelnen pyramidiſchen hohen Bergkuppe an dem Fuße der Hochforſt, die noch jetzt zu den ſchönſten Forſten dieſer Landſchaft gehört und ſich von Flamersheim ſüdöſtlich hinter Rheinbach und Meckenheim forterſtreckt: eine Forſt, welche man füglich den Eingang in die Eifel nennen könnte, deren Berge gleich hinter ihr eine Stunde von Aldenar mit ihrer ganzen vollen Schauerlichkeit und wilden Einſamkeit beginnen. Die Burg, zu welcher man unter den mächtigſten Buchen emporklimmt, liegt ſchon ſeit lange in Trümmern. Sie iſt durch einen ſtattlichen Thurm eines der ſchönſten Merkzeichen der Gegend. Dieſer Thurm trägt in ſeinem Umkreiſe in einzelnen zierlich gehaltenen Gängen und Pfaden in gepflanzten Bäumen und in einem nett angelegten kleinen Weinberge elegiſch die Spuren der ordnenden Menſchenhand der jüngſten Zeit. Er gehört jetzt zu dem Schloſſe und der Herrſchaft Flamersheim, weiland ein Schloß der Karlinger, in welchem Ludwig der Deutſche, Ludwigs des Frommen Sohn, durch eine einfallende Decke einſt um ein Haar erſchlagen worden wäre. Tomberg hat in früheren Jahrhunderten oft kurkölniſche Kriegsgefangene und ſogenannte Staatsverbrecher beherbergt. Einer der letzten ſolcher unfreiwilligen Bewohner war ein in der böſen Soeſter Fehde gefangener Herzog Chriſtian von Braunſchweig, der lange darin geſchmachtet und ſich endlich nur mit ſchwerſtem Löſegeld (ich meine mit 24,000 Mark Silber) daraus befreit hat. Zuletzt waren die großen Beſitzungen dieſer mächtigen Herrſchaft im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bei den Quaden von Landskron, welche außer dem Beinamen von Landskron auch den von Rheindorf oder Flamersheim führten; Tomberg, welches jetzt nach Flamersheim genannt wird, wie Flamersheim weiland nach den Herren von Tomberg, gehört nebſt einem großen Theil der Hochforſt gegenwärtig der Freiherrin von Vincke vermählten Gräfin von Schulenburg.

Landskron, die hohe Warte an dem linken

Arufer, wie ihm gegenüber einſt Nuenar an dem rechten, lag auf einer ſehr hoch ragenden von allen Seiten abgeſchnittenen und vereinzelten Bergkuppe, welche nebſt dem fernerhin in der Eifel jenſeits vom rechten Arufer liegenden Olbrück von ſehr weit her erblickt wird. Von Landskron ſind nur noch Trümmer übrig, welche mit einer Kapelle und Kaplanei und einigen dazu gehörigen Weinbergen nebſt einem geiſtlichen Patronat der einzige Beſitz ſind, welche der Königlich Preußiſche Staatsminiſter Freiherr vom Stein hier noch übrig hatte. Er, von einer ſeiner Ahninnen her Erbe der Burg und eines Theils ihrer beträchtlichen Zubehören, beſaß hier vor der franzöſiſchen Umwälzung bedeutende Güter und Weinberge, welche er, weil es ihm unleidlich ja gräulich däuchte unter der fremden undeutſchen Herrſchaft etwas zu beſitzen, in der franzöſiſchen Zeit veräußert hat. Die hohen Trümmer der Landskron muß der Wanderer beſteigen, der eine der unermeßlichſten Ausſichten genießen will.

Landskron war urſprünglich Reichslehen und Sitz eines kaiſerlichen Miniſterialen. Laut der Kölner Kronik hätte Kaiſer Philipp von Hohenſtaufen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dieſe Burg beſonders befeſtigt gleichſam als ein

Zwingköln, wozu ihre Lage in dem ſchönſten Theil des erzſtiftiſchen Gebietes ſie ſehr eignete. Er ſoll ſie nämlich als ein Gebiß eingerichtet haben, womit er den damaligen ihm abholden Erzbiſchof Kölns Bruno von Sengenbach einen Anhänger ſeines Gegners des Welfen Otto von Braunſchweig gelegentlich zügeln und zwicken könnte. Die Beſitzer von Landskron nannten ſich und waren auch Erbvögte der Stadt Sinzig. Die mächtigen Häuſer der von Saffenberg und Rheineck kamen im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts durch Vermählungen mit Erbinnen in den gemeinſamen Beſitz von Tomberg wurden auch um die Mitte deſſelben mit dem Reichsſchloſſe Landskron beliehen, welches eben durch Erbfräulein ſpäter wieder auf andere Geſchlechter überging.

Sinzig iſt eine ſehr alte Stadt ſchon aus der römiſchen Zeit. Sie liegt ein paar Büchſenſchüſſe vom rechten Ahrufer, da wo der Fluß ſich aus den Bergen heraus windet, am Berghange rings von Weinbergen und Obſtgärten umgeben. Die Stadt iſt jetzt einſam und verfallen und hat weite öde Räume Thürme und Höfe längs den Mauern, worin weiland ritterliche Geſchlechter hauſeten. An ihrem Umfange erſieht man, daß ſie in früherer Zeit viel anſehnlicher war. In ihrer ſehr alten und ſehr ſchönen Kirche, wovon die heilige Helena nach der Ueberlieferung Stifterin geweſen ſeyn ſoll, findet man zwei Merkwürdigkeiten, die der Fremde gewöhnlich angewieſen wird ſich zeigen zu laſſen.

Die erſte dieſer Merkwürdigkeiten iſt der ſogenannte heilige Vogt, auch ſchlechtweg der Vogt von Sinzig genannt, ein alter Ritter von Landskron, der hier in ſeinem Erbbegräbniſſe beigeſetzt und als eine ausgetrocknete Mumie unverweſt erhalten war. Solche Leichen in chriſtlichen Kirchen pflegte der Volksglaube als die weiland Inhaber vorzüglich reiner und himmliſcher Seelen zu betrachten. Dieſen heiligen Vogt der Stadt hatten die Franzoſen, als ſie die Rheinlande überſchwemmt hatten, als eine merkwürdige Siegesbeute nach dem damals alles Merkwürdige und Herrliche, was Natur oder Kunſt geſchaffen, an ſich reißenden und verſchlingenden Paris abgeführt und mußten ihn mit andern Denkmälern und Heiligthümern der Rheinlande kraft des Friedens vom Jahr 1815 zurückgeben. Da iſt dieſem alten Vogt von Sinzig dann zuerſt die Ehre widerfahren, großartig als ein Heiliger verehrt zu werden, indem er im ſtattlichſten Pompe unter Geleitung vieler tauſend Fremmen, die ihn zum Theil baarfuß und mit angezündeten Kerzen in den Händen begleiteten, mit Spiel Geſang und Gebet von Köln zu ſeiner alten Ruheſtätte zurückgeführt iſt. Bald nach dieſem Leichenzuge ſah ich den Miniſter vom Stein in Naſſau, welcher einmal ſcherzend und lachend zu mir ſagte: „Wiſſen Sie, was mir für ein Heil widerfahren „iſt? ich kann nun nimmer verderben, ich habe „jetzt auch einen katholiſchen Heiligen und Fürbitter in meinem Hauſe, einen alten Ahn und Vogt „von Landskron, war vielleicht in ſeinen Lebenstagen ein weidlicher Trinker und Raufer, und hat „ihm wohl nicht geträumt, daß er einmal unter „die Heiligen verſetzt werden würde.“

Die zweite Merkwürdigkeit iſt das Altarbild der Pfarrkirche, welches Konſtantin den Großen vorſtellt, wie ihm das heilige Kreuz am Himmel erſcheint. Es iſt bekannt, daß Konſtantin der Große von den Rheingegenden aus mit dem größten Theil des tapfern britanniſchen und galliſchen Heeres, welches dieſe Gränzen bewachte, gegen ſeinen Nebenbuhler Maxentius zog, um in Italien über die Weltherrſchaft zu entſcheiden. Da, ſo erzählt die heilige Legende, ſey ihm, als er längs des Rheines hinzog, das Bild des heiligen Kreuzes erſchienen mit der Inſchrift in griechiſcher Sprache: Hiedurch wirſt du ſiegen; dieſe Erſcheinung habe ihm die größte Zuverſicht des Siegs gegeben und nach dem glücklichen Siege über ſeinen Gegner ſeinen Entſchluß endlich vollkommen entſchieden, all ſein Leben und Streben der Förderung und Verherrlichung des Chriſtenthums zu weihen. So viel iſt gewiß, daß er ſeit dem Siege über den Maxentius das Kreuz mit jener Inſchrift in die Reichsfahne, in die Oriflamme des Reichs oder das ſogenannte labarum, ſetzte. Gelenius, der mehr weiß als wir Andern, läßt das ganze labarum mit der Inſchrift bei Sinzig nicht bloß am Himmel erſcheinen ſondern vom Himmel herabfallen, dann fährt er fort: „Durch dieſe Verheißung ermuthigt und „der Hülfe des Heilandes getroſt brach Konſtantin „mit ſeinem Heere auf. Als er zwei Meilen gezo„gen war, ſcheint er durch ein drittes Geſicht ge„ſtärkt zu ſeyn an einem Ort, der von dem Namen „Gottes noch heutiges Tages insgemein Namedy*) „genannt wird."

---

*) Eine neue Deutung des Namens Namedy (nomen Dei) welches ein Dörfchen heißt, das zwei Stunden oberhalb Sinzig nahe bei Breisig am Rhein liegt. (Gelenius de Magnitudine Coloniae.)

Nach griechiſcher Ueberlieferung iſt dieſes labarum von Muhamed dem Zweiten bei der Eroberung Konſtantinopels mit erbeutet worden und ſoll von den Türken unter den koſtbarſten und heimlichſten Kleinodien ihres Reichs bewahrt werden, als an deſſen Beſitz durch einen geheimen Zauber die Herrſchaft über jene Lande geknüpft ſey. Kurz, es verhält ſich mit dem labarum wie mit andern heimlichen Volksheiligthümern der alten und der neuen Zeit, wie mit dem berühmten palladium Trojas, welches die ſpäteren Römer noch im Tempel der Veſta bewahrten und woran der römiſche Glaube auch Sieg oder Untergang gebunden hatte. Alſo das labarum lebt noch. Man hat daher Hoffnung, daß die Chriſten, wann das türkiſche Sündenneſt in Stambul einmal umgekehrt wird, dann ſeinen Glanz an Heeresſpitze wieder werden flattern laſſen. Auf jeden Fall wird es dann, wann es Noth thut, gefunden werden, wie der **Boemund** von Tarent, Guiſcards des Schlauen ächter Erbe, einſt vor Antiochien ſeinen Speer fand. Man fragt ſich, an die jüngſten Umkehrungen aller Dinge denkend: wo iſt jetzt Scepter Schwerdt und Reichsapfel Karls des Großen? die heilige Lanze Ottos des Großen? der Kaiſerrock des Rothbarts mit den arabiſchen Buchſtaben und Zauberſprüchen? und all die andre Herrlichkeit und Heilthum, die weiland in Aachen und Nürnberg verwahrt wurden? wo ſind ſie geblieben? von wo wird man ſie einſt wieder hervorſuchen? wo iſt das Oelfläſchchen von Rheims der Krönungsſalbe der franzöſiſchen Könige hingekommen und jene Purpurgoldfahne (Auri flamma) von Sankt Dionys, unter deren Flügeln Karl Martell gegen die muhamedaniſchen Araber und ſein Enkel Karl der Große gegen die heidniſchen Sachſen focht? — Geduld! Geduld! ſolche Dinge kommen immer wieder. Wie kurz war der Zwiſchenraum zwiſchen des Anacharſis Cloots Du und Bürger und den neugeſchaffenen Ducs und Comtes Napoleons, welchen die Bürger ſich wieder verneigen mußten!

Oben iſt ſchon erzählt, daß Sinzig eine alte kaiſerliche Stadt war, deren Obervogtei an die Kurpfalz und von dieſer wieder an Jülich verliehen worden, und daß unter dieſer Oberhoheit die Ritter der Reichsburg Landskron die Erbvogtei trugen. Aber Sinzig, wenn gleich nimmer eine bedeutende Stadt, ſcheint an ritterlichen Familien oder Burggenoſſen reich geweſen zu ſein, welche dort zum Theil ihre beſonderen Burgen und Höfe hatten, wie

Genug! ich verſtehe dich, blutige Fabel.
O weh! weh!
(verſinkt in ein dumpfes Starren.)

Paſſer. (von einer andern Seite erſcheinend.)
Beinahe vier und zwanzig Glockenſtunden —
Das heiß' ich ſchlafen — das war eine Nacht,
Von nie gehörtem Donner durchkracht!
Im Kampf ſtanden alle Elemente,
Als ob die Welt zum jüngſten Tage rennte.
Ich ſchlief erſt hoch am Morgen ein,
Doch traut' ich nicht dem Tagesſchein,
Hinein in die Zerſtörung zu ſchauen;
Alſo mir machten die Blitze Grauen,
Wodurch unſre alte Eiche fiel.
O Paſſer! mit dir hat das Glück ſein Spiel,
Alle andere hat es in Unheil verwirrt,
Aber dein Flügel noch munter ſchwirrt;
Du krachſt zu rechter Zeit ab dein Zelt.

es ſolcher kleinen und großen adligen Frei- und Burg-Genoſſen in manchen Städten und Flecken des alten Sachſens (Weſtfalen u. ſ. w.) mit einer gewiſſen Aehnlichkeit der Verhältniſſe, wie ſie hier ſcheinen beſtanden zu haben, bis zur franzöſiſchen Umwälzung hier noch viele gab. So wurden zum Beiſpiel außer den Herren von Landskron beſondere Geſchlechter bloß ſchlechtweg Ritter von Sinzig genannt, namentlich die von Arenthal, vormals eine Burg an der Ar unweit Sinzig, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auch die Burg Dattenburg über Linz beſaßen.

Dergleichen kleine Städte voll Ritterbürger oder ſogenannter Burgenses oder Castrenses findet man mehrere. Sie haben urſprünglich gewiß als Königliche Oberhöfe oder nach unſerm heutigen Begriffe als Amtsſitze oder Kellnereien gedient, wovon viele umliegende Dörfer und Höfe abhingen. Waren ſie mit Thürmen und Mauren umgeben oder befeſtigt oder wurden ſie ſpäter zum Schirm der Gegend in Feſtungen verwandelt, ſo wurden ſolche zugehörige Höfe Dörfer und Forſten an die Seßleute*) oder Burgleute verliehen, die zu ihrer Bewachung und Vertheidigung verpflichtet wurden. Späterhin haben die Burgmänner, die ſich allmälig meiſtens zu ganz unabhängigen ritterlichen Genoſſenſchaften ausbildeten, zu ihrer Stärkung für ähnliche oder gleiche Pflichten neue Genoſſen aufgenommen; manche anſehnliche und güterreiche Geſchlechter haben auch der Sicherheit und anderer Vortheile wegen an ſolchen Orten ſich freiwillig unter das Burgrecht begeben. Dies iſt an kleinen und großen Orten geſchehen, begreiflicher Weiſe mehr an großen, wie zum Beiſpiel zu Köln Straßburg Baſel Regensburg Mailand Florenz, wo viele vornehmſte Geſchlechter des reichen Adels aus der umliegenden Landſchaft nicht allein der Sicherheit wegen und zur Rettung der letzten Trümmer ihrer adligen Herrlichkeiten Stadtrecht oder Burgrecht geſucht und genommen haben, ſondern auch der lockenden Macht und des Reichthums wegen. Denn wie ganz andere Schätze und Macht konnten die alten herrſchenden Geſchlechter in Städten wie Köln und Straßburg von der Verwaltung der Gerichte

---

*) Seßmann der ordentliche Name für Burgmann, ein Ritter, der gegen gewiſſe beneficia oder Verleihungen in

---

einer Burg zur Vertheidigung ſeßhaft geworden, der gegen ein Burglehen darin ſaß (Schöpflin Alsatia diplomat. I. 65.). Seß hieß davon auch ein Burglehen ein Ritterſitz.

und von der Einnahme der Zölle und Umgelder im vierzehnten funfzehnten Jahrhundert ziehen, als der langſame und immer mäßige Ertrag der Felder und Forſten damals geben konnte! Dies wird in der Vorſtellung ganz klar, wenn man ſich erinnert, daß fünf ſechs Fürſten ſolcher Lande, deren jedes jetzt 15,000 Mann ſtellt und bewaffnet, Städte wie Köln und Braunſchweig ja wie Stralſund *) und Soeſt nicht bezwingen konnten, mit welchen nach der heutigen Art der Heerleiſtung und Kriegskunſt jetzt ein Einzelner derſelben bald fertig werden würde.

Eine ſolche Ritterburg oder vielmehr eine ſolche Stadt voll Ritterburgen Schlöſſer und Thürme der Geſchlechter **), wie im Mittelalter in Italien Florenz, war am Rheine Boppard, und eine verzüglich ausgezeichnete die alte Reichsfeſte Lautern im Elſaß, welche nebſt dem umliegenden Gebiete die Kaiſer ſeit den Hohenſtaufen auf alle Weiſe begünſtigt und vergrößert und mit Schenkungen von Gerichten Gütern Forſten u. ſ. w. gemehrt und geſtärkt hatten. Davon und von andern Einkünften und Gefällen wurden in der Stadt und Feſtung viele Ritter und Knappen als Burgbeſatzung gehalten und die Jünglinge aus den vornehmſten Geſchlechtern ſuchten dieſen Dienſt, weil die in ſolchen Rittergeſellſchaften zu den höheren Stellen vorrückenden oder die größeren Lehen und Pfründen genießenden Männer in außerordentlich vortheilhafter Stellung ſaßen. Darum dienten dort als Lehmänner die Söhne der Grafen von Veldenz und der Herren von Hohenberg Löwenſtein Randeck Wartenberg Dannfels Flersheim Herneck u. ſ. w. Unter den vier Gliedern des Reichs (vier verſchiedenen Klaſſen der Burgberechtigten) zu Lautern hatten die oben namentlich aufgeführten Burggeſchlechter den erſten Rang; ihnen wurden die von Wolfſtein faſt gleich geachtet; darauf folgten die Bürger die Forſtlehnträger und die ſogenannten Amtleute, welche mit den Burgleuten (Castrenses) die Gerichte verwalteten. (Acta Palatina I. 43.)

---

*) Noch im ſechzehnten Jahrhundert zählte die damals reiche und mächtige Hanſeſtadt Stralſund 8000 wehrfähige Bürger. (Stralſundiſche Chroniken herausgegeben von Zober 1843.)

**) Die Zeitalter wurden in jenen Tagen nur nach den Geſchlechtern, wie die Schildgeborenen ſich vorzugsweiſe nannten, gezählt und gerechnet; ſie hatten auch nur Geburt. Daher bei der Frage nach dem Hauſe einer vornehmen Frau noch heute die gewöhnliche Redeweiſe: was iſt ſie für eine geborne?

Nun noch einige ähnliche ritterliche oder rittergleiche Genoſſenſchaften:

Etwas dieſer Stiftung in Lautern Aehnliches ſcheint zu Lorch an der Wipper am rechten Rheinufer Bacharach ſchräge gegenüber beſtanden zu haben, eine ſogenannte Ritterſchule unter dem Rektorat des Dompropſtes zu Mainz, an welcher, wie ich mich aus Erzählungen des Seligen Miniſters vom Stein erinnere, nur beſtimmte reichsfreie Familien, unter andern auch die ſeinige, Antheil hatten und womit beſtimmte Gefälle und Einkünfte und beſondere Sitze in der Kirche verbunden waren. Auch erinnert mich's, als ob er mir erzählt habe, bei Aufhebung jener Anſtalt ſeyen ihm noch Güter und Weinberge zugefallen. Bei Bodmann (Rheiniſche Alterthümer S. 427) und mehreren Andern findet man Weniges über den Namen hinaus und lernt durchaus nichts Genaueres über den Zweck und die Einrichtung dieſer Ritterſchule und was ſie eigentlich geweſen: ob a) eine wirkliche Schule mit adligen Freiſtellen, oder. b) für adlige Jünglinge eine Verſorgungsanſtalt mit beſtimmten Hebungen Einkünften Ehrenſitzen in der Kirche u. ſ. w.

Hier verdient die erſte Stelle die kaiſerliche Reichsfreie Burg Friedberg in der Wetterau, die ſich auch eine freie adlige Ganerbſchaft nannte. Sie iſt nun mit andern alten Reichsherrlichkeiten nur noch in der Erinnerung da. Sie enthielt ein Schloß, Sitz des Burggrafen, ein Deutſchordenshaus und etwa zwanzig Häuſer, welche Beſitz altadliger Geſchlechter waren. Zu der Burg gehörten oder vielmehr ſtanden unter ihr mehrere umliegende Kirchdörfer Forſten und Höfe; auch war der regierende Burggraf immer der geborne Obermärker der ſogenannten Carber Mark, welche früher eine kaiſerliche Forſt geweſen war, und ſetzte als ſeinen Stellvertreter einen Mark-Schulzen. Von den baaren Einkünften, die ſich etwa auf 25,000 Gulden beliefen, hatte er 6000 Gulden als Beſoldung und außerdem noch hübſche beſondere Zuflüſſe aus Wäldern Jagd Fiſcherei Schäferei u. ſ. w. Neben dem Burggrafen hatte die Genoſſenſchaft einen Großprior und Komthure und Ritter. Dieſe Genoſſenſchaft der alten kaiſerlichen Reichsburg Friedberg konnte beide aus katholiſchen und evangeliſchen Genoſſen beſtehen, doch hatte in der letzten Zeit der katholiſche Theil faſt das Uebergewicht der Zahl. Eben ſo konnte der Burggraf nach Gefallen aus jedem der beiden verſchiedenen Bekenntniſſe gewählt werden. Unter ihm ſtanden zunächſt zwölf Regimentsburgmänner (ſechs katholiſche und ſechs evangeliſche), aus welchen immer auf drei Jahre zwei Baumeiſter gewählt werden mußten. Außer dieſen Herren der Verwaltung und Regierung gab es viele gemeine Burgmänner, unter welchen der Deutſchordenslandkomthur in Heſſen den erſten Rang hatte und der Deutſchordenskomthur in Frankfurt der Nächſte nach ihm war. Die Menge der Genoſſen und Berechtigten an der Ganerbſchaft kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man hört, daß auch die von weiblicher Seite von einem Burgmann Herſtammenden an der Burggrafſchaft und ihren Vortheilen Anrecht hatten.

Auch die Kaiſerliche Burg Gelnhauſen in der Nachbarſchaft von Burg Friedberg hatte eine ähnliche Rittergenoſſenſchaft oder Ganerbſchaft, wozu die Forſtmeiſter von Gelnhauſen die Krempen von Freudenſtein die Schelme von Bergen u. ſ. w. gehörten. Sie hatte aber wie der in Trümmern liegende Pallaſt des großen Friedrich Rothbart lange ſchon den alten Glanz verloren.

Unweit Koblenz und der Moſel war eine ähnliche Ganerbſchaft (Günther II. 402.) in Polch, welche die Erben und Märker von Polch genannt wurden. Dieſe Erben und Märker beſaßen in Gemeinſamkeit einen großen Landbezirk mit ſehr beträchtlichen Wäldern. In einer Urkunde werden die Markenrichter (natürlich diejenigen, welche über Wald- und Feld-Frevel Urtheil ſprachen) mit einem etwas ſeltſamen Worte Unradini genannt, nämlich von dem deutſchen Worte Unrath: Schaden Frevel. Namentlich Friedrich Herr von Cover Heinrich von Pirmont Wilhelm von Wiſſem Heinrich von dem Wert Peter von Lahnſtein Peter von Mertloch und Heinrich von Peſtel und die Unradini die Ritter Dietrich Gottfried und Arnold von Polch ſtellten im Jahr 1274 eine Urkunde über die Abmarkung der Neubrüche (Novalis) aus.

Noch ein Beiſpiel aus dem oben erwähnten Sachſenlande Weſtfalen und Engern:

In der Stadt Lübbecke Fürſtenthums Minden waren dreizehn adlige Höfe und allemal einer aus der Ritterſchaft erſter Bürgermeiſter. Daher führte die Stadtobrigkeit den Titel Ritterſchaft Bürgermeiſter und Rath. Um dieſes Städtchen Lübbecke flattern auch allerlei goldgeflügelte Vögel der Fabel herum, die vielleicht auf längſt vergangene frühere Wirklichkeiten hinſpielen und möglicher Weiſe mit der Entſtehung dieſer ritterlichen Burgmänner im Zuſammenhange ſtehen. Da iſt unweit der Stadt ein Berg, der weiland Ronceval geheißen, da werden Ueberbleibſel von den Schlöſſern Rheinsberg und Babylonien genannt, worin der alte ſächſiſche Held Wittekind gewohnt haben ſoll u. ſ. w.

Das Größte wie das Kleinſte in menſchlichen Ordnungen und Einrichtungen hat Aehnlichkeiten und eine gewiſſe allgemeine Nothwendigkeit aller rechtlichen und ſittlichen Verhältniſſe der Menſchen, wodurch in den verſchiedenſten Zeiten und bei den verſchiedenſten Völkern Manches ſo ausſehen muß, als hätte das eine Volk es von dem andern überliefert bekommen, da doch oft der ſcheinbar gemeinſame Urſprung nur die große Gemeinſchaft der allgemeinen Menſchennatur weiſt und darſtellt. Indeſſen wird durch die Gegeneinanderſtellung ſolcher Aehnlichkeiten manches ſonſt völlig Ungewiſſe wenigſtens leidlich klar gemacht. Wir finden in zu vielen deutſchen Einrichtungen und in urkundlichen Belegen eine Menge Erläuterungen zu Niebuhrs des Unvergeßlichen Unterſuchungen über die Verhältniſſe des populus und der plebs in Rom und über der wahrſcheinlichen Klaſſen verſchiedenen Ranges des populus oder der bevorrechteten Geſchlechter und Bürger. Hier in Sintzig ſcheinen die beiden Häuſer Landskron und Arenthal vor den übrigen hervorgeragt zu haben, in dem kleinen Lautern gab es vier ſogenannte Glieder des Reichs, in Köln vernehmere und geringere Geſchlechter, in Frankfurt die Häuſer Limburg und Frauenſtein, in Aachen die Geſellſchaften vom Stern und vom Bock, mit verſchiedenen Rechten und Anſprüchen auf beſtimmte Stellen auf den Rathsbänken und auf den Gerichtsſtülen ihrer Städte. Wir finden, daß ſchon Gelenius, aber in verkehrter Vorſtellung, bei der Aufzählung der verſchiedenen Klaſſen in den Kölner Rittergeſchlechtern auf Rom hinweiſt als auf die Wiege ſolcher Anordnung, welche von den römiſchen Veteranenkolonieen, die Köln gründeten, mitgebracht ſey. Wie konnten aber dieſe römiſchen Anſiedler im erſten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung eine Einrichtung mitbringen, von welcher in Rom ſeit Jahrhunderten nur ein matter Schatten noch übrig war? ſo daß ſelbſt den gelehrteſten römiſchen Staatskundigen jene älteſten Verhältniſſe der heiligen Stadt ſchon ſehr verdunkelt waren. Genug, wir finden in den meiſten alten deutſchen Städten unter den ſogenannten Bürgern oder vielmehr Altbürgern, welche bis in das vierzehnte an einigen Stellen zum Theil bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert hinein ſich in dem Beſitz der Regierung und der

Nun friſch hinaus auf das Leichenfeld!
Es kann unmöglich noch was von Blitzen
In dem hellen Morgenhimmel ſitzen.

(Läßt ſich nicht weit von Geranos nieder und ſtößt auf Monedulas Leiche, die abwärts halb verbrannt liegt.)

Du altes Regiſter, auch du da?
Verſengt und verbrennt? Daß dir das geſchah,
Das Schlimmſte, was dir im Leben geſchehen.
Hätteſt dies ſollen lebendig ſehen.
Kömmſt ſo um alle die ſchönen Moralen
Von Gottes Gerichten in Donnerſtrahlen.
Haſt mit hinein gemußt in den Qualm,
Singſt ihm ſchon oben den Morgenpſalm.

(Nach einer Pauſe.)

Autarkes Schnabel! — nichts weiter da?
Wie ſtill! Der die Welt im Brüten ſah,

Gerichte behauptet haben, mehrere Stufen, wo unter dieſen Bevorrechteten einzelne Geſchlechter durch herkömmliche oder erzwungene Rechte wieder beſonders hervorragen, ſo daß die minderen Geſchlechter nur zu manchen unteren Stellen der Verwaltung und der Rechtspflege ſcheinen zugelaſſen zu ſeyn.

Bei dieſen Verhältniſſen unſeres frühen Mittelalters, die wir jetzt meiſtens auch nur in einem ſehr dunklen Spiegel ſehen, ſteht bei manchen Verſchiedenheiten der Völker Orte und Zeiten Eines wohl ziemlich allgemein feſt, was eben des unſterblichen Niebuhrs Unterſuchungen und Anſichten über die minderen Geſchlechter und ſeinen Ausſpruch über die ſogenannten Jüngeren oder Minderen (an Alter oder an Rang) wieder erläutert und, wie mir däucht, wenigſtens bei den Deutſchen eine Vermittelung zeigt, wo die Jüngeren und die Minderen in beiden Bedeutungen, ſowohl des Alters als des Ranges, ganz natürlich zuſammenfallen; was ja auch in Rom hätte ſeyn können. Es erſcheint offenbar, daß in Deutſchland zum Beiſpiel die Jüngeren (d. h. die Söhne auch der vornehmſten Geſchlechter) wohl häufig mit den niederen Stellen der Verwaltung anfingen oder bei den kleinen Untergerichten ihre Lehrjahre begannen, wie z. B. noch heute in manchen deutſchen Landen die Söhne von Prinzen und Grafen, welche künftig einmal Miniſter Landpfleger und Oberrichter zu werden meinen, bei den kleinen Behörden der Städte und Aemter als Horcher und Aufmerker ihre Laufbahn beginnen, alſo bei ſolchen Stellen, wo Verwalter und Richter bürgerlichen Standes gewöhnlich nur die Stüle beſitzen. So lautet es namentlich in einer Urkunde vom Jahr 1280 (Gudenus II. 969): „Wir Richter Ritter Söhne der Ritter und Gemeinde der „Bürger von Sintzig." Dieſe Filii Militum Knappen Schildgeborne Ebenbürtige hießen in mehreren deutſchen Städten die Konſtabler in Straßburg die Konſtafler und in Aachen waren ſogar Chriſtoffel daraus geworden, ein Name, welchen Ropp ſich nicht erklären kann *).

Dieſer Name Konſtabler iſt von der Hauptbeſchäftigung des Adels hergenommen, die in dem

---

*) In Aachen hatte dieſer Name, der nichts Anderes bedeuten ſollte als anderswo Hausgenoſſen Geſchlechter, ſich auf die Vorſteher der ſogenannten neun Grafſchaften oder gerichtlichen und polizeilichen Bezirke beſchränkt, in welche die Stadt getheilt war. Zu dieſen Grafen wurden immer die abtretenden Bürgermeiſter genommen, alſo alte und große Chriſtoffel.

Kreiſe des Stalles und der Pferde blieb — denn was ſollte und konnte ein Ritter ohne ein tüchtiges Roß? — er iſt nur die Ueberſetzung des Worts Stallbruder (constabularius), welches urſprünglich als Ehrenwort einen ritterbürtigen Genoſſen, ſeit den letzten Jahrhunderten häufiger einen Geſellen von Räubern und verſchwornen Banditen bedeutet hat. Wie Großes aus dem Leben und Umgang mit Pferden und aus dem Pferdeſtall von jeher entſproſſen iſt, faßt leicht in der Erinnerung zuſammen, wer die Bedeutung des nordiſchen Stallare des franzöſiſchen Connetable und des deutſchen Marſchalks (urſprünglich Pferdeknecht) gedenkt. In England iſt die Spur davon auch noch in dem constable übrig, welcher in der Polizei- und Gerichts-Verwaltung jenes Landes einen angeſehenen freiwilligen Beamten bedeutet.

Solche Konſtafler und jüngere Patricier — eine Bedeutung, in welcher dieſer Name in Straßburg häufig genommen iſt — lernten als Beiſitzer und Gehülfen bei Gerichten und Regierung die Anfänge der Herrſchaft: dies waren ihre Vorübungen. Sie waren in ſolchem Verhältniß wohl meiſtens nur Zuhörer, höchſtens untere Gehülfen und Beiſitzer, ein Verhältniß, welches im Elſaß noch durch einen andern beſondern Namen bezeichnet ward, welchen Schöpflin nicht zu erklären weiß. Man nannte ſolche Beiſitzer Gueßlinge*), welches Wort in ſklaviſcher Ueberſetzung mit Errather oder Grübler wiedergegeben werden müßte. Solche Gueßlinge, die man auch Einweihlinge nennen könnte, ſtanden den wirklichen Richtern und Schöffen gegenüber, den Wiſſenden, auch Wizards oder Guiscards genannt, den Findungsleuten, bei welchen man „Urtheil Fundniß und Froden“ holen konnte, (Nopp) welche auch mit Einem Worte wohl die Weisheit in Köln das Witziggedinge genannt wurden (Apologie des Erzſtifts Köln S. 328).

Die Erinnerung an Aehnlichkeiten ja an Gleichheiten verläßt einen auf dieſem Gebiete nicht. Bekanntlich nimmt man nach der übereinſtimmenden Mehrzahl der alten Berichterſtatter über den Staat von Sparta in demſelben fünf Ephoren (Vorſeher Proveditori) an; andere aber ſprechen von zehn

---

*) Das engl. nord. plattd. gues gissa giſſen giſchen Giſchung. „In Neuweiler consilium oppidanum „constat Sculteto Scabinis undecim aliisque decem Assessoribus, qui Guesslingeri, origine vocis incerta „vocantur.“ (Alsatia Illustrata 224.)

Ephoren, und zwar von fünf größeren und fünf minderen (πέντε μείζους καὶ πέντε ἐλάττους). Wie mögte es ſich nun mit den fünf minderen verhalten? 1) Machten ſie neben den größeren gleichſam eine eigne Körperſchaft und übten in den geringeren Dingen eine eigne Gerichtsbarkeit? oder: 2) waren ſie, damit jüngere Männer im Staate zu ſolchen höchſten Stellen gebildet würden, nur Mitſitzer aber nicht Mitſtimmer? oder 3) waren ſie die Stellvertreter der fünf Wirklichen und Wirkſamen, der ſogenannten Größeren, Stellvertreter, die da der Uebung in den Geſchäften wegen, jedoch ohne Stimmrecht, mitſaßen, damit, wenn durch Krankheit oder Tod oder irgend eine andere Gottesgewalt von den Fünfen einer fehlte, ſein Stellvertreter flugs für ihn eintreten konnte? Ich für meinen Theil mögte die Frage Nr. 3 bejahen, obgleich auch für Nr. 1 eine Möglichkeit da iſt: denn immer gab es Magiſtratsgenoſſenſchaften, in welchen den jüngeren Mitgliedern für gewiſſe Jahre die geringeren Sachen zur Bearbeitung und Berichterſtattung übergeben wurden, ohne daß ſie in den größeren die Mitſtimmung und Mitentſcheidung hatten.

In der oben angegebenen Weiſe hat ſich auch der gelehrte und würdige Hontheim (II. 588. Urkunde von 1512.) über die in den Reichsſtädten ſeßhaften Bürger- oder Ritter-Geſchlechter ausgeſprochen bei Gelegenheit eines zwiſchen den Rittern und der Gemeine zu Boppard abgeſchloſſenen Vertrages: daß faſt in allen Städten des Rheins, vorzüglich in ſolchen, welche lange Zeit unmittelbar bei dem Reiche geblieben oder welche doch, wenn gleich an Fürſten verliehen oder verpfändet, viel von den ſogenannten Reichsfreiheitsrechten retteten, Rittergeſchlechter angeſiedelt waren, deren eine gewiſſe Zahl immer an der Regierung Theil hatte, wenigſtens bis in das fünfzehnte Jahrhundert, als in welchem Jahrhundert der Kampf um gemeine Freiheit und Gleichheit ſich in den Städten Deutſchlands faſt allenthalben vom Süden bis zum Norden mit heftigerem Ungeſtüm erhob und die Gemeine allmälig alles zu größerer Ebnung brachte und bald Reichsvogtei Schöffenſtul und Anderes mit beſaß, was die Geſchlechter der Altbürger oder der ſogenannten Castrenses als das Glänzendere und Gewinnvollere bis dahin ausſchließlich und hartnäckig für ſich behalten und behauptet hatten.

Etwa anderthalb Stunden oberhalb Sintzig ungefähr in der Mitte zwiſchen Sintzig und Andernach erhebt ſich die Burg Rheineck auf ſchroffer

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01929/036

waldbewachſener Bergkuppe unmittelbar über dem Rhein, im Oſten Süden und Norden meiſtens jäh, nur von Südoſten und Weſten her mit ſanfterer Auſſteigung. Der ſcharfe und ſteile Bergrücken, auf deſſen Spitze ſie liegt und welcher unweit Nieder-Breiſig da, wo der ſtille zwiſchen waldigen Abhängen tief eingeſenkte Wieſengrund des Vinxtbaches in das weite Rheinthal ausläuft, gegen das Ufer des Stroms weit vorſpringt und ſeinen Spiegel von Andernach bis Erpel überſchauen läßt, trägt von Alters her mit Recht den Namen Rheinecke.

Daß ſchon die Römer die höchſten Gipfel zu einer Warte benutzten, laſſen die Reſte ihrer Niederlaſſung in dem benachbarten Nieder-Breiſig, Reſte eines viereckigten Gebäudes ungefähr 24 Fuß breit und 36 lang mit ächt römiſchem Mauerwerk und Trümmern eines reich verzierten Geſimſes, vermuthen; was durch die auf den Höhen ſelbſt nicht ſelten gefundenen Münzen Spangen und dergleichen beſtätigt wird. Ob aber der aus mächtigen Lavaquadern erbaute viereckigte Thurm, der jedenfalls den älteſten Theil der Burg bildet, jener Warte angehöre, wer mögte das behaupten, da dieſelbe Bauweiſe nicht bloß an römiſchen ſondern auch an mittelaltrigen Werken vorkömmt.

Im Mittelalter erſcheint Rheineck zuerſt im Anfange des zwölften Jahrhunderts, im Jahr 1121, (Günther I. 189.) als Sitz eines Grafen Otto, der im Kampf mit Kaiſer Heinrich dem Fünften auftritt. Dieſer Graf Otto war aus dem Geſchlecht von Salm und ſchrieb ſich Comes de Rhinecke nach ſeiner Burg, unter welcher wohl ein Theil des bis hieher laufenden Argaues ſtand. Seiner Verbindung mit der Pfalzgräfin Gertrud (von Hohen Simmern?) verdankte er die Schirmvogtei über das nahe Kloſter Lach und einen Sohn ſeines Namens, der in gerichtlichen Urkunden neben dem Vater würdig auftritt und um ſo mehr die Fortdauer des Geſchlechts zu verbürgen ſchien. Allein im Jahr 1150, als Kaiſer Konrad der Dritte, der erſte Hohenſtaufe auf dem Thron, den Rhein hinabzog, um die kirchlichen Verhältniſſe in Köln und Utrecht zu ordnen, ſehen wir dieſe Burg wie eine feindliche oder empörte behandelt: denn, wie Biſchof Otto von Freiſingen als Augenzeuge berichtet, (Otto Frising. I. c. 62.) die feſte Burg Rheineck (er nennt ſie fortissima) ward von den Kaiſerlichen erſtürmt und den Flammen übergeben. Und ſeitdem verſchwindet der Name der Grafen von Rheineck, entweder daß ſie im Kampfe oder bei der Erſtürmung der Burg umkamen oder von der Reichsacht getroffen dieſen Beſitz verloren, der nun an das Erzſtift Köln übergegangen zu ſeyn ſcheint. Denn wir finden 14 Jahr ſpäter im Jahr 1164, daß der große Erzbiſchof Reinold Graf von Daſſel die Burg als eine ſüdöſtliche Gränzwehr zum Schirme des Hochſtifts hat neu ſtärken und befeſtigen laſſen.

In jenem Jahr 1164 nämlich (Godofredi monachi Annal. ap. Freher I. p. 336.) als Reinold mit Kaiſer Friedrich dem Rothbart in Italien war und die Feinde des Erzſtifts und unter ihnen des Kaiſers Bruder Pfalzgraf Konrad daſſelbe mit einem Angriff bedroheten, beſetzte Philipp von Heinsberg, während ſeiner Abweſenheit Verweſer des Stifts, dieſen feſten Punkt und ſtellte unweit Andernach zu Waſſer und zu Lande ein ſo gewaltiges Heer, wie man ſeit Menſchengedenken in dieſen Gegenden keines geſehen, den Feinden entgegen, ſo daß dieſe an dem beſtimmten Kampftage nicht zu erſcheinen wagten ſondern ohne Erfolg abzogen. Damals war es, als auf den verbrannten und zerſtörten Mauren der alten Burg, welche ſich bei der Erneuerung der Kapelle noch fanden, über dem Thorgewölbe zuerſt die Kapelle der Burg erbaut und mit edlem Geſtein aus einem in Köln abge-

Konnte den Blitzen doch nicht entfliehen?
Keiner Serpens Auge wird dir mehr glühen —
Groß und klein, Bettler und Monarch,
Alles muß als Staub in den Sarg.
Auch du da, ziſchendes Ungeziefer?
Des Satans Geſellin und älteſte Ziffer?
Auch du? nein, es iſt nur die Haut.
Huhu! wie mir vor der Schlimmen graut!
Wage es kaum, ſie anzurühren.

(Nimmt endlich die Haut und beſchaut ſie.)

Will dieſes Spolium mit mir führen.
Man ſagt, wer etwas vom Böſen hat,
Der reiſet ſicher früh und ſpat,
In düſterſter Nacht, wo kein Sternlein ſcheint.
Komm! Laufpaß gegen den böſen Feind!

(Steckt die Haut zu ſich.)

Auch der alte Herr? o Jammerbild!
Wie er das geſenkte Haupt verhüllt!

brochenen Gotteshauſe und mit goldner Zinne geſchmückt ward. (Günther III. Nr. 10.) Ein Beweis, welchen Werth Philipp auf die Burg gelegt zu haben ſcheint, wie er denn auch, als er Reinold bald auf dem erzbiſchöflichen Stul folgte, dieſe ſo geſchmückte Burg in der Folge noch mehr befeſtigte, indem er um den Berg eine Mauer zog. Die Kapelle ſah man ſo noch im vierzehnten Jahrhundert und als ein anziehendes Denkmal der damaligen ſogenannten byzantiniſchen Bauweiſe, nur ihres Glanzes beraubt, noch in unſern Tagen.

Die Burggrafen von Rheineck, welche hinfort häufig genannt werden, darf man ſich nur aus einem Geſchlechte kölniſcher Dienſtmannen denken, welchen der Erzbiſchof die Bewahrung der Burg anvertraut hatte, wie eine bittere Klage des Erzbiſchofs Wigbold über Felonie des Burggrafen Johann vom Jahr 1302 beweiſt. Im ſechszehnten Jahrhundert ſtarb die Mannslinie des Burggrafengeſchlechts aus und nur nach langen Unterhandlungen gelang es den Herren von Warsberg auf Miel als Sproſſen deſſelben durch eine Burggräfin Metza von dem Erzbiſchof die Belehnung zu erhalten. Merkwürdig nennt der Erzbiſchof Salentin in der Belehnungsurkunde Rheineck eine der vier Säulen des Erzſtifts. Dies geſchah im Jahr 1371. (Günther V. Nr. 170.) Doch iſt die Burg von den Erben derſelben im Jahr 1654 auf die Grafen von Sinzendorf von der in Oeſtreich anſeſſigen Linie übergangen, (Günther Nr. V. 234.) welche zu ihren großen Gütern in Oeſtreich vermittelſt dieſes damals ſchon unbedeutenden Beſitzes die Ehre einer Virilſtimme auf Kreistagen und eines Sitzes auf der weſtfäliſchen Grafenbank des Reichstages zu erlangen wünſchten. Wann und wodurch die Güter und Zubehören der Burggrafſchaft zu einer ſolchen Unbedeutſamkeit vermindert waren, erhellt aus keinen Urkunden; ſie gehörte trotz ihres vornehmen Namens Burggrafſchaft zu den verkommenen deutſchen Burgen, rotten boroughs. Gewiß war ſie eines der kleinſten reichsunmittelbaren Ländchen. Nach Moſer (Deutſch. Staatsr. Thl. 37. S. 489) beſtand es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts: aus dem Schloß mit zwölf armen Unterthanen und einem Juden drei Höfen und zwei Mühlen; „ſo daß, ſetzt er hinzu, man keine miſerablere Beſchreibung von dem Gebiet eines Reichsſtandes leſen kann.“ Bei der Abtretung des linken Rheinufers verſchlang die große Nation mit ſo vielem anderen reicheren Raube auch dieſen elendigen Biſſen Reichsgut, und er kam wie die meiſten ſogenannten Nationalgüter gegen einen verhältnißmäßig geringen Preis an den letzten Sinzendorfſchen Verwalter den nachmaligen Oberförſter Schurg, von deſſen Erben es ſein gegenwärtiger Beſitzer, der Königlich Preußiſche Geheime Oberregierungsrath und Kurator der Bonner Hochſchule von Bethmann Hollweg gekauft hat.

Oeftere Zerſtörungen, 1689 durch franzöſiſche 1692 durch kurkölniſche Truppen 1785 durch Brand, hatten von der alten Burg nur den viereckigen Thurm die Kapelle und die Ringmauern zurückgelaſſen, und ein weißgetünchtes Verwalterhaus Schweinſtälle und andere Wirthſchaftsgebäude trugen eben nicht zur Verſchönerung der ehrwürdigen Reſte bei. Jetzt aber ſteht Rheineck in der Jugend des neunzehnten Jahrhunderts, — welchem Gott in allen guten Dingen ſolche Erneuerung und Wiederherſtellung verleihe! — wieder in Ehre Glanz und Licht da, in dem Licht der Welt und der Menſchen, welche mit Entzücken zu ſeiner jungen Herrlichkeit von dem Rhein hinaufſchauen und bald hinaufſteigen, um zu ſehen, wie die Burg ungefähr im Stil ihrer urſprünglichen Anlage und im Sinn des Mittelalters wieder aus den Trümmern aufgeweckt und erneuet iſt, Dank ihrem gegenwärtigen Beſitzer, der ſo viel Schönes und Sehenswerthes um ſie und in ihr geſchaffen und geſammelt hat, und ſeinen geſchmackvollen Gehülfen und Ausführern, dem Baumeiſter von Laſſaulx in Koblenz und dem Maler Steinle aus Wien.

Wir erzählen und beſchreiben denn hier auch noch ein wenig:

Der Wanderer ſteigt zu dieſem prächtigen Sitze auf einem ſehr bequemen Wege, der ſich um den Bergabhang ſanft zu dem Schloſſe hinaufwindet, oder kühner luſtiger und wanderlicher unter Büſchen und Bäumen auf ſchön gewundenen und nicht zu ſchweren Fußpfaden hinauf. So wie er ſich auf dem alten Burgwege dem Schloßthore nähert, bietet ihm der darüber ſich erhebende achteckige Kapellenthurm mit der vorſpringenden Altarniſche ſogleich wieder den alten wohlbekannten Anblick, nur daß der obere Stock mit den Säulenfenſtern etwas ſchlanker emporſteigt und reichverzierte Gurten und Hauptgeſimſe auch ein neues pinnaculum aureum die Erneuerung verrathen. Durch das Burgthor hindurchgeſchritten erblickt er auch hier das Alte verjüngt: den maſſenhaften Thurm in ſeiner Ehrfurcht gebietenden Einſamkeit mit hergeſtellten Zinnen und freundlich mit grünem Gebüſche und Geblüme umgeben, das Wohnhaus auf dem Grunde des alten höher geführt und nebſt den Wirthſchaftsgebäuden dem Stil der Kapelle angepaßt. Er hat dann die Wahl ſich rechts die Stufen hinan nach der Eingangshalle zu wenden, wo über der ſteinumkränzten Hausthür der ſegnende Engel ihm Willkommen zuwinkt, oder links hinauf nach dem alten Portal, durch welches die Hofleute ſchon vor Alters die Windeltreppe hinan zur Kapelle zogen. Wir folgen jetzt dieſen und treten in das von acht niederen Säulen und einer hohen Mittelſäule getragene Gewölbe, welchem bei geringer Ausdehnung von ungefähr dreißig Fuß Durchmeſſer die glücklichen Verhältniſſe jenen Karakter des Heiligen verleihen, wovon unſre Alten das Geheimniß beſaßen. Daß in der That Baumeiſter und Bildner bei ihnen in die Schule gegangen, verräth der harmoniſche beruhigende Eindruck des Ganzen und Einzelnen, von dem Getäfel des Fußbodens der Orgel und den Rundſitzen an bis zu den Blätterknäufen der Säulen den Wandgemälden mit ihrer reichen Einfaſſung und dem geſtirnten Gewölbgrunde.

Es war ein glücklicher Gedanke des trefflichen Eduard Steinle, dem als ſchönſte Anerkennung ſeines

Talents jetzt die herrliche Aufgabe geworden iſt, den Kölner Dom mit Bildern der Engelchöre zu ſchmücken, — es war ein glücklicher Gedanke, ſage ich, die acht höheren Bogenflächen zunächſt dem Gewölbe der Darſtellung der acht Seligkeiten (Matth. V. 3—10.) zu weihen und die ähnlichen Felder in der unteren Reihe über den beiden Thüren zwei darauf bezüglichen Eingangs- und Schluß-Bildern zu beſtimmen. Auf jenem iſt der Heiland zu ſehen, wie er auf dem Hügel ſtehend in Mitten ſeiner Jünger dem verſammelten Volke (Schriftgelehrten Phariſäern andächtigen Weibern ſehnſüchtig ſuchenden Heiden) die Seligkeiten verkündigt, die dem irdiſchen Sinn ſo widerſinnig ſcheinen. Aber hebe nur den Blick hinauf und ſchau dort die demüthige Magd des Herrn, welcher der Engel die wunderbare himmliſche Botſchaft bringt, ſo wird dir klar werden, wie reich geiſtliche Armuth iſt. David der ſeine Hand an Saul den Geſalbten des Herrn zu legen ſcheut, zeigt dir, wie Sanftmuth das Erdreich in Beſitz nimmt; die Magdalena, welcher der Auferſtandene am Grabe erſcheint, wie Leidtragende getröſtet werden; Moſis Eifer um das Geſetz, wie man nach Gerechtigkeit hungern und durſten müſſe; der Samariter, wie der Barmherzige Barmherzigkeit erlange. Simeons Herzenslauterkeit wird die Seligkeit zu Theil Gott im Fleiſche zu ſchauen; Joſeph, der ſeinen Brüdern Kleider bringt, iſt ein Bild friedenſtiftender Gottesſöhne; und Johannes der Täufer erlangt die Märtyrerkrone, indem er um der Gerechtigkeit willen ſeinen Hals dem Schwerdte darbietet.— Und glaubſt du noch nicht, ſo ſchaue, wie in dem Schlußbilde die Verheißung zur Erfüllung wird, wie jene Acht im Beſitz der Seligkeit um den verherrlichten Erlöſer geſchaart ihm ihre Huldigung bringen, während ein Engel zu ſeinen Füßen ihn im Liede preiſt.

Wir ſagen wohl nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß in dieſem Cyclus bibliſcher Darſtellungen der Ton ächt chriſtlicher Kunſt, die in dem Beſchauer ſtille und fromme Stimmung weckt, gefunden iſt, und daß dieſe Bilder, wenn gleich in techniſcher Durchführung des al fresco mit ungleichem Erfolg, durch Tiefe des Gedankens durch Einfalt und Kraft des Entwurfs zu dem Beſten gehören, was die neuere Zeit in dieſer Richtung hervorgebracht hat.

Auch das Bild des Gekreuzigten aus karrariſchem Marmor in der Altarniſche von dem wackern Ackermann, der durch Unterſtützung des verſtorbenen Königs von Preußen von einem münſterländiſchen Bauren ſich zu einem tüchtigen Künſtler ausgebildet hat, iſt durch zarte Empfindung und fleißige Durchführung ein entſprechendes Werk chriſtlicher Kunſt.

Die Alten hatten wohl Recht, ein Heiligthum, das zum unſichtbaren Reiche der Geiſter einladen ſollte, gegen die Pracht der Natur, welche hinter ſeinen Mauren liegt, abzuſchließen. Wer in ſie einen Blick zu werfen wünſcht, der ſteige die ſteinerne Windeltreppe ganz hinauf, um an der Stelle des alten Dachraums der Kapelle einen freundlichen Saal zu finden und durch die doppelte Säulenreihe der Fenſter die reiche Landſchaft begränzt und dadurch doppelt reitzend zu ſchauen. In ihrer ganzen vollen Ausdehnung von dem Kuhkopf bei Koblenz bis zu den fernen Gipfeln des Siebengebirgs zeigt ſie ſich unter der Weinlaube auf der unteren Gartenterraſſe, wo auch ein Rückblick auf das Schloß das glücklich gelungene Werk unſers trefflichen von Lauſſaulx, des Erneuers des Rundbogenſtils, ganz überſehen läßt. Aber unwillkürlich wendet ſich der

Blick dem herrlichen Strome wieder zu, der ſeit Jahrtauſenden ſeine mächtigen Fluthen dem Meere zuwälzt, während an ſeinen Ufern auf ſeinen Höhen die Werke der Menſchen entſtehen ſich verwandeln und vergehen.

Wenn der Wanderer in der Fülle des Erhabenen Großen und Schönen Aug und Herz ſo geweidet hat, wandert er gegen Weſten und Süden entweder in ein trauliches von einem luſtigen Bache durchrieſeltes Wieſenthal hinab und verliert ſich auf vielfach gewundenen Pfaden in die ſtillſte Einſamkeit, wo etwa nur das Stimmchen eines Vögleins oder ein über ſeinem Haupt in hoher Luft kreiſender und tönender Geier ihn aus den Träumen der ſüßen Beſchaulichkeit weckt, oder er wendet ſich mehr links ab und vertieft ſich ſogleich in das Waldgrün und wandelt im Schatten von Bäumen den ſüdlichen höheren Bergrücken hinan. Hier ſteht er ſtill auf der höchſten äußerſten Platte des Berges, welche weit in den Oſten hinein über Strom und Berge und Felder blickt und von jähem ſchwindelnden Abſturz auf den Strom und auf die vorbeilaufende Koblenzer Heerſtraße ſchaut. Er ſteht auf dieſem prächtigen königlichen Gipfel ſtill, der wirklich den Namen der Königsberg führt, und ſeine ſinnenden Gedanken fliegen in die vergangenen Jahrhunderte zurück. Hier auf dieſer Platte — ſo klingt die Ueberlieferung des Volks — hielt vor 213 Jahren ein König, vor deſſen fürſtlicher und menſchlicher Herrlichkeit Tauſende von Kaiſern und Königen ſich verneigen müſſen, hier hielt Guſtav Adolf, König von Schweden im Spätherbſt des Jahrs 1631 auf ſeinem Streitroſſe und überſchaute von dieſem Gipfel die Lande und den Strom. Wer will uns jetzt noch ſagen, welche Gedanken und Entwürfe dieſer edelſte der Helden hier in ſeiner großen Seele umgerollt hat? Weiter gegen Weſten als auf dieſe Platte ſcheint der große König nicht gekommen zu ſeyn. Seine fliegenden Schaaren aber der Baudiſſin und die Heſſen liefen den Strom weiter hinunter bis Köln und Deutz, und haben aus den Feſtungen und Schlöſſern, welche ſie erſtürmten und beſetzten, die Rheinlande einige Jahre genug geplagt und zermartert.

Auch auf dieſen Wieſen und Berghöhen und rings um das Schloß auf den einzelnen Hügeln gewahrt der Wandrer mit Freuden die ordnende und ſchmückende Hand des gegenwärtigen Beſitzers und ſchlendert endlich mit ſanften und ſtillen Gefühlen und anmuthigen Eindrücken wieder bergab.

So muß der Unſchuldige mit hinein.
Auch die Pachtersleute fromm und fein
Mit der ganzen Habe ſind abgebrannt.
Ihr Glücksſchiff ſitzet auf dem Strand;
Nichts geborgen, kein Silber, kein Vieh —
Was wußten die von der Philoſophie?
Nun lernen ſie, was ſie bedeutet.
Auch hat man heut frühe viel geläutet,
Ich fürchte, Kinder ſind mit verbrannt. —

(Zu Geranos tretend.)

Alter Herr! alter Herr! ich reich' euch die Hand.
Es iſt Paſſer, der luſtige Geſell.
Ermuntert euch! die Sonn' iſt auf.

Geranos.

O weh! für mich geht keine mehr auf.

(Der Alte verhüllt ſich wieder, Paſſer ſteht traurig bei ihm, dann kömmt)

Hier ſei endlich noch erwähnt, daß Deutſchland weiland einen zweiten mächtigen Grafen von Rheineck hatte, welches Rheineck als nicht weit vom Main gelegen eigentlich hätte Maineck heißen ſollen. Denn die Grafſchaft lag am Mittelmain an den Gränzen Frankens nördlich an dem großen weiten Speſſart hin, und war ſchon ſeit Jahrhunderten zwiſchen den mächtigen Biſchöfen von Mainz und Würzburg und dem Grafen von Hanau getheilt. Geſchlecht und Name der alten Grafen dieſes Main-Rheineck ſind lange verſchollen.

Auch ein drittes Rheineck müſſen wir hier nennen, eine alte Ritterburg der Schweiz unweit der Stelle, wo der erſte Rhein ſeine jugendlichen Waſſer in den Bodenſee ergießt.

Wir aber ſprechen bei dem Abſchied von unſerm jugendlich wieder erſtandenen und erneueten Rheineck, indem wir des Verſchwindens und Verſchallens der Geſchlechter auf Erden und der Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit erinnert werden — wir ſprechen den Wunſch aus, daß der neue Schloßherr und Burggraf von Rheineck, ein Ritter, wie wir in dieſem neunzehnten Jahrhundert allein noch Ritter gebrauchen können, deſſen Stammbaum ſo herrlich auf den edelſten Wurzeln ſteht, auf den

Wurzeln von Wiſſenſchaft und Kunſt und jeder ſanfteren menſchlichen Bildung, im Beſitz dieſer ſeiner Schöpfung eine lange glückliche Reihe von Enkeln und Urenkeln, durch Freundlichkeit und Frömmigkeit würdige Nachbilder und Erinnerer an die ſtillen und menſchlichen Tugenden ihres Ahns, einſt von glücklicheren Sternen herab erblicken möge!

Rheineck gegenüber etwas tiefer ins Land hinein liegen die zerriſſenen Trümmer des alten Schloſſes Königsfelden und etwa anderthalb Stunden weiter die Ruinen des Schloſſes Olbrück, noch jetzt im Beſitz des Grafen Waltbot von Baſſenheim. Dies iſt die höchſte Kuppe der ganzen vorderen Eifel, welche über Landskron und Nuenar noch hoch emporragt. In rauher wilder und etwas waldloſer Gegend gewährt ſie doch nicht allein einen weiten ſondern auch einen luſtigen Umblick, obgleich mit ganz andern Eindrücken, als Rheineck und der Apollinarisberg geben. Denn auch dieſen Apollinarisberg muß ich nennen, indem ich den Wanderer nun linker Hand um das linke Arufer herum ganz ſanft wieder heimführe. Wir kommen zuerſt durch das alte Städtchen Remagen, welches in Obſtbäumen und Weinbergen recht luſtig am Rhein liegt. Hart vor dem unteren Thore der Stadt erhebt ſich dieſer liebliche Apollinarisberg, wo wieder ein ſehr heiteres und fröhliches Bild der Gegend und das Siebengebirg in ſeiner Herrlichkeit ſchon in viel näherer Beleuchtung zu ſchauen iſt. Der Karakter dieſer Ausſicht und dieſes mit Weinbergen und einem Luſtwäldchen bekleideten Berges heißt Anmuth und Lieblichkeit. Den Berg ziert ein ziemlich wohl erhaltenes kloſterartiges Gebäude. Hier war vor der großen Umwälzung eine Propſtei der reichen Benediktinerabtei Siegburg, welche hier trefflichen Wein kelterte. Jetzt gehört der ſchöne Berg den deutſchen Männern und Brüdern Boiſſerée. Mögen ſie noch lange des Weines der eigenen Kelter genießen!

So ſtehe und bleibe der Wunſch für die deutſchen und rheiniſchen Ehrenmänner, wie er im Jahr 1831 empfunden und ausgeſprochen ward; wir aber haben mit neuen Empfindungen und neuen Gedanken von etwas ſchönem Neuen und von einem Erneuerer und Verſchönerer zu erzählen, und erzählen mit Freuden fort:

Hier iſt nämlich in dieſen jüngſten Jahren auch eine neue liebliche Herrlichkeit erſtanden, eine neue in den anmuthigſten Verhältniſſen in ſchlanker jungfräulicher Schöne ſich erhebende Kirche, welche die

Stelle der alten brüchigen und baufälligen Kirche eingenommen hat, worin ſeit dem Jahr 1362 die Reliquien des heiligen Apollinaris aufbewahrt wurden.

Denn als im Jahr 1836 der Graf Franz Egon von Fürſtenberg den Apollinarisberg erworben hatte, beſchloß er die alte Kirche herſtellen und ihr Inneres durch Künſtler der Düſſeldorfer Schule mit Frescogemälden ausſchmücken zu laſſen. Baumeiſter und Maler waren bereits damit beauftragt und eine nicht unbedeutende Summe für die Herſtellungsarbeiten an der alten Kirche auch wirklich verwendet worden, als ſich die Erfolgloſigkeit derſelben herausſtellte und der Graf den Entſchluß faßte eine neue Kirche bauen zu laſſen. Er beauftragte einige Baumeiſter mit der Anfertigung von Bauplänen, wobei die Bedingung geſtellt wurde, bei der aus rohen Bruchſteinen aufzuführenden neuen Kirche die alten Grundmauern wo möglich zu berückſichtigen und auch für die vertragsmäßig feſtgeſtellten Gemälde geeignete Bildflächen an den Wänden zu gewinnen.

Von den Entwürfen ward der Plan des berühmten Dombaumeiſters Zwirner ausgewählt und ihm die Ausführung des Baues aufgetragen. Dieſer

Bau ward im Frühlinge des Jahrs 1839 begonnen und ſtand in dem jüngſtverfloſſenen Herbſt 1843 bis auf die innere Ausſchmückung vollendet da.

Die Kirche hat auf ihrer vorſpringenden Bergſpitze eine hohe freie Lage und bietet vermittelſt der ihr gegebenen Grundform eines Kreuzes mit vier ſchlanken Thürmchen in den aufſtrebenden Maſſen von allen Seiten in der reitzenden Landſchaft ein anmuthiges, man mögte ſagen faſt jungfräulich fröhliches Bild.

Zur Aufnahme der Reliquien des heiligen Apollinaris befindet ſich am öſtlichen Ende eine kleine Krypta im byzantiniſchen Bauſtil und bildet den Unterbau des in ſchönen Formen germaniſchen Stils ſich hierüber erhebenden Chors, mit reichen Giebelfronten Spitzſäulen und Baldachinen verziert, unter welchen die deutſchen Apoſtel aufgeſtellt werden ſollen. In dem ſüdlichen Kreuzflügel befindet ſich unter dem fein verzierten Dachgiebel ein großes Spitzbogenfenſter, während in den Seitenfronten Fenſterroſen ſo hoch angebracht ſind, daß unterhalb derſelben im Innern freie Bildflächen gewonnen werden konnten. In der Weſtfronte iſt unter einem großen Spitzbogenfenſter das Eingangsportal angebracht. Zu beiden Seiten werden die Standbilder des heiligen Franziskus und der heiligen Paula (die Schutzheiligen des Grafen und der Gräfin) aufgeſtellt, während in dem oberen Dachgiebelfelde zwiſchen den beiden mit durchbrochenen Helmen gekrönten Thürmen das Standbild des heiligen Apollinaris thront. Das Hauptgeſims der Kirche wird durch reiches Blätterwerk gebildet, und über demſelben erhebt ſich eine zierlich durchbrochene gearbeitete Bruſtwehr.

Die Ausführung des ganzen in Quaderſteinen errichteten Bauwerks iſt in ſeinem Aeußern mit richtigſter Ebenmäßigkeit vollendet; Bauformen und Verzierungen ſind in organiſcher und ſtilgerechter Uebereinſtimmung glücklich durchgeführt. Eben ſo ſoll das Innere der Kirche durch die darin anzubringende Frescomalerei verherrlicht werden. Die dazu vorbereiteten Wandflächen ſind vermöge der kreuzförmigen Grundgeſtalt der Kirche ſo geordnet, daß jedes Wandgemälde iſolirt ſteht und ruhig für ſich betrachtet werden kann. Im Ganzen ſind neun große Grundflächen und außerdem die Chorrundung verhanden, worauf Gegenſtände der heiligen Geſchichte gemalt werden ſollen.

Beim Eintritt auf der linken Seite wird zunächſt die Geburt Chriſti, dann im nördlichen Kreuzflügel die Kreuzigung, und zunächſt am Chor die Auferſtehung durch E. Deger ausgeführt, und in der Chorniſche wird der Heiland mit der heiligen Jungfrau Maria und Johannes der Täufer von eben dieſem talentvollen Künſtler auf Goldgrund gemalt werden.

Auf der rechten Seite, wo C. Müller malen ſoll, kommt in das erſte Feld die Geburt Mariä und ferner zu beiden Seiten des ſüdlichen Fenſters die Verkündigung Vermälung und Heimſuchung Mariä.

Das dritte Bild rechts vom Chor wird die Krönung Mariä darſtellen, und auf dem Bogen am Thor ſoll das Lamm Gottes auf dem Buche mit den ſieben Sakramenten angebracht werden.

Der Maler A. Müller wird in den beiden Kreuzflügeln auf den vier Hauptwänden die Legende des heiligen Apollinaris, und ferner die Schutzheiligen der gräflichen Familie darſtellen.

Der Maler Ittenbach wird die Chorrundung mit dem heiligen Petrus und dem heiligen Apollinaris und ferner mit den vier Evangeliſten ſchmücken, auch unter die verſchiedenen Hauptbilder in den Prädellen verſchiedene Handlungen aus dem Leben Jeſu und Mariens grau in grau malen.

Sämmtliche Bildflächen werden mit farbigen Moſaiken und Arabesken eingefaßt, und das Gewölbe der ganzen Kirche blau mit goldnen Sternen ſtaffirt.

Die genannten Künſtler haben ihre Studien Vorarbeiten und Vorzeichnungen in Rom gemacht und ſchon den vorigen Herbſt mit der Frescomalerei begonnen, und hoffentlich wird durch ihre Talente und durch die wahrhaft fürſtliche Freiherzigkeit des Grafen die ſchöne Kunſtaufgabe auch hier würdig gelöſt werden.

Wir aber in dieſer Hoffnung und in der Freude über das ſo herrlich Vollendete ſprechen für dieſen edlen Stifter, der alles Gute Menſchliche und Chriſtliche ſo freundlich und ſo ſtill fördert, denſelben Wunſch aus, der uns für die theuren Freunde Boiſſerée ſo voll aus dem Herzen ging, daß er nebſt den Seinigen der Freude Gottes in dieſer herrlichen Natur und der Anbetung Gottes in dem von ihm geſtifteten Tempel ſich bis in das ſpäteſte glücklichſte Alter erfreuen möge!

Von hier den Stab fortſetzend wandert man längs einem wilden und felſigt rauhen Rheingeſtade, das in einem weiten Bogen unter ſchroffen und abſchüſſigen Felswänden ſich hinzieht, den ſchönen

Flecken Erpel und Unkel, die am jenſeitigen rechten Ufer erſcheinen, und den berüchtigten Unkelſteinen vorbei, welche jedoch den Schiffern nicht mehr ſo gefährlich ſind als vor dreißig vierzig Jahren, da viele dieſer aus dem Strom hervorragenden zackigen Baſaltſpitzen ſeitdem durch Pulver weggeſprengt ſind. Vor und hinter dem anſehnlichen Flecken Ober-Winter, welcher früher ein pfälziſchjülicher Ort war, luſtwandelt man immer unter Obſtbäumen an dem Rhein hin und ſteht endlich ſtaunend ſtill. Denn einer der plötzlichſten und anmuthigſten Eindrücke überraſcht den Wandrer, wie er aus dem Obſtwalde heraustretend nun auf einmal in viel lichterem erhabneren Glanze das Siebengebirg jenſeits über ſich die Trümmer von Rolandseck und unter ſich die Inſeln Nonnenwörth und Grafenwörth erblickt. Hier ſteht er an einem der herrlichſten Punkte am Rheinſtrom.

Zu den Trümmern der Burg ſteigt man von zwei Seiten auf ſehr bequemen und luſtigen Pfaden durch Weinberge und Waldgebüſch hinauf. Aus ihnen, von welchen noch einige Reſte über die Straße herabhangen, erſcheint, daß dies Schloß nie einen großen Umfang hatte, wie ſein Name in Kriegshändeln und Völkergetümmeln auch ungenannt geblieben iſt. Doch gehe kein Wanderer an ihm vorbei und ſcheue einige Schweißtropfen nicht, welche das leichte Hinaufſteigen koſtet. Denn hier iſt faſt die freundlichſte und heiterſte Ausſicht vor allen umliegenden Höhen und Bergen. Der Eindruck und das Gefühl dieſer Ausſicht hat Aehnlichkeit mit dem auf dem Godesberg; nur hat Rolandseck voraus, daß es grade in der Mitte des Allerſchönſten liegt, in der Mitte zwiſchen Remagen und Godesberg.

Auch auf dieſe Burg hat ſich die ſüße romantiſche Fabel herabgeſenkt, welche von hier einen Ritter Roland auf das unten auf der Inſel liegende Frauenkloſter aus einem Guckfenſterchen auf die Celle ſeiner Geliebten in ſchmerzenvoller Sehnſucht ſo lange hinabſchauen läßt, bis ihm die Liebe ob ſeinem dort verſchloſſenen Glücke das Herz bricht. Die wirkliche Geſchichte lehrt uns, daß Rolandseck als Luſtſtelle häufig von Kölner Erzbiſchöfen beſucht war und daß der Erzbiſchof Heinrich von Virneburg im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts — denn er ſtarb im Jahr 1334 — die Burg ſehr befeſtigte. Bei Günther finden wir im funfzehnten Jahrhundert eines Bartholomäus von Mohrenhofen als beſtellten kurkölniſchen Burgvogts erwähnt.

Auf der Bergfläche hinter Rolandseck finden

Picus.

Gott grüß euch beide! Ich komm' als Freund,
Hab' es immer gut mit euch gemeint.
Jetzt zieht mich all das Unglücksgeſchrei
Zur ſchuldigen Kondolenz herbei —

Geranos.

Ach! Ach! O!

Picus.

Tröſtet euch: dies iſt der gemeine Lauf.
Mehr als Einem geht heute die Sonne auf,
Der ſie wünſchte nie mehr zu ſehen.
Laßt euer Gemüthe aufrecht ſtehen,
Tragt euch im Unglück als Mann und Chriſt.
Stark trägt ſich, was nicht zu ändern iſt;
Nothwendigkeit iſt eine Eiſenmauer.

Geranos.

Woran das Gehirn zerſtößt die Trauer.

wir eine merkwürdige Vertiefung, die in ihrer Bildung und in den Baſalten alle Zeichen eines vulkaniſchen Kraters der Vorzeit trägt. Sie heißt der Roderberg und ihr ſehr tiefer Keſſel iſt wohl eine halbe Stunde weit.

Unter dem Berge liegt im Rhein etwa hundert funfzig Fuß vom Lande entfernt das reitzende Eiland Nonnenwörth, vormals ein Frauenkloſter. Dieſes reiche Kloſter war kurz vor der franzöſiſchen Umwälzumg abgebrannt und hatte ſich mit einem prächtigen neuen Bau eben wiederhergeſtellt, als mit der Herrſchaft der Wälſchen an dieſem Ufer alle Klöſter verſchwanden. Dieſes anmuthige Eiland, das an ſeiner Südſpitze einen ſehr luſtigen im Frühling von zahlloſen Vögeln durchklungenen Park hat, hatte vor etwa funfzehn Jahren ein Herr Sommer gekauft und das Kloſter in ein vortreffliches Gaſthaus verwandelt, wo man die weiteſten Säle und über ein Halbhundert der beſteingerichteten Wohnzimmer und immer eine ſehr gute und geſchwinde Bewirthung fand. Der Beſitz iſt ſeitdem in andre Hände übergegangen, aber die Art der Sommerſchen Verweltlichung beſteht noch heute und lockt die Menſchen von beiden Rheingeſtaden oft hinüber. Wirklich iſt die Au und das Wäldchen durch Sommers ordnende und ſchmückende Hand zu einem luſtigen Paradiesgärtchen umgeſchaffen. Nichts geht an ſchönen Sommer- und Frühlings-Tagen über die eigenthümlichen Reitze einer ſtillen dichteriſchen und ſchwermüthigen Einſamkeit und jener leichtgewobenen Träume einer ſchwärmenden Fantaſie, welche dieſe Bäume und Büſche und die zu beiden Seiten des Eilands immer luſtig fortmurmelnden Wellen aus der lauſchenden Seele herausſpielen.

Grafenwörth der Mitte dieſer Inſel gegenüber, dem rechten Stromufer näher und ungefähr halb ſo groß als dieſe, bildet einen vollkommenen Halbzirkel, ein gar freundliches Inſelchen, durch ein ſchmales Waſſer von dem rechten Ufer dem ſtattlichen Flecken Honneff gegenüber geſchieden, recht wie ein Sitz des ſtillen Friedens hingelagert, eine liebliche Einſiedelei.

So haben wir denn manche Burgen und Feſten des weiland Erzbisthums Köln beſtiegen und betrachtet. Wir fanden, daß die meiſten an Burggrafen und Mannen verliehen waren und der Erzbiſchof als Lehnsherr alſo nur das Oeffnungsrecht daran hatte. Ein Theil derſelben aber war, ſo ſcheint es, mit beſoldeten Befehlshabern oder Burgvögten und mit fürſtlicher Beſatzung beſetzt, wozu

Lechenich Frechen Brühl Godesberg und Poppelsdorf gehört haben. Denn von dieſen eben genannten Burgen werden uns nirgends Familiennamen genannt wie von Tomberg Rheineck Drachenfels u. ſ. w. Zwar kommt in einer Urkunde (Günther II. 61.) auch der Name eines Herrn von Poppelsdorf vor, aber da ſich nirgends eine Familie des Namens gefunden hat, ſo iſt unter dieſem Herrn von Poppelsdorf wohl nur ein Vaſall oder Amtmann des Stifts zu dem heiligen Kaſſius und Florentius in Bonn oder der jeweilige Befehlshaber in dem dortigen Schloſſe zu verſtehen. Poppelsdorf ſelbſt wird 1468 als Feſtung genannt und erſcheint in der Belagerungsgeſchichte der Feſtung Bonn in den Jahren 1584 und 1586 noch befeſtigt und mit Beſatzung verſehen.

Alle dieſe Burgen hatten, ſolange das Mittelalter beſtand, keinen Frieden in dem Sinn, wie man in unſern Tagen den Frieden verſteht. Es gab fortwährend einzelne Fehden kleine Scharmützel Ueberfälle Verſuche der Ueberliſtung und Ueberraſchung unter den vielen hundert Bünden und Rotten, worin ſeit den Hohenſtaufen das Reich aufgelöſt war. Aber damit die ſchönere und glücklichere Seite jenes Mittelalters von den letzten giftigen und blutigen Kämpfen der Sachſen und Franken unter den Saliern an bis zum dreißigjährigen Kriege auch hervorſcheine, es ſtanden in jenen fünfhundert Jahren ſelten Schlachten in Deutſchland, in welchen größere Schaaren als 50,000 Mann gegen einander ſtritten; es gab alſo keine Kriege wie die Kriege unſrer Tage, wo 100,000 Mann und in unſerm Jahrhundert wohl 300,000 Mann in alles zermalmenden Feldſchlachten ſich gegen einander aufſtellen. Man könnte alſo mit wenigen Ausnahmen ſagen: es gab Fehden, aber keinen Krieg; und wir ſprechen damit eine Ausgleichung aus, wobei die Waage ſich wohl kaum auf unſre Seite neigen mögte. Daher mußten die Burgen immer wohl gerüſtet ſtehen wie zum Kriege, immer mit Burgmännern und Knechten verſehen und bewahrt, weil eben wegen der vielen verſchiedenen Genoſſenſchaften Verbrüderungen Bündniſſe und Eidgenoſſenſchaften unter hundert und tauſend verſchiedenen Namen und Titeln ſelbſt in weiter Ferne irgend ein unbekannter Feind lauren konnte, der mit vollem Rechte die unbewachten hätte überfallen dürfen. Denn das war damals das Allerſchwerſte, von vielen Städten und Ritterſchaften ja ſelbſt von einzelnen Knappen oder Bürgern nur zu wiſſen, mit wem und an welchem Orte ſie ſich eben zu Schimpf und Glimpf und Schutz und Trutz verbündet hatten. Daher wenn einer in eine Genoſſenſchaft oder zu Burg- und Stadt-Recht aufgenommen ward, die ſorgfältige und feierliche Abnehmung von Gelübden und Eiden, daß er von allen fremden Pflichten gelöſt und mit niemand und nirgendwo in Fehde oder gar in Flucht und Bann begriffen ſey.

Diejenigen Burgen, welche nicht auf immer gegen Oeffnung und gegen beſtimmte bei der Verleihung oder der Uebertragung bedingte Leiſtungen als Lehen vergeben oder für feſte Vortheile übergeben waren, kann man ſich, ohne ſich zu irren, faſt gleich kleinen heutigen Feſtungen gerüſtet und verſehen denken. Gewöhnlich waren die Burgvögte als Kommandanten wohl auf Lebenszeit ernannt und erhielten für den Dienſt gewiſſe Lieferungen in Naturalien und Geld oder ihnen waren Einkünfte und Güter angewieſen, wofür ſie die gewöhnliche Burghut mit der ordentlichen Beſatzung halten mußten. Damit zuſammen konnte ſehr gut beſtehen, daß bei ſehr dringender und außerordentlicher Gefahr die umwohnenden Vaſallen gemahnt wurden, die bedrohte Burg mit Speiſe und Mannſchaft zu ſtärken.

Für die geliehenen Burgen hatten die Mannen aus Pflicht gegen den Oberlehnsherrn und für den eigenen Vortheil zu ſorgen. Im Fall eintretender Gefahr war nicht nur das ganze Geſipp ſogleich bereit die Burg zu verſtärken ſondern die meiſten Burggrafen ſtanden gewöhnlich in irgend einer größern Geſellſchaft, welcher Geſellſchaften, die man auch Ritterbünde nennen könnte, es im Reiche unzählige gegeben hat und welche vorzüglich im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert in der Blüthe ſtanden ſpäter aber durch das immer gewaltiger wirkende Schießpulver und die auch dadurch gemehrte Macht der einzelnen Fürſten und durch die im ſechszehnten Jahrhundert in jeder Beziehung veränderten Weltverhältniſſe meiſtens aufgelöſt wurden. Man leſe nur die Limburger oder Speierer Kronik oder Königshofen und Gmeiner nach. Solche Geſellſchaft war auf Mahnung zur Hülfe verpflichtet. Indeſſen findet man urkundlich, daß in der friedlichſten Zeit jeder Burggraf eine feſte Beſatzung hielt, unter einer Art Oberknappen, der die Knechte regierte, welche theils ritterlicher Abkunft theils gemeine Freie waren. Häufig waren ſolche Burgen, nicht bloß diejenigen, welche Ganerbſchaft mehrerer Häuſer waren, wie Waldeck Elz auch Olbrück wahrſcheinlich eine Zeitlang, von mehreren Familien bewohnt; ſo daß zum Beiſpiel in Landskron und Tomberg oft zwei drei Familien in verſchiedenen Abtheilungen der Burg oder in Nebenbauen ſaßen, nämlich ſolche, die zum Theil ſich eingeheirathet hatten. Und ſolchen lag nun die Unterhaltung Bewehrung und Bewachung eines beſtimmten Burgtheils ob. Aber das findet ſich noch öfter, und iſt eher eine erfreuliche Erſcheinung, weil es beweiſt, daß ſolche Burgen nicht bloß für die Fehden ſondern für den wirklichen Frieden dienten, daß nicht allein Einzelne ſondern oft ganze Familien als Flüchtlinge und Schutzbedürftige in die Burgen aufgenommen und geborgen wurden. Solche, die wegen irgend einer Fehde oder wegen noch ungeſühnter Sache, worin ſie mit einem gefährlichen Feind verwickelt ſtanden, einer Friedensburg bedurften, dingten ſich in eine Burg ein und bezahlten ein gewiſſes beſtimmtes Schirmgeld für ſich ihre Knechte Roſſe u. ſ. w. und die Männer unter ſolchen Schützlingen mußten auch zugleich treuen Dienſt und Vertheidigung der Burg beſchwören. Wir finden ſolche Aufnahmen und Einſchwörungen in Ritterſchlöſſer unter verſchiedenen Formen, ſelbſt unter der Form, welche dem Leibzins oder vielmehr Lebenszins ähnelt, wo zum Beiſpiel einer bei dem

Burgherrn als Pfand eine beſtimmte Summe einſetzt, für deren Zinſen er gehegt und verpflegt wird, entweder auf Lebenszeit oder auf beliebige Aufkündigung.

Wie war das Leben in ſolchen Ritterburgen? wie die Art Sitte und Bildung ihrer Bewohner? Ja das ſind Fragen, welche ſich nicht leicht beantworten laſſen, weil Vieles, was jenen Zeiten ähnlich war, den Jetztlebenden zu fern liegt, vorzüglich allen denen, die in dem letzten Jahrfünfzig geboren ſind und die von der alten deutſchen Art, welche ſich wenigſtens als ein Schatten des Früheren bis dahin zum Theil noch erhalten hatte, kaum etwas Anderes als aus Büchern wiſſen, die begreiflicher Weiſe nur wieder einen Schatten von dem Schatten geben. Aber mit ungefähren Linien läßt es ſich doch zeichnen. Es giebt Fabeln, wo in den Rittergeſchichten alles von Gold Silber und Diamanten funkelt wie in den Sagen des ſkandinaviſchen Nordens, in welchen die Erzähler das am meiſten gedichtet haben, was ſie dort am wenigſten beſaßen, nämlich ſeidene Segel goldene Maſten Schiffsſchnäbel aus gediegenem Golde, und eben ſo die Götterbilder mit jedem erdenklichen koſtbarſten Glanz ausgeſchmückt; ähnlich wie in den Kindermährchen die Prinzeſſinnen in goldenen und ſilbernen Kleidern auftreten, wo die horchenden und ſtaunenden Kinder den Erzähler wohl fragen, ob der goldne Rock auch weich war und warm wie andre Kleider. So voll Pracht und voll ſilberner und goldner Ketten und Spangen ſo von eitel Perlen und Diamanten funkelnd war jene Ritterzeit nun wohl allerdings nicht, ſie war es höchſtens nur bei den mächtigen faſt fürſtengleichen Geſchlechtern; aber Fülle und Wohlſeyn im ganzen vollen Beſitz der nothwendigen und natürlichen Bedürfniſſe des Menſchen ohne jenen Prunk und Tand und jene Weichlichkeit, wodurch die Menſchen in ſogenannten gebildeten Zuſtänden untergehen, muß man ſich bei den Freien und Edlen jener Tage denken. Bei den von Natur Roheren und Sinnlichen war dieſer Genuß roh und zu voll, wie die deutſchen Sitten noch im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert es mit ſich brachten, von dem Fürſten bis zu dem wohlhabigen Bürger hinab gezählt. Kenntniſſe Bildung feine Künſte des Lebens darf man ſich in der Regel weder bei Männern noch Frauen denken, nicht einmal was jetzt von jedem zehnjährigen Bauerjungen verlangt wird, die große Kunſt des Leſens und Schreibens. Die alten Ritter unterſiegelten ihre Urkunden mit dem Düſing und ſchrieben ihre Namen mit der Degenſpitze, gleichwie der alte treffliche nürnberger Meiſter Hans Sachs in einem Schalkſpiele ſeinen Bauer ſagen läßt: „Ich kann „nur Schlehen von Hecken leſen und „ſchreiben mit der Miſtgabel.“ Aber wenn das unbeſtreitlich wahr iſt, ſo darf man einen ſolchen Zuſtand der Nichtbildung in der Vorſtellung und in dem Bilde, die man ſich davon macht, doch nicht ſo weit herabdrücken, als wenn ein ähnlicher unter den jetztlebenden Menſchen beſtände. Jene Männer waren die erſten würdigſten angeſehenſten Männer des Volks; ſie fochten in den Vorderreihen der Heere oder führten ſie; ſie ſaßen in den Gerichten vor und verwalteten und regierten Städte und Flecken; ſie herrſchten und riethen zuerſt in der Gemeine. Alles dies freilich meiſtens ohne den geſchriebenen Buchſtaben, ohne welchen die jetzigen Menſchen den Meiſten gar nichts mehr zu können noch zu ſeyn dünken, und meiſtens auch ohne die Kenntniß deſſelben. Aber Geiſt Herz Verſtand ſolcher Männer mußten doch weithin und weitum gebildet und erleuchtet ſeyn; denn der Umfang der Geſchäfte des Lebens und die Regierung und Leitung der Menſchen iſt in den verſchiedenſten Zeiten zwar in ganz verſchiedener Weiſe doch faſt immer

Eure Worte ſind klanglos, eure Tröſtung
taub.
Gieb dem verſengten Baum ſein Laub,
Er wird in Stürmen und in Gewittern
Davor, daß er fallen kann, nicht zittern.

Picus.

In des Schickſals zermalmender Pracht
Zeigt ſich des großen Herzens Macht;
Kleines Uebel kann Tapfre necken.

Geranos.

Ich hab' es jetzt. Alle dunkle Schrecken
Sind in Gewißheit aufgelöſt.
Der Schiffer, der auf die Klippen ſtößt
In finſtrer Nacht, ſieht tauſend Tode.
Es kömmt der Tag mit dem Morgenrothe,
Er ſieht ſeines Holzes Rippen entzwei —
Vieler Aengſten macht die Gewißheit frei.
Ich habe nun nichts mehr zu verlieren.

ungefähr die gleiche Arbeit und Uebung geweſen. Man denke nur weiter hinab, ja bis zu uns hin: die Dörflinger de Weerthe Stalhandſchen Anhalte ja unſern jüngſten unſterblichen Blücher, der auch viel beſſer mit der Degenſpitze auf den Geſichtern der Feinde als mit dem Gänſekiel auf dem Papier zu ſchreiben verſtand.

Ungefähr auf ähnlicher Stufe mit den Männern ſtanden gewiß die Frauen in ihrem Geſchlecht, wie ſehr und wie gern man ſie ſich auch in dem Schmuck goldner Kleider und goldner Ketten und Spangen vorſtellen mag. Indeſſen die Geiſtesreicheren und Feineren, wie ohne Kunſt und Verfeinerung ſie immer ſeyn mogten, erſchienen gewiß, wie ſolche auch jetzt noch erſcheinen, vor den Männern zart und beweglich. Aber im Ganzen war der Vorzug der Bildung damals wohl bei ihnen: denn wenn die meiſten edelgebornen Knaben unter Pferden Knechten und Jägern im Stalle und Walde ihre Lehrjahre machten, ſo ſaßen die Töchter der Burgritter in den aufblühenden Jahren wohl größtentheils in Klöſtern und Stiftern unter der Aufſicht und Unterweiſung bei irgend einer Baſe und Muhme und lernten dort gewiß manches Feine und Anmuthige zarterer Triebe und Künſte.

In dieſes Leben mitten hinein ſtellt die Romanze nun den Dichter Trubadur Skalden und Minneſänger mit der Cither und dem Liede. Er war gewiß oft darin, wenn auch meiſtens in ganz anderer Geſtalt, als die Fantaſie ſich die Scheine und Bilder des damaligen Lebens zu malen beliebt. Wie viele Spieler Pfeifer Sänger Luſtigmacher das Leben des Mittelalters bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert hinein gehabt hat, wie das alte Deutſchland waidlichen und fröhlichen Spaß des Lebens verſtanden hat, davon wimmelt es in allen Blättern unſrer Geſchichte. Solche fehlten gewiß auch oft in den Burgen nicht und halfen die Einſamkeit derſelben erheitern und die langen Winternächte verkürzen, wohinein auch die meiſten Spiele und Beluſtigungen des Volks gelegt waren. Auch kommt noch dazu — und den Gedanken hieran darf man nicht vergeſſen — daß faſt alle große und edle Häuſer jüngere Söhne Neffen und Vettern hatten, welche geiſtlich ſtudierten und ſich höherer Kunſt und tieferer Wiſſenſchaft befliſſen. Wenn in ſolchen Jünglingen ein ruhiger begeiſterter Ernſt war und in ihrer Bruſt irgend ein dichteriſcher Funke glühete, ſo trugen auch ſie gewiß mit Fabeln und Liedern Freude in die Burgen und zu den Feſten derſelben und haben gewiß manchen Bruder und Neffen manche liebliche Schweſter und Nichte mit höherer Sehnſucht und zarteren Reitzen entzündet.

Und ſollen wir hier nicht noch des gemeinſamen des öffentlichen Lebens jener Tage gedenken, des Zuſammenlebens der ritterlichen Geſchlechter, die ſich gern vorzugsweiſe die Freien oder Reichsfreien nannten, mit den Freien der Städte? Freilich der höchſte majeſtätiſche Glanz der Ehren hatte auf dem kaiſerlichen Schilde ſehr gedunkelt, das hohe romantiſche dichteriſche Zeitalter war ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu Grabe gegangen, aber manche ſanftere ſtillere und unſcheinbarere Bildung und Entwickelung des deutſchen Lebens ſchritt nun in andern Richtungen auch die folgenden Jahrhunderte fort. Die Ritter in ihren Bünden und Genoſſenſchaften in ihren Verſammlungen zu Krieg und Fehde wie zu Frieden und Freude nimmer darf man ſie ſich bloß ſo als rohe wüſte unwiſſende Geſellen denken, wie Manche, welche jene Tage in einem zu trüben Spiegel betrachten, ſie uns wohl gezeigt haben. Und dieſe Ritter ſtanden ſie denn ſo allein, waren ſie denn wirklich ſo feindſelig geſchieden von allem dem, was man in jenen Tagen noch deutſches Volk nennen konnte?

waren ſie ſo geſchieden von den Bürgern in den Städten? O nein! nein! Raub und Fehde mogte zuweilen dieſe und jene trennen — das deutſche Leben und alſo auch das Ritterleben ſtand vom zwölften bis ſiebenzehnten Jahrhundert in den Städten. In dieſe hatte damals die deutſche Freiheit ſich gerettet, in dieſen war der Glanz und der Reichthum, und dieſe ergingen ſich oft auf das prächtigſte in dem Reigen- und Geigen-Spiel der Freude. Man denke nur an Köln Straßburg Regensburg Nürnberg Wien Frankfurt und an ihre Schweſtern im heiligen Reiche, an die vielen Kaiſertage Fürſtentage Bundestage und auch an die fröhliche Zeit der Winterfeſtlichkeiten, zu welchen ſich dort alles verſammelte, um ſo mehr verſammelte, je mehr die ſtattlichen Rittergeſchlechter zum Theil als Vögte oder Hauptleute manche als Bürgermeiſter und Schöffen die vornehmſten Mitgenoſſen des freudigen tapfern und freien Bürgerthums waren. Wer unterſtände ſich alles Deutſche jener Zeit ins Blanke zu malen und die einzelnen wilden Aufruhre und Getümmel der Rotten und Parteien zu leugnen, deren Erdbeben recht arg und lange deutſche Städte jenes Mittelalters oft bis in ihre Grundfeſten erſchüttert haben? Aber doch wird jemand, der mit menſchlichem Maaße mißt und mit menſchlichem Gewichte wägt, bei den geſchichtlichen Völkern des Alterthums in einem ſo langen Zeitraum in kleinen Freiſtaaten jenes Glück der Freiheit und Gerechtigkeit zeigen können, deſſen die Freiſtaaten, die damals deutſche Reichsſtädte hießen, ſich rühmen konnten? Vierhundert bis fünfhundert Jahre eines doch größtentheils glücklichen und gerechten Daſeyns? Wie müſſen z. B. die italiäniſchen Städte bei der Vergleichung mit dieſen deutſchen Zuſtänden erröthen? und wohin fahren wir da mit der oft ſo unverſtändig geprieſenen Freiheit und Zucht der alten griechiſchen Städteverfaſſungen und mit der ſo vergänglichen Blüthe ihres kurzen Glücks? Man braucht ſich nur Thucydides Klagen und Ariſtoteles Beſchreibungen zu erinnern und was unſer Niebuhr in dieſer Beziehung nachgeklagt und nachbeſchrieben hat.

Ja, der deutſche Reigen des Mittelalters, des Ritter- und Bürger-Lebens der waidlichen freien Männer jener Tage, hatte in Schimpf und Glimpf eine große Heiterkeit und Freudigkeit und miſchte auch in ſeinen ſehr würdevoll genommenen Ernſt eine Menge kleiner Scherze Poſſen und Späße des Lebens, wovon uns kaum ein abgeblaßtes Bild überliefert iſt, deſſen letzte friſche Züge die Noth und das Gebot einer ganz andern Zeit und die liebe artige Polizei*) lange weggewiſcht haben. Es wandelte das Leben mit allen ſeinen bunten Spielen der Luſt und Thorheit damals ziemlich frei unter allem Volk auf den Gaſſen und Märkten und in den Rathsſälen der Bürgermeiſter und den Tanzſälen der Ritter und Fürſten umher. Bei ſolchen Gelegenheiten fühlte der Deutſche ſich noch ganz als Volk Eins oder vielmehr als alles Volk, Hoch und Niedrig Geiſtlich und Weltlich rollten ſich da gleich berechtigt in dem fröhlichen Getümmel mit um.

Und hier bei den zwei Wörtlein Geiſtlich und Weltlich fällt einem ſogleich die edle feine Kunſt musica ein, ohne welche gar kein deutſcher Feſtreigen gedacht werden kann. Denn unſre lieben Deutſchen ſind ein ſangreiches und klangreiches Volk, ſind es vor den meiſten Völkern der Erde von jeher geweſen. Sie ſind ſelbſt nach dem Geſtändniß der Fremden, welche ihnen dieſe hohe Naturgabe beneiden, in dieſer Kunſt in die tiefſten Tiefen hinabgeſtiegen und zu den höchſten Höhen emporgeflogen. Deutſchland und Italien das ſind die beiden muſikaliſchen Länder des chriſtlichen Europa. Wenn aber das deutſche Volk wie der Vogel im Frühlingswalde von der Natur gelehrt und unterwieſen bei jeder Gelegenheit klingen und ſingen muß, ſo müſſen wir hier doch wieder auf die Klöſter und geiſtlichen Genoſſenſchaften zurückblicken. In den Klöſtern ward die Muſik für ihre höchſte himmliſche Beſtimmung, für Gottesdienſt und Kirchengeſang, gelehrt und geübt. Ich brauche bloß zu erinnern, wie viele eigne beſtimmte Stiftungen (z. B. bei der Kirche S. Mariae in Capitolio in Köln — wie wird es erſt im Kloſter Sanctae Caeciliae geklungen haben!) es für dieſen heiligen Zweck gab. Die jungen Schildgebornen demnach, welche den geiſtlichen Rock für den Degen gewählt hatten, trugen die edle Kunſt in die Burgen und Schlöſſer der Brüder und Vettern, die edlen geiſtlichen Frauen die Priórinnen und Aebtiſſinnen, unter deren Hut die Töchter der Ritter häufig erzogen wurden, dieſe ſollten die Jungfrauen in der anmuthigſten aller weiblichen Künſte, in der Kunſt des Geſanges, zumal des geiſtlichen Geſanges, nicht unterwieſen haben? und auf dieſe Weiſe ſollte dieſer mildeſte Bildungskeim nicht als ein edler Samen zur Erheiterung und Verfeinerung des Lebens in die Welt umher ausgeſtreut ſein?

---

*) So nannte einmal ein kleiner Junge, den ich bei einem Traubendiebſtahl überraſchte, unſre bonner Traubenpolizei, die mit Stangen und Hellebarden bewaffnet ihm Schrecken einjagte.

Und der Samen iſt ausgeſtreut worden und wir erblicken auf jedem Schritt die Blumen und Blüthen, die ihm entſproſſen ſind. Die edle Musica iſt aus den heiligen Stätten und abgeſchiedenen Wohnungen der von der Welt Abgeſchloſſenen unter das Volk getreten und hat den Klang des Lebens erhöhen und erheitern geholfen. Ein Singer und Spieler iſt der Deutſche von Natur, er muß mehr denn irgend ein anderes Volk ſeinen Ernſt und ſeine Luſt ſich von der Bruſt losſingen und ins weite Leben hineinklingen laſſen. So iſt der deutſche Jüngling von jeher geweſen, der Landsknecht der Handwerksburſch und der Burſch im höhern Stil, der Student; ſo hat das deutſche Volkslied in immer neu erfriſchtem Leben ſich durch die Jahrhunderte fortgeſchwungen, mit der veränderten Sprache immer neu gekleidet aber in alter Art und im alten Ton fortlebend. So hat unter Anderm der deutſche Menſch eden bedeutenden Wandel und Wechſel der Zeit jede große oder ungeheure Begebenheit immer ſogleich mit eignen Tönen und Liedern begrüßt und bewillkommt und oft durch ein Menſchenalter hindurch die Klage der Trauer und des Schmerzes oder den Klang der Freude und Luſt mit ihren Weiſen als Zeitenklänge fortklingen laſſen, bis ſie wieder anderen jüngeren und lebendigeren Empfindungen und Tönen Platz machen mußten. Lies nur die alten deutſchen Kroniken, vor allen andern die Kronik der Stadt Limburg an der Lahn, und ſieh in den älteſten deutſchen Liederſammlungen und Flugblättern nach, und du haſt hiefür die reichſten Belege.

Ich ſagte eben, Geiſtliches und Weltliches habe in jenem unſerm Mittelalter ſich ganz eigenthümlich gemiſcht, wie es heutiges Tages nimmer ſeyn kann; aber ganz vorzüglich iſt dies gewiß hinſichtlich der Muſik der Fall geweſen, wo die wehmüthige einfältige und ſehnſuchtsvolle Stimme des Volksliedes, zuerſt in den einſamen Bergthälern der Hirten und in den Hütten der Köhler erklungen, von den Wiſſenden in die Kirche aufgenommen und dort veredelt werden und wo auf der andern Seite für den heiligen Dienſt gedichtete und geordnete Feiergeſänge aus dem Heiligthum in die Welt hinausklangen und auf das weltliche Volkslied übertragen wurden. Solche Gegenſeitigkeit, welche auch in unſern Tagen wohl nicht ganz fehlt, iſt damals etwas ſehr Gewöhnliches geweſen, und wir finden noch um das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts Beiſpiele, daß ſehr ernſte Männer *), die das Geiſtliche und Weltliche und Heilige und Unheilige gewiß nicht leichtſinnig zu miſchen wagten, zu gewöhnlichen Volksweiſen geiſtliche Lieder gedichtet und ſie zum kirchlichen Gebrauche eingerichtet haben. Sie durften das, weil das Volk es noch ſo empfand und übte. Die Wiſſenden in der edlen Musica, wozu wir nicht gehören, kennen ſehr viele ſolcher Beiſpiele und die Geſchichte des Kirchengeſanges und des Volksliedes kann die Uebergänge und Verwandlungen nachweiſen.

Dieſemnach darf niemand zweifeln, daß in den meiſten Burgen Saitenſpiel und Geſang geübt worden und daß Abſchriften ſpäter Abdrücke der Heldenlieder Romanzen und Mährchen des Mittelalters dort geweſen ſind, welche die ritterliche Jugend trotz einem Donquixote nährten und begeiſterten. Als im fünfzehnten Jahrhundert vollends die ſchwarze Kunſt der Buchdruckerei erfunden war, müſſen dieſe auf eine unglaubliche Weiſe ſich vervielfältigt haben.

---

*) S. die Beilage A.

Doch daß wir hindurch die Tragödie führen,
Melde mir alles, was Du weißt.
Ich höre jetzt das Schlimmſte dreiſt.

Picus.

Ihr waret kaum hinweg gereiſt,
Den Pierrot wieder zurück zu bringen,
Da trugen mich alten Nachbarn die Schwingen,
Euch mal zu ſehen, wieder ins Haus.
Da fand ich alles in Klagen und Graus,
Die gnädige Frau lag kalt als Leiche —

Geranos.

Was ſie? ſie? — doch ſprich!

Picus.

Menedula ſtarrte verſtört und dumm,
Serpens kreiſelte munter herum,
Autarkes viſirte nach den Sternen —

Wir können uns dies aus dem Gefühl und Sinn jener Zeit ganz vorſtellen, wenn wir es ſonſt auch nicht wüßten. Freilich die höchſte deutſche Ritterſchaft, die gemeinſame großdeutſche, die das ganze volle große Reich und Volk und ſeine Majeſtät und Herrlichkeit vor Europa empfand und darſtellte, war mit den letzten gewaltigen deutſchen Kaiſern untergegangen; als im Kampf mit den Päpſten das Geſchlecht der Hohenſtaufen ausgerottet worden, trat der Geiſt der Sonderung Minderung und Verkleinerung ein: die hohen Strebungen vergingen, wo man keine höchſte Ziele mehr vor ſich ſah. Doch war jenes Zeitalter, von welchem wir hier ſprechen, immer noch ein poetiſches Alter. Einfache Sitten einfaches abgeſondertes Leben in Stal und Erz gekleidet voller natürlicher Genuß der Dinge und aller Gaben des Himmels und der Erde ſtarke Sinnlichkeit und Fülle jeglicher Leidenſchaft volle Entwickelung und Erblühung eigenthümlicher Karaktere, da die Knechtſchaft, die für die gewöhnlichen Seelen auch mit in der verfeinerten Bildung ruht, noch nicht über alle Klaſſen des Volks verbreitet war. In dieſer Hinſicht war alſo bei den edleren und reicheren Naturen ſicherlich größere Wonne und Weide, als bei einer vielfach zerſplitterten und über alle Welt zerſtreuten und verſtreuten Bildung ſein kann, wo die Wunder Gottes der Natur und der Kunſt von den wenigſten noch empfunden und geglaubt werden können.

Abgedruckt finden wir die Kunde ja die Religion der Lieder und Fabeln ſchon in dem vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert in mancherlei äußerlichen Zeichen, vorzüglich in den Namen, welche ihren Inhabern und Inhaberinnen häufig wohl eben ſo wunderlich angemeſſen geweſen ſeyn mögen, als den Unſrigen die Auroren Philomelen Thusnelden Siegfriede und Achilles. Da begegnen uns die Jolanta und Imagina (Gudenus III.) die Blanſchflor und Iſalda der Parzifall und der Titurell, ja ſogar der Abindor der reine Abentheurer: Konrad Abindor von Seckendorf (Gudenus III. 461.) in einer Urkunde des Jahrs 1364; und man ſage alſo nicht, daß dieſe die verliebten Quaalen von Triſtram und Iſalda und die Geſchichten von Parzifall und Titurell umſonſt geleſen hatten. Grade wie in unſern Tagen, wie ich aus den Erzählungen meiner Mutter in meinen Kindheitstagen weiß, daß Gellerts Schwediſche Gräfin die Charlotten zuerſt bis in den Häuſern der Pächter und Bauren gemein gemacht hat. Hierher gehört ganz als das Zeitalter und ſeine Gefühle und Sitten malend ein Stück aus dem Teſtamente des Grafen Gerhard von Sayn, eines der mächtigſten der damals herrſchenden Grafengeſchlechter. Dieſes Teſtament, welches Günther (IV. 700.) ausgezogen hat, iſt vom Jahr 1491 und lautet wie folget:

„Item bitten wir Gerhard Grave unſre Söhne „daß ſie ſich einträchtiglich und zuſammen halten, „als Brüder billig thun, da geſchrieben ſteht: „omne regnum in se divisum desolabitur *), und „gegen die Gebote Gottes und Chriſtenglauben „nicht thun, noch nach keinem unrechten Gute nicht „ſtehen — denn Gott vermaledeiet alle diejenigen, „die ſolches thun -- ſondern göttlich und friedlich „leben nach den Geboten und Geſetzen Gottes. „Sie ſollen ſich auch hüten vor Krieg und Blutſtürzung. Sie ſollen auch ihrem Landherrn (Oberlehnsherrn) in ziemlichen Dingen zu Willen ſeyn, „um ihren Landen Frieden zu ſchaffen und in Frieden zu halten; und um keiner Herren Gabe oder „Sold ihren Landen Verluſt zu machen ſondern „ihr Volk ſchauren und ſchirmen und handhaben

---

*) „Jedes in ſich zwieſpaltige Reich muß untergehen.“

„bei rechter Barmherzigkeit und gnädig zu ſeyn.
„Auch ſo ſollen ſie ſich hüten vor ſchweren Dienſten
„mit Reuterwerk der Fürſten, wenn Ungnade
„davon entſteht, ſo man Schaden empfaht, ſo man
„den gern gekehrt hätte. Und hütet euch ſonderlich
„vor Bürgſchaft. — Und wir weiſen ſie darum in
„den Titurell und Brackenſeil, daß ſie den wohl
„durchleſen und dem folgen. Denn die hört ihnen
„und dem Adel zu wiſſen und iſt die göttlichſte
„Lehre, die man in deutſchen Büchern finden mag,
„wann da alle Tugend und Ehre inne ſteht, wie
„die Fürſten und Herren ſich haben und regieren
„ſollen. Und wo ſie dieſen Lehren folgen, ſoll ihnen
„nicht wärren *). Auch ſollen ſie nimmermehr
„ramſpodig *) werden, wann ihnen Gott genug beſchert
„hat, um gräflichen Staat zu halten. Bedenkt
„hiemit der Propheten Sage, die hernach
„folget: Halt im Erſten die Gebote Gottes deines
„Herrn u. ſ. w.“

---

*) wärren ſchlimm ergehen; värre nord. worse engl. ſchlimmer; Hans Sachs braucht wirs und wirſer für: ärger ſchlimmer.

**) ramſvodig habſüchtig, wer geſchwind und eifrig iſt einen andern zu rahmen und zu umgehen, wie der Feldherr im Kriege dem Feind und wie der Hund auf der Jagd dem Wilde den Rahmen abläuft ſie rahmt.

Was über den Glanz oder vielmehr über das Nicht alles Gold und nicht alles Silber, was glänzt, des früheren Burglebens geſagt iſt, gilt von den Burgen ſelbſt oder richtiger von den Wohnungen der Menſchen darin. Die alten Deutſchen ſind in der Hinſicht den Griechen und Römern in ihrem beſten Zeitalter gleich, welche in engen ſchlechten Häuſern wohnten, während ſie den Göttern die Tempel baueten, deren prächtige Trümmer wir noch heute anſtaunen. Wer viele Burgen geſehen hat, fand meiſtens nur ein oder zwei größere Gemächer oder Säle, alle andern Zimmer möglichſt klein, wie Schlafkammern für zwei drei Menſchen eingerichtet. Jene früheren Menſchen, eine Art Himmelſtreber und Himmelſtürmer im guten und ſchlimmen Sinn, baueten die Thürme und Thore wie über das menſchliche Maaß hinaus die Kirchen und Tempel aber Gott dem Heilande und den Heiligen, als wollten ſie damit ſogleich in den Himmel hinein ſteigen; ſo die Rathhäuſer Gerichtsſäle und die andern öffentlichen Baue im Gleichmaaße. Sie hatten ein großes Gefühl der lebendigen Gemeine, des ganzen vollen Zuſammenlebens und Zuſammenhaltens. Wir haben ein großes Gefühl eines ſogenannten Volkes, das allenthalben und nirgends iſt, Manche auch eine leere überfliegende Idee der Freiheit, welche wir häufig da ſuchen, wo ſie am wenigſten zu finden iſt, während uns der Boden unter den Füßen, wie dem Sancho Panſa der Gaul unter dem Sattel, wegminirt wird, ohne daß wir merken, daß wir in leerer dünner Luft zappeln und frieren.

Die meiſten der Burgen und Schlöſſer des alten Reichs deutſcher Nation, das auch nicht mehr iſt, ſind nun eingeſunken und zuſammengeſtürzt, von manchen iſt keine Spur mehr übrig. Sie ſind untergegangen durch Baurenaufruhr durch den dreißigjährigen Krieg durch franzöſiſchen Uebermuth unter Ludwig dem Vierzehnten *) manche auch noch durch die Freiheit- und Gleichheit-Rufer zwiſchen den Jahren 1792 und 1812 die meiſten indeſſen durch die allmächtige Zeit. Dieſe und ihre dunkle und geheime Gewalt hat mit den Thürmen und Burgen auch die Geſchlechter begraben, die weiland auf ihnen herrſchten. Wenn wir den Helwig **) und ſeine Namen Stammtafeln und Wappen durchmuſtern die Kölner Kronik durchblättern und bei Hontheim das Verzeichniß der Trieriſchen Vaſallen vom Jahr 1537 durchleſen, von dem Fürſten und Grafen bis zu dem kleinen Edelmann hinab, ſo erſtaunen wir, wie wenige Namen von vielen Tauſenden nur noch übrig ſind. Beſonders geſchwind iſt das Erlöſchen der Geſchlechter in dieſen Landen von der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des achtzehnten geweſen. Soll man das einem gewiſſen Gefühle der Nichtigkeit des deutſchen Lebens einer allgemeinen Erſtorbenheit ſeit dem Jammer des dreißigjährigen Krieges, ſoll man es mit andern der leeren und liederlichen Lockerheit der Sitten zuſchreiben, welche ſeit der europäiſchen Franzoſenherrſchaft, eben ſeit Ludwig dem Vierzehnten vorzüglich die höheren Klaſſen des Volks hin und wieder überfallen und wie eine Peſt ihnen Mark und Gebein zerfreſſen hat? — eine Anſicht, die wohl zu maaßlos iſt. — Soll man überhaupt daran denken, daß ſeit dem Jahre 1550 ſchon manche Lande Deutſchlands, bei welchen in den früheren Jahrhunderten das Leben der Geiſt und die Herrſchaft des Volkes war, in einen gewiſſen Schlaf verſunken waren, der ſelbſt die gemeinen natürlichen

---

*) Einige derſelben, damit ſie von den Franzoſen im Kriege nicht zur Landplagung gebraucht werden könnten, haben die eigenen Herren ſprengen und ſchleifen laſſen, wie z. B. Saffenburg und Aldenar von Jülich und Köln geſchehen.

**) Helwigs Zierde Deutſchlands 1709. Folio.

Kräfte erſtarrte? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß es Zuſtände der Völker giebt oder doch einzelner Theile eines Volks, die einem langen ſchweren Traum oder Schlaf gleichen, wo Jahrhunderte über ſie hinrollen können, ohne daß ſie nur die Bewegung und den Wechſel einer Sekunde zu ſpüren ſcheinen.

Mit ſo wehmüthigen Gefühlen der Trauer ſcheiden wir von den alten Burgen und ihren Bewohnern. Ihr Zeitalter iſt auf immer vergangen und wir dürfen es nicht einmal zurückwünſchen. Selbſt viele Enkel und Urenkel der alten eiſernen Männer zeigen nun nur Fäuſte und Geſichter wie wir und müſſen in Sitte und Art wie Unſeresgleichen einhertreten. Manche ſind auch zierliche Ritter geworden, von welchen die Ahnen ſich zürnend abwenden würden und ihnen zurufen wie der unſterbliche Lord Chatam ſeinen Gegnern auf den Wollſäcken: „O ihr ſeidenen Söhne eiſerner Väter!“ Aber damit wir lernen, daß jede Zeit ihre eigene Plage habe, ſo müſſen Viele jetzt gar vor baumwollenen Webern und leichtfüßigen Schneidern zittern, welche mit einer neuen Staatslehre alle Höhen und Thäler zu gleichen drohen.

Doch wir ſchlagen uns alle ſchwer- und wehmüthigen Gedanken über die Vergangenheit und alle politiſchen Sorgen und Grübeleien über die Gegenwart, wodurch wir unglückliche Krametsvögel leicht in die Schlingen der Demagogenjäger gerathen könnten, ganz aus dem Sinn, und ergreifen wieder unſern luſtigen Wanderſtab.

Wanderung an den Lacher See u. ſ. w. Merkwürdige vulkaniſche Gegend. Das Thal von Brohl. Der Traß. Der Tönſtein. Der Veitsberg. Laach, das Kloſter, der See. Obermendig. Die Mühlſteine. Genovefa. Andernach und das Maifeld. Der Weiße Thurm. Denkmal des franzöſiſchen Generals Hoche. Neuwied, römiſche Alterthümer, Sammlungen des Prinzen Max. Sayn, ſeine Stückgießerei, Martin Boos der evangeliſche Prediger.

An unſerm linken Ufer haben wir innerhalb der Gränzen, die wir uns für die leichteren Ausflüge abgemeſſen haben, noch eine ſehr anmuthige und unterhaltende Wanderung gegen Süden in die Gegend von Andernach, welche wir, um ihr einen Mittelpunkt anzuweiſen, die Wanderung an den Lacher See nennen wollen. Dieſe Wanderung muß aber im frühen Blüthenfrühling gemacht werden, wo alle Natur ſich mit friſchem Leben regt und im Jugendglanz ſteht, weil man dann den Reiz einer

So mußt ich mich ohne Troſt entfernen;
Sprach unterwegs noch bei Paſſer an.
Bald ein ſolches Donnerwetter begann,
Desgleichen die Aelteſten nie geſehen;
Als ſollten Himmel und Erde vergehen
Und zurück in das alte Chaos fliehn.
Der ganze Himmel Ein Feuer ſchien,
Gewickelt in Eine Donnerwolke.
Man ſieht, es galt dem verruchten Volke,
Den Gottesleugnern, Verderben und Tod.
Die Eiche traf die Flamme roth
Vom Himmel mit verzehrendem Schein,
Wirbelte Schuld und Unſchuld hinein,
Wickelte beide in Ein Grab.
Auch der arme Pachter brannte ab,
Verlor einen allerliebſten Knaben;
Den haben ſie heute früh begraben,
Deswegen wird noch vom Kloſter geläutet.

der ſchönſten und eigenthümlichſten Gegenden und aller ihrer blühenden und leuchtenden Mannichfaltigkeit am luſtigſten genießen kann.

Man wandert frühmorgens aus und hat gegen den Mittag die ſieben Stunden Wegs bis Brohl gemacht. Dort erquickt und erholt man ſich in dem wohl verſehenen und freundlichen Gaſthauſe zum Weißen Roß, und tritt nachmittäglich in das Brohlthal ein, eines der lieblichſten Thäler am Rhein, das man ein rechtes Schweizerthal nennen kann. Man ſchlendert durch das ſtattliche Dorf Brohl, das beſonders durch den Traß, den die Umgegend liefert, vielen Verkehr hat. Dieſes prächtige Thal iſt auch eine Schöpfung des Rieſenkampfes uralter Zeiten, als die gewaltigen Elementengötter Neptun und Vulkan um Land und Meer und die Herrſchaft darüber fochten und die Alpen und Inſeln wie brauſendes Geſprütze aus dem Rachen eines Waals blitzend und donnernd aus dem älteſten Schooß der Dinge, aus dem Tohuwabohu, an das Licht emporſtiegen. Wir wiſſen, wie über die Art und den Erfolg dieſes Rieſenkampfes die verſchiedenen Theorieen der Neptuniſten und Vulkaniſten ſich an ihrem Theil wieder zerſtreiten. Ueberhaupt ſind in dieſer Gegend ringsum auf einer Weite von ſechs bis acht Stunden an beiden Ufern des Rheins in den wunderſamſten Baſaltlagerungen dem Traß den heilſamen Waſſern in den ſeltſamſten und fremdeſten Durchriſſen und Gebilden der Seeen Thäler und Berge und in tauſend andern Zeichen die Spuren jenes ſchöpferiſchen Rieſenkampfes hell zu Tage gelegt. Gleich hinter Brohl erhebt ſich am Eingange des Thales das anmuthige Burgbrohl, dann Schlag auf Schlag in ſeltſamſten Windungen des Weges die wunderbarſten Thalklüftungen und Bergſpaltungen Traßhöhlen und tiefe übergewölbte Gruben Waſſerfälle in dem durch das Thal munter hinabſtürzenden Bache Büſche Wieſen Weinberge Gärten Mühlen dann wieder plötzlich irgend eine ſchauerliche von Wald und Geſtein überhangene und überdunkelte Einſamkeit in dem mannigfaltigſten Wechſel.

So gelangt man durch immer wildere Waldberge zu der wohl erhaltenen Schweppenburg, wornach ſich die in mehreren Aeſten in Köln und auf Ritterſitzen blühenden Freiherren Geyr nennen. Bald erſcheint auch der romantiſche Tönſtein oder Antonsſtein; denn Antonius heißt hier in der Volksſprache Tönnies, wie Dionyſius Dinnies und Henrikus Drickes, indem das ſtarke u in das ſchwache e verkehrt wird, wie meine liebe Baſe in Stralſund weiland ihren Diener Johannes an Feſttagen oder an ſolchen Tagen, wo ihr Herz feſtlich gegen ihn gelaunt war, Johannus zu rufen pflegte. Hier findet man, ſo lange Wetter und Jahreszeit es erlauben, immer ein großes Menſchengewimmel, ſchnatternde und lärmende Weiber und Schaaren Knaben und Dirnen von zehn bis funfzehn Jahren, alle in voller Geſchäftigkeit den köſtlichen in alle Welt verführten tönſteiner Sauerbrunnen in Krüge zu füllen und zuzuſtöpſeln, welche Krüge wohl gekorkt und verſiegelt zu vielen Tauſenden in ſtattlichen Reihen aufgeſtapelt liegen. Auch weiſen die mit Körben voll Flaſchen und Krügen oder mit einzelnen Krügen aus allen Orten der Nachbarſchaft Kommenden und Gehenden, daß hier ein erquickendes Waſſer der Geſundheit und des Heils fließt. Hier hat man auch die maleriſchen Ruinen des zerſtörten Karmeliterkloſters vor ſich, welchem dieſer Tönſtein und ſeine Waſſer einſt gehörten, und wandert ſo unter Nachtigallliedern klappernden Mühlen rauſchenden Bächen das immer einſamer und ſtiller werdende Waldgebirg im Abendſchein hinauf und nimmt in dem guten Gaſthauſe zu Waſſenach kaum eine kleine Stunde vom Kloſter Lach ſein Nachtquartier.

Vom Rhein bis hier hinauf ſind eigentlich nur zwei Stunden, aber der Wanderer wird in dem reitzenden Thale unwillkürlich an ſo vielen Punkten ſtehen ſtaunen und fragen, daß die Sonne gewiß ſeinen Pfad mit dem letzten Golde beſlimmert, wann er endlich aus dem Walde auf die offene Höh ſteigt und Waſſenach vor ſich erblickt.

Den andern Morgen beſteigt man den hohen Veitsberg etwa 1200 Fuß über dem Rhein und genießt einer unbegränzten Ausſicht in die Eifel hinein weit in den Weſten und Norden, hat vor ſich Burg Olbrück mit dem Gänſchals, nebſt der hohen Acht eine der höchſten Bergkuppen der Eifel, und gegen Südoſten ſchweift der Blick ins Rheinthal hinab, wo Arenfels Rheineck Hammerſtein Andernach Neuwied Koblenz Schloß Engers Schloß Sayn und der Ehrenbreitſtein in einem prächtigen Gemälde zu den Füßen ausgebreitet liegen. Nach dieſem Morgengenuß ſteigt man waldein, wandert unter herrlichen Buchen und Eichen immer bergab, und hat bald den See Lach unter ſich, der tief als ein ſchauerlich dunkler Waldkeſſel da liegt und an dem andern offeneren Ende das Kloſter zeigt, welches eigentlich das Kloſter am See hieß, Monasterium ad lacum, wovon der See wunderlich genug durch ſich ſelbſt aus dem Lateiniſchen zurück den Namen Lacher See bekommen hat.

Dieſe weiland ſo reiche und prächtige Benediktinerabtei iſt jetzt nur noch merkwürdig durch die Erinnerung, die ſie bewahrt, und durch die Zierde, die ſie als eine halbe Ruine der Gegend verleiht. Vor dreißig Jahren ſah ich dort noch einige leidliche Bilder und einzelne vortreffliche Grabmäler der Freiherren von der Leyen zu Olbrück aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert, ein jetzt gefürſtetes Geſchlecht, welches in dieſen Landen jüngſt noch ſehr mächtig und reich an Gütern war, weiland durch ritterliche auch in mehreren Kreuzzügen gegen die Heiden an der Oſtſee bewährte Tugenden, wie die Neſſelrode und Hatzfelde in den jenſeitigen Bergen, im Mittelalter ein viel geprieſener und beſungener Stamm. Dies und jeder andere Schmuck und Glanz iſt nun alles weggenommen und verſchwunden. Auch die Wohnungen und Zellen ſtehen noch in den äußeren Wänden, aber alles verweltlicht und wie? Eine große auf einer mächtigen Brennerei gegründete Landwirthſchaft, die einzelnen Räume voll Stroh Kartoffeln Getraid; in den größten Sälen, wo ſonſt die geiſtlichen Herren zuſammen tafelten, ſchmauſten jetzt

Ochſen und Kühe in ihrer gewöhnlichen lauten Schmatzharmonie. Das Aeußere des Kloſters das Haus des Abts und andere Nebenhäuſer Höfe Obſtgärten Blumengärten wieder friſch erneut geordnet und geſchmückt. Dieſer anmuthige und romantiſche Sitz gehört gegenwärtig der Familie des verſtorbenen Regierungspräſidenten Delius in Köln und geliebte und verehrte Freunde von mir verleben in jenen Gärten und unter dem Schatten jenes heiligen Buchenhains häufig einige der ſchöneren Monate des Frühlings und Sommers.

Dieſes rundgeſchloſſene Thal, dieſer vulkaniſche Keſſel, von welchem der See die tiefſte Vertiefung iſt, in grader Richtung auf Andernach hinunter nur anderthalb Stunden vom Rhein, trägt heute noch den Karakter einer einſamen Wildniß, welche von Bergen und dichten hohen Waldbäumen umſchloſſen und umdunkelt mit dem blauen Spiegel des tiefen Sees in der Mitte einen durchaus ſchauerlichen Eindruck macht. Der See, deſſen Südende das Kloſter und Feld und grüne Wieſen begränzen, iſt an den andern Windſeiten von ſchroffen Berghöhen und dunkelm Wald dicht umgeben, ungefähr eine kleine halbe Stunde lang und etwas weniger breit. Von ſeiner unergründlichen Tiefe und daß er Jahr aus Jahr ein immer gleiche Waſſerhöhe halte, werden Fabeln gefabelt; aber ſehr ſchön und ſehr tief iſt er und ſehr reich an vortrefflichen Fiſchen. Die jetzigen Beſitzer haben in den letzten Jahren einen verſtopften Ausleiter wieder geöffnet und erweitert und dadurch mehrere Hundert Morgen Land trocken gelegt, welches ſie in fruchtbare Wieſen zu verwandeln hoffen. Uebrigens beginnt in dem hieſigen Walde ſchon das Gebiet der Wölfe und Eber, auch die flüchtigen Rehe ſpringen umher, aber die Hirſche und die Hindinnen, ſolche, wie einſt den Sohn der unglücklichen Pfalzgräfin ſäugten, ſtreifen nur als ſelten geſehene Flüchtlinge durch. Die ganze weite Umgegend vier bis ſechs Stunden von hier ins Land hinein hat mit ihren ſchroffen Bergen und tiefgeriſſenen Thälern und düſtern Wäldern noch einen wilderen und rauheren Karakter bis über Meyen Montreal und Kaiserseſch hinaus: alles Zeichen des oben erwähnten Waffenſpiels des Oheims Neptunus und des Neffen Vulkanus.

Zu dieſem wunderſam heimlichen und ſchauerlichen Ort habe ich eben wegen ſeiner anziehenden Schauerlichkeit in grüneren und friſcheren Jahren manche fröhliche Wanderung gemacht, und eben in dieſem Kloſter Lach vor einem Vierteljahrhundert ein mohriſch ſpaniſches Abentheuer erlebt, welches ich des Scherzes halber hier erzählen will. Es war in den erſten Jahren meines bonner Lebens, wenn es mich recht erinnert, im Herbſtmond des Jahrs 1818 oder 1819, da machte ich mit meiner Frau und meinem älteſten Sohn eine Wanderung längs dem Rhein, und erſt im Schimmer der Abendſonne pilgerten wir durchs Brohlthal und in der Dunkelheit durch Waſſenach den düſtern Waldberg hinab, und dann im Grunde an dem Lacher See hin. Das Kloſter, wo wir den Herbſt vorher eine ganz leidliche Gaſtwirthſchaft gefunden hatten, war unſer Nachtziel. Wir langten etwa um acht Uhr Abends an den Mauren des Kloſters an, fanden aber zu unſerer Verwunderung das Thor verſchloſſen und erblickten nirgends einen Eingang, bis wir endlich nach langem Tappen im Dunkeln eine mit Dornen verſtopfte Lücke der Gartenmauer entdeckten. Hier galt nun kein langes Rathſchlagen und Sichbedenken, wir faßten alſo kurzen Entſchluß, ich und der Sohn ebneten und erniedrigten mit Armen und Füßen den dornigten Eingang und lüfteten dann auch die Frau in den Garten hinein, aus welchem wir nach einigem Umherirren und Suchen endlich durch eine offene Pforte glücklich in den inneren Hof gelangten, wo ich den ſchon bekannten Wegen und Treppen folgend meine Begleiter zu den Zimmern führte, wo ſonſt gegaſtet zu werden pflegte. Aber zu unſrer zweiten gar nicht behaglichen Verwunderung waren die Zimmer auch verſchloſſen und weder Licht noch Menſch ließ ſich ſehen. Indeſſen trappelte und rief ich auf den Treppen und Gängen umher und endlich erſchien ein wohlgekleideter junger Menſch mit einer Lampe in der Hand, und auf meine Frage, ob wir hier die Nacht bleiben und ein leichtes kurzes Abendbrod bekommen könnten? antwortete er mit verwunderten Augen: er begreife nicht, wie wir hier herein gekommen, Nacht bleiben könnten wir hier nicht, denn hier ſey keine Gaſtwirthſchaft mehr ſondern es wohne jetzt ein vornehmer Baron hier, der das Kloſter gekauft habe und deſſen Bedienter ſei er. Ich, der den Regen von dem Dache herab klatſchen hörte und bedachte, wie meine Frau bei dem Hinabſteigen durch den Wald ſchon bitter über Müdigkeit geklagt hatte, begriff in mir, daß das Zurückwandern nach Waſſenach durch den Regen und die dunkle Nacht bergauf faſt eine grauliche Unmöglichkeit ſey, ſprach dem Menſchen freundlich zu nannte ihm mei-

Geranos.

O Schickſal! Schickſal! wer dich deutet?

Picus.

Der Mann nun wie ein Teller todt,
Hat allen Störchen den Tod gelobt,
Auch um Mitternacht ausgeſchickt ſeinen Knecht,
Zu erſchlagen Probus und ſein Geſchlecht,
Iſt ihm der Streich nur zu gut gelungen.
Ich ſah ihn todt mit allen ſeinen Jungen
Den fleißigen, rechtſchaffenen Mann,
Als ich hieher meinen Flug begann;
Mögt' euch rathen, ihr macht euch fort.

Geranos.

Mein Schickſal findt mich an jedem Ort
Und will's mich, ich ſterb ihm gewiß.
Aber wo blieb mir die ſüße Nanna?
Wo Diogenes? wo? erzähle friſch!

geborgen, und nach einem Stündchen trug derſelbe Jüngling uns eine gute Milchſuppe auf und ſetzte ein paar Flaſchen Wein Eier Schinken Butter Brod und Käſe auf den Tiſch, und wir ließen es uns wohl ſchmecken. Nach der Abtafelung wurden wir in zwei andere Zimmer geführt, wo für die Frau und die Männer, für jede beſonders, Betten bereitet ſtanden. Wir ſchliefen wie Könige und vor den Aufgeſtandenen erſchien den andern Morgen früh derſelbe flinke beſtellſame Jüngling wieder deckte unſern Tiſch mit einem ſaubern Laken und ſetzte Kaffee Milch Butter Weißbrod u. ſ. w. darauf. Wir waren über alles Dieſes in einem ſtillen Erſtaunen, meinten aber, daß der Bediente vielleicht aus einer Schenke oder aus der Wirthſchaft eines Verwalters uns Speiſe und Trank beſchafft habe, und ich fragte ihn mit einer gewiſſen beſchämten Verlegenheit, wie ſie einen bei dergleichen Ungewißheiten zu überfallen pflegt: was wir ihm für alle ſeine freundlichen Mühen und für die geſchafften Speiſen ſchuldeten? Er antwortete, es ſey alles des Herrn, und auf des Herrn Befehl ſo geſchafft, und er ſey dabei nicht der Schaffner ſondern nur der Diener geweſen, und er dürfe nichts nehmen. Doch ließ er ſich endlich ein Trinkgeld gefallen. Ich bat ihn nun mich bei ſeinem Herrn zu melden, damit ich mich für ſo viele Freundlichkeit bedanken könne; er aber antwortete wieder, ſein Herr wolle weder gekannt noch geſtört ſeyn. So dankten wir dem jungen Menſchen denn auf das herzlichſte als unſerm ſichtbaren Wohlthäter und wanderten die Treppe hinunter Und ſiehe! als wir unten waren, da rauſchte ein ſchlanker hagrer Mann mit ſcharfen eckigten Geſichtszügen auf das geſchwindeſte an uns vorüber, und mir war, als hätte ich ein bekanntes Geſicht an mir hinfliegen geſehen. Und bald war des Verwunderten und Nachſinnenden ganzer Zauber gelöſt. Denn kaum waren wir aus dem Thore, ſo begegnete mir ein Burſch, welcher auf meine Frage: wer iſt der Baron, der jetzt hier wohnt? mir flugs antwortete: Baron Hake, und mir mit dieſen zwei Worten ſogleich volles Licht gab. Der ſo geſchwind an uns Hingeſchlüpfte, der edle Unbekannte, der nicht genannt und bekannt ſeyn wollte, ſtand nun plötzlich, und zwar nicht mit den angenehmſten Erinnerungen, wieder vor meiner Seele. Ich ward in dem Augenblick in den Winter des Jahrs 1813, und zwar nach Königsberg zurückverſetzt. Ich war mit dieſem Baron dort öfter in Geſellſchaft zuſammengetroffen und durch ein Wort über ſeine Vaterſtadt Berlin einmal in einen Streit gerathen, den er mit großem Eifer in einen ſo lebhaften Zank verwandelte, daß er durch Eiſen oder Blei ſchien geſchlichtet werden zu müſſen. Dazu kam es denn zwar nicht — und ehrlich geſagt, wir hatten in ſolcher Zeit zu ſolchem ſchlechten Ritterſpiel beide keine Luſt — aber es blieb zwiſchen uns doch eine ſolche Abkältung, daß wir hinfort gleichſam wie Unbekannte einander vorbeigingen und in Geſellſchaft keine Worte mehr mit einander wechſelten, am wenigſten über Berlin. Gott hat aber dieſem meinem Feind die glückliche Gelegenheit gegeben, eine edle Rache an mir zu nehmen.

Mit Lach verhielt es ſich aber alſo: Der Bruder dieſes Freiherrn, der damalige oberſte Kriegsbefehler in den preußiſchen Rheinlanden General von Hake, hatte unterdeß das Kloſtergut gekauft, und durch dieſen Kauf war auch die alte Gaſtwirthſchaft des Kloſterpächters zerſtört; der bekannte unbekannte Baron aber war des Generals einſtweilen ſtellvertretender Lacher Bewohner.

Solch eine ſpaniſche Mohrenfabel fabelte ſich mir hier im neunzehnten Jahrhundert vor, und befand ich mich auch nicht plötzlich wie in ein Feenſchloß des ſtolzen Mohrenkönigs hineingezaubert, ſo ward ich doch eben ſo ritterlich edel aufgenommen, als der Mohrenkönig den ſpaniſchen Feind, der ihm den einzigen Sohn erſchlagen, in ſeinem Schloſſe hegte und ſchirmte. In der That hier tritt man mit jedem Schritt auf dem romantiſchen Fabelgefilde, und darum muß man von hier nothwendig noch drei vier Stunden landeinwärts pilgern.

Man pilgert demnach nach Obermendig nach Kruft an die Nette hinab, etwa eine Stunde, wo man ſich die uralten Mühlſteinbrüche betrachtet, welche wegen ihrer Vorzüglichkeit über ganz Europa ausgeführt werden. Hier und noch näher dem Städtchen Meyen umſpielt den Pilger die liebliche Sage von der heiligen Genoveva, die durch den Maler Müller und Tieck auf verſchiedene Weiſe verherrlicht iſt. Schon an dem großen See konnte man ſich einbilden, daß die Arme dort in der Wildniß mit ihrem Knäblein Erdbeeren und Kräuter ſuchen gegangen oder daß ihre getreue Hindin ſie da herum geführt habe. Ihre Kapelle unweit der Meierei Fraukirch, in welcher ihre Gebeine ruhen ſollen, war faſt ganz zur Ruine geworden, iſt aber in den jüngſtverfloſſenen Jahren durch die fromme Frau Päggé aus Koblenz, welche dort ein Gütchen beſitzt, wieder zu chriſtlichem Gebrauch hergeſtellt und ausgeſchmückt. Nach Hohen-Simmern nicht fern von Meyen, deſſen waldbekränzte Kuppe weit über die andern ſtolzen Höhen emporragt, ſetzt die Sage den Wohnſitz ihres Gemals des Pfalzgrafen hin.

Sinnend ſchreitet der Wanderer, der hier Traßgruben und Traßmühlen Maſtochſen und Mühlſteine und alle Menſchen- und Vieh-Wirthſchaft der gegenwärtigen Welt vergeſſen hat, über dieſe heiligen Stellen hin: denn ſie predigen von vergangenen Menſchengeſchlechtern und von einem kindlichen Wunderglauben, der an dem Lichte unſerer Tage in den meiſten Herzen lange verblaßt iſt. Er wendet ſich nun wieder gegen Oſten auf das ſogenannte Maifeld hin, wo er auch der Karle und Ludwige und des erſten der Hohenſtaufenkaiſer Konrads des Zweiten gedenkt, der dort auf den Schild der Herrſchaft gehoben ward — welcher Zeiten und welcher gewaltigen Menſchen! So ſchlendert er auf luſtigen Fußpfaden durch Wälder Felder Gärten und Weinberge durch ein reich geſegnetes und geſchmücktes Land gen Andernach hinab. Dieſes Andernach hat eine der ſchönſten Lagen am Rhein, an dem Ende einer fruchtreichen Ebene, die ſich bis Koblenz hin bis zur Moſel ausbreitet, in einen

Bogen, den der Fluß bildet, hinein gebaut, ſo glücklich und anmuthig, daß das Aug nach Norden und Süden eine gleich weite Ausſicht hat. Ein prächtiger an ihrem Nordende hoch empor ſteigender Rieſenthurm zeigt ſie als Warte ſchon aus weiter Ferne dem Wanderer. Jetzt liegt ſie freilich ſtill und faſt wie verlaſſen da, aber einſt war ſie eine freie kaiſerliche Stadt, bis ihr wie andern Städten geſchah und ſie an Kurköln verpfändet ward, wogegen ſie ſich tapfer geſträubt und gewehrt hat; einſt war ſie blühend und mächtig, auch in jenen mittleren Jahrhunderten noch, als keine Könige Germaniens mehr an ihr die Maifelder zu halten und über ihrem Thor in ihrem hohen Saal zu ſitzen pflegten. Dies würden, wenn es die Geſchichte auch nicht meldete, die ſchönen Kirchen und die Reſte einer längſt verſchwundenen Herrlichkeit, die mächtigen Thürme, uns ſagen, welche den Anblick dieſer Stadt von fernher genommen äußerſt großartig machen. Hier beſieht der Wanderer ſich rechter Hand an dem Thore, das nach Koblenz gegen Süden hinaus führt, die alten Gemäuer, wo die Sage den Saal der erſten deutſchen Kaiſer und Könige ſtehen läßt und wo dieſe, beſonders Ludwig der Deutſche, gern gewohnt haben ſollen; und wohl wäre dies heute noch eine Stelle, wo ein Kaiſer ſich ein Luſtſchloß zur Ausſchau in und über die Welt bauen könnte. Jetzt nur einzelne zerriſſene Mauern und Thürme.

Eine Stunde von Andernach bei dem ſogenannten Weißen Thurm Neuwied gegenüber hatten die Franzoſen ihrem ſiegreichen Feldherrn Hoche, welchen der Tod im Jünglingsalter wegraffte, ein Denkmal errichtet, an welchem der Zahn der Zeit ſchon mächtig zu arbeiten begann. Dieſes Denkmal zeigt die deutſche Merkwürdigkeit, daß die preußiſche Regierung es hat ſchirmen und wiederherſtellen laſſen. Die einfache Frage: werden die eitlen Wälſchen, welche die ſchweitzeriſchen und deutſchen Denkmäler von über ſie erfochtenen Siegen alle geſchändet und niedergeriſſen haben, ſolche Großherzigkeit jemals nachahmen lernen?

Wir führen unſern Freund nun über das Waſſer auf das rechte Ufer hinüber, und begleiten ihn längs demſelben, wie wir mehrmals an dem linken gethan haben, auf der anmuthigſten Wallfahrt wieder zu Hauſe.

Das freundliche junge Städtchen Neuwied trägt allerdings in einer gewiſſen Einförmigkeit das Bild aller Städte, welche das achtzehnte Jahrhundert geboren hat, doch liegt es gar hell und heiter an dem herrlichen Strom vor uns, eine Stadt, die dem Wißbegierigen manches Schöne und Lehrreiche zeigen kann. Von dieſem iſt das Merkwürdigſte die Römiſchen Alterthümer, welche in der hieſigen Umgegend gefunden und aufbewahrt ſind und auf deren Reichthum ſchon vor einem halben Jahrhundert der Ingenieurhauptmann Hofmann, ein geborner Braunſchweiger und damals Lehrer der jüngeren Prinzen des Neuwieder Hauſes, zuerſt aufmerkſam gemacht hat. Hier, wo ſich hinter der Stadt eine weite wohl eine Meile große Ebene ausbreitet, wo die vorliegende von den jenſeitigen Anhöhen des rechten Ufers und von dem Weißen Thurm, dem höchſten Gipfel derſelben, beherrſchte Inſel im Rhein jeden Feind zu allen Zeiten zu Uebergängen einladen wird, wo in den jüngſten Zeiten in dem Kampf um den Strom ſo viel deutſches und franzöſiſches Blut gefloſſen iſt, wo der große Julius Cäſar zuerſt von allen Römern vielleicht ſeine Brücke geſchlagen hat, iſt in der römiſchen Zeit gegen den Sigambern und Katten wohl faſt immer ein ſtehendes Lager mit manchen vorgeſchobenen Außenpoſten und Verwallungen gegen das Gebirge hin geweſen. Von beſonderen römiſchen Städten zu träumen ja gar von einer beſtimmten römiſchen Feſtung und Stadt des Namens Victoria (weil man hier viele Bilder und Bildchen der Victoria — Kaiſer- und Soldaten-Göttin — ausgegraben hat) verbietet jede Wahrſcheinlichkeit. Denn wäre dieſe Stadt Victoria ſo groß und bedeutend geweſen, als man es nach ſo leichten Zeichen träumt, wir würden das wiſſen, wie wir faſt alle Städte ja Städtchen, auch die ſehr unbedeutenden, welche damals am Rhein beſtanden, durch Bücher oder Denkmäler kennen. Doch wie dem ſey, es ſind hier durch den Eifer für die Erkundung der Alterthümer und ſelbſt durch den von ſolchen Träumen befeuerten Eifer viele recht merkwürdige Sachen aufgegraben und aufgefunden, und dieſe werden von dem hohen Beſitzer dem Fremden auf das freundlichſte gezeigt.

Ein Gleiches iſt der Fall mit den vortrefflichen naturhiſtoriſchen Sammlungen, welche ein Herr, der unter den Männern der Wiſſenſchaft einen europäiſchen Namen hat, der ältere Oheim des regierenden Fürſten von Neuwied, Prinz Max, auf ſeinen amerikaniſchen Reiſen geſammelt und mit andern Schätzen aus andern Ländern vermehrt hat. Dieſer Prinz Max, der die Muße und die Verhältniſſe und Hülfen ſeiner höheren Stellung in der

Welt, ſo würdig angewandt hat, verdankte ſolches edle Streben einer geiſtreichen und vortrefflichen Mutter, welche den Geiſt und Sinn für alles Hohe und Gute und — ich ſage es mit dankbarer Erinnerung an ihr ſchönes Daſeyn einſt auf Erden — auch für alles unſterbliche Deutſche und Vaterländiſche frühe in die Herzen ihrer Söhne gepflanzt und gepflegt hat. Ihr jüngſter Sohn Viktor, ein wie in einer Kriegerſtadt Viktoria Geborner, welchen, als das Vaterland von den Wälſchen unterjocht ſchien, ein heiliger Zorn mit dieſen Gefühlen in den immer erneuten Kampf gegen den hinterliſtigen Welttyrannen trieb, liegt mit vielen Edlen in ſpaniſcher Erde auf Kataloniens Feldern begraben.

Von Neuwied macht man einen leichten und luſtigen Spaziergang längs der Wied zu den Trümmern von Altwied und zu dem fürſtlichen Sommerſchloſſe Monrepos auf grüner Waldhöhe, wo man ſich ſeitweges auch ein prächtiges Hirſchparadies des Fürſten betrachten kann; dann geht man aus den ſchönen Gärten des Königlichen Schloſſes Engers in den Rhein ſchauen, und beſieht ſich das ſchöne und in vieler Hinſicht merkwürdige Sayn, eine der luſtigſten und freundlichſten Stellen am Rhein. Hier ſind: zuerſt eine große Königliche

Sind ſie auch mit in dem ſünd'gen Gemiſch?

Pirus.

Ich weiß euch darum nichts zu ſagen.

Paſſer.

So ſchicket euch auf neue Klagen.
Dieſen Actus hab' ich mit angeſehn
Von ferne — die Finken mich lockte ſchön
Auf ein Paar Minuten der Buhlerei,
Wie ſchauten von der Buche die zwei.
Director, dem ſich die Welt verleidet,
Hat ſich als ein Bruder eingekleidet,
Mit ſtrengen Faſten und frühen Metten
Die irdiſche Seele vom Teufel zu retten.
Er wohnet doch im Kloſter drüben,
Wo die Nachtraben Brunos Regel üben;

Stückgießerei und mancher andere vorzügliche Eiſenguß und Eiſenſchmiede bis auf die allerfeinſten Arbeiten, die auch die Buſen und Hände der Frauen als Geſchmeide ſchmücken dürfen; zweitens iſt hier eine außerordentlich ſchöne Schloßruine mit einem reitzenden Park des hier wohnenden Grafen Boos-Waldeck; drittens hinter dem Flecken zwiſchen grünen Berghängen Ruinen eines Prämonſtratenſerkloſters, deſſen Kirche jetzt noch als katholiſche Pfarrkirche des Orts dient.

So viele Ruinen und der Name Sayn ſelbſt, den in den früheren Jahrhunderten ein altes mächtiges Grafengeſchlecht trug, erinnern an die Vorzeit. Hier liegt aber jetzt unter dem grünen Raſen noch eine andere Ruine, die vor wenigen Jahren mit ihren letzten Zeichen noch aufrecht ſtand und woran alle Unbille der Zeit gearbeitet haben ſie früh zur Ruine zu machen. Ich meine den ehrwürdigen Boos katholiſchen Pfarrer in Sayn, der hier nach vielen Stürmen des Lebens ſein ſtilles Ruhbett fand. Ein Freund und Schüler Michel Sailers und ein ächter Schüler und Jünger Jeſu Chriſti mußte er ihm das Kreuz nachtragen. Sein Leben war Verfolgung Flucht Kerker und Noth, weil er immer nur den inwendigen und nicht den auswendigen Chriſtus predigen und verherrlichen wollte. Ein ſeltener großer Mann, obgleich er vor der Welt wenig geleuchtet hat, an Schönheit Kraft Muth Geiſt Witz und Laune, wenn einer es war, im neunzehnten Jahrhundert ein Luther. Aber es lebten viele Helden vor Achill und Alexander, welche kein Dichter beſungen hat, und mancher Luther war zu ſpät oder zu früh geboren und iſt ungewußt und unbeſungen geſtorben, weil nicht jeder Luther ſeine Zeit ſindet. Freude und Friede mit Dir, fröhliche Seele des frommen Helden!

Michel Sailer und die Sailerſchen Schüler ſind bekannt und werden in der deutſchen Kirchengeſchichte nicht verſchwiegen werden, obgleich das katholiſche Baiern jetzt eine ganz andere Geſtalt haben würde, wenn dieſe Männer ihren Eifer fördernde und ſchützende fromme Fürſten gefunden hätten, welche die Kirche nach dem Sinn derſelben hätten leiten und bauen laſſen. Viel Samen von den Körnern, die ſie einſt ausgeſtreut, ſcheint von den Winden der Zeit weggeweht oder gleichſam auf Dorn- und Stein-Land gefallen zu ſeyn. Den ſeligen Vater Boos habe ich wohl gekannt und ihn öfter geſehen und geſprochen. Es war ein Mann mit höherem göttlichen Stämpel ausgeprägt, durch

Geſtalt und Geiſt gleich ausgezeichnet, etwas über Mittelgröße, von ſtarkem gradem Löwenbau, auf Löwenfüßen ſtehend, mit einem ſchönen runden Löwenkopf, woraus die prächtigſte Stirn und die herrlichſten blauen Augen dir entgegenleuchteten und, wann er den Mund aufthat, Muth Luſt und Witz dir entgegenſprühte — und zwar dies noch in ſeinem abſinkenden Lebensalter, wo ſeine Kraft und Geſundheit durch ſchwerſte nimmer raſtende Kämpfe und Leiden ſchon geſchwächt ſeine Wirkſamkeit innerlich und äußerlich ſehr gehemmt und gelähmt war. Sein Freund Johannes Geßner hat uns einen Abriß ſeines Lebens und eine Erzählung ſeiner Schickſale gegeben. Darin ſieht man, wie dieſe tapfere und freudige Männernatur zu einem Rüſtzeug von Gott erſehen war, zu einem harten Stein des Anſtoßes, an welchem viele liebloſe und hoffärtige Phariſäer ſich ſtoßen und verwunden ſollten. Deswegen hat er, kaum dem Jünglingsalter entwachſen, von Stelle zu Stelle und von Land zu Land flüchten von Verfolgung in Verfolgung von Kerker in Kerker fallen müſſen, weil er den inwendigen der blinden Welt verborgenen Chriſtus gefunden hatte und ihn in der Wonne ſeiner entzückten Seele aller Welt verkündigen wollte. Am merkwürdigſten und großartigſten iſt ſein zehnjähriger Kampf und ſeine außerordentliche Wirkſamkeit in Oeſtreich geweſen, wo er in dem Sprengel des Biſthums Linz zu Gallneukirchen Pfarrer einer großen Gemeine von über 4000 Seelen war. Sailer und er und die frommſten und gelehrteſten Geiſtlichen ſeiner Zeit in Baiern und dem angränzenden katholiſchen Schwaben ſtanden in Hinſicht der Lehre ungefähr auf dem Standpunkte, wo Martin Luther um das Jahr 1525 geſtanden; ſo predigten ſie rechtſchaffene Buße und Rechtfertigung durch den Glauben. Sie täuſchten ſich aber darin, daß ſie meinten gute Römiſchkatholiſche des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu ſeyn und daß die Form ihrer Kirche ſie tragen und ertragen könne. Sie mußte ſie ausſtoßen, vor allen aber einen Mann wie Boos, der eine gewaltig zündende Flamme des Evangeliums war. Er zündete, wohin er kam, er weckte und erſchreckte die eingeſchlafenen Seelen, er erregte und erſchütterte die Geiſter zu lebendigem chriſtlichen Leben und Liebe. Das hieß vielen Kalten und Buchſtabelnden gefährliche Schwärmerei und Myſticismus und wird von ſolchen bis an das Ende der Tage immer mit ſolchen Namen geſcholten werden, weil es, wie jede außerordentliche gottgeborne Kraft und Gewalt auch dieſes Unvermeidliche mit ſich führt, daß es bei einzelnen von Natur verkehrten Menſchen auch oft da zündet, wo es nicht zünden ſollte. Denn wo Flammen ausgeſäet werden, trägt der Wind auch einzelne Funken dahin, wohin ſie nicht fliegen ſollten. Boos der Feuermann hieß alſo endlich der Schwärmer und Verführer und ward, nachdem er eine ſchwere und lange Unterſuchung ausgehalten und beinahe zwei Jahre dumpfe Kerkerluft genoſſen hatte, aus dem Lande Oeſtreich im Jahre 1816 weggejagt und fand erſt im Herbſt 1817, wo er ſeinen Fuß wenigſtens loſe wiederhinſetzen konnte. Er ward von der preußiſchen Regierung als Lehrer und Religionslehrer am Gymnaſium in Düſſeldorf angeſtellt und nach anderthalb Jahren von da zum Pfarrer der Gemeine Sayn berufen. Aber auch hier folgten dem Würdigen die verfolgenden Gerüchte und ließen die ſtillen Sonnenſtralen der Ruhe nicht auf ſein abendlich ehrwürdiges Haupt fallen, und kaum konnte ſein wohlwollender Generalvikar in Ehrenbreitſtein, bald ſein Biſchof in Trier, Herr von Hommer ihn ſchützen, nachdem er nach Sailers Beiſpiel ſeinen ſogenannten Aftermyſticismus zur Beruhigung der

Gläubigen mit tiefem Herzeleid hatte abſchwören müſſen.

Hier fand ich dieſen hohen und tiefen Chriſtengeiſt durch Kränklichkeit und Unbehaglichkeit ſeiner ganzen Stellung ſchon ſehr gedrückt und geknickt. Er war ein ſolcher Menſch, der nur ganz der Ganze ſeyn konnte; und jetzt durfte er die Adlerflügel, welche Gott ihm angethan hatte, nicht mehr zum freien Schwunge ausbreiten. Sailer war in der Form gebieben, nachdem er dem Papſt für ſeine möglichen früheren Irrthümer Abbitte und Ehrenerklärung gethan hatte. Sailers Spruch und Ausſpruch an ſeine Schüler war aber immer geweſen: „Bleibt in der Form, in welcher ihr geboren und „erzogen ſeid; man kann in jeder Form durch „Gottes Gnade und in dem Geiſt und der Geduld „chriſtlicher Liebe das Reich Gottes fördern und „erbauen helfen.“ Es liegt in dieſem Ausſpruch und Anſpruch auch wohl ein Irrthum, den der heitre und fromme Geiſt Sailers hätte abbitten ſollen. Könnte die Form jemals etwas Gleichgültiges ſeyn? Es iſt um ſie ein gar eignes Ding, und man will oft weder bedenken noch bekennen, wie gewaltig die Form den Inhalt, welchen ſie halten und bewahren ſoll, und das Leben dieſes

Inhalts bedingt. Ich will nur auf ein Gleichniß hinweiſen, welches das Nachdenken weiter führt. Das Leben und die Wirkſamkeit der vortrefflichſten Geſetze und der redlichſten Richter können durch das ſogenannte Verfahren, je nachdem dieſes freier oder gebundener iſt, auf eine unglaubliche Weiſe gefördert oder gehemmt werden. Wer über ſtaatsbürgerliche Zuſtände und Verfaſſungen nachgedacht hat, weiß, was für Freiheit oder Knechtſchaft eines Volks die gerichtliche Form, der Proceß, bedeutet. Und die Form der Religion? Hat nicht ein weiſer Mann geſagt: Sage mir, wie der Prieſter eines Volks ſich halten und gebaren muß, und ich will dir ſagen, welcherlei die Religion deſſelben iſt?

Boos blieb in der Form und wollte in der Form bleiben, aber er fühlte ſich von ihr wie von einem ſteinernen Rock immer enger ſchwerer und kälter eingeſchloſſen; es war dies keine Form für dieſen Geiſt. Es iſt in allen außerordentlichen und hochbegabten Geiſtern etwas faſt Unausſprechliches immer etwas Unbeſchreibliches, ein Geheimes und Räthſelvolles in einer gewiſſen Einfalt, ein Hinreißendes und Bezauberndes in einer Eigenthümlichkeit, welche ſich bloß empfinden läßt, wenn ſie Antlitz gegen Antlitz und Mund gegen Mund vor uns ſteht und ſpricht. Dieſem gewaltigen apoſtoliſchen Mann war ſolche Zeichnung von Gott aufgedrückt, auch in ſeinen hinfälligeren Tagen durch eine erhabene Einfältigkeit durch eine begeiſterte Freudigkeit und durch die köſtlichſte Miſchung von Milde und Ernſt durch einen eignen ironiſchen Scherz mit Schickſal und Leben eine anmuthigſte Erſcheinung. Man konnte trauren und weinen, wenn man von ihm gegangen war, in ſeiner Gegenwart war es immer eitel Muth und Freude.

Wie oben geſagt, hier am Rhein hat der mächtige Mann nicht mehr ſo zünden gekonnt noch gedurft wie weiland; im Lande Oeſtreich hat er ein Feuer gezündet, das wohl noch brennt. Man konnte ihn einkerkern abſetzen und verbannen, ſeine Gemeine in Gallneukirchen hat man nicht entbooſen gekonnt. Sie wollten keinen Pfarrer als Boos oder einen von ſeiner Art; ſie wollten keine Bücher als die deutſche Bibel Alten und Neuen Teſtaments, in welchen er ſie das ewige Heil ſuchen und finden gelehrt hatte; endlich immer mehr gedrängt haben mehr als 2000 von ihnen erklärt evangeliſche Chriſten werden zu wollen. Ueber das endliche Schickſal dieſer in ihrem Glauben bedrängten Gallneukircher habe ich leider nichts Neueres erfahren und erfragen gekonnt.

Weg von Neuwied zurück ins Siebengebirg und bis an die Sieg. Hammerſtein. Arenfels. Linz. Baſaltbrüche bei Dattenberg und in dem Minderberg. Rheinbreitbach. Edle Weine da herum. Kupfergruben. Das Siebengebirg, woher der Namen. Der Aulberg. Der Drachenfels. Der Petersberg. Pfaffenrätchen. Die Dietrichsſage um den Drachenfels, das Denkmal darauf. Königswinter. Die Löwenburg. Heiſterbach. Die Gräber. Ramersdorf, Limperich, der Ennert, der Finkenberg. Kloſter Püzchen, die Hart, Alaunwerke, der Adelheitsbrunn. Siegburg. Blankenberg, Vilich, Schwarz-Rheindorf. Der Judenkirchhof und der Mauspfad nebſt Sankt Gertrud.

Wir nehmen jetzt von Neuwied den Weg wieder zu Hauſe, dieſes Mal an dem rechten Rheinufer hin dem Siebengebirg und unſerm Godesberg wieder zu. Dieſes rechte Ufer, von Neuwied bis Königswinter wenig unter vier Meilen, iſt das ſchönere und reichere, auch das anmuthigere und lieblichere. Es liegt gegen der Süſtoſtſonne und hat daher fruchtbarere Fluren und berühmtere Weinberge als das linke Ufer, auch breitere Thäler und Ebenen; wie denn auch der Karakter ſeiner Felſenwände und Berghöhen ſchon weit weniger ſchroff und ſchauerlich wild iſt, als manche Stellen zwiſchen Andernach und Rolandseck.

Man wandert zuerſt in einem ſchönen von dem Rhein gebildeten Bogen bei Leudesdorf, einem anſehnlichen vorzüglich weinreichen Flecken, Andernach gegenüber. Bald geht man auf engerem Pfade unter der alten Burg Hammerſtein hin, welche auf mächtiger ſchroffer Felsſpitze liegt, was ihr urſprünglich wohl den Namen *) gegeben hat. Dieſe Burg war im Mittelalter ſehr feſt und eine Reichsburggrafſchaft gleich Landskron an der Ar, im vierzehnten Jahrhundert von Kaiſer Karl dem Luxemburger an das Erzbisthum Trier verliehen. Schweden und Spanier haben im dreißigjährigen Kriege wechſelsweiſe darin gehauſt; nach jenem Kriege iſt ſie ganz zerſtört. Sie iſt noch jetzt eine der ſchönſten Ruinen am Rhein. Von hier ſeinen Stab fortſetzend kommt man durch Rheinbrohl Hönningen Argendorf Leubsdorf, große reiche Dörfer, die eine

---

*) Hamar nord. ſchroffer waldiger Fels.

Als ein Novize trägt er braun,
Um ein Jahr in weißer Kutte zu ſchau'n.
Vorher mit mancher Thräne heiß
Begrub er der Jugend Ehrenpreis,
Beſtreute ſie mit bunten Frühlingsgaben,
Wie ſie gern unſchuldige Kinder haben,
Ihr Glockenklang war ſein O und Ach.
Er fand ſie ertrunken in dem Bach.
Sie hatte ſich ſelbſt ein Leids gethan.

Geranos.

Und Sonne, du hältſt noch die alte Bahn?
Du duldeſt in den alten Kreiſen
Als Stundenweiſer die Welt zu umreiſen?
Fahr hin, du ſündliche, irdiſche Welt!
Wenn ſo das Schönſte früh zerfällt.
Süßes Kind! alſo auch Du? auch Du!

(Nach einer Pauſe.)

fette Flur und vortrefflichen Weinwuchs haben. Hier prangt unweit Hönningen ſehr luſtig das Schloß Arenfels oder Ehrenfels, was das Volk Argenfels ausſpricht, wo noch jüngſt ein Fürſt von der Leyen wohnte. Von der nicht hoch über den Rhein aufſteigenden Höhe, worauf dieſes hübſche Schloß thront und von dem über ihm liegenden mit einer Bergſpitze auslaufenden Park hat man eine reiche Ausſicht von ganz beſonderer Freundlichkeit und Lieblichkeit. Arenfels war in früherer Zeit ein Schloß des mächtigen Hauſes Iſenburg. Nach dem Jahr 1664, als der letzte Iſenburg ſtarb, wurden die von der Leyen *) damit beliehen. Der verſtorbene Fürſt hatte an beiden Ufern eine der größten Herrſchaften, die nach und nach zerſtückelt und veräußert worden iſt. Sein einziger Sohn wohnt jetzt in Oeſtreich. Ihm gehörte unter Anderm das

---

*) Ritter des Namens von der Leyen hat es ſehr viele gegeben von ganz verſchiedenem Stamm; noch größer iſt über ganz Deutſchland die Menge der vom Stein von verſchiedenſten Geſchlechtern. Ihren beſondern Stamm aus den Urkunden mit den Namen a lapide oder a petra heraus zu finden, iſt nicht leicht. Dieſe von der Leyen hier auf Arenfels ſind die berühmteſten, früher auch wohl von der Leyen von Olbrück genannt.

ſchöne Schloß Adendorf an der linken Seite des Stroms mit großen zugehörigen Gütern. In einer Urkunde vom Jahr 1660 (Günther V. 451.) finden wir, daß die von der Leyen und *) Walboten von Baſſenheim dem Herzoge von Jülich ihren Antheil an der Burg Landskron gegen die zur Grafſchaft Nuenar gehörigen Dingſtüle Adendorf Eckendorf und Vilip überlaſſen.

Wir kommen gegen Mittag in Linz an, einem ſehr freundlichen Städtchen, das der Wanderer auf vier kleine Stunden von Neuwied anſchlagen kann. Hier wächſt ein ganz vorzüglicher Rothwein, beſon-

---

*) Wallbott ſchreibe ich nicht. Der Name kommt von Gewaltbote Waltbote, wie die Urkunden ihn geben, in einigen Reichsſtädten den kaiſerlichen Untervogt (Polizeipräſidenten) auch wohl den Vogt ſelbſt bezeichnend. So gab es ein Geſchlecht der Waltboten in der Stadt Mainz. Hiebei ein Curiosum:

In Bodmanns Alterthümern des Rheingaus findet ſich ein Gebrauch aufgezeichnet, der das Sprichwort einen Bären angebunden haben zu erklären ſcheint. Ein Waltbot von Mainz, wann er die Fleiſch- oder Brod-Schrangen u. ſ. w. der Fleiſcher und Bäcker nachſehen umging, ob alles in gehöriger Ordnung ſey, pflegte einen Bären im Gefolge zu haben, und wenn dieſer Bär vor einem Hauſe länger angebunden ſtand, ſchien es im Hauſe nicht richtig zu ſeyn.

ders auf der Höhe um die alte Burg Dattenberg oberhalb der Stadt, von welcher noch ein hoher Thurm als Merkzeichen der Gegend ſteht. Wir haben oben gehört, daß die Ritter von Sinzig und Arenthal dieſe Burg eine Zeitlang beſeſſen haben. Ganz nahe bei ihr am Ende des Dörfchens Dattenberg, iſt ein merkwürdiger Baſaltbruch, wo die von der Natur mit wunderbarer Regelmäßigkeit gebildeten oder vielmehr gegoſſenen achteckigen Säulen 30 bis 40 Schuh lang zu Tage ſtehen. Wer aber ein wahres Naturwunder ſehen will, der wandere zwei Stunden weiter höhere Berge hinauf gegen Norden hinaus zu dem ſogenannten Minderberg. Dieſer Baſaltknollen, eine ſtumpfe Pyramide etwa eine halbe Stunde im Umfang, hebt ſich ſtattlich unter den übrigen Höhen empor. Man tritt mit einer Art von Staunen wie in einen Zauberpallaſt in ſeine weite Oeffnung, ſo gewaltig ſtehen die Baſaltſäulen zum Theil 50 bis 60 Fuß lang in verſchiedenen Richtungen, ſchnurgerade oder geneigt, zu Tage hervor, und viele Hände ſieht man geſchäftig ſie zu löſen und zu brechen und Wägen auf Wägen begegnet man die nützliche und koſtbare Beute zum Rhein hinunter zu fahren. Hier auf dieſer Höhe kaum anderthalb Stunden vom Rhein befindet man ſich an manchen Stellen und in manchen Klingen und Thälern plötzlich wie in einer einſamen Wildniß, indem nur hie und da ein verlornes Vögelchen einem über den Kopf hinſchwirrt oder kämpfende Geyer über den Berggipfeln die anmuthig geſchwungenen Kreiſe in der Luft ründen. Hier ſteht gegen Südoſten der Rummelsberg als der König unter ſeinen Brüdern im Hintergrunde, in deſſen Nähe ſich bedeutende Bergwerke des Fürſten von Neuwied finden. Dieſe Berge hier kann man gleichſam wie den Fuß des Weſterwalds anſehen, der ſechs bis acht Stunden weiter gegen Oſten liegt und im Wonnemond auf ſeinem Gipfel oft noch eine dichte Schneehaube trägt.

Unweit Linz ganz nahe am Rhein ſieht man die Trümmer der alten Burg Rennenberg, weiland von Rittern deſſelben Namens, die nie eine große Rolle geſpielt haben, bewohnt. In der Linzer Kirche findet man ein ſchönes Altarbild, ein Weihegemälde dieſer Ritter von Rennenberg, wodurch ſie in dem Andenken der Menſchen freundlichſt fortleben.

Dieſes freundliche Städtchen Linz iſt frühe in den Beſitz von Kurköln gekommen. Es hat zwar noch ein paar tapfre Thürme, aber ſieht jetzt durchaus nicht darnach aus, daß es weiland für eine Feſtung gegolten hat, ja daß es nach Erfindung und Gebrauch des Pulvers als Feſtung noch etwas bedeutet hat, zumal da es von anſehnlichen Berghöhen in der Entfernung von kaum zweihundert Schritt überhöhet iſt. Doch war es im funfzehnten ſechszehnten Jahrhundert noch Feſtung, wodurch man von der damaligen Geſchützkunſt und noch mehr von dem damaligen deutſchen Reichsheer auf jeden Fall eine ſehr ſchmale Vorſtellung bekommt. Man höre: In dem ſogenannten Burgundiſchen Kriege, als Karl der Kühne Neuß belagerte, rückte ein mächtiges Reichsheer unter Kaiſer Friedrich dem Dritten und dem berühmten Markgrafen und Feldherrn Albrecht Achilles im Januar des Jahrs 1475 vor Linz und gewann es erſt den ſiebenten März, und im Truchſeſſiſchen Kriege 110 Jahre ſpäter beſetzte und ſchirmte der vormalige Erzbiſchof von Köln Salentin von Iſenburg Linz als eine wichtige Feſtung.

Bei Linz, welches den Städten Remagen und Sinzig und dem Einfluß der Ar in den Rhein gegenüber liegt, macht der Rhein wieder einen feinen Bogen, ähnlich dem zwiſchen Neuwied und Leudesdorf und die Berge treten hart an den Fluß. So wandert man ein Stündchen fort bis zu dem ſchönen Flecken Erpel, wo ein ſchroffer Bergkegel von Baſalt, von Adlern und Falken und dem ſie begleitenden kleineren Vogelgeſchlecht umflogen, fürchterlich ſchauerlich an 600 Fuß hoch grade über dem Kopf des Wandrers herabhangt. Von Erpel bis an das Siebengebirg zwei ſtarke Stunden treten die Berge rechter Hand weiter zurück und ein ſchönes fruchtbares Thal dehnt ſich vor einem aus, mit Dörfern Gärten und Feldern überſäet; in den Bergen aber wächſt ein vorzüglicher Rothwein, von welchem der von Erpel Scheuren Bruchhauſen und Rheinbreitbach die berühmteſten Namen trägt, obenan aber der Bruchhäuſer. Der hübſche Flecken Rhein-Breitbach zählte im Mittelalter auch ein Rittergeſchlecht der Freiherrn von Breitbach, deren Güter zum Theil auf die Grafen von Reneſſe übergangen ſind. Hier ſind die älteſten Bergwerke am Rhein, die meiſt Kupfer liefern; ihr Alter wird ſchon durch den Namen Firneberg (auch die Joſephgrube genannt) ausgeſprochen. Die Gruben haben lange ſtill gelegen wegen der wilden Waſſer, die man nicht hatte bewältigen können; jetzt ſind aber die gegenwärtigen Beſitzer, Gebrüder Rhodius in Linz und Sinzig, ſeit Jahren geſchäftig ſie wieder friſch in Gang zu bringen. Von Rhein-Breitbach gelangt man bald nach Honnef, welches Rolandseck gegenüber liegt, einer der ſchönſten und ſonnigſten Flecken mit einem hohen und grünen Bergmantel, der ihn gegen die ſcharfen Nord- und Oſt-Winde ſchirmt, mit einer weiten Feldmark und beträchtlichem Obſt- und Wein-Bau. Auch haben die reichen Leute die grüne fruchtbare und ſonnige Anmuth dieſer ſchönen Stelle wohl verſtandeh; denn hier und ringsum an den Höhen und Weinbergen hat es viele hübſche Landhäuſer, welche meiſt vornehmen Kölner Häuſern gehören. Ueber dem Flecken liegt der hohe Hemmerich, eine einſame waldbekränzte Bergkuppe, welche der Godesberger Einwohner einen ſchönen Frühlingstag auch einmal beſteigen muß.

So ſind wir wieder hart unter dem Siebengebirge bei Rönndorf ein halbes Stündchen von Honnef angekommen, und betrachten nun zum Schluſſe dieſes unſer Nächſtes Größtes und Schönſtes nebſt der Umgegend noch etwas genauer. Denn dahin wird von Godesberg aus am meiſten und liebſten gepilgert werden.

Das Siebengebirg hat ſeinen Namen von ſieben Kuppen, mit welchen es ſich vorzüglich darſtellt.

Hiebei iſt aber eine eigenthümliche Sonderbarkeit. Wenn man nämlich in dem Siebengebirge oder hart daran wandelt, ſo erblickt man viel mehrere Kuppen und kann außer den fünfen, die am beſonderſten hervortreten, die beiden letztren noch fehlenden aus der Menge nicht recht herausfinden. Sobald man aber nur eine oder zwei Meilen entfernt iſt, zählt man genau ſieben, und ſo zeigt ſich das Bild des Gebirges immerfort, auch noch in der Entfernung von ſieben acht Meilen. Die ſieben Kuppen ſind 1) die drei dem Rhein am nächſten, der Drachenfels die Wolkenburg und der Petersberg; 2) die beiden mittleren, der große und der kleine Stromberg, auch der Nonnenſtromberg genannt, weil die Mönche, die ſpäter unter dem Petersberg im Thale ihre Wohnung aufſchlugen, an ihm die erſte Anſiedelung verſucht haben ſollen; und endlich 3) die beiden höchſten Schildhalter, die Löwenburg an der ſüdlichen und der Aulberg an der nördlichen Spitze der ganzen Berggruppe: welche beide letzten mit ziemlich gleicher Höhe — doch halte ich den Aulberg noch etwas höher als die Löwenburg — an 1500 bis 1600 rheiniſche Schuh hoch geachtet werden, etwa 500 bis 600 Schuh höher als ihre verſchiedenen Brüder.

Dieſes ſchöne Siebengebirg hat mit ſeinem eigenthümlichen Karakter und mit dem Namen, welchen ſeine höchſte Kuppe noch jetzt führt, der ganzen umliegenden Gegend im Mittelalter den Namen gegeben. Der ganze längs dem Rhein hinlaufende Bezirk von Linz bis an die Sieg hieß der Aulgau, Pagus aulensis, welcher die Landdechanei des Siegburger Dekanats ausmachte, welches wieder unter dem Bonner Archidiakonus der Heiligen Kaſſius und Florentius ſtand.

Ich habe den höchſten Berg, eben weil ich im Mittelalter hier den Aulgau finde, ohne Umſtände den Aulberg genannt; denn er heißt hier herum mit verſchiedenen Lauten und Deutungen Oelberg Alberg Aulberg auch wohl Arberg. Aul und Aeul muß nämlich in altdeutſcher Sprache eine Bergſchlucht oder ein mit vielen Schluchten und Durchriſſen zerklüftetes Gebirg bedeuten. So iſt der Algau oder Aelgau in Schwaben ein mit Klüften und Riſſen zerſpaltetes Bergland; ſo die Aeule (gewöhnlich Eule geſchrieben) in Schleſien zwiſchen Reichenbach und Schweidnitz an der Böhmer Gränze ein langer von vielen Seitenſpalten und Schluchten durchriſſener Paß; ſo finden wir hier ſogleich in der Nachbarſchaft an der Sieg drei Dörfer des

Namens Aul mit verſchiedenen Beinamen, alle vor oder in Bergklüften liegend; endlich viele Oerter im Gebirglande der Fürſtenthümer Berg und Mark mit der Endung Ol und Ohl, immer in engen Schluchten und Bergriſſen gelegen. Das ganze Siebengebirg trägt dieſen Karakter, und durch enge und ſcharfe Durchriſſe, wodurch die einzeln ragenden Kuppen dem Auge viel höher ſcheinen, als ſie ſind, behauptet es eben ſeine außerordentliche Schönheit.

Aulberg alſo iſt der rechte Name, auch Alberg können wir gelten laſſen, meinethalben mögte auch der Oelberg (der Umlaut Oel, da wir ſchon Ael und Aul haben) mit durchlaufen, wenn er nicht die falſche Vorſtellung und Einbildung gäbe, als ſei dieſer Berg weiland eine Stelle chriſtlicher Anbetung geweſen, ein ſogenannter Mons Oliveti oder, mittelaltrig geſprochen, ein Olivari-Berg; was doch nimmer war.

Aul muß alſo das Enge und Schmale das Eng- und Lang-Fortlaufende bedeuten, was es ja in unſern und den verwandten Sprachen auch bezeichnet. Ich ſetze einige Wörter her zum Beweiſe der Begriffsähnlichkeiten:

Der deutſche Aal des Fiſchers und der Ahl

Wie läuten die Glocken mir freundlich zu!
Wie mild herab vom Kloſterberge!
Wir beide ſind wohl die erſten Störche,
Die ſich beſchoren zum geiſtlichen Stand.
Fahre wohl, du irdiſcher Erdentand!
Mein frommer Sohn, ich will zu Dir.
Wie Feuerbrände treibt's mich von hier,
Als wollte mich auch der Blitz ereilen;
Kann auf der Unglücksſtätte nicht weilen.
Komm, Picus! thu mir den letzten
Dienſt.
Stütze die ſinkenden Flügel hinauf.
Ich fühl' es, zu Ende geht mein Lauf;
Werde bald in geweihter Erde ſchlafen.
Du aber (zu Paſſer) ſchaue des Himmels
Straſen,
Der Erde Dunſt und nichtiges Glück.
Geh, Paſſer, in Dich ſelbſt zurück,

oder Pfriem des Schuſters gehört hieher. Al in Norwegen iſt ein langer Lederſtreif eine lange enge Seebucht oder ein Kanal. Die Eel oder Ehle, ein Flüßchen an dem weiland herzoglich bergiſchen Jagdſchloſſe Hambach (jetzt Oberförſterei) hinfließend, unweit Jülich in die Roer fallend. Das griechiſche Aul oder Αὐλὸς (Flöte Röhre) und die Städte Αὖλις und Αὐλὼν an engen Seebuchten, die zwiſchen Bergen ins Land hineinlaufen, bezeichnen die ähnliche Geſtalt.

Auf dreien der ſieben hohen Kuppen ſtanden in früheren Jahrhunderten Burgen und auf zweien geiſtliche oder kirchliche Gebäude.

Die Löwenburg der Drachenfels die Wolkenburg trugen Burgen, von deren zweien nur noch Trümmer übrig ſind. Der Petersberg und der Nonnenſtromberg waren dem heiligen Dienſte geweiht.

Der Löwenburg, welche dem Grafen von den Bergen gehörte, wird in Urkunden ſelten erwähnt, häufiger werden die kurkölniſchen Wolkenburg und Drachenfels genannt. Ueber die Wolkenburg finden wir Folgendes in der Kölner Kronik erzählt: daß Erzbiſchof Friedrich, der unter den beiden letzten Saliern und Lothar von Sachſen am Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte, dieſe Wolkenburg und Rolandseck zuerſt habe bauen laſſen, und daß er auf der Wolkenburg geſtorben ſey. Dieſes Letzte ſetzt es wahrſcheinlich voraus, daß die Burg damals noch nicht als Lehen vergeben war. Im vierzehnten Jahrhundert ſaßen ſowohl auf der Wolkenburg als auf dem Drachenfels beſondere Burggrafen, Lehenträger von Köln, welche öfter in Urkunden vorkommen. Aus Lukas Davids Preußiſcher Kronik lernen wir, daß Ritter vom Drachenfels und von der Wolkenburg mit bedeutenden Schaaren, welche die von der Leyen führten, in den Kreuzzügen gegen die Heiden in Preußen und Lievland fochten. In Lievland leben noch Freiherren von Drachenfels, ein ſolcher ſtudierte hier vor zwanzig Jahren, wahrſcheinlich weiland aus dieſem Siebengebirge entſproſſen; ſie könnten möglicher Weiſe aber auch aus dem Elſaß ſeyn: denn unweit Blamont ſtand vormals eine Löwenburg und jenſeits der Lauter im Niederelſaß auch ein Drachenfels *) (Schöpflin Alsat. Illustr. 35.)

---

*) Zu den Drachenfelſen gehören die vielen Deutſchen Limburge von dem Lindrachen (der Umwickler), gewöhnlich Lindwurm, genannt.

Die Güter der Burggrafen von Drachenfels gingen gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts auf die Waltboten von Baſſenheim über; Schloß Gudenau und Berkum, ein Dorf mit trefflichen Steinbrüchen, und noch ein halbes Dutzend zwiſchen Gudenau und Rolandseck gelegene Dörfer, welche unter dem Namen das Drachenfelſer Ländchen gingen, gehörten zu dem Burglehen Drachenfels. Der letzte Beſitzer aus dieſem Stamm, Graf von Baſſenheim Gudenau auf Schloß Gudenau, welcher fern von ſeiner rheiniſchen Heimath ins Land Oeſtreich gezogen iſt, hat den Stammſitz mit der umliegenden Forſt und Weinbergen vorlängſt verkauft. Ja die Steinhauerknappſchaft in Königswinter hatte die alte Burg Drachenfels mit der nächſten Umgebung erworben und begann unter ihr ſo friſch in den Stein zu hauen, daß ein Theil des alten Burggemäuers in die Tiefe hinabſtürzte und Gefahr drohte, daß die letzten Thürme bald würden nachſtürzen müſſen. Da hat ſich die Regierung der Wehklage der Menſchen erbarmt, die ſolche Schönheit am Rhein nicht verlieren wollten, und den Beſitz der Burgtrümmer von der Knappſchaft eingelöſt und dem Brechen und Sprengen an denſelben einen Einhalt gethan. Mit den alten

Geſchlechtern aber ſcheint es dahin gekommen zu ſeyn, daß ſie auf ihre Stammſitze und auf den Ruhm uralter Namen und Erinnerungen, wenn ſie ihnen nichts eintragen, wenig Werth legen. So ſehr ſcheint dieſes Zeitalter, welches alles nach Geld ſchätzt, ein goldnes zu ſeyn. Kann man es denn denjenigen, die von den Altgebornen die Geburtloſen oder die Jungen und Neuen in der Welt genannt werden, verdenken, wenn ſie das Alte zu wenig achten?

Der hohe Aulberg iſt alſo nimmer ein Oelberg geweſen. Da iſt keine geſchichtliche Spur noch irgend ein Weg, der ſolches andeutete. Er ſcheint auch nach der ganzen Beſchaffenheit und natürlichen Rohheit ſeiner Kuppe und wie die Steine und Felsblöcke in natürlicher Unordnung um ſeinen Ring herum gelagert ſind, nie eine Burg getragen zu haben. Doch darf niemand verſäumen dieſen Gipfel zu beſteigen und die Ausſicht über Strom und Land von demſelben zu genießen. Dieſe reicht weit in den Norden und Nordoſten hinaus und führt den Blick über Höhen und Berge, die ſich in der wittgenſteiniſchen Hart und auf dem Weſterwald im verdämmernden Blau verlieren; und gegen Nordweſten verſchwimmt der Strom mit den Thürmen von

Köln und den dickeren Dünſten der Ebene gleichſam ins weite geſtaltloſe Leere, ſo daß dort das Wilde hier das Wehmüthige vorherrſcht, während die unten ruhende Lieblichkeit des Rheinthales im Süden durch die oben vorliegenden Bergkuppen meiſtens verdeckt iſt.

Auf oder an einem der Stromberge haben ſich zuerſt Mönche angebaut. Einige, durch den Namen verführt, haben von Nonnen gefabelt. Daß auch Nonnen dort einmal einen Verſuch gemacht haben, iſt unwahrſcheinlich. Der Beiname Nonnen kann eben ſo gut auf Männer als auf Frauen gedeutet werden, Nonnus iſt, was Monachus: Mönch.

Auf dem Petersberg ſteht hoch im ſtillen Waldfrieden ein feines Kirchlein, freundlich über die weite Landſchaft hinleuchtend. Dort iſt in der Faſtenzeit wöchentliche Andacht und außerdem an den Peters- und Pauls-Tagen, beſonders an den Feſten des erſtgenannten Apoſtels, nach welchem Kirchlein und Berg genannt wird. An ſolchen Tagen wird auf mehreren bequemen Wegen und Pfaden aus den Dörfern weit und breit zum Gottesdienſt hinaufgepilgert. Es hat gleichſam etwas Rührenderes und Erhabeneres, hier im Waldesſchatten ſingend und betend hinauf und hinab zu pilgern und fern von der lärmenden Welt ſeine ſtille Andacht zu verrichten.

Dieſe faſt kugelrunde Bergkuppe enthält ungefähr acht Morgen Land, wovon das meiſte unter Spaten und Pflug iſt, und neben dem Kirchlein ſteht ein nettes freundliches Bauergütchen. Berg Kirchlein Gütchen und der umliegende Wald iſt nun ſeit mehreren Jahren im Beſitz der Familie Mertens auf dem Ritterſitz Plittersdorf, und der ſelige Mertens hat alles neu ordnen verzieren und ausſchmücken laſſen, durch den Wald hinaus nach den ſchönſten Seiten Ausſichten geöffnet, das Häuschen des Halben mit hellen neuen Ziegeln gedeckt, das Kirchlein drinnen und draußen verjüngt und geſchmückt; ſelbſt die Bildchen in den Niſchen und über den Altären ſind für die Augen der lieben Bauersleute mit friſchen und glänzenden Farben verjüngt. Uebrigens iſt dieſer Petersberg nebſt dem Drachenfels der nächſte und gelindeſte zu beſteigen, unweit Heiſterbach und Oberdollendorf in gar heimlicher ſanfter Natur. Man bezeichnet ihn richtig, wenn man ſagt, der Weg hinauf ſey ein Betrug und der Gipfel eine Andacht. Alles geſchloſſen grün dicht und friedſam auch oben; doch jetzt mit glücklicher Wahl beſonders durch den zarten frommen

Naturſinn der Frau Mertens einige luſtige Ausſichten von oben geöffnet. Doch iſt er wohl eben ſo hoch als der Drachenfels und die Wolkenburg. Ehe man ihn beſteigt, raſtet und erquickt man ſich gewöhnlich in dem Pfaffenrätchen.

Dieſes Pfaffenrätchen liegt an ſeinem Fuße wie ein anmuthiges Paradiesgärtchen in Büſchen verſteckt und nur gegen Südweſten offen und in den Rhein und das Thal und auf Bonn ſchauend. Es iſt wirklich eine wunderliebliche Stelle, ein Gütchen mit Wald Wieſen Weinbergen und Obſtgärten, eine Stelle, wie der nach ſtiller elegiſcher Einſamkeit ſich ſehnende Menſch ſich wünſchen mögte, wenn die Wünſche und Träume des einſamen verſchwiegenen Glückes ſo, wie ſie in der Fantaſie aufleuchten, hienieden jemals verwirklicht werden könnten. Wie manchen ſchönen Tag habe ich hier erlebt! Doch es ſteht noch eine Stelle, kaum zehn Minuten von dieſem Paradieschen, ein etwas höher aufſteigendes Eichenwäldchen, mit einer Landſpitze verlaufend, mit einer ſo himmliſchen Ausſicht, daß es mir kein Menſch nehmen ſollte und daß ich mir ein luſtiges Sommerſchlößchen dort hinbauen würde, wenn ich als ein Reicher Sommerſchlößchen aufblaſen könnte.

Alle dieſe Kuppen werden in der ſchönen und guten Jahreszeit viel beſucht und erklommen. Es giebt aber zwiſchen und an ihnen ſo viele ſchöne Stellen einzelne Höfe und Dörfer anmuthige Thäler kleine Spitzen und Hügel mit beſonderen Ausſichten, daß hier bei jedem Ausfluge immer neue Entdeckungen der Luſt zu machen ſind. Von mir, der bald ein Menſchenalter in dieſem ſchönen Lande verlebt hat, ſind dieſe Entdeckungen noch lange nicht vollendet, und doch wie fleißig bin ich hier in Aufſuchung der Freuden geweſen in jenen friſcheren Jahren, als meinen Beinen und Augen Tag und Nacht noch ziemlich gleich däuchten!

Am meiſten wird der nächſte Nachbar des Rheins, zu welchem jeder Vorbeiſchiffende mit flatterndem Entzücken emporſchauen muß, der romantiſche und vielbeſungene Drachenfels, beſtiegen. Ja auf dieſem Drachenfels hat ſich auch die bunte und ritterliche deutſche Heldenſage niedergelaſſen und unſer Bonn mit in ihren Zauberkreis gezogen, oder vielmehr: durch unſer Bonn iſt ſie wahrſcheinlich hieher gezogen worden. Bonn ward nämlich oder wenigſtens ein Theil des alten Bonn, wahrſcheinlich der ſüdweſtlichſte nächſt dem Münſter gelegene Theil, im Mittelalter auch Verena*) genannt; was nicht auf Sagen ſondern auf den gültigſten Urkunden ruht. Ein Name, der wohl ſchon in römiſcher Zeit beſtanden hat. Es kennt aber jeder das Schickſal der Namen, und wie ihre Aehnlichkeit, geſchweige ihre Gleichheit, leicht vielfältige Verwechslung veranlaßt. Solches geſchieht ja noch in unſerer Zeit; wie viel mehr mußte es in einem Zeitalter allgemeiner urkundlicher Unwiſſenheit geſchehen! So hat ſich denn auch begeben, daß unſer kleines Rhein-Verona mit dem größeren Etſch-Verona verwechſelt und daß der Dietrich des italiſchen Bern der Dietrich unſers rheiniſchen Bern geworden iſt. Wahrſcheinlich iſt der große Oſtgothe nimmer an dieſem Niederrhein geweſen, aber der geflügelte Dichtermund hat ſeine große Fabel hieher, wo die Siegfriedsſage den Rhein auf und ab ſpaziert, hieher nach Bonn und dem Drachenfels verlegt. Unſer Dr. Karl Simrock hat in ſeinem Romantiſchen Rheinland dieſe ſeltſame Uebertragung berührt, meint aber, dieſer

---

*) S. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Thl. I. 1842. und daſelbſt S. 1.—34. die hübſche Abhandlung unſers D. Lerſch über Bonns Verona.

Dietrich müſſe ein Bonner Dietrich geweſen ſeyn. Wenn aber die einen die Wilkinaſage aus dem hohen Norden holen die andern ſie aus Deutſchland nach dem Norden tragen laſſen, warum ſollte nicht Unwiſſenheit des achten und zehnten Jahrhunderts die beiden Verona vermiſchen, wie die Siegfrieds- und Dietrichs-Fabel wenigſtens in den Epigonen ſchon zuſammengemiſcht ſind? Wir finden hier nur Eckens Ausfahrt und Dietrichs Kampf mit Ecken und ſeinen Brüdern Faſold (der Gräuliche) und Ebenrot. Doch hören wir Simrock ſelbſt ſprechen: „Gefährlich mag es ſcheinen, wenn Grimm „in der Mythologie Ecken für einen Waſſergott „Faſold für den Gott des Sturms erklärt. Den „dritten Bruder Ebenrot vergißt er, der doch eben „ſo gut ein Feuergott ſeyn und, da der Kampf bei „Rolandseck Statt hat, auf den Vulkan des Roder„bergs bezogen werden könnte. Indeſſen iſt uns „doch ein Wetterſegen erhalten, worin Faſold als „Urheber der Stürme angerufen wird. Damit „ſtimmt es ganz wohl, wenn im Honneſer Thal „die Gebirgſpalte zwiſchen der Löwenburg und dem „Hemmerich, durch welche ein ſcharfer gefürchteter „Nordoſt hereinweht, die Faſoldkaule heißt, „wie denn hier andre Ortsnamen an Dietrich und

Wie Du oft leichtfertig und viel geſündigt.
Der Herr hat hier ſich ſchrecklich verkündigt,
Allen gegeben ein großes Zeichen,
Daß ſie von Satans Wegen weichen.
Bezähme das Blut, zum Böſen heiß!
Gott leite Dich! dies wünſcht ein Greis.

([illegible] ab.)

Paſſer.

Sieh nur! weil Dir das Glück zerbrochen,
So biſt Du ſo leicht zu Kreuz gekrochen,
Willſt Buße thun im Sack und Aſchen,
Mit unnützen Thränen die Steine waſchen,
In eitlen Seufzern die Thoren bethören,
Dich ſelbſt als einen Heiligen hören.
Den Tröpfen das Schickſal zur Hexe wird,
So Unheil ſich in Unheil verwirrt.
Weg ſtygiſcher Strom und Furie und
Parze!

„Ebenroth erinnern. Dederichsloch heißt die
„Menzenberger Thalſchlucht in ihrer oberen
„Enge und Ebenrot in den zwölf Honſchaften
„von Aegidienberg, das als eine Kolonie von
„Honnef auch Honnefer Rott genannt wird. —
„Königswinter hat ſeinen Namen nicht von König
„Druſian ſondern von einer Königspfalz, welche
„Kaiſer Heinrich der Zweite mit allem dazu gehörigen
„Reichsgut dem Frauenkloſter Dietkirchen zu
„Bonn ſchenkte.“

So hat die Sage weiland den Drachenfels umſpielt und geſchmückt, jetzt umſpielt ihn auch ein ganz neues Weltgewimmel, welches denen, die ihn vor dreißig Jahren umwandelten, wenn man es ihnen zeigen könnte, ein Mährchen dünken würde. Es umſpielt ihn der mächtig brauſende und ſprühende Dampf, ein anderer Faſold und Ebenrot, auf Schiffen, — bald wird er auch auf Wägen heranſauſen — und dieſer Rieſe mit ſeinen Geſellen hat alle Lagen Stellungen und Verhältniſſe ſchon verrückt und wird ſie immer mehr verrücken. Für den Drachenfels und Königswinter ein wahrer Golddampf. Denn wo ſonſt zehn Menſchen in langſamen Stunden langſam heranwandelten oder heranfuhren, fliegen jetzt Tauſende und Zehntauſende in Minuten zuſammen. Wie werden dieſe Berge und Thäler von den Schauluſtigen und Freudenluſtigen in den nächſten Jahrzehenden betreten werden! wie wird das kleine Königswinter, das ſonſt von ſeinen Weinbergen und Steinmetzen ſparſam und klein begnüglich leben mußte, in eine blühende prächtige Stadt verwandelt werden! ja wie iſt ſie in dem jüngſten Jahrzehend ſchon verwandelt! Indeſſen wie auch alles Alte jetzt in Dampf aufgehe und in dem Wirbel, der die Zeitgenoſſen ergriffen hat, umgerollt werde, ein Troſt iſt da: ſie werden uns die ewigen Berge Gottes auf ihren Felſenfüßen wohl ſtehen laſſen.

Am meiſten alſo wird der Drachenfels, der fabelhafte auch von dem unſterblichen Sänger Lord Byron beſungene, beſtiegen. Er iſt der nächſte und geſelligſte der Berge unmittelbar über dem Rhein und nur ein halbes Stündchen von dem hübſchen Königswinter, wo die Dampfſchiffe jetzt ſechsmal und achtmal des Tages landen und luſtige und oft goldfedrige Wandervögel hin und her tragen und wo längs dem Rhein Gaſthöfe glänzen, die ſich ſchon *europäiſche* betiteln und in der That vor denen in Berlin und Köln nicht zu erröthen brauchen. Das Hinaufſteigen ja das Hinaufreiten —

denn immer ſtehen geſattelte Eſel für die Schwächlichen oder Gemächlichen bereit — und ſelbſt das Hinauffahren bis auf einige hundert Schritt Entfernung von der Burg iſt ganz bequem. Und auf der Höhe angelangt findet man in einem ganz hübſchen Gaſthäuschen jetzt zu jeder Jahreszeit jedes Beliebige an Speiſe und Trank. Die Ausſicht von dieſem reitzenden Gipfel bleibt immer eine der anmuthigſten die Gegend hinunter und hinauf, wo Köln mit ſeinen Thürmen und Zinnen im Norden und die Burgen von Rheineck und Hammerſtein mit den Bergen unterhalb Andernach im Süden den Blick verſchließen. Von unſers Drachenfels Trümmern ſteht noch ein Stück vom Thurm und einiges Gemäuer; und das würde wahrſcheinlich auch ſchon eingeſtürzt ſeyn, wenn die Regierung, wie eben erzählt, den Steinhauern den Einhieb, den ſie in der Kluft hart unter der Burg begonnen hatten, nicht glücklicher Weiſe gehemmt hätte.

Auf der Bergkuppe auf der grünen nächſt über dem Rhein hangenden Platte ſtand jüngſt noch ein Denkmal unſrer ſchönen Jahre, von der Begeiſterung jener Tage durch freiwillige Beiträge einem preußiſchen Major von Boltenſtern und einem tapfern Officier des hieſigen rheiniſchen Landſturms errichtet. Boltenſtern war in dem erſten Gefechte, welches die Preußen am Niederrhein mit den Franzoſen angebunden hatten, jenſeits Mühlheim am Rhein gefallen. Der Officier des Landſturms Namens Joſeph Gänger war einer der fertigſten Schützen und Jäger im Siebengebirge. Er fiel im Winter von 1814, als der Landſturm den fliehenden Franzoſen nachjagte, durch eine feindliche Kugel. Er war Pächter eines hübſchen an Wein ſehr reichen Domänenhofes, welcher hart unter dem Drachenfels liegt und deſſen ſehr vortheilhafte Pacht der König zum Vortheil ſeiner Hinterlaſſenen auf manche Jahre verlängert hatte. Das Denkmal iſt durch Unbill von Menſchenhänden und durch den Zahn der Zeit ſeit einigen Jahren zuſammengeſtürzt, und der Geiſt ſcheint noch nicht da zu ſeyn es ſchöner wiederherzuſtellen; doch iſt Hoffnung dazu.

Es ſtand ſonſt an dem Eingange zu der ſchönen Platte unter den Burgtrümmern auch noch ein ſchlichtes Denkmal, welches der freiwillige Eifer der Umwohner des Siebengebirgs dem Reichsgrafen Ernſt zur Lippe in Oberkaſſel geſetzt hatte, welcher in jener freudigen Zeit den ganzen Landſturm der hieſigen Gegend befehligt und zur Erweckung und Belebung deutſcher Geſinnung tapfer gewirkt hatte.

Daß jene Zeit und die Gefühle, womit edle Menſchen damals geſtrebt und gekämpft haben, nicht gleich den Inſchriften auf den Steinen mit dem Mooſe der Gleichgültigkeit und Vergeſſenheit bewachſen dürfen, daran werden wir von den Wälſchen alle Tage wieder erinnert.

Hier an dem Drachenfels iſt noch eine Merkwürdigkeit aus längſtvergangener Zeit, die ſogenannte Domkaule, d. h. eine weite Oeffnung in dem Felſen gegen Südweſten, wo weiland für den Kölner Dombau Steine gehauen ſind. Wir finden bei Günther (III. 502.) aus dem Jahre 1347 einen Vertrag zwiſchen dem Domkapitel zu Köln und dem Burggrafen Heinrich von Drachenfels über die Berechtigung des Kapitels zum Behufe des Domkirchenbaues unter dem Berge Steine zu brechen; was ſchon durch einen früheren Vertrag vom Jahr 1306 bedungen war. Aus dieſem Vertrage ſehen wir, daß der Burggraf vier Morgen Weinberge unter dem Drachenfels an einer das Ziegenloch genannten Stelle um die Summe von 250 Mark dem Kapitel verkauft hatte und daß es für eine fernere kleine Abgabe von 7 Mark jährlich ſo viele Steine es wollte brechen laſſen durfte.

Die Wolkenburg war wahrſcheinlich einſt ſtattlicher als der Drachenfels. Jetzt liegt ſie ganz öde und es iſt keine Spur mehr da, daß auf ihrem Gipfel weiland eine Burg ſtand. Dort iſt das ſtaubige und graue Gebiet der Steinhauer, und es wird da unabläſſig gehauen und geſprengt und große Steinblöcke werden in das Thal hinunter gerollt. Doch wird die rieſige Kuppe, obgleich nun kahl und wüſt und ohne einen Baum auf ihrem Gipfel in trauernder Einſamkeit da ſtehend, ſich wohl noch ein paar Jahrtauſende gegen ihre Verkleinerer wehren.

Weiter und mühevoller und immer allmälig aufſteigend ſind die Fahrten auf die Löwenburg und den Aulberg und koſten dem Hinaufſteiger gewöhnlich zwei Stunden. Wenn Frauen und Kinder mit in der Geſellſchaft ſind, ſo verſieht man ſich für dieſe Bergfahrt mit Speiſe und Trank, damit man am Fuße der Kuppen vor dem Hinaufſteigen und bei dem Hinabſteigen ſich ſtärken und ausruhen könne; was in ſommerlicher Zeit im grünen Walde ja ſo luſtig iſt. Die rüſtigen Fußgänger machen es allenfalls ab, indem ſie in Königswinter oder Oberdollendorf vorher ein Frühſtück nehmen und ſich für die Stunde des Rückweges das Mittag ſparen. Der Genügſame, der die Herrlichkeit der Natur philoſophiſch genießen will, braucht gar keine Vor- noch Nach-Bereitung. Es liegen im Walde in den Thälern unter den Bergen allenthalben einzelne nette kleine Bauerweſen zerſtreut umher, wo immer friſche Milch und Butter und Brod und Käſe zu haben iſt. Alſo —

Zur Löwenburg ſteigt man auf mehreren Fußpfaden hinauf immer im Waldſchatten, jedoch am bequemſten durch das Dorf Rönndorf längs einem Bache, der ſich in vielfältigen Windungen durch ein enges Thal herabſchlängelt. Von der alten Burg ragte vor einigen Jahren noch ein kleines Trumm aus den hohen Buchen hervor, welche die Kuppe bis an den Gipfel bekleiden; jetzt iſt auch dieſes eingeſtürzt. Die Ausſicht iſt nach allen Seiten hin unbegränzt und ihre erhabene Pracht iſt wohl einige Schweißtropfen werth, die das Emporklettern koſtet; denn herrlich öffnet ſich hier die Welt dem Blick und der Petersberg die Stromberge und Wolkenburg und Drachenfels liegen tief unter dieſem Rieſen.

Wer den Aulberg beſteigen will, fährt von Plittersdorf nach Niederdollendorf hinüber und erfriſcht ſich in Oberdollendorf. Dann nimmt er erſtlich ſeitweges Heiſterbach mit. Hier ſtand ein reiches Bernhardinerkloſter mitten im Walde unter vielen ſpiegelhellen Teichen und prächtigen Gärten und eine der ſchönſten Kirchen, welche bei der blinden Habſucht der Wälſchen mit all ihrer jugendlichen Schönheit — denn ſie war im ſiebenzehnten Jahrhundert nach ihrem älteren Muſter wieder verjüngt worden — keine Barmherzigkeit gefunden hat ſondern mit Pulver aus einander geſprengt und in ihren einzelnen Theilen verkauft worden iſt. Dieſe reitzende Stelle hat mich oft zu ſich gelockt, und ich erinnere mich eines Schwanks aus dem Jahr 1815, den ich mit Arbeitern hatte, die aus den Trümmern der Kirche die beſſeren Säulen- und Hau-Steine auszuleſen beſchäftigt waren. Dort lag unter anderm zerworfenen Geſtein auch eine mächtige Menſchenfratze, ein Bausback mit breitem offenem Maul, der wie ſeine Geſellen Löwen- Wolfs- und Affen-Fratzen wahrſcheinlich gedient hatte an einer Dach- oder Säulen-Ecke das herablaufende Regenwaſſer in ſeinem offenen hohlen Hinterſchädel aufzunehmen und es aus dem weiten Maule weiter zu ſprützen. Als ich nun dieſe Fratze umkehrte und näher betrachtete, trat ein Arbeiter aus dem Haufen heraus und ſprach: „Der Herr wundert ſich wohl über dies Wunder, den Kopf habe

„ich noch an einer Dachecke der Kirche ſein Maul „aufſperren geſehen. Den hatte ein Schelm von „Maurermeiſter in alten Tagen zum Spaß dort „feſtgemauert; das war in ſeinem Leben ein Abt „geweſen, den Gott der Herr mit einem Bausback „aufs Maul geſchlagen hatte, weil er eine hübſche „Dirne hatte nothküſſen wollen.

Und ich habe dieſen erlebten Schwank folgendergeſtalt in Reime geſetzt und ihm den Namen Bausback von Heiſterbach gegeben:

Der Abt ſchlich in Gärtners Garten
Zu Gärtners Töchterlein,
Will küſſen ihr rothes Mündchen,
Sie ſpricht: Herr, laßt das ſeyn!
Und da er ſie will fangen,
Flugs wie ein Reh das Kind
Fliegt über die Gartenmauer
Geſchwinder als der Wind.

Doch denkt der kluge Alte:
Was lebt iſt hoffnungsreich,
Es fallen Glück und Eiche
Nicht gleich dem erſten Streich,
Es ſpricht der Spruch der Weiſen:
Ein ander Mal kommt einmal,
Es beſcheint kein Heut und Morgen
Der gleiche Sonnenſtral.

Und ſiehe! nach drei Wenden
Iſt ihm der Zufall hold,
Da lockt zum Abtesgarten
Des Pfirſichs rothes Gold
Mit Eviſchem Gelüſte
Das hübſche Gärtnerskind,
Das der Abt einen ſchönen Abend
Auf dem Pfirſichbaume findt.

„Hoho! in meinem Garten?
„Herunter, Pfirſichdieb!
„Nie war ein Diebesfangen
„Im Leben mir ſo lieb —
„Herunter von dem Baume!
So donnert er hinauf,
„Herunter gleich, Kathrinchen!
„Thu's Pfirſichſchürzchen auf.“

Und ach! Kathrinchen purzelt
Herunter aus der Höh,
Sie iſt auf ihren Füßen
Nicht mehr das flinke Reh,
Sie ſteht wie feſtgezaubert —
So hält die Sünde feſt,
Die ſie auf flinken Füßen
Nicht hinnen fliehen läßt.

„Nun her mit deinen Lippen,
„Du kleiner Pfirſichdieb!

Mir iſt das Leben nur närriſche Farze,
Wo ſich alle Farben und Rollen mengen;
Die einen ſich erſchießen, die andern erhängen,
Auf Leichen luſtige Hochzeit machen
Und unter dem Beile des Büttels lachen.
Sein Schickſal hat jeder, wie er's nimmt.
Zum Bogen wird das Holz, das ſich krümmt;
Die Eiche ſteht als des Hauſes Säule.
Was kümmern mich droben die Donnerkeile?
Meinem Nacken ſind ſie doch nie zu hoch.
Mir grünt mein luſtiges Leben noch:
Bald bräunt ſich der Weitzen, reifen die Birnen,
Der luſtige Buhler trifft luſtige Dirnen;
Mein Weib iſt im Grabe, mein Sohn iſt todt,
So bin ich frei, ohne alles Gebot.

„So ſtehe dir der Handel.
„Iſt dir das Leben lieb:
„Zehn Küſſe jeder Pfirſich
„Und dann noch zehnmal zehn,
„So ſoll uns nun die Rechnung
„Der Diebesbrüchte ſtehn.“

„Ach! liebſter Herr, aus Gnaden
„Vergebt mir dieſen Fehl,
„Den erſten und den letzten,
„Erbarmt Euch meiner Seel!
„Ach! liebſter Herr, aus Gnaden
„Ach! bleibt mir von dem Mund!
„Die Dirn, die Pfaffen küſſet,
„Die küßt den Höllenſchlund.“

„O Mährchen, Kind, und Fabeln —
„Her mir den Roſenmund!
„Die Dirn, die Pfaffen küſſet,
„Küßt keinen Höllenſchlund —
„So fahr's mir in die Backen,
„Küßt Höllenfeu'r mein Mund!
„Der Kuß von einem Pfaffen
„Macht Seel und Leib geſund.“

Und er küßt den Mund der Dirne,
Sie thut einen lauten Schrei,
Doch lauter ſchreit ihr Herze:
Gott im Himmel ſteh mir bei!

Und Wunder! auf die Backen
Wie ſchlägt ihn Gottes Gericht!
Blaß ſteht er da mit Beben
Ein Bausbacksangeſicht.

So ward das Kind erlöſet,
So ward der Schwur gerächt,
Mit dem der Pfaff vermeſſen
Mit Gott ging ins Gefecht;
Nun durfte die Dirne laufen,
Nun mußte der Sünder ſtehn
Und mit dem Bausbacksknollen
Geſchwollen hinnen gehn.

Dies iſt das Lied vom Bausback,
Bausback von Heiſterbach,
Dem ſchuf ein Kuß der kurze
Ein langes Weh und Ach.
Sein Leid und ſeine Schande
Liegt da gehau'n in Stein,
Daß Pfaffen ſie und Mönchen
Warnagel ſollten ſeyn.

Seitweges alſo auch Heiſterbach beſchaut, wenn man den ferneren Aulberg beſteigen geht; aber wer Heiſterbach einmal geſehen hat, wird viel öfter dahin pilgern als zum ferneren Aulberg, denn Heiſterbach liegt nur eine kleine Stunde vom Rhein.

Wie oben geſagt, alles Alte iſt faſt zerſtört und in der franzöſiſchen Zeit abgebrochen niedergeriſſen und verkauft; nur ein kleines Stück der Kirche ſteht noch als Trumm da, ein Stück der hinterſten öſtlichen Wölbung mit einigen prächtigen Säulenreihen, von dem ſtattlichen Kloſter ſelbſt aber iſt keine Spur mehr übrig. Dieſes Kloſter war vormals mit Bildern erſten Ranges geſchmückt, von welchen mehre der ſchönſten von den Gebrüdern Boiſſerée vom Untergange gerettet und in ihre einzige Sammlung übergegangen ſind. Das Kloſtergut mit den Wirthſchaftsgebäuden einem Theil der Forſt und mit den Gärten Karpfenteichen und vielen Mühlen an dem Bache, der von hier durch Ober- und Nieder-Dollendorf, zum Rhein läuft, iſt gegenwärtig ein Eigenthum des Reichsgrafen zur Lippe, der in Oberkaſſel wohnt.

Noch jüngſt lockte mich einer der erſten ſchönen Frühlingstage über den Rhein und in Erinnerung vergangener Tage ſchlenderte ich durch Limperich und an dem Ramersdorfer Walde hin, beſtieg die wohlbekannte oft erſtiegene Ley von Oberkaſſel, und ſo ging es immer weiter zuletzt hinter Oberdollendorf längs dem rauſchenden Mühlbache in das einſam ſchweigende Thal von Heiſterbach hinauf. Ich war in mehreren Jahren nicht da geweſen, und eigentlich lockte mich der Gedanke, das Grabmal meines lieben Grafen Ernſt zur Lippe einmal zu betrachten. Wunderbar ſprach mich diesmal das ſchöne noch wohl erhaltene und von dem Grafen neu geſchmückte Eingangsthor zum weiland Kloſter an, wo Sankt Benediktus und Sankt Bernhardus mit ihren Hirtenſtäben noch als Wächter ſtehen und aus deſſen fenſterreichen Zimmern die Herren Aebte weiland gewiß bei fröhlichen Gelagen manche Abendſonne haben in den Rhein ſinken ſehen. Auch ich habe hier oben fröhliche Feſte mit begangen, doch waren meine Gefühle und Erinnerungen jetzt mehr Gefühle und Erinnerungen der Wehmuth als der Freude. Ich ging und ſuchte die Gräber.

Dieſe liegen weit zurück nach hinten, wo die Waldhöhe beginnt, unter ſtattlichen Buchen noch über den oberſten Teichen.

Zuerſt das ſchöne Grabmal eines wackern Kriegers des weiland königlich preußiſchen Generalleutnants Freiherrn von Hobe, der hier mit ſeinem Gemal unter dem grünen Boden ruht. Dieſen hatte ihm ſein Freund der Graf zur Lippe gelobt; das Grabmal haben ſeine Officiere ihm als ein Denkmal der Liebe geſetzt, ein ſtumpfer ungefähr funfzehn Schuh hoher Kegel von zuſammengeſetzten Baſaltblöcken, das Ganze unten von ſchön behauenen Steinen umfaßt, welche in ihren verſchiedenen Vierteln die Namen Ehren und Wappen der beiden Schlafenden tragen.

Dieſem Denkmal gegenüber iſt eine Gruft tief in einen Hügel hinein gegraben und gewölbt, und ihr ſtumpfes Vorderende ganz grad abhangend aus dem Hügel geſchnitten und mit einem feinen altgothiſchen aus Eiſen gegoſſenen Geſäule eingefaßt, in der Mitte eine ſchlichte Grabesthüre. Das Ganze macht durchaus den Eindruck eines nordiſchen Stammgrabhügels oder Aettehögs und hat in ſeiner ſtillen Einfachheit bei dieſem nur aus leiſen Wipfeln ſäuſelnden Waldfrieden etwas eben ſo Anmuthiges als Rührendes.

Es ſind zwei ſchöne Denkmäler. Bei Gräbern darf man kaum von Geſchmack reden; aber doch wird der Sinn für die innere Schönheit durch die äußere Schönheit gefördert, und den plumpen Ungeſchmack und die fratzenhaften Gebilde, welche man ſo häufig als Denkmäler der Verſtorbenen erblickt, wird doch wohl niemand gutheißen. Auf jeden Fall machen würdige Denkmäler über den Gebeinen der Todten einen ernſten würdigen Eindruck und immer widert es das Herz an, wenn das Gehäuſe, in welchem einſt ein unſterblicher Geiſt wohnte, gar mit roher Vernachläſſigung oder Entweihung behandelt wird.

Ich ſtand hier gerührt ſtill vor dieſem von hohen Buchen beſchatteten Stammhügel, worin ſchon Vater und älteſter Sohn friedlich neben einander ſchlafen. Dieſer Graf Ernſt zur Lippe Bieſterfeld nächſter Anerbe des regierenden Hauſes Lippe Detmold, eines der älteſten Geſchlechter des alten Sachſenlandes und Neffe des großen Feldherrn Wilhelm von Lippe Schaumburg, war im Leben mein Freund und iſt in böſen Tagen, wo Mehrere auf Blitze oder nur auf Donnerwolken in der Höhe ſchauend ſcheu wurden, wo Manche mich als einen gefährlichen Ebner aller Höhen und als ein Adelsmörderchen den Leuten hinzuſtellen ſuchten, mir ein treuer Freund geblieben, und ſein Andenken wie das ſeiner würdigſten Gräfin wird mir ewig theuer bleiben. An ſeinem Gedächtniſſe haften in meinem Herzen viele liebſte Erinnerungen. Er iſt gewiſſermaaßen der erſte Mann geweſen, der mich an dieſem Niederrhein mit voller Liebe empfangen und in ſein Haus eingeführt hat; er iſt ganz der erſte geweſen, der mich in dieſen herrlichen

Bergen heimiſch gemacht hat in Jahren, wo ich ſeinen unermüdlich leichten Jägerſprüngen noch nachſpringen konnte. In ſeinem gaſtlichen Hauſe in den erſten friſchen hoffnungsreichen Jahren der deutſchen Erlöſung wie viele fröhliche Feſte der damals ſo jungen Wonne habe ich dort mit gleichgeſinnten Freunden gefeiert! Graf Ernſt war ein altgeborner Reichsgraf, aber er und ſein Freund der ſelige Graf Solms Laubach Oberpräſident dieſer preußiſchen Rheinlande hatten Muth und Adlichkeit genug in der Bruſt, vor allem das Deutſche als das Erſte zu empfinden und den deutſchen Mann über den deutſchen Grafen zu ſetzen. Sie verſtanden, weil ſie tapfer und wacker waren, wo der Graf und der Edelmann wie es nun an der Zeit iſt ſtehen ſoll, und erkannten, wohin der Sonnenweiſer dieſer Zeit weiſt. Ehre ihrem freundlichen Gedächtniß!

So ſtand ich, ſo ging ich ſtill und ſinnend unter den Bäumen und an den Teichen und Waſſern hin, die uns beide in friſcheren Tagen oft umrauſcht haben — und die Sonne ſchien warm, die Turteltauben girrten und kutterten in den Zweigen, der Finke ſchlug ſein luſtiges Frühlingslied, die weiße Bachſtelze hüpfte um die Teiche und der Geier kreiſte über den Bergen; und ich rief: Leben, du biſt unſterblich und fröhlich auch über den Todten, und wir Lebendigen müſſen auch ſo thun, weil die Guten nimmer ſterben und ihr Gedächtniß auf Erden in Freuden blüht.

Von Heiſterbach wandert man auf luſtigen Fußpfaden meiſtens in dichtem Buchwalde längs Oberheiſterbach hin und gelangt ſo in einer kleinen Stunde an den Fuß des Aulbergs, der von zwei Seiten, immer aber beſchwerlich, erklettert werden kann. Auch er ſteht mit Buchen bekränzt, doch ſein Gipfel iſt frei und nur mit niedrigeren Büſchen bewachſen, die Südſeite des Gipfels mit dichten Steinklumpen beſchüttet, faſt wie die Rieſenkuppe in Schleſien. Wie dieſe Kuppe der ganzen Gebirggruppe einſt den Namen gegeben hat, ſo giebt ſie auch von allen Kuppen derſelben die größte und weiteſte Ausſicht. Dieſe beſchreibe, wer kann! wir haben oben einen vergeblichen Verſuch gemacht. Dieſe Ausſicht iſt die größte auf dem Siebengebirge, wie der Aulberg von allen Kuppen zu erklimmen der ſchwerſte. Man hat hier nicht allein die niedrigeren Brüder deſſelben unter ſich ſondern ſchaut in den Norden und Oſten hinein bis zu den fernſten Bergen des Siegener Landes und des

Weſterwaldes hin noch viel klarer als von der Löwenburg, deren glänzendſte Ausſicht eigentlich gegen Süden über Rolandseck Rheineck und das noch fernere Olbrück hinaus geht.

Früher ſchon habe ich um dieſes Siebengebirg manche trauliche Stelle genannt. Für die gewöhnlichen Spaziergänge an dieſem lieblichen rechten Ufer weiß ich nichts Luſtigeres als den Bogen, der ſich zwiſchen Oberkaſſel und Limperich an einem ſchönen Hochwald herumzieht, wo Oberkaſſel Ramersdorf Küdighofen und Limperich die Dörfer ſind, jedes mit beſonderen Reitzen, und wo zwei ſehr feine Berge, die auch wieder durch anmuthige Thäler von einander geſchieden ſind, der Ennert und der Finkenberg, der letzte Bonn gegenüber nur eine Viertelſtunde vom Rhein entfernt, den Bogen und das Rheinthal ſchließen und, man mögte ſagen, die Schönheit des Rheines ſelbſt abſchließen, der von Bonn abwärts bis ans Meer ſtiller und unbeſungener dahin fließt. Bonn ſelbſt liegt ſo an dieſer Gränze, daß es zwei völlig verſchiedene Geſichter hat: das gegen Süden heiter und wonnereich, das gegen Norden trüb und ſchwermüthig; ſo daß man auf das Thor, wodurch man des Weges nach Köln geht, die Ueberſchrift ſetzen könnte

Hier geht der Weg nach Holland, ſo ganz anders iſt der Spiegel der Landſchaft, die ſich dem nach Norden Schauenden zeigt. In dem eben genannten halbmondigen Bogen, den das Gebirg bildet, liegt das recht ſonnenſcheinige Ländchen verſchloſſen, welches, von Bergen und Wäldern gegen die rauhen Winde geſchirmt, im Südoſten und Südweſten offen iſt. Hier giebt es eine Menge luſtiger Stellen, wo man Hütten bauen mögte, aber allen ziehe ich die Lage von Ramersdorf und die ſüßen Thäler von Limperich und an dem Finkenberge vor.

Wir betrachten uns die genannten Orte noch ein wenig im Einzelnen.

Die Oberkaſſeler Ley, wovon man einer ſehr ſchönen Ausſicht genießt, iſt oben ſchon genannt.

Ramersdorf, wo oben am Walde ein Schloß liegt, vor der großen Umwälzung zur Deutſchordensballei Koblenz gehörig, ſo wie das ſchöne Muffendorf an unſrer Seite; dieſes jetzt der Beſitz eines Freiherrn von Fürſtenberg, jenes des Fürſten von Salm-Dyk-Reiferſcheidt. Beiläufig dringt ſich hier wieder die Bemerkung auf, daß unſre alten Ritter ſich wohl auf Naturſchönheiten

Ein fröhliches Herz hat mir Gott gegeben,
So will ich ein Kukuksleben leben,
Mit Männern Freund ſeyn, mit Weibern
buhlen:
Lernte früh in den epicureiſchen Schulen,
Was Lebensweiſheit und Freude heißt.
Und wenn ſich mein letzter Actus ſchleußt,
Seh er noch ſo ſehr nach Tragödien aus,
Ich ſpiele ihn zur Komödie aus.

Ende.

verſtanden. Dieſes Schloß Ramersdorf brannte vor einigen Jahren ab, wird aber jetzt ganz wieder hergeſtellt. Es liegt nicht hoch, gewährt aber doch eine reizende und milde Ueberſchau des Landes.

Unweit Ramersdorf hat man Küdighofen, von wo man auf den Ennert ſteigt und von einem hohen Punkte das Land überſchaut. Dieſer viel beſuchte Punkt iſt das ſogenannte Foveauxhäuschen, nach einem den Sommer in Limperich wohnenden Kölner Beſitzer genannt, der hier zur Freude der Menſchen ein ſteinernes gegen die ſcharfen Winde deckendes vorn offenes überwölbtes Halbmondhäuschen hingebaut hat, welches die Sommermonate oft ſo beſucht iſt, daß von den in und um das Häuschen angeſiedelten Schaaren — die meiſten ſind im Grünen gelagert — die eine der andern häufig im Wege iſt.

Und der Finkenberg und Limperich? Dieſe Worte ſchlüpfen weich durch die Lippen und klingen romantiſch in die Ohren, und in der That dies ſind die allerliebſten ſonnigſten Stellen, die ſich in dieſer ſo mannigfaltig reichen Wald- und Berg-Gegend finden. Auch hat es dort der Singvögelein und Nachtigallen im Frühlinge genug; ob aber die Finken dort beſonders hauſen und hecken, habe ich nicht bemerkt. Dieſer kleine Berg iſt nur ein paar hundert Schuh hoch, hat aber ſo hübſche Einſchnitte und ſo anmuthige Thäler Auen und Gärten ringsum, daß es einem nirgends heimlicher däucht, als von ſeiner Platte oder von den kleineren Höhen zunächſt über Limperich ins Land zu ſchauen. Hier wie viele liebliche Stellen, bei welchen mir eingefallen iſt: wäreſt du reich, hier würde ein Stück Wald und Feld und Weinberg gekauft und ein Sommerſchlößchen gebaut. Das wird kommen, wenn ich die Schlöſſer und Schlößchen der Reichen auch nicht mehr zu ſehen kriege. So wie die Eiſenbahnen immer näher zuſammenrücken, was kann ein Reicher in Köln oder Elberfeld Beſſeres thun als ſich hier ein Paradieschen bereiten, wohin er nach geſchloſſenem Arbeitzimmer und zugedecktem Zahltiſch auf den Flügeln der Liebe und des Windes Weib und Kindern in die erwartenden Arme fliegt?

Auf dem Finkenberg hat auch der große Schlachtenlieferer Napoleon einmal zu Roß gehalten, betrachtend, ob Bonn wieder mit Vortheil befeſtigt und durch den Finkenberg als den jenſeitigen Uferhalter geſtärkt werden könnte. Er hat aber den Plan fallen laſſen, weil er den Ennert zu nah und zu hoch als den Beherrſcher über den Finkenberg ragen ſah.

Hart an dem Ennert nordöſtlich liegt die ſogenannte Hart, eine kahle graue Berghöhe mit reichen Braunkohlenlagern und bedeutenden Alaunwerken der Herren Jäger und Bleibtreu. Hart unter dieſen noch dicht an den Bergen liegt das ehemalige Karmeliterkloſter Pützchen*), jüngſt noch der Beſitz und die Wohnung des Bergmeiſters Bleibtreu, jetzt von der Regierung erworben und, wie man ſagt, zur Errichtung einer Landarmenanſtalt beſtimmt. Dieſes Pützchen iſt merkwürdig durch einen großen herbſtlichen Jahrmarkt, der ein Landjahrmarkt heißen könnte, weil ſich von zehn fünfzehn Meilen her das liebe Landvolk der verſchiedenſten Zungen Sitten und Trachten auf drei Tage zum Kauf und Verkauf hier verſammelt, während welcher Zeit in der Kirche täglicher Gottesdienſt und in dem Kapellchen zum Adelheidisbrunnen fleißige Andacht iſt. Die heilige Adelheit iſt nämlich Helferin und Tröſterin bei Augenübeln, und was an Augen leidet verſammelt ſich an jenen Tagen hier auch, um ſeine Lichter durch das Waſſer des Brünnleins zu erhellen, welches mit von der Hart herabſickernden Alauntheilchen geſchwängert iſt. Aber auch in anderer Zeit kommen oft Leute mit Krügen und Flaſchen hier für ihre leidenden Augen Troſt zu ſchöpfen.

---

*) Brünnchen, ſo genannt von ſeinem Heilbrunnen.

Der alte Beſitzer Leopold Bleibtreu, nun auch nicht mehr unter den Lebendigen, war ein thätiger wackerer und hülfreicher Biedermann, durch deſſen Wirkſamkeit das Dörſchen Pützchen gleichſam erſt geworden iſt, ein rechter deutſcher Biedermann, ein Löwenangeſicht und ein Löwenherz, wo es Deutſchland galt, in den friſcheren Tagen vor dreißig Jahren nebſt dem Grafen Ernſt Lippe hierlandes für die Erregung und Belebung deutſchen Sinnes einer der freudigſten und lebendigſten.

Von dem Ende dieſes Thales, welches ganz genau genommen eigentlich bei Beuel endigt, einem hübſchen Dorfe Bonn gegenüber, vormals, als Bonn noch Feſtung war, ein befeſtigter Brückenkopf, jetzt durch eine fliegende Brücke mit der Stadt verbunden, hat man eine halbe Stunde bis an den Ausfluß der Sieg in den Rhein. Auch dieſer Fluß Sieg wird beſucht werden, vorzüglich die beiden ſchönen Punkte Siegburg und Blankenberg.

Siegburg, ein freundliches Städtchen, hat über ſich eine Kuppe, einen ſtumpfen Kegel wie der Godesberg und auch beinahe von der Höhe deſſelben, ein gar helles mit vielen Waſſern umfloſſenes Luginsland, ſo daß ich es den abſinkenden Nachmittag mit ſeinen tauſend ſonnenblitzenden Fenſtern erblikkend mein Ilion zu nennen pflege. Dies war zuerſt ein Grafenſitz, dann ein reiches Benediktinerkloſter, und in den letzten Jahrzehenden iſt es in eine Irrenheilanſtalt verwandelt worden. Aus ſeinen luſtigen Gärten ſchaut ſichs fröhlich in die Welt hinaus, aber der wißbegierige Fremdling wird hier auch in die Anſtalt hineinſchauen. Es iſt gewiß eine der trefflichſten Anſtalten ihrer Art, von ihrem würdigen Vorſteher dem Geheimen Rath Dr. Max Jacobi, Friedrich Heinrich Jacobis jüngſtem Sohn, einzig tüchtig und zweckmäßig eingerichtet und verwaltet.

Wir haben eine hübſche wohlgeſchriebene Geſchichte der Stadt und Abtei Siegburg von Herrn Schwaben aus dem Jahr 1826. Man ſieht daraus, wie reich und mächtig die Abtei einſt war und wie auch die Stadt durch mancherlei Gewerbe, namentlich durch Töpferei und Tuchweberei, blühender und wohlhabender geweſen ſeyn muß als jetzt. Die mächtigen Aebte fühlten ſich einige Jahrhunderte faſt wie reichsunmittelbare Herren und nur nach langem Kampfe gelang es ihren Vögten den Herzogen von Jülich und Berg ſie zu zwingen auf die Anſprüche auf die Reichsunmittelbarkeit zu verzichten und ſie als ihre Oberherren anzuerkennen. Dies war die Zeit, wo viele Reichsfreie und Reichsunmittelbare untergehen mußten, die Zeit der ſoldatiſch wachſenden Fürſtenmacht, und von da ab iſt von der Macht und auch von der geiſtigen und geiſtlichen Wirkſamkeit der Siegburger Benediktiner nichts mehr zu erzählen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Stift, wie die meiſten reichen Stifte Deutſchlands ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, wo man die Ahnenregiſter immer mehr kaſtenartig ausbeuten gelernt hatte, faſt nur ein hochadliches Stift war, unter deſſen Aebten und Mönchen man häufig die Namen der vornehmſten Familien des Landes findet. Auch alle Richter und Schöffen im Stadtgericht waren Edelleute, und ſie unterſchrieben ſich im ſechszehnten Jahrhundert Adliches Rittergericht von Siegburg. Ihre Pflege ſcheint ſich außer den Stiftsgütern auch auf manche andre Orte erſtreckt zu haben. Solche Schöffenſtellen waren höchſt ergiebig. Zwar hatten die Schöffen von der Stadt nur ein paar Mark Gehalt; aber die Gebühren? Man findet unter Anderm, daß ſie bei

An- und Ab-Erbungen ſich auf Fünf vom Hundert berechneten. Dies beſtätigt wieder, was oben bei dem Namen Köln über die Anſiedelung der alten Herrengeſchlechter in den großen Städten geſagt iſt.

Schloß Blankenberg liegt zwei Stunden weiter hinauf an der Sieg, eine der ſchönſten Ruinen. Im dreißigjährigen Kriege war es noch ſehr feſt, wo die Heſſen und Schweden aus dieſer Feſte die Gegend meiſterten. Auch Siegburg galt damals und ſpäter noch als Feſtung, jetzt ſieht man von ihrer Burg nicht einmal mehr die Trümmer. Der Weg nach Blankenberg iſt luſtig, da der Siegfluß reitzende Ufer und manche ſehr ſchöne Lagen hat, zum Beiſpiel Allner, ein Schloß des Fürſten von Hatzfeld, jetzt des Freiherrn von Loe, Kloſter Bödingen, und weiter aufwärts den anſehnlichen ſtadtgleichen Flekken Eitorf zwei Stunden über Blankenberg. Blankenbergs Trümmer hangen in prächtiger Schroffheit über der Sieg und Wieſen des üppigſten Grüns und ſpiegelhelle Teiche umgeben es. Der Berg iſt mit Reben umpflanzt, die in guten Jahren einen ſtarken Rothwein geben. Doch iſt dies faſt der letzte Wein an der Sieg, obgleich man weiter aufwärts an einigen gut beſonnten Stellen derſelben hin und wieder noch ein Rebenſtreifchen erblickt.

Die Gegend an der Sieg iſt überhaupt merkwürdig genug, zuerſt durch ihre vortrefflichen Wieſenbewäſſerungsanſtalten, und dann auch deßwegen deutſchen Menſchen werth, weil ihre Berge nächſt den ſtairiſchen den beſten Stal in Deutſchland liefern, der Tauſenden von Menſchen und Gewerben Thätigkeit verleiht. Aber die Sieg und ihr Land iſt doch nicht ſo eigenthümlich als die Eifel. Nur die höchſte Platte des Weſterwaldes einige Stunden jenſeits Altenkirchen hinaus hat noch ein abgeſchloſſenes Leben mit beſonderen altväteriſchen Sitten und Gebräuchen. Dieſe rauhe Platte trägt aber nur wenige Dörfer.

Wenn wir die Sieg wieder hinabgehen, finden wir nahe an ihrem Ausfluſſe die ehemaligen Frauenklöſter Vilich und Schwarz-Rheindorf. Dieſe Ecke im Durchmeſſer von drei Stunden war weiland mit Klöſtern geſegnet: Heiſterbach Pützchen Bödingen Seligenthal Siegburg Vilich Rheindorf. Das letzte hat eine der ſchönſten Kirchen, in dem ſogenannten byzantiniſchen Stil gebaut, aus dem elften oder zwölften Jahrhundert. In ihr und an ihr iſt alles mit ſolcher Ebenmäßigkeit und Nettigkeit ausgeführt, daß ſie in ihren reinen und heitern Verhältniſſen ſicherlich eines der ſchönſten Muſter iſt.

Dort in Vilich und Schwarz-Rheindorf iſt man zwar nur eine halbe Stunde von Limperich und dem Finkenberg entfernt, aber dieſe geringe Verſetzung iſt gleichſam eine Verſetzung wie in ein anderes Land. An dem Finkenberge wird man gleichſam von ſüdlicher Himmelsluft mit ſüdlicher Luſt angeweht; an der Sieg fühlt man ſich plötzlich wie in dem düſtern Norden. Dort liegt hart vor dem Einfluß der Sieg in den Rhein die ſogenannte Pfaffenmütze mit einigem Gemäuer oder vielmehr mit zerſtreuten Mauerſteinen, Reſte eines Zwingers, womit die Holländer hier weiland die geiſtlichen Fürſten zu zwicken und zu zügeln meinten, und nicht weit davon elegiſch traurig der Judenkirchhof mit einer Menge Leichenſteine und hebräiſcher Inſchriften, welche einen unter traurigen Pappeln und Weiden wie in eine ſtaunende Zauberei verſetzen, zumal wenn die Unendlichkeit von Ackerkrähen, welche in den hohen Pappeln der von der Sieg gebildeten Inſeln Sümpfe und Lachen ihren Sitz haben, mit ihrem eintönigen heiſeren Geſchrei aufſchwärmen und über dieſem trüben Ort im luftverfinſternden Gewimmel rundkreiſen.

Gleich jenſeits der Sieg und Agger beginnt der ſogenannte Mäuspfad, wie die Ebene am rechten Rheinufer von Düſſeldorf bis an die Sieg im Mittelalter hieß, keiner der fruchtbaren Bezirke, ſondern viel Sand und Haide, in dürren Jahren ein wahres Mäuſegewimmel, woher einige auch den Namen herleiten wollen. Das däucht mir aber nicht, ſondern ich leite ihn aus den graden Mäuſeſitten her. Was verſtehe ich unter graden Mäuſeſitten? Die große Straße durch jene Ebene lief, ehe die Hochſtraßen kamen, faſt ſchnurgerade faſt immer näher den Bergen als dem Rhein hin, und die Maus von Loch zu Loch macht und hält möglichſt grade Steige, wie die Ameiſe faſt immer krumme kriecht; man beſchaue ſich nur die Mäuſeſtraßen auf Feldern und Wieſen. Daher leite ich nun den Namen.

So ſchließen wir mit dem Allerkleinſten. Indeſſen wie fürchterlich dieſes Allerkleinſte hier ſeyn kann, haben wir in dem herrlichen Weinſommer 1822 erfahren. Da war dieſes Gezücht allenthalben unleidlich, am ſchlimmſten auf leichtem Sandboden. Wie viele Betzüge frommer Bauren wallfahrteten damals nach Köln und brachten der heiligen Gertrud ſilberne und goldene Mäuſe zum Opfergeſchenk! Denn dieſe Heilige iſt Helferin gegen die Mäuſe.

Zugabe.

Dithyramben.

1.

Das blanke Eiſen, das junge Blut
Man muß es brauchen in Jahren.
Die Jugend lecket mit friſchem Muth,
Wird friſch von hinnen auch fahren.
Was willſt du klagen, wenn Runzeln gelb
Die Roſenwangen entfärben?
Wenn ſpringt auf männlichem Hirngewölb
Das roſtige Eiſen in Scherben?

Beilagen.

A.

Folgende geiſtliche nach weltlichen Weiſen verfaßte Lieder *) aus einem Evangeliſchen Geſangbuche aus der Truchſeſſiſchen Zeit, welches den Titel führt Geſangbüchlein geiſtlicher Pſalmen Hymnen Lieder und Gebett, durch etliche Diener der Kirchen zu Bonn fleißig zuſammengetragen, zum dritten aufs neue gemehrt, mit der Kirchenordnung und vil anderen geiſtlichen Liedern, ſo in etlichen andern Bonniſchen Geſangbüchern nicht gefunden werden. 1584. mögen hier als eine kleine Probe ſtehen:

---

*) S. mein Büchlein Vom Wort und Kirchenliede. Bonn bei E. Weber. 1819.

1. Ein ſchön geiſtlich Lied im Ton wie das Meidenburger Lied.

Es wollt guter Jäger jagen
Wohl in des Himmels Thron,
Was begegnet ihm auf der Haiden?
Maria die Jungfrau ſchön.

Der Jäger, den ich meine,
Der iſt uns wohl bekannt,
Er jagt mit einem Engel,
Gabriel iſt er genannt

Der Engel blies ein Hörnlein,
Es lautet ſich alſo wohl:
Gegrüßeſt ſeyſt Du, Maria!
Du biſt aller Gnaden voll.

Gegrüßeſt ſeyſt Du, Maria!
Du edle Jungfrau fein!
Dein Leib der ſoll gebären
Ein kleines Kindelein

Dein Leib der ſoll gebären
Ein Kindlein ohn allen Mann,
Der Himmel und auch Erden
Einsmals bezwingen kann.

Maria die viel reine
Fiel nieder auf ihre Knie,
Dann ſie bat Gott vom Himmel
Sein Will geſchehen ſey!

Dein Will der ſoll geſchehen
Ohn ſonder Pein und Schmerz.
So empfing ſie Jeſum Chriſtum
In ihr jungfräulich Herz.

Der uns dies Liedlein nun geſang
Allhie in dieſer Stund,
Jeſus Gottes Sohne
Mach' uns an der Seelen geſund!

2. Ein geiſtlich Lied von Adam und Eva im Ton Ich weiß ein ſtolze Müllerin.

Ich ging einmal ſpazieren
Ein Weglein, das war klein,
Darab that mich verführen
Mein Fleiſch ſo gar unrein,
Das voller Sünden was,
Die Schlang hat uns betrogen,
Wir haben's von Eva geſogen,
Da ſie den Apfel aß.

Es ſtund ein Baum in Mitten
Des heiligen Paradeis,
Gott hat uns den verboten
Mitſammt derſelben Speis,
Der luſtig Aepfel trug;
Die Schlang thät uns bereden,
Solch Frucht uns nicht würd tödten,
Sie macht uns weis und klug.

Es war jetzt ſchon vorhanden
All Ungehorſamkeit,
Gott trieb uns aus mit Schanden
In großer Klag und Leid,
Mit Regen und mit Wind.
Anfahen mußten wir bauen,
Gott alle Ding vertrauen,
Ernähren Weib und Kind.

Einsmals ſo thät uns frieren,
Einsmals ſo war uns heiß,
Mußten alſo verzehren
Dem Leib wohl ſeinen Schweiß.
Die Arbeit thät uns weh,
Gott woll noch unſer walten
Und alle Frucht erhalten
Vor Reif und auch vor Schnee!

Da waren wir all verloren,
Als die Geſchrift zeiget an.

Eine Jungfrau hat geboren
Den Seligmacher ſchon,
Der unſre Sünd hinnahm.
Der Troſt iſt wieder funden,
Gott ſey gelobt der Stunden,
Die wir erlebet han!

Gott hat gemacht die Element,
Den Himmel und die Erd,
Daran geſtellt das Firmament,
Damit das Licht uns werd;
Der klare Sonnenſchein
Schickt uns durch ſeinen Segen
Fruchtbare Thau und Regen,
Zu pflanzen Korn und Wein

Die Fiſch in Waſſers Klüften,
So aller Menſchen Speis,
Die Gevögel in den Lüften
Zu Gott des Herren Preis,
Dazu der Eulen Geſchrei,
Die Thier in Wäldern ſpringen,
Frau Nachtigall thut ſingen
Auf manchem grünen Zweig.

Darum ſollen wir loben
Den lieben getreuen Gott
Im Himmel hoch dort oben
Allezeit früh und ſpat.

Denn wir ſeyn ſeine Kind.
Das faſſet wohl zu Herzen,
Er will uns hie ohne Scherzen
Verzeih'n all unſre Sünd.

Hiemit ſo will ich enden
Wohl dieſes Liedlein fein,
Gott woll's zum Beſten wenden!
Sein treue Gnad allein
Die werde wohl betracht't,
Chriſtum den ſoll'n wir preiſen,
Der Leib und Seel thut ſpeiſen,
Hat uns den Fried gemacht.

Bei ihm wir ſollen bleiben
Itzund und allezeit,
Davon nicht laſſen treiben,
Dieweil Gott Gnaden geit *),
Denn es ietzund daran,
Daß jeder ſich thu rüſten,
Hüt ſich vor weltlichen Lüſten.
Damit fahr ich davon,

---

*) giebt.

B.

Der Blaue Stein*).

Den Blauen Stein habe ich ſelbſt noch geſehen. Er war auf dem Domhof neben der jetzt niedergeriſſenen Johannis- oder Seminariums-Kirche in eine kleine Mauer eingefaßt und mogte zwei bis drei Fuß ins Gevierte haben.

Der Kurfürſt von Köln beſaß in der Stadt den Blutbann oder die hohe peinliche Gerichtsbarkeit nicht urſprünglich, indem die Kirche kein Blut vergießen durfte, ſondern durch Ankauf von dem Grafen Nuenar, welcher mit dieſem Ausfluß Kaiſerlicher Hoheit früher belehnt worden war.

Dieſes kurfürſtliche Hoheitsrecht wurde in Köln perſonificirt in dem Greven (gravio). Die kölniſche Sprache nannte ihn Grief, gleichſam Greif, um auf ergreifen (capere) anzuſpielen. Richtigere Etymologieen ſind bekannt.

---

*) Da dieſer Blaue Stein in mehreren großen Städten des Niederrheins eine ganz eigenthümliche Bedeutſamkeit gehabt hat, ſo ſchien mir ein Wort über ihn hier nicht an unrechter Stelle zu ſtehen. Das über Köln verdanke ich der Güte meines verehrten Freundes des Königlichen Juſtizraths Dr. Schenk in Köln, das über Leiden einem für Hollands Geſchichte in Hinſicht ſeiner politiſchen Rotten ſeiner Kunſtentwickelung und der unſterblich merkwürdigen Belagerung jener Stadt höchſt lehrreichen Buche, welches unter dem Titel Beschryvinge der stede Leyden etwa 1613 oder 1614 gedruckt iſt.

Den urſprünglichen Angriff (captura) Fahndung und Verhaftung der in Köln verwirkenden Verbrecher beſaß die Stadt; ihr Gefängniß war der feſte in die Rheinmauer eingeſchloſſene Frankenthurm.

Nachdem ſich die durch die ſtädtiſche Behörde geführte Unterſuchung ſo weit aufgeklärt hatte, daß es einſichtlich geworden war, daß der Ergriffene und Verhörte ſich der Anklage ſchwerlich werde erwehren können, wurde er von der Stadt Köln dem Greven ausgeliefert.

Bei dieſer Handlung wurde ein anderer Stein merkwürdig. Es ſtand nämlich an dem Frankenthurm auswärts an die Mauer angelehnt eine Art von Sitzſtein. Auf dieſen mußte der Angeklagte ſich ſtellen. Jetzt wurde ihm von der ſtädtiſchen Behörde ein Trunk Wein *) zum Abſchied gereicht,

---

*) Der gereichte Trunk war wohl zugleich ein Trunk der Liebe und Hoffnung, daß der Gefangene möglicher Weiſe doch könne freigeſprochen werden, immer war er ein chriſtlich tröſten-

und nun trat er zwiſchen die Schergen des hohen Gerichts, welche ihn nach dem gewöhnlichen Gefängniſſe dieſer Behörde, nach dem Grevenkeller, abführten.

---

des Liebeszeichen. Dergleichen Liebeszeichen bei ſo harten Dingen und Verhandlungen begegnen wir mehreren höchſt rührenden, zum Beiſpiel in Neuß nach dem alten Stadtrecht (Geſchichte der Stadt Neuß von Löhrer 1840.): Wann der Gefangene zuletzt aus dem Thurm herausgeführt ward, um ſein Urtheil verleſen zu hören, wo dann entweder zur Loslaſſung oder Hinrichtung geſchritten werden mußte, ward er erſt dreimal gegen die Sonne durch den Scharfrichter umgekehrt und dann losgebunden und frei hingeſtellt; worauf nach einigen Fragen und Formeln das Urtheil verleſen ward.

Sonne und Licht was bedeuten ſie hier bildlich? Hoffnung und Freude bedeuten ſie immer; hier ſollte wohl der Hoffnungsſtral bezeichnet werden, daß der Entfeſſelte bildlich der Freiheit Wiedergegebene vielleicht noch könne freigeſprochen werden. Die Finſterniß und die lichtleere Weltſeite bedeuteten Unglück und Tod; das Niflheim (das düſtre kalte Nebelland) war laut der Sage auch die Wohnung der Hel oder der Todesgöttin; der Galgen ſtand gewöhnlich gegen den Norden gerichtet, die Hinzurichtenden wurden gegen Norden geſtellt, bei den Frieſen hieß der Galgen der aiſche nerderne Baum.

Nun begann ein neues Verhör und neue Unterſuchung, und wenn am Schluſſe dieſes hochnothpeinlichen Verfahrens das Todesurtheil ausgeſprochen war und die kurfürſtliche Beſtätigung erhalten hatte, wurde der arme Sünder am Tage vor der Hinrichtung in ein neues Gefängniß abgeführt, welches angenehmer als der Grevenkeller ſeyn mogte. Dieſes lag unmittelbar hinter dem gewölbten Durchgang, durch welchen man von der Straße am Hofe auf den Domhof gelangt. Dieſes Gefängniß hieß die Hacht*). Hier durften Prieſter und andere Tröſter den Gefangenen beſuchen. (Er war alſo, ſpaniſch zu ſprechen, in die Kapelle gebracht.)

Am Tage der Hinrichtung fand die Ceremonie des Blauen Steins Statt. Der Verurtheilte wurde nämlich, ehe er nach Melaten abgeführt wurde, einem kleinen Ort eine Viertelſtunde vor der Stadt vor dem Hahnenthor, wo Henkerbühne und Galgen ſtanden, zuerſt im feierlichen Zuge vor den Blauen Stein gebracht. Hier ergriff ihn ein Gerichtsdiener und ſtieß ihn mit dem Kopf an den Stein, indem er ihm den Reim zurief:

---

*) nord. Hakte, haken hachten, übergehend in f häften (Haft); auch hegen und Hag (Umſchließung Umzäunung) gehört dahin. Der Begriff des Feſtmachens Einſchränkens.

Drum bringt herbei mir das Mädlein hold!
Den Strahl der blitzenden Klinge!
Die Männerſchlacht und der Minneſold
Sind tapfre freudige Dinge.
Es ſoll Cupido als Schenke friſch
Das Luſtgelag mir beſitzen
Und Roſen ſollen am Zechtiſch,
Cythereens Roſen, auch blitzen.

Doch ewig weg mit dem jungen Moſt!
Hinweg von roſigen Lippen!
Dem Waſſertrinker mit ſolcher Koſt
Füllt auf die ſpakrigen Rippen!
Beſtraft mit geſtern gepreßtem Wein
Des Trinkgelages Verſpötter!
Er zeigt als Irrwiſch der Lichter Schein
Und unter dem Tiſche die Götter.

Doch mir mit Mädchen und Roſen jung
Den ältſten Greis aus dem Keller!

Sein

Ich ſtoße dich an dieſen Stein,
Du kommſt zu Vater und Mutter nimmer heim.

So alſo ſtand der Kölner Gerichtsbrauch mit dem Blauen Stein. Der liebe Freund Schenk winkt in Hinſicht der Bedeutung dieſes Brauchs auf den ſogenannten Schandſtein (lapis vituperii) hin, von dem bei mittelaltrigen Strafen ſo häufig Erwähnung geſchieht; er weiſt auch auf die Meinung Einiger hin, durch den Steinſtoß ſey die Erklärung ausgeſprochen, daß das Urtheil von nun an unerſchütterlich und ſeine Vollziehung unabwendbar ſey. Ich muß aber bemerken, daß dieſer Stein mit denen, die man gewöhnlich lapides vituperii nannte, keine Aehnlichkeit hatte; denn die lapides vituperii waren tragbar (lapides portabiles), ja man hat ſich ſogar nur kleinere Steine zu denken, die mit Kettchen an einander befeſtigt waren und auf den Schultern getragen wurden, zumal da Weiber meiſtens mit dieſem Steintragen geſtraft zu ſeyn ſcheinen. Solche werden in den Geſetzen von Brabant und der Champagne genannt (S. Du Cange s. v. lapis et putagium). Weiber, welche ſich mit Schandworten oder wirklicher Haarzauſerei zerriſſen hatten, mußten zur Strafe ſolche Steine durch beſtimmte Straßen und Viertel der

Stadt umtragen. Ein ganz ähnlicher Brauch hat auch in Hamburg gegolten. Auch in Schweden gab es ſolche Schandſteine, welche Stadtſteine hießen (S. Ihre Glossar. s. v. sten) und womit Ehebrecher beſtraft wurden. Die Art der Vollziehung dieſer Strafe ſcheint mit der Beſtrafung jenes Verbrechens bei den alten Franken und Sachſen weiland viel Aehnlichkeit gehabt zu haben, bei welchen ſolche Sünder mit Steinen beladen nackt vor allem Volk durch die Straßen umherlaufen mußten, wobei es hin und wieder auch noch einige unnennbare Ceremonien und Handgreiflichkeiten gab. Die ſchwediſche Ehebrecherin trug ſolchen Schandſtein nach der Geſtalt des Hauptgeräths zu jener Sünde gebildet auf den Schultern den Mitſünder aber auf ihrem Rücken. So mußten ſie durch die Stadt einherziehen und wurden damit aus dem Weichbilde derſelben gebannt. Ich glaube jedoch, unſer Blauer Stein hat eine tiefere und geheimere Bedeutung, wie ſchwer dieſe auch jetzt noch zu errathen geſchweige zu finden ſeyn mag.

Wir kommen nun zu dem Blauen Stein von Leiden, welcher, wie es ſcheint, noch eine höhere und merkwürdigere Rolle ſpielte. Er lag vor dem Gerichtspallaſte, der, wahrſcheinlich nach ihm genannt, der Graveſtein oder Stein des Grafen hieß. In dieſem Blauen Stein erſcheint gleichſam etwas Urſprüngliches und Heiliges (doch was iſt heiliger als Rechtspflege?); denn die Bonnen oder Viertel der Stadt hatten alle ihre Durchſchnitte ſo, daß die Ausläufe derſelben und der Hauptſtraßen von dem Blauen Stein begannen, welcher als der Mittelpunkt und das Herz der Stadt ſcheint gedacht worden zu ſeyn.

Doch ich laſſe meinen Beſchreiber ſelbſt reden; er wird das Ebengeſagte durch ſeine ganze Erzählung am beſten beſtätigen. Hier iſt ſie:

„Ehe wir eine genauere Ueberſicht von der Eintheilung dieſer Stadt geben und auf die erſte Vergrößerung derſelben kommen, darf hier die Gerechtigkeit von dem Blauen Stein nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, welcher von Alters her unter der Bürgerſchaft für etwas Sonderliches und, ſo zu ſagen, für etwas Heiliges gehalten werden, nicht allein in Hinſicht der Halsſachen, die mit dem Schwerdt oder andersweiſe abgemacht wurden und dort zu geſchehen pflegten und geſchehen mußten laut ſicherer alter Privilegien, die bis zu den Zeiten gedauert haben, als Philipp von Burgund dieſe Lande

„regierte, welcher den Bürgermeiſtern und Pflegern dieſer Stadt, die auf ſein Anhalten das Gefängniß 's Gravenſtein genannt, welches ganz verfallen war, auf Koſten und Laſten dieſer Stadt wiederherſtellen und aufbauen ließen, durch ein ſicheres im Jahr 1464 gegebenes Privilegium erlaubt und vergönnt hat, ihre Miſſethäter, welche an dem Leben geſtraft wurden, auf dem Gravenſtein hinrichten zu dürfen, ſo wie es noch heutiges Tages gethan und gehalten wird. Aber es iſt auch ein ſonderlicher Brauch, wodurch man das Recht aller Vollbürger dort hielt als daran gebunden und geknüpft. Da es ganz ausgemacht iſt, daß alle Bürger nach der alten Kür nirgends empfangen noch angenommen werden mogten als in oder vor dem Rathhauſe, ſo konnte auch niemand ſeines Bürgerrechts verluſtig werden als auf dem Blauen Stein, und zwar mit Untergehung folgender Feierlichkeiten, welche bis vor etwa vierzig verlidenen Jahren *) im Gebrauch geweſen und geblieben ſind, und die waren dieſe folgenden:

„Wenn ein Bürger oder Poorter **) von

---

*) Da das Buch 1613 oder 1614 gedruckt iſt, ſo giebt dieſe Angabe etwa das Jahr 1570.

**) So heißt im alten Niederland der Vollbürger, wahr-

„Leiden mit Schulden beſchwert war und alle ſeine „Güter ſo bewegliche als unbewegliche durch „Rechtsforderung oder nach dem Lauf der Vierſchaar*) (Gericht, heißt auch die vier Bänke) „ausgenommen und verkauft waren, ſo hatte man „doch kein Recht auf ſeine Perſon, ſo lange er „Vollbürger war; welches ihm erſt und vorher genommen ſeyn mußte und entbürgern oder ontpoorteren hieß. Um dazu zu gelangen, ſo mußte „gegen den Schuldner von wegen ſeines Schuldforderers oder durch deſſelben Fürſprech oder Gevollmächtigten ein richterlicher Spruch gethan ſeyn, „daß er ihn an ſeinem Bürgerrecht pfänden wollte. „Wann das gethan war, ging der Fürſprech mit „dem Schulzen zwei Schöffen und dem Schreiber, die früher dazu erſucht waren, auf den „Blauen Stein. Wann ſie dort angekommen waren, ſprach der Fürſprech, den Beweis ſeiner „Schuldforderung in der Hand, mit unbedecktem

---

flämiſch von Poort (Thor), als der da das Recht des freien Ausgangs und Eingangs durch die Stadtthore hat. Daher heißt poorteren zum Bürger aufnehmen ontpoorteren entbürgern.

*) Weder der Name Vierſchaar oder die vier Bänke hat Warnkönig in ſeiner Flandriſchen Rechtsgeſchichte an mehreren Stellen ſehr gut erläutert.

„Haupte: Herr Schulz, ich als Gevollmächtigter
„von N. meinem Auftrager erſuche hier den B.
„(ſeinen Namen nennend) an ſeinem Bürgerrechte
„zu pfänden, um von demſelben eine Summe beizutreiben,
„die er von ihm zu fordern hat laut
„des Beweiſes, welchen ich hier in Händen habe —
„welches der Fürſprech etwas näher beſtimmte, ob
„es ein Fundniß (vonnisse, ſchon gewonnenes Urtheil)
„oder Beſiegelung (besegeltheit) war —
„und bitte, daß dieſe Pfändung mag geſchätzt werden.
„Und ſetzte der Schulz unterdeſſen das Unterſte von
„ſeinem Stab*), den er nach ſicheren darauf ſich beziehenden
„Privilegien in ſeiner rechten Hand tragen
„mußte, auf den Blauen Stein, ſprechend zu dem
„älteſten der anweſenden Schöffen: „Herr Schöff,
„ſchätzet die Pfändung. Gab der Schöff zur Antwort:
„„dem Schulzen für ſeine Buße zwei Schilling,
„alles den vierten Pfennig beſſer.“ Fragte

---

*) Hieß der kurze oder rothe Stab: corte roede, rode roede. Dieſer Stab war das Zeichen der Gewalt. Eben ſo trugen die Bürgermeiſter von [illegible] ([illegible]) als Gewalthaber (magistri violentiorum) oder [illegible] bei feierlichen Aufzügen und an Markttagen einen eiſernen oder hölzernen Fausthammer in der Hand; ein dazu beſtellter und beſoldeter Knab trug ihnen einen Stab nach, auch trug er einen kurzen Degen im Gurt als Zeichen des jus gladii.

„ferner der Fürsprech: „Herr Schulz, wie lange
„soll die Pfändung stehen?“ Und der Schulz, ge-
„gen den zweiten oder jüngsten Schöffen gewendet
„und ihn zum Fundniß (Urtheilsfindung) auffordernd
„wies es zur Ueber-Quernacht (auf den folgenden
„Tag). Wann dies dem Schuldner durch den Für-
„sprech von einem der Stabträger (Gerichtsdiener)
„angekündigt ward und die Pfändung unterdeß
„nach den obenerwähnten Ansprüchen (Keuren) voll-
„bracht war, indem von wegen des Gepfändeten
„keine Pfandkehrung (Einspruch Abwendung) ge-
„than ward — welches ihm frei stand, worauf
„die Partheien oftermalen auf ein Erkenntniß hin-
„gewiesen wurden — trug der Fürsprech dem Schul-
„zen die Pfändung in offenbarer Vierschaar auf,
„um dieselbe nächstens oder ihm zu Gute zu schei-
„ten (auszusprechen); worauf der Schulz zweimal,
„jedesmal an einem besondern auf einander fol-
„genden Gerichtstag, keine Quernacht nehmen
„mogte, aber, wann den dritten folgenden Gerichts-
„tag wieder die Pfändung angetragen ward, mußte
„der Schulz entweder die Pfändung an sich neh-
„men und dem Pfänder, nämlich dem Schuldfor-
„derer, die Schuld nebst den Beitreibungskosten
„vollziehen — in welchem Fall das Recht des Pfän-

„ders an den Schulzen kam und von ihm nebſt ſeinen Bußen von zwei Schillingen nebſt den Beitreibungskoſten und dem vierten Pfennig beſſer von dem Schuldner mogte eingefordert werden — oder derſelbe mußte dem Pfänder zu Gute ſchelten, um ſein Recht fordern zu können. Wie dem ſey, der Gefangene mußte geſetzlich davon benachrichtigt werden. Wann der Gepfändete ſeinem Schuldforderer von allem, nämlich der Hauptſumme den Koſten und dem vierten Pfennig beſſer — falls der Pfänder begehrte beizutreiben, welches wohl in ſeinem Vermögen ſtand aber nicht ſehr anſtändig gehalten und unter anſtändigen frommen Leuten nicht viel gebraucht ward — nicht bezahlte, ſo ward er nach Verlauf der durch die Küren dazu geſetzten Zeit zur Entbürgerung geladen, in dieſer Weiſe, nämlich:

„Daß der Schulz mit zwei Schöffen und dem Schreiber auf Anforderung des Fürſprechs und mit ihm wieder auf den Blauen Stein ging, allwo der Fürſprech wie zuvor aufrief: Herr Schulz, ich Gevollmächtigter von A. habe B. gepfändet an ſeinem Bürgerrecht zur Befriedigung meiner Schuld, die Pfändung iſt mir zu Gute geſcholten, mein Auftrager bleibt unbefriedigt; ich

„verlange, daß B. mit Beobachtung aller Solemnitäten möge entbürgert werden, auf daß mein Auſtrager gegen ihn möge weiter verfahren, als Recht iſt. Und hiebei hat er nicht nur die Pfändungsakte ſondern auch den Beſcheid, daß ihm dieſelbe zu Gute geſcholten war, in der Hand. Der Schulz ſeinen Stab wie vorher wieder auf den Blauen Stein geſtellt habend forderte den erſten oder älteſten Schöffen zum Fundniß auf, was hierin fürder zu thun ſey? Wann dieſer dann geſagt hatte, daß der beſchuldigte Bürger annoch müßte ausgerufen werden, ob etwa jemand weſen mögte, der für ihn Bürge und Einſteher mögte bleiben wollen, wurde durch einen Stabträger ausgerufen: Iſt da jemand, der für B., Bürger dieſer Stadt, der an ſeinem Bürgerrecht gepfändet iſt, Bürge werden oder für ihn einſtehen will, der komme hier hervor und ſpreche. Und nach einer Ausrufung von einmal zweimal dreimal und viermal über Recht*), rief der Schulz den zweiten Schöffen um Fundniß auf, welcher in der

---

*) Dieſes vierte Mal war alſo eine Zugabe der Gute, dergleichen wir, zumal bei ſchweren Fällen, in dem alten deutſchen Verfahren ſo viele finden.

„That dieſe Worte ſprach: Nach dem Mal gegen
„B. unſern Bürger den Geſetzen und Küren gemäß
„verfahren und er im Gebrech von Bezahlung
„geblieben iſt, und da niemand hervorkommt, der
„für ihn verantworten einſtehen und Bürge werden
„will, ſo werden ihm alle ſeine Rechte und Privilegien,
„die ihm als Bürger dieſer Stadt zukamen,
„hiedurch abgeſprochen, damit gegen ihn ferner und
„weiter verfahren werden könne, wie das Recht
„vermag. Als ſolches gethan und durch den Pfänder
„Akte davon genommen war, mogte er den
„Entbürgerten in das geheime Gefängniß ſo
„lange fangen bringen und halten, bis er bezahlt
„war. Doch bevor er dahin gebracht wurde, war
„der Schulz gehalten ihn dreimal um den Blauen
„Stein zu leiten und bei jeder Kehre zu fragen,
„ob da jemand wäre, der ihn verbürgen wollte?
„Und wenn niemand hervorkam, ward er zum Gefängniß
„abgeführt.“

S. 23. „Nachdem ich die vorerwähnten Verfahren
„bei der Entbürgerung der Bürger zu Ende
„gebracht habe, will ich zu einer Erläuterung derſelben
„beifügen, wie und auf was Weiſe man
„vor alten Zeiten binnen dieſer Stadt die Strafgerichts-Vierſchaar
„zu ſpannen oder zu bannen

Sein' alte Jugend hat raſchen Schwung,
Mit jedem Jahre wird ſchneller:
Er hat in heiliger Bacchuswuth
Die Leu'n gebändigt vor Jahren.
Drum woll' der Himmel uns junges Blut
Und alte Weine bewahren!

2.

Des Lebens Jubel iſt erſchienen,
Man trägt die Tonnen ſchon herbei.
Kommt all', ihr Naſen mit Rubinen!
Und haltet uns die Lichter frei!

Um eure leuchtende Laterne
Verſammle ſich, was luſtig iſt,
Vor deren Glanz das Licht der Sterne
Und ſelbſt der Mond in Dunſt zerfließt.

Euch wuchs aus hunderttauſend Weinen,
Was Hermes ſchwitzend oft verflucht,

„pflegte, ſo wie ich dieſelbige aus gewiſſen Schriften, „von der Hand meines Ohms Jan van Hent „geſchrieben, kopirt habe, des Inhalts, wie er hier „folgt:

Von Alters pflegte die Vierſchaar in Strafſachen von dem Schulzen, welcher hier die ſprechende Perſon iſt, alſo geſpannt oder gebannt zu werden:

1. Ich frage Euch ein Fundniß N.; (einen der Schöffen anredend) ob ich alſo guter Zeit bin gangen ſitzen vor dem Mittag, daß ich Recht mag thun von meines Gnädigen Herrn wegen von dem höchſten Recht vom Tod vom Mord von Manns Leben und weiter von allem, was von dem höchſten Recht zu thun iſt?

Der Schöffe antwortet: Ich weiſe für Recht, daß Ihr, Herr Schulz, guter Zeit u. ſ. w. (alle die vorhergehenden Worte wiederholend).

2. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob ich die Bank alſo beſetzt habe mit Schöffen, daß ich Recht mag thun von meines Gnädigen Herrn wegen von dem Höchſten? Schöffe: Ich weiſe für Recht, daß Ihr die Bank u. ſ. w.

3. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob ich

das Recht verzog mit Findung mit Achtung mit Berath oder mit irgend einer Sache, bis die Sonne ihr Höchſtes gethan hatte, daß es meinen Gnädigen Herrn an ſeinem höchſten Recht nicht ſchädigen ſoll? Schöffe: Ich weiſe für Recht, daß Ihr das Recht verzieht (vertreckt) u. ſ. w.

4. Ich frage ein Fundniß N., ob ich diejenigen, welchen ich auf heute einen Tag gelegt habe, alſo guter Zeit habe tagen laſſen, daß ich ſie von meines Gnädigen Herrn wegen zu Recht anſprechen mag von dem höchſten Recht? — Hier ward nun die Ladung verleſen, und als das geſchehen, ſprach der Schöffe: Ich weiſe für Recht u. ſ. w.

5. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob der Todte alſo beſchaut iſt von Schöffen, daß es kenntlich iſt, daß er von Manns Hand und Verwundung geſtorben iſt? (Der Schöffe antwortet immer auf alle Fragen mit Wiederholung derſelben Worte).

6. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob die todte Hand abgenommen iſt, wie Recht iſt?

7. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob ich mit der todten Hand Recht thun mag, gleich als wenn der Todte hier gegenwärtig wäre? Ich ſage, daß ich's wohl thun mag, zeige ich die todte Hand vor, wie's Recht iſt.

8. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob ich ſchuldig bin die Hand vorzuzeigen? Schöffe: Ich weiſe für Recht, daß Ihr, Herr Schulz, ſchuldig ſeyd die Hand vorzuzeigen hier in der gebannten Vierſchaar.

9. Hier zeigte der Schulz die Hand und darauf ſagte er: Ich frage Euch ein Fundniß, N., ob ich die Hand vorgezeigt habe, als Recht iſt?

10. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob ich die Hand mag emporheben und wieder hervorholen, meines Gnädigen Herrn Recht damit zu bewahren? ob ich es zu thun habe? und ſage, daß ich es wohl thun mag, als Recht iſt.

11. Ich frage Euch ein Fundniß N., ob ich mit Recht ſchuldig bin fortzufahren mit klagelichen Worten oder mit Waffenruhe? und ſage, daß ich ſchuldig bin fortzufahren mit klagelichen Worten ohne Waffenruhe *).

---

*) Merkwürdiges Wort, hinweiſend auf das urſprüngliche unmittelbare Sichſelbſtrechtnehmen durch Waffenzückung. Daher bei Gewaltthaten oder bei dem Schrei über einer gefundenen Gewaltthat Mord u. ſ. w. der übliche Anruf Waffen! Waffen! Waffenruhe bedeutet hier alſo den Nichtangriff des Miſſethäters.

12. Ich frage Euch ein Fundniß N.: Nenne ich den Todten und den Lebenden in meiner Klage, daß ich von meines Gnädigen Herrn wegen damit beſtehen mag in meinem Recht? Schöffe: Ich weiſe für Recht, daß, ſo Ihr, Herr Schulz, den Todten und Lebenden in Eurer Klage nennt, daß u. ſ. w.

Schulz: So klage ich hier über N. (hier nannte er den Verbrecher) und ſage ihn an, daß er N. (hier nannte er den Todten) getödtet gemordet und niedergelegt*) und die Unthat ſelbſt mit der Hand gethan hat in meines Gnädigen Herrn Landen von Holland und in der Balleiſchaft von Rheinland und in der Stadt Leiden, und ſage, daß er daran ſeinen Leib und ſein Gut verwirkt hat; und wollte er dagegen ſagen, da wollte ich von meines Gnädigen Herrn wegen mehr zu ſagen.

---

*) ter mauwe gevreemt' heißt wörtlich der Hemdärmel gefremdet. Treck de Mauwen up! (Zieh die Hemdärmel auf!) klingt es noch jetzt im plattdeutſchen Lande, wenn jemand ermahnt wird tüchtig zu arbeiten oder zu kämpfen. Zur Mauwen gefremdet heißt alſo wohl der Fauſtkraft beraubt. Es wäre das nach getödtet gemordet freilich ein Ueberfluß, aber die alten Formeln ſind mit ſolchen Wortüberflüſſen und mit manchen Hinterſt Vorderſt behaftet.

13. Und ich frage das Fundniß, was ich haben ſoll für meine Klage? Schöffe: Ich weiſe für Recht, daß Ihr, Herr Schulz, haben ſollt für Eure Klage, daß Ihr den Verbrecher möget heiſchen von dem höchſten Recht um ſeinen Leib und ſein Gut.

Schulze: So heiſche ich hier von meines Gnädigen Herrn wegen in die Vierſchaar von dem höchſten Recht um ſeinen Leib und ſein Gut N. oder wie er mit ſeinem chriſtlichen Namen oder Zunamen genannt werden mag, einmal zweimal dreimal über Recht und ſage ihn an, daß er N. getödtet gemordet und niedergelegt und die Unthat ſelbſt namentlich mit der Hand gethan hat in meines Gnädigen Herrn Landen von Holland in der Balleiſchaft von Rheinland und in der Stadt Leiden, und ſage, daß er daran ſeinen Leib und ſein Gut verwirkt hat. Wollte er dagegen etwas ſagen, ſo wollte ich von meines Gnädigen Herrn wegen mehr dazu ſagen.

14. Und ich frage Euch ein Fundniß, N., ob ich ihn wohl geheiſchet habe, als Recht iſt?

15. Und ich frage Euch ein Fundniß, N., und ſage, kommt er nicht vor auf die Heiſchung binnen der ſtehenden Vierſchaar, als Recht

iſt, daß er verfallen iſt von ſeinem Leib und Gut?

16. Ich frage Euch ein Fundniß, N., wie ich ſchuldig bin damit fortzufahren, und ſage, mit Bruch und mit Brand und Bannling *) zu legen!

17. Ich frage Euch ein Fundniß, N., wie lange daß ich ſchuldig bin ihn Bannling zu legen, und ſage, hundert Jahre und Einen Tag auf ſeinen Leib.

18. Ich frage Euch ein Fundniß, N., wie lang und wie breit, wie weit und wie ſeit **)? und ſage, ſo lang und breit und ſo weit und ſeit, als meines Gnädigen Herrn Gränzen der Grafſchaft Holland reichen.

19. Ich frage Euch ein Fundniß, N., ob ich ihn recht ſogleich Bannling legen ſoll oder warten, bis die Sonne ihr Höchſtes gethan hat vom Tage?

Schöffe: Ich weiſe für Recht, daß Ihr, Herr Schulz, warten ſollt, bis die Sonne ihr Höchſtes gethan hat vom Tage.

---

*) Banlink oder Ballink eigentlich ein Verbannter, entſpricht dem deutſchen Geächteten.

**) wiet un ſiet eigentlich: weit und niedrig.

Hier hält nun der Schulz inne, bis die Glocke über zwölf iſt, und darauf ſagt er: So nun die Glocke zwölf geſchlagen hat, begehr' ich, daß zwei Schöffen küren (ausſprechen) ſollen, ob die Sonne das Höchſte gethan hat vom Tage; und

20. frage ich Euch, N. und N., ein Fundniß, ob die Sonne u. ſ. w.

Hier gingen zwei Schöffen aus der Vierſchaar und ſahen nach der Sonne, und wiederkommend ſagten ſie: Wir weiſen für Recht, daß die Sonne das Höchſte gethan hat von dem Tage.

Schulz: So lege ich nun von meines Gnädigen Herrn wegen Landbannling N. oder wie er mit ſeinem chriſtlichen Namen oder Zunamen genannt weſen mag, hundert Jahr und Einen Tag auf ſeinen Leib, alſo lang und breit alſo weit und ſeit, als meines Gnädigen Herrn Gränzen der Grafſchaft Holland reichen, und gebiete allen Landpflegern und Landboten allen Schulzen und Schulzenboten und allen Beamten, wo ſie ihn immer bekommen können, daß ſie ihn haften und halten und in meines Gnädigen Herrn Schlöſſer bringen. Ich gebiete, daß niemand dieſem vorgenannten Bannling weder meſſe noch mahle ihn weder hauſe noch hoſe ihm weder Brunnen noch Flur weder Schiff noch Weg leihe.

Dann folgt noch eine andre Formel, die ich holländiſch herſetze, und dann deutſch überſetze:

Dat niemandt desen voorschreeven Ballink en meet noch en mael, en put noch en pael, en scheep noch en streck, en huyse noch en hove;

„Daß niemand dieſem vorgenannten Balling weder
„meſſe noch mahle weder ſchöpfe (Waſſer) noch
„pfähle (zäune, hege) weder ſchiffe noch pflüge
„(ſtrecken: die erſten groben Furchen brechen),
„ihn weder hauſe noch hoſe.

Ich verſuche zum Scherze ein Aehnliches mit deutſchem Buchſtabengleichklang:

„Daß niemand dieſem Bannling weder meſſe noch
„mahle, weder wäſſre noch beſſre, weder ſchiffe
„noch ſchaffe, weder hauſe noch hoſe.“

21. Ich frage Euch ein Fundniß, N., ob ich ihn zum Landbannling gelegt habe, als Recht iſt?

22. Ich frage Euch ein Fundniß, N.: So ich niemand anders gelegt habe von dem höchſten Recht als dieſe vorgenannte Perſon, ob ich aufſtehen und aus der Vierſchaar gehen mag, ohne daß meines Gn. Herrn Recht dadurch vermindert werden?

Schöffe, ich weiſe für Recht, daß Ihr, Herr Schulz, u. ſ. w.

So ſind wir denn durch den Blauen Stein ſteinreich an einem bunten Allerlei und Mancherlei geworden. Ich muß aber aufhören Steine zum Stein zu tragen, damit die Hinterlaſt den Vordertheil dieſes Büchleins nicht aufwippe. Alſo wir wollen hier nicht zu viel mit Steinen um uns werfen.

Was Steine bedeuten und vom Anbeginn den Menſchen auf Erden bedeutet haben, davon ſind Bücher voll geſchrieben. Der Stein iſt fürs Erſte das Geſchickteſte und Angemeſſenſte zu einem Denkmal, ehe der Menſch das Metall bearbeiten oder den Stein ſelbſt zu feineren und ſchöneren Gebilden geſtalten gelernt hat. Wir ſtaunen die Rieſenwerke der Vorzeit und die Cyklopenmauern an, und ich ſelbſt wie oft bin ich in meiner kleinen heimathlichen Inſel vor den Grabdenkmälern und Opferaltären der grauen Vorzeit und vor der Macht und Kunſt ſtill geſtanden, welche ſie einſt errichteten! Der Stein, auch der rohe weder von Hammer noch Meißel umgeſtaltete, hat und behält bei den Menſchen ſein natürliches Recht, erſtlich durch ſeine

Maſſenhaftigkeit und Dauerhaftigkeit zweitens durch ſeine Schwere und Unverrücklichkeit. Wenn Hunderte und Tauſende irgend einen Stein irgendwohin gewälzt hatten, wußten ſie, er werde wahrſcheinlich durch Jahrhunderte und Jahrtauſende ſeine Stelle zu behaupten wiſſen. So ſind Gräber Gerichtsſtätten Opferplätze Schlachtfelder, Stellen, deren Andenken man heiligen wollte, mit gewaltigen Steinen bezeichnet worden. So z. B. lagen eine Meile von Upſala auf der weiten Ebene um Danmarks Kirche die berühmten Moraſteine, bei welchen und auf welchen in früheren Jahrhunderten viele Könige Schwedens von dem vornehmſten der Reichsoberrichter, dem Lagmann von Upland, dem verſammelten Volke zur Anerkennung und Huldigung dargeſtellt wurden. So haben noch im ſiebenzehnten Jahrhundert auf dem Schlachtfelde von Lützen auf die Stelle, wo der große Schwedenkönig Guſtav Adolf gefallen war, die ſächſiſchen Bauern einen mächtigen Stein gewälzt.

Aber die Steine wurden den Menſchen noch auf andere Weiſe zudringlich und eindringlich gemacht, ſie fielen ihnen auf die Köpfe, ſie fielen vom Himmel herab. Es gab und giebt Himmelſteine, welche man jetzt Meteorſteine nennt und worüber

Der ſchönſte von den Edelſteinen,
Die Geiz in tiefer Erde ſucht.

Herbei denn! ritterliche Blume!
Mit ſolchem Ehrenglanz geziert,
Wo Bacchus in dem Heiligthume
Mit allen Göttern präſidirt.

Nichts Großes ſchafft das Wörtlein nüchtern,
Kein Kloſter hegt's in ſeinem Raum.
Auch gilt bei Helden und bei Dichtern
Hoch Weiberlieb' und Rebenſchaum.

Wann Zeus auf Sternen rund gegangen
Im Reigen mit der Götterſchaar,
So färbt' ihm Rebenſaft die Wangen
Und Roſen kränzten ihm das Haar.

Nie hat er im Olymp geſeſſen
Im ſchweren Herrſcherſtuhl allein;

vor und ſeit Chladni, der die ſchöpferiſchen Urgeſtalten der Körper und Weltkörper zuſammenzumuſiciren gelehrt hat, genug erzählt unterſucht und gefabelt iſt und woran Glaube und Aberglaube, die von unſerm kleinen Himmelskörper doch immer aufſteigen wollen, beſondern göttlichen Zauber oder Segen geknüpft ja woraus man ſogar manche kleine und große Götterbilder gehauen und gemeißelt hat. Die großen Maſſen, welche ſo in Feuerflammen und mit Knall und Schall vom Himmel fielen, ſind als Denkmäler der Verehrung und Anbetung der Völker häufig in Tempeln aufgeſtellt worden. Solche Steine waren weiland in Orchomenus am Aigos Potamos im Tempel der Diana zu Laodicea u. ſ. w. und bei weitem die berühmteſten auch in unſern Tagen noch angebeteten der ſchwarze Stein in der Kaaba (Kapelle) zu Mekka und der Blaue Stein zu Samarkand. Es erzählen uns alle Reiſenden: die zwei Wunder Samarkands, welche jeder Gläubige ſehen muß, ſind Timurs Grabmal und der Blaue Stein.

Dieſe Himmelsfälle (Διοπετῆ) wollten mich verführen, und wie? Ihre Farbe iſt bekanntlich in der Regel ſchwärzlich oder ſchwarzbläulich: der Stein in Mekka heißt der ſchwarze, der in

Samarkand der blaue. Schwarz und Blau ſind bekanntlich überall, vorzüglich in der deutſchen Sprache, die nächſten Verwandten, wie man ja zu ſagen pflegt „er hat ihn ſchwarz und blau geſchlagen;“ auch kennen wir den Ritter Blaubart düſterſten Gedächtniſſes, und in den nordiſchen Sprachen heißt der Schwarze Blaumann. Mir fielen alſo anfangs bei dem Blauen Stein die Meteorſteine ein, und ich habe dieſen Gedanken zuletzt nur aufgegeben, weil ich in den nordiſchen und germaniſchen Sagen und Mythologieen keine Spur von Anbetung vom Himmel gefallener Steine finde. Ich glaube vielmehr nach einigen germaniſchen Zeichen, welche ich ſogleich anführen will, daß der Blaue Stein vom Stoßen und Schlagen den Namen bekommen hat. Man höre:

Im alten Norden ſtand in dem Domring (Gerichtsring) oder Malring, worin von dem Gode, welcher den Richter und Prieſter in Einer Perſon vereinigte, Volksverſammlung und Gericht gehalten ward, ein großer Stein, in Norwegen und Island gewöhnlich Thors Stein*) genannt. An dieſem

---

*) S Schöning Norges Riiges Historie II. S. 345, und Eyrbyggia Saga Kv. 13.

Stein pflegte man dem Menſchen, der zum blutigen Opfertode geführt ward, vorher gewöhnlich den Rücken zu brechen. Beiläufig ſey hier geſagt, daß dieſe Menſchenopfer meiſtens Verbrecher waren. Nur in ungeheuern Bedrängniſſen, in Hungersnoth und dergleichen, brachte man den Göttern auch wohl edle und unſchuldige Opfer dar, zuweilen ſelbſt die Fürſten.

Hierher ſcheint mir auch der **Brutkamp***) unweit Alversdorp im Lande Ditmarſchen zu gehören, welchen Dahlmann uns folgendergeſtalt beſchreibt:

„Noch anziehender ſtellt ſich eine Strecke ſüd„lich von Alversdorp dar, ein zum länglichen „Viereck gelichteter Platz im ehemals dicken Ei„chenwalde. Ein einziger Zugang von der Weſt„ſeite führt hinein, die Bäume machen hier die „Steinumhegung überflüſſig doch hat der nächſte „Saum am Opfertiſche im Oſten eine Steinein„faſſung für ſich. Den Ort nennt man **Brut„kamp**, und man mögte in ihm eine heilige „Stätte ſehen, an der Neuverheirathete, wie man

---

*) Neocorus Kronik des Landes Ditmarſchen von Dahlmann I. S. 560.

„denkt, geopfert. Allein das Wort Brut Braut „gehört ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach zu „den allerungewiſſeſten deutſchen Wörtern. Brutbank im 103. Kapitel des alten Schleswiger „Stadtrechts ſcheint eine Gerichtsverſammlung zu bedeuten.“

Ich meine, der Name Brautkamp und der Opfertiſch weiſen auf den alten Brauch in heidniſcher Zeit hin, der nun freilich lange aus dem Gedächtniß der Menſchen verſchollen und vergeſſen iſt. Zugleich erinnere ich hinſichtlich der Sprache, daß die ſkandinaviſche Mundart ſich hier mit der frieſiſchen und ſächſiſchen begegnet hat. Brott Brut (von bryta) heißt nordiſch beide Bruch und Verbrechen. Das war alſo eine Stelle, wo man weiland den unglücklichen Schlachtopfern die Rücken brach. Brutbenk würde demnach ein Gericht für Straſſachen bedeuten.

Nun mein Blauer Stein. Der Blau heißt in mittelaltriger Gerichtsſprache der Schlag, bläuen noch jetzt ſchlagen, Bläuel Schlägel. In Köln wurden die verurtheilten Verbrecher noch an den Stein geſtoßen. In Leiden war der Stein nur noch mit dem Namen da als der Stein der hohen Obrigkeit und der Gerichte und früherer

Urſprung und Gebrauch beide vergeſſen. Denn keine Frage, der Stein, an welchem die Todesopfer im hohen Norden zerſtoßen und gebrochen wurden, bedeutete wie die Todesſtrafe, welche dort die ſeltenſte war, das höchſte Volksgericht. So iſt denn wohl hie und da der alte Name geblieben, aber ſein Urſprung und ſeine Bedeutung waren lange verdunkelt.

Mehreres und Beſſeres über eine immer dunkle und räthſelhafte Sache weiß ich nicht.

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

Bei Eduard Weber in Bonn iſt unter Andern erſchienen:

Kleine
hiſtoriſche und philologiſche Schriften

von

B. G. Niebuhr.

In zwei Bänden. gr. 8. geb. 1828—1843. 4 Thlr. 12 ggr.

Grammatik der romaniſchen Sprachen.

Von

Dr. **Friedrich Diez**,

ordentl. Profeſſor der neueren Literatur an der Univerſität zu Bonn.

In drei Bänden. gr. 8. 1836—1844. 6 Thlr.

Johann Georg Schloſſer's
Leben und literariſches Wirken.

Von

D. **Alfred Nicolovius**,

Profeſſor an der Königl. Univerſität zu Bonn.

gr. 8. geheftet. 1844. 1 Thlr. 12 ggr.

Denkſchrift
auf
Johann Heinrich Ludwig Nicolovius.

Von

D. **Alfred Nicolovius**.

Mit einem Bildniß.

gr. 8. geheftet. 1841. 1 Thlr. 20 ggr.

Kleine Schriften
zur
Griechiſchen Litteraturgeſchichte
von
Dr. **F. G. Welcker,**
Ober-Bibliothekar u. ordentl. Prof. der Philologie zu Bonn.
gr. 8. geh. 1844. 2 Thlr. 16 ggr.

Die Griechiſchen
Tragödien
mit Rückſicht auf den epiſchen Cyclus
geordnet
von
F. G. Welcker.
In drei Bänden. gr. 8. 1839—1841. 9 Thlr. 8 ggr.

Der epiſche Cyclus
oder
die Homeriſchen Dichter
von
F. G. Welcker.
gr. 8. 1835. 2 Thlr. 16 ggr.

Essais
littéraires et historiques
par
A. W. de Schlegel.
gr. in 8. cart. 1842. 3 Thlr.

Rheinſagen

aus
dem Munde des Volks und deutſcher Dichter
für
Schule, Haus und Wanderſchaft.
Von
Dr. **Karl Simrock.**
Dritte vermehrte Auflage.
8. cartonnirt. 1841. 1 Thlr 16 ggr.

Wieland der Schmied.

Deutſche Heldenſage
von
Dr. **Karl Simrock.**
Nebſt Romanzen und Balladen.
8. geheftet. 1835. 1 Thlr.

Zwanzig
Lieder von den Nibelungen.

Nach
Lachmanns Andeutungen
wiederhergeſtellt
von
Dr. **Karl Simrock.**
Mit einer Vorrede.
8. geheftet. 1840. 18 ggr.

Karlmann.

Ein Gedicht

von

Guſtav Pfarrius.

8. geh. 1841. 14 ggr.

Chriſtina
Königinn von Schweden
und ihr Hof.

Von

Dr. W. H. Grauert,

ordentl. Profeſſor der Geſchichte zu Münſter.

Zwei Bände. gr. 8. 1837—1842. 4 Thlr. 12 ggr.

Die Phönizier.

Von

Dr. F. C. Movers,

ordentl. Prof. d. Theologie an der Univerſität zu Breslau.

In zwei Bänden.

Erſter Band: Unterſuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier, mit Rückſicht auf die verwandten Culte der Karthager, Syrer, Babylonier, Aſſyrer, der Hebräer u. der Aegypter. gr. 8. 1841. 3 Thlr. 12 ggr.

Origenes.
Eine Darſtellung
ſeines Lebens und ſeiner Lehre

von

Ernſt Rud. Redepenning,

Doctor u. auß. Prof. der Theologie zu Göttingen.

Erſte Abtheilung. gr. 8. 1841. 2 Thlr 12 ggr.

Der Schmied muß ihm die Trauben preſſen
Und Ganymedes ſchenkt ihm ein.

Nicht ſchlechter ſei es hier auf Erden!
Der Menſch hat den Olymp gebaut,
Und jeder kann zum Gotte werden,
Der fleißig in die Becher ſchaut.

Er wirft das Ziel der Lebensſchwere
Tief zu den Hefen in das Faß,
Und findet ſeines Taumels Sphäre
Mit Mädchen in dem grünen Gras.

Friſch auf! ihr Mondſcheineangeſichter!
Mit vollen Kehlen hoch gepreiſt,
Was durch das Freudenloch der Trichter
In klingende Pokale fleußt!

Es weiche keiner von dem Sitze —
Dies heilige Geſetz ſteh feſt! —

Die
Rheiniſchen ritterbürtigen Autonomen

von

E. M. Arndt.

Est locus et plurimis umbris.
Horatius.

Hinter dem Berge wohnen auch noch Leute.
Tuisko.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1844.

Bei'm Stöbern unter meinen alten Papieren finde ich einzelne Aufzeichnungen, die ich in den jüngſtverfloſſenen Jahren über einzelne Erſcheinungen und Entwickelungen des ſtändiſchen Lebens in unſern Rheinlanden gemacht habe. Die Geſchichte ihrer Entſtehung iſt die Geſchichte der meiſten politiſchen Geburten, wenigſtens meiner kleinen Geburten. Sie ſind in Wechſelgeſprächen, wenn man will auch in Wechſelgezänken, entſtanden, welche ich über ſolche Gegenſtände wirklich faſt mehr mit Adlich- als mit Bürgerlich-gebornen gepflogen habe. Ich bin bei ſolchen geſellſchaftlichen Geſprächen und Gezänken häufig der Ariſtokrat geſcholten worden; mein lieber ſeliger Freund Friedrich Räke pflegte mich wohl mit dem Beinamen *brennender Ariſtokrat* zu ſchelten. Denn ich habe für den großen und kleinen Bauren und für ihre würdige Erhaltung und für leges agrariae, die unſrer Zeit und jeder Zeit und der Erde und dem Lande angemeſſen ſind, immer das Wort geführt und führe es noch gern. Ich hoffe, der große Bauer wird es auch aus dieſem Büchlein erkennen. Mir bleibt der Mann, der die Erdſcholle wälzt und den Acker baut, von allen Bürgern des Staats immer der erſte und treueſte und von allen Säulen des Staats immer die ſtärkſte und feſteſte.

Zu ſolchen in vergangenen Jahren leicht hingeworfenen Erinnerungen und Aufzeichnungen iſt nun, damit das Ding ein etwas buchliches Anſehen bekäme, einiges Neue hinzugethan, das vielleicht noch leichter iſt.

Dieſe leichten Aufzeichnungen und Bemerkungen zur Verſtändigung über Zeitbedungen und Zeitſtrebungen öffentlich mitzutheilen ſchien mir eben nicht unangemeſſen. Möge ich ſo glücklich ſeyn in dieſer Anſicht die Verſtändigen auf meiner Seite zu haben!

E. M. A.

Geſchrieben zu Bonn in der
Mitte des Herbſtmonds.

Die Rheiniſchen ritterbürtigen Autonomen.

Ich habe, wie es heut am Tage iſt, in den ſchönen Landen an und um den Rhein an verſchiedenen Stellen und mit verſchiedenen Wechſeln bald ein Menſchenalter gelebt und auch die Wechſel der Begebenheiten und Entwickelungen und die Wechſel der Gefühle und Anſichten der Menſchen an den Geſtaden dieſes herrlichſten deutſchen Stroms mit erlebt und durchlebt, und kann alſo ein wenig aus Erfahrung ſprechen. Für das, was ich heute beſprechen will, nehme ich mir aus dem Vielen, was dieſes jüngſtverfloſſene Menſchenalter Lehrreiches oder Neues bieten könnte, einen einzelnen Gegenſtand heraus, welchen ich früherhin öfter und unter den verſchiedenſten Beleuchtungen bei der Betrachtung und Behandlung anderer mit ihm verwandten Gegenſtände wenigſtens mit habe ins Auge faſſen müſſen, nämlich den Adel, wie Einige ihn hier am Rhein wollen Andre anders wollen Dritte gar nicht mehr wollen mögten. Ich bin in meinen kleinen Schriften gelegentlich auf die Bedeutung gekommen, welche der Adel, wie mir däucht, in unſerm deutſchen Volke und alſo auch hier am Rhein jetzt nur noch haben kann: und da bin ich nicht bloß verdacht ſondern auch misgedeutet und hin und wieder ſogar angeklagt worden, als wenn ich über dieſen ganzen Stand aus dünner und hohler Luft mit andern Raben der Zeit ein heiſeres Schaffab! Schaffab! habe ſchreien wollen. Bei verſtändigen und gemäßigten Männern brauche ich mich nun gegen dergleichen Misdeutungen Verdachte und Anklagen freilich nicht zu vertheidigen; aber die Zahl dieſer Verſtändigen iſt nimmer die große Zahl: die Menge klingelt und läutet der großen lauten Glocke des Tages gedankenlos nach.

Was hier nun weiter folgt will grade nicht als eine Vertheidigung ſondern mehr als eine Verſtändigung und Beleuchtung eines unter viel falſches und trübes Licht geſtellten Gegenſtandes angeſehen ſeyn. Da ich aber als ein ſolcher geſchaffen bin, der nur von unten nach oben und wenig von oben nach unten fliegen kann, deutſch geſagt: der irgend einen gegebenen feſten irdiſchen Gegenſtand, meinethalben einen kleinen einzelnen beſchränkten, ſich auswählen und aufs Korn nehmen muß, der an ihn die Leiter ſeiner Gedanken gleichſam anlehnen muß, um langſam und mühevoll ein bischen höher zu der Luft und dem Licht heller und allgemeiner Ausſichten Anſichten und Betrachtungen hinaufzuklettern, ſo greife ich mir eine jüngſte rheiniſche Erſcheinung heraus, die ſogenannten ritterbürtigen Rheiniſchen Autonomen, um mich ſelbſt und vielleicht auch einige Andere über ein Kapitel, worüber alle Tage ſo viel Verworrenes und Tolles hin und her gefaſelt und geſchrieen wird, wenigſtens in einigen Punkten ein wenig aufzuklären und auch den böſen Leumund abzuwenden, der mir zumal in Hinſicht mancher mir ſehr ehren- und liebenswerthen adligen Namen keineswegs ganz gleichgültig iſt, als ſey ich ein rechtes Spott und Hohn hauchendes und grinſendes Adelsmörderchen, und blaſe mit allen Chartiſten und Kommuniſten des Tages auf derſelben Pfeife.

Damit nun dieſer mein kleiner Wille geſchehen könne, folgen hier ſogleich

zuerſt

die urkundlichen Königlichen Briefe, wodurch jene ritterbürtigen Autonomen als eine dichtgeſchloſſene adlige Brüderſchaft und Genoſſenſchaft geſtiftet ſind, und zweitens

reihen ſich aus der Geſchichte und Lehre des Tages meine einzelnen Betrachtungen daran und leiten ſich weiter daraus ab.

a.

Aus dem Bericht des Staatsminiſterii über die Anträge der Freiherren von Mirbach und von Loe für ſich und andere Mitglieder des Rheiniſchen Ritterſtandes auf Herſtellung der in ihren Familien vor Einführung der fremden Geſetzgebung ausgeübten Befugniſſe bei der Beſtimmung über ihren Nachlaß habe ich erſehen: ſowohl, daß dieſe Befugniß von dem ritterbürtigen Rheiniſchen Adel in Succeſſionsfällen ausgeübt worden iſt, als auch, daß die Mitglieder des Rheiniſchen Ritterſtandes für den Fall der Herſtellung ihrer Befugniß eine beſondere Stiftung zum Beſten und im Intereſſe der von der Succeſſion in das Grundeigenthum ausgeſchloſſenen Söhne und der Töchter ihrer Familien zu errichten beſchloſſen haben. Ich habe daher in der Ueberzeugung, daß dieſes Dispoſitionsrecht in Erbſchaftsfällen eine weſentliche Bedingung zur Erhaltung des Grundeigenthums in den Familien ſey, um ſo mehr beſchloſſen, daſſelbige in den Familien des Rheiniſchen Ritterſtandes, welche es vor der Einführung der fremden Geſetzgebung ausgeübt haben, wiederherzuſtellen, als ich in gleichem Maaße landesväterlich geneigt bin, jedem Stande diejenigen Einrichtungen zu bewilligen, wodurch die Erhaltung des Grundeigenthums in den Familien und dadurch der Wohlſtand und Flor aller Klaſſen meiner Unterthanen gefördert und geſichert werden kann. Die Familienhäupter, welche darauf antragen, haben gebürlich nachzuweiſen, daß ſie zu den fruher berechtigten Geſchlechtern gehören, daß ſie ein landtagsfähiges Rittergut beſitzen, und daß ſie der vorgedachten Stiftung bis zum 1. Januar **1837** beigetreten ſind. In dieſen Familien ſoll jedem Familienhaupte, wenn nicht Verträge und anderweitige beſchränkende Familieneinrichtungen entgegenſtehen, die Befugniß beigelegt ſeyn, durch Eheberedungen durch Verfügungen unter Lebenden und auf den Todesfall, mit Abweichungen von dem gemeinen Rechte, ohne durch einen Pflichttheil beſchränkt zu ſeyn, die Erbfolge unter den Kindern, die Bevorzugung eines derſelben vor den andern, Subſtitutionen, Abfindung und Ausſteuer der Söhne und Töchter, die Verhältniſſe der Ehegatten und überhaupt alles, was auf die Erbfolge in ihren Nachlaß Bezug hat, nach freiem Gutbefinden feſtzuſetzen. Dieſe Anordnungen ſollen, wenn ſie übrigens in rechtlicher

Form abgefaßt ſind, in allen für jezt noch nicht wirklich eröffneten Erbſchaftsfällen von den Gerichtshöfen als rechtsbeſtändig anerkannt werden, ihre Gültigkeit aber erlöſchen, wenn der Beitritt zur vorerwähnten Stiftung bis zum Schluſſe dieſes Jahrs nicht erfolgt iſt. Diejenigen Familienhäupter, welche von dieſer Befugniß Gebrauch machen wollen, ſind jedoch verpflichtet, für die ſtandesmäßige Erziehung, für die Abfindung oder Ausſteuer ſämmtlicher Kinder und für die Verſorgung des überlebenden Ehegatten nach dem früheren Familienherkommen, nach der Zahl der Kinder und nach den Vermögensverhältniſſen Sorge zu tragen. Im Falle hierüber Streitigkeiten entſtehen, ſollen ſie von einem näher zu beſtimmenden ſtandesmäßigen Schiedsgerichte mit Ausſchluß der ordentlichen Gerichtshöfe entſchieden werden. Den zur vorgedachten Dispoſition berechtigten Familienhäuptern iſt auch bei Fideikommißſtiftungen die Ausübung derſelben geſtattet, doch verbleibt es rückſichtlich der Beſtätigung bei den beſtehenden Vorſchriften.

Das Staatsminiſterium hat dieſen Erlaß durch die ſämmtlichen Amtsblätter der Rheinprovinz bekannt zu machen.

Berlin den **16.** Januar **1836.**

Friedrich Wilhelm.

An das Staatsminiſterium.

So lange uns des Faſſes Ritze
Noch einen Tropfen fließen läßt.

3.

Hör' ich munter um die Tonnen ſingen,
Kannen klappern, Gläſer hell erklingen,
Dünkt es mich, ich hör' der Sphären Ton:
Muß ſogleich hinein in ſolchen Orden,
Bin einmal nun ſo gebohren worden,
Glaub' als Türk Prädeſtination.

Uebt dort oben ſich in Donnerklängen
Zeus und läßt die Wolken runzlicht hängen,
Meint ihr wohl, ich ſchlag' die Hände ſchon
Trink' ihm tapfer zu in ſolchen Nöthen;
Einen Trunknen darf kein Donner tödten:
Zeus hat auch Prädeſtination.

Laß den alten Graubart immer toſen!
Mir bringt friſche Mädchen, friſche Roſen,

b.

Verordnung die autonomiſche Succeſſionsbefugniß der Rheiniſchen Ritterſchaft und das darüber ſtattfindende ſchiedsrichterliche Verfahren betreffend. Vom 21. Januar 1837.

Da mehrere Familien unſers Rheiniſchen Ritterſtandes auf die Wiederherſtellung der dem ritterbürtigen Adel in Unſerer Rheinprovinz vor Einführung der fremden Geſetzgebung zugeſtandenen Dispoſitionsbefugniß für Erbfälle angetragen haben, und dieſe Dispoſitionsbefugniß eine weſentliche Bedingung zur Erhaltung dieſer Familien und ihres Grundbeſitzes in denſelben iſt, ſo haben Wir, ſtets landesväterlich geneigt, jedem Stande diejenigen Einrichtungen zu bewilligen, welche den Wohlſtand und Flor deſſelben befördern, Uns bewogen gefunden, durch die Order vom 16. Januar vorigen Jahrs gedachte autonomiſche Dispoſitionsbefugniß derjenigen adlichen Familien der Rheinprovinz, welche dieſelbe unter den früheren Regierungen ausgeübt haben, anzuerkennen und für ſie wieder herzuſtellen. Wir haben jedoch die Ausübung dieſer Befugniß an die Bedingung geknüpft, daß für die ſtandesmäßige Erziehung, Abfindung und Ausſteuer der übrigen Kinder und für die Verſorgung des überlebenden Ehegatten geſorgt, daß zur Sicherung dieſes Zweckes eine Stiftung gegründet und daß für die dabei entſtehenden Streitigkeiten ein Schiedsgericht errichtet werde.

Nachdem die darüber erforderten Vorſchläge bei Uns eingegangen ſind, haben Wir auf den Bericht Unſers Staatsminiſteriums nicht allein das Uns vorgelegte Stiftungsſtatut heute landesherrlich genehmigt, ſondern verordnen auch, wie folgt:

§. 1.

Die Eingangs gedachte Dispoſitionsbefugniß wird denjenigen Familien des Rheiniſchen Ritterſtandes, welche dieſelbe vor der Einführung der fremden Geſetzgebung ausgeübt haben, im Verfolg Unſerer Order vom 16. Januar 1836 hiedurch wiederholentlich anerkannt und zugeſichert. Es ſoll über dieſe Familien eine von Uns landesherrlich beſtätigte Matrikul niedergelegt werden.

§. 2.

Es können aber von dieſer Dispoſitionsbefugniß nur diejenigen Mitglieder der gedachten Familien Gebrauch machen, welche

1) ein landtagsfähiges Rittergut in Unſrer Rheinprovinz allein oder gemeinſchaftlich mit einem Andern beſitzen,

2) an der oben erwähnten Stiftung Theil haben.

Die in dieſen Familien zur Theilnahme an der Stiftung nach deren Statut nothwendige perſönliche Ritterbürtigkeit iſt zur Ausübung dieſer Dispoſitionsbefugniß nicht erforderlich.

§. 3.

Der Ehemann einer mit einem landtagsfähigen Rittergut angeſeſſenen Ehefrau iſt, in ſo fern er zu den berechtigten Familien gehört, zur Ausübung dieſes Rechts befugt.

§. 4.

Ehefrauen und Wittwen der zur Ausübung dieſes Rechts befugten Mitglieder der mehrerwähnten Geſchlechter können ohne Unterſchied, ob ſie zu dieſen Familien gehören oder nicht, dieſe Dispoſitionsbefugniß, jedoch nur allein in Beziehung auf dieſen Ehemann und die in der Ehe mit ihm geborenen Kinder, ausüben, die Ehefrauen indeſſen nur, in ſo fern dies in gegenſeitigen Verträgen oder Teſtamenten mit ihrem Ehemann geſchieht, und die Wittwen nur, wenn ſie ein landtagsfähiges Rittergut beſitzen.

§. 5.

Außer den in §. 1 gedachten Geſchlechtern ſteht dieſe autonomiſche Befugniß auch denjenigen, welche nach den näheren Beſtimmungen des von Uns heute landesherrlich beſtätigten Stiftungsſtatuts in die Genoſſenſchaft derſelben werden aufgenommen werden, und zwar auch dann zu, wann ſie an den Vortheilen der Stiftung noch nicht Theil nehmen können.

§. 6.

Die autonomiſche Dispoſitionsbefugniß beſteht in dem Recht des Familienvaters, in ſo fern Verträge Fideikommiſſe oder andere beſchränkende Familienanordnungen nicht entgegenſtehen, mit Abweichung vom Gemeinen oder Provincial-Recht, und inſonderheit ohne durch einen Pflichttheil beſchränkt zu ſeyn, nach ſeinem freien Gutbefinden die Erbfolge in ſeinen Nachlaß unter ſeinen Kindern oder, wenn dieſe vor ihm verſtorben ſind, deren Kindern, die Bevorzugung eines derſelben vor den andern, und die Abfindung und Ausſteuer der letzteren, ſo wie das Wittthum die Abfindung und die übrigen Vermögensverhältniſſe des überlebenden Ehegatten und der demſelben von dem Vermögen der Kinder etwa zuſtehenden Nutznießung und überhaupt alles, was auf die Erbfolge in ſeinen Nachlaß Bezug hat, feſtzuſetzen und anzuordnen.

In wie fern weibliche Aſcendenten dies Recht ausüben können, iſt im §. 4 beſtimmt.

§. 7.

Dieſe Dispoſitionsbefugniß kann von den Aeltern ſowohl einzeln als gemeinſchaftlich ſowohl über den Nachlaß des einen Ehegatten als über den beiderſeitigen, ſowohl vor als während der Ehe, durch Eheverträge, durch gegenſeitige oder einſeitige Teſtamente und durch andre Verfügungen unter Lebenden oder auf den Todesfall ausgeübt werden, und ſteht dabei den Aeltern frei, auf eben dieſe Art die bereits getroffenen Dispoſitionen abzuändern und aufzuheben und durch andere zu erſetzen.

§. 8.

Den zu dieſer Dispoſitionsbefugniß berechtigten Aeltern ſteht dieſelbe auch bei Fideikommißſtiftungen zu; in Anſehung der Beſtätigung derſelben verbleibt es aber bei den beſtehenden Vorſchriften.

§. 9.

Diejenigen, welche von dieſer Befugniß (§§. 6—8) Gebrauch machen, ſind jedoch verpflichtet, für die ſtandesmäßige Erziehung und Abfindung oder Ausſteuer ihrer ſämmtlichen übrigen Kinder, ſo wie für die ſtandesmäßige Erhaltung des überlebenden Ehegatten mit Rückſicht auf das frühere Familienherkommen, die Zahl der Kinder und die Verhältniſſe des Vermögens Sorge zu tragen.

§. 10.

Die rückſichtlich dieſer Verpflichtung entſtandenen

Streitigkeiten ſollen, mit gänzlichem Ausſchluſſe der ordentlichen Gerichtshöfe, von einem ebenbürtigen Schiedsgericht entſchieden werden.

§. 11.

Derjenige, welcher durch die älterliche Dispoſition ſich verletzt hält, hat ſeine mit dem erforderlichen Beweiſe verſehene Klage bei dem vermöge des Stiftungsſtatuts beſtehenden Ausſchuß anzubringen, von welchem ſie binnen drei Wochen dem Gegentheil mitgetheilt wird, um ſie binnen der zu beſtimmenden Friſt unter dem Nachtheil zu beantworten, daß widrigenfalls die weitere Unterſuchung und die Entſcheidung ohne ſeine Zuziehung erfolgen werde. Nachdem die Beantwortung eingegangen iſt, verſucht der Ausſchuß die gütliche Hinlegung der Sache in einem Termine, zu welchem er den Kläger bei Vermeidung der Abweiſung der Klage, den Beklagten aber unter dem obgedachten Nachtheil vorzuladen hat.

§. 12.

Bei erfolglos verſuchter Sühne hat der Ausſchuß die Verhältniſſe der Sache möglichſt vollſtändig und gründlich zu unterſuchen und demnächſt dies ſchiedsrichterliche Verfahren anzuordnen, und zu dem Ende jede Parthei aufzufordern, binnen der zu beſtimmenden Friſt einen Schiedsrichter zu benennen und alles dasjenige beizubringen, was ſie in der Sache noch anzuführen hat.

§. 13.

Zu Schiedsrichtern können nur ritterbürtige, mit einem landtagsfähigen Rittergute angeſeſſene Familienhäupter aus den berechtigten Geſchlechtern, welche verheirathet oder Wittwer ſind und das 35ſte Lebensjahr zurückgelegt haben, erwählt werden. Ueber die Rekuſation derſelben und über die Ablehnung der Wahl entſcheidet der Ausſchuß und beſtimmt zugleich die Friſt, binnen welcher ein anderer Schiedsrichter zu benennen iſt. Wenn in dieſem ſo wie in dem Fall des §. 12 der Schiedsrichter nicht in der beſtimmten Friſt dem Ausſchuſſe benannt wird, ſo wählt ihn der Ausſchuß.

§. 14.

Das Schiedsgericht beſteht aus dem Direktor des Ausſchuſſes als Direktor, dem Syndikus und den von den Partheien erwählten beiden Schiedsmännern; die beiden erſten haben indeſſen bei der Entſcheidung keine Stimme.

§. 15.

Der Direktor beruft die Schiedsrichter zum Schiedsgericht, welches in Düſſeldorf gehalten wird, und nimmt ſie dahin:

> daß ſie nach genauer Prüfung der Verhältniſſe der Sache und des in der betreffenden Familie früher üblichen Herkommens und der gegenwärtigen Verhältniſſe derſelben als gewiſſenhafte wohlbedächtige um das Wohl des Standes der Familie und der Kinder gleich beſorgte Familienväter nach ihrem beſten Gewiſſen und Einſehen unpartheiiſch ſo urtheilen werden, als wenn ſie ſelbſt als Familienväter die in Frage geſtellten Verhältniſſe zu ordnen hätten,

in Eid und Pflicht. Die Schiedsrichter geloben außerdem dem Direktor mittelſt Handſchlags die ſtrengſte Amtsverſchwiegenheit.

§. 16.

Der Direktor übergiebt darauf die Akten den Schiedsrichtern zur Prüfung binnen einer dazu zu beſtimmenden Friſt. Wenn ſie noch eine nähere Ermittelung, die Beibringung von Urkunden oder die perſönliche Vernehmung der Partheien für rathſam halten, ſo hat der Direktor dies zu veranlaſſen. Nachdem die Sache als hinreichend erörtert angenommen worden, ſetzt der Direktor eine Zuſammenkunft des Schiedsgerichts an, in welcher unter ſeinem Vorſitz über die Sache vom Syndikus Vortrag gehalten, demnächſt berathen und endlich von jedem Schiedsrichter ſein Ausſpruch abgegeben wird, wenn ſie oder einer von ihnen ſich nicht vorbehalten, daſſelbe binnen einer kurzen Friſt nachträglich abzugeben. Jeder Schiedsrichter muß ſeinen Ausſpruch ſchriftlich motivirt und von ihm unterſchrieben und unterſiegelt dem Direktor abgeben.

§. 17.

Wenn die Schiedsrichter in ihrem Ausſpruch übereinſtimmen, ſo wird derſelbe unter der Unterſchrift des Direktors und des Syndikus und dem Siegel des Schiedsgerichts in Form eines gerichtlichen Urtheils ausgefertigt und den Partheien inſinuirt.

§. 18.

Sind aber die Schiedsrichter nicht einverſtanden, ſo fordert der Direktor ſie auf, binnen 14 Tagen über einen Obmann ſich zu einigen und ihn dem Ausſchuſſe anzuzeigen. Wenn binnen dieſer Friſt die Schiedsrichter den Obmann nicht angezeigt haben, ſo iſt der Ausſchuß berechtigt denſelben zu ernennen, ſo wie er, wenn die Schiedsrichter ſich über denſelben nicht einigen können, befugt iſt aus den von ihnen vorgeſchlagenen Perſonen den Obmann zu wählen. Der Obmann kann jedoch in allen Fällen nur aus den Mitgliedern des Ausſchuſſes gewählt werden und iſt mit dem §. 15 vorgeſchriebenen Eide zu belegen. Nach gewiſſenhafter Erwägung der

Akten und der Verhältniſſe tritt er mit den Schiedsmännern zur Berathung zuſammen und händigt demnächſt ſeinen motivirten Ausſpruch in der §. 16 beſtimmten Form dem Director ein, welchemnächſt der ſchiedsrichterliche Ausſpruch in der §. 17 vorgeſchriebenen Art ausgefertigt und inſinuirt wird.

§. 19.

Die Schiedsrichter und der Obmann haben bei ihrem Ausſpruch das Intereſſe des Standes, der Familie, des Disponenten des zur Succeſſion berufenen Erben, der abzufindenden Kinder oder des überlebenden Ehegatten zu berückſichtigen, dabei aber zunächſt auf die in der Familie beſtehenden Vorſchriften und Gebräuche oder auf das darin früher üblich geweſene Herkommen, in deren Ermangelung aber auf das in ſolchen Geſchlechtern der Ritterſchaft, in welchen dieſe Dispoſitionsbefugniß ebenfalls galt und in welchen gleiche oder ähnliche Perſonal- und Vermögens-Verhältniſſe obwalteten, und in Ermangelung dieſer Anhaltspunkte auf den Zweck dieſer freien Dispoſitionsbefugniß und auf die Grundſätze der Billigkeit Rückſicht zu nehmen.

§. 20.

Der Ausſpruch des Schiedsgerichts erfolgt in erſter und letzter Inſtanz, und ſchließt nicht allein die Gerichts-

Tonnen, die mit Niederlagen drohn!
Muß ich dann gleich mit den Tapfern fallen,
Fange mich die Lieblichſte von allen:
Das ſei mir Prädeſtination.

In ſo ſchönen Armen dann erwachen,
Die Tithanen zu Alciden machen,
Iſt viel höher, als der Olymp, ſchon.
Alle Amorn ſchenk' ich, alle Heben
Für dies ſüße Traubenliebesleben,
Meines Glücks Prädeſtination.

Laß die Thoren fliegen in die Fernen,
Laß das Heil ſie fragen von den Sternen,
Hohlen aus dem tiefen Acheron;
In den Tonnen ſehet die Planeten,
Seht am Hügel, wo ſich Trauben röthen,
Meines Sterns Prädeſtination.

barkeit der ordentlichen Gerichtshöfe ſondern auch alle ordentliche und außerordentliche Rechtsmittel aus; es iſt eben ſo erekutoriſch wie die Erkenntniſſe der ordentlichen Gerichtshöfe.

§. 21.

Wenn jemand weſentliche Vorſchriften des Verfahrens verletzt oder offenbare und erhebliche Irrthümer in die Entſcheidung untergelaufen ſind, ſo ſteht dem Verletzten die Reviſionsinſtanz offen. Das Reviſionsgericht beſteht aus den Mitgliedern des Schiedsgerichts und aus vier andern Schiedsmännern, von welchen jede Parthei zwei vorſchlägt und welche eben die Eigenſchaften wie die Schiedsmänner haben müſſen. Sie verſammeln ſich unter dem Vorſitze des Direktors, welchem im Reviſionsgericht eine Stimme gebürt, die bei Stimmengleichheit die entſcheidende iſt. Gegen das Reviſionsurtheil findet ein weiteres Rechtsmittel nicht Statt.

§. 22.

Die die §§. 6—9 gedachten Gegenſtände nicht betreffenden Streitigkeiten, und inſonderheit die formelle Rechtsbeſtändigkeit der Akte, wodurch die Dispoſitionen getroffen ſind, gehören zur Kompetenz der ordentlichen Gerichtshöfe; dieſe haben jedoch in ihren Entſcheidungen Unſere gegenwärtige Verordnung in allen den Punkten, in welchen ſie das gemeine oder beſondere Recht abändert, inſonderheit in den §§. 7 und 8 gedachten Fällen, zu befolgen.

§. 23.

Die Kompetenz der ordentlichen Gerichtshöfe beſchränkt ſich aber auf die formelle Rechtsbeſtändigkeit der Dispoſitionsakte, und erſtreckt ſich nicht auf die rückſichtlich der Succeſſion Abfindung und Ausſteuer der Kinder und auf die Verſorgung des überlebenden Ehegatten eintretenden rechtlichen Folgen der Rechtsunbeſtändigkeit der Akte. In dieſen Fällen ſoll die Inteſtat-Erbfolge nicht eintreten, ſondern vielmehr auch in dieſem Falle zur Kompetenz des Schiedsgerichts gehören, an welches das ordentliche Gericht, nachdem es die formelle Ungültigkeit der Akte ausgeſprochen, die Partheien zu verweiſen hat, und welches darüber, wenn auch nicht ſtrenge nach der Dispoſition, dennoch nach dem Herkommen in der Familie und nach den übrigen §. 19 gedachten Rückſichten mit möglichſter Aufrechthaltung der Abſicht der Dispoſition entſcheiden.

§. 24.

Beſchwerden über das ſchiedsrichterliche Verfahren können nur bei Unſerm Juſtizminiſterium angebracht werden.

§. 25.

Das Siegel des Schiedsgerichts beſteht aus dem Bergiſchen Löwen mit der Umſchrift: Schiedsgericht des ritterbürtigen Rheiniſchen Adels; die Juſtiz wird außer den Auslagen unentgeltlich verwaltet.

§. 26.

Die gegenwärtige Verordnung tritt bei allen am 16. Januar 1836 noch nicht wirklich eröffneten Succeſſionsfällen ein.

§. 27.

Alle Beſtimmungen des gemeinen und insonderheit des franzöſiſchen Rechts werden, in ſo fern die der gegenwärtigen Verordnung von ihnen abweichen, für die in letzterer vorgeſehenen Verhältniſſe ſo wohl überhaupt als insonderheit in Anſehung der Artikel [illegible] und [illegible] des bürgerlichen Geſetzbuchs hiedurch aufgehoben und außer Kraft und Anwendung geſetzt.

Urkundlich haben Wir dieſe Verordnung eigenhändig unterzeichnet und mit Unſerm Königlichen Siegel verſehen laſſen, und befehlen Unſerm Staatsminiſterium dieſelbe durch die Geſetzſammlung publiciren zu laſſen.

Berlin den 21. Januar 1837.

Friedrich Wilhelm.

C.

Ich habe aus den Berichten des Staatsminiſteriums vom 18. Juli vorigen und 29. Januar dieſes Jahres die Verſchiedenheit der Verhältniſſe erſehen, welche zwiſchen der in den Jurisdiktionsbezirken der Oberlandesgerichte zu Münſter Hamm und Arnsberg ſo wie in dem zum Paderbornſchen Oberlandesgericht gehörenden Theile des Regierungsbezirks Minden anſäſſigen und der Minden-Ravensbergiſchen Ritterſchaft ſowohl überhaupt als beſonders in Rückſicht auf ihre zur Herſtellung früherer Familienſucceſſionsrechte an mich gerichteten Geſuche obwalten. Hiernach habe ich nunmehr über beiderſeitige Anträge beſchloſſen:

Was diejenigen 86 Mitglieder der erſteren betrifft, welche durch den Grafen von Galen und den Freiherrn von Bodelſchwingh die Herſtellung ihrer Befugniſſe, die Erbfolge unter ihren Kindern letztwillig zu reguliren, ſo wie die Bewilligung eines aus ihrer Mitte zu wählenden Schiedsgerichts zur Schlichtung etwaniger Streitigkeiten nachgeſucht und ſich zugleich zur Errichtung einer Stiftung für die nachgebornen Söhne und Töchter vereinigt haben, ſo hat das Staatsminiſterium nach dem mir erſtatteten Berichte ermittelt, daß in den weſtfälinen Landestheilen der Provinz Weſtfalen der früher landtagsfähige Adel theils in Folge geſchriebenen Rechtes theils vermöge allgemeinen und notoriſchen Herkommens wirklich im Beſitz jener Befugniß ſich befunden hat. Ich habe daher in der Ueberzeugung, daß dieſes Dispoſitionsrecht in Erbſchaftsfällen eine weſentliche Bedingung zur Erhaltung des Grundeigenthums in den Familien ſey, um ſo mehr beſchloſſen daſſelbe in den Familien, deren Häupter zu der obgedachten Stiftung zuſammengetreten ſind, wiederherzuſtellen, als ich im gleichen Maaße landesväterlich geneigt bin, jedem Stande diejenigen Einrichtungen zu bewilligen, wodurch der Wohlſtand aller Klaſſen meiner Unterthanen befördert und geſichert wird. Es ſoll hiernach in den obgedachten Familien jedem mit einem Rittergute angeſeſſenen Mitgliede, ſo fern nicht Verträge oder anderweit beſchränkte Familieneinrichtungen entgegen ſind, die Befugniß zuſtehen, durch Eheberedungen oder Verfügungen ſowohl unter Lebenden als auf den Todesfall, mit Abweichung vom gemeinen Rechte, ohne durch einen Pflichttheil beſchränkt zu ſeyn, die Erbfolge unter ſeinen Kindern, die Bevorzugung eines derſelben vor den andern, die Abfindung und Ausſteuer der übrigen Söhne und der Töchter, ſo wie die Abfindung des überlebenden Ehegatten und Alles, was auf die Erbfolge in ſeinen

Nachlaß Bezug hat, nach Gutbefinden anzuordnen, doch mit der Maaßgabe, daß zugleich für die ſtandesmäßige Erziehung Abfindung und Ausſteuer ſämmtlicher Kinder und für die Verſorgung des überlebenden Ehegatten nach den Umſtänden von ihm geſorgt werde. Im Fall hierüber Streitigkeiten entſtehen, ſollen dieſelben nach dem früheren Familien- oder Standes-Herkommen, mit Rückſicht auf die Vermögensverhältniſſe und die Anzahl der Kinder von einem auf die näheren Anträge der Intereſſenten zu beſtimmenden Schiedsgerichte mit Ausſchluß der ordentlichen Gerichtshöfe entſchieden werden. Hinſichtlich der Fideikommißſtiftungen verbleibt es dagegen bei den darüber beſtehenden Vorſchriften. Die zuſammengetretenen 36 Mitglieder des Ritterſtandes haben die Stiftung, zu deren Einrichtung ſie ſich vereinigt haben, vor dem mit deren Aufnahme kommittirten Oberlandesgerichte zu Münſter zu vollziehen und die darüber ausgefertigte Urkunde bis zum 1. Januar 1838 dem Staatsminiſterium vorzulegen. Auch die übrigen in den vorerwähnten Landestheilen der Provinz Weſtfalen anſäſſigen Rittergutsbeſitzer, deren Familien nach der früheren Verfaſſung die Befugniß zuſtand, die Erbfolge in ihren Nachlaß ſelbſtſtändig anzuordnen, mithin die zum früheren landtagsfähigen Adel gehörigen Beſitzer von Rittergütern, welche der gedachten Stiftung jetzt noch nicht beigetreten ſind, ſollen bis zum 1. Januar 1838 zu dieſem Beitritt berechtigt ſeyn; und es ſollen, nachdem derſelbe erfolgt ſeyn wird, die obigen Beſtimmungen auch auf ſie Anwendung finden. In wie fern daſſelbe in Anſehung ſolcher Familien auch noch nach jenem Termine, ſo wie hinſichtlich anderer Rittergutsbeſitzer, künftig zuläſſig ſeyn wird, bleibt einer fernern Anordnung vorbehalten. In Rückſicht auf die von den Bittſtellern nachgeſuchte Befugniß, ſo fern zu den Succeſſionsfähigkeiten in ihren Stammgütern nach den Familienſtiftungen eine Ahnenprobe erforderlich ſeyn ſollte, die Stammbäume zu prüfen und die Ahnentafel feſtzuſtellen, ſind die näheren Anträge zu erwarten. Die Eingabe des Grafen von Galen und des Freiherrn von Bodelſchwingh, welche ich nach der abſchriftlichen Anlage beſchieden habe, erfolgt hiebei zurück. Sie, der Juſtizminiſter Mühler, haben das Oberlandesgericht zu Münſter wegen Aufnahme der Stiftungsurkunde mit Anweiſung zu verſehen, und iſt dieſe Order durch ſämmtliche Amtsblätter der Provinz Weſtfalen bekannt zu machen.

Berlin den 28. Febr. 1837.

gez. Friedrich Wilhelm.

An das Staatsminiſterium.

d.

Statut.

Landesherrliche Beſtätigung des Statuts der Stiftung für die Rheiniſche ritterbürtige Ritterſchaft zum Beſten der von der Erbfolge in das Grundeigenthum ausgeſchloſſenen Söhne und Töchter, vom 13. Mai 1837.

Dieſes Stiftungsſtatut, welches faſt mit zu breiter Weitläuftigkeit in nicht weniger als 67 Paragraphen abgefaßt iſt, hier vollſtändig herzuſetzen wäre eben ſo langweilig als unnöthig. Kurz geſagt, es iſt ein ganz natürlich und folgerichtig ausgefloſſenes und abgeleitetes Corollarium aus den Hauptſätzen von den obigen a. b. c. und weiſt die Ordnung, in welcher, und die Perſonen, von welchen die künftige Stiftung verwaltet werden ſoll. Es iſt von dreißig Rheiniſchen Ritterhäuptern größtentheils aus den vornehmſten und reichſten Häuſern als von den erſten Gründern der Brüderſchaft oder Genoſſenſchaft unterſchrieben.

Wir begnügen uns einzelne Hauptpunkte deſſelben auszuziehen, indem wir Weniges mit kürzeſten Bemerkungen leicht beſtreifen:

— Die Einleitung des Statuts iſt nicht mit zeitgemäßer und ritterlicher Weisheit und Großherzigkeit abgefaßt: es ſchimmern durch alle ſchöne Worte und ſüßliche Gelobungen und Betheurungen ſolche Schimmer, durch welche der bürgerliche und bäuerliche Rheinländer, der ſogenannte Geburtloſe, ſich häufig verletzt ja wohl verwundet fühlen konnte. Kürzer und vorſichtiger gefaßt und ſelbſt mit tieferem und ſtolzerem chriſtlichen und ritterlichen Sinn gefaßt würden die Lehren Ermahnungen und Anweiſungen, welche ſie der adligen Jugend giebt und wodurch ſie ihr die künftige Lebensbahn vorzeichnet, weniger Aufreizung und Gegenſtrebung der Nichtritterbürtigen veranlaßt haben. Es läßt ſich nicht leugnen, in ihrer verſchwimmenden Breite ſpiegelt und ſpreizt ſich eine gewiſſe blanke Selbſtgefälligkeit, welche der Vornehmere dem Niedrigeren ſchon aus Klugheit verhüllen muß, und der Schein jener Meinung iſt allerdings da, als ſeyen den Rittergeſchlechtern gewiſſe chriſtliche Tugenden mehr als uns andern Erdenſöhnen angeboren. Indeſſen manche Lehre ritterlicher Zucht Sitte Treue, Liebe und Menſchlichkeit, beſonders die Lehre der Gelindigkeit Freundlichkeit und Gütigkeit gegen abhängige und dienſtbare Leute, iſt fromm und edel ausgedrückt und entſpricht den mit Recht verehrten Karakteren von Männern wie die Namen Mirbach und Spee, welche man gleichſam als die gute Seele der Geſellſchaft betrachten kann.

Die Stiftung wird durch Beiträge der vereinigten Familien gegründet und erhalten. Sie beſteht 1) zur Errichtung von Präbenden für unverheirathete Töchter und, wenn die Verhältniſſe es geſtatten, zur Gründung eines Fräuleinſtifts; 2) in Stiftung einer Erziehungsanſtalt für Söhne.

N. B. Bei dem Fräuleinſtift ſieht man nicht recht, wie die evangeliſchen Fräulein mit den katholiſchen ſich in demſelben Raum zuſammengatten ſollen; denn Einer wenigſtens der Dreißiger, der Graf von dem Buſche Ippenburg genannt von Keſſel, iſt Proteſtant.

Die Erziehungsanſtalt iſt ſeit einigen Jahren wirklich ſchon im Gange.

Alle Familienhäupter ſind ſtimmfähige Mitglieder der Genoſſenſchaft.

Alle Söhne der ritterbürtigen Familien nehmen Theil an den Vortheilen der Erziehungsanſtalt.

Es giebt Mitglieder erſter und Mitglieder zweiter Klaſſe.

Ein Mitglied erſter Klaſſe muß ritterbürtig ſeyn, d. h. vier Ahnen haben und ein landtagsfähiges rheiniſches Rittergut beſitzen.

Ein Mitglied erſter Klaſſe wird ſuspendirt: 1) wenn es eine nicht ritterbürtige Ehe eingeht, d. h. eine ſolche,

Droht der Iſegrimm mit ſeiner Senſe,
Reit ich's Leben doch auf Stang' und Trenſe,
Im Galopp, im Trotte ihm zum Hohn.
Vor der Stunde darf das Roß nicht ſtürzen,
Um Minuten darf er mir nichts kürzen;
Tod hat auch Prädeſtination.

4.

Zwölf Monden hat das Jahr,
Rücket, Brüder, zuſammen!
Bald kömmt das graue Haar,
Fehlen Athem und Flammen.
Laßt uns trinken zum letzten Stern,
Die Philiſter, die weiſen Herr'n,
Unſre Freude verdammen!

Kömmt mit dem Reifenbart
Januar der beſchnei'te,
Kraft, die ich lang' geſpart,

in der die Frau nicht acht ritterbürtige Ahnen hat, 2) wenn es aufhört ein landtagsfähiges Rittergut zu beſitzen.

Durch ſchimpflichen Lebenswandel oder durch ein entehrendes Verbrechen verliert es das Recht der Genoſſenſchaft.

„Die Genoſſenſchaft iſt befugt, außer den ritterbürtigen auch Mitglieder anderer adliger Familien ſowohl der Rheinprovinz als anderer Länder mit landesherrlicher Genehmigung aufzunehmen. Doch muß er dem Stande der adligen Rittergutsbeſitzer angehören, und neben demſelben nicht Handel und Gewerbe treiben u. ſ. w. Auch muß er ſich verpflichten einen in der Rheinprovinz gelegenen ſchuldenfreien Grundbeſitz von mindeſtens 5000 Thalern Preußiſch Kurant jährlichem Kataſtralertrag durch Errichtung eines untheilbaren Fideikommiſſes ſeinem Geſchlechte zu ſichern.“

Die Regierung der Genoſſenſchaft und die Verwaltung der Stiftung ſoll bei einem Direktor und einem Ausſchuß von Viermännern ſtehen, welche durch Stimmenmehrheit von den Mitgliedern der Geſellſchaft auf Lebenszeit gewählt werden.

Der Direktor bedarf Königlicher Beſtätigung, die übrigen Glieder des Ausſchuſſes nicht.

Ihnen ſteht für die verwickelten oder gerichtlichen Angelegenheiten ein durch Stimmenmehrheit der Verſammlung gewählter Syndikus bei.

Es beſteht ein Schiedsgericht von Vieren, nämlich dem Direktor dem Syndikus und zwei von den Partheien aus dem Schooße der Genoſſen erkornen Schiedsrichtern. Sein Ausſpruch iſt eben ſo exekutoriſch als die Erkenntniſſe ordentlicher Gerichtshöfe.

Ueber dieſem Gericht gilt als höchſte Stelle ein Reviſionsgericht, zuſammengeſetzt aus den Mitgliedern des Schiedsgerichts und aus zwei andern Schiedmännern, von welchen jede Parthei zwei vorſchlägt. Gegen ein Reviſionsurtheil findet kein weiteres Rechtsmittel Statt.

So war denn dieſe neue Rittergenoſſenſchaft mit dem Jahre **1837** nach langer Kreiſchung endlich fertig geworden. Denn gekreiſcht ward viel zu dieſer Geburt, nicht von denen, welche gebären ſollten, ſondern von den andern, welche der Geburt zulauſchten oder zuſchauten. Doch kann man nicht ſagen, daß die Gebärenden die Geburt im Stillen und Geheimen vollbracht hätten, was von ihrer Seite wohl klug geweſen wäre. Wir gehen auf die Jahre 1815 1816 u. ſ. w. zurück und erzählen ein wenig, was wir mit angeſehen und erlebt haben.

In jenen erwähnten großen und ewig denkwürdigen Jahren der deutſchen Abſchüttelung und Zerbrechung des wälſchen Joches gab es dieſſeits und jenſeits des Rheins viele mishellige Gefühle und widerſtreitende Wünſche Anſichten und Strebungen, welche ſich wieder in mishelligen und zwieträchtigen ja häufig in recht bitterböſen Erſcheinungen und Aeußerungen an den Tag ſtellten. Manche von jenſeits hätten gern die Geſchichte des letztverfloſſenen Menſchenalters ungeſchehen machen und die alte Zeit, die ſie die gute alte Zeit nannten, die Zeit von 1770 und 1780 wieder ins Leben zurückführen mögen, und ſchimpften Franzoſenknecht Jakobiner wälſche und undeutſche Geſinnung, wenn jemand von dieſſeits gegen ſolche Anſichten und mögliche Verſuche ſich hart und ſträubiſch erklärte. Das gab in jenen Jahren, wo die guten begeiſterten Deutſchen alles in Liebe und Treue hätten zerfließen und auffliegen ſehen mögen, in dieſen Landen eine Stimmung und Gebärdung von kalter Zurückhaltung und lauſchendem Mistrauen, welche von vielen Betrachtern und Beurtheilern ſchier zum Nachtheil der Bewohner der Rheinlande ausgelegt ward, zumal da es auch wirklich einzelne Anhänger und Bewunderer der Wälſchen gab, welche von der kommenden neuen deutſchen Herrſchaft und Regierung alles denkbare Schlimme verbreiteten und die völlige Zurückſtellung der politiſchen rechtlichen und geſetzlichen Verhältniſſe auf den Fuß des Jahrs 1792 weißagten. Lange traute man den Verſprechungen der neuen Regierung noch nicht, daß der Beſitzſtand, wie man ihn hier im Jahr 1814 vorgefunden, aufrecht erhalten werden ſollte, daß die freien Land- und Rechts-Ordnungen, welche den Menſchen hier lieb geworden, mit den Ideen und Grundſätzen der neuen Zeit nicht in Widerſpruch geſtellt werden ſollten. Man lauſchte wie ein geſcheuchtes oder gejagtes Wild auf den Jäger, der da möglicher Weiſe irgendwo hinter dem Buſch laure.

In dieſe bewegte Zeit, in dieſe von Liebe und Haß von Furcht und Hoffnung hie und da auch von abſichtlicher Liſt und Lüge ringsum aufgeregte Zeit ließen die weiland Ritterbürtigen der Rheinlande einen Schreckſchuß fallen, der in den Ohren der damals Umkehrung und Zerſtörung ihrer Dinge fürchtenden Liberalen fürchterlichen Klang machte und bald aus ihnen heraus einen noch fürchterlicheren Widerklang gab. Es erſchien nämlich im Jahr **1818** in Frankfurt am Main bei Andreä gedruckt, wie man ſagt, aus der Feder des Frankfurter Patriciers Chriſtian Schloſſer, ein Pamphlet unter dem Titel *Denkſchrift die Verfaſſungsverhältniſſe der Lande Jülich Kleve Berg und Mark betreffend, überreicht im Namen des ritterſchaftlichen Adels dieſer Provinz.* Dieſes Pamphlet erregte einen erſtaunlichen Lärm, weil man noch große Furcht hatte und weil Viele noch glaubten, die Alten können die Jungen allmälig völlig wieder unterkriegen. Die Ritter, in deren Auftrage und nach deren Zutragungen und Zuflüſterungen der Frankfurter offenbar geſchrieben hatte, beriefen ſich darin mehr, als verſtändig und billig war, auf ihre guten alten Rechte, welche die Jungen verhaßte und mit Recht abgeſchaffte Vorrechte nannten; ſie beriefen ſich auf Vorzüge und Herrlichkeiten, welche dieſe verroſtete und bemooſte Vorurtheile ſchalten; ſie offenbarten gegen das Neue, zumal gegen das Neufranzöſiſche, einen Widerwillen ja einen Abſcheu, und prieſen das gute alte Deutſche, mit welchem und durch welches jenes ritterliche und ritterbürtige Deutſchland von weiland doch vor den Wälſchen ſo elendiglich zuſammengeſtürzt war, mit einer ſehnſüchtigen Zurückwinkung, welche dieſe mit der Looſung *Vorwärts!* als kindiſchen Unverſtand verſpotteten.

Solche war die Anſicht und Geſinnung der Mehrzahl, und ſie iſt noch heute eine ſolche. Doch es heißt hier mit Recht: **Audiatur et altera pars!**

Daß die meiſten Bürgerlich- und Bäuerlichgebornen der franzöſiſchen Umwälzung und ihren Lehren und Grundſätzen beigefallen waren, war das natürlichſte aller Dinge. Die franzöſiſche Umwälzung war in Europa ein Durchbruch neuer Meinungen Verhältniſſe und Weltgeſtaltungen, welche ſich in England und in den engliſchen Pflanzſtädten, vorzüglich in Nordamerika ſeit ſeiner Empörung und Losreißung von dem Mutterlande, während eines vollen Jahrhunderts theoretiſch und praktiſch als Lehre durchgekämpft und entwickelt hatten. Wir wiſſen, mit welcher Niederreißung und Verwüſtung des Alten dieſer gewaltige Durchbruch ſich auf dem Feſtlande gemacht hatte. Die Fürſten die Hohen und die Adligen ſchienen dabei am meiſten beraubt und geplündert zu ſeyn, obgleich auch die kleinen Begrüßer und Zujauchzer der neuen Dinge ihr Vergnügen und ihre Freude bei dem Gerüttel und Gekrache des Niederreißens ziemlich theuer hatten bezahlen müſſen. Wie immer das hiſtoriſche Urtheil über die Anfänge und Gründe der ſeit Jahrhunderten erworbenen und gewonnenen oder auch nur geraubten und erſchlichenen Würden und Vorrechte ausfallen mag, ihre Beſitzer des Jahrs 1790 hatten ſich wenigſtens in den meiſten Landen Deutſchlands im ſogenannten guten Recht befunden, und die plötzliche Beraubung hatte ihnen wehthun und das Händeklatſchen und Zujauchzen derjenigen, die bis dahin tief unter ihnen und größtentheils politiſch rechtlos geſtanden, hatte ſie erbittern müſſen. Betrachtet man ſich nun rückwärts ſchauend den deutſchen Adel, wie er ſeit den Kämpfen von 1790, wie er während der Ueberliſtungs- und Unterjochungs-Periode von 1800 bis 1814 den Hinterliſten Verlockungen und Zettelungen der Fremden gegenüber geſtanden iſt und ſich betragen hat, ſo muß man ihm im Ganzen ein ſehr ehrenvolles Zeugniß ausſtellen. Er hatte die Sünden und Verſäumniſſe der Väter nicht verſchuldet, er trug die Schmach und die Schuld der Hülfloſigkeit und Ohnmacht des Reichs nicht ſchwerer als die Fürſten und die Freiſtädte des Vaterlandes. Ja zum Ruhm des Niederrheiniſchen und Weſtfäliſchen Adels muß hier wieder bekannt werden, daß der Name **Duc de Dalberg** ziemlich allein ſteht. Als Napoleon von Gottes Zorn ſeine neuen **Ducs Comtes** und **Barons** ſchuf, hätte wohl mehr als Ein Rheiniſcher Graf und Freiherr ſowohl das ſtoffliche als geiſtige Vermögen gehabt ſich auch zu ſolcher neuen Herrlichkeit aufzuſchwingen, wenn ſie gleich den Neugeſchaffenen, welchen ſo viele der ehemaligen **Citoyens** und **Jacobins,** die meiſt den Stammbaumumhauern und Wappenzerbrechern zugejauchzt hatten, jetzt ihr **Vival!** zuſchrieen, unter den Fremden hätten den gemeinen Dienſt der Knechtſchaft thun wollen. Nein, ſie duldeten und trauerten, Einige hofften und erwarteten in ehrenhafter und wackerer Geſinnung eine beſſere Zukunft, und die Edleren waren ſich ritterlicher Art und Tugend zu bewußt, als daß ſie mit ſo wackerer Geſinnung nicht tapfer hätten hoffen ſollen. Lag nun auf der im Jahr 1818 aus Frankfurt erlaſſenen Erklärung und Darſtellung der Rheiniſchen Ritterſchaft zum Theil auch der Staub und Roſt einer veralteten und vermoderten Zeit, ſo darf man doch die Ehrenhaftigkeit der Grundſätze nicht miskennen noch misdeuten, aus welchen jene Darſtellung doch auch mitgeboren war. Man darf kühnlich ſagen, ſelbſt wenn jene Erklärung und Darſtellung in dem Zeitalter keinen Grund hatte und alſo keinen Grund und feſten Boden finden durfte, es lagen ihr doch auch gute Vorurtheile zum Grunde. Komm einmal heran, lieber Bürger und Bauer, komm heran auch mit deinen Vorurtheilen, welche zum Theil eben ſo voll Staub und Roſt liegen als die des Edelmanns — tritt heran und ſchaue zu, und beſpotte nicht unbarmherzig die Vorurtheile Anderer, welche die Dinge mit ihren Augen nothwendig anders erblicken müſſen als du. Das Spotten und Lachen war dir aber bei der allgemeinen Meinung, die dich begünſtigte, ſehr leicht geworden. Leicht hat aber derjenige das Lachen über die aus hohen Höhen Herabgefallenen, der nie ſo tief hat fallen können, um mit dem ſchmerzlichen Gefühl eines ſolchen Falles bekannt zu ſeyn.

Auf dieſe erſten Bewegungen der gegen einander ſtrebenden und ſtreitenden Vortheile und Vorurtheile der Alten und Jungen und der verſchiedenen Stände gegen einander ſind in den folgenden Jahren langſamere und geheimere Bewegungen und Verhandlungen vorzüglich der höheren Klaſſen gefolgt, deren Einzelheiten wenig öffentliche Geſtalt gewonnen haben und die, da ſie mehr Perſonen als Sachen zeichnen, hier billig übergangen werden.

Es erfolgte endlich aus Königlicher Machtvollkommenheit die Errichtung und Einrichtung der Provinzialſtände in den Rheinlanden, aus vier Klaſſen, dem hohen und kleinen Adel und Bürger- und Bauer-Stand beſtehend. Jetzt neues mannigfaltiges Getümmel und Gerede hin und her und die Klage der ſogenannten unteren Stände, der Adel ſey auf dieſen Provinzialtagen vor ihnen viel zu ſehr begünſtigt, er habe nach Verhältniß des gegenſeitigen Grundbeſitzes und Vermögens eine übertriebene Stimmenzahl. Eine Beſchwerde, welche, wenn man die Weſtfäliſchen und Rheiniſchen Lande und den Grundbeſitz des Adels und des Bauerſtandes gegen einander hält, auch die verſtändigſten Männer gerecht finden.

Darauf fand man auf den nächſtfolgenden Landtagen die Königliche Bewilligung der Stiftung ritterſchaftlicher Majorate und Fideikommiſſe dem in den Rheinlanden geltenden Syſtem der Gleichheit in den bürgerlichen Rechten widerſprechend, als die da eine neue den Bedürfniſſen und Grundſätzen der Zeit unangemeſſene Ariſtokratie gründe.

Aber alles dieſes durch viele Jahre fortſumſende Gemurre und Geſurre über Zurücktreibung und Hemmung des edleren und freieren Zeitgeiſtes, worin die Gegenwart ſtreben und blühen ſolle, ward ein neues lautes Gelärm, als mit den dreißiger Jahren, wo die drei ſogenannten großen Julitage eine ſo gewaltige Aufregung der Geiſter hervorriefen, eine neue politiſche Sturmfluth aufbrauſte; es ward an manchen Stellen ein lautes und unverhohlenes Gelärm und Geſchrei, als die lange entworfenen und berathenen und zwiſchen den zuſammen-

Alle Fäſſer mir heute!
Immer luſtig ſo aus und ein
Bis zum dreißigſten Tagesſchein!
Trink' ihm dann das Geleite.

Kömmt Februar, der Schelm,
Schon mit ſonnigen Blicken,
Trägt doch von Eis den Helm,
Leidig will er berücken;
Stell' ich aber die Kellerwehr,
Flaſchen, Gläſer rund um mich her,
Muß er ſchämig ſich drücken.

März iſt ein lieber Mond,
Tag' und Nächte ſich gleichen.
Du, der im Keller wohnt,
Sollſt des Weines mir reichen!
Daß er luſtig entfliehen mag,
Will ich gleichen der Nacht den Tag
Mit Pokalen und Schläuchen.

wirkenden Genoſſen ſelbſt und ihren Begünſtigern in der Regierung und am Hofe hin und her geworfenen Anſchläge und Plane des Adels mit den Jahren 1836 und 1837 in den vorerwähnten und aufgeführten Königlichen Briefen und Urkunden zu Tage kamen. Ich wiederhole hier nicht, was ich als Verſtand und Unverſtand bis zur Betäubung meiner armen Ohren ſo oft habe anhören müſſen und noch oft anhören muß: die Beſchuldigungen der Genoſſenſchaft der Dreißig, welche hinfort mit einem Spottnamen die Rheiniſchen Autonomen hießen, welche Beſchuldigungen zum Theil als ſchwere Anklagen, als gingen ſie gleich den weiland dreißig Tyrannen Athens mit eitel Miſſethaten ſchwanger, ſelbſt auf die würdigſten Mitglieder derſelben geworfen ſind.

Die Autonomie war der Genoſſenſchaft im Winter des Jahrs 1837 verliehen worden. Im Sommer deſſelben Jahrs 1837 ſtand der fünfte Rheiniſche Landtag und bot ſich den Autonomen die erſte Gelegenheit dar mit politiſcher Bedeutſamkeit hervorzutreten, die ſich ſowohl im Kampfe der Wahlen des Ritterſtandes als in dem wirklich heißen Streite der verſchiedenen Stände und Partheien offenbaren ſollte. Beide der Vorkampf und wirkliche Kampf waren heiß. Doch ſind die Autonomen auf jenem Landtage untergelegen; die Meinung wohl aber nicht der König hat ſie fallen laſſen. Ihr Statut fand in dem eigenen Stande kein Uebergewicht und hatte in den beiden unteren Ständen begreiflicher Weiſe ein faſt allgemeines Untergewicht. So veranlaßte dieſer lange und heiße Kampf den Antrag, der weſentlich dahin lautete, daß die in jenem Statut und in der Allerhöchſten Verordnung vom **21.** Januar **1837** ſogenannte wiederhergeſtellte autonomiſche Befugniß gewiſſer ritterſchaftlicher Geſchlechter in dem von ihnen gezeichneten und behaupteten Umfange in den Rheinlanden zu keiner Zeit da geweſen ſey, daß alſo die Königliche Beſtätigung des Statuts gleichſam durch Erſchleichung erlangt ſey; und daß des Königs Majeſtät daher gebeten werden müſſe, eine Durchſicht der betreffenden Verordnungen eine nähere Prüfung der behaupteten früheren autonomiſchen Befugniſſe und die Suspenſion der legislatoriſchen Beſtimmungen vom **16.** Januar **1836** und **31.** Januar **1837** ſo wie des Statuts vom **28.** Februar deſſelben Jahrs gnädigſt zu verordnen.

Der Vorkämpfer der Stände für dieſen Vorſchlag und Antrag gegen die ritterbürtigen Autonomen war der Referent des dafür niedergeſetzten Ausſchuſſes, ſelbſt ein alter Edelmann, Freiherr von Mylius, Königlicher Oberjuſtizrath und Mitglied des Rheiniſchen Appellationshofes in Köln, der die mancherlei politiſchen Mißſtände, welche die Autonomie mit ſich führen werde, die Befreiung und Losreißung einer bedeutenden und einflußreichen Klaſſe aus dem gemeinen Volksrecht und die Stiftung einer neuen bevorrechteten Ordnung mit allen ihren Zwiſten und Nachtheilen mit feinſtem bitterſten Scharfſinn darſtellte, ſo wie er mit geſchichtlichen und rechtlichen Belegen und Erweiſen auch darthat, daß die Behauptung eine völlig leere ſey, als habe die Rheiniſche Ritterſchaft als Geſammtheit jemals ein ſolches Recht beſeſſen; einzelne Majorate und Fideikommiſſe ſeyen allerdings da geweſen, einzelne beſondere auf Eheverträgen und Familienverabredungen gegründete Rechte; auch ſey wohl die ziemlich allgemeine Ueblichkeit geweſen, daß durch Familienübereinkunft der älteſte Sohn gewöhnlich zum Beſitz des Hauptguts gelangt ſey — aber als allgemeines Landrecht habe es hier nimmer und nirgends beſtanden.

Von Mylius hatte als Mitglied des Bürgerſtandes und als gelehrter Edelmann gegengeſtritten; auf der Seite der Autonomen hatte Freiherr von Loe von Allner mit geiſtiger Gewandtheit taumelhafter Beredtſamkeit und geſchwindem Witz das neue Geſetz verfochten. Die eigentlichen Plebejer waren zum Theil recht derb und derb aufgetreten, durch mehrere Kapitel und Punkte in dem Statute gereizt, beſonders, wie es geſchehen mußte, gereizt durch die Aufzählung von ſittlichen geiſtigen und leiblichen Vorzügen und Tugenden, welche der Adel durch die Entſprießung von Geſchlecht zu Geſchlecht aus einem ahnenreichen Boden und durch die Enthaltung vom gemeinen bürgerlichen Gewerbe ſich vor dem ſchlichten Bürger beizulegen geſchienen hatte. Da machten Schuchard aus Barmen und Merkens aus Köln vor Andern durch ihre derben und harten Aeußerungen Aufſehen.

Folgende Worte ſind, wie ſie hier ſtehen, den Lippen des Herrn Schuchard im hitzigen Kampfe gegen den Freiherrn von Loe entflogen:

„Ich bleibe bei der Frage ſtehen, nämlich bei dem
„noch erheblicher gewordenen Verdachte jener nicht
„getreuen Grundlage des auf verfaſſungsmäßigem
„Wege erworbenen Rechts.

„Das inhaltſchwere Wort iſt ausgeſprochen, die
„Vertreter der Provinz haben es gehört, und alle Stände
„der Provinz haben es auf dem verfaſſungsmäßigen Wege
„gehört. Die Aeußerungen des intereſſirten Herrn Opponenten
„haben es nicht leichter machen können.

„Dadurch allein ſchon iſt die Grundlage, worauf

„das neue Recht ruhen reſpective das alte wiederaufleben „ſoll, erſchüttert und wankend gemacht werden.

„Kann das Statut der Rheiniſchen ritterbürtigen „Ritterſchaft, deren tugendſame Satzungen wir ge„leſen, unter der Laſt eines ſolchen Verdachts ſtehen „bleiben wollen oder ſtehen bleiben dürfen?“

Merkens aus Köln einem tüchtigen freiherzigen Kaufherrn gleich trat mit der allerunumwundenſten Derbheit auf ſowohl gegen die Form als den Inhalt des Statuts und gegen die Art der Gewinnung der Autonomie. Sie ſey nicht auf geſetzlichem Wege gewonnen, müſſe daher in ihrer ganzen Form als ungültig betrachtet werden; nicht der Staatsrath ſey darüber gehört, nicht die Stände der Provinz ſeyen gefragt, was doch bei neuen die Rechte irgend eines Standes mehrenden oder ändernden oder die Rechte Anderer verrückenden oder verletzenden Geſetzen nach Königlicher Beſtimmung ausdrücklich geſchehen ſolle. — Die Frage über die Stiftung ritterſchaftlicher Majorate und Fideikommiſſe ſey auf früheren Landtagen verhandelt, habe im Adel 16 Stimmen für und 11 gegen ſich gehabt, habe alſo ſelbſt in dieſem Stande nicht die erforderliche Stimmenzahl gewonnen gehabt, da, um die gehörige Gültigkeit zu erlangen, zwei Drittel Stimmen hätten dafür ſeyn müſſen, alſo 18

Stimmen gegen 9. Auch hätte jene Frage durch den Adel allein nicht entſchieden werden können ſondern durch die mitſtimmende Genehmigung der übrigen Stände. Doch ſey jener Antrag von wegen der Majorate als ein von den Ständen genehmigter Sr. Majeſtät vorgeſtellt. Hier aber, in dem Geſetz über die Autonomie, ſeyen ganz andre Vorrechte verliehen als die Bewilligung Majorate zu ſtiften; hier ſeyen weit über das gemeine Land- und Volks-Recht hinaus übertriebene dem Sinn und Bedürfniß des Zeitalters und den geſunden Vortheilen des Staats widerſprechende ungewöhnliche ja außerordentliche und einzige Vorrechte verliehen, dergleichen man in keinem deutſchen ja in keinem europäiſchen Lande werde nachweiſen können, und das noch im 19. Jahrhundert. Jene behauptete Befugniß des ehemaligen Rheiniſchen Ritterſtandes, jenes willkürliche Verfügungsrecht, welches vor der franzöſiſchen Umwälzung hier beſtanden haben ſolle, ſey eine Fabel, womit man das Herz eines freundlichen und großmüthigen Königs umſponnen und beſchlichen habe u. ſ. w.

Doch trotz aller dieſer gewaltigen Gegenreden und Beſchwerden iſt die Autonomie ſtehen geblieben, iſt indeſſen, ſo viel ich weiß, an Zahl der Theilnehmer aus andern Rittergeſchlechtern wenig gewachſen, hat aber über beſonderer Erziehungsanſtalt in dem Städtchen Bedburg im Jülicher Lande ſchon geſtiftet und eingerichtet. Wenn wir nun auch über Manches leiſe hinſchlüpfen, was den kleinen Bürger im kleinlichen Sinn über die Maßen empört hat, obgleich es in unſern Tagen mehr von lächerlicher als ernſter Bedeutung iſt, ſo müſſen wir doch, indem wir den Anlauf Verlauf und Auslauf dieſer außerordentlichen deutſchen Erſcheinung von Anfang bis zu Ende ruhig überſchauen, mit den Verſtändigen und Weiſen geſtehen, daß manche Anſichten der adligen Ritter verlebet die Anſprüche maßlos geweſen ſind, und daß das Königliche Herz mit einer im neunzehnten Jahrhundert außerordentlichſten Verleihung ſich hat übereilen laſſen.

Wir berühren einige Hauptpunkte genauer, und betrachten und erwägen ſchließlich, wo der Adel in unſern Tagen ſtehen ſoll und allein noch ſtehen kann, und weiſſagen deswegen dieſer Autonomie nur eine kurze Dauer.

Wir haben mitten unter dem dicken und düſtern Nebelſtaube, womit die Welt bei dem Zuſammenſtürzen der alten Gebäulichkeiten des verſunkenen Mittelalters bedeckt und überſchüttet lag, die allerſeltſamſten Theorien von Wiederverjüngung und Wiederherſtellung der Völker und Staaten leſen müſſen, ja uns faſt ordentlich gehiſtoriſche Vorleſungen zum Ruhme und Preiſe jener Herrlichkeiten gehalten worden, wodurch unſre Herrlichkeit grade in der allerkläglichſten Jämmerlichkeit untergegangen war. Ich nenne ſtatt aller nur die ſogenannte Reſtaurationen des berühmten Herrn Ludwig von Haller. Wenn man bei dieſen Theorien hie und wieder Wahrheit im Einzelnen fand, ſo war und iſt doch Trug und Täuſchung im Ganzen. Unſer großes deutſches Vaterland, das alte heilige Reich deutſcher Nation, und die meiſten Staaten und Reiche Europas ſind gleich andern Naturgewächſen der wunderſamen und ſeltſamen Menſchheit mit manchen räthſelhaften Umwandlungen und Verlarvungen behaftet geweſen, und ſind eben jetzt in dem Augenblick, worin wir leben, mit einer ganz ungeheuren Umwandlung behaftet, deren Schmetterling ſich wenigſtens ſeit einem halben Jahrhundert ſchon ſehr aus ſeiner Verlarvung herausgerungen hat, ohne daß er ſelbſt und wir Mitlebenden und der Entlarvung Zuſchauenden genau wiſſen, wohin er fliegen und auf welchem grünen Zweig er ſein Gefieder endlich niederlaſſen wird. Die meiſten europäiſchen Reiche waren als Kriegsmonarchieen durch das Schwert entſtanden und wurden ihre erſten Jahrhunderte mit der roſſen Kraft wilder und jugendlich tapferer Bewegung der Völker von ihren Königen fortgetrieben und fortgeführt. Es war bei dieſem jugendlich friſchen und wilden Treiben, über welchem der geſtaltende Geiſt noch in weiter hoher Ferne ſchwebte, ein Tohuwabohu, bis ſich nach und nach einzelne Theile für neue Schöpfungen und Geſtaltungen aus dem wilden Meer übertriebener Schüttelung und Brandung der Elemente erhoben und ſich von den Lichtſtralen des Geiſtes beleuchten ließen. Damit ich aus dieſem Bilde heraus deutlich ſpreche: langſam bildeten ſich in den verſchiedenen Reichen und Monarchieen und alſo auch in unſerm Deutſchland die einzelnen Herrſchaften Fürſtenthümer und Freiſtädte zu neuen beſtimmten Geſtalten, wozu das von Juden Römern und Griechen Ueberkommene und die Religion Jeſu Chriſti in manchen Beziehungen die Muſter hergeben mußten. Mannigfaltig reich und herrlich hat ſich die Kraft dieſes Bildungstriebes offenbart, in keinem Lande beinahe in herrlicherer Mannigfaltigkeit als in Italien und Deutſchland. Aber es war eben in dem Wechſel ſolcher mannigfaltigen Entwickelungen und Geſtaltungen bei den verſchiedenen Stadien, die ſie zu durchlaufen hatten, mehr als einmal etwas eingetreten, was man mit Recht eine Art Tod nennen kann; es war das eingetreten, was man in der Naturgeſchichte die Verpuppung und Verlarvung des

Wurms nennt. Wir Deutſche und auch die Italiäner, die noch einen andern viel tiefer ſteckenden Dorn im Fleiſche haben als wir, haben ſchon zwei drei ſolche Verpuppungen durchlebt. Die letzte war die faſt dreihundertjährige vom ſechszehnten bis neunzehnten Jahrhundert, eine der ſchlimmſten und gefährlichſten, wo oft alle Völker auf unſrer erſtarrten Larve ihre Nothdurft haben verrichten dürfen, ohne daß wir in unſerm innern Leben irgend einen recht lebendigen Schmerz darüber empfunden hätten. Jetzt ſind wir aus dem langen ſtarren Scheintode gottlob ſo weit erwacht, daß wir wieder Schmerz empfinden können, und oft recht heißen und brennenden Schmerz.

Doch ich muß mit der Puppe meiner Gedanken noch mehr aus dem Bilde des Bildes heraus. Wir müſſen uns auf dieſem Punkt ganz klar werden.

Deutſchland war im ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhundert, wenn man das geſammte Deutſchland betrachtet, wie eine große dicke Wurmlarve, welche in Millionen Feſſeln des eignen Geſpinnſtes begraben lag; aber dieſe große dicke Larve beſtand wieder aus hundert und aus tauſend kleineren Larven, welche auch alle todten und erſtarrten Verpuppungen gleich neben und auf einander aufgehäuft lagen und der Stralen der künftigen Frühlingsſonne zu ihrer

April, den Wankelmuth
Hat der Taumel gebohren;
Auf! laßt das Rebenblut
Aller Fäſſer uns bohren!
Von der Capſtadt zum teutſchen Rhein
Zapfet täglich mir andern Wein!
So ihn luſtig verloren.

Mai kömmſt du wonniglich,
Alle Welt zu beglücken,
Will ich mich tonniglich
Zu dem Jubel auch ſchicken.
Roſen bringt mir und alten Wein!
Mädchen bringt mir mit Sonnenſchein
Süßer Lieb' in den Blicken!

Der längſten Tage Pein
Wird mir auch zum Vergnügen.
Ich weiß den Sonnenſchein
Zu den Nächten zu fügen.

Erweckung warteten. Noch klarer geſprochen, Deutſchland war in ſo mannigfaltige Geſtaltungen und Verkörperungen und daraus folgende Verpuppungen geſpaltet, daß es ohne Bewegung und Macht und Kraft da lag und alle Liſtigeren und Schwächeren ungeſtraft mit ſich ſpielen laſſen durfte. Es war einer Maſchine gleich, welche, aus hundert und tauſend kleineren Maſchinen, welche wieder mit allerlei rundſchnurrendem und rundmuſicirendem Kunſtwerk in ihr ihr Spiel hatten, zuſammengeſetzt, nur den einzigen Fehler hatte, daß ſie ſchwer in Bewegung geſetzt werden konnte und auch in der Bewegung ſelten lange in ordentlichem Gange blieb. Und nun frage ich wieder: was wollen und was meinen unſre Ritter? Sie ſtehen mit rückwärts gekehrten Geſichtern in der Zeit und vergucken und verzaubern ſich in der nicht bloß abgelebten ſondern längſt geſtorbenen und begrabenen Vergangenheit. Sie ſehen gleichſam jene alte große deutſche Maſchine noch vor ſich ſtehen, hören das Geſchwirr und Geklirr ihrer Räder Stifte und Nägel und das übrige Orgelum-Orgelei ihres langſamen Umſchwunges, unter deſſen Leichengeläute das alte heilige Reich vor einem Menſchenalter begraben ward. In ſolcher Verblendung meinen ſie ihr kleines Maſchinchen in die alte Maſchine hineinzubauen — und ſie bauen in einen leeren Traum hinein. Ja ſo iſt es, ſie meinen ihre neue Verkörperung in ein lebendiges Leben hineinzuſtellen und gewahren nicht, daß ſie in eine hohle todte Larve, deſſen Schmetterling lange ausgeflogen iſt, hineinkriechen wollen. Nein, liebe Herren und Ritter, dies ſind keine Leibhaftigkeiten und Geſtalten, die in der Zeit einen größeren Leib finden, wo ſie ſich hineinleben und hineinleiben könnten.

Gelindeſt geſagt, die Ritterbürtigen haben ſich getäuſcht. Die Anklage, daß ſie in böſer Liſt und für ſchlimme Zwecke die Königliche Majeſtät haben täuſchen wollen, iſt zu hart, als daß man ſie leichtſinnig ausſprechen dürfte. Aber die Luſt des Herrſchens iſt die ſüßeſte aller Lüſte, wie ſchon Julius Cäſar, der unſern größten Herrſchern für alle Zeiten den Namen gegeben, dem Euripides nachgeſprochen hat, und dieſe Luſt hat auch beſſere und edlere Männer oft verlockt, daß ſie überſehen haben, wo wie und ob geherrſcht werden könnte.

Betrachten wir nun die Autonomie des Adels, das Statut, das ſie ſich entworfen haben, die Befugniß zur willkürlichſten Verfügung über die Nachfolge in ihrem Beſitz und über das Glück ihrer Nachgelaſſenen, welche die Majeſtät ihnen bewilligt hat, ſo kenne ich desgleichen von Machtfülle nicht, welche ein Herrſcher einer Genoſſenſchaft jemals auf ähnliche Weiſe gegeben hätte — ich meine auf ſtille geſetzliche Weiſe und ohne Noth und Zwang irgend einer Empörung einer einzelnen dichtgeſchloſſenen Genoſſenſchaft gegeben hätte. Eigenes vom Volksrecht und Volksgericht herausgehobenes unappellabeles Schieds- und Reviſions-Gericht über ihre bedeutendſten politiſchen und privaten Rechte, völlige Willkür über die Beſtimmung des künftigen großen Gutserben; dazu die unbegränzte Fähigkeit Majorate zu ſtiften — und dies alles in die Hände weniger Männer, in die Hände eines Ritterhauptmanns nebſt einem Ausſchuß von Vieren gegeben. Ich frage: Wohin könnte das gelegentlich führen? wohin könnte es möglicher Weiſe einmal getrieben und übertrieben werden? Ich deute nur an:

Bis jetzt ſind dreißig Familien, vielleicht ſchon einige über dreißig, zuſammengetreten und als Genoſſenſchaft verbunden. Sie ſtehen anerkannt auf dem feſten und reichen Boden von vielen Millionen Thalern Beſitz. Geſetzt, es würden im Laufe der Zeiten aus 30 300 oder noch mehr ſolche Familien — denn ſie haben im Statut ſich den Rahmen weit genug gezogen — welche Geld- und Geiſt-Macht, welche Gewalt fände ſich in wenigen Händen zuſammengeſchloſſen! und in böſen gefährlichen Zeiten wie gefährlich in den Händen eines außerordentlichen oder gar eines verſchmitzten anſchlägiſchen und unruhigen Hauptmanns! eines Artevelde- oder Wallenſteinartigen Ritterhauptmanns! Denn man ſoll ſich in der Geſchichte immer alles möglich denken, was in der Geſchichte oft ſchon da geweſen iſt. Welche Macht der Macht des Herrſchers gegenüber! welcher fürchterliche Staat im Staate! welcher mögliche Misbrauch! welche Zerſpaltung der Einheit und Zertrennung der Eintracht der Stände durch Misgunſt und Neid! welch ein mächtiges Gewicht für fremde oder ſchlimme Zwecke und wie verderblich möglicher Weiſe einſt vielleicht dem Volke und Vaterlande! immer aber ſchon ſchädlich dadurch, daß einzelne Kräfte gleichſam wie für eine höhere ungemeine Beſtimmung in vereinzelten Strebungen von dem Ganzen abgeſondert und herrliche Kräfte vielleicht in ſolcher einzelnen Abſonderung gelähmt und neutraliſirt werden!

Ich frage hier nun zum dritten und vierten Mal: Habt ihr irgendwo eine ſolche Macht ſo für Einen Zweck und Ein Ziel mit den Kräften eines großen vereinigten Familienſtrebens und Familienvermögens — habt ihr ſolche Macht irgendwo geſetzlich und politiſch anerkannt ſo zuſammengebunden und in einander gekettet geſehen? Wir haben im deutſchen Vaterlande von dem dreizehnten vierzehnten Jahrhundert an ja die Menge der Rittergenoſſenſchaften und Ritterbünde für den Zweck der Vertheidigung der Ehre und des Daſeyns des Standes ſich zuſammenſchließen geſehen; wir kennen die ſpäteren Bünde der Ritter der Wetterau Schwabens Frankens Weſtfalens — aber wer zeigt uns ſolche Macht für jeden Augenblick des Daſeyns wie für alle Zeiten unter ſo allherrſchenden wenigen Häuptern mit ſo deſpotiſch richterlicher und entſcheidender Gewalt zuſammengebunden? Wo iſt ein mächtigerer und gebietenderer Adel geweſen als der Hochadel, deſſen Häupter im Engliſchen Oberhauſe ſitzen? aber hat ſeine Erziehung Führung Regierung, kurz ſein ganzer Beſtand, jemals unter einer ſo ſtändiſch geſonderten und deſpotiſch geſchloſſenen Leitung und Herrſchaft geſtanden, als dieſer Entwurf der deutſchen Ritter der Jahre **1830** ſie ausgeheckt hat? Denn die Familienordnungen ſind durch beſtimmte Vermächtniſſe Beſprechungen Eheverträge in England die mannigfaltigſten, Majorate Seniorate Seitenableger der großen Häuſer durch beſondere Stiftungen; doch die Ueblichkeit des Erbfalls an den Aelteſten des Hauſes; aber die Verwaltung der Güter die Erziehung der Kinder die Abfindung der Jüngeren die Looſe der Wittwen dem Herkommen und, wie in den meiſten deutſchen Landen auch, den Beſprechungen und Abmachungen jeder einzelnen Familie in der verſchiedenſten und mannigfaltigſten Weiſe überlaſſen: Händel und Zwiſte aber, die in Gütlichkeit nicht niedergeredet und beigelegt werden können, müſſen nach den Aehnlichkeiten und Regeln des gemeinen guten Landrechts entſchieden werden. Ich frage nur: was für ein Geſchrei würde in England entſtehen, wenn irgend ein ariſtokratiſches Haupt mit einem Vorſchlage und Antrage gleich dem unſrer Ebenbürtigen in einem der beiden Parlamente herangeſtiegen gekommen wäre? wenn er mit einer ſo ſtolz geharniſchten und ſo dicht geſchloſſenen Phalanx von Altgebornen ſich vermeſſen hätte ſich ſo kühnlich über alle Köpfe des Volks aus dem gemeinen Landrechte herauszuſchwingen? Nein, bei dieſen gewaltigen und ſtolzen Edelleuten die freieſte Erziehung die willkürlichſte Verwaltung der Schlöſſer und Güter, Verſchenkungen Verſchleuderungen Verpfändungen des Familienſchatzes, obgleich in Hinſicht einzelner Schlöſſer da ein P. vorgeſchrieben iſt, Wechſel der großen Häuſer vom höchſten Glanz bis zur äußerſten Bedrängniß, je nachdem der jedesmalige Inhaber gut oder ſchlecht haushält. Wahrlich man würde jene Ariſtokratie viel zu gewaltig glauben, wenn ſie in unſrer autonomiſchen Weiſe geſchloſſen wäre.

Dieſe Betrachtungen geben das Facit: Was könnte bei ſo außerordentlicher Macht- und Rechtsfülle im Laufe der Zeiten aus einem Rheiniſchen Ritterhauptmann und ſeinem Ausſchuß natürlicher und möglicher Weiſe nicht alles werden? wohin, wenn die Zeit ſelbſt ſolchen Entwickelungen nicht zu feindſelig und auch zu gewaltig entgegenſtrebte, könnte das dem Vaterlande zur Zerſplitterung und Theilung ſeiner Kräfte und Geiſter gedeihen? Ich habe edle und gute Männer, alte würdige deutſche Reichsherren und Edelleute, gegen deren ächtes reines Vollblut gewiß keiner der Autonomen etwas wird einwenden können, ich habe edle und weiſe Männer, die leider nicht mehr unter uns weilen, — ich nenne nur die Grafen Ernſt zur Lippe und Trips — eben dies ausſprechen und dieſe jung zuſammengeſchloſſene und zuſammengewachſene Korporation, die ſich anmaaßt eine Verjüngung deutſch ritterlicher Tugend zu ſchaffen, ganz aus dem obigen Geſichtspunkt beurtheilen und verurtheilen gehört; von den Lebendigen habe ich kein Recht diejenigen zu nennen, welche ganz derſelben Anſicht ſind.

Dies Alles ſey hier geſagt als aus den gegebenen und aufgeſtellten Sätzen und Grundſätzen mit den natürlichen nothwendigen Wirkungen Folgen und Folgerungen ſich ergebend. Ich erkläre hier übrigens zum

Ueberfluß noch einmal, daß ich von den Dreißigen, welche den Entwurf unterzeichnet haben, und von denen, welche in den jüngſtverfloſſenen ſieben Jahren der Genoſſenſchaft etwa noch beigetreten ſind, keine einzelne Namen mit Neid oder Haß gemeint habe; und wenn auf die Gefahren hingewieſen iſt, die in einem Ritterhauptmann, dem ſo reiche Kräfte und Vermögen zu Gebote ſtehen, vielleicht einmal aufſteigen könnten, ſo erkläre ich zugleich, daß die Genoſſenſchaft in ihrem gegenwärtigen Feldhauptmann, dem Freiherrn von Mirbach auf Schloß Harff einen Führer und Lenker hat, in welchem für das deutſche Vaterland und für die deutſche Freiheit und Ehre das treueſte und tapferſte Herz ſchlägt. Aber die Menſchen wechſeln, auf die Treuen folgen oft die Liſtigen und auf die Hochherzigen und Redlichen die Eigenſüchtigen und Ränkiſchen. Auf jeden Fall gewinnen verkehrte Einrichtungen und ſchlechte Geſetze oft ein viel zäheres Leben als die mit ihren Leidenſchaften und Strebungen mehr wechſelnden Menſchen.

Schon hat ſich eine Gelegenheit geboten, wo auf die Mislichkeit ſo großer Bevorrechtung und auf eine Ueberhebung der Hocherhobenen hingewieſen worden iſt — eine Gelegenheit, bei welcher nicht bloß das beſtochene Urtheil der proteſtantiſchen Parthei ſondern auch manche gewiß ſehr fromme Katholiken ſich mit einer gewiſſen Bitterkeit gegen die Autonomen ausgeſprochen und ſie der Vorſchnelligkeit und Anmaaßung angeklagt haben. Dies war als der Kölniſche Erzbiſchof Klemens Auguſt ſeiner Stelle enthoben und unter Haft geſtellt worden war. Da ſandten ſie aus ihrer Mitte, nicht als Landſtand oder auf dem Landtage, wo ſie wohl ein gutes jedenfalls ein beſſeres Recht der Vorſtellung und Bitte gehabt hätten, eine beſondere Botſchaft an das Königliche Hoflager, um für Ihren Ehrwürdigen Oberhirten Bitten einzulegen. Der König wollte dieſe Bitten, die vor dem Volke ſehr einem Einſpruch ähnlich ſahen, gar nicht anhören, er nahm ihre Reiſe zu der Hauptſtadt hoch übel, und die ſchadenfrohe Welt der Plebejer rief: Geſchieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden?

Hier möge nun einſchlägig und beiläufig noch ein Wort über Majorate ſtehen. Schon das erregte in den Rheinlanden eine große Unruhe, als es erſcholl, dem Adel ſey das Recht wieder bewilligt worden, in ſeinen Familien für die Erhaltung des Glanzes derſelben Majorate und Fideikommiſſe zu ſtiften. Es ſprachen Viele, ja es ſprachen die Meiſten, es ſprachen auch viele wackerſte Edelleute, in unſern Verhältniſſen und Lebens- und

Staats-Entwickelungen ſeyen Majorate nicht mehr an der Zeit, ſie widerſtreiten der nothwendigen Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit, mit welchen alle Kräfte des Lebens und des Staats jetzt umgeſchwungen werden müſſen; ſie widerſprechen dem ganzen gegenwärtigen europäiſchen Kriegs- und Finanz-Syſtem; ſie befördern Unwiſſenheit Läſſigkeit Abſonderlichkeit und Hochmuth des Adels, und legen auf jeden Fall viele edle Kräfte faul und lahm, feſſeln auch die Kräfte der Mutter Erde und was der Menſch ihr als ein thätiger und denkender Ackerbauer zum allgemeinen Nutzen abſtreben und abgewinnen kann. Darum ſoll man ſie abſchaffen, wo ſie noch ſind, und nimmer keine neue mehr ſchaffen laſſen. Auch, wendet man weiter ein, erreichen ſie ihren Zweck, die Erhaltung der Familien und Namen wie für eine Ewigkeit, am allerwenigſten. Man ſehe ſich nur ein wenig um im Vaterlande, grade die Familien, welche auf Majoraten gegründet wie für die Ewigkeit ſtehen und beſtehen ſollten, ſind in ihren alten ächten Stämmen und Namen am meiſten und geſchwindeſten erloſchen und haben ſich für ihre Fortdauer am häufigſten Fremdes einimpfen laſſen müſſen. Begreiflich, denn in ihnen iſt das Geſchäft den Namen durch Zeugung fortzupflanzen faſt immer nur einem Einzigen übertragen geweſen und

So berechn' ich ihr Längenmaaß,
Daß ich ziehe den Wein vom Faß
Auch in längeren Zügen.

Brennt heiß des Sirius
Stern, die Tollwürm' zu ſchneiden
Müßt ihr des Waſſers Fluß
Tollen Hunden gleich meiden.
Friſchauf ſammle ſich zum Pokal
Alles, was an Capital-
Würmern fürchtet zu leiden!

Auguſt der durſtige
Trocknet Bäche und Seeen.
Laut ſchreit der Froſch Au weh!
s' Waſſer will ihm vergehen.
Laß ihn ſchreien ſein Kexkerker,
Ich will trinken von dem Gewächs,
Das die Kelter geſehen.

die jüngeren Brüder und Vettern haben ſich gewöhnlich eheloſ und ſtammlos mit ihren Namen und Ehren verloren oder unberechtigte Baſtardſproſſen getrieben; wo aber Theilung der Güter gegolten, da iſt der Geiſt des Schaffens Zeugens Strebens und Erwerbens in allen immer friſch lebendig geblieben, freilich mehr im Wechſel des Glückes auf und ab, aber die Familien haben in zahlreichen Namen fortgeblüht und blühen noch. Man ſchaue nur auf Sachſen Hanover Brandenburg Mecklenburg u. ſ. w., wo die Gütertheilung oder Güterverlooſung unter den Brüdern die gewöhnliche Ueblichkeit iſt, und ſehe zugleich zu, ob es nicht auch in ſolchen theilenden Häuſern ſehr reiche und mächtige Beſitzer giebt.

Wenn ich nun bisher in Hinſicht der Adelsfrage immer ein Liebhaber und Vertheidiger der Majorate geweſen bin — was ich gewiſſermaaßen ſeyn muß, da ich meinen lieben Bauerſtand auch auf eine Art Majorat gegründet und erhalten wünſche — ſo halte ich es doch durchaus nothwendig, daß in dem Güterumſchluß, der ein Majorat bilden ſoll, ein gewiſſes beſtimmtes Maaß beobachtet werde, daß die Anhäufung des Vermögens, wie ſie zum Beiſpiel nach dem Statut der Autonomen und der ganz willkürlichen unbegränzten Beſtimmung ihrer Erbfolge in den Familien geſchehen könnte und in manchen Häuſern wahrſcheinlich geſchehen würde, nicht bis ins Unendliche erleichtert ja wohl gar als Standespflicht und Standesehre gezeigt würde. Dies iſt in der Staatsklugheits- und Staatshaushalts-Lehre ein ſchweres und ſehr wichtiges Kapitel, wie weit und ob die großen Haiſiſche im Staate, welche die kleinen Fiſche allmälig alle zu verſchlingen und aufzufreſſen drohen, künſtlich gefördert und gepflegt werden dürfen. Ich meine die Haiſiſche, welche die mittleren und kleineren Grundbeſitzer allmälig auskaufen und ihr Land in ihren weiten Umfang verſchlingen. Man könnte dabei an einige deutſche und an mehrere engliſche und ſchottiſche Häuſer gemahnt werden und an den welthiſtoriſchen Spruch, der einſt über Roms vergangener Herrlichkeit geſungen ward, **latifundia perdidere Italiam.** Dieſer traurige Spruch darf leider heute auch über das chriſtliche Italien geſprochen werden, wie er weiland über das heidniſche geſprochen worden; er gilt ſchon für England; er wird, wenn Gott nicht einmal weiſe und die Welt mit Augen der Liebe und Gerechtigkeit anſchauende und durchſchauende Herrſcher und Geſetzgeber giebt, welche darin ein Einſehen thun, in einigen Menſchenaltern für Frankreich Deutſchland und die meiſten andern europäiſchen Länder gelten. Wir ſtehen jetzt recht in dem Anfange oder vielmehr an dem Rande eines ähnlichen Verderbens. Alle Erfindungen Erſtrebungen und Ergrübelungen der Zeit gehen nach einem wunderſamen Rathſchluß der Vorſehung auf eine außerordentliche Zuſammenhäufung und Zuſammenrollung der Kräfte und Reichthümer. Ich nenne nur den Dampf, eine Erfindung mit der Erfindung des Schießpulvers zu vergleichen. Dieſer Dampf iſt erſt der Anfang des Anfangs, man kann den Einfluß, den er auf die Veränderung aller Weltverhältniſſe und alſo auch auf die Weltgeſchichte haben wird, in dem Augenblick kaum ahnen, geſchweige berechnen; aber ſo viel gewahrt man ſchon, er wird an einzelnen Orten und bei einzelnen Menſchen die Thätigkeiten und Reichthümer auf eine ungeheure Weiſe zuſammenhäufen, er wird alſo außerordentliche Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten hervorbringen, bei welchen man nicht abſieht, durch welche Mittel die politiſche Weisheit ihren ſchlimmen Folgen wird begegnen können.

Auf dieſe Betrachtung führten uns die Majorate, und von ihr werden wir auf die Majorate zurückgeführt. Gewiß jenen gierigen Haifiſchen muß gewehrt werden, die, wenn man ihnen den freien Willen ließe, alle kleinen Fiſche zuletzt verſchlingen würden. Nur das Wie?

iſt hier gewiß keine leicht lösbare Frage. Es wäre wohl nach dem Maaße, wie das Getreibe und Gewimmel der thätigen und ſchaffenden Kräfte auf Erden Hülfsmittel und Vermögen zeugt und ſchafft, d. h. nach dem Maaße des jedesmaligen Vermögens eines Volkes eine Schnur zu ziehen, jenſeits welcher kein unverrücklicher Beſitz in einer einzigen Hand geſichert und beſtätigt ſeyn dürfte — ich will ſagen: bis zu welcher Höhe es in einzelnen Händen geſetzlich gehäuft ſeyn dürfte.

Fortes creantur fortibus et bonis. Dies Kapitel iſt von Dichtern und Schmeichlern ſeit Jahrhunderten ausgebeutet worden; aber ganz anders als ſie haben die Naturforſcher und Anatomen es ausgebeutet. Wunderbar! das Kapitel im Statut, welches von der Ebenbürtigkeit und Ritterbürtigkeit der Geſchlechter und von den Ahnen handelt, welche die adlige Jungfrau ins Brautbett bringen ſoll, hat faſt den wildeſten und lächerlichſten Lärm gegen die Autonomen erregt. Es ſchien den Plebejern, als zeige ſich in demſelben gleichſam die Gebärde des Hohns und der Verachtung gegen ſie, und darüber vergaßen die Verblendeten, daß dieſes Kapitel ganz wie zu ihrem Vortheil abgefaßt und berechnet iſt. Denn der unglückliche Plebejer mag ſich drehen und kehren, wie er will, er mag auf dem Fechtboden Tanzboden

Turnplatz ſeinen Gliedern Beweglichkeit Leichtigkeit und Anmuth zu geben geſucht haben, ſo viel er will, er mag ſich aller möglichen Hübſchheit und Feinheit noch ſo ſehr befliſſen haben, ſeine Frauen und Töchter haben trotz allem dem immer noch ihr Näschen für altes feines ächtes Ritterblut, und ein junger Graf und Baron, wenn er auch weiter wenig Schweres und Glänzendes führt, als ſeinen Namen ſeinen Degen und ſeine Sporen, rupft ihm nur gar zu leicht die Goldfaſanenfedern der reichen bürgerlichen Erbſchaften vorweg; wie viele Barone kenne ich, die ſich auf den Rücken der Töchter von Fabrikanten Juden und Bankern auf die verſchuldeten oder verlornen Schlöſſer der Ahnen wieder zurückgeſchwungen haben! Dieſen Glückstopf haben die Autonomen ſich zugeſtopft und ihn den Bürgern allein offen gelaſſen, und dafür ſollten dieſe ihnen eher die Reverenz als finſtre Geſichter machen.

Dieſes Kapitel von Ebenbürtigkeit von ebenbürtigen und ritterbürtigen Ehen wird von Vielen ein urdeutſches Kapitel genannt. Ich habe mich in dieſem ſogenannten Ururdeutſchen, aufrichtig geſagt, nie recht finden können, wenn man mir es beide geſchichtlich und politiſch zu erweiſen geſucht hat. Unſre Altvordern hießen den entarteten Römern Muſter ſittlicher Zucht Keuſchheit und Kräftigkeit und erinnerten ſie der Zeiten, wo ſie ſich eines Cincinnatus und Regulus rühmen konnten. Wir wollen ihnen ſo weit glauben, aber die Ebenbürtigkeit und was dahin gehört iſt bei unſern von ihnen geprieſenen Aelteſten in dem Grade, wie wir ſie ſeit dem dreizehnten vierzehnten Jahrhundert und von da bis auf unſre Zeiten hinab zum Theil beobachtet geachtet und auch geprieſen finden, nicht ausgebildet geweſen. Als die meiſten Germanen noch Freie waren, als es bei ihnen wenige Unfreie Knechte Sklaven oder ſogenannte mancipia gab, ſcheint bei den meiſten germaniſchen Völkerſchaften jene mannigfaltige vielgegliederte und oft ſo kindiſch närriſch geprieſene kaſtenartige Stufung und Abſtufung von einem guten halben Dutzend Klaſſen der Freien bis zu dem Sendbarfreien und Fürſtlichfreien hinauf gar nicht geweſen und in keiner Weiſe geachtet zu ſeyn. Wenn in Köln und Elberfeld zwiſchen Jungfer Klamp und Stamp und in Berlin und Frankfurt zwiſchen Jungfer Levi und Rothſchild kein anderer Rangunterſchied iſt als der des höheren oder niedrigeren Goldſtapels, ſo wird es ſelbſt bei den Zeitgenoſſen des Arminius und Theodorich unſern weiſen Vorfahren unter andern guten Zeichen kein verächtliches geweſen ſeyn; die goldenſte unter den freien Jungfrauen hat vielen Werbern gewiß damals wie heute wohl die adlichſte gedäucht. Daß der freie germaniſche Mann keine unfreie knechtiſche Jungfrau keine Sklavin freien durfte, weil er ſich ſelbſt und den Stand ſeiner Kinder dadurch auch geſetzlich erniedrigte, das verſtand ſich damals wie ſpäter; daß aber der reichſte und höchſte Freie auch die ärmſte und unterſte Freiin als ſeine Ebenbürtige ins Ehbett legen durfte, das muß aus germaniſchen Geſetzen und Gewohnheiten nothwendig gefolgert werden. Auch ſcheint die Abhängigkeit und ſelbſt die Knechtſchaft bei den alten Deutſchen urſprünglich den Begriff von tiefer Makel nicht getragen zu haben, welcher durch fremde Gewohnheiten und Rechte, vorzüglich durch das Römiſche und Kanoniſche Recht, ihr ſpäter eingebrannt iſt. Dies wird durch nichts klarer bewieſen als durch die Namen der Leibeigenen (mancipia), welche in allen Urkunden des Mittelalters den Konrad Leobold Hugo Hartmuth und die Kunigund Bertha Mathild mit den vornehmſten Geſchlechtern theilen. Wie wenig die alten Deutſchen und auch die mächtigſten Stämmlinge die kaſtenartige Ebenbürtigkeit ehrten, lehrt die Geſchichte in den glänzendſten Beiſpielen. Die Unebenbürtigſten und Geburtloſeſten ja ſelbſt die Baſtarde waren weder die Verachtetſten noch die Kleinſten im Volke. Athelſtan von England, welch ein König und Held! war der Enkel eines Schäfers, auch ſein Großvater Alfred ſoll kein ächter Sproß geweſen ſeyn, und Karl Martell Theoderich der Große Wilhelm der Eroberer? wie viele Ritter haben dieſe Unebenbürtigen auf dem Schlachtfelde geritten! Und will man die Ebenbürtigkeit und Vollbürtigkeit durch eine volle Ehe endlich in ihrer Reinheit wenigſtens in den jüngſten Jahrhunderten feſthalten — o ihr kämet in große Verlegenheit, ihr müßtet nach der Strenge eurer ritterlichen Rechtgläubigkeit mächtigſte Könige und Fürſten von ihren Thronen herabſteigen und ihre Kronen ebenbürtigen Vettern der Häuſer zu Füßen legen heißen; denn auch im ſiebenzehnten Jahrhundert ſind ihre Urgroßväter von ſchönen Apotheker- und Krämer-Töchtern geſtiftet. Auch einen unſerer tüchtigſten Feldherrn könnte ich euch zu eurem Verdruß als einen filius ancillae verweiſen. Und die Stalhandſchen Derfflinger Melander Sporke Scharnhorſte Kurier Nelſon wo waren die Ahnen, welche ihnen more romano bei ihren Leichenbeſtattungen als Puppenbilder hätten vorgetragen werden können? Gott und Natur wiſſen nichts von Stammbäumen.

Doch ich will keine Satire ſchreiben. Der Germane im Ganzen betrachtet hat immer viel auf gutes reines Blut gehalten, und auf reine gute Ehe — das verſteht ſich am Rande; aber in dem lieben Deutſchland ſelbſt iſt dieſe löbliche Sitte zuletzt wirklich faſt in eine braminiſche Uebertreibung ausgeartet, wie ſich denn in dieſem alten heiligen germaniſchen Urlande viel Edles und Löbliches alter Art Zucht und Tugend häufig nur in einer gewiſſen Verholzung und Verſteinerung gleichſam als deutſcheſte Deutſchheit als ſeltſame Karrikatur erhalten hatte. Was einſt edle Freiheit des Gedankens geweſen war, hatte ſich im Laufe der Jahrhunderte in dumme Sklaverei des Vorurtheils verwandelt. Dahin gehört das deutſche Ahnenweſen und die ſogenannte ritterliche Ebenbürtigkeit. Dieſe hat ſich in andern germaniſchen und germaniſchromaniſchen Ländern und Völkern zwar auch entwickelt und bis zu einer gewiſſen Starrheit der Grundſätze hin ausgebildet, aber nirgends bis zur vollen deutſchen Uebertreibung. Dieſe abſchließende und ausſchließende Uebertreibung des braminiſchartigen Kaſtenweſens hat in unſerm Vaterlande nun allerdings noch einen beſondern Grund gehabt, der in andern europäiſchen Völkern nicht in gleicher Mächtigkeit da war. Dieſer Grund war in der eigenthümlichen Geſtaltung und Einrichtung unſers Reichs auf das tiefſte gelegt, vorzüglich aber in der Einrichtung und Ordnung unſers ritterlichen Kirchenweſens, in welcher Hinſicht kein europäiſches Land unſern Verhältniſſen ähnlich war. Nach den Kirchengeſetzen ſollten Knechte zu keinen kirchlichen Weihen zugelaſſen, am allerwenigſten ſollten ſie zu hohen kirchlichen geiſtlichen ritterlichen Würden erhoben werden; es ſollten aus ihnen keine Erzbiſchöfe Biſchöfe Aebte Komthure Ritter von Sankt Johann und Sankt Maria gemacht werden können. Dieſes Geſetz deuteten endlich die alten Geſchlechter der Freien für ſich aus und erfanden für ihren Vortheil, um von ſolchen Herrlichkeiten und Pfründen die Meiſten ausſchließen zu können, das koſtbare Geheimniß der künſtlichſten Berechnung und Schätzung von Stammblumen und Ahnentafeln. Aus dieſer ſchlauen und künſtlichen Pfiffigkeit iſt Vieles in die Sitten und Gebräuche übergegangen und hat ſich endlich gebärden dürfen, als ſey es uralte Sitte und Brauch geweſen. Und nun dämmert und dämmert der alte Traum immer noch fort und ſpielt mit verbleichten Bildern, obgleich die Weſenheit, worauf jener Grund ruhte, lange dahin iſt.

Ich habe geſagt, der Begriff und die Geltung der Ebenbürtigkeit iſt bei den andern europäiſchen Völkern nimmer in dem Grade ausgebildet worden als bei uns Deutſchen. England und Skandinavien ſind mit uns die germaniſcheſten Länder Europas. Auch dort hat in der Regel, wie es bei uns auch künftig ſeyn und bleiben

September trüb' und ſchwul
Schicket Leichen zur Tiefen,
Weil zu dem Entenpfuhl
Waſſer hohlen ſie liefen.
Nicht des luſtigen Weins geſpart!
Weil die Kehle zur Röhre ward,
Muß ſie rinnen und triefen.

Weinmond, wie ſoll ich dich
Würdig, Süßer, begehen?
Trunken ich lege mich,
Trunken will ich erſtehen.
Vater Evan! du naheſt ſchon,
Meine Tonne mein Königsthron,
Tiſch' olympiſche Höhen.

November, nichts als Wind,
Regenſchauer und Nebel.
Weil wir im Triefen ſind,
Netzet Kehlen und Schnäbel!

wird, ſelbſt wenn wir uns aus der ſtarren Verſteinerung gelöſt haben werden, das Gleiche das Gleiche geſucht und der Edelmann ſich zur Edelmännin geſellt; aber immer hat der Mann dort vorzugsweiſe nur als der ächte Vertreter und Ueberlieferer des Geſchlechts gegolten, und die Frau hat durch ihr Blut weder geadelt noch entadelt. Daher das Alltägliche, daß ein Pär von England ein Graf von Schweden die ſchöne oder reiche Tochter eines Kaufmanns Pachters Fabrikanten heirathet, oder daß die im Stammſchloſſe hangenden Bilder der Ahnen über ſolche Mißheirath zu erbleichen ſcheinen. Und ſchaut euch um, liebe Herren, die ihr ſolche Wunder von ebenbürtigen Ehen zu wiſſen und zu glauben ſcheint, ſchaut euch ein bischen um, woher ſo viele ſind, die jetzt Fürſten und Grafen heißen und ſelbſt für Hochzeiten mit Kaiſer- und Königs-Söhnen für ebenbürtig gelten. Der Weberſohn Fugger aus Augsburg (ein Rothſchild ſeiner Tage), der Bäckerſohn Pappenheim aus Verona, der Bauerjunge Melander aus Holzapfel (deſſen Urenkelin einem Erzherzog von Oeſtreich beigelegt werden durfte) waren gewiß nicht die ſchlechteſten ihres Geſchlechts noch wird der Weberſohn Peel, der ſicher noch Viscount oder Marquis heißen wird, künftig für den ſchlechteſten des ſeinigen gehalten werden. Erinnert euch auch der Raufdote von dem berühmten Schärtlin von Burtenbach. Dieſer rieſige Degen, noch von kleinem oder von geringem Namen, war mit einem Gemmingen und Sickingen in einen Streit gerathen, der nicht anders als mit der Klinge ſchien geſchlichtet werden zu können. Da er bemerkte, daß bei ſeinen Gegnern die Luſt des Kampfes ſank und ſie vor ſeiner unüberwindlichen Fauſt von einer Art Grauen angewandelt wurden, half er ihnen über die Verlegenheit, indem er ſagte: Liebe Herren und Stallbrüder, ich will den Zank fallen laſſen, wenn ihr erklärt, daß ich ein eben ſo tapferer Kerl bin, als der erſte Gemmingen und Sickingen geweſen iſt.

Hier iſt der Ort mit denjenigen ein Wort der Verſtändigung zu ſprechen, welche vorzüglich darüber bitter hohnlächeln, daß das reine Menſchenblut der älteſten Ebenbürtigen auf gewiſſe geiſtige und körperliche Tugenden Anſprüche macht, als die eben aus ihrer lange fortgeſetzten Paarung mit ihren reinen gleichen Genoſſen entſpringen. Wir wollen anerkennen, es giebt wirklich einige Tugenden, die man Raçetugenden nennen könnte und die ſich bei alten Geſchlechtern nicht nur in gewiſſen ſtehenden edlen Eigenſchaften, in einer gewiſſen Stätigkeit und Sicherheit des Ausdrucks, ſondern auch in einzelnen leiblichen Vortheilen und Vorzügen abdrücken:

aber der Mängel, ſowohl der geiſtigen als leiblichen Mängel und Gebrechen, die gleichſam als eine gewiſſe Verhärtung und Verſteinerung durch fortgeſetzte Paarung verwandter und nachbarlicher Geſchlechter entſtehen, mögten doch vielleicht noch mehrere ſeyn. Ich könnte aus der Erfahrung eines langen und vielbewegten Lebens hier von manchen ſeltſamen Erſcheinungen und Entdeckungen ſprechen, von pſychologiſchen und phyſiognomiſchen Entdeckungen, die aber wegen des Seltſamen und Lächerlichen, was auch in ihnen liegt, hier nicht an ihrer Stelle ſeyn würden. Es iſt wahr, es paart ſich das feurige und geiſtige Menſchenelement in manchen Familien durch die lange fortgeſetzte Miſchung des Zuähnlichen oder endlich gar Zugleichen zuletzt rein aus; es bleibt dann nur Mattes und Dumpfes übrig, endlich iſt's auch mit der Zeugungskraft am letzten Ende.

Alſo, da dem ſo iſt, friſchauf junge ritterliche Jugend! heraus aus deiner kalten Kaſte! friſch hinein in alles friſche ſchöne lebendige Leben! friſch hinein in alles Volk gelebt und geliebt! Sucht euch die friſchen freien Dirnen auf, die Andersartigen, die Nichtebenbürtigen, aber die Schönen, meinetwegen auch die Reichen, und ihr werdet aus euren zum Theil dürren Stämmen friſche und neue Triebe treiben. Leibliche Miſchung der Völker ſelbſt ſchadet nicht ſo ſehr, als man häufig meint; Durchkreuzung der Geſchlechter in dem eigenen Volk iſt dem lebendigen Leben gleich und bringt jugendliche Erfriſchung und Durchgeiſtung. Dies recht zu begreifen, ſchaut euch nur nach den höchſten Beiſpielen um, nach den erlauchten Stämmen von Königen und Fürſten. Wie viele derſelben ſind in Schlaffheit und Geiſtloſigkeit und endlich in Erlöſchung hinabgeſunken, weil ſie immer in verwandten Sippen geheirathet hatten!

Eine beſondere Erziehungsanſtalt hat die Genoſſenſchaft für die Ihrigen zu Bedburg geſtiftet, aus Sorge, wie einige der Genoſſen erklärt haben, daß ihre Knaben und Jünglinge in den öffentlichen Staatsſchulen, in den Gymnaſien, durch religiöſen Indifferentismus, durch die Miſchung katholiſcher evangeliſcher jüdiſcher Schüler unter einander, und durch das was ſie und auch manche evangeliſche Chriſten ein philologiſches Heidenthum ſchelten, und durch Sittenausgelaſſenheit verderben würden. Es iſt das eine alte Klage und Anklage, deren Gründe zu tief liegen, als daß hier zu ihnen hinabgeſtiegen werden könnte. Es ſind aber mit allen höchſten Gaben der Bildung und Wiſſenſchaft Gefahren verbunden; ſie ſind ein Gleichniß des Apfelbaums im Paradieſe. Indeſſen Religion und Sittlichkeit können in den Schulen meiſtens nur der Form nach gelehrt und bewahrt, dem Inhalt nach aber nimmer gegeben noch geſchaffen werden. Das Haus und die Aeltern und diejenigen, welche ſonſt Führer und Lehrer der Kindheit ſind, muſſen durch eigenſte einfältige Worte und Lehren, am meiſten durch das eigene Beiſpiel in den Kindern die Religion pflegen und pflanzen. Iſt dort und von dieſen wohl gepflanzt und begoſſen und der Junge kommt mit dem vierzehnten fünfzehnten Jahr in die freie höhere Schule, ſo wird ihm durch Cicero Tacitus Homer Sophokles und Thucydides ſein Chriſtenthum und ſeine Sittlichkeit nicht gefährdet werden. Die Schule zu Bedburg ſoll nun ſolchen möglichen Gefahren und der Lauheit im Chriſtenthum und der Losheit der Grundſätze vorbeugen, deren Viele die Gymnaſien beſchuldigen, übrigens in allen Künſten und Wiſſenſchaften die Jünglinge auf dieſelbe Stufe bringen und von ihr zur Hochſchule entlaſſen, wie er auf dem Gymnaſium geführt wird. Wir wollen ihr dieſen glücklichen Erfolg wünſchen, wiewohl wir bezweifeln, daß ſie ihn vollſtändig erreichen werde. Warum?

Wir haben der ſogenannten Ritterakademien und adligen Pädagogien in Braunſchweig Brandenburg Ludwigsburg Halle u. ſ. w. zum Ueberfluß gehabt, und haben ſie noch. Sie haben für wiſſenſchaftliche Entwickelung und Vorbereitung nimmer und nirgends geleiſtet, was ſelbſt die gewöhnlichen und unſcheinbaren gelehrten Schulen, wo die Knaben aller gebildeteren Klaſſen des Volks und die geſchwinden und fähigen Köpfe auch der Aermſten für höhere und edlere Berufe des Lebens vorbereitet werden. Ich frage zum zweiten Mal *Warum?* und antworte: eben weil jene Anſtalten für eine einzelne abgeſonderte Klaſſe des Volks beſtimmt und zugeſchnitten waren und weil an Herzen Köpfen Leidenſchaften und Strebungen zu gleichartige Schüler in ihnen auf den Bänken ſitzen. Mannigfaltigkeit des Triebes und des Strebens, Mannigfaltigkeit der Stände, kurz, ein Abbild des mannigfaltigen lebendigen Lebens, will die Schule, damit die zarten Keime der Jugend und Wiſſenſchaft geweckt hervorgelockt erleuchtet und beleuchtet und neben und gegen einander geſtellt und zum ſchönen gedeihlichen Sprießen und Wachſen gereizt werden können. Es machen ſich ſchon in der Schule ungewußte und unſichtbare Anziehungen Abſtoßungen und Reibungen und alſo Uebungen der geiſtigen Kräfte, welche in ſolchen Ritterſchulen unmöglich ſind, des Vortheils zu geſchweigen, daß der Knabe des ritterbürtigen Freiherrn und Grafen mit dem Sohn des Bauers Bürgers und Handwerkers, wie mit Seinesgleichen, das heißt menſchlich volklich chriſtlich, leben lernt, frühe mit denjenigen leben arbeiten und ſtreben lernt, mit welchen er künftig in den mannigfaltigſten Verhältniſſen zuſammentreffen und für das gemeinſame Vaterland in Gemeinſamkeit wirken arbeiten und denken ſoll. Das iſt auch der Vortheil und zwar der Hauptvortheil der großen öffentlichen Schule, vor welchem die Beſorgniſſe wegen einzelner möglicher Gefahren weichen müſſen; das iſt der ſchöne und reiche Schatz, den der ritterbürtige Knabe und Jüngling bei'm Abſchied von der Schule mit ins Leben nimmt. In einſamen Abſonderungen aber auf beſonderen Schulanſtalten bloß für die ſogenannten Geſchlechter entflammt ſich ſelten der Wett- und Lerneifer der allgemeinen Schule, dagegen aber ſtellt ſich wohl oft eine gewiſſe Erkaltung Erſtarrung Ueberhebung ein, welche den freien und tapfern Schritt des Edelmanns auf der Bahn des Lebens künftig nicht friſch und luſtig, ſein Gebaren und Wirken unter den Menſchen häufig wohl recht unlieblich und übermüthig machen werden.

Beiläufig ſchelten Viele, meiſtens wohl Proteſtanten, in der erſten Aufregung und Erbitterung der plebejiſchen Gemüther über die Entſtehung und Gründung der ganzen Autonomie die Schule zu Bedburg ſchon eine Jeſuitenſchule, welche den jungen Rheiniſchen Adel ganz mit ultramontanen Anſichten füllen und ihnen Herz und Sinn entdeutſchen werde. Wir wollen ſolches nicht fürchten und dürfen auch ſolchen Anklagen ohne Beweis nicht glauben, obgleich ſolche Vereinzelung und Abſonderung, wie wir eben angedeutet haben, ſchon an ſich ihr Mißliches hat und unter verkehrter Leitung allerdings zu undeutſchen Straßen abirren könnte. Wir ſind einmal alle Deutſche, wir haben durch dreihundertjährige uns mit Blut und Mord eingetränkte Lehren lernen müſſen bei zwei drei verſchiedenen Religionsbekenntniſſen und Kirchen uns unter einander in Liebe zu vertragen, damit die alten böſen geiſtlichen und weltlichen wälſchen Feinde und Belauerer und Beneider unſers Glücks und Friedens nicht zum dritten und vierten Mal mit unſerer Freiheit und Ehre durchgehen.

Viel böſes Blut hat in den Rheinlanden aufgeregt, wo der Adel in dem Statut vor bürgerlichen Gewerben wie vor gemeinen und erniedrigenden Geſchäften gewarnt wird, wo ihm geboten wird ſich *des Handels und Gewerbes* zu enthalten. Die Gegner fragen ſpöttiſch: Wohin wollt ihr denn mit euren Jungen? meint ihr denn, ſie können und ſollen alle Fürſten werden durch den Degen und durch die Schreibfeder? und die Regierungen ſollen ihnen vertragsweiſe und gleichſam auch wie von Rechtswegen zu allen hohen und einträglichen Stellen den Eingang öffnen? Wohin wollt ihr mit ihnen? Siehe! die Ritterklöſter und Ritterburgen ſind geſchloſſen oder gefallen, die europäiſche Söldnerherrſchaft iſt durchbrochen und wird noch mehr durchbrochen werden, das Kriegshandwerk iſt wieder Gemeinpflicht und Gemeinehre des ganzen Volks geworden und auch die Degenwürden werden künftig keine Sinecuren mehr ſeyn. Es hilft nicht, ſo viel ihr euch auch ſträuben mögt, ihr müßt euch die Dämmerung aus den Augen wiſchen und mit klarem unerſchrockenem Geſicht in das Licht und die Noth der Zeit ſchauen lernen; ihr Freie müßt euch der tapferſten Freiheit der Freien erkühnen nicht immer wieder vor Geſpenſtern zu erſchrecken oder euch durch Geſpenſter, die man aus den vermoderten Leichentüchern der Vergangenheit heraufbeſchwört, etwas vorzaubern zu laſſen. Es hilft nicht, ihr müßt euch zu dem Gedanken, zu der männlichen Ehrenanſicht des männlichen Mannes erheben, *daß jede freie Arbeit freie Ehre iſt.*

Hier auf dieſem Punkte und auf dieſer Stelle muß ich nun ganz mit dem trotzigen Bauer und Bürger übereinſtimmen, der euch Hochgebornen und Ritterbürtigen eure eitel und unvorſichtig ausgeſprochenen Worte vor die Füße wirft. Hört hier wieder ein paar Anekdoten, die dem Bauer und Bürger zur Beluſtigung ihres Stolzes und euch zur Belehrung dienen mögen, zu der Belehrung, daß auch die Hochgebornen, damit ſie der Zeit den unvermeidlichen Dienſt leiſten können, ſich zu dem Gedanken ſtolzerer und freierer Männerehre und Unabhängigkeit erheben müſſen.

Herr von Archenholz in ſeinem England erzählt die Geſchichte eines engliſchen Mannes von gutem Blute, in England übrigens keine auffallende Geſchichte. Sie iſt folgende: Dieſer Mann war als Jüngling nach Oſtindien gegangen, hatte ſich dort tapfer geſchlagen und bis zum Oberſten aufgedient, und war im mittleren Lebensalter mit nicht unbedeutendem Vermögen ins Vaterland zurückgekehrt. Als er dieſes Vermögen durch ein unglückliches Unternehmen und einen treuloſen Genoſſen eingebüßt, hatte er es nicht glücklich mit mehreren Geſchäften verſucht und endlich in der Hauptſtadt ſelbſt einen kleinen Steinkohlenhandel begonnen, wo er anfangs oft ſelbſt Hand mit anlegen, immer und oft vor aller Welt in ſeinem Magazin ſich mit dem ſchwarzen Staube beſchmutzen mußte. In dieſem Handel gelang es ihm und er erwarb ſich in demſelben wieder Hülfe für ſeine letzten Lebensjahre. Nie aber vergaß er in dem gemeinen Geſchäfte die Bedürfniſſe der gebildeteren Geſellſchaft

Alles lieget in Aſthenie
Und das Leben voll Gram und Müh
Braucht die Freude zum Hebel.

December, letzter Mond,
Tüchtig ſind wir geſchulet.
Was unterm Nordſtern wohnt,
Trinket wacker und julet;
Alſo halten wir mit den Jul,
Bis zur Wandrung zum ſchwarzen Pfuhl
Ab das Leben ſich ſpulet.

Elegie.

Blätter wehen vom Baum, laut plätſchert ſtürmender Regen
Auf die welken, ſie fliehn mit ihm ſchwimmend hinab,
Mit ihm ſchwimmend zum Strom; fern trägt der ſtarke zum Weltmeer,

und eines edleren Lebens. Wann er ſein ſchweres Tagewerk vollbracht, ſchüttelte und wuſch er ſich den Staub ab, kleidete ſich gleich einem **gentleman** und ging mit **gentlemen** um, die den tüchtigen und ehrenhaften Mann wegen ſo tapfrer Kühnheit und Arbeit doppelt werth hielten.

In Schweden kannte ich den Freiherrn Johan Adlerſparre, der bei der letzten ſchwediſchen Umwälzung des Jahrs 1809 die Hauptrolle geſpielt hat und als General geſtorben iſt. Dieſer ſtolze und trotzige Edelmann hatte ſich auf dem Reichstage des Jahrs 1800 mit ſeinem Könige völlig überworfen und ihm im Zorn ſeine Hauptmannsſtelle hingeworfen. Ihm blieben ſtatt alles Vermögens jährlich kaum ein paarhundert Thaler, wovon er nicht leben konnte. Was that Adlerſparre? Er pachtete ſich ein ganz kleines Bauergütchen, welches er ſelbſt eifrig bewirthſchaftete, und führte mit ſeiner Karre und ſeinem Pferdchen ſein Korn und ſeine Milch oft ſelbſt zur Stadt, zur Hauptſtadt Stockholm, auf den Markt, wo er ſeinen kleinen Vorrath wie ein andrer Bauer und eben nicht viel beſſer als ein Bauer gekleidet zu Gelde machte. Wann er das ausgerichtet, ging er hin und legte ſich ſeine in einem gemietheten Stübchen bewahrten Herrenkleider an und beſuchte Mittags und Abends die beſten Geſellſchaften, in welchen der geiſtreiche und gelehrte Mann immer willkommen war. Gegen die Nacht, oft erſt nach Mitternacht, fuhr der Bauer dann wieder in ſein Bauerhaus zurück.

Dies ſind Spiegel und ſollen unſerm Adel jetzt Spiegel ſeyn. Jetzt iſt die Zeit da, wo er mit Kaiſer Veſpaſian ſagen lernen muß cujusvis laboris bonus odor. Wir wollen uns einander nichts vorlügen: Wir ſind daran ja wir ſind recht mitten darin, daß auch der ritterbürtige Jüngling ſich gewöhnen muß, jedes Geſchäft, das nicht durch Laſter und Schande Gewinn bringt, als eine Arbeit guten Geruchs anzuſehen, daß er ſich gewöhnen muß, den Geruch der Arbeit und des Schweißes überhaupt als den beſten und edelſten aller Gerüche anzuſehen. Und bleiben wir bei dem Edelmann ſtehen als bei dem Grundbeſitzer und großen Bauren, der Felder Wälder Flüſſe Bäche Metalle Steinkohlen Braunkohlen Vieh u. ſ. w. u. ſ. w. auf ſeinem Gebiete haben kann, muß er nicht, wenn er nicht hinter der Zeit und ſeinem eignen Glücke zurückbleiben will, wenn er mit fortſchreiten und ein tüchtiger Bauer ſeyn will, muß er nicht den Landbau ſelbſt mit allen ſeinen Zubehören und Anhängſeln immer mehr als eine gar nicht leichte Kunſt als ein Gewerbe als ein gemeines zinsbringendes Geſchäft kennen und treiben lernen? muß er demnach nicht gleichſam Gewerbsmann und Fabrikant werden? Wahrlich auch hier ſind wir erſt in den Anfängen und die meiſten haben bisher wie der allgemeine Urgroßpapa aller Bauren und Edelleute, wie Vater Adam, der nach der Erde den Namen trägt, noch ziemlich verkehrt und unwiſſend unter ihren Diſteln und Dornen herumgepuſſelt. Ja der Ackerbau wird täglich mehr eine ſchwere gewaltige Kunſt und unſre Enkel werden erſtaunen, was auch auf dieſem Gebiete der mütterlichen Erde noch für Gaben und Hülfen des Lebens abgewonnen werden können. Wir ſehen dies durch die jetzt beginnenden noch dunkeln Anfänge kaum erſt durchſchimmern.

Doch zum Schluß die Augen weg von dem Kleinen und Einzelnen, worauf wir bisher geblickt haben und worin ſo viel kleiner und beſchränkter Spott Zank und Neid begraben liegt. Wir wollen einmal auf das Ganze hinausblicken, auf das Große, was im Werden iſt, um unſre Sorge und unſern Kummer über manche vereinzelte Erſcheinungen des Tages zu mindern und die Liebe und Hoffnung auf Gott und auf die Zukunft unſers Volks zu ſtärken. Wir haben geſehen, in welcher wunderbaren Täuſchung die Autonomen in Hinſicht auf ihr Zeitalter befangen ſind. Wie ihnen geht es im Ganzen auch den Königen und Fürſten, und ſelbſt viele mitten im lebendigſten Gewimmel der Gegenwart mitumgetaumelte Zeitgenoſſen beſinnen ſich ſelten, wo ſie eben ſtehen und wo ſie billig ſtehen ſollten. Zuweilen zwar ſcheint ihnen das Licht der Zeit, worin ſie leben, klar aufzugehen, aber bald verhüllt es ſich wieder mit Wolken oder dämmert mit unklaren Nebelgebilden vor ihnen hin. Ich habe oben geſagt, der neue Wurm hat ſich meiſt aus ſeiner Larve herausgerungen, aber die Flügel ſind ihm noch nicht trocken und die Augen noch nicht hell geworden. Daher ſo viele ſeltſame Erſcheinungen des Augenblicks. Der Adel will, wie geſagt, wieder in eine alte leere und kalte Larve des Mittelalters, deren Bewohner längſt ausgeflogen, zurückkriechen: auch die Fürſten taſten bei dem unruhigen und unſtäten Getümmel und Gewimmel der Geiſter umher, ohne den großen mächtigen Geiſt erſchauen und ſich herausfinden zu können, vor welchem die kleinen Geiſterchen, wenn er ihnen in ſeiner Herrlichkeit gezeigt würde, ſich flugs in Ehrfurcht verneigen würden. Sogar den Mönch mit der Kutte und den Pfaffen mit mancherlei magiſchem Zauber führen ſie wieder vor der Welt auf; aber die Menſchen wollen jetzt hellere und lichtere Propheten.

Ja liebe Fürſten und liebe Grafen und Freiherren, wir ſtehen auf einem neuen Boden, auf welchem wir uns in der Himmelsgegend und in den Sternen, nach deren Auf- und Niedergang wir wandeln ſollen, noch nicht zurecht finden können; doch wenn ihr wollt, wir ſtehen auch auf einem alten Boden. Bildet euch ein — es iſt aber wahr, wenn ihr euch die Dinge tüchtig einbilden und vorbilden könnt — bildet euch ein, ihr ſtehet auf dem Boden des ſechsten ſiebenten deutſchen Jahrhunderts, ihr ſtehet auf dieſem Boden des ſechsten ſiebenten deutſchen Jahrhunderts mit der Bildung der Wiſſenſchaft und dem Chriſtenthum des neunzehnten Jahrhunderts — und ihr habt euch das Rechte und Wahre eingebildet. In jenem ſiebenten germaniſchen (fränkiſchen allemanniſchen thüringiſchen ſächſiſchen) Jahrhundert beſtand die große deutſche Mehrzahl noch aus freien Männern mit wenigen Stufen der Würden und des Wehrgeldes; die Zahl der abhängigen und knechtiſchen Leute war damals noch eine geringe; über alle ging die gleiche Schnur eines gemeinen Volksrechts; von dem, was ſpäter der kleine und mittlere Adel hieß, war bei den meiſten deutſchen Völkerſtämmen noch faſt gar nichts; nur einzelne Häuſer mächtiger Häuptlinge, nur einige wenige hohe Adelſtämme gab es, bei den meiſten Völkern als den einzigen Adel geachtet, aus welchem weiland die Könige und Herrſcher hervorgingen.

Ich ſage: Täuſchet euch nicht, dämmert nicht in leeren Träumen einer Wiederherſtellung und Wiederbringung fort, welche nach euren Traumbildern nimmer erſcheinen wird, ſondern erkennet es und ſprechet es aus: Da ſind wir, da ſtehen wir in dieſem Jahr 1844, wie jetzt die Uhr den Tag zeigt. Wir Deutſche alle ſind in dem letzten halben Jahrhundert Freie geworden, durch viele neue Einrichtungen durch viele große Veränderungen durch die Art des wiederhergeſtellten deutſchen Heerdienſtes alle, auch die ärmſten von uns, zu der Würde freigeborner und ſchildgeborner Männer geſtämpelt. Das ſind wir, das werden wir ſeyn und bleiben. Nur eine Art Knechte iſt noch da, gewiſſermaaßen dem Genetztune vergleichlich, wie es bei den Schlöſſern und Haupthöfen der Merwingen und erſten Karlingen beſtand, nämlich das arme Gewimmel der Fabrikanten und Weber. Die ſind gleichſam eine Klaſſe von Hörigen: man kann ſie eine nothwendige Plage unſrer Tage und der Bildung einer hochgebildeten und vergeiſtigten Zeit nennen und in mancher Beziehung nur als halbe Freie anſehen.

So iſt es und ſo ſteht es: Verwunderung und Erſtaunen auf beiden Seiten, bei den Großen und Kleinen, hie und da auch wohl Furcht und Schrecken. Hieher paßt nun, um ſolchen Zuſtand ungefähr in einem

Gleichniſſe aufzuklären, ein Geſchichtchen, welches ſich vor ſiebenzig und einigen Jahren in der Südſee begeben hat. Als der engliſche Kaptän Wallis in den Jahren **1770** für eine aſtronomiſche Beobachtung in die Südſee geſegelt und auf der Inſel Otahiti gelandet war, befand er ſich eines Morgens, als ſeine Matroſen ihr Frühſtück nahmen und dem engliſchen Ale fleißig zuſprachen, wie gewöhnlich von einer großen Schaar Otahiter umgeben. Da begab ſich nun, daß eine Flaſche Ale den Pfropfen herausſprengte und mit ungeheurem Geſprudel ihr ſchäumendes Naß in die Luft verſprützte und daß, da die Wilden bei dieſer Erſcheinung erſt vor Schrecken und Erſtaunen aus einander ſtoben dann vor Verwunderung in ein unendliches Tanzen und Lachen ausbrachen, der Kaptän ſie fragte: warum ſie ſich über das herausſprudelnde Bier ſo verwunderten? und daß ſie ihm antworteten: Nicht darüber wundern wir uns, daß das Bier ſo herausfährt, ſondern vielmehr, wie ihr ſolchen unbändigen und wilden Geiſt in die Flaſche eingefangen habt.

So iſt es, der Geiſt iſt herausgeſprudelt, und rathlos ſtehen Viele und mögten ihn gern wieder ins alte Gefäß fangen; verwundert und ſtaunend ſtehen aber beide da, ſowohl die wieder einfangen wollen, als die da eingeſangen werden ſollen. Unverblümt zu reden, wir ſelbſt begreifen uns kaum, wie wir das alte Gefäß geſprengt haben und in dem letzten halben Jahrhundert geworden und hingelangt ſind, wo wir eben ſtehen. Die Höchſten und die Hohen begreifen uns und ſich ſelbſt in ihrer Stellung unter uns noch viel ſchwerer, und ſuchen das unruhige nach allen Seiten hin ſtrebende und umhertaſtende Gewimmel, das meiſt aus ſeiner alten Larve gekrochen iſt, durch allerlei beſänftigende und ſtillende Mittel zu beſchwichtigen; einige mögten es auch ganz wieder in den alten Zuſtand zurücktreiben. Aber alles alles eitel unnütze und vergebliche Arbeit. Dieſe bewegte ſtrebende neue Welt ſucht ihre Ordnung und ihr Recht für den neuen Zuſtand der Erde, und hat ſie theils ſchon gefunden oder wird ſie finden; ſie ſucht ein gemeines gleiches Volk- und Land-Recht, ein Recht, das allen mit gleichem Maaße miſſet; viele Ungleichheiten hat ſie geebnet, viele Vorrechte abgeſchafft; ſie wird auch die übrigen abſchaffen und endlich ein geſetzliches ruhiges Daſeyn und eine geſetzliche Vertretung und Verwaltung finden, wie ſie dem neuen Zuſtande gebührt. Dies iſt das Vorwärts! dies das billige und menſchliche Vorwärts, was ſie in die Ohren der Fürſten und der Freiherren ruft, und dieſen Ruf nach Ordnung und Recht ſollen ſie nicht Empörung ſchelten.

Vieles ja das Meiſte deſſen, was man die gute alte Zeit von **1700** und **1770** nannte, viel buntes Gekräuſel und manche hübſche Zierrath der ſogenannten vornehmen und hoffähigen uud ebenbürtigen Geſellſchaft, der **gens comme il faut**, iſt dahin: der Edelmann als ausſchließender Officier und Großbeamter, die beſonderen, privilegirten Gerichte, die ſogenannten patriarchaliſch chriſtlichen liebevollen Patrimonialgerichte meiſt ſchon geſchwunden, und die letzten werden hinſchwinden. Glaubt mir dieſer Strom fließt nicht zurück, denn es iſt ein Strom der Noth und des Verſtandes; die Glocke der Zeit klingt und läutet unbarmherzig für alle *Gleiches Recht jedermänniglich! keine Vorrechte mehr!* Der franzöſiſche ſchwediſche und deutſche Edelmann hat ſich ſchon in Vieles gefunden, er wird ſich in mehr finden lernen müſſen; ſelbſt der ſtolze engliſche Baron, der Pär des Reichs, der aber doch keine euresgleichen Autonomie hat, ſieht ſanft an ſich herankommen, was ihn überholen und mehr zum Volk herabholen wird. Thut denn wie ſie, ihr lieben Rheiniſchen deutſchen Ritter, verzweifelt darum nicht an der Zeit und verſchreit ſie nicht als eine Zeit voll eitel Gräulichkeit und Tollheit. Sie ſteht mit vielen ihrer Forderungen in ihrem guten Rechte, und ihr werdet wahrlich auch bei gutem Rechte bleiben, wenn ihr das Unvermeidliche mit Verſtand empfanget und traget und mit Verſtand leitet und regiert.

Ich will euch hier ein großes Vorbild vorhalten, weiland einen eurer tapferſten und würdigſten Genoſſen, einen alten ächten Rheiniſchen Edelmann, den Freiherrn von Stein auf Schloß Naſſau und Kappenberg, einen Mann, bei deſſen Geburt die Natur über ihr wohl gelungenes Werk in die Hände klatſchen und ausrufen konnte Da iſt ein Mann. Ich habe ihn einmal geſehen auf ſeinem Schloſſe Kappenberg in Weſtfalen, es war im Herbſt 1818, kurz vor dem Herrſcherkongreß zu Aachen, ich habe ihn dort wandeln leben und mit ſeinen Nachbarn den Schulzen und Bauren verkehren ſehen. Wie der ehrwürdige Greis ſich da glückſelig fühlte im freien Athem des wieder freien deutſchen Vaterlandes! und wie fröhlich und ganz im Sinn des Verſtandes der Gegenwart er ſich darüber ausſprach! „Ich und meine „Nachbarn die Merveldte Romberge Plettenberge und „Neſſelrode wir ſind nur freie deutſche Bauren — ein „bischen kleiner ein bischen größer was thuts? Sie „ſehen, mein Schulz Wechmar fühlt ſich eben ſo feſt

Die im luſtigen Grün ſäuſelten Liebenden
einſt,
Die des Vögeleins Neſt in ſtille Schatten
geborgen,
Die des Vögeleins Lied weckten im ſpielen-
den Reitz.
[illegible] [illegible] Lind zu dich auch auf deine
traurende Urne!
Wie erweckſt du tief, was im Buſen ſchon
ſchlief!
Scheint das fröhliche Leben nur grün im
Spiegel des Todes?
Zeigt was nichts iſt nur, was ſo lieblich
einſt war?
Stirbt in dem Leben ſelbſt des Lebens ſchön-
ſtes Gedächtniß?
Gehn aus Verweſung nur Götter und Ma-
nen empor?

„und adlich auf der breiten Erde als ich. Wie viel „an uns Edelleuten auch gerupft und gezupft und ge„zauſt und gezapft wird, ich ſinge mit meinem Vetter „Martin Luther: „Das Land ſoll'n ſie uns wohl „laſſen ſtahn und keinen Dank dazu haben.“

So war jener edle Rittersmann, und ſo ſollt ihr auch ſeyn, edel- und hoch-geborne Herren, ſo ſollt ihr eure Stellung im Volke behaupten und nehmen. Und wie? wenn man euch auch viel Gekräuſel und Gezier der Ehren genommen hat und nimmt, eure Schlöſſer Güter und Forſten wird man euch wohl laſſen müſſen. Und wenn ihr die wohl zu verwalten, wenn ihr ſie mit der Rüſtigkeit und Geſchicklichkeit dieſer Zeit zu bauen und zu mehren verſteht, ſo werdet ihr ſie wohl auch ohne Autonomie mit euren Namen den Urenkeln ſicher und unverſehrt überliefern können. Trotz aller Vogelſcheuchen des Tages, womit man droht und lärmt, trotz aller Schrecken, welche einige hirnverbrannte Pamphletiſten und einige ſchmächtige Linnenweber und Schneidergeſellen mit chartiſtiſchem und kommuniſtiſchem Geklingel und Geſchwirr euch machen mögten — gottlob! der feſte Beſitz der Erde, der feſte Grund vom Staat, den die Lehren und Sitten von Jahrtauſenden mit Gott und Chriſtenthum gelegt haben, läßt ſich durch abentheurlichen und windigen Unſinn einiger verbrannten Köpfe ſo leicht nicht als Staub in die Luft ſprengen, als Manche ſich in kindiſcher Angſt vor einzelnen Erſcheinungen des Tages einbilden laſſen.

Hütet euch denn zu klagen und anzuklagen und folget dem Worte des Apoſtels der da ſpricht Schicket euch in die Zeit! ſelbſt wenn ihr eure Zeit anſehet, wie er von der ſeinigen klagte, und mit ihm ſeufzet es iſt böſe Zeit. Ihr ſeid und bleibt immer unter den Erſten und Glücklichſten; ihr habt und behaltet, wenn man euch alle eure Vorrechte abſchneidet, das gewaltige Vorrecht, unter dem Schirm von Geſetzen, die gelten und gelten werden, große Güter und Schlöſſer zu beſitzen. Ihr habt ein großes vorwiegendes Wort in der Ständeverſammlung, ihr werdet es einſt auch in der Reichsverſammlung haben. Iſt das nicht Ehre Macht und Freiheit? und was wollt ihr mehr?

Was iſt der endliche Auflöſung alles dieſes Hin- und herredens? Dieſer iſt er:

Die Zeit der Vereinzelung und Abſonderung und der abſondernden und überhebenden Vorrechte iſt beide durch den Verſtand und die Noth des gegenwärtigen Menſchengeſchlechts auf immer vergangen; das Letzte, was davon noch übrig iſt, wird und muß vor dieſem

Verſtande und dieſer Nothwendigkeit fallen; ſelbſt jene Liſt, welche die Hohen ſo gern gebrauchen, den Höchſten, nämlich den Königen und Fürſten, ihren Vortheil als den eigenen darzuſtellen, beginnt ſchon eine vergebliche Liſt zu werden. Große und vornehme Herren, Reiche und Gewaltige auf Erden, werden ſchon bleiben; der Staat bedarf nicht für die Gründung und Erhaltung derſelben einzelne Genoſſenſchaften aus dem gemeinen Recht heraus und über das gemeine Recht empor zu heben; er bedarf nicht eine gewaltig geſchloſſene Geſammtmacht zu ſtiften, deren Gewicht einmal gegen ihn ſelbſt und über ihn ſelbſt nach Einer Seite hinſchlagen und ſeine Kraft und Bewegung hemmen und lähmen kann; er bedarf nicht Reiche und Gewaltige wie für eine Ewigkeit zu gründen, ſondern hat vielmehr darauf zu achten, daß die Kleinen und Armen im Lande durch laſtendes Uebergewicht der Mächtigen nicht noch kleiner und ärmer gemacht und endlich aus ihrem letzten Beſitz herausgedrängt werden.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Nothgedrungener

Bericht aus ſeinem Leben

aus und mit

Urkunden

der

demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe

von

E. M. Arndt.

[illegible]
[illegible]

Erſter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorrede V

1. Beſcheid aus dem Kabinett an X. durch den Herrn Curator Grafen Solms-Laubach 3
2. Antwort darauf von X. 5
3. Brief von X. an den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg 6
4. Schreiben von X. an den Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein 9
5. Brief von X. an den Staatskanzler 11
6. Deſſen Beſcheid darauf 14
7. Antwort auf dieſen Beſcheid von X. 16
8. Beſcheid auf Obiges von dem Staatskanzler 20
9. An den König von X. 21
10. An den Staatskanzler von X. 25
11. An den Staatskanzler von X. 43
12. An den Staatskanzler von X. 80
13. Beſcheid darauf 92
14. An den Miniſter von Altenſtein von X. 93
15. Auszüge aus der K. Preuß. Staatszeitung 97
16. Zur Erläuterung und Verſtändigung über die Acta Generalia von X. für ſeine Richter 101
17. Drei Zeugniſſe 393
18. Brief an den Miniſter Freiherrn vom Stein von X. . . . 397
19. Antwort deſſelben auf dieſen Brief 401
20. Noten von Königlicher Hand nebſt Tagebuch von X. . . . 402
21. Leben für mich von X. 420

Vorrede.

a.

Erklärung.*)

In einem literariſchen Streit, welcher zwiſchen dem Königlich Preußiſchen Staatsminiſter Herrn von Kamptz und dem Landgerichtsrath Heinrich Simon in Breslau ſteht, wird mein Name mehrmals hin und her geworfen, und unter Anderm leſe ich im 129ſten Heft der Jahrbücher für Preußiſche Geſetzgebung, Rechtswiſſenſchaft u. ſ. w. des jüngſtverfloſſenen Jahres unter der Seite 237 jenes Buchs Folgendes als eine Note des Herrn Miniſters:

„Einen mehr als lächerlichen Beweis der Unkunde des Nachdenkens des Verfaſſers (Simons) giebt derſelbe, indem er die Behauptung, daß die über die auf einem unter den in Beſchlag genommenen Papieren befindlichen Zettel enthaltenen Worte „„Ein paar Exekutionen und die ganze Sache hat ein Ende. — Wenn ein Prediger erſchoſſen ſeyn wird, hat die Sache ein Ende““ gegebene Erläuterung, daß ſie eine Abſchrift der Bemerkungen ſeyen, die der König Friedrich Wilhelm III. im Jahr 1813 am Rande des ihm vorgelegten Entwurfs der Landſturm-Ordnung geſchrieben habe, blindlings als Wahrheit hinſchreibt. S. 378. Der König Friedrich Wilhelm III. dieſe Worte, dieſe Geſinnungen, dieſe Aeußerungen? in Preußen dazu überhaupt

---

*) Abgedruckt in der A. Allgem. Zeitung im Wintermond des Jahres 1846.

„eine Veranlaſſung? Preußiſche Prediger hätten dazu die Veranlaſſung gegeben? Um im Jahre 1813 der Landſturm-Ordnung Folge zu geben, würde es der Exekutionen und der Gelderhebungen eines Predigers bedurft haben? Dies wäre Friedrich Wilhelms des Dritten Anſicht geweſen, die er eigenhändig zum Entwurf der Landſturms-Ordnung bemerkt hätte? welches wäre denn die Sache, die dadurch ein Ende erhalten haben ſollte? Solche Mährchen, über welche ein Quartaner lachen würde, läßt der Verfaſſer ſich aufbinden und glaubt an ſie? Wir finden hier wieder das gereifte hiſtoriſche Urtheil, was wir eben bei der landſtändiſchen Erwerbung der Domänen und in ſo vielen andern Fällen kennen gelernt haben.“

In dieſer Rede bin ich nun freilich nicht genannt, aber die beiden in ihr angeführten Stellen ſind allerdings aus einem Papier meiner Handſchrift ausgezogen und vor einem Vierteljahrhundert mit meinem Namenszeichen A. in der Königlich Preußiſchen Staatszeitung abgedruckt worden als ein Zeichen, wie gefährliche und mörderiſche Anſchläge einſt in meinem Kopfe umhergegangen; und ich muß mir allerdings zugeben, daß *meine einſt gerichtlich abgegebene Erklärung jener ausgezogenen Stellen ein Mährchen genannt wird.* Wie heißt das in klares Deutſch überſetzt?

Ich antworte darauf kurz, daß das Ganze, d. h. die *Geſchichte jener Bemerkungen*, von dem Herrn Verfaſſer jener Rede mährchenhaft genug behandelt iſt: ſo ſeltſam — denn meine Akten datiren und ſprechen dagegen — ſind *Zeit Sache und Anſicht und Hinſicht* von ihm verſtellt und entſtellt.

Man höre:

Die Zeit. Jenes mein einſt beſchlagenes Papier enthält das geſchriebene Datum 1812; daneben jenen Bemerkungen beigeſchrieben gleichſam ein kleines Tagebuch über meine Flucht vor den Franzoſen im Wintermonat jenes Jahres aus der Heimath nach Berlin, und meiner Abreiſe den 13ten des Lenzmonds von Berlin nach Breslau, wo ich jene Bemerkungen abgeſchrieben habe.

Die Sache. Im Jahr 1810 oder 1811 hatte einer der würdigſten Preußiſchen Officiere, der damalige Major (ſpäter berühmte General) von Clauſewitz einen ſehr ausführlichen Entwurf einer

Süße Liebe! du klingſt mit den Schwanenflügeln des Lenzes
Jugendlich hell um das Ohr, lange des Klanges entwöhnt?
Süße Liebe! du ſchlingſt noch nie verblühende Roſen
Jugendlich friſch um die Stirn, welche die Trauer hüllt?
Ach! die holde Geſtalt, womit du einſt mich umfangen,
Liegt zerfallen als Staub unter den Modernden ſchon;
Blind wie lange das Aug', das mehr als Sterne des Himmels
Blickt Entzücken und Ruh einſt ins ſtürmiſche Herz!
Und des Geſanges Born, die Kehle, mit Erd' gefüllet,

möglichen allgemeinen Vorſchlägen und Deutſchen Volkserhebung und Landesbewaffnung in Spaniſcher und Tyroliſcher Weiſe gemacht. Dieſer Entwurf ward mit von den Freunden Chaſot und Gneiſenau, mit welchen ich damals in den Drei Bergen in Breslau zuſammen wohnte, zur Durchleſung mitgetheilt. Es waren demſelben mit einer blauen Bleifeder von der Königlichen Hand Randgloſſen zum Text beigeſchrieben, deren ich 13 an der Zahl der Merkwürdigkeit, nämlich des erhabenen Schreibers und ſeiner Anſicht des Entwurfs wegen, neben meinen Tagebuchserinnerungen abgeſchrieben habe.*)

Alſo ſind dies keine Königliche Bemerkungen über die Landſturms-Ordnung des Jahres 1813 geweſen, von mir auch als ſolche in den Akten nie und nirgends genannt.

Die Anſicht und Hinſicht. Man gewahrt hier mit Erſtaunen, wie durch die Verwechslung ja durch die künſtliche Vertauſchung von verſchiedenen Zeiten und Lagen auch eine ganz verſchiedene wunderlichſte Anſicht erzeugt werden kann. Nicht, als ob ich in einem mörderiſchen Entwurfe, wie die Staatszeitung weiland andeutete, bei Aufſtänden auf Hinrichtungen geſonnen und Streiter gelegentlich hätte todtſchießen laſſen wollen, oder als ob ich, wohin Herr von Kamptz offenbar weiſt, den König von Preußen hätte meinen laſſen wollen, daß er gegen Sträubige und ſeiner Landſturm-Ordnung Ungehorſame mit Hinrichtungen und Todtſchießungen werde einſchreiten müſſen, ſondern der Gedanke in allen den Königlichen Gloſſen bezieht ſich auf die Franzoſen, und ſie allein ſind als die Hinrichter und Todtſchießer der Preußiſchen Beamten Lehrer Prediger und aller andern Erreger und Ermuthiger des allgemeinen Aufſtandes für Ehre Freiheit Vaterland und König gemeint; denn von ihrer lebendigen und tapfern Mitwirkung zur Erhebung und Begeiſterung des Volks war in dem Clauſewitzer Aufſatz die Rede. Beiſpiele der napoleoniſchen und wäliſchen Wütherei aus Spanien Tyrol Oeſterreich und aus Preußen ſelbſt ſtanden ja genug vor den Augen der Königlichen Erinnerung und lagen gewiß tief in ſeinem Herzen: die blutige Ermordung der beiden tapfern Männer aus Kyritz war ja erſt einige Jahre alt.

---

*) Es könnte irgend ein Uebelwollender ſagen wollen, ich habe jene Bemerkungen, urſprünglich meine eigenen, hinter einen hohen ja hinter einen höchſten Namen geſtellt, um einen Knall und Puff zu machen, oder auch, um ihre Gefährlichkeit dahinter zu ſchirmen.

Dieſem antworte ich:

Erſtlich: als einen Knall- und Lärm-Macher wird gewiß keiner mich den Leuten ſchildern können;

Zweitens: jene 13 abgeriſſenen Stellen haben ein ſo unſchuldiges Geſicht, daß ſie gar keiner Beſchirmung bedürfen; ihr Sinn, auch wenn man ihre nähere Beziehung nicht weiß, ſpricht nichts aus als den Zweifel an dem Erfolg eines allgemeinen Aufſtandes; und ſowohl dieſer Zweifel als die Art ſeines Ausdrucks ſind meiner Anſicht und Schreibart, die nun über ein Menſchenalter vor aller Welt offen da liegen, beide gleich unähnlich.

So ſtelle ich denn der Mährchen bildenden Verneinung des Herrn Miniſters hier einſtweilen meine Bejahung gegenüber, das Urtheil zwiſchen uns beiden ruhig den Zeitgenoſſen überlaſſend. Ich ſage *einſtweilen*: denn mit meinem Namen und mit den demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtrieben zwiſchen den Jahren 1810 und 1825 von Freunden und Feinden in die Streite und Händel der Gegenwart vielfältiglich hineingezerrt und gleichſam zum Exempel gemacht, werde ich, damit ſie mich ſelbſt nicht endlich in ein Mährchen verwandeln, wenn Gott meinem ſinkenden Alter noch ein paar Jahre zulegt, aus jener Zeit und aus meinen Akten einmal und bald Klareres Schwereres und Trächtigeres geben müſſen.

Bonn den 16. des Wintermonds 1846.

b.

Erklärung aus und nach der a Erklärung.

So muß ich denn endlich den Staub abſchütteln, einen thränenvollen Staub, wenn ich zu Thränen leichte Augen hätte; ich muß eure dicken Bäuche ſprengen, ihr ſchwergefüllten Bücherbergen, und die Finger mit Schmutz und das Herz mit dem Leichendunſt wie aus Grabgewölben längſtverſchollener Jahre beſtäuben laſſen. Es hilft nicht! wie mir auch vor all den geſpenſtiſchen Erinnerungen ſchaudert — es hilft nicht! ihr müßt heraus, ihr müßt einmal wieder ans Licht, ihr alten zergelbten zerriſſenen zerfreſſenen Papiere. Ihr müßt ans Licht, ihr müßt jetzt für mich ſprechen, damit falſche Zungen nicht hinter meiner Baare ſprechen dürfen.

Da liegt ihr nun in wüſten Haufen über einander geworfen, und es muß und ſoll endlich ans Sondern gehen. Geduld! ihr ſollt nicht lange ſo nackt liegen und frieren. Denn die meiſten von euch werden bald durch helle Flammen zu Rauch und Aether verflüchtigt werden, ein Theil wird in die alten Hüllen zurückkriechen, ein kleinſter Theil wird nach kurzen Geburtswehen unter der ſtöhnenden Druckerpreſſe zu neuem Leben erwachen.

Ja es muß und ſoll endlich ans Sondern gehen. Dies fühlt der Greis, der eben ſeine 77 voll macht und jeden erſten beſten Augenblick aus ſeiner ſchon bröcklichen Erdenberge herausgeſchüttelt und entſtäubt werden kann. Wie es mit Entſchlüſſen und plötzlichen Stößen auf das Menſchenherz geht, jenes oben voran ſtehende Ding (ſ. *Erklärung*) hatte bei mir endlich dem Faſſe den Boden eingeſtoßen. Seit dem Herbſt des Jahrs 1845 ſtand der Entſchluß feſt; nur Kränklichkeit und mancherlei Störungen und Hinderungen, wie ſie zwiſchen unſer Leben durchſpringen, haben die Ausführung bis jetzt verſchoben. Gewankt hat jener Entſchluß ſeitdem auch keinen Augenblick; ſeine Nothwendigkeit iſt wohl von mir gefühlt und erkannt.

Ein Theil dieſer Papiere ſind rechte Wandrer; hin und her geflüchtet ſind ſie viel aus einem Verſteck zum andern, aus einem Hauſe zum andern; Staub und Moder haben ſie entfärbt und zermürbt, Ratten und Mäuſe haben ihre revolutionären Zähne an ihrem revolutionären Inhalt geübt; die letzten zwölf Jahre haben ſie in dem abgelegenen Winkel eines abgelegenen Kämmerchens wieder bei mir in Staub und Vergeſſenheit gelegen. Ich ſchauderte immer auf bei ihrem zufälligen Anblick und bei den Erinnerungen, die ſolcher Anblick weckte; ich hatte meine Augen von ihnen abgewendet, wie die Seele ſich ſchaudernd abwendet von den Wohnungen der Verdammten. Sie dampfen auch heute noch wie Verweſung und Tod in meine Naſe; *aber ich muß.*

Mußt du? fragen die Freunde, *und warum und wofür mußt du?* warum neuen Lärm und Beunruhigung deiner letzten Jahre? Laß das! Dein Name ſteht ja ehrlich da bei den Zeitgenoſſen, keiner kann die Meinung über dich und dein Leben und deine Grundſätze mehr verirren noch verwirren. Alſo ſey ſtill!

So fragen ſie, ſo rathen und meinen ſie. Ich muß anders meinen, beſonders wenn ich den Sack betrachte, aus welchem meine und meiner älteſten Freunde Briefe ausgeſchüttet ſind. Was läßt ſich daraus künftig nicht machen, wann mein lebendiger Mund geſchloſſen iſt und meine mitaltrigen Genoſſen und mein kurzer Name hingegangen und verklungen ſind? Aus meinen Büchern, die ja gedruckt vor aller Welt liegen, wird auch die kunſtreichſte Bosheit mich nimmer zu einem Narren oder Verbrecher machen können; aber gar viel anders ſieht es aus mit vertrauten Briefen, den unbekannten, den unerklärten, zum Theil unerklärlichen.

Aber, werden die Freunde wieder ſagen, dieſe Briefe ſind ja mit den andern bedeutenden Urkunden und Belegen deines Lebens wieder in deinen Beſitz zurück geliefert, ſie werden ja nach deinem Tode im Beſitz deiner Söhne und Enkel bleiben. Dieſe werden mit ihnen und durch ſie, auch wann du deine Augen zugethan haben wirſt, deinen Namen vertheidigen können.

Grade wie das hier ausgeſprochen wird, habe ich manche Jahre auch gemeint, aber bei genauerer Ueberlegung und nach den gegebenen Proben der Erfahrung muß ich ganz anders meinen, und darum mußten die Papiere vorgeſtern und geſtern und heute ans Licht heraus.

Ich ſcheine für mein übriges Leben eben einen feſten Sitz zu haben; ſchwerlich werden meine Kinder in dieſem Sitz, wahrſcheinlich nicht einmal an demſelben ſitzen bleiben. Ja hätten wir ein Majorat, ein Erbſchloß mit Gewölben Kellern Kerkern Archiven — da mögten wir in menſchlicher Weiſe eine lange Sicherheit hoffen dürfen, da mögten ſich Verſtecke finden oder bereiten laſſen, ſolche Papiere vor heimiſchen oder fremden Feinden zu bergen und zu retten. Aber die Söhne und Enkel? Bei'm Hinundherziehen auf den verſchiedenen Bahnen des Lebens, auf der Reiſe und auf der Flucht (wie viel ſind dieſe unſchuldigen Unglücklichen in dieſen 25 Jahren in Bonn nicht ſchon hin und her geflüchtet worden!) in Feuers- und Waſſers-Noth, wie ſich das auf Reiſen ſo häufig begiebt, durch Vernachläſſigung und Vergeſſung bei ſolchen Gelegenheiten — o auf wie vielerlei Weiſe und wie leicht und wie bald könnte die Vernichtung dieſer Papiere eintreten, und wo hätten die Söhne dann die Abwehr der Verunglimpfung des Namens ihres Vaters?

In Hinſicht meiner Bücher und aller meiner gedruckten Papiere kann ich mich ruhig ſchlafen legen: da liegen die Waffen von Angriff und Vertheidigung offen da: aber mit dieſen Briefen wie gar anders ſteht es damit! Sie ſind während meines Verhörs und der langen Unterſuchung in vielen Abſchriften umhergelaufen und ſind unter vielen Augen und in vielen Händen geweſen; Wohlmeinende und Uebelmeinende haben von manchen derſelben ſich wieder Abſchriften genommen, wenigſtens Sammlungen anzüglicher und luſtiger Stellen aus ihnen angelegt. So geſchieht es, und das weiß ich: das hat mir ſelbſt mein Specialrichter Herr Pape mehr als einmal erzählt; das habe ich hin und wieder in Geſellſchaften von Freunden oder in Gaſthäuſern gehört, wo Stellen aus ihnen angeführt wurden, die meinem Gedächtniß halb entfremdet waren. Ich habe ja geſehen, was man aus einzelnen aus jedem Zuſammenhang herausgeriſſenen Stellen, aus verſtümmelten zerſtückelten verſchobenen Stellen, für einen ſaubern Rock zuſammennähen kann. Welche ausgeriſſene Lappen aus meinen Briefen hatte der kunſtreiche Schneider der Königlich Preußiſchen Staatszeitung von 1820 ſeinem ſchönen Rocke der mannigfaltigſten Buntheit nicht auf- und ein-genäht!

Kein Zweifel, ich habe einzelne warme Feinde, weil ich viele warme Freunde habe. Sie ſchweigen jetzt; ſie werden, wann ſie dürfen, über meinem Grabe laut werden. Außer dieſen giebt es zu allen Zeiten literariſche Aasraben, welche Luſt und Hunger treibt, in den Leichen- und Gebein-Häuſern fremder Gedanken rundzuſtöbern und mit den Schädeln der Todten Ball zu ſpielen. Das Geſchlecht dieſer ſchmutzigen Raubvögel iſt gegenwärtig zahlreicher denn jemals. Gewiß aus den ausgeriſſenen und unter einander geworfenen Lappen und Stücken jener Briefe ließe ſich ein prächtiger bunter Harlekinsrock ja wohl eine zweifarbige Armſünderjacke zuſammennähen. Ich darf nicht erlauben, daß ein ſolches Prachtſtück über meinem Denkſtein aufgehängt werden könne. Darum müſſen ſie heraus ans Licht, in ihrer vollen Ganzheit und Natürlichkeit, wie ſie ſind.

Der Einzelne achtet ſich billig klein, wenn er das Ganze betrachtet, er iſt ein Tropfen im Ocean. Je nun! ein Tropfen mag er ſchon ſeyn, aber doch kein Tropf oder gar ein Narr oder Schelm, wozu jene Leichenraben, jene Walräuber, ihn gern ausſchälen mögten.

Und die Ehre? Was die Welt meiſtens unter dieſem Namen verſteht (Titel Orden Gold u. ſ. w.) ach! das iſt ein gar kleines vergängliches Ding; aber die Ehre der Ehrlichkeit das iſt etwas viel Höheres, es iſt eben deutſche Ehre, Ehre eines ganzen großen Volkes. Wahrlich viel Prächtiges, wodurch fremde Völker ſich loben oder ſchmeicheln, mag der Deutſche ruhig an ſich vorüber gehen laſſen, nur dieſe Ehre nicht.

Deswegen muß ich den Mund aufthun; denn weder eine jener beiden Jacken mag ich tragen noch mich, wie es auch oft umfliegt, zu einem außerordentlichen Marteler ſtämpeln laſſen. Ich habe in dieſer Welt meinen Willen gethan und habe in meinen Tagen meinen Lohn dafür empfangen; ich habe ihn als Gotteslohn empfangen, ahnend, wie der Allgerechte Lohn vertheilen muß. Ich habe gewußt, was ich gewollt habe und was ich gewagt habe, und wie die politiſchen Winde ſich drehen und wie in gewaltiger Zeit die Partheien ſteigen oder fallen und gegen einander ſtoßen, und daß bei ſolchem Zuſammenſtoß mein Schifflein leicht auf den Strand laufen und zerſcheitern, daß allenfalls *eine feſte Burg* die unfreiwillige Wohnung des Geſtrandeten werden könnte. Ich habe, wo ich den ſtillen und ſtillmachenden Leuten zu ſtark und ſcharf getönt zu haben geſchienen, mich nicht mit einer Art Knabenbegeiſterung entſchuldigt noch entſchuldigen gekonnt. Ich habe vor dem vollen Mannesalter nichts Politiſches geſchrieben; ich war alt genug, zu wiſſen, was ich that und warum ich es that. Frühe ſang ich mir oft den äſchyliſchen Vers vor:

„Freiwillig ſündigt' ich, freiwillig, leugnen will ichs nicht:
„Den Menſchen helfend warb ich dieſe Plagen mir.“

Hier folgen nun in einer langen Reihe:

a) Gewechſelte Schriften und eine ſogenannte *Erklärung für meine Richter*, gleichſam meine Selbſtvertheidigung;

b) Einige kleine beſchlagene Papiere meiner Handſchrift, worüber ich mich habe erklären müſſen;

c) Die beſchlagenen Briefe, nämlich alle die Briefe, welche politiſches Spiel oder Anſpiel enthalten oder in welchen man Dergleichen gefunden oder geſucht hat, über welche ich ernſtlich befragt worden bin; bloß diejenigen Briefe nicht, welche ſtill beigelegt wurden oder von ganz unbedeutenden und unpolitiſchen Dingen handelten.

Anmerkung. Dieſe Schriften und die Erklärung ſelbſt wie die Briefe ſind deswegen vorzüglich ausgewählt, weil ſie mich und meinen inneren Menſchen, der ſo vielfältiglich ausgerufen und angerangert worden iſt, im Schwachen wie im Starken, im Kleinen wie im Großen zeichnen.*) Ich habe ſie als Zugabe zu den Vertrauten Briefen nothwendig erachtet. Von dem, was mehr die Rechtsfragen und rechtlichen und gerichtlichen Fragen und Kämpfe betrifft, gebe ich nichts. Alles dies war theils entworfen und verfaßt theils mit Worten und Gedanken durchſchoſſen und verändert, und alſo, was davon mein war, meiſtens ganz anders geſtaltet von meinen lieben Freunden und Helfern Mittermaier Welcker und Burchardi. Selbſt die vortreffliche juriſtiſche Vertheidigungsſchrift von meinem lieben Burchardi gebe ich hier nicht, damit die Papieranſchwellung nicht zu mächtig werde. Was in dieſer Unterſuchungsſache mit allen ihren Spitzen Ecken und Dornen in das Gebiet des Rechtsgelehrten hinein ragt, iſt wenigſtens dem Sinn und der damaligen politiſchen Stellung der Partheien nach genug ausgeführt von Karl Theodor Welcker in ſeiner Vertheidigung u. ſ. w. 1823 bei Metzler in Stuttgart erſchienen;

d) Zuletzt Briefe, die nicht beſchlagen und zum Theil erſt nach der Beſchlagung der Papiere an mich geſchrieben ſind, aber nur Briefe von ſolchen Freunden, von welchen Briefe und Namen in dem Verhaftungsſacke und in der Unterſuchung mit umgeſchüttelt worden ſind. Ich habe das Recht und die Pflicht, hier zu zeigen, mit welcherlei Menſchen ich gelebt und wie ich mit ihnen gelebt habe.

So ergiebt ſich, daß ich hier gleichſam mein eignes Lob drucken laſſe. Ei ja! aber muß ich nicht? Ich, den man weiland vor ſeinem Könige und vor allem Volk ſchändlich machen wollte, muß ich nothgedrungen mich nicht endlich nackt vor allem Volk hinſtellen? Und wenn es nun über manche Sprünge Einfälle Scherze Thorheiten des Alten gelacht hat, wird das Volk nicht zuletzt doch meinen, daß wer ſo viele herrliche und gute Menſchen ſeine Freunde nennen durfte und darf, wer die Freundſchaft und das Vertrauen der Beſten Edelſten und Tapferſten im deutſchen Vaterlande beſeſſen hat, daß der kein Schelm oder Narr ſein kann?

---

*) Der ganze demagogiſche Handel iſt ein Vierteljahrhundert in Hinſicht ſeiner Bedeutung genug durchgedroſchen, und alſo abgedroſchen. Aus vielen gewechſelten Papieren gebe ich nur Einzelnes, meine damalige Stellung und Stimmung beſonders Bezeichnendes.

C.

Kurzer Bericht und Erzählung nebſt einem bischen Latein.

1) Durch meine Verhältniſſe mit Stein Gneiſenau und andern Einflußreichen ſtand mir mancherlei Wahl für meine Zukunft offen. Ich wollte ein Preuße bleiben und nichts weiter werden als Profeſſor an der neu zu gründenden Rheinuniverſität, wie ich meinte, um dort guten deutſchen Sinn fördern zu helfen, wie meine Ankläger mich beſchuldigt haben, um die Jugend zu verderben und zu verführen.

2) Um dieſe Stellung hatte ich den Fürſten Staatskanzler durch meine Freunde mehrmals bitten laſſen und gebeten. Im Sommer 1818 ward ich zum Profeſſor der Neueren Geſchichte ernannt.

3) Schon ſeit dem Herbſt 1815 ward ein merkwürdiger Wechſel von Luft und Wind bemerklich, Gunſt und Glück ſäuſelten nicht mehr Zephyrgeflüſter um mein Haupt; ein hohles Sauſen und Brummen ging durch die Luft der folgenden Jahre ſo hin, bis es zuletzt als Blitz und Donner über mich hin leuchten und auf mich hinein krachen ſollte.

4) Mit dem Herbſt 1818 ward die Univerſität von noch wenigen Profeſſoren eröffnet. Schon hatte es in mancherlei Vorplänkeleien und Scharmützeln auf mich geſpielt, bald folgten nun dicht hinter einander Warnungen Weiſungen Drohungen, einzelne ſchräg andre grad auf mich weiſend und zielend. — Endlich 1819 Sand und Kotzebue, Sturm auf Univerſitäten Profeſſoren Studenten. Bald nach dem Mittſommer dieſes Jahrs kurze (halbtägige) Verhaftung meiner Perſon, lange Beſchlagung und Haft meiner Briefe und Papiere.

5) Den 10. November 1820 Stillſtellung in meinem Amte.

6) Im Februar 1821 Beginn der Kriminalunterſuchung gegen mich. Trotz Einſprüchen und Berufungen auf meine zuſtändigen Gerichte Unterwerfung unter außerordentliche Kommiſſionen und einen außerordentlichen Specialrichter. Alle erſte und ſpätere Einſprüche und Berufungen, an die höchſte und hohen Behörden gerichtet, bleiben erfolglos. — Neue Geſetze und Verordnungen jagen ſich in dieſen Jahren und klemmen mich und meine Leidensgeſellen

ein, indem ſie rückwirkend auf unſre Sache angewandt werden. Ich muß mich über alle meine jemals erſchienenen kleinen und großen Bücher, über alle und jegliche in meinen und meiner Freunde Briefen befindliche Anſpielungen auf die Zeit, über alle denklichen Gefühle Gedanken Einfälle Scherze des Augenblicks mit kleinen Zwiſchenräumen der langweiligſten Unterſuchungsfolter*) von beinahe anderthalb Jahren unterwerfen und mich langſam abſchlachten laſſen.

Alſo Anfang der Unterſuchung im Februar 1821, Beendigung im Sommer 1822. Mir wird das Oberlandsgericht in Breslau als mein Gericht genannt. Ich hatte viele Noth mit meinen freiwilligſten Vertheidigern; es hat, wie manche Folgen gezeigt haben, faſt wie ein odium zu gelten geſchienen, mich vertheidigen zu wollen. Ich habe eine Erklärung ausgearbeitet, welche hier abgedruckt wird, und dieſe nebſt einer von meinem theuren Freunde, dem D. Burchardi ausgearbeitete Vertheidigungsſchrift eingereicht.

Trübe und ſtolze Erinnerungen. Wer ſollte nicht ſtolz ſeyn auf ſolche Namen, die mir als Rather und Helfer immer bereit und freiwillig zur Seite geſtanden ſind: Hofrath K. Th. Welcker, Geh.

---

*) De Mortuis nil nisi bene heißt es, und muß es ja auch über meinen Unterſuchungsrichter den Landgerichtsrath Pape und ſeinen Gehülfen Dambach heißen. Indeſſen für einen Profeſſor war es ſehr hart, ſich von einem Mann befragen zu laſſen, der ſich bei der Unterſuchung oft auf Felder verlaufen mußte, worauf er nimmer nur ein leichteſtes Aehrlein geleſen hatte. Hier aus hundert und tauſend in den Akten befindlichen Beiſpielen nur Eines: In einem Briefe ſtand Das iſt über meiner Sphäre. Pape (zu Dambach) Sphäre? was iſt Sphäre? Dambach. Ich glaube, Sphäre heißt auf griechiſch Ball. P. Ball? über meinem Ball was ſoll das heißen! — Da erhuben ſich denn Geſpräche und philologiſche und etymologiſche Deutungen, endlich Annäherungen und Uebergänge zum wirklichen Sinn ſolcher Hexenformeln; wobei ich nach meiner Weiſe half. In den erſten Wochen gerieth ich oft in Harniſch; endlich merkte ich mir den Spruch meines Grafen Geßler Ein vernünftiges Weſen ſoll ſich nicht ärgern. Wirklich habe ich mir manches Spätere, ſo viel ich konnte, zum Spaß zu machen geſucht und mich wie ein geduldiges Schaaf in die langweilige Folterung ergeben; aber ſie blieb nichts deſto weniger eine fürchterliche Zermürbung und Abtödtung des Geiſtes. — O ja, wir haben uns, beſonders bei der philologiſchen und etymologiſchen Abtheilung dieſer halsgerichtlichen Unterhaltungen öfter im herzlichen Lachen mit einander ergötzt, auch habe ich wie in guter Freundſchaft mit Herrn Pape zuweilen wohl ein Glas Wein und Butterbrod verzehrt. O!

R. Mittermaier, Landgerichtsrath Lehmann*), Geh. Ober-Reviſions- und Juſtizrath Eſſer, Geh. Ober-Reviſions- und Juſtiz-Rath Leiſt**), Oberappellationsrath von Ammon!***)

7) Alle Vertheidigungsſchriften ſchienen endlich unnöthig geweſen zu ſeyn; die Unterſuchung, welche nur zu ſehr in hochnothpeinlichhalsgerichtlicher Art geführt worden war und mein ganzes Leben wie das Leben eines Streuners Schelmen und Verräthers durchgejagt hatte, ward zuletzt eine Polizeiunterſuchung genannt, und nimmer habe ich die Genugthuung gehabt, daß ein Gericht das Wort unſchuldig über mich hat ausſprechen dürfen.

8) Ich bleibe in meiner Amtsunthätigkeit liegen, doch mit Beibehaltung meines Gehalts, werde auch nicht aus Bonn verwieſen. Es verlautete, einige Gewiſſe hätten Luſt gehabt, mich als einen in dieſen Gegenden Gefährlichen auch wie zum Zeichen ſolcher Strafe als einer wohlverdienten, an einen andern fernen ſtillen Ort verwieſen zu ſehen. Die Mäßigung hierin und in Anderm habe ich wohl gelegentlichen Stimmen Steins Eichhorns und Niebuhrs zu danken und dem Sinn des Hochſeligen Königs, der gottlob die Dinge nicht gern auf die äußerſten Spitzen hinaus trieb. Denn ich wußte, ſein Zorn war durch einzelne gefliſſentlich ausgeriſſene Stellen aus meinen Büchern und Briefen, die man ihm vorgelegt hatte, nur zu ſehr gegen mich aufgereizt worden.

9) Mehrmals habe ich ſeitdem vergebens verſucht, durch Fürſprache von Gönnern, durch perſönliche Vorſtellungen und Bitten, namentlich während meiner Anweſenheit in Berlin im Herbſt 1828, wieder zu amtlicher Thätigkeit zu gelangen. Endlich iſt das Jahr 1840 gekommen, und König Friedrich Wilhelm der Vierte hat mich wieder hergeſtellt.

10) Zwanzig Jahre hatte ich wie altes Eiſen ſtill gelegen und war eingeroſtet und verroſtet. Ich war über mein Siebenzigſtes hinaus, zu alt für einen friſchen lebendigen Mund. In dem Alter, wo alle Weiſeſten für das Schweigen von dem Lehrſtuhl herab-

---

*) Lehmann, damals in Koblenz, jetzt in Trier, der Allergetreueſte, hat viel um meinetwillen gelitten.

**) Leiſt, der Liebenswürdige Freundliche Tapfre, damals in Köln, vor einem Jahr in Berlin zu den Seligen gegangen.

***) Friedrich von Ammon, mein freundlichſter Fritz, noch am höchſten Gericht in Köln.

Die, Philomelen gleich, Lenz und Liebe beſang!
Und die Lippe gebleicht wie lang', mit Küſſen und Scherzen
Von den Grazien früh ſchon in der Wiege getränkt!
Ach! umſonſt horcht oft das Ohr, den Klang zu vernehmen,
Auch das göttliche Herz mußt' ins Dunkle hinab.
Komm, Erinnerung! denn mit aller lieblichen Wehmuth!
Urne! reiner entblüht deinem Staube die Huld;
Göttlich ſteiget das Bild hell leuchtend über den Lethe
Auf, wenn den irdiſchen Staub führte die Welle weg.

ſteigen, ſollte ich für das Sprechen wieder hinaufſteigen. Ich zagte und zagte in dem Gefühl, daß meine Trompete lange zerblaſen war, daß ich kein os magna sonans mehr hatte, daß ich für die Univerſität höchſtens ein Name mit Schall aber ohne Ton ſeyn würde; aber die Lage war ſo geſtellt, daß Weigerung von der Königlichen Huld und auch von manchen Fernſtehenden möglicher Weiſe als Trotz gedeutet werden konnte. Ich nahm alſo an und ließ mich wieder in die Fakultät einführen und auf den lange geſperrten Lehrſtuhl hinaufführen.

Nun erlangte ich außer andern Zeichen Königlicher Huld endlich auch die Auslieferung meiner Papiere und Briefe, um welche ich bisher ſo viel und ſo oft und immer vergeblich gebeten hatte.

Ich kann jenes Sommers des Jahrs 1840 nur mit Freuden gedenken. Meine Wiederherſtellung war wie ein Feſt, wie ein Freudentag für die ganze Stadt, für meine lieben Mitbürger und Genoſſen; und unvergeßlich muß mir die Liebe und Freundlichkeit ſeyn, womit der damalige Kurator der Anſtalt, Herr von Rehfues und alle meine Amtsgenoſſen bis auf Einen*) mich wieder empfingen ja mich für das folgende Jahr zum Rektor der Univerſität wählten.

11) Indem ich alſo ganz weiß, was ich bin und was ich nicht mehr kann, indem ich aber ganz das Glück empfinde, viel geliebt und von denen, die mich kennen wollen, geachtet zu ſeyn, füge ich hier als ein Anhängſel, das aber wirklich hier hinein gehört, zum Schluß dieſer langen Vorrede meine ſehr kurze lateiniſche Antrittsrede zum Rektorat des Jahrs 1840—41 bei:

(Allocutio omissa est.)

Nemo Vestrum ignorat, qua iniquitate temporis viginti abhinc annis de statione mea expulsus sum. Veteres ac ingentes dolores non est, cur renovem, sed non excitati aut vocati mediis gaudiis, per ipsa, ut videtur, gaudia sollicitati, sua sponte se ingerunt et obtrudunt. Ea enim est sors mortalium, ut gaudia et dolores fraterno quasi vinculo conjuncti sint aut secreto et mystico quodam vinculo tanquam matrimonio inito se invicem gignant. Hoc mihi quoque evenit. Illa calamitas, quae toto primo suo decennio me acerbius oppressit et exagitavit, secundo vero tranquillius degere sivit, favore amicitia auxilio optimorum virorum, collegarum vene-

---

*) A. W. von Schlegel.

randorum et amicorum dilectissimorum studiis et officiis mihi saepenumero tanquam splendens lux exorta et visa est. Neque mihi opportunitas data est, Vetus Illud Ovidii ex Ponto

„Donec felix eris, mille numerabis amicos,
„Tempora cum fuerint nubila, solus eris“

ut resonarem. Haud solus eram. Inveniebam amicos fide opibus et auxiliis promptos, qui moestum consolati sunt, labantem sustinuerunt, collapsum et jacentem erexerunt. Et tamen, si alteram partem rei specto, si omnia, quae perpessus et eluctatus sum, si, florentissimos annos, qui reduces fieri nequeunt, ut amiserim, in mente iterum mecum revolvo et repensito, licebit cum Virgilio cantare „eheu quantum mutatus ab illo, qui quondam!“ at non recte, qui quondam sed qui tum, etsi jam canescente capite, adhuc vegetus et valens et mei et fortunae fidens immo confidens eram; licebit, ut me iterum iterumque rogem: Quid vis in hoc loco, e quo ejectus es, quem vacuefecisti, ut juniores fortiores doctiores illum occuparent? cur non manes in hortulo tuo arbores et fruticeta purgans et amputans et areolas ligone et bidenti movens et mundans? Quid tibi vis hic, hic in loco excelso, cui sufficere nequis et quem doctissimi et peritissimi paventes subinde ingrediuntur?

Haec a me ipse quaero et quaerere debeo, similis ei, qui e longo et diro somnio excussus est. Felix et serena dies mihi illuxit, etsi non sine nubibus, et haec dies mihi acclamat: Hilaris esto! confidens esto! rejuvenescito! Heu! utinam rejuvenescere possimus! Haec dies me blande et laete alloquitur: num me non nosti? num mei oblitus es? mei, splendidissimae diei Germanorum, quae gallicam impotentiam et superbiam fregit, quae patriae libertatem restituit, quam Rex Beatissimus, cujus nuperrimum obitum adhuc lugemus, hujus Universitatis natalem diem, aeternum victoriae monumentum, poni et constitui jussit et voluit? — Et audio haec verba et circumspicio solita et consueta loca; oculi eos, qui olim mecum vixerunt et coeli et luminis aura usi sunt, quaerunt, et frustra circumspiciunt et quaerunt — suspiria et lacrymae oboriuntur, et dies, qui laetissimus esse debebat, moestissimus prodiit. Quot et quales amicos fautores protectores quondam mihi carissimos, qui in feliciores et puriores stellas ad consortium Coelitum avolaverunt aut in alias civitates literarias avocati sunt, in his subselliis requiro atque desidero! Hassios, patrem et filium, Niebuhr, a Droste-Hülshof, Mackeldey, Hermes, a Münchow, Diesterweg, Heinrich, Nake, Strahl, Windischmannos, patrem et filios, et qui procul a nobis terrestri cibo ac aere adhuc utuntur, Kastner, Mittermaier, Welcker, Burchardi, Walther, Lucke, Gieseler, Ritter!

Sed me colligere et apud me esse debeo. Redeo ad me ipsum. Nuntius venit, Regem clementissimum et justissimum proprio et inexspectato motu jussisse, ut in locum non sponte relictum reducerer et restituerer. Qui nuntius animum fulminis instar feriit, magis splendescens quam oblectans. Perculsus eram, attonitus, pavidus. Interrogabam me: quid hoc sibi vult? Fiduciam rerum secundarum diu abjeceram; refluam undam et rotam volubilem et inconstantem Fortunae penitus cognitam metuebam; mala et incommoda senectutis septuagenarius sentiebam. Multa igitur me dehortari et deterrere debebant, ne statum, quo utebar, relinquerem. Frustra irruentibus invadentibus obloquentibus et blandientibus amicis obstiti; frustra eis demonstravi, me longo otio detritum, curis et aerumnis deminutum et senio confectum Universitati huic parum utilem sed potius inutile pondus futurum, nec ullas blandiloquentias et verborum lenocinia rugas genis et pejores plicas animo impressas demtura et deletura.

Sed quid plura? E longo et dulci somno oblivionis, quo sepultus jacebam, me excitari, excuti, abripi et in novam et insolitam vitam protrudi passus sum. Melius certe et prudentius mansissem, ubi tunc horae stabam. Sed tot et tantis testimoniis et signis amicitiae benevolentiae spei et exspectationis, de quibus et de me, qui modo de hac cathedra descendit orator, nimis honorifice et ornate locutus est, resistere nequivi.

Talis hic sto, non privatus sed de novo Professor publicus, qui juvenes docere, qui doctae huic civitati praeesse jussus et electus sum, ex involuntario sed longa consuetudine dilecto otio ad negotia, quorum insuetus et imperitus, quibus impar sum, retractus et revocatus. Talis hic sto: facta infecta reddere nequeo, etiamsi vellem. Rex quidem, quae in me incepit, perficere velle videtur et spinas, quae in re mea et in animo meo adhuc haerebant et quas solus extrahere potuit, se extracturum annuit. Caetera, Collegae honoratissimi dilectissimi, in vobis sita sunt. Spero, vos ei, quem tanta benignitate et liberalitate recepistis, haud defuturos. Hac spe, hoc

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-9
ARNDT,E.M. FN. 01930/037

gratissimo animo amicitiam et benevolentiam vestram imploro, auctoritate consiliis exemplis vestris omnia facturus.

Jam ad vos venio, vos alloquor, Commilitones ornatissimi, Juvenes carissimi. Sunt, ut homines verbis et nominibus ludere alludere illudere solent, qui me Teutonicum, sunt, qui Germanicum appellaverunt. Utrumque immerito: hoc enim nimium ad laudem, illud nimium ad vituperium. Quod joco aut irrisione dictum mihi arripio, ut paucissimis vobis exponam, quid inter germanice aut teutonice vivere intersit. *Tò* teutonice vivere vitam et cultum agrestem et rudem, mores feros, animum ferocem et stolidum, verbo omnem barbariem et omnia vitia majorum nostrorum denotat. Ideo apud exteros — Romanenses populos dico, Gallofrancos Italos Hispanos — male audit. *Tò* germanice vivere autem idem est ac sancte casteque vivere et quod pulcrum et honestum est quaerere et colere; germanitas (sit barbarae voci venia!) omnes virtutes majorum in se habet: castitatem justitiam veritatem, sanctum pudorem hominum, sanctiorem metum Deorum; germanitati tam alta notio inest, quae solis cogitationibus comprehendi, factis nunquam aequari possit. Huic germanitati studere, hanc colere debemus, magistri et discipuli, senes et juvenes. O felicissima juventas, millies felicior nobis! cui atrae curae nondum insident, quam ingrati labores, molesta negotia non turbant, cui cum omnibus imaginibus et simulacris summarum virtutum et altissimarum idearum ludere licet, ut illud Virgilii jure in eam transferas: O felices nimium, sua si bona norint, adolescentes! Nam quam late vobis omnis jucunditatis et laetitiae campus patet! Omnes Musae et Gratiae vestrae sunt, vestrae omnes amoenitates, suavitates, venustates, lepores et ludi; etiam ludi gladiorum et exercitationes et velitationes armorum, eo consilio institutae, ut animi et corpora firmari et, si Deus et fata sic jubent, hostibus patriae opponi et objici possint, non, ut internecinis bellis, quorum plura lugenda in coemeterio nostro prostant monumenta, proh dolor! vosmetipsos invicem interficiatis. Sic hilares et geniales dies vos feliciter et innocenter per amoenissimam juventutem traducant, non illa teutonitas, cujus gloriola censetur, noctem continuare potando, rixas gladiis placare et expiare et post nimias et immodestas compotationes in pelle ursina, ut dicunt, recumbere et stertere. Tacitus sub initium saeculi nostrae aerae secundi de majoribus nostris dicit: plus apud eos boni mores valent, quam alibi bonae leges. Hoc enim scitote, omnem potentiam et dignitatem legum in moribus sitam et libera obedientia legum unice virum liberum et ingenuum effici. Si laude et nomine Germanorum gloriari vultis, omnium primum mores germanici colendi et observandi sunt et manus et animi a contumeliis et injuriis in personas et res cohibendi et coercendi. Tum fiet, et faxit bonus Deus, ut fiat! ut potius comprobator et laudator morum vestrorum esse possim, quam severus et tristis exactor legum esse debeam, ut gratissimo animo — nam gratia vestra egeo et hanc gratiam vos oro et a vobis peto — ut gratissimo animo exacto anno meo vos inclamare possim:

Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

Uno et maximo denique his verbis coronam imponamus et — quod Borussiae Germaniae totique Europae et Christianitati bonum fortunatum felixque eveniat! — ad Deum manus et animos erigamus, ut potentissimi et clementissimi Regis regnum, cujus initia his diebus precibus et votis auspicati sumus, diuturna et felici pace, omni justitiae et fortitudinis gloria, et si bella ingruunt, victricibus armis beare velit, et meum qualecunque brevissimum et parvulum imperium tranquille et quiete transire sinat. Amen.

A.

Aktenſtücke

nämlich:

Beſchlagene Papiere nebſt aus dem ganzen Handel
entſprungenen Briefen und Aufſätzen.

BAYER. STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Beſcheid aus dem Kabinet an Arndt.

Ich habe von dem Herrn Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein den Auftrag erhalten, E. Wohlgeboren mit dem Inhalt einer an denſelben von Sr. Majeſtät am 11ten dieſes erlaſſenen Kabinetsorder bekannt zu machen, welche durch den von Ihnen im vorigen Jahr herausgegebenen vierten Theil des Geiſtes der Zeit veranlaßt worden iſt.

Unendlich bedaure ich dieſen Auftrag vollziehen zu müſſen, der Euer Wohlgeboren hauptſächlich darum ſchmerzhaft ſeyn muß, weil mir Ihre Anhänglichkeit an die Perſon Sr. Maj. des Königs bekannt iſt; eben darum hoffe ich aber auch, daß es ihnen nicht ſchwer fallen werde, den Königlichen Willen in Zukunft zu erfüllen und dadurch den ganzen Vorfall in Vergeſſenheit zu bringen. Der weſentliche Inhalt des Kabinetsſchreibens beſteht in Folgendem:

„Der Profeſſor Arndt ſey unter die Zahl der in Bonn angeſtellten Profeſſoren mit aufgenommen worden, weil man deſſen Talente anerkannt und das Vertrauen in ihn geſetzt habe, er werde dem wichtigen Beruf eines Lehrers der Jugend ſowohl im Lehren als im Betragen und in ſeinen Schriften genügen; dieſe Erwartung habe er aber, obgleich ihm ſolche von dem Staatskanzler zu erkennen gegeben ſey, im vierten Theil des Geiſtes der Zeit nicht erfüllt.

Aber weinen will ich in jedem blühenden Lenze;
Als die Roſe verdarb, ſtarb mir das liebende Weib:
Aber weinen will ich in jedem welkenden Herbſte,
Denn im Herbſt erſcheint, Tod, dein vielfaches Bild.
Blumen will ich Dir weih'n, Dir weih'n die Gabe der Locken,
Und wenn Thränen auch euch weiß die elyſiſche Welt,
Will ich das rieſelnde Gras des ſtillen Hügels benetzen,
Wenn der einſame Mond ſieht nur mich und das Grab.
Ach! Du wareſt ſo hold, hingſt lieb und liebend am Leben,

S. Maj. wollten zwar nicht glauben, daß deſſen Abſicht tadelhaft geweſen ſey, aber das Buch enthalte wenigſtens ganz unſchickliche und unnütze Dinge, die beſonders einem Lehrer der Jugend übel anſtänden und nachtheilig auf die Jugend wirken könnten. S. Majeſtät ſeyen zwar nicht gemeint, eine freie Discuſſion zu beſchränken, ertheilten aber dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten den Auftrag, ihn zu warnen und aufzufordern, künftig vorſichtig zu ſeyn, indem S. Maj. auf den preuß. Univerſitäten keine Lehrer dulden könnten, die Grundſätze wie die in dem vierten Theil des Geiſtes der Zeit enthaltenen aufſtellten, und daß er bei der erſten ähnlichen Veranlaſſung von ſeiner Stelle entfernt werden würde."

Von der Reinheit Ihrer Abſichten auf das lebhafteſte überzeugt, bezweifle ich nicht, daß mir in Zukunft nur die angenehme Pflicht werden wird, Ihren Bemühungen für die Ausbreitung der Wiſſenſchaft und gründlichen Unterricht der ſtudierenden Jugend höheren Orts Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Köln den 30. Januar 1819.

Der Oberpräſident und Curator

FGſSolms-Laubach.

2.

Antwort.

Die Sendung, deren Ankunft E. Erlaucht mir mit Ihrer gewohnten Milde und Freundlichkeit angekündigt haben, habe ich ruhigen Muthes empfangen. Wenn auch einzelnen Worten in dem Buche eine Heftigkeit und ein Fliegendes anhangt, das Misdeutungen unterliegen kann, ſo habe ich mich meiner Grundſätze, wie ich fühle, wenn auch Kaiſer und Könige anders meinen ſollten, vor dem höchſten Kaiſer droben nicht zu ſchämen noch der Gefühle, welche das Buch zur Welt gebracht haben. Das murus aheneus des Horaz hält in dem ſchmutzigen Strom der Hetzerei und Klatſcherei als tüchtige Wehr des Lebens gottlob noch vor, und ich bin wieder heiter; denn was mich nur von außen trifft, das ſoll drinnen als Blitz nicht einſchlagen. Ich will nun ruhig abwarten, wohin ſich dies weiter wenden will oder wohin die Kamptzianer und Schmalzianer mein Schickſal vielleicht zu zerren verſuchen mögen*).

Wie aber auch dieſes Schickſal gerathe, ſeyen E. Erl. immer meiner treueſten Dankbarkeit und meines redlichſten Strebens verſichert, und daß ich hoffentlich in Feigheit oder Jämmerlichkeit nie ſo tief ſinken werde, daß die Tapfern und Redlichen im Volke an meiner Ehre verzweifeln müſſen.

E. M. A.

---

*) Ich durfte dem wackern Grafen, mit welchem ich ſeit dem Winter 1814 in freundſchaftlicher Vertraulichkeit ſtand, über meine Dinge immer unumwunden ſchreiben.

3.

Brief von A. an den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg vom 7. Februar 1819.

Euer Durchlaucht ſind ohne Zweifel unterrichtet auf welche Weiſe und mit welchen Hinweiſungen S. Maj. mir Ihr hohes Misfallen über meinen vierten Theil d. G. d. Z. haben zu erkennen geben laſſen. Mit dem guten Bewußtſeyn, daß mein Grund rein iſt, habe ich dieſe Zeichen des Königlichen Misfallens ruhig und ergeben empfangen. Gern will ich geſtehen, daß das Buch, wenn man den Sinn des Einzelnen ſucht und das Ganze nicht wägen will, in einzelnen Worten und Ausdrücken Unzeitiges und Ungemeſſenes enthält; ſeiner Grundſätze darf ich mich nicht ſchämen, und ich bekennte zum erſten Mal in meinem Leben einen ſchlechten Grundſatz, wenn ich nicht erklärte, daß dieſe Grundſätze, die nun fünfzehn Jahre probehaltig geweſen und mich ſelbſt ein wenig vorgeſtählt haben, mir mit Gottes Hülfe in ein Jenſeits folgen werden, wo ich ein weicheres Leben hoffe, als mir dieſes irdiſche bisher geweſen.

Bei dieſer Gelegenheit fordern Pflicht und Dankbarkeit mich auf, vor E. Durchl. mich mit der Wahrheit und Offenheit auszuſprechen, die Sie oft mit ſo vieler Geduld ertragen haben. Wie auch mein Schickſal falle, in Ihren Augen mögte ich durch ein Schweigen, das einer Misdeutung unterliegen könnte, nicht als ein trotziger Taubſtummer erſcheinen. Ihnen, die Sie mit väterlicher Huld auch frühere Blößen und Mängel nicht misgedeutet haben, bin ich offene

Geſtändniſſe und Bekenntniſſe ſchuldig, der Höhe vertrauend, von welcher Sie die Weite des Lebens und ſeiner Verhältniſſe und den Kampf der Dinge und der Menſchen, wie er eben ſteht, ruhig und heiter überſchauen.

Sie wiſſen, ich habe zu der Stelle, die ich Ihnen allein verdanke und dem Fürwort meines würdigſten alten Herrn, des Freiherrn vom Stein, mich mit unabläſſiger Bitte gedrängt. Erſchleichen hab' ich ſie nicht gewollt, durch Schleichen will ich ſie nicht behalten, ja das Leben ſelbſt mit allen ſeinen Gütern, ſo lange Gott mir geſunde Sinne verleiht, keinen Augenblick nicht. Für Verbrechen und für Zettelungen der Finſterniß, wie gewiſſe Leute den Höchſten einbilden mögten, habe ich kein Lehramt geſucht. Ich geſtehe es, dieſe Stelle, und dieſe Stelle grade hier am Rhein, iſt mir das Lieblingskind langer Liebe und Sehnſucht geworden; auch glaube ich mir einige Kenntniſſe erworben und des Wortes und der Kraft des Wortes genug von Gott empfangen zu haben, um an einer gelehrten Anſtalt nicht fünftes Rad am Wagen zu ſeyn. Doch wenn die Dinge ſo liefen und der erhabene Wille ſo entſchiede, daß ich dieſen beſten Wunſch aufgeben müßte, ja wenn ich ohne Ehre nicht darin leben könnte noch dürfte, — ruhig würde ich auch das Herbe empfangen, ja ich hoffe, ich würde auch dieſe Probe ſo beſtehen, daß die Redlichen doch meine Freunde bleiben und daß meine Worte ſich nicht als bleiche Lügner ſchämen müßten.

Ich habe, was jetzt geſchehen iſt, erwartet, faſt gewiß erwartet, als meine Hoffnung der Bonner Anſtellung ſich der Erfüllung zu nahen ſchien. Hätte ich auch jenen vierten Theil nicht geſchrieben, durch Einen Mann, der lange ſchon in meinem geſunden Fleiſche der Dorn und der Fiſkal meiner Schriften ſeyn will, würde es doch auf irgend eine Weiſe losgebrochen ſeyn. Warum ſoll ich ihn nicht nennen, der meinen Namen als Menſch und Schriftſteller offen und verborgen ſchlecht zu machen ſucht: Er heißt von Kamptz: Vetera odia quandoque condita et semper de novo erumpentia, wie Livius irgendwo ſagt. Hier könnte ich klagen; denn nicht ehrlich iſt der Kampf. Misdeuter Verdreher und Meuchler gebraucht der Mann, Orte Zeiten und Gelegenheiten, wo und wie er kann, mit ſeinen Verbündeten auf mich zu fallen. Die einzelnen Data, künftige Erinnerungen meines Lebens liegen wohl aufbewahrt bei mir. Das wollen Ritter ſeyn, und ſie ſchreien, wir wollen das Ritterliche abſchaffen, und ſie ſtreiten mit den Waffen der Knechte.

Dieſer Mann iſt mein bibliſcher Diabolus, von Gott mir zugeſandt, damit ich nicht läſſig werde, mein Warner und Stachler, der mich nicht einſchlafen läßt. In ſo weit bin ich ihm Dank ſchuldig und werde vielleicht noch mehr ſein Schuldner, wenn er mich in Lagen ſetzt, worin ich vielleicht beweiſen kann, daß Gott wenigſtens ein Bischen von Mann aus mir machen wollte.

Dieſe Worte verzeihen E. Durchl. in dem Sinn der Ehrlichkeit und Wahrheit. Das durfte ich Ihnen jetzt ſagen, daß ich weiß, in welcher Eſſe die Pfeile geſchmiedet ſind, die alles friſche Hochwildbret in den deutſchen Gauen fällen mögten.

Und nun zuletzt, wie ſich die Dinge auch entfalten, den Lügner und Heuchler und den niedrigen Knecht, der nicht in Freiheit und mit offenem Viſier jeden menſchlichen Dank einem edlen Herrn ſchuldig ſeyn mögte, den ſollen E. Durchl. mit Gottes Beiſtand, der mich, wo es überſtürzen wollte, immer geſtärkt hat, hoffentlich nimmer in mir finden.

Mit dem Wunſche eines frohen Jahres und mit tiefer Ehrerbietung bin ich u. ſ. w. E. M. A.

4.

Officielles Schreiben ad acta zu legen (an den Miniſter von Altenſtein), auf Zumuthung des Grafen Solms jenem erſten Schluß Januars abgeſchickten (Nr. 2 oben) nachgeſchickt.

Durch unſern hochverehrten Herrn Curator habe ich die mir zugedachte Weiſung Verweiſung und Hinweiſung empfangen. Ruhig und ergeben habe ich ſie hingenommen, weil ſie vom Könige kömmt und weil ich mir bewußt bin, daß ich ſie in dem Grade nicht verdient habe. Ungemeſſenheiten und Unſchicklichkeiten in einzelnen Worten und Ausdrücken, zumal wenn Ausleger darüber kommen, die einem nicht wohl wollen, will ich gern bekennen; von den Grundſätzen, die das Buch enthält, nur Einen abzuleugnen, wäre der erſte ſchlechte Grundſatz, den ich bekennen würde. Dieſe Grundſätze haben mich nun fünfzehn Jahre durch ein ſehr hartes und verhängnißvolles Leben getroſt hindurchgeführt und werden mich wohl aufrecht halten bis zum Uebergange in ein hoffentlich weicheres Leben. .

Ueber ſich ſelbſt ſprechen iſt ein widerliches Ding, aber die Gelegenheit preßt es mir diesmal ab. E. Exc. Geduld muß ich wenigſtens zumuthen, ein Kurzes anzuhören, was ganz hieher gehört:

Es ſind jetzt ſechszehn Jahre, da ſchrieb ich ein kleines Buch über die Leibeigenſchaft in Pommern Rügen und

Mecklenburg. Einige Edelleute auf Rügen verklagten mich bei dem Könige G. A., der eben in Stralſund war, wegen ſogenannter ungebührlicher Urtheile über verſchiedene ſchwediſche Herrſcher. Sie trugen an mich einzukerkern, der gereizte König ſchien Aehnliches zu befehlen; aber als er das Buch ſelbſt geleſen, wandte ſich das Blatt: er ward mir hold und die Leibeigenſchaft ward aufgehoben vermöge Nachfragen und Unterſuchungen, die das Buch veranlaßte. Da lernte ich zuerſt, was ſogenannte politiſche Feindſchaften ſind, und ich glaube bis dieſen Tag Spuren zu entdecken, die auf jene Vergangenheit hindeuten. Seit jener Zeit habe ich vielfältiglich lernen müſſen, verſchiedenſte Urtheile und auch ächte Verdammungsurtheile von Andersmeinenden und auch von perſönlichen Feinden über mich ergehen zu laſſen. Ich glaube aber nicht, daß man Streite und Feindſchaften, die in Sachen und Meinungen liegen, zu perſönlichen Anklagen und Befehden des Ich machen darf, weil man Gefahr läuft, über der Ichheit die Sachheit zu verlieren.

Welchen Weg mein Schickſal nehmen kann, das weiß ich nicht. Neckereien und Plackereien ermüden den Friſcheſten; wenn aber wirkliches Unglück kömmt, dann hoffe ich mit Gottes Hülfe zu beweiſen, daß ich der Liebe und Achtung vieler wackern und redlichen Männer nicht ganz unwürdig war.

E. M. A.

5.

Brief an den Staatskanzler, abgeſchickt den 25. Julii 1819.*)

Euer Durchl. iſt es wahrſcheinlich ein Geheimniß, wie die Hohe Polizei hier in meiner und zweier andern Profeſſoren Behandlung bei der Beſchlagung unſerer Papiere mit Untertretung des Geſetzes auf die ſchreiendſte Weiſe das Recht über das Knie gebrochen hat. Sie haben aus meinen Papieren geſucht, was ſie fortſchicken wollen. Ich kann ruhig und getroſt ſeyn. Geheime Bündelei habe ich nie getrieben, weder mit Jungen noch mit Alten, weil ich von Natur und aus Grundſätzen alle Geheimnißkrämerei wie die Schlangen der Hölle haſſe. Finden werden ſie auch nichts, was mir politiſch überhaupt zum Anſtoß gereichen kann, wenn ſie nicht aus alten zwiſchen 1802 und 1811 vorlängſt geſchriebenen Heften und Papieren, die vergeſſen und ſeit dem Jahr 1812 als Nichts unter anderm alten Schrund zuſammengerollt lagen, einzelne Stellen herausklauben und misdeuten. Die Redlichkeit und Einheit meines Karakters und politiſchen Handelns will ich wohl vertreten, auch die

---

*) Auf dieſen Brief wie auf einen ähnlichen Inhalts an den Miniſter von Altenſtein bin ich ohne Antwort geblieben, wie auf alle in dieſer Bedrängniß an des Königs Majeſtät gerichtete.

Bücher, die ich geſchrieben habe, und deren Zweck. Wenigſtens habe ich es um Preußen nicht verdient, ſeitdem dieſes Land vom Jahr 1813 an wieder in den großen Kreis Deutſchlands gefallen und recht eigentlich deſſen Mittelpunkt geworden war, auf eine ſo kränkend widerrechtliche Weiſe behandelt zu werden. Ich weiß, daß die Menſchen, deren Haß mich ſo lange ſchon verfolgt und die, wenn ſie könnten, meinen Namen vor dem Volke unehrlich machen mögten, alles thun werden, um Schimpf auf mich zu bringen, zumal wenn es ihnen gelänge, in meiner Sache zugleich Parthei Unterſucher und Richter zu ſeyn. Erlaubt man uns aber unſer Recht, d. h. unſer Gericht und unſre Verantwortung vor demſelben, ſo bin ich ſo ſtolz, es hier auszuſprechen: Durch Gott und durch die Wahrheit will ich meine Sache gegen alle Polizeien der Welt glänzend gewinnen. Und ſelbſt, ſollte Gewalt — was ſie ja ſo oft iſt — diesmal mächtiger ſeyn als Recht — was ich in unſerm Staate ungern fürchte — gottlob! ich bin von zu vielen gekannt, mein Leben, mein Wirken und meine Grundſätze — auch der hinterliſtigſten Parthei, welche die Zeit mit ohnmächtiger Wuth zurücktreiben und ihr Beſtes als Schande ſtämpeln mögte, wird es nimmer gelingen, meinen Namen ſchwarz zu machen.

Bisher iſt meiſt geſprochen für die Perſon. Nun ſpreche ich für die Ehre des Staats, des Königs und Euer Durchlaucht. Ich bitte hiemit darum, ja ich fordre es im Namen der Gerechtigkeit, daß bei der Unterſuchung und Durchſicht meiner Papiere nebſt der Polizei Männer des Obergerichts ſitzen, das von S. Maj. für dieſe Lande in Berlin eingerichtet iſt, damit unter Anderm dem heilloſen Unfuge gewehrt werde, daß Briefe, welche nichts von geheimer Bündelei aber wohl von geheimen und vertrauten Lebensverhältniſſen und Lebensanſichten enthalten, von frechen Händen nicht einzeln zerpflückt und zerſtückt durch die Welt umhergetragen und zu dunkler Verleumdung und hinterliſtiger Hetzerei gemisbraucht werden. Bei dem traurigen Gefühl, daß wir arme Deutſche leider nicht mit dem Engländer noch mit unſern Vorfahren weiland ſagen können my house is my castle, bedarf ich Euer Durchl. hierüber weiter nichts zu ſagen.

Schließlich erlaube ich mir Hochdieſelben zu verſichern bei der vollen Wahrhaftigkeit, die ich Ihrer zu vielen Güte gegen mich ſchuldig bin: Ich weiß, Manche wollen mich um meine ſogenannte Stelle bringen. Sie hoffen vielleicht, ich werde in dieſer Furcht mich wie ein Knecht behandeln laſſen. Sie irren ſich, dieſe giftigen Feinde. Um meine Stelle mögen ſie mich bringen, aus meiner Stellung ſollen ſie mich mit Gottes Hülfe nicht bringen. Im Kleinen duldet der Menſch viel und lange Plackereien und Neckereien aller Art, im Großen nicht, wenn ihm nicht alles Gefühl für das Edle fehlt. Mag ich nach ſo vielen Wechſeln und Mühen des Lebens immerhin bald als ein Bettler da ſtehen, als einen Schelm und Verräther oder — was das Schlechteſte iſt — als einen feigen Knecht, der das Unrecht Recht nennt, ſollen ſie mich wahrlich nicht finden. Gott und mein gutes Gewiſſen und mein ehrlicher Muth, der mit der Gefahr zu wachſen pflegt, werden mir den Weg zeigen, den ich hier zu wandeln habe.

Dies iſt alles, was ich bei einem Handel ſo ungewöhnlicher Art Euer Durchl. zu ſagen hatte, und im Vertrauen auf ein gutes Gewiſſen, das alle finſtern und geheime Schliche verabſcheut, ſagen durfte u. ſ. w.

E. M. A.

Doch Cynthias Pfeil traf dich mit bittern
Schmerz,
Daß die Nymphe ward', erſtarb die duftige
Blume;
Für das liebliche Werk ward mir ein liebli-
ches Kind.
Heil, ihr Todten, [illegible]
friedlichen Manen!
Heil euch! liebend und ſüß lockt ihr das Le-
ben zu euch.
Wie die bedüftige Bruſt der Roſe ſchwellet
zur Sonne,
Schwellt die ſterbliche Bruſt, ſelige Liebe,
zu dir.
So umwindet ihr ſtilles Geheimniß die Spin-
del der Parzen;
Wo das Leben beginnt, ſucht den liebenden
Tod.

Melit

6.

Beſcheid des Staatskanzlers unter dem 5. Julii 1821 auf meine Vorſtellung vom 4. Junii wegen der in der Pr. Staatszeitung abgedruckten Aktenauszüge.

Ew. Wohlgeboren eröffne ich auf Ihre Vorſtellung vom 4ten vorigen Monats, daß es mir nicht möglich iſt, Ihrem Anſuchen gemäß zur Berichtigung der aus Ihren Papieren extrahirten und durch die Art, wie ſie in die durch die Staatszeitung bekannt gewordenen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutſchland aufgenommen ſind, Ihrer Anſicht nach gemisdeuteten Stellen irgend etwas zu veranlaſſen. Denn die ganze Unterſuchungsſache wird gegenwärtig von der Bundescentralkommiſſion, auf deren Veranlaſſung auch Sie zur Unterſuchung gezogen ſind, geleitet und alle darauf Bezug habende Momente ſind der Cognition dieſer Behörde unterworfen. Ich habe hiernach dem Herrn Präſidenten von Kaiſerberg Ihr Geſuch mitgetheilt, und meiner Anſicht nach dürfte demſelben wohl alsdann, wann die Unterſuchung der Umtriebe völlig beendigt ſeyn wird, und zwar in der Art gewillfahrt werden können, daß die jetzt vorzugsweiſe bekannt gewordenen Sätze, wenn Sie es alsdann noch wünſchen, in ihrem ganzen Zuſammenhange zur Oeffentlichkeit gebracht werden. Demnächſt wird auch die Aufnahme der ausführlichen Stellen in der Staatszeitung kein Bedenken haben, da die darin enthaltenen aktenmäßigen Nachrichten — wie ſchon ihre Stellung darin unter den nichtamtlichen Nachrichten deutlich anzeigt — gar nicht als officiell zu betrachten ſind.

C Fr. Hardenberg.

7.

Meine Antwort auf Obiges.

Euer Durchlaucht Antwort und Beſcheid vom 5. Julii auf meine unterthänige Vorſtellung und Beſchwerde vom 4. Junii wegen der Verſtümmelungen und Misdeutungen von Stellen aus meinen Papieren, welche ſich in den Aktenauszügen über ſogenannte revolutionäre Umtriebe in der Königlich Preuß. Allgem. Staatszeitung vom Jahr 1820 abgedruckt finden, und auf meine Bitte, daß der Urheber dieſer öffentlichen Ehrenſchändung zur Verantwortung gezogen werde, habe ich erhalten. Ich kann mich bei aller Ehrfurcht, die ich gegen E. Durchl. hege, bei Hochdero Anſicht nicht beruhigen, und muß meine Bitte noch einmal wiederholen, daß mir der Urheber und Thäter genannt werde, damit ich mein Recht gegen ihn verfolgen und — die brennende Anſchwärzung meines guten Namens vor meinem Könige, meinen Mitbürgern und dem ganzen deutſchen Volke ſobald als möglich abwaſchen und den Irrthum hinwegnehmen kann, als habe ich Meuchelmord und Hochverrath gebilligt und gewollt.

E. Durchl. geruhen zu ſagen, *jene Aktenauszüge ſeyen ja gar nicht als officiell zu betrachten, was ſchon ihre Stellung unter den nichtamt-*

lichen Nachrichten deutlich anzeige; aber die ganze Welt hat ſie als ſolche betrachtet, weil ſie in der K. Pr. Staatszeitung unter dem Titel Aktenauszüge doch wohl nicht mitgetheilt und Monate lang fortgeſetzt ohne Wiſſen und Willen hoher Behörden erſcheinen konnten, und zwar zu einer Zeit erſcheinen, wo, wie auch die ganze Welt wußte, meine Papiere in den Händen der hohen Miniſterialkommiſſion waren. Dieſe muß alſo wiſſen, wer die Aktenauszüge gemacht und deren Abdruck veranlaßt hat, und es muß ihr alſo zu ihrer eignen Rechtfertigung daran liegen, daß dieſer, wenn er gefrevelt hat, als ein Frevler gekannt und beſtraft werde.

E. Durchlaucht ſcheinen mich von der Hohen Miniſterialkommiſſion auf die Hohe Bundescentralkommiſſion hinweiſen und damit vertröſten zu wollen, indem Sie ſagen, die ganze Unterſuchungsſache ſey jetzt in deren Händen und werde von ihr geleitet, und Sie haben wegen meines Geſuchs auch ſchon an den Herrn Präſidenten von Kaiſerberg geſchrieben. Aber welch ein Troſt für mich! Denn erſtlich weiß ja dieſe Bundescentralkommiſſion wahrſcheinlich nichts um jene in Berlin veranſtalteten Aktenauszüge und um deren Abdruck, und ich mögte fragen, wenn ihr die ganze Art der Behandlung meiner vorgelegt wird, ob ſie dieſelbe auf ſich nehmen und verantworten will; und zweitens, was kann ich von ihr hoffen?

Denn wenn ich recht ſchwarz ſähe — und zuweilen frage ich mich: warum ſieheſt du nicht recht ſchwarz? — ſo müßte ich wohl glauben, daß Feinde, die ich in meinem Lande habe, mich eben dahin geworfen haben, um mich völlig preiszugeben und zugleich den Schein der Verantwortung von ſich abzuwälzen. Denn wie ſoll ich erwarten, daß die kleinen Staaten, gegen welche ich, als ſie Rheinbundsſtaaten und Frankreichs Verbündete hießen, manches Herbe geſchrieben habe und über welche ich laut den Wunſch ausgeſprochen, daß ſie zur Stärkung und Sicherung Deutſchlands gegen ſeine beiden gewaltigen Nachbarn in Oſten und Weſten unter Preußen und Oeſtreich mögten untergeordnet werden — daß dieſe und ihre Abgeordneten gegen und über mich ruhige und partheiloſe Richter ſeyn ſollten? Das wäre wenigſtens auch etwas ganz Außerordentliches in dieſer außerordentlichen Sache.

So alſo in der Rechtsſperre hier und dort, wo mir aller Zugang zu dem mir geſetzlich und ſtaatsbürgerlich zuſtehenden Schutz der Geſetze und zu meinem ordentlichen Gerichte gehemmt iſt, könnte ich verzweifeln, wenn ich nicht das preußiſche Volk und das deutſche Volk zu Mitrichtern hätte, welche meine früheren und jetzigen Verhältniſſe, meine Schriften, die Perſonen (die Freunde, die Feinde) und alles, was ſich in dieſer Zeit hin und her bewegt und was ſich auch in meiner Sache mitbewegt, wohl kennen, welche die Zeiten zu unterſcheiden wiſſen; welche nicht mehr können getäuſcht werden durch den Namen Hohe Bundescentralkommiſſion, als ſitze ganz Deutſchland dort völlig unpartheiiſch über mich zu Gericht und als könne dort keine Leidenſchaft mitſpielen, die vielleicht in dem eigenen Lande zu fürchten ſey.

Ja, gnädiger Fürſt, ich wage es zu ſagen, es ſcheint hier viel mit Scheinen geſpielt zu werden und auch mit Leidenſchaften, die eben Scheine als Kappen und Masken brauchen. Ich muß glauben, daß Sie darüber ſtehen, aber Sie haben gewiß nicht Zeit gehabt, das Ganze zu durchſchauen und zu verfolgen wie ich, der leider ſeit zwei Jahren daraus das einzige große Geſchäft ſeines Lebens hat machen müſſen.

Ich bitte E. Durchl., ſchauen Sie einmal hinein, und bedenken Sie, ob eine Sache ohne Haß und Leidenſchaft ſeyn kann, bei der man nöthig findet, alle Wege und Zugänge des Rechts und der Gerichte zu ſperren? ob die Welt bei ſolcher Stellung und Behandlung glauben kann, daß ſie ohne Haß und Leidenſchaft geführt werde. Bedenken Sie das, nicht für mich — denn was iſt am Ende mein kleines Schickſal? — ſondern für alle, für den Staat und für ſeinen Ruhm und ſeine Ehre.

Bonn den 10. Auguſt 1821.

E. M. A.

8.

Beſcheid auf Obiges.

E. Wohlgeboren kann ich auf Ihre anderweite Vorſtellung vom 10ten d. v. M. nur wiederholen, daß, da Ihre ganze Unterſuchungsſache lediglich von der Bundescentralkommiſſion zu Mainz reſſortirt und ausſchließlich geleitet wird, ich mich ganz außer Stande befinde, irgend etwas darin zu veranlaſſen oder irgend eine Nachricht darüber Ihnen mitzutheilen. Da Sie überdies auf Requiſition dieſer Kommiſſion zur förmlichen Unterſuchung gezogen worden ſind, ſo muß ich Sie mit Ihren etwanigen weiteren Anträgen in dieſer Sache an ſelbige um ſo mehr verweiſen. Uebrigens können Sie aber verſichert ſeyn, daß ich dafür ſorgen werde, daß Ihnen nach Beendigung der Unterſuchung nicht Unrecht geſchehe, und auch alles, was zu Ihrer Vertheidigung gereicht, bekannt werde.

Berlin den 3. Sept. 1821.

C. Fr. Hardenberg.

9.

An den König den 29. Auguſt 1821.

(Mit dieſem Briefe an des Königs Maj. ſind abgegangen: 1) die Vorſtellung an den Oberappellhof, 2) die Proteſtation an den Hofgerichtsrath Pape, 3) der Brief an den Fürſten Staatskanzler und die zwei dazu gehörigen ſpätern Briefe von ihm und von mir, 4) die Bitte um Beſcheid an den Kölner Oberappellhof, 5) deſſen Antwort durch den Rektor Profeſſor Mittermaier.)

„Die Gewiſſenhaftigkeit Euer Majeſtät iſt getäuſcht worden.“ Mit dieſen Worten, welche einſt ein Unterthan Ludwigs des Vierzehnten und jüngſt ein Unterthan eines deutſchen Herrſchers zur Rettung ihrer Ehre gegen Verleumdungen und Misverſtändniſſe vor dem Throne ihrer Könige ausſprachen, flehe auch ich, ein hart bedrohter Unterthan und Staatsdiener, dem jede andere Hülfe unpartheiiſcher Behörden abgeſchnitten iſt, vor dem erhabenen Throne Euer Majeſtät ehrfurchtsvoll um den Schutz der Königlichen Gerechtigkeit.

Auf einen Punkt iſt meine Sache getrieben worden, auf welchem ſelbſt meine wahre Treue und Ehrfurcht nicht minder als die Pflicht meiner Vertheidigung von mir heiſcht, alles, was ich für die letztere, für die wahre Beurtheilung dieſer Sache weſentlich halte, bei aller Möglichkeit auch gegen meinen beſten Glauben menſchlich irren zu können,

E. Majeſtät zur weiſeren Prüfung völlig offen vorzulegen. Denn wer dürfte hier vor dem Throne offen reden, wenn die allgemeine geſetzliche Begünſtigung der Vertheidigung von Ehre und Leben mir es nicht erlaubte?

Die unterthänigſt beigelegten Aktenſtücke enthalten, wenn mich nicht alles täuſcht, ſehr ſprechende Beweisgründe:

Daß in dem noch täglich neu und vorſätzlich verletzenden Verfahren gegen mich ganz gegen Euer Maj. gerechten großmüthigen Willen und ſelbſt gegen die in der Allerhöchſten Kabinetsorder vom 6. März dieſes J. und in den altpreußiſchen Geſetzen ausgeſprochenen Grundſätze faſt alle weſentlichſten Forderungen geſetzlicher unpartheiiſcher Gerechtigkeit, ja die weſentlichſten Grundſätze der Monarchie und der Regierung E. Maj. trotz aller Gegenvorſtellungen nun ſchon Jahrelang ſo außerordentlich ſo vielfach und fortwährend verletzt werden, wie wohl nie vorher;

Daß bei dieſen ungewöhnlichen Verletzungen und Verfolgungen eines unſchuldigen Mannes, wenn auch nicht Anderes, doch Privatleidenſchaft und partheiiſches Intereſſe gegen eine baldige mich möglichſt rechtfertigende Beendigung dieſer Sache in vielfältigen merkwürdigen Thatſachen hervorzutreten ſcheint;

Daß man ſogar, um von Vielem nur Einiges zu erwähnen, zur Aufreitzung des Unwillens und des Abſcheues Euer Maj. und aller guten Menſchen gegen mich einigen in meinen Papieren gefundenen, nicht einmal von mir, nein, wie mir wenigſtens verſichert worden, von Euer Maj. Allerhöchſtſelbſt herrührenden Bemerkungen, nachdem man die Worte dieſer Bemerkungen gänzlich aus ihrem klaren unſchuldigen Zuſammenhange geriſſen verſtümmelt und verſtellt hatte, den völlig falſchen Sinn untergeſchoben, ihr Urheber, als welchen man ohne weiteres mich kenntlich bezeichnete, erweiſe ſich durch dieſe Stellen ſelbſt aktenmäßig als ein zu Hochverrath und Meuchelmord entſchloſſener Böſewicht, ſo daß mir ſchaudern muß, wenn ich bei ſolcher öffentlichen Sinnverdrehung aus dem Zuſammenhange geriſſener Stellen bedenke, welche Verſtellungen man ſich erſt insgeheim, wo Berichtigung unmöglich iſt, erlauben konnte, um meinen Monarchen über meine treuen und geſetzlichen Geſinnungen zu täuſchen;

Daß endlich, ſo wenig ich auch bis jetzt bei dem geheimnißvollen Anfange und Gange dieſer Sache wegen der hier erwähnten Handlungen und Abſichten beſtimmte Perſonen anklagen kann und will, ich doch die Hohe Miniſterialkommiſſion und mehrere Mitglieder derſelben, unter deren Einfluß und Leitung, ſo viel ich ſehen konnte, dieſes Verfahren begonnen und ohne Rückſicht auf meine großen Beſchwerden fortgeſetzt wurde, unter welchen ich frühere durch meine Beſchwerden und die entſtandene Verantwortlichkeit noch mehr gereizte Gegner erblicke, nicht als wirkliche rechtsgültige Richter und als irgend partheilos anſehen kann und eben ſo wenig auch die durch ſie in dieſe Sache ſpäter hereingezogene Bundescentralkommiſſion und andre von ihr ausgewählte und von ihnen abhängige Behörden.

So flehe ich denn in meiner harten Bedrängniß bei einer Anklage auf Ehre und Leben, wo ſeit zwei Jahren aller Schutz geſetzlicher unpartheiiſcher Gerichte mir gänzlich entzogen iſt, wo ich mein Schickſal unter Einfluß leidenſchaftlicher und für mein Verderben intereſſirter Gegner und Behörden geſtellt und meinen König durch gänzlich falſche Darſtellungen über mich getäuſcht ſehe,

Ich flehe bei der Gerechtigkeit Euer Maj., die nur das Wahre und das Gerechte thun will,

Melittion.

An des Himmels Glanz zu hangen,
An dem Reiz der Morgenſonne,
An Aurorens güldnen Wangen
Iſt der Frommen ſüße Wonne.
Adler ſpannen ihre Flügel,
Bäume ſchütteln ihre Blätter,
Und des Meeres blauer Spiegel
Schaut entzückt das Land der Götter;
Sehnt zu ſeiner Wolkenwiege
Wieder ſich die dunſt'ge Welle,
Sieht ſie Himmelsſternenzüge
Wünſcht ſie ſich die alte Stelle.
  Auch ich ſchaute ſonſt zum Himmel,
Suchend, was ich ſelbſt verloren,
Doch das ganze Glanzgewimmel
Iſt mir auf der Erd' geboren,
Seit Melittion, die Feine,

Ich flehe bei der Gerechtigkeit Gottes, die über alles menſchliche Recht und Unrecht richtet,

Ich flehe bei der Gewiſſens- und Meinungs-Freiheit unſers evangeliſchen Bekenntniſſes, welches ſolche Unterſuchung auf Gedanken und Meinungen nicht anerkennt, als man gegen mich geübt hat,

Ich flehe als treuer Unterthan bei dem unbefleckten preußiſchen Ruhme, der, wenn ich nicht irre, bei dieſer bekannten und bei aller Unbedeutſamkeit meiner Perſon doch zu wichtige Grundſätze betreffenden Sache eine baldige völlig gerechte großmüthige Beendigung derſelben zu heiſchen ſcheint,

Ich flehe um das einzige mir bekannte Mittel, wodurch Euer Maj. in dieſer verworrenen Sache Wahrheit und Gerechtigkeit ſehen können:

Euer Kön. Maj. wollen nämlich allergnädigſt geruhen, irgend eines der vielen achtbaren Kollegien der Monarchie, welches in dieſer Sache völlig unbefangen und partheilos iſt und Euer Maj. volles Zutrauen beſitzt, zur genauen und getreuen Begutachtung aufzufordern, ob ich in dem, was ich ausgeführt, gänzlich irre oder nicht — und wollen dann in letzterem Falle nach Ihrer Königlichen Gerechtigkeit und Großmuth meinen unverdienten Leiden ein baldiges Ende machen, oder ſofern es nöthig erſcheinen dürfte, durch völlig unpartheiiſches geſetzliches Gericht eine unverzögerte gerechte Beendigung dieſer Sache herbeiführen laſſen, u. ſ. w.

10.

Brief an den Staatskanzler vom 9. März 1820. (*)

In einer betrübten und, fühle ich etwas Erdrückliches in mir, wahrhaft erdrückten Lage wende ich Bedrängter und Verfolgter mich nach langem Schweigen einmal wieder an Euer Durchlaucht. Bei einem Gefühl von Verletzung, wobei es mich übermeiſtern könnte, will ich ſuchen die Beſonnenheit und Heiterkeit zu behaupten, die nicht allein jetzt ſondern auch früher mitten im Unglück mein Troſt geweſen iſt. Größeres Unglück aber als jetzt habe ich nie erfahren. Ich will ſuchen, vor dem Manne, der das höchſte Amt im Staate trägt und von der olympiſchen Höhe, die ſeine erhabene Stelle verlangt, auf das kleine Gewirr und Geſchwirr der Ereigniſſe und Leidenſchaften mit Heiterkeit herabſchauen ſoll, was ich leide und empfinde heiter und klar auszuſprechen.

---

*) Dieſer Brief hätte eine frühere Nummer haben ſollen. Eine Abſchrift deſſelben hatte ich meinen Amtsgenoſſen mitgetheilt. Da dieſe Männer aus allen Gegenden Deutſchlands hier erſt vor Kurzem verſammelt waren und mich und meine früheren Verhältniſſe zum Theil gar nicht kannten, ſo mußte ich zur Abwendung von Mißurtheilen wenigſtens zeigen, wie ich eben aus meinen früheren Verhältniſſen zu dem Erſten Diener des Königs reden durfte.

Oben habe ich den Grund angegeben, warum ich von den ſogenannten juriſtiſchen Vertheidigungs- und Ein- und Anſpruchsſchriften an Miniſter Berichte u. ſ. w. faſt gar nichts mitgetheilt habe. Es gilt mir hier, das Menſchliche und den Ausdruck des Menſchlichen in der Sache darzulegen. Dieſe Seite ſtellt ſich nun vorzüglich in den Briefen an den Staatskanzler dar, theils, weil er nächſt dem König das Haupt des Staates war und auch das Haupt aller Kommiſſionen hieß, in welchen fremder Einfluß jedoch ſein ſinkendes Anſehen ſchon überholte, theils auch und vorzüglich, weil ihm bei manchen Mängeln doch ein wirklich ritterliches Herz in der Bruſt ſchlug, das Menſchliches empfinden und ertragen konnte. Er war nicht bloß adlich, er war edel geboren.

Ich nahe mich Euer Durchl. erſtlich, weil Sie der Erſte ſind; ich nahe mich Ihnen zweitens in der Erinnerung alter Zeit, wo es anders war; ich nahe mich Ihnen drittens, weil ich in Ihrer Bruſt noch irgend eine Oeffnung vermuthe, wodurch der Schall meiner Klagen zum Herzen dringen kann. Die Brüſte der Andern, an welche ich mich bei dieſer Gelegenheit wenden könnte und vielleicht wenden ſollte, vermuthe und weiß ich theils durch Feindſeligkeit theils durch Gleichgültigkeit theils durch Nichtkennung oder Mißkennung meiner dagegen verſchloſſen.

Mein Erſtes iſt eine wiederholte gehorſame Bitte um Recht und gerichtliche Entſcheidung. In dieſen hinfließenden zerfließenden und durch einander fließenden Zeiten, wo Lüge und Wahrheit Recht und Unrecht Narrheit und Weisheit Großheit und Kleinheit, kurz wo reines und ſchmutziges Waſſer ſich ſo vielfältig mit einander miſcht und wo ſelbſt die ſtillſte Unſchuld und das unverdächtigſte Leben ſo leicht mitbefleckt werden kann, wie ſollte ich nicht wünſchen ja wie ſollte ich nicht flehen, daß eine endliche gerichtliche Entſcheidung herauskomme, die wenigſtens die Welt zu gültigen Mitrichtern und Mitentſcheidern macht? In dieſer geſchwinden und plötzlichen Zeit, die von Tage zu Tage alles mehr verwickelt und den Horizont Europas nach allen Seiten hin ſchwärzt, wie ſollte ich nicht die Felſen und Steine um Mitgefühl anflehen, geſchweige denn menſchliche Herzen, daß in meiner Sache ein Ausſpruch und ein Rechtsſpruch gefällt werde, den die Regierung öffentlich und den die niedergeſetzte Königliche Kommiſſion in einem den verfloſſenen Herbſt an uns ergangenen Beſcheid mir und meinen unter gleichem Verdacht in Anſpruch genommenen beiden Kollegen verſprochen haben.

Es ſind nun acht Monate, daß meine Ehre und die Möglichkeit der Vertheidigung derſelben mit meinen Papieren im Sacke ſteckt — ich könnte ſagen im Sarge *) liegt. Ja ich könnte ſagen: Ich bin nun acht Monate todt und begraben — das Begräbniß des ſittlichen und freien Daſeyns iſt ja das ſterbendſte Sterben — und Gott weiß, wann ich wieder auferſtehen werde!

Dies iſt eine lange Zeit, und ſie würde unerträglich geweſen ſeyn, wenn nicht ein gutes Gewiſſen mich getragen und aufgerichtet hätte; aber es iſt auch eine gefährlich lange Zeit, und ich muß Euer Durchl. ſagen, warum es eine gefährlich lange Zeit iſt.

Sie haben vielleicht vernommen, daß man mich den vergangenen Herbſt mit dem ſogenannten Schlage **) todt geſchlagen hat. Ich weiß nicht, warum noch wozu. Doch durch Gottes Gnade bin ich noch lebendig und recht ſehr lebendig. Wäre ich nun ſo hingeſtorben — was ja hätte ſeyn können — wie wäre da Gelegenheit geweſen meine ſtumme Aſche mit Schmutz zu überſchütten, wogegen nur die Wenigen, die mich wirklich kennen, hätten rufen können und würden gerufen haben: Nicht dieſem ſolchen Schmutz ſondern andern!

---

*) Das Volk hier nannte den Wagen Leichenwagen, welcher den vorigen Sommer während mehrerer Wochen die Säcke, die unſre Papiere und Bücher enthielten, zu und von dem Unterſuchungszimmer, wo die Abgeſandten der Hohen Polizei ſaßen, über die Bonner Straßen hin und her führte.

**) Manches Luſtige und Unluſtige habe ich mit Namensgenoſſen theilen müſſen. Profeſſor Arndt in Leipzig war damals geſtorben und für ihn hatten mehrere öffentliche Blätter mich getödtet. Derſelbige Leipziger Arndt hat mich im Herbſt 1813 um drei vier luſtige Gaſtmähler gebracht, wozu die Regierungsbehörden mich eingeladen, deren Ladungsbriefe aber die Bedienten zu dem ihnen bekanntern Arndt getragen hatten. — Hier in Bonn ging ein evangeliſcher Licentiat Arndt aus Berlin zum katholiſchen Bekenntniß über. Alsbald hatte ich einen Brief von meiner Freundin der ſeligen Regierungsräthin von Schenkendorf aus Mannheim, worin ſie ausrief: „Ich bin erſtaunt und erſchrocken; man erzählt mir, Du ſeyſt katholiſch geworden."

Das hat nun Gott gewendet, daß es Lüge geblieben iſt. Aber doch iſt ſolches ſchwere Verhängniß jede Stunde bei jedem Sterblichen möglich, und das macht die hingezogenen und langſam geſchleppten Unterſuchungen und Rechtshändel in ſolchen Fällen ſo fürchterlich.

An Anderes, was in dieſer wechſelvollen Zeit ſich jeden Tag begiebt, will ich hier nicht einmal denken. Es können kommen, die nichts von Joſeph wiſſen, wie es im zweiten Buch Moſeh heißt. Die nun ſieben Jahre meine Verfolger Auflaurer Anſchwärzer geweſen ſind, die getrachtet ja gelechzet haben, meine Seele, d. h. meine Ehre, einzufangen und zu verderben, können ſich vielleicht nach oben ſchwingen. Wie würde ich dann ſtehen?

Dieſe vor Euer Durchl. wiederholte Bitte iſt indeſſen noch beſonders veranlaßt durch etwas, was ſich dieſe letzten Wochen gegen mich begeben hat.

Unter dem Wrak von allerlei einzelnen Worten und Bruchſtücken in Proſa und Verſen, die ſeit einem Monat als Gedanken und Einfälle von allerlei Menſchen unter einer fürchterlichen Aufſchrift in der Berliner Staatszeitung aller Welt zum Beſten gegeben ſind, um das Daſeyn einer geheim zuſammenverſchwornen Bande von Aufrührern und Radicalreformers in Deutſchland zu beweiſen, finden ſich einzelne Brüche, die nach der Zeichnung der Namen von mir geſchrieben ſeyn ſollen an jemand, der mit dem Buchſtaben R. bezeichnet wird. Dies haben ſelbſt Leute, die mich wenig kennen, aus der Staatszeitung herausleſen wollen. Ich kann dieſe einzelnen Worte nicht anerkennen, weil eben an ein paar aus ihrem Zuſammenhange herausgeriſſenen Stellen die Erinnerung und Wiedererkennung ſich nicht beſinnen kann. Sie mögen aber in den Briefen an R., aus welchen ſie genommen geſagt werden, vielleicht ſo ſtehen, wie ſie abgedruckt ſind. Ein paar Stücke davon ſehen gefährlich genug aus, wie ſie, ausgehoben aus dem Zuſammenhange ihrer Gedankenbegleitung und losgeriſſen von den Wurzeln des Feſtlandes der Anklänge und Empfindungen, welche die Briefe eingegeben, in dem ſchmutzigen Ocean von allerlei Trümmern als ſchwimmende Inſeln mit forttreiben.

Dieſes Leidſal, wo ich verurtheilt und angeprangert werde vor dem ganzen deutſchen Volke und vor den aufmerkſam mitaufhorchenden und mitzuſchauenden Völkern, ehe richterliches Urtheil über mich ergangen iſt; wo gleichſam einzelne Stücke aus den Akten gedruckt werden, ohne daß der Beklagte im Stande wäre, zu ſeiner Vertheidigung die vollen Akten und den Befund und Ausgang ſeines Proceſſes bekannt zu machen — dieſes zwingt mich, in aller Unterthänigkeit bei Euer Durchl. auf obige Bitte einen verſtärkten Nachdruck zu legen, und die zweite daraus folgende und durch ſolches Verfahren gerechtfertigte und geſetzlich begründete Bitte ſogleich hinzuzufügen:

Ich bitte — und ich kann, nachdem Solches geſchehen iſt, rechtlich verlangen — daß mir geſtattet werde, von den Briefen, die ich in dem Zeitraum vieler Jahre an den R. *) geſchrieben haben kann, alles das künftig herauszugeben, was ſich auf politiſche Andeutungen Begebenheiten und Ver-

---

*) Ich muß vermuthen, es iſt der Buchhändler Reimer in Berlin, mit welchem Freunde aus der Heimath ich ſeit 20 Jahren und länger in recht brüderlicher Verbindung ſtehe.

haltniſſe bezieht, und meinen politiſchen Glauben und über die Zeit, worin wir lebten und leben, meine Anſichten Beſorgniſſe und Hoffnungen, wenn auch im leichteſten und vertrauteſten Geſpräche, ungefähr ausdrückt und malt. Dieſelbe Bitte muß ich im voraus thun, wenn noch mehr dergleichen aus andern Säcken und Kiſten von mir oder in naher Beziehung auf mich im Namen der Regierung gedruckt wird. Denn einem iſt recht, was dem andern billig iſt, zumal dem Schwachen gegen den Starken, in einem gerechten Staate. Ich bin, obgleich ich nicht für alles, was im Wechſel der Empfindungen und der Zeitverhältniſſe in zwanzig oder nur in zehen und fünf Jahren im Vertrauen auf Heiligkeit des Briefgeheimniſſes ſorglos in Freundesbuſen ausgeſchüttet worden, in dieſem Jahre noch einſtehen will, der getroſten Hoffnung, daß ich den Leſern dieſer Briefe den Eindruck eines gewiſſenhaften und geſetzlichen Mannes geben werde; ja ich bin noch getroſter überzeugt, daß namentlich aus den Briefen und Aufſätzen der letzten ſieben Jahre, die von mir gefangen ſeyn können, jedem Unbefangenen ſich das Gefühl aufdringen wird, daß ich auf den Herrſcher und den Staat, deſſen Unterthan und Glied ich ſeit der Abtretung meines Geburtslandes (Inſel Rügen) von Schweden, ſeit dem Jahr 1815, geworden bin, alle gläubigen und geſetzlichen Hoffnungen für die deutſche Zukunft geſetzt habe.

Und nun zwingt mich dieſes gegen einen Angeſchuldigten Wehrloſen und Unverurtheilten harte Verfahren endlich zu einer Erklärung, die ich mit dem Muth auf Gott und mit dem Glauben an eine unvergängliche Tugend und an ein unſterbliches Recht E. Durchl. hiemit darlege:

Wie und warum Briefe und Aufſätze, von mir an andre und von andern an mich geſtellt, öffentliches Gut, ich darf wohl ſagen Gemeingut, geworden ſind, die Frage und Klage laſſe ich hier vorbei. Ich führe nur an, wie es hinſichtlich der Anklagen auf ſchwere Verbrechen und Hochverrath in dem ſchwediſchen Lande gilt, deſſen Unterthan ich einſt geweſen und worin ich vier Jahre verlebt habe.

Nur wer auf thuender That und auf gichtigem Mund und blickendem Schein ertappt wird oder gegen welchen zwei gute Zeugen als Ankläger der Miſſethat oder des Verraths auftreten, darf dort als ein Verbrecher gefaßt und nur eines Solchen Papiere dürfen auch genommen und unterſucht werden. Wenn aber die Ankläger, die ihm geſtellt werden müſſen, ihn der That, welcher ſie ihn beſchuldigen, nicht überführen können, ſo leiden ſie die Straſe, welche das Geſetz ihm, wenn er ſchuldig war, beſtimmt hatte. So wichtig und unverletzlich ſieht man dort das Geheimniß an, welches in Briefen zwiſchen Freunden im vollen Vertrauen hin und her ſpielt und ja meiſtens nichts weiter thut als ſpielt.

Doch wozu führe ich Schweden an und die ſchwediſche Freiheit und Ehre des Bürgers und Mannes? warum nicht das alte gute deutſche Recht, wodurch weiland der Bürger jeder kleinſten deutſchen Stadt geſichert ward, nur bei Ertappung auf brennender That und auf gültiger Zeugen Verantwortung ſo an ſeinem perſönlichen Rechte angegriffen und verhaftet und eingekerkert werden zu dürfen? Denn viel leidlicher iſt die Einfangung und Einſperrung des Leibes und der Glieder als die Einfangung und Einſperrung des Geiſtes und ſeiner innigſten und geheimſten Gedanken. Was ſage ich? Gedanken? nein! ſeiner Embryonen Träume und Fantaſieen von Gedanken, ſeiner Flügellüftungen Vorſpiele und Anklänge zu Gedanken?

Und nun noch ein Wort von Briefen, was ſie ungefähr ſind. Sie ſind nichts Anderes als Geſpräche, ja die meiſten, beſonders die an Freunde geſchriebenen, ſind kaum Geſpräche ſondern Hinſpielung und Hinwinkung zu werdenden Geſprächen und Gedanken. Das Geſpräch iſt für den Sprechenden durch die perſönliche Gegenwart des Zweiten und Dritten oder der Mehreren glücklich bedingt und begränzt. Verſtand und Fantaſie ſind in denſelben zur Ordnung und Beſonnenheit angewieſen und angehalten. In Briefen, zumal in vertrauten Briefen, iſt alles frei los und unbewacht, weil man ſich unbewacht glaubt; unverbunden und ungebunden fliegen die werdenden Fantaſieen und Gedanken gleich Atomen dahin, woraus nur die gewiſſenhafteſte Menſchlichkeit und die harmloſeſte Liebe eine Welt des Verſtandes und Zweckes bauen darf, wenn ſie ſich aus Solchem bauen läßt. Briefe ſind oft nur wie Blitze der Seele, die aufleuchten ohne Donnerſchlag, wie Einfälle des Augenblicks, die da kommen und gehen gleich Wellen am Meeresſtrande; Briefe ſind wie Gedanken vor Gott, wie Aufwallungen guter Thaten oder böſer Begierden vor Gott. Gott aber belohnt und beſtraft nur, was That geworden iſt oder That geworden wäre, wenn ſeine Vorſehung nicht zwiſchen Entſchluß und That getreten wäre, und das Andere wehet als ungeworden dahin, oder nur das Gewiſſen des Empfindenden oder Begehrenden oder Denkenden hat es insgeheim mit ſich und ſeinem Gott abzumachen. So ſind, behaupte ich, die meiſten Briefe von Freunden an Freunde, welche meinen immer unbewahrt mit einander reden zu können.

Und nun nach dieſer kurzen Bemerkung über das Verhältniß, nach welchem die himmliſche Oberpolizei in ſo liegenden Umſtänden gewiß unterſucht und richtet, wende ich mich ernſter von der inneren Anſicht an das innere Seyn eines Mannes, der berufen iſt, für ſeinen König und Herrn nicht bloß der Kopf ſondern auch das Herz zu ſeyn. Kraft des geiſtigen und ſittlichen Geburtsrechtes, wovon jeder allein durch ſich die Ahnenprobe ablegen kann, wende ich mich hier als ein Gleicher an den Gleichen: der Geiſt ſtellt ſich dem Geiſt, der Menſch dem Menſchen gegenüber. Indem ich mein Gewiſſen und mein Gefühl anfaſſe, greife ich kühn in Ihr Gewiſſen und Ihr Gefühl hinein.

Wo lebt der Mann, welcher in dieſen letzten 20 oder 10 oder nur 5 Jahren mitgelebt und nur etwas mitgefühlt und mitgehandelt hat, oder in irgend einem öffentlichen Verhältniſſe geſtanden iſt, der in Freude Hoffnung Unmuth Verzweiflung Liebe und Zorn in eigenen Briefen nicht Worte und Gedanken hingegoſſen oder in ähnlichen Gefühlen ausgegoſſene Worte und Gedanken von Freunden und Fremden nicht empfangen hätte, aus welchen, wenn Dummheit und Schadenfreude oder gar Haß und Bosheit die Auswitterer und Ausklauber wären, ſich nicht gefährlich lautende und gefährlich ausſehende Stellen klauben, gefährlichere Meinungen und Gedanken in einzelnen Brüchen inſulariſch hinſtellen ließen? Ja ich bin ſo kühn, zu ſagen: Wenn ich E. Durchl. Briefe und Papiere, falls Sie deren aufbewahrt haben, alle einfangen dürfte, ja wenn ich derer, die mir übel wollen, Briefe einfangen dürfte und herauspflücken was mir gefiele, und unter ſolche Ueberſchrift ſtellen, wie die von mir ſeyn ſollenden Worte geſtellt ſind, es ſollten ſich auch wohl fromme Hände darüber zuſammenſchlagen.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich mich doch noch glücklich preiſen über ein Verhängniß, das mir in dem Augenblick, wo es mich traf, ſehr ſchwer däuchte, nämlich über den Verluſt des größten und beſten Theils meiner Bücherſammlung, wenn ich erwäge wie viele Papiere und Briefe bei der Gelegenheit (im Sommer 1817) im Waſſer der Zuiderſee mitverfault ſind, die ſich in dem Gemiſche des durcheinander

Dieſes Bienchen zart und leichte,
Seit Melittien mir alleine
Mehr als alle Himmel däuchte.
Seh ich ihre Locken wehen
Lang und ſchimmernd in dem Winde,
Schau' ich nicht nach Himmelshöhen,
Hier ich alle Sonnen finde:
Alle ſchönſte Morgenröthen
Glühn auf ihren Blumenwangen;
Wenn ſich ſolche Roſen röthen,
Trägt die Erde Himmelswangen.
Ja, es blickt der ganze Aether
Blau und rein aus ihren Augen;
Selbſt der kleine Herzentödter
Könnt' aus ihnen Nektar ſaugen.
Oeffnet ſie die zarte Lippe
Wunderbar zu ſüßer Rede,
Stillet dieſe Aganippe
Jeden Misklang, jede Fehde:
Aber wenn die ſüßen Laute

geſchüttelten und gerüttelten Rührbreis jetzt zum Theil vortrefflich ausnehmen würden. Ich muß hiebei an den Schutz eines Mannes erinnern, deſſen Name*) zu hoch ſteht, als daß ich ihn hier ausſprechen ſollte. In jenen Jahren, wo er mich zuweilen gebrauchte, welch eine Unendlichkeit von Planen Entwürfen Vorſchlägen klugen und tollen Einfällen, mit und ohne Namen ihrer Entwerfer und Verfaſſer, wie viele Verſuchungen auch von Schelmen und Auflaurern unter mancherlei Kappen und Larven ſind damals an jenen würdigen Herrn eingegangen und theils auch an mich gekommen. Gewöhnlich aber iſt mir jener wüſte Stoff, ich mag wohl ſagen jenes Unzeug, häufig zur Durchſicht, zuweilen auch zur Beantwortung hingeworfen worden, und ich hätte Manches davon unter andern zum Tode verdammten verlegenen und verlebten Papieren ſorglos liegen laſſen mit manchem Anderen aus früherer Zeit, aus den Jahren 1806—1809, wo ich beide in Stralſund und Stockholm Mancherlei zu bearbeiten und für dieſen Zweck allerlei Aufſätze Briefſchaften Vorſchläge und Bemerkungen von meinen Vorgeſetzten und von Fremden eingehändigt bekommen hatte. Nun kann ich ſagen: ich glückſeliger Mann, daß dieſer Schrund mit im Waſſer erſoffen iſt! ein Gewinn, der mit dem Verluſt von mehr als 2000 Thalern, den ich an Büchern erlitten, nicht zu theuer bezahlt iſt.

Ja ich Glückſeliger, daß dieſes Papier verfault iſt, weil es keinen Lärm mehr machen kann und keinen Schaden noch Hader ſtiften! Denn wie nun die Sachen ſtehen oder vielmehr liegen, mag ich mich wohl anklagen, daß ich jeden Brief, von fremden Männern oder wohlmeinenden Freunden empfangen, nicht ſogleich nach der Leſung zerſtört habe.

---

*) Miniſter vom Stein war gemeint.

ehrenmörderiſche chemiſch-polizeiliche Kocherei, wodurch man aus allen Büchern und gedruckten und ungedruckten Papieren Gift diſtilliren kann, verwahre ich mich zum dritten und vierten Male feierlichſt. Will man mich nach meinen gedruckten Schriften einen Verſchwornen nennen, das kann ich keinem wehren nach ſeinen Anſichten und nach den verſchiedenen ſich leider immer mehr verwirrenden und durchkreuzenden Anſichten und Urtheilen der Zeitgenoſſen über ſich und mich und die Zeit. Da klage man mich an, einzeln oder im Namen des Staats, und richte, was Rechtens oder was Willens iſt. Ich will die Entſcheidung ruhig empfangen.

Aber ich muß hiemit als Lüge erklären jede leiſe Schlangenzuliſpelung oder laute Anſchuldigung, daß ich je geheime Bündelei getrieben oder nur gebilligt habe; ich muß jeden als Lügner zu erklären, der mich einen geheimen Bündler nennt. Nie — bei dem allmächtigen Gott, dem die Könige und Bettler ſtehen und fallen — nie bin ich in einer geſchloſſenen Geſellſchaft oder in einem Orden und Bunde geweſen, (außer Ein Jahr als Student; was aber eine leere Spielerei war) von dem Freimaurerorden anzufangen und mit dem Tugendbunde zu ſchließen. Hab' ich geſündigt, meine Sünde war keine geheime Sünde.

E. Durchl. verzeihen mir Worte, die aus einem freien Gewiſſen entſpringen. Mein Vater, der mir Wahrheit und Offenheit als das erſte heiligſte Geſetz des Chriſten und Menſchen gelehrt hat, würde mich in jener Welt anſpeien, wenn ich jetzt aus irdiſcher Furcht ſchwiege und wenn ich als ein in ſolcher Feigheit Verſtummter je an den ſeligen Ort kommen könnte, wo dieſer freundliche und fromme Menſch jetzt wohnt; alle Mitlebende würden mich auf das tiefſte verachten, wenn ich mit meinem Willen ſolche Beſchuldigung auf mir ſitzen ließe, ich, der ich in ſo vielen Schriften offen vor allem Volke jede geheime Geſellſchaft geſcholten habe als ein leeres oder gefährliches Ding. Ein leeres Ding, worin ſich faſt immer Tand, ein gefährliches Ding, worin ſich ſo leicht Eigennutz oder Bosheit einniſtet.

Das Unglück macht erhaben und ſtark, es ſchnallt jedem ſeine Ritterſporen an, der ſich nicht ganz elendig und verwerflich fühlt; Heiterkeit gebiert auch, wenn die Schwäche gegen die Ueberlegenheit den Kampf zu beſtehen hat. Die Ankläger ſprechen von geheimer Hinterliſt, von geheimer Schleicherei hinter den Vorhängen der Trauerbühne der Zeit, wo Unſereiner ſein unreines Weſen getrieben habe; ſie frohlocken: „ſiehe! wie ſind ſie überführt und beſchämt, wie ſind „ſie ſo mäuschenſtill geworden!“ Ja, wir Gepreßte müſſen wohl ſchweigen, gegen welche man auch die Preſſe preßt. Sie ſollen mir nicht Schleicherei und Hinterliſt nachrufen, die blindſchleichig ſo lange hinter meinen Ferſen geſchlichen ſind. Ja, ich fühle mich ſtolz dieſen Menſchen gegenüber, die mich nicht dieſes letzte Jahr erſt, die mich ſeit fünf ſechs Jahren ſo raſtlos belauert verleumdet und, wo ſie gekonnt, angeſchwärzt haben. Ich habe das Regiſter davon wohl auf dem Papiere und in dem Gedächtniſſe, es iſt zum Theil in den Berliner Zeitungen und in Jahrbüchern und Tagesblättern, die unter den Augen der Berliner Cenſur herausgekommen ſind, ja ſogar in den Kölner Zeitungen die letzten Jahre gedruckt zu leſen geweſen. Ich will hier nicht erzählen noch ausführen, mit wie planmäßiger Berechnung nicht Recenſionen ſondern einzelne Ausfälle einzelne kurze Anzeigen einzelne Anſpielungen, die viel zu denken geben, aus meinen Schriften losgeriſſen oder auf ſie hinwinkend und mit Ausſchreibung oder leicht verſtändlicher Andeutung meines Namens dort zu leſen waren, und für welchen Zweck ſie grade zu der Zeit, als der Aachener Kongreß im Jahr 1818 ſtand, in die Kölner Zeitungen und aus ihnen in andre benachbarte Zeitungen kamen. Ich ſah deutlich, wohin das wirken ſollte, woher es kam — ich habe vor einem Jahre etwa E. Durchl. darüber eine Stelle angeführt, ich meine, aus dem Livius entnommen: vetera odia, quandoque recondita sed semper iterum erumpentia — doch ich lächelte. Es konnte immer noch ausſehen, wie ein Urtheil von Schriftſtellern über den Schriftſteller oder wie Privatangriffe, die ich nach geiſtigem Recht, welches ich der Oeffentlichkeit der Schrift und Rede zugeſtehe, ſtill duldete und dulden mußte, obgleich freilich die Berliner Cenſur ſehr geſtutzt haben würde, wenn ich meine Angreifer, die ich wohl kannte, in den dortigen Zeitungen und Tagesblättern wieder ſo hätte aufführen oder lächerlich machen wollen. Man würde mich unter dem Titel *Perſönlichkeiten* fein zurückgewieſen haben. Ungefähr dieſe ſelbigen Menſchen beginnen nun meine Worte und meine Ehre ganz anders zu zerpflücken, ſie legen die volle ſchwere Fauſt der Regierung mit auf; und was, von einzelner Hand abgeſchoſſen, mir und andern nichtig ſcheinen konnte, das könnte jetzt, wenn ich dazu ſchwiege, mich für alle Zeit tödtlich verwunden, weil es den Schein hat, als ſtärke die Hand den Bogen, welche nur das grade und milde Scepter der Gerechtigkeit führen ſoll.

So ſtolz bin ich auch, daß, wenn ich an dieſe mich ſtelle, die mich in einen Pfuhl hinabſtoßen möchten, wo es dunkel iſt und wo die Raben der Schande krächzen, ich keine Vergleichung ſcheue. Ich habe in meinem deutſchen Vaterlande und in Schweden nun zwanzig Jahre als Bürger in verſchiedenen Verhältniſſen geſtanden. Gottlob ich kann getroſt allenthalben hintreten, wo mein Fuß je gewandelt hat; ich habe in beiden Ländern unter den Redlicheren und Beſſeren immer Freunde gehabt.

Der alte Grieche Bacchylides ſingt:

Denn der Lydiſche Stein
Weiſet das Gold aus,
Doch der Männer Tugend und
Weisheit erprobet die
Allherrſcherin Wahrheit.

So hoffe auch ich auf die Wahrheit und auf die Zeit, welche ich die Alloffenbarerin nennen will. Ja die Zeit wird es alles aufdecken und offenbaren. Sie, die jetzt mit hunderttauſend Elſteraugen um ſich ſchaut und mit hunderttauſend Haſenohren horcht, ſie wird es alles enthüllen, wo es war und wo es nicht war. Sie plaudert jetzt zu geſchwind ihr eignes Geheimniß aus; ſie wird auch das Geheimniß ausplaudern, daß ich nie kein Geheimniß hatte noch habe. Und wollte man es wie der Barbier des weiland König Midas machen und das gefährliche Ding in die Erde vergraben, Steine und Stöcke würden davon klingen und Pflanzen und Blumen davon flüſtern, wie der Sohn der Syrinx, das Schilfrohr, einſt den Schimpf des Midas ausgeliſpelt hat.

Und weil ich von der Zeit ſpreche, warum ſoll ich hier nicht ſagen, was ich in meinen Büchern geſagt und geweiſſagt habe? Dieſe Zeit geht nicht vorüber, es koſte denn jeder ihres ſüßen wie ihres bittern Kelches in Muth und in Ehren. Sie ruft: *Ich ſtehe ſtill mit allen meinen Geſpenſtern und Larven; ich gehe nicht vorüber, es ſey denn, ihr gehet mit.* Weder ich noch Sie, Hochgebietender Fürſt und Staatskanzler, haben die Zeit gemacht; mit Millionen der Mitlebenden büßen und büßten wir ihre Freuden und Leiden, theilen und theilten mit Millionen ihre Irrthümer und Verirrungen. Ich wenigſtens erkenne das wohl in mir und an mir. Irrthümer und Verirrungen können Strafe verdienen, aber ſie ſind keine Verbrechen, der Irrende und Verirrte iſt kein Verbrecher. Die höchſte Gewalt und Gerechtigkeit ſoll ſich über ihren Gewölken und ſelbſt über den Uebertreibungen und Verrückungen der Zeit in ſo heitern Sonnenglanz geſtellt glauben, daß die Nebel entweichen und die Uebertriebenen und Verrückten in ihrem Lichte des Wahnes inne werden. Es iſt eine fürchterliche Zeit und eine große Zeit; kein Profeſſor, aber auch kein Staatsminiſter weiß ganz, woher noch wohin. Aber es giebt ewige Geſetze, ungeſchriebene, weil ſie von Anfang in des Menſchen Bruſt geſchrieben worden, es giebt unverrückliche Regeln des Rechts und des Muthes; jenen ſoll man gehorchen und dieſe ſoll man befolgen, und das Uebrige Gott überlaſſen, oder die Zeit der Zeit überlaſſen. Seit der Reformation, die nun ſelbſt von vielen ſogenannten Proteſtanten als ein Aufruhr ja als ein Ungeheuer verſchrieen werden will — nein! ſeit der Völkerwanderung iſt ſolche Zeit nicht geweſen und hat Gottes Finger ſeine Warnungen nicht mit ſo großen und leſerlichen Buchſtaben auf die Wand der Geſchichte gemalt. Was ſoll das nichtige und blöde Geſicht gegen die Geiſter, die durch leibliche Fäuſte nicht zu beſiegen ſind? Was ſollen die Streiche gegen das Unverwundliche und die Banne und Achte gegen das Unſichtbare und Allenthalbene? Wehe uns allen, wenn, was über der Erde und mit ſtolzem überirdiſchen Sinn entſchieden und geſchlichtet werden ſoll, in den gemeinen Staub des Fauſtkampfes hinabgeriſſen wird! Das war von jeher der Weg, aus Waſſer Blut zu preſſen und fliegenden Sand zu feſtem Granitfelſen zu verhärten. Gelingt es aber den Bangen und Finſterlingen, den Geiſt in das irdiſche Blut und irdiſche Gebein zu treiben, ſo wird ein wüſter Fanatismus fertig, dem endlich jede Zucht und Ordnung erliegt. Bei dieſer klaren und traurigen Einſicht bete ich noch: Gott gieb Heiterkeit Mäßigung und Gerechtigkeit dem Könige! gieb ſie ſeinen Räthen und Freunden! damit Verkehrtes zu Ordentlichem und Verworrenes zu Beſonnenem gewendet werde.

Vor 22 Jahren, im Sommer 1798, in der Fülle der Jugend und Kraft fand ich mich einen ſchönen Morgen in dem Park des Fürſtbiſchofs zu Paſſau und mußte mit Thränen in den Augen ſtill ſtehen vor einer leichten Brücke, die über eine Felskluft gewölbt die Inſchrift führte: *Alles iſt Uebergang.* Jetzt in meinem fünfzigſten Lebensjahre ſehe ich dieſe Inſchrift und Ueberſchrift des ganzen Menſchenlebens mit trockenen Augen und getroſtem Herzen an, eben weil ich die Vergänglichkeit des Irdiſchen und auch ſeine Uebergänglichkeit genug erkundet habe. Alles iſt Uebergang, das Leben ſelbſt; auch dieſe Zeit iſt es, die Solches über mich verhängt hat. Auch das Verhängte ſelbſt wird Uebergang ſeyn. Ich habe das innere Vorgefühl, daß dieſe Plackerei, wo es mich mit Skorpionenſtacheln zu ſtechen däucht, einſt in der Erinnerung kaum Mückenſtichen gleich ſcheinen wird. Fröhlich aber und heiter, wie in die Vergangenheit rückwärts, ſchaue ich in die Zukunft vorwärts, und ſorge nicht, was da wird künftig ſeyn und wie es mit mir werden wird: hoffend, daß ich ja meine letzten mir vielleicht übrigen zwanzig dreißig Jahre durch keine Feigheit entehren werde, und eingedenk dieſer Verſe, die ich im Jahr 1807 in Schweden im Elende gedichtet habe:

Denn Eines, Herr ſeyn oder Knecht,
Iſt jedem Sterblichen gegeben,
Die höchſte Majeſtät im Leben,
Die erſte, heißt Geſetz und Recht.

Dies auszuſprechen und zu klagen nöthigte mir die Lage des Augenblicks ab, und damit ich vor denen, welchen ich über meine Ehre Rechenſchaft ſchuldig bin, mich des Angeſchuldigten durch Schweigen nicht ſelbſt halb überwieſen zu bekennen ſchiene, habe ich dieſes Schreiben ſeinem ganzen Inhalte nach meinen würdigen Amtsgenoſſen mitgetheilt. Und ſo verharre ich mit dem Gefühle vielfacher Verpflichtung und tiefer Ehrerbietigkeit u. ſ. w.

G. M. A.

11.

An den Fürſten Staatskanzler, eigentlich die Antwort auf Nr. 8, den 6. October 1821. Beigelegt war eine Eingabe an die Bundescentralunterſuchungskommiſſion.

Euer Durchl. hochverehrlichen Beſcheid vom 3. September auf meine zweite unterthänige Bitte und Vorſtellung vom 10. Auguſt habe ich erhalten.

Auch aus dieſem Beſcheide erſehe ich mit Betrübniß, daß E. Durchl. hohe Geſchäfte Ihnen — was ich ſchon vorausgeſetzt habe — nicht erlaubt haben in das Innere dieſer vielfach verwickelten und vielfach verhüllten Sache hineinzublicken und die Verhältniſſe derſelben und ihre natürliche wie ihre künſtliche Lage anzuſchauen und durchzuſchauen. Wenigſtens ſcheint mir E. Durchl. Antwort auf Misverſtändniſſe hinzudeuten, wovon ich vielleicht die Schuld trage, als der ſich nicht klar und deutlich genug ausgedrückt haben mag. Ich bin alſo wider meinen Willen genöthigt, hier zum Theil auf Altes zurückzukommen, zum Theil Neues zu berühren, um Ihnen die Lage meiner Sache und meine Stellung darin wenigſtens noch einmal anzudeuten; denn der leichte Umriß eines Briefes kann und darf ein ſo weites und vielverworrenes Ding nur andeuten, nicht ausführen.

E. Durchl. haben mich durch Ihr letztes Schreiben wieder an die Bundescentralkommiſſion in Mainz gewieſen, als

Sie aus ſüßem Herzen ſinget,
Wer iſt, der nach oben ſchaute,
Wo der Sphärenklang erklinget?
Zartes Anmuthbild vom Weibe,
Seit ich, Liebliche, dich funden,
Hat ſich mir an deinem Leibe
Aller Welten Reiz entbunden:
Mit den Quellen mögt' ich fließen,
Mit dem Klang der Raben tönen
Durch die Luſt, mich ſo im ſüßen
Sinn mit aller Welt verſöhnen.
Blühe lange zarte Blüthe!
Liebling ewig grüner Horen!
Denn aus ſolcher Luſt und Güte
Iſt die ſchöne Welt gebohren.
Biſt Melittion, die Biene,
Und die Blume, die ſie ſammelt.
Eitel iſt, wer für das grüne
Frühlingsleben Reime ſtammelt.

von welcher meine Sache, wie Sie zu ſagen geruhen, lediglich reſſortire und ausſchließlich geleitet werde und auf Requiſition welcher Kommiſſion ich zur förmlichen Unterſuchung gezogen worden ſey, gleichſam als habe ich mich in einem Irrthum an Sie, als an das Haupt der Hohen Miniſterialkommiſſion in Berlin, gewandt mit der Bitte um Abhülfe von nur zu gegründeten Beſchwerden, ja ich kann wohl ſagen, mit der Bitte um Recht und Geſetz bei fortwährenden Verletzungen. Ich muß mich darüber vor Ihnen wenigſtens entſchuldigen.

Denn konnte ich glauben, daß die Hohe Miniſterialkommiſſion von der Leitung dieſer Sache ganz ausgeſchloſſen ſey, nach dem, was die Inſtruktion meines Specialunterſuchungskommiſſarius ausdrücklich beſagt, er ſolle im Laufe der Unterſuchung die irgend erheblichen Protokolle und übrigen Aktenſtücke ſowohl der Miniſterialkommiſſion als der Bundescentralkommiſſion abſchriftlich mittheilen, nach dem den 29ſten März dieſes Jahrs von der Hohen Miniſterialkommiſſion in Berlin von mir erhaltenen Schreiben, wodurch mir mit Bedrohung von Zwangsmitteln angedeutet ward, ich habe mich der Specialunterſuchungskommiſſion zu fügen, und nach den mehrmaligen Verſicherungen meines Specialunterſuchungskommiſſarius, ich habe mich bei Beſchwerden allein an die Miniſterialkommiſſion zu wenden? konnte ich glauben, daß eine auswärtige Behörde in dieſem Proceſſe ausſchließlich verfüge und zu verfügen habe, nachdem derſelbe, wie geſchehen, von Königlichen Behörden begann, nachdem von Sr. Maj. unmittelbar die Hohe Miniſterialkommiſſion und von dieſer mein Unterſuchungskommiſſarius ernannt, und von beiden letzteren Behörden, ohne daß ich je eine Zeile von der Bundescentralkommiſſion zu Geſicht bekam, mein Proceß geleitet wurde? konnte ich glauben, und kann ich auch jetzt glauben, daß die Ehrenſchändung, die mir in der Staatszeitung widerfahren iſt, von der Hohen Bundescentralkommiſſion in Mainz auf irgend eine Weiſe veranlaßt oder gewußt worden iſt? — dieſe ſtand aber unter meinen vielen an E. Durchl. gebrachten Beſchwerden in jener Bitte und Vorſtellung oben an, worauf Ihr Beſcheid vom 3. September das zweite Erlaß iſt — endlich durfte ich glauben, daß ein Königlich preußiſcher Unterthan und Staatsdiener auf Befehl einer auswärtigen Behörde von Königlich preußiſchen Behörden, ſo wie ich, nicht bloß in allen ſeinen öffentlichen und privaten Rechten und Verhältniſſen verletzt werde ſondern auch wegen dieſer Verletzungen bei allen Königlich preußiſchen Gerichten vergeblich Schutz ſuchen und ſchutzlos nach außen an eine auswärtige nicht einmal unpartheiiſche Behörde gewieſen werden könne?

Was aber die Unterſuchung betrifft, wozu ich nach E. Durchl. Verſicherung auf Requiſition der Bundescentralkommiſſion gezogen bin, ſo habe ich mich ja vor Ihnen und vor geſetzmäßigen und behörigen Richtern, die ich bis dieſen Augenblick in der großen Monarchie vergebens ſuche, darüber nicht beſchweren gewollt, daß ich überhaupt zur Unterſuchung gezogen bin, ſondern über die Art, wie dieſe Unterſuchung geführt worden iſt, welche Art mir alle lange feſtgeſtellten allgemeinen Grundſätze des Rechts und der Rechtspflege und überhaupt die in Deutſchland Preußen und Europa bisher geltenden Grundſätze und Geſetze zu verletzen geſchienen hat.

Weil E. Durchl. es nun alſo ausdrücklich wollen, ja befehlen, auch mich benachrichtigen, daß Sie ſchon früher meine Beſchwerdeſchrift der Bundescentralkommiſſion mitgetheilt haben, ſo wende ich mich, aber freilich mit Widerſtreben, an die Hohe Bundescentralkommiſſion in Mainz, ſie zu fragen, ob alle jene Verletzungen von ihr angeordnet und befohlen ſind und ob ſie dieſelben dem preußiſchen Staate befehlen konnte und wollte? Ich thue dies mit Widerſtreben 1) weil ich aus Gründen, die ich früher ausgeführt habe, dieſe Bundescentralkommiſſion in meiner Sache unmöglich für behörig und unpartheiiſch erkennen kann, 2) aus Scheu, an Fremde zu bringen, was ich aus Ehrfurcht und Gehorſam von der eigenen Regierung und den eigenen Gerichten, die leider für mich nicht da ſind, ſo gern geſchlichtet ſähe. Ich thue es indeſſen auch jetzt keineswegs, um bei der Bundescentralkommiſſion Beſchwerden über die mir zugefügten Verletzungen zu führen oder Abhülfe derſelben, die ich, ſo weit ſie möglich iſt, noch immer von der Gerechtigkeit meines Staates hoffe, dort zu ſuchen, ſondern lediglich, um endlich zu wiſſen, wo und gegen wen ich auf die rechte Weiſe gegen die mir zugefügten Verletzungen Hülfe ſuchen ſoll. Damit E. Durchl. aber ſehen, daß ich hier nichts Anderes und nichts aus eigenem Geheiß thue, ſo lege ich Ihnen die nach Mainz gehende Vorſtellung gehorſamſt bei.

E. Durchl. verſichern mich bei'm Schluſſe Ihres letzten Briefes und Beſcheides, Sie werden dafür ſorgen, daß mir nach Beendigung der Unterſuchung nicht Unrecht geſchehe, und daß alles, was zu meiner Vertheidigung gereicht, bekannt gemacht werde. Ich bin Ihnen für die Geſinnung, die Sie in dieſen Worten ausſprechen, allerdings ſehr dankbar, aber doch werden Sie aus dem, was ich durch Veranlaſſung derſelben ſagen muß, ſehen, daß ich es hier nicht verſchweigen konnte noch durfte. E. Durchl. verzeihen mir die folgenden Bemerkungen; ſie kommen ganz aus der Sache, und liegen ganz darin.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo habe ich vor E. Durchl.

nicht die Klage oder Sorge ausgeſprochen, daß mir nach Beendigung der Sache vielleicht Unrecht geſchehen möge, ſondern ich habe über geſchehenes und geſchehendes Unrecht, über gegenwärtiges ja gegenwärtigſtes Unrecht geklagt; daß die ganze Art, wie meine Sache geführt worden iſt, ein fortwährendes Unrecht iſt; daß ich nach allen Begriffen von Geſetz und Recht nun ſeit länger als zwei Jahren in einem faſt rechtloſen Zuſtande bin: ich habe alſo gebeten um Hülfe gegen gegenwärtiges Unrecht, nicht gegen zukünftiges.

Denn worüber habe ich zu klagen gehabt? oder vielmehr, worüber habe ich nicht zu klagen gehabt, wenn ich nur das Gewichtigſte hier ausheben will?

1) Ueber die öffentliche Ehrenſchändung in der K. Pr. Staatszeitung.

2) Ueber Entziehung meiner gehörigen natürlichen Gerichte, deren Stelle Specialkabinetskommiſſionen eingenommen haben, worin zum Uebermaaße der Gefährlichkeit und Bedenklichkeit ſolcher Gerichte nach meinem Wiſſen und nach mehreren Zeichen, die mir geworden ſind, Feinde und Gegner zugleich als Ankläger und Richter zu ſitzen ſcheinen.

3) Ueber eine in Deutſchland und Preußen bisher unerhörte Inquiſition auf innerſte Gefühle Meinungen und Gedanken.

4) Ueber die völligſte Rechtsſperre u. ſ. w.

Aber zweitens kann ich E. Durchl. auch leicht zeigen, daß bei der Weiſe, wie gegen mich verfahren wird, es endlich gar nicht mehr in Ihrer Macht ſteht, *mich gegen künftiges Unrecht zu vertheidigen*. Denn Vieles von dem Geſchehenen und Erlittenen wirkt nothwendig fort und bewährt in der Tiefe ſeiner Bedeutung die Wahrheit des alten Spruches *das Geſchehene kann kein Gott ändern*.

Wäre das nicht ſo innerlichſt wahr, ſo könnte der Menſch mit ſeiner Sünde und mit ſeinem Unrecht hier auf Erden leicht abkommen. Aber das Sittliche und Geiſtige und die Mishandlung und Kränkung des Sittlichen und Geiſtigen ſind der Natur, daß ſie hienieden nie wieder ganz entſchädigt und abgeſühnt werden können, wie das Leibliche und wie leibliches Wohl und leiblicher Beſitz. An drei Beiſpielen in meiner Sache ſollen E. Durchl. der Wahrheit dieſer Behauptung klar inne werden.

Dieſe Wahrheit ſoll gewieſen werden 1) an der öffentlichen Ehrenſchändung in der K. Pr. Staatszeitung, 2) an der Suſpenſion von meinem Amte und an dem Gerede und den Gerüchten und Verleumdungen über die Gründe und Veranlaſſungen derſelben, 3) an meinem ſittlichen und geiſtigen Seyn.

Zu 1. E. Durchl. wiſſen, unter welche Ueberſchriften ich in der K. Pr. Staatszeitung mit geſtellt, in welchen Schwall von böſeſten Beſchuldigungen und Anſchwärzungen ich mit hinein gemiſcht worden bin. Geſetzt nun auch, ich gelange einmal zu der mir bis jetzt verſagten Möglichkeit, meine Rechtfertigung öffentlich bekannt gemacht zu ſehen oder ſelbſt bekannt zu machen, kann ich je zu der andern Möglichkeit gelangen, Eindrücke und Urtheile über mich und meinen Karakter, die ſich in Hunderttauſenden meiner Landsleute und Zeitgenoſſen befeſtigt haben, um ſo mehr befeſtigt haben, je zuverläſſiger und ehrwürdiger die Autorität ſchien, unter welcher und durch welche alle Welt dieſe Nachrichten in der Staatszeitung bekannt gemacht glauben mußte, jemals wieder auszulöſchen? Jene Aktenauszüge ſind Monate lang fortgeſetzt mit den gräulichſten Beſchuldigungen von Grundſätzen und Verbrechen und mit den ſchimpflichſten und ehrenrührigſten Benennungen der Perſonen, den Leſern immer wiedergekommen;

ſie ſind Monate lang in allen öffentlichen Blättern und Hof- und Landes-Zeitungen Deutſchlands und Europas wieder abgedruckt und von Millionen Menſchen geleſen; und natürlich hat ſich hier durch die ewige Wiederholung das alte Sprichwort bewähren müſſen das Tröpflein höhlt den Stein aus. Der heftige Tropfenfall derſelben Worte und Beſchuldigungen hat ſich in den Herzen vieler Hunderttauſende von Leſern ſeine Grube gehöhlt, wo das faule Waſſer einmal gefaßter Vorſtellungen ſtehen geblieben, welches ich nicht mehr ableiten kann. Denn wenn ich vielleicht endlich auch einmal kommen und ſagen kann: es war eitel Entſtellung und Verleumdung, ſo leſen das wenige Tauſende vielleicht nur einmal, da jenes von Millionen hundertmal wiedergeleſen und auswendig gelernt worden.

Zu 2. Ueber die Suſpenſion von meinem Amte habe ich durch Geflüſter und Gerede hin und her, das mir von verſchiedenen Seiten immer mit einer Art Einſtimmigkeit und Harmonie zu Ohren gekommen, ſo viel vernommen, daß ſie verhängt ſeyn ſoll wegen einzelner Bemerkungen und Anekdoten, welche man in einer bei mir beſchlagenen und von mir geſchriebenen Handſchrift gefunden hat und welche ſich auf Maaßregeln und Schritte der früheren preußiſchen Regierung und Sr. Maj. des Königs erhabene Perſon beziehen ſollen. Dieſe ſchon mehrmals von mir erwähnte Handſchrift iſt eine Ueberſicht der Zeitgeſchichte von dem Jahre 1792 bis 1811, roh hingearbeitet und unvollendet, und enthält eigne und fremde Urtheile Anſichten und Bemerkungen, wahre und falſche Berichte und Anekdoten über jenen Zeitraum, in den Jahren 1807 bis 1811 in Schweden und im ſchwediſchen Pommern, wo ich damals lebte, von mir geſammelt, zu einer Zeit, wo ich zu Preußen in gar keinem Verhältniſſe ſtand. Dieſe Handſchrift, nie jemand mitgetheilt noch bekannt gemacht, kann mir zu keinem Verbrechen gedeutet werden noch Urtheile und Anſichten in derſelben, worüber als über nie mitgetheilte nur Gott zu richten hat. Aus dieſer ſoll man, wie allgemein verlautet, einzelne Stellen ausgezogen haben, um mich meinem Könige als einen ſchlechten Preußen oder übelgeſinnten Unterthan darzuſtellen. So konnte man verwunden und verderben, indem man zur Schuld ſtämpelte, was es nie war, und indem man Verhältniſſe einer langen Vergangenheit in die Gegenwart und in die Gefühle Gedanken und Urtheile, welche ihre Verhältniſſe gebieten, hinübertrug ja hinüberzerrte.

Ich ſpreche von einer langen Vergangenheit. Daß jene Handſchrift in jener benannten Zeit geſammelt iſt, ſagt ihr Inhalt und ſagen ausdrückliche Erwähnungen in ihr. Nun frage ich jeden: Welche Kluft iſt zwiſchen meinen bürgerlichen Verhältniſſen der Jahre von 1807 bis 1811 und meinen jetzigen? Ich frage aber auch: Welche Kluft, welche viel weitere, ja welche ungeheure Kluft iſt zwiſchen den Jahren von 1807 bis 1811 und zwiſchen den Jahren, die wir von 1812 bis dieſen Tag durchlebt haben? und alſo auch welche Kluft muß zwiſchen den Empfindungen Gedanken und Anſichten der Menſchen ſeyn, wenn man jene vergangene Zeit an die Zeit hält, welche jetzt unſre Zeit heißt? Nun hat man aus meiner in jener ganz anderen Zeit, in jenen ganz anderen Verhältniſſen niedergeſchriebenen Handſchrift Stellen ausgeklaubt, Worte ausgeleſen, um meiner Ehre und meinem Glücke einen Todesſtoß zu verſetzen, Stellen und Worte, die in einer roh hingeworfenen in meinem Pulte bewahrten Schrift ohne die geringſte verbrecheriſche Bedeutung ſind, zu meinem Verderben benutzt ja als Verbrechen gegen die Majeſtät meines Königs gedeutet. Wehe dem armen Gelehrten und Schriftſteller, dem man auf ſolche Weiſe ſeine Handſchriften und Sammlungen überfallen und misbrauchen und misdeuten darf? Denn wie gefährlich könnte dem Menſchen jedes Wort werden, wenn man es willkürlich hin und her deuten und auslegen dürfte? wie viel gefährlicher das ganz roh hingeworfene Wort, der ganz roh und kaum halb ausgebrütet hingeworfene Einfall und Gedanke des Augenblicks, wie ſie eben im erſten Entwurf oft gerathen, wenn man jemand daran faſſen und feſthalten dürfte, als hätte er damit eine verbrecheriſche That gethan! Gottlob noch ſind wir ſo weit nicht, noch glaubt kein europäiſcher Menſch, daß Worte Einfälle Gedanken, die jemand für ſich im Herzen oder im Pulte bewahrt hat, je Verbrechen ſeyn können; jeder bedenkt auch, wie leicht Freunde von Freunden, Aeltern von Kindern, oder Kinder von Aeltern, Unterthanen von Herrſchern einmal ein unbewachtes und tadelndes Wort fallen laſſen, nicht bloß ohne Vergehen ſondern ohne alle weſentliche bleibende Störung der innigſten Freundes-, Aeltern- und Unterthanen-Liebe. Aber wie ſoll der unſchuldig und ungehört Angeklagte und Verfolgte ſeine Ehre retten, wenn eine erhabene und geachtete Regierung den Schein auf ihn wirft, als habe er durch Dergleichen Gott weiß auf welche Weiſe gegen den Gehorſam und die Ehrfurcht geſündigt, welche er als Menſch und als Unterthan der Majeſtät ſchuldig iſt?

Ich behaupte nun aber, daß ich gegen die erhabene Perſon meines Königs und Herrn und gegen die Königliche Majeſtät mich nie vergangen habe. Ich fordere meine bitterſten Feinde heraus, in meinen früheren oder ſpäteren Schriften zu finden, was die Königliche Perſon verletze. Seit dem Jahre 1813 werden ſie, wo S. Maj. erwähnt ſind, nur Sein Lob und Seinen Preis wegen der Ritterlichkeit und

Hochherzigkeit Seiner Geſinnungen und der von ihm ergriffenen und vollführten Maaßregeln darin ausgeſprochen finden. Ich fordere alle die heraus, welche meine vielen beſchlagenen Briefe durchblättert haben, die durch die Jahre von 1807 bis 1820 laufen, ob Eine Andeutung, Ein Wink darin iſt gegen S. Maj. und Seine Perſönlichkeit? In Briefen aber, die keine Evangelienbücher ſind, am wenigſten für Richter, um Anklagen darauf zu gründen, wirft ja jeder Menſch ſeine ſorgloſeſten ungewogenſten unreifſten Gefühle und Gedanken in der Freunde Herzen hin, wie ſie eben in der Sekunde leicht kommen und leicht verfliegen. In allen den vielen Briefen, die mir vorgelegt ſind — ich muß nach dem Gange der Verhöre und nach der Zeitrechnung, da man bis ins Jahr 1820 gekommen, ſchließen, daß keine mehr übrig ſind, wie auch mein Herr Specialunterſuchungskommiſſarius mich verſichert hat — behaupte ich, ſoll man keine ſolche Aeußerungen finden. Wohl aber habe ich darin Aeußerungen über S. M. gefunden, die grade das Gegentheil ſprechen, z. B. nämlich: a) In einem Briefe vom Jahr 1815 (unter den bei mir beſchlagenen Briefen Nr. 104) ſchreibt mein Freund unter dem 24. Junii aus Berlin an mich: bald werde ein Edikt über die künftige Konſtitution erlaſſen werden; er lobt zugleich des Königs treffliche Geſinnungen und Karakter, die auch gar kein Hinderniß dagegen in den Weg legen und bewahrheiten, was ich von ihm immer behauptet habe, in dem Karakter des Königs ſey auch gar keine Spur von Willkür und Tyrannei *).

In einem Briefe vom 25. Decbr. 1815, aus Köln von mir an den Buchhändler Reimer in Berlin geſchrieben, wo ich meinen Widerwillen gegen alles geheime Treiben

---

*) S. Beſchlagene Briefe Nr. 26.

deutlichſt erkläre und zugleich der Bewegungen erwähne, die durch des Geh. R. Schmalz bekanntes Pamphlet damals veranlaßt worden, ſpreche ich klar die Hoffnung aus, der dadurch verurſachte Lärm von dieſſeitigen und jenſeitigen Beſchuldigungen werde des Königs graden und muthigen Sinn nicht hemmen; er müſſe es ja jeder Gebärde ſeines Volkes anſehen, daß es nichts als Liebe und Treue gegen ihn athme, und daß es nichts wolle als das Gerechte und eine gerechte Ordnung in Verfaſſungen, ohne welche wir alle untergehen müſſen *).

So iſt es, aber was hilft es mir, daß es ſo iſt? Ich habe die Folgen davon gefühlt, daß nicht meine ordentlichen Richter ſondern Feinde und Gegner über meine geheimſten eigenſten Papiere haben ſchalten dürfen, daß ſie Worte Urtheile und Anſichten zu Schuld haben deuten dürfen, worin keine Schuld iſt. Ich fühle die Folgen davon noch dieſen Augenblick recht ſchwer und bitter. Ich bin aus meiner Thätigkeit und Wirkſamkeit geſetzt und mit dem Schein und der Meinung ſchwerer Schuld belaſtet. Bei Hunderten und bei Tauſenden iſt es nun Jahrelang umhergetragen und bei Zehntauſenden hat es vielleicht Glauben gewonnen, daß ich als preußiſcher Unterthan und Beamter gegen die Ehrfurcht und Majeſtät meines Königs und Herrn gefrevelt habe, daß ich entweder ein dummer und alberner oder ein ſchlechter und verruchter Menſch bin. Auch hier iſt wieder die Unmöglichkeit der Wiederherſtellung und Gutmachung mehr als bei jenen in der Staatszeitung abgedruckten Aktenauszügen, um ſo mehr, da ein ſo roher Entwurf als jene Handſchrift, woraus die Umherflüſterungen und

---

*) S. Beſchlagene Briefe Nr. 1. f. 2.

Melittion.

War bunt der Frühling erſchienen,
Schien warm der Sonnenſtrahl,
Ich ſchwärmt' mit Schwalben und Bienen
Hinein ins Blumenthal.

Die ſeinen Buſen zu ſchmücken
Er lenzig machen kann,
Sie ſehn mit liebenden Blicken
Mich jung und luſtig an.

Da ſteht das Veilchen beſcheiden,
Das Blümlein wunderhold,
Scheint ſprechend: magſt du mich leiden?
Ich bin ſo treu, als Gold;

Scheint ſprechend: Tulpen und Nelken
Blühn ſchöner wohl, als ich,
Doch auch die ſchönſten verwelken,
Komm, Knab, und pflücke mich!

verderblichen Beſchuldigungen genommen ſeyn ſollen, ſeiner Beſchaffenheit nach nicht geeignet iſt, je gedruckt zu werden.

Auch das iſt mir erzählt und durch die Münde der Menſchen in dieſen letzten Jahren viel herumgetragen worden, ich habe es aber lange für unglaublich gehalten, daß meine Urtheile über Friedrich den Großen von meinen Feinden zu meinem Unglück benutzt ſeyn ſollen, als habe ich mich durch dieſe Urtheile gegen die meinem Herrſcher ſchuldige Ehrfurcht vergangen und gegen die erſten Heiligthümer des Staats geſündigt, dem ich als Bürger angehöre. Aber ich frage hier mit dem unſchuldigen Lamme in der Aeſopiſchen Fabel: *Wie konnte ich das? ich war ja damals noch nicht geboren*, d. h. ich war ja noch kein Unterthan meines jetzigen Herrſchers, kein Bürger des preußiſchen Staates, als die Bücher herauskamen, welche jene Urtheile enthalten. *Sie ſind Geiſt der Zeit Theil 1.* und *Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte.* Ich ſage, ich habe es für unglaublich gehalten, ich habe es wenigſtens nur für ein Gerede von Leuten gehalten, die den großen König wohl dem Namen nach kennen aber weiter nichts von ihm wiſſen; aber es iſt mir glaublich geworden durch den großen mehrmals wiederkommenden Ernſt und den ganz eigenthümlichen Nachdruck, mit welchem mein Herr Specialunterſuchungskommiſſarius, als er mich über jene benannten Bücher befragte, auf einige tadelnde Stellen und Ausdrücke, die ſich darin über Friedrich den Zweiten finden, drückte und preßte. Ich machte ihm dagegen bemerklich, daß der große Herrſcher ſchon über ein Menſchenalter mit den Unſterblichen zuſammen wohne und alſo dem allgemeinen und freien hiſtoriſchen Urtheile anheim gefallen ſey; daß ich ihn als den glänzendſten Lichtpunkt ſeiner Zeit, wenn ich jene Zeit, und beſonders, wenn ich ihr geiſtiges Leben und Wirken ſchildern wollte, mit ſeinen Tugenden und Mängeln nicht verſchweigen durfte, welche an dieſem hochgeiſtigen Montblanc am hellſten erſcheinen mußten und erſchienen ſeyen. Ich habe das, — führte ich ihm an — auf alle Weiſe ungefährlich thun können und thun dürfen, und auch deswegen noch ungefährlicher, weil zwiſchen dem Jahre 1786, wo Friedrich ſtarb, und den Jahren, die wir von 1813 und 1814 ab zählen, geiſtig und politiſch eine viel weitere Kluft ſey, als rückwärts von 1786 bis zum Regierungsantritt des großen Kurfürſten: ein Raum, der ja beinahe anderthalb Jahrhunderte fülle; über die Einrichtungen des großen Königs und ſeine Regierungsgrundſätze, beſonders über das, was mir darin hart und herb geſchienen; werde jetzt wohl jeder preußiſche Unterthan — ich ſey aber, als ich die erwähnten Urtheile niedergeſchrieben, noch kein Preuße geweſen — ein freies und ſelbſt ein tadelndes Urtheil äußern dürfen, da das Meiſte aus jener Zeit, was der Tadel treffen könnte — Leibeigenſchaft, kaſtenartige Sonderung und Abſchließung der Stände, Kantonweſen, faſt patentiſirtes Monopol der Adlichen zu Officierſtellen, und ſo vieles Andere — in dem Staate, den Friedrich einſt regierte, von der gegenwärtigen Regierung größtentheils in ſeinem ganzen Grunde verändert oder abgeſchafft ſey: wodurch der Tadel ja wohl tauſendmal härter ausgeſprochen werden als durch den Mund eines einzelnen Schriftſtellers.

Ja es iſt wahr — erſtaunen E. Durchl. nur mit mir — ſo bin ich auch hier wieder über das Längſtvergangene ja Längſtveraltete, über etwas, wobei auch gar kein Schein irgend eines Rechts zur Inquiſition iſt, von meinem Herrn Specialunterſuchungskommiſſarius zu Antworten Erklärungen und gleichſam zu Entſchuldigungen genöthigt worden. Konnte das von ihm geſchehen, wie ſoll es mich denn wundern, wenn die Unwiſſenden und Dummen, welche von dem geiſtigen und göttlichen Rechte des Menſchen gar keine Idee haben ſondern ſchaaſartig nur fremden Stimmen nachblöcken, meinen, wie großes Verbrechen gegen meinen König und Staat ich durch irgend ein Urtheil über den großen Unſterblichen begangen habe! Ich bin verſichert, E. Durchl. werden darüber anders urtheilen, beſonders, wenn ſie je die Muße haben, in jenen meinen oben genannten Büchern das, was von Friedrich dem Zweiten handelt, in ſeinem ganzen Zuſammenhange zu leſen und zu würdigen. Denn freilich nur in ſeinem ganzen Zuſammenhange, nicht aus abgeriſſenen verſtümmelten und entſtellten einzelnen Stellen und Worten kann und ſoll ein Buch und ſein Inhalt gewürdigt werden. Auf dieſen Zuſammenhang jener Bücher, auf ihre ganze Richtung und Stimmung berufe ich mich hier meinen Anklägern gegenüber. In ihnen ſollte überhaupt und auch da, wo von Friedrich dem Zweiten die Rede war, das Geiſtige, das Geiſtigallmächtige aber auch das Geiſtigübermüthige und Geiſtigverderbliche erklärt werden, auch die Lage und der Zuſtand des deutſchen Volkes und Reiches ſollte erklärt und dargeſtellt werden, wie ſie in ſittlicher geiſtiger und politiſcher Hinſicht waren in dem halben Jahrhundert, welches der franzöſiſchen Umwälzung voranging und die Andeutungen und Vorzeichen und zum Theil auch die Keime und Gründe derſelben an und in ſich trug. Ich habe des Königs Großartigkeit Außerordentlichkeit und Einzigkeit dort keinesweges verſchwiegen, aber ſein geiſtiges Verhältniß zu der Zeit, ſein Verhältniß und das Verhältniß ſeines Staates zu Deutſchland in jener Zeit — das war der Hauptgeſichtspunkt, das mußte mehr ausgeführt werden, und zwar weniger mit ſeinen Lichtſeiten als mit ſeinen Schattenſeiten, weil ja eben der geiſtige Uebermuth und die geiſtige Auflöſung auch im ſchlimmen Sinne gezeigt werden mußte, deren unſelige und fürchterliche Geburten eben aus der franzöſiſchen Umwälzung ſo glänzend mit hervorgeſprungen ſind. Ich mußte darum auch an dem großen Herrſcher die Mängel und Gebrechen ſeiner Zeit zeigen, oder was mir ſo däuchte; aber ich habe ſie nur als Folgen ſeiner Zeit gezeigt. Was er ſonſt als Menſch geweſen iſt, was er als König von Preußen Seltenſtes geleiſtet hat, was er durch ſeine Hochherzigkeit und ſein Heldenthum als Samen der Zukunft in ſeinem Volke niedergelegt hat, wodurch er den deutſchen Namen bis zum Ganges und Miſſiſippi einmal wieder zu einem hochklingenden kriegeriſchen Weltnamen gemacht hat, das gehörte dort nicht zu meiner Ausführung; aber verſchwiegen iſt es nicht nebſt andern außerordentlichen Tugenden des großen Mannes. Was ſeine jedem Schickſal überlegene große Seele, ſeine eiſerne Feſtigkeit, ſein unüberwindlicher und unzerbrechlicher Heldenſinn ſeinem Volke und dem deutſchen Volke als Erbtheil hinterlaſſen, der Stal, den er in daſſelbe gleichſam eingegoſſen hat — davon haben wir erſt in dieſen jüngſtvergangenen Jahren die Früchte gekoſtet, und das mag nun ein Glücklicherer, gegen den nicht ſo viele Ankläger und Beſchuldiger auftreten werden als gegen mich, beſchreiben und loben.

Ja das glänzendſte Geiſtige ſeines Zeitalters leuchtete an dieſem erhabenen Montblanc am hellſten wieder und mußte an ihm gewieſen werden, das Gebrechlichſte und Verderblichſte, was neben vielem Herrlichen und Hohen in jener Geiſtigkeit war, mußte wenigſtens angedeutet werden: eine Flamme, die freilich auch wohlthätig leuchtete und noch leuchtet, die aber damals wahrlich mehr verzehrte als erwärmte, weil die der franzöſiſchen Umwälzung nächſt vorangehende Zeit mehr eine Zeit der Zerſtörung und Auflöſung war als der Begründung und Befeſtigung. Durch ſeine Zeit war Friedrich entſchuldigt und ich habe ihn damit entſchuldigt. Man darf 1760 und 1770 nicht wie 1800 oder gar wie 1820 beurtheilen; aber eben deswegen ſollte man die verſchiedenen Beurtheiler nicht ſogleich verurtheilen oder wohl gar ihre Ehre und ihr Glück ſogleich hinrichten wollen.

Sie ſollen mir nur bei klarem Lichte und vor klarem Angeſichte kommen, meine Ankläger und Anfeinder, auf dem ehrlichen Schlachtfelde meiner ordentlichen offenen Vertheidigung will ich ſie mit Freuden erwarten, im Voraus des Sieges gewiß. Ich habe des großen Königs Bücher zu oft geleſen und wiedergeleſen, ich habe zu reiche Auszüge aus ihnen gemacht; mit des Königs eigenſten Worten Anſichten und Urtheilen ſollen ſie geſchlagen werden, und beſchämt ausrufen: was iſt das, was an dem kleinen Arndt kühn und verwegen genannt wird gegen die Ausſprüche Urtheile und Grundſätze jenes Großen über ſich ſelbſt, ſein Volk, ſeine Zeit, ſeine gleichzeitigen Mitherrſcher, über Verwaltung Regierung Verfaſſung und Geſetzgebung, ja über alles, was in Philoſophie Theologie und Politik Tiefſtes und Schwerſtes iſt? Doch ſind Friedrichs Bücher einſt in Berlin gedruckt. Ich ſage aber: ein Band ſolcher Auszüge aus ſeinen ſämmtlichen Werken wie würde er ſich in unſrer Zeit ausnehmen?

Ja, ſtolzer und gewaltiger Geiſt, du, der nur den Geiſt der Dinge und den Geiſt in den Menſchen achtete, der mit Begeiſterung ja mit Entzückung ſprach von der Freiheit des Geiſtes und von der erhabenen Unabhängigkeit der Seelen, die allein durch ſie gewonnen wird, der in Anbetung vor dem Genie zerfloß und ſeinen Glanz und ſeine

Königskrone jede Stunde demüthig vor ihm niederlegte, weil er ſelbſt ein Genie war und die unſichtbare Allmacht ehrte, die über allen irdiſchen Kronen und Gewalten iſt — wenn du von deinen geſtirnten Höhen auf unſre kleinen Dinge herabſchauſt, was wirſt du ſagen zu ſolcher Inquiſition, wie ſie wegen deiner und in dem Staate geübt iſt, der einſt Friedrichs Reich hieß was zu —? Doch E. Durchl. kennen den großen König, ſein Leben, ſeine Grundſätze und Regierungsgeſetze ja tauſendmal beſſer als ich. Alſo ſchweige ich hier.

Sehen E. Durchl., ſo habe ich mich ein halbes Jahr abquälen müſſen, nicht bloß über dieſe und über ähnliche geſchichtliche Urtheile und Anſichten ſondern über die innerſten Gefühle und Gedanken Erklärungen und Erläuterungen zu geben. Und dabei hat mein Specialunterſuchungskommiſſarius noch die Willkür gebrauchen wollen, zu beſtimmen und zu ermeſſen, wie weit ich ſie geben ſollte. Auch dies gehört zu meinen großen und vielfachen Beſchwerden. Wie oft habe ich mich mit ihm und mit dem Protokollführer Herrn Kammergerichtsreferendarius Dambach darüber ſtreiten müſſen, daß man mir nicht vorſchreiben könne noch dürfe, was und wie weit oder eng, wie verſtändig oder unverſtändig ich bei ſolchen Erläuterungen zu Protokoll antworten ſolle; daß ich es ihnen nicht überlaſſen dürfe, zumal bei Fragen über Meinungen Gedanken und Urtheile, zu beſtimmen, was zur Sache weſentlich gehöre oder nicht. So hat man mir meine Antworten wie oft abgeſchnitten und verkürzt, eben mit den Aeußerungen: dergleichen gehöre nicht zur Sache; man habe Befehl dergleichen nicht ins

Protokoll aufzunehmen; man werde Verweiſe bekommen, wenn man es aufnehme. Ich bin dann des Streitens und Zankens endlich müde geworden und habe vor Aerger Ekel und Langerweile und weil ich die nur zu lange hingeſchleppte Unterſuchung nicht noch mehr verlängern wollte, mir zuletzt gefallen laſſen, was ich nicht geſollt hätte. Denn wo hatte ich Schutz und Zuflucht bei meinem gebundenen faſt rechtloſen Zuſtande? wo ſollte ich gegen alle die Willkür Beſchwerden anbringen? wo Hülfe ſuchen und finden? Ich hatte ja, wie es am Tage liegt, kein Gericht, das ſie annehmen und ihnen abhelfen durfte.

Zu 3. Hier, hier für das Geiſtige und Sittliche iſt Wiederherſtellung und Wiedererſtattung das Unmöglichſte. Wer kann verlorne Zeit wiedergeben? wie viele köſtliche Zeit habe ich mit dem Widerwärtigſten und Widerlichſten unwiederbringlich verlieren müſſen, indem alle Gedanken auf die Eine Nothwehr und Abwehr dieſes Einen Fürchterlichen gerichtet ſeyn mußten! wie viele köſtliche Zeit werde ich damit noch verlieren müſſen! So zwei drei Jahre im Nichts und mit Nichts verloren, und gegengerechnet, was man unterdeſſen hätte arbeiten wirken und lernen können, und was auch gleich Nichts geworden, ſtreicht in natürlicher Abrechnung und Gleichung 5—6 Jahre aus der Wirklichkeit aus. Der Verluſt iſt Verluſt für immer für dieſes irdiſche Leben, zumal um das funfzigſte Jahr erlitten. Wer kann verlorne Zeit, verlornen Geiſt, verlorne Kraft wiedergeben? Sorge, Aerger, Verdruß von Jahren, Bitterkeit, die ſich im Gemüthe feſtſetzt, wenn Willkür uns ſperren und Haß über uns Gewalt üben darf, verdumpfen den Geiſt, trüben die Heiterkeit, ſchwächen die Lebenskraft vielleicht für immer; ſie ſetzen im Herzen und im Kopfe oft ſo viele bleierne Schwere ab, daß endlich nichts übrig iſt als kaltes faules

Blei, welches Freude und Feuer der Bruſt löſcht: ſo daß die einen weiland fröhlich und friſch und geiſtig beweglich und erreglich kannten, endlich mit Recht hinter einem her rufen dürfen *oh! ingenium plumbeum!* So kann es ſich zuletzt wirklich auch mit mir ergeben, daß, indem ſie ſagen, ich tauge für nichts und zu nichts mehr in der Welt, ich endlich in der That nichts mehr tauge.

Ja — was ich E. Durchl. ſchon einmal geſchrieben — trotz aller wachenden wirklichſten Wirklichkeit ſinke ich mitten aus dieſem fürchterlichen Handel mit meiner Fantaſie häufig wie in eine Art Traumdämmerung zurück, wiſche mir die Augen aus, als wolle ich von einem ſchweren und dumpfen Traum erwachen, und bin gleich einem, der da rufen will: *gottlob es war nur ein Traum!* Von Napoleon habe ich wirklich ſolche Träume gehabt; aber daß ich in Preußen und gegen Preußen ein Stifter ſtaatsgefährlicher Verbindungen, ein Treiber gefährlicher geheimer Umtriebe heißen ſoll, daß ich in Preußen und unter dem Scepter Friedrich Wilhelms des Dritten ein Verſchwörer und Bündler gegen mein Vaterland und meinen König heißen ſoll, daß ich edles Wildbret von den blutgierigen unſichtbaren und unerfaßlichen Hunden, *Neid Haß und Lüge,* ſo lange gejagt werden ſoll, bis, wenn das möglich iſt, der letzte warme Blutstropfen von Liebe und Wonne für mein Land und mein Volk in mir erſtarrt und vertrocknet — der Traum iſt wirklich zu ſchwer.

Wie ganz anders wäre alles geweſen — ich ſpreche dies mit Zuverſicht aus — wie ganz anders alles geworden, wenn man die geheiligte Ordnung der Geſetze und Gerichte, die meine ordentlichen und gehörigen Geſetze und Gerichte waren, hätte walten laſſen, wenn nicht Kabinetsjuſtiz und

Einfluß und Willkür von Gegnern und Feinden deren Stelle eingenommen hätte!

Erſtlich jene gräulichen Aktenauszüge in der Staatszeitung vor Verhör und Unterſuchung wären nicht gedruckt worden.

Zweitens die ordentlichen Richter hätten veraltete und beſtaubte Papiere und Handſchriften aus der Vergangenheit, die nie einer Seele mitgetheilt waren, als völlig unſchuldige Papiere ruhig zurückgelegt und keinen Stoff zu Anklagen und Anſchwärzungen und zur Zerſtörung von Ehre und Glück gegen mich daraus geſogen.

Drittens tauſendfachen Aergers, tauſendfacher Bitterkeit und Verletzung des Menſchlichſten in mir und der langen Quälerei ungeſetzlicher und unpreußiſcher Preſſung Folterung *und Inquiſition der innerſten und ungebornſten* Gedanken, die ich habe erleiden müſſen, und wie vieler andern Bitterkeiten und Quälereien! wäre ich überhoben geweſen.

Nachdem ich Euer Durchl. dies nicht ausgeführt ſondern nur angedeutet habe, wie es in der wirklichſten Wirklichkeit und den wirklichſten Verhältniſſen lag und liegt, verzeihen Sie mir, wenn ich noch einmal auf jene fürchterlichen Aktenauszüge zurückkomme und bei der Gelegenheit zugleich Einiges mit berühre, was ganz und durchaus dazu gehört.

Schon habe ich Euer Durchl. in meiner unterthänigen Vorſtellung vom 4. Junii d. J. die erſte von mir gefundene Entſtellung ja Verfälſchung in den abgedruckten Aktenſtücken gemeldet. Nun ſind auch die zweiten Stellen in meinem Verhöre da geweſen, nämlich die ſich abgedruckt finden in der Beilage zum 17ten Stücke der Königlich Pr. Staatszeitung vom 26. Februar 1820. Dieſe Stellen ſind eben ſo gräulich — und, wie ich glauben muß, in eben ſolcher Abſicht — verſtümmelt und aus dem Zuſammenhang geriſſen, als jene erſten.

Ich habe eben unrecht geſagt wie ich glauben muß. Nein! ich kann es wiſſen, es ſteht ja Schwarz auf Weiß, ich leſe es ja wenige Spalten vorher gedruckt auf demſelben Blatte „Daher gehörte denn auch eine deutſche Revolution zu den Wünſchen ja ſelbſt zu den Mitteln jener Staatsverbeſſerer.

Ich bin alſo durch dieſe beiden Stellen, der Zahl nach die dritte und vierte Stelle, die man aus zweien meiner Briefe gezogen und auf jenem Blatte abgedruckt hat, ausdrücklich beſchuldigt worden, daß ich Revolutionen gewünſcht und gebilligt habe.

Ich ſtrafe aber Angeſichts Euer Durchl. jene Beſchuldigung Lügen, indem ich mich auf meine zwei Briefe berufe. Wie *ganz anders würde es ausſehen*, wenn ich jene Briefe ganz auswendig hätte behalten und ihre Abſchrift Euer Durchl. vorlegen können! Indeſſen Sie haben die Mittel, die mir fehlen — mir hat man, da ich für meine Rechtfertigung eine Abſchrift begehrte, ſie rund abgeſchlagen — Sich dieſelben vorlegen zu laſſen, und ich bitte Euer Durchl. Gerechtigkeit, daß Sie dieſe Mittel gebrauchen, um ferner zu ſehen, wie man mit mir verfahren iſt und verfährt.

Der erſte Brief iſt vom 19. Septbr. 1815 aus Köln an Reimer geſchrieben. Er drückt die Sorge aus, daß Deutſchland in ſich zu loſe verbunden und von den fremden Mächten gegen Frankreich nicht ſtark genug geſtellt ſey — eine Sorge, wovon faſt alle meine gedruckten Bücher und Briefe aus jener Zeit überfließen — daß es überhaupt von Frankreichs Herrſchſucht und unruhigem Blute und von den Künſten und Liſten fremder Kabinette mancherlei Unheil und Umkehrung zu fürchten habe: daß Preußen in Deutſch-

Da ſteht die Lilie, blinkend
In Unſchuld weiß und frei,
Die Nachtviole, verſinkend
In ſüße Schwärmerei;

Und auch Narciſſe, die helle,
In Liebe rein und zart,
Der Knab', der über der Quelle
Zur ſchönſten Blume ward.

Da ſtehn mit lockigen Haaren
Die bunten Nelken auch,
In Buhlereien erfahren
Und ſtreuen ſüßen Hauch.

Da glänzt im farbigen Wahne,
Leichtfertig junges Blut,
Gar ſchimmerreich Tulipane
Und wunderfreundlich thut.

land nur voranſtehen und führen könne durch Schutz des Geiſtes und der geiſtigen Kraft und durch alle erhabenen Künſte des Krieges und Friedens; daß deswegen in den Rheinlanden die baldige Errichtung einer Univerſität und die Einrichtung einer tüchtigen Kriegsverfaſſung die nothwendigſten ſeyen.

Aus dieſem Briefe hat man die Stelle abgedruckt *Das Vaterland kann wohl kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden.* In dieſen Worten iſt nun nur eine Anſicht, ein Urtheil ausgedrückt, keineswegs ein Wunſch und eine Billigung einer ſolchen Umwälzung. Aber ihnen ſtehen auch unmittelbar die Worte voran, die man aus leicht begreiflichem Grunde wieder ausgelaſſen hat, **Wir müſſen uns gewöhnen, das mit trocknen Augen anzuſehen, wovor wir vor ein paar Jahren noch gezittert haben.** In dieſen Worten wird die Umwälzung gewiß doch nicht als etwas von mir Geliebtes und Gewünſchtes dargeſtellt, ſondern als etwas Fürchterliches, wobei ſich die Augen mit Thränen zu füllen pflegen *).

Zu vertheidigen brauche ich übrigens leicht fliegende und verfliegende Eindrücke Empfindungen und Anſichten nicht, wie ſie der Augenblick giebt und wie ſie in Briefen an Freunde leicht und ſorglos hingeworfen werden. Dies beweiſen am beſten die beſchlagenen Briefe, wo, je nachdem die Nachrichten von den Unterhandlungen und politiſchen Verhältniſſen jener Jahre verſchieden lauteten, die Stimmung und der Inhalt der Briefe von einem Poſttage zum andern auch wechſelt, bald froh und hoffnungsvoll und ohne Sorgen ja voll Jubel und Zuverſicht für Deutſchland und

---

*) S. Beſchl. Briefe Nr. 1. b. 2.

Preußen und für Deutſchlands und Preußens Zukunft, bald trüb hoffnungslos ja verzweifelnd: eben alles, wie es die Stunde und die Stimmung der Stunde giebt, worin man grade lebt und ſchreibt.

Der zweite Brief iſt vom 22. April 1819 aus Bonn an Reimer geſchrieben, ein ziemlich langer Brief, den die Leſer ſo merkwürdig gefunden haben, daß er von Anfang bis zu Ende mit Rothſtein angeſtrichen und faſt ganz zergriffen und zerleſen war. Dieſer Brief verbreitet ſich über Maaßregeln, die man, wie mir darin däuchte, im deutſchen Vaterlande unzweckmäßig oder unzulänglich ergriffen habe, um das Unruhige in der Zeit zu beruhigen und zu zügeln, oder um — was man jetzt mit einem beliebten Modewort nennt — die Zeit und ihre Ideeen zurückzuführen. In jenem Briefe bezweifle ich nun den Grundſatz, daß die Zeit ſich überall zurückführen laſſe, am wenigſten aber die gegenwärtige Zeit, und ich ſpiele darin beſonders hin auf diejenige Parthei von Staatsmännern und Schriftſtellern, welche uns Verfaſſung und Religion des Mittelalters wiedergeben mögten und welche altes Lehnweſen und altes Prieſterthum als die Glückſeligkeit und den Gipfel der europäiſchen Menſchheit zeigen und mit der Kappe der Chriſtlichkeit zum Theil arge ja ärgſte Sophiſterei treiben und bemänteln. Aus dieſem Briefe hat man nun wieder abgeriſſene Stellen gezogen und ſie ohne Zeichen ihrer verſtümmelten Abgeriſſenheit in einander geſchoben, als wenn ſie, wie ſie abgedruckt ſind, als ein ununterbrochenes Ganzes fortliefen. Sie lauten*):

„Wir müſſen viele Täuſchungen aufgeben, die auch wir „uns gutwillig gemacht haben, es könne alles ſtiller und

---

*) S. Beſchl. Briefe Nr. 1. u. 2.

„leiſer mit Vernunft werden. Nein, der Geißel und Peitſche bedürfen ſie noch, und ſie werden ſie haben. Aber „Wahrheit wird Wahrheit bleiben und Recht Recht; das „Leben einer geſunden Freiheit wird obſiegen; das iſt der „Troſt, der uns aufrecht halten muß. Wir haben auch unſre „Ultras, und die vornehme Junkerei legt ſich dick und frech „vor, damit nichts mit Mäßigung und Beſonnenheit geſchehe. „Wollen denn die Pfaffen und Junker, ſo mögen ſie in ihr „eigenes Verderben hineinfahren, und dann, wann die große „ſiegreiche Tragödie tragiſch ausgeſpielt iſt, dürfen wir endlich ſagen, Gott hat es ſo gewollt, obgleich wir gutmüthig „und rechtlich es viel milder und ſanfter wollten.“

Dieſe abgedruckten Stellen enthalten nun freilich an ſich durchaus nichts Gefährliches; aber wie ganz anders würden ſie ausſehen und wie viel unſchuldiger würden ſie veranlaßt und belegt ſcheinen, wenn man ſie in ihrem vollen Zuſammenhange abgedruckt hätte! Ich kann ſie wenigſtens etwas aus dem Gedächtniſſe ergänzen und will das hier thun.

Ihnen voran ſteht faſt wörtlich, wie ich es bruchſtückig habe behalten können, Folgendes:

„Und dies Andere und Alles? Ja ſie können „es ſo machen, daß der Schwall von Reinem und „Unreinem endlich wild durch einander fließt „und dahin fährt mit ihnen — und endlich geſchieht, was keinem Redlichen gefällt. Das iſt „die Trauer und der Schmerz. Soll ſich der alte „Schlangenzirkel des Unheils denn ewig wiederholen, wie es bei Schlegel heißt „„aus Furcht „zu ſterben iſt er gar geſtorben?““ und daß ſie „endlich ſo um die eigene Leiche heulen?“

Dann wird über die Dummheit geklagt, die nach dem Einzelnen greift und dem Ochſen ein paar Haare aus dem Schwanz zupft und nicht merkt, daß der wüthende mit ihr durchgeht, wüthender, weil er gemerkt hat, daß man ihm die Hörner abſägen und ein Bret vor den Kopf binden will.

Nun kommt die Stelle von den Worten an „Wir müſſen viele Täuſchungen aufgeben“ bis „das iſt der Troſt, der uns aufrecht halten muß.“

Darauf das, wo es heißt „Wir haben auch unſre Ultras und die vornehme Junkerei legt ſich frech und dick vor, damit nichts mit Mäßigung und Beſonnenheit geſchehe. Dieſe Mäßigung und Beſonnenheit wird im Briefe die rechte Gerechtigkeit genannt; was man weislich wieder ausgelaſſen hat.

Eben ſo hat man in der gleich darauf folgenden Stelle wo der Junker und Pfaffen und ihrer verkehrten Anſichten und ſophiſtiſchen Lehren für eigennützige Zwecke erwähnt wird, wieder Mehreres und unter Anderm eine ganze Parentheſe ausgelaſſen, worin das Wort Pfaffen erklärt wird: daß ich nämlich die ſogenannten oder ſich ſelbſt ſo nennenden vornehmen Geiſter darunter verſtehe und alles, was panſophiſtiſch und pantheiſtiſch unter der Kappe von Chriſtlichkeit und Frömmigkeit ein X für ein U macht und dieſe unſre Zeit bloß als eine Zeit der Verruchtheit und Gottloſigkeit zu zeigen ſucht.

Dies ſind alſo wieder nur Anſichten und Urtheile — gleichviel, ob richtige oder verkehrte — und keinesweges Wünſche von Umwälzungen noch Billigung derſelben; ja Misbilligung Sorge und Trauer iſt mit den eigentlichſten Worten ausgedrückt, daß wilde und unruhige Auftritte vielleicht erfolgen können.

Sehen E. Durchl., ſo hat man mit handſchriftlichen Papieren, ſo mit unſchuldigen Briefen ein unverantwortliches

Spiel getrieben, um Ehre und Glück eines einzelnen wehrloſen Mannes zu zerſtören, der außer Stand geſetzt war ſich zu vertheidigen, und noch immer außer Stande dazu iſt. Rohe Entwürfe und Sammlungen, leichte Aufwallungen und Gefühle des Augenblicks und der Stunde, wie ſie in noch leichteren Worten in Briefen an Freunde ſich ungemeſſen und ſorglos ergießen, hat man zu Verbrechen zu verdeuten gewagt und hat ſie verſtümmeln und verſtellen müſſen, um nur den Schein von etwas Gefährlichem hineinzubringen. So bin ich der Billigung ja des Entſchluſſes zu Meuchelmord und Hochverrath, des Wunſches und der Billigung gewaltſamer Umwälzungen, der Jugendverführung, der Lehrung und Billigung toller und verworrener politiſcher Grundſätze, ſo bin ich geheimer Zettelungen und Bündeleien und wie vieles Anderen noch in jenen Aktenauszügen, welche die Staatszeitung lieferte, mit beſchuldigt worden. Wie ganz anders würde es alles ſeyn und erſcheinen, wenn billige und leidenſchaftloſe Richter, wenn meine geſetzlichen Richter in der Sache gewaltet hätten! wie ganz anders würde es erſcheinen, wie vieles würde ſich auch enthüllen über die Leidenſchaft und den Haß meiner Gegner, wenn jene Handſchriften und dieſe vielen Briefe, die eigenen und fremden Briefe, den Augen der mitrichtenden Welt je vorgelegt werden könnten!

Wie? ich billigte, ich liebte Umwälzungen an ſich? ich liebte Umwälzungen, wie wir ſie in Frankreich und manchen andern Ländern in den letzten drei Jahrzehenden geſehen haben? ich, der ich in meinen Büchern, wie in meinen Handſchriften ihr Unglück und ihre Fürchterlichkeit hingeſtellt habe, wie ſie ſind, aber freilich auch dabei hingeſtellt habe, durch welche Misgriffe oder Gebrechen ſie entſtehen oder durch welche Verkehrtheiten und Laſter ſie ſcheußlich werden?

Wie? ich hätte von wilden Demokratieen, von deutſchen

Umwälzungen und deutſchen Republiken geträumt? ich wäre ein blutiger und verrückter Gleichmacher, ein toller Leveller und Independent, der Fürſten Adel Prieſterthum und alle Verſchiedenheit und Ungleichheit der Stände einem wüſten und leeren Wahn von Freiheit und Gleichheit zu Gefallen vertilgen wollte? ich, der in allen ſeinen Büchern und Handſchriften jeden dieſer Stände nicht bloß bei ſeinen gebührlichen alten Ehren hat laſſen ſondern, wo möglich, zu größeren Ehren hat wiederherſtellen gewollt? der — ich berufe mich hier kühn auf alle meine gedruckten Schriften, die von deutſcher Verfaſſung oder überhaupt von Verfaſſung handeln — mehr Altes und Hergebrachtes im Adel- Prieſter- Bürger- und Bauern-Stande hat erhalten oder wiederhergeſtellt wiſſen gewollt, als es wenigen deutſchen Staaten beliebt hat beizubehalten oder wiederherzuſtellen? Freilich gegen den Menſchen, den ich Junker und Pfaffen nenne, habe ich von jeher gekämpft, gegen den, wie mir däucht, verkehrten und verblendeten Menſchen, der die Zeiten nicht zu unterſcheiden verſteht und keine Geſchichte erkennen will, der uns unter ſchönen Scheinen und Vorſpiegelungen alle verſchollenen Ungethüme der Barbarei und des Aberglaubens zurückführen mögte, die unſer Zeitalter mit Recht zurückſtößt; aber den Edelmann und Prieſter ehre und liebe ich, und in dieſen beiden ehrwürdigen Klaſſen der Geſellſchaft habe ich auf Erden meine treueſten Freunde gefunden und habe ſie darin bis heute noch.

Ja wenn es zur förmlichen Anklage und juriſtiſchen Vertheidigung von meiner Seite kommen ſollte, ſo freue ich mich im Voraus darauf, wie ich jene Ankläger, ich ſey ein wilder Jakobiner und Gleichmacher mit hundert und, wenn es deſſen bedarf, mit tauſend Belegen aus meinen gedruckten Schriften und eben aus jenen ſo oft erwähnten und, wie verlautet, gegen mich ſo grauſam gemisbrauchten handſchriftlichen Sammlungen ſiegreich aus dem Felde ſchlagen will. Denn aus ihnen ſoll eben ſonnenklar erſcheinen, daß ich den geiſtigen Uebermuth ja die geiſtige Frechheit, womit unſre Zeit in ſo vielen verkehrten Verfaſſungsverſuchen geprobt ja gefrevelt hat, von Anfang an in ihrem tiefſten Grunde erkannt und in ihrer volleſten Narrheit gemisbilligt habe; daß ich vor allem keinen Zuſammenguß weder der Stände noch der Gewalten gewollt habe, woraus immer beide Anarchie und Tyrannei ſprießt; daß ich durchaus immer verlangt habe, daß die königliche und fürſtliche Gewalt, die als Trägerin Halterin und Erhalterin des Ganzen im Mittelpunkte ſtehen ſoll, Macht Stärke und Beweglichkeit haben müſſe, daß ſie die ſo nothwendige Centralkraft haben müſſe, die wild hervorbrauſen wollenden Kräfte zu bändigen und, wenn es ſeyn muß, zu züchtigen. Ja ich freue mich darauf; denn heller als Sonnenſchein ſoll es dann den Weiſeren und Vernünftigeren werden, daß ich in Grundſätzen und Anſichten ein älterer verſtändigerer und gemäßigterer Mann bin, als die meiſten meiner Zeitgenoſſen, ich wage ſogar zu ſagen, als viele, welche als Räthe und Miniſter der Herrſcher die Länder mitregieren.

Wie? Ich ſoll die Jugend verführt und verdorben haben. Man zeige mir das in meinen Handſchriften Büchern und Briefen, man zeige es mir in meinem Leben — und ich will verloren geben. Ich habe frühe an mir ſelbſt gelernt, daß die Jugend oft mehr des Zügels als des Sporns, mehr der ſtillen Arbeit als der fliegenden Fantaſie nöthig hat; ich habe für mich und für andre frühe den inhaltreichen Spruch auswendig gelernt maxima debetur puero reverentia — und ich ſollte mich mit ihr in inhaltleeren Spielereien und knabenhaften Thorheiten vergangen haben?

Man hat ja Briefe von mir gefunden an Jünglinge geſchrieben, man hat ſie mir vorgelegt — was enthalten ſie als Worte und Ermahnungen zur Wahrheit und Demuth, zur Zucht und Ordnung, zur Stille und zum Ernſt in Studium Arbeit und Geduld?

Ich muß bei dieſer Gelegenheit etwas wieder berühren, was ich in früheren Briefen E. Durchl. wenigſtens angedeutet habe. Nicht ein einzelner Schriftſteller und nicht viele Schriftſteller haben allein die Aufregung und Entzündung der Jugend verſchuldet, die von Manchen ſo ſchwer angeklagt werden; Jahrhunderte ſind es, welche das letzte Jahrdreißig und unſer letztes Jahrzehend, ja das, was ſich in unſerm letzten Jahrfünfe begeben hat und was ſich auch mit mir und gegen mich begiebt, hervorgebracht haben. Ungeheure Nöthen Arbeiten und Gefahren haben nicht allein Jünglinge und Männer aufgeregt und aufgeſchüttelt; nein, ſie haben bis an die unſchuldigen Wiegen der Kinder geſchaukelt, und die weichen Ruhebetten der Greiſe ſo erſchüttert, daß mancher Greis durch ihre allmächtige Gewalt wieder rückwärts ermannt worden iſt und ſeine Krücke hingeworfen und mit neu gekräftigten Händen das Schwerdt ergriffen hat. Will man anklagen und zu Schuld ſtämpeln, was keine Schuld iſt, wo wollen E. Durchl. hin mit den Verkündigungen und Aufrufen, welche die Regierungen theils aus brennendſter Noth theils aus edelſter Geſinnung erlaſſen haben? In dieſer Betrachtung welch ein Tröpflein iſt dem Ocean werden da ein paar einzelne Schriftſteller gegen die einzigen Königlich preußiſchen in der Geſchichte unſterblichen ſtolzen Verordnungen des Jahrs 1813 über Landſturm und Landwehr und gegen den Geiſt, der dadurch in Millionen entflammt iſt? Und nun wundert man ſich, daß die brauſenden Wellen, welche der Sturm ungeheuerſter Gefahr und unendlicher

Hoheit von Begeiſterung und Liebe vor wenigen Jahren aufgeweht hatte, nicht auf Befehl plötzlich wieder ſtille Fläche werden wollen? daß auf ihnen, die ſo viel Edelſtes und Hochherzigſtes, ſo unendliche Hoffnungen und Strebungen aus den tiefſten Tiefen der Seelen in dem deutſchen Volke ans Licht emporgeſchlagen und emporgetragen haben, ſich auch einige Blaſen der Narrheit und des Wahnwitzes aufwerfen? Hatte man denn die Geſchichte vergeſſen, und wußte man nicht, daß neben den höchſten ſittlichen und geiſtigen Tugenden und Strebungen der Menſchheit Narrheit und Wahnwitz als nächſte und natürlichſte Gränznachbarn wohnen? Will man immer nur das Schlechte und Verworrene in der Zeit ſehen und auch ihr Edles und Heiteres nicht erkennen und bewundern?

Wie? ich ſollte geheimer Bündler und Anzettler ſeyn? Ich bin begierig, und fordre wieder heraus, wo man mich auf ſolchen Bündeleien und Zettelungen ertappen wird.

Ich weiß, auch das iſt genug umhergeflüſtert und umhergetragen, niederträchtige Umſchleicher und Angeber, deren blaſſe Geſichter und unter ſich blinzelnde Augen voll Schlangenfreundlichkeit und Schlangenfeigheit mir nur zu oft begegnet ſind, wo ich ſie nicht hätte finden ſollen, haben auch wohl berichtet, ich und andre Ehrenmänner haben auf die hieſige Univerſität und auf die rheiniſchen Lande wilde und gefährliche Abſichten und Entwürfe geſtellt. So ſind wir, ſo iſt dieſes Land hin und wieder verleumdet worden. Ich behaupte: auch dies iſt ſchändliche Verleumdung. Auch geben meine Beſchlagenen Briefe darüber Zeugniß. In ſo vielen derſelben, zwiſchen den Jahren 1815 und 1819 an vertrauteſte Freunde geſchrieben, worin dieſer rheiniſchen Univerſität in allen ihren Beziehungen erwähnt wird, müßten ſich doch wohl Spuren von dergleichen Abſichten und Entwürfen entdecken laſſen. Ich fordere wieder heraus, ſie darin zu finden.

Was iſt denn das Ganze? und was wird es ſeyn?

Misdeutung Entſtellung Verdrehung des Unſchuldigſten, Verdunkelung Verſtümmelung ja Verfälſchung der Wahrheit — wovon ich E. Durchl. früher und heute wieder ſo ſprechende Proben und Belege gegeben — Vermiſchung der verſchiedenſten Verhältniſſe und Zeiten, kurz ein künſtliches und willkürliches Durcheinandermiſchen, wie es in den gedruckten Aktenauszügen in der Staatszeitung geſchehen, um wenigſtens den Schein ſchwerer Schuld auf mich zu werfen.

Ich gebe es zu, wenn ich irgend ſträfliche Handlungen begonnen oder verſucht hätte, wenn meine gedruckten Bücher, ja ſelbſt, wenn meine Handſchriften und Briefe von Grundſätzen und Lehren zeugten, die aller menſchlichen und chriſtlichen Ordnung von Staat und Sittlichkeit widerſprächen, dann könnte man mich ſträflich finden; aber nur dann. Urtheile und Meinungen, vollends ungewogene und rohe Worte und Ausdrücke in dem, was nie mitgetheilt war, können nie eine Schuld bilden weder vor Gott noch vor Menſchen, wenn in ihnen nicht das Gepräge eines verbrecheriſchen und verworfenen Gemüthes herrſcht. Aber ich fordre hier wieder kühnlich heraus: man ſoll mir dieſes Gepräge einmal zeigen! Es müßte aus ſo vielen Büchern und noch mehr aus den Handſchriften und Briefen doch wohl hervorleuchten.

Wäre ich zum Beiſpiel der blutige Jakobiner oder tolle Revolutionär, wie jene gräulichen Aktenauszüge mich hingeſtellt haben, man müßte dazu denn doch wohl die Belege finden in dem langen Zeitraum von mehr als fünfzehn Jahren, den ſie durchlaufen? Ich behaupte aber, man wird in allen das Gegentheil finden. Ja wenn man Gott im Himmel den von meinen Feinden zerriſſenen Rock, den ſie mei-

Doch wie ſie lieblich mir däuchten,
Vom Lenzesſtrahl umſonnt,
Von allen frommen und leichten
Mich keine locken konnt.

Da ſeh auf Dornen ich blutig
Der Roſe Majeſtät,
Und alle Freude ſo muthig
Vor ihrem Schein vergeht;

Sie heißt auch Blume der Wonne
Und Blumenkönigin,
Die ſchönſte Tochter der Sonne
Mit hohem, ſtolzem Sinn.

Lang' ſchaut' ich einſam und düſter
Von fern die Lieblichkeit,
Als ſie mit holdem Geflüſter
Mir ſo den Gruß entbeut:

nen zerriſſenen Ehrenrock nennen, brächte und ihn fragte: ſiehe zu, ob dies deines Sohnes Rock iſt — er würde nein ſagen.

In meine Ehre hat man zerriſſen und zerreißen wollen, wie ich aus zu vielen Zeichen geſehen und in zu vielen Belegen dargethan habe. Dieſe Ehre ſcheint man von vorher als leicht zerreißlich und beflecklich betrachtet zu haben, vielleicht als ſchon befleckt und zerriſſen. Ich muß E. Durchl. hiervon noch ein Beiſpiel geben, eine unvergeßliche Begebenheit aus den erſten Jahren meines Nothſtandes. Die Königliche Policeikommiſſion, als ſie im Sommer 1819 bei mir eindrang, fand außer alten zerriſſenen Blättern Makulatur und Packpapieren, die ſie in meinem Bücherzimmer und aus Taſchen Koffern Kiſten und heimlichen Orten zuſammenſuchte, unter Anderm ein altes zerriſſenes Beinkleid und zerhaderte und beſchmutzte Stücke alter Hemden und Halsbinden, die in meinem Bücherzimmer lagen und vor einigen Wochen bei einer kleinen Reiſe gebraucht waren, Stiefeln und Schuh darin zu wickeln. Sie packte dieſe alten Hadern mit ein, obgleich ich ihr vorſtellte, daß ihr laut ihrer Inſtruktion nur über Schriften und Papiere Gewalt gegeben ſey. Sie ſchien eine Wichtigkeit darauf zu legen, als wenn ich wegen Mord und Diebſtahl und anderer ſolcher Verbrechen in Verdacht wäre. Einer meiner Kollegen, der bei der Inventuraufnahme des bei mir Beſchlagenen als Zeuge anweſend war, hatte dabei den Einfall, dieſe Hadern können als Embryonen von Büchern vielleicht einmal gefährlich werden. Kurz dieſe alten Lappen ſind von Kommiſſion zu Kommiſſion bis nach Mainz rundgewandert und haben wegen ihres Schmutzes und Geruchs, wie mir Herr Kammergerichtsreferendarius Dambach erzählt hat, endlich ordentlich gewaſchen werden müſſen, bis ſie mir nebſt andern alten meiſt gedruckten Papierlappen, die von jener Polizeikommiſſion als Makulatur aus Kiſten ꝛc. ꝛc. zuſammengeleſen waren, von meinem Herrn Specialunterſuchungskommiſſarius als künftige Erinnerung an dieſe Zeit vor ein paar Wochen wieder zurückgeliefert ſind. Aber ich frage: hat man mit jener Wäſche die Schmerzen über zu ſchmähliche Verdachte weggewaſchen? hat man damit den Aerger weggenommen, daß man von Anfang an faſt einem gemeinen Verbrecher gleich geachtet und behandelt worden iſt?

Gegen jene Beſchuldigung des Jakobinismus berufe ich mich hier zuerſt auf die Lebensſprüche, für mich ſelbſt aufgeſetzt in den Jahren 1810 und 1811*), die bei mir beſchlagen ſind und mit bei den Akten liegen. Ein Menſch, der ſich in der Zeit ſolcher Verwirrung und Schande, als in jenen Jahren in meinem Vaterlande beſtanden, ſolches Ziel vorſetzt, als darin aufgeſtellt iſt, ein ſolches Ziel von Arbeit Entbehrung Keuſchheit Menſchenfreundlichkeit, Entſagung aller äußern Güter und Genüſſe für die Eine ſchwere Tugend der Menſchlichkeit und Männlichkeit, bedarf in der Welt für ſich keiner wilden Umwälzungen, welche ſeinem Geize ſeiner Wolluſt und Herrſchſucht Weide verſprechen. Ein Mann, der ſolche mäßige und geſunde Grundzüge von Verfaſſung hinwirft als in jener eben erwähnten Ueberſicht der Zeitgeſchichte und in der auch weggenommenen und zum Verhör gebrachten Handſchrift von mir über Schwediſche Geſchichten faſt auf jeder Seite niedergelegt ſind, der auf jeder Seite warnt, daß, wer zu viel von Freiheit verlangt, nichts davon gewinne — hätte nimmer zu fürchten gehabt, daß ordentliche Richter ihn den Dantons und Marats zugezählt hätten. Ich berufe mich außer jenen Handſchriften und Büchern auch auf alle meine Briefe: ob Ehrſüchtiges Herrſchſüchtiges Prahleriſches darin vorherrſcht? ob nicht vielmehr das Demüthige und Beſcheidene, das ſich ſelbſt, den Menſchen und ſein Wollen und Wirken' mit Recht als ein Nichts achtet und im Vertrauen und Glauben an den, der alles regiert, das Meiſte und Beſte hofft? Ich berufe mich auf ſo viele dieſer Briefe, wo ich nicht Sehnſucht nach wildem Getümmel oder nach einem weiten Tummelplatz der Leidenſchaften und Strebungen ausſpreche ſondern die Sehnſucht nach einem ſtillen genügſamen verborgenen Leben der Häuslichkeit im engen Kreiſe und im frommen Schooße der Natur. Ich frage nur: ob irgendwo der Thraseo, der miles gloriosus der Revolution oder der gierige Verwüſter durchblickt, der um Ehre und Güter für ſich in der Welt Großes meint oder Großes davon begehrt, oder der Wildes und Zerſtörendes wünſcht, um aus dem wüſten und allgemeinen Wirrwarr das Seinige für ſich herauszurauben? Kurz, ich berufe mich auf die ganze Unterſuchung, auf alle in ihr vorliegenden eigenſten vertrauteſten Schreibereien Gefühle Gedanken und Anſichten, aus welchen nun nicht weniger als fünf ſechs außerordentliche Kommiſſionen alles, was nur irgend verfänglichen Schein geben wollte, herausſuchten, und aus welchen, wie aus meinem ganzen Leben in den nun beendigten halbjährigen Verhören nach meiner beſten Ueberzeugung mir doch nicht einmal ſo viel vorgelegt werden konnte, daß auch noch vor dieſem Verhöre mein ordentliches geſetzliches Gericht darin nur einen Anfang und eine Veranlaſſung zu einer Kriminalunterſuchung gefunden hätte: weshalb denn auch wohl ſelbſt von der aus dem Kabinette ernannten aber aus wirklichen Richtern zuſammengeſetzten Immediatjuſtizkommiſſion kein Erkenntniß auf Unterſuchung erfolgen wollte und ich endlich ſtatt der Mittheilung des mir ausdrücklich verſprochenen Erkenntniſſes dieſer Juſtizkommiſſion von der zur Reviſion dieſes gerichtlichen Erkenntniſſes niedergeſetzten Hohen Miniſterialkommiſſion hörte.

---

*) S. Urkunde Nr. 21.

Alſo noch einmal: Was iſt das Ganze? und was wird es ſeyn?

Am meiſten Vermiſchung der Verhältniſſe und Zeiten, indem man das, was ich gegen weiland Napoleon, gegen die franzöſiſche Herrſchaft und Tyrannei, gegen den franzöſiſchen Rheinbund und den ganzen verderblichen franzöſiſchen Anhang und Nachlaß in Deutſchland geſchrieben gewollt und gewirkt habe, indem man meine Gefühle Gedanken Anſichten und Worte aus jener Zeit und jenen Verhältniſſen in die Jahre 1819 1820 und 1821 hinüberträgt und hinüberdeutet, ich mögte ſagen falſch dahin überſetzt, wodurch man mich höchſtens den Schwachen und Einfältigen, welche über das Zeitalter und deſſen Verhältniſſe kein eigenes Urtheil haben, als einen zu heftigen ungemeſſenen und gewaltſamen Mann zeigen könnte. — Aber, Durchlauchtiger Fürſt, denken Sie nur an die Erlaſſe Manifeſte Verkündigungen Kriegserklärungen und Aufrufe aus jener Vergangenheit, welche die Regierungen ſelbſt erließen; denken Sie ſtatt aller andern nur an das Königlich preußiſche Landſturmedikt vom 21. April 1813, an die darin herrſchende Sprache, an den darin waltenden Geiſt, an die darin befohlenen Maaßregeln — ſollte Ihnen dann noch dünken, ich habe gegen ein ſo ſcheußliches und brennendes Uebel, als jene Tyrannei und Knechtſchaft und ihr häßliches und verderbliches Gefolge war, zu gewaltig und feurig geſprochen? ich habe den Rheinbund und den ganzen napoleoniſchen franzöſiſchen Anhang und ſein Verderben im Vaterlande zu unglimpflich behandelt? Ich zweifle, gnädiger Fürſt und Herr.

Nein, es wird E. Durchl. nicht ſo dünken, und wäre es möglich, daß es Ihnen ſo dünken könnte, ich denke nur mit Freuden und mit frohem ſichern Bewußtſeyn an die Wirkſamkeit, die ich von dem Jahre 1803 bis zu den Jahren 1815 und 1816 als Menſch und als Schriftſteller in der Welt gehabt habe. Ich habe aus jener Zeit, die wahrlich für mich keine Zeit der Roſen war, weder von politiſchen Thaten noch von politiſchen Gefühlen und Gedanken gottlob nichts zu bereuen. Ich habe nur von Liebe und Zorn gebrannt, das Vaterland von der fremden Tyrannei ledig zu wiſſen, nicht aber von Haß noch weniger von Wuth, ſeine Könige Fürſten Adel Prieſter mit Feuer und Blut zu vertilgen und aus einem wüthigen und wilden Gewirr von Unheil und Verbrechen eine ſogenannte Freiheit und Gleichheit unſrer Tage zu gründen. Wohl aber habe ich geſetzliche Freiheit im Vaterlande gewünſcht, geſetzliche Ordnung und Unterordnung der Gewalten, endlich eine ſolche Verfaſſung im deutſchen Volke und Reiche, welche im Innern Geſetzlichkeit und Glück, gegen das Aeußere Sicherheit und Stärke ſchüfe.

E. Durchl. verzeihen einem ſchwer gedrückten ja unterdrückten aber ſchuldloſen Manne Worte, die er für ſeine Vertheidigung ſprechen mußte. Wie gern triebe er für dieſes bittere Geſchäft die ſüßen Geſchäfte der Muſen! Nie hätte er verdient, daß ein ſtolzes Herz den Blick voll Liebe, ein edles Herz den Blick voll Achtung auf ſeine von Schande unentweihte Stirn hätte niederſcheinen laſſen, ja das letzte Fünkchen von Adel müßte in ſeiner Seele erloſchen ſeyn, wenn Mishandlungen, wie er ſie erfahren hat, nicht ein unverwirktes Selbſtgefühl in ſeiner Bruſt erweckten. Ich mußte andeuten und ich glaube angedeutet zu haben, daß es moraliſch nicht mehr in E. Durchl. Macht ſteht, all das Unrecht, was ich trotz meiner leider unerhörten ehrfurchtsvollen Bitten erduldet, völlig wieder gut zu machen, wenn nicht baldmöglichſt — ſo weit es thunlich iſt — das Recht wiederhergeſtellt und auf völlig gerechtem Wege dieſe Sache zu Ende geführt wird; und daß ich ſchon lange — wahrlich nicht durch meine Schuld — auf der Linie einer Geſetzloſigkeit und Rechtloſigkeit des Zuſtandes ſchwanke, die nach unabänderlichen Geſetzen dieſes Weltlaufs und der Geiſterwelt ſich in derſelben Richtung nothwendig immer verlängern muß. Nur die Frage bleibt alſo, ob ich nach allem Geſchehenen und Erlittenen noch erwarten darf, daß man das mir zukommende Recht und Geſetz wird gelten laſſen? daß die letzten Beſtimmungen und Entſcheidungen nicht ſeyn werden wie die erſten? daß endlich weiteren Verletzungen meiner Ehre und meines Lebensglücks ein Ziel geſetzt werde?

Daß dieſe Frage ſich endlich zu meinen, daß ſie ſich zu der Gerechtigkeit Gunſten entſcheide, will ich noch immer vertrauen. Darum will ich und muß ich nach dem Ausgeführten trotz der Hinweiſungen auf die Bundescentralkommiſſion noch immer E. Durchl. nicht bloß als Präſidenten der Hohen zur Leitung dieſer Sache ernannten Miniſterialkommiſſion ſondern als erſten erhabenen Diener Rath und Stellvertreter Sr. K. Maj. ehrfurchtsvoll anflehen; und ich wage es auch jetzt nach ruhiger reifer Prüfung dieſer Sache, ihrer ganzen inneren und äußeren Geſtalt und ihres Verhältniſſes zur Ehre Würde und Gerechtigkeit der preußiſchen Regierung, zur Zeit und zum öffentlichen Urtheile der Welt — dieſer Sache, in welcher ich alle Grundſätze und alle erhabenſten Behörden der Monarchie zu meinem Schutze angerufen habe und anrufe — nicht bloß um meinetwillen ſondern ſelbſt um des wahren Vortheils der erhabenen Regierung und Monarchie willen, welche ich treu verehre und liebe, E. Durchl. um baldigſte gerechte Beendigung derſelben zu bitten.

12

An den Staatskanzler den 26. Junii 1822.

Meine Sache nahet ihrem Schluſſe und die Vertheidigungsſchrift iſt übergeben. Bei dieſem Schluſſe richte ich an E. Durchl. in aller Ehrerbietigkeit noch einige Worte, wie ſie durch den Stand der Sache und durch meine Stellung in ihr geheiſcht werden. Sie haben mir ja voriges Jahr verſprochen, für alles zu ſorgen und mir alles zu reichen, was zu meiner Vertheidigung und zur Aufdeckung meiner Unſchuld dienen könnte. Auf dieſes Wort bauend bitte ich E. Durchl. mich nicht unvernommen der Leidenſchaft und Gewalt meiner Feinde zu überlaſſen und die Sache wenigſtens zum Schluß einen rechtlichen, den feierlich verſprochenen geſetzlichen Gang gehen zu laſſen.

Mit dieſer gehorſamſten Bitte verbinde ich folgende Bitten, und füge ihnen einige Bemerkungen bei.

E. Durchl. haben unmöglich Muße und Luſt gehabt, die durch die Arbeit und Unterſuchungen mehrerer Jahre aufgeſchwollenen Aktenſtöße durchzuleſen und im fortwährenden Fluſſe des Proceſſes zu bleiben. Jetzt aber flehe und hoffe ich von Ihrer Gerechtigkeit, daß Sie Sich die Vertheidigungsſchriften werden reichen laſſen, um zu ſehen:

a) was es denn eigentlich iſt, was daran und darin iſt, was und welche Perſonen, und wie und auf welche Weiſe ſie darin gemiſcht ſind;

b) wie darin faſt alle Formen aufgehoben oder verletzt ſind;

c) welche Inquiſition und auf welche unerhörte und außerordentliche Weiſe mein Herr Unterſuchungsrichter ſich erlaubt und wie er gegen mich bis ans Ende durch Abſchneidung der mir zugeſtandenen etwanigen Vertheidiger aus der Fremde und durch Verkürzung der bei ſo ungeheuren Akten nothwendigen Vertheidigungsfriſt Willkür geübt hat: ein Mann, der durch ſeine Beſchränktheit recht ausgewählt ſchien, mit Fragen über Meinungen Anſichten und wiſſenſchaftliche Gegenſtände, wovon er auch keine Ahnung hat, einen auf das herbſte zugleich zu demüthigen und zu quälen;

d) wie dieſer mein Inquiſitor auf eine mir unbegreifliche Weiſe grade das vorzüglich zum Gegenſtande ſeiner Inquiſition gemacht hat, weswegen ich von den herrlichſten und edelſten Männern Deutſchlands und Preußens und von E. Durchl. ſelbſt geehrt gelobt und endlich als preußiſcher Beamter angeſtellt bin, während meiner Wirkſamkeit in den Befreiungskriegen von 1813 1814 und 1815, wegen meiner Wirkſamkeit in dem Sinn und Geiſt, der damals Preußens Sinn und Geiſt hieß und war;

e) wie in meinem Proceſſe nicht bloß alle Rechtsgrundſätze ſondern auch das ganze geltende allgemeine europäiſche Staatsrecht, alle Geſetze der Verjährung, und die Königliche Amneſtie, ja das Königliche Wort verletzt und gebrochen ſind. Weiß ich, wer dazu gethan hat? aber wo wäre etwas Heiliges und Ehrwürdiges, wo bliebe es, wenn ein Königliches Wort nicht feſt ſtünde wie die ewigen auf Fels gegründeten Berge Gottes? Ein König, der größte König von Preußen, ſpreche hier für mich, was das Wort, vollends, was ein Königswort bedeutet. (Oeuvres posthumes de Frédéric second, Berlin 1788. T. III. pag. 135.) Der Unſterbliche ſagt bei Gelegenheit, daß man verſchiedene Sächſiſche Officiere von ihrem gegebenen Ehrenwort entbunden hatte: „Dieſes Verbrechen, welches den Meineid „guthieß, war nur das Verbrechen einiger herrſchſüchtigen und unverſöhnlichen Päpſte geweſen, aber „nie das der Könige, bei welchen man Treu und Glauben noch finden müßte, wenn ſie auch von der übrigen Erde verbannt wären.“

f) wie und mit welchen fürchterlichen Beſchuldigungen ich in der Königlich pr. allgem. Staatszeitung amtlich (ſiehe zum Beweiſe die pr. Staatszeitung 58. Stück, Berlin den 20. Julii 1819) belaſtet bin durch die grauſamſten Entſtellungen Verſtümmelungen Verdeutungen und Verfälſchungen von Aktenſtücken.

Wenn E. Durchl. dies werden erſehen haben, wenn Sie werden erſehen haben, auf wie leichten und leeren Gründen und Zeichen und überhaupt auf wie geſetzloſem Boden die ſchweren Anklagen und die ſchweren Leiden und Verfolgungen ruhen, mit welchen ich nun drei Jahre rechtlos und hülflos beladen worden bin, dann werden Sie — das vertraue ich feſt — die Pflicht und das Recht meiner letzten drei Bitten und Bemerkungen wohl begründet finden.

Erſtens kann ich nimmer glauben, daß nach ſolchem Kriminalverfahren, als gegen mich geübt worden, nach ſolchen öffentlichen Beſchuldigungen vor dem ganzen Volke und Vaterlande, nach ſolchen amtlichen unter dem Anſehen einer erhabenen Behörde mitgetheilten Anklagen gegen mich, als die ſogenannten aktenmäßigen Nachrichten enthalten, man nun das letzte Fürchterliche thun könnte, mir die Rettung und Wiederherſtellung meiner Ehre durch den Spruch eines ordentlichen Gerichtshofes abzuſchneiden (die einzig mögliche, und worauf ich, wenn je ein Menſch, durch den ganzen Proceß den gültigſten Anſpruch habe) und mit Aufhebung aller im Laufe der Sache mehrmals wiederholten Verſprechen einer endlichen richterlichen Entſcheidung zuletzt kurz abzumachen. Ich ſage noch einmal, dies, obgleich von fernher angedeutet, däucht mir ganz unglaublich. — Dieſe Unglaublichkeit, ja rechtliche Unmöglichkeit wird dadurch noch vermehrt, daß ich in mehreren Mitgliedern einer Hohen Miniſterialkommiſſion zugleich meine Ankläger und Verfolger vermuthen muß, wie ich in ihnen, namentlich in Sr Durchlaucht dem Fürſten von Wittgenſtein (von welchem ſein Vetter, der verſtorbene Graf von Solms-Laubach, ſchon in den Jahren 1817 und 1818 mich verſicherte, ich habe einen tüchtigen Feind in ihm) und dem Herrn Geheimen Oberregierungsrath von Kamptz, meine bitterſten Feinde kenne und weiß. Was könnte ich nicht erwarten, wenn alſo auch zuletzt kurz abgebrochen und durchgebrochen werden dürfte? wenn — was in Preußen bisher unerhört war — die Feinde und Ankläger zugleich die Richter ſeyn dürften? Wo bliebe dann für Ehre Leben und Daſeyn noch irgend eine Sicherheit und Bürgſchaft im Staate? wohin ſollte der kleine und mittlere Staatsbürger dann fliehen, wenn er ſo unglücklich wäre wie ich, einen oder mehrere Mächtige und Einflußreiche (Miniſter und Hohe Beamte) zu Feinden zu haben? — Hier werden E. Durchl. gewiß drein ſehen, daß feindſelige leidenſchaftlich fortſtürzende Gewalt nicht die letzte Spur vom Recht zertrete.

Zweitens komme ich wieder zurück auf etwas eben ſo Ernſtes und Schweres, auf die ſogenannten *aktenmäßigen Nachrichten* und auf etwas Anderes ihnen Ver-

Was zagſt du, ſchüchterner Knabe
Vor meiner jungen Zier?
Was Schönes, Liebes ich habe,
Das heg' und hab' ich dir.

Der Schein, mit dem ich mich färbe,
Iſt Liebesſtrahlenſchein,
Die Pein, an welcher ich ſterbe,
Sei ſüße Liebespein.

Die Anmuth funkelnder Wangen,
Die ſtrahlenreich erſcheint,
Hat dich mit liebem Verlangen,
Dich, frommer Knab', gemeint.

Aus jenem liebenden Blute,
Das weiß zu roth gemacht,
Wuchs mir im zärtlichen Muthe
Auch ew'ge Liebesmacht.

wandtes. Dieſe amtlich mitgetheilten aktenmäßigen Nachrichten, zu einer Zeit mitgetheilt und fortgeſetzt, als meine Papiere in den Händen der Hohen Miniſterialkommiſſion waren, bilden die ſchwarze und ſchwere Grundlage des ganzen Handels, ſie beſchuldigen mich und Andere der Abſicht und des Entſchluſſes von offener Gewalt Mord und Hochverrath und der ſolchen Gräueln befreundeten Grundſätze. Sie ſind beſtimmt geweſen, mich meinem Könige und meinen Mitbürgern als einen abſcheulichen und verruchten Böſewicht und Anſtifter hinzuſtellen und den Abſcheu und Zorn derſelben mit ihrer ganzen Schwere auf mich fallen zu laſſen. Sie und Einzelnes, was man aus alten längſt vergeſſenen nie mitgetheilten Papieren, die aus den Jahren zwiſchen 1807 und 1811 ſtammen, gepflückt und wahrſcheinlich eben ſo entſtellt mitgetheilt hat, haben — das weiß ich leider zu gut — ihren Zweck erreicht: ſie haben den Königlichen Zorn entflammt. Konnte es anders ſeyn? ſollte der König, der ja ſelbſt keine Akten leſen kann ſondern ſeinen Dienern und Beamten trauen muß, nicht für ächt und wahr halten, was ihm unter amtlicher Beglaubigung hoher Behörden als Aktenauszüge gedruckt in die Hände gegeben ward? Das mußte ſo ſeyn, das mußte er glauben, der von meinen Feinden zu meinem Verderben ſo fürchterlich getäuſchte König. Denn wenn man das Ganze der Auszüge betrachtet, erſcheint alles, wahrlich nicht zufällig ſondern abſichtlich, verſtümmelt verſtellt verändert und mit dem Scheußlichſten und Gräulichſten in nächſte Verbindung gebracht, womit es in ſeinem natürlichen Zuſammenhang keine Verbindung hatte. Dies kann ich jetzt ſagen, nachdem ich alle Akten habe durchleſen dürfen. Ich ſpreche hier nämlich nur von den Stellen, die man aus meinen und der Gebrüder Welcker meiner Amtsgenoſſen Papieren mitgetheilt hat, und ſpreche dabei in natürlicher Vermuthung: durfte das am grünen Holze geſchehen, wie wird mit dem dürren gewirthſchaftet ſeyn!

Nun gilt es, jetzt wo der Punkt der Entſcheidung meiner Sache und vielleicht meines Schickſals da iſt, die Unächtheit und Falſchheit dieſer Aktenauszüge hinſichtlich meiner im Namen der Hohen Miniſterialkommiſſion öffentlich zu erklären, damit der status rei wiederhergeſtellt und der durch ſie nur zu wohlbegründete Zorn meines Königs und Herrn beſänftigt werde. Denn wenn dieſe ſchwarze und ſcheußliche Grundlage der Anklagen gegen mich nicht weggeräumt wird, wie ſollte der König dulden können, daß ein Mann, der ſolche Gräuel bekennt und will — das hat man ihm dadurch ja eingebildet — in einem Amte, ja daß er nur im Lande bleibe? Denn wahrlich wohl muß ich den Sinn der Langmuth und Gerechtigkeit Sr. Majeſtät bewundern, daß Er, der die amtlich mitgetheilten Aktenſtücke ja für ächt halten mußte, auf die Kunde von ihnen nicht ſogleich gewaltſam verfahren ließ gegen einen Mann, der, wenn ſie wahr waren, von vielen Königen ſogleich in Eiſen geſchmiedet oder zu dem Freien Höchſten erhöht wäre — und wahrlich nicht mit Unrecht.

Ich brauche hierüber nichts weiter zu ſagen. E. Durchl. werden jetzt gewiß die Aktenſtücke und die Staatszeitungsauszüge vergleichen, dann ihre Urheber erkunden laſſen, und thun, was Pflicht und Ehre in der Sache gebieten. Wahrlich ein Schrei des Entſetzens würde allen redlichen und rechtlichen Menſchen entfahren, wenn Solches in einem ſolchen Proceſſe als der meinige von einer hohen Behörde gleichſam vertuſcht werden könnte und wenn ſie ſpäter endlich die von meinen Feinden auf eine ſo grauſame und unmenſchliche Weiſe gelegte Grundlage meines Verderbens erführen. Und der König, der nur Gerechtigkeit geübt wiſſen will und von ſeinen hohen Beamten Gerechtigkeit und Wahrheit verlangt — was würde ſein Königliches Herz empfinden, was gebieten, wenn er, nachdem man auf ſolchem Grunde das Unglück unſchuldiger Männer bereitet und vollendet hätte, die frevelhafte Fädelung und Webung des dunkeln Handels hinterher entdeckte?

Drittens berühre ich wieder das Seltſamſte in dieſem ganzen Verfahren, jenes Wunderſame, was mich mehr als einmal in Erſtaunen geſetzt hat: nämlich wie mir zur Schuld gedeutet und gedreht ward und wird, was ich in den Jahren 1813 bis 1815 unter öffentlichem Anſehen und in Uebereinſtimmung mit den von der Königlich preußiſchen Regierung und von Ihren Hohen Verbündeten ausgeſprochenen Grundſätzen gewirkt und geſtrebt habe: wie eben das mir zur Schuld und zum Verderben gedeutet und gemacht wird, was mir von den Beſten meines Volks und von E. Durchl. ſelbſt und von ſo vielen herrlichſten Männern Preußens damals als ein tüchtiges und würdiges Wirken, als eine verdienſtvolle und ehrenvolle Mühe und Arbeit gerechnet, ſo von Ihnen genannt und ſo belohnt ward. Als ich E. Durchl. zum erſten Mal von Angeſicht zu Angeſicht ſah — es war im Sommer 1814 zu Frankfurt am Main bei dem Herrn Staatsminiſter Freiherrn vom Stein — da beſchämten Sie mich in Gegenwart vieler würdigen Männer durch Ihre Gütigkeit und Ihr Lob, und äußerten, daß Sie alles für mich thun und mich künftig gern als Beamten des Staates ſehen würden, deſſen Liebe und Bewunderung in jenen Tagen alle deutſche Herzen und auch mein Herz entflammt hatte. Ich nahm das freudig und dankbar an. Nach E. Durchl. Abreiſe von Frankfurt erhielt ich einen Brief von Ihrer Hand, den ich noch bewahre, worin Sie ſagen, daß Sie wegen meiner Verdienſte um Deutſchland, was Sie mir verſprochen und was ich ſo fröhlich erfaßt hatte, künftig guthalten werden. E. Durchl. haben das gethan und haben in meiner Anſtellungsurkund daſſelbe ehrenvolle Zeugniß aus denſelben Gründen für mich niedergelegt. Im Vertrauen hierauf und auf den Sinn und Geiſt, der damals die preußiſche Regierung leitete, habe ich in reiner Bewunderung und Liebe, in voller fröhlicher Zuverſicht mein Glück und mein Leben dieſem Staate hingegeben und — Gott iſt mein Zeuge und meine Schriften und meine vertraulichſten Briefe und die offenen Bekenntniſſe meiner Freunde ſind die äußeren Zeugen — ich habe ſeit 1813 für meinen König und mein Vaterland nur Liebe Treue Hingebung und Bewunderung geathmet. Und jetzt? ja und jetzt? o ungeheurer Wechſel! jetzt heißt dieſe öffentlich anerkannte gelobte und belohnte Wirkſamkeit verbotenes politiſches Treiben; jetzt werde ich wegen deſſen, was damals alle Münde und Herzen bekannten, was alle Verkündigungen und Aufforderungen Sr. Majeſtät und Euer Durchl. und der erſten Staatsmänner und Feldherren die Loſung und das Feldgeſchrei Preußens und Deutſchlands nannten, umgetrieben und abgeängſtigt und dem ſcheußlichſten Verbrecher gleich dargeſtellt und behandelt; jetzt wird mein Streben und Leben, Denken und Empfinden, was ich damals mit den trefflichſten und bedeutendſten Männern des Staats gemeinſam hatte, Schein und Zeichen der Schuld und wickelt nicht bloß viele würdigſte Lebendige mit ein ſondern ruft auch die Schatten der Abgeſchiedenen, die als Opfer für das Vaterland frühe gefallen und heimgegangen ſind, die Schatten eines Scharnhorſt Chaſot Gruner (er hat mich im Jahr 1815 mehrmals verſichert, Peterwardeins Kerker habe einen Keim des Todes in ihm niedergelegt) an den ſtillen Grüften herauf, als könnten ſie etwas Böſes gegen mich zeugen *).

Wäre es nun wirklich alſo, liefe der Strom der Zeit ſo geſchwinde oder in ſo reißenden und ungewiſſen Strudeln, daß die erhabenen Steuermänner des Staatsſchiffes den ganzen Kurs durchaus verändern müßten — um Gotteswillen was kann denn ich dafür oder dazu? Wie kann mir, was ich vor neun oder ſechs Jahren ganz in dem damaligen Sinn der Regierung gewirkt und gearbeitet habe, nun zu einem Verbrechen werden, das mich jetzt ſchon vier bis fünf Jahre in Beſchuldigungen und Anſchwärzungen und drei Jahre in peinlichen Behandlungen und Unterſuchungen umtreibt? Denn ich ſage es zum dritten und vierten Male: Dies iſt es ja allein, dies Streben und Wirken größtentheils aus meiner gar nicht preußiſchen Vergangenheit, was man mir zur ſchweren Schuld deutet; die Beſchuldigung von Theilnahme an geheimen politiſchen Verbindungen Jugendverführung und Dergleichen ſtäubt ja in den Akten ſelbſt wie leichte Spreu in alle Winde aus einander.

Wenn man glaubt, daß ich für das jetzige Syſtem des Staats unbrauchbar bin, warum will man ſo ſchrecklich ungerecht gegen mich ſeyn, weil man in fünf ſechs Jahren anders geworden iſt oder anders werden mußte? warum droht man mir, vielleicht nicht durch Rechtſpruch ſondern Machtſpruch, den anerkannt wohlverdienten Lohn meiner Arbeit für das Vaterland zu nehmen, den ich durch kein Verbrechen verwirkt habe? warum arbeitet man mit Specialkommiſſionen und Hohen Kommiſſionen meine und der Meini-

---

*) Ich bin ja über meinen Zuſammenhang mit dieſen edlen Namen wiederholt und bei mehreren Gelegenheiten befragt worden.

gen Ehre Glück und Daſeyn zu verkümmern und den als einen Abſcheu der Menſchheit und des Vaterlandes auszuſtoßen, der vor wenigen Jahren für viele Redliche ein Name guten Zeichens war und, ich hoffe, es noch iſt?

Ja, ich muß glauben, daß meine Feinde nicht bloß in Berlin ſitzen ſondern daß mehr noch anderswoher, vielleicht aus jenem zuſammengeſchlungenen Schlangenknaul, das weiland für die Knechtſchaft wälſchte und fälſchte und jetzt hin und wieder, wie ich gewahre, für eine andre Knechtſchaft romaniſirt kurialiſirt und myſtiſirt, und in der jetzt das Meiſte verhüllenden Nacht dunkle und unſichtbare Pfeile auf mich abgeſchnellt werden, deren Spitzen in der Schmiede, wo ſie bereitet wurden, wohl nicht immer vergiftet ſind. Ich muß aus vielen Zeichen an eine zuſammengekettete Parthei, an eine zuſammengeklitterte Verſchwörung gegen mich und andre glauben; denn ein paar Einzelne, wie tüchtig ſie auch haſſen, wären wohl nicht gewaltig genug, gegen unſchuldiger und unbeſcholtener Männer Glück und Ehre ſolche Vulkane ſpringen zu laſſen, als in den letzten Jahren aufgedonnert ſind und das friedliche und ſtille Deutſchland erſchreckten und erſchrecken.

Doch ich glaube noch immer, daß die Gerechtigkeit durch E. Durchl. und durch andre würdige Männer, die in der Hohen Kommiſſion mitſitzen, ſiegen wird und daß dieſe Hohe Kommiſſion in der Geſchichte einſt nur das nomen und nicht das omen tragen wird jener ſchrecklich berühmten gottlob lange geächteten engliſchen High Commission, die über jenes Land weiland ſo viel Unheil und Jammer gebracht hat. Sollte es aber dort oben von dem, der alles lenkt, anders beſtimmt ſeyn, ſollte der Staat ein reines Opfer bedürfen — denn ich bin durch Liebe und Treue gegen meinen König und mein Vaterland ein ſolches —

wohlan ſo will ich ruhig in den ſchwarzen Keſſel des ſprudelnden Vulkans hinabſchauen, wo die mir Unbekannten in der Tiefe wirken; ich will ſeinen Rauch und ſein Feuer empfangen wie einſt Karthagos Dido, als ſie an ihrem Scheiterhaufen ſtand und rief:

Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi.

Das hatte ich niedergeſchrieben am Johannistage, da kam den Abend jenes Tages ein Schreiben vom Herrn H. G. R. Pape, das mir den Inhalt der Höchſten Verfügung der Königl. Miniſterialkommiſſion vom 10ten d. M. ankündigte und faſt die Wahrſcheinlichkeit zeigte, daß meine Sache nicht durch einen ordentlichen richterlichen Spruch werde beendigt werden.

Ich habe nun den obigen Worten nichts hinzuzufügen, als daß ich hoffe, daß das nicht möglich iſt; als daß ich meine, daß nach ſolchem Verfahren, als ich erlitten, nur durch ein ordentliches Gericht meine Schuld oder Unſchuld ausgeſprochen werden darf; daß ſo der Welt nur klar werden kann, was in und an der Sache war; daß ſo meine hart verletzte Ehre nur wiederhergeſtellt werden kann. Denn noch einmal ſage ich es — bei aller Ehrfurcht, die ich vor E. Durchl., vor des Herrn Juſtizminiſters Excellenz und mehreren Mitgliedern der Hohen Kommiſſion hege — es ſind und wirken meine bitterſten Feinde auch mit in dieſer Kommiſſion, und wenn mich nicht alles täuſcht, iſt ja in der ganzen Sache ein Mann ſehr thätig geweſen, der den vergangenen Sommer über den Hochverrath eine Abhandlung geſchrieben hat, deren Grundſätze wohl bei Domitianen und Elften Ludwigen aber nimmer bei deutſchen Herrſchern und preußiſchen Königen Beifall finden werden.

In der feſten Hoffnung alſo, E. Durchl. werden zu wägen und zu halten wiſſen, was Pflicht Recht und Ehre gebieten, habe ich von dem Gipfel meines Vulkans, in welchem ich einige arbeitende Geiſter wohl kenne und ſie Ihnen genannt oder bezeichnet habe, als Menſch zum Menſchen dieſe Worte geredet, im großen Unglück über das Gewöhnliche und Kleine erhaben, und habe den Hohen an das Hohe Schwere und Gerechte — denn das Gerechte auf Erden ſchirmen war nie eine leichte Arbeit — zu mahnen gewagt.

Mit tiefer Ehrerbietigkeit u. ſ. w.

13.

Beſcheid auf Obiges.

Ich habe E. Wohlgeboren bereits mehrere Male eröffnet, daß ich am Ende Ihrer Unterſuchungsſache alles für Sie thun werde, was die Verhältniſſe geſtatten, und kann Ihnen auf Ihre neueſte Vorſtellung vom 26ſten v. M. nur dies wiederholen. Gegenwärtig aber iſt Ihre Sache noch nicht zum Ende gediehen, ſie ſchwebt vielmehr jetzt noch bei der Centralkommiſſion in Mainz, deren Geſchäfte ſich ihrem Ende nähern.

Uebrigens muß ich Ihnen Ihren in der vorliegenden Eingabe angenommenen Ton und die Art, wie Sie ſich darin über die höchſten und achtbarſten Staatsbeamten ſo wie über verſchiedene Dinge äußern, ernſtlich verweiſen, und Sie auffordern, mir in Ihren etwanigen ſpäteren Vorſtellungen nicht weiter Veranlaſſung zu einer ähnlichen Rüge zu geben.

Berlin den 14. Julii 1822.

C F v Hardenberg.

14.

An den Herrn Staatsminiſter Freiherrn von Altenſtein den 9. Julii 1822.

An E. Exc. richtete ich ehrerbietigſt Unterſchriebener bei dem Anfange meines langen und gefährlichen Handels ein paar Worte. Ich thue es bei dem hoffentlich nahen Ende deſſelben.

Zuvörderſt berufe ich mich auf den von den Gebrüdern Welcker in ihrer Sache an E. E. vor einigen Tagen abgeſchickten Brief, welchen ich faſt ſeinem ganzen Inhalte nach als auch von mir geſchrieben zu betrachten bitte, und füge demſelben einige wenige Worte hinzu.

In jenem Briefe iſt angedeutet, wie in unſerm Proceſſe alle Ordnung von Rechten und Gerichten aufgehoben, alle allgemeine und beſondere Geſetze verletzt ſind, das Königliche Wort gebrochen iſt, und welche Art neuer und in einem proteſtantiſchen Lande gewiß unerhörter Inquiſition hat geübt werden dürfen, und von welchem Inquiſitor.

Alles dies, worüber jene Männer mit Recht geklagt haben, iſt an mir im doppelten und dreifachen Maaße geſchehen, und nach zu vielen Zeichen muß beſondere Feindſchaft gegen mich vor allem haben thätig ſeyn dürfen. Ich habe Verfolgungen und Verluſte erlitten, auf die widerrechtlichſte und grauſamſte Weiſe erlitten, die keines Sterblichen

O Roſe! rief ich in Freude,
O Blumenkönigin!
Schmilzt dir im liebenden Leide,
Auch dir der ſtolze Sinn?

So laß im ſüßen Verderben
Uns ſeelig untergehn,
Mich blühn mit dir und entfärben,
Wann Lenz und Luſt vergehn.

Melittion.

Es ſteht kein Schloß ſo feſt und hoch,
Als meine Liebe ſteht;
Wer ſolchen Ehrenglanz erflog,
Hat Himmelsmajeſtät.

Die Roſe, die im Frühling blüht,
Heißt Blumenkönigin,
Doch hat, wen ſüße Liebe zieht,
Noch höhern Königesſinn.

Macht mehr vergüten kann: von dieſen den ſchwerſten Verluſt, den Verluſt der Zeit. Drei Jahre ſind aus meinem Leben wie ausgeſtrichen, drei Jahre habe ich nichts Anderes thun denken und ſchaffen können als in dieſer Sache und für dieſe Sache. Es iſt gleich, als hätte ich in dieſer Zeit in Ketten und Banden in einem Kerker geſeſſen ohne Beſitz des geringſten Hülfsmittels meiner Studien; ich würde ja auch anderthalb Jahre wenigſtens darin ſitzen, wenn ich der gedrohten Gewalt im Winter 1821 nicht nachgegeben hätte.

Und nun nach ſo langen Quaalen und nach ſolcher Unterſuchung, als ich habe leiden müſſen, droht man zum Schluſſe kurz abzubrechen und nicht einmal richterlichen Spruch entſcheiden zu laſſen, und ſo die Wiederherſtellung zu geſtatten, die mir die einzig mögliche ſcheint. Ein Werk, aus Haß und Lüge aufgebaut — ich weiß nicht, von wem, aber ſo ſteht es da ſeinem Grunde und ſeinem Inhalte nach — ſollte ſo vollendet werden?

Nein, das iſt nicht möglich, und das darf nimmer geſchehen, wenn das monstrum dieſes Proceſſes nicht endlich ſeine Krone bekommen ſoll.

Und darum bitte ich E. E., geruhen Sie ſelbſt gütigſt die Vertheidigungsſchriften zu leſen oder einen kundigen Mann zu beſtellen, den Sie mir nicht feind glauben, daß er ſie leſe und Ihnen berichte. Und wahrlich ich vertraue ſo ſehr auf E. E. Sinn für Wahrheit und Recht, daß Sie dann die Pflicht fühlen werden, Sr. Maj. dem Könige offen darzulegen, wie in dieſem berüchtigten Proceſſe alle Geſetze und Grundſätze der Monarchie verletzt, die Ehre und Treue des Königlichen Worts gebrochen, und wie das Ganze auf abſichtlichen Uebertreibungen Entſtellungen und Verfälſchungen gegründet iſt. Denn fürwahr ſolches kann der König nimmer gewollt noch geboten haben; er iſt von meinen Feinden getäuſcht, und es wäre wohl ſchlimm und der gute und gerechte Monarch wäre wohl mehr zu beklagen als ich, wenn ſich nun bei'm Ende der Sache von ſeinen Höchſtbetrauten keiner fände, der den Muth hätte, das ganze Ding zu nennen und auszuſprechen, was es iſt.

Ja, E. E., ich ſpreche es vor Ihnen aus: Wohlfeil mag es ſeyn, ſich auf dem reichen Lehnſtuhl des Glückes und der Behaglichkeit wiegend, der Welt Lügen vorzugaukeln, von Gerechtigkeit Milde und Ordnung zu rühmen, wo das Ungeſetzliche Grauſame und Unordentliche geſchieht; Zeiten mag es geben — es hat ja ſolche gegeben — wo es leicht iſt, unter dem Titel von Staatsgefahr und von Sorge und Treue für den Thron und ſeine geheiligten Rechte das Ungeheure hervorzubringen, eine Geſtalt von Thaten zu erlügen, wo ſelbſt die Schatten davon fehlen, und unter dem Heuchelſchein, wie ungern man das Harte und Außerordentliche ergreiſe, die Ehre und Würde der Majeſtät in ihrem Heiligſten zu verletzen, und das Glück und die Ehre der Einzelnen und alles Recht und Geſetz mit Füßen zu treten — aber die Geſchichte hat ſolches nie gelobt noch verſchwiegen, und dem Unſchuldigunterdrückten haben ſelten die Zeugen gefehlt.

Ich müßte blind ſeyn, völlig unfähig, über Geſchichten ein Urtheil zu fällen, völlig unkundig der menſchlichen Dinge und Begebenheiten, und wie ſchleichende Bosheit und lauernde Kabale auch die beſten und gerechteſten der Fürſten und Miniſter, die gewiß mit ihrem Willen keine Tyrannen ſeyn wollen, zuweilen ſchrecklich misgeleitet haben; ich müßte noch unkundiger ſeyn der Partheien des Tages und ihrer Abſichten und Zettelungen und des dämoniſchen Zwiſchenſpiels Einzelner darin, wenn ich den natürlichen Zuſammenhang meiner Drangſale nicht begriffe, wenn ich mir nicht erklären könnte, wie und wodurch und warum ſo viel außerordentlicher Aufruhr mit Nichts gemacht iſt, warum ſo viele Außerordentlichkeiten aller Art geſchehen und verfugt ſind. Aber wenn ich ein Opfer ſolches Spiels werden kann, ſo werden auch mir gottlob die Zeugen nicht fehlen; ſie werden ſtumm oder laut, immer gleich gewaltig, für den Unterdrückten ſprechen. Die mich kennen, die mich und mein Leben und Streben wiſſen ſeit zehn und zwanzig Jahren und länger, glauben ja von allem dem kein Wort, was man die Staatszeitung hat lügen laſſen, was ſo viele giftige Artikel aus Berlin datirt, ſeit fünf ſechs Jahren über mich in allen Zeitungen gelogen haben. Des Zeugniſſes E. Exc. bin ich ſicher und des Zeugniſſes des erſten und beſten deutſchen Mannes, des Reichsfreiherrn vom Stein, qui — wie von jenem Römer geſagt ward — festinando (nicht wie jener cunctando) unus maxime nobis restituit rem.

Verzeihen E. Exc., wenn die Worte nicht das Maaß halten. Sie meſſen ſich nach meinem Unglück und Schickſal, die beide über dem Maaße ſind. Wer durch alles, was grauſam und fürchterlich heißen kann, Jahrlang an Ehre und Daſeyn gelitten hat und leiden ſoll, der muß leider das Gewöhnliche vergeſſen. Ich habe zu Ihnen geredet im menſchlichen Vertrauen, daß noch irgendwo das Gefühl für Pflicht und Recht ſtärker ſeyn wird als Haß und Bosheit oder als Furcht vor denen, welche die Gewalt des Augenblicks haben. Und ſo nenne ich mich mit aller Ehrerbietung u. ſ. w.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

15.

Einzelne Ueberſchriften der K. preuß. Staatszeitung und die mit zugehörigen Stellen, aus der Augsb. Allgem. Zeitung, Jahrgänge 1819—20 abgeſchrieben.

Die Staatszeitung vom 13. Julii 1819 enthält folgenden Artikel: Berlin den 11. Julii: „Die an mehreren Orten ſowohl im Preußiſchen als in andern Ländern während der letzten Tage genommenen Maaßregeln zur weitern Ausmittelung entdeckter geheimer demagogiſcher Verbindungen und Umtriebe ſind durch erhaltene höchſt wichtige und vollſtändige Beweiſe über das Daſeyn und die revolutionäre hochverrätheriſche Tendenz derſelben veranlaßt, und man hat ſelbſt den vollſtändigen mehrmals berathenen Entwurf einer dem deutſchen Vaterlande zugedachten republikaniſchen Verfaſſung in Beſchlag genommen. Es geht daraus hervor, daß dieſe Maaßregeln nicht in den beſchränkten Geſichtspunkt einer gegen Studenten und Studentenverbindungen geſchloſſenen Verfügung gehören, indem nur einige dabei mehr oder minder implicirt und daher von jenen Maaßregeln mitbetroffen ſind; über die ausgebreiteten und tief eingreifenden Verzweigungen jener demagogiſchen Umtriebe kann indeſſen, ohne dem höchſtwichtigen und wohlthätigen Zweck ſelbſt nachtheilig zu werden, begreiflich das Nähere jetzt noch nicht zur öffentlichen Kenntniß kommen.“

Nachdem meine und der Gebrüder Welcker Papiere auch beſchlagen waren und in der K. Pr. Staatszeitung und andern Tagesblättern über die große Lärmgeſchichte des Augenblicks, über Univerſitäten Profeſſoren Studenten u. ſ. w. hin und her viel Unluſtiges und Unliebliches zum Beſten gegeben war, gaben wir unterm 10. Decbr. 1819 in der A. A. Zeitung Folgendes zu leſen:

„Die Unterzeichneten nach den im Monat Julii gegen ſie verhängten Maaßregeln haben gegen das Publikum trotz allem, was ſie zu ihrer Vertheidigung auffodern und reitzen konnte, ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten vorgezogen, bis von irgend einer Behörde ausgeſprochen ſeyn würde, wie der als Grund des Verfahrens ihnen und der Univerſität ausſchließlich angegebene — nur aus ſtarken Verleumdungen und Angebereien begreifliche dringende Verdacht der Theilnahme oder Mitwiſſenſchaft von geheimen Umtrieben — in ein völliges Nichts ſich aufgelöſt habe. Nunmehr aber, da ihr Schickſal mit den neuerlichen öffentlichen Erklärungen gegen die Univerſitäten von allen, welchen ſie perſönlich unbekannt ſind, nothwendig in Verbindung gebracht werden muß, wird von ſolchen dieſe ihre Stille auf eine ihnen zu empfindliche Weiſe mißdeutet. Daher ſie wenigſtens die von dem Fürſten Staatskanzler von Hardenberg unterm 13. Aug. 1819 an ſie erlaſſene Signatur, wodurch auf ihre ungeheuren Mißverſtändniſſen preisgegebenen Verhältniſſe einiges Licht fällt, zur öffentlichen Kunde zu bringen ſich gedrungen ſehen:

„Euer Wohlgeboren iſt bereits vom Königlichen Polizeiminiſterium eröffnet, daß die Beſchlagnahme Ihrer Papiere nicht ſowohl wegen eines gegen Dieſelben perſönlich begründeten ſpeciellen Verdachts als vielmehr zur näheren Ermittelung der in Deutſchland vorhandenen demagogiſchen Umtriebe verfügt und daß daher hier von einer gerichtlichen Unterſuchung und von einem Verfahren gegen dieſelben überall nicht die Rede iſt. Euer Wohlgeboren werden hiedurch völlig beruhigt ſeyn, dagegen aber auch ermeſſen, daß dasjenige, was Sie in mehreren Vorſtellungen über die Inkompetenz des Verfahrens angeführt haben, ſo wie die Proteſtation gegen die Eröffnung der Papiere von Seiten einer adminiſtrativen Staatsbehörde hiedurch von ſelbſt erledigt ſind."

Bonn den 2. Decbr. 1819. E. M. Arndt. F. G. Welcker. C. T. Welcker.

— 1820 vom 26. Februar bis in den März fortlaufende Aktenauszüge in der Staatszeitung, wo von einer Bande Jugendverführer giftiger Revolutionäre, Hochverräther die Rede iſt. Da ſtehe ich mit unter den ſchlimmſten Ueberſchriften und einleitenden Betrachtungen, da prange ich mit in dem bunten Gemiſche tollſter Einfälle und Ausrufungen, die zum Theil von Knaben geſagt werden. Man ſehe:

„Der P. A. unter dem 19. Septbr. 1815 an M. „Das Vaterland kann wohl kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden." — „Wilde Menſchen mit Kraft und „die Gewalt der Kleinen kann uns allein retten, wenn wir „noch rettbar ſind." — Und in dem Briefe vom 22. April „1819: „Wir müſſen viele Täuſchungen aufgeben, die wir „uns gutwillig gemacht haben, es könne alles ſtiller „und leiſer mit Vernunft werden. Nein, der Geißel und „Peitſche bedürfen ſie noch, und ſie werden ſie haben. Aber „Wahrheit wird Wahrheit bleiben und Recht Recht; das „Leben einer geſunden Freiheit wird obſiegen, dies iſt der

„Troſt, der uns aufrecht halten muß. Wir haben auch „unſre Ultras, und die vornehme Junkerei legt ſich dick und „frech vor, damit nichts mit Mäßigung und Beſonnenheit „geſchehe. Wollen denn die Pfaffen und Junker, ſo mögen „ſie in ihr eigenes Verderben hineinfahren, und dann, wann „die große ſiegreiche Tragödie ausgeſpielt iſt, dürfen wir „endlich ſagen, Gott hat es ſo gewollt, obgleich wir gut„müthig und rechtlich es viel milder und ſanfter wollten.“

— Die Staatszeitung vom 20. März 1820, wo es lautet: „mit Gewalt und Mord hatten die Böſewichter es durchſetzen wollen.“ Da ſind ein paar Verſe angeführt, nicht unter meinem Namen, ſondern, wie es ſcheint, aus den Papieren eines Andern genommen, durch eine böſe und ſeltſame Ironie in einer ganz andern Hindeutung und Anwendung, als in der Schmiede gemeint war, in welcher meine Schwerdter der Jahre 1805 und 1806 geſchmiedet wurden. Die Verſe finden ſich in meinem Geiſt der Zeit Theil 1. und heißen:

„Trotz unterm Hut,
„Im Herzen Muth,
„Am Schwerdte Blut
„Macht alles gut.“

— Dann weiter:

„Ein paar Exekutionen, und die ganze Sache hat ein Ende.“

„Wann ein Prediger erſchoſſen ſeyn wird, die Sache hat ein Ende.“ *)

---

*) Aus den erwähnten Randbemerkungen des Königs.

16.

Zur Erläuterung und Verſtändigung über die Acta Generalis von E. M. Arndt für ſeine Richter.

> „Und die Politika? Ja was kann einem noch alles be-
> „gegnen? Aber wenn der Himmel einfällt, müſſen ja auch
> „die Lerchen ſterben, die doch ſo hoch fliegen können.“
>
> (Aus meinem bei den Akten befindlichen Briefe
> an Reimer vom 2. März 1819.)

Einleitung.

Bis hieher bin ich denn nach Verlauf von beinahe drei Jahren gekommen, daß ich endlich einige offene und ungefeſſelte Worte zur freien Erläuterung Verſtändigung und Berichtigung geben kann; was mir, wie die Darſtellungen unten mit ſo vielen Beiſpielen belegen werden, bei den Verhören zum Theil unmöglich gemacht iſt. Bis hieher bin ich endlich gekommen nach ſo mannigfaltigen Bedrängniſſen des außerordentlichſten Proceſſes, der von außerordentlichen hohen Specialunterſuchungskommiſſionen in deutſchen Landen je geführt worden iſt.

Du haſt es ſo gewollt haben meine Gegner geſagt, und werden ſie ſagen; ich ſelbſt rufe mir zu *Du haſt es ſo gewollt*. Ja ich habe es gewollt: was ich in meinen Schriften von dem Berufe und von den Pflichten aller Gebildeten meines Volkes in der Zeit der Zwietracht des Unheils und der fremden Tyrannei geſchrieben habe, was ich da den deutſchen Edelleuten Prieſtern Richtern Gelehrten, die das belebende und erquickende Salz des Volkes ſeyn ſollen, auf jede Gefahr hin für das Vaterland zugemuthet habe, das habe ich mir auch zugemuthet; auch habe ich in jener Zeit, als die Wälſchen und ihr verderblicher Anhang oben ſchwebten, in Drangſal und Verfolgung meinen herben Theil davon getragen und geärndtet. Aber daß mir armen Chriſtoffel, der den Mächtigſten und Herrlichſten im Reiche als ſeinen Herrn geſucht und endlich ſo fröhlich gefunden hatte, in den Jahren 1819 und 1822 je begegnen könnte, was ich nur von Napoleon und dem Rheinbunde und von ihren Helfern gefürchtet hatte, das war mir nimmer auch nur als Traum in den Sinn gekommen, geſchweige denn als Wirklichkeit. Eine Rückwirkung und Rücktreibung in der Zeit hatte ich allerdings vorhergefühlt und vorhergeſehen, aber in dieſer Art und bis zu dieſer Höhe hatte ich ſie bei aller Vorahnungs- und Vorſehungs-Gabe doch nicht erwarten können.

Ein unverdächtiges Glaubensbekenntniß hierüber und über das Du haſt es ſo gewollt iſt bei den Akten in einem den 15. Januar 1820, alſo mitten in den Umtrieben, von mir an den Profeſſor Schildener geſchriebenem Briefe*), aus welchem ich eine Stelle hier anführen muß:

„Wie es mir geht? Faſt iſt es mir leid bei den wüſten Hetzereien, womit die Zeit ſich vergebens abmattet, daß ich nicht in irgend eine Bauerhütte gekrochen bin, wo ſolche Art Stürme allerdings ſanfter über den Kopf hinſäuſeln; aber bei ſolcher Ruhe, wenn ſie bewußt geſucht worden, kömmt man ſich ein wenig ſchlecht vor; und man ſoll ja wohl ſeine Lebensrolle, die man ſich ſelbſt gewählt hat oder die einem von dem großen maitre des plaisirs et

---

S. Beſchl. Briefe, 2. a.

„directeur des spectacles dieſes närriſchen Puppenſpiels, das
„Leben genannt wird, zugeworfen worden, mit leiblicher Farbe,
„wenn man für das Spiel auch bis unter die Augen auf-
„geſchminkt worden, ſo durchſpielen, wenn man auch nach
„dem niedergefallenen Vorhange, nach der durchlachten Ko-
„mödie und durchtrotzten Tragödie, über das Eigene genug
„zu lachen und zu heulen hat. Man ſoll ſich nun aber
„halten, nicht bloß als Menſch, der ſich ſelbſt haben, und
„als Chriſt, der von etwas Beſſerem oder von dem Aller-
„beſten gehabt werden ſoll, ſondern auch als Bürger, der
„ſelbſt in allen einzelnen Irrthümern und Gebrechen Wahrheit
„und Ehrlichkeit als die unſterblichen und königlichſten Göttin-
„nen der Erde mit verehrlich machen helfen muß. — Und
„ſiehſt du, Geliebter, du weißt es wohl, dieſe großen Ge-
„danken können uns in den ſtillſten und glücklichſten Stun-
„den wohl hoch über die irdiſche Quälerei und Grälerei des
„Daſeyns erheben, aber in wiederholten Neckereien nicht endlich
„auch eine Art Grälmaker*) zu werden, dazu will eben viel
„und das iſt eine Art Geduld und Feſtigkeit, welche weni-
„gen beſchieden wird. Freilich ſollte man das alles können,
„wenn man nämlich dieſen armen Leib und alles Leibliche
„für das anſieht, was ſie eigentlich ſind, und wenn man
„— was doch das Wirklichſte iſt und was einem das Auf-
„jauchzen, wenn man Sonne Mond und Sterne und den,
„der als der hellſte Stern über ihnen funkelt, in der ewigen
„Herrlichkeit funkeln ſieht, zu dem Natürlichſten machen ſollte
„auch mitten in dem wilden Getümmel — immer vor Augen
„hätte, wie alles hier vorübergeht und wie 70 Jahre doch nur
„ſind wie 70 Tage, wenn man ſie an das rechte Maaß hält."

---

*) Grälmaker nach dem ſchwediſchen Grälmakare: einer, der in Kleinigkeiten und in kleinlichen Zänkereien ſich vergeblich abarbeitet.

Sein Leben iſt ein grüner Mai
Voll Jugendblumenduft,
Und wie ein Adler kühn und frei
Erfliegt er Aetherluſt.

O blaues Aug' voll ſüßer Huld!
Das mich gefangen hält,
Gern trag' ich alle Erdenſchuld,
Wenn dir mein Dienſt gefällt.

Durch Schwerter und durch blut'gen Schein
Der Lanzen ſchlag' ich mich
Und ſpringe in die Höllenpein
Mit Luſt hinab für dich;

Und ſtürze in den ſchwarzen Schlund,
Woraus kein Wandrer kehrt,
Wenn mich ein Kuß von deinem Mund
Den Sprung des Todes lehrt.

Bis hieher bin ich endlich gelangt. Gottlob, daß ich bis hieher ſagen kann. Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche vor einer Noth und Gefahr leicht erbleichen, aber ein Schauder überläuft mich, wenn ich an die fortgeſetzten Verletzungen Anſchwärzungen und Verfolgungen von drei Jahren, ein kalter Schauder überläuft mich, wenn ich an den Sommer von 1821 und an ſeine Verhöre denke. Meine Sache hat damit angefangen, daß ich aus dem Rechte und Geſetze geſetzt bin, daß man mir meine Geſetze und Gerichte genommen und mich Polizeikommiſſionen und Miniſterialkommiſſionen und andern Außerordentlichkeiten unterworfen hat. Schon die erſte Polizeikommiſſion, die gewaltſam in mein Haus eindrang, hat alles Maaß und alle Schonung überſchritten und mich gleichſam von vorn herein behandelt, als wenn ſie auch Zeichen von Raub und Diebſtahl bei mir zu ſuchen hätte. Ihre Inſtruktion berechtigte ſie nur, meine Papiere zu unterſuchen; aber Herr Bretzing hat auch alte Lumpen von Hemden Beinkleidern und Halsbinden weggenommen, die zufällig in meinem Bücherzimmer unter alten Makulaturpapieren lagen, da ich ſie Stiefel Schuhe und dergl. drein zu wickeln vor nicht lange bei einer Reiſe nach Köln gebraucht hatte; er wollte auch ein in meinem Pulte gefundenes blutiges Ueberhemd mitnehmen, worin eine Kugel gewickelt lag, die mich vor manchen Jahren in einem Zweikampfe faſt auf den Tod getroffen hat; was er nur auf die dringendſte Bitte von meiner Seite wieder zurückgab. — Darauf folgte in den ſogenannten in der Königlich Preußiſchen Staatszeitung gelieferten aktenmäßigen Nachrichten die öffentlichſte Ehrenſchändung meines menſchlichen und ſchriftſtelleriſchen Karakters — Dann, 6—8 Monate ſpäter, die Suſpenſion von meinem Amte — Wieder ein Vierteljahr ſpäter die Ankündigung einer außerordentlichen Specialunterſuchungskommiſſion, die ich aus vielen Gründen zum großen Theile von meinen Feinden und Anklägern angeordnet und geleitet glauben mußte — Meine Weigerung, mich dieſem unbehörigen und formloſen Gerichte, das mir nach ſolchen Grundſätzen angeordnet ſcheinen mußte, welche die Engländer unter dem Titel High-Commission-principles, High-Government-principles und die Deutſchen und auch Preußens glorreichſte Herrſcher unter dem Namen Kabinetsjuſtiz von jeher verdammt haben, zu unterwerfen, meine Berufung auf meine ordentlichen geſetzlichen Gerichte verachtet und abgewieſen, und ich endlich durch Drohung von Kerker und Banden gezwungen mich der Gewalt zu fügen, die jeden ordentlichen Rechtszuſtand für mich aufhob — Dann in den begonnenen Verhören wieder Verletzungen mancherlei Art, welche mir zum Theil bis über die Höhe ſpaniſcher Inquiſitionsfragen ſcheinen hinausgegangen zu ſeyn; Demüthigungen und Quälereien über Nichtigkeiten und Kleinigkeiten, über Gefühle und Gedanken, über Theorieen und Meinungen, worüber wohl nie ein Profeſſor ſo ſpaniſch und ſchulknabenmäßig befragt worden iſt — Alles dies in einer Lage völliger Hülfloſigkeit und Rechtloſigkeit, indem ich kein forum finden konnte noch finden durfte, bei welchem ich meine nur zu gegründeten Klagen und Beſchwerden hätte anbringen und von welchem ich Hülfe und Abſtellung hätte gewinnen können. Denn meinen Gerichten war verboten, meine Klagen anzunehmen und die Hohen Kommiſſionen ſchoben mich die eine der andern zu; alle meine gehorſamſten und unterthänigen Bitten um Hülfe, alle meine gegründeteſten Klagen über Verletzung aller Rechtsformen und Grundſätze in den Verhören, die ich durch alle Inſtanzen bis zu dem Allerhöchſten Thron gebracht habe, blieben unerwiedert oder unberückſichtigt: meine Lage, meine Behandlung, die

Unterſuchung blieben unverändert — Zeichen von Willkür Leidenſchaftlichkeit Feindſeligkeit von allen Seiten. Ja ſo weit iſt mein Herr Specialunterſuchungskommiſſarius gegangen, daß er mir an dem Orte, wo ich lebe, ſelbſt die Wettung an das Publikum abgeſchnitten hat, die mir in ganz Deutſchland und auch in der ganzen Preußiſchen Monarchie nirgends verkümmert iſt. Mein um Oſtern 1821 gedrucktes Abgenöthigtes Wort aus meiner Sache hat in der ganzen Monarchie geleſen werden dürfen, auch am ganzen Rheinſtrom; nur in Bonn hat Herr Pape es konfiſciren laſſen. — Und nun, da ich endlich zu der lange gewünſchten Vertheidigung kommen ſoll, finde ich die Art und den Geiſt etwa verändert, mit welchem das außerordentliche Verfahren gegen mich bisher geleitet iſt? Nein gewiß nicht — Die Hohe Miniſterialkommiſſion in Berlin verweigert mir auf meine oft wiederholte Bitte ſtandhaft, einen Theil Briefe von meiner Hand, die bei dem Buchhändler Reimer beſchlagen und in ihren Händen ſind und die ich für meine Vertheidigung nützlich und nöthig halte, gleich den übrigen Briefen zu den Akten zu liefern; ſie erklärt mir, dieſe Briefe ſeyen unerheblich — als wenn nicht faſt alle bei den Akten befindliche Briefe unerheblich wären — bei ſo vielen gegebenen Zeichen von Feindſeligkeit aber mögte ich eben ſo leicht als dies das Gegentheil glauben dürfen — Auch ein bei mir beſchlagener Brief vom 9. December 1801 von der Hand meines Schwagers des Doktors Schleiermacher in Berlin findet ſich gar nicht vor; ich frage, warum? man antwortet mir, das wiſſe man nicht — Außerdem iſt mir bei der Aktendurchſicht in vielen Bündeln oft ein Drittel, zuweilen die Hälfte der Papiere zugedeckt, als Geheimniſſe, die ich, der Schwerbeſchuldigte, nicht ſehen durfte und die, wie man zuerſt mir beiläufig ſagte und ſpäter auch zu Protokoll erklärte, auch mein Vertheidiger nicht ſehen wird — Und nun zuletzt noch die Schwierigkeit, einen Vertheidiger zu finden, der meinem Herrn Specialunterſuchungskommiſſarius annehmlich ſcheine. Hat er mir doch ſogar durch ſein Erlaß vom 26. April ohne Angabe von Gründen den Geh. Rath Profeſſor Mittermaier in Heidelberg und durch den kurz geſetzten Termin von 14 Tagen in jenem Erlaß überhaupt alle ausländiſche Vertheidiger abgeſchlagen, die mir durch ein früheres Hohes Miniſterialkommiſſionsreſkript doch bewilligt waren; was von ſeiner Seite als reine Willkür erſcheinen muß, da ein auf eine unterthänigſte an S. Durchl. den Fürſten Staatskanzler von mir wegen der gemachten Defenſionsſchwierigkeiten den 1. Mai gerichtete Beſchwerde den 28. Mai eingelaufener Beſcheid der Hohen Miniſterialkommiſſion vom 13. Mai mir allerdings den Herrn Profeſſor Mittermaier als Vertheidiger zugeſtanden hat, nachdem ich hier endlich, da ich an Herrn Mittermaier und die Fremden nicht mehr denken durfte, im vierten Monat der Verhandlungen wegen meiner Vertheidiger den Profeſſor Doktor Burchardi glücklich erlangt hatte. Kurz, nach dem kundigen Urtheile der Rechtsverſtändigen, die ich in dieſer Sache befragt habe, iſt in dem ganzen Verfahren von Anfang bis zu Ende faſt alles formlos ungeſetzlich und außerordentlich.

So habe ich eine lange bittere Zeit durchlebt, von den ſcheußlichſten Verleumdungen und den eifrigſten Verfolgungen des Haſſes und Verdachtes umgetrieben: Ruhe Heiterkeit Geſundheit Lebensluſt und Vermögen ſind vielfach geſtört und beſchädigt durch den Gewaltzuſtand, in welchem ich mit meinem Glück und meiner Ehre nun ſchon ſo lange ſchwebe; den unerſetzlichſten Verluſt, den auch das gerechteſte Gericht mir nicht vergüten kann, habe ich an Zeit gelitten, indem ich nun drei Jahre zum Theil, anderthalb Jahre ganz, in allen meinen Beſchäftigungen und Studien gehemmt geweſen bin, und nichts Anderes habe thun arbeiten und denken dürfen, als dieſe Sache, in dieſer Sache, und für dieſe Sache. Auch wäre ich wohl lange untergegangen in dieſer langſamſten aller Quälereien, wenn ich mich an der eiſernen Mauer eines guten Gewiſſens nicht hätte aufrecht erhalten können.

Wo die Feinde ſitzen, wo und von wem die Anklagen und Verfolgungen begonnen und ausgegangen, Einiges glaube ich ungefähr zu merken und zu ſehen, aber von dem ganzen Zuſammenhange will mir doch nichts völlig klar werden. Wahrſcheinlich aber iſt mir aus zu vielen Zeichen geworden, daß während man mich und andere beſchuldigt, wir bilden eine gefährliche geheim zuſammenverſchworne Parthei gegen die Sicherheit des Thrones und des Staates, Andere im Innern des verborgenen Vulkans zuſammengeſchloſſen ſitzen, aus welchem über ganz Deutſchland ſo viel ſchwarzer Staub und Rauch aufgewirbelt iſt, von welchem auch ich meine gehörige Beſtäubung und Beräucherung erhalten habe. Was dieſe Anderen für Zwecke hatten und haben, das weiß ich noch nicht, aber die Zeit wird es ja einſt alles offenbar machen.

Indeſſen vieles von der ſchwarzen Aſche iſt ſchon niedergeſunken, viel Rauch iſt ſchon verweht, und hin und wieder beginnt die Sonne ſchon durch die künſtlichen Wolken zu dringen. Man fängt an zu begreifen, was hinter dieſen Umtrieben war, und wo ſie waren und wo nicht. Ich hoffe, die Gerechtigkeit wird mit ihren eigenen von Leidenſchaften ungeblendeten Augen ſehen, und dann wüßte ich für meinen Theil nicht, was ich von einem ordentlichen geachteten Gerichte zu fürchten hätte, wenn einem ſolchen anders die Entſcheidung in meiner Sache übergeben wird. Ein ſolches wird wohl von ſelbſt finden, in welchem wahrſten Nothſtande von

Rechtloſigkeit man mich nun ſchon eine ſo lange Zeit gehalten hat und was in meiner Sache aus den Worten geworden iſt, die vor bald 7 Jahren der höchſte Stellvertreter Sr. Majeſtät, der Generalgouverneur Sack, den 15. Mai 1815 im Namen des Königs bei Gelegenheit der Huldigungsfeier in Aachen ſprach, für den Troſt und die Hoffnung der Rheinländer ſprach, deren Mitbürger ich jetzt bin. Folgende Worte ſind aus ſeiner Rede:

„Licht und Recht waren von jeher und ſind beſonders jetzt unter Friedrich Wilhelms weiſer und gerechter Regierung die großen Leitſterne und Maximen, wornach dieſer Staat regiert iſt und wodurch er ſich zu der jetzigen Höhe erhoben hat. — Licht und Recht, Aufklärung des Verſtandes und der Vernunft, Erweiterung aller Zweige des menſchlichen Wiſſens, Erregung alles Geiſtigen und alles Großen und Guten, was darauf beruht, Erziehung und Ausbildung aller Kräfte des Volks, Achtung für jede Wiſſenſchaft und jeden, der ſie beſitzt, Ordnung und Redlichkeit in allen Theilen der Staatsverwaltung, wie es wohl noch nie eine Staatsgeſellſchaft dargeſtellt hat, Erhebung des Gewerbfleißes zu dem Höchſten, Kultur aller Künſte.“

„Recht — wohl darf ich hier fragen: wo iſt ein Staat und ein Volk, worin mehr dieſe erſte Urfeſte der menſchlichen Geſellſchaft geachtet würde? wo ein Thron, von dem man alſo mit dem weiſen Könige des Alterthums ſagen kann: durch Gerechtigkeit iſt dieſer Thron befeſtigt?“

„Die ſtrengſte Gerechtigkeit, völlige Gleichheit vor dem Geſetze, dem Könige wie dem Bettler ſein volles Recht, ein klares jedem verſtändliches Geſetzbuch, einfache dem menſchlichen Verſtande angemeſſene Proceßformen ſind oft Wünſche der beſten Menſchen geweſen — Im Preußiſchen Staate ſind ſie dargeſtellt.“

Und ich? wäre der würdige Mann hier, den ich damals ſo begeiſtert an Königlicher Stelle ſprechen hörte, ich würde ihn fragen: Wenn hier jenes Gleich und Recht vor dem Geſetze beobachtet wäre, was Euer Excellenz lobten und gelobten, wenn man mir meine Gerichte nicht genommen hätte, glauben Sie, daß ich nur überhaupt angeklagt wäre?

So ſteht die Verſchiedenheit der Zeiten und auch der Worte.

Meine Richter, welchen mein Proceß zur Entſcheidung wird übergeben werden, wollen die Bemerkungen Erläuterungen und Berichtigungen, welche ich über die einzelnen Rubriken der species facti hier gebe, nicht anſehen als eine ordentliche Vertheidigung, die ich in der Form Rechtens nicht machen kann, ſondern die mein rechtskundiger Vertheidiger nach den Geſichtspunkten und Formen, die beide in der Sache und in der Rechtswiſſenſchaft liegen, entwerfen wird. Sie wollen dies nur anſehen als etwas aus dem Reinmenſchlichen Geſichtspunkte Aufgefaßtes und Dargeſtelltes, was, ich hoffe, dienen wird, ihnen die Einſicht und Ueberſicht des Ganzen zu erleichtern. Nach den wiederholten Mishandlungen und Verletzungen, die ich erfahren habe, werden ſie aus der wahren Gerechtigkeit zu wägen und zu entſchuldigen wiſſen, wenn ich ja hie und da aus menſchlichem Gefühle in dem Ausdrucke und in der Form gefehlt haben könnte. Auch der Froſch quäkt, wenn er zertreten wird, wie vielmehr der Menſch, dem man auch das Argloſeſte zum Verbrechen und das Unſchuldigſte zur Schuld miszudeuten geſucht hat.

Zu I. Meine Vorleſungen über politiſche Gegenſtände.

Ueber die Handſchriften Nr. 1. 2. 3, die nie für Vorleſungen beſtimmt waren, werde ich mich zweckmäßiger und natürlicher zu IV, wo von *meinen politiſchen Druckſchriften* gehandelt wird, äußern können.

Ueber 4. *Entwurf: Ueber Leben und Studium* bedürfte es eigentlich keines Wortes, ſo unſchuldig iſt der Inhalt der 2¼ geſchriebenen Foliobogen, welche dieſen Entwurf enthalten: eigentlich eine Einleitung zu einer Vorleſung *über Leben und Studium*, die ich im Sommer 1819 halten wollte.

Ich könnte hiebei ausrufen: Nur mehr ſolche Handſchriften zum Verhör gezogen, damit jedermänniglich klar werde, daß man ſich vergeblich hat abmühen müſſen, um irgend etwas zu finden, was auf die Art, wie ich meinen Beruf als Lehrer der Jugend habe zu erfüllen geſucht oder vielmehr habe erfüllen gewollt, nur einen verdächtigen Schein werfen könnte*). Die vom Herrn Hofgerichtsrath Pape zum Verhör gezogenen Stellen, ſelbſt ſo einzeln hingeſtellt, wie ſie aus ihrem Zuſammenhange geriſſen da ſtehen, entbehren gewiß vor jedem verſtändigen Richter völlig jeden ſolchen Schein, ja ſie geben vielmehr gradezu den Gegenſchein ſolches Scheins, indem ſie ſelbſt in ihrer Abgeriſſenheit ſchon andeuten, daß der Zweck dieſer zu haltenden Vorleſungen der geweſen ſey: im vollen ſtrengen ſittlichen Ernſt die Jugend über die Zeit und ihre Bildung und ihr Streben zu verſtändigen und zu dem Ernſt und der Ruhe der ſtillen Tugend und Männlichkeit hinzuleiten: wie ich ja auf die ſonderbare Vorhaltung, „daß „ich bei den jungen Studierenden eine Unzufriedenheit und „ein Misbehagen mit der jetzigen Zeit und ihren Erſcheinungen habe veranlaſſen können, die auch für das künftige „Leben von Einfluß ſeyn könnte,“ zu Protokoll geantwortet habe, „daß ich es nicht zu verantworten gehabt haben würde, wenn man ſich nach dieſer Vorleſung unbehaglich gefühlt hätte, indem ich es für meine Pflicht gehalten habe, die ſchwere Aufgabe der Sittlichkeit und des Kampfes in der Wiſſenſchaft und im Leben in der ganzen Strenge und im vollen Ernſt der Wirklichkeit hinzuhalten; daß eine ſolche Unzufriedenheit und Misbehagen*) allerdings hätte entſtehen können und müſſen, und daß es eigentlich meine Abſicht geweſen, daß ſie haben entſtehen ſollen, da ich eben auch den vielen Tand und die Eitelkeit habe züchtigen wollen, welche die Jugend zum Theil ſich angeeignet und zugelegt habe, und zeigen wollen, daß es ohne Beſcheidenheit und Zucht keine Männertugend gebe.“

---

*) Hiebei muß ich bemerken, daß die Polizeikommiſſion, die im Sommer 1819 meine Papiere beſchlug, alle meine Hefte von Vorleſungen durchgeſehen und mir ſie als völlig unſchuldig ſogleich zurückgegeben hat.

Es wäre überhaupt über dieſes Papier keine Frage nöthig geweſen; denn die Antwort auf die mit Fragen beunruhigten Stellen war ja ſogleich da, wenn Herr Pape die Stelle, welche mit den Worten ſchließt „die ganze ernſte ſchwere Tugend ſollt ihr ſehen, wozu ihr berufen ſeid“ nicht plötzlich abgebrochen ſondern weiter fortgeleſen hätte, da in den auf dieſe Worte unmittelbar folgenden Worten das Ziel der ganzen Vorleſung angemeldet iſt, nämlich: „Und wenn eure „Augen ſtark genug ſind, dieſe nackte Wahrheit und dieſe „ſtrenge Tugend unverwandtes Blickes anzuſchauen, o dann „werdet ihr auch den milden liebenden Gott ſehen, der alle „Streite, die in der Zeit und in euch ſind, ſchlichtet und „verſöhnet. Ihr werdet einen Frieden finden und einen Troſt „in eurer Bruſt, der nicht geſtört wird von dem mannigfaltigen Hader und Wirrwarr, worin Sitte und Leben, „Wiſſenſchaft und Kunſt befangen ſind. Und das wäre der „Lohn dieſer meiner Mühen, wie es das Ziel derſelben iſt.“

---

*) Solche Unzufriedenheit mit der Zeit oder Welt und mit ſich ſelbſt, ſolche innere Verzagtheit nennt der Philoſoph in der Sittenlehre das ſittliche Misbehagen: der Unmuth, welcher der Ermuthigung zu einem edleren und reineren Streben nothwendig vorhergehen muß; der Geiſtliche nennt es die Reue, ohne welche keine chriſtliche Beſſerung und Erheiterung möglich iſt.

Herr Pape hat ſich aber auch zum wiſſenſchaftlichen Richter dieſes Embryo einer Vorleſung aufgeworfen, indem er die Bemerkung gemacht hat: was ich denn mit dieſer Vorleſung, die doch eigentlich weder philoſophiſch noch hiſtoriſch geworden ſeyn würde, für einen Zweck gehabt habe?

Ich kann nun freilich nicht wiſſen, aus welcher Vorherſehungskraft er dies gewußt hat, da ich in ihm weder den Philoſophen noch den Hiſtoriker kennen gelernt habe. Solcherlei liebenswürdige Anzüglichkeiten mußte ich ſchon gewohnt werden, und durfte darauf nicht zu Protokoll antworten, weil er mir den Beſcheid gab, dergleichen Gegenreden über und gegen ſeine Fragen und Bemerkungen zu führen ſtehe mir kein Recht zu. Auch ſehnte ich mich endlich herzlich aus der langweiligſten Langweiligkeit heraus; denn hätte ich alles erörtern und beantworten wollen nach dem oft unermeßlichen Inhalte der Fragen, ſo hätte ich mir die Folter der Verhöre gar zu leicht verdoppeln ja verdreifachen können. Ich meine übrigens, daß in dem Inhalt der erwähnten Bogen und in dem angegebenen Plane der Vorleſung nichts liegt, was zu einer ſo anzüglichen Frage berechtigte. Hier der Plan, wie er Bogen B. angegeben iſt:

O blaues Aug' voll Lieblichkeit!
O Herz in frommer Bruſt!
Bei dir iſt ewig Seeligkeit
Und ewig Jugendluſt.

Wen ſolcher Sonnenſtrahl beſcheint,
Wem ſolcher Buſen ſchlägt,
Der hat das Herrlichſte vereint,
Was dieſe Erde trägt.

Melittion.

Man ſagt, daß die lieblichſte Blum' im Mai
Die Roſe, die Tochter der Liebe, ſei;
So iſt auch das Mädchen, das mir gefällt
Die lieblichſte Jungfrau der ganzen Welt.

Und gälte mit Männern das Ritterſpiel,
Gern macht' ich die Rennbahn zum Todespfühl;

a) „Ich will aus der Idee meines Studiums oder meiner „ſogenannten Wiſſenſchaft, ſo weit ich ſie inne habe, „und in der Weiſe dieſer Wiſſenſchaft lehren und darſtellen, aus dem ethiſchen oder ſittlichen Grunde und „in der ethiſchen oder ſittlichen Richtung.“

b) „Ich will Sie, meine geliebten Zuhörer, auf den Punkt „zu ſtellen ſuchen, wo wir Zeitgenoſſen mit unſerer „Bildung und mit unſerm Streben ungefähr ſtehen. „Daher will ich

c) „Zuvörderſt gleichſam als eine Einleitung unſerer Unterhaltungen einen Abriß geben von dem Gange der „chriſtlichen Zeiten, woraus unſere Zeit oder der Zeitpunkt, worin wir eben ſtehen und worin wir uns „feſtzuſtellen ſuchen wollen, hervorgegangen iſt; d. h. „ich will die Entwickelung unſers Lebens und unſers „Strebens, unſerer Wiſſenſchaft und unſerer Kunſt zeigen, wie ſie geworden iſt und wie ſie vielleicht werden will. Dies führt dann natürlich

d) „Auf die Betrachtung derjenigen Erſcheinungen Richtungen und Strebungen, welche unſere Zeit vorzüglich „auszeichnen, und auf die Würdigung derſelben. Dabei „wünſche ich mir den Ernſt des Gemüthes und die Kraft „und Klarheit der Darſtellung, daß ich euch auch die „Irrthümer und Gefahren derſelben treu und unverhüllt „vor Augen ſtelle, damit dieſe Vorſtellungen auch ein „wirklich ſittliches Ziel erreichen, und damit in euch, „was ich wohl gemeint habe, auch keime und wurzele. „Das ſollte vorzüglich das Ziel dieſer Arbeit ſeyn, daß „ich die Ruhe, welche in der Bewegung der Zeit iſt, „das Göttliche und Fromme der Zeit, euch nicht bloß „gewahren laſſe, ſondern daß ihr auch einen Theil davon erlangen möget. Denn nicht mit Unrecht wird

„dieſe Zeit zu großen Ungeſtüms und zu großer Heftigkeit nach außen hin beſchuldigt, und zwar eben deswegen nicht mit Unrecht beſchuldigt, weil ihr die innere Ruhe fehlt, weil ſie kein Gleichmaaß oder Gleichgewicht der Tugend oder der ſtillen beſcheidenen Männlichkeit finden kann, welches eben die Befreiung und Erlöſung iſt, welche ſie ſo ſehnſüchtig ſucht und welche auf der großen breiten Landſtraße draußen nie gefunden wird noch auf ihr ſich mit breiter ſichtbarer Geſtalt hinſtellen läßt.“

Zu 5. Ich weiß nicht aus welchem Grunde man dieſe unbedeutenden und verworrenen Aufzeichnungen Sichels mir vorgelegt hat, zumal da ihr Inhalt ſo völlig unſchuldig und unverfänglich iſt. Ich habe hier nur die Erklärung darüber zu geben, daß was er in der Geſchichte unſerer Zeit unter dem Titel §. 1. Zeitgeiſt aufgeſchrieben hat nach Form und Inhalt mir und meinen Anſichten und Ideeen und auch meiner Darſtellungsart völlig fremd iſt, den einzigen Gedanken ausgenommen, daß die drei letzten Jahrhunderte als eine Entwickelung und Fortſetzung der Reformationsepoche angeſehen werden können. Er hat alſo richtig ausgeſagt, da er erklärt hat, daß er nicht mehr wiſſe, ob dieſe Notaten die eigenen Ideeen Arndts oder auch ſeine (des Sichels) Ideeen enthalten.

Zu II. Politiſche Verbindungen, meine Theilnahme und Wiſſenſchaft darum, und mein ſonſtiges politiſches Treiben.

So iſt nun alſo die Ueberſchrift geworden für die erſten Ueberſchriften, die lauteten: Demagogiſche Umtriebe, Staatsgefährliche Umtriebe und Verbindungen.

Ich könnte dieſen Abſchnitt, ſelbſt wie er in der ſpecies facti da ſteht, ohne Weiteres zu jedem unpartheiiſchen und erleuchteten Richter ſprechen laſſen, und er würde von ſelbſt finden: das iſt ja alles nichts, wie viel man auch Einzelnes zuſammengezählt hat. Freundliche und herzige Mittheilungen und Ergießungen in der außerordentlichſten Zeit, welche die Welt ſeit Jahrhunderten geſehen hat, von den trefflichſten und edelſten Menſchen meines Volkes und von einigen herrlichſten Fremden, Lob von ſolchen Männern wovor ich ſelbſt zum zweiten und dritten Male erröthen muß, indem man mich fragt und wieder fragt, wie ſie doch wohl dazu gekommen ſeyen, mich ſo ſehr zu lieben und zu loben (warum fiel dem Frager nicht der horaziſche Vers ein: Principibus placuisse viris haud ultima laus est!) in ungefähr 100 bei meinen Freunden Reimer und Schildener weggenommenen Briefen und in ſo vielen Briefen von den würdigſten Männern nichts Geheimes Verbotenes Zweideutiges, wenn man nämlich nicht Einzelnes aus Zeit Ort und Gelegenheit herausreißt ſondern das Ganze deutet oder vielmehr aus dem Ganzen deutet; gar kein innerer noch inniger Zuſammenhang überhaupt mit irgend einem Menſchen, deſſen ich mich zu ſchämen hätte. In den hundert Briefen von mir, in ſolcher bewegten Zeit, als die Zeit zwiſchen 1809 und 1820 war, geſchrieben, auch nichts, was mir nur irgend zur Schuld gedeutet werden könnte: denn die Stellen aus meinen Briefen hat man nun nicht einmal mehr anzuführen gewagt, worauf die grauſamen Verleumdungen und Anſchwärzungen in den in der Königlich Preußiſchen Allgem. Staatszeitung gelieferten entſtellten und verſtümmelten ſogenannten aktenmäßigen Nachrichten gebaut waren. Auch die aus der Zeit und aus meiner Lage zwiſchen den Jahren 1809 und 1814 in meinen Briefen ſo leicht und natürlich zu erklärenden Umſtände und Zeichen, woraus man mit der peinlichſten Wichtigkeit Gott weiß welche gefährliche Umtriebe und Geheimniſſe ſcheint haben deuten zu wollen, zerfallen in Nichts, ſo wie man ſie nur mit dem Finger berührt.

Doch muß ich über dieſes vielfache und ſonderbar zuſammengeſtellte Allerlei, welches dem Anſcheine nach den ſchlechteſten ja den verbotenen Theil meines Lebens ausmachen ſoll, wogegen ich die Jahre, welche es umfaßt, für die wirkſamſten beſten und ſchuldloſeſten meines Lebens hiemit noch einmal feierlich erklären muß, einige Worte verlieren, nicht als zur Abwehr von leeren Zeichen und Scheinen und als zur Vertheidigung gegen Wirkliches, ſondern um in einzelnen Punkten zu zeigen, wie ich mit Verhören über die unbedeutendſten Gegenſtände und unſchuldigſten Gefühle und Gedanken gefoltert worden bin, und unter wie ſchmählichen Vorausſetzungen — gegen allen Schein und, ich wage es zu ſagen, zum Theil gegen alles Wiſſen — jeder Zollbreit Land auf dem Gebiete der Rechtlichkeit und Ehrlichkeit mir hat abgeſtritten werden ſollen; welche Mishandlungen in ihrer ganzen Fülle zu begreifen ich meine verehrlichen Richter bei dieſem Abſchnitte vorzüglich bitten muß die Protokolle einzeln auf das ſorgfältigſte mehr als einmal zu leſen und zu betrachten.

Und hatte man nicht Zeit gehabt, nicht anderthalb Jahre Zeit gehabt, ſich über meine Perſon und meine Papiere zu beſinnen, ehe man zu ſolchem Aeußerſten ſchritt? hatten die ehrwürdigen Richter aus dem Schooße des Kammergerichts in Berlin, welche die erſte Unterſuchungskommiſſion über die Papiere bildeten, nicht gewarnt? hatten ſie nicht erklärt, gegen mich ſey kein Grund zu peinlicher Unterſuchung da? hatte man nicht die Zeugen bei der Hand, deren Ausſage, namentlich über die wichtigſten Jahre meiner Thätigkeit und meines Lebens, über die Jahre 1812, 1813, 1814, durch den würdigen Karakter der Männer, durch die innere ſittliche Schwere, die Ausſage von Millionen Zeugen aufwiegen mußte: den Staatsminiſter Reichsfreiherrn vom Stein und den Geheimen Legationsrath Eichhorn, von welchen in den Papieren klar vorlag, daß ſie über meine Verhältniſſe in jenen Jahren die gültigſte Auskunft geben konnten? Das hatte man und das konnte man haben und wiſſen. Aber man hatte noch etwas, man hatte ein testimonium intimum über mich ſelbſt, das auch aus meinem Pulte weggenommen und zu den Akten gebracht iſt. Dieſes merkwürdige von meiner eigenen Hand geſchriebene Stück führt die Ueberſchrift *Leben für mich, begonnen und geſchloſſen Herbſt 1810 Winter 1811**). Es enthält in 43 Nummern kurze Sittenſprüche und Ermahnungen an den inneren geiſtigen und ſittlichen Menſchen von mir ſelbſt und von andern verfaßt, alle auf das deutlichſte auf mich bezogen oder aus mir gezogen, einige auf die damaligen Gefühle und Gedanken der Menſchen und auf die ganze Lage des Vaterlandes hinſpielend. Dieſes innigſte und vertrauteſte Selbſtbekenntniß, dieſe einzelnſte Beichte, worin ich mich ſelbſt ſowohl für das äußere als das innere Leben ſtreng vornehme ermuntere und vermahne, kurz dieſes testimonium intimum meines Strebens und Lebens, vor mir ſelbſt und vor Gott abgelegt, und zwar in der wüſteſten und grauenvolleſten Zeit des Vaterlandes, in den Jahren 1810 und 1811 abgelegt, und gewiß ſo abgelegt, daß man in dem Beichtenden nur die Nachſtrebung und Verehrung alles Guten Menſchlichen und Chriſtlichen, nur die Selbſtbeſtrafung und Bändigung des Wilden Leidenſchaftlichen und Habſüchtigen in den menſchlichen Trieben entdecken kann, mußte als das beſte und zuverläſſigſte

---

*) S. Nr. 21 der Aktenſtücke.

Zeugniß über mich ſelbſt auch wohl warnen, gegen ſolchen Selbſtbekenner nicht ſo geſchwind loszufahren als gegen einen Menſchen, der gräulicher Anſchläge und Verſchwörungen fähig ſeyn könnte.

Nun einige Noten zum Text der Acta Generalia, zum Zeichen, wie ich befragt und verhört und mit wie ſchlimmen Vorausſetzungen meine und meiner Freunde Beſtrebungen und Handlungen genommen und gedeutet worden ſind.

Zuerſt was die Fragen betrifft, ſo ergiebt ſich aus gar zu vielen, daß mein Herr Unterſuchungsrichter ſeinen Standpunkt als Richter nur zu oft vergeſſen hat und ſelbſt den Standpunkt der Ueberſchrift der Unterſuchung, welche hieß Staatsgefährliche Umtriebe und Verbindungen, welcher Standpunkt doch wohl nur politiſche Dinge und politiſche Verhältniſſe und Geheimniſſe — wenn die letzten an mir zu entdecken geweſen wären — hätte betreffen können. Er hat ihn aber offenbar auf omne scibile et inscibile ausgedehnt: was er in meinen Büchern und Briefen nicht verſtand noch erklären konnte und was ich wegen der Unbeſtimmtheit oder Allgemeinheit der Worte und Gedanken oder wegen der langen Zeitenferne häufig ſelbſt nicht erklären noch erinnern konnte, z. B. wenn von Grüßen an Freunde, von Inlagen und Paketchen, die beſorgt werden ſollen, vor 10 — 13 Jahren in Briefen unbeſtimmt die Rede iſt, die vielen Fragen: „wer denn beſonders habe gegrüßt werden ſollen? was das denn für Inlagen und Paketchen geweſen?“ Und dieſes Ungewußte und Unerinnerte von alltäglichſten Dingen Einfällen und Worten, weil es uns beiden der Natur der Sache nach geheim und unerfindbar bleiben mußte, hat dann eine Art Schatten von etwas Geheimnißvollem und Verbotenem geben ſollen, die vielen Schatten zuſammen ſcheinen durch die Maſſe gleichſam einen Leib für das Ganze der Unterſuchung abgeben zu ſollen: ein ſonderbarer Irrthum, indem Millionen ſolcher Schatten auf einander gehäuft ſo wenig einen Leib mit Dichtigkeit Schwere u. ſ. w. geben können, als Millionen Nullen zuſammengereiht eine wirkliche Zahl: begreiflich, je mehr ſolcher einzelnen Nichts, deſto mehr Andeutung von dem Nichts in dem Ganzen.

Ich ſetze außer den Fragen über Grüße und Inlagen aus der unendlichen Maſſe noch Einiges zum Belege dieſes meines Urtheils her:

Ein Brief von mir an Reimer vom 21. April 1810 beginnt mit den Worten: „Tauſend Dank, mein lieber Freund und Bruder, für alle Liebe und Treue. Ich „bin gefahren durch dürres Land Sela doch hoffentlich nicht „wie ein unreiner Geiſt; den achten Tag war ich, wohin „ich wollte.“*) — Hier bin ich nach dem dürren Lande Sela gefragt und nach dem unreinen Geiſt, was ich darunter verſtanden habe. Ich wies in der Antwort auf die ſandige Mark und auf die Bibel hin. Ich war nämlich über Frankfurt Kunersdorf Prenzlow und Mecklenburg von Berlin zu Fuße in die Heimath gewandert.

In einem Briefe ohne Datum an Reimer vom Jahr 1810 ſage ich: „Hier noch ein paar Reime für das „Wunderhorn, die Einlage gieb gütigſt auf die Poſt.“**) Da bin ich gefragt, was für Reime ich für das Wunderhorn überſchickt habe, was für eine Einlage Reimer habe auf die Poſt beſorgen ſollen?

In einem Briefe an Reimer aus Greifswald vom 8. Mai 1811 ſtehen die Worte: „Dank, mein wackrer Freund, für deine letzten lieben Worte vom 28. April. „Worte aus treuem Herzen ſind immer wie zündende Pfeil-

---

*) B. Briefe 1. b. **) Briefe 1. f.

„ſchüſſe, und wir bedürfen ſolcher Schüſſe jetzt mehr denn je, da auch die ſich gewaltig gebärden höchſtens nur isländiſche Vulkane ſind, die Sand Eis und Waſſer ſpeien. Unſre deutſche Aefferei und Elendigkeit in allen Dingen kann nur durch das Eiſen getilgt werden, und zwar durch unſer eigenes Eiſen. Beiſpiele genug ſind uns gewieſen, alte und neue, aber weiß Gott, ob wir jemals wieder unſers Landes Kräfte brauchen lernen für uns. Unſre Sündlichkeit iſt groß, da wir mehr als die andern Völker mit hohen Ideen ausſtehen und im Leben nichts offenbaren, wodurch hohe Tugend und Würde beglaubigt würde. Sollte uns einmal Luft gegeben werden uns zu rühren, ſo müßte die Sache ganz anders angegriffen, ſie müßte recht eigentlich an das Volk gebracht werden, und der müßte der größte Künſtler heißen, der die Menge ſo hineinriſſe, daß ſie vorwärts müßte durch Sieg, weil ſie nur durch Verderben zurück könnte.“*)

Hierüber bin ich im Jahre 1821 gefragt, welche Bewandniß es mit Reimers letzten lieben Worten (vom Jahr 1811) gehabt habe? und über die zündenden Pfeilſchüſſe mehrmals, unter andern ſo: „Was hat es mit dieſer Stelle überhaupt für eine nähere Bewandniß, und wie werden hier zündende Pfeilſchüſſe als Gegengewicht gegen diejenigen aufgeſtellt, die ſich gewaltig gebärden und höchſtens nur isländiſche Vulkane ſind, die Sand Eis und Waſſer ſpeien?“

Ein Abſchiedsblättchen vom Profeſſor Schildener an mich, ohne Ort Jahr und Tag: (vom October 1811, als ich meine Stelle in Greifswald verließ)

„Leb wohl! nicht ohne Thränen kann ich von dir Abſchied nehmen.

---

*) S. Briefe l. c.

„In der Zeit des Unfriedens liegt etwas Herbes in den Verhältniſſen der Menſchen. Die einander zu ahnden ſcheinen, müſſen ſich trennen, und das Geſindel verbindet ſich.“ *) Sch.

Hierüber bin ich befragt worden: „Was hat es mit der hier vorkommenden Bemerkung „„Die einander — verbindet ſich““ für eine Bewandniß?“ und auch Schildener hat den Sinn dieſer Worte erläutern ſollen. Er hat geantwortet, er habe die Schlechtgeſinnten wohl gemeint, welche für die Franzoſen und für die lauernde Knechtſchaft wirkſam geweſen und allen Redlichgeſinnten, wozu er auch ſich und mich gerechnet, nachgeſtellt haben.

Ein Brief von mir an Reimer vom 23. Januar 1812. (Ich war von einer Reiſe nach Berlin eben wieder zu Hauſe gekommen.) „Nimm du, mein wackrer Bruder, meinen beſten Dank für alle deine Liebe und Treue, du und dein liebes Weib und alle die Deinigen. Grüße und küſſe alle tauſendmal von mir, auch meine lieben Enkelein. Meine Reiſe war glücklich und ſchnell: ich war den Sonntag Mittag zu Hauſe. Grüße mir auch die wackern Eichhorns und alle andre friſche Geſellen. Es geht mir ſo Manches im Kopfe herum, wofür das Papier zu eng und zu treulos iſt. Aber was man ſo oft und ſo licht als Gewißheit von innen ſchaut, ſoll ja auch draußen einmal gewiß werden, ſagen die Philoſophen; nein nicht die, es ſagt der älteſte und heiligſte Glaube der Einfalt. Gott erhalte dir Leib und Muth friſch.“ **)

Hiebei iſt gefragt und wieder gefragt: Was ich unter der Stelle: „Es geht mir ſo Manches im Kopfe herum“ bis zu den Worten „Glaube der Einfalt“ verſtanden habe?

---

*) B. Briefe I. 2. **) Briefe I. 5.

Ich habe geantwortet „Es iſt mir damals wohl viel „im Kopfe herumgegangen, was aber einzeln davon mit ein„fiele, weiß ich nicht mehr. Das Letzte drückt nur einen „bekannten philoſophiſchen Satz aus.“

Auch mein Freund Reimer iſt den verfloſſenen Sommer gefragt worden, ob er nicht wiſſe, was mir im Winter 1812 im Kopfe herumgegangen ſeyn könne?

Ferner iſt die Frage an mich geſtellt: „Was hat es „mit der Bemerkung „„Gott erhalte dir Leib und Muth „„friſch““ für eine Bewandniß?“

Dabei ward auf das Wort Muth gedrückt, als deſſen Gebrauch hier doch eine beſondere Veranlaſſung haben müſſe.

In dem Briefe an Reimer aus Breslau den [illegible] März 1812, unterſchrieben E. Amsberg ſtehen die Worte:

„Ich bin übrigens geſund wie ein Fiſch und laſſe den „Wind des Lebens wehen, wie er mag; meine Hoffnungen „verweht er nicht.“ *)

Hier heißt die Frage: „Was ſind es für Hoffnungen, „die der Wind nicht verwehen ſoll, von denen Sie hier „reden?“ — und meine Antwort: „Ich kann nicht wiſſen, „worauf das Wort ſich damals bezogen hat, vielleicht, daß „der Krieg, der damals ausbrechen ſollte, den Tyrannen „ſtürzen könnte.“

Ich ſetze zu dieſen Hoffnungen, die kein Windſpiel werden ſollen, eine Parallele her aus einem Briefe an Reimer aus Breslau vom 6. Junii 1812, wo es am Ende des Briefes heißt „Mir geht es ſehr gut. Obgleich auch „mir die Zeit Hab und Gut genommen hat, ſo hat ſie mir „doch den Muth noch gelaſſen. Mir iſt, als müßte ich 1813

---

*) S. Beilage 1. c

Und hielten ſie Zauber und Drachen feſt,
Wie ſüß ſich für Liebe das Leben läßt!

Doch ſüßer für Liebe die Liebe lebt,
Die Liebe, die nicht vor dem Tode bebt,
Unendlich und ſeelig am Schönen hängt,
Zum Herzen der Welten ſich brünſtig drängt.

O Jungfrau, du Süße! was ſchwellte den Muth
Mit alles durchdringender Liebesglut?
Was wehet wie Winde und brauſt wie Meer
Lebendig im Buſen mir hin und her?

Ich höre die Klagen der Nachtigall,
Die Klagen der Liebe voll ſüßem Schall,
Ich ſehe es leben am Laub und Baum
In tiefeſter Tiefe, im höchſten Raum.

„großes Glück erleben: ich bin auf zweimal Sieben immer glücklich geweſen, und die Zahl ſteht feſt bei mir.“ *)

Anmerkung. Zu dieſen Windſpielen und Glücksſpielen der Hoffnung und Fantaſie muß ich zugleich noch einen Scherz aus den Akten und der species facti hinzufügen, der ſich findet in den in Breslau oder Petersburg geſchriebenen Bruchſtücken eines Herzenstagebuches von 1812. Dort ſtehen die Stellen, wie folgt **):

„Und es war der 26. Januar und wir ſaßen alle bei'm fröhlichen Male, (zu Loitz in Pommern) und die Becher klangen und die Menſchen ſangen, und war faſt ein froher Tag.

„Und in Mitte der Freude erſcholl die Botſchaft, morgen rücken die Feinde (Franzoſen) ein, und wir wurden ſtumm und viele erblaßten, und mir ergrimmte das Herz in der Bruſt, und die Leute rannten heraus auf die Straße und heulten und wehklagten. Da faßte **Samuel** (mein Schwager Karl Samuel Aſher) mir die Hand, drückte ſie faſt ſehr und ſprach: Lieber Moritz, du kannſt nicht bleiben, ſie mögten dich fahen.“

und weiter: (von der Flucht aus der Heimath die Rede.)

„Und als es war um 7 Uhr früh, da grüßte und küßte ich meine alte fromme Tante und meine liebe Schweſter und meinen lieben Sohn und ging fürbaß durch den Garten.

„Und ſiehe als ich ein Stücklein gegangen war, da kam heulend und ſchreiend mein kleiner Sohn hinter mir her gelaufen, und es that mir ſüß und weh zugleich, und ich ſegnete und fluchte zugleich.

„Und der Morgen war ſchön und der Mond leuchtete

---

*) S. Briefe 1. 1. **) S. Aktenſtücke Nr. 20.

„hell auf den knirrenden Schnee herab, und ich drückte mein
„liebes Kind an die Bruſt und entließ es.

„Und der Tag, an welchem ich ausging, war ein Mitt-
„woch und hieß in unſerm Kalender Samuel. Und ich
„nahm es für ein glückliches Zeichen, weil der mir zuerſt
„warnend zurief auch Samuel hieß.

„Und als ich über die Peene hinaus war, da betete
„ich zu Gott für mein Land und bat um eine ganz helle
„Sonne als ein Zeichen, und ſiehe die Sonne ging hell auf
„am Himmel wie ein großes Feuerrad. Und ich freute mich
„ſehr und ſtand ſtill und betete noch mehr.

„Den Mittag aß ich mit meinem Bruder Ludwig, der
„mir nachfuhr, ſchon in Clempenow, wo ich beinahe zwei
„freundliche Wochen verlebte.

„Und dieſer Tag war der 29. Januar.

„Und ich fand dort brave Leute und wohlgeſinnte, doch
„nicht genug Glaubens. Doch freute mich, was der alte Be-
„diente zu Below geſagt hat.

„Und den 10. Februar verließ ich meine Freunde und
„fuhr frühe ab nach Coſenow, wo die Poſt mich aufnahm.
„Und der Tag hieß Eugenia, und ich freute mich des Na-
„mens in meinem kleinen Kalender und ſagte bei mir: Ja
„eine ſchöne Wohlgeburt ſoll es werden.

„Und der zweite Tag war die Faſtnacht, und ſeinen
„Anfang begann ich frierend und faſtend auf dem Schnee
„drittehalb Stunden lang; denn gleich hinter Prenzlow warf
„der Poſtwagen um und ich bekam eine tüchtige Ohrfeige.

„Doch nahm ich keinen Schaden. Und ich nahm auch
„dies als ein gutes Zeichen und ſprach: „Der Anfang wird
„ſchwer ſeyn und es wird glücken.“

und noch weiter unten:

„Und meine zweite Hedſchra (Abreiſe von Berlin nach

„Breslau) traf auf den 13. März, und das war in meinem „Kalender Erneſtus, und ich nahm das wieder für ein „gutes Zeichen.“

* * *

Dies ſind vana aut divina ludibria mentis, wie der Menſch ſie hat und für ſich hinwirft auf das Papier in ſo ungeheurer Zeit, als der Anfang des Jahrs 1812 für eine Welt zu werden begann und auch für mich, der ſich als ein geächteter Flüchtling oft mitten unter den Franzoſen und ihren Spähern und Häſchern durch die Welt ſtehlen mußte. So ſind dieſe gaukelnden Fantaſie- Zufalls- oder Gottes-Spiele entſtanden, wo mir — was aus dem Inhalt dieſer angeführten Stellen und des ganzen Bruchſtücks erhellt — ein großes und ungeheures Schickſal, das die Welt und mich ſelbſt mit ihr bald treffen konnte, dunkel vorgeſchwebt hat. Sollte man glauben, daß auch hierüber unter andern folgende Fragen gethan ſind:

— „Was hat es mit der hier vorkommenden Bemerkung ‚Za eine ſchöne Wohlgeburt (εὐγενεια) ſoll es werden“ für eine Bewandniß?“

— „In einem bei Prenzlau Ihnen begegneten Unfall „bemerken Sie, daß Sie den Umſtand, daß Sie keinen „ſolchen Schaden genommen, als ein gutes Zeichen angeſehen „und geſprochen hätten „Der Anfang wird ſchwer ſeyn, und „es wird glücken.“ Worauf bezieht ſich dieſe letzte Aeußerung?“

Ja ſolche Scherze und Spiele des Schickſals oder Gottes, die ich weder als Hexereien des Zufalls noch als Winke der Vorſehung annehme und deute ſondern lächelnd in mein Gedächtniß ſchreibe, müſſen mit in die Geheimniſſe hinein, und ich habe nach 9 Jahren erklären ſollen, was damals, als es geſchah oder mir in die Seele ſchoß, wahrſcheinlich eben ſo dunkel und unerklärlich, als alle gemachten oder empfangenen Schickſalsvorſpiele an ſich ſind, vor mir ſchwebte, als in dieſem Augenblick. Ich denke, es iſt das Harmloſeſte, daß mir ſolche kleine Schnurrigkeiten von ſelbſt kommen, die kaum einen ernſten Streifen durch meine Gedanken wohl aber ein Lächeln über meine Lippen ziehen. Ich lege hier ſogleich noch ein paar ſolche Kleinigkeiten aus den zuletzt vergangenen Jahren hin:

1) Den 10. November 1820 ward ich von meinem Lehramte ſuſpendirt. Das war Martin Luthers Geburtstag und den Abend leuchtete es rings an den Ufern des Rheins und auf den Feldern und Höhen von Martinsfeuern.

2) Der 5. Februar 1821, wo ich zum erſten Male zum Verhöre bei H. G. R. Pape erſcheinen mußte, hieß im Kalender **Agatha**. Lag die Erklärung des Glückstages (ἀγαθὴ ἡμέρα) nicht nah genug? Das Glück, das jener Tag bedeutet haben kann, muß aber noch kommen.

3) **In meinem Briefe an Reimer vom 14. April 1812 aus Breslau** ſchreibe ich: „Ich bin hier nun allein, „nachdem meine Freunde fort ſind — auch D. Gräter reiſte „vor 5 Tagen — die erſten Tage war ich etwas ſehnſuchts„krank; nun geht es ſchon wieder. Auch hier ſind gute und „liebe Menſchen und ich könnte wohl mehr unter ihnen ſeyn, „wenn ich mir nicht ſelbſt eine Arbeit geſetzt hätte, die mich „feſt hält: Man muß in dem Schweifen des Lebens doch „mal eine Pauſe machen, damit man kein Streuner und Vo„gelbund wird.“ *)

Hier bin ich über meinen eignen Scherz oder Ernſt mit meiner lieben Perſon mit dem **Vogelbund** befragt worden.

Hieher gehört ganz natürlich **ein Brief von mir an Reimer aus Trantow den 5. December 1809.**

---

*) S. Briefe 1. k.

wahrſcheinlich einer der erſten Briefe, die ich nach der Abweſenheit von drei Jahren aus dem Vaterlande auf deutſcher Erde wieder geſchrieben habe. Er lautet:*)

„Dank, lieber Freund, für Ihren lieben Brief und allen „ſeinen lieben Inhalt. Mir ſind ſie im nordiſchen Froſte, „wo ich mehrere Jahre geſteckt habe, faſt Fremdlinge ge„worden, und zuweilen iſt es mir, als ſtaune ich das We„ſen und den Sinn deutſcher Menſchen an, und wiſſe mich „auf Augenblicke darin nicht zu finden. Das deutſche Un„weſen anzuſtaunen habe ich leider nicht vermeiden können, „und daher entſpringt wohl dieſes Gefühl, was mich oft „ſonderbar däucht. Was ich bin und habe? o ich weiß es „nicht, doch hoffe ich ſagen zu dürfen, ſo treue Vaga„bunden gebe es wenige; daß ich es nun ſeyn muß, was „kann ich armer Plebejer dafür? Heiß und zornig bin ich „noch immer, am meiſten auf deutſche Mammelucken oder „Narren. Sonſt bin ich noch immer der gutmüthige Fan„taſt, der ſeine Grillen wohl mit zu Grabe nimmt, und „da iſt ihnen auch am beſten; mir helfen ſie wenigſtens ſo „viel, daß ich ohne Lebensangſt und Todesangſt ſo hin„ſchlendere.“

„Ich komme wohl erſt gegen Weihnachten und werde „ſehen, wie Sie mir mein ſtilles Neſt geſucht haben. Viele „Grüße; aber ich bitte, die Hand auf den Mund. Ich „mögte ſo gern mal wieder eine Zeit in Freiheit und Un„ſchuld leben; und Feinde findet allenthalben, wer ſagen „kann, daß er auch nur von Einem Sterblichen wahrhaftig „geliebt iſt.“ Ihr A. Holmaniſt.

Denn hier iſt auch nach dem treuen Vagabunden gefragt. Es heißt: Was hat es mit der Bemerkung „So

---

*) S. Briefe l. c.

„treue Vagabunden gebe es wenige; daß ich es nun ſeyn „muß, was kann ich armer Plebejer dafür?““ für eine nähere Bewandniß?“

Auch über das deutſche Unweſen habe ich mich erklären ſollen, und die Frage 12 hieß: „Wie können Sie „die Stelle „„Heiß und zornig bin ich noch immer, am meiſten auf die deutſchen Mammeluken oder Narren““ näher „erläutern?“

In einem Briefe von dem Grafen von Geßler an mich aus Dresden den 3. Januar 1814 iſt die Stelle *) „Es iſt jetzt die Rede davon, einen gewiſſen „großen Körper neu auszuſtaffiren. Nun ſchlägt jeder eine „Tracht vor. Ich bemerkte, die elegante griechiſche werde „ihm nicht paſſen, weil der Kerl einen Buckel hinten und „vorn hätte, welches die Herren Schneider nicht aus der „Acht laſſen müßten.“

Die Frage hierauf: „Nach dieſer Stelle ſcheint von „einer Reorganiſation Deutſchlands die Rede und Freund „G. der Meinung geweſen zu ſeyn, daß Deutſchland eine „Republik werden ſolle.“

Ich antwortete, es ſcheine nur auf die Eleganz zu gehen und die Gleichniſſe ſeyen nicht immer strictissime nach den Worten zu deuten.

In dem Briefe von mir an Reimer Köln den 1. Decemb. 1815 heißt es: „Was Du über die Vor- und „Rückgänge der Haſen und Füchſe und über die Trompetenblaſerei der Eſel ſchreibſt, unterſchreibe ich und mit mir „alle redliche Leute, die das Gute immer offen gethan und „gewollt haben. Schmalz wird ja ſo viele verkünnende Gewalt nicht haben, daß er alles Salz der Erde auf einmal

---

*) S. Briefe v. c.

„flüſſig macht. Die Zeit läßt ſich weder durch Edikte noch „Anklagen mehr halten; aber freilich jeder thue das Seinige „offen und ruhig.“ *)

Hier habe ich die Stelle von „Schmalz wird“ bis „offen und ruhig“ erläutern ſollen; dabei bin ich gefragt worden, ob ich nicht ungefähr angeben könne, woher es doch wohl gekommen ſey, daß in Briefen und Schriften ſich damals zu gleicher Zeit ſo viele Stimmen mit gleichklingendem Misfallen über Herrn Schmalzens Schrift ausgeſprochen haben?

In meinem Briefe an Reimer aus Köln vom 14. Decemb. 1815 ſteht die Stelle: „Das politiſche Treiben macht einen zuweilen wüſt, weil die Dinge im Großen „etwas wüſt geſtellt ſind. Doch iſt mir für die Deutſchen „nicht bange; ſie wiſſen nun wie Simſon das Geheimniß „ihrer Stärke und ſchlagen allenfalls mit Eſelskinnbacken „todt, die keine Löwen ſind. Für mich ſelbſt bin ich unbeſorgt. Ich habe früh entbehren gelernt für meinen eigenen Willen, und kann ich auf keinen grünen Zweig „kommen, ſo ſetze ich mich irgendwo unter einen grünen „Zweig. Ein paar Zimmer, ein paar Bäume, ein See „oder ein Strom, und Sonne Mond und Sterne werden „wohl immer zu haben ſeyn an einem ſtillen Orte nicht „zu fern von einem großen Orte, woher man ſich Bücher holt.“ **)

Gefragt: welche die Löwen ſeyen, die ebenfalls mit Eſelskinnbacken todtgeſchlagen werden ſollten? — Geantwortet: natürlich die Franzoſen, weil die ja auch in allen vorhergehenden Briefen als die immer gefährlichen und hinterliſtigen Feinde der Deutſchen bezeichnet ſeyen.

---

*) S. Briefe 1. d. 2. **) 1. l. 2.

In meinem Briefe an Reimer vom 6. December 1816 *) aus Putbus kömmt die Stelle vor: „Deine Erinnerung wegen des Feſtes von S. Geburtstag „habe ich erhalten. Wie Mancher muß Feſttage, die allge„meine ſeyn ſollten, innerhalb ſeiner ſtillen Klauſe allein „feiern! Manches ſcheint in dieſer Welt umſonſt geboren „zu ſeyn; es iſt es aber gewiß nicht.“

Hier ward nun zuerſt gefragt, ob das S. Scharnhorſt bezeichnen ſolle; welches ich bejahete. Dann mancherlei über Scharnhorſt's jährlich zu begehende Geburtsfeier und über einen Verein dazu, der ſich gebildet haben ſolle, und ob ich etwa auch dazu gehöre oder davon wiſſe; welches ich mit Nein beantwortete. Endlich die Frage: „Haben Sie „nicht 1813 ein Gedicht auf Scharnhorſts Tod gemacht, „worin die Worte vorkommen: „„„Wann ſich Männer „nächtlich ſtill verbinden?“““ welches ich bejahete.

Hier die drei letzten Verſe des Gedichts: (Arndts Gedichte 2. Theil. S. 160—61. **)

„Wann ſich Männer nächtlich ſtill verſchwören
„Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
„Gegen Gaukler, die bethören,
„Gegen Memmen, welche Knechtſchaft lehren,
„Hieher lenken ſie den Pfad.

„Will der Vater ſeinen Sohn bewehren,
„Hieher führt er ihn im Abendſchein,
„Heißt ihn knieen, heißt ihn ſchwören,
„Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
„Treu bis in den Tod zu ſeyn.

„So blüht Tugend aus der Tugend Samen
„Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel,

---

*) S. Briefe 1. n. 2. **) S. jüngſte Ausgabe meiner Gedichte (Leipzig 1843) S. 239.

„Buben zittern bei dem Namen,
„Edle rufen Scharnhorſt wie ein Amen
„Für das glaubigſte Gefühl.“

Auf dieſe und ähnliche Weiſe ſind nach allen Richtungen hin und gegen alle Richtungen ohne Maaß und Ziel die ſonderbarſten Fragen über die fremdartigſten Dinge gethan, die gewiß auf keinen Fall zur Sache gehörten, wenn es unter den weiten und unbeſtimmten Ueberſchriften, nach welchen ich verhört worden bin, überhaupt ein Ziel und eine Sache gab. So bin ich unter andern gefragt worden: Woher wohl das Intereſſe des Herrn Staatsminiſters Reichsfreiherrn vom Stein für meine Schriften entſtanden ſey? warum der Freiherr von Greifeneck mich ſo lobe? warum der würdige Ebel in Zürich? warum ein Graf Schwerin und ein Graf Baudiſſin mir ſo vertraulich ſchreiben? wie der General Graf Gneiſenau dazu gekommen, mir von Paris Briefe zu ſchreiben und mir über die politiſchen Verhandlungen ſeine Anſichten mitzutheilen? — Zu welcher Frage man auch in Hinſicht Sr. Durchlaucht des Fürſten Staatskanzlers Gelegenheit gehabt haben würde, wenn die beſchlagende Polizei von Deſſen Briefen bei mir weggenommen hätte — warum dieſe und jene Schrift von mir dieſem und jenem meiner Freunde wohl beſonders gefallen habe?

So bin ich genöthet worden, fremde Gefühle Urtheile und Gedanken auszulegen, da es das Schwerſte war, die eigenen in Momenten der Stunde entſtandenen in Briefen ausgegoſſenen und wieder verſchwundenen, zumal aus ferner Zeit oder aus ſo vielfach bewegter und für mich beſchäftigter und von dem wechſelvollſten Mancherlei durchkreuzter Zeit noch zu erfaſſen und auszulegen. Wie wunderſam ſolche Verſuche von Fragen ausfallen mußten, dafür bitte ich meine Richter ſtatt aller Beiſpiele nur zwei bei mir beſchlagene

Briefe nebſt den Fragen und Antworten darüber in den Protokollen nachzuleſen. Es ſind 1) der Brief von dem Profeſſor Schildener vom 21. December 1813[*]) und 2) ein Brief von dem D. Iken aus Bremen vom 8. April 1818. Beide Briefe ſind in hohen und fliegenden Gefühlen und in faſt poetiſcher Stimmung geſchrieben. Sie können zum Beweiſe dienen, wie man Leute quälen kann, fremder Menſchen Gedanken und obenein dunkle Gefühle Ahnungen und Geſichte des innerſten Gemüthes und Glaubens auszulegen. Da tritt mir mein Rektor weiland wieder vor die Erinnerung, ein Schüler Heynes, wenn er nach Ueberſetzung einer horaziſchen Ode begann: Nun löſen Sie die Poeſie in Proſa auf; bei welchen Worten mich immer ein Grauſen überlief, weil ich nie recht damit fertig werden lernte.

— Die fremden Namen: Althaus, Holmquist, Allmann, Amsberg, Abertz, Arnoldi, Amthor — Die Paßgeſchichte für Rußland und Böhmen im Frühlinge 1812 — „Die ſprachmeiſterlichen Geſchäfte" „die dringenden Geſchäfte" „die Geſchäfte, welche leidlich gehen und wovon ich einen glücklichen Ausgang hoffe", in Briefen an Reimer und Schildener in demſelben Frühlinge aus Breslau und Prag geſchrieben — Der ſchibolethiſche Brief an Reimer, datirt Königsberg den 29. Januar 1813, mit der Unterſchrift F. Schaller.

Zuerſt der Gebrauch der fremden Namen erklärt ſich aus meiner Lage. Wie durfte ich in ſolcher Zeit und ſolcher Lage mich mit meinem Namen nennen? wie hätte die Preußiſche oder jede andere deutſche Regierung, wenn die Wälſchen mich ausgeliefert verlangten, mich vor ihrer Wuth

---

*) S. Briefe 2. 4.

O Jungfrau, du Süße! es iſt nicht Schall
Der Liebe bewimmernden Nachtigall,
Es iſt nicht die Blüthe, das Blatt am Baum,
Was himmliſch begeiſtert den Göttertraum

Still ruhet das Leben in tiefer Geſtalt
Und fluthet nach oben mit Liebesgewalt.
Es ſchwellen die Waſſer zum Sonnenlicht,
Das Blut zu dem menſchlichen Angeſicht.

Es wandeln die Sterne zum Sonnenmeer
Im ewigen Reigentanz hin und her;
Es ziehen die Lüfte den Wolken zu
Und ſuchen und finden doch nie die Ruh.

Das Unausſprechliche ſprech' ich nicht,
Des Menſchengeſichtes verklärtes Licht,

ſchützen können, auch wenn ſie gewollt hätten? In welche Gefahren und Unterſuchungen konnten meine Freunde und andere ehrliche Leute in jener gräulichen Zeit möglicher Weiſe verwickelt werden, wenn dieſer und jener beſtellſame Verräther durch meine richtige Unterſchrift bei ihnen einen näheren Zuſammenhang mit mir entdeckte? Und ich frage: war es nicht die ſcheußliche Zeit, wo die Franzoſen bei uns unter den verſchiedenſten Rangen Kappen und Kleidern ihre Späher und Helfer hatten, welche auf deutſche Ehre und auf deutſches Blut lüſtern waren. Daher die Unterſchriften, und nachher auch zuweilen noch gebraucht in den Jahren 1813 und 1814, wo das Brieferbrechen, zumal als im Kriege, das gewöhnlichſte war. Ich wenigſtens habe in jenen Jahren, und oft noch in den Jahren 1815 und 1816 genug Briefe mit der Poſt bekommen, die Unberufene ſchon geleſen hatten. Es bedurfte nicht mehr dazu als eines ein wenig bekannten Namens.

Eben hieher gehören die immer wiederholten Fragen über meine in den Verhältniſſen ganz natürliche Paßgeſchichte und über die angeführten Stellen in den Briefen aus Breslau und Prag, die doch durchaus unbedeutend ſind und für die wiſſenden Freunde nur umſchrieben, daß mir die Vorbereitungen zu meiner Rußlandsfahrt geglückt waren und daß ich endlich abgereiſt war.

Uebrigens enthalten alle dieſe mit angenommenen Namen unterſchriebenen oder unter fremden Aufſchriften erhaltenen Briefe durchaus nichts, was wichtigen, vollends was gefährlichen Händeln oder Geheimniſſen ähnlich ſähe; auch der F. Schaller unterſchriebene ſchibolethiſche Brief aus Königsberg nicht *).

---

*) S. Briefe 1. m.

Und auch, daß ich die Perſon eines Sprachmeiſters annahm, lag in der Gefährlichkeit meiner Lage, und paßte am beſten für meine Sicherheit. Ich ging ſchon im Herbſt 1809 unter dem Titel Sprachmeiſter Allmann aus Stockholm nach Deutſchland zurück und lebte den Winter 1810 (man ſchlage auf der Polizei nach) in Berlin unter dieſem Titel. Das war für mich in jener Zeit das Sicherſte. Ein Mann, der ſich Profeſſor nennt, erregt ſchon mehr Aufmerkſamkeit, wenn er ohne einen beſtimmten Zweck längere Zeit als Fremdling an einem Orte lebt; ein Sprachmeiſter gehört mehr zu den Umherreiſenden, und alſo zu den weniger Verdächtigen. Ich konnte aber auch allenfalls mit einigen neueren Sprachen leidlich zu Platz treten, wenn man mir auf den Zahn fühlen wollte. Aus derſelben Rückſicht habe ich in der noch mislicheren Lage im Frühlinge 1812 in Breslau Sprachmeiſter Amsberg geheißen; was ja auch dort noch in den Polizeibüchern zu finden ſeyn muß.

Solche unverfängliche und jedem unbefangenen Leſer der Papiere ſogleich verſtändliche und natürliche Dinge und Verhältniſſe ſind Umtriebe genannt worden, werden hier in den Acta Generalia mit andern noch unbedeutenderen wieder gar ſorgfältig aufgerechnet und mit dem Titel politiſches Treiben belegt, was gewiß keine ehrende Bezeichnung enthalten ſoll. Es hätte aber da ſtehen ſollen politiſches Treiben und Getriebenwerden. Denn ich trieb in jenen Jahren nichts um ſondern ward umgetrieben. Weil mein Herz zu ſtolz war, dem Schändlichen und Tyranniſchen zu dienen, zu treu, für Wälſche lügen und trügen zu können, hatte ich im eigenen Vaterlande oft keine ſichere Stätte und mußte mein Leben faſt wie der Vogel führen, der von Zweig zu Zweige fliegt. Ich habe damals mehr als einmal Verfolgung und Noth geduldet für mein

Herz, wie ich in dem Brieſe an Schildener aus Trantow vom 29. Januar 1812 ſchreibe*) „*man muß endlich, was man gewollt hat; ſo iſt es wohl recht im Verhängniß.* Ich habe dieſes *Muß* ruhig und ſtandhaft ertragen: *ich wollte, was ich gewollt hatte.*“ Aber daß jenes Umgetriebenſeyn durch die fremden Tyrannen des Vaterlandes und durch ihre Helfer und Späher unter den Eigenen mir nun gar zu *Umtrieben* gemacht werden ſoll, das passivum zum activum, in dem Staate zu Umtrieben gedeutet werden ſoll, der den Schandezuſtand, durch welchen ich damals umgetrieben ward, in Deutſchland vor allen andern hat zerbrechen helfen — dieſe ſonderbarſte Umkehrung der Dinge, worin ich ſelbſt beinahe zweifelhaft werden könnte, ob ich ſchiele oder grade ſehe, iſt von allem Bitteren das Bitterſte.

So werde ich umgetrieben, ich, der gegen Deutſchland und gegen meine jetzige Regierung nie ein Umtreiber geweſen iſt — in dem Staate, wo ich für den niederſteigenden Theil meines Lebens Sicherheit und Ruhe gefunden zu haben wähnte, nachdem die Hälfte des aufſteigenden Theils wahrlich in rechtſchaffener Geſinnung Arbeit und Noth für mein Land oft wechſelvoll, oft auch gefahrvoll geweſen war. Und — ich ſage es mit dem vollſten Bewußtſeyn meiner Unſchuld und des männlichen Stolzes, mit welchem ich, ſeitdem der Bart mir gewachſen war, geſtrebt habe mein Leben in Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit zu behaupten — wie müſſen in ſolchen Verfolgungen, welche ich nun drei Jahre leide, die ſchmählichen Vorausſetzungen mich kränken, als ſey ich je eine Art Ritter auf dem ſogenannten Blumenſelde Fortunens geweſen und habe auf Geld hin geritten und für andrer Leute Batzen dieſes und jenes gethan und gewagt. Dieſe Beleidigung kann ich in ſo weit eine blutige nennen, als ſie jeden Blutstropfen in mir empört, der grade hier ſeine ſtärkſte Feſtung aufgeführt und ſie durch Gottes Gnade bis jetzt noch glücklich vertheidigt hat. Ja ich ſage es, weil man mir es auspreßt, frühe habe ich mir die beiden horaziſchen Sprüche für mein Leben auswendig gelernt, welche heißen Nil admirari und perfer et obdura, hoc tibi proderit olim. Ich habe frühe gelernt, Verleumdung und Verfolgung, Noth und Bedrängniß mit feſter Seele zu leiden für das, was mir mein Recht und meine Pflicht ſchien; ich habe mir das perfer et obdura für das olim fleißig ins Ohr des Muthes und Gewiſſens geraunt. Ob das olim auf dieſe oder jene Welt gehen wird, weiß ich nicht; aber der Glaube an den herrlichen Spruch, der auch einem Chriſten ein Waidſpruch ſeyn kann, blühet gottlob noch friſch und luſtig in meiner Bruſt. Und nicht wie ein Blinder habe ich mir Arbeit und Gefahr gewählt ſondern wie ein Sehender: ich kannte meinen Beruf wohl, alle ſeine Mühen und Dornen — und pflücke ich ſie nicht noch heute recht reichlich?

---

*) S. Briefe 2. b.

Urtheilen alſo billige und menſchliche Richter ſelbſt, wie das Herz klopfen muß, wenn man den Subſkribentengeldern in dem Briefe des Paſtors Dankwardt vom Sommer 1811 *) dem von Reinke einkaſſirten Gelde vom Jahre 1812 **) mit einem Eifer nachjagt, als ſey von einem Abentheurer und Gauner die Rede. Und hätten jene Ehrenmänner und andere, welche von ihren Verhören darüber gehört haben, wenn ſie mich nicht zu gut und zu lange

---

*) S. Briefe 3. **) Aktenſtücke 20.

kennten, nicht glauben müſſen, es ſey dergleichen Witterung in meiner Fährte? — hat man nicht den Grafen von Geßler gefragt, ob er Geldgeſchäfte mit mir gehabt habe?*)

Und wie und auf welche Weiſe und wegen welcher leeren und nichtigen Dinge hat man dieſe und andere Biedermänner wegen mein mit Nachfragen beunruhigt und mit Verhören geängſtet, oft wegen eines einzigen unbedeutenden Briefes, den ſie mir vor acht oder zehn Jahren oder vor länger geſchrieben hatten? Auch dieſe Verletzung, wenn gleich ohne meine Schuld von mir auf ſie ausgegangen, iſt eine Verletzung meiner geworden.

Ich muß mich hierüber ſchon ein wenig erklären, weil dieſes Verfahren bei der Nichtigkeit aller Zeichen und bei der Schuldloſigkeit der Papiere und Briefe, die man zum Gegenſtand von Fragen und Verhören ſelbſt über eine längſt vergangene Vergangenheit gemacht hat, eben ſo außerordentlich iſt als die Außerordentlichkeit der Kommiſſionen, welche meiner Sache eine ungewöhnliche Bedeutſamkeit und Gefährlichkeit zu geben ſcheinen.

Der Brief des Paſtors Dankwardt, der einzige, den man von ihm bei mir gefunden hat, iſt vom 18. Junii des Jahres 1811 aus Bodſtede in Pommern (wo er damals Paſtor war) datirt.

Er giebt mir Nachricht von einer Subſkribentenſammlung (auf ein Bändchen Reime), die er für mich gemacht hatte, und nennt die Namen einiger Subſkribenten. Der letzte Name darunter iſt der Lieutenant Malthe von Schwarzer aus Stralſund, (die Worte des Briefes) „welcher mir „geſtern noch aufgetragen hat, Ihnen von ſeinem freund-

---

*) S. Briefe d. c.

„ſchaftlichen guten Andenken Nachricht zu geben. Es ſcheint
„mir ein braver junger Mann zu ſeyn. Er meint auch,
„der Deutſche bedürfe für ſein unglückliches Phlegma noch
„recht wacker gezwiebelt zu werden, um zur Empfindung
„ſeiner Schmach aufzuwachen. Ach leider liegt zu viel Narkotiſches
„in dem Karakter dieſer Nation. Aber wann wird
„einmal die Stunde ſchlagen, wo ſich la bête allemande
„aufgeißeln läßt? wird es dann nicht vielleicht ſchon zu
„ſpät ſeyn?

„Man will vielleicht gern von dem Glück und Heil
„dieſer Generation retten, was zu retten iſt. Aber was iſt
„davon noch übrig? Die Nation hat das Vertrauen zu
„ſich ſelbſt verloren; damit hat ſie alles verloren, was ſie
„zu ihrer Rettung gebraucht. Der brave Spanier verdient
„es, daß er in dem Glauben an die Regierung eines gerechten
„Gottes befeſtigt werde. Er hilft ihm ſelbſt, darum
„hilft Gott ihm auch. Dort wird es beſſer., Joſeph und
„Maſſena ſind auf Reiſen gegangen, D'Avouſt ſoll nun
„auch weiſen, was er kann. Wellington Cunctator wird
„ſich ja hüten, Mackſche Streiche zu machen, und bisher
„waren doch in den Feſtungen jenſeits der Pyrenäen keine
„Magdeburgiſche Kommandanten noch Sweaborgſche Patrioten,
„ſondern die Spaniſchen Feſtungen, welche man eroberte,
„haben mehr gekoſtet, als man gern kund werden läßt und
„als ſie werth ſind.“

Wegen dieſer Subſkribentenſammlung für mich und wegen dieſer aus dem Briefe ausgezogenen Stelle, in welcher das über Spanien Geſagte roth und ſchwarz und unten und oben unterſtrichen und betüpfelt iſt, hat der würdige Greis, mein älteſter Freund und Lehrer meiner Jugend, von ſeiner Halbinſel Dars eine beſchwerliche Fahrt übers Meer machen und ſich in Stralſund vor dem Regierungskanzler zur Vernehmung ſtellen und, wie man aus dem Zeugniſſe deſſelben ſieht, ſich gleichſam entſchuldigen müſſen, daß er mich kennt und daß er im Jahr 1811 über Magdeburgiſche und Sweaborgſche Kommandanten und über die gegen die gräulichſte fremde Tyrannei aufgeſtandenen Spanier ſo zu urtheilen gewagt hat.

Hiebei fällt mir von ſelbſt die Sonderbarkeit auf, daß grade ſo viele der edelſten und tapferſten deutſchen Menſchen, vorzüglich ſolche, welche gegen die Franzoſen mit ſtolzer Kühnheit und edlem Haſſe einſt voran geſtanden ſind, in dieſe Sache mit hineingezogen ſind, ſo daß ich mich oft fragen mögte: ſind die Franzoſen oder einige ihrer einſt ſo beſtellſamen Helfer und Späher vielleicht mit unter den unbekannten Anklägern und Verfolgern?

Ich muß hier von dieſem trefflichen Manne, damit meine Richter recht inne werden, welcherlei Menſchen meine Freunde ſind, eine wahre Geſchichte erzählen, die höhere Tapferkeit in ſich faßt als die Bruſt des Feldherrn, der unter den Kanonenſchüſſen des Feindes mit ruhiger Hand den Stab des Befehls lenkt.

Im Winter 1807 war eine Schaar plündernder Franzoſen in die Dörfer ſeiner Gemeinde eingefallen, welche von einem tüchtigen Volke, zum Theil von Schiffern und Matroſen, bewohnt werden. Dieſe hatten gegen die Wälſchen ihr Männerrecht gebraucht, ſie zuſammengetrieben überwältigt gebunden und die Gebundenen einem ſchwediſchen Kreuzer überliefert. Aber die Freude dieſes Sieges war kurz geweſen; bald war ein größerer Haufe gekommen und hatte nun den Bauren Gleiches gethan. Der Schulze in Bodſtede nebſt einigen Bauren ſollten ins Hauptquartier vor Stralſund abgeführt und andern zum Warnagel erſchoſſen werden. Schon ſaßen ſie gebunden auf Wägen, da kam Dankwardt, wandte ſich an den franzöſiſchen Befehlshaber, und rief ihm zu: „Ihr habt die Unſchuldigen gegriffen, hier iſt der Rechtſchuldige, ich bin's, ich habe den „Bauren ſo den König und das Vaterland gepredigt; mich „führt ab, mich erſchießt, wenn einer erſchoſſen werden „ſoll." Diesmal ſchlug der Blitz der Tugend ein und durch, er hatte einen Menſchen getroffen. Der Franzoſe fühlte ihn, die Bauren wurden gelöſt, das Dorf war mit einer leidlichen Plünderung davon gekommen. — Und ein ſolcher treuer und tapferer Mann ſollte verbotene Umtriebe treiben können?

Wie Dankwardt iſt es meinem theuren Jugendfreunde Reinke in Stralſund ergangen. Vergebens hat er ſich auf ſeinen und meinen wohlbekannten Karakter, auf unſre bekannten Verhältniſſe berufen; er hat ſich verhören laſſen müſſen, er hat einige Briefe von mir ausliefern müſſen — und man hat ja nichts darin gefunden.

So meinem Schildener, dem beſonnenſten redlichſten offenſten Manne, dem treueſten und wärmſten Freunde des Vaterlandes, und, weil er das iſt, gewiß der treueſte und wärmſte Unterthan ſeines Königs.

So meinem trefflichen Freunde dem Maler Friedrich in Dresden wegen eines einzigen unſchuldigen Briefes an mich vom März 1814, worin er über die Urſachen klagt, weßwegen in Deutſchland keine Denkmäler errichtet werden können, die herrlichen Siege der Nachwelt zu verkündigen, worin er dann auch von einem Plane zu einem Denkmal auf den General Scharnhorſt ſpricht, den er entworfen habe, und mich um eine kurze Inſchrift dazu erſucht *).

Ich bin gefragt, ob ein ſolches Denkmal errichtet wor-

---

*) S. Briefe 16.

den, und ob ich ihm eine ſolche Inſchrift zugeſchickt? Ich habe das Erſte verneint, das Zweite wahrſcheinlich gehalten, zumal da ſich auf der Rückſeite des Friedrichſchen Briefchens die Worte von mir geſchrieben finden: Dem Beleber und Bereiter Deutſcher Ehre und Freiheit, dem Stillen Frommen Tapfern (Vornamen) Scharnhorſt.

So hat dem Grafen von Geßler in Schmiedeberg in Schleſien geſchehen ſollen, der nach den Akten bloß durch ſein Alter und ſeine Kränklichkeit mit der Reiſe von 26 Meilen zum Verhör nach Breslau verſchont geblieben iſt und den man wegen Geldgeſchäfte und politiſcher Umtriebe mit mir ſcheint haben befragen zu wollen.

Und dieſem ehrwürdigen Greiſe Solches? Dieſer Mann, durch Welterfahrung Gelehrſamkeit und Geſcheidtheit und durch die hohen Stellen, die er mehrmals bekleidet, vor Tauſenden ſeines Gleichen ausgezeichnet, dieſer Enkel jenes Geßler, der 1745 die gewaltige Schlacht bei Hohenfriedberg und mit ihr den feſten Beſitz Schleſiens für Friedrich den Zweiten und für ſich 26 Fahnen und 55 Standarten im Wappen gewann, dieſer Graf von Geßler, der in den Jahren 1813—1815 ſo außerordentliche Opfer für König und Vaterland gebracht hat — ein ſolcher Mann ſollte ſich in verworrene Anſchläge und verbotene Umtriebe mit mir eingelaſſen haben, ſelbſt wenn ich deren fähig wäre?

Und auch Reimer wie iſt er geplagt und beunruhigt worden wegen mein? Dieſer treffliche und geſcheidte Bürger, dieſer freundliche und hülfreiche Menſch, dieſer treue Mann ſeines Königs und Vaterlandes, der wohl das Angeld der Treue bezahlt hat, als er ſein Weib und ſechs zarte Kinder und die verwickeltſten Geſchäfte in bedenklichſter Zeit verließ und mit den Jüngeren bloß durch das Gebet ſeines Herzens ins Feld zog, als es galt, ob Preußen glorreich fallen oder glorreicher wieder erſtehen ſollte — auch dieſer ſoll böslicher Entwürfe und gefährlicher Umtriebe gegen ſeinen Herrſcher fähig gehalten werden?

Ich ſage zuletzt ganz kurz: wer wird und wer mag das glauben von ſolchen Männern und von mir, wenn man ihm nicht beſſere Zeichen in die Hand giebt, als die in dieſen Briefen und Papieren enthalten ſind?

Und wenn dieſe Beunruhigungen und Quälereien einzelnen meiner Freunde und Korreſpondenten widerfahren ſind, warum nicht allen? warum wenigſtens nicht ſolchen, deren Kleinigkeiten, unbedeutend wie ſie ſind, wenigſtens doch ein bischen weniger klein ſcheinen, als manche befragte? Ich wünſchte freilich, und mußte ja ſo wünſchen, daß es an keinem einzigen geſchehen wäre; aber da es einmal geſchehen iſt, warum iſt — ich ſpreche hier nur nach meinem Gefühle, indem ich die Zeugenverhöre erwäge, welche da ſind und welche fehlen — warum iſt das alte in dem deutſchen Begriffe ſo ehrwürdige Wort Gleich und Recht hier nicht gegen alle gleich geübt?

Wegen der Beſchuldigung von verbotenen Verbindungen und geheimen Bündeleien bedarf es keiner Entſchuldigung. Wenn alle Polizeien und alle Höfe und außerordentliche Kommiſſionen in der Welt alle Kiſten und Kaſten und alle Herzen der Menſchen hin und her mit Händen und Fragen durchwühlen und durchtaſten, ſie werden — ich bin es gewiß — keinen einzigen gültigen Zeugen gegen mich auftreiben. Wenn es wäre, hätten ſie dann in den hundert Briefen, die ſie von mir in Händen haben, an die liebſten vertrauteſten Freunde geſchrieben, zumal in den an Reimer und in den vielen in Berlin zurückbehaltenen und mir verweigerten an denſelben Freund, welche 11 Jahre umfaſſen

Das funkelt vom Auge, in Huld gebläut,
Das blitzt auf den Lippen voll Seeligkeit.

Melittion.

Um alle Blumen ſumſet die Biene,
Taucht in die Kelche, ſaugt von den Blättern;
Süßes hat ſie, Süßes nimmt ſie,
Melittion!

Sumſe und ſinge, lieblicher Vogel!
Breite zur Sonne golden die Flügel,
Lenz iſt heute, Lenz verwelket,
Melittion!

Du meines Lenzes ſumſende Biene!
Du meiner Freude ſpielender Vogel!
Holdes Lenzkind! Maienliebling!
Melittion!

und gewiß auf irgend eine Weiſe von allen innerſten Klängen meines Herzens und von allen Gedanken meines Kopfes irgend ein klares Merkmal offenbaren, nichts davon erhaſcht? Wohl aber können ſie das klare Gegentheil davon in ihnen leſen, worüber ich meinen Richtern vielleicht noch helleren Beweis vorlegen könnte, wenn mir die Hohe Miniſterialkommiſſion in Berlin nicht die Auslieferung eines Theils meiner an Reimer geſchriebenen und beſchlagenen Briefe zu den Akten fortwährend verweigerte.

Ich führe nur einige Stellen hier an:

1) aus einem Briefe an Reimer vom 25. December 1815 aus Köln: „Was mich ſelbſt betrifft, ſo kenne ich „keine geheimen Sünden; ſie haben ja alles offen: ich habe „nie von dem Geheimen gehalten, weiß auch, daß bei un„ſerm Volke gar nichts dabei herauskömmt.“ *)

2) aus dem Briefe an Reimer aus Köln vom 1. December 1815: „Was Du über die Vor- und Rückgänge „der Haſen und Füchſe und über die Trompetenblaſerei der „Eſel ſchreibſt, unterſchreibe ich und mit mir alle rechtliche „Leute, die das Gute immer offen gethan und gewollt „haben.“ **)

3) aus dem Briefe an Reimer vom 8. Januar 1816: „Der Brief von dem wackern B. macht wohl Freude wegen „der kindlichen Geſinnung. Solche ſtehen ſchlecht auf dem „gewöhnlichen Glatteiſe des Lebens, aber die Zeit überhaupt „muß darauf gehen lernen. Wenn die Rechten verbunden „bleiben, nicht in Bündelei, wird jedes Jahr mehr Land „erobert. Wir haben doch viel gewonnen.“ ***)

4) aus dem Briefe an Reimer aus Kopenhagen den 27. Julii 1816: „Die Oberpolizei hier, die im Zuſammen-

---

*) Z. Briefe 1. f. 2. **) 1. d 2. ***) 1. g. 2.

bange mit andern Polizeien lange vorher von meiner Ankunft unterrichtet worden, hält mich, wie ich aus ihren Fragen wegen des Zwecks meines Aufenthalts erſehen, für einen Hauptabgeſandten der deutſchen Jakobiner, vielleicht auch für einen Mitverbundenen einiger Holſteiner und Schleswiger, die von der Nothwendigkeit ſtändiſcher Verfaſſung ſprechen oder ſchreiben. So ſitzt allenthalben Erbärmlichkeit oben, träumt von Geſpenſtern, die nicht ſind, und kann ſie ſo endlich zeugen, die wirklichen aber ſieht ſie nicht.“ *)

und 5) von demſelben Ort und Datum aus dem Briefe an den Profeſſor Theodor Welcker damals in Kiel: „Ich lebe hier recht angenehm, obgleich die Polizei durch Fragen, die ſie an mich gethan hat, nicht undeutlich die Angſt verrathen hat, mich für einen deutſchen Jakobinerabgeſandten zu halten. Was träumen die Thoren? Es iſt ja nirgends und allenthalben, aber wenn Träume auf die Zukunft hinweiſen, ſo könnte uns bange werden, denn aus Ideen ſchafft ſich ja alles.“ **)

* * *

Dies habe ich nützlich erachtet, zu einzelnen Punkten der Acta Generalia als Kommentar beizulegen, nicht als eine Vertheidigung ſondern als eine ſonnenklare Beweisführung, mit welchen ſchweren Verletzungen und unter wie böſen Vorausſetzungen die Unterſuchung gegen mich und meine Freunde eingeleitet und geführt worden iſt.

Zum Ueberfluſſe lege ich auf dieſe Rubrik II. und auf die letzte Rubrik IV., worunter über meine politiſchen Druckſchriften verhandelt wird, noch drei Zeugniſſe, von

---

*) S. Briefe 1. b. 2. **) 20. b.

dem Königlich Schwediſchen Hofkanzler Grafen von Wetterſtedt, von dem Staatsminiſter Reichsfreiherrn vom Stein und von Sr. Durchl. dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg. Ihr Gewicht wird wohl mächtig genug ſeyn, mein politiſches Leben zwiſchen den Jahren 1806 und 1819 zu belegen und zu rechtfertigen und meinen Ausſagen zu Protokoll die unumſtößlichſte Beglaubigung zu geben, daß meine Wirkſamkeit und Thätigkeit in jener Zeit von erhabenen Regierungen und ihren höchſten Stellvertretern anerkannt und daß was mir nun nach Verlauf ſo vieler Jahre auf eine faſt unbegreifliche Weiſe zur Schuld gedreht und gedeutet werden ſoll, damals öffentlich gelobt und geehrt worden iſt *).

III. Mein Einwirken auf jüngere Perſonen.

Hier könnte ich wieder rufen wie oben zu I: Nur mehr dergleichen her, damit alle Welt inne werde, daß auch die letzten Verſuche meiner Gegner in Nichts zerrinnen müſſen, wodurch ſie mich, den — Gott iſt mein Zeuge — der Jugend gegenüber Beſonnenheit und Gewiſſenhaftigkeit nie verlaſſen haben, gern als einen Jugendverwirrer oder gar als einen Jugendverführer hinſtellen mögten! Nur mehr dergleichen Muſter her! Schade, daß ſich nicht mehr deren in meinen oder in fremden Papieren hat finden wollen!

Sonderbarſte Zumuthung aber, daß man mich zu tadeln wagt — mich, der beide junge Männer, von welchen hier die Rede iſt, zurechtweiſt und ermahnt — *weil ich ihnen keine grobe Briefe geſchrieben habe*; denn ich behaupte noch, daß ich ihnen nach den vorliegenden Umſtänden geſchrieben habe, wie ich wähne. Und waren dieſe beiden etwa Schüler oder Studenten von 15 oder 18 Jahren?

---

*) S. Urkunde Nr. 17.

Nein. Der Erſte war, als ich den erſten Brief*) von ihm erhielt und an ihn ſchrieb, ſchon Königlich Preußiſcher Lieutenant in den Leibwachen, wohin man gewöhnlich die geſchickteſten und ausgezeichnetſten Officiere ſetzt; er war mir genannt von eben ſo feſter Menſchlichkeit und Tapferkeit, als er jedem auf den erſten Blick als ein Mann von feſter Beſcheidenheit und Frömmigkeit erſchien. — Als ich beinahe vierthalb Jahre ſpäter den zweiten Brief**) von ihm erhielt, war er Hauptmann in derſelben erſten Königlichen Heerſchaar.

Der Zweite hatte ſeine Feldzüge mitgemacht, ſeine Studien vollendet, die höchſte Würde in der Rechtswiſſenſchaft erlangt, und ward wenige Monate, nachdem ich den hier anbetreffenden und befragten Brief an ihn geſchrieben, würdig geachtet, bei einem Hohen Königlichen Gerichtshofe die Stelle eines Staatsanwalds zu verwalten. Dieſe Stelle hat er, ſo viel ich aus allgemeinen Zeugniſſen weiß, mit dem Beifall ſeiner Obern und mit der Achtung und Liebe ſeiner Mitbürger in Köln bis an ſein Unglück vom Sommer 1819 bekleidet***).

Was nun den erſten Brief von dem Hauptmann von Vichwe, datirt aus Berlin vom 29. October 1815 und meine Antwort auf denſelben vom 8. Januar 1816 betrifft, hat man mir folgende Vorhaltung gemacht:

„Durch den vorhergegangenen Brief Vichwes hat ſich „Ihnen eine Veranlaſſung dar, dieſem Manne über die falſche „Richtung ſeines Geiſtes eine angemeſſene Zurechtweiſung zu „geben. Statt deſſen aber erſuchen Sie ihn, Sie als den „älteren Mann anzunehmen.“

---

*) S. Beilage A. **) S. B. ***) S. C.

Ich habe darauf mit dieſen Worten geantwortet: „Ich erkläre, daß ich Plehwe etwa nur zwei Tage in meinem Leben geſehen hatte und nicht wußte, ob die Richtung ſeines Lebens richtig oder unrichtig war. Ich habe ihn nur als einen frommen Jüngling kennen gelernt, und als nichts weiter. Der Brief an mich, wenn gleich unklar, drückt auch nur eine fromme Geſinnung aus. Das Perſönliche, womit er mich darin überhäuft und bedrängt, habe ich eben in meinem Briefe abgelehnt, und wende es von mir ab, und ſage ihm, er ſolle ſich nur an das Gute halten und nicht an Menſchen, auch nicht an mich, der ein ſchwacher ſündlicher Menſch ſey wie wir alle. Uebrigens iſt der Plehweſche Brief, wenn man die Gegenſtände betrachtet, worüber er ſchreibt oder womit er alles verbindet, die göttlichen Dinge nämlich, nicht unklarer, als die meiſten Jünglinge zu ſchreiben pflegen über ſolche Dinge. Ich konnte ihm übrigens, da es der erſte Brief war, den er mir unaufgefordert geſchrieben hat, wohl nicht gleich ſagen, er *habe mir einen dummen Brief geſchrieben*. Auch erſcheint er mir jetzt noch nicht als ein dummer Brief ſondern, als einer, der eine fromme Geſinnung in unklaren und bibliſchen Worten ausdrückt.“

Nun noch ein paar Bemerkungen:

Ich habe, da ich meine Antwort auf den Plehweſchen Brief wieder nachleſe, auf jenen Brief des jungen Mannes geantwortet, wie ich mußte und durfte, ohne ſeinen kindlichen und frommen Sinn vielleicht zu verletzen. Denn eben ſeine Kindlichkeit ſcheint mich am meiſten gerührt zu haben, wie ich in dem Briefe von demſelben Tage und Jahre an Reimer ſage: „Der Brief von dem wackern P. macht wohl Freude wegen der *kindlichen Geſinnung*. Solche ſte-

„hen ſchlecht auf dem gewöhnlichen Glatteiſe des Lebens, „aber die Zeit überhaupt muß darauf gehen lernen.“

Ich weiſe Plehwe von dem unbeſtimmten dunklen Gefühle auf das Gute und Rechte hin, was jedem im Leben klar vorgelegt iſt.

Ich weiſe ihn von meiner gebrechlichen Perſon weg auf das Höchſte hin, was den ſterblichen Menſchen in allen ſeinen Trieben veredelt und in ſeinen Strebungen erhebt, auf Treue und Liebe und auf den Glauben daran.

Indem ich ſage, daß ich das liebende Verhältniß, worein er ſich zu mir geſetzt hat, annehme, weiſe ich ihn auf Wahrheit und Recht und auf ſtille Uebung derſelben an und warne ihn vor Eitelkeit und Furcht, den ſchlimmſten Verderberinnen des Menſchen. Wahrſcheinlich iſt dies in einem dunkeln Gefühle geſchehen, indem ich aus Erfahrung die Gefahren wohl kenne, welchen fromme Menſchen durch Heuchler und Scheinheilige oft ausgeſetzt ſind, oder auch durch eigne Bethörung, indem ſie gar zu leicht verführt werden können die Anweiſung auf Geld zuletzt für baares Geld zu nehmen: fromme und andächtige Gefühle für fromme und tüchtige Thaten.

Alſo ich habe dieſen guten Menſchen nicht aufs Blinde angenommen ſondern mit jener Hinweiſung und Zurechtweiſung, die mir unter den eben dargeſtellten Umſtänden und Verhältniſſen erlaubt war.

Zu dem zweiten Briefe Plehwes*) an mich vom Grünen Donnerſtage 1818 und zu meiner Antwort darauf vom 7. April 1818 und zu den beiden dazu gehörigen Liedern ſind folgende die weſentlichen Fragen Antworten und Bemerkungen:

---

*) S. Briefe 6. b.

Bemerkung des Herrn Pape: „Sie hätten doch „dem Plehwe auf den Inhalt des vorhergehenden Brieſes „eine andere Antwort ertheilen können als dieſe.“

Ferner: „Nicht allein dieſer Brief ſondern auch der „früher vorgekommene beurkunden die pietiſtiſche Geſinnung „Plehwes, und bot Ihnen alſo eine hinreichende Veranlaſſung dar, ihm eine angemeſſene Zurechtweiſung zu ertheilen.“

Meine Antwort: „Das weiß ich nicht. Ich habe „den Jüngling im handelnden Leben nicht geſehen. Fromme „oder frömmelnde Briefe bekömmt man von vielen Menſchen, „die im Leben ſehr vernünftig ſind. Ich kannte ihn zu wenig und hatte ihn zu wenig geſehen, als daß ich mir erlauben konnte, ohne genauere Kenntniß von ihm mit einem „vielleicht falſchen Tadel zu kommen, wodurch ich ſein Beſtes „hätte verwunden können.“

Bei dem Liede, das Plehwe für meinen Sohn beigelegt hatte, und das er ein Lied voll Tapferkeit und Liebe nennt (es ſteht im Porſtiſchen Geſangbuche als Nr. 302 unter der Aufſchrift Vom Chriſtlichen Leben und handelt von der Zerbrechung der Tyrannei der Sünde) begann Herr Pape in der Meinung, es ſey von Plehwe verfaßt, zu fragen nach dem achten ſehr angeſtrichenen Verſe, der lautet:

„Herrſcher herrſche, Sieger ſiege,
König brauch dein Regiment,
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End!
Laß doch aus der Grub die Seelen
Durch des Neuen Bundes Blut:
Laß uns länger nicht ſo quälen,
Denn du meinſt's mit uns ja gut.“

und nach des Neuen Bundes Blute, zum Zeichen, unter welchen Vorausſetzungen dieſes Lied und mein Lied und die Briefe angeſehen und gedeutet werden. Als ich aber ſagte, das Lied müſſe ein geiſtliches aus einem öffentlichen Geſangbuche genommenes Lied ſeyn, (ich fand es erſt ſpäter in meinem Vorſtiſchen Liederbuche) denn es beziehe ſich ja offenbar auf das himmliſche Regiment und auf die Erlöſung von der Sündentyrannei der Seele, ließ er ab weiter zu fragen.

Ueber mein an Plehwe als Gegengeſchenk geſchicktes Lied (es war ein noch nicht gedrucktes Lied) hat Herr Pape die Bemerkung gemacht: „Wie konnten Sie bei der Ihnen „bekannten Stimmung Plehwes dies Gedicht ihm zuſtellen, „da darin die Stellen

Auf bleibet treu und haltet feſt,
So wird euch mehr gelingen.
Wer ſich von Gott nicht ſcheiden läßt,
Der kann die Hölle zwingen u. ſ. w.

Denn Treue ſteht zuerſt zuletzt
Im Himmel und auf Erden;
Wer ganz die Seele drein geſetzt,
Dem wird die Krone werden.

Drum muthig drein und nimmer bleich!
Denn Gott iſt allenthalben.
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben.

„von ihm misdeutet werden konnten?“

Und ich habe darauf geantwortet: „Ich habe von Plehwe „nur die Richtung gekannt, daß er ein frommer und chriſtlicher Mann iſt, und keine andre, und ich habe ihm dieſes „Lied geſchickt, weil es im frommen und chriſtlichen Sinn „gefaßt war.“

Und nun habe ich das Lied wieder recht ſorgſam geleſen, und meine noch, der Sinn deſſelben ſey durchaus fromm und chriſtlich. Gefährlich kam es wohl nur vor, weil die bedenklichen Wörter Bund und Freiheit darin ſind: welches Letztere im Gegenſatz gegen das Himmelreich ſich offenbar auf die Erde bezieht, wo ja alles Ringen unaufhörlich ſeyn ſoll, den hohen Urbildern der himmliſchen Gerechtigkeit und Freiheit im Leben und im Staate näher zu kommen, obgleich jeder Geſcheidte wohl weiß, wie wenig auf Erden von beiden erreicht werden kann. Daß ich nun dieſe irdiſche Freiheit nie misverſtanden und misgedeutet habe, beweiſen alle meine Bücher. Daß Plehwe das ganze Lied und auch die Worte Bund Freiheit Treue Himmelreich nicht misdeuten noch misbrauchen würde, dafür kannte ich ihn im Frühlinge 1818 ſchon zu gut; und deswegen habe ich ihm das unſchuldige Lied unbedenklich geſchickt. Denn wie ich Plehwes Gemüth kannte, durfte ich das. Es ſind manche unklar in Worten und in Briefen, deren Herz nie unklar werden noch Unklares und Unlauteres thun kann; und andere ſind in Worten und Briefen die klarſten, durch deren unklares Herz doch alles gemisdeutet und gemisbraucht wird. Wie ich oben ſagte, ich habe Plehwen im handelnden Leben nie geſehen, aber wo es auf das Fromme Rechte und Wahre ankam, da habe ich dieſen kindlichſten und lieben Menſchen in ſeinen Urtheilen immer ſehr klar und ſicher gefunden: überhaupt keine Spur von wimmeriger und flüſſiger Frömmelei noch von jenem jämmerlichen und gaukelnden Myſticismus unſerer Tage, womit Eitelkeit und Schwächlichkeit ſich ſo wohlfeil brüſten. Ein ſolcher kann durch Worte nicht geirrt noch verleitet werden zu ſchlechten oder gar zu böſen Thaten; auch konnte mein Lied, meine ich, niemand dazu verleiten. Er wird die heiligen Worte Freiheit Treue und Männertreue nie durch Frechheit Ausgelaſſenheit und Falſchheit ſchänden, er, dem bei dem Laute Vaterland die Augen funkeln und bei dem Namen König von Preußen in dem kindlichen Gefühle, womit er ſeinen König als ſeinen Vater empfindet und ſein Glück und Wohl von dem Glücke und Heil ſeines Königs unzertrennlich fühlt, dieſe Augen von Freudenthränen überfließen; was, wie ich weiß, ſein König auch immer in ihm erkannt hat.

Hat man mir vorgehalten, daß ich bei Plehwe zu wenig im Zurechtweiſen gethan habe, ſo hätte ich erwarten ſollen, bei meinem Briefe vom 22. Mai 1817 an den Staatsprokurator Doktor von Mühlenfels werde die Bemerkung gemacht werden, ich habe darin zu viel gethan. Mein Sohn hatte mir nämlich beiläufig geſchrieben, daß M. viel Geld verbrauchen und mitunter auch verſpielen ſolle, und durch andere Stimmen, die ich freilich nicht als Stimmen unparteiiſcher Wahrheit noch als Stimmen ſeiner Freunde erkannte, die ihm aber in ſeinem bürgerlichen Glücke ſchaden konnten, hatte ich nachtheilige Ausbreitungen über ihn gehört. Daher und auch wohl deswegen, weil er mit ſeinem Vater in geſpannten Verhältniſſen lebte, glaubte ich ihm die über ihn ausgeſtreuten Gerüchte mit noch derberen Worten, als ſelbſt ſolche gegen ihn gebraucht, wiedergeben und ihn zu einem ſtillen eingezogenen und ernſten Leben ermahnen zu müſſen, wie mein Brief ja das Weitere beſagt. Gegen häufiges Beſuchen von Trinkſtuben und Gaſthäuſern und freies und offenes Hin- und Her-Reden in denſelben war ich durch eigne Erfahrung berechtigt ihn beſonders zu warnen. Ich wußte, daß viele Leute im Norden, welche die hieſigen Dinge und Menſchen zum guten Theile nur nach dem Gerüchte kennen und beurtheilen, ſich die Grille in den Kopf geſetzt haben, hier in den Rheinlanden ſey ein vorzüglich ſchwieriger unruhiger neuerungsſüchtiger Geiſt; ich wußte auch, daß die hieſigen dagegen manche recht ehrliche Leute (mir ſelbſt iſt

Liebliche, ſüße Tochter der Sonne!
Freundlich wie Sterne, lockend wie Lüfte,
Horche, Bienchen! Liebe ruft dich:
Melittion!

Hat um die Kinderſeele, die leichte,
Wieder der Lenz geworfen die Flügel,
Spiele! ſumſe! ſchlürfe Süßes!
Melittion!

Funken ſie fliehen brünſtig zur Sonne,
Quellen und Wolken wallen zum Meere,
Alles Holde ſehnt zu dir ſich,
Melittion!

Melittion.

Das Waſſer lockt aus dem tiefen Meer
Das Licht,
Es hebt ſich brünſtig hinauf, doch leer

ſolcher Verdacht von einigen begegnet, und ich bin doch gewiß
für jede Lauſcherei und Späherei verdorben) aus dem
Norden ſo betrachteten, als ſeyen ſie nur da, ſie zu belauſchen
und zu beobachten und gelegentlich über ſie Bericht zu
erſtatten. So habe ich ihn „vor einer gewiſſen Tartüfferei
„und Schnüffelei, die (ſo heißt es) jetzt in
„der Welt iſt und mit ihren Spinnengeweben alles umfaßt“
gewarnt, und dann weiter geſagt:

„Ich will es Ihnen bloß zur Warnung ſchreiben, daß
„Sie zuſehen, mit wem Sie umgehen, und daß Sie an
„öffentlichen Orten und auf öffentlichen Häuſern das unſchuldige
„muthige Jugendleben und die unſchuldige Junge
„ein wenig philiſtern. Sie verſtehen wohl, wie ich es
„meine. Es läßt ſich nicht mit Gewalt brechen durch die
„verdorbene Welt; glücklich iſt der, welcher jetzt ſein ganzes
„Leben durch ernſten Willen und ernſtes Studium ſtill zuſammenſchließt
„und ſeine Kräfte ſchont und übt für eine
„Zeit der Kämpfe, die nicht fern iſt. Ich aber weiß von
„Ihnen, und darauf gebe ich Ihnen die Hand, daß Sie
„durch ernſte Tugend und ſtrenges mäßiges Leben dem edlen
„Auslauf entſprechen werden, womit Sie ſich im Frühlinge
„1813 aus den engen Gränzen eines kleinlichen Weſens in
„die große Weite ſtürzten.“

Ich hatte nämlich den Mühlenfels ſchon als Kind in ſeines Vaters gaſtlichem Hauſe gekannt. Im Frühlinge 1813 hatte ich nach dem Zwiſchenlaufe mancher Jahre den erwachſenen und rüſtigen Jüngling in Dresden wiedergeſehen, wo er als freiwilliger ſelbſtgerüſteter Reiter dem Preußiſchen Heere zuzog. Darauf traf ich ihn im Jahr 1815 am Rheine wieder, elend und krank von gräßlichen damals noch offenen Wunden, die er im Kriege erhalten hatte, nicht in der glänzendſten Lage, denn ſein Verhältniß zu ſeinem Vater hatte ſich unter Anderm auch deswegen etwas verſchoben, weil er als Preußiſcher Gemeiner begonnen hatte, da er durch Familien- und Blutsbande mit den erſten und mächtigſten ſchwediſchen Häuſern in dem Heere des ſchwediſchen Kronprinzen für die glänzendſten Ausſichten ſogleich als Officier hätte auslaufen können. Er intereſſirte mich; er hat aber die würdigſten Männer intereſſirt: einen Grafen Solms-Laubach und andere; ſeine offenen Wunden ſprachen ſein Unglück, herrliche Zeugniſſe und Ehrenzeichen von Schlachtfeldern ſeine Tapferkeit aus; ich wußte, er war der Sohn eines ächt adlichen und ritterlichen Geſchlechts; ſein Betragen war beſcheiden ehrenfeſt und freundlich. Ich muß ihm, zumal da mein Brief die unſchuldige Veranlaſſung geworden iſt, daß nachtheilige Urtheile ſeiner Gegner über ihn ſo öffentlich geworden ſind, ihm, der nun fern von der deutſchen Erde leben muß, hier das Zeugniß geben: ich habe ihn nie anders gekannt noch je etwas Schlechtes und Unlöbliches von ihm gehört noch geſehen. Ich war kurz vorher, ehe ich dieſen Brief an ihn ſchrieb, in der Heimath geweſen und hatte auch mit ſeinem Vater über ihn geſprochen und über die Wiederherſtellung der vollen alten Liebe unterhandelt. Dadurch — nämlich dem Sohn darüber Nachricht zu geben — war dieſer Brief vorzüglich entſtanden.

Ich ziehe ſtatt aller weiteren Erklärung über den ziemlich langen Brief, der ſich ſelbſt erklärt und vertheidigt, ein paar Fragen und Antworten aus den Protokollen über diejenigen Stellen, worauf Gewicht gelegt iſt:

Frage: Welche Bewandniß hat es mit der Bemerkung „Es giebt eine gewiſſe Tartüfferei und Schnüffelei jetzt in der Welt ꝛc.?“

Antwort: Das habe ich wohl geſchrieben, um den jungen Mann zu warnen und ihn zu ermahnen, ſich verſtändig und vorſichtig aufzuführen; auch konnte ich das aus eigener Erfahrung ſchreiben, da ich, zumal in dieſen Gegenden, in Köln Bonn u. ſ. w., die ſonderbare Erfahrung genug gemacht habe, daß ein Theil mich für einen Hergeſandten hielt, um die Geſinnungen und Gedanken der hieſigen Menſchen zu belauſchen, andere aber vielleicht gar meinten, ich wolle auf ſie eine beſondere politiſche Wirkſamkeit ausüben; ſo daß ich dieſes Verdachtes hin und her wegen faſt alle größeren Geſellſchaften gemieden habe und öffentliche Gaſthäuſer, wo verſchiedenſte Menſchen zuſammenkommen.

Frage: Welche Bewandniß hat es mit den Worten „Glücklich iſt der, welcher jetzt ſein ganzes Leben durch ernſten Willen und ernſtes Studium ſtill zuſammenſchließt“ und wie wird hiemit der fernere Satz in Verbindung gebracht „und ſeine Kräfte ſchont und übt für eine Zeit der Kämpfe, die nicht fern iſt?“

Antwort: Das Wort Kämpfe iſt von mir bezogen entweder auf die Sorge wegen der unruhigen Wälſchen, die mich damals immer beſchäftigte, oder überhaupt war dies nur eine ernſte Weiſung für den Jüngling, den ja die Mannesarbeiten bald erwarteten, damit er ſeine Kräfte nicht in Uebermuth oder Ueppigkeit vergeudete. Das Erſtere iſt wahrſcheinlich gemeint, weil das Wort Auslauf von 1813 darauf hindeutet, in welchem dieſer Jüngling ſich nach allen Zeugniſſen auf das tapferſte bewährt hat.

Und nun, nachdem ich die Briefe und Protokolle in ruhigſter Stimmung wiedergeleſen und überdacht habe und in ihnen ſelbſt und in den Verhältniſſen, die ſie bezeichnen, durchaus nichts Schuldiges finden kann ſondern nur das Natürlichſte und Gewöhnlichſte, und wenn ich ferner erwäge, daß ich von Pflicht und Amtswegen nie in irgend einem beſonderen Verhältniſſe zu den beiden Männern geſtanden bin, weder ihr Lehrer noch ihr Aufſeher noch ihr Vorgeſetzter je geweſen bin, muß ich billig wieder ſtaunen, daß man ſolche Dinge und Verhältniſſe in Kriminalunterſuchungen mir vorhält, als worin etwa der Schein einer Schuld oder einer böslichen Abſicht wäre; denn die Ueberſchrift *Einwirken auf jüngere Perſonen* ſoll ja doch wohl etwas gegen mich bedeuten. Oder ſoll ich gar bis zu dem Glauben getrieben werden, daß es ſchon als Schuld gedeutet werden dürfe, wenn man Menſchen, welche zur Unterſuchung oder zum Verhör gebracht ſind — was ja den beiden Erwähnten geſchehen iſt — gekannt oder ſie einige Male geſehen oder ein paar unſchuldige Briefe mit ihnen gewechſelt hat? Ich weiß wohl, daß es zwiſchen dem erſten Jahrhundert, wo Suetonius und Tacitus, und dem vierten und fünften, wo Ammianus Marcellinus und Oroſius die fürchterliche historia augusta ſchrieben, genug war, den Kopf in Gefahr zu bringen, wenn man das Unglück hatte, mit irgend einem Angeſchuldigten verwandt zu ſeyn ja nur Umgang mit ihm gepflogen zu haben. Ich fürchte aber nicht, daß Grundſätze oder vielmehr Willküren, nach welchen in jenen gräulichen Zeiten mit der Ehre und dem Leben der Menſchen geſpielt werden durfte, in unſern Tagen und unter dem Scepter meines Königs je Anwendung bekommen können. Aber erſtaunen muß ich freilich, wenn ſolche Unſchuldigkeiten, als dieſer Briefwechſel zeigt, unter große Ueberſchriften gereiht werden, die doch wohl auf eine Art Schuld hinweiſen ſollen.

Zu IV. Politiſche Druckſchriften.

Einleitung.

Von allen meinen zum Verhör gezogenen Schriften fallen 17 in die Jahre zwiſchen 1805 und 1815, unter den ſchirmenden Namen der Schwediſchen und Ruſſiſchen Regierung und der Centralverwaltung der Hohen Verbündeten geſchrieben und ausgegeben.

Nach Abzug dieſer 17 bleiben 5 übrig für die Jahre 1815 bis 1818, nämlich 1) **Blick aus der Zeit auf die Zeit** 2) **Das Wort von 1815 über die Franzoſen** 3) **Ueber Preußens Rheiniſche Mark und über Bundesfeſtungen 1815** 4) **Der Wächter 3 Bände 1815 und 1816.** 5) **Geiſt der Zeit 4ter Theil. 1818.**

Von dieſen Schriften iſt **Der Wächter** im Preußiſchen Lande geſchrieben gedruckt und verlegt und im Sommer 1815 und im Winter 1816 in Köln herausgekommen, wo ich mich damals aufhielt und wo die völligſte Cenſurfreiheit war. **Den Geiſt der Zeit Theil 4** habe ich im Jahr 1818 als Preußiſcher Unterthan und als ſchon anſäſſig in Bonn geſchrieben; er war ſchon heraus, ehe ich meine Beſtallung als Profeſſor an der Rheinuniverſität bekommen hatte.

Ueber die erſten 17 Bücher hier alſo kein Wort.

Ueber die letzten 5, von 1815 bis 1818 ausgegebenen, Folgendes:

Wenn eine rechtliche Möglichkeit wäre, die nach meinen Geſetzen nicht iſt, daß ich wegen etwas im Jahr 1815 Geſchriebenen, wo ich noch kein Preußiſcher Unterthan war, jetzt im Preußiſchen Staate noch zur Verantwortung gezogen werden könnte, ſo wäre ich für die 3 erſten Nummern und für den 2. und 3. Band des Wächters durch ein heiliges Königliches Wort geſchützt, woran wohl kein Gericht zu rütteln wagen wird. Als ich nämlich um die Mitte Novembers des Jahrs 1815 mit meinem Vaterlande der Inſel Rügen der Preußiſchen Monarchie einverleibt und Preußiſcher Unterthan ward, nahm die bei der mehrſeitigen Abtretung des Ländchens zwiſchen Schweden Dänemark und Preußen für alles politiſche Vergangene ausgeſprochene Amneſtie, wenn den angeführten Büchern (Blick aus der Zeit ꝛc., Das Wort von 1815 über die Fr., Ueber Pr. Rh. Mark ꝛc., und Der Wächter 1. und 2. Band) irgend eine Schuld angedeutet werden konnte, dieſe Schuld hinweg: was ich bis zur Beſitznahme meiner Heimath durch Preußen, bis zur Mitte Novembers 1815 Politiſches gewirkt oder geſchrieben haben mogte, blieb durch das Königliche Wort und durch die bei allen ſolchen Abtretungen in dieſer Hinſicht gewöhnlichen Verſicherungen jeder möglichen Rückwirkung politiſcher Anklagen und Feindſchaften unantaſtlich. Dieſe Königlichen und Kaiſerlichen Verſicherungen ſind in allen Friedensſchlüſſen und Abtretungsverträgen von den Jahren 1814 und 1815 enthalten, in dem Vertrage zwiſchen den Hohen Verbündeten und Frankreich vom 30. Mai 1814, in dem Vertrage zwiſchen Sr. Maj. dem König von Preußen und Sr. Maj. dem Könige von Sachſen vom 18. Mai 1815, in dem Vertrage zwiſchen Preußen und Rußland in Betreff des Herzogthums Warſchau vom 3. Mai 1815. In der Königlichen Erklärung an die Einwohner des Großherzogthums Poſen aus Wien vom 15. Mai 1815 heißt es außerdem noch: „Es iſt mein ernſtlicher Wille, daß das Vergangene einer völligen Vergeſſenheit übergeben werde. Meine ausſchließliche Sorgfalt gehört der Zukunft.“

Das war ein recht Königliches Wort. Nun frage ich: Wie darf man ſolche Königliche Worte rücken? und welche ſind, die dazu gerathen haben, in meinem Leben die längſt vergangene politiſche Vergangenheit in der verbürgten Vergeſſenheit nicht ruhen zu laſſen ſondern mit Gewalt in die Gegenwart hineinzuziehen? Oder ſollte ein Pole dem Königlichen Herzen mehr werth ſeyn können als ein Pommer? Ich darf das ja nicht denken; denn ein König hat für alle ſeine Unterthanen ein gleich liebendes Herz.

Es blieben demnach übrig der 3. Theil des Wächters und der 4. Theil vom Geiſt der Zeit, von welchen das erſte Buch im Winter 1816, das zweite im Winter 1818, wo ich ſchon wirklicher Preußiſcher Unterthan war; in Druck gegeben ſind.

Ueber dieſe beiden Bücher bemerke ich dieſes:

1) In dem 3. Theile des Wächters hat ſich bei den Verhören nichts finden wollen, was nur als verfänglich geſchweige ſträflich gedeutet werden könnte.

2) Da ich für den 4. Theil des Geiſtes der Zeit ſchon im Winter 1819 in einer Allerhöchſten Weiſung*) meine Abfindung erhalten habe — wovon der Beweis bei den Akten liegt — ſo halte ich es für unmöglich, daß ich für jenes Buch von irgend einem Preußiſchen Gerichte noch zur Rechenſchaft gezogen werden könnte.

Einen juriſtiſchen Kampf der Vertheidigung habe ich alſo für alle die 22 Bücher nicht zu beſtehen. Da aber die langen und peinlichen Verhöre darüber mich genöthigt haben, anderthalb Jahre beinahe nichts zu thun, als meine ſämmtlichen Bücher groß und klein immer zu leſen und wieder zu leſen, Auszüge daraus zu machen, Anmerkungen darüber aufzuzeichnen, kurz mich ſelbſt und meine innigſten Gefühle und Gedanken und ſomit meine ganze Zeit und Lebensgeſchichte auf das langweiligſte vor das Verhör meines eignen Gewiſſens zu ziehen, ſo iſt hiedurch ein dicker Stoff von ganz eigener Art erwachſen, von welchem ich hier wieder einen Auszug niederlegen will. Da ich nämlich auf die allerdemüthigendſte Weiſe, die wohl je einem Manne widerfahren iſt, nicht bloß über mein Leben ſondern auch über meine Studien und meine Wiſſenſchaft, hier gewiß von einem ganz unbehörigen Richter, ein wahres Schuljungenexamen habe aushalten müſſen, und da aus ſo unendlich vielen Fragen hervorgeht, daß man auch meine Grundſätze gefährlich zu halten ſcheint, da auch meine Feinde in der Staatszeitung und in ſo vielen fliegenden Blättern meine Ehre in dieſer Hinſicht vielfältiglich angetaſtet haben, ſo benutze ich die Vorarbeiten, die ich für jenen oben angedeuteten Zweck habe machen müſſen, jetzt dazu, meinen ſchriftſtelleriſchen und ſittlichen Karakter eben in einzelnen Auszügen aus meinen Büchern hier niederzulegen. Was aus dieſen zum Theil gar nicht bei den Akten befindlichen Büchern mühſelig zuſammenzuleſen meine Richter weder Beruf noch Geduld haben würden, das kann ich ihnen hier zu meiner eigenen Befriedigung vorlegen, damit klarer als die Sonne allen erſcheine: daß, wenn ich nach rechtlichen Grundſätzen als Preußiſcher Bürger und Beamter wegen Schriften aus nichtpreußiſchen Verhältniſſen der Vergangenheit jetzt nicht angeklagt und verfolgt werden durfte — wie mir geſchehen iſt — ich eben ſo wenig wegen gräulicher unſittlicher und unchriſtlicher Lehren, die meine Bücher etwa enthalten mögten, angeklagt und verfolgt werden konnte. Denn jeder billige Leſer, der nicht mit vorgefaßter Eingenommenheit oder gar mit leidenſchaftlichem Partheihaß dieſe Bücher in die Hand nimmt und lieſt, der nicht nach dem Einzelnen jagt ſondern den Sinn des Ganzen faſſen und wägen will, und der nicht vergißt, was in ihnen ganz andern Zeiten und Verhältniſſen angehört, als die ſeit 1816 für Deutſchland und für mich beſtehenden ſind, wird finden, daß ich in dieſer Hinſicht unantaſtlich bin und daß meine Grundſätze und Anſichten der Geſchichte und Politik und der politiſchen Verhältniſſe Einrichtungen und Verfaſſungen durchaus Geſetzlichkeit und Mäßigkeit athmen und jenen Verſtand und jenes Maaß der Dinge und der Menſchen, welche, auf Geſchichte und Erfahrung geſtützt, der Leidenſchaft und Geſchwindigkeit des Tages immer das Wort des alten Philoſophen zurufen Nicht Zuviel und den Soloniſchen Spruch Nicht das Beſte, ſondern das Beſte, was unter den Umſtänden möglich iſt.

---

*) S. Aktenſtücke 1.

Auch jene meine andere Rückſicht werden meine Richter hiebei eben ſo verzeihlich als natürlich finden, daß ich in den Augen würdiger Männer nicht bloß als ein ſittlicher und geſetzlicher ſondern auch als ein kundiger und verſtändiger Mann erſcheinen mögte. Viele der Würdigſten und Beſten meiner Zeitgenoſſen haben mir freilich über beides mehr als einmal die freiwilligſten und unverdächtigſten Zeugniſſe ausgeſtellt, aber meine Gegner haben nun Jahrelang Gelegenheit und Erlaubniß gehabt, mich ungeſtraft mit Anſchuldigungen von politiſchen Tollheiten und Knabenhaftigkeiten zu verleumden, welche mir immer fremd geweſen ſind; und es iſt ja leider der Menſchen gebrechliche Art ſo, daß auch ſelbſt viele Gute endlich etwas von dem glauben, was ſie hundertmal unter verſchiedenen Ueberſchriften und Einkleidungen hören und leſen, zumal wenn ſolche Anſchuldigungen ſogar unter dem Anſehen hoher Behörden kundgemacht werden.

Bei dieſen Auszügen, die faſt den vollen Umriß meines literariſchen Lebens und meiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit zu zeichnen beſtimmt ſind, habe ich nun nicht allein bei den Schriften ſtehen bleiben dürfen, die zu Verhör gezogen ſind, ſondern, damit der Kreis einigermaaßen vollſtändig geſchloſſen würde, auch die dazu gehörigen lückenbüßenden und ergänzenden Schriften und Handſchriften der Zeitordnung nach mit eingereiht. Das Ausgezogene ſelbſt mögte ſeinem Hauptinhalt nach etwa auf Folgendes gehen:*)

1) Anſicht des Zeitalters — Wie dieſe Zeit geboren iſt aus der Vergangenheit und wie ſie hinüberſpielt und hinüberweiſt auf die Zukunft — Ihr Gutes und ihr Schlimmes, ihre Stärke und ihre Schwäche — Ihre überfliegende Geiſtigkeit in allen verſchiedenſten und mannigfaltigſten Beziehungen gezeigt, in ihren Wirkungen auf den Staat und auf den Menſchen und auf die merkwürdigſten Entwickelungen und Erſcheinungen unſerer Tage — Daß die häufig übertriebene maaßloſe und verworrene Zeit nur durch das geheilt und wiederhergeſtellt werden kann, was ſie geſchwächt und verrückt hat; daß ſie nur durch Geiſt und durch geiſtige Hochherzigkeit weiter gefördert erhalten und beherrſcht werden kann; und daß, wer ſie durch das Entgegengeſetzte zu halten und zu zügeln meint, nicht ihr Herr bleibt ſondern leicht ihr Knecht werden kann.
2) Ideen von Staat Geſetzgebung und Verfaſſung.
3) Was wahre Politik und ihr hoher idealiſcher Sinn iſt — Maaß politiſchen Verſtandes und politiſcher Gerechtigkeit.
4) Die Franzoſen und das Franzöſiſche, franzöſiſche Art und Karakter — Franzöſiſches Uebergewicht und Herr-

---

*) Wenn man abrechnet, was ich zur Berichtigung und Verſtändigung über einzelne Fragen und Anſchuldigungen auszuziehen nöthig erachtet habe.

Wird's nicht.
So iſt es auch mit der Liebe beſtellt;
Du Herz, das ſüße Empfindung ſchwellt,
Du deuteſt, was ſich nicht ſpricht.

Im Menſchenantlitz da locket tief
Die Glut,
Die alles freudig zu Leben rief
Und Muth,
Die Sonnen ballte und Erden geſchmückt
Und Bäche ſtrudelnd zum Meer geſchickt,
Die Liebe ſeelig und gut.

O heiße Glut! die mich ſüß verzehet
Zu Pein,
O Licht! das hell Ihr Geſicht verklärt
Mit Schein,
Dein Brennen, Leuchten ich alles verſteh,
Thut mir im tiefeſten Buſen weh
Die Jungfrau lieblich und fein.

ſchaft des Wälſchthums ſeit drittehalb hundert Jahren über Europa woher? — Franzöſiſche Revolution, ihre Urſachen und ihre Folgen — Unglück der wälſchelnden Erziehung und Bildung für die Europäer, beſonders für die Deutſchen, in ihren gebildeten und höheren Klaſſen.

5) Die Deutſchen und das Deutſche — Deutſche Art Karakter Sprache Leben Verfaſſung in verſchiedenen Zeitaltern und in der gegenwärtigen Zeit — Deutſche Vielſeitigkeit Vielerleiheit und Allerleiheit, woher wieder vielerlei und allerlei Schwächlichkeit, die der Deutſche als Menſch und als Bürger offenbart hat — Des Deutſchen hohe und tiefe aber auch ſeine halbe und zerfließende Idealität: die Deutſchen verlieren über dem Suchen des Himmels oft die Erde.

6) Ueber Deutſchlands Preußens u. ſ. w. Stellung zu den übrigen Völkern und Reichen Europas: ich glaube, Wahres und Verſtändiges genug.

7) Napoleons Erſcheinung in der Zeit. Ich meine, ſein Bild iſt von Anfang bis zu Ende richtig von mir gefaßt und gezeichnet. Frühes Hinweiſen auf ſeine politiſche Mittelmäßigkeit bei ſeltenſter ſoldatiſcher Gediegenheit: ein Marius, aus welchem nie ein Sulla werden konnte. Richtiges Vorherſehen und Vorherſagen ſeines Falles und der Urſachen deſſelben.

8) Wie Preußen durch geiſtigen Muth und durch Förderung des Geiſtes und des geiſtigen Lichts geworden iſt, was es iſt; wie es ſich durch geiſtigen Stolz und Hochſinn wieder erhoben hat; und wie es allein groß ſeyn und bleiben kann durch das, wodurch es groß geworden iſt.

9) Beruf der Schriftſteller und Gelehrten in der Zeit; welcher Kampf mit den Böſen oder Verrückten allen

Redlichen und Geſcheidten vorliegt; welche Stürme und Gefahren in dem Zeitalter für den Einzelnen, wie für das Ganze da ſind.

2. Die Schriften ſelbſt:

1. Verſuch einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. 277 S. 8.

Dieſes Büchlein iſt in ſo fern mein erſtes politiſches Erwachen zu nennen, als mir in der Wirklichkeit ein Gegenſtand gezeigt ward, woran allgemeine Gefühle Anſichten und Einſichten, die bis dahin noch ziemlich unbeſtimmt geblieben waren, ſich erproben konnten. Ich war in Greifswald Adjunkt in der philoſophiſchen Fakultät mit einem Gehalt, wenn ich alles zuſammenrechnete, von ungefähr 400 Rthalern Schwediſch Pommerſchen Kurant, ich fing meine bürgerliche Laufbahn an und wollte, was die Leute ſagen, weiter in der Welt. Freunde haben mich gewarnt, dies Buch nicht zu ſchreiben; ich ſchrieb es doch, obgleich durch den Gegenſtand weder Ruhm noch Gunſt zu verdienen war. Ich ſchrieb es im feſten Bewußtſeyn, daß die Wahrheit der Geſchichte ihr heiliges Recht nicht aufgeben darf und daß dieſer erhabenen Richterin der Vergangenheit und Gegenwart wer ſich feiges Sinnes fühlt unwürdig iſt als Diener zu nahen; ich ſchrieb es nicht mit dem leeren Geklingel und den windigen Lehren des Tages gerüſtet ſondern in dem ſicheren Geleiſe der Urkunden und der Erfahrung einherſchreitend. Leute der Art, die nicht glauben wollten, daß ein Tiberius einmal geſagt haben könne, wie auf dem Titel als Motto ſtand: „in einem freien Staate müſſen Zunge und Geiſt frei ſeyn,“ Leute, die faſt zu glauben ſcheinen, daß ein Theil der Menſchen ſchon mit einem Sattel zur Welt kommt und die andern mit Stiefeln und Sporen, um auf jenen zu reiten, meinten, ich habe ein Staatsverbrechen begangen, daß ich leider zu verjährte Misbräuche der Heimath einmal zur Sprache gebracht hatte. Solche hatten mich bei meinem Könige hinterrückiſch verklagt, ſo daß mir Anklage und Haft gedroht ward. Man hatte dem Herrn die Seite 175 und an andern Stellen vorkommenden Urtheile über längſt verſtorbene Schwediſche Herrſcher, wo die Königin Chriſtine eine Verſchwenderin genannt iſt und wo es heißt, daß unter Karl Guſtavs und Karls des Zwölften kriegeriſchen Regierungen für unſer Land nicht nur nichts Gutes habe geſchehen können ſondern vielmehr alles Unheil und Elend über daſſelbe gekommen ſey, als Grund dazu vorgeſpiegelt. Doch Pommerns damaliger Generalſtatthalter Graf von Eſſen, der mir wohl wollte, hatte dem Könige nicht bloß die von meinen Feinden angeröthelten und angeſchuldigten Stellen ſondern das ganze Buch zu leſen gegeben, und ſchrieb mir bald darauf: Der König hat Ihr Buch jetzt aufmerkſam geleſen und ſich geäußert: wenn es ſo iſt, ſo hat der Mann ja ganz Recht gehabt, ſo zu ſchreiben. Von Anklage war nicht mehr die Rede, wohl aber ward der König von dieſer Zeit an (es war im Jahr 1804) mir gnädig gewogen und iſt es bis ans Ende geblieben; und das Büchlein wirkte nun mit zur geſchwinderen Aufhebung der Leibeigenſchaft. Möchten doch alle Könige und Miniſter, welchen heimliche Feinde eines Verfaſſers einzelne aus Büchern und Handſchriften herausgeriſſene oder in denſelben unterſtrichene Stellen zu leſen geben, wie jener König bei mir that, in ſolchen Fällen die Bücher und Handſchriften ganz leſen!

So lernte ich ſogleich bei meinem erſten Auslauf auf der politiſchen Schriftſtellerbahn, daß Wahrhaftigkeit der Worte und Redlichkeit der Abſichten in dieſer Welt, wie ſie einmal iſt, nicht immer für die Sicherheit bürgen und daß wer kein Wenddenmantel ſeyn kann auf dieſer Bahn mehr Dornen als Roſen ſammelt.

2. Geſchichte der Veränderung der bäuerlichen und herrſchaftlichen Verhältniſſe in dem vormaligen Schwediſchen Pommern und Rügen vom Jahr 1806—1816 (als ein Anhang zum vorigen) Berlin 1817.

Ich führe dieſes 15 Jahre ſpäter geſchriebene Büchlein hier ſogleich mit auf, weil es dem Inhalte nach ganz als Fortſetzung des vorigen anzuſehen iſt, doch mit Hinwinkung auf die Hoffnungen eines neuen beſſeren Lebens, welche den Menſchen meiner Heimath durch die Verbindung mit Preußen aufgingen, und mit fröhlicher Liebe für dieſe Verbindung. Aus dem Büchlein ſelbſt aber muß ich eine Stelle ziehen, die ſich findet S. 19—24. Ich überſchreibe ſie Politiſche Geſinnung:

„Politiſche Geſinnung konnte in dieſem Lande wegen
„unſerer Verhältniſſe nicht wohl aufblühen. Mit Deutſch-
„land, dem großen Vaterlande, deſſen Band ſeit dem jam-
„mervollen dreißigjährigen Kriege mehr und mehr aufgelöſt
„war, hing es politiſch faſt wenig zuſammen; was es noch
„daran hielt, war gemeinſame Sprache Sitte Bildung und
„Wiſſenſchaft. Abgeriſſen von der größeren Landſchaft, woran
„gemeinſame Herrſchaft Gewohnheit und gleicher Stamm es
„vormals geknüpft hatten, war es mit einer Volkszahl, die
„noch nicht an 120,000 Seelen hinanſtieg, ein kleines Zwerg-
„leibchen, worin keine große Seele wohnen konnte und das
„bei ſchlimmem ſtürmiſchem Wetter leicht fror. Dazu kam,
„daß unſre wenigen Geiſter nicht einmal alle nach Deutſch-
„land ausfließen und von daher Stärke und Kraft zurück-
„bringen konnten, ſondern daß viele derſelben über das Meer

„nach Schweden gezogen wurden, mit welchem doch eine innige Verbindung und gänzliche Verbrüderung aus manchen Gründen nicht möglich war. So war denn hier auch kaum eine Spur von politiſcher Theilnahme und politiſchem Leben: die meiſten waren unſeitig (neutral). Dies ward auch ſelbſt in der größten und gefährlichſten Zeit wenig anders. Ob die Franzoſen, ob die Deutſchen ſiegten, das war den meiſten gleichgültig, ſie fragten nur, ob die Kornpreiſe dadurch ſinken oder ſteigen, ob Handel und Schifffahrt beſſer oder ſchlechter gehen würden: ja die Untheilnahme an den menſchlichen Dingen, an dem Glücke oder Unglücke der Völker däuchte ihnen faſt eine Tugend, dieſe Unſeitigkeit nannten viele vornehm Humanität (Menſchlichkeit). Weil ſie nichts liebten und haßten, glaubten ſie eines ewigen Friedens würdig zu ſeyn; aber eben darum kam es mit Donnern und Blitzen. Hier beſchreibe ich nicht bloß die Menſchen meiner Heimath, ſondern die jämmerlichen Zuſtände vieler Deutſchen jener Zeit, die nun gottlob auch ſchon überwunden wenn auch nicht verwunden iſt. Aus dieſer Quelle entſprang hier auch der ziemlich allgemeine Zorn und Spott der Menſchen über ihren König. Sie ſchalten Guſtav Adolf nicht bloß, weil in ſeiner Handlungsweiſe vielleicht Unverſtand und Uebereilung war — was ſeyn mogte — ſondern überhaupt, weil er handeln, weil er an den allgemeinen Dingen Europas Theil nehmen wollte. Sie meinten, in ſolchem Sturm der Welt könne ein ganzes Volk ſtill ſitzen und ruhig zuſehen und Kohl ſchneiden, während die andern arbeiteten und bluteten. Dieſe Meinung entſprang aus einem Irrthum und dieſer Irrthum aus einer Gleichgültigkeit, die wenigſtens im Jahr 1805 nicht mehr verzeihlich war.

„Ich habe den Mangel politiſcher Geſinnung ein Ge-

„brechen genannt; ich kann das leicht beweiſen. Die Würdigkeit des Einzelnen und des Volkes wird nach dem größeren oder geringeren Maaße von Geiſtigkeit gemeſſen, die in ihm lebt und webt. Wir nennen einen Menſchen und ein ganzes Volk gemein, unedel, in wie fern die Erde, das Irdiſche, der Leib, das Leibliche am meiſten in ihnen herrſchen; wir nennen beide ungemein, edel, in wie fern der Geiſt, das Geiſtige, die geiſtigen Strebungen und Genüſſe in ihnen vorherrſchen. Das höchſte Bild der Glückſeligkeit nach Vernunft und Chriſtenthum iſt der Menſch, in welchem der Geiſt, der geiſtige Trieb und die geiſtige Liebe gebieten und welcher die Erde und die irdiſchen Dinge bloß ſo weit begehrt und gebraucht, als ſie dem Geiſte zur Nahrung dienen; in dieſem Sinn ſagen wir wohl zuweilen von einem veredelten Menſchen: er iſt ganz Geiſt, er iſt ganz Seele. Wenn wir uns die Seligkeit denken, ſo haben wir kein anderes Bild als einen ewig bewegten und ſanft fluthenden Strom geiſtiger Gefühle und Gedanken, worin ſich alle Gegenſtände der Erkenntniß heiter und klar ſpiegeln und deſſen lichte und erleuchtende Sonne nie untergeht. Ahnungen und Anſchauungen dieſer Seligkeit haben wir nur in ſeltenen Sekunden dieſes Lebens: ſie iſt hier auf Erden keinem Sterblichen erreichbar: deswegen glauben wir an ein Leben über den Sternen. Wenn man die Dinge würdig betrachtet und wägt, ſo iſt bloßes irdiſches Wohlſeyn und leiblicher Wohlſtand nur das niedrigſte Maaß des Glückes und der Herrlichkeit eines Volkes. Gut Eſſen und Trinken, Sattſeyn, ſein Haus wohl beſtellt haben, ſich mit Weib und Kindern freuen ſind noch kein menſchliches Daſeyn ſondern nur die nothwendigen Bedingungen eines menſchlichen Daſeyns. Des Menſchen und des Chriſten Leben beginnt,

„wo der Geiſt träge und unwirkſam iſt. Faule und ſklaviſche
„Völker haben oft größeren Reichthum und ſattere Fülle
„irdiſcher Güter gehabt, als die lebendigſten und freieſten,
„aber immer hat die Geſchichte die Würdigkeit der Völker
„nur nach dem Geiſt gemeſſen, in wie weit ſie frei rege
„tapfer kunſtreich wiſſenſchaftlich waren. Das Politiſche
„und die politiſche Theilnahme und Geſinnung iſt nun freilich
„nicht ein höchſtes Streben des Geiſtes, aber gehört
„doch dem geiſtigen Leben an und iſt ein tauſendfacher
„Sporn geiſtigen Lebens. Beide das Politiſche und das
„Aeſthetiſche gehören mit vielen andern Trieben und Anlagen
„des Menſchen zu den mittleren Kräften; ſie ſchweben
„gleichſam zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte, ſie ſind
„halb aus Erde, halb aus Himmel, halb aus Geiſt und
„halb aus Leib gemiſcht. Das Politiſche und die politiſche
„Liebe und Geſinnung geben dem Menſchen einen feſten Fuß
„und ſicheren Tritt auf dem Erdboden, ſie geben ſeinem
„äußern Handeln und Wandeln eine beſtimmte Richtung,
„ſie geben ſeinem Thun und Schaffen Maaß und Geſtalt:
„kurz ſie ſind ein ſicherer irdiſcher Ruhepunkt. Sie ſind
„ihm ferner Troſt in vielem kleinen Leide, Trotz in Widerwärtigkeiten,
„Sporn zu vielen kühnen und mächtigen Thaten.
„Der himmliſche Wille wird wohl durch etwas Beſſeres
„befeſtigt, aber der irdiſche Wille kann hierdurch allein feſt
„und mächtig werden. Manches Schöne kann der unpolitiſche
„Menſch auch ſchaffen, manches Gute vollbringen, in größter
„Noth durch einen höheren Troſt unerſchütterlich ſtehen,
„als welchen das Politiſche geben kann; aber in den gewöhnlichen
„Verhältniſſen, in den kleineren Nöthen und
„Bedrängniſſen, in dem Kampfe des Lebens, wo Stirn gegen
„Stirn und Mann gegen Mann und Volk gegen Volk
„um Recht und Herrſchaft einander gegenüber ringen, da

„wird er ſchwach unſicher und jämmerlich ſeyn. Das Politiſche iſt der Stahl des Staats und des Nationallebens, „ein großer Troſt des Mannes gegen viele kleine Gebrechen „und Nöthen der Geſellſchaft und gegen Gebrechen und „Nöthen der eigenen Natur.

„Dieſes erhebenden und tröſtenden Gefühls entbehrten „die Menſchen meiner Heimath in jener Zeit faſt ganz. Es „gereicht ihnen nicht zum Vorwurf, daß ſie es nicht hatten. „Ich habe den Grund dieſes Mangels eben gezeigt. Die „letzten zehn Jahre ſind grade der Art nicht geweſen, daß „ſie hohen politiſchen Geiſt hier hätten entwickeln können. „Das hatten viele im allgemeinen Unglück endlich wohl begriffen, daß, wenn das ganze Deutſchland krank ſey, auch „dieſe kleine äußerſte Ecke des Vaterlandes nicht geſund „ſeyn könne, ſie hatten ihr Herz wieder mit Liebe und Erbarmen auf das lange Zeit vergeſſene gerichtet; aber von „verſchiedenen einander feindſeligen Kräften gezogen, von „Freunden und Feinden gemißhandelt, mit der Ausſicht die „alten Herren zu verlieren, ohne zu wiſſen, ob fremde oder „deutſche Fürſten über ſie herrſchen würden, alſo eine Zeitlang das ſchmerzlichſte aller Gefühle — das Gefühl der „Herrenloſigkeit tragend — wie konnten ſie bei dieſer politiſchen Unbedeutſamkeit, ja Unwichtigkeit, worin ſie ohne „ihr Verdienſt gehalten wurden, in ihrem Herzen ſo flammen, wie andere glückliche Lande unſres Vaterlandes? „Sie hatten in den letzten Jahren nichts als Leid und „Mißachtung erfahren, ſie wurden wegen ihrer Kleinheit „kleiner gemacht, als ſie waren. Das hat wehe gethan „und thut vielen noch wehe. Auch hat es in den letzten „zehn Jahren hier genug politiſche Gaukeleien gegeben, wie „man alles nennen kann, was verheißen verſucht und nicht „ausgeführt wird. Daher haben die Menſchen zum Theil

„eine gewiſſe Scheu vor allem Neuen, auch vor dem, was ihnen von der neuen Regierung in redlicher Abſicht verſprochen und gelobt wird. Dieſe Scheu und eine gewiſſe Anhänglichkeit an dem Alten und an der Verbindung mit Schweden, die doch auf dem heiligen Boden alter Treue und Dankbarkeit ruht, werden ihre neuen Mitbürger und Landsleute, die ja ihre älteſten und eigentlichſten Landsleute und Brüder ſind, ihnen nicht verargen. Auch ſie werden ſich in das neue Leben hineinfühlen und hineinleben, das ja das natürlichſte iſt, ſie werden dann auch durch ihre Herzen einen mächtigeren Strom brauſen fühlen, den mächtigen und ſtolzen Strom der Gemeinſchaft mit einem großen Staate und mit dem ganzen geliebten deutſchen Vaterlande. Dann werden ſie politiſche Menſchen ſeyn, und Gefühle werden ſich in ihnen regen, die ſie bisher nicht haben konnten."

3. Germanien und Europa. Altona 1803.
434 S. 8.

Dieſes Buch iſt mit der Geſchichte der Leibeigenſchaft in demſelben Jahre entſtanden, nämlich 1802. Napoleon begann als die ſchickſaldrohende Geſtalt in den Jahren 1801 und 1802 vor meinen Augen emporzuſteigen, und mit ihm ſtiegen auch die Franzoſen wieder vor mir auf als die alten Erzfeinde des deutſchen Herzens und des deutſchen Landes: während ich zu Hauſe gegen die kleine Knechtſchaft kämpfte, fürchtete ich draußen für das große Vaterland eine ſchlimmere Knechtſchaft. Ich ſuchte mir nun die Schwäche der Zeit und des Vaterlandes, das wälſche Uebergewicht, die Gefahren, die in Frankreich und in dem Erſten Konſul lauerten, geiſtig und leiblich, äußerlich und innerlich zu erklären. So ward dieſes Buch, das (obgleich es ſo wenig als die beiden vorigen zum Gegenſtande von Verhören gemacht iſt) in mehr als Einer Hinſicht hier betrachtet und zugezogen werden muß, um ſo mehr, da es dem drei Jahre ſpäter geſchriebenen Erſten Theile des Geiſtes der Zeit an ſo vielen Stellen faſt zum ergänzenden Kommentar dient und in ſo vielen Vorklängen und Vorſpielen der rechte Vorbote deſſelben iſt.

Dieſes Buch iſt als Buch ſchlecht gemacht, häufig nachläſſig im Stil, hin und wieder undeutſch in Worten und Wendungen, am meiſten ungleich in ſeinen Theilen, der Gedanke des Stoffes nicht genug Herr, die Gegenſätze zu eckigt, der theoretiſche Theil nebelnd loſe ſchielend ja häufig falſch, da der praktiſche ſchon mit geſunden und klaren Augen ſieht und vorherſieht. Daß ich es kurz ſage: Das Geiſtige des Buches iſt mit unſicherer Hand gezeichnet.

Inhalt: S. 7—56. Verſuch ſich auf den geiſtigen Standpunkt des Zeitalters hinaufzuſchwingen, die geiſtige Bildung der Welt und Europas zu erklären.

S. 57—94. Schilderung der zu verdünnten Geiſtigkeit des Zeitalters, und Einwirkung der franzöſiſchen Geiſtigkeit, wie Leben Wiſſenſchaft Religion Staat alles davon durchweht und zerfreſſen worden iſt: alles gleich Schwäche und Schemen.

S. 94—107. Friedrich der Zweite, wie er mit hineinſpielte und zugleich Werk und Mitſchöpfer, und alſo größtes Zeichen ſeiner Zeit war. Ein mit ſichern Umriſſen gezeichnetes Bild.

S. 107—14. Kaiſer Joſephs Tragödie, wie er durch ſich ſelbſt und ſeine beſtgemeinten Entwürfe übermeſſendes und überfliegendes geiſtiges Streben und Wollen nichts vollbrachte und in dem Zuviel im eigentlichſten Sinne unterging. Es heißt S. 113—14 von ihm:

Ihr Aug hat heller als Morgenroth
Den Strahl,
Ihr Zorn brennt heißer, als heißer Tod
Durch Stahl,
Und wem ſie einmal nur freundlich gelacht,
Verſchmäht um ſie, der unſterblich macht,
Den goldnen Götterpokal.

Doch trägt der Himmel des Auges Schmerz
Im Blick,
So fliehet alles ins tiefe Herz
Zurück.
O Liebe, brünſtig, wie Waſſer und Licht!
O ſüßer Schein vom Menſchengeſicht!
Wer ſpricht Sein Weh und Dein Glück?

Die

„Joſeph ſtarb mitten in dieſer Zerrüttung und in dem tiefgekränkten Gefühle, faſt alles, was er mit der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen aufgeführt hatte, noch zuſammenſtürzen zu ſehen. Man iſt ſeinem Andenken die Thräne ſchuldig, die dem Edlen gebührt; denn er wollte das Menſchliche und Gute, aber er verſtand vor lauter Geiſtigkeit ſeines großen Plans den feſten Erdboden nicht genug, worauf er doch ruhen ſollte. Ueberdas treten in die letzten Jahre ſeiner Regierung ſchon die politiſchen Zuckungen Europas ein, die allenthalben einen neuen außerordentlichen Zuſtand, der früher oder ſpäter kommen ſoll, verkündigen. Auch ein weiſerer und weniger leidenſchaftlicher Regent hätte bei dieſem Zeitgeiſte wohl ſchwer eine ähnliche Herkulesbahn, ohne zu ſtolpern, halten mögen; denn die Zeit und das Glück ſind vor allen das einzig richtige Maaß der Größe und Kleinheit.“

S. 114—16. Wie die Nordamerikaniſche Revolution auf die Zeitgenoſſen wirkte.

S. 116—46. Das Flache Spitzige Witzige Trockene und Unglaubige im Ganzen, in Theologie Wiſſenſchaft und Kunſt, vorherrſchend.

S. 146 ff. Uebergang zur franzöſiſchen Revolution und wie die überſliegende Geiſtigkeit auf den Menſchen und auf den Bürger und alſo in letzter Inſtanz auf den Staat überhaupt und auf die Idee vom Staate gewirkt hat — Schilderung der franzöſiſchen Regierungen (von S. 182 bis 207) bis zur Revolution. Darin ragt Ludwig der Vierzehnte hervor, der Schöpfer vieles europäiſchen Jammers und auch des alles erdrückenden Jammers der übergroßen ſtehenden Heere; welche eben durch die unendliche Finanznoth, die ſie in den meiſten Ländern hervorgebracht haben, wieder wirkſamſte Urſachen der Erſchütterungen und Umwälzungen unſerer Zeit geworden ſind.

S. 207—252. Franzöſiſche Revolution. Was die Franzoſen zu Hauſe und in der Fremde ſo mächtig machte. Schilderung des Geiſtes und des Wechſels der Menſchen und Begebenheiten bis auf Napoleon.

S. 252—364. Ideen über Staat und Verfaſſung, wie ſie werden und worauf ſie ruhen. Die einzelnen Staaten und Völker und ihre nothwendigen Erforderniſſe und Bedingungen klimatiſch geographiſch ethnographiſch linguiſtiſch in allgemeinen Umriſſen gezeichnet — Dieſe Zeichnung gemacht in dem Vorgefühle, Bonaparte werde auf eine alle Zucht Freiheit und Ehre der einzelnen Völker Europas zuſammenſchüttelnde und grauſam miſchende Univerſaldeſpotie losarbeiten, wie die Franzoſen vor ihm ſchon vorgeſpielt hatten.

S. 366—409. Bonaparte, ſein Regieren, Andeutung ſeiner Entwürfe, Schilderung ſeines Karakters. Ich ſehe aus dieſen Blättern, daß ich im Sommer 1802 ſchon den ganzen künftigen Napoleon kannte. Bei dieſem Stande Frankreichs und bei dieſem in ſo gewaltiger Stellung da ſtehenden Napoleon mußte wohl an Deutſchlands Schwäche und Schmach gedacht werden, die es ſeit 1792 fortwährend und in keinen Niederlagen jammervoller offenbarte, als in den letzten Unterhandlungen und Friedensſchlüſſen. Schilderung des damaligen Deutſchen S. 423—29.

S. 429—34. Wie ich die allerdings zerrüttete aber in vielen Zeichen doch ein höheres Streben offenbarende Zeit anſehe und was ich für die Pflicht der Beſſeren und Geſcheidteren halte.

Einzelne Stellen aus dem Buche:

S. 2—5. Wie Menſch und Staat in einander ſind:

„Plato, der göttliche Plato hat ein Buch geſchrieben über die Staatsverfaſſung mit einer durchlaufenden Verwechslung des einzelnen Menſchen und des ganzen Staates, ein Buch, das vielen Thoren ein Aergerniß und vielen Dummen ein Wunder gedäucht hat, ein Buch, das durch die Luſt und die Albernheit der Deutelei wohl hundert andere geboren hat und wohl zu tauſend anderen wieder einen reichen Keim in ſich trägt. Man hat vielfach und immer einfältig gefragt, ob unter dem Bilde, dem Staat, nicht die Sache, der Menſch, ſtecke, und ob er die Erziehung und Regierung ſeiner Begierden ſo wie ihre Ausbrüche nicht eigentlich habe ſchildern wollen. Da wird es denn natürlich das größte Wunder bei dem Buche, wie man doch nur ſo habe fragen können, und nach der Verwunderung wird es die klare Erſcheinung, wie ſehr grade diejenigen verrückt und verwirrt ſind, welche den Andern einhelfen und aushelfen ſollten. Der Staat iſt ja nichts als viele Menſchen; wenn alſo, was man von Menſchen ſagen und lehren kann, nicht auf den Staat paßt, ſo iſt das ein ſchlimmes Zeichen, nämlich das Zeichen der Entmenſchung; wenn ſich vollends die Leute verwundern über das Zuſammenfaſſen des Staates und des Menſchen als einer Einerleiheit, ſo iſt das ein noch ſchlimmeres Zeichen, nämlich das der Unbewußtheit dieſer Entmenſchung. Ewig ſoll der Menſch, deſſen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher ſtehen als der Staat; es iſt alſo das ſchlimmſte Zeichen, wenn man den Staat immer höher ſtellt als den Menſchen. Der Menſch war von jeher mehr als der Staat, nicht bloß im Bilde ſondern

„auch in der That. Noch kennt die Geſchichte keinen gerechten
„Staat; aber ſie würde aufhören die zweite Lehrerin
„der Menſchen zu heißen, wenn ſie uns nicht viele gerechte
„Individuen zeigte. Feſt alſo ſteht, daß mit dem Menſchen
„der Staat wahrhaftig erzogen wird, daß beider Bildung
„Eine ſeyn ſoll, beider Zucht Eine, nur daß der Staat
„eine ſtrengere und beſchränktere immer verlangen wird.
„Man hat in der neueren und in der neueſten Zeit immer
„die Pferde hinten an den Wagen geſpannt, und durch einen
„andern Staat wie durch einen Zauberſchlag auch andere
„Menſchen machen wollen; aber die lange Bethörung
„ſollte doch einmal aufhören; man ſollte nach Jahrhunderten
„lernen, daß andere Menſchen ſogleich einen andern
„Staat geben; man ſollte alſo zuerſt ſorgen, die Menſchen,
„wenn ſie, wie ſie nun ſind, für einen guten Staat wenig
„taugen, ſo zu machen oder nur ſo ſeyn zu laſſen, daß
„ein guter Staat für ſie tauge. Sie würden ihn dann
„ſchon finden; denn das Rechte und Gerechte begreift auch
„ein einfältiges Kind.

„Dies alles ſcheinen nur Worte, aber es iſt der Titel
„meines Buches. Ich muß zeigen, wie ich es fühle an
„meiner Welt und an mir, daß ſie und ich verrückt ſind,
„d. h. aus unſern Angeln geworfen. Ich muß dieſe Verrücktheit
„erklären, wie der Menſch überall nur ein Ding
„erklären kann, d. h. ich muß ihre Nothwendigkeit zeigen,
„damit nicht der Glaube an die Gottheit untergehe und die
„Liebe.“

S. 87—93. Wie die zu ſcharfe Geiſtigkeit des Zeitalters auf den Staat gewirkt und nothwendig Deſpotismus hervorgebracht hat, der hier keineswegs geſchildert wird als durch bloße ſchlaue Willkür Einzelner geworden:

„Alles dies, wie es uns bisher nur in einzelnen Geſtalten oder Scheinen von Geſtalten vorübergegangen iſt, mußte auch auf die größeren Menſchenmaſſen, die man Staaten nennt, und auf ihre Regierungen und Regierer wirken. Seit der Reformationszeit oder wenigſtens ein volles Jahrhundert darnach hatte der Geiſt ſeine Alleinherrſchaft in Europa vollendet, und bloß die Religion der Zeit, ein verdrehtes und verrücktes Ungeheuer *), von dem ſich ſchwerlich beſtimmen läßt, ob es mehr von Geiſt oder Seele in ſich eingemiſcht wirkend hatte, tritt in Intervallen dazwiſchen und macht ſchreckliche Farzen unter ſeinen Tragödien und Komödien, doch ſpielt er nachher wieder allein fort. Wie iſt auch ſein Einfluß auf die Staaten ſichtbar! Kunſt und Energie hatte er aus der Welt herausgeſchwatzt und geklügelt; ſie mußte ſich ſeitdem auf dem Standpunkte einer niedrigeren Künſtlichkeit und einer Kraftäußerung halten, die immer in einzelnen Fortſchnellungen und Exploſionen nach beſtimmten Richtungen, nicht aber im gleichmäßigen Schritt beſtand. Mit der Geſtalt, die nur Kraft giebt, weil ſie in das All eingreift und daraus ewige Lebenswärme ſaugt, hatten die Menſchen die Haltung eines Staates und einer politiſchen Freiheit verloren. Der Geiſt, der nur Fortſchwingungen und Zuckungen hat, kann nichts In-Kraft-Dauerndes erzeugen. Dies fühlten die Regierer wohl; aber ſie fühlten auch, daß eben in dieſer Elaſticität des Geiſtes eine Gefahr liege wie die der Veſuve und Charybden; ſie mußten alſo die feuerſpeienden Berge und Meeresſtrudel zu hindern ſuchen. Es lag eine Schwäche

---

*) Misverſtändniſſen vorzubeugen weiſe ich hier auf die vorhergehenden Erörterungen des Buches hin; es iſt von der Zeitreligion die Rede und von den Verrücktheiten und Zuckungen, die ſie mit in die Geſchichte tretend auch offenbaren mußte.

,,in dieſer Furcht, aber dieſe Schwäche war eine tiefere Noth-
,,wendigkeit der Weltordnung: denn wo Geiſtigkeit regiert
,,oben in der Luft, da muß Deſpotismus regieren unten
,,auf der Erde. Die Nothwendigkeit deſſelben oder die An-
,,ſchauung, daß keine volle bürgerliche Freiheit in den letz-
,,ten Jahrhunderten möglich war, ließe ſich wohl zeigen.
,,Die Regierungen zogen alſo enge Schranken um die Men-
,,ſchen, inſofern ſie Bürger eines beſtimmten Staates wa-
,,ren, und die Menſchen ließen ſie meiſtens ohne langen
,,Widerſtand ziehen, weil ſie durch die Vergeiſtigung zu
,,leicht und zerlegt zum Widerſtande geworden waren.
,,Trefflich kam dieſen Regierungen das Maaß zu Hülfe, wel-
,,ches der Geiſt ſelbſt ſetzte in allem, nämlich die Ordnung
,,und die Regel; der esprit und die Mode ſetzten auch dem
,,äußeren Leben mehr einen beſtimmten Schritt und Regel.
,,So fing man allenthalben auch in der Staatsregierung und
,,Staatsökonomie mit dem Ordnen an; wie der Geiſt die
,,Natur in allen Theilen und Gliedern zerſpaltet und zer-
,,ſchnitten hatte, ſo that er es nun dem Staate. Was
,,füglich hätte in Einem zuſammengefaßt werden können,
,,ward in Vieles zerlegt; man machte Klaſſifikationen und
,,Eintheilungen wie der Anatom und Botaniker. Zuerſt
,,ward des Bürgers Einſicht von einem Staate misgelei-
,,tet, zuletzt auch ſein Gefühl, er ward von dem Staate
,,nicht in einigen ſondern in unzähligen Punkten berührt,
,,verlor alle Vorſtellung eines Ganzen, und ſah ſich auf
,,das höchſte als ein Rädchen und Stiftchen in einer Ma-
,,ſchine an, die mit dem benachbarten Rädchen und Stift-
,,chen keinen anderen Zuſammenhang haben, als daß ſie zu-
,,ſammengeſetzt ſind. So ward Subordination, ewig ein
,,heiliges Ding in einem Staate, das Höchſte, und ging
,,nicht bloß durch das Staatsleben ſondern auch durch

„das Menſchenleben, die man durchaus zu Einem machen
„wollte; höchſte Haltung dieſer Subordination, ein
„ſtrenges und grauſames Kind des Geiſtes, ward Patriotismus;
„was nach Enthuſiasmus ausſah, hieß gefährlich und
„närriſch, ſelbſt wenn es für den ſo geordneten Staat aufſchlug:
„denn man war ſich ſchlau bewußt, daß es in der
„bloßen Subordination keine Begeiſterung geben müſſe.
„Aus dieſer Ordnung, der Seele der neueren Staaten, ging
„unter energiſchen Regierungen oft etwas hervor, das die
„Täuſchung einer ſtarken und ſchönen Menſchheit hat; aber
„der Schein entflieht bei der näheren Beleuchtung: es iſt
„bloße Zuſammenraffung und Erleuchtung aus einem Treibhauſe,
„wo man künſtliche Sonnen und Feuer angezündet
„hat, nicht das fröhliche jugendlich fromme und ſtarke Emportreiben
„aus dem Keim durch Licht und Luft. Aus der
„Ordnung, womit man begann, iſt gegen das Ende des
„verfloſſenen Jahrhunderts faſt in allen Staaten Europas
„eine Zuchthausordnung geworden; die franzöſiſche Revolution
„und ihr Ausgang hat dieſe Zuchthausordnung noch
„mehr geſpannt. Aber wir ſtehen mit einer ruhigeren Anſicht
„unſerer Zeit zu weit über dem Ingrimm, als daß
„wir nur ſchelten und verdammen ſollten. Es giebt eine
„Stufe, worauf die Liebe ihre verlorne Welt wiederfindet,
„das heitere und beſonnene Anſchauen der Nothwendigkeit.
„Wir haben unſern Cyclus noch nicht geſchloſſen, aber eine
„Dämmerung einer auf dieſe Weiſe nur möglichen Bildung
„Europas durch den Geiſt leuchtet uns doch ſchon in einzelnen
„Erhellungen entgegen. Wir ſchelten nicht alles Deſpoten
„und Tyrannen, was in dieſem Sinn regierte; nur
„wenn ſie aus dieſem Sinn herausgehen, wenn die blindere
„Laune und Willkür allein alles auch wollen, was ihnen
„einfällt, dann ſind ſie Tyrannen, und dann brand-

„marke die gerechte Geſchichte in ihnen das Schlechte. Die
„am feſteſten in dieſem Sinn regiert haben, ſind die größ-
„ten Regenten dieſes Zeitalters geweſen, denn ſie wurden
„vom Geiſte ihrer Zeit ergriffen, wenn ſie ihn auch
„nicht begriffen. Karl der Elfte von Schweden, Peter
„der Große von Rußland, Friedrich Wilhelm der Erſte und
„Friedrich der Zweite von Preußen, Joſeph der Zweite ſind
„wahre Regentenbilder ihres Zeitalters, wenn man Bild
„hier in ſeiner erſten Bedeutung faſſet.

„Die Völker ſind von jeher weniger regieret und
„geführt als fortgeriſſen und geſtoßen worden. Manches in
„der Völkergeſchichte ſteht als baarer Zufall da, den nur
„eine höhere Anſicht zu etwas Anderm macht; ja die meiſten
„Regenten ſehen wir nur wieder als einen Zufall, wenn
„wir ſie am glimpflichſten anſehen wollen. Da offenbart
„ſich denn ein wahrhaftiges Treiben von etwas Höherem
„in der Menſchheit, wenn die, ſo ſie lenken und führen
„ſollen, gar nichts thun oder alles gegen das Haar und
„den Strom forttreiben und rechts- und linksum machen,
„wo ſie grade aus gehen ſollten.“

S. 93—107: **Urtheil über Friedrich den Zweiten**, wie er und ſein Streben und ſein Staat in der Zeit ſtanden und durch die Zeit mit ſo geworden ſind und ſie nur erklärt, an ihr nur gerichtet werden können — Ueberhaupt in dem ganzen Buche die Schilderung des Einzelnen, auch wo es getadelt wird, aus der Nothwendigkeit früherer Zeiten und Verhältniſſe mit hergeleitet. Vergl. S. 160—62.

S. 148—59. **Wirkung des geiſtigen Lebens und Strebens um den Ausgang des 18. Jahrhunderts auf die Menſchen, auf den Staat, und auf die Anſichten von dem Staate:**

„Wir haben bisher die einſeitige Bildung des Jahr-
„hunderts durch den Geiſt betrachtet und ſtill die Nothwen-
„digkeit ehren gelernt, die ſich darin offenbart; denn aus
„dem Keim, wie er geſäet war und nachher ſich entwickelte,
„konnte nicht wohl eine andere Bildung hervorgehen. Wir
„haben geſehen, wie weit dieſe Bildung im Einzelnen kam,
„während man durchaus die Idee eines Ganzen verlor; wie
„das Wiſſen geſondert aber ſcharf und durchdringend nach
„allen Seiten ausfuhr, dem Himmel neue Welten, der Erde
„neue Geſetze gab, ja endlich alles unter das Geſetz des
„Maaßes und der Schwere brachte und die letzten Wunder
„aus der Natur heraustrieb. Wir haben geſehen, wie das
„erfolgte, was erfolgen mußte bei der Zerſpaltung auch
„des Gemüthes in ſeine erſten Vermögen und bei der
„mehr neugierigen und eitlen Beklaubung und Beklügelung
„dieſer Vermögen als ihrer bewundernden Beſchauung und
„Anbetung im Ganzen. Dieſer Geiſt, der keine Schranken
„kennt und keine Beſcheidenheit ehrt, wenn er allein ſteht,
„ſondern ſchneidend wie Wind und unbezwinglich wie Licht
„hinfährt, und niederbrauſt und zerbrennt, was ihm gefällt,
„zerriß frech den heiligen Iſisſchleier, der über der Natur
„und dem Gemüthe züchtig lag; er wollte alles wiſſen, und
„mußte daher aufdecken, was in ſtiller Zucht und Verbor-
„genheit dem Menſchen größer und himmliſcher kommt
„wie Ahnung, als wenn es entſeelt und zerſchnitten wie
„eine anatomiſche Leiche vor ihm hingelegt wird. So ent-
„wich die zarte Blüthe der Huld, die Verſchämtheit und
„die Kunſt, aus dem Gemüthe und das verborgene Wun-
„derleben aus der Natur. Man wußte viel und
„konnte nichts, hatte die lebendigen Bilder in todte
„Worte, die holden Schattengeſtalten in nichtsſagende For-
„meln verwandelt, war arm geworden, indem man prahlte,

„alle Schätze der alten Welt ausgegraben und ausgeſtäubt, „alles Große und Wiſſenswürdige der neuen zuſammengepackt zu haben. Zum Glücke ſtand dem Zeitalter die Eitelkeit bei, daß es ſeine Blößen nicht ſah; denn kein „Jahrhundert iſt eitler und aufgeblaſener geweſen, und zwar „grade über ſeine Verkehrtheiten, als das vergangene. „Daß man nun auch in dem Wahne ſtand, *alles zu „können, weil man ſo vieles wußte*, das offenbarte „ſich bei allen Unternehmungen und Begebenheiten, das offenbarte ſich aber am traurigſten bei der franzöſiſchen Revolution, die am blutigſten und glänzendſten des Geiſtes „Uebermuth und Ohnmacht zugleich zeigt und die endlich „alle lehren muß, daß der Geiſt nur die Rolle eines Chemikers und Anatomen übernehmen ſollte, als ein nothwendiger Bildner und Führer bis zu einem gewiſſen Punkte, „daß aber dann ein Aiätäs kommen muß, der dieſe Glieder ſammelt und aus ihnen in dem Keſſel der Verjüngung „ein neues freudiges Leben kocht. Die Welt, die bisher „durch den ſcharf zerſchneidenden Begriff gegangen war und „alle Wärme, alles Leben und alle Geſtalt verloren hatte, „ſollte nun auch durch den Begriff ſogleich wie durch ein „Zauberwort die Geſtalt und Haltung der Kraft auf dem „feſten Boden der Erde wiedergewinnen. In dieſem Wahn „zeigt ſich, wie die Geiſtigkeit ſelbſt die Ahnung verloren „hatte, wie eine Geſtalt — ſey es Menſch Staat oder „Kunſtwerk — entſteht. Sie kann nicht zuſammengehaucht „noch zuſammengeſprochen werden wie ein Syſtem von Worten, das nur durch die Willkür in einander gehäkelt iſt: „ſie muß im langſamen Keimen und Wachſen in Liebe und „Haß zwieträchtig und einträchtig ſich bilden, das Dunkle „und Myſtiſche der Erzeugung muß man ihr anſehen; der „Geiſt aber hat keine Dunkelheit und Myſtik, durch ihn

Die vier Elemente.

An Melittion.

In allen Dingen groß und klein
Seh ich der Liebe Wiederſchein,
Iſt mir alſo der Sinn geſtellt,
Nur durch die Liebe kenn' ich die Welt.
Hat mancher Schnirkler an mir geputzt,
Hat mancher Doktor mich zugeſtutzt,
Hat manch Katheder mir hohl geklungen;
Doch in der Liebe nur hört ich Zungen,
Ward mir hell der dunkle Verſtand,
Zu ſehen der Dinge Maaß und Band,
In Demuth zu glauben und zu hoffen,
Ward mir Paradies und Himmel offen.
Süße Liebe! durch deren Gunſt
Mir oft zerflogen der Erdendunſt,

„kann alſo nichts zur Geſtalt geboren werden, ſondern die Geſtalt zerfällt vor ihm.

„Doch wir wollen näher zum Punkte rücken und ſehen, wie der Geiſt das hielt und umwaltete, was wir Staaten nennen: ob dieſe Staaten durch ihn wirklich mehr Geſtalt und Haltung gewonnen hatten, als in den vorigen Jahrhunderten? Denn wenn wir die Menge der Schreiber vernehmen, die das Jahrhundert mit Glocken- und Schellenklang zu Grabe geläutet haben, ſo müſſen wir es glauben. Wir können dieſe Frage einzig platoniſch entſcheiden, indem wir den Menſchen und den Staat als eine Einheit ſetzen: denn wie der Menſch des Jahrhunderts iſt, ſo muß der Staat ſeyn — Alſo wie waren die Menſchen gegen das Ende des Jahrhunderts?

„Wir haben genug, und mehr als genug, von dem zerlegenden Feuerproceß des Geiſtes gehört und wohin er vorzüglich die Menſchheit trieb, die immer mehr das Bedürfniß einer höheren Bildung fühlte. Wir haben geſehen, daß man in dieſem Zeitalter ſich nur einer erſcheinenden Geſtalt freute, um ſie zerſtückeln und bekritteln zu können, daß man ſie aber durch ein höheres Bindungsmittel nicht wieder zuſammenzuſetzen verſtand, daß alſo keine Kunſt, kein hoher Genuß, kein genialiſches Leben, das nur Geſtalten umfaßt, möglich war; wir haben geſehen, wie fleißig für das Nützliche und gegen das Schöne, die man einander entgegen ſetzte, gearbeitet ward. So wurden alle Kräfte im Staate und im Menſchen immer mehr geſchieden und vereinzelt, damit der Geiſt ſie deſto herriſcher beherrſchen mögte. Die Menſchen verloren den Begriff eines Ganzen und eines Leibes und Staates, der ein ſehr irdiſcher Leib iſt und ſeyn muß. Die Zeit konnte keinen hohen Schwung und keine Begeiſterung haben, weil das

„Trennen und Scheiden auch das Größte immer nur klein
„zeigt und den Scheider ſelbſt klein und eitel macht. Wo
„ſo ein Schwung war, da erſchien er als Ungeheuer und
„Karikatur, weil die Zeit kein Maaß für die Beurtheilung
„des Großen hatte und für die Haltung deſſelben eben ſo
„wenig eins geben konnte. Vor dem Geiſte, daß er es
„merkte, mußte auch alles Große als Konvulſion oder
„Sturmwind, nicht als Geſundheit und Stille auftreten,
„worin die Größe ruht. Man ſah die Natur und das
„Schickſal ſo erbärmlich an, verlor bei dem Zerklauben ſo
„ſehr den Zuſammenbegriff der Elemente der Dinge, daß
„die älteſte und natürlichſte Anſicht des Lebens und des
„Staates, die der Nothwendigkeit, verloren ging. Was
„man auch über das Irdiſche und Himmliſche für Vor-
„ſtellungen ſich mache, wie verſchieden auch die Anſichten
„und den Glauben ſeiner Welt ein jeder ſich nach ſeinen
„Augen bilde, ſo erſcheint doch alles zuerſt irdiſch hier auf
„dem feſten Boden unſers Planeten, und wird irdiſch, ſehr
„irdiſch zuſammengeſchlagen und zuſammengehalten. So be-
„feſtigt ſich bei dem Menſchen der erhabene Begriff einer
„phyſiſchen Nothwendigkeit, die nur dem Leben und Schick-
„ſal Geſtalt geben und Ruhe bringen kann. Er ſieht den
„Baum wachſen und verwelken: ſieht Leben und Zerſtörung
„im Eichbaum, im Felſen, in ſich ſelbſt; er fühlt das Be-
„dürfniß ſeiner leiblichen Vegetation, und ſieht und ahnet,
„jedes andere Naturding werde es nach verſchiedenen aber
„doch analogen Geſetzen fühlen. Er fühlt die Unbezwing-
„lichkeit und Herrſchaft der Elemente über ſich mit Ehrfurcht
„und ohne Zittern da, wo er dieſe Herrſchaft nicht abſchüt-
„teln ſoll; und ſo kommt er zur Verehrung auch der Ge-
„ſetze ſeines Leibes. Er ſieht ſo, wie der Staat, die große
„Menſchengeſellſchaft, durch dringenden Naturzwang entſtand,

„den der erſte Bezwungene bitter fühlte, den aber ſein ſpäterer
„denkender Enkel als das Nothwendige in Freiheit ehrt.
„Indem er ſo das Leben an der Erde und an die Erde feſthält,
„findet er eine Ahnung des Maaßes und Verhältniſſes
„zu allen andern Dingen; er hat ſich einen feſten Boden
„gegründet; er kann nun getroſt die Leiter hinſtellen, womit
„er in den Himmel ſteigen will: denn ein Himmel muß ſich
„über dieſe Nothwendigkeit wölben und wird ſich wölben jedem
„Menſchen, der noch mit unverkleiſterten Augen ſehen
„kann. Sicher geht der Menſch auf der Erde, indem er
„alles als Nothwendigkeit nimmt, und in dieſer Nothwendigkeit
„fromm forttreibt, wie das Waſſer fließt und der
„Baum wächſt und der Vogel ſingt; aber ſtolz geht er auf
„dieſer Erde, herrlich und göttlich zieht er alles, die ganze
„Natur und die ganze Menſchheit, in eine höhere Verbindung
„mit ſich, wenn er eine tiefe heiligere Kraft ahnet,
„die aus der Natur und in der Natur treibt, die das, was
„Schickſal Gottheit Unſterblichkeit bedeutet, nur in dunkeln
„Ahnungen, aber allen menſchlichen Herzen nicht weniger
„gewiß, zeigt. Der Menſch hält ſeine Erde, die auch ſein
„Leib iſt, feſt, aber läßt etwas Höheres darin und darüber
„hinſchweben, das er nicht verſteht, das aber dieſe Erde und
„ihn ſelbſt erſt lebendig macht und allen Tod auf ewig aus
„der Natur herausjagt. So erfliegt er ſeinen Himmel, indem
„er wie die Lerche immer auf die Erde herabſieht.
„Wunderbar entwickelt ſich in ihm bei dieſer kindlichen Anſicht,
„die dem Unverrückten das Leben in der Erſcheinung
„aufdringt, das Maaß des Wieviel und des Wieweit.
„Ruhig und ſtill ehrt er die Schranke, welche die Nothwendigkeit
„um ihn zog, als ein heiliges Naturgeſetz; er weiß
„dann klar, was er als Leib ſeyn kann und als Geiſt
„ſeyn ſoll. Weil er Schranken anerkennt, ſo wird er ſich

„als endliches Weſen auch einer Begeiſterung, eines Aufflugs,
„eines Staates der Freiheit und Gerechtigkeit bewußt;
„denn wo keine Schranke geſetzt wird, zerfließt das Endliche in
„Geſtaltloſigkeit: nur das Unendliche kann ohne Maaß fliegen.

„Die Zeitgenoſſen verloren durch die Geiſtigkeit den
„Verſtand dieſer Lebens- und Staatsreligion, welche die
„einzig wahre ſeyn und bleiben wird. Von dem Einen erſten
„Theile, dem Leibe, hatten ſie endlich gar keine Vorſtellung.
„Der Geiſt, der Ueberflieger, machte die ganze
„Natur zu einem Kadaver, um ſie zu anatomiren; er lehrte
„alle irdiſche und phyſiſche Schwere und Geſtalt verachten,
„als die den freien Flug hindern. Die Menſchen, die endlichen,
„ließen ſich von ihm bethören und verloren die Erde,
„indem ſie ſeinen Himmel wollten. Man leſe nur, was in
„den letzten 40 Jahren über Geſchichte und Staaten und
„feſten Inhalt des Lebens geſchrieben iſt, was man über
„die Erziehung geſaalbadert hat, und man wird mich nicht
„ſchelten, wenn ich ſage, daß die Geiſtigkeit mit einem völligen
„Unverſtande zu Stande gekommen war: denn Verſtand
„heißt uns das richtige Maaß der Welt. Man konnte von
„allen Dingen herrlich ſchwatzen und klügeln, von Engeln
„und Teufeln die Natur haarklein beſtimmen, die Welt und
„die Menſchen in Kosmologien und Pſychologien auflöſen,
„Republiken über Republiken bauen; aber wo erſchien nur
„eine Idee einer feſten Haltung einer Welt und eines Staates,
„einer energiſchen Erziehung der Menſchenkraft zum ſtillen
„Handeln und zum gewaltigen Dulden und Aufopfern?
„Nirgends. Der Geiſt hatte ihnen eingebildet, ſie könnten
„durch ihn alles, was ſie nur wollten, nicht bloß im Begriff
„ſondern auch im Handeln; ſie tölpelten luſtig drauf
„ein, aber man ſah ihnen bald an, wie ihnen die Erde,
„worauf ſie wirken ſollten, unverſtändlich und fremd gewor-

„den war: und wie die Idee die Kraft der vollen Geſtaltung, die ſich langſam und ruhig von Kindauf nur entwickeln kann und dann mit feſtem Tritt durchs Leben geht, nicht geben kann. Sie iſt einem Raubvogel gleich — ſie fliegt ja auch mit dem Adler zur Sonne — der immer nur Einzelnes faßt und es in die Luft und Gebirgſpitze trägt. Indeſſen riefen ſich die verflüchtigten und vergeiſtigten Menſchen einander mit lauten Hälſen Glück zu, daß *nur ſie* gemacht ſeyen, das Leben und die Staaten auf einem unerſchütterlichen Boden zu gründen, daß nichts reiner und göttlicher werden könne, als was der Geiſt von oben aus der Luft faſſe, ohne die unreine Erde zu berühren, und was er dann in ſeinem ſonnigſten Himmel läutere, auf die Erde ſetze, und dieſe ſo in die Gemeinſchaft mit den Himmliſchen einführe. Wir werden ſehen, wie dieſe Meinung, welche um 1790 und bei Vielen noch um 1800 die herrſchende war, ſich im Laufe der franzöſiſchen Revolution bewährte, und auf welche Weiſe er meinte, wieder verbinden zu können, was er ſo übermüthig und eigenmächtig getrennt hatte."

S. 166 — 171. Ueber die Staatsmaſchinen und über gefährliche Zeichen in der Zeit:

„Die Staaten ſelbſt, welche mit den Menſchen theils durch eine ſtill fortgehende Nothwendigkeit nach dieſer Gränze hin ausgebildet, theils auch von einzelnen Deſpotengenien ſchneller dahin fortgetrieben waren in Abſicht, ſchienen bei ihrem künſtlichen Getriebe von Subordination und Ineinandergliederung ſehr feſt zu ſtehen; ſie meinten, ihre Maſchine mit ſo vielen Rädern verſehen zu haben, die, durch tauſend Stifte und Gebälke verbunden, in einander griffen, daß ſie gar nicht glauben wollten an die Möglichkeit einer Stockung derſelben; denn ſie wußten vor lauter Pfiffigkeit

„nicht mehr, daß die einfachſte Maſchine am beſten und längſten geht. Sie ahneten die Gefahr nicht, die ihnen einzelne große Seher weiſſagten, daß jede Stockung der Maſchine auch wahrſcheinlich ſogleich der Tod des Staats ſeyn werde, den ſie ſo künſtlich umtreiben ſollte. Vergebens hatten dieſe Propheten ihnen ihre Krüppelwelt gezeigt, ihnen gewieſen und bewieſen, die Menſchen freier und edler ſeyn zu laſſen, ſo würden ſie einer ſo gefährlich-künſtlichen Maſchinerie nicht nöthig haben; vergebens hatten ſie ſie gewarnt, wie es gehen würde, wenn die Maſchine einmal aus einander fiele, was doch nicht unmöglich wäre? wie dann die Millionen, die alle nur durch ſie gehalten und gegängelt wären, Haltung und Maaß finden ſollten? vergebens hatten ſie ihnen die Wolken und feuerſpeienden Berge gezeigt, worauf ſie gebaut hatten, und die Ueberſchwänglichkeit des Geiſtes, der man helfen und begegnen müſſe, und der man nicht anders helfen und begegnen könne, als durch eine freiere und edlere Geſtaltung der Generation, durch eine innige Verknüpfung des Intereſſe des Menſchen und Bürgers in dem Sinne der Naturnothwendigkeit. Selbſt die Zuckungen und Exploſionen der Vergeiſtigung, die ſie zeigten, wurden nicht für das genommen, was ſie waren, und wenn vollends die Beſſeren im Volke darauf hinwieſen, ſo fertigte man ſie kurz mit den Worten ab „„Träume und Geſpenſter der Philoſophen!“ “

„Und doch fingen dieſe Konvulſionen, Verkündiger einer neuen ſchrecklichen Geburt, ſchon an von mehreren Seiten her zu zucken, und zwar eben ſo in der literariſchen als politiſchen Welt. In der literariſchen hatten ſich ſeit Rouſſeau und Montesquieu viele mit kleinem und großem Glücke getummelt auf dem Felde der Politik. Wer zählt allein das Heer, welches die amerikaniſche Revolution erweckt

„hatte? Die Regenten ſelbſt waren zum Theil des Gehorſams oder auch der Geduld ihrer Völker ſo gewiß geworden, daß ſie alle Worte und Gedanken über die Staaten, wie ſie ſeyn könnten, frei fliegen ließen, wenn ſie nur nicht mit der That ſich vergriffen an den Staaten, wie ſie waren. Dies nannte das Zeitalter eine hohe Humanität, ſchon zufrieden, wenn man ihm nur einige Freiheit übrig ließ; und in der That eine Humanität war es. Wie man dieſe Humanität der Regenten pries, ſo glaubte man auch eine wachſende bei den Völkern ſelbſt wahrzunehmen, und hielt auch dadurch ſein Zeitalter, das man nur das aufgeklärte und philoſophiſche nannte, für das erſte Zeitalter der Welt. In der That ein Durchſchein höherer Humanität war wohl in Manchem, aber für das Ganze, als durch die Volksbildung gehend und die alten Uebel bei den Wurzeln anfaſſend, ſieht man noch keine. Es war aus der bloß geiſtigen Bildung erfolgt, was erfolgen mußte. Alles ſteht einzeln da, und deswegen iſt es ſo ſchwer, ein allgemeines Urtheil zu fällen. In Rückſicht auf das Gefühl und auf das Erbarmen, auf die tiefe Kraft des Widerſtandes gegen das Unheilige in Sitten Moden Regierungen wie viel tiefer ſtand man in manchen Punkten, als die früheren Zeiten! wie war die Theilnahme an dem Allgemeinen, die Stammwurzel aller Humanität, faſt aus der Welt verſchwunden! Das Intereſſe an einer Geſammtheit kühner und kraftvoller Menſchen, entſchloſſen, für das Gute und die Wahrheit den ſtillen Weg ſelbſt in den Tod zu gehen! Zeigten ſich auch ſolche Aufwallungen, ſo waren ſie mehr elaſtiſch und konvulſiviſch als ſtatiſch und energiſch, und konnten alſo keine bleibend herrliche Wirkung erzeugen. Daß man feiner, daß man glatter, äſthetiſcher geworden war, konnte für den Weiſen wenig Werth

„haben, weil er den Firniß der Kultur nur aufgeſtrichen, nicht
„ſie ſelbſt in das Gemüth eingedrungen ſah, weil er ſah, daß
„es grade dieſe Glätte und Feinheit ohne andern gediegenen
„Gehalt war, welche die letzte rauhe Rinde vom Baum ge-
„ſchält hatte, ohne ihm drinnen neues Mark anzuſchaffen,
„den Stürmen trotzen zu können. Humanität erſchien ferner
„an andern Stellen, wo man ihr einen andern Namen al-
„lenfalls hätte geben können, weil ſie bloß eine Nega-
„tion war.“

S. 174—178. Die franzöſiſche Revolution:
„Die franzöſiſche Revolution ſelbſt in ihrem Anfange
„und Ende iſt der ſicherſte Beweis der Entmenſchung und
„Inhumanität des Zeitalters, und daß es keine reine Hu-
„manität gab ſondern daß man bloß einige ſchimmernde
„Flitter dafür rechnete. Und woher ſollte auch Humanität,
„die allein auf dem feſten Boden der Kraft ruhet, den Men-
„ſchen ſo unnatürlich kommen? Denn nichts ſteht ihrem
„Grundkeimen mehr entgegen als Geiſtigkeit im Ueberflie-
„gen. Man nehme allein die franzöſiſche Revolution, wo
„doch alles Menſchliche und Unmenſchliche ſo ziemlich ohne
„Schaam ans Licht trat, und vergleiche ſie einmal mit der
„engliſchen um die Mitte des 17. Jahrhunderts, alſo an-
„derthalb Jahrhunderte ſpäter. Man wird Aufſchlüſſe über
„den verſchiedenen Zeitgeiſt ſehen, die erſtaunen, weil ſie
„die jetzigen Menſchen wie Tiger zeigen in Vergleichung mit
„den Revolutionärs unter Cromwell und Hamden. Wie
„wenige Züge von Edelmuth Menſchlichkeit Kraft in der
„franzöſiſchen Revolution! (von den Kriegen rede ich nicht)
„wie viele und wie rührende dort, und zwar oft von den
„bitterſten Feinden gegen einander! z. B. Karls des Erſten
„Betragen gegen den gefangenen Hamden. Ich ſpreche hier
„natürlich von der Mehrzahl, denn wer mag leugnen, daß

„es nicht humane Menſchen gab, die tief und menſchlich alles Menſchliche fühlten? Aber wie zeigte ſich ihre Humanität? Auch ſie meiſtens in Verrücktheit und Konvulſionen; und konnte ſie anders? Der Welt und dem Staate war allenthalben die feſte kräftige Geſtalt genommen, die aus den Wurzeln der Erde hervorwächſt und ſich immer an dieſen Wurzeln feſthält, auch wenn ſie den Himmel zu berühren ſcheint. Auch die Beſten ſpielten oft mit Ideen, die noch nicht für die Erde gehörten, auch wenn ſie einen feſten archimediſchen Erdpunkt gefunden hatten, die Welt zu bewegen; auch die Weiſeſten wollten ſchon in That und Wirklichkeit ſehen, was für das Zeitalter, worin ſie lebten, noch nicht ſeyn konnte. Sie meinten, was ſie im Geiſte ſcharf und beſtimmt gebildet und gedacht hätten, könne auch ſogleich friſch und jugendlich auftreten *als That und Staatseinrichtung*. Dies war eben des Geiſtes Ueberfliegen. Dieſe oft ſehr edlen oft bloß geiſtigen Denker und Träumer bedachten ihre eigene Abkraft nicht und wie ſie ohne alle Haltung an dem Leibe der Erde da ſtanden; denn darin liegt eben das Unheil der Zeit. Je weniger einer von der Erde feſthält, deſto mehr glaubt er ſie geſtalten und beſſern zu können, und deſto ſchneller glaubt er dies möglich. In der älteren Zeit von Athen und Rom waren die Denkenden auch die Handelnden, die Schriftſteller auch Heerführer und Staatsmänner; daher die Sicherheit und Beſonnenheit ihrer Urtheile, das hohe Pragmatiſche in der Darſtellung der Beſſeren, die Klarheit und Rundung ihrer Ideen in Einem. Sie kannten den Staat und die Erde. Die Unſrigen brachten freilich nicht bloß Träume und Hirngeſpinſte hervor; denn jede wahre *Idee* wird einmal wahre *That* werden: nur ſoll ſie es nicht in jeder Zeit werden. Weil dieſe Menſchen nun, und zwar die edelſten von ihnen

„am meiſten, kein Maaß ihrer Zeit hatten, ſo ergrimmten
„ſie. Sie ſahen nicht die Nothwendigkeit, wie die Bildung
„ſo gegangen war und hatte gehen müſſen, ſondern alles
„in den neuen Regierungen war ihnen Verworfenheit Nichtachtung
„und Herabwürdigung der Menſchheit. Sie ſchrieen
„nur von Sklaverei, von gekrönten und infulirten Tyrannen
„und Deſpoten, von Verewigung des Wahns aller Art, kurz
„von einem weiten Abſprung von den erſten heiligen Naturgeſetzen
„der Geſellſchaft. Wie dieſer Grimm auf der einen
„Seite eines reinen Urſprungs war, ſo blendete er auf der
„andern ihre Augen noch mehr, daß ſie alles, auch ſelbſt
„das Gute ihrer Zeit, nicht rein ſahen. Ein unendliches
„Heer von Nachbetern und Schwachköpfen, die bei der Luſt
„des Büchermachens und Bücherleſens andern ſo leicht wieder
„zu Lichtern werden konnten, riſſen jenen Planen einzelne
„Federn aus und ſpielten wieder mit dieſen nach ihrer
„Weiſe. So umſchwärmten die windigſten Hoffnungen und
„bunteſten Träume von Republiken aller Art den politiſchen
„Himmel; ungeheure Begriffe von Freiheit bildeten ſich, wie
„ſie theils nie theils in den nächſten zweitauſend Jahren noch
„nicht möglich ſeyn wird. Man hatte faſt alle Idee von
„Naturzwang verloren und bei der Geiſtigkeit den Leib der
„Erde und des Staats vergeſſen, ſo daß man einſeitig Geſetze
„für Engel und Teufel machte, die auf leichten Schwingen
„in der Luft leben können. Ein großer Theil der Zeitgenoſſen
„glaubte an dieſe Träume, ſo luſtig ſie auch theils
„waren, und alle Ruhe, alles An-der-Erde-gehen des Urtheils
„ging verloren. Man ahnete nicht, wie ſchrecklich die
„Zeit belehrt werden würde, wenn ſie ſich überall belehren
„läßt.“

S. 216—17. **Unklugheit der Franzoſen bei ihrer neuen Staatseinrichtung:**

Die mir mit himmliſcher Gewalt
Oft wie ein Kindlein zugelallt,
Mich, leitend an der frommen Hand,
Der holden Schönheit zugewandt:
Süße Liebe! durch die ich bin
Und hab', was gutes ich hab' und bin,
Laß mich deine hohen Wunder preiſen
In ſchlichten und einfältigen Weiſen,
Laß mich im Spiegel der Dinge ſchauen
Das Bild der lieblichſten aller Frauen,
Die mich in ſüßen Banden hält,
Mir brünſtig den heißen Buſen ſchwellt,
In Fröhlichkeit und in Unſchuld
Die grimme Begier in Schlummer lullt.
Du aber, Auserwählte mein!
Meine ſüße Luſt! meine ſüße Pein!
Freundlich, wie die ſchönſte der Horen,
Im friſchen Maienmond gebohren,
Werth eines beſſern Sängers Lieder,

„Die Franzoſen wollten alle Grundſätze eines Rouſſeau „Hume Montesquieu, die einſt gegolten hatten oder hätten „gelten können, auch in ihrer neuen Republik anbringen, „und meinten, aus ihnen müſſe ſogleich der freieſte und glück„lichſte Staat auf Erden herauskommen; ſo wenig wußten „ſie, wie Staaten gebildet und gehalten werden. Dies war „eben die Teufelei des transcendirenden Geiſtes, der den Leib „der Erde überfliegt und alles aus Begriffen machen will, „worin er zuerſt alles zerſchneidet. Denn das Gute wollen, was in der Zeit, worin man lebt, ſtehen „kann, das iſt Weisheit und Patriotismus. Die „jetzt ſchon den vollkommenſten Staat der Idee wollten, „bauten für ſich und ganz Frankreich ein blutiges Schafot. „Aber die Leute, ſelbſt die geſcheiteſten, welche das Vater„land einrichten wollten, waren vor lauter Geiſt unbeſchreib„lich dumm, und das ganze Zeitalter war es mit ihnen. „Viele Staatslehren aus dem 18. Jahrhundert tragen bei „aller Ueberſchwenglichkeit, die ſie haben mögen, ſo ganz „die Spur des bloßen Geiſtes an ſich, daß ſie nie auf Er„den geltend werden können, ohne die Welt und die Menſch„heit zu zerſtören. Man hatte ganz den feſten Boden der „Erde vergeſſen, worauf man ſtehen ſollte — die zeitlichen „und bloß irdiſchen Elemente, die in jedem Staate ſind und „ihren Widerſtand halten müſſen. Man ließ die Bande der „ausführenden Gewalt durchaus erſchlaffen zu einer Zeit, wo „die doppelte Anſtrengung der Zucht und Bändigung nöthig „war, und ſo ſtand man endlich erſchrocken auf Vulkanen, „deren Ausbrüchen man nicht entfliehen konnte.“

Nachdem von den übrigen und unverſtändigen Einrichtungen und Handlungen der Leiter der franzöſiſchen Revolution und von den politiſchen Mißgriffen und den tollen und blutigen Gräueln, welche Frankreich in jener Zeit verübten und beſucht haben," auf den nächſt vorhergehenden Blättern gemeldet worden, heißt es im preußiſchen Geiſte S. 225.

„Wir können, wenn wir nicht die größte Unglaublich„keit glauben wollen, unmöglich annehmen, daß alle dieſe „Aufſätze dieſes politiſchen Spiel, dieſe durchgehende Heu„chelei mit tieferen Entwürfen einer blutigen Herrſchſucht ge„weſen ſey. Wäre dies ſelbſt geweſen, ſo müßte die Herrſch„ſucht doch gemeint haben durch ein ſolches Spiel die Zeit„genoſſen beherrſchen zu können; und wirklich bethörte ſie „ja eine Zeitlang viele damit. Nein dies alles liegt „wirklich in der geiſtigen Verrücktheit der Zeit, „die, auf Staaten angewandt, in ſolchen Phäno„menen nothwendig erſcheinen mußte, und noch „in vielen andern erſcheinen wird, wenn wir „Zeit haben, noch etwas mit der Zeit zu durch„leben.“

S. 233. Nach Betrachtungen über Frankreich und die Franzoſen in den Jahren 1799 und 1800 heißt es über die Franzoſen und über die Zeitgenoſſen:

„Ich dünkte mir klar zu ſehen, was ich gehört hatte, „viele Elektricität und Elaſticität in den Franzoſen und allen „Europäern aber faſt keine Energie und kein Feuer. Alles „ſprühend und ſprudelnd, alles ziſchend und ſpringend, wie „ein vergeiſtigtes Zeitalter nur ſeyn kann; nichts ausharrend „im Dulden und Entbehren, nichts ſtill und gewaltig bis „in den Tod fortgehend aus der Bahn ſeines Rechts und „ſeines Wollens. Erbarmungsloſigkeit ohne Edelmuth, Muth „bei elender Feigheit iſt der Charakter der Partheien; die „wie Brutus und Katone ſprachen, ſtarben meiſtens wim„mernd und zuckend wie die Miſſethäter. Dies alles ſah ich „freilich; aber über dieſen Ruinen der Staaten und Men„ſchen ſah ich den Geiſt ſiegen, der ſie gemacht hatte; ich

„ſah ihn ſo hoch fliegen und ſo herrlich in manchen Punkten ſeines Erſcheinens, daß ich hoffen konnte, er werde ſeine Seele wiederfinden, die er nun, von ſeiner gräßlichen Verlaſſenheit belehrt, wirklich beginnt zu ſuchen — er werde ſie finden und mit ihr den Staaten eine ſchöne feſte Geſtalt und den Menſchen Kraft Gehorſam und Liebe geben. Ich habe dieſe Hoffnungen noch nicht verloren, ſie ſind nur getäuſcht.“

S. 259 ff. Wieder über das übertriebene und verkehrte Geiſtige der Zeit, auch in Hinſicht der Anſicht und Lehre von Staat und von Verfaſſungen.

„Mir ſcheint die Entgötterung der Natur, der Atheismus, und der Menſchen Entmenſchung, die Irreligion und der Unglaube, aus keiner reicheren Quelle gefloſſen zu ſeyn als aus der Verrücktheit durch Geiſtigkeit, wie ich ſchon vorher gezeigt hatte. Dieſe mußte bei Dingen, die ſo viel Leibliches und Irdiſches haben als der Staat, am hellſten erſcheinen, weil die Erfahrung immer die Umgekehrtheit vor Augen ſtellte; aber ſo weit iſt man gekommen durch Entwöhnung, daß das Rechte unrecht und das Grade krumm zu ſeyn anfängt. Noch alle Tage laufen die herrlichſten Ideeen und die menſchlichſten, die der Menſch aber bloß oben in der Luft haſchen und in dem himmliſchen Leben ſeines Aethers laſſen ſollte, als raſende Trunkenbolde unten auf der Erde herum und verderben ſie.“

S. 365 ſage ich von den Franzoſen und den Zeitgenoſſen:

„Ich habe mich oben geäußert, was ich von dem Freiheitsſinn der Franzoſen und überhaupt der meiſten Europäer halte und bei einer ruhigen Betrachtung unſerer Bildung halten kann. Unſere Zeit kann nur eine Zeit der Zurüſtung und Vorbereitung ſeyn zu dem, was vielleicht

„nach Jahrhunderten möglich iſt, wahrhaftig frei kann noch
„faſt keine Nation ſeyn: denn alle ſtehen zu loſe auf dem
„Erdboden und haben zu wenig ruhigen Verſtand von einem
„Staate; ſie wollen das Unmögliche, ſie wollen Träume
„realiſiren, die nur eine Art von politiſcher Empfindelei auf
„Erden wollen kann; ſie haben faſt alle den Geiſt der Aufopferung
„und die männliche Stille verloren, mit denen
„allein der Deſpotismus untergehen kann; ſie wollen faſt
„alle noch den Glanz des Lebens für ſeine Wärme, das
„ſchwächende Genießen entbehrlicher Dinge für das beharrliche
„Thun ſolcher Dinge, deren Entbehrung nur der Sklav
„nicht fühlt.“

S. 426—28. Urtheil über die Deutſchen und ihren Karakter, ihr Streben.

„Ich halte mein Volk edel und brav. Dies thut jeder,
„der von ſeinem Volke ſpricht, man verachtet ſeine Familie
„nicht gern. Es war eine Zeit, als die Germanen, deren
„ächteſte Söhne wir und die Schweden und Dänen noch ſind,
„die Erde mit ihren Thaten erſchütterten, und ſprachen: ſie
„kennten keine Furcht, als wenn der Himmel einfiele. Eine
„ſolche Zeit hatten die meiſten Völker einſt; in dieſem Sinn
„waren die Avaren und Mongolen einſt ſo edel als die
„Deutſchen. Aber unſre Väter ſind keine Barbaren geblieben,
„ſie ſind ein gebildetes und verfeinertes Volk geworden.
„Welchen Sinn haben ſie in den letzten Jahrhunderten,
„in der zweiten Hälfte ihres geſchichtlichen Lebens, d.
„h. ſeit dem 9. Jahrhunderte, gezeigt?

„Sie ſind nicht entartet von den Vätern ſondern noch
„immer ein ſtarkes tapferes und rüſtiges Volk; keine Schmach
„der Feigheit hat ſie je geſchändet: nur durch ihre elende
„Verfaſſung, deren Keim in Zufälligkeiten lag und aus Zufälligkeiten
„ſich entwickelte, nur durch dieſe ſind ſie oft be-

„ſchädigt und beſchimpft. Das Volk hat im Ganzen keinen
„ſprudelnden und aufbrauſenden Karakter, ſondern einen ſtillen
„und beſonnenen, einen klaren und heitern Verſtand bei
„den Gebildeten. Aus keinem Volke ſind auch in der Regenerationszeit
„des Mittelalters ſo viele Erfinder hervorgegangen
„als aus meinem. Auch in der Kunſt, deren Leben
„mit dem Sinn des Erfinders zuſammenfällt, ſind ſie nie
„Fremdlinge geblieben. Nur ihr Klima, ihre Verfaſſung,
„die Ungunſt des Zufalls hinderte vielleicht, daß ſie es dem
„Italiäner nicht gleich thaten; aber wer zeigt eine andere
„Nation als dieſe Hochbegabten, die er den Deutſchen als
„Künſtler vorziehen mögte? Ruhe, oft Trägheit des Karakters,
„ſtille Arbeitſamkeit Gutmüthigkeit und Redlichkeit, zuweilen
„mit klimatiſcher Unfreundlichkeit gepaart, ſind Hauptzüge
„des Deutſchen — Dies giebt Beharrlichkeit und Ordnungsliebe;
„daher wäre wohl keine Nation mehr für eine
„freie und einfache Verfaſſung geboren als die meine. Jetzt
„aber bei der Vielherrſchaft, bei dem immer mehr ſterbenden
„Reſt des deutſchen Sinnes durch dieſe ſich immer häufiger
„rauſende Vielherrſchaft, bei dem Verſinken des letzten deutſchen
„Bodens, worauf dieſe Deutſchheit bisher ſtand, bei
„dem ſchon tyranniſch wachſenden Einfluß der Fremden wer
„ahnet nicht zuletzt ein italiſches und polniſches Geſchick des
„Vaterlandes? Die Nation wird ſich verderben von Jahrzehend
„zu Jahrzehend; nicht Eigenes und Gemeines wird
„bleiben, woran ein edler Nationalkarakter ſich bilden könnte,
„woran ſelbſt der philoſophiſche Kosmopolit ſich kräftigen
„könnte; mit dem politiſchen Boden eines Volkes verſinkt
„zuletzt jede Kraft und jedes Streben; der Menſch kann die
„Kraft der That und die Lebensgeſtalt der Kunſt doch am
„Ende nicht aus dem Aether ſeiner Ideen zuſammenblaſen.
„Nur wenn wir ein Vaterland, wenn wir die hochmenſchli-

„chen und hochpolitiſchen Ideen eines eigenen einigen kräf-„tigen Volkes hätten, würden wir ſtehende Sitten, feſten „Karakter und Kunſtgeſtalt gewinnen; dann nur könnte das „Höchſte und Herrlichſte der Menſchheit aus ſolchen irdiſchen „Wurzeln zu ſchimmernden Sonnenwipfeln erwachſen.“

4. Fragmente über Menſchenbildung. 1805. 2 Theile. 8. 3ter Theil 1809.

Auch dieſes Buch, obgleich ich darüber nicht befragt worden bin, gehört wie durch die Jahre ſo durch den Sinn meines Lebens Denkens und Strebens ganz zwiſchen Germanien und Europa und den Erſten Theil des Geiſtes der Zeit. Das geiſtige Elend und die geiſtige Verrücktheit des Zeitalters, das Verderben der franzöſiſchen Oberherrſchaft in Sitten Sprache und Mode, die dadurch gewordene Nichtigkeit des deutſchen Volkes, die Gleichgültigkeit und Vaterlandsvergeſſenheit deſſelben, beſonders in den gebildeten und höheren Klaſſen, haben dem Verfaſſer die Seele mit Zorn und Trauer gefüllt, und ſo iſt das Buch entſtanden. Denn wie viel Verderben und auch politiſches Unheil uns von der geiſtigen und ſittlichen Seite her von der Seine kam und kommt und wie tief dieſe Wurzel in unſern Boden hinabgedrungen iſt, das fühlte ich damals wie jetzt, und das habe ich dort in der Karakteriſtik des wälſchen Volks und der wälſchen Art zum erſten Male, wie ich glaube, recht beſtimmt und klar gezeichnet und die Heilmittel dagegen gewieſen. Doch muß ich eine Stelle anführen, die ganz hieher gehört, da ich in der Königlich Preußiſchen Staatszeitung mit ſo vielen Andern auch unter den politiſchen Jugendverführern aufgeführt bin, von welcher Anklage wie von ſo vielen andern man hoffentlich den Beweis ſchuldig bleiben wird. Dieſe Stelle ſteht Theil 2 S. 200—203 und lautet alſo:

„Aber die Staatsverfaſſung ſollte ſie nicht ein wichtiger Theil der Muſik*) ſeyn? und nicht einmal haſt du ſie genannt; welche ſonderbare Vernachläſſigung! Das iſt es keineswegs. Sie gehört noch gar nicht hieher und wird künftig für jeden, dem ſie etwas Ernſtes dünkt, ein eignes ernſtes Studium ausmachen müſſen. Was ein Staat iſt und nicht iſt, was er war und ſeyn kann, das haben meine Jünglinge durch die Kunde der alten Sprachen Geſchichte und Geographie, kurz durch die vollſtändigſte Archäologie, ſchon gewiſſermaaßen abgeſehen. Wer ſich damals durch dieſe allerdings großen menſchlichen Gegenſtände angezogen fühlte, der ward, ohne daß ich es hindern konnte, ein Politiker und hatte den reichſten Stoff zu verarbeiten. Uebrigens will ich nicht gern, daß meine Jünglinge Politiker ſeyn ſollen, zufrieden, daß ſie die höchſten Begriffe von menſchlicher Kraft, von kosmiſcher und politiſcher Größe, vom poetiſchen und heroiſchen Leben mit allem Größten und Schönſten des Alterthums empfangen. Sie ſollen die Blüthe noch nicht verlieren, die Wahrheit der Dichtung und des Mythus ſoll ihnen noch die höchſte bleiben. Wer politiſch wird, nimmt eine beſtimmte Richtung wie der Falke, der auf den Raub ſchießt, und bindet ſich irdiſch an die Erde feſt, um ſo fataler, je weniger das Leben ihn noch bindet. Ich breche damit nicht den Stab über politiſche Männer, ſie wiſſen, wo ſie ſtehen und was ſie ſollen: auch kann ihr Wollen überirdiſch oft über alle Formeln und Schranken

---

*) Muſik bedeutet in jenem Buche die ganze geiſtige Bildung, wie die leibliche Bildung daſelbſt mit dem Namen Gymnaſtik bezeichnet wird: die Eintheilung und Benennung Platos.

„fliegen, ſelbſt in der gebundenen aber edeln Wirkſamkeit kann ihr Leben frei bleiben. Was ſoll aber aus dem Jünglinge werden, deſſen Leben noch nirgends eingreift und der ſeinen Geiſt feſſelt, ehe der Leib es iſt? Ich ſage daher gradeaus, alle politiſche Erziehungen taugen nichts und machen halbe Barbaren. Die Sparter, die Kreter, die Römer hatten eine ſolche. Wann und wo haben ſie liebenswürdige und humane Tugenden gezeigt? wann und wo ſind ſie über die Gerechtigkeit des Geſetzes in Milde hinausgegangen? Waren ſie glücklich und machten ſie Glückliche? Wie kann dies ein Volk, das nur Diſciplin hat? In England, wo der Bube ſchon das Vaterländiſche mit beſorgt und bürgerlich an allem Theil nimmt, was hat das Volk Herrliches geleiſtet für die Künſte der Humanität und für die Humanität ſelbſt in den letzten hundert Jahren, wo es ſich immer mehr politiſch gebildet hat? Sind ſie nicht bei allem Luxus, bei der Plünderung aller Welttheile halbe Barbaren, deren Sinn für alles Fremde, auch für das ſchönſte, immer mehr verſchloſſen wird, die nichts achten als ſich ſelbſt, und ſo verächtlich werden?*) Es iſt ſchön, ein Vaterland lieben und alles für daſſelbe thun, aber ſchöner doch, unendlich ſchöner, ein Menſch ſeyn und alles Menſchliche höher achten als das Vaterländiſche. Der edelſte Bürger kann auch der edelſte und unbefangenſte Menſch ſeyn, aber um dies ſeyn zu können, muß man keinen zum Bürger machen, ehe denn er Mann iſt. Wohl aber werden meine Jünglinge ſo gebildet in das politiſche Leben eintreten, daß ſie des beſten Staates und der einfachſten Geſetze am würdigſten ſind; daß ſie nicht gern etwas dulden und thun an ſich und an andern, was eines freien Mannes

---

*) Einſeitiges verkehrtes Urtheil.

„unwerth iſt; daß ihnen als Beamten und Bürgern keiner „mit unreinen Abſichten und Händen nahen darf, ohne ſie „blutig zu erzürnen. Sie werden den Muth haben, lieber „edel zu entbehren als ſchändlich zu haben, und ihr kühner „und unſchuldiger Sinn wird ſie immer mit den beſten Bürgern und Regenten verbinden, das Beſte zu thun.“

5. Geiſt der Zeit, Erſter Theil. Erſte Ausgabe 1806, zweite 1807 oder 1808, dritte 1815. 457 S. 8.

Dieſes Buch, welches in mehr als Einer Beziehung den bedeutendſten Einfluß auf mich ſelbſt gehabt, welches beide meine ſchriftſtelleriſche Bahn und mein Leben zum Theil mit beſtimmt hat, dieſes in brennender Zeit und in brennenden Gefühlen entſtandene Buch werde ich durch die wunderbarſte Wendung des Schickſals gezwungen, jetzt, da mehr als 16 Jahre ſeit ſeiner Geburt verfloſſen ſind, jetzt in kalter gewöhnlicher Zeit zu erklären und ſogar über Räthſel und Weiſſagungen, die mir nun zum Theil ſelbſt Räthſel und Weiſſagungen ſind, Löſungen zu geben, und mich endlich noch gar zu entſchuldigen, daß ich, als alles Feuer des Zorns oder Brand des Jammers in der Bruſt hatte, meine Worte und Gefühle nicht genug mit Waſſer habe verſetzen können.

Dieſes Buch iſt von Vielen gelobt und den Edelſten und Treueſten des Volkes lieb geworden, nicht wegen einzelner ungeſtümer Worte, welche der Augenblick auspreßte, in welchem es entſtand, ſondern wegen ſeines ehrlichen und rechtſchaffenen Zorns, welcher dem Jahre und Herbſte von 1805 und der Lage des Vaterlandes ziemte, und wegen der Liebe und Treue für Wahrheit und Recht, die es athmet, wegen des Sinnes der Weiſſagung und Vorherſehung der Zukunft, die ich nicht erfunden habe, endlich wegen der

Hoffnung, die mitten aus ſeiner Verzweiflung hervorleuchtet. Es ſind noch, die es für das Buch erklären, welches ich am beſten geſchrieben habe. Mir ſteht darüber kein Urtheil zu.

Aber das Buch will aus ſeiner Geburtsſtunde gerichtet werden, aus dem Gemüthe der Menſchen, der Lage des Vaterlandes, der Stellung Europas in jener ſeiner Geburtsſtunde. Es will meiſt durch ſein Herz und durch das Herz gerichtet werden, wie es in glühender Begeiſterung von Schrecken und Nöthen, die auch zuweilen begeiſtern, geboren iſt. Nur wer jene Zeit gefühlt hat, wie der es ſchrieb, wird es menſchlich richten und nicht als ein Verbrechen verdammen, was — ich ſage es mit offenem frohen Bewußtſeyn — zu ſeiner Zeit Tauſende getröſtet und entflammt hat.

Ich ſchrieb dieſe 457 Seiten im November und December von 1805. Oſtern 1806 waren ſie ſchon gedruckt. Ich ſchrieb ſie in Greifswald, als wir die Nachrichten der erſten jammervollen Schlachten an der Donau und bald des Unglücks von Ulm empfingen, als Ruſſen und Schweden, die ſich mit Engländern und Hanoveranern an der Weſer vereinigen ſollten, auf allen Wegen und Stegen in meiner Heimath gegen Weſten hin durchzogen, als das Preußiſche Heer gegen Südoſten marſchirte, als alle Wünſche und Gebete der Redlichen und viele Hoffnungen und Erwartungen der Geſcheidten Napoleon den Untergang weiſſagten. Aber ach! wie bald kam Auſterlitz mit ſeinem ganzen Jammer drein und gab dem letzten Theile des Buches die volle düſtere Färbung der Zeit! Hohn Knechtſchaft Verzweiflung, ungeheurer Sturz des letzten Stehenden, unendliches unabſehliches Unheil im Hintergrunde, und der fürchterliche Korſe bald die letzten Ehren und Herrlichkeiten des Vaterlandes in den Staub tretend. So ſind die Worte in 5 bis 6 Wochen auf dem glühenden Amboß der Zeit geſchmiedet, und noch heute ſchäme ich mich

Daß Orpheus käme zur Erde wieder,
Daß Sappho, der Nachtigallenmund
Machte deine Huld und Schönheit kund:
Horch! wie ich in den Elementen find'
Deine holde Zier, du ſüßes Kind!
Zuerſt die Erde, die alles nährt,
Dein Bildniß ſtellt, du Jungfrau werth!
Die Erde, alt und doch ewig jung
Erblühend aus der Entblätterung;
Neu lockend und von Blumen ſprießend
Und Luſt und Liebe aus ſich gießend.
Es liegt in ihrem Schooß geheim
Voll Zauberei der Dinge Keim,
Es lodern aus verborgnen Tiefen
Die Kräfte, die Jahrtauſende ſchliefen:
So ſchwillt der Traube edles Blut,
So ſpeien die Berge Feuersglut,
So wächſt die Eiche himmelan,
Die Aehre giebt das Mark dem Mann.

der Gefühle nicht, die ihnen das Daſeyn gaben noch des menſchlichen Zorns für die deutſche und europäiſche Freiheit und Ehre, deren letzter Schimmer mit jenem düſtern und grauſen Herbſte zu erblaſſen ſchien.

a. Der Inhalt.

Ich ſagte oben bei der Ueberſicht von *Germanien und Europa*, jenes Buch ſey gleichſam in mancher Beziehung ein Vorklang und Vorſpiel ja ein Kommentar zu dieſem. Das wird ſich bei der Vergleichung leicht ergeben, vorzüglich in dem Urtheil über die geiſtige Bildung und das geiſtige und ſittliche Streben der nächſtvergangenen Jahrhunderte und der Gegenwart und in der Anſicht von dem geiſtigen und ſittlichen Leben und Streben der Zeitgenoſſen. Deswegen kann ich über dieſen Theil des Buches kurz hinſchlüpfen, nur mit der Bemerkung, daß er mir mehr Sicherheit und Klarheit in der Zeichnung zu haben ſcheint, welche in dem erwähnten früheren Buche gar ſehr noch nebelt und ſchwebelt.

S. 1—16. Ich ſelbſt oder die Einleitung.

S. 16—78. Gang der geiſtigen Bildung und Entwickelung und ihr Standpunkt in der Zeit an dem Feinſten gezeigt.

S. 78—120. Daſſelbe gezeigt an dem weniger Feinen, wo es in das wirkliche Leben und in das mehr Politiſche übertritt, und wie es da in dem Zeitalter und den Zeitgenoſſen wiederſcheint: Spitzigkeit Trockenheit Mattigkeit, S. 116 werden *Erſtarrung* und *Leerheit die beiden Hauptzeichen der Gegenwart* genannt; daher auch die meiſten Staaten in Schwäche Unfreiheit und Deſpotismus zerfallen.

S. 120—88. mit der Ueberſchrift *die alten*

Völker könnte bei'm erſten Blick hier als etwas Fremdes erſcheinen, aber doch gehört es beide als Uebergang und als Parallele hieher.

S. 188—357. Ueberſchriften Die neuen Völker Die Republiken. Karakter Wechſel und gegenwärtige Lage und Verhältniſſe der neueren europäiſchen Völker gezeichnet.

S. 358—81. Die Fürſten und die Edelleute. Bei dem Tadel und der Klage, welche dieſe Stände des alten deutſchen Reichs hier treffen, bedenke man die Zeit, welche die Zeit war, wo das deutſche Reich wirklich unterging und zwar durch den offenen Abfall eines Theils ſeiner Fürſten von Kaiſer und Reich zu dem treuloſen und laurenden wälſchen Erbfeinde und wo ein geſcheidter und der Dinge und Geſchichten dieſer Welt kundiger Mann die baldige Unterjochung der noch übrigen Lande Deutſchlands, wie die Sachen lagen, ohne eben ein großer Prophet zu ſeyn, ziemlich ſicher vorherſehen und vorherſagen konnte.

S. 382—430. Der Emporkömmling. Ich denke, er und ſein Geräth, die Franzoſen u. ſ. w. ſind hier gut geſchildert.

S. 431—43. Der jetzige Krieg und 443—447. Wahrheit und Verſöhnung. Flammen und Thränen des Jammers und der Verzweiflung, auch einige aufblitzende Funken des Muthes und der Hoffnung. Was dieſe beiden Ueberſchriften und der Anfang des Buches enthalten muß nachleſen, wer ſich in das Gefühl jener unſeligen Monate und in das Gefühl des Schreibers verſetzen will.

b. Einzelne Stellen.

S. 6—7. Was Wahrheit ſagen heißt:

,,Aber ſolange das warme Blut und das Gefühl in ,,dem Menſchen iſt, muß er weinen und reden, ob er dadurch

„etwa ſein Leid und fremdes Leid mildere. So will denn
„auch ich klagen, wie der Klang der Stunde iſt, aber ver-
„klagen will ich nicht. Es iſt das Menſchliche, was mich
„bewegt, und darin darf ja muß der Menſch in Grimm und
„in Liebe zerfließen, denn ſolche Empfindung gab ihm die
„Natur, ſeine Schöpferin und Königin, und was kann er
„dafür, daß er ſo geboren iſt? Dieſe heilige Freiheit der
„Natur werde ich mir nie nehmen laſſen, ſolange noch ein
„Puls ſich in mir bewegt, ich werde frei ausſprechen, was
„ich frei fühle. Wahrheit iſt nicht Verleumdung, und wem
„man die Wahrheit ſagt, den haſſet man nicht; wem man
„aber vorlügt und ſchmeichelt, den misbraucht und verachtet
„man als etwas Schlechtes: denn aufrecht und göttlich, nach
„dem Licht der Sterne hinſehend iſt der Menſch geſchaffen,
„daß er das Rechte verſtehe und vernehme. Man wird ru-
„fen: Ei Geſell, du ſprichſt frech, weil man jetzt meiſtens
„nur gebückte Sklaven ſprechen hört. Ich will euch ein
„Gleichniß ſagen: Satan der Böſe war ein arger Schelm
„und Lügner von Anfang, darum war er ein Gleißner und
„Leiſetreter; aber Gott der Herr, deſſen Leben Wahrheit
„und Güte iſt, donnert aus den Wolken und blitzt und
„ſchickt ſeine Schloßen, aber er erfreuet im Regen und Son-
„nenſchein auch alles Lebendige. Er hat den Menſchen nach
„ſeinem Bilde geſchaffen, daß er wahr ſey und gerecht. So
„ſpreche ich frei und ſchelte das Schlechte, aber ich ſchimpfe
„nicht. Das thun nur Schmeichler und Schurken. Denn
„Strafe bedarf der Menſch nicht bloß heut ſondern alle Tage.
„Zorn belebt das Herz, das im Jammer erſtarren würde,
„und ſchlägt wie ein Blitzſtrahl durch edlere Brüſte. Vieles,
„und zwar das Beſte und Schönſte, hat die Zeit durch den
„Ablauf der wechſelnden Geſchlechter langſam und ſtill be-
„reitet; in der Tiefe des Lebens, wo nach einem mächtigen

„Verhängniß die Welt ſich ſelbſt regiert, hat ſich alles ſo von ſelbſt hindurch- und fortgeführt, und die meiſten Regierer gebrauchten von jeher nur als die Hohlköpfe der unſichtbaren Geſtalt darzuſtellen. Aber die Zeit bedarf auch ihrer irdiſchen Stöße und Erſchütterungen, wie das Weltmeer der Winde auf der Oberfläche, während die unendliche Tiefe klar und ſtill ruht. Wer die Welt bewegen ſoll, dem ward zu klarem Verſtande die gewaltige Hand, die lauttönende Rede und der pythiſche Zorn, der mit Götterſtimmen ſchilt und weiſſagt. Ohne ſolchen Zorn wird nichts Irdiſches noch erhält es ſich. Wo die Götter wohnen, da verſtummt das Geſchrei. So heißt denn Wahrheit ſagen nicht haſſen ſondern lieben; ſonſt wären Chriſtus Pythagoras Sokrates Luther und die heiligen und frommen Männer der ſpäteren Jahrhunderte gar ſchlimm geweſen. Viele ihrer Zeitgenoſſen glaubten es, doch die Nachwelt hat gerichtet und Gott ſelbſt hat ſie als ſeine Lieblinge erklärt und verklärt.

„Aber Wahrheit ſagen iſt jetzt nicht leicht; in dieſem Strom kann auch ich untergehen. Aber beweint mich, Menſchen, weil ich mich hineinſtürzte. Mir fehlt die Einfalt der Männer, die wie Kinder ſprechen und kaum irren können. Mein Jahrhundert iſt das kluge geweſen, eitel genug habe ich mit klug werden müſſen. Sobald man klug geworden iſt, hat man viel zu denken, und der einfältige Bauer, der ſeinen Apfelbaum ſchüttelt, ſpricht: Wer viel anrührt, bekommt viele Beulen, und wer viel denkt, irrt viel.“

S. 10. Daß dieſe Zeit des Gedankens nicht entbehren kann, und warum nicht:

„Wodurch wir ſchwach ſind, dadurch können wir auch nur ſtark ſeyn; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns

„auch erleuchten. Wer gedacht hat, muß denken. Der Ge-
„dankenloſe iſt jetzt einem Todten gleich, über welchem der
„Moder der Zeit dick liegt. Er mangelt des Lebenselements
„der Gegenwart."

S. 11. 12. „In dem geiſtigen Zeitalter, wo das Feine
„ſchon mitgeboren wird, kann nur der Geiſt und der Ge-
„danke der Schöpfer Erhalter und Richter des Lebens ſeyn.
„Wird es gedankenlos, ſo wird es Nichts aus dem Nichti-
„gen. Wer hier noch den ganz Einfältigen und Unſchul-
„digen macht, bekennt nichts als den Dummen. Wer hier
„mit Gedanken und Urtheilen wirklich ſpielt und kämpft und
„ein anderes Maaß der Würdigung zeigt als das ihrige,
„ficht unredlich mit einem zweiſchneidigen Schwerte. Den
„Teufel muß man in der Hölle malen, ſagte Leo-
„nardo da Vinci einem jungen Maler, der ihn mit Mutter
„Eva unter dem luſtig betrügenden Baum in eine wunder-
„reitzende Gegend des Paradieſes geſetzt hatte — Es ſpielen
„jetzt Wenige in Wahn, die Meiſten in böſer Schlauheit
„und feiger Lüge, und machen ſo das Geiſtvolle gedanken-
„los und elend."

S. 12. Gefühl, welches zum Schreiben des Buches bewegte:

„Ich werfe den Fehdehandſchuh hin. Trotz allen Schur-
„ken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen und
„Knallfeuerchen gegen die Blitze emporwerfen, auf daß die
„Leute ſie nicht ſehen. Ich ſehe dich arme Menge mit den
„hunderttauſend Augen, die nicht ſehen, mit den hundert-
„tauſend Ohren, die nicht hören, mit den tauſendmaltauſend
„Armen, welche umhertaſten, viel ergreifen und nichts feſt-
„halten. Ich ſehe dein Unglück und das Unglück deiner
„Kinder, und müßte ein heilloſer Böſewicht ſeyn, wenn ich
„nicht mit einem Worte der Strafe und Warnung drein riefe.

„So hört mich denn! aber werft nicht gleich mit Steinen
„und Stöcken drein, ſchleppt mich nicht gleich zu Galgen und
„Guillottinen. Lang iſt das Unheil und die Schmach, lang
„ſey die Klage.“

S. 92—98. Darſtellung, wie der Deſpotismus geworden, nicht mit und durch ſchlaue Liſt und Abſicht ſondern durch die allgemeine Schuld der ganzen übergeiſtigen Bildung u. ſ. w.

„Ich nenne euch, was ganz Europas Weh iſt, das
„Schlimmſte von dem Schlimmen. Wie die größten Berge
„endlich den Quellen und Strömen nachſtürzen, die ſich aus
„ihren Wurzeln ergießen, ſo drängt die ewige Schwere des
„Herrſchens unaufhaltſam weiter, je weicher ſie die Dinge
„findet. Denn die Herrſchaft wirkt nach ewigen phyſiſchen
„Geſetzen, wie die Luft und das Waſſer. Ihr kurz ausge-
„ſprochenes Geſetz iſt: ich herrſche, wo ich kann, und
„das des Beherrſchten: ich diene, weil ich muß. Die
„Regierungen haben in den letzten Jahrhunderten alles ge-
„konnt, die Republiken ſind vernichtet, die Monarchien ſind
„größtentheils Deſpotien geworden. Im Orient hat das
„doch auch ſeine Vortheile. Die Staatsmaſchine geht dort
„freilich etwas dumm und unbehülflich, aber doch einfach,
„ihren Gang, und braucht nicht ſo vieler Meiſter Helfer
„Lenker und Ausbeſſerer. Hier aber iſt alles anders, weil
„Deſpotismus hier kein Naturgewächs iſt, wie dort häufig.
„Man thut den Regierungen gewaltiges Unrecht, wenn man
„langſame Schlauheit, ſchleichende Abſicht, ſchändliche Be-
„trügerei vorausſetzt, wodurch es geworden ſey, wie es iſt.
„Der alberne Glaube, als wenn Klugheit und Liſt der große
„Grund der Weltregierung wäre, hat dieſe Beſchuldigung
„erzeugt. Nein dieſe allmächtige Klugheit iſt nirgends in
„der Welt, deren Leben und Leiden viel tiefere Gründe hat.

„Sie iſt aus den hohlen Köpfen und kümmerlichen Eingeweiden der Herren aufgedunſtet, die vom Katheder Weisheit klingeln oder hinter den Schreibtiſchen der Miniſter „und Könige die unverſtandenen Orakel eines mächtigen „Willens, der wohl weiß, was die Welt zuſammenhält, „durch die Feder und Finger laufen laſſen. Die Sache iſt „ganz einfach. Die Herrſchaft iſt vorgedrungen, wie der „Widerſtand ausgewichen iſt, und die Regierungen ſind geworden, was ſie ſind, ohne ſo viel dabei gedacht zu haben, „als man ſie gewöhnlich denken läßt. Aber in der dritten „Ordnung der Kräfte herrſchte und herrſcht die Klugheit „allerdings mehr, als ſie ſollte, nämlich in den Inſtrumenten der Herrſchaft, und grade dies iſt der beſte Beweis, „daß die Herrſcher von Anfang an nichts ſo Böſes gemeint „und gewollt haben, als man ſie gewöhnlich meinen und „wollen läßt.

„Der Europäer iſt das denkende, der Orientale das „genießende Weſen: der allgemeinſte Unterſchied des mäßigen „und des heißen Himmelſtriches. Auch in der früheren Zeit, „als die Griechen Hetrusker und Römer herrlich waren, als „Menſch Natur und Leben noch mehr in Einheit beſtanden, „herrſchte in Europa das gedachte Geſetz und der wechſelnde „Wille in Sitten und Weiſen für den ewig beſtimmten Wahn „und die bleibende Sitte der Orientalen: der Europäer hatte „die bewegliche Kunſt, welche die großen Wechſel und Spiele „des Lebens auch in die Zukunft hineinſpielt; die Kunſt des „Orientalen iſt von jeher in ihren Bildern die erſtarrte, in „ihren Gedanken die ſchauende geweſen. Hier war alſo von „Anfang an Bewegung und Mannigfaltigkeit Urtrieb, dort „Erſtarrung und Einförmigkeit. Hier war die Verwickelung „der irdiſchen Dinge von jeher vielfacher und verflochtener, „und alſo auch die große Kunſt der Künſte, das Regieren.

„Jemehr früherer Alter Kraft und Einfalt zerrann, jemehr der Menſchen Schwäche Schlauheit und Verderben wuchs, jemehr in der mittleren Zeit die irdiſche und himmliſche Ziehkraft der Bildung im Widerſtreit war, deſto mehr mußten der äußeren Inſtrumente werden, die wankenden und getrennten irdiſchen Dinge zu ſtützen und zu binden. Wie dieſer Widerſtand nachher immer weiter ging, wie der Scharfſinn und die Liſt und Künſtlichkeit bis ins Unendliche wuchs, wie jeder mit ſich und ſeinen kleinen Dingen künſtelte und zu machen glaubte, was die ewige Natur macht, da fuhr dieſer Wahn auch in der Regierenden Köpfe. Die meiſten, gut meinend, einige auch argliſtig, gingen gleich mit der Zeit, und ſo iſt endlich eine ſo überkünſtliche Staatsmaſchinerie entſtanden, daß ſelbſt die Geſcheidteſten die Maſchine nicht mehr im Gange halten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken Fäden und Verknüpfungen ſind ſichtbar und unſichtbar geſtellt, daß Jäger und Wildpret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit ſich loszuwickeln ſich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem ſchon geſchwächten Menſchengeſchlechte hat dieſe Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tauſend unſichtbaren Ketten gehalten, von tauſend künſtlichen Kräften behext, im Hauſe auf der Gaſſe hinter den Gardinen belauert und beſchützt, haben ſie endlich geglaubt, es müſſe ſo ſeyn; mit dieſem Glauben war alles Herrliche dahin, Klugheit und Liſt regieren nun wirklich die Welt. So iſt Deſpotismus gekommen, zufällig, nicht abſichtlich, aber die Wirkungen haben dieſelben ſeyn müſſen. So iſt es dahin gekommen, daß ſeit den letzten 150 Jahren die Klugheit wirklich ein Scheinregiment in Europa gehabt hat; ſie regiert, weil man geglaubt hat, ſie regiere. Dies haben die Geſcheidteren von jeher benutzt. Sie, die Klugen,

„heuchelten mit den Dummen den Glauben an ihre Majeſtät, und weil ſie doch die Klugheit am klügſten hinſtellen konnten, ſo konnten jene ja gegen ihren eigenen Glauben nicht ſündigen und mußten dieſen zu Gefallen thun, was ſie haben wollten. Hieraus erklärt ſich Friedrichs des Einzigen Größe und Rettung. Er wußte wohl die Gaukelei, wodurch er ſeine Feinde beherte. Großen Menſchen kommt aus ihnen ſelbſt die Einfalt der Welt und ihrer Bewegung und Beherrſchung, denn eben Einfalt iſt aller Größe Grund.

„Allein nicht bloß verkümmert und entwürdigt ſind die Menſchen durch die Künſtlichkeit und das Maſchinenweſen des Regiments der neueren Zeit, woraus allmälig Deſpotismus geworden iſt, ſondern auch ſchwer belaſtet. Wir wiſſen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüſter Helfershelfer und Diener der Gewalt iſt unendlich. Für ſie muß der Bauer pflügen und der Bürger ſchwitzen, und doch könnte man ſicher in den meiſten Ländern zwei Drittel von ihnen ausſtreichen, und kein Wunder würde man ſehen, wie die Dinge ſich wohl beſſer hielten und trügen, als mit allen dieſen Lückenbüßern Altflickern Ausrufern und Häſchern der Regierungen. Fangt an von dem neueſten Imperator und ſeiner feigen Horde von Trabanten Knechten Schmeichlern und Spionen, wie ungeheuer iſt der Staat, den die Nationen halten müſſen, ungeheuer, wenn man ihn an den der nächſten Jahrhunderte hält, ungeheurer, wenn man an das denkt, was im Mittelalter war! Dazu zähle ich nun die andern größten Plagen auf, ohne an die phyſiſchen Krankheiten zu denken, von welchen Europa in den letzten Decennien gezuckt hat.“

S. 98—115. Zu dieſen Plagen werden gerechnet die Ueberzahl der ſtehenden Heere, die daraus erfolgte Laſt der Abgaben und Auflagen der Völker, in vielen Ländern der drückendſte und grauſamſte Feudalismus — Daher denn geiſtige und leibliche Knechtſchaft Jämmerlichkeit Weichlichkeit und Nervenloſigkeit der Menſchen, Mangel an Leben Kunſt Muth und Gottesfurcht, weil nur der muthige und freie Mann Gott anbeten kann, wie er angebetet werden will. (Und ich frage: wie ſtand es zwiſchen 1780 und 1805 in Europa und auch in unſerm lieben Vaterlande? (eheu infandum jubes renovare dolorem!). — Zum Schluß ſtehen die Worte S. 114—115:

„So ſind wir flach arm und elend, ohne Liebe und „ohne Fantaſie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde. Die Väter hatten doch noch einen Gott, „der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges „Schickſal, die Idee einer ewigen Nothwendigkeit; wir ſind „ſo klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr „treffen, ſicher kriechen wir unter ihren Donnerſchlägen hin. „Religion — der ſchlaue Sklav hat ſie nie gehabt, ſie „keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinſchaftlichem Kampfe „in Freude und Leid. Der Menſch, der keine Menſchheit „anerkennt, kann dieſe heiligen Gefühle nicht haben, er „hat nur einen hohlen Aberglauben, worin ſich ſeine wimmernde Eitelkeit wiederſpiegelt.

„Und die Kunſt ſie ſpielt ja mit den Bildern des Ewigen und Unvergänglichen, was ſollte ſie unter dieſen Geſellen machen? Das Schwächliche und Unzüchtige, was ihr „nie angehörte, was man mit ihrem heiligen Namen nannte, „das bedeutungsloſe Spiel mit den nichtigen Ephemeren und „Götzen der Mode, der leere Klang des Augenblicks — „das meint man für ſie. Ihr Sinn iſt unwiederbringlich

Alle Weſen ſie liebend trägt
Und endlich ins ſtille Bette legt;
Immer freundlich und fromm verborgen
Weiſt ſie hin auf den künft'gen Morgen,
Treibt luſtig aus dem wechſelnden Tod
Ans Licht das wechſelnde Leben roth:
Das grüne Gras, die Roſe voll
Uns lehret, wie man leben ſoll;
Der Wandel, worin alles beſteht,
Sich ewig erfriſchet und untergeht,
Wird Lebens und Todes Majeſtät.
So biſt du, Weib, mit Blumen geſchmückt,
Mit Blumen der Jugend, die entzückt,
So ſtrahlt geheim aus deinem Blick
Etwas, höher, als Erdenglück,
Voll Zauberei und tiefer Magie,
Mir wird dabei, ich weiß nicht, wie?
Fühle von tauſend Fäden umſponnen

„unter dem Volke verloren. Es iſt wunderbar, wie ſchnell
„alles Lebendige ſich vergeiſtigt, alles Friſche verdorrt hat.“

S. 117—19. **Begeiſterung der Zeitgenoſſen, wie unſtät nichtig zuckiſch und gichteriſch ſie iſt:**

„Auch nenne man mir nicht die Begeiſterung der Zeit-
„genoſſen. Ich werde unten, bei den Franzoſen, mehr da-
„von ſagen. Auf Pfützen werfen ſich am erſten Blaſen
„auf, aber die tiefen Ströme gehen ruhiger. Winde wehen
„und laſſen keine Spur, wilde Bergwaſſer brauſen und zer-
„ſtören nur. Wo die Menſchenkraft wirkt, will ich Schö-
„pfung ſehen, denn zum Erſchaffen und Bilden iſt der
„Menſch auf Erden. Was hat eure Schwärmerei gethan,
„gewollt, wo iſt ſie geblieben? was thut, was will ſie
„noch? Wo ſie Verwilderung und Knechtſchaft bringt, da
„war ſie eine Schwäche, eine Krankheit, die mit dem Tode
„endigt. So ſind alle Aeußerungen der Zeitgenoſſen, die
„ekleren Aufwallungen gleich ſehen. Es ſind krampfhafte
„ungeſunde Zuckungen, welche die Unnatur und Ueberſpan-
„nung verrathen. Man ſollte nach manchen Zeichen glau-
„ben, kein Zeitalter habe mehr Religion gehabt als dieſes.
„Aber weil man ſie nicht mehr hat, weil man mit der
„Ohnmacht nicht mehr zu dem hohen Himmel der Idee reichen
„kann und für das heilige Gefühl und den ſtillen Dienſt
„der Natur zu klug und zu ſchlecht iſt, macht man ſich Fan-
„tome, die man anſtarrt, äfft ſich mit Selbſtbetrug, und
„wird nicht weiſer noch glücklicher, als man bei'm Aus-
„gange war. Wie viele Myſterien und geheime Geſellſchaf-
„ten! welche Gaukelei mit Wortklängen und myſtiſchen Em-
„pfindungen! welche Arbeit, den Leuten einzubilden, man
„ſey heiliger und eingeweihter als ſie! Was ſoll man glau-
„ben? Nichts, denn nichts Göttliches wird daraus gebo-

ren. Der Trieb nach ſolchen Dingen beweiſt das Bedürfniß, das leere Spiel mit dem Heiligen die Wüſtenei der Herzen. So führen Lüge und Eitelkeit die Zeitgenoſſen im Wahn, doch unten am Boden hält der Inſtinkt eines natürlichen Weltglaubens und Güte und Liebe, die doch mehr kann als alle Lüge, das Wankende noch zuſammen."

S. 207 — 14. Schilderung des Karakters und Gemüthes des deutſchen-Volkes. Schilderung ſeiner Anlage für Geſetzlichkeit und Gehorſam; welches doch wohl Anlage für gerechte und menſchliche Verfaſſungen iſt. Auch wird das gelobt, daß dem deutſchen Volke im Gegenſatze gegen andere Völker republikaniſche Erſchütterungen und Revolutionen gefehlt haben:

„Gleichheit und Gerechtigkeit in Liebe und Mitleid mit allem Lebendigen, ihr ſeid die erhabenen Lehren des heiligen Stifters des Chriſtenthums, ihr müßt die Geſetze der Staaten und Völker ſeyn. Die neuere Menſchheit muß ſich des ſtolzen Trotzes phyſiſcher Kraft, des rohen Gebrauchs der Gewalt, der unmilden Behandlung freigeborner Menſchen als Sklaven begeben, wenn ſie das Gebot des neuen Weltgeſetzes erfüllen will. Stillere Tugenden, mildere Begeiſterung, Arbeit und Mäßigkeit aller, damit keiner Knecht zu ſeyn brauche — dies ſind die beſcheidenen Forderungen an ein Volk, welches den Namen und die Würde der Freien verdienen will. Nach dieſem Maaße ſind die Deutſchen nicht die unwürdigſten, und ich werfe dem, der behauptet, die Nation ſey knechtiſch geſinnt und keines edlen Zuſtandes fähig, den Fehdehandſchuh hin, mir ein gerechteres (Volk) unter den jetzigen Europäern zu zeigen.

„Arbeitſamkeit Sparſamkeit Nüchternheit des Verſtandes Langmuth ohne Feigheit, Ehrlichkeit, mit etwas klimatiſcher Unbehülflichkeit verſetzt, ſind alte anerkannte Volkstugenden. Sie gebaren im Mittelalter Wohlſtand und Gerechtigkeit drinnen und Achtung und Furcht drauſſen. Freiheit und Bürgerſinn ſchufen glückliche Municipalitäten; wohin Deutſche zogen, brachten ſie Geſetze der Zucht. Die Städte längs der Oſtſee bis an die Newa, wie die Koloniſten in Siebenbürgen, hatten freien Sinn und haben ihn zum Theil noch. Die Schweiz und die Niederlande und manche wackere und glückliche Reichsſtadt ſind Geburten deutſchen Sinnes geweſen. Freilich die gigantiſchen Worte und Thaten der Alten, ihre republikaniſchen Erſchütterungen und Revolutionen, die begeiſterte Freiheitswuth des Atheners und Genueſen, die Faktionen der Florentiner und Thebaner fehlen hier; aber deſto glücklicher für das Volk und die Zeit. Das ſind mehr Herrlichkeiten für die Poeten, als für die Bürger, die darin mit umgerührt werden. Dergleichen Gemälde mögten nun hier nicht ſo viele zu finden ſeyn und ſelbſt das beſte deutſche mögte wohl gar etwas ſteif und pedantiſch ausſehen. Aber das Gerechte braucht nicht zierlich zu ſeyn; leider iſt das Zierliche nicht immer gerecht. Ich ſelbſt wohne unter einem Volke, das in ſeiner beſten Zeit wohl nur einen halbdeutſchen Sinn hatte, jetzt iſt von einem ſolchen Sinn überall nicht mehr laut zu ſprechen. Aber mit innigem Vergnügen verſetze ich mich immer in die Zeit altdeutſchen Lebens und Wirkens. Ich kenne kein neueres Volk, welches mehr gutmüthige Naivetät hätte und einen frommeren Sinn für alles, was Form heißt; immer ein ſchöner bürgerlicher Sinn, obgleich im begeiſterungsloſen Zeitalter Pedanterei daraus wird. Man ſtudiere die Ge-

„ſchichten der Zünfte und Innungen, die Verfaſſungen und „Thaten kleiner Reichsſtädte, welch eine unendliche Anlage „für Gehorſam und Geſetz! das iſt doch wohl Anlage für „Freiheit! Dieſer ſinnige gleiche gutmüthige Sinn der „Nation, der nur noch in Erinnerungen und ſchwachen Reſten lebt, gab Mäßigkeit und Beſonnenheit, ohne welche „keine Freiheit iſt. Lies unſre alten Geſchichten, höre unſre „alten Mährchen erzählen und die Volkslieder abſingen, ſieh „Dürers und van Eiks Bilder: Einfalt Treue Liebe „Wahrheit iſt ihr Karakter; ſie haben nicht den idealen „Geiſt des Süden, nicht das üppige Spiel, aber ſie haben „auch nicht die furchtbaren Lüſte und Verdorbenheit deſſelben.

„Der Deutſche hat in ſinnreichen und großen Erfindungen viel gethan, ohne Centralpunkt und ohne Jahrgelder, „für die Wiſſenſchaften kann man ihn mit Stolz, für die „Kunſt mit Ehren nennen. Er war ſonſt auch beſcheiden, „wie der unſcheinbare ſeyn ſollte, aber ſeit einiger Zeit „prahlt er, und das beweiſt, daß er verdorben iſt. Ja einem Wunder iſt es gleich, daß er nicht noch verdorbener „iſt. Seit zwei Jahrhunderten iſt Deutſchland der blutige „Kampfplatz, wo ausgefochten wird, was ſich bei dem Großmogul und bei den Eskimos angeſponnen hat, Deutſche „hat man gegen Deutſche bewaffnet, Städte und Länder „und Sitten zerſtört, und immer ſind ſie durch Fleiß und „Zucht wieder aufgeſtanden. Aber jedes Ding in der Welt „hat ſein Maaß, bis wie weit es gehen kann. Wir ſind „jetzt an der Gränze. Ohne alle politiſche Haltung, ohne „Theilnahme, ohne Liebe, ohne Hoffnung ſteht das Volk „endlich gleichgültig und dumm da. Das Elend des Kriegs, „die Schmach des Friedens, der Raub des Silbers und „Goldes, die Schändung der Weiber und Jungfrauen, das „Niederreißen der Feſtungen, der Fremden Hohn und der

„Fürſten Feigheit Trug und Geiz — es muß endlich wieder und wird wirken zu ihrem und unſerem Verderben.

„Unſre Philoſophen geben uns einen hohen Rang. „Sie ſagen, die Deutſchen ſeyen das Volk, welches Freiheit „im Glauben und Denken geboren und erhalten habe. „Solche Verfaſſung der Vielherrſchaft habe ſeyn müſſen, damit es der Freiheit und Wahrheit nie an Schutz fehlte. „Auch des Staates unſcheinbarer und formloſer Zuſtand „ſey trefflich geweſen, von allem Politiſchen und Volksthümlichen abzuziehen und auf das Allgemeine und Menſchliche als auf das Würdige der Bildung hinzuweiſen. So „könne nur Weltſinn geboren werden. Kosmopolitismus ſey „edler als Nationalismus und die Menſchheit erhabener als „das Volk. So möge das Volk verſchwinden wie die „Spreu vor dem Winde, auf daß die Menſchheit werde!

„Dieſe Ideen ſind hoch, aber ſie ſind nicht verſtändig, „und das Verſtändige iſt höher. Ohne das Volk iſt keine „Menſchheit und ohne den freien Bürger kein freier Menſch. „Ihr Philoſophen würdet es begreifen, wenn ihr Irdiſches „begreifen könntet. Zwar lebte Chriſtus in der Wüſte hoch „über dem Bürger und lernte in der Einſamkeit das Himmliſche von dem Himmliſchen, Plato holte ſeine Weisheit „nicht von den Landſtraßen und Märkten, aber freie lebendige Menſchen machen die Welt, woraus ſolche geboren „und gebildet werden. Unter Sklaven wird alles ſklaviſch „und keine Idee kann das Edle vom Himmel zur Erde „bringen, wenn auf Erden elendes Geſindel weilet. Ein „Menſch iſt ſelten ſo erhaben, daß er äußere Knechtſchaft „und Verachtung dulden kann, ohne ſchlechter zu werden; „ein ganzes Volk iſt es nie. Die edelſten Geiſter werden „nur aus dem ganzen Volke geboren. Wo nichts Freies „und Hochſtrebendes mehr iſt in der Menge, da wird es

„nicht mehr in dem Einzelnen gezeugt oder wird in der „Kindheit ſchon durch den Meduſenanblick des Niedrigen „verſteint. Wichtiges ſey auf Erden, frommer tapfrer „Sinn im Bürger, Biederkeit und Hochſinn die Wahrheit „zu vernehmen im Fürſten, Gerechtigkeit in der Regierung! „Dies iſt das ſichtbare Reich Gottes auf Erden; das un„ſichtbare macht ſich dann auch. Solche Tugenden gleichen „dem Ewigen und der Bürger arbeitet und lebt für das „Ewige in Kunſt That und Werk. Helden kämpfen in das „Schwerdt für das Vaterland und den König, Künſtler „bilden, Erfinder denken, ſtolz geht der Menſche am Pfluge „und Ruder, denn er hilft das Ganze erſchaffen und ge„nießt es mit. Denkt doch an die Griechen. Es war ein „ſchönes waidliches Volk, voll Muth und Kunſt, welches „Großes dachte that und vollendete. Was wurden ſie? „Die Kammerjungfern des Römerhauſes. Es läßt ſich nachwei„ſen, daß die Römer ihre Hetären ſo leidlicher und artiger „behandelten, als ihre übrigen Sklaven. Das rauhe Er„oberervolk hatte doch Ehrfurcht vor den ſichtbaren und un„ſichtbaren Göttern, die hier auf jeder Flur, auf jedem „Markt ihre heiligen Säulen hatten. Die Griechen behiel„ten ihr Land ihre Sprache ihre Künſte, aber nicht ihren „Staat. Kein Sophokles und Phidias ward mehr geboren, „kein Homer beſang mehr das Leben der Götter und Men„ſchen, erſtarrt war die goldene Fülle der ſeligen Kunſt, „und bedürftig machte man klein und zierlich nach, was die „Väter groß und majeſtätiſch dachten und erfanden. Zuletzt „nichts als feiges und ſchmeichleriſches Sklavengeſindel hier, kei„nes edlen Aufſchwungs dieſe Natur (Nation) mehr em„pfänglich.“

S. 337—40. Urtheil über die franzöſiſche Revolution, über das Verderbliche in allen Re-

relationen, über die Gefahr der Uebertreibung.

„Ich laſſe es mir nicht nehmen, daß die erſten Jahre „der Revolution wirklich ein höherer und enthuſiaſtiſcher „Geiſt im Volke war, daß viele entſchloſſen waren und „hofften, es werde und ſolle eine beſſere und glücklichere Verfaſſung aus dem Chaos der Verwirrung und dem Kampf „ſo mancher Ideen hervorgehn. Ich glaube auch, daß, „wenn ſo viel Verſtand und Güte unter den Rathenden „und Herrſchenden geweſen wäre, als Begeiſterung und „Schwärmerei, es hätte damals etwas Würdiges können „gemacht werden. Man dachte aber nicht an Solons weiſe „Geſetzgeberregel: Nicht das Beſte, ſondern das „Möglichgute, und die Befeſtigung und Erhaltung einer „würdigen Verfaſſung blieb dem galliſchen Glück überlaſſen, „das immer viel Wind geführt hat. Da waren keine „Staatskräfte gewogen, ſich durch Druck im Gleichgewicht „zu halten, da war das Böſe nicht genug berechnet, was „unter einem ſo verdorbenen Volke ſich bald rühren mußte, „da hatte man nicht genug an franzöſiſche Leichtfertigkeit „gedacht, an den Sinn dieſer Menſchen, der das Heiligſte „und Größte leicht wie Mode behandelt. — Alles dies „hatte man vergeſſen, und es ging auch darnach. Einige „Jahre ſpäter ſchwamm das unglückliche Frankreich in Blut, „und das betrogene in ſeinen Wünſchen und Hoffnungen „betrogene Europa dachte an die ewige Wahrheit Montesquieu's: die Franzoſen thun die albernen Dinge „ernſthaft und die ernſthaften albern. Das Volk „hatte ſeine Würde und ſein Glück eingebüßt und raſete „drinnen und draußen. Man begriff, das Ganze ſey noch „nichts weiter als ein Spiel, ja ein Vorſpiel einer fürchterlichen Tragödie geweſen, und die Franzoſen haben eine

„ernſte Sache zu ſehr als Gaukler und eine Gaukelei zu
„ernſthaft getrieben. So war man verwundert und erſtaunt,
„ob es noch daſſelbe Volk, dieſelbe Begebenheit,
„daſſelbe Zeitalter ſey, als man plötzlich alles verändert und
„verwandelt ſah.

„Aber wirklich es blieb immer daſſelbe Spiel. Nur
„daß die Zeitgenoſſen ſolches Spiel nicht kannten, daß die
„Franzoſen unklug ſelbſt nicht wußten, wohin es mit ihnen
„laufen würde, das war beiden zu verzeihen. Der Geiſt
„des Böſen, der ſo reichlich in allen Revolutionen iſt und
„aus ſo wenigen wirklich das Große und Gute kommen
„läßt, begann nach einigen Jahren zu herrſchen und herrſchte
„bis 1795 wüthend. Er fuhr in das große Volk und verſteckte
„ſich hinter einer Maſſe von Millionen. Nachdem
„Thron Adel und Prieſterthum und der Bau der erſten
„loſen Verfaſſung mit allem Alten geſtürzt und vernichtet
„war, da machte die Revolution den Pöbel zum Herrn,
„jenes Ungeheuer, das immer zu viel und zu wenig Bewegung
„hat, das zuweilen mit hunderttauſend Armen alles
„umwirft, zuweilen mit hunderttauſend Füßen nur kriecht.
„Es iſt unmöglich, aus jener abſcheulichen Zeit Licht und
„Klarheit zu finden und Schuld und Unſchuld aus einander
„zu flechten und zu enträthſeln. Solche Epochen klärt keine
„Geſchichte auf. Wahn und Abſicht, Schwärmerei und
„Bosheit, Zufall und Plan, Heroismus und Niederträchtigkeit
„liegen einander oft ſo nahe, daß nur ein Gott das
„Urtheil ſprechen mögte. Robespierre und Orleans, Condorcet
„und Danton, Lyon und Nantes, Vendée und Avignon,
„ich überſpringe eure ſchwarzen Schickſale und Leichen,
„und fliehe mit der athemlos blutigen Zeit unaufhaltſam
„vorwärts.“

S. 443—46. Troſt und Pflicht der Guten: die

Lehre ausgeſprochen, wie der würdige geiſtige und edle Menſch kämpfen ſoll gegen das Schlechte und Böſe.

„Wir haben eine traurige Welt, wir haben ſchreckliche
„Bilder geſehen; aber das alles ſind nur Schatten und
„Zeichen, des Lebens Geheimniß und Deutung liegt tiefer
„im Grunde, den Augen unſichtbar, nur mit dem Gemüthe
„begreiflich. Schlimm und verworren iſt das Zeitalter, aber
„verworrene und ſchlimme Epochen ſind geweſen; doch iſt
„die Welt beſtanden und ſüße und ſchimmernde Blüthen
„der Schönheit und Menſchlichkeit ſind nach Vulkanen und
„Donnerwettern aufgegangen. Wie ſollte auch das Menſchengeſchlecht
„beſtehen in ſolchem Unheil und ſolcher Angſt,
„wenn nicht innerſt im Leben hoch über allem Schein die
„unendliche Liebe und Wahrheit wohnte und unſichtbar zuſammenhielte,
„was ſcheinbar aus einander fällt? wie ſollte
„hier oben, wenn Unrecht und Gewalt laut und frech gebieten,
„der letzte Reſt von Zucht, der letzte Schimmer von
„Hoffnung das Menſchengeſchlecht noch zügeln und erquicken,
„wenn der Glaube an ein unſichtbares und ewiges
„göttliches Leben nicht unvertilgbar wäre? Ja, der Menſch
„glaubt an die Ewigkeit und Weisheit der Natur, an einen
„heiligen Geiſt in ihr, an den Unſichtbaren und Allwaltenden;
„ſo richtet er ſich aus dem Grauſen und den Ruinen
„empor. Nicht zwecklos und zufällig fähret eine große
„und ſchreckliche Naturkraft dahin, die Vorſehung muß einen
„Zweck, eine Arbeit für ſie haben; warum gab ſie uns andern
„ſonſt die Furcht und das Erſtaunen, den Gehorſam,
„der wider Willen den Gewaltigen dienen und ihr
„Werk befördern muß? Die Kraft, die Homer und Newton
„zeugte, die den Weinſtock auf Hügeln und den
„Weizen in Thälern wachſen läßt, hat auch Nerone und

„Attilas geboren und begräbt in Erdbeben Städte und
„Inſeln.

„Aber auch wir ſind ein Theil Gottes, ſpricht
„der Apoſtel, uns ward das Herz voll Luſt und Muth, die
„lichte gewölbte Stirn voll göttlichen Verſtandes gegeben;
„ewig in der Natur erſchaffen wir ihre äußeren Bilder und
„Scheine, das mannigfaltige Spiel des Lebens; wir gehören
„dem All der Dinge an, glücklicher und weiſer, je
„frommer und einfältiger wir ihm gehorchen, aber in dem
„Spiele ſeines Scheinlebens ſtehen wir frei und göttlich in
„Selbſtkraft und Selbſtgefühl, und ſollen durch ſie ſpielen
„und kämpfen. Nach ewigen Geſetzen der Wahrheit und
„Gerechtigkeit, deren Quelle tiefer rinnt als das ſterbliche
„Wort, ſollen wir die Welt richten und halten. Hinweg
„alſo mit der neuen Hexenlehre! hinweg mit dem niedrigen
„Fatalismus, die uns zurufen: Der Starke ſoll herrſchen
„und der Schwache ſoll dienen! Eine höhere
„Stimme ruft: Der Gerechte ſoll herrſchen und
„der Freie wird gehorchen. Die Guten ſollen kämpfen
„gegen den Teufel, die Schwachen gegen den Starken,
„der nicht als ein Herrſcher der Wahrheit kömmt. Die Natur
„aus ihrer geheimen Fülle ſchuf die erhabene Kraft
„nicht, damit wir uns vor ihr wie vor Götzen niederwerfen
„und ſklaviſch dienen. Nein, wo das Böſe erſcheint, und
„ſey es mit Lucifers betrügendem Engelslicht, da erſcheint
„die wilde Kraft, die das Göttliche ſelbſt zerſtören mögte,
„wenn ſie könnte, und das heilige Orakel der Menſchenbruſt
„tönt: Kämpfe und ringe gegen dieſes bis in den
„Tod! Die Natur ſpielt in ſchrecklichen Ausbrüchen der
„Elemente hier oben, ſie läßt begeiſterte Zerſtörer, erhabene
„Tyrannengemüther werden, damit nicht alles in feiger
„Schlaffheit und dumpfem Traume des Daſeyns vergehe.

Mein ganzes Seyn, die Kraft zerronnen
Und aufgelöſet in Himmelswonnen.
Dann werd' ich wieder geſtählt und ſtark,
Die Liebe füllt mir die Bruſt mit Mark,
Fühle im heiligen Zorn ſie lodern,
Könnte die Stärkſten zum Kampfe fodern,
Könnte mich ſtürzen aus deinem Arm
In die Schlachten der Männer warm;
Könnte von Haufen blutiger Leichen
Dir die ſterbende Rechte reichen
Und mit deinem Gedächtniß ſchön
Nieder ins Dunkel der Schatten gehn.
Waſſer, wie ſchlingſt du brünſtiglich
Um die mütterliche Erde dich!
Immer wallend und leicht und zart,
Allbeweglich nach Weibesart.
Sehnſüchtig willſt du zu Sternen auf,
Aber nach unten fließt dein Lauf;
Wogend zwiſchen der Tief' und Höh

„So füllt ſie die verlaſſene Rennbahn mit Ringern und
„ſetzt Preiſe aus für blutigen Tod, wenn das Heldenſpiel
„vergeſſen oder gefahrloſer Scherz geworden war. Aber
„ſelbſt den Giganten laß die Palme nicht ohne Streit vom
„Ziele nehmen, ſonſt wird durch deine Feigheit Uebermuth
„und durch Uebermuth wird Ungerechtigkeit und Verderben.“

S. 456 — 57. Schluß des Buches:

„Aber weil dieſe Arbeiter auf Erden friſch ſind, un-
„wiſſend, was ſie thun, laßt uns in unſerm Himmel nicht
„faul ſeyn, wiſſend, was wir thun ſollen. Aus dieſem
„vollen Nichts, was jetzt iſt, kann nichts werden; wer da-
„rin ſtill ſteht, kommt um, wer darin leben kann, iſt ein
„Sünder oder Thor. Der unendliche Geiſt iſt wach, nie
„hatte er dieſe Höhe erflogen. Aber er hat die Arbeit der
„Vernichtung gefördert, er iſt fertig. Bringt ihn aus dem
„Himmel herab und zeigt ihn in ganzer Glorie den Men-
„ſchen, daß ſie verſtummen zittern und ſehen, worin ſie ſind.
„Durch ihn, den Unendlichen, kann dieſe Welt nur wieder
„verjüngt werden, die er zerſtört hat. Ihr Edleren und
„Weiſeren, auf! auf mit Freude und Muth! thut eure
„Pflicht und zeigt den Verzweifelten die Rettung und Er-
„löſung.

„Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und
„Koloſſeen zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und
„Schwerdt thun ihr Amt, das Größte verſchwindet; nur
„Eine Unſterbliche lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und
„Freiheit ſind das reine Element des Lebens des göttlichen
„Menſchen, durch ſie iſt er, ohne ſie nichts. Iſt nicht alles
„Wahn, was wir ſehen und empfinden, treiben nicht die
„Beſten bethört mit der bethörten Zeit dahin, kann der
„treue Wille nicht verwunden, ſo hat das kühnſte Wort
„ſeine Verſöhnung. Ich liebe die Menſchen.“

Ueber die Fragen im Protokoll.

Sogleich muß ich hier bemerken, daß viele dieſer Fragen, wie gleich zum Anfange die Fragen 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10., ſich auf Theorieen und auf Meinungen und Urtheile über die geiſtige Entwickelung und das innerſte Leben und Leiden der Zeit beziehen, worüber, wie ich meinem Herrn Specialkommiſſarius mehrmals bemerkt habe, wenn man ihren Inhalt hätte aus einander ſetzen wollen, in Fragen und Antworten Dickeres zu Protokoll erwachſen ſeyn würde, als das Buch ſelbſt, worüber gefragt ward.

Ich ſollte mich nämlich erklären, wie ich habe meinen und ſchreiben dürfen, daß ſtändiſche Freiheit und Verfaſſung im Ablaufe der Jahrhunderte verſchwunden und alles mürb weich und ſchlaff geworden ſey S. 92. 93.; wie ich mich S. 98—108 über die Laſt und den Jammer, welche die Anzahl der ſtehenden Heere ſeit 150 Jahren immer mehr über Europa gebracht, habe äußern dürfen, da der miles perpetuus doch eine beſtehende Staatseinrichtung ſey; ja wie ich nicht bloß über Fürſten habe klagen ſondern von den Zeitgenoſſen überhaupt ein ſolches Bild habe aufſtellen dürfen, wie S. 107—108 gezeichnet iſt. — Ja folgende Stellen (zum Beweiſe, wie wenig Herr H.G.R. Pape den geiſtigen Theil meines Buches verſtanden) habe ich als gefährliche gleichſam entſchuldigen ſollen:

S. 93. „Der alberne Glaube, als wenn Klugheit „und Liſt der große Grund der Weltregierung wäre, hat „dieſe Beſchuldigung erzeugt. Nein dieſe allmächtige „Klugheit iſt nirgends in der Welt, deren Leben und „Leiden viel tiefere Gründe hat. Sie iſt aus den hohlen „Köpfen und kümmerlichen Eingeweiden der Herren aufgedunſtet, die von Kathedern Weisheit klingeln oder hinter „den Schreibtiſchen der Miniſter und Könige die unverſtan-

„denen Orakel eines mächtigen Willens, der wohl weiß,
„was die Welt zuſammenhält, durch die Feder und Finger
„laufen laſſen.“

S. 94. „Die Herrſchaft iſt vorgedrungen, wie der
„Widerſtand ausgewichen iſt, und die Regierungen ſind ge-
„worden, was ſie ſind, ohne ſo viel dabei gedacht zu ha-
„ben, als man ſie gewöhnlich denken läßt.“

S. 97 – 98. „Allein nicht bloß verkümmert und ent-
„würdigt ſind die Menſchen durch die Künſtlichkeit und das
„Maſchinenweſen des Regiments der neueren Zeit, woraus
„allmälig Deſpotismus geworden iſt, ſondern auch ſchwer
„belaſtet. Wir wiſſen und fühlen es alle. Die Menge
„der Zurüſter Helfershelfer und Diener der Gewalt iſt un-
„endlich. Für ſie muß der Bauer pflügen und der Bürger
„ſchwitzen, und doch könnte man ſicher in den meiſten Ländern
„zwei Drittel von ihnen ausſtreichen, und kein Wunder
„würde man ſehen, wie die Dinge ſich wohl beſſer hielten
„und trügen, als mit allen dieſen Lückenbüßern Altflickern
„Ausrufern und Häſchern der Regierungen. Fangt an von
„dem neueſten Imperator und ſeiner feigen Horde von Tra-
„banten Knechten Schmeichlern und Spionen, wie unge-
„heuer iſt der Staat, den die Nationen halten müſſen, un-
„geheuer, wenn man ihn an den der nächſten Jahrhun-
„derte hält, ungeheurer, wenn man an das denkt, was im
„Mittelalter war!“

S. 362. „Kurz ſo werden keine Menſchen, und wo
„kein tüchtiger Menſch geworden iſt, da kann kein tüchtiger
„Fürſt werden“ und „Das ſchlechte Ganze iſt in den mei-
„ſten Dingen beſſer als das gute oder mittelmäßige Halbe.“

S. 436. „Die Nation hat ihr letztes Gefühl von
„Gemeinſchaft verloren, der Deutſche erſchlägt den Deut-
„ſchen, die Fürſten beſchimpfen einander öffentlich und ſtehen

„mit dem Feinde, Verwirrung Erſtarrung überall, das „Elend vernichtet die letzte Kraft, und die Erhaltung des „jämmerlichen Lebens, das ſo nichts werth iſt, bleibt bei „dem Unglücklichen das letzte Gefühl: die Sklaven ſind „fertig.“

Wunderſam kommt es mir auch vor, daß ich vorzüglich genau wegen Urtheile und Anſichten über die Preußiſche Politik aus jener Zeit befragt werde, wo mir Preußen ſo fremd war als England oder Dänemark: als hätte ich durch irgend ein freies Urtheil damals gegen jenen Staat ſchon ſündigen können; noch viel wunderſamer aber, daß ich hart und wiederholt befragt worden bin wegen meines Urtheils über die Preußiſche Monarchie und über den zweiten Stifter derſelben, Friedrich den Zweiten (S. 299—323.): Fragen, die zu meinen Anſichten und Ausſichten der d. Geſchichte 1814 mit derſelben Schärfe und als Vorwürfe gegen mich enthaltend wiederholt worden ſind. Ueber dieſen Punkt muß ich hier noch zwei Worte verlieren, nicht als Ablehnung und Entſchuldigung ſondern als Berichtigung und Verſtändigung.

Friedrich der Zweite war der Herrſcher eines Staats geweſen, der mir ſtaatsrechtlich und bürgerlich damals völlig fremd war.

Er war vor einem Menſchenalter hingegangen und der Geſchichte und ihrem Urtheile heimgefallen. Es war aber außerdem

zwiſchen ſeiner Blüthezeit von 1740—1780 und zwiſchen der Zeit, welche wir jetzt unſre Zeit nennen, eine viel weitere Kluft, als z. B. zwiſchen den Jahren 1650 und 1750. Man kann ihn bei der Geſchwindigkeit, womit die Jahre von 1790 bis 1815 und 1820 gegangen ſind, wohl als drei Menſchenalter vor uns von der Bahn abgetreten betrachten.

In vorliegendem Buche und in den meiſten meiner Bücher war vorzüglich das geiſtige innerliche Werden Wirken und Streben der Menſchen und der Dinge angedeutet und geſchildert worden und wie eben das Geiſtige der europäiſchen Bildung von 1700 und von 1740 und 1760 an bis zu 1790 und 1800 hin geſpielt gewirkt und eingefloſſen habe in die Gegenwart und in ihre Erſcheinungen und Entwickelungen. Da durfte die geiſtige Wirkſamkeit dieſes großen Königs, deſſen Mitſpiel 40 Jahre lang hierin ſo entſcheidend geweſen war, nimmer verſchwiegen werden; er mußte als das große glänzende Bild mit ſeinen Tugenden wie mit ſeinen Mängeln geſchildert werden; auch ſein Karakter und ſeine Perſönlichkeit, der eigentliche Friedrich der Zweite, durften nicht unangedeutet bleiben, wie es heißt Geiſt der Zeit Theil 4. S. 241: „ein Mann, durch Großartigkeit des Karakters der Angelſtern des Jahrhunderts, ſein hellſtes Licht und ſein glänzendſter Darſteller. Wann der ganze ſiebenjährige Krieg wie ſo viele Kriege um Nichts ein unbedeutendes Mährchen ſcheinen wird, Friedrich der Zweite wird immer der Held und der Glanz des achtzehnten Jahrhunderts bleiben in ſeinen Tugenden wie in ſeinen Mängeln.“

Die Mängel und Gebrechen in ſeinen Einrichtungen und Anordnungen wie in ſeinen Anſichten und in ſeinem Leben ſind aber von mir nirgends mit jener elenden kleinlichen Schadenfreude angedeutet oder aufgerechnet, welche das Große und Außerordentliche im Leben und in der Geſchichte gern verkleinern und beflecken mögte; auch ſind ſie ihm nicht einzeln zugerechnet ſondern gezeigt und hergeleitet in und aus einer Nothwendigkeit der Vergangenheit und ſeines Zeitalters, in welcher Nothwendigkeit auch dieſer große Menſch gleich allen Sterblichen befangen ſeyn mußte.

Doch wozu führe ich dies weiter aus? es liegt ja in meinen Büchern. Der große König ſelbſt hat ſich, ſein Gemüth, ſeine Sitten, ſeine ganze Perſönlichkeit mit allen ihren Tugenden und Mängeln ja viel nackter und ſchonungsloſer dargelegt in ſeinen bändereichen Werken, beſonders daſelbſt in ſeinen geſchichtlichen und politiſchen Abhandlungen und in den Gedichten und Briefen an ſeine Vertrauten, und dieſe Werke ſind und werden ja unverboten und unangefochten in ganz Preußen und Deutſchland gedruckt überſetzt wiederaufgelegt und unverſtümmelt in wälſcher und deutſcher Sprache geleſen.

Es liegt aber auch in allen meinen Büchern neben dem Tadel von Mängeln und Gebrechen, die meiſt dem Zeitalter angerechnet werden, das unverkümmerte Lob des großen und gewaltigen Mannes. Vergl. Germanien und Europa S. 94—107 mit dem Angeführten und Geiſt der Zeit. 1. S. 4, wo es heißt: „Ein großer und weiſer „Fürſt ſaß auf einem deutſchen Thron, Europas Völker ſahen nach ihm als nach ihrem Vorbilde, und Könige nannten ſeinen Namen mit Ehrfurcht. Die Deutſchen ſprachen „den Namen Friedrich als einen Namen aller Deutſchen, „der Enthuſiasmus machte das Große noch größer, als es „war" — und Geiſt d. Zeit 2. S. 227: „und der einzige Friedrich und ſein unſterbliches Leben" — und 244: „der Staat, den ein unendlicher Geiſt mit unermeßlicher „Majeſtät leitete."

Fragen wegen meiner Urtheile und Anſichten über Deutſchlands politiſche Lage, über die deutſchen Fürſten u. ſ. w. u. ſ. w.

Weil dieſe Fragen in den Protokollen unzählige Male wiederkehren und mit einer großen Wichtigkeit und einem unbegreiflichen Eingehen ins Einzelne wiederholt werden, ſo muß ich hier ein für alle Mal ein Kurzes darüber ausſprechen. Da die Bücher und Büchlein vorliegen, bei Gelegenheit welcher ich mit jenen immer wiederkehrenden, zum größten Theil, wie ich vermuthen muß und wie ja ſo oft aus den Protokollen erhellt, aus Misverſtand oder Nichtverſtand derſelben und ihres Geiſtes und Sinnes entſtandenen Fragen gequält worden bin, ſo habe ich zuvörderſt nur zu ſagen, daß rechtlich und geſetzlich gar kein Grund da war, mich über die traurigſten und herbſten Gefühle und Erinnerungen einer Vergangenheit, die nun gottlob hinter uns liegt, ſo zu zermartern und zu zerquälen und die alten Schmerzen wieder aufzuwecken. Denn daß ich den Jammer und die Noth und Schande meines Vaterlandes und die demüthigenden Verhältniſſe der Fürſten innerſt gefühlt habe, das ſpricht wohl jedes Blatt meiner Schriften. Ich ſage, dieſer Fragen durfte und mußte ich überhoben ſeyn; denn:

Ich ſchrieb faſt alle jene Bücher, worüber ich befragt worden bin,

a) als Unterthan und Beamter des Reichs von Schweden nach dem Jahre 1805, alſo nach der Auflöſung des alten heiligen Römiſchen Reichs deutſcher Nation, in einer Zeit, wo ſtaatsrechtlich mir die deutſchen Fürſten ſo fern ſtanden, als der Kaiſer von China oder der Dey von Algier, wo überdies mein damaliger Herrſcher König Guſtav Adolf von Schweden mit Napoleon und den deutſchen Fürſten in offener Feindſchaft ſtand;

b) im Dienſte und Auftrage der Kaiſerlich Ruſſiſchen Regierung in den Jahren 1812 und 1813, wo dieſe Fürſten als offene Feinde mit Napoleon und den Franzoſen jener Regierung gegenüber kampften;

c) im Dienſte der Centralverwaltung der Hohen verbundeten Mächte, wo dieſelben Verhältniſſe größtentheils beſtanden, und wo die wälſche Macht und Hinterliſt und der ganze große Anhang der wälſchen Parthei im Vaterlande noch fürchterlich genug da ſtand.

Statt dieſer in vielfacher Hinſicht ſchmerzenvollen und verletzenden und, da ſie ohne rechtlichen Halt und Gegenſtand ſind, gleich zweckloſen und erfolgloſen Fragen, wäre es nicht beſſer geweſen, die Vergangenheit ſtill ruhen zu laſſen und zuzudecken, was in jener zu traurigen Zeit erlebt erlitten und gefehlt war? Oder meinte man, ich ſollte niederträchtig genug ſeyn, mein innerſtes Leben und Streben aus jenen Jahren gleichſam abzuleugnen, und für ein Verbrechen zu erklären, was in Unglück und Elend, in der Heimath und in der Fremde mein Troſt und Stolz geweſen war, daß ich meine Liebe feſtgehalten und meine Treue nie aufgegeben hatte? Nein das konnte ich nicht, und kann ich nicht. Wie mein Schickſal auch falle, das Bewußtſeyn, es mit den Ehren und Herrlichkeiten meines Volkes und Vaterlandes und mit den Ehren und Herrlichkeiten ſeiner Fürſten immer treu und deutſch gemeint zu haben, ſoll ſelbſt der Henker mir nicht aus der Bruſt reißen, noch jenes zweite eben ſo ſüße und tröſtende Gefühl, daß die Edelſten und Beſten meines Volkes mir vormals und jetzt dieſen Glauben über mein Streben bezeugt haben.

Alſo nun nicht zur Vertheidigung, deren ich hier nicht bedarf ſondern zur Ablehnung von Beſchuldigungen, welche verkappte Feinde in Zeitungen und Flugſchriften um ſo kühner gegen mich haben gebrauchen dürfen, jemehr peinliche Verhöre und Proceſſe und Preß- und Cenſurzuſtand des Vaterlandes mir Mund und Zunge gebunden halten, hier einige Worte: gleichſam Noten zu allen Fragen, die auch bei den folgenden Schriften eben über den erwähnten Gegenſtand vorkommen:

1) Dieſe Feinde haben mich an mehr als einer Stelle beſchuldigt, ich gehöre zu ſolchen, die alle Fürſtenhäuſer und alle alten erlauchten Geſchlechter deutſcher Grafen und Ritter mit Stumpf und Stiel auszurotten und weiß Gott welch ein neues Monstrum auf den blutigen Trümmern des alten Germaniens aufzuführen gerathen und gewünſcht hätten. Ich muß hier nun noch einmal offen geſtehen, daß ich ſolche überhaupt in meinem Vaterlande nicht kenne; daß ich aber wenigſtens kein ſolcher bin, das weiß alle Welt und das bezeugen ja meine Druckſchriften und — wenn es damit nicht genug wäre — alle meine in den Händen der Hohen Kommiſſionen befindlichen beſchlagenen Papiere Handſchriften und Briefe. Ich fordere noch einmal meinen bitterſten Feind heraus, ob ich in meinen Büchern und Gedanken in Deutſchland etwas Anderes habe abſchaffen und, wäre es mir möglich geweſen, ausrotten wollen als die Hülfloſigkeit und Ohnmacht des Reichs gegen fremde Herrſchaft und fremden Einfluß, als das politiſche und geiſtige Joch der falſchen Wälſchen, und als den Rheinbund, der mir immer eine deutſche Schande und die Einleitung des Untergangs des deutſchen Volks und der deutſchen Herrſcher gedäucht hat.

2) Die Schwäche Deutſchlands, die traurigen Verhältniſſe und Begebenheiten der drei letzten Jahrzehende, das Uebergewicht der Wälſchen und ihrer Revolution zuerſt über die Geiſter, dann beide über die Geiſter und Arme des deutſchen Volkes und der deutſchen Herrſcher, und auch was mir an dieſen und jenen deutſchen Regierungen Gebrechlichkeit und Fehler geſchienen hat, iſt größtentheils und in meinen meiſten Büchern hergeleitet und wie oft entſchuldigt aus Entwickelungen und Verhältniſſen längſt vergangener Jahrhunderte, es iſt immer gehalten nicht bloß an

den Tag und den Augenblick, in welchen man eben lebt und ſieht und empfindet, (und daher oft dunkel ſieht und unrichtig empfindet und urtheilt) ſondern an die lange Zeit und an die ewige Geſchichte. (Man ſehe darüber Geiſt der Zeit 1. 2. 3., Anſichten und Ausſichten der d. Geſchichte, Fantaſien für ein künftiges Deutſchland u. ſ. w.) Es ſteht nirgends einzeln da und als bloß aus einzelner Luſt des Tadels geboren, ſondern zieht ſich als ein gemeinſamer Faden des Schickſals, wofür die Jetztlebenden wenig konnten, durch die Zeiten und Völker hin. Kein Zuſtand, kein Stand iſt verſchwiegen, wo es darauf ankam, das Heilloſe und Hülfloſe zu finden und zu erklären, was ſich in der Zeit offenbart hat, alle Zeitgenoſſen ſind ehrlich geſchildert, wie ſie mir erſchienen ſind, (Herr Pape hat mir ja die Frage vorgehalten: wie ich ein ſolches Bild von den Zeitgenoſſen habe entwerfen können?) und ich meine, daß der Mittelſtand — die Klaſſe, welche nach meinen Begriffen im engeren Sinne vorzüglich Volk heißt — die ganze gebildete Menge der Zeitgenoſſen — nämlich der Kaufmann der Edelmann und der Gelehrte — mit den ſtärkſten Farben geſchildert iſt, keiner aber ſo herb getadelt als der Stand, zu welchem ich gehöre: nämlich die Gelehrten und Schriftſteller. Ich brauche hier nicht weitläuftig anzuführen noch auszuführen, was in ſo vielen meiner Bücher vorliegt.

Aber habe ich bloß das Traurige und Tadelnswerthe gezeigt? Habe ich nicht gelobt und geprieſen ja vor Freuden gejauchzt, wo mir an den Hohen das Hohe und Herrliche erſchien? Man leſe an den verſchiedenen Stellen mein freudenvolles Lob des alten und des jungen Herzogs von Braunſchweig, des Herzogs von Oldenburg, des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, mein Lob und meine

Bleibet dir ewig dein ſüßes Weh,
Bleibet dir ewig dein ſüßes Sehnen,
Bild und Mutter der naſſen Thränen!
Waſſer, ſtilles, wie lieb' ich dich!
Waſſer, bewegliches, wie fürcht' ich dich!
Es wogen alle die dunkeln Triebe
Im tiefen Gemüth, in tiefer Liebe:
Dort unten iſt Nacht und ſchwarzes Grauſen,
Wo in der Wellen verborgnem Sauſen
Die ernſten Geiſter der Tiefe hauſen.
Aber ſeh ich den glatten Spiegel,
Worauf ſtill ruhn des Waſſers Flügel,
Seh ich fließen dein dunkles Blau,
Den Mond drinn, die Sterne des Himmels genau,
Die hohen Wälder, die grünen Berge,
Die blühenden Büſche, des Forſtes Zwerge:
Mögt' ich in brennender Luſt hinab

Vertheidigung der Hochſeligen Königin von Preußen gegen Napoleons Geifer. (Geiſt der Zeit Theil 2. S. 171 — 72. und S. 366.)

3. Am meiſten aber habe ich das Unglück des Vaterlandes und die Demüthigung der Fürſten hergeleitet von der wälſchen Art und Erziehung. Dieſes hat mir die gefährlichſte Peſt gedäucht, welche um zweihundert Jahre die deutſche Größe und Herrlichkeit geſchwächt und verdorben hat und welche den alten großartigen biedern treuen und frommen Karakter, das große deutſche Herz ſonder Furcht und Tadel, tauſendmal beſſer als alle franzöſiſche Könige und Ritter sans peur et sans reproche, nicht mehr im vollen deutſchen Lichte und Leben erwachſen und ſich entwickeln läßt. Dieſe Anſicht iſt noch heute ganz meine Anſicht, und ich würde den Tag ſegnen als einen Tag des Heils und als einen Vorboten künftigen unendlichen Glückes und Ruhmes, wo in den Schlöſſern und Palläſten deutſcher Herrſcher Fürſten und Ritter das Sprechen der wälſchen Sprache auf ewig geächtet würde; denn ich meine, dieſes wälſche Sprechen war immer ein deutſches Zerbrechen. Wie das Wälſche immer die deutſchen Nerven gelähmt und die deutſchen Herzen erkältet hat, haben die Wackeren des Volkes und viele Wackere unter den Fürſten ſchon vor Jahrhunderten gefühlt und ihre Söhne in Teſtamenten häufig vor fremder Ueppigkeit und Sitte gewarnt. So ſagte unter andern Pfalzgraf Wolfgang, (17. Jahrhunderts Anfang) der aus Erfahrung wußte, welchen verderblichen Einfluß wälſche Reiſen und Heerzüge auf Deutſchland hatten, in ſeinem Teſtamente: Er wolle ſeine Söhne hiemit erinnern, daß ſie ſich bei fremden Nationen nach derſelben Beiſpiel und Gebrauch oder ſonſt in keine übermäßige Pracht einlaſſen ſollten, woraus Schulden Verkleinerung ihrer Perſonen böſe Nachreden und

anderes mehr leicht erfolgen mögten. Sie ſollten auch nicht fremde Leichtfertigkeit annehmen ſondern jederzeit gedenken, daß ſie geborne deutſche Fürſten ſeyen, welchen vor allen Dingen Treu und Glauben, auch Redlichkeit und Tapferkeit gebühre und wohl anſtehe*).

4. Ich war bei meinen geſchichtlichen Erkundigungen und Unterſuchungen auf den Weg gekommen, der zurück geht; ich glaubte in der Vergangenheit gefunden zu haben, was mir für die Gegenwart beide hinſichtlich der Fürſten und des Volkes Muth Ehre Sicherheit und Herrſchaft zu bringen ſchien. Dieſen Weg nennt man jetzt mit einem breiten Namen und mit breiten Hindeutungen und Bedeutungen den hiſtoriſchen Weg: ein Weg, der leider von vielen gemisbraucht wird, manche Ungethüme und Ungeheuer der Vergangenheit, die, weil ſie einmal gelebt haben, — ſo meinen ſie — auch für immer lebenswürdig erſcheinen ſollen, wieder in die Zeit zurückwünſchen ja zurückzaubern zu wollen, wenn die Zeit gleich ſolche vermoderte Mumien der Vorzeit, die vor der taſtenden Hand des Lebens in dünnen und leichten Staub zerfallen und nichts als Verweſungsgeruch hinterlaſſen, unerbittlich zurückweiſt. Mir ſchwebte aus der Vorzeit meines Volkes ein Bild vor, wie es im 12. und 13. Jahrhundert zuletzt noch zuweilen im Glanz, dann die folgenden Jahrhunderte immer mehr mit Schattenſtreifen erſchienen, ſeit dem unſeligen dreißigjährigen Kriege endlich gänzlich verdunkelt iſt. Ich wünſchte eine ſtärkere Einheit des Reiches, eine größere Macht des Befehls in dem Kaiſer oder Könige Germaniens, eine mehr mitrathende mithelfende öffentlich miterſcheinende und mitwirkende Kraft des Königs und der Fürſten, als die letzten ſchwachen zerfallenen deutſchen

---

*) Häberlins Neueſte Reichsgeſchichte Band 8. S. 58.

Jahrhunderte geweſen iſt; ich wünſchte einen im Rath und im Felde erlauchten mitkämpfenden Senat und Harſt der Fürſten und ihrer Gefreundten und Söhne und der alten verehrten ritterlichen Geſchlechter, wie ſie weiland beſtanden, wo mir Wittelsbach der Alte, Adolf von Cleve, Friedrich von Zollern Willigis Meinwerk Benno Sickingen Frunsberg und Burtenbach ungezweifelt in größerer Fürſten- und Männerherrlichkeit im großen Reiche und Volke gewaltet und mitgeherrſcht zu haben ſcheinen, als ſpäter bei mittelmäßiger und beſonderer Herrſchaft und bei getrennten Verhältniſſen auch die würdigſten Herrſcher von Sachſen Baiern u. ſ. w., und als die Blücher Schwarzenberge Steine und Stadion: die Feldherren und Ritter unſrer heutigen Kaiſer und Könige. Ich ſah alſo eine beſchränktere und engere Herrſchaft im Einzelnen unter einem Oberhaupte bei einer im altdeutſchen Stil erneueten und erweiterten Wirkſamkeit der deutſchen Fürſten und Männer im Rath und auf Reichstagen und im Kriege und Getümmel als Feldherren an Heeresſpitze nicht als eine Erniedrigung oder gar als eine Aufhebung ſondern als eine Verherrlichung und Erneuung unſerer älteſten Geſchlechter an. Dies iſt mir aber nicht gekommen als eine bloß hiſtoriſche und alterthümelnde Grille oder nach dem Mitſpiele und Mitgefühle mit vielen Zeitgenoſſen — die, weil ſie die Gefahren dieſer Zeit nicht anzuſchauen wagen, in die dunkle Vergangenheit trüber (weil das Licht ſie blendet) zurückſchauen und in dem Veralteten Rettung ſuchen wollen — aus einer leeren Vorliebe und öden Bewunderung des Vergangenen, was, weil es vor hundert oder fünfhundert Jahren vielleicht kräftig da war, bloß deswegen auch jetzt wieder kräftig und mächtig däucht daſeyn zu können; ſondern es iſt aus der wirklichſten Wirklichkeit und aus dem lebendigſten Leben und Erleben der Zeit geboren und in dem innigſten Gefühle und dem treueſten Gedanken der nächſten Vergangenheit und der nächſten Zukunft damals von mir gewünſcht und ausgeſprochen worden. Ich hatte eben in jenen Tagen das alte Germanien durch Trennung und Zerſpaltung der Kräfte hülflos und jammervoll fallen und zerfallen ſehen; ich gewahrte die verdoppelte und verdreifachte Stärke der beiden gewaltigen Staaten, die Deutſchland im Oſten und im Weſten angränzen, und ich gewahrte in beiden (in Frankreich und Rußland) wie ich glaube, nicht geträumte Gefahren der Zukunft. Mir ſchien, damit dieſen tüchtig begegnet werden und Deutſchland aus der beinahe dreihundertjährigen Abhängigkeit von den Einflüſſen und Künſten fremder Kabinette erlöſt und zu der alten Herrlichkeit ſeines Namens und ſeiner Erinnerungen wiederhergeſtellt werden könnte, Erfriſchung Stärkung und Einigung des Reiches nothwendig und auf dem von mir angegebenen Wege ohne bedeutende Verletzung am leichteſten erreichbar. Wie ich es ungefähr gemeint habe, ergeben ja die Geiſter der Zeit 1. 2. und 3. und die Fantaſieen u. ſ. w. Ich denke, im deutſchen Sinn durchgeführt, war es eher Erhöhung als Erniedrigung unſrer edelſten Geſchlechter zu nennen. Die Friedensſchlüſſe und Tage von Luneville und Regensburg 1802 und 1803, der Staatenumgeſtalter Napoleon und ſeine Gehülfen in den Jahren 1806, 1807 u. ſ. w., und ſelbſt der Wiener Kongreß haben nicht ſo mild und gerecht verändert umgeſtaltet enthoheitet und eingezogen; alſo — Es iſt nun freilich vieles gar anders geblieben geworden und geſtaltet im Vaterlande, als ich und viele andre Biederleute in den Jahren, die zwiſchen 1805 und 1816 lagen, gemeint und gewünſcht haben. Gott gebe, daß dies zu größerem Glück und zu größerer Herrlichkeit des Volkes und der Herrſcher führe, als jenes vielleicht gekonnt hätte, und daß ſo gräuliche deutſche Zeiten und Verhältniſſe nie wiederkehren, als die vor nun 7 und 8 Jahren durch Gott und durch den Sinn und das Schwerdt edler Herrſcher und Völker vernichteten und zerſprengten! Dieſen Wunſch ſpreche ich hier eben ſo ehrlich aus, als ich immer meine Meinung hierin bekannt habe.

5. Aber nicht bloß durch das, was man die politiſche Verfaſſung zu nennen pflegt, habe ich das Volk und die Fürſten für die künftigen Zeiten zu ſtärken und zu ſichern gewünſcht, nein auf die feſte Begründung aller Größe und Herrlichkeit, auf eine recht großartige fürſtliche und ritterliche Erziehung und Bildung der fürſtlichen und adlichen Geſchlechter habe ich mit jenem vollen Ernſt gedacht, welchen die Wichtigkeit der Sache anſprach; denn mir waren die Uebel vor den Augen, ja in allen Sinnen und Gedanken: nicht allein, was uns allen, die wir irgend zu den gebildeten Klaſſen des Volkes gehören, eine verkehrte und wälſchende und wälſchelnde Erziehung von Nichtigkeit und Verderben nun ſo lange ſchon gebracht hat, ſondern noch viel mehr, wie ſehr es uns in unſerm Edelſten und Herrlichſten, in dem, was die Blüthe und Krone des ganzen Volkes ſeyn ſollte, beſchädigt und geſchwächt hat. Dieſe Ideen, wie ich die Fürſten und hohen Geſchlechter zu Ehren und Würden aufbauen und wie ich die höchſte aller Würden und Ehren des Fürſten und Mannes, den ſtolzen unauslöſchlichen Karakter des Erhabenen und Unſterblichen, habe beleben und erhalten wollen, leſe man in den Fantaſieen Kap. 47 und im Rhein T. Strom nicht T. Gränze S. 93 ff.

6. Ich habe alſo Fürſten und Adel des Volks erbauen wollen und nicht zerſtören. Aber ich glaube, durch meine Schriften habe ich Volk und Fürſten auch gleichſehr vom Verderben und Untergange retten und erhalten gewollt. Ich ſah es vorher, (S. Geiſt der Zeit 2. B. 37—38, 179,

Geiſt der Zeit 3. 289 und an unzähligen andern Stellen) und ſagte es vorher, daß der Rheinbund nicht bloß eine Einleitung der Knechtſchaft ſondern der allmäligen Vernichtung und Vertilgung aller alten Herrſcherhäuſer Deutſchlands ſeyn würde. Und wäre der Herbſt und Winter von 1812 und 1813 und die zwei folgenden Jahre ſo für Napoleon ausgefallen, wie für Alexander und für die, welche mit ihm für die Freiheit kämpften, was würden diejenigen ſehen, die ſolches mit ſehenden Augen hätten erleben mögen? Würden ſie jetzt noch die Urenkel der alten deutſchen Fürſten auf Thronen ſehen? Ich zweifle. Spanien und Italien lagen ja ſchon da als ein großes Muſterbeiſpiel: wo waren die alten Könige und Fürſten, wo die alten Freiſtaaten dieſer Länder geblieben? und welcherlei Leute waren in ihre Stellen und Stühle geſetzt? Auch in Deutſchland hatte das warnende Spiel ſchon Spiegel genug aufgedeckt. Die Welfen die Oranier die oldenburgiſchen und heſſiſchen Fürſten im Elende, Hieronymus Murat Beauharnais (dieſer in der Anwartſchaft) auf deutſche Throne geſetzt — und ich frage wieder: wie viele und welcherlei Emporkömmlinge würden in wenigen Jahren neben ihnen geſeſſen haben, wenn die Klugheit und das Glück bei dem überliſtenden Eroberer ſo treu geblieben wären als die Gier und die Herrſchſucht? Wenn ich alſo das unſelige Verhältniß der Fürſten zu Frankreich und Napoleon, wenn ich den Rheinbund bekämpft habe als das Anzeichen gleich ſicheren Verderbens von Volk und Fürſten, ſo habe ich ja recht eigentlich für die Fürſten gekämpft. Denn welcher Fürſt und Mann wird jetzt noch in Deutſchland ſeyn, der ſich jener Tage voll Finſterniß und Schmach noch erinnern mögte, der vollends eingeſtehen mögte, er ſey je mit dem Herzen in dem ſogenannten Napoleoniſchen Bunde geweſen? ja die Fürſten werden alle gedacht ſeyn wollen, als die da nur aus Zwang und bitterſter Noth ſolches erlitten und geduldet haben. Wer alſo jenen Zuſtand hat zerbrechen helfen gewollt, der verdiente ja wohl eher den weichen und grünen Kranz des Lobes, daß er wie ein redlicher Deutſcher gethan, als jene weiße und rauhe Krone, die man ihm aus den Dornen qualvollſter Verhöre und dunkelſter Anſchwärzungen zuſammengeflochten hat?

Ja, ich muß es hier zum Schluſſe ſagen, was mir bei dieſer ganzen wunderſamen Geſchichte oft eingekommen iſt: immer wieder ſtaune ich auf wie aus einem dunkeln und nebelnden Morgentraum, wie zwiſchen Schlafen und Wachen ſchwebend, reibe mir die Stirn und die Augen, die beide nicht licht werden wollen, und frage mich in dieſer Sinnen- und Gedanken-Dämmerung: Wie? iſt es denn wirklich wahr? biſt du denn gleich einem gefährlichen Umtreiber und Verräther gegen das Vaterland nun bald durch drei Jahre von Kommiſſion zu Kommiſſion umgetrieben, ein ganzes halbes Jahr beinahe mit martervollen Verhören abgequält und immer noch nicht aus dieſen unſeligſten Verſtrickungen erlöſt! Wenn das an dir geſchieht und an deines Gleichen, die wohl nur die einzige Sünde in der Bruſt hatten, daß ſie ihr Vaterland zu heiß liebten und zuviel für daſſelbe wünſchten und von demſelben hofften, wie muß es denen dann ergehen, welche nicht bloß die Lehre ausſprachen, Deutſchland ſey als Reich in der Geſchichte da geweſen und ſeine Herrſchaft auf ewig an die Wälſchen übergegangen, (ſie durch Hoheit der Geſinnung und durch Tapferkeit des Herzens die einzigen würdigen und gebornen Herren des Zeitalters) ſondern welche die letzten Ehren derjenigen Staaten, wodurch Deutſchland allein ſtehen und erſtehen konnte, die Ehren Preußens und Oeſtreichs, nicht nur auf alle Weiſe als verfallen zeigten ſondern mit jeglichem Schimpf beluden, ja welche in ſichtbarer und unſichtbarer Verrätherei und Zettelei mit dem wälſchen Erzfeinde die Stricke mit flechten und ſchlingen halfen, worin die letzte Kraft des Volkes verſtrickt und gefeſſelt werden ſollte? wie viele deutſche Miniſter und Schriftſteller werden da in Anklage geſetzt werden ſeyn? —

So frage ich Träumender mich lange, erwache dann wieder, und möchte als Wachender, wenn ich dürfte, glauben, daß nur die ſolches gelehrt geſtrebt und gethan haben mich in Anklagen Verhören und Verfolgungen ſo umtreiben können.

6. Geiſt der Zeit zweiter Theil. Erſte Auflage in Schweden 1809, zweite in Deutſchland 1813 wenig verändert. Die verſchiedenen Stücke des Buches geſchrieben zwiſchen den Jahren 1806 — 1809.

Ueber die Geburtsverhandlungen dieſes Buches (ich ſollte ſagen über die Verhandlungen ſeiner zweiten Geburt in Deutſchland) und ſeines Genoſſen, des dritten Theils Geiſt der Zeit, und über alle die Fragen wegen Verleger Wiederauflage Jahrzahl Cenſur ꝛc. ꝛc. verliere ich hier nicht ein Wort.

Der Inhalt rollt zwiſchen den Jahren 1806 und 1809 und zwiſchen den Thaten und Begebenheiten derſelben, und den durch ſie veranlaßten Gefühlen hin und her.

Gegen meine Feinde und Ankläger bemerke ich hier zuvörderſt einmal für Allemal Folgendes: Dieſe werfen mir eine einſeitige Heftigkeit und eine blinde Leidenſchaftlichkeit vor. Dem kann wohl nicht ſo ſeyn. Ich muß mich ſchon ein wenig rühmen; warum zwingt man mich dazu! Wer dieſen und den Erſten Theil des Geiſtes der Zeit und andere meiner Bücher lieſt, ja wer meine Bücher von den Jahren 1803 und 1805 bis jetzt verfolgt, wird leicht inne werden, wie richtig ich oft vorhergeſagt habe, weil ich vorherſehen konnte, ſicherer und richtiger als mancher Staatsminiſter, und wie die Zeit meine früheren Bücher mit Wahrheit geſtempelt hat. Ich berufe mich da ſtatt alles Andern nur auf meine früheſten Urtheile über Spanien Napoleon den Rheinbund und ihre künftigen Erfolge und Entwickelungen. Wegen dieſer Hellſichtigkeit bin ich von Vielen geliebt worden. Blinde Leidenſchaftlichkeit und einſeitige Heftigkeit begreifen und erkennen nichts Wahres und Helles, was ſich nur durch Umſicht in dem großen Zuſammenhange der Dinge erſchließen läßt. Es muß alſo von Natur wie durch Kunde der Welt und der Menſchen etwas Klares und Heiteres in mir ſeyn, das ſich durch augenblicklichen Haß oder Zorn nicht verdunkeln läßt.

Stellen des Buchs:

S. 9—11. Wie ich die Schriftſteller und Zeichendeuter der Zeit ſchelte, damit keiner ſage, ich habe die Urſachen des Falls allein in den Hohen und Höchſten geſucht. Vergl. S. 184. — Was ich Ihnen und Ihresgleichen zumuthete, und alſo auch mir zugemuthet habe. S. S. 190—93, 205—207, 385—86, 387—88.

S. 109. **Wahre Politik:** „In der Politik giebt es „keine Mittelwege: man kann nur groß oder klein, herrſchend „oder dienſtbar ſeyn."

S. 245. **Mein Leben und Wirken iſt:**

„Wer ſtill ſteht, geht zurück: wer auf Lorbeern ruht, „die er nicht brach, liegt nur auf einer ſchöneren Bärenhaut. „Nur wer immer mehr thun will, als ſchon gethan iſt, wird „das thun, was er kann. Im eignen Leben, in eigner Zeit „iſt jedem gegeben groß zu ſeyn; wer ſich in das Vergangene und Fremde hineinlebt, verdirbt, und iſt ſchon todt, „wann er erſt zu leben meint. Der Väter Tugenden und

„Ahnen können nur als ferne Sterne über unſerm Leben „leuchten, zu welchen wir mit der Sehnſucht aufblicken müſſen; können wir nichts weiter als ſie anſtaunen und bewundern, ſo ſteht unſer Leben unter ihnen ſtill, und wir „werden rathlos in der Irre laufen, wenn Wolken einmal „ihren Glanz verhüllen."

S. 256—59. Anſicht des Standpunktes d. Zeit:

„[illegible], Volk des Lichts, ihr ſteht im Himmel und „auf Erden in einem fürchterlichen Kampfe der Entſcheidung; „große Verwandlungen, erſtaunliche Entwickelungen geſchehen „nicht allein in dem, wo man Könige ein- und abſetzt, und „Hunderttauſende zum Morde führt: ſie geſchehen in dem „innerſten heiligſten Leben dieſer Zeit. Feuer und Licht ſind „das Element des Chriſtenthums; deswegen nahm es die „Fabel des Fegefeuers auf, und ließ Gott und die Engel „auf Sternen und Sonnen wohnen. Nach dem Lichte nenne „ich die [illegible], weil ſie ſich ſelbſt darnach nennen. Wir „ſtehen jetzt in einem wahren Fegefeuer oder vielmehr an „der Gränze des Fegefeuers, wo erſt geſichtet werden ſoll, „ob wir als Verworfene tief zur Hölle hinuntergeſtoßen oder „durch die feuerglühende Pein für den Himmel die letzte Reinigung empfangen ſollen. Heller und heißer hat die Flamme „nie geleuchtet im Leuchten und Brennen; wehe dem der den „Sand der Wüſte erregt ſie zu bedecken, der mit kleiner „Angſt alle Waſſer [illegible], ſie zu löſchen! Wenn ihr einen Mann ſeht, wie groß die Zeit ihn auch ſtempeln mag, „dem vor dieſem Feuer, vor ſeinen Blitzen und Strahlen „bange iſt, der ſich da ein irdiſch menſchliches Regiment anmaßt, wo ein himmliſch göttliches Regiment iſt; wenn „ihr einen ſolchen Mann ſeht, hätte er die Bibel das [illegible] „oder die Schreibfeder, ſo ſeht ihr ein engherziges verderbliches Weſen; gehorcht ihm nicht! glaubt ihm nicht!

Stürzen in dein geheimes Grab.
Deine Quellen ſprudeln, die Bäche klingen
Frühlingsweiſen von ſüßen Dingen;
Tropfen, welche die Sterne entführen,
Müſſen als Sterne die Blume zieren,
Müſſen, geläutert am Sonnenſtrahl,
Füllen mit Traubenſaft den Pokal,
Haben, mit blinkendem Erz gemiſcht,
Oft des Siechen Gebein erfriſcht.
So das Leben der Erd' erneuend
Strömen ſie fort, ſich ſelbſt zerſtreuend,
Aber, wie Kinder zum Mutterblick,
Wollen ſie alle zum Meer zurück,
Finden in des Oceans Wiegen
Nur die Ruhe nach langen Zügen.
Alſo ſchlingſt du, holdſelig Weib,
Um den eiſernen Mann den Leib,
Immer geduldig, immer freudig;
Immer zerfließend und geſchmeidig;

„Wodurch das Gräulichſte und Schrecklichſte der Zeit mit
„geworden iſt, wodurch alle alte Bande der Welt gelöſt ſind,
„wodurch Tauſende fluchen und Millionen jammern, dadurch
„kann auch nur das Heil und die Erlöſung kommen. Wo
„Käuze verwundert uhuhen und Nachtraben ihre Höhlen ſu-
„chen, da ſingt die Lerche und übt der Adler ſeine Sonnen-
„flügel. Licht ward, auf daß Licht werde, bis alles wüſte
„Dunkel gefüllt und alles unholde Chaos zur Schöpfung
„entwickelt wird. Laßt ihr euch jetzt in dieſem geſpannten,
„dieſem kranken Zuſtande, wo ſo viele Sehnſucht nach Licht,
„ſo viel Glaube und Hoffnung auf Erlöſung iſt, eure Flamme
„verdunkeln, euer Licht von Pfaffen und Deſpoten auslöſchen,
„Europäer, ſo fallet ihr zurück, ſo tief ſo verderblich zu-
„rück, daß eure Enkel eure Feigheit und Sorgloſigkeit ver-
„fluchen werden. Kann nicht jeder die Erde beſitzen, ſo laſſe
„ſich doch keiner den Himmel begränzen. Da bin ich Gott
„und König, da iſt mein Stolz meine Herrſchaft uner-
„meßlich, weil ich göttlichen Geſchlechtes bin. Die Ele-
„mente hat die Natur frei gegeben, ihr ſeliger Genuß
„iſt allen Lebendigen gemein: das reinſte Element iſt Feuer
„und Licht.“

S. 394—97 **Hohes Bild der Majeſtät, Maaß politiſcher Gerechtigkeit.**

„Wenn der fromme Glaube der Völker ſagt, daß die
„Regierungen und Herrſcher ihre Macht und Herrlichkeit un-
„mittelbar von Gott haben, ſo iſt das freilich hundertmal
„und tauſendmal gemisbraucht von Deſpoten und Deſpoten-
„geſellen, aber doch liegt darin eine große Wahrheit. Der
„Herrſcher iſt nicht bloß da, dem gemeinen Geſetze ſeines
„Landes Majeſtät und Macht zu erhalten, und die Sicherheit
„und den Beſitz jedes einzelnen Mitbürgers darunter zu ſchü-
„tzen, ſondern zwiſchen ihm und ſeinem Volke, zwiſchen ſei-

„nem Volke und den Völkern, zwiſchen ſeiner Zeit und der
„vergangenen und zukünftigen Zeit ſchwebt noch ein anderes
„magiſches und geheimnißvolles Schattenbild, das ich ein
„allgemeines höchſtes Bild aller Geſetze nennen mögte. Dieſes
„Bild der Majeſtät, oder vielmehr für die Majeſtät iſt
„der höchſte Leiter und Richter der Herrſcher, der zwiſchen
„ihnen und der Mitwelt, mehr noch zwiſchen ihnen und der
„Nachwelt ſteht. Ich ſpreche hier von dem Geſetze der Politik,
„welches als die feinſte Vergeiſtigung des allgemeinen
„Zeitgeiſtes, als die höchſte irdiſche Nothwendigkeit der Dinge,
„in ihm ſelbſt ſeinen Grund und ſein Gericht trägt. Dieſes
„Geſetz darf ſich nie in den Begriff des Bürgergeſetzes und
„der Bürgerrechtlichkeit verlaufen, ohne dem Herrſcher alle
„Kraft und Kühnheit und ſeinem Thun alle Hoheit und Majeſtät
„zu nehmen. Sein Kreis iſt unendlich weiter, denn von
„ihm wird allein an Gott, an das Volk und an die Völker,
„und letztens an die Nachwelt appellirt, die auch auf dieſem
„Gebiete Ungerechtigkeit Grauſamkeit Treuloſigkeit unerbittlich
„verdammen. Ludwig der Elfte Philipp der Zweite
„Heinrich der Achte ſtehen verächtlich in der Geſchichte; Heinrich
„der Vierte Guſtav Adolf Friedrich der Zweite leuchten,
„und nicht allein wegen ihrer kriegeriſchen Thaten ſondern
„wegen Tugenden; doch wo iſt der Mann der ſagen darf,
„dieſe ſeyen immer gerecht und treu geweſen, wie Einzelne
„es ſeyn ſollen? Nur die Reihe der Thaten und Begebenheiten
„eines Volks und eines Herrſchers geben uns ein
„Bild ihrer Würdigung nach dieſem Geſetze; aber gewöhnlich
„iſt der Geiſt und die Nothwendigkeit, womit etwas
„gethan wird, ſelbſt unter der Menge ſchon ſo viel umherwandelnd,
„daß es bald entſchieden wird, wo Gerechtigkeit
„oder Ungerechtigkeit, wilde Eroberungsluſt oder kluge Sicherheit
„im Spiele war. Wer aber die Politik auf den

„kleinen bürgerlichen Maaßſtab herabſetzt, der wird das Kleine „groß und das Große klein thun."

Ueber die Fragen.

Hinſichtlich der Fürſten iſt bei'm vorigen Geiſt der Zeit Theil 1. einmal für Allemal genug geſagt. Aber hier muß ich wieder bemerken, was ſo oft wiederkommt, daß mein Herr Specialunterſuchungscommiſſarius auf jedes Urtheil und jede Anſicht, welche ich über die damalige Stellung und Lage der Preußiſchen Politik zu Deutſchland und Europa ausgeſprochen habe, mit einem ganz eigenthümlichen Nachdruck gedrückt hat, gleichſam als habe ich gegen das mir damals ganz fremde Preußen dadurch ſchon fehlen können. So erſcheint faſt auf jeder Spur dieſer Unterſuchung, daß die verſchiedenſten Verhältniſſe und Zeiten gar nicht gewogen und unterſchieden ſondern die längſt vergangenen Jahre auf eine unbegreifliche Weiſe in die Verhältniſſe und Anſichten, wie in die Pflichten und Rückſichten der Jahre 1819 und 1821 beinahe mit Gewalt hineingezogen ſind.

7. Briefe an Freunde. Altena bei Hammerſch 1810.

Die Entſtehung und Sammlung dieſer Briefe fällt mit dem vorigen Geiſt der Zeit Theil 2. faſt in dieſelbige Zeit, und iſt zum größten Theil aus meinem Aufenthalte in Schweden von den Jahren 1806—1809. Da man ſelbſt dieſe Unſchuldigen, die freilich das Leben der Zeit, aber doch nur das ſittliche und geiſtige Leben (indeſſen wir haben eben ſchon gelernt, daß es verfänglich gehalten iſt, die Zeitgenoſſen überhaupt in ihrem Leiden und Thun zu ſchildern) auch berühren, vor Gericht gezogen hat, ſo muß ich hier wohl ein paar Bruchſtücke daraus ausziehen:

S. 11 heißt es: (nach Göthens Preiſe) „Und welket ihm die Jugend ſchon, wem welket ſie nicht in ſolchen Tagen, wo man rings von Leichen und Mordbrennern, von erwürgten Königen und werdenden Tyrannen hört, und wo kleine Taſchendiebe, welche die eingeſchrumpfte Welt zuſammenwickeln, ſich auf Cäſars und Alexanders Kothurn ſtellen, ſtolz umherſchauen und ausrufen laſſen: ſehet hier die Helden des neunzehnten Jahrhunderts!“

S. 38—40. Deutſche Vielerleiheit und Nichtigkeit:

„Da alſo ſaß das Uebel? Hatte ich es nicht gedacht, und hätte ich es nicht früher denken ſollen, da ich Dich kannte und die Zeit und die Menſchen? Da ſaß es, wo der Wurm ſich einfrißt, der die Blüthen unſrer ganzen Nation verderben hat. Daß wir alles wollen und verſuchen, das iſt unſer Elend; wir ſchlagen, wie der Bauer ſpricht, mit ſolchen loſen Künſten Gott in die Augen, und er läßt uns hinfahren in Verſtockung und Verblendung, und mit den reichſten Gaben können wir Deutſche endlich weder die Erde vertheidigen noch den Himmel erobern. Ich habe unſer Lob von uns ſelbſt ausgeſprochen vor 20 Jahren ſchon als Knabe gehört, aber ich verſichere Dich, ſchon damals wollte es mir nicht recht ein, entweder weil Mutter Natur dem aus autochthoniſchen Bauerſtamm entſproſſenen noch zu viel von dem alten guten Hausverſtande mitgegeben hatte, oder weil Cornelius Nepos und Cäſar, die ich nothgedrungen leſen mußte, ſchon unſichtbar wirkten. Ich hatte die Idee nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philoſophen ſondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern einmal im Herzen, und es verdroß mich, wenn man meine Deutſchen lobte, wo ſie mir Tadel zu verdienen ſchienen, als die, welche den Sinn und Geiſt

„aller Zeitalter und Klimate verſtänden und umfaßten, welche das Beſte der Zeitgenoſſen leicht lernten und ſich zueigneten, und deswegen auf kleinere Ideen von Volk und Vaterland, die vor ſolchen höheren verſchwänden, nicht ſtolz ſeyn könnten noch dürften. Ich hatte mir einmal vorgeſetzt, auf mein Volk und ſeine eigne Kunſt und Wirkſamkeit ſtolz ſeyn zu wollen. Seitdem iſt dieſe Vielheit und Allheit deutſcher Nation von 1790 an unendlich weiter gefloſſen, wie ein breiter und ſeichter Strom, der nun nirgend ein Bett finden kann; es liegt am Tage was ſie uns bedeutet hat und unſeliger bedeuten wird. — Doch weg mit allem politiſchen Gram! Nur den Gram um Dich, mein Liebſter, will ich jetzt fühlen und ſehen, wie auch Du der Zeit und dem Volke die Schuld haſt bezahlen müſſen," u. ſ. w.

Nachdem von der Idee überhaupt und von dem Ideal, beſonders von dem Ideal der Griechen in Leben und Kunſt, gehandelt worden, heißt es S. 116 ff. (Es gehört aber dies mit zu meiner Anſicht auch von unſerer Zeit und ihrer Entwickelung):

„Die meiſten Neueren haben ſich, — was bei ihrer Bildung und Weltanſicht nicht anders ſeyn konnte — für eine geiſtige Sublimation der Idee erklärt, worin die alten Künſtler gelebt hätten und wodurch der zarte Heiligenſchein der Idee als ein ſchimmernder Glanz über alle ihre Werke ausgegoſſen ſey. Sie ſprechen bei ſolchen Gelegenheiten viel von Schönheit Begeiſterung Lebensreiz des Klimas und von andern Geheimniſſen, wovon ſich freilich manches Tiefe und Gemüthliche ſagen läßt, was aber die Frage ſelbſt nicht löſen kann, eben weil dieſe Gegenſtände zu zart ſind, als daß ſie weiter als in einem leiſen Anhauch und Anflug von Geſtalt und Leben gewieſen werden könnten. Daß dem Weltalter und Klima ein Großes dabei

„zukommt als der Grundlage, wodurch in Hellas für Jahr-
„hunderte ein friſches Leben und kräftige Staaten wurden,
„geſtehe ich gern mit allen übrigen; aber ich leugne geradezu,
„daß die Alten aus ſolchen Ideenſpielen, ich mögte ſagen,
„aus ſolcher Ideenbuhlerei, wodurch wir unſer Herrlichſtes
„zu ſchaffen und zu machen meinen, etwas ſchufen und mach-
„ten. Dieſes Ideenthum, mögte ich behaupten, begann mit
„dem Chriſtenthum, ſo daß es als etwas Eigenes, von der
„Welt und dem Menſchen Abgetrenntes, außer ihnen da war,
„und ſie alſo beleuchtete, oder — was es ſich wohl gar
„einbildete — an ihrer Schöpfung nachhalf und nachbeſſerte,
„und ſo beide hoch über den Geſichtskreis des Alterthums
„erhob. Wie das Chriſtenthum ſonſt nothwendig und wohl-
„thätig für die Menſchheit und in der langen Kette der all-
„gemeinen Weltbildung ein herrliches Glied geweſen iſt, das
„liegt hier außer unſerm Geſpräche; aber auf die Kunſt hat
„ſolches ſublimirte und von der lebendigen Kraft der Vege-
„tation und des Lebens abgeſchiedene Ideenthum nur wirken
„können, wie es am Tage liegt, nämlich mehr in erhabe-
„nen Konvulſionen der Schwärmerei und in ungleichen Blitz-
„leuchtungen des Geiſtes als in dem ebenen ſtillen Welt-
„gange und Weltmaaße des Alterthums. Denn ſolches Ideen-
„leben, wie wir es getrieben haben und noch treiben, iſt
„einer verzehrenden Flamme gleich, welche die Welt und uns
„ſelbſt zu einem Skelett ausdörrt und das Schöne und Gött-
„liche wohl ſcharf anſchauen lehrt, aber nie luſtig und ge-
„müthlich umarmen und genießen läßt. Mit dieſer Behaup-
„tung, die Du allenfalls als Klage gelten laſſen kannſt,
„verdamme ich unſer geiſtiges Leben nicht wie im groben
„Tadel. Ich ſehe es als ein nothwendiges Uebel an, das
„unſere Enkel zu einem nothwendigen Glücke führen wird,
„wann dieſes Ideenthum eine ſolche Höhe erreicht hat, daß

„es mit ſeinem feurigen Aether wieder zu der freundlichen Erde herabſteigen, ſich mit ihrem vergeſſenen Leibe in neuer Unſchuld und Jugend wieder vereinigen und waidliche Kinder mit ihr zeugen kann. Dann wird der Zuſtand der Menſchheit kommen, wo die größten Güter der Menſchen nicht mehr verloren gehen können, weil er weiß, wodurch ſie einſt gewonnen und verloren wurden, und weil er ſicher beſitzt, wodurch er ſie erhalten hat.

„Magſt Du mich immer ein wenig für einen Heiden halten, was wohl andere Fremde und Freunde ſchon gethan haben, ich denke, ein gewiſſes Heidenthum hätte nie zerſtört werden ſollen, und jeder Menſch, der es mit ſeinem Geſchlechte gut meint, ſollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter dieſem Heidenthum verſtehe ich die göttliche Geſammtheit des Menſchen und der Welt, wodurch das Alterthum ſo mächtig und herrlich war; jenen ſtarken Pfeilbund aller Triebe und Kräfte in uns, wodurch unſre Freiheit und Männertugend Eine Stärke und Eine Waffe wird. Nun iſt eine elende Diſciplin über uns gekommen, die, wie unſre Wachtparaden Pedanten für das Schlachtfeld, Pedanten für das Leben macht: die wahre Unzucht, welche unſre ſchönen Triebe einzeln in die Beichte nimmt und ſie ſo lange einſchüchtert und ausgeißelt, bis ſie ein Ideengeſpenſt anerkennen, das man ihnen unter dem Einen großen Namen Tugend giebt und das als eine geiſtige unleibliche Kraft über der Welt und über allem Irdiſchen ſchwebt, und ſich in leiblicher Waidlichkeit und Freude nie mit ihnen verbinden kann. Beiläufig geſagt, wie dieſe Tugend zur alten ἀρετή und virtus ſo verhält ſich was die Alten mit Idee meinten zur neuen Idee. Dieſer erhabene Aethermagnet, wie ich ihn nennen mögte, zieht nun die verwandten Theile im Men-

„ſtehen ewig nach oben und der Anteus muß zum geiſtigen „Tode in die Luft emporſchweben, wie ſchmerzlich er es „auch fühle, daß ſeine Füße die alte Erde mit ihrer ein„faltigen Freude und Frömmigkeit ungern verlaſſen. So „iſt es. In dieſem Schweben ſind wir faſt Alle: im ſteten „Streben und Ringen erringen wir ſo manches Andere, „nur nicht das Glück und die Tugend, wenn Tugend auch „die ſtille Majeſtät aller Triebe in Gemeinſchaft bedeutet, wo „man Arbeit und Spiel, Leichtigkeit und Stärke, Blüthe „und Reife zugleich trägt. Betrachte ich dies Weſen nun „etwas feſter, wie göttlich es auch einigen ſcheinen und wie „edel wirklich ſein Urſprung ſeyn mag, ſo kann ich mir „nicht helfen, ich muß, um mich zu tröſten und zu erqui„cken, einen salto mortale zurück in das alte verſchrieene „Heidenthum machen, weil ich feſt überzeugt bin, daß das „Heidenthum, was ich meine, und das Ideenthum und „Chriſtenthum, was dieſe preiſen, ſehr gut miteinander be„ſtehen können.“

S. 42—47. Von der zerfließenden Idealität der Deutſchen.

„Von hier kann ich ſehr leicht auf unſre Deutſchen über„ſpringen, die Du in Deinem Briefe gar ſehr und zum „Theil mit Recht lobſt, und die mein Herz, wenn es „dürfte, ſo gern mit Dir loben möchte. Das viele Gute, „was Du von ihnen ſagſt, gehört ihnen freilich, auch das „Schlimme, was Du nicht ganz vergiſſeſt; aber das Schlimmſte „haſt Du offenbar nicht genannt, und ich kann Dir und „mir mit dem Volke nicht helfen, ich muß es nennen und „uns vorhalten, was es iſt, und wie es ausſieht.

„Daß wir in der mannigfaltig verſchlungenen Bildungs„und Entwickelungs-Kette der neuen Welt nicht erſt die „Dritten und Vierten ſind, und nicht die Letzten ſeyn wer-

„den, das beurkundet die ganze Geſchichte; denn wo iſt
„eine europäiſche Nation, frage ich mit Stolz, die von uns
„nicht einige Bildung empfangen und Entdeckungen und
„Erfindungen benutzt hätte? Und für die Weite der menſch-
„lichen Kenntniſſe, für die richtige Anſchauung und Würdi-
„gung der neuen und alten Welt, wie der alten und neuen
„Kunſt, für den Kampf und die Arbeit der Ideeen überall
„– wo ſind die Vielen, die ſich uns vorzuziehen wagen?
„Wenn Ideeen die rechte Götterſpeiſe des Menſchen ſind,
„und ihn als den Herrn und Meiſter der übrigen Dinge
„auszeichnen, wer iſt unſerm Streben hierin gleich gekom-
„men? Könnten Ideeen allein die Welt bilden und beherr-
„ſchen, ſo müßten wir im Himmel und auf Erden die Er-
„ſten ſeyn. Anſchauungen des Gemüthes und der Welt,
„wofür andern Völkern, die ſich beſſer halten als uns,
„das Verſtändniß und die Worte fehlen, ſind ſchon unſern
„gewöhnlichen Menſchen gewöhnlich. Aber grade deswegen
„und wegen der Folgen davon, die freilich nicht ſo erfreu-
„lich ſind, wagen kleinere Nationen uns über die Schultern
„anzuſehen, und uns als tändelnde Narren und gaukelnde
„Schwärmer zu verlachen, z. B. die Franzoſen mit ihrer
„oft ſo dürftigen Beſtimmtheit und ihrer flachen justesse de
„l'esprit, welche gern mit Armuth prahlt. Es iſt wahr,
„wir können mit Zufriedenheit auf unſere Ideeenarbeiten
„hinblicken, aber mit Wehmuth müſſen wir auch geſtehen,
„daß dieſer himmliſche Reichthum uns irdiſch arm gemacht
„hat, und daß andere unſere Erde zu beſitzen kommen, wäh-
„rend wir für ſie den Himmel erobern. Es iſt verzeihlich,
„daß wir in der Begier, das Herrlichſte zu gewinnen, das
„Kleinere vergeſſen haben, aber mit Recht ſind wir dadurch
„den Andern zum Geſpött und uns zur Trauer geworden.
„Solches Hinausſpielen des wirklichen Lebens in eine fremde

„Welt, ſolche Ungeſtalt und Ueberfließung in ein faſt ganz
„leibloſes Daſeyn, iſt nirgends in Europa ſo zu ſehen, als
„bei uns: und wenn die Fremden den Urſprung dieſes Zu-
„ſtandes ſo erblicken könnten, als die Geſcheidteſten von
„uns ſelbſt, ſie würden ſich über uns noch mehr wundern.
„Daher unſere politiſche Erbärmlichkeit und Hülfloſigkeit,
„das Unvolkliche und Trauriggleichgültige bei dem allgemei-
„nen Elende des Volks; daher, während die Beſſeren von
„uns das höchſte Leben der Zeit und aller Welt ſo genia-
„liſch darſtellen, die Schlechteren wegen Mangels irdiſcher
„Haltung und Kraft einzeln ſo unbeſchreiblich kümmerlich
„zerfloſſen. Du haſt allerlei Hoffnungen, mein Geliebter,
„daß die Deutſchen ſich aufraffen und auch politiſch ſeyn
„werden, was ſie in Europa ſeyn ſollen. Ich ſehe noch
„keine ſolche Zeichen; denn für das Gewöhnliche, was ſeit
„dem dreißigjährigen Kriege die Europäer in blutigen Hän-
„deln und Revolutionen hin und her geriſſen, und unter-
„einander entzweit hat, kann ein ſo gleichgültiges und alles
„Irdiſche ſo geiſtig ſchätzendes Volk ſich nicht begeiſtern.
„Ich habe auch noch große Hoffnungen auf meine Deutſchen
„geſetzt, wie ſehr ihr Politiſches mich jetzt auch anekelt.
„Laß nur einmal etwas kommen, was wieder in eine hö-
„here Idee eingreift, und laß einen herrlichen Mann, einen
„Helden oder Weiſen es darſtellen: laß ihnen überall etwas
„Großes und Würdiges im Leben gezeigt werden, was ſie
„ſelbſt als Menſchen angeht, und ihnen als Menſchen zuge-
„ſprochen wird, und wir werden ſehen, was ſchlaue Kunſt
„und gemeine Wuth gegen Hochſinn und Begeiſterung ver-
„mögen. Unſere Helden des Tages dürfen nur mit ihrer
„kühnen Lebensverachtung prahlen, weil ihre Gegner bis
„jetzt das Leben noch lieber gehabt haben als ſie. Aber
„ehe dieſe Zeit kömmt, welche Verwandlungen muß die

Immer die heiße Sehnſucht fühlend,
Doch in luſtigen Wellen ſpielend;
Immer in andre ſich tief begrabend
Und in der Liebe Vernichtung labend.
Wie die Sterne dem naſſen Hauch-
Zirben, ziehet Thränen dein Aug;
Wie ſie thauen auf Blumen nieder,
Siehſt du alles dem Manne wieder;
Alles, was dunkler Schmerz gebahr,
Kommt ihm im Lichtſchein hell und klar,
Daß er möcht' in dich hinein
Ganz ſich dringen im Liebespein,
Dich in glühender Luſt verderben
Und in ſprudelnder Wonne ſterben.
Spieleſt lieblich beweglich umher,
Wie aus der Tiefe das blaue Meer,
Aber ſammelſt dich fromm in Treue,
Daß ſich der Seelige liebend freue.

„Welt noch untergehen! und wo ſind wir dann? O ich hätte ein halbes Jahrhundert ſpäter geboren ſeyn mögen. Ja, Du Lieber, wir ſcheinen recht beſtimmt, unſer Höchſtes und Beſtes durch Uebertreibung wieder zu vernichten und ſelbſt für das zu büßen, wodurch wir Wohlthäter und Bildner der Welt werden. Luther und die Reformation, welche Revolution und Wirkung auf ganz Europa! und mußten wir ſie nicht dreißig Jahre lang mit unſerm beſten Blute bezahlen? Die Ideen und Lichter der letzten 30 Jahre, die wir mit dem feurigſten Eifer umgetragen und gepflegt haben, wem ſcheinen ſie mehr verderblich zu werden als uns, grade in dieſen Tagen, wo wir dafür alles Andere vernachläſſigt und die letzten Bande zerbrochen haben, die uns als Volk noch ſchwach zuſammenhielten? Wir zeigen, wie wir den Bildungsſamen der künftigen Zeit vielleicht am reinſten tragen, auch die Ungeſtalt und Unmäßigkeit am klarſten, wodurch die jetzige ſich ſelbſt unter unvermeidlichen Ruinen begräbt, und offenbaren Verſtand und Unverſtand, Majeſtät und Ohnmacht in den allerauffallendſten Kontraſten. Hier will ich Dich nur auf das hinweiſen, worauf wir uns jetzt am meiſten einbilden und einbilden können, auf die Emporhebung der gemein gewordenen Welt aus ihrem Schmutz in den Himmel der Idee, wo ſie neu geſchaffen werden und ſich dann wieder zu ihrer alten fröhlichen Stelle herabſenken ſoll. Sieh unſre Philoſophen!“

S. 160—64. Wie mir die Zeit im Sommer 1807 erſchien. (Dieſe ganze Stelle im Buche iſt roth angeſtrichen.)

„Du haſt Recht, die Zeit iſt fürchterlich, und wird fürchterlicher von Jahr zu Jahr. Ihr Anblick würde gräßlich ſeyn, wenn das, was darin zertreten wird, nicht ſo

„klein wäre und ſo klein unterginge. Wo iſt der Glückliche,
„auf deſſen heiteres und großes Gemüth ſie nicht Schatten
„wirft? wo iſt der Heldenmüthige, den ſie in ſeinem fri-
„ſchen kühnen Naturgange nicht ſchmerzlich aufhält? Und
„dazu all das kleine erbärmliche Volk, das ſo klein iſt, daß
„es gar kein Leid und keine Schande mehr fühlen kann,
„und mit dem kümmerlichen Leben, das man ihm läßt, und
„mit dem bischen Waſſer und Himmel und Luft, das man
„ihm laſſen muß, immer noch gar zufrieden iſt: dieſes kleine
„geſchwätzige Froſchevolk, das mit alten Weibern nach Zei-
„chen und Wundern ausſieht, weil es in ſich gar keine Zei-
„chen mehr hat. Lieber W. dies Geſchwätz und dieſe ganze
„Lilliputterei des elenden Pygmäenvolkes o ſie könnten den
„geduldigſten oft in die Wüſte jagen! Das Volk leidet
„und thut eben ſo knechtiſch pfiffig und ſchlau, als unſre
„Aufklärer und Metaphyſiker, unſre Annaliſten und Journa-
„liſten den hohen Zeitgeiſt, wie ſie ihn nennen, beſchreiben.
„Da ſind tauſend geheime Führungen der Vorſehung, tau-
„ſend heilige Zwecke der Weltordnung und Weltbildung,
„und hinter dieſen wieder tauſend und zehntauſend hohe
„Hoffnungen und frohe Ausſichten in petto. Und die Vor-
„ſehung ſollte ſich die Mühe geben, ſolches Geſindel zu
„rechnen und zu führen, welches ſeine eigne Vorſehung, die
„Gott in Männerbrüſte gelegt hat, vergiſſet, und in klein-
„licher Wuth weder leben noch ſterben kann?

„Wahrlich, Bruder, ich verdenke Dir den Ekel nicht,
„der Dich unter ſolchen Schaafsgeſichtern anwandelt, die
„uns einbilden mögten, der Wolf ſey von Gott geſandt und
„die den Herrn Iſegrimm ſehr gnädig finden, wenn er die
„ganze Heerde nicht auf einmal zerreißt. Da ſegne uns Gott
„die alte Lehre, wo man ſich um ſein Land und ſein Leben
„tapfer ſchlug, und es friſch genoß und andern die Sorge

„überließ, den Sinn und die Bedeutung davon zu ſuchen
„und das Recht abzuleiten. Woran Du daheim leideſt, da-
„ran leide ich draußen. Es iſt wohl nur Eine Plage in
„ganz Europa, und auch die, welche der alten Jungfer den
„ſo oft geſchändeten Leib jetzt wieder ſo blutig zerfleiſchen,
„ſie ſind nur eben ſolche Geſellen als die andern, eben
„ſolche verkünſtelte Knechte ſolche Klugheitspropheten und
„Hoffnungsinhaber als jene, und philoſophiren und leben
„wie ſie, wenn ſie eben nicht plündern und morden. Es
„iſt alles nur Eine Albernheit und Knechtsgeſinnung des
„Lebens. Denn wo erkennt man Freiheit als in Ausgelaſ-
„ſenheit, wodurch der Sklav ſeinen Sklavenſinn am ſicher-
„ſten beweiſt? Was Du hier ſucheſt, iſt hier nicht zu fin-
„den, und iſt überall in wenig beſten Zeitaltern hier nicht
„gefunden worden, wo das Leben durch Größe und Herr-
„lichkeit, ſeiner äußern Geſtalt ſich ſelbſt im Gleichgewicht
„getragen, und wo alle mannigfaltige Thätigkeit menſchli-
„chen Strebens als ein goldner Schimmer frei und fröhlich
„über der ganzen Welt geſchwebt hätte. Aber es war ſonſt
„mehr feſtes, woran man ſeinen Hebel ſetzen und ſeine
„Kraft erkennen konnte. Jetzt iſt alles wüſt und weich und
„von ſeinem beſten Thun und ſeinem fröhlichſten Herzen hat
„man keine Freude.“

8. Rolle über die Verfaſſung und Geſchichte Schwedens, geſchrieben zwiſchen den Jahren 1807 und 1810 in Schweden und in Greifswald von E. M. Arndt S. 1 — 399 incluſive. 4. (Entwurf.)

Da dieſe Handſchrift, die unſchuldige, die keiner ſterblichen Seele mitgetheilt, ſo manche Jahre ruhig im Kaſten gelegen hatte, auf eine mir unbegreifliche Weiſe zum Gegenſtande des ſonderbarſten Verhörs gemacht iſt, da man es ſogar wichtig gefunden hat, zu fragen, ob ich, weiland Königlich ſchwediſcher Profeſſor zu Greifswald, in den bezeichneten Jahren auch wohl Vorleſungen über die Schwediſche Geſchichte gehalten habe, ſo muß ich mich über Inhalt und Verhör zur Berichtigung und Aufklärung des ganzen gegen mich beobachteten Verfahrens ſchon ein wenig verbreiten.

Inhalt.

Einleitung: Vom Lande Klima Volke Schwedens. — Von den dadurch bedingten politiſchen Verhältniſſen und von der Verfaſſung; was das Zeitalter da verlangt und was Schweden nach ſeiner Lage da verlangen und haben kann. Dieſes an die gegenwärtige Zeit und an ihr allgemeines Streben und an ihre Bedingungen und Forderungen gehalten — Darauf zweitens ein kurzer Abriß der Geſchichte Guſtavs des Dritten —. Endlich drittens Ueberſicht der Begebenheiten während der Regierung ſeines unglücklichen Sohns Guſtavs des Vierten Adolfs. Schilderung von dem Karakter und Gemüthe dieſes in ſo vieler Hinſicht achtungswerthen Königs, und wie er durch das Verhängniß, was in ſeinem Gemüthe und in der Zeit lag, untergegangen iſt.

Fragen.

Ueber dieſes unſchuldige Papier habe ich 24 Fragen aushalten müſſen. Es war das zweite Stück, worüber ich befragt worden bin; denn die Bemerkung ergiebt ſich von ſelbſt aus den Protokollen, daß das erſte Vierteljahr auch über das Leerſte und Unbedeutendſte viel weiter gefragt und gedeutet worden iſt, als dies die letzten beiden Monate der Fall war. Ueber dieſes ſchwediſche Papier bin ich ſo gefragt und geplagt und zwar (wenn ich einige Fragen ausnehme, die ſich auf beiläufig erwähnte Stellung und Verhältniſſe Preußens bezogen, die der Herr Specialunterſuchungskommiſſarius gleichſam als mir damals ſchon näher angehörig, vorzugsweiſe immer ausgezeichnet hat:) meiſtens über bloß theoretiſche Sätze, welche, wie ſich ja aus den Protokollen zur Genüge ergiebt, Herr Pape größtentheils nicht verſtanden hat, indem er ſich häufig durch die Worte hat verleiten laſſen, die interna für die externa zu nehmen, und umgekehrt. Solche Art Fragen haben ihn ſelbſt nie in Verlegenheit geſetzt, wenn meine natürlichen und gegen ſeine Fragen ſchlagenden und ausſchlagenden Erklärungen auch, wie nicht anders ſeyn konnte, die Spitze gegen ſeine Fragen kehren mußten; wohl aber iſt er dabei gereizt und häufig recht leidenſchaftlich heftig geworden, wies bei der Frage 12 ja im Protokolle vorliegt, indem er meinte, daß es unſchicklich ſey, daß ich ihm ſagte, er verſtehe meine Schrift nicht, und indem er mir die vollen Erklärungen, die über theoretiſche Fragen begreiflicherweiſe nicht immer die kürzeſten ſeyn und von dem Frager wahrlich doch wohl nicht gemeſſen werden können noch dürfen, oft gradezu abſchnitt und die vollſtändige Aufnahme der Antwort zu Protokoll verweigerte, unter dem Titel: Das ſey hier zu weitläuftig und gehöre zur Defenſion. Dieſer Streit unter uns iſt in den erſten Monaten der Verhöre häufig wiedergekehrt, weil die Fragen über bloße naturgeſchichtliche geſchichtliche und politiſche Theorieen und Meinungen, worüber ich Herrn Pape doch nicht als einen gültigen Richter erkennen konnte, ja nimmer ein Ende nehmen wollten. Endlich bin ich weiſe und geduldig geworden, und habe mich, um mich nicht zu oft zu ärgern, und um die langweiligſten Verhöre nicht noch länger zu machen, in die größte aller Demüthigungen ergeben, von einem Unkundigen über meine Studien und über mein innerſtes und geiſtigſtes Leben und Streben examinirt zu werden. Ich habe endlich begriffen, daß alle dieſe Fragen rechtlich ja völlig bedeutungslos und nichtig waren, und habe alſo gelernt, darauf meiſtens mit dem Geringſten oder auch ablehnend zu antworten. Zur Beſtätigung, daß der Herr Hofgerichtsrath Pape gemeint hat, über jeden in ſeinen Ergebniſſen und Ausſprüngen, wie in dem Zuſammenhange ſeiner Stellung vielleicht tiefſten oder doch verſchlungenſten und verwickeltſten theoretiſchen Satz oder über jede wahrlich nicht leicht gefundene noch oberflächlich hingeworfene politiſche oder geſchichtliche Wahrheit ließen ſich eben ſo geſchwind und flugs und kurz und kühn, als er die Fragen zugeſchnitten hatte, auch die Antworten und Erklärungen finden, berufe ich mich nur auf die Fragen 10. 12. 13. .14. 15. 16. 17. 18. 19.

Doch ich will mich bei dieſen Fragen nicht länger aufhalten, ſondern vielmehr einige Stellen aus der Handſchrift herſetzen, eine Handſchrift, die ich von meinem ſtrengſten Richter mehr als einmal geleſen und geprüft wünſche, damit er ſehe: wie geſund und geſetzlich meine Anſichten von Verfaſſung und Revolutionen ſind, wie ich durch und durch der Freund und Liebhaber der geſetzlichen Monarchie bin, und wie treu ich meines vorigen unglücklichen Königs Freund geweſen bin, deſſen Fehler und Misgriffe ich in dem Entwurfe freilich nicht habe verſchweigen dürfen.

Stellen:

S. 8—17. Anſicht von dem Staate und Zeitalter.

„Zwiſchen den irdiſchen und himmliſchen Dingen wandelt eine ewige Nothwendigkeit, unvermeidlich und unver-

,,rücklich wie alle ewigen Geſetze der Natur. Das Band,
,,welches beide zuſammenbindet, ſcheint oft unſichtbar, iſt aber
,,ſehr ſichtbar dem, der verſtändig zu ſeyn wagt. Denn al-
,,lerdings iſt verſtändig ſeyn jetzt ein Wageſtück, und mit
,,geiſtvollem Geſchwätz und luftigen Geſpinſten kann man jetzt
,,viel leichter glänzen als mit dem grade ſehenden Auge und
,,dem grade wandelnden Fuß, wobei unſre Väter die tüchti-
,,gen und freudigen Menſchen waren, die wir anſtaunen,
,,ohne zu wiſſen, was wir in ihren Thaten und Arbeiten
,,denn eigentlich bewundern. Wenn man glaubt, daß Geiſt
,,aus Geiſt geboren wird, ſo hat man Recht im bloß idea-
,,len Sinne. Wenn man aber glaubt, daß das Gemiſchte,
,,das aus Leib und Geiſt Zuſammengeſetzte durch bloßen
,,Geiſt erſchaffen und zuſammengehalten werden könne, ſo iſt
,,man unverſtändig. Wenn man endlich glaubt, daß das
,,Irdiſche gar aus Geiſt entſtehe und beſtehe, wie man nur
,,zu oft zu glauben ſcheint, ſo iſt man närriſch. Denn unter
,,Geiſt verſteht man offenbar nicht jenes Allſchaffende und
,,Allbelebende, wo Gott und Natur, Himmel und Erde,
,,Leib und Seele Eins ſind; denn dann wäre man nicht när-
,,riſch. Dieſe Narrheit iſt jetzt alltäglich: Verfeinerung Auf-
,,klärung Geiſt ſollen jetzt alles können; ſie ſollen das Ver-
,,lorne erſetzen, wodurch die früheren Zeiten beſtanden: ſie
,,beſtanden aber durch Treue Glauben Gemüth. Ich will
,,nicht ſagen, daß wir alle hohen Tugenden und edlen Künſte
,,unſrer Väter verloren haben, aber die Zuſtände der Welt
,,der Gang und die Bildung der Menſchheit der Sinn des
,,Zeitalters und der Erde ſind ganz anders geworden. Es
,,trägt ſich nicht mehr von ſelbſt, was ſich damals trug.
,,Alle menſchliche Vermögen und Kräfte lagen vor einigen
,,Jahrhunderten noch mehr in einander eingewickelt. Die
,,Mittelvermögen, welche den Geiſt und den Leib der Dinge

„verbinden, die Mitteltugenden, welche ſie zuſammenhalten,
„wandelten noch alle zwiſchen ihnen: und mit unvollkomm-
„nerem Geſetz und ungewogenerem Staate ſtand alles in ihm
„ſelbſt feſt, ohne daß man eben wußte noch ſich fragte, wo-
„durch. Aber ſeit den letzten 50 Jahren wie iſt alles an-
„ders geworden! Zerſtoben iſt, was als ein heiliger Nebel
„zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Leib und Seele ſtand;
„nackt und geſchieden ſtehen die verſchiedenen Kräfte und
„Willen in dem Schickſal in der Natur in dem Menſchen
„einander gegenüber und ſind durch keine Klagen und Ge-
„bote auf die alte Weiſe wieder zuſammenzubringen. Alles
„iſt mehr entwickelt beſtimmt gewogen als zu unſerer Väter
„Zeit, aber iſt es doch nicht ſo viel, daß die Menſchen für
„ihre Noth es gegen einander wägen und ſtellen könnten,
„ſo daß es ſich hielte, und daß Kunſt und klug berechnende
„Erfindung erſetzte, was ſonſt Zufall oder dunkel empfin-
„dender Wahn gab. Wir ſind viel geiſtiger viel feiner als
„unſre Väter waren, aber noch nicht geiſtig und fein genug,
„um das Leibliche und Grobe würdigen zu können; wir ha-
„ben unendliche Künſte und Fertigkeiten, aber mangeln im-
„mer noch der höchſten Kunſt und Fertigkeit, ſie als einen
„einfachen und genialiſchen Bau ſo in einander zu fügen,
„daß Kunſt ſich durch ſich ſelbſt trage, ſo wie Natur von
„Ewigkeit her ſich durch ſich ſelbſt trägt. Denn ich muß
„ſagen, was es iſt: wir kommen uns ſo geiſtig vor, daß
„wir das Leibliche, ſo edel, daß wir das Gemeine nicht
„mehr achten wollen. Das iſt eine Narrheit, denn wir ſind
„Menſchen, Geſchöpfe, die zwiſchen Himmel und Erde zu-
„gleich ſtreben, die nicht allein idealiſiren ſondern auch eſſen
„wollen. Dies letzte iſt das rechte Wort. Denn um nichts
„Anderes als um das tägliche Brod und was dazu gehört,
„führt man die großen und koſtbaren Tragödien der Welt

„auf, die da heißen Kriege Entthronungen Revolutionen.
„Dieſes gemeinſte Bedürfniß und gemeinſte Gefühl hat die
„Räder unſrer Welt ſeit Adam getrieben, und wird ſie noch
„treiben, wann unſer Urenkel ſich zu einem fliegenden Seraph
„vergeiſtigt hat, wenn wir anders ſo weit ſeraphiſirt werden
„können; und ſchlecht ſteht es um die Welt, ſobald wir
„ſolches Bedürfniß und Gefühl nicht anerkennen wollen.
„Denn wie hochgebildet ein Zeitalter immer ſey, wie künſt-
„lich und vielfach zuſammengeſetzt das Spiel ſeiner Kräfte
„ſich treibe, wie klug und fein in einander gefügt der Bau
„ſeiner Staaten als geiſtiges Kunſtwerk da ſtehe, — es
„wird alles nichts ſeyn noch werden, wenn der Grundbau
„der Dinge nicht auf dem Gemeinſten ruht. Denn die
„Wahrheit iſt ewig wie die Welt: der Geiſt muß einen Leib
„haben, den er bearbeite, er kann nicht aus ſich ſelbſt ge-
„zeugt noch erhalten werden, ſondern zeigt auch darin ſeine
„Feuer-Natur, daß er ſich in ſich ſelbſt verzehrt. Dem Irr-
„thum, daß er alles könne aus eigener Majeſtät, verdanken
„wir alle die Narrheit und all das Elend der letzten 20
„Jahre, und viel wird noch ergehen müſſen über uns, bis
„wir zu dem verlornen Weltverſtand und zu der natürlichen
„Weltempfindung wieder zurückkommen. Freilich unhemmbar
„iſt die Feuerkraft, welche die Welt ergriffen hat; auch darf
„ſie nicht gehemmt werden, ſondern ſie muß brennen und
„leuchten, bis das geblendete Geſchlecht wieder ſehen lernt.
„Denn dahin wird es kommen und muß es kommen, daß
„in demſelben Maaße, wie das Menſchengeſchlecht durch Geiſt
„verfeinert und verflüchtigt wird, es durch Leib vergröbert
„und erſchwert werden muß, damit das Ganze ſich im Gleich-
„gewicht trage; die bleierne und ſteinerne Gewalt der Dinge
„muß ſich immer ſchwerer an den flüchtigen Geiſt hängen,
„je himmelslüſterner er der Erde zu entfliegen ſtrebt. Dieſe

„bleierne und ſteinerne Gewalt der Dinge, dieſe nothwenwendige „vis inertiae des Menſchenlebens und des Staatslebens „iſt, was ich eben das gemeinſte Gefühl und Bedürfniß „nannte. Ein Zeitalter kann ſo geiſtig werden, daß „es dieſe beiden aus dem Auge verliert, daß es im Uebermuth „und Eitelkeit nichts als Ungemeines und Vornehmes „anerkennen will. Dann Lebewohl Verſtand Freude und „Freiheit auf Erden. Wir Europäer ſind offenbar dahin „gekommen, daß die Tugend der Beſten und die Sorge der „Weiſeſten nöthig iſt, um unſre Kräfte wieder ins Gleichgewicht „zu bringen, wir haben Chirone und Solone nöthig, „um die irdiſche und leibliche Kraft der Jünglinge und der „Staaten ſo zu ſtärken, daß die ſüßen geiſtigen Ausſchweifungen „des Zeitalters, die lockenden Spiele der Künſte, „die wir nun nicht mehr entbehren können, uns nicht ſchwächen „und verderben. Selbſt diejenigen Staaten, die auf „einem natürlichen Grunde, noch am beſten zu ſtehen ſcheinen, „werden, durch Geiſt untergraben, zuſammenſtürzen, „wenn der mündiger gewordene Menſch durch Kunſt nicht „erhalten lernt, was er durch Kunſt verdorben hat. Der „Menſch wird mehr und mehr zu allem erzogen werden müſſen, „wozu er ſonſt nur gewöhnt wurde. Wenn dieſe Gefahr „des Sturzes und Ueberſturzes der Dinge durch ihr „aufgehobenes Gleichgewicht über der ganzen gebildeten Welt „hangt, wenn ſolche Nothwendigkeit auch das Beſt- und „Natürlichſteingerichtete verdirbt und auflöſt, was ſoll man „da erwarten, wo die menſchlichen und bürgerlichen Einrichtungen „noch nicht die beſten ſeyn können? Ich komme auf „Schweden zurück.

„Hier fehlt bis auf den heutigen Tag noch die nothwendige „vis inertiae, oder vielmehr hier fehlt die Koncentration „derſelben. Als noch weniger Geiſt über den Din-

Leichter, als Waſſer, iſt die Luft,
Webt um die Sterne zarten Duft,
Webt um die Auen Sonnenſchimmer,
Sehnt ſich nach allem und raſtet nimmer.
Wie ſie in lieblichen Wellen ſchwimmt,
Alles in liebende Arme nimmt,
Als Zephyr die Roſenknospe entfaltet
Und das Frühlingsleben geſtaltet:
Wie ſie verſendet das Licht der Welt,
Als Wind die ſchwirrenden Segel ſchwellt,
Als Sturm die trotzige Eiche bezwingt,
Allbeweglich alles durchdringt:
So iſt das Weib die leichte Geſtalt,
Die hell die [illegible],
Alles an bräutliche Brüſte drückend,
Alles beſeelend und erquickend,
Alles beſtreuend mit Sonnenſchimmer,
Ruhig zu ſchauen, doch raſtend nimmer,
Wie ein Zephyr um Blumen ſingend,

„gen ſchwebte und durch die Dinge ging, da hielt, wenn Tugend und Adel im Volke war, irdiſche Noth und irdiſcher Inſtinkt auch das Beſte leidlich zuſammen. Schweden, ſich ſelbſt überlaſſen, auch mit ſeinen klimatiſchen Mängeln ſeiner noch wenig humaniſirten Erde und ſeiner geringen Volkszahl hätte ſich wohl nach manchen Jahrhunderten auch zu einer Nation entwickeln und ründen können. Aber Schweden hat ſich ſelbſt nicht überlaſſen bleiben können; es hat von den Fremden die ſüßen Reize geiſtiger Bildung und Verfeinerung empfangen, während ſein Boden von Tornea bis Yſtad ſich nach Deukalionen und Pyrrhen umſieht, die ſeine Steine hinter ſich werfen, damit Menſchen daraus werden. Solches geiſtige Wachsthum bei einem freigeſinnten und aufſtrebenden Volke hat das alte Ungefähr von politiſcher Verfaſſung oder Unverfaſſung als ein bloßes Gewohnheitsding nicht lange dulden können; man hat hier daher an dem Politiſchen viel gerüttelt und geſchüttelt. Ueber den Sinn dieſer politiſchen Revolutionen Schwedens laſſe ich mich hier nicht ein; ich ſage nur, daß bei aller Tüchtigkeit eines Volkes doch nichts Feſtes werden kann, wenn die erſte Bedingung fehlt, die ſich ewig aneinander reibende und einander haltende Maſſe des Volks. Denn in dieſer Maſſe in dem Bedürfniß dem Sinn und Gefühl der Menge liegt die den Geiſt und ſeinen Muthwillen regelnde und haltende Kraft, die allen Einrichtungen ihr Maaß, allen Geſetzen ihre Würde, allen Handlungen der Rathenden und Waltenden im Volke ihre Schätzung giebt. Hierin liegt jene wohlthätige Kraft der Schwere, die bald hemmt bald ſtößt, immer aber wie ein bleiernes Gewicht zu dem Boden der Erde zieht, wenn die künſtliche Staatsmaſchine durch zu großen Trieb ſich aus ihrem Gleiſe ſchwingen möchte. So iſt es und ſo

„war es in den Verfaſſungen, die alterthums und jüngſtens die beſten hieſſen, daß das Volk das Gemeine, die Weiſeſten und Beſten aber dem Volke das Edle darſtellten und wirkten; denn aus Gemeinem und Edlem muß jedes Ding beſtehen, das ſo ganz auf der Erde ſtehe, als der Staat es ſoll. Will man alles edel und überirdiſch, wie Thoren in neuen Revolutionsproben verſucht haben, ſo wird es gemeiner als das Gemeinſte und irdiſcher als das Irdiſcheſte, d. h. es wird unmenſchlich und teufliſch. Die Menſchen hatten den alten Soloniſchen Geſetzgeberſpruch vergeſſen, daß nimmer gut iſt, was zu gut iſt. Was das Volk will, d. h. was das Volk tragen kann, das ſollen die Beſten und Weiſeſten verſtehen und machen; ſie ſollen die Geduld haben, ſich eben ſo ſehr vom Volke führen zu laſſen, als es führen zu wollen. Fehlt aber das Volk, d. h. die Möglichkeit, daß es ſein Bedürfniß und ſeinen Willen erſt in ſich ſelbſt erkenne und dann deutlich und energiſch ausſpreche, ſo iſt es auch faſt unmöglich, daß es viele Weiſeſte und Beſte geben könne; denn woher ſollen die einzelnen zu Rath und That den nothwendigen Verſtand nehmen, wenn nicht von dem Volke. Denn ſetzen wir das Beſte, daß die Rathgeber und Richter der Dinge in einem Lande durch einen glücklichen Zufall alle Kenntniſſe und Tugenden vereinigen, die man ſo ſelten beiſammen findet, doch werden ſie das Nützliche und Dauernde nie machen noch erhalten können, wenn das Volk, das Volk ſelbſt und allein, ſie nicht hält fortſtößt warnt ermuntert? Bei irdiſchen Dingen muß der Menſch ſich in das Richtige verlaufen, wenn er durch geiſtige Triebe geſtoßen wird, ohne durch irdiſche gehemmt zu werden. Ich ſehe alſo das Reſultat, daß Schweden, ſo lange es iſt, wie es nun iſt, noch keine dauernde in ſich ſelbſt ſich hal-

„rechte und verbessernde Verfassung haben kann. Denn wie „fein man auch die Maschine mache, wie klug man auch „alle ihre Bewegungen und Triebe berechne, wie sorgfältig „man die streitenden und auf einander rückwirkenden Kräfte „auch gegenwäge — es giebt nur Einen richtigen Trieb, „nur Ein richtiges Gegengewicht, nämlich das ganze Volk. „Selbst wenn man eine richtige Repräsentation gewänne, „wenn die Reichstage in kürzeren Zeiten wiederkehrten, wenn „die Mittheilung der Geister und Gedanken die unbeschränkteste wäre, wenn also das Volk zu größerer Aufklärung „über sein Interesse, zu lebendigerer Theilnahme an dem „Allgemeinen gebracht werden könnte, so würde doch immer „die Kraft und der Nerv fehlen, die für ein rechtes Vertheilen mehr durch physische als geistige Reibung hervorgebracht werden, es würde jenes Unsichtbare und Unsichtbare jenes Nichts und Alles fehlen, was wie eine Götterstimme aus der Ferne zu tönen scheint, da es doch aus „der ganzen großen Masse klingt, und den Rathenden „erklärt, was sie thun sollen, den Regierenden lehrt, was „sie thun müssen. Wer Menschen kennt und Geschichte versteht, weiß, daß es nicht so viele erlauchte Helden und „Weltweisen unseres Geschlechts gegeben hat, als schulkundige Pedanten und überfeine Ministerköpfe uns einbilden „wollen; aber er weiß auch, — was diese nicht wissen — „daß es ohne natürliches Gleichgewicht der Kräfte, ohne „Gränzen trennen und brechen, unmöglich ist, das Gute zu „thun und zu wahren. Der Mensch muß fehlen, „wo er „keine Schranke hat; er muß dann entweder zu viel oder „zu wenig thun, immer also das Unrechte thun."

§. 40. Ueber das unsichere Wesen mit Verfassungen in der Zeit:

„Die jetzige Zeit verlangt die leichte und unmittelbare

„Verirrung des Volkes im Ganzen beide seiner leiblichen „und geistigen Bedürfnisse. Sie verlangt sie ferner und um„fassender, als sie in den heiteren und glücklichen „Staaten des Alterthums gewesen. Unglückliche und ver„ruchte Versuche, die wir erlebt haben, beweisen nichts gegen „die Idee, deren Wahrheit auch Wirklichkeit werden muß. „Daß wir durch den furchtbaren Tod des Alten, der uns „dumpf und kalt umfangen hielt, selbst schwächlich worden „sind und noch mit den Ideen, die wir haben, auf Erden „noch nicht zu behelfen wissen, ist sehr begreiflich. Diese „fürchterliche Periode des Durchganges zu einem veredelten „politischen und sittlichen Leben mußte auch sein. Denn „was durch das Alte umgebracht war, konnte durch das Neue „nicht plötzlich geheilt werden. Dieses Geschlecht muß erst „vergehen. Denn diejenigen, welche auf das Alte zurück„weisen, auf die Hierarchie und das Feudalwesen, schlagen „sich mit ihren eigenen Waffen. Wenn sie behaupten, daß „in diesen allein wahrhaftige und ewige Zusammenhang der „Glauben der christlichen Welt liege, warum ist das Chri„stenthum und sein lebendiger frommer Geist an ihnen, „gerade an ihnen, erkaltet und erstarrt? warum sind sie in „ihnen selbst erstarrt und gestorben? Denn wer hat gegen „sie gestürmt als sie selbst oder die allmächtige Zeit? Denn „die meisten Regierungen sind ja offenbar für sie gestanden „bis zu ihrem in ihnen selbst ausgebrüteten Grabe, das sie „mit verschlungen hat; ja die meisten stehen mitleidig noch „in ihren Trümmern für sie. Was sich so lieblos und „leblos zum hinfälligen Alter verknöchert und verdorret, „soll uns nicht einbilden, daß in ihm Verjüngung und Er„haltung sey. Wer Geist vernehmen kann und wer in dem „lebendigen Geist der Zeit, der uns in seinem blutigen Tau„mel mit fortreißt, noch einigermaßen besonnen um sich

„ſieht, begreift, daß wir durch fürchterliche Abgründe muthig
„mit nach oben müſſen, wo die Flamme helles und ſeliges
„Licht wird, oder daß wir gleich anderm ſchlechten Holz unten
„in das Feuer geworfen werden müſſen, auf daß ein
„grünes und waidliches Geſchlecht hinter uns Raum gewinne.
„Männlich ſittlich tapfer frei muß das uns machen,
„was unſre Väter weichlich ſchlaff feig ſklaviſch gemacht,
„weil ſie von der Allmacht der neuen Weltordnung
„ergriffen wurden ohne einige Kunſt, dieſe Allmacht zu ihrer
„Allmacht zu machen.“

Unglückliche Bahn, worein König Guſtav Adolf durch ränkeſüchtige und mittelmäßige Menſchen getrieben ward, und die ihn am meiſten ins Verderben geführt hat:

1) S. 83. „Die Menſchen aber, welche bei dieſem
„Reichstage (zu Norrköping 1799) des Königs Panier führten,
„thaten noch etwas weit Schlimmeres: ſie bezauberten
„ſein Gemüth mit Namen und Klängen, wohinein die
„Dummheit und Bosheit ſo viele dunkle Schrecken und
„Verbrechen legen kann, die faſt ohne Aufſchrift ſtehen würden.
„Man betrog hier den Herrſcher, wie man ſie allenthalben
„betrogen hat: die Töne Freiheitsſchwindel
„Revolutionsgeiſt Demokrat Jakobiner Atheiſt
„und Philoſoph mußten ſo lange in ſeine Ohren klingen,
„bis ſie in ſeinem Kopfe feſt wurden. Jedes Ungewöhnliche
„in Wort und That, jedes höhere und kühnere
„Streben, jeder ſtolze Sinn für Wahrheit Recht und Freiheit,
„kurz alles, was Buben und Dummköpfen ein beſchämendes
„Gegenbild iſt, wird dann unter ſolche weite Rubriken
„geſtellt; und dies iſt genug, alles Edle und Wahre
„von dem Regenten zu entfernen und alles Gemeine und
„Falſche zu ihm zu ziehen. Man kann wohl nicht leugnen,

„daß unter den glühenden Hirnſchädeln der Jünglinge damals
„Manches ſpukte, was ſie aber ſo wenig verſtanden,
„als die Könige und Miniſter die rechte Bedeutung der Revolutionen
„und Jakobiner verſtanden; halbe Ideen, ja volle
„Narrheiten und Verruchtheiten hatte man in neuen Worten
„und prächtigen Klängen ausſprechen gelernt und manche
„ſelbſt heilige Worte waren durch den Mißbrauch ſo verdächtig
„geworden, daß ein verſtändiger und geſcheidter Mann
„ſie nur mit Ekel wiederholen hörte; aber es war auch die
„größte Sünde, daß Alles, was auch weiſe und patriotiſche
„Männer wahr ernſt und männlich ſprachen und wollten,
„als eine Geburt anarchiſcher und königsmörderiſcher Grundſätze
„von ſolchen vorgeſtellt wurde, welche lieber durch die
„ſchlechteſten Künſte herrſchen als Beſſere an ihre Stelle
„treten laſſen wollten. Hier hieß jeder Opponent ſogleich
„Demokrat und Jakobiner, ja man machte wohl jeden zum
„Königsfeind, der frei und männlich eine eigne Meinung
„vertheidigte: jedes Wort von ihm wurde gedeutet, jede Gebärde
„wurde gemuſtert, Aengſten wurden in des Königs
„Herz gebracht, deren er nie wieder frei werden konnte und
„die ihn endlich unwiederbringlich in die Gewalt der Mittelmäßigkeit
„liefern mußten. Niemand hatte vielleicht mehr
„als Guſtav Adolf den Willen, gerecht und geſetzlich zu regieren;
„aber man machte ihn zum Feind jener geiſtigen
„Freiheit und Wahrheit, wodurch jetzt allein wohl regiert
„werden kann; man machte ihm das einzige Licht verhaßt,
„woran ein König ſich zurechtfinden kann: Aufklärung und
„Philoſophie, erzählte man ihm, ſeien die einzigen Thronenſtürzer,
„die einzige Schuld aller der Gräuel, welche jetzt
„die Welt verwüſten.“

2) S. 91. „Die einzige wirklich ſchwere Anklage gegen
„den König war die, daß Gedanke und Schrift nicht

„frei ſeyen. Unglücklich hatte ſeine Erziehung, unglücklich
„hatten die Menſchen, die ihn umgaben, ſo gewirkt: unglücklich
„wirkte ſein eigener Karakter dahin, daß ihm
„vor allem Neuen und Kühnen bange war, daß die Namen
„Irreligion Freiheit Jakobinismus Philoſophie
„ihm als Geſchwiſterkinder und als Geburten
„des Nachdenkens und der Geiſtesfreiheit vorgeſtellt wurden.
„Der alte Glaube die alte Politik die alte Dummheit
„ſelbſt — da lag es, und weder er ſelbſt noch ſeine Räthe
„waren die Männer zu begreifen, daß es eben ſo unſinnig
„iſt, den Geiſt zügeln als den Wind mit Netzen fangen
„zu wollen. So entſtand eine Art antijakobiniſcher Jagd, die
„zu gleicher Zeit übermüthige Narren und geiſtvolle Köpfe traf:
„die kühne Philoſophie und der luſtige Witz mußten verſtummen;
„nur das Mittelmäßige und Gemeine war ſicher.
„Denn ſtreng und kleinlich war die Cenſur und zuletzt wurde
„nicht bloß gegen einheimiſche Genien geſtritten, ſondern
„auch Fremden wurde der Eingang in Schweden erſchwert
„oder verboten. Dies traf Bücher, deren Verfaſſer ſchon
„30—40 Jahre begraben waren, wie z. B. Raynals Schriften.
„Ja im J. 1804 wurden in Schweden alle däniſche
„und franzöſiſche Zeitſchriften und Bücher ohne Ausnahme
„verboten und nur eine beſondere Erlaubniß konnte ſie verſchaffen.
„Dies war die Folge einiger zu freien Aeußerungen
„franzöſiſcher und däniſcher Schriftſteller über Schwedens
„politiſche Verwaltung und über des Königs deutſche Reiſe
„und ſein politiſches Anfragen und Verhältniß zu dem neuen
„franzöſiſchen Kaiſerhofe. Solch ein Zwang iſt immer dumm;
„denn die Ausfuhr und Einfuhr der Wahrheit und des
„Geiſtes, wie gefährlich oder unſchuldig beide ſeyn mögen,
„läßt ſich ſo wenig hemmen, als die der Dukaten und Piaſter,
„und alſo ſollte man ſie nie verbieten. Ueberdies iſt

„einer Regierung nichts gefährlicher als jene Dumpfheit
„Starrſucht und Apathie, welche die geſtörte Geiſtesfreiheit
„hervorbringt und welche endlich auf ſie zurückfällt: gefähr-
„licher noch iſt ihr die Macht, welche gemeine Menſchen er-
„halten, mit der Anſpielung Atheiſt Jakobiner Kan-
„tianer jedes Verdienſt zurückzuhalten und zu unterdrücken.“

S. 271. Ueber des Königs Gefangennehmung und Entthronung:

„Es war eben nichts Erfreuliches, daß dieſes Volk
„durch ſeine ewigen Revolutionen alles Gefühl für die Ma-
„jeſtät verloren hatte, welches den meiſten Menſchen auch
„unwillkührlich anklebt. War es nothwendig, wie viele
„Schweden ſagten, daß man Guſtav Adolf's Regierung mit
„Gewalt ein Ziel ſetzte, ſo konnte mit dieſer Nothwendig-
„keit doch eine Trauer über das Unglück beſtehen, welches
„einer Nation begegnet, die ihren König ins Gefängniß
„ſetzen muß. Aber wo waren die ſchwediſchen Thränen für
„den unglücklichen König? wo waren die Thränen für ihre
„Kinder und Enkel? denn jeder ſolcher Schritt zieht durch
„den Ungehorſam und die Selbſtgewalt, die er nährt, Ver-
„derben für lange Geſchlechter mit. Denn recht ſagt Shake-
„ſpeares Hamlet:

„Die Majeſtät
„Stirbt nicht allein, gleich einem Strudel zieht
„Sie mit, was nah, iſt ein gewaltiges Rad
„Auf höchſtem Bergesgipfel ſtehend; es ſind
„An ſeinen ungeheuren Speichen tauſend
„Und tauſend kleinere Dinge feſtgemacht;
„Es fällt, und jeden kleinen Anhang und Gefolg
„Reißt mit der praſſelnde Sturz: denn nie allein
„Seufzt je ein König, alles Volk ächzt mit.“

9. Manuſcript mit dem Titel: Ueberſicht der deutſchen Geſchichte, aus Schweden und Greifswald, in den Jahren 1807—12 incluſive von E. M. Arndt. Zweiter Theil. 304 Seiten 4., nebſt 3 dazu gehörigen kaum leſerlich und völlig roh geſchriebenen Foliobogen — Am Ende ſteht: Konvolut aus Heften und zu Vorleſungen aus den Jahren 1807—12, geſchrieben in Stockholm und Greifswald von E. M. Arndt.

Dieſe Handſchrift iſt von allen meinen bei mir und bei meinen Freunden beſchlagenen Papieren bei weitem das merkwürdigſte Stück geworden, und an ihr bin ich wohl inne geworden beide durch die Art, wie ſie gegen mich gebraucht iſt, als wie ich darüber verhört bin, daß ich und meine Papiere nicht in den Händen meiner ordentlichen Gerichte geweſen ſind und daß perſönliche Feindſchaft und Leidenſchaftlichkeit gegen mich haben thätig ſeyn dürfen.

Dieſe Handſchrift, deren Stoff in Schweden und Pommern zwiſchen den Jahren 1807 und 1811 geſammelt und, ſoviel mir aus dunkler Erinnerung vorſchwebt, im Herbſt 1811, wo ich nach genommenem Abſchied von meiner Stelle in Greifswald Muße hatte, meiſtens ausgearbeitet iſt, hat, wie ich durch zu viele Stimmen und Zeugen von allen Seiten her vernommen habe, dienen müſſen, den Höchſten Unwillen gegen mich zu reizen, und ſoll ſogar die Veranlaſſung geworden ſeyn, mich von meinem Amte zu ſuspendiren. Lange vorher, ehe ſie mir zum Verhör vorgelegt worden, hat dieſer und jener mir einzelne in ihr enthaltene Stellen und Urtheile und Anekdoten erzählt, deren ich mich gar nicht erinnerte, daß ſie darin ſeyen (da ich ſie ſeit ihrer Geburtsſtunde wohl nicht [illegible]ngeſehen hatte), und gefragt: Aber iſt es denn wahr? ha[illegible]n Sie denn das drucken laſſen? in welcher Ihrer Schriften findet ſich denn das? Fragen, worauf ich nichts zu antworten wußte. Woraus denn heller als der Tag hervorging, nicht nur, wie mit den Aktenſtücken umgegangen und von wie vielen Munden ihr Inhalt umhergetragen worden, ſondern wie ſie von Feinden und Gegnern gemißbraucht worden ſind. Denn dieſe Handſchrift iſt ja gegen mein Glück gebraucht worden, nicht nur, als wäre ſie eine mitgetheilte und abgedruckte Schrift, ſondern als wäre ſie eine von mir in der Stellung eines preußiſchen Unterthans und Beamten verfaßte und öffentlich gemachte Schrift. So ſind Urtheile und Gedanken aus einer lange vergangenen Zeit (Gedanken, die ja immer meine Gedanken geblieben ſind) über preußiſche Verhältniſſe und Perſonen gegen mich gebraucht; ſo hat man aus einzelnen Anekdoten- und Erzählungen, die in dieſe rohe Handſchrift aufgenommen ſind, mir Zorn zu erregen und Unglück zu bereiten geſucht.

Solche Dinge leicht und unverbürgt, wie ſie meiſtens nur in leichter Ueberlieferung von Mund zu Munde hin und her fliegen, ſammelt auch wohl, wem Geſchichte und Politik Lebensſtudien ſind und wer die Begebenheiten lieber aus dem Menſchen, als den Menſchen aus den Begebenheiten herleitet; er legt ſie aber für ſich zurück, als die eben wegen ihrer zu großen Leichtigkeit und Unverbürgtheit nie eine höhere geſchichtliche Geltung gewinnen können. Wehe ihm aber, wenn ſolcher leichter Stoff, ſolcher literariſcher Staub von perſönlichen Gegnern aufgeſtäubt und umhergeweht werden darf, wenn gleichſam dunkle Wolken von Verbrechen und Anſchuldigungen daraus zuſammengeblaſen werden dürfen!

Auch mein außerordentlicher Unterſuchungsrichter, wie ja die Protokolle beweiſen, hat dieſe Handſchrift eben ſo außerordentlich gebraucht. Ueber dieſes Niemitgetheilte und Völligunſchuldige, was ſeit ſeiner Abfaſſung ſtill verborgen unter andern veralteten und vergeſſenen Papieren gelegen

Doch durch ſüße Gewalten zwingend,
Stählerne Panzer durch Blicke ſprengend,
Welterweiternd und weltverengend.
  Aber ſeh ich dein feines Leben,
Luft, dein Allesdurchdringen und Schweben,
Dein Fliegen zu den Weltenenden,
Dein zaubriſches Schimmern und Verblenden;
Hör' ich es liſpeln im Wellenſchlag,
Hör' ich es ächzen im Laubendach,
Hör' ich es in den Felſen rauſchen,
In den lebendigen Wipfeln ſauſen,
Muß ich mit kurzem Athem lauſchen
Und meine Haare richtet das Grauſen.
Magiſche Töne bezaubern mein Ohr,
Leichte Geſtalten wallen hervor;
Aus den Tiefen und von den Sternen
Klinget und ſcheint es weit zur Fernen;

hatte, wie bin ich gefragt und gequält worden! Dieſe Handſchrift ſollte mir ja auch den Vorſchmack der ganzen Unterſuchung geben, ſie war der Erſtling, womit die Verhöre begannen. Hier zeigte ſich denn ſogleich, was ich ſchon bei dem Verhör über die Handſchrift von ſchwediſchen Geſchichten als eine ſeltſame Merkwürdigkeit angeführt habe, daß das Verhör vorzugsweiſe auf alles drückte, was Preußen anging, von allen Urtheilen und Meinungen über preußiſche Dinge und Perſonen beſondere Rechenſchaft und Beſcheid forderte, von mir gleichſam Rechenſchaft und Beſcheid forderte aus einer Zeit und aus Verhältniſſen, wo mir Preußen ſtaatsrechtlich ſo fremd war als Spanien und Marocco: ein Verfahren, das durch die ganze Unterſuchung nachher auf ähnliche Weiſe geübt iſt. Unmöglich kann ich glauben, daß mein Herr Unterſuchungsrichter ſeinen richterlichen Standpunkt ſo wenig gekannt habe, daß er von ſelbſt aus einem gewiß übel angebrachten Eifer zu dieſer ſonderbaren Einſeitigkeit verführt wäre. Ich muß beinahe glauben, daß er dazu angewieſen war, zumal wenn ich finde, wie in den Handſchriften Büchern und Briefen alles, was ſich nur fernher auf Preußen und auf preußiſche Verhältniſſe bezieht, von verſchiedenen Händen und in verſchiedenen Richtungen roth ſchwarz grau mit der Bleifeder und mit der Schreibfeder unterſtrichen gegengeſtrichen eingehäkelt angetüpfelt und häufig auch mit Fragezeichen und Ausrufungszeichen verſehen iſt. Mir fällt dabei natürlich ein: wozu? und für wen? und nach natürlicher Schlußart muß ich auf eine Wirkung und Einwirkung von fernher ſchließen, von Gegnern, welchen ich mehr als Einen rothen und ſchwarzen Gedanken und Gedankenſtrich gegen mich zuzutrauen wohl berechtigt bin.

In ſolcher Richtung und Stimmung hat es über diedes Heft und über die dazu gehörigen 3 Foliobogen 118 Fragen gegeben, welche faſt alle auf Anſichten Urtheile und Meinungen gehen, auf Gedanken, die meine Gedanken geblieben waren und worüber alſo keinem menſchlichen Richtſtuhl nur Eine Frage zuſtand. Von dieſen Fragen bezieht ſich das gute Drittel auf Preußen, und ich habe dabei eine dreifache Quaal gehabt: 1) das Unſchuldige gleichſam entſchuldigen und vertheidigen zu ſollen; 2) jetzt als Unterthan des Staates, dem ich ſeit 9 Jahren, ſeit dem J. 1813, gewiß mit der treueſten Liebe angehangen habe und anhange, mit längſt ſelbſt aus dem Gedächtniſſe entflogenen Gedanken und Anſichten über ihn beunruhigt zu werden; 3) mich zu hüten, daß mir bei den langen und langweiligen Verhören und bei dem unaufhörlichen Drücken und Preſſen auf ſo viel Kleines und Einzelnes im Ueberdruß und Verdruß nicht Worte und Aeußerungen entführen, die nachher Misdeutungen ausgeſetzt ſeyn könnten. Denn daß der gequälte und gezerrte Gedanke des Menſchen bei unaufhörlicher Reckung und Demüthigung, zumal wenn er gewahrt, daß man das Ungefährlichſte gern ſchuldig finden oder machen mögte, nicht einmal ungeduldig würde, wäre bei ſolchem Verfahren ja faſt über dem menſchlichen Maaße.

Doch ich ſetze einige Fragen zur Probe her;

Frage 14. S. 1 wird bemerkt: „Die Könige und Fürſten träumten nun auch Jakobiner Illuminaten Anſtiftungen Verſchwörungen und Propaganden und trafen zum Theil die lächerlichſten Gegenanſtalten" Was können Sie zur näheren Erläuterung dieſes Urtheils ſagen?

Note. Die ganze Stelle ſteht ſo in der Handſchrift:

„In den erſten Monaten des Jahrs 1792 war in gan
„Europa eine geſpannte Aufmerkſamkeit auf die politiſchen
„Dinge, und in vielen Ländern immer eine furchterliche Gäh-

„rung in den Herzen und Köpfen. Frankreich, die Freiheit, „die Gleichheit, die rothmützigen Jakobiner, die großen Worte „von Paris — das zog und täuſchte und verführte Jünglinge „und Greiſe. Selbſt das Fremde und Zufällige zogen die „Menſchen da hinein. Als Leopold plötzlich ſtarb, als Gu„ſtav der Dritte ermordet ward, da erblickten auch da viele „die Jakobiner: die einen mit Schaudern, die andern mit „Wohlgefallen. Die Könige und Fürſten träumten nun „auch ꝛc.“

Frage 15. S. 7 wird in Bezug auf den Anfang des Feldzugs von 1792 bemerkt „Es offenbarte ſich gleich zu Anfang, wo das Leben und wo der Tod war.“ Auf welche Art hat ſich das Angemerkte hier offenbart?

Note. Dieſe Frage will ich aus dem Manuſkript ſelbſt hier erläutern; S. 36 heißt es:

„Doch hatten dieſe Siege (Wurmſers und Clairfaits „im Jahr 1795) keine Folgen, weil in dieſem ganzen lan„gen Kriege allein die Franzoſen ihre Vortheile zu brau„chen verſtanden, die Oeſtreicher und die Verbündeten aber „immer nur darum und ſo zu ſchlagen ſchienen, daß ſie „nicht geſchlagen würden. So wird auch ein Spieler nie „Großes gewinnen, deſſen erſte Sorge von Anfang an iſt, „daß er nicht viel verliere.“

und

S. 53. „Das vereinigte Europa hat nie gegen Frank„reich gefochten. Das Meiſte waren nur Namen und Er„klärungen auf dem Papier. Auch die wirklich mit Heeren „ausrückten, ſetzten nie ihre ganze Macht daran und waren „auch nie recht verbunden. Bald traten auch viele ganz ab, „ja einige dem Feinde zu, wie z. B. die Niederlande und „Spanien: und nie war auch nur in einem Einzigen die „Kenntniß des Zeitalters und die Ahnung des Geiſtes, wo-

„durch die Franzoſen unüberwindlich waren. Wahrlich Eng-
„land zur See und Deutſchland ganz allein gegen Frankreich
„ausziehend, aber die Kräfte und Hülfsmittel verbunden
„und durch den Geiſt und die Liebe des Vaterlandes oder
„nur durch irgend eine Idee beſeelt — und die prahleriſchen
„Wunderthäter hätten hinter dem Jura und den Ardennen
„wohl zittern ſollen. Aber bei ihnen war im Kriege immer
„die Eintracht bei jenen die Zwietracht, bei ihnen das Le-
„ben bei jenen der Tod, bei ihnen der Geiſt bei jenen
„die Verſtockung.“

Frage 16. S. 26. 27. wird nach Schilderung des franzöſiſchen Gleichheitsſyſtems bemerkt „Dies war die vom Pöbel befohlene Gleichheit — wäre ſie von ſelbſt gekommen, könnte ſie löblich heißen.“ — Was können Sie zur näheren Erläuterung dieſer Stelle angeben?

Note. Hier die Stelle ganz:

„Durch ihn (Robespierre) und ſeines Gleichen Leben
„und durch den Pöbel, den man beſoldete und ſchmeichelte,
„war alle äußere Feinheit und Bildung, waren ſelbſt die
„unſchuldigen Höflichkeiten und Namen ein Verbrechen ge-
„worden. Gott und König und Herr und Frau wa-
„ren eine lange Zeit verurtheilte Worte, das Ihr und das
„Sie waren eine Sklavenſprache, mit Du redete der Freie
„den Freien an, Bürger und Bürgerin hießen der Feld-
„herr und Präſident mit ihren Frauen und der Bettler und
„die Bettlerin. Dies war die vom Pöbel befohlene Gleich-
„heit; wäre ſie von ſelbſt gekommen, konnte ſie löblich hei-
„ßen: aber eben daß man auf das Kleine ſo viel Gewicht
„legte, bewies, daß man das Große weder hatte noch
„kannte. Solcher Gaukelei, wie ein gaukelhaftes Volk ſie
„liebt, war durch ganz Frankreich viel. Von der Freiheits-
„kokarde an den Hüten und Mützen bis auf die beſchmierten

„Wände der Hütten und Winkelhäuſer ſah man die Freiheit,
„die drinnen nirgends war; alle Namen alle Klänge
„alle Erinnerungen, welche beſſeren Zeiten und edleren Völkern
„gehört hatten, griffen dieſe auf, tauften ihre Kinder
„Brutus Timoleon Kato Ariſtides ja Voltaire Danton
„und Marat, die ihnen edle Menſchen däuchten, nannten
„ihre Gaſſen Straße Vernunft Straße Religion
„Straße Freiheit Straße Moral und ihre Märkte
„und Plätze Feld von Marathon Siegesfeld
„Marsfeld Platz der Gleichheit Platz der Verbrüderung
„Platz der Vereinigung und was es
„ſonſt für Herrlichkeiten gab. Darin waren ſie groß und
„in Aufrufen Verkündigungen und Erklärungen; die Thaten
„waren von Anfang an wild unmäßig und ungerecht,
„darauf grauſam blutig und abſcheulich. Es war die Zeit,
„die von Freiheit und Tugend ſchwatzte und keine hatte.“

Frage 17. Was können Sie zur näheren Erläuterung der Behauptung S. 33: „Weil ſie die tiefe Bedeutung
„u. ſ. w.“ bis „daß ſie keine Siege erfochten“ anführen?

Note. Hier die ganze Stelle, worauf ſich auch die folgenden beiden Fragen beziehen:

„Dies war ein gewaltiger Feldzug (1794), der für
„den folgenden beſorgter machte. Schon begannen die Angelegenheiten
„und auch die Gedanken der Verbündeten zu
„wanken. Weil die meiſten von ihnen in dieſen Krieg
„blind hineingeriſſen oder vielmehr hineingefahren waren und
„von Anfang an kein Ziel gehabt hatten als die windige
„Vorſtellung und Vorſpiegelung, es werde nur ein Königlicher
„Ritterzug ſeyn und das beruhigte und gedämpfte
„Frankreich wieder Gehorſam gegen ſeinen König lernen;
„weil ſie die tiefe Bedeutung dieſes fürchterlichen Trauer-

„ſpiels nie begriffen hatten und auch, als es allen Klugen „ſich entwickelte, nie begreiſen wollten; weil überhaupt kein „Sinn der Erhaltung des alten Europa, kein edler Zweck „der Vertheidigung des Vaterlandes bei den Königen und „Fürſten nicht war, ſo wandten Glück und Geiſt ſich von „ihnen und ſie wurden in Zwietracht Neid und Dummheit „verwirrt und verblendet: in dem heiligſten und gefährlichſten Kampfe, den das Deutſche Volk ſeit Hermanns Zeiten gefochten hatte, fühlten die Fürſten nur, daß ſie keine „Siege erfochten, das Uebrige däuchte ihnen wie in einem „gewöhnlichen Kriege.“

Frage 18. In welcher Hinſicht wird aber hier in der angezogenen Stelle den Verbündeten ein Nichtbegreifen des Trauerſpiels beigelegt? und welche Bedeutung konnte das Trauerſpiel eigentlich haben?

Frage 19. Welcher Zweck ſollte denn damals eigentlich den Kriegen der Könige und Fürſten zum Grunde liegen, da an der angezogenen Stelle hiebei hoher Sinn der Erhaltung des alten Europas und Vaterlandsvertheidigung vermißt wird?

Frage 20. S. 34 wird in Beziehung auf den Baſeler Frieden von 1795 bemerkt: „So hatte die Schuld von dummen Feldherren und Miniſtern gewirkt“ bis „ahneten.“ Was hatte es nun mit dieſer angegebenen Schuld für eine Bewandtniß und worin beſtand denn der Wendepunkt der europäiſchen Politik?

Note. Die Stelle:

„Nun ſchien wieder Preußen und Oeſtreich, nicht „Deutſchland und Frankreich wider einander zu ſtehen. So „hatte die Schuld von dummen Feldherren und Miniſtern „gewirkt, welche von dem Zeitalter und von dem großen „Wendepunkt der ganzen europäiſchen Politik nichts ahneten

„und ſchon ſeit zwei Jahren wieder gewarnt und gezettelt „hatten, die Freundſchaft zwiſchen Oeſtreich und Preußen „lau zu machen.“

Frage 21. S. 39 wird unter Anderm bemerkt: „Damit gab er (der König von Sardinien) ſeine Krone hin. So haben ſie ſeitdem alle gethan“ Was können Sie zur Erklärung dieſer Stelle anführen?

Note. S. 38—39 heißt es von dieſem durch Napoleon bethörten Könige:

„Den 28ſten April (1796) ſchloß der König von Sardinien einen Waffenſtillſtand und übergab den Franzoſen „zum Unterpfande der Treue die feſten Städte Coni, Cera, „Tortona. Damit gab er ſeine Krone hin. So haben ſie „ſeitdem alle gethan.“

Frage 47. Worin beruht der Grund der S. 105 vorkommenden Schilderung des Königs von Spanien?

Note. Die Stelle:

„Wie Bonaparte den Kaiſer Paul zu gewinnen und, „damit er thun durfte, was ihm gefiel, zu Verſtrickungen „ſeiner Macht und zu Kriegen aufzuhetzen ſuchte, ſetzte er „ſich auch in Spanien feſt. Dort war Karl der Vierte König, ein Mann ſtark und eiſern, wie ſein Vater geweſen „war, ein wilder Jäger, ein ungeſtümer Hengſtreiter, wüthend jachzornig und dumm wie ein Kappadocier. Man „erzählt, daß Schweineſchlachten und Wurſtmachen zu ſeinen „geheimen und auserleſenen Freuden gehörte. Wahrlich das „Domitianiſche Fliegentödten wäre eine edlere Beſchäftigung „geweſen.“ — (S. 263 heißt Bonaparte „König von Spanien „durch Gottes Zorn durch die Elendigkeit des Friedensfürſten „die Schlauheit Murats die Hinterliſt Savarys und die „Schwäche Karls des Vierten und Ferdinands des Siebenten.“)

Frage 68. Was hat es mit der S. 186 vorkommenden Behauptung a verbis „Wahrlich ſo ſind die Herzen" bis zu den Worten „nur ihren verdienten Lohn" für eine Bewandtniß?

Note. Die Stelle:

„Wahrlich ſo ſind die Herzen der Mächtigſten, ſo iſt die Faulheit Weichlichkeit und Unwiſſenheit dieſer Zeit geſtellt, daß Bonaparte als ein höheres Rüſtzeug der Vorſehung erſcheint. Aber klingt mir nicht ſo viel von ungeſehenen Wundern und unbegreiflichen Thaten dieſes unvergleichlichen und unübertrefflichen Helden: Stöcke hat er umgeworfen und faule Steine zermalmt aber keine muthigen Menſchen noch edlen Kräfte; mit aller banditiſchen Liſt und Gewandtheit, mit allen trügeriſchen Scheinen und allen verwirrenden Worten überliſtet verblendet und bethört er die Fürſten und Völker; aber er wird fallen und ſchändlich fallen, ſobald lebendige Kräfte und erwachte Völker gegen ihn aufſtehen, ſobald er gegen Tugenden zu kämpfen hat. Die Feigheit und Elendigkeit erhalten durch ſolchen nur ihren verdienten Lohn." (Dies angeſtrichen und betüpfelt von den Worten „aber er wird fallen" bis zu „Lohn.")

Frage 69. Wie ſollten aber erwachte Völker gegen ihn aufſtehen, und was hat es damit für eine Bewandtniß, daß dieſes Aufſtehen im Verhältniß zu den vorigen Kämpfen ein Kampf der Tugend genannt wird?

Frage 75. Was hat es mit der S. 224 vorkommenden Bemerkung von den Worten „Die wackern Heſſen und Weſtfalen" bis „gleich ſtummen Hunden" für eine nähere Bewandtniß?

Note. Die Stelle:

„So wurden Deutſchlands Fürſten und Länder geſchändet und ließen ſich ſchänden. Die wackern Heſſen und

„Weſtfalen, ein freies und edles und ächt germaniſches Ge-
„ſchlecht, ſtanden zwar dieſen Winter (1806—7) mehrmals
„auf: aber es fehlte die große Seele, die ſie hätte führen
„können. Kein deutſcher Fürſt hatte den hohen Sinn, für
„das Volk und das Vaterland mit aufzuſtehen und mit ihm
„zu ſiegen oder zu ſterben. Die in den Gräbern waren
„vergeſſen und die auf den Gräbern der Freien kuſchten und
„wedelten gleich ſtummen Hunden.“

Frage 76. Was können Sie zur näheren Erläuterung der Stelle S. 236 von den Worten „Sie haben die Zeit geſehen“ bis „auf ſie ſtoßen“ anführen?

Note. Die Stelle:

„Solche Gefahren bedrohen das Vaterland und mit
„ſolchen Feinden ſteht uns der Kampf, daß nur die mu-
„thigſte und jugendlichſte Kraft uns erlöſen kann. Aber
„die elende Gewohnheit iſt noch immer mächtiger als
„die große Nothwendigkeit. Noch immer meinen die deut-
„ſchen Herrſcher, erſt 65 und 75 Jahre können die Laſt ei-
„nes Feldmarſchallſtabes tragen, nicht dreißig und vierzig
„Jahre. Sie haben die Zeit geſehen und wollen ſie nicht
„begreifen. Darum ſcheinen unſre Feinde ſo gewaltig,
„weil wir unſer Großes und Kühnes gefeſſelt halten und
„nie mit voller Zuverſicht und Kraft der Jugend auf ſie
„ſtoßen.“

Frage 77. Was hat es mit der S. 275 bei Gelegenheit des Spaniſchen Krieges vorkommenden Bemerkung a verbis „Auch viele deutſche“ bis zu den Worten „zu Sklaven zu machen“ für eine nähere Bewandtniß?

Die Stelle lautet: „Die Knechte jauchzeten und
„zogen gegen die Pyrenäen hinauf; auch viele deutſche pol-
„niſche und italiſche Knechte zogen ihnen bald nach; es war
„nur eine große Dienſtbarkeit und Schande. Hatten die

„deutſchen Fürſten einander ſelbſt untergeben helfen, wa„rum ſollten ſie ſich ſchämen, die freien Spanier zu Skla„ven zu machen?“

* * *

Aus ſolchen und ähnlichen Fragen, zumal über etwas ſo ganz Unſchuldiges als eine niemand mitgetheilte Handſchrift, ſollte daraus nicht folgen, daß nur ein in Geſchichte und Politik Unkundiger ſie thun konnte, oder einer, der ſich einbildete, daß über alles, was ihm nicht klar war, gefragt und geantwortet werden müßte? — eine Folgerung, die ſich mir weiterhin bei den Verhören ſowohl über die Bücher als über die Papiere und Briefe nur zu oft aufgedrungen hat — oder ſoll ich das Schlimmere glauben, daß ich verleitet werden ſollte, mich durch die zu gebenden Antworten und Erklärungen zu verſtricken, da aus der Handſchrift ſelbſt keine Schuld gegen mich gezogen werden konnte. Zu viele Zeichen von Feindſeligkeit und Leidenſchaftlichkeit, die in dieſem außerordentlichen Proceſſe erſchienen ſind und die auch mein Herr Specialunterſuchungsrichter mir offenbart hat, würden eine ſolche Vorausſetzung faſt verzeihlich machen.

Nun noch ein paar Bemerkungen:

1) Ich habe behauptet, es ſey von der Handſchrift der Form nach nichts herausgekommen; der Stoff möge wohl in einzelnen meiner Bücher von mir benutzt und verarbeitet ſeyn. Das wird nun in der species facti beinahe ſtreitig gemacht, wo man anführt, in der von mir herausgegebenen Glocke der Stunde ſtehe ein faſt wörtlicher Auszug von S. 131 — 160. Man hat mir aber nur einen Nachdruck der Glocke der Stunde vorgelegt, den ich nicht als richtig anerkannt habe, und ſelbſt in dieſem Nachdruck findet ſich keine Seite des Angezogenen, wo nicht ganze Stellen und Wörter ver-

Im finſterſten Dunkel, im Mondenſchein
Tanzen Gebilde durch den Hain,
Steigen, gekleidet in zarte Düfte,
Aus dem einſamen Schweigen der Grüfte,
Aus den Kreiſen der Zauberklüfte.
Alſo durchdringet mich Zauberei,
Seh ich die ſchöne Jungfrau treu.
Alles ſcheint anders und doch daſſelbe
An der Erd', an dem Himmelsgewölbe,
Weiß nicht, wie mir zu Muthe wird,
Wie mir das Auge verblendet irrt,
Hat das Liebſte und will nicht trauen,
Meint behexende Wunder zu ſchauen;
All genießend das junge Leben
Will das zagende Herz mir beben;
Steigend zur heiligen Liebesreife
Doch ich anderswo überſchweife:
So die Schöne, die lieb mir blüht,
Neue Welten in mir erzieht.

ändert und hier Auslaſſungen dort Zuſätze ſind: alſo daß es feſt ſteht: es iſt nicht dieſelbe Form.

2) Wird auf Heftigkeit Ungeſtüm und Bitterkeit des Tons und Ausdrucks in der Handſchrift gleichſam Gewicht gelegt, als ob in nie mitgetheilten roh und leicht hingearbeiteten Papieren auch Worte und Ausdrücke ein Gewicht hätten. Das Jahr 1811 war wohl ein ſolches Jahr, wo die Worte und Gedanken eines deutſchen Menſchen einen herben und ſchmerzenvollen Ton und eine dunkle Trauerfarbe anziehen konnten.

3) Scheint mir die Abſicht vorgeworfen zu werden „daß die Plage der fremden Herrſchaft nur durch einen allgemeinen Aufſtand gehoben werden könne.“ — Ja ich habe es vorhergefühlt und vorhergeſagt, daß nur eine allgemeine Erhebung des Volkes eine allgemeine Bewaffnung aller Waffenfähigen das ſcheußliche Joch der Wälſchen würde zerbrechen und des Vaterlandes Freiheit und Selbſtändigkeit wiederherſtellen können. Ueber dieſes Gefühl und dieſe Vorahndung bin ich in den Verhören gequält worden, als wäre es Gott weiß welches gräuliche Verbrechen; und dies iſt geſchehen, nachdem die größten deutſchen Mächte meine Gefühle und Gedanken lange ſchon durch die That beſtätigt hatten. Denn hat Oeſtreich ſeinen Krieg im J. 1809 nicht zum Theil ſo geführt oder führen wollen bei ſich in Tyrol in Italien in Polen in Sachſen Schwaben Franken? hat Preußen und die wenigen Fürſten, die ihm und Rußland zufielen, nicht ſo aufſtehen waffnen ſtreiten müſſen? Ja es iſt noch heute mein Stolz, daß meine Gedanken ſich nie zu ſtillem Dienſt unter den Fremden bequemt haben ſondern gegen ihre Tyrannei immer im rüſtigen Aufſtande geweſen ſind.

4) Nur in dem einzigen Falle wäre zu dieſen weiten

Verhören und plagenden Fragen doch ein Schein von Grund geweſen, wenn dieſe Handſchrift unlöbliche und geſetzloſe Grundſätze enthielte. Aber ich fordere wieder meinen Feind heraus, ſolche aus ihr herauszuklauben. Sie führt freilich die Ueberſchrift Deutſche Zeitgeſchichte, aber ihr Mittelpunkt mußte nothwendig die franzöſiſche Revolution Frankreich und endlich Napoleon ſeyn und Deutſchland häufig nur als eine Beilage vorkommen. Die ganze Handſchrift iſt ein fortlaufender Kommentar über den Abſcheu, den ich gegen tolle Revolutionen hege, die aus verrückten Ideen einer verkehrten Freiheit und Gleichheit und aus den ſchändlichſten Neigungen der Herrſchſucht und Habſucht entſpringen; ſie iſt geboren aus dem wärmſten Gefühle von der alten europäiſchen und deutſchen Ehre und Freiheit, die in jenen jammervollen Tagen auf immer unterzugehen ſchienen: und bloß das Leſen dieſer und der vorigen Handſchrift über Schwediſche Dinge muß bei jedem Geſcheidten und Wohlwollenden die Ueberzeugung, die meine Feinde auf das gefliſſenſte und grauſamſte zu erſchüttern geſucht haben, auf immer begründen, daß ich tollen Wahns und toller Entwürfe für wilde Revolutionen und ſchwindlichte Verfaſſungsbauereien durchaus unfähig bin und nicht zu jenen gehören kann, welche man beſchuldigt hat, daß ſie Kaiſer und Könige durch ſogenannte Republiken gern in den Ruheſtand ſetzen möchten.

Die Handſchrift iſt roh ungeordnet in Stil und Worten ungewogen und unverarbeitet, ganz wie ſie im erſten Guß von ein paar Monaten entſtanden iſt. Dies abgerechnet ſind einzelne Theile der Schilderung jener Zeit und ihrer Begebenheiten, eben weil ſie ſo geſchwind und ungeſtört in Einem Zuge hat vollendet werden können, ſehr wohl gerathen. Da ſie ohne mein Zuthun und meine

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01931/038

Schuld eine ſolche Wichtigkeit ja faſt Oeffentlichkeit erlangt hat, ſo gebe ich, außer dem zu den Fragen gelegentlich Angeführten, noch einige Bruchſtücke daraus, beide zum Beweiſe der rechtlichen und geſetzlichen Grundſätze und der richtigen Anſicht und Beurtheilung jener Jahre.

S. 5—6. „Was der Zufall, was wilde Wuth und „Wahnſinn der losgelaſſenen Elemente eines Volkes thun, „das thut Gott und das iſt vergeben; was aber Haß Neid „Bosheit mit lauernder Schlangenliſt und berechnetem Morde „vollbringen, das fällt in des Teufels Gewalt und wird die „Vorarbeit für Sklaven und Tyrannen. Aus Unglück „kann Gutes entſtehen, aus Böſem nimmer; denn „dann wäre kein Gott und keine Gerechtigkeit.“

S. 44. „Was ein kühner Mann ſagt, das iſt Glaube „für die Schwachen und Behexung für die Muthloſen: er „bildet ihnen etwas ein und ſo wird wahr, was es ſonſt „nimmer geworden wäre. Dieſe Kunſt der Künſte, die Feinde „durch Worte vorher zu zermalmen und zu behexen, kann „(hat) keiner ſo verſtanden, wie die römiſchen Feldherren „weiland und Bonaparte. Auch das muß gelobt werden.“

Sonderbar bin ich hier nach dem „Auch das muß gelobt werden“ gefragt.

S. 59. Glück und Macht der Franzoſen:

„Dazu kam noch, daß die Franzoſen im höheren Sinn „in dem eigentlichen Elemente der Zeit ſchwammen, daß ſie „unbewußt von ihrem Strome fortgetrieben wurden und ih„ren Willen thaten. Gegen dieſe Gewalt mußten die an„dern Völker ermatten und erliegen. Auch jenes Höchſte, „was die Dinge unſichtbar trägt und geheim verwaltet, nicht „der Geiſt der Zeit ſondern der Geiſt der Zeiten, war „mit den Franzoſen. Das kann die Geſchichte nicht zeigen „ſondern nur als Zauberſchatten andeuten und als ein

„Zauberſchatten hat es die Zeitgenoſſen verblendet und bethört.“

S. 88. Ueber Napoleon und Frankreich im Herbſt 1799:

„Die Freiheit hatte keine Klage zu führen, daß für Fünfe Einer befahl; ſelbſt die ſoldatiſche Gewalt und Reinigung der Räthe und daß auch redliche und wackere Männer, die zu Bonaparten nicht paßten, weggeſtoßen und entfernt wurden, war als vielleicht nothwendig auch verzeihlich. Auch war nicht tadelnswürdig, daß die Regierung die Zügel ſtraffer anzog und faſt deſpotiſch durchgriff. denn wie ſollte der Verwirrung und Auflöſung, worin der Staat niederlag, abgeholfen und der Unordnung und Verruchtheit, woran das Volk ſich gewöhnt hatte, gewehrt werden, wenn ſie nicht vor der Gewalt zittern mußten? So weit konnte Bonaparte Recht haben und durch die Nothwendigkeit entſchuldigt werden. Jene Freiheit ohne feſtes Oberhaupt und Mittelpunkt der Regierung war ein durch Erfahrung beſtätigter Unſinn: Einer mußte regieren, aber die Verfaſſung konnte ſo geſtellt werden, daß alle frei wurden und daß die Beſten und Edelſten mit dem Könige oder Konſul regierten. Das war Bonapartens Aufgabe, ein leichtfertiges und verruchtes Volk durch Strenge und Gerechtigkeit an Geſetz und Gehorſam zu gewöhnen und das gebeſſerte durch Erhaltung und Schonung freier Formen und Einrichtungen der Freiheit und dem Glücke zuzuführen. Viele hofften von ihm, er werde das thun, weil er es der Welt ſo verkündigte; aber die ſich auf Menſchen verſtanden, fürchteten Anderes. Sie hatten in ſeinem geprieſe-

„nen Heldenthum nie das Freundliche Menſchliche und
„Idealiſche geſehen, das auch erbauen kann, ſondern nur
„das Wilde Fürchterliche und Grauſame, das zerſtört; in
„ſeiner Art des Kriegs in ſeiner Behandlung der Menſchen
„und der unterworfenen Länder in ſeiner ſtummen und
„ſchroffen Abgeſchloſſenheit und in ſeinem dunkeln Aberglauben,
„am meiſten in der freundlichen Liſt und trügeriſchen
„Gaukelei, womit er ſo trefflich zu ſpielen verſtand, verkündigten
„ſich andere Triebe: ſie ahneten einen Tyrannen.
„Talleyrand und Fouché beſtärkten ſie in dieſer ſchlimmen
„Ahnung, und nachher die Weiſe, womit in den öffentlichen
„Erklärungen und Verkündigungen und in den Blättern und
„Schriften des Tages, die jetzt das große Wort hatten, nicht
„allein der Unſinn und die Tollheit der nächſtvergangenen
„Jahre geſcholten und beſpottet ward, ſondern womit man
„alles, was die edelſten und würdigſten Menſchen aller Zeiten
„gedacht und gewirkt und wofür ſie gelebt und geſtorben,
„womit man Freiheit Gerechtigkeit Begeiſterung Philoſophie
„als Wahn und Unglück der Welt anklagte und
„hinterrückiſch und verdeckt der willkürlichen Gewalt und dem
„blinden Glauben die Vertheidigung führte.

S. 250. Von Bonapartens *unfürſtlichem Banditenhaſſe* und *ſeiner unerſättlichen Räuberſeele* geredet; dann heißt es: „Gegen die Königin von Preußen,
„eine weiſe und unbefleckte Frau, welche ſchändliche und unritterliche
„Ausfälle und Anſpielungen erlaubte er ſich gegen
„ſie! wie pöbelhaft zerriß er das Gedächtniß des bei Saalfeld
„gefallenen Prinzen Ludwig Ferdinand!"

S. 259. *Talleyrand warnt Napoleon vor dem Antaſten der Spaniſchen Hochherzigkeit:*

„Und wenn der Kampf lang und ſchwer wird, fürchte,
„daß Europa erwacht, daß der Zauber zerrinnt, der dein

„Glück und deine Siege umgiebt, daß alle Völker aufſchauen
„und lernen, wie man gegen dich kämpfen muß. Die Kö-
„nige ſind dir nicht fürchterlich: darum beginne keine Kriege
„mit den Völkern.“

5 Foliobogen: „So ſind die menſchlichen Dinge
„eingerichtet, daß dem, welcher mit den erſten Bewegungen
„des Glücks nicht fortſtrömen will, zweite und dritte Bewe-
„gungen nicht kommen.“

5 Foliobogen: „In Norddeutſchland befehligte die
„franzöſiſchen Heere, die es immer noch den Heuſchrecken
„gleich durchzogen, der Marſchall Davouſt, ein harter tyran-
„niſcher Mann, der einen blutigen und unerbittlichen Scher-
„gen Bonapartens vorſtellte und den Namen Franzoſen täg-
„lich verhaßter machte. Solche Männer ſollte Deutſchland
„lieb haben, denn durch Haß allein kann ein unterjochtes
„Volk befreit werden.“

5 Foliobogen: „Nach dieſen gewaltigen Schlachten
„(bei Fuentes d'Onor und Albuſera) war Spaniens Erlö-
„ſung nicht mehr zweifelhaft. Die Welt erhub ihre Herzen
„und Augen und viele Wahne verſchwanden, welche ſonſt
„noch die Köpfe verdunkelt hatten. Man fing an zu be-
„greifen, daß ein Volk, das frei ſeyn will, nicht zu unter-
„jochen iſt.“

10. Glocke der Stunde in drei Zügen. (Petersburg) 1812.

(Auf öffentlichen Befehl und auf öffentliche Koſten gedruckt und ins Ruſſiſche überſetzt.)

Erſter Zug:

1) Barclay de Tolly's Aufforderung an die Deutſchen unter Bonaparte, die Fahne der Knechtſchaft zu verlaſſen und bei der deutſchen Legion Dienſte zu nehmen.

2) Antwort eines Deutſchen darauf im Hamburger Korreſpondenten (aus franzöſiſcher Feder).
3) Gegenantwort eines Deutſchen darauf (von mir).

Zweiter Zug:

Stimme der Wahrheit.

Dritter Zug:

Bruchſtücke aus Bonapartens Leben.

II. Soldatenkatechismus. 1812.

(Gedruckt auf öffentliche Koſten zu Petersburg und ausgetheilt an die Soldaten der deutſchen Legion in Rußland.)

* * *

Bemerkung zu beiden Schriftchen:

Wahrſcheinlich ſind beide (laut Anzeigen in einigen meiner Briefe) in Königsberg im Winter 1813 wieder abgedruckt. Da ich vor ihrer Vollendung von da abreiſen mußte und mich nicht erinnere, einen Wiederabdruck von ihnen in Händen gehabt zu haben, auch nicht glaube, daß ein ſolcher Abdruck je nach Deutſchland gekommen, ſo war mir derſelbe ganz aus dem Gedächtniſſe verſchwunden. Was von den Herren Nikolovius und Degen über ihren Wiederabdruck in Königsberg ausgeſagt ſeyn ſoll — gerichtlich iſt es ja nicht bewahrheitet — mag ſich vielleicht ſo verhalten.

Daß man auch über dieſe von einer fremden Macht, in deren Dienſt und Auftrage ſie verfaßt waren, öffentlich anerkannten und befohlenen und für einen einzelnen beſtimmten politiſchen Zweck berechneten Schriften mich hat befragen wollen, und zwar nach Exemplaren, die ich beide nicht als acht erkennen konnte, hat mich freilich befremdet, hätte mich aber bei dem ganzen außerordentlichen Verfahren gegen mich nicht befremden ſollen.

Das Drücken im Verhöre darauf, daß ich den Katechismus *revolutionär* nenne, beſchwert mich nicht, da alle meine Bücher und Papiere eben den Abſcheu vor gemachten Revolutionen in hundert und tauſend Stellen und Beziehungen verkündigen. Dieſes Wörtchen findet ſich auf einem bei Reimer gefundenen Papierläppchen ohne Datum (wahrſcheinlich aus dem Frühling 1813) von meiner Hand, welches Anhängſel eines größeren Briefes geweſen ſeyn muß, und welches Läppchen nebſt dieſer Benennung ſich auf den größeren Brief bezieht, der nicht zu den Akten gebracht iſt, ſo daß auch die Beziehung des Wortes nicht erklärt werden kann. Wahrſcheinlich bleibt mir meine zu Protokoll abgegebene Meinung, daß dies Wort meinen Feinden nachgeſchrieben ſey, die jenen Katechismus, der die gegen Rußland fechtenden oder ſchon gefangenen deutſchen Truppen zum Abfall von den Franzoſen und von den Fürſten des Rheinbundes aufforderte, wohl revolutionär genannt haben. Denn in demſelben Sinne nenne ich zu derſelben Zeit (in dem Briefe an Reimer vom 23. April 1813) meine Geiſter der Zeit 2. und 3. Theil *die verrufenen Geiſter*. Eben ſo nenne ich mich im ironiſchen Sinne, anſpielend auf mein Schickſal oder auf Namen, welche Haß von Feinden mir beigelegt hat, in meinen Briefen an Reimer mit dem Beinamen *Vagabund*; wobei mein Herr Unterſuchungsrichter, der keinen Spaß verſteht, durch die Fragen, die er darüber an mich gethan hat, anzudeuten geſchienen, als habe ich dadurch mich ſelbſt im Ernſt beſchreiben wollen. S. die Protokolle zu meinen Briefen an Reimer vom 5. December 1809 und vom 14. April 1812.

12. Hiſtoriſcher Almanach für das Jahr 1813. 12.

Iſt in Petersburg herausgekommen im Herbſt 1812. Enthält einzelne Stücke der ſpäter erſchienenen Schrift Anſichten und Ausſichten der d. Geſchichte u. ſ. w.

Ueber dieſes Büchlein bin ich nicht befragt.

13. An die Preußen.

Mit dem Motto: Hic est obstandum cives, velut si ante ipsa moenia pugnemus; unusquisque se non corpus suum sed conjugem et liberos parvos armis protegere putet, nec domesticas solum agitet curas sed identidem hoc animo reputet, nostras nunc intueri manus omnes Germaniae civitates; qualis nostra vis virtusque fuerit, talem deinde fortunam imperii Teutonici fore. Liv. Histor. XXI. 41.*)

Ein Foliobogen, im Winter 1813 in Königsberg gedruckt, unbefragt geblieben.

14. Was bedeutet Landſturm und Landwehr?

Geſchrieben auf öffentlichen Befehl und auf öffentliche Koſten gedruckt zu Königsberg im Winter 1813, als die Landwehr eingerichtet werden ſollte; ſpäter an den verſchiedenſten Stellen Deutſchlands zu vielen Zehentauſenden Exemplare von mir und von andern oft wieder abgedruckt, von mir immer nach der erſten Königsberger Auflage.

Selbſt dieſes Büchlein hat mehrere Inhaltsfragen aushalten müſſen, z. B.

---

*) Ich meine, jene Preußen von Königsberg aus, die alten ächten Preußen haben die Augen von Deutſchland wohl herausfordern können, auf die Macht ihrer Fäuſte und Herzen und ihre unbezwingliche Tapferkeit als auf das erſte große Beiſpiel hinzuſchauen.

Luft, du giebeſt dem Donnerklang
Den erhabenen Wolkengeſang,
Giebſt der zärtlichen Nachtigall
Klagender Liebe Wiederhall,
Lehrſt die Blumen ſingen, die Büſche
Flüſtern in des Maimonats Friſche:
Lehrſt die Lyre das ſüße Weh
Sprechen, das ſchwellet des Buſens Höh;
Lehrſt die zitternde Saite klingen
Töne von hohen Himmelsdingen.
Aber wenn du die Stimme biſt,
Wodurch die Schöpfung lebendig iſt,
So ſchließt die Auserwählte mein
Doch ſüßere Melodien ein,
Als die, wodurch des Orkus Ohr
Den unbezwungnen Grimm verlor,
Als die, wodurch die Steine flogen
Und ſich um Theben zu Mauren zogen.
Wenn ihre Engelsſtimme klingt,

Frage 4. S. 4. In der vorliegenden Auflage wird von den deutſchen Mächten im Gegenſatz der damaligen Streitkräfte der Franzoſen bemerkt: „Denn jene hatten bloß ſtehende Heere, die nicht ſo geſchwind zu ſchaffen waren, das Volk aber wußten ſie nicht zu gebrauchen oder wollten es nicht gebrauchen“ Wie kann das Letztere behauptet werden?

und

Frage 5. Welche Bewandtniß hat es mit der Bemerkung, daß die Fürſten auch in der größten Noth des deutſchen Vaterlandes den Aufſtand gehindert hätten, den die Bauern in Schwaben Franken und Weſtfalen hatten unternehmen wollen?

15. Zwei Worte über die Entſtehung und Beſtimmung der deutſchen Legion 1813.

Gedruckt im Frühlinge 1813 zu Dresden im Auftrage der Ruſſiſchen Regierung, gerichtet gegen die Verleumdungen und Schmähungen, welche man über den Zweck und das Perſonale der Ruſſiſch-Deutſchen Legion damals in allen Zeitblättern leſen konnte, welche unter franzöſiſchem und rheinländiſchen Einfluſſe herauskamen.

Bloß nach dem Aeußerlichen gefragt.

16. Entwurf der Erziehung und Unterweiſung eines Fürſten.

Berlin 1813.

Dieſe kleine Schrift, die in Petersburg durch eine gelegenheitliche Veranlaſſung entſtanden war, blickte allerdings auch auf die Zeit hinaus.

Iſt nicht zum Verhör gezogen.

17. Katechismus für den chriſtlichen Kriegs- und Wehrmann. 1813.

Zuerſt zu Reichenbach in Schleſien von mir auf öffentliche Koſten ausgegeben, im Sommer 1813, dann mehrmals zu Tauſenden Exemplare in Leipzig und Frankfurt Jahre 1813 und 1814, zuletzt in Köln im Frühlinge 1815. Der Inhalt blieb immer unverändert; nur die Vorrede, welche die Kriegsgeſchichte jener Jahre erzählt, erweiterte ſich, wie die Geſchichte ſelbſt ſich erweiterte.

Dieſes Büchlein, die Worte über Landſturm und Landwehr, Geiſt der Zeit Theil 1, der Rhein Deutſchlands Strom aber nicht Deutſchlands Gränze, und Preußens Rheiniſche Mark haben mir oft das fröhliche Gefühl gegeben durch Zeugniß treuer Seelen und würdiger und geſcheidter Männer und das letzte Buch durch den Beifall der herrlichſten und einſichtsvollſten Männer Preußens, daß ich in meiner Zeit nicht ganz umſonſt gelebt habe. Ich weiß durch die freundlichſten Bezeugungen, dieſes Büchlein hat nicht bloß Streiter auf dem Schlachtfelde erquickt, ſondern Sterbende und Geneſende in Lazarethen getröſtet.

Und auch dieſe unſchuldigſte Schrift iſt zu Verhör gezogen. Ich führe nur einige Fragen an, wieder zum Zeichen, wie man auch in das Unverdächtigſte einen ſchlimmen Schein hineinzudeuten geſucht oder auch, ich weiß nicht warum, an den unſchuldigſten Worten ſich geſtoßen und verfangen hat.

Frage 8. Nach einer in dem 4. Kap. enthaltenen Deduktion über die Verworfenheit des Menſchen wird in dem folgenden 5. Kap. Vom gerechten und ungerechten Kriege geſagt: „Wenn nun die Herzen klein werden zum Dienſt ꝛc.“ und hiernächſt das Bild einer Tyrannei und einer allgemeinen Ueberziehung der Welt durch die Treiber und Plager, die angeblich ihre Gewalt von Gott ableiteten, als Folge hingeſtellt, der Mann wird zum Gebrauch des Schwerdts aufgefordert zu liegen als Leiche im Angeſicht des Himmels, und weiter bemerkt: „Das iſt der Krieg, der dem Herrn gefällt," den Theilnehmern an dieſem Kriege wird unſterblicher Ruhm, den Helfern des Tyrannen aber der Rabenſtein angekündigt. (NB. es ſteht im Text: „Sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht und auf dem Rabenſtein da glänzt ſeine Ehre.") Nach dieſer Darſtellung ſcheint nur derjenige Krieg gerecht ſeyn zu ſollen, der gegen den überziehenden Tyrannen gerichtet iſt oder gegen den, der unſchuldige Völker als Unterjochte behandeln will. Was bemerken Sie hierauf?

(Ich bemerkte unter andern, daß die extrema die media nicht ausſchließen.)

Frage 9. Wie kann im 2. Kap., wo von Soldatenehre die Rede iſt, geſagt werden: „Es ſind oft blutige und wilde Tyrannen geweſen, welche Freiheit und Gerechtigkeit zu vertilgen aufſtanden, und dieſe haben ihnen Leibwächter und Trabanten beigelegt, damit ſie ihren Leib gegen den Zorn ihrer Unterthanen beſchirmten, die ſie nicht als Menſchen ſondern als Sklaven gebrauchten. Solche Leibwächter haben ſie über alle andere Menſchen erhoben und Gnaden und Güter und großen Sold auf ſie gehäuft, damit ſie ihnen treu blieben. Und ſind ſolche Söldner und Soldaten nichts Anderes geweſen denn reißende Thiere und Wölfe und Tiger, die da um Wolluſt oder Gold das Schändliche thaten. Und iſt das aller Tyrannen Art geweſen bis auf dieſen Tag, und iſt auch die Art deſſen, der jetzt euer Plager iſt. Dieſe Soldaten haben ſolches wohl ihre Ehre genannt und gemeint, es gebe für ſie eine andere Ehre, als für andere Menſchen."

Frage 10. Sie ſagen weiter, daß ein wackerer Soldat ſein Vaterland und ſein Volk über alles lieben und gern ſeinen letzten Blutstropfen verſprützen ſoll, wann das liebe Vaterland in Gefahr ſteht, und ferner: „Ein wackerer Soldat ſoll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für dieſe freudig das Schwerdt ziehen“ — Worin beſteht hier der Gegenſatz eines Krieges, der Gott nicht gefällt? und ſoll der Soldat bloß in dem Falle das Schwerdt ziehen, wann es das Volk und Vaterland gilt?

(Ich frage hier natürlich: welche Frage! zumal da den gepreßten Stellen der Vers voranſteht: „Ein wackerer Soldat und Kriegsmann ſoll für ſeinen löblichen und gerechten König und Herrn und für deſſen Reich und Ruhm ſtreiten und aushalten bis in den Tod.“ Es ſcheint beinahe, mein Herr Specialunterſuchungsrichter hat ſich bei den Worten Vaterland Volk Freiheit Gerechtigkeit ganz eigne Gedanken gemacht.)

Frage 11. Am Schluſſe dieſes Kap. wird unter andern geſagt: „So werdet ihr von den Buben den Glanz nehmen, den ſie ſich geſtohlen, und werdet die Tyrannen vertilgen.“ Welche ſind hier unter dem Kollektivausdruck Tyrannen verſtanden?

Antwort: Napoleon ſeine Marſchälle Intendanten ꝛc. Das gebe ja des Büchleins ganzer Inhalt.

Frage 12. Was können Sie über den Inhalt des 12. Kap. Von Freiheit und Vaterland, beſonders über die Stelle „Und es ſind elende und kalte Klügler aufgeſtanden in dieſen Tagen, die ſprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit leere Namen ohne Sinn, ſchöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menſchen wohl geht, da iſt ſein Vaterland, wo er am wenigſten geplagt wird, da blüht ſeine Freiheit“ anführen?

„gefrevelt hat und noch frevelt, wie er allen heiligen Wahn
„und allen unendlichen Glauben weggeſpöttelt und ſo viel
„Treffliches und Verehrliches entweiht und geſtürzt hat — das
„wiſſen wir alle und haben es bitter abgebüßt. Das Feuer,
„welches wärmt, verbrennt auch: wir ſind faſt noch in der
„Epoche, wo die meiſten nur die verzehrende Gluth fühlen,
„wenige ſchon von milderen Flammen erquickt werden. Aber
„wir müſſen hindurch; was uns zerſtört hat, muß uns wieder
„heilen. Als wenig ein dreißigjähriger Mann wieder
„zu der unmündigen und ſeligen Unſchuld ſeines dritten und
„fünften Lebensjahres zurückkehren mag, ſo wenig können
„wir durch Hofbefehle und Bannbullen zu der alten Stille
„des Glaubens zu der alten kindlichen Seligkeit des unmittelbaren
„Gefühls zurückgeführt werden. Was vergangen
„iſt, das iſt vergangen, die quicken und feurigen Geiſter
„müſſen durch Flammen und Abgründe ihren leuchtenden
„Olympus mit uns erklimmen, wohinter die Götterwelt
„eines neuen Lebens einer neuen Religion und eines
„neuen Glückes liegt. Recht hat Friedrich Wilhelm gethan,
„würdig und königlich hat er dem Zeitalter und ſeinem Volke
„vertrauet, als er das Licht nicht bedecken wollte, welches
„grade dadurch ſpäterhin ein verderbliches Feuer geworden
„ſeyn würde. Die Geiſter, die er frei hat fliegen laſſen,
„haben Gott zu ſeinem Bundsgenoſſen gemacht nnd ſeine
„Heere mit dem Athem der Begeiſterung angeweht, wodurch
„die Feſſeln zerſprungen ſind, die uns ſchmerzten. Was
„wäre es geworden, wenn zu dem unſäglichen Unglück des
„Landes, zu dem eiſernen Druck des Volkes, zu der brennenden
„Demüthigung und Zerknirſchung der Preußiſchen
„Herzen noch das gekommen wäre, daß dieſe Menſchen nicht
„hätten denken, daß ſie nicht hätten ſprechen, noch ſich die
„Zeit und ihr Leid und ihre Hoffnungen hätten auslegen

,,dürfen? Dann wäre es nur eine dicke faule Maſſe ge-
,,worden, eine ſtarre Leiche voll Schmutz und Sünde; der
,,Preußiſche Staat wäre dann wirklich todt geweſen; wie
,,Blei wäre der traurige Reſt zuſammengeſunken, hätte nur
,,ſeine Schwere gefühlt und nichts weiter; und vergebens
,,hätte das Königliche Scepter im Frühlinge 1813 auf die
,,bleiernen Sklaven geſchlagen, ſie wären wie dumme und
,,ſtumme Klötze in ihrer Faulheit liegen geblieben. Gott,
,,der unſichtbar und geheim wirkende, das ungeheure Un-
,,glück des Staats, das die Herzen erſchütterte, der Zorn
,,und Haß gegen die Fremden, der den preußiſchen Muth
,,und Stolz reizte das Größte und Gewaltigſte zu wollen
,,— das hat. Preußen gerettet. Aber alles dies wäre nicht
,,ſo lebendig geweſen, wenn eine kleinliche Furcht oder
,,eine bängliche Anſicht des Zeitalters den freien Flug des
,,Geiſtes gefeſſelt und den Gedanken die Flügel beſchnitten
,,hätte. Daß Preußen wieder daſteht, daß Deutſchland er-
,,ſtehen wird, daß das glorreiche Geſchlecht des Hauſes Ho-
,,henzollern auch künftig in Glanz herrſchen wird — das alles
,,verdanken wir nächſt Gott der geiſtigen Freiheit, die der
,,König ſeinen Unterthanen unverkümmert ließ.

,,Wenn man bei der ruhigen Betrachtung der Zeit und
,,ihrer wunderbaren Erſcheinungen dies ſo vor ſich überwal-
,,len läßt und jenes Unſichtbare anbetet, welches die verbor-
,,genen Fäden der Dinge und Begebenheiten lenkt, ſo wird
,,man, oft recht unangenehm geſtört durch einen dummen
,,Lärm und eine ängſtliche Jagd auf das unruhige und wilde
,,Ding, was man Geiſt nennt. Ja, wäre dies in menſch-
,,licher Gewalt, ſo mögte man den Menſchen ſolche Thorheit
,,noch verzeihen; aber es iſt nichts Anderes als die gött-
,,liche Gewalt der Zeiten ſelbſt, und vergebens will der
,,Sterbliche ihren brauſenden Strom und wehenden Flug

„hemmen. Ich könnte ſchmerzlich hinweiſen auf manche
„Seiten unſerer Tage, die dunkel ſind, ich könnte auf manche
„Staaten hinweiſen, die aus kleinlicher Furcht vor dieſem
„Geiſte dasjenige gelähmt und getödtet haben, wodurch ſie
„in die erſte Stelle hätten treten und den Preis des Zeitalters
„erfaſſen können, welchen ſie Geringeren erlaubt haben.
„Warum Napoleon und ſeine Helfer dies Geſchrei
„angeſtimmt und dieſe Jagd angeſtellt haben, das begreife
„ich; wer herrſchen will wie er, der muß die
„Menſchen haſſen, welche zu denken wagen. Aber
„daß nach der Erfahrung von zwanzig Jahren noch ſo viele
„andere bange Zeichendeuter und Zeterſchreier ſind, die vor
„Aufruhren des deutſchen Volks vor Predigern der Freiheit
„und Gleichheit vor deutſchen Jakobinern und Revolutionen
„warnen — das erſtaunt mich. Viele von dieſen ſind
„wirklich in ehrlicher Dummheit befangen; andere gaukeln
„und wiſſen, wofür. Die Geſchichte iſt das Weltgericht der
„Völker. Schlagt die deutſche Geſchichte auf und leſet, thörichte
„Ankläger und Warner ja Verbrecher gegen euer
„Volk, die ihr den Königen und Herrſchern vor ihm bange
„macht; ſchlagt die deutſche Geſchichte auf und leſt ſie von
„Julius Cäſar bis auf die Pflanzung der franzöſiſchen Freiheitsbäume
„— und zeigt mir Auftritte und Begebenheiten,
„die den franzöſiſchen und italiäniſchen Umkehrungen und
„dem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit, was in unſern
„Tagen geklungen hat, ähnlich ſehen. Das deutſche Volk
„liebt Freiheit und Geſetzlichkeit, Ordnung und Sittlichkeit,
„aber keine Wildheit und kein Blut. Es giebt in
„Deutſchland wie allenthalben einige verrückte Thoren, welche
„die Welt und die Geſchichte nicht kennen, einige überſpannte
„Jünglinge, die mit Träumen ſpielen und mit Worten
„klingeln; ſolche ſind immer geweſen, aber ſolche haben

„nie Revolutionen gemacht, noch Verfaſſungen vernichtet und Thronen umgeſtürzt. Das deutſche Volk an ſich iſt ruhig treu redlich dankbar, ſeinen Herrſchern bis in den Tod anhangend. Und ein ſolches Volk und diejenigen ſeiner Männer, die eines ſolchen Volkes lebendige Geiſter gegen eine ſcheußliche fremde Tyrannei erwecken wollen, wagt man mit dem Namen Aufrührer und Jakobiner zu brandmarken? Ich ſage, Deutſchland hat keine anderen Jakobiner und Umkehrer als die zerbrochenen Seelen, die vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen That zittern, als die bübiſchen Verräther, die für Napoleon und ſeine Franzoſen arbeiten und den matten Wiegenſchlaf der Sklaverei immer wieder einleyern mögten."

19. Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache.
1813.

Iſt im Herbſt 1813 in Leipzig gedruckt. Nichts gefragt.

20. Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa.
1813.

Im Herbſt 1813 in Leipzig herausgekommen. Nicht verhört, obgleich es politiſch genug iſt.

Ein Büchlein in der Wonne der erſten Freiheit geſchrieben. Mit welchen Gefühlen muß ich ſeinen merkwürdigen Anfang wiederleſen, jetzt im neunten Jahr nach ſeiner Abfaſſung!

Es iſt wie die meiſten dieſer kleinen Schriften aus der Zeit zu beurtheilen, in welcher es entſtand; doch iſt, wie mir däucht, auch Allgemeines und Bleibendes in demſelben mit treffenden und ſicheren Strichen gezeichnet.

Stellen:

S. 12—14. Macht des Geiſtes und der Grundſätze:

„Nicht genug können die Beſten und Biederſten der „Deutſchen, die wünſchen, daß der deutſche Name auch nach „Jahrhunderten noch mit Ehren gehört werde, daran erinnert werden, daß es in ihre Hände gegeben iſt, was die „künftigen Geſchlechter thun und leiden werden, daß es bei „ihnen ſteht, welche Männer ihre Kinder und Enkel nach „ihnen ſeyn ſollen. Zwei große Dinge machen die Geſchichte der Völker und ihr Glück und Unglück. Das Erſte „und Größte iſt Gott oder die Vorſehung; das Zweite ſind „feſte Grundſätze und Lehren der Menſchen. Wir bewundern den Geſetzgeber auf dem Sinai nnd ſein allen Wechſeln und Zeiten trotzendes Werk; wir bewundern die Römiſche Großheit und Gewalt, obgleich wir ſie nicht lieben „können: was Schwerdter gewinnen, zerrinnt, wie das Blut „trocknet, das ſie vergoſſen; nur was der Geiſt will und „bauet, iſt das Ewige. Glaube wolle denke immer dasſelbe, denke es dir bis zur gräßlichſten Furchtbarkeit, bis „zum tiefſten Abgrund des Verderbens, treibe es in alle „Säfte und Adern deines Lebens, treibe es in alle Regungen deines Gefühls hinein — und du ſteheſt über der „Welt und ihren Schrecken, du beherrſcheſt die Welt. Ein „feſter Sinn macht Hunderttauſende feſt, ein wankender „Muth verdirbt Zehntauſende. Durch Fabius, Marcellus und „Scipio ward Hannibal nicht beſiegt; der Staat in Rom „beſiegte ihn ohne Waffen durch das Wort und die Meinung. Attila, den jedes gezückte Eiſen nur verderblicher „machte, kehrte vor dem Kreuz und den Reliquien des Pabſtes von Rom um. Kaiſer Heinrich der Vierte ſtand unter Kanoſſas Mauern baarfuß vor Gregor dem Siebenten,

Wenn ihre ſüße Lippe ſingt,
Wenn ihr girrende Luſt den Buſen ſchwellt,
Vernehm ich die Melodien der Welt.
Feuer, Element der Flammen!
Aus welchem Götter und Menſchen ſtammen,
Daß etwas Großes werd' und ſei,
Bindſt in geheimer Lieb die drei.
Ohne dich wäre ew'ger Tod,
Kein Frühling' und kein Morgenroth,
Kein Menſchentanz, kein Sternenreigen;
Alles Schönſte iſt dir eigen,
Alles Holdeſte blüht durch dich
Zum glänzenden Leuchten ewiglich.
Als deine heilige Kraft noch ſchlief
An Jovis Stuhl verborgen tief,
Da lag die Natur im ſtummen Leide,
Den Menſchen fehlte die Liebesfreude,

„der keine Heere hatte. Das iſt die Macht der Meinung
„und der Grundſätze. Dahin müſſen auch wir ſchauen, dies
„müſſen auch wir uns jetzt aus der Zeit nehmen. Ich will
„nicht wehmüthig daran erinnern, wie deutſche Genien, die
„allen Geiſt hatten, nur nicht den Geiſt der Tugend, durch
„ihren Unglauben und ihre Verzweiflung an dem Volke und
„durch das unverſchämte Bekenntniß dieſes Unglaubens das
„Volk vielfältiglich geirrt und verführt haben. Sie ruhen
„ſchon im Staube oder ſie kriechen ſchon in den Staub mit
„ihrer knechtiſchen Geſinnung. Wie wackere Väter ihre
„Kinder lehren, ſo laſſet uns das deutſche Volk lehren, was
„deutſche Liebe Treue und Tapferkeit iſt, und ein herrliches
„und freies deutſches Geſchlecht wird wieder erſtehen.“

S. 15 — 18. Politik und politiſche Dinge:

„Es ſind viele Dinge, wovon der Philoſophie nichts
„träumt, am wenigſten der deutſchen Philoſophie. Manches
„zuckt geſchwind wie Blitze dahin und flattert leicht wie Vögel
„durch die Luft und kann wie Blitze und Vögel bloß
„an dem Leuchten und an den Fittichen gewieſen werden.
„Dies iſt vorzüglich der Fall mit dem, was man politiſche
„Wahrheiten und Politik überhaupt nennt: zu grob für die
„Feinſten und zu fein für die Groben ſchwebt und blitzt es
„in einer Mittelwelt, von welcher man andern nimmer genau
„die Achſe zeigen kann, worum ſie rollt, noch den Atlas
„oder Herkules, der ſie auf ſeinen Schultern trägt. Was
„den tiefſten Grund hat, läßt ſich nicht ergründen. Um die
„ſo viel geprieſene deutſche Gründlichkeit iſt es oft ein wunderliches
„Ding; ſie ſinkt leider häufig wie Blei unter, damit
„ſie nimmer wieder empor komme, und wir haben überhaupt ſo
„viele bleierne Gelehrte und bleierne Gelehrſamkeit, daß unſre
„Gold- und Silberminen durch ſie faſt verſchüttet ſind: jenes
„Weite und Breite, worauf wir uns häufig ſo viel einbilden,

„fließt wie Waſſer nach allen Seiten über und iſt gewöhnlich
„unbeſcheidenen Strömen gleich, die aus ihren Ufern treten
„und die fruchtbaren Felder mit Sand und Gries bedecken.
„Alſo wollen wir über die Urtheile dieſer unſerer breiten
„und gründlichen Laſtträger der Gelehrſamkeit einmal friſch
„wegſetzen und in der lichten Mittelwelt, worauf wir ange-
„ſpielt haben, uns gleich Vogelſchwingen wiegen und den
„großen Gegenſtand, worauf es ankommt, mehr beſtreifen
„als durchdringen. Dies ſollen fliegende Worte ſein, die
„hie und da in ein Ohr klingen und ein Herz rühren und
„dann mit ſo vielen andern geflügelten Worten in die
„ewige Vergeſſenheit hinüberflattern. Wenn unter dieſen flie-
„genden Blättern nur einige ſo ſchwer ſind, daß ſie wie die
„ſibylliniſchen verdienen von ſinnigen Gemüthern geſammelt
„und befragt zu werden, ſo ſind wir für das Spiel einiger
„ledigen Stunden belohnt genug.

„Ich deute an, daß die politiſchen Dinge einer Mittel-
„welt angehören, die zwiſchen der ſchweren irdiſchen und der
„leichten idealiſchen Welt, bald von der einen bald von der
„andern gezogen, ſich in kometiſchen Bahnen bewegt und
„weder ſo gefaßt noch gezeigt werden kann als die, worauf
„wir mit den Füßen zu ſtehen meinen und wovon wir doch
„nach dem Ablauf ſo vieler Jahrtauſende unſers Ge-
„ſchlechts ſo wenig wiſſen. Von dieſer Mittelwelt iſt nicht
„leicht zu reden, weil ſo wenige ſind, die für das Leben
„und die Bedeutung derſelben ein ſicheres Urtheil haben,
„und weil ſelbſt die Sprache für vieles, was man in Hin-
„ſicht derſelben bezeichnen mögte, der Worte mangelt. Es
„muß nothwendig oft geſchehen, daß hier die einen
„die Worte zu dick, die andern zu dünn nehmen und
„dem Sprechenden einen ganz andern Sinn unterſchieben,
„als was er hat ſagen wollen. Die politiſche Welt iſt

„das ewig Wechſelnde und Bewegte des Lebens zwiſchen den geiſtigen und leiblichen Ziehpunkten unbeſtimmt und unbeſtimmbar wie alles Lebendige und Umrollende, auch in Hinſicht ihres Feſten und Bleibenden nicht ſo dick zu erfaſſen, wie Steine, die man hinſetzen, und Klötze, die man behauen kann. Sie iſt ein Gleichniß des Lebens ſelbſt, und wie dieſes bloß durch ſeine Wechſel und Geſtalten erklärlich iſt, ſeinen Grund aber, ſein eigentliches Selbſt, von keinem Sterblichen je erhaſchen läßt, ſo iſt es auch mit dem Politiſchen. Wer nicht durch Ein großes Gefühl, welches der Mittelpunkt ſeines Daſeyns geworden, die Dinge erfaßt, wer nicht durch einen großen Blick die weiteſten Fernen zu überſchauen und die tiefſten Tiefen zu durchdringen wagt, kurz, wer nicht ſo kühn iſt, alle einzelnen kleinen Fäden und Stricke zu zerreißen und zu zerhauen und ſich von dem großen Seile, woran Jupiter Himmel und Erde hält, in die Lüfte aufziehen zu laſſen, der mag über das Kleinpolitiſche der Kaffehäuſer und Kabinette viel klügeln und orakeln lernen, nimmer aber wird er ahnen, was das iſt, wodurch die Götter zu herrſchen geglaubt werden und wodurch großartige Menſchen herrſchen."

S. 24—32. Die Franzoſen, Urtheil über ihr Politiſches, ihre Anlage für Staat und Bürgerthum u. ſ. w. würde ich herſetzen, wenn es nicht zu lang wäre.

S. 37—46. Von dem verderblichen Einfluſſe des Franzöſiſchen auf die übrigen Europäer, vorzüglich auf uns Deutſche:

„So ward Leben und Kunſt in Europa eine ſteife und lächerliche Maniererei, die lebendigen Geiſter der Völker wurden in Zwangſtiefeln geſchnürt oder mußten auf Stelzen treten lernen, worauf ſie ſich nicht ſchwingen konn-

„ten. Dieſer Schaden mogte der kleinſte ſeyn, ſchlimmer
„und verderblicher war das fremde Uebel für die Sitten.
„Zuerſt, wenn die Geiſter eines Volks erſtarren und nicht
„im eigenen kräftigen Leben blühen, ſo verlernen alle kühne
„und muthige Triebe den olympiſchen Götterflug. Aber ſie
„können ihrer Natur nach nicht faul ſeyn, ſie müſſen ſich
„doch regen und bewegen; wenn das Große und Hohe ih-
„nen verſagt iſt, werfen ſie ſich auf das Kleine und Ge-
„meine. Auch daher iſt Unſitte und Unzucht gekommen,
„daß die Menſchen nichts Herrliches und Gewaltiges hatten,
„womit ſie das Fliegende und Aetheriſche des Gemüthes
„beſchäftigen konnten. Zweitens zerbricht jede Aefferei mit
„dem Fremden und Ausländiſchen die Kraft der eigenen Art
„und Tugend; denn jedem Volke iſt nur gegeben in eige-
„ner Art und Kunſt groß zu ſeyn: wer das Eigene ver-
„achtet oder nicht achtet, der verliert auch das Maaß für
„alles Schöne und Gute und iſt der Wildheit und Leiden-
„ſchaftlichkeit der Triebe hingegeben. Drittens war in dem
„Leichten und Beweglichen des Franzoſen eine große Gefahr
„für die Sitten und ihre ſtrenge Zucht. Dieſes Leichte und
„Bewegliche iſt bei ihm nicht immer das Leichtfertige und
„Liederliche — es giebt auch bei ihm feſte ſittliche und
„keuſche Menſchen — es wird dies aber leicht bei nordi-
„ſchen Menſchen. Der mehr nach dem Süden hin woh-
„nende Menſch hat größere Schnellkraft, er kann viele
„Schwingungen hin und her machen, und ſchwingt ſich von
„Zeit zu Zeit immer wieder in ſeine ruhige Lage zurück.
„Der Nordländer ruht mehr auf einer gewiſſen angebornen
„Schwere, welche man immer einen Mangel nennen mag,
„worin aber ſeine ſchönſten Tugenden verſchloſſen ſind und
„welche er alſo nicht ſo ſehr bewegen darf. Setzt er dieſe
„Schwere in Schwingung, ſo treibt ihre Gewalt ihn oft fo-

„metiſch auf immer aus ihrer Bahn heraus, und er mag ſie nicht leicht wieder zur Ruhe bringen: er darf nicht flattern und fliegen wie ſüdliche Menſchen, weil er auf dieſe Weiſe ſein Trefflichſtes und Schönſtes leicht verflattert und verſpielt. O die ernſten und feſten Schweden Deutſchen und Engländer, wie lächerliche Dinger, wenn ſie den Franzoſen gleich beweglich ſeyn wollen! und wie ſchwächliche und ſchlechte Dinger endlich!

„Dies haben die Franzoſen den Europäern gebracht, dies uns Deutſchen faſt am meiſten, weil wir ihre nächſten und zugänglichſten Nachbarn ſind. Die Italiäner und Spanier rettete eine mächtige Natur und eine gediegene Beſtändigkeit und Eigenthümlichkeit des Karakters und ein uralter Widerwille gegen das Franzöſiſche mehr vor der Aefferei, obgleich auch ſie ihren Zins haben bezahlen müſſen. Wir, wie ungleich wir den Franzoſen äußerlich auch ſind und wie wenig Anlage wir auch haben, ihr Leichtes und Spielendes nachzuahmen, haben mit ihnen doch eine gewiſſe Neigung zur Empfindſamkeit und zur Verzierung der Sünde und Eitelkeit, kurz eine gewiſſe Halbheit des Karakters, gemein, die ſich andern leichter als recht hingeben will; daher vertheidigen wir uns auch gegen ſie nicht genug. So kam uns denn Steifheit und Erſtarrung und Verkünſtelung in Sitte und Kunſt von der Seine her, eine weiche Weinerlichkeit, eine ſündliche Erbärmlichkeit, eine Tändelei und Ziererei mit Gefühlen, die nicht germaniſche Gefühle waren und die auf die Verderbniß unſers Weſens und Karakters viel ſchlimmer wirkten, als die offenſte und unverſchämteſte Sünde hätte thun können; in den Sitten Schlaffheit Wankelmuth Unzucht. Man nannte Gefalligkeit und Liebenswürdigkeit, was unſern Vorfahren Laſter geheißen hatte; über die Weiſen und Tugenden un-

„ſerer Väter, ſelbſt über Gott lernten wir lachen. Dies
„Uebel von der Seine kam uns nicht durch die Schuld der
„Franzoſen, ſondern durch die Schuld des Zeitalters und
„durch unſere Thorheit. Was die Sitten verdirbt, zerrüttet
„zuerſt die Häuſer, dann den Staat. Durch die Buhlerei
„und Aefferei mit dem Fremden ward das Vaterländiſche und
„Deutſche, was unſern wunderſamen Staat, welcher Kaiſer
„und Reich hieß, durch Gewohnheit und Wahn noch erhalten
„und verbunden hatte, immer mehr geſchwächt und vertilgt;
„die deutſche Treue und Liebe verſchwand aus den
„Herzen, ſo wie das Eigenthümliche und Volksthümliche
„verſpielt und vertändelt ward. Wir ſchwatzten und klügelten,
„wo unſre Väter handelten und ergrimmten; wir
„ſpotteten deſſen, wovor unſre Väter angebetet hatten; wir
„waren keine Deutſche, wir waren kein Volk mehr; wir
„waren durch die Verachtung und Aufgebung des Eigenen
„Allem und Nichts ähnlich: uns mußte zuletzt nothwendig
„geſchehen, was wir in den jüngſten Jahrzehnten gelitten haben.
„Alſo dies auch haben wir von unſern Nachbarn, die ſich rühmen,
„ſie haben uns gebildet und aus Barbaren Menſchen gemacht
„— alle dieſe Plagen, und dazu noch die Plage, daß
„die unruhigen Geſellen uns immer haben erobern und unterjochen
„wollen. Daß ſie als Staat durch weiſere Geſetze
„und Verfaſſungen uns nichts haben geben können, iſt oben
„angedeutet.“

S. 40—43. Politiſche Anlage und Karakter der Engländer. Vergl. 47—48.

S. 66—79. Karakter Napoleons. Sicher gezeichnet.

S. 79. Wie Napoleon die ſogenannten gebildeten Europäer vorfand:

„Bei vielen war leider jener Zuſtand, worauf ich oben hinſpielte, jene Erſtarrung und Ermattung des Mittelſtan-

„des der Völker, den ich nicht beſſer beſchreiben kann, als „wenn ich ihn Krämergeiſt nenne. Dieſer herrſchte über „die meiſten der ſogenannten Gelehrten Edelleute und des „beſſeren Bürgerſtandes. Jeder wollte nur erhalten und „genießen, nicht mit großem Geiſt etwas wagen und „dulden, nicht mit großer Gefahr auf etwas Neues und „Kühnes ſinnen; die kleinlichen Geiſter, die kleinlichen Genüße, „die berechnet werden — das dachten und wollten dieſe „Menſchen: ſie wollten in einem matten Traum des Daſeyns ſo „hindämmern und das matte und ſchlaffe Leben ſeinen „ebenen Gang ſo fortſchlendern laſſen. Dies nannten ſie ihre „Bildung ihre Aufklärung, dies das Glück und die Höhe „des Zeitalters; dies hieß ihnen Toleranz Eleganz „Urbanität Liberalität und damit das Geſchlepp „ausländiſcher Aeffereien und Untugenden und halber „Begriffe, die ſich mit fremden Namen am Beſten ausdrücken „laſſen, voll würde, mit Einem vornehmen Worte „Humanität. Es war eben jenes erbärmliche halbzierliche und „halbknechtiſche Weſen, wovon Tacitus ſagt: „„Die „Unwiſſenden nannten das Humanität, da es doch ein Theil der „Knechtſchaft war.““ *)

S. 93. Was Wirkung wahrer Freiheit und Geſetzlichkeit iſt, an den Engländern gezeigt.

21. Der Rhein Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. 1813.

Dieſes nicht in die Verhöre hineingezogene Büchlein gehört zu meinen froheſten Erinnerungen. Kaum hat mir eines mehr Freunde gewonnen, zum Zeichen, daß, als es er-

---

*) Id apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset.

ſchien, alle fühlten, worauf es bei dem gewaltigen Kriege, der damals geführt ward, ankam. Daß es gewirkt hat, habe ich von den herrlichſten Männern durch ſchriftliche Zeugniſſe aus Wälſchland erfahren. Denn kurz vor Weihnachten kam es heraus und gleich nach dem Uebergange der verbündeten Heere über den Rhein war es in den Hauptquartieren angekommen. Ich zeichne eine Stelle für mich ſelbſt aus. So lautet ſie:

S. 53: „Jetzt oder nie, ſo muß die Ehre immer „ſprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute iſt immer da; ſie „kann nichts verſchieben, ſie darf nichts von der Gelegenheit „und dem Zufall hoffen, ihr Geſetz bleibt immer das Kurze „und Runde: **Thue, was du mußt, ſiege oder ſtirb,** „**und überlaß Gott die Entſcheidung.**“

22. Grundlinien einer deutſchen Kriegsordnung. 64 S. 8. 1813.

Dieſe kleine Schrift iſt im Herbſt 1813 in Leipzig herausgekommen. Sie iſt freilich nur ein kurzer und unvollkommener Entwurf; aber manches in ihr Geſagte ſcheint mir auch noch jetzt anwendbar, und ich halte es nicht bloß für aus dem Monde zu uns herabgefallene Gedanken noch für erdgeborene Gedanken, die allenfalls für Mondbewohner brauchbar wären.

Fragen:

Begreifen kann ich nicht, warum folgende Fragen von Herrn Bave an mich geſtellt ſind. Ich urtheile nicht darüber, ſondern ſchreibe ſie bloß ab

Frage 1. S. 33 wird geſagt: „es wird ein kleiner politiſcher Staat werden. Auf das Wort lege ich viel Gewicht; darauf kömmt es mir am meiſten an. Wir Deutſche haben uns gerühmt, wir ſeyen keine Politiker, wir ſeyen Kosmopoliten oder vielmehr Kosmopolitiker, und wir meinten uns mit dieſer Benennung ganz beſonders hoch zu ſtellen." Was hat es mit dieſer Stelle für eine nähere Bewandtniß?

Note. Statt meiner Antwort auf dieſe Frage ſetze ich die Worte her, welche in dem Buche ſogleich auf die befragte Stelle folgen: „Die Zeit hat uns gewieſen, wie tief wir ſtanden, und wir haben durch Gottes gnädige Hülfe eben jetzt einige Wochen Zeit gehabt, die Abgründe unter unſern Füßen zu betrachten. Wenn ein ganzes Volk von ſich rühmt, es ſey nicht politiſch, ſo rühmt es ſich der Dummheit."

S. 14 wird geſagt: „Zu den größten und wohlthätigſten Lehren, welche dieſe Jahre des Unheils uns gaben, gehört unſtreitig die, daß im Staat durch ſtehende Heere zu wenig beſchützt wird." Wie kann dies geſagt werden, da doch der miles perpetuus eine anerkannte Staatsinſtitution iſt?

23. Geiſt der Zeit dritter Theil. 1813.

Erſte Abtheilung größtentheils Geſchichte von Napoleons Feldzuge nach Rußland. Die zweite und dritte Abtheilung beziehen ſich auf die Lage und die Verhältniſſe des Feldzuges vom Jahr 1813 und auf die Wiederherſtellung und Wiedereinrichtung des deutſchen Vaterlandes.

Fragen:

Die vielen durch zufällige und gelegenheitliche Aeußerungen in Briefen an Freunde entſtandenen Fragen über die Geburt dieſes Buches kann ich füglich übergehen. Dahin gehören nun auch die vielen Cenſurfragen, die ſo ausſehen, als hätte ich ſchon damals um die Berliner Cenſur und ihre Geſetze mich beſonders zu bekümmern gehabt. Die Erwähnung davon entſtand in jener Zeit ſehr natürlich, wo die Cenſoren ſich vor den Franzoſen faſt noch mehr zu fürchten ſchienen als die Buchhändler, welche ihre Furcht doch ſchon mit einem Palm belegen konnten. Denn in der That der Umſchlag des Waffenglücks der Hohen Verbündeten konnte den Verlag eines Buches, wie der Geiſt der Zeit 3. Theil war, einem Buchhändler bedenklich machen, der nicht gleich meinem Freunde Reimer das Herz hatte dem übermüthigen Volke der Wälſchen auch mit dem Degen zu Leibe zu gehen. In der Zeit, als ich jene Zweifel wegen der Cenſur an Reimer äußerte, hatte ich wirklich noch keine Erfahrung der Art in Berlin gemacht. Ich machte ſie indeſſen einen Monat ſpäter, als ich dort meinen Katechismus für den chriſtlichen Kriegs- und Wehrmann wollte drucken laſſen. Vor dem damaligen Cenſor — ich glaube, es war ein Geheimer Rath Scholtz oder Schultz — konnte ich nämlich mit dem ganzen übrigen Theil des unſchuldigen Büchleins durchkommen, nur nicht mit meinen Franzoſen und meinem Napoleon: ſolche Ehrfurcht oder Furcht ſchien der Mann damals noch vor ihnen zu haben; kurz ich hätte meine Kap. 5. 6. 7. 8. 9. entweder ganz weglaſſen oder völlig umſchmelzen und franzöſiren müſſen, wenn ich die Schrift bei ihm hätte durchbringen wollen. Das mogte und konnte ich auf ſeine Weiſe nicht und mußte alſo das Büchlein im Hauptquartiere zu Reichenbach drucken laſſen. Nach ihm ſollte ich nämlich z. B. den Tyrannen (Kap. 5) verwandeln in den fremden Herrſcher, den großen Tyrannen (Kap. 6.) in den großen und geſtrengen Herrn, die fremden Henker (Kap. 9) in die fremden Eroberer.

Die übrigen Fragen beziehen ſich meiſt auf meinen

Den Wolken der Donner, dem Himmel der
Schwung,
Dem Frühling die Liederbezauberung.
Mit dir kam hohe Liebesgunſt,
Mit dir die Muſe, die himmliſche Kunſt;
Die Mauern wachſen, die Tempel ſteigen,
Vor Göttern ſich die Menſchen neigen;
Daß ſie dort oben Götter werden,
Wandeln die Helden göttlich auf Erden;
Gewappnet mit deinem gebändigten Stahl
Schlagen ſie Ungeheuer, Rieſen zumal,
Tragen groß deines Räubers herrliche Qual.
Feuer du zündeſt die Sonnenglut,
Daß alles Leben ſich regt in Muth,
Färbeſt die Roſe mit hellem Licht,
Heller des Menſchenangeſicht.
Heiliges, das die Adern der Welt
Mit erſchaffenden Flammen ſchwellt,
Erſter Beweger geheimer Triebe,

Entwurf einer künftigen deutſchen Verfaſſung und auf die deutſchen Fürſten des damaligen Rheinbundes und ſind zum Geiſt der Zeit Theil 1. faſt alle ſchon beantwortet. Nur ein paar Fragen hier, wieder zum Zeichen, nach wie Unerheblichem hier noch immer gefragt iſt.

Frage 8. S. 376 wird geſagt: „Zittert nicht vor leeren Revolutionsgeſpenſtern, damit ihr keine Revolutionen macht.“ Was hat es hiemit für eine nähere Bewandtniß?

Note. Hier die ganze Stelle: „Ich habe mit Träu-
„men geſpielt, die vielleicht immer Träume bleiben; aber
„ich habe auch Wahrheiten gezeigt, welche Gott und die Ge-
„ſchichte beſtätigt haben. Ich ſage noch einmal: hoch fliegt
„der Flug der Zeit, Gewaltiges und Außerordentliches
„trägt ſie viel in ihrem Schooße; hoch alſo und gewaltig
„ſollen auch die Herzen und Gedanken der Menſchen flie-
„gen. Großmüthiger und menſchenfreundlicher Kaiſer Ale-
„xander, freies und ſtolzes England, und ihr des Vater-
„landes mächtigſte Herrſcher, bei welchen nächſt Gott das
„Glück und das Weh der Zukunft ſteht, blicket mit der
„größten und erhabenſten Geſinnung über das Schickſal der
„Völker und Länder, laſſet euch das Einzelne das Jäm-
„merliche und Eigennützige nicht ziehen noch blenden —
„und aus dem chaotiſchen Europa wird wieder eine fröh-
„liche und gerechte Welt erblühen. Vertrauet Gott, der die
„erſten und letzten Enden aller Dinge hält, laſſet ſeinen
„Strom der Zeit brauſen, wohin ſein verborgener Lauf will;
„vertrauet der Treue und Liebe der Völker, wohin ſie ſtre-
„ben: zittert nicht vor leeren Revolutionsgeſpenſtern, damit
„ihr keine Revolutionen machet, ſondern ſtellet Ehre Frei-
„heit und Seelenhoheit voran; erfüllet die ewigen Pflichten
„der Gerechtigkeit und Ehre, und überlaſſet das Uebrige
„Gott. Er wird es wohl machen.“

Frage 9. S. 398 wird bemerkt „Wenige Menſchen ſind beſonnen und kräftig, die meiſten, auch viele Gute, gehen in neblichter Irre umher. Das verdanken wir zum Theil dem Unglück, daß wir alles Gefühl und allen Stolz und Muth eines großen Volks verloren hatten und unter ſo vielen kleinen Fürſten und Herren von dem großen und hohen Leben auf das kleine und niedrige gerichtet wurden.“ Wie konnte dies geſagt werden?

Note. Ich ſetze nur her, was den angeführten Worten fehlt: Voran ſteht nämlich: „Es iſt eine wunderbare Zeit, worin wir geboren ſind“ und hintenan: „zum Theil aber liegt es auch dunkel in der Zeit, daß, wenn etwas Neues und Außerordentliches werden ſoll, die Herzen der Menſchen erſtarrt und verſtockt werden.“

Frage 10. **S. 410** werden die Führer mit dem Scepter den Führern und Weiſern mit der Schreibfeder gegenüber geſtellt und von erſteren geſagt: „auch dieſe hat das Unglück der Zeit gefaßt und verkleinert, ihre Herrlichkeit liegt erniedrigt; ſie ſind ohne Herrſchaft und Macht.“ Was hat es hiemit für eine Bewandtniß?

S. 447 wird bemerkt: „Ich will, daß ſie deutſche Fürſten ſeyn ſollen an Ehren und Geſinnungen und nicht die erniedrigten Vaſallen eines fremden Deſpoten.“ Wie konnten Sie ſich nun in dieſer Art ausdrücken?

Note. Die ganze Stelle heißt: Wie? ich wollte die deutſchen Fürſten verſtoßen und vertilgt wiſſen, wie der korſiſche Kaiſer ſie vertilgen würde, wenn ihm ſein verbrecheriſches Werk gelänge? Nein, ich will, daß ſie deutſche Fürſten u. ſ. w.“

Stellen:

S. 293—96. Das Neue und Revolutionäre

in der Zeit kann nur durch Frömmigkeit und Hochſinn überwunden werden:

„Groß, allſichtlich den Augen der Sterblichen, wie „ſeit Jahrtauſenden nicht, iſt das Weltgericht geweſen, groß „und gewaltig wird es ſeyn. Wie Erdbeben Stürme und „Vulkane Länder verſchlingen und neue wiedergebären, ſo „liegt in dem dunkeln Schooße dieſer vulkaniſchen und „orkaniſchen Zeit eine ungeheure Geburt, die da werden „ſoll. Umſonſt ſind ſo viele Zeichen und Wunder nicht „geſchehen, umſonſt zittern die geiſtigen Bewegungen der „Welt und der Gemüther nicht mit einer ſo unglaublichen „Lebendigkeit und Geſchwindigkeit. Auf Neues müſſen wir „gerüſtet ſeyn, auf Neues müſſen wir die Menſchen rüſten; „wie es ſeyn wird, wie es werden wird, das liegt unter „dem Schleier der Zukunft, das liegt in Gottes Schooß „und Hand. Vor dieſer größten Gewalt der Dinge, vor „dieſem unbekannten und unbegreiflichen Lenker und Beweger der Zeiten falle auch ich in den Staub und bekenne, „wie ich nichts bin und nichts weiß. Aber das Aeußere, „was gezeigt und gedeutet werden kann, zeige und deute „ich den Menſchen, wie ich es ſehe. Die Zeit iſt ſo ernſt „und ihre Beſtimmung iſt ſo hoch, daß ich die Wahrheit „nicht drehen und wenden will nach dem Winde, den Gunſt „und Gewalt wehen. Alle Künſte ſind zerronnen in dieſer „Zeit, alle Liſten ſind nichts geworden, nur Wahrheit und „Gerechtigkeit ſind beſtanden, wo ſie waren. Selig ſind „die Herrſcher, welche Gott fürchten und die Völker ehren! „ſie werden in Glorie herrſchen und Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden ſtiften. Große Verwandlungen ſind in „der Zeit, ſie werden Revolutionen für die, welche die Geſpenſter von Revolutionen fürchten, die nirgends ſind. „So heilig iſt die große Sache der Menſchheit und Frei-

„heit, für welche die kräftigeren Arme und Herzen jetzt in „den Kampf gerufen werden, daß jeder Schatten von Furcht „und Schmeichelei brandmarken würde. Ich ſage es vorher — und mögen meine Worte nicht kaſſandriſch werden! — es wird alles umſonſt ſeyn, ſo viele ſchöne Arbeit, ſo viel edles Blut wird umſonſt verſchwendet und „vergoſſen ſeyn, wenn die Herrſcher, bei welchen die Entſcheidung des Augenblicks ſteht, ſich nicht zu der Höhe der „Geſinnung und des Glaubens an Gott und an die Völker „erheben wollen, unter welcher das Laſter mit allen ſeinen „Schlangenliſten und Satanskünſten im Staube kriechen „muß. Will man immer nur das Kleine und Geitzige, ſo „wird das Zeitalter durch die ſchrecklichſten Revolutionen „umgewirbelt werden und erſt lange hinter unſern Gräbern „wird wieder eine neue Welt erſtehen.“

S. 289. Die Ueberzeugung ausgeſprochen, daß, wenn Bonaparten der Sommer von 1812 gelungen und Rußlands Streitkräfte zerſchmettert und vernichtet wären, man bald nicht mehr von deutſchen Fürſten gehört und franzöſiſche Marſchälle und Statthalter in ihren Stellen geſehen haben würde: in Feſtungen Klöſtern und Kerkern würden ſie geendigt haben. S. 291.

S. 343—45. Von deutſcher Art und deutſchem Karakter:

„Da nennt man zuerſt die Vielſeitigkeit und „Vielartigkeit des deutſchen Volkes, ſeine Anlage, ſich alles Fremde anzueignen, alles „Fernſte zu verſtehen, kurz alles zu vernehmen „anzuerkennen und zu würdigen, wie kein anderes Volk. — Man nennt eine ſchöne Eigenſchaft des „Deutſchen, um welche, wenn ſie allein aus einer Verfaſſung, wie die deutſche Verfaſſung war, entſpringen konnte,

„man wohl eine ſolche ſchlecht verbundene Unvollkommenheit
„ertragen mogte. Aber dieſe Vielſeitigkeit und Vielartigkeit
„der Deutſchen entſpringt keineswegs aus dem Vielerlei und
„Allerlei der Herrſchaften und Verfaſſungen und Staaten,
„die in der großen Herrſchaft Verfaſſung und Staat mit
„eingeſchachtelt liegen, ſondern aus der weltbildenden und
„geiſtigen Anlage des Volks, welches grade dieſer Geiſtigkeit
„wegen als die blühende und glühende Seele Europas
„von Gott in ſeine Mitte geſetzt worden iſt. Dieſe ſchöne
„Vielſeitigkeit, dieſes treue und offene Herz und dieſes liebende
„und verſtehende Gemüth für alle Zeiten Völker und
„Länder, dieſe Gabe ahnender Weiſſagung und Auslegung,
„dieſe Demuth und Frömmigkeit, womit der Deutſche alles
„Schöne und Gute auch der Fremden empfängt erkennt
„und verehrt, wird eine andere Verfaſſung, als die vergangene
„war, ihm nicht nehmen; auch in einem feſter
„umſchloſſenen und gehaltenen Staate wird er nie verſtocken
„und erſtarren im kleinlichen Stolz und in eitler Genüge
„auf ſeine Eigenthümlichkeit und Vortrefflichkeit. Das
„hindert ſeine angeborne geiſtige Beweglichkeit und bei ſeiner
„Lage im Mittelpunkt auch die ſtete Reibung und Reizung,
„die er von den andern Völkern empfängt, welche
„ihn nie einſchlafen laſſen werden. Daß aber dieſe Reibung
„nicht länger die des fremden Eiſens und Joches bleiben
„möge, das wünſcht mit mir wohl jeder redliche Deutſche.
„Gern aber wollen wir von unſrer ſogenannten
„deutſchen Art etwas abdingen laſſen, weil ſie nicht ganz
„die Art unſerer Väter iſt, welche wie Pulver aufflogen,
„wann die heiligen Klänge Vaterland und Freiheit erſchallten.
„Uns thut es ſehr noth, daß wir aus der Bildung
„des Einzelnen und dem Gefühl für das Einzelne, worin
„die meiſten Deutſchen in den beiden letzten Jahrhunderten

„ſich im kleinlichen Glücke verkleinert und verkümmert haben, uns wieder zu der Bildung und dem Gefühl des Allgemeinen erheben, daß wir wieder auch eine äußere Geſtalt und Würde eines Volks bekommen. Süß iſt die fröhliche Genüge des Herzens, die fromme Genüge des häuslichen Glückes, und der Deutſche wird ſie nie verlieren; aber ſüßer iſt das ſtolze Gemüth, welches zuerſt nach hoher Glorie und unbeflecktem Glanz des ganzen Volks hinausblickt und dieſe beſchirmt wiſſen will, ehe es ſich das Recht zugeſteht, an ſeinem Herde mit Weib und Kindern und Freunden das eng umſchloſſene Glück zu genießen. Durch die große Zeit, worin wir leben, und durch Gott, der mit uns iſt, werden wir dieſes höhere Gefühl männlicher Tugend wieder gewinnen, und dann erſt werden wir unſere Beſtimmung, ein Weltvolk zu ſeyn, ganz und würdig erfüllen.“

Hiezu gehört:

S. 399—402. „Manche von jenen Allſeitigen ſind dumm; denn weil die Deutſchen das geiſtreichſte und idealiſcheſte Volk Europas ſind, ſo müſſen ſie auch die dümmſten und albernſten Menſchen unter ſich haben — denn ſo ſtehen die Gegenſätze der Natur — und in der That ſie haben ſie. Kein Volk in der Weltgeſchichte hat eine ſolche Legion des Nachbeter- und Nachäffer-Viehs gehabt als die Deutſchen. Jede deutſche Nachtigall erweckt ſogleich das Geſchrei von tauſend Krähen und jeden Unkenton begleiten zehentauſend Froſchkehlen. Daher das Unheil, daß, ſobald ein ſtrahlender Gedanke, eine kühne Anſicht irgend eines Dinges hervorſpringt, die quakende und krächzende Menge ſogleich toſt, und nicht eher abläßt, als bis ſie dieſelben zur Gemeinheit hinabgeſchwatzt hat. Jene deut-

„iſche Allgemeinheit des Geiſtes, die wir anbeten, iſt durch
„dieſe zur Gemeinheit, jener fromme Weltbürgerſinn zum
„ſchnatternden Judenſinn erniedrigt, ja die Deutſchen ſelbſt
„ſind dadurch faſt in Allerweltjuden verwandelt. Das haben
„dieſe Leyerſpieler jeder Töne, dieſe feilen Bänkelſänger geſungen
„und geklungen, daß die Deutſchen keinen zornigen
„Gott, keine heiße Liebe, keinen kühnen Haß, keinen brauſenden
„und begeiſterten Wahnſinn mehr haben, daß ſie
„kein Leben mehr haben; daß ſie gegen ihre Feinde demüthig,
„gegen ihre Freunde gleichgültig, gegen alle Welt und
„alle Menſchen gütig und gerecht, nur gegen ſich ſelbſt immer
„grauſam und ungerecht ſind; daß ſie dies ganze matte
„und nichtige Leben ohne Saft und Kraft, ohne Sinn und
„Seele, ohne Wildheit und Stolz, daß ſie dieſes träumeriſche
„fiſchige und froſchige Leben ertragen können. Und
„ſie klügeln und gaukeln ſich jede Stunde noch vor, auch
„wenn man ihren Rücken zum Steigbügel und ihren Nacken
„zum Schemel macht, wie glückſelig menſchlich edel
„ſie ſind. Geht es ihnen glücklich und ſiegreich, ſo beweiſen
„ſie ſogleich, Glück und Sieg können nicht lange bleiben,
„alſo herrſche der Wechſel aller irdiſchen Dinge; geht
„es ihnen unglücklich und knechtiſch, ſo erinnern ſie, welche
„Tugenden das Unglück entwickele und wie fromm und demüthig
„die Knechtſchaft mache; kurz für alle Farben und
„für alle Geſtalten, für alle Verſchiedenheiten und alle
„Aehnlichkeiten immer Entſchuldigungen Verſchönerungen
„Beleuchtungen und Anſichten, die bemänteln erklären deuteln
„und drehen, was alle andere Sterbliche als Glück
„oder Unglück Tugend oder Laſter gradezu ſegnen oder
„verfluchen. Ja kömmt der ſchwarze Teufel aus der Hölle
„und ſagt ihnen, ich will euer gnädiger Herr und Kaiſer
„von Deutſchland ſeyn, ſie haben die nächſte Stunde einen

„Stammbaum fertig, worin ſie ſein Recht zum deutſchen
„Thron und die angeborne Milde und Gerechtigkeit ſeines
„Gemüthes beweiſen, und darthun, er ſey von weißen Ael-
„tern geboren, zeige ſchon weiße Flecke und Streiſen an
„ſeinem Leibe und werde zur Freude ſeiner glückſeligen
„Unterthanen binnen Kurzem ganz weiß ſeyn.“

24. Geſchichte von Napoleon Bonaparte, wie er nach Rußland ging und wie er wieder herauskam. 1813.

Ein Auszug größtentheils aus der erſten Abtheilung des vorigen Buches, zuerſt in Leipzig herausgegeben, dann öfter nachgedruckt.

25. Fantaſieen für ein künftiges Deutſchland. 1815.

Dieſe Schrift gehört ganz zum Geiſt der Zeit 3. Theil, gleichſam ein Theil ſeiner letzten Abtheilung, und in dem Meiſten nur ein Kommentar dazu, ſo wie dieſer wieder zu ihr. Daher wird, obgleich beinah ein Jahr ſpäter ausgegeben (nämlich im Spätherbſt 1814) ſie hier gleich angefügt. Beide Schriften enthalten nämlich durchaus die gleiche Anſicht von dem wieder einzurichtenden Deutſchland, wie ſeine Verfaſſung zu ordnen und zu ſtärken ſey für die Zukunft; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſes Buch hier manche Nebendinge und Zubehöre und einzliche Ausführungen hat, die jenem fehlen.

Die Form hat die Schrift zufällig erhalten, nämlich nach dem erſten rohen Entwurf, der wie die Idee zum Theil herrührt von einem theuren ſchwediſchen Freunde, einem Major Ramſay von Evergreen, der im Sommer 1808 in ſeinem Vaterlande Finnland gegen die Ruſſen blieb. Dieſe

Form hat ihr etwas Breites und Langweiliges und häufig eine matte Trockenheit des Tons gegeben, die mir ſelbſt wenigſtens, da ich ſie nun ſo oft habe wiederleſen müſſen, unangenehm aufgefallen iſt.

Ueber ihre lang durchgeführte Geburtsgeſchichte, die mich die Geburtswehen gleichſam hat doppelt fühlen laſſen, ſage ich kein Wort, da dies völlig unerheblich iſt.

Auch ſage ich nichts über die vielen in der Kreuz und Queere wiederholten Fragen über die Wörtlein Fürſten und Volk und über ihre Bedeutung in dem Buche und über die Abſicht und den Zweck des Buches. Denn daß das Buch nur gegen die wälſche Herrſchaft und ihren Anhang einen Aufſtand und Krieg gewollt, daß es die Fürſten und alles Deutſche und alle alte Ordnung und Zucht nicht bloß geſetzlich und ehrenvoll hat erhalten ſondern auch wiederherſtellen und einigen und ſtärken wollen, das ſpricht jedes Kapitel deſſelben, welches überhaupt nur durch eine Eingenommenheit von vornher ſo mißgedeutet werden konnte, als es in den meiſten Fragen des Herrn Inquirenten zu Tage liegt, indem ſelbſt die letzte Frage ein ſolcher Mißverſtand iſt, welche lautet:

Frage 60. Nach der S. 246 vorkommenden Schlußſtelle ſcheint die Hauptgewalt vom Volke ausgehen zu ſollen, denn Sie ſagen unter andern: „denn du wirſt nach dieſem ein freies und unvergängliches Volk ſeyn, denn ich will dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanz, und ſollſt oben ſchweben und nicht unten liegen.

Der Herr Hofgerichtsrath will nämlich das Wort Volk in dem Buche faſt immer verſtehen in dem Sinn des untergeordneten Theils des Volkes, da es doch faſt in allen Stellen die große Geſammtheit aller Klaſſen und Stände bedeutet: was ſonſt Reich und Volk; etwas, was jeder uneingenommene Leſer des Buches von ſelbſt finden wird — So ja auch offenbar hier, wo nach dem ganzen Inhalt des letzten Kapitels und ſeinem Zuſammenhange der bibliſche Vers, welcher den Schluß macht, nicht auf das Volk etwa im Gegenſatz gegen die Fürſten ſondern auf die große Geſammtheit aller hinweiſt und auf des Volkes künftigen Rang in der Weltgeſchichte.

Ueberhaupt was kann ich dafür, daß nun die Zeit iſt, wo alles aufhorcht, wenn man unſchuldige Worte wie Volk Freiheit Vaterland und dergleichen ausſpricht? und daß mein Herr Unterſuchungsrichter in ihnen ſo leicht etwas Verfängliches ſucht und findet? Als dieſes Buch verfaßt und ausgegeben ward, in den Jahren 12. 13. 14. war nicht dieſe Zeit ſondern eine ſolche Zeit, wo dieſe hehren Namen von Kaiſern und Königen mit Vertrauen und Liebe, oft mit Lob und Bewunderung, genannt wurden, wo man das Volk mit allen Kräften, welche die Herzen und Geiſter zu erregen und zu entflammen vermögen, gegen die ſcheußlichſte Tyrannei und ihren verderblichen und gefährlichen Anhang im Vaterlande zu den Waffen aufrufen durfte, wo auch ich dieſe Bücher für einen ſolchen Zweck und für die Erregung und Erweckung der Gemüther für das Vaterland und des Vaterlandes Angelegenheiten ſchreiben und drucken laſſen durfte, ja wo dies mein ordentlicher Dienſt und Beruf war; wo ich ſagen durfte auf dem großen Entſcheidungspunkte, ob eine Welt frei werden oder ſklaviſch bleiben ſollte, wie ſteht Geiſt d. Zt. 3. S. 298—300:

„Nicht das gewöhnliche Soldatiſche, nicht die gewöhnli-
„chen Berechnungen und Künſte menſchlicher Klugheit, nicht
„auf das geſchickteſte zuſammengeſetzte und gebrauchte phyſiſche

Gährend im brennenden Abgrund der Liebe,
Großes Herz des lebendigen Alls,
Puls des Wurms und des Sonnenballs,
Ich ahnde dich kaum und bete an,
Was ich nicht wiſſen, noch nennen kann.

Was ſtell' ich auf dich dies vierte Bild,
Du ſüße Jungfrau hold und mild?
Faſſ' ich die Wunder der Welt zuſammen,
Sie blühen an dir in leuchtenden Flammen.
Was keine Leyern und Zungen können,
Seh ich im funkelnden Auge brennen,
Seh ich von ſchimmernden Wangen leuchten,
Die oft mir ſchimmernde Sterne däuchten.
All die zarte Liebesgeſtalt
Ziehet mich ſelig mit Allgewalt
In den Abgrund verzehrender Luſt
An des Weibes ſchlagende Bruſt.

„und mechaniſche Hülfsmittel und Kräfte werden die Franzoſen beſiegen: Bonaparte und ſeine Franzoſen ſind glücksfeſt gegen die kleine Geſinnung; ſie müſſen fallen durch die hohe Geſinnung. Dieſe hohe Geſinnung heißt Zuverſicht auf Gott, Liebe und Treue zum Vaterlande, und der Stolz, für die Ehre zu leben und zu ſterben; dieſe hohe Geſinnung heißt Glaube an die Tugend und an das Volk. Nur wenn man dem deutſchen Volke mit dem edelſten Sinn den großen Gott und die unſterbliche Pflicht zeigt; wenn man die Namen Vaterland und Ehre zu ſeinen heiligſten Namen macht; wenn man, was von Kraft und Frömmigkeit und Hochſinn in ihm lebt, mit in den großen Kampf ruft und edel walten läßt, wie es in ſo gefährlichen Zeiten walten ſoll; wenn man die uralte franzöſiſche Argliſt und Büberei gegen das deutſche Reich mit allen tauſend Namen und Klängen ausſpricht, womit ſie ausgeſprochen werden muß; und wenn dies alles nicht mit frömmelnder Gaukelei ſondern mit reiner Wahrheit gefühlt gethan und ausgeſprochen wird — nur dann iſt die Gewißheit da, daß der deutſche Name von den tückiſchen Nachbarn wieder mit Zittern genannt und gehört werden wird.

„Auch zeige man dem Volke durch die Art des Krieges, daß ein heiliger Ernſt in den Gemüthern iſt und daß etwas Großes und Ungeheures geſchehen ſoll. Thut man dies nicht, ſo tödtet man die lebendigen Geiſter des Muthes und Zorns in der Geburt; denn ſo viel hat auch der Kleinſte im Volke begriffen, daß gegen Ungeheuer geſtritten wird und daß nur mit einem ungeheuren Willen und mit ungeheuren Kräften der Streit glorreich hindurchgeführt werden kann u. ſ. w.“

wo es mir und andern Biederleuten ungefährlich war, von Volk und Vaterland und für Volk und Vaterland zu ſchreiben und zu ſingen und über ſeine Angelegenheiten und die Einrichtung ſeiner Zukunft zu denken und das Gedachte mitzutheilen:

Denn wie hatte König Friedrich Wilhelm im Winter des Jahrs 1813 in ſeinem Aufrufe zur Bewaffnung und zum Kriege gegen die Wälſchen und in ſeinen Verordnungen über Landwehr und Landſturm zu dem Volke und von dem Volke geredet!

Wie hatte Kaiſer Alexander in der Verkündigung ſeines Feldmarſchalls Kutuſow zum deutſchen Volke und von den Wünſchen des deutſchen Volkes geſprochen! und wie oft!

In jener Verkündigung leſe ich die Stellen:

„S. Majeſtät der Kaiſer von Rußland und der König
„von Preußen kündigen den Fürſten und Völkern
„Deutſchlands die Rückkehr der Freiheit und Un-
„abhängigkeit an. Sie kommen nur in der Abſicht,
„ihnen dieſe entwendeten aber unveräußerlichen Stammgüter
„der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiederge-
„burt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dau-
„ernde Gewähr zu leiſten.“

„— Die unter den Augen beider Monarchen von ihren
„Feldherren geführten Heere vertrauen auf einen waltenden
„gerechten Gott und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze
„Welt und unwiderruflich für Deutſchland, was ſie für ſich
„ſelbſt zur Abwendung des ſchmachvollen Joches ſo rühmlich
„begonnen. Voll von dieſer Begeiſterung rücken ſie heran.
„Ihre Loſung iſt Ehre und Freiheit. Möge jeder
„Deutſche, der des Namens noch würdig ſeyn will,
„raſch und kräftig ſich anſchließen! möge jeder,

„er ſey Fürſt, er ſey Edler, oder er ſtehe in den
„Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplanen
„Rußlands und Preußens beitreten, mit
„Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib
„und Leben!

„Und ſo fordern ſie denn treues Mitwirken, beſonders
„von jedem deutſchen Fürſten, und wollen dabei gern vorausſetzen,
„daß ſich keiner finden werde unter ihnen, der,
„indem er der deutſchen Sache abtrünnig ſeyn
„und bleiben will, ſich werth zeige der verdienten
„Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen
„Stimmung und durch die Macht gerechter
„Waffen.“

„— Ihre Majeſtäten glauben einem längſt gehegten,
„nur mühſam in beklommener Bruſt zurückgehaltenen, allgemeinen
„Wunſche zu begegnen, wenn ſie erklären, daß
„die Auflöſung dieſes Vereins (des Rheinbundes, der eine
„Feſſel des Trugs genannt wird) nicht anders als in
„Ihren beſtimmten Abſichten liegen könne.“

„— Die Geſtaltung Deutſchlands (heißt es) ſoll allein
„den Fürſten und Völkern Deutſchlands anheim
„geſtellt bleiben. Je ſchärfer in ſeinen Grundzügen
„und Umriſſen dies Werk heraustreten wird aus dem ureigenen
„Geiſte des deutſchen Volkes, deſto verjüngter
„lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird
„Deutſchland wieder unter Europas Völkern erſcheinen können.“

In dieſen Kaiſerlichen und Königlichen Worten haben wir alſo das Volk und die Völker, die Freiheit und die Unabhängigkeit unveräußerliche Stammgüter der Völker, die Gewalt der öffentlichen Stimmung oder Meinung, die ſogar über die Fürſten mitentſcheiden ſoll, feierlichſt anerkannt; hier ſoll die Geſtaltung Deutſchlands den Fürſten und den Völkern anheim geſtellt bleiben; hier ſoll der Rheinbund nach dem Wunſche des Volkes vernichtet werden.

Auch hatte das Volk damals eine Meinung einen Wunſch eine Stimme, und dieſe Stimme ward ein Klang in Millionen und endlich ein Donner, der die Wälſchen über den Rhein jagte und von dem Rhein zur Marne und von der Marne zur Seine.

Es galt damals, im Namen des Höchſten und Heiligſten aufzurufen und die leuchtendſte Morgendämmerung der Zukunft zu zeigen. Das haben die Herrſcher gethan, das habe auch ich Kleiner gethan, mit ehrlichem Sinn und in treueſter Hoffnung.

Auch hat das edle treue und großherzige deutſche Volk das Vertrauen jener Tage bis heute nicht gemisbraucht.

Ich muß dies alles ſagen zur Verſtändigung, indem mein Herr Specialunterſuchungsrichter bei den Verhören wohl gezeigt hat, daß er jene Zeit und die Gefühle und Gedanken der Menſchen in ihr entweder nicht gekannt oder wieder vergeſſen hat. Mir ſind ihre Empfindungen und Bilder unauslöſchlich gegenwärtig; deſto trüber aber ſteht das Jetzt gegen dem Vormals und deſto ſchmerzlicher fühle ich, was es heißt, darüber in ſolchem Sinn, wie er es verlangt hat, Beſcheid thun zu ſollen.

Hier ſchickt ſich ein Wort eines Unſterblichen: ſ. Johann von Müllers Werke 12. Theil S. 216.

(Nachdem er von der Nothwendigkeit geſprochen, das Volk wehrhaft und kriegsgeübt zu machen, und mehrere Mittel, und auch mechaniſche oder doch mehr äußerliche, hergezählt hat, ſpricht er weiter:)

„Mächtiger aber iſt die Ausführung durch das Andrin-

„gen auf Bildung des Geiſtes des Heers. Das Steife Maſchinen-
„und Paradenmäßige des auf Einen Leiſten berechneten
„Liniendienſtes hat ihn beinahe erſtickt. Wie könnte
„dieſer ohne Gedanken, ohne eignen Eifer, ohne lebendige
„Theilnahme und Gemeingeiſt gegen Truppen beſtehen, die
„für den Zweck (wäre es auch nur Beute und Ruhm) begeiſterungsvoll
„von Feldherren geführt werden, die freien
„Spielraum haben in Erfindung aller Mittel zu deſſen Erreichung?
„Iſts ſich groß zu wundern, wenn über den kalten
„Mechanismus der Regulierten und über die Unanſtelligkeit
„der Miliz (wo etwa einige Spuren von derſelben übrig
„ſind) die Oberhand für den Feind unzweifelhaft wird? Oder
„ſollten unſrer Schläfrigkeit zu Gefallen Kühnheit im Unternehmen
„und Raſchheit in der That ihre inwohnende Kraft
„verlieren? Die Schwachſinnigkeit iſt erſtaunenswürdig, nach
„der die alten Ideen von Ehre, Freiheit, Religion
„(die ſelbſt für Friedrich ſo viel gethan) mit der elenden
„Vorſpiegelung einer gemeinen Sache der Fürſten
„vertauſcht worden, als wäre die Erhaltung
„der Verfaſſungen, des Eigenthums und einer
„Nationalehre nicht Sache der Völker, zu denen
„auch die Heere gehören. — Der Deſpotismus glaubt
„zu können, was er will, Lokalitäten und Nationalität behalten
„ihre Rechte: wer es gegen ſie aufnimmt, wird immer
„nur etwas Halbes machen und den Zweck verfehlen."

26. Ueber künftige Ständiſche Verfaſſungen in Deutſchland. 1814.

Gedruckt im Winter 1814 zu Frankfurt. Kaum ein Entwurf, nichts ausgeführt, Manches nur leicht angedeutet. Doch mögte meine Lehre wohl Vielen viel zu ſehr im Sinne des alten politiſchen Glaubens und der alten Verhältniſſe ſcheinen. Es ſoll bei mir alles Gegebene und Vorhandene möglichſt erhalten berückſichtigt und geehrt und nur das ſoll weggeräumt werden, was durch ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt veraltet verfault und zerbröckelt iſt. Das, was bloß geiſtige Willkür ſchaffen und die reinſte Theorie in dieſer ſehr unvollkommenen und gebrechlichen Welt bauen will, wird als Verblendung oder Wahnſinn des übergeiſtigen Zeitalters verdammt.

Damit auch dieſe Kleinigkeit nicht unangetaſtet bliebe, bin ich gefragt worden: „welche Veranlaſſung ich hatte, dieſe meine Anſichten und Verfaſſungsvorſchläge mitzutheilen, da darüber die Beſtimmung der deutſchen Mächte abgewartet werden mußte?“

Einiges vom Inhalt:

S. 4. Adel Gelehrte Beamte Gebildete, die Leiter der Zeit. S. 7.

S. 14—19. Schilderung des Zuſtandes von Deutſchland und vom Rheinbunde.

S. 20—29. Vom geiſtigen Uebermuth in Beziehung auf Verfaſſungen.

S. 44—47. Erklärung von Demokratie und Demokratiſch, wie ich es meine.

S. 47 - 56. Vom Adel und von ſeiner Bedeutung.

S. 56—63. Vom Bauer.

S. 63—71. Vom Bürger und von ſeinem Weſen und Wirken.

S. 87—88. Schluß: „Viele haben aus Furcht vor den von Zeit zu Zeit erfolgenden Erſchütterungen und Umwälzungen der Staaten, deren Aehnlichkeit wenigſtens da erſcheinen muß, wo lebendige Bewegung der Kräfte, d. h. wo Freiheit und freie ſtändiſche Verfaſſung iſt, dem dicken

„und dumpfen politiſchen Tode, dem Deſpotismus, das Wort geredet; ſie haben die Zuchthausordnung eines deſpotiſchen Staates als das größte Glück und die einzige Freude des menſchlichen Geſchlechts geprieſen. Aber ein ſolcher Zuſtand der Erſtarrung oder Verfaulung iſt immer doch unſeliger, als die wildeſte Bewegung auch der übermüthigſten Geiſtigkeit, weil alles Menſchliche und alles Göttliche, kurz weil alles Leben und alle Kraft in ihm untergeht. Nichtswürdige Faulheit hündiſcher Knechtsſinn ſchmutzige Wolluſt ſchnöder Geiz tigerartige Grauſamkeit thieriſche Stumpfheit düſtre Unwiſſenheit Ertödtung alles Geiſtes und aller Freude — das heißt die Ueberſchrift dieſes Zuchthauſes, das Frieden und Ordnung verſpricht. Nicht bloß die Geiſter verſchwinden, auch die Leiber ſterben ab, und ohne Stolz Ehre und Hochſinn ſtürzen ſolche Staaten bei dem erſten heftigen Anlauf und Sturm von außen nach kurzer Dauer gewöhnlich auf immer zuſammen. Werden einige dieſer Deſpotien durch die Gunſt beſonderer Umſtände, durch ihre geographiſche Lage und durch eigenthümliche Weltverhältniſſe gerettet, ſo werden ſie todte Verpuppungen und Mumien von Staaten gleich China, von welchem der Pater du Halde ſagte, die einzige Springfeder ſeiner Regierung ſey der Stock, deſſen gleichförmige und geprieſene Ruhe gewiß kein Europäer beneiden wird.

„Unter dummen und faulen Menſchen und unter ſolchen, welchen das Kurze und Müheloſe gefällt, das allerdings da iſt, wo gar kein Wettkampf lebendiger Kräfte Statt findet, wird der Deſpotismus immer Vertheidiger finden. Ihnen däucht es ſo bequem, den ganzen Staat in ein großes Tabellenwerk zu verwandeln, ja ein Maſchinenwerk von Puppen daraus zu machen, wo ſie nur einen Faden anzuziehen bedürfen, damit alle Puppen tanzen; ſie

„und manche kleine und große Deſpotenköpfe mögten gern
„gleich Napoleon durch Befehle herrſchen, welche knechtiſche
„Schergen unter dem Namen Präfekten Intendanten Maires
„und Gensd'armes mit dem blindeſten Gehorſam ausführen;
„ſie mögten gern den Säbel eines Gensd'armes, wie der
„Vater du Halde den chineſiſchen Stock, zur erſten und letz-
„ten Springfeder einer Regierung machen. Aber deutſche
„Vernunft und deutſche Ehre werden es hoffentlich dahin
„nicht kommen laſſen, daß wir ferner von ſolchen Schergen
„der Willkür getrieben werden, ſondern alleſammt, Fürſten
„und Volk, werden durch die große Zeit lernen, daß nur
„das deutſche Ordnung heißt, Geſetzen gehorchen und nach
„Geſetzen regieren, und daß wir den Schimpf ſolcher Ein-
„richtungen nicht dulden müſſen, welche nicht Freien gezie-
„men ſondern Knechten."

27. Ueber Sitte Mode und Kleidertracht. 1814.

Nur Einen Spruch aus dieſem Büchelchen:

Der wär ein Narr, der ſchiffen wollt,
Obſchon das Schiff wär voller Geld,
Sollt aber gehn in Stücken:
Alſo deutſch Herz und wälſches Maul,
Ein ſtarker Mann und lahmer Gaul
Zuſammen ſich nicht ſchicken.

28. Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte. Erſter Theil. 1814.

Fragen:

über mein Urtheil über Friedrich den Zweiten. Darüber iſt ein für alle Mal geredet zum Geiſt der Zeit Theil 1.

Stellen:

S. 364—77. Schilderung Deutſchlands nach dem dreißigjährigen Kriege:

„So ward auf den heiligen Gefilden, wo Varus gefallen war, wo Arminius geſiegt hatte, wo Karls des Großen Heere ſo oft zerſchmettert geflohen waren, von Fremden deutſcher Schimpf beſiegelt, und geboten, wie Deuſchland künftig regiert und verwaltet werden ſollte: und damit das Maaß voll würde, im Namen zweier Weiber ward befohlen, der Königin Anna von Frankreich und der Königin Chriſtine von Schweden. Die Schweden und Franzoſen wurden auch zu Reichshütern geſetzt; ſie nannten ſich Bürgen für die deutſche Verfaſſung und für alles, was auf den vielen Tagen zu Münſter und zu Osnabrück beſchloſſen worden: da konnte man ſagen: den Bock zum Gärtner und den Wolf zum Hüter der Schaafe. Freilich wenn man das Ganze betrachtet, ſo blieb, außer der Abſonderung der vereinigten Niederlande vom Reiche, die aber in der That ſchon vor 70 Jahren geſchehen war, und außer dem, was Frankreich vom Reichsgebiet abgeriſſen hatte, das Meiſte noch in der alten Ordnung, und dem Scheine nach waren in der Verfaſſung keine große Veränderungen gemacht. Aber das war das Bedeutende, daß die Kaiſerliche Majeſtät in ihrer Nichtigkeit offenbart und die Ohnmacht und Hülfloſigkeit des deutſchen Reichskörpers allen aufgedeckt worden war: die Scheu der Fremden vor der deutſchen Unüberwindlichkeit war verſchwunden und die Begierde der Raubluſtigen gewachſen. Aber das war das Unglücklichſte, daß bebrieft und beſiegelt werden mußte, was ſonſt zwiſchen Geſetz und Gewohnheit in der Mitte geſchwebt hatte. Was geſchrieben iſt, das iſt geſchrieben, und das

„beurkundete Wort iſt ein böſes Wort: es ſtiftet Hader oder
„es hemmt die lebendige Entwickelung der Kräfte, es iſt der
„verſteinerte Geiſt, der wieder verſteinert. Hinfort galt des
„Apoſtels Paulus Wort durch das Geſetz iſt die Sünde
„in die Welt kommen ganz eigentlich von Deutſchland;
„wie die Fürſten künftig auch gegen den Kaiſer das Vaterland
„die deutſche Ehre ſündigten, ſie hatten in dem Geſchriebenen
„tauſend Schlupfwinkel und Ausflüchte — denn
„die Worte ſchämen ſich nicht — und ſie konnten mit dem
„Reichsfeind anſtiften und anzetteln und einlegen; immer
„bewieſen ſie durch Schriften, ſie haben nur ihr Recht und
„Deutſchlands Freiheit vertheidigt. Darum graute den alten
„Deutſchen ſo ſehr vor dem Buchſtaben, als der da Unheil
„und Knechtſchaft ſtifte, und durch ein dunkles Gefühl hatten
„die Weiſeſten und Biederſten des Volks auch in den letzten
„Jahrhunderten ſich immer gefürchtet, die Kaiſer- und Fürſten-Rechte
„und das innerliche Verhältniß des Reichs genau
„abzuſtecken; wie weit befohlen werden dürfe und wie
„weit gehorcht werden müſſe, das hatte man mit bewußter
„Furcht oder heiliger Scheu umgangen: Herkommen Gewohnheit
„Wahn und die beſten Erhalter, deutſche Sitten und
„deutſcher Sinn, mußten das Unbeſtimmte ja Unbeſtimmbare
„zuſammenhalten; denn auch zu Münſter und Osnabrück
„ward es nur beſtimmt, wie weit ſo Feines und Hohes ſich
„beſtimmen läßt. Denn auch in Staaten, wo die Verfaſſung
„die geſetzlichſte und das Wort das kühnſte iſt, wo keiner
„ſich ſcheut des andern Rechte zu unterſuchen, weil jeder
„fühlt, er könne und werde die eigenen vertheidigen, liegt
„in der Mitte zwiſchen den Befehlenden und Gehorchenden
„ein heiliges Gebiet, was beide gern umgehen oder nur
„heimlich betreten: das ſind die ſogenannten Hoheitsrechte.
„Denn der Menſch hat von jeher durch Inſtinkt gefühlt, es

Lebensathem und Lebenslicht!
Lieblich lockendes Luſtgedicht!
Reitzendſte aller Blumen der Auen!
Glänzender Spiegel aller Frauen!
Die mich leitet an ſanfter Hand
Freundlich durch das irdiſche Land:
Leben mit dir iſt ſüßer Gewinn,
Sterben mit dir hat hohen Sinn,
Dulden für dich iſt leichtes Spiel,
Felſen mit dir ein Flaumenpfühl,
Schlaf in Banden die weichſte Wiege:
Alles iſt ſeeliger Liebe Genüge.
Selbſt auf des Lebens grimmſte Pein
Schimmert ihr luſtiger Sonnenſchein,
Blüht um die Locken der grauen Haare,
Blüht um die düſtere Todtenbaare:
Die Blumen und Sterne zuſammen bindet,
Leicht auch den Weg zum Aether findet.

„laſſe ſich das Unendliche nicht beſtimmen, wo der König
„als ein Gleichniß Gottes unter dem höchſten nicht mit Buchſtaben
„ſchreiblichen Geſetze ſteht, und nur durch die Anerkennung,
„nicht durch das Wort in die rechte Bahn gewieſen
„werden kann. In Deutſchland war die Verfaſſung erwachſen
„aus einem kühnen redlichen freien und tapfern
„Volke, und weiter ausgebildet nach den löblichen Gebräuchen
„der Vorfahren und den neuen Einrichtungen der chriſtlichen
„Kirche. Der Kaiſer, zuweilen ein ſtrenger Herr und
„der auch wohl allein durch Macht gebieten wollte, befahl
„doch meiſtens durch liebe Gewohnheit und freundliche Zurechtweiſung.
„Er war das Oberhaupt der Chriſtenheit, der
„König der Deutſchen, er war auch ihr Vater. Väterlich
„und patriarchaliſch war das ganze Verhältniß; kein zufahrendes
„wild ergreifendes und ſtrafendes Gericht; keine Ausſtoßung
„irgend eines Gliedes der Familie, ohne daß die
„Weiſeſten und Beſten der ganzen Freundſchaft gehört wurden
„und ihren Rath und Beifall dazu gaben; keine Helfer
„und Schiedsrichter von Nachbarn und Fremden gerufen,
„ſondern aus den Eigenen die Gerechteſten und Mildeſten
„gewählt. Daher ſo viele Tage und Reichstage und Beſchickungen
„und Austräge, wo durch Zuſpruch und Vermahnung,
„wo durch Erinnerung an die Weiſe der Vorältern,
„durch Beſchwörung bei den heiligen Namen Vaterland
„und Reich, wo durch Liebe und Güte geſchlichtet
„ward, was ſie anderswo durch Machtſprüche oder Kerker
„oder wild durch Spaltungen und Aufruhre entſchieden. In
„dieſem Sinn auch die großen Tage die Kaiſer- und Königs-Wahlen
„und die öffentlichen Verhandlungen. Wie
„ein freundlicher majeſtätiſcher Vater, gleichſam ein irdiſcher
„Gott, ſaß der Kaiſer da; um ihn ſeine Kurfürſten Fürſten
„Herren und Männer, tapfere freie gerechte und herrliche

„Männer, deren geringſter das Wort nehmen und über die „Angelegenheiten des Reichs kühn und offen reden mogte. „Da knieeten die größten Fürſten an den Stufen des Thro„nes und erkannten die Kaiſerliche Macht ſo groß, ſo weit „und hoch über aller irdiſchen Macht, daß ſie von ihr kaum „zu ſprechen wagten. Es war gar ein ernſtes und hohes „und doch ein väterliches und fröhliches Weſen, denn Got„tesfurcht und Kaiſerfurcht, der hohe Name Vaterland und „der heilige Name Reich waren noch Eins: der Buchſtab, „der alles Heilige zu Nichts macht, hatte dies noch nicht er„klärt. Da, wo alle Beſten und Weiſeſten und Mächtigſten „des Landes verſammelt waren, lernte auch der Schlechte „und Uebermüthige, was Gerechtigkeit, und der Unruhige „und Haderiſche, was Gehorſam iſt; denn unter ſo vielen „traten die Würdigſten und Weiſeſten vor und in allen ward „ein edler Wetteifer entzündet, ſolcher Ehre und Würde „gleich zu werden. Da lernte das Reich ſich und ſeine Edel„ſten kennen und erkennen, und die entfernteſten Gränzen „des großen Volkes knüpften ſich an einander; da wurden „Verabredungen getroffen und Freundſchaften geſchloſſen; da „ward nach alter Sitte ſelbſt bei Pokalen über ernſte und „hochwichtige Dinge gerathſchlagt. Als aber die Zeit kam, „wo man nur Botſchafter ſchickte, da kam auch die Anma„ßung der Hochmuth die Kälte die Zertrennung und endlich „Vaterlandsvergeſſenheit und Zwietracht; jeder trieb ſein We„ſen von Tage zu Tage mehr, als wenn kein Reich geweſen „wäre; jeder dünkte ſich zu Hauſe ein gewaltiger Herrſcher, „und wollte nicht mehr gehorchen; alle meinten größer zu „werden, weil der Glanz der Kaiſerlichen Hoheit ſie nie nahe „beſchattete, und alle wurden kleiner ſchlechter verächtlicher, „endlich das Spiel und die Beute der Fremden.

„Unglücklich aber nicht ruhmlos ſchied das alte Ger-

„manien aus dieſem langen und verderblichen Kampfe. Ich habe Namen genug genannt, ſolche Namen, die unſterblich in der Geſchichte leuchten. Es war ein wahres Heroen- und Titanen-Alter: ſo waren alle Verhältniſſe gelöſt, alle gewöhnlichen Bande zerriſſen, und alle bürgerliche Rückſichten zurückgeſchoben, daß noch einmal ein wildes und kühnes Jugendgeſchlecht der Germanen auf den Plan zu treten ſchien, kein anderes Recht erkennend als den Willen des Herzens und die Kraft der Fäuſte. Fragt man, wozu dies alles, wozu ſo viel Muthiges Gewaltiges und Herrliches, wozu Ferdinands eiſerne Feſtigkeit, Guſtav Adolfs heldenmüthige Gottesfurcht, Wallenſteins gewaltiger Tiefſinn, und Bernhards geſchwinde Entſchloſſenheit? wozu die feurigen und kühnen Seelen eines Ernſt, Chriſtian, Pappenheim, Torſtenſon, Johann de Werth, wenn faſt nur das Alte wiederkehren ſollte, und zwar nichtiger, als es vorher geweſen? wozu der ganze dreißigjährige Streit, ein rechter Streit um Nichts? ſo hole man ſich die Antwort von der unſichtbaren Gewalt, welche über den Sternen wohnt und die Schickſale der Könige und Völker richtet. Du blinder Sterblicher, weißt du ſchon, was die Vulkane und Windsbräute und Orkane bedeuten? wodurch das Sonnenlicht leuchtet und wärmt? warum die Nordlichter und Sonnenaufgänge des nordiſchen Winters zugleich leuchten und donnern? Klügle denn nicht zu viel über die unbegreiflichen und dunkeln Revolutionen deines Geſchlechts, und lerne wieder glauben und anbeten, und erkenne, daß hier im Staube nur Eines unſterblich iſt wie Gott ſelbſt: die Tugend und die Gerechtigkeit. Schon waren die meiſten Völker erſchüttert durch Unglück und innere Zwieſpalte; auch Deutſchlands Zeit war gekommen. Doch wiſſen wir jetzt, warum ſie kommen mußte; wenige hellſehende Män-

„ner ahneten es ſchon vor einem halben Jahrhundert. Das Alte konnte nicht erhalten und behauptet werden, die Vorbereitungen einer neuen Weltordnung waren gemacht; auch ſtiller und ruhiger wären wir Deutſche doch zur Nichtigkeit hinübergegangen: Gott wollte uns im Donner und Wetterleuchten etwas geſchwinder führen, und gab uns bei allem dem Unglück und Elend doch den Troſt, daß Großes und Herrliches aus uns geboren werden könnte, er gab uns die Bilder gewaltiger Männer für die Zukunft, zur Nachahmung und Kräftigung deutſcher Tugend aufgeſtellt, wann die Zeit wirklich da ſeyn wird; über den Schutt und das Blut fließt ein Glanz unvergänglicher Namen hin, die uns tröſten, was wir hätten ſeyn können, wenn Gott ſchon gewollt hätte, daß wir es werden ſollten. So ſpielt auch nach langer Dürre manche düſtre Wetterwolke fürchterlich ſchön mit Donnern und Blitzen: wirft Schloßen herab, zerſchmettert Felſen und zündet die Thürme der Städte und die Häuſer der Menſchen, aber bringt keinen Regen. . . . . . . ꝛc.

„Dieſer ſchreckliche Krieg, der das Land an den Alpen und dem Rhein bis zur Oſtſee und Nordſee und bis an die Gränzen der Polen und Ungarn ſo viele Jahre verwüſtend durchzogen, hatte den Glanz den Reichthum die Volksmenge, wodurch Deutſchland ſonſt über den meiſten Ländern ſtand, von ihm genommen. Mitten unter Gräueln und Verwüſtungen war ein zaghaftes gedrücktes und verkümmertes Geſchlecht aufgewachſen, das ſich zu dem Stolz der früheren Freiheit nicht mehr erheben konnte; viele auch waren völlig verwildert oder ächte Kinder des Krieges und der Ausgelaſſenheit, im Lager empfangen und geboren, im Lager erzogen, im Lager durch die Lehrjahre der Waffen gegangen. Denn es war die Sitte, daß der Soldat Weib

„und Kind mit ſich herumführte und von dem armen Bürger
„und Bauer füttern ließ; oft zogen 10,000 und 15,000
„Weiber Wiegen Kindergeſchrei Schulmeiſter mit dem Heere:
„der Krieg ward in der wilden Zeit häusliches Leben. Vom
„Anfang an ward er grauſam geführt durch Partheiwuth
„und Religionshaß, hart und drückend durch die Wildheit
„und Ausſchweifung ſo großer Schaaren, zuletzt immer plagender
„durch die Noth und Armuth; denn die Wuth hatte
„ihre eigene Nahrung aufgefreſſen. Zu dieſen Verheerungen
„geſellten ſich häufig Hunger und Peſt und Miswachs,
„und vertilgten, was das Schwerdt noch verſchont hatte.
„Die Heere wurden durch Ausſchreibungen und Einlagerungen
„erhalten; die Feſtungen waren Löwenhöhlen und Raubneſtern
„gleich, die alles ringsumher in Wüſten verwandelten:
„verrufen waren unter den ſchwediſchen Hanau und
„Hohentwiel, unter den kaiſerlichen Wolfenbüttel Wilzburg
„und Nienburg. Unſere Zeit hat uns das Elend und die
„Mißhandlung jener Unglücklichen verſtehen gelehrt. Städte,
„die ſonſt blühend und frei waren, lagen in Schutt und
„Aſchen danieder, Flecken und Dörfer verſchwanden ſo, daß
„man nach 20 Jahren ihre Stätte nicht mehr kannte, jetzt
„auch ihre Namen verſchollen ſind; manche Gegenden waren
„ſo verheert, daß ſie kaum ein Viertel, einige nur ein Achtel
„ihrer vorigen Bewohner enthielten. Alle dieſe ſo große
„Drangſale, ſo unermeßliche Verluſte, ſo brennende Wunden
„wurden gebeſſert und geheilt; ſchon um die Jahre 1670 und
„1680 ſagten und ſchrieben viele, Deutſchland ſtehe wieder
„grün und mächtig da wie vormals, und kaum erſcheine
„noch, wie unglücklich die Großväter und Väter des gegenwärtigen
„Geſchlechts gelebt haben. Aber ſie täuſchten ſich.
„Nie ſeit jenen unſeligen Tagen gelangte Deutſchland wieder
„zu dem Glanz und der Stärke ſeiner Städte noch über-

„haupt zu der wimmelnden Volkskraft und Volksmenge, die es vor dem dreißigjährigen Kriege noch hatte; Mäßigkeit Fleiß Arbeit konnten Vieles erſetzen und herſtellen, die alte Waidlichkeit Freudigkeit und Fröhlichkeit war dahin, und kam nimmer wieder: das Volk hatte ſeine Unſchuld und ſein Vertrauen verloren. Durch Arbeit und Mühſeligkeit läßt ſich etwas erringen, und das errangen die Deutſchen; aber das Arbeitſelige und Mühſelige ſtand den folgenden Zeiten auf der Stirn geſchrieben, und dieſes Zeichen trugen auch die Deutſchen.

„Wie Kaiſer Kurfürſten Fürſten und Herren von einander geſchieden und getrennt und das ſonſt einträchtige und mächtige Reich durch Hochmuth Ungehorſam Neid Haß und Künſte der Fremden zerſpalten und zerriſſen worden, iſt oben an mehreren Stellen ſattſam gewieſen. Dies blieb nicht nur ſondern ging immer fort; je kleiner das Reich ward, deſto größer glaubten die Fürſten zu werden. Trug Liſt Ungerechtigkeit Weichlichkeit für Treue Aufrichtigkeit Redlichkeit und Strenge; ſtehende Söldner und bunte Hofhaltungen; viel Dienſtbarkeit, wenig Freiheit — das hieß nun Ordnung ſtiften und das Regiment verwalten. So erhoben ſich jetzt die mächtigen Fürſten in der Meinung und dem Stolz auch weit über die geringeren; auch da verſchwand die Vertraulichkeit und Freundlichkeit, die oft auch das ganze Volk hätte zuſammenbinden helfen können. Neue Namen, wie alte Tugenden ſtarben, Gepränge Rangſtreite Hoftitel Durchlauchtigkeiten Vortrefflichkeiten Erhabenheiten Ehrwürdigkeiten; und keine Durchlauchtigkeit Vortrefflichkeit Erhabenheit Ehrwürdigkeit des Reichs ſollte mehr ſeyn. Die Städte verarmt entvölkert mit niedergeriſſenen Mauern und Thürmen und mit geſchändeter Ehre und Freiheit, ſtiegen nimmer wieder zu ihrem

„alten Ansehen auf; viele wurden von den Fürſten bezwungen, andere unterwarfen ſich freiwillig; die übrigen, welche unmittelbar zum Reiche gehörten und ſich Reichsſtädte nannten, trugen mehr den Namen als die That; wenige wurden wieder blühend, die meiſten lebten nur in alten Erinnerungen, bald ſtarben auch dieſe: in alter Freiheit und Gerechtigkeit und in hohem Muth und Trotz blühete keine wieder. Die Zeit der Fürſten und Soldaten war gekommen, die Zeit der freien Städte und Genoſſenſchaften war vergangen. Der Adel ward dienſtbar, wie die Fürſten herriſcher wurden; als er das Alte vergeſſen hatte, glaubte er auch, er ſey adlicher geworden: *das iſt der Fluch der Knechtſchaft, daß ſie Flitter für Edelſteine anſieht und die einfachen und ewigen Gedanken verkehrt.* Für die ritterlichen Waffenkünſte, für die kühne Freiheit, für das hohe Wort, das ſonſt aus eines deutſchen Edelmanns Munde den Fürſten Gerechtigkeit lehrte und die Kaiſer zur Weisheit ermahnte, weichliche Zierlichkeiten, fremde Sitten, bunte Titel, albernes Gepränge. Wie die Fürſten ſich vom Volke geſchieden hatten, ſchieden ſie auch den Adel davon: das Beiſpiel verführte die Kleineren. Als die geborne Tugend ausgezogen war, da erſt galt die geborne Geburt, Hochmuth galt für Stolz: der Stolz iſt Fürſten unbequem, welche nur herrſchen wollen. Auf dieſe Weiſe entſtand auch Haß zwiſchen dem Edelmanne und dem Bürger. Dies verdarb den Sinn und das Gemüth des ganzen Volkes. So lange die Städte mächtig und herrlich ſtanden, war auch der Adel herrlich; eine Kraft trieb die andere, keine durfte zurückbleiben, in allen Tugenden und edlen Künſten mußte um die Wette gerungen werden, wer der Herrlichſte und Beſte würde: und die ritterlichen Männer die Frundsberge Hutten Sickingen Ge-

„nenburge, waren gleich edlen Bürgern, biedere treue freundliche, allen gleiche deutſche Männer. Solchen Adel hatte „Deutſchland gewollt, und ehrte ihn gern, ſolchen, der in „Geſang That Gefühl in ſeinem Volke lebte, nicht dieſen, „der jetzt ward, voll unleidlichen Hochmuths auf die nichtige „tugendleere Geburt, mit fremden Sitten, mit fremder Buhlerei und Aefferei behaftet. Den Fürſten gefiel er: wer „das Kleine liebt, iſt der Dienſtbarſte, und wer in dem Eilen bangt, der Geduldigſte. Auf dieſe Weiſe durch die „unſeligſte Verblendung kleinlicher Eitelkeit wurden die Fürſten und Herren und durch ſie ihr Volk verdorben. Nur „ein Theil des katholiſchen Adels, der auf die reichen Stifter hoffte, und einige reichbeſeſſene Familien, welche kleine „Herren verſchmäheten, hielten ſich mehr unmittelbar zum „Reiche und zur Kaiſerlichen Majeſtät, ſie waren weniger „demüthig und abhängig; aber das Ausländiſche und Eitle „ergriff auch ſie. Das Vaterland und der Stolz auf den „deutſchen Namen und ſeine Herrlichkeit ward mehr und „mehr ein Klang vergangener Zeiten. Das ganze deutſche „Volk, im Elende lange alles Gefühls des Widerſtandes „und der Kraft beraubt, ließ ſich hinfort von Fürſten und „Soldaten, von Freunden und Feinden mit Auflagen Zöllen „Steuern und Ausſchreibungen beſchatzen und plagen, und „war noch freundlich, wenn der Herr es nur gnädig machte. „Als man durch Arbeit nicht mehr frei und geehrt ward, „hieß es die größte Freiheit, am wenigſten arbeiten und „am meiſten genießen; doch ſchämten die Menſchen ſich, dies „zu bekennen, aber viele fingen ſchon an ſo zu leben.

„Seit dieſen Tagen verfiel die Kunſt des deutſchen „Volkes mit ſeiner Freiheit, und es iſt in den folgenden „Jahrhunderten nichts gemacht worden, was an die Werke „der Väter reichte. Auch die Sprache war anders gewor-

„den, flüſſiger prunkender und breiter und ausländiſcher;
„auch ſchon mit vielen fremden Wörtern als mit Zierrathen
„aufgeſchmückt, nicht mehr die alte kurze feſte körnige und
„einfältige Sprache, auch der Ernſt die Freundlichkeit und
„Kindlichkeit nicht mehr in ihr, welche in Luthers und
„Huttens Zeit noch ſo mächtig und lieblich waren. Wie
„ſollte dies auch anders ſeyn? Was der Menſch in Stein
„und Erz und Thon wirkt, was er in Bildern hinſtellt,
„was er als luſtige Blumen ſeiner Geſinnungen und Ge-
„danken in Reden und Liedern hinſpielt, das iſt ja der
„Spiegel ſeines Lebens; nun kann aber der Spiegel nicht
„anders ſeyn, als das Leben iſt. Wenn Einfalt Treue und
„Unſchuld ſelten werden, wenn das ſonſt freie und fröhliche
„Geſchlecht in Arbeit Kummer und Mühſeligkeit ſtönt und
„ſchmachtet, nicht daß es Freuden, ſondern daß es nur Brod
„gewinne — dann wird das Werk klein und zierlich und
„knechtiſch und das Bild und der Gedanke kümmerlich und
„mühſelig, wie es der Menſch iſt. Die Blüthe der Deutſch-
„heit, woraus nur die Blüthe der Kunſt ſproſſen konnte,
„war verwelkt; Freiheit Stolz Freude waren dahin. Man-
„ches Gute und Wackere bewahrte das gute Volk, Ehrbar-
„keit Redlichkeit Fleiß Tapferkeit; aber wie ſein heiliges
„Reich, ſo hatte auch ſein Gemüth den vereinigenden Mit-
„telpunkt und das alle Kräfte zuſammenhaltende Gleichgewicht
„verloren. Damit es das herrliche Alte leichter untergehen
„ſähe, blendete ihm Gott die Augen; es erkannte ſich nicht,
„was es geweſen, was es noch war, und griff nach fremden
„Lügen und Täuſchereien. Nun beginnt die Abgötterei und
„Hurerei mit dem Franzöſiſchen, die Reiſen des deutſchen
„Adels und der deutſchen Prinzen nach Paris; nun klang
„Frankreich die Schule der Freiheit der Ritterlichkeit ja
„der Jugend: franzöſiſche Sprachmeiſter, franzöſiſche Tänzer,

„französiſche Moden, ſelbſt französiſche Leichtfertigkeit, welche Liebenswürdigkeit genannt ward, holte man über den Rhein. Die Kleinen und Mittleren im Volke bewahrten ſich lange rein von dieſer Unzucht; doch ſtaunten ſie als etwas Großes an, worauf die Großen einen ſo hohen Werth legten. Jenes Lebendige und Schaffende, woraus wie aus lebendigen Quellen ſein Muthigſtes und Schönſtes hervorſprudelt, hatte kurz vor und in dem dreißigjährigen Kriege in den hohen Heldengeſtalten gleichſam einen Ueberfluß gezeigt, nachher ſchien es faſt verſiegt. Was die Deutſchen in den hundert Jahren nach dem dreißigjährigen Kriege in Werken Bildern und Worten geſchaffen haben, iſt theils eine ſchwächliche Nachgeburt und ein kalter Nachklang der Vergangenheit, theils undeutſche Ziererei oder nüchterne Arbeitsſeligkeit, es trägt den Stämpel der Zeit.“

29. Ueber die Feier der Leipziger Schlacht.

Gedruckt zu Frankfurt 1814, wieder aufgelegt 1815.

Hierüber iſt weiter nichts zu ſagen, als daß in jener begeiſterten Zeit, wo man die gedemüthigte Schande und die grüne Freude und Hoffnung noch ſo jung fühlte, der leiſeſte Wink von einem Ende Deutſchlands bis zum andern die Höhen und Berge den 18. Oktober mit Feuern geröthet hat.

30. Noch ein Wort über die Franzoſen und über uns. 1814.

S. 7. Wird auf Herſtellung der alten deutſchen Gränze gedrungen zur Sicherheit des Reichs. Linie von Dünkerken bis Baſel; Lille Metz Straßburg ꝛc. muß wieder deutſch werden. — Das ewige Lied aller meiner Bücher.

Die Ritter von Jomsburg.

Auffuhr bei dem Mahl,
Gleich dem himmliſchen Strahl
In wilden Gewittern,
Vor Knappen und Rittern
Oloff — und in Stille
Staunte die herrliche Schaar:
Die Vögel zittern dem Sonnenaar
Und dem Meiſter der Ritter Wille.

Zu Sigurd er trat:
„Mann der ſchändlichen That!
Du liegeſt bei'm Weibe.
Dort ſteht ſie, am Leibe
Zierlich mit den feinen
Locken, viel heller, als Gold;
Dort Ivar iſt es, der Knabe hold,
Den du ſingſt in der Preuſſen Hainen.“

S. 8. Die Nothwendigkeit gezeigt von der Beſetzung der Nordfeſtungen Frankreichs, bis Deutſchlands Angelegenheiten geſchlichtet. — Ich bemerke nur, wie viel Blut das geſpart haben würde im folgenden Jahre 1815! wahrſcheinlich wären auch dann die ſogenannten hundert Tage nie in der Geſchichte genannt. Ich hatte alſo richtig vorhergeſehen und treu und deutſch gerathen.

S. 9 — 10. Die Franzoſen mußten 250 Millionen Reichsthaler Kriegsſchatzung zahlen, die entführten Denkmäler herausgeben ꝛc. ꝛc.

S. 10 ff. Von der Mishandlung des Vaterlandes durch die Franzoſen und von ihrem nun ſchon zu lange verderblichen Einfluß auf daſſelbe. Dann dargeſtellt, wie es zur Wiederherſtellung deutſcher Art Tugend und Herrlichkeit nöthig ſey, den Gegenſatz gegen alles Wälſche überhaupt, vorzüglich gegen wälſche Sprache und Sitte hervorzuheben und den Abſcheu gegen alle Vaterlandsverräther und wälſchende und deutſchfälſchende Helfershelfer der Fremden zu ſtärken; wie nothwendig vor allen eine reindeutſche Erziehung ſey mit Ausmärzung aller wälſchen Zierlichkeit und Aefferei u. ſ. w.

S. 20 — 31. Idee von deutſchen Geſellſchaften. Ich denke, löblichſt.

S. 32. Die Zeit des Träumens und Schlafens ſey noch nicht da, mit Napoleons Fall ſeyen alle dem Vaterlande drohende Gefahren noch nicht weggeſunken — „die Wälſchen werden ja gegen uns Deutſche bleiben, die ſie immer geweſen“ — Ja wohl! ja wohl! ſprang es nicht nach wenigen Monaten im Frühlinge des folgenden Jahres hell wieder hervor? und war nicht beide der Wolf und der Fuchs wieder da? Doch hat man mich gefragt, was ich damit gemeint, daß man noch nicht ſchaafartig träumen und ſchlafen dürfe?

Die Fragen und die gezogenen und die herbeigezogenen Konſequenzen beantworten und widerlegen ſich von ſelbſt durch die Lage jener Zeit, durch die Schrift und ihren Zweck und ihr Ziel. Freilich that und thut es weh, wenn in kalter Zeit das Warme vor dem Kalten ſich gebärden ſoll, als habe es immer auch frieren müſſen.

Ich ziehe hierher ſogleich

31. Das Wort von 1815 über die Franzoſen. 72 S. 4.

Faſt ganz über und gegen Frankreich und die Franzoſen und ihren Anhang, der damals auch in Deutſchland wahrlich noch nicht ganz todt war; dann über den Stand der Dinge in Deutſchland in jenem Frühlinge von 1815.

S. 94—96. Was Politik in der Welt iſt.

S. 96 – 98. Beweis, daß nicht die Italiäner ſondern die Franzoſen die neue Politik in die Welt gebracht haben.

S. 100 ff. Aufruf gegen die Franzoſen. Es war wieder die Zeit da, wo genug Gefahr ſtand, wo aber auch die Hoffnung aller Guten und Redlichen ſich neu entflammte, jetzt könne durch Gott und das Schwerdt erlangt werden, was durch den Pariſer Frieden des verfloſſenen Jahrs nicht erlangt war, nämlich: Einſchränkung der franzöſiſchen Macht und endliche Züchtigung des wälſchen Uebermuths, Wiederherſtellung der alten deutſchen Gränzen längs der Ardennen und der Schelde, und Stärkung des Vaterlandes an ſeinen heiligen Rhein. In dieſem Gefühle aller redlichen Deutſchen iſt dieſes Wort von 1815, wie alle Gefahren und alle Herzen brannten, auch mit flammender Zunge geſprochen.

Noch muß ich hier einer Stelle erwähnen, die gleichſam das Vorſpiel geweſen iſt zu dem, was ich in dieſen drei Jahren habe leiden müſſen. Es heißt S. 102 und 103;

„Tapfere und fromme Deutſche! ihr hört ihre ſchmeichelnden
„Klänge, ihr hört ihre gleißenden Lügen; ſie können
„euch nicht mehr täuſchen. Ihr kennt ſie nun 25 Jahre,
„was ſie der Welt gelobt und was ſie gehalten haben;
„eure Väter haben ſie drei Jahrhunderte gekannt als ihre unruhigſten
„und hinterliſtigſten Feinde. Auf! und mit Gott
„drein geritten und drein geſchlagen! und der Himmel wird
„die Hölle und die Wahrheit wird die Lüge beſiegen. Was
„wollen ſie, die wieder mit der ſüßen Glocke der Freiheit
„und Gleichheit läuten? Sie wollen Knechtſchaft und Tyrannei;
„euer Land, euer Gold, eure Ehre wollen ſie verſchlingen.
„Was wollet ihr? Freiheit und Geſetzlichkeit, Frieden und
„Gerechtigkeit und ſicheres Wohnen in dem Lande eurer
„Väter. Darum auf ſie als auf die Verfluchten, die im
„Bann der Menſchheit ſind! ſchlaget ſie und zerſchmettert ſie,
„daß ſie in der Heimath der Eitelkeit und des Uebermuthes
„lange noch zittern vor den Schrecken eures Namens! Züchtigt
„ſie im Namen der ewigen Gerechtigkeit und im Namen
„Gottes, ſchwingt das furchtbare Schwerdt der Rache gegen
„die Verruchten, die euch mit dem Eiſen begegnen! aber der
„Wehrloſen ſchont und der Weiber und Kinder
„brauchet chriſtlich und menſchlich: denn ihr ſeid
„Chriſten und ſollt mild und barmherzig ſeyn. Aber leget
„die Waffen nicht aus der Hand ohne die Bürgſchaft der
„Ruhe und der Sicherheit, ohne eure alten Gränzen, die
„Vogeſen und Ardennen, mit den alten germaniſchen Strömen;
„und ſo ziehet hin und feiert den Triumph des Sieges
„über die Hölle, und dann hänget die Schwerdter zum
„ewigen Gedächtniſſe des göttlichen Streites an dem Altare
„des Heiligthums auf.“

Die in dieſer Stelle angeſtrichenen Worte ſtehen hart angeklagt in der bekannten Streitſchrift des Herrn Geh. Raths Schmalz vom Herbſte 1815. Herr Schmalz hatte mich nämlich beſchuldigt, ich habe gelehrt, der deutſche Soldat dürfe in Frankreich allenfalls nothzüchten, aber chriſtlich und mit Maaß. Ich habe es nie der Mühe werth gehalten, über eine ſo ſcheußliche Beſchuldigung öffentlich nur ein Wort zu verlieren, weil dieſes Büchlein ja da war und nachgeleſen werden konnte. Ich kann auch heute noch nicht anders glauben, als daß Herr Schmalz, von welchem ich bis dahin nur alles Gute gehört hatte, das Buch wahrſcheinlich ſelbſt nicht geleſen, ſondern, allerdings ſehr leichtſinnig, jene Verdeutung von einem Dritten auf guten Glauben angenommen und weiter verpflanzt hat. Freilich hätte, wer ſo gräulich zu beſchuldigen und einen unbeſcholtenen Mann als einen Abſcheu der Menſchheit hinzuſtellen wagte, ſich mit eigenen Augen und Gedanken von dem ſchriftſtelleriſchen Karakter deſſelben vorher etwas genauer unterrichten ſollen. Hätte Herr Schmalz meine Schriften geleſen, ſo hätte er in dem Erſten Bande meines Wächters aus derſelben Zeit S. 132—33 die Worte finden können, welche lauten, wie folgt:

„Wie dieſe verſchiedenen Prediger und Ermahner zur
„Güte und Milde es auch meinen und aus welchen Ab-
„ſichten ſie auch predigen und verkündigen mögen, ich ſtimme
„in dem Einen Punkte ganz mit ihnen überein, daß man
„jeden einzelnen deutſchen Soldaten zu chriſtlicher Freund-
„lichkeit Güte und Barmherzigkeit ermahnen ſoll, daß man
„ihm die einzelne Rache als etwas Scheußliches darſtellen
„ſoll, daß man ihm ſagen ſoll und täglich und ſtündlich
„wieder ſagen ſoll, daß die Unbewehrten die Weiber die
„Jungfrauen und Kinder unmittelbar in Gottes Schutze
„ſind, und daß ſchwer beſtraft wird, wer ſie muthwillig plagt

„und vergewaltigt. Chriſtliche Zucht muß einem jeden Deutſchen
„Soldaten gepredigt werden auch gegen den böſeſten Feind,
„und die Lehre muß endlich allgemeine Lehre des Chriſten
„werden, daß nur gegen den Bewehrten Wehr und Gewalt
„erlaubt ſind.“

32. Entwurf einer deutſchen Geſellſchaft. Frankfurt 1814.

Da ich über dieſes Büchlein und über ſeine Abſicht, die doch in ihm ſelbſt auf das klarſte ausgeſprochen iſt, in mehreren Richtungen hin und her und oft ſonderbar genug gefragt worden bin, ſo habe ich mir ein neues Exemplar kaufen müſſen — denn das meinige hatte die Polizei im Sommer 1819 mir weggenommen — und habe es dann mehrmals hin und her wieder durchgeleſen und durchſtudirt, ob denn irgend arge Tücke und Hinterliſt darin ſtecke, welche man darin zu wittern ſchien; und ich habe keine gefunden, und kein unbefangener Leſer wird ſie darin finden können.

Die Schrift iſt ganz natürlich entſtanden aus den Gefühlen, die nach dem Pariſer Frieden vom Frühling 1814 in den Herzen aller redlichen und geſcheidten Deutſchen brannten, daß nach ſo außerordentlichen Wundern Gottes und nach ſo herrlichen Thaten der deutſchen Degen für unſre künftige Sicherheit und Herrlichkeit ſo wenig erlangt war, dahingegen faſt alle fremde Staaten, zum Theil auf unſre Koſten, wie England Holland die Schweiz u. ſ. w. ſich der Aerndte unſers Glückes und unſerer Siege bemächtigten. Ich wußte und fühlte mit den Redlichen und Geſcheidten meines Volkes, wo unſer Uebel ſteckte, ich kannte vor allen das Hauptübel recht gut, das uns den Wälſchen ſeit zwei Jahrhunderten unterworfen hat und wodurch ſie in leichter Kunſt immer wieder zu gewinnen verſtehen, was unſer ſiegreiches Schwerdt ihnen ja einmal abgedrungen hat, nämlich: die Herrſchaft der franzöſiſchen Sitte und Sprache über uns, vorzüglich über unſere gebildeten und höheren Klaſſen. Gegen ſolches geiſtige und moraliſche wälſche Gift dachte ich auf ein geiſtiges und moraliſches Heilmittel. Was dieſes Unkraut unter uns allmälig vertilgen helfe, das, meinte ich, werde die alte deutſche Tugend und Art wieder an Luft und Licht gelangen und im eigenen Sonnenſchein aufblühen laſſen. So iſt der vorliegende Entwurf der deutſchen Geſellſchaft entſtanden, die da wirken ſollte zur Verachtung und Verbannung alles Wälſchen unter uns und zur Belebung und Wiedererbauung des Deutſchen und der deutſchen Kraft Art und Sprache: Eine Geſellſchaft, deren Zweck durchaus löblich war, die nichts Geheimes haben noch hegen, ſondern vor den Augen des Volkes und der Regierungen eine offene und öffentliche Geſellſchaft ſeyn ſollte, ja die, eben weil ſie eine durchaus öffentliche ſeyn ſollte, nirgendwo im Vaterlande eingerichtet werden konnte ohne Mitwiſſen und Erlaubniß der betreffenden Regierung.

Ob genau nach dieſem meinen Plane wirklich deutſche Geſellſchaften geſtiftet ſind, weis ich bis dieſen Tag nicht, und habe ich auch aus den bei den Akten befindlichen Zeugenverhören, die mir zum großen Theile zugedeckt worden ſind, nicht erfahren, und vielleicht nicht erfahren ſollen. Ich habe von wirklichen deutſchen Geſellſchaften keine andere Kunde gehabt, als die Gerücht Gerede und Zeitungsblätter umhergetragen haben. Näheres zu erfahren haben mir damals Ort Zeit und Gelegenheit gefehlt. Ob der Kriminalrichter Snell oder der Juſtizrath Hoffmann mit mir darüber geſprochen deren zu errichten, davon habe ich keine Erinnerung. Es wäre ja etwas ganz Unſchuldiges geweſen, wenn nämlich von einer Stiftung derſelben nach meinem Entwurfe die Rede geweſen ware. Als ich im Herbſte 1814 Frankfurt und die Gegend des Mittelrheins verließ, habe ich noch von keinen deutſchen Geſellſchaften gehört. Daß ich kein Mitglied einer einzigen ſolchen oder ähnlichen oder irgend einer öffentlichen oder geheimen politiſchen Geſellſchaft geweſen bin, geht ja aus allen Zeugniſſen derer hervor, die man gefragt hat; daß man aber nicht mehr Zeugniſſe beigebracht hat, die eben das beſtätigen würden, iſt nicht meine Schuld ſondern mein Schaden.

Theilnehmer von ſolchen Geſellſchaften, viel weniger noch von andern Bünden oder von geheimen Geſellſchaften — gegen welche letztere ich von Natur ein Grauſen habe — bin ich nie geweſen. Das geht wohl aus den Akten hervor und aus den gültigſten Zeugniſſen und aus der ſorgfältigſten Gefliſſenheit, mit welcher man auch da über und gegen mich gefragt hat, wo dazu gar keine Anzeigen waren — hätte man nur mit derſelben Gefliſſenheit die Zeugniſſe geſammelt, die man für mich haben konnte! — das geht hervor aus dem gültigſten Zeugniſſe von allen, aus meinem ganzen Leben, welches ich immer frei und offen in Worten und Werken zur Schau getragen habe und welches zu meinem Glücke gottlob ſo viele der edelſten und würdigſten Männer des Vaterlandes zu mitwiſſenden und mitzeugenden Genoſſen und Gefährten ſeiner Beſtrebungen gehabt hat. Was ein Dritter von einem Dritten über einen gehört haben will, was ein Vierter oder Fünfter über einen gemeint hat, das iſt und bleibt ja eben nur Gerede und Meinung und Wahn — Wenn dergleichen etwas gälte, ſo müßten die vereinten Meinungen und Beſchuldigungen meiner Feinde ein bis ins Verderben hinab ziehendes Gewicht gegen mich haben.

33. Friedrich August König von Sachſen und ſein Volk. 1814. 70 S. 8.

34. Blick aus der Zeit in die Zeit. 1814.

Gedruckt in Frankfurt, ich glaube, Ende von 1814 oder Anfang von 1815.

Wie viele Fragen der Art habe ich über längſt vergeſſene und vergangene Verhältniſſe und über die Urtheile und Meinungen davon aushalten müſſen, wie die folgenden beiden ſind!

Frage 10. Wie konnten Sie ſich in der S. 4. 5. vorkommenden Art über den damaligen Kongreß zu Wien äußern und dieſen mit einem allgemeinen europäiſchen Hochzeitball vergleichen, wo die Glückſeligkeit der Völker eingetanzt werde?

Note. Die Worte: „Denn daß jene Verhältniſſe von „Freundlichkeit Zartheit und Ritterlichkeit, welche die Kai„ſer und Könige unauflöslich an einander zu knüpfen und „aus den Völkern Europas gleichſam Eine Familie zu ma„chen ſchienen, trotz allen Reibungen und Gegenſtößen und „Mißtrauen erregenden Zuflüſterungen unzertrennlich ſeyn wür„den, konnten ſie (die Deutſchen) kaum hoffen, da der Reiz „und die Macht der Sachen und ihrer Nothwendigkeit im„mer wirkſamer zu ſeyn pflegt als alles, was man auf „Perſönlichkeiten bauen kann. Freilich ſcheint bis jetzt die „That alle ihre Beſorgniſſe zu widerlegen und auch von „Wien her hört man dieſelben Glocken läuten, die von Pa„ris erklangen: nichts als Eintracht Freundſchaft Brüder„lichkeit und Ritterlichkeit, nichts als Feſte und feſtliche Ge„ſinnungen: es ſcheint ein großes langes Friedensfeſt zu „ſeyn, eine innige und fröhliche Vermälung aller Herrſcher

„und Herrſcherinnen mit einander, es ſcheint ein allgemeiner
„europäiſcher Hochzeitball zu ſeyn, wo die dauernde Familieneintracht
„und Glückſeligkeit der Völker eingetanzt wird.
„Dies iſt der Klang und der Schein: aber was die Beobachter
„und Zuſchauer erlauſchen und winken, das klingt
„und ſcheint ſchon etwas anders; und auch was wir andern,
„die aus der Ferne lauſchen und ſchauen und denen der zu
„nahe Schimmer Augen und Herzen nicht ganz verblendet,
„hie und da vernehmen und gewahren, iſt nicht bloß das
„harmoniſche Saitenſpiel eines Hochzeitballes, ſondern Seufzer
„und Klagen, auch zuweilen Flüche und ſogar einige
„Klänge von Kanonen aus der Ferne laſſen ſich hören, und
„hinter den bunten Vorhängen des Theaters und den blanken
„und freundlichen Geſichtern lauern mancherlei verlarvte
„und verkappte Geſellen, die da Arges treiben und Unheil
„und Verwirrung zetteln. Ja viele fürchten ſchon, was wir
„nicht ausſprechen wollen, der luſtige Freudenball werde ſich
„in Hader und Zwietracht auflöſen."

Frage 11. Wie können Sie S. 8, wo Sie unter andern fordern, daß die Fürſten unter ſtrenge Geſetze geſtellt werden, zugleich die Entziehung eines Rechts (das Recht der Bündniſſe mit Fremden) verlangen, das ihnen durch ein Reichsgrundgeſetz des Weſtfäliſchen Friedens eingeräumt war?

35. Ueber den Bauerſtand und ſeine Stellvertretung im Staate.
Berlin 1815.

Weiter ausgeführt im *Wächter* unter der Ueberſchrift: *Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Bauern und Forſten.*

36. Ueber Preußens Rheiniſche Mark und über Bundesfeſtungen. 1815. 106 S. 8.

Geſchrieben im Winter, gedruckt im Frühlinge 1815.

Dieſes Buch gehört zu denen, weswegen ich nicht bloß von Preußen und von Preußens Freunden und Anhängern ſondern von vielen anderen wackeren Deutſchen gelobt worden bin — eben deswegen auch begreiflich von Preußens Feinden und Gegnern eben ſo ſcharf getadelt — als wegen eines zu ſeiner Zeit geſprochenen Worts: gelobt, nicht, weil ich Preußen geprieſen und als die erhaltende und leitende Macht allen andern voran hatte ſtellen gewollt, ſondern weil ſie meinten, die großen Verhältniſſe der Stellung Deutſchlands ſowohl zu ſich ſelbſt als zu den Fremden ſeyen darin mit ſehr ſichern und feſten Zügen gezeichnet, auch was Preußen ſeyn und thun müſſe, um die zugleic[illegible]fährliche und ehrenvolle Rolle übernehmen zu können, welche der Gang der deutſchen Dinge und die Entwickelungen und Verhältniſſe des Zeitalters ihm übergeben hatten.

Geſchrieben iſt das Buch in dem Gefühle der Hülfloſigkeit und Ohnmacht des deutſchen Vaterlandes, vorzüglich bei den Unterhandlungen, wo es faſt immer das Spiel der fremden Kabinette zu werden beſtimmt iſt. Jenes Spiel lag im Winter 1815 offen da, welches beſonders gegen Preußen und Preußens gerechte Anſprüche das thätigſte war, in der unverhohlenen und keinem Hellſehenden verborgenen Abſicht, daß in Deutſchland keine Macht ſo mächtig werden ſollte, die kräftig auf eigenen Füßen ſtehen und den verderblichen und zettelnden Einfluß der Fremden von den deutſchen Gränzen abwehren konnte. Denn der gewaltige Geiſt und Muth dieſes Preußens war ihnen zu fürchterlich erſchienen, eine Anwartſchaft künftiger Größe und Majeſtät.

„Du lügſt in den Hals,
Wie die Stimme des Schalls.
Dafür will ich ſtreiten
Mit Bogen und breitem
Degen und der ſpitzen
Lanze auf Leben und Tod,
Bis einer geht zu dem Gaſtgebot,
Wo um Odin die Tapfern ſitzen,

Sprach Sigurd. Mein Schwert
Iſt des deinen wohl werth,
Biſt mehr du dem Bogen
Und Speere gewogen,
Nimm ſie!“ — Und der Meiſter
Riß aus der Scheide den Stahl;
Drob wiegten luſtig ſich allzumal
Ueber den Wolken der Helden Geiſter.

Und Sigurd haut wild
Und zerſpaltet den Schild

So ſtanden England und Frankreich *) dort wieder in ſchlaueſter und habſüchtigſter Politik gegen Preußen aber zugleich gegen Deutſchland, und ſuchten das erſtere ſchwach und zerſtückelt zu erhalten, damit das letztere wo möglich für immer ſchwach und zerſtückelt und ihren ſchlimmen Spielen und Habſuchten auch für die Zukunft bequem bliebe. Sie zogen auf verſchiedene Weiſe und für verſchiedene Vortheile und Ausſichten, die ſie ihnen boten, Baiern Sachſen Hanover Braunſchweig die Niederlande in ihr Spiel hinein; und mehrmals ſtanden die Sachen ſo, daß viele fürchteten, der Kongreß werde durch Kanonendonner aufgelöſt werden. Als es ſo verworren und für den treuen Freund des Vaterlandes faſt trüb und traurig ausſah, da fing auch in mehreren Gegenden Süddeutſchlands die literariſche franzöſiſche Schlange wieder an ihren gequetſchten aber nicht zertretenen Kopf — ſolche Kreaturen ſind hartlebig — wieder emporzuheben, die eben wieder erwachte deutſche Wonne und Herrlichkeit zu begeifern und wieder von wälſchem Lobe und franzöſiſcher gloire zu züngeln und zu liſpeln. Dieſe Schlange ziſchte vorzüglich von Baiern aus, wo die alte wälſche Rotte noch friſch und lebendig zuſammenhing, und begeiſterte in Zeitungen und Pamphlets, beſonders in der *Alemannia*, mit hinterliſtigſter und böſeſter Schadenfreude jede deutſche Tugend und Größe, am giftigſten aber die Preußiſche Größe und die Preußiſchen Hoffnungen und alles, was von Männern und Thaten aus Preußen jüngſt ſo Großes und Außerordentliches hervorgegangen war, daß alle von Napoleon geſtämpelte deutſche Marſchälle und Miniſter davor hatten erblaſſen müſſen.

---

*) Vergleiche das merkwürdigſte Aktenſtück über den Wiener Kongreß, das im 2. Bande des Wächters S. 153 – 74 zu leſen iſt: Kurze Ueberſicht der politiſchen Lage Frankreichs vom Monat März 1814 bis zum Monat Junius 1815. Paris 1815.

Dieſes Schlangenſpiel, worunter ich alle proteiſche Farben des Wälſchen mit ſchillern ſah, grämte und erzürnte mich als Deutſchen, es grämte und erzürnte mich auch als Preußen. Ich war Preuße geworden mit Leib und Seele — einer meiner Freunde hat ja von mir ausgeſagt, mit zu heftigem Eifer und zu brennender Vorliebe, weswegen er geglaubt habe, zuweilen abkühlende Schreckſchüſſe auf mich thun zu müſſen — ich hatte mein deutſches Vaterland geſucht, ich hatte, wie weiland Sankt Chriſtoffel in der Legende, mir den Mächtigſten und Herrlichſten als Herrn geſucht; ich glaubte ihn in Preußen gefunden zu haben, in Preußen die Möglichkeit erblickt zu haben, daß Deutſchland auch in Zukunft noch als ein Reich und Volk werde beſtehen können; ich glaubte in Preußen den Sinn das Streben den Geiſt und Stolz und, ſeine übrigen Verhältniſſe mit eingerechnet, die Anlagen und Keime und äußeren und inneren Bedingungen zu ſehen, wodurch das Ganze des Vaterlandes ſchien erhalten und gehoben werden zu können. Dies und Preußens Lob und die Hoffnung von Preußens künftiger Beſtimmung und mein treuer Eifer für das große gemeinſame Vaterland und ein rechtſchaffener Zorn gegen die Zetteleien der Fremden, womit ſie unſre Macht verſtricken und unſer Glück wegſpielen wollen, geht durch die ganze Schrift von Anfang bis zu Ende. Freilich will ſie aus der Geburtsſtunde erklärt und gerichtet werden; aber auch heute noch kann ich mich der Anſichten Hoffnungen und Weiſſagungen von Preußens künftiger Herrlichkeit und von der Einrichtung und Stärkung Deutſchlands weder für den Kopf noch für das Herz nicht ſchämen. Es war ja damals faſt alles anders als jetzt, und eben ſo auch die Anſichten und Hoffnungen der Menſchen. Das wird mir aber wohl in Preußen nicht zum Verbrechen werden, daß ich, gewiß aus treueſter und uneigennützigſter Liebe und Bewunderung — ſo liebte und bewunderte ich es und weiſſagte von ſeiner Zukunft — zu Herrliches von ihm gehofft und geweiſſagt habe. Der Gedanke, daß Preußen einſt das Fürſtenthum über die Fürſten und Lande und die erſte Stelle in Deutſchland einnehmen werde (nämlich nach meiner Anſicht, wo keine Herrlichkeit in Deutſchland aufgehoben ſondern zur Stärkung des Ganzen alles nur geſetzlicher und feſter geordnet werden ſollte) muß ja wohl ein ſehr unſchuldiger Gedanke ſeyn, da er ſelbſt in der Hauptſtadt des Preußiſchen Staates ſo kühn hat gedacht und kundgethan werden dürfen, als er nie in meinen Kopf gekommen iſt, und zwar zu derſelben Zeit; als ich wegen viel kleinerer und leiſerer Gedanken von Unterordnung der Fürſtenthümer, welche ich vorlängſt gehabt hatte, ſo abgeängſtet worden bin. Herr Julius von Voß hat nämlich im September 1821 in Berlin eine Schrift ausgeben dürfen unter dem Titel Die unfehlbare Beſiegung der Osmanen. In dieſer Schrift heißt es S. 47, ganz Deutſchland ſoll vereint werden und das Haus Zollern ſoll den germaniſchen Thron beſteigen; die Fürſten ſollen verſetzt und in Aſia und Afrika abgefunden werden: es heißt ausdrücklich von ihnen S. 44: nur müſſen nicht einzelne Fürſten wie glebae adscripti am Schollen kleben, auch nicht Völkertheile am Namen und dergl.

Einiges vom Inhalt des Buches:

S. 17—26. Gegen die Verkleinerer der neuen deutſchen Erhebung und Herrlichkeit und die wälſchelnden Haſſer Preußens und ſeiner Freunde.

S. 26—32. Damalige Stimmung der Bewohner der

Rheinlande und ihre Meinung und Neigung in Hinſicht ihrer künftigen Herren.

S. 32—37. Verſchiedene Anſichten der Preußen der alten und der neuen Schule in Beziehung auf den Erwerb und Beſitz der Rheiniſchen Vorlande für Preußen.

S. 39—65. Anſchlag, was Preußen von den angränzenden Reichsfürſten für Hülfen und Beiträge zur Vertheidigung dieſer gefährlichen Gränze gegen Wälſchland nothwendig erhalten müſſe — und von den Bundesfeſtungen.

S. 65—78. Neid und Haß der Eigenen und der Fremden gegen Preußen und Preußens Ruhm und Größe, wie die Lage der Dinge ſich jenen Winter 1815 offenbart hat. — Englands Politik gegen Preußen und Deutſchland S. 71—73. Ich erinnere hier nur wieder, was ich oft geſagt habe, daß England gegen Deutſchland und Preußen die allerundankbarſte — warum ſage ich nicht treuloſeſte? — Politik beobachtet hat, gegen Deutſchland und Preußen, deſſen Beharrlichkeit und Tapferkeit es ſo vieles verdankte. Von Deutſchland konnte es nehmen, Deutſchland konnte es mit vertheilen helfen, da es von Spanien und Portugal, die es doch zum guten Theil durch ſein Blut und durch ein unermeßliches Geld von den Franzoſen befreite, auch nicht ein Dorf zu behalten gewagt hat. Es erſchafft für ſich das Königreich der Niederlande und reißt an jener Weſtgränze beinahe 4 Millionen Seelen von Deutſchland ab, wofür jenes ſiegreiche Land gar keinen Erſatz bekömmt; die beſiegten Franzoſen rührt es nicht an und iſt mit denen thätig, welche hindern, daß Deutſchland ſein Elſaß und Lothringen und ſeine drei Bisthümer nicht zurück erhält; es dringt Preußen, damit es für kleinliche und undeutſche Zwecke ſein Königreich Hanover vermehren könne, zwei ſeiner trefflichſten

Landſchaften Hildesheim und Oſtfriesland mit der Ems, ab, beraubt es der Hälfte des Maaßfluſſes und der Maaßfeſtungen, die ihm nach ſeiner ganzen Weſtgränze und Lage zukommen, und ſetzt ſich mit denen zuſammen, welche ihm gern auch ganz Sachſen abgezwungen hätten u. ſ. w.

S. 85 – 94. Schilderung von Deutſchlands trauriger Stellung den Fremden gegenüber oder vielmehr unter dem Einfluſſe der Fremden ſeit Jahrhunderten.

Schluß. Hoffnung auf Preußens Muth Hochſinn und geiſtigen Adel.

37. Der Wächter, eine Zeitſchrift, 3 Bände. Köln 1815—16.

Dieſe Zeitſchrift begann im Sommer 1815 und ſchloß im Winter 1816 mit dem 3ten und letzten Bande.

Sie bezieht ſich zum großen Theil auf die Zeitgeſchichte des merkwürdigen Sommers und Herbſtes von 1815, und am meiſten auf die Verhältniſſe Deutſchlands zu Frankreich und zu den Niederlanden. Ich hoffte mit andern rechtſchaffenen Männern des Vaterlandes, daß unter andern auch durch die immer wiederholte und von allen Seiten her tönende ſchriftſtelleriſche Hämmerung auf denſelben Gegenſtand — nämlich auf die Schwächung Frankreichs und auf die Stärkung Deutſchlands, auf die Herſtellung der alten deutſchen Gränzen, auf die Herausgabe der entführten Denkmäler und des ganzen in ſo vielen Jahren über uns gemachten Raubes — etwas von dem erlangt und nachgeholt werden könnte, was im Frühlinge 1814 nicht gewonnen war. Einiges iſt auch erlangt worden, aber leider nicht die Hauptſache, die Wiederherſtellung von Deutſchlands Macht und Ehre in ſeinen alten Gränzen.

Ich hoffe, das Buch enthält nicht bloß den Ausdruck eines preußiſchen Patrioten und eines ächten deutſchen und vaterländiſchen Sinnes ſondern auch ſo geſunde geſchichtliche politiſche und militäriſche Anſichten und Urtheile über die Stellung Deutſchlands überhaupt und dann über ſeine Stellung zu Frankreich England Niederlande u. ſ. w. und über den großen Standpunkt der Zeit, daß die Zukunft manches in denſelben Ausgeſprochene oder Angedeutete rechtfertigen wird, ſo wie die Vergangenheit ſchon Manches gerechtfertigt hat.

Da es mir unnöthig ſcheint über die auch über dieſes Buch hin und wieder gethanen Fragen etwas weiter zu ſagen, ſo bezeichne oder gebe ich einige Stellen des Inhalts:

I. S. 240 — 51. Die verſchiedenen Arten von Verfaſſung hingeſtellt und was das rechte geſetzliche Königthum, die geſetzliche Monarchie und ihre Bedeutung iſt.

S. 287 ff. Wunſch und Nothwendigkeit wieder gezeigt, daß die alten Gränzen Deutſchlands gewonnen werden, daß Preußen und Oeſtreich bei den Unterhandlungen einig ſeyen und auch an den Gränzen vortreten, damit Deutſchland gegen Frankreich durch ſolche Gränzwächter wohl behütet ſey.

S. 299. Sorge wegen wilder Auftritte und Getümmel der Zukunft, wenn Deutſchland und die andern Nachbarlande gegen das unruhige und herrſchſüchtige Volk der Wälſchen, von welchem auch künftig immer alles zu fürchten ſeyn wird, durch die Einhändigung der alten Gränzen und auf andere Weiſe nicht in eine feſte und rüſtige Lage geſtellt werden.

II. S. 6 — 14. Mäßige Anſicht von Verfaſſung; auch von den Franzoſen, welche meinten Anführer des Zeitalters zu ſeyn. 30 — 33. 38 — 43. Zur Schilderung der Franzoſen. Auch 343 — 45.

S. 201 — 206. Wieder vom deutſchen Karakter, wie er ſich in mancher Beziehung ungefär

in der Gegenwart offenbart. Dagegen das
deutſche Leben des Mittelalters S. 207—14:

„Eben ſo reich und mannigfaltig, wie die germaniſche
„Natur unter den warmen Sonnenſtrahlen des Chriſtenthums
„ſich gleich Blumen in der Kunſt entfaltet und ausgebreitet
„hatte, entwickelte ſie ſich in dem Leben und in dem Staate.
„Dieſes Allgemeinbekannte darf hier nur mit einigen leich-
„ten Strichen angedeutet werden.

„Wie den Germanen (lies nur die Römer und merke!)
„von jeher die unſichtbaren Götter mehr gezogen haben, als
„die ſichtbaren, wie er über alle Bilder und Scheine hinaus
„immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der
„Scheine emporgeflogen iſt, wie die Idee ſein rechtes Ge-
„biet war von Anfang, ſo hat er immer auf Erden nach der
„höchſten Freiheit geſtrebt, und thut dies bis dieſen Tag;
„ſo daß er mehr als einmal auf dem Punkte geweſen iſt,
„über dieſem Streben nach der höchſten Freiheit die kleinere
„gar zu verlieren. Die höchſte iſt nämlich die menſchliche
„Freiheit, die kleinere iſt die politiſche Freiheit. Unſelig
„iſt das Volk welches der politiſchen Freiheit mangelt, weil
„es dann auch die menſchliche nicht behaupten mag; aber
„unſeliger iſt das Volk, welches kein Streben der menſch-
„lichen Freiheit hat, weil es nimmer eine große politiſche
„Freiheit haben kann.

„Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sit-
„ten und Gebräuche als durch Geſetze und Gebote regiert.
„Jemehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, deſto
„weniger bedarf es der Geſetze. In Hinſicht der Mannig-
„faltigkeit der Sitten und Gebräuche iſt wohl kein Volk
„reicher geweſen, als eben die Deutſchen. Dieſer Theil un-
„ſerer Geſchichte, der für die Kunſt ja der für unſer gan-
„zes welthiſtoriſches Leben von der größten Wichtigkeit wäre,

„iſt faſt noch wenig bearbeitet, und doch droht er von Jahrzehend
„zu Jahrzehend immer mehr aus dem Gedächtniſſe
„der Menſchen und endlich auch aus der Wirklichkeit zu verſchwinden.
„Zwar zeigen wir hier von allen Europäern
„noch heute den größten Reichthum und die größte Mannigfaltigkeit,
„aber von dem, was jetzt meiſtens vergangen
„und geweſen iſt, können wir uns kaum noch ein dunkles
„Bild entwerfen. Zur Zeit jener großen germaniſchen Lebendigkeit,
„die von dem zwölften bis zum ſechszehnten
„Jahrhundert herrſchte und wo unſere fröhliche Kindheit
„von Millionen lieblicher Lenzesblumen duftete und blühete,
„war vielleicht in einzelnen Städten wie z. B. in Nürnberg
„Strasburg Köln eine ſo große Mannigfaltigkeit
„des Lebens, als jetzt in ganzen deutſchen Staaten, die ſich
„wohl groß dünken, nicht iſt. Zuerſt ſtanden die Stände
„geſchieden, die Fürſten der hohe Adel der kleine Adel
„die Geſchlechter die Geiſtlichkeit mit allen ihren Stufen
„die Bürger die Bauern. Dieſe bildeten jede ihre
„beſondere Art und Sitte, obgleich ſie viele Einigungs-
„und Zuſammenfließungspunkte hatten. Die Bürger außer
„dem, was ſie gemeinſam als einen großen und ehrenwerthen
„Stand unterſchied, waren wieder in eine Menge beſonderer
„Geſellſchaften Zünfte und Innungen zerſpaltet,
„deren jede wieder ihre Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten
„hatte und ſie mit der größten Sorge behauptete
„und feſthielt, weil ſie ſich ſelbſt allein ſo behaupten und
„feſthalten zu können meinte. Wenn man ſich dies alles,
„wie es im Staate und Leben in einander und doch wieder
„in tauſend Gegenſtößen und Widerſtreiten außer einander
„und neben einander ſtand, recht lebendig vorſtellen könnte
„in ſeinem lebendigen Wirken Schaffen und Seyn, ſo
„würde unſer jetziges Leben uns faſt arm und jämmerlich

„dunkel in Vergleichung mit jener Vergangenheit. Außer
„dieſer unendlichen Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der
„vielen Klaſſen und Geſellſchaften, die damals in einer ein-
„zigen deutſchen Stat geſehen werden konnten, war aber
„noch eine ſehr zahlreiche Freiſchaar des Lebens, die keiner
„beſondern Klaſſe und Geſellſchaft angehörte, ſondern wie
„die leichten Truppen und Springer und Plänkler eines
„Heeres hin und her hüpfte und flatterte und von dem
„Ganzen ein ungemein luſtiges und buntes Vorbild gab.
„Ich ſpreche hier von den Luſtſpringern und Gauklern und
„Spielern aller Art, wovon, wie wir auf jeder Seite ſei-
„ner Geſchichte leſen können, das Mittelalter gewimmelt
„hat. Es war damals eine ſehr reiche Zeit: angeſtrengte
„Regierung war nirgends, ſtehende Heere kannte man nicht,
„das Reich war ſo mächtig, oder vielmehr die Nachbarn
„waren ſo ſchwach, daß keiner es von außen antaſtete, Han-
„del und Gewerbe blüheten überall. Da war Raum für
„eine Menge Singer und Spieler und anmuthiger Faullen-
„zer, die man in ſpäteren Jahrhunderten überflüſſige oder
„gar verderbliche Menſchen hat nennen müſſen; ſie wurden
„von dem Ganzen mit getragen und ernähret, wie der reiche
„Frühling eine Menge Lerchen und Nachtigallen und Zeiſige
„und Bienen und Schmetterlinge, ja auch Spatze und Mü-
„cken und Fliegen trägt und nähret als leichte Spieler ſeiner
„unendlichen Luſt und Liebe. Dieſe leichte Freiſchaar hat,
„wie man aus allen Kroniken Bildern und Liedern der ver-
„gangenen Zeiten ſieht, das Leben derſelben auf die luſtigſte
„und mannigfaltigſte Weiſe geſchmückt und verziert und der
„Zucht und dem Ernſt der Sitten nicht geſchadet. Später
„iſt mit der Armuth die Grämlichkeit gekommen und eine
„ſorgſame Polizei hat dieſen bunten Harlekinsrock der Ge-
„ſelligkeit zerſchnitten und die Fetzen davon in alle Winde

„zerſtreut: das Volk hat ſeitdem lernen müſſen ſich mit
„Methode freuen und mit Ordnung ſpielen.

„So ſtand das deutſche Leben in reicher Fülle ausge-
„ſpreitet und mit tauſend Blüthen und Blättern und Zwei-
„gen entfaltet und in einander verwachſen: aber jeder Gau
„jede Stadt jedes Land jeder Volksſtamm hatten wieder
„ſeine beſondere Ordnungen Arten und Weiſen, obgleich
„Einiges dem großen Ganzen gemeinſam war, als das, was
„das deutſche Volk und ſeine allgemeinſte Eigenthümlichkeit
„ausmachte. Aber außer dieſem Ebenberühren, was in
„Sitten und Gebräuchen zum Theil aus der großen Geſell-
„ſchaft hervorging, die man Stadt oder Staat nennt, ha-
„ben die Deutſchen von jeher jeder ſein Verſchiedenes und
„Beſonderes behauptet und dargeſtellt, wodurch der Menſch
„immer über den Bürger hinausgeht: d. h. ſie haben das
„Menſchliche vor dem Politiſchen geſchätzt, ſie haben immer
„nach der höchſten Freiheit getrachtet. Dies war gewiß in
„der Vergangenheit viel kräftiger und lebendiger als in der
„Gegenwart, aber auch jetzt bleibt dieſes löbliche Streben,
„das uns einſt der politiſchen Freiheit im ſchönſten Sinne
„würdig und empfänglich machen wird. Jeder Deutſche, der
„nicht ganz das Gepräge ſeiner edlen Abkunft verloren hat,
„will auch noch für ſich ein Menſch ſeyn, für ſich ein Leben
„leben, er will als Menſch höher und freier leben, als er
„in dem in ſo vielen Hinſichten bindenden Staate kann.
„Dies iſt es, was ſie meinen, wann ſie ſagen, das deut-
„ſche Streben gehe vorzüglich dahin, ſeine Einzelheit (Indi-
„vidualität) auszubilden. Dies Streben iſt an ſich edel;
„aber es kann übertrieben werden, und der Menſch kann
„darüber den Sinn und das Streben für das Ganze ver-
„lieren, er kann zu wenig ein politiſcher Menſch werden.
„Wenn aber das große Politiſche ſolche Menſchen faßt, ſo

Des Meiſters und röthet
Den Panzer. „Dies tödtet
Helden für die Weiber,
Männer nicht, ſchreiet der Feind;
Wenn Oloffs Eiſen im Kampfe ſcheint,
Macht es Geiſter und todte Leiber.“

So treibt ihn die Wuth
Und er ſchwinget die Glut
Des fallenden Degens
Voll Zaubers und Segens,
Dringet durch der Ketten
Dreimal verſchlungnes Geflecht,
Daß Sigurd rufet „ich hab mein Recht,
Geht, mir, Brüder mein Grab zu betten.“

Drauf fliegt mit Geſchrei
Ivar eilends herbei,
Der liebliche Knabe.
„Dir folg' ich zum Grabe,

„werden ſie deſto kräftiger und tüchtiger ſeyn im bürgerlichen und im politiſchen Leben, jemehr ſie haben, was über „alles Gelegte und Gebundene in ſtolzer Freiheit hinausſtürzen will. Durch dieſen Sinn für die höchſte Freude „des Daſeyns, für das Leben, welches über alles bürgerliche und politiſche Leben hinausſchwebt, iſt das Leben „deutſcher Menſchen auch heute noch reich und mannigfaltig, ſo ſehr es das bei dem armen und geſpannten Zuſtande der Gegenwart ſeyn kann: es ſteht in dem Volke „noch weit von allem einförmigen Chineſenthum, worin ſich „der lebendige Tod der Völker offenbart.

„Die Mannigfaltigkeit des deutſchen Staatslebens bedarf man wohl keinem zu beweiſen, ſie liegt ja, wie vielen „dünkt, noch heute vor aller Augen da als das Herrlichſte, „was der freie germaniſche Sinn aus ſich herausgebildet „und geſchaffen hat. Wer indeſſen nur obenhin die deutſche Geſchichte ſtudiert hat, wird nicht meinen, daß das „Gegenwärtige dem Vergangenen noch gleich ſey; nein es „iſt ihm kaum ähnlich. Jene unendliche Mannigfaltigkeit „bürgerlicher Ordnungen und Geſellſchaften, die im Mittelalter beſonders in den Städten war, iſt größtentheils von „ſelbſt verſchwunden oder zerſtört; mehr noch iſt die reiche „Verſchiedenheit der weltlichen und geiſtlichen Hierarchie jener Zeit verſchwunden. Was damals vom Kaiſer bis zum „Dorfſchultheiß und vom Pabſt bis zum Buchſtabierlehrer, „jedes auf ſeiner Stufe und in ſeiner Ehre, unter einander „und auf einander ſtand, und das ganze große Reich trug, „hat ſich in ſpäterer Zeit immer mehr neben einander, in „jüngſter Zeit immer mehr gegen einander geſtellt; was „damals Glück war iſt Unglück, was damals Friede war „iſt Zwietracht geworden. Das kann man nicht mehr reiche „Mannigfaltigkeit nennen, was zu einzelnen todten Stücken

„aus einander geriſſen da liegt, ſondern was in einzelnen „lebendigen Leben neben einander blühet und gedeihet und „doch durch ein gemeinſames höheres faſt unſichtbares Leben „gehalten wird. Unſer Vaterland hatte ſich in dieſer Hinſicht entwickelt, wie alle Völker, die mit Keimen der Jugend und Freiheit begabt ſind, ſich in ihrer Kindheit entwickelt haben; und man kann dieſe Entwickelungsart als „eine natürliche Art an ſich weder loben noch tadeln, ſondern bloß das ſagen, daß diejenigen Völker, welchen in „früherer Zeit dieſe mannigfaltige Entwickelung fehlt, ſehr „elendige und arme Völker ſind. Denn wo die Kindheit „nicht in mannigfaltigen Geſtalten ſpielt, da wird das ſpätere Alter durchaus keine feſte und bleibende Geſtalt des „Volkes zeigen.“

S. 261—68. Daß die deſpotiſchen Regierungen und der Verfall der Völker und Verfaſſungen nicht durch menſchliche Willkür und Abſichtlichkeit geworden ſondern durch Nothwendigkeit in der Zeitentwickelung. Daß das Neue aber auch nothwendig ſey und der Partheikampf natürlich.

III. S. 43—46. Ueber die neuen Ideeen, daß ſie Edles und Geſetzliches, daß ſie menſchliche und würdige Verfaſſungen wollen.

S. 50—55. Preußens edle Stellung und Haltung im Sommer 1815 und wie es durch ſtolzen und hohen Geiſt weiter ſchreiten und den Reigen der deutſchen Geſchichte führen wird.

S. 146—52. Wie die alte und neue Zeit einander gegenüber ſtehen.

S. 196—97. Werden die Franzoſen aus ihrer Charta etwas Glückliches für ſich machen? So lautet die Stelle:

„Werden die Franzoſen etwas machen aus

„ihrem Verfaſſungspapier? Wer wagt dieſe gewal-
„tige Frage zu beantworten? Fürchten muß man den Leicht-
„ſinn, der, wenn er Macht hat, immer nach Zuvielem greift,
„und, wenn die Macht auf ihn drückt, immer zu leicht
„weicht. Und dann der Komplimentkarakter des Volks, die
„zu viele nichtige Geſelligkeit, die zu viele Weiberei des
„ganzen Lebens, welche zu viele Rankerei ſchafft. Ich habe
„eben geſagt, wie Rechte und Geſetze zu ernſte Dinge ſind
„für Komplimente: was man da verſchenkt in ſchwachen
„Stunden, das wird den Enkeln zu Thränen und Flüchen
„und Baſtillen und auch zu moſkowitiſchen Heerfahrten mit
„Leichenbergen. Aber wünſchen wollen wir dem armen un-
„glücklichen Volke Beſonnenheit und Mäßigkeit, daß ſie ei-
„nes geſetzlichen Zuſtandes würdig werden. Dieſer Wunſch
„allgemeiner Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit iſt zugleich ein
„Wunſch deutſchen Eigennutzes. Je feſter freier geſetzli-
„cher unſre Nachbarn ihr Gemeinweſen einrichten und be-
„haupten, deſto mehr kommen wir zu der Nothwendigkeit,
„nicht hinter ihnen in Unordnung und Ungeſetzlichkeit liegen
„zu bleiben.“

S. 284. Wie ich den Adel meine, und wie ich ihn zu alter Würdigkeit wieder erbaut wünſche.

S. 332–35. Worin man die Zeit unrecht und auch vergeblich anklagt:

„Soll man ſich denn nicht endlich ſchämen, die arme
„Zeit, die ſo viel Schlechtes hat, auch über ihr Beſtes an-
„zuklagen und — was ärger iſt — gar zu entſchuldigen?
„ſoll man ſich nicht ſchämen, jetzt gegen Philoſophie und
„Geſchichte und Unterſuchungen über Verfaſſungen und über
„Volks- und Herrſcher-Rechte dieſelbe ſchlechte Leyer anzu-
„ſchlagen, welche Napoleon und ſeine Klangredner und
„Schallpropheten vor drei Jahren ſo laut über die Welt

„klingen ließen? ſoll man ſich nicht ſchämen, das als eine
„Narrheit und Verworfenheit zeigen zu wollen, für welches
„in den letzten Jahren Hunderttauſende wie in einen heili-
„gen Krieg ausgezogen ſind und für deſſen Erhaltung ja
„Wiedergewinnung Millionen edler Europäer, alles, was
„hochherzig und freigeſinnt in Europa iſt, gebetet haben?
„weswegen der Krieg der letzten Jahre der höchſte Freiheits-
„krieg der Weltgeſchichte genannt werden iſt, weil ein eng-
„herziger und dunkler Tyrann ſich unterſtanden hatte uns
„Wort und Gedanken verbieten und uns zu bloß freſſenden
„und wiederkäuenden Thieren erniedrigen zu wollen? Ge-
„rechtigkeit und Geſetzlichkeit wird eingerichtet, das ſchwan-
„kende und unbeſtimmte Verhältniß zwiſchen den Befehlen-
„den und Gehorchenden wird beſtimmt werden müſſen, weil
„die Zeit gekommen iſt, wo die Welt ſich nicht anders
„trägt. — Man mag uns den glücklichen und ſtillen Zuſtand
„von Leibeigenſchaft und Hörigkeit, von urgebornen Vor-
„rechten des Adels, von Bequemlichkeit alter Kantonordnun-
„gen und Accisordnungen noch ſo ſehr loben, man findet
„für die Lehre nirgends mehr Bekenner; und das, woran
„hie und da nur ein paar Einzelne aus Eigennutz oder ver-
„härtetem Vorurtheil glauben und worüber die ganze übrige
„Welt lacht oder flucht, kann überall nicht mehr ſeyn, es
„muß nothwendig untergehen: denn das, was keinen Glau-
„ben mehr hat, hat auch kein Leben mehr und läßt ſich
„durch keine Gebote äußerer Macht ſtützen. Das Streben
„nach einer neuen politiſchen Weltordnung wird keine ir-
„diſche Hand aufhalten, als zu ihrem eigenen Verderben;
„und allein die Tugend Mäßigkeit und Gerechtigkeit der
„Völker und ihrer Gebieter oder die entgegengeſetzte Un-
„tugend Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit wird über das
„Glück oder Unglück ihrer Zukunft entſcheiden. Eher mag

,,man — daß ich ein treffendes Sprichwort des gemeinſten ,,Volkswitzes gebrauche — einen Scheffel mit geduldigen ,,Flöhen füllen, von welchen keiner mehr ſpringt, als die ,,quicken Geiſter einſcheffeln und einbeuteln, welche aus der ,,höchſten Allmacht der Dinge heraus über die Welt hinſpie- ,,len und allem, was Jugend und Gefühl im Herzen hat, ,,ihren Athem und ihre Liebe einhauchen. Viele ſchlechte ,,Wahne ſind zerfloſſen, auch einige herrliche mit, wie Nebel ,,vor dem aufblühenden Sonnenſchein ſich von den Bergen ,,in die Thäler ſenken; wir müſſen nun durch höhere Wahne ,,erlöſt werden oder wir gehen unter und erfüllen die Be- ,,hauptung derer, welche ſagen, Europa ſey ausgelebt und ,,abgelebt. Viele der Zeitgenoſſen ſtehen hoch auf den Berg- ,,gipfeln, freilich noch in der frierenden Morgenluft, und ,,jauchzen der Sonne zu, die den neuen Tag bringt; auch ,,aus den Nebelthälern ſchallt es hie und da dumpf und ,,hohl herauf, aber die Geiſter hören nichts davon, die hoch ,,oben fliegen, ſondern greifen rüſtig und luſtig in das rol- ,,lende Rad der Zeit, unbekümmert, ob die mit wundge- ,,ſchleift und gerädert werden, welche mit unreinen Fäu- ,,ſten unbefugt an ihre Speichen taſten. Die Menſchen ha- ,,ben einmal Holzklötze und Himmelsſteine *) als Götter an- ,,geſtarrt, und es hat damals gewiß nicht an Prieſtern ge- ,,fehlt, die ihnen dies als den würdigſten und heiligſten ,,Dienſt der Unſterblichen zeigten. Wir ſind Chriſten, wir ,,dürfen nicht ſtaunen noch ſtarren im tauben und blinden ,,Dienſt: Licht und Wahrheit iſt uns verheißen und nach ,,Licht und Wahrheit müſſen wir aufblicken: denn ſie ſind

---

*) Die bekannten διοπετῆ: wahrſcheinlich vom Himmel herabge- ſchleuderte Steine, was jetzt noch ſo oft unter dem Namen Meteorſtein aus den Wolken herunter kommt.

„unſer Gott und unſer Heiland. Aus dieſer unſichtbaren Quelle ſtrömt es auf die Zeitgenoſſen und für Lichtſtrahlen giebt es keine Riegel und Kerker. Wir wiſſen aber noch nicht recht, was die wohlthätigen Lichtſtrahlen in zündende und zerſchmetternde Blitzſtrahlen verwandelt, aber die Verwandelung ſelbſt ſehen wir genug.“

S. 362—67. Warum ich Preußen damals an Macht ſtärker wünſchte? Wegen des hohen Geiſtes, den es offenbart hatte, und weil ich meinte, daß es durch dieſe Geiſtigkeit zu der erhabenen Rolle beſtimmt ſey, Erwärmer und Erhalter des geiſtigen deutſchen Lebens und Schirmer Bewahrer Vorfechter des deutſchen Volkes zu ſeyn.

„Alle dieſe Anſichten des Herrn de Pradt (in ſeiner Schrift Ueber den Wiener Kongreß. 2 Theile, Paris 1816.) laufen immer auf das alte leider verjährte Elend aus, das nun einmal als ein bleibendes angenommen wird, Deutſchland ſey ein ſchwerfälliger und unbehülflicher Wulſt von Staaten, der ſich durch ſich ſelbſt nicht bewegen könne, ſondern bei allen ſeinen Händeln und Geſchäften die Fremden zur Schlichtung und Richtung rufen müſſe, die denn in der Regel nicht anders als durch das Schwerdt zu machen iſt, Deutſchland ſey ein unmündiger und geiſtloſer Dummkopf, der ſeine Sachen ſelbſt nicht zu verwalten verſtehe und deswegen England Frankreich und Rußland zu Vormündern und Aufſehern haben müſſe. Die Anſicht iſt Herrn de Pradt nie eingefallen, daß Deutſchland auf irgend eine Weiſe auch einmal ein ſolcher Staat werden könnte, der ſich als eine geſchloſſene Einheit ſeinen Nachbarn beide gegen Weſten und Oſten mit Macht entgegenſtellen könnte, wenn es ſie gelüſtete ihn bedrängen

„zu wollen. Wir können ihm das auf keine Weiſe übel
„nehmen, da es ja bei uns ſelbſt Leute genug giebt, die
„es nicht nur für eine Unmöglichkeit erklären, daß Deutſch-
„land je zu einer ſo ſtarken Einheit erwachſen könne, die
„jedem Andrange von Feinden die Spitze biete, ſondern die
„das auch für ein Unglück halten, ja denjenigen wohl einen
„Aufrührer und Hochverräther ſchelten, der darauf hinzuwei-
„ſen wagt, daß alles Streben der Deutſchen dahin gehen
„müſſe, die Idee dieſer Einheit zu einer unſterblichen Idee
„zu machen. — Wir ſehen nicht nur in dem Urtheile der
„Fremden ſondern in dem Geſchrei der Eigenen, wie ſchlecht
„es um uns als Volk beſtellt iſt, wie wir nie mehr in die
„Betrachtung gezogen werden, als könnten wir uns je im
„eigenen Leben bewegen und nach eigenem Willen beſtim-
„men. Ich entblöde mich hier nicht zu ſagen, daß ich nicht
„wüßte, warum ich noch eine Minute in dem deutſchen
„Lande verweilen ſollte, wenn ich die Hoffnung nicht in
„meiner Bruſt trüge, daß in Deutſchland ſelbſt eine Macht
„erwachſen könne, die den Reigen unſerer Geſchichte in
„Herrlichkeit führen und die fremden Gängelbänder mit dem
„Schwerdt zerhauen wird. Wir ſind auf den Punkt gekom-
„men, auf welchem wir nicht viele Jahrzehende ſtehen blei-
„ben können, ohne aller Welt Geſindel und Sklaven zu
„werden; und die entartete Unwürdigkeit entdecke ich gottlob
„in uns nicht, die uns dazu gradehin verdammte. Die
„Sage des Alterthums erzählt uns von Orpheus, ſein durch
„die bacchantiſche Wuth abgeſchnittenes und in den Fluthen
„des Hebrus fortſchwimmendes Haupt habe mit der bluti-
„gen Zunge noch lange Eurydice! Eurydice! gerufen
„— es ſind Millionen deutſcher Zungen, die, wenn die
„Gewalt der Liebe ſo weit hinausreichte, aus dem in den
„Tod zuſammengeſunkenen Haupte noch tönen würden Ein-

„heit! Einheit! Nicht weil Rußland unſer Schrecken ſondern weil das Vaterland unſre Liebe iſt, darum hätten wir auch gewünſcht, daß der deutſche Staat, der in den letzten großen Schickſalsjahren für alle andern die Seele und der Geiſt geweſen iſt, auf dem Wiener Kongreß mehr berückſichtigt und beſſer bedacht wäre. Wir können für Preußen die Wünſche und Gebete nicht aufgeben, weil wir keinen andern deutſchen Staat ſehen, um welchen das ganze Reich ſich ſammeln und an welchem es ſich halten könnte. Ein Franzoſe, der über den Wiener Kongreß geſchrieben, meint, da habe ſich l'Europe sans distance gezeigt; uns Deutſchen kann man aber den Wunſch nicht verdenken, daß wir einmal ein wenig l'Europe en distance von uns und unſern Angelegenheiten ſehen mögten. — Es iſt eine ſchöne Oberherrlichkeit, die der Geiſt übt, ſie iſt diejenige, welche alle Jahrhunderte der Unſterblichkeit die würdigſte geglaubt haben; auch auf Schlachtfeldern hat der Geiſt immer die herrlichſten Siege erfochten. Das rohe Schwerdt und der wilde Krieger und Sieger um Nichts wird vergeſſen; ſeine That ſtirbt mit ihm oder ſie läßt nur Spuren wie die Ströme, die durch Deiche und Wehren brechen, und wie die Berge, die ſich in Vulkanen ergießen. Nur was die Idee gebiert iſt unſterblich und pflanzt ſeinen Glanz und ſeinen Klang durch die Zeiten fort; aber damit die Idee irdiſch bleibe und fortblühe, bedarf ſie irdiſcher Nahrung; kleine und ſchwache Staaten haben in großer Bedrängniß aus der Idee der Freiheit und Gerechtigkeit begeiſtert oft das Ungeheuerſte vollbracht und gewagt, aber auf die Länge müſſen ſie durch die eigenen Flammen verzehrt werden, wenn ihr Leib zu dünn iſt. Darum, damit die Idee eines höheren und ſtolzeren politiſchen Daſeyns, die ach! ſo viele traurige Jahrhunderte

„geſchlummert hatte, ein langes ja ein unſterbliches Leben unter uns gewinnen könne, wünſchen wir dem deutſchen Staate, in welchem ſie ſich am herrlichſten verklärt hat, mehr Leib. Denn in Zeit der Noth und gewaltiger Verhängniſſe mag der Geiſt wohl eine unbeſtrittene Führerſchaft üben und zuweilen ſelbſt faſt die Gleichmächtigen ziehen, in gewöhnlichen Zeiten wollen ſie wieder äußerlich ſehen, was ſie fürchten müſſen; ſie wollen eine leibliche Maſſe ſehen, die ihnen Achtung und, wann ſie zum Ungehorſam und Abfall vom Reiche Reitz hätten, Angſt einflößt. Wenn ſich aber im Vaterlande fünf ſechs Staaten neben einander mit gleichen Anſprüchen durch die Zeit ſo fortzuwiegen meinen, ſo mag ich den Wiegengeſang dazu nicht ſingen, denn ich würde wahrlich mehr weinen müſſen, als das arme Kind, das man wiegt. Meinetwegen mögte Deutſchland tauſend verſchiedene Herren haben, wenn ſie alle ſo gehorſam ſeyn könnten und ſo einträchtig, daß die Ehre des Reichs erhalten und ſeine Kraft gegen die dringende Gefahr mit Einheit und Gewalt immer in ganzer Fülle geſammelt ſeyn könnte. Weil das aber unmöglich iſt, weil wir die Händel, die unter uns entſtehen, immer durch fremde Miniſter und ſchlimmer durch fremde Heere ſchlichten laſſen müſſen, ſo beten alle fromme Deutſche, die da wünſchen, daß das Volk nicht endlich in Elend und Schande erliege und der Raub der Fremden werde, um die Geburt eines ſo kräftigen deutſchen Staates, daß die Treue der andern Fürſten durch Geiſt und der Ungehorſam durch Furcht gehalten und bewegt werde. Wir ſehen aber keinesweges mit freundlicher und gutmüthiger Lüſternheit nach den Franzoſen oder nach irgend einem andern europäiſchen Volke als nach dem natürlichen Bürgen und Bundsgenoſſen unſerer Freiheit aus. Der erſte Fran-

„zoſenkönig, der mit ſolchem Anſehen in unſre Reichsgeſchäfte eintrat, daß er eine Bürgſchaft übernahm, der auf „allen unſern Reichstagen und Wahltagen nichts als die „germaniſche Freiheit und die Rechte der deutſchen Fürſten „im Munde führte, Ludwig der Vierzehnte, unſer erſter „Napoleon, hat uns die Bundsgenoſſenſchaft theuer genug „gemacht. Und dieſes Volk ſollten wir ganz wieder an den „Rhein bringen und in unſre ſchönſten und feſteſten Städte „ſetzen, damit wir ihm wieder ganz dienſtbar würden und „damit unſre kleinen Fürſten bei den franzöſiſchen Satrapen „wieder ſtehende Komplimentirer Beſtecher und Unterhändler halten müßten? Wahrlich wenn die Talleyrands und „Märets einmal ihr wahres Leben ſchreiben wollten, da „würden manche deutſche Geſichter blaß werden, die jetzt „recht röthlich über die Leute wegſchauen."

Nota bene: Eigentlich begreife ich nicht, warum man über den Aufſatz im 4. Hefte des Erſten Bandes Ueber den deutſchen Studentenſtaat dieſes und jenes ſo umſtändlich gefragt und auch in den Acta Generalia wieder aufgerechnet hat; und doch muß ich es begreifen. Da ich nun Scheine, die hieraus ſcheinen gedeutet werden zu wollen, wegblaſen muß und nicht erwarten kann, daß meine Richter ſich die Mühe geben werden, jeden unerheblichen und unerheblich befragten Aufſatz nachzuleſen, ſo bemerke ich, daß dieſer Aufſatz mit der Idee der ſogenannten Burſchenſchaft, wie ſie nach Berichten bekannt geworden, auch nichts gemein hat ſondern gradezu verneint, daß die Studenten dergleichen einrichten könnten — Ich bin befragt, ob der Brief zum Eingange von einem Studenten wirklich an mich geſchrieben ſey. Ich habe geantwortet, daß ich glaube Nein, ſondern daß er wahrſcheinlich gedichtet ſey; was eine gewiſſe feierliche Gemeſſenheit darin mir auch glaublich

Liebſter! — und er ſenket
Tief in den Buſen den Stahl —
O Schwert! du bringſt auch das Weib zum Mahl,
Wo Iduna den Muth uns ſchenket."

Der König von Burgund.

Es reit't mit ſtolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kommt ein Knab gegangen,
Grüßt ihn mit ſüßem Mund

Und ſpricht: Gott grüß dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach' deine Feinde wenig!
Dich ſtark zu jeder Stund!

macht. Man hält mir dagegen vor, der Staatsprokurator Doktor von Mühlenfels habe in vertraulicher Mittheilung (alſo ohne alle gerichtliche Gültigkeit) ausgeſagt, er habe wegen Einrichtung eines ordentlichen Studentenlebens unter andern auch an mich geſchrieben. Ich habe verſprochen, meine Antwort in den Wächter einzurücken. Alſo ſcheine der Brief doch von M. zu ſeyn. Ich bemerke hierauf, daß dies allerdings möglich, obgleich nach dem Tone und Stile deſſelben nicht wahrſcheinlich iſt; denn wer kann ſich ſo vieler unbedeutender Umſtände nach Jahren noch in ihrer Einzelheit erinnern? — Ferner bemerke ich, daß hier im Briefe von Burſchenſchaft oder Burſchenſchaften gar nicht die Rede iſt; daß auch in meinem Aufſatze ſelbſt weder das Wort vorkömmt noch irgend etwas angeführt oder ausgeführt iſt, was auf einen ſolchen Entwurf und deſſen Begründung hinwieſe, ſondern daß gleich am Eingange nur erwähnt iſt, daß es nicht räthlich ſey zu verſuchen, dem Studentenleben feſte und allgemeine Formen zu geben, weil das gewöhnlich Uebel nur ärger gemacht habe. Dies habe ich hier ſo zuſammengeſtellt, weil, wo ſo ſehr ſelbſt auf einzelne Worte und Ausdrücke gepreßt iſt, als in meinen Verhören, man ſich auch gegen bloße Worte verwahren muß, die man ſelbſt nie gebraucht hat.

38. Geiſt der Zeit vierter Theil. 1818. 605 S. 8

Dieſes Buch iſt geſchrieben im Winter 1818, mit dem Schluſſe des Monats Hornung in den Druck gegeben, und im Sommer deſſelben Jahrs herausgekommen. Es will und muß aus den Tagen, worin es entſtand, beurtheilt werden, faſt in allen ſeinen Abſchnitten, vorzüglich aber in dem, was die deutſchen Regierungen, ihre Verhältniſſe zu einander und zum Ganzen und ihre in jener

Zeit ergriffenen Maaßregeln betrifft. Es waren ja in den Jahren 1817 und 1818 in vielen deutſchen Ländern die Fragen und Erwartungen von Verfaſſungen beſonders lebendig und die Herzen der Menſchen hin und wieder außerordentlich bewegt. In vielen deutſchen Staaten iſt dieſe Bewegung und Sorge durch die Weisheit und Freundlichkeit der Herrſcher nun gottlob zu geſetzlicher und fröhlicher Stille und Ruhe beigelegt. Dieſe zum Theil faſt ſtürmiſchen Bewegungen Erwartungen und Beſorgniſſe zu beſänftigen, die Alten und die Jungen zu warnen zu ſtillen und zu tröſten und die Leidenſchaften zu geſchwinder Hoffnung und zu einſeitigen Partheigeiſtes zu mäßigen — überhaupt zum Troſt zur Verſtändigung und Beruhigung iſt das Buch geſchrieben; was auch ſein ganzer Inhalt nachweiſet. Es iſt überhaupt geſchrieben mit der Sänftigung der Gefühle Gedanken und Worte, wie ſie jenen Jahren ziemten, wo im Vaterlande äußerlich kein Krieg und Kampf mehr ſtand und die wälſche Herrſchaft und wälſche Parthei ausgetrieben oder gedemüthigt war. Es iſt geſchrieben im ſicheren und feſten Sinn des lebendigen Lebens und der lebendigeren Geſchichte, nicht vollgepfropft mit pomphaften Theorieen und mit allerlei metaphyſiſchen oder vielmehr metaphyſiſch ſeyn wollenden blanken und bunten Sachen, womit die leerſten Köpfe und Herzen jetzt mehr denn je vorher zu ſpielen ja gewiſſen Leuten vortrefflich aufzuſpielen verſtehen.

Doch iſt auch dieſes arme Buch der Gegenſtand von ſolchen Fragen geworden, welche beweiſen, daß mein Herr Specialunterſuchungsrichter nicht Zeit gehabt hat, ſich über den inneren Sinn und Zweck des Ganzen zu verſtändigen und daß er ſich darum auch an den einzelnen Theilen oder Stellen deſſelben hat irren und misgreifen müſſen. Da dieſes gottlob das letzte meiner Bücher iſt, worüber ich hier zu reden habe, ſo will ich mich zum Schluſſe einmal ein wenig ausführlicher über einzelne Fragen erklären. Ich will dies hier thun zum Beiſpiel, daß ich auf alle Fragen hätte antworten können und dürfen, wenn dies ſich der Mühe verlohnt hätte und wenn dadurch nicht eine ſo dicke Papiermaſſe zuſammengeſchwollen wäre, woror mir ſelbſt, geſchweige meinen Richtern, ein Grauen angekommen ſeyn würde.

Frage 11. Nachdem in dieſem Werke von S. 7—10 unter der Rubrik Deutſchland die Vorzüge der neueren Zeit vor der vergangenen hervorgehoben, legen Sie Ihre Anſichten über Deutſchland als Bundesſtaat nieder, rühmen die niedergeſetzte Bundesverſammlung, in ſo fern dadurch wenigſtens die Idee einer deutſchen Gemeinſchaft lebendig erhalten werde S. 61, tadeln aber dieſelbe als unvollkommen S. 43—44, weil ſie weder nach außen noch innen Sicherheit gewähre. Die Ausführung dieſes letzten Satzes beruht inſonderheit auf der Kritik der entgegengeſetzten Anſichten, zumal ſich ohnedies Mangel an Einſicht bei vielen deutſchen Regierungen offenbare, über deren Streben nach Unabhängigkeit Sie ſich S. 62—65 bis zu den Worten „So liegt Deutſchland da" in bitterem Tadel ergießen. Es fragt ſich nun, wie Sie den deutſchen Bundestag als eine geſetzlich beſtehende Anſtalt in dieſer Art karakteriſiren und die deutſchen Regierungen in dieſer Art tadeln konnten?

Ich habe geantwortet, aus dem Ganzen des Buches gehe hervor, daß ich nicht Unzufriedenheit habe erregen wollen, ſondern eben Beruhigung und Mäßigung der wilden Leidenſchaft und der unruhigen Wünſche und Strebungen der Zeitgenoſſen habe hervorbringen wollen.

Hier antworte ich noch:

Den deutſchen Bund und die Bundesverſammlung habe ich nicht getadelt ſondern vielmehr gerühmt und mich gefreut, daß ſie da ſind; ich habe nur geſagt, daß vieles in Deutſchlands Verfaſſung noch los und unbeſtimmt ſey — was ja damals noch war, in mehreren Punkten auch jetzt noch nicht erörtert und abgemacht iſt; ich habe über ſie geſchichtlich und politiſch im ruhigen Ton Einiges erörtert, meiſt die damals umlaufenden Urtheile von andern; beklagt und getadelt habe ich nur den Einfluß und das Uebergewicht, welche die fremden Mächte und Kabinette nun leider ſchon ſo lange auf und über die deutſchen Angelegenheiten behauptet haben. Das Ganze iſt belegt durch die beſte Richterin und Antworterin auf politiſche Fragen und Zweifel, durch die Geſchichte.

In bitterem Tadel habe ich mich überhaupt nicht ergoſſen, (Ich bitte, meine Richter leſen das Buch nach) ſondern was hier bitterer Tadel genannt wird, iſt ja treue und verſtändige Warnung.

Zuerſt iſt nicht die Rede vom Streben nach Unabhängigkeit überhaupt, welches Streben ja jedem Einzelnen und jedem Staate angeboren und alſo eben weil es etwas Natürliches, auch etwas Löbliches iſt — ſondern es iſt die Rede von der völligſten Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit (S. 62), wornach die einzelnen kleinen Staaten ſtreben, die „wenn ſie auch nur 200,000 und 300,000 Seelen zählen, jeder als ein in ſich geſchloſſenes und verſchloſſenes Ganzes da ſtehen wollen.“ Ein ſolches Streben ſchien mir nun thörigt, und warum es mir ſo erſchien, das iſt S. 64 und 65 und auf den vorhergehenden Bogen für denjenigen, der Geſchichte und Politik überhaupt und beſonders Deutſche Geſchichte kennt und verſteht und den Gang der Begebenheiten des letzten Jahrdreißig auch nur oberflächlich begleitet hat, klar genug ausgedrückt. Soll ich es auf das klarſte ſagen, ſo heißt es:

Auf Deutſchland wird nach der Lage der Dinge und nach der Stellung und Macht der Völker und Reiche, von Oſten und Weſten her, von Rußland und Frankreich, gewaltig gedrückt werden: es wird durch die Gewalt dieſer beiden übermächtigen und herrſchluſtigen Nachbarreiche hoffentlich nicht erdrückt, doch aber immer mehr zuſammengedrückt und verdichtet werden, (was die Leute auf Wälſch gewöhnlich conſolidirt nennen) und ich frage: wie iſt es in den beiden letzten Jahrzehenden ſchon verdichtet worden, wie ungeheuer iſt die Zahl der einzelnen geiſtlichen und weltlichen Fürſtenthümer Herrſchaften Grafſchaften Reichsſtädte verringert, damit andern, die ſonſt ihnen nur gleich waren, größer und mächtiger würden! Ja in Deutſchland ſelbſt, wie durch alte und junge Beiſpiele genug erwieſen iſt, hat es nie an ſolchen gefehlt und wird es auch künftig wohl nicht fehlen, die ſolche Verdichtung auch aus eigenem Triebe vornehmen möchten. Gegen ſolche Gefahren können die kleineren Staaten nie ganz, aber durch Eines doch ſehr und wahrſcheinlich ſehr lange beſchützt und erhalten werden: nämlich durch die innere Würdigkeit und Liebenswürdigkeit, durch die Liebe und Bewunderung, welche ſie durch Förderung jeder deutſchen Neigung Wiſſenſchaft Tugend Kunſt und durch die offenſte und vertrauensvolleſte Geſetzlichkeit und Gerechtigkeit in Verwaltung Regierung und Verfaſſung ſich bei den eigenen Unterthanen und bei dem ganzen deutſchen Volke in ſolchem Grade erwerben, daß Herrſcher ſolcher Art mishandeln unterdrücken oder gar entſetzen und einziehen wollen dem ganzen deutſchen Volke einer Antaſtung und Verletzung ſeines Heiligſten und Verehrlichſten gleich dünken würde und alſo nicht ohne Gefahr gegen die ſo geliebten und verehrten weder von Fremden noch Einheimiſchen geſchehen dürfte. Wenn aber Herrſcher und Fürſten mit ſo geringer Macht, als die im Buche bezeichneten Länder beſitzen, jeder für ſich als völlig unbeſchränkte Souverains gleichſam außer dem Sinn und der Liebe und Verehrung oder auch nur Theilnahme des ganzen großen deutſchen Volkes meinten ſtehen und beſtehen zu können, ſo däuchte mir das nach der Lage Europas und Deutſchlands in der gegenwärtigen Zeit nicht weiſe. Dies erklärt den bedeutenden Gegenſatz, der in den beiden Worten Mittelpunktsſucher und Mittelpunktsflieher hingeſtellt iſt. (S. 64).

Frage 14 ſind mir folgende Stellen als unziemlich vorgehalten:

S. 43. „Es iſt ſo leicht, den Unzufriedenen zu ſchelten, „den, der etwas als unvollkommen tadelt, der Empörung „und des Aufruhrs gegen Gottes heilige Ordnung zu zeihen. „Nach meinem Gefühle und nach meinem bischen Kenntniß „von Geſchichte und nach meiner Erfahrung der Völker und „des Menſchenherzens kann ich Deutſchlands politiſchen Zu„ſtand nicht als einen ſolchen loben, worin Eintracht Kraft „Lebendigkeit und Geſchwindigkeit zu Rath und That wäre. „Ich kann nicht begreifen, wie die deutſche Bundesverſamm„lung den deutſchen Kaiſer erſetzen kann, wie ein Staat „vieler Staaten beſtehen kann ohne irgend eine mächtiger „zwingende Gewalt als die Gewalt der Idee — und dieſer „armen Idee vollends, worauf man, wie ſie ſich nur blicken „läßt, als auf eine Brandſtifterin Thronenräuberin und „Volksverwirrerin laute Schalljagd macht. Ich will ja ſo „gern glauben und hoffen wie die andern, aber gleich den „jungen Hühnern und Putern mich vor dem Habicht blind „machen, indem ich den dummen Kopf, daß er nichts ſehe, „zwiſchen die Beine klemme, wie ſie ihre dummen Köpfchen, „wenn ſie ihn erblicken, unter das Gras ſtecken, das halte

„ich mit andern Biederleuten für etwas Erbärmliches, und
„wenn auch Männer mit langen Staatsparuken ſich ſolcher
„wohlfeilen Beruhigungsmittel nicht ſchämten.“

S. 63. „Wenn man dies thörigte Streben und Treiben
„ſo anſieht, wie ſelbſt die kleinſten deutſchen Staaten in
„monarchiſcher Verblendung in der Trennung vom Ganzen
„ihren Stolz und ihr Daſeyn ſuchen, ſo weis man nicht,
„ob man mehr lachen oder weinen ſoll. Können denn dieſe
„Kleinen und Schwachen nicht begreifen, daß grade der
„Name Deutſchland, die Idee von Deutſchland, der letzte
„Reſt von Deutſchheit, das, was in allen Deutſchen als
„Liebe Treue und Gehorſam, kurz als deutſcher Geiſt und
„deutſche Art, lebt webt und liebt, daß grade das und das
„allein, ihr dünnes und zerbrechliches Leben ſichert? Dieſe
„ſollten Mittelpunktsſucher ſeyn und ſie ſind Mittelpunkts-
„flieher. Man mag das Gebet wohl über ſie ausrufen:
„Vater vergieb ihnen! denn ſie wiſſen nicht, was
„ſie thun. Wie ſie ſich aus dem heiligen Mittelpunkte
„des Volkes reißen und aus einzelnen Gauen und Bezirken
„Deutſchlands Völker und Reiche machen wollen, wie ſie ihr
„leichtes Leben, das ſo wenig Athem hat, von der Nabel-
„ſchnur des großen heiligen Reiches löſen und ſich aus eige-
„ner Kraft zu entwickeln und zu erhalten meinen, arbeiten
„ſie auf das Trefflichſte vor den Fremden, welche auf Erobe-
„rung, und den mächtigen Eignen, welche auf Verſchmelzung
„lauſchen könnten. Sie müßten grade, wäre es möglich, ſie
„müßten heut und immer mit raſtloſer Sorge alle deutſche
„Funken, die noch unter der Aſche glimmen, zu lichten Flam-
„men des Muthes der Begeiſterung und Liebe aufblaſen,
„ſie müßten ſich als die unverdroſſenen und unerſchrockenen
„Pfleger des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Jugend
„allen voranſtellen, damit ſie, wenn ſie überhaupt beſtehen

„können, durch die Lebendigkeit Herrlichkeit und Majeſtät
„des Ganzen beſtänden. Aber was zürnen wir für ſie über
„ſie? Sie müſſen ja wohl ſo arbeiten, wie ſie thun, ſie
„müſſen ja wohl einem dunkeln Verhängniß in die Hand
„arbeiten, damit Deutſchlands Schickſal erfüllet werde, das
„dann aber ganz anders ausfallen wird als ſie meinen.“

S. 63. „Ja ſo weit ſind die Kleinſtaaten in der verblendeten
„monarchiſchen Thorheit gegangen, daß wer vom
„deutſchen Volke und von deutſcher Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit
„ſpricht, nicht bloß als ein altfränkiſcher Narr ausgelacht
„ſondern hin und wieder faſt als ein Empörer und
„Verbrecher verfolgt wird. Es iſt ſo ein dunkles Gefühl in
„ihnen, daß Deutſchland erſt vergeſſen werden müſſe, damit
„Naſſau Mecklenburg Baden u. ſ. w. genannt werden dürfe.
„Darum haben faſt allenthalben die Hof- und Polizei-Zeitungen
„ſtehende Artikel, wo über die ſogenannte neue
„Deutſchheit und Deutſchelei und Deutſchwuth,
„wie ſie es betiteln, hergefahren wird.“

S. 62. „Dabei alſo bleibt es, nach der Lehre der Geſchichte
„der Welt und der Geſchichte des Menſchenherzens
„iſt Deutſchlands äußerer Zuſammenhang und äußeres Zuſammenband
„loſer denn je, ja ſo los, daß diejenigen, welche
„ſich vor dem Volke darüber ausſprechen und die Mittel angeben
„und gebrauchen ſollen, wodurch in den germaniſchen
„Staatenbau Feſtigkeit und Beſtändigkeit kommen können,
„grade dieſe Punkte immer umgehen, aus Scheu, glaube
„ich, oder aus einem geheimen Grauen, daß etwa dann
„allen erſcheinen mögte, was ſie, wäre es möglich, ihnen
„ſelbſt und allen gern verbärgen. Und ſollen wir unſre
„Meinung noch einmal aufrichtig ſagen, ſo loben wir es
„freilich, daß in der deutſchen Bundesverſammlung in Frankfurt
„wenigſtens die Idee einer deutſchen Gemeinſchaft leben-

„dig erhalten wird: aber daß, wie die Dinge und Verhält-
„niſſe unſers Vaterlandes und Europas gegenwärtig ſtehen,
„auch bei dem beſten Willen ein ſo feſtes Band um die
„verſchiedenen Staaten Deutſchlands geſchlungen werden könne,
„daß drinnen Freiheit Glück und Friede, draußen Beweglich-
„keit Geſchwindigkeit und Wehrhaftigkeit da ſey, daran zwei-
„feln wir. Wir würden daran zweifeln, wenn auch bei allen
„deutſchen Regierungen der beſte Wille und die helleſte Ein-
„ſicht deſſen wäre, was allen noth iſt. Wenn wir nun auch
„den guten Willen nicht bezweifeln dürfen, ſo offenbart ſich
„der Mangel an Einſicht bei vielen nur gar zu ſehr.“

Frage 15: In der geſchilderten angeblich verworrenen Lage der Dinge verweiſen Sie auf den fortleuchtenden Geiſt der Jahre 1813 und 1814, wodurch die unſichtbare Idee von Volk Freiheit Vaterland und Deutſchland erhalten werde. Sie halten es daher für Ihren Beruf, die heiligen Flammen zu ſchüren und die ſchönen Hoffnungen zu nähren. S. 67-69. — Es fragt ſich daher: 1) woher haben Sie dieſe Wahrnehmungen? 2) welche Hoffnungen ſind es? und unter welchen Vorausſetzungen vertrauen Sie auf deren Realiſation?

Hier fragt man wohl billig: welche unermeßliche Fragen? Ich aber habe auf viele Hunderte ſolcher Fragen zu antworten mich wohl gewöhnen lernen müſſen. Jeder begreift leicht, wie der unermeßliche Inhalt dieſer Fragen, wenn ich es hätte wagen wollen ihn zu erſchöpfen — was mir ja nicht erlaubt wäre, da man immer die kürzeſten Antworten verlangte und die Erörterungen abwies, als die da, ſo ſagte man, für die Vertheidigung gehörten — auf ein weites Feld von andern Fragen und Erörterungen geführt haben würde, woraus allein ein Buch hätte werden können: denn dieſer Inhalt hätte bei der Erklärung, die man über mögliche Vorausſetzungen verlangte, doch nur einzeln Reihe vor Reihe — damit ich für mich nicht zu viel und doch immer zu wenig erklärte — an dem Geſchichtlichen und Vorhandenen, und überhaupt nur durch geſchichtliche Beiſpiele erörtert werden können. Vollends daß man das ſeiner Natur nach Unklare und Ungewiſſe, ſeine Hoffnungen, erläutern ſoll? Ihr allgemeiner Grund war übrigens in dem Buche zu leſen, und zwar grade an den Stellen, worauf man drückte, in dem Geiſt und Muth und der tapfern Kraft, welche Deutſchland in den Jahren 1813 1814 und 1815 offenbart hatte, in der frommen und ergebenen Stimmung, in dem Gehorſam und der Ruhe, welche das deutſche Volk in den Jahren 1817 und 1818, wo das Buch erſchien, offenbarte. Wo Geiſt Hochſinn Tapferkeit Gehorſam und Geſetzlichkeit in einem Volke ſind, da darf man wohl hoffen, daß es alle ſeine Mißverhältniſſe und einzelen Unfälle überwinden werde, wie ja die Deutſchen ſelbſt die fürchterliche Epoche von 1792 bis 1813 überwunden hatten. Aber ſolche Gefühle und Hoffnungen, die faſt immer auf unmittelbarer innerſter Anſchauung des Gemüthes ruhen, einzeln erklären ſollen — das iſt freilich eine Aufgabe, die ſelbſt einem Oedipus ſchwer werden ſollte: denn das Meiſte davon iſt und bleibt Räthſel des gläubigen und liebenden Herzens.

Frage 16. S. 323 nennen Sie unter der Rubrik das Wälſchthum die Diplomaten eine Art Handelsleute und Mäkler. Wie können Sie nun einen Stand, der ſich auf der Anerkennung des Staatsoberhauptes gründet, mit ſolchen Prädikaten belegen?

Ich frage hier erſtaunt: Sind denn die Stände der Kaufleute und Mäkler in irgend einem Staate mit der Eigenſchaft der Unehrlichkeit und Schimpflichkeit behaftet, und fallen nicht die Geſchäfte des Diplomaten und auch die Talente und Geſchicklichkeiten, welche er zur glücklichen Führung

Und ſpricht: Gott lenk, Dir, König,
Zu mir den lieben Sinn!
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.

Der König ſpricht zum Knaben:
Was willſt Du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

Was wagſt Du, holder Knabe!
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird Dir zum Grabe,
Der Weg iſt Dir zu hart.

Geh mit den freien Füßen
Zurück ins Blumenthal
Und horche dort dem ſüßen
Geſang der Nachtigall.

dieſer Geſchäfte nöthig hat, genau mit denen des tüchtigen und glücklichen Kaufmanns und Mäklers zuſammen? und weis ich nicht, daß die berühmten Miniſter und Diplomaten Law Riperda Schimmelmann Necker u. ſ. w. — Lebende will ich nicht nennen — ihre Bahn als Kaufleute begannen?

Frage 17. S. 579 ſtellen Sie die Anforderungen der Zeit an die Jünglinge auf und ermahnen ſie ihnen nachzuleben. Leichter ſey dies, weil ſo viele Ermunterer und Warner Vaterland deutſche Ehre und Kriegsglanz die unendlichen Hoffnungen, welche die Zukunft noch in ſich ſchließe, ihnen zur Seite ſtänden. Sie weiſen ihnen zugleich eine beſtimmte Richtung ihrer Wirkſamkeit an, indem Sie ſie S. 598 auffordern, die Zeit zu bekennen und zu pflegen, den Funken zu nähren, den ſie ihnen als zarten Keim überliefert, bis zur vollen Flamme des Ruhms und des Glücks, „denn — heißt es ferner — ihr ſeyd das Salz der Erde, wenn ihr dumm werdet, womit ſoll man ſalzen?“ und indem Sie ſie auf die letzten Kriege hinweiſen und auf die Güter, die dadurch gewonnen, wird weiter bemerkt „Und (S. 599 bis 600) ihr könnt euch nicht entſchuldigen“ bis zum Ende — Es fragt ſich nun, wie Sie diejenigen, die ſich zunächſt für das Leben bilden ſollen, auf ein politiſches Ziel, das den beſtehenden Formen des Staats entgegenläuft, hinweiſen und zu deſſen Erreichung auffordern oder mindeſtens doch politiſche Ideale bei und während ihrer Bildung ihnen vorzeichnen konnten?

Ich ſetze die ganze in dieſer Frage angeſpielte Stelle her und mache dann einige Bemerkungen dazu. Die Stelle ſteht S. 598 — 600.

„Aber doch am meiſten, deutſche Jünglinge, haltet das „feſt, was der Stolz des deutſchen Lebens iſt, die unver„gängliche Idee, welche ihre erhabenſten Träume immer wahr

„macht denen, die mit voller reiner Liebe an ſie glauben und
„nicht ablaſſen zu glauben. Es kommt nicht auf das Stürmen
„und Sauſen an, auf das Klingen mit Tönen und
„Prunken mit Worten, in dem Stilleſten iſt das Feſteſte
„und in dem Demüthigen das Klarſte. So in Stille und
„Demuth, in Hoffnung und Glauben, im frommen deutſchen
„Ernſt bekennet die Zeit und pfleget ſie, nähret den Funken,
„den ſie euch als zarten Keim überliefert, bis zur vollen
„Flamme des Ruhms und des Glückes. Denn ihr ſeyd das
„Salz der Erde; wenn ihr dumm werdet, womit ſoll man
„ſalzen? Ihr habt den letzten Krieg geſehen, viele euer ſind
„mit auf ſeinen hehren Schlachtfeldern geweſen, ihr habt
„geſehen nicht der Menſchen Siege und Großthaten ſondern
„Gottes Wunder, weil die Menſchen wieder an ihn glaubten;
„ihr habt die hohen Güter gewonnen, die leuchtenden
„und ſtrahlenden, welche mit irdiſchen Händen nicht zu greifen
„noch feſtzuhalten ſind, die zugleich ſichtbaren und unſichtbaren
„irdiſchen und himmliſchen Güter: ihr habt die
„hohen Ideen, die faſt verſchollenen und verſunkenen, von
„Vaterland Freiheit Deutſchland wiedergewonnen: wornach
„die edelſten Deutſchen ſeit zwei Jahrhunderten mit vergeblicher
„Sehnſucht griffen und was ihnen immer entflog, iſt
„mit Fleiſch und Bein wieder ins Leben getreten. Und ihr
„könnt euch nicht entſchuldigen, wenn Faulheit mächtiger in
„euch ſeyn will als Tugend, daß ihr nicht wiſſet, wohin ihr
„ſtreben und was ihr arbeiten ſollet. Vieles ſteht traurig
„und dunkel, wenn man nur das Einzelne betrachtet; das
„loſe und ungebundene Deutſchland ſcheint noch immer als
„leichter Raub den Hinterliſten und Zettelungen lüſterner
„und unruhiger Nachbarn da zu liegen; der geiſtige politiſche
„Kampf auch hat ſo viel Kleinliches Jämmerliches und
„Schlechtes, daß man auf einen Augenblick glauben könnte,

„auch die Jahre 1813 und 1814 ſeyen nur ein Traum ge-
„weſen. Aber wenn man auf das Ganze ſieht, wenn man
„das Weltſtreben empfindet, wenn man den Athem des Gei-
„ſtes und des Gottes fühlet, der durch das Zeitalter hin-
„wehet, ſo erhebt ſich eine herrliche und ſtrahlende Geſtalt
„der Zukunft, das alte Germanien erhebt ſich wieder in
„Glanz und Wonne. Und daß dieſer Glanz und dieſe Wonne
„dem Enkel und Urenkel werde, dazu, glaubet, ſeyd auch ihr
„berufen, und ſtrebet in aller Liebe und Treue vorwärts
„und vorwärts!"

Sollte ich bei der obigen Frage 17 nicht beinahe glauben dürfen, man wolle mich mit aller Gewalt zu einem Jugendverführer ſtämpeln, wie man mich grauſam genug vor aller Unterſuchung in der Staatszeitung mit vielen Andern ſchon dafür ausgerufen hat, indem mir durch ſolche Vorhaltungen Abſichten und Zwecke beigemeſſen werden wollen, die ich in meinem Leben nicht gehabt habe?

Ich ſoll den Jünglingen hier eine beſtimmte Richtung der Wirkſamkeit anweiſen?

Und ich weiſe ſie nur hin auf das unendliche Leben hoher und edler Ideen, das man ja jeder Jugend anweiſen muß, von welcher man wünſcht, daß ſie ſich nicht in Gemeinheit und Liederlichkeit verliere. Das Wort Wirkſamkeit bedeutet in unſerer Sprache gewöhnlich das Praktiſche und Handelnde, das auch eigentlich nur eine beſtimmte feſte Richtung haben kann; die Götterſpeiſe der Ideen, die freilich die rechte Ambroſia der Jugend iſt, kann man aber nicht ſo beſtimmt faſſen noch ſo ſicher zeigen. Wohl aber war die Hinweiſung auf die Jahre 1813 und 1814 auf die letzten Kriege und auf das durch ſie Erſtrebte und Errungene etwas mehr Feſtes und Beſtimmtes, wenn gleich keine Hinweiſung auf ein unmittelbar politiſches Ziel, wie ſie in in der Frage genannt wird. Denn hier konnten nur die hohen und hehren Ideen und Erinnerungen jener unvergänglichen Jahre vorzüglich gemeint ſeyn. Und was die Jahre 1813 und 1814 und die letzten deutſchen Kriege ſo unſterblich gemacht hat, iſt ja hoffentlich etwas, worauf des Urenkels Urenkel ſeine Kinder noch ſegnend hinweiſen wird: ſonſt müßten Frömmigkeit Hingebung Tapferkeit Freiheitsliebe Vaterlandsliebe und ſo viele edelſte Aufopferungen und herrlichſte Tode aufhören dem Deutſchen menſchliche und chriſtliche Tugenden zu heißen. Auf etwas Anderes konnte mein ſogenanntes Ziel aber unmöglich hinzielen.

Von dieſem ſogenannten *politiſchen Ziele* wird geſagt, *daß es den beſtehenden Formen des Staats entgegenläuft*; was in der aus dieſer Frage hervorgegangenen 18. Frage *ein Hinweiſen auf ein politiſches Ideal* genannt wird, *das ſich nicht mit dem Beſtehenden verträgt*.

Ich muß hier nun allerdings verwundert fragen: **welchen beſtehenden Formen in welchem wirklich beſtehendem Staate läuft das Ziel entgegen? mit welchem Beſtehenden verträgt ſich dieſes politiſche Ideal nicht?**

Ich vermuthe aber, es iſt der Staat und ſind des Staates Formen gemeint, als deſſen Unterthan ich dieſes Buch geſchrieben habe und in welchem ich das Verhör darüber ausgeſtanden habe.

Indem ich dieſe wahrſcheinliche Vermuthung gefaßt habe, iſt der ganze Abſchnitt: *Das Alter, die Jugend* recht ſorgfältig wieder von mir durchgeleſen und durchgedacht worden, auch habe ich alle beſtehenden Formen dieſes Staates meinem Geiſte mit der möglichſten Klarheit zu vergegenwärtigen geſucht, aber in dem ganzen Abſchnitte auch nichts finden können, was Formen deſſelben verleihen könnte. Denn die Richtung und Hinweiſung auf die höchſten und ſtolzeſten Ideen und Erinnerungen dieſes Staates, auf die Jahre 1813 1814 1815 und auf ihre unſterblichen Leiden und Thaten, durfte und darf ich mir wohl nicht als etwas Gefährliches und Gräuliches denken; die Geiſter und Ideen durfte ich mir ja nicht als geächtet denken, womit dieſer Staat in jenen Jahren Alt und Jung entflammte und ſich zu einer Hoheit und Herrlichkeit in der Geſchichte erhob, die er vorher noch nicht erreicht hatte.

Frage 19. Ihre hier niedergelegte Aufforderung mußte Ihnen um ſo bedenklicher ſeyn, da kurz vor dem Erſcheinen dieſes Buchs das Wartburgfeſt zur Genüge dokumentirt hatte, daß und auf welches politiſche Ziel die Jugend hinarbeite.

Ich habe hierauf zu Protokoll antworten können: ich habe auf kein beſtimmtes Ziel noch auf irgend ein böſes und gefährliches Ziel hingewieſen ꝛc. ꝛc.

Aber ich frage mich hier wieder: woher kommen ſolche Fragen über die unſchuldigſten beſten und frommſten Dinge, die ich als Ermahnung Zurechtweiſung und Beruhigung in bewegter Zeit der Jugend ſagen zu müſſen glaubte, und zwar der geſammten deutſchen Jugend aller gebildeten Stände und nicht etwa bloß der kleinen Zahl der ſtudierenden Genoſſenſchaft? — denn die Alten dieſes Buches ſind nicht die Profeſſoren, noch die Jungen die Studenten — und will man mir, der immer gefühlt und gewußt hat, wie er zu der Jugend reden und ſchreiben muß, durchaus mit in die Schande ziehen, wovon ich auch nicht das Kleinſte gewußt, geſchweige verſchuldet habe?

Solche Auslegungen möchten weniger erſtaunen, wenn die oben S. 598—600 befindlichen Worte allein ſtänden; aber mein Herr Unterſuchungsrichter hatte ja wohl mein

Buch geleſen und mußte es geleſen haben. Dann hatte er auch geleſen, wie ich unter den Aufſchriften über deutſche Art und über das Wälſchthum bei uns und über das Turnweſen auch zur Jugend mit geredet hatte über die Uebertreibung Narrheit Wildheit und Rohheit, die ſich in unſern Tagen oft dem Herrlichſten anhängen wollen. Aber er durfte nur bei der Aufſchrift ſtehen bleiben, woraus die Worte von ihm angeführt ſind, um zu ſehen, daß ich alles Wilde Ungemeſſene und Trotzige fern von der Jugend gehalten wiſſen wollte. Da ſage ich:

S. 579. „Die Zeit will keuſches und reines Leben,
„feſten und ſtolzen Sinn, kühnen und feurigen Muth und
„chriſtliche Milde und Demuth. Viele werfen der Zeit vor,
„es ſey eine heidniſche Wildheit, ein heidniſcher Stolz und
„Trotz in ihr, ein Streben nach einer Freiheit, die erzheid-
„niſch und ganz unchriſtlich ſey. Auch iſt es wahr, daß in
„ſo ungeheuren Umwälzungen der Dinge und Erſchütterungen
„der Gemüther, als wir erlebten, immer nach oben geblickt
„werden muß, damit der Vater im Himmel Liebe und Sanft-
„muth ins Herz gieße, daß es in Trotz und Roheit nicht
„verwildere. Chriſtliche Demuth und Milde ſchließen keines-
„weges einen kriechenden alles Erbärmlichen geduldigen Geiſt
„in ſich, wie einige ſie uns beſchreiben, nein ſie wohnen
„grade mit den Kühnſten und Tapferſten am liebſten und
„ſchmücken den Stolz und Muth mit dem freundlichſten
„Glanze.“

und

S. 581. „Schon habe ich den Stolz und Trotz ge-
„nannt und ich nenne ihn noch einmal. Stille Sanftmuth
„und Freundlichkeit ſind von jeher liebliche Tugenden des
„Teutſchen geweſen, ſie ſind auch die lieblichen Tugenden
„des Chriſten. In der Zeit meiner Jugend, über deren leere

„Nichtigkeit ich eben geklagt habe, waren die Sinne der Menſchen freilich auf nichts Großes gerichtet; viele vergingen damals mit den herrlichſten Anlagen und Kräften, die ſie auf nichts Edles und Hohes nach außen wenden konnten, in einem öden und wüſten Brüten über ſich ſelbſt oder in jämmerlicher Faulheit und Wolluſt; aber der ſanfte und leiſe Schritt der Zeit hielt die Stillen und Milden noch immer auf ebener Bahn. Die Zeit und das Leben und die ganze Geſtalt der Zeit und des Lebens damals war ſanft und gemüthlich und die milden und frommen Tugenden wurden leicht entwickelt und bewahrt. Jetzt ſind wir freilich von hohen Ideeen entflammt und erleuchtet, von einem kühnen Athem des Ruhms und der Thatenfülle angehaucht, von mächtigen Stimmen in uns und außer uns gelockt, welche den Menſchen von damals fehlten; aber geſtaltlos iſt die Welt, geſtaltlos iſt das Leben, und wenn ihr durch ſtrenge Zucht des Gemüthes und ernſtes Zuſammenhalten eurer Kraft euch nicht ſelbſt in euch das Maaß ſucht und befeſtigt, könnt ihr mit allen höchſten Ideeen, menſchlichſten Gefühlen und edelſten Vorſätzen wüſt und geſtaltlos in die wilde Weite dahinfahren und Weg und Steg und Licht und Ziel verlieren. Denn es lauert jetzt mehr denn je ein Stolz und Trotz des Ungemeſſenen, was der jugendlichen Kraft, die das Leben noch nicht geprüft hat, gar leicht ein Unermeßliches däucht und mit verblendetem Uebermuthe dahin brauſt. Denn die Regel werdet ihr wohl lernen durch das Leben, wie ihr mehr hinauskommt, daß, jemehr die Welt den Menſchen mit Ruhm und Thatenluſt zieht und reizt, deſtomehr er ſich in die Innenwelt, in ſeine eigne Bruſt, zurückziehen und dort den

„ſtillen Richter fragen muß, ob er draußen auch zu wild und frech geworden. Denn recht ſagen nicht bloß die Feinde und Haſſer aller Freiheit und alles friſchen und fröhlichen politiſchen Lebens, welche ſelbſt mit dem Evangelium für die Knechtſchaft heucheln, ſondern auch die wärmſten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes, daß auch bei dem edelſten Streben draußen und bei der Fülle der Thaten der Menſch doch ein ſtolzer Heide werden und Heidniſches ſchaffen und wirken kann, wenn er ſich im ſtillen Herzen nicht täglich vor dem demüthigt, bei welchem alles Wollen und Vollbringen ſteht, und ſich fragt: Sterblicher wohin willſt du? und was thuſt du? und warum thuſt du es? Denn alle dieſe großen Erſcheinungen der Zeit und dieſe herrlichen Wunder Gottes, die uns erſtaunt und erfreut haben und von Millionen deutſcher Menſchen mit ſo unendlicher Liebe und Hoffnung aufgenommen ſind, wären ein Nichts, das wie ein dünner Morgentraum zerflattern würde, wenn aus dem, was wir unſere politiſche Freiheit und unſere Gewalt und Herrlichkeit des Außenlebens nennen, ſich nicht zugleich als ſchönes Gegenbild auch eine lebendige Geſtalt des Chriſtenthums erhöhe, welche den ſtolzen Freiheitsmuth mit Ernſt und Milde und die Gewalt der Tapferkeit und Thatkraft mit Demuth und Anmuth ſchmückt und endlich aus dem Freieſten und Stolzeſten das Stillſte und Freundlichſte erſchafft. Dies iſt das hehrſte Bild der Zeit, das Bild des ge-

„duldigen freundlichen demüthigen und liebenden
„Heldenthums, ohne welches alles, was jetzt
„noch ſo ſchön ſcheint, wieder in eitel Eitelkeit
„zerrinnen und untergehen wird.“

Nun zum Schluſſe noch eine Stelle des Buches über einen Gegenſtand, welcher der wichtigſte Gegenſtand des Augenblickes ſcheint:

S. 70 — 73. Meine Meinung von der Nützlichkeit und Chriſtlichkeit eines Kreuzzuges gegen Aſia und Afrika — auch gut zur künftigen Ableitung zu großer Volksmenge und wilden Stoffes aus Europa:

„Nicht immer nach Weſten ſondern nach Oſten muß
„einmal wieder geſchaut werden, Europa muß wieder nach
„dem alten Geburtslande zurückblicken. Hier iſt eine ſchöne
„und große Aufgabe für den Heiligen Bund. Europa muß
„einmal wieder auf Aſia und Afrika zurückfließen und durch
„Chriſtenthum und Menſchlichkeit jene Länder verjüngen, die
„in der gräulichſten Barbarei verfault oder verwildert ſind.
„Da iſt die Barbarei, ein herrliches Land, da iſt Aegypten
„und Syrien, Kleinaſien und Griechenland mit ſeinen
„reitzenden Inſeln. Wenn dieſe große Sache der Menſchheit
„im Sinne eines chriſtlichen Kreuzzuges aufgefaßt und ausgeführt
„würde, wenn europäiſche Heere und Flotten vorangingen
„und zuerſt die Feſtungen und Häfen beſetzten, und
„wenn Kolonien immer luſtig nachzögen, ſo könnten Afrika
„und Aſia wieder chriſtlich und Europa auch von dieſer
„Seite zugleich verherrlicht und befriedet werden. Wie leicht
„die Ausführung wäre, hat Aegypten gezeigt, welches ein
„franzöſiſcher Feldherr mit 30,000 Mann und in wenigen
„Wochen eroberte und ſich ſo feſt darin ſetzte, daß es ihm
„nur durch Europäer wieder abgewonnen werden konnte.“

„Hier würde Menſchenblut menſchlich und chriſtlich und „für hohe und heilige Zwecke vergoſſen werden. Aber die „Politik der Eigennutz die Eiferſuchten und andere Suchten „der verſchiedenen Mächte? Wie leicht es auch wäre, wenn „alle redlich wollten, doch wird es durch freie chriſtliche „Uebereinkunft nicht zu Stande kommen. So klingen einem „tauſend troſtloſe Stimmen entgegen. Aber eben daß das „Schwere das Großpolitiſche und Großchriſtliche zu Stande „komme, dazu iſt ja der Heilige Bund und das muß ja „ſein Name bedeuten.“

Meine Beiträge zu verſchiedenen Zeitſchriften und öffentlichen Blättern.

Hiebei iſt nichts zu ſagen.

Pflüg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Rebenſtock
Und netz' des Leines Enden
Für einen Schäferrock.

O König! zart von Leibe
Iſt meine Jugend wohl,
Doch ſie nicht von Dir treibe!
Sie fühlt ſich Muthes voll.

Wohl hunderttauſend ſitzen
Um Dich ſo ſtolz zu Roß,
Viel Tauſend Schwerter blitzen
Und Köcher voll Geſchoß:

Doch von den Tauſend keiner
Iſt mehr Dir zugethan,
Als ich, hinfort Dein Kleiner
Dich liebender Kumpan;

17.

Drei Zeugniſſe.

A.

(Von des Königl. Schwed. Hofkanzlers Grafen von Wetterſtedt Excellenz.)

Daß der Herr Profeſſor E. M. Arndt ſowohl bei der von Ihm zu Stockholm vollbrachten Geſetz-Redaktion für Pommern als bei den übrigen Ihm daſelbſt aufgetragenen beſonderen Geſchäften Sich durch ſeltene Geſchicklichkeit Kenntniſſe und Wohlverhalten rühmlichſt ausgezeichnet hat, wird hiemit von mir auf ſein Verlangen und der Wahrheit gemäß bezeuget.

Örebro am 11. September 1810.

G. af Wetterstedt.

B.

(Von dem Fürſten Staatskanzler: meine Beſtallungsurkunde.)

Es wird mir heute die Gelegenheit, E. Wohlgeboren meine Achtung für Ihre durch Wort und That ſo ſchön ausgeſprochenen und an den Tag gelegten trefflichen rückſichtsloſen Geſinnungen zur Zeit der Noth und des allgemeinen Druckes durch eine Ihrer bewährten Talente würdige und Ihrem inneren Berufe angemeſſene Anſtellung als Profeſſor der neuern Geſchichte an der Univerſität zu Bonn öffentlich zu bezeugen und Sie dadurch auch auf eine ehrenvolle Art im Angeſicht des Vaterlandes zu belohnen.

Den Wink und die Stimme der Geſchichte der regſamen bildungsfähigen und jedem Eindruck noch offenen Jugend zu enthüllen und zu deuten, auf ihr ganzes künftiges Denken Fühlen und Handeln mächtig durch die Darſtellungen menſchlicher Ideeen und Thaten einzuwirken, ihr ſo den Grundton für die Geſinnung ihres Lebens anzugeben und ihrem Streben das Ziel auf den Bahnen der Geſellſchaft zu bezeichnen, iſt ein ehrenvolles heiliges aber auch folgenreiches Amt, deſſen Verantwortlichkeit ſich weit über den Kreis der Gegenwart und des Lebens hinaus erſtreckt.

Sie werden fühlen, welches Vertrauen nicht bloß in Ihren Geiſt ſondern auch in Ihre Geſinnungen und in Ihren Karakter ich ſetze, daß bei der Gründung einer ſo wichtigen Lehranſtalt, wie die Univerſität von Bonn in dem jetzigen Zeitmoment iſt, dieſes bedeutſame folgenreiche für Gutes oder Böſes ſo fruchtbare Geſchäft der hiſtoriſchen Erziehung des jugendlichen erfahrungsloſen Geſchlechts Ihnen anvertraut wird. Mit Recht will ich hoffen, daß Ihr ſchönes Streben, in dieſe jungen Gemüther die frommen Keime einer religiöſen Anſicht der Geſchichte der Wahrheit des Rechts und der heiligen Vaterlandsliebe zu pflanzen und mit Gedeihen zu pflegen, die Wahl, die für dies würdige bedeutungsvolle und ernſte Geſchäft getroffen, und das Vertrauen, das in Ihren Karakter geſetzt wird, rechtfertigen und daß die Zukunft dies mit gerechter Würdigung dankbar anerkennen wird.

Und ſo wünſche ich Ihnen denn Heil und Segen für die neue würdige Laufbahn, welche die Huld Sr. Maj. des Königs Ihrem Geiſte und Ihrer Geſinnung eröffnet, auf daß in den ſpäten Tagen der Zukunft in den ſchönen herrlichen

Thaten kommender Geſchlechter der gute Geiſt des Lehrers ihrer Jugend unverkennbar und ſegenreich noch wehe.

Spa den 9. Auguſt 1818.

CFvHardenberg.

C.

(Von dem Herrn Staatsminiſter Reichsfreiherrn vom Stein.)

Auf Verlangen des Herrn Profeſſor Arndt in Bonn ertheile ich ihm folgendes Zeugniß über ſeine öffentliche Verhältniſſe im Jahr 1812 bis 1814:

Die Leitung der deutſchen Angelegenheiten ward im Julii des Jahrs 1812 von des Kaiſers Alexander Majeſtät einem Komittee übertragen, das aus Ihrer Durchl. dem Regierenden Herrn Herzog von Oldenburg, dem gegenwärtigen Miniſter des Innern Herrn Grafen von Kotſchubey und mir beſtand, und deſſen Geſchäft war Bildung der Ruſſiſch-Deutſchen Legion und Vorbereitung aller Anſtalten, um bei eintretendem Waffenglück in den deutſchen Fürſten und Volk den Entſchluß zu erwecken, das fremde Joch zu zertrümmern.

Zu dieſer Zeit kam Herr Profeſſor Arndt mit dem General von Tettenborn nach Petersburg; er war als ein geiſtvoller das deutſche Vaterland liebender und jedes Opfer ihm zu bringen bereiter Schriftſteller bekannt, er wurde von gedachtem Komittee angeſtellt beauftragt und beſoldet, durch Schrift und Wort die fremde Herrſchaft zu bekämpfen, und in dieſem Beruf und unter dieſer Autorität verfaßte er die 1812 erſchienenen Schriften.

Nach dem Vordringen der Ruſſiſchen Heere nach Deutſchland und Abſchluß des Bündniſſes zwiſchen Preußen und Rußland, 1813 Febr., ward der Verwaltungsrath von beiden hohen Mächten errichtet, der aus mir, dem Oberpräſidenten Herrn von Schön und dem Staatsrath Herrn von Rediger beſtand und unmittelbar von den beiden Souverainen abhing. Mit dieſem trat nun Herr Profeſſor Arndt in daſſelbe Verhältniß, worin er gegen das Komittee geſtanden hatte, ward von ihm beſoldet und ſchrieb unter ſeiner Autorität und unter den Augen der beiden Regenten und ihrer im Hauptquartier vereinten Kabinette, ohne daß von irgendwo nur die geringſte Rüge erfolgt und geäußert wäre.

Nach der Schlacht von Leipzig bildeten die Alliirten Mächte die Centralverwaltung, der ich als Chef vorgeſetzt war, ſein Wirkungskreis iſt bekannt; unter ſeiner Autorität ſetzte Herr Arndt mit Befreiung von Cenſur ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten im Jahr 1814 fort.

Herr Profeſſor Arndt hat in der Zeit, daß er mit mir in den angegebenen Verhältniſſen ſtand, ſich als einen gottesfürchtigen, das Vaterland liebenden, ſeine Befreiung vom fremden Joch eifrig wünſchenden, und dazu durch Wort und Schrift nach Kräften wirkenden Mann gezeigt.

Frankfurt am Main den 9. Febr. 1822.

LSK Frh. vom Stein.

18.

Brief von mir an den Herrn Staatsminiſter Reichsfreiherrn vom Stein, vom 6. Februar 1822.

Ein fröhliches Neujahr E. Exc. und den Ihrigen und Geſundheit und Heiterkeit rufen meine beſten und treueſten Wünſche Ihnen aus voller Seele zu.

Ich bin gottlob auch geſund und ſo leidlich friſch, wie man in unverſchuldeten peinlichen Proceſſen menſchlicher Weiſe nur ſeyn kann. In meinem in der Art, wie er geführt worden, gewiß beiſpielloſem Proceſſe ſcheint es endlich doch allmälig zu Ende gehen zu wollen. Die Welt wird erſtaunen, einmal zu vernehmen, wie verborgene Feindſchaft ehrliche Leute nicht bloß plagen ſondern im Namen einer erhabenen Regierung — wie man ja in der K. Pr. Staatszeitung gethan — ihnen Ehre und Namen abſchneiden kann. Gottlob ich bin mir keiner Knabenſtreiche noch verbotener Bündeleien mit irgend jemand in der Welt bewußt noch irgend Handlungen, worüber ich vor Deutſchland und Preußen zu erröthen hätte. Alle Beſchuldigungen und Winke der Art müſſen und werden vor der Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit des Rechts und ſeiner Sprecher in Nichts zerrinnen. Da man das wohl fühlte und auf dieſem Wege nichts gegen mich gewinnen kann, ſo hat man auf eine unerhörte Weiſe die Unterſuchung endlich auf alle meine Schriften gerichtet. Ich ſoll nun unter der preußiſchen Regierung verantworten, was ich als ſchwediſcher Beamter und Unterthan vor zehn fünfzehn Jahren geſchrieben, über die Zeit von 1805 bis 1812, und über ihre zu traurigen Unfälle und Schanden; ich ſoll mich entſchuldigen über das, was ich unter Kaiſerlich ruſſiſcher Vollmacht und ja zum größten Theil im Auftrage und auf öffentliche Koſten in Petersburg Königsberg Dresden Leipzig in den Jahren 1812 und 1813 und dann mit der Cenſurfreiheit der Hohen Allgemeinen Centralkommiſſion in den Jahren 1813 und 1814 bis zur Auflöſung derſelben im Oktober jenes letzten Jahrs in Frankfurt habe drucken laſſen. Jedes Wort und jede Schrift, welche ich gegen die damalige Verrätherei und gegen den Abfall der Fürſten von Kaiſer und Reich und gegen und über den jammervollen Rheinbund und ſeine Schande und gegen die ſchändlichen Helfer der ſpitzbübiſchen Wälſchen, gewiß nicht gegen Gott und gegen deutſches Vaterland und deutſche Ehre, geredet gewirkt und geſchrieben habe, ſoll mir jetzt zum Verbrechen gedeutet und gemacht werden, es ſoll gleichſam Blut Mord und Verrath daraus gepreßt werden.

Es iſt in Euer Exc. Macht, dieſe grauenvolle Quälerei durch ein paar Worte niederzuſchlagen, und ich muß Sie in dieſer Bedrängniß, wo nicht Eifer um heiliges Recht ſondern blinde und leidenſchaftliche Partheiwuth im Spiele zu ſeyn ſcheint, um ein Zeugniß bitten mit jener Liebe und Ehrfurcht, die nur mit meinem letzten Athem erlöſchen kann.

In dieſem Zeugniſſe iſt nur kurz anzuführen, daß ich vom Sommer 1812 bis zum Ende des Jahrs 1813 im ruſſiſchen Dienſte und Solde geſtanden, und theils im Auftrage der ruſſiſchen Regierung und auf öffentliche Koſten (was ja mit der Glocke der Stunde, dem Soldatenkatechismus, dem Aufſatze über Landſturm und Landwehr und über die Ruſſich-Deutſche Legion und andern Schriften der Fall war) theils mit ihrer Erlaubniß Mehreres gearbeitet und mehrere Bücher ausgegeben habe in Petersburg Königsberg Dresden Leipzig, und daß ich dann, wie es ja war, in Frankfurt durch die Hohe Centralkommiſſion bis in den Oktober 1814, wo dieſelbe ſich auflöſte, Cenſurfreiheit genoſſen habe.

Hierum bitte ich E. Exc. inſtändigſt; denn nicht gern mögte ich in meinem Beſitz befindliche Briefe und Anweiſungen von E. Exc., die jenes mein Verhältniß genau bezeichnen, die aber noch manches Andere nebenbei enthalten, testimonii instar den Gerichten übergeben.

Wie die Sache geführt wird, können E. Exc. ſich ſchon daraus denken, daß ich noch über den Geiſt der Zeit Theil 1., (kam heraus zuerſt im Jahr 1806) über den Rhein Deutſchlands Strom aber nicht Deutſchlands Gränze, über den Wehrmannskatechismus, den ganz amtlichen Aufſatz über Landwehr und Landſturm, der ja einſt zu Hunderttauſenden von Exemplaren in Deutſchland und Preußen nachgedruckt worden, über das Preußiſche Volk und Heer u. ſ. w. einem förmlichen langweiligſten Verhör unterworfen bin.

Kurz, man hat mir drei Jahre meines Lebens und meines Studiums geſtohlen auf einer Altersſtufe, wo ich keine Woche mehr wegwerfen darf, und wie viele Ruhe und Freude dazu!

Die Gräfin Limburg-Stirum, die ich oft ſehe, befindet ſich leidlich und grüßt ihre liebenswürdigen Töchter. Sie hatte vor kurzer Zeit auf ein paar Wochen ihren jüngſten Bruder hier, Oberſten in Niederländiſchen Dienſten. Ein ſchöner Mann und lebhafter, als man von dem holländiſchen Waſſer und Nebel erwarten ſollte.

Gott mit Ihnen und die Freude, daß es doch trotz allen Plackereien und Narrheiten der Zeit unendlich beſſer geworden iſt, als es vor zehn fünfzehn Jahren war.

Mit tiefſter Verehrung u. ſ. w.

E. M. A.

19.

Antwort auf obige Nummer 18.

Frankfurt den 9. Febr. 1822.

Wohlgeborner Hochzuverehrender Herr Profeſſor.

Allerdings iſt es gegenwärtig beſſer, als es vor zehn bis zwölf Jahren war, aber des Schlechten und Nichtswürdigen bleibt noch genug übrig, um alle Gutgeſinnte zu betrüben und ſich mit dem Troſt aufrichten zu müſſen, daß eine väterliche und weiſe Weltregierung alles zum Beſten lenkt und leitet. Der gute alte Gleim ſingt wahrer als poetiſch:

Du Menſch, das Böſe bindet ſich
Zur Strafe ſelbſt die Ruthe;
Du Feind des Böſen tröſte dich:
Aus Böſem quillt das Gute.

Das verlangte Zeugniß kommt hiebei. Mögen ſeine Wirkungen der Erwartung und meinen Wünſchen entſprechen!

Das Andenken der guten Gräfin Stirum iſt uns allen erfreulich und lieb und werth.

Leben Sie wohl und glücklich, mein hochgeſchätzter Freund. Mögen Sie bald die Ruhe und den innern Frieden genieſſen, den Sie durch Tugend und Frömmigkeit verdienen!

Mit vollkommener Freundſchaft und ausgezeichneter Hochachtung beharre ich E. Wohlgeboren

ergebener KvStein.

20.*)

Die Noten von der Königlichen Hand, und das Tagebuch mit der roth unterſtrichenen Zahl 1812.

— Der ſeyn ſollende Kampf der Verzweiflung iſt allerdings beſſer, als freiwillige Unterjochung.

— Levée en masse. Ausführung und Chaos iſt Eins, jeder wird nur ſeinen Plan befolgen wollen und die Verwirrung allgemein werden. Vermuthlich wird der Feind, der auf ſolche Dinge abgewitzt iſt, der Sache ſchnell den Garaus machen.

— Ein paar Executionen, (roth unterſtrichen) und die ganze Sache hat ein Ende. Alles wird ſich bald zerſtreuen.

— Bei einer Nation, die gewitzt iſt und Intelligenz hat, geht ſo etwas zur Noth an; aber bei uns?

— Ohne Intelligenz und Gewitztheit?

— (Ueber den Orden und die Auszeichnungen breit. ÷)**)

— Wer wird dieſen Wirrwarr dirigiren können und wollen?

— Ohne Intelligenz und Gewitztheit, wo die nicht iſt,

---

*) Ein halber Bogen, beſchlagen mit der Nr. 123. Die Noten auf der erſten Seite, dann das Tagebuch, deſſen übrige zwei Bogen die Beſchläger mir gelaſſen hatten.

**) Dies Eingeklammerte und das folgende Ebenſoeingeſchloſſene von mir.

Doch von den Tauſend keinen
Bekümmert ſo Dein Streit,
Als Deinen zarten Kleinen,
Der Dir den Gruß entbeut.

O Knabe, Deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch wiß, die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich;

Die ſchönen gelben Locken
Zerdrückt des Helmes Wucht
In Sonn', in Winterflocken,
Im Sieg und auf der Flucht.

Die ſchönen blauen Augen
Verſöhnen keinen Feind,
Denn die, ſo Schwerter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint.

wie ſoll das alles gehen? von übelm Willen und gleichgültiger Trägheit nicht einmal zu reden.

— Wenn ein Prediger erſchoſſen ſeyn wird, hat die Sache ein Ende. (Dies war mächtig angeröthelt.)

— Dieſer Preis (das Gewehr 10 R. Piſtole 5 R.) zu hoch.

— Als Poeſie gut. (nämlich Lob der öſterreichiſchen Miliz von 1809.)

— Das alles iſt recht zweckmäßig (exhortatio ad laudandum regem)

— Pia desideria.

1812.*)

Und es war der 26. Jan. und wir ſaßen alle beim fröhlichen Male, und die Becher klangen und die Menſchen ſangen, und war faſt ein froher Tag.

Und in Mitte der Freude erſcholl die Botſchaft, morgen rücken die Feinde ein, und wir wurden ſtumm, und viele erblaßten, und mir ergrimmte das Herz in der Bruſt, und die Leute rannten heraus auf die Straßen und heulten und wehklagten. Da faßte Samuel mir die Hand, drückte ſie faſt ſehr und ſprach: Lieber M., du kannſt nicht bleiben, ſie mögten dich fahen.

Und es ward der zweite Tag, ein heller Montag, und ich fuhr mit Otto über Land zu Eliſa, und die Sonne ſchien hell und warm auf den Schnee, aber der Freund war ſehr betrübt, und die Freundin ward es.

Und ich ſandte einen Boten an den Freund Fuchs nach Stralſund, und er brachte mir Geld mit, und die Stadt wimmelte ſchon von Fremden.

---

*) Alles Unterſtrichene war angeröthelt.

Und als der dritte Tag kam, da drückten mich meine lieben Freunde ans Herz und ſegneten mich; und die Freundin ſchenkte mir drei Dukaten, und ich ſagte zu ihr: die will ich brauchen zu etwas Gutem. So fuhr der Wagen mit mir fort.

Und auf dem Wege, als ich anderthalb Meilen gefahren, traf ich 6 fremde Reiter, und ich dachte bei mir: 2 der deinigen würden leicht die Meiſter dieſer, und ſo dachte ich wieder, als ich in Gr. einfuhr, und ich ſchämte mich: ſollen ſo kleine und ſchwache ſo großer und ſtarker Männer Herren ſeyn!

Und es verzog nicht lange, ſo traf mich ein Freund, und der andere und der dritte, und ſie erblaßten und winkten mich weg. Und ich kaſſierte etwas Geld ein und ging mit einem Freunde nach Hohenmühl, und Freunde begegneten mir auf dem Wege und Freunde kamen mir nach; und ſo küßte ich ſie alle und fuhr ſchnell nach Trantow. Dies war der 28. Januar.

Und nun ordnete ich meine Sachen und beſtellte alles um meinen lieben Sohn und meine Freunde, und es ward mir faſt ſchwer. Und gegen 5 Uhr früh war ich fertig; und die Fremden wohnten ſchon in meinem Hauſe.

Und als es war um 7 Uhr früh, da grüßte und küßte ich meine alte fromme Tante und meine liebe Schweſter und meinen lieben Sohn, und ging fürbaß durch den Garten.

Und ſiehe! als ich ein Stücklein gegangen war, da kam heulend und ſchreiend mein kleiner Sohn hinter mir hergelaufen, und es that mir ſüß und weh zugleich, und ich ſegnete und fluchte zugleich.

Und der Morgen war ſchön, und der Mond leuchtete hell auf den knirrenden Schnee herab: und ich drückte mein liebes Kind an die Bruſt und entließ es.

Und der Tag, an welchem ich ausging, war ein Mittewoch und hieß in meinem Kalender Samuel. Und ich nahm es für ein glückliches Zeichen, weil, der mir zunächſt warnend zurief, auch Samuel hieß.

Und als ich über die Peene hinaus war, da betete ich zu Gott für mein Land, und bat um eine ganz helle Sonne als ein Zeichen, und ſiehe! die Sonne ging hell auf am Himmel wie ein großes Feuerrad. Und ich freute mich ſehr, ſtand ſtill und betete noch mehr.

Das Mittag aß ich mit meinem Bruder Ludwig, der mir nachfuhr, ſchon in Clempenow, wo ich beinahe zwei freundliche Wochen verlebte.

Und dieſer Tag war der 29. Januar.

Und ich fand dort brave Leute und wohlgeſinnte, doch nicht genug Glauben. Doch freute mich, was der alte Bediente zu Below geſagt hat.

Und den 10. Febr. verließ ich meine Freunde, und fuhr frühe ab nach Coſenow, wo die Poſt mich aufnahm. Und der Tag hieß Eugenia, und ich freute mich des Namens in meinem kleinen Kalender, und ſagte bei mir: Ja eine ſchöne Wohlgeburt ſoll es werden.

Und dieſer Tag war Eliſas Geburtstag, und ich dachte viel an die freundliche Seele. Und der zweite Tag war die Faſtnacht, und ſeinen Anfang begann ich frierend und faſtend auf dem Schnee drittehalb Stunden lang; denn gleich hinter Prenzlow warf der Poſtwagen um, und ich bekam eine tüchtige Ohrfeige. Doch nahm ich keinen Schaden. Und ich nahm auch dies als ein gutes Zeichen und ſprach: der Anfang wird ſchwer ſeyn, und es wird glücken.

Und ich lebte vom 12. Febr. bis zum 13. März in Berlin voll hohen und ſtolzen Muthes, und alles gelang mir, und ich ſprach: es wird auch gelingen.

Und meine zweite Hedſchra traf auf den 13. März, und das war in meinem Kalender Erneſtus, und ich nahm das wieder für ein gutes Zeichen.

Auch war meine Reiſe nach Breslau glücklich. Dort kamen wir an den 19. März. Und wir lebten dort fröhlich bis zum 3. April. Da zog mein preux chevalier, der Biedere und Tapfere, mit ſeinem hohen Geſellen weiter, und den Abend waren wir faſt ſtumm und gerührt.

Und ich wohnte dort vom 3. April bis zum 16. Jun. und war ſehr fleißig und fromm, und gelang mir auch dort Manches, und arbeitete an Chroniken und Kapiteln für das deutſche Volk, wie ſie die Zeit verlangen mag, auch dichtete ich Lieder für Soldaten.

Es iſt aber die Stadt eine herrliche alte Stadt voll lieblicher und hoher Denkmäler Bilder und Tempel aus ſchönerer Zeit deutſchen Volkes, und ich ergötzte meine Einſamkeit viel daran und weidete mein Herz und erbaute meine Seele an den Werken unſrer frommen Väter.

Das gegenwärtige Geſchlecht der Stadt aber iſt nicht mehr, was die Väter waren, ſondern weichlich und krämeriſch und in kleiner Freude und Eitelkeit erſoffen; auch ſind die Grafen und Freiherren und Edelleute eitel blanke Krämer und Weichlinge*), daß ich ihres Gleichen faſt in Deutſchland nicht funden habe. Und ſie gefielen mir nicht, auch gefiel ich ihnen nicht; und ſelbſt denen däuchte ich mir nicht zu gefallen, welche meine Freunde mit mir Eines Glaubens nannten, und war ich ihnen wohl zu durchſchneidend.

---

*) Ueber die Urtheile jener Tage und über die Launen und Einfälle des Augenblicks und augenblicklicher Stimmungen iſt lange ſchon Gras gewachſen, und nur die demagogiſchen Umtriebe haben ſie wieder aufgegraben und ans Licht gezogen. Alle Schleſier haben ſie in unſern größten Jahren ſo glänzend widerlegt, daß ich hier vor ihnen feierlich Abbitte leiſte.

Aber wohl gefiel ich einigen, welche die Hieſigen Fremdlinge nannten, und lebte fröhlich und lieb mit ihnen; und

Zur Geſchichte dieſes halben Bogens noch Folgendes:

Wir ſaßen jenen 26. Januar 1812 an der fröhlichen Tafel des Probſtes Barkow in Leiz. Es war ein Feſtmal nach der Einweihung einer neuen Kirchenorgel. Meine Brüder und ich und mein Schwager Samuel Aſher und unſer Freund Freiherr Otto Magnus Munck waren eingeladene Gäſte. Ich erhielt dort eine Warnungsbotſchaft von Freund Billroth aus Greifswald, fuhr mit Munck nach Brandshagen bei Stralſund und ließ mir daher von Freund Reinke Geld holen, das bei ihm für mich ſtand. Den folgenden Morgen in aller Frühe fuhr ich mitten durch die Franzoſen in das ſchon von ihnen beſetzte Greifswald hinein und ſo ſtugs und glücklich weiter.

Freiherr Munck und ſeine Gemalin waren alte liebſte ſchwediſche Freunde. Der würdige Mann, des unglücklichen Königs Guſtav Adolf weiland Oberhofmarſchall, lebt jetzt in Karlsruhe. Seine Gemalin gab mir die drei Dukaten mit den Worten: da, lieber Freund, das iſt gut zu einer Piſtole.

O wie viel bin ich von Herrn Pape über die Namen und Sachen dieſes Papierchens hin und her befragt worden: was unter dem zu etwas Gutem gebrauchen, unter der Wohlgeburt, unter dem es wird gelingen, unter den Leuten Eines Glaubens mit mir zu verſtehen ſei? was unter dem nicht genug Glauben? was der alte Bediente zu Below geſagt habe?

Nun dieſer alte Bediente des Herrn von Winterfeld zu Below war wirklich ein prächtiger Huſar des rechten Glaubens und Vertrauens, der nur von ſeinem König Fritz Friederich — ſo nannte er ihn — ſprach und wie die

Pommern ſich wohl wieder als die Friedrichsſoldaten zeigen würden.

Nun hier auch noch die Fortſetzung des Tagebuches, von welchem jener halbe Bogen abgelöſt war. Es ſtehe hier als eine Merkwürdigkeit jener Tage und ihrer Stimmungen und der Menſchen, mit welchen ich lebte.

Ich bemerke nur, daß ich auf meinen Reiſen und Wanderungen die Gewohnheit gehabt habe, immer nur weniges Einzelnes ſo aufs Papier zu ſtellen, gleichſam wegweiſende Pföſten für künftige Erinnerung und worum ſich die Erzählung, wann ich ſie zu machen für gut fand, breiter herumlagern könnte.

Das nun folgende ſchließt ſich unmittelbar an das mit den Worten fröhlich und lieb mit ihnen und Abgebrochene an:

— waren der lebendige (Däne) Normann St. *), der feurige Hamburger M. und der geſchwinde Pommer G.

Und die letzten Tage ſah ich den General Scharnhorſt viel, und ſeine freundliche Tochter und ſeinen wackern frommen Eidam Dohna und den geiſtreichen und genialiſchen Boyen. Und waren manche Spazierfahrten und Abende mit ihnen das Glücklichſte und Lehrreichſte, was ich in Breslau erlebt habe.

Und den 15. Jun. wanderte ich aus durch ein flaches Land, und es war ſehr heiß, und ich hielt meine Nacht in Zobten. Den andern Tag aber erkletterte ich den Zobtenberg und ſah die Welt tief unter mir liegen, und freute mich der kühnen Gedanken der Berge, und bedachte, wie

---

*) Steffens, Mitteldorf, Paß.

was auf der Ebene wohnt, meiſtens flach empfindet und denket. Als ich Gottes Herrlichkeit geſchaut, ſtieg ich herab, und wandte mich gegen Südoſt nach Reichenbach, und fand ein ſchönes fruchtbares Land, ſchlürfte dem Städtchen vorbei nach Oberbila. Da waren Pückler und Sandreczky*) aber ich wollte ſie nicht ſehen.

Und den 17ten ging ich fürbaß durch die ſchönen Thäler von Weigelsdorf Lamprechtsdorf Mautitz; und ich ſah herrliche Wieſen und Teiche. Und ich erkletterte die Bergfeſte Silberberg, und ging dann zurück auf Reichenbach, wo ich in der Vorſtadt übernachtete und durch Hunde Hähne und früheſt erwachende Fliegenmuſik um den Schlaf kam. So muſicirt alles jetzt durch die Welt ſey wach! — In dieſer Gegend ſah ich die Kühe mit einem Maulkorb, damit ſie heimgehend wie der Ober Ajax ſeitweges nicht nach den Aehren greifen. Daſſelbe ſah ich nachher in einigen Gegenden Böhmens und ſelbſt um Kiew. — Die Menſchen hier herum aber ſind ſehr fleißig und ein hübſcherer tüchtigerer und edlerer Schlag als die um Breslau.

Und den 18ten wanderte ich weſtlich zurück, daß ich in die ſchöne Gebirgsgegend käme, und ich ſahe anderthalb Meilen von Reichenbach bei Gräditz ſchon Weinberge, und Schweitnitz blieb mir rechts liegen und Burkersdorf gefiel mir ſehr, und mehr noch das liebliche Weistritz in ſeinen Bergen und an ſeinem Bache. Und von hier kam ich nach Kynau, und beſtieg den Königsberg, eine herrliche Burg in Trümmern, und mich ergötzten die einfältigen Mienen der chriſtlichen Tugenden, die wohl erhalten in Stein gehauen als eine heilige Arabeske den Eingang zieren und dieſe todte Zeit in Trümmern anklagen. Und ich wanderte immer längs dem rauſchenden Bache durch ein tauſendfach wechſelndes Thal nach dem romantiſchen Tannhauſen, wo ich nicht weit war von der böhmiſchen Gränze; und ich ſah dort im Kretſcham (Schlange Halseiſen Ochſenkopf) ein ſehr ſchönes Mädchen, wie es hier am Gebirge einem öfter begegnet; doch leider lange nicht ſo viel als in Oeſtreich. Und ich ging meinen lieblichen Weg nach Charlottenbrunn, und fand es ſehr ſchön und kam des Weges zu den Fabrikſtädten Waldenburg und Gottsberg. Und es war mir, als ſähe ich die bunten Blumenwieſen und Teiche und Hügel von Wärmland und Dalarne. In Gottsberg ſchlief ich eine Nacht mit Blumenträumen. O junges altes Herz!

---

*) Bekannte von Breslau her.

Und ich ging den 19ten nach dem prunkenden Kloſter Grüſſau, deſſen Gäſte ausgeflogen ſind, und ſah rings umher Fruchtbarkeit und immer mehr Flachsbau und Bleichen. Und von da kam ich durch das nette Landshut und ſtieg allmälig das Waldgebirg hinan, das Schmiedeberg verhüllt. Und die Scheitel des Rieſengebirgs erſchien und die Koppe und die Schneegruben, und ich ſtreckte mich da, wo den Weg niederwärts gehen will, im Walde unter einer dichtſchattigen Buche hin und freuete mich Gottes und ſeiner Werke. Dann ſtieg ich hinab in das lange und freundliche Städtchen und ſchlief zwiſchen weichen ſchleſiſchen Decken ein. Das war ein Tag anmuthigſter Schau der reichſten Gegend geweſen.

Und den 20ſten war ich früh auf und aus dem Thore hinaus gegen Weſten und Norden; und es war ein ſehr heißer Tag. Und ich durchwanderte die lieblichſten Dörfer und ſah Buchwald Hermsdorf Stohnsdorf, und ruhete mich aus in dem ſchattigen Prudel bei Stohnsdorf. Dann ging der Pfad durch Schilda Boberſtein und das wunderſchöne Rohrlach auf die Bergſtadt Kupferberg. Und hinter Kuberg lag das anmuthige Rudelſtadt und weiter hin das ſchönere Würgsdorf, (des Landraths von Richthofen) eine ziemlich lebendige ſchon mehr offene Gegend. Und ich erklomm dort dabei die Burg Wolmsdorf, die in der Schwedenzeit als Feſtung diente. Und ich ſah herrliche Ruinen, kühnen Bau, und eine reiche Gegend, und nicht fern die Burg Schweinhauſen. Und einige Zimmer waren noch erhalten, und ich freuete mich der bunten Farben ihrer Wände, und betete an in meinem Herzen vor einem Crucifix, das über dem zweiten Thore gemalt noch wohl erhalten über den Trümmern ſtand. Und ich träumte von den Rittern und von wackeren Männern, und gedachte unſerer gewaltigen Elendigkeit, worüber dieſe Steintrümmer Wehe ſchreien könnten — Und in einer Mauer war ein rundes Loch: „Da, „ſagte meine Führerin (des Wächters Frau) hat man ein „Mädchen eingemauert, das ihr Kind umgebracht hatte; an„dere ſagen: es war nur ein verjungfertes Fräulein; o wenn „das noch ſo genau gehalten würde, wie viele müßten jetzt „eingemauert werden!“ — Und ich ſtieg hinab in das Städtchen Bolkenhain dort unter der Burg, und ſchlief dort bei freundlichen Leuten.

Und der 21ſte war wieder ein heißer Tag wie der geſtrige; und ich hatte mir geſtern die Aermel aufgeſtreift gehabt und die beiden Arme fürchterlich verbrannt, alſo daß ich ſie mit Rahme und Eſſig des unleidlichen Schmerzes und Geſchwulſtes wegen beſtreichen und meinen Rock mit Jammergrimaſſen darüber ziehen mußte; und fühlte ich acht Tage davon. Und ich ſchalt das ſchwache Leben und unſere Art Kleidung, die uns verweichlichen, und bin doch noch nicht der Weichlichſte. Denn ich machte dieſe ganze Zeit oft täglich einen Weg von ſechs ſieben Meilen, mein Bün-

Bündel auf dem Rücken; und thun mir das wohl nicht viele Schriftgelehrte nach.

Und ich wanderte heute im Sonnenbrand durch eine ſchöne und fruchtbare Gegend, eine ebene Bergfläche mit Thälern wechſelnd. Nach dem luſtigen Schönau waren zwei Meilen, auf den Feldern immer noch viel Flachs; dann durch Rörersdorf Hermersdorf Probſtkirchen. Immer erblickte ich auf den Höhen die Rieſenkoppe und die Schneegruben; auf der Höhe bei Hackenau hatte ich eine himmliſche Ausſicht. Anlandung um 9 Uhr Abends zu Klein-Neendorf. Tanz, Muſik genug in der Schenke, viel zu trinken, wenig zu eſſen. Hundemüdigkeit, Schmerz der geſchwollenen Arme und Hände. Doch mußte ich mir die wimmelnde jubelnde Menſchenſchaar nach meiner Weiſe ein wenig beſchauen. Bald nach 10 Uhr rettete ich mich aus dem Lärm und ſtreckte mich in einer Scheune auf friſches Heu hin. Ein ſehr friſches duftiges Lager; aber meine nächſten Nachbarn die Hähne waren gar zu munter, und ich mußte jede Stunde mit ihnen wach werden; nach ihrem dritten Krei war an keinen Schlaf mehr zu denken. Im Hauſe dudelte noch die Muſik.

Ich war denn frühe auf, und der hohe Gräditzberg, der vor mir lag, zog mich ſanft zu ſich hinauf. Es iſt ein einzelner herrlicher Berg und ſchöne Trümmer der alten Feſtung, und eine reitzende weite Ausſicht auf die liebliche blühende Gegend umher. Der Hain des Berges und die Bäume innerhalb der Burg ſind wunderlieblich. Von hier wanderte ich nach dem luſtigen Löwenberg und von da nach dem reicheren und ſchöneren Greifenberg, und ſah in der ganzen Gegend immer noch viel Flachsbau. Mein geſchwollener Arm als Grempeldiener. Und im freundlichſten Sommerabendregen wanderte ich nach Greifenſtein und betete von

O Herr! klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,
So wiſſ', in Deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

Laß ſich den Schein entfärben,
Der meine Wangen ſchmückt,
Ja laß mich für Dich ſterben;
So dünk' ich mich beglückt.

So manchen wackern Streiter
Verdirbt die böſe Schlacht;
Warum nicht den Begleiter,
Den Liebe hergebracht?

O Knab, ſoll ich Dich nehmen,
So melde, ob Du kannſt,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannſt;

den Trümmern der prächtigen Burg herab die untergehende Sonne und Gott an. In dem Kretſcham aber fand ich viele Fuhrleute, die ſoffen und lärmten bis elf Uhr. Und als es endlich ruhig ward und ich auf meinem Bettchen entſchlafen war, ward nicht weit von mir ein Beſoffener toll und lärmte nur zwei Stunden, um 2 Uhr begann eine Henne mit ihren Küchlein unter meinem Bette, um 3 Uhr wurden alle Fliegen munter, um 4 Uhr kamen die Fuhrleute zum Frühſtück. Ich ſtand auf, und hatte nicht geſchlafen. Das war die zweite faſt ſchlafloſe Nacht.

Den 23. Junii regnete es bis an den Mittag. Und als der Himmel ſich klärte, nahm ich meinen Wanderſtab und ging durch die anmuthigſte Gegend nach dem freundlichen Liebenthal. Von da bergauf bergab einen ſchönen aber mühevollen Weg nach Lähn. Schöne Bauerhöfe und Obſtgärten, ſchöne Tauben, ſchöne freundliche Menſchen. Das Schloß Lähnhaus nicht dem Königsberg und Gräditzberg gleich, aber zu dem Bober und dem Städtchen Lähn hinab alles bisher Geſehene weit übertreffend. Welch ein Thal! Von hier einen harten und durch den Regen ſchlüpfrigen Bergweg nach Hirſchberg. Schon war es ſpät, ich ſtürzte Schritt auf Schritt auf dem ſchlüpfrigen Pfade, und hungrig und ermattet trat ich halb zehn Uhr ins Weiße Roß, trank Ungerwein, aß Eier und Schinken. Auf den Bergen umher brannten die Johannisfeuer. Der Wirth rief: Ich muß hinausgehen, die Meinigen ſind draußen auf dem Kavalierberg, wo gefeſtet wird; kommen Sie mit. Ich ging mit, eine halbe Stunde — und wir waren auf der Höhe. Tanz Muſik Punſch Wein Nacht Ueppigkeit und Lebendigkeit der Menſchen — hier brauſt ſchon Berggeiſt in ihnen — prächtige Dunkelheit für die Feuer, dann Donner und Blitz, fürchterlicher Regen, Durchnäſſung, Ermattung auf dem Heimwege, erſt um 2 Uhr zu Hauſe. Dies ganz nach ſo mühevollem Tage und zwei ſchlafloſen Nächten; dieſe ward faſt die dritte. Doch war ich den folgenden Morgen munter und däuchte mir ſagen zu dürfen: et ego vir sum.

Und der Johannistagsmorgen war kühl und regnicht mit wechſelnden Sonnengrüßen; doch war ich ſehr früh wieder auf und erkundete das Land, und erſtieg den Helikon und den Kavalierberg noch einmal, und däuchte mir die Gegend ſehr luſtig und das Volk ſehr lebendig und fleißig. Und nach dem Mittagseſſen ging ich fürbaß und ſah das ſchöne Warmbrunn, das alte ſchafgotſchiſche Weiſſagerſchloß Kynaſt, das liebliche Petersdorf, und andre Anmuthigkeit, und war gegen 6 Uhr Abends in Schreiberhau in dem Hauſe des Schulzen, wo ich die Nacht zu bleiben gedachte. Von dort ſpazierte ich die Wundergegend, das Alaunwerk und den Kahl- und Zackl-Fall noch heute betrachten. Denn Gott hatte mir gleich einen Boten gegeben, der ſich unterwegs zu mir geſellte und ſo feſt anklebte, daß ich ihn nicht abſchütteln mogte. Und ich dachte: laß ihn mitlaufen, er mag wohl gut ſeyn, und daß er kein Todtſchläger war, ſah ich an ſeiner Gebärde.

Und den 25ſten war ich früh auf und klomm mit meinem gottgeſandten Führer durch Föhrenwald immer bergan, und der Pfad war vom geſtrigen Regen faſt ſchwer und ſchlüpfrig. Und wir machten unſer erſtes Halt in der Altwieſenbaude, und tranken herrliche Milch. Von dannen klommen wir immer noch bergan, und waren nach einer halben Stunde auf den hohen Elbwieſen. Und ich trank aus den Quellen der Elbe und betete inniglich zu Gott, daß der Trunk ein Trunk der Freiheit ſeyn und der Strom von einem Ende bis zum andern bald ganz entfeſſelt fließen möge. — Und ich ſah das große Rad und die Schneegruben und die Sturmhauben und war ein ſchöner heitrer kühler Tag und lag alle Welt an beiden Seiten des Gebirgs hell ausgebreitet unter meinen Füßen. Und ich ſah den hohen Elbfall; doch hat er zu wenig Waſſer. Und ich ſahe die Schneegruben, und ſie ſind nur dem Untenſtehenden erhaben, welchem die Fantaſie baut. Und das ganze Rieſengebirg iſt zu waſſerarm. Und ich aß in der Petersbaude Eier und Milch als mein Mittag, und kletterte bergauf bergab, bis ich der Fläche näher war, worauf die Koppe thront. Und dort ließ ich meinen Führer laufen, der anfing mich niederzuſchwatzen.

Und ich watete eine halbe Stunde durch ſumpfige Wieſen und kletterte dann auf dem gräßlichſten Fußſteige durch eine aufgethürmte Sindfluth von Steinen, welche den Rieſen hier umgürtet, die hohe Koppe hinauf. Droben lag ich eine Stunde und ſchauete in die Welt hinab und träumte; und pflückte dann Blumen hart an der Kapelle, ſolchen zu ſenden, die meine Seele lieb hat.

Und gegen fünf Uhr wanderte ich abwärts gegen Süden, und ich hatte mein liebes Schweden vor mir mit dem prächtigſten Blumenſchmuck der Wieſen und mit blumigſten Erinnerungen; und ich dachte bei mir: in dieſem Revier muß Rübezahls Blumengarten ſeyn. Und ich ging zum Aupefall und ſaß dort eine Weile, und dachte bei mir: ſiehe! nun biſt du in Böhmen und mußt zu einem andern Manne Herr ſagen, und thäteſt es ſo gerne, wenn er unter die kaiſerlichen Adlerflügel dein Volk verſammeln und ſchirmen könnte. Darauf ſchlenderte ich weiter und ging mehreren Bauden vorüber, und ſah endlich Großaupe tief im Thale, und war die lieblichſte Alpengegend, die ich noch im Gebirge geſehen, und die fetteſten Wieſen, und ſtand Haus an Haus gereihet; aber der Weg abwärts war der beſchwerlichſte, alſo daß mir zuletzt die Kniee zitterten.

Aber als ich unten war, wie ging es raſch oder vielmehr, wie flog es! und in welcher ſchönen Natur! War Groß-Aupe luſtig und lieblich, ſo hatte das romantiſche Dunkelthal ſeine düſtere Schwermuth, das reizende Waſchdorf eine freundliche Offenheit, endlich Freiheit eine freundliche Wirthin. Da kam ich um halb 10 Uhr an. Die Wirthin und der Schulmeiſter; unſre politiſchen Geſpräche. Der Mann trug zwei Ehrenmünzen an der Bruſt, war mit bei Aſpern und Wagram geweſen und ſprach geſcheidter als mancher Staatsminiſter über das, was Kaiſer und Könige mit dem Volke gegen die Franzoſen thun könnten und nicht zu thun verſtehen. Nach ſolchem Geſpräch wimmelten die Träume auf mich herab und ich konnte kaum ſchlafen. — Ich hatte heute viel Flachsbau und manche Bleichen geſehen — und Menſchen? ja recht einfältige zuthuliche freundliche und nicht geldgierige Menſchen durchaus und allenthalben, obgleich in dieſen Bergen ein Schmuggelgeſchlecht wohnen muß und obgleich der Schmuggel die Leute verdirbt. Es weht einem hier aus ihnen etwas Friſches etwas wie Aechtaltdeutſches (zugleich Junges und Altes) entgegen. So iſt es, dies ſcheint alter ächter Urſtamm: die Menſchen laufen aus den Bergen nicht weg trotz den Schwerdtfegern und Völkerfegern Attila und Napoleon. Dem denke nach!?

Und den 26ſten lief ich bis Trautenau, wo ich Mittag aß, einen luſtigen Thalweg. Von Trautenau bis Adersbach ſind drittehalb Meilen, zum Theil romantiſcher aber ſchwerer Thal- und Berg-Weg; auch fand ich heute ſchon ächte Böhmen, die mich nicht verſtanden, auch wohl grollig nicht verſtehen wollten. Schwer zu klimmen hatte ich den Berg zwiſchen Qualitſch und Adersbach. Um 5 Uhr

Nachmittags war ich in dieſem zweiten Sans pareil. Welche mächtige Bilder haſt du hier hingeſtellt ewige Natur! und wie lieblich brauſen deine Waſſer zwiſchen den Wundern!

Abentheuer: Ich ſitze beſtäubt an Lenden und Füßen an einem Schöppchen Ungriſchen; zwei preußiſche Officiere mit wehenden Federn auf dem Hute kommen auf prächtigen Pferden, einen Diener hinter ſich, angaloppirt, befehlen Wein und Brod und beginnen mich als Handwerksburſchen mit vornehmen Einfällen und Fragen zu foppen. Ich bin ſehr dumm und laſſe mir die kavalierige Fopperei gefallen: Antworten tief unter dem Handwerksburſchen, Spaß und Gelächter — aber allmälig zieh ich die Handſchuhe aus und verwandle Ton und Sprache, und die Herren fangen an verlegen zu werden, mich und ſich anzugucken — O du Fußwandrerglückſeligkeit! o du göttliche Freiheit und Gleichheit des Lebens auf der Landſtraße, wo man Alles und Nichts iſt! o du, mein tapfrer Vater, der mir dieſe tüchtigen Beine angedrechſelt hat!

Ich wohnte bei'm Schulzen. Guter Wein, gutes Eſſen — Schlafengehen: ein nettes Zimmerchen, ein nettes Be.., aber noch dumpfes Mücken- und Fliegen-Geſumm und Hitze wie in einer Badſtube — „Habt Ihr keinen andern Raum, wo es kühler iſt?" „Ja oben auf dem Speicher; aber da iſt vorgeſtern getanzt und liegt an einem Ende Heu, das noch ſtark duftet." „O nur her mit dem Duft und mit einem Paar friſcher Laken!" — Und ich trete treppauf auf meine lange Speichertenne, noch mit Blumen und Kränzen und kleinen Heiligenbildchen vom Johannisball her umhangen, und ich werfe mich zwiſchen meine friſchen Laken aufs Heu, einen fröhlichen Sommernachtstraum zu träumen. Unter meinem Fenſter tönen lange noch ſingende Buben und Mädel, ihren St Johannes tragend, rührend und lieblich.

Solcher Abendgeſang iſt Gottesdienſt. Hätten durch dieſes Wunderrevier doch noch ein paar Nachtigallen mitgeklungen!

Und den 27. Junii, den Siebenſchläfer, ging ich fürbaß immer durch ein gebirgigtes aber nicht ſo ſchönes Land, als das geſtrige geweſen. Und ich ſah bald die herrliche Heuſcheuer vor mir ſich erheben, und um 4 Uhr Nachmittags war ich in Kudowa, und beſtellte mein Stübchen und wuſch mir den Staub aus den Augen und zog Herrenkleider an, und dann trat ich hinaus, daß ich meine Freunde fände. Und wie ich heraus kam auf den Brunnenplatz, begegnete mir ſogleich ein glückliches Zeichen, die herrliche Gräfin Julia; und ihr Skt Adelbert ließ ſich in einem Wägelchen neben ihr karren; und bald kam auch ihr lieber Vater Scharnhorſt, und ihr lieber Mann, der ritterliche Graf Dohna, herzu, und der Oberſt von Götzen und Major Berrsford. Und wir lebten hier recht glückliche und ſchwungreiche, ja geſchwungene und geflügelte Tage; und ich ſchlief nur in meinem Bauerhäuschen und war immer des Generals Gaſt. — Zweiter Spaß mit meinen adersbacher Officieren. Sie kommen den zweiten Tag hier an, ſich dem General zu verneigen, treten ein, als wir zu Tiſche ſitzen: ihr Erſtaunen, daß der Handwerksburſch zur Rechten des Feldherrn ſitzt; doch wird gegenſeitig das incognito beobachtet. Nur meiner Julia erzähle ich zur Ergötzung das Abentheuer.

Und den 30. Jun. ging ich weg, und war ſehr frühe, hatte geſtern Abend ſchon Lebewohl geſagt und war mein Herz faſt weich geworden. Und es war auf dieſem glatziſchen Hochgebirge ein heitrer kühler Tag; und ich wanderte durch Levin auf den Brunnenort Rheinerz, und von dannen durch ſchöne und reiche Dörfer und Gefilde, woran Berge hinliefen, nach Habelſchwerdt, wo ich mittagte. Von da ward auf Wölfelsdorf zu den Wölfelsfällen gewandert. Herrliche Natur aber ſchwerer Bergweg; doch die herrlichen Waſſerfälle nach den vielen Gewitterregen erfreuten mein Herz. Und dannen ging ich durch hohen Gebirgwald bis an den Schneeberg und der Abendregen jagte mich endlich in ein einſames Häuschen, deſſen freundlicher Bauer mich mit Milch und Butterbrot erquickte und mir dann aus Stroh eine Streu ſchüttete, wo ich wie ein König geſchlafen haben würde, wenn ein paar Meerſchweinchen nicht unruhige und früh wache Zimmergeſellen geweſen wären.

Und der erſte Julii war da, und ich machte mich frühe auf und wanderte von hier durch Seidendorf zu dem Brunnenort Landeck. Dort wußte und traf ich liebe Freunde, meinen preußiſchmuthigen und geiſtreichen Bardeleben und den feurigen Wilhelm Röder; und wir waren den Tag froh und den Abend jubelten wir bei Biſchof und Freundſchaft und Liebe in Röders Hauſe, und klangen auf alle deutſche Hoffnungen von Weichſel und Dnepr und weiter hinaus, wie Hoffnungsflügel fliegen. Und ich nahm auch von hier liebe Erinnerungen und ſogar ein paar zärtliche Küſſe mit.

Und den 2. Julii wanderte ich nach Glatz drei Meilen, und war um den Mittag da, und gefiel mir, und blieb da bis den 4ten.

Den 4. Jul. Abends aber ſetzte ich mich auf die Poſt, und fuhr durch Rheinerz nach Nachod in Böhmen und träumte in dem langſamen Wagen wallenſteiniſche Träume, und wie viele außerordentliche Menſchen und Helden Deutſchland oft umſonſt gezeugt zu haben ſcheint. Und um acht Uhr früh den 5ten fuhr ich dannen; und ich ſah viel Flachs und Bleichen und reichen Obſtbau und ein fruchtbares und wohl bebautes Land und fleißige meiſtens deutſche Menſchen. Und ich aß Mittag in Jaromirs, fand hinter dieſer Stadt immer reichere Fluren und Dörfer, fuhr an der ſchönen Feſte Joſephſtadt hin und war um 6 Uhr in dem freundlichen Königingratz. Halbkrank von dem Schöpſenbraten in Jaromirs, hatte ſeit meiner Ungerfahrt von 1798 nichts ſo Durchknoblauchtes gegeſſen. Der viele Knoblauch iſt ſlavoniſch und ungriſch.

Den 6ten durch herrliches Land bis Czaslau. Ich quartierte mich im Weißen Roß ein, und es regnete heute heftig und den ganzen folgenden Tag. Viele ſtumme und ſtille grimmige Böhmengeſichter, meine Bemerkungen darüber.

Und Mittwoch früh, den 8ten, fuhr ich mit der Wiener Poſt von Czaslau nach Prag, und fand gute Geſellſchaft. Und ich ſah, wie das Land ſchön und fruchtbar war und gleich einem Garten und die Menſchen ſtark und ſtämmig aber ſpröd und trotzig. Auch ſah ich Kollin und Planian, und dachte bei mir: es wäre beſſer, man hätte nie von einer Kolliner und Prager Schlacht gehört. Und den 9ten frühmorgens war ich in Prag.

Ich ſah meinen lebendigen Gruner wieder. Auch lernte ich den wackern Pfuel kennen, den tapfern Soldaten, und er zeigte mir, wie er ſchwimmen und die Leute zu Fiſchen machen kann; und ich dachte: ſolche können wir brauchen. Prag aber iſt eine ſchöne Stadt. — Und Gruner reiſte den 12ten nach Liebwerda, und ich reiſte den 14ten nach Rußland. Hatte nach vielem Suchen endlich meinen Pegaſus gefunden, worauf ich entfliegen konnte.

Und ich ward der Sancho Panſa eines wiener Don Quixote, der in Schmuggelgeſchäften nach Brody fahren wollte. Mir hatte man jeglichen Paß dahin verweigert. Wahrlich ich ritt auf keinem apolliſchen Flügelpferde ſondern mußte mich wohl etwas reiten laſſen. Das war ein Weichling vom wiener Pflaſter, zugleich liſtig und langweilig, der ſich hie und da ſeine Rückreiſe aus meinem Beutei deckte, ſich unterwegs Manches zweimal bezahlte, und andre kleine Pfiffe; ſo wie mich auch ſeine pfiffigen und kniffigen Geſpräche und ſein ausgehängter deutſcher Patriotismus oft ärgerten. So hatte ich nun meinen Pfal im Fleiſch, und mußte obenein noch zuweilen den wirklichen Sancho machen. Doch war das Land ſchön, wodurch wir hinfuhren, beſonders Mähren und Olmütz und das öſterreichiſche Schleſien, und wir ſahen offenere Menſchengeſichter und waren in Mähren ſchönere Weiber und Mädchen als in Böhmen, wo es von Schönheiten eben nicht wimmelt.

Und fuhr ich hinnen weiter bis Lemberg und Brody durch Gallicien. Und das Land war gut und ſchön, eine herrliche Abdachung der Karpathen, aber das Volk liſtig knechtiſch ſäuiſch. O Polen, wo Uebermuth neben Knechtſchaft in demſelben Herzen wohnt! Ich ward oft faſt ungeduldig, die elenden Hütten, die Juden und auf allen Straßen und vor allen Häuſern die Bettler ſo dick ausgeſäet zu finden. — Vergleichung dieſer polniſchen und der böhmiſchen Köpfe, nicht zum Nachtheil der letzteren. — In Brody den 23. Jul. Loskauf von meinem Don Quixote noch mit einem halben Dutzend Dukaten. Ich ſchlief die Nacht ſchon zu Radzwilow hinter ſeidenen Vorhängen im Hauſe des ruſſiſchen Poſtmeiſters und Hofraths Giers, eines ſehr artigen Mannes.

Und am 24ſten als ich mich eben zur Abreiſe fertig machen wollte, da kamen aus Wien der ruſſiſche Legationsrath Graf Balmaine und Mr. Sawiroff und le Marquis de Favras, und wir machten Reiſegeſellſchaft, mußten aber von der gewöhnlichen Straße abweichen, weil die Feinde bis Mohilew und Polocz vorgerückt waren. Und dieſe Umwege und Mangel an Pferden auf den kleinen Poſthalten und

Palmaines Sorgloſigkeit beflügelten die Reiſe gar nicht; was mir oft recht lieb war, weil ich die Familienzüge der Völker beſſer zu ſehen bekam. Und auch die ruſſiſchen Polen und Juden gefielen mir nicht und waren unverſchämt theuer, ſo daß wir ein einzelnes Mittagseſſen die Perſon mit zwei Thlrn. oder einem Dukaten bezahlen mußten. Und die Schweine entſchuldigten ſich mit dem Kriege, und waren hier im Süden, weiter als hundert Meilen vom Kriege, alle Lebensmittel erzwohlfeil.

Und ich nannte Volhynien ein herrliches reiches Land und ſah reiche Felder und fette Auen voll grauer weithörniger Stiere und trefflicher Pferde, aber nicht ſo ſtattlicher Menſchen. Auch ſah ich hier in unendlicher Menge hohe Bienenſtöcke anderthalb Mannslängen hoch aus hohlen Baumſtämmen, und mächtige Bäume des Waldes ſah ich angebohrt und Bienen hineingepflanzt.

Prächtiger Hochzeitreigen mit Harfen und Pauken Königs David in Zitomirs. Sehr ſchöne Juden und Weiber wie Debora und Judith in Polen. Bemerkungen darüber und Vergleichungen mit unſern deutſchen Juden.

Und Kiew däuchte mir eine halb orientaliſche Stadt mit ihren Domen und Kuppeln und goldnen Thürmen, und gefiel mir ihre Lage und die Höhe über dem Dnepr und der Strom ſelbſt, längs welchem meine germaniſchen Urväter vor Jahrtauſenden gen Nordweſten gewandert, gar ſehr, und grüßte ich dieſe Wiege des ruſſiſchen Staats an dem ſchönſten hellſten Sommermorgen: denn die Sonne ging eben auf, als wir einfuhren. Und wir quartierten uns in einem hübſchen Hauſe bei einer blanken und glatten Jüdin ein und ſahen drei vier reitzende Judentöchter, die wohl eines Holofernes Nacken hätten umſtricken können, und tranken Kaffe und aßen gebratene Hühner zu Mittag nebſt drei

Womit im Brand der Sonne
Du mir die Schläfe kühlſt,
Und für der Träume Wonne
Mich ſanft in Schlummer ſpielſt.

O König! zwar geringe
Iſt meiner Gaben Loos;
Doch macht zu allem Dinge
Die fromme Liebe groß.

Ich kann die Laute ſchlagen,
Ich kann das Harfenſpiel,
Womit ſeit manchen Tagen
Ich vielen wohl gefiel;

Auch kann ich luſtig ſingen
Und zwitſchern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein.

Flaſchen doniſchen Wein, und mußten jeder 3 Thlr. 24 Gr. bezahlen, und waren doch vier Mann hoch.

Und das Land hinter Kiew war immer noch reich und wir wurden nun der Juden mehr ledig, obgleich ihrer hier noch auf die 20 bis 25 Meilen dieſſeits des Dneprs wohnen, und die Ruſſen gefielen mir in dieſen Strichen faſt beſſer als die armen Polen, die von einem übermüthigen unverbeſſerlichen Adel geknechtet werden.

Hier trafen wir Dörfer von Roskolniken mit ſehr ſtrengen und ernſten Geſichtern und nette erfreulich reinliche Häuſer und reiche Bauren und auch reinliche hübſche Menſchen, wie Moſkoviter ſeyn können. Wie es mir mit dem Waſſernapf ging, welches die roskolnikiſche Frau unter der Naſe zerſchlug. — Wie hier auf dem erſten Halt am linken Dneprufer ruſſiſches oder franzöſiſches Blut im Zweikampf fließen ſollte und wie ich die beiden Kampfhähne, den ſchottiſch-ruſſiſchen Grafen B. und den wälſchen Markgrafen F. aus einander brachte: ein Zank, der uns 4 Stunden Säumniß eintrug. Und was hat es mir eingetragen? Ich habe den wälſchen Kullerhahn auf meinen Wagen bekommen, und der Narr hat mir mit den Thaten, die er im Leibe hatte, und mit andern Pralereien den Kopf dämiſch geklingelt. Aber doch Ergötzungen und Erluſtigungen genug, auch hübſcheſte Beweiſe ruſſiſcher Gaſtfreundlichkeit, je höher wir zum Norden hinauf fahren: alle Wege und Straßen voll vom Norden nach dem Süden flüchtender Familien, voll von Juden Soldaten Rindern und Pferden, von ſingenden Rekruten und einzelnen um Nachtfeuer gelagerten Kriegsſchaaren, die dem großen Heere zuziehen. So war man wie in einer neuen großen Schule des Lebens, und ließ ſich wohl eine langweilige Geſellſchaft, viel Hitze, viel Staub, ſchlechte Abſpeiſung, und ein häufiges Warten auf den Halten von

6 bis 12 Stunden auf Pferde trotz unſrer zwei Feldjäger, und ſelbſt die blutige Unverſchämtheit und Hungrigkeit ruſſiſcher Fliegen und Flöhe ertragen.

Und wir fanden mitunter auch recht freundliche und gaſtfreie Menſchen und den Wechſel königlicher Bewirthung: den feinen Polizeimeiſter in Czernigow, den Kaufmann mit ſeinem Karawanenthee, ruſſiſche Edelleute dito, die freundlich auftrugen. Der Boden ſteigt, der Weg wird ſandiger und die Felder grandiger, je näher man Smolensk kommt — Ruſſiſche Fuhrleute und Poſtillione, ihr luſtiges Singen und Gemeinleben mit den Pferden — Sonſt geht es allenthalben Rips! Raps! und man giebt und nimmt hier in allerſchönſter Freiheit und Beliebigkeit. Ich bekam Proben genug davon; mein verzweifeltes Wachen über meinen Sachen die Nächte wegen der vielen Diebshände. Dazu gehörte für eine Reiſe von 8 bis 9 Tagen doch wahrlich Leib und Blut.

Einfahrt in Smolensk den 1. oder 2. Auguſt nach einem Kampf von 3 bis 4 Stunden vor den Thoren und in den Straßen der Stadt; Fußvolk Reiterei Kanonen — alles durch einander, gräßlicher Staub und Hitze: der Vorderzug des ruſſiſchen Hauptheers in und um die Stadt 25,000 bis 30,000 Mann. Noth um Quartier, Hitze Hunger und Durſt — fröhliches Finden der Freunde: Lützow Chaſot Barnekow. Fröhlicher Speiſetroſt an der Tafel des Herzogs Alexander von Wirtemberg, wo ich, von meinem Chaſot eingeführt, mit mecklenburgiſchen oldenburgiſchen heſſiſchen Prinzen und Hunderten von Officieren immer meinen Tiſch gedeckt fand, auch zuweilen einige luſtige Nächte in einem großen Saale meine Glieder aufs Soldatenlager mit hinſtreckte. — Viele fröhliche Unterhaltungen über die Hoffnungen dieſes Kriegs.

Den 4. Auguſt. Heute mit meinem Lützow viel biſpaniſirt. Chaſot zeigte mir die Ruſſen Dochtoroff und den Rieſen Jermolow, der im Kugelregen immer der erſte voranſchreitet und nimmer verwundet iſt, ein von unten auf gedienter: mächtige Kerle. —

(Weiter nichts aufgezeichnet. Das letzte Aufgezeichnete wahrſcheinlich in Moskau oder Petersburg aufgeſchrieben.)

21.

Leben für mich, begonnen und geſchloſſen Herbſt 1810, Winter 1811.

1) Halt deinen Leib zuſammen keuſch und friſch, den Strom von Jugend Schönheit und Gewalt im Fluß.
2) Mit Geiſtern ringe, und würdeſt du lahm, wie Iſrael an ſeiner Hüfte. Siege durch das, was dich zerſtören will.
3) Lebe mit Geiſtern: Ludwig, Heinrich, Jochen, Wilhelmine, Charlotte, Eliſabeth, Marie, Chriſtus, Sokrates.
4) Stelle den Menſchen ganz und klar in das Leben und in dein Wirken hinein.
5) Sey ſtolz, nicht eitel. Siehe, wohin das Leben fährt, wohin es mit jedem geht, wohin es mit dir ſoll. Sieh nur auf das Gute, du magſt bilden oder handeln.
6) Arbeit iſt Mannes Würde. Gleich, wie und wo du ſteheſt, wenn dein Herz nur wohl ſteht.
7) Folge deinem Triebe, und entbehre Vermögen, Geſchrei der Menge, Beifall der Stunde. Nur wer Eins feſt will und im Auge behält, iſt immer groß.
8) Sey ewig heiter, und wenn man dich zur Henkerbühne ſchleppte, und der Teufel dir hinten auf dem Nacken ſäße.
9) Sey nicht zu deutſch: brüte und träume nicht, aber

denke, dichte muthig und ſtill — Deutſcher Sinn, deutſches Wort, Vaterlands Sprache und Poeterei.

10) Alles im Geiſt, laß ihn ein ewiges Weben und Glühen, laß ihn Flamme und *πνευμα* ſeyn; denn du biſt mit Geiſt und Feuer getauft.

11) Sey dir gleich, und zeige, daß man zugleich feſt und los, daß man Menſch ſeyn kann in Fülle.

> Das hab' ich, was ich gelernt und erſtrebt und mittelſt der Muſen
> Heil'ges empfing, denn Vergänglichkeit faßt das Glück und den Reichthum.

12) Lieber muntere Hölle als fauler Himmel.

13) Du biſt zum friſchen Leben und zu friſcher Poeſie beſtimmt. Vergiß das nie, auch nicht in deiner Arbeit.

14) Der große Menſch will alles beherrſchen. Wenn er das nicht kann, will er dem nicht dienen, was des Pöbels Ehre und Freude iſt.

15) Ruhe iſt das Maaß der Geiſter,
Bändigung der Leidenſchaft.

16) Heiteres Götterbild des Lebens. Das hohe Verhängniß über uns, wodurch das Kleine groß wird. Dein Leben ſey geſchliffener Stal, deines Lebens und Todes Waffe Schwerdt oder Dolch.

17) *Ἀντὶ τοῦ ἐφοδιάσαι τὴν ἡδονὴν τὰ εὖ ποιεῖν καὶ εὖ πράττειν τῇ ἀρετῇ καὶ ἀνδρείᾳ καὶ φιλανθρωπίᾳ.*

18) Halte das Heroenbild der Menſchheit dir vor, das Heroenalter der Welt in Kühnheit und Trotz.

19) Halte das Bild der Kindheit dir vor, Goldgroß und und Hippian*), um lieb und göttlich zu ſeyn.

---

*) Solche Namen kommen bei mir öfter vor, Namen Anſpiele und Spiele der Liebe des Scherzes und Spaſſes. Ich bin über ſolche Scherz- und Spaßſpiele bei der Unterſuchung genug mit Fragen gefoltert worden.

20) Das Chriſtgeſchenk vergiß es nicht. Comincia il carnovale.

21) Denk immer, du biſt auch Soldat, und ſollſt ſolches vortragen im Leben.

22) Damit du immer über der Erde ſeyeſt, lebe in etwas, das höher iſt als ſie.

23) Demuth und Stolz machen den Mann. Sey Herr! Wodurch?

24) Wer immer vorſieht, wagt nie. Kortez und Philipps Sohn. — Zerſtöre hinter dir, daß vor dir etwas werde.

25) Hüte dich vor Weibern; aber liebe und ehre das Weib. Wiſſe, was du weißt.

26) Morbi animi sunt immensae cupiditates divitiarum, gloriae, libidinosarum voluptatum etc.

27) Graeciae civitates, dum imperare singulae cupiunt, imperium omnes perdiderunt. Merke dir das, Deutſcher, nicht bloß für dein unglückliches Vaterland, ſondern auch für dein unglückliches Gemüth.

28) Virtutis laus omnis in actione consistit.

29) Qui e nuce nucleum esse vult, frangit nucem. Plautus.

30) Beatus, qui rebus suis contentus est.

31) Sey immer freundlich, fröhlich, hülfreich gegen alle Menſchen; dadurch und durch Ueberwindung des eigenſüchtigen Triebes wirſt du erſt ein Menſch. Arbeit für andre als Arbeit.

32) Qui se ipse regit, rex est.

33) Willſt du glücklich ſeyn, bete täglich zu deinem Gott, deiner Schönheit und Liebe.

34) Zermalme täglich deinen Ehrgeiz, deine Eitelkeit, daß du ein heiterer und kräftiger Kämpfer werdeſt.

35) Je unendlicher du oben zu ſeyn begehrſt, deſto mehr beſchränke dich unten ꝛc.

36) Gott, deine Liebe, dein Muth. Age, fac, scribe etc.

37) Nichts als Muth fehlt dir und Wegwerfen der Sorge für Morgen, um glorreich durchzukommen. Heiterkeit.

38) Vivit sapiens, praesentibus laetus, securus futuri.
Seneca.

39) Das iſt ein ſchlechter Menſch, der nicht für ſein Herz dulden kann.

40) Denke täglich der deutſchen Erbärmlichkeit im Handeln, daß er nicht zur Spitze will, das politiſche ſittliche rechtliche Geſetz immer mit einander vermiſchend.

41) Denke bloß daran, du ſollſt nicht Gelehrter ſeyn, und lebe muthig andern Menſchen gleich.

42) Leid frißt das Herz, es frißt den Muth,
Denk, dieſe Welt und du ſeyſt gut;
Leid löſcht den Geiſt und den Verſtand,
Die Freud iſt Gottes Feuerbrand.

43) Schirin: Wer ſtrebt erreicht, wer herrſchen will, beſiege;
Was willig ſich ergiebt, iſt nie das höchſte Gut;
Wer an die Sterne einſt zu ſtoßen denket, fliege
Mit angeborner Kraft und Muth.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Druckfehler des erſten Bandes.

Seite	34	Zeile	14	für	hätte lies hatte
„	95	„	7	„	welchem lies welchen.
„	195	„	26	„	aus lies auf.
„	198	„	25	„	nicht lies nichts.
„	208	„	14	„	in lies im.
„	214	„	7	„	um lies nun.
„	242	„	13	„	Jorn lies Zorn.
„	266	„	20	„	faſt lies ſonſt.
„	270	„	27	„	Staat lies Senat.
„	280	„	12	„	Gera lies Gena.
„	325	„	24	„	vergnügter lies verjüngter.
„	393	„	5	„	[illegible] lies [illegible].

Nothgedrungener

Bericht aus ſeinem Leben

und aus und mit

Urkunden

der

demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe

von

E. M. Arndt.

> Das hab' ich, was ich gelernt und erſtrebt und mittelſt der Muſen
> Heil'ges empfing; denn Vertilgung faßt das Glück und den Reichthum.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1847.

[illegible]

Auch kann ich künſtlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring.

Auch weiß ich Wundermähren
Viel aus der alten Zeit,
Die Sorgen zu bethören
Stracks durch Geſchwätzigkeit.

Auch richt' ich ſchnelle Falken
Zum Vogelfange zu
Und von den Mareſchalken
Haſt keinen flinkern Du.

Der König nimmt den Knaben
Und kleidet ihn in Stahl
Und läßt ihn bei ſich traben
In Nacht und Sonnenſtrahl.

Inhalt des zweiten Bandes.

a. Beſchlagene Briefe.

Seite
1. Briefe von Arndt und Reimer 3
2. — von Arndt und Schildener 65
3. Brief des Paſtors Dankwardt an A. 93
4. Briefe von A.'s Schweſter und Sohn 95
5. Brief A.'s an den Königl. Staatsprokurator Ludwig von Mühlenfels 99
6. Briefe des Hauptmanns von Plehwe und A. 102
7. — von Friedrich Schleiermacher an A. 115
8. — des Grafen Karl Geßler an A. 128
9. — des Miniſters vom Stein an A. 140
10. — des Generals Grafen Gneiſenau an A. 154
11. — von Niebuhr und A. 160
12. Brief des Oberpräſidenten von Schön an A. 166
13. — des Geh. R.-R. von Schele an A. 169
14. — des Oberpräſidenten Freiherrn von Vincke an A. . . 170
15. — des Superintendenten D. Pritzbur und ſeiner Tochter an A. 172
16. — des Malers Friedrich an A. 175
17. — des Staatsraths Körner an A. 176
18. — des D. Trinius an A. 178
19. — von A. an den Oberhofmarſchall Freiherrn Mund . . 182
20. Briefe von A. an Hofrath K. Th. Welcker 184
21. Brief des Probſtes Grafen Friedrich Schwerin an A. . . 186
22. — der Gräfin Julie Dohna an A. 188
23. — der Herzogin Antonia von Würtemberg an A. . . . 189
24. — des D. Trinius an A. 191
25. — des Generals Hüſer an A. 195
26. — des Miniſters Eichhorn an A. 198
27. — des Geh. Staatsraths Nicolovius an A. 202

Seite
28. Brief des Freiherrn vom Rahden an S. 204
29. Briefe des Freiherrn Oberſten von Boſſeuil an S. . . . 206
30. Brief des Geh. Staatsraths Gruner an S. 211
31. Briefe des Doktors Ebel an S. 213

b. Unbeſchlagene Briefe.

1. Briefe des Fürſten Staatskanzlers an S. 239
2. — des Generals Gneiſenau an S. 241
3. Brief des Miniſters Eichhorn an S. 250
4. Briefe des Miniſters vom Stein an S. 252
5. — des Grafen Goltz an S. 271
6. Brief eines Unbekannten an S. 292
7. Briefe des D. Tzſchirner an S. 295
8. — der Herzogin Antonie von Württemberg an S. . . 296
9. — des Grafen F. L. zu Stolberg an S. 309
10. Brief der Freiherrin Low an S. 313
11. Briefe von F. Schleiermacher an S. 315
12. Brief des Geh. Staatsraths Nicolovius an S. 333
13. Briefe der Gräfin Julie Dohna an S. 336
14. Brief der Königin Friederike von Schweden an S. . . . 341
15. — des Freiherrn v. Weigel an S. 342
16. Briefe des Grafen und der Gräfin Philipp Schwerin an S. 345
17. — des Generals Moritz von Dyke an S. 361
18. Brief des Superintendenten D. Tzſchirner an S. 367
19. — des Paſtors Dinkwardt an S. 369
20. — der Frau Charlotte von Kalben an S. 371
21. — der Frau Charlotte Kalben, geb. Kraft an S. . . . 373

B.

Aktenſtücke

nämlich:

Beſchlagene Briefe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Von mir an Georg Reimer und von G. Reimer an mich.

a.

Dank, lieber Freund für Ihren lieben Brief und all ſeinen lieben Inhalt. Mir ſind ſie im nordiſchen Froſte, worin ich mehrere Jahre geſteckt habe, faſt Fremdlinge geworden, und zuweilen iſt es mir, als ſtaune ich das Weſen und den Sinn deutſcher Menſchen an und wiſſe mich auf Augenblicke darin nicht zu finden — das deutſche Unweſen anzuſtaunen habe ich leider nicht vermeiden können, und daher entſpringt wohl dies Gefühl, was mir oft ſonderbar däucht. Was ich bin und habe? — o ich weiß es nicht; doch hoffe ich ſagen zu dürfen, ſo treue Vagabunden gebe es wenige. Daß ich es ſeyn muß, was kann ich armer Plebejer dafür? Heiß und zornig bin ich noch immer, am meiſten auf deutſche Mammelucken oder Narren; ſonſt bin ich noch immer der gutmüthige Fantaſt, der ſeine Grillen wohl mit zu Grabe nimmt, und da iſt ihnen auch am beſten; mir helfen ſie wenigſtens ſo viel, daß ich ohne Lebensangſt und Todesangſt ſo hinſchlendere.

Ich komme wohl erſt gegen Weihnachten und werde ſehen, wo Sie mir mein ſtilles Neſt geſucht haben. Viele

Grüße; aber ich bitte: die Hand auf den Mund! Ich mögte ſo gern mal wieder eine Zeit in Freiheit und Unſchuld leben; und Feinde findet allenthalben, wer ſagen darf, daß er auch nur von Einem Sterblichen wahrhaftig geliebt iſt.

Trantow den 5. Decbr. 1809.

Ihr A. Holmquiſt.

b.

Tauſend Dank, mein lieber Freund und Bruder für alle Lieb und Treue. Ich bin gefahren durch dürres Land Sela, doch hoffentlich nicht wie ein unreiner Geiſt; den achten Tag war ich, wohin ich wollte. Nun werde ich die erſten Tage und Wochen anwenden, zu ſehen, wie meine Sachen ſich ſtellen laſſen und welch ein Verhängniß in jenen leider auch ſchickſaligen Sternen iſt, die eben keine himmliſche Sterne ſind. Darüber werde ich Dir nach 14 Tagen hoffentlich etwas Beſtimmteres melden können. Die Bücher ſind richtig angekommen, ſo wie meine Sachen. — Die junge Stavenhagen habe ich nicht geſehen: Mann und Schwäher meldeten ſie nervenſchwach, und der letzte ſagte, ſie könne der Anklamer Luft nicht gewohnt werden. — Briefe für mich, die noch an Dich und mich gerichtet kommen, ſende unter dem Kuvert meines Bruders L. Arndt nach Trantow — Einliegende kleine Sache machſt Du mir bei Gelegenheit zu Silber; ich habe für die kleine mit einigen Bogen vermehrte Abhandlung von S. 50 Rthlr. P. Kurant empfangen (nicht, ſondern ſoll). Grüße herzlich lieb Weib lilla Leuka und das Karolinchen, auch die lieben Enkelein. Mein Bub iſt friſch und hat an Fleiſch und Bein wenigſtens große Fortſchritte gemacht.

Dein E. M. Arndt.

Unſrer ſchießenden und leſenden Geſellſchaft *) meinen Gruß, vor allen dem lieben Werthheimer.

Greifswald den 23. April 1810.

6.

Dank Dir, mein lieber Freund und Bruder, für Deinen lieben Brief und für die Nachrichten von Dir und den Deinigen. Gern freilich hätte ich etwas Angenehmeres von Dir gehört als Krankengeſchichten; indeſſen auch überſtandenes Leid hat ſeine Freude. Werde Du nur nicht wieder krank und grüße mir Deine Frauen groß und klein, Deine Kindlein insgeſammt, vor allen aber meine beiden Enkelein. — Alſo ſo wenig Hoffnung iſt da, euch dieſen Sommer zu ſehen? Grüße die Schützenkompagnie von mir, vor allen den wackern Eichhorn.

Mit M. iſt es wie rings, wohin das Aug nur ſieht. Wann wird es mal licht werden? und wann wird der Menſch wieder mit Freude um ſich blicken können? Es geht allenthalben gleich toll, das äußere Leben ſtirbt in ihm ſelbſt ab, und die ewige Appellation an den inneren Frieden, wenn draußen nichts als Krieg und Mord iſt, bleibt immer noch in den Gränzen der Worte und ſchafft keine Thaten. Doch Gott wird richten, was Menſchen kaum noch zu können ſcheinen.

Die Bücher ſchicke mir nur zu. Mit Jahn iſt es gut; das iſt ein treuer Menſch.

Lebe wohl, und ſey friſch und geſund mit den Deinen.

Gwald den 24. Julii 1810. Dein E. M. A.

---

*) Alles Unterſtrichene in dieſem und den folgenden Briefen war in den Akten oft mit drei vier verſchiedenen Farben unterſtrichen.

d.

Brief und Bücher, Grüße und Erinnerungen ſind alle ſchon lange an mich gelangt; ich hätte Dir auch früher ſchon wieder geſchrieben, wenn ich nicht gehofft hätte, Dich ſelbſt noch hier zu ſehen. Dieſe Hoffnung iſt nun wohl vorbei; alſo nimm Grüße und Erinnerungen freundlich zurück für Dich und die Freunde, wie ihr ſie mir gegeben habt; vor allen laß mein Gedächtniß in der kleinen Welt nicht ausſterben.

Aus meinem Erziehungsplan wird wohl nichts; die Zeiten ſind zu arm. Mit meiner äußeren Welt bin ich auch nicht im Gedränge; mit der beſſeren, inneren kommt ein Ehrenmann leicht darein, da die Satanerei noch immer im Wachſen iſt: mögte ſie nur ſchneller wachſen! So iſt einmal unſer Schickſal, daß wir draußen nicht feſter ſtehen können als die Dinge. Meine Stelle hier gebe ich auf, ſobald es ſich wegen ökonomiſcher und konventioneller Verhältniſſe thun läßt, d. h. gewiß den nächſten Sommer. Mich ekelt hier nun ſo vieles; doch wo wird es einen nicht ekeln? wo wird für das Erſte das Gute noch ſtehen bleiben? Es iſt die Probezeit der Männer, wie weit ihr Bogen ſich auf ſie ſelbſt zurückſpannen läßt. — Was Du mir von unſern Schützengenoſſen geſchrieben, freut mich unendlich. Lebe wohl.

Gr. den 3. Oktbr. 1810.

Dein E. M. A.

e.

Dank, mein wackrer Freund, für Deine letzten lieben Worte vom 22. April. Worte aus treuem Herzen ſind immer wie zündende Pfeilſchüſſe, und wir bedürfen ſolcher Schüſſe jetzt mehr denn je, da auch die ſich gewaltig gebärden höchſtens nur isländiſche Vulkane ſind, die Sand Eis und Waſſer ſpeien. Unſre deutſche Aefferei und Elendigkeit in allen Dingen kann nur durch das Eiſen getilgt werden, und zwar durch unſer eigenes Eiſen. Beiſpiele genug ſind uns gewieſen, alte und neue; aber Gott weiß, ob wir jemals wieder unſers Landes Kräfte brauchen lernen für uns. Unſre Sündlichkeit iſt groß, da wir mehr als die andern Völker mit hohen Ideen ausſtehen, und im Leben nichts offenbaren, wodurch hohe Tugend und Würde beglaubigt würde. Sollte uns einmal Luſt gegeben werden, uns zu rühren, ſo müßte die Sache ganz anders angegriffen, ſie müßte recht eigentlich an das Volk gebracht werden, und der müßte der größte Künſtler heißen, der die Menge ſo hineinriſſe, daß ſie vorwärts müßte durch Sieg, weil ſie nur durch Verderben zurück könnte.

Nimm auch recht vielen Dank für die Erinnerung der Deinigen, und ſage Deiner ſüßen kleinen Frau, daß ich von einem realen Andenken, das durch mich ihr zugekommen, nichts weiß; das muß, wie ich aus Deinem Briefe ſchließe, ein Mißverſtändniß oder eine Verwechſelung geweſen ſeyn.

Grüße alles tauſendmal, auch die Wackern, die auf die Zukunft noch mit Hoffnung und Zorn gerüſtet ſind.

Gr. den 8. Mai 1811.

Dein E. M. A.

f.

Auf Deinen lieben Brief, den ich vor einigen Monaten erhielt, antworte ich Dir faſt zu ſpät. Gott ſegne Dich und die Deinen, auch den kleinen Ankömmling! Grüße alles tauſendmal auch meine Enkel.

Schlimm iſt die Zeit allerdings, ſie wird noch ſchlimmer werden, ſie muß viel ſchlimmer werden. Oft will einem wohl die Geduld ausgehen, aber das ſollte ſie nicht, wenn man weiß, daß aus uns gar nichts werden kann als durch Froſchzertretung, da alles, was das Beſſere ſeyn ſollte, da auch unſre Literatur, ungewußt von denen hier unten, über den Köpfen des Volks hingeht. Wilde Menſchen mit Kraft und die Gewalt der Kleinen kann uns allein retten, wenn wir rettbar ſind; denn alles Andre hat bei unſrer Neigung zur Erbärmlichkeit und frommen Schaafseitelkeit durchaus die Kraft der äußeren Welt verloren.

Ich denke freilich noch an den Süden: wenn alles vergehen ſoll, ſo vergeht man dort doch etwas luſtiger; doch mögen noch wohl Jahr und Tag hinlaufen, ehe es möglich wird, weil ökonomiſche und familiſche Sachen ſich nicht ſo leicht löſen als der Wille. Für Deine liebe Einladung danke ich herzlich; ich habe dieſen Sommer für die Freunde weder Zeit noch Geld. — Grüße unſern wackern Werthheimer und den Eckardt.

Unſre Sachen können wir, wenn es Dir gefällt, nach der Meſſe abliquidiren. Hier noch ein paar Reime für das Wunderhorn.*)

Dein E. M. A.

Die Einlage gieb gütigſt auf die Poſt.

5.

Lieber Bruder. „Glück! Glück! klingt es hier von allen Seiten“ — ſo beginnt ein Brief, den ich geſtern unter dem Datum des 20. Aprils aus Spanien erhielt von einem Major Quiſtorp, einem recht wackern Jungen. Von den

---

*) Dieſer Brief iſt ohne Datum, aber meine nach dem Süden geſtellten Gedanken (wo ich viel dran dachte nach Oeſtreich oder Italien zu gehen) und das Wunderhorn weiſen die erſte Hälfte des Jahres 1811.

Sein Schwert muß er ihm tragen,
Ihm zäumen früh ſein Roß,
Iſt ihm in kurzen Tagen
Der Liebſt' im ganzen Troß.

Bei'm Mahl muß er ihm ſingen
Zum goldnen Harfenſpiel
Und oft von alten Dingen
Ihm plaudern lang und viel.

Und wann von ſeinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
Muß ihm der Knabe ſchlafen
Zunächſt an ſeinem Bett.

So zieht er als Begleiter
Des Zuges luſtig mit —
Einſt warnt das Horn die Streiter
Vor nahem Feindestritt.

Spaniern iſt er eben ſo entzückt, als von der reichen Natur, worin ſie leben. — „Das offene herrliche Gemüth des geringeren Spaniers übertrifft alle ſeine Nachbarn und, faſt „mögte ich ſagen, alle Nationen. Mit den geringſten Erquickungen duldet er die größten Beſchwerden, iſt ein unveränderlicher Anhänger ſeines Vaterlandes und raſtlos unermüdet für den Fortgang der guten Sache. Ich will nicht „ſo die Höheren und die Officiere rühmen, welche ich nicht „genug kenne und ſich bis jetzt ſchlecht gezeigt haben, doch „der Geringe iſt unverbeſſerlich und für den heiligen Zweck „einzig fähig. Jetzt ſind die Ausſichten hier ſehr gut für „das Weitere. Man erwartet mit Recht einen baldigen guten Ausgang ſämmtlicher Angelegenheiten der hieſigen Länder ꝛc.“

Gott gebe es, und daß wir Zertrampelten, geduldiger als die dienſtbaren Trampelthiere, uns dergleichen merken! denn ſonſt hilft es uns alles nichts. Man ſieht doch, was Menſchenkraft vermag gegen und über alle ſoldatiſche. Wir ſind bloß ſo elendig geworden durch unſre elendigen willenloſen Soldatenſchlachten. O die lebendige Flamme einer Inſurrektion für uns, und Leute, die ſie zu pflegen wüßten! Dies iſt das Einzige, das uns retten kann.

Willſt Du die Einlage gelegentlich nach Leipzig gütigſt beſorgen und Herrn Fehring, Commis von Hartmann aus Riga melden, wo er altes verlegenes Papier, das er für mich hat, abgeben ſoll, damit es durch Dich bei einer Gelegenheit von Berlin hieher allmälig zu mir gelange; denn mit der Poſt geſchickt koſtet es mir mehr, als es werth iſt.

Grüße unſern wackern Eichhorn tauſendmal und die andern Freunde, auch Deine Frauen und meine Enkelein. Haſt Du lange nichts von unſerm Kohlmann gehört?

Gr. den 11. Jun. 1811. Dein E. M. A.

h.

Nimm, Du mein lieber Bruder, meinen beſten Dank für alle Deine Liebe und Treue, Du und Dein liebes Weib und alle die Deinen. Grüße und küſſe alle tauſendmal von mir, auch meine lieben Enkelein.

Meine Reiſe war glücklich und ſchnell; ich war den Sonntag Mittag zu Hauſe. Grüße mir auch die wackern Eichhorns und alle andern friſchen Geſellen. Es geht mir ſo Manches im Kopf herum, wofür das Papier zu eng und zu treulos iſt; aber was man ſo oft und ſo leicht als Gewißheit von innen ſchauet, ſoll ja auch draußen einmal gewiß werden, ſagen die Philoſophen; nein, nicht die, es ſagt der älteſte und heiligſte Glaube der Einfalt.

Gott erhalte Dir Leib und Muth friſch!

Hiebei ſende ich 21 Exempl. As Gedichte, nämlich 15 für Dich und 6 für Rudolphi. Der Preis des Exempl. iſt 1 Thlr. 8 Gr. Gold. Du berechneſt Dir gütigſt Deine Auslagen.

Trantow den 23. Jan. 1812.

Dein E. M. A.

i.

Eben, mein lieber Freund, erhalte ich meinen Koffer, den ich die erſten beiden Tage nicht finden konnte, weil ich durch meine Dummheit an den unrechten Korn gerathen war; und nun bin ich alſo ganz auf dem Trocknen. Meine Reiſe mit dem wackern und ehrenfeſten Grafen *) war ſehr vergnügt; wie konnte es auch anders ſeyn mit einem ſolchen

---

Chaſot de Florencourt.

Menſchen! Zeit hatten wir genug, über uns ſelbſt und die Dinge zu philoſophiren, auch ließen wir unſre Gedanken recht luſtig fliegen. Den Donnerstag Abend kamen wir hier an, und ich habe nicht bloß meine Addreſſen ſondern auch andre intereſſante Menſchen kennen gelernt. Steffens iſt ein ſehr liebes und jugendliches Gemüth; die beiden Gaß ſcheinen in zwei Jahren ſehr gealtert zu haben. Ich werde heute Mittag bei ihnen eſſen. Seit unſrer Ankunft iſt hier voller Frühling, geſtern konnte es einem in Einem Rocke zu warm werden.

Ob und wie lange ich hier bleibe, kann ich ſelbſt noch nicht beſtimmen; das hängt von mehreren Umſtänden und unter Anderm von meinen ſprachmeiſterlichen Geſchäften ab, wie es mir darin glücken will. Die Menſchen ſcheinen hier ein freundlicher gutmüthiger Schlag zu ſeyn, aber auffallend wenig Kraft und Schönheit draußen und drinnen; in den andern Städten, wodurch wir gekommen ſind, ſchien es mir beſſer. Ich ſelbſt bin übrigens geſund wie ein Fiſch und laſſe den Wind des Lebens wehen, wie er mag; meine Hoffnungen verweht er nicht.

Nun, mein lieber Bruder, noch einen herzlichen Dank für all eure Liebe und Freundlichkeit. Grüße und küſſe lieb Weib, Karolinchen, Lottchen und alle die Kindlein groß und klein. Auch unſre lieben Freunde grüße tauſendmal und ſage ihnen, daß ſie alle warm in meinem Herzen leben.

Breslau Sonntag den 22. März 1812.

Dein E. Amsberg.

Briefe und Anderes richte nur immer an Korn André, der meine Addreſſe wiſſen wird.

k.

Alle Briefe ſind durch den lieben Freund wohl an mich gekommen, und ich ſage Dir dafür und für die liebe Erinnerung meinen beſten Dank. Ich bin hier nun allein, nachdem meine Freunde fort ſind — auch D. Gräter *) reiſte vor fünf Tagen — Die erſten Tage war ich etwas ſehnſuchtskrank; nun geht es ſchon wieder. Auch hier ſind gute und liebe Menſchen, und ich könnte wohl mehr unter ihnen ſeyn, wenn ich mir nicht ſelbſt eine Arbeit geſetzt hätte, die mich feſthält. Man muß in dem Schweifen des Lebens doch mal eine Pauſe machen, damit man kein Streuner und Vogelbund wird. Gegen Pfingſten denk' ich ins Rieſengebirg zu ſtreifen, und vielleicht weiter. Sonſt bin ich geſund wie ein Fiſch und habe guten Muth. Was ſollte mir denn fehlen? Grüße lieb Weib und alle Tanten und Kindlein und Enkelein und auch mein Muſerömchen tauſendmal; alle unſre Freunde grüße und küſſe herzlich, inſonders den Mergentheimer und Osnabrücker. — Einlage laß gütigſt mit der erſten Poſt laufen.

Breslau den 14. April 1812.

Dein treuer M. Arnoldi.

l.

Dank, mein lieber treuer Freund, für alle lieben Worte Nachrichten und Sachen, auch für die Perſon, welche Du mit überſandt haſt. Ich habe ihn nur wenige Augenblicke geſehen, er hatte es ſo eilig; aber es iſt ein lieber tüchtiger Mann.

---

*) Es erinnert mich nicht recht; vielleicht: Gruner.

Ich werde nun die nächſten Tage weiter wandern, eine Gebirgsreiſe auf mehrere Wochen machen, und dann unſern wackern Freund ſehen, deſſen Frau noch immer krank iſt. Er ſchrieb mir geſtern einen in dieſer Hinſicht faſt miströſtigen Brief. Wenn Du alſo an mich etwas zu ſchicken haſt, ſo ſende es mir nicht vor dem 6. Julii unter derſelben Addreſſe, wodurch Du unſerm Freund nach B. ſchreibſt.

Deine Nachrichten über unſere Freunde haben mich ſehr getröſtet; ich habe auch einige gute gehabt, unter Anderm auch von den Meinigen, außer daß mein armer Schwager bonis cediren muß, wobei die Meinigen um eine hübſche Summe von mehreren Tauſenden kommen.

Steffens und die Seinigen ſind ſehr friſch; das einzige Gaßiſche Töchterlein leider iſt ſehr krank geweſen, hat ſich aber dieſer Tage wieder erholt. Es wäre ſchrecklich, wenn ſie es einmal auch verlören. Sie grüßen Dich ſonſt ſehr und alle die Deinigen.

Seit drei Wochen bin ich mit Dohna und Boyen und Dohnas Schwiegervater bekannt geworden und habe mit ihnen manchen ſchönen Abend verlebt. Der Alte und ſeine Tochter ſind herrliche Menſchen. Einen ſolchen Mann mag ich leiden, treu gerad wahr wie ein Bauersmann und luſtig und fröhlich wie ein anderer. Ich ſage Dir, ich habe lange nicht ſo Liebes und Tüchtiges geſehen als dieſen alten Soldaten: ich werde ihn zu Kudowa unweit Rheinerz im Bade wiederfinden.

Mir geht es ſehr gut. Obgleich die Zeit auch mir Hab und Gut genommen hat, ſo hat ſie mir doch den Muth noch gelaſſen. Mir iſt, als müßte ich 1813 großes Glück erleben: ich bin auf zweimal ſieben immer glücklich geweſen, und die Zahl ſteht feſt bei mir.

Grüße lieb Weib und alle Kinder und meine Enkelein und die Tanten und die Freunde und Freundinnen tauſendmal.

Breslau den 6. Junii 1812.

Dein M. Amsberg.

III *).

Auf dero Geehrtes vom 15ten dieſes habe die Ehre, prompteſt zu antworten. Und danke ich zuvörderſt für die überſandten Nachrichten, auch für die beſorgten Bücher; die Auslage für das in Potsdam Beſorgte werde ich richtig erſtatten, ſobald die Rechnungen erhalte. Anbei habe die Ehre von der Summe, wovon Sie und Freund F. mir und Herrn Friedrich Karelmacher Kredit gemacht, 1500 Rthlr. in Wechſeln zu übermachen; der Reſt wird baldigſt erfolgen. Herr Karelmacher bittet, Herrn F. gütigſt an die Beſorgung des Geſchäfts zu erinnern, wovon wir in Berlin geſprochen und worüber ich ihm mit der verfloſſenen Poſt geſchrieben.

Was mich und Freund Karelmacher betrifft, ſo ſind wir wohl, und laſſen ungeachtet der großen Verluſte, die erlitten ſind, den Kopf nicht ſinken. Es wird ja doch in der Welt Manches beſſer, als man glaubt. Ich habe in dieſen Wochen eine große Trauer gehabt: mein Schwager

---

*) Dieſer Brief war mir ſelbſt zum Geheimniß geworden; ich bin darüber nur zu viel befragt worden. Der Geldkredit war wahrſcheinlich ein Auftrag des Herrn Miniſters vom Stein oder eines der vornehmeren Officiere der Ruſſiſch-deutſchen Legion. Der Holſteinſche Schwager iſt wohl der edle Graf Chaſot. Die Verkleidung der Namen iſt wohl geſchehen, um Träger und Empfänger, falls ſie irgendwo verhaftet würden, nicht bloßzuſtellen. Es kamen damals in geheimen Aufträgen, auch wohl, um zu lauſchen, wohin die Sachen ſich wenden ſollten, manche Officiere und auch einzelne Landedelleute aus Pommern und Brandenburg zu dem Miniſter nach Königsberg, von welchen einer den Brief an Reimer mitgenommen haben muß.

aus Holſtein, deſſen Sie Sich noch wohl mit Liebe erinnern, der brave und biedere Mann, iſt in den erſten Tagen dieſes Monats an einem anſteckenden Nervenfieber geſtorben, deſſen Gefahr die ziehenden und gefangenen Soldaten immer mitbringen. Das war für mich und für die Seinigen ein harter Schlag und wird Sie gewiß auch betrüben.

Schließlich bitte ich mich Dero Frau, Ihren Demoiſelles Schwiegerinnen und allen Ihren Kindern, inſonders meinem Großpapa und der Adelheide, zu empfehlen.

K. (Königsberg) den 29. Jan.
1813.

Euer Hochedelgeboren
ergebenſter F. Schaller.

II.

Diesmal, mein lieber Bruder, ſchreibe ich Dir als Autor. Es iſt in Berlin ein ruſſiſcher Triumphator aufgeſtanden, der nicht allein viele kleine erſchienene Pamphlets — was allerdings erlaubt iſt — ſondern auch Bücher nachdruckt. Ich habe in Petersburg ein Büchel ausgehen laſſen s. t. Glocke der Stunde. Dies habe ich hier vor 14 Tagen auf meine Koſten wieder auflegen laſſen, und ſehe nun aus Berliner Anzeigen, daß man es dort nachgedruckt hat; wodurch ich die ganz beträchtlichen Koſten der neuen Auflage würde an mein Bein binden müſſen, was mir in meinen jetzigen Umſtänden nicht leicht iſt. Ich trage Dir, theurer Freund, demnach auf, daß Du dem mir unbekannten Ruſſ. Triumphator, der es nachgedruckt hat, zu Leibe geheſt, ihm beiliegende Rechnung überreicheſt, die gebührliche Zahlung von ihm forderſt und die erhaltene an Nicolovius einſendeſt, der die Rechnung bei dem Buchdrucker Degen bezahlen wird. Du kannſt genanntem Mann nur ſagen, daß, falls er nicht im Guten will, ich wohl Gelegenheit habe, ihn im Böſen zu ſeiner Pflicht anzuhalten. Dies meine Bitte.

Ich bleibe nur noch 4 oder 5 Tage hier, und ſuche dann den Miniſter vom Stein auf, um von ihm zu hören, was ich ſoll. Sonſt thue ich, was ich will. Sollte er, wie Einige meinen, bald nach Berlin auf einige Zeit reiſen, ſo könnte ich Dich vielleicht bald ſehen. Was zu thun iſt und wohin die Thätigkeit zu treiben, iſt mir noch nicht ganz hell. Das erſcheint, die Buben, die ſo ſchändlich regiert haben, wollen ſich im Sattel halten und ſich gar das Anſehen von weiſen und patriotiſchen Männern geben. Wahrlich es gehört noch viele Umkehrung der Dinge dazu, ehe eine beſſere Ordnung wird. Der Degen muß fürs Erſte die große Arbeit thun; wenn auch da nur nicht der ſchandliche Egoismus die unverbeſſerliche Pedanterei und die eiſerne Dummheit alles wieder halb macht und den ſchönen und regen Geiſt des Volks lähmt und löſcht. Das Meiſte muß man von dem hoffen, der alles verwaltet und der mitten in Dummheiten und ſelbſt durch Dummheiten ſo viel gethan hat.

Du ſchreibſt mir wegen einer auszuarbeitenden Ruſſ. Kriegsgeſchichte. Sie mit mehreren Anhängen, die gedruckt zuſammen wohl einige 20 Bogen machen würden, iſt ſeit drei Wochen fertig, und ſollte hier gedruckt werden; jetzt ſagt der Buchdrucker, nachdem er mich hingehalten und ein paar Bogen geſetzt hat, mir wegen Mangels an Leuten den Kauf auf. Ich muß nun auf die in Sachſen durch die ruſſiſchen Waffen zu bewirkende Cenſurfreiheit hoffen; denn verſtümmelt will ichs nicht drucken laſſen, was ich bei der Berliner Cenſur müßte.

Gott erhalte Dich und die Deinigen alle, alle!

Königsberg 22. März 1813.

Dein E. M. A.

N. S. Sollten Briefe für mich an Dich kommen, ſo hebe mir ſie auf bis zu weiterer Order oder bis ich Dich ſelbſt ſehe.

o.

In größter Eile, mein Bruder, ſchreibe ich Dir, und bitte Dich, falls Briefe für mich bei Dir eingehen, ſie hieher an Korn Senior zu ſenden. Ich bin ſeit 3 Tagen hier, bleibe wohl nicht lange. Was weiter, das entſcheiden die Umſtände und etwas mein Wille. Wir werden noch viele getäuſchte Hoffnungen beweinen, aber die Jugend und Gott werden wohl durchſchlagen und den Dreck Dreck ſcheinen laſſen. O einen tüchtigen und frommen Mann, der Anführer ſeyn könnte! Doch wo iſt er? Die Frömmigkeit iſt bei den meiſten doch nur myſtiſche Gaukelei — daher. Ich könnte Dir vieles ſchreiben, aber der Athem fehlt. Lebe wohl, grüße die Deinen, und behalte mich lieb.

Breslau 6. April 1813.

Dein E. M. A.

Einlage gieb auf die Poſt.

p.

Dank, ſüßer Bruder und Freund, für Deinen Brief; er und Harthauſen haben mich hier getroffen. Dank auch für Deine Bemühungen. Wenn Werthmeiſter etwas giebt, ſo ſchicke es an Nicolovius in Königsberg, denn er iſt eigentlich, der es verlegt hat. Mit dem Druckpreis hat es wohl ſeine Richtigkeit, denn der iſt in Königsberg über alles Maaß.

Das Feldzugsmanuſcript war in Kberg ſchon zu drucken angefangen und 2 Bogen fertig, (Nicolovius Beſorger) als der Buchdrucker plötzlich erklärte, er könne es unter vier Monaten nicht liefern. So iſt es da. Nun habe ich mich der Nähe wegen ſchon an Hofmann gewandt (Gruner war mit ihm ſchon in Unterhandlungen getreten wegen des Wiederabdrucks von Geiſt der Zeit 2. Thl.) Die Geſchichte des Feldzugs nebſt zwei Anhängſeln, mäßig in 8. gedruckt, werden immer 20 — 25 Bogen machen; ich gebe ihnen den Titel Geiſt der Zeit 3. Thl. In Berlin kann die Cenſur es nicht paſſiren laſſen, in Leipzig muß ſie wohl. Wagt Hofmann es nicht, ſo gebe ich es Dir, und Du giebſt mir, was billig. Ich will in dieſer Zeit nichts gewinnen; aber ich habe faſt zwei Jahre von der Luſt gelebt, und der 2. Theil, den ich in Schweden auf meine Koſten drucken ließ, ſteht mir 700 Thlr. Gold, und keinen Pfennig habe ich dafür eingenommen; er iſt mir im eigentlichen Sinn verkommen. Ich muß dahin trachten, daß ich bei einem flüchtigen Leben bürgerlich nicht als ein Vagabund erſcheine: die Zeit hat mich meiner Familie vielfach verpflichtet, und die Erziehung meines Sohns koſtet mir jährlich 200 Thlr.

Sonſt bin ich geſund und treibe Federleſerei. Wann ich fühle, daß das nichts mehr iſt, greif' ich die Waffen. Unſre Legionarii ſind zu bedauern; ſie haben in dem Grafen Wallmoden einen tapfern Anführer, aber wahrſcheinlich einen Mann, der den tiefen Geiſt nicht kennt, wodurch allein jetzt etwas geſchieht.

Ich bin jetzt zu zerriſſen, als daß ich etwas arbeiten könnte. Dies ſage dem vortrefflichen Niebuhr *). Das Lied

---

*) Dies geht wohl auf Bitten um Beiträge zu der D. Zeitung, die damals bei Reimer unter Niebuhrs Leitung erſchien, eine Leitung, welche nach Nievuhrs Abgang zur D. Centralverwaltung R. mir auftragen wollte.

Im Glanz der Waffen ſprengen
Die Reiſigen voran
Und Heldenherzen drängen
Sich zu dem Kampf heran.

Und König Rudolf's Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenſcherz;

Und Mütter müſſen weinen
Und Bräute, jung und hold,
Den Tag, der zu beſcheinen
Die Todten aufwärts rollt.

Da faßt ein ſtarker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zerſprengt den Schild in Scheiter,
Zerſplittert ſeine Wehr;

vom deutſchen Vaterland, das mir nicht verfehlt ſcheint, könnte er wohl einrücken.

Stein iſt wieder geſund.

Graf Schlaberndorf nimmt ein Pack für Dich mit; das zeichne und gieb nebſt der Einlage auf die Poſt — Kommen Briefe, ſo ſende ſie mir gleich hieher.

Grüße Deine liebe Frau, die Kindlein, Karolinen und Eichhorns ſo herzlich, als ich ſie liebe.

Dein E. M. A.

(Ohne Datum, aber aus Dresden wahrſcheinlich um die Mitte Aprils 1813 geſchrieben.)

q.

Die Redaktion kann ich nicht übernehmen, weil ich noch allerlei Andres zu thun habe, auch hier bei Stein nicht unnütz bin; Einen neuen (aber eben ſo revolutionären*) Soldatenkatechismus habe ich in Königsberg drucken laſſen, der nun wohl bald herauskommt. Soldatenlieder ſchicke ich Dir die nächſte Woche noch einige. Ich habe hier ſchon jemand eine kleine Sammlung zum Druck verſprochen; die könnte ich Dir ſenden, und Du nähmſt das Paſſende daraus. Sobald ich Zeit hätte, mögte ich einen ſchreiben für die Soldaten und Bauren mit bibliſchen Sprüchen. Ich will daran gewiß denken. Nach einigen Wochen mögt' es geſchehen können. Sobald die Zeit weiter geht, etwa im Herbſt, wollen wir insgeheim 50 Kapitel fürs deutſche Volk drucken laſſen, die in ganz einfacher Sprache in Breslau und Petersburg verfaßt ſind.

---

*) Sehr gequält in den Verhören über dieſes böſe Wort als über ein ſchlimmes Selbſtbekenntniß, erzählte ich, daß dieſer zuerſt in Petersburg auf öffentliche Koſten gedruckte Katechismus dort von Einigen als gefährlich geſcholten ſey, daß ich ihn auch für revolutionär halte, weil er in Deutſchland die wälſche Herrſchaft und ihren Anhang abſchütteln und umwälzen und das alte elendige Kantonſoldatenweſen erſchüttern helfen geſollt habe. Der Staat aber habe jenes unvolkliche und verrottete Weſen nebſt allen Anſichten deſſelben ja ſelbſt umgekehrt. Alſo ſey in jeder Hinſicht ein ſolcher Katechismus in ſeinem Recht geweſen: denn dieſe Umwälzung, die Zertrümmerung des deutſchen Rheinbundes, die Abſchüttelung des ſchändlichen Franzoſenjoches, der Abfall jedes deutſchen Mannes von den Frankreich fortwährend anhangigen Fürſten, ſey ja die Predigt und Verkündigung der hohen Herrſcher von Kaliſch aus damals geweſen.

Eben kömmt noch Niebuhr zu mir und dieſer Brief.

(Ohne Namensunterſchrift und Datum, muß aber auch aus Dresden und ungefähr aus derſelben Zeit ſeyn als der vorige. Nur ein einzelnes auf Einer Seite nur beſchriebenes Blatt, ſieht aus wie ein Abgeſchnittenes.)

I.

Lieber Bruder. Hofmann hat mir allerlei bemerkelt, das mir nicht gefällt. Alſo willſt Du? Das ſchreibe mir baldigſt. Es werden zwei Bücher ſeyn: der 2. Theil vom Geiſt der Zeit, etwas verändert (Unrichtigkeiten und Unpaßlichkeiten nämlich) und der 3. Theil, enthaltend: a) Geſchichte des Ruſſiſchen Krieges meiſt in Hinſicht des Volkes und ſeiner Erfolge, b) Was haben die großen Mächte jetzt zu thun? c) Was hat das deutſche Volk zu thun? Ich glaube, als Zündpulver kann es gut ſeyn — Vielleicht giebt unſer vom St. etwas zum Druck, damit man ein 1500 Exemplare unentgeltlich auswerfen kann, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall müſſen wir wohl 4000 — 5000 Exempl. drucken und nicht zu theuer verkaufen; gekauft werden ſolche Bücher ſchon. In Berlin wird die Cenſur es nicht paſſiren laſſen, in Leipzig wohl, wenn St. ſein imprimatur drauf ſetzt. Kann es nicht gedruckt werden, wie es iſt, ſo mag es ſo verkommen.

Ich mache Dir, meinem Freunde, keine Bedingungen; Du bezahlſt mir nach Jahr und Tag, (oder, wenn ich nicht mehr lebe, meinem Sohn) was Du als ein redlicher Mann kannſt.

Ich komme heute aus Blüchers Hauptquartier von Altenburg. Der Geiſt iſt vortrefflich, aber die leidigen Kabinettskünſte laſſen das Volk nicht genug ſtoßen. Hier z. B. könnten nun ſchon 20,000—25,000 ſächſiſche Jünglinge gekleidet und bewaffnet ſeyn und die ablöſen, welche die Oberfeſtungen berannt haben, aber, aber — Dieſen Sommer treib' ich noch wohl Federleſerei; genügt mirs aber nicht, und ſehe ich, daß auf dieſem Felde gar nichts erklecken will, ſo nehme ich den Säbel, rüſte mich als Reiter und ziehe den Schwarzen zu. Da weiß man wenigſtens immer, was man ſoll.

Alſo bald Antwort, tauſend Grüße Deinen Lieben und unſern Freunden, und die Briefe, die für mich kommen, hieher an die Addr. geſchickt.

Dresden den 21. April 1813. E. M. A.

Addr.: Im Hauſe des Herrn Oberappellationsrath Körner. Melde auch, an wen ich in Leipzig die Mſkripte ſchicken ſoll.

8.

Ein großes Paket Briefe und Schriften, das viel ſcheint herumgelaufen zu ſeyn, erhalte ich endlich und danke Dir dafür. Meinen letzten Brief wegen der verrufenen Geiſter wirſt Du erhalten haben; thu nun, was Dir gefällt. —

Ich komme vor zwei Tagen aus Blüchers Hauptquartier. Der Geiſt iſt vortrefflich; aber der Feind ſchwillt in Maſſe gegen, und es mag wohl in den erſten Tagen etwas geben. Mich verdrießt, daß man in Schleſien die Landwehr kaum angefangen hat und daß hier vier Wochen verloren ſind, ohne daß in Sachſen und Thüringen nur Ein Mann auf den Beinen wäre. Sollen wir thun wie die, welche zuerſt ihr Geld weggeben und dann mit bons bezahlen wollen? Das ſind die leeren Kabinettskünſte. Kann das Volk die Kraft nicht auf die Hörner nehmen, ſo geht es nicht, und ſo will Gott nicht, daß es gehen ſoll. Denn für nichts ſind dieſe großen Bewegungen nicht. Wir ringen um die Wiedererſchaffung eines deutſchen Volkes aus den Völkchen: das will Gott. Unſre Fürſten und Herren bekehren ſich nicht wieder zur Treue — der Teufel hole ſie! Ich habe 30 Kapitel für das deutſche Volk geſchrieben im Einheitsſinn: die müſſen aber noch 4 — 5 Monate unter dem Scheffel liegen; dann ſollen ſie fliegen.

Beſorge die Einlagen gütigſt. Grüße unſre Freunde, vor allen den lieben Eichhorn. Grüße Dein freundliches liebes Weib, Karolinchen und alle meine Enkel und Enkelinnen. Ich ſitze in dieſer Zeit voll Papierſchmiererei und Nichts.

Dresden den 23. April 13.

Dein E. M. A.

L.

Dein lieber Brief, mein theurer Bruder, kommt hier beim Thorſchluß an. Ich antworte Dir darauf, weiß aber nicht, ob und wann meine Antwort Dich erreichen wird. Glück zum Töchterlein, geliebte Freunde, und Dank, ſüßen Dank für Eure Liebe und Treue! Aus meinem Herzen wird nicht leicht geriſſen, was drin einmal Wurzeln geſchlagen hat; wie gern und froh ich Euch angehöre, darf ich wohl nicht verſichern. Gott ſegne und behüte Euch und alles, was Euch lieb iſt!

Die Bücher und Manuſkripte quaestionis kann ich ohne eine abermalige Reviſion nicht von mir laſſen, ich muß, wie die Umſtände ſich gedreht haben, manche zu ſtarke Züge verwiſchen; doch wird genug bleiben, mich zu einem Kandidaten irgend einer feſten Burg zu machen. Nun ſollſt Du mir melden, hieher unter der gegebenen Adr., wer Dein Drucker ſeyn wird in Leipzig, Deſſau oder einem andern Orte jenſeits der Elbe, damit ich es dahin liefern kann. Denn wenn wir Land gewinnen, ſchieß' ich von hier ſogleich hin*) Doch lieber nicht hieher, wenn dieſer Brief nicht binnen acht Tagen a dato in Deine Hände kommt; ſondern gieb nur beſtimmten Befehl an Deine Handlung, wohin? ſo werd' ichs erfragen.

Von meinem Katechismus, der hier gedruckt wird und in fünf Tagen fertig iſt, werde ich 1000 Exemplare für Dich und 1000 für Scheele zur Vertheilung ſenden

Gott gebe Glück und Sieg!

Den Brief an Schmeling, der ſchon nach Böhmen abgegangen iſt, werde ich richtig beſtellen.

Reichenbach 17. Auguſt 13.

Dein E. Amthor.

8.

Liebe Freundin **). Ihnen ſchreibe ich einige Worte als Antwort auf einen Brief von unſerm lieben ja liebſten

---

*) Wie bin ich über dies Wörtlein ſchießen mehrmals gequält worden! Man witterte einen myſtiſchen Sinn darin. Ich antwortete endlich in Ungeduld: „hätte ich einen von Reichenbach bis Leipzig tragenden Schuß gehabt, ich wäre allein mit Napoleon fertig geworden." Man wollte das nicht zu Protokoll nehmen.

**) Frau Wilhelmine Reimer.

Reimer vom 10. Oktober, den ich heute früh in die Hände bekam. Schon geſtern Abend, wo ich hier aus der Lauſitz ankam, traf ich unſern lieben Eichhorn bei dem Miniſter vom Stein, und erfuhr, daß der brave Eckardt und unſer lieblicher Heinze todt ſind. Liebe Freundin, ich fühle wohl Ihren Verluſt und Reimers, deſſen Liebling das holde Kind war, und theile ihn im Gefühl mit Ihnen. Weiter kann ich Ihnen zum Troſt nichts ſagen, als daß Gott das Beſte weiß und thut, und daß ich wünſche und bete, daß dieſer treue und fromme Gott Sie an ihrem übrigen lieben Neſte reiche Freuden erleben laſſe. Grüßen und küſſen Sie alle ſüßen Kinder tauſendmal von mir und auch die beiden ſchweſterlichen Lieben. Auch unſer Reimer wird herzlich gegrüßt, wenn Sie ihn jetzt erreichen können *).

Mir geht es wohl, weil Gott immer noch mit uns iſt und auch ferner mit uns ſeyn wird. Ich bleibe nun wohl ein 6 — 8 Wochen hier, und ſende allerlei in die Welt, dann ziehe ich hoffentlich weiter gegen den Süden den Freunden nach. Eichhorn geht wahrſcheinlich in dieſen Tagen von hier mit dem Miniſter. Grüßen Sie Eichhorns und Schleiers.

Leipzig 8. November 1813.

Ihr E. M. A.

V.

Deinen Brief, mein lieber Bruder, von Burg habe ich erhalten. Es geht Dir wie ſo Vielen: die Idee hat Flügel, aber Faulheit und Dummheit zerſtören täglich ſo viel Glück der Menſchen und Segen Gottes. Es iſt allenthalben ſo

---

*) Er ſtand im Felde als Offizier.

viel Faules und Verdorbenes, daß man verzweifeln möchte, wenn das Volk nicht ſo gut wäre.

Was Du wegen der Cenſur der Geiſter ſchreibſt, ſo kann ich da nichts mehr machen: Stein hat ſein imprimatur dazu gegeben, und das hat Herbig. Wollen die Franzoſenſchmecker klauben oder gar einem ehrlichen Kerl zu Leibe, ſo bleibt kein Buch unangefochten. Dieſe Bücher ſind nur gegen die ſchändlichen Wälſchen heiß und in Hinſicht des Eigenen ſehr gemäßigt; wenn ſie gedruckt ſind, mußt Du ſie nur nach allen Gegenden gleich austheilen, daß ſie in die Welt kommen. Dahin ſind wir gekommen, daß in einem philoſophiſchen Kauderwälſch alles, für das Volk klar und wahr faſt nichts geſchrieben werden darf. — Uebermorgen gehe ich von hier nach Frankfurt, von da vielleicht bald nach Weſtfalen.

Leipzig 3. Jan. 14.

Dein E. M. A.

V.

Dein lieber Brief, mein theurer Bruder vom 15ten vorig. hat mir viele Freude gemacht, und ich habe mich in Eure Alte Seele noch einmal des Wiederſehens mitgefreut.

Was Du wegen der elenden Cenſur ſchreibſt, iſt freilich nicht tröſtlich; eine Hof- und Haupt-Stadt muß ihrer Natur nach leider gewöhnlich an einem ſolchen Gebrechen leiden. — Von Görres, der eine ſehr gute Stelle und Haus und Beſitz in Koblenz hat, weiß ich beſtimmt, daß er ſeinen Wohnort nicht ändern wird, alſo wozu ein Antrag? — Bücher kann ich nichts ſchicken, weil ich Mehreres auf dem Hals habe, was ich wegſchaffen muß. Bis gegen den Herbſt bleibe ich noch wohl in dieſen Gegenden, wo ich doch einiges Gute ſtiften kann; dann muß ich auf ein paar Monate nothwendig in meine Heimath, um meine darniederliegenden Sachen zu ordnen; darauf gehe ich hin, wo man mich haben will und wo ich nützlich ſeyn kann: am liebſten zurück zum Rhein und unter dem Preußiſchen Scepter. Viel iſt zu thun, und wir dürfen während dieſes vielleicht nur kurzen Waffenſtillſtandes die Hände nicht in den Schooß legen — Meine kleinen Schriften werde ich beſſern und ordnen, wann ich Zeit habe, und was davon vielleicht ein längeres Intereſſe haben könnte, zu ſeiner Zeit zuſammenlegen. Ich habe mich ſeit Jahr und Tag faſt vergeſſen und bedarf auch ein paar Monate Faullenzens, um die ermattende Seele wieder zu lüften.

Unſer lieber Eichhorn iſt noch hier, und bleibt wohl, ſo lange der alte Herr bleibt; ſeine liebe Frau muß ſich tröſten: es iſt gut, daß er noch bleibt.

Lebe wohl, lieber Freund, und grüße lieb Weib und die Kinder und alle Freunde.

Frankfurt den 3. Jul. 14.

Dein E. M. A.

X.

Deinen Brief vom 30ſten erhalte ich heute hier. Mich treibt es nun fort und meine Sachen muß ich meiſt unabgemacht in der Verwirrung liegen laſſen. Doch kann ich unter acht Tagen noch nicht wohl wegkommen. Dann wieder nach Berlin, und bald zum Rhein, wo man auf alle Weiſe in das Volk und an das Volk blaſen muß.

Der Gräuel iſt wieder da, ich hoffe, uns zu Glück und Ehre und jenen zur Strafe und Schande. Wenn nun die Preußen nur zugreifen und feſthalten, und nichts halb thun.

Die Noth muß das lehren und bewirken, was die Dummheit und Schlechtigkeit aus Pflicht nie thun noch vernehmen will.

Wenn Ludwig 18 nur einige Plätze an der Gränze feſthalten könnte! Lille wäre uns von unendlicher Wichtigkeit! Es iſt der Hauptort im Weſten und das Thor, wodurch man ſicher nach Frankreich geht.

Gott mit Dir! Grüße lieb Weib und alle Kindlein recht ſehr.

Greifswald den 5. April 15.

Dein E. M. A.

7.

Ich habe, mein geliebter Freund, meine Reiſe hieher mit meinem Treu glücklich gemacht. Ich bleibe noch 5—8 Tage hier und werde dann wahrſcheinlich nach Köln gehen und zuſehen, ob es mir gelingt, einige Tröpflein des reinen deutſchen Glaubens in die Brüſte des Volks zu träufeln.

Ich komme heute früh aus dem Hauptquartier von Lüttich, wo ich Gneiſenau Grollmann Müffling Bardeleben und andere Bekannte und Freunde geſehen und geſprochen habe. Sie brennen vor Begierde, daß die Sache mit den wälſchen Hunden bald angebunden werde, und ſtacheln unaufhörlich den Wellington, welcher, wie verlautet, von den Verbündeten jetzt Erlaubniß erhalten haben ſoll anzufangen. Nach Briefen aus Paris hatte der Bonipart ſich den 6. Mai in Maubeuge anſagen laſſen, er iſt aber nicht gekommen. Zwei ſeiner Garderegimenter ſind in dieſen Tagen nach der Bretagne abgezogen; was vielleicht kein übles Zeichen iſt. Die franzöſiſchen Truppen, welche bisher weſtlicher, mehr dem engliſch-belgiſchen Heer gegenüber, geſtanden haben, ſind nun weiter gegen Oſten marſchiert und ſcheinen ſich an der Maas zwiſchen Givet und Mezieres aufſtellen zu wollen, den Preußen gegenüber. Sie ſollen etwas ſtärker ſeyn als die Preußen dort, welche ſich auf ungefähr 60,000 Streiter ſchätzen. Doch ſind dieſe innig überzeugt, daß ſie die Wälſchen, wo ſie ſie finden, ſchlagen müſſen.

Mit den Sachſen ſind dieſer Tage widerliche Geſchichten vorgefallen. Anfangs hat man in der Ferne geglaubt, es ſtecken franzöſiſche Anzettler dazwiſchen; das iſt aber nicht, ſondern die Dummheiten des Kongreſſes und Aufhetzungen von Presburg her haben die Schuld daran. Man hat nämlich wohlweiſe beſchloſſen, Sachſen und auch die ſächſiſche Heerſchaar jetzt zwiſchen S. und Pr. zu theilen. Als dies den Sachſen bekannt gemacht worden, haben ſie ſich deſſen geweigert, und bei drei Grenadierbataillonen iſt die Unzufriedenheit bis zu Aufruhr und Wuth geſteigert; beſonders gröblich aber haben ſich zwei Bataillone vergangen. Dieſe haben am Abend des 2. Mai das Haus des Feldmarſchalls Bl. mit voller Raſerei geſtürmt, und ohne die Bravheit der Wache und ihres Officiers (Leute von eben dieſen Grenadierbataillonen; denn andere Truppen gab es nicht in der Stadt) hätte der alte Herr ſehr zur Unzeit ums Leben kommen können. Er und Gneiſenau und Müffling haben die Flucht nehmen müſſen. Die Bürger Lüttichs haben ſich durchaus ordentlich betragen. Nachher hat man dieſen Grenadierbataillonen den Abzug zu ihren Kameraden bewilligt, — ich meine, der zurückgebliebene General Grollmann war der Unterhändler — es ſind aber Anſtalten getroffen, ſie auf dem Wege mit preußiſchen Truppen zu umzingeln. Als ſie ſich eingeſchloſſen geſehen, ſind ſie weich geworden, haben, ohne Widerſtand zu thun, die Waffen niedergelegt, und die Rädelsführer angegeben. Von dieſen ſind ſieben erſchoſſen,

Trifft ihn mit ſtolzem Grimme —
Das Feld iſt Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Fällt er vom Roß herab.

Erbleichend hält der Knabe
Und ſpannet ſein Geſchoß —
„Nimm letzte Liebesgabe“
Er ſchießt den Mann vom Roß,

Wirft dann in heißen Thränen
Sich auf des Königs Leib
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke ſchnell,
Damit das Blut zu ſtocken,
Das rinnt vom Panzer hell:

die Bataillone ſind nach verbrannter Fahne aufgelöſt und den Engländern übergeben: es heißt, ſie ſollen nach Oſtindien. So büßen die Kleinen die Schlechtigkeiten der Großen. Diejenigen Grenadiere, welche jenen Abend die Wachen gehabt und ſich durchaus an allen Stellen ordentlich betragen haben, ſind geſtern von dem Feldmarſchall öffentlich gelobt und gewarnt, und bleiben um ſeine Perſon. Der Alte redete wie ein Gott und ſah ſo aus. Er hielt die Rede vor allem Volk. Die Leute waren vor ſeinem Hauſe aufgeſtellt. — Unſre Feinde werden dieſen Vorfall gegen Preußen ausbeuten. Gott behüte vor ähnlichen Auftritten!

Grüße lieb Weib und Kinder und die jungen Brautleute.

Den einen Brief an L. P. Arndt halte zurück, bis er nach B. kommt und ihn ſelbſt abholt, den andern gieb gütigſt auf die Poſt.

Aachen den 8. Mai 15.

Dein E. M. A.

2.

Deinen Brief, mein lieber theurer Freund, erhielt ich faſt zu gleicher Zeit mit der Nachricht von dem Tode meines lieben Bruders Friederich, der mich einige Tage tief gebeugt hat. Ich habe in ihm einen meiner liebſten und redlichſten Freunde und die Welt hat einen wackern Mann verloren. Das war eine der ſchönen Seelen, welche die Welt ſelten erkennt und welche ſich oft auch zu ſehr zuſchloß.

Alles geht gut, wenn die Schreibfedern nur nicht wieder das Werk der Schwerdter zerſtören. Gott iſt ſichtbar mit uns, aber das ſchlaue Judenvolk iſt wieder lebendig zum Betrug und zur politiſchen Gleißnerei.

Aus dem Hauptquartier gelangt an mich nichts; hier über Köln gehen auch gar keine Kouriere: alſo kann ich Dir nichts Neueſtes und Erbaulichſtes ſchicken. Das Größte des Kriegs ſcheint mir auch geſchehen mit der Schlacht bei'm Schönen Bunde, die dummen Streiche abgerechnet, die wir noch im Leibe haben. Ich ſchicke Dir indeſſen zwei kleine Lückenbüßer, die Du vielleicht brauchen kannſt.

Wegen jener Kleinigkeit über die Rh. M. *) habe ich von Martin nichts erfahren. Ich habe ſie vor etwa 4 Wochen an G. geſchickt, und der druckt ſie jetzt. Jetzt will ich mich noch abarbeiten in einem eigenen Blatte, worin ich, ſo lange der Krieg währt, meine Gedanken und Anſichten, wie ſie mir kommen, niederlegen werde. Ich habe mich darüber mit Rommerskirchen hier eingelaſſen, und werde ſehen, ob er es geſchwind fördern kann, worauf es ankommt. So wie der Krieg zu Ende iſt und wir ſehen, daß der Friede, klug oder dumm, feſt ſteht, muß ich mich ein paar Jahre verſchnaufen. Ich fühle das Bedürfniß davon oft ſehr lebendig und daß ich mich ſonſt von innen her auffreſſen muß. Ich habe nun in die ſechs Jahre ein freilich in mancher Hinſicht ſchönes Leben geführt, mich auch wohl hin und wieder an Erfahrung bereichert — aber wie ſteht es mit der Wiſſenſchaft? Da habe ich viel nachzuholen und werde es in meinem Leben nicht mehr einholen können.

Die Anweiſung auf Frankfurt habe ich abgeſchickt. Du wirſt das von dem Gehalte gütigſt abziehen, lieber Freund. Ueberhaupt fürchte ich oft, Du thuſt Dir mit mir zu nah.

Daß lieb Weib und Kindlein wohl ſind, freut mich

---

*) Preußens Rheiniſche Mark u. ſ. w.

ſehr. Grüße alle herzlichſt. — Mein Treu iſt wohl, und wird, wie mir däucht, ein lieber frommer Menſch werden.

Grüße den wackern Niebuhr recht viel. Gott gebe ihm Geſundheit und viele Freuden!

Mein Bruder iſt einen andern Weg gegangen. Er kam mit fünf Landsleuten grade am Rhein an, als die große Schlacht begann, den 16. Junii.

Blank war vorgeſtern und geſtern hier. Sein Pferd war mit ihm gefallen und hatte ihm den Fuß ein wenig gedrückt, ſo daß er humpeln mußte. Er iſt heut früh weiter zum Heere gezogen.

Gott befohlen und alle Freunde ſehr gegrüßt.

Köln den 9. Julii 15.

Dein E. M. A.

N. S. Den Brief an meinen Bruder zerreiße in Gottes Namen.

a. 2.

Ja, mein lieber Freund, ſo geht es, und wird es noch wohl länger gehen. Die verfluchten Franzoſen, die an der Spitze ſtehen, ſind den Unſern bei weitem überlegen an bübiſcher Kühnheit und Verſchlagenheit: in Talleyrand und Fouché, deren Maſchine der arme König nur iſt, herrſchen im Grunde die Jakobiner immer noch fort. Es iſt wahrlich unwürdig, daß man mit ſolchen gebrandmarkten Kerlen unterhandelt und die Rotte unter einem andern Namen in Frankreich immer noch fortregieren läßt. O wären die Feldherren erſte Miniſter und hätten die deutſchen Mächte Einen Willen! — dann.

In dem erſten Hefte meines Wächters laſſe ich die Schlachtberichte und andere Nachrichten in der Reihenfolge abdrucken und gebe dann mein Urtheil über den politiſchen und ſoldatiſchen Zuſammenhang jeder großen Begebenheit. Die Unſern ſind wirklich für den Ruhm zu faul.

Ja wir ſollten wohl Himmel und Erde bewegen, daß wir von den Wälſchen einmal unſer Recht bekommen. Das unſchuldige Blut und alles, was dem Menſchen das Heiligſte iſt, ſchreit ſonſt zum Himmel denen nach, die es wieder umſonſt hätten fließen laſſen.

Den Katechismus will ich ſenden, ſobald ſich Fuhrgelegenheit findet. Ich muß mich hier an einen Kaufmann wenden, der es mir beſorgt.

Ich ſchicke Dir hier, wie die Herren es verlangen, eine allgemeine Vollmacht zur Erhebung des Geldes, und bitte Dich mir es immer bald zu übermachen, weil es geſchwind weiter geht.

Meine Pr. Rhein. Mark u. ſ. w. iſt fertig. Wir werden hören, was die weiſen Herren dazu ſagen werden. Es könnte jetzt Vieles gut gemacht werden und Preußen könnte ſich ſo feſt am Rheinſtrom ſetzen, daß es nachher nicht zu rücken wäre — aber.

Horn hat ſich hier nur eine Nacht und einen Tag aufgehalten und iſt grade auf Paris gefahren. Er war mir eben nicht froh gelaunt.

Ich und Treu danken ſehr für die lieben freundlichen Grüße und Erinnerungen. Es geht uns wohl und wir ſind beide auf verſchiedene Weiſe fleißig.

Lebe wohl, lieber treuer Freund. Gott erhalte Dich und die Deinigen!

Köln den 17. Jul. 15.

Dein E. M. A.

Gneiſenau iſt General vom Fußvolk geworden.

b. 2.

Dank, mein theurer Bruder, für Deinen Brief und für die Sendung der Anweiſung. Der kleine Abzug des Bankers macht nichts; es iſt doch eine Zeit, wo man wenig an Geld denken kann. Alſo werde ich darum auch keinen Schritt thun.

Es muß ſich nothwendig ein neues Zeitalter Deutſchlands erheben, und die wiederholten politiſchen Dummheiten und Schlechtigkeiten beſchleunigen es, und zwingen uns dem mit trockenen Augen ins Geſicht zu ſchauen, wovor wir vor einigen Jahren noch zitterten. Das Vaterland kann wohl kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden. Will die preußiſche Regierung klug ſeyn, ſo könnte ſie oben ſtehen. Hier geht es eben nicht gut, und das Land wird einem dadurch verleidet. Nur eine tüchtige Univerſität, und vor allem eine tüchtige (hier durchaus landſtürmiſche) Einrichtung des Kriegsweſens kann dies Land mit dem rechten Geiſt durchblaſen. Vor allen Dingen aber bedürfen wir eines durchgreifenden Mannes wie Gneiſenau. — Mit den Franzoſen wird es nur ein Waffenſtillſtand, und die Welt muß ja proviſoriſch leben und jeder auf ſeine Weiſe ſich ans Proviſorium gewöhnen. Das iſt nur das Schlimmſte, daß die lauſigen Kerle, die zum Theil mit ſteuern, die außerordentliche Zeit mit kleinlichen Mitteln treiben und halten wollen. Nun kommen ſchon die Sünden des Wiener Kongreſſes nach — und Mainz! Mainz! Von Englands Schlechtigkeit und Oeſtreichs Verdunkelei haben wir alles zu fürchten. Das wird aber nun unſre Politik, England verhaßt zu machen und Hannover lächerlich *).

---

*) Wir kennen ja England gegen Preußen 1814 und 1815 in Wien, Graf Münſter (der Führer der engliſchen Miniſter) für Hanno-

Ich denke, Du verlierſt nicht viel, daß Du nicht nach Paris kommſt. Die Hauptſcenen des großen Panorama werden doch nicht mehr gezeigt, und dieſe Zeit iſt ſchon wieder alt, weil ſie jämmerlich genug abgemacht ſcheint — alſo ſchauen wir arme beſtürmte und ſtürmiſche Sterbliche ſchon wieder nach dem dritten Aufzug hin.

Alle Freunde und lieb Weib und Kindlein ſollſt Du ſehr grüßen von mir und meinem Treu. Wir ſind geſund.

Köln 19. Septbr. 15.

Dein E. M. A.

(N.B. Eine Nachſchrift, die von engliſchen Büchern ſcheint gehandelt zu haben, war zerriſſen.)

c. 2.

Lieber Freund. Dieſen Brief bringt Dir ein braver Stralſunder namens Päpke, der von Heidelberg nach Berlin ſtudieren geht. Nimm ihn freundlich auf.

Es beginnen ja die Obſkuranten mit recht ſchlechten Geräthen ins Feld zu ziehen. Es wird Lärm genug ſetzen; und jeder ſehe zu, daß er nicht in Dreck greife. Wie wohl- und ſelbſt-gefällig die Freunde der ſogenannten Ordnung und Sittlichkeit ſich jetzt in allen Zeitungen brüſten und auslegen, iſt wirklich luſtig. Hier heißt es wohl: der Menſch denkt's, aber Gott lenkt's; es wird noch bei vielen Dingen ſo heißen.

Lebe wohl, und gebe Gott, daß die in Paris feſthalten!

Köln 2. Oktbr. 15.

Dein E. M. A.

---

der mit ſeinem langen undeutſchen deutſchen nachſchleppenden Anhang an der Spitze, und dann wieder daſſelbe England mit ſeinem Wellington im Sommer 15 mit den Franzoſen gegen Preußen und Deutſchland.

d. 2.

Die letzte Anweiſung für den November habe ich richtig erhalten und zu Geld gemacht, ſo daß ich zufrieden ſeyn kann; und ich danke Dir für Deine Bemühung.

Jetzt denke ich oft an Euch, geliebte Freunde. Es iſt ein Jahr, wo ich unter Euch eintraf, und die Tage ſind kurz, und man hat Zeit zum Denken und Grübeln, und ich entbehre der alten Freunde. Ich bin die meiſten Abende ſtill mit meinem Treu zu Hauſe, weil ich ihn weder oft allein laſſen noch mit herausnehmen darf. Es iſt immer eine gute Probe, wenn man ſo ganz auf ſich zurückgeworfen iſt. Ich habe dieſe Probe oft machen müſſen, und in nicht ſo glücklichen Zeiten, als die jetzigen ſind. .

Was Du über die Vor- und Rück-Gänge der Haſen und Füchſe und über die Trompetenblaſerei der Eſel ſchreibſt, unterſchreibe ich und mit mir alle rechtlichen Leute, die das Gute immer offen gethan und gewollt haben. Schmalz wird ja ſo viele verdünnende Gewalt nicht haben, daß er alles Salz der Erde auf einmal flüſſig macht. Die Zeit läßt ſich weder durch Edikte noch Anklagen mehr halten; aber freilich jeder thue das Seinige offen und ruhig.

Gott gebe alles Gute mit unſerm trefflichen E.! Solche Menſchen ſind nicht viele auf Erden.

Ich bin geſund und Treu auch; er muß fleißig ſeyn und er beginnt anzufaſſen.

Grüße lieb Weib und alle Kindlein und alle Freunde fern und nah.

Köln den 1. Decemb. 15.

Dein E. M. A.

Einlage gieb gütigſt auf die Poſt oder an den Mann ſelbſt, wenn er vielleicht jetzt in Berlin iſt.

Sage doch Süvern, er möge wohl beherzigen den Beſchluß wegen der künftigen Univerſität. In Köln wird ſie ein unſerm jetzigen deutſchen Streben widerwärtiges Ding: der alte Katholicismus wird ſich ihrer unrettbar bemeiſtern; alſo wird ſie ein todter Hund für die jetzige Zeit. Der junge de Grote *) es ſoll ein wackerer Menſch ſeyn — es iſt der Pariſer — wird, wie ich höre, bald deswegen nach Berlin kommen, um für ſeine Vaterſtadt Köln zu arbeiten. Seine Geſinnungen kenne ich aus einem Manuſkript, das mir einer ſeiner Freunde mitgetheilt hat. Er iſt ein brennender Zelot, und meint darin, ohne Jeſuiten und jeſuitiſche Arbeiten gehe die ganze Chriſtenheit unter. Sie laſſen ſich das ſo nicht merken, aber hat man ihnen das geſattelte Pferd einmal eingehändigt, ſie werden es ſchon für ſich reiten. Dixi. Uebrigens habe ich S. meine Anſichten mitgetheilt vor einigen Wochen.

e. 2.

Dies bringt Dir ein Doktor Schlotmann, ein Mann, der viele kurzweilige kurze Waare führt und Dir wohl mal einige ledige Stunden kürzen kann: originalissimo.

Mir geht es ſo wohl, wie es dem Menſchen in den kürzeſten Tagen gehen kann.

Das politiſche Treiben macht einen zuweilen wüſt, weil

---

*) Wohl iſt es ein wackrer Menſch, der Herr Eberhard de Grote. Ich kannte ihn damals nur durch Gerüchte und durch Handſchriften von ihm, die mir ſein Freund, der ſelige Kapellmeiſter Bernhard Klein, mitgetheilt hatte. Was in dem Jüngling geglüht und gebrannt hat, iſt bei dem Mann ein mildes Feuer geworden. Er iſt ein frommer Katholik aber kein Jeſuitenzögling, und, ich darf ſagen, er iſt mein Freund geworden.

die Dinge im Großen etwas wüſt geſtellt ſind. Doch iſt mir für die Deutſchen nicht bange; ſie wiſſen nun wie Simſon das Geheimniß ihrer Stärke und ſchlagen allenfalls mit Eſelskinnbacken todt, die keine Löwen ſind. Für mich ſelbſt bin ich unbeſorgt. Ich habe früh entbehren gelernt für meinen eigenen Willen, und kann ich auf keinen grünen Zweig kommen, ſo ſetze ich mich irgendwo unter einen grünen Zweig. Ein paar Zimmer, ein paar Bäume, ein See oder ein Strom und Sonne Mond und Sterne werden wohl immer zu haben ſeyn an einem ſtillen Orte, nicht zu fern von einem großen Orte, woher man ſich Bücher holt.

Daß Eichhorn beſſer und jetzt wahrſcheinlich ſchon außer Babylon iſt, höre ich mit vielen Freuden.

Grüße die Deinen und alle Freunde, auch meinen braven Hüſer.

Köln den 14. Decemb. 15.

Dein E. M. A.

Einlagen laß mit der Poſt gütigſt laufen.

f. 2.

An dieſem ſüßen heiligen Chriſttage erhalte ich Deinen lieben Brief vom neunzehnten dieſes, auch den Wechſel darin, und mehrere erfreuliche Briefe von Freunden aus meiner lieben Inſel; auch iſt außer dem Weihnachtsgefühl, das ich geſtern in der braven Familie des Grafen Ernſt zur Lippe unter einem Dutzend Kinder mitgefeiert habe, noch das von dem Vorabende meines Geburtstages dabei, den ich vor einem Jahre ſo fröhlich mit Euch geliebten Freunden beging: und ich fühle nun wohl, wie lieb es ſeyn würde, aus meinem Pokal, der noch bei Euch ſteht, mit Euch auf die Zukunft zu trinken.

Was Du mir von dem jungen Pl. *) ſchreibſt, iſt mir nicht lieb; es ſchadet ihm und nutzt mir wahrlich auch nicht. — Die Herren ſind ſehr friſch zu Platz geweſen und haben die Schleuſen ihrer Pfützen alle auf einmal geöffnet. Frech genug ſind ſie: ich mögte doch die Deutſchen wiſſen, die von Republiken träumen. Was mich ſelbſt betrifft, ſo kenne ich keine geheime Sünden; ſie haben ja alles offen: ich habe nie von dem Geheimen gehalten, weiß auch, daß bei unſerm Volke gar nichts dabei herauskommt. Doch wären ſolche im Stande, allenfalls Briefe und Gott weiß was noch mehr zu erdichten und A. B. C. keck zu nennen. Wie Schwindler und Abentheurer, deren es immer giebt, beſonders in ſo lebendigen Zeiten, ehrlicher Leute Namen und Worte misbrauchen, wer kann dafür? So ſind ja Scharnhorſt Gneiſenau und andere Treffliche von den Schlechteſten genug umhergetragen worden. Wir kennen ja die Finken und ſo manche Halbverrückte, welche die Zeit ja auch mittragen muß. — Es wäre ein Jammer, wenn es den Lichtſcheuen und Rechtſcheuen gelänge, dem graden und muthigen Sinn des Königs bange zu machen und dadurch zu hemmen, was ganz Europa, beſonders aber das deutſche Vaterland, von Preußen zu ſehen erwartet. Ich denke das iſt nicht möglich, denn der König muß es ja jeder Gebärde ſeines Volks anfühlen, daß da nichts iſt als Liebe und Treue, und ein gerechtes Verlangen nach einer gerechten Ordnung in Verfaſſungen, ohne welche wir ja überhaupt alle untergehen müſſen. —

Was mich ſelbſt angeht, ſo habe ich Plane genug für Studien meiner Zukunft, für 20—25 Jahre, die meine Kräfte mit Gott vielleicht noch gegenhalten; ſollte ſich aber

---

*) Wahrſcheinlich die Geſchichte von Plehwe, welcher Schmalz meinetwegen zur Rede geſtellt haben ſollte.

Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weißen Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von ihres Buſens Schrein.

Und ſieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und ſieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Trug,
Das Lieb' in Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug?

Und faßt ſie gar behende
Und drückt ſie an ſein Herz
Und ruft: Hier, Treue, ende
Dein langer ſüßer Schmerz!

Einiges gegen mich fügen, ſo muß ich den Kreis wohl enger ziehen; aber er wird dadurch vielleicht glücklicher. Alſo friſch! es iſt ja morgen mein Geburtstag und ich bin Abends um 6 Uhr geboren, wo das Karneval beginnt.

Den lieben wiederhergeſtellten E. grüße tauſendmal und die Seinigen. Ich denke, ſeine Geſundheit wird ſich ſtärken durch Ruhe, und ſolche Temperamente mit ſchwachem Körper, welcher die mächtige Seele oft im Stich läßt, gewinnen in den 40ger Jahrén oft eine daurende Befeſtigung des phyſiſchen Wohlbefindens.

Was Du in Hinſicht der Verſuche ſchreibſt, die der Katholicismus für den Krebsgang etwa thun mögte, ſo ſtimme ich Dir im Ganzen bei. Meine Anſichten der Sache ſind auch meiſt politiſch gemeint geweſen, und da däucht mir der Unterſchied wichtig. Ich ſelbſt mögte wahrlich in keiner Rheinſtadt nächſt Straßburg lieber wohnen als hier, wo alle Steine von einer großen Vorzeit ſprechen und wo das Menſchengeſchlecht doch viel von der alten Sitte hat. Denn wenn man ſich dahin quartiert, wo der Rhein unter den Füßen hinfließt und die ewigen Berge in der Ferne dämmern und ſo viel herrliches Menſchenwerk rings um ſich hat, welchen Ort könnte man vorziehen? — Ich ſende Dir hiebei einen kleinen Aufſatz für das Tagesblatt, (bald werde ich etwas Anderes die Wiſſenſchaften Betreffendes einſenden) den Du einrücken magſt, nur mich nicht nennen.

Treu dankt für den Gruß und grüßt wieder ſehr. Der Burſch läßt ſich gut an und iſt ſehr wahr.

Grüße lieb Weib und Kindlein und Dümlers, Schleiermachers und alle Freunde tauſendmal. Gott gebe Euch ein fröhliches Neues Jahr und auch dem Vaterlande.

Köln den 25. Decemb. 15.

Dein E. M. A.

Einlage gieb an meinen Bruder Ludwig, wenn er vielleicht als Abgeordneter des Bauerſtandes nach B. kommt und ſich bei Dir meldet, und befiehl ihm in Reden und Thaten ja leiſe und vorſichtig zu gehen.

Ich habe ſeit drei Wochen den älteſten Scharnhorſt kennen gelernt und ein paar Tage mit ihm gelebt. Das iſt ein lebensfriſcher und tüchtiger Mann und hat das Ruhige und Nichtsſcheinenwollende vom Vater.

Sage dem Harthauſen nicht, daß ich über Köln etwas geſchrieben an Dich oder Andere.

N. S. Laß Dir doch von Harthauſen einen ſeiner ſilbernen Knöpfe geben zu deutſchen Röcken und gieb das Muſter der Berliner Eiſenfabrik. Solche Knöpfe nach ihrer Weiſe aus bläulich angelaufenem Stal gearbeitet wären ſchöner und wohlfeiler als die ſilbernen und würden einen guten Fabrikartikel geben.

§. 2.

So nimm auch Du, Geliebter, mit allen den Deinigen noch einen recht frohen Wunſch zum Neuen Jahr und einen recht herzlichen Dank für alles, was aus ſo treuen und lieben Herzen kommt, als die eurigen ſind. Mein Treu grüßt auch ſehr und wünſcht Freude.

Die liebe Einladung? Ich für mein Theil werde den nächſten Sommer, wenn ich lebe, gewiß wohl kommen. Ich bin ja ein Wandrer, und ich muß noch einige Jahre wandern, um Manches herodotiſch zu erfaſſen, was ſich ſonſt nicht erfaſſen läßt. Nach Schweden und Norwegen und Schottland muß ich, wenn ich lebe, durchaus noch einmal, um mir manches Lebendige zu ſuchen, auch, um einige Sachen zu holen, die man nur kriegt, wenn man ſelbſt kommt.

Wir deutſche Menſchen fühlen jetzt eine Sehnſucht, wie die Rennthiere im Frühlinge, aufzubrechen und die Quellen unſrer Geſchichte zu ſuchen. Ob der Staat mich will, weiß ich nicht; ich hoffe es. Geſchieht es anders, ſo ſtelle ich mein Leben anders. Ich werde Eichhorn bald darüber ſchreiben; das kannſt Du ihm ſagen. Kann es nicht ſeyn, ſo ſchlage ich meine Heimath auf entweder in meiner Geburtsinſel oder bei Frankfurt a. M.

Hiebei die Quitung.

Der Aufſatz, denke ich, darf ohne viele Gedankenſtriche abgedruckt werden.

Wegen des Wigaloys werde ich Dir gelegentlich melden. Der Bearbeiter wird auf jeden Fall binnen Jahr und Tag kaum fertig.

Der Brief von dem wackern P. macht wohl Freude wegen der kindlichen frommen Geſinnung. Solche ſtehen ſchlecht auf dem gewöhnlichen Glatteiſe des Lebens, aber die Zeit überhaupt muß darauf gehen lernen. Wenn die Rechten offen verbunden bleiben, nicht in Bündelei, wird jedes Jahr mehr Land erobern. Wir haben doch viel gewonnen.

Ich werde in meinem Wächteriſchen Neujahrsheft noch etwas über die krebſigen Bewegungen ſagen, verſteht ſich, aus der Perſon möglichſt wenig.

Lebe wohl, grüße Weib und Kindlein und alle Freunde ſehr.

Köln den 8. Jan. 16.

Dein E. M. A.

h. 2.

Es iſt gut mit der Scharnhorſtiſchen Sache. Das iſt ein ſicheres Haus, worauf ich acceptire.

Ich hoffe, daß mein Bruder in dieſer Zeit, wo einige Leute Aergerniß ſuchen, in Worten vorſichtig ſeyn wird. Es wäre wohl recht und billig, daß den Bauern, die das Meiſte vom Staat tragen und in allen Kriegen die beſten Knochen hergeben, auch eine Stimme im Staate gegeben würde; denn bei Landſtänden müſſen ſie als Stand für ſich auftreten. Anders wäre es, wenn wir ſchon eine entwickeltere Verfaſſung haben könnten wie die engliſche.

Bei uns wird ſichs treiben müſſen, vieles durch den Zufall, wie es kann. Das Junkernde und Flunkernde kann wohl Spektakel machen; ich hoffe nicht, daß es ſich hält. Thäte es das, ſo wären wir es werth. Denn iſt aus 10,000 und 15,000 gebildeten Jünglingen und Männern, die mit geweſen ſind, in der großen Zeit nicht ſo viel hervorgegangen, daß dadurch eine Meinung beſtimmt werden kann, ſo gebührt ſichs, daß der Junker wieder ſeinen Korporalſtock nimmt. Aber auf jeden Fall würde die Freude kurz ſeyn; denn dann würden andre Schickſale, die uns drohen werden und denen allein mit dem Geiſt begegnet werden kann, den ganzen Dreck bald umwehen, und uns freilich zur Geſellſchaft mit. Denn daß etwas dergleichen im Hinterhalt lauert, merkt man an mehreren Zeichen.

Wie ich Dir mit Rühle ſchrieb, wegen mein bin ich ganz ruhig. Gegen einige Menſchen habe ich freilich Verbindlichkeiten, deren Erfüllung mir im Gedränge etwas ſchwer würde; mich und meinen Buben brächte ich ſchon durch. Die vanitas vanitatum aller Dinge hat man in dieſen Jahren ja wohl erkennen können, und eine gute Gift Trotz hat die Natur mir mitgegeben. Der Schreier wegen wünſchte ich aber oft, daß mir einer jährlich 1000 Rthaler vom Monde brächte, damit man dem Staate zu dienen ſcheinen könnte, ohne ſeiner zu bedürfen.

Alſo am Rhein, und ich wahrſcheinlich nicht hier? Aber in Berlin werde ich Dich auf jeden Fall ſprechen; denn zu Hauſe muß ich und mich einmal nach activis und passivis umſehen und meine Sachen zuſammenleſen. Eigentlich müßte ich auch auf ein paar Monate nach Schweden, (wahrſcheinlich zum letzten Mal) wenn das anginge. Ich habe da an mehreren Stellen Sachen liegen laſſen, mit welchen ich immer noch nicht auf das Reine kommen kann.

Grüße lieb Weib und Kindlein, auch meinen lieblichen kleinen Papa und alle Freunde. Wie weit ſind Dümlers mit der Papaſchaft?

Gott behüte Dich, liebe Seele.

Köln den 9. Febr. 16.

Dein E. M. A.

i. 2.

Dank, mein theurer Bruder, für das Ueberſandte. Das für die folgenden Monate werde ich ſelbſt holen. Ich denke gegen den 24. Mai in Berlin zu ſeyn. Gern wüßte ich, ob ich Dich dort finden werde. Meinen Sohn werde ich wahrſcheinlich am Rhein laſſen auf dem Gymnaſium in Düſſeldorf oder Frankfurt. Ich habe einen Plan zu einer Reiſe nach Schweden in Geſchäften und mir noch Manches zu ſammeln. Ob ſich das wird thun laſſen, weiß ich noch nicht; überhaupt weiß ich nicht, was ich thun kann und was ich künftig machen werde: das wird ſich wohl in B. zeigen. Ich will mein Schickſal nun auch feſt machen und, wenn ich lebe, auf jeden Fall zum Rhein zurück. Schreiben läßt ſich das nicht; doch weiß ich wohl, was ich will und kann. Jene Freude, mit Euch, lieben Kinder, zu reiſen, iſt nun für dieſen Sommer nicht möglich; doch denke ich, die Zeit könnte wohl einmal kommen, wo ich auch ein Hüttchen hätte, wo ich Euch ein paar Sommermonate rheiniſch empfangen und behalten dürfte.

Nach Oſtern geh ich von hier und wähle mir wieder einen neuen Wanderſtrich durchs Vaterland. Man hat ſo ſeine Freude und lernt immer etwas zu.

Ich habe meinen Lebensplan vor mir ausgebreitet, auch manche Arbeiten. Wir werden ſehen, was davon ausführlich iſt und wie weit Glück den Willen begünſtigt.

Alſo gegen Ende Mais hoffe ich Euch in Berlin zu ſehen. Treu grüßt ſehr; er iſt ſehr gewachſen und gedeiht in der rheiniſchen Luft. Fährt er ſo fort, ſo wird er ſehr rüſtig.

Tauſend Grüße an die Deinigen und an alle Freunde.

Köln den 12. März 16.

Dein E. M. A.

Sage G., daß Müller ſeiner Wunden ganz geneſen und friſch und wacker iſt. Vor zwei Wochen ging er mit einem Pferdetranſport nach Wälſchland von hier.

k. 2.

Dank, mein theurer Freund, für Deinen von Iſrael mitgenommenen Brief und für die lieben Erinnerungen und Nachrichten. Ich bin 14 Tage hier und lebe recht angenehm, lerne auch Einiges. Heute fahre ich nach Mön, um zu ſehen, wie jene Inſel ſich zu Rügen verhält, und gegen die Mitte des nächſten Monats ungefähr hoffe ich meine Rückreiſe anzutreten. Wann ich Dich und die Deinigen und alle lieben Freunde in Berlin wiederſehen werde, das ſteht dahin, und wird von Geſchäften und andern Entwickelungen meines Schickſals abhangen. — Die Oberpolizei hier, die im Zuſammenhange mit andern Polizeien lange vorher von meiner Ankunft unterrichtet werden, hält mich, wie ich aus ihren Fragen wegen des Zwecks meines Aufenthalts erſehen, für einen Abgeſandten der deutſchen Jakobiner, vielleicht auch für einen Mitverbundenen einiger Holſteiner und Schleswiger, die von der Nothwendigkeit ſtändiſcher Verfaſſung ſprechen oder ſchreiben. So ſitzt allenthalben Erbärmlichkeit oben, träumt von Geſpenſtern, die nicht ſind, und kann ſie ſo endlich zeugen; die wirklichen aber ſieht ſie nicht.

Wegen des Geldes iſt es, wie Du ſchreibſt; Monate Julius und Auguſt haſt Du wohl die Güte gegen die Mitte des nächſten Monats an Iſrael zu übermachen, mit dem ich wegen Mancherlei doch auf und ab zu rechnen habe.

Schlotmann wird wohl leben, wenigſtens lebte er Johannis noch.

Einlage bezeichne mit der Addr. von Vincke in Münſter, und grüße Eichhorns ſehr, wann Du ihnen ſchreibſt; auch Schleiermachers werden ſehr gegrüßt: die werde ich wohl in der Heimath ſehen und mich ihrer freuen.

Endlich kommen die Grüße an Dich und die Deinigen von der Mutter der Kinder bis auf das Kleinſte, und recht herzliche.

Hier iſt ein himmliſcher trockener Sommer und ich bin ſehr geſund.

Ueberbringer dieſes iſt Herr Profeſſor Gädike aus Petersburg, ein geborner Märker.

Kopenhagen den 27. Jul. 16.

Dein E. M. A.

I. 2.

Dieſe Worte, mein lieber Bruder, bringen Dir ein paar rüſtige Studenten aus Berlin, die unſre Inſel durchſtrichen haben und die Du freundlich aufnimmſt. Ich werde übermorgen auch meinen Durchſtrich beginnen und zwar mit Schleiermacher und Geſellſchaft. — Die letzten acht Tage habe ich in den Papieren meines verſtorbenen Bruders gewühlt, worunter manches Schöne ſteckt, beſonders aus der Tragikomödia, wobei einem die Augen überlaufen. Der Menſch iſt wie ein verſchloſſenes nordiſches Räthſel in eine beſſere Welt übergegangen. Er hat in ſeinen Tagebüchern ſich ſelbſt oft gewaltig gezeichnet und bei Gelegenheit die Welt mit.

Melde mir doch, ob Du den Heiſeldt haben willſt und ob Du gar nicht nach Rügen kommſt dieſen Herbſt. — Mir thut dieſe verwandte Natur wieder unbeſchreiblich wohl.

Grüße die Freunde und lieb Weib und Kindlein tauſendmal.

Putbus 16. Septbr. 16.

Dein E. M. A.

m. 2.

Glückauf zu dem kleinen neueſten Jungen! Obwohl Ihr mir nichts gemeldet, weiß ich doch, daß er da iſt, und wünſche von Herzen Glück dazu. Grüße die liebe Mina ſehr und meinen Papa und alle andern Kinder und Freunde.

Ich bin geſund und wünſche Euch desgleichen, auch daß unſer Schleiermacher wieder ganz friſch werde.

Ich ſtudiere alte nordiſche Sprachen und Geſchichten, und es fluſcht ziemlich. Man vergißt darüber Manches, was einem ſonſt Kopfweh machen könnte, und träumt ſich in etwas zurück, was vielleicht auch nicht viel beſſer war als das Gegenwärtige.

Den Staatskanzler habe ich hier ein paar Tage geſehen und auch geſprochen. Er war ſehr gütig gegen mich. Ich wünſche mein Proviſorium zu endigen und endlich zu wiſſen, wo ich bleibe und was ich bleibe*), um ſchwediſch zu ſprechen. Darüber habe ich an ihn und an unſern Eichhorn geſchrieben, welchem Du gütigſt die Einlage übergiebſt.

Neues giebt es hier im Lande nicht, es wurmt und wurzelt immer noch ſo nach dem Alten fort, meiſt ohne Geiſt oder gar mit ſchlechtem Geiſt. Das iſt zum Beiſpiel in dieſem Paradieſe der Natur, in Rügen, mir immer ein drückendes Gefühl, daß es nur Herren und Knechte, daß es ſo gar keine Bauern und alſo kein Volksglück und keine Volkskraft mehr giebt.

Gott behüte Dich, Du Lieber, und gebe Dir viele Freuden!

Putbus Inſel Rügen 20. Octbr. 16.

Dein E. M. A.

a. 2.

Lieber Bruder. Einen freundlichen Gruß zuvor und ein fröhliches Feſt Dir und den Deinigen!

Ich ſchicke Dir hiebei ein Manuſkript, was, wenn es gedruckt wird, wohl 6—7 Bogen ausmachen wird. Ich halte es für nützlich, daß es jetzt gedruckt wird. Ich denke, die Cenſur kann dagegen, wie es geſchrieben iſt, nichts haben.**) Ich hatte Dir darüber geſchrieben und habe 14 Tage auf Antwort gewartet. Vielleicht haſt Du den Brief nicht bekommen, vielleicht hat Kränklichkeit oder Verdruß, wie es in dieſem untermondlichen Leben geht, Dich gehindert.

---

*) Jag blifver: ich werde.

**) Ein Anhang zu meiner Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen.

Deine Erinnerung wegen des Festes von S.*) Geburtstag habe ich erhalten. Wie Mancher muß Festtage, die allgemeine seyn sollten, innerhalb seiner stillen Klause allein feiern! Manches scheint in dieser Welt umsonst geboren zu seyn; es ist es aber gewiß nicht.

Sende mir gütigst bald eine Anweisung auf die drei verfl. Monate Septbr. Octbr. Novbr. meines Gehalts an Israel. Ich habe um Neujahr noch nach Kopenhagen und Stockholm zu remittiren. Ich komme hier überhaupt wohl vor Ende Februars schwerlich los. Man hat in diesem Leben auch in Geschäften, die nicht die größten sind, weil es viele trödelhafte Leute giebt, oft mehr zu trödeln, als gut ist; und von aller verlornen Zeit ist diese am schlechtesten verloren.

Wann Du das Ding gedruckt hast, sende mir gütigst 6 Exemplare und ein paar zierlich gedruckte und gebundene laß mit beiliegendem Briefe an den Staatskanzler gelangen.

Sonst geht es mir wohl, d. h. ich bin gesund und arbeite fleißig. Ich wünsche Euch desgleichen. Grüße mir lieb Weib und die Kindlein und meinen lieben Papa und Schleiermachers, Eichhorns, Hüser und alle andern Freunde.

Putbus den 7. Dezbr. 16.

Dein E. M. A.

Den Brief an G. laß mit der Post laufen.

o. 2.

Weil eine so heilige Zeit ist und mein Geburtstag naht, so werde ich, meine theuern Freunde, Euer recht lebendig erinnern und nicht ohne Rührung, in dem Gedanken

---

*) Scharnhorst.

Und wär'ſt in Bettlerhütten
Die kleinſte Magd im Land,
Du biſt durch Muth und Sitten
Mit Königen verwandt.

Mein König! ſtammelt leiſe
Das jugendliche Weib,
Vergieb mir meine Weiſe,
Mir hinfort gnädig bleib.

Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs Deine Magd heran;
Wohl aus der Fürſten Mitte
Erköhre ſie ein Mann.

Mein Vater heißt Graf Walter,
Wohnt im Ardennerwald;
Doch folgt' mein junges Alter
Der liebenden Gewalt.

an ſchöne gemeinſam verlebte vergangene Tage; und ich wünſche Euch denn allen insgeſammt und beſonders ein fröhliches Feſt und ein glückliches Neujahr. Herze und grüße alle Kinder recht lieb von mir, beſonders meinen kleinen runden Pepa.

Daß es mit Schleiermacher ſo bedenklich ſteht, betrübt mich ſehr. Er hat gewiß nicht wohl gethan die W.ſchen Truppen ſo bald fahren zu laſſen. Das iſt meine feſte Ueberzeugung. Das wäre wohl in vieler Hinſicht traurig, wenn es auch mit ihm ſo zu Ende bröckelte. An Lebenskraft fehlt es ihm gewiß noch auf keine Weiſe.

Lieber Bruder, kannſt Du das jüngſt Dir geſandte Mſkript bald ans Licht fördern thu es. Es greift doch in viele Dinge hier ein, die jetzt unter Händen ſind, und wenn die Schlechten ſich nicht ſchämen, ſo fürchten ſie ſich doch, und oft da, wo ſie es wahrlich nicht nöthig hätten, wenn ſie wüßten, wie es ſteht. Es ſind hier viele Gräuel geſchehen, und geſchehen noch alle Tage im ſtillen Schleichen, welche das ſchändliche Patent vom Septbr. 1811 bemänteln muß. Die Regierung muß man wenigſtens auf ſolche Dinge aufmerkſam machen. Will ſie denn nicht vernehmen, ſo ſammeln ſie das Feuer auf ihren Kopf.

Lebe wohl, grüße alle Freunde.

Berlin Heiligen Weihnachtsabend 1816.

Dein E. M. A.

p. S.

Ich bin zwölf Tage in Pommern geweſen an verſchiedenen Orten und in verſchiedenen Geſchäften; deswegen erhalte ich Deinen lieben Brief vom 19ten vorig. Decembers erſt heut bei meiner Rückkunft.

Hiebei liegt die verlangte Quitung. Die Stämpelgebühr legſt Du wohl gütigſt drauf.

Ich bitte Dich, mir nur Anweiſung auf Septbr. Oktbr. Novbr. 1816 zu ſchicken. Damit und mit Einigem, das mir hier noch eingehen muß, hoffe ich bis Berlin hin auszureichen. Vom December an behalte bei Dir, bis ich komme.

Das Briefchen gieb wieder an Nicolovius.

Das überſandte Pamphlet erwarte ich bald gedruckt. Schicke mir 2 Exemplare der Geſchichte der Leibeigenſchaft mit.

Und nun, lieber Treufreund, noch einmal den herzlichſten Gruß und Handſchlag für Altes und Neues und für alte und neue Zeit, welche beide Du im ganzen Hauſe an Klein und Groß gebührlich rundträgſt und rundgiebſt. Ich brauche ſo lieben Freunden nicht zu verſichern, wie gern ich bei Euch geweſen wäre und wie fröhlich ich mit Euch gelebt haben würde; aber es ließ ſich wirklich nicht machen. Es giebt hier zu viele Diſteln und Kletten für mich zu entwirren oder auszurupfen; ich werde Gott danken, wenn ich mich gegen die Mitte des nächſten Monats aus dem Groben herausgearbeitet habe. Die Oeconomica! die Oeconomica! ſie müſſen einmal ſeyn, und ein Menſch wie ich muß wenigſtens treu erfunden werden.

Sonſt geht es mir wohl, und ich habe mitunter fleißig und glücklich gearbeitet. Doch bin ich ſeit 6 Wochen am linken Ohre mit einem unangenehmen Geſäuſel behaftet, das mir wer weiß welche Mücken- oder Weſpen-Geburt bedeutet. Ich denke, es muß wohl weg, ſo wie die Luft einmal wieder eine menſchliche wird.

Lebe wohl, grüße alle Freunde und die lieben Hausgenoſſen, inſonders meinen lieben Papa.

Putbus 17. Januar 17.

Dein E. M. A.

q. 2.

Ich ſchreibe an Deinen Weber, mein lieber Freund, und lege Dir ein paar Worte bei.

Zuvörderſt grüßen wir Dich und die Deinigen insgeſammt und alle liebe Hausfreunde und Genoſſen auf das herzlichſte, wünſchen, daß es Euch allen und auch Eurem kranken Karl wohl gehe, und melden Euch, daß es mit uns leidlich ſteht. Ganz beſonders bitte ich Dich noch die lieben Dümlers zu grüßen und ihnen zu ſagen, wie es uns gejammert hat, daß der kleine Geſell nicht hat bei uns bleiben ſollen. Der liebe Gott mag es ihnen doch wohl endlich beſſern.

(Hier eine lange Stelle von zu ſendenden Büchern u. ſ. w., dann wieder Folgendes:)

Die Handſchrift vom Geiſt der Zeit iſt mit dem Ende des vorigen Monats auch an Eichenberg abgegangen. Mir iſt es ſehr lieb, daß er der Drucker iſt, denn einen beſſern Korrektor giebts in der Welt nicht. Es wird wohl ein ziemlich dickleibiger Band, gedruckt gleich den andern, wohl 30 Bogen geben. Einige Ueberſchriften, wie über Myſticismus Polizei Turnweſen mögen wohl Leſer und auch Feinde locken — wer kann's ändern?

Eichhorn habe ich lange nicht geſehen. Es verlautet, ſie werden um 14 Tage nach Köln kommen. Dann werde ich mich ein wenig darunter machen. Simons ſind wohl; ich hatte vorgeſtern einen Brief von ihm. Einen großen Verluſt habe ich in dieſen Tagen mit vielen andern Menſchen erlitten durch den Tod eines Freundes, des Doktors Hinrichs in Remſcheid im Bergiſchen. Er iſt in der Blüthe geſtorben, 30 Jahre alt, Opfer ſeiner Arbeiten in einem verpeſteten Dorfe, wo er ſich das Nervenfieber geholt hat.

Es war ein köſtlicher Menſch, mir der liebſte aller Menſchen, die ich hier gefunden habe, voll Geiſt Gelehrſamkeit und Kindlichkeit, ein Herz voll Liebe, das Volk und Welt verſtand, und ein unerſchöpflicher Lieder- und Fabel-Mund. So geht das Beſte ſo oft am früheſten davon.

Hiebei einen Auftrag, den Du gewiſſenhaft ausrichteſt, ſo wie ſich Dir die Gelegenheit dazu giebt. Lege doch Süvern Nicolovius Schleiermacher Savigny und wer grade oder ſchräge für die Rheinuniverſität wirken kann recht an die Seele, wie nothwendig es iſt, daß ſie uns vor allen Dingen ein paar recht tüchtige Philologen hieher ſchaffen. Ich höre, Riemer von Weimar ſoll ſchon beſtimmt ſeyn, und leider ſoll es mit ihm nicht viel ſeyn. Ich bin jüngſt wieder darauf geführt durch ein paar geſcheidte Leute, die in Lüttich und Brüſſel leben. Dieſe ſagen, daß viele Jugend dort eben auf dieſe Anſtalt hier wartet, weil ihre Anſtalten ſchlecht ſind und zum Theil wieder im Mönchsſtil zugeſchnitten. Da wird die Philologie ſehr wichtig, wiewohl auch für die hieſige Finſterniß, die ſie am leiſeſten lüftet, und wir andern, die ſich das aber leider nicht recht merken laſſen dürfen, haben noch unſre politiſche Liſt dabei: denn erſtlich können uns die Niederländer die liebe deutſche Maasjugend, wenn ſie bei uns ſtudiert, nicht ſo leicht verwälſchen — und zweitens können wir manche Brabanter und Flandrer und Holländer auf die unſchuldigſte Weiſe durch den Geſchmack und die Liebe zu unſrer Literatur verdeutſchen; was ſo wichtig iſt, da die Franzoſen auf der andern Seite gegen uns arbeiten und ihr dünnes Weſen leider glatter und leichter eingeht, als das herbe und ſchwere deutſche. Vergiß das nicht.

Bonn den 12. März 1818.

Dein E. M. A.

r. 2.

Dank, mein lieber Freund, für Deine Wünſche Grüße u. ſ. w. Es iſt alles freundlich aufgenommen und beſtellt. Meine Frau ſcheint das Unſrige noch etwas verſchleppen zu wollen. Gott gebe Euch daheim Geſundheit und viele Freude!

Binnen ein paar Wochen werde ich Dir die Svecana ſchicken. An einer kleinen hiſtoriſchen Abhandlung über das ſchwediſche Julfeſt habe ich noch Einiges umzuarbeiten. Wenn ich es näher betrachte, braucht nichts Buntes dazu, und dann wird es mit der Fertigung gegen Neujahr keine Noth haben.

Die Bilderchen ſind recht niedlich, ſagt meine Frau. Uebrigens muß ja alles ein bischen ausſehen wie die Zeit, worin man lebt.

Weber iſt wohl und thätig. Ich hoffe, er wird ſich ſchon durchbeißen. Wenn wir hier nur erſt anfingen!

Die Brüder Schlegel waren hier. Der dicke Herr hat mich beſucht. Er lügt und trügt für ſeinen Herrn den Pabſt trotz den Beſten. Die öſtreichiſche Anklage, er habe ſeines eignen Hofes Geheimniſſe in Rom verrathen und mit vielen päbſtlichen Schnuckern, die hier vorigen Sommer allenthalben herumgezogen ſind, gezettelt, hat ihn geſtürzt. Es fehlt nun noch, daß wir in unſrer lobenswürdigen Schwächlichkeit ihn anſtellen. Hier wird ſehr dahin gearbeitet. Jeden Mann mit ſeiner Meinung in Ehren, aber ich ſehe nicht, was Preußen ſich mit Leuten befaſſen ſoll, die in München und Wien hyperkatholiſch heißen und in ihren Büchern und Reden die preußiſche Regierung als einen Gräuel darſtellen. Jene halten zuſammen wie eine Klette, und wir ſtehen allein und zerſtreut — Darum. Man hätte ſchon den kleinen äſthetiſchen und ambroſianiſchen Schloſſer in Koblenz nicht als Direktor anſtellen ſollen: keine evangeliſche Apoſtaten das müßte wenigſtens Grundſatz ſeyn in einer feyerlichen Regierung. O je! O je! aber wie regieren wir?

Ich bitte Dich noch einmal um die Brummerſche Bücherrechnung. Sende mir ſie bald.

Gottes Leben! Viele Grüße an die Deinen und Schleiermachers.

Bonn den 16. Jun. 18.

E. M. A.

8. 2.

Eben ſind Simons zwei Stunden weg, welchen ich ein Briefchen mitgegeben, ſo erhalte ich Deinen lieben Brief vom 28. Nvbr., den Mühlenfels, der heut Nachmittag zu mir kommen will, an S. mitnehmen ſoll.

Zuerſt habe Dank für die guten Nachrichten von den Deinigen und den Freunden. Wir ſind durch Gottes und des ſehr ſchönen Herbſtes Gnade auch noch recht wohl.

Den lieben Eichhorn und die andern Freunde ach! wir haben ſie immer nur im Fluge und im Sturm geſehen, und die ruhigen Augenblicke waren da nicht zu erhaſchen; indeſſen auch ſo war es lieb.

Trägheit Zagheit Lahmheit? Wir dürfen uns über das Daſeyn dieſer drei Grazien der jüngſten Zeit nicht wundern, aber doch iſt ihr Leben ein ſchweres, und einem jeden buckeln ſie ein Theil ihres Bleis auf, und einigen geben ſie es auch wohl als einen Mercurius sublimatissimus der Schwere ein. — Wenn unſer Ding nur erſt in etwas fertig wäre! Einige vortreffliche alte Parukenſtöcke haben wir, ein paar halbe Narren dazu; giebts noch etwas Zuthat der Art, ſo weiß Gott, wohin. — Doch er wird in allem wohl wiſſen.

wohin. Wenn man nur immer den rechten lichten Muth behalten könnte.

Mit den Büchern, die ich ſchreiben will? Es wird wahrſcheinlich dieſen Winter nichts daraus. Vielleicht vorher etwas Anderes; doch das iſt bis jetzt nur ein Embryo eines ſich in ſich bearbeitenden Gedankens. Ich habe mir indeſſen eine Laſt aufgeladen oder vielmehr will dem alten Rhein eine auf die linke Schulter laden, die er aber kaum fühlen wird wie der Elefant die Fliege. Ein kleines Häuschen. Alſo eine Art Beſtändigkeit in der unbeſtändigen Zeit. Ich denke, man lebt hier nur einmal, und auch nicht lange; ſo will ich wenigſtens Waſſer Himmel und Berge aus der erſten Hand haben. Wenn ich kleine Trümmer meines Väterlichen zuſammenleſe, ein paar tauſend Thaler dazu rechne, die ein Freund hierlandes mir herzlich angeboten hat, ſo mag das niedrige Häuschen, mit einigen Bäumen umpflanzt, um Jahr und Tag vor dem Koblenzer Thore wohl zu ſehen ſeyn. Einen ſehr großen Gefallen erzeigſt Du mir, wenn Du Dich nächſten Frühling mit 100 Frd'or auch hülfreich erweiſen kannſt. Es ſoll dann auch für immer das gaſtliche Zimmerchen darin für Euch bereit ſeyn.

Grüße die Deinen herzlich von uns, und Eichhorns Schleiers Hüſers und alle lieben Freunde. Helvetius iſt ſehr friſch und geſund und tapfer aus der Schweiz zurückgekommen.

Bonn den 6. Decbr. 1818.

Dein E. M. A.

t. 2.

Gott zum Gruß, mein theurer Freund und Bruder, und alles Schöne Freie und Glückliche Dir und den Deinigen und den Freunden zum Neuen Jahr! Dies beſtellſt

Du, von der lieben Mine und meinem Amperle und dem Lindwurmsjürgen als den Hauptperſonen anzufangen, und ſo immer weiter hinabſteigend. Wir melden Euch zugleich, daß wir wohlauf ſind und täglich in der Abendſtunde am Rhein ſpazieren gehen.

Deine Sendung habe ich empfangen. Nun, da ich das Ding gedruckt ſehe, kommt mir der Scipio zu flüſſig vor, und ich merke, daß ich die Monologen hätte beſcheren ſollen. Leider haben ſich viele Druckfehler eingeſchlichen.

Wir haben hier ſchon einige nette Leute: außer Deinen Bekannten den Philologen Näke, einen treuen tüchtigen und bei Gelegenheit auch luſtigen Mann. Die Naturforſcher Kaſtner, Nees von Eſenbeck (ein feines ſinniges Männchen) und Goldfuß ſind brav, wie ſolche immer ſeyn ſollten. — Unſer Helvetius Dohna, unſer treueſter Freund, hat ſich an Stärke und Geſundheit ganz wieder verjüngt.

Bonn den 11. Jänner 19.

Dein alter E. M. A.

u. 2.*)

Dank für Deinen lieben Brief und auch für die Zuſicherung auf Oſtern, die einem, welcher Kalk und Steine und Anderes zum Bau ſeiner Hütte ſchon anfahren laſſen muß, etwas ſehr Erwünſchtes iſt. Vergiß auch die Erfüllung der andern Hoffnung nicht, die Du uns machſt, uns den Sommer noch zu ſehen.

Und Steffens?**) Ja man muß wohl endlich die bit-

---

*) Vergl. die Briefe 1. a. 2. und 7. a.

**) Man ſieht, wie Briefe aus Briefen hervorgelockt werden. Dies ſind Gefühle und Urtheile, vertraut in Freundesbuſen ausgegoſſen, wie der Unwille und die Stimmung des Augenblicks ſie eingiebt. Steftere Erfahrung lernen, die uns das oft ſo herbe Leben giebt, daß der Teufel und die Lüge und endlich der gleißende Schein und die noch gleißendere Dummheit früher oder ſpäter den fangen und einfangen, der von dem Eitlen beſeſſen iſt. Was bei Jünglingen von 17 und 25 Jahren oft ein unſchuldiges Spiel iſt, das wird bei dem Mann von 35 und 45 Jahren immer einmal ſündlich und verbrecheriſch. Man ſoll keinem trauen, wie glänzend ſeine Gaben auch ſind, welchem Wahrheit und Einfalt nicht immer die höchſten Göttinnen bleiben. Steffens iſt von jeher ſo geweſen, daß er nie einen ſchönen Schein oder hübſchen Witz hat unterdrücken können, und in ſeinen letzten Büchern ſtreift er nur zu oft ſchon an die dünne und heilloſe Sophiſtik eines Adam Müller hin; und wie weit kann er noch ſtreifen und ſchweifen? Was kann man nicht verzieren für Gott und für die Hölle, wenn man zu verzieren wagt, zumal mit Steffens Genialität? Aber dieſer vornehme Geiſt, wie er in dummer Selbſtbehaglichkeit ſich nennt, wird endlich unter die gemeinen Vornehmen gerathen, (unter die Junkeriſchen und Junkergenoſſen) ja er iſt ſchon darunter. Er bewährt die jammervolle Erſcheinung von ſo vielen Zeitgenoſſen, daß, wem der volle ſittliche Zorn und Ernſt fehlt, in der lüſternen Wolluſt des Glanzes untergehen muß. Wir haben der philoſophiſchen halbmyſtiſchen halbſophiſtiſchen Exemplare ſchon genug, an welchen alles muthigſte Leben verdorrt iſt.

Den Schlegel, auch einen verwelkten und ausgelaugten Menſchen, habe ich laut Deines Auftrags erinnert, und ihn

---

fens iſt bis an ſein Ende mein und der Meinigen freundlicher Freund geblieben; ſolche Aufwallungen ſenkt die Zeit und man kommt wieder zur rechten Schätzung zurück. Wer A. W. Schlegel und mich gekannt hat, begreift leicht, daß wir beide mit einander nimmer zu einem freundlichen Verhältniß haben kommen können.

noch zu keinem ernſten Wort, zum Stehen nicht bringen können. Er antwortete: Was ſoll Schlegel am Shakeſpeare? er iſt nun einmal foutu, gefuchſet, vervoſſet u. ſ. w.*)

Unſre Freunde ſind hier wohl, meine Frau und ich grüßen Euch ſehr. Wolle Gott dem braven Eichhorn bald die Freude ſeines Hauſes wiedergeben!

Bonn den 26. Jänner 19.

Dein E. M. A.

V. 2.

Ein paar Worte Einlage zu denen an Freund Simon. Nach Deiner Erlaubniß werde ich mir alſo Oſtern 100 Frd'or von unſerm Weber auszahlen laſſen.

Mit herzlicher Theilnahme denken wir Euer oft und der alten guten Zeiten, und Ihr ſollt Groß und Klein auf das treueſte gegrüßt und Du ſollſt auf das herzlichſte willkommen ſeyn, wenn Du uns dieſen Sommer erfreuen willſt.

Wie es uns ſonſt geht? Leidlich wohl; und auch liebe Freunde haben wir gefunden. — Und die Politica? Ja, was kann einem noch alles begegnen! Aber wann der Himmel einfällt, müſſen ja auch die Lerchen ſterben, die doch ſo hoch fliegen können.

Unſer Sack macht ſich ſehr wohl, und der Ernſt und die Treue ſchlägt durch, und, wie ich hoffe, wird er ein geſegneter Arbeiter werden.

Eure Liederchen habe ich mit Freuden geleſen, obgleich manche, z. B. der meinigen, in einzelnen Aenderungen durch

---

*) Anſpiel auf die voſſiſchen Ueberſetzungen.

Du weißt, wie ich gedienet,
Wozu bei Tag' und Nacht
Die Liebe ſich erkühnet
In wilder Knabentracht.

Ich weiß es, es ſoll wiſſen
Das ganze Männerheer:
Du ſchläfſt auf Deinem Kiſſen
Hinfort nicht einſam mehr.

In Deinen ſüßen Armen,
Du ſüße Königin!
Laß ewig mich erwarmen
Im treuen Liebesſinn.

Die mir das Roß gezäumet,
Mich oft in Schlummer ſang
Nun bei mir ſchläft und träumet
All, all ihr Lebenlang.

einen übertriebenen Puritanismus eine etwas wunderliche Geſtalt gewonnen haben.

Gott mit Euch allen!

Bonn den 22. März 19.

Dein E. M. A.

w. 2.*)

Lieber Bruder und Freund. Von Weber habe ich mir auf Deine Erlaubniß 550 Thlr. Pr. Kurant auszahlen laſſen. Dies und anderweitige kleinere Auslagen zeichneſt Du mir zur Laſt, bis Zeiten kommen, wo ich gutmachen kann.

Dich dieſen Sommer hier zu ſehen, wird uns herzlich freuen. Wenn ich auch wegen meines Hausbaues und anderer Wirrhaftigkeit und Tummelhaftigkeit und wegen lieberen Getümmels, womit meine Frau gottlob umgeht, etwas außer Athem ſeyn werde, ſo werden für Dich doch Stunden freien Athems und freier Liebe ſeyn.

Und das Andere und jenes All, das ſie nicht zu bändigen und zu machen verſtehen, und das endlich ein wahrer Schwall wird, deſſen wilder Strom von Reinem und Unreinem mit ihnen fortbrauſen und ſie hintragen wird — was weiß ich, wohin? — Das iſt ein Schmerz und eine Trauer, die wohl jeden Redlichen ergreift, daß es ihnen endlich wohl über das Meſſer werden kann auf eine Weiſe, die keinem gefällt. Da wird der alte Schlangenzirkel des Verhängniſſes geſchloſſen werden, und man wird den Schlegelſchen Todtengeſang Aus Furcht zu ſterben iſt er gar geſtorben über der Leiche heulen oder ſingen können. Denn wäre ſelbſt das Alte zurückzuführen, und wäre es ein Glück, daß es zurückgeführt würde, ſo iſt es doch ein Jammer, wie die Dummheit nach dem Einzelnen greift und ſich daran vergreift, wie ſie einige Haare aus dem Schwanze des Ochſen halten und jauchzen wir haben ihn und wie der wüthende doch, wüthend, weil ſie ihm die Hörner abſägen und ein Brett vor die Augen hängen wollten, mit freien Hörnern durch die Welt läuft.

---

*) Dieſer Brief war viel und hin und her befärbt und beſtrichen.

Lieber Bruder, wir müſſen viele Täuſchungen aufgeben, die auch wir uns gutmüthig gemacht haben, es könne alles ſtiller und leiſer mit Vernunft werden, eben durch Anerkennung der Vernunft. Nein, der Geißel und Peitſche bedürfen ſie noch, und ſie werden ſie haben. Aber Wahrheit wird Wahrheit bleiben und Recht Recht und das Leben einer geſunden Freiheit wird obſiegen — Das iſt der Troſt, der aufrecht erhalten muß. Wir haben denn auch unſre Ultras, und die vornehme Junkerei der gebornen Junker und derer, die ſich im heidniſchen Stolz vornehme Geiſter titeln, legt ſich dick und frech vor, damit nichts mit Mäßigung und Beſonnenheit, welches die rechte Gerechtigkeit iſt, ſich vollenden könne. Es muß wohl ſo ſeyn ſollen, damit der Spruch des Evangelii wieder wahr werde, der klingt: auf daß alle Gerechtigkeit erfüllet werde. Wollen denn die Pfaffen (darunter meine ich alle vornehme Geiſter, ſie mögen poetiſch oder romaniſch oder panſophiſtiſch und pantheiſtiſch, immer aber unter der falſchen chriſtlichen Kappe, auftreten) und die Junker nicht klug werden, ſo mögen ſie in ihr eigenes Verderben hineinfahren; und dann, wann die große ſiegreiche Tragödie tragiſch ausgeſpielt iſt, dürfen wir endlich ſagen Gott hat es ſo gewollt, obgleich wir gutmüthig und rechtlich es viel milder und ſanfter wollten.

Soll man denn endlich mit der Menge bekennen, was ich ſo gern leugnete, der beſte Junker hat ein Haar vom

Teufel, daß er den Jeſum Chriſtum dieſer Zeit gar nicht erkennen kann, und unwillkürlich ſich für einen Beſſeren und Würdigergebornen halten und Mauren der Verblendung und des Unrechts zwiſchen den Fürſten und dem Volke aufthürmen muß?

Doch genug hievon. Gott gebe und bewahre Euch die Heiterkeit Freudigkeit und Beſonnenheit, daß Ihr Euch an Vielem, was geſchieht und noch geſchehen wird, nicht zu lange und nicht zu tief grämet! Grüße mir recht ſehr den lieben Eichhorn und Hüſer und alle die andern Freunde.

Am meiſten ſollſt Du aber grüßen von uns und bewünſchen und beglückwünſchen Deine liebe Mina und alle Kinder und ſie zuweilen in Liebe unſer erinnern.

Gott mit Dir.

Bonn den 22. April 19.

E. M. A.

X. 2.*)

Deinen lieben Brief vom 5. und 6. Decbr. hat uns Simon am zweiten Weihnachtsfeiertage, Deinem Geburtstage, wo wir Dein mit den lieben Schleiermachers in Liebe und Freude gedachten, überbracht. Wenn man ſo wie der Erzvater Jakob einherzieht, fordert das Reiſen viel Zeit. Simon iſt ſonſt mit den Seinigen ſehr wohl hier eingetroffen und wir freuen uns ſeiner als eines lieben Freundes und als eines ſolchen, der hier eine Einrichtung treffen ſoll, die wir als ein Zeichen und einen Vorboten der beſſern Zeit anſehen, die Oeffentlichkeit in allen Verhältniſſen fordert, und folglich dem Streben nach dem höchſten Ziel: Wahrheit die

---

*) Natürlich ein viel beſtrichener Brief.

Bahn öffnen und Treue im Beruf wie in allen menſchlichen Verhältniſſen dem Menſchen zur Pflicht wie zur Bedingung des Wohlergehns machen wird; und ſo mag die Tugend endlich eine Gewohnheit werden und eine Nöthigung enthalten für diejenigen, welche, geſinnungslos und urtheillos wie ſie ſind, nur in denjenigen Formen und Weiſen des Lebens ſich bewegen, worin ſie andre thätig erblicken.

Steffens iſt in dieſen Tagen hier geweſen — unter uns geſagt — förmlich und auf geheimnißvolle Weiſe berufen vom Staatskanzler, um ihm Auskunft über den Beſtand und Zuſammenhang derjenigen Verbindungen unter ſeinen Freunden zu geben, deren er in der Vorrede zu ſeiner letzten Schandſchrift Turnziel erwähnt. Er hat natürlich nichts ſagen können, weil er nichts weiß und nichts vorhanden iſt. Nun iſt er aber erzürnt, über ſeine Dummheit und Verkehrtheit jedoch nicht, ſondern über die Ausleger, die ſeinen Worten andern Sinn geben, als er darunter verſtanden. Und ſo thörigt kann der Mann reden und denken zu einer Zeit, wo auch das Unſchuldigſte Verdacht erregt und wo auch ein Furchtloſer und Freigeſinnter ſeinen Ausdrücken wenigſtens keine beruhigende Deutung geben kann. Hier kann man recht ſagen: Gott behüte jeden vor ſeinen Freunden! Ich habe indeſſen die ganze Sache ſo angethan gefunden, daß ich mich gänzlich von ihm losgeſagt habe. Der Mann iſt zu eitel und verblendet, um jederzeit und unter allen Umſtänden treu und tüchtig zu bleiben. Was mir leid thut, iſt, daß Schleiermacher ſo feſt an ihm hält.

Wegen der Staatszeitung, die ſchlecht und dürftig genug aufgetreten iſt, habe ich auch einen Kampf gehabt. Nachdem Stägemann (der Redacteur) mir den Druck und Debit mit völliger Gewißheit verſprochen hatte, trat er nachher mit der Bedenklichkeit hervor: ich als Drucker könne das

Blatt gleich anfänglich in üblen Ruf bringen. Dieſe Lächerlichkeit, die gewiß nur andern Zwecken zum Vorwand diente, habe ich jedoch mit Erfolg bekämpft.

Man munkelt hier noch fortwährend von Bekanntmachungen wegen der Verfaſſung auf den 18ten d. Benzenberg hat die Angelegenheit diesmal auf eine recht gute Art im Beobachter zur Sprache gebracht und die Trägen etwas aufgerüttelt und geſchüttelt.

Das Geld (die **100** Frd'or, vielleicht auch mehr) ſollſt Du beſtimmt von der Meſſe haben. Es iſt wohl am beſten, daß Du ſie Dir von Weber zahlen läßt, der doch Geld hinnehmen muß, und daß ich ſie ihm in Leipzig erſtatte. Deine gaſtfreundliche Einladung anzunehmen, könnte noch vielleicht in dieſem Sommer Rath werden, wenn auch nur auf der Durchflucht. Grüße die liebe Frau von uns allen. Groß und Klein begrüßen Dich auch.

Berlin am 13. Jan. 19.

Dein treuer G. Reimer.

Findeſt Du nicht vielleicht einmal Gelegenheit, Schlegel wegen des Shakeſpeare ins Gewiſſen zu reden?

y. 2.*)

Dein lieber Brief vom 22ſten v., mein geliebter Freund, iſt mir hier zugekommen, wo ich unter dem Gewirr und Treiben der Meſſe ihn kaum mit Beſinnung leſen, weniger noch ihn ruhig beantworten kann. Doch will ich die Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen, welche ſich mir durch Dumonts Rückreiſe bietet, Dir mit einigen Worten Nachricht von mir zu ertheilen.

---

*) Vergl. Briefe 1. w. 2. — Auch dieſer Brief meiſt unterſtrichen.

Mir geht es hier recht wohl und ich eile nun ſchon mit ſtarken Schritten der immer erwünſchten Abreiſe entgegen. Einige Wochen nach meiner Zuhauſekunft geht dann die Reiſe vor ſich, auf welcher ich Euch auch treffen werde, und mich ausnehmend und vor allem darauf freue.

Du haſt Recht, über die Einſichtsloſigkeit der Regimentsführer auf Erden zu klagen, doch bangt mich deshalb nicht; denn Er, welcher das rechte Regiment führt, zügelt ſie gewiß ſo zu unſer Aller Frommen, daß ſie wider den Stachel lecken und eben damit fördern, was ſie zu hindern bemüht ſind. So ſcheint es jetzt, als ob zu keiner Zeit der roheſten Willkür mehr Raum gelaſſen worden wäre als in dieſen Tagen, wo die Einkerkerung von Menſchen, denen man näheren Zuſammenhang mit einem gemüth- und geiſtreichen aber verirrten Jüngling als Verbrechen anrechnet und wer weiß welche verderbenſchwangre Pläne ihnen andichtet, und die Erbrechung von Gemächern und Beraubung von Briefſchaften faſt zur Tagesordnung gehören. So treibt und trieb man es nur bisher in der Türkei und allen Lagerſtätten des unmenſchlichſten Deſpotismus. Aber kühn und mächtig ſteht auch das Gefühl angeborner Freiheit und des göttlichen Ebenbildes im Menſchen dem gegenüber und ſpricht wenigſtens die Ueberzeugung dieſes angeſtammten Rechts unverholen aus, bis die Zeit kommen wird, es zu behaupten und aufzurichten zur Ehre und zum Wohlgefallen Gottes und zum Heil und zur Freude der Menſchen auf Erden. Das iſt mein Troſt und damit halte ich alle Verzagtheit weit von mir.

Deine Grüße wird mein liebes Weib richtig den Freunden abgeſtattet haben. Du und Dein liebes Weib ſollen aber aufs herzlichſte von mir gegrüßt ſeyn. Gott behüte Euch, Ihr Theuren.

Leipzig am 19. Mai 19.

Ewig Dein eigner G. R.

2.

Briefe von Arndt und Schildener.

a.*)

Dank, mein lieber treuer Bruder, für Deine letzten freundlichen Worte an mich. Gieb mir die Hand und verſprich mir das, was uns verbindet, feſt zu halten und auch, wann weitere Gränzen als jetzt einmal zwiſchen uns liegen, wenigſtens durch das geflügelte Wort unſere Geiſter oft in eine wohlthätige Berührung zu ſetzen. Unſer Gedächtniß kann unter uns nicht vergehen, aber auch das wandelnde Leben muß einem jeglichen von uns immer die friſchen Spuren zeigen, wo ſeine letzten Schritte gegangen ſind. So ſind wir alle gemacht, daß einer des andern bedarf, daß er ſeine Mängel freundlich aufdecke und wieder zudecke, daß er ergänze und nach einer andern Seite die Wege weiter führen helfe, die ſchon ſtill ſtanden. Ich brauche Dich um Deine Liebe und Treue nicht zu bitten; aber ich ſage Dir aus meinem beſten Herzen, daß Du mir ſehr lieb biſt.

Was ich künftig ſeyn und machen werde, weiß ich ſelbſt noch nicht, obgleich andere Unberufene ſich davon wohl ſchon viel zu wiſſen dünken. Man kann immer zuerſt nur das Ding erſter Nothwendigkeit thun; und das war in meiner Lage, was ich gethan habe. Gern mögte ich was des biſchen Lebens übrig iſt an meine Mutterſprache wenden und ſehen, ob ich darin in Ruhe nicht etwas ſchaffen könnte, was mir Ehre und andern Freude brächte. Aber ich fühle wohl, das ſteht nicht bei mir, ſondern die Würfel ſind in andern Händen. Wie gern man auch mit den Blumen und Sternen leben mag, von ihnen kann man nicht leben, und die Fluth der Noth und des Getreibes kann in unſern unſeligen Zeiten leicht ſo hoch ſchwellen, daß alle genialiſche Triebe darin erſticken.

---

*) Vergl. Briefe 2. p.

Morgen reiſe ich mit meinem Karl Treu nach Rügen, wo ich acht Tage zu bleiben denke. Dann hoffe ich Dich bald mal zu ſehen. Grüße lieb Weib und Kinder.

Trantow den 27. Oktbr. 1811.

Dein E. M. A.

Nach Briefen, die ich vor 14 Tagen aus Schweden erhielt, ſoll es zwiſchen dem Kronprinzen und dem Bonipart ſehr geſpannt ſeyn.

b.

Nahe der Gränze vieler Dinge Dir noch einmal ein herzliches Lebewohl.

Man muß endlich, was man gewollt hat: ſo iſt es wohl recht im Verhängniß. Doch thut es weh, ſo viel liebes Lebendiges und auch Todtes hinter ſich zu laſſen, was nicht bloß Troß iſt. Ich erinnere mich noch ſchmerzlich, wie viel bei meiner ſchwediſchen Reiſe mir verkommen iſt, was kein Geld mir wiedergeben kann. Lebe wohl und grüße lieb Weib und Kind und alle Freunde.

Trantow den 29. Jan. 1812.

Dein E. M. A.

Postscripta.

(Erſt folgen allerlei kleine Aufträge, dann heißt es weiter:)

Habe ich etwas vergeſſen, ſo ein ander Mal mehr. Ich fahre gleich ab. Sorgt nicht wegen mein: es klingt mir was im Herzen, daß ich noch einige Decennien vor mir habe.

Grüße Parow und ſage ihm, Munck habe ſeinetwegen gleich an Wetterſtedt geſchrieben. Sed quid hoc nunc?

6.

Ehe ich von hier ziehe, noch ein paar Worte an Dich, mein lieber Freund. Wer weiß, wie bald wir uns wieder ſo nahe ſind? Noch einmal meinen herzlichen Dank für alle Güte und Treue, und viele und gute Grüße an lieb Weib und Kinder und Fritz Muhrbeck, den ich in der Rappuſe von jüngſt gar nicht geſehen habe. Ich habe hier nun beinahe zehn Tage wieder ſo weggeſchleppt, und wer weiß, wie viele ich anderswo noch hinlungern muß. Das iſt noch das Schwerſte in meiner Lage, daß ſo viele Lücken geriſſen werden in die kurze Zeit des Lebens, die zu was Beſſerm gebraucht werden könnte; daß ſo viele Tage und Monate ſind ohne Ziel, worauf man ſchießen kann, zu geſchweigen, wie Vieles hinter einem liegen bleibt verloren oder unabgemacht; was ich im Leben ſchon mehrmals erfahren habe und noch wohl oft erfahren werde.

Sonſt bin ich geſund und — dieſe unvermeidliche Leere des Daſeyns abgerechnet — friſch genug. Mein Türkenglaube kann mich nicht verlaſſen, daß der Deus, qui nobis haec otia fecit, auch das Andre wohl wiſſen muß. Denn der das A gemacht hat, wird und muß nothwendig das B machen. Dieſer Glaube hat hohen Troſt und Muth, wann das Ganze und die Zeit mir in den Sinn kommt; aber ich einzelnes kleines Ding ſtehe oft auch gar allein, und da bedarf es noch tüchtigeren Troſtes, den ein jeglicher nur aus der eignen Bruſt pumpen kann, und die iſt nicht immer voll Aether; denn Waſſer hilft nicht.

(Folgen noch Aufträge wegen Geld- und Bücher-Geſchäfte, dann der Schluß.)

Nun lebe wohl. Solange noch Hoffnung iſt zur Urſtänd, weiche ich nicht aus dem Lande, wo das Ja erklingt, und wir können uns wiederſehen.

Kiemperenz den 8. Febr. 1812.

Dein E. M. A.

4.

Auf dem Sprunge von hier ein paar Worte mit Dir, lieber und treuer alter Freund. Man fühlt oft, was man nicht bei ſich hat und von wie vielen lieben Menſchen man geſchieden lebt, wenn man durch Geſchäft *), die auch gethan ſeyn wollen, in die Weite getrieben wird und unter Fremden oder ſogenannten neuen Freunden ſich befindet. Ich habe hier ſonſt einige wackere Leute gefunden. Steffens mag ich wohl leiden, und ein junger Professor Orientalium Mittel-

---

*) Solche allgemeine Ausdrücke gebraucht man, wenn man in gefährlicher Zeit allgemeiner Briefbrecherei und Auflauerei den Freunden von ſeinen Ausſichten Hoffnungen Entwürfen nichts Einzelnes und Beſtimmtes ſchreiben darf, theils weil man den Jagdlärm hinter ſich abbrechen, theils weil man den Freunden keine mögliche Jagd erregen will. (Habe ich ſie ihnen doch ſpäter genug erregt.) Was habe ich von Fragen aushalten müſſen über die Bedeutung meiner nothwendigen Geſchäfte, über meine ſprachmeiſterlichen Geſchäfte, über Geſchäfte, die mir gelingen — und ſolche Ausdrücke ſollten, da man den Freunden nichts Näheres melden durfte, in Bauſch und Bogen nur Glück und Muth melden.

Spiel

Die Frommen und Stillen
Vernehmen der Himmliſchen Willen.
Der Thoren kindiſch Geſicht,
Der Strengen bleich Geſicht
Nicht ſchauen,
Wie honigſuchenden Bienen,
Sich liebend und lieblich
Aus Blumen, in Blumen
Enthüllen, verhüllen.

Wie ſpielen die Vögel!
Und ſpannen die ſchimmernden Segel
Der Flügel froh durch die Luft!
Gleich über modernde Gruft
Und Thäler
Voll Blumen, Lenzverzähler
Mit fröhlichen Stimmen —

dorf, ein Hamburger, und ein Schleſier namens Kephalides ſind mir faſt lieb geworden. Doch alte Freunde ſind wie alter Wein, und die Erinnerung der Vergangenheit iſt das eigentliche Leben. Sonſt habe ich hier recht fleißig gearbeitet an dem Entwurf einer deutſchen Kronik und die letzten 3 Wochen mit herrlichen Menſchen von 5 Uhr Nachmittags bis in die Nacht oft ſehr vergnügt gelebt. Es ſind meiſtens Soldaten und recht tüchtige und kenntnißreiche, unter welchen der General Scharnhorſt, ein Oberſt Boyen, und ein raſcher Graf Dohna, der Scharnhorſts Tochter zur Frau hat, mir die liebſten ſind. Durch dieſe Männer, beſonders durch den herrlichen General, der ein Menſch iſt wie ein kräftiger Bauer, habe ich viel gelernt. Es iſt kein freieres Leben möglich als mit tüchtigen Soldaten; denn die Gelehrten können doch nicht immer der Eitelkeit und Ziererei ledig werden. Nun denke ich in den nächſten Tagen Schleſiens Schönheiten zu ſehen und ins Rieſengebirg zu ſtreichen. Da will ich mich in Rübezals Luſtgärtlein ſonnen, und dann weiter wandern.

Meine Geſchäfte gehen leidlich, und ich hoffe davon einen glücklichen Erfolg. Dies wird auch Dir, Du lieber Freund, lieb ſeyn.

Schreibe mir doch mal, was ihr, liebe Kinder, machet, und gieb den Brief nur an meinen Freund Ludwig den Springer in T. Grüße und küſſe Deine liebe treue Frau recht viel von mir und Deine Mutter und den Onkel Fritz und alle Freunde. Vor allen Dingen aber erinnere die kleinen Kinder mein, die Lina und den waidlichen Tage meinen Landsmann, und ſage ihnen, daß ich recht oft an unſre Sprünge auf dem Wall und an unſre Züge nach dem Galgenkamp und Taubenboden denke.

Lebe wohl und behalte lieb

Breslau 6. Jun. 1812.

Deinen N. Abertz.

e.

Hier ſende ich Dir einen Ballen Bücher. Gieb ſie den Buchhändlern in Greifswald und Stralſund zu 4 Gr. das Exemplar; ſie mögen es dann zu 6 Gr. verkaufen. Die Einlage nebſt 12 Exemplaren ſchicke an meinen Bruder in Bergen; auch wenn nach Erſetzung Deiner Auslagen nach dem Verkauf aliquid redundat, ſchicke es an eben denſelben.

Ich treibe mich hier in allerlei Geſchäften herum, und warte der Zeit, wo unſre Waffen mir wieder über die Elbe helfen ſollen.

Einen herrlichen Mann habe ich hier gefunden, einen vielgereiſten vielgelehrten geiſtreichen und menſchlichen Mann, einen Jüngling von 60 Jahren, namens Graf Geßler, mit welchem ich viel lebe und gelegentlich allerlei treibe. Er iſt 20 Jahre Geſandter geweſen, kennt das Getreibe und Gewimmel der Menſchenkinder, und hat ein warmes lebendiges Herz. Dergleichen thut wohl, wenn man lange im herzloſen Treiben geweſen iſt.

Wenn es Dir wohl geht, freut es mich. Ich bitte Dich liebe Frau und Kinder und alle Freunde und Bekannte zu grüßen.

Reichenbach 6. Sptbr. 13.

Dein E. M. A.

f.

Mein Weilen hier, ehe ich zu Euch kommen kann, wird ſich wohl länger ziehen, als ich anfangs hoffte. Ich habe Geduld gelernt.

Hiebei zwei Bücher, von welchen das eine bloß aus der Zeit. Das andere wünſchte ich, hätte Deinen Beifall (die Fantaſieen) in Art und Geſinnung.

Daß Dir die Bruchſtücke jener kleinen Kronik gefallen haben, freut mich ſehr. Du kannſt ſie jetzt leſen in meinen Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte. Mit dem Stil iſt es ſo ein Ding; der iſt nicht das Leichteſte. Giebt Gott mir künftig Ruhe und etwas Unabhängigkeit, ſo werde ich mehr Sorge darauf wenden, als ich bisher habe thun können. Ich habe vor, noch allerlei für das Volk zu ſchreiben, einfältig, klar und ohne alle Klügelei des Worts. Dabei ließe ſich ein ächter hiſtoriſcher Stil ausbilden. Sed ars longa et vita brevis. In den letzten drei, ich mag wohl ſagen acht, Jahren bin ich ein zu geplagter und zerarbeiteter und von dem Einen auf das Andere zerriſſener Menſch geweſen, als daß ich etwas Vollkommenes und Fertiges hätte machen können.

Das Uebrige, was ich Dir noch zu ſagen habe, behalte ich in petto, bis wir uns wiederſehen.

Grüße lieb Weib und die Kindlein und den Fritz Muhrbeck.

Berlin 11. Decbr. 14.

Dein E. M. A.

8.

Gott zum Gruß! Es treibt mich, mein alter Lieber, Dich mal von mir und meinem [illegible] zu grüßen. Es geht uns gut, d. h. wir ſind geſund und fleißig, und wünſchen, daß es Euch eben ſo ſey. Du ſollſt mir aber nun recht bald ſchreiben.

Die Politika ſtehen verworren; indeſſen Gott hat den

Knoten geſchürzt, und die wälſche Sünde zieht ihn immer feſter zuſammen, und wie es auch falle, alles wird Germaniens Heil werden. Unſre Geſchichte wird ſo groß werden in fünfzig Jahren und ſo wimmelnd von großen Menſchen und Thaten, daß es überſchwängliches Glück iſt, jetzt gelebt zu haben.

Nun noch Eins. Es wird hier eine preußiſche Univerſität geſtiftet, wahrſcheinlich in Bonn, dem herrlichſten Punkt in Deutſchland, wo ich auf der einen Seite die wildeſte nördlichſte Natur, auf der andern den ganzen lieblichen Süden habe. Willſt Du denn nicht Profeſſor des deutſchen Rechts und der deutſchen Rechtsalterthümer werden? Dieſer Wunſch und dieſe Frage ſind eigennützig*) weil ich ſelbſt mich hier vielleicht einflicke; aber ich denke, für Deine Geſundheit würde dies ein Land ſeyn. Die Gehalte werden gewiß gut geſetzt. Ich könnte durch meine Bekanntſchaft mit entſcheidenden Männern vielleicht dafür wirken. Wir haben ſchon darüber geſprochen.

Dich Weib und Kindlein und Muhrbeck und [illegible] und alle Freunde grüße ſehr von mir, und ſage ihnen, daß ich mir auf den Namen Pommer was einbilde. Dies Brieflein laß an Silverſtolpe gelangen.

Köln den 4. Septbr. 1815.

Dein E. M. A.

b.

Lieber Bruder. Deinem letzten Briefchen nach, das ich vor etwa 8 Tagen erhielt, iſt nun wohl keine Hoffnung, daß ich Dich dieſen Herbſt noch in Rügen ſehe, und werde ich Dich nun überall wohl ſchwerlich eher ſehen, als bis ich ſelbſt nach Greifswald komme; welches auch wohl ſo bald nicht ſeyn wird. Denn was ich kann, muß ich von meiner Zeit für Rügen abknappen, die liebe Heimath. Sie thut mir unbeſchreiblich wohl, da ſie nach manchen ſtürmiſchen und arbeitvollen Jahren mit recht lieben Erinnerungen um mich ſpielt und mich auf eine unbeſchreiblich eigne Art wieder zu verjüngen ſcheint.

---

*) Ich bedürfte wohl eines rechten Freundes hier. Welchen hab' ich an meinem Bruder Fritz verloren!

Wenn Du über die [illegible] *) etwas [illegible] kannſt, wäre es ſchön. Melde mir, ob Du den Helmold und Friedeborn erhalten haſt, und was ſie koſten.

[illegible], lieb Weib und Kindlein und alle Freunde werden herzlich gegrüßt.

[illegible] auf Rügen den 1. Octbr. 10.

Dein E. M. A.

1.

An dieſem [illegible] Tage des Jahres grüße ich Dich, mein lieber [illegible], danke Dir für Deinen Brief und die Beilagen, und wünſche Dir nebſt den Deinigen einen frohen Eintritt in das Neue Jahr und ein fröhliches Feſt.

Ich hoffe den nächſten Monat, ja vielleicht bald, in Greifswald zu ſeyn und mir für einige Tage in Deinem Hauſe ein freundliches Quartier auszubitten. Ich bin immer gehindert worden, bald durch dieſes bald durch jenes; ich werde mich aber ſo bald als möglich ledig zu machen ſuchen.

---

*) [illegible] des berühmten däniſchen Malers, der von [illegible] auf Rügen [illegible], ſuchte ich Aufklärungen für die [illegible].

Ich habe hier in der lieben Heimath nicht ohne Nutzen gelebt. Nach einem fünfjährigen ſtürmiſchen Leben iſt mir die Ruhe recht ſüß geweſen und manche einfältige Kindergeſchichten und Jugenderinnerungen haben theils als anmuthige theils als wehmüthige Glockentöne durch Begebenheiten und Entwickelungen der ſpäteren Jahre hingetönt. Es iſt das Breiteſte, ſich mit Erfahrungen breit machen, aber zuweilen hat es ſeine Luſt, wenn man das Brüſten der Narren ſieht oder ſich ſelbſt auf Anwandelung ſolcher Narrheit ertappt, zu rufen: Eitelkeit der Eitelkeiten! Ueberhaupt ſtellt ſich ſeit einigen Jahren, je mehr ich in der ſogenannten großen Welt umgetummelt worden, das Leben mehr und mehr unter einem verjüngten Maaßſtabe hin, und ich ſpiele oft faſt kindiſch mit kindiſchen Fantaſieen.

Hebe mir die durch Mauritius geſchafften Bücher gütigſt auf bis zu meiner Ankunft. Dann werde ich ihm die Rechnung bezahlen. Bis dahin wird er wohl Geduld haben.

Der Suhmſche Proceß *) hat für mich und für diejenigen, welche mich darnach gefragt, mehr ein literariſches als ein juriſtiſches oder habſüchtiges Intereſſe. Ich werde mir dann alſo das Nöthige von Hagemeiſter mündlich holen.

Ich und mein Bruder hier grüßen.

Putbus 21. Decbr. 16.

Dein E. M. A.

k.

Jetzt kurz vor dem Thorſchluſſe meiner Abreiſe von hier an den Rhein und nach Köln grüße ich Dich, mein lieber

---

*) Wegen eines weiland Suhmſchen Gutes Marlow auf Jasmund.

Bruder, und die Deinigen und melde Dir und Deiner lieben Frau, daß ich mich mit Jungfrau Nanna Schleiermacher verlobt habe, einem braven und freundlichen Mädchen. Sie iſt des Profeſſors Schweſter. Will's Gott, ſo hole ich mir ſie den nächſten Herbſt zum Rhein. So baut der Menſch, der wegen der ärgſten Zeit ſüßeſte bereite Hoffnung abgebrochen hatte, wieder in die Hoffnung hinein. Eurer liebenden Theilnahme gewiß bitte ich Euch um Eure frommen Wünſche.

Hier begiebt ſich ſonſt nichts Beſonderes, wovon viel zu ſchreiben wäre. Die Weltgeſchichte liegt auf dem Tiſche ausgebreitet; doch ſagt man, ſpielen die hamletiſchen Ratten viel hinter den Tapeten. Ich darf aber bei der Erkühnung, endlich wieder nach einem Weibe zu greifen, keine hamletiſche Träume haben.

Lebe wohl, lebet wohl! behaltet lieb

Berlin den 2. Jun. 17.

Euren E. M. A.

I.

Mein theurer Freund und Bruder. Seit einigen Tagen oder vielmehr Wochen, wo die laueren Lüfte allerlei laue Gefühle des Herzens aufwehen, habe ich allerlei Gewiſſensbiſſe gefühlt, beide, daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben und ſo lange nichts von Dir gehört habe. Ich muß nun das Eis einmal wieder brechen und Dich recht ſehr bitten, alle die Deinigen auf das herzlichſte zu grüßen und mir einmal einen etwas ausführlichen Bericht zu ſchicken, wie es Euch geht, wie Ihr wachſet und gerathet, und was Ihr im Hauſe und im Vaterlande treibet. Solche Nachrichten ſind einem in weiter Ferne von der lieben Heimath gar zu luſtig.

Ich melde Dir dagegen, daß es mir und meinem Weibe leidlich wohl geht und daß mein Karl Treu zu reiſiger und ſtarker Länge erwächſt. Er iſt noch auf dem Gymnaſium zu Düſſeldorf und wird da wohl bleiben, bis er Student wird, womit es wohl anderthalb bis zwei Jahre Zeit hat. Er wird Johannis 17 Jahre alt und geht gottlob noch in alter Einfalt und ſtiller Schlichtheit und Wahrhaftigkeit einher; worin Gott ihn erhalten wolle bis ans Ende ſeines Lebens!

Ich habe dieſen Winter viel gearbeitet, d. h. ich habe meiſtens alte Arbeiten aufgeräumt, theils für das Feuer theils für den Druck. Manches davon iſt zehn Jahre alt, auch viel Schwediſches darunter. Ich ſuche mich wo möglich dieſen Sommer rein zu arbeiten, weil nachher vielleicht Anderes zu thun ſeyn wird. Herausgekommen iſt: Gedichte 1. Theil und Mährchen 1. Theil; (zum Theil alte Sachen, von welchen Dir Einiges vielleicht gefallen mögte) herauskommen wird nach einigen Monaten 4. Theil vom Geiſt der Zeit und zweiter Theil Gedichte.

Ob ich an dieſer Anſtalt Profeſſor werde? Sehr wahrſcheinlich. Doch ſoll man, wie der Wechſel des Glücks und das Sinken oder Steigen politiſcher Feinde und Freunde iſt, nicht ſagen: gewiß. Ich ſage dergleichen wenigſtens nicht gern, ehe ich es ganz beſtimmt ſagen kann, weil man auch ſelbſt in Dingen, womit nicht viel zu pralen iſt, leicht für einen Pralhans kann gehalten werden.

Ich habe Dir ſo oft von einem lieben und ſüßen Wunſch geſprochen, deſſen Inhalt Du Dich wohl erinnerſt. Ich weiß nun für den Augenblick nicht, wie Deine Verhältniſſe in der Heimath eben ſtehen und wie Deine Anſichten für Dich und für die Zeit ſind. Blickeſt und wünſcheſt Du aber auf irgend eine Weiſe nach dem Rhein als nach etwas Dir Wohlgefälligem, ſo ſchreibe mir doch, auf welche Weiſe und in welchem Fache. Ich bin freilich keiner von den großen Hanſen, und habe oft genug zu thun, daß ſie mich ſelbſt nicht zu ſehr hanſen, aber ſeitwärts und ſeitweges könnte ich hie und da vielleicht doch auch ein Pförtchen öffnen.

Mancherlei Verluſt hat mich in dem letzten halben Jahre betroffen, leiblicher und geiſtiger. Zu dem letzten gehört der Tod von Max Schenkendorf in Koblenz, der ein frommer treuer Menſch war, und von Hinrichs, Arzt in Remſcheid im Bergiſchen, einem der herrlichſten liebenswürdigſten zarteſten und klingendſten Menſchen, die ich irgendwo geſehen habe, und mir ſehr lieb.

Gott behüte Dich und die Deinigen! Tauſend Grüße.

Bonn den 4. April 1818.

Dein E. M. A.

III.

Mein theurer geliebter Freund und Bruder. Du überſchütteſt mir das Haupt mit Kohlen, ja mit glühender Aſche, und die Lava Deiner Freundlichkeit muß mich vulkaniſch zudecken, zumal da ich Armer mir mit Nichts Luft machen kann, ſondern allenfalls mit neuen Zumuthungen. Hier ſogleich eine: Nothwendig brauche ich des alten Landvogts von Normann Rügenſchen Landbrauch. Bettle den einem meiner alten Freunde ab und laß ihn durch Mauritius nach Berlin laufen und ſo weiter hieher an den Buchhändler Weber.

Deinen lieben frommen Hörberg *) habe ich mit herzinniger Luſt geleſen und nicht ohne mancherlei Sehnſucht

---

*) Leben des ſchwediſchen Malers Hörberg von Schildener.

des lieben Landes, das ich doch nie vergeſſen kann. Dafür meinen herzlichſten Dank. Sonderbar traf es ſich, daß ich grade im Manuſkript das Leben eines jungen ſchwäbiſchen in gewiſſem Sinn Bauren-Malers namens Wintergerſt geleſen hatte, wie der ſich ohne Geld bis Wien und Rom durchgeſchlagen, bloß in Hoffnung auf Gott und auf die Treue des Menſchen und des blauen Himmels.

Wie es geht? Nicht ohne Dornen in dieſer arbeitvollen und kampfevollen Zeit; doch wenn ich zuweilen zu wild anfaſſe und alle Finger blutig zurückziehe, ſo ſind doch auch ſchöne Augenblicke, wo ich gleichſam wie im Traum vom weichen Stängel auch die Röslein pflücke.

Gelobt ſey Gott, daß er mich dieſe Zeit hat erleben laſſen! Wolle er nur Muth geben und Liebe bis ans Ende!

Dies wünſche ich auch Dir. Grüße Weib und Kindlein und die treuen Freunde.

Bonn den 1. April 19.

Dein E. M. A.

8.

Den alten Spruch Tempora cum fuerint nubila, solus eris finde ich zwar an und bei manchen Menſchen beſtätigt, aber nicht an meinen Freunden. Und ſo nimm auch Du, mein Geliebter, meinen innigen Dank für Deinen lieben treuen Brief vom 14. Novembr, den ich eben heut erhalte und, wie Du es willſt, ſogleich beantworte auf dem erſten beſten Blatt Papier, das eben vor mir liegt. —

Alſo gleich zum Eingang: jener Schlag, womit mich die Zeitungen geſchlagen haben, hat mich nicht geſchlagen, ſondern Gott iſt ſo gnädig, daß er mir mitten in mancherlei Verwirrungen ziemlichen Muth und eine ungeſtörte Ge-

Sie ſpielen und ſingen
Und kommen nicht wieder.

Die Roſe und die Jungfrau.

Was ſtichſt du mich, du Röslein roth?
Warum der Dorn bei ſolcher Zier?
Unſchuldig ich die Hand dir bot,
Wollt' dich pflücken in ſüßer Begier.

O mich nicht ſchilt, unſchuldig Kind!
Mit lieben Augen zu mir komm!
Meine ſüße Zier verweht der Wind,
Dornen ſtechen, ich ſelber bin fromm.

Von wilden Buben mich errett!
Und von des Reifen kalter Noth!
Dein frommes Herz mein Todtenbett —
Luſtigs Leben und luſtiger Tod!

ſundheit verleihet, ſo daß ich auch ſeit Jahr und Tag nicht zwölf Stunden unbaß geweſen bin.

Und Du fragſt ſo lieb, ich ſoll nur ſagen, ob und wann Du mir auf irgend eine Weiſe nützlich und behülflich ſeyn kannſt, ſelbſt durch Deine Gegenwart? Ich weiß, daß dieſe Worte baare ſind, nämlich gleich baarer Zahlung, und drücke Dir dafür herzlich die Hand. Es kann ja kommen, daß man wohl bei den Freunden anklopfen muß; und dann will ich Deiner Thüre nicht vorbei gehen — Und ſelbſt die Gegenwart? Ja das ſpielt als ein lieber Wahn vor mir, daß Du, wenn anders mein kleiner Sitz unerſchüttert bleibt, einmal einen Sommer Dich hier am Rhein an Kunſt und Natur erholſt, 4—5 Wochen badeſt, ein paar Monate bei uns lebſt u. ſ. w. Wir haben ein kleines freundliches Häuschen am Rhein, worin wir ſchon wohnen, und das unſtreitig in der ganzen Gegend um die Stadt die ſchönſte Lage hat: denn ich habe mir die Stelle eigentlich ausgeſucht. Sie liegt acht Minuten vom Thore der Stadt und von unſern Hörſälen.

Von Weigel ſchwebt mir das klare Bild ganz vor, wie Du es malſt und wie er jetzt ungefähr ſteht. Grüße doch ſeinen alten Vater von mir und die Lotte. Iſt ſie denn noch eine caelebs?

Alſo Dein Haus verkauft? und alſo etwas mobiler als ſonſt? Du glaubſt nicht, wie geſchwind man im Sommer hundert Meilen weiter fliegt, zumal gen Süden. Und ich habe es gewagt, mich feſtzuwurzeln, ein Beweis, daß ich wohl kein Entwurzeler alles Feſten und Beſtehenden ſeyn mögte, wozu Einige mich gern ſtämpelten.

Und die notulae?*) Geliebter Freund, es würde doch nur Weniges werden, und jetzt fehlt Zeit und Luſt, und ich ſehe nicht ab, wann ich dazu nun gelangen ſoll. Wie ſehr fühle ich ſonſt wohl die Verbindlichkeit, auch wegen Deines braven Buches, wenn ich etwas hätte, es abzugeben.

---

*) Auch bei dieſen notulis witterte man Unrath. Ich glaube, B. hat mich um Bemerkungen zu ſeinem [illegible] gebeten.

Du fragſt nach E. Ich weiß Dir's nicht recht zu ſagen: er iſt ein ſchwaches und zu ſeinen Zielen ſchleichendes und unter reichlicher Freundlichkeit, wie mir däucht, allerlei erſchnappendes Männchen, wie Gott der Herr ſo viele halb gutmüthige halb ſchelmiſche Geſellen auf Erden Brod eſſen läßt: Leben und leben laſſen. So ungefähr.

Uns geht es ſonſt geſund, und Weib und Kinder gedeihen. Karl Treu bewohnt nun als ein langer und ſtarker Bruder Studio ſein Dachſtübchen bei mir.

Grüße die Deinigen herzlich, auch Fritz Muhrbeck, meinen treuen Taubenkumpan vorzüglich, und den kleinen Herrn Gevatter, kurz alle alle. Wenn Du Dörtchen Maſlus ihren lieben Gruß mit doppelten Procenten zurückgiebſt, befrachte ſie auch für Billroths mit.

Inlagen laß eine mit der Poſt, die andre in Qu's Haus laufen.

Gott mit Euch!

Bonn den 25. Novbr. 1819.

Dein E. M. A.

9.

Gott zum Gruß und ein fröhliches Neujahr, mein geliebter Freund! Möge dieſes Jahr Dir und den Deinigen recht viele und reiche Freude bringen!

Mich hat mein Gewiſſen immerfort geplagt, ob ich Dir für Deinen Zweck nicht etwas Brauchbares ſchicken könnte, d. h. ob ich nicht Zeit gewinnen könnte, zu Deinem Guta-Lagh noch einige Kleinigkeiten zu ſammeln; aber ich ſehe, es will nichts werden: ſo viele Störungen, und nicht eben von der luſtigſten Art, kamen und kommen fortwährend über mich. Nun ſchicke ich Dir denn die Wenigkeit, die ich eben bei'm leichteren Durchleſen des Buches den vorigen Sommer angemerkt, und worunter vielleicht ein paar Stellen ſind, die Du brauchen kannſt. Nimm es gütig hin; eine δόσις ὀλίγη iſt es, möge es auch eine δόσις φίλη ſeyn!

Wie es mir geht? Faſt iſt es mir leid bei den wüſten Hetzereien, womit die Zeit ſich vergebens abmattet, daß ich nicht in irgend eine Bauerhütte gekrochen bin, wo ſolche Art Stürme allerdings ſanfter über den Kopf hinſäuſeln; aber bei ſolcher Ruhe, wenn ſie bewußt geſucht worden, kommt man ſich ein wenig ſchlecht vor: und man ſoll ja wohl ſeine Lebensrolle, die man ſich ſelbſt gewählt hat oder die einem von dem großen maitre des plaisirs et directeur des spectacles dieſes närriſchen Puppenſpiels, das Leben genannt wird, zugeworfen worden, mit leidlicher Farbe, wenn man für das Spiel auch bis unter die Augen aufgeſchminkt worden, ſo durchſpielen, wenn man auch nach dem niedergefallenen Vorhange, nach der durchlachten Komödie und durchtrotzten Tragödie über das Eigene genug zu lachen und zu heulen hat. Man ſoll ſich nun aber halten, nicht bloß als Menſch, der ſich ſelbſt haben, und als Chriſt, der von etwas Beſſerem oder von dem Allerbeſten gehabt werden ſoll, ſondern auch als Bürger, der ſelbſt in allen einzelnen Irrthümern und Gebrechen Wahrheit und Ehrlichkeit als die unſterblichen und königlichſten Göttinnen der Erde mit verehrlich machen helfen muß. Und ſiehſt Du, Geliebter — Du weißt es wohl — dieſe großen Gedanken können uns in den ſtillſten glücklichſten Stunden wohl hoch über die irdiſche Quälerei und Grälerei des Daſeyns erheben, aber in wiederholten Neckereien nicht endlich auch eine Art Grälmaker *) zu werden, dazu will eben viel, und das iſt eine Art Geduld und Feſtigkeit, welche wenigen beſchieden wird. Freilich ſollte man das alles können, wenn man nämlich dieſen armen Leib und alles Leibliche für das anſieht, was ſie eigentlich ſind, und wenn man — was doch das Wirklichſte iſt und was einem, wenn man Sonne Mond und Sterne und den, der als der hellſte Stern über ihnen funkelt, in der ewigen Herrlichkeit funkeln ſieht, das Aufjauchzen wirklich zu dem Natürlichſten machen ſollte auch mitten in den wilden Getümmeln — immer vor Augen hätte, wie alles hier vorübergeht und wie 70 Jahre doch nur ſind wie 70 Tage, wenn man ſie an das rechte Maaß hält.

Sonſt ſollſt Du wiſſen, daß Weib und Kinder wohl ſind, und daß mein kleiner Sigerich, nun bald 7 Monate alt, auf das freudigſte gedeiht, und ſelbſt in dieſen auch hier herben Wintertagen. Auch der alte Vater Rhein hat ſich kraus gemacht — eben jetzt höre ich ſeine gewälzten Eisblöcke gegen einander krachen — und um die Weihnachten mit gewaltigen Wogen gebrauſt; doch iſt er beſcheiden immer noch 40 Fuß unter der Grundmauer unſers Häuschens geblieben, ſo daß wir neben dieſem mächtigen Umtreiber und Umwälzer ruhig haben ſchlafen können.

Was nun meine letzten Zeilen anbelangt, ſo grüßen wir Euch alle herzlich, und ich trage Dir die freundlichſten Grüße und Anmeldungen freundlicher treuer Erinnerungen

---

*) Grälmakare, ſchwed. ein Menſch, der von und über Kleinigkeiten hin und her ſchwatzt und brummelt. Gräla, Grälen plattd.: albern reden und hin und her zanken.

zu beſtellen auf an Weib und Kinder Muhrbecks und Billroths. Gott mit Dir! Behalte lieb

Bonn den 15. Jänner 20.

Deinen E. M. A.

p. *)

Leb wohl! Nicht ohne Thränen kann ich von Dir Abſchied nehmen.

In der Zeit des Unfriedens liegt etwas Herbes in den Verhältniſſen der Menſchen.

Die einander zu ahnden ſcheinen, müſſen ſich trennen, und das Geſindel verbindet ſich.

(Ohne Datum, aber vom Oktbr. 1811.)

KSchildener.

q.

Es iſt einem, als wenn man aus einem dumpfen und engen Thal hinaus einen Berg erklommen hätte, von deſſen höchſtem Gipfel man eine unbegränzte, herzerfriſchende Ausſicht hat in Gottes freie Natur — Auf dieſem Berge reiche ich Dir die Hand, mein Bruder! — Singe und ſage die trefflichen Worte an Dein Volk, habe Gott im Herzen immerdar, und Du wirſt ein kräftiger nützlicher Mann Deinem Volke ſeyn und bleiben! — Jeder auf ſeine Weiſe! — In mir hat ſich der innerſte Entſchluß eines tüchtigen moraliſchen Wandels auf den Irrwegen der Geſellſchaft immer mehr entwickelt und mich mit ſeiner Gewalt überſtrömt. Ich muß die Sinnenwelt beſiegen, ſonſt kann ich ſie nicht

---

*) Vergl. Briefe 2. a.

redlich gebrauchen, und mein Leben hat keinen Werth. Darum laß ich mir auch nichts anhaben – jetzt weniger als je. — Die ſchwer errungene Freiheit des Vaterlandes darf nicht geſchmälert werden um kein Haarbreit! — Wo ich feſten Fuß faſſen kann, wirke ich mit der innerſten Kraft einer unentweihten Geſinnung hin, und ich liebe die Stelle wie meine Braut, wo ich einſt für Deutſchland fallen kann.

Einige Dinge werden künftig nothwendig ſeyn:

1) Alljährliche freie Staatsbürger- nicht Stände-Repräſentation in den Territorien.

2) Eine immerdaurende Reichstagsverſammlung der fürſtlichen Geſandten.

3) Ein Reichsgericht, bei deſſen Beſetzung Fürſten und Völker konkurriren.

4) Eine Militärmacht, die ganz Deutſchland ſchleunig in Bewegung ſetzen kann. Hic haeret aqua!

5) Nur Ein Hof, wo fremde Geſandte erſcheinen.

Hier zu Lande fangen die Herren Ritter ſchon mächtig an wirkſam zu ſeyn, damit die alte Ständeverfaſſung nebſt Privilegien wieder eingeführt werde. Man ſollte freilich glauben, daß der Regent einer ſo kleinen Provinz nicht toll ſeyn und dergleichen genehmigen werde, bis die Grundform für ganz Deutſchland feſtgeſtellt iſt; indeſſen weiß ich nicht, wie es damit ſteht, und der Teufel könnte ſein Spiel haben. Darum bitte ich Dich, zuweilen ein Aug hieher zu werfen und, wo möglich, die Opinion dagegen zu ſtimmen, oder Wetterſtedt oder den Prinzen *) ſelbſt aufmerkſam zu machen. Ich thue, was ich kann. — Doch Dir

---

*) Hit vorausgeſetzt, daß ich die beiden ſchwäbiſchen Herren ſehen würde, von welchen ich in dieſer Zeit keinen geſehen habe.

mag mit dergleichen publicis nicht gedient ſeyn, darum zu den privatis:

Alles, was zu Deiner Familie gehört, iſt geſund und wohl. Dein Karl Moritz ſoll recht brav ſeyn und auch gut lernen. Unter den Künſten iſt ihm Muſik die liebſte, und er ſoll eine beſondere Neigung dazu verrathen. Dies weiß ich von Studenten aus Bergen. Sein bisheriger Lehrer, Rektor Koch, wird vielleicht als Prediger nach Stralſund oder als Konrektor hieher kommen; denn Mohnike iſt Paſtor zu St Jakobi in Stralſund geworden. Kommt Karl Moritz dann mit?

Deinen hieſigen Freunden und Bekannten geht es ganz gut. Möller iſt neulich Direktor des Hofgerichts geworden, nachdem der alte Corswanten geſtorben iſt und ſeine guten Hausgenoſſen in Trauer verſetzt hat — Ave hat mehrere Deiner Lieder in Muſik geſetzt, und ſo, daß ich Dich bedaure, daß Du ſie nicht hören kannſt; indeſſen — Dir ſteht eine köſtliche Empfindung bevor. Ein Schatten davon bewegt ſich in meiner Seele, wenn ich die Lieder höre. — Deinen Auftrag wegen des Katechismus habe ich genau beſorgt, aber noch keine Berechnung über den Verkauf erhalten. Nach Neujahr wird das wohl kommen. — Dieſer Katechismus und einige der kleinen Lieder ſind das Beſte, was Du gemacht haſt.

Schließlich noch etwas von mir. In meinem Hauſe ſteht es wohl. Die Kinder gedeihen. Ich treibe ſeit einem Jahre ausſchließlich germaniſches Recht, und weiß ſeit dem, was ich auf der Welt zu thun habe. Es entwickelt ſich dabei eine beſſere und wahrhaftere Methode des Unterrichts. Die Kompendien taugen nicht. Sie ſind für künftige Beamte geſchrieben, die den Buchſtaben kennen lernen ſollen. Das, was der Buchſtabe des Geſetzes niemals ausſpricht, aber der Lehrer und Erzieher ausſprechen ſoll, findet ſich in keinem.

Leb wohl!

Greifswald den 21. Decbr. 1813.

Dein Schildener.

Jetzt leben wir dem lieben Chriſtfeſte und können es im freien Vaterlande feiern.

r.

Lieber Bruder. Der Baron Schultz macht eine geheime Reiſe ins Hauptquartier auch der verſchenkten Domänen wegen. Mache Deinen Miniſter aufmerkſam auf ihn auch wegen der möglichen Abſicht, zur Wiederherſtellung der alten Repräſentation wirkſam zu ſeyn. Leider haben ſich auf Befehl des Prinzen die beiden alten Stände ſchon verſammelt, um eine Deputation nach Dänemark zu ſchicken. — Aus Stralſund habe ich neulich die erfreuliche Nachricht erhalten, daß die bedeutendſten Männer der Meinung ſind, man müſſe gegen die Dotation proteſtiren, ſobald der Friede als Norm für die hieſige Provinz publicirt ſey. — Der alte Präſident Thun antwortet immer noch nicht. Entweder iſt er ſehr krank oder ſeine Antwort liegt in Schulzens Reiſe, um die er ohne Zweifel weiß.

Dein Vorſchlag eines Wohnſitzes am Rhein kam gleichzeitig mit einer Vollmacht als Professor Ordinarius, Assessor Consistorii etc. und einem tüchtigen Jungen von meiner Frau, den ich, beiläufig geſagt, Ernſt genannt habe. Du ſiehſt, unter ſolchen Umſtänden läßt ſich nicht viel Geſcheidtes dazu ſagen. Auch trennte ich mich wohl ungern von meinem Vaterlande. Die Neigung, in dem Wechſel der Begebenheiten Gott zu ſehen und zu deuten, macht freilich allenthalben glücklich, doch am meiſten im Vaterlande. Außerdem kommt es darauf an, ob man mehr Sinn für die ſtarken als für die ſchwachen Seiten eines Landes hat, um darin zufrieden zu ſeyn, — und ich ſage Dir, dieſes wüſte Meer, dieſe zarten Ufer, dieſe Maſſen bedeutender Städte mit ihren Domen ſind mir ſehr werth — ja wohnte ich am Rhein und bekäme ein ſolches Bild von Friedrich zu ſehen — das weite Meer und die feinen duftigen Ufer — ein Strom von Thränen würde mir über die Backen ſchießen und ich hätte keine Ruhe, bis ich es ſähe vor meinem Ende. Allein läßt freilich ein ſolcher Sinn, aber allein iſt man auch, wenn man ſtirbt, und doch iſt der Tod oft nützlicher als das Leben. Doch ich will abbrechen von dieſem ſchwermüthigen Weſen. Der Frühling rührt wohl ſo etwas in mir auf und muthiger bin ich im Herbſt und im Winter.

Was die politica betrifft, ſo wäre es, däucht mich, ſehr gut, wenn die proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands einen engen Bund ſchlöſſen, an deſſen Spitze Preußen ſtände. Verſchiedenheit in der religiöſen Anſchauung giebt deſto mehr Zank, je ehrlicher man es meint — und auf Ehrlichkeit und Vertrauen muß doch unſre Verfaſſung durchaus gegründet ſeyn. Muthe dem Deutſchen Redlichkeit zu, ſo iſt er redlich, er kann nicht widerſtehen. Und jede Gemeinheit muß ſich ſelbſt adminiſtriren, der Fürſt hat das Oberaufſichtsrecht, verfügt über das Heer und die Steuern, und damit gut. In dieſem Verhältniß haben die bedeutenden Städte immer geſtanden. Von ihnen hat man die Staatswirthſchaft zuerſt gelernt, und ſie blühen noch, nachdem ſchon mehrere neumodiſche Dynaſtieen untergegangen. — Welch ein Unglück, daß Preußen in ſeiner Verfaſſung alles Deutſche zerſtört hat! — Darum trägt aber auch jeder deutſche Mann einen Haß gegen dieſen Staat, den nur eine ungeheure Buße und eine ſich ſelbſt vernichtende Reue verſöhnen können. O Deutſchland, Deutſchland! wo, wo biſt du? Gieb mir einen Platz, wo ich durch Leben und That öffentlich das innerſte Gemüth ausſprechen kann, und es ſoll — doch —

Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt, die nächtlichen Thränen
Fließen und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Gr. den 15. April 1814.

Dein treuer S.

8.

Herr Adolf von Mühlenfels bringt mir heute einen Brief von Dir, nachdem ich vor einigen Tagen einen erhalten, der ſchon acht Wochen alt war. Erlaube mir, daß ich auf Deine Frage: ob ich dort als Profeſſor angeſtellt werden mögte? ſogleich antworte: Es wird mir lieb ſeyn, wenn Du dafür ſorgen willſt, daß ich mit einem guten Jahrgehalte eine mir angemeſſene Stelle bekomme. In dem germaniſchen Alterthum herumzuwühlen iſt mir eine Luſt und die benachbarten Franzoſen fürchte ich nicht. Das Uebelſte wäre freilich, wenn ich mit dem Volke dort nicht treu und volksmäßig leben könnte; denn das iſt mir hier der lautere Quell, aus dem ich täglich einen guten Zug thun, ja aus dem ich zu trinken gewohnt bin, ohne dran zu denken, wie es ſchmeckt. Indeſſen — zurückreiſen läßt ſich immer.

Nun willſt Du aber auch wohl wiſſen, wie es hier zuſteht? Gern ſchriebe ich Dir weitläuftiger darüber, wenn ich nicht eben dies Jahr Rector Universitatis und durch die Beſitznahme unſers Landes von den Preußen mit einer ungeheuren Menge von Geſchäften überhäuft wäre. Dieſe

Du ſchönſte aus dem Blumenreich!
Was willſt du thun an meiner Bruſt?
Keine Blum' iſt dir auf Erden gleich,
Mußt auch ſterben in eigener Luſt.

Ich kann nicht ſterben mehr allein,
Einſt ſtand ich wie die Lilie bleich,
Da gab mir die Liebe rothen Schein,
Bin an Sehnſucht der Liebe nun gleich:

Nun lockt mich Sonnenſtrahl und Mai,
Mir ſchwellt der Thau den brünſt'gen Leib,
Kann nicht mehr leben und ſterben frei;
Komm mich pflücken, unſchuldiges Weib!

Die Jungfrau fromm die Roſe brach
Und Thränen auf die Blätter goß,
In Wehmuth ſinnend, was ſie ſprach,
Warm am Herzen die Schöne verſchloß.

Herren ſetzen bisher ihr Glück ins Einfordern von Berichten über jede Anſtalt des Landes, und da kannſt Du leicht denken, welche Beſchwerden dies bei einem ſo zuſammengeſetzten Inſtitute, wie unſre Univerſität iſt, verurſachen muß. Uebrigens iſt der Sinn, in welchem unſer Land unter Schwediſcher Hoheit heraus zur Preußiſchen übergeht, würdig genug. Das Volk ſcheint ſeinen ganzen Nationalwerth in ruhiger Stille zu empfinden. — Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein zu ſagen, wie ich nicht glaube, daß uns mit bloßen Ständen geholfen ſey. Bloße Stände auf dem Kontinente ſind in großen Staaten eine Form oder ein Unglück, in kleinen ein advokatiſches Freiheitsſpiel. Das Volk muß ſeine Beamten in der Adminiſtration ſelbſt haben — allenthalben durch freie Wahl, von den Ständen ausgeübt. Das iſt der Punkt, von wo aus ſich das neue Leben in unſern Geſellſchaften verbreiten muß. Was in England erreicht wird dadurch, daß der Miniſter Abſchied nimmt, wann er das Uebergewicht im Parlament verloren, kann bei uns nur auf ruhigem und loyalen Wege erlangt, werden dadurch, daß das Volk einen unmittelbaren und ununterbrochenen Einfluß auf die Adminiſtration ſelbſt hat. Ob es aber dazu reif, ob es deſſen ſchon werth iſt? Ich glaube nicht, denn was nicht mit Gott begonnen iſt, kann ſchwerlich groß und heilbringend werden. Er aber iſt zu allen Dingen nöthig. Glücklich, wer ſich ſeiner freuen, wer in den Geſchäften des Tages ſeines Wohlgefallens gewiß ſeyn kann! Die freie kindliche Unterhaltung der Seele mit ihm iſt doch die reinſte Blüthe des Lebens. Durch ihn muß das Schickſal beſiegt, durch ihn eine verdorbene Welt überwunden werden — und ſollte es unter tauſend Thränenſtrömen geſchehen.

Aber viele ſind ſchon heimgegangen. Auch Dein Bruder Fritz hat die ſtille große Seele ſchon ausgehaucht.

Deine Briefe ſind alle beſorgt. Nächſte Woche reiſe ich als Deputirter der Univerſität nach Berlin.

Gr. den 16. Novbr. 1815.

Dein treuer Schildener.

Koſegarten hat meines Wiſſens Dich nicht beſchuldigt. Gott ſegne Niebuhr für ſeine letzte Schrift gegen Schmalz! — Solch Lumpengeſindel mit ſeinen Orden!

t.

Nicht ohne Grund machſt Du mir den Vorwurf, daß ich ſo ſelten ſchreibe; aber wahrlich! ich kann nicht dafür. Und doch wüßte ich die Urſache nicht anzugeben, warum ich die Feder nicht faſſen kann.

Deine Mährchen haben hier überall Bewegung und Leben hervorgebracht, auch in meinem Hauſe. Karl hält das Klas Avenſtaken für das beſte, Marie Prinzeſſin Schneeflöckchen und ich die Neun Berge bei Rambin. Klas Avenſtaken hätte nach meiner Meinung ſich immerhin queer durch den Berg freſſen können; dann hätte der Berg nicht nöthig gehabt ſich umzuwenden. Wenn in den Neun Bergen die Erzählung bis zur höchſten Spitze des Wunderbaren gekommen iſt, ſenkt ſie ſich zu dem ungläubig werdenden Hörer oft wieder mit den Worten „Soviel iſt gewiß, daß u. ſ. w." So etwas iſt gar allerliebſt und luſtig.

Gern ginge ich nach Bonn, aber eine Frau mit ſechs Kindern, die zum Theil heranwachſen und einer ſichern und ruhigen Leitung bedürfen — dabei ein Körper, auf den ich mich nicht verlaſſen kann — eine Bibliothek, an deren Beſitz ich gewöhnt bin — ſcheinen die Sache unmöglich zu machen, obwohl ich hier bei'm Mangel alles wiſſenſchaftlichen Lebens, bei 3—4 Zuhörern meinen Untergang vor Augen ſehe. Allein Gott iſt ja allenthalben —

Daß meine Schweſter geſtorben iſt, weißt Du wohl. Es gehört ſo ein Vorgang ja zu dem Menſchlichen, doch kann ich den Tod nicht von dieſer Seite faſſen lernen.

Mit dem Baurenſtande geht es hier, ſo gut es kann. Man will in Monarchieen keine Maſſen, die ſich ſelbſt beſtimmen, und da ſieht es denn freilich mit der Volksvertretung, und namentlich der Bauren, noch mislich aus. Indeſſen iſt der Geiſt dieſer Bauern gut, und wenn ſie Gelegenheit hätten, ſich jährlich nur ein paar Mal zu verſammeln, ſo würden ſie in wahrer Tüchtigkeit mit jeder repräſentirenden Volksklaſſe Europas zu vergleichen ſeyn. Allein die Pächter taugen meiſtens nicht viel. Dieſe Leute verpraſſen mehr Thaler an einem Abend, als ſie jährlich Schillinge für das gemeine Wohl des Staates herzugeben geneigt ſind. Wohlhabenheit roher Leute fällt der Geſellſchaft nur zur Laſt. Doch ſind ſie dem Staat nothwendig. Auch ſind Männer wie Dein Bruder Karl davon auszunehmen. Hätte Ludwig *) ſo viel Beſonnenheit, als er Trieb und Talent zur raſchen Wirkſamkeit beſitzt, ſo wäre viel gewonnen. Nun aber hat er wenig wahres Vertrauen im Stande. Doch iſt wiederum ohne ihn nichts zu machen.

Ich habe des alten ſchwediſchen Bauern und Malers Pehr Hörbergs Lebensbeſchreibung, die er ſelbſt verfaßt hat, überſetzt und ſie dem hieſigen Bauerſtande zugeeignet. Anfänglich wollte ich ſie Dir mit dieſem Briefe ſchik-

---

*) Mein Bruder zu Trantow.

ken, allein es wird zu theuer; darum wirſt Du ſie durch Buchhändlergelegenheit erhalten. Auch der Dalin reiſt auf dieſem Wege, nunmehr vollſtändig erhalten, aber den großen Lagerbring kann ich Dir nicht ſchicken, da ich ihn bei der Bearbeitung des alten Wisbyſchen Stadtrechts, welche ich unternommen habe, ſelbſt gebrauche.

Leb wohl!

Gr. den 22. Januar 19.

Dein S.

3.

Brief des Paſtors Dankwardt an E. M. A.

S. T. Theureſter Freund. Heute gedenke ich an meine Sünde. Ich hätte Ihnen billig ſchon längſt auf Ihren lieben Brief antworten ſollen. Jedoch Faulheit iſt nicht ſchuld daran, daß es bisher noch nicht geſchehen iſt, ſondern der Clerus hat jetzt viel und vielerlei und manche Allotria zu ſchaffen. Ich nenne Allotria ſolche Dinge, welche nicht grade unſrer Provinz gehören, und dadurch bin ich bisher gehindert. Auf die Hauptfrage will ich Ihnen zuerſt antworten, nämlich, wie es mit meiner Subſkribentenſammlung ſtehe? Sie iſt nicht ſo reichlich ausgefallen, als ich es wünſchte; ich habe aber die Namen zufolge Ihrer Anweiſung an den M. Naſius geſandt; unter ihnen iſt Leutnant Malte von Schwartzer aus Stralſund, welcher mir geſtern noch aufgetragen hat, Ihnen von ſeiner Freundſchaft gutem Andenken Nachricht zu geben. Es ſcheint mir ein braver junger Mann zu ſeyn. Er meint auch, der Deutſche bedürfe für ſein unglückliches Phlegma noch recht wacker gegeißelt zu werden, um zur Empfindung ſeiner Schmach aufzuwachen. Ach! leider liegt zu viel Narkotiſches in der Natur dieſer Nation. Aber wann wird einmal die Stunde ſchlagen, wo ſich la bête allemande aufgeißeln läßt? Wird es dann nicht vielleicht ſchon zu ſpät ſeyn! Man will vielleicht von dem Glück und Heil dieſer Generation gern retten, was zu retten iſt; aber was iſt noch davon übrig? Die Nation hat das Vertrauen zu ſich ſelbſt verloren, und damit hat ſie alles verloren, was ſie zu ihrer Rettung gebraucht. Der brave Spanier verdient es, daß er in dem Glauben an die Regierung eines gerechten Gottes befeſtigt werde. Er hilft ſich ſelbſt, und darum hilft Gott ihm auch. Dort wird es beſſer: Joſeph und Maſſena ſind auf Reiſen gegangen; Davouſt ſoll nun noch weiſen, was er kann! Wellington Cunctator wird ſich hüten, Mackſche Streiche zu machen, und bisher waren doch in den Feſtungen keine Magdeburgiſche Kommandanten noch Strabergiſche Patrioten, ſondern die ſpaniſchen Feſtungen, welche man eroberte, haben mehr gekoſtet, als man kund werden läßt und als ſie werth ſind.

Maſius ſagte mir, Sie würden nächſtens zu ihm kommen. Dann werden Sie doch auch daran denken, daß Sie einen Freund in Betſiede haben, welchem Sie durch Ihren lieben Beſuch Freude machen müſſen und welcher nie aufhören wird, Sie zu lieben.

Betſiede den 18. Jun. 11.

G. Dankwardt.

(damals Paſtor zu Betſiede, ſpäter auf dem Darß.)

4.

Briefe von Schweſter und Sohn an E. M. A. *)

a.

Deinen Brief vom 11ten vorigen Monats erhielt ich erſt vor einigen Tagen durch Karl Treu, weil ich nicht mehr bei Goldgroß bin ſondern jetzt hier bei des Bruders Karl armen kranken Frau, welche von Krämpfen und der leidigen Hypochondrie hart geplagt wird und uns allen, die wir ihr nicht helfen können, manche trübe Stunde macht. Sie ſoll nun baden und dann hofft der Arzt das Beſte.

So kommt zu dem großen unendlichen Elend der Zeit noch dies vom Schickſal hinzu und mehrt die Laſt des braven Bruders — Aber wie geht es wohl Dir? Täglich, ſtündlich muß ich daran denken, und es liegt mir wie Blei auf der Seele. — Alles liegt ja in dumpfer Betäubung, und die Beſten verlieren den Muth. Was kann man nun von Hoffnungen ſagen, die vielleicht ſonſt ſtill und glücklich erfüllt wären? Man kann und darf ja nicht glücklich ſeyn, wenn die Liebſten trauern. Ich möchte wohl einmal mit

---

*) Der Seltenheit wegen mögen hier zwei Stücke von meinen zwei nächſten Blutsfreunden ſtehen, nämlich von meiner jüngſten Schweſter und meinem damals einzigen Sohn, der ſich als Düſſeldorfer Ge- [illegible] Weihnachten 1817 als Geburtstagsgratulant in Berlin hatte vernehmen laſſen. Beide, vorzüglich der Brief, waren viel unterſtrichen und angeſtrichen.

Nur eine halbe Stunde bei Dir ſeyn, den Kopf auf Deine Kniee legen, um auszuweinen — dann würde mir wieder beſſer. Wenn nur erſt etwas entſchieden wäre! — Wenn es nur erſt ganz unerträglich iſt und allen recht fühlbar, dann muß doch wohl diese Laſt abgewälzt ſeyn. Hier ſpielt man, baut auf und reißt nieder, und marſchirt hin und her im Lande, um doch etwas zu thun.

Karl Dern habe ich ſeit vier Wochen nicht geſehen. Ich bin ruhig ſeinetwegen; denn es iſt ein gar treuer frommer Knabe, aber es jammert mich herzlich, daß er ſo ohne alle Liebe und Freundlichkeit leben muß, an die er ſonſt ſo ſehr gewöhnt war. Wenn er nur noch ein paar Jahre jünger wäre! aber nun vergeht ihm die ſchöne Zeit, und er genießt ſie nicht mit Freude und Luſt. Was ſoll ich Dir von den Andern ſagen? Alles liegt ja nun in der Zeit und ihren Begebenheiten. Ob die ſich ändern, kann's nicht beſſer werden; und doch hat niemand den Muth, etwas dazu zu thun. Jeder lebt ſo hin und hofft — aber nicht von ſich ſelber. Bruder Friedrich iſt ſehr kränklich und ſchwach, wohl zum Theil durch Verdrießlichkeit und viele Anſtrengung. Wenn es ſo fortgeht, fürchten wir alle, daß er es nicht lange mehr machen wird — Auch von den Jüngern wenig Fröhliches — Ich würde glücklich ſeyn, wenn die ich liebe glücklich wären. Die Ueberzeugung wird mir immer mehr, daß die Frauen durch den Sinn des Schönen und die Hoffnung einer beſſern Welt hier ſchon den Himmel haben können. — Beſter Bruder, wenn Deine edlen großen Hoffnungen erfüllt werden, dann kann ich ſehr glücklich ſeyn, aber eher nicht. Du biſt mir ja alles, was ich liebe und weiß und wodurch ich ward, was ich bin und habe. Du kennſt meine Liebe wohl, die ſchon in dem Kinde heranwuchs und ewig währen wird.

Zeitz den 11. Jul. 1813. Gottſgab.

b.

An Ernst Moritz Arndt
an seinem Geburtstage

Nur [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] voll [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] und [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible],
Er [illegible] den [illegible], er [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] Glück,
[illegible] [illegible] der [illegible] vom Abgrund zurück.

Doch stehet der Mann, wenn schwanken die [illegible]
Fest steht er am [illegible], den Tod in der Brust;
[illegible] voll [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible], im Blute zu kühlen die Lust.
Er stehet und [illegible] und traut auf Gott,
Das Schwert in den Händen auf Sieg oder Tod.

Mag [illegible] zu Schweigen die Welt [illegible],
Mag [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] im [illegible],
Mag Himmel und Erde im [illegible] [illegible],
Nie schleicht in die Brust ihm ein [illegible] Grauen:
Er stehet und schauet mit männlichem Blick,
Der Deutsche ist [illegible] sich und [illegible] bewußt.

Mag Tod ihn aus [illegible] Röhren ankündigen,
Nie weicht einen Schritt er vom Wahrheit und Recht,
Nie wird mit dem Weichling auf Daunen er ruhn,
Nie beugen den Nacken dem Zwingherrn als Knecht;
Es weicht von ihm nimmer der Geist und der Muth,
Das Recht ist er willig zu kaufen mit Blut.

Frei ist er geboren, frei steht er im Leben,
Nichts fürchtet er außer dem einzigen Gott.
Doch naht er ihm nimmer mit Zittern und Beben,
Denn wäre der Deutsche dem Heiden ein Spott.
Nein gläubig und fröhlich er nahet ihm gern,
Er betet zum freundlichsten Herrscher, dem Herrn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

So ſtehet der Freie, und kennt kein Verzagen,
So waltet der Deutſche mit heiterem Muth,
Bereit iſt er, muthig das Schwerſte zu tragen,
Das Schwerſte zu ſühnen mit eigenem Blut: *)
Auf Gott ſteht ſein Hoffen, und Gott machet ſtark
Den biederen Deutſchen voll Geiſt und voll Mark.

Doch wer iſt der Führer der herrlichen Schaaren?
Wer zeigt uns des Deutſchen urſprüngliches Bild?
Zwar Viele ſind tapfer durch Feinde gefahren
Wie Sturmwind durch Steppen gar muthig und wild;
Da führte gar mancher den Reigen wohl an;
Doch nun gilt's dem ächten, dem deutſcheſten Mann.

Dich wähl' ich zum Führer, Du muthiger Streiter,
Der Du mit dem Wort wie mit Thaten gekämpft:
Erſchieneſt Du gleich nicht als Schütz oder Reiter,
Haſt Du doch vor vielen die Schmach mit gedämpft.
Du zeigſt uns den Deutſchen in ähnlicher Kraft
Die wachet und fördert und wirket und ſchafft.

So grüne und blühe, ein Hort Deines Stammes,
Nicht ſchrecke das Schlangengeziſche Dich ab,
Voll Kühnheit des Löwen, voll Milde des Lammes,
So weiter bis hin an Dein ſpäteſtes Grab:
Dann werden die Enkel Dich feiernd umgeben,
Und Engel des Himmels Dein Scheiden umſchweben.

So grüß' ich als Führer des Volkes Dich fröhlich
Am Tage, der einſt Deine Mutter beglückt;
So blühe in Freuden und Ehren glückſelig,
Von Freiheit der ächten Germanen entzückt;
So leuchte in freundlicher Liebe Dein Glück
Auf Deinen hochjauchzenden Sohn noch zurück.
Dein K. M. Arndt.

---

*) Man ſieht aus den angeſtrichenen Zeilen, was man ſelbſt in den Reimen des Schülers an den eignen Vater gewittert hat.

Und eh des Abends Schein verging,
Die Jungfrau fromm war todt und kalt;
Die Blume, die ihr am Buſen hing,
Hielt noch luſtig die alte Geſtalt.

Der Knabe am Waſſer.

Ein Knabe ſteht an Baches Fluth
Und ſieht dem Rinnen der Wellen zu,
Sein tiefes Herz ſich regen thut,
Bald fällt es wieder in ſtille Ruh;
Bald Thränen ihm brünſtig im Auge blinken,
Als müßte im Waſſer er unterſinken.

„O Waſſerfluth! du tiefe Fluth!
Was Wunder ſpielſt du im Herzen auf?
Was lockſt geheim den dunkeln Muth,
Zu fließen luſtig mit dir im Lauf?
Zu fließen als Tropfen zum Meere nieder,
Und käm' ich auch nimmer lebendig wieder?

5.

Brief an den Dr. Ludwig von Mühlenfels damals in Köln.

Lieber Freund. Ich hätte Ihnen lange ſchreiben ſollen, aber im Gewirr von Menſchen und Geſchäften iſt es ſchwer zur Beſinnung zu kommen, und ſo hat es ſich denn auch mit mir fortgetrieben und fortgeſchlendert, und ich habe gedacht, ich könne alles mündlich mit Ihnen beſprechen. Da ich aber noch wohl an 14 Tage hier hangen muß, ehe ich zum Rhein abfahren kann, ſo muß ich pflichtſchuldigſt ſchon ſchreiben, wie es mir mein Herz für Sie gebeut, mein lieber junger Freund.

Ihren Vater *) habe ich vor meiner Abreiſe aus der Heimath ein paar Mal geſehen, aber über Sie eigentlich nie recht mit ihm ſprechen können. Er hört es wohl mit väterlichem Wohlgefallen an, wenn man ſeinen Sohn entſchuldigt oder lobt, aber meint doch immer, Sie ſeyen ein

---

*) Mit ſeinem Vater war L. M. geſpannt, weil dieſer, ein ehemaliger ſchwediſcher Officier, gewünſcht hatte, daß er bei den Schweden ſogleich als Officier eintrete; was ihm durch Verwandtſchaft mit vornehmſten ſchwediſchen Häuſern ein Leichtes geweſen wäre. Ludwig war aber dem deutſchen Triebe gefolgt und als gemeiner Reiter den Lützowern zugezogen.

zu eigenſinniger verſchwenderiſcher Jüngling. Ich denke, das wird ſich wohl finden, weil es ſich finden muß durch natürliche Verhältniſſe und Gefühle.

Der Graf Solms äußert ſich mir immer ſehr vortheilhaft über Sie und meint, daß Sie am beſten thun, das Juſtizfach zu ergreifen, weil da die erſte und beſte Gelegenheit zur Anſtellung ſich finde. Wie ich gehört, ſind Sie ja auch darin; und ich wünſche, daß es Ihnen darin bald glükken möge, einigermaaßen unabhängig zu werden.

Nun noch Eins zur Warnung, die bloß aus meiner Liebe für Sie entſpringt. Es giebt eine gewiſſe Tartüfferei und Schnüffelei jetzt in der Welt, die mit ihren Spinnengeweben alles umfaßt und der man die möglichkleinſten Blößen geben muß. Sie können wohl wiſſen, warum Leute, die ſolche Künſte lieben, Ihre Freunde nicht ſind. Mir iſt begegnet, daß gute rechtliche Leute, wenn ich Sie nannte oder lobte, ſagten: aber der M. ſoll doch gar ein wilder Menſch ſeyn, ein Rauſer Säufer und Spieler; ſo daß ich kaum meinen Ohren trauen wollte. Da ich Sie nun nicht ſo kenne und das auch nicht glauben kann noch mag, ſo will ich es Ihnen bloß zur Warnung ſchreiben, daß Sie zuſehen, mit wem Sie umgehen, und daß Sie an öffentlichen Orten und auf öffentlichen Häuſern das unſchuldige muthige Jugendleben und die unſchuldige Junge ein wenig philiſtern. Sie verſtehen wohl, wie ich es meine. Es läßt ſich nicht mit Gewalt brechen durch die verdorbene Welt; glücklich iſt der, welcher jetzt ſein ganzes Leben durch ernſten Willen und ernſtes Studium ſtill zuſammenſchließt und ſeine Kräfte ſchont und übt für eine Zeit der Kämpfe, die nicht fern iſt. — Ich aber weiß von Ihnen, und darauf gebe ich Ihnen die Hand, daß Sie durch ernſte Tugend und ſtrenges mäßiges Leben dem edeln Auslauf entſprechen werden, womit Sie ſich im Frühlinge 1813 aus den engen Gränzen eines kleinlichen Weſens in die große Weite ſtürzten.

Mit dieſen Hoffnungen ſage ich Ihnen Lebewohl und mit dieſer Treue ſchrieb ich dieſe Worte.

Berlin den 22. Mai 17.

Ihr E. M. A.

6.

Briefe von Hans Rudolf von Plehwe an mich, und von mir an ihn.

Dieſe Briefe bedürfen einiger Erläuterung, die ich hiemit gebe:

Den Hans Rudolf von Plehwe, einen gebornen Oſtpreußen, Leutnant, dann Hauptmann in den Königlichen Leibwachen, habe ich zum erſten Mal hier in Bonn den 17ten des Weinmonds 1815 geſehen. Er kam mit alten Freunden vom Heere aus Frankreich, um nach Berlin zurückzuziehen: mit Major von Hüſer (jetzt General), Hauptmann von Schmeling, und den Freiwilligen von Behr auf Semlow (ein lieber Heimathfreund, ſchon bei den Seligen) und Groos (jetzt K. R. in Koblenz). Dieſe zeigten ihn mir als einen tapfern frommen Jüngling, der mit Begeiſterung fürs Vaterland gebetet und geſtritten und alle Krieger um ihn beten gelehrt habe. So erſchien er auch mir, durchaus fromm kindlich einfältig.

Wir beſtiegen den folgenden ſchönen Abend mit noch mehreren Freunden den Drachenfels, auf welchem und auf allen Höhen und Hügeln ringsum die Freudenſiegesfeuer des 18. Oktobers aufloderten. Den Spatabend und die Mitternacht feierten wir in Freuden und Liedern zu Oberkaſſel in dem Hauſe des gaſtfreien edlen Grafen Ernſt zur Lippe-Bieſterfeld. Dies war meine erſte Bekanntſchaft mit Plehwe, und dieſe hat ſeinen erſten Brief und meine Antwort darauf wohl veranlaßt.

Später habe ich dieſen frommen Jüngling im Frühling 1817 oft in Berlin geſehen und ihn da eigentlich erſt kennen gelernt. Er war bei all ſeiner Frömmigkeit heftig und unklar. Dies geht aus ſeinen Briefen hervor und davon habe ich mannigfaltige Beweiſe vor den Augen und in den Händen gehabt. Seit jenem Jahre iſt mir ſein Leben (er iſt lange ſchon bei den Seligen) in dem langen Gewirre der demagogiſchen Umtriebe zwar nicht vergeſſen aber entſchwunden, da ich ſeit jenen Tagen ihn weder geſehen noch mit ihm gebriefwechſelt habe.

Ich ſpreche von Beweiſen, die ich vor Augen und in den Händen gehabt habe, und muß bei dieſer Gelegenheit etwas erzählen, was die ſchönen Züge von der Langmüthigkeit und Menſchlichkeit unſeres Seligen Königs noch vermehrt, wovon der Biſchof Eilert und manche recht ſchöne gegeben hat.

Plehwe folgte beide guten und thörigten Richtungen des Tages mit unſchuldigem aber nicht immer beſonnenem Eifer. So warf er ſich auch in die löbliche Turnergemeinſchaft hinein und lief mit leinener Jacke und Hoſe nicht bloß auf allen Landſtraßen ſondern auch auf allen Gaſſen Berlins mit den Turngenoſſen umher, in dieſen Kleidern mehr als ſchlotterhaft und mit bäuriſch und turneriſch rundgeſchnittenem Haar, fern von aller kriegsmänniſchen Ordnungsmäßigkeit. Doch ging er oft bei ſeinem König aus und ein, und alles dieſes ihm ſo Widerliche duldete an dieſem Jüngling der Selige Herr, weil er die Treue und Liebe ſeines Herzens in ihm erkannt hatte. Ungehindert durfte der Jüngling zu dem Herrſcher in das Zimmer treten, wunderliche ja allerwunderlichſte Briefe durfte er an ihn ſchreiben und ſich darüber mit ihm unterreden. Solcher Briefe habe ich mehrere in Händen gehabt, worin Anzeigen oder Bitten enthalten waren, aber in ſo dunkelklarer bibliſcher Einkleidung, daß ein Geiſt dem Könige das Verſtändniß hätte eingeben müſſen. Ich habe in mehrere derſelben, die P. mir mittheilte, Klarheit hineinzubeſſern geſucht. Wenn ich dem Pl. dann einwarf: aber ſage mir, wie ſoll der König ſo Unklares verſtehen? pflegte er mich kurz mit den Worten abzuſchlagen: Nun wenn es gut iſt und der liebe Gott es will, ſo wird der Vater es wohl faſſen. Die Anrede in dieſen Briefen an den König war nämlich Lieber Vater und die Unterſchrift Dein getreueſter Dich liebender Sohn.

All dieſe Liebe bedeckt doch keine Erde. So liebte der fromme unverdorbene Blebwe, ſo ward er von ſeinen Freunden und auch von ſeinem Könige geliebt. Hier darf man wohl rufen: War dies nicht lieblich von einem Herrſcher, der ſonſt ſo ſtrenge auf das Kriegsmanniſchordentliche hielt? Er hatte aus all der frommen und kindlichen Unklarheit den Menſchen herausempfunden.

a.

Lieber Vater Arndt. Die Gnade Unſers Herrn Jeſu Chriſti ſey mit uns! Amen. In jenen Tagen, als ich Dich erkannte, war meine Seele bewegt, und ich habe Dich mit treuer Liebe umfaſſet und mit Zuverſicht geglaubt an Dich und meinen Bruder Karl *), daß Du ſeyeſt ein Vater unſers Volkes und daß er wohl erwachſen wird zu einem Verkündiger der Wahrheit in Jeſu Chriſto. Und ich wurde getrieben, dieſen Glauben zu bekommen, und ſchrieb an Dich das Wort meines Herzens, nachdem ich erkannt hatte vor Gott, daß es Wahrheit ſey. Du haſt es aber wohl nicht vernommen. Nun aber höre es unverändert wieder. „Ich „ſprach: Der Friede Gottes durch unſern Herrn Jeſum Chriſt „komme über Dich, ſo wie ich Deiner täglich gedenken will „in meinem Gebet vor Gott. Denn Du haſt mich erfüllet „mit geiſtiger Gabe und Liebe gegeben zur Wahrheit, wel„ches da iſt die rechte Wiedergeburt, und du haſt mich er„löſet von meines Herzens Verſtockung, in die ich gefallen

---

*) Meinen Sohn Karl Moritz.

„war. Denn mein Gebet war nicht im Glauben und Faulheit
„war meines Willens Herr. Nun aber heißt dieſer
„mein wahrhaftiger Wille: erkenne durch Chriſtum den Vater,
„befleißige Dich des Evangeliums durch Beten und
„Faſten, und gehe ein durch das Kreuz zu der Herrlichkeit,
„die da verheißen iſt denen, die dem Herrn nachfolgen. Und
„ich war oft in Schlaf, und bin abgewichen vom Glauben
„in meiner Sündhaftigkeit, aber die Gnade unſers Herrn
„hat mich erwecket, wie auch in dieſen letzten Tagen durch
„Dich und meinen Bruder.

„Bleibe aber in der Gemeinſchaft des Heiligen Geiſtes
„und glaube, daß ich Dich ewig lieben werde im Namen
„unſers Herrn und Heilandes.

„Ueber das Wort an meinen Bruder Karl thue nach
„Deinem Willen. Grüße den Grafen, ſein Weib und ſeine
„Kindlein, die Jungfrau und alle, welche mit Dir ſind.
„Wir alle grüßen Dich in Chriſto Jeſu. Amen. Amen!“

Und mein Glaube ſteht feſt, daß Du dieſe Worte mit dem Geiſt der Wahrheit erfaſſen werdeſt, ſo wie ich ſie in der Wahrheit ſage.

Und zu meinem Bruder ſprach ich: „Lieber Bruder
„Karl Arndt. Es iſt mir ſo wohl und ſo lieb, Dich gefunden
„zu haben; denn Du wirſt nicht entweihen durch
„Lüge das Wort Gottes, verkündiget von unſern Vätern nach
„dem Vorbild des Herrn Chriſtus. Siehe! unſre Gemeinſchaft
„ſoll ſeyn in Chriſto durch Treue und Wahrheit; wir
„wollen Gott ſuchen, und die unermeßliche Kraft jener Welt
„im Kampf gegen Heuchelei und Bosheit, die da hemmen
„wollen, was der Herr verordnet hat in dieſer Zeit. Der
„Sieg aber iſt in Chriſto, und außer ihm iſt nichts. Der
„Geiſt aber der Wahrheit erleuchte Dich nun und immerdar!“

Was ſich aber in dieſer Zeit begeben hat mit mir, davon ſchreibe ich, daß ich getröſtet bin durch die Gnade Gottes und gebetet habe ohne Unterlaß für Euch nach meinem Glauben, und mir eine Hoffnung erworben, mit feſtem Muth zu beſtehn in der Liebe, die vor Gott gilt zu meinen Brüdern, wie ich auch erkräftigt bin dazu durch die Väter und Brüder, die hier ſind. Wohl habe ich vernommen durch unſern lieben Reimer, daß der Herr Euch bewahret, und weiß auch zuverſichtlich Euren Glauben, welcher beſteht im Geiſt und in der Wahrheit; doch möchte ich viel Freude haben über ein Wort, von Euch zu mir geredet. Ich grüße Euch, und nach der Kraft, die mir gegeben iſt, bete ich zu Gott in Chriſto Jeſu, daß Friede über Euch komme und die unausſprechliche Gnade Euch erhalten möge in Liebe Glauben Hoffnung! Amen.

Berlin den 29. Oktbr. 1815. Abends.

Hans Rudolf Plehwe.

b. 1.

Lieber frommer und freundlicher Jüngling.

Dank, recht herzlichen für Deine lieben Worte. Ich habe die erſten empfangen und die zweiten, und freue mich der rechten und treuen Geſinnung und des feſten Glaubens, daß das Gute und Rechte ſiegen wird und ſiegen muß. Dies iſt das ewige Geſetz, das ungeſchriebene und unausſprechliche, was Gott auch vor der Offenbarung des Heils den Herzen der Guten eingegeben hatte und was Jeſus Chriſtus der Herr, ſein Eingeborner, das ewige Wort von Anfang, uns hell wie Licht gemacht hat; ſo daß, wer daran glaubt, wie viel er in irdiſcher und menſchlicher Gebrechlichkeit auch ſtrauchle, dadurch nicht weichen noch wanken kann.

Lieber Jüngling, ich ſegne Dich und freue mich in Dir alles des Guten und Schönen, was Gott in dieſer Zeit in Flammen als eine Feuerſaat aus dem guten Volke geweckt hat, welches unſer Volk iſt. Das ſuche und daran glaube am meiſten; denn ſchwach iſt der Mann, der Fleiſch für ſeinen Arm hält: es heißt ja: Verlaſſet Euch nicht auf Menſchen, ſie können Euch nicht helfen. Für Deine Liebe danke ich Dir ſehr und will ſie feſt halten wie jede köſtliche Gabe, die unverdient von oben kommt. Ich bin ein ſchwacher ſündlicher Menſch wie wir alle, die mit Erde und irdiſchen Trieben umkleidet ſind. Nur durch Treue und Liebe und durch den Glauben daran werden wir beſſer.

So nimm mich an, den älteren Mann, ſtehe feſt auf Wahrheit und Recht, aber übe ſtill, was Du willſt und glaubſt, und frage Dich immer bei allem, was Du thuſt, ob die beiden ſchlimmſten Geſellen des Menſchen, die der Satan aus der Hölle ausgeſandt hat, die Menſchen zu verderben, ob Eitelkeit oder Furcht, die häufig auf Einer Linie gehn, Dich auch treiben.

Gott mit Dir! bleibe treu und wahr, und Du wirſt viele gute Menſchen finden und auch viele halbe Menſchen ganz machen.

Köln den 8. Jan. 16.

Dein E. M. A.

b. 2. (Anhang von b. 1.)

Beſter Bruder. Es hat mir recht große Freude verurſacht, daß Du einmal an Deine Freunde denkſt, und ich danke Dir recht herzlich für Deinen brüderlichen Gruß, beſter Freund. Ich hoffe Dich recht geſund und froh zu treffen, wann wir uns einmal wiederſehen werden, und ich hoffe, Du wirſt mich dann als einen tüchtigen und rüſtigen Jüngling treffen, der einſt manchen franzöſiſchen Schädel ſpalten ſoll. Vielleicht komme ich dieſen Frühling nach Berlin; jedoch es iſt noch ſehr unausgemacht. Lebe wohl, und vergiß nicht Deinen Freund und Bruder

Karl Moritz Arndt.

c. 1.

Lieber Vater Arndt. Du haſt Recht gehabt, als Du ſagteſt „Hüte Dich vor Furcht und Eitelkeit.“ Da haſt Du Recht, aber ich habe auch meinen Grund und ſtarken Fels des Heils; denn ich weiß, daß das Wahrheit bleibt, was ich in Euch als mein Eigenthum erkannte, nämlich, daß Chriſtus ins ſündige Fleiſch kommen iſt und durch den Glauben da geſchaut werden kann. Der Herr ſey mit Dir, Du lieber Vater, grüße Deine Frau, die liebe Mutter. An Karl Treu gieb das Lied, wenn Du willſt.*)

Friede und Freude ſey mit allen, die den Herrn X fürchten und unverzagt voran ſind! Amen.

Am grünen Donnerstag 1818.

H. R. Plehwe.

c. 2.

O Durchbrecher aller Bande
Der Du immer bei uns biſt,
Bei dem Schaden Spott und Schande
Lauter Luſt und Himmel iſt.

---

*) Dies lange Lied muß hier ſchon abgedruckt werden, weil es wiederholt Gegenſtand des Verhörs geworden und in ihm ein Demagogenkönig gewittert iſt, bis es mir gelang nachzuweiſen, daß es in dem alten Porſtiſchen Berliner Geſangbuche unter der Aufſchrift Vom chriſtlichen Leben Nr. 402 ſteht.

Was ſoll mir dieſes Leben kurz?
Wie wenig währet ſein Frühlingsſchein!
Die ſüße Jugend iſt ein Sturz,
Die ſüße, luſtige Liebe Pein,
Die Freude ſie bleichet wie Morgenröthen:
Ich will mich im freudigen Tode tödten.

Das Leben blüht aus Todesluſt
Wie Bäum' am Frühlingesſonnentrieb.
Hinein! hinein mit weiter Bruſt
Ins Grab der Wogen voll heißer Lieb'!
Sie kommen, ſie brauſen ihr laut Verlangen,
Mit brünſtigen Armen mich einzufangen."

Schon faſſet ihn die ſüße Pein,
Er regt zum Tode den raſchen Fuß,
Da beut im Himmelsſtrahlenſchein
Ein' Jungfrau ſchöne ihm ſtillen Gruß;
Er darf vor dem lieblichen Augenwinken
Ins tödtliche Waſſer nicht unterſinken:

Uebe ferner Dein Gerichte
Wider unſern Adamsſinn,
Daß uns dein ſo treu Geſichte
Führet aus dem Kerker hin.

Iſt's doch deines Vaters Wille,
Daß du endeſt dieſes Werk,
Hiezu wohnt in dir die Fülle
Aller Weisheit Lieb und Stärk,
Daß du nichts von dem verliereſt,
Was er dir geſchenket hat,
Und es von dem Treiben führeſt
Zu der ſüßen Ruheſtatt.

Ach! ſo mußt du uns vollenden,
Willſt und kannſt ja anders nicht;
Denn wir ſind in deinen Händen,
Dein Herz iſt auf uns gericht;
Ob wir wohl vor allen Leuten
Als gefangen ſind geacht,
Weil des Kreuzes Niedrigkeiten
Uns veracht und ſchnöd gemacht.

Schau doch aber unſre Ketten,
Da wir mit der Kreatur
Seufzen, ringen, ſchreien, beten
Um Erlöſung von Natur,
Von dem Dienſt der Eitelkeiten,
Der uns noch ſo harte drückt,
Ungeacht der Geiſt der Zeiten
Sich auf etwas Beßres ſchickt.

Ach! erheb die matten Kräfte,
Sich einmal zu reißen los
Und durch alle Weltgeſchäfte
Durchgebrochen ſtehen bloß:
Weg mit Menſchenfurcht und Zagen!
Weich Vernunftsbedenklichkeit!

Fort mit Scheu vor Schmach und Plagen!
Weg des Fleiſches Zärtlichkeit!

Herr, zermalme, brich und reiße
Die verboſte Macht entzwei!
Denke, daß ein armer Menſche
Dir im Tod nichts nütze ſey;
Heb ihn aus dem Staub der Sünden,
Wirf die Schlangenbrut hinaus,
Laß uns wahre Freiheit finden
In des Vaters Hochzeithaus.

Wir verlangen keine Ruhe
Für das Fleiſch in Ewigkeit.
Wie du's nöthig findſt, ſo thue
Noch vor unſrer Abſchiedszeit;
Aber unſer Geiſt der bindet
Dich im Glauben, läßt Dich nicht,
Bis er die Erlöſung findet,
Da ihm Zeit und Maaß gebricht.

Herrſcher herrſche! Sieger ſiege!
König, brauch dein Regiment!
Führe deines Reiches Kriege!
Mach der Sklaverei ein End!
Laß doch aus der Grub die Seelen
Durch des neuen Bundes Blut,
Laß uns länger nicht ſo quälen;
Denn du meinſt's mit uns ja gut.

Haben wir uns ſelbſt gefangen
In Luſt und Gefälligkeit,
Ach! ſo laß uns nicht ſtets hangen
In dem Tod der Eitelkeit!
Denn die Laſt treibt uns zu rufen,
Alle ſchreien wir Dich an,
Zeig doch nur die erſten Stufen
Der gebrochnen Freiheitsbahn.

Ach! wie theu'r ſind wir erworben,
Nicht der Menſchen Knecht zu ſeyn —
Drum, ſo wahr Du biſt geſtorben,
Mußt du uns auch machen rein,
Rein und frei und ganz vollkommen,
Nach dem beſten Bild gebildt:
Der hat Gnad aus Gnad genommen,
Wer aus deiner Hüll ſich füllt.

Liebe, zeuch uns in dein Sterben,
Laß mit dir gekreuzigt ſeyn,
Was dein Reich nicht kann ererben;
Führ ins Paradies uns ein.
Doch wohlan! du wirſt nicht ſäumen,
Wo wir nur nicht läſſig ſeyn,
Werden wir doch als wie träumen,
Wann die Freiheit bricht herein.

Gott grüß, lieber Bruder Karl Treu. Dies Lied iſt voll Tapferkeit und Liebe. Erfreu Dich daran.

H. N. Blehwe.

d. 1.

Dank, mein lieber Sohn, für Deine freundlichen Worte. Bleib Du unverzagt und treu auf dem Wege der Wahrheit und des Rechts, ſo wird es Dir immer wohl gehen hier und dort. Karl Treu, den ich in wenigen Tagen beſuchen muß, ſoll Deinen frommen Zuſpruch haben. Hier ſende ich Dir dafür einige Verſe von mir. Sie werden gedruckt zu leſen ſeyn in einer Sammlung meiner Gedichte, die in Frankfurt bei Eichenberg herauskommt.

Gott mit Dir und das ewige lichte Wort in aller Liebe und Freudigkeit!

Bonn den 7. April 18.

Dein E. M. A.

Grüße mir die Reimerſchen Frauen und Kinder und mein Patchen Anneli tauſendmal.

d. 2.

Gruß an die Freunde.*)

Ihr, die bei'm hehren Aufgebot
Des Vaterlands euch fandet
Und felſenfeſt in Noth und Tod
Mit treuer Liebe ſtandet,
Ihr Brüder, ſeyd mir lieb gegrüßt
In Fernen und in Nähen!
Was unſern Bund zuſammenſchließt
Soll nimmermehr vergehen.

Ihr habt gehofft auf hohes Gut,
Um hohes Gut geduldet,
Ihr habt gelöſt mit Muth und Blut,
Was Sünde ſchwer verſchuldet;
Es kam die Zeit, es klang der Klang,

---

*) S. Arndts Gedichte. Zweite Auflage. Leipzig 1843, und daſelbſt S. 354. — Weil dieſe Reime in die Verhöre hereingezerrt ſind und ich daran herumgezerrt worden bin, mögen ſie hier auch ſtehen. Sie waren in den Jahren entſtanden, wo treuer Sinn und männlicher Muth Glück und Sieg gebracht hatten. Da man den Fortgang hoffte und auch den Fortſchritt auf freierer Bahn edlerer und würdigerer Verfaſſung, ſo ermahnte man ſich ſelbſt und die Freunde zu ſo treuer Geſinnung und ſchöner Hoffnung. Seit 1819 und weit über ein Jahrzehend hinaus hieß Solches Empörung und Aufruhr wünſchen und predigen.

Da zog mit Schwerdt und Feder,
Als Gott der Herr die Fahne ſchwang
Ein jeder friſch von Leder.

Und Wort und Eiſen haben friſch
Geklungen und gerungen,
Und in dem blutigen Gemiſch
Iſt Satans Macht bezwungen.
Der Sieg iſt grün, das Glück iſt neu —
O unſre Luſt und Wonne! —
Der deutſche Adler flieget frei
Im Licht der eignen Sonne.

Erfüllt hat Gott, was ihr geglaubt,
Der Stern iſt aufgegangen,
Zermalmet liegt der Hyder Haupt
Mit Millionen Schlangen:
Ihr habt auf Babels Wällen zwier
Das Siegspanier gepflanzet,
Drum ſitzt des ſchwarzen Abgrunds Thier,
Vom Ocean umſchanzet.

Auf! bleibet treu und haltet feſt!
So wird euch mehr gelingen.
Wer ſich von Gott nicht ſcheiden läßt,
Der kann die Hölle zwingen:
Der alte Gott, der deutſche Gott
Läßt ſich noch immer ſchauen
Und macht des Teufels Liſt zu Spott
Und ſeinen Stolz zu Grauen.

Auf! bleibet treu und haltet aus,
Wie Lug und Trug auch ſchnauben,
Der Alte droben hält noch Haus
Und ſchirmt den rechten Glauben,
Den Glauben, daß die Welt vergeht,
Wann Männertreue wanket,

Den Glauben, daß wie Sand verweht,
Was um die Lüge ranket.

Denn Treue ſteht zuerſt, zuletzt
Im Himmel und auf Erden;
Wer ganz die Seele eingeſetzt,
Dem wird die Krone werden.
Drum muthig drein und nimmer bleich!
Denn Gott iſt allenthalben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben.

7.

Briefe von Friedrich Schleiermacher an E. M. A.

a.

Noch, lieber Bruder, bin ich nicht dahin gekommen, die Steffenſchen Bücher zu leſen. Denn zu den Karikaturen iſt nun noch das Turnziel hinzugekommen, das Du wohl ſeit Deinem Briefe auch wirſt erhalten haben. Das Ganze iſt eine unſelige Geſchichte. Daß die Strafe nicht ausbleibt für das, was in guter Meinung gefehlt wird, und für die Verunreinigungen, welche menſchliche Schwachheit in das Gute hineinbringt, das iſt ganz in der Ordnung; daß dabei aber nicht, wie gewöhnlich, die Schlechten die Werkzeuge ſind ſondern wieder treffliche und wohlgeſinnte Männer, wie Steffens einer iſt, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß auch ihnen wieder die Strafe für das, was ſich dabei Unreines hineinmiſcht, nicht ausbleiben kann, das iſt eine betrübte Geſchichte, und es wird ſchwer, dabei friſchen Muth und kräftige Haltung zu bewahren. Steffens thut mir leid und wird gewiß härter dafür geſtraft werden, als er verdient. Hab ich die Sachen geleſen, ſo will ich ihm recht ehrlich meine Meinung ſchreiben. Helfen wird es auch nicht.

Euern Schlegel grüße zwar von mir, wenn er nach mir fragt, aber beneiden thue ich ihn Euch nicht. Die Keime zu dieſer Verzettelung waren zwar ſchon vorhanden in jenen früheren Zeiten, als ich ihn viel kannte, aber ſie ſo völlig ausgewachſen und zum Gipfel geſteigert zu ſehen, wäre mir doch ein zu unangenehmer Anblick. Auch glaube ich nicht, daß er hier ein gutes Element wäre. Darum will ich es ihm auch gönnen, wenn er gegen das Miniſterium ſeinen Willen, in Bonn zu bleiben, durchſetzt.

Daß das Ungewitter, welches gegen Dich aufſtieg, glücklich abgeleitet iſt, darüber wollen wir uns doch immer freuen. Man ſieht doch, daß es noch gewiſſe Gränzen giebt, über welche der Einfluß der ſchändlichſten Ohrenbläſereien und der eignen perſönlichen Erbärmlichkeit nicht hinausgeht, das heißt, daß die Schlechtigkeit zum Glück ihre eigne Feigheit nicht überwinden kann; und ich hoffe, an der ſoll ſie auch noch früher oder ſpäter erſticken. In der Ferne haben nun gar die Leute gefabelt, ich wäre über Friedrich den Zweiten öffentlich als Dein Gegner aufgetreten; womit wohl nur meine unſchuldige akademiſche Rede gemeint ſeyn kann, die der ehrliche Bitſchen in unſerm Provinzialblatt hat abdrucken laſſen.

Wir ſind nun erwartend, was wir Euch Neues zum Neuen Jahr werden ſenden können. Denn noch wird alles in der Stille gebraut, und wir werden ja ſehen, ob man uns das alte trockne Brod des Aachener Kongreſſes durch ein paar Miniſterialveränderungen wird genießbar machen. Wenn nicht etwa Humboldt ſie erzwingt, wird man auch dazu zu ſchwach ſeyn. Von Koreff's Allmacht ſpricht die ganze Welt; wenigſtens iſt unſeres ſonſt guten Altenſteins Unterwürfigkeit unter ihn ſehr ſichtbar. Ich für meine Perſon habe nichts Gutes davon zu erwarten; denn ich bin Koreff ſehr derb entgegengetreten, und ſehe der Exploſion von ſeiner Seite täglich entgegen. Aber ich laſſe alles ganz ruhig herankommen.

Die Leute haben mich bereden wollen etwas gegen die Neugebauerſche Miſerabilität zu ſchreiben. Noch habe ich das Ding nicht vollſtändig geſehen, aber die Proben ſcheinen mir zu ſchlecht, und es haben ſich ſchon zu viel Stimmen erhoben, als daß ich glauben könnte, die meinige ſey auch noch nöthig.

Deines Geburtstags, mein lieber Bruder, werden wir hier mit den Freunden fröhlich gedenken und Dir ein gutes und geſegnetes neues Jahr wünſchen. Deine Frau grüße mir beſtens; ich ſchreibe ihr auch bald wieder. So auch vertröſte mir Lücke und Sack, daß ich in den Weihnachtsferien wohl die Zeit finden würde, ihnen zu antworten. Unſer Kindchen iſt, Gott ſey Dank nun endlich, wie ich hoffe, in gründlicher Beſſerung.

Gott befohlen von Herzen.

Berlin den 19. Decbr. 1818.

Dein treuer Bruder F. S.

b.

Du ſollſt ſchönen Dank haben, lieber Bruder, daß Du uns den Freund Heitel zugeſchickt haſt. Das iſt ein Ehrenmann, der uns recht lieb geworden iſt, und ich glaube auch, daß ihm ganz wohl bei uns geweſen iſt, wiewohl wir ihn nicht ſo oft geſehen haben, als wir gewünſcht hätten. Von dem dortigen Zuſtand der Dinge haben auch ſeine Aeußerungen uns ein klareres Bild gegeben, als man anderwärtsher bekommt; denn in den Reden eines ſolchen Mannes kann man gar leicht unterſcheiden, was die allgemeine Stimme iſt. Des Staatskanzlers langer Aufenthalt gefällt mir hier aus der Ferne gar nicht. Er iſt zu lange da, um nichts zu thun, und doch hört man bis jetzt wenig. Indeſſen geſiehe ich Dir gerne, ich fürchte mich weniger vor dem Nichtsthun, ſo ungünſtig es auch wirken muß, als davor, daß ein ſtändiſches Weſen höchſt pfuſcherich zuſammengeſtoppelt wird. Wir haben miteinander über dieſen Gegenſtand nicht viel geſprochen meines Wiſſens, aber mir ſind Provinzialſtände, die lange vor einer allgemeinen repräſentativen Verſammlung hergehen, etwas ſehr Bedenkliches, nämlich für einen Staat in der Lage und von der Zuſammenſetzung des unſrigen. Denn je ſelbſtſtändiger die einzelnen Provinzen ſich fühlen, ohne auf eine ſtarke Weiſe an den Mittelpunkt gebunden zu ſeyn, um deſto leichter und leichtſinniger werden ſie bei der erſten Kriſis an eine andere Herrſchaft übergehen. Nur wenn Provinzialſtände mit einer allgemeinen Repräſentation innig verbunden ſind, erreichen ſie den Zweck, die Eigenthümlichkeit und das unmittelbare Lebensgefühl in den Provinzen zu erhalten, ohne daß der Verband mit dem Ganzen dadurch leide.

Von Eichhorn habe ich vor einigen Wochen ein kleines ziemlich beruhigendes Briefchen erhalten: der Staatskanzler gewinne Vertrauen, es geſchehe, was den Umſtänden nach geſchehen könne, und dergl. Ich glaube das alles gerne, aber die Leute werden nicht begreifen, warum denn den Umſtänden nach nicht mehr geſchehen könne, und werden bald ſagen, daß er nur verſpreche und nicht halte. Görres Adreſſe iſt ein recht erfreuliches und kräftiges Wort; einiger burſchikoſen Ausdrücke hätte er ſich eben ſo gut enthalten können. Außer dem akademiſchen Sprechzimmer habe ich leider wenig Leute in dieſer Zeit geſehen, und kann nicht einmal ſagen, wie der Eindruck im Ganzen geweſen iſt. Der König ſoll verdrießlich darüber ſeyn, und das würde ich glauben, wenn ich es auch nicht gehört hätte. Seine Perſönlichkeit wird immer ein ungeheures Hinderniß ſeyn, di-

So ſtrahlt des Auges Himmelblau,
Im Sonnenſchimmer der Locken Gold,
Und gleich der benedeiten Frau,
Der Mutter Gottes, ſie lächelt hold,
Nimmt warm an das ſchlagende Herz ihn gerne
Und jeglicher Kummer ihm fähret ferne.

So fröhlich fromm das ſüße Weib
Mit ihm den luſtigen Lenz durchwallt,
Ihm reichet nicht den ſchönen Leib,
Der Liebe lieblichſte Wohlgeſtalt;
Die frommſte, die ſeligſte aller Frauen
Macht ſelig den Knaben im ſüßen Schauen.

Als Frühling ging und Sommer kam,
Da ging die Jungfrau zum Himmel auf,
Und wieder tritt mit ſtillem Gram
Der Knab zum rinnenden Waſſerlauf:
Doch ſiehet er droben die Sterne blinken
Und kann in das Waſſer nicht unterſinken.

allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen; wie wird ſich der Mann in ein frei öffentliches Weſen finden lernen, und wie ihm ſchon die Univerſität hier zu viel iſt, wie ſollte er je eine frei redende Verſammlung in ſeiner Nähe dulden? Ich glaube, muß es endlich einmal ſo weit kommen, ſo begiebt er ſich während der Sitzungen an einen ſeiner Lieblingsörter, Paris oder Petersburg.

Neulich hat Beyme die alte Bekanntſchaft wieder angeknüpft und mich zu ſich geladen; und ich glaubte ein Wunder Gottes zu hören, als auch der mir ſagte, er ſey überzeugt, es werde keine Generation vergehen, ſo werden alle europäiſche Regierungen Parlamente an ihrer Seite haben.

Mich hat es gereuet, daß ich mich in eine theologiſche Fehde verwickeln mußte, indem ich die hohlen Anmaßungen des Dresdner Pabſtes nicht ertragen konnte. Er hat eben ſo hohl wieder geantwortet, und ich habe heute eine Duplik in die Druckerei geſchickt. Ich hoffe, nun iſt es vorbei; ich wüßte wenigſtens nicht, wie er es anfangen müßte, wenn ich nöthig finden ſollte, ihm noch einmal zu antworten. Ich verſchone Dich mit den Sachen, weil ſie Dich doch nicht genug intereſſiren können und ich die Ammoniſchen nicht einmal hier habe, um ſie Dir mitzuſchicken.

Wie herzlich wir uns über Eure guten Hoffnungen gefreut haben, darüber brauche ich wohl nichts zu ſagen. Ja wohl fehlt ohne die Kinder immer das volle Lebensbewußtſeyn, und ein gewiſſes Gefühl von Unſegen muß auch die reinſte Liebe erkälten. Wie unerſetzlich die Kinder das Gemüth erfriſchen, das erfahre ich täglich, und auch ſchon an der kleinen Hildegard, mit der ich mir mehr zu thun mache, als mit den andern in dieſem Alter geſchehen konnte. Deine Frau ſcheint ja auch der natürlichen Entwicklung ihres Zuſtandes ohne Bangigkeit entgegenzuſehen, und das iſt mir beſonders erfreulich und von guter Vorbedeutung. Aus Pommern habe ich nun geſtern gute Nachrichten gehabt. Unſer alter Vater in Garz hat ſich ganz wieder erholt und will im Herbſt wieder predigen; ja ich habe ſchon wieder einige ſelbſt geſchriebene Zeilen von ihm. Die Kathen iſt auch wieder leidend geweſen an ihrem gewöhnlichen Uebel, und meint, ſie werde noch lange medicinieren müſſen.

[illegible] hat nun auf 3 Jahre bei Reimer gemiethet zu unſrer großen Freude; ſo iſt uns im Sommer der Garten am wenigſten verkümmert.

Nun Gott befohlen.

Berlin den 14. März 19.

S.

6.

Nun, lieber Bruder, wie ſteht es denn? Wohl dem, der ein Haus zu bauen hat und gute Hoffnung für ſeine Frau und ein junges Kindlein von Univerſität zu pflegen! denn der hat weniger Zeit, ſich von den Tollheiten der Welt anfechten zu laſſen, als wer wie ich in einem ganz ruhigen und gewöhnlichen Lebensgang fortſchreitet. Der letzte Gegenſtand unſrer Unterhaltung liegt ſo weit hinter uns, daß kaum mehr davon zu reden iſt. Doch kann ich Dir nun ſagen, daß Dein Brief an Hardenberg eine große Freude gemacht hat, und noch mehr, da Eichhorn mich verſicherte, dieſer Ton komme auch wirklich an bei dem Manne und er könne ihn vertragen. Seit dem iſt nun Kotzebue todt, und gewiß, was der alte Sünder auch verbrochen hat, es kann keine Hölle für ihn geben, wenn er weiß, welchen Lärm ſein Tod auf dieſer armen Erde macht; denn ſeligeres Futter giebt es nicht für ſeine Eitelkeit. Auch hat ja die

Furcht nicht ganz aufgehört, daß er noch alle Univerſitäten mit ſich in die Grube ziehen würde. Selbſt ganz beſonnene Leute laſſen ſich übrigens Zeug verſchwatzen und einreden. Gneiſenau zum Beiſpiel hat mich und Weimar ſeit dieſer Zeit gar nicht geſehen, und zu Hauſe geſagt, daß dies doch nur die Folge von dem, wie die Jugend erzogen werde und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinſchaft haben. Eine ernſtere Sorge, lieber Freund, aber iſt die auch durch Kotzebue's Tod veranlaßte, man kann wohl ſagen, verſtändige Umneigung des Turnweſens; und es ſcheint mir etwas ſehr Wichtiges, daß ein verſtändiger Plan gemacht werde, um das, was mir die Hauptſache dabei iſt, nämlich die ſtarke Verbrüderung der ganzen Jugend, auf eine andere Weiſe durch Privatverbindungen mehrerer mit Söhnen begabter Familienväter, die dann andere Jugend an ſich ziehen können, fortzuſetzen. Leider habe ich nun keine Zeit, ſo ernſthaft an dieſe Sache zu denken, als ich möchte, und auch nicht das Geſchick, dergleichen in Gang zu bringen; und ich möchte darin ganz vorzüglich auf Dich ſehen, und ich wünſchte, daß Du uns dazu Anſchlag geben und Deine hieſigen Freunde privatim in Bewegung ſetzen möchteſt. Unſern guten Blücher hat auch ein ſchlimmer Rückſchlag getroffen. Sein Herzog*) hat ihm einen Laufbrief gegeben, und er iſt hinein gegangen und hat ſich in einem Briefe ſo unbeſonnen über ihn ſelbſt geäußert, daß er nun 4 Wochen Arreſt hat und als aggregirter Hauptmann nach Poſen verſetzt iſt. Der herrliche Junge iſt dabei ſo fromm und weich, daß es eine rechte Freude iſt. Gott wird ja alles ſegnen und gute Früchte tragen laſſen, wenn er uns auch einiges Ungewiſſes nicht erſparen kann.

---

*) Herzog Karl von Mecklenburg, Befehlshaber des Gardecorps.

Ein Ungewitter ſcheint auch wirklich noch über den Univerſitäten zu hangen, indeſſen hoffe ich zu Gott, etwas Weſentliches ſoll ihnen nicht widerfahren. Heilſam aber könnte es wohl ſeyn, wenn die inländiſchen in eine nicht officielle Verbindung träten, um in wichtigen Fällen gemeinſame Maaßregeln zu treffen. Schwierig iſt das leider ſehr.

Gebt uns doch bald wieder Nachricht von Eurem Ergehen. Unſer Ehrenfried hat mit Theodor Willich eine Ferienreiſe nach Rügen gemacht zu allen Tanten und zu ſeiner eignen großen Freude. Grüße Deine Frau herzlich. Mit Nees bekommt ſie ausführlichere Briefe. Das große Paket, was dieſer einmal auf ſich genommen hat, konnte Münchow ohnehin nicht mitnehmen. Wie geht es denn zu, daß Helvetius nicht kommt? Grüßt ihn und Fritzens herzlich.

Berlin den 25. April 10.

Dein treuer Bruder S.

4.

Wenn ich nicht ganz jrre, ſind zwei Brieflein von mir unterwegs, das eine mit Münchow, das andre mit Focke, aber ich kann doch unmöglich den lieben Nees, an dem wir beide, Jette und ich, rechte Freude gehabt haben, reiſen laſſen, ohne Dich, lieber Bruder, wenigſtens zu grüßen. Sonſt bin ich eben gar nicht aufgelegt zum ſchreiben ſondern recht maulfaul, überall von Thorheiten umgeben — was ſoll man machen? von ihnen reden lohnt nicht, und von ihnen ſchweigen, wenn man einmal redet, geht gar nicht. Und das iſt eben das Elend, daß ſie das unmittelbare Leben entſetzlich verkümmern und austrocknen. Es freut mich, aus Nannas Briefen zu ſehen, daß ihr dort ſchon raſch fortgeſchritten ſeyd, das Turnweſen privatim wieder einzurichten. Ich laboriere auch ſchon lange an dem Gedanken, aber es will ſich mir noch nicht ſo geſtalten, daß auch das recht wieder hinein komme, was mir dabei das Wichtigſte iſt, nämlich die allgemeine Kameradſchaft der Jugend; und ich wollte, Du unterrichteteſt mich in einem günſtigen Augenblick etwas genauer darüber, wie es dort gemacht, und was beſonders in dieſer letzten Hinſicht geſchehen iſt. Die Sache iſt hier freilich viel ſchwieriger als dort. Ich habe ſchon einmal mit Eiſelen — denn Jahn iſt weniger mein Mann — darüber geſprochen, der meint, man ſolle noch warten, bis der letzte Plan auch ſeine Entſcheidung vom Könige habe. Einen nämlich, der nach allem, was ich davon gehört, recht vernünftig geweſen ſeyn ſoll, hat der Herr gänzlich verworfen und unſerm Altenſtein geſagt: er nehme die Sache viel zu wichtig, wenn er glaube, daß irgend etwas dadurch erreicht werden könne; ſie ſey höchſtens zu dulden, aber der Staat könne, da ſie in gar keine Staatszwecke eingreife, auch nichts dafür thun; vor allen Dingen aber dürfe von Turnfeſten, Turnfahrten und Turnliedern gar nicht die Rede ſeyn. Nach dieſer traurigen Aeußerung iſt nun, um die Sache nur zu Ende zu bringen und doch etwas zu retten, ein neuer Plan gemacht, deſſen Inhalt mir nicht bekannt iſt, aber auch der liegt ſchon lange vor, ohne zur Entſcheidung zu kommen. Der Herr hat unterdeſſen wichtigere Dinge zu thun, nämlich uns armen Berlinern die Fenſter einſchießen zu laſſen. Mir iſt nun jenes Warten gar nicht recht gelegen; denn wenn ein ganzer Sommer ſo hinginge, ſo wäre ſchon viel verloren, und die Schwimmſchule gewährt doch nur einen ſchwachen Erſatz. Es iſt mir ſchon betrübt, zu ſehen, mit welcher Leichtigkeit die Knaben den Verluſt des Turnplatzes ertragen. Anfangs zwar wollte

Göſchens Otto und Ehrenfried den König zur Rede ſtellen und waren wirklich ſchon bis auf die Rampe gekommen, wo die Schildwache ſie zurückwies; nun aber haben ſie ſich gefunden, als wäre nichts.

Ueber Univerſitätsſachen ſcheint auch noch gebrütet zu werden; aber Nees wird wohl mehr davon wiſſen als ich, denn er hat den Miniſter häufig geſehen, und der vermeidet mich ganz. Ich hoffe zu Gott, daß ſie nichts ganz Verderbliches in dieſer Hinſicht ſchmieden werden. Von eurem Bonn hatten wir geglaubt, es würde ſich nach der freiwilligen Sperre von Jena plötzlicher heben, als nun doch der Fall iſt; indeß auch dies hat ſein Gutes, und wenn vor der Hand nur ſo viele von jeder Sorte da ſind, daß alle Lehrer in Thätigkeit ſeyn können.

Nees wird Euch erzählen, wie er alles im Hauſe gefunden, und auch, daß eben die Fiſcher wieder bei uns eingezogen iſt. Deiner Frau ſage, daß, was ſie über Steffens in ihrem und Deinem Namen geſchrieben, dagegen wüßte ich wirklich nicht viel einzuwenden. Auch ſein Büchlein über Kotzebues Ermordung iſt nur aus der Einbildungskraft gefloſſen, daß über alles müſſe geſchrieben werden, und namentlich von ihm; und Unbeſonnenheiten ſind auch wieder mit untergelaufen. Nanna hat auch gern wiſſen wollen, wann wir kommen. Aber ich kann es leider noch nicht genau ſagen. Es kommt darauf an, wann ich im Stande ſeyn werde, meine Collegia zu ſchließen; mein Beſtreben wird aber ſeyn, Mitte Auguſt abzureiſen. Nees habe ich auch mit meinem Gelüſt bekannt gemacht, eine Reiſe nach Trier und durch die Pfalz zurück zu Fuß zu machen, und er meint, es wäre dabei mehr auf ihn zu rechnen als auf Dich. Mir liegt es aber ſehr am Herzen, dieſes Stück Deutſchland bei dieſer Gelegenheit, wenn auch nur im Fluge, kennen zu lernen, nämlich in dem Fluge, den man zu Fuße machen kann.

Nun Gott befohlen, lieber Bruder, und eine glückliche Stunde für Nanna.

Berlin den 17. Mai 19.

S.

Reimer iſt in Leipzig und Tieck iſt unterdeſſen hier, deſſen Bruder aus Italien ſchon länger hier iſt.

6.

Nun Glück zu, mein lieber Bruder! Eben iſt der ehrliche Bleek von uns ausgegangen, der uns aus einem Briefe von Burchardi Nachricht von der glücklichen Entbindung Deiner Frau, noch dazu an einem ſo ſchönen Tage, mitgetheilt hat. Ich kann nicht ſagen, daß ich diesmal in Sorgen war um Nanna, aber nun fühle ich doch die große Ungeduld nach eigenen und neueren Nachrichten. Laß Dich alſo erbitten, in der nächſten Zeit recht fleißig wenn auch nur ein kleines Geſundheitsblättlein zu ſchreiben. Nun ich denke, der kleine Ankömmling wird Dir wohl manche Sorge verſcheucht haben, und ſo mögte ich eigentlich nicht auf Deinen letzten Brief eingehen. Von Iſrael habe ich ſeit der erſten Nachricht, die uns Luiſe gab, nichts gehört; ich ſehe aber die Sache gar nicht für ſo ſchlimm an, und hoffe, bei dem großen und wohlbegründeten Anſehen des Mannes wird er durch Veranſtaltungen, wie ſie in ſolchen Fällen nicht ſelten ſind, noch gehalten werden. — Wegen Deiner amtlichen Verhältniſſe kann ich nicht klar ſehen, aber aus einer Aeußerung von Süvern mögte ich ſchließen, daß, wenn Du etwas Späteres meinſt als die Geſchichte mit dem Lektionsplan, von ſey weiter mit ihr und dem Knaben, und laſſe Dir unſre Bitte um fleißige Nachricht ans Herz gelegt ſeyn. Bei uns ſteht alles gut. Helvetius iſt noch nicht da, aber ſein Bruder Wilhelm, der ſeit einiger Zeit hier iſt, erwartet ihn heute. Die Herz hat ſich ihre Briefe nach Bonn beſtellt, und ich bitte Dich alſo die Einlage ihr zu verwahren.

Berlin den 25. Jun. 19.

Dein F. S.

8.

Briefe des Grafen Karl Geßler*) an mich.

a.

Lieber Herr Profeſſor. Geſtern Abend hörte ich von Herrn A.-R. Körner, daß der Fürſt Repnin eine Karte von Moskau hat, wo der abgebrannte Theil ſchwarz gehalten iſt, und daß er nicht übel Luſt hat, ſie ſtechen zu laſſen. Hier könnte ſie ein armer Kupferſtecher, der bei einem Haar verhungert wäre, zu Ihrem ruſſiſchen Büchlein in kleinem Format ganz ſchmucklos ſtechen. Vertheuert würde das Büchlein nicht werden; es dürfte jeder ein Exemplar mit oder eins ohne Karte bekommen können. — Ich wette, es bekäme dadurch eine Menge Leſer mehr, folglich würde dadurch der Haß gegen die Franzoſen mehr ausgebreitet, und eine Menge Mitglieder für den wahren (den einzigen mir bekannten) Tugendbund gewonnen. Das wahre Haupt des-

---

*) Dieſer Graf war ein edler wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, früher manche Jahre preußiſcher Geſandter am Hofe zu Dresden. Er hat mich aus meinem Nachtwächterſtübchen in Reichenbach eigenhändig als Einquartierung in ſein Haus geholt, wo ich während des Waffenſtillſtandes und ſpäter noch einige Monate gewohnt habe. Er hat mich ſo lieb gehabt, daß ſein Andenken mir unvergeßlich ſeyn muß.

Der Knab' am Meer.

Stand ein Knab' am tieſen Meer,
Schöpfend mit der hohlen Hand,
Wollt es ſchöpfen waſſerleer;
Kindiſch will des Kinds Verſtand:
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Still ich ſah des Kindes Thun,
Kindiſch all, doch himmelwärts,
Nimmer raſten, nimmer ruhn
Will das eitle Menſchenherz;
Luſtig könnt' es am Bache ſpielen,
Muß in Arbeit ſein Mühlein kühlen.

Knabe, ſprach ich, Knabe laß
Ab von deiner eitlen Pein!
Eh' wird das Sieb zum Faß,

ſelben iſt nicht, wie der verrückte Miſtkäfer meint, Scharnhorſt Gneiſenau Fichte ꝛc., ſondern Prendel *), der ſie todt ſchlägt. Wenn Ihnen meine Idee wegen der Karte einleuchtet, ſo bitte ich Sie, entweder Körnern oder Merian, wenn Sie ihn kennen, bald deshalb etwas wiſſen zu laſſen. Ich kann Ihnen leider nichts helfen. Ich bin noch nirgend hingekommen, weil ich noch keine geſunde Stube hier gehabt habe, ungeachtet ich ausſehe, als wenn ich Bäume ausreißen könnte. Die geringſte Erkältung wirft mich um. Pazienza!

Hier und auf dem Lande ſterben noch immer viel Menſchen. Deſto beſſer; die brauchen aufs Frühjahr nicht zu verhungern. In den deutſchen Blättern ſind viele gute Aufſätze. Wird denn nicht jemand aus öffentlichen Blättern und andern dergleichen allgemein bekannten Quellen ausziehen, wie vielen Menſchen Napoleons Ehrgeitzkriege das Leben gekoſtet haben. Eine ſolche Berechnung könnte von einem angefochten, von einem andern vertheidigt werden, damit die Konverſation ein bischen in die Länge gezogen würde. Sonſt iſt der Eindruck bei unſerm elenden Volke zu geſchwind vorüber. Dem Deutſchen iſt jeder Franzos, was der Weiße dem Neger iſt, ein Weſen höherer Art. Auf das gros der Menſchen wirken facta, nicht raisonnements. Der franzöſiſche Hahn in den Berliner Zeitungen kräht Frieden. Wenn Gott nicht wieder ein Wunder thut, wird er gemacht, und dann ſollen Sie einmal ſehen, welchen Ton von Humanität die Halbfranzoſen (Hybridae) Judenund Kupler zur Schonung der acht-

---

*) Prendel, ein tüchtiger Koſakenoberſt, geborner Tyroler, im Herbſt 1813 eine Zeitlang Kommandant von Leipzig.

baren Perſonen in der Kolonie einführen werden. Vale, fave.

Dresden 19. Decbr. 1813.

Tuo Gesler.

b.

Mit großem Vergnügen habe ich das kleine Pamphlet geleſen, das Sie mir den 13ten ſchickten. Es iſt mir aus Kopf und Herzen geſchrieben. Beleuchten Sie die Frage, daß der Rhein natürliche Gränze Frankreichs ſey, da er doch zum Theil ſehr eine Uſurpations-Gränze des Staats geworden iſt. General Chatellier ſprach das ſonderbare Paradoxon letzthin vor mir aus, das zuerſt Bernadotte, nicht umſonſt ein Franzos, laut ausgeſprochen hatte. Ich bemerkte allerlei dagegen, unter Anderm, daß alſo die Elbe die Oder die Weichſel der Niemen u. ſ. w. die natürliche Gränze Frankreichs werden könnten. Ich habe ſchon oft dies von ehrlichen Tröpfen hören müſſen, die nachbeten, was ein Franzos vorplaudert, und endlich, wenn ſie gegen jeden vernünftigen Grund verſtockt fortlabberten, habe ich ſie gefragt, ob die Seine nicht auch natürliche Gränze Deutſchlands werden könne? Dazu haben ſie nun etwas dumm ausgeſehen und konnten keine Antwort finden. Haben Sie wohl bemerkt, daß der franzöſiſche Hahn auch ſchon davon in den Berliner Zeitungen gekräht hat? — Wenn Sie nicht wollen, daß man Ihnen das Handwerk legen ſoll, etwas Vernünftiges und Nützliches zu ſagen, ſo ſagen Sie es darnach. So gut einer über das mare liberum oder clausum geſchrieben hat, können Sie die Frage im Allgemeinen unterſuchen, ob ein Fluß natürliche Gränze eines Landes ſeyn könne, wenn ein erobernder Staat von einem andern ein

Stück abreißt, und ob in Ermangelung des Meeres, hoher Gebirge u. ſ. w. nicht die Sprache natürliche Gränze ſey. — Machen Sie davon keine direkte Anwendung auf den Rhein ſondern auf den Ganges. Jeder wird ſie ſelbſt auf den Rhein machen. Jeder wird glauben, eine Wahrheit gefunden zu haben, und Ihre Idee lieber annehmen, wenn er ſie für die ſeinige halten kann. Lieber Freund, es iſt keine geſchickte Art zu beweiſen, wenn man einen mit der Naſe drauf ſtößt; aber wenn Sie einem etwas ſo geſchickt in den Weg legen können, daß er darüber ſtolpert und es findet, dann nimmt er es mit Wohlgefallen wie ſein Eigenthum auf.

Sagen Sie mir nicht, daß Sie nicht für Dummköpfe ſchreiben, denn ſie ſchreiben für Dummköpfe. Die wenigen Klugen wiſſen das, was Sie ihnen ſagen können, längſt. Sie wollen und müſſen auf die Menge wirken, die, wie Fauſt ſagt, lebt und leben läßt. Gut! dies iſt die Methode. Dadurch entgehen Sie den Spitzbuben, die der Wahrheit gern den Hals brächen, weil ſie für die Lüge bezahlt ſind. Verſuchen Sie es nur einmal. Sokrates Methode, zu thun, als ſey er ſelbſt zweifelhaft, und ſuche die Wahrheit mit ſeinem Zuhörer, war recht gut, wenn auch der große Mann dabei etwas breit und diffus wird, und die Methode des witzigen Voltaire, ſie in ein Geſchichtchen Parabel oder ſo was einzukleiden, war noch beſſer; nur gehört dazu Voltaires Talent. Körner hat ſehr ehrenvoll den Annenorden zweiter Klaſſe von Fürſt Repnin bekommen und iſt bei der neuen Adminiſtration angeſetzt. Das rettet der Familie vielleicht das Leben. Nun hat er viel zu thun und die Weiber viel darüber zu reden. Alle vergeſſen ihren Schmerz, und Seneca ſelbſt würde ſie nicht getröſtet haben, ungeachtet der Mann immer

Recht gehabt hatte. So iſt der Menſch. Lieber Freund, ſeitdem ich ſo klar ins Leben hinein ſehe, ekelt es mich. Adieu. Iſt in Leipzig nicht Chalmers historical view of the Economy of Great Britain zu haben? Es iſt klaſſiſch.

Hier ſind die vorige Woche 390 Menſchen geſtorben. Noch mehrt ſich die Sterblichkeit. Ich dachte, in Leipzig haben ſie die Prendelſchen Räucherkerzen *) gemindert. Ich danke ſehr für die ſchwediſche Grammatik.

(Ohne Datum und Namen. Muß auch auch Dresden ſeyn, wahrſcheinlich aus dem Monat November 1813.)

6.

Ich habe mit großem Vergnügen alle Pamphlets geleſen, die Sie die Güte hatten mir zu ſchicken. —

Bis auf Ihre Vorſchläge zu einer allgemeinen Volksbewaffnung, weil dieſe, ſo wie die Sachen jetzt liegen ſtehen und ſich verhalten, gänzlich unausführbar ſind. Dies haben Sie recht gut gefühlt, denn in der Vorrede ereifern Sie Sich gegen diejenigen im Voraus, die Ihre Vorſchläge phantaſtiſch finden werden. Hätten Sie, wie einige Stifter alter Staaten ganz von vorn anzufangen, dann könnten Sie vorſchlagen, was Ihnen beliebt, aber verdorbene zum Theil hyperkultivirte Nationen zur Einfachheit zurückführen zu wollen — den Staatsmännern, deren Fell gefährdet würde, wenn das Volk aufhörte wie der Bär im Zuſtande der Kultur bei dem Ring in der Naſe geführt zu werden — Was ſollte wohl aus Montgelas und Konſorten werden, die ihre ganzen Nationen haſſen verachten und verabſcheuen, wenn ſie dem Bären den Ring abnähmen? Bei allem Ver-

---

*) Im eigentlichen Sinn auf den Gaſſen angezündete Miſthaufen.

trauen, das auch ich auf die Rechtlichkeit unſrer Landsleute habe, wird der Wurſthändler Kleon den deutſchen Demos führen wie den ariſtophaniſchen. Ich weiß wohl, daß ich das den Herren Theoretikern vergebens predige. Die Formel iſt richtig, aber in der Anwendung ſitzt der Fehler. Gefühl für Wahrheit und Recht iſt in der ganzen Maſſe nie, immer nur bei wenigen Individuen als Ausnahme da. Dies lehrt mir der Augenſchein. Die Geſchichte beſtätigt es. Sie iſt Moſes und die Propheten. Sie haben mit dem gehörigen Ernſt dem Wurſthändler ins Ohr geſchrieen, daß der Rhein nicht die natürliche Gränze Frankreichs ſeyn könne noch ſeyn dürfe, und beſonders hat mir in dieſer ſehr ſchönen, gründlichen, nachdrücklichen, klaren diatribe das Ende gefallen. Ich bin gänzlich der Meinung der Störche von Aquileja, und ich bitte Sie um 12 Exemplare dieſer Abhandlung, weil ich fürchte Herr tit. Cleon wird ſie übel nehmen. Ich traue dieſem Herrn nicht; vielleicht wiſſen Sie beſſer als ich, wie Sie mit ihm dran ſind, was er wagen darf und was nicht. Wenn das iſt, haben Sie Recht, meine Warnung unbeachtet zu laſſen. Man muß, wenn man für Wahrheit und Recht kämpft, ſo weit gehen, als möglich iſt, und nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, aber auch, wenn man wie Tell „auf Gott vertraut und die gelenke Kraft" um ſich ſpähen mit geſunden Sinnen.

Sie haben mich Ihren gütigen Cenſor genannt. Ihr freundlicher und freundſchaftlicher bin ich allerdings, denn ich ſchmeichle Ihnen nicht. Wie Sie das aufnehmen, was ich Ihnen ſage, gilt mir gleich; das iſt Ihre Sache. Bis jetzt ſind Sie aber auch der einzige meiner ſchreibenden Freunde, der es nicht übel nimmt, wenn man ihm den konkreten Fall unter die Augen rückt. Freund K. iſt ſo duldſam nicht. Es iſt jetzt die Rede davon, einen gewiſſen großen Körper neu auszuſtaffieren. Nun ſchlägt jeder eine Tracht vor. Ich bemerkte, die elegante griechiſche werde ihm nicht paſſen, weil der Kerl hinten und vorn einen Buckel habe, welchen die Herren Schneider nicht aus der Acht laſſen müßten. Darüber hat mir Freund K. eine Naſe gezogen. Sie, mein lieber Freund, haben die Toleranz, da Sie Widerſpruch vertragen können, gewiß nur dem Aufenthalt auf dem Lande zu danken; ein purus putus Städter iſt iraſcibel wie ein Poet. Da ſoll man immer ſagen: Erlauben Sie gütigſt, mich däucht, Sie treten fehl, Sie glauben auf einen Balken zu treten, es iſt aber nur eine Latte u. ſ. w. Hätte ich gewußt, daß Sie mit Ihrem rheiniſchen Produkt, das Kraft hat wie alter Rheinwein, ſo weit wären, ich würde Ihnen keine Ruhe gelaſſen haben, bis Sie mir eine kleine Berechnung, wie viel Blut durch Napoleons Einfluß in Deutſchland gefloſſen ſey, daran gehängt hätten. Welcher Hintergrund zum Gemälde und wie ſchön würde nun die Wahrheit herausgetreten ſeyn, man müſſe ſich Frankreich ſo weit als möglich vom Halſe zu ſchaffen ſuchen!

Ich danke Ihnen gar ſehr für die ſchwediſchen Bücher. Daran habe ich auf lange genug; nur fehlt mir 1) Ihre Reiſen deutſch, 2) ein Lexikon.

Wenn ich Ihre Reiſen durch habe, werde ich ziemlich über den Berg ſeyn. Leider geht es mit meinem Lernen jetzt langſam. Das zwölfte lustrum und Kopfgicht machen meinen Kopf zu einem Sieb. Alles läuft durch. Es gehet einem, der alt iſt wie denen, die den letzten conus des Veſuvs heranklimmen. Bei jedem Schritt in die Höhe gleitet man mehr als die Hälfte wieder herunter.

Ich bitte Sie um gütige Notiz über Ihre Auslagen, die ich gern berichtigen mögte. Vale fave.

Dr. 3. Jänner 14. Tuo Gesler.

Viel Glück zum Neuen Jahr und daher viel Unglück dem Korſen! -- Erinnern Sie Sich nicht, in welchem Gedichte es ſteht „das Webe fegt man aus, die Spinne ließ man leben?“

d.

Ich bitte Ihren Herrn W. Rein dieſen großen Dank in kleinem Format für ihren Brief vom 23ſten zu beſorgen. In acht Tagen kehre ich nach Reichenbach zurück, komme gegen Ende Mais wieder, um nach Karlsbad zu gehen. — Es wird mich ſehr freuen, wenn Sie der Orpheus der Transrhenaner werden und die ſo beſtialiſirten Germanen nach Ihrer Pfeife tanzen laſſen. Ihre diatribe über den Rhein hat Eingang gefunden, ſie hat ſogar, kann man ſagen, durchgeſchlagen, und das war ſehr viel; denn ſie iſt ſehr gut. Herr Renfner *) tit. ps. hätte ſie nicht drucken laſſen, denn er hat ſogar Tiedge einige Poeſieen verpönt, in denen Napoleon ein Räuber Tyrann genannt wurde. Wann wird denn in Berlin das Reich der Gergeſener aufhören? In der deutſchen Zeitung Miſcellen für die neueſte Weltkunde Nr. 51. ſteht ein Aufſatz, worin ein ſehr ſchlechter Ton herrſcht und in dem man ſich über die Preußen mocquirt. Sollte ihn nicht ein Sachſe fabricirt haben? Ob unſre Wünſche werden in Erfüllung gehen, ob in Deutſchland große Maſſen die lumpigen Duodezregierungen ablöſen

---

*) Legationsrath R., der Zeit Cenſor in Berlin. Ich hatte mit meinem Soldatenkatechismus im Junius 1813 auch die Probe gemacht, wo ich alle harte Stellen gegen Napoleon und ſeine Räuberbanden mildern ſollte. So ward aus dem Berliner Abdruck nichts, und ich ließ ihn in Reichenbach und dann in Leipzig drucken.

werden, wer weiß das? Aber jeder Deutſche muß es wünſchen. Mir gilt's gleich, wer herrſcht, Tros Rutulusve fuat, wenn er mich nur ſchützen kann. Deutſchland iſt der Tummelplatz ſeiner übermüthigen Nachbarn, ſeitdem es, in unendliche kleine und große Parcelen zerriſſen, keine impoſante Maſſe bildet. — Meine Saxons ekeln mich an. Es ſind nur zwei Regungen bei ihnen lebendig, Widerwillen gegen die Preußen und das Bedauren, daß ſie nicht mehr die Ehre haben, Napoleon den St. zu küſſen. Ja damals ſtellten ſie wohl noch etwas vor, und darum iſt es dieſen und allen Halbmenſchen doch nur zu thun. — Dieſe und ähnliche Wahrheiten laut zu ſagen taugt nicht; das publicum braucht ſie nicht zu wiſſen, aber den faiseurs muß man ſie kurz, bündig, kräftig, klar unter die Augen ſtellen. Ja lieber Gott, es will Mancher, aber er kann nicht. Wem der Himmel keine Stimme gegeben hat, wie kann der ſingen? Wenn nun aber einer weiter nichts kann als das Maul aufſperren, ſollte er wenigſtens nicht unter die Sänger treten. Dies unter uns; denn der Autor iſt ein Mann von Gewicht, und ich habe ſchon Feinde genug, weil ich eine Katze eine Katze heiße. Händel vermeide ich nicht, aber mit 60 Jahren ſucht man auch keine mehr.

Noch ſteht uns der Himmel bei, und wer weiß, ob nicht aus dieſem Chaos Ordnung, aus dieſer Finſterniß Licht werden kann? Ihre Hypotheſe, daß der Satan Napoleon geblendet habe, iſt ziemlich wahrſcheinlich. Wenn er in Schande leben bleibt, nicht wie Arioſts Rodomonte endigt, muß ſein Phyſiſches gelitten haben, und er iſt nur der erſte unter den Schuften. Dann ſchlägt ihn aber auch einmal einer auf den Kopf, den er mishandelt. Dies widerfährt ihm häufig. Hier hat er mehrmals Officiere maulſchellirt und bei den Ohren gezogen. Jetzt müſſen die Frandoſen hinter ſeine ungeheuren Lügen kommen, und der Held zes Tages, der von Moskau bis Paris in Einem fort geſchlagen wird, muß ihnen verächtlich werden.

Leben Sie wohl, lieber Freund, gedenken Sie meiner bei W. Rein, dem ich gern meine Geldſchuld an Sie abtragen mögte. Vale fave.

Den 15. Jänner 14.

G.

6.

Wenn Ihr Gewiſſen Sie gemahnt hat, ſo hat das meinige wohl auch nicht geſchwiegen. Ich bin mir bewußt, mit mehr Härte, als bei Griechen im geſelligen Leben geduldet worden, meine Anſicht als Wahrheit aufgeſtellt zu haben. Glauben Sie nicht, mein wackrer Freund, daß ich mir einbilde, etwas vorhergeſeben zu haben, weil ich es vorhergeſagt habe. Die Wetterprophezeihungen ſind nicht unzuverläſſiger als die politiſchen, und da ein Tag den andern lehrt, bin ich behutſamer geworden als jemals. Beſonders habe ich mir an meinem 82. Geburtstage vorgenommen, alle Ausbrüche roher Leidenſchaft zu bekämpfen und immer höflich Recht zu haben. Wiewohl wir hier in der Provinz den Kopf in einem Sack haben und wenig davon wiſſen, wie die Sachen gehen, iſt mir und Mehreren vor Talleyrands Künſten bange. Nichts muß den Franzoſen ſaurer eingehen als zu ſehen, daß Deutſchland wehrhaft gemacht wird. Seit ſo vielen Jahren haben ſie unermeßliche Summen bei uns zuſammengeraubt und geſtohlen. Sie müſſen alſo ſuchen, ſich dieſen Markt nicht zu verderben. Frankreich, ein Ganzes, hat über das zerſtückelte Deutſchland immer die Oberhand und fremde Hülfe kommt immer zu ſpät. Baiern und Wirtemberg den Schlüſſel zu Deutſchland anvertrauen iſt höchſt verderblich, ſelbſt wenn ein Montgelas nicht mehr Miniſter ſeyn wird. Den kleinen Klaſſern, die nichts gethan haben, als ihre Länder wieder zu nehmen, ſollte man aufs Maul ſchlagen; je mehr ſie mediatiſirt werden, deſto beſſer wird es in Deutſchland ſtehen. Grade ſie und ihre dumme Arroganz, Mächte ſpielen zu wollen, iſt zum Theil unſer Verderben geweſen. Daß die Dinge in der Welt nicht immer gehen, wie ſie getrieben werden, lehrt Ihnen ja die Geſchichte. Bei dem Kongreß, der uns den Weſtfäliſchen Frieden gab, konnte oft nichts vorgenommen werden, weil die Bevollmächtigten beſoffen waren. Das Trinken iſt nun wohl abgekommen, aber beſſer iſts nicht geworden. Lieber Freund, Sie müſſen doch wohl ſehen, daß das erbärmliche Zeug, das ſich für vernünftige Weſen ausgiebt, ohne unmittelbare göttliche Hülfe nicht einmal aus dem Zuſtande von Wildheit herauskommen konnte, in dem actu noch Dreiviertel des menſchlichen Geſchlechts vegetiren; ja daß ſie ohne unmittelbare göttliche Hülfe wieder durch Inquiſition, Jeſuiten und andere Pfaffen, Naturphiloſophen u. ſ. w. u. ſ. w. hineinfallen müßten. Was wollen Sie denn damit ſagen, daß Gott in dem Schwachen mächtig iſt ꝛc. ꝛc., als daß er thut, was ihm gefällt? Sagen Sie mir doch, lieber Freund, ob es nicht möglich iſt, daß wir mit uns ſelber einig werden können? Wenn ein ſo geſcheidter Mann, wie der alte Herr v. St. knirſcht, ſo dauert er mich. Thäte er nicht beſſer ſich bei denen Zutrauen zu erwerben, die er durch Sarkasmen Knirſchen Ausfälle u. ſ. w. von ſich entfernt. *) Ob es beſſer

---

*) Er meint mit dem v. St. den Freiherrn vom Stein. Sie waren alte Jugendfreunde und verdienten beiderſeits es zu ſeyn, und durch

Worin ſicher ruht der Wein,
Ehe fängſt du den Wind mit Netzen,
Als ſich trocken die Tiefen ſetzen.

Und der Knabe ſprach zu mir:
Weiche, böſer Feind, hinweg!
Laß mein ſüßes Spielen mir;
Ueber Bächen liegt ein Steg,
Quellen kann ich im Grunde ſchauen,
Auf die Tiefe nur will ich trauen.

Und er ſchöpfte luſtig fort,
Aber ich ging weinend weg —
Heil'ge Brunſt, wo iſt dein Ort?
Süßer Abgrund, wo dein Steg?
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen

dadurch gehen würde, weiß ich nicht; daran liegt aber auch nichts. Epiktet hat ja ſchon geſagt: Thue, was recht iſt; ob etwas Gutes daraus entſteht, geht dich nichts an.

Ich freue mich ſehr, daß Sie in Berlin ſind, und wünſche, daß Sie da bleiben mögten. Sie ſind ein tüchtiges Werkzeug in der Hand der Vorſehung. Geben Sie doch manchmal auf die Holzhacker Acht, die in der Straße Holz ſpalten. Jetzt im Winter haben Sie gute Gelegenheit dazu. Sehen Sie, wie die Erfahrnen unter ihnen grade auf den rechten Fleck und nicht ſtärker ſchlagen, als nöthig iſt. Die Ungeübten hauen blind drein, machen ſich müde und hauen viel Holz in die Späne. — Wäre ich ſonſt ſo beſonnen und ruhig geweſen, als ich jetzt bin, ſäße ich nicht in Reichenbach. Aber leider kommt der Verſtand erſt, wann das Geld und die Jugend weg iſt. *Πενια* heißt die Göttin, die mich hier hält. Kein Menſch oder doch nur wenige zahlen Intereſſen. — Pazienza!

Dieſen Winter bin ich attrapirt worden in Reichenbach einzuwintern, (verſtehen Sie das franzöſiſche Wort? — ich brauche es, weil von etwas Garſtigem die Rede iſt) aber das paſſiert mir nicht wieder. Meine Geſundheit treibt mich

---

Stein bin ich bei Geßler eingeführt worden. Es war nun bei dieſen Beiden ein ganz eigenes Verhältniß, wie es ſich unter Jugendgenoſſen oft macht, wo ſich ein gewiſſer Ton und eine gewiſſe Art oder Unart auch für die ſpäteren Tage feſtſetzt. Sie ſahen ſich in Reichenbach faſt alle Tage, ja ſie konnten von einander nicht laſſen, aber ſtiegen auch immer faſt ſogleich in den Harniſch gegen einander, und in dieſen Kämpfen war Geßler gegen den Titanen Prometheus, wie er ihn in einem der Briefe nennt, meiſtens im Vortheil. Er ergötzte ſich den Titanen zum Zorn zu reitzen, und freute ſich der augenblicklichen Uebermacht des Witzes, und ſummte dann um ihn wie die Bremſe, die den Löwen zum Brüllen gebracht hat: er, der mehr ruhige, klare, ſcharfe, der aber ſonſt wohl wußte, wie er ſich vor dem mächtigen Ungeſtüm des Titanen zu verneigen habe. So muß man ſolche Urtheile und Stimmen und Stimmungen des Augenblicks, wie ſie ſo natürlich durch vertraute Briefe laufen, nehmen und deuten.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01932/039

in ein milderes Klima. In dieſem habe ich keine geſunde Stunde, und kann, wann Wind iſt, nicht in die freie Luft, in der einem Menſchen doch eigentlich nur wohl iſt. Was meine Leiden hier vermehrt, iſt der gänzliche Mangel an wiſſenſchaftlichen Genüſſen. Das doppelte Leiden ertrage ich nicht länger. Den Sommer muß ich nach Karlsbad, hernach in eine mildere Luft mit den Schwalben. Ich kann 4000 Thlr. jährlich als mein reines Einkommen rechnen; damit, denke ich, kann ich mit den wenigen Bedürfniſſen, die ich habe, auskommen. Sie, lieber Freund, ſind in dieſen auch Ihnen intereſſanten Gegenden bekannt. Geben Sie, ich bitte Sie, etwas Auskunft darüber. Sachſen iſt das einzige Land, in dem ich mit den Menſchen nicht auskommen kann. Die platte Eitelkeit dieſer jämmerlichen Kerls, die für nichts Edles Sinn haben, die Franzoſen lieben und ihnen anhangen, weil ſie von ihnen wie Köter Hiebe bekommen, ihren höchſt erbärmlichen König mit ſeinen Kapuzinern zurückverlangen und nicht ſelbſtſtändige Deutſche werden mögen, ſondern Sachſen bleiben und von ihren Nachbarn Fußtritte bekommen wollen. Daß man mit den Kerls tempert, verdrießt mich in der Seele. Wenn man doch das alte franzöſiſche Sprichwort bedächte Qui vilain oint, vilain le point, (von poindre: ſtoßen) Qui vilain point, vilain le oint. Ich dachte, wir hätten das Beiſpiel von Polen noch in friſchem Andenken. Noch darben unſre Wittwen und Waiſen, weil man ihr Vermögen dieſen Patrons borgte. Wie dankbar ſie waren, iſt Ihnen bekannt. Hat mir nicht einer von den Kerls in Kudowa geſagt, man habe die Polen verleitet, Geld zu borgen. Daß ich den Schuft ſpazieren ſchickte, wie er es verdient, verſteht ſich. Es war ao's Heigh-ho!

Kennen Sie meinen würdigen Freund Klaproth? wenn nicht, ſuchen Sie ſeine Bekanntſchaft. Sind Sie in der

Itzenplitziſchen Familie bekannt? wo nicht, ſuchen Sie Frau von Itzenplitz kennen zu lernen. Wiſſen Sie etwas von einem Privatgelehrten, Philoſophen, Mathematiker u. ſ. w. Krauſe? Dieſer Mann hatte früh das Unglück, den Naturphiloſophen in die Hände zu fallen. Pazienza. Daß man bei dieſen Herrn nicht Lebensphiloſophie lernt, wiſſen Sie. — Sie kennen an Stolberg *) einen recht braven Jüngling. Er will ſich wegen ſeiner Taubheit magnetiſiren laſſen. Wachen Sie doch freundlich über ihn. Unglück iſt wohlfeil. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir bald. Tiede wird immer dicker, iſt ſonſt ganz wohl. Mein Aſtronom nimmt, ſo oft Sonne ſcheint, Sonnenhöhen und weiß genau auf eine halbe Minute, wann es Mittag iſt. So genau weiß es in ganz Reichenbach kein Menſch. Vale fave

Reichenbach den 23. Decbr. 14.

Tuo G.

Beſchließen Sie dieſes ſtürmiſche Jahr geſund, und geſund und glücklich das folgende! Graf Ferdinand (Stolberg) freut ſich wie jeder Biedermann Ihres Andenkens und grüßt Sie freundſchaftlich. Sie haben vergeſſen mir Ihre Addreſſe zu geben.

f.

Ich hatte allerlei hypochondriſche Grillen über das lange Ausbleiben Ihrer Antwort, die gottlob nur Grillen geblieben ſind. Sie ſind wohl und, was das Beſte iſt, glücklich. Mögen Sie es lange bleiben! — Meine Angelegenheiten haben eine leidliche Wendung genommen, und nur der bleiche Tod kann mich hindern, eine gegebene Zeit

---

*) Das war er: Chriſtian, Friedrich Leopolds Sohn, wohnte damals in Berlin bei Niebuhr, blieb im Sommer 1815 bei St. Amand.

am Rhein mit Ihnen zu verleben. Um ein Quartier in Bonn für mich und einen Bedienten wird es noch keine Noth haben, ſelbſt wenn eine Univerſität hin käme. Wann dieſe Univerſität dort geſtiftet werden wird, wer weet dat? Dazu gehört Geld un dat hebben wi nich. Zu eſſen wird ſich für mich auch noch finden, wenn ich auch keine ſo gute Zähne und Magen habe wie der große Römer, der nie ſeinen Sklaven ſchalt, wann er ſchlecht gekocht hatte. Ein Stückchen gekochtes oder gebratenes Fleiſch oder Fiſch, etwas Gemüſe wird ja auch für Geld und gute Worte zu finden ſeyn. Steffens in Breslau bemüht ſich das Moosfreſſen an die Tagesordnung zu bringen und ein Oekonom in Sorau bietet für 30,000 Frd'or ein Geheimniß aus, ſelbſt ungedüngtem Boden ſechshundertfältige Frucht abzugewinnen. Dies ſey in Babylon angegangen, meint er, er ſehe alſo gar nicht ein, warum es in Bolkenhain nicht auch angehen ſollte. Aus allem dieſem ſehen Sie, liebſter Freund, daß wir auf dem Wege ſind, ſehr wohlfeil Brod zu bekommen. Quod Deus bene vortat!

Glauben Sie nicht, mich aus der Erinnerung zu kennen. Ich bin mir, wie ich damals war, wenig ähnlich. Die Zeit, die wir zuſammen verlebten, war eine Zeit der Erziehung. Zu einer ordentlichen Erziehung gehören Schläge, (ὁ μη δαρεις ἀνηρ μη παιδευεται). Dieſe Erziehungshiebe bekamen wir damals, und waren freilich nicht immer in der beſten Laune. Wie mir däucht, hat dieſe kleine Korrektion auch bei Ihnen angeſchlagen, wie das freilich zu erwarten war: Cave, ne commovearis! — Ueber das Problem, ob dieſe Welt die beſtmögliche ſey, ſprechen wir wohl einmal. Es kommt nur darauf an, ſich über das Beſtmögliche zu verſtändigen. So viel wiſſen wir gewiß, daß jeder darauf ſo nützlich zu ſeyn ſuchen müſſe, als er kann, und daß, um zu wirken, man ruhig in ſeinem Gemüthe, heiter klar und beſonnen ſeyn und ſich in Acht nehmen müſſe, nicht einen Knebel ins Maul und Beinſchellen zu bekommen. Hätte Sokrates ſeiner Ironie Gränzen ſetzen wollen, würde er nicht den Giftbecher getrunken haben.

Der Titane Prometheus leidet an inflammirten Augen. Der Arzt Neygenfind in Schmiedeberg hat eine treffliche Augenſalbe, die ich ihm zuſchicken werde. Dieſen Sommer werde ich ihn ſehen; ob lange weiß ich nicht. Sein Humor, der nicht von ihm, ſondern von dem er abhangt, macht ihn oft nicht zum wünſchenswerthen Geſellſchafter. Es iſt ſonderbar genug, daß er dem geſunden Menſchenverſtande zum Trotz ſeine ungeſtüme Heftigkeit nicht für das, was ſie iſt, für Ungezogenheit, anſprechen will, ſondern behauptet, ſo müſſe der Menſch ſeyn.

Heute finde ich Ihren Namen in den Zeitungen, da es Herrn General Diereke einfällt, einmal im Vorbeigehen nach Ihnen auszuſchlagen. Da Ihnen eine ſolche Calcitration weiter nichts ſchadet, ſo laſſen Sie ſie ja ungerügt. Im Grunde haben Sie ſie verdient. Im (zwar gerechten) Eifer hatten Sie auch ein Wort zu viel geredet. Des Generals Behauptung, es hätten alle Schriftſteller von A bis Z zu der damals für die gute Sache ſo günſtigen Stimmung nichts beigetragen, hat nichts für ſich als ſeine eigne Ueberzeugung. Nun die kann man dem guten Mann ja laſſen. Petrus currit, currat ergo. Faſt mögte ich ihn für einen Philoſophen halten, denn Cicero behauptet, es ſey nichts ſo Närriſches zu erdenken, was nicht irgend einmal ein Philoſoph bewieſen hätte. — In der Voſſiſchen Zeitung ſteht der Brief des Königs an den General, und gleich darauf die Ernennung des t. p. Herrn Gimpel zum Regierungsrath. Ich hoffe, der Zeitungsredakteur ſoll für dieſe ungeſchickte Zuſammenſtellung eine Naſe bekommen; denn geſetzt, er habe es nicht böſe gemeint, ſo hat er doch dadurch Gelegenheit gegeben, an das sic pagina jungit amicos zu denken. Wer kann ſich immer der böſen Gedanken erwehren?

Sagen Sie mir doch, liebſter Freund, giebt es denn Bücher in Ihrer 8000 Seelen ſtarken Stadt? Botaniſche kann ich leider nicht brauchen; denn Botanik muß ich aus Mangel an Gedächtniß liegen laſſen, eben ſo Mineralogie. Alte Literatur und Aſtronomie ſind jetzt an der Tagesordnung. — Jetzt leſe ich Feßlers Geſchichte der Ungern, die mir etwas weitläuftig ſcheint. Eigentlich fängt ſie vom Einzuge der Magyaren an, aber er holt weiter aus und erinnert mich an Tristram Shandy's Lebensgeſchichte, die lange vor ſeiner Geburt anfängt. — Ich kann mich jetzt auf zwei intereſſante Bekanntſchaften freuen. Die Schweſter der Gräfin Lippe, die Gräfin Hohenthal, iſt eine gar treffliche Frau und meine ſehr gute Freundin. Stellen Sie mich aber meinen neuen Bekanntinnen nicht als einen Oberſchleſier vor; der bin ich nicht. Das Land meiner Väter iſt Litthauen *). Da iſt mein Vater, Großvater u. ſ. w. geboren. Der Brief Ihres lieben Frauchens iſt beſtellt. Bitten Sie ſie nicht zu vergeſſen, daß ſie meine geborne Freundin iſt. Wenn Sie einen verlornen Augenblick haben, ſo ſagen Sie ein freundliches Wort

Ihrem ergebenen Freund und Diener Geßler.

Nieſky den 20. Jan. 16.

---

*) Nämlich das oſtpreußiſche Litthauen.

8.

Ich habe Ihren Brief vom 18. Auguſt nicht eher beantwortet, bis ich Ihren 4. Thl d. G. d. Zt geleſen hatte. Es war mir nämlich aufgefallen, daß Sie davon gegen mich ganz geſchwiegen hatten, und ich dachte: latet anguis in herba. Sie, lieber Freund, ſprachen publice, ohne, wie Sancho ſagt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, von dem, was mich angeht; ich kann ihnen daher privatim eben ſo antworten. Ihr ganzes Büchlein hat völlig meinen Beifall, denn ich bin in allem mit Ihnen einverſtanden, wenn ich gleich ein wenig ſeltener die chriſtlichen Bemerkungen gewünſcht hätte. Zuletzt fangen Sie an über den Adel zu brümmeln, als wenn Sie ein altes Mütterlein aus dem medio aevo auferſtanden wären. In meinem Lande (in dem Sie leben und ſchreiben) hat der Adel keine Gewalt zu fluchen, nur zu ſegnen. Als Güterbeſitzer iſt er jetzt auch mit allen begüterten Bürgerlichen, auch den Juden, in ſo fern ſie Güterbeſitzer ſind, al pari. Es iſt alſo höchſt partheiiſch und ungerecht, zu ſagen, der Adel drückt die Bauern, da dieſer Vorwurf nur die Güterbeſitzer treffen könnte. In Preußen, meinem Vaterlande, haben die Juden einen ſehr großen Theil der vormaligen adlichen Güter, und der durch den Krieg zu Grunde gerichtete Adel hat ſein Letztes hergegeben, das Vaterland zu retten, während ihn die Juden ausſogen, und hat nichts davon geſagt. Denn der armſelige Saalbader aus Potsdam (Diercke) iſt unſer Bevollmächtigter nicht. Daß die Herren Schriftgelehrten über das Judenunweſen, das wirklich ſchimpflich und unverantwortlich iſt, nichts ſagen ſondern immer fortfahren wider den Schatten Adel zu fechten, wundert mich nicht, weil ich ſie kenne: sed tu, mi Brute!

Mit Vergnügen habe ich geleſen, was Sie über Friedrich den Großen ſagen. Sie wiſſen recht gut, daß der Menſch iſt, wozu ihn die Anlagen, mit welchen er geboren worden, und die Verhältniſſe, in welchen er gelebt hat, machten. Man erwäge alles das ja recht genau, ehe man einen Stein gegen jemand aufhebt. Lieber Freund, wenn wir beide unter Juden erzogen und geboren wären, ich würde höchſt wahrſcheinlich ein Mauſchel ſeyn. Pazienza!

Ueber das Turnen laſſen Sie mich Ihnen noch ein Wort ſagen. Allerdings iſt es ſehr gut, den Jungens corpus sanum zu machen, damit mens sana darin wohnen könne; aber ihnen in den Kopf ſetzen, daß von ihnen das Heil der Welt ausgehen ſolle, iſt insanum. Wenn Sie wüßten, wie Narren und Schurken (ich mag gern jede Sache bei ihrem Namen nennen) dem Teufel in die Hand arbeiten, Ihr frommes chriſtliches Gemüth würde ſich darüber entſetzen. —

Ich war feſt entſchloſſen, dieſen Sommer an den Rhein zu reiſen, aber Körners *) ſpäter Beſuch und eine Unbäßlichkeit, die mich nachher befiel, hielt mich zu Hauſe. Spät mogte ich nicht reiſen, denn wie ſollte ich zu Hauſe kommen, wenn es mir bei Euch nicht gefiel? Kürzlich habe ich hier einen Rheinländer geſprochen, der gar nicht darüber hinweg kommen konnte, daß der König letztens bei Euch ſaure Geſichter geſchnitten und dann in Paris Orden ausgetheilt hätte. Nun zum Teufel, ich kann nicht dafür, daß der König ſaure Geſichter ſchneidet; ich wollte, ich könnte es ihm abgewöhnen. Sehen Sie, liebſter Freund, wenn ich mit ſolchen Sachen und darüber gehetzt würde, daß meine Vorfahren ſich mehrere Jahrhunderte wacker, vom Vater auf den

---

*) Theodor Körner war Geßlers Pate, Schiller und Friedrich Leopold Stolberg waren ſeine Freunde.

Sohn, für ihr Vaterland geſchlagen und nichts damit verdient haben als victum et amictum, ſo ginge ich wieder; denn ſolche Handwerksburſchenflegeleien ekeln mich an. Von ſolchem Altenweibergezänk libera nos domine! In Oeſterreich ſoll man katholiſch werden, und es iſt nichts Dummes, was einem nicht über die Herren Praißen in den Bart geworfen wird; in Sachſen vergifteten ſie einen Preußen gern mit dem Blick, wenn ſie nicht Kalbs- ſtatt Baſilisken-Augen hätten. Ich habe HE. Engländer hier geſehen, die ſich einbildeten, es wären noch ſo die alten Zeiten, und ich habe mir die Mühe nehmen müſſen, ſie derb eines Beſſern zu belehren. Mit Franzoſen komme ich noch am beſten weg, denn ich ſpreche nicht mit ihnen. Sehen Sie, liebſter Freund, allen Narren den Wurm zu ſchneiden langweilt mich. Das Wiſſenſchaftliche iſt nachgerade das Einzige, was mich an dem Menſchen, wenn er nicht mein Freund iſt, intereſſirt. Uebrigens Tros Rutulusve fuat, nullo discrimine habebo. Mit den hieſigen Hybridis habe ich mich durchgebiſſen, die laſſen mich in Ruh. Wenn ich am Rhein ewig ſolche mockfightings halten müßte, ginge ich gleich wieder. Es ſind übrigens noch einige andre Umſtände zu berichtigen, als z. B. ein Quartier, gegen Mittag, nicht weit von Ihnen, an einem geräuſchloſen Ort, z. B. nicht etwa nahe bei einem Kupferſchmidt —

Liebſter Freund, Sie eifern wohl ein bischen mehr als gut iſt, über die Zeiten von 70 bis 93. Freilich iſt es wahr, daß Menſchen alles ertragen lernen, nur nicht Ruhe und Glück. Aber es kann ja nicht immer ſo ein ſegensreicher dreißigjähriger Krieg oder ein Hunneneinfall bei der Hand ſeyn. Das Menſchenpack hat auch manchmal etwas Ruhe nöthig. Und wie hätten wir die ſo heilſame Fran-

Der Knabe und die Jungfrau.

Süß Liebchen! doch ſchweige! das Süße, Süße flieht;
So blühet die Blume, wie Liebe flüchtig blüht,
Sie duftet am Morgen, am Abend iſt ſie todt,
Reich her mir dein Mündlein voll Küſſe, roſenroth!

Blüht Liebe, wie Blumen, o luſtig, luſtig Bild!
So küſſe die Lippe, die Liebe brünſtig füllt;
Stirbt Liebe wie Blumen, daß Liebe traurig ſei,
Die Blume, die welket, kömmt wieder friſch im Mai.

zoſenzeit ertragen, wenn nicht eine lange ruhige Zeit uns mit dem dazu nöthigen Wohlſtand ausgeſtattet hätte?

Ich freue mich, daß Sie nicht mehr bei einer metaphyſiſchen Univerſität angeſtellt ſind. So eine neue Univerſität iſt immer ein bischen wie ein Freikorps. Es muß da allerlei aufgenommen werden, das das Maaß nicht hat. NB.: Ich kenne einige Ihrer Herren Kollegen. Sie haben einen ſchönen Sommer gehabt, aber freilich nur durch das Wetter. Ihr häuslicher Unfall iſt mir ſehr nahe gegangen, und — ich fürchte, es ſteht mit den accouchementsanſtalten bei Euch nicht ſonderlich aus. Hier wäre Ihnen das Unglück nicht begegnet. Der Titane Prometheus iſt heiter; nun dann befindet er ſich wohl. — Empfehlen Sie Ihrer lieben guten deutſchen Hausfrau einen Ihr zwar unbekannten aber Ihr und Ihnen herzlich ergebenen alten Freund.

Geßler.

(Ohne Datum. Muß aus dem Spatherbſt 1818
aus Karlsbad oder Dresden ſeyn).

Nun die Aachener ſind in ihren Erwartungen von dem Kongreß zu kurz gekommen. Wird es mehreren ſo gehen? Haben Sie die Reiſen nach Hammelburg geleſen.

9.

Briefe vom Freiherrn vom Stein an E. M. A.

a.

Ihren Brief vom 14ten v. M. beantworte ich erſt jetzt, weil ich ihn ſpät erhielt und krank war oder bin — von zurückgetretenem Podagra. Es geht jetzt aber gut, und ich ſtehe Dinstag wieder auf.

Wie es mit unſern Fonds bei Ph. (Phillips) ſteht, weiß ich nicht. Er verfolgt mich mit unnützen Briefen, über die Hauptſache ſagt er aber nichts. Könnten Sie mir es nicht mit zwei Zahlen angeben — Sind unſre Fonds hinreichend, ſo laſſen Sie Ihr Büchlein drucken und geben den Zuſchuß von 400 — 500 Thlr.

Sobald wir ein bischen klarer ſehen — und dies wird in einigen 10 – 12 Tagen geſchehen — ſo kann ich Sie, meinen braven frommen und geiſtvollen Freund, wieder zu mir einladen, ibi ubi, ſagt der öſtreichiſche militäriſche Geſchäftsſtil, wenn man ſelbſt nicht weiß, wo man hingeht. — Bringen Sie dann Ihr Büchlein voll Menſchenverſtand und Wahrheit mit, und erheben Sie alle unſre Fonds bei Ph.

Ich habe an Frieſe einen vortrefflichen Menſchen kennen lernen.

Leben Sie wohl. Gott ſey bei Ihnen und bei uns allen! Es giebt des Erbärmlichſchlechten und Verruchten noch viel, möge er es ausrotten!

Breslau den 12. März 1813.

Stein.

(An mich nach Königsberg geſchrieben.)

b.

Ich ſetze voraus, daß E. Wohlgeboren noch in Berlin ſind und dort Ihre Sachen drucken laſſen. Für die mir mitgetheilten Nachrichten danke ich Ihnen. Die Mecklenburgiſchen Bewaffnungen gehen vorwärts, zwei Infanterie-Regimenter und ein Jäger-Regiment zu Pferde ſind fertig; man ſchreibt mir, der Landſturm ſey errichtet — Hamburgs Fall iſt ſehr traurig: die Bürgerſchaft hat die Probe des Unglücks nicht beſtanden. Wir dürfen nicht verzweifeln; es giebt des Schlechten und Gemeinen viel in der Welt, und zeigt ſich doch überall ein braver Sinn.

Soll ich Ihnen das Geld nach Berlin an Reimer ſchikken? Leben Sie wohl und erhalten mir Ihre Freundſchaft.

Reichenbach den 15. Jun. 1813.

Stein.

c.

Die Frage wegen Landſtändiſcher Verfaſſungen wird gegenwärtig von allen Seiten abgehandelt; die Mehrheit will dergleichen Inſtitutionen in das Leben gebracht haben, Manche, und leider die Machthaber, ſuchen ſie zurückzuhalten und zu beſeitigen. E. Wohlgeboren iſt es nicht unbekannt, zu welcher Parthei ich gehöre.

Bei dieſem Zuſtande der Dinge ſollten doch alle Freunde einer geſetzlichen Freiheit ſich vereinigen, um das gemeinſchaftliche Ziel zu erringen und den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, und nicht unter einander ſich veruneinigen, nicht durch Unbeſonnenheiten Blößen geben und ſich wechſelſeitig ſchaden.

Die wahren Widerſacher der guten Sache ſind das Beamtenheer. Dieſe wünſchen, gut beſoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben geſichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; ſie ahnen es, daß durch eine Repräſentative Verfaſſung für ſie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Schein-Verantwortlichkeit wie jetzt, gegen ihre 70 Meilen entfernten überladenen Oberen, vorhanden ſeyn wird, und daß ihre Zahl ſich verringern muß. Statt nun die aus dieſem Zuſtand der Dinge entſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen, ſpricht man gegen die Ariſtokraten, die ohne wahren Einfluß ſind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie die (ein unleſerlicher Name) Oken und Jahn, und giebt den Widerſachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürſten gehäſſig zu machen.

So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollſte Art gegen einander; der eine will das Volk in einen großen Brei auflöſen, alle Gliederungen und Abſonderungen zerſtören, der andre will die Bauern in Taglöhner, die Bürger in patentiſirte Pfuſcher, und das Ganze in ein Aggregat von Geſindel, Juden, neuen Reichen, phantaſtiſchen Gelehrten verwandeln u. ſ. w.

Der gegenwärtige Moment iſt wichtig und verhängnißvoll. Männer, wie E. Wohlgeboren, die im Getümmel des praktiſchen Lebens und in mannigfaltiger Bewegung und Berührung gelebt, ſollten ihre Stimme erheben und ihren Einfluß geltend machen.

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müſſen alſo das Alte nicht zerſtören ſondern es zeitgemäß abändern und uns ſowohl den demokratiſchen Phantaſten als den gemietheten Vertheidigern der furſtlichen Willkür widerſetzen. Beide vereinigen ſich, um Zwietracht unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft zu erregen, in entgegengeſetzteſten Abſichten, die einen, um alle Verſuche, eine repräſentative Verfaſſung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare ins Leben zu bringen.

Dieſer Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, beſtand in den blühendſten Zeiten der deutſchen Städte,[*] im 13ten — 14ten Jahrhundert nicht; jeder Stand hatte ſeine Ehre, zwiſchen ihnen beſtand ein wechſelſeitiges Band der Dienſtleiſtungen, des Umgangs, durch Verfaſſung und Sitten geknüpft.

Dieſe Stände müſſen neben einander beſtehen, nicht durch einander gemengt, ein Geſchlechts- und Güter-Adel, kein Dienſt- Brief-Adel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerb-Stand, ein ehrſamer freier Baurenſtand, kein Tagelöhnergeſindel: und ſo ſteht der alte durch den Lauf der Zeit geſchwächte Stand der Freien wieder da, erſcheint in der Gemeinde, am Amts- oder Kreis-Tage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beſchließen, und greift in gemeinſamer Noth zu Wehr und Waffen.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge läßt ſich aus dem Beſtehenden entwickeln und ſelbſt die alten Benennungen, in jedem Lande einheimiſch und bekannt und verſtändlich, beibehalten, z. B. Erbentag, Kirchſpielstag, Amtstag u. ſ. w.

Auf dieſe Art wird nicht alles zertrümmert und ein neues aus der Luft gegriffenes Gebäude ohne Feſtigkeit und Haltung aufgeführt.

Gott gebe ſeinen Segen und ſchütze ſein frommes mildes und tapferes deutſches Volk gegen Anarchie, Willkür, fremde Invaſion!

Nun wünſche ich E. Wohlgeb. ein glückliches frohes Neues Jahr und wiederhole die Verſicherung der beſtändigen und ausgezeichneten Hochachtung und unwandelbaren Freundſchaft.

Frankfurt den 5. Jan. 1818.

KFvStein.

Kindlingers Buch wird unter Aufſicht des Prof. Sprickmann bei Reimer gedruckt.

10.

Briefe von Gneiſenau an E. M. A.

a.

Mein edler Freund. Ich muß Ihnen wieder einmal ein Zeichen des Lebens von mir geben. Von Ihnen erhielt ich es durch Ihre Schriften, an denen ich mich von Zeit zu Zeit erfreue und erwärme. Alles habe ich indeſſen noch nicht geleſen, da meine Bücher einen andern Weg als ich genommen haben.

Die große Sache wäre alſo ſo ziemlich gut durchgefochten worden, freilich nicht ohne Hülfe eines allgewaltigen Schickſals, das ſelbſt unſre Fehler und Unfälle zum Verderben des Feindes kehrte. So wie das Schwerdt ruhte und die Diplomatie waltete, traten der Fehler noch mehrere ein. Man richtete ſeinen Blick nur auf ſelbſtſüchtige Vortheile und vergaß oder vernachläſſigte das Allen gemeinſchaftliche Deutſchland. Man wollte ſich die überwundene Nation verbinden, und vernachläſſigte es, Deutſchland eine Gränze zu geben, wie ſie ihm Noth thut. Dieſe Verſäumniß wird durch heftige Kriege geſtraft werden. Doch Sie wiſſen ja dies Alles bereits durch Herrn vom Stein.

Dieſem edelſinnigen Deutſchen verdanken wir viel. Er war faſt der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beiſtand, man müſſe nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Mögte man ihn ferner gehört haben und noch hören wollen! aber die Schwachen und die Boshaften ſtehen im Bund gegen ihn: jene fürchten, dieſe haſſen ihn. Ich fürchte daher, daß ſeine Einwirkung in Wien nicht groß ſeyn wird. Die öſtreichiſchen Diplomaten beſonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und mögten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorciſiren. Wohl ihm, daß es ihm gelungen iſt, die Ruſſen dieſſeits des Niemen zu bringen! Ohne dieſes wäre Deutſchland noch unter franzöſiſchem Joche. Es iſt Pflicht, daß Sie dies einmal der Welt ſagen.

Wegen einiger gichtiſchen Vorboten bediene ich mich des hieſigen Bades. Der Ort wird nur wegen Heilung von Körperbeſchwerden und wegen ländlicher Erholung, nicht aber des Vergnügens wegen beſucht, und da lebe ich ein ruhiges unabhängiges ungeſtörtes Leben. Profeſſoren aus Göttingen und Hanſeaten aus Bremen ſind die zahlreichſten Beſucher, wackere angenehmen Umgang gewährende Leute. Das benachbarte Bückeburg wird ebenfalls von einigen braven wohlunterrichteten Deutſchen bewohnt; in dem kleinen Ländchen iſt allerwärts Wohlſtand und Fruchtbarkeit. Wenn Sie Ihr Weg in der Nähe hier vorbeiführt, ſo ſollten Sie nicht vergeſſen, daß hier einer Ihrer treueſten Freunde wohnt.

Wo hält ſich nun Jahn auf? Wenn Sie ihn anſichtig werden, ſo bitte ich Sie, ihm zu ſagen, daß er mir Nachricht von ſich gebe, noch lieber, daß er, wofern er nicht zu entfernt von mir iſt, ſelbſt zu mir komme.

An Eichhorn meine herzlichen Empfehlungen, auch an

Rühle *) viele Grüße. Wohin-Harthauſen **) gerathen, iſt mir unbekannt.

Rechnen Sie auf die treuen Geſinnungen meiner unverbrüchlichen Freundſchaft und gedenken Sie mit Wohlwollen Ihres treu ergebenen Freundes

Gr. v. Gneiſenau.

(Ohne Datum vom Sommer 1814
aus Bad Eilſen.)

b.

Ihr Brief, mein lieber Arndt, geſchrieben von Karlsruhe, iſt richtig in meine Hände gekommen.

Gern würde ich mit nach Wien gehen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort ſo wenig durchdringen, als es in Paris geſchehen iſt. Ich würde von den fremden und ſelbſt von den eignen Diplomaten nicht gehört werden. Oeſterreich iſt gleichgültig gegen die deutſchen Angelegenheiten und richtet ſeine Erwerbungsplane nur gegen Italien und ſein Mistrauen gegen Rußland. Rußland trachtet ganz Polen zu vereinigen und als Nebenreich ſich anzueignen, dabei aber Oeſterreichs Vergrößerung zu hindern und die von Preußen etwa nur zu dulden. England ſorgt nur für die Feſtigung des neuen Niederländiſchen Staats und würde von Deutſchland gern noch mehr abreißen, um die neue Schöpfung zu verſtärken. Wer ſollte ſich noch um Deutſchlands Wohl bekümmern, auf deſſen abermalige Unterjochung die in Frankreich mit wenigen Ausnahmen immer noch herrſchende Ariſtokratie der Verbrechen noch nicht verzichtet hat? Bei uns weiß Kneſebeck ſeinen Ausgeburten durch Syſtematiſiren den Anſchein von Tiefſinn zu geben und trägt über mich den Sieg davon. Der Staatskanzler hört mich zwar an und ſcheint überzeugt von dem, was ich behaupte, aber nie habe ich erlebt, daß er meinen Rathſchlägen gefolgt wäre. Was ſoll ich alſo dort machen?

---

*) von Rühle, jetzt Königlich Preußiſcher General, damals Oberſt, namens der Hohen Centralkommiſſion für die kriegsmanniſchen Angelegenheiten in Frankfurt als Haupt.

**) Freiherr Werner von Harthauſen, ſpäter Königlich Bairiſcher Reichsgraf.

So habe ich gerathen, lieber halb Belgien Frankreich zu laſſen als den Elſaß. Man wollte davon nichts hören, und entſchuldigte ſich mit England; und wirklich würde dieſes gegen eine ſolche Vertauſchung ſich durchaus geſetzt haben. Das Einzige iſt mir gelungen, daß ich Mainz vor der Hand wenigſtens gerettet habe; denn ohne mich war es durch die Baiern beſetzt, was ich verhindert, indem ich das Glück hatte, zeitig von dem mit Metternich verabredeten Vorhaben unterrichtet zu werden und den Staatskanzler zu warnen, der ungläubig und ärgerlich war. Aber ich fürchte, daß dennoch Mainz Baiern wird zugeſprochen werden, obgleich dieſe Feſtung der Schlüſſel zum nördlichen Deutſchland und nicht zum ſüdlichen iſt: denn alle von da ausgehende Straßen führen in das nördliche Deutſchland und nur eine einzige in das ſüdliche, nämlich die über Frankfurt und die Bergſtraße, auf welche indeſſen der Feind kommen kann, ohne Mainz zu beſitzen, indem er nur oberhalb dieſer Feſtung über den Rhein ſetzen darf, um nach wenigen Stunden auf dieſe Straße zu kommen.

Die Nothwendigkeit, Preußen bald, ſogleich eine Konſtitution zu geben, habe ich mündlich und ſchriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunſt angehören, gebieten dies. Es giebt kein feſte-

Süß Liebchen! die Liebe iſt gleich dem Sonnenlicht,
Es locket ſo freundlich mit Roſenangeſicht,
Dann ſchwellen die Knoſpen, die Blumen brechen aus,
Doch löſcht eine Wolke die Tagesfackel aus.

Du Lieber! gleicht Liebe dem hellen Sonnenlicht,
So läſſet die Sonne die Blumen nimmer nicht;
Die Wolke muß weichen und friſcher ſteht die Welt,
Die Liebe läßt nimmer, was einmal ihr gefällt.

Süß Liebchen! die Liebe iſt gleich der dünnen Luft,
Du willſt ſie wohl faſſen, und faſſeſt leichten Duft,

res Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unſere älteren zu knüpfen, als eine gute Konſtitution. Ueberdies müſſen wir dadurch die Meinung in Deutſchland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geiſter. Der dreifache Primat: der Waffen, der Konſtitution, der Wiſſenſchaften — iſt es allein, der uns zwiſchen den mächtigeren Nachbarn aufrecht erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Würtemberg und den andern rheinbündiſchen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten; ſie ſind feindſelig gegen uns geſinnt, wir müſſen ihnen daher die Herzen ihrer meiſt neuen Unterthanen dadurch abwendig machen, daß wir den unſrigen eine gute Verfaſſung und würdige Geſetze geben. Sie ſehen, daß ich hier nur egoiſtiſche Gründe hiefür anführe und die edleren nicht erſt erwähnen will.*).

c.

Mein lieber Arndt. Legen Sie Trauer an. Alles läßt ſich dazu an einen neuen Frieden von Utrecht zu ſchließen. Deutſchlands Unglück ſoll demnach verewigt werden. Aus ſeinen Feſtungen heraus ſoll Frankreich ſtets Ausfälle machen können, und wann ſolche mislingen, ſo kehrt es auf ſein unverſehrt bleibendes Gebiet zurück. Heißt dies nicht, Frankreich muthwillig zu Kriegen reizen, die, wenn glücklich, ihm große Eroberungen zuwenden, wenn unglücklich, ihm keine Gefahren bringen? Mit einer zeitlichen Beſetzung einiger Feſtungen will man ſich begnügen. Preußen hält noch alles auf, und wir glauben viel gewonnen zu haben, wenn wir nicht Terrain verlieren. Aber Rußland will nicht, daß wir aus ſeiner Abhängigkeit kommen und Oeſterreich eine unbedrohte Flanke habe, und Oeſterreich ſträubt ſich, Gebiet auf Koſten Frankreichs, deſſen Freundſchaft es ſucht, zu erwerben und in mehrere Berührung mit ſelbigem zu kommen. England will nicht eine neue Ländervertheilung und hat noch geheime Plane im Hintergrunde. So kämpfen wir allein. Wir werden darauf antragen, in einer ſo wichtigen ganz Deutſchland betreffenden Angelegenheit auch die übrigen deutſchen Fürſten mit zuzuziehen. Wir ſprechen überhaupt nicht für uns ſondern ſtets für unſre Nachbarn rechts und links und für deren Sicherheit.

---

*) Ueber dieſem Brief ſteht das Datum: Eilſen bei Bückeburg den 28. Auguſt 1814. Die Hälfte des Briefes iſt abgeſchnitten, wie ich denn auch mehrere verhaftete Briefe gar nicht zurückgeliefert bekommen habe.

Ich theile Ihnen dieſes mit, damit Sie die redlich hoffenden Gemüther auf das Unglück Deutſchlands vorbereiten, ſo wie auch davon unterrichten, daß es nicht Preußens Schuld iſt, wenn die Politik nicht Gerechtigkeit übt. Gott befohlen.

Paris den 23. Auguſt 1815.

Gneiſenau.

11.

Brief von Niebuhr an E. M. Arndt nebſt deſſelben Antwort.*)

a.

Nach den alle andren Gedanken verzehrenden ungeheuren Begebenheiten, deren naher Zeuge Sie waren, werden

---

*) Beide Briefe faſt voll unterſtrichen. Solche Briefe noch mehr als andre müſſen aus den Stimmungen und gewaltigen Wallungen der Zeit und der Herzen gedeutet werden. Was Niebuhr über Stein klagt, bezieht ſich, wie Stein mir ſpäter erzählt hat, auf einen Aufſatz deſſelben über Domänenverwaltung, welchen Stein dem Staatskanzler sine dolo malo in der Abſicht mitgetheilt hatte, ihn auf gute Gedanken zu bringen. Auch mein Urtheil über Stein muß eben aus den damaligen Verhältniſſen und den Stimmungen der Stunde erklärt werden. Ich ſtand damals in der That nur noch an Stein, noch nicht in ihm. In den Getümmeln von Petersburg und Königsberg war er durch größere und höhere Kreiſe fern von mir geriſſen und ich hatte ihn meiſtens nur kurz in Geſchäften geſehen. So blieb es auch noch faſt in Dresden. Erſt in Reichenbach während des langen Waffenſtillſtandes bin ich in ihn hinein gekommen, in ſeine Vertraulichkeit und Freundſchaft. Nie habe ich den Ungeſtüm des gewaltigen Mannes ſchwerer gefühlt als eben in Dresden, wo er noch am Podagra, dem alleraufreizendſten Uebel, litt und wo er und wie alle durch das Unbeſtimmte und Zauderliche in den europäiſchen und deutſchen Verhältniſſen des Augenblicks entſetzlich verſtimmt waren. Mein Urtheil, daß er für die kriegsmanniſchen Dinge weder Intereſſe noch Blick habe, entſprang wohl, wie auch aus meinen Briefen an die Freunde aus dem Monat April 1813 erhellt, aus dem plebeiſchen Wunſche, daß alle wehrhafte Sachſen geſchwinde ausgehoben und bewaffnet werden müßten Konnte Stein dafür, daß es nicht geſchah? Nein. Aber wir meinten wohl, er hätte es

Sie Sich kaum erinnern, daß unſer gemeinſchaftlicher Freund, unſer lieber Reimer, Sie während Ihres letzten Aufenthalts in unſrer Stadt zu mir führte. Wir wurden nicht eigentlich bekannt: meine dunkle Lage muß mich völlig aus Ihrem Andenken gebracht haben. Ich aber habe Sie ſeitdem weit vollkommener als aus allen Ihren früheren Schriften aus denen kennen gelernt, wozu die große Zeit Sie begeiſtert hat. Bei vielen Tauſenden haben Sie männliche Thränen hervorgerufen; jeder ruft Ihnen ein herzliches „Gott lohn' es" zu.

Sie wiſſen vielleicht von unſerm Reimer, daß ich in ſeinem Verlage, auf Bruderaccord wie immer, eine Zeitung ſeit dem 1. April ſchreibe. Vielleicht haben Sie ſchon den Preußiſchen Korreſpondenten geſehen. Es hat mir unſägliche Mühe und Verdruß gekoſtet, ehe die Erlaubniß dazu ertheilt ward: ſie iſt Herrn von Hardenberg zuletzt abgedrungen.

Es koſtet Mühe, einer ſolchen Zeitung Neuheit und Gehalt zu verſchaffen, bis ſie mit der Zeit eine Konſiſtenz gewonnen hat; beſonders, wenn ſie, wie es hier geſchieht, von der Majorität der Behörden theils aus Ungunſt gegen den Verfaſſer und aus Furcht, dem Staatskanzler zu misfallen, wenn ſie mir behülflich wären, theils aus Konnection mit den älteren Zeitungen auf alle Weiſe bedrückt wird. Sie wiſſen, wie unſre Officianten ſind, die Ausnahmen bei Seite: auch die, welche nicht eigentlich ſchlecht geſinnt heißen können, opfern doch alles den perſönlichen Verhältniſſen und den ſchützenden und zürnenden Götzen auf.

---

fördern und machen können. Mich erinnerts: Steffens und ich aßen in Dresden einmal zu Mittag bei ihm und brachten die Mahnung, 25,000 Sachſen unter die Waffen zu ſtellen, an ihn. Da gerieth er in heftigen Zorn und, als wolle er uns zur Thüre heraus werfen, rief er: „Gehen Sie, meine Herren! So klug wie Sie bin ich auch; aber ich „bin weder Kaiſer von Rußland noch König von Preußen!"

Ich wende mich an Sie mit der Bitte, durch Nachrichten und Mittheilungen ein Unternehmen zu unterſtützen, welches in Ihrem Sinn ausgeführt wird. Es iſt Ihrer Unterſtützung um ſo mehr werth, da es Gegengift gegen Kotzebues nichtswürdiges und höchſtverderbliches Blatt iſt, woran unſer plattes Publikum ſich weidet, da es damit einen Anſtrich von ſogenannten guten politiſchen Geſinnungen mit innerer Schlechtigkeit zu verbinden ſich autoriſirt glaubt.

Theilen Sie mir, zuerſt der Sache wegen, dann aber auch aus Freundſchaft für Reimer und die Seinigen, wo möglich regelmäßig alles Mittheilbare an Nachrichten mit: die Publicanda und Verfügungen der Regierungskommiſſion, deren Chef Sie begleiten: Nachrichten: Wichtiges und Intereſſantes.

Ich dächte, kennten wir uns nur, Sie würden auch mir Ihre Freundſchaft ſo ſchenken, daß Sie es meinetwegen thäten.

Reimer geht mit der Landwehr, und da ihm eigentlich beinahe der ganze Vortheil, wenn es einen giebt, zufließen ſoll, und der Buchhandel ſonſt total liegt, ſo ſorgt für die Familie unſers Freundes, wer der Zeitung auf die Füße hilft.

Ich habe keinen andern Beruf, als dieſes Blatt zu ſchreiben: nicht nur bin ich ſonſt unter das alte Eiſen geworfen, ſondern mit der ſonderbarſten Inconſequenz verweigert mir der König, der mich nicht gebraucht und bei dieſem Miniſterium auch nicht gebrauchen kann, die Erlaubniß, in die Landwehr und dann in die Armee zu gehen: um mich wie ein Schauſtück aufzuheben, ohne es gebrauchen zu wollen.

Gneiſenau iſt von Eichhorn dringend um Beiträge gebeten, uns regelmäßig Nachrichten zukommen zu laſſen. Können Sie ihn daran erinnern? ihn beſonders bitten, zu veranſtalten, daß, wo ein Officier oder Soldat ſich auszeichnet und belohnt wird, die Handlung mit genauer Bezeichnung des Mannes unſerm Blatte mitgetheilt werde, wie in der öſterreichiſchen militär. Zeitſchrift?

Wenn Sie wiſſen, in welchem Verhältniſſe ich einſt zu Herrn vom Stein ſtand, ſo muß es Ihnen unnatürlich vorkommen, wenn ich Sie nicht bitte mich ihm zu empfehlen. Er hat mir weher gethan als irgend ein andrer Menſch: denn er hat die treueſte Liebe mit Füßen getreten und ihre Vertraulichkeit dem blinden Vorurtheil für den elendeſten Menſchen — für Hardenberg — aufgeopfert: einen Brief preisgegeben. Gott verzeihe ihm! und iſt mein Zeuge, daß ich ihm darum nicht weniger Heil wünſche, daß er ſo geſündigt hat. Ich wünſche ihm nur die Strafe, daß er den, für den er es that, tief verachte, und daß ſein Gewiſſen ihn oft erinnere, während ſein Stolz es ihm nicht erlauben wird dem leicht und gern verzeihenden die Hand mit Gefühl wieder zu bieten. Es iſt doch nie eine Freundſchaft mit einem hochgebornen Herrn.

Leben Sie wohl, und ſeyn Sie meiner innigſten Hochachtung verſichert.

Eichhorn ſitzt bei mir und grüßt Sie herzlich. Er hat mir neulich Ihr Wort über den ſeligen Chaſot erzählt: er ſey wie ein Bauer. Ja nur die verdienen Liebe, die da ſind wie die Bauern.

Berlin den 15. April 1813.

Niebuhr.

b.

Ihren zu lieben Brief vom 15. April erhielt ich vorgeſtern, wo ich nach einer ſechstägigen Reiſe von der Blücherſchen Armee zurückkam. Sie können ungefähr wiſſen, wie ich hier ſitze, nämlich an und nicht in der Sache, und eigentlich ſitzen auch die nur ſo, welche darin zu ſitzen glauben. O wenn wir einen hätten, der recht darin ſäße! Stein thut es nicht, weil er bei redlicher Geſinnung immer nur Sprünge macht, zuweilen auch Stöße, im Allgemeinen kühner als die Kühnſten, im Einzelnen oft peinlich. Gott muß es machen und das Volk, oder ſonſt gehen wir noch einmal wieder recht tief unter, bis es von unten auf gährt. Mein Verhältniß zu Stein hat ſich ſo gefunden, und ich benutze es bloß als Firma, einige Ideen auszubreiten. Er iſt faſt immer gütig gegen mich, nie oder ſelten zutraulich, was er überhaupt wenig ſeyn kann: dazu gehört doch die Geburt. Er könnte viel mehr, wenn er militäriſche Anſichten hätte und wenn ſeine Hitze überhaupt ein Ganzes in Ueberſicht begreifen und feſthalten könnte. Das kann er aber nicht und hat er nicht. Herb kann er ſeyn und achtet nicht genug die ſtillen Kräfte und Tugenden. Doch wollen wir ihn ſehr loben.

Ich ſehe hier die Elendigkeit, wie Kabinettskünſte und Volkswille einander befehden, aus der erſten Hand, und ärgere mich oft bitter darüber. Noch habe ich einige papierliche Künſte*) und Plane vor; wird das nichts, ſo greif' ich den Degen und laſſe das ungeſchriebene Wort und die ungeſchriebene Kraft walten: da hat man doch immer etwas Feſtes und Sicheres in der Hand. Wir können allein von dem Volke etwas hoffen und von Gott, der alles dunkel regiert; von den Regierungen nichts. Ein redlicher Mann kann nun nichts Beſſeres thun, als die Menſchen erregen und die faulen Gedanken aufſchütteln und erregen im Ernſt der Tugend und des Vaterlandes — wohin das führt, wiſſen wir nicht; immer führt es zu etwas Beſſerem: denn das

---

*) Wie oft bin ich über dieſe papierlichen Künſte befragt, als hätte ich damit böſe Künſte bekannt — und das einem Niebuhr gegenüber.

Schlechteſte hatten wir und haben wir zum Theil noch. Das iſt ein großer Troſt. Die Schreibfeder macht keine Revolutionen und Verfaſſungen.

Ihr ehrenvoller Antrag? Ich erfahre alles Officielle zuletzt, wenn mir nicht eine Arbeit aufgetragen wird. Sie wiſſen, wie Stein iſt. Ueberdies bin ich ein Lazarus, denn mir werden alle Thoren und Dummköpfe und Projektmacher und Dedikationenſchreiber und ihre Sachen auf den Hals geſchickt und zerreißen mich oft bis zu einer Fetze der Dummheit. Doch wenn mir was wirklich Merkwürdiges hier an dieſem wenig merkwürdigen Ort in die Hand oder vielmehr ins Herz fällt, werde ich Ihrer heiligen Sache nicht vergeſſen. Eine Kotzebuiſche und ähnliche Unwiſſenheit und halbfranzöſiſche Höhnelei bedarf freilich eines kräftigen Gegengifts.

Uebrigens liebt und achtet der alte St. Sie nach ſeinen Aeußerungen ſehr, und kann wohl nicht anders. Das ſage ich Ihnen zur Nachricht.

Es iſt viel zu thun und kann viel gethan werden mit dem Volke; von unten auf, d. h. nicht vom Pöbel, kann es nur gehen. Alte germaniſche Bauren ſollte man wieder ſtiften, wie die normänniſchen und frieſiſchen ſind; dazu ſollte man die Domänen anwenden, die man an Huren und Buben verſchleudert.

O pia desideria!

Gott erhalte Sie!

Dreſden den 24. April 1813.

Mit tiefſter Verehrung

Ihr gehorſamſter E. M. A.

12.

Brief des Herrn Oberpräſidenten von Schön an E. M. A..

Ihr „Preußiſches Volk und Heer“ habe ich erhalten. Ich wollte Ihnen gleich danken, Sie gleich loben und preiſen, aber die eben angezeigte neuere Schrift mußte ich erſt leſen, und ſo kam mit der Schrift immer die Anzeige einer Neuen, und noch bin ich nicht zu Ende, denn der 3te Zeitgeiſt fehlt mir noch. Aber ich muß Ihnen danken und Sie loben, daß Sie nicht nachlaſſen den Unchriſten zu bekämpfen und Licht da anzuzünden, wo Licht nöthig iſt. Ihr Volk und Heer ſteht ſehr hoch; nur zwei Dinge muß ich rügen:

1) Sie erwähnen gar nicht des Preußiſchen Landtages, und dieſer Landtag iſt wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grade Kälte. Die Yorkſche Konvention war ein Schattenſpiel, wenn der Landtag nicht ſo war, wie er war: er gab ihr erſt Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Ruſſen war eine Koſackenoperation, die eben ſo ſchnell zurück als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht ſprach, wie es ſprach. Ferner: was auf dem Landtage beſchloſſen wurde, iſt Regel bis an den Rhein geworden. Gruner thut nichts, als des matten Materials wegen das matt befolgen, was hier mit Kraft erbeten und ausge-

führt iſt. An dieſe Quelle des Geiſtes und der Kraft haben Sie gar nicht gedacht, und ich kann ſie mit Recht und ohne auch nur ſelbſtſüchtig zu ſcheinen, den Urquell des Beſſeren nennen: denn ich gehörte nicht zum Landtage, ich war kein Mitglied deſſelben. Und von dieſem Urquell ſteht kein Wort da. Und wie herrlich und groß ſtand der Landtag in Hinſicht auf Loyalität und Treue da! Der Deputirte der fremden Macht (St.) fand kein Gehör; nur dem, den unſer König geſetzt hatte, legte man ſeine Wünſche vor. Man wählte Dohna zum Präſidenten des Landtages und er ſprach: „Bevor ich den Platz einnehme, muß ich überzeugt „ſeyn, daß jeder weiß, was wir thun. Werden unſre Wünſche „nicht erfüllt oder gelingt deren Ausführung nicht, ſo ver„lieren wir nicht allein alles, was wir haben, ſondern ſind „mit allen, die uns nahe ſtehen, vertrieben und verfolgt. „Das müſſen wir uns klar vorſtellen.“ Und nur, da die Pflicht rief, nahm er den Platz ein und „Es lebe der König!“ war die Antwort. Wie herrlich hätten Sie die Scene mit York benutzen können, der, nachdem er als Feldherr zum Landtage geſprochen hatte und dieſer begeiſtert „Es lebe York!“ rief, York mit aller Stärke der Stimme Stille gebot und dazu ſetzte: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus“! Dieſe Scene hätte als Kupferſtich vor Ihrem Volk und Heer ſtehen ſollen. Und wie herrlich ſchließt ſich das himmliſche Bild! denn wie ſchön haben grade die Preußiſchen Regimenter ihr Wort gelöſet!

2) Das Zweite, was ich rügen muß, iſt das geſtellte Muſter (Berlin). Die Mark Brandenburg hat bis jetzt 34,000 Rthlr. freiwillig gegeben. Eine Privatkaſſe in Königsberg ſchließt ſchon auf 170,000 Rthlr. ab. Während dort von 6 Leibbinden 10 Socken geſprochen wird, ſchickte Eine Frau hier 2000 Paar Socken ab. Von etwa 240,000

Du willſt ſie wohl halten; wer hält die Winde feſt?
Süß Liebchen! ich ſterbe, wenn Liebe je mich läßt.

Du Lieber! wohl gleichet die Liebe dünner Luft,
Sie iſt allenthalben und wallt wie Blumenduft,
Umſchlinget, umfließet den Himmel gleich der Au;
Das Leben der Liebe du findeſt nie genau.

Süß Liebchen! dem Klange iſt auch die Liebe gleich,
Sie liſpelt in Tönen wie Engel wonnereich.
Was gleichet dem Girren der liebevollen Bruſt?
Ach! Klang iſt vergänglich, vergeht auch Liebesluſt.

Seelen Bevölkerung*) ſind hier zwiſchen 28,000 und 30,000 Mann Soldaten geworden: ziehen Sie die Proportion ſelbſt. Hier, ein Paſtor machte das Liedlein nach der Leipziger Schlacht, das Sie kennen müſſen. Kant lebt noch, und nur, weil er lebte, iſt das Leben da. Gott ſey mit Ihnen! Schreiben Sie mir wieder, deutſcher braver Mann. Nochmals Gott ſey mit Ihnen!

G. (Gumbinnen) 9. März 14.

L.

---

*) Offenbar ſpricht Herr von L. nur von Einer Regierungsabtheilung Preußens.

13.

Brief des Geheim. R. R. von Schele an E. M. A.

Morgen reiſe ich nach Halberſtadt, mein lieber treuer Arndt, um dort vorerſt zu bleiben, weil der Sitz der Provinzialbehörde dahin verlegt iſt.

Gern hätte ich Dich noch geſehen. Ich hatte die Abſicht, nach Leipzig zu reiſen, aber die Geſchäfte litten es nicht. Behalte mich lieb und ſchicke mir zuweilen einiges Papier. Das giebt mir Freude und neue Kraft.

Meine liebe Frau bleibt noch einige Wochen in Halle. Gott hat ihr viel Leid zugeſchickt; denn auch ihre Mutter iſt todt. Das iſt faſt zu viel!

Ich bin nicht immer heiter, denn ich habe mit vielem Unſinn zu kämpfen, und es iſt oft, als wenn die Menſchen nicht verſtändig werden wollen. Das Einfachſte begreifen ſie nicht, und darüber wird unſer liebes Deutſchland noch viel leiden.

Gott helfe uns, wie bisher! und wir wollen nicht müde werden — dann wird es ſchon gehen.

Lebe wohl, Du Lieber! Bleibe treu, wie ich es bleiben werde. Meine liebſte Freundin grüßt herzlichſt.

Ich habe einen ſehr verſtändigen Brief von dem Miniſter Münſter aus Hannover. Das iſt ein wackerer deutſcher Mann.

Wenn Du von Leipzig weggehſt, ſo ſchreib es mir.

Halle den 9. Jänner 1814.

Dein Schele.

14.

Brief des Oberpräſidenten von Vincke an E. M. A.

Sie ſind früher, als ich gehofft, von hier gegangen, hochverehrter Mann, und waren eben abgereiſt, als ich von neuem verſuchte Sie zu treffen. Verſchiedene Bitten hatte ich Ihnen noch vorzutragen, Mehreres gern mit Ihnen beſprochen. Wollen Sie nicht uns etwas belehren über den Gang der innern Verwaltung in Schweden? Es iſt gewiß nützlich, mehrere Beiſpiele aufzuſtellen, wie das Volk ſich aus und durch ſich ſelbſt regiert. Dabei könnten Sie uns auch nähere Kunde geben über den Schwediſchen Baurenſtand, beſonders deſſen Reichsſtandſchaft und die Art deren Ausübung. Wahrſcheinlich giebt es in Schweden neben den Reichsſtänden auch Provinzialſtände mit bedeutender Einwirkung in die Verwaltung.

Wir haben in dieſen Tagen eine Deklaration des Edikts von 1811 über die bäuerlichen Verhältniſſe erhalten, welche die Zahl unſerer ſchlechten Geſetze mit $3^1/_2$ Bogen vermehrt und unfehlbar dahin führen wird, daß wir nach einigen Generationen keine Bauern mehr haben, nur Gutsbeſitzer und Tagelöhner. Schwediſch Pommern giebt den Beweis, wie ſchnell dieſe Operation gemacht iſt — Hier wird geſetzlich dahin gewirkt, weil die Bauerhöfe unbeſchränkt ausgekauft zu den Rittergütern geſchlagen werden können, und weil ſie nicht nach einer billigen Grundtaxe wie bisher auf eines der Kinder übergehen, ſondern nach ihrem wirklichen Werthe unter allen vererbt, alſo bei jedem Erbfalle, wo mehrere Kinder vorhanden ſind zum Verkauf kommen ſollen.

Ich werde nun in einigen Tagen in die Heimath zurück, wahrſcheinlich bald außer Dienſt gehen. Ich habe mich hier lebhaft überzeugt, daß ich in das jetzige Verwaltungsſyſtem nicht paſſe, aber auch von der völligen Unhaltbarkeit deſſelben.

Wenn Sie an den Rhein zurückkehren, ſo hoffe ich, wo ich mich auch aufhalte, Ihren Beſuch und daß Sie als Freund gleich bei uns einkehren werden.

Mit inniger Hochachtung

Berlin 12. Jun. 1816.

der Ihrige
LVincke.

15.

Brief des Superintendenten Prižbur zu Garz auf Rügen, und ſeiner Tochter Frau Superintendentin Charlotte Piſtorius an E. M. A.

Sie wiſſen, mein theuerſter Freund, wann der Maler eine Naturſcene aufnehmen will, ſucht er ſich den beſten Standpunkt dazu aus. So ich, ehe ich die beiden Schriftzüge B. V. entwerfen wollte. — Mein Standpunkt war mein Kirchhof mit ſeinen Umgebungen um und auf. Das Geſicht gegen Süden, von da zum Weſten. Dort wandelt Dein Freund, dacht' ich, und bewegt in dieſem großen Raum ſein liebes Vaterland im Herzen; die Saat davon mag aufgehen, wie und wann ſie will. Ihn ſo wenig als mich ſoll das kümmern. Und als ich nun vom Zenith zum Nadir herabſah, fragt' ich mich: Haſt Du noch einen Wunſch? Warum nicht? So einen Winter, denk' ich, wie den vorigen. O wenn das wäre! Was Gott will: B. V.

G. den 23. April 17.

Prižbur.

* * *

Ihr theurer Brief, mein herzlich lieber Freund, traf die liebe Seele, die Kathen, hier. Sie nahm das Ihrige daraus, warm, wie es aus Ihrem lieben Herzen ihr entgegen quillt. Wir beſchloſſen darauf noch einmal an Sie zu ſchreiben; und ich will hoffen, daß dieſer Brief Sie noch trifft. Sie ſollen nur noch etwas da bleiben, wo Sie gewiß noch viel wirken können und werden zum Beſten des Ganzen. Ich muß ſo flüchtig ſchreiben, weil ich in dieſem Augenblick auf eine Gelegenheit warte, die dieſe Zeilen früher als die Poſt nach Stralſund bringt, und alſo früher nach Berlin, damit Vaters inniger Herzensgruß Sie noch treffe; ſonſt mögte ich ſo gern und ganz Ihnen ſagen, wie auch ich, obgleich eng und einſeitig, wohl begreife, wie es Sie beſeligen und erfüllen muß, das ganze große Ganze das Wohl deſſelben im Herzen zu tragen und dafür zu ſorgen, zu leben, zu wirken wie für das Geliebteſte. Gott ſtärke Sie dazu immer mit ſeiner Gnade und Huld und ſchenke Ihnen den Lohn des bewußten Arbeiters, ihre Saat aufgehen zu ſehen zum Nutzen und Heil unzähliger Menſchen! und zur Beglaubigung des Beſſeren und des Höchſten unter den Menſchen! Wir behelfen uns hier zum Theil in der unſichtbaren Kirche und der ſtillen Gemeine der Heiligen, die im Glauben vereinigt ſind, und wollen nicht klagen, wenn es Ihnen wohl geht und Sie Befriedigendes wirken und unſer gedenken mit der alten heimathlichen Liebe, und wollen gern, ſo viel in unſern Kräften iſt, die Heimath bewahren, wenn nicht immer alle im Grünen, im Wachsthum und in der Friſche des Lebens, ſo doch im Ausharren und Tragen und Stilleſeyn ein jeder nach ſeiner Art und Weiſe, nach Kraft und Beruf, damit Sie, wann Sie wiederkehren, noch grün finden, was dann noch da iſt. Gott ſtärke uns alle alle dazu und mache, daß wir immer feſter werden in dem Einen, was alles Andre in ſich ſchließt!

Bei der Kathen war ich an ihrem Geburtstag, ſchon frühe, ehe ſie aufſtand. Ihre und die Dorf-Kinder ſangen ihr ein frommes Lied, und manche fromme Gabe ſchloß ſich daran. Furchaus waren da. Ich kehrte vor Abend zurück. Aber Mittags haben wir auf Ihr Wohl getrunken. Laut und tönend ſprach der große Pokal mit, den Furchau den Mittag nicht aus der Hand ließ. Kathen war auch recht lieb und gut. Ich habe Gott gedankt für die Gnade, die er mir in der Liebe und dem vollen Vertrauen unſrer herrlichen Freundin ſchenket. Noch geſtern fühlte ich es recht in der Seele, wie herrlich und rein ſie iſt, und wie ſie ſich losringt und kräftigt und feſt ſteht vor und in allem, was ihren Fuß könnte wankend machen. Ach! es iſt eine unausſprechliche Gabe und ein faſt unmittelbarer Segen — die Nähe einer ſolchen reinen gotterfüllten Seele. — Was Sie mir im vorletzten Blatt von J. ſagen, ſchmerzt mich. Gott wird auch ihr zu Hülfe kommen. Es iſt ein Unglück, keinen Zwang im Leben zu haben, für ein leicht bewegtes Gemüth, und gewiß ſehr ſchwer, ohne des Lebens Höchſtes in Freude und Schmerz erfaßt zu haben, ſich ſelbſt zu halten in der Oede des Lebens.

Leben und fahren Sie wohl in Gottes Schutz und Geleit.

Ihre Ch. P.

16.

Brief des Malers Friedrich an E. M. A.

Hochgeſchätzter Landsmann. Ihren lieben Brief und die dabei erfolgten Zeichnungen habe ich erhalten.

Ich wundre mich keineswegeſ, daß keine Denkmäler errichtet werden, weder die, ſo die große Sache des Volks bezeichnen noch die hochherzigen Thaten einzelner deutſcher Männer.

So lange wir Fürſtenknechte bleiben, wird auch nie etwas Großes der Art geſchehen. Wo das Volk keine Stimme hat, wird dem Volk auch nicht erlaubt, ſich zu fühlen und zu ehren.

Ich beſchäftige mich jetzt mit einem Bilde, wo auf dem freien Platz einer erdachten Stadt ein Denkmal aufgerichtet ſteht. Dieſes Denkmal wollte ich für den edlen Scharnhorſt beſtimmen, und Sie bitten, eine Inſchrift dazu zu machen. Viel über 20 Worte dürfte aber dieſe Inſchrift wohl nicht lang ſeyn, weil es mir ſonſt an Platz fehlt. Ich erwarte von Ihrer Güte die Gewährung meiner Bitte.

Dresden den 12. März 14.

Ihr Landsmann Friedrich.

NB. Auf der Rückſeite dieſes Briefchens ſteht von meiner Hand geſchrieben:

Dem Beleber und Bereiter deutſcher
Ehre und Freiheit, dem Stillen Frommen
Tapfern (Vornamen) Scharnhorſt.

17.

Brief des Staatsraths Körner an E. M. A.

Ihre Schrift über die Preußen hat mir rechte Freude gemacht. Sie haben ein eignes Talent, tiefen Sinn mit großer Popularität zu verbinden, und bei großer Wärme für die Sache mit Billigkeit und Milde gegen das Perſönliche. Wenn Sie in dieſem Tone fortfahren, kann Ihre Feder nicht anders als wohlthätig wirken.

Daß Sie auf meine Bundesidee eingehen, freut mich ſehr. Laſſen Sie uns weiter darüber nachdenken. Seit meinem letzten Briefe an Sie hat ſich mit mir etwas ereignet, wodurch ich einem ſolchen Bunde in Dresden nützlich werden könnte. Die älteſte hieſige Loge hat, ohne daß ich Mitglied davon bin, aus einem beſondern Zutrauen mir die erledigte Stelle des Meiſters vom Stuhl angetragen. Ich nehme ſie an, weil ſie mir Gelegenheit zu mancher nicht unbedeutenden Wirkſamkeit giebt. Und für unſern Bund kann die Loge eine Pflanzſchule werden.

Uebrigens hat man mich hier ſeit ein paar Tagen geehrt und beſchäftigt. Der General Gouverneur hat mir auf Befehl des Kaiſers den Annenorden zweiter Klaſſe gegeben und ich bin in die erſte Sektion unter Herrn von Miltitz bei der Landespolizei angeſtellt. Die Dienſtverhältniſſe ſind ſehr angenehm und nichts weniger als ſteif. Die Geſchäfte, denk' ich, ſollen dabei nicht verlieren, ſobald nur einmal die Organiſation vollendet iſt. Mir thut es wohl, daß ich mir jetzt den Kopf zu zerbrechen habe, ob Cajus das Recht hat über die Wieſe des Titius zu gehen. Ich mogte ſonſt mein juriſtiſches Handwerk nicht, und treibe ich es, da ich kein anderes gelernt habe. Aber wann das Haus brennt, hat es etwas Widriges, ſich bloß damit zu beſchäftigen, wie in dieſer oder jener Stube die Tiſche und Bänke ſtehen ſollen.

Meine Schriftſtellerei muß jetzt ruhen. Ich habe daher die Redaktion der Zeitſchrift, welche bei Göſchen erſcheinen ſollte, aufgegeben, und Göſchen geſchrieben, ſich deshalb an Sie zu wenden. Einen Aufſatz über die Beſtimmung des deutſchen Volks habe ich angefangen. Finde ich Muße, ihn zu vollenden, ſo ſchicke ich Ihnen das Produkt. Göſchen hat von mir eine Liſte von Perſonen, die ich zur Mitarbeitung würde aufgefordert haben. Iſt es Ihnen möglich, ſo laſſen Sie die Zeitſchrift nicht ſtecken. Es könnte manches Gute dadurch gewirkt werden. Grüße von den Meinigen. Leben Sie recht wohl.

Dresden den 16. Decbr. 1813.

Körner.

Wohl ruhet im Klange die Liebe doppelt ſüß,
Im Klange, der Sonnen und Erden tanzen hieß,
Im Klange, der liebend aus mir verklingen wird,
Wann ſelig mein letztes Lebewohl die Zunge girrt.

Süß Liebchen! im Feuer die Liebe flammend blüht,
Im zehrenden Feuer, das heiß zu Dir mich zieht;
Ich fühl' es gewaltig, ich fühl' es freudenvoll,
Doch ſprich, ob dies Feuer denn nie verlöſchen ſoll?

Du Lieber! dies Feuer iſt andrer, andrer Art,
Als das, wodurch Troja zum Aſchenhaufen ward,

18.

Brief von Trinius an E. M. A.[*]

Wann ich Eure herzigen Briefe, mein Arndt, der wie Bruder Euch an mein Herz geſunken iſt, übel loben dürfte, ſo müßte ich zur Antwort lauter Klagen ſchreiben, Klagen, die Euch doch nur wie Pinſelei vorkommen müſſen. Und doch hab' ich nun kein Herz, das mich umfinge und umfaßte und kein Ohr für meine Noth. Ein Weiberherzchen giebts hier, das ſpannt ſich manchmal mit aller ſeiner Kraft an, mich Ungeheuer zu verſtehn und zu tröſten, aber es iſt unſer Schaden und Dreck gegen das Mannswort, das einſt aus Euren Lippen ſtrömte mit Kraft und Feuer und Wahrheit und ſpärlich auch noch ſich mir in Euren Briefen zumißt. Seyd nicht böſe, hört, daß ich Euch trüben Angeſichts ſage, daß es mit mir aus iſt, daß ich nicht ſehe, wie mir zu helfen iſt, und daß ich der ordinärſte aller Patientenreiter geworden bin, der nichts mehr kann als Recepte ſchreiben und überzählen, ob er ſeine Ausgaben und Einnahmen recht einrichtet. Ja ſo weit iſt es mit mir. Ich ſchwör' Euch, daß ich manchmal, wann der Geiſt über mich kommt, mir eine Kugel durch den Kopf jagen mögte, nur um meine Erbärmlichkeit nicht zu überleben. Thun auf Erden, was jeder Narr eben ſo gut könnte, vielleicht beſſer als ich, und liegen laſſen, was niemand ſo könnte als ich, nur ich allein könnte! nach der heiligen Art meines Weſens und Geiſtes! iſt das nicht toll? Wenn Ihr einen Augenblick Euer verfluchtes Völkerbeglücken liegen und warten laſſen könnt, ſchreibt einmal ein verſtändiges Wort an einen armen ehrlichen Kerl, ob Ihr was wißt zu ſeinem Heile? Soll ich? oder ſoll ich nicht? oder was giebts für Kunſtſtückchen, ſich zwiſchen Gott und dem Mammon ſo herum zu ſchmiegen, daß mans bei keinem von beiden verdirbt? Wenn Ihr aber das nicht wißt, ſo ſchweigt. Denn ich habe Frau und Kinder — und doch ein Herz!

---

[*] Trinius, ein geborner Mansfelder, Leibarzt der Herzogin Alexander von Würtemberg, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg, einer der liebenswürdigſten und poetiſcheſten Menſchen, die mir im Leben begegnet ſind.

Ich kann mich inniglich ergötzen an Eurem Briefe. Ihr habt ordentlich einen Zweck in der Welt, d. h. auf Erden, und könnt Euch vergnügen, den Augiasſtall der Politik ausmiſten zu helfen. Ich dagegen großer Gott! ich habe mit meinen beſten Studien ſo weit weg verfauſtiſirt von der Erde, daß ich nun im Weltenraume hange, und indem mir alles gegen den Einigen Ewigen vorkommt wie Narrentheidung, ſelber wie ein Narr daſtehe, allein, von der menſchlichen Hülfe und Liebe ſo weit, und die andern mich von weitem zappeln ſehen und meiner ſpotten. Ich habe mich ſo hoch getrieben, Freund, daß ich nicht wieder herunter kann auf die Erde. Dieſes Geheimniß lehrt mich an irdiſchen Dingen Geſchmack finden, Gott anſehen wie einen lieben Vater, und Vertrauen zu dem faſſen, vor deſſen aufgehobenem Iſisſchleier ich daliege wie jener unglückliche Jüngling von Sais. Ja ich ſehne mich zu Dir zurück, Mutter Erde, (nicht hinein — das laß ich wohl bleiben) aber auf

Dich, auf Deinen Schooß zurück, zum Spiel an Deiner Bruſt. Und doch fühl' ichs, mit der Erreichung dieſes Wunſches zerfließt und verfault mein Weſen. Ach! lebte ich nur im Süden mit Euch, und müßt' ich nicht anſpannen laſſen und zur Tafel fahren, um den ſchönen Wein zu trinken, der dort mich von der Traube, von der Kelter erquicken könnte, und ſähe ich einmal wieder Menſchen, ich wäre anders! Und auf der andern Seite graut mir wieder vor dem Reiſen, es ſey denn um die Welt, und ich mögte eine Zeitlang hier bleiben, um recht viel Geld zu verdienen, und dann (vermuthlich, wann der Reſt der Jugend verflogen iſt) meines Lebens im Süden irgendwo zu genießen. Iſt das nicht alles Unſinn? Nun ſo macht einen Vers draus, und da Ihr Völkerzwiſt ſchlichten wollt, ſchlichtet den Zwiſt einer engen armen einzelnen Menſchenbruſt.

Doch genug des ewigen von mir. Verzeiht, Bruder, daß ich Euch ſo misbrauche; aber ich kann nun nicht anders. Unſer Stoffregen iſt nun in Eurer Mitte. Habt Ihr ihn geſehen? Durch ihn empfangt Ihr dieſen Brief oder Wiſch. Uwaroff*) legt einige Zeilen bei. Er hat ſchon früher an Euch geſchrieben durch Stein. Er ſcheint mit ſich zufrieden — der Glückliche!

Rudolphi in Berlin, dem ich ſein Herbarium abgekauft habe, hat mir einen Brief geſchrieben, der mich einen wackern rechten Mann kennen gelehrt hat. Euch dank' ich, wie ich höre, ſeine beſondre Bekanntſchaft.

Muralt iſt ganz Peſtalozzianer trotz Peſtalozzi ſelbſt, ſo gut und kindiſch und redlich. Grünne ſeh ich nicht mehr. Er verſitzt ſich je länger je mehr in ſeinem Syſtemchen vom einzigen Heil in den Wunden Jeſu. Maler Miewill iſt jetzt hier en vogue, arbeitet viel und gut und verdient Geld. Dafür iſt er auch ein halber Hund geworden und hat dem Teufel der Gemeinheit ſeine Seele verſchrieben. Beck iſt wie ſonſt eine Rechnenmaſchine, die beſonders viel klappert. Grüßt Gervais.

---

*) Der jetzige Ruſſiſche Kultusminiſter.

Was mich in Eurem Briefe angeſprochen hat wie ein Wort Gottes ſelbſt iſt: Spielt und ſeyd lieb! Ja wenn ich das könnte! Hymnen ſolltet Ihr von mir haben ſtatt dieſer Jeremiaden.

Nun ſo lebe wohl, alte edle Seele, trink manchmal meine Geſundheit, und betet für mich zu Eurem Gott. Adieu alſo, mein Arndt, ſchreibt bald wieder.

Petersburg den 13. März 1814.

Ganz Euer Trinius.

19.

Brief von E. M. Arndt an den Freiherrn Otto Munck.

Ich fühle in mir die Pflicht, Dir, mein theurer Freund und Bruder, vor meiner Abreiſe von hier einige Zeichen zu geben, daß ich noch lebe; und es ſoll mich von ganzem Herzen freuen, wenn dieſe wenigen Worte Dich mein erinnern und Dich und die Deinigen in guter Geſundheit finden.

Ich reiſe in wenigen Tagen von hier in meine Heimath. Nach Schweden werde ich nun nicht gehen, um mich den Spionengriffen des Herrn Bernadotte nicht auszuſetzen; wohl aber werde ich einige Sommermonate zur Bereiſung und Erkundigung einiger nordweſtlichen deutſchen Landſchaften anwenden und gegen den Herbſt mich wieder in meiner Heimath anlanden, wahrſcheinlich den Winter dort zubringen, und mit dem Frühlinge hoffentlich wieder zum Rhein. Sobald ich in Pommern angelangt bin, werde ich Dir ſchreiben, was unſre alten Bekannten machen.

Von dem, was in Schweden vorgeht, hört man hier nichts; doch hat der Gaskogner, der wohl weiß, daß er in Deutſchland ſchlechtes Gerücht hat, wo er ſeine tapfern Schweden nur zum Eſſen nicht zum Schlagen ſpazieren führte, nach allen Seiten Vertraute ausgeſchickt, die an verſchiedenen Orten, vorzüglich in Töplitz und im Karlsbade, ſpähen und ſchnuckern ſollen, was es auf dem Kontinente denn eigentlich giebt. Monsieur le General de Camps iſt ſeit drei Wochen hier, und vorgeſtern iſt der Herr Admiral Gyllenſtöld hier angekommen, der hier herum ſpionirt und dann nach Karlsbad gehen will.

Der alte Helwig iſt hier und jetzt General Major in preußiſchen Dienſten. Seine Frau iſt noch in Schweden, wo ihr jüngſter Sohn dieſen Frühling am Scharlachfieber geſtorben iſt.

Deine liebe Gemalin, der ich in Baden ſchöne und helle Tage und fröhliche Wiederherſtellung der Geſundheit wünſche, ſollſt Du auf das liebſte grüßen, und auch die Lili ſehr und alle andern Freunde, beſonders Schenkendorfs. Dem Schenkendorf ſage, daß hier ſo ziemlich alles bei'm Alten ſteht und daß unſer Freund Eichhorn um die Mitte des Julii im Bade zu Schlangenbad ſeyn wird.

Lebe wohl. Gott leite alles zum Beſten! Bald mehr aus Pommern.

Berlin den 6. Junii 1816.

Dein E. M. A.

20.

Zwei Briefe von E. M. A. an Profeſſor K. Th. Welcker nach Gießen und Kiel geſchrieben.

a.

Eine Abweſenheit von vier Wochen, die ich in Schwaben und im Elſaß zugebracht habe, iſt ſchuld, daß ich Ihnen für Ihre überſandte inhaltſchwere Rede ſo ſpät danke. Ueber die meiſten Punkte bin ich mit Ihnen völlig einverſtanden, nur fürchte ich leider, daß nicht alles erreicht werden wird, ja daß für diesmal vielleicht das Wenigſte erreicht werden wird, was die Guten wünſchen *). Doch dürfen dieſe Guten nicht laß ſeyn und müſſen wie jener alte Kato der Cenſor immer und immer wiederholen: Ego quidem censeo, Carthaginem esse delendam. Zuletzt wird ſie doch zerſtört werden. Das iſt das Hauptverdienſt ſolcher Schriften, und das iſt auch Ihr Verdienſt, lieber Freund, daß Franzoſenhaß und Abſcheu gegen alles franzöſiſche Unweſen dadurch ein immer allgemeinerer Gedanke wird. Zu Ihrer Veränderung wünſche ich Ihnen Glück, wenn ſie Ihr Glück iſt. Ihrem Herrn Bruder meine beſte Empfehlung.

Frankfurt 3. Septbr. 14.

Ihr E. M. A.

---

*) Bei dieſen Wünſchen iſt viel gefragt worden, was ich denn unter den Guten für Leute gemeint hätte? Jene meinten hier auch irgend ein Schiboleth.

b.

Eben im Begriff nach Mön zu fliegen ſchreibe ich Ihnen dieſe Zeilen, mein lieber Freund, mit den herzlichſten Grüßen und Dankſagungen an Sie und alle Freunde, welche Sie gütigſt beſtellen.

Ich lebe hier recht angenehm, obgleich die Polizei durch Fragen, die ſie an mich gethan, nicht undeutlich die Angſt verrathen hat, mich für einen deutſchen Jakobinerabgeſandten zu halten. — Was träumen die Thoren? Es iſt ja nirgends und allenthalben; aber wenn Träume auf die Zukunft hinweiſen, ſo könnte uns bange werden: denn aus Ideeen ſchafft ſich ja alles.

Gegen den 14ten des nächſten Monats reiſe ich von hier in die Heimath, den nächſten Frühling ſehen wir uns hoffentlich am Rhein.

Viele Grüße an die liebe Frau. Die Einlage beſtellen Sie gütigſt.

Kopenhagen den 27. Julii 1816.

Ihr E. M. A.

21.

Brief des Grafen Friedrich Schwerin an E. M. A. *)

Lieber Freund. Ich auch hoffe und wünſche es, daß die Zeit komme, wo die Männer zwiſchen dem Rhein und der Oſtſee ſich als Deutſche zeigen werden. Was jetzt geſchieht, iſt vielleicht ein Schritt zur Möglichkeit, daß Deutſchland einmal ein Ganzes wird. Bis jetzt haben nur die Höfe den Krieg geführt; einmal wird die Nation ihn führen. Franzöſiſches Joch iſt nie erträglich geweſen, und Bonaparte iſt nicht einmal Franzoſe, weder Franzen noch Ludwig XIV gleich an Erhabenheit der Seele. Wäre ich König von Preußen, ich würde nie Vaſall. Alles aufopfern heißt noch nicht die Hoffnung verlieren, alles wieder-

---

*) Die Gebrüder Grafen Schwerin in Schweden, in Pommern geboner Deutſcher: dieſer Graf Friedrich Bogislaf Schwerin (Probſt in Sala, als Reichstagsmann ein in Schwedens Jahrbüchern berühmter Name) und ſein Bruder, der General Philipp Kurt Schwerin, Majoratsherr auf Husby in Oſtgothland, waren meine ſchwediſchen Herzensfreunde, mit welchen ich in Gemeinſamkeit der Geſinnungen und Anſichten mir manches bittre Weh der Zeit von der Bruſt weggeſprochen habe. Der General war ein ſo bedeutender Karakter, daß alle Wohlgeſinnten im Jahr 1807 ſagten, Schweden und ſein zweiter Guſtav Adolf ſeyen gerettet vor den Ruſſen, wenn dieſer dem Schwerin Heer und Verwaltung als ſeinem Alter Ego übergebe.

zuerlangen. Als Vaſall verliert er die Achtung der Deutſchen, und ſomit Alles.

Ich kann nicht nach Stockholm kommen, aber gern mögte ich Sie ſehen. Können Sie nicht auf etliche Tage von Stockholm verreiſen? Ich will Pferd und Schlitten entgegenſchicken. Leben Sie wohl.

Sala den 15. Febr. 1807.

Fr Schwerin.

Es lodert und brennet und brennt ſich nimmer ſatt —
O himmliſche Flamme! wie ſeelig, wer dich hat!

Süß Liebchen! dem Waſſer iſt gleich die Liebe auch,
Es ſpielet ſo leidig und dampfet hin in Rauch,
Es kommt wohl ſo fröhlich und fließet wieder fort;
O Liebe, du Süße! wo ſteht dein feſter Ort?

Ihr feſter Ort ſtehet im Waſſer ewiglich.
Wie Waſſer fließt, fließet mein Liebesſtrom um dich,
Wie Waſſer ſich ſchwellet, mir ſchwillt das volle Herz
Zur Sonne der Liebe, zum Manne himmelwärts.

22.

Brief der Gräfin Julie Dohna-Scharnhorſt an E. M. A.

Für die vielen Beweiſe Ihrer Freundſchaft meinen wärmſten Dank. — Wie viel ich durch meinen Vater verloren, weiß niemand. Er war der zärtlichſte Vater und mein innigſter Freund. Meine vollkommene irdiſche Glückſeligkeit iſt dahin; ich murre nicht gegen Gott, ich war bis jetzt zu glücklich und liebte das Leben zu ſehr. Den Verluſt, den die gute Sache durch ſeinen Tod leidet, darüber bin ich ruhig; wenn Gott in einem ſolchen Augenblick wie der jetzige einen ſolchen Menſchen zu ſich nimmt, ſo liegt darin ein großer Zweck, den wir, wenn wir ihn nicht begreifen, doch ehren müſſen. Dieſer feſte Glaube gewährt mir den beſten Troſt.

Von Ihnen von Zeit zu Zeit einige Worte zu hören gehört zu meinen wenigen und beſſeren Freuden; wie Sie achte und verehre ich wenige Menſchen. Ihr Umgang hat auf mich und Fritz einen ewigen wohlthätigen Einfluß gehabt.

Ihr Pathen. der kleine Balduin iſt ein freundliches geſundes Kind; auch Adalbert iſt nach ſeiner Krankheit ſehr geſund. Ich ſchrieb Ihnen Anfangs Mai nach Dresden als Einlage an meinen Vater; es ſcheint, als hätten Sie den Brief nicht erhalten.

Mit der innigſten Freundſchaft und Hochachtung

Finkenſtein (in Preußen) den 20. Julii 1813.

Julie Dohna.

23.

Brief der Herzogin Antonia von Würtemberg an E. M. A.

Mein Herr. Empfangen Sie meinen wärmſten Dank für das überſchickte Buch, welches mir ſchon ſo manchen angenehmen Augenblick verſchafft hat. Ich kann ſagen, daß ich dieſes Genuſſes würdig bin. Die reinen und kraftig ausgedrückten Wahrheiten, die es enthält, ſtimmen ſo ganz mit meinem Gefühl überein; denn gottlob es fließt noch rein deutſches Blut in meinen Adern und der Zuſtand meines Vaterlandes iſt ein wahres Nervenübel, von dem ich bis jetzt noch nicht geneſen konnte. Vielleicht kommt bald eine Zeit, wo Freiheit und alter Germaniſcher Sinn die geſchwächte Tagesordnung verdrängen wird, und ein jeder ſich brüderlich die Hand zum Frieden reichen wird. Ich mögte Sie als Stellvertreter der Menſchheit und als ihren Prieſter unter dieſen armen Verkehrten ſehen. Die Deutſchen kommen mir vor wie Sterbende, die im letzten Augenblick nicht einmal die Kraft haben ihre Sünden zu bekennen; es gehört ein ſanfter liebender Beichtvater dazu, ſie auf den rechten Weg zurück zu führen und ihnen einſehen zu helfen, daß der Wille der Beſſerung das wahre Gnadenmittel der Erlöſung iſt.

Ihre Bekanntſchaft hat den recht lebhaften Wunſch in mir erregt, Sie, mein Herr, recht oft zu ſehen, und ich darf Ihn ſogar als Bitte gebrauchen, die Sie mir nicht abſchlagen werden, hoffe ich.

(Ohne Datum. Muß vom Herbſt
1812 ſeyn.)

Antoinette Herzogin von
Würtemberg.

24.

Brief von Trinius an E. M. A.

Ich habe Ihren letzten Brief noch von Königsberg aus durch Adelung als Einlage mit Briefen von Vater erhalten, deſſen Acquiſition, wie aller vernünftigen Leute, Sie auch gemacht haben. Ich ſehe aus dieſem Briefe, daß Sie nicht alle meine Briefe erhalten und nicht einmal die wichtigſten mit Einlagen. Ich habe nämlich ſchon am 2. Febr. dieſes Jahrs durch eine Gelegenheit, d. h. durch einen Brief der Herzogin mit einem Officier ins Hauptquartier abgehend, geſchrieben, Ihr bewußtes Mſkrpt über Erziehung der Prinzen und zugleich eine hübſche gedruckte Rede an die Deutſchen von E. Raupach abgeſchickt. Der Himmel weiß, wo der Officier das Paket der Herzogin abgegeben hat. Immer ſchon bemerke ich, daß ſolche Kouriergelegenheiten zwar geſchwind, aber doch ſehr langſam und, wie figura zeigt, oft ſo gut als gar nicht gehen. Ich werde mir von der Herzogin die gehörigen Namen und übrigen renseignements einziehen und Ihnen dieſe nachſenden, damit Sie Erkundigungen einziehen können; denn ich habe leider in meinem Kalender nur das Datum angemerkt, nicht aber die Perſon. Ich ſehe abermal, wie wenig peinliche Ordnung kleinlich und zu verachten iſt.

Für die Lieder dank' ich ſchön. Ich zweifle nicht, daß das Publikum, für welches ſie berechnet ſind, ritterlichen Muth daraus ziehen werde. Hier haben ſie, wie Ihr Soldatenkatechismus, gewiß den zu erwartenden Succeß, d. h. wenigen. Unſer Volk iſt kein deutſches, und unſre Poeten und Poeten-Freunde wollen Klingeln und Phraſen. Ich habe einen Strauß gehabt wegen Göthens Gedicht an die Marie Luiſe von Oeſterreich. Wenn ichs gleich nicht gemacht hätte, ſo mag ich nicht ſehen, daß große Männer, und zumal Dichter, mit Koth geworfen werden. Ich mußte lächeln, daß die heftigen Widerſacher, als ſie mich allein auf der verlaſſenen Seite des Dichters hartnäckig beharren ſahen, im Wiſſen meiner Liebe und Achtung für Euch einmüthig ſchrieen: Fragen Sie nur Arndt, was der ſagen wird! Nun ſind wir alle gute und rechtſchaffene Patrioten und wollen das Beſte; aber ich weiß in meiner innerſten Seele, daß keiner unſrer Art unfromm und profan genug iſt, einem gefallnen Dichter ſofort ins Geſicht zu ſchlagen, weil man einmal ihm ans Geſicht kommen kann.

Wie immer, ſo denke ich auch noch oft an Euch, liebe herrliche Seele und Natur. Mit mir gehts holpricht und ich habe des Andenkens meiner wenigen Geliebten vonnöthen. Ich kann nicht recht vorwärts. Denn hier will eine ſchwere galante und bürgerliche Straße gegangen ſeyn zu dem, was man Glück heißt und leider heißen muß. Manchmal nehme ich wohl einen Anlauf, aber es währt nicht lange. Was iſt auch für einen Geſchäftsmann zu erwarten, der an Gras und Kräutern hangt wie ein Käfer und lieber der Sterne Muſik hört als das franzöſiſche Parliren der Aſſembleen? Hätt ich doch ein bischen mehr Politik in meinem Blute, etwa wie Rehmann *), das non plus ultra guten Kerls und Menſchen, und geſchickter Arzt! So muß ich nun entweder meine Art abſchwören oder es gehen laſſen. Ach! und wie gern wollt ich das Letzte, wenn ich nur nicht Frau und Kinder hätte! Dieſe Kette klirrt ſchleppend bei jedem Tritt durch dieſes ſchöne Leben, das für mich und für Viele nun ein großes Arbeitshaus und Spinnhaus werden! Fragt Euch nur ſelbſt, Freund der Freiheit, wäre auch die meinige halb und halb eine andere, nämlich nicht die der Deutſchen ſondern der Vögel unter dem Himmel **).

Rennenkampf iſt alſo, wie Sie ſehen, ohne Schuld. Er hat ſich bei der Deutſchen Legion anſtellen laſſen und hat das enorme Glück gehabt, gleich vorweg Rittmeiſter zu werden. Man wird ſehen, ob er den Säbel beſſer führen wird als den Pokal. Er meints gut und hat Recht. Er hat etwas über des Pabſtes Anathem gegen Napoleon geſchrieben, das mir gefallen hat; jedermann aber tadelt's! O mein Gott! ich habe einen korrupten Geſchmack, ſcheint mir. So geht's mir faſt mit den meiſten Produkten der Aeſthetik, wie man's heißt. — Von Jubile hört man nichts, wohl aber ringsum treffliche Aufregungen der Deutſchen, ſich der ſchmählichen Bande zu entledigen. Ich bete für ſie; mehr kann ich nichts. — Schreibt mir fleißig, und länger, ich bitte Euch; denn Eure Briefe thun mir recht wohl; ſie ſind faſt mein einziges Vergnügen von außen her, und mein eignes Herz friert nur zu oft ein. Lebt wohl, lieber treuer Freund, und liebt mich, ſo wie Euch

---

*) Von Donaueſchingen, berühmter mit Kruſenſtern die Welt umſegelnder Arzt in Petersburg.

**) Und bei ſolchen und ähnlichen unterſtrichenen Stellen wird man gefragt: was ein ſolcher Mann wohl mit ſeiner Freiheit gemeint habe?

Petersburg den 29. März 1813.

Euer Tr.

25.

Brief von dem Major (jetzt General) von Hüſer an E. M. A.

Mein theurer lieber Freund. Da haben wir noch einmal dieſelbe Beſcherung wie 1814. Was das Schwerdt gut macht, verdirbt die Feder: unſere Kriege in Verbindung mit Anderen führen nicht zu den Reſultaten, die aus den Fortſchritten unſerer Waffen ſich nothwendig ergeben müßten; wir wollen es mit niemand verderben, und bei ſolcher Allerweltfreundſchaft holt uns der Teufel. Nun werden die Herren Diplomaten ſich wieder ein halbes Jahr und länger hier in Paris aufhalten, ſchreiben und wieder ſchreiben, und das Ende vom Liede wird wieder ohne Halt und Kraft ſeyn.

Ich ſchreibe Dir in meinem Unmuth nur Vermuthungen, die ich aus einzelnen Worten und abgebrochenen Reden des Generals G. *) geſchöpft habe; denn eigentlich habe ich keine Ueberſicht und lebe in einer vollkommenen Unwiſſenheit und Geſchäftsloſigkeit. Hätte ich vorausgeſehen, daß ich bloß als Ballaſt ſo mitgeſchleppt werden ſollte oder als eine Ordonnanz, ſo wäre ich dort geblieben, wo ich einen beſſern Wirkungskreis hatte.

---

*) Major Hüſer war damals Adjutant Gneiſenaus.

Eichhorn iſt zu meiner Freude hier eingetroffen, er hat ſich natürlich nicht ſehr erbaut an dem, was er hier gefunden; doch kann durch ihn gewiß noch viel zum allgemeinen Beſten geſchehen. Für mich beſonders iſt es angenehm, einen unſrer Freunde hier zu haben, da ich bis jetzt ganz iſolirt ſtand. — Bardeleben iſt nicht hier ſondern zur Artillerie der deutſchen Bundestruppen geſchickt, um über dieſe den Oberbefehl zu führen.

Die Pariſer ſind ſo ein jämmerliches Volk, wie man ſich nur irgend eines vorſtellen kann. Als wir nach Paris kamen, ſah man nur dreifarbige Kokarden Fahnen u. ſ. w. Am zweiten Tage Morgens wehten die dreifarbigen Fahnen, man ſah aber ſchon ſehr viele Franzoſen ohne Kokarde und nur verſtohlen ſchlich ſich eine weiße Kokarde durch die Menge. Nach wenigen Stunden änderte ſich das Schauſpiel, es hieß, Nachmittags werde der König Louis biscuit, wie man ihn hier nennt, ſeinen Einzug in Paris halten. Nun wurden auf den Thürmen die dreifarbigen Fahnen mit weißen vertauſcht, alles hatte weiße Kokarden auf den Hüten, und die einzelnen Dreifarbigen kamen in Gefahr. So ſpielt dieſes Volk mit allem. — Bis jetzt ſind die Pariſer noch ſehr ruhig: ſie fürchten und haſſen uns Preußen außerordentlich, und das macht uns Ehre. Die Engländer werden geliebt, weil ſie alles bezahlen; dafür bekommen ſie aber auch Schläge, ſobald ſie einen Franzoſen ſchief anſehen, weil man ſie nicht fürchtet.

In Einer Sache verfahren wir ſehr konſequent, nämlich im Einpacken und Verſenden der Waffenvorräthe, welche durch Verräther angegeben, in allen Kellern vergraben, in Erziehungsanſtalten und unter Betten in Privathäuſern verſteckt gefunden werden. Eben ſo laſſen wir uns nicht ſtören, alle Karten, die ſchönen Modelle der franzöſiſchen

Feſtungen und ſonſtige Kunſtſachen, welche in das Militärfach einſchlagen, einzupacken und zu verſenden. Es kommen zwar häufig Klagen darüber bei unſerm Könige ein, indeſſen ſind die Sachen dann ſchon immer abgeſendet, wenn man es billig findet, ſie wiederherausgeben zu laſſen.

Jetzt, mein alter Freund, verlaſſe ich Dich, der General verſchickt mich; ich will aber den Brief nicht aufhalten, und ſchließe. Erhalte mir Deine Freundſchaft und ſey verſichert, daß ich ſtets bin

Paris den 1. Aug. 1815.

Dein treuer Freund Häſer.

Ich habe ſo eben dem General geſagt, daß ich an Dich geſchrieben habe. Er läßt Dich vielmal grüßen und mit Nächſtem würde er ſelbſt an Dich ſchreiben.

Süß Liebchen! die Liebe iſt unergründlich tief,
Wie Waſſer, worinnen manch ſchlimmes Schickſal ſchlief;
Wie kühn iſt der Steiger, der ſteigt in ſolchen Grund!
Wohnt immer im Herzen, was ſpricht der ſchöne Mund?

Wohl brauſt unergründlich das tiefe, tiefe Meer,
Wohl fließet es immer, wird nimmer doch nicht leer;
So ſchöpfeſt du nimmer des Herzens Tiefe aus,
Die Tiefe der Liebe ſie ſchwillet überaus.

O liebliches Liebchen! wie tröſteſt, Süße, mich!
Kommt, Flammen der Liebe! begrabet ſeelig mich!

26.

Brief von Eichhorn an E. M. A.

Ich ſchreibe Dir, lieber Arndt, halb im Taumel, in den uns hier in Berlin der heute mit der Nachricht von Blüchers Sieg angekommene Kurier verſetzt hat. Die geſtern unausgegebene Meldung von den unglücklichen Ereigniſſen vom 15ten und 16ten hatte die Gemüther nicht wenig geſpannt; um ſo gewaltiger und zündender ſchlug der Stral der Freude heute in ſie, daß alles ſein Geſchäft ließ und auf allen Straßen zu einer wogenden und brauſenden Maſſe ſich anhäufte. Unter dem unendlichen Freudengeſchrei tönten nur recht vernehmlich die Namen Blücher und Gneiſenau hervor. So hätte denn der liebe Gott durch das Schwerdt unſers Heeres und durch die Treue und Hingebung des treuen Volkes, das in ihm iſt, uns herrlich und zu den ſchönſten Hoffnungen wieder aufgerichtet. Alter Freund, ſey nicht verdrießlich, das elende Geſindel von Diplomaten, das weder für eigene noch weniger für ſeines Volkes Ehre Gefühl hat, kann es unmöglich lange mehr machen. Neben ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, die in ſo vielen ſich erweckt, und mit jeder Uebung, deren es wohl noch mehrere geben wird, ein neues Wachsthum gewinnt, kann ſolche Schwäche und Leerheit nicht lange mehr beſtehen.

Die hieſigen Freunde ſind alle wohl und grüßen Dich herzlich, darunter auch meine Frau; auch mein Hermann wünſcht Dir ſeine Gunſt und Luſt zu.

Der König hat uns am 22ſten verlaſſen und iſt nach dem großen Hauptquartier abgegangen. Dorthin wird ihm der Kriegsminiſter folgen, wenn nicht die heutige Siegesnachricht ihm Geſchäfte zwiſchengeſchoben hat. Der Fürſt Staatskanzler reiſt ſpäter, an welchem Tage, iſt noch nicht beſtimmt. Stägemann ſagte mir, der Fürſt wolle in den nächſten Tagen an Dich ſchreiben und Dir für Deine beiden letzten Briefe danken, er habe Dich viel im Herzen und im Sinn, und werde Dein beſonders gedenken, ſobald die entworfenen Einrichtungen am linken Rheinufer völlig in Gang kämen.

Wir erwarten in den nächſten Tagen zwei Edikte. Das eine ſoll uns den Eintritt einer repräſentativen Verfaſſung verkündigen, letztere jedoch noch nicht geben. Als Grundſatz ſoll jetzt ausgeſprochen werden: Herſtellung der Provinzialſtände in einer zeitgemäßen Form, und auf dieſen gegründet Reichsſtände. Die Sache hat bei dem Könige gar keinen Widerſtand gefunden. Er hat laut erklärt, die preußiſchen Könige hätten immer gewünſcht ſo zu regieren, wie es die Ehre und das Glück ihrer Unterthanen fordert; dies ſey auch ſein Wunſch und müſſe auch der Wunſch ſeiner Nachfolger ſeyn; da nun eine Konſtitution darauf gehe, daß die Erreichung dieſer Abſicht recht geſichert werde, ſo ſey ihm eine ſolche Einrichtung recht angenehm. Wie Du auch immer geſagt haſt, Preußen hat einen braven König, in dem keine Spur von einem Tyrannen iſt. Es ſoll nun eine Kommiſſion eingeſetzt werden, welche mit auserleſenen Männern aus den Provinzen das Einzelne der Konſtitution berathen, mit ihrer Arbeit aber bis zum 1ſten Oktbr. d. J. fertig ſeyn muß. Das erſte Edikt betrifft die Einrichtung der Verwaltungsbehörden. Preußen bekommt in zehn Provinzen zehn Oberpräſidenten. Je zwei Provinzen bilden eine Militärdiviſion u. ſ. w. — Zu unſerm Pommern kommt Schwediſch Pommern hinzu: dagegen verlieren wir aber Oſtfriesland. Was ſagſt Du dazu? Damit die Hannoveraner Oſtfriesland erhalten und Lauenburg nicht abtreten, bezahlen ſie oder die Engländer eine große Summe Geld an Dänemark. —

Niebuhr hat ſeine Frau verloren. Seine Schwägerin iſt bei ihm, an welche gelehnt er ſich ſehr ſtark beweiſt. Die ſcharfe Bitterkeit, womit die Verſtorbene im letzten Jahre ihres Lebens mitunter ſchwer ward, hatte ſich in den letzten Tagen in eine himmliſche Milde und Heiterkeit verwandelt. Merkwürdig iſt, daß ſie ihm das Verſprechen wie ein Gelübde abgenommen, daß er nicht ſterben wolle, als bis er ſeine Römiſche Geſchichte vollendet habe.

Nun, alter Freund, kannſt Du aus Deiner vollen Bruſt frei und ſtark wieder zum Volke reden, was Dich in dieſer erregten Empfindung der Gegenwart zu dem Ziele, wo's Noth thut, gerichtet und ungehemmt fortreißt. Wenn Solms kommt, vergiß nicht, Dich ihm zu nähern und ihn immer friſch zu erhalten. So gut der Mann iſt, ſo ſcheint es doch nach dem, was über ſein Benehmen in Wien laut geworden iſt, daß er eine freie und lebendige Zuſprache bedarf, um nicht in (unleſerlich) oder öſterreichiſche Einſeitigkeit zu verſinken. — Herzlich Lebewohl. Laß bald wieder von Dir und Deinem Treu, den ich grüße, hören.

Berlin den 24. Junii 1815.

Dein Eichhorn.

Der Mann, der Dir den Brief bringt, iſt Leutnant von Scheel, aus dem Kreiſe von Hüſer Mauderode, ein trefflicher junger Mann. Er wünſcht an dem Verfaſſer der Schriften, die ihn ſo viel angeregt, unmittelbar ſich von innen zu ſtärken.

27.

Brief des Geh. Staatsraths Nicolovius an E. M. A.

Ich ſtimme Ihnen ganz bei, mein aufrichtig verehrter Freund, daß für den Kandidaten Nebe, dem eine ſo gute und wahrſcheinliche Hoffnung vereitelt worden, bei erſter Gelegenheit geſorgt werden müſſe; beſorge aber ſehr, daß das Miniſterium wenig dabei thun kann. Die Beſetzung der Pfarren ſteht bei den Gemeinen oder den Regierungen. Das Miniſterium hat auch nicht Eine Pfarre zu vergeben. Findt ſich aber eine Gelegenheit, wo dieſes für Nebe etwas zu thun vermag, ſo melden Sie es mir, und was an mir iſt, ſoll dann wahrlich nicht fehlen.

Ihren erſten Brief habe ich unbeantwortet gelaſſen, weil zu viel darauf zu antworten iſt. Die katholiſchen Angelegenheiten ſind meine tägliche Quaal. Ich ſehe klar, wo es fehlt von beiden Seiten, und gräme mich, daß wir unſrerſeits ſo ſaumſelig ſchwach und verkehrt ſind. Eben in dem, was Sie unſern löcherigen Proteſtantismus nennen, liegt das Hauptübel. Stände jetzt ein Mann von Luthers Glauben auf, wie würde er ein großes Stück des morſchen Gebäudes der katholiſchen Kirche umrennen! Aber mit nichts als Unglauben, Haß gegen alles Poſitive, Aerger gegen das

Beſtehende und in ſeinem Beſtande unüberlegten Neckereien Trotzende kann nichts zum Heil der Welt und des Staats und zu unſrer Ehre ausgerichtet werden. Sprächen wir uns, ſo würden wir gewiß Eines Sinnes ſeyn: denn ich kann nicht glauben, daß ich in den wichtigſten Angelegenheiten mit Ihnen nicht Eins ſeyn ſollte.

Heute nur dies flüchtige Wort. Stärke Sie Gott und laſſe Ihre Kraft ausgehn über die vaterländiſche Jugend, damit ſie treu dem Recht und der Wahrheit huldige und Gottes ausgewähltes Rüſtzeug werde.

Berlin den 30. Decbr. 1818.

Mit inniger Hochachtung
Ihr ganz ergebenſter
Nicolovius.

28.

Brief des Freiherrn Karl von Baden an E. M. A.

Erſter deutſcher Mann. Wenn ich mich jenes Augenblicks erinnere, wo ich dieſen erſten deutſchen Mann in Baden kennen lernte, dann erhebt ſich meine Bruſt, und ich fühle mich glücklich, und um ſo glücklicher als deutſcher Mann.

Bald wird ſich entwickeln, was für Deutſchland geſchieht. Wenn ich die Elendigkeit unſrer nichtdeutſchen Rheinbundfürſten mit einrechnen muß, wie ſie alles benutzen, um mit Frankreich ihre Deutſchheit zu decken, um weder deutſch noch franzöſiſch, ſondern um reine Tyrannen zu ſeyn, dann hab' ich nur die Hoffnung auf die Vorſehung, die ſeit mehr denn Einem Jahre alle Verſuche gegen die Deutſchheit ſcheitern ließ und für ſie wachte, und auf Sie, erſter deutſcher Mann, der mit der hohen Kraft im reinſten Sinn die Menſchen zu den höheren Ideeen führt.

Im Anſchluſſe einen Brief von Profeſſor Rotteck, der gewiß zu den Deutſchen gehört.

Ich zweifle nicht, daß dieſer Brief Sie in Wien finde, wo nicht, doch gewiß in vollem hohen Geiſt für deutſches Volk. Rechnen Sie immer auf mich, der ſich hoch Ihrer erfreut — und in jeder Lage iſt mir meine Deutſchheit das Erſte.

Erinnern Sie Sich meiner nicht, ſo denken Sie nur des Breißgauers, den Sie bei Cotta in Baden ſahen und der ſeiner Deutſchheit wegen ſeine Aemter und Stellen verlor. Ich küſſe Sie innigſt.

Freiburg im Breißgau den 10. Octbr. 1814.

Karl Freiherr von Baden.

NB. Dieſer wackere Freiherr war im folgenden Feldzuge bei dem Oeſtreichiſchen Heere in Frankreich General-Intendant.

29.

Briefe des Freiherrn von Greifeneck *) an E. M. A.

a.

Liebſter theuerſter Herr und Freund. Seit langer Zeit hatte ich wenige ſo freudige Momente in manchen bittern Leiden für die gerechte deutſche Sache, ja wohl keinen als den, unſern deutſchen Pannerherrn zu ſehen, da Sie die Güte hatten mich zu beſuchen. Dafür ſage ich Ihnen Dank, und bitte mich ferner Ihrer Freundſchaft werth zu halten. Zugleich bitte ich, mir einen Weg an die Hand zu geben, auf welchem ich ſicher mit Ihnen korreſpondiren kann, um mein Scherflein zum Ganzen beizutragen, ſo viel ich kann.

Leider ſind wir noch Preußen Baiern Oeſtreicher, und keine Nation. Einer ſollte uns alle regieren und wir Eine Nation ausmachen, im Gefühle unſrer Kraft und der Freiheit durch Geſetze beſtimmt. Ich kann nicht umhin nach meiner Einſicht uns Oeſtreichs milde Regierung zu wünſchen, denn ſie macht das Volk doch glücklich und faſt alle andern vergeſſen weniger den alten ſchändlichen Zwiſt.

---

*) Oeſterreichiſcher Oberſt, ein mit vielen edlen Narben bedeckter Krieger, damals Reſident am Hoflager in Karlsruhe, jüngſt geſtorben.

Setzen Sie alles in Bewegung, daß wir Deutſche doch den erſten Schritt thun und das affenartige Nachahmen der Franzoſen in ihrer Tracht wegwerfen. Die Tracht macht gar viel mehr, als mancher Stubenpolitiker glaubt. Auch gewöhnt ſich dann der Oeſtreicher Preuße u. ſ. w. in jedem Andern den deutſchen Bruder zu erkennen. Ich finde, das muß unſer erſter Schritt ſeyn. Iſt mancher franzöſiſch deutſche Wicht, der auch in die edle Tracht ſchlieft oder kriecht, ſo wird er ſich weniger trauen das Vaterland zu verrathen, und die Aechten werden auch mehr auf ihn Acht geben. Ich habe einmal dieſe Meinung, und meine Erfahrung lehrt mich es, wie viel das Aeußere wirkt. Hier beſonders, wo ich bin, quält mich das Anſehen Manches, der feindlich denkt, und beſonders mit der Soldateſka bin ich höchlich unzufrieden vom Obern herab bis zum Feldwebel.

Ueberhaupt hätte ich ſo viel mit Ihnen zu reden, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll, und — was das Aergſte iſt — keinen ſichern Weg. Geben Sie mir dieſen an die Hand.

Irre ich mich in mancher Anſicht, ſo laſſe ich mich gern belehren. Ich will ja nur das Gute und das Deutſche, und habe ſo viel dafür gelitten und geopfert, und nicht genug, wenn ich es nur erhalte und erlebe!!!

Ehe ich eben ſicher mit Ihnen reden kann, darf ich nichts ſagen, als daß ich Sie recht vom deutſchen Herzen heraus innig liebe und verehre.

Utopia K— den 29. Aug. 1814.

Ewig Ihr Freund Ab Eremo oder Eremita
a nemore atro resurgens.

Ich bitte um baldige Antwort, theurer geliebter Herr.

NB. Ich habe die Kouverte geändert und deshalb den Brief ſelbſt wieder aufgebrochen; darum ſind einige Worte

Kommt, Fluthen des Waſſers, das nimmer,
nie verrinnt!
O Wonne, die alſo die tiefſte Tiefe findt!

Leben.

Ich war ein Kind.
Wie Frühlingsſäuſel flogen
Die Lebensſorgen ſpielend um meine Locken,
Das Gras gab weich die Blumendecke,
Der Himmel das ungemeſſene Auge.
Leben und Schlaf noch Eins,
Mich wiegte in beiden
Die Wiege der Liebe.
Ein Knabe ward ich.
Oft in den Hain der Eichen
Nahm mich mein Vater unter die heil'gen
Lauben,
Legte hinter die Garben des Feldes

ſchadhaft. Ich ſchreibe es, damit Sie nicht glauben, der Brief ſey von unreinen Händen geöffnet worden. — Schreiben Sie mir etwas Balſamiſches für ein deutſches Herz. Und bleibt mir hold, Theuerſter Deutſcher Herr.

* *

b.

Theurer Pannerherr. Noch weiß ich nicht, ob Ihnen mein Letztes zugekommen iſt, aber die Ungeduld treibt mich, Ihnen ſchon wieder zu ſchreiben.

Ich meine mit der erſten Leibesumgeſtaltung für uns bis jetzt Titular-Deutſche wäre zu eilen, ſonſt verfliegt bei einem Drittel der Germanismus. So ſind die Leute, und beſonders die Hofſchranzen — Das Schlechtere! ſie müſſen ſich abgewöhnen, alles thörigt zu nennen, was dahin zielt, deutſch zu ſeyn. Durch das weibliche Geſchlecht, durch einen Aufruhr in den deutſchen Frauen und Mädchen, ihre Männer und Bueben (wie die Schwarzwälder ſagen) aus franzöſiſchen Pickelhäringen zu deutſchen Männern doch vorerſt der Geſtalt nach zu machen, wäre etwas zu erwarten. Schwinge Dein Panner, deutſcher Herold! damit das Träge rege werde! — Jetzt oder nie!

In Nr. 110 des Rheiniſchen Merkurs wird ein Aufſatz von 84 und 84 über Baden widerlegt, weil andre Nachrichten eingekommen ſind, die die erſten für falſch erklären. Sie ſind es nicht, die erſteren, ſie ſind noch zu glimpflich geſagt. Deutſche unpartheiiſche tüchtige unterrichtete Männer haben gefunden, daß der erſte Aufſatz wahr ſey. Wenn Görres nur ſtets dem Letzten glaubt, der ihm Aufſätze einſchickt, ſo wird er irrige Dinge verbreiten. Man muß die kleinen Deſpoten, Duodeznapoleonchen, undeutſche — ſchildern, wie ſie es verdienen, ſonſt kommt das nie ans Licht, was ans Licht kommen ſoll — die deutſche heilige Wahrheit. Befangene Gemüther und feile Federn taugen nichts. — Von der freien Bruſt heraus geſagt, was geſagt werden muß, das iſt Noth, iſt Recht. — Dumme Kürbisköpfe *) verſtehen es nicht, Schelme faſſen es nicht, aber dem Manne mit geſundem Verſtande darf man ſagen, was recht iſt. Es iſt ein Verein aller edlen Deutſchen ohne Verabredung — o halten wir zuſammen! Ich bin ſo frei, mich darunter zu zählen; denn laut ſchlägt mein Herz bei dem Worte Deutſchland! und Sie, der vorleuchtet, der wahr und deutſch iſt, wie er ſchreibt — Sie, der muthig den Panner emporhebt, dem willig der brave Teutonier folgt — Sie ſollen uns ſtälen in der Kraft, Sie ſollen ſagen den Deutſchen, was ſie thun müſſen — Raſtlos arbeiten Sie! daß der herrliche Samen keime, daran ſollen wir arbeiten. Keine Natiönchen, keine Kompanie oder Schaar eine Nation! — ein Heer ſollen wir ſeyn! Es erlahmen ſo viele, viele ſind feil — manche kriechen in die Kutte ſogar. O ſchwingen Sie das Panner, und ſagen uns ein gediegen kräftigs Wort, geführt von dem Geiſte von oben und aus deutſchem Herzen!

Laſſen Sie mich wiſſen, wo Sie ſind — ſchreiben Sie mir nur wenig, aber doch etwas.

Wenn Sie Görres ſchreiben, ſo ſagen Sie ihm, er habe eine ſchlechte Widerlegung eines wahren Aufſatzes in ſein Blatt aufgenommen. Fiat justitia! aut pereat mundus!

---

*) Aechtöſterreichiſch: Kürbißkopf, Plutzerlſchädel: Dummkopf, Hahnreih: cucurbita.

Das iſt keine justitia, wenn ein befangener Menſch das Geſagte des Andern für apokryphiſch erklärt. Sogar der Länderverderber Napoleon ward entrüſtet gegen das Benehmen der bewußten Regierung und befahl ſeinem Geſandten, ihr zu ſagen: Je ne veux pas, qu'on traite des pays, que j'ai donnés, comme les Spartes ont traité les Helotes.

Geben Sie ein chriſtlich Zeichen Ihrem Sie herzlich verehrenden

Ab Eremo.

30.

Brief des Geh. Staatsraths Gruner an E. M. A.

Ich kann Graf Dohna nicht heimziehen laſſen, ohne Ihnen einen ſchriftlichen Gruß zu ſenden, mein theurer Freund.

Er wird Ihnen das miſerable Leben ſchildern, worin ich hier ſitze und in dem ich zuletzt auch ein Philiſter werden müßte, wenn ich nicht auf des Himmels rettende Fügung hoffte. Das iſt der perſönliche Erfolg der großen Tage von 1813, und wie iſt der allgemeine?

Ich freue mich indeß Ihrentwillen. Nun die Univerſität endlich zur Geburt gekommen, wird ſie Ihr Daſeyn hoffentlich verſchönern und veredlen. Möge das Vaterland reiche Früchte davon ärndten!

Wie wir hier alle Produkte des Geiſtes ſpät erhalten, ſo habe ich auch jetzt erſt den vierten Theil Ihres Geiſtes der Zeit empfangen. Er ſoll mir ein freundlicher Geſellſchafter ſeyn in den langen Schweitzer Winterabenden und mich erheben über den Druck des Augenblicks.

In dieſem Lande der Stagnation rührt ſich nichts, als was in Sümpfen ſein Leben findet. So ſpukts denn jetzt auch mit Irrlichtern aller Art, welchen der bekannte Reſtaurateur Haller vorleuchtet. Ich mache indeſſen von Zeit zu Zeit eine Jagd darauf und hoffe auch den Wiedereinzug der Jeſuiten in Freiburg durch einen Lärmſchuß zu verjagen. Aber alles das iſt wenig erfreulich und genügt der Sehnſucht nach vaterländiſchem Leben und Wirken nicht.

Gott befohlen! Meine Frau grüßt Sie herzlich. Sie ſoll mich in dieſen Tagen des Freiheitsſieges mit neuer Vaterfreude beglücken. So giebt der Himmel den ſüßeſten Lohn, den die kleinlichen Neider nicht nehmen noch rauben mögen.

Von Herzen, und unveränderlich

Ihr Justus Gruner.

(Ohne Datum. Muß im Herbſt 1818
in Bern geſchrieben ſeyn.)

31.

Briefe des D. Ebel an E. M. A.

a.

Vor wenigen Tagen erhielt ich von meinem Freunde Jaſſoy, daß E. Wohlgeb. in Frankfurt ſeyen und daß er das Glück habe Sie oft zu ſehen. Ich ergreife dieſe Gelegenheit ſogleich, um Ihnen meine innigſte Hochachtung und Dank für alle Ihre vorigen und für die neueſten Ihrer Schriften zu bezeugen und Ihnen als einem deutſchen Mann ganz nach meinem Herzen die Hand zu reichen und eine nähere Verbindung mit Ihnen anzuknüpfen. Alles und Jedes, was Sie bisher als ächt deutſcher Schriftſteller in vaterländiſchen Angelegenheiten geſchrieben, war aus meiner Seele geſprochen, und ich ſehe, daß wir durchaus auf Einem und demſelben Geſichtspunkte ſtehen, und daher die gleichen Anſichten über alles, was unſer großes deutſches Vaterland angeht, theilen. Gewiß giebt es ſehr viele unter uns, die in den Hauptanſichten einig ſind, allein wenige noch haben ſich zu dem hohen Standpunkt des deutſchen Mannes in dem Sinn erhoben, daß, frei und ungefeſſelt von allen Rückſichten Vorſtellungs- und Empfindungs-Weiſen des Geburtslandes nur allein Deutſchland und das deutſche Volk mit brennender Liebe im Herzen wohnt und alle Gedanken des Geiſtes ausſchließend beſchäftigt. Daher auch mangelt unter uns das Feuer der Liebe fürs große Vaterland und die Kraft des Haſſes gegen die Franzoſen, ihre Sprache, ihre Sitten und allen ihren Tand; daher noch ſo ſelten das Gefühl von deutſcher Selbſtſtändigkeit und Würde in allen Verhältniſſen und Beziehungen des Lebens. Die Kraft unſrer deutſchen Völker hat den Boden unſers Vaterlandes von dem grauſamen Feinde gereinigt und den einen Kopf des vielfachen franzöſiſchen Ungeheuers zertreten, allein ein anderer noch grauſamerer Feind ſitzt uns noch tief im Fleiſche, und gegen dieſen wird der Sieg nicht ſo leicht werden. Die Entfremdung aller Deutſchen, hauptſächlich aller Großen, des Adels, aller reichen Klaſſen, durch die Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache, durch die Nachäffung franzöſiſcher Sitten und Artigkeit und Moden, durch die Verbreitung der franzöſiſchen Literatur, durch die Einführung der franzöſiſchen Sprache als Element in allen Bürgerſchulen, Privaterziehungsanſtalten, in der häuslichen Erziehung — alles dies iſt ein Krebs, der ſo zerſtörende Wirkungen unter uns angerichtet hat, daß hierin die Haupturſache unſrer gänzlichen Unterjochung und unſrer Schmach lag, und welcher, unerachtet aller neueren Ereigniſſe, welche das Hochgefühl des Deutſchen erheben, doch ſo tief eingefreſſen hat, daß überall, wo man nur ſeinen Blick hin wendet, die verheerenden Wirkungen dieſes Giftes in die Augen ſpringen. Die Gefühle alles innern Stolzes, der gehörigen Selbſtachtung, der würdigen Mannhaftigkeit, der edlen Selbſtſtändigkeit und des hohen Ernſtes ſind aus dem deutſchen Karakter durch die Gemeinmachung der franzöſiſchen Sprache und Literatur und des Geſellſchaftstons und Sitten der Wälſchen vertilgt worden; und ſo lange wir nicht das

Joch dieſer geiſtig moraliſchen Knechtſchaft abſchütteln, werden wir nie zu dem Ziele gelangen, die Deutſchen als Volk mit ſeiner Volksthümlichkeit dasjenige gelten zu ſehen, wozu ſie nach allen ihren Anlagen vom Schickſal berufen ſind.

Dieſer wälſchen Krankheit unter uns germaniſchen Stämmen muß Verfolgung und unauslöſchlicher Krieg angekündigt und durchgeſetzt werden, bis die letzte Wurzel ausgerottet iſt. Die Sprache als das wichtigſte Bildungsmittel komme zuerſt an die Reihe. Unſre göttliche Mutterſprache muß das einzige ausſchließende Sprachſtudium Aller werden, Aller und ſelbſt der Gelehrten; denn dieſe haben in dieſer Hinſicht große Sünden gegen ihr Volk auf ſich, denn es iſt ſchändlich, wie die meiſten ihre Mutterſprache ſprechen. In den meiſten Ländern Europas ſpricht der gemeinſte Menſch ſeine Sprache beſſer als unzählige hochſtudierte und beleſene Deutſche die ihrige. Und wie ſollte es auch anders ſeyn, da der Deutſche alle Sprachen der Welt erlernt und ſtudiert, nur nicht ſeine eigene? Wie weit die Vernachläſſigung oder Nichtachtung der Mutterſprache geht, da mag man nur die Schriften ſelbſt der vorzüglichſten deutſchen Gelehrten und Schriftſteller durchblättern, wenn man nicht ſchon auf dem Titel wie „Reils Pepiniere des ärztlichen Routiniers" und „Hermbſtädts Bulletin alles Wiſſenswürdigen" u. ſ. w. Anlaß zu Galle genug findet. Selbſt in Göthes „Wahlverwandtſchaften" habe ich zu ſeiner Zeit eine gute Zahl wälſcher Ausdrücke angeſtrichen. Es iſt unbegreiflich, daß nicht jeder gebildete Deutſche dieſes Gemiſch als etwas Barbariſches fühlt und dadurch beleidigt wird. Aber nichts beweiſt uns ſtärker die Entfremdung unter uns, als daß dieſe Sprachverderbniß bis zu den erſten Schriftſtellern unſers Vaterlandes hat einreißen können. Herr Kolbe hat durch ſeine trefflichen Schriften dieſem Unweſen den lauteſten Krieg erklärt, aber ich habe noch nicht große Wirkungen davon bemerkt. Sie ſind der Zweite, der durch die Schrift „Ueber Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache“ dieſelbe Bahn betreten hat. Ich ſehe, daß Sie von den unzuberechnenden moraliſch-geiſtigen Folgen durchdrungen ſind, welche der Gebrauch einer fremden Sprache auf den Karakter und Geiſt eines Volks ausübt, und daß Sie mit der wahren Verwüſtung bekannt ſind, welche in den Seelen aller derer angerichtet wird, welche von ihrem Lallen an ſogleich franzöſiſch hören und nachſprechen müſſen. Der Grund ſo unzähliger Geiſtig-Entmannter unter den höheren und reicheren Ständen iſt ſicher kein anderer als dieſe ſinnwidrige Sitte, die jüngſten Kinder ſchon ihrem Vaterlande, ihrer Sprache und der eigenthümlichen Natur ihres Volksſtammes durch franzöſiſch Sprechen und Denken zu entfremden. Es iſt unmöglich, ein Mittel zu erſinnen, welches ſo zuverläſſig alle Grundzüge des deutſchen Karakters und die ganze Entwickelungskraft derſelben durch unſre überherrliche Mutterſprache zerſtört, geiſtige Zwitter und Verſchnittene bildet, und, da dieſe Peſt unter allen höheren Ständen eingeriſſen iſt, welche die Leitung der Schickſale unſeres Volkes in Händen haben, uns in einer wahren geiſtigmoraliſchen Unterjochung der Franzoſen erhält. Mit Feuer und Schwerdt müßte man gegen dieſes Verderben wüthen, wenn es auf dieſe Weiſe auszurotten wäre. Da dies nicht der Fall iſt, ſo muß man auf diejenigen Mittel denken, welche, wenn gleich langſam, zum Zweck führen.

Deswegen hegte ich von dem Augenblick, als ich Ihre Schrift „Ueber Volkshaß“ u. ſ. w. geleſen, den Wunſch, Ihnen folgende Gedanken mitzutheilen und Sie zu ermuntern, wo möglich, bei dem jetzigen Feg- und Reinigungsfeuer Deutſchlands der Mittelpunkt eines deutſchen Vereins zu werden, der den Zweck hätte, ſowohl durch ſtille Uebereinkunft aller

Glieder, jedes in ſeinen häuslichen bürgerlichen und öffentlichen Wirkungskreiſen, als durch lauten Ausſpruch Bemühen und Arbeiten in einer Zeitſchrift dieſes Vereines unſerer Mutterſprache den allgemeinſten Sieg zu verſchaffen, ſie zum Verehrungsgegenſtand der Höchſten wie der Niedrigſten zu machen, ſie und unſer ganzes Volk dadurch zu veredeln und zum Höchſten ihrer Würde zu erheben. Dieſer Zweck ſchließt alſo natürlich in ſich unverſöhnlichen Krieg gegen die ungebührliche Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache, Austrottung derſelben als ſprechende Sprache unter uns, Verfolgung aller franzöſiſchen buhleriſchen Eitelkeit Artigkeit Tand Sitten und Putzlaunen, ſtrenge Aufſicht und Rügung aller Gelehrten Geſchäftsmänner und ihrer Schriften in Hinſicht ihrer reinen Schreibart u. ſ. w. Mit dieſem Zwecke verbände ſich nothwendig ſo vieles Andere, was vaterländiſche Sitten und Volkseigenthümlichkeiten beleben und dadurch jenen erſten Hauptzweck ſehr unterſtützen könnte, z. B. Bemühung zur Einführung und Annehmung einer deutſchen Volkstracht für beide Geſchlechter. Dies iſt nächſt der Sprache das zweite Wichtigſte. Dieſe Modeherrſchaft von Paris muß als etwas Schändliches und Erniedrigendes geſtürzt werden, und ſo lange alle Augen der Weiber und Mädchen und der höheren Stände überhaupt nur auf Paris ſich richten und den Putz der Gaſſen- und vornehmen Huren und Theatergauklerinnen daſelbſt als Geſetz erwarten und annehmen und davon abzuweichen faſt mehr als Verbrechen achten, iſt es unmöglich, ſelbſtſtändig deutſchen Sinn und Karakter und Würde unter unſerm Volke feſtgeſetzt zu ſehen.

Der Zeitpunkt zur Bildung eines ſolchen deutſchen Vereins aller vaterländiſchgeſinnten Männer und Frauen, war nie vorher ſo günſtig und kommt auch wohl nie ſo wieder; deswegen muß man denſelben nicht verſtreichen laſſen, ohne

Oft des Müden Ohr an des Meeres Sauſen.
Ich bebte unter den regen Eichenwipfeln,
Weinte vor des Meeres Sauſen,
Drückt' vor dem Donner des Himmels
Mit der Lerche, dem Reh mich hinter die
Büſche:
Doch blühten mir Blumen,
Mir ſangen die Vögel,
Warm ſchien die Sonne, der Fruchtbaum
golden,
Still war das Meer oft des Schaukelnden
Kahn.
Ich zerpflückte die Blumen,
Erkletterte die Apfelzweige,
Ich plätſcherte im Waſſer und — ſpielte.
Ich ward ein Jüngling.
Götter des Himmels all!
Ihr kommt herab mit eurem ſeeligen Traum.
Schwellend ſtand ich am Meer wie Wogen,
Wollte

ihn zu dem Wichtigſten zu benutzen. Und Sie, verehrteſter Mann, ſind wohl ſicher derjenige, welcher am beſten dieſe vaterländiſche Geſellſchaft gründen und bilden kann; denn Sie ſind allgemein gekannt und als ächter deutſcher vaterländiſcher Schriftſteller verehrt, Sie haben ſicher ſehr ausgebreitete Bekanntſchaften und Verhältniſſe mit unzähligen gleichgeſinnten edlen Männern, und Sie beſitzen den feurigen Eifer und die innige Liebe fürs allgemeine Vaterland, ohne welche nichts Großes und Herrliches gewirkt werden kann.

Dieſe deutſche vaterländiſche Geſellſchaft, über alle Theile und Länder Deutſchlands verbreitet, würde bei der Föderativverfaſſung, die das deutſche Reich immer behalten wird, ein allgemeines geiſtiges Band für einen großen würdigen Zweck wirkend bilden und dadurch allein die edelſten Früchte tragen. Dieſe zahlreiche Geſellſchaft würde in allen Theilen abgeſchloſſene Unter-Geſellſchaften bilden mit Vorſtehern und Schreibern, durch die der allgemeine Briefwechſel geführt und alle Verbindungen mit dem Mittelpunkt des Vereins unterhalten würden.

Dieſe Geſellſchaft müßte durch einen kleinen jährlichen Beitrag aller Glieder und durch Vermächtniſſe patriotiſcher Männer eine regelmäßige Einnahme beſitzen, aus welcher neben der Beſtreitung aller Unkoſten Preiſe ausgeſetzt würden für deutſche Meiſterwerke in allen Arten der Dichtkunſt, für klaſſiſche Ueberſetzungen der Meiſterwerke der Alten, wo ſie uns noch fehlen, für vollendete Lehrbücher der deutſchen Sprache, für die endliche Ausbeutung aller Fundgruben der deutſchen Sprache durch Bearbeitung von Idiotika, wo ſie noch fehlen, und durch eine kritiſche Ueberſicht und Zuſammenſtellung alles deſſen, was aus den alten Schachten wieder ins Leben eingeführt werden kann und muß, für wahre Elementarbücher zum Unterricht in allen Schulen u. ſ. w. Würde dieſe jährliche Einnahme der Geſellſchaft bedeutend, ſo könnte ſie die ſchützende Vorſehung der von aller Welt verlaſſenen ächten genievollen Söhne der Wiſſenſchaft und Kunſt werden, einerſeits, indem jeder Jüngling, in welchem die Glieder einer Unter-Geſellſchaft das Gepräge einer außerordentlichen Anlage entdeckten, aus der Armuth und dem gänzlichen Dunkel hervorgezogen und der Sohn der Geſellſchaft würde und durch ſie allen Vorſchub und alle Mittel der Entwickelung erhielte, und andrerſeits, indem große deutſche Dichter und Schriftſteller, welche durch ihre Geiſteswerke Wohlthäter unſers Vaterlandes würden und demſelben daurenden Ruhm und Glanz verliehen, ſolche Jahrgehalte empfingen, welche ihnen vollkommene Unabhängigkeit ſicherten. Auf dieſe Weiſe könnte, wenn das Eigenthum der Geſellſchaft nach und nach vermehrt worden wäre, zuletzt aus dem beſcheidnen und edlen Bemühen zahlloſer Glieder dieſes Vereins ein Ausſchuß der größten weiſeſten und ruhmwürdigſten Gelehrten und Schriftſteller hervorblühen, welche, durch das Zuſammenwirken der ganzen Geſellſchaft in Unabhängigkeit geſetzt, zum erſten Mal der Welt dasjenige werden und zeigen würden, was einem großen Volke die höchſte Landesakademie ſeyn kann ſoll und muß. Unter allen Reſidenz- Königlichen Kaiſerlichen Akademien National-Inſtituten, welche Europa bisher gehabt, hat nie eine begriffen, welches hohe Amt für Wiſſenſchaft und Vaterland ſie auszuüben hätte; weswegen auch alle dieſe ſo koſtbaren Anſtalten ſo wenig geleiſtet haben. Hierüber einzutreten wäre zu weitläuftig.

Alles Politiſche bliebe dieſer Geſellſchaft durchaus fremd, damit ſie auf keine Weiſe Argwohn erregen und dadurch alle Arten Hinderniſſe und Hemmungen vermeiden würde. Der Sitz der oberſten Leiter dieſer Geſellſchaft dürfte deswegen auch in keiner Hauptſtadt eines großen deutſchen Landes ſeyn, ſondern in einer Reichsſtadt oder in der Hauptſtadt eines ganz kleinen Landes; ſo daß keinem Menſchen der Gedanke kommen könnte, der Fürſt könne dieſe Geſellſchaft als Werkzeug zu politiſchen Abſichten brauchen. Die Geſellſchaft würde durch eine Zeitſchrift wirken, worin alle dem Hauptzweck gemäße Gedanken Bemühungen Ermunterungen Arbeiten u. ſ. w. dem Vaterlande bekannt gemacht würden. Daneben könnte eine deutſche Nationalzeitung und ein Reichsanzeiger herausgegeben werden, und der Abſatz dieſer Geſellſchaftsſchriften gehörte dem oberſten Leiter der Geſellſchaft für ſeine Mühe und Arbeit.

Alle dieſe groben Grundzüge zeichne ich Ihnen ohne weitere Ausführung hin. Ich empfehle ſie Ihrem warmen vaterländiſchen Herzen aufs angelegentlichſte. Wenn es möglich iſt, in unſerm großen Vaterlande einen Verein dieſer Art und dieſes Geiſtes zu bilden, ſo ſind Sie der Mann dazu. Die erleuchteten Deutſchen müſſen durchaus auf ſo etwas denken und es durchzuſetzen ſuchen, um ein großes Mittel zu ſchaffen, dem Verderben, welches aus Föderativ-Verfaſſungen für Volksgemeinſinn und Volksgefühl und Selbſtſtändigkeit erwächſt, entgegen zu wirken. Wir haben keine Ausſicht, in dieſem Vaterlande eine Verfaſſung entſtehen zu ſehen, durch welche die Deutſchen als Volk in Rang und Würde eintreten. Es iſt ſchrecklich troſtlos nach allem Unglück und Jammer, nach allen Aufopferungen und allem Heldenſinn unſrer Völker zur Abtreibung der fremden Tyrannei nicht einen Fußbreit weiter auf dem Wege zu einer des deutſchen Volkes würdigen Staatsverfaſſung vorgerückt zu ſeyn. Die auf der Leiter der Bildung viel tiefer ſtehenden Völker tragen aus der politiſchen Erſchütterung die Palmen freier Verfaſſungen davon, wie die Spanier Franzoſen Holländer Sizilianer Norweger, und wir Deutſche, die wir die Tyrannei geſtürzt, bleiben am Ende Zugvieh der kleinen und größeren von dem geſtürzten Tyrannen geſchaffenen ſuveränen Deſpoten, was vertheilt und vergeben wird, wie dieſem oder jenem die Laune ſteht. Aus Italien ſchrieb man, daß dem Vicekönig Zweibrücken und ein Theil des Großherzogthums Frankfurt von den Alliirten zugeſichert ſey. Die däniſche Herrſchaft in Schwediſch-Pommern, das neue Hannoverſche Regiment, Braunſchweig Heſſen Oranien zerſtückeln das nördliche Deutſchland wieder ſo, daß da an keine Maſſe von Preußen ausgehend zu denken iſt. In welchem Zuſtand liegen die Völker in Baiern Würtemberg Baden? In welche Zerſtückelungen werden die Linken-Rheinufer-Länder zerſchlagen werden! Alles wird bedacht und verſorgt werden, nur nicht die Selbſtſtändigkeit Würde Wohlfahrt und Verfaſſung des deutſchen Volkes als ſolches. Die allerneueſten Erfahrungen ſind für mich zu niederſchlagend. Ich bin genau bekannt mit dem Gange der Unterhandlungen in dem großen Hauptquartier, und dieſer hat mir gezeigt, daß wir Deutſche eigentlich wie verwaiſt daſtanden. England hätte nimmermehr zugegeben, daß die Niederlande an Frankreich geblieben wären, aber daß Deutſchland durchaus das Elſaß zu ſeinen Handen ziehen müſſe, daß die Erringung der militäriſchen Gränze Deutſchlands auf dem Grat der Wasgauiſchen Gebirge eine conditio sine qua non des Friedens ſeyn müſſe, dafür haben alle deutſchen Staatsmänner im Hauptquartier nichts gethan gewirkt und mit Feuer durchzuſetzen geſucht. Ueber dieſen für die Unabhängigkeit unſers Vaterlandes ſo wichtigen Punkt habe ich ſeit vorigem November an zwei bedeutende Männer im Hauptquartier unausgeſetzt geſchrieben und nicht nachgelaſſen hierüber mit dem höchſtmöglichen Nachdruck zu ſprechen. Mehrere treffliche Schriften haben hierüber die Stimme unſers Vaterlandes laut genug ausgeſprochen, Sie ſelbſt haben auch Ihr Scherflein dazu beigetragen. Und alles dies hat nichts gefruchtet. Man unterhandelte mit Napoleon auf den status quo von 1792. Das furchtbare Verhängniß dieſes Böſewichts wurde zum Glück Urſach der gänzlichen Zerſchlagung dieſer Unterhandlungen. Man erobert Paris, man ſtürzt das Ungeheuer, die Franzoſen küſſen die Hände für ihre Erlöſung, für die Ausſicht zur Ruhe und glücklicher Verfaſſung, die Bourbonen nicht minder für die Wiedererlangung des Thrones — und beide würden nicht ein Wort gegen die Abtretung des Elſaßes erheben. (??) Und doch beginnt A. am 31. März in ſeiner Erklärung, daß man jetzt nach dem Sturz Napoleons von Seiten der Alliirten wohl weiter gehen könne und Frankreich größer machen, als es unter ſeinem vorigen König geweſen ſey; denn Frankreich müſſe zum Wohl Europas groß und ſtark ſeyn. Und kein deutſcher Mann zeigt ſich da, der für ſein großes Vaterland mit Begeiſterung und durchgreifender Kraft ſpricht und wirkt! Es iſt zum Weinen und raſend werden. Der Zeitpunkt Elſaß zum deutſchen Reich zu ziehen und die deutſchen Gränzen wiederherzuſtellen, kommt nie wieder. Geſchieht es jetzt nicht, ſo iſt es für immer unmöglich. Ich habe bis dieſen Augenblick nicht die geringſte Spur, daß man im Hauptquartier jetzt an die Erwerbung des Elſaßes denke, und ich fürchte nur zu ſehr nach allem, was von A. erklärt geantwortet und verſprochen wurde vom 31. März bis 4. April, daß auch unter den jetzigen ſo günſtigen Umſtänden unſre deutſchen Staatsmänner gar keine Acht auf dieſen wichtigen Punkt legen. Es iſt gräßlich, wie der Hof und diplomatiſcher Geiſt die Herzen und Seelen erkaltet und erlahmt und jedes Hochgefühl und jeden großen Gedanken für das allgemeine große Vaterland erſtickt. Es iſt gewiß die höchſte Zeit für dieſen Gegenſtand zu arbeiten. Ich lade Sie daher ein, alles, was Ihre Verhältniſſe und Verbindungen geſtatten, in Bewegung zu ſetzen, um auf die Staatsmänner im Hauptquartier auf jede mögliche Weiſe ſo zu wirken, daß ſie einſehen, ſie würden ſich mit Schande bedecken, wenn ſie die Natur und militäriſchen Gränzen Deutſchlands auf den Grat der Vogeſen nicht feſtſetzen. Nur Stumpfheit des Geiſtes oder Verrath an dem deutſchen Vaterlande können dieſe Sünde begehen.

Sie werden mich unendlich verbinden, wenn Sie die Güte haben und mir den Empfang dieſes Briefes melden wollen. Mit unwandelbarer Verehrung

Zürich den 22. April 1814.

Ihr ergebener

Ich bitte Sie, dieſes letzte Blatt abzuſchneiden und zu verbrennen oder wenigſtens nach Leſung meine Namensunterſchrift wegzuſchneiden.

Anmerkung. Ich hatte nur den Namen ausgelöſcht. Wie ſchrecklich und welch ein Beweis, daß ſelbſt im Jahr 1814 das Treueſte und Deutſcheſte auszuſprechen kaum gewagt werden durfte, wenn ein Mann wie Ebel mich bitten mußte, ſeinen Namen unter dem Briefe auszulöſchen! Und hätte er nicht in der Schweiz ſondern irgendwo in Deutſchland geſeſſen, wie würde er wegen dieſer Briefe ſpäter gequält worden ſeyn!

b.

Ihren theuren Brief aus Koblenz vom 1. Mai habe ich erhalten. Wie viel Freude er mir machte, darf ich gewiß nicht erſt verſichern. Nur ein großer Schmerz erfüllte mich dabei, darüber, daß Männer wie Sie von dieſer Kraft und dieſem vaterländiſchen Sinn nicht in Macht und Einfluß ſtehen an dem Punkt, wo der Wille zur That wird. Was hilft alle tiefe Einſicht, alle wahre Erleuchtung, aller brennende Eifer, alle unerſchöpfliche Liebe fürs Vaterland, alle Bemühungen das Einzige und Rechte zu rathen und anzuempfehlen? Wir ſehen es in unſern neueſten Tagen nur zu ſehr, daß alles dies, ſogar vereint auf gleiche Weiſe von allen Seiten wirkend, nichts iſt, nichts nutzt. Keine Erſcheinung kann uns ächte deutſche Vaterlandsſöhne dergeſtalt demüthigen als die Erfahrungen der laufenden Zeit. Auch jetzt gilt und iſt der erleuchtete deutſche Mann nichts, die vereinte Stimme aller erleuchteten deutſchen Männer, die öffentliche Meinung Deutſchlands, gilt nichts. Wie wäre es ſonſt möglich, daß das geſchehen könnte, was geſchieht? Das Erſte und Wichtigſte von allem, die conditio, sine qua non, die Herſtellung unſers Vaterlandes in ſeine alten Gränzen auf den Wasgauiſchen Gebirgen, wird nicht durchgeſetzt. Was läßt ſich hoffen oder was kann alles Uebrige nützen, wenn das Weſentlichſte für die ganze Zukunft nicht bedacht und erfüllt wird? Was ſoll man zu allen Fürſten, deren Länder unmittelbar an den Rhein gränzen und zu deren Staatsräthen ſagen, daß ſie nicht vereint über dieſen Punkt mit ſolcher Kraft bei den Alliirten einwirken, daß ſie gezwungen würden zu erfüllen, was unabläßliche Forderung für uns iſt? Ich verſtehe es geradezu nicht, was ſeit dem Einmarſch in Paris alle Augen blind, alle Köpfe ſtumpf gemacht haben muß. Ein Menſch bleibt doch nur ein Menſch, der kann ſich verirren laſſen, aber daß alle Uebrige ſchweigen, nicht mit Energie das Rechte und Nothwendige flammend darlegen und durchſetzen, davon begreife ich nichts. Was Miniſter Stein dazu ſagt und thut, das mögte ich wiſſen. Ich habe mir von ihm eine hohe Vorſtellung gemacht als vom deutſchen Mann aus dem höchſten Geſichtspunkt. Ob ich mich vielleicht irre, weiß ich nicht. Es thut mir ſehr leid, daß ich ihn nicht perſönlich kenne. Diejenigen bedeutenden Männer im Hauptquartier, denen ich ſo viele lange Briefe geſandt, beſitzen alle Eigenſchaften des Kopfs, aber zugleich eine Kälte, die wohl Schuld ſeyn kann, daß keine Idee, keine Anſicht, mit dem Feuer der Liebe empfangen geboren genährt und zur wahren Frucht ausgebildet wird. Metternich iſt Oeſterreicher aber kein deutſcher Mann. Ueberhaupt herrſcht den neueſten und ſicherſten Berichten von Perſonen zufolge, die ſeit fünf Jahren in Wien und in den größten Verhältniſſen lebten, dort durchaus kein deutſcher Sinn und Geiſt, nichts als öſtreichiſcher Sinn; was darüber hinausgeht, verſteht man dort nicht! Deswegen iſt es auch wohl ein Unglück, daß der Kongreß für die Angelegenheiten Deutſchlands in Wien gehalten werden ſoll; welches ganz gewiß iſt, indem es der Geſandte von Humboldt, der zu dieſem Kongreß ernannt iſt, an ſeine Frau ſchrieb, die hier vor zwei Tagen durchgereiſt iſt. Vorerſt aber reiſt man nach London, und nach der Zurückkehr von dort gehts nach Wien.

Vor zwei Tagen brachten alle Genfer und Neufchateller Briefe die Artikel des Friedens 1) Frankreich im status quo von 1792 mit einer Vermehrung von Land an der Moſel mit 800,000 Einwohnern; 2) Keine Kontribution wird Frankreich aufgelegt; 3) unentgeltliche Zurückgabe aller Gefangenen; 4) Zurückgabe aller franzöſiſchen Kolonieen und Bewilligung einer Niederlaſſung an der Küſte von Koromandel; 5) Theilung der franzöſiſchen Kriegsſchiffe in Antwerpen Vließingen Venedig unter die Alliirten und Frankreich; 6) Heirath des Grafen von Artois und der Prinzeſſin von Oldenburg; 7) Heirath des Duc de Berry und einer öſtreichiſchen Prinzeſſin.

Ich habe noch einige Hoffnung, daß es nicht ſo ſey. Es wäre die ärgſte Niederlage für Deutſchland, wenn es ſo wäre. Hätte man einen ſolchen Gang der Dinge nur ahnen können, ſo wäre es wichtig geweſen, ſo vielen Köpfen ein gedrängtes Gemälde des namenloſen Unglücks Deutſchlands, ſeit 1792 durch die Franzoſen verurſacht, vor die Augen und Ohren zu legen. Es giebt ſo viele ſchwache Fantaſieen, die nie mehr als das nächſte Gegenwärtige zuſammenfaſſend ſich vorſtellen können; alles etwas weiter Liegende befindet ſich ganz außerhalb ihrer Faſſungsweite. Für alle dieſe — und doch iſt dies die Mehrzahl — ſind zuſammengedrängte Gemälde des Verfloſſenen nothwendig: aus Schaam allein ſind ſie dann gezwungen, in ihrem Gange ſich der rechten Straße anzunähern. In dieſer Anſicht habe ich eine Ueberſicht aller Rubriken des von den Franzoſen in Deutſchland verübten Raubes und Unglücks entworfen. Ich lege Ihnen hier die Abſchrift bei, mit der Bitte es zu benutzen für den Druck, wie es Ihnen am beſten dünken wird. Ich glaube, daß alle Hauptrubriken*) dort ſind; iſt etwas vergeſſen, ſo werden Sie es ergänzen. Durch Ihre vielfachen Bekanntſchaften werden Sie die Summen zu vielen Rubriken erhalten können. Manches finden Sie in den öffentlichen Zeitungen, z. B. die Kontributionsſummen von Oeſtreich Preußen u. ſ. w. Viele Rubriken werden nur nach ungefährer Abſchätzung in Summen aufgeführt werden können, z. B. Einquartierungskoſten. Da, glaube ich, muß man die ungefähre Zahl der franzöſiſchen Heere ſuchen, auf 100,000 ſtets 3—4000 Officiere, ſo und ſo viele Generäle und ihr Stab; und nun für jeden Soldaten Officier General

---

*) Sie lagen als Beilagen im Briefe, mit der Sorgfalt Genauigkeit und Sauberkeit des geübteſten Rechenmeiſters in einem ſtatiſtiſchen Amte gearbeitet.

u. ſ. w. auf jeden Tag im Durchſchnitt ſo und ſo viel Verpflegungskoſten anſetzen. Auf dieſe Weiſe läßt ſich wenigſtens eine Annäherungsſumme finden. Vielleicht wäre es am beſten, wenn Sie zuerſt bloß die Rubriken dieſer Ueberſicht drucken ließen mit dem Aufruf an alle Deutſche, daß jeder, der im Stande ſey, über die eine oder andere Rubrik Angaben mitzutheilen, die Güte habe, ſelbige Ihnen einzuſenden, damit es möglich werde, das Gemälde vollſtändig vor den Augen Deutſchlands aufzuſtellen. Die Beckerſche Nationalzeitung und die Deutſchen Blätter von Freiburg im Breisgau müßten zu gleicher Zeit dieſe Ueberſicht abdrucken. Schon die Anſicht dieſer zuſammengeſtellten Rubriken iſt erſchreckend und zeigt auch ohne alle daneben geſtellte Summen, wie furchtbar tief die Zerſtörung alles öffentlichen und ſonderlichen Wohlſtandes in ganz Deutſchland ſeyn müſſe; woran Jahrhunderte zu bluten ſeyn wird. Durch den ſchnellen Abdruck dieſer Rubriken würden Sie in den Stand geſetzt, eine Anzahl Exemplare ſogleich an alle Staatsmänner und Monarchen im Hauptquartier zu ſenden, wodurch, wenn der Friede noch nicht abgeſchloſſen iſt, vielleicht noch etwas genützt werden könnte. Seit geſtern heißt es in einigen Zeitungen, der Friede werde erſt in London abgeſchloſſen werden. Ich überlaſſe alles Ihrem Urtheil und Ihrem Eifer. Wenn Sie eine kleine Vorſchrift und Nachſchrift machten, ſo könnten Sie es auch als eine kleine Flugſchrift für ſich in die Welt gehen und zugleich in jenen zwei Zeitungen abdrucken laſſen, damit es ſchnell bekannt werde.

Unter dem Titel das ſchwarze Brett ſollte eine Schrift herausgegeben werden, in welcher alle deutſche Verräther und Spießgeſellen der Franzoſen und ihres verfluchten Syſtems und alle Speichellecker derſelben, die ſich auf irgend eine Art gebrandmarkt haben, genannt und ihr ſchändliches Benehmen

Wollte fließen fort mit den Waſſern,
Stand unter dem Eichbaum lebendig,
Fühlte mich wie Lüfte gefiedert.
Adler des Himmels! ihr trugt mich oft
Glänzend in eure Donnerwolken,
In eurer Sonnen brünſtige Glut;
Blumen der Erde, heiliger Mond!
Freundliche Nacht! wie liebt ich euch
Meine erſte Liebe geheim!
Schimmernd floß des Lebens Wolke
Um die ſchuldloſen Locken noch;
Wie prophetiſcher Raben Silberklang
In einſamer Luft
Umklangen mich Töne der Zukunft:
Ich lebt' und war glücklich.
    Ich ward ein Mann.
Die himmliſchen Götter all,
Die ſpielenden all, in ernſter Geſtalt
Stehen ſie: die Aegide

mit Belegen für immer und zu ewiger Warnung angeſchlagen würden.

Ihre beiden neueſten Flugſchriften, die Sie mir ankündigen, werde ich mit Vergnügen leſen. Allein ſolche Sachen kommen an hieſige Buchhändler immer ſehr ſpät, und dadurch entbehrt man großen Genuß.

Mit herzlichem Handſchlag

Zürich den 28. Mai 1814.

Ihr ergebenſter D. E.

Ich bitte recht ſehr mir den Empfang dieſes Briefes mit zwei Worten zu melden.

— Der Brief ging geſtern nicht ab und ich füge noch Folgendes hinzu: Das Blatt der Allgemeinen Zeitung vom 24. Mai kam geſtern Abend hier an. Darin las ich einen aus dem Niederrheiniſchen Merkur genommenen Artikel, bei Anlaß des Briefwechſels zwiſchen Bennigſen und Davouſt geſchrieben. Dieſer Artikel iſt ganz vortrefflich; ich glaube Ihren Geiſt und Ihre Feder darin zu erkennen*). Ich drücke Sie dankend dafür an mein Herz. Ich habe es mehreren Perſonen unter Andern meiner Frau vorgeleſen, bloß, um zu bemerken, welchen Eindruck es macht, wenn tief Wahres einfach ausgedrückt Leuten, die über ſolche Seiten wenig gedacht haben, vor die Seele gebracht wird. Alle wurden von der Wahrheit darin aufs ſtärkſte ergriffen, der Frau mußte ich es mehrmals vorleſen; ſie konnte nicht genug ausdrücken, wie herrlich dies ſey, und fügte hinzu: wenn dieſe wenigen Zeilen Al.. und manche Andere an der Spitze vor Augen hätten oder nur einmal leſen hörten, ſie müßten von der großen Wahrheit darin ergriffen auf der Stelle ganz anderes

---

*) Iſt nicht von mir geweſen.

Benehmen zeigen. Wird jedes Blatt des Niederrheiniſchen Merkurs ins Hauptquartier nach Paris geſchickt? Es ſollte durchaus geſchehen. Es iſt ein Unglück, daß man in dieſem Babel ſo lange ſitzt, entfernt von dem Mutterlande und ſeinem Sinn und Geiſt und von der deutſchen mächtigen Stimme, nur umgeben und umräuchert von dem wälſchen Wort und ewiger Schmeichelei und Weiberkünſten — O fahren Sie fort und werden Sie nicht müde, zu den Deutſchen in dieſem Geiſt und Sinn zu ſprechen bei aller Gelegenheit und auch durch Zeitungen, welche doch am meiſten in aller Menſchen Hände kommen. Es iſt in Ihnen ein zweiter Ulrich von Hutten erſtanden. So wie dieſer große deutſche Mann der Vorkämpfer von Luther und der Reformation war, ſo gebe Gott, daß Ihr hoher edler Sinn und deutſcher Karakter ein ähnliches Großes für die politiſche Wiedergeburt der Deutſchen bereite.

Da ich nichts für ſo wichtig achte, als daß alle diejenigen deutſchen Männer, welche ihrem Zeitalter vorſchreiten und die Erzieher ihres Volkes im höchſten Nationalſinn ſeyn können und die Liebe dazu haben, einander ſich nähern und ſich kennen lernen, ſo nenne ich Ihnen einen meiner älteſten und geſchätzteſten Freunde, Herrn Oelsner, gebornen Schleſier. Ich wünſchte, daß entweder Sie oder der Gouverneur Herr Gruner ihm einen Empfehlungsbrief an den Miniſter Stein nach Paris ſendeten, indem ich glaube, daß Männer, wie dieſer mein Freund durch Ideeneinfluß höchſt wichtig ſeyn können. (Nun folgt das Lob Oelsners und die Geſchichte ihres langen gemeinſchaftlichen Aufenthalts in Paris in den merkwürdigſten Jahren, ſo wie die Hinweiſung auf Oelsners Kenntniſſe aller Zuſtände Verhältniſſe und Rotten von Paris, dann fährt Ebel fort:) Nur ein ſolcher Mann, der als unpartheiiſcher unbefangener Beobachter im Mittelpunkt ſo ungeheurer Geſchichte, wie die von 1790—1814, ſtand und auf keine Weiſe durch Amts- und Parthei-Verhältniſſe und Nationalvorurtheile und Einſeitigkeiten gehemmt war, überall richtig zu ſehen und zu beobachten, der alſo bei dieſem Wechſel der Menſchen und Dinge und Ereigniſſe von allen Farben die menſchliche Natur und das ganze mannigfaltige Spiel der Leidenſchaften ſo genau kennen lernte, als es ſonſt nur im Lauf von Jahrhunderten möglich war, nur ein ſolcher Mann verſteht durch und durch auch die Geſchichte der Vergangenheit. Mir iſt es deswegen ſehr begreiflich, warum wir Deutſchen bisher noch keinen großen Geſchichtſchreiber beſaßen. Es kommt mir lächerlich vor, daß bloße Büchergelehrte und Univerſitätsprofeſſoren, die nie aus dem Kreiſe der Bücher- und Lehr-Säle getreten waren, nie eigentlich die Welt und große Geſchichtszeiten durchgelebt haben, Geſchichtſchreiber ſeyn wollen. Ich meine nämlich nicht die Sammler aus den vorliegenden Quellen — dies ſind Handlanger, die man gewöhnlich für Geſchichtſchreiber nimmt — ſondern diejenigen großen Männer, welche von dem höchſten Standpunkte die Begebenheiten der Menſchen über- und durch-ſchauen, die menſchliche Natur durch und durch kennen, und mit der erhabenſten Philoſophie alles beleuchten und befruchten und mit den umfaſſendſten Kenntniſſen aller Art ausgerüſtet die Geſchichte als die lebendigſte Lehre für die kommenden Geſchlechter zu behandeln wiſſen. Sie begreifen, daß ein Mann, der ſo viel in der Welt als in Büchern gelebt hat, kein Pedant ſondern der liebenswürdigſte Menſch in Umgang ſeyn muß: auch gehört Oelsner zu den geiſtvollſten und witzigſten Geſellſchaftern.

Sein Urtheil über Menſchen und Dinge, ſeine Durchſchauung der Karaktere derjenigen, die auf der großen Weltbühne Rollen ſpielten, iſt ſo außerordentlich treffend, daß er mir ſtets alles Geſchehene lange vorher geſagt hat. Meine Bewunderung darüber hat er mir hundertmal abgezwungen. So ſagte er mir ſchon vor 6 Jahren auf das beſtimmteſte das Benehmen Napoleons voraus, wenn wahres Unglück über ihn einbrechen würde. Ich konnte ihm nicht beiſtimmen. Und doch hat er vollkommen richtig geurtheilt. Dieſer Elende ſteht ganz ſo da, wie er mir es vorher ſagte.

Es iſt unmöglich, jemand zu hören, der das ganze moraliſche Lokal von Paris und Frankreich genauer kennte als mein Freund, unmöglich, jemand zu ſehen, der mit der vollen Kenntniß der Geſchichte überhaupt ſo die Durchſchauung der Gegenwart und der ganzen Lage der Welt verbände wie er, der unerſchütterlich von wahren Grundſätzen ausgehend, eben ſo entfernt von Theorieen und Spekulationen als von roher Praxis und dem Beſtand des Geweſnen, die weiſe Mittelſtraße hält, welche allein zur wahren Wohlfahrt führt. Kurz, ich halte es für ein Glück, wenn Staatsmänner von hohem Einfluß mit einem Mann wie Oelsner in Berührung geſetzt werden. Aus dem Grunde wünſche ich, daß entweder Sie oder Ihr Freund Gruner ihm durch einen Empfehlungsbrief an den Miniſter Stein und an andere wichtige Perſonen Gelegenheit verſchaffen nützlich zu ſeyn. Zu gleicher Zeit empfehle ich Ihnen und Herrn Gruner den lebendigen Gedanken, dieſem ausgezeichneten deutſchen Mann Herrn Oelsner eine durch ein Amt unabhängige Lage in Deutſchland verſchaffen zu helfen, ſobald die Umſtände ſich darbieten; denn er gehört zu uns und unter uns.

Z. den 29. Mai.

Unabänderlich Ihr Ergebener.

Anmerkung. Man kann denken, wie viel dieſe Ebelſchen Briefe unterſtrichen waren; auch in meinem Herzen ſind ſie viel unterſtrichen. Lange ſchon wächſt Gras auf dem Grabe des braven Mannes, aber nimmer über ſeiner Erinnerung, wiewohl ich ihn nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen habe. Dieſer norddeutſche Brandenburger hatte ſein warmes treues deutſches Herz in der elenden und böſen deutſchen Zeit in die deutſche Schweitz hinein geflüchtet. Man fühlt aus ſeinen Briefen, wie und wohin es pulſirte, und mit welcher Feurigkeit; wie der Mann zugleich mit der Feurigkeit eines liebenden Jünglings für ſein Vaterland empfand und mit der Klarheit eines Mannes ſchaute und vorherſchaute. O Straßburg! Straßburg! lockender Weg in unſer deutſches Herz hinein! Wir bauen nun Pförtchen gegen das weite offene Thor, das wir den Wälſchen gelaſſen haben, aus den Vogeſen herunter ihre verheerenden Fluthen über unſre fruchtbarſten Gaue auch künftig auszugießen. Rührend, wie der Wackre mich vergeblich gelobt hat, wie er Unmögliches von mir, dem armen einſamen Schriftſteller, und von vielen andern treuen Kerlen gehofft hat! wie er in mir, in dieſer zu lauten und zu muthigen Poſaune der Zeit, geltenden Einfluß und Verbindungen mit Höchſt- und Hoch-Gebornen vorausgeſetzt hat! In mir Kleinem, Einſamen? Und blieb nicht ein Mann von Steins Adlichkeit und Klemme und Tugend in Paris unter den Diplomaten bald faſt wie vereinſamt, losgeriſſen von Alexander, welchen der beſtellte Schweitzer la Harpe und Talleyrand und wälſche Affen- und Schmeichel-Künſte ſogleich einfingen? — Ja hätten wir auf einem der höchſten Throne Deutſchlands damals einen Adler hellſter Augen und ſchärfſter Klauen gehabt! Das Hauptunglück aber war und blieb, daß Oeſtreich von den alten Grundſäulen ſeiner Macht, von dem deutſchen Weſten, ſeine Blicke abgewandt und ſich mit uralter Verblendung an Italien verguckt hatte. — Nova et vetera suspiria.

C.

Verehrteſter. Herzlichen Dank für Ihr ſo gütiges Andenken, welches die Zeilen, welche Graf Dohna brachte, mir beweiſen. Mein innigſter Antheil für Sie iſt unwandelbar;

daher war meine Freude groß, wieder etwas von Ihnen zu vernehmen und von dem trefflichen Grafen zu hören, mit welcher reinen innigen Achtung er von Ihnen ſprach. Durch Ihren Rath in die Schweitz zu gehen gegen den Rath aller Aerzte haben Sie dem Grafen den weſentlichſten D[illegible] geleiſtet. Die Gebirgsluft iſt ihm eine Panace. Nachdem ich ſeinen ganzen Krankheitszuſtand unterſucht, ihn einen ganzen Tag auf einer Höhe von 3000 Fuß beobachtet hatte, ſandte ich ihn getroſt zum Aufenthalt auf dieſen Höhepunkt. Schon nach acht Tagen war er ein andrer Menſch in Ausſehen Munterkeit Zuverſicht Kräftigkeit, Beſchaffenheit des Pulſes u. ſ. w. Seit wenig Tagen kommt er auf einer Reiſe von dem 5 — 6000 Fuß hohen Rigi herab und ſein Befinden war auch dort vortrefflich. In wenigen Tagen ſende ich ihn auf dieſe höhere Bergſtufe, um drei vier Wochen dort in jener Luft zu leben; alsdann muß er auf eine noch höhere Bergſtufe, ins Urſernthal und ſo fort. Auf dieſe Art, hoffe ich, ſoll er nicht bloß während des Aufenthalts in den Gebirgen ſich wohl befinden ſondern alle Organe ſollen in ihrer innern Miſchung und Ton ſo kräftig werden, daß das Wohlbefinden daurend wird, wenn nicht moraliſche Urſachen das umſtoßen.

Der preußiſche Geſandte Gruner grüßt Sie auf das herzlichſte und bittet mich in ſeinem letzten Briefe, ſein Andenken bei Ihnen zu erneuen. — Ueber den politiſchen Gang der Dinge in unſerm großen Vaterlande läßt ſich zu vieles ſagen, als daß es ſchriftlich möglich wäre. Männer wie Sie müſſen nur Muth und Geduld nicht verlieren. In jetziger Zeit ſteht dem politiſchen Schriftſteller eine große Macht zu Gebot. Die Hauptſache iſt, rein, verſtändig wahrhaftig, auf Thatſachen begründet, mit Ruhe, ohne alle Perſönlichkeiten und Bitterkeiten, würdig und einfach der Wahrheit das Wort zu reden. Alsdann ſteht man in der Mitte, iſt partheilos, billig, vermittelnd, gebietet Ehrfurcht, und übt eine unſichtbare Gewalt. Wer dem Vaterlande dienen will, deſſen Haupt ſchwebe in dem Himmel, wie es bei Ihnen der Fall iſt.

Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten und mir mittheilten, ob es Ernſt ſey, eine Univerſität zu Bonn zu gründen; wann es geſchehen wird; auf welche Art ſie begründet wird, ob ſie unabhängiges Eigenthum erhält oder ob die Profeſſoren aus der Staatskaſſe nach franzöſiſcher Art bezahlt werden. Wird auf gehörige Art eine Summe verwandt werden, die hinreichend iſt, um Bibliothek, naturhiſtoriſche Sammlungen, phyſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w. anzuſchaffen?

Zürich den 17. Junii 1818.

Mit unveränderter Hochachtung und Freundſchaft

Dr Ebel.

C.

Unbeſchlagene Briefe.

Vorrede.

Die hier folgenden Briefe ſind theils mit unter den Händen der Polizei geweſen und ſogleich ſtill zurück gegeben worden, theils ſind ſie ſpäteren Datums als jener Sommer 1819, alle aber ſind ſie von ſolchen Perſonen, deren Namen in den Polizeiſäcken mitumgeſchüttelt worden ſind. Die meiſten derſelben werden, hoffe ich, ihr Intereſſe wohl in ihnen ſelbſt haben, einige wohl nur in der Liebe Freundſchaft und Achtung, die mir von ihren Abſendern ward und wird. Aber warum ſoll ein ehrlicher Mann ſich nicht einmal auch laut ſehr loben laſſen, nachdem er laut ſo ſehr geſchändet worden iſt? warum ſoll ein auf dem äußerſten Rande des Lebens ſtehender Greis das Glück, daß er von vielen tapfern und guten Menſchen geliebt und geehrt worden iſt, endlich nicht laut und vor aller Welt bekennen?

Hiebei muß ich erzählen und nicht ohne Aerger gedenken, daß mir doch einige ſehr werthvolle Briefe und Papiere durch die Zähne von Ratten und Mäuſen zernagt oder gar zerſtört worden ſind. Als in den Jahren 1821 und 1822 meine Verfolgung in ihrer Blüthe ſtand, als mich perſönliche Bedräuungen trafen, ſchwerere Drohungen und Gefahren in der Königlich preußiſchen Staatszeitung und in einzelnen Schriften bedeutender Staatsmänner für die Zukunft gezeigt

Schüttelt Minerva; zum hölliſchen Webſtuhl
Schaut' ich hinab ins Dunkel der Parzen,
Sie ſaßen und webten
Thränen und Freuden im ſchrecklichen Schweigen;
Und des Blutes geflügelte
Rächerinnen, die Eumeniden
Saßen umher, die grinſende Ate
Flocht verworrne Knoten der Schuld.
Und meinem Donner droben
Fehlte der Klang, doch fraß
Mir die Hütte ſein Blitzſtrahl.
Ich ächzte, wollte weinen, konnte nicht.
Da nahm die Liebe den Mann
Freundlich an die milde Brüſt,
Füllt' ihm das Herz mit Jugend, das Aug mit Thränen,
Gab dem Himmel den Glanz
Wieder, den Blumen den Duft;
Und die Sünde ging unter in Liebe
Und die Eumenis wandelte abwärts,
Blüthen kränzten das ſchuldige Haupt.

wurden, fing ich an die Möglichkeit einer zweiten Beſchlagung und Entführung meiner wiederangewachſenen Briefe und Papiere zu fürchten, um mich für meine künftige Vertheidigung und Rechtfertigung vor meinen Freunden und meinem Volke ganz kahl und wehrlos zu machen. Was habe ich in dieſer Noth und Furcht gethan?

Eine Menge kleiner Bündel — und dieſe Einbündelung iſt vier fünf Jahre fortgeſetzt worden — ſind gemacht und dicht mit Werg und Wachstuch umwunden und im ganzen Hauſe hin und wieder unter den Fußböden der Speicher und des Tauben- und Hühner-Hauſes verſteckt worden. Da haben an einigen Bündeln Ratten und Mäuſe ſchlimme Arbeit gethan. Später habe ich ſolche Bündel oder vielmehr viele Bündel, in dicken Portfolios zuſammengepackt, der Sicherheit wegen in den Häuſern von Freunden hin und her abgelagert.

Ganz kahl und wehrlos fürchtete ich gemacht zu werden. Denn ſahen die Geſichter meiner Feinde in jenen Tagen nicht fürchterlich genug aus? hat man mich nicht viele Jahre allen Angriffen von Gegnern und Feinden gegenüber kahl und wehrlos gehalten? und, obgleich die peinlich geführte Unterſuchung endlich nur *eine bloß polizeiliche Vernehmung* heißen ſollte, ungeachtet meiner wiederholten Bitten um Zurückgabe mir alle meine beſchlagenen bedeutenden Papiere unter dem Titel verweigert: *ſie können unmöglich von den Akten getrennt werden!* Und doch hatte man Abſchriften davon genommen oder konnte ſie nehmen und bei den Akten behalten. Und erſt der Gerechtigkeit meines gegenwärtigen Königs und Herrn verdanke ich im Herbſt 1840 ihre Zurücklieferung.

1.

Briefe des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg an E. M. A.

a.

Euer Wohlgeborn bin ich auf zwei Briefe die Antwort ſchuldig. Schreiben Sie den Aufſchub bloß den Hinderniſſen zu, die von meiner Lage unzertrennlich ſind. Die Aeußerungen Ihres Zutrauens, Ihres mir längſt rühmlich bekannten Patriotismus, Ihres Sinnes für Recht und Wahrheit haben mir ſehr wohl gethan, auch bin ich mit Ihren Anſichten Schwediſch Pommern betreffend ſo vollkommen einverſtanden, daß ich alles Mögliche anſtrengen werde, dieſes Land für Preußen zu erwerben. Was wir durch das Schwerdt erkämpfen konnten, haben wir erlangt — Jetzt gilts mit der Feder und durch Unterhandlungen alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich der Erreichung des Ziels entgegenſtellen, welches wir für Europa und insbeſondere für unſer deutſches Vaterland uns vorſtecken müſſen. Ich werde mit unabläſſigem Eifer dafür wirken. Wie nahe wir dem Ziele kommen werden, hangt von vielen Umſtänden und Perſönlichkeiten ab, daß ſich noch nichts Gewiſſes darüber ſagen läßt. Doch hoffe ich einen guten Erfolg.

Es wird ſehr erfreulich für mich ſeyn, Euer Wohlgedem perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Unterdeſſen bitte ich die Verſicherung der vorzüglichen Hochachtung anzunehmen, mit der ich bin E. W.

Paris den 14. Mai 1814.

ergebenſter Hardenberg.

Für das überſandte Buch danke ich Ihnen verbindlichſt.

b.

Die Verdienſte, die Sich E. W. durch Ihre Schriften um die Sache des deutſchen Vaterlandes und eben hiedurch um den Preußiſchen Staat erworben haben, erkenne ich ſo gern an und ſie haben Ihnen ſo gerechte Anſprüche erworben, daß ich mit Vergnügen Ihr Anerbieten in dem an mich gerichteten Schreiben vom 15ten d. M., ſich dem Dienſte des Preußiſchen Staats bleibend zu widmen, berückſichtigen werde, um auf irgend eine von Ihnen vorgeſchlagene Art Ihre Talente und Ihre Thätigkeit zu benutzen. Die nächſt bevorſtehende Organiſation wird hiezu unzweifelhaft die baldigſte Veranlaſſung geben, und ich behalte mir vor E. W. von Berlin aus mit weiterer Nachricht zu verſehen.

Frankfurt a. M. den 17. Julii 1814.

C. A. Hardenberg.

2.

Briefe von Gneiſenau an E. M. A.

a.

Ich habe Ihnen, mein edler Freund, einen langen Brief ſchreiben wollen, aber da reiſt morgen ein Admiral ſchnell nach Petersburg ab und meine Briefe müſſen in einer Stunde bei dem Grafen Münſter ſeyn. Ich ſende Ihnen daher meine Glückwünſche zu über die freudige Wendung, welche die Begebenheiten genommen haben. Karakterſtärke hat obgeſiegt über die Berechnungen der Argliſt. Welch eine Morgenröthe geht uns auf! Wenn nur die Mächtigen ſie nicht verſchlafen, ſtatt ſich an ihrem Hauch zu ſtärken. Hier hätte man große Luſt dazu. Nicht der Regent, der von Natur unternehmend, von Konſtitutions wegen aber ſchwach iſt, wohl aber deſſen Miniſter.

Eingeſchloſſenen Brief an Chazot ſey Ihrer Fürſorge anvertraut. Oeffnen Sie ihn vorher und laſſen ihn dann unſere Freunde, Boyen rc. rc. leſen, und ſenden ihn dann weiter an den vortrefflichen Grafen.

Gott ſey mit Ihnen!

London den 4. Januar 1813.

Ihr treuergebener N. v. Gneiſenau.

b.

Zwei Ihrer Briefe, mein trefflicher Freund, ſind in meinen Händen, der eine vom 8. Februar und der andere vom 14. März. Der erſte iſt in der Abſicht geſchrieben, mich für die Legion zu intereſſiren. Was ich für ſelbige habe wirken können, habe ich redlich gethan. Wie Sie wiſſen, waren meine Entwürfe nicht zunächſt auf ſie gerichtet, als ich nach England ging. Nur einige Officiere waren vorhanden, als ich Riga verließ. Von Wilna aus hatte ich bereits an den Herzog von Oldenburg geſchrieben, um ihm zu ſagen, daß ich trachten würde, der Legion nützlich zu werden. Ich habe nicht eine Zeile Antwort von ihm erhalten. Dennoch habe ich lange für ſelbige in England gearbeitet, und zu meinem Kummer lange vergebens. Man erwartete in London die Initiative von Petersburg und dort trug man bis zur glücklichen Wendung der Dinge Bedenken, mit England zu verhandeln. Selbſt da noch zögerte man mit dem Antrag. Endlich geſchah er, und ward zuletzt durch des Grafen Münſter Mitwirkung angenommen.

Ich trieb nebenher noch andere Dinge. Englands und Schwedens Annäherung und die Landung eines Heers in Deutſchland waren die Hauptgedanken, welche ich verfolgte. Im September war ich dem Ziel meiner Wünſche ſehr nah. Die Ereigniſſe wollten es anders. Die zur Landung beſtimmten ruſſiſchen Truppen wurden aus Finland nach der Düna abgerufen, und Schweden ſagte ſich nun von der Landung los. Aber welche Ereigniſſe hätten Statt gehabt, wenn man den Entwurf dazu ſtäter verfolgt hätte! — Wir ſtünden in dieſem Augenblick jenſeits des Rheins.

Dieſes mein Lieblingsprojekt ward nicht ausgeführt; die Entſcheidung ſollte von anderswoher kommen. Die ruſſiſchen Siege folgten ſich endlich Schlag auf Schlag und mahnten mich nach dem Vaterlande zurückzukehren. Ich ſchickte mich ungeachtet der widrigen Jahrszeit dazu an, nachdem ich gegen den Regenten von England die Verbindlichkeit eingegangen war, in deſſen Dienſt zu treten, wofern mich mein alter Herr nicht wieder aufnehmen wolle. Als ich eben von London abreiſen wollte, erhielt ich ein Schreiben von dem Herzog von Oldenburg, worin er mir eine Generalſtelle in der deutſchen Legion anbot. Wenn auch mein alter Herr meine Anſtellung verweigert hätte, ſo war ich nun nicht mehr frei, das Anerbieten des Herzogs anzunehmen.

Ich reiſte ab und kam in Colberg an. Der meine Ankunft bei Hof anmeldende Kourier kam ſchleunig wieder zurück und brachte mir Befehl, ſogleich nach Breslau mich zu verfügen. Dort angekommen ward ich ſogleich angeſtellt. Unſchicklich wäre es geweſen, hätte ich einen fremden Dienſt angenommen, während der des Vaterlandes mir angeboten ward.

Man hat bei der Legion und anderwärts meine Abſichten verwechſelt. Weil ich für ſie wirkte, ſo glaubte man, es ſey in der Abſicht, um in ihr zu dienen, während ich ſelbige in meine anderweiten Plane verflocht und nur dann große Hoffnungen von ihr hatte, wann ſie in Verbindung mit einem großen Landungsheer in Deutſchland erſcheinen konnte. Auf dieſes alſo vorzüglich mußte ich zu wirken trachten, wenn aus der Legion etwas Rechtes werden ſollte.

Durch alle dieſe Zögerungen und Aenderungen der Entwürfe iſt indeſſen die Legion ſo manchem Mangel unterworfen geblieben, daß mich die Lage der Officiere, welchen ihre Bildung unter ſo ſchwierigen Umſtänden obliegt, wirklich herzlich jammert. Die Entfernung vom Kriegsſchauplatz iſt das Schlimmſte, was der Legion begegnen konnte. Hätte man ſelbige nach der Inſel Oeſel verlegt, ſo könnte ſie jetzt an der Niederweſer und vielleicht ſehr zahlreich ſeyn. Viel iſt verſäumt, was ſpät nur eingebracht werden kann.

In dem Grafen Walmoden hat man der Legion einen Anführer gegeben, der bei einem ſehr milden Karakter eine lange Kriegserfahrung beſitzt. Obgleich er den Befehl darüber nur bedingungsweiſe angenommen hat, ſo wird er ſich doch willig finden laſſen, ſein Schickſal an das der Legion zu binden, ſo bald ſich ſelbige wird vermehrt und ſo bald die Dinge in Deutſchland eine geordnetere Geſtalt werden angenommen haben.

Mein mir künftighin beſtimmtes Wirken wird mit dem der Legion zunächſt zuſammen treffen. Ich ſoll nämlich das Hülfskorps befehligen, was zu den landenden Schweden und Engländern ſtoßen und unter den Befehl des Kronprinzen von Schweden geſtellt werden ſoll. Ich treffe dann auch mit Dörnberg zuſammen. Vielleicht kommen dann auch Sie als Sänger Hiſtoriograph Redner und Mitſtreiter zu uns. Meine Streu, meinen Tiſch und meine Freuden will ich dann mit Ihnen theilen.

Der Major Helwig hat eine ſchöne Waffenthat vollbracht. Er hat am 12ten dieſes M. mit nur einer Schwadron 1700 Mann Infanterie und 200 Mann Kavallerie Baiern bei Langenſalza überfallen und ihnen 5 Kanonen abgenommen. Er war 18 Stunden lang marſchiert. Seine Schwadron hat ungemein tapfer gefochten, die Baiern ſich hartnäckigt vertheidigt; der Leutnant von Trübenfeld ward dabei ſchwer verwundet.

Gott befohlen!

Rochlitz (an der Mulde) den 10. April 1813.

NvGneiſenau.

Nächſtens ein Mehreres.

c.

Ich meine, mein verehrter Freund, daß ich die beiden von Ihnen mir überſchickten Stücke an den Staatskanzler gelangen laſſe, damit er in dem Erſten derſelben ſehe, wie lächerlich ängſtlich die von ihm aufgeſtellte Cenſur ſey und in dem Andern von einem Einfluß übenden Gelehrten dieſelben Ideeen wiederholt finde, die ich ihm, namentlich über Gründung einer Univerſität in Köln, ſchon in Paris und ſpäter von Weſtfalen aus vorgelegt habe. Er war damals damit einverſtanden; jetzt vernehme ich, daß der ſo ſehr unpraktiſche Staatsrath Hoffmann Bonn hiefür vorſchlägt. Wie unpaſſend dies ſey, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen, da Sie wiſſen, wie unbeliebt die kleinen Reſidenzen in den Nachbarländern waren und daß man nur die Reichsſtädte ungeachtet des Witzelns über Altväterlichkeit als deutſches Gemeingut betrachtete.

Ueber Ihre künftige Beſtimmung habe ich mir gedacht, daß man Sie bei der Univerſität zu Köln als Profeſſor der Geſchichte anſtellen müſſe wegen des großen Nutzens, den Sie an dieſer Stelle auf die Bildung der jungen Gemüther leiſten können. Oder wäre Ihnen eine Stelle in der Adminiſtration lieber? Ihre Wirkſamkeit aber wäre hierin beſchränkter in Zeit und Raum als in der vorgenannten Stelle. Oder zögen Sie eine völlige Unabhängigkeit mit einem Jahrgehalte vor? Laſſen Sie mich wiſſen, wann Sie über dieſen Gegenſtand mit mir ſprechen wollen, und ich werde für Sie daheim bleiben. Gott befohlen, mein theurer Freund

Berlin den 17. Januar 1815.

Gneiſenau.

d.

Den Eingang von dreien Ihrer Briefe nebſt angeſchloſſenen Schriften habe ich zu beſcheinigen und dafür zu danken. Ich fühle mich ſehr zufrieden in dem Beifallszuruf eines ſolchen Mannes wie Sie, ſo wie überhaupt: ſo manchen wackern deutſchen Mannes, deſſen Zuneigung ich mir erworben habe.

Ich ſtehe jetzt aber hier an einer ſehr gefährlichen Stelle, wo ich alles Erworbene wieder einbüßen kann.

Wir ſind in Gefahr, einen neuen Utrechter Frieden zu ſchließen, und die hauptſächlichſte Gefahr kommt abermals aus derſelben Gegend wie damals. England iſt in unbegreiflich ſchlechten Geſinnungen und mit ſeinem Willen ſoll Frankreich kein Leid geſchehn. Nicht Land, höchſtens etwas Kontribution ſoll man von ihm nehmen. Wenn Rußland eine ſolche Sprache führt, ſo begreift ſich das durch deſſen ſelbſtſüchtige Politik, die nicht will, daß Preußen und Oeſtreich gefahrlos in ihren weſtlichen Gränzen daſtehen, und an Frankreich einen immer bereiten Bundsgenoſſen ſich zu erhalten gedenkt; wenn aber England auf der Integrität des franzöſiſchen Gebiets beſteht, ſo kann man in einer ſolchen Verkehrtheit nichts als das Beſtreben erblicken, den Krieg auf dem Kontinent zu nähren und Deutſchland von ſich abhängig zu machen.

Während England nicht will, daß die Kontinentalmächte Eroberungen machen, ſorgt es ganz artig für ſich. Es iſt nun gegen Rußland mit der Erklärung hervorgetreten, daß es die Sieben Inſeln für ſich behalten wolle. Dieſes ſieht hiezu zwar ſcheel, kann aber nichts dagegen thun.

Preußen führt eine würdige Sprache. Es verzichtet auf eigne Eroberungen, und will nur, daß ſeine Nachbarn ſtark werden auf Koſten Frankreichs, damit dieſem Feuerherd politiſcher Verwirrung ein Damm geſetzt werde. Die letzte Zählung des Frankreich gebliebenen Volkes (nach dem Pariſer Frieden) hat 28,900,000 Seelen gegeben: Welche Bevölkerung! Stets wird dieſes unruhige Volk mit ſeinem Impuls zur Umkehrung, mit ſeinen Erinnerungen, mit ſeiner Rachgier, mit ſeiner Habſucht, auf ſeine Nachbarn ſich ergießen — und dieſe will man nicht ſichern?

Am ſchlechteſten benimmt ſich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zuſagen, zu unſerer Hülfe am 16ten (Junii) in Bereitſchaft zu ſeyn, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch ſeine Schuld erlittenen Unglücks, am 18ten ritterlich zu Hülfe gekommen ſind; die wir ihn vor Paris geführt haben: denn ohne uns wäre er nicht ſo ſchnell gekommen; die wir ihm durch unſer ſchnelles Verfolgen eine zweite Schlacht erſpart haben: denn wir haben den Feind aufgelöſt und kein Britte hat ſeit der Schlacht am 18ten ein Gefecht beſtanden. So viele Verdienſte um ihn vergilt der Mann durch den ſchnödeſten Undank.

Oeſterreich oder vielmehr M. iſt ſchwankend, unzuverläſſig, auf Verbindungen mit Frankreich ſinnend. Baiern und Würtemberg ſchließen ſich an uns an. Wäre jenes zuverläſſiger und fähig, nach einer höheren Politik zu handeln, ſo könnten wir wohl im Verein mit den Kleineren das Geſetz geben und die andern müßten dulden und ſchweigen.

So viel wollte ich zu Ihrer Kenntniß kommen laſſen, damit Sie wiſſen, wie Sie all das, was hier vorgeht, zu beurtheilen haben.

Uebrigens ſteht hier der König mit Talleyrand und Fouché allein und ſeufzt über das, was er unterſchreiben muß. Denn die Engländer haben ihm ein ſolches Miniſterium gegeben. Die übrigen Mitglieder der Königlichen Fa-

Freundliche! bleibe dem Mann im Tod und Leben,
Spiele dem Greis um ſeine ſpärlichen Locken,
Kindlich wiege endlich die müden Glieder
Nieder zur Erde.

Die Mitte.

Wie der Geyer kreiſt
Aufwärts ſeinen Flug zur Sonne!
Fröhlich kämpfend klatſcht ſein Flügel
Mit der Lerche frühem Liede
Hoch hinauf, froh hinauf.
Luſtig Fliegen durch die Lüfte!
Seine Kleinen ſieht er wieder
Sonnetrunken in dem Neſte,
Seine braune Felſenbrut;
Unter Blumen gehſt du wieder
Unten in des Pfluges Furchen,
Himmelsſängerin!

milie jammern; die Royaliſten im Süden ſchlagen todt, und zwar leider Proteſtanten, die es übrigens mit der Revolution gehalten haben. Eine Menge jakobiniſchen Stoffs hat ſich entwickelt und der Norden und Oſten Frankreichs ſind davon faſt überfüllt. Eine neue Revolution würde ausbrechen, ſobald wir ſämmtlich das Land verließen. Die Bonapartiſten würden den Herzog von Orleans oder ſelbſt auch einen ausländiſchen Prinzen wählen, ſogar das Reich zerſtückeln, um nur ihre Rache gegen die Bourbons zu befriedigen. Wie viel Heilſames ließe ſich nicht machen, wenn nicht ſo viel Verkehrtes in der Diplomatie wäre!

Gott befohlen! bleiben Sie mir hold und gewogen.

Paris den 17. Auguſt 1815.

Gneiſenau.

e.

Ich will Ihr Schreiben vom 29. Auguſt nach Ordnung der darin enthaltenen Gegenſtände ſchnell beantworten.

Es ſteht im Ganzen ſchlecht. England und Rußland ſind gegen uns, Oeſtreich verſchloſſen, zaghaft und über geheimen Planen brütend, ſo wie vor uns und unſerm vermeintlich verwegenen Unternehmungsgeiſt ſich fürchtend.

Man wird ferner gerüſtet bleiben und 200,000 Mann ſollen auf Frankreichs Koſten ernährt gekleidet und beſoldet werden. Eine Anzahl von Feſtungen bleiben als Unterpfand für gutes Betragen in unſern Händen. Daß demnach in Frankreich die Händel bald wieder losgehen, dafür bürgt die jetzt ſchon ſich zeigende Gährung. Jede Parthei, Royaliſten und Bonapartiſten, ſucht ſich zu verſtärken und zu rüſten.

Preußen ſpricht nicht für ſich, denn es verlangt nichts für ſich, wohl aber für Deutſchland und Belgien. Es bringt darauf, daß auch die deutſchen Fürſten und der König der Niederlande zur Berathung gezogen werden, wo es eine ihnen ſo wichtige Sache gilt als die neue Gränzberichtigung Frankreichs, damit nicht der Areopag der vier Mächte allein darüber entſcheide. Das können Sie bekannt machen, ſo wie ich überhaupt das, was ich geſchrieben habe, nicht als Geheimniß angeſehen wiſſen will; nur die Quelle, woher Ihnen dies kommt, wollen Sie geheim halten.

Was ich Ihnen hier im Vertrauen und über die wahrſcheinlichen Bedingungen des Friedens ſagen kann, iſt, daß die Hauptmomente deſſelben ſeyn werden: 1) 200,000 Mann alliirter Truppen in Frankreich, 2) Beſetzung einer Anzahl Feſtungen eine Reihe von Jahren hindurch, 3) 1200 Millionen Franken Kontribution, 4) Trennung aller der Gebiete von Frankreich, die ſeit 1790 an ſelbiges gekommen ſind.

Vorgeſtern noch hat Rußland eine Note übergeben, worin zu beweiſen geſucht wird, daß die Wegnahme der Kunſtwerke ein Bruch des Pariſer Friedens ſey! Sie mögen hieraus die vorherrſchenden Geſinnungen beurtheilen. Noch wird vom Staatskanzler feſtgehalten, um zu retten was möglich iſt. Viel wird nicht erſtritten werden können. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und gedenken Sie mein mit Wohlwollen. Grüßen Sie Harthauſen namens meiner.

Paris den 9. Sptbr. 1815.

Gneiſenau.

3.

Brief von Eichhorn an E. M. A.

Morgen geh ich über die deutſche Gränze und betrete das Land der Franzoſen. Gern hätt' ich Dich bei mir, um die Begeiſterung über dieſe Erreichung in der Erinnerung der Vergangenheit, die mit dem olim meminisse juvabit hinter uns liegt, nur in der Ausſicht der Zukunft, die mit mächtiger Ahnungsfülle den deutſchen Sinn ergreift, ein Bruderherz an dem andern, mit einander zu theilen.

Dein Buch *Der Rhein Deutſchlands Strom* ꝛc. hat viel gewirkt. Es iſt viel von uns verbreitet worden. Der ſchwankende Sinn der Menſchen muß oft und mußte recht ſtark und kräftig angegriffen werden, um in dem, was recht iſt, entſcheidend feſt zu werden. Jetzt ſchämt man ſich des Gedankens, daß der Rhein hat die Gränze werden können.

Von Deinen Sachen habe ich nur wenige erhalten. Außer a) Deinem *Katechismus* b) *dem Rhein D. Gr.* c) *Verhältniß von England und Frankreich* iſt nichts in meine Hände gekommen. Schicke mir doch ja von allem, was Du ſonſt haſt drucken laſſen, je zwei Exemplare durch Oberſt Rühle. Wenn an irgend einem andern Punkte eine Druckſchrift erſcheint, welche beherzigenswerthe Sachen enthält, ſo theile ſie mir doch auch mit. Rühle wird die Koſten vorſchießen. Wir müſſen mit dem Mutterlande in genauer Verbindung bleiben und über dem Franzöſiſchen das Deutſche nicht vergeſſen.

Lebe wohl, innig geliebter Bruder.

Baſel den 23. Januar 1814.

Dein Eichhorn.

Der Staatskanzler von Hardenberg achtet Dich ſehr hoch. Er weiß, was Du willſt, daß Dir die Ehre Freiheit und der Ruhm unſers Vaterlandes, insbeſondere von Preußen, über alles gilt. Dein Buch Preußen und das Jahr 1813 hat viele Misverſtändniſſe, welche aber nur ſolche nähren konnten, die Dich und die wahren Freunde des Vaterlandes nicht kannten, zerſtreut.

4.

Briefe des Miniſters Freiherrn vom Stein an E. M. A.

a.

E. Wohlgeboren werden gewiß nützlich in Frankfurt ſeyn — und iſt Ihre Gegenwart dort erwünſcht. Sie finden dort Herrn von Rühle. Wenden Sie Sich auch an den Kaiſerlichen Geh. R. Herrn von Hügel Exc., der die Gouvernements-Geſchäfte leitet. Er iſt ein braver verſtändiger deutſcher Mann.

Ihre Abhandlung *der Rhein ein deutſcher Strom aber keine deutſche Gränze* hat Vielen viele Freude gemacht, auch dem Staatskanzler. Er wünſchte den braven Profeſſor kennen zu lernen. Ich erneuete bei dieſer Gelegenheit einen Vorſchlag, den ich längſt gegen ihn und gegen Sie Ihrenthalben geäußert hatte.

Wenn Sie nach Frankfurt kommen, ſo beſuchen Sie auch meinen väterlichen Wohnſitz an der Lahn. Leben Sie wohl. Morgen gehe ich nach Baſel. Den 6. Jan. 1813 verließen wir Petersburg.

Freiburg im Breisgau den 7. Januar 1813.

Stein.

b.

Bei meiner Vorbeifahrt ward ich geſtern abgehalten auszuſteigen und E. W. zu beſuchen und mich zugleich mit Ihnen über eine Angelegenheit zu beſprechen und zu berathen, die mir ein großes und allgemeines Intereſſe zu haben ſcheint.

Als Geſchichtſchreiber und Geſchichtforſcher iſt Ihnen die Unvollkommenheit unſrer Quellenſammlungen bekannt. Es fehlt uns an einer vollſtändigen kritiſchen leicht anzukaufenden Sammlung wie die eines Bouquet Dufresne Muratori. Eine ſolche zu veranlaſſen wäre nun mein eifriger Wunſch, den ich bereits im verfloſſenen Jahr auch bei den Berliner Gelehrten zu erwecken ſuchte, aber bis jetzt noch ohne Erfolg.

Meine Mitwirkung würde darin beſtehen, daß ich einen hinreichenden Fond zu bilden ſuchte, um die Mitarbeiter an der Sammlung zu belohnen, ſo daß der Buchhändler nur in Hinſicht auf Anſchaffung des Papiers und Beſorgung des Drucks hinzutreten müßte.

Um den erſten Fond zu bilden bedarf es ungefähr einer Summe von 30,000 Gulden. Ich will gleich 5000 Gulden beitragen, vielleicht in der Folge ein Mehreres, und ich glaube, daß ich von mehreren meiner Freunde beträchtliche Beiträge erhalten werde.

Nun kommt es aber an: auf Plan der Arbeit — auf Mitarbeiter.

Ueber Beides bin ich mit einem braven jungen Mann in Karlsruhe in einem Briefwechſel, mit Herrn A. Dümge, Aſſeſſor bei dem Archiv, bekannt durch ſeine Ausgabe von Güntherus Ligurinus — E. W. habe ich die Ehre in der Anlage einige dieſe Angelegenheit betreffende Aufſätze mitzutheilen und Sie zu erſuchen,

mir Ihre Anſichten und die des Herrn Profeſſor Hüllmann darüber zu äußern, die mir um ſo wichtiger ſind, als ich hoffe, daß Sie beide an der Unternehmung als Mitarbeiter Theil nehmen werden.

Da ich von den Anlagen keine vollſtändigen Anſichten habe, ſo erſuche ich Sie ſie mir nach Kappenberg oder Dortmund zuzuſchicken. Beſſer und erwünſchter wäre es, wenn Sie Sich entſchlöſſen, ſie ſelbſt zu bringen und das Land der Rothen Erde ſelbſt zu betreten, unter deſſen Gebornen Sie viele Freunde beſitzen.

Mit den Geſinnungen der vollkommenſten Hochachtung und wahrer Freundſchaft verbleibe ich E. W.

Langenfeld*) den 7. Junii 1818.

ergebenſter KFvStein.

C.

Meine Dankſagung für das Geſchenk, ſo E. W. mir mit dem 4ten Theil des Geiſtes der Zeit zu machen die Güte hatten, erfolgt ſpät, weil die Schwäche meiner Augen mir nur erlaubte ihn langſam zu durchleſen. Dieſes iſt nun geſchehen und hat mir vieles Vergnügen gemacht. Er enthält eine Menge tüchtiger und trefflicher Grundſätze, Geſinnungen und Anſichten über den Zuſtand und die Bedürfniſſe der Gegenwart. Möge der Inhalt dieſes guten Buchs auch reiche und reife Früchte bringen!

Der Beſuch des Herrn Haſenclever wird mir viele Freude machen. Ich habe ausgezeichnet Gutes über ihn vernommen.

Gegen das Ende der folgenden Woche kehre ich nach Naſſau zurück, und freue mich ſehr Ihres mir auf das folgende Frühjahr angemeldeten Beſuchs in Kappenberg. Leben

---

*) Halt zwiſchen Köln und Düſſeldorf.

Sie glücklich und erhalten Sie mir Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen.

Kappenberg den 5. Oktbr. 1818.

KlvStein.

Das Benehmen der Kölner bei der Durchreiſe des Kaiſers Franz iſt höchſt tadelhaft.

d.

Ihren Herrn Sohn muß ich mit einem Schreiben an E. W. begleiten, um mein Andenken in Ihr Gedächtniß zurückzurufen und Ihnen zu ſagen, daß dieſer junge Mann durch Fleiß und Sittlichkeit ſich allgemeine Theilnahme hier und in der Umgegend des waldumgebenen Kappenberg erworben, und gewiß ſeinen Aeltern viele Freude machen wird.

Ich hätte ſehr gewünſcht E. W. dieſen Herbſt hier zu ſehen und von Ihnen zu erfahren, ob Ihre Lage mehr als bisher zu Ihrer Zufriedenheit beiträgt.

Wir leben in einer Entwickelungs- und Uebergangs-Zeit: die ältere Generation, zu der ich gehöre, leidet durch den Untergang des Gewohnten, Beſtehenden; das neue Geſchlecht ſucht wild zu neuern, ohne Schonung und Beſonnenheit. Gott waltet. — Mit ausgezeichneter Hochachtung

Kappenberg den 30. Sptbr. 1821.

E. W. ganz ergebener KlvStein.

e.*)

Ein fröhliches Neujahr E. Exc. und den Ihrigen und

---

*) Dieſer Brief von meiner Hand muß hier unter e ſtehen, weil er den folgenden unter f veranlaßt hat.

Geſundheit und Heiterkeit rufen meine beſten und treueſten Wünſche Ihnen aus voller Seele zu.

Ich bin gottlob auch geſund und ſo leidlich friſch, wie man in unverſchuldeten peinlichen Proceſſen menſchlicher Weiſe nur ſeyn kann. In meinem in der Art, wie er eingeleitet und geführt worden iſt, gewiß beiſpielloſen Proceſſe ſcheint es endlich doch allmälig zu Ende gehen zu wollen. Die Welt wird erſtaunen, einmal zu vernehmen, wie verborgene Feindſchaft ehrliche Leute nicht bloß plagen ſondern im Namen einer erhabenen Regierung — wie man ja in der Königl. Pr. Staatszeitung gethan — ihnen Ehre und Namen abſchneiden kann. Gottlob ich bin mir keiner Knabenſtreiche noch verbotener Bündeleien mit irgend jemand in der Welt bewußt noch irgend Handlungen, worüber ich vor Deutſchland und Preußen zu erröthen hätte. Alle Beſchuldigungen und Winke der Art müſſen und werden vor der Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit des Rechts und ſeiner Sprecher in Nichts zerrinnen. Da man dies wohl fühlte und auf dieſem Wege nichts gegen mich gewinnen kann, ſo hat man auf eine unerhörte Weiſe die Unterſuchung endlich auf alle meine Schriften gerichtet. Ich ſoll nun unter der preußiſchen Regierung verantworten, was ich als ſchwediſcher Beamter und Unterthan vor 10 — 15 Jahren geſchrieben über die Zeit von 1805—12, und über ihre zu traurigen Unfälle und Schanden; ich ſoll mich entſchuldigen über das, was ich unter Kaiſerlich Ruſſiſcher Autorität, und ja zum größten Theil im Auftrage und auf öffentliche Koſten in Petersburg Königsberg Dresden Leipzig in den Jahren 1812 und 1813, und dann mit der Cenſurfreiheit der Hohen Allgemeinen Central-Kommiſſion im Jahr 1814 bis zur Auflöſung derſelben im Oktbr. jenes J. in Frankfurt a. M. habe drucken laſſen. Jedes Wort und jedes Werk, was ich gegen die damalige Verrätherei und den Abfall der Fürſten von Kaiſer und Reich und gegen und über den jammervollen Rheinbund und ſeine Schande und gegen die ſchändlichen Helfer der ſpitzbübiſchen Wälſchen, gewiß nicht gegen Gott und gegen deutſches Vaterland und deutſche Ehre, gewirkt und geſchrieben habe, ſoll mir jetzt zum Verbrechen gedeutet und gemacht werden.

Es iſt in E. Exc. Macht, dieſe graunvolle Quälerei durch ein paar kurze Worte niederzuſchlagen, und ich muß Sie in dieſer Bedrängniß, wo nicht Eifer um heiliges Recht ſondern blinde und leidenſchaftliche Partheiwuth im Spiele zu ſeyn ſcheint, um ein Zeugniß bitten mit jener Liebe und Ehrfurcht, die nur mit meinem letzten Athem erſterben kann.

In dieſem Zeugniſſe iſt nur kurz anzuführen, daß ich vom Sommer 1812 bis zum Ende des Jahrs 1813 im ruſſiſchen Dienſte und Solde geſtanden, und theils im Auftrage der ruſſiſchen Regierung (was ja mit der Glocke der Stunde, dem Soldaten-Katechismus, den Aufſätzen über Landſturm und Landwehr und über die Ruſſiſchdeutſche Legion und andern Schriften der Fall war) theils mit ihrer Erlaubniß Mehreres gearbeitet und mehrere Bücher ausgegeben habe in Petersburg Königsberg Dresden Leipzig, und daß ich dann in Frankfurt — wie es ja war — durch die Hohe Central-Kommiſſion bis in den Oktober 1814, wo dieſelbe ſich auflöſte, Cenſurfreiheit genoſſen habe.

Hierum bitte ich E. E. inſtändigſt; denn nicht gern mögte ich in meinem Beſitz befindliche Briefe und Anweiſungen von E. E., die jenes mein Verhältniß genau bezeichnen, die aber noch manches Andere nebenbei enthalten, testimonii instar den Gerichten übergeben.

Götterglut! ſeelig Licht!
Ewig ſteigend, ewig ſinkend
Wallt zu dir das tiefe Meer,
Seine Ströme, ſeine Quellen,
Und der Blumen Thau zieht lechzend
Zu dir auf, fröhlich auf,
Kleidet ſich um deine Sterne,
Deinen Mond und deine Sonne,
Dünkt ſich deines Gleichen dann.
Götterglut! ſeelig Licht!
Lockſt du mich wie Vogelsfittig?
Ziehſt du mich wie brünſtig Waſſer?
Wie den leichten Thau der Wieſe?
Warum wachſen mir nicht Federn?
Warum kann ich nicht in Dünſten
Aufwärts fliehn?
Brauſend heben ſich die Wogen,
Doch die Felſen ſtürzen nieder
Und die alten Fichtenſtämme
Tief zur Tiefe;
Sturmwind faſſet ihre Wipfel

Wie dieſe Sache geführt worden iſt, können E. E. ſich ſchon daraus denken, daß ich noch über den Geiſt der Zeit Theil 1 (kam heraus im Jahr 1806) über der Rhein Deutſchlands Strom u. ſ. w., über den Wehrmannskatechismus, über den ganz amtlichen Aufſatz über Landſturm und Landwehr, der ja damals zu Hunderttauſenden Exemplare in ganz Deutſchland und Preußen nachgedruckt worden, über das Preußiſche Volk und Heer u. ſ. w. einem förmlichen Verhör unterworfen bin.

Kurz, man hat mir drei Jahre meines Lebens und meines Studiums geſtohlen auf einer Altersſtufe, wo ich keine Woche mehr wegwerfen darf, und wie viele Ruhe und Freude dazu!

Die Gräfin Stirum, dieſe fromme zarte Blumenſeele voll Geiſt und Liebenswürdigkeit, die ich viel ſehe, befindet ſich leidlich und grüßt Ihre liebenswürdigen Töchter. Sie hatte vor kurzer Zeit auf ein paar Wochen ihren jüngſten Bruder hier, niederländiſchen Oberſten: ein ſchöner Mann und lebhafter, als man von dem holländiſchen Waſſer und Nebel erwarten ſollte. Doch in dem Holländer ſteckt oft tief, was wir ſo häufig herausblaſen und herausſprudeln.

Gott mit Ihnen und die Freude, daß es trotz aller Plackereien und Narrheiten der Zeit unendlich beſſer geworden iſt, als es vor 10—15 Jahren war.

Mit tiefſter Verehrung

Bonn den 6. Febr. 1822.

E. M. A.

f.

Allerdings iſt es gegenwärtig beſſer, als es vor 10—12 Jahren war, aber des Schlechten und Nichtswürdigen bleibt noch genug übrig, um alle Gutgeſinnte zu betrüben und ſich mit dem Troſt aufrichten zu müſſen, daß eine väterliche und weiſe Weltregierung alles zum Beſten lenkt und leitet. Der gute alte Gleim ſingt wahrer als poetiſch:

Du Menſch, das Böſe bindet ſich
Zur Strafe ſelbſt die Ruthe,
Du Feind des Böſen tröſte Dich:
Aus Böſem quillt das Gute.

Das verlangte Zeugniß kommt hiebei. Mögen ſeine Wirkungen der Erwartung und meinen Wünſchen entſprechen!

Das Andenken der guten Gräfin Stirum iſt uns allen erfreulich und lieb und werth.

Leben Sie wohl und glücklich, mein hochgeſchätzter Freund. Mögen Sie bald die Ruhe und den innern Frieden genießen, den Sie durch Tugend und Frömmigkeit verdienen! Mit unwandelbarer Freundſchaft und ausgezeichneter Hochachtung beharre ich

Ihr ergebener
KvStein.

g.

Zur Vermehrung des Familienglücks E. W., die Ihnen durch die Geburt eines geſunden Knaben zuwächſt, wünſche ich von Herzen Glück. Möge er gleich ſeinem Vater ein edler tüchtiger kräftiger Mann werden!

Der Beſitzer der an Inkunabeln und ſeltenen Ausgaben reichen Bibliothek in Frankfurt heißt nicht Nelis ſondern Dr. Cloſen.

Herrn Profeſſor Brandis bitte ich für ſeine Bemühung, mir eine Kollation des Lambertus Schaffnaburg. zu verſchafſen, falls es ein guter Keder iſt, zu danken, und ihn zu bitten, er mögte auch auf die mancherlei Handſchriften des Marianus Scotus Rückſicht nehmen laſſen, die ſich in den Engliſchen Bibliotheken befinden. Ein Aufſatz des Profeſſors Stenzel in Breslau enthält das, was wir wünſchenswerth halten.

Mit den Geſinnungen der ausgezeichneteſten Hochachtung und wahren Freundſchaft unterzeichne ich mich

Naſſau den 6. Decbr. 1822.

K. v. Stein.

Vertrauen Sie auf Gott und einen gerechten edlen König. Wenden Sie Sich an jenen im Gebet, an dieſen mit Vorſtellung, wann Ihre Feinde Sie verſchlingen wollen. Beſuchen Sie mich im folgenden Jahr.

h.

Mit E. W. und Ihrem Freund in den einſamen waldigen Umgebungen von Kappenberg herumzuwandeln wäre mir ſehr erfreulich geweſen. Ich entſage und verſchiebe die wenigen Freuden, die mir in meinem Alter noch zukommen können, nicht gerne, da mich alles an die Kürze meiner Lebenszeit, die Nähe des Heimgangs, erinnert. Herrn Profeſſor Welckers Erſcheinung war mir ſehr angenehm, und brachte ich ein paar recht vergnügte Tage in ſeinem angenehmen und geiſtreichen Umgang zu. Leider eilte er wegen ſeiner andern beabſichtigten Reiſen nach Bonn zurück. — Ihr Herr Sohn iſt ſehr fleißig und ſittſam. Die bedeutenden Markentheilungen und Holzabſchätzungen, die in der Umgegend vorfallen und zu welchen Herr Pook als Forſtverſtändiger zugezogen wird, beſchäftigen ihn ſehr, ſind ihm lehrreich und nützlich. Hiezu kommen die in dieſer Jahrszeit Statt findenden Vergnügungen der Jagd.

Erfüllen E. W. Ihr Verſprechen, mich in Naſſau zu beſuchen und erhalten Sie mir Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen.

Kappenberg den 6. Septbr. 1823.

KlvStein.

i.

Daß ich E. W. Beſuch entbehre, bedaure ich; daß aber widerliche Umſtände, die für Sie ſeit Jahren eine Quelle von Verdruß und eine Urſache gelähmter Thätigkeit ſind, Sie abhalten zu kommen, betrübt mich innig. Warum muß dieſes Schickſal den Mann treffen, der in den Zeiten der Fremdherrſchaft mit Muth und Selbſtaufopferung Gefühle für Vaterland und König erweckte und verbreitete, während ſo manche nichtswürdige Werkzeuge und Verehrer Napoleons und ſelbſt Erzjakobiner Einfluß behalten und zu Ehren gelangt ſind? — Aber wir haben einen Gott, der hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Pſalm 68. V. 2.

Mit treuer Ergebenheit

Naſſau den 1. Julii 1825.

Ihr KlvStein.

k.

Ich danke Ihnen, meinem alten bewährten Freund, recht herzlich und innig für ihre Nebenſtunden, die ich ſogleich zu leſen begonnen habe, und freue mich, daß Sie mir den braven Geßler zugeſellt. — Auch ich leide an der Krankheit des Trauerns über die liebe Vergangenheit. Ohne das Mittelalter zu vergöttern, ſo herrſchte doch Kraft Tapferkeit Treue und Frömmigkeit, und ſeine Fehler, ſeine Rohheit Trunkliebe u. ſ. w. ekeln mich weniger an als die Genußſucht Gewinnſucht und Lügenhaftigkeit des Zeitalters. Kann man auf das Betragen in der Griechiſchen Sache, einem beiſpielloſen politiſchen Verbrechen, auf das widerſinnige Benehmen der franzöſiſchen Kammern u. ſ. w. ohne tiefen Unwillen hinblicken?

Ich freue mich alt zu ſeyn, täglich löſen ſich die Bande, die an das Leben feſſeln, täglich mindert ſich der Kreis der Jugendgenoſſen, der Freunde, der Verwandten. — Ich bin mit meinen äußeren und Familien-Verhältniſſen zwar ſehr zufrieden, aber lebensſatt; mich verlangt daheim zu ſeyn bei den Geliebten, die vor mir hingegangen ſind.

Ich werde, um meine gute alte Schweſter *) zu beſuchen, über Homberg nach Naſſau gehen.

Thereſe iſt bei mir ſeit Ende des Jahres. Ihr guter reiner Verſtand, ihr einfältiges frommes wohlwollendes Gemüth macht mir ihren Umgang ſehr erfreulich.

Zeigen Sie anliegenden mir mitgetheilten Brief Herrn Niebuhr, den die angeſtrichene Stelle intereſſiren wird. Der Verfaſſer iſt ein recht geſcheidter Mann, Berliner Stadtrath. Das Gutachten des Sächſiſchen Landtags über die Städteordnung, das er erwähnt, hat mir höchlich mißfallen. Es zerſtört den Geiſt der Sache, indem es eine Magiſtrats-

---

*) Dieſe Schweſter war Steins verkleinertes Ebenbild auch in der äußeren Erſcheinung, voll Geiſt Witz und Leben, Priorin des freien Fräuleinſtifts zu Homberg in Heſſen. Sie war eine ganz deutſche Frau und lebte voll und ganz in Deutſchland und in deutſcher Geſchichte, die ſie gründlich kannte. Zur Zeit des Aufſtandes vom Jahr 1809 im Königreich Weſtfalen ward ſie als eine ſchwer beſchuldigte mitwiſſende Verbrecherin über den Rhein nach Frankreich geſchleppt.

ſuprematie gründen will, und ſoll von einem Bürgermeiſter aus Magdeburg ſeyn.

Cappenberg den 30. März 1828.

E. W. ergebenſter Stein.

I.

E. W. danke ich recht herzlich für die Aufmerkſamkeit, die Sie den Angelegenheiten der braven Rothenhaniſchen Familie zu widmen die Güte haben. Der junge Mann, der ſich mit der Erziehung in dieſem Hauſe beſchäftigen wird, kann auf freundliche zarte Behandlung und ernſte Unterſtützung bei ſeinem Geſchäfte rechnen. Ich wünſche jedoch, daß die Knaben im 14—15. Jahr öffentliche Unterrichtsanſtalten, allenfalls unter Aufſicht des Hofmeiſters, beſuchen. Bei der häuslichen Erziehung bleibt der Knabe einſeitig ſcheu und unbeholfen.

Pertz hat mich hier beſucht. Er hat ſich mit einer verſtändigen gebildeten liebenswürdigen einfachen jungen Frau verbunden. Sie gefällt Thereſen ſehr, wie ſie mir ſchreibt, und rechnet auf die Annehmlichkeiten einer genauen Bekanntſchaft und häuslichen Umgangs.

Pertz hat aus Paris und England ſehr bedeutende Inedita mitgebracht. Ueber das Ganze wird er im 6. Band des Archivs berichten, und die Herbſtmeſſe 28 erſcheint der zweite Band der Monumenta.

Ueber die Türken iſt ein ſtrenges Strafgericht ergangen. Sultan Mahmud wird darin wohl Veranlaſſung zu reiferem Nachdenken finden.

Kennen Sie Botta histoire de l'Italie depuis 1789? Wer iſt der Verfaſſer? Ich vermuthe, ein piemonteſiſcher

Officier. Es iſt ein tüchtiger geiſtvoller Mann, kein langweiliger Schwätzer wie W. Scott, der die Thatſachen ſeicht und falſch auffaßt und breit vorträgt.

Kappenberg den 17. Novbr. 1827.

Stein.

[illegible].

Ich nehme einen recht lebhaften Antheil an der mir gegebenen Nachricht von der Anſtellung Ihres Herrn Sohnes. Der junge Mann wird Sie gewiß für Ihre väterlichen Sorgen durch Tüchtigkeit der Geſinnungen und des Betragens belohnen. Wenn E. W. ihm ſchreiben, ſo verſichern Sie ihn meiner und ſeiner hieſigen Freunde wahren Theilnahme.

Die großen Weltverhältniſſe leitet die Vorſehung, nicht der ſchwache kurzſichtige Menſch. Großer edler Anſichten iſt der sly cunning politician M. nicht fähig.

Ich empfehle Ihnen Montgaillard's *histoire de France* 9 T. Es iſt eine Kronik von 1787—1824 von einem rechtlichen kräftigen wohlunterrichteten Verfaſſer. Er ſagt ſeiner Nation gute Wahrheiten „*Les Francais appellent gloire une bruyante celebrité — ils n'employent leur activité qu'en intrigues — peu leur importe de se faire une mauvaise reputation, puisqu'ils ne recherchent point une bonne renommée, et que ce, qu'ils redoutent le plus, c'est d'être ignorés ou de rester dans l'obscurité.*“ — Uebrigens iſt ſein *or anglais* und ſeine *perfidie du cabinet anglais* eine Narrheit, die ihn ganz beherrſcht. Die Franzoſen ſagen, er habe *de materiaux pour l'histoire* aber *l'humeur chagrine.* Brummkopf? das iſt nicht wahr.

Auch empfehle ich Bottas Geſchichte Italiens der neuern

Zeit bis 1814, italiäniſch und franzöſiſch. Ich glaube, er hat es ſelbſt überſetzt. — Ein piemonteſiſcher Arzt bei der piemont. Abtheilung des franzöſiſchen Heers, die er aus Abneigung gegen den Despotism und die Lügenhaftigkeit Napoleons verließ. — Er iſt auch Verfaſſer der Geſchichte des Kriegs für die Unabhängigkeit der Verein. Staaten von Nord-Amerika.

Was iſt an: Müller die Etrusker? — Geſchichte der helleniſchen Stämme und Städte?

Im Sommer gehe ich auf ein paar Monate nach Schleſien in das Boberthal bei Schmiedeberg.

Ich bin Herrn P. Welcker noch Porto ſchuldig, weiß aber nicht, wie viel. Die Bücherrechnung an Herrn Treutel in London habe ich im Februar bezahlt.

Haben Sie in Bonn Correspondence of Admiral Lord Collingwood. London 1828? Ich möchte es ſehr gern leſen.

Cappenberg den [illegible]. März 1829.

Stein.

N. 3

Ich danke Ihnen, mein verehrter Freund, für den wiederholten Ausdruck Ihrer Theilnahme an der Entbindung der guten frommen Thereſe von einem geſunden Sohn. Möge er zu einem tüchtigen für Gott und Vaterland zu leben und zu ſterben bereiten Mann aufwachſen!

Den von großer Furcht Ergriffenen empfehle ich ſich an dem Beiſpiel einer alten 79jährigen kränklichen Frau zu ſtärken, meiner Schweſter, Äbtiſſin in Homberg. Sie ſchreibt den 31. Octbr:

„In Homberg waren einige Unruhen. Man hat meine

Stiſt mit Anzünden bedroht. Gott aber ſchüzt: ic fürchte mich nicht.“

Dies erzählen Sie doch den alten Weibern in Hoſen. Werden wir angegriffen, ſo müſſen wir uns tüchtig ſchlagen. Heil von den Franzoſen erwarten, welche Narrheit! von dieſem habſüchtigen gottloſen gemüthloſen eitlen lügenhaften Volke? — Ihr ganzes politiſches Treiben ſeit der Reſtauration war Eine Lüge, ein fortdaurender Kampf der Partheien, Ariſtokraten Liberalen Jakobiner, um Herrſchaft und Gold. Jezt ſind die Liberalen wieder in Partheien geſpalten. Allen fehlt Treue Liebe Wahrheit.

Seit dem 12ten dieſes iſt unſer Landtag in Münſter eröffnet.

Mit treuer Anhänglichkeit

Kappenberg den 6. Novbr. 1830.

Stein.

M.

Vor allen Dingen habe ich die Ehre E. W. zu melden, daß meine Tochter Thereſe den 6. Octbr. mit einem Sohn niedergekommen iſt. Mutter und Kind ſind vollkommen wohl.

Wohl wendet man ſeine Blicke lieber auf die ſtille Wohnſtube als auf das tolle Belgiſche Treiben, ein unzuſammenhangendes Gemenge von Pfaffenthum Liberaliſm Ariſtokratiſm — unzuſammenhangende Elemente, die ſich trennen müſſen.

Indeſſen hoffe ich auf die Dauer des Friedens.

An der franzöſiſchen Revolution des 26. Julii habe ich eben ſo wenig Freude. Ihr Princip iſt Kampf der Partheien, ihre Mittel Zettelungen und Treibereien Faktionsgeſellſchaft, ihr Reſultat ſchwankende conſtitutionelle Gebäude, Erſchütterung des Wohlſtandes, Herabwürdigung religiöſer Geſinnungen, bedrohte Gefahr der europäiſchen Ruhe.

Wer hat die Ordonnanzen gegeben? Der, welcher von allen Seiten gedrängt in ihnen eine Rettung ſuchte? oder Die, welche drängten und drohten?

Gute Erſcheinungen ſind die gemäßigte Sprache einer ſtarken Parthei und die Selbſtſtändigkeit, welche die öffentliche Meinung in den Provinzen gegen den Pariſer Jurnalism annimmt u. ſ. w.

Kappenberg den 19. Oktbr. 1830.

KlvStein.

P.

Vortrefflich! herrlich! Da tönt der Schlachtenruf, das Triumphlied des alten Skalden — kräftig geſchichtlich wahr belebend aufregend.

Laſſen Sie doch 1000 Exemplare *) für 2 Sgr. verkaufen durch den Verleger. Ich will den Ausfall an den Selbſtkoſten ihm erſetzen.

Einiges bemerke ich:

Der vierzigjährige Kampf der Partheien ſtößt die größte Verachtung ein gegen das eitle leichtſinnige habſüchtige Volk. Nirgends Liebe zum Vaterlande, zum Guten Wahren, und auch bei keiner Parthei — ſondern überall Streben nach Herrſchaft Geld.

---

*) Es erinnert mich nicht mehr; aber wahrſcheinlich meinte der alte Herr meine damals erſchienene kleine Flugſchrift Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande, welche ich ihm zugeſchickt hatte. — Verſteht ſich, die Erbietung iſt nicht That geworden: es blieb ja Frieden.

Und ſie fliegen —
Daß ſie fallen.
    Bäume, ſtille, fromme Weſen!
Meines Daſeyns klare Spiegel!
Sind wir alſo unten feſt?
Eure Zweige gehen aufwärts
Eurer Blätter heiße Liebe,
Von dem Sonnenſtrahl gezogen,
Doch nach unten
Zieht die Kraft der Wurzeln tief:
Vögel ſpielen auf den Wipfeln,
Lüfte ſpielen,
Doch ihr ſteht gebunden feſt,
Halb dem Himmel, halb der Erde
Unterthan.
    Helden rangen
In des Nils geheimnißvoller
Fluth geheimnißvollen Kampf,
Drängten ihre Rieſenleiber
Bis zu heißer Athemsohnmacht:
Herkules, des Jovis Baſtard,

Selbſt die äußeren Formen ihrer Verhandlungen zeigen das Sorgloſe Selbſtſüchtige.

Um 1 Uhr verſammelt man ſich. Um 6 zum Diner. Dann im Salon zum Klatſchen. Intriguiren ein eigenthümlich franzöſiſches Wort. — Welcher Kontraſt mit den Parlamentsverſammlungen!“ (nämlich Englands.)

Ihre Discuſſionen ſind gehaltlos; ſie drehen ſich um Wahlformen und Aeußerlichkeiten herum. Anſtalten zur religiöſen intellektuellen Veredlung ſind nie der Gegenſtand derſelben — und doch reducirt ſich alles auf die Regel: Schelm beſſere Dich.

Sie hatten zwei gute Miniſterien, das von Richelieu De Serre und Lainé und das von Martignac le Ferronay Hyde de Neufville; ſie wurden verdrängt: das letztere von den Liberalen und der Kongregation. Hätten die erſten nicht mitgewirkt, ſo wäre es den letztern nicht gelungen. Nun warf ſich der arme andächtelnde Karl X., der Ruhe ſuchte und nirgends fand, in die Arme eines Abſolutiſten Mr. de Polignac. — „Jules P. — ſchrieb mir den 22. Septbr. 1829 eine Frau, die zur Deviſe annahm Vive le Roi absolu et la sainte Inquisition! — „a de l'honneur, „du devouement, mais ni tête ni caractere. Il est fort „entêté, a laissé usurper sa confiance par des gens pervers. „La flatterie sera son ecueil.“

Ein ſolcher Mann ſollte leiten, kämpfen, im Sturm ſteuern. Die Liberalen wollten die Bourbons ſtürzen, lähmen. Verweigerte nicht Herr Ternaux, ein bejahrter Mann, ein großer Fabrikbeſitzer, dem Mr. Martignac das Budget? Und was iſt Verweigerung des Budgets? Es iſt Apoplexie der Staatsverwaltung: Verwaltung Heer Kredit ſind aufgelöſt. Die Liberalen geſtehen ja ein ihre Verſchwörung gegen den älteren Zweig der Bourbons, ſie provocirten die

Ordonnanzen, und hätte Karl X. mis son cul en selle, 20,000 Mann in Paris aufgeſtellt, ſo hätte er ſie durchgeſetzt. Ich finde in der glorioſen Revolution nichts Glorioſes. Es war Partheikampf: die ſtärkere zeitgemäße ſiegte, die ſchwächere verblendete unterlag. Und was iſt das Reſultat?

Erſchütterung des Staats in ſeinen Grundpfeilern, Vernichtung des Wohlſtands und Nationalreichthums,

Kriegsgefahr,

Eine Grundſteuererhöhung von 27 Millionen Thaler,

Herrſchaft der Banquiers ſtatt der der großen Grundeigenthümer.

Die Grundlage des franzöſiſchen Karakters iſt Eitelkeit, und die Frucht dieſer Wurzel iſt Lüge.

Merkwürdig iſt es, daß alle franzöſiſche Konvulſionen ſeit 40 Jahren ihre Lage verſchlimmert haben, während die der Nachbarn ſich verbeſſerte. Sie verloren St. Domingo mit einer Produktion von 180 Millionen, ihre Beſitzungen in Oſtindien, ferner mehrere Gränzfeſtungen. Der Theil Deutſchlands, der ſie berührte, war in kleine Staaten aufgelöſt; er iſt jetzt konſolidirt, militäriſch organiſirt. Oeſtreich hat ſich durch Italien und Galizien, Preußen durch Poſen und in Deutſchland vergrößert und verſtärkt. Rußland und England will ich nur erwähnen. Dagegen iſt das Innere von Frankreich mit hohen Abgaben belaſtet, ihre Staatsverfaſſung zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwankend, ihre Kirche zerſtört, ihre Elementarſchulen erbärmlich, ihre höheren Lehranſtalten unvollkommen — überall die Saaten der Eitelkeit und Lüge aufkeimend.

Mit der reinſten Hochachtung und treueſten Anhänglichkeit

Kappenberg den 29. März 1831.

Stein.

N. S. Ich bin kein Verehrer des Königs von Holland.

Durch ſeine Unbeholfenheit Kleinlichkeit, ſeinen Mangel von Ueberblick und die Feigheit der holländiſchen Truppen verlor er ſeine Sache — und ſein Betragen in der Stromſache (Rhein) wie ungerecht, undankbar!

q.

E. W. Schreiben vom 3ten l. M. eile ich zu beantworten. Den höchſt beklagenswerthen Eingang übergehe ich, und beantworte die Frage:

Soll dem Buchhändler in Leipzig geſchrieben werden, ſobald Deutſchland wirklich zum Krieg ins Feld rückt, daß er auf meine Koſten tauſend abdruckt, den einen Theil durch die Buchhandlungen vertheilt, den andern nach dem von Ihnen angegebenen Plan an Sie und mich ſchickt, bejahend.

Der Verleger ſollte von der jetzigen Auflage eine hinreichende Zahl Exemplare an die Weſtfäliſchen Buchhandlungen nach Münſter Eſſen Elberfeld ſchicken.

Die neue Städte-Ordnung iſt nun erſchienen, tritt in das Leben — und laſſen Sie als Bonner Bürger §. 5. 15. ſich das Wohl der Gemeinde angelegen ſeyn; denn die Bande ſind gelöſt.

Kappenberg den 9. April 1831.

Kr Stein.

5.

Briefe des Grafen Geßler an E. M. A.

1.

Ich hab' Ihnen für zwei Briefe zu danken und für die einzigen vergnügten Augenblicke, die ich ſeit Ihrer Abreiſe hatte. Ihre Reiſe geht ſehr langſam, möge ſie deſto glücklicher ſeyn! Körners haben ſich aus Dresden nach Großen Hayn gerettet, wo Sie ſie vermuthlich geſehen haben; deshalb ich einen Brief, der an Sie geſchrieben iſt, meinen Freunden allda zur Beſorgung ſchickte. Von Tiedens*) Siegespredigt will er Ihnen ein Exemplar ſchicken. Er hatte dieſe Feier ſehr geſcheidt eingerichtet, allein die Abderiten, die mit Feldmuſik unter Vortretung der Bürgergarden und Nachtretung des Landſturms in die Kirche zogen, haben uns Andre eine ganze Stunde warten laſſen. Dies hat Tieden aus der Faſſung gebracht und der Predigt ſehr geſchadet. Wenn erſt eine große Dummheit vorausgegangen iſt, kommen ein halb Dutzend kleinere allemal hinterdrein; das fehlt nicht. So geſchah es auch hier. — Ich richte mich zur Reiſe ein, um fortzukommen, wann es gerathen ſeyn wird. Wo der Freiherr ſeyn wird mögt' ich auch gern ſeyn.

---

*) Hauptprediger der proteſtantiſchen Gemeinde in Reichenbach.

Von Ihnen hoffe ich zu hören, was ich am beſten thue. — Noch gehen die weltlichen Angelegenheiten vortrefflich, die militäriſchen eigentlich. Dieſe ſcheinen ausſchließlich unter Gottes Schutz zu ſtehen.

Ich kann mich eben ſo wenig an die vollkommene Einſamkeit als an das Kartenſpielen gewöhnen. Wann wir wieder unter Einem Dache wohnen werden, korrigire ich und Sie ſchreiben; dann wollen wir recht fleißig ſeyn. Wäre das doch bald! Sonſt leſen Sie in den Annonçen, daß an Langerweile in Reichenbach geſtorben iſt Ihr ergebenſter Freund und Diener

Reichenbach den 10. November 1813.

Gesler.

b.

Gern, lieber Herr Profeſſor, hätt' ich Ihnen eher geſchrieben, wenn es mir irgend möglich geweſen wäre; denn ſchon bin ich mehrere Tage hier. Geſtern erhielt ich einen Brief von Ihnen vom 9. Novembr, der ſich alſo etwas verſpatet hatte. An den ὁ *πανυ* habe ich geſchrieben. Ob ich ihn bald ſehen werde, weiß ich noch nicht, weil man dazu der Augen bedarf und ich auf dieſer Winterreiſe mich wieder etwas verdorben habe. Ob ich da oder dort oder irgendwo etwas nutzen kann, weiß ich nicht. Es gehört, wie Sie wiſſen, mehr zum Tanzen als rothe Schuhe. Meine Freunde Körners haben, beſonders der Vater, ſehr gealtert, gar ſehr. Vielleicht trage ich etwas zu ihrer Aufheiterung bei, da ich aus wahrer wenig gefühlter Gleichgültigkeit über alles was ſich begiebt, zu allem ein heitres Geſicht mache: cave, ne commovearis! Der große Meiſter in der Kunſt zu leben erlaubt mit den Betrübten zu weinen, aber nicht betrübt zu ſeyn.

Ein großes Meiſterſtück der Dialektik wäre es, einem gewiſſen Jemand begreiflich zu machen, daß böſe werden nicht nur eines gebildeten ſondern überall eines Menſchen unwürdig iſt. Sollte denn der Menſch nicht etwas vor dem Vieh voraus haben, das bei jedem, auch dem geringſten, Anlaß das klare Bewußtſeyn verliert und zornig wird? Freilich wenn die Dichter den Achill iracundus und die Theologen einen zornigen Gott den Kindern predigen und ihnen die Unvernunft inokulirt wird, entfällt einem der Muth, gegen dieſe göttliche Eigenſchaft etwas zu ſagen, welche die bellenden Hunde, die Katzen, die ſich zerkratzen, und die Hökerweiber ſo intereſſant macht. Alles, was man thun kann und vor allen Dingen thun muß, iſt, der böſen Natur und den böſen Jugendeindrücken möglichſt entgegenzuarbeiten, damit man nicht auch zuweilen den vorerwähnten Exemplaren ähnlich werde. — Ich freue mich über alles Zuckerbrod, das Sie backen. Laſſen Sie aber vor allen Dingen Ihre ruſſiſchen Anecdota zur Erbauung des Publikums drucken. Ich weiß recht gut, was dieſes langöhrigte Thier frißt. Ich kann's nur nicht zurichten. Vale fave.

Dresden den 12. Decbr. 1813.

Tuo Gesler.

Wiſſen Sie, daß Rehdiger *) zu Hauſe gegangen? Warum, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß er hätte bleiben ſollen.

---

*) Herr von Rhediger ſaß von Seiten Preußens mit in der Hohen Centralkommiſſion der Verbündeten.

6.

Was Sie dem theilnehmenden Freunde als etwas Neues ſchrieben, darüber hatte er ſich mit Ihrem Herrn Schwager ſchon lange gefreut. Geſagt habe ich es Ihnen nicht, weil ich ſeit mehreren Monaten allerlei Verzögerungen, als Krankheit Reiſen und zuletzt Ortsveränderung gehabt habe. Ich bin nämlich, weil es mir in Schmiedeberg zu kalt iſt, nach Niesky für den Winter gezogen, wo ich das habe, was ich brauche: einen Arzt und Ruhe. Nachgerade wird mirs in der nordlichen Welt zu kalt, und ſehne mich in Erwartung der ewigen Wärme und Klarheit in eine andre Luft — Es ſoll in der Gegend, wo Sie, lieber Freund, dermalen hauſen, viel milder ſeyn als bei uns. Warum, kann ich nicht wohl einſehen, denn Bonn e. g. liegt genau in der Breite von Schweidnitz und Ihre wie meine Provinz haben eine nördliche Abdachung. Indeſſen wächſt bei Ihnen Rheinwein und bei uns Grüneberger. Daß Sie jetzt da angeſiedelt ſind und Sich vorgenommen haben die Welt, ſo wie ſie Gott gemacht hat, gut zu finden, beſtimmt mich für Bonn. Sagen Sie mir doch, ob ich mit jährlich 3000 Thalern da leben kann. Mehr kann ich nicht daran wenden, weil ſich meine Verhältniſſe in keinem Stück gebeſſert ja vielmehr verſchlimmert haben. Was man ſo Umgang nennt, verlange ich nicht. Bücher ſind doch wohl in einem Ort zu finden, der zu einer Univerſität beſtimmt iſt. Wenn mich einige Freunde um ſich leiden, bin ich nicht nur vergnügt ſondern ſogar glücklich. Wenn Sie eine Viertelſtunde daran verlieren wollen, dieſe meine Fragen zu beantworten, werden Sie mich ſehr verbinden — Daß Sie klüglich und glücklich gewählt haben, höre ich von allen Seiten. Erkennen Sie auch das, daß es eine große Gnade Gottes iſt, in dieſer ſo mislichen Lotterie ein großes Loos gezogen zu haben, und ſind Sie hübſch dankbar und demüthig? Daß dieſe Welt die beſte ſey, glaube ich mit Ihnen, denn es iſt die einzige, die wir kennen. Ob ſie übrigens nicht, wie Mehrere behaupten, das Narrenhaus der übrigen Planeten ſeyn ſollte? Nun, ich habe mir vorgenommen, meinen Wärtern nicht ſo viel Mühe wie ſonſt zu machen. Eine ſehr ſchöne Seite hat ſie N. B. für einen alten Junggeſellen, wie ich bin: wiſſenſchaftliches Treiben, quantum satis. — Aus den Zeitungen erfahre ich, daß Herr vom Stein kränkelt. Ich halte das Leben nur in ſehr wenigen Lagen für ein Geſchenk, und bedaure nur Wenige, wenn ſie es verlieren. Herr vom Stein kann ruhig ſterben: er hat viel gearbeitet, mehr als unſer erbärmliches Jahrhundert erkennt, und iſt doch beſſer weggekommen als der Titan Prometheus, ſein Vorbild. Sein Zeus hat ihn glücklicherweiſe nicht in die Klauen gekriegt. Seit dem 11ten Septbr. (das Datum Ihres Briefes) hat ſich ſo Manches zugetragen. Sie haben das Malheur gehabt (eine alte Haushälterin der Gräfin Reden ſagte ihr einmal: Ne, E. Excellenz, ein Unglück iſt es nicht, aber ein Malheur iſt es) Ihren Miniſter zu verlieren. Er hatte das Malheur, Sie für einen Demokraten zu halten. Jetzt haben Sie einen ernſten, aber ſehr braven Mann zum Miniſter *), der raison annimmt, weil er vernünftig iſt. Auch traue ich ihm mehr gründliche Kenntniſſe zu als ſeinem Vorgänger. — Das Liedlein vom Strange müßte dem Staatskanzler fleißig vorgeleſen werden, der ein Patron aller derjenigen iſt, die in dem Kloſter zu den dürren Brüdern Profeß thun ſollten. Nun ihr habt ihn ja bei euch. Seine Umgebung wird euch was vorgelogen haben.

---

*) Offenbar eine Anſpielung auf Schuckmann und Altenſtein.

Es muß dem Könige ein Floh ins Ohr geſetzt worden ſeyn, denn er hat angefangen wegzujagen. Von oben hätte er anfangen ſollen. Liebſter Freund, ich ſehe nunmehr fünfzig Jahre, wie die Welt geht, habe geleſen, wie ſie ſonſt ging, und finde, daß der Herren wie Akbar der Große, Friedrich der Große, der große Kurfürſt, Alfred der Große, ſo blutwenige ſind, des Schofels aber ſo entſetzlich viel. Es ſcheint mir, das Menſchengeſchlecht muß an ſich nicht viel werth ſeyn, weil ſo wenig Komplimente mit ihm gemacht werden. Ich überzeuge mich immer mehr, daß ein unwiderſtehliches fatum, eine Einwirkung von oben alles lenkt, daß unſer Treiben quoad effectum ganz gleichgültig iſt und für jedes Individuum nur als Gebrauch ſeiner Kräfte in Betrachtung kommt — Hr. p. t. Daniel giebt das, was Rouſſeau nennt, le scandale du bon exemple. Macte virtute puer, sic itur ad astra. Das Oppoſitionsblatt und die Iſis erfahren, was ihnen nicht fehlen konnte. Iſt Hr. t. p. Oken nicht etwas von Narr? — Solche Menſchen verderben das Handwerk und ein rechtlicher Mann, der eine Wahrheit beſcheiden ſagt aber doch hart, weil dies oft die Natur der Wahrheit erfordert, läuft Gefahr mit ihnen verwechſelt zu werden.

Ihren Herrn Schwager *) und ſeine Frau habe ich wohl in Schmiedeberg verlaſſen. Ihr Herr Schwager in Berlin lieſt mit vielem Beifall Politik. Keine theologiſche und am wenigſten eine orthodoxe Politik iſt es wohl nicht. Seine Betrachtungen über die Synodalverfaſſungen ſind ſehr gut, und mit Schärfe und Beſtimmtheit geſagt.

Empfehlen Sie herzlich einer meiner Freundinnen

Niesky den 13. Novembr 1817.

Ihren alten Freund Gesler.

---

*) Der brave Mann war Apotheker in Schmiedeberg.

d.

Ich hatte Ihren Herrn Schwager gebeten, mich fürs Erſte zu entſchuldigen, daß ich Ihnen, mein ſehr lieber Freund, nicht ſelbſt für den ehrenden Beweis Ihrer Liebe und Freundſchaft gedankt und Ihnen beiderſeits, meine ſehr liebe Gevattern, zu Ihrer häuslichen Freude Glück gewünſcht habe. Mögte ſie durch einen Irrthum der obern Behörden nicht geſtört worden ſeyn! Sie, ſo wie ich Sie kenne, ſind in keiner Verſchwörung, bei der man die Regenten Deutſchlands über Bord wirſt und im Blute watet, verflochten. Sie helfen auch nicht an dem großen Netz ſtricken, mit dem man den ganzen Preußiſchen Staat in zwei Jahren umgarnt hätte u. ſ. w. Mir iſt, als läſe ich die Tauſend und eine Nacht, und ich kenne das Land nicht mehr, in dem Friedrich der Große herrſchte. — Pazienza!

Ich habe Sie immer in ehrlicher offener Fehde gegen das Schlechte gefunden und ehre Ihr frommes treues Gemüth, wenn ich gleich nicht die Heftigkeit billigte, zu der es Sie zuweilen hinriß. Es wird keiner Ihrer Freunde an Ihnen irre werden, am wenigſten

Schmiedeberg den 4 Aug. 19.

Ihr alter Freund Geeler.

e.

Auch ich habe den herrlichen Titanen hier geſehen, aber freilich mit den Augen eines 71jährigen Beobachters, der überall die Lokalfarben ſieht. Er hat ein Aug verloren, und das andere wird er nicht behalten. Gott gebe, daß er

Und Antäus, Sohn der Erde.
Und es warf der Löwentödter
Oft den Aethioper nieder,
Doch die Mutter
Füllt mit Mark ihm das Gebein
Und mit friſchen Armen rang er
Um verderbenvollen Sieg:
Bis ihn von der Mutter Brüſten
Jener liſtig weggehoben.
In den Lüften,
Zwiſchen Himmel, zwiſchen Erde,
Hängt er, eine blaße Leiche,
An des Götterſohnes Bruſt.
Und die Mutter nimmt ihn liebend
Zu ſich, wo er hergekommen,
In den ewig jungen Schooß.
Aber jener ſteigt aus Flammen,
Aus der Qual des Feuertodes
Zu den alten Göttern auf.

vorher ſterben möge und daß er wenigſtens nie in die Lage kommen möge, eine Zielſcheibe für ſchurkiſche Dummköpfe zu werden. Er kann ſich jetzt weniger als je wehren, er hat völlig alles kalte Blut verloren. Il guerriero (das Mittlere rattenzerfreſſen) e sicuro di perir.

In unſerer Erziehung iſt es nun einmal verſehen, lieber Freund. Wir werden freilich, will's Gott, kaltblütiger handeln als vor Jahren, aber was verdorben iſt, läßt ſich nicht ändern. Verhunzt haben wir unſre Exiſtenz einmal, und das bloß, weil wir unbehutſam geweſen ſind und mit dem Kopf durch die Mauer rennen wollten. Welches nun einmal nicht geht — Gewöhnen Sie Ihre Kinder Gewalt und Unrecht leiden, nicht wie Knechte ſondern wie freie Leute. Läßt man Sie nicht mehr lehren, nun ſo graben Sie. Eins iſt im Grunde ſo gut wie das Andere. — Lieber Freund, wir ſind alle nicht mehr und nicht weniger als Werkzeuge in Gottes Hand. Die Schurken ſind es nicht minder. Er vollbringt durch uns ſeinen Willen. Laſſen Sie uns Gott danken, daß wir nicht Torquemada ſind. Mögten Sie mit ihm tauſchen? Die Spanier haben ſich an ihrem miſerablen König noch nicht vergriffen und ſich mit einem angebornen Edelmuth, den ſelbſt die Inquiſition und andre Dogmen nicht ändern konnten, gehalten. Die Griechen werden auch nicht verderben: Miaulis Landsmann zu ſeyn, iſt doch beſſer als Hofmarſchall Bonapartes. Grüßen Sie mir herzlich Ihr liebes Frauchen. Gott ſegne Sie und Ihre lieben Kinder! Vergeſſen Sie nicht Ihres Freundes

Schmiedeberg den 28. Decbr. 1822.

Gesler.

f.

Theurer braver alter Freund. Das Gute auf dieſer Welt iſt ſo wunderbar vertheilt, daß jeder nur einen Theil erhalten hat. Sie haben häusliches Glück, die Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben vor allen ihren Verfolgern (ſo viele Orden ſie bekommen mögen) voraus, und mögten ſchwerlich mit ihnen tauſchen. Die Achtung der rechtlichen Menſchen iſt noch eine kleine Zugabe, die Ihnen nicht fehlen kann, Sie mögen nach Amerika Schweden oder England gehen. Auch haben Sie noch bei einem Ihrer Freunde 500 Rthlr. in Cassa *) über die Sie jeden Augenblick diſponiren können.

Den als Menſch ſowohl als Gelehrten gleich achtungswerthen Niebuhr weiß ich gern in Ihrer Nähe. Kann er Ihnen als Freund nicht nützen? **) Daß es ſeiner Frau in dem Römiſchen Kloak nicht gefällt, wundert mich keinesweges. Es iſt ein wunderbares Gemiſch von allerlei Geſtank und Unrath, die nordiſche Naſen nicht vertragen mögen —. Als Bauer könnten Sie, lieber Freund, wohl ſchwerlich leben: zwar macht man aus Stiefeln leicht Pantoffeln, aber es iſt denn doch ſchade um die Stiefeln. Und wenn Sie die drei Lebensregeln des Spaniſchen Mönchs: semper bene parlare de domino priore — facere suum officium taliter qualiter — et sinere mundum vadere, ut vadit nicht ausübten, hätten Sie den Schulzen, den pastor loci, und vielleicht den Gutsherrn zum Feinde, den Landrath obenein. Was wären Sie dann gebeſſert? Ich meinerſeits wollte doch lieber von einem Löwen zerriſſen, als von Ratten todt genagt werden. Die Ratten hätte ich mir vom Halſe gebracht, aber bald werden mich wohl die Würmer freſſen. Ich habe eine Art marasmus, der mich langſam abmärgelt, und ich fange an dem Polonius zu gleichen, wie ihn Hamlet ſchildert. Pazienza!

---

*) Anſpiel auf einen früheren Brief von demſelben herrlichen Freunde, der nebſt einigen andern faſt ganz zerfreſſen iſt, ſo daß ich nur noch „Sie haben am Rhein ein Haus . . . und meine Liebe hineinbauen leſen kann. Er ſchickte mir eine Anweiſung auf 1000 Thlr. Gold, wovon ich nur 100 Frd'or zog. Dieſe Liebe mit den 500 Thlrn habe ich wirklich in mein kleines Haus hineingebaut. Sie wollte ihn ja vor meinen Unfällen nach Bonn ziehen, und wahrſcheinlich hätte er die mildere rheiniſche Luft verſucht, wenn die demagogiſchen Getümmel ihn nicht an ſeinen Karpathen feſtgehalten hätten. Auch ſteht ein Baum Geßler in meinem Garten friſch und grün.

**) Das hat er gethan, ſo viel er gekonnt hat, durch Darſtellungen und Vorſtellungen; ſo wie nicht verſchwiegen bleiben darf, wie er in einer Zeit, wo die Meiſten furchtſam ſchwiegen, für die armen damals in Köpenick und anderswo ſitzenden Jünglinge mit dem Miniſter von Schuckmann und andern hohen Beamten lebhafteſte Geſpräche und Verhandlungen gepflogen hat.

Gott laſſe Sie Freude erleben an dem Knaben! Sagen Sie der mir von Perſon nicht, ſonſt aber wohlbekannten lieben Wöchnerin das Herzlichſte von

S. den 15. April 1824.

Ihrem alten Freunde Polonius
in Schmiedeberg.

g.

Seit beinahe einem Jahr leide ich am Erasmus und jetzt noch an meiner alten Augenkrankheit. Darum kann ich Ihnen nur mit wenig Worten für Ihren lieben Brief antwortend danken.

Gott ſey Dank, daß der Titane munter und fröhlich iſt! Es ſoll, hoffe ich, Ihnen zu Statten kommen.

Ihren vorletzten Brief erhielt ich halb zerriſſen und offen. Er war an jemand gekommen, deſſen Namen Aehnlichkeit mit dem meinigen hat.

Hoffentlich wird Ihre Prüfungszeit bald aus ſeyn, und man wird ſich überzeugen, daß Sie das semper bene parlare de domino priore begriffen haben.

Ihr Herr Schwager iſt leidlich wohl und ſein Ruf unverbeſſerlich. Sobald ich meiner beiden Augen mächtig ſeyn werde, ſollen Sie mehr hören von Ihrem

Schmiedeberg den 3. November 1825.

alten Freunde Gesler.

6.

Brief eines bekannten Unbekannten *).

Ihre Schrift **), mein verehrter Freund, die mich ergötzte, hat auch andern ehrlichen Leuten hier, höchſter hoher und gewöhnlicher Ordnung viele Freude gemacht. Sie hat berichtigt und gekräftigt.

Nun aber ſucht ſich der franzöſiſche Liberalismus, den der Teufel holen möge mit ſammt denen, die ihn predigen! immer mehr unter das ſonſt ſo verſtändige deutſche Volk einzuſchleichen und es auszubeuten, und frißt wie Scheidewaſſer die zarteſten Fäden an. Darum muß er erſtickt werden, ſobald wie möglich. Wer könnte mehr dazu wirken als Sie, den ſeine Landsleute achten und lieben, den ſchwerlich jemand für einen anſehen wird, der das Lied der Mächtigen ſingt, weil ſie mächtig ſind, der aber gehört werden wird, wenn er den Narren und Schelmen zum Aerger ſagt, was der Deutſche denn eigentlich wünſchen darf und ſoll. Sie haben dies bereits gethan, aber manche Dinge müßten doch zum allgemeinen Beſten in specie behandelt werden. Ich rechne hieher das Thema der Preßfreiheit und des Preßunfugs. Mit Vergnügen ſehe ich aus einem heute erhaltenen Briefe unſers Jacobi, daß Sie ad vocem jener beiden Dinge etwas geſchrieben haben. Wird dies scriptum nicht gemeinnützig werden? Dies ſollte mir leid thun. Bei uns hier herum, wo die Leute doch mit nichtsſagender Ausnahme in einem vernünftigen Centro ſitzen, iſt grade die Cenſurangelegenheit ein Hauptthema der politiſchen Erörterungen. Unſere Cenſur, die es eigentlich nicht böſe meint, kränkelt doch an einem bedeutenden Gebrechen, woran aber wohl jede Cenſur als an einem ihr natürlich anhangendem Uebel leidet. Dies iſt das geheimnißvolle Dunkel, in das ſie die Principien hüllt, nach denen ſie verbietet kaſtrirt oder moduliert. Dies iſt um ſo ſchlimmer, als es bei uns nur einer vernünftigen Preßfreiheit bedürfte (das heißt einer ganz milden in ihren Anſichten gekannten Cenſur), um alles zu beſeitigen, was auf dem Wege der Verwaltung und Geſetzgebung noch nicht beſeitigt iſt und doch fort muß. Die Perſönlichkeit unſers vortrefflichen Monarchen verbürgt dieſe Behauptung. Alſo immer heraus, lieber Freund, mit Ihrem opusculo!

---

*) Von einem noch lebenden General, einem Freunde Gneiſenaus Grolmanns Boyens. Ich laſſe ihn hier ſtehen nicht wegen der Meinung von mir ſondern wegen ſeiner Geſcheidtheit.

**) Wahrſcheinlich die oben ſchon genannte Schrift über die Niederlande und Rheinlande.

Unſer altes Deutſchland kann leicht im Weſten Oſten und Süden zu gleicher Zeit angepackt werden. Was wird es vermögen? Alles, wenn wir einig ſind und ſelbſt das Gute zurückſtoßen, wenn der Ausländer es uns in die Stube bringen will, ohne angeklopft und das Herein! abgewartet zu haben. Dieſer Sinn allein kann uns retten, und grade dies begreifen viele bärtige und unbärtige Jünglinge nicht. Bei uns wird ſich die Sache ganz gut machen, wann der König zu den Waffen ruft. Wer bei uns unvolksthümlich und fein weltbürgerlich rathen wollte, den verhungerten Horden aus Frankreich, die ſich bei uns einmal wieder recht ſatt eſſen wollen, die Hand zu bieten, würde zweifelsohne todtgeſchlagen werden, ſo ſehr ſich auch die Leute, quod divinum et honestum, freueten, als der tölpiſche Polignac ad absurdum geführt wurde. Anderswo in Deutſchland iſt es, wie ich höre, aber wie mein Herz noch immer nicht glauben will, nicht alſo, und da wird mein Freund Arndt ſchon noch drunter fahren müſſen in gewohnter und erprobter Weiſe. Hierum bitte ich mit mehreren Ihrer hieſigen Verehrer. Leben Sie wohl.

Berlin den 14. Julii 1831.

7.

Briefe von Trinius an E. M. A.

a.

Ich kann unſern Rennenkampf nicht abreiſen laſſen, ohne ihm eine Zeile an Euch mitzugeben, lieber A., ob Ihr ſie auch erſt ſpät erhalten mögtet. Meinen letzten Brief hab' ich durch Vater in Königsberg an Euch beſtellt.

Lange habe ich keine Nachricht von Euch. Der wunderbare Krieg wälzt ſich ſo ſchnell und weit von uns, daß wir hier das weite Nachſehen haben, und Freuden- und Schmerzens-Poſten kommen beide ſchwergewichtig an; ſo daß wir außer der ruhigen Konſequenz immer nur auf- und niedergeworfen werden. Lübecks Wiedernahme durch Davouſt den Schlächter hat uns ſehr beſtürzt, nicht allein um der armen Opfer willen, die da fallen müſſen, ſondern auch wegen anderer Folgen. Ich bebe für mein armes Deutſchland. Wille und Kraft ſind gut auf unſrer Seite; wäre auch nur dieſe vis nicht bloß iners und müßte darum das Schickſal der horaziſchen Worte fürchten.

Werde ich denn noch erleben, daß der neue Frühling anbricht und Handel Kunſt und Wiſſenſchaft wieder ihre Blätter und Blüthen treiben? Denn ich und viele, die nur in ſolchem Frühlinge gedeihen können, warten ſehnſuchtsvoll, was die Gewalt der Waffen ausrichten werde und daß ſie es gut enden. Alle Poeſie und Arbeit iſt derweilen ſo krüpplicht und zwerghaft, und es iſt wahrlich ſchade um die herrliche Kraft der Poeſie, ihre Lyra nur über lauter Politik und Mord ertönen zu laſſen, als gäbe es kein beſſeres und höheres Leben auf Erden als ſo ein Mordleben, wo der eine dem andern zuſingt Herr Bruder, du ſollſt ſterben! Pfui!

Ich lebe wahrſcheinlich ganz anders als Ihr dort in Eurem Fort- und Um-wälzen. Denn ich ſitze ſtill zu Hauſe und ſehe keine Seele außer meinen paar Kranken. Es wird nun ſchon Frühjahr „redeunt jam gramina campis" und mit ihnen wird's mir denn auch, ſo Gott will, beſſer werden. Ich bin ſo verdammt blaß und matt, daß ich manchmal nach der Uhr ſehe. Meine arme Herzogin huſtet und rheumatiſirt ſich auch faſt zu Schanden, und unſre Prinzen ſind auch nicht wohl, d. h. ſie haben den infamſten Keichhuſten, was ich aber ja bitte nicht zu den Ohren des Herzogs kommen zu laſſen. Stoffregen heirathet wieder, und iſt darum ganz luſtig, wahrſcheinlich bis nach der Hochzeit, wie gewöhnlich. Rehmann lebt in Unfrieden, comme de raison. Kurz es geht nach alter Menſchen- und Haus-Weiſe.

Ich wollte, Ihr hättet in Deutſchland was Beſſeres zu thun, d. h. Ihr beſtelltet mir hübſche Sammlungen Pflanzen. Die lieben Dinger haben immer Frieden und bringen ihn immer. Seit dem großen von Gott anno 1 geſchloſſenen Traktat iſt die Karte immer dieſelbe geblieben, und es regiert derſelbe Ewige wie damals. Das iſt mein Troſt. Könnte ich dazwiſchen ſingend umherwandern, d. h. hätte ich noch warmes plaſtiſches Blut in meiner verdorrten poetiſchen Ader, ſo wollte ich alles gut ſeyn laſſen; aber ich vegetiere ſehr kümmerlich und halb verdrießlich.

Nun, mein Arndt, leſt immer einmal in Eurem kräftigen Treiben und Schlagen ſolches Zeug wie dieſes. Ihr ſeyd ein guter gemüthlicher Mann, der ſein Herz überall behält und bewahrt. Bleibt drum auch der alte Freund

Petersburg den 26. April 1813.

Eures Tr.

b.

Ich habe drei Briefe von Euch, mein Arndt, drei Becher voll Oel und Wein in mein krankes Landleben, auf einmal erhalten. Es hat mir ſo wohl gethan, daß ich Euch dafür ſegne und Euch wieder einmal zuſchwöre, daß ich Euch ewig und von ganzer Seele lieben werde. Seit langer Zeit hatte ich nichts von Euch vernommen. Jetzt geht's anders, wenigſtens glauben wir das hier, und Euer edles ehrliches Herz ſoll noch den Troſt haben, Eure hehre Vaterlandsſache gelingen und gewinnen zu ſehen. Ich nehme daran ſo wahren und warmen Antheil, als ob ſie die meinige wäre. Das iſt wahrlich alles geſagt für einen Kerl meiner wilden unheimiſchen Art, der nur Einen Gott und Eine Erde kennt und, ſich nicht beſſer achtend als alles Gewürm, was bunt und eklich oder krümmend und blätternagend ſich im Stral der ewigen Sonne dahin freut, ſeines Lebens unter allen Umſtänden, unter Pauli oder Petri Scepter, gleich genießet. Ihr wißt das, und ertragt mich, der, ſobald Ihr mir ſagen könnt, daß die Sache der Schwerdter Gottes Sache iſt, i. e. Sache der Welt, gleich zu Euch ſtoße mit den Hülfsvölkern meiner Macht, beſtehend in frommen Wünſchen und Gebeten und bei Nöthen mit Pulver und Pillen. Wohl ſolls auch mir ſeyn, wenn auf dem Felde, wo ich leben und genießen mögte, nicht mehr der

Ankündigung
einer
Neuen Auflage
der
Reiſen
durch
einen Theil Deutſchlands, Italiens
und Frankreichs,
in den Jahren 1798 und 1799.
von
Ernſt Moritz Arndt.

Indem ich dieſe zweyte verbeſſerte Auflage eines ſchätzbaren Werks ankündige, darf ich mich bloß auf den Beyfall der Critiker und des Publikums berufen, durch den ſie ſo ſchnell nach der erſten nöthig geworden iſt. Die Critiker haben in dieſen Reiſen eine ſo liebenswürdige Individualität, eine ſo friſche originelle Lebensanſicht, eine ſo ſeltene Frommüthigkeit und eine ſo große Menge der intereſſanteſten Bemerkungen, Anekdoten, Schilderungen u. ſ. w. gefunden, daß das Ganze faſt in allen gelehrten Zeitungen, und beſonders in unſern zwey erſten critiſchen Journalen, der A. L. Zeitung und A. D. Bibliothek, mit erymantiſche Helſch hauſet, der bisher die Saaten der Landleute zerwühlt und zertreten hat; und wann ich aus meinem Tempel einmal hinausgehe unter die Leute, ſo ſtoße ich von Herzen an auf die Namen Wellington Wittgenſtein Alexander, und wills Gott, Moreau und Bernadotte. Ich kann mir Euch denken in Eurer ungeſtümen Art, wie Ihr Euch gaudirt über die Ereigniſſe der Zeit, und möchte nur noch die Satiſfaktion haben zu wiſſen, wie es in der Seele deſſen ausſieht, der ſich von Wolken umgeben ſieht, aus welchen eine Million Schwerter blitzen. Wie in einem Guckkaſten ſchaue ich von hier aus, gelaſſen, und ſehe das gräßliche Schauſpiel um den Wüthenden, der nicht länger herrſchen und leben ſoll. Wie wird dieſes große Spiel enden? Ich bitt' Euch, Arndt — denn Ihr ſeyd der Einzige, der mir wohl und genug thut in dem Spektakel — ſchreibt mir nur oft und haltet mich Weltpatrioten, eigentlich Haupt- Kreuz- und Kapital-Patrioten, nicht für unwürdig, zu erfahren, wie es den Vaterländchen im Vaterlande, den Stuben im Hauſe, ergeht.

Ueber Jubilus Erſcheinung hab' ich grad hinaus geſchrieen. Der Kreuz! Ich dachte dieſen Polterer ſchon abgetreten von der Bühne und dachte oft ſeines herzigen wahren Spiels mit Wonne. Wenn er noch bei Euch iſt, ſo fallt ihm um den Hals mit gehörigem Ungeſtüm und Küſſen und ſagt ihm von mir alles Gute und Herzige, was Ihr nur könnt. Daß Ihr mir aber nichts en detail meldet von ihm, namentlich, was er nun will, das iſt ſehr dwatſch von Euer Wohlgeborn Herr Doktor und Profeſſor. Wahrlich ich ſage Euch, wann ich zurückdenke an den freundlichen und lebendigen Winter in meinem Zimmer mit Euch und dem Jubilus und dem Hamſter von Grüne u. ſ. w., ſo geht mir Armen das Herz über, daß ich nicht, ja nicht mitgefeiert habe in Eurer goldnen nicht wilden Freiheit. Nicht für Hansens gute oder Nickels schlimme Sache hätt' ich mögen dabei seyn, sondern bei Euch trefflichen Seelen und Kernleuten, und um der Freiheit willen. Ihr solltet mich sehen, wenn mich einmal die Patienten herauslassen, daß ich nach Gemüth und Gutdünken herumlaufen kann, wie ich, nimmer müd von allem Rennen und Klettern, noch erkältet von allem Morast und Pflügerdreck, mit einem Knauf Brot und meinem Schnaps da zu Tisch sitze in dem lieben grünen Grase und zwischen den Ameisen und Mistkäfern und Johanniswürmchen und Dergleichen auch mein Mittagsmahl fröhlich halte. Dergleichen wenige glückliche Tage habe ich wohl diesen kurzen Sommer genossen; aber was sind sie gegen Eure täglichen? Denn Eure Sorge ist wahrlich kaum was Anders, als wenn einmal ein Tropfen in die dünne Suppe gefallen ist, während Unsereiner, den sein guter Geist entzaubert hat, seinem Erd- und Sporn-Leben zufolge thun muß, wie es sich schickt und ansteht, d. h. sorgen kümmern lesen deuteln kalkuliren grübeln betriegen studiren, immer mehr wissen und immer dummer werden. Denn ich sage Euch überlaut, daß, je mehr der Mensch lernt, desto entfremdeter wird er dem Gott, dessen Bild er ist, und der nichts weiß sondern bloß ist, da ist, und weil er eben als Gott da ist, eine Welt erschafft, so wie eine Spinne nicht seyn kann ohne Gespinnst. Solche Philosophie will ich noch vor lauter Erd und Gülle zur Welt bringen — Ach! daß Ihr heut Abend nicht bei mir seyn könnt, mein Freund Arndt, um uns glühend zu trinken und Eins und Unsern zu reden!

Uebrigens habe ich mich ganz aus dem Konzepte geschwatzt, so habt Ihr mir den Stöpsel von der verstopften Brust gerissen. Seht, ich mögt' Euch alles auf einmal ſagen und hätte Euch ſo viel zu ſagen. Leſt nur, wenn Ihr das Geſchmier leſen könnt.

Vor allen Dingen ſollt Ihr erfahren, daß gegenwärtig meine erhabne Herzogin in Kurland im Bade iſt und daß ſie ihre ſchönen Glieder von der See umſpielen läßt. Siehe da hat mir die treffliche Frau Euer Gedicht auf Scharnhorſts Tod geſchickt, welches mir ſehr wohl gefallen und mich an Euch, Verehrer alles Braven und Aechten, lebhaft erinnert hat. Ich aber lebe in Zarsko-Selo in einem Dachlogis, wie denn das mein irdiſches Haus überall zu ſeyn ſcheint, und kuriere Alt und Jung, werde viel gelobt, ziemlich bezahlt, aber von niemand recht geliebt, was der Menſch eigentlich mehr braucht als den Ueberfluß von Ehre und Gold. — Ach! daß mir mein poetiſcher Quell dürr worden! Oft, und oft ſtundenlang, ſitz' ich verſchloſſen in meinem Zimmer und weiche den ewigen Gäſten und guten Freunden aus, und da ich keine Worte mehr habe in meiner verlechzeten Nachtigallenzunge, ſo ſchaue ich ſtumm hinaus in die ferne hohe Bläue, und manchmal wird mir ſo heiß und ſo glühend im Herzen, daß ich meine Hände nach dem Unbekannten ausſtrecke, den ich gleichwohl fühle, als wär' er da, aber nicht be- noch er-greifen kann und mit lauter Inbrunſt ausrufe: Wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, ſo dürſtet meine Seele nach dir, o mein Gott! — daß der Bediente draußen denken mag, ich ſey toll geworden. O dieſer Gott — er iſt's wohl, den ich kenne, aber mein Herz iſt noch ſo fern von ihm! wie ſich in ihm alles auflöſt und ich mit ihm zugleich mich in der Luſt und dem Weh des Lebens drehe und nichts weiter begehre, als deſſen ewig bewußt und ſo ewig unſchuldig zu ſeyn! Wie wollt Ihr, daß ich dieſes mein ewiges Daſeyn zerreiße in ein Deutſches, Ruſſiſches oder Gott weiß, wie ſie alle heißen? — und in Stücken gehe? Es iſt wohl wahr, daß wir Aerzte ein widerhaariges Weſen ſind im Bürger- und Staats-Thum, und eben ſo wenig eine wahre Stelle und Ort als Rang haben; und haben wir vollends, was, glaub' ich, alle Aerzte haben müſſen, ein poetiſches Gemüth, ſo iſts gar mit aller Partheilichkeit zu Ende. Aber tanzt nur hin, ihr markigen braven Groteskſtänzer, das kühne bedeutungsvolle Ballet, ich ehre Euch dort; Ihr denkt, euer Gott heiße dieſes oder jenes Stück Erde, und er iſt's doch, der Ewige ſelbſt, nur zu dieſem engen Bildchen zuſammengeſchnitzelt, damit er in eure Kapelle gehe. — Falle dort übrigens, was nicht leben kann! nur der Dichter bleibe am Leben! um den wärs allein ſchade. Der Held, der Tapfre, der Taktiker iſt doch nur ein Schauſpieler, und ſo lange ſchade um ihn, bis einer wieder groß gezogen für — das Spiel der Bürgerlein.

Verzeiht mir, mein theurer herzlich geliebter Arndt, daß ich nicht von der alten Art laſſe und, wo ich kann, gegen den Atheismus predige, den großen Gott Iſraels in ein goldnes Kalb zu verwandeln. Laßt mich ſo hintaumeln in meiner Sonne, es iſt ja doch all Eins, und wir kennen verſtehen und lieben uns doch. Aber ſchändlich iſts, daß ich die edle Zeit und Raum eines Briefleins mit ſolchem Geſchwätz vertrödle. Doch dulce est desipere etc., und ich laſſe mich gehen, zumal mir's ſelten kommt. Es iſt eigen, daß die Leute in Rußland alle ſo gleich ſind ohne beſtimmten Kontur; ihre Karaktere fließen alle in einander; keine Eigenthümlichkeit, keine beſtimmte Originalität. Wie ſoll's denn Menſchen geben, die man wahrhaft liebt, eben als etwas Apartes für ſich und um ſein ſelbſtwillen Achtungswerthes? Darum gedenke ich Euer, liebes edles und kräftiges Original, ſo oft und ſo gern und mit ſo vieler Wärme.

A propos S. Majeſtät der König von Weſtfalen hat mir die Ehre angethan, mich, den Kollegienrath Jacob und Profeſſor Morgenſtern als ſeine getreuen (ungetreuen) Unterthanen *) zurückzurufen und einem jeden eine Muskete für ſeine gute und gerechte Sache anzubieten. Aber ich komme nicht.

Lebe wohl, theure Seele, behalte mich lieb. Ewig der Alte.

Sarsko-Selo den 18. Aug. 1813.

D. Trinius.

Die Gräfin Kotſchubey und Frau von Sogresky, beide Euch ſehr gewogen, bitten mich, Euch mille belles choses von ihnen zu ſagen.

Stoffregen hat ein Weib genommen, Kruſenſtern geht nach England, Muralt iſt der alte Reine, Beck noch immer in den Rechnenexempeln, bald Vater, Uwaroff nebſt Profeſſor Gräffe mit Buhle in den Haaren.

C.

Ich habe Euren lieben Brief, mein Arndt, erhalten und die Einlage gleich beſorgt. Die Herzogin wird wohl durch Stein antworten, und Uwaroff, der mir ſeinen Brief an Euch zuſenden wollte, hat ein Kind gekriegt und folglich Ekſtaſen, und mag ſehen, wie er nun ſein Schreiben an Euch fortbringt.

Liege es, woran es wolle, ich habe einen Geiſt der Wehmuth in Eurem theuren Briefe erlugt. Sey es auch,

---

*) Trinius war aus dem preußiſchen Mansfeld.

daß Eure Nachricht von kalmückiſchen Feindſeligkeiten gegen Euren deutſchen biderben Sinn mich ſo erſchüttert hat, genug, ich kann nicht verwinden, daß der Jubel Eurer Seele über die Siege der Verbündeten einige Mollakkorde durchhören läßt, die den Karakter der ganzen Symphonie auszumachen ſcheinen. Und ich denke mich an Euren Platz, wie ich geſehnt gearbeitet gerungen und ſelbſt mitgeſchoben hätte, daß der Halſch herausbugſiert und erlegt werde, und nun ſehen müßte, daß das ganze ungeheure Werk, mit dem Blute von vielen Tauſenden und dem Jammer von Millionen errungen, ſich in einer glänzenden Bandwurmkur auflöſte, wo nach entſetzlichem Grimmen und Laxieren einige hundert Ellen von dem garſtigen Inſaſſen, ja ſchier der ganze abgelöſt worden bis auf den Kopf. Und wie mancher Doktor gäbe ſeinen halben Schrank voll Mißgeburten und andern Koſtbarkeiten darum, die Kur umgekehrt, nämlich beim Kopfende angefangen und ſich um die paar hundert Ellen Schwanz hernach bekümmert zu haben! denn die wachſen wieder nach, was man auch ſagen mag. Wahrlich, wenn es einen Gott der politiſchen Welt, ſo wie der phyſiſchen gäbe, er müßte ein ſchreckliches Gericht über ſolche Generale halten.

Jedoch einmal athmet Deutſchland wieder deutſche Luft, nicht von dem Franzoſenpack verpeſtet, und ſitzen hie und da auch noch einige Ungeziefer zwiſchen den Kiemen, wie andern großen Seeweſen, wie zum Beiſpiel bei Dresden Hamburg und in den Feſtungen, ſo ſtört das hoffentlich doch die freie Oekonomie des Volkes nicht ferner, und ſie werden ja auch abgetrieben werden.

Nun laß ſehn, wie Deutſchland ſich benimmt? Ich bin neugierig aber gottlob glücklich, wenn es ſich auch dumm benimmt, und verzeihe (mit Gott) dem Menſchenvölkchen ſeine Harlekinaden, und erluſtiere mich nach meiner — von unten engen, nach oben zu großen — Weiſe mit Blumen und Bergen und mit meinem eignen Herzen, das ich je länger je mehr lieben lerne. Ach! mein Arndt,[welche Maſſe von Feinden ſtehet dem Menſchen gegenüber, wenn er ſich aus der Stille der Natur herausarbeiten will ins ſogenannte Leben! Aber freilich ſieget das meiſtens über ſie und gewinnt (ſein Elend). Und bin denn ich nicht auch an dieſes Leben angewieſen, weil ich nicht anders kann um des Jammers meiner Ehe und meiner Thorheit willen? Ja ich habe wahrlich ſo viel Leiden und Feinde troß einem; und wann ich dann mich manchmal auf meiner Parthei ganz allein erblicke, von aller Hülfe und aller Liebe ſo weit, ſo fühle ich mit Wonne mein eignes Herz ſchlagen und rufe: (wie mirs wirklich laut zu thun ergangen iſt) Und biſt du denn nicht mein, o mein Herz?

Ihr, mein geliebter Freund, ſtehet mit wenigen Andern (Todten und Lebendigen) ihm ganz innig nahe, und wohl mögte ich's haben, wenn es ginge, den Reſt unſrer Tage mit einander zu verleben, und zwar lieber in Deutſchland als hier, weils hier zu kalt iſt. O mein Himmel! wie wollten wir jubeln und leben mit einander! Denn ich weiß es, ich fühle es, daß wir, wenn auch mit kontrapolariſchen Geſichtern, dennoch Ein Leib und Ein Weſen ſind. Mögte nur erſt der Proceß in Deutſchland entſchieden ſeyn, damit einmal ein anderes vernünftiges Wort zur Sprache käme als das ewige ſeit mehr als 20 Jahren, wobei niemand wohl wird! Dann wenigſtens gäbe es einen Briefwechſel voll freundlicher Worte über Gott Welt und Uns, und ſo lebten wir auch, und es wehete wieder ſolcher ſchöne Paſſatwind nach all den Typhons des Franzoſenthums, die Gott verdammen wolle!

Hier bei uns haben ſich in den lieben Bekannten-Kreis zwei Familien (Gebrüder Krauſe) eingefunden, die mir jetzt viele angenehme Stunden gewähren: reiche Leute voll trefflichen Sinnes, gereiſt, mit hübſchen und der Aelteſte mit dem geiſtreichſten herrlichſten Weibe von der Welt; dabei guter Wein und Muſik. — Unſer Muralt iſt wie ſonſt thätig brav bieder kräftig, im hohen Grade menſchenfreundlich; und dieſer liebt Euch außerordentlich. Er hat von mir Euren Gruß mit einer Art Jubel erhalten. Grüne iſt mir völlig untreu, um des Heilands willen, den ich ein Lämmlein nennen ſoll und nicht will. Rehmann ein formidabler Politiker bis zum Spektakel; ſonſt gut und recht. Beck ut supra etc.

Aber den Ueberbringer dieſes laſſet Euch beſonders von mir empfohlen ſeyn. Gervais heißt er, ein Deutſcher, unter Speranſky mit angefehdet, aber anerkannt rechtſchaffen: feiner Mann, trefflicher Muſiker, guter Menſch, ſo weit ich ihn habe kennen gelernt. Er wird dort angeſtellt und verſteht ſicherlich ſein Handwerk trefflich. Wie geſagt: Sagt ihm, daß ich ihn Euch warm empfohlen, und haltet ihn lieb, wenn er es verdient.

Schreibt mir bald wieder, meine alte Seele. Seyd nicht bös über Stil Art und Weſen meiner Briefe, Kinder des Augenblicks, ungezogen, ungeſchliffen, aber ſtets erzeugt aus der reinſten Liebe

Petersburg den 25. Novbr. 1813.

Eures Ar.

d.

Mein theurer Freund Arndt. Ich ſchreibe Euch, mein unvergeßlicher liebſter Freund, aus einer behaglichen Sonntagsruhe, und bin ſo reich in meiner Seele, alle Schulden zu bezahlen, dünkt mich, die für Euer Gedächtniß ſeit einem Jahre wohl aufgehäuft liegen. Nehmt gütig den alten Freund auf, und wenn Ihr ſelbſt noch der Alte ſeyd, ſo freuet Euch ſeiner doppelt: denn ich bin nach mancherlei Feuerproben endlich der Schlacken meines Lebens ledig.

Ihr wißt, daß wir ſeit dem letzten Streifzuge Napoleons in Petersburg lebten. Seit wir uns dort kennen lernten und oft froh mit Menſchen zuſammen kamen, hab' ichs nicht verlaſſen bis im Monat December vorigen Jahrs. Ich hatte mich ſo einprakticirt, daß ich ein Doktor bei der Stadt und bei goldnem Hafer ein Laſtthier Galeni war. Zur Erholung trieb ich, wie Ihr wißt, Botanik. Wenn aber manchmal der Abend kam und die Details ſich, nicht mehr einzeln zu unterſcheiden, in die Maſſen der Dämmerung auflöſten, nämlich Häuſer Menſchen Patienten und Pflanzen in das All — da fühlt' ich meine Sünde oft mit bittrer Wehmuth — und konnte doch nicht anders. Aber der Geiſt meines Lebens war immer wach, und Gott hatt' es ſchon im Stillen beſſer beſchloſſen.

In Septembers Ende mußte endlich meine gute Herzogin fort von Petersburg, indem der Herzog in ſein altes General Gouvernement zurückgekehrt war. Ihr könnt Euch wohl denken, in welcher Alternative ich jetzt war. Entweder eine glänzende freie ehrenvolle reiche Laufbahn verlaſſen (und für meine Botanik ſollt' ich eben zum Akademiker ernannt werden) oder eine ſo gute und liebe Herrin. Wenn ich aber an mein geringes Jahrgehalt und an meine Familie dachte, die da leben will, ſo mußt ich bleiben; und wirklich überwand ich den allerrührendſten und traurigſten Abſchied, den ich in meinem Leben genommen. Die Herzogin reiſte ab und ich bezog am Engliſchen Kai ein ſchönes Logis, nett eingerichtet, und ich ſelber recht in einem angenehmen äußerlichen Zuſtande.

Mein Gemüth hatte indeß längſt eine magnetiſch ſtarre unbezwingliche Richtung erhalten durch eine Bekanntſchaft, durch eine recht innige ſeelenvolle Neigung mit Einem Worte. Ich mögte, Ihr kenntet, die ich meine, und ſie Euch. Ihr wäret Eurer Bekanntſchaften werth. Genug, dieſes mein Gemüth wandelte hoch über den Patienten, bei deren Betten mein Leib, inclusive meines gelehrten Kopfs, ſaß. Ich zwang mich aber ſitzen zu bleiben und ſammelte Banknoten. Vom Morgen an bis Abend fuhr ich breit in meinem Wagen und ſtieg ſpät aus. Ach! Arndt, wie? Sey es Leidenſchaft für die beſte einzig theure Freundin, ſey es Gefühl eines Schlinggewächſes, das, bisher gewohnt ſich an einem Stabe hinaufzuwinden, auf einmal mit allen Ranken am Boden herumkriecht — ſey es wahrer gerechter Abſcheu gegen den Sklavendienſt des allertraurigſten Publikums — genug zwei Monate hielt ichs aus, aber dann konnt' ich nicht länger. Das ganze Gewicht des Gedankens an Freiheit, an den Reichthum meines Geiſtes, an mein vergeſſenes Talent zum Dichter drückte mich zu Boden auf der einen Seite, auf der andern ein Verhältniß zu jener Theuren, die mir nimmer gehören konnte, deren und deren Familie Unglück ich machte — und in einer tüchtigen Nacht ſprang ich aus dem Bette, warf alle Flitter und Lappen zum Teufel, hüllte meine Bruſt mit meinem alten Herzen drinn in warmes Bärenfell, und ſagte Petersburg Praxis Banknoten und Herbario gute Nacht.

Meine Herzogin, die des Neubekehrten halber einen guten damals in meine Stelle getretenen Arzt abſchaffen und noch dazu mein Gehalt anſehnlich vermehren mußte, empfing mich mit treueſter Liebe und Güte, ganz wie Ihr ſie kennt. Und genug, nun leb' ich unter Ihrer ſchützenden und milden Aegide ein großem Lobe angezeigt worden iſt. Das Publikum, durch dieſe competenten Richter aufmerkſam gemacht, hat ſich bald durch eigne Anſicht von dem Werthe dieſes Werks überzeugt, und mich auf dieſe Art in den Stand geſetzt, es ihm zum zweytenmale mit alle den Verbeſſerungen und Verſchönerungen anzubieten, die dem Herrn Verfaſſer, und mir, dem Verleger, eine angenehme Pflicht geweſen ſind. Das Ganze, welches in der erſten Auflage in 6 Bänden klein 8. beſteht, ſoll in der zweyten Auflage in 4 Bänden in gr. 8. erſcheinen, zu jedem Bande ein Kupfer, welches entweder eine ſchöne Natur-Gegend oder etwas Hiſtoriſches darſtellt, beygelegt werden. Der Druck wird ſich insonderheit durch gefälligere, und für das Auge bequemere Schrift vor der erſten Ausgabe auszeichnen, und mit dem Papier im ſchönſten Verein ſtehen. Der Verfaſſer wird noch einige intereſſante Nachrichten über Ungarn, welche in der erſten Ausgabe nicht ſind, hinzufügen. — Bis Oſtermeſſe laſſe ich mir einen Friedrichsd'or vorausbezahlen, und verſpreche den Pränumeranten, außer dem Vortheil eines geringern Preiſes gegen den nachherigen Verkaufspreis, auch noch in Betreff des Papiers und der Kupfer eine Auszeichnung. Da von den letztern Theilen noch zur Completirung Exempl. vorräthig ſind, ſo liegt es an einem jeden ſelbſt, wenn er ein unvollſtändiges Werk behält. Da die Neue Ausgabe auf keinen Fall zu dieſer paſſen wird, ſo werde ich mit einzelnen Theilen der erſten Auflage immer noch dienen können. Leipzig, im Sept. 1811.

Heinrich Gräff.

ſtilles, himmliſch ſtilles von allen Göttern geſegnetes Leben: meine Medicin habe ich aufgegeben. Die Botanik bloß zum Spielwerke und zur Vermehrung meiner ſchönen, in mancher Hinſicht vielleicht unvergleichlichen Sammlung. Mit Dankgefühl gegen Gott und meine Fürſtin genieße ich auf das köſtlichſte die tuta otia Musarum. Ich freue mich mein Talent ungeſchmälert und meine Fantaſie ſo reich zu finden, daß ich weder Zeit noch Möglichkeit hinreichend finde, all den poetiſchen Stoff, der mich erfüllt, zu verarbeiten. Es iſt mir ein höchſt ſüßer Gedanke, den Lorbeer, deſſen Samen die Natur in meinen Geiſt geſtreuet, jetzt keimen, wenn ſchon noch nicht blühen zu ſehn, aber er wird es, hoff' ich, ja fühl' ich.

Ich bin nun faſt 40 Jahr alt und darf, dünkt mich, meine Feder anſetzen. Reiche Erfahrungen hab' ich hinter mir; ſorgenlos geſund ungeſchwächt und eines trefflichen Willens gewiß darf ich eine Sprache reden, welche weder von niedrigen Rückſichten noch jugendlichem Wahn entſtellt wird. Indem ich meinen Geiſt in ſeinen Flügen gehen laſſe, ſehe ich ihm nach, heiter, daß er ſich weder je albern hoch verſteigt noch ſich in das Dürftige Erbärmliche ſenkt. Ich hoffe noch nach Deutſchland, dieſem Herzen der europäiſchen Jungfrau, in mein geliebtes Vaterland zurückzukehren und dort künftig zu leben. Ihm, dem ich das verdanke und ſchuldig bin, was ich bin, werde ich auch die Früchte meines Geiſtes und die einzigen Kräfte weihen, die ich lebhaft und als mir eigentlich gehörig in mir fühle. Mögen deren viel oder wenig ſeyn, ſo ſind ſie es doch allein, auf denen ich meine künftige Exiſtenz aufbauen will und vielleicht nebenher ein Denkmal für mich ſelbſt.

Wie ich denn nun ſinne, ſo ſeyd Ihr es allein, Arndt, dem ich meinen Namen und meine Werke, zur Zeit noch in

Bruchſtücken, ja vorerſt in bloßen Proben, anvertrauen mag und anvertraue. Ich ſende Euch 6 Gedichte in allerlei Form, als Tuchſchnittchen für das deutſche Publikum, wornach es vom Ganzen urtheilen möge. Ich wünſche dieſe Lieder in deutſche Blätter eingerückt zu wiſſen, allein in einer Folge von Monaten hinter einander, damit man meinen Namen öfter lieſt und ihn ſo nach und nach lernt. Ich hoffe nicht, daß Ihr Euch hierüber als über eine Eitelkeit luſtig machen werdet. Das ſey ferne! Um künftig in Deutſchland ſo empfangen zu werden, wie ichs mir angenehm vorſtelle, muß ich mich bekannt machen. Nun werden freilich dieſe ſechs Kleinigkeiten dazu nicht beitragen, allein, wie ich ſchon geſagt, es ſind die erſten Proben. Ich werde Euch, Lieber, wenn Ihrs zufrieden ſeyd, nach und nach mehr übermachen. Seyd, guter Arndt, ſo freundlich, Euch meines guten Rufes und meiner künftigen Dichterlaufbahn treulich und als ein Freund anzunehmen, ſofern nämlich dieſe Gedichte und der Geiſt, in dem ſie geſchrieben ſind, Euch zuſagen und Euren Beifall erhalten. Ich wünſche nun natürlich, ſie in guter Geſellſchaft und folglich in den beſten deutſchen Journalen (oder in Einem derſelben) aber auch in einem viel oder allgemein geleſenen eingerückt zu ſehen. Ihr habt freie Wahl dieſer Journale, ſey es Morgenblatt oder Mitternachtsblatt, mir einerlei; nur erfulle es die genannten Zwecke. Denn das werdet Ihr billig finden, daß ich mich nicht durch ſchlechte Geſellſchaft proſtituiren mag; und Ihr könnt es den Gedichten ſelbſt anſehen, daß ſie etwas auf ſich halten. Ich leſe hier kein deutſches Blatt außer den gelehrten Zeitungen; ſchreibt mir alſo, wohin Ihr ſie geſchickt habt. Aber ich bitt' Euch, laßt mich bald drucken; denn mir mögte meine Reiſe nach Deutſchland über den Hals kommen, ehe man mich dort noch kennte. Für einen etwanigen Muſenalmanach 1817 ſollt Ihr auch etwas erhalten. Verzeiht übrigens, wenn ich nicht beſcheiden genug ſchreibe; ich will ſprechen, wie ichs denke, und ich weiß, wer Ihr ſeyd.

Wenn der Ton meiner Poeſieen bei vielerlei Leuten anſtoßen wird, ſo wird er einzelnen Gemüthern zuſagen: je weniger, deſto beſſer. Ihr wißt, warum. Allein ich darf mir ja doch einbilden, daß man meinen Gedichten einen Platz neben ſo vielen andern nicht verſagen wird. Ich geſtehe Euch, was ich (außer Körners früh verunglücktem Talente) ſo in den neueſten Almanachen leſe, misfällt mir, und Fouquets Sünden gegen den heiligen Gottesſinn beleidigen mich. Leidet man mich als Dichter unter den übrigen meines Vaterlandes, ſo werd' ich mein Beſtes und Heiliges geben, keine Erbärmlichkeit und Myſtik, Geſpenſterei, Tändelei, Dummheit, ſondern Tüchtiges.

Adieu, theurer Arndt. Ein bloßer Brief von mir, aber Ihr ſeyd in meinem Herzen. Lebt glücklich und liebt mich. Schreibt mir unter der Addr. der Herzogin nach Witepsk. Drei Monate warte ich auf Eure Antwort, kommt dann keine, ſo ſchreib' ich wieder.

Witepsk den 31. März 1816.

Euer treuer Tr.

N. S. Meine Herzogin weiß, daß ich an Euch ſchreibe und grüßt Euch auf das gnädigſte und herzlichſte. Sie hat viele Freude über die ſchöne Zukunft ihres Bruders in England. Ihr erhaltet dieſen Brief durch Rudolphi in Berlin.

Postscriptum.

Indem ich Euren lieben Brief vom 3. Nvbr. 1815 erhalte, erkenne ich doppelt meine Schuld, Euch ſo queer und unverſchämt einen Brief voll lauter Ich und Mir zu ſchreiben. Laſſet aber diesmal hingehen, bis das Vormundgeſchäft, das ich Eurer Liebe, gute köſtliche Seele, auftrage, im Gange iſt. Dann will ich wieder mit Euch ganz nach der alten Art reden.

Ihr werdet aus dieſem meinem Briefe denn auch ſehen, daß Euer ſchöner Vorſchlag, mich nach Bonn zu verſetzen, nicht ausführbar war noch auch wäre, wenn ich auch noch meinen nun wahrſcheinlich fürs ganze Leben an meine unvergleichliche Fürſtin gefeſſelten Willen hätte. Aber glaubt nur auch — doch Ihr wißt es — daß mein Herz, wie ich es hier in ſeiner ganzen Natur und Kraft fühle, und Muſen, wie ſie mir wieder zu lächeln anfangen, ſelbſt ein Höllenloch wie Witepsk zu einem Paradieſe machen, bis ich den deutſchen Himmel wieder beſuchen darf. Ich mögte, Arndt, Ihr könntet und wolltet Euch recht lebhaft Euren alten Tr. vorſtellen und fühlen, was ich bin und ſeyn muß vermöge meiner Natur. Wär's auch nur einſtweilen, um mich meiner egoiſtiſchen Briefe halber zu entſchuldigen und meiner Sehnſucht nach dem Lorbeer. Es ging durchaus nicht länger in Petersburg. Ihr wißt nicht, auf welchem Abgrundsrand ich ſtand. Das Volk, ſo arm, ſo jämmerlich, auch nicht Einer, außer der herrlichen Einen, aber mir auf immer vielleicht unerreichbar — und mein Herz von Tage zu Tage ſich mehr fühlend — ſo hoch im Mannesalter. Nein, ich mußte heraus aus dem philiſtrigen Leben — und gottlob meine Fürſtin erlaubt mirs, ein Menſch zu ſeyn. Tadelt mich nicht, Guter, laßt nur einen Menſchen, der nach ſeinem Höchſten auf Erden wandert, gehen in ſeiner Art und Willen. Ein Weſen, vor dem alles zur Poeſie wird, kann nicht Schutt fahren zum großen Düngerhaufen, und ein Gemüth, das Gott dient, kann nicht dem Mammon dienen, hätt' er auch noch ſo fromme Namen.

Ihr werdet mir übrigens rund und deutſch ſchreiben, was Ihr über meine Gedichte denkt. In ſolcher Weiſe ſind alle faſt, die ich mache. Glaubt' ich ihnen allen Werth abſprechen zu müſſen, ſo hätt' ich wahrlich nicht daran gedacht ſie Euch zu ſchicken. Ich rede mit Euch offne Sprache. Ich glaube mich berechtigt, endlich als Dichter aufzutreten, und die Art, wie ich vollbringe, überzeugt mich davon. Helft mir alſo, und ſelbſt indem Ihr, falls Ihr die Sachen findet, wie ich wünſche, voll Kraft und Saft eines Menſchen in ſeiner Art, macht mir zu meinem Empfange in Deutſchland einen guten Namen. — Es käme mir wunderbar vor, in meinem Leben zum erſten Mal unbeſcheiden zu ſeyn, und ſo wär's, wenn ich nicht zu Euch ſpräche, die Ihr mir wohl verzeihen könnt.

e.

Ich ſchreibe Ihnen, ein träger Briefſteller aus dem gewaltigen Moskau, das neu erſtanden, mit noch einigen denkwürdigen Brandſtätten des Jahrs 1812 geſchmückt, mit ſtundenweiter Ausſicht auf goldne Kuppeln und halb aſiatiſche halb europäiſche Pracht vor meinem hohen Fenſter da liegt. Ich bin hier mit meinem ganzen durchlauchtigen Hauſe, das dieſen Winter über zum Beſuch bei der Kaiſerlichen Familie iſt. Ich wollte wohl auf ein Weilchen ein beſſerer Hauptkapital ſeyn, um Ihnen dieſe wunderſame Stadt mit dem Hohen und Niedern, was drinn iſt, darſtellen zu können und zu mögen. Ich ſage Ihnen nur das: daß der ſtille und ernſtſinnige Kaiſer in dieſem Halb Feen- Halb Geiſter-Schloſſe vom Kreml über das Unermeßliche hinaus herrſcht, ein Wunder und unbekannter Gott allen denen, die ihn ſehen, und ſo oft ſie ihn ſehen. Die tiefe Verehrung, mit welcher ihn das Volk Moskaus ſchauet und tiefgebückt aber ſtill grüßt, ſagt mir zu als das Abzeichen einer geheimen Unterſchmiegung unter ein geheimes Große. Ich und alle, die ihm viel näher ſtehen, ſind einſtimmig darin, daß große Gedanken und Anſichten in ſeinem Geiſte ſtehen, und daß er, ein zweiter Peter I, über ſeinem Volke brütend ruhet, ruhet, ſage ich, in ſeinem Geiſt, während Peter überall ſchaffen und handthieren mußte. Genug, ich ſehe Moskau, wann ich es ſehe, nur in dieſem Sinn, und das genügt mir, denn alles Uebrige iſt ein bloßer Augenblick der Beſchauung.

Im Uebrigen wohne ich ſo ſchön, daß mir die Sonne zuerſt im Horizonte aufgeht, zuletzt darin niedergeht, und ſo bin ich mitten in dem ungeheuren Moskau derſelbe und in derſelben Nähe des Ewigen, der und das in meiner Seele herrſcht und lebt. Ich lebe ein ſtilles glückliches Leben, ganz für mich, ganz nach meiner Weiſe, und kümmre mich wie meine Dulcamara nicht um die fetten Heerden noch um ſtrenge Hausherren.

Aber ich will nichts weiter von mir ſagen ſondern einen Auftrag ausrichten. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Lehrer, welche unſre beiden Prinzen haben, abgehen werden oder müſſen. Einer iſt ein alter berühmter Franzos, der andre ein junger Engländer: geborne Hund und Katze, Hund vielleicht im beſten Sinn des Wortes, Katze weniger. Aber genug, die Erziehung geht miſerabel. Die treffliche, unendlich dabei leidende Herzogin glaubt, daß niemand beſſer die Eigenſchaften eines Hofmeiſters zweier Prinzen von 13 und 11 Jahren kennt als Sie. Sie trägt mir auf, Sie zu fragen, ob Sie nicht einen Mann wiſſen, der dazu eben ſo ſchicklich als willig ſeyn mögte. Sie begreifen, daß der Mann muß galliſch plappern können, aber ein Deutſcher ſeyn, wenigſtens dem Gemüthe nach. Ihre Antwort, beſter Arndt, dürfte aber nicht gar lange verſchoben werden, denn vielleicht geht die Veränderung ſchon im März 1818 vor. Schreiben Sie alſo an die gute Herzogin darüber und auch an mich nach Moskau in der Pokrofka, im Hauſe des Reichskanzlers Grafen Rumänzoff. Nach dieſem Winter gehn wir vor der Hand wieder in das traurige Witepsk zurück. Es iſt übrigens noch ein häuslicher Umſtand zu berückſichtigen: nämlich, kommt die Wahl eines neuen Lehrers durch die Herzogin und von ihr, ſo wird ſie nicht leicht gut geheißen; aber wollten Sie Sich aus Eifer für die herrliche Frau bemühen, nachdem Sie etwa einen Mann gefunden, an den Herzog ſelbſt zu ſchreiben und ihm zu empfehlen, ſo wäre das gute Geſchäft ſicherer. Der Brief könnte durch meine Hände gehen. Mit Geld knauſert man nicht; der ältere Hofmeiſter hat 5000 Rubel, und man wird dieſe Summe auch dem neuen nicht ſchmälern. Uebrigens hab' ich das Franzöſiſch plappern aus eignem Bedünken hinzugeſetzt; vielleicht iſts nicht grade ein nothwendiges Ingrediens, doch beſſer iſt beſſer.

Gottlob, daß Sie doch, um nicht gar zu ſündlich unartig zu ſeyn, nun einmal an mich ſchreiben müſſen. Wüßten Sie nur, wie hoch Sie in meiner Seele ſtehen und wie arm mein Leben an Menſchen iſt, Sie ließen mich nicht ſo ſchmachten und vergeblich ſehnen. Adieu d. h. Gott befohlen, liebe gute Seele, die Gott erhalten möge!

Von ganzem Herzen Euer alter

Moskau den 25. December 1817.

Tr.

Nachrede.

Es war wohl eine beſondere Gnade Gottes, daß ich in einem Alter von 44 Jahren noch ſo herrliche Freunde gewinnen konnte, wie Graf Gesler und Trinius, die mich faſt mit den Trieben liebten, wie ſie Jünglinge zuſammenzuführen und durch liebe ſüße Gewohnheit in Freundſchaft feſtzuhalten pflegen. Dieſem Mansfelder, der auch ein Mann von kühnem und ſchönem äußeren Gepräge war, hatte Gott den Lebensbecher voll geſchenkt mit Geiſt und Liebe, ſo voll, daß er oft überſchäumte. Unſer Briefwechſel iſt ſeit dem Jahr 1818 unterbrochen worden, nimmer unſre Liebe, die hinfort nur durch Grüße der Freunde erinnert worden iſt. Denn die politiſchen Wechſel und Getümmel, die ſeit den Jahren 1818 und 1819 nicht bloß durch Deutſchland ſondern durch ganz Europa liefen, machten jeden traulichen Briefwechſel unmöglich; und ich hatte mit meinem Trinius ja eitel Herzensverkehr. Wer konnte und mogte in Jahren ſolcher Hetzerei und Briefbrecherei noch mit den Freunden aus der Ferne reden, zumal mit Freunden, die im Lande Muſkovien wohnten? Die Erinnerung und die Kunde von dem Lebenslauf der ſpäteren Jahre meines theuren Mansfelders wie ſo vieler andern liebſten Freunde iſt dadurch durchriſſen und abgeriſſen worden und nur in einzelnen Klängen zu mir erklungen. Der Becher dieſes liebenswürdigen und vollen Menſchen, der den vollſten Menſchen ſuchte und ſich darnach ſehnte, hat doch zuletzt zu ſehr übergeſchäumt -- ich weiß nicht, durch welche äußere oder innere Schickſale — und er hat einige Jahre vor ſeinem Tode in einem Irrenhauſe gelebt.

8.

Briefe der Herzogin Antonie von Wirtemberg an E. M. A.

a.

Ich bin Ihnen recht herzlichen Dank ſchuldig für Ihren Brief aus Wilna; denn durch Ihren Brief wurde ich aus der Ungewißheit über Ihr und Baron Steins Schickſal geriſſen. Stadtmährchen hatten Sie viel Unglück auf dieſer Leichenſtraße erfahren laſſen und ich ward leichtgläubig und ängſtlich aus freundſchaftlicher Fürſorge für Beider Wohl. Unſre innigſten Wünſche begleiteten Sie. Mit dem Eintritt in Königsberg fing Ihr eigentlicher Wirkungskreis an, wie mir Herr vom Stein ſchrieb; Sie geben denn ſchon gut geſtimmten Gemüthern noch einen höheren Schwung, und ſo wolle Gottes beſter Segen über die gute Sache walten! Sie werden nun täglich tiefer ins geliebte Vaterland eindringen, und ich kann mich nicht des Neides erwehren, während ich hier mit einem deutſchen Herzen im blutenden Norden mit der Erinnerung an alle die Gräuelſcenen bleiben muß, wann Sie auf blühenden Gefilden*) der geliebten Heimath wandeln werden; was ich unter Sturm und Schnee auf beſſere Zeiten hoffe. Die Zukunft iſt ein Chaos, dem nur der Vater alles Guten eine neue verherrlichte Geſtalt geben kann. In ſeiner Hand ſind wir alle, und das iſt, was mir Muth giebt. Seit drei Tagen iſt die Kaiſerin Eliſabeth durch mich in dem Beſitz Ihres hiſtoriſchen Kalenders, den Sie mit vielem Vergnügen lieſt. Ich thue desgleichen.

---

*) O ihre Blumen mußten auch noch viel mit dem beſten deutſchen Blute beſprengt werden.

Meine rothwangigen germaniſchen Knaben grüßen Sie. Wann ſie einſt Männer ſeyn werden, ſo wird es ein freies Vaterland für ſie geben, damit ſie ihre Kraft ihm und nicht fremden Fürſten weihen können.

Schenken Sie mir eine Stelle in Ihrem Andenken und überzeugen Sie Sich meiner Hochachtung und Freundſchaft.

Petersburg den 7. Februar 1813.

Antonie H. z. W.

b.

Vor wenigen Tagen iſt mir Ihr Brief zugekommen, mein lieber Herr Arndt, und ich benutze mit vielem Vergnügen die Gelegenheit, die ſich mir darbietet, um Ihnen meinen wärmſten Dank für Ihr mir ſo ſchätzbares Andenken zu verſichern. Es thut meinem Herzen nämlich recht innig wohl, daß Sie bei dieſer heiligen Zeit mich zur Theilnehmerin Ihrer Freude wählen. Ja ich darf es frei ſagen, in meiner Bruſt ſchlägt ein reines deutſches Herz, und mein Sinn iſt dem gleich, und ich lebe nur in der ſchönen großen Zeit. Wie könnte ich auch anders? Ihren Wunſch, in meinen blühenden Knaben einmal tapfre Söhne zu erleben, nehme ich fröhlich an — Gott gebe es! So viel eine Mutter dazu beitragen kann, werde ich ganz gewiß thun. Denn welches höhere Gefühl kann es geben, als ſeine Söhne fürs Vaterland zu erziehen!

Ernst Moritz Arndt's

Reise durch Schweden

im Jahr 1804.

Erster Theil.

Veritatem profiteri, errorem confiteri.

Berlin,
bei G. A. Lange.
1806.

Zu meinen frohen Wünſchen der Zukunft gehört auch gewiß der, Sie, mein beſter Arndt, wiederzuſehen. Bis zu dieſem leider unvorherzuſehenden Augenblick ſchreiben Sie zuweilen an mich, und glauben Sie an meine deutſchen treu freundſchaftlichen Geſinnungen.

Petersburg den 20. Novbr. 1813.

Antonie.

Sollten Sie der Ueberbringer meines Briefs an unſern lieben Stein ſeyn, ſo bitte ich ihn ja nur ſelbſt in ſeine Hände zu geben, da er von Wichtigkeit für mich iſt.

9.

Briefe von F. L. Grafen zu Stolberg an E. M. A.

1.

Sie haben mir durch Ihr gütiges freundſchaftliches Schreiben und durch das Geſchenk der geſandten Schriften wahre und große Freude gemacht. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen Dank. So wohl die kraftvollen lebenathmenden in jedem Betracht ſchönen Lieder als auch die Büchlein in Proſe ſind Worte geredt zu ſeiner Zeit, ſolche, von denen der weiſe Salomon ſagt, daß es güldene Aepfel ſeyen in ſilbernen Schalen. Freuen Sie Sich, edler Patriot, des Guten, welches Sie gewiß in reichem Maaße ſtiften. Dieſer herzerhebende Gedanke müſſe Sie ferner entflammen.

Es iſt anjetzt ein Augenblick, welcher zur Ausſaat geeignet iſt, wie es in Deutſchland noch keiner war. Nach langem ſtarrenden Winter mußte unſer Vaterland von fremden Säuen aufgewühlt werden, wie es ſeit 20 Jahren aufgewühlt ward. Sie, die es zur Wüſte machen wollten, mußten es empfänglich machen für neuen Anbau, und daß dieſer gedeihen werde, dafür ſey uns Bürge das neue Werde, welches Gott der Herr ſo laut ausſprach, daß es wiederhallet von Rußlands Steppen bis zu den Paradieſen am Tajo;

daß es mit Schrecken Gottes die Horden der Franzoſen ergriff; und daß es in Deutſchland das zerſtreute verdorrte Gebein zuſammenrief, und kraftvolle Männer wie mannhafte Heldenjugend auf einmal da ſtanden, ſahen und ſiegten. Und wie ſiegten! Das haben Sie vortrefflich gezeigt in dem Büchlein über die Preußen im Jahr 1813, vortrefflich auch im andern das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa und beſonders zu Deutſchland. Es war eine der angelegentlichſten Bemühungen der deutſchen Jakobiner — und wie ſehr war es ihnen gelungen! — England verächtlich und verhaßt zu machen, dieſes Land, deſſen Verfaſſung mehr, als je eine thut, die Freiheit jedes Einzelnen ſichert und den Wohlſtand des Landes, zugleich aber auch das Bollwerk der Unabhängigkeit aller andern Länder Europas iſt, jedes Streben der Unterjochung eines Landes auf dem Feſtlande immer vereitelte, ſelbſt nicht in Europa erobern will, es nicht wollen kann, und anjetz ganz Europa von dem härteſten und ſchmählichſten Joche des ſchnödeſten Volkes befreit hat. England den Vorwurf machen, daß es aus Eigennutz handle, das heißt ihm vorwerfen, daß ſein Wohlſtand mit unſerm Beſtande unauflöslich verbunden iſt, daß ſeine Freiheit auf unſerer Unabhängigkeit beruht, ſo wie auf ſeiner Freiheit unſre Unabhängigkeit.

Durch die Schmach und durch das Weh von zwanzig Jahren haben wir unſre Wiedergeburt nicht zu theuer erkauft. Mögen wir nur ihrer würdig bleiben, wie wir ihrer würdig geworden ſind!! Mögen wir den Gemeingeiſt behalten, der jetzt erwachte! Möge auf ewig verbannt bleiben der politiſche Kleinmuth, der unſerer im Felde immer muthigen Nation ſo eigen war ſeit Jahrhunderten ſchon! Napoleons Fall iſt entſchieden, das franzöſiſche Joch haben wir zerbrochen; aber es bleibt vieles zu thun übrig. Alle

Verhältniſſe ſind aufgelöſt; welcher Ausgleichungen bedarf es! welcher Mäßigung von Seiten der Fürſten! und welcher freudigen Aufopferung von allen! Da aber nicht zu verkennen iſt, daß Gott ſeinen Arm ſichtbar offenbart hat, und da dieſe Offenbarung ſeines Arms ſo allgemein anerkannt wird, dürfen und müſſen wir hoffen, daß er ſein Werk ausführen und herbeiführen werde ein goldenes Jahrhundert.

Unſer Freund Graf Geßler hat mehrmals von Ihnen mit mir geſprochen. Meine Tochter in Schleſien ſchreibt mir von dem vielen Guten, das er in dieſen Zeiten mit ſeiner ſchönen lebendigen Thätigkeit gethan hat. Nun war er in Dresden bei ſeinem Freunde, dem Oberappellationsrath Körner, der ſeinen einzigen Sohn im öſtreichiſchen Dienſte verloren hat. Drei meiner Söhne und meine beiden Eidame kämpfen auch in dieſem heiligen Kriege — Leben Sie wohl! Gott ſey mit Ihrer Harfe und mit Ihrem Griffel!

Mit wahrer herzlicher Hochachtung Ihr jetzt von Herzen froher Landsmann und ergebenſter Diener

Tatenhauſen bei Bielefeld den 10. Februar 1814.

F. L. Gr. zu Stolberg.

b.

Sehr geehrter deutſcher Landsmann. In vieler Abſicht ehre und liebe ich Sie, aber der ſo rein ausgeſprochne deutſche Karakter, ausgeſprochen in Worten, geredt zu ſeiner Zeit, und in dieſer hochſchwangern Zeit — denn obgleich ſie Herrliches gebar, iſt ſie doch noch hochſchwanger, und mehr als Ein Drache ſtellt dem Leben des Kindes nach, das noch im Mutterleibe iſt — dieſer Ihr in Worten geſproche zu ſeiner Zeit, die da güldene Aepfel in ſilbernen Schalen ſind, rein ausgedrückte vaterländiſche Sinn macht Sie mi vorzüglich werth.

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür und nehmen Sie mit Güte auf die kleine beigelegte Gabe meines Affects.

Mit inniger Hochachtung Ihr ergebenſter

Brinke im der Grafſchaft Ravensberg bei
Bielefeld den 18. Febr. 1816.

F. L. Gr. zu Stolberg.

10.

Brief der Frau von Löw an E. M. A.

Was ich ſelbſt nie gewagt haben würde zu bitten, das haben gütige Freunde für mich gewagt, und haben den Mann genannt, der in dem Getümmel jener hohen Tage Freiheit des Geiſtes und Willens behielt, auch uns fernen Landbewohnern ein Wort der Weihe zuzurufen. Oft werden wir, wenn der Himmel ſein Gedeihen giebt, uns um unſern Baum verſammeln und das ſchöne Lied *) von der Eiche erklingen laſſen und deſſen dankbar gedenken, der ſo willig aus ſeiner Fülle mittheilt.

Am 18ten früh haben wir ſie in zahlreicher Verſammlung des Volks unter Muſik Geſang und Jubel gepflanzt, mit einem Opfer deutſchen Rheinweins weihend begoſſen, Deutſchland und ſeine Erretter dreimal hoch leben laſſen, und dreimal drei den Edlen vom Stein unter Geſang der beiden letzten Strophen aus dem Liede vom Stein. Und als es Abend wurde und von den Bergen rauchte und wir unſere Flammen und die unzählbaren Flammen nah und fern von allen Seiten des Horizonts emporſteigen ſahen, als ein ſtilles und leuchtendes Zeichen des Gebets und des Dankes

---

*) E. Arndt's Gedichte. Leipzig 1843. S. 296.

zu dem Erretter ſeines gedrückten Volkes, da gedachten wir dankend und preiſend des deutſchen oder teutſchen Mannes, der den hohen Gedanken dieſer würdigen Feier gab und die Gemeinſchaft der Geiſter verklärte.

Dafür und für das liebe erfreuliche Lied ſey es mir vergönnt dem gütigen Geber Dank zu bringen, wie er von Herzen zu Herzen gehen möge!

Von Ende des Weinmondes 1814.

Luiſe von Löw,
geborne Diede zum Fürſtenſtein.

II.

Briefe von Schleiermacher an E. M. A.*)

a.

Glück auf denn, lieber Bruder zum neuen Hauſe! und ich will auch gleich ſagen, zu Deinem neuen Lebensjahre! deſſen Anfang wir hier prächtig begehen wollen — und möge Dir der falſche Schlagfluß ein recht langes und geſundes Leben bedeuten! Uns hat die Nachricht nicht ſehr erſchreckt. Ich lief gleich mit Reimer, zu hören, woher ſie komme, und da wir vernahmen, aus dem Nürnberger Korreſpondenten, ſo ließ ſich doch kaum denken, daß man ſie auf dieſem bedeutenden Umweg zuerſt erhalten ſollte. Bald kam denn auch Nannas Brief vom 2. Novembr, der ſich etwas lange aufgehalten hatte, aber uns ganz beruhigte, weil an eben dieſem Tage die Nachricht in Nürnberg gedruckt iſt. Wie aber jemand darauf gekommen iſt, ſich das zu erſinnen, begreife ich nicht. Indeß hat es etwas Wahres: ich glaube, Ihr werdet einen kleinen Schlag darüber bekommen haben, daß Solms, Euer Freund, nicht mehr euer Oberaufſeher iſt. Wir ſind mit Schulz ſehr zufrieden, und er hat gewiß nicht nur die beſte Abſicht ſondern auch das nöthige Geſchick, um, was ſchlimm gemeint war, zum Guten ausſchlagen zu machen.

---

*) Da den Briefen meiſtens nur das Datum des Monats beigeſchrieben ſteht, ſo iſt das Jahr bei mehreren zweifelhaft.

Bei uns im Hauſe ſteht, Gott ſey Dank, alles gut. Hildchen iſt wieder auf den Beinen, und da ſie eine ſehr geſunde Mundluſt — ich bin auch Sprachhelfer — hat, ſo wird ſie ſich ja wohl bald ganz erholen. — Sonſt habe ich hier alles auf dem alten Fuß gefunden außer de Wette, deſſen Entſetzung nun freilich eine gräulichſte Geſchichte iſt. Ich fühle mich in meiner Univerſitätsthätigkeit wirklich wie auf einer Seite gelähmt. Nun Gott wird auch dies nicht umſonſt haben geſchehen laſſen. Die Univerſität hat für Ihre Verwendung nichts als eine Allerhöchſte lange Naſe bekommen und hat hernach wohl nichts weiter thun können als was jetzt geſchieht, daß gute Freunde in der Stille zuſammentreten, um ihm fürs Erſte ſein Gehalt fortzuzahlen. Er hält ſich in Weimar ganz ruhig, wird aber doch hoffentlich bald dran gehen, die ganze Geſchichte drucken zu laſſen. Alle Freunde ſind wohl. Gneiſenau habe ich einmal bald nach unſrer Rückkunft beſucht, aber ſeit dem nichts von ihm geſehen noch gehört.

Von den Verhafteten ſind einige frei, andere wie Jung und Follenius ſollen jetzt zur Kriminalunterſuchung gezogen ſeyn, Jahn auch; letzterer auf eine Denunciation von Jahnke, welche jedoch ſchlechten Fortgang haben ſoll. Mühlenfels ſoll noch immer nicht antworten. Ich habe ihn einmal geſehen und wohl gefunden. Den ſchon losgelaſſenen Lieber hat man neulich noch einmal vorgeladen wegen eines Briefes von Calcker; ſo daß es ſcheint, als habe man auf den jetzt auch ein Auge geworfen, offenbar wohl nur, um noch einen Profeſſor mehr auf der Liſte zu haben.

Nanna wird wohl ſo gut ſeyn, mit der Einlage an Windiſchmann mein Fillipchen an deſſen Frauen zu beſorgen.

Grüße alle Freunde und Nachbarn auf das freundlichſte und laßt Euch einen milden Winter wünſchen in eurem wohlumwehten Hauſe. Gott befohlen.

Berlin den 6. Decbr. 1819.

Schl.

b.

Lieber Bruder. Ich habe mich Deiner freudigen und kräftigen Zuſprache gar herzlich gefreut und wir ſind alle dadurch geſtärkt worden. Auch that uns Noth, nachdem der Schlagfluß glücklich erledigt war, auch bald zu wiſſen, wie es mit der Ueberſchwemmung geworden. Mir wollte wohl manchmal das Ende der Bergpredigt einfallen, wenn wir laſen, wie mächtig ſich das Gewäſſer gebärdet habe; aber der Schlagfluß war mir dann ein ſicherer Bürge, daß die Zeitungen es gleich auspoſaunen würden. Indeſſen bleibt mir noch die Furcht, daß die Fluthen mögen ſehr an den Ufern unter Deinem Hauſe gewaſchen haben, und ich wünſche, daß die Umſtände Dir bald geſtatten, an einen tüchtigen Unterbau zu denken. Die Häuſer gehören zu den Dingen, die man beſitzen muß, als hätte man ſie nicht, aber doch auch, als wollte man ſie durchaus behalten; und ich wüßte doch nicht, wie ſie Dich zwingen ſollten, es zu räumen, ſondern ich dächte, es müßte ſich ſchon machen laſſen, daß Du ruhig drinn bleibeſt, wenn ſie Dir auch das Katheder nähmen. Uebrigens ſcheint ja der Sturm wegen des bekannt gemachten Briefes *) vorüber zu ſeyn. Anfangs ſagte man, der alte Herr ſey ſehr wild, innerlich und äußerlich beklage er

---

*) Ein Brief des Staatskanzlers an die Gebrüder Welcker und mich, den wir in der A. Allgem. Zeitung hatten abdrucken laſſen.

Z [illegible]
Knižnice [illegible] ánske
pro antikvariát

ſich, daß ihr ihn nicht ganz hättet abdrucken laſſen. Indeſſen das ließ ſich nicht durchführen; denn was ihr ausgelaſſen hattet, war ganz unweſentlich, und ſo iſt auch aus der Verkündigung, der Brief ſolle nun ganz gedruckt werden, nichts geworden. So meint man auch, daß die Verhafteten, ſelbſt Jahn, bald loskommen werden bis auf Mühlenfels, der mir ernſtliche Sorge macht. Er bleibt nämlich beharrlich bei ſeinem Syſtem ſich nicht einzulaſſen; und dies kann mit der Zeit noch einmal eine intereſſante Rechtsfrage werden. Die rheiniſchen Juſtizleute behaupten, er habe vollkommen Recht; von den Unſrigen behaupten einige Unpartheiiſche, er habe nicht vollkommen Recht ſondern er könne ſich hier einlaſſen inſtruktionsweiſe, nur mit dem Vorbehalt, daß das Erkenntniß von ſeinem ordentlichen Richter gefällt werde. Man hat ihm nun nach unſrer Gerichtsordnung als einem Hartnäckigen die Lektüre entzogen, und ich fürchte, daß man nach und nach noch härtere Dinge beginnt, wenn er nicht nachgiebt. Uebrigens verſicherte mich der Kammergerichtsrath Hoffmann, er handle zu ſeinem eignen Schaden; denn nach dem hieſigen Verfahren würde er wahrſcheinlich ab instantia freigeſprochen, ein Geſchwornengericht aber würde ihn wahrſcheinlich verurtheilen. Morgen ſoll ich ihn nach langer Zeit einmal wieder ſehen, und ich wollte, ich könnte irgend etwas dazu beitragen, die Sache zu einem Ende hinaus zu führen. Wie ich höre, habt ihr dort vielerlei verdrießliche Begebenheiten, ich wundre mich aber gar nicht, daß Du nichts davon ſchreibſt; denn auch abgeſehen vom Brieferbrechen ſind dieſe Häkeleien zu weitläuftig zum Schreiben. — Die Geſchichte mit dem Sichel erſcheint höchſt lächerlich, und wie es ſchließlich mit Schlegel wird, haben wir hier noch nicht vernommen. Seine Schritte ſcheinen aber hier ziemlich allgemeinen Beifall gefunden zu haben. Grüße ihn doch herzlich von mir, und ich ließe ihm gratulieren, daß er es ſo halten könnte, und ich ließe ihn an die Auskunft erinnern, hier an die Akademie allein zu kommen, die ja noch keinen Daumauſsaugedrucker bis jetzt hat. Vorleſungen kann er ja als Akademiker hier auch halten; ja er könnte ſogar als Berliniſcher Akademiker, wie aus euren Statuten hervorgehn ſoll, in Bonn bleiben und leſen. — Hier iſt nun ſchon ein kleiner Krieg mit dem Regierungsbevollmächtigten entſtanden, wiewohl das Verhältniß im Ganzen ſehr gut iſt und Schulz auch unläugbar der Univerſität ſchon manches Gute gethan hat. Den Krieg habe ich leider anſpinnen müſſen, ich will Dir aber den Bericht über den Hergang erſparen, zumal noch nicht entſchieden iſt, ob Schulz die Sache fallen laſſen oder ans Miniſterium bringen wird. Die Miniſterialveränderungen und Verminderungen werden Euch auch wohl unerwartet gekommen ſeyn. Auf die neuen Steuergeſetze, um derentwillen doch wahrſcheinlich Humboldt und Beyme entlaſſen ſind, wartet man nun mit Schmerzen. Man ſagt, ſie werden jetzt aufs lebhafteſte im Staatsminiſterium diskutirt, von wo ſie an den Staatsrath kommen ſollen. Man ſpricht von einer Einkommenſteuer, die nun, wenigſtens ſo wie es früher damit gehalten ward, das Widrigſte iſt, was ich mir denken kann.

Dinstag den 1. Febr. Ich kann Euch nun auch noch Nachricht von Mühlenfels bringen, den ich geſtern geſehen, und viel herzliche Grüße von ihm. Ich habe ihn bis auf ſein Auge, woran er immer noch leidet, wohl geſunden und tenax propositi, ungeachtet, wie Hoffmann mir ſagte, nichts weiter nöthig ſey, als daß er zu Protokoll erkläre, er genehmige alles, was er in den Vernehmungen vor Daniels ausgeſagt. Mühlenfels ſelbſt ſchien auch wohl zu wiſſen, daß keine nova gegen ihn vorgekommen. Er hat nun an den König geſchrieben und ihn gebeten, entweder dem Appellhofe in Köln oder dem Reviſionshofe hier die Rechtsfrage zur Entſcheidung vorzulegen, ob er, ohne ſeine Pflicht gegen den Gerichtshof, dem er angehöre, zu verletzen, ſich vor der Immediatkommiſſion einlaſſen könne oder nicht, und wenn die Entſcheidung bejahend ausfalle, wolle er ſich ſogleich ſtellen. Dies ſcheint mir ganz verſtändig und angemeſſen. Hoffmann meinte aber doch, es werde gar keinen Erfolg haben. Man hat nun angefangen ihn als einen Hartnäckigen zu behandeln und ihm die Lektüre zu entziehen; welches mir ganz verkehrt vorkommt: denn man proſtituirt ſich mit Zwangsmitteln, wenn ſie nichts fruchten. Uebrigens habe ich ihn nicht einmal bewegen können etwas Erquickendes zu ſich zu nehmen und ſeiner magern Diät zu entſagen; und ſo ſcheint er ſich auch auf Waſſer und Brod ſchon vorbereiten zu wollen.

Nun Lebewohl und Grüße an alle Freunde, beſonders große und herzliche auch von uns an alle Dohnas. Meine Frau will auch noch ſchreiben vor Thorſchluß und nimmt das Papier in Anſpruch.

Berlin den 30. Jan. 1820.

Dein Schl.

* * *

So manches freundliche Wort, welches Du, lieber Arndt, uns zugeſchrieben, iſt, wenn von mir auch äußerlich unerwiedert, doch nicht ungenoſſen und unempfunden geblieben. Ich habe ſo meine Zeiten einer unbeſiegbaren Schreibefaulheit. Auch heute kann ich nichts, als Euch beide aus Herzensgrund grüßen und Euch ſagen, wie ſehr ich mich der guten Nachrichten von Euch freue, wie klar Euer Leben, wie Ihr es führt in dem reitzenden Häuschen, mir vor Augen liegt, wie oft ich mich hindenke und fühle, daß es wohl etwas Großes iſt, was einem das Herz recht weit machen kann, die Natur in ſo erhabener Geſtalt immer vor Augen zu haben. Es iſt ein Vorzug, gegen den ich wenig zu ſetzen wüßte. Sage der lieben Nanna, ich ſchreibe ihr, wahrſcheinlich, ehe meine Stunde ſchlägt. Sie kann ſich mich denken in all den kleinen Zurüſtungen begriffen, die ſo wunderbar freudig und ahnungsvoll und erwartungsvoll ſtimmen. Mir wenigſtens iſt unbeſchreiblich zu Muthe, ſeitdem der Ernſt des Lebens mich vielleicht zu ſehr gefaßt hat und ich faſt über mich wachen muß, daß eine innerlich ablöſende Stimmung nicht zu viel Gewalt in mir gewinne.

Lebt wohl, ihr Lieben. Den kleinen Sigerich drücke ich in Gedanken an mein Herz.

Eure Henriette.

Hildchen hat eine kleine Puppe, die ſie nicht anders als Karl Sigerich nennt und ſich viel mit ihr zu ſchaffen macht.

c.

Eigentlich, lieber Bruder, wollte ich Dir nicht eher ſchreiben, bis ich Dir etwas Entſcheidendes über mich melden könnte. Nämlich ſeit länger als 14 Tagen iſt wieder die ganze Stadt voll davon, daß ich abgeſetzt ſey oder werden ſolle. Das factum, das dabei zum Grunde liegt, iſt einmal, daß der Staatskanzler ſich die Akten der Fakultät de Wettes Entlaſſung betreffend hat geben laſſen, und dann, daß Schulz ſehr darauf inquirirt hat, was für Geſundheiten ich am 9. Februar, wo die Studenten das Bewaffnungsfeſt feierten, ausgebracht habe. Aus den Aeußerungen wohlunterrichteter Männer muß ich auch ſchließen, daß wirklich Abſichten gegen mich obgewaltet haben; indeß ſeit ein paar Tagen ſagen dieſelbigen, man könne die Sache für jetzt als vorübergegangen anſehen; und ſo ſcheint es denn, als ob diesmal Recht vor Ungnade gewaltet habe. Indeß die Akten ſind noch nicht zurückgeſtellt, alſo wollen wir noch nicht zu früh triumphiren. Daß ſich Schulz zu ſolchen Dingen brauchen läßt — und es iſt nicht das allein, ſondern er ſoll mich auch angeſchwärzt haben, ich ſey es eigentlich, der bei allen Gelegenheiten den Staat zu gelinden Maaßregeln, beſonders gegen die Burſchenſchaft, verführe — das iſt ſehr ſchmerzlich. Indeſſen ich will mich auf eine Weile noch gern alles Urtheils enthalten. Die Nothwendigkeit, jemand aufzugeben, kommt immer noch zeitig genug. Indem er aber die Burſchenſchaft Kamptzen zu Liebe verfolgt, begünſtigt er die Landsmannſchaften, die eigentlich das Verderben der Univerſität ſind, auf das auffallendſte.

Doch ich kehre zu meinem Anfange zurück, daß ich die ſichere Entſcheidung meines Schickſals für jetzt nicht abwarten wollte, theils, weil der alten Lotte liegen gebliebener Brief mich mit ſehr mahnenden Augen anſieht, theils weil ich doch meine dankbare Anerkennung Deines Ahrweinkaufs nicht glaube verſchieben zu dürfen.

Neues giebt es übrigens wenig. Die Kalumnienklage, welche Frau Jahn namens ihres Ehemanns gegen Herrn von Kamptz angeſtellt hat, iſt durch eine Kabinettsorder für unſtatthaft erklärt worden, und nun wird das Kammergericht ſich wohl beruhigen müſſen, nachdem es ſowohl Beſcheide des Juſtizminiſters als Belehrungen des Staatskanzlers zurückgewieſen hatte. Auf dieſem Wege iſt alſo keine Genugthuung zu erhalten; ſonſt könnteſt Du auch wohl eine Klage gegen die Staatszeitung anſtellen. Denn das Herausreißen aus dem Zuſammenhange iſt doch offenbar kalumniös, und bei der letzten Stelle von den Exekutionen und dem Prediger, der erſchoſſen werden ſoll unſinnig oder im höchſten Grade perfide. Denn hier läßt ſich gar kein Zuſammenhang mit demagogiſchen Umtrieben hineinerklären, und es kann kaum eine andre Abſicht dabei zum Grunde liegen, als Dir die rheiniſchen Katholiken auf den Hals zu hetzen. Wenigſtens ſollte man nun doch darauf dringen, die Sachen ſelbſt in ihrem Zuſammenhange dem Publikum vor Augen legen zu dürfen. Was man ſich aber dabei denkt, dieſe bei allem unverdauten und zum Theil verkehrten doch in mancher Hinſicht verführeriſchen Aeuſſerungen des jungen Volks auch unter das alte Volk auf die Bierbänke zu bringen, das begreife ich nicht; und wenn es möglich wäre, bei uns eine Revolution hervorzubringen, ſo wäre das der rechte Weg dazu.

Aus Briefen von mir haben Sie etwas extrahirt, das ich wahrſcheinlich an Dich über Beyme geſchrieben. Ich beſinne mich gar nicht auf dergleichen; iſt es Dir etwa gegenwärtig? Was ich Dir einmal über Wittgenſtein geſchrieben, das ſcheinen ſie alſo nicht extrahirt, wenigſtens nicht herumpräſentirt zu haben ſondern es fein für ſich zu behalten. Auch gut. Es bleibt bei'm alten Sprichwort vom Horcher an der Wand. Unſer Univerſitätsrichter iſt über den Aerger mit Schulz krank geworden und hat ſeinen Abſchied genommen. Sein Nachfolger iſt noch nicht bekannt. Ich glaube auch nicht, daß unter dieſen Umſtänden einer vom Kammergericht es übernehmen wird.

Gott befohlen in eurem Hauſe! Die Kindlein grüßen und halten es wohl im Andenken.

Berlin den 21. März 1820.

Dein treuer Schl.

d.

Zuerſt, lieber Bruder, den herzlichſten Dank für Deine Weinbeſorgung. Die Bezahlung wird Freund Reimer durch die Seinigen Dir zukommen laſſen.

Eures Sigerichs haben wir an ſeinem denkwürdigen Geburtstage herzlich gedacht. Gott erhalte ihn Euch friſch und tüchtig! Unſer munteres Studentenvolk, welches ſich Gott ſey Dank durch alle Plackereien nicht knicken läßt, hat den 18ten in Treptow gefeiert, und ich bin auf die Gefahr, daß wieder ein paar verhaftet und über meine ausgebrachten Geſundheiten inquirirt werden mögte, mitten unter ihnen geweſen; denn es thut wohl jetzt mehr als jemals Noth, ſich durch das Leben mit der Jugend zu erquicken. Man ſagt, wir haben noch eine große Naſe vom Fürſten Staatskanzler über unſre Gelindigkeit zu erwarten; es ſcheint alſo noch alles bei'm Alten und Freund Schulz oben auf zu ſeyn. Einige hofften, in Wien würde etwas Milderndes unter die Karlsbader Tropfen gegoſſen werden; hiernach aber iſt es kaum zu glauben. — Daß Jahn nach Kolberg freigelaſſen iſt, werdet ihr wohl ſchon wiſſen; unter welchen Bedingungen er da aber eigentlich exiſtirt, habe ich noch nicht vernommen. Auch ſpricht man noch von neuen Inquiſitionen, beſonders in den Schulen. Von allerlei komiſchen Geſchichten, die bei euch vorgefallen ſeyn ſollen, ſcheinen hieher noch keine ſichern Privatnachrichten gekommen zu ſeyn. Schlegeln habt ihr nun ſicher: denn nachdem ſie ihm die Indiſche Druckerei dort bewilligt haben, kommt er gewiß nicht hieher.

Die ſchönſten Grüße an Windiſchmanns und unſre Freude an der Wiederherſtellung der kleinen Walpurgis. Auch Sack grüße herzlichſt und ſonſtige gute liebe Leute. — Unſer

Hermann Nathanael iſt derb und luſtig und alle Kinder desgleichen. Gott befohlen!

Berlin den 20. Junii 1820.

Dein treuer Schl.

e.

Wenn es nicht ſo ungeheuer langweilig wäre, lieber Bruder, und wenn nicht Bosheit, die hier ſo ganz unverkennbar iſt, Unſereinen immer betrübte und ärgerte, ſo wäre die ganze Geſchichte mit ihren ungeheuren Misgriffen und Albernheiten im hohen Grade ergötzlich. Deine Druckſchrift*) war in Deiner Lage wohl durchaus nothwendig, und ich habe auch nicht von den Behutſamſten gehört, daß ſie Dir möglicher Weiſe irgend zum Nachtheil gereichen könnte. Auch hat man hier keinen Beſchlag dagegen verfügt, und ich begreife nicht, woher Herr Pape die Macht hat, ſo etwas partiell zu thun, und hoffe, daß es an Beſchwerde darüber nicht fehlen wird, da dieſe Sache älter iſt als der kleine Bann, der gegen Brockhaus verfügt iſt und von dem er ſich durch Erbettelung einer Selbſtbiographie von Schöll u. ſ. w. bald wieder befreien wird.

Wegen des Aufſatzes von Clauſewitz brauche ich keine Erkundigung einzuziehen; ich habe ihn ſelbſt von Wilhelm

---

*) Ein abgenöthigtes Wort aus ſeiner Sache von E. M. Arndt. Altenburg und Leipzig 1821. Enthält meine Proteſtation gegen die außerordentliche Specialkommiſſion und meine Berufung auf meinen ordentlichen Richter. Da dieſe Proteſtation juriſtiſch von juriſtiſchen Freunden entworfen iſt und ich Dergleichen und von mir nicht Verfaßtes hier überhaupt nicht gegeben habe, ſo gebe ich hier in der Beilage nur die Einleitung zu jener Proteſtation ohne ihre A. B. C. D.

Röder *) leſen hören. Daß er dem König iſt übergeben worden, weiß ich auch; und ſo iſt alles zu wetten, zumal auch der Karakter vollkommen zutrifft, daß, was Dir Chaſot für Anmerkungen des Königs gegeben hat, auch wirklich ſolche ſind. Dies aber würde ich an Deiner Stelle nicht dem Staatskanzler geſchrieben ſondern ganz offen und unbefangen zum Protokoll gegeben haben. Nichts konnte ja den Auflaurern verdrießlicher ſeyn und nichts ſchlagender für das urtheilende Tribunal.

Jetzt wird Reimer noch über Deine Briefe an ihn befragt. Neulich ſollte er Auskunft geben, wer der wackere Geſell und die friſchen Freunde ſeyen, die Du habeſt grüßen laſſen, item über ein Paket, was Du ihm zu beſorgen gegeben. Mit ſolchen Lumpereien hat man ihn 5 Stunden unterhalten. Manchmal kann ich einen ordentlichen Drang und Kitzel darnach bekommen, daß ſie auch mich noch vernehmen mögten, zumal ſie jetzt, wie ich höre, einem neuen Geſpenſt, Charlottenburger Bund genannt, auf der Spur ſind. Da ich nun auch ein paar Mal bei Chazot in Lützow gegeſſen, ſo kann das ja leicht kommen.

Du erhältſt hier noch einen Brief vom ſeligen Helvetius, (Dohna) den Alexander unter ſeinen Papieren gefunden und der Dich gewiß eben ſo ſehr freuen und erbauen wird als mich.

Mein Bruder iſt eben auf einige Tage hier und grüßt euch beide herzlich. Gott gebe Dir ferner Geduld und Langmuth.

(Ohne Datum. Wohl von 1822.)

Dein Schl.

---

*) Major Wilhelm von Röder, Freund und Schüler Scharnhorſts Dieſer edle feurigſte und für ſeinen König und ſein Vaterland begeiſtertſte Krieger iſt in dem heiligen Kriege 1813 gefallen.

Beilage. Lange hat der Unterzeichnete zu öffentlichen Unbillen und Verletzungen, ja Beſchimpfungen und Schändungen ſeiner Ehre geſchwiegen, die unerträglich geweſen wären, wenn ihm zwei mächtige Verbündete nicht auch das Schwerſte tragen hülfen: nämlich ſein Gott und ſein Gewiſſen, die im Himmel und im Herzen über ihn richten und bei den ſchweren und gefährlichen Beſchuldigungen, wodurch er und ſein guter Name gefällt werden ſollen, ihn noch nicht verurtheilt haben.

Nicht erſt ſeit den beiden letzten Jahren iſt er das Ziel namenloſer und verkappter Verleumdungen; nein, ſchon ſeit ſechs bis acht Jahren theilt er dies Schickſal mit andern Biederleuten. Doch wegen der Nichtigkeit dieſer Art Angriffe hat er verachtet, nur je ein Wort darauf zu antworten. Aber ſeit den bekannten Angriffen vom Sommer 1819 hat er ſich auf eine viel ernſthaftere Weiſe angeklagt geſehen und iſt in einer Amtszeitung öffentlich an den Pranger geſtellt und unter Ueberſchriften geſetzt und mit Titeln und Namen belegt worden, deren ſchweren Inhalt die Zeitgenoſſen gewiß noch in friſchem Andenken tragen. Er hat dagegen nichts thun können, denn ſeine Vertheidigungsmittel waren nicht in ſeinen Händen, und die Zeitungen, die gegen ihn die volle Preßfreiheit hatten — nämlich ſeine Gedanken und Worte zu preſſen — erlaubten ihm zur Vertheidigung ſeiner Ehre keinen Eintritt in ihr geſperrtes Heiligthum.

Dieſelbe Erſcheinung wie damals offenbarte ſich den verfloſſenen Herbſt, als er von ſeinem Amte und von ſeinen Vorleſungen ſuſpendirt ward, wo hin und wieder mehrere ſtachlichte Artikel über ihn die Zeitungen füllten.

Da er nun vorausſehen kann, daß der jüngſte Vorgang hier in Bonn, wo er ſich veranlaßt gefunden hat, gegen die über ihn niedergeſetzte Specialunterſuchungskommiſſion feier-

Seiner Excellence

dem Herrn

Freiherrn von Essen,

Einem der Herren des Reichs,

General-Gouverneur über Pommern und Rügen,
Kanzler der Akademie zu Greifswald, Ritter und
Commandeur der Königl. Orden.

lich zu proteſtiren, zu ähnlicher Verſchwärzung ſeines ehrlichen Namens gemisbraucht werden wird, und da nach dem Gange, den die Unterſuchung ſich vorgezeichnet zu haben ſcheint, die Sache noch Jahre lang ſchweben kann; ſo bedient er ſich des lange gegebenen Nothrechts, über die Lage und den Stand dieſer Sache dem theilnehmenden Publikum und den Freunden, die fragen: Biſt Du denn ſo ſchwarz? wenigſtens Einiges, und wie ſie ſcheint geſtellt und geleitet werden zu ſollen, zur endlichen Erwiederung auf jene amtlichen und nichtamtlichen Angriffe hiemit anzudeuten. Nach jenen ſchon vorlängſt öffentlich bekannt gemachten aus dem Zuſammenhange geriſſenen und verſtümmelten Auszügen muß ihm erlaubt ſeyn, durch Darlegung nachſtehender amtlichen Papiere, die ſich bloß auf die letzten Vorgänge beziehen und mit A. B. C. D. bezeichnet hinten folgen, der Welt ungefähr zu verſtehen zu geben, wo er ſteht und wie es mit ihm ſteht.

Er lebt überhaupt, wie er entſchloſſen iſt, jedem geſetzlichen Gericht ſeine Sache willig anheimzuſtellen, aber durch Anerkennung von Ungeſetzlichkeit an ſeinem Theil das Recht nicht verletzen zu helfen, der ſichern Zuverſicht, daß Misverſtändniſſe und Misurtheile, die wohl aus der Zeit hervorgehen konnten, noch mehr aber Hinrichtungen ſeines guten Leumunds vor aller Unterſuchung und allem Verhör einmal zerrinnen werden, wie ſo mancher andere Nebel, wann der Sonne der Wahrheit gegeben wird zu zerſtreuen, was jetzt in der Ferne jeden Geſichtspunkt unſicher macht, und daß alle einmal die klare Ueberzeugung erlangen werden, daß er kein geheimer Bündler, kein lockender Jugendverführer, kein revolutionärer Jakobiner iſt ſondern ein freigeſinnter monarchiſcher und königiſcher Mann, der das auf Verfaſſungen und Geſetzen ruhende Königthum und Fürſtenthum für die ſittlichſte und glücklichſte geſellſchaftliche Ordnung hält.

Er lebt aber kraft der Ehre und des Ruhms der preußiſchen Juſtiz und kraft der vorlängſt feierlich zugeſagten Verſicherung, ſeine Sache ſolle auf ordentlichem Wege Rechtens entſchieden werden, der noch feſteren Zuverſicht, daß er unter dem Scepter des erhabenen Monarchen, deſſen Unterthan er iſt, durch Willkür in Anwendung der Geſetze gegen ihn nicht gefährdet werden kann, und daß ſein König und deſſen höchſte Stellvertreter im Staate, an welche er ſeine demüthige Bitte gebracht hat oder bringen wird, ſie nicht unerhört werden verſchallen laſſen.

Denn nimmer kann er glauben, daß nach den Jahren 1813, 14 und 15 und nach ſo offenen feierlichen Verdammungen der Napoleoniſchen Art und nach Verkündigungen und Gelöbniſſen, welche die Rheinlande wieder unter deutſche Rechtlichkeit und Treue ſtellten, das Schickſal grade mit ihm und grade an dem befreiten Rheinſtrom die fürchterliche Ironie ſpielen werde, daß er durch ein außerordentliches Specialgericht gerichtet werde.

Diesmal ſey dies hier genug. Da er hofft, dieſe lärmvolle Zeit und Geſchichte noch zu überleben, ſo iſt ihm freilich durch die letzten Vorgänge und Verhängniſſe derſelben für ſich und ſeine Freunde die Pflicht aufgelegt, von ſeinem politiſchen Leben und ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, wie ſie in den beiden letzten Jahrzehenden geſtanden ſind, künftig einmal zu reden. Nur aus Noth wird er den Mund aufthun, da er bei ſeiner Ueberzeugung, daß ein Mann von ſich am wenigſten und am leiſeſten ſprechen müſſe, erſt feſt entſchloſſen war, nur hinter ſeinem Grabe andere darüber reden zu laſſen, wenn anders hinter ſeinem Grabe andere noch etwas zu reden und zu erzählen haben werden.

Leicht können, welche in Glück oder Unglück geduldig oder gefühllos reines und faules Waſſer über ſich hinfließen laſſen, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, oder welchen ein günſtigeres Geſtirn eine glücklichere und ruhigere Lebensbahn anwies als ihm, über die durch die gewaltige Zeit bewegte und umhergetriebene Menſchen das Wort Abentheurer ſchreien, — welches Wort ſeine Feinde mehrmals über ihn geſchrieen haben — aber er wird ihnen urkundlich beweiſen können, daß er immer in ehrenvollen und redlichen Verhältniſſen geſtanden iſt, daß er, wenn ſein Leben voll Wechſel war, dieſe Wechſel oft in Noth und Gefahr nicht für das Schlechteſte erfuhr, ſondern in ſeiner Kleinheit dieſes Loos mit Fürſten Miniſtern und Feldherren und mit Namen theilte, welche das Vaterland mit Recht als ſeine herrlichſten Zierden verehrt.

E. M. Arndt.

f.

Lieber Bruder. Aus Deinem fortdauernden Stillſchweigen glaube ich ſchließen zu müſſen, daß Du Dich bei dem Punkt, auf welchen Deine Sache gekommen iſt, nicht beruhigen kannſt, ſondern noch auf neue Schritte bedacht biſt. Geahnet hat mich das immer. Ich wollte, dem wäre nicht ſo; wenn es aber iſt, ſo bin ich nicht derjenige, der es Dir ſehr verdenken würde. Denn es mag wohl, wie ſicher man auch iſt, daß die Welt klar darüber iſt, doch ſehr ſchwer und von manchen Seiten bedenklich ſeyn, eine ſo öffentliche Unbill, nachdem man Jahre daran gewürgt hat, ſo herunterzuſchlucken. Nun Gott gebe ſeinen Segen zu dem, was Du etwa noch thun willſt! Ich kann mir denken, daß ſich noch Manches wenigſtens verſuchen läßt, ohne die Sache ganz und gar auf die Spitze zu ſtellen.

Auch auf mich ſind durch die Anſtellungen eines gewiſſen guten Freundes mancherlei Zuſpielungen gemacht; er iſt aber damit abgeblitzt zuſammt ſeinem Genoſſen Beckedorf. Die Sache iſt nur der Ausführlichkeit nicht werth, ohne die ich ſie nicht erzählen könnte. Mit unſern geiſtlichen Kämpfen ſteht es auch noch ganz beim Alten; nur ſagen einige nicht ganz ununterrichtete Leute, wir hätten wenigſtens ſo viel gewonnen, daß der König mürbe geworden ſey und nichts mehr von der Sache hören wolle. Der Karren iſt aber nun ſchon ſo tief hineingeſchoben, daß es damit nicht abgemacht iſt.

Geſtern habe ich eine Gegenſchrift der Triumvirn erhalten und heute einen großen Brief von Delbrück. Ich wollte nur, daß ich bald Zeit bekäme, ihm ordentlich zu antworten. — Sage doch Brandis meinen beſten Dank für ſeine Sendung. Ich bin eben noch an ſeinem Aufſatz und hoffe ihm zu ſchreiben, wann die Bücher an ihn abgehn.

Grüße Frau und Kinder und alle Freunde beſtens.

Berlin den 11. Novembr. — Das Jahrsdatum fehlt, wahrſcheinlich war's 1823 oder 24.

Dein Schl.

g.

Es iſt doch leider nur zu viel Wahres daran, daß der Menſch ein Gewohnheitsthier iſt, und die regieren wollen, müſſen ſich auch vorzüglich darauf verſtehen zu gewöhnen und zu entwöhnen. Vom Briefſchreiben entwöhnt man ſich nun ſchon augenſcheinlich und verläßt ſich auf das gegenſeitige Bewußtſeyn von einander. Vor einiger Zeit beſuchte mich ein Baron Richthofen aus Schleſien, der ſich erbot einen Brief an Dich mitzunehmen; ich habe nicht geſchrieben.

Es war freilich grade binnen der Zeit ſehr ſchwierig, allein wenn ich noch den alten Trieb gehabt hätte wie ſonſt, ſo würde ich es doch möglich gemacht haben. Nun kommt jetzt Leiſt zurück, und kurz darauf werdet ihr Reinhardts ſehen, die aber mit Leiſt zugleich von hier abreiſen. Da war es doch nicht möglich, es ganz zu laſſen, und ſo wirſt Du durch einen von beiden endlich dieſe paar Zeilen erhalten.

Bei uns hat das Unwohlſeyn etwas länger gedauert, als bei Euch; jetzt endlich iſt alles wieder friſch, nur daß meine Frau ſehr angegriffen iſt, ſo daß ihr eine Erholungsreiſe eben ſo nöthig iſt als mir. Der Arzt will, wir ſollen auf 14 Tage nach Eger, und von da wollen wir dann nach Regensburg, und im Hintergrunde liegt ein kleiner Abſtecher nach Tyrol. Allein Urlaub habe ich noch nicht, wahrſcheinlich, weil ich in demſelben Geſuch — doch dies ganz unter uns — den Miniſter gefragt habe, ob ich die Vernehmungsſache als abgethan anſehen könnte oder nicht; was ihn vielleicht in Verlegenheit ſetzt. Was Dich betrifft, mein lieber Bruder, ſo ſoll ich Dir in Stägemanns Namen auf Deine und Welckers Anfrage ſagen, doch um Gottes willen jetzt in eurer Sache nichts zu rühren. Ich bin auch derſelben Meinung: denn in Hinſicht der öffentlichen Meinung habt ihr nichts zu gewinnen, weil ſie ganz auf eurer Seite iſt; in den amtlichen Verhältniſſen aber kann es wohl durchaus nichts helfen, was es auch ſey, was ihr mit dem Verfaſſer jener Aufſätze anſtellen wolltet.

Meine Reiſe liegt mir auch deshalb beſonders am Herzen, um mir ein Stück Deutſchland wieder drauf anzuſehen, ob man da wohl leben könnte für den Fall, daß es ſchief ginge. Denn Du für Dich magſt ganz Recht haben mit England; ich hingegen wäre außer Deutſchland gar nichts nütz; und da würde mir immer ein konſtitutionelles

Land, worin die proteſtantiſchen Konfeſſionen vereinigt ſind, am liebſten ſeyn, alſo auch Baiern und Baden lieber als Wirtemberg. — Daß die Karlsbader Ordonnanzen auch nach Ablauf des Quinquennii werden erneuert werden, glaube ich mit Sicherheit aus der Verfügung ſchließen zu können, mit welcher uns die Begnadigung der Arminiiſten bekannt gemacht iſt. Dies hat mich zu dem Entſchluß gebracht, wenigſtens zu verſuchen, ob mich der Miniſter von allen Univerſitäts- und Fakultäts-Geſchäften diſpenſiren will. Ich glaube, er wird es gern thun, um möglichen neuen Verdrießlichkeiten zuvorzukommen; und mir wäre es ſehr willkommen. Ueberhaupt muß ich darauf denken, allmälig etwas abzuſchütteln; denn lange halte ich dieſes Treiben hier ſo nicht aus.

Kathens waren uns ein ſehr lieber Beſuch; nur habe ich von ihr nicht recht viel gehabt, weil ich ſehr mit Geſchäften überladen war. — Bekomme ich Urlaub, ſo denke ich mit meiner Frau den 4. Aug. abzureiſen und mit Anfang Oktobers wieder hier zu ſeyn. Gott erhalte Euch mit allen lieben Kindern friſch und geſund!

Berlin den 19. Jul. 1823.

Dein Schl.

b.

Nun, lieber Bruder, da kommt ein ganzes Rudel Briefe mit Niebuhr, der auch überdies wohl aus eigner, wiewohl ſehr ſparſamer, Anſchauung ſagen kann, wie es bei uns zuſteht. Von allgemeinen Angelegenheiten diſpenſire ich mich ganz zu reden, da er mehr davon weiß als ich. Ueber die Deinigen hat er uns ſehr gute Hoffnungen gegeben. Denn Du wirſt gewiß auch der Meinung ſeyn, daß man bei den gegebenen Verhältniſſen den Leuten etwas entgegenkommen und ihnen die Loswickelung aus ihren dummen Streichen nicht zu ſchwer machen muß. Wenn Du Dich förmlich verpflichten ſollteſt, keine geſchichtlichen Vorleſungen zu halten, ſo trüge das etwas ſehr Widriges an ſich; aber für dieſen Punkt wird ſich auch wohl ein milderes Auskunftsmittel finden laſſen, ſo wie es doch ſpecialgeſchichtliche Vorleſungen giebt, gegen welche ſie ſelbſt mit allem ihren dummen Argwohn nichts einwenden können. Ich denke alſo, die ganze Sache wird ſich gut machen.

Was mich betrifft, ſo iſt noch alles bei'm Alten. Zweierlei droht mir beſonders. Einmal war ziemlich beſchloſſen, daß bei der Erſcheinung der Auguſtiſchen Schrift eine Inquiſition gegen mich eröffnet werden ſollte; allein ſeitdem ſie da iſt, habe ich nichts weiter davon munkeln hören. Geſehen habe ich ſie bis jetzt nicht, aber nach allem, was ich davon gehört, muß ſie ihnen als Waffe gegen mich vielleicht nicht ſcharf und geſchliffen genug dünken; das zweite iſt, daß wir bei einem an unſerer Kirche nothwendigen Bau vielleicht ganz gegen unſern Willen durch Ungeſchicklichkeit der Behörden in einen Konflikt mit der Königlichen Gnade kommen, welcher mich auch bei dem beſten Willen der Gemeine in eine üble Poſition bringen kann, da die Königliche Gnade ein für alle Mal an die Annahme der Liturgie gebunden iſt. Doch vielleicht geht auch dieſer Kelch glücklich vorüber. — Von Herzen wünſche ich, daß Deine Angelegenheit möge ſo weit gedeihen, daß Du auch in dieſem Sommerſemeſter ſchon wieder thätig ſeyn könneſt.

(Ohne Datum. Muß aus dem Jahre
1825 oder 26 ſeyn.)

Dein treuer Bruder Schl.

12.

Brief des Geh. St. R. Nicolovius an E. M. A.

Geſtatten Sie, alter ehrwürdiger Freund, einen raſchen Zuruf des Danks für die Freude und Beruhigung, durch Ihre Antwort mit der wohlbekannten kräftigen Stimme auf meinen Geburtstagsbrief an Tante Lene (Helena Jacobi). Sie führen mich an das Krankenbett der heitern, für jeden Aufſchwung empfänglichen, nach langem würdigen Leben auch würdig dem Tode entgegen gehenden Freundin. Möge dieſe Heiterkeit, dieſe Kraft des Geiſtes, ihr bis zum Ende erhalten bleiben, oder, falls ſie ins Leben zurückgeführt wird, Muth und Ergebung für das Verweilen auf der Erde verliehen werden!

Sie ſagen mir auch ein ſtärkendes Wort der Theilnahme wegen der Drangſale, die ein Geſchäftsmann meiner Stelle jetzt leidet. Mich hält die Zuverſicht aufrecht, daß alles glorreich enden werde. Ich habe den Ernſt der Sache, die Hitze und Dauer des Kampfes vorausgeſehen, aber auch den unvermeidlichen Entſchluß des Königs als mit Gott gefaßt betrachten müſſen. Fürchten Sie nicht Wanken, Nachgeben, Zagen. Wir ſtehen feſt, und wir oder unſre Kinder werden im Segen des Sieges wandeln. Nun Gott mit uns! Sie, bewährter Kämpfer, mögen über die Streiter den Segen ſprechen.

Berlin den 23. Mai 1838.

Ihr Nicolovius.

13.

Briefe der Gräfin Julie Dohna an E. M. A.

4.

Glück und Segen zum dritten Sohn, theurer lieber Freund! Der Himmel wird Ihnen alle die Freude durch Ihre Kinder geben, die er Ihnen in ſo vielen andern Dingen entzieht; und daß er am 17ten geboren, iſt ja gar zu niedlich: er hat es nun mit der Feier der Geburtstage am beſten, da er zwiſchen die beiden älteren Brüder gefallen iſt und wegen der Mitte nicht übergangen werden kann. Daß es ein Junge iſt, iſt auch gut; nun können die beiden zuſammen ſpielen und erzogen werden. So iſt alles erwünſcht bei der Geburt dieſes Kindes. Die ruhige Mutter wird auch bald wieder ſtark ſeyn. Ein Glück, daß Sie die Sonne ſo reich haben, ſonſt könnte ſie ſich leicht erkälten.

Daß Sie mich auch zum Pathen des Kleinen gewählt haben, dafür danke ich Ihnen von Herzen. Ich brauche nicht zu verſichern, wie viel Freude es mir macht und wie ſtolz ich darauf bin. Ich will ihm auch eine treue Pathe ſeyn und, wenn es nöthig würde, Aelternſtelle, ſo gut ich kann, bei ihm vertreten. Einen Gevatterbrief brauche ich nicht mehr, aber um Anzeige des Tauftags bitte ich.

Geſtern habe ich mit den Kindern die Geſundheit des Kronprinzen getrunken. Es iſt auch für die Kinder recht Schade, daß wir ſo entfernt wohnen; doch nehmen ſie großes Intereſſe an Ihrem Hauſe.

So viel es möglich iſt, laſſen Sie Sich nicht die Freude verderben durch die unangenehmen Morgenſtunden*). Auch das wird noch hell und gut werden. Ich habe ſeit einiger Zeit mehr Glauben und Muth in dieſer Sache; Ihnen fehlt beides nie.

Gott behüte Sie alle!

Schlobitten den 20. Junii 1811.

A. Dohna.

N. S. Fritz iſt in Carwinden. Ich hoffe ihn morgen zu ſehen. Ein ſtarker Sturz mit dem Pferde hat ihm gottlob, wie es ſcheint, nicht geſchadet. Das Pferd ſetzte den Fuß auf ſein Herz.

b.

Es iſt mir ſo verdrießlich, Sie abermals bitten zu müſſen, einige Tage ſpäter zu uns zu kommen. Fritz kann vor dem 10ten höchſtens 11ten nicht hier ſeyn. Wir ſind nun ſehr beſorgt, wie es mit Ihren Geſchäften zu vereinigen ſeyn wird. Mehrere herzliche Menſchen freuen ſich mit uns Ihrer Ankunft, beſonders Cornelius und die ſehr liebe Pepſe. Die Nachtigallen ſind dann auch ſchon hier, aber Sie haben ja alles viel ſchöner und klingender.

Grüßen Sie die hohe ſtarke und einfältige Hausfrau (einfältig in der Art, wie Fenelon es ſo ſchön ſchildert)

---

*) Die Stunden, gewöhnlich zwiſchen 6 und 8 Uhr.

und die tüchtigen Söhne. Noch im Frühling komme ich, um den Kleinſten zu ſehn, und bringe meinen Jüngſten mit, der Anlage zu einem Helden hat, wie der Ihrige zum Dichter. — Helden! Dichter! was träumt eine Mutter nicht? Ich verlange ſehr, ſie zuſammen zu ſehen.

Unwandelbar Ihre Freundin

Düſſeldorf den 8. April 1823.

J. Dohna.

Schreiben Sie doch, wo Sie unſern Wagen hin haben wollen. Es iſt ein leichter Wagen, der überall fahren kann.

c.

Ich trete gleich mit der Veranlaſſung dieſes Briefes, einer großen Bitte, hervor; ſie betrifft den Geburtstag meines lieben Gemals, deſſen Feier Ihre Gegenwart ſo ganz beſonders beleben würde dieſes Jahr, in welchem Mehrere fehlen, mit welchen wir dieſen Tag ſonſt ſo heiter verlebten. Ich fühle wohl, wie faſt unbeſcheiden dieſe Bitte iſt, aber glauben Sie nur, daß Sie uns durch Ihren belebenden ſtärkenden Beſuch eine rechte Wohlthat erzeigen. Ich habe an Münchow dieſelbe Bitte ergehen laſſen. Sie könnten dann gut zuſammen reiſen. Fritz iſt durch Cornelius den ganzen Winter verhindert worden, nach Bonn zu kommen. Sein Verlangen, Sie, liebe Freunde zu ſehen, iſt faſt ſo groß wie das meine.

In der Meinung, daß Frau Arndt ihr Geburtstag geſtern wäre, haben wir geſtern ſchon ihre Geſundheit getrunken. Ich hatte mir für dieſen Tag eine beſondere Freude ausgedacht, die mich ſchon länger erheiterte, aber ſchlechte Geſundheit und eben ſo ſchlechtes Wetter machte es unmöglich. So muß man ſich in das Kleinere wie in das Große finden.

Mit großer Spannung ſehe ich einer Antwort entgegen. Herzlichſte Grüße an Frau und Kinder.

Düſſeldorf den 18. Februar 1824.

Ihre I. Dohna.

6.

Alſo der ſechste Sohn! Nun, er ſey herzlich willkommen! Ich finde mich diesmal beſſer darin, daß es kein Mädchen iſt, als bei dem Hartmuth, bei dem ich es ſo feſt gehofft; was dieſes Mal nicht der Fall war. Und daß Sie mir einen Theil von ihm ſchenken, dafür danke ich innigſt, beſonders Frau Arndt, die ſo gut verſteht, was ich für Sie beide fühle; aber Sie wiſſen es auch, und wenn ich dieſen Glauben und den von Ihrer Freundſchaft in den letzten Jahren hätte miſſen ſollen, das wäre zu ſchwer geworden für meine geringe Kraft, und noch — aber ich glaube feſt an dieſe Unwandelbarkeit.

Nun jammre ich wieder, daß ich zu der Taufe nicht kommen kann. Grade in den Tagen, in welchen Sie ſie beſtimmt, hat ſich ſeit dem Seebade die Migräne feſtgeſetzt, ſo daß ich darin nichts unternehmen kann. Später zu kommen, hat Manches gegen ſich; früher iſt es gar nicht möglich; vielleicht iſt es doch einmal auf ein paar Tage möglich.

Fritz laſt Ihnen beiden viel Freundliches und Treues ſagen. Er hatte das belebte angenehme Geſicht, als er anſtieß auf die Geſundheit des kleinen Guſtav Wilibald, welche Namen die ganze Geſellſchaft ſchön findet, vielleicht das erſte Mal bei der Wahl Ihrer Namen.

Von dem Poetiſchen und Romantiſchen wünſche ich meinem kleinen lieben Paten nur einen geringen Grad, da es ſo leicht eine Quelle unſäglicher Schmerzen wird; ein gewiſſer Grad von Phlegma iſt zum Beglücken und Glücklichſeyn viel erſprießlicher.

Die Kinder ſind recht wohl, der kleine Lothario —

(Die Folge des Briefs war weggefreſſen, wie mehrere neben ihm liegende ganz zerfreſſen. Das Datum über ihm iſt: Düſſeldorf den 27. Sptbr. 1825.)

14.

Brief der Königin Friederike von Schweden, gebornen Prinzeſſin von Baden an E. M. A.

Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie an dem Schickſal meiner Kinder nehmen, welches ich der Führung Gottes ganz überlaſſe, indem ich jedoch gewiß jeder Leitung der Vorſehung folgen werde. Aber ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß es meinen Grundſätzen ganz zuwider iſt, je etwas für meine Kinder zu erbitten. Ich habe auch die Hoffnung nicht aufgegeben, meinen Sohn einſt wieder in ſein Vaterland zurückgerufen zu ſehen, und mein ganzes Beſtreben geht dahin, ihn ſo zu bilden, daß er einſt beweiſen könne, daß er nicht unwürdig iſt, in ſeine Rechte wiedereingeſetzt zu werden. Seyn Sie indeſſen überzeugt, daß der Inhalt Ihres Briefes als ein Beweis Ihrer Anhänglichkeit zu mir und meinen Kindern mich gerührt und gefreut hat, und daß ich ſtets mit Achtung verbleibe

Karlsruhe den 24. Januar 1814.

Ihre wohlaffektionirte Friederike.

15.

Brief des D. Ehrenfried Weigel *) an E. M. A.

Lieber Arndt. Ich weiß Schildeners Addreſſe nicht genau und bitte Dich daher die Einlage an ihn zu beſorgen.

Seit der Zeit, daß ich Deine letzten Briefe erhalten, bin ich in einer oft ſo ſonderbaren Gemüthsverfaſſung geweſen, daß ich mir ſelbſt meinen Zuſtand nicht recht habe erklären können, und ohne dieſe zufällige Gelegenheit würde ich Dir heute haben ſchreiben müſſen, um Dir meine Gefühle mitzutheilen. Ich habe zwar oft während meines Aufenthalts in Schweden lebhaft gefühlt, wie glücklich es mich gemacht hat, Dich hier wiedergefunden zu haben, und wie viel enger in den kurzen Augenblicken, wo wir uns hier ſehen konnten, das Band der Freundſchaft ſich geknüpft hat, welches uns früher ſchon verbunden hatte; allein, wie es dem Menſchen in ſeinen glücklichen Zeiten öfters geht,

---

*) Ein geliebter treueſter Jugendfreund, ſpäter Helfer und Genoſſe männlicher Strebungen. Als er dieſen Brief ſchrieb, war er Leibarzt bei der damals entſetzten Königin und theilte mit ihr und ihrer Familie alle Noth getreuſt bis an das ſchwediſche Ende. Später iſt er als Erſter Königlicher Leibarzt über ein Menſchenalter an der Spitze des ganzen ſchwediſchen Medicinalweſens geſtanden, und heißt jetzt Freiherr von Weigel.

ſo habe ich dieſe Gabe des Schickſals froh entgegen genommen, ohne ſie mir weiter auszulegen. Jetzt hat der Gedanke an die uns bevorſtehende Trennung auch die ernſteren Seiten unſers Verhältniſſes entwickelt, und es ſchmerzt mich ſehr, daß ich die Hoffnung, länger mit Dir zu leben, nun aufgeben muß. Es iſt freilich nicht das erſte Mal, daß wir getrennt wurden und uns wiederſahen, aber es iſt für mich wenigſtens das erſte Mal, daß eine Unruhe, die ich nicht ausdrücken kann, dem Augenblick vorhergehe, wo ich nun wieder von Dir ſcheiden ſoll. Unſer Vaterland, die Stelle, die uns am Ende alle in ſich faſſen ſollte, iſt für uns ſo gut als verloren; vergangen iſt für mich die lebendige Hoffnung auf ein Glück in dieſer Welt, welches mit einem ewigen Umhergeworfenwerden vom Schickſal verbunden iſt, ſey es auch noch ſo glänzend in ſeiner Art. Ich fühle, daß ich mich feſtſetzen muß, daß ich in einem angewieſenen Kreiſe alles, was ich kann, ausüben muß, um glücklich zu werden, und ahne, daß, ſo wenig mein Herz in dieſem Lande auch Befriedigung finden wird, hier dennoch meine angewieſene Stelle werden wird. Ich kann daher nicht mehr auf ein baldiges Wiederſehen rechnen, wann Du nun wieder einmal von mir gereiſt ſeyn wirſt, und dennoch, lieber Arndt, muß ich es meinetwegen ſo ſehr wünſchen, daß es geſchehen möge. Ich brauche Dir nicht zu ſagen, weil Du weißt, was die Freundſchaft giebt; allein Du weißt nicht, wie viel beſſer ich dadurch werden könnte, nicht im Vorſatz ſondern im Ausharren, wenn ich zuweilen Dich nur ſehen könnte — und laß mich daher dieſen Grund jetzt mit anführen. Zu einem ſolchen Leben, wie ich es hier führen muß, gehört wahrhaftig keine gewöhnliche Kraft, wenn man ſich ſelbſt eben erhalten will. Woher ſoll die wahre Anſicht des Lebens immer neue Nahrung erhalten, wenn von außen nur immer die falſchen Seiten deſſelben auf uns einwirken, wenn nie im Großen, immer nur im Kleinlichen der Menſch ſich darſtellt? Ich bin auf dem Wege geweſen, mich von den Leuten zurückzuziehen, um wenigſtens für mich leben zu können; allein ohne Gelegenheit zum Wirken nach außen bin ich nichts, und ich habe wieder umwenden müſſen, und in dieſer Annäherung (Mäuſefraß) — überſchritten, ſo lange man bei einem Freunde alles findet, was man in einem ſolchen Leben entbehrt. Und das habe ich ſo reichlich bei Dir gefunden. Doch Du wirſt mir auch in Deiner Abweſenheit bleiben — ich rechne jetzt mit voller Sicherheit darauf; und ſollten wir dann auch nur als Grauköpfe einander wiederſehen, ſo hoffe ich ſollſt Du doch Deinen alten Freund wiederkennen.

Gripsholm den 6. Jul. 1809.

Deinen E Weigel.

Nachſchrift. Da, im geſpenſterreichen Gripsholm ſaß der treue Freund damals, der ſo manche ſchöne Jahre die Freuden und Nöthen des Lebens redlich mit mir getheilt hatte. Seine Treue theilte dort die Gefangenſchaft mit der gefangenen Königlichen Familie. Von daher hat er mir dieſen Brief geſchrieben, als ich im Begriff ſtand, Schweden zu verlaſſen und den heimathlichen Küſten wieder zuzuſegeln. Wir haben uns nicht als Grauköpfe ſondern als Weißköpfe wiedergeſehen hier am Rhein, wo der freundlichſte liebenswürdigſte Freund mich ein paar Mal beſucht hat.

16.

Briefe von dem Grafen Philipp und der Gräfin Wilhelmine Schwerin an E. M. A.

a.

Wie ich eben im Begriff war, Ihre beiden erſten Briefe, wertheſter Herr Profeſſor, zu beantworten, erhielt ich den dritten durch einen in Greifswald gemachten Doktor. Mit vielem Recht könnten Sie wohl die Frage aufwerfen, warum die erſten ſo lange unbeantwortet geblieben ſind? Zu meiner Entſchuldigung kann ich doch anführen, daß ich mit der Poſt ungern ſchreiben wollte, weil ſo leicht ein Ausdruck entſchlüpfen kann, wodurch man gegenſeitig kompromittirt wird und ich ſeit November Monat immer auf die feſtgeſetzte aber wieder aufgeſchobene Abreiſe des Oberappellationsraths Hagemeiſter gewartet habe. Auf alle Fälle werden Sie mir gewiß die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß nicht Gleichgültigkeit die Urſache meines Stillſchweigens hat ſeyn können, da meine Ergebenheit und Freundſchaft für Sie ſich auf Hochachtung für Ihre Perſon und Ihre ausgezeichneten Eigenſchaften gründet. — In unſrer Lage würde Mancher ſich für ſehr glücklich halten; denn was bedarf es dem Sinn der Menge nach mehr als Vermögen, um die Freuden dieſer Welt zu genießen? Iſt es nun, daß unſre Bedürfniſſe eingeſchränkter oder andrer Art ſind, oder wir zu altmodiſch ſind, um uns an den Egoismus der neueren Zeit gewöhnen zu können — genug, die allgemeine Lage der Sachen verhindert uns, unſer häusliches Glück, welches wir dankbarlich erkennen, ſo genießen zu können, wie wir es bei andern Verhältniſſen gewiß thun würden. Auch ſind wir nicht im Stande zu vergeſſen, was ſich wohl nicht gern vergeſſen läßt, weil der Hamburger Korreſpondent, den wir zweimal die Woche erhalten, uns nur zu oft an das Schickſal der Welt erinnert. Der heimliche Wunſch, noch einſt auf deutſchem Grund und Boden unſer Leben zu beſchließen, und zwar zu Hamburg, welches ich ſeiner Lage und Umgebungen wegen liebte, iſt denn auch vereitelt. Mit Hoffnung beſſerer Zeiten kann ich mir nicht ſchmeicheln: denn es ſcheint doch wohl abgemacht zu ſeyn, daß, wären wir nicht geweſen, ſo wie wir ſind, ſo wären wir in die gegenwärtige Elendigkeit nicht hineingekommen, und wie ſoll ein Volk, das aus Mangel an Energie, nicht an Streitkräften zur Vertheidigung unfähig iſt, ſich auf einmal wieder erheben können?

Bei uns iſt der Kurs, wie Sie wiſſen, ſehr geſtiegen, eine natürliche Folge der Handelszerrüttungen. Inzwiſchen hat dies, was nothwendiger Weiſe eintreten mußte, zu manchen Fehden in unſern Zeitungen und Blättern Anlaß gegeben, ſo wie dieſe von Streitigkeiten und Perſönlichkeiten ſtrotzen, wobei denn doch hie und da manche intereſſante nicht galante hiſtoriſche Anekdote vergangener Zeit zum Vorſchein kommt. Was wird man nicht noch alles um 40 Jahre leſen können und wie vieles wird dann in einem andern Licht erſcheinen, wann die geheimen Triebfedern mancher Vorfälle und Begebenheiten erſt bekannt gemacht werden können! Vieles hat ſich ſchon aufgeklärt. Daß Hans Järta den Abſchied genommen oder erhalten, wiſſen Sie vermuthlich ſchon. Die Veranlaſſung wird ſehr verſchieden erzählt. Wir ſind übrigens glücklicher als andre, weil unſre Lage uns Beruhigung gewährt, wir unſre Selbſtſtändigkeit vollkommen gerettet haben, wie man behauptet, und in der feſten Ueberzeugung des Glücks, des Wohlſtandes und des politiſchen Anſehens leben, die da kommen ſollen.

Wie ich höre, denken Sie nicht lange mehr in Greifswald zu bleiben. Wo das Schickſal Sie, liebſter Herr Profeſſor, künftig auch hin führen wird, leben Sie wohl und erinnern Sie Sich zuweilen

Husby den 25. April 1811.

Ihres ergebenſten Philipp Schwerin.

b.

Mein längſt ſo hochgeſchätzter und innig geliebter Herr Profeſſor. Ich habe ſie geſehen, die herrlichen Preußen. Noch ſchwelge ich im Nachgenuß der unausſprechlichen Seligkeit, in meinem deutſchen Vaterlande, bei meinen geliebten Deutſchen geweſen zu ſeyn. Ein Monat in Berlin verlebt hat magre Jahre meines Lebens verſüßt; unvergeßlich bleibt mir dieſer Aufenthalt, nicht durch die Feierlichkeiten, die Einzüge, die Erleuchtungen, nein durch den Sinn des Volks, die ungeheuchelte Anhänglichkeit an ihren edlen König, die freiwillige Hingebung für alles Gute und Löbliche, die, ich mögte ſagen, fromme Beſcheidenheit bei ſo ausgezeichneten Verdienſten. Ja, beſter Profeſſor, bei Ihnen gehe ich ſicher, Sie werden meinen Enthuſiasmus nicht lächerlich finden, aber in meinem Herzen iſt den vortrefflichen Preußen ein

Wem sollte ich dieses Buch eher zueignen, als Euer Excellence. Es handelt von der Nation und dem Lande, wo Sie geboren sind. Ich habe einem edlen Volke nicht geschmeichelt; ich kann nicht glauben, einem edlen Manne hierdurch schmeicheln zu wollen. Die Wahrheit, die groſse Königin und Richterin der Welt und der Nachwelt, findet einen solchen Schatz von Treue, Redlichkeit und Kraft im Norden übrig, daſs sie mit der Lüge der ewiges Denkmal errichtet. Warum mußten Sie mir fehlen? Meine erſte Frage in Greifswald, in Berlin, allenthalben war immer: Iſt der Profeſſor Arndt nicht hier? iſt der Mann nicht hier, der uns zu unſerm Glücke vorbereitet hat? der uns Muth Kraft und Hoffnung zeigte? Aber der gewünſchte Freund war entfernt, aber ſein Geiſt waltete fort.

Ein herrlicher Abend bei Schildener war ganz Ihrem Andenken gewidmet, da mit muſikaliſcher Begleitung von Ave die allerliebſten Gedichte abgeſungen wurden, deren Text ich in Händen hielt und mit ganzer Seele gerührt des Dichters gedachte. Ueberhaupt geſtehe ich, iſt Greifswald der einzige Punkt in Pommern, bei welchem ich am liebſten verweile. Sie ſtehen manche Stufen höher als in meinem Geburtsort, wo ſo viel Kleinliches in Handlung und Ausdruck mich aus dem Himmel herabzieht, den ich mir in Deutſchland geſchaffen habe und den Berlin ſo herrlich ſtützt und hält. Daß nichts den Menſchen ſo überwältigt als patriotiſche Geſinnungen, läßt ſich am beſten daraus abnehmen, daß ich ſchwaches kränkelndes Weib, nicht achtend die Trennung von meinem edlen angebeteten Schwerin, nicht in Erwägung nehmend die 190 Meilen und jede Ungelegenheit der Entfernung, mich getroſt auf den Weg mache und einer Geſundheit und Ruhe genieße, die nur die Heimath und das leidenſchaftlich begeiſterte Herz gewähren kann.

Auch ohne die poſttägliche Erinnerung daran von Hauſe habe ich geſucht mir alles zu verſchaffen, beſter Herr Profeſſor, was aus Ihrer vortrefflichen Feder gefloſſen; dennoch fehlt mir ein Werk, deſſen Titel ich kaum kenne aber deſſen Verdienſt mir ſo ſehr gerühmt worden iſt von den Wenigen, die Fragmente davon geleſen haben. Man befürchtete, es ſey verboten, und um ſo viel mehr ward es für mich der Apfel, nach welchem Eva gelüſtete. Könnte es in unſern

Garten verpflanzt werden, ſollte es da eben ſo gut als in dem paradieſiſchen gedeihen. Daß ich Vater Blücher, den wirkſamſten Helden unſrer Zeit, perſönlich geſehen und geſprochen, gehört zu den merkwürdigſten und liebſten Erinnerungen meines Lebens. In Rede und Gleichheit des Weſens übertraf er meine Vorſtellung noch weit; in wahrhaft deutſcher Leutſeligkeit bei ſo vieler Größe erkannte ich nur die angeborne Eigenſchaft des ungewöhnlichen Verdienſtes. Seine freie edle Art ſich auszudrücken weckte Liebe und Vertrauen, und auf Augenblicke vergaß man den Sieger über dem angenehmen Geſellſchafter. — Mit Etiquette Zwang und Tändeleien habe ich meine Zeit in Berlin nicht verſpillet ſondern nur meinem Geſchmack gelebt, die Natur bewundert und genoſſen, wo ſie ſchön war, die Menſchen angeredet, wo ich ſie fand, und bin immer mit Entzücken und Begeiſterung von ihnen zurückgekehrt, da jede Aeußerung von dem Sinn zeugte, der uns Deutſchland und ſeine alten Tugenden wieder erobern half. Wo will ich aber hin in dieſem Lande mit dieſer Stimmung des Gemüths? Wer verſteht mich? — Einer, ja Einer, der hier nicht her gehört, an welchem das Schickſal ſich vergriffen hat, als es ihm ſein Loos in Schweden beſtimmte, deſſen Denkart und tägliche Unterhaltung für mich nur eine Fortſetzung der gegebenen Gefühle war, die ſich bei ſeinen und meinen Landsleuten rührten. Man meldet mir aus Pommern, Sie ſeyen in Heidelberg, liebſter H. Profeſſor, und gleich wage ich Sie mit dieſen Zeilen dahin zu verfolgen. Erfreuen Sie uns doch bald mit Nachrichten von Ihrem Wohlſeyn und werthen Andenken. Sie kennen unſre herzliche Ergebenheit und haben auch Nachſicht mit der licentia poetica der Freundſchaft, ſo mag ich die Störung wohl nennen, die ich durch mein Gekritzel verurſache. Dafür haben Sie aber auch in

Husby ein paar herzliche Freunde, die Sie ſo gern hören und leſen.

H. den 24. Oktbr. 1814.

Wilhelmine Schwerin-Putbus.

C.

Dächte ich daran, daß ich an einen ſehr gelehrten Profeſſor ſchreibe, ja dann käme Koncept und Wörterbuch in Anſchlag, alles würde ſäuberlich gefeilt und ſo abgeglättet auf Koſten der freieren Empfindung, daß, was an Nettigkeit gewonnen würde, an ungebundener Herzensergießung verloren ginge. Ich ſinge, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, und ſinge mein Lied vor einem Freunde, der an Nachtigallenmelodie gewöhnt doch des Sperlings Zwitſchern nicht verſchmähen wird. Wo ſinde ich Sie denn, liebſter Herr Profeſſor? welche Gegend des Vaterlandes erfreut ſich Ihrer Gegenwart? Leibhaftig ſind Sie allenthalben und nirgends; der Geiſt waltet überall, Ihre prophetiſche Kraft erweckende Stimme tönt über alle deutſchen Gauen hin und wirkt elektriſch und unſichtbar. Freudig habe ich meine Kniee vor dem Allvater gebeugt, der auch mich gewürdigt hat, die Wiederauferſtehung meines Volks noch zu erleben. Ihr Glaube, lieber Freund, an den alten guten Gott hat auch mich in angſtvollen Stunden über Deutſchlands Schickſal erhoben und getröſtet. — und wie wahr iſt alles eingetroffen! wie ſchön offenbart ſich die Vorſehung in ihren leiſen Schritten und Werken! Sie läuterte uns durch ſtrenge Mittel, um ſo viel herrlicher hervorzutreten. So viele unſrer Zeitgenoſſen zeichnet ſie mit dem Stämpel der Unſterblichkeit, doch an ihrer Spitze ſteht Blücher, der Held, der gewaltige Kämpfer mit und ohne Waffen. Mögen die nimmer ruhigen Franzoſen ſich unter einander zauſen und zerzauſen, ſo viel näher gehen ſie ihrer Vernichtung. Hätte ich nur meine Deutſchen alle unverletzt und ungemordet aus Frankreich heraus! Dieſe Räuberhöhle verſchlingt einzeln, was ſie in Maſſe nicht überwältigen kann.

Wo nehme ich Langmuth her, um die unerhörte Verſpätung von beinahe ſechs Jahren zu ertragen und zu verſchmerzen, die mich Ihre ſchönen an mich geſandten Gedichte von 1811 bis jetzt vor 8 Tagen hat entbehren laſſen? Der beigefügte freundſchaftliche Brief kündigte dieſe Kinder Ihrer Muſe als ſchriftſtelleriſches Teſtament an; doch iſt ſeit dem noch manches Kodizill daran gehängt zur Freude und Erhebung jedes deutſchen Gemüthes.

Daß ich ſogleich aus dem Regiſter die Nummer 312*) aufſuchte, iſt wohl ſehr natürlich; daß ich auch ohne Ueberſchrift das Bild an dem Bildner und den Bildner an dem Bilde erkannt hätte, werden Sie mir auch zutrauen.

Dieſes: „Ha! du fühlſt ihn, trägſt die hohen Bilder
„In dem friſchen Schritt, im friſchern Ton
„In des Auges Zorn und in der Locken
„Fliegendem Wehen.“

wer da meinen Schwerin, Ihren Freund und den Freund jeder edlen That nicht erkennt, der hat ihn nie gekannt. Schritt Locken und Aug ſind noch ſo ganz wie ehemals. Letzteres entflammt ſich täglich am inneren Anſchau'n der Dinge, die ſein Geiſt ſchon oft geweiſſagt hat. Ein Preuße mit Leib und Seele, und wer ſollte es nicht ſeyn, der Gefühl für alles Erhabene und Tugendhafte hat? und wie ſollte der deutſche Schwerin es nicht ſeyn, der als Jüngling im preußiſchen Heere diente und den der große Friedrich ſo gnädig und doch ſo ungern entließ? Noch immer hat unſer Liebling dieſe Fülle von Ideen, dieſes ſich ſelbſt faſt verzehrende Feuer, da ſo Manches den Anſtoß dazu giebt und hier keine Gelegenheit iſt, es durch Mittheilung ausbrauſen zu laſſen. Kalt wie der Norden iſt ein großer Theil ſeiner Geſchöpfe; das Ausland intereſſirt ſie eben in keiner beſondern Hinſicht, und ſie ſind zu lau und zu kurzſichtig, um das Ganze zu umfaſſen, welches bei der jetzigen Stellung und Bildung Europas doch keinem Theil gleichgültig ſeyn kann. Die Jahre ſcheinen noch keinen Einfluß weder auf das Aeußere noch auf das Innere meines Schwerins zu haben; er iſt die Seele meines Lebens und die Seele jeder Geſellſchaft, wo ſeine lebendigſte Rede alles entzündet und elektriſirt, in ſo weit das Auditorium nicht an unüberwindlicher Schlaffheit leidet. Wie oft habe ich mich einſt an Ihrem Zuſammenſeyn ergötzt! Selten ſah ich zwei Weſen, die durch ſo gleiche Kraft und Geſinnung ſich ſo nahe ſtanden und verſtanden. Werden Sie, lieber Freund, denn nimmer mehr nach Schweden kommen? nie mehr Ihr Licht vor uns leuchten laſſen? Doch Dank und abermals Dank, daß Sie bei Ihrem gemeinnützigen Wirken uns nicht vergeſſen. O ſchreiben Sie uns recht oft! Ihre Briefe ſind unſer Stolz und unſre Freude. Als ich voriges Jahr in Berlin war, ſo glücklich war, Blücher perſönlich zu ſprechen, den König von Preußen und ſeine Familie zu ſehen, ſo viele patriotiſche Wünſche und Hoffnungen erfüllt ſah — das und auch die Neuheit der Gegenſtände hat mir für mein ganzes Leben gut gethan. Ich fand mich ſelbſt wieder, war, ich darf es ſagen, einheimiſch in jeder edlen Geſinnung, fühlte, athmete Liebe für alles, was mich umgab, und Muth, um jede Aufopferung zu bringen. Seit dem intereſſirt mich alles doppelt; Manches kann ich Schwerin vergegenwärtigen, ſo wie ich es fand; unſere Unterhaltung iſt viel friſcher. Umgeben von den Bildniſſen aller berühmten Männer neuerer Zeit ſuchen unſre Freunde dieſe Sammlung zu vermehren, und erwarte ich jetzt mit Sehnſucht den Miniſter Stein, den wir aus Berlin verſchrieben haben. Könnten Sie, beſter Herr Profeſſor, uns Scharnhorſt, Grollmann und mehrere dieſer Art verſchaffen, würden Sie uns ſehr verbinden.

---

*) S. Arndts Gedichte, jüngſte Ausgabe S. 154 das Gedicht an den General Grafen Philipp Schwerin.

So ſelig, als uns der Augenblick der Täuſchung macht, ſo, beſter Freund muß ich Sie bitten, uns nie mehr von einem Ausfluge oder Verſetzung aus Schweden zu reden. Dies ſieht Schwerin bei ſeinen Jahren als ganz unmöglich und unnütz an. Ich muß ihm Recht geben, und glaube ſelbſt, daß, alles genau gegen einander gewogen, es bei gewiſſem Alter am zweckmäßigſten iſt, ſich nicht aus ſeinen Gewohnheiten heraus zu geben ſondern der Beſtimmung gehorſam die Uhr ſeines Tagewerks nur ſo ſachte ablaufen zu laſſen, bis ſie von ſelbſt ſtill ſteht. Wir leugnen es nun nicht, daß dazu eine Art Reſignation gehört; denn Entbehrungen ſind hier unendlich viele und mit der Nation bin ich zerfahren ſeit dem Augenblick, wo ſie den Siegen Bonapartens und dem Fall ſo vieler edler deutſcher Prinzen applaudirte. Ferſens gräßliche Ermordung und manche Züge, die ich nicht Leichtſinn genug habe zu vergeſſen und zu verſchmerzen — doch ich habe mein Glück in Schweden gefunden, und ich erkenne es.

Die edle Schweſter von Lesbos hat ſich lange hier im Lande aufgehalten, wozu ſie gewiß wichtige Veranlaſſungen gehabt haben muß; denn hier findet ſie wohl wenig Nahrung für ihre Lieblingsbeſchäftigungen. Ihren Mann traf ich in Berlin, da kam er mir etwas ſchwärmeriſch vor — Wie geht es der Munkſchen Familie? ſind ſie zufrieden in dem neuen Vaterlande?

Der gute Mauritius hat abermals die Gefälligkeit, dieſen Brief abzuſenden. Durch ihn erhalten wir alle Ihre Schriften und überhaupt jedes Produkt der neuen Zeit; welches unſre Husbyer Einſamkeit ſehr erheitert. Mit Pommern bin ich gar nicht recht einverſtanden; ich fürchte immer, daß ſie nicht ſtolz genug auf die Einverleibung mit den braven Preußen ſind, doch wird die Zeit da wohl alles zurechtſtellen. Wie meinen Sie, daß es der Greifswalder Univerſität ergehen wird? Ich ſchätze einen Theil ihrer Mitglieder ganz vorzüglich. Ihr Herr Schwiegervater gab uns Hoffnung, er werde uns in Schweden beſuchen; leider iſt das nicht erfüllt. Schwerin, der wackre edle Mann, läßt tauſendmal grüßen. Erfreuen Sie uns bald mit Ihren Ein- und An- und Aus-Sichten der Dinge, die noch kommen ſollen. Wird noch wohl alles in Deutſchland ausgeglichen, ſo lange wir leben? wird dies herrliche Volk bald im Genuß ſeiner wiedererlangten Freiheit ſich eines dauerhaften Friedens erfreuen können? Dies ſind eigentlich recht einfältige Fragen, aber mein Herz iſt ſo voll, ſo übervoll von Vaterlandsliebe, daß ich an nichts Anderes denken kann, und in der Freude, mich mittheilen zu können, weit über die Gebühr Ihre Geduld, lieber Profeſſor, in Anſpruch nehme.

Ich ſchließe mit einem treuherzigen Handdruck, wünſchend, daß Sie unſer nie vergeſſen und ſich vergegenwärtigen mögen, daß zwei ächt deutſche Geſchöpfe, werth unter Ihresgleichen zu leben, dennoch in weiteſter Entfernung an allem, was ihr Glück war, den eifrigſten Antheil nehmen. Leben Sie geſund und glücklich! Dieſer Wunſch kommt aus der Seele einer aufrichtig dankbar Sie verehrenden Freundin.

Husby den 27. Oktbr. 1815.

Wilhelmine Schwerin-Putbus.

d.

Ich bin Ihnen, mein theurer Profeſſor, für Ihren lieben Brief, für die Einlage, und für die verſchaffte angenehme Bekanntſchaft des Herrn Haſenclever ungemein verbunden. Es war kein geringer Genuß für mein treues deutſches Herz, einen achtungswerthen Deutſchen bei mir zu ſehen, der Sie perſönlich kennt und mit dem ich mich über Sie unterhalten konnte. Auch ſind Sie der Hauptgegenſtand unſrer Geſpräche geweſen. Sie ſind, wertheſter Herr Profeſſor, geſund und auch ſtärker geworden, wie mir Herr Haſenclever erzählt hat, geliebt und geſchätzt, wie Sie es verdienen. Für Deutſchland haben Sie mit der Feder eben ſo viel gewirkt als Blücher mit dem Schwerdt. Es fiel Friedrich dem Großen wohl nicht ein, als er ihn ſich zum Teufel zu ſcheren hieß, daß dieſer Blücher einſt den vernichteten preußiſchen Staat wieder aufrichten ſollte. Gelehrtere und mehr wiſſenſchaftlich gebildete Krieger mögen ſich gern im preußiſchen Heere vorfinden, ſicherlich keiner, der für den Zeitpunkt fähiger war, das zu leiſten, was er gethan. Gott laſſe ihn leben, damit er ſich ſeines wohlerworbenen Ruhms noch lange freuen möge! Sehr unangenehm iſt es mir, zu ſehen, wie ſchlecht das Verdienſt der Preußen in Deutſchland gewürdigt und wie leidenſchaftlich gegen ſie verfahren und ausgefallen wird; welches eben nichts Erſprießliches für die Zukunft zu hoffen übrig läßt, da Preußen doch eigentlich der einzige einheimiſche Staat iſt, der Deutſchlands Halt und Schirm ſeyn muß. Nur durch innere Uneinigkeit kann der Nachbar furchtbar werden und leider ſcheint mir die Möglichkeit einer brüderlichen Vereinigung mit jedem Tage mehr und mehr ſich zu entfernen.

Wie gern würde ich Ihrer Einladung, eine Reiſe nach Deutſchland zu machen, Folge leiſten, weniger, um die ſchönen Gegenden des Rheinſtroms zu bewundern als um mich mit Ihnen über unſer entjochtes Vaterland zu freuen; aber 65 Jahre ſind ein nicht zu überwindendes Hinderniß! Ich muß mich alſo wohl mit meinen Gedanken begnügen, die mich ſtets mit Ihnen und mit Deutſchland beſchäftigen und durch Freund Mauritius in Greifswald mit Zeitſchriften genährt werden; ſo daß ich darin lebe und webe. An Silverſtolpe, der jetzt als Rector in Linköping mit dem Titel Kanzleirath angeſtellt iſt, habe ich die vor einiger Zeit erhaltene Einlage geſendet. Er ſo wie Mehrere laborirt noch an der Kerienſucht und ſcheint unheilbar zu ſeyn. Wir leiden hier ſehr an der Papiernoth, die Armuth und Theurung als Folge vermehrt ſich täglich, und die angewandten Hülfsmittel ſind von der Art, daß ſich das Uebel nicht vermindern kann. — Indem ich die Feder an meine Frau übergebe, erſuche ich Sie, mein theuerſter Herr Profeſſor, ſich meiner zuweilen zu erinnern und ſich überzeugt zu halten, daß Sie nirgends mehr geliebt und aufrichtiger geſchätzt werden als hier.

Ph. S.

Mit Arndtiſcher Feder mögt' ich einen der froheren Tage meines Lebens ſchildern können! Es war den 14ten Februar 1816, als mein Schlitten mit Mühe ausbog, um einem fremden Reiſenden die Bahn zu erweitern, die ihn nach Husby führen ſollte. Unbekannt mit dem Gegenſtand fuhr ich auch unbekümmert zum Ziel, wo geheime Ahnung mich ſogleich zum Poſtamt geleitete — und ſiehe da! der preußiſche Adler mit der Inſchrift Fürſt Blücher von Walſtatt war der erſte Empfang unter meiner Adreſſe. Obgleich es ſich leicht ausrechnen ließ, woher und wovon dieſe holde Erſcheinung, gedachte ich wenig der Veranlaſſung von etlichen für verkümmerte Krieger gegebenen Fêten, aber heftete freudig gerührt den Blick auf Ueberſchrift und Adler und alles, was mich an mein herrliches Volk und den noch herrlicheren Helden erinnerte. In dieſem ſeligen Gefühl kam ich nach einigen Stunden zurück, und weg war der Reiſende, der Willkomm von unſerm geliebten Freunde, doch nicht ohne Spur ſeiner Erſcheinung durch den Brief und die herrlichen Schriften, in welchen ſich alles reimt, die Proſe wie die Verſe. Mein Schwerin hatte Genuß von Stunden erlebt; Herr Haſenclever war ihm ungemein intereſſant, und noch lange nachher beruhte unſre ganze Unterhaltung einzig auf allem Neugehörten Erzählten und Vaterländiſchen. Warum mußte ich nun grade abweſend ſeyn? Begeiſterter Arndt! Allwiſſender! ſahſt Du dies nicht voraus, wie ſo manches Andre? wie ſteht es denn um Deine Wiſſenſchaft? Doch der gute Herr Haſenclever, den ich noch perſönlich nicht kenne, hat verſprochen wiederzukommen, und dieſe Zeilen, begleitet von tauſend dankbaren Grüßen, erwarten ihn, um unſerm würdigen bewährten Freunde übergeben zu werden. O warum habe ich ſo gar nichts aus dieſem rauhen Norden zu ſenden? Schneeflocken drücken die Wärme des Herzens nicht aus, wo außer dieſem alles zu Eis erſtarrt.

Barmherzigkeit! Hören Sie auf, uns nach Ihren ſchönen Rheingegenden einzuladen. Ich für mein Theil bin nun einmal zur Nachteule beſtimmt und hocke mit meinem Uhu

Zeit nicht einmal in Streit kommen kann. Wie auch die That seyn mag, empfangen Euer Excellence den Willen mit der Milde und Schonung, wovon ich so reiche Proben habe.

ſo lange in dieſem kalten Winkel, bis uns die ewige Nacht umfängt. Sind Sie dann noch nicht eingethürmt, beſter Profeſſor, ſo ſagen Sie, daß wir eines Beſſern werth waren, und dieſes Zeugniß iſt uns genug für die Nachwelt. Leben Sie ſonſt recht lange und glückſelig zum Beſten der Menſchheit und zur Freude und zum Wohl Ihres Sohns, dem unter ſeiner deutſchen Tracht gewiß ein fröhliches Herz ſchlägt und der noch hoffentlich all das zu Wünſchende in ſeinem Lande erleben wird, was ſein edler Vater zu befördern ſtrebt. Abermals eine Büchersendung von Mauritius, worunter die Folge des Wächters des wachſamen Arndt, deſſen Namen ſchon eine Empfehlung jeder Dichtung und Wahrheit iſt. Laſſen Sie auch ferner keinen Deutſchen zollfrei nach Schweden paſſieren; immer ſey er beladen mit Gruß und Brief und Schrift und allem, was uns mit dem theuren Andenken unſeres treuen Freundes beglückt.

An meinem Geſchreibſel haben Sie jetzt wohl genug. Wäre ich eine Eliſe, eine Amalie, eine Karoline eine gelehrte federführende Schriftſtellerin, ja da wollte ich Ihnen den Kopf warm machen und ſo viel Theſen und Antitheſen aufwerfen, daß Sie Ihr blaues Wunder daran ſehen ſollten; aber nun mag es nur ſo hingehen wie pommerſches Gänſegeſchnatter mit derbem Wohlwollen und ſo gemüthiger als ewig unveränderter Freundſchaft.

(Ohne Datum, muß vom Frühling 1816 ſeyn.)

Wilhelmine Schwerin-Putbus.

Poſtſcripta: 1) Von Bekannten ſind ſeit kurzer Zeit geſtorben: die Gräfinnen Piper, de la Gardie und Cronſtedt auf Karlberg. Erſtere (Schweſter des unglücklichen Grafen Ferſen) war merkwürdig, oft verkannt, und von ihren letzten Umgebungen ſehr geſchätzt und beweint. -

2) Im authentiſchen Sächſiſchen Aktenſtücke (aus den Zeiten) leſe ich ſo eben „Arndt hat ſich ausgeſponnen und den Kredit verloren, weil er das fatale Lügen und Windmachen nicht laſſen konnte.“ Hätte ich das nicht gedruckt geleſen, hätte ich es wahrlich nicht geglaubt.

3) Manches ſchwatzt und munkelt man in unſerm Pommern vom üblen Humor des Königs und kleinen Familienmißverhältniſſen und ungewohnter Strenge dito dito gewiß alles aus dem Sächſiſchen Aktenſtücke; dennoch tanzt und vergnügt man ſich vortrefflich und wird darüber wohl zuletzt des Schwatzens müde. — Würde überhaupt in der Welt mehr gehandelt und weniger geſprochen, käme alles eher zum Ziele.

4) Auch das Bildniß des Miniſters Stein deutet auf eine feſte große Seele. Er ſteht eben an bei den Erwählten, welchen ich ein eignes Zimmer eingeräumt und zur Feier des Deutſchen eingeweiht habe. Sie gehören dazu, lieber Profeſſor, um meine Sammlung vollſtändig zu machen. Ich bitte ſich deſſen zu erinnern, ſobald der Grabſtichel dieſe ſprechenden Züge verewigt hat.

5) Für den Brief aus Köln vom 18. Decbr. danke ich noch insbeſondere. Er enthielt viel Erfreuliches und Beruhigendes für die Zukunft. An Männern im großen Sinn des Worts fehlt es uns alſo nicht; möge dennoch der Himmel uns unſern Blücher erhalten! wäre es auch nur als Siegeszeichen der verfloſſenen großen Zeit. — Immer dacht' ich mir Köln ſo finſter, aber ſeit Sie da ſind, iſt es meiner Imagination ganz hell geworden.

Nachſchrift von mir: Dieſe geiſtreichſte liebenswürdigſte und ſchönſte Frau, die nun auch ſchon bei den Seligen iſt, hat uns in ihrem hohen Alter noch vor 10 Jahren am Rhein beſucht und einige fröhliche Tage mit uns verlebt. Sie war ein Kind meiner Heimathinſel, Tochter eines Grafen Putbus, weiland Oberſten eines ſchwediſchen Reiter-Regiments, und Tochter jenes Schloſſes, unter deſſen Herrſchaft meine dunklen Ahnen als hörige Bauern gelebt haben. Sie und ihr Gemal waren in böſeſter Zeit in Stockholm meine deutſche Zuflucht, ihr Haus und ihr Herz ſtanden mir täglich und ſtündlich offen. Aus ihren Briefen ſprechen Freundſchaft und Liebe mein Lob mit einer Uebertreibung aus, mit welcher, was wirklich liebt, immer ſprechen muß. Man traut mir wohl zu, daß ich ſolche Ueberwallungen des Herzens auf ihr rechtes Maaß herabzuſetzen gelernt habe. Dazu iſt mein Specialiſſimus der Jahre 1821 und 22 auch wohl der rechte Lehrmeiſter geweſen und hat wohl den letzten Kitzel der Eitelkeit, wenn ich einmal davon geſtachelt worden bin, ausgetrieben: denn wie oft bin ich gefragt worden, wie Männer, wie Geßler Stein Gneiſenau Schwerin u. ſ. w. wohl dazu gekommen, ſo hohe Meinung von mir zu haben und ſo übertriebenes Lob von mir auszuſprechen!

17.

Briefe des Generals Moritz von Dyke an G. M. K.

1.

Bester Freund. Ich ſollte heute in Perſon huldigen, aber Alter und Wetter erlauben es nicht, das Haus zu verlaſſen. Ich will dagegen die gute Handlung ausüben, Ihnen erſtlich für alle Empfehlungen zu danken, womit Sie meinen Sohn unterſtützen wollen. Gewiß bedarf ein Jüngling ſolcher, beſonders da, wo er noch nicht von einer guten Seite gekannt iſt; aber — was ich auch Mehreſte zu ſagen bitte — mein Sohn wird ſolche nicht in dieſem Frühling ſondern erſt ſpäter benutzen. Wohlmeinende Freunde allhier hielten die jetzige Ueberſtreitung wie Unterbrechung ſeiner Studien ſehr nachtheilig. Zwar bin ich anderer Meinung, wollte aber doch nicht entſcheiden ſondern überließ es meinem Sohn, den es hauptſächlich angeht. Dieſer, etwas unzufrieden, ſchien ſich fügen zu wollen, um die Reiſe ſpäterhin gegen Michaelis zu unternehmen, bis wohin ich mit Ihrer Erlaubniß die Empfehlungsbriefe aufbewahren werde.

Hiernächſt, da ein Gerücht zu meinen Ohren gekommen iſt, daß Sie uns verlaſſen wollen, nehme ich mir die Freiheit, dawider einige Vorſtellungen zu machen, weil ich Sie für das Vaterland und auch für mich gern hier behalten mögte. Wäre Ihre perſönliche Sicherheit in Gefahr, ſo wäre durchaus nichts einzuwenden, und ich geſtehe gern, daß unſer ſonſt ſo glückliches Land keinesweges vor neuen traurigen Kataſtrophen geſichert iſt; aber ganz gebe ich die Hoffnung doch noch nicht auf, daß es einmal wieder ſich ſelbſt gelaſſen bleiben könne, und dann iſt hier doch gut wohnen. — Auch der Akademie mag wohl eine Veränderung bevorſtehn, aber an ihrer gänzlichen Vernichtung zweifle ich; und ſelbſt dann müßte Ihr Gehalt Ihnen vorbehalten bleiben. Sey es auch unbedeutend, ſo wird es doch nicht rathſam ſeyn, unreines Waſſer auszugießen, ehe man ſicher iſt, beſſeres wieder zu erhalten. Hätten Sie auch Vorliebe für den öſterreichiſchen Staat, ſo ſtimme ich Ihnen zwar völlig bei, und mein Bruder, Kreishauptmann in Gallicien, behauptet, daß kein anderer Staat eine ſolche Anhänglichkeit zwiſchen Regierer und Regierten aufweiſen könne, als dieſer: ein Beweis, daß ſie allerſeits ſich glücklich fühlen.

Meine Freundſchaft für Sie hat mir dieſe Anſicht der Dinge abgenöthigt, aber ich geſtehe auch gerne, daß man ſelbſt nur am beſten fühlet, wo einen der Schuh drückt.

Allewege hoffe ich daß Sie mich mit Ihrem Beſuch erfreuen, da Sie überzeugt ſeyn können, daß ich mit wahrer Freundſchaft und Achtung ſtets verbleibe

Loſentitz den 4. April 1811.

der Ihrige, M. von Dyke.

b.

Theuerſter Freund. Sie haben abermal in den Früchten Ihres Geiſtes mich ſo ſehr ausgezeichnet, und haben mich einer Frau beigeſellt, die eine würdigere Begleitung verdiente. Durch den Verfaſſer geleitet hat ſie mich mit einem Briefe beehrt, der mir um ſo ſchätzbarer iſt, weil er mich wie Sie zu dem Beſtreben ermuntert, das zu werden, was ich noch nicht bin aber zu ſeyn wünſche. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür entgegen. Ich werde Ihre ſchönen Geſänge fleißig benutzen. Der Allerhöchſte hat außer unzähligen Wohlthaten mir auch Muße dazu und bei dem Alter von 81 Jahren auch wieder ein beſſeres Befinden als früher verliehen; ſo daß ich ſeit einem halben Jahre ohne ſonderliche Schmerzen bin. — Mein Sohn macht mir noch immer Freude und genießt fortwährend der Anweiſung und des Beifalls des verehrungswürdigen Oberpräſidenten Sack, den er auf zwei Reiſen nach Stralſund begleitet hat. In der neulichen Sitzung haben die ſtändiſchen Deputirten den Vorſchlag, ihre dermalige Acciſeabgabe gegen das neue Steueredikt zu vertauſchen, ſo wie auch die Salzſteuer abgelehnt, und hoffen von unſerm biedern König die Erhaltung der vertragsmäßigen Rechte. Ich hoffe nur alles Gute. Gott, der unſerm Könige ein Volk gab, das größere Leiden gelitten und größere Thaten gethan hat, als die herrlichſten Schlachten der Zeitgenoſſen Friedrichs des Zweiten waren, wird dem treuen Herrn ja auch ferner die Gnade der Weisheit und Gerechtigkeit verleihen.

Die beiden Konſiſtorien in Greifswald und Stralſund ſind fürs Erſte beibehalten aber unter das zu Stettin geſtellt; doch iſt ihr Wirkungskreis auf rein geiſtliche Sachen und Schulen eingeſchränkt, wogegen hauptſächlich der Probſt Barkow ſehr geeifert, was aber die Mehrheit der Prediger billigt, die übrigens im neuen Jahr eine neue Uniform erhalten.

Der Probſt Kriebel in Wolgaſt iſt 83 Jahr alt geſtorben, auch Koſegarten in Greifswald, aber unſer guter

Pritzbur erhält ſich noch immer ungeachtet der neuen Würde als Doktor Superintendent und Ritter und hofft noch die neuen Synoden zu erleben. Gern wünſche ich ihm auch Kräfte genug, um mehrere ſeiner Synodalbrüder auf beſſern Weg zu bringen. Es hat mir von ihrer Synodalberathung nicht gefallen, daß ſie mehrere nützliche Bemühungen ablehnen aber ihre alten Gerechtſame deſto mehr vertheidigen.

Homeyer in Wolgaſt und Syndikus Gülich in Stralſund ſind geſtorben. Erſterer hat ein gutes Denkmal ſeiner Geſinnungen gegen Arme hinterlaſſen, indem er 5000 Rthaler vermacht, deren jährliche Zinſen an Arme vertheilt werden ſollen.

Wir haben außerordentlich hohe Getraidepreiſe, die uns wieder auf die Beine helfen, und einen ſehr langen ſchönen Herbſt gehabt; jetzt aber einen tüchtigen Winter.

Es freut mich ſehr, daß Sie endlich einen angenehmen ruhigen Sitz erlangt haben. Zwar bedaure ich Ihre Entfernung von uns, aber Sie werden gleichwohl unſrer Jugend nützlich werden können, und hoffentlich werden die Lehrer auch darauf bedacht ſeyn, daß dieſer neue Lehrſitz auch ein Beiſpiel des Fleißes, der Ordnung und der Sittlichkeit werde, ohne welche alle Talente faſt unbrauchbar oder gar ſchädlich werden.

Gott verleihe Ihnen Geſundheit, Kraft und Gedeihen und alle häusliche Freude in Ihrem reitzenden Rheinſitze! Vergeſſen Sie aber darüber ihre alten Freunde im Norden nicht, die ungeachtet des kalten Klimas ein warmes Herz für die Freunde haben, und ſeyn Sie verſichert, daß ich es mir zur größten Ehre rechne mich zu nennen

Loſentitz den 21. Decbr. 1818.

Ganz den Ihrigen
M. von Dyke.

6.

Beſter Freund. Aus Ihrem mir äußerſt Angenehmen vom 20. Oktober, welches ich erſt jetzo erhalten habe, ſehe ich mit herzlichem Danke, daß ich noch immer in Ihrem freundſchaftlichen Andenken lebe, und ich hoffe, daß Sie eines Gleichen von mir verſichert ſind. Natürlich bin ich alſo durch die Unannehmlichkeiten, die Sie betroffen, beunruhigt worden; doch da ich von Ihrer rechtlichen Denkungsart überzeugt bin, daß Sie nur das Gute wollen, keineswegs das Geheime ſondern vielmehr das Offene lieben, das freilich nicht immer gefällt, ſo hoffe ich, daß Ihnen ſchließlich Gerechtigkeit widerfahren werde und Sie zu der ſo lange gewünſchten Ruhe gelangen, um ungeſtört Ihrem Berufe obliegen zu können. Wie glücklich man ſich dabei befindet nach einem geräuſchvollen Leben, davon habe ich die glückliche Erfahrung gemacht, nicht um müßig zu ſeyn ſondern um in einem kleinen Kreiſe vielleicht beſſer zu wirken. Dies kann jetzt freilich von mir nur unbedeutend geſchehen, da ich nur gewöhnlich das Bette hüte und noch immer an meinem Uebel bald mehr bald weniger leide. Jetzt dringe ich ſtark darauf, daß mein Sohn Stettin verlaſſen und entweder grade zu mir oder doch mehr in meine Nähe kommen ſoll, theils weil ich wohl wahrſcheinlich bald den letzten wichtigen Schritt thun werde, theils weil es auch bei der jetzt obwaltenden bedrängten Zeit rathſam wird zu ſparen, wo man kann. Zwar hat mein Sohn das große Examen ſehr ehrenvoll überſtanden und den Aſſeſſortitel erhalten, aber gänzlich ohne Gehalt, ungeachtet des vollkommenen Beifalls ſeines Oberpräſidenten und der Behörden, weil, wie ſie es nennen, für die Staatskaſſe Einſchränkungen nöthig ſind. — Dies iſt auch die Urſache, daß hier gleichfalls Klaſſen- Mal- Schlacht- und Gewerb-Steuer eingeführt ſind, etwas für dieſe Provinz ſehr Ungewöhnliches.

In Putbus werden fortwährend neue Badeeinrichtungen gemacht. Lieber wünſchte ich neue Einrichtungen, wo Arme reichliche Beſchäftigung fänden.

Unſere hübſchen Fräulein machen ſich Eroberungen unter den preußiſchen Officieren, die aber auch unſre guten Bauerjungen entführen und ſie uns gut erzogen zurückſenden.

Nun Lebewohl mit Empfehlung an Ihre liebe Frau und Verſicherung meiner unwandelbaren Hochachtung und Freundſchaft.

L. den 16. Decembr 1820.

Moritz von Dyke.

18.

Brief des Superintendenten D. Pritzbur und ſeiner Tochter zu Garz in Rügen an E. M. A.

Er iſt fort, ſagt meine Tochter, er iſt fort zum Rhein; es iſt ihm hier zu kalt und zu flau. Ich höre aber, er ſitzt noch in Berlin — und warum ſitzt er noch da? Meine Tochter hat ſo ihre Meinung, ich aber habe keine; denn wenn wir ſo alt geworden ſind, als ich bin, müſſen wir Männer meinen, daß wir nicht ſo viel meinen dürfen als die Weiber.

Aber weil Sie noch in Berlin ſind, ſo nehmen Sie noch einen Herzensgruß mit zum Rhein, von dem vor ein paar Jahren Glück und Sieg ſo herrlich bis zu unſerer Oſtſee hinunter klangen. — Alſo mit Glück zum Glück des Rheins! ſo rufe ich dem Freunde zu. Ich kann wohl nicht ſagen auf Wiederſehen! ſo weit bin ich mit meinen Jahren herab gerollt. Möge es Ihnen wohl gehen und Sie der Rügenſchen Freunde nicht vergeſſen und des Eckplätzchens auf meinem Sofa! Was ſoll ich nun noch klagen und drein reden, daß Sie nicht in der Heimath haben bleiben wollen? O ich weiß wohl, warum: unſre Junker ſind Ihnen zu junkeriſch und unſre Bauern zu knechtiſch. Unſer altes Kapitel.

An den Leser.

Hier, lieber Leser, hast Du einige kleine Bruchstücke aus dem Tagebuche meiner Reise durch Schweden, die einst zu den glücklichsten Erinnerungen meiner alten Tage gehören wird. Du wunderst Dich nicht, wenn ich von den Menschen und Dingen, und selbst von der äuſsern Natur, etwas ausführlich rede; ich muſste dadurch, was an mir liegt, manche rohe und unwürdige Begriffe, die man von dem schönen Lande und dem braven Volke hat, zerstören helfen. Du fragst mich nicht, warum ich von manchen Dingen Dir nichts melde, von welchen Du gern etwas hören mögtest und von welchen Du meinst, daſs

Ade denn! Gott und Gottes Muth mit Ihnen!

Garz den 15. April 1817.

Ihr Pritzbur.

Lieber Arndt. Nur ein Blättchen zur Erinnerung. Ein Reiſender aus Stralſund von Iſraels ſoll das Blättchen an Schleiers nach Berlin mitnehmen.

Wir haben einſt gejubelt, mein alter Vater ſprang hoch in Lüften, als wäre er wieder jung geworden, wann Sie ihm angemeldet wurden. Nun glauben Sie nicht, wie er ordentlich den Kopf hangen läßt. O wie hatten Sie ihn gewonnen! es iſt rührend, es iſt wie die Sehnſucht eines Verliebten.

Und ich? Von mir iſt nicht viel Rühmliches zu ſagen: ich kränkle eben, Piſtorius huſtet, und ich huſte mit. Das iſt unſer Frühling mit den Oſtwinden. O wie Unrecht hatten Sie, mich ein fliegendes Seelchen zu nennen! ich bin kaum ein flatterndes, und weil ich höchſtens ein flatterndes bin, ſo bleib' ich an allen möglichen Leimruthen hangen und zerſchlage mir meine paar Flügelfedern dabei.

Ade und alles Schönſte! Glauben Sie doch, daß Ihr Andenken ſich in meiner Bruſt nicht zerflattert, und gedenken Sie zuweilen des Kirchhofs, wo Sie Bäume gepflanzt haben, und der Wälle der alten Carenza, und dabei

Ihrer Ch. Piſtorius.

19.

Brief des Paſtors Dankwardt auf dem Dars an E. M. A.

Theuerſter Freund. Herzlich habe ich mich gefreut über die freundſchaftliche Nachricht, welche Sie mir von Ihrem häuslichen Glücke geben, und eben ſo herzlich über die neue Probe von dem guten Andenken, welches Sie mir bewahren: nämlich über den lieben Paten, den Sie mir geben. Mag es mir auch eine neue Reiſe nach Stralſund koſten, ſo würde ich damit noch eben ſo gut fertig werden, als mit der erſten. Denn ſo wenig es Ketzerei und eine Sünde zum Tode iſt, Ihr Freund zu ſeyn und trotz allem Gerede feſt zu glauben, daß Sie ein geſetzlicher Mann und aller menſchlichen Ordnung unterthan ſind um des Herrn willen, eben ſo wenig iſt es in unſerm Landrechte, in unſerm Amtseid noch in irgend einem zu meiner Kenntniß gekommenen Erlaß unterſagt, Ihr Gevatter zu ſeyn.

Nun her die Hand, lieber Gevatter! Mit Ihnen danke ich Gott für den neuen Zuwachs Ihres häuslichen Glücks, und nur die Aeltern des kleinen Ankömmlings können heißer für ihn zu Gott beten als ich. Oft werde ich ſein mit treuer Liebe gedenken und der zweite Feiertag der Geburt unſers Herrn wird mich in Gedanken an den Taufſtein führen, wo der kleine Chriſt die erſte Weihe der Religion empfangen wird. Er ſoll der Sohn ſeines Vaters ſeyn und ſich den horaziſchen Spruch zum Lebensſpruch machen

Nil conscire sibi
Nulla pallescere culpa —
Hic murus aheneus esto!

Was kann ich ihm Beſſeres wünſchen? Sie wiſſen es ja aus eigner Erfahrung, daß darin ein Troſt liegt, der Stich hält wider alle Angriffe auf unſre Ruhe. Muth fürs Leben auf der Erde würde ihm alſo nimmer fehlen können, wenn dieſer Segen, den ich über ihn geſprochen, in Erfüllung geht; und die Gluth für den Himmel wird das Beiſpiel frommer Aeltern anfachen.

Sie wünſchen einige Nachricht von mir und meinem lieben Weibe und meinen Kindern zu haben. Nun hier ſind ſie:

Nun, ich werde ſchon alt, und wenn das Alter gleich ſeine Beſchwerden und Schwachheiten hat, ſo hat mir Gott doch ſo viel Gutes gethan bis an den heutigen Tag, daß ich noch älter zu werden wünſche. Ja, ich mögte wohl ſo lange leben, daß ich Sie, die Freundin, welche Ihnen das Leben verſchönert, und meinen lieben Paten noch ſähe. Sehen Sie, am erſten Adventsſonntage dieſes Jahrs feierte ich mit den Meinigen meinen 34ſten Hochzeitstag. Iſt das nicht große göttliche Wohlthat? Sollte ich den funfzigſten erleben und meine goldne Hochzeit feiern, ſo ſind Sie mit Ihrem ganzen lieben Hauſe gebeten. Er wird hochfeierlich begangen werden, und damit von dieſem Tage in der Welt etwas verlauten möge, ſo werde ich mir dazu die Geburtstagskanonen des Wandsbecker Boten borgen und dem Paſtor, welcher mich mit meiner Frau für das folgende Jahrfunfzig einſegnen wird, werde ich den Trautext geben 2. Sam. 7. 18. Haben Sie ein gutes Gedächtniß, ſo werden Sie ſich dann auch an die empfangene Einladung zur Hochzeit erinnern und mit Ihrem ganzen Hauſe kommen. Es wird ſeyn den erſten Advent 1838.

Meine älteſte Tochter, die Pate Ihrer würdigen ſeligen Mutter, lebte ein Jahr mit einem trefflichen Manne in einer höchſt glücklichen Ehe, da nahm Gott ſie zu ſich in den Himmel; ſie hat eine Tochter hinterlaſſen. Mein älteſter Sohn, der Pate Ihres ſeligen Vaters, iſt im Rechnungsfache angeſtellt. Der zweite iſt Jagdſchiffer und hat ſchon zwei Söhne. Zwei meiner Söhne ſind Handwerker. Ihre Jugend iſt ſchwer, aber dies giebt oft die tüchtigſten Männer. Zwei meiner Söhne ſind in Stralſund auf dem Gymnaſium. Der eine iſt bereits Sekundaner; ſeine Lehrer geben ihm die beſten Zeugniſſe, und ich bin in Verſuchung, ihnen zu glauben. Dieſer Sohn heißt Gottfried. Auch hoffe ich, daß der andre mir Freude machen ſoll. Noch ſind im Vaterhauſe vier Mädchen. Zehn Kinder habe ich alſo, eine Enkelin und zwei Enkel.

So lebt Ihr alter Freund. Er iſt nicht allein in der Welt, hat mit ſich, ſeinen Umgebungen und ſeinem Amte genug zu thun, und läßt daher die übrige Welt gehen, wie ſie will und kann. Das mag ſie denn!

Herzliche Grüße von allen den Meinigen und von mir an Sie, Ihre theure Gattin und liebe Kinder. Von ganzem Herzen Ihr treuer Freund und Gevatter

Prerow den 16. Decbr. 1822.

Dankwardt.

20.

Brief von Frau Charlotte von Kathen an E. M. A.

Ihr liebes Briefſchen, theuerſter Freund, hat uns alle im beſten Wohlſeyn angetroffen und mir eine recht herzliche Freude gemacht. Sie wiſſen es auch wohl, was Sie Gutes damit thun, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit Ihre Hand herüberreichen, und wie ſehr ich es bedarf, daß die Freunde mich feſt an ſich halten mit Treue und Liebe — Auch Ihrer Hoffnungen und der Zuverſicht, mit welcher Sie in die Zukunft blicken, habe ich mich innig gefreut. Was kann der Menſch auch Beſſeres thun, als ſich immer wieder aufrichten mit aller ſeiner Kraft zu rechter Glaubensfreudigkeit und den Muth nicht ſinken zu laſſen, wie ſchwer auch die Laſt des Lebens auf ihm liege und wie ſehr auch die Verſchuldung der Welt und die eigne Schuld ihn niederbeuge! Wer die Wahrheit kennt und liebt, weiß auch, daß ſie einmal ſiegreich werden wird. Gebe Gott uns, daß wir noch Siege der Art erleben und unſre Kinder einem beſſern Zeitalter als das unſrige entgegen gehen ſehen!

Ihr Karl Treu wird nun hoffentlich wieder bei Ihnen ſeyn und die Briefſchen abgegeben haben. — Unſre Kinder ſind, Gott ſey Dank! alle friſch. Die beiden jüngſten Buben haben heute zum erſten Mal das Schrittſchuheis verſucht und ſind ſehr fröhlich wieder heimgekommen, daß es ſie trägt. — Mein Gottlieb iſt in der Stralſunder Schule in die Prima vorgerückt und hat ſich durch ſeinen Fleiß Lob erworben. Er hat ſich ganz aus eignem Antrieb zum Studium der Theologie entſchloſſen, jedoch in einem Aufſatze, in welchem ihm von ſeinen Lehrern die Frage vorgelegt war, weshalb er grade dieſes Studium wähle? den Grund angegeben „Weil ich glaube, daß meine Mutter es wünſcht.“

Nun zum Schluß, liebſter Arndt, ein herzliches Lebewohl. Denken Sie auch wohl mal an die Neun Berge vor Rambin und den ſchönen Sommer des Jahrs 1805? Gott und Natur bleiben ewig. Dieſer Gott, der uns über alle Berge und alle Meere ſo hoch in ſeine heitern und heiligen Lüfte heben kann, erhalte Ihnen den friſchen Muth und das gläubige Herz! Was kann ich Ihnen Beſſeres wünſchen? Er der auch die Herzen der Könige in ſeiner Hand hat und den Sperling auf dem Dache und die Ameiſe im Staube ihre Wege wandeln läßt, wird auch Ihre Geſchicke freundlich lenken.

Tauſend Grüße dem geliebten Weibe, die ich als eine beherzte und recht treue Lebensgefährtin mir denke. Erhalten Sie mir ein treues Freundesherz.

Götemitz auf Rügen den 14. Novembr. 1820.

Ihre C. Kathen.

21.

Brief von Charlotte Gottsgab Naſſow an E. M. A.

Als ich Deinen erſten Brief geleſen, liebſter Bruder, mußte ich bei dem Gedanken an den Unbeſtand des menſchlichen Glückes Thränen weinen; nach einigen Stunden des Nachdenkens fand ich es aber ſo ſehr betrübend und beſonders nicht mehr in einer Zeit, wo die Beſten verfolgt und mit Undank belohnt werden. Der beſte Troſt iſt ein gutes Gewiſſen, und Wahrheit und Recht werden durch Willkür nicht getödtet. Es iſt gut, daß es zur Sprache kommt: Gott gebe Dir einen friſchen freudigen Muth, daß Du in entſcheidenden Augenblicken den Daniederliegenden zu Troſt und Frommen ein Beiſpiel ſeyeſt! — Wenn nur die Nanna ſich darin finden kann, ſo mache ich mir weiter keine Sorge. Der Herr verläßt die Seinen nicht und wird Dir wohl hindurch helfen. Und auch Dein Häuschen und Garten wird ein Spielplatz Deines ſüßen Knaben bleiben; und gewiß haſt Du viele und treue Freunde. Siehe, Du Liebſter, dies iſt meine Hoffnung und mein Glaube. Wie lieb ich Dich habe, weißt Du wohl kaum.

Von den Bilderchen habe ich einige fertig gemacht. Faſt bin ich entwöhnt von dieſen lieblichen Spielen der Fantaſie. Könnt' ich Dein Knäbchen malen, wie ich mir es denke, ſo würde ein andres Bild zu Stande kommen. Der kleine Moritz und die Mutter ſind für Nanna, damit ſie ſich wenigſtens der Form nach eine Vorſtellung von uns machen kann, wie wir im alltäglichen Kleide ausſehen. Die übrigen Bildchen werden nachfolgen, wann das Weihnachtfeſt erſt hinter uns iſt; denn jetzt wird ſchon zum Sankt Niklas und Julklapp fleißig gerüſtet, und die Tage ſind ſo kurz.

Auch Dir und den Deinen ein fröhliches Feſt und viel Glück zum Geburtstag und daß er noch ein vierzigmal wiederkehre in Rüſtigkeit und Freude an Kind und Kindeskind und in allem, woran ein ächtes deutſches Herz Freude hat.

Laſſe doch recht oft etwas wiſſen

Buchholz bei Franzburg den 8. Decembr. 1820.

Deine treue Schweſter Charlotte.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Druckfehler des zweiten Bandes.

Seite 49 Zeile 21 für ſammeln lies ſammle.
= 111 = 8 = Hüll lies Füll.
= 186 = 2 (in der Note) für geborner Deutſcher lies geborne Deutſche.

Reden und Gloſſen

von

E. M. Arndt.

Die ſich vor dem Reif ſcheuen,
uber die wird der Schnee fallen.
Hiob, 6, 16.

Leipzig.
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1848.

116

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Heinrich Ludwig Brönner.

ich Dir etwas berichten könne. Zu dieser Frage hast Du kein Recht, denn schweigen oder sprechen, wie ich will, ist meine Sache. Wenn Du hier und da etwas liesest, was Du vorher von Schweden nicht geglaubt und gewuſst hast, so denke nicht, daſs ich lüge oder schmeichle; Beides kann ich für meine Zeit zu wenig: aber Einen Fehler habe ich, den ich gern nicht haben mögte, den Fehler, zu irren; und ich gestehe ihn sogleich ein, auf daſs mir die Sünde vergeben werde. So gehab Dich wohl und freue Dich mit mir, wenn Du kannst.

Vorrede.

Die erſten beiden Reden A und B ſind ſo aufgeſchrieben wie ſie hier ſtehen.

A iſt wirklich gehalten worden, aber weil dem hohen Alter das Gedächtniß ſchlecht gehorcht, mit Verſetzung der einzelnen Hauptpunkte und mit einigen Abkürzungen, wie die Wirklichkeit und die Berückſichtigung der Früherſprechenden es mit ſich bringen mußte.

B iſt nicht gehalten. Ich bin mit vielen Anderen von der Beſprechung der Polenfrage ausgeſchloſſen worden. Dieß iſt in Frankfurt gewöhnlich das Schickſal derjenigen, die nicht mit irgend einem, oft völlig unnöthigen, beſtimmten Antrage herankommen.

Was C bedeutet, und warum es gleichſam zu einer Reihe kleiner einzelnen Betrachtungen geworden, iſt in der Ueberſchrift geſagt.

Frankfurt *) den 12. des Herbſtmonds 1848.

---

*) Die gräßlichen Begebenheiten, die hier zwiſchen dem 16. und 19. dieſes Monats vorgefallen ſind, haben leider mehrere meiner Anſichten blutig beſtätigt.

A.

Worte von mir geſprochen zur Vertheidigung eines Antrags vom 2. Juli zum Artikel 2. 66. der Grundrechte des deutſchen Volks, alſo lautend:

Der Adel iſt für die Ehre der deutſchen Geſchichte und für das Glück der Zukunft des deutſchen Volks noch nicht auszuſtreichen.

◆

Und ich, der alte Plebejer, der ſeine Laufbahn als Schriftſteller damit angefangen hat, gegen die Bedrückungen und Ueberziehungen zu kämpfen, welche der Adel ſeiner Heimath ſich gegen die Kleinen im Volke erlaubt hatte, ich wage es heut für den Adel das Wort zu nehmen?

Ja, das wage ich, und kann es wagen. Hört mich:

Auch ich glaube an die altteſtamentliche Lehre, daß wir alle gleiche Adamskinder, daß wir alle gleiche Brüder Eines Blutes und Eines Muthes ſind; auch ich ſtimme in den Scherz ein, welchen der große erſte Pitt in ſeinen friſcheſten Jahren ausgeſprudelt haben ſoll, daß gemäß der großen Zweckmäßigkeit, die ſich in aller Schöpfung Gottes offenbare, dieſer Gott, wenn er gleichſam zwei ganz verſchiedene Menſchenarten habe ſchaffen gewollt, die Einen zum Dienen die Andern zum Herrſchen, die Einen zum Gerittenwerden die Andern zum Reiten geboren, er die Erſteren mit Sätteln die Zweiten mit Sporen würde haben zur Welt kommen laſſen.

So weit bin ich einig mit der Urlehre von dem Menſchengeſchlecht, auch darin einig mit dem Grundſatze, daß es hinfort keine auszeichnenden, ausſchließenden, das Volk drückenden oder verdrängenden Standesvorrechte mehr geben dürfe, daß dieſe auf immer abgeſchafft, daß hierin eine würdige unverletzliche Gleichheit aufgeſprochen und geſchlagen werden müſſe. Aber die Namen und Ehren der Vergangenheit, die Erinnerungen der Geſchlechter, welche wie einzelne Denkmäler, Pfoſten und Säulen allerdings am Wege der Geſchichte allenthalben ſtehen oder liegen und welche Manche der Idee der Gleichheit wegen auch zertrümmert haben wollen, weil Dieſer und Jener möglicher Weiſe wie an Steinen des Anſtoßes ſich daran ſtoßen könne — dieſe durchſtreichen, dieſe Ebnung und Gleichung ja Wegſchleifung aller Gipfel und Höhen, welche durch die Welt ragen und durch die Zukunft ragen können und dürfen — dieß heißt eine Zerreißung der Ehren und Zierden der deutſchen Geſchichte und, gelindeſt geſagt, Zerreißung heiliger Gefühle und Erinnerungen.

Meine Herren, wir haben die Erſcheinungen und Entwickelungen der franzöſiſchen Umwälzung und ihre verſchiedenen Verläufe und Durchläufe der letztverfloſſenen ſechzig Jahre vor uns; wir haben genug Nachahmungen und Nachäffungen derſelben geſehen und mehr noch gehört, und können ſie heute auch in vielen Städten und Dörfern des Vaterlandes ſehen und hören: wie es eben brennt, auch die letzten Höhen und Gipfel, welche hin und wieder noch da ſtehen und welchen man das bischen Sonnen- und Sternen-Schein beneidet, das zuweilen darauf fallen könnte, niederzureißen und zu ebnen. Solcher Gleicher und Ebner hat es in den Jahren 1790 Viele gegeben, zum Theil mit den wunderlichſten Einfällen. Darüber hier eine Anekdote, die aber nicht bloß eine Anekdote iſt.

In jenen 1790ger Jahren lebte in Straßburg ein Jüngling, Kandidat der Theologie, der im edlen Gleichheitseifer in dem demokratiſchen Klub jener Stadt ausrief: „Herunter mit dem Münſterthurm! herunter „mit dem hochmüthigen Ariſtokraten, der ſich unterſteht über die andern „Kirchen und Häuſer der Stadt wie über niedrigeres Volk hinzu„ſchauen!“ — Und was iſt geſchehen? Man hat ſich unten an den Münſter gemacht und, ſo weit Leitern reichen konnten, die Köpfe der alten Heiligen, Biſchöfe und Kaiſer, welche die äußeren Mauerblenzen hätten, angefangen niederzuwerfen und zu zerſchlagen; aber der Münſter ſteht heute noch, und ich habe hier für das Eſchenheimer Thor und den Domthurm der alten deutſchen Wahlſtatt wohl nicht zu bitten. — Beiläufig, jener arme Kerl iſt im Jahr 1810 im Irrenhauſe geſtorben.

M. H., man ſpricht von Republiken, man träumt von Republiken, man träumt von einer großen deutſchen Republik. Ich bin ein Republikaner, ich glaube, ich bin es in Art, Sinn, Sitten und Gewohnheiten meines Lebens mehr als die meiſten Jetztlebenden, ich halte der Jugend, die meiſtens auf dieſer linken Seite ſitzt, gebührliche Rechnung; aber die tabula rasa, die man machen möchte, die große deutſche Republik, wovon man träumt, ich halte ſie für keine deutſche Möglichkeit, nur durch entſetzliches Unglück und namenloſen Jammer erreichlich, und doch nimmer für ein Glück, auf keinen Fall für ein bleibendes Glück; denn ſie würde nicht beſtehen. Nein, ich glaube nimmer, daß eine ſolche Republik, eine Republik von 45 — 50 Millionen Menſchen beſtehen würde. — Und wie! wenn wir aber anfangen, aus unſern Fürſtenthümern Republikchen zu machen! O! O! würden wir den beutelustigen Nachbarn, die von Oſten und Weſten her auf uns ſchauen und lauſchen, nicht gelüſtige gefälligſte Vorarbeit zur Zerreißung des Vaterlandes machen?

Ja dieſe große Republik und die böhmiſchen Dörfer und goldenen Berge, die man dem Volke in ihr vorſingt und verkündigt, wohin würde alle dieſe Herrlichkeit, *all dieſes Glück der liebenswürdigſten Gleichheit, der wohlfeilſten Regierung mit allen ihren Und ſo weiter* führen? Ich ſage Ihnen, bei unſerm Stande der Bildung, bei unſern Leidenſchaften und Sitten und bei tauſend und aber tauſend gegen einander ſtoßenden Trieben und Entwickelungen in einem Volke, wo 5000, ja wohl 10,000 Menſchen auf einer Quadratmeile wohnen, welch ein ungeheures Rad in dieſer Maſchine! und mit welchem ungeheuren Umſchwunge der Kräfte und Leidenſchaften würde dieſes Rad bewegt werden und wie viele deutſche Lieblichkeit und Herrlichkeit würde es auch im beſten Falle wegſchleifen, ja wegrädern!

O fürchterliche Gleichheit und Einförmigkeit, wobei man gelegentlich vor Langerweile berſten könnte, wie es vielen gebildeten Europäern ſelbſt in Amerika häufig widerfährt, wo auch nicht alles Gold iſt was glänzt! [1])

M. H., unſer Deutſchland, unſer altes Germanien, iſt das Herz Europas, es hat das Herz, ja es hat alle edlen Herzen und Pulsſchläge Europas in ſich, es iſt durch ſeine Vielgeſtaltigkeit und Mannigfaltigkeit gleichſam das Mutterland des Welttheils. Wir Deutſche ſind das Volk der höheren und tieferen Anſchauungen und Geiſtesſpiegelungen, der mannigfaltigen irdiſchen und himmliſchen Kräfte, die nach Gottes Willen durcheinander ſpielen. Dieſe Mannigfaltigkeit, dieſe Vielgeſtaltigkeit, ja dieſe wunderſame und oft wunderlichſte Vielerleiheit — dieſe hinſchwebende, träumeriſche, beſchauliſche und alles beſpiegelnde und durchſpiegelnde Eigenthümlichkeit, welche die Deutſchen in ihrer innerſten Deutſchheit auszeichnet und welche von mehr nüchternen Völkern häufig als träumeriſche Leerheit verlacht wird — dies iſt unſer Eigenſtes, dies iſt unſer Weh und unſer Glück, dies ſind wir Selbſt, hierdurch ſind und heißen wir Deutſche. Glauben Sie einem Greiſe, der bald drei Menſchenalter unter ſich hinfließen geſehen hat, der im Elend und in der Fremde in Sehnſucht nach dem geliebten Vaterlande über Berge und Meere hin oft in die Ferne geſchaut hat — o ich habe es empfunden, ich empfinde es heute, welches Glück, ja welche Glückſeligkeit in dieſem deutſchen Vielerlei, in dieſer geiſtigen Mannigfaltigkeit der Triebe Anlagen, Neigungen, Weiſen und Sitten der verſchiedenen deutſchen Stämme ruht, wie dieſes Alles, dieſes Deutſche, dieſes unbeſchreibliche Nichts und Alles doch, im innerſten Grunde beleuchtet, eine deutſche Herrlichkeit iſt. Wir wiſſen, wie ſich dieſe in vielen Hinſichten überſchwellende Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit, dieſer Geiſt der beſondern Eigenthümlichkeiten, ich mögte ſagen Perſönlichkeiten der

Stämme zu unſerm Verderben auch politiſch in zu reicher Mannigfaltigkeit entwickelt und vereinzelt und geſondert hatte. Sie wiſſen, m. H., wie ich ſelbſt oft Gott gedankt und geprieſen habe, daß viele dieſer politiſchen Perſönlichkeiten in dem jüngſtverfloſſenen Jahrhundert verſchwunden ſind — es werden noch wohl einige Kleinſte verſchwinden müſſen — aber hüten wir uns, mit einer großen Republik eine allgemeine tabula rasa unſerer gegenwärtigen Geſchichte zu machen. Wahrlich die das mit unzeitigem Ungeſtüm wollen, wiſſen nicht, wie viel deutſche Schönheit, ja wie viel beſte deutſche Freiheit ſie wegſchleifen ja, wie geſagt, wegrädern würden.

Schönheit ſage ich, Freiheit ſage ich. Es iſt eine wunderbare unbeſchreibliche Schönheit in dieſem deutſchen Mannigfaltigen. Laſſen Sie doch einen Theil davon beſtehen. Es iſt aber auch die älteſte, ächteſte, menſchlichſte Freiheit darin, jene geiſtige Freiheit, wodurch unſer Volk das Volk der Gedanken, das Volk der Philoſophie und Wiſſenſchaft geworden iſt. Glauben Sie hier nicht mir, ſondern glauben Sie den Fremden. Geſcheidte Engländer und Franzoſen, die ſich einige Jahre bei uns und in uns und in unſer Weſen und Leben eingelebt, ich mögte ſagen eingeleibt haben, haben mir bei'm Scheiden oft das fröhliche Bekenntniß abgelegt: in Deutſchland allein verſtehe man zu leben, in Deutſchland werde wirklich frei und menſchlich gelebt.

Meine Herren, das iſt nicht die deutſche Luft und der deutſche Himmel, woran ſolche glückliche und glücklich geprieſene Beſonderheit geknüpft iſt — es iſt die Mannigfaltigkeit, das ſchöne mannigfaltige und verſchiedene Spiel der deutſchen Triebe und Geiſter in den verſchiedenen deutſchen Stämmen und Arten, welche ſolche Schönheit und Freiheit zuſammengeſpielt haben und immer noch zuſammenſpielen. Nun wollen Einige — dieſe Einigen ſagen, daß viele, ja daß die meiſten Deutſchen ſo wollen — uns die beglückende und mit ungeheurer Gewalt zuſammentreibende Einheit und Einförmigkeit einer großen Republik verleihen. Ich meine, daß ſie ein gefährliches und unmögliches, auf jeden Fall ein unglückliches deutſches Ding wollen, indem ſie ſo ſehr Verſchiedenes und Mannigfaltiges, als die deutſchen Stämme mit ihren Trieben und Geiſtern ſind, zuſammenzwingen wollen. Spiegeln wir uns ein wenig in den Republiken oder republikartigen Königreichen, die wir vor Augen haben: Staaten, die unſers Blutes ſind und die es viel leichter hätten, als es unſre Vielerleiheit hat, mehr einförmig Eins zu ſein.

England, das freie England, war eine kurze Zeit Republik, und iſt wieder ein konſtitutionelles Königreich geworden. Holland (oder die Sieben vereinigten Provinzen) welche ſtolze, herrliche Republik! und es hat ſich als ſolche nicht behaupten können, und iſt jetzt ein konſtitutionelles Königthum.

Und dieſe beiden hätten es doch viel leichter gehabt als wir, Republiken zu ſein und zu bleiben, dieſe aus einzelnen, und zwar aus den von Natur ruhigſten bedächtigſten Stämmen unſers Volkes entſproſſen: die Engländer aus Angeln, Sachſen, Frieſen, Skandinaven, die Holländer aus Katten, Sachſen, Frieſen u. ſ. w.

Und nun das jüngſte große Muſter, das vielgeprieſene und viel nachgeahmte, die große untheilbare franzöſiſche Republik vom Februar des vorigen Jahrs, wie hat ſie ihre Flitterwochen, die fröhlichen Honigmonate der Freiheit, beſtanden? Dieſe, von welcher an dieſer Stelle vor zwei Monaten noch geſagt werden durfte, daß ſie nimmer wieder einen Herrn erkennen werde, hat ſie nicht ſchon ihren ſoldatiſchen Diktator wieder? hat ſie nicht ſchon wieder die Preſſe der Preſſe, die Beſchränkung des Geſellſchaftungsrechts, das Verbot der republikaniſchen Klubs? ſind ihre Arbeitervereine nicht aufgehoben? ſind die prächtigen den Armen und Kleinen eitel Glück weiſſagenden Verkündigungen von den Mauern, worauf ſie geklebt waren, nicht mit Kartätſchenſchüſſen heruntergeſchoſſen worden? werden die zu einer menſchlichſten Freiheit, zu einem bis dahin unerreichten Weltglück berufenen und geadelten Arbeiter zu derſelben Zeit, wo man die Todesſtrafe als des Zeitalters unwürdig abgeſchafft erklärt hat, nach Klimaten, die den geſchwindeſten und gewiſſeſten Tod in ſich tragen, in Deportationen zu Tauſenden nicht ins Elend abgeführt? — Spiegeln wir uns mit unſern verwegenen Träumen ein wenig an dieſer großen Republik. 2)

Nordamerika und ſeine Anfänge mag ich hier kaum nennen, Nordamerika, welches auf vielen ſeiner Quadratmeilen nur drei, dreißig oder dreihundert Menſchen wohnen hat. Da iſt in vielen Landſchaften nur erſt der Anfang von Anfängen. Laſſen wir zwei, drei Jahrhunderte vorüberſtrömen und kommen dann wieder und ſchauen, wie es dann ſteht. Ich für mein Theil bleibe lieber in der jungen deutſchen Freiheit, als daß ich nach einer nordamerikaniſchen ſchnappen ſollte.

Alſo es bleibe die deutſche Mannigfaltigkeit in der konſtitutionellen republikaniſch monarchiſchen Eidgenoſſenſchaft deutſcher Könige, Fürſten und Freiſtaaten! 3) es bleibe der Adel in ſolcher Weiſe, daß er nicht mehr drücken, drängen und verdrängen könne! Man laſſe ihm ſeine Namen, Wappen, Schilder, ſeine Erinnerungen! man greiſe nicht mit freveln Händen in menſchliches Heiligthum ein, was Ueberlieferungen, Erinnerungen, Denkmäler, kurz was Leben und Geſchichte ſind! Ja das Andenken der Väter, die Erinnerungen ſind das menſchlichſte Eigenthum und Heiligthum, deſſen Verletzung der blutigſte unverletzlichſte Frevel iſt. Wahrlich auf dieſem heiligen Boden ſtehen wir alle als alte Edelleute; hier möchten wir alle Denkmäler und Hausgeſchichte haben. Hier ſind wir alle Ariſtokraten und erlaubte Ariſtokraten. Noch heute halten die Bauern in Norwegen und Island ihre Geſchlechtstafeln, mit den Namen ihrer Ahnen gefüllt, mit den Namen von Göttern, Königen und Skalden, die vor langen Jahrtauſenden und Jahrhunderten begraben wurden: ſie zählen bis auf Odin und Thor zurück. Wir laſſen ihnen ſcherzend dieſe *Thorheit* von Thor, wenn es eine Thorheit iſt. Sie werden nicht ſchlechter dadurch. Es iſt einmal eine tief in den Menſchen ſteckende Thorheit, die nach menſchlicher Weiſe meiſt mit kleinen, zuweilen auch mit großen Spielen zu größern Spielen hinſpielt. Dieſe Thorheit ſprießt und wurzelt ſelbſt in dem allerfreieſten Nordamerika. Ich ſah vor Jahren einen nordamerikaniſchen Miſſionar, einen ſchlichten einfachen apoſtoliſchen Preſbyterianer, namens Saliſbury, fragte nach ſeinem Namen, und mit einem ſelbſtzufriedenen freundlichſten Lächeln antwortete er: Ja wir heißen Saliſbury und ſtammen von dem großen Grafen, der unter Eduard dem Dritten in Frankreich die glänzendſten Siege erfocht. So iſt der Menſch, er möchte auch hinter ſich gleichſam eine Unſterblichkeit haben. Das ſage ich: auch ich würde mich glücklich fühlen auf einem Gütchen im Schatten eines Baumes, unter welchem mein Urgroßvater ſchon geſeſſen hätte.

So ſind, ſo empfinden wir Menſchen und ſo wollen wir nicht ſcheel dazu ſehen, wenn die Hunderte und Tauſende Namen, Bilder, Schilde, Fahnen und Wappen der alten Geſchlechter auch künftighin noch unter den glänzenden und goldenen Flügeln des deutſchen Reichsadlers als kleiner Helmſchmuck in Wimpeln und Fähnlein mitflattern.

Was Vieles ich ſonſt noch für den Adel und für die Erhaltung und Wahrung ſeiner Ehren und Erinnerungen ſagen könnte, wäre gewiß nichts Kleines; aber das mögen Andere thun, welchen es beſſer ſteht als mir. Nach meiner Erfahrung und alſo auch nach meinem Glauben dürfte ich das Fortes creantur Fortibus et Bonis des Horaz auch nicht ganz übergehen, weil der deutſche Edelmann ſeiner Beſtimmung nach der erſte und vornehmſte Bauer iſt und weil aus dem Bauernſtande nach dem Naturlauf in jedem Volke immer die Muſter der ſtarken und ſchönen Menſchen hervorgehen müſſen. Dieſes mißliebige Kapitel und das der feineren Sitte und Bildung, was ſicherlich einen gewaltigen Gegenſchall erregen würde, überlaſſe ich ebenfalls Anderen zur Behandlung, obgleich es mir nicht bloß ein hübſches Beiwerk des adeligen Standes, eine hübſche Nebenſache däucht.

Aber für das Glück der Zukunft meines Volkes, habe ich geſagt, darf man den Adel noch nicht wegſtreichen! Was meine ich mit dieſen Worten? und wohin ſchaue ich dabei? O ich meine wahrlich nichts als die Ehre und Macht unſeres Volkes und die Einheit und Stärke des Vaterlandes, welche wir ſuchen aber noch lange nicht beſitzen. Ja, meine Herren, ich ſchaute in die Zukunft, in die Nähe der Orte und Ferne der Zeiten, indem ich jene Worte drucken ließ. *)

Wir ſind hier verſammelt, von allem Volk berufen, in einer neuen Zeit, in einem neuen Geiſt für das geliebte Vaterland zu denken, zu arbeiten und zu wirken. Möge es uns gelingen, gutes Werk zu wirken und tüchtige Arbeit zu machen! Möge der ſtille und milde und doch ſo ſtarke und tapfere Geiſt der Freiheit und Liebe mit uns ſeyn, daß wir im Sinne jener Freiheit, die wir früher nimmer beſeſſen haben, ſorgen und ſchaffen und ſo Tüchtiges und Lebendiges ſchaffen, daß alle unſere Brüder, auch die losgeriſſenen und entfremdeten Brüder, die Sehnſucht ergreift, in den erwärmenden und ſchirmenden Schooß des alten Germaniens wieder zurückzufallen, um fröhliche und glückliche Genoſſen unſerer Ehre und unſeres Glücks werden zu wollen! daß wir gute Arbeit machen, unten ſo frei und republikaniſch, oben ſo freundlich und menſchlich monarchiſch, daß alle edle und freie politiſche Einrichtungen und Verfaſſungen der Völker ſich leicht und gern an unſre große deutſche Eidgenoſſenſchaft, an unſer verjüngtes und werdendes Kaiſerreich, anſchließen und in ſie und unter ſie ſich hineinfügen wollen.

Dies meinte ich, dahin ſchaute ich: Nähe der Orte, Ferne der Zeiten.

Nähe der Orte? Zwei unſrer Gränz- und Reichs-Naturfeſtungen ſind uns noch übrig: Böhmen und Tyrol. Drei ſind uns vorlängſt durch wälſche Liſt und eigene Vaterlandsvergeſſenheit und Herrenloſigkeit entriſſen worden: die Schweiz, Elſaß mit Lothringen und die Niederlande (Belgien und Holland).

Ferne der Zeiten? Wer weiß die Stunde Wann? und die Art Wie? Aber ſie werden einſt wieder ganz deutſch ſeyn, ſie werden durch

---

*) Alle Anträge werden vor der Verhandlung über ſie gedruckt.

Liebe wie durch Noth 4) künftig wieder mit uns vereinigt werden. Wir wünſchen und hoffen das; laſſen Sie uns auch würdig dafür thun und wirken.

Nun, meine Herren, hier treffe ich auf den Punkt, von welchem ich auslief. Die Menſchen dieſer eben genannten Länder (Republiken oder republikaniſch konſtitutionelle Königreiche) haben bei ſich keine ſolche Gleichung, Wegſchleifung, Wegräderung gemacht, wie Einige der Unſern ſie wünſchen; ſie haben viele Geſtalten, Zeichen, Bilder und Erinnerungen der Vorzeit ruhig und verſtändig erhalten und ſtehen laſſen; ſie haben dem Adel bei ſich allerdings die ungebührlichen Vorrechte genommen, aber ſie haben die Namen und Ehren nicht ausgelöſcht, die Wappen und Schilder nicht zerſchlagen. Belgien und Holland haben noch heute Herzoge, Vicegrafen, Grafen und Freiherren; in der Schweiz dürfen die Reding, auf-der-Mauer, Erlache, Rotten ſich noch Freiherren nennen laſſen. — Laſſen Sie uns alſo geduldig und barmherzig ſeyn gegen die bunte Mannigfaltigkeit der äußeren Bilder und Zeichen, damit jene weggeſpielten deutſchen Länder mit ihren Verſchiedenheiten und Beſonderheiten einſt gern wieder bei uns und mit uns heimiſch ſeyn wollen.

Anmerkungen.

1) Amerikaniſches Gold? Rohe Erde noch an vielen Stellen, rohe Menſchen, Rohheit und Wildheit der Sitten in manchen Landſchaften, wie begreiflicher Weiſe in allen Anfängen der menſchlichen Geſellſchaft; aber daneben auch viele Auswüchſe der verderbenſten Ausbildung und Entwickelung. Man denke, in manchen Landſchaften Amerikas, wo man ſich doch vor dem Namen Jeſus Chriſtus beugt, die ſchändlichſte Sclaverei, ja ordentlich eingerichtete Menſchenſtutereien, wo man die Sklaven für den Verkauf zeugen läßt und für Erzielung ſtärkerer oder ſchönerer Arten die Zuſammenpaarung wie Thierpaarungen macht. Zu gleicher Zeit Verjagung oder gar Tödtung der frommen Prieſter, welche den unglücklichen Schwarzen die Lehre Jeſu Chriſti und die himmliſche Gleichheit der Menſchenkinder bringen und verkündigen wollen.

2) Ja in Frankreichs jüngſter Republik und in ihren Wechſeln mögen ſich unſre radikalen Republikaner ſpiegeln, wenn ſie durch irgend eine Spiegelung noch zur Beſinnung zu bringen ſind. Ich hatte es vorhergeſagt, wohin alle dieſe goldenen Berge, die man den Arbeiterſchaaren von Paris vorgefabelt hatte, verſinken würden, wie man die herrlichen Verkündigungen einer nie erlebten Freiheit und Glückſeligkeit wieder mit Kartätſchen werde von den Mauern wegſchießen müſſen. So mag denn hier als eine Vorſpiegelung und Weiſſagung mein politiſches Glaubensbekenntniß vom verfloſſenen Lenzmonat ſtehen, wie es am 28. jenes Monats in der Kölner Zeitung abgedruckt iſt. Es mag um ſo eher hier ſtehen, als die jüngſten europäiſchen und deutſchen Erſcheinungen und Entwickelungen meine Geſammtanſicht in keiner Beziehung ſeit jenen Tagen erſchüttern gekonnt haben:

Mein Glaubensbekenntniß für die deutſche Gegenwart.

„Eines Mannes Rede iſt keine Rede
Man ſoll ſie hören alle beede.“

Dieſen alten tüchtigen Sachſenſpruch ſoll man, wenn man über eine ſchwere Sache ſprechen will, ſich immer zurufen und ſich ſelbſt dabei eines billigen Urtheils ermahnen.

So habe ich in dieſen verhängnißvollen Tagen voll Wonne und Trauer unter dem Geklirr der Waffen und Geſchwirr der Zungen zu meinen Freunden geſprochen, die da meinten und drängten, ich müße auch meine Töne darunter ſchwirren laſſen; ſolche Töne ſeien doch zuweilen von den Leuten freundlich vernommen und aufgenommen worden. Ich habe ihnen geantwortet: Wohl ſteht ein Kampf leidlich und ausführlich gegen Einen, auch wohl gegen Einige, wenn dieſe aus einem beſtimmten Punkte heraus und nach einem beſtimmten Ziele hin fechten; aber ein Kampf gegen Hunderte und Tauſende, die ſelbſt kaum zu wiſſen ſcheinen, woher und wohin mit ihren Streichen, und vor denen man ſelbſt ſeine Streiche ins Graue und Blaue hinein richten muß — das iſt ein ſehr mißliches Ding. Mehr denn zu viel habe ich mich in dergleichen Kämpfen verſuchen müſſen, nur zu viel und zu lange bin ich die Stimme eines Predigers in der Wüſte geweſen — und ſoll ich nun vielleicht eben ſo in die Wüſte hinein rufen und mich verrufen?

So habe ich Tage lang den mahnenden und drängenden Freunden geantwortet, aber endlich geht doch ein andrer Gedanke mit mir durch, wie die orkaniſche Zeit mit ihren geſchwindeſten Sturmflügeln mit uns und mit unſern feſteſten Gedanken durchgeht, der Gedanke, daß ich jetzt, wenn ich ein Wort zum Volke ſpreche, rufen darf und rufen muß: Hony soit, qui mal y pense.

Denn welche Begebenheiten, welche Entwickelungen binnen Einem Monat und auch welche fürchterliche Erzitterungen und Erſchütterungen der Herzen und Geiſter durch alle Länder Europas und auch durch unſer Vaterland hin! Erſchütterungen, welchen die Einen Heil, die Andern Wehe zuſchreien, bei welchen aber das geliebte Vaterland aus allen ſeinen Fugen geſchüttert und zuſammengeſtürzt werden könnte, wenn alle Deutſchen nicht einmüthiglich und einmänniglich ſich um das Gefühl Ein Deutſchland und ein einträchtiges Deutſchland mit ganzer Liebe und Treue und mit voller Hoffnung und Zuverſicht zuſammenſchaarten. Ja wahrlich, zerrüttet und geſchändet könnten wir werden, wir Starken — wenn wir einträchtig ſein lernen, die Stärkſten in Europa — könnten noch einmal zerriſſen der Spott und das Gelächter der Völker werden, wenn wir von den zauberiſchen Lehren einer allgemeinen Menſchlichkeit, Glückſeligkeit und Friedſeligkeit, in deren Verbrüderung die einzelnen Völker völlig untergehen werden, welche aber auf Erden in ſolchem Grade nimmer ſein werden und welche von Manchen, die ſie predigen, auch nicht einmal ehrlich gemeint ſind, uns verlocken und uns unſere Simſonslocken zum dritten und vierten Mal ſo abſchneiden ließen.

So ſpreche ich denn treu und unverzagt aus, was mir in der Gegenwart das Nothwendige däucht, ein Greis, der die mannigfaltigen Wechſel mehrerer Menſchenalter geſehen, der auch viele ſchimmernde Täuſchungen und Gaukeleien des Zeitalters in ihr kaltes und kahles Nichts hat verſinken geſehen, der wenigſtens als ein ehrlicher Mann vor ſeinem Volke hingewandelt iſt und weder dem Glanze oben noch dem Grau unten jemals geheuchelt noch geſchmeichelt hat.

Wir leben in einem großen Augenblicke. Unter dem fürchterlichen Zuſammenkrachen des Alten wird ein Neues vom Volke verlangt, von den Königen und Fürſten verſprochen: ein verjüngtes mächtigeres Deutſchland ſoll wieder erſtehen, Deutſchland ſoll aus einem Staatenbunde wieder ein Reich werden; unſer König und Herr verſpricht für die neue Geſtaltung und Stärkung des Vaterlandes ſich an die Spitze der Bewegung des Volkes zu ſtellen — aber indem allenthalben von Wien bis Berlin, von Hannover bis München alles aus den alten Fugen weichen und zuſammenſtürzen will, tönen aus der allgemeinen Spannung und Verwirrung oft nur zu viele verworrene und verwirrende Stimmen heraus.

Wir ſehen uns ein wenig um, was in dieſer noch unabgeklärten Wirrung und Verwirrung das erſte Nothwendige und Menſchlichmögliche iſt.

Das erſte Nothwendige iſt, unſre große Freiheit zu ſtärken und zu wahren und nicht zerſplittern zu laſſen, die Erhaltung der Ganzheit unſers Landes und Volkes feſt ins Aug zu faſſen und durch republikaniſche oder gar kommuniſtiſche Glückſeligkeits- und Freiheits-Träume uns nicht zerreißen und den Fremden als Beute hinwerfen zu laſſen.

Das zweite Nothwendige iſt geſchwindes und tapfres Ausbauen und Feſthalten der hohen Güter, welche die Bildung und Strebung der Zeit und der Wille des Volks uns gewonnen und errungen haben, welche uns von den Königen und Fürſten ausgehändigt und beſiegelt ſind: Freiheit der Geiſter und — ſo ſehr es irdiſch möglich iſt — auch Freiheit der Leiber. Ich zähle dieſe Güter hier nicht einzeln auf, ſie ſind ja in hundert Verkündigungen und in tauſend Tagesblättern abgedruckt zu leſen.

Was verſtehe ich unter der großen Freiheit? Darunter verſtehe ich unſre ganze volle Volksthümlichkeit in ihrer einigen, in ihr ſelber abgeſchloſſenen Unverſehrtheit und in ihrer den Fremden Achtung gebietenden Stärke: daß wir als Volk geſchloſſen zuſammenhalten, daß kein fremdes Volk unter dem Titel der Befreiung und Beglückung ſich in unſre Familienſachen miſchen dürfe.

Dies iſt unſer erſter größter Geſichtspunkt. Die kleinere eben auch angedeutete Freiheit, die aber die menſchlichſte iſt und deren Güter die ſchönſten und mannigfaltigſten ſind und wodurch die große Freiheit allein würdig beſtehen kann — die werden wir uns nun und nimmermehr wieder nehmen laſſen; aber ſie würde nimmer behauptet werden können, wenn Fremde unter uns mitzuſprechen oder gar zu herrſchen hätten

Die Grundlagen der großen Freiheit ſollen nun bald gelegt werden, ein deutſches Parlament aus allen Stämmen und Gauen ſoll verſammelt werden, ein deutſches Unterhaus, neben welchem die verſchiedenen Könige und Fürſten u. ſ. w. gleichſam das Oberhaus bilden werden. Wie dieſes neue Große gebildet und geordnet werden ſoll, darüber hier zu ſprechen hieße in die Luft hinein reden. Das werden weiſe und erfahrne Männer des Volks hoffentlich würdig entſcheiden und beſtimmen. Wenn dieſe größte Aufgabe des Augenblicks würdig gefaßt und gelöſt iſt, dann erſt ſteht wieder ein voller deutſcher Mann da, ein durch Macht und Stärke Achtung gebietender.

Aber neben kräftiger und feſter Ordnung des deutſchen Reichs iſt auch ein feſter und geſchwinder Befehl nöthig: die Fürſten und das Volk bedürfen eines Königs oder Kaiſers von Deutſchland. Wer ſoll dieſes Haupt ſein? und wer kann dieſes Haupt ſein? Kein Anderer als der mächtigſte deutſche Herr, der König von Preußen, um welchen als um den Kern der Macht die Kleineren ſich ſchaaren müſſen. Er iſt auch durch die Lage ſeiner Länder als ein König der Inſeln und Küſten und als ein Seekönig und durch die Mannigfaltigkeit der Stämme, die unter ſeinem Scepter wohnen und von einer Gränze zur andern durch ganz Deutſchland hinlaufen, zu dieſer erhabenen Stelle berufen. Oeſterreich, welches durch Metternichs jämmerlichſte kurzſichtigſte und undeutſcheſte Politik aus Deutſchland halb herausgeſpielt iſt, durch Metternich, der nicht den Muth hatte, in den Jahren 1814 und 1815 Belgien und Elſaß und Lothringen zu fordern und feſtzuhalten, Oeſterreich, obgleich beinahe über 40 Millionen Menſchen herrſchend, doch eben durch dieſe Herrſchaft über vier, fünf verſchiedenartige Völker in ihm ſelbſt wie an allen Gliedern gefeſſelt und mit vielen undeutſchen Verwickelungen und Umſchlingungen kann es bei den ganz anders geſtellten Volks- und Weltverhältniſſen jetzt nicht mehr ſein.

Wie denke ich mir die Hauptzeichen dieſes deutſchen Kaiſers und Königs?

1) Er hat im Volks- und Fürſten-Parlament die Oberſtimme, wie auch bei den Geſandtſchaften, Bündniſſen, Kriegs- und Friedens-Handlungen mit den fremden Völkern.

2) Er hat über Heer und Flotte den unbeſchränkten Befehl.

Deutſchlands Stellung mit und unter Preußen bloß als Oberſten für die auswärtigen Verhandlungen und für den Krieg könnte eine der edelſten Erſcheinungen der Geſchichte werden. Viele Könige, Fürſten, Freiſtädte, kleine Republiken, mit 25 bis 30 verſchiedenen Hauptſtädten, Mittelpunkten einer allgemeinen höheren Bildung und einer ſchönen mäßigen und mannigfaltigen Anregung und Belebung der ſchaffenden und fortbildenden Geiſter.

Wenn durch allgemeine für das ganze Reich geſchaffene Ordnungen und Geſetze immer mehr Aehnlichkeit, hin und wieder auch Gleichheit des Verſchiedenen in ganz Deutſchland angebahnt und geebnet würde, bliebe doch hinſichtlich der Regierung der einzelnen Fürſtenthümer das Meiſte ungefähr in der alten Weiſe.

Jeder Fürſt hätte in ſeinem Staate im Frieden die volle Herrſchaft (Verwaltung, Rechtspflege, Heerbildung u. ſ. w) nur daß, wie es ja auch jetzt beſteht, der Beſtand und die Ordnung des deutſchen Heerweſens gegenſeitiger Muſterung und Beſichtigung unterläge. Nur im Kriege ſchwiege der Befehl der verſchiedenen einzelnen Herrſcher und geböte der Kaiſer als Diktator.

Aber würde der nicht ein Einherr über allen werden? Müßte er nach der weltbekannten Freßluſt der Herrſchaft das nicht nothwendig werden? Ich antworte: wer könnte das hindern in der Zukunft, wenn das deutſche Volk ſo ungerecht und ſo undankbar ſein wollte, gerechte und edle Fürſten und Fürſtenſtämme zum Vortheile eines Einzigen abzuſchaffen und auszuſtreichen? Wer wird im Gedränge zwiſchen Ruſſen und Franzoſen ſolche Entwickelungen der deutſchen Zukunft hindern können, wenn nicht Gerechtigkeit und Ehre im Volke und in den Fürſtenhäuſern ſelbſt ihre Herrlichkeit beſchirmt?

Alſo die auf edler freiheitlicher Grundlage ruhende Monarchie däucht mir im Vaterlande die mögliche und wünſchenswerthe Reichsgewalt.

Ich weiß und höre es jeden Tag: Einzelne, aber Wenige, wünſchen und predigen Anderes: Sie weiſen uns auf die Republik Nordamerika und auf ſein Bild und Gleichniß hin. Aber wie paßt Nordamerikas Bild zu dem Bilde des gegenwärtigen Deutſchlands? Wahrlich Nordamerika ſpielt noch ſeinen Kindermorgen des politiſchen Lebens, die Menſchen- und Völker-Geſchlechter, welche aus den vollgepfropften Archen Europas dahin ausſtrömen, können ſich dort noch ſporadiſch über die Länder ergießen und allenthalben leere Stellen einnehmen — aber bei uns? Indeſſen kommt nach einigen Jahrhunderten, ja kommt nach einigen Menſchenaltern wieder, und erzählt uns, was ihr dort Neues und Anderes geſehen habt.

Ihr klebet uns auch die kommuniſtiſchen und hochrepublikaniſchen Freiheitslehren des jüngſten großen pariſer Stückes an alle Wände und Mauern, aber ich ſage: Dieſe Republik von 36 Millionen Franzoſen wird in ſolcher Weiſe keinen langen Beſtand haben, ſie und manche andere Unmöglichkeiten und Unſinnigkeiten des Tages werden tragiſch zuſammenſtürzen und ihre Verkündigungen werden vielleicht einſt*) mit Kartätſchenſchüſſen von den Wänden weggeſchoſſen werden.

Weiſt man uns nun für Deutſchland auf eine Republik hin, für ein Land von mehr als 40 Millionen Menſchen, ſo mögte ſolche Staatsform für die Deutſchen noch möglicher ſcheinen, für ein mehr ernſthaftes und verſtändiges Volk; aber ſollte die Probe gemacht werden, die doch nicht glücken würde — man ſchaue um ſich, man bedenke alle Zuſtände und Verhältniſſe und auch die Anſichten und Geſinnungen der Menſchen, durch wie viel Unglück, Zwietracht und Blut würde das hingehen! — Ein ſchauderhafter Gedanke — welche Spaltungen und Zerreiſſungen, welche blutige Kämpfe der Verſchiedenheiten mit einander! und wie würden dann unſre Nachbarn im Oſten und im Weſten die zerriſſenen Stücke unſers herrlichen Landes einander zuwerfen!

---

*) Dieſe Weiſſagung iſt gottlob und leider dieſen jüngſten Brachmonat ſchon wörtlich eingetroffen.

Gottlob, damit Menſchenverſtand und Erfahrung eines langen Lebens nicht zu Schanden werden.

Leider, weil auch ich das Menſchengeſchlecht der edelſten freieſten Freiheit gern fähig halten mögte.

Und vollends dieſe Franzoſen? Mache mir einer Völker wie Franzoſen und Polen zu Republikanern. Solche leichte flatterige und doch höchſt einſeitige und einförmige Art muß durchaus einen ſtehenden gebornen Herrn haben. Die Franzoſen werden bald wieder nach einem König ausſehen.

Bewahre uns Gott nur, daß wir auf den Märkten unſrer großen Städte endlich nicht auch niederkartätſchen müſſen. Unſre radikalen Demagogen ziehen fürchterlich ſauſende und brauſende Schwänze des armen betrogenen Volks hinter ſich her, ſogar mit den Blutzeichen rother Bänder und Federn an Hüten und Mützen. Und unſre ſogenannten demokratiſchen Klubs, (man rühmt ſich ja ſchon der Hunderttauſende, welche ihre Verſammlungen zählen ſollen) welche man in Deutſchland unter einen Generalklub ſtellen will? Wird bei ſolcher wilden und wogenden Volksmacht, die man zu leiten hofft, eine geſetzliche Macht, wird ein Staat dabei beſtehen können?

Vor ſolchen erſchreckenden Unmöglichkeiten, vor ſolchen Utopien bewahre uns Gott und wende unſre Sinne und Gedanken zu anderer beſſerer und möglicherer Einigung und Stärke.

Ich habe gewinkt und gewieſen. Laßt uns wach ſein, weil der Morgen noch hell iſt, und nimmer am Vaterlande verzweifeln!

Bonn, den 24. Lenzmonds.

4) Die Schweiz wird in Noth kommen zwiſchen drei viel mehr geſchloſſenen Völkern, als ſie ſonſt waren. Holland wird noch mehr in Noth kommen, wenn die Flotten der Nordamerikaner, die von Kalifornien und Neu-Mexiko auslaufen, ſich der oſtaſiſchen Inſeln und Küſten bemächtigen und Großbritanniens und Hollands Herrſchaft dort ein Ende machen werden.

◆

Acerbi, der allen Ausländern in Schweden so vielen Schaden gethan hat; zum Theil auch schwatzen sie aus vorgefaſsten Meinungen und Vorurtheilen, und kommen mit unreifen Vorschlägen, die für Schweden und sein Lokale und Klima nicht passen. Man kann bei Torneå nicht reisen wollen, wie bei Rom, noch längs der Indalself, wie längs der Seine, obgleich man um Stockholm besser reiset, als um Rom und längs der Göthaelf besser, als längs der Seine und dem Rhein.

Es giebt in Schweden keine gewöhnliche fahrende Posten, sondern bloſs reitende oder leicht fahrende Briefposten mit einem Pferde. Man muſs also, wenn man reiset, das thun, was man in andern Ländern nennt sich der Extraposten bedienen. Eine andere Art fortzukommen giebt es hier nicht, diese Art ist aber gar nicht theuer in Vergleichung mit den übrigen Ländern Europens; doch ist die Einrichtung dabei etwas anders und diese will ich kurz beschreiben.

Die Einrichtung heiſst Skjuts, Skjutsning. Für die Posthäuser anderer Länder sind in

B.

Poſen und die Polen.

◆

Was wage ich? weſſen unterwinde ich mich? über die Polen, über die Poſenſche Frage zu ſprechen? — Poſenſche Sache, Polniſche Sache vollends, eine Sache voll ganz ſonderbarer deutſcher Fantaſtereien und Träumereien. 1) Sie liegt, wie ſie eben liegt, in unſerm Berichte vor. Ich will nach meiner Gewohnheit kurz ſeyn und nur ein paar Punkte berühren zu ihrer möglichen Aufhellung und zur Aufhellung der Nothwendigkeit der endlichen Scheidung der feindſeligen Theile des unglücklichen Landes, mag ich auch ein kriegslüſterner Reactionär von denen geſcholten werden, die ich wohl nicht friedſelige Radikale nennen darf, die uns Deutſche aber allenfalls über Kopf und Hals in die polniſche Wildheit und Unſtätigkeit und in die durch Darius, Karl den Zwölften und Napoleon berühmt gewordenen Sümpfe, Wüſten und Steppen Sarmatiens und Scythiens hineintreiben mögten. 2)

Dieſe Männer kennen die geſchichtlichen Verläufe und Entwicklungen der Vergangenheit, ſie kennen die Verhältniſſe und Zuſtände der Gegenwart nicht; ſie kennen die Verſchiedenheiten der Länder und Völker wenig oder wollen ſie nicht kennen noch anerkennen. So laufen uns die Seltſamkeiten und Abentheuerlichkeiten der Gegenwart gar wunderlich in den Weg und regen durch ein unbegreifliches Getümmel und Gelärm einen Staub auf, daß den Zeitgenoſſen die Augen faſt geblendet werden und daß die Polen, die allerdings in allen jüngſten halsbrechenden Abentheuern 3) mitgeweſen ſind, jetzt gleichſam die edelſten und ritterlichſten Freiheitskämpfer, ja gleichſam die chriſtlichen Märtyrer aller Freiheit und Herrlichkeit ſein ſollen. Zugleich ruft man uns das Weh und die Schmach der Theilung Polens von den Jahren 1770 als ein ungeheures und bis dahin unerhörtes deutſches Unrecht und die Verdienſte, welche die Polen um unſer Vaterland gehabt haben ſollen, bis zur Betäubung in die Ohren.

Ja die Theilung Polens war ein europäiſcher Gräuel, auch die folgenden Theilungen ſind es meiſtentheils geweſen; aber ich leugne, daß dieſe letzten deutſche Gräuel ſind. Sind ſie Gräuel, ſo bleiben ſie innerhalb des ſlavoniſchen Völkerſtammes, ſie bleiben bei den Ruſſen ſtehen.

Die erſte Theilung Polens war ein europäiſches Unrecht, meinethalben mag ſie ein europäiſcher Gräuel heißen; aber ein unerhörter Gräuel war ſie nicht. Solche Ungerechtigkeit und Gräuel hatte unſer Deutſchland ſeit Jahrhunderten erlebt, ohne daß durch ganz Europa jemals ſolches Weh und Zeter geſchrieen wäre, als um 1770 über Polens Verderben. In ähnlicher Weiſe und durch ähnliche Uebergriffe und Zugriffe hatte Deutſchland im ſechszehnten Jahrhundert ſeine Oſtſeelande, im ſiebenzehnten die Niederlande die Schweitz und das Elſaß, ſo noch in unſern Tagen mitten in ſeinen Siegen ſeinen Burgundiſchen Kreis, das Bisthum Lüttich u. ſ. w. verloren, aus denſelben Gründen und Urſachen, aus welchen die Polen ſich und ihr Land verloren haben, von wegen der Sorgloſigkeit, Gleichgültigkeit, Vaterlandsvergeſſenheit und Herrenloſigkeit. Jetzt freilich, meine Herren, würden wir 5 Millionen deutſche Seelen mit unſern Strömen Küſten und die Seeherrſchaft von fremden Diplomaten, uns nicht ſo abſchneiden und zerſtückeln laſſen, wie es uns im Jahr 1815 noch geſchehen iſt. [4]) Ganz ſo geſchah die verrufene erſte Theilung Polens, unter denſelben Zeichen und Erſcheinungen wie die erſte große Zerſpaltung und Zerſtückelung Deutſchlands bei den Friedensſchlüſſen von Münſter und Osnabrück. Polen brannte um 1770 von innerem Aufruhr, von Hader der verſchiedenen Glaubensgenoſſen, von Vaterlandsverräthern und von Verſchwörungen und Rotten, die den Fremden die Theilung zu einem Spiel machten. Daß es uns Deutſchen in den letzten drei Jahrhunderten nicht ganz ergangen iſt wie den Polen, das bedeutet nur den kleinen Unterſchied, daß wir bei aller unſrer elendigen Zerriſſenheit uns doch etwas tapfrer und einmüthiger als ſie für unſer Vaterland geſchlagen haben. Doch haben wir Blätter des Unglücks und der Schande genug in unſrer Geſchichte, die wir, wenn wir könnten, auf ewig herausreißen mögten.

Ja, wir geſtehen es, jene erſte Theilung war ein großes europäiſches Unrecht, aber kein unerhörtes; ein Deutſcher wenigſtens, ſollte es kein unerhörtes nennen. Es iſt aber in ganz Europa, man mögte faſt ſagen in der ganzen Welt, ein dreifaches ja ein dreißigfaches Wehe darüber geſchrieen, weil ſie gerade in die Zeit fiel, wo die Gedanken und Grundſätze einer edleren Menſchlichkeit und Freiheit glänzende Frühlingsblüthen zu treiben begannen, wo auch jener amerikaniſche Freiheitskampf jenſeits des atlantiſchen Meeres begann, der alle Herzen und Gedanken der Damalslebenden erregte und erſchütterte.

Wir geſtehen es, hier that Deutſchland, hier thaten die Preußen und Oeſtreicher ein Unrecht, aber kein anderes Unrecht, als die Polen und andere Völker genug gegen ſie gethan und geübt hatten. Es gilt der Spruch leider als ein welthiſtoriſcher Spruch, *der Wolf zerreißt den, der ſich zum Schaaf macht.* Alle Völker müßen früher oder ſpäter für das büßen, was ſie vergeßen oder verſäumt haben zu rechter Zeit zu thun. Die Beſiegten und Unterdrückten ſprechen das Mitleid an, und gewinnen meiſt das Mitleid, aber ſie ſind nicht immer die Unſchuldigen. 5) Der Faule muß dem Fleißigen, der Leichtſinnige dem Denkenden, der Sorgloſe dem Tapfern weichen und erliegen. Dieß iſt Gottes Naturgeſetz, und Gott ändert ſeine Geſetze nicht wegen des thörigten Geſchrei's der armen Menſchenkinder.

Die letzte Theilung nun, die allgemeine große Theilung Polens endlich, wenn Sie wollen, auch dieſe hier beſprochene und beſtrittene Theilung des Großherzogthums Poſen, hier, behaupte ich, iſt keine deutſche Schuld, oder wenigſtens nur eine kleine deutſche Schuld; hier darf nur von ſlaviſcher Hinterliſt und ſlaviſcher Noth die Rede ſein, hier mögen und müſſen die Polen ihren Stammgenoſſen, den Ruſſen fluchen.

Die franzöſiſche Umwälzung hat die ganze europäiſche Welt umgekehrt und hat endlich auch Polen ganz umgekehrt. Man höre:

Die große Frau Katharina, die Selbſtherrſcherin der ſlavoniſchen Moſkoviter, trat ein gegen die franzöſiſche Republik als Bundesgenoſſin Oeſtreichs und Preußens, ich ſollte ſagen Deutſchlands, denn auf die Länge hätte Deutſchland den Krieg mit der großen Republik doch nicht vermieden können. Katharina verſprach Heere und Flotten als Hülfe; aber dieſer Hülfen kamen keine, und als ſie Oeſtreich und Preußen in ſchwerer heißer Kriegsarbeit mit der jungen übermüthigen Freiheit der Wälſchen verwickelt und gefeſſelt ſah, da zog ſie mit ihren Heeren in Polen ein und gebot die letzte Theilung. Natürlich nahm ſie den größeren Theil des Raubes für ſich und gab Oeſtreich und Preußen beliebige Stücke. Dieſe konnten damals weder nehmen noch weigern: ſie hatten die Hände gebunden.

Aber wie? wird man ſagen, ſie hätten nicht ablehnen noch verweigern können? Welche ſchwere Rede iſt das, die du hier führſt! Wohl. Thaten ſie das, ſo ging die böſe That nicht damit zurück; dann geſchah das Gefährlichere, daß Rußland das Ganze nahm und behielt und der unmittelbare Gränznachbar ihrer deutſchen Lande ward. Darum ſage ich: diesmal haben ſie genommen, weil ſie gemußt haben. Ich will nicht ſagen, daß ſie ohne alle Eßluſt das Polniſche niedergeſchluckt haben; aber gewiß haben ſie es nicht ohne Sorgen und nicht mit voller Luſt verſchlungen: es grinſten ihnen dieſſeits und jenſeits aus der Ferne allerlei Wolfsrachen entgegen.

Darauf iſt Napoleons Zeitalter gekommen und ſeine ſogenannte Umgeſtaltung und Neugeſtaltung Polens, welches dieſer Liſtigſte doch nimmer gemeint hat zu einem ganzen Polen zu machen. Er hat die Polen franzöſiſch 6) nur gebrauchen gewollt und hat ſie lange genug franzöſiſch gebraucht und gemißbraucht.

Das Großherzogthum Poſen, worüber wir hier ſprechen und ſtreiten, iſt durch ihn ein Theil ſeines neu geſchaffenen Großherzogthums Warſchau geworden, alſo unter neuen Titeln und völkerrechtlichen Verhältnißen damals von Preußen gänzlich losgeriſſen. — Jene Schöpfung Napoleons iſt im Jahr 1813 zertrümmert und durch die Wechſel des Kriegsglücks iſt dieſes Land in die Gewalt der verbündeten Mächte gekommen und durch den Vertrag zu Wien als Entſchädigung für verlorene Länder an Preußen übergeben. Preußen hat es damals nur ungern genommen, weil es nicht gern Polen zu Unterthanen haben wollte, weil ſeine Deutſchen die polniſche Brüderſchaft, wovon man gegenwärtig ſo viel Wunderſames fabelt, nur zu gut kannten. 7) Poſen iſt jetzt ſeit 33 Jahren eine preußiſche Landſchaft. Doch wo und wie ſoll man hier, wo von dem Beſitz und der Herrſchaft der Völker die Rede iſt, anfangen, wo aufhören? und giebt es überhaupt eine Verjährung wider das heilige Recht und Herz der Völker? Die erſte Theilung Polens iſt bald 80 Jahre alt, das Recht oder vielmehr das Unrecht der erſten Beſitznahme Preußens iſt bald 80 Jahre alt. Das alles iſt durch die gewaltigen Wogen der letztverfloſſenen 40 Jahre weggeſpült, und es ſteht ganz als neues Recht das 33 Jahr alte Eroberungsrecht der Preußen.

Ich muß zum Schluße, da die Poſen'ſche Sache mit größerem Haß und tieferer Erbitterung aufgerührt und umgerührt iſt, als ich gewünſcht hätte, einige politiſche Süßigkeiten berühren, welche mit nichten ſo ſüß ſind, als die Freunde und Fürſprecher der Polen und ſie ſelbſt ſie uns ausmalen. Ich muß ein paar Worte ſprechen: 1) über die Verdienſte welche das polniſche Volk und Reich weiland um unſer Vaterland gehabt haben will, und 2) über die Nothwendigkeit der Wiederherſtellung Polens durch uns, damit wir künftig ein treu verbündetes und befreundetes Brudervolk uns zur

Seite haben als Vormauer gegen eine bedrohliche aſiatiſche Barbarei, die ſonſt unſere Gränze überfluthen könnte.

Ueber die Verdienſte, welche Polen weiland um Deutſchland gehabt haben ſoll, wüßte ich wahrlich wenig zu ſagen. In erſter Reihe wird da immer Johann Sobiesky als Retter Deutſchlands aufgeführt. Er war in den Jahren 1680 Deutſchlands und Ungarns Bundesgenoß im gemeinſamen Kriege gegen die Türken. In der Schlacht bei Wien im Jahr 1683 hat er mit ſeinen polniſchen Säbeln tüchtige Arbeit unter den Türken gemacht, nachdem das deutſche Fußvolk (die Baiern Sachſen, Brandenburger u. ſ. w.) die Schlacht gewonnen hatte. Schlachten durch ſich ſelbſt gegen die Türken zu gewinnen waren die Polen damals die Leute nicht mehr. Wenn man dieſe Wiener Schlacht ausnimmt, ſo ſind die Polen den Deutſchen gegenüber eben geweſen, wie die Nachbarvölker gewöhnlich gegen einander zu ſein pflegen, wahrlich am allerwenigſten treue Verbündete oder Solche, die ihnen gegen Oſten die Gränzen gedeckt hätten. Die Polen, mehrere Jahrhunderte von Deutſchlands Kaiſern abhängig und immer ſchwach, wurden erſt im fünfzehnten Jahrhundert durch Vereinigung mit Litthauen etwa für anderthalb Jahrhundert ſtark. Da, ſogleich da, als ſie erſtarkt waren, haben ſie ſich die deutſche Schwäche und Herrenloſigkeit ganz in derſelben Weiſe gefallen laßen wie die Preußen und Oeſtreicher die ihrige in den Jahren 1770. Als das zerfallende und zerſpaltete immer mehr kaiſerloſe Deutſchland ſeiner Macht unbewußt geworden und ſeine Herrlichkeit vergeſſen hatte, als die großen Städte und Ritterſchaften des deutſchen Ordens im inneren Aufruhr zerriſſen und entzweit waren, nicht wahr, da ſind eure lieben Polen die gerechten und enthaltſamen Nachbarn geweſen? O nein! Da haben ſie nach dem gemeinen Weltlauf nur Eſtland, Livland, Kurland, Preußen, Pommerellen und die Lande um die Weichſel, Netze und Warthe an ſich genommen und ſich über die fetten Fluren und prächtigen Schlöſſer und Höfe der Weichſelgeſtade in Weſtpreußen ergoßen. Von dieſer Zeit an wann hätte unſer Vaterland

Hülfe von ihnen gehabt? Wann hätte es nicht vielmehr während zwei Jahrhunderten durch ihre Wüſtheit, Unordnung, Geſetzloſigkeit und Herrenloſigkeit vielfache und ſchlimmſte Beſchädigungen erfahren? Immer iſt Deutſchland durch dieſe ihre heilloſe Unordnung und Wüſtheit vom Oſten her Beſchädigung und Verheerung gekommen. So haben die Schweden einſt durch ihre offenen und wehrloſen Gränzen Deutſchland überziehen gedurft; ſo ſind in dem gräulichen nordiſchen Kriege zwiſchen den Jahren 1713 und 1720 über ſie hin die Ruſſen mit Verwüſtung Hunger und Peſt in Norddeutſchland hereingebrochen; ſo haben ſie im ſiebenjährigen Kriege die Ruſſen zum zweiten Male gegen die Deutſchen losgelaſſen. Sind das etwa liebliche polniſche Gaben geweſen und wofür wir ihnen beſonderen Dank ſchuldeten? Daß ſie unter Napoleon gegen die Deutſchen und gegen Deutſchlands Freiheit bis zum letzten Athemzug tapfer gefochten haben, muß ihnen zur Ehre gerechnet werden. Die Unglücklichen bildeten ſich ein, daß ihm Ernſt ſei, ein ganzes freies Polen wiederherzuſtellen.

Und der Gedanke von ihrer Wiederherſtellung und von einem längs unſerer öſtlichen Gränze wohnenden und dieſe ſchirmenden freundlich verbündeten Brudervolke? O Wahn über Wahn! und Einbildung über jede Einbildung hinaus! eine Täuſchung, die nur aus völliger Unkunde des polniſchen Sinnes und vollends der polniſchen Geſinnungen gegen alles, was deutſch heißt, entſprungen iſt. Ich leugne nicht, die Ruſſen ſind ſchlimme Nachbarn; aber wenn wir feſt geſchloſſen zuſammen ſtehen, ſo werden wir auch vor ihnen ſtehen und beſtehen können. An den wiederhergeſtellten Polen würden wir auf keinen Fall treue Freunde und Bundesgenoſſen haben, gewiß aber immer bereite Feinde, wenn die wälſchen Nachbarn, zu welchen ihre Art und Natur viel mehr hinneigt als zu den Deutſchen, unſern Weſten angreifen wollten.

Doch was rede ich über ſolche Dinge und Verhältniſſe, über die verſchiedenen Triebe und Neigungen und Abneigungen der Völker lange zu Solchen, welche die Ruſſen und Polen meiſtens nur dem Namen nach kennen und ſie nimmer daheim in ihrem Lande geſehen haben, welche ſlawiſchen Uebermuth und polniſche Hochfahrenheit nicht kennen? Was wiſſen Solche von einem Uebermuth, der die Deutſchen nicht bloß zu haſſen ſondern gar zu verachten wagt, *) der uns eben in allen ſeinen Aufrufen überlaut verkündigt hat, daß bei der Wiederherſtellung Polens auch alle vormals und jetzt Deutſchen Lande an der Weichſel und dem Niemen den polniſchen Adler wieder ſeine weißen Flügel über ſich müßten ausbreiten ſehen?

Ja alter Haß iſt leider da und neue Erbitterung, von beiden Seiten nicht unverſchuldete Erbitterung, die ſich aber durch ſanfte und gelinde Mittel oder gar durch die übel berufene und ſchwächliche deutſche Nachgiebigkeit und Gutmüthigkeit nicht wegſtreicheln noch wegſchmeicheln läßt. Wir ſehen an dem allerjüngſten Beiſpiel, wie ſie ſolche freundliche Gutmüthigkeit ihrem Könige, dem König von Preußen, ſogleich in frechſter That vergolten haben, wie ſie noch heute wagen ſich auf die Königliche Bewilligung vom verfloſſenen Monat März zu berufen, die Bewilligung einer eigenen und eigenthümlichen polniſchen Organiſation des Großherzogthums Poſen, einer Organiſation, die ſie ſogleich durch die gräulichſte und wildeſte Desorganiſation vollſtändig verwirkt haben und worauf ſie doch wie auf ein gutes Recht pochen.

Ja gewiß Organiſation wird durch Desorganiſation zerſtört und verwirkt. Die erſte war ihnen gelobt und ſie begannen ſtatt ihrer mit voller Gewalt und Zerſtörung und mit Schändung der Macht und Majeſtät ihres Herrſchers, indem ſie damit anfingen, die preußiſchen Adler herabzureißen und in den Koth zu treten, die Kaſſen und Poſtwagen zu ergreifen und zu plündern, die Landräthe, Bürgermeiſter und Beamten abzuſetzen und zu verjagen, die Deutſchen und Juden zu verfolgen und zu foltern u. ſ. w.

Dies war ganz Polen, dies war ganz polniſcher und ſlawiſcher Haß und Uebermuth.

Schweden sowohl in den Städten als auf dem Lande ähnliche Häuser und Höfe unter dem Namen Gästgifvaregårdar eingerichtet. Diese haben besondere Freiheiten und Immunitäten, kleine Vortheile an Wiesen und Äckern, andere zufällige nicht mitgerechnet. In den volkreicheren Provinzen und an den gröſseren Landstraſsen bestehen sie oft aus recht ansehnlichen Gebäuden mit mehreren tapezirten Zimmern, Spiegeln und Betten zum Logiren; für die Wirthschaft und die Pferde und Leute sind Nebenhäuschen, Scheunen und Ställe. Der Inhaber solcher Häuser heiſst Gästgifvare. Ihm liegt es ob, für die Fortschaffung und Bequemlichkeit der Reisenden zu sorgen, den Müden, Kranken, Übernachtenden für billige Bezahlung Zimmer, Betten, Essen zu reichen, kurz Fremde und Eingeborne mit der Höflichkeit, Gerechtigkeit und Billigkeit zu empfangen und zu bedienen, welche seiner Nation so eigen ist. Er ist eine Ähnlichkeit von dem, was man sonst Posthalter nennt, und doch ist er kein rechter Posthalter; denn er hält nicht die Pferde, sondern nur einige, oft gar keine. Die

O du polniſcher und weltbewußter Muth und Uebermuth! o du ritterlicher und edler Geiſt polniſcher und ſlaviſcher Ritterlichkeit und Freiheit! könnte ich den Deutſchen, die ſich durch fremde Schalmeien bezaubern laſſen, doch das volle Gefühl von euch geben! Könnte ich ihnen doch das Gefühl und die Einſicht geben, daß jener Muth und Uebermuth ſich erkühnt, den deutſchen Stamm als einen Stamm mühſeliger Erdwälzer und Knechte zu bezeichnen, die von der ſlaviſchen Herrlichkeit überwachſen werden müſſen, damit die Welt zu höherer menſchlicher Freiheit gelange! *).

Ich habe nicht leicht von Unglücklichen geſprochen, mit welchen und unter welchen es ſchwer iſt glücklich zu ſein. Ich meine alſo und ſtimme dafür, daß man die Deutſchen, die von Gott als Knechte der Mühe und Arbeit Erſchaffenen, von der Gemeinſchaft der polniſchen Freiheit erlöſen muß; ich meine, daß den Polen kein ſchreiendes Unrecht geſchieht, wenn den Deutſchen ihr Recht geſchieht. Der deutſchere Theil des Großherzogthums muß zu Deutſchland gelegt, die Feſtung Poſen, als eines der Hauptwerke unſers Reichs gegen Oſten, muß mit ſtarken Händen feſtgehalten werden.

Wo gründliche Verſöhnung unmöglich iſt, mache man die mögliche Scheidung und treibe die zu gewaltigen Deutſchen nicht dahin, daß ſie das Ihrige zuletzt mit gezückter Schwertesſpitze vertheidigen müſſen.

Anmerkungen.

1) Wer mögte das verfloſſene Halbjahr voll polniſcher Gaukeleien und deutſcher Fantaſtereien nicht gern mit ewiger Vergeſſenheit zudecken? Was hat man verſprochen? was hat man ſich verſprechen laſſen? welche Narrheiten, welche Unmöglichkeiten, wenigſtens politiſche Unmöglichkeiten für jedes Volk geſunden Verſtandes? Welches andere Volk würde Solche, von welchen jeder Verſtändige vorherſehen und vorherſagen konnte, daß ſie Aufruhr und Mord in die eigenen Gränzen tragen würden, auf ſeine Koſten mit geſchwindeſter Eiſenbahngeſchwindigkeit zum Herde des Aufruhrs hingefördert haben? Sei das die letzte deutſche politiſche Narrheit!

2) Die Polen hatten unſern radikalen Republikanern ſo viel vorgegaukelt und vorgeprahlt, auch vorgedroht, daß die Franzoſen, die ihnen wieder die Weltherren geworden ſchienen, uns mit aller Gewalt in den polniſchen Befreiungskrieg gegen die Ruſſen hineintreiben würden; auch Ledru Rollin und ſeine Sendlinge, die allenthalben am Rhein rundliefen und auch mit Hecker und den Seinigen heckten und heckerten, hatten ſolche Winke nicht geſpart — und ſo ſchien es gleichſam abgemacht, wir Deutſche müßten für die Franzoſen und Polen die heißen Kohlen aus dem Ofen ziehen. Es ward das von der Rotte wie eine dräuende Kriegswolke um und über Deutſchland zuſammengezogen. Wer nicht poloniſirte, dem drohte ſie einen Krieg mit der großen unüberwindlichen Nation entgegen.

3) Die Zeit iſt wohl nicht fern, wo umnebelte Geſchichte hell und klar erzählt werden wird, wo von den in Wien und Berlin geſchlagenen Wagenburgen und den nach Meuchelung eines edlen Feldherrn zerſprengten Heckerſchaaren ein guter Theil ihrer Glorie genommen werden wird, wo was die dahin zu beſtimmten Zielen entſandten Polen, Franzoſen und Abentheurer und Banditen aller Art da eingeleitet und mitgewirkt haben, von der ſtolzen Rechnung abgezogen werden wird.

4) Nur Preußen, an welchem jetzt jeder Jude, Ultramontane und Radikale zum Ritter werden will, hat damals von allen deutſchen Mächten allein, und deßwegen vergebens, für die Behaltung oder Wiedergewinnung von Burgund, Elſeß und Lothringen gekämpft.

5) Das waren auch die Polen nicht, ſo wenig als wir Deutſche, als man uns ungeſtraft ausplündern und theilen konnte, unſchuldig waren. Wir hatten in ſolchen Unglückstagen auch kleine und große Verräther, die auch den Ruf

libertas germanica recht dick im Munde führten. Nicht mehr als 25,000 und 30,000 Ruſſen haben in Polen wie die Herren ſchalten und walten und die Theilungsloſe darüber werfen können, und zu derſelben Zeit hielten die einzelnen polniſchen Magnaten (die Branicki, Potocki u. ſ. w.) Schaaren von 500 und 1500 Bewaffneten auf und um ihren Schlöſſern und ließen ſie wie die ſtummen Hunde liegen und nicht beißen. Warum? Weil Liederlichkeit, Vaterlandsvergeſſenheit, Beſtechlichkeit und Verrath alle großen Familien nicht bloß angefreſſen ſondern durchgefreſſen hatten. Man höre ſtatt aller andern Bekenntniſſe nur die Verhandlungen ihrer Reichstage und Konföderationen und die Klagen ihrer Erzbiſchöfe und Biſchöfe und der wenigen ehrenwerthen Männer der Jahre 1760 und 1770, deren Herzen der Weheruf finis Poloniae ſchon vertönen mußte.

6) Gewiß, Ledru Rollin und ſeine alle Welt befreienden und alle Welt brüderlich umarmenden Republikaner, die man im Junius zu Ehren eben dieſer allerjüngſten und allerfreieſten Republik mit allgemeinem Stimm- und Wahl-Recht zu Tauſenden hat niederkartätſchen müſſen, hätten uns jetzt eben ſo gern unter dem Geſchrei *Polen ſoll frei werden!* in einen Krieg mit den Ruſſen hineingehetzt, um dann hier am Rhein beliebig und ungeſtört graſen zu können. So hat Napoleon die Polen immer gegen die Ruſſen und Deutſchen gehetzt; ſo haben die Franzoſen in dem berühmten Jahre 1830, deſſen letzte Früchte ſie den verfloſſenen Winter abgeſchüttelt haben, die unglücklichen Polen in den Aufſtand von Warſchau und den Krieg gegen Rußland hineingehetzt; aber haben ſie ihnen helfen gekonnt oder gewollt?

7) Wie ungern Preußen damals Polniſches nahm und wie mißlich und verfänglich jeder verſtändige Deutſche ſolchen Ländergewinn anſah, kann jeder bezeugen, der damals mitgelebt und mitgehandelt hat.

8) Dieſer Haß mag geſchichtlich alt und gewiſſermaaßen erlaubt ſein, vielleicht ſchon aus der Herrſchaft der Gothen her über die Slavenſtämme, aus dem dritten vierten Jahrhundert; *aber die Verachtung?* Dieſe beſteht in Polen wie in Rußland gegen die Deutſchen. Wunderlich, da ſie zu allen tüchtigen Arbeiten und Werken der Deutſchen nimmer entbehren gekonnt haben, da der Deutſche alles tüchtiger und beſſer macht und thut als ſie ſelbſt. Und doch — ſie ſehen den Deutſchen, den fleißigen, arbeitſamen, geſchickten Deutſchen, als den mühſeligen Knecht der Erde an, ſich aber als die Herren der Erde. Hier ſpukt auch die libertas polonica, wo es nur Herren und Livreebedienten und Jäger, Kutſcher und Stallknechte als die Urtheilfinder giebt und das Volk ein ſtimmloſer Sklave iſt. Es iſt das Urtheil des Uebermuths aus Palläſten und Schlöſſern, gleichſam ein Urtheil der Vornehmen und ihrer Dienerſchaften.

9) Und nun vollends die verkündete Verbrüderung mit dem polniſchen Haß und Uebermuth, was ſie die hohe Bildung und *Humanität* des Zeitalters

nennen? Könnt ihr Deutſche denn gar keine Geſchichte behalten? oder vergeſſet ihr ſogleich, was ihr jüngſt noch gelernt und gewußt habt? Wie alle Slaven und wie vor allen die Polen uns Deutſche haſſen und verachten, das haben ſie doch wahrlich die letzten drei Jahrzehnde kein Hehl gehabt. Leſt doch nur, um euch deſſen wieder zu erinnern, die bekannten Jahrbücher der Slaviſchen Sprache, leſt vor allen die Vorleſungen des Profeſſors der ſlaviſchen Sprache Mickiewitz in Paris. Dieſer Pole ſpricht es frei und kühn aus als Geſetz der Weltgeſchichte, als unvermeidliche und nothwendige Entwickelung der edleren und glücklicheren Zukunft unſers Welttheils, daß die Slaven endlich in ihm herrſchen müſſen; daß das Volk der Mühe und Knechtſchaft, das deutſche Volk, ihnen unterworfen oder vertilgt werden müſſe; daß dann erſt das meſſianiſche Zeitalter der chriſtlichen Ritterlichkeit und Herrlichkeit und glorreichen Freiheit beginnen werde. Unglaubliche Rede von dem Manne eines Volks, das in Kunſt und Wiſſenſchaft und in keinem Zweige höherer menſchlicher Bildung und Veredlung auch nicht den kleinſten Namen hat. Welche Fantaſtereien! oder vielmehr welche übermüthige Prahlereien! Und Solche, die Solches von eurer Zukunft weiſſagen, ſollt ihr dumme Deutſche in zuſammenſchmelzender Zärtlichkeit umhalſen? Auch dieſe Zumuthung, die Menſchen eurer Zunge euch jeden Tag machen, ſieht einem Unglaublichen ähnlich.

Für die Humanität des Tages gebe ich, wie geſagt, keinen Pfifferling. Weil dieſes Wort das große Wort des Augenblicks iſt, ſo muß ich ſchon in ſein Latein beißen. Es ſtand wenigſtens beſſer um jene philoſophiſche und kosmopolitiſche Humanität der Jahre 1770 und 1780, weil ſie voll edler Hoffnungen war. Die heutige Lehre iſt die Lehre des Pater Brei, das heißt eine Lehre, welche aus der ganzen Menſchheit einen Rührbrei einer kindiſchen Gleichheit und Brüderlichkeit der Völker machen mögte, die, wenn ſie werden könnte, Gottes luſtige Schöpfung durch das fürchterlichſte Einerlei der Langenweile bis zum Ausſterben tödten würde. Am Lichte beſehen, kein beſſerer Völkerrührbrei, als welchen Dſchingiskhan und Napoleon haben machen gewollt, und wahrlich, was die Narren auch von brüderlichen Umhalſungen der Völker gaukeln, zum Schluß auch nicht ohne Blut zuſammenzurühren. In der That iſt dieß ein Rührbrei von vielen Wenigkeiten, von welchen man ſich einbildet und den Leuten einbilden mögte, daß dieſe zuſammengegoſſenen Wenigkeiten eine ſtarke und menſchliche Vielheit bilden könnten. Hier iſt das Recept dazu:

Nimm zwei Drittel Judenthum, und das übrige Drittel miſche zur erſten Hälfte von abgeſchwächtem Heidenthum und zur zweiten von gehörig verdünntem Chriſtenthum zuſammen, das Ganze wohl durcheinander gequirlt giebt den Saft der Quinteſſenz, womit das neue Menſchthum eingeſchmiert und verjüngt werden ſoll.

O dieſe Bruderſalbe, welche die neue Menſchheit beleben und begeiſtern ſoll, welche ſolche Liebe entzünden ſoll, daß alle Schwerdter ſich ſenken und Krieg und Eroberung eine Unmöglichkeit werden ſoll. Prächtige Verbrüderung! Die Salbe hat ſich ſchlecht bewährt. Wie haben ſich die brüderlichen Banden in Paris ſchon zu Tauſenden mit Kartätſchen und Flintenſchüſſen niedergeſchoſſen! Wie haben wir die polniſchen Brüder, die am Rhein mit einem deutſchen Wahnſinn empfangen wurden, durch Deutſchland und über Deutſchland hinfahren und durchfahren geſehen, vorwärts und rückwärts! wie haben die vortrefflichen Brüder aus Paris uns einige hundert Lumpen zugeſchickt, die dem Hecker zugelaufen und unſre Lande einzunehmen und zu plündern gekommen waren. Alte franzöſiſche Geſchichten, welche aber unſre Jungen nicht klug machen können.

So ſteht es in der That mit dieſer jüdiſchen Humanitätswunderſalbe. Man ſchreit uns die Ohren taub mit den leeren und unverſchämten Klängen: „Was? „verſchiedene Völker? das iſt eine Albernheit; wir kennen hinfort nur ein „Menſchenvolk auf Erden, das Volk der allgemeinen Freiheit und Humanität. „Verſchiedene Religionen? o eine Dummheit! auch das bischen Chriſtenthum, das noch übrig iſt, muß ganz weg, wenn es beſſer werden ſoll in der „Welt. Die rein ausgebildete und entwickelte Humanität, der Geiſt, das heißt „der in ihm ſelbſt würdig und reif gewordene Menſch, dieſer Gott der Zeit, der „keine Könige und Prieſter mehr nöthig hat, kann und ſoll die Zeit befreien und beglücken.“

Ich habe das Judenthum genannt. Es ſteckt in dieſer Humanitätslehre, in dieſem Haß gegen Volksthum und Chriſtenthum, in dieſer Aſſaſſinenverbrüderung des Haſſes ſehr viel von dem Hebräiſchen. Juden und Judengenoſſen, getaufte und ungetaufte, arbeiten unermüdlich und auf allen äußerſten radikalſten Linken mitſitzend, an der Zerſetzung und Auflöſung deſſen, worin uns Deutſchen bisher unſer Menſchliches und Heiliges eingefaßt ſchien, an der Auflöſung und Zerſtörung jeder Vaterlandsliebe und Gottesfurcht. Sie ſind mit ihrer Rührigkeit, Anſtelligkeit und Thätigkeit ein gar nicht ungefährlicher Gährungsſtoff beide in unſerm ſittlichen und öffentlichen Leben. Indem ſie ſich der guten Hälfte der Tagesliteratur bemächtigt haben, ſpielen ſie Hohn, Haß und radikalſte Lüge in alles Spiel des Tages hinein, und ſchauen und lauſchen ringsum, wo im Vaterlande noch eine Kraft geſund und ſtark iſt, ſie zu mindern und aufzulöſen. Wer z. B. hat in Berlin, Frankfurt, Mannheim u. ſ. w. gegen Preußen und Preußens Macht und Herrlichkeit gewüthet wie eben dieſe Jüdiſchheit? Darum ſage ich: Horcht und ſchaut euch doch ein wenig um, wohin dieſe giftige Judenhumanität mit uns fahren würde, wenn wir nichts Eigenthümliches, Deutſches, dagegen zu ſetzen hätten. Wunderſame Erſcheinung! auch hier die deutſche Gutmüthigkeit, — oder ſoll ich ſagen Schwächlichkeit? daß wir uns von Solchen ſo ſchlecht und dünn machen und zerſetzen und unſre Zinſenslocken abſchneiden laſſen. Wo in Europa ſeht ihr ſonſt eine ähnliche Erſcheinung? — Ihr werdet die Polen nennen; aber das ſind halbe Barbaren. — In England, Frankreich, Italien, in den Niederlanden dürfen Juden wohnen; aber dürfen und können ſie Gleiches, als ſie ſich bei uns unterſtehen?

Ich ſage dies wahrlich nur aus der Wahrheit, nicht aus Haß gegen die Kinder Iſrael. Ich verehre ihre große welthiſtoriſche Beſtimmung zu ſehr, und zähle gottlob aus dieſem Stamme zu viele recht fromme und auch recht deutſche Freunde, als daß ich ſolche Anklage leichtſinnig niederſchreiben könnte.

C.

Juli. 18. Antrag zu Artikel I. 85. des Entwurfs der Grundgeſetze des deutſchen Volks.

„Jedes Jahrzehend hat die Reichsverſammlung aus allem
„deutſchen Volk zehn gute Männer (gleichſam Cenſoren) zu ernen-
„nen, welche derſelben über die geiſtigen, ſittlichen, politiſchen
„Verhältniſſe und Zuſtände Deutſchlands Bericht erſtatten, und
„zu nöthigen neuen Geſetzen oder zur Aenderung und Beſſerung
„beſtehender Geſetze Vorſchläge zu machen haben.“

Der Antrager wird dieſen Antrag motiviren.

◆

Der Gedanke zu dieſem Antrag nebſt vielen andern ſich zuſammendrängenden Gedanken war mir bei der mächtigen Frage über die Auswanderung wie ein Blitz durch die Seele gefahren; aber dieſer Blitz iſt abgeblitzt oder hat vielmehr wegen Anträgen, Einfällen und Reden abblitzen müßen, und der Antrag ſelbſt iſt weder zur Begründung noch Erörterung gekommen. Aus den folgenden Sätzen aber, die ich hiebei gebe, wird ungefähr erhellen, wie und über welche Gegenſtände die Blitze meiner Gedanken hinſchoßen:

Neue früher nimmer gehörte noch erlebte Zeit. Neue Zuſtände und Verhältniſſe, und was ſich da noch alles heraus und herein ſchieben wird.

Die Jugend, die Demagogie. Goldne Berge, die man dem armen Volke nicht bloß in der Ferne ſondern ganz in der Nähe zeigt.

Proletarier was? Woher? Wohin?

Deutſche Auswanderungen, Kolonien u. ſ. w.

Allgemeine Freiheit. Nöthige Zügelung und Bändigung — Strengere Geſetze bei republikaniſchen Grundlagen und Einrichtungen in der konſtitutionellen Monarchie:

Die Ehe. Die zu frühe Ehe und das daraus entſpringende Proletariat. Wie ſind hier verſtändige Einrichtungen und Ordnungen möglich, ſchräge und von der Seite her, die zum Theil das bewirken, was ſonſt Zunftweſen, Lehnweſen Hörigkeit u. ſ. w. wirkten.

Der Menſch nicht bloß ein verſtändiges Thier ſondern ein Vernunftweſen, ein Weſen göttlichen Hauchs und Anhauchs.

Das Chriſtenthum, die Religion, die ungeheure Frage von Staat und Religion. Was? Wohin?

Allem dieſem denke weiter nach und mache, wenn du kannſt, einen Vers daraus.

Neue Zeit, früher nimmer gehörte noch erlebte Zeit, früher nimmer erlebte noch beſeſſene Freiheit. O wie leicht ſpricht ſich das aus! wie leicht ſchreibt ſich das mit der Schreibfeder auf das Papier hin; und wird weder blaß noch roth, macht auch das Papier nicht ſchwerer; oft beſchwert es kaum den Gedanken, der endlich mit der neuen Zeit wie mit etwas Gewöhnlichem und Alltäglichem hinzufließen beginnt. Und doch . . . und doch . . .

Horcht der Geſchichte von einem Puppenſpiel, das ſich mir hingeſtellt hat:

Es trat ein junger Licentiat der evangeliſchen Theologie vor mich, ein roſenrother, ziemlich wohlbeleibter, von der vollen Freude des Tages ſchimmernder und leuchtender. Er war in der Reichsverſammlung geweſen, hatte Vogt, Blum und Ruge und einige Söhne Simons ſprechen gehört, und kam mit ſichtbarem, nicht bloß ſcheinbarem Schein, auf meinen Buſch zu klopfen, ob einige meiner politiſchen Häslein oder Füchslein etwa herausſpringen wollten. Bald tönte aus ihm der Klang des Tages heraus: „Nun lieber Herr Profeſſor, es iſt doch eine neue „herrliche Zeit, die Kopfhänger in Berlin müſſen jetzt wirklich den Kopf „hangen laſſen, die Jeſuiten ſind todt, mit dem Pabſt iſt es aus. Er „kann jetzt nichts Beſſeres thun, als ſeinen Pfaffenrock und die dreithürmige Krone in die Neſſeln werfen und ſich zum Patricius oder Conſul Romae, meinethalben zum Rex oder Imperator Italiae ernennen. Es iſt ja das große Puppenſpiel der Zeit; einſtweilen läßt „man die großen Puppen ſich mit ſolchen Namen noch kleiden, dann „zieht man ihnen auch dieſe Zierrathen aus.“

schwedischen Bauern sind die eigentlichen Posthalter und hier komme ich auf das Unterscheidende der Einrichtung. Es giebt nemlich für den Dienst der Reisenden dreierlei Pferde, Hällpferde (Hällhästar), Gästgifvarepferde (Gästgifvarenshästar), und Reservepferde. Ihr Dienst und ihre Bedeutung ist folgende.

Nach Verhältniſs seiner Lage und der gewöhnlichen Zahl der Reisenden sind für jeden Gästgifvaregård für jede 24 Stunden eine bestimmte Anzahl Pferde angeschlagen. Diese nennt man Hällpferde oder Stationenpferde. Zu ihren bestimmten Stunden finden sie sich auf dem Gästgifvaregård ein, und leisten ihren Dienst, so wie die Reisenden ankommen, oder, wenn sich keine finden, gehen sie nach Ablauf der 24 Stunden ungebraucht wieder nach Hause, indem andre an ihre Stelle kommen. Die gewöhnliche Zeit der Ablösung ist Abends 6 Uhr, in einigen Provinzen auch 12 Uhr Mittags. Diese Hällpferde sind aus den von dem Gästgifvaregård und der Landstraſse abgelegenen Dörfern, und haben oft einen Weg von 1 bis 3, ja in einigen Provinzen von 4 bis 5 Meilen.

So mein Kandidat. Und ich als Antworter und Gegenſpieler: denn er wollte ja mit mir oder vielmehr er wollte auf mir ſpielen:

„Ein bischen ſachte, mein Herr! nur nicht zu mächtig gegen ſolche
„bunte Puppen angelaufen! Sie haben doch mehr Inhalt als die Ge-
„genläufer glauben, und es ſpringen aus den belächelten oder belachten
„Hüllen oft ſo ſcharfe Dornen und Schwerdter heraus, daß die Lacher
„mit blutigen Fingern Reißaus nehmen müſſen. Hören Sie eine Pabſt-
„geſchichte, die ſich wirklich leibhaftig, und zwar vor meinen Augen und
„Ohren, begeben hat.“

„Zur Zeit, als die antidemagogiſchen Umtriebe in Bonn in voller
„Blüthe ſtanden und ich von Freunden und Feinden oft wunderlich
„angelaufen und überlaufen ward, ſtand bei dem daſigen dortigen Ulanen-
„regiment ein Leutenant von K., ein ſchöner und ſtattlicher, aber etwas
„excentriſcher und poetiſcher Jüngling, wie die Mädchen ihn ſchalten.
„Meine Frau nannte ihn nicht ſo, aber ihr ward es etwas unheimlich,
„wenn er im raſchen Sprunge — was öfter geſchah — mit klirrendem
„Säbel meine Treppe hinaufrauſchte. Sie hat ihm dann, wie ſie mir
„geſtanden, wohl leiſe nachgelauſcht — denn die vielen Umtriebe hatten
„ihre Sinne auch etwas aufgeregt — ob er vielleicht etwas Tolles
„gegen mich im Schilde führe.“

„Doch ich gebe Ihnen zur Erbauung unſer Jungenſpiel ſeinem
„weſentlichen Inhalte nach lieber in aller Kürze in Form der vollen
„Wirklichkeit.“

K. Herr Profeſſor, Sie ſcheinen ſich zu wundern, daß ich heut ſo lebhaft und fröhlich bin, aber ich habe Ihnen auch etwas recht fröhliches zu entdecken, womit ich ſeit Jahren umgegangen bin und was endlich wirklich werden muß. Sie haben keine Vorſtellung davon, wie Welt und Fleiſch gegen den Gott in mir gekämpft haben; aber ich habe geſiegt. Hören Sie: Ich will den Soldatenſäbel abſchnallen und dafür wieder die Schreibfeder ergreifen. Ich bin feſt entſchloſſen, Theologie zu ſtudiren.

A. Was? Sie Theologie — und in dieſem Alter?

K. Freilich. Sie wiſſen ja, ich bin nicht ohne Kopf, und fleißig kann ich auch ſein, und was ich nur will, gelingt mir. Ich habe vor zehn Jahren noch das Gymnaſium in Weimar beſucht und bin dort bis in die Sekunda gekommen. Ich nehme dann mit friſchem Muth meine alte Studien wieder auf, lerne von neuem tüchtig Griechiſch und Hebräiſch, werde nach ein paar Jahren Doktor, und .... (langer Athemzug.)

A. Und was dann? was meint Ihr langes *Und*?

K. Und dann — es muß heraus — und dann ſattle ich wieder um und ſetze mich auf ein neues Pferd: Ich werde katholiſch.

A. Was? Reitet ſie der Teufel? Katholiſch? Was wollen Sie damit?

K. Ja katholiſch. Ich haben einen großen und edlen, einen recht chriſtlichen Plan. Hören Sie nur. Ich bin jung und ſchön, das ſehen Sie. Sie begreifen, mir, dem katholiſchen Doktor der Theologie, muß natürlich alles leicht gelingen. Ich muß Ihnen nur kurz ſagen: ich werde geſchwind nach einander Biſchof, Erzbiſchof, Kardinal und dann Pabſt.

A. Alle Wetter! Pabſt? Aber was nun weiter? Pabſt ſind Viele geworden, und die Welt iſt ſtehen geblieben, wie ſie war. Wo bleibt da Ihr ächt chriſtlicher Plan?

K. (mit ſelbſtgefälligem Lächeln) Ja, da ſteckt es: *Ich werde Pabſt, nehme eine Frau, und erkläre das Pabſtthum abgeſchafft.*

Und als ich dieſe Geſchichte erzählt hatte, lächelte ich nicht weder ſelbſtgefällig noch wohlgefällig, ſondern wahrſcheinlich etwas ſardoniſch oder korſikaniſch. Ich weiß es nicht; aber das Geſchichtchen ſchien meinen Licentiaten zu verdrießen, und er gieng.

N. B. Dieſer Leutenant von K. war weder katholiſch noch Pabſt geworden, ſondern hatte ordentlich erſt Abſchied vom Regiment und dann nach evangeliſcher Weiſe eine lutheriſche Frau genommen und im Lande Thüringen ſeine Felder gebaut.

Puppenſpiel. O du kleines und großes Puppenſpiel der Welt! Hatte der Ulanenleutenant mir vormals ein unauslöſchliches Lachen erregt, ſo hatte ich aus meinem Buſchklopfenden Licentiaten etwas Aerger eingeſogen, welcher aus den leichten und ſcharfen Luftſtreifen, womit er zu ſpielen pflegt, ſich endlich zu einem dunkeln Gewölk zuſammenzog und ſich als ein ſchweres und ſchwermüthiges deutſches Blei, kurz als ein ganzer deutſcher Alp, auf mich herabzuſenken geruht hatte. Man weiß, der Alp iſt ſelbſt die allerfantaſtiſcheſte und mit den ſeltſamſten und bunteſten Hüllen und Larven dicke und zottige bärenhafte Puppe, die einem den Athem kurz und zuletzt ſelbſt aller Fantaſie das Garaus macht.

Die großen Puppen dieſer Welt? Ja wir ſpielen mit ihnen, aber ſie ſpielen noch tauſendmal mehr mit uns. Wenn ſo ein Licentiat der evangeliſchen Theologie ſo leicht mit der Pabſtpuppe fertig wird, mit einer Figur, in welcher die weiland Hohenprieſter von Babel, Memphis und Jeruſalem mit allen ihren doppelten und dreifachen Kronen und ihren ſieben oder gar ſiebenundſiebenzig Sternen auf dem Haupte und mit hunderttauſend Größen, woran die liebe Menſchheit ſich manche Jahrtauſende die Weisheitszähne ſtumpf gebiſſen hat, ſo lächert es einem, und man mögte auch ſo leicht über die Zeit hinſpringen können, oder lieber — man mögte es nicht.

Puppen, große Puppen, Mumien mit dem tauſendjährigen Modergeruch der Verweſung. O du armes Menſchengeſchlecht! Weil man immer noch fortfährt, immer von neuem beginnt ſie zu beſchauen oder gar daran zu riechen, ſo müſſen doch köſtliche Blumen und Blüthen, welche noch heute die Naſen und Geiſter erfreuen, in dieſe Mumien mit eingehüllt oder eingerieben ſein.

Der Pabſt eine Puppe, ein Popanz meinem Licentiaten. Doch erſchrack er vor dem Gedanken des verrückten Ulanenleutenants, und lief weg. Was ſo eine Allerweltsfigur, auch wenn ſie nur ſo halbtodt da ſteht, doch für einen Inhalt hat, wie der Menſch die längſt abgerollte

Geſchichte, wie er die Geſchichte ſeines eigenen Lebens darin wie in einem Hohlſpiegel voll bunteſter und in tanzenden Halblichtern mittanzender Geſtalten darin erblickt und erſtaunt und erſchrocken anſchaudert, das faſſe einer, ja das erkläre einer. Ich habe es halb verſtanden, wenn ich mit italieniſchen Banditi e Fuorusciti, die im Elende bei uns durchzogen oder verweilten, über ihre independenza ed unitá d'Italia ſprach uad ihnen andeutete, daß, wenn ſie die Pabſtherrſchaft nicht aus Jataliens Mitte ſchaffen könnten, dieſer ſchöne Traum von Italiens Freiheit und Einheit nur ein Traum bleiben würde, und wenn ſie dann halb athmend und erblaſſend riefen: **ma come, Signore? il santissimo Padre?**

So entſtehen, ſo ſind die weltgeſchichtlichen Figuren, wenn ihr ſie mit dem Gefühl des leichtſinnigen Tages nennen wollt. So ſtehe ich ſelbſt oft ſtaunend vor dem Pabſt, wenn ich den ganzen weltgeſchichtlichen Inhalt dieſer großen Figur bedenke. Denn Figuren oder Figuranten Gottes ſind wir Sterbliche doch alle nur. So ſteht vor mir, dem lutheriſchen Ketzer, Doktor Luther ſchon da, der Herr Speckfreſſer, wie ihn die Bauernbuben nennen, vor deren ABCBüchern er prangt, eine dicke gewaltige durch drei Jahrhunderte ſchon mächtig angeſchwollene Figur, vor welcher die dünnen luftigen und mit Luft und Wind ſpielenden Geſellen des Tages billig erbleichen ſollten. Welch ein Inhalt des Gewaltigen! was ſteckt nicht alles in ihm eingekörpert! hat er nicht auch wieder ſeine beſonderen Boten und Nachboten, ſeine Heiligen und ſeine Unheiligen — ſolche muß ſelbſt der Pabſt auch mittragen — Johann Arndt und Spener, Zinzendorf und Schleiermacher, Leibnitz, Leſſing, Göthe, Kant, Guſtav Adolph, Friedrich den Zweiten und . . . und . . .?

Je nun, man muß ſolche Puppen ſchon anſehen, wie ſehr man ſich oft auch gebärdet leicht darüber hinzuſehen oder gar darüber hinzuhüpfen. Alſo mahnt warnt und winkt die neue nimmer gehörte und nimmer in der Welt erlebte Zeit, die neue nimmer erlebte

Freiheit und all das abentheuerlichſte und bunteſte Puppenſpiel, das man mit ihnen treibt.

Wenn ich hier in der Paulskirche nun ſo ſitze, umrungen und umklungen von dieſer neueſten Zeit und jüngſten Freiheit, und ſtaune und horche, oft auch ſtaunen und horchen mögte, wo ich es nicht kann, ſo öffnet ſich mir wie ein Abgrund der ewigen Zeit und die vergangenen Jahrtauſende wollen ihre holbeiniſchen Todtentänze vor mir abtanzen; die Geſchichte ſelbſt verwandelt ſich da zu einem ungeheuren Abgrund, worin man, vor der Macht und Unermeßlichkeit der Geſtalten ſtaunend und bebend, hinabſinkt. Man zittert, man freut ſich, aber kann nicht beten. Gott iſt da, aber wie viel Götzen flattern und flunkern auch um ihn!

So bebe ich vor dieſer ungeheuren neuen Freiheit, von welcher ich kaum weiß, wie wir ſie ertragen und ordnen wollen. Die Jugend jauchzt und ich muß ja mitjauchzen und mich erinnern, daß ich vor fünfzig Jahren auch jünger war. Ich bebe faſt eben ſo ſehr vor der großen welthiſtoriſchen Puppe, ſelbſt wenn die glorreiche ehrwürdige Geſtalt ihres Darſtellers vor mir auftritt, bebe ich vor der großen Puppe Reichsverweſer genannt. Ich frage mich: was iſt dieſe Puppe? was will dieſe Puppe? Iſt ſie ein Nachzeichen oder ein Vorzeichen? Ein Nachbild, das uns wie ein Geſpenſt der Vergangenheit beſchleicht? ein Vorbild, das in die Zukunft hineinweiſt? Ich weiß es nicht; aber mir iſt ſie wie ein Kaiſerbild, wie ein Heinrich der Vogler, ein Friedrich der Hohenſtaufe, und meine Fantaſie arbeitet ſich mitten im Staunen und Beben ab, dieſem Kaiſerbilde das alte mächtige Siegesſchwerdt umzugürten und den alten prächtigen Kaiſermantel umzuhängen.

Doch fort mit dem Hineinſtaunen in den Abgrund der Geſchichte und der Zukunft! fort mit jedem Staunen und Beben der Fantaſie! Einmal ein wenig hell und klar auf das Schwerdt und auf den Mantel geſchaut, den der Reichsverweſer tragen kann!

Was iſt der Reichsverweſer? wie iſt er geworden?

Was er iſt, wer will das ſagen? wer will ſeine Größe, die Breite und Weite ſeines Umfangs und Umgriffs meſſen und berechnen? Er iſt eine ungeheure und unermeßliche Größe, weil er eine fantaſtiſche Größe iſt. Einer fantaſtiſchen Größe ähnlich wird jede ideale Größe, ſobald man ſie nur mit halbem Fleiſch und Bein auf der Erde hinſtellt. Der Reichsverweſer ſoll offenbar einen idealen Kaiſer vorſtellen, ein edles Denkbild, wie man ſich etwa die beſten Kaiſer einbildet. Denn, wiſſet, es ſoll unter dem Mantel des Reichsverweſers mehr ſtecken, als irgend ein Kaiſer der letzten ſechs Jahrhunderte geleiſtet hat oder leiſten gekonnt hat.

Wie der Reichsverweſer geworden iſt, das wiſſen wir. Er iſt eben ein Nothbehelf, ein Lückenbüßer, der Vertreter einer weniger bekannten als geahneten Größe, unter welcher jeder, den es angeht, ſich ein wenig von dem Seinigen denken mögte.

Die Könige und Fürſten, wenn ſie in dem fürchterlichen Gedränge der Dinge in wüſter wilder Herrenloſigkeit nicht untergehen wollten, mußten ſich nach einer Purpurdecke umſehen, die ſie gegen die Orkane und Wetterſchläge des Augenblicks etwas ſchirmte — eine Purpurdecke gleich einem Kaiſermantel; aber Kaiſermantel durfte er nicht heißen: denn entweder hatten ſie keinen Mann, den ſie zum Kaiſer über ſich haben wollten, oder ſie wollten keinen ſolchen Kaiſer.

Und das Volk hierbei? Ja nun, die Mehrheit derſelben will ſeine Könige und Fürſten noch behalten, wie ſie einmal ſind. Doch man täuſche ſich hier nicht. Ich gebrauche abſichtlich das Wort *behalten*, was doch weniger ausſpricht als *halten*, *feſthalten*, *an jemand feſthalten*. Ich ſage, man täuſche ſich hier nicht. Die republikaniſchen Gedanken und Anſichten ſind jetzt Weltgedanken, ſie ſind von Vielen fleißig ausgeſäet, werden fort und fort ausgeſäet und ſprießen und wurzeln an vielen Stellen bis tief in die unterſten Erdſchollen, auf welchen die Kleinſten und Aermſten wohnen. Unſre Geſetze und Staatseinrichtungen ſind ſchon republikaniſch und werden mehr und mehr republikaniſch werden. Genug, eine kleine Minderheit im Volke und auch in dieſer erſten deutſchen Reichsverſammlung hätte ſtatt des Namens Reichsverweſer gern den eines deutſchen Präſidenten, und zwar eines jener neu wählbaren, verantwortlichen, abſetzlichen Präſidenten gehabt; ſie hätte gern die Republik auch in der höchſten Spitze gehabt, natürlicher Weiſe alſo allen Königen und Fürſten augenblicklich ihr Schaff ab! zugerufen. Dieſe Minderheit, noch mehr als die Hoch- und Höchſt-Gebornen, ſieht den Reichsverweſer als einen Nothbehelf des Augenblicks an; ſie ſähe, damit ſie früher zum Ziel gelangte, am liebſten, daß dieſer Nothbehelf wirklich als ein ſolcher, daß er unkräftig und unmajeſtätiſch, mit Einem Worte, daß er eine ſchwache und wankende Größe ſei und erſcheine.

Meine Anſicht kürzeſt ausgeſprochen:

Der Reichsverweſer ſoll offenbar den deutſchen Oberkönig (*βασιλευς των βασιλεων*) oder Kaiſer vorſtellen, den die deutſchen Könige und Fürſten eben nicht finden konnten oder nicht finden wollten. Er trägt eine ideale Größe, die Macht und Mäjeſtät des Volkes, welche allen Fürſten gebieten und die Einheit und Stärke des deutſchen Reichs ſchaffen und vermitteln helfen ſoll. Dieſe Größe blüht jetzt noch ziemlich friſch, bei der noch friſchen Freiheit und den noch dunkeln und unabgeklärten Freiheitsgedanken, aber ſie blüht nur in Reichstagsbeſchlüſſen und Verkündigungen; es fehlt ihr Fleiſch und Bein. Es geht aber nicht mit einer monarchiſchen Macht ohne Fleiſch und Bein, die bloß in Urkunden und Papieren lebt und blüht. Sie muß zuerſt arbeiten und wirken, wie ſie kann, aber auf die Länge wird ſie ſich nothwendig unfeſt und wankend zeigen müßen, zur Freude der demokratiſchſten und radikalſten Republikaner, deren Freude es eben iſt, über alle Höhen lachen und ſpotten und ſie endlich weglachen und ihren Präſidenten dafür hinſetzen zu können.

Ja, ihr Könige und Fürſten, und alle, ihr Hochgeborne und auch alle ihr andern Wackeren, die ihr die auf republikaniſchem Grundwall gebaute konſtitutionelle Monarchie für ein Glück, für ein unſerm Vaterlande liebes und angemeſſenes Glück haltet, die ihr euch aus den reißenden Brandungen und treibenden Trümmern der Zeit retten wollt — meint ihr, bildet ihr euch ein, daß ihr heute noch, wie weiland hinter den letzten deutſchen Kaiſern, euch hinter etwas Halbem, Schwächlichem und Unbeſtimmtem ſchirmen und retten könnt? Nein, es iſt die Zeit gekommen, wo das Volk Großes und Gewaltiges ſehen will: es bedarf der vollen Majeſtät und Stärke, ja der Stärke einer leiblichen Macht, deren Majeſtät die Augen und Herzen ſchlägt, damit Deutſchland nach außen einen ſolchen Schein, Glanz und Ruhm gewinne, daß den Völkern ſtolzer und fröhlicher Gehorſam und den Fremden Achtung und Furcht komme. Sei der ehrwürdige Reichsverweſer, was er den Umſtänden nach nur ſein kann, ein Anfang dieſes Scheines und Glanzes, aber nicht lange! Die Geſtirne droben und die Erde unten werden mit unwiderſtehlicher und allmächtiger Gewalt von dem Geſetz der Schwere beherrſcht. Dieſes Geſetz der Schwere waltet auch über den unvermeidlichen Gang und Lauf der Bewegung und Entwicklung der Völker und Reiche. Wo, frage ich, liegt nun gegenwärtig Deutſchlands Schwerpunkt zu Waßer und zu Lande? Er liegt in jeder Beziehung in Preußen, zumal da wir endlich einmal anfangen über die Meere hinaus und auf unſre Küſten und Meere zu ſchauen und eine Kriegsflotte zu bauen. Bedenkt das wohl, ihr alle, die ihr vor einer grauenvollen großen deutſchen Republik, mit einem gewählten verantwortlichen Präſidenten und mit allen ihren unvermeidlichen Erſchütterungen und Getümmeln, einen ahnungsvollen Schauder wie einen Schauder der Zukunft empfindet, und ſäumet nicht zu lange, ſondern macht den König von Preußen bald zum König der Fürſten und des Volks.

Ich habe es geſagt und vorhergeſagt, ein guter Preuße aber ein beßerer Deutſcher: Wollen die Könige und Fürſten nicht froden lernen, ſo hat Gott ſie in die Gewalt des radikalen verderblichen Umſturzes gegeben, und ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Die Jugend und die Demagogie. Ich freue mich der jungen deutſchen Freiheit, ich freue mich ihrer in hoffnungsvoller Freude, wie wild und ſeltſam ſie auch mit ihren ungeübten Flügeln und ſchlecht geſpreiztem Sterze durch die Luft dahin fährt und wunderlichſte, und gefährlichſte Ueberſtürzungen und Purzelungen macht. Ich ärgere mich nicht der beſonderen Stimmen, noch des ungeſtümen Klanges und Schalles von unſrer linken Seite, weil ich einſt auch jung und ungeſtüm geweſen bin. Ich halte der Jugend doppelte und dreifache Rechnung, ſelbſt wo ſie ein Zuviel wagt und will. Sie iſt um die 20 und 30 Jahre ihres jugendlichen Lebens durch den feigſten, erbärmlichſten Polizeideſpotismus betrogen. Sie kann unmöglich ohne Zorn ſein; aber die Erbitterung und den Ingrimm ſollte ſie bekämpfen. Da kommt nun die Demagogie und faßt ſie bei dieſer ihrer Schwäche, faßt ſie bei ihren edelſten Gefühlen und überreizt nnd vergiftet dieſe Gefühle. Was ſehen und hören wir nicht alle Tage? Was wird in allen Schenken und Kneipen, auf allen Gaſſen und Straßen in Städten und Dörfern, auf allen Märkten und Turnplätzen den Jünglingen und den Unwiſſenden, Mühſeligen und Armen nicht für ein Evangelium gepredigt? Welche ſüßtönende und verlockende Lehre von einer unerhörten Freiheit, von einer vollſten irdiſchen Glückſeligkeit Aller, wenn nur erſt die Könige und Fürſten alle weg, wenn nur alle Schlöſſer des Adels erſt niedergebrochen, alle Paläſte und Säle der Reichen in Werkſtätten, Arbeitshäuſer, Hoſpitäler und Lazarethe der Armen verwandelt wären! O dieſe Wenn und Aber.

Dieſe Demagogie und alſo auch die Demagogen ſcheinen von einer großen und wirklich freien Freiheit ein unzertrennliches Uebel zu ſein. Sie erinnern nur zu ſehr an Athen und Syrakus und an die ſchlechteſten und geſetzloſeſten Zeiten Roms, und in der gegenwärtigen Zeit an die böſeſten und gefährlichſten Tage von Frankreich und Paris. In England finden ſie ſich auch, aber durchaus anders und mehr in eigenthümlich engliſcher Weiſe, nicht ſo mit Theorien hin und her fechtend, nicht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01933/040

Sind die Hållpferde ausgegangen, so tritt die Schuldigkeit des Gästgifvare ein, mit seinen eigenen Pferden zu skjutsen, und sind auch diese fort, so kömmt es endlich an die Reserve. Diese Pferde sind in denjenigen Dörfern angeschlagen, welche zunächst um den Gästgifvaregård liegen, und sie müssen sogleich zu jeder Stunde bereit seyn, wie der Dienst von dem Gästgifvare oder seinem Stellvertreter angesagt wird. Dieser Stellvertreter, der sich auf den ordentlichen Gästgifvaregårdar und auf den besuchteren Landstraſsen gewöhnlich findet, heiſst Hållkarl, der Diener und Beförderer der Reisenden, der Bestimmer und Schlichter der Pflichten und Streitigkeiten zwischen den Skjutsbönder unter einander, oder zwischen den Reisenden und den Skjutsbönder. Skjutsbönde heiſst nemlich der Bauer oder Bauerknecht und Junge, der mit den Pferden zu seinem Gästgifvaregård kommt.

Solange Hållpferde und Skjutspflichtige Gästgifvarepferde da sind, braucht der Reisende sich keine Minute länger aufzuhalten, als was zum Abschirren der einen, und zum Anschirſo luftſpringeriſch, ſondern feſter auf dem Boden der Erde einhertretend, die Treibereien und Aufruhre jetzt in Irland vielleicht ausgenommen; indeſſen die Irländer ſind keine Engländer ſondern gleichſam eine andere Art Polen. Schweden, Holland, Belgien waren freie Staaten, ſind freie Staaten, aber ſolche wunderlich hin und her flatternde und umfliegende Demagogie, wie ſie jetzt bei uns ſich offenbart, haben ſie nie gekannt.

Ich will mit Vielen nicht ſagen noch klagen, daß dieſe unſre heutigen Demagogen Nachäffer der Franzoſen ſind; aber wir haben eine Springfluth, die mit franzoſenähnlichem Geſprütze über unſre Geſtade hinſprützt, wir haben eine viel lebendigere, viel geiſtigere Springfluth als jene eben genannten in der That viel ſtilleren Völker, und wir werden, damit ſie unſre Gefilde nicht beſchädige, Dämme gegen ſie aufführen müßen. Es werden Zeiten kommen, wo gegen wühleriſche radikale Klubs und gewißenloſe Volksverführer, welche Pöbelſchwärme und Turnreigen in jauchzendem Gewimmel hinter ſich her führen, ſtrenge und ſcharfe Reichsgeſetze erlaßen werden müſſen. Wir Deutſche haben in unſrer wunderſamen Mannigfaltigkeit des Spiels der Triebe und Geiſter auch unſre ganz eigenen idealiſchen und fantaſtiſchen Gefahren. Womit kann leichter und loſer geſpielt werden als mit deutſchen Gefühlen, zumal mit Gefühlen deutſcher Jünglinge? Wir werden, wenn wir unſre Freiheit ernſt und würdig bauen und bewahren wollen, ſtrenger und republikaniſcher Ordnungen für die Zucht und Bändigung der Jugend, vorzüglich in den Schulen und auf den Turnplätzen, nöthig haben.

Der Proletarier. In wie vielen Büchern und Zeitungen dieſer Name auch genannt wird, ſo iſt er doch bei Vielen ein unklarer Begriff. Nur der Eine Begriff, nämlich der Begriff des Elends und der Armuth, ſcheint ſich dem Worte unwillkürlich immer wie von ſelbſt zuzugeſellen. Proletarius weiſt ſeiner Bedeutung nach auf die Vielkinderei hin: arme Leute pflegen vor andern mit Kindern geſegnet zu ſein. So führte ein

Herzog Johann von Jülich und Kleve, der an 40 Baſtarde gezeugt hatte, den Beinamen Johannes Proletarius. Dieſer hat aber wahrſcheinlich die Mittel gehabt, ſeine Nachkommen zu ernähren und zu erziehen. Proletarier aber meint in unſern Tagen keinesweges einen Mann, der viele Kinder hat, ſondern eine ſolchen, der ſich und ſeine Kinder nicht ernähren kann. Er weiſt auf das Elend der Gegenwart hin, vorzüglich auf den Jammer der zu früh und leichtſinnig geſchloſſenen Ehen, wodurch eben nicht immer viele Kinder, aber gar häufig elende Kinder und elende und liederliche Familien entſtehen. Solches Proletariat hat in Deutſchland und in vielen Ländern Europas in dem letzten halben Jahrhundert eine ſchreckliche Ueberhand genommen, und ihm ſollte gewehrt und, wenn es da iſt, geholfen und abgeholfen werden. Ich werde unten bei dem Wort Ehe mehr darüber ſagen. Dieſer mächtige Stoff iſt in vielen hundert Büchern und Pamphlets auf das breiteſte und weiteſte ausgelegt und behandelt worden, und alle die unzähligen Fantaſtereien der Kommuniſten und Socialiſten und mit welchen Namen die Aerzte dieſes Uebels ſonſt noch genannt werden, wimmeln von Entwürfen und Heilmitteln zu ſeiner Erleichterung und Hülfe und träumen großentheils Träume einer bisher unerreichten menſchlichen Glückſeligkeit. Auch an wirklichen praktiſchen Verſuchen und Proben auf dieſem Gebiete, wie man die armen Hungerleider und hülfloſen Arbeiter beglücken könne, hat es nicht gefehlt, beſonders in Frankreich nicht, wo aber dieſe Verſuche meiſtens elendiglich oder gar blutiglich ausgelaufen ſind. Und doch ſagt der menſchliche Verſtand und die chriſtliche Gewiſſenhaftigkeit: es müſſen hier gewiß Hülfen und Mittel der Gemeinſamkeit und Vergeſellſchaftung gefunden werden; aber dieſe werden freilich immer nur innerhalb der Gränzen der Verſtändigkeit, Sittlichkeit und Gottesfurcht geſucht werden müßen. Davon weiter unten.

Solcher Proletarier nun, die aus thörigten und ſchlechten Ehen oder aus unſittlichen Anfängen entſtanden ſind, haben wir in Deutſchland leider auch ſchon mehr als zu viel, und dieſer Art iſt leider ſelten recht gründlich zu helfen. Aber wir haben auch rechtſchaffene, tüchtige, ſittliche Proletarier — ich ſelbſt mögte gern ein ſolcher heißen — wir haben Bürger und Bauern mit vielen Kindern, die ſich in der Welt drängen und nicht allenthalben Raum haben. Wir Deutſche allzumal ſind ein Proletariervolk, ein Volk vieler Kinder — das hat Gott ſo gewollt — und deswegen ſind wir das große Wandervolk und Weltvolk.

Bei dieſem Namen Weltvolk richtet der deutſche Blick ſich mit Recht mit einem gewißen Stolz des edleren Bewußtſeins auf, wenn der Gedanke an ſogenannte kommuniſtiſche und ſocialiſtiſche Proletarier ihn niedergeſchlagen hatte.

Ja der Blick des deutſchen Menſchen richtet ſich bei dieſem Gedanken fröhlich auf: er hat ſich dieſes Proletariats nicht zu ſchämen, eines Zeichens ſeiner Sittlichkeit und Kraft. Er zeugt und er hat in der Regel doppelt ſo viele Kinder als die meiſten romaniſchen Völker (Spanier Portugieſen, Franzoſen) und in demſelben Verhältniß auch mehr als die ſlavoniſchen Stämme. Auch deswegen, nicht allein aus einem angebornen geiſtigen Naturtriebe, muß er die weite Erde ſuchen, er muß wandern. Er iſt von jeher gewandert. Gegenwärtig wandern nach einer ungefähren Berechnung, wenn man die einzelnen zerbröckelnden Wanderer in alle Länder (Skandinavien, Rußland, Polen, Aſien, Afrika) mit einrechnet, jährlich gewiß über hunderttauſend Deutſche aus. Amerika zählt die Deutſchen nach Millionen, Auſtralien ſchon nach Hunderttauſenden. Der Ruf und das Geſchrei davon iſt Weltruf und Weltgeſchrei. Weltruf wegen der Hoheit, Weltgeſchrei wegen des Elends.

Wie ſoll man das verſtehen? Hoheit und Elend ſo neben einander?

Ei ja, verſtehſt du Deutſch, ſo verſteh es im deutſchen Sinn.

Hoheit? Erhabene Beſtimmung des germaniſchen Stammes (Deutſchland, Belgien, Holland, Schweiz, Großbritannien, Skandinavien) die Welt zu bevölkern, zu verjüngen und zu beherrſchen. Dies iſt ein hoher Beruf; es könnte ein Stolz ſein, aber es darf kein Stolz ſein: es iſt durch Gott, der dieſem Menſchenſtamm ſolche Beſtimmung gegeden hat. Denn ſchaut euch nur Amerika an: die Spanier, Franzoſen, Portugieſen (Romanen) haben dort weder ſchaffen noch zeugen können (Menſchen zeugen meine ich); deswegen gehen ſie mit den wilden Reſten der vor ihnen geweſenen und herrſchenden Völkerſchaften unter dem mächtiger zeugenden und herrſchenden germaniſchen Menſchenſtamm unter. Die Nordamerikaner und alle die wimmelnde Mannigfaltigkeit der vielen Tauſende von Einwanderern aus den verwandten Stämmen werden binnen wenigen Menſchenaltern wahrſcheinlich die Herren ihres ganzen Welttheils ſein. — Und von dort, von den Küſten und aus den Häfen Kaliforniens und Neu-Mexikos geht der nächſte gradeſte Weg der nordamerikaniſchen Flotten nach Japan und China. Hier in Indiens und Auſtraliens Gewäſſern wird einſt ein tapferer und blutiger Kampf zwiſchen dem Tochterlande und Mutterlande entbrennen, kein zweifelhafter wegen der europäiſchen Ferne. Der Vortheil ſteht, wegen der Nähe der Hülfen und Bereitſchaft der Ausrüſtungen, hier für die Amerikaner den europäiſchen Mächten gegenüber wenigſtens wie Fünf gegen Eins. England und Holland werden die Herrſchaft in dieſen Meeren verlieren, aber der germaniſche Stamm wird ſiegreich und weltbildend in dieſem fernſten Oſten Aſiens erblühen. In Japan, China, Indien, Ausſtralien wird über den einzelnen Stumpen, Gerippen und Knochen der längſt begrabenen und ſelbſt in ihren Lebendigen gleichſam ſchon wie die fabelhaften Rieſenleichen des Eismeers erſtarrten und geſtorbenen Vorzeit ein erfriſchendes und verjüngendes germaniſches Leben blühen.

Erhabene Ausſicht, ja gewiſſe Hoffnung.

Auswanderungen alſo. Fördern wir ſie? und wie? ſchützen wir ſie? und wie?

Fördern? nämlich im Namen und auf Koſten des Staats Auswanderungen fördern, das geht nimmer. Dazu reichen die Kräfte ſelbſt des großen, einigen Deutſchlands nicht hin. Da heißt es: „Laß es gehen, laß die Menſchen gehen und wandern, wie ſie wollen und können.“

Schirmen aber? Das iſt eine andere von der erſten ganz verſchiedene Frage. Schirmen ſollen und müſſen wir, ſo viel wir können. Wir haben bisher in der Fremde und in den Welttheilen die Kinder unſers Vaterlandes, die ein gegebenes Recht auf Schirm und Schuz hatten, gar nicht ſchirmen und ſchützen gekonnt. Das war ein tragiſches Geſchick, das iſt bis heute ein tragiſches Geſchick für ein großes in der Geſchichte genanntes und geprieſenes Volk. In keinem Hafen der Heimath in keiner Bucht unſerer Meere, geſchweige in den Meeren und Häfen der Fremde, kein einziges Kriegsſchiff. Das wird und muß beſſer werden.

Wir Deutſche wollen endlich wieder werden, was wir von Natur ſind, raſche und tapfere Seelöwen: wir bauen eine Flotte. Dieſe wird Schirm und Schutz geben.

Aber Kolonien? von dem Vaterlande abhängige Kolonien u. ſ. w. u. ſ. w.? Dahin und ſo weit laufen und verlaufen ſich ſchon manche deutſche Gedanken. Meine Gedanken laufen nicht ſo weit. Macht ſich das durch deutſche Menſchen in fremden Welttheilen, macht ſich das natürlich — gut: aber machen ſollt ihr dergleichen Herrlichkeit nicht. Es iſt das ſelten eine Herrlichkeit, im Sinn der neuen Menſchlichkeit oder gar im Sinn und Geiſt der alten Chriſtlichkeit beleuchtet. Es ſpielen auf dieſem weiten Blumenfelde viele falſche Träume und gaukelnde Luftbilder der Größe. Bilder der Tüchtigkeit und Tugend eines Volks können darauf gewöhnlich am wenigſten ſpielen. England hat ſeine Weltherrſchaft, ſeine zinsbaren Lande, ſeine großen Kolonien. Es kann wie Rom weiland viele Hunderte Prokonſuln und Statthalter, Richter und Oberrichter, Einnehmer und Generaleinnehmer für fremde unterworfene Länder ernennen und die jüngern Söhne alter Geſchlechter verſorgen und bereichern; aber zu Hauſe iſt es darum nicht glücklicher und nur um Weniges mächtiger. Die ungeheure Ausdehnung der Herrſchaft und Macht macht auch die vielfache Zerſtreuung und im Kriege Zerſtückelung und Schwächung derſelben unvermeidlich. Von ſolchen Herrlichkeiten gilt nur gar zu ſehr das gemeine Sprichwort: *Es iſt nicht alles Geld, was gleißt.* Verſtändige und weiſe großbritannische Männer haben die Ueberzeugung ausgeſprochen, wenn alle Indien und Ceylon und Newfoundland verloren giengen, würde das allerdings gewaltige Rücke und Stöße, beſonders im Geldweſen, geben, aber England mit ſeinen unvergänglichen Naturvortheilen, mit ſeinem Ackerbau und ſeiner, durch Natur und Kunſt gegebenen und bleibenden Schiffahrt und Handel — dieſes England würde endlich ſelbſt nach ſolchem Verluſte wahrſcheinlich glücklicher und auf jeden Fall mächtig genug ſeyn, jedem Feind und Angreifer eine eiſerne Stirne bieten zu können.

Darum, du liebes großes, reiches Deutſchland — reich genug, wenn du deine Gaben Gottes erkennen willſt — bleibe vor allen Dingen nur bei dir ſelbſt, wirf die getäuſchten lüſternen Blicke nicht in eine zu gefährliche Weite hinaus; mit deinen Naturgaben und Hülfsquellen, mit deinem Ackerbau, Waldbau, Bergbau, Viehzucht, Schiffahrt, Handel wirſt du mächtig genug und aller beliebigen Welt gewachſen ſein, welcher es einfallen könnte, dein Glück und deine Macht anzutaſten. Was aus deinen Millionen Kindern jenſeits der Meere in Amerika, Auſtralien und Aſien künftig werden kann, das ruht als ein Verborgenes im Schooße Gottes und der Zukunft. Du beſchirme und beſchütze, ſo viel du kannſt, deine Auswanderer, aber verwalte und regiere mit Weisheit und Gerechtigkeit, die daheim in dem ſchönen Vaterlande und Europa bei dir bleiben wollen. Ja das ſchöne Deutſchland und das herrliche Europa — der kleinſte Welttheil, und doch der König aller Welttheile, ihr Kern und Juwel, in welchem vor allen übrigen Freiheit und Wiſſenſchaft von jeher ihre kühnſten Flüge gewagt haben.

Und nun komme ich von meinen Auswanderern und Koloniſten wieder auf meine Proletarier zurück, von welchen ich ausgelaufen bin, auf jene Proletarier, welche das Wort gewöhnlich meint, die als *Kinder des Unglücks und des Jammers* bezeichnet werden:

Was ſoll und kann man mit dieſen und für oder gegen ſie thun? wie iſt dieſen zu helfen? O daß ich das wüßte!

Dieſes Elend iſt eine ungeheure Laſt und Ladung für Europa und beginnt es auch für unſer Deutſchland zu werden. Man ſchaue nur nach Frankreich und England und Irland hin, ja man ſchaue auch bei uns, wie es zu hellem Tage ſteht, nach Berlin und Wien ſchaue man hin, wie das Proletariat ſich dort oft mit ſo fürchterlicher Gräulichkeit regt und über- und durcheinander wirft, wie es als ein dicker, wüſter, blutiger Kometenſchweif von einzelnen ſchlauen und gewiſſenloſen Anzettlern und Maſchiniſten des Verderbens, die heitre Luſt der Freude und Freiheit verſinſternd, über die Märkte und durch die Gaſſen geſchleppt wird.

Wohin mit dieſer verderbenſchwangeren Laſt und Ladung, welche wieder eine ganze Schiffsladung Teufeleien oder, gelindeſt geſprochen, Narrheiten in Welt und Menſchen beglückenden Meinungen und Lehren ausgebrütet hat? Ich habe die Namen dieſer neuen Sekten und ihre Lehren oben ſchon genannt, Träume theils von redlichen und gutmüthigen, theils von verrückten und böſewichtiſchen Künſtlern des Socialismus und Kommunismus, Träume von großen Vereinen und Genoſſenſchaften, von gemeinſamen Arbeiterwerkſtätten mit ſolchen Vortheilen und Erleichterungen der Arbeit, daß gleichſam ein goldnes paradieſiſches Glück vom Himmel auf ſie niederregnete — Vereine und Werkſtätten, nicht bloß unter dem Schirm, ſondern auch auf Koſten des Staats eingerichtet. Ich habe auf die Proben hingewieſen, die man in Paris gemacht hat, auf die Forderungen, welche die Arbeiter dort und auch bei uns machen, daß der Staat durchaus und ohne Ausnahme verpflichtet ſei, ſeinen Kindern Arbeit und ausreichenden Lohn der Arbeit zu ſchaffen.

Ach der arme Staat! der zu arme Staat, wenn er dieſe Forderungen bewilligen, wenn er dieſe Hülfen, die man als Schuldigkeit von ihm verlangt, reichen ſollte! Wie wenig ein Vater ſeinem wilden verlornen Sohn oft helfen kann, eben ſo wenig kann der Staat ſeinen thörigten, geſchweige ſeinen verdorbenen Söhnen helfen.

Und doch ſchreit ſo vieles Elend zum Himmel um Hülfe, wie ſollte es nicht zu Menſchen ſchreien! Und in der That der Staat iſt nirgends hart noch grauſam, aber er wird wohl ſchmerzlich genug inne, daß er in dieſer Beziehung oft viel zu ſorglos geweſen iſt; und überdieß ſind neben Narren und Böſewichtern auch manche gute und redliche Männer mit Vorſchlägen und Entwürfen der Menſchlichkeit bei der Hand, wie durch irgend eine Gemeinſchaftlichkeit und Vergeſellſchaftung des Gebrauchs menſchlicher Kräfte, wie durch Leitung, Anweiſung und Belehrung der geiſtigen Unmündigkeit und Hülfloſigkeit zu helfen ſei; aber leider das Meiſte davon erweiſt ſich am Ende doch unzulänglich. Man ſchöpft Tropfen ab, und Ströme fließen zu, und das Gedränge des Elends ſchwillt eher an, als daß es abnimmt. Man muß hier, nachdem man lange im Dunkeln herumgetappt und da Licht geſucht hat, wo kein Lichtſtoff iſt, zur Quelle des Unglücks hinabſteigen, und da zuſchauen und ſehen, aus welchen Adern ihre Waſſer hervorbrechen.

Dieſe Adern heißen Unverſtand und Unſittlichkeit, und wenn man ſie bis auf ihre tiefſten Ausbrüche und Durchbrüche lange und ernſthaft genug beſchaut hat, ſo bleibt man bei den beiden älteſten und ſtichhaltigſten Waidſprüchen ſtehen, die da lauten: Menſch hilf dir, ſo wird dir Gott helfen, und bete und arbeite.

Worauf laufen dieſe beiden Sprüche zuletzt hinaus? Sie laufen auf das Vernünftige, auf das Denkende, kurz auf das höhere Menſchliche hinaus. Denn das Gebet iſt das höhere Denken, ja es iſt das höchſte Denken, und wer das Gebet hat, iſt bei Gott, iſt im Himmel, und ihm kommen auch auf der Erde und für die Arbeiten und Mühen der Erde die rechten hellen Gedanken und zugleich die friſche muthige Zuverſicht des Herzens, die nicht laß werden noch die Hände in Verzweiflung in den Schooß ſinken läßt.

Und ſo hinabſteigend und hinaufſteigend beide zu den Quellen des

Elends und des Troſtes bleiben wir wieder vor dem Unverſtand und der Unſittlichkeit ſtill ſtehen, und müſſen am Ende aller Enden vor dem großen Welt- und Haus-Geſetz ſtill ſtehen, dem im Paradieſe geſchaffenen und gegebenen Geſetz, welches Gott dem Adam und der Eva gab, als er ſie für die Arbeit und Herrſchaft der Erde zuſammenweihete — und dieſes Geſetz heißt Ehe.

Ja um die Ehe kreiſt es alles herum, da iſt es, da ruht es. Die Ehe, dieſes heiligſte Geſetz des Menſchengeſchlechtes, ſollte nur die Quelle des Glücks und der Tugend ſein, und ſie wird, wie es oft ſcheint, durch ein unvermeidliches und unausweichliches Verhängniß Hunderttauſenden ja Millionen Sterblicher eine Quelle des Jammers und des Laſters. Was ſage ich? nicht ſie ſondern der Unverſtand der unglücklichen Menſchen. Es bricht in dieſes heilige Geſetz in unſern Tagen ſo Vieles hinein und hindurch, es bricht in und durch unſre alten Gewohnheiten und Sitten ſo Vieles und dem Anſcheine nach ſo Unvermeidliches und Schickſalähnliches hinein, daß der Zuſtand, worüber wir klagen, oder vielmehr worüber wir nur ſo hinwinken, faſt ein hülfloſer und rettungsloſer ſcheint.

Doch wir wollen nicht bloß winken und andeuten ſondern erzählen und erklären:

Ehe und *Geſetz* ſind in der deutſchen Sprache Wörter ganz gleicher Bedeutung: das Paradieſesgeſetz, die heilige und heiligende Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Weib, iſt von allen Weiſen und Redlichen der Heiden und Chriſten als das Grundgeſetz der höheren Menſchlichkeit, nämlich des Staates, angeſehen worden. In dem Maaße wie die Ehen rein und unbefleckt gehalten wurden, hat man die Völker für tapfer und glücklich geachtet; in dem Maaße aber wie die Ehe ſank, erſchienen die Völker nicht nur entnervt und unglücklich ſondern gingen von Stufe zu Stufe in Weichlichkeit und Feigheit unter. Dies iſt Geſchichte, ſo wie bei allen verſtändigen und ſittlichen Völkern die Geſetzgebung über die Ehe eine ſtrenge und geregelte war.

Die Ehe, dieſes große Anrecht und heilige Naturrecht des Menſchen, die ſo viele communiſtiſche und philoſophaſtriſche Gelbſchnäbel uns jetzt als die freieſte unbeſchränkteſte Freiheit des Menſchen und Bürgers auf allen Gaſſen verkündigen und predigen, hat bei allen Völkern, die ſich auf Freiheit verſtanden, beide durch Sitte und durch Geſetz, mancherlei Beſchränkungen gehabt. Wir finden in den Erzählungen und Ueberlieferungen der griechiſchen Geſchichtſchreiber und Philoſophen davon unzählige Spuren, ja wir finden über einzelne Staaten des Alterthums die Angaben von genau beſtimmenden Geſetzen über das Lebensalter, in welchem dem Bürger erlaubt war ein Weib zu nehmen; etwa im dreißigſten fünfunddreißigſten Jahre; offenbar in der Abſicht und Anſicht, daß keine Schaaren armer und hülfloſer und den Staat gelegentlich mit Noth und Aufruhr bedrohender Proletarier gezeugt werden mögten.

Auch bei unſern Altvordern hatte die Ehe ihre Beſchränkungen, mancherlei Beſchränkungen, zuerſt eine Beſchränkung durch die Sitten des Volkes, wie ſchon Cäſar und Tacitus die Keuſchheit und die ſpätere Gemeinſchaft der Geſchlechter an demſelben rühmen, zweitens durch viele Staatseinrichtungen, welche ich nicht alle loben will, von welchen aber einige in einzelnen Landſchaften des Vaterlandes bis dieſe Stunde noch beſtehen. Ich weiſe nur hin auf die bekannten Satzungen, nach welchen das Landgut als unveräußerliches und unzertrennliches Familienerbe nur von Einer Wehr beſeſſen und bewohnt werden durfte; ich nenne Lehnsverfaſſung, Hörigkeit, Leibeigenſchaft, unter welchen die Schließung einer Ehe in der Regel nur dann erlaubt ward, wann eines hörigen Mannes Kathen oder Wehr ledig ward; ich nenne die Menge Innungen und Zünfte in den Städten, wo unter Bedingungen und Verhältniſſen, die hier nicht erörtert werden können, wenige Jünglinge und Männer vor dem 28. bis 35. Jahre zur Meiſterſchaft und Hausvaterſchaft, wahrlich nicht zu ihrem Unglück, zugelaſſen wurden.

Alles dieſes, alle dieſe Beſchränkungen, Hemmungen und Hinren der andern Pferde nöthig ist. Sind diese aber ausgegangen, so muſs er länger oder kürzer warten, je nachdem die Dörfer, woher die Reserve kommen soll, näher oder entfernter liegen. Das kann in den verschiedenen Provinzen von einer Viertel-, einer halben Stunde sich zu 2—3 Stunden ausziehen. In den bevölkerten Provinzen und an den groſsen Landstraſsen wartet man selten über eine Stunde auf die Reserve.

Im Süden und in der Mitte von Schweden sind die Stationen oder Håll von ¾ bis 2, seltner 2½, höchstens 2¾ schwedischen Meilen, im Norden und in Finnland auf einigen Stellen 4 bis 5 Meilen. Damit indessen der Reisende nicht betrogen werde und der Gästgifvare oder Hållkarl keine Unordnung oder Durchstecherei machen könne, sind gute Polizeiordnungen. In manchen Provinzen sind bei jedem Håll an besonderen Tafeln die Meilen und die Gebühr für jedes Pferd, für Brücken u. s. w. aufgezeichnet. In allen aber ist von der Landeskanzlei der Provinz das Schema eines Tagebuches eingeschickt, worin gewöhnlich als Vorderungen ſind jetzt durchbrochen oder gänzlich niedergebrochen durch die allmächtige Zeit und ihre Umwälzungen in den Gedanken, Sitten, Ordnungen und Einrichtungen der Menſchen, und mit ihnen iſt leider der vollſte Unverſtand und die leichtſinnigſte Unſitte wie eine Fluth hereingebrochen, die alles überſchwemmen, ja, wie es ſcheint, allen noch übrigen Verſtand hinweg ſchwemmen will. Nach den Anſichten und Geſetzen dieſer Zeit dürfen halbe Knaben, wenigſtens unbärtige Jünglinge ohne Verſtand, Erfahrung und Vermögen mit achtzehn, zwanzig Jahren Meiſter werden, ſich ein Patent löſen, ein Weib nehmen, Kinder zeugen, Bettler werden, und dann Gott und den König als von Rechts wegen anſchreien: Herr, hilf uns!

Dies iſt tragiſch, und iſt eine tragiſche Unvernunft; aber die Predigt iſt heut zu Tage eine alltägliche Gaſſenpredigt: „Gott, der dem Menſchen die Kraft und den Trieb des Zeugens gab, hat ihm damit auch „Recht und Erlaubniß zur Ehe gegeben; er muß im ſiebenzehnten, „zwanzigſten Jahre ſo gut heirathen dürfen, als im ſiebenundzwanzigſten „oder dreißigſten. Dies iſt ſein Gottes- und ſein Natur-Recht: kein „Staat darf dieſem Rechte Gränzen ſetzen.“

So wird dieſer Brauch und Mißbrauch ein Gottesrecht genannt, ja ein Naturrecht. Was machen närriſche Menſchen nicht alles aus dem Menſchen?

Gottes Recht und Gottes Erlaubniß? O ſchämt euch, ihr leichtſinnigen und gewiſſenloſen Schwätzer? Nicht einmal dem Thier hat Gott ſolche frühe Erlaubniß gegeben. Ihr könnt euch umſehen in der wilden und zahmen Natur, in den Wäldern und Feldern und in den Hürden und Ställen, wo die Wildniß oder wo der Menſch über das Thier herrſcht, wie es da ſo gar anders ſteht, wie da, damit Gottes und der Natur Wille auch in den Wilden erfüllt werde, nach dem Geſetz der Stärke gewöhnlich nur der Starke und Vollkommene zum Zeugen zugelaſſen wird. Dies Kapitel weiter auszuführen und mit Beiſpielen der Erfahrung zu belegen ſchickt ſich an dieſer Stelle nicht.

Der Menſch iſt ein lebendiges Weſen mit thieriſchen Organen, mit thieriſchen Bedürfniſſen und thierähnlichen Trieben und Leidenſchaften ausgerüſtet, aber er iſt kein Thier; er iſt ein Weſen für ſich, ein höheres Weſen, ein Weſen göttlichen Hauchs und Anhauchs, das auf ſeiner freien Stirn den Stämpel des Göttlichen trägt. Wahrlich es iſt kein Paradieſesrecht und keine Paradieſesunſchuld in eurer Geſchlechtsgemeinſchaft, wie ihr ſie meint und lehrt, ihr feldflüchtigen Prediger und Lehrer des Tages. Das Thier folgt ſeinem Triebe, es folgt ihm hin und wieder ſogar mit vielem Verſtande, aber es hat keine Vernunft, es hat kein Gewiſſen, es hat hin und wieder nur ein dämmerndes Ahnen von Recht und Unrecht. Wir leſen in der herrlichen Sage der heiligen Schrift (Moſes 1. 3.), daß Adam und Eva im Paradieſe bald erkennen mußten, daß ſie nackend waren, daß ſie in der Gemeinſchaft von Mann und Weib etwas Heiliges zu verhüllen hatten. Sie bezeugt damit, daß die Ehe etwas Heiliges iſt, ein zu verhüllendes Geheimniß des Weſens, das nach Erkenntniß und Vernunft handeln ſoll.

Ich winke hier aus etwas Myſtiſchem in und über das Leben hinaus, auf urſprünglich räthſelhafte Gefühle und Verahnungen der Geſchlechter. Dies meint auch, ſelbſt wenn man nicht in die Höhe nach oben, ſondern nur unten auf die Erde blickt, die Menſchengeſchlechter dürfen nicht leichtſinnig zuſammenlaufen gleich den Thieren, weil ſie nicht gleich den Thieren beſtehen können, weil die Natur für ſie nicht wie für die Thiere geſorgt hat, weil ſie nicht allein durch Verſtand, ſondern nur durch Vernunft die Zwecke ihres Daſeins erfüllen können.

Der Zweck des menſchlichen Daſeins, der Zweck des Lebens des Vernunftweſens, iſt die Erfüllung ſittlicher Strebungen und geiſtiger Arbeiten: *Weisheit und Sittlichkeit, das iſt das menſchliche Ziel.*

Alſo keine zu frühen Ehen, kein Kinderzeugen, ehe der Mann ein mehr erfahrener und rüſtiger Mann iſt, ehe er die Bedingungen ſeines Daſeins erkennen, ehe er die Nöthen und Bedürfniſſe des Lebens begreifen, ehe er Weib und Kind mit Verſtand und Ordnung leiten und regieren kann. Gatt hat ihm, dem höheren Geſchöpf, im Vorzuge vor den Thieren die gewaltigeren und tieferen Triebe, und die zehnfachen, ja hundertfachen Leiden und Freuden derſelben, welche er auch vor dem Thiere voraus hat, wie es ſcheint, nur in die Bruſt geſenkt, damit er, in ihrem Kampfe immer friſch herausgefordert und friſch geſtählt, zum vollen fröhlichen Bewußtſein ſeiner Vernunft gelange, und durch die Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften auch die Herrſchaft über ſich ſelbſt und über die Welt erringen lerne.

Wie machen wir es nun mit allen unſern vollſtändig freigelaſſenen Freien? wie legen wir unſern Jünglingen, die durch keine Bande von Staat, Stand und Innungen und Zünften mehr gefeſſelt werden, Zaum und Gebiß an, daß ſie wider die Ordnung Gottes, ja ſelbſt wider die Ordnung des Paradieſes das heilige Myſterium der Geſchlechter nicht zu früh enthüllen? proſaiſch geſagt: daß ſie nicht im achtzehnten, zwanzigſten Jahre des Alters Weiber nehmen?

Darf der Staat in Hinſicht dieſes Uebels eine Macht üben? darf er, wie einzelne Staaten des Alterthums gethan, ein beſtimmtes Alter als Eheziel ſetzen? Ich meine, er dürfte es menſchlich und chriſtlich; und doch muß ich meinen, nach den Verhältniſſen und Entwicklungen Europas und des Vaterlandes, wie ſie einmal ſind, daß er es durch grade Geſetze, durch grad aufs Ziel treffende Geſetze, weder kann noch darf. Er kann nur auf Umwegen, er kann nur auf ſchrägen Wegen und von der Seite her dahin ſtreben, dieſe ſchlimmen Zuſtände der Gegenwart, welche das Proletariat hereinführt, etwas abzuleiten und zu beſſern. — Wie etwa?

Da die Ehe eine innere geiſtige Sache iſt, die am meiſten nur durch Sitte und Religion gehalten werden kann, jedoch auch durch Gewohnheiten und Satzungen gehalten wird, ſo iſt die Pflicht des Staats und der Geſellſchaft, einer heiligen und verehrlichen Sache, damit ſie in den Schmutz und Jammer der Pöbelei nicht gar verſinke, durch gute

Satzungen und Geſetze, ſo viel in ihren Kräften iſt, zu helfen und beizuſtehen.

Wie viel wir nun auch die gleiche Freiheit und Gleichheit über unſerm Reichsbanner und unſern Herzen geſetzt haben, die Naturunterſchiede der Stände bleiben. Die Stände bleiben als die eigenen, auch wo keine Kaſten ſind, nicht nach der alten Eintheilung von Wehrſtand, Lehrſtand und Nährſtand, ſondern in drei andern Abtheilungen, die ich nennen mögte

1) Die Reichen und Gebildeten, meinethalben die Vornehmen genannt,

2) Die mittlere Ordnung aller Bürger, wobei ich vorzüglich den Theil im Auge habe, den ſonſt die Zünfte umfaßten,

3) Die geringeren Landbewohner, Bauern, Tagelöhner u. ſ. w.

Von dieſen drei Abtheilungen iſt die mittlere Ordnung, in welche größtentheils das ehrenwerthe Handwerk fällt, in unſern Tagen am meiſten geſtört und zerſtört und in Hinſicht der leichtſinnigen und unzeitigen Ehen am meiſten der Gefahr des bürgerlichen und häuslichen Untergangs ausgeſetzt.

Die erſte Abtheilung behilft ſich eben, wie ſie kann. Wenn ſie nicht durch die Geſetze der Vernunft und Tugend regiert wird, ſo führen die Geſetze des ſogenannten Anſtandes, der ſogenannten Familienehre ſie meiſtens ziemlich leidlich hindurch. Kurz hier wird von der ſogenannten Wohlanſtändigkeit das meiſtens bewirkt, was die Unvernünftigkeit der Jugend in den grünen und leichten Jahren des Alters ſelten zu wirken vermag.

Mit der dritten Abtheilung, die doch meiſt auf dem Lande und in Dörfern lebt, je nun da geht es in Deutſchland, wo meiſtens Dreiviertel ſeiner Menſchen auf dem Lande leben, noch ziemlich gut auf den alten Natur- und Gewohnheits-Wegen. Das Stadtpflaſter vorzüglich zeugt das Proletariat, und ſelbſt das geringere Landproletariat drängt ſich aus einem ganz eigenthümlichen Inſtinkt des Unglücks gewöhnlich dem dichteren und dickeren Gedränge und Verderben der großen Städte zu.

Am mißlichſten und gefährlichſten ſteht es mit der zweiten Ordnung, mit der mittleren, aus welcher der alte tüchtige Kern der Bürgerſchaften in den Städten hervorzugehen pflegte. Dieſe zweite Klaſſe iſt in Hinſicht auf die Ehe gegenwärtig am meiſten dahingegeben, und da wäre es hohe Zeit, daß Staat und Geſellſchaft alte gute Satzungen wieder aufleben ließen oder neue ſchüfen. Wir haben jetzt das allgemeine Vergeſellſchaftungsrecht, und mir und Vielen ſcheint für die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit der arbeitenden und erwerbenden Klaſſe der Gedanke ein nothwendiger Gedanke, daß etwas den Zünften und Innungen Aehnliches wieder eingerichtet werden muß, indem man die alten Mißbräuche und albernen Bräuche und Satzungen als der Verweſung preisgegeben in ihrem Schimmel und Moder liegen läßt und nur das Lebenswürdige leben läßt oder wieder erweckt. Warum nicht? Der Zweck jedes Staats iſt, Sitte Zucht und Ordnung zu ſchaffen und zu erhalten, tüchtige und ſittlich kräftige Bürger zu haben. Wie der Staat für den Zweck, tüchtige und unbeſcholtene Beamte zu haben, den Officieren und Beamten nur bei gewiſſem nachgewieſenen Vermögen oder höheren Gehalt die Ehe erlaubt, warum, ſage ich, ſollte er nicht ähnlichen Zwang aus rein ſittlichen Gründen, die hier auf der Hand liegen, für die zahlreichſte Städterklaſſe, der jungen Handwerker, einführen? warum ſollte er das nicht auf einem ſchrägen Wege, kurz ſeitwegs, zu bewirken ſuchen? zum Beiſpiel wenn das Geſetz gegeben würde, daß der Handwerksgeſell, ehe er ſich als Meiſter häuslich niederlaſſen darf, durch aus drei vier Jahre auf der Wanderung geweſen ſeyn müßte? So geſchieht, daß der Jüngling ſich in der Fremde verſucht, Verſtand der Welt lernt und Erfahrung einſammelt, und auf ſolchem Seitenwege ſo herumgeführt wird, daß er vor dem achtundzwanzigſten dreißigſten Jahre kaum an die Ehe denken darf.

Aber auch einen andern Gedanken, eine andre Anſicht dürfen wir nicht überſehen, den Gedanken der Belehrung und Unterweiſung, wozu auch das ſehr verlorne aber wieder zu erweckende Gefühl der Standesehre des deutſchen Handwerkers kommt. Hier meine ich nun gewiß nicht Belehrung und Unterweiſung in den demokratiſchen Klubs, wo die armen Jungen im eitlen oder frechen Gefühl einer wilden Freiheit ſich nur trotzig und übermüthig in die Bruſt werfen lernen, ſondern ich meine jenes ſtille und feſte Ehrgefühl, welches aus Kenntniß, Erkenntniß und Zucht entſpringt und von keinem Demagogen gelernt werden kann.

Und endlich das Beſte, die Religion, das Chriſtenthum als Hauptheilmittel gegen jenes unſelige Proletariat, das wir hier im Auge haben, wollen wir das liebe Chriſtenthum vergeſſen?

O nein! Dieſer Troſt der mühſeligen und arbeitſeligen Menſchen, und vor allen der arbeitſeligen Deutſchen, iſt gottlob noch lebendig, und wird in deutſchen Herzen nimmer ſterben. Aber es kann dieſes himmliſche Heilmittel in dem Lebensalter, das zwiſchen dem ſiebenzehnten und ſiebenundzwanzigſten Jahre ſteht,, der menſchlichen Natur nach bei den wenigſten Jünglingen wirkſam werden: es ſchießt ſeine beſänftigenden und tröſtenden Stralen gewöhnlich erſt auf die reiferen Jahre des Mannes herab. Ich nenne das Chriſtenthum nur, um es nicht zu verſchweigen, um ſo mehr nenne ich es, je weniger ich in das Wehegeſchrei Vieler einſtimmen kann, als ſei ſein jüngſter Tag ſchon gekommen, als ſei es durch die wilden politiſchen Erſchütterungen und Kämpfe der Gegenwart kaum noch als ein erlöſchendes Lichtlein da. O gottlob? das iſt nur ein Schein. Der Tag wird wieder kommen, wo ſein Sonnenglanz alle blaſſen Scheine und auch dieſen Schein als Schatten unter ſich und vor ſich herjagen wird.

Freilich Kampf iſt da, Verwirrung und Narrheit iſt mehr denn zu viel in den Köpfen und Herzen der Menſchen; wie alles jetzt gegeneinander ſtreitet und ringt, ſo ſteht es eben auch mit den Lebensfragen zwiſchen Staat und Kirche und allenthalben wollen ſich einzelne Sekten und Kirchlein aus der Kirche herausbrechen und losbrechen. Aber die Kirche iſt nicht die Religion, ſie iſt nur der Bau und die Geſtalt, worin die Seele und der Geiſt der Religion verſchieden eingebaut, auch wohl eingekerkert ſind; der Prieſter und Hoheprieſter, der ſeinen bunten Zaubermantel nicht ausziehen und der Erde und der Weltlichkeit nicht zurückgeben will, was er ihr entwendet hat, und der nun Untergang und Verderben ſchreit, iſt nicht immer der fromme Himmelweiſſager. Aber ſieht man nicht ſelbſt aus den vielen Spaltungen und Zerreißungen, daß die Menſchen doch noch eine Religion des Himmels ſuchen, obgleich Viele wehklagen, daß ſie nur auf die Erde und auf Irdiſches ſchauen? Doch wohin und in welche Ferne muß hier der Blick ſchweifen? Wir warten mit jenen, die uns aus der neugefundenen Freiheit neue und nie erlebte Paradieſeszuſtände vorgaukeln, hienieden in unſern Zuſtänden keines neuen Himmels und keiner neuen Erde — die alten werden fürs Erſte wohl auch bleiben — aber neuer Geſtaltungen der deutſchen Kirchen müſſen wir warten, und werden die Unruhen und Erſchütterungen des Tages einſtweilen ertragen müſſen, bis aus langem Kampfe Freieres, Beſſeres und Deutſcheres geboren wird.

Und Preußen, und der Haß gegen Preußen, beſonders auch der Haß vieler Judengenoſſen gegen Preußen. *) Hierüber noch ein letztes kurzes Wort.

---

*) Sonderbar dieſe Judenwuth, die ſich allenthalben ſo ſehr zu der äußerſten Linken, ja zu den rothmützigen Rotten und Banden hinwirft. Wahrlich dieſe Juden mögen ſich wohl vorſehen, die deutſchen Bauern nicht zu ſehr aufzuregen: dieſe könnten ſich einmal mit einem neuen Hepp! Hepp! auf ihre armen in Flecken und Dörfern wohnenden Glaubensgenoſſen werfen.

Der Preußenhaß wird von den Rothmützen mit voller Folgerichtigkeit ihrer radikalen Mordentwürfe im Volke gepflegt und weiter und weiter durch in allen deutſchen Landen rundreiſende Klubbiſten fortgepflanzt. Sie wiſſen, daß Preußen ein Heer hat, ein ſtolzes wohlgeübtes Heer, das binnen ein paar Mo-

Es iſt auch bei Vielen, welche nicht Juden und Judengenoſſen ſind, eine Erbitterung gegen Preußen, welche beinahe ein deutſches Vorurtheil geworden iſt! Ich will dieſe Erbitterung nicht eine erlaubte nennen, aber ſie iſt eine natürliche. Wie?

Preußen hatte Deutſchland und ſich ſelbſt durch herrlichſte Arbeiten und Thaten des Heldenmuths und Sieges wieder aufgerichtet. Von dieſen muthigen, thatenreichen und geiſtreichen Preußen hat Deutſchland ſeit den Jahren 1813 und 1815 auch die Aufrichtung und Ordnung von Freiheit und Verfaſſung gehofft, und es iſt über ein Menſchenalter hinaus bitter getäuſcht worden. Auf Preußen als auf den mächtigſten deutſchen Staat haben die Bewohner der kleineren Staaten die ſchwere Schuld gelegt, daß in abſolutiſtiſch und deſpotiſch gepflegter Schlafſucht und Starrſucht, aus welcher wir dieſen jüngſten Frühling

---

naten mit 400,000 Mann aufmarſchiren kann. Sie wiſſen, daß ſie gewonnen Spiel hätten, wenn es ihnen gelänge, dieſes Heer aufzulöſen und ſeine Mannszucht zu zerſtören, wenn es ihnen gelänge, die Korporale und Unteroffiziere dahin zu bringen, ihre Offiziere wegzujagen, wie die franzöſiſchen Regimenter 1790 und 1791 thaten. Dann wäre alle Monarchie in Deutſchland verloren und die rothe Republik wäre für den Augenblick fertig, um bald einem rotheren Tyrannen und Despoten den Weg zu bereiten.

Sie haben ſchon friſch gearbeitet und arbeiten raſtlos dahin. Man denke nur an die wohl geordneten und gerüſteten Mainzer Dolchbanditen, welche die preußiſchen Soldaten im verfloſſenen Monat Mai niederſtießen; man denke an die Stimmung, welche in Frankfurt und in den umliegenden Orten ausgeſäet war.

Als die Frankfurter Wagenburgen am 18. des Herbſtmonds ſtanden, und ich, von meiner Wohnung ausgeſperrt, um zwei Uhr Nachmittags die Schnurgaſſe hinab zurückging, begrüßte mich ein frommer Frankfurter Bürger, der in ſeiner Hausthür ſtand, mit den Worten: „Ach! die armen Preußen! heut Abend lebt keiner von ihnen nimmer;“ und ich entgegnete ihm: „Lieber Freund, die Preußen leben noch und die Rothmützen werden ſie nicht ſo leicht, als ſie ſich einbilden, mit Haut und Haar verſchlingen und verdauen.“

So war in jenen Tagen die Stimmung und die Meinung des Volks. Jener gute Bürger aber ſprach offenbar ſein Mitleid über das den Preußen bevorſtehende Schickſal aus.

durch fürchterliche Knalle und Schalle geweckt worden ſind, eine ſo lange Zeit hat durchſchnarcht werden gekonnt. Während des Verlaufs dieſer langen und gefährlichen Krankheit hat Deutſchland von Preußen Heilung und Rettung verhoffen gelernt; es hat aber durch Millionen in einem gewiſſen Einklang tönende Stimmen über Preußen ſchimpfen und fluchen und zuletzt Preußen haſſen gelernt. Solche böſe Gewohnheiten löſchen ſich kaum durch Jahre glücklicherer und weiſerer Führung und Haltung, geſchweige durch einige Monate, aus. Dieſe erbitterten Preußenfeinde will ich nicht die ſchuldigſten nennen. Sie ſind durch lange Uebung und Gewöhnung geführt und verführt worden, und wiſſen weder was ſie thun, noch was ſie wollen.

Aber es ſind andere Feinde Preußens, die wohl wiſſen, was ſie thun und was ſie wollen, von mir oft nicht blos angedeutete, ſondern laut genannte Feinde. Dies ſind unſere radikalen Wühler und Entwurzler, welche für eine ſogenannte große deutſche Republik, die ſie weder würden geſtalten noch erhalten können, alles, was in Deutſchland irgend noch ſtehende Macht heißen kann, unterwühlen und umſtürzen mögten. Daher die immer wiederholten und in tauſendfach wechſelnden Geſtaltungen erſcheinenden Beſtrebungen, die Ehrfurcht vor der Königlichen Majeſtät zu vertilgen, und die Treue und Zuverſicht des preußiſchen Heers zu ſchwächen und zu zerreißen.

Judenhaß gegen Preußen? Dieſer iſt unberechtigt; denn Preußen iſt gegen die Juden im Ganzen von jeher freundlicher geweſen als die meiſten andern deutſchen Staaten. Woher denn? wohin denn?

Nicht aus Durſt nach Republiken. Die Juden würden ſchlechte Republikaner ſein. Nein, die meiſten von ihnen haben als Allerweltbürger wahrlich nur ein ſchwaches Gefühl von Vaterland, ſie glauben durch ihre ſogenannte allgemeine Verbrüderung, durch Auflöſung aller beſonderen Volksthümlichkeiten, durch Auflöſung des Chriſtenthums, wenn es nicht mehr Franzoſen, Engländer, Deutſche, ſondern nur noch Kosmopoliten giebt — erſt dann glauben ſie wirklich als gleiche

Brüder der verſchiedenen Völker angeſehen und geachtet zu werden. Bis jetzt haben ſie die Meinung und das Gefühl, daß ihnen nicht bloß aus den Anerkennungen und Geſinnungen, ſondern ſelbſt aus den Gebärden und Geſichtern der Menſchen die geglaubte Verſchiedenheit des Menſchen- und Volks-Stammes entgegenſtarrt und grinſt. Will man gegen ein beinahe zweitauſend Jahre unterdrücktes und über die Welttheile zerſtreutes Volk nicht unbillig ſein, ſo iſt etwas Verzeihliches in ihren Wünſchen und Strebungen, aber ſie ſind dadurch doch Zerſetzer und Zerſtörer des edelſten Schatzes eines Volks, eines Schatzes unerſchöpflicher und unſchätzbarer Güter, wenn es ihn zu Rathe zu halten weiß: ſie ſind Zerſtörer der Vaterlandsliebe.

rede die gegenseitigen Pflichten und Rechte des Gästgifvare, der Skjutsbönder und Reisenden gedruckt zu lesen sind. Die Anzahl der Pferde, der Stationen, nach welchen geskjusst wird, und ihre Entfernung sind gedruckt oder geschrieben. Unter besondern Rubriken wird die Zeit der Ankunft und Abreise, die Zahl der Pferde und welche Pferde der Reisende bekommen, eingezeichnet; eine weite Kolumne ist den Beschwerden desselben über den Skjutsbonde, sein Geschirr und seine Pferde, über den Gästgifvare und Hållkarl gewidmet, und der Gästgifvare muſs auf des Reisenden Verlangen sein Attestat mit seines Namens Unterschrift als Bürgen hinsetzen. Auf diese Weise kann der Gästgifvare nicht so viel Unterschleif machen und jeder Reisende kann — worauf es ihm immer am meisten ankömmt — sehen, ob die Hållpferde schon alle fort oder noch einige übrig sind. Das Datum wird von dem Ablösungstermin geführt. Kommen nemlich die Hållpferde des neuen Tages um 6 Uhr Abends den 20. Junius, so schreibe ich auf die Rechnung der laufenden 24 Stunden dieses Hålltages den

D.

Zwei Lieder als Zugabe.

◆

Die Weiſſagung.

Hat mir ein goldkammiger Hahn gekräht,
Der der Zeiten und Völker Geheimniß ſingt —
Ihr wißt, es wird nimmer zu Wind verweht,
Was der kluge Schnabel der Weisheit klingt —
Er ſang aus verborgener Zukunft Wolke
Mir Wunderrunen vom deutſchen Volke.

Er krähte — ſein goldener Kamm ward bleich —
Mir der deutſchen Treue geſchwundne Kraft,
Die Leichengeſänge vom heiligen Reich,
Von verroſteten Degen der Ritterſchaft,
Von gebrochnen Thürmen, geſchleiften Wehren,
Von des Kaiſerpurpurs zerriſſenen Ehren.

So kräht' er mir traurig vom dürren Aſt
Der Schandejahrhunderte Weh und Ach,
Er krähte, daß unter der Töne Laſt
Vom eiſigen Jammer das Herz mir brach,
Daß mir mit mordlich ſcharfen Harpunen
Die Bruſt durchſchoſſen des Sanges Runen.

Doch ſieh! bald kräht er auf grünem Baum,
Bald kräht er vom blühenden Zweig ſein Lied,
Das hell, ein leuchtender Zeitentraum,
Der Zukunft ſonnige Bahnen zieht:
Er kräht mir luſtig aus heitrer Wolke
Verjüngte Freuden vom deutſchen Volke.

Er kräht: „Der düſtern Jahrhunderte Lauf
„Verrann, des Vaterlands Luft wird klar,
„Neu wachen die Heinriche, Friedriche auf,
„Mit ihnen der Seher, der Helden Schaar,
„Germaniens Sonne mit glänzenden Tagen
„Lenkt über die Häupter der Völker den Wagen.“

O Goldkamm, Wonne verkündender Hahn,
So ſingſt du, klingſt du vom grünen Aſt,
O ſüßer, heiliger, deutſcher Wahn,
Ich halte die Herrlichkeit feſt umfaßt,
Was deine Runen geklungen haben,
Die Weiſſagung ſoll mir kein Grab begraben.

Bonn den 18. des Wintermonds 1847.

Klage um Auerswald und Lichnowsky.

Haſt du noch Lebensodem,
O Erde grün und ſchön,
Um die aus ſchwarzem Brodem
Nur finſtre Nebel weh'n;
Auf welcher wüſte Horden
Brand Mord und Zeter ſchrei'n,
Und frech in Meuchelmorden,
Der Freiheit Glanz entweih'n!

Wie? ſind dies deutſche Fahnen,
Die Farben rother Wuth?
Will deutſche Kämpfe mahnen
Das Roth an Bruſt und Hut?
Das Roth der wälſchen Seine
Das mahnte deutſchen Muth,
Für Wolf und für Hyäne,
Doch nicht für Deutſche gut?

Sind dies der Freiheit Gaben?
Iſt dies der Freiheit Klang,
Von ſchwarzen Galgenraben
Der Mitternachtgeſang?
Nein! Nein! von Freiheitstödtern
Des Blindſchleichs Schlangenliſt,
Wo unter grauſen Zetern
Kein Laut der Freiheit iſt.

Iſt dies die deutſche Treue,
Trifft ſo das deutſche Schwerdt,
Springt ſo der deutſche Leue,
Der grad ins Eiſen fährt?
„Mann ſteht dem Mann, den Satan*)
„Beſtehen Zwei und Drei,“
Doch ſieht man ſolche That an,
So bricht das Herz inzwei.

Zwei Helden ſind gefallen,
Nicht, wie der Tapfre fällt
Bei hellem Trommelſchallen
Im blut'gen Schlachtenfeld;
Sie haben andre Roſen
Weiland gepflückt im Streit:
Was war den Waffenloſen
Hier für ein Tod bereit?

Von wilden Mörderbanden,
Gedungen und bezahlt,
Von welchen man die Schanden
Auf Stirn und Galgen malt?
Das war viel mehr als Satan,
War Hundert gegen Zwei —
O ſieht man ſolche That an,
So bricht das Herz inzwei.

---

*) Norddeutſches Sprichwort: Kerl gegen Kerl, zwei, drei gegen den Teufel.

Mein Deutſchland, Land der Treue,
Mein Deutſchland, Land des Muths,
Wann löſchet lange Reue
Die Flecken ſolches Bluts?
Den Mord, mit dem der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutſchen Ruhmes Neige!
O deutſcher Ehre Gift!

O wehe! dreimal wehe!
Weh dieſer düſtern That!
Nein! meine Seele gehe
Nie mit in ſolchen Rath!
Der Ruhm, den Mörder haſchen,
Der werde nie mein Ruhm,
Ach! nimmer wegzuwaſchen
Vom deutſchen Heldenthum!

Frankfurt den 5. des Weinmonds 1848.

In demſelben Verlage ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Verſuch in

vergleichender Völkergeſchichte

von

E. M. Arndt.

2. Aufl. gr. 8. geh. 2¼ Rthl. od. fl. 4. 3 kr.

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

Zum erſtenmal geſammelt und durch Neues vermehrt.

Von

E. M. Arndt.

3 Thle. 8. Rthl. 3¾ od. fl. 6. 36 kr.

Nothgedrungener

Bericht aus ſeinem Leben

und aus und mit Urkunden der demageg. und antidemageg. Umtriebe.

Von

E. M. Arndt.

2 Thle. 8. geh. Rthl. od. fl. 5. 24 kr.

Der Fortſchritt des Zollvereins

von

Carl Junghanns.

gr. 8. Geh. Preis 3 Rthlr. 20 Ngr.

Der erſte Zweck dieſes Buches iſt, eine Geſchichte des Verkehres des Zollvereins in Zahlen bis in die neueſte Zeit zu liefern; ſein zweiter, Folgerungen daraus zu ziehen und zu zeigen, wo die Verhältniſſe gut ſind, oder wo nachgeholfen werden muß; ſein dritter, allen irrigen Behauptungen für immer ein Ende zu machen, und wenn deren noch auftauchen ſollten, in den Stand zu ſetzen, durch Nachſchlagen augenblicklich von deren Unwahrheit ſich überzeugen und ohne Mühe darauf antworten zu können; ſein vierter, den Verkehr des Zollvereins mit dem Oeſterreichs, Frankreichs und Englands zu vergleichen, um auch hier irrigen Behauptungen begegnen und daraus auf die Zweckmäßigkeit und die Wirkungen der ſo verſchiedenartigen Zoll-Geſetzgebungen ſchließen zu können; ſein fünfter endlich Nutzanwendungen zu geben, die vielleicht nicht ganz überflüſſig werden gefunden und zum Zuſammentritt aller deutſchen Staaten beitragen werden.

Die Reform
des deutſchen Rechtslebens.
Von
Dr. Guſtav Geib.
gr. 8. Geheftet 1 Rthlr. —

Geſchichte der
engliſchen Revolution.
Von
F. C. Dahlmann.
Fünfte verbeſſerte Auflage.
Mit dem Bildniſſe John Hampdens.
8. In engl. Einband. Thlr. 2.

Dahlmann, F. C., Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. Zweite durchgeſehene Auflage. Mit dem Bildniſſe Mirabeau's. 8. In engl. Einband. Thlr. 2. 7½ Ngr.

— — Die Politik, auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zuſtände zurückgeführt. 1. Bd. Dritte Auflage. gr. 8. Geh. Thlr. 1. 22½ Ngr.

Die neuere
Deutſche National-Literatur
nach ihren ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten.
Zur innern Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus.
Von
Dr. Heinrich Gelzer,
ordentlicher Profeſſor an der Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin.
Erſter Theil.
Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.
gr. 8. Geheftet. Preis 1⅔ Rthlr.

◆

Blätter der Erinnerung

meiſtens um und aus der

Paulskirche in Frankfurt.

Von

E. M. Arndt.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1849.

21. Junius ins Tagebuch, so wie ich mit dem ersten Hållpferde abreise.

Der erste Ruf, so wie man in den Gästgifvaregård einfährt, ist Hällkarl. Er oder sein Stellvertreter kommt mit dem Tagebuch. Man sieht es durch, eröffnet ihm seinen Willen, er läuft Hållpferde anspannen zu helfen, oder Reserve zu bestellen, oder er heiſst ein Zimmer heitzen, das Bett machen, hilft Koffer und Sachen auf- und abpacken, herein- oder hinaustragen. Ist er widerspenstig, ist er oder der Skjutsbonde gar grob gegen den Reisenden, so sollen sie gesetzlich hart dafür büſsen. Thut er gar etwas Gesetzwidriges und gegen die Gästgifvareordnung, so sind ihm 6 Paar Ruthen und 50 Daler Silfvermynt Buſse gelobt. Immer mag die Exekution wohl nicht so prompt erfolgen; viel kommt dabei an auf die Ordnung und Strenge eines jeden Landſhafding, wie er die Polizei seiner Provinz verwaltet.

Nach dem Gesetze sind die Gästgifvare verbunden, für das Bedürfniſs der Reisenden und der Pferde alles, was so gewöhnlich gefordert werden kann, in Bereitschaft zu haben und

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Weht, ihr Blättchen ſchwerer Stunden,
Wehet hin mit andern Blättern.
Zarte Blüthen ſprießen nimmer
Unter Sturm und Donnerwettern;
Doch was friſch gelebt, geliebt hat,
Wie's der Tag auch mag verweben,
Sieht nach ſeinem grauen Winter
Grünes Frühlingsauferſtehen.

Stammbuchblätter und Sprüche.

1.

Ein Wort der Lehre — nimm es mit
Ins Leben: Halt' die Zunge feſt,
Denn ungewogne Rede fliegt
Unflügger Vogel aus dem Neſt.
Doch noch ein zweites beſſ'res Wort:
Halt' deine Seele fromm und rein,
So wird, was deinem Mund entfliegt,
Nie ein unflügger Vogel ſein.

2.

Trau' nicht zu viel auf fremden Rath,
Wie's bei dem eignen dir auch bangt:
Denn endlich mußt du doch zur That,
Die man als deine ganz verlangt.
Leicht trägt die eigne Luſt das Herz,
Die eigne Laſt, den eignen Fehl,
Doch unverwindlich bleibt der Schmerz,
Sahſt du mit fremden Augen ſcheel.

3.

Willſt du in Gottes Spiegel ſchauen,
Schau' in die Seele reiner Frauen,
Und aller Himmel Glanz iſt dein;
Doch hat der Spiegel Brüch' und Flecken,
Dann flieh wie vor dem Schreck der Schrecken:
Er ſpiegelt Höllenzauberſchein.

4.

Spiel im Großen, Spiel im Kleinen
Spiel iſt unſer Erdenſpiel,
Spiel mit Träumen, Schatten, Scheinen,
Fern vom Ziel und über's Ziel.

Wie weiſet mir der Weiſe,
Alſo lacht der Narr mir drein:
Räthſel bleibt die Erdenreiſe,
Selig, wer ſie kennt als Schein!

Sei's! Ich ſpiele mit dem Scheine,
Sei's! Ich irre durch den Schein,
Fröhlich wiſſend, daß der Eine
Große Spieler mit wird ſein.

Der die Sonnen und die Sterne
Tanzen hieß in ihrer Bahn,
Schuf des Lebens Truglaterne
Und dies Herz voll Traum und Wahn.

3.

„Nur Einen Vers, nur einen kleinen,
„Ein Blümchen wie gepflückt im Mai,
„Ein Zeichen, daß ich zu den Deinen
„Als Letzte nicht gezählet ſei.“

O Kind, du mahnſt wohl zum Verſtummen.
Wie fern bin ich von Vers und Mai!
Denn Bienen nicht, Schneeflocken ſummen
Um wintrig kahlen Scheitel frei.

Doch nimm, wie 's Wort ſich eben findet,
So birg's in deinem Buſen treu:
Kind, Jugend, Schönheit, Luſt entſchwindet,
Nur Liebe blüht mit ew'gem Mai.

6.

„Ich würde gern ein Mann der Kraft,
„Ein Degen von gutem Eiſen —
„O Lieber, wollſt mir Stal und Schaft
„Zu ſolcher Waffe weiſen.“

So im Gefühlesüberſturz
Mich thät ein Jüngling fragen:
Dem mußt' ich alſo rund und kurz
Die ſchwere Antwort ſagen:

„Laß nie ein Wort aus deiner Bruſt,
„Das du nicht meinſt, erklingen,
„Laß von der Weiber Zauberluſt
„Dich nicht zu früh umſchlingen.

„Du bebſt? Es wird das Wort ein Mann
„Nicht leichten Kaufs beſchieden:
„Denn Wahrheit nur und Keuſchheit kann
„Das edle Kleinod ſchmieden.

7.

Wer Glück und Luſt will finden,
Geh' nicht ſie ſuchen aus.
Sie kommen ſtillen Blinden
Von ſelbſt ins ſtille Haus.
Die Himmelsgeiſter gehen
Gar leiſ' in leiſer Luft:
Wann Winde wilder wehen,
Haucht keine Blume Duft.

8.

Wer großes Glück kann tragen,
Der hat ein ſtarkes Herz
Und mag es muthig wagen
Mit jedem Spiel und Scherz:
Drum wird auf ſteilſten Höhen
Des Ruhmes Kranz gereicht:
Denn Unglück zu beſtehen
Macht Gott im Himmel leicht

9.

Du willſt ein kleines Wort für's Leben,
Ein Liebes-, ein Erinnrungs-Wort:
Horch auf! ſchau auf! Die Vögel ſchweben
Stets hin und her von Ort zu Ort.

So wallt es auch in deinen Trieben,
So ſchwebſt du auch, o Menſchenherz:
Doch lernſt du Eins nicht fein und lieben,
Zerfliegſt du ſchlimm wie Vogelſcherz.

10.

Gutes Wort find't gute Stätte,
Aber mach' dein Wort auch fertig.
Sendeſt du's wie Klotz und Klette,
Sei des Widerſchlags gewärtig.
Soll's durch Herzen mächtig treiben,
Sei es hell wie Sonn' am Tage:
Roh wird's ſtoßen oder klaiben,
Beule oder krätz'ge Plage.

11.

Wer da viel will irre gehen,
Frage Viele um den Weg.
Grade wollen, grade ſehen
Findet ſicherſt Weg und Steg:
Doch ein bischen Muth von oben,
Doch ein bischen Gotteswort
Will ich meinem Wandrer loben:
Dieſes hilft am beſten fort.

12.

Viel lernſt du dulden, Menſchenherz,
Doch ach! Gefühle und Gedanken,
Die liebeblühend dich umranken
Und ſonnenwärts und himmelwärts
In Treue weiſen ohne Wanken,
Die, wann du Trug als Treu ſiehſt gleißen,
Dir blutend aus der Bruſt zu reißen
Das iſt der Schmerzen tiefſter Schmerz.

13.

Willſt du fromm und ſelig ſein,
Denke dir das Große klein;
Denke dir das Kleine groß,
Und du ziehſt das große Loos.
Dann wird dir der kleine Ball
Erd' ein feſter Punkt im All,
Dann wird dir das Menſchenherz
Rechter Ernſt und rechter Scherz.

14.

Spiele nicht mit deinen Worten,
Nicht einmal mit deinen Mienen,
Dieneſt wahrlich ſchlecht den Andern,
Wirſt dir ſelbſt am ſchlechtſten dienen.

nach einer Taxe zu liefern, die in der Kanzlei der Provinz aufgerichtet und in dem Eintrittszimmer der Reisenden gewöhnlich angeschlagen ist. Heu und Stroh, Hafer und Brod, Milch und Bier, Schinken und Käse, Stube und Bett ist da taxirt. Leider aber findet man manche Gästgifvaregårdar selbst an den besuchten Straſsen, wo manche Artikel schlecht sind oder gar fehlen. Einige meinen, daran eben sei die Taxe Schuld, die so niedrig ist, daſs kaum die Mühe und Kosten der Anschaffung und Bewahrung, geschweige denn die der Bereitung und Aufwartung bezahlt werden; vielleicht haben sie nicht ganz Unrecht. Für die Fremden, die nicht Bescheid wissen, ist dies am schlimmsten; die Einheimischen, die oft des Weges gereist sind, haben die guten Stellen mit einem glücklichen Stern bezeichnet und wissen, wo sich mit Bequemlichkeit, Zierlichkeit und Sättigung Mahlzeiten und Nachtlager halten lassen. Für Fremde ist es, wenigstens in den rauheren Jahreszeiten, gerathen, auf alle Fälle sich mit kalter Küche und einem Flaschenfutter zu versorgen. Ich habe auf manchem Gästgifvaregård

Denn du wirſt ein leichter Vogel
Endlich ohne Federn flattern,
Und wie ein zerrupftes Gänschen
Dich in Klingelklang verſchnattern.

Stilles Antlitz ziemt dem Manne,
Kurzes Wort und treue Rechte:
Darum lerne unterſcheiden
Spiel der Freien, Spiel der Knechte.

15.

Du willſt von mir ein kurzes Wort,
Du willſt von mir Erinnerung,
Wohlan! ich weiſe dir den Ort,
Wo ſie gepflanzt bleibt ewig jung:

Geh, lege ſie dem Jugendſchatz
Deiner erſten zwanzig Jahre bei,
So blüht am warmen Liebesplatz
Sie ewig jung wie grüner Mai.

16.

Geh deines Weges ſtill,
Geh deines Weges grad,
Dem, der nichts weiter will,
Verrennt man nicht den Pfad:

Wer aber kreuz und queer
Abſchweift vom rechten Weg,
Den ſtößt ein ganzes Heer:
Die Meiſten laufen ſchräg.

17.

Du jagſt dem Schönen nach
Und läufſt vorbei dem Guten.
Erbebe! So gemach
Läßt Höchſtes nicht ſich muthen:
Ein Millionenſchweiß
Iſt Herkuls Stirn entronnen,
Eh' er der Schönheit Preis
In Hebens Arm gewonnen.

18.

Du wünſcheſt ein Erinnrungszeichen,
Ein klares kurzes gutes Wort,
Von jenen Zeichen, die nicht bleichen,
Die Farbe halten fort und fort.

Hier eins: Laß nur aus deinem Munde,
Was quillt aus deines Herzens Born:
Doch ſchweige in der böſen Stunde,
Wo ſeine Waſſer trübt der Zorn

Zorn zieht mit Doppelbrunnenzügen,
Zwei Mächte kämpfen in ihm gleich,
Der Teufel, Großpapa der Lügen,
Und Gott der Herr im Himmelreich.

Wie das? — Das Räthſel dir zu ſagen
Bin ich zu klug und auch zu dumm.
Du mußt das eigne Herz drum fragen,
Da lies dein Evangelium.

19.

Wer Liebe will, der will was Ueberſchwängliches,
Und wer Erinnrung will, will Unvergängliches —
So fragſt du wohl den fremden Mann.
Ich meine, du biſt deutſch — dann haſt du alles,
Stehſt über'n Schrecken ſelbſt des Himmelsfalles:
Es war dein Geiſt, eh dieſe Welt begann.

20.

Ein kleines Wort, ein kurzes Wort,
Ein Lebenszeichen, Liebeszeichen:
Rollt wie ein Rad das Leben fort
Und müſſen Lenz und Jugend bleichen.

Doch Eine Blume, ewig jung
Und ſchön, ſie kennet kein Erbleichen.
Die Blume heißt Erinnerung,
Und dieſes Blättchen ſei ihr Zeichen.

21.

Licht ſuchſt du da, wo tauſend Lichter funkeln,
Und ſchreiſt: wer ſagt mir, ob ich nicht im Dunkeln?
Im Meer des Lichtes willſt du magre Klarheit,
Willſt jedes Funken Fünklein dir zerklauben,
Damit du könneſt, daß es leuchte, glauben.
O blinder Thor mit ſolcher blinden Wahrheit!

Der Feldherr, welcher jede Lanzenſpitze
Der Knechte zählt, wird nimmer mit dem Blitze
Des Sieges Schlachtenreihen niederſchmettern.
Auf! nimm dir Muth und ſtürze dich ins Ganze,
Rauf' aus der Blumen Fülle dir zum Kranze,
Und zähle ſeine Wonne nicht nach Blättern.

22.

Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein,
Zum Leuchten hilft nicht hell ſein,
Wie alte Lehre ſpricht.

Merk auf, und ſchau die Beine,
Merk auf, und ſchau die Scheine,
Und übe dein Geſicht.

Da magſt du ſchau'n und fragen,
Der Narr wird's gleich dir ſagen,
Der Weiſe weiß es nicht.
Du darfſt den Spruch nicht ſchelten,
Er wird ſchon ſtehn und gelten,
Auch wenn dir Licht gebricht.

Laß Kluge Kluges meinen,
Du gehe mit den Kleinen
Nur friſch dem Scheine nach,
Und tröſte dich der Mähre:
Es kommt zuletzt zum Meere
Der allerkleinſte Bach.

23.

Hinein mit voller Jugendluſt,
Mit vollem friſchem Muth ins Leben!
Stal in das Herz! Stal in die Bruſt!
Der Tapfre findet ſeine Heben.

24.

Du findeſt Steine auf dem Weg
Und Waſſer leicht nicht durchzuwaten.
Geduld! nimm Steine, bau' den Steg,
So wird dein Uebergang gerathen.
Doch wagſt du dich mit jedem Stein,
Mit jedem Waſſer keck ins Treffen,
So werden Dumme dich beſchrei'n
Und Narren ſelbſt den Narren beklaffen.

25.

Blumen, Sterne und Juwelen,
Diamanten Körbe voll
Bringen zarten Blumenſeelen
Alle Dichter gern als Zoll.

Und nun ich? was ſoll ich bringen
Dieſem Tag, der dich bekränzt?
Was dir klingen, was dir ſingen,
Was das Hellſte überglänzt?

O ich mögte . . . . und muß ſchweigen:
Was iſt aller Klang und Glanz,
Was der ganze Sternenreigen
Vor der Demuth Veilchenkranz?

26.

Sei der Kleinſte unter Kleinen,
Sei der Höchſte unter Hohen,
Sei der Gröbſte unter Feinen —
Und kein Sterblicher darf dir drohen.

27.

Friſchen Flug ins friſche Leben!
Flügel und Sporen angeſchnallt!
Was nur Fliegen liebt und Schweben,
Wiſſe, hält nur die Gewalt.

Eine Jungfrau kühn und eitel
Wälzt Fortuna fort ihr Rad.
Faſſe ſie an Schopf und Scheitel,
Und ſie lächelt kühner That.

Nur dem Starken wird ſich beugen
Dieſe Brunhild Schlangenarm,
Schönſte Kinder mit ihm zeugen
Lebensfriſch und liebewarm:

Schönſte Kinder hoher Ehren —
Namen ſprechen ſie nicht aus.
Und hier ſtoß' ich an die Sphären,
Und mein kurzer Spruch iſt aus.

28.

Jeder Menſch ſpielt von Natur mit Schatten und Scheinen,
Jeder Menſch hat neben den großen Gedanken die kleinen;
Selig, wer in dem Kleinen greift das Große!
Dieſer Glückliche zieht das Loos der Looſe.

29.

Du mußt, was wirklich hoch und groß,
Dir an dem Allerkleinſten meſſen:
Der zieht des Glückes großes Loos,
Wer lernt zuerſt ſich ſelbſt vergeſſen.

30.

Wann die Worte ſprühen und ſchäumen,
Die Gedanken nebeln und träumen,
Und das Herz ſchlägt auf in Gluth,
O dann halte das Schwerdt in der Scheide,
Das Schwerdt der That; denn zum bittern Leide
Würde der viele und dunkle Muth.

31.

Licht, ja Licht in allen Dingen!
Nebelſchatten weggefegt!
Vogelſchwingen, Geiſterſchwingen
Hellſte Luft am beſten trägt.

In dem Nebel krächzt die Krähe,
In der Sonne fliegt der Falk —
Schau' das Gleichniß in der Nähe:
Licht iſt treu und Nacht iſt Schalk.

32.

Ein Wörtchen der Erinnerung,
Ein kurzes Wörtchen willſt du haben?
„Auf, Verſeflügelroß! nimm Schwung!
„Laß uns zur Hippokrene traben!“
Es fliegt dahin und ſchlägt den Huf
Mit ſtarker Hebung in die Quelle,
Und rythmiſch klingt heraus der Ruf:
„Sei friſch und muthig, ſprudle helle!“

33.

Wo willſt du hin mit deinem Herzen?
Du klagſt, es ſei zu jung und grün,
Und wolle wie bei Maienſcherzen
Selbſt unter Schnee und Eis erblühn.
Ach! iſt zu eng dir dieſe Erde,
Zu kalt dir jedes Menſchenherz,
Vergöttre dich, o Herz, und werde
Ein langer weiter Weltenſchmerz.

34.

Schön iſt die Welt, ſei du, o Menſch, auch ſchön,
Sei ſchön und gut, ſo wird dir's wohl ergehn!
Bedenke, fernſt von Worten liegen Thaten,
Fern liegt der Aerndte Luſt vom Streu'n der Saaten:
Wer nicht zu handeln, nicht zu ſäen wagt,
Von dem wird endlich Welt und Glück verklagt.

35.

Bei Nacht ſind alle Katzen grau.
Horch, Lieber, dieſem Spruch, und ſchau!
Der Spruch iſt aus dem Klang zu deuten
Gleich ferner Thürme Glockenläuten.
So weiſe dich ſein Klang zum Licht,
Der hell wie Glocken klingt und ſpricht:
Was du nicht kannſt im Lichte ſchauen,
Das wird dir, Menſch, aus Grau zum Grauen.

36.

Ein Erinnerungszeichen:
Roſen und Lilien bleichen,
Liebe verblühet nimmer:

geschlafen und gegessen, wo Reinlichkeit, Zierlichkeit und Bewirthung herrlich in einander griffen. Manche Fremde thun dem Lande offenbar Unrecht. Freilich wie die Taverns und Hôtels auf den Straſsen um London und Paris kann es hier nicht seyn; aber es ist eben so gut, oft viel besser, als auf den meisten Stationen Nord-Teutschlands und Mittel-Teutschlands, eines Theils von Italien und Nord-Frankreichs.

Über die Wege und Langsamkeit kann nur die Unverschämtheit klagen. Bessere Wege, im Allgemeinen genommen, giebt es in keinem Lande Europens, und kein Postillion fährt rascher, als die schwedischen Skjutsbönder, es müſste denn in England und hie und da in Ruſsland seyn. Indessen so eine Langsamkeit kann doch eintreten, aber dann ist es der Reisenden Schuld, wenn sie z. B. Wagen mit sich führen, die für die schwedischen Hügelwege, wo es immer auf und ab geht, und für kleine Pferde nicht gemacht sind. Solchen Unbequemlichkeiten ist man in jedem Lande ausgesetzt, und daher muſs man sich einrichten, ehe man die Reise antritt. Man höre.

Dieſe ſüße Pflanze
Hält im Lebenskranze
Ewig Duft und Schimmer.

37.

Sei hart! Bezwinge Hunger und Durſt,
Such' Müh' und Schweiß. Das iſt ein Durſt,
Der nimmer wächſt in feigen Brüſten.
Sei ſtark! Bezwinge, was gefällt,
Dann biſt du zehnmal größrer Held:
Du ſtehſt als Sieger auf Gelüſten.

38.

Woraus es dir am hellſten klingt,
Das iſt das leerſte Faß.
Dem Vogel, welcher immer ſingt,
Ruft Jeder: ſchweig und laß!
Doch auch das Stille hat Gefahr,
Das Leiſe auch hat Trug —
Sei ſelbſt nur voll, ſei ſelbſt nur wahr,
So biſt du klug genug.

39.

Was Links und Rechts? was Süd und Nord?
Mit dieſen Satanswörtern fort,
Die nur mit Satansfratzen greinen!

Sie führen weg vom graden Pfad,
Von grader Rede, grader That,
Und äffen dich mit Lügenſcheinen.

Weg Links und Rechts und Süd und Nord!
Es liegt des Vaterlandes Hort
Gleich reich an allen Landesenden.
Gehſt du mit frommem Herzen aus,
Du trägſt dein Theil davon nach Haus
Und hilfſt die Hebung mit vollenden.

60.

Wer ſich Feſtes will erbauen,
Schaue Grau nicht aus dem Grauen,
Hellem Muth gehört die Welt.
Zwar auch Helden ſieht man fallen,
Aber traurig fällt vor allen,
Wer durch eigne Schwere fällt.

61.

Schon fluchen Viele Schwerenoth!
Mir wieder, alten böſen Fluch,
Den teutſchen Fluch der Getrennoth,
Die nie ein Volk wohl ſchwerer trug.

Da ruf' ich auch: Poz Schwerenoth!
Friſchauf! mein alter teutſcher Muth!
Du ſtarker Muth in Noth und Tod,
Friſchauf! und mach' es wieder gut.

42.

Schämſt du dich, daß Schelme ſind?
Willſt du teutſche Schelme ſtreicheln,
Die dich dem Aprilenwind
Gleich mit Wechſel auch umſchmeicheln?
Nein! den Handſchuh friſch heraus!
Feig wird, wer den Feigen weichet —
Luſt und Muth wächſt überaus,
Wenn man Schelmenbacken ſtreichet.

43.

Lohne Gute, ſtrafe Schlimme,
Das allein giebt Männerkraft.
Wird verhaltner Zorn zum Grimme,
Bricht er dir der Stärke Schaft.
Der die ew'ge Teufelsfehde
Und den Wahrheitskampf befahl,
Gab dem Mund umſonſt nicht Rede,
Gab dem Arm umſonſt nicht Stahl.

44.

Vom Norden weht der Wind des Lebens
Für unſer heil'ges deutſches Land,
Und jeder Zug des kühnſten Strebens
War ſtets vom Nord zum Süd gewandt.
Die Weltgeſchichte hat Magneten,
Die dreht kein Zank des Tages um.
Nordmänner, waget vorzutreten
Und macht die kleinen Kläffer ſtumm!

45.

Aergre dich an keinem Menſchen,
Gott der Herr hat ihn erſchaffen.
Welche Stufen von dem Leibnitz
Bis zum Ebenbild des Affen!
Gab dir Gott ein wenig Himmel,
Suche dir es treu zu wahren.
Weiter frage nicht — der Geber
Wird dir's einſt wohl offenbaren.

46.

Vieles will aus einander gehen,
Doch mein Deutſchland wird endlich ſtehen
Wieder in friſchem Glanz und Kraft.

Manche Schwerdter, Spieße und Lanzen
Werden noch durch einander tanzen,
Ehe das Neue geſund ſich ſchafft.

Schwerdter des Eiſens, Schwerdter der Worte
Werden zucken hin nach dem Horte,
Welcher uns klar, doch zu tief noch liegt.
Doch in die Tiefen hinab ohne Beben!
Trotz Höll' und Teufel wollen wir heben,
Was zur endlichen Einheit ſiegt.

47.

Man ſchilt mein Deutſchland einen Greis
Zu kalt und zu verſtändig,
Ich aber ſchelt': er iſt zu heiß
Der Junge, zu unbändig.
Ein Junge noch, doch hoffnungsvoll
Bei allen tollen Streichen:
Und grade darum darf und ſoll
Die Hoffnung mir nicht bleichen.
Kann man den wilden Jugendmuth,
Der ſchäumt und bäumt, nur binden,
So wird er das verlorne Gut,
Die Freiheit, wiederfinden.

18.

Zum Himmel fliegen wir — ſo klagen ſie —
Auf Erden graſen wir wie dummes Vieh
Und laſſen uns von Füchſen und Wölfen jagen.
Wohlan! ich faſſe mir das erſte Wort
Und jage Füchſ' und Wölfe damit fort
Nebſt allem deutſchen Jagen und Verklagen.

Glaubt mir, wer in den Himmel ſich verſtieg,
Steigt ſtärker nieder und wird Glück und Sieg
An ſeinem Tag, den Erdenſieg, erringen.
Dein Tag ging auf, Germania, friſchauf!
Mit allen deinen Beinen auf zum Lauf!
Zum Flug mit allen deinen Himmelſchwingen!

19.

Deutſcher wagſt du kaum zu heißen,
Mögteſt nur mit Fremden gleißen,
Mögteſt mit Engländern und Franzoſen
Bunt dir bletzen Wams und Hoſen,
Mit Moskowitern gar und Polen
Flicken die zerriſſnen Solen. —
Schäme dich! auch mit nackten Beinen
Wage deutſch zu ſein, zu ſcheinen:

Schäme dich! auch mit nackten Armen
Drein! mit dem deutſchen Herzen, dem warmen,
Drein! mit dem vollen deutſchen Herzen!
Und du magſt den Hohn verſchmerzen,
Womit Fremde Deutſche nennen.
Doch tief muß der Hohn erſt brennen,
Tief im vollen deutſchen Herzen,
Tief mit vollen deutſchen Schmerzen.
Wage nur dich zu erkennen,
Und man wird dich anders nennen.

30.

Freund, willſt du Licht, in dich hinein
Schau! ſchau! Giebt dir das Herz nicht Schein,
Da draußen findeſt du es nimmer;
Denn Schatten von Schatten iſt die Welt,
Schatten deſſen, der ſie ſtellt und hält,
Von Gottes Urlicht blaſſer Schimmer.

31.

Sei Gott gleich! „Ach! das geht nicht.“
So ſei ein Menſch! „Das ſteht nicht.“
Ei was! es kann doch ſtehn:

Schau Gott, doch nicht verwegen,
Dann wird der Menſch ſich legen,
Um feſt durch Gott zu ſtehn.

32.

Du lacheſt der Verſtändigkeit
Und ſchreiſt: weg mit [illegible]liſterei!
Mit aller der Elendigkeit!
Ich denke nicht, drum bin ich frei.

O Wort des Trotzes, Wort des Nichts,
Das nur aus wilden Schenken tönt!
So wird der letzte Stral des Lichts
Im Menſchenhirn hinweggehöhnt.

Denk', denke, Menſch, wie Tag und Nacht
Du mögeſt friſch im Kampfe ſtehn:
Denn Freiheit heißt Gedankenſchlacht,
Die hell und klar ins Feld muß gehn.

33.

Ich bin ein Kluger, heiße Vernimm
Und habe gar eine helle Stimm,
Helle Augen, die 's Gras wachſen ſehen.

Helle Ohren, es klingt drein und durch,
Was droben doch in der Himmelsburg,
Was hier unten vor tauſend Jahren geſchehen.

O wohl dir der Vernünftigkeit!
Der edlen Geiſterzünftigkeit!
Mögſt du Vernunft mit Verſtand verwalten!
Nur wer Geheimſtes ſchweigen kann,
Der iſt der rechte zünftige Mann;
Wer ausſchwatzt, wird gar nichts behalten.

32.

Schräg und ſcheel und ſcheel und ſchräg
Iſt der Meiſten Blick und Weg,
Gradaus das will Muth und Treue.
Schau den Fuchs- und Affen-Sprung,
Schau der Glieder ſtolzen Schwung,
Welchen ſchwingt und ſchnellt der Leue.

33.

Was du geträumt in grüner Jugend,
Das mache wahr durch Männertugend —
Die frühſten Träume täuſchen nicht.

Doch wiſſe, Träume ſind nicht Thaten:
Ohne Arbeit wird dir nichts gerathen.
Die Tugend trägt ein ernſt Geſicht.

36.

Sei einfältig, das heißt klug,
Freude haſt du dann genug:
Kinderherz und Kinderſpiele
Spielen grad' zum Glückesziele.

Sei einfältig, das heißt wahr:
Kinderaugen ſehen klar,
Können dünnſte Lüfte weben,
Kleinſte Gräſer wachſen ſehen.

Sei einfältig, du biſt hell,
Murmeln aus dem Urbornsquell,
Liebesflüſtern fernſter Sphären
Können dann die Ohren hören.

Sei einfältig, du biſt reich,
Denn dein iſt das Himmelreich,
Goldgeſchwollne Atlasberge
Knie'n vor ſolcher Höh' wie Zwerge.

Jeder Gästgifvare ist schuldig, gröſsere und kleinere Wagen für 1, 2, 3 Pferde, Karren, Schlitten, Seilenzeug, Sättel zu halten. Einige Skjutsbönder bringen auch wohl dergleichen mit. Wollen die Reisenden sich dieser bedienen, so bezahlen sie nach Verhältniſs der Gröſse und des Gebrauchs für die Meile von ein paar Pfennigen bis zu einem Schilling für Wagen, Schlitten, Sattel. Wer ohne eignes Fuhrwerk kommt und nicht Gelegenheit oder Geld hat, sich in Schweden sogleich eines zu kaufen, der muſs sich schon auf dasjenige setzen, was man ihm vorführt. Er schicke sich aber auf ein gutes natürliches oder künstliches Geſäſs, denn einen gröſsern Anti-Hypochondriakus im Stoſsen und Rütteln, selbst auf den trefflichen schwedischen Wegen, kann es unmöglich geben, als diese engen Bauerwagen auf kleinen Rädern, wo man jedes Steinchens, jedes Absprunges, den die Pferde machen, mit Schmerzen gewahr wird. Am besten thut man, bei seiner Ankunft in Schweden, sich ein eigenes, nach den Wegen und Pferden eingerichtetes, Fuhrwerk zu kaufen oder es vorher

Mehr noch? Schweigen auch hat Lohn,
Und die Einfalt ſchilt mich ſchon —
Klinge Demuth dein Verſtummen
Hin wie Blumenbienenſummen!

37.

Ich denke, darum bin ich,
Und werde ewig denken.
Der Spruch iſt fein und ſinnig.
Ich kann dir beſſern ſchenken:
Ich liebe, Lieb' iſt Sonne.
Die nimmer kann verglühen:
Drum werd' in Himmelswonne
Ich ewig glühn und blühen.

38.

Du ſiehſt hier Deutſchlands Lichter —
Komm, muſtre die Geſichter,
Muſtr' Aug' und Mund und Bart.
Sieh grinſen Lippen und Zähne.
Wolf ſiehſt du und Hyäne,
Siehſt Affen- und Katzen-Art.

Horch, wie auf Bänken und Tiſchen
Die Schlangenzungen ziſchen.
Die Kater drein miau'n,

Wie Affen tanzen und ſpringen
Und Füchſe Freiheit klingen —
Dich faſſen Angſt und Graun.

Womit ſoll ich dich tröſten?
Dieſe wären die Gelöſten
Aus der Tyrannen Joch?
Doch weg von dieſen Schrecken!
Dort in den ſtillen Ecken
Da ſchweigen Deutſche noch.

59.

Schwein und Krokodill — dies Auge
Lehrt mir Raſſs Naturgeſchichte.
Warum Gott dies ſchuf, das ſtehet
Ueber menſchlichem Gerichte.
Robert Blum des ſtarren Auges
Späht in jedem Zaun die Schwächen,
Mit den allerfrechſten Hauern
Beidenthalben durchzubrechen.

60.

Schmerle heißt das kleinſte Fiſchchen,
Drum muß Schmerling dünn und fein ſein,
Daß er leicht durch Netz und Eiſen

Schlürfe mit den ſchlanken Beinlein,
Daß er mit den ſpitzen Fingern
Selber Netze könne weben.
Welch ein Fiſchchen! welch ein Füchschen!
Alles klar und gottgegeben.

61.

Wie Adler ſchweben über Bergen,
So ſchwebt der Edle über Zwergen
Voll feiner Liſt und Lüge hin.
Der alles ſchafft von guten Werken,
Gott wolle ſchaffen, bilden, ſtärken
In dir den hohen edlen Sinn!

62.

O Germanien, keinen Kaiſer
Kannſt du finden? keinen Stolzen?
Wo ſind deine Eichenwälder?
Giebt's nur Erlenholz zu holzen?

Sind mit ihren Wiegenſchlöſſern
Die Geſchlechter all verwittert?
Und wird bang in kleinen Herzen
Um das Kleine nur gezittert?

Sei's! Wir wollen deine Zukunft,
Mein Germanien, anders wägen —
Wehe, wer zu ſprechen wagte
Letzten Fluch und letzten Segen!

63.

Du fragſt: wie lern' ich Menſchen kennen?
Wie hüt' ich mich vor ihrem Trug?
Horch auf! die Antwort wird dich brennen,
Doch hältſt du dran, du haſt genug:

Beginn das Herz dir rein zu fegen
Vom blanken Staub der Eitelkeit,
Flugs haſt du vollen Gottesſegen:
Dein Aug' ſchaut hell, du biſt geſcheidt.

64.

Ach! was wir Menſchen alles wiſſen,
Seit Adam in den Apfel biß!
Je mehr wir lernen, grübeln, wiſſen,
Des mehr wird alles ungewiß.
O mir den hellen Kinderglauben,
Den Himmelsblick vom Paradeis!
Und aller Philoſophen Hauben
Und Bärt' und Mäntel geb' ich preis.

65.

Verkehrte Welt! das Große klein,
Was hoch ſchau'n ſollte, ſieht nur Erde
Und ſpielt mit todtem Purpurſchein
Statt ſtolzer Majeſtätgebärde.
Was frommt es, ſchnallſt du Solchen an
Der Väter Sporen, Schild und Waffen?
Heut heißt's fürwahr: Selbſt iſt der Mann.
Was hoffſt du Löwenmuth von Affen?

66.

Vom Himmel ſtralet dir zurück
Als Widerſchein der Erde Glück —
O wunderſames Gnadenzeichen!
Doch ſind dir Aug' und Herz nicht rein,
So wird dir auch der letzte Schein
Des kleinſten Himmelsſterns erbleichen.

67

Schön, ja ſchön iſt Gottes Welt.
Was die Schönheit drinn entſtellt,
Iſt der Menſch, der Menſch allein.

Selten iſt es ihm gegeben,
Abzuſtreifen von dem Leben
Den Millionenlügenſchein:
Lügenſchein, den er ſich ſpinnt,
Lügenſchein, den er erſinnt,
Weil der arme Teufel meint,
Gottes Licht laſſ' ihn im Düſtern,
Was auch gute Geiſter flüſtern:
Trau nicht dem, was ſchillernd ſcheint.

68.

Du willſt ein kurzes Wort,
Du willſt ein kleines Zeichen,
Das über Zeit und Ort
Hinaus noch könne reichen?
Die Hand her! ſchlage ein!
Es gilt! das Vaterland!
Das Vaterland allein
Knüpft ſtarkes feſtes Band.

69.

Wir hören tauſend Stimmen,
Uns klingen tauſend Glocken:
Das ſind nicht Frühlingsſtimmen,

Umſummend Blüthenflocken.
Nein, ernſte grimme Töne
Wie Gottes Donnerreden.
Auf! Vaterlandesſöhne,
Zu Waffen und zu Fehden!

70.

Du willſt ein Zeichen. Nimm es hier,
Ein Siegeszeichen, Glückeszeichen:
Friſch drein! und ſtets gradaus mit dir!
Und alle Schrägen müſſen weichen.
Denn glaube mir, daß ſchief und ſchräg
Die Meiſten feig und liſtig ſchleichen;
Doch wer grad geht auf gradem Weg,
Dem müſſen Höll' und Teufel weichen.

71.

Das Eiſen ſinkt im Meer,
Doch weißt du's auszuweiten,
So kann's auf Wogen reiten
Als leichtes Schiff einher.
So iſt, o Menſch, dein Muth.
Daß er nicht ſchwer verdamm're,
Schlag raſtlos drauf und hämm're,
Halt friſch der Schmiede Gluth.

72.

Was macht den Mann? Ich will es dir
Mit ein paar kurzen Worten ſagen:
Du mußt auf jede Luſt und Gier
Wie mit dem Eiſenhammer ſchlagen.

Dann bleibt dir nur dein dünnſtes Selbſt,
Und dein Metall iſt ausgeſchmiedet,
Und das, womit du Himmel wölbſt
Und ſie vernichteſt, ſteht gefriedet.

Was iſt dies dünne biſchen Mann,
Von dem die ſchweren Schlacken flogen?
Es heißet Geiſt, und hat erſt dann
Sein helles Lichtkleid angezogen.

73.

Troſt, daß Glück und Unglück wechſelt,
Daß es über Alle fährt,
Freund, wer dieſen Spruch gedrechſelt,
Nie war der des Troſtes werth.
Nein, es muß in feſter Seele
Feſt der Spruch der Guten ſtehn:
Gutes wolle, Gutes wähle,
Und es wird dir wohl ergehn.

74.

Du ſprichſt*): Er hat nicht dran gedacht,
Er wagt es nicht zu denken.
O bei dem Narr'n, der nie gedacht,
Da hab' ich mein Bedenken.
Wer links und rechts und ohne Ziel
Hinfuchtelt mit der Klinge,
Mit dem, weißt du, iſt Waffenſpiel
Das ſchwerſte aller Dinge.

75.

Bewundre nichts, beneide nichts,
Freu' dich des ſüßen Sonnenlichts
Des Tags, der eben aufgegangen;
Wie 's Vöglein ſpielt durch Berg und Thal,
So ſpiele hin im Sonnenſtral
Des Augenblicks mit Roſenwangen.

Was heute iſt, was morgen ſein
Wird, ſchau' zu hell und ſcharf nicht drein,
Sei nicht ein blinder Stundenmerker:
Gedank' iſt Blitz, doch Grübelei
Bricht jeden ganzen Muth inzwei
Und macht dich nie für Kämpfe ſtärker.

---

*) Ueber mögliche verwegene Streiche eines Miniſters.

76.

Die Natur hat ihre Nücken,
Gott der Herr malt ſeine Schilder
Auf die Stirnen, auf die Rucken
Der geſchaffnen Menſchenbilder.

Horch! Ein Schild, das dir ein Grauen
Macht, ja nur ein leiſes Beben,
Wie's zuerſt die Augen ſchauen,
Davon ſollſt du flugs dich heben.

Traue, Freund, dem erſten Blicke,
Wie dem Wink von treuer Liebe;
Denn es ſpiegeln ſich Geſchicke
Drinn aus dunkelm Herzenstriebe.

77.

„Es überdauert
„Und überlauert
„Ein Schurk die Zeit.“
Sei's! Was heißt wahren?
Kurz ſein in Ehren
Heißt Ewigkeit.

an dem Landungsorte zu bestellen. Karossen, Chaisen, Berlinen, Kabriolets, und was es für eine Menge Namen und Wagen geben mag, sind alle leicht gebaut, meistens statt der einfachen Deichseln in ebenen Ländern mit Brankarden in der Mitte, worein ein Pferd geht und die andern den Wagen steuern, gewöhnlich auf niedrigen Rädern laufend, um den Schwung und den Sturz von jähen Hügeln und Bergen auf die Pferde nicht zu grofs und also Unfälle vermeidlicher zu machen. Mit solchen Wagen geht es sicher und schnell, und man fährt in einer Stunde seine schwedische Meile, die ungefähr anderthalb teutschen Meilen gleich ist. Dies gilt von ganz Schweden, diejenigen Jahrszeiten ausgenommen, wo durch Schnee, Thauwetter, gewaltige Regen, auch die besten Wege unfahrbar werden können. Nur wenige Provinzen, z. B. Schonen, Halland, Westergöthland, auch Finnland, haben hin und wieder schlechte und halb germanisirte Wege.

Gesetzmäfsig darf eine Person mit einem leichten zweirädrigen Fuhrwerke durch ganz Schweden sich mit einem Pferde skjutsen, und

78.

Von Links und Rechts wirſt du todtgeſchlagen?
Hört, Freunde, einmal ſtirbt man nur.
Mit Gott friſch drein! wir wollen's wagen.
Gott lebt und göttliche Natur.

79.

Denke, denke, denke immer,
Denke ſtill und feſt daſſelbe,
Und du ſtehſt im Sonnenſchimmer
Schon auf höchſtem Sterngewölbe,
Kannſt mit höchſten Majeſtäten
Um die erſten Kronen ringen:
Denn nur die auf Erde treten
Kann der Erdengeiſt bezwingen.

80.

Du ſtaunſt zum Goldpallaſt hinauf,
Als könn' ihn Unglück nicht erreichen.
O wiſſe, gleich läuft Schickſalslauf,
Aus jedem Hauſe trug man Leichen,
Aus jedem Auge ward geweint,
Durch jeden Buſen bebten Schrecken.
Freu' dich der Sonne, die dir ſcheint,
Laß dunkle Zukunft Gott dir decken.

81.

Ein Weg führt ein ins Leben
Und tauſende führen heraus.
Ein Spruch, der oben ſchweben
Dich läßt im Lebensſtrauß.

82.

Sei tapfer! ſei ein Menſch! Du trägſt die Zeichen
Von Gott dir hell geprägt auf hoher Stirne. —
„Ja eben daß ich Menſch bin, jagt die bleichen
„Gedanken oft mir auf in dem Gehirne.

„Heut wirbl' ich gleich der Lerche ſonnentrunken
„Mit Himmelsliedern fröhlich auf zur Höhe
„Und morgen lieg' ich tief hinabgeſunken
„Und ächz' aus dumpfem Staub mein Menſchenwehe.“

O ſchlimmſte Zweiheit, älteſte Menſchenklage!
Laß nun auch älteſter Weisheit Spruch dir ſingen:
Vertrau' dem Gott in dir, den Menſchen wage,
Und nimm und trage, was die Stunden bringen.

83.

O Weidenbuſch, du kleiner Strauch,
Dir kann der erſte Frühlingshauch
Die blaſſen grünen Blätter wecken.
Wie biſt du ſaft- und lebensreich!
Gleich ſprießt und grünt dein kleinſter Zweig,
Den wir nur in die Erde ſtecken.

84.

Sei ganz ein Menſch, und kniee vor Gedanken
Die Göttern gleich mit Sonnenballen ſcherzen
Und Atlasſäulen ſtellen ohne Wanken:
Doch knie' auch nieder vor den Menſchenherzen.

Sie ſind die ſtillen warmen Himmelswiegen,
Die ſchaukelnd mächt'ge Rieſenkinder rollen,
Die Geiſter und Gedanken, die zu Siegen
Der Menſchheit neue Waffen ſchmieden ſollen.

85.

„Ein Jahr? Was haben wir geſchaffen?
„Ein Jahr des deutſchen Weltgerichts?
„Wie brauſend lief es uns herunter
„Und ſein Ergebniß war ein Nichts.“

O ſchlimmſte aller ſchlimmen Reden!
Auch Deutſchland alſo bliebe Nichts?
Nein, nimmer! Geiſter ſchlugen Schlachten,
Und Funken flogen rings des Lichts.

Unſterblich unter ihren Aſchen —
Ja, auf ihr Leben kannſt du trau'n,
Ein Wind von Gott wird wieder blaſen,
Und ſchöne Flamme wirſt du ſchau'n.

86.

Geduld! Geduld? du ſtehſt auf Erde.
Was träumſt du dir von Hochgenüſſen,
Von Himmelsſtolz auf einem Boden,
Wo höchſte Berge bröckeln müſſen?

Hinweg! Hab' ich als Kind die Sterne
Schon, meinen Himmel, greifen wollen,
So ſollen, die den Stolz mir ſchmähen,
Von meinem Himmel fern ſich trollen.

87.

Bleibe du in deinem Revier,
Ich bleibe in dem meinen,
Jeder wandle ſeinen Weg,
Wie ihm die Sterne ſcheinen.

88.

Verlierſt du Herrn- und Fürſten-Gunſt,
Die Wahrheit bleibt von Gottes Gnaden
Und wird unſterblich ewiglich
In Gottes Sonnenkraft baden.
Mit ihr hinein ins Geiſterbad,
Ins hohe Stahlbad aller Waſſer,
So ſteigſt du ſtark zum Kampf heraus
Und ein von ſeinem Glück [illegible].

89.

„Still! es ſinken deine Flammen
„Für die Aſchen ſchon zuſammen.
„Erde muß zur Erde werden.“
Richtig; doch dieweil ich lebe,
Bleib' ich in der frohen Schwebe
Zwiſchen Himmel gern und Erden.

90.

Bleibſt du? gehſt du? Täglich ſchiefer
Läuft der Weg halsbrechend ab.
Immer ſchroffer, jäher, tiefer —
Zum Galoppe wird der Trab.
Weh! wie dir im Rothen Sumpfe
Dante's Raſenhölle wogt.
Drüber jauchzend Siegestrumpfe
Simon, Schlöffel, Zitz und Vogt.

91.

Hinweg! die beſten Streiter matt,
Die nächſten Herzen todeswund —
Hinweg! ſatt iſt und überſatt
Geſicht — es kommt die Sterbeſtund.

Wag'! keinen Augenblick geſäumt!
Sonſt ſtirbſt du wie ein matter Hund.
Du haſt von Kaiſerſtolz geträumt
Begrab' einſtweilen deinen Fund.

Die Boten wiſſen, wo er liegt,
Gewiß heben ſie ihn aus Zuverſicht.
Wir ſind geſchlagen, nicht beſiegt,
In jeder Schlacht erliegt man nicht.

92.

Durch der Menſchen Bruſt klingt Himmelsſaitenſpiel,
Aber manches Andre ohne Maaß und Ziel.
Was in tiefſten Tiefen klingt der Seelen,
Kann man nicht nach Zahl und Noten zählen.

Gottestroſt des Geiſtes.

Klein wird die Erde, klein der Erde Sonne,
Im Meer der Sonnen kleiner Fünkchen nur —
Wie bleibt dir da, o Menſch, die alte Wonne?
Wie bleibt dein Stolz, du Gipfel der Natur?

Haſt du den Muth, mit Erden zu entſchweben?
Haſt du den Muth, mit Sonnen zu verweh'n?
Den Gottesmuth, im allgemeinen Leben,
Im leichten Sonnenſtaube zu vergeh'n?

Was Muth? Schaut Erden mir und Sonnen nieder?
Schafft einen Schöpfer täglich wieder Ich?
Denn meinen Muth, den ſchaut ihr nicht wieder,
Wie viel Gewalt einem Herrn auch ſei.

Hoch über euren Zahlen, euren Maaßen,
Hoch über eurem Groß und eurem Klein
Fliegt er glückſelig eigne Sonnenſtraßen
Und keines eurer Röhren holt ihn ein.

So bleibe mir, mein Küglein, liebe Erde,
So bleibe, Erdenſonnenfünkchen, mir:
Wohin von Gott ich auch verwehet werde,
Dem Geiſt iſt jeder Punkt des Alls ſein Hier.

Hahnenruf zum Jahre 1848.

Hat mir ein goldkammiger Hahn gekräht,
Der der Zeiten und Völker Geheimniß ſingt.
Ihr wißt, es wird nimmer zu Wind verweht,
Was der kluge Schnabel der Weisheit klingt!
Er ſang aus verborgener Zukunft Wolke
Mir Wunderrunen vom deutſchen Volke.

Er krähte — ſein goldener Kamm ward bleich —
Mir der deutſchen Treue geſchwundne Kraft,
Die Leichengeſänge vom Heiligen Reich,
Von verroſteten Degen der Ritterſchaft,
Von gebrochnen Thürmen, geſchleiften Wehren,
Von des Kaiſerpurpurs zerriſſnen Ehren.

So kräht' er mir traurig vom dürren Aſt
Der Schandejahrhunderte Weh und Ach:
Er krähte, daß unter der Töne Laſt

Vom eiſigen Jammer das Herz mir brach,
Daß mir mit merklich ſcharfen Harpunen
Die Bruſt durchſchoſſen des Sanges Runen.

Doch ſieh! bald fliegt er auf grünen Baum,
Bald kräht er vom blühenden Zweig ſein Lied,
Das hell, ein leuchtender Zeitentraum,
Der Zukunft ſonnige Bahnen zieht:
Er krähet mir luſtig aus heitrer Wolke
Verjüngte Freuden vom deutſchen Volke.

Er kräht: ,,Der düſtern Jahrhunderte Lauf
,,Verrann, Germaniens Luft wird klar,
,,Neu wachen die Heinriche, Friedriche auf,
,,Mit ihnen der Seher, der Helden Schaar,
,,Germaniens Sonne mit glänzenden Tagen
,,Lenkt über die Häupter der Völker den Wagen.“

O Goldkamm, wonneverkündender Hahn!
So ſingſt du, klingſt du vom grünen Aſt?
O ſüßer heiliger deutſcher Wahn!
Ich halte die Herrlichkeit feſt umfaßt:
Was deine Runen geklungen haben,
Die Weiſſagung ſoll mir kein Grab begraben.

ein volles Schiffspfund (400 schwed. Pfund) hinter sich legen. Je zwei Personen mit wenigem Gepäck, jeder mit einem kleinen Koffer oder Mantelsack, brauchen nicht mehr als ein Pferd zu nehmen. Hinter zwei Pferden darf ich zwei Personen und zwei Schiffspfund Gepäck laden, und so fortgehend. Nach Verhältniſs der Wagen und Personen nimmt man 3 bis 4 Pferde, womit es immer im Trabe geht. Mehr habe ich selten vor Wagen gesehen, es sei denn vor ungeheuren Maschinen oder für den Prunk.

Will man recht schnell reisen, so schickt man, weil die Hällpferde ausgegangen seyn können, und man vielleicht auf den Stationen warten müſste, von Häll zu Häll einen Vorboten mit einem Zettel, worauf man für jedes Häll die Stunde der Ankunft und die Zahl der erforderlichen Pferde schreibt, damit alles bei der Ankunft bereit sei. Auch dies kann man gewöhnlich ökonomisch einrichten, und thut es auch. Ich selbst machte es den verflossenen Herbst so. Man ladet seinen Koffer und das Gepäck auf eine Bondekärra, (Bauerkarren)

Frei und Gleich, und der Baſſermann.

Blaſ't, blaſ't, Trompeten, blaſ't ein Lied!
Es iſt das Vaterland erſtanden.
Schaut, wie der böſe Feind entflieht
Mit ſeinen Schanden, ſeinen Banden,
Mit ſeiner Helfershelfer Schaar,
Mit ſeiner Großmama, der Lüge:
Schaut, wie der freie deutſche Aar
Froh fliegt die alten Sonnenflüge,
Er klingt und ſingt ſein Frei und Gleich,
Er klingt und ſingt vom deutſchen Reich.

Blaſ't, blaſ't, Trompeten! laßt den Klang
Dem Adler nach zur Sonne tönen!
Nie mehr wird deutſchen Hochgeſang
Der Kerker Weheruf durchſtönen.

Der Weheruf des freien Wortes,
In Sklavenketten feſtgebunden:
Uns iſt des Nibelungenhortes
Verſunknes Gold am Rhein geſunken,
Der edle Hort von Frei und Gleich,
Das Gold, der Glanz vom deutſchen Reich.

Blaſ't, blaſ't, Trompeten! blaſ't dem Mann,
Deß Hand zum großen Fund ſich reckte,
Dem deutſchen Mann, dem Baſſermann,
Der wie aus böſem Schlaf uns weckte.
Er ſpricht den kühnen Zauberſpruch,
Und flugs entſteigt der Hort den Tiefen,
Und Geiſter wie aus Einem Buch,
Millionen Geiſter, welche ſchliefen,
Unisono von Frei und Gleich,
Das ſingen ſie und deutſches Reich.

Drum lebe hoch der Baſſermann!
Baß klingt ſein Name vor den Meiſten,
Der uns den edlen Hort gewann,
Daß ſelbſt die Schwachen ſich erdreiſten:
Das große Wort von Frei und Gleich,
Kaum hat ſein Mund es ausgeſprochen,
So iſt die Lüge blaß und bleich
Zu ihrer Höll' hinabgekrochen.

So ſchlug der Klang von Frei und Gleich,
So ſchlug der Klang vom deutſchen Reich.

Blaſ't denn, Trompeten! blaſ't und klingt!
Und Bäum' und Steine, werdet Lieder!
Die alte deutſche Fahne ſchwingt
Die ſtolzen goldnen Flügel wieder:
Zur Sonne fliegt der deutſche Aar,
Dort holt er ſich die alten Blitze,
Und legt ſie auf den Weihaltar,
Geſchenk dem leeren Kaiſerſitze,
Worunter wohne Frei und Gleich
In Ewigkeit als deutſches Reich!

Friedrich Balduin von Gagern.

Die Todtenglocken ſchallen,
Still zieht ein Leichenzug,
Umflorte Fahnen wallen
Sanft ohne Schwung und Flug,
Schwarz Roth und Golden ſenken
Zur Erde tief den Glanz,
Deutſch Herz muß heute denken
Gar einen blaſſen Kranz.

Den Kranz der deutſchen Eichen,
Den Luſt- und Sieges-Kranz,
Den dacht' es, nicht den bleichen,
Den grauen Todtenkranz.

Geflochten von Cypreſſen:
Es dachte Siegesgrün,
Das über dem Vergeſſen
Der Gräber ſollte blüh'n.

Nun muß es Andres denken,
Es trau'rt, von Weh durchbohrt,
Schwarz Roth und Golden ſenken
Die Fahnen, ſchwarz umflort:
Denn eines Helden Leiche
Fährt hin zu anderm Staub,
Ihm trug die deutſche Eiche
Vergebens Siegeslaub.

Vergebens? wie? vergebens?
O nein! und aber nein!
Verhüt' es, Herr des Lebens!
Bei Gott! das ſoll nicht ſein!
Er fiel im guten Streite,
Er fiel für's Vaterland,
Durchlebt der Zeiten Weite,
Sein Name wird nicht Sand.

Kein Klang iſt er der magern,
Der kahlen Namen nicht,
Friedrich Balduin von Gagern
Verfällt dem Dunkel nicht:

Er wird im Liede klingen,
Wo Ja als Schwur erklingt,
So lange deutſchen Klingen
Ein guter Streit gelingt.

So zieh' denn, Heldenleiche,
Zieh' hin zur dunkeln Gruft,
Und Haß und Zietracht weiche
Aus reiner deutſcher Luft!
Es flieh' von deutſchen Gränzen
Verrath und Untreu fern!
Der Gagernſtern ſoll glänzen
Darob als Friedensſtern!

Klage um Auerswald und Lichnowsky.

Haſt du noch Lebensodem,
O Erde grün und ſchön,
Um die aus ſchwarzem Brodem
Nur finſtre Nebel weh'n,
Auf welcher wüſte Horden
Brand, Mord und Zeter ſchrei'n
Und frech in Meuchelmorden
Der Freiheit Glanz entweih'n?

Wie? ſind dies deutſche Fahnen,
Die Farben rother Wuth?
Will deutſche Kämpfe mahnen
Das Roth an Bruſt und Hut?

Wie? Roth der wälſchen Seine
Das mahnte deutſchen Muth,
Für Wolf und für Hyäne,
Doch nicht für Deutſche gut?

Sind dies der Freiheit Gaben?
Iſt dies der Freiheit Klang,
Von ſchwarzen Galgenraben
Der Mitternachtgeſang?
Nein! nein! von Freiheitstödtern
Des Blindſchleichs Schlangenliſt
Wo unter grauſen Zetern
Kein Laut der Freiheit iſt.

Iſt dies die deutſche Treue?
Trifft ſo das deutſche Schwerdt?
Springt ſo der deutſche Leue,
Der grad ins Eiſen fährt?
Mann ſteht dem Mann, den Satan
Beſtehen Zwei und Drei:
Doch ſieht man ſolche That an,
So bricht das Herz inzwei.

Zwei Helden ſind gefallen,
Nicht, wie der Tapfre fällt,
Bei hellem Trommelſchallen
Im blut'gen Schlachtenfeld.

Sie haben andre Roſen
Weiland zerſtückt im Streit:
Was war den Waffenloſen
Hier für ein Tod bereit!

Von wilden Mörderbanden,
Gedungen und bezahlt,
Von welchen man die Schanden
Auf Stirn und Galgen malt!
Das war viel mehr als Satan,
War Hundert gegen Zwei —
O ſieht man ſolche That an,
So bricht das Herz inzwei.

Mein Deutſchland, Land der Treue,
Mein Deutſchland, Land des Muths,
Wann löſchet lange Reue
Die Flecken ſolches Bluts?
Den Mord, mit dem der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutſchen Ruhmes Neige!
O deutſcher Ehre Gift!

O wehe! dreimal wehe!
Weh dieſer düſtern That!
Nein, meine Seele gehe
Nie mit in ſolchen Rath!

Der Ruhm, den Mörder haſchen,
Der werde nie mein Ruhm!
Ach! nimmer abzuwaſchen
Vom deutſchen Heiligthum!

mit einem Pferde bespannt, und schickt sie etwa 8 bis 10 Stunden vor seiner Abreise mit dem Vorbotenzettel fort von Håll zu Håll, bis der Zettel und die Sachen Halt machen, wo man sein Nachtquartier, sein Abendessen, sein warmes Zimmer, und Gott weiſs was sonst noch bestellt hat. Treu werden diese Sachen auf jedem Håll von einem Skjutsbonde dem andern überliefert, und man kann gewiſs seyn, daſs man alles unbeschädigt und ungeplündert auf der Stelle findet, wo man Halt machen hieſs. Für das Fuhrwerk, mit welchem man selbst fährt, braucht man denn, wenn man mit mehreren Personen reist, ein Pferd weniger, und die Reise geht überdies schneller und leichter.

Hat man Eile und will Tag und Nacht fahren, so kann man in den guten Jahreszeiten und auf den gewöhnlichen Wegen, wenn der Vorbote immer voraus ist, in 24 Stunden wohl 24 schwedische, oder ungefähr 36 deutsche Meilen fahren; oder will man ruhen, so macht man in einem Dygn, (24 Stunden) wie der Schwede sagt, 15 schwedische Meilen, schläft seine 6 Stunden, hält seine bequemen Abend- und Mor-

Muth des Tages.

Die Welt erbebt, ſie zittert rings
Und alle Vögel ſind im Schweben,
Des Geiſtes Vögel all', als ging's
Zum letzten Kampf auf Tod und Leben.

Komm denn, mein Vogel, leichter Sinn,
Komm, Leichtſinn, auch. Wir müſſen's wagen.
Man ſoll uns nicht als Leichen hin
Lebend'gen Leibs zu Grabe tragen.

Durch Blitz und Donner fröhlich hin!
Dein Flügelklang ſei Klang der Wonne,
Als flöge Glück mit dir dahin,
Umleuchtet von des Sieges Sonne.

Hinein in dickſten Schlachtendampf,
Wo alt'ſe Königsthrone fallen!
Dort über'm Kampf und über'm Dampf
Laß Siegeslieder luſtig ſchallen.

Dort greife dir den ſüßen Raub
Des Muths, dem ew'ge Sterne blinken
Und, muß es ſein, laß froh den Staub,
Der dich umhüllt, zu Staub verſinken.

Ha! was iſt Leben? was iſt Tod?
So weit des Geiſtes Lüfte wehen,
Wird neu erblüh'n dein Morgenroth,
Neu deine Sonne auferſtehen.

Laß unten Kräh'n und Raben ſchrei'n,
Empor, wo Adlerſchwingen tönen!
So in den vollſten Kampf hinein
Im Muth des Guten und des Schönen!

An Leubold.

Du ſucheſt dir ein Vaterland,
Du rufeſt Freiheit Tag und Nacht.
Freund, wiſſ', ſie ſind dir nah zur Hand.
Gieb treu nur auf dich ſelber Acht,
Treib' erſt die Sklaven aus der Bruſt,
Die Tyranneien dienſtbar ſind,
Den feigen Geiz, die ſchnöde Luſt,
Die Eitelkeit, gefüllt mit Wind.

Sei Menſch und Mann, ſei wahr und treu,
Steh' feſt, ſo ſteht die Welt dir feſt:
Dem Reiter wird das Roß nur ſcheu,
Der von Gefahr ſich ſchrecken läßt.

Das heißt: mit Gott ſei frei und wahr,
Dann gehſt du hell und fröhlich drein,
Dann liegt mit allen Schätzen klar
Die Welt vor dir im Sonnenſchein.

Da glänzt am allerhöchſten Platz
Das vielgeliebte Vaterland,
Kühn greifſt du nach dem goldnen Schatz
Und faſſeſt ihn mit ſtarker Hand.
Die Freiheit auch, das edle Gut,
Die ſtolze Jungfrau ſtill und hehr,
Vermählt ſich froh dem Männermuth
Und läßt ihn nun und nimmermehr.

Aergre dich nicht.

Aergre dich nicht an den Fratzen,
Eſeln unter Löwenhäuten,
An den Katzen ohne Tatzen,
Die den Freiheitsjammer*) läuten,
Ja den vollſten Freiheitsjammer,
Vaterlandesjammer heulen.
O ein Thor, der mit dem Hammer
Schlüge drein, ein Held mit Keulen!

Doch o weh! der hebt den Hammer
Nimmer für die du gewieſen,
Fällt nicht auf ſo dünnen Jammer,
Seine Schläge gelten Rieſen;

---

*) Jammer, das eigentliche Wort vom Katzenheulen. Der Nordländer wie der Lateiner ſagt: Leo rugit, bos mugit, ſagt: Katten jamar.

Brut von Zaubrern, Liſt von Zwergen
Und des Hexenkeſſels Künſte
Können ſeinem Stahl ſich bergen:
Blitz zermalmet keine Dünſte.

Wehe o weh! Der Geiſt der Lügen
Loke hat den Thor bezwungen,
Sieg iſt ſeinen Wankelzügen
Ueber's Reich des Lichts gelungen.
Darum hütet eure Lichter,
Tapfre Deutſche, fromme Chriſten!
Denn die feinen Böſewichter
Haben hunderttauſend Liſten.

Drum, friſchauf! ihr Tapfern, Frommen!
Drum friſchauf! ihr Hellen, Lichten!
Zagt nicht! Deutſchlands Thor wird kommen
Und die Satansbrut vernichten;
Tauſendfach gefeite Hauben
Von dem feinſten Höllenſegen
Halten nicht vor unſerm Glauben,
Halten nicht vor ſeinen Schlägen.

Mein Ballſpiel.

Spielt Gott Ball mit Sonnenkugeln,
Spiel' ich Ball mit meiner Erde,
Daß ich meinem Herrn und Schöpfer
Ebenbildlich ähnlich werde;
Denn er hat dem Vater Adam
Dieſen Ball und all ſein Leben
Als dem Herrn von Gottes Gnaden
Vollſter Vollmacht einſt gegeben.

Ha! mein Kügelein, grüne Erde!
Dieſes Recht ſoll nichts mir rauben,
Feſter als ein König halt' ich
Dieſen Gottesgnadenglauben;

Mir hat Gott dies All geſchaffen,
Mein iſt dieſe ſüße Erde,
Darum ſtaunt nicht, daß ich drauf mich
Einem König gleich gebärde.

Ha! mein Küglein, rolle, rolle!
Rolle friſch im Weltenreigen!
Tanze mit den Morgenröthen
Zu der Seraphinen Geigen!
Daß noch oben Größ'res waltet,
Daß noch unten Klein'res wimmelt,
Soll den Frohen nimmer kümmern,
Dem's in ſeinem Himmel himmelt.

Denn ich weiß, der Sonnenkugler
Fühlt, der Höchſte, nichts vom Neide.
Und ſo ſpielen ungeſtöret
Unſer Kugelſpiel wir beide:
Denn ſein Name heißet Wonne,
Denn ſein Name heißet Liebe,
Und er wäre ohne Freude,
Wenn ein Weſen freudlos bliebe.

Prometheusmuth.

Laß du die Dinge nur rennen und rinnen,
Blitzt es draußen, ſo blitze du drinnen,
Brauche den göttlich geborenen Blitz.
Raſen die Stürme und brauſen die Fluthen,
Zünden die Blitze mit ſiedenden Gluthen,
Halte, Prometheus, den Geiſt auf dem Sitz.

Muthig, gleich ſchlachtenbegeiſterten Roſſen,
Wiehernd entgegen den Donnergeſchoſſen,
Streite und ſchreite entgegen dem Sturm:
Streite und ſchreite — und gilt es zu ſterben,
Schau, wie die Blätter und Halme verderben,
Schau, wie er ſteht, wie er fällt, auf dem Thurm.

Streiten und ſchreiten und ſtehen und fallen,
So klingt der Spruch von dem irdiſchen Wallen,
Raſtlos und endlos im Ernſt und im Spiel.
Wähnſt du das Gute der Bahn zu erreichen,
Gleich ſiehſt du's dämmern und fliehn und entweichen —
Menſch, hier auf Erden erreichſt du kein Ziel.

genmahlzeiten, und ißt und trinkt noch nebenher so viel, als man hat und mag. Von welchem Lande kann man mehr sagen?

Aber selbst wenn man den Zufall walten läßt, so selten Håll- und Gästgifvarepferde findet, zuweilen auf Reserve warten muß, geht es eben so schnell, als in den meisten Ländern mit Extrapost. Man macht auch so in den nicht gar kurzen Tagen des Jahres seine 8 bis 12 Meilen, schläft, kleidet und pflegt sich wie gewöhnlich. Ich kann davon sprechen, denn ich bin ein halbes Jahr so gereist, da ich nicht bloß das Land durchfliegen, sondern auch sehen und hören, und den Zufall oft über mich zum Herrn haben wollte, durch welchen man nur etwas zu sehen und zu hören bekömmt.

Nicht durch das Gesetz, sondern durch eine Art Observanz, die sich eingeschlichen hat, und die sich die Bauern oder die Leute, die sie mit den Pferden schicken, gefallen lassen, nimmt der Reisende entweder selbst die Zügel oder giebt sie seinem Kutscher und Bedienten. Ist Platz für den Skjutsbonde, so hockt er bei der Seite oder hinten auf, wie er kann; wo

Ihr Könige gebt Acht!

Was Ehr' im Leibe hat, ruft Einheit, Ehr' und Macht
Und Tilgung langer teutscher Schanden.
Es ruft und klingt aus allen Landen:
Ihr Könige gebt Acht!
Der teutsche Gott lebt noch und wacht.

Es lebt und wacht der Gott der Herrlichkeit und Macht,
Sein sind die Stürme und die Schrecken,
Die aus dem Schlaf die Völker wecken.
Ihr Könige gebt Acht!
Gott ist's, der Sturm und Heiter macht.

Erbebt! das Wetter ist des Herrn, der blitzt und kracht,
Er wird des teutschen Hohnes Drachen
Zu Staub zerblitzen und zerkrachen.
Ihr Könige gebt Acht
Auf Gottes Acht und Oberacht!

Erbebt! denn alles Volk ruft Einheit, Ehr' und Macht,
Es ſchreit den Ruf in alle Winde,
Wo es den deutſchen Kaiſer finde.
Ihr Könige gebt Acht!
Schaut, horcht, woher es blitzt und kracht.

Erbebt! erkennt die Zeit, die Gott der Herr gemacht.
Wollt länger ihr im Stolz erblinden,
Dann haut euch Gott aus allen Winden —
Ihr Könige gebt Acht! —
Die deutſche Acht und Aberacht.

Die Kaiſerfahrt.

Kaiſerſtolz und Majeſtät
Zogen auf geſchwinden Solen
Wir für's deutſche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sage überall,
So weit deutſche Zungen klingen,
Einen Kaiſer heimzubringen
Rief der Völker Jubelſchall.

Ach! wie ſollten Dorn und Stein
An der Wandrer Solen reißen!
Zu den Schemen, die nur gleißen,
Warf man unſern Kaiſerſchein.

Kaiſerſchein, du höchſter Schein,
Bleibſt du denn in Staub begraben?
Schrei'n umſonſt Prophetenraben
Um den Barbaroſſaſtein?

Nein! und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäuſers Fels wird ſpringen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiſer ein.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Im Verlage der **Weidmann**ſchen Buchhandlung in Leipzig ſind folgende

Schriften von E. M. Arndt

erſchienen:

Das
preußiſche Volk und Heer im J. 1813.
8. 1814. 7½ Ngr.

Ueber das Verhältniß
Englands und Frankreichs
zu Europa.
8. 1814. 18 Ngr.

Ueber
Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache.
8. 1814. 12 Ngr.

Grundlinien
zu einer deutſchen Kriegsordnung.
8. 1814. 9 Ngr.

Kurze und wahrhaftige Erzählung
von
Bonaparte's verderblichen Anſchlägen,
von ſeinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerſtörung ſeiner Heermacht und der Bedeutung des gegenwärtigen deutſchen Krieges.

Neue Aufl. 8. 1844. 9 Ngr.

Lieder für Deutſche.
8. 1844. 21 Ngr.

Die Frage
über
die Niederlande und die Rheinlande.
8. 1831. 11 Ngr.

Mehrere Ueberſchriften,
nebſt einer Zugabe zum Wendtſchen Muſenalmanach für 1832.

gr. 12. 1831. 12½ Ngr.

Belgien und was dran hangt.
gr. 12. 1834. 15 Ngr.

Schwediſche Geſchichten

unter

Guſtav dem Dritten, vorzüglich aber unter Guſtav dem Vierten Adolph.

gr. 8. 1839. 3 Thlr.

Erinnerungen aus dem äußern Leben.

3. durchgängig verbeſſerte Auflage.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

gr. 12. 1842. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Turnweſen

nebſt einem Anhange.

gr. 12. 1842. 12 Ngr.

Gedichte.

Der neuen Ausgabe zweite vermehrte Auflage.

gr. 12. 1843. 2 Thlr.

Verſuch

in

vergleichender Völkergeſchichte.

2. Aufl. gr. 8. 1844. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die

rheiniſchen ritterbürtigen Autonomen.

gr. 12. 1844. 15 Ngr.

Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen.

Zum erſtenmal geſammelt und durch Neues vermehrt.

3 Theile. 8. 1845. 3 Thlr. 20 Ngr.

Grundgeſetz der Natur von Diderot.

Nebſt einer Zugabe.

gr. 12. 1846. 2 Thlr.

Nothgedrungener Bericht

aus ſeinem Leben und aus und mit Urkunden der
demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe.

2 Thle. 8. 1847. 3 Thlr.

Reden und Gloſſen.

gr. 8. 1848. 10 Ngr.

Anklage

einer Majeſtätsbeleidigung

des

großen däniſchen Volkes,

aus dem Jahre 1845,

begangen von

E. M. Arndt.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1851.

nicht, ſo läuft er ſeine anderthalb bis zwei Meilen nach, oder er ſieht zu, wie er mit anderer Gelegenheit nach dem Håll kommt, wohin ſeine Pferde gegangen; oder wie er ſie durch einen andern Skjutsbonde zurück erhält. Überhaupt fahren die Schweden raſch, und die Pferde ſind darauf eingeübt. Aber wenn ich zuweilen in einer halben, oder binnen ¾ Stunden die Meile fahren ſah, und die armen Kreaturen, mit Schaum bedeckt, oder die Seiten ſchlagend, abgeſpannt wurden, ſo fluchte ich der Willkühr des Treibers, und mich jammerten die Thiere und ihr Beſitzer. Freilich ſind auch da Geſetze von Vergütung, wenn die Thiere übertrieben ſind oder ſticken; aber die Unterſuchung iſt oft weitläuftig, und die Willkühr groſs. Wer kann denn gerade auf der Stelle ſagen, ob das Pferd zu Schanden getrieben iſt, oder nicht: kommen die Folgen nach, wie weit iſt der Reiſende oft! Ich ſage, daſs manche ſo fahren; doch ſoll das Beiſpiel unſers jetzigen Königs, und ſein ausdrücklicher Befehl der Wildheit etwas Einhalt gethan haben. Immer freuen ſich die Skjutsbönder, wenn ein

[illegible]CA
[illegible] MA'
[illegible]ENSIS.

Vorrede.

Ich ſtehe am Rande des Daſeins, da ich das ſalomoniſche Lebensziel eben um anderthalb Jahre überſchritten habe; ich ſtehe an dem zweiten Rande eines Abgrunds und Vulkans der Zeit, welcher viele edelſte treueſte deutſche Hoffnungen, wie es ſcheint, für lange verſchlungen und überſchüttet hat, ſo daß einer wünſchen mögte, bald in das Vergeſſen aller irdiſchen Dinge mit zuſammengeſchüttet zu werden. Bei ſolchen Rand- und Abgrunds-Gedanken fällt einem Greiſe, der von einem ſehr öffentlichen Leben umfluthet und umſtürmt geweſen iſt, natürlich ein, wie nach ſeinen geſchloſſenen Augen Freund und Feind ſich auf ſeinem Grabe ergehen werden, wie ſie über ſeinem Staub auch politiſchen Staub erregen werden. Man kann es ihm alſo nicht verdenken, daß er einigen dergleichen Staub, der mit böſem Gemengſel und Geſprengſel gemiſcht nach ſeinem Tode umhergeſtreut werden könnte, bei ſeinem Leben ein wenig zuſammenfegt. Deswegen hat er ein politiſches Stückchen, welches vor Jahren einzeln und unerklärt in öffentlichen Blättern umhergeſtreut lag, hier zuſammengefegt und zu einem ordentlichen Haufen gerundet, damit die Leute, die ſich um Dergleichen kümmern, künftig ſehen und urtheilen können, wenn etwa in ſchalkiſcher oder böſer Abſicht Einzelnes wieder herausgeriſſen und umhergeſtreut werden könnte.

Eine der großen blutenden deutſchen Wunden des Augenblicks, eine Wunde, weswegen man oft geſchwindeſt über den Rand des Abgrunds ſpringen mögte, muß ich hier wieder berühren, nämlich Schleßwig-Holſtein und die Dänen Deutſchland und den Deutſchen gegenüber. Das Wehegeſchrei des Tages und der letzten fünf Jahre wird einmal verſtummen wie anderes Wehegeſchrei. Wolle Gott die Entwirrung und Löſung dieſer widerlichſten und gräulichſten Dinge und Verhältniſſe ſo geſchehen laſſen, daß die Geſchichte hinter den deutſchen Fürſten und Völkern her nicht endlich ein langes unſtillbares Wehe! ſchreie und fluche!

Ich reihe hier nämlich die Urkunden an einander hinſichtlich der Anklage einer Majeſtätsbeleidigung, die ich gegen die große däniſche Nation begangen haben ſollte, weswegen die Dänen meiner Regierung zumutheten, mir wie wegen eines unerhörten Frevels einen Hochverrathsproceß an den Hals zu hängen. Seltſam und verwegen genug von dieſen Dänen, welche mehrere Jahrzehende in Schimpf und Schmach, womit die Deutſchen zu verletzen und zu ſchänden waren, das Frechſte faſt überboten hatten. Was doch die Allerkleinſten ſich gegen die Deutſchen unterſtehen dürfen! was ſie ſich bei ihnen ſelbſt jede Stunde erlauben, aber in Deutſchland an deutſchen Männern als ein Verbrechen beſtraft fordern! — Das iſt ein deutſcher Spiegel; darin ſpiegle dich, deutſcher Mann, was du bei den Fürſten und bei den Völkern werth biſt! Wie die Dinge eben laufen, fürchte ich, wird man den Deutſchen drinnen und draußen ſolcher Spiegel genug vorhalten.

Bonn am Tage der Sommerſonnengicht 1851.

E. M. A.

I.

Ein Brief mit einigen Bemerkungen.

(S. Allgem. A. Zeitung 15. Januar 1845.)

a. Der Brief.

Wenn ich, ein Ungenannter und Ihnen Unbekannter, Sie mit einer Zuſchrift behellige, ſo hoffe ich Entſchuldigung darin zu finden, daß es im Intereſſe einer Sache geſchieht, der Sie Ihre Theilnahme nicht verſagen können. Es iſt das deutſche Land dieſſeits der Elbe, Schleßwig-Holſtein, in einer gefahrvollen Kriſis befangen. Der blinde Uebermuth der Dänen hat freilich die Sache vorläufig in die Lage gebracht, daß für die nächſte Zukunft keine Gefahr vorhanden zu ſein ſcheint; der erſte Anlauf hat ſich, wie ich glaube, an unſrer entſchiedenen Haltung gebrochen. Die ruſſiſche Macht ſteht aber gegen uns im zweiten Gliede, und unſer Ländchen würde früher oder ſpäter erdrückt werden, wenn wir der thatkräftigen Sympathie des großen Vaterlandes, deſſen treue Söhne und Gränzhüter wir ſind, nicht verſichert ſein könnten. Von den hohen Kabinetten, die für uns eintreten ſollten und von den zierlich zuſammen- und auseinander gewickelten diplomatiſchen Seelen erwarten wir wenig, ſehr viel aber von dem deutſchen Volk, welches bedenken mag, daß, wenn es nicht mit der ganzen Gewalt der öffentlichen Meinung uns zur Seite ſteht, Deutſchland vielleicht binnen Kurzem in unſern Häfen, groß und tief genug für die Flotten der ganzen Welt, die Kanonen der ruſſiſchen Linienſchiffe mit demſelben Gram erblicken wird, mit welchem es auf Straßburgs Wällen franzöſiſche Kanonen ſteht. Doch was brauche ich Ihnen die Wichtigkeit unſers Ländchens für Deutſchlands Handel, Schifffahrt und Seemacht, die mögliche Entblößung dieſes Theils von Deutſchland von großen militäriſchen Streitkräften gegen Rußlands Invaſionen darzulegen? Sie wiſſen das Alles beſſer als ich. Ich hoffe auch, daß unſer Name bei unſern deutſchen Brüdern einen guten Klang hat, daß wir der Theilnahme an Deutſchlands Zukunft würdig betrachtet werden. Täglich beſchimpft und geplagt von einem fratzenhaft eitlen kleinen Volke, mit welchem die Geſchichte uns verbunden hat, — kämpfen wir unerſchrocken, und nicht ohne Umſicht für unſre Unabhängigkeit und für die Gewinnung eines beſſern Zuſtandes.

Wahrlich, Deutſchland kann uns für ſeinen Wiederherſtellungs- und Verjüngungs-Prozeß nicht entbehren. Unſer edles Volk, in dem der edle Furor teutonicus wieder friſch erwacht lebt, iſt ein ſo ächt deutſches, als nur ein Volksſtamm zwiſchen Bonn und Königsberg gefunden wird, und die wenigen däniſchen Elemente im nördlichen Schleßwig ſind im Abſterben begriffen. Wir haben vielleicht hunderttauſend Bauernfamilien, edel und frei, mit einem ſo ſchönen Keim großartiger Entwickelung, mit einem ſo regen Streben, den Bauernſtolz in den Staatsbürgerſtolz zu verwandeln, daß märkiſche und weſtfäliſche Junker einen Blick hieher werfen dürften. Unſer Menſchenſchlag iſt ehrenhaft und deutſch, man kann, man darf uns nicht ſinken laſſen.

Die braunſchweigiſche Ständeverſammlung iſt den übrigen repräſentativen Verſammlungen Deutſchlands mit gutem Beiſpiel vorangegangen, die der konſtitutionellen Staaten werden gewiß folgen, und ich hoffe ſelbſt, daß wenigſtens einige der preußiſchen Provinziallandtage ſich ſo weit erheben werden, daß ſie für uns ihre Stimme mit einlegen. Denn wahrlich es iſt eine Noth und eine Plage, die — überſehen und verſäumt — endlich auch an ſie und ihre Kinder kommen könnte. Aber nicht geringer würde ich es anſchlagen, wenn ehrenwerthe Männer unſerer Sache, die eine heilige Sache des ganzen Vaterlandes iſt, ihre Namen unterſchreiben wollten, wenn Männer, wie Sie, wie Dahlmann, der ſo lange und ſo tapfer für unſer gutes Recht gekämpft hat, gelegentlich auch ein gutes und kräftiges Wort drein reden wollten*) u. ſ. w.

G.. den 26. December 1844. X.

b. Die Bemerkungen.

Dieſer Brief iſt von einem nicht *ungenannten*, aber freilich mir perſönlich *unbekannten* Mitgliede der Ständeverſammlung ſeines Vaterlandes geſchrieben. Zwar däucht mir, über die ſchleswig-holſteiniſchen Dinge, den Dänen gegenüber, ſind ſchon genug Worte vergoſſen und werden noch viel mehr Worte vergoſſen werden, aber der Brief iſt gleichſam ominis instar an meinem Jahrestage geſchrieben, und weil ſein Schreiber meint, daß in einer guten Sache ein gutes Wort nach dem deutſchen Sprüchwort auch eine gute Stätte finde, ſo laſſe ich ihn abdrucken und überſtreife und begleite ihn mit einigen leichten Bemerkungen, indem ich auch der Meinung bin, daß gute und ehrliche Worte, die aus ehrlichem Herzen klingen, auch Geſchichte machen und Geſchichte machen helfen ſollen. Wir Deutſche vor andern Völkern müſſen uns durch Worte zuſammenſprechen und zuſammenleiben und zuſammenleben helfen, da uns ſo vieles Andere fehlt, was ein großes Geſammtgefühl und in der Noth eine große Geſammtthat erzeugt. Noth fehlt uns aber nicht und wird uns nicht fehlen. Eben darum aber müſſen wir die deutſchen Geiſter doppelt wach und rege erhalten.

---

*) Dahlmann hat es gethan in dem Rheiniſchen Taſchenbuch für Kunſt und Alterthum, woraus wir ſeinen Artikel mitgetheilt haben.

Anmerk. der A. Ztgs.-Redaktion.

1) Wichtigkeit der geographiſchen Stellung. Wo waren wir einſt mit unſern Gränzen und wo ſind wir jetzt, wenn wir von geographiſchen Stellungen ſprechen wollen? Vor dreihundert Jahren war unſer die ganze Nordſee mit ihren Küſten und Hafen, hieß deswegen von Alters her das deutſche Meer. Wer herrſcht jetzt da? Unſer war damals die ganze ſüdliche Oſtſee von Kiel bis Narva. Wer herrſcht jetzt da? wenigſtens längs der guten Hälfte jener Küſte? Und wer ſchaut mit den lüſternſten Augen jetzt unverwandt nach unſerm übrigen weſtlichen Theil jener Küſte? Wir wiſſen es alle, wir kennen ihn, wir verſtehen das Blinken ſeiner Augen, und was er meint, wenn er am freundlichſten blinzelt. Was Deutſchland von der Südküſte der

ein Fremder ihre Pferde in die Hand bekömmt, weil sie aus Erfahrung wissen, daſs sie gelinder fahren, als die Eingebornen, welche durch das Schnelle verwöhnt sind. Übrigens sind die schwedischen Pferde als Traber schnell und dauerhaft, und haben einen Athem, den man bei vielen stärkeren und gröſseren deutschen, oft vergebens sucht. Nur in einer Jahrszeit, im Frühling, wenn ein langer Winter und später Graswuchs war, mögte der Reisende zuweilen über abgemattete zu klagen haben.

Man bezahlt jetzt, seit dem Sommer 1803, auf die schwedische Meile für das Pferd 12 Schillinge Riksgäld, oder ungefähr 6 Groschen preuſsisch. In den Städten ist es verschieden. In einigen Städten sind nemlich Häilpferde, für welche, wie auf dem Lande, bezahlt wird; sind sie ausgegangen, so kommen des Gästgifvare Pferde, wofür man die Hälfte mehr giebt, als auf dem Lande, nemlich 18 Schillinge; hingegen die Reserve in den Städten wird allgemein doppelt bezahlt, die Meile nemlich mit 24 Schillingen. In manchen Städten sind weder Häll- noch Gästgifvarepferde, und da ist also 12 Gro-

Oſtſee noch übrig hat, heißt Preußen, Pommern, Mecklenburg, Holſtein. Nach Holſtein ſchielt jetzt das gierige Auge der Habſucht. Unſre Nordſee beherrſchen uns entfremdete Belgier und Holländer, und die Engländer. Wenn Holſtein dem tückiſch liſtigen Spiel der Fremden preisgegeben wird, ſo iſt die uns noch übrige Mitte der Südoſtſeeküſten mit Oder und Weichſel vom Oſten und Weſten umklammert und wir ſind dann von jeder Hoffnung künftiger Herrſchaft über das eigne Meer ausgeſchloſſen.

2) *Der Däne und der Moskowite.* Klein und ſchwach iſt der Däne als Volk und *fratzenhaft eitel*, wie unſer Holſteiner ihn nennt. Ich habe mehr als einmal von mehr als Einem Dänen das Wort *die große däniſche Nation* ausſprechen gehört. Jetzt iſt die Eitelkeit dieſes Volkes, das ſich ſo gern groß und gewaltig fühlen mögte, gereizt durch die Ausſicht einer künftigen möglichen Sonderung der Landſchaft Schleswig-Holſtein von dem eigentlichen Dänemark; ſie mögte nun mit Gewalt machen, was ſie in vier Jahrhunderten durch irgend ein Uebergewicht von Stärke und Geiſt nicht hat zu Stande bringen können: *ſie mögte die Deutſchen mit Gewalt zu Dänen machen.* Die Deutſchen aber der beiden Herzogthümer ſind auch von dem

Hauch eines neuen deutſchen Lebens und von der Hoffnung einer herrlichen deutſchen Zukunft durchweht; ſie ſagen: wir wollen Deutſche bleiben. Dies iſt nicht bloß in Zank, ſondern bis in Unglimpf und Schimpf ausgeartet und die kleine große däniſche Nation hat dieſen Unglimpf mit den lächerlichſten Prahlereien und Herausforderungen begonnen und Hohn und Schimpf, der hier nicht wiedergegeben werden ſoll, auf den großen deutſchen Namen ausgeſpieen.

Nun, wie ſich dies zwiſchen den beiden, den Schleswig-Holſteinern und den Dänen, auch weiter verlaufe, die Deutſchen der Herzogthümer würden die Dänchen, wenn ſie nach allerlei liſtiger und hinterliſtiger Plackerei und Schleicherei ſich tyranniſcher Gewalt der Waffen erkühnen wollten, wohl in das Waſſer zurückwerfen und allenfalls den Weg zu ihren Inſeln finden; aber es ſind die Moskowiter dabei, und das ändert die Lage, wenn nicht das Volk aller Deutſchen dieſe Lage feſt und tapfer ins Auge faßt. Hier darf nur erinnert werden, durch welche unkluge Politik, durch von mehreren deutſchen Fürſten geförderte Politik, die Herrſchaft des germaniſchen Stammes im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von der Südoſtſee verdrängt worden, und wie der ſlavoniſche Stamm der Ruſſen in jedem folgenden Jahrfünfzig weiter gegen Weſten über uns vorgedrungen iſt. Zuerſt das deutſche Eſthland und Lievland, dann Kurland und Semgallen; jüngſt Finnland; jetzt wird auf Schleswig und Holſtein mit zärtlich lüſterner Liebäugelung hingeblickt. Schon Peter der Erſte in ſeinen Tagen hatte ſolche zärtliche Blicke auf Wismar und die mecklenburgiſche Küſte geworfen. Wer weiß, was er bei längerem Leben noch erzettelt und erfaßt hätte? Unſer Schreiber meint ganz richtig, daß die Ruſſen ſchon mit den Dänen unter der Decke ſpielen und ferner mitſpielen werden. Wer wollte daran zweifeln? Die Ruſſen haben eine unſterbliche und unermüdliche Politik, die dahin zielt Skandinavien und Deutſchland nicht einträchtig und ſtark werden zu laſſen. Ich ſpreche hier nicht von dem Kaiſer, der ein ſterblicher Mann iſt wie andere, ſondern von dem bleibenden Karakter und Streben des Volks. Der Ruſſe hat die Natur, er muß immer weben ſpinnen und zetteln, viel mehr als die ſchläfrige und treuloſe Unruhe des Franzoſen. Wo irgend in einem Lande eine politiſche Krankheit, eine politiſche Kriſe ſich nur von fern zeigt, ſogleich iſt der Ruſſe mit hundert und tauſend verſchiedenen Mitteln als Doktor da. Ja Viele behaupten, daß er die Kunſt politiſche Krankheiten zu erzeugen trotz den Franzoſen ausgelernt habe. Daß er bei dieſem ſo früh und ſo ſenbeider entzündeten däniſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Zank mitſpiele, daß er die künftigen Zölle und Wechſel deſſelben nicht allein belauſche, ſondern wohl mitbereite, wer kann und will es bezweifeln? Welch ein Griff wäre es, hier eine Flottenſtation zu gewinnen und die Dänen und Deutſchen dieſer Inſeln und Küſten künftig als Vaſallen vor ſich zittern zu ſehen!

3) Der Briefſteller hofft von den deutſchen Kabinetten und Diplomaten wenig, viel und alles von dem Volke und von ehrlichen und treuen Stimmen, die aus dem Volk in das Volk hinein und zurück tönen. Ich muß hier bekennen, ich folge nicht ganz der bequemen Demagogie, welche, wo in einem Lande oder Volke etwas ungerad oder faul geſchieht oder gar nicht aus dem Fleck will, den Fürſten Kabinetten und Diplomaten alles Unglück und Unheil gewöhnlich in die Schuhe ſchüttet. Wo gemeinſam etwas gelitten verſäumt oder verſchuldet wird, iſt auch faſt immer gemeinſame Schuld, worin Könige Fürſten und Volk ſich vor Gott ehrlich theilen ſollen. Dies glaubten ſchon die alten Heiden, wenn ſie bei großen Unfällen allgemeine Buß- und Bet-Tage anbefahlen; dies mußten die Chriſten glauben. Daß wir Deutſche bei all unſerer Größe und Macht als Volk Jahrhunderte

1**

ſchwach und elend geweſen ſind, wer wagt das allein den Fürſten in das Schuldbuch zu ſchreiben? Wir beginnen immer mehr uns über uns zu beſinnen und zu glauben, daß, wenn wir es mit vollem tapfern deutſchen Muth und Ernſt meinen, ſolcher Sinn und Muth auch unwiderſtehlich aus der Tiefe zu den Höhen dringen werde. Leider in vielen Beziehungen kann die römiſche Kinderfabel des Menenius Agrippa noch von uns erzählt werden; leider, wenn wir manche Erſcheinungen des Tages, wenn wir nur den Stand des deutſchen Zollvereins betrachten und welche Bündniſſe Hannover Mecklenburg und Oldenburg gegen ihn eben mit den Fremden haben abſchließen dürfen, dann gewahren wir mit Schmerzen, wie fern wir noch von dem großen Geſammtgefühl ſind, daß Einer für Alle und Alle für Einen ſtehen ſollen. Aber dieſes *Leider!* und *Weh!* wann wir es redlich und tapfer vor den Großen und Kleinen ausſprechen, wird doch endlich ein Klang werden, der uns den Weheruf von jenſeits der Elbe her nicht wird überhören laſſen. Nein, die prahleriſchen Dänen und liſtigen Moskowiter ſollen den cimbriſchen Hals nicht von Deutſchland abſchnüren, ſollen unſrer deutſchen Zukunft nicht dort auch den Hals zuſchnüren; ſo lange ein deutſches Herz lieben und eine deutſche Fauſt ſchlagen kann, ſoll es nimmer geſchehen, daß wir unſre edlen Landsleute, die Enkel der Sachſen Frieſen und Angeln, däniſiren und moskowitiſiren laſſen. Das Volk fühlt es und unſre Könige und Fürſten werden es endlich mitfühlen, daß ohne Liebe kein Muth, ohne Muth keine Gerechtigkeit, ohne Gerechtigkeit keine Ehre, ohne Ehre kein Glück iſt. Denn wer ſich auf den Felſen des Rechts ſtellt, der ſteht auf dem Fels der Ehre und des Siegs.

Ich habe es wieder geſagt, und habe es deutſch und gradaus geſagt — nicht daß ich Großes zu ſagen meinte, ſondern gute gemeine Wahrheit, die wie Licht und Luſt im Gefühl und Verſtändniß gemein ſein ſollte. Gottlob es iſt wieder ein wenig eine deutſche Zeit geworden, wo den zierlichſt zuſammengewickelten Diplomaten die Kunſt ſchwer gemacht wird, das Ja zum Nein und das Nein zum Ja hinüberzuſpielen; und ich müßte mich vor meinem edlen und großen Volke meines ſchneeweißen Kopfes ſchämen, wenn ich vor einem frei geſprochenen Worte erbebte und mit meinem wackern Holſteiner nicht glaubte, daß das gute Wort eine gute Stätte finde.

Bonn, den 4. des Wintermonats 1845.

II.

Brief der Dänin Valgerda.*)

Letztens hörten Sie nur Holſtein, hören Sie jetz auch Dänemark. Es iſt ein däniſches Mädchen, das zu Ihnen ſpricht. Sie, der Sie Vaterland Sprache und Freiheit ſo ganz lieben, Sie können unmöglich wollen, daß dieſe heiligen Güter den Frauen gleichgültig ſeien, und was ich geſonnen bin zu ſchreiben, wird, glaube ich, am beſten von einer Frau geſagt; nicht, daß ich meine, es gäbe etwas Herabſetzendes für den Mann darin, das Gerechtigkeitsgefühl Anderer hervorzumahnen, aufzuklären, aber ſeine Ausdrücke ſind ſo hart, ſo ſtreng, daß da, wo eigentlich nur Misverſtändniſſe oder Unkunde herrſchen, ein unheilbarer Bruch wird.

---

*) Dieſer Brief iſt das in deutſcher Sprache mir zugekommene Original. Däniſch iſt er im Fädrelandet abgedruckt. Nach dieſem Abdruck liefert die Allgem. Zeitung unter dem 16. April eine deutſche Ueberſetzung. Der Wortlaut iſt hin und wieder von dem in meinem Briefe verſchieden, der Sinn ungefähr der gleiche.

Ich las geſtern Abend im Fädrelandet, dem Tageblatte der gewöhnlich Berichte über den Fortgang der däniſchen Vertheidigungskämpfer in Schleswig enthält, und welches das Organ der größten Theile der däniſchen Völker abgiebt, eine Ueberſetzung des Briefes eines Holſteiners zu Ihnen und Ihre dadurch veranlaßten heftigen ungerechten Angriffe auf Dänemark. Es fand ſich in demſelben Blatte ein Beklagen, das in meinem wie in jedem däniſchen Herzen widerhallt, daß die Verhältniſſe in Schleswig und Holſtein durch eine falſche Darſtellung hätten zu Ihnen gelangen ſollen, und nach dieſer falſchen Darſtellung auch durch den Mund eines ſeiner erſten Repräſentanten in das deutſche Volk übergeben ſollten. Bei'm Leſen Ihrer Worte entbrannte das Herz in mir; ich habe ſie nicht jetzt vor den Augen, und es iſt gut, denn ich würde kaum ſo gelaſſen ſchreiben, wie ich mich bemühen werde es zu thun. Das Herz treibt mich jetzt Sie aufzufordern, die Wahrheit kennen zu lernen, erſt gewiſſenhaft unbefangen zu unterſuchen, wo das Recht ſei, wo das Unrecht, was ſei wahr, was falſch, und dann wieder Ihre derbe Stimme hören zu laſſen.

Hätten Sie nur die oberflächlichſte Kenntniß der laut ausgeſprochenen Geſinnungen des däniſchen Volkes, ſo würden Sie wiſſen, daß es den entſchiedenſten heftigſten Widerwillen gegen alle Moskoviter hegt und immer bereit ſein wird, ſich gegen Rußland mit Deutſchland zu verbinden. Mit dem däniſchen Hofe mag es ſich anders verhalten; ſeit dem Tode der ruſſiſchen Kaiſerstochter iſt aber alle Furcht vor einer verabſcheuten engeren Verbindung mit dem Oſten beſeitigt worden. Wie ganz anders die Geſinnungen gegen Deutſchland! Hätte Ihr Blick den Dänen gefolgt in ihren Beſtrebungen, ihre Mutterſprache in dem nördlichen däniſchen Schleswig zu behaupten, Sie würden bemerkt haben, daß in der Hitze des Kampfes ihnen kein beleidigendes Wort gegen Deutſchland, das wirkliche Deutſchland, entfahren ſei, daß ſie immer einen freundſchaftlichen, litterairen und volklichen Verkehr mit Germanien gewünſcht haben und wünſchen, daß ſie ſich vielleicht nur vor Einer Sache daraus fürchten, nämlich vor der deutſchen Cenſur.

Und was iſt denn eigentlich der Streit? was betrifft er? Betrachten wir ihn, ſo wie er war vor der Oeffnung der letzten Verſammlung der Provinzialſtände zu Roſkilde. Auf einem Flächenraum von ungefähr 160 Quadratmeilen hat Schleswig, die Inſeln nicht gerechnet, eine Volksmenge von etwa 330,000 Einwohnern, wovon die bei weitem größere Hälfte die däniſche zur

Mutterſprache haben.*) Nach den mir vorliegenden ſtatiſtiſchen Daten aus dem Jahre 1843 iſt Däniſch faſt ausſchließend die Volksſprache, 158,000 der Bewohner, diejenigen nicht gerechnet, welche in den Diſtrikten leben, wo am meiſten Deutſch geſprochen wird. Von dieſen 158,000 iſt aber in die Gemeinden der 46000 deutſche Schul- Kirchen- und Rechts-Sprache hineingeſchleicht oder von den Obrigkeiten eigenmächtig eingeführt worden.*) Früher war die Sprache einer weit größeren Anzahl die däniſche, mußte aber in den Schulen der deutſchen weichen, und ſo immer weiter fort. Der däniſche Schleswiger fordert jetzt, daß ſeine Kinder in ihrer Mutterſprache, nicht in einer fremden unterrichtet werden, daß er in der Kirche eine Predigt höre, die er verſteht, daß, wenn er ſich von ſeinem däniſchen Nachbarn beeinträchtigt glaubt, er einen däniſchen Sachwalter befragen könne; er will ſeinen deutſchen Nachbarn ſeine Sprache nicht aufdrängen, noch weniger ſie der ihrigen berauben, schen die gemeine Taxe. Auch mehreren Stationen zunächst um die Hauptstadt, die sonst die Menge der Reisenden zu drückend fühlen würden, hat man eine Erhöhung des gewöhnlichen Skjutsgeldes bewilligt, wenn die Hällpferde ausgegangen sind, als Rotebro, Barkarby, Fittia, Ensta, Lena.

---

*) Ueber das, was eingeſchleicht werden oder was ſich eingeſchlichen hat, und überhaupt über die ſtatiſtiſchen Zahlenangaben kann hier keine Berichtigung gegeben werden. Die Walkyrie Valgerda hat ihre Kunde wohl nicht von dem Glanzfelde (gläsivol) der Lichtaſen, wo die Wahrheit herrſcht, ſondern von den trüben Auen empfangen, wo die deutſchen Renegaten Orla Lehmann, Clauſen und Wagner ſpazieren gehen.

Dies Geld für die Pferde ist auch Alles, was dem Reisenden mit Recht abgefordert werden kann. Keine Trinkgelder sind Pflicht. Weder der Hällkarl noch der Skjutsbonde dürfen sie fordern. Thun sie dies gleich gegen das Gesetz, so steht es doch in eines jeden Willkühr, was und ob er was geben will. Für ein paar Stüver, für 1, 2 Schillinge, machen die guten Leute schon tiefe Bücklinge und wissen nicht genug, wie sie danken sollen. Wer hanöversche, sächsische, französische Postillione kennt, diese Groben und Unersättlichen, die, wenn sie 8 bis 12 Groschen über die Gebühr Trinkgeld erhalten, doch nie zufrieden sind; wer, wie ich, aller Arten Fuhrwerk, der eignen Füſse, der Pferde, der Wagen und Schiffe sich bedient, wer mit mancherlei Fuhrleuten, er behauptet nur ſein Recht, die ſeinige zu gebrauchen. Die däniſche Regierung hat befohlen, daß in den däniſchen Gemeinden ſolle däniſch gelehrt und gepredigt werden, aber der Prinz Statthalter, die Gutsbeſitzer, die Obrigkeiten und Advokaten ſind Deutſche und hindern die Vollſtreckung der königlichen Befehle, welche nur darauf ausgehen, dem Volke das ihm anhörige Recht zukommen zu laſſen. In der Schleswigſchen Ständeverſammlung haben die deutſchſprechenden Deputirten durch ihr ſchimpfliches Betragen die däniſchſprechenden genöthigt, ſich zurückzuziehen, und ſo die däniſche Sprache aus dem Ständeſaale vertrieben. Nun, iſt es denn die däniſche Sprache, welche die deutſche zu verdrängen, oder iſt es nicht vielmehr die deutſche, welche ſich ſeit Jahren in die däniſche hineinzuarbeiten und ſie zu vertilgen ſucht? Die deutſchen Schleswiger haben ſich ja ſelbſt vermeſſen zu prahlen ganz Jütland bis hinauf zum Skagen deutſch machen zu wollen. Da wäre es freilich von einer fratzenhaften Eitelkeit zu ſprechen.

Aber Schleswig gehört nicht Deutſchland, nicht zu dem deutſchen Bunde; nur durch die Verbindung ſeines Namens mit demjenigen Holſteins iſt es, daß es Deutſchland angeht (in politiſcher Hinſicht; in ſprachlicher wäre es anders). Man beſchuldigt Dänemark, Holſtein und

Lauenburg ſich einverleiben zu wollen. Es iſt unwahr. Ein Vorſchlag in der letzten Ständeverſammlung zu Roſkilde gemacht, welcher in ſeiner urſprünglichen Form einen ſolchen Verſuch hätte können fürchten laſſen, wurde gleich von dem Proponenten ſo umgeſtaltet und erleuchtet, daß er vernünftiger Weiſe zu keiner ſolchen Furcht Anlaß geben konnte. Das däniſche Volk hat übrigens ſeine Misbilligung jenes Vorſchlags laut ausgedrückt; es ſah darin die mögliche Gefahr, ins deutſche Bund ſelbſt hineingezogen zu werden und ſo ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren und von ſeinen ſchwediſchen und norwegiſchen Brüdern abgezogen zu werden; es ſah, daß die ſtaatsgefährlichen Partheigänger, welche ein unabhängiges Reich im Kopfe herumtragen, wozu Schleswig, das alte Sönderjütland, die ſchöne nördliche Hälfte abgeben ſoll, dieſe Gelegenheit nicht verſäumen würden, ſich einen Schein des Rechts zu geben und das deutſche Volk in ihre kleinlichen Intereſſen hineinzuziehen. Und leider, es trog ſich nicht.

Es würde kaum nutzen, Ihnen einen genaueren Bericht der Verhältniſſe in Schleswig zu geben; wenigſtens gebührt es nicht mir. Schon dieſer Brief iſt ja auf eine Art außerhalb meines Geſchäftskreiſes. Wollen Sie die Wahrheit, ſo müſſen Sie ſelbſt prüfen, unterſuchen. Erinnern Sie Sich aber, daß Sie nicht eine Sache prüfen werden, wenn Sie den einen Theil nur durch ſeine Gegner hören, wenn Sie Ihren freilich natürlichen Vorurtheilen und denjenigen Ihrer vorhereingenommenen Landsleute Gehör geben. Ihre Beleidigungen gegen Dänemark brauche ich nicht zu widerlegen; ſie zeigen nur, daß Sie das Volk ſo wenig als die Sache kennen, wovon Sie geſprochen haben. Wollen Sie gerecht ſein, ſo müſſen Sie Sich nothwendig auch mit den däniſchen Organen bekannt machen, und in dem Falle werden Sie binnen Kurzem ſelbſt einſehen, wie ſehr Sie Sich geirrt haben.

Und nun hat das Mädchen zu dem alten Freiheitskämpfer, dem Dichter und Geſchichtſchreiber geſprochen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen, aber doch eine Aehnlichkeit. Wie Sie Ihr Vaterland lieben, ſo liebt ſie das ihrige; wie Sie Ihre Sprache, ſie die ihrige. Es iſt freilich nur eine Stimme zu einer andern, die Ihrige gilt aber als die eines großen Theils des deutſchen Volks. In dem Falle, daß die meine die einer wahren Tochter meines Volkes iſt, werden Sie es vielleicht aus einer däniſchen Zeitung zu wiſſen bekommen können, und werden dann gewiß nicht unterlaſſen dieſen Brief wie den des Holſteiners zu veröffentlichen. Ein gutes Wort findet eine gute Stelle; möchte es hierauf angewandt werden! Meine Worte ſind wenigſtens beſſer als die des Holſteiners: denn ſie ſind wahrer.

Sie werden der Dänin nachſehen, ob ſie ſich nicht ganz ohne Fehler in der deutſchen Sprache ausdrückt.

Auf einem Landgute in Seeland den 10. März 1845.

Valgerda.

III.

Antwort an Valgerda.

(S. Allgem. A. Zeitung. 25. März.)

Der däniſchen Jungfrau, welche unter dem Namen Valgerda aus einem Landgute in Seeland mir vom 10. dieſes Monats einen Brief zugeſchrieben, gleichſam als eine Berichtigung und Widerlegung des unter dem 15. Januar d. J. in der A. Allgem. Zeitung abgedruckten von mir eingeſandten Brieſes aus Schleßwig-Holſtein, muß ich, da ſie mir keine Aufſchrift angegeben, unter welcher ich ihr antworten könnte, und da ich natürlicher und edel ausgeſprochener Vaterlandsliebe gegenüber durch mein Schweigen doch nicht gern unmenſchlich erſcheinen mögte, hiedurch melden, daß däniſche Luſt oder vielmehr däniſche Unluſt*) die Verhandlung in dieſer Sache auf ein ganz fremdes Gebiet verſetzt und durch einen ihr beliebten ungewöhnlichen und eigenartigen Schriftwechſel mir die Luſt und Laune genommen hat, mich für den Augenblick in Büchern oder Tagesblättern mit ihr einzulaſſen. Dieſe däniſche Unluſt verſchuldet es denn auch allein, daß ich der edlen Jungfrau Valgerda eben nicht gehorchen kann in dem Verlangen, ihren Brief mit einer allenfalls nöthigen Begleitung abdrucken zu laſſen, wie ich ihr denn überhaupt nicht ſagen kann, was wie und wann ich über dieſen holſteiniſch-däniſchen Handel weiter reden werde mögen oder müſſen.

---

*) Anſpielung auf die diplomatiſche Anklage der Majeſtätsverletzung des däniſchen Namens.

Bonn, den 19. des Lenzmonds 1845.

E. M. Arndt.

IV.

Die däniſche Anklage.

(Dieſe iſt mir nicht mitgetheilt, ſondern unſer Herr Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat mir nur ſeinen Bericht über die Sache und über meine Perſon, welchen er unſern damaligen Herrn Miniſter des Auswärtigen, Freiherrn von Bülow, übergeben hatte, zukommen laſſen, damit mir die Gelegenheit würde mich auszuſprechen und zu vertheidigen; welches ich in der weiter unten folgenden Antwort gethan habe).

Euer Excellenz kann ich auf das geehrte Schreiben vom 23. v. Mts. (386^b) zunächſt nur mein Bedauern ausdrücken, daß der Artikel in der Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung vom 15. Januar Veranlaſſung zu dem mir geneigt mitgetheilten Schriftwechſel mit der hieſigen Königlich Däniſchen Geſandtſchaft gegeben hat. Eine unbefangene Betrachtung des in Dänemark zwiſchen den Däniſchen und Deutſchen Provinzen ſeit längerer Zeit obwaltenden Haders dürfte jedoch viel dazu beitragen, die durch jenen Artikel der Augsburger Allgem. Zeitg. manifeſtirte Theilnahme des Profeſſors E. M. Arndt zu Bonn in einem milderen Lichte erſcheinen zu laſſen. Das eigentlich Schlimme in der Sache iſt unſtreitig die

Thatſache des Streites ſelbſt. Welche Schuld nun auch eine nähere Erörterung der Urſachen auf die eine oder andere Seite bringen mag, ſo läßt es ſich die Däniſche Regierung gewiß eine Hauptaufgabe ſein, ihre Aufmerkſamkeit auf die Heilung der aus dieſem Streite bereits hervorgegangenen Uebel zu richten und alles zu verhüten, was zu einer noch größeren Erbitterung führen könnte. Erwäge ich dieſe Stellung der Königlich Däniſchen Regierung und ihr hierdurch bedingtes Intereſſe, ſo ſcheint es mir, daß man eine Verfolgung des Zeitungsartikels, welche ohne Zweifel die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen würde und leicht eine tiefere Theilnahme in Deutſchland hervorrufen könnte, als bis jetzt eingetreten iſt, in dem eigenen Intereſſe der Königlich Däniſchen Regierung um ſo weniger angemeſſen und wünſchenswerth erachten kann, als man allgemein glaubt, es ſei von Seiten Däniſcher Wortführer und Schriftſteller das Deutſche Nationalgefühl gereizt worden.

Es wird der Königlich Däniſchen Regierung nicht unbekannt geblieben ſein, daß der Profeſſor E. M. Arndt in Bonn die deutſchen Nationalintereſſen ſeit vielen Jahren allen andern Nationalintereſſen gegenüber mit einer Freimüthigkeit vertheidigt hat, die, wenn ſie auch in der Wahl der Worte ſchonende Rückſichten mitunter vermiſſen ließ, doch ſtets den betheiligten fremden Nationen Achtung vor der Reinheit ſeines Patriotismus einflößte. So ſind die wirklichen oder im Publikum angenommenen politiſchen Beſtrebungen Frankreichs Englands und Rußlands bei jeder irgend bedeutenden allgemeinen Veranlaſſung öffentlich beſprochen worden, und ich wüßte nicht, daß die betreffenden Kabinette davon Veranlaſſung zu Beſchwerden genommen hätten. Die Königlich Däniſche Geſandtſchaft bemerkt ſelbſt in dem mir geneigt mitgetheilten Schreiben, daß der P. A. ſich einer gewiſſen Popularität zu erfreuen habe. Sollte aber eben dieſe Popularität, die ſich nicht allein auf ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit, ſondern vorzüglich auch auf ſeinen biedern und durchaus ehrenwerthen Karakter gründet, ſtatt zu einem Motive für das beabſichtigte Verfahren zu dienen, daſſelbe nicht vielmehr unräthlich erſcheinen laſſen? Der P. A. hat bekanntlich auch die ultramontanen Beſtrebungen in Deutſchland mit derſelben Freimüthigkeit angegriffen, die er auf dem politiſchen Gebiete oft kund gegeben. Ich kann es mir nur aus der Achtung, die er vermöge ſeiner redlichen Geſinnung und ſeines deutſchen Patriotismus bei allen Deutſchen ohne Unterſchied der Konfeſſion genießt, erklären, daß man ihn von der ultramontanen Seite mit mehr Schonung behandelt hat, als manche Andere, die ſich bei der konfeſſionellen Polemik weniger ſcharf betheiligt hatten.

Wenn ich nun ſchon aus dieſen allgemeinen Betrachtungen von den Schritten der Königlich Däniſchen Regierung den Erfolg nicht erwarten kann, den man dabei in Ausſicht zu ſtellen ſcheint, ſo dürfte auch in den vorliegenden Facten ein beſonderes Motiv zu einer abweichenden Auffaſſung und Behandlung über allen Zweifel nicht aufzufinden ſein. Ein Mitglied der Schleßwig-Holſteiniſchen Ständeverſammlung ſpricht ſich in einem Briefe an den V. A. in einer allerdings ſehr erregten Weiſe über eine Frage aus, welche, wie nicht zu leugnen iſt, die politiſchen Intereſſen Deutſchlands nahe berührt und in der letzten Zeit die deutſchen Sympathieen in dem Maße angeregt hat, daß nicht allein einzelne Privatperſonen, ſondern ſogar deutſche Ständeverſammlungen ſich darüber ausgeſprochen haben. Der P. A. hat dieſen Brief mit einigen von ihm gemachten Bemerkungen der Redaktion der A. Allgem. Ztg. eingeſandt, welche ihn unter Zuſtimmung der Baieriſchen Cenſur veröffentlicht hat. Hierbei fallen dem P. A. die Einſendung und die Bemerkungen zur Laſt. Was die Einſendung betrifft, ſo kann dieſe nur die Intention beweiſen, der deutſchen Nation den Patriotiſmus zu verkünden, Fährleuten, Matrosen und Fachinis sich herumgezankt und herumgeschlagen hat, den muſs die unendliche Güte und Treue sicherlich rühren, die ihm hier allenthalben entgegen kommen. Es ist nicht zu leugnen, daſs auf den frequenten Wegen die Hällkarlar und Skjutsbönder nicht oft verdorben werden, und ich werde selbst Beispiele davon anführen; aber wer an die Prellereien und Grobheiten anderer Länder gewohnt ist, welche Schweden so oft mit Island und Spitzbergen eben so lächerlich als dumm zu vermischen scheinen, der wird hier gar nicht klagen können. Der Fremde, welcher ohne Kenntniſs der Sprache wie ein Stummer von Ystad oder Helsingborg nach Stockholm hinaufzieht und absichtlich um mehr mehr als 2 Rthlr. geprellt wird, hat über groſses Unglück zu klagen. Dies kann dadurch geschehen, daſs der Hällkarl oder Skjutsbonde das Häll eine Viertel- oder halbe Meile länger ausgiebt, als es wirklich ist, und dafür das Geld einstreicht — eine Schande, die selten ist — oder in den Städten, wo freilich Spitzbüberei am ersten gedeiht, läſst der Hällkarl der ſich in der Schleßwig-Holſteiniſchen Verſammlung den vermeintlichen Beſtrebungen gegenüber, die deutſchen Herzogthümer zu daniſiren, offenbart hat. Dieſe Intention ſpricht ſich auch unter Bezeugung tief erregter Theilnahme in den Bemerkungen aus. Ihn deshalb zur Verantwortung zu ziehen, nachdem der Artikel von der Baierſchen Cenſur zugelaſſen worden iſt, kann, wie die Sache im Allgemeinen liegt, nicht für unbedenklich gehalten werden. Die Aufnahme des Artikels ſelbſt hat aber die Baierſche Cenſur zu verantworten, wobei ſie wiederum ihrerſeits, wenn ſie mit den däniſchen Blättern bekannt iſt, leicht auf dieſe Bezug nehmen könnte.

Die dem Briefe hinzugefügten Bemerkungen betreffen 1) die geographiſche Lage von Schleßwig-Holſtein. Darin wird man nichts Tadelnswerthes finden können, daß der V. A. vom deutſchen Standpunkt aus auf die Wichtigkeit der geographiſchen Stellung dieſes deutſchen Landes aufmerkſam gemacht hat. Die zweite Bemerkung, der Däne und Moskowite, beſpricht den Mittelpunkt der Sache in einer dem Verfaſſer eigenthümlichen Weiſe. Wenn ich nun auch weit entfernt bin, alles, was unter der bemerkten Rubrik geſagt worden iſt, zu vertheidigen, ſo erlaube ich mir doch darauf aufmerkſam zu machen, daß eben dieſe Eigenthümlichkeit den P. A. zu einem Lieblingskarakter der deutſchen Nation gemacht hat, und daß er, was die Sache betrifft, beſtätigt und ausführt, was in dem Briefe, alſo von einem Mitgliede der Schleßwig-Holſteiniſchen Stände, geſagt worden iſt.

Die dritte Bemerkung enthält eine Zurechtweiſung des Briefſtellers, daß er von den deutſchen Kabinetten und Diplomaten wenig, viel und alles aber von dem Volke und von ehrlichen und treuen Stimmen, die aus dem Volke in das Volk hinein tönen, hoffe, und giebt daher Zeugniß von der loyalen Geſinnung des P. A.

Wenn alſo in dem Artikel nicht nur eine aufrühriſche Tendenz offenbar am Tage liegt, ſondern auch die däniſche Nationalität auf die empörendſte und böswilligſte Weiſe verunglimpft wird, wie es in der Note des Königlich Däniſchen Geſchäftsträgers Herrn von Löwenörn heißt, ſo wird dieſes nur in dem Schreiben des ungenannten Mitgliedes der Schleßwig-Holſteiniſchen Ständeverſammlung, welches den P. A. zu obigen Bemerkungen Veranlaſſung gegeben hat, gefunden werden können.

Uebrigens werde ich nicht ermangeln, dem P. A. geeignete Vorſtellungen machen zu laſſen und überhaupt nach

Möglichkeit dafür zu ſorgen, daß Verletzungen befreundeter Nationen von Seiten akademiſcher Lehrer vorgebeugt werde.

Berlin den 5. März 1845.

Eichhorn.

V.

Meine Antwort darauf.

(Eingeſandt von mir an den Herrn Staatsminiſter Eichhorn unter dem Titel: Gehorſamſte Erklärung.)

Euer Excellenz haben mir durch meine hieſige obrigkeitliche Behörde ein Schreiben mittheilen laſſen, welches Sie unter dem Datum des 8. März in einer mich betreffenden Sache an unſern Herrn Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bülow, erlaſſen haben.

Wie ich aus dem Inhalte jenes Schreibens erſehe, war es durch eine Beſchwerde veranlaßt, welche der Königlich Däniſche Geſchäftsträger Herr von Löwenörn wegen eines Briefes, den ich unter dem 15. Januar dieſes Jahres nebſt einigen hinzugefügten Bemerkungen in die Allgemeine Augsburger Zeitung hatte einrücken laſſen, bei unſerm Herrn Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten geführt zu haben ſcheint. Aus Ihrem Schreiben, in welchem ich im Ganzen eine mir freundliche Ablehnung und Entſchuldigung der mir *aufgebürdeten antidäniſchen Frechheit* mit dankbarer Anerkennung erblicken muß, gewahre ich, daß der königlich däniſche Wortträger auf irgend eine beſtimmte Beſtrafung des frechen Dänenfeindes, auf irgend eine auffallende Einſchreitung und Ahndung der gegendäniſchen Aeußerungen und Beſtrebungen bei unſerer hohen Regierung angetragen zu haben ſcheint, daß er jenen erwähnten Artikel *einer aufrühriſchen Richtung geziehen und die däniſche Volksthümlichkeit auf die empörendſte und böswilligſte Weiſe darin verunglimpft geſcholten haben muß.*

Indem ich nun allerdings bedauern muß, daß ich durch die Veröffentlichung jenes Briefes den Dänen Aergerniß, meinen und unſern hohen Behörden Mühe und mir ſelbſt neue Arbeit und unruhigen Gedankenumlauf gemacht habe, kann ich doch mein innerlichſtes Befremden darüber nicht bergen, daß die däniſche Regierung nach den weltbekannten Vorgängen von mehr als einem Menſchenalter, und beſonders nach den Vorgängen des jüngſten Jahrzehends, ſich unterſtehen würde, für ihre Dänen die Deutſchen und einen deutſchen Schriftſteller in ſolcher Weiſe anklagen und antaſten zu wollen.

Ja, ich war, nachdem ich das Mitgetheilte geleſen, in einem lächelnden Erſtaunen wie aus den Wolken gefallen, bei mir ſelbſt rufend: Das dürfen ſich die Dänen unterſtehen? Da haben wir den leibhaftigen Gracchum de seditione querentem, den Wolf der Fabel, der als Geſandter zu Jupiter kommt, im Namen ſeiner Sippſchaft zu bitten, den Hunden gnädigſt die Zähne ausreißen zu wollen. Ja, wie aus den Wolken gefallen, daß Solches unter ſolchen Umſtänden und Verhältniſſen, wie ſie liegen, wie ſie der ganzen Welt hell vor Augen liegen, eine dumme Möglichkeit war. Von Kopenhagen aus, von jener Hauptſtadt der Dänen, wo die Grundtvige und Clauſen vor den Augen und Ohren ihrer Regierung nun ſchon manches Jahr nicht nur gegen die armen Schleswiger und Holſteiner, ſondern häufig gegen die Deutſchen insgemein in allen unwürdigſten Schmähungen und Schändungen unſers Namens ſich haben erluſtigen und erheitern dürfen — von Kopenhagen aus kommt ein ſolcher Antrag auf Strafe in die preußiſche Hauptſtadt, in deren öffentlichen Blättern von den däniſch-ſchleswig-holſteiniſchen Händeln immer mit der größten Lindigkeit und Leiſigkeit kaum geklungen war, um einen in einer fern liegenden kleinen Rheinſtadt wohnenden Profeſſor zu züchtigen, weil er ſich erkühnt hat, das

Ding, welches iſt, einmal ein wenig deutſch auszuſprechen. Was man doch meint, ſich gegen uns Deutſche alles unterſtehen zu dürfen!

Ich halte es nur nöthig, beide aus Pflicht gegen mich ſelbſt und aus der Ehrerbietung, die ich Euer Excellenz ſchuldig bin, über die Danica und Schleswigo-Holsatica und wie ich darin ſtehe oder von den Dänen darin ſtehend gedacht und verdacht werde, einige leichte Worte hinzuwerfen und einige Winke zu geben, gleichſam zur Erklärung und Verſtändigung, nicht als eine nothwendige, wenigſtens mir bis jetzt noch nicht nothwendig ſcheinende, Entſchuldigung oder Rechtfertigung, deren meine Stellung darin, wie ich Euer Excellenz leicht darzuthun hoffe, überall gar nicht bedarf. Ich bin da leider in der immer ſehr unangenehmen Lage, im Einzelnen ſo zu erſcheinen, als wenn ich Sie über Dinge zu belehren meinte, die Sie wohl beſſer und tiefer wiſſen und überdacht und durchdacht haben als ich, und in der noch viel mißlicheren Lage, auch von mir ſelbſt ſprechen zu müſſen. Indeſſen die Umſtände bringen es einmal mit ſich und der durcheinander geflochtene Zuſammenhang der Dinge Verhältniſſe und Perſonen fordert es. Und ſo muß ich ſchon in den ſauern Apfel beißen, und kann mir nicht anders helfen, ich muß ihn auch

Ihnen überreichen, und wünſche nur, daß Sie ihn nicht allzu ſauer finden mögen.

Alſo bitte ich Eure Excellenz Geduld und Nachſicht an von wegen dieſer mir abgedrungenen kurzen Ueberſicht des jüngſt verfloſſenen halben Jahrhunderts und der Gegenwart, worin ich gelebt und gewirkt habe, und wodurch und wie ich durch den allernatürlichſten Verlauf der Dinge in dieſe däniſchdeutſche Zänkerei hineingerathen bin. Ich ſpreche hier nur, weil ich muß, von den Dänen und von mir.

Mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts machte ſich die neue Weltordnung oder vielmehr Weltunordnung Europas, welche den Süden ſchon ein Jahrzehend erſchüttert hatte, dem Norden deſſelben recht fühlbar. Ich erinnere mich noch, wie ich um den Mittag des 2. Aprils des Jahrs 1801 bei einer Fahrt von Greifswald in das älterliche Haus auf dem Wege zwiſchen Stralſund und Roſtock die pommerſche Erde habe dröhnen gehört von dem Streit, der, zwiſchen Paul von Rußland Napoleon von Frankreich und Georg von England entbrennend, damals ſein blutig dräuendes Rieſenhaupt aus den Wolken der noch düſtern, vielen leider zu verdüſterten, Zukunft erhob. Es war der Donner der Schlacht von Kopenhagen, wo Nelſon ſeine Feuerdrachen ſpielen ließ:

es war die Folge der erſten unglücklichen Anlehnung Dänemarks an Rußland und Frankreich. Wir wiſſen, wie die folgenden Jahre umhergetappt worden. Weder in Preußen noch in Schweden und Dänemark wußte man irgend, weder noch wohin. Man ahnete Gefahren, ja man hatte ſie ſchon vor den Thoren, aber die großen Entſchlüſſe und die gewaltigen Gedanken fehlten; vor allen fehlte der Gedanke, daß, wenn dieſe Drei zu rechter Zeit ſich tapfer und treu zuſammenzuſtellen und zuſammenzuwirken beſchloſſen hätten, die ſüdliche Wildheit und Raubſucht ſie nimmer hätte erreichen, wenigſtens nicht unwiderſtehlich überfluthen und verderben können. Jeder von ihnen ſtand lange unentſchloſſen, nur der Schwede nicht, der wohl ein Kampfherz, aber keinen Kampfgeiſt hatte. So geſchah ihnen das Natürlichſte: ſie wurden einzeln gefaßt, überraſcht und niedergeworfen. Dänemark hat es zuletzt und am ſchlimmſten büßen und bezahlen müſſen, weil es die Erinnerung und den Groll von wegen der Schlacht vom Jahr 1801 nicht hatte verwinden und überwinden können. Es vergaß in dieſem Groll, als im Herbſt 1806 der Drang der Umſtände auf das nächſte und fürchterlichſte auf es eindrang, wo ſeine Stärke und die Stärke ſeiner Freunde oder Feinde lag: Freunde und Feinde, je nach dem es ſeine

Wahl nahm: es vergaß ſeine natürliche Stellung in der Klemme zwiſchen den Mächtigſten, und der Haß rieth ihm eine verkehrte Wahl. Es ſchloß ſich immer dichter und feſter, ja es ſchloß ſich faſt ganz an Alexander von Rußland und Napoleon von Frankreich. Der dritte Gewaltigſte, Georg von England, zauderte nun nicht und durfte nicht zaudern, da er Napoleon nicht als Zauderer kannte. Es kam für Kopenhagen der zweite große Tag, die Beſchießung und Einnahme der Stadt und die Wegführung ſeiner Flotte durch die Engländer im Herbſte 1807. Was war gewonnen, daß man für Rußland und Frankreich gegen das ſeemächtigſte England und gegen Schweden den Krieg wählte? Beſetzung, Befreſſung und Durchfreſſung des däniſchen Feſtlandes und einiger Inſeln von Franzoſen und Spaniern, Island Norwegen die däniſchen Inſeln der engliſchen Uebermacht preisgegeben und einzeln von Schiffahrt Handel und jeder freien ſelbſtſtändigen Bewegung abgeſperrt.

Hier lag eigentlich Dänemarks Unglück, welches ſeinen böſen unheimlichen Faden durch die verworrene europäiſche Politik von Jahr zu Jahr heilloſer ſich hat verſitzen und verknötern ſehen müſſen. Dänemark, von Haß gegen die Briten getrieben, hatte vielleicht unverſtändig auf ruſſiſche oder franzöſiſche Ueberwindung des den unerfahrnen Reisenden Hällpferde für Reserve doppelt bezahlen. Beide Fälle sind mir begegnet und können auch andern begegnen, aber sie sind doch äuſserst selten. In der Regel hat man ehrliche Menschen, und für ein paar Stüver auch die, welche dienen und helfen müssen, freundlicher um sich, als in den meisten Ländern; und was kann dem Menschen unter Menschen Süſseres begegnen?

Dies ist ungefähr das Hauptsächliche der schwedischen Skjutseinrichtung. In den meisten Provinzen und an den Hauptstraſsen finden sich Häll, in einigen, z. B. in Kalmarslän, in Blekingen, einem Theil Schonens, und in den nördlicheren auf manchen Wegen, wo wenig gereist wird, giebt es nur Reserve. Bei mancher Station ist auch kein bestimmter Gästgifvaregård, sondern es wechselt im Dorfe unter den Nachbarn. In den entlegneren und öderen Gegenden nördlicher Provinzen, wo die Dörfer und selbst die einzelnen Wohnungen weit von einander liegen, entbehrt man auch dieser Einrichtung, und wendet sich etwa an die Länsmänner und andre Vorgesetzte der Bauengliſchen Löwen gehofft; und mogte ſolche Hoffnung auch nicht ganz unverſtändig dünken, ſo mußte es doch von ruſſiſcher und franzöſiſcher Treue genug kennen, um zu empfinden, welches Löwenbündniß es eingegangen war. Wenn es England wählte, ſo blieben ihm wenigſtens Dreiviertel ſeiner Beſitzungen geſichert. Nur die cimbriſche Halbinſel war aufs Würfelſpiel geſetzt; das Uebrige war den andern beiden durch das Meer und durch Englands Flotten unzugänglich. Aus dieſer, wie mir däucht, ſeiner geographiſchen Lage nach durchaus verkehrten Wendung, welche es ſeit dem Jahr 1807 auf das entſchiedenſte genommen, ſind ſeine ſpäteren Geſchicke und Ungeſchicke als eine nur zu natürliche Folge gefloſſen. Rußland nach ſeiner Gewohnheit handelte gegen Dänemark, ſeinen alten Verbündeten, im Sommer 1812, wie es im Winter 1808 gegen das bis dahin mit ihm verbündete Schweden gehandelt hatte. Es ſchloß in jenem Sommer ein Bündniß mit Schweden und verbürgte demſelben Norwegen als ein Land, das von Dänemark abgeriſſen werden ſollte. Nun blieb dem unglücklichen verkauften und verrathenen Lande nur die Stütze Napoleon übrig, der aber vorher ganz Europa hätte beſiegen, d. h. auch Großbritannien hätte zerbrechen müſſen, um Dänemark in ſeiner Ganzheit ſchützen zu können. Napoleon fiel im Jahr 1814, mit ihm ſiel Dänemark, der Gnade der Sieger preisgegeben. Es verlor ſeine Hälfte, es verlor das Königreich Norwegen.

Von dieſer Zeit an, nicht ganz genau ſeit dem Jahr 1814, aber doch ſeit den Jahren 1806 und 1807 datiren ſich die erſten Keime und Anfänge der Entzweiung zwiſchen den däniſchen und deutſchen Landen des Königs von Dänemark, deren Urſprünge theils natürliche und unvermeidliche, theils willkürliche und vermeidliche zu nennen ſind. Hier kommen wir zu Schleßwig-Holſtein und zu den Verhältniſſen dieſes Landes und ſeiner Bewohner zu Dänemark, die ſich in der neuen Zeit nach einer langen Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit, worin auch nah verbundene Völker ein ganzes volles Jahrhundert neben einander geſchlummert hatten, hinfort immer klarer und ſchärfer einander gegenüber zu ſtellen und zu zeichnen begannen. Neuer Geiſt des Zeitalters an allen Enden und Ecken Europa's, auch neue Arbeit und Noth allenthalben. Was bisher ruhig neben einander gelegen und mit einander geträumt und geſchnarcht hatte, ward aufgeſchüttelt und mußte ſich rühren, und lief und ſtieß in der Schlaftrunkenheit, die bei der aufdämmernden Morgenröthe der neuen Zeit ſich noch nicht beſinnen konnte, oft recht unſanft gegen einander. Hier darf auf die Geſchichte der däniſchen deutſchen Lande und auf ihre Verfaſſung nur hingewinkt werden. Sie ſind durch Männer wie Dahlmann, Lornſen, Beſeler, Falk den Zeitgenoſſen genug ins Licht geſtellt worden.

Genug, es hatte ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts angefangen zu zucken und zu rucken: es waren Vorzeichen und Vorſpiele. Zuerſt begann es von Seiten der Dänen, gleichſam in einem dunklen Vorgefühl deſſen, was ſie von ihrem Reiche verlieren ſollten, mit der klar ausgeſprochenen Abſicht, die däniſche Sprache mehr über die deutſchen Lande zu verbreiten, nämlich um die Volkstriebe enger und näher zuſammenziehen oder zuſammentreiben zu können. Sogar ſtellte ein däniſcher Freiherr Preiſe aus auf die Findung und Angebung des beſten Mittels, die däniſche Sprache in allen verſchiedenen Landſchaften zur allgemeinen zu machen. Wie natürlich, erkleckte dies nichts, es ließ die Zeit auch keinen Athem, daß es erklecken konnte; aber es erbitterte einige Deutſche in den deutſchen Landſchaften, die meiſten aber lächelten noch darüber. Bald kam das ängſtliche Gedränge der däniſchen Politik und das große Rechnung haltende Jahr 1814. Nun ſahen Holſtein und Schleßwig wechſelsweiſe Franzoſen Schweden Dänen deutſche Verbündete, ſie ſahen ihr Land und ſeinen

Wohlſtand von Freund und Feind geplündert und verwüſtet, und mußten obenein noch das Jammergefühl erdulden, daß ihre Söhne gegen die endlich ſiegreiche deutſche Freiheit, für deren Erringung ſie ſo gern mitgeblutet hätten, unter franzöſiſchen und däniſchen Fahnen ins Feld ziehen mußten. Jetzt, wie im Unglück und in verkehrten Stellungen immer zu geſchehen pflegt, daher mancherlei Mißſtimmungen und Beſchuldigungen, welche durch die ſchlimmſte Finanznoth und durch die unſeligſte und unheilvollſte Art ihrer Beſſerung und Abhelfung, wozu die däniſche Regierung griff, und durch manches Andre, was die Deutſchen Uebervortheilung Bedrängung und Rechtskränkung ſchalten, noch vielfältiglich vermehrt wurden. Kurz, es bewegten ſich die däniſchen und deutſchen Geiſter, weil ſie der allgemeinen Bewegung der Welt nicht entfliehen konnten, in vielen und neuen Schwingungen; aber dieſe Schwingungen blieben, wie eben angedeutet iſt, nicht bloß leichte geiſtige Luftſchwingungen, ſondern ſie wurden ſehr leibhaftige, welche an der Erde und mit der Erde oft hart gegen einander trafen.

Nun geſchah, daß Schleſwig-Holſtein anfing, ſich antidäniſcher denn je zu empfinden, weil es, von dem friſchen und jungen deutſchen Leben ergriffen, ſich deutſcher empfinden mußte. Es war in Wien allen deutſchen

Landen ohne Ausnahme Wiederherſtellung und Erneurung ihrer Verfaſſungen verſprochen. Auch die Schleßwig-Holſteiner begehrten jetzt ihr Recht, beriefen ſich auf ihre alte Grundurkunde und auf ihre frühere rechtlich nimmer aufgehobene Verfaſſung. Sie wollten von den Dänen nicht länger willkürlich regiert werden, ſteiften ſich aber auch nicht auf ihre alte Verfaſſung, ſondern erklärten, ſie wollten, damit des neunzehnten Jahrhunderts würdig gelebt werden könne und regiert werden müſſe, dem zweiten und dritten Stande, der ſonſt bei ihnen wenig oder gar keine Bedeutung gehabt hätte, das der Zeit angemeſſene Billige gern und freudig zugeſtehen. Sie verhandelten darüber mit ihrer Regierung, und als dieſe auf nichts ſich einlaſſen und ſie in alter Weiſe fortſchleppen und ermatten wollte, brachte Holſtein als altes deutſches Reichsglied in wiederholten Vorſtellungen und Darſtellungen die billigen Bitten und Forderungen an die deutſche Bundesverſammlung in Frankfurt. Sie wurden aber dort immer mit der Erklärung abgewieſen, das ſeien höhere Dinge, worüber der deutſche Bund nicht entſcheiden könne; die Stände müßten ſich mit ihrer Regierung gütlich zu vergleichen ſuchen. Dies iſt in den Jahren geſchehen, wo der wackere Dahlmann holſteiniſcher Landſyndikus war. Als er alle Beſtrebungen der Stände unwirkſam und ſeine Arbeiten vergeblich geſehen hat, iſt er als Profeſſor nach Göttingen gegangen.

Hier, in dieſer Epoche, in dieſer fortgeſetzten Verweigerung der däniſchen Regierung und in der Zurückweiſung des Bundestages lag der Hauptkeim des Uebels, welches in den letztverfloſſenen fünf ſechs Jahren immer mächtiger gewachſen iſt. Die Schleßwig-Holſteiner murrten, ja ſie fluchten wohl, und klagten über Verfaſſungsverletzung und Rechtsbruch. Und der Unpartheiiſche und des Laufes der Dinge Kundige darf es wohl ſo nennen. Denn wirkſamer und hinterliſtiger wird Recht nicht gebrochen, als wenn ſeine Uebung fortwährend verweigert oder mit Winken und Gelübden ſchlauer Berechnung in die weiteſte Ferne hinausgeſchoben wird. Man macht nicht allein durch die Zerſchneidung der Knieſehnen lahm, ſondern ſchon dadurch, daß man das Gehen verhindert. Die Dänen hofften wahrſcheinlich, es werde der junge luſtige deutſche Keim endlich in ihm ſelbſt ſterben, das deutſche neu aufgegangene Licht ſich in ſeiner eignen Flamme verzehren, und endlich werde man die Deutſchen der Halbinſel ſo ſtill abſchlachten und ihr Gepräge, wie die Lettern konfiscirter Bücherauflagen, verlöſchen und einſtampfen oder vielmehr ſie ganz in die däniſche Form hineinſtampfen können. Ein deutſcher Mann kann aber bei dieſem Anblick wieder nicht genug klagen und beklagen, daß die deutſchen Herrſcher in Frankfurt für die deutſchen Landsleute nicht haben einſchreiten gewollt, daß es überhaupt — ein ſchrecklicher Gedanke — keine deutſche Sanctio Pragmatica, kein deutſches Volksgrundgeſetz giebt, nach welchem deutſche Völker, die zufällig mit fremden Reichen verbunden ſind, geachtet und regiert werden müſſen. Wahrlich Schleßwig-Holſtein und ganz Norddeutſchland und auch Dänemark und Holland ſähen jetzt anders aus, wenn ein ſolches altes deutſches Volksgrundgeſetz beſtanden oder wenn man in den Jahren 1814—15—16 in Wien vorgeſorgt hätte, wie Dänemark und Holland die Menſchen in Holſtein Limburg Brabant u. ſ. w. gebrauchen und beherrſchen mußten und durften.

In dieſer kurz angedeuteten Weiſe haben die Dinge in Dänemark ſich zwiſchen den Dänen und Deutſchen geſtellt, und mancherlei Misvergnügen Unfreundlichkeit Abkühlung oder Zerbrechung früherer Zutraulichkeit der verſchiedenen Völkerſchaften ſich zwiſchengeſchoben, bis es vor ſechs ſieben Jahren zu dem Jüngſten gekommen iſt, zur Errichtung und Anordnung ſogenannter Landſtände in den verſchiedenen Landſchaften. Hierbei hat es aber ſogleich im Anfange einen großen Zwiſt und ein gerechtes Geſchrei der Deutſchen über däniſchen Rechtsbruch geſetzt, indem ſie geklagt haben, es ſei mit däniſcher Hinterliſt und böſer Berechnung das alte heilige Band, welches Holſtein und Schleßwig ſeit vier Jahrhunderten verbunden gehalten, zerriſſen worden, und ſolle offenbar weiter zerriſſen und mit der Geſinnung und Liebe, welche die Lande ſo lange verknüpft, ſolle auch ihre Macht und Stärke zerriſſen werden. Denn Dänemark trennte bei der neuen Einrichtung Schleßwig von Holſtein, indem es für jede Landſchaft eine beſondere Ständeverſammlung befahl. Nach dem alten Landgrundgeſetz, wornach die Fürſten aus dem Hauſe Schaumburg weiland geherrſcht und welches ihre Neffen, die Grafen von Oldenburg, beſchworen, ehe ſie anerkannt wurden und ehe ſie durch die Macht dieſer deutſchen Lande auch den däniſchen Thron beſtiegen, wornach auch alle folgenden Jahrhunderte bis hieher Verwaltung und Rechtspflege als von einer feſtgeſchloſſenen Gemeinſamkeit geübt worden, ſollten beide Lande, Holſtein und Schleßwig, ewig unzertrennlich beiſammen bleiben, und ſo von den Fürſten des Oldenburgiſchen Stammes beſeſſen und regiert werden. Nun alſo neuer Zwiſt und alsbald Anfachung des ſcheinbaren Widerſtreits der politiſchen Verhältniſſe der beiden Landſchaften, indem Holſtein deutſches Bundesland, Schleßwig ein von Deutſchland unabhängiges Land ſei. Was auch an einigen Stellen für eine kurze Zeit einige Wankelung und Verwirrung in den Gemüthern zu erzeugen und nicht ganz ohne Erfolg zu bleiben ſchien. Als aber die Dänen dies bis dahin ausdehnen und auslegen wollten, daß Schleßwig durchaus ein däniſches Lehen ſei und alſo auf jeden Fall und bei jeder möglichen Veränderung des Herrſcherſtammes als ein ſolches mit Dänemark vereinigt bleiben müſſe, da ſind neue Sorgen und Schrecken der Deutſchen erwacht, ſie haben ihre alten Urkunden und Rechtstafeln nachgeſehen, und erkannt, daß Schleßwig hinfort nimmer von Holſteins Geſchicken geſchieden werden darf, daß beide in gleichem Recht und gleicher Ehre beiſammen bleiben müſſen. In dieſer Geſinnung und Erkennung haben ſich die Deutſchen bald wieder in alter Weiſe nur deſto feſter zuſammengeſchloſſen.

Hiezwiſchen iſt nun in den letzten Jahren ein Zunder geworfen, der hellere und heißere Flammen denn zuvor gezündet und genährt hat. Vor den Dänen hat ſich nämlich das düſtre Gewölk der Zukunft aufgethürmt, daß bei dem möglichen Ausſterben des herrſchenden königlichen Mannsſtammes die Frage über die Sonderung und Trennung der deutſchen Landſchaften von den däniſchen der Entſcheidung einer fürchterlichen Wirklichkeit gar nahe gerückt werden könne. In der Angſt vor dieſer Gefahr haben die Dänen für den Augenblick alle Beſinnung verloren und ſich mit den Deutſchen in vielen ſchlimmen verkehrten und ungerechten Kampf verwickelt, wobei natürlich dieſſeits und jenſeits es ſich oft aus den Schranken aller Mäßigung verlaufen hat. Bei welchem Zank von den Deutſchen auch darüber vorzüglich bittere Klage erhoben wird, daß ſie gegen ungleiche Waffen zu kämpfen haben, indem bei den Dänen Gedanke und Schrift frei, bei ihnen aber durch die Cenſur geſperrt und verſchnitten werde. Endlich iſt von den Dänen noch die ſchlimmſte Thorheit begangen, welche die Weiſeren unter ihnen wohl lange ſchon bereut haben, nämlich die Erneuung des im Anfange des Jahrhunderts begonnenen Sprachgezänkes. Dieſer Zank hat in der ſchleßwigſchen Volksverſammlung begonnen und dauert bis dieſen Tag in unſeliger Heftigkeit fort. Hier rufen die Dänen nun, der Deutſche habe ihre Sprache überwältigt und wolle ſie überwältigen, die Deutſchen aber klagen, der Däne wolle im wilden Eifer ſeine Sprache auch da geltend machen, wo ſie längſt abgeſtorben ſei, oder gar, wo ſie nimmer geherrſcht habe, ren, oder gradezu an sie selbst, und wird da wohl etwas warten müssen, aber sich nie in Verlegenheit befinden. Im Ganzen hat kein Volk leicht so viel Liebe und Achtung für Gesetze, die es kennt, als das schwedische, keines aber mehr Achtung für das menschliche Gesetz, für das der Treue und Hülfe. Je weiter von den groſsen Städten, je weiter von dem Tummelplatze des Verderbens, desto lieb- und hülfreichere Menschen, und desto lustigeres Reisen in Schweden.

Die Landstraſsen werden überhaupt auf das vortrefflichste unterhalten, und Meilenzeiger, Schneepflüge und Brücken, alles ist an seinem Platze in bester Ordnung. Auſser den groſsen Heerstraſsen, die meistens den besten Chausseen anderer Länder zu vergleichen sind, giebt es unter den mittleren Wegen die sogenannten Ting- und Aubenwege, die zu den Sitzen der Landgerichte und zu den Kirchen führen, und besser und etwas breiter angelegt und unterhalten werden müssen, als gewöhnliche Kommunikationswege.

Zum Schluſs noch Einiges über die Entsteverlangend, daß in Verſammlungen, wo altherkömmlich Plattdeutſch oder Hochdeutſch als Herrſchaftsſprache gegolten, jetzt däniſch geredet werden dürfe und ſolle. Dieſer Zank iſt ein Zank der Eitelkeit und des Uebermuths geworden, auf Seiten der Dänen darin ein unverſtändiger Zank, weil ſie die Deutſchen, deren Gemüther durch Liebe und Freundlichkeit zu gewinnen ſie bei der gegenwärtigen Lage der Herrſcherfamilie und der Volksſtimmungen jetzt doppelt Urſache haben, ſehr aufgereizt haben — dadurch noch mehr ein unverſtändiger Zank, daß die Dänen vergeſſen, daß ein Teich ſich nimmer zu einem Ocean aufſchwellen kann und daß eine Million Dänen fünfzig Millionen deutſchſprechender Menſchen gegenüber in dieſem Kampfe immer zu kurz kommen muß. Denn wie ſollten die Schleßwig-Holſteiner von den Dänen jetzt noch entdeutſcht werden können, da ſie den Geiſt der Wiſſenſchaft und Literatur der gewaltigen dicken deutſchen Maſſe hinter ſich haben? Aus dem Grunde, daß kein Unrecht tiefer brennt und kein Zank giftiger entbrennt, als wenn einem Volke ſeine Sprache oder Religion bedroht zu werden ſcheint, iſt hierüber nun faſt das heftigſte Feuer der Zwietracht aufgelodert. Die Dänen müſſen ſich hier mit der großen geſchichtlichen Erfahrung tröſten, daß an den Sprachgränzen der

Völker der Kleinere und Schwächere dem Größeren und Stärkeren gegenüber immer Verluſt leiden muß.

Wie ich ſelbſt in dieſen Zank und in dieſes Feuer hineingerathen bin und jetzt ſo hineingezerrt werden ſoll, daß die Dänen mich darin wohl gern zu Aſche verbrannt ſehen mögten, darüber noch einige Winke, indem ich nun von den Dänen und von mir ſprechen muß, da ich bis jetzt meiſtens von der Stellung der Dänen zu den Deutſchen, beſonders zu den Schleßwig-Holſteinern, geſprochen habe. Ich kann und will mich hier, indem ich fürchten muß, Euer Excellenz Geduld zu ermüden, in möglichſter Kürze zuſammenfaſſen. Doch wird dies, nämlich meine Stellung zu den Dänen oder vielmehr, wie ſie ſich gegen mich geſtellt haben und eben die ſchweren Geſchütze des Zorns aus ihrer Stellung gegen mich abbrennen wollen, ungefähr ſo ein Ding werden, als was die Gelehrten eine genetiſche Entwickelung nennen.

Alſo dieſe Geſchichte von ihrer Geburt an! Denn dies ſind veteres irae, und ſie haben wohl nicht allein meiner vermeinten deutſchen Popularität wegen ihre Kanonen gegen meine Kleinigkeit aufgeführt. Denn es ſind in vielen deutſchen Tagesblättern und auch in der angefochtenen Allgemeinen Zeitung viel ſchlimmere und härtere Worte über ſie ausgegoſſen worden, die ſie ſcheinen im Zeitenſtrom ruhig hingleiten und ſich verſchwimmen laſſen zu wollen.

Was nun mich ſelbſt auf dieſem Punkte, wo ich eben angelangt bin, betrifft, ſo habe ich bei Betrachtung und Schilderung allgemeiner europäiſcher und deutſcher Verhältniſſe von den Jahren 1811 bis heute in einzelnen Schriften und in ein paar dicken Büchern (namentlich in meinen Schwediſchen Geſchichten und in meinem Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte) dem däniſchen Namen nicht vorbeigehen dürfen, niemals aber — das kann ich heilig verſichern — irgend eine beſondere Schrift über und gegen die Dänen geſchrieben noch irgend einen auch nur allerkleinſten Aufſatz der Art in irgend ein Tagesblatt eingerückt. Dieſer angeklagte Brief des Schleßwig-Holſteiners iſt hier meine pagina virgo, und wird es wahrſcheinlich bleiben, wenn es den lieben Dänen nicht beliebt den Streit weiter und tiefer zu zerren und zu verärgern. Ich habe hier bei dem großen und ſchweren ſchleßwigholſteiniſchen Handel keinen beſonderen Beruf, ſondern nur den allgemeinen deutſchen Beruf, falls ich unſere Deutſchen ferner ohne Einſpruch und Hülfe von fremder Willkür und Gewalt unterdrückt ſähe. Den beſonderen Beruf muß ich denen, die über holſteiniſche Rechte und

Verhältniſſe gründlicher als ich unterrichtet ſind, zugeſtehen und überlaſſen.

Alſo die Dänen und ich, und unſre Anfänge, welche zu ſo wunderlichen Enden auszulaufen drohen:

In den Jahren 1814 und 1815, wo über die deutſchen Lande und ihre Zukunft die Würfel geworfen werden ſollten, und nicht immer auf das glücklichſte geworfen ſind, hatte ich in mehreren kleinen Schriften meine Hoffnung und meine Freude ausgeſprochen, daß nun hoffentlich alle von fremden Herrſchern regierten deutſchen Lande wieder zu Deutſchland kommen würden, daß die Engländer Schweden Dänen u. ſ. w. mit ihrem Einfluß und ihrer Herrſchaft hoffentlich für immer herausgewieſen oder herausverhandelt werden würden. Dies hatte ich ſelbſt für meine Heimath ſo ausgedrückt, ich, den die Dänen und viele Deutſche einen alten eingebrannten Schweden ſchelten, daß ich es für ein großes Glück halte, daß das ſchwediſche Pommern und Rügen nun dem natürlichen deutſchen Herrſcher zufallen würden, daß die Dänen nicht weiter in Deutſchland hineingelaſſen werden würden, daß die engliſche Herrſchaft über die hannoverſchen Lande wahrſcheinlich ausſterben würde. Ach! die Dänen ſind geblieben und den engliſchhannoverſchen Einfluß fühlen wir noch bitter an der Elbe und Weſer. Ich machte nun im Sommer des Jahrs 1816 von Stralſund und Kiel aus eine Reiſe in die däniſchen Inſeln, theils um einige literariſche Lücken zu büßen, mehr, um dieſen Theil der Nachbarn und Genoſſen meines Volkes und meiner Heimath durch den Augenſchein kennen zu lernen. Ich habe damals einige Monate auf der ſchönen Inſel Seeland verlebt, von ihr aus die kleineren Inſeln und auch die Zwillingsſchweſter meiner Inſel Rügen, Mön, beſucht und Land und Volk näher zu erkennen und zu erkunden geſtrebt. Ich habe da edle däniſche Männer kennen gelernt und bei einzelnen derſelben auch jene Gaſtlichkeit genoſſen, die wir Hyperboreer der Oſtſee mit altgermaniſcher Freundlichkeit zu geben gewohnt ſind. Aber bei allem dem bemerkte ich damals ſchon, daß einzelne beiläufige Aeußerungen von mir über das deutſche Glück, wenn man die Fremden aus Deutſchland herausſchaffen könnte, und über die ſchon vor mehr als einem Jahrzehend begonnene däniſche Sprachpropaganda von Vielen ſchlimm, von den Meiſten arg empfunden wurden. Ich bin damals ſogar von der däniſchen Polizei mit der beſondern Frage beläſtigt worden: Was ich als ein bekannter Dänenfeind für Abſichten und Zwecke mit meinem Aufenthalt in Kopenhagen habe? Wozu Veranlaſſung gegeben haben konnten theils Meldungen guter Freunde von Berlin her, theils die Zudringlichkeit eines rothhaarigen Schweden, Namens Lundblad, in Kopenhagen als ein Stück eines ſchwediſchen Spähers verdächtig, deſſen Widerlichkeit ich früher nimmer geſehen hatte und der ſich bei der Tafel in einem öffentlichen Gaſthauſe, wo ich wohnte, mehrmals mit einer gewiſſen beſtellſamen und zudringlichen Freundlichkeit an mich heran gemacht und in ſchwediſcher Sprache mit mir geloddert hatte. Derſelbige rothhaarige Lundblad, welcher ſpäter als ſchwediſcher Generalkonſul für Pommern nach vielen ſchändlichen Streichen und Geſchichten in die wilde Weite der vier Winde hat entfliehen müſſen. Ich erwähne dieſer alten Verdrüſſe hier ohne Verdruß. Ich hatte die Dänen dieſen Sommer als ein höchſt reizbares und eitles Völkchen, desgleichen mir auf meinen vielen Weltwanderungen noch nicht begegnet war, kennen gelernt.

Später, wie Einzelne ihres Volkes mir unumwunden erklärt, wie liebe Freunde mir erzählt oder geſchrieben haben, iſt der däniſche Unwille gegen meine arme Perſon noch gewachſen durch zwei von mir geſchriebene Bücher, worin ich ihre Geſchichte, ihre verkehrte Politik während der letzten anderthalb Jahrhunderte und der jüngſten Zeit dargeſtellt hatte und wo ihre Eigenthümlichkeit und prickelnde Eitelkeit nothwendig berührt und geſchildert werden mußte. Am meiſten hat ſie darin verdroſſen, daß ich aus rein naturhiſtoriſchen und phyſiologiſchen und phyſiognomiſchen Gründen einen Theil der Inſeldänen als ächte Germanen oder Gothen — wie die Dänen durchaus heißen wollen — bezweifelt habe, daß ich, um eine inſeldäniſche, beſonders ſeeländiſche, wunderlichſte Lebendigkeit Witzigkeit Hitzigkeit und Pricklichkeit, die ſich zwiſchen ihren nächſten Nachbarn (den Schweden Schonen Jüten) ſeltſam ausnimmt, auch um mir die Verſchiedenheit von dem gewöhnlichen nordiſchen Geſtaltengepräge zu erklären, die Seeländer und vorzüglich die Kopenhagener für ein Miſchlingsvolk halten muß, welches aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengewebet ſei. Dies hat am meiſten verdroſſen und, daß ich ſie ein übertrieben eitles Volk genannt habe, was mein Schleßwig-Holſteiner fratzenhaft eitel nennt. Eine bittere Wahrheit, aber eine alltägliche Erfahrung; denn jede Eitelkeit verſtellt das Geſicht ihres Inhabers und hat auch die Gebärde des däniſchen Geſichts und der däniſchen Politik zu ihrem eignen Unglück nur zu ſehr verſtellt und ihre Sehkraft geblendet.

Hier lange ich recht eigentlich bei mir ſelbſt an. Gott hat mir, wie die Leute meinen, ein gutes Geſicht gegeben, die verſchiedenen Kreaturen von einander zu unterſcheiden und die bezeichnenden Karaktere der Thiere und Menſchen leicht aufzufaſſen und zu ſchildern. Er hat mir auch den Trieb gegeben, dies zu thun. Ich habe namentlich in den kleinen Schattenriſſen zur Völkergeſchichte dieſen Trieb ſpielen und walten laſſen. Freilich iſt ein Beſchreiber und Schilderer da in einer eignen Lage. Die einzelnen Menſchen und ganze Völker mögen lieber gelobt als getadelt werden, ſie pflegen das Lob als wohlverdient, den Tadel als ungebührlich hinzunehmen. Der Deutſche iſt hier wie in vielen andern Dingen noch der billigſte und geduldigſte. Wo ſollte ich armer Mann nun in Europa bleiben, wenn alle Völker, von welchen ich auch Mängel und Gebrechen gemeldet habe, gleich den Dänen ergrimmen und über mich herfallen wollten? Wenn ich ſage: der Deutſche iſt ſchwerfällig und träumeriſch, will ſchnarchen, wo er wachen ſollte, weiß oft nicht über einen Strohhalm wegzukommen, wann er eben über einen Balken hingeſprungen iſt; der Italiäner iſt heimlich und jachzornig; der Franzoſe wankelmüthig windig prahleriſch; der Engländer kalt verſperrt und beſchränkt; der Schwede leichtſinnig und glatt und doch oft zu ſtarr und unbeweglich: der Däne ſehr reizbar und ſehr eitel — ſoll und darf ich armer Naturhiſtoriker von bacchantiſcher Wuth darüber wie Orpheus in tauſend Stücke zerriſſen werden? Solche Anklage, wie die Dänen in dieſer Beziehung eben gegen mich gewagt haben, erinnert, si parva licet componere magnis, an ein Begegniß, welches Schillern in ſeiner Jugend betroffen hat, da die Herren von Graubündten wegen einer Stelle in ſeinen Räubern, wodurch er ihr Volk verletzt haben ſollte, ihn bei ſeinem Herzog Karl von Würtemberg im Namen ihres Staates feierlichſt angeklagt hatten.

Alſo hier liegt die Grundwurzel der däniſchen Entrüſtung und Erbitterung gegen mich. Ich habe den Boden dieſer Wurzel und ihrer Erſcheinung am Lichte eben durch das Gefühl, das eine große Seele in einem kleinen und gebrechlichen Leibe hat, zu erklären und zu entſchuldigen geſucht, indem ich in meinen Büchern darauf hinwies, wie eben kleine Völkchen, wie eben unſere nächſten Verwandten von einzelnen Seitenzweigen der großen Familie, am meiſten und leichteſten erbittert werden, wann von ihrer Eigenthümlichkeit und Sprache und von der möglichen Bedrängung und Verengerung derſelben die Rede iſt, und habe als Beiſpiel die Holländer —

aber die haben ſich doch eine herrliche Geſchichte errungen — und die Dänen genannt. Was hat mir das geholfen und was hilft es mir, daß ich den Dänen eben noch im verfloſſenen Jahr 1844 in der zweiten Auflage meines Verſuchs zur vergl. Völkergeſchichte (S. daſelbſt S. 327—345.) zu allem Frieden und zu aller Freude unſerer verwandten Stämme zugeſprochen, daß ich ſie auf die allein würdige und weiſe Politik des Tages hingewieſen habe, dahin, daß Skandinavien mit uns Deutſchen, ihren nächſten Verwandten, ſich in Bündniß und Freundlichkeit zuſammenſchließen und die ruſſiſche Freundſchaft weiteſt von ſich ſtoßen ſollte. Was hilft es mir und was hilft es den Deutſchen in der Halbinſel? Jene ſetzen ihre Plackerei und Schleicherei gegen dieſelben fort, und verklagen mich, weil ich ſie ein ſehr eitles Volk genannt habe. Ja, was würde es mir helfen, wenn ich hier ſagte, was in meinen Schriften ſo oft und vielfach von mir ausgeſprochen iſt, daß ich in dem ganzen germaniſchen, und alſo auch in dem gothiſchen, Stamme den rechten Lebenskeim und Lichtſamen der letzten zweitauſend Jahre erkenne und verehre, daß ich die däniſchen Dichter, Thorwaldſen, Holberg, Oehlenhung und die Folgen dieser Skjutseinrichtung. Schon in den frühesten Zeiten war der schwedische Bauer der Gästgifvare und Skjutsbonde der Reisenden durch den angebornen Karakter der Treue und Gastfreiheit, welche von jeher die nordischen Nationen ausgezeichnet habe... Er empfing, pflegte und geleitete die Fremden. Diese waren aber wahrscheinlich nicht so häufig, kamen auch nicht mit solchem Troſs noch solcher Üppigkeit, als in späteren Zeiten. Es gab keine groſsen Heerstraſsen, keinen ausgebreiteten Handel, keine Säterier, Schlöſser und Städte. Zu Fuſse oder im Sattel passirte man die ungebahnten Fuſssteige. Man weiſs, daſs Königinnen und Prinzessinnen noch im 12ten und 13ten Jahrhunderte, grade wegen der schlechten Wege in manchen Provinzen, reiten muſsten. Alles muſste anders werden einige Jahrhunderte nach dem befestigten Christenthume und mit dem veränderten Zustande des Volkes und Landes. Zu geschweigen, daſs so viele neue Lasten auf das Volk gelegt wurden, so kamen auch weit mehr Gelegenheiten und Reizungen zum Reisen. Die ſchläger, die Oerſtede u. ſ. w., mir mit einer Art deutſchem Stolz als Halbbrüder auch zueignen mögte?

Jetzt ſteige ich von hier zu dem Punkt der Punkte, zu dem Mittelpunkt aller dieſer einzelnen Punkte und Punktirungen hinab, nämlich, daß ich in meiner Klage über däniſche Unbille gegen die Deutſchen das Maaß überſchritten, *die däniſche Nationalität auf die empörendſte und böswilligſte Weiſe verunglimpft haben, daß ich in aufrühreriſcher Richtung geſchrieben haben ſoll.* Hier faſſe ich dich, mein *Gracche de seditione querens.* Du fühlſt nur deine prickelnde und berſtende Eitelkeit und vergiſſeſt, wer du biſt, wo du ſtehſt, was du gethan haſt und was du thuſt. Mich, den deutſchen Mann, den preußiſchen Profeſſor, mögten dieſe Dänen gern in den Kerker und an den Galgen bringen, dieſe, die im Zorn der verletzten Eitelkeit ihrer Stellung und ihrer ſpielenden oder durchgeſpielten Rollen ganz und gar vergeſſen. Ich glaube nicht, daß die preußiſche Regierung oder in ihrem Auftrage unſer Geſandter in Kopenhagen ſich aus den Schmähungen und Schimpfungen, welche die Dänen in den letzten Jahren über uns Deutſche ausgegoſſen haben, eine Blumenleſe geſammelt hat, aber, wie ich ſchon angedeutet habe, allein ſchon aus der Allgemeinen

Zeitung würde ſich bei Durchwanderung der letzten fünf Jahrgänge derſelben ein Strauß ſo mächtigen Geruches flechten laſſen, gegen deſſen vermeſſene und pöbelhaft ungemeſſene Kriechhaftigkeit jener Brief und ſeine Begleitung als kleine unmündige Kinder zuſammenſchrumpfen müſſen. Ich habe es geſagt, und es iſt an hundert Stellen Schwarz auf Weiß zu leſen: Vor den Augen und Ohren der däniſchen Regierung in der Dänenhauptſtadt, wie viel und wie greulich ſind die Deutſchen der Halbinſel, wie oft und wie viel die Deutſchen insgemein geſchmäht worden, ja als ein langweiliges feiges dummes in der Welt kaum irgendwo zu findendes Volk geſchmäht worden! Und iſt das bloß von einzelnen namenloſen Pamphletiſten und literariſchen Winkelſchreibern geſchehen? iſt es irgend nur zufällig und beiläufig und innerhalb der vier Wände irgend einer Geſelligkeit, als aus allgemeiner gereizter Stimmung des Volks unwiderſtehlich hervorſprudelnd, herausgebrochen? Nein! nein! In den größern öffentlichen Verſammlungen, bei den größern öffentlichen patriotiſchen Feſten und Feiergelagen, Hochbeamte, Ständevertreter, Profeſſoren, Gelehrte von Rang haben unſern Namen mit ſolchen Unehren genannt: Profeſſor Clauſen, Orla Lehmann, der berühmte Grundtvig, dieſer faſt der giftigſte von allen.

Wahrlich gegen ſolchen groben Nordwind ſäuſeln meine angeklagten Worte leiſe wie ein ſanfter Zephyr dahin. Haben dieſe gewaltigen Dänen es nicht gelobt, den däniſchen Gehorſam und das däniſche Grundgeſetz den Deutſchen allenfalls mit den Schwertern in die blutigen Tafeln ihrer Rücken einzuhauen?

Und die aufrühriſche Tendenz in dem Briefe? Geklagt wird darin nur über beſchleichende ermüdende und abſichtliche Plackerei und über Rechtskränkung. Daß dieſe da geweſen und noch da iſt, erhellt wohl ſelbſt aus meiner kurzen Darſtellung zur Genüge. Der Gedanke der Selbſthülfe wird nur vorausgeſetzt, falls tyranniſche Gewalt von den Dänen oder gar von den Ruſſen als möglichen Mitſpielern und Gehülfen gewagt würde. Man weiß doch wohl, was nach chriſtlichem Begriffe unter tyranniſcher Gewalt verſtanden wird und wie dann die Selbſthülfe gegen ſolche Gräulichkeit der edlen menſchlichen Natur gemäß gewöhnlich von ſelbſt einzutreten pflegt.

Und nun auch ein Wörtchen von der ſogenannten deutſchen Popularität, welche ich als Schriftſteller genießen ſoll. Ich kann ja nicht wiſſen, mit welchen epithetis ornantibus aut deformantibus Herr von Löwenörn das Wort begleitet hat. Ich darf mir wohl keine ornamenta orationis von ihm einbilden. Doch muß ich dieſes vieldeutige Wort hier ganz kurz anfaſſen. Ich ſtehe hier ja vor einem edlen Manne, der mich und mein Leben kennt. Ich bin dem Alter nahe, welches der Pſalmiſt als ein hohes Ziel des Menſchen bezeichnet, und bin als Menſch und Schriftſteller bald ein halbes Jahrhundert mit einigem Bewußtſein unter meinem Volke rundgewandelt. Bin ich popular? bin ich popular geworden? Möglich. Das aber darf ich kühnlich ſagen, daß ich nimmer mit der aus allen Winden wehenden und in alle Winde hinfahrenden aura popularis gebult habe. *Jakobiner Volksverführer Jugendverderber*, mit dieſen erbaulichen Namen hat mich eine gewiſſe Parthei reichlich begoſſen. Sie haben mein Volk davon nicht überreden können, daß ſolche Namen die meinigen ſein durften. Ich habe immer nur mit Männern verhandelt, zu Männern geredet; nimmer bin ich im eitlen oder flatternden Sinn ein Knabenſchänder geweſen; nimmer habe ich einen Knaben oder Jüngling aus ſeiner unbewußten harmloſen Unſchuld in eitle politiſche Träumereien und verderbliche Geiſt und Kraft vergeudende und verwüſtende Beſtrebungen hineingeriſſen. Freilich ein politiſcher Schreivogel, dem die Thörigten und Leichten im Volke nachſingen, kann man wohl eine Zeitlang ſein, aber nimmer lange bei den Deutſchen.

Mögen Tauſende gelehrter, geiſtreicher, hochfliegender ſein, als ein ehrlicher Mann habe ich meines Weges fortzuſchlendern geſtrebt und hoffe mit der Achtung und Liebe meines Volkes mein bischen Uebriges zu vollenden. Ja, ich fühle es mit Freude, aber nicht mit Hochmuth, ich beſitze die Liebe und Achtung vieler beſten Deutſchen: ich fühle es mit Dank gegen Gott, der jedem ſeiner Geſchöpfe ſein Pfündlein zugetheilt hat, daß er mir ein paar Gran des Pfundes der Rede mitgegeben. Ich kann deutſch empfinden, ich habe nicht bloß deutſch ſprechen, ſondern auch deutſch reden gelernt, d. h. ich habe das Herz und den Muth, den deutſchen Verſtand und die deutſche Vernunft auszuſprechen; denn Rede heißt auf deutſch Vernunft. Und weiter nichts; denn ich bin eben nur eine ehrliche Stimme, die von unten aus dem Volke nach oben klingt und oben leider bis jetzt wenigen Zuklang und Wiederklang gefunden hat.

Doch wie dieſem immer ſei, ich will ja nicht fürchten, daß man den Fremden, die frei gegen uns ſchreien und ſchmähen dürfen, das deutſche Wort preisgiebt. Doch ich muß hier aus meiner innigſten Seele meine innigſte Ueberzeugung wieder ausſprechen, jene, die in dem gefürchteten Briefe ausgeſprochen iſt, daß wir Deutſche vor andern Völkern uns durch Worte zuſammenſprechen und zuſammenleiben und zuſammenleben helfen müſſen, da uns ſo vieles Andre fehlt, was ein großes Geſammtgefühl und in der Noth eine große Geſammtthat erzeugt. Das höchſte Wort hat nach dem Plane der ewigen Weisheit einſt die ſchöne Welt erſchaffen; die deutſche Rede die deutſche Sprache der deutſche Geiſt muß Vieles, was uns fehlt, erſetzen und ergänzen, muß das ſchaffen bilden und vollenden helfen, was zum Theil ziemlich chaotiſch, beinahe wie blinder Stoff, bei uns noch durcheinander geworfen liegt.

Hier führe ich Euer Excellenz in fröhlicher Erinnerung glücklichſter Zeit einmal auf die Bahn zurück, auf welcher wir weiland gemeinſam gewandelt ſind. Ich hoffe mich mit Ihnen noch in gleicher Geſinnung auf derſelben zu befinden. Sie können nicht vergeſſen haben, was deutſcher Geiſt und deutſches Wort damals ſchufen. Sie glauben gewiß nicht, was manche Hohe zu glauben ſcheinen, daß gleichſam ein Engel vom Himmel den Königen und Miniſtern allein das beſondere Wort der Offenbarung bringe, für jeden einzelnen Fall dieſes Wort bringe, für jedes einzelne Moment den unmittelbaren Anhauch und Einhauch des für daſſelbe nöthigen Gedankens. Nein, aus dem Allherzen, aus dem Allgeiſt des Volkes allein athmet, webet und leuchtet endlich hell die Flamme auf, wodurch auch der Könige Herzen erwärmt und erleuchtet werden müſſen. Ja, wir haben in jenen glücklichſten Jahren, hinter welchen nun ſchon ein Menſchenalter abgefloſſen iſt, von jenen unſichtbaren Hochgebirgen der Begeiſterung, über welchen eine höhere Sonne Gottes leuchtet, die heiligen Waſſer herunterſauſen und brauſen gehört, die in tauſend Strömen und Bächen über die Lande floſſen und die Herzen befruchteten. Millionen Millionen Tropfen haben dieſe heilige Fluth geſchwellt, ich fühle mich noch heute ſelig unter ihnen und will gern das kleinſte Tröpflein heißen, das von ihrem Strome mitgetragen iſt.

Nein, ich will nicht fürchten für das deutſche Wort. Es muß das Wort ja ſeine Gewalt und Herrſchaft haben, wie Europa's und Deutſchlands Wandel und Bildung einmal ſteht. Es müſſen auch die wilden ſauren Waſſer des tückiſchen und ſchadenfrohen Geiſtes neben den ſüßen und befruchtenden hinbrauſen und hin und wieder Bäume ausreißen und Wieſen und Felder verſanden dürfen. Aber wir können für unſere Belebung und Erhebung, ja für unſere Errettung und Erhaltung ſein nimmer entbehren. Denn was iſt der Geiſt, was iſt der Gedanke ohne das Wort? Das Wort iſt des

Geiſtes Klinge und Schneide, das Mark und Bein durchbohrt, aber auch allein Blitze und Schwingen hat. Schlage dieſe Schneide ſtumpf, brich dieſe Klinge entzwei — und das Volk liegt hülflos und wehrlos da.

Doch nicht zu viel Ernſt über dieſen langweiligen Spaß, der mir ins Haus und auf den Hals gefallen iſt. Mir ziemt es hier wohl, von den heiteren Bergen des hohen Alters in das tiefe tiefe Thal der Erde hinabzuſchauen, wo die tauſend Gaukelbilder des Nichts und des Luges und Truges, worum das arme Leben ſich abquält, im hellen Sonnenſchein vor mir ausgebreitet flattern. Ich darf ſpielen. Darum weiſe ich zuletzt auf einen Scherz hin, den Gott auf dieſen ſchlechten Spaß zu legen ſcheint. Gott oder der Zufall, der mir nicht Gott iſt, ſpielen oft auf eine räthſelhafte und ironiſche Weiſe durch und mit den Menſchen auf dieſer Erde, und auch hoch über den Köpfen der Menſchen und den Gipfeln der Erde. Gottes Ironie iſt hier und ſchaut mich mit einer lächelnden Doppelmaske an. Hier die beiden Geſichter:

a. Löwenörn. Spielt der Name des däniſchen Freiherrn nicht recht auf mich an? und bedeutet er mir, wenn ich ihn nach der glücklichen Seite hin wende, nicht eher Sonnenſchein als Unwetter? An der Meerenge, wo meine Wiege von der Oſtſee umrauſcht ward, herrſcht an der einen Seite der rügenſche Löwe, an der andern Seite der pommerſche Greif. Iſt der Löwenadler oder Löwenörn nicht ipsissimus gryps, der handgreiflichſte Vogel Greif?

b. Der Profeſſor. Ich, der bonner Profeſſor, werde als ein gräulicher Verunglimpfer des däniſchen Namens gleichſam von dem Könige von Dänemark, wenigſtens in ſeinem Namen, angeklagt. Hier fällt mir in guter Stunde eine Geſchichte ein, welche einem däniſchen Profeſſor gar nicht weit von mir hier am Rhein in der allergrößten Aehnlichkeit mit der meinigen begegnet iſt. Es begab ſich vor etwa zwei Jahrzehenden, zu der Zeit, als die demagogiſchen Umtriebe und Unterſuchungen in Deutſchland in friſcheſter Blüthe ſtanden, daß der berühmte königlich däniſche Staatsrath und Profeſſor in Kiel, Pfaff, ſich einen Mittag auf der Inſel Nonnenwörth hart am Siebengebirge in einer großen fröhlichen Geſellſchaft befand. Da, als der Wein Herzen und Lippen erweitert und geöffnet hatte, hat Pfaff mir und andern Gepreßten ein lautes Vivat und einigen Namen, welche man als die Hauptanzettler der Gegenumtriebe glaubte, ein noch lauteres Pereat gebracht. Dies iſt in Berlin angemeldet, in Kopenhagen angeklagt.

und der König von Dänemark iſt freundlich angegangen worden, beſagten frechen kieler Profeſſor deswegen gehörig zur Verantwortung zu ziehen. Der König hat aber abgelehnt und geantwortet. aus ſolchen Kleinigkeiten mache man ſich in ſeinen Landen nichts, wo man an freie Rede und Schrift und an luſtige Vivats und Pereats gewöhnt ſei.

Doch genug des Tragikomiſchen, das ja wohl nicht ins Tragiſche überſchlagen wird — genug und viel zu viel; weswegen ich Euer Excellenz nochmals um gütigſte Verzeihung bitte. Ich habe mir die dumme Geſchichte zur Erheiterung zu machen geſucht, und wünſche, daß Sie unter dem vielen Langweiligen der Erläuterung derſelben auch einiges Ergötzliches finden mögen. Doch habe ich nicht ohne Abſicht Manches breiter erklärt und auseinander geſetzt, da es vielleicht ſein könnte, daß Sie angemeſſen fänden, einen Theil oder das Ganze zu mehrerer Aufklärung unſerm verehrten Herrn Miniſter des Auswärtigen mitzutheilen.

Der ich bin, der ich war: mit ſchuldiger Ehrerbietung

Euer Excellenz

dankbarer **E. M. Arndt.**

Bonn, den 23. des Lenzmonds 1845.

Reisen wurden überdies drückender, je mehr man für die alten freien Männer, Herren und Gewaltige im Reiche bekam. Aus dem, was fromme Sitte gewesen war, ward drückender Übermuth, indem die Reisenden der Bauren Güte, zur vollsten Schuldigkeit machten, und sich mit Pferden und Leuten, ohne sie zu fragen, bei ihnen einlegten und ihres Eigenthums gebrauchten. Diesen Übermuth nannte man Wäldgästning. Die erste Einschränkung desselben soll im 13ten Jahrhundert von Birger Jarl, bestimmt aber von seinem Sohn Magnus Ladulås, versucht seyn, um das Jahr 1285. Er verbot diesen Freiskjuts in Privatgeschäften und wollte die Bauern nicht ungebührlich beschwert wissen. Aufseher wurden an den allgemeinen Landwegen verordnet, welche den Reisenden zu dem Hofe hinweisen sollten, wo er Skjuts und Herberge für Bezahlung genieſsen sollte, damit nicht einige immerfort von den Reisenden beschwert würden, andre dagegen ganz frei ausgingen. Aber wenn der König durch das Land reiste, so sollte er nach dem Gesetz durch einen Zusammenschuſs des ganzen Di-

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Pro Populo germanico.

Von

E. M. Arndt.

Saró che fue, vivró com' ho vissuto.
Petrarca.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Vorrede und Einleitung 1

1. Deutſchland und die Deutſchen 18

2. Die Andern 214

  a. Oeſterreich 214

  b. Italien 255

  c. Rußland 269

  d. Spanien 289

  e. Frankreich 305

  f. England und das Engliſche Amerika . . 311

  g. Skandinavien 333

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede und Einleitung.

„Geiſt der Zeit wie? woher, du grauer ja „ſchneeweißer Alter? und wohin mit dir?“ So ruft man mir zu und fragt mich, und billig ſoll ich mich ſelbſt ſo fragen. Denn gewahre ich nicht, indem ich die Geſichter der Männer und Jünglinge um mich her betrachte, ihre Töne vernehme und ihre Reden höre, daß ein gar anderes Menſchenalter da iſt, ein ganz anders lebendes, empfindendes, denkendes Menſchengeſchlecht, als die da vor fünfzig ſechzig Jahren auf Erden weideten? gewahre ich nicht, daß jene Tage, in welchen ich friſch und muthig einherpilgerte, längſt verlebt und überlebt und aus dem Gedächtniß der Menſchen verſchollen ſind? Kann es anders ſein bei dem Geſchwindſchritte der Zeit, die jetzt ganz andre Stiefeln an hat als jene fabelhaft geglaubten Siebenmeilenſtiefeln, welche jetzt zu Pantoffeln für Greiſe verſchliſſen ſind? Dürfte ich wünſchen, daß es anders wäre? Wahrlich nein, nicht ich. Und doch und doch — immer wieder flattern meine alten Geiſter um mich her, ja fliegen, als wenn ſie Schnellflieger wären, klatſchend und knallend vor mir auf wie eine Kette aufgejagter Repphühner. Sie drängen, und eine Stimme in mir, eine zugleich warnende und drohende Stimme des Gewiſſens, treibt und mahnt: Auf! und thu deinen letzten Dienſt, ehe du deine irdiſchen Augen auf immer ſchließeſt.

So muß ich denn, und will ich denn, und gehe ans Werk, und ſpreche mir ſelbſt Luſt und Muth ein, die nicht ganz in mir ſind, daß es mir doch vielleicht gelingen könnte, aus dieſer Zeit und aus ihren Erſcheinungen heraus, wenn gleich in meinen Gefühlen, Gedanken und Anſichten faſt gleich einem Fremdling aus fernſten Landen, oder einem geſpenſtiſchen Wiederumläufer gleich unter den Jetztlebenden umwandelnd, mich ihnen doch bis zu einem leidlichen Verſtändniß durchzuſprechen und durchzudenken. Das weiß ich freilich von vorn herein, ich werde meiſtens das Geſicht meiner Zeit tragen, das Geſicht des Menſchenalters von 1790 bis 1820: alſo eine Erſcheinung, die über ein Menſchenalter hinter der Gegenwart liegt; aber ich hoffe, wenn Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit mich nicht verlaſſen haben, der alte ins Leben zurücklaufende Rundwandler wird nicht bloß von Geſpenſtern einer öden und verſchollenen Vergangenheit umſchwirrt ſcheinen.

Ich gehe denn friſch ans Werk und nehme meinen erſten Ueberblick, und laſſe darin die ſchwebenden und flatternden Geſtalten, Geiſter und Geiſterchen der Zeit, nämlich dieſer Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wie ſie meinem Geſichte natürlich erſcheinen müſſen, mit ihren Leiden und Freuden, Schrecken und Hoffnungen, wie ſie heute von den Lebendigen geſchaut und empfangen werden, einherſchreiten und vorüberſchreiten.

Wie ſie meinem Geſichte natürlich erſcheinen müſſen. Dieſe Worte ſage ich, und ſpreche damit ein Geſtändniß und Bekenntniß aus. Ich bin ein Deutſcher, habe deutſche Augen und ein deutſches Herz. Aus dem Geſichtspunkt und Lichtpunkt Deutſchlands würde ich die Welt ſchauen und beleuchten müſſen, auch wenn ich nicht wollte. Ich fürchte hier keine ſchlimme Folgen der Verleitung und Verführung der Welt; meine lieben Landsleute, die Deutſchen, beſonders die kosmopolitiſchen und judaiſirenden Allerweltdeutſchen, werden da ſchon helfen und ſorgen, und was etwa zu eng und einſeitig oder zu weit und zu großdeutſch geſehen und gezeigt worden iſt, in ächt deutſcher

Weiſe beſſern und berichtigen. Amen. Wir nehmen uns nun einen kleinen Vorblick.

Alſo bald ſind es vierzig Jahr, als mein armer vierter Geiſt, der mir in ſeinen Tagen ſo viel Ungemach bereitet hat, in die deutſche Welt hinaus trat, und wie ich nun, nicht ohne manche trübe und ſchmerzliche Erinnerungen in jenes Jahrvierzig zurückzublicken verſuche, gewahre ich, ſelbſt nicht ohne eine Art Schrecken und Grauſen, die ungeheuren Spalten und Abgründe, welche die Zeiten auseinander reißen, oder zu welchen und in welche ſie von dem Aelteſten der Tage auseinander geſpalten und geriſſen werden. Müſſen mir jene verlaufenen vierzig Jahre nicht faſt wie ein unterdeß verlaufenes Jahrhundert vorkommen? Denn vierzig Jahre, rufe ich, welche ganz andere und neue Welt! Sie ſteht faſt neu und kaum anders vor uns, als vor ſiebenzig Jahren die franzöſiſche Umwälzung vor ihren Zeitgenoſſen ſtand. Ja ich rufe: Welche ganz andere und neue Welt! welche veränderte, erweiterte, erleuchtete, durchleuchtete, aber auch mit allen Lichtern und Schrecken des Neuen überblitzte und hie und da mit ganz eigenen Wehen und Schrecken durchdonnerte und durchblitzte Welt! Indeſſen wer ſich ein ächter Prometheusſohn fühlt, der ſchaut unerſchrocken zu ſeinem Kaukaſus und zu den Klauen ſeines Sonnenvogels, des Adlers hinauf, und ſagt den dritten Vers des erſten Buchs Moſes aus deſſen erſtem Kapitel Es werde Licht! beherzt und fröhlich auf.

Erweiterte Welt, erweiterter Weltblick, erweitertes Glück für den Prometheusſohn. So iſt es, ſo muß es bleiben und fortſchreiten!

Hier ſchauen wir uns ein wenig um, ſchauen in unſern erweiterten Geſichtskreis hinaus, und erblicken und überblicken die Welterweiterung, wie Noth, Fleiß, Erfindſamkeit und Kunſt und Wiſſenſchaft der Menſchen ſie geſchaffen haben, wie wir Europäer in politiſcher, gewerblicher, wiſſenſchaftlicher und alſo in recht menſchlicher Erkenntniß ſeit dem Ablauf des jüngſten halben Jahrhunderts gemehrt und erhöht worden ſind.

Voran und zuerſt nenne ich die politiſche Erweiterung und Verbeſſerung der Erkenntniß unſers Geſchlechts, welche freilich von Manchen eine Verſchlimmerung oder gar Verdunkelung geſcholten wird. Dieſe Erweiterung beginnt vorzüglich mit der franzöſiſchen Umwälzung, dauert alſo jetzt ſchon über zwei Menſchenalter. Wir haben durch die mancherlei pariſer Verfaſſungsverſuche und durch die Nachmachungen derſelben in Spanien, Italien u. ſ. w. und auch bei uns, freilich strikts verpflegt und geskjusst werden. Wenn Bischöfe, Reichsräthe, Ritter und Waffenleute in Amtsgeschäften oder zu Herrentagen reiseten, so sollten sie nach einer im Gesetz vorgeschriebenen Anzahl mit Bedienten und Pferden Verpflegung und Freiskjuts genieſsen. Alle, die des Königs eigene Briefe auf Freiskjuts und Freiquartier hätten, sollten vom Landvolke unentgeldlich verpflegt und fortgeschafft werden.

Dies war freilich ein Geſetz, aber wie sollte es geübt werden in den beiden anarchischen Jahrhunderten, die folgten, wo die Magnaten und Erzpriester auf Kosten des Landmanns immer mehr sich von Lasten zu befreien und sie ihm auf den Nacken zu wälzen wuſsten? Es ging lange nachher auf altem Fuſs, wenn nicht ärger, und im Kalmarreceſs 1483 ward es den Bauern wieder aufgelegt, jeder reisenden Herrschaft für 2 Pferde umsonst das Futter zu liefern. Erst im 16n Jahrhundert unter Gustav dem Ersten und seinen Nachfolgern ward auch hier der Versuch gemacht, das alte Übel zu heilen. In einem Edikt von 1561 ward verordnet, daſs an den durch viele ſchlimmſte Proben und durch ſchwerſtes Lehrgeld, die Weltgeſchichte wie durch einen ſchönſten Commentarius perpetuus deuten und verſtehen gelernt, und können unſern Thucydides, Tacitus, Suetonius, Machiavelli und Montesquieu mit ganz anderer Erleuchtung und Erluſtigung leſen, als dies unſern Vätern möglich war.

Und das Gewerb und die Kunſt und Wiſſenſchaft was haben ſie in dem äußeren Leben und Weben der menſchlichen Arbeiten und Geſchäfte für eine faſt unglaubliche Umwälzung geſchaffen! Ich weiſe nur auf die neuen Webſtühle und Maſchinen und auf den Dampf und auf die Fernſchrift durch elektriſche Funken und Gaſe hin. Voran ſteht hier billig der Dampf, der große Weltzuſammenſchüttler und Weltveränderer. Weil dieſe Erfindung und ihre Anwendung mir für das Menſchenleben und Staatsleben noch viel bedeutender und folgenreicher ſcheint als die Erfindung des Schießpulvers und weil von Vielen über ſie eben ſo geklagt und geflucht wird, als weiland über das unritterliche und mordliche Schießpulver, ſo ſetze ich hier ein Curiosum her, welches der europäiſchen Kunde bisher gleichſam entſchlüpft ſcheint. Wir finden den Dampf in der heutigen gewaltigen Weiſe weder von der alten noch von der mittleren Welt nicht gekannt und benutzt, und heute noch zanken ſich die Wiſſenſchaftsleute welcher Kopf zuerſt den praktiſchen Blick auf dieſe mächtige Kraft gerichtet habe, welche Männer (Franzoſen, Amerikaner, Engländer) zuerſt die Anwendung gewieſen und verſucht haben — und ſiehe! ich weiſe euch hier einen Mann, der ſchon weit vor einem Jahrtauſend die Dampfkraft vollkommen verſtand und übte. Hört!

Vor ungefähr 1300 Jahren, in den Jahren 556 und 557 unſrer Zeitrechnung, unter Kaiſer Juſtinian, war über einen großen Theil des Erdballs, über viele Lande Aſiens und Europas, in Begleitung von Hunger und Peſt, ein fürchterliches Erdbeben ergangen, welches die herrlichſten Tempel und Paläſte in den Staub niederwarf und viele blühende Städte verödete. In jenen Tagen blühte in Konſtantinopel eine Art aſiatiſcher Zauberer, ein berühmter und gefürchteter Mathematiker und Baumeiſter Namens Anthemius, aus Tralles in Lydien gebürtig, von deſſen kunſtreicher Hand in der Hauptſtadt und rings umher viele prächtige Häuſer und Denkmäler aufgeführt ſtanden, und deſſen auch der Kaiſer Juſtinian ſich zur Wiederherſtellung des vom Erdbeben Zerſtörten und unter Anderm auch zum Wiederaufbau der vom Pöbel angezündeten und abgebrannten Sophienkirche bediente. Von dieſem erzählt Agathias (Buch 7. Kap. 6—8) folgende hübſche Kunſtſtücke, wodurch er bei ſeinen Zeitgenoſſen wohl die Meinung von Zauberei verdiente.

Anthemius wohnte Haus an Haus und faſt unter demſelben Dache mit einem berühmten und bei dem Kaiſer vielgeltenden Staatsmann und Rechtslehrer Namens Zeno, mit welchem er aber, wie zu geſchehen pflegt, in nachbarliche Zwiſte gerathen war, worin er dem großen Rechtsgelehrten nicht anders als durch ſeine geheimen Künſte zu Leide gehen konnte. Was that Anthemius? Er ſtellte unterſt in ſeinem Hauſe (im Keller) mehrere große Keſſel neben einander, deren Oeffnungen er rings mit dickem Leder umfaßt und vernäht hatte. Aus dieſer Lederdecke lief ein gewaltiger lederner Schlauch, unten weit, und je weiter nach oben, deſto enger gleich einer Trompete auslaufend und mit ſeiner Oeffnung durch die gemeinſame Wand der Häuſer unter das Dach des Nachbars gerichtet. Als alles ſo fertig gerüſtet war, füllte er die Keſſel mit Waſſer, zündete ein mächtiges Feuer darunter an und führte das erhitzte Waſſer als gewaltigen Dampf bis unter das Dach hinauf. Natürlich that der Dampf ſeinen Dienſt, die Sparren, Latten und Bretter des Daches begannen ſo zu zittern und zu krachen, daß Zeno und ſeine Leute voll Angſt und mit dem Geſchrei

Erdbeben! Erdbeben! auf die Gaſſe hinausliefen. Zeno ſelbſt ging bald darauf ins kaiſerliche Schloß und fragte die Hofleute, welche er traf, wie es ihnen mit dem Erdbeben gegangen und ob ſie auch Schaden gelitten. Jene aber ſahen und hörten den Mann verwundert an, als kurzweile und ſcherze er mit unglücklichen und böſen Dingen, ſo daß Zeno faſt beſchämt wegging und kaum wußte, was er aus der Sache machen ſollte. Zuletzt kam er auf den Gedanken, es könne wohl ein Schelmſtreich ſeines tauſendkünſtleriſchen und zauberiſchen Nachbars ſein, und dabei fielen ihm andre Dinge von demſelben ein, auf welche er bis dahin wenig Acht gegeben hatte: daß nämlich der Anthemius einen Hohlſpiegel verfertigt hatte, worin er die Maſſe der Sonnenſtralen ſammelte und ſie nach Belieben auf die Geſichter der Nachbarn richtete und ihnen die Augen blendete, daß er auch durch künſtliche und geheime Mittel und Verrichtungen heftig zuſammenſchlagendes Krachen und Donnern und Blitzen erregen konnte. Zeno ging nun zum Kaiſer und verklagte den böſen Nachbar, indem er halb ſcherzend ſagte: „mir einem „bloßen Sterblichen iſt es unmöglich zugleich mit dem „Blitzſchleuderer und Donnerer Zeus und dem Erd„erſchütterer Poſeidon es durchzufechten.“ Weiter wird nichts erzählt. Wahrſcheinlich hat der Kaiſer ſie zur

Ruhe verwieſen, weil er den zauberkünſtleriſchen Baumeiſter für ſeine Werke nicht entbehren konnte.

Dies hier ſei ein für alle Mal genug von dem erſten Dampfheizer. Was der Dampf und ſeine Begleiterin die Fernſchrift durch ihre elektriſchen Schläge und Blitze zuerſt in der äußerlichen Erſcheinung ſonſt bedeuten, das fliegt, blitzt, ſauſt und brauſt auf allen Straßen und Gaſſen der Welt fort und kann ſeiner innerlichen Bedeutung nach von der Bewunderung und Freude und von dem Erſtaunen und Schrecken der Gegenwart noch immer nicht ganz ermeſſen werden. Die Länder ja die Welttheile ſind jetzt mit einer Leichtigkeit verbunden und mit einer Geſchwindigkeit erreicht, welche an die Fabel gränzt; hunderte von Meilen werden mit Vogelflug durchflogen, Nachrichten und Botſchaften mit Blitzesſchnelle verſandt. Alles Geheimniß des Lebens ſcheint aus der Welt verſchwunden, und mit der Geſchwindigkeit der Geiſter fliegen auch die Leiber der Menſchen zu einander und durch einander. Es iſt eine unermeßliche Miſchung, Regung, Reibung und Zerreibung der Kräfte. Viele Weiſe und Fromme ſchreien weiſſagend und warnend darein — aber was hilft's? — „Was ihr als die Erweiterung und Erhö„hung des Menſchengeſchlechts preiſt, iſt der wahre „Tod alles gemüthlichen, innerlichen, göttlichen und

„ſchöpferiſchen Lebens, es iſt der wahre Satan der „Zeit, die Herrſchaft der Schlange, die vom Stoffe, „Staube und Dunſt lebt.“ Kurz ſie beten uns den horaziſchen Spruch „Wir ſtreben in Vermeſſenheit him„melhoch und laſſen wegen unſrer Verruchtheit Gott „die Donnerſtralen des Zorns nicht ablegen“ tauſendfältig vor. Und wird nicht auch die Luftſegelung einmal fertig werden, und viele neue Erfindungen und Wagniſſe, da Chemie, Phyſik, Statik u. ſ. w. einmal auf das Praktiſche und Nützliche gerichtet ſind?

Wenig vorzeitig dieſem Dampfe und ſeiner Anwendung und theils auch mitzeitig und immer noch tagtäglich gleichzeitig mit ihm ſind die auf alle Gewerbe und Künſte des Lebens angewandten Erfindungen und Maſchinen für geſchwindere und wohlfeilere Arbeitung und Verfertigung künſtlicher Erzeugungen der Zeit dritten und vierten Grades aus den Rohſtoffen der Natur: aus Metall, Holz, Wolle, Seide, Baumwolle u. ſ. w. Es iſt verwunderlich ja wunderſam, wie in vielen Geſchäften die Maſchine mehr als die Hand ja faſt tauſend Händen gleich arbeitet und wirkt und durch den Menſchengeiſt faſt Kopf, Leben und Geiſt bekommen zu haben ſcheint. Dies ſind bei allem dem nur erſt gleichſam europäiſche Anfänge, wiewohl theils ſchon über ein Menſchenalter zurückreichend, und ſchon iſt das häusliche und ſittliche wie das ganze bürgerliche und politiſche Leben der europäiſchen Bürger in allen ſeinen Geſtalten und Beziehungen auf hundertſache und tauſendſache Weiſe davon ergriffen und umgeſtaltet. Wir werden das weiterhin an andern Stellen mehr betrachten und erörtern. Ich ſage mit gutem Vorbedacht dies ſind gleichſam nur Anfänge. Es iſt, wie die Weiſſager und Verkläger der Gegenwart die tagtäglich tiefer fallende Verſinkung unſers Geſchlechts aus dem Himmel der Idee in den Jammer des Staubes darzuſtellen belieben, jetzt ja aller Sinn und jeder Gedanke der unruhigen und frevelhaften Sterblichen auf irdiſchen Gewinn und Genuß und auf geſchwindeſte Wegkehrung der zeitlichen Noth des Augenblicks gerichtet, und jede mittlere und höhere Kunſt und Wiſſenſchaft iſt auf dieſes gemeine Streben als auf das Gewinnreichſte und Würdigſte hingewieſen, und wenn wir über Vieles uns wundern und erſtaunen müſſen, was werden die Enkel zu bewundern und zu beſtaunen haben, wann die glänzenden Geburten, welche Statik, Mechanik, Chemie und Phyſik noch in petto haben, ans Licht der Welt heraustreten werden? Dies wird einſt als Wahrheit gelten für alle Künſte und Gewerbe des Lebens, nicht allein für den Landflug und Waſſerflug und künftigen Luftflug, ſondern von dem Pflugeiſen und Webſtuhl an für den Schiffer und Krieger ja ſelbſt für den Sternſchauer, dem bisher noch kaum geahnete Ferngläſer werden geſchliffen werden.

Welche Erwartungen, Hoffnungen und Ausſichten für die Zukunft, ja welche gewaltige Wirkungen und Erfolge ſchon für die Gegenwart! und Solches wirklich ſchon in den Anfängen und Vorübungen dieſer Dinge. Wie hin und wieder die Klage und der Tadel auch falle, wie es ja bei großen Wandelungen und Umſchlägen der menſchlichen Dinge von jeher getönt hat, der Zufall, der Fleiß, die Erfindſamkeit und der Gedanke des Menſchen — ſchaut man ſeine Felder, Häuſer, Städte und Dörfer an — hat im jüngſten Menſchenalter nicht allein viel Neues und Seltſames, ſondern auch viel nützliches und ſchönes Neues erſchaffen. Immer mehr muß der große Pulsſchlag unſers Erdballs für die Welttheile und Länder deſſelben als ein allgemeiner Pulsſchlag ſchlagen, immer mehr müſſen ſie lernen einander zu dienen und zu fördern und ihre Güter und Schätze einander abzugeben und mitzutheilen. Da haben wir den Naturwiſſenſchaften Unvergeltliches zu danken und werden ihnen noch viel Mehres zu verdanken haben. Die Gaben der verſchiedenſten Länder den Sterblichen gemeinſam zu machen, Thiere, Pflanzen, Blumen u. ſ. w. zu verpflanzen und zu akklimatiſiren für Nützlichkeit, Fröhlichkeit und Schönheit des Lebenshaushalts — viel iſt da ſchon gethan, aber viel mehr iſt noch zu thun und wird noch gethan werden. Was das Gewerbe und der Ackerbau, das frommſte und menſchlichſte aller Geſchäfte, in den letzten beiden Menſchenaltern in vielen Ländern Europas durch bewußte Thätigkeit und friſche Verſuche gewonnen haben, will ich hier nur andeuten. Selbſt einzelnes Spielen, worüber zuerſt gelacht wird, gehört hieher. Wie einſt bei der Einführung des Schruthahns aus Amerika und des Pfau's und Faſans aus Aſien geſpielt worden, wie die Tulpenzwiebeln weiland in Rotterdam und Amſterdam einen unbeſchreiblichen Börſenſchwindel erregten, ſo tönt uns eben von den Ufern der Themſe herüber das Spiel mit den kochinchineſiſchen Hähnen und Hühnern, deren einzelne Exemplare der ſtattlichen Geſtalt und vorzüglich der Doppelgröße der Eier wegen von den Liebhabern mit fünfzehn bis zwanzig Pfd. Sterl. bezahlt werden. Das gehört ganz in die Zeit, wie der arabiſche Hengſt, der mit tauſend, zweitauſend Pfund, und der ächte Merinowidder, der mit zweihundert oder dreihundert Thalern bezahlt wird.

Dies Alles gehört zur Naturgeſchichte und iſt auch Naturgeſchichte und eine ihrer unendlich wohlthätigen

Wirkungen; aber wie viel Anderes, wie viele herrliche Gaben, wie viele Erluſtigungen, Verſchönerungen und Befreiungen des Menſchengeſchlechts ſeit Keppler, Galilei und Newton verdanken wir den erhabenen Naturwiſſenſchaften! wie iſt, trotz aller Blitzbannſchleuderungen aus den Sälen des Vatikans, durch ſie am meiſten der Blick über die Welt und über und in die Geſchichte und alſo auch in und über Gott und ſeine Weltſchöpfung und Weltregierung erhellt und erweitert worden! Sehen wir die großen Arbeiten unten und oben an, die der Sternſchauer oder die der Erdwühler, der Aſtronomen wie der Geologen, wir müſſen mit allen unſern alten Zahlen von Moſes und Herodotus an einpacken und viele Jahrtauſende ja Myriaden Jahrtauſende in eine unbekannte dunkle Vergangenheit zurück datiren, und keiner wird künftig mehr fragen, wie Herodot vielfältiglich fragt und wie der gelehrte und würdige Gatterer vor fünfzig Jahren noch gefragt hat: wer der erſte Bäcker und Waffenſchmidt geweſen und wer zuerſt die Saiten über die Schildkrötenſchale geſpannt habe? Ich frage, wenn wir auch nicht an jede Rechnung mit den Myriaden- oder Millionen-Zahlen glauben wollen, ſollen uns die verſchollenen von keiner Geſchichte erzählten und gemeldeten Jahrtauſende der Welt, die Myriadenjahrtauſende Gottes erſchrecken?

groſsen Wegen Tavernen und Gasthäuser angelegt werden sollten. Auf die Verpflegung der Menschen und Pferde ist eine Taxe gelegt. Nur königliche Beamten sollen ohne Bezahlung geskjusst werden. In den folgenden Jahrzehenden sind oft neue Verordnungen und Verbote der Gewaltthätigkeiten und Misbräuche. 1577 ward verboten, keinen zu skjutsen, der nicht königliche Postwapen habe, und den Edelleuten befohlen, wenn vielleicht einmal einer mit solchen geschickt sei, sie abzuliefern und nicht in eignen Geschäften oder für ihre Dienerschaft zum Druck des Landmanns zu gebrauchen. Auch wird gesagt, daſs viele mit Wagebriefen, die den königlichen nachgemacht waren, den gemeinen Mann betrogen. Im Jahr 1584 heiſst es: „So leiden sie nichts desto weniger Unrecht und Übermuth jetzt, meistens von den Vornehmsten hier im Reiche, sowohl in als ausser dem Rath, und von ihren Dienern, wie auch von andern, als Kaufleuten, Schreibern, Vögten, Hofleuten, Soldaten, die in ihren eignen Angelegenheiten im Reiche ab und zu reisen.“ Auch wird das Anlegen meh-

Machen wir lieber zu erhabeneren und ſchöneren Gefühlen und Gedanken auf als zu den Gedanken der Trauer, daß auch Moſes und die Propheten haben irren können und daß der Pabſt zu Rom mit freiwilligem Eigenſinn bis auf dieſen Tag auf dem Irrthum beſteht ja den Irrthum befiehlt.

Und wie ſchön, wie im ſchönſten Einklange mit den gewaltigen und kühnen Strebungen unſrer Tage, was auf dieſem Felde und in den Umkreis dieſes Feldes einſchlagend Zufall, Gewinnſucht und Forſchungsgeiſt in dem letzten Menſchenalter gearbeitet, geworben und gefunden haben! die Beſtätigung uralter Bildung und Geſittung, wo auf dem Staube und den Gräbern und Denkmälern vieler vergangenen Völker und Menſchengeſchlechter rohe Barbaren jetzt wohnen und weiden. So liegt ſeit einem Jahrdreißig durch Champollion, Bunſen u. ſ. w. das alte Aegypten aufgedeckt vor uns, ſo die Gräber und Denkmäler Vorderaſiens und Lyciens; ſo iſt des Propheten Jonas Ninive mit unendlichen Räthſeln und Zeichen vergangener Größe und Herrlichkeit aus der Erde ans Licht herausgewühlt und wirft große und weite Schatten der verfloſſenen Jahrtauſende auf uns; ja vielleicht wird zu recht erhebender Freude das Gerippe des Prophetenwallfiſches noch gefunden. Das müßte dann als Wonne der Anglikaner in einem der großen Kollegienpaläſte des großbritanniſchen Vatikans, des orthodoxeſten Oxford, aufgeſtellt werden. O darf bei ſolcher Freude ein loſer Scherz und leiſer Schmerz ſpielen? Wir Hiſtoriker, beſonders ſolche wie Unſereiner, die nur ſo an den Außenthoren und Nebenpförtchen der unendlichen Wiſſenſchaft ſtehend lauſchen und horchen, müſſen wohl erbeben bei allen den neuen Findungen und Entdeckungen. Wir vergehen ſchon in der Maſſe, und wie ſoll es erſt werden, wenn die amerikaniſchen oder engliſchen Kanonen uns Japan, China, Hinterindien u. ſ. w. mit allen ihren Verborgenheiten und Geheimniſſen aufſchließen? Wie viele neue Völkergeſchichten und Literaturen dann und o wie viele nothwendige neue Profeſſuren auf unſern Hochſchulen! Dies iſt ein Gedanke, der ſchwindeln macht.

1. Deutſchland und die Deutſchen.

Das Vorhergehende war gleichſam ein Vorwort und ein Vorblick. Jetzt zu dem Einzelnen und Beſonderen. Mit dieſem Einzelnen und Beſonderen meine ich aber nur mein Deutſchland und meine lieben Deutſchen. Es gebärdeten ſich jene vorläufigen Worte zwar, als wollte ich mich eines Blicks über die weite Welt hinaus und in alle Zukunft der Länder und Völker hinein erkühnen; aber das waren gleichſam jugendliche Aufwallungen und Anſpielungen, und ich will mich aus der Weite in ein Engeres zurückziehen. Aus Deutſchland heraus und aus einem deutſchen Herzen und mit deutſchen Augen muß ich ja doch über die Welt blicken. Ich will alſo, der Schwäche des Alters eingedenk, diesmal bei der Anſchauung und Betrachtung des Vaterlandes meiſt allein ſtehen bleiben und die übrigen Völker und ihre Weltſtellung nur in ſofern berühren, als ſie in unſre deutſchen Dinge eingreifen und die Verhältniſſe der Gegenwart und die Entwickelungen und Hoffnungen der Zukunft zeigen oder weiſſagen. Alſo zuerſt und meiſt aus Deutſchland heraus und über uns Deutſche zu uns Deutſchen ſoll die Rede ergehen. Im Beginn des Gedankens und ſeines Beſchluſſes däucht uns ſolche Rede ſo leicht und klar, als die ja an Verſtehende und Gernvernehmende gerichtet werde; aber bei näherer Erwägung ſchwindet dieſes leichte Dünken, und wenn man das Gemurr und Gebrauſe der verſchiedenſten Stimmen aus den vier oder acht Hauptwinden um ſich toſen und in Gebeten, Wünſchen, Klagen und Flüchen durch einander brauſen und ſich entladen hört, vorzüglich aber, wenn man dieſes in der Art einzige Volk in der Welt hört, und bedenkt, daß es — das Wort in einem andern Sinn genommen — wenig Art und viel Unart hat, vorzüglich die Unart, ſein Beſtes leicht zu verkennen und das Fremde mehr zu loben und nachzuahmen, als gut und recht iſt, und in Nachbeterei und Nachäfferei der Fremden ewig und immer zu verſchütten und zu vergeſſen, was es einſt war und was es bei treuer und gerechter Entwickelung und Benutzung ſeiner leiblichen und geiſtigen Vortheile, Anlagen und Vorzüge heute wieder ſein könnte — dann muß man es wohl anders empfinden.

Weil dem nun ſo iſt, weil mein liebes deutſches Volk ein ſolches iſt, daß es durch falſche, lügenhafte Vorſpiegelungen der Fremden ſich ſelbſt tagtäglich von dem Wege ſeines Glückes und Ruhms in die Irre und Wirre führen läßt und durch dieſe Vorſpiegelungen wie ein zur Hinrichtung und Abmachung in der Weltgeſchichte Verurtheilter in Selbſtverzweiflung verſinkt, ſo muß ich ſchon noch einmal, zum zehnten und wahrſcheinlich zum letzten Mal, in einem kurzen Umriß ein Stück ſeiner Geſchichte vor ihm aufrollen, damit es ſich über ſich ſelbſt und ſeine Vergangenheit und über ſeinen Stand in der Gegenwart ein wenig beſinne. Denn das iſt die Lüge und Hinterliſt oder vielmehr noch die Unwiſſenheit und Unkunde der Fremden, daß ſie Deutſchland gern als einen abgelebten Greis, die Deutſchen gern als ein verwittertes, ausgebautes und verwelktes Volk, aus welchem nimmermehr etwas ſprießen noch grünen könne, hinſtellen, und daß deutſche Tröpfe und Schelme ihnen dieſes hoffnungsloſe Urtheil gelegentlich nachbeten. Gegen dieſes ſogenannte deutſche Greiſenalter habe ich mich früherhin oft und vielfältiglich ausgeſprochen und verwahrt, und thue es hier zum dritten und vierten Male. Ich habe bewieſen, daß in einem gewiſſen Sinn und nach natürlichem Verſtändniß der Weltgeſchichte und ihrer Entwickelung nur zwei Völker in Europa jung und jugendlich zu nennen ſind, nämlich die Germanen und die Slaven und allenfalls noch die Magyaren und der kleine Bruch von Tataren und Osmanen, die aber unter uns keine Europäer geworden ſind: alle andere Hauptvölker ſind Miſchlinge, meiſtens aus Bruchſtücken und Reſten verwelkter älterer Völker und aus germaniſchen Stämmen zuſammengerollt. Der Deutſche zeigt in Einfalt wie in Dummheit, in Unſchuld wie in Rohheit und in hundert dahin ſpielenden Zeichen mehr als irgend ein Volk Europas noch alle verſchiedenen Stufen des Knaben- und Jünglings-Alters, ja ich wage zu ſagen, er iſt als Volk noch kein Mann geworden, geſchweige denn ein Greis; ja ich möchte ſagen, wodurch ich eine gewiſſe Hoffnungsfülle für ſeine Zukunft ausſpräche: er läuft noch etwas wild in ſeinen Schlingeljahren herum. Selbſt ſein Nebenläufer oder Gleichläufer, der Slave, der ein halbes Jahrtauſend ſpäter als er mit einem Namen auf der großen Weltbühne aufgetreten iſt, hat die gleichſam ſchon eingebornen und eingelebten Liſten und Künſte eines ſchlaueren und ſchon früher durchgebildeten Zuſtandes vor ihm voraus. Viel mehr noch haben dies aber die ſogenannten Miſchvölker der Romanen, die neuen Griechen und die neuen und alten Hebräer und Armenier.

Will ich mit dieſen Worten etwa ein deutſches Lob ausſprechen? Keinesweges, ſondern ſie ſollen eben ſeine Natürlichkeit bezeichnen, wie ſie noch ſteht und beſteht, und für diejenigen, die noch deutſche Zukunft hoffen und glauben können, auf Hoffnungen hinweiſen, wie man ſie von hoffnungsvollen Knaben und Jünglingen zu haben pflegt. Denn — daß ich es noch einmal recht laut und zornig ausſpreche — von allem Geſchwätz und Mißverſtändniß oder vielmehr von aller Verachtung und Schmähung, welche die Fremden (Engländer, Franzoſen, ſogar Ruſſen u. ſ. w.) über uns ausgießen, und was unſre eigenen unwiſſenden und gleichgültigen Dummköpfe in allen Tagesblättern und Zeitungen ihnen nachſchwatzen und nachſchimpfen, empören mich die beiden folgenden Urtheile am meiſten:

1) Der Deutſche iſt ein grübelnder Fantaſt, ein bei hellem Sonnenlicht herumwandelnder Träumer und Nachtwandler, der nach dem Himmel greift und die Erde unter den Füßen verliert oder ſie von Geſcheidteren und Muthigeren ſich unter den Füßen weggraben läßt;

2) der Deutſche iſt ein verkommenes abgelebtes Volk, aus welchem nichts mehr werden kann, ſondern welches als geſchichtlicher Samen oder als Dünger für die glücklicheren, lebenvolleren Völker

verbraucht werden wird und verbraucht werden
muß —
und grade dieſe Empörung rückt und zückt mir die Schreibfeder in die Hand, und darum male ich hier noch ein Wenig von Geſchichte her, und ſuche ein kurzes überſichtliches Bild ſowohl unſrer bürgerlichen und politiſchen als geiſtigen und ſittlichen Gegenwart zu entwerfen.

Alſo ein wenig Geſchichte.

Beinahe zwei Jahrtauſende tönt der Name Germanen oder Deutſche (Teutonen) durch die Weltgeſchichte. Dieſes ſein erſtes Tönen war wie ein Tönen des Donners von Verderben und Vernichtung. Wie viele Jahrhunderte, Jahrtauſende früher, ehe er donnergleich bis zum Süden hinauftönte, dieſer große Name ſchon über ſeinem großen Genoſſen dem Celten im Norden Europas gewohnt hat, wird wohl immer ungewußt bleiben. Im vierten, fünften Jahrhundert unſrer Zeitrechnung tritt dieſer Germane als der große Umwandler und Neugeſtalter Europas auf. Im achten und neunten Jahrhundert ward Karl der Große der Stifter eines gewaltigen deutſchen Reiches, aus welchem unſer Deutſchland um die Mitte des neunten

Jahrhunderts ſich als ein eignes beſonderes deutſches Reich abſpaltete und in den folgenden drei Jahrhunderten gegen Oſten längs den Gränzen der Magyaren und Polen den Umfang gewann und abründete, welchen es in jener Windgegend bis auf unſre Tage erhalten und hin und wieder erweitert hat. Die Deutſchen waren und wurden damals ein gewaltiges Land und Reich durch den Umfang ihrer Länder, durch die Weite ihrer Herrſchaft und durch den Glanz und die Majeſtät ihres Namens. Dieſe Majeſtät iſt durch den Titel Römiſcher Kaiſer zu der erſten und höchſten Würde in der Chriſtenheit erhöht worden, welche bis vor einem halben Jahrhundert unſer Land noch getragen hat. Aber grade dieſe Würde, welche Otto der Große um die Mitte des zehnten Jahrhunderts auf immer an Deutſchland geheftet hat, iſt der Neſſusrock geworden, durch deſſen Gift wir uns bis dieſen Tag krank und meiſt wie mit zerriſſenen und blutigen Gliedern bewegen müſſen. Wegen dieſes Neſſusrocks des Römiſchen Purpurmantels zucken die beiden herrlichen Mittelländer Europas, Italien und Deutſchland, oft in allen ihren Gliedern und können keine ruhige Lage und keine luſtige ihnen paſſende und bequeme Stellung finden. Das hat beiden der vierhundertjährige Kampf zwiſchen Kaiſer und Pabſt bedeutet und eingetragen.

Die Deutſchen waren in vollem Aufſchritt und Vorſchritt ein Staat zu werden, wie England vor tauſend und Frankreich und Spanien vor vierhundert Jahren auch nach langen blutigen Wechſeln und Kämpfen es geworden ſind; Deutſchland war ſchon ein Anfang von Staat, ein werdender populus bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; ſeit dem Untergange der Hohenſtaufen konnte von einem populus, von einem Volk als Staat, kaum noch die Rede ſein: es war wieder wie zu einer natio und gens geworden, ja der werdende populus war wieder zur gens, ſchlimmer als die Mervinger und Karlinger ihn gefunden hatten, immer tiefer und tiefer herab und auseinander geſunken. Es war das Intereſſe und das Endziel des Pabſtes und der Römiſchen Kirche die Kaiſermacht zu mindern und ſchwächen und alle Kleinherrſchaft und Vielherrſchaft zu fördern. Ich führe hier die alte Klage, die keine Anklage ſein ſoll. Wer will die chriſtliche Kirche anklagen wegen ſo gewaltiger von Gott gewollter Durchläufe und Durchſchnitte, als ſie in Deutſchland und Italien genommen und gemacht hat? Das deutſche Weſen, deſſen Folgen und Nachgeburten noch vor unſern Augen und Füßen liegen, iſt vorzüglich durch die Geiſtlichkeit geboren und gezeugt, ganz mit vollem höchſtprieſterlichem Beifall und Bewußtſein; in Italien rerer Gasthäuser und eine neue Taxe verordnet. „Und auf das benannte Gästgifvare ihr Amt desto besser verwalten und aufrecht halten können, so wollen wir ihnen hiemit gnädiglich vergönnen und nachlassen für die Hemman, die sie besitzen, Freiheit von allen jährlichen Abgaben und andern bestimmten und unbestimmten Auflagen, die vorfallen und von unsern andern Unterthanen gefordert werden können; auch befreien wir sie vom Einlager, Fuhren, Frohnen, Konskription und anderer kleinen Hülfe. — Und damit unsre treuen Unterthanen von solchen unleidlichen Skjutsfahrten, womit sie bis jetzt belastet gewesen, verschont bleiben, sollen sie uns und der Krone zur Erkenntlichkeit einen Daler bezahlen, für's Erste aber wegen ihrer Armuth nur einen halben Daler.“ Dies wird im Edikt mäſsig genannt, weil der Adel ganz anders eintreibe von seinen Bauern, die nun vom Skjuts frei seien, nemlich zum Theil 2 Tonnen Getreide, eine Tonne gesalzenen Fisch, ein Centner Butter und noch anderes. — 1593, 1595, 1602 sind neue Klagen und neue Taxen und Verhat der Pabſt die geiſtlichen Fürſtenköpfe neben ſich nicht zu hohen Häuptern aufwachſen laſſen, ſondern die Erzbiſchöfe von Mailand, Ravenna, Florenz u. ſ. w. immer innerhalb des Umſchlags und Umgriffs des Hohenprieſtermantels gehalten und keine Städte und Lande als ihre Gebiete erfaſſen laſſen. In Deutſchland wurden die Erzbiſchöfe und Biſchöfe durch ihn die höchſten Fürſten und die erſten mächtigen Landesherren und Gebietiger, welche zuletzt meiſt die Kaiſer machten, die Kaiſerkapitulationen entwarfen und bereiteten und die übrigen ſogenannten kaiſerlichen Oberherrlichkeiten und Rechte und Gebiete zuerſt für ihre Stifter ausbeuteten, und dann nach dieſem Vorgang und Beiſpiel auch den weltlichen Fürſten und Hohen die Mehrung und Ausbreitung befeſtigen halfen. Ich brauche dies keinem Wiſſenden weiter zu erklären, ich habe nur auf England, Frankreich und Spanien als auf ein Gegenbild hinzuweiſen. Dort war in gleichartiger europäiſcher Entwickelung bei Weltlichkeit und Geiſtlichkeit begreiflicher Weiſe daſſelbe Streben zur Erhebung und Unabhängigkeit von der königlichen Obermacht, aber dieſe Länder lagen der päbſtlichen Heiligkeit und Herrlichkeit nicht ſo nahe und ſo gefährlich im Wege, waren auch wegen der größeren Ferne weniger zugänglich; aber das Meiſte und Größte für die königliche Obermacht haben dort lange und ſichere Kämpfe und Kriege gewirkt, in welchen das königliche Schwerdt und Scepter in der Hand gleichſam feſtwachſen konnte. In Italien und Deutſchland war die ganze Weltſtellung und alſo auch der ganze Entwickelungskampf ſeit dem Untergange der Hohenſtaufen durchaus anders.

Es war alſo in Italien und Deutſchland eine Vielherrſchaft, in Deutſchland zugleich geiſtliche und weltliche Vielherrſchaft, unter einem machtloſen Oberhaupt mit dem glänzenden Kaiſertitel an der Spitze; der große Zwiſchenſpieler und Ober- und Ueberſpieler blieb noch Jahrhunderte der Pabſt in Rom, immer der gewaltigſte Mann, wenn es den Kardinälen gelungen war, den mit dem lichteſten Geiſt begabten auszufinden und zu erkieſen. Es fehlte alſo Jahrhunderte lang der mächtig gebietende, zuſammentreibende und zuſammenhaltende König und Herr; die Lande, mit Hunderten kleiner Fürſten und Herren geſegnet, ſteuerten meiſt in mittelmäßigen Zuſtänden ohne außerordentliche Welterſchütterungen ziemlich herrenlos fort, oder ſie trieben meiſt hin, wie ein Schiff ohne Steuermann bei ſtillem Wetter treibt. Blicken wir in dieſe Jahrhunderte vom dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten auf Deutſchland unſer Vaterland und von Deutſchland auf das in vielen Beziehungen, Verhältniſſen und Entwickelungen mit ihm ſo verbundene und verwandte Italien hin, ſo konnten durch den Lauf der Weltgeſchicke und durch die Stellung der damaligen Welttheile gegen einander dieſe beiden reichen und herrlichen Mittelländer damals mit Recht der lebendigſte, edelſte und blühendſte Mittelpunkt der Chriſtenheit genannt werden, der in Mitten aller Bewegungen und Empörungen im Kriege und im Frieden, ja in Mitten aller Raufereien und Fehden in einer Fülle des Wohlſtandes und der Macht blühte, welche uns, aus der Ferne der Zeiten von den Schwungfedern der Fantaſie getragen, überliefert und geſchildert, oft als ein orientaliſches Mährchen dünken will. Ein wirklich wunderbarer und bei aller ſcheinbaren Wunderbarlichkeit doch erklärlicher Zuſtand. Denn erſtlich Deutſchland hatte während Jahrhunderten keinen gewaltigen und gefährlichen Nachbar, keine Kriege um Daſein und Beſtand; der dicke gefürchtete deutſche Rieſenklumpen lag von fremden Völkerſtößen unangefochten da; durch wirkliche Reichsgefahren wäre das Schwerdt in des Kaiſers Hand nicht bloß Zeichen der höchſten Macht geweſen, ſondern hätte dieſe Macht auch wieder zur wirklichen Macht und Majeſtät gemacht, wie die Mohrenkriege die Könige Spaniens, und die Engländerkriege die Könige Frankreichs zu mächtigſten Oberherren gemacht haben; und zweitens neben dieſer eben nicht glücklichen Ungeſtörtheit des oft ſchnarchenden Rieſen erklärt der Lauf des Welthandels was durch ſeine größte Bedeutung jede Verwunderung abſchneidet. Dieſer Welthandel hatte damals ſeinen Hauptzug über und durch Italien und Deutſchland. Wer ſich ein kleines Bild jenes Zuſtandes machen will, gehe jetzt nach London, Liverpool, Newyork, Havre, Hamburg, Mancheſter u. ſ. w. und ſehe, wie da gelebt, getummelt und gearbeitet wird. Von hier ſchaue er dann nach Venedig, Genua, Florenz, Mailand, Wien, Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Köln, Brügge, Antwerpen, Lübeck, Stralſund, Danzig und Riga zurück. Mitten in dieſer mächtigen Weltbewegung und Weltblüthe trieb doch in beiden Ländern bei dem Verfall und der Ohnmacht der kaiſerlichen Majeſtät oft die wildeſte und wüſteſte Geſetzloſigkeit und Herrenloſigkeit ihr Weſen, und zwiſchen den zahlloſen Fürſten, Baronen, Großſtädten, Freiſtädten und Freiſtaaten riſſen Kriege, Fehden und Räubereien nimmer ab. Man kann ſagen, es war eine Zeit, wo eines Jeden Fauſt und Schwerdt gegen des Nachbars Fauſt und Schwerdt immer geballt und gezückt ſtand, aber durch alle die Erſchütterungen, Aufruhre, Fehden und Verheerungen ſchritt und wirkte das lebendige und ſchaffende Leben doch immer unverdroſſen und friſch fort, Arbeit, Thätigkeit und Fertigkeit in Künſten und Gewerben wuchſen und Wohlſtand und Reichthum und vorzugsweiſe der Glanz und die Macht der Städte hoben ſich mit jedem Jahrhundert. Es war doch nicht unaufhörliche Räuberei und Fehde, und die äußerſte Verwilderung in Rohheit und Barbarei ward in Deutſchland wenigſtens durch eine gewiſſe angeborne kühlere Langmüthigkeit und Menſchlichkeit ſeiner Bewohner im Ganzen ſehr gemäßigt und gemildert, die chriſtliche Einwirkung der Geiſtlichen nicht zu vergeſſen, welche doch gegen verruchte Grauſamkeit und Wildheit zuweilen ihr heiliges Strafamt übte.

Es ſind nun in dieſem unſern laufenden neunzehnten Jahrhundert noch beide ehrliche und liſtige Fantaſten und Enthuſiaſten, auch der verkappten pfaffiſchgeſinnten Fanatiker ſind noch genug, welche uns jene wilde Herrenloſigkeit vom dreizehnten bis ſechszehnten Jahrhundert als einen Glanz chriſtlicher und prieſterlicher Milde, Barmherzigkeit und Schönheit, als einen königlichen, fürſtlichen und ritterlichen Glanz des Lebens malen, und ſelbſt die unaufhörlichen Fehden und Räubereien mehr als einen ritterlichen Scherz zur Pflegung und Uebung des alten germaniſchen Kriegsgeiſtes, denn als einen blutigen und grauſamen Ernſt ſchildern, als ob in jenen Tagen Feuer nicht gebrannt und Eiſen nicht verwundet hätte. Da haben wir uns aber ſehr in Acht zu nehmen vor ſogenannter frommer Leichtgläubigkeit chriſtlicher Einfalt, und mit eignen Augen hell umzuſchauen, und das deutſche Sprichwort Es iſt nicht alles Gold was gleißt uns wohl dreimal vorzubeten. Zwar zu ſüdlicher, italiäniſcher, franzöſiſcher Leidenſchaftlichkeit und Grimmigkeit wird der deutſche Menſch ſelten fortgeriſſen, aber in der Wüſtheit und Verwilderung der Sitten der Großen, in der Unterdrückung und Verknechtung des ſchutzloſen und hülfloſen Volkes, in der Unwiſſenheit und Ueppigkeit der entarteten Geiſtlichkeit, deren Häupter jetzt meiſt nicht nach der Würdigkeit von Tugend und Gelehrſamkeit, ſondern nach den Stammbäumen und Ahnen der Geſchlechter erleſen wurden, erſcheint doch ſo viel Schwarzes und Düſteres, daß wir die glänzenden Farben, womit die Enthuſiaſten und Fantaſten uns dieſes unſer Mittelalter malen, oft ſehr mit grauen Aſchenfarben zu überſtreichen haben. Denn betrachten wir den politiſchen Zuſtand, ſo war nicht allein die Kaiſerwürde faſt ein leeres, bleiches Bild der Majeſtät geworden und das liebe arme Volk unter den blutigen Sporen der geharniſchten Ritter meiſtens ganz ſchutzlos der erſten beſten Gewalt hingegeben, ſondern offene Untreue und ſchaamloſer Vaterlandsverrath und Feilſchung und Schändung der Ehren und der Majeſtät des Reichs und des Volks durften häufig mit ungeſcholtener Gewiſſenloſigkeit und unverhüllter Frechheit vor den Einheimiſchen und Fremden am hellen Tageslichte auftreten. Wir leſen im vierzehnten, fünfzehnten, ſechszehnten Jahrhundert in den Berichten und Schriften der Fremden (Petrarca, Aeneas Sylvius, Machiavelli) von der Pracht und Herrlichkeit der deutſchen Städte an der Donau, Rhein und Nordſee, von dem Reichthum und der Macht und Streitbarkeit ihrer Bürger, wir leſen von der wimmelnden Volksmenge und von der unüberwindlichen Rüſtigkeit und Tapferkeit der deutſchen Ritter und Krieger; wir haben die heimiſchen Nachrichten der Stadtbücher und Kroniken, die zum Theil erſt in den letzten Jahrzehenden zu Tage gekommen ſind — und wir freuen uns dieſer herrlichen Wirklichkeit und Wahrheit; aber doch ſchon iſt mehr als Ein Aber dabei. Soviel bleibt ſtehen: die Deutſchen waren damals in ihrer Stellung, in dem Umfang ihres Reichs und in der Fülle der Kräfte und Hülfsmittel das mächtigſte, unüberwindliche Volk Europas; ſie waren beides in der Wirklichkeit und in der Meinung der Menſchen — und alle Fremden ſprachen es aus: die ganze Welt könne ſich verbinden, ſie werde ſolche Volkskraft nicht rücken können. Aber wie prächtig dies auch klinge und des Urenkels Bruſt noch mit

Stolz ſchwellen könne, lange ſchon war der Schein größer und prächtiger als die Wirklichkeit. Ich habe eben ſchon auf den plumpen Leib des Rieſen hingewieſen, der doch nicht zu gehöriger Zeit zum rechten Leben aufgerüttelt ward und deswegen ſeine glücklichen Stunden verſchlafen und verſäumen ſollte. Nicht allein in Deutſchland und Italien, nicht allein vor dem Pabſt und den für ſich und ihre Vortheile eigenwillig und eigenſüchtig wollenden und entſcheidenden Fürſten war die Kaiſermacht oft ſchon zum Geſpött geworden, ſondern ſchon begannen die Völker und Reiche der Nachbarn auf den Herrn der Welt, den König aller Deutſchen wie auf den todten Klotz der Fabel herabzuſehen, der da ein ſtarrer und todter Rieſe im Sumpfe liege und mit gebundenen Gliedern ſich nicht mehr in eigner Kraft bewegen könne. Nicht nur ſüdlich und weſtlich den Alpen, nicht nur in Italien und Gallien löſten ſich — was eben kein großer Verluſt war — wälſche Theile des weiland burgundiſchen und lombardiſchen Reichs von dem deutſchen Reichskörper ab, ſondern ſchon riſſen ſlawiſche Barbarenſtaaten an den ſchönen weiland gothiſchen, durch tapfre deutſche Ritterſchaft wieder germaniſirten Landen der ſüdlichen Oſtſee zwiſchen der Weichſel und Newa. Rieſen dieſe bedrängten Lande nun des Vaterlandes Hülfe an, mahnten und wenn der Kaiſer oder irgend ein edler deutſcher Fürſt oder Rittersmann, der für die Ehre ſeines Vaterlandes brannte, die Deutſchen zu Rüſtung und Auszug auf, ſo hatten alle reichen und glänzenden Städte, ſo hatten die mächtigſten Fürſten und prächtigſten und ſtreitbarſten Ritterſchaften zu ſolcher Hülfe und Reiſe weder Luſt noch Waffen und Geld. Wohl aber war die älteſte Art und Unart der deutſchen Stämme bis zu jener Verwilderung und Vaterlands- und Kaiſer-Vergeſſenheit zu immer Schlimmerem und Böſerem herausgewachſen und entartet, daß, wo irgend die Kriegstrommete erklang und der Lohn des fremden Söldnerdienſtes ausgerufen ward, der deutſche Fürſt, Ritter und Kriegsknecht zu Tauſenden und Zehntauſenden für die Reiſe feil und gerüſtet war, gleichviel, ob für oder gegen die Ehren und Vortheile von Kaiſer und Reich. Das iſt ja ſo geblieben und fortgeſetzt durch alle folgende Jahrhunderte fort und bis in die blutigen und mordreichen Tage Napoleons des Erſten, bis in unſer jüngſtes Gedächtniß dieſes neunzehnten Jahrhunderts hinein; noch leben deutſche Prinzen und Offiziere, die ſich mit ſtolzer Brüſtung in ihren napoleoniſchen Orden beſchauen, noch feiern ſie Schlachten und Erinnerungsfeſte des Ueberliſters und Schänders des Vaterlandes. Kein Kampf ſtand dieſſeits und jenſeits des Meers, kein Kampf in Italien, Polen, England, Frankreich, Skandinavien, wo der deutſche Söldner nicht Leben und Blut feil bot. So haben vor allen die Engländer und Franzoſen und ſpäter die Schweden und Holländer von den Schwerdtern der deutſchen Krieger ſich die ſchönſten Blumen ihrer Siegeskränze mähen laſſen. Keine Schlacht von Bedeutung und Entſcheidung, wo nicht zu Zehntauſenden und Dreißigtauſenden deutſche Krieger mitfochten. Der erſte große, bis heute von allen franzöſiſchen Poſaunen ausgeblaſene Sieg über die bis dahin als unüberwindlich geprieſenen Schweizer, der Sieg Franz des Erſten bei Marignano im Jahr 1515, von wem ward er blutig durchgefochten? Von Deutſchen gegen Deutſche. Es ſtanden, wie uns in jüngſt ausgegebenen wälſchen Jahrbüchern und Denkbüchern erzählt wird, in dem franzöſiſchen Heere gegen die Schweizer nicht weniger als 26,000 deutſche Reiter und Landsknechte. Dies hatten die Schweizer wohl verdient, und hätten es von ihren deutſchen Brüdern bis auf unſre Tage wohl reichlich verdient; denn keiner hat unter Napoleon gleich ihnen bis zu allerletzt treu gegen die deutſchen Brüder ausgehalten. In eben beſchriebener Weiſe ſtand es leider in jener drei bis fünf Jahrhunderte hinter uns liegenden bot des Misbrauchs der Königsbriefe und Postwapen und des Auspochens der Bauern von Adelsdienern, Kaufleuten, Matrosen und Kriegesvolk.

Überall scheint es mit der Anlegung der Gästgifvaregårdar und mit der ganzen Einrichtung nicht so schnell gegangen zu seyn, noch mit der Gewöhnung der Reisenden an Glimpf und Gesetz. Man sieht aus königl. Verordnungen von 1604 und 1614, wie es herging. Es heiſst: „Wird der Bauer mit Gewalt überzogen, so sollen des Länsmanns 12 nächste Nachbarn sowohl als das ganze Kirchspiel darauf bedacht seyn, mit ihren Waffen bereit zu seyn, wenn sie des Länsmanns Botschaft bekommen, ihm zu Hülfe zu ziehen und denjenigen einzufangen, der sich solche Gewalt erlaubt, und ihn auf das nächste Schloſs oder ins nächste Gefängniſs zur Haft zu führen. Zugleich wird den Reisenden verboten, ihre Pferde, wie bisher, auf den Feldern am Wege zu füttern, die Länsmän und ihre Diener die Fjerdingsmän bei harter Strafe nicht zu mishandeln. Das Anlegen neuer Gästgifvaregårnach unten betrachtet und gewogen, tauſendmal mehr, als es jetzt bei uns irgendwo noch ſein dürſte. Wo in den meiſten Landen war der alte, freie, deutſche Mann und Bauer geblieben? wohin verſchollen? jener freie Bauer, für deſſen Selbſtſtändigkeit und Freiheit die Kapitularien Karls des Großen vor ſiebenhundert Jahren ſo weiſe hatten fürſehen und ſorgen wollen? Wahrlich überblickte man Deutſchland von einem Ende zum andern, ſo gab es der freien Männer und Bauern auf dem Lande hie und da nur noch einzelne Flecke, wie grüne Oaſen in einer weiten allgemeinen Wüſte, die große Menge des Landvolks ward unter tauſend verſchiedenen Namen und Titeln von Pflichtigkeit, Hörigkeit und Dienſtbarkeit bis zur willkürlichſten Leibeigenſchaft hinunter von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr geknechtet und unterdrückt, und ein guter Theil derſelben iſt erſt ſeit dem jüngſten Menſchenalter von jenen Feſſeln niedrigſter Sklaverei gelöſt worden. Bei dieſem ſchwarzen Kapitel könnte ich Vieles erzählen, was ich noch mit eigenen Augen geſehen habe, wovon Wenige der Jetztlebenden ſich gottlob kaum eine Vorſtellung machen können; aber wir haben über jene Vergangenheit, von welcher ich hier ſpreche, Nachrichten und Urkunden und in Geſetzen, Jahrbüchern und Reiſebeſchreibungen

Zeichen und Bilder genug, wie die große Menge des unterdrückten, verknechteten Volks behandelt werden durfte und wie einzelne barbariſche Ungeheuer von Herren daſſelbe mißhandeln durften. In den romantiſchen Schildereien von dem Leben der frommen Prieſter und Ritter jener Tage iſt es gar rührend zu leſen, wie etwa Bürgermeiſter und Rathsherren die Aebte, Mönche und widerſpänſtigen Pfarrer, die ſie aus den Thoren gejagt hatten, bei geſchloſſenem Frieden unter feierlichen Aufzügen und Läuten aller Glocken in ehrerbietiger Stellung an den Stadtthoren empfingen und ihnen knieend die heiligen Hände küßten, wie jetzt noch auf gut Ruſſiſch *) den Popen

---

*) Es begab ſich im Sommer des Jahres 1813, daß ich zu Reichenbach in Schleſien vor dem Schweidnitzer Thore ſpazieren ging und folgendes Stück Ruſſenthum mit anſah: Der Oberſt eines Regiments ließ mir nichts dir nichts einen beſoffenen Popen, der durch die Soldaten hintaumelte, faſſen, ihm ſein Prieſtergewand ausziehen und etwa zwanzig Hiebe auf den ſchallenden Rücken aufzählen. Als dies vollbracht war, that man ihm mit einer gewiſſen Feierlichkeit, bei welcher ſich die umſtehenden Soldaten verneigten, ſeinen Rock wieder an, und derſelbe Oberſt und einige Officiere küßten ihrem durchgeprügelten Prieſter demüthig die Hand.

geſchieht; wie edle Frauen und Jungfrauen die verwundeten gefangenen Ritter und Prinzen in ihrem ſchönſten Schmuck empfingen, ſie in weiche und warme Betten legten, ihre blutigen Hemder wohl mit den eigenen wechſelten, ihnen die Wunden wohl mit den eigenen zarten Händen verbanden und über den Schmerzen und Plagen der edlen Gefangenen die Nachtwachen hielten. Solches iſt rührlich und ſieht gar fein und menſchlich und chriſtlich aus; aber von welcher Chriſtlichkeit der ſiegreichen Fürſten und Ritter hatten die Weiber und Bräute der armen Bauern und Knechte in Schwaben im Jahr 1307 ein Liedlein zu ſingen, als dem länderdurſtigen Albrecht von Oeſterreich, Rudolfs von Habsburg älteſtem ähnlichen Sohn, ſein Schwabenheer in Thüringen niedergelegt ward und vielen Gefangenen von den Siegern die edelſten Theile des Mannes abgeſchnitten wurden? Ward der gefangene Prinz und Ritter auf Burgen und Schlöſſern von dem Feinde und ſeinen Frauen oft mit zarteſten Ehren empfangen und gepflegt, bis er ſich löſen konnte, ſo entmannte man die Gemeinen zuweilen zu Tauſenden und ließ ſie mit verſtümmelten Armen und Beinen wie Aas der Raben auf den Schlachtfeldern liegen. Das waren auch Sitten jener Zeit. — Und ſtand es mit der öffentlichen Zucht und

Ehrbarkeit beſſer? waren die keuſcher und chriſtlicher als unſer ſo vielfältiglich angeklagtes und verleumdetes Zeitalter? O leſet! leſet und horchet! Leſet die Geſchichten eurer großen Städte, die Geſchichten von Baſel, Regensburg, Straßburg, Köln, Stralſund! leſet die Urkunden, Geſetze und Berichte aus den Archiven und in den Kröniken jener Städte! Beginnt an der Donau und am Rhein und lauft ſo zur Nordſee und Oſtſee von Brügge und Antwerpen bis zu Danzig und Riga an das äußerſte Meer hinab! Wie viele üppige ſchaamloſeſte öffentliche Reigen, Luſtbarkeiten, Scherze und Spiele, von den Faſtnacht- ja ſelbſt von den Kirchen-Spielen an bis zu den Reigen und Tänzen auf Gaſſen und Märkten, wovor ein ausgelaſſenſtes Paris und Brüſſel heute faſt noch erröthen würde! Nur ſtatt vieler Ein Zeichen, wie es um die öffentliche Sitte und ihre Schätzung bei dem Volke ſtand: Wenn edle vornehme Herren (Fürſten, Ritter, Bürgermeiſter, Sendeboten der Fürſten u. ſ. w.) als Gäſte oder als Unterpfänder zum Einlager in eine Stadt eintritten, mußte, als wenn ein Mann keine Nacht allein durchſchlafen könne, auf Koſten der Gemeinde für Jeden eine gemeine Dirne beſorgt werden. Solche Ausgaben finden wir alle Augenblicke in den Rechnungen großer Reichsſtädte, (zum

Beiſpiel Regensburg bei Gmeiner) aufgeführt. Aehnliches haben unſre Tage wieder in dem Budget mancher deutſchen Stadt aufgeführt leſen können, wie etwa ein franzöſiſcher General oder Kommandant bei Beſetzung einer Stadt auf öffentliche Koſten nebſt andern Artikeln auch eine Dirne geliefert verlangt hat. Dergleichen Mittelaltriges wieder zur Uebung und Geltung zu bringen, möchten die Wälſchen wohl die beſten Lehrmeiſter ſein.

Doch von Dieſem und von ähnlichen Zeichen und Herrlichkeiten des Mittelalters genug zur Beſpiegelung und Vergleichung der Zeiten, und damit die Zeitgenoſſen vor Aerger und Jammer nicht aus der Haut fahren wollen, ſelbſt wenn dieſe Haut auch von mancher juckenden Krätze des Tags ſich unbehaglich und krank fühlt. Es muß ja ſo bleiben bei dem armen Menſchengeſchlecht, welches ſchon David und Homer als die Kranken und Mühſeligen beſungen haben, daß wir, wie die Kinder mit kindiſchen Erinnerungen ihre erſten Blumen, Kirſchen und Singvögel ſich paradieſiſch vorgaukeln, eben ſo die vergangenen Jahrhunderte immer gern glücklicher und beſſer wähnen als die Tage, worin wir leben. Genug, das ſtarke mächtige, von Muth, Kraft und Reichthum ſchwellende und wimmelnde Deutſchland war doch fern davon, ein wirkliches gemeinſames Volk und Staat zu ſein und ſich als ein ſolches Volk und als ein Staat zu fühlen, wie Karl der Große, Otto der Große, Heinrich der Schwarze (der zweite der Salier) und Friedrich Barbaroſſa ſie gemeint hatten. Es war bei allem damaligen Glück und Reichthum keine ſtolze feſte Gemeinſamkeit; Ohnmacht und herrenloſe Unordnung walteten zu ſehr. Die Salier und ihre Erben die Hohenſtaufen hatten neben der Kaiſerwürde eine große durch das Oberland und die Niederlande hin weit erſtreckte Hausmacht und die, wie es ſchien, ſeit vielen Geſchlechtern angeerbte Liebe und Treue vieler der größten und bedeutendſten rheiniſchen und niederländiſchen Städte beſeſſen. Alles dies war bei ihrem Hingang oder vielmehr Ausrottung durch Kirchenbann und Pfaffenliſten aus einander geriſſen und zerſplittert und nicht als irgend eine Stärkung wieder an Kaiſer und Reich, ſondern an die verſchiedenſten Zugreifer und Ausbeuter ihres Untergangs gekommen. Es war für lange Zeit kein einziges ſehr mächtiges deutſches Haus übrig, in welchem wie gleichſam in einer Unvermeidlichkeit und Unübergänglichkeit der Wahlkaiſer geſucht werden mußte. Zwar der erſte Habsburger Rudolf, der kluge und liſtige Ergreifer und Zulanger, hatte eine ſchöne Herrſchaft in Süddeutſchland zuſammengeworben, aber auch er war noch nicht bis zum Gedanken der Untheilbarkeit des Beſitzes vorgeſchritten, und auch ſeine Söhne und Enkel theilten und zerſplitterten vielfältiglich das große durch Gewalt und Liſt gewonnene Gut. Habsburg war durch ſolche ſchlechte Haushaltung und auch durch den unkriegeriſchen und wunderlichen Charakter des vierten Kaiſers aus ſeinem Stamm, Friedrichs des Dritten, der von allen Kaiſern am längſten, nämlich über ein halbes Jahrhundert, auf dem Thron geſeſſen hat, doch auch ſchwach und ohnmächtig geworden. Erſt unter ſeinem Sohn Max gegen den Ausgang des funſzehnten Jahrhunderts hob ſich Habsburgs Herrlichkeit vor allen deutſchen Häuſern durch eine Hochzeit, durch die Vermählung des Fürſten mit der Maria der Erbin des großen burgundiſchen Staates am Niederrhein und an der Nordſee. Zu dieſer Vermählung, welche ein wirklich edelgeſinnter und ritterlicher deutſcher Fürſt ſchloß, konnte das Vaterland ein fröhliches Hochzeitlied ſingen, weil ſie die herrlichen burgundiſchen Lande, welche nahe an Wälſchland leicht immer mehr zu den Franzoſen hätten hinübergezogen werden können, wieder zum Reiche brachte. Das war das erſte mit Freuden begrüßte habsburgiſche Hochzeitglück; es ging nun mit dem Sohn und den Enkeln

Maxens ſo fort, und man hat hinfort den lateiniſchen Vers Tu, felix Austria, nube! den Oeſterreichern im Reiche ſo nachgeſungen; aber bei der zweiten epochemachenden habsburgiſchen Welthochzeit Philipps von Burgund, des Sohns von Max und der burgundiſchen Maria, darf ein Deutſcher ſchwerlich einen Päan und ein Hymen Hymenaee! ſingen. Seine Vermählung mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin machte Maxens Enkel zu Erben großer Reiche in Spanien und Italien und zugleich in Indien und Amerika. Wie riſſen ſich im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts die Augen der erſtaunten und erſchrockenen Welt ob ſolchem weiten Glücke auf! aber was im Anfange Habsburgs Macht ſchien, iſt in den deutſchen Gränzen weder ſeine dauernde Macht noch irgend ein deutſches Glück geworden, ſondern dem Vaterlande vielmehr zu vielfältigem Unheil und vielfacher neuer Schwächung und Zerſplitterung ausgeſchlagen. Wir werden ſehen.

Mit Maxens Enkel Karl dem Fünften, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog von Burgund und König mehrerer Reiche in Hiſpanien und Italien, wird der Gipfel der Macht der Habsburger erſtiegen, welche hinfort als das mächtigſte deutſche und als eines der mächtigſten europäiſchen Königshäuſer bis in den Anfang unſers neunzehnten Jahrhunderts faſt ununterbrochen und faſt wie mit einem erblichen Recht auf dem deutſchen Kaiſerthron geſeſſen hat. Karls Regierungsantritt im Jahr 1519 und die ganze Zeit ſeiner Gewalt bis zu ſeinem Tode macht einen natürlichen großen Abſchnitt und Wendepunkt in der Weltgeſchichte. Große Entwickelungen und die außerordentlichſten Erfindungen und Entdeckungen, ſo wie allgemeiner Gebrauch und Anwendung früherer Erfindungen, Findung neuer Welttheile und Schifferſtraßen, kurz mannigfaltigſte Neuerungen und Umwälzungen ſchloſſen das lange Mittelalter, welches man vom fünften bis zum ſechszehnten Jahrhundert über ein volles Jahrtauſend rechnen kann, und begannen die jetzt ſchon viertehalb Jahrhunderte zählende Zeit. Ich ſetze die Titel her, welche den großen Wendepunkt bezeichnen: Schießpulver, Buchdruckerkunſt, Umſegelung des Kaps, Findung von Amerika, Reformation Luthers.

In dieſe neue Weltepoche fällt denn die Regierung Karls des Fünften, deutſchen Kaiſers ſeit dem Tode ſeines Großvaters Max, und nach ihm die Regierung ſeines Bruders Ferdinand des Erſten, Erzherzogs von Oeſterreich und Burgund und Königs von Ungarn und Böhmen. Zwiſchen Karls deutſchem Antritt und Luthers erſtem Auftritt zu Wittenberg dar wird den Häradshöfdingen und Häradsnämnden zur Pflicht gemacht, nicht gern weiter von einander als eine bis anderthalb Meilen.

Zufolge Norrköpings Beschluſs von 1604 und König Karls des Neunten Mandat, sollte jeder Bauer, sowohl der halb- als ganz seſshafte, und jeder Torpare jährlich 2 Mark an Skjutsfärdsgeld geben, damit die, welche in der Krone Angelegenheiten zum Gästgifvare ziehen, dort zehren und sich Pferde miethen könnten. Der Adel und seine Diener sollten auch bezahlen, was sie von der Krone Bauern geleistet bekämen, und sollte der Skjuts vergütet werden im Sommer mit einem Stüver, im Herbst und Winter mit anderthalb Stüvern die Meile. In Örebros Reichstagsabschied von 1614 und von den Finnischen Ständen in eben dem Jahre wird wieder geklagt über ungebührliches Skjutsen und über Gewalt. — Die alten Ordnungen wurden 1615 weiter bestätigt, doch sollte das Kriegsvolk bei'm Durchzug Essen und Bier umsonst haben, so wie Fuhren für den Troſs und die Kranken. Die Taxe ward bestimmt zu 4 Öre die Meile für Beamte liegen nur zwei Jahre. Martin Luther, der Sohn eines armen mansfeldiſchen Bergmanns, und Karl der Fünfte, Sohn und Enkel großer Kaiſer und Könige, ſollten die beiden Hauptgeſtalten des ſechszehnten Jahrhunderts werden, und von ihrem Ja oder Nein in weltlichen und kirchlichen Dingen ſollte für Jahrhunderte Deutſchlands und Europas Entwickelung und Schickſal abhangen. Hier iſt nicht der Ort, über den großen Kaiſer und ſein Leben und Wirken ſich weit auszulaſſen; wir wollen bloß verſuchen, aus ſeinem Charakter und ſeiner Weltſtellung heraus den Lauf ſeiner Wirkſamkeit für unſer Vaterland kurz anzudeuten. Karl war ein Mann von nicht geſchwindem aber doch ſcharfem Verſtande und von jener Bedächtigkeit und Zähigkeit, welche den meiſten Menſchen, die um die Schelde und den Niederrhein geboren werden, von der Natur mitgegeben ſind; Klugheit, Ausdauer und, wo es ſein mußte, Hartnäckigkeit waren ſeine Mitgift, nicht die Geſchwindigkeit des Genies, aber die Standhaftigkeit des Muthes und kühnen und feſten Aufſegelns gegen die Stürme des Schickſals. Er war ein geborner Herrſcher und vereinigte mit Feſtigkeit und Entſchloſſenheit in ſeinem Gange Dankbarkeit und Treue gegen ſeine Freunde, Feldherren und Miniſter, und fühlte ſich — was keinen gewöhnlichen Mann bezeichnet — ſo groß, daß er die Tugend und den Ruhm ſeiner glänzendſten Diener nie beneidete oder aus ihren Kränzen Blätter für ſeinen Lorbeerkranz abriß.

Dies von Karl, nun ein Wort von Luthers Reformation. Ich bin ein Kind und ein Angehöriger derſelben und lebe nach dem Bekenntniß Doktor Martin Luthers, und hege nach meinen Anſichten das Gefühl und das Urtheil, daß dieſe martiniſche Reformation für die ganze Zeit eine Nothwendigkeit und für die Kirche und für unſer Vaterland eine große That und Wohlthat geweſen iſt, und eben für unſer Vaterland ein unermeßliches Glück und die ritterlichſte Stärkung und Belebung des Volks und Reichs geworden wäre, wenn ſie wie in Skandinavien und England, mit dem Willen und mit dem mitfließenden ja mitbrauſenden Strom des Volks ganz hätte durchgeführt werden können; wie ſie aber von Karl und den meiſten ſeiner Nachfolger zurückgeſtoßen und verfolgt iſt, hat ſie auf eine fürchterliche ja entſetzliche Weiſe zur Schwächung, Zerrüttung, Zerſpaltung und endlichen Zerſplitterung des Vaterlandes ausſchlagen müſſen. Aus welchen Trieben und Gründen die auf der Höhe der Menſchheit Thronenden (Herrſcher, Helden, Religionsſtifter, Seher und Propheten) gehandelt und gewirkt haben, darüber entſteht meiſtens ſchon bei ihrem Leben, gewiß aber immer hinter demſelben vielfältiger und unſchlichtbarer Streit. Ich für meinen Theil meine, wie Karls fünfunddreißigjähriges Thun und Wirken vor mir liegt, er würde dem Doktor Martin und dem Pabſt und Deutſchland gegenüber ſeine Lebensrolle ganz anders durchgeſpielt haben, wenn er bloß der mächtigſte deutſche Fürſt, Erzherzog von Oeſterreich und Herzog von Burgund geweſen wäre und die Kronen Hiſpaniens und Italiens nicht getragen hätte. Hiedurch befand er ſich ſein Lebenlang in einer ſchlimmſten unnatürlichen und oft unmöglichen Stellung, gleich dem Laufe eines Schiffes, welches, indem es von einem Orkan gefaßt wird, der zugleich von Norden und Süden den Sturm losläßt, zwiſchen entgegengeſetzten Winden durchſegeln ſoll. Wenn wir auf des großen Kaiſers lange Laufbahn zurückblicken, können wir uns nicht verhehlen, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren, mit welchen verſchiedenſten Wendungen, Schwenkungen und Schwankungen er ſein ſchwerbelaſtetes Schiff durch die Untiefen, Klippen und Orkane ſeiner Tage hat durchbringen müſſen, und wie ihm, als er mit zerriſſenen Segeln und zerſchellten Flanken das Schiff endlich in dem Hafen zur Ruhe gelegt hat, doch beide von den Zeitgenoſſen und Nachgebornen zum Dank begegnet iſt, daß die Einen ihn tückiſcher Falſchheit, die Andern unentſchloſſener Wankelmüthigkeit geziehen haben. Es wird überhaupt in Lagen und Stellungen, wo in voller Ganzheit nicht gehandelt werden kann, die Beſchuldigung unentſchloſſener Halbheit von den Menſchen nur zu leicht und leichtfertig ausgeſprochen, eben wie über den Doktor Martin bis auf den heutigen Tag von ſeinen Feinden geſchimpft wird, er habe in wilder Heftigkeit und hoffärtig vermeſſenem Satansſtolz in der Chriſtenheit ein verderbliches unauslöſchliches Feuer angezündet. Die Reformation war allerdings der gefährliche Brand fürchterlicher Flammen und entſetzlicher Kriege des europäiſchen Menſchengeſchlechts, und was hilft es darüber hin und her zu klügeln, wie ſie auch anders hätte beginnen und in ihrem Laufe und Verlaufe geleitet und gelenkt werden können? Sie war eine Weltumwälzung und ſollte eine Welterſchütterung werden und eine Neugeburt der Zeiten herbeiführen, eine Arbeit, mit welcher ſie bis in unſre Tage hinein noch vollauf beſchäftigt iſt. Alle Umwälzungen haben ihre unendlichen unvermeidlichen Wehen und Schmerzen, und gewöhnlich fliegen mehr Flüche und Verwünſchungen als Gebete und Lobpreiſungen hinter ihren Urhebern her. Aber die Urheber? Da eben ſteht die Frage: welche ſind die Anfänger und Urheber? Dieſe Frage zu beantworten das iſt der Knoten; da liegt der Stein der gehoben werden ſoll. Dieſer wird aber gewöhnlich in eine Menge Steinchen zerklopft, mit welchen man nach den ſogenannten Urhebern und Urſachern wirft. Bleiben wir hinſichtlich der Lutherſchen Reformation bei dem Wörtlein Umwälzung ſtehen, und betrachten uns die Umwälzungen, die wir ja reichlich erlebt haben. Betrachten wir uns die beiden großen Umwälzungen, welche die Freiſtaaten Amerikas und die wunderlichen franzöſiſchen Republiken erſchaffen haben, und fragen wir dann auch nach den eigentlichen tieferen Gründen, nach den vulkaniſchen Lagern, woraus dieſe Erſchütterungen hervorgebrauſt ſind; kurz fragen wir nach den Grundſtoffen und Menſchen, welche darin geſpielt haben, wie verſchiedene Urtheile und Meinungen begegnen uns da! wie wird man uns zurückweiſen und mit Recht zurückweiſen, wenn wir die erſten an die Namen Franklin, Adams, Waſhington, und die zweiten etwa an Sieyes, Mirabeau, Robespierre, Baboeuf und Ledru Rollin hängen wollten! Der tiefere Grund ſolcher Durchbrüche und Erdbeben der Menſchheit iſt doch die Arbeit ſo vieler Menſchengeſchlechter und die langſame, verborgene

Geburt und Ausbruch ihrer Gebrechen und Tugenden durch tauſend Dinge, die nur der älteſte Gründer, Lenker und Fortſchneller der Zeiten kennt, ſo daß wir endlich vor ſolchen Erlebniſſen wie vor einem Schickſal und einer unerklärlichen Nothwendigkeit ſtehen bleiben müſſen. So iſt auch Martin Luther allerdings der ſchuldige Anfänger und Anzünder des Scheiterhaufens, den Jahrhunderte zuſammengetragen hatten und wozu er bloß die Funken trug. Aber freilich er wußte, warum er dieſe Funken in den Scheiterhaufen warf, und in ſofern war er ein Beginner aber kein Urheber. Ich meine hier dieſe Beſchränkung oder vielmehr Einwendung in dem geſchichtlichen Sinn, daß Veränderungen und Durchſchnitte der Zeiten, die über eine Welt hinlaufen, oft als die Schuld oder das Glück und die That eines Einzelnen aufgeführt werden, der ihrer unſichtbaren und dunkeln Bereitung und Geburt, wie ſie im verborgenen Schooße der Zeit empfangen und gebrütet ſind, den Namen geben muß. Hiemit ſoll auch das Geſtändniß abgelegt werden, daß die Reformation nicht von dem einzelnen kleinen Mönch Doktor Luther gemacht worden, daß der einzelne Karl, welch ein gewaltiger Kaiſer und König vieler Reiche er immer ſein mochte, doch nicht ſtarke Hand genug hatte, der Feuerfluth des lutherſchen Lavaſtroms ihren beliebigen Lauf anzuweiſen noch ſie ſanft und gelind verlaufen und erlöſchen zu laſſen, viel weniger, ſie mit Gewalt zu dämpfen und zu erſticken. Aber Karl hätte doch, ſtatt Dämpfer und Erſticker des Brandes ſein zu wollen, ein Mitleiter und Ableiter ſein können, und kein Zweifel iſt, wäre er der Mitgänger und Begleiter — daß ich nicht ſage Mitläufer — geweſen, Deutſchland würde heute völlig anders ausſehen, Oeſterreich würde einen ganz anderen, einen viel höheren und feſteren Stand in und über Deutſchland haben, wenn er dem oben angeſpielten mitfließenden und mitbrauſenden Strom des Volks gefolgt wäre.

Volk, mitbrauſender Strom des Volks, was meinſt du da? Soll die Geſchichte nach dem Zulauf und Beifall der Menge ihr Urtheil finden und Urtheil ſprechen? Das Volk, die blinde Menge, wie tobt und brauſt und läuft ſie toll und blind hin und her und wechſelt ewig unſtät und unſicher wie Schaum auf dem Waſſer und Sand im Sturm ihr Ja und ihr Nein. Dies iſt ganz richtig, wenn man nur die Aufwallungen, Bewegungen und Getümmel der Tage und Monate zählt und wägt, aber nicht mehr richtig, wenn die Aufruhre und Erſchütterungen der Menſchen die Probe von Jahren und Jahrzehenden aushalten, wenn das Getoſe der Stimmen zur Stimmung wird und das wilde Donnergeroll und die Blitzleuchtungen zur fortdauernden ſanfteren Himmelsröthung werden — ich will ein Gleichniß brauchen — wenn der Pan der unſichtbaren Waldtöne und Waldſchrecken doch immer noch mit ſanfteren Flöten ſich hören läßt. Verſtändigen wir uns ein wenig über das Wort Volk und Volkswillen und Volksſtreben. Es verhält ſich ſo in der Geſchichte, es verhält ſich ſo in unſerm gemeinen Tagesleben: wir ſprechen, wenn wir ſo mächtige, ſo allgemeine Worte ausſprechen, in unbewußter Täuſchung und doch mit einem Inſtinkt der Wahrheit mit ihnen Zahlen aus, wo die Fünfe gleich Fünftauſend oder wohl Funfzigtauſend geltend gedacht werden muß. Die Menge — was man die Menge nennt, ich meine die Vielen gleichviel, ob hoch oder niedrig, nicht bloß die Kleinen und Unwiſſenden im Volk — bleibt immer und ewig ein blindes, wetterwendiſches, zufälliges, elementariſches Ding, das in Andern, in den Hellen, Klugen, Liſtigen ſeine Führer ſucht und findet; ſie iſt die unbewußte elementariſche Kraft, die ihre Geſtalt ſucht und, wie die Zeit und Gott es giebt, ihre guten oder böſen Geiſter findet, die ſie erfaſſen und treiben. Betrachten wir uns nun die Reformation, betrachten wir uns die deutſchen Zuſtände, wie ſie von dem Jahr

1519 bis 1555 in dem Zeitalter Karls des Fünften waren, betrachten wir uns die Krankheiten und Mißgeſtalten der Kirche, für welche ſeit einem Jahrhundert und länger ſo viele Synoden und Koncilien vergeblich den Arzt geſucht hatten, ſo dürfen wir doch wahrlich nimmer behaupten, daß der böſe Geiſt, daß in einem großen herrlichen Volke die böſen Geiſter die Anfänger und Führer geweſen wären. Es begann dieſes Getümmel, das freilich ein europäiſches Getümmel werden ſollte, nicht von unten auf, nicht, wie man ſagen möchte, aus dem Bauche und dem dicken Gedärm des Volks, ſondern war im eigenſten Sinn ein Kind des deutſchen Kopfes und Herzens. Nicht um die Plagen und Klagen der Erdennoth, nicht um politiſche Triebe und Gelüſte von Freiheit oder Herrſchaft, nein um die höchſten menſchlichen und göttlichen Fragen, um den Himmel und die himmliſchen Anfänge und Enden ward der Streit geöffnet. Man darf kühnlich ſagen, ganz Deutſchland, das heißt, was in Deutſchland Athem und Geiſt für höhere Bildung und edlere Freiheit hatte, fiel dem Luther bei. Die Menge ward hier zuletzt freilich von den Gebildeten und Wiſſenden geführt wie immer in allen Umwälzungen. Das Volk, das, was in der Geſchichte wirklich Volk heißen darf, lief nicht ſondern ging mit Luther, der durchaus kein Stürmer war, ſondern in der Kirche und im Reiche, was der Beſſerung und Belebung irgend noch fähig war, beſſern und erhalten wollte. Die große Mitte, was unter den Hohen und Höchſten und über den Unterſten ſtand, was bei großen Erſchütterungen und Verwandlungen der Dinge immer die Hauptſtimme und das Hauptgewicht hat, der ganze große Mittelſtand der Deutſchen, die Bürger der herrlichen Städte und die wenigen noch übrigen Gemeinfreien auf dem Lande, die Reichsritter, der kleine und mittlere Reichsadel — dieſe gingen zuerſt und allgemein mit der mächtigen Bewegung und machten das kleine Wittenberg in der nördlichen Sandebene der Elbe zu einem weitklingenden Namen. Durch dieſen Kern des Volks, durch die freien und reichen Bürger der Städte und durch die Ritterſchaften iſt die große, dumme, blinde Menge, die immer geführt werden muß, die nur Fäuſte und keine Augen hat, die damals noch viel blinder war, als ſie jetzt iſt, da faſt keine Seele von ihr der kleinſten Kunſt fähig war und wirklich weder ſchreiben noch leſen ſondern bloß hören und horchen konnte, geführt und für das Neue verführt worden.

Verführt ſagen die Feinde Luthers, ich ſage *geführt*: weil die Pfeile, welche Luther auf die und für den Adel, die andern sollten nach Übereinkunft bezahlen. Unter der Königin Christine in den 1650gen Jahren sind neue Klagen und Bestimmungen, aus welchen man lernt, wie es ging, wenn es in einem Edikt von 1658 heiſst: „So jemand mit Gewalt fordert und zugreift und der Gästgifvare greift mit den Seinigen zur Wehr und es wird jemand erschlagen, so geht Leben für Leben, bleibt es aber bei gefährlichen Wunden, so verliert der Thäter die linke Hand.“ Auch wird eine Strafe darauf gesetzt, wenn die Reisenden mit denselben Pferden gewaltsam mehrere Stationen vorbei jagen und so die Pferde verderben. 1636 ward die Meile zu 5 Öre Silfvermynt im Sommer und Winter und zu 7 Öre im Herbst und Frühling für jedes Pferd gesetzt. Nach dem Reichstagsbeschluſs von 1642 verpflichtete sich auf 2 Jahre jedes Skatte- und Kronohemman zu 3 Daler und jedes Frälse zu 6 Mark Silfvermynt in Skjutsfärdsgeld, und auch auf dem Reichstage von 1649 gingen die Meisten diese Bewilligung ein, um unbeſchwert und frei von dem sogenannten ausgeartete und verdorbene alte Kirche abgeſchoſſen hatte, recht mitten in das Herz des deutſchen Volks getroffen und eingeſchlagen hatten. Alle Deutſchen und die ganze germaniſche Art hatten ſich von Anfang an erwieſen als gemacht und geſchaffen wie ein Volk des Weges zum Lichte und zur Wahrheit und als der Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit bedürftig. Dies weiſt ſich ganz und voll aus der Geſchichte nach. Hört!

Als die Römer über die Berge durch die dichtverwachſenen Wälder der Deutſchen tiefer ins Land eindrangen, verwunderten ſie ſich, wie Tacitus erzählt, daß ſie faſt nirgends einen Tempeldienſt und keine Altäre erblickten, und daß viele germaniſche Stämme ihre Götter wie in der unſichtbaren und nur durch das Rauſchen der Ströme und Sauſen der Haine vernehmlichen Allmacht und Erhabenheit anzubeten ſchienen. Wie dem auch ſei und obgleich wir bekennen müſſen, daß hie und da auch Tempel und Altäre und den Göttern geweihte Bäume, Quellen u. ſ. w. bei ihnen gefunden werden, daß ſie ſelbſt blutige Menſchenopfer gebraucht haben, jedoch nur, wie es ſcheint, in gefährlichen Zeitläuften und in über ihr Daſein entſcheidenden Kriegen, wir bleiben hier nur bei der Reformation ſtehen und behaupten, daß ſie die Herzen und Nieren der europäiſchen Völker wie ein ſchneidendes Schwerdt geprüft und ihren innerſten Sinn und Geiſt offenbart hat. Mit Deutſchland angefangen, dort fiel ihr in allen Landen und Stämmen der lebendigſte, freieſte und edelſte Theil des Volks faſt allgemein und mit größter Einmüthigkeit und Freiwilligkeit zu, und mit wenigen Ausnahmen hat es in ſeinem Südoſten, wo die alte Römiſche Kirche jetzt faſt wieder mit Allgemeinheit herrſcht, der längſten und härteſten Rücktreibungen, der blutigſten Verfolgungen, Achtungen und Hinrichtungen bedurft, um die gefallene und ſinkende alte Kirche wieder aufzurichten. Luther iſt einer der deutſcheſten Männer geweſen, wie deren jemals gelebt haben, und ſeine Empörung gegen Leo den Zehnten und Rom die chriſtlichſte, deutſcheſte Bewegung. — Und die übrige [illegible], meiſt verwandte germaniſche und gothiſche Art, ſie iſt faſt allenthalben des chriſtlichen Weges gegangen, den er der Welt gewieſen hatte. So iſt ganz Skandinavien, ſo iſt England und Schottland faſt durchaus proteſtantiſch geworden. Bei andersartigen und gemiſchten Völkern, wo die germaniſche Beigabe zur Maſſe die geringere iſt, hat es ſich gar anders erwieſen. Auch wo unter Fremden — man könnte ſagen in partibus infidelium — ein germaniſches oder deutſches Element vorwog oder dichter beiſammen lag, ſchlug der Proteſtantismus ſogleich Wurzeln; ſo zum Beiſpiel bei den deutſchen Siebenbürgern, und in Frankreich allenthalben, wo die Nachkommen germaniſchen Stammes wohnten. Da iſt er aufgeſproßt und, obgleich oft mit Feuer und Schwerte unterdrückt und ausgerottet, beginnt er in unſeren freieren und glücklicheren Tagen wieder zu grünen. Ich nenne nur das Languedoc, wo Gothen, Burgund, wo die Burgunden, die Normandie und die nördlichen Grenzlande, wo Vlamingen und Franken ſich zahlreicher niedergelaſſen hatten. Der Proteſtantismus ſcheint einmal die Religion der Lauen und hellen Menſchengeſchlechter zu ſein, welche von irdiſchen Trieben und Leidenſchaften weniger durchſchüttert und von ſinnlichen Gefühlen und Anſchauungen weniger geleitet ſind, kurz, die der animaliſchen Schwere weniger in ſich tragen; er ſcheint weniger die Religion der Slawen und der romaniſchen Völker ſein zu können. Wir können da auf große geſchichtliche Zeichen und Zeugniſſe hinweiſen. Ich weiſe hier nur auf zwei leichte und kühne Völker hin, auf die Gallier und auf die Polen, auf die levitas gallica oder celtica und die weltbekannte levitas polonica. — Zuerſt die levitas celtica begegnet uns in Frankreich und in Großbritannien. Ein Drittel jenes letzten Reichs, die ſchöne Inſel Irland, iſt in dem jammervollen Hader verſchiedener Bekenntniſſe durch ſeine Beharrlichkeit in dem alten chriſtkatholiſchen Glauben bis dieſen Tag ein unglückliches Land, weil ſeine Celten nicht mit dem mehr nüchternen und hellen Bekenntniß der Angelſachſen gehen können. Die unglücklichen Menſchen werden wegen dieſer Feindſchaft und ihrer fortdauernden Folgen endlich alle die Heimath verlaſſen und in fremden Welttheilen leben. — In Frankreich hatte der lutherſche und kalviniſche Glaube ſelbſt in manchen galliſchen Landſchaften und auch in den Hauptſitzen des Gallicismus, in Paris und Orleans, im ſechszehnten Jahrhundert weit um ſich gegriffen. Wir leſen bei de Thou und in den Denkbüchern jenes Jahrhunderts, daß es eine Zeit gab, wo in Paris ſelbſt dreißig, vierzig lutherſche oder kalviniſche Kapellen ſtanden und der Proteſtantismus bei dem leichtſinnigen Volke gleichſam Mode geworden war; aber er hielt ſich dort nicht und bei öffentlichen Aufruhren der unſeligen franzöſiſchen zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts ſind jene Kapellen, nicht durch königliche Gebote und Dragonaden und Jeſuitenhetzereien, ſondern durch die Fäuſte des wetterwendiſchen pariſer Pöbels in demſelben Sinne zerſtört worden, wie in unſern jüngſtverfloſſenen ſechszig, ſiebenzig Jahren die Altäre und Freiheitsbäume der wechſelnden Verfaſſungen heute aufgerichtet und morgen niedergeriſſen ſind. — Und die levitas polonica. Durch die Nähe des nördlichen proteſtantiſchen Deutſchlands und durch die deutſchen Univerſitäten, welche der zahlloſe polniſche Adel ſchon Jahrhunderte fleißig beſucht hatte, war der Proteſtantismus ringsum im Königreich Polen weit ausgebreitet worden; ja er war von der Bedeutung im Volke, daß in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Hälfte der zu den Reichstagen gewählten Landboten aus Proteſtanten beſtanden. Es haben hier freilich habsburgiſch-öſterreichiſcher Einfluß und die raſtloſe Thätigkeit der Jeſuiten gegen dieſe Ausbreitung öffentlich und geheim zu wirken und zetteln geſucht, aber zu wirklicher blutiger Gewalt hat es in Polen weder Kerker noch Dragonaden gegeben. Es hat hier der natürliche Trieb, die urſprüngliche Anlage des Volks gefehlt, die Zahl der Proteſtanten hat ſich deswegen nimmer gemehrt, ſondern ſeit jener Zeit mit jedem Jahrzehend, nicht ſo ſehr durch Verfolgung und Unterdrückung als durch eigne Abſterbung und Erlöſchung, abgenommen.

Nach dieſem grade an unſerm Wege liegenden Ablauf kommen wir auf unſern Kaiſer Karl zurück. Er hat bei dem unvermeidlichen Zuſammenſtoß der Verhältniſſe und Beziehungen ſeiner Zeit bei weitem mehr den König von Spanien gefühlt als den deutſchen Kaiſer und den Erzherzog von Oeſterreich und Burgund. Es war das wohl das Natürliche und Unvermeidliche. Was war bei allen Titeln, Anſprüchen und Verurtheilen der Deutſche Kaiſer damals noch? Wir haben oben geſehen, was er in der That war; und ſelbſt der mächtige und gewaltige Karl hat aus ihm nicht viel machen und durch ihn bei allen ſeinen Arbeiten und Unternehmungen wenig thun und wirken können. Wie ſollte er denn nicht den in jener Zeit herrlichſten und mächtigſten König der Welt, der in drei Erdtheilen herrſchte und in dem vierten, in Afrika, zu herrſchen verſuchte, den König von Spanien, hoch über den deutſchen Kaiſer geſtellt und gehalten haben, jenen König, dem eben die Gold- und Silber-Lande Peru und Mexiko mit allen möglichen Fabeln, Hoffnungen und Ausſichten einer noch viel prächtigeren Zukunft gewonnen wurden? Er ſchaute alſo viel mehr als auf Deutſchland und deſſen Angelegenheiten und Verhältniſſe und mögliche Zukunftentwickelungen und Hoffnungen auf ſeinen goldenen

Südweſten, auf Spanien und Italien hin. Er iſt mit dieſer ſeiner Richtung und Hinblickung hier der habsburgiſche Beginner, gleichſam das Vorbild geweſen, welchem ſeine Söhne und Enkel haben folgen müſſen, und faſt wie ein Schickſal und Zauberbann iſt ſeine Richtung auch bei den Enkeln ſeines Bruders Ferdinand, bei den deutſchen Habsburgern, unverrücklich geblieben. Ihnen ſind wie durch einen böſen verderblichſten Zauber die deutſchen Augen verdreht und von allen ihren nächſten Verhältniſſen und Vortheilen weg faſt viel mehr und faſt immer und bis auf den heutigen Tag gegen Südweſten ſtatt auf Deutſchland und gegen Oſten hin gewandt worden. Das ſchlimmſte Erbſtück aber und Beiſpiel, welches der große Kaiſer ſeinem Stamm hinterlaſſen hat, iſt ein religiöſer Fanatismus geweſen, den man einen ſpaniſchen Fanatismus nennen könnte. Karl war gewiß nicht fanatiſch, er hat ſeinen langen Weg, wie er ihn gelaufen iſt, politiſch in dem Geleiſe der alten Kirche laufen gemußt. Der König von Spanien hätte ſchwerlich ein Lutheraner ſein können, viel eher, obgleich ſo nahe dem Sitz des heiligen Stuhls zu Rom, der König von Neapel und Sicilien und der Herzog von Mailand. Ich muß hier die Bedeutung des Worts ſpaniſcher Fanatismus erklären.

Kein Volk iſt im Kampf mit dem Heidenthum — auch der Islam hieß im Mittelalter Heidenthum — ſo durch die Bluttaufe gegangen und im älteſten römiſchen Chriſtenglauben gleichſam geſtählt und gehärtet worden als die Spanier. Sie haben im ſechszehnten Jahrhundert die Belegung der Lutheraner mit den Namen Ketzer und Heiden im vollſten Sinn genommen und verſtanden, und tragen größtentheils wohl heute noch dieſelben Gefühle und Anſichten wie in Karls des Fünften und Philipps des Zweiten Zeit; man wird ſie wohl heute noch das katholiſcheſte Volk nennen können, wie die Schweden das lutheriſcheſte. So dauern leuchtendſte Erinnerungen der Dinge und Namen durch die Jahrhunderte fort. Dieſer Fanatismus, dieſer ſpaniſche böſe Blick iſt dem Hauſe Habsburg in Deutſchland und ſeinen öſtlichen Erbreichen höchſt verderblich, dem deutſchen Vaterlande aber das Allerverderblichſte geworden. Unſer Faden muß nun an dieſem karliſchen Erbtheil und an ſeinem Verderben weiter fortlaufen.

Außer dieſem Unglück ward die Hochzeit des Habsburgers Philipp mit einer ſpaniſchen Infantin ſchon an ihr ſelber dadurch ein deutſches Unglück, daß bei Karls Abdankung die ſchönſten und reichſten rheiniſchen und oceaniſchen deutſchen Lande, Belgien und

Niederland, und die gewaltſam und ungerecht durch Karl hinzugeriſſenen deutſchen Landſchaften Geldern, Biſthum Utrecht u. ſ. w. als eine abhängige Provinz einem entfernteſten fremden Volke, den Spaniern, zugetheilt worden und hinfort von ihnen regiert werden durften. Dieſe Regierung mußte in jedem Sinn eine ſpaniſche werden, auf jeden Fall eine übertriebene ſpaniſchrömiſchkatholiſche undeutſcheſte Regierung. Sie ward es nach Karls Tode in doppeltem Maaße, jemehr Karls Sohn Philipp König von Spanien mit dem wachſenden Alter von doppelt fanatiſchem ſpaniſchem falſchen Eifer beſeſſen ward. Eine andre ſpaniſche Geburt, welche in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts mit allmächtiger Thätigkeit und Wirkſamkeit in die Welt trat, kam noch dazu, die Stiftung und Herrſchaft des Jeſuitenordens. Ich ſage den Wiſſenden kein Geheimniß, wenn ich behaupte, daß ohne Philipp und die Jeſuiten Deutſchland wahrſcheinlich ganz geblieben wäre und keinen dreißigjährigen Krieg erlebt hätte. Dieſer dreißigjährige Krieg beginnt eigentlich ſchon mit den Jahren 1575 und 1580, und wenn man die ganze lange Reihenfolge des Haders und Krieges und des deutſchen durch Fremde herbeigeführten angezettelten und durchgeführten Jammers begleitet, könnte man wohl einen ſiebenzigjährigen Krieg nennen. Indeſſen die Fülle der Schmach und des Jammers fiel allerdings zwiſchen die Jahre 1620 und 1650. Seine Vorbereitungen und Vorſpiele liegen in Belgien und am Rhein. Ohne Philipp und ohne Spanien und ſpaniſchen Eifer und ſpaniſche und franzöſiſche Jeſuiten wären jene erwähnten fürchterlichen Jahre nimmer eine große Tragödie des zerriſſenen und geſchändeten Deutſchlands geworden. Es iſt begreiflich, daß bei ſolchen Erinnerungen jeden Deutſchen, der ſein Vaterland liebt, ein Schauder überläuft, wenn er dieſe Jeſuiten nach dem Scheinſchlaf von ſiebenzig, achtzig Jahren heute wieder friſch und lebendig in allen Tempeln und auf allen Gaſſen predigen und die Stimmen und Getümmel ihrer Bewillkommungen durch alle Tagesblätter jauchzen und ſchallen hört. Die Jeſuiten ſind die großen Zuchtmeiſter und Ordner der alten Kirche geweſen, wiewohl ſie ſpäter auch ſchlimme Spalten in ſie geriſſen haben, die Anzünder von Flammen und die Aufrichter von Scheiterhaufen, welche ehemalige Proteſtanten wie Herr Hurter in Wien und Herr Leo in Halle, und mit ihnen andre Vorkämpfer des Abſolutismus und Aberglaubens, die begeiſterten Streiter gegen Unglauben und Aufruhr

Kronskjuts und von Verpflegung zu bleiben und von Fuhren und Transporten, ausgenommen bei dem Marsch des Kriegsvolks; aber diejenigen Provinzen und Distrikte, welche sich hiezu nicht verstanden, sollten jeden skjutsen, der in des Königs Angelegenheiten mit einem Passe reiste, und sollte das Landvolk, das abseits im Kirchspiel oder Härad wohnte, an den Wegen, wohin der Landshöfding verordnen würde, wöchentlich 2 Tage seine Hällhästar zur Stelle haben. In der Königin Christine Gästgifvareordnung von 1649 sind mehrere Anordnungen über Wege, Meilenzeiger etc., der Preis ist das ganze Jahr hindurch 6 Öre Silfvermynt die Meile für Schweden, für Finnland und Norrland 4 Öre. — 1651 kam aus, daſs zur Vermeidung des Unwesens auch der Krone und ihrer Befehlshaber und Bedienten Freiskjuts aufhören solle. Seit endlich von 1664 an von jedem Hemman die Skjutsfärdspengar ausgingen, so ward durch die Zeugordnung von 1696 der Freiskjuts für das Kriegsvolk abgeschafft, aber dafür sollte eine Durchzugsabgabe (Durchtågsgärd) ausgenennen. Herrn Leo dünken der tyranniſche Philipp und ſein berühmter Henker Alba im alten guten gottgebornen Königsrecht geherrſcht und verwaltet zu haben. Wir kennen ja den Niederländiſchen Aufruhr. Sieben ſchöne niederrheiniſche Landſchaften, welche künftig als eigner Staat Rhein und Maas und Deutſchlands Handel beherrſchen und drücken ſollten, riſſen ſich vom ſpaniſchen Joche los, und wurden ſpäter als ein beſonderer Staat auch von Deutſchland abgeriſſen und der Reſt der ſchönen burgundiſchen Lande blieb hinfort als ein kranker, halbtodter Leichnam liegen, immer noch ſpaniſch aber ſo hülflos und ſchwächlich, daß er von Frankreichs vierzehntem Ludwig verſchlungen ſein würde, wenn Deutſchland und das andre frei gewordene Niederland zur Vertheidigung und Erhaltung dieſer Mauer deutſcher Stärke und Selbſtſtändigkeit gegen Frankreich für Spanien nicht immer in den Riß getreten wären. Es kommt einem hier wieder die Betrachtung, wie gar anders an dieſer Weſtküſte und alſo im ganzen Vaterlande die Haltung und Entwickelung der deutſchen Dinge und der habsburgiſchen Macht und Herrlichkeit geworden ſein würde, wenn Karl nicht König von Spanien war und auf das Niederland als auf die Wiege ſeiner Kindheit die Augen der Liebe und Hoffnung gerichtet hätte.

Wir ſehen, was jene Sieben abgeriſſenen Landſchaften geworden ſind, zu welcher Freiheit, Macht und Größe ſie ſich entwickelt und über vier Menſchenalter auf ſolcher Höhe erhalten haben. Hielt der große Kaiſer hier den Blick und das Herz feſt, ging er in der Zeit mit der Zeit als ein deutſcher Fürſt und mit der deutſchen Mäßigkeit und Gerechtigkeit ſeine Bahn fort, wahrlich an dieſen Küſten, an dieſem Deutſchen Meere, von Schelde, Maas und Rhein bis zur Weſer und Elbe hinunter war mit Heerkraft und Meerkraft ein ganz anderes Spanien, ein viel kräftigeres, ſtreitbareres und reicheres zu gründen als jenes, um welches die Gold- und Silber-Kronen von Peru und Mexiko und alle Juwelen und Perlen beider Indien mit allen Fabeln und Mährchen des Orients funkelten. Ich meine hier das ganze Belgien und Burgund zuſammen, dazu die deutſche Grafſchaft Hochburgund, das Elſaß, die habsburgiſchen Vorlande in Schwaben und der Schweiz. Welch ein großes, ſchönes und reiches Land, mit unerſchöpflichen Hülfsquellen und Naturgaben, mit freien, ſtattlichen Bauern, kunſtreichen und ſtreitbaren Bürgern und Kriegern, gleich ſtark und unbezwinglich zu Waſſer und zu Lande! welche Heere, welche Flotten der Gegenwart und Zukunft in ihnen! Und ich frage nach der Erfahrung, wie gewaltig das Vierteltheil dieſer Lande, was nachher gewöhnlich nur Holland hieß, ſich ſpäter erwieſen, als es allein mit ſo mächtigen Reichen als England und Frankreich den Kampf aufnehmen konnte, wie groß würde dieſes habsburgiſchburgundiſche Deutſchland ſich erwieſen haben, wenn Karl dieſe herrlichen Lande nicht gleich einem verlornen deutſchen Biſſen dem Reiche Spanien hingeworfen, ſondern hier den Mittelpunkt der habsburgiſchen Weſtmacht geſetzt und alle Gelegenheit, die ſich ihm in Deutſchland ſo reichlich bieten mußte, benutzt hätte, ſich für ſein Haus weiter gegen Norden hin an den Küſten des Deutſchen Meers auszubreiten bis an und über Weſer und Elbe hinaus! Aber dann mußten die Dinge freilich mit deutſchen Augen geſehen und mit deutſchem Sinn gefaßt und ausgedeutet werden.

Hier alſo ging nach Gottes und Karls Willen alles einen ganz anderen Gang, und von hier ſollte das erſte allgemeine deutſche Unglück, die mächtige und endlich doch ohnmächtige Rücktreibung und Unterdrückung der Ketzerrevolution und die endliche Verwüſtung und Zerreißung der deutſchen Herrlichkeit ausgehen. Nach Karls Abdankung unter Ferdinand dem Erſten, der als König von Ungarn und Böhmen dem Reiche und den Fürſten gegenüber oft ſchwach und ohnmächtig da ſtand, waren die deutſchen Dinge in der Gegeneinanderſtellung der verſchiedenen Religionspartheien mit erträglicher Mittelmäßigkeit ziemlich leidlich fortgegangen. In dieſem Sinn mit angeborner Klugheit, Freundlichkeit und Gutmüthigkeit ſetzte ſein Sohn Max der Zweite als deutſcher Kaiſer und Erzherzog der öſterreichiſchen Lande die Regierung fort. Er war ein milder Charakter, von jedem fanatiſchen Eiſer und Haß fern. Und ſo lief die deutſche Entwickelung unter ihm ihren natürlichen Strom fort, und der Proteſtantismus wuchs von Jahrzehend zu Jahrzehend nicht allein in den öſterreichiſchen Erblanden, ſondern eben ſo ſehr in den Königreichen Ungarn und Böhmen. Dieſer freundliche, edelmüthige Kaiſer war mit vielen mittelmäßigen oder unfähigen Söhnen geſegnet. Der ſchlechteſte von allen war ſein Erſtgeborner, der unter dem Namen Rudolf der Zweite als ein Schandfleck der Faulheit, Liederlichkeit und Unfähigkeit, ein Mittelding von einem Klaudius und Nero, zugleich Liebhaber und Förderer der Künſte und Wiſſenſchaften, über ein Menſchenalter mit dem Namen Kaiſer die deutſche Ehre beſchmutzte. Während dieſer Rudolf, den Einige ſogar den Guten und Frommen genannt haben, dieſer üppige neroniſche Weichling, faul und ſorglos in ſeinen Schlöſſern und

Gärten herumſpazierte, die Nächte mit ſchönen Weibern und Dirnen und die Tage in ſeinen Bücherſälen, Kunſtſammlungen und mit den ſchönſten Spiegeln geſchmückten Marſtällen verlebte und, wie ſein weiland Vorbild der Wenzel von Lützelburg, das Reich Reich und Fünf Grad ſein ließ, ſtieg der Jeſuitenorden in voller, fürchterlicher, blutrother Herrſchaft wie ein blitzgeladenes düſteres Gewittergewölk über das heilige Reich deutſcher Nation herauf und begann das kühne Wagſtück der Zurücktreibung der Zeit, der Wiederherſtellung der alten Kirchenzuſtände und der Ausrottung der lutheriſchen und kalviniſchen Ketzereien. Wie geſagt, dies Wagſtück fing an mit Alba's Aechtungen und Hinrichtungen in den Niederlanden und ſchritt ſo längs dem Rheinſtrom durch die Länder und Städte fort, bis gegen das Jahr 1620 die Zerreißung des böhmiſchen Freiheitsbriefs und der Kanonendonner des katholiſchen Sieges in der Prager Schlacht das wilde Allarmzeichen des allgemeinen Kriegs geworden iſt. Zu dieſen Rücktreibungen, wo oft die rückſichtsloſeſte Grauſamkeit und tückiſche Rachſucht walteten, wovon beſonders das unglückliche Aachen und Neuß ein blutiges Beiſpiel ward, wurden vor allen die Spanier als die bereiteſten Helfer und Mordbrenner in deutſchen Landen herbeigerufen, wo ſich Spinola's italiäniſche Banden vor den Andern berühmt machten. Es ſollte der Proteſtantismus mit Feuer und Schwerdt bis zur Wurzel ausgerottet werden. So iſt die ſchreckliche Arbeit hin und wieder in den Niederlanden gelungen, ſo in den Städten Aachen, Trier, Neuß, Bonn u. ſ. w. meiſtens durch ſpaniſche und italiäniſche, in Donauwörth durch bairiſche, in Straßburg durch franzöſiſche und lothringiſche Bajonette; ſo ſpäter in manchen Städten Niederſachſens und Weſtfalens, in Münſter, Paderborn, Hildesheim u. ſ. w.

Dies war, wie geſagt, meiſt gleichſam das Vorpoſtengefecht der Plänkler und kirchlichen Huſaren, das kleinere leichtere Vorſpiel des langen und gewaltigen Kampfes; die Jeſuiten waren die Bereiter und Einleiter und die vornehmſten Rollenvertheiler der gräulichen Tragödie. Gott oder vielmehr die Zeit ſchienen im Anfange mit ihnen zu ſein, und zwiſchen den Jahren 1620 und 1630 gab alles den Schein, als wenn ſie unter dem Händegeklatſch von Rom und Spanien von der Bühne treten würden. Rudolf und ſein Nachfolger und Bruder, der eben nicht viel kräftigere und fähigere Kaiſer Matthias, ſtanden da gleichſam wie bunte Faſchingsfiguren, wie Leichenpuppen, die man zum Begräbniß des heiligen Römiſchen Reichs deutſcher Nation wie die alten Römer die Bilderpuppen ihrer Ahnen, herumtragen konnte. Ein großer Mann der Zeit, König Heinrich der Vierte von Frankreich, hatte ſich mit klugen Augen die hohlen Reichspuppen und die kranken Zuſtände des Reichs lange ſchon beſchaut und über die Sektion des bald zu begrabenden Leichnams zur künftigen Belehrung von Kongreßdiplomaten ſeinen Entwurf fertig in der Taſche. Er war einer der allergeſchäftigſten unter den Todtenträgern und Leichenbittern Deutſchlands, ward aber mitten im Spiel im Jahr 1610 durch den Dolch eines Mörders von der Bühne abgerufen, wohl nicht zu dem Unglück unſers Vaterlandes. Wunderlich, wie einzelne deutſche Geſchichtſchreiber, und auch unſer Gervinus, den Heinrichſchen Entwurf als einen glücklichen und großherzigen haben rühmen können. Es war der ächteſte Gedanke franzöſiſchen Hochmuths, ein voller Napoleonsgedanke vor Napoleon. Es galt nichts Geringerem als der Vernichtung der großen ſpaniſchen Monarchie und der Zerſtückelung des den Wälſchen zu dicken und zu mächtigen Deutſchlands, aus welchem Frankreich ſich auch ſeinen beliebigen fetteſten Biſſen herausſchneiden ſollte. Verſteht ſich, Frankreich ſtand höchſt oben über allen Völkern und Reichen mit dem behütenden und bewahrenden Schwerdt des Friedens und der Gerechtigkeit, zugleich als glänzendes Muſter und Führer der Chriſtlichkeit und Bildung. Damals wie heut, Heinrich wie Napoleon. Kurz, Rudolf und ſein Bruder waren ſolche jämmerliche Figuren, unter welchen alle hinterduckiſche, ränkevolle Tauſendkünſtler das verkappte und verlarvte Spiel des frevelhaften Unheils und gleißneriſchen Wirrwarrs zetteln und fortſpielen konnten. Dazu kam, die Proteſtanten, obgleich in Deutſchland an Hülfsmitteln, Kräften und Streitbarkeit die weit überwiegende Mehrzahl, mangelten allenthalben der geſcheidten und muthigen Häupter, mit welchen ſie unüberwindlich geweſen ſein würden. Die mächtigſten deutſchen Fürſten und die Hälfte der Kurfürſten waren Proteſtanten, die Pfalzrheingrafen, die Sachſen, die Brandenburger, aber die damaligen Inhaber der größten Macht und der höchſten weltlichen Reichswürden ſtanden nach Gottes Willen und Beſtimmung alle tief unter der Nummer Mittelmäßig. Die Katholiken aber hatten die rechten Köpfe und Häupter und die Jeſuiten — dies muß man ihrem Verſtande zu Ehren ſagen — wußten ſie zu finden, zu bilden und an die rechten Stellen zu ſetzen und für ihre Zwecke zu gebrauchen. Ich nenne nur Max von Baiern, den die Baiern ſelbſt ihren Max den Großen nennen, und Ferdinand von Steiermark, in der Geſchichte Kaiſer Ferdinand der Zweite genannt. Dieſer des Kaiſers Max des Zweiten Enkel ward durch den Jeſuitenblick als der Fähigſte unter allen Erzherzogen Oeſterreichs herausgefunden und durch ſpaniſchen und jeſuitiſchen Einfluß über die Köpfe aller ſeiner Vettern emporgehoben und bald auf den Thron des Reichs geſetzt. So fand die raſtloſe und kluge Brüderſchaft unter den Fürſten diejenigen heraus, welche die großen Schläge und Durchhiebe bei der Vertilgung der Ketzerei thun ſollten. In gleicher Weiſe waren ſie auch auf den unteren und mittleren Stufen des Weltweſens die allthätigen Rundſchauer und ſuchten ſich jedes Geiſtes und Talents, das ſie irgend erhaſchen konnten, zu bemächtigen. Ich weiſe nur darauf hin, daß zwei der bedeutendſten Feldherren der katholiſchen Parthei, der Wallenſtein und der Pappenheim, geborne Proteſtanten, von ihnen entdeckt und als Jünglinge für den Kampf ihrer Kirche herübergenommen wurden.

Durch und unter ſolchen Verhältniſſen, Zettelungen und Entwickelungen, durch ſolche Perſonen, Gehülfen und Geräthe iſt der dreißigjährige Krieg vorgerüſtet, eingeleitet und begonnen, aber gar anders ausgefallen, als man es anfangs gehofft hatte. Er hat zu gleicher Zeit die hülfloſe Ohnmacht des deutſchen Reichs offenbart und für Jahrhunderte befeſtigt, und wie das Jammerſpiel von den Spaniern und Jeſuiten begonnen und in der Fremde angezettelt und ausgeſponnen war, iſt es von den Fremden fortgeſetzt, und endlich, als die Spanier und Oeſterreicher unterlagen, im Norden von den Schweden, im Süden von den Franzoſen entſchieden worden. Der Krieg hatte als Religionsfehde begonnen, unter dieſem Titel war der Spanier im Süden, der Schwede viel ſpäter im Norden aufgetreten; endlich war der Franzoſe, der galliſche Fuchs, der uralte deutſche Hühnerpflücker, mit drein getreten und hatte die fetteſte Beute davon getragen. Wenn das eine Freude iſt, ſo hatten die Deutſchen wenigſtens die Freude, daß ſie als die tapferſten Streiter des Kampfes, der mit ihrem Gute und Blute durchgeſtritten ward, auf beiden Seiten erſchienen ſind. Es waren Titanen und Titanenſchlachten, und will man gewaltige Menſchen mit Geringerem vergleichen, ſo ſprangen aus dem langen Rieſenkampfe, wie in unſern Tagen aus den franzöſiſchen Umwälzungskriegen zwiſchen den Jahren 1792 und 1815, glänzende Namen guten und böſen Gerüchts aus ihm hervor, von welchen hie und da in Schweden und Deutſchland noch gräfliche und fürſtliche Ururenkel und Herzoginnen, Erzherzoginnen und Königinnen übrig ſind: Wallenſtein, Sporl, Arnheim, Jan de Werth, macht werden, wann Durchzug vorfiele, wovon die Provinzen, welche am meisten beschwert würden und die an den Hauptstraſsen liegenden, Bezahlung für ihre Pferde erhalten konnten.

Seitdem ein ordentlicher Hällskjuts zuerst auf den gröſsern, nachher auf den kleinern Wegen eingerichtet ist, haben die Gästgifvare Gelegenheit bekommen, sich der ihnen für so manche Befreiungen und Vortheile aufgelegten Leistungen zu entziehen, da sie anfangs ganz allein mit einiger Reserve aus den nächsten Dörfern den ganzen Skjuts zu besorgen hatten. So klagen Manche, aber was wollen sie? Wie sollten jetzt die Gästgifvare mit den Pferden, die sie vor ihren Hemman halten können, die Sache bestreiten, da das Land an Menschen, an Kultur, Kommunikation und also auch an Reisenden so unendlich zugenommen hat?

Manche Patrioten haben den Nachtheil berechnet, welchen die Skjutseinrichtung verursachet. Es ist allerdings schlimm, daſs der Bauer 1, 2 Pferde mit einem Burschen oder

Melander, Königsmark, Stalhandſchuh Dörflinger u. ſ. w. — Aber durch welches deutſche Elend, durch welche Ströme vergoſſenen deutſchen Blutes ſind dieſe Namen glänzend und unvergeßlich geworden! Deutſchland war im Beginn des ſiebenzehnten Jahrhunderts, obgleich der Welthandel und Weltverkehr zu andern Ländern und Völkern neue Wege gefunden und genommen hatte, noch reich an Menſchen und Gütern, dieſer Krieg hat es auf eine Weiſe, die den Enkeln unglaublich dünken muß, erſchöpft und verödet und die Sehnen ſeiner Kraft zerſchnitten; jetzt erſt, nach dem Ablauf von zwei Jahrhunderten, beginnen wir kaum wieder die letzten Narben der damals geſchlagenen Wunden allmälig verwachſen zu ſehen. Es iſt eine volle Wahrheit, daß im Jahr 1650 in manchen deutſchen Landen kaum ein Viertel, in anderen kaum ein Fünftel oder Sechstel der Einwohner übrig geblieben ſind, daß Städte, die früher 100,000 und 50,000 Seelen zählten, noch am Ende des jüngſtverfloſſenen achtzehnten Jahrhunderts kaum das Viertel jener Zahl wieder erreicht hatten. Davon gab jedem Deutſchen, wenn er nach dergleichen vaterländiſchen Dingen fragte, die einzelne Heimath das lebendigſte gültigſte Zeugniß. Erſt mit unſerm Jahrhundert, man kann ſagen mit Napoleons Sturz, mit dem

Jahr 1820, tritt eine mächtige und geſchwindere Beſſerung ein; jetzt beginnt der Bürger und Bauer allmälig wieder menſchlichen Athem zu holen und an Ehren und Wohlſtand zu wachſen. Daß ich nur von meinem Norden erzähle: Berlin oder Köln an der Spree zählte am Schluſſe jenes Kriegs nur 6000 Einwohner; die Urkunden melden von Herbeirufungen und Anſiedelungen neuer Bewohner in Wüſten, wo weiland blühende Dörfer geſtanden hatten. Wir beſitzen eine ſehr gute Karte vom Herzogthum Pommern aus der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts; auf dieſer Karte finden wir viele Namen von Dörfern und Höfen, wo heute nur Geſträuch und Heidekraut wächſt. Köln und Straßburg konnten am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts 15,000 und 20,000 Wehrhafte muſtern — wie ſtand es mit ihnen um das Jahr 1700? — In Stralſund ſtanden etwa zehn Jahre vor dem Anfange des dreißigjährigen Krieges 8000 wehrhafte Männer zur Muſterung aufmarſchirt; als ich dort in die Schule ging, lebten in der weiland ſo prächtigen und mächtigen Stadt etwa 10,000 Seelen; jetzt geht's freilich wieder in die 20,000, aber wie weit noch von der früheren Zahl!

So fürchterlich hatten die Eigenen und die Fremden in dem ſchönen reichen Lande verheert, verwüſtet und gewüthet; aber die Fremden bekamen auch für lange Zeit durch die Verträge des Weſtfäliſchen Friedens darin große Gewichte, wenigſtens Mitgewichte in die Hände, die ſie oft faſt nach Belieben in die Wagſchale der Macht zur Entſcheidung warfen. Was früher meiſtens Spaniens verderbliche Einwirkung und Mitſpiel in den deutſchen Angelegenheiten geweſen war, das ging für kurze Zeit auf Schweden, auf lange Zeit und bis in unſre Tage hinein auf Frankreich über. Der deutſche Kaiſer ward hinfort, was er in der That leider ſchon ſeit Jahrhunderten geweſen war, ein Namen- und Schatten-Kaiſer; die großen Fürſten wurden faſt unabhängige ſelbſtſtändige Herrſcher; was hin und wieder bei aller Lockerheit und Ungebundenheit der Stellungen die Gemeinſchaft durch alte Gewohnheit noch etwas zuſammenhielt, war durch kein feſtes Geſetz und Gebot mehr gebunden; es hingen alle Glieder des Reichs hinfort loſe und ſchlotterig zuſammen, und ſo ſchlotterig und unbehülflich und ohnmächtig hat das alte Reich ſich noch anderthalb Jahrhunderte nach jenen dreißigjährigen Gräueln fortgeſchleppt, bis Kaiſer und Reich und Länder und Fürſten miteinander nebſt ihrem zerriſſenen und vermoderten Bau von dem Sturmwinde der franzöſiſchen

Umwälzung — ich ſollte richtiger ſagen von ihrem Hauche — umgeweht worden ſind.

So hat um das Jahr 1650 das deutſche Land und Volk durch eigne Schuld und Sünde niedergeſchlagen, zerriſſen und verwüſtet da gelegen; aber viel ſchlimmer ſind in Folge dieſes dreißigjährigen oder vielmehr ſiebenzigjährigen Kriegs edelſte, weſentlichſte und unentbehrlichſte Theile des Reichs wenigſtens ein gutes Fünftel ſeines Umfangs, unter dieſen zwei Hauptbollwerke ſeiner Stärke, ſeine Alpenburg und ſeine Meerburg, wie es ſchien für immer, von ihm abgeſpaltet und abgeriſſen. Dies hat durch die planvollſte, raſtloſeſte Thätigkeit, worin die Franzoſen und Ruſſen allen andern Europäern überlegen ſind, wälſche Schlauheit und Liſt zu einer Zeit, wo Frankreich bei ſich zu Hauſe ſelbſt ſehr ſchwach und zerriſſen war, mit Hülfe ſchwediſcher Dummheit und Schlechtigkeit mit Geld und Schreibfedern am meiſten ausgerichtet. Den Schweden wurden große Lande in Norddeutſchland an der Elbe und Oder und die Häfen und Feſtungen an der Oſtſee mit der Herrſchaft auf derſelben hingegeben. Der Franzoſe nahm das herrliche Elſaß für ſich und faßte damit zum erſten Mal feſten Fuß am Rhein und nahm auch bald das große Hauptthor zum Einmarſch in Deutſchland, die feſte

Burg der deutſchen Straße mitten im Frieden an ſich. Das Hauptziel und die Hauptarbeit der wälſchen Liſt aber war, wie eben geſagt, geweſen, die beiden großen Naturfeſtungen, die faſt unzugänglichen und unerſchütterlichen Kaſtelle ſeines Weſtens und Südens auf immer von ihm loszureißen und aus den Banden des geſchichtlichen und kirchlichen Zuſammenhangs herauszureißen, worin uralte Gemeinheit und Gemeinſamkeit von Stamm, Sprache und Sitte ſie bis dahin zum Reiche gehalten hatten. Jetzt zuerſt wurden die Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft und die Sieben niederrheiniſchen Niederländiſchen Provinzen als ſelbſtſtändige von Deutſchland abgetrennte und ausgeſchiedene beſondere europäiſche Staaten anerkannt.

Was nun von dem alten deutſchen Reiche und von der habsburgiſchen Macht in demſelben noch übrig war, das hat ſich bei aller Losheit und Ungebundenheit der Verfaſſung und der Verhältniſſe des Kaiſers und der Lande und Fürſten zu einander in den Begebenheiten, Erlebniſſen und Gefahren der zweiten Hälfte jenes unſeligen Jahrhunderts oft noch etwas beſſer und glücklicher wieder zuſammengefunden, als man nach den unglücklichen Verträgen von Münſter und Osnabrück hätte hoffen können. Da hat ſich begeben, daß gegen franzöſiſchen Hochmuth und Uebermuth, der unter Ludwig dem Vierzehnten nach der Univerſalmonarchie ſtrebte, Deutſchland mit der junge Staat der Sieben Vereinigten Provinzen für das Haus Habsburg, beide für das öſterreichiſche und ſpaniſche Habsburg, und für ſich ſelbſt und ihren eignen letzten Beſtand ein halbes Jahrhundert faſt ununterbrochen unter den Waffen gehalten worden. Gleiches hat in Ungern gegen den Großtürken Statt gefunden, wo die deutſchen Fürſten, weil es auch ihre Sache war, faſt alle ehrlich und tapfer zu Oeſterreich gehalten haben. Hier hat ſich leider auch wieder begeben und gezeigt, daß der alte fanatiſche Haß und Eifer, der ſeit Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten dem deutſchen Zweige der Habsburger eingeimpft war, und der verkehrte und verdrehte Blick nach dem Süden, der ſeit jenem Kaiſer in dem ganzen Hauſe erblich und für Deutſchland gleichſam das mal occhio geworden war, immer noch die alte Lebendigkeit und Leidenſchaft bewahrt hat. Glücklich war der ſtolze Franzoſenkönig von den vereinigten Waffen Deutſchlands, Niederlands und Großbritanniens in ſeinem letzten Kriege ſchwer zerquetſcht und ermattet in die Kniee geſunken. Er bat im Jahr 1709 um Frieden und bot das Mögliche an, was man von ihm verbringen konnte. Oeſterreich und Deutſchland konnten durch einen kurzen Federſtrich wiedererlangen, was ſeit den Jahren 1550 und 1650 und dann in den mit ihm durchgefochtenen Kriegen durch die Wälſchen vom Reiche abgeriſſen war: die drei Lothringiſchen Biſthümer, die Grafſchaft Hochburgund, das Elſaß und was von Flandern, dem Hennegau, dem Herzogthum Lützelburg u. ſ. w. durch Liſt, Gewalt und Waffenglück genommen war. Oeſterreich verſäumte dieſe Gunſt des Glücks, ſtieß alle Erbietungen des großmüthigen Feindes von ſich, und hatte Herz und Blick wieder vielmehr auf Spanien und Italien gerichtet. So iſt nichts für das Reich gewonnen worden, Oeſterreich hat zuletzt viel ſchlechtere Bedingungen annehmen müſſen, und was es endlich durch die Friedensſchlüſſe von Utrecht und Baden in Italien erhalten hat, iſt auf dieſem lockern und gefährlichen Boden in ſpäteren Kriegen mit den Franzoſen und den bourboniſchen Fürſten ihrer Sippſchaft bis auf ein kleines Stück der Lombardei mit der Hauptſtadt Mailand leicht wieder verloren worden.

So war Deutſchland in das achtzehnte Jahrhundert getreten und begann, obgleich noch die Narben von tauſend Wunden unverharſcht zeigend und an vielen edlen und zarteſten Theilen der alten Streiche und Schläge oft noch durch bittre Schmerzen im politiſchen Wind und Wetter gewöhnt, doch wieder etwas Athem zu holen. Zum fröhlichen geſchweige luſtigen Athemholen waren jene Tage überhaupt, weder für Europa noch für Deutſchland, nicht gemacht. Es war nach den letzten Träumen und Kinderſpielen des Mittelalters im ſechszehnten Jahrhundert eine herbe und bittere Zeit. Die nordiſchen Mythen ſingen von einer Rieſenzeit, Eiszeit und Wolfszeit; man könnte die erſte Hälfte jenes achtzehnten Jahrhunderts mit großem Rechte eine Prügelzeit, eine Zopfzeit nennen. Ich bin kaum zwanzig Jahre hinter der Gränze deſſelben geboren und habe in den Jahren 1780 und 1790 Stock und Zopf noch in ihrer vollen Glorie herrſchen geſehen. Sie herrſchten in der That auf einem gewiſſen Gebiete, herrſchten in den meiſten Ländern über die Mehrzahl von Bauern und Bürgern, über den Kriegsmann aber allgemein und unumſchränkt, wenn ſie auch ſonſt nicht die Alleinherrſcher waren. Wie ſie ſteif und ſtarr durch die Luft und über die Köpfe und auf und an den Rücken der Menſchen geſchwungen wurden und ſich ſchwangen, ſo herrſchte im Ganzen in dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft der ſteife Zopf und der ſtarre dürre Stock, der ſelbſt als geſchältes Holz, als Scepter in der Hand der Könige und Fürſten, nimmer mehr Blüthen treiben konnte und ſelten mit Knospen und Blumen der Freude umwunden war. Ich ſpreche hiemit kein allgemeines Verdammungsurtheil aus: auch jenes Jahrhundert hatte ſich aus ſeinen beiden Vorgängern als eine Nothwendigkeit entwickelt. Es hatte ſeine Keime in Deutſchland, ſeine Sproſſen in Frankreich, welche aber bald welkende Blätter und ſpärlichſte Blüthen trieben. Dies iſt die Zeit der ſtehenden Heere, welche Ludwig der Vierzehnte als eine ſtehende Plage über Europa geführt, und des lächelnden, frömmelnden, manierirten und fratzigen in Ludwigs ſultaniſchen Paläſten und Harems erzogenen Jeſuitismus, der ſich in Leben und Sitten und in jeglicher Art und Gebärde jenes Jahrhunderts offenbart hat. Erſt die franzöſiſche Umwälzung hat die letzten Paruken der Villerei und le Tellier und die Thurmhauben der Haremfürſtinnen Maintenon und Pompadour mit andern Herrlichkeiten jener Zeit in ihren Stürmen mit weggeblaſen. So war jenes Jahrhundert als ein ſcharfer und ſtrenger Zuchtmeiſter in die Welt getreten, ſelbſt in ihren Zierrathen ſpröd und hart, und die Zeit mußte ſowohl in Kirche als Staat zurecht gedrillt und zur Ordnung und zum Gehorſam unbarmherzig zerſtoßen und durchgeprügelt werden. Wenn man nun mit ehrlichen Augen zurückblickt und bedenkt, wie der dreißigjährige Krieg und Ludwig der Vierzehnte das Menſchengeſchlecht dem achtzehnten Jahrhundert überliefert hatten, ſo kann man das Bedürfniß eines ſolchen Zuchtmeiſters als einen harten Durchgang der Erziehung nicht ableugnen; auch der Jeſuitismus und alles, was an ſeinen Gebärden und Zierrathen hing, mußte ſeine Blüthe haben, damit die Sünde und der Jammer der Vergangenheit ans Licht trat und wie er ſelbſt ein Zeichen der Vergeſſenheit und Verſunkenheit eines weiland friſcheren, fröhlicheren und ehrlicheren Lebens ſein mußte, auch ein großer Spiegel, worin das Zeitalter ſich erkennen ſollte. Nun war es unvermeidlich, daß dieſer Gang ſeinen Widergang finden mußte, daß dieſe Prügel und Schläge der Groben und der Feinen auf die Zeitgenoſſen ihre vollen Gegenſchläge hervorlocken mußten. Woher das Uebel zunächſt und zuletzt entſprungen war, daher mußte zuerſt ſeine Vernichtung kommen, aus Frankreich, aus Paris, woher Viele klagen, daß heute noch unſer meiſtes Uebel und Böſes kommt. Die Jeſuiten und böſe Sitten, le siecle de Louis XIV et du Regent, hatten zuerſt die Janſeniſten, die Frondeurs der abſoluten Monarchie und die Urgroßväter der Umwälzung von 1788, den Voltaire, den ächteſten Pariſer und Franzoſen, nebſt Genoſſen gezeugt, die

Knecht 1, 2, 3 Meilen weit schicken, Futter und Essen mitgeben, sie den weiten Weg machen lassen soll, vielleicht nach 24 Stunden sie, ungebraucht und ohne einen Heller verdient zu haben, zurückerhält, vielleicht auch so gebraucht, daſs sie mehrere Tage, ja wohl Wochen für alle Arbeit untauglich, vielleicht gar auf immer verdorben sind. Wie viel Zeit geht da verloren! nicht gerechnet die Unsittlichkeit und Liederlichkeit, die bei den Burschen, welche mit den Pferden in den Krügen und auf den Landstraſsen liegen, leicht einreiſsen und sich so in die unschuldigen Hütten des Landmanns verbreiten kann. Man hat mancherlei Vorschläge gemacht zu andern Einrichtungen, aber selbst uneingenommne und gescheute Patrioten haben mich versichert, daſs es bei dem jetzigen Zustande des Landes und seiner Bevölkerung schwerlich noch anders einzurichten sei. Unter Karl dem Zwölften wurden 1718 fahrende Posten eingerichtet, aber nach seinem Tode wieder aufgehoben. Einen ähnlichen Versuch machte man in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auch er wollte großen und glänzenden Führer des Jahrhunderts, welche auch unſre deutſchen Herzen, Köpfe und Sitten, beſonders die Sitten unſrer Hohen und Großen genug verkehrt und verderben und den franzöſiſchen politiſchen und geiſtigen Umwälzungen auch bei uns nur zu viele Wege geöffnet haben.

Ich male hier ins Schwarze, weil Schwarz der Grund des Gemäldes ſein muß. Ich verkenne nicht, wie Gottes Welt, welche nun einmal die beſte mögliche Welt iſt, nimmer ſtillſtehen kann, ſondern immer fortgehen muß, und keinesweges, wie die Frommen händeſchlagend jammern, immer gradeſten Weges zum Teufel geht. Wie ich ſchon bekannt habe, mitten in dem bedrängten, verſteckten und verzopften, zerknüppelten Prügelweſen wuchs in den deutſchen Herzen doch allmälig wieder ein wenig Athem und Muth, und um die Mitte des Jahrhunderts, um die Jahre 1740 und 1750 ſtieg aus dem Norden Deutſchlands eine Heldenerſcheinung empor, dergleichen ſie ſeit dem Barbaroſſa und ſeinem Enkel Friedrich dem Zweiten nicht geſehen hatten, man möchte ſagen: ein nicht bloß durch den Namen zweiter Friedrich der Zweite. Die Hohenzollern ſind Schwaben — könnte uns doch irgend ein zweiter Baron Stillfried eine Spur weiſen, daß in ihnen vielleicht auch hohenſtaufiſches Blut fließen

T. v.

Hunte! Durch jenen außerordentlichen hohenzolleriſchen Friedrich des Jahrs 1740 iſt Preußen ein europäiſcher Namen geworden, der mit ſeinem Klang und Glanz bis nach Liſſaben, Stambul und Pecking geklungen und geleuchtet hat. Dieſer Namen und ſein Degen hat in dem Norden Deutſchlands das Gewicht geſchaffen, welches jetzt Oeſterreich mehr als gegenwiegt. Dieſes Gewicht iſt von Vielen als ein Unglück beklagt worden; ich in meiner Jugend, in mehr altdeutſchem Sinn, obgleich bei meiner Geburt Altdeutſchland ſchon über ein Jahrhundert vergangen war, habe damals die Bedeutung dieſes gewaltigen und herrlichen Mannes verkannt. Er hatte ſein Recht durch Gott, der ihn ſo groß geſchaffen hatte; er hatte ein größeres Recht in Deutſchland durch Oeſterreichs ſelbſtverſchuldetes Mißgeſchick, daß es in bethörter Verblendung mit allen Bewegungen und Schickſalen der Völker Europas geſchwinder und lieber gelaufen war als mit denen Deutſchlands und des deutſchen Volkes; er hatte endlich in ſeinen Kämpfen mit dem Hauſe Habsburg das allergrößte und beſte Recht, Oeſterreich für das Unrecht und den Undank zu ſtrafen, deren es gegen ſeinen Ahnherrn den großen Kurfürſten und gegen ſeinen Vater Friedrich Wilhelm den Erſten ſich ſchuldig gemacht hatte.

Wir haben uns oben ſattſam erzählen gemußt, durch welche Verhältniſſe, Triebe und Mißgriffe, durch Begünſtigung und Pflegung welcher wunderlichſten und verderblichſten fanatiſchen Leidenſchaften und Künſte und Zettelungen Deutſchlands Verluſte und die Schwächung, Erniedrigung und Zerreißung ſeiner Größe herbeigeführt worden, wie Deutſchland von dem Hauſe, in welchem die Kaiſerwürde gleichſam erblich geworden, gelindeſt geſagt verſäumt, wahr geſagt vernachläſſigt und wie ein mitgeſchlepptes Nebending der Herrſchaft geachtet, wie nach jedem Beſitz jenſeits den Bergen mit unwiderſtehlicher Lüſternheit gegriffen, Deutſchlands Beſtand und Ehre als das Kleinere hintangeſetzt ward. Dazu war gekommen, daß faſt der ganze Norden Deutſchlands, die Enkel der alten Sachſen und Frieſen, größtentheils ächte Lutheraner, ſeit dem dreißigjährigen Kriege gegen Oeſterreich faſt auf dem Gefrierpunkt ſtand und durch die ſpäteren Ergebenheiten und Erweiſungen deſſelben nicht hatte wärmer geſtimmt werden können. Ich nenne hier wieder die ſpaniſchfanatiſche Bahn, worauf Karls des Fünften Nachfolger, immer noch, wie durch einen blinden und böſen Zauber feſtgehalten einherſchritten. Zu der Zeit, als gegen Ludwig des Vierzehnten Uebermuth und des heidniſchen Türken Wuth die proteſtantiſchen Niederlande und die proteſtantiſchen deutſchen Krieger (Brandenburger, Sachſen, Braunſchweiger) am Rhein und an der Donau auf das treueſte und tapferſte fochten, ſaßen die Jeſuiten gleich warm und thätig im Rathe König Ludwigs und Kaiſer Leobolds; ja Leobold, welcher der heiligen Jungfrau und dem Karl Borromeo eherne und ſilberne Himmelsſäulen der Anbetung errichtete, unterzeichnete ſchadenfroh für den proteſtantiſchen Oberrhein Ludwigs des Vierzehnten gewaltſam aufgedrungenes Simultaneum und verdarb die Siege der Deutſchen durch die härteſte Verfolgung und Aechtung der Proteſtanten in Ungern. Oeſterreichs und Spaniens treueſter Bundsgenoß gegen Ludwigs Uebergriffe, der größte holländiſche Admiral Michel Ruiter, mußte durch gegen Neapels Hauptſtadt von ſeinen Seelöwen gerichtete Kanonen im Jahr 1675 dreihundert evangeliſche ungriſche Geiſtliche erlöſen, welche Kaiſer Leobold in das dortige ſpaniſche Bagno zur Verwahrung geliefert hatte. In gleichem Sinn und mit denſelben altſpaniſchen Trieben und Grundſätzen hat Leobolds Sohn Karl der Sechste fortgefahren ſeine lieben proteſtantiſchen Unterthanen zu verfolgen und zu ächten. Selbſt unter ſeiner edlen Tochter Maria Thereſia war dieſer harte Geiſt noch nicht von Oeſterreich gewichen. Eben ſo iſt's in Ungern und

Siebenbürgen ergangen, wie viel man dort über Verfaſſung und Geſetz hinaus gegen proteſtantiſche Chriſten irgend gedurft hat. Nur die beiden Joſephe, der Erſte und der Zweite, haben von dieſem öſterreichiſchen Erbübel Ausnahmen gemacht und wenn man die Jahrbücher der Geſchichte Oeſterreichs verfolgt, immer noch hat es auch in den deutſchen Landen in jedem Jahrzehend in der Stille Zerſtörungen und Vernichtungen einzelner proteſtantiſchen Gemeinden geſetzt. Haben wir nicht in den jüngſten Jahrzehenden noch, nach dem Wiener Kongreß noch, der alle Ungleichheiten in den Rechten bei den chriſtlichen Religionstheilen im Vaterlande aufhob, erleben gemußt, daß 10,000 Proteſtanten im Tiroler Zillerthal ihr Bekenntniß und Gottesdienſt ohne Umſtände verkümmert iſt und die Hälfte derſelben ins proteſtantiſche Schleſien ausgewandert ſind?

Alſo unter Menſchen mit Gefühlen der Kälte, ja der Abneigung gegen Oeſterreich war Friedrich der Zweite von Preußen, welchen ſeine Zeitgenoſſen den Großen, Einige Friedrich den Einzigen genannt haben, geboren und erzogen; aber der junge Prinz, der ſich ſelbſt früh fühlte, hatte auch Gefühle und Nachgefühle, die in ihm nicht weniger Berechtigung hatten als die in den Herzen ſeines Volks. Zuerſt fühlte er in großen Erinnerungen den Stolz auf ſeine Ahnen, unter welchen viele herrliche Namen und Beinamen tragen; zweitens fühlte er, daß er ein König war, daß ſein Urgroßvater und Vater ein ſchönes Reich und eine feſte und würdige Stellung an der Oſtſee gewonnen hatten, daß ſie von hafenreichen Küſten in die Weltweite hinausſchauen konnten und ſchauen mußten: er war kein Solcher, dem vor einem kühnen Blick graute, er beſchloß dem König, deſſen Namen in Europa noch der jüngſte war und über welchen die alten Königsgeſchlechter noch etwas ſtolz hin ſchauten, in Europa ſeine Geltung zu verſchaffen. Seine Ahnen hatten ihm in Norddeutſchland ſeine Rolle angewieſen. Der Südoſten des Vaterlandes war durch die Mißgriffe und die Läſſigkeit der Habsburger trotz der Demüthigung Ludwigs des Vierzehnten immer noch mehr als recht von Frankreichs nachbarlichem Uebergewicht und Einfluß abhängig geblieben; hier im Norden hatte der große Kurfürſt zuerſt den fremden Uebermuth der Schweden gebrochen und, während im Südweſten in jedem Kriege deutſche Lande und Städte an die Wälſchen verloren wurden, ein ſchönes großes Land jenſeits der Weichſel für die deutſche Sprache, Bildung und Herrlichkeit gerettet, ja von den Polen und Schweden gewiſſermaaßen neu erfochten. Dieſer junge

Friedrich der Hohenzoller trug endlich in ſeiner Bruſt, wie oben erwähnt, das Gefühl, daß er an den Habsburgern ſeinen Vätern angethanes Unrecht zu ſtrafen und gerechteſte Anſprüche ſeines Stammes geltend zu machen habe. Kraft dieſes politiſchen Rechtsgefühls und unerfüllter Verträge, wobei er ſich auf das Urtheil der Welt und den Ausſpruch des Vaterlandes berief, zückte er ſogleich bei ſeiner Thronbeſteigung im Jahr 1740 und bei der Erlöſchung des habsburgiſchen Mannsſtamms gegen ſeine Muhme Maria Thereſia von Habsburg, gleich ihm die ſtolze Tochter einer braunſchweigiſchen Welſin, den Degen und gewann ſich faſt ganz Schleſien. Denn da Viele, größtentheils viel weniger Berechtigte, nach dem offnen öſterreichiſchen Erbe wie nach einem Raube griffen und auch alle Burbonen beide in Deutſchland und Italien dabei die böſen Mitſpieler und Zwiſchenſpieler waren, ſo glaubte er mit beſſerm Rechte als irgend einer von dieſen für ſeine Ehre und ſein in ſeinen Ahnen gekränktes Recht die Waffen ergreifen zu dürfen. Wie herrlich und feſt er ſeinen Degen hier in drei Kriegen geführt, von welchen der dritte ſeinen Namen zum größten Namen des Jahrhunderts gemacht hat, darf hier nicht erzählt werden.

Dieſer große König, der Proteſtant hieß, obgleich er mit jenem Sinn, den das Zeitalter Geiſtesgröße nannte, die verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe ſtill neben ſich oder unter ſich liegen ließ und gleich einem Adler über das Schul- und Kirchen-Geſchwätz, wie es ihm hieß, mit den kühnſten Flügeln hinſchwebte, war doch ſeinem eigenſten Weſen nach ein proteſtantiſcher Fürſt, welcher dem Flügelſchlag des Geiſtes mit Entzücken horchte und den freien Athemzug des Geiſtes zum Panier ſeiner Herrſchaft machte. Nun ergab ſich auch hier wie auf den leiblichen Schlachtfeldern ein norddeutſcher Gegenſatz, der unter Friedrich zuerſt in hellem Lichte hervortrat, gegen den mehr ſchlummernden ja zuweilen ſchnarchenden Süden. Ich habe oft ſchon auf Oeſterreichs ſpaniſche Augenverblendung hingewieſen. Oeſterreich war Deutſchland und zumal Preußen gegenüber mit Einem Fuß im Mittelalter ſtehen geblieben und gab öfter den Schein, zurücklaufen als vorwärts ſchreiten zu wollen; es hatte nicht den Muth, den alten hohenprieſterlichen und ſultaniſchen Staub, unter welchem es fortdämmerte, abzuſchütteln und klar in das Licht der Gegenwart zu ſehen. Friedrich war der König des Geiſtes, der Freund und Schüler Voltaires, ſo weit ein ſtrenger, ernſter, deutſcher Fürſt ein Voltairianer ſein konnte. Als dieſer Vogel höchſten Fluges ſeine erſten Fittiche ſich regen fühlte, war die Luft der deutſchen Literatur ſchwer und trüb, er flog alſo mit den leichten und hellen franzöſiſchen Winden und ergötzte ſeine von den Arbeiten des königlichen Amtes ledigen Stunden mit den leichten und anmuthigen Spielen und Scherzen des franzöſiſchen Witzes, welchem die Deutſchen ſeiner Jugend nichts Aehnliches gegenbieten konnten. Spätere und Jüngere haben dieſe Zeit der Jahre 1750 bis 1780 und das norddeutſche, beſonders das berliniſche Leben und Weſen oft als ein leichtfertiges, loſes, ſogar liederliches und verruchtes ſich gedacht und geſchildert; vorzüglich haben die guten Baiern und Oeſterreicher ſich in ſolchen Schilderungen gefallen und beluſtigen ſich noch heute zuweilen über franzöſiſche Witzbolderei Friedrichs und über die Geiſtesjagd der märkiſchen und pommerſchen Magerkeit und Nüchternheit im Gegenſatz gegen eine gewiſſe natürliche und breite Fülle ihrer Heimath Gloſſen zu machen. Allerdings der König ſpielte geiſtreich und witzluſtig und ſeine Berliner Juden und Franzoſen und ſelbſt ſeine ſchweren Pommern und Brandenburger haben ihm zuweilen wohl nachzuſpielen geſucht, aber Ernſt und Arbeit war die Aufgabe des Herrſchers wie des Volkes, und beide haben dieſe Aufgabe redlich erfüllt; mit ſeinen Pflichten und Arbeiten hat der große Herrſcher nie geſpielt; auch dem Volke verging das leichtfertige Spielen wohl, es hatte nach den unſäglichen Plagen und Anſtrengungen des ſiebenjährigen Krieges mehr als zwanzig Jahre nöthig, nur etwas luſtiger wieder Athem holen zu können. Wie dem immer ſei, es lief ſeit den Jahren 1770 ein beſtimmtes Bild durch die Deutſchen hin von einem mit Geiſt und Judenwitz und franzöſiſcher Leichtfertigkeit und Atheiſterei ſpielenden Berlin und einem noch in dem Wuſt und der Dumpfheit pfaffiſchen Aberglaubens ſtarrenden und verſunkenen Wien. Der große Unterſchied war, es ſtand nun neben Oeſterreich durch Friedrichs Glück und Kühnheit eine zweite große durch Oeſterreichs Verſäumniſſe und Mißgriffe wohlberechtigte und nothwendige Macht im proteſtantiſchen Norden, eine Macht, die ohne Degenkühnheit nordiſchen Stals und ohne deutſches Herz und deutſche Augen nimmer beſtehen konnte. Preußen war ein Staat klein an Macht, groß an Muth und Geiſt; es konnte nur durch deutſchen Geiſt und Muth größer zu werden hoffen. Man hätte auf dieſes Preußen jenen Vers über das Herzogthum Geldern anwenden gekonnt, der lautet:

Klein an Gut,
Groß an Muth!
Das Schwerdt in der Hand
Das iſt das Wapen von Gelderland.

nicht glücken. So viel kann man indessen sagen, daſs mit der verhältniſsmäſsigen Erhöhung des Skjutsgeldes auch das übermüthige und unnütze Misbrauchen dieser Einrichtung immer seltner werden wird.

Ich habe aus der Rede eines Reichstagsmitgliedes vom Adelstande vom Jahr 1765 eine Berechnung des Nachtheils, welchen dieſe Einrichtung für das Reich und den Ackerbau haben soll; aber diese Berechnung ist übertrieben. Ich will ihr Resultat hersetzen. Er nimmt im ganzen Reiche, was auch zu viel ist, 3000 Gastgifvaregårdar, die jeder täglich 3 paar Pferde beschäftigen und der Arbeit entziehen sollen. Die Zeitigkeit des Ackers, wo er besäet werden sollte, nimmt er ungefähr auf 3 Tage an. Dies macht 27000 Paar Pferde. Auf jedes Paar rechnet er eine Tonne Korn, oder 27000 Tonnen Frühlingssaat, die nicht zu rechter Zeit ausgesäet und untergebracht werden kann, deren Ertrag er also für das sechste Korn nur auf das dritte anschlägt. Der Verlust ist also 71000 Tonnen Korn. Legt man dazu halb so viel von der Herbstsaat, so verliert

So ſtand ſeit den Jahren 1760 und von da an bis zum Tode des großen Königs ein zweites mächtiges Herrſcherhaus in Deutſchland. Friedrich hatte mit ſeiner Muhme, der großen Kaiſerin Königin, ſeine Kämpfe ſo großartig durchgefochten, beide waren aus dieſen Kämpfen ſo herrlich geſchieden und ſtanden ſo glänzend und unbefleckt vor Europa, mit ſolchem Ruhm der Thaten und Pracht und Macht der Ehren und der Waffen, daß die Deutſchen durch ſie beide den alten faſt vergeſſenen Weltnamen gleichſam wieder gewannen und ſogar in Frankreich und England und bis in Spanien und die Türkei hinein wieder von der Herrlichkeit und Unüberwindlichkeit der deutſchen Streitkräfte der Klang ging. Zugleich geſchah es, was häufig erſcheint, daß, wie in einem Volke durch ein Geheimniß Gottes und der Natur die Gleichzeitigkeit großer Thaten und innerſter geiſtiger Strebungen zu ſprießen und zu blühen pflegt, im deutſchen Vaterlande mit dem großen König, wenn auch nicht von ihm und durch ihn, ein friſches geiſtiges Leben in Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft ſich neu zu regen und bewegen begann, daß die Deutſchen wenigſtens wieder anfingen ſich zu erinnern, daß ſie ſich großer Erinnerungen zu erinnern hatten, daß ſie mit Leibnitz, Klopſtock, Leſſing und Göthe auf den Gräbern und Denkmälern der Ahnen dieſe ſeit Jahrhunderten gebleichten und bemooſten Erinnerungen aus der langen Vergeſſenheit wieder aufkratzen und aufgraben durften. Es ging und wehte zwiſchen den Jahren 1760 und 1780 der Hauch eines muthigen und wie verjüngten Lebens ſowohl durch deutſche That als deutſche Rede, man ſang und klang mit der größten Menge der übrigen Europäer von eitel Glück und Fortſchritt der Völker, von einer Erklimmung von Stufe zu Stufe edlerer Menſchlichkeit und Freiheit. Unter ſolchen fröhlichen Zeichen und Hoffnungen kam die pariſer Umwälzung, welche ſolche Gedanken und Grundſätze, womit die beſten der Zeitgenoſſen ſich wiegten, ſich und der Welt verkündigte, aber durch ihre Thaten und Erfolge alle Verkündigungen der Seher und Weiſſager zu Schanden gemacht hat. Weil ſie trotz allem dem auf den Gefühlen und Gedanken der Zeitgenoſſen ruhete, weil ſie alle Regierungen, die ihr nach altem Stil begegnen und widerſtehen wollten, in Unwiſſenheit, Unkunde und Unklarheit über die Zeitſtimmung abgeſtorben, unfähig und ungerüſtet fand, ſo iſt durch ſie nach Gottes Willen und wegen des Unverſtandes der Menſchen und Regierungen der letzte Reſt des alten Deutſchlands, und ſind auch ſeine beiden Hauptmächte und

Bayerische Staatsbibliothek München

ihre Heere, deren Unwiderſtehlichkeit und Unbeſiegbarkeit bis zum Jahr 1790 die geprieſenſten waren, faſt zu leicht niedergeriſſen, man möchte ſagen weggeblaſen worden.

Hier muß Napoleon der Erſte gezeigt werden, eine der Geſtalten der Weltgeſchichte, welche man in den Händen der Vorſehung im alten chriſtlichen Sinn, wie einen Attila und Tamerlan, wohl ein Geräth von Gottes Zorn, ein flagellum Dei nennen kann. Ich brauche hier an die Jahre zwiſchen 1790 und 1815 nur leiſe zu erinnern. Beide die Alten wie die Jungen haben ſie durch Miterlebung und Ueberlieferung der Väter und Großväter noch friſch im Gedächtniß. Möchten ſie doch die Jahre 1813, 1814 und 1815 in eben ſo friſchem und unbefleckten Gedächtniß auch in Köpfen und Herzen tragen! O wie viel Schmutz und Blut hat ſich ſeit jenen Jahren des Glanzes über Europa und Deutſchland ergoſſen, von welchen Buben und Narren viel umhergeſtreut und auch auf jenen Glanz zu sprützen geſucht haben. Doch die Heldenthaten jener Jahre werden einſt noch von den Urenkeln geſungen werden.

Die Geißel Gottes lag denn durch die herrlichen Kämpfe jener Jahre zerbrochen, Napoleons Größe war in den Staub geſunken, aber des Reiches Glück und

Größe, jene Größe des deutſchen Volks und Reichs, welche des Freiherrn von Stein und des Kaiſers Alexander Zurufe und Aufrufe von Kaliſch allen Deutſchen verkündigt hatten, waren mit ſeinem Sturz nicht wieder aufgerichtet. Solche gefallene Größen werden durch keine Mahnungen, Gelobungen und Verheißungen, ſelbſt durch die glänzendſten Siege nicht wieder aufgerichtet. Was in ſechs Jahrhunderten langſam angefault, vermodert und endlich durch leichte kurze Stöße und Stürme zuſammengefallen war, konnte ſo nicht in Jugend und Kraft wieder erſtehen. Die deutſchen Menſchen ſind damals in falſchen und unmöglichen Erwartungen und Hoffnungen durch ſich ſelbſt getäuſcht worden, noch mehr aber getäuſcht und betrogen durch das unvermeidliche politiſch diplomatiſche Spiel und Zwiſchenſpiel der Fremden, ſo daß des alten preußiſchen Feldmarſchall Vorwärts Spruch *Was die Schwerdter erworben haben, werden die Diplomaten verderben* zur feſteſten Wahrheit geworden iſt. Ich habe jene Zeit durchlebt und unter und mit vielen der Mitſpieler und Zwiſchenſpieler gelebt, die Gefühle, Ahndungen, Hoffnungen, Gedanken und Worte vieler jener Zeitgenoſſen ſind mir noch voll und friſch im Gedächtniß. Die Thaten und Erlebniſſe und Ergebniſſe jener Jahre ſind ja mehr als genug bekannt und erzählt; alle Welt weiß, wie das große Glücksſpiel und das ſpätere diplomatiſche Kunſtſpiel geendet hat; ich mache hier nur ein paar Striche, woran die Erinnerungen der Jetztlebenden das Uebrige anknüpfen können.

Jedermänniglich weiß, wie bald die Worte von Kaliſch von den Höheren und Höchſten vergeſſen worden und wie wenig von ihnen in Erfüllung gegangen. Als wir nach der Leipziger Schlacht mit dem Schluſſe des Jahrs 1813 mit unſern Heeren ſiegreich an den Rhein kamen, da ſchon bei der erſten Zuſammenkunft der Herrſcher und Diplomaten in Frankfurt offenbarte ſich, wie halb Europa in den deutſchen Dingen mitſpielen und über Deutſchlands Geſchicke mit entſcheiden werde, da rieſen die Guten und Geſcheidten des deutſchen Südens, welche wir die von Napoleons Joch Befreiten nannten, welche aber mit klugen Augen ſchon durchſchauten daß Deutſchland ungefähr in der Lage liegen bleiben würde, wie Napoleon und ſeinen Franzoſen beliebt hatte es ſich zurechtzulegen: Das iſt alſo endlich das große Ergebniß ſo vieler Schlachten und Siege? deswegen ſeid ihr mit ſolchem Schall an den Rhein gekommen? Als man endlich den Franzoſen auf dem Nacken ſtand, als das eitle übermüthige Volk niedergeworfen und ihr Land von den Siegern

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01934/041

beſetzt war, auch da, wo Preußen anfangs noch für deutſche Ehre und Rechte aushielt und feſt ſtand, offenbarte Oeſterreich ſeine alte Gleichgültigkeit und Sorgloſigkeit für das rechte Deutſchland, es ſchaute für ſich nur wieder nach dem Süden, nach Italien hin, dort begehrte es Entſchädigung, Abründung und Herrſchaft; die Wiederherſtellung der früheren deutſchen Gränzen, die Zurücknahme ſeiner alten abgeriſſenen Lande und Feſten, worauf Preußen vergebens drang, lagen ihm nimmer am Herzen, nimmer, daß es Elſaß, Lothringen, Belgien hätte wiedergewinnen und die verlorne Stärke im Südweſten des Vaterlandes für ſich und für Deutſchland hätte wiederherſtellen gewollt. Wahrlich, wenn Oeſterreich mit Ernſt und Verſtand gewollt hätte, nicht Frankreichs Liſten, nicht Englands und Rußlands Entwürfe hätten da gegen die vereinigten Oeſterreich und Preußen durchdringen gekonnt. Das war aber in jenen Tagen das Allertraurigſte und für das deutſche Herz und die deutſche Ehre das Schmerzlichſte, daß faſt allenthalben für alle Reiche und Länder Entſchädigung und Wiederherſtellung nicht nur verſprochen ſondern auch verwirklicht ward, daß aber in Beziehung auf Deutſchland im Namen der großen Mächte eine offene Lüge ausgeſprochen ward. Man verkündigte nämlich aller Welt, auch Deutſchland ſei in ſeine Rechte und Ehren auf dem Fuß von 1790 wiederhergeſtellt, und doch blieben nur ungefähr vier bis fünf Millionen Bewohner deutſcher Lande (Belgien, das große Bisthum Lüttich und mehreres kleinere Gebiet) aus dem Reiche herausgeſchnitten und zur Freude Frankreichs und Englands mit Holland zu einem neuen Königreiche zuſammengeworfen, eine Schöpfung, die wegen der Unverträglichkeit der Elemente keine feſte Zukunft verſprach und nach einem halben Menſchenalter bei einem von der Seine her wehenden Umwälzungsſturm auseinander geblaſen iſt.

Nun die Wiederherſtellung Deutſchlands in Verfaſſung und Regierung? Die Verſprechen und Verkündigungen von Kaliſch ſtanden in hundert Büchern gedruckt zu leſen; die Wünſche und Hoffnungen des deutſchen Volkes waren die natürlichſten und gerechteſten, aber die Abmachung und Schaffung ſo mächtiger und ſchwerer Dinge, die nicht ſo leicht ſind als die Gebete und Wünſche der Guten und Frommen, weil die Liſten und Zettelungen der Schlauen und Liſtigen auch immer mit dabei ſind, dieſe Abmachung und neue Gründung und Erbauung aus und auf dem zuſammengefallenen Schutt des alten Reichs, beſonders nachdem der Neubauer und Gründer Napoleon ſchon mancherlei interimiſtiſche Bauten gemacht hatte, konnte weder eine leichte noch geſchwinde Arbeit ſein, und dieſe Arbeit ſollte auf dem Kongreſſe zu Wien gemacht werden, wo die Diplomaten von ganz Europa mitſpielten, zwiſchenſpielten, auch wohl vorſpielten. Was war da zu hoffen? was war da zu machen? So durfte auch der beſte und treueſte Vaterlandsfreund fragen. Man wich nach mancherlei kleinen diplomatiſchen Vorſpielen und Vorreden begreiflicher Weiſe allen ſchweren und unbequemen knotenvollen Fragen aus, man wählte, um nichts Neues wieder zu neuen, das Bequemſte, und ließ die Dinge, wie ſie lagen oder vielmehr, wie Napoleon ſie zugeſchnitten und hingelegt hatte, machte ein paar große diplomatiſche Grundſtriche, und faltete mit dem frommen diplomatiſchen Gebete zum Kongreßabſchiede die Hände: Man werde die weitere Entfaltung und Entwickelung der deutſchen Zukunft und Verfaſſung der Verſammlung der Sendeboten überlaſſen, welche die einzelnen deutſchen Staaten nebſt den beiden größten Mächten Oeſterreich und Preußen an den künftigen Reichsſitz Frankfurt am Main ſenden würden.

Die letzten großen weſentlichen diplomatiſchen Hauptfederſtriche des Wiener Kongreſſes für Deutſchland waren:

1) Die einzelnen deutſchen Staaten ſind ſelbſtſtändig und unabhängig;

alſo:

2) Ein Oberhaupt, einen Kaiſer ſoll es nicht geben;

alſo:

3) Der kleinſte deutſche Staat hat ſeinen Herrſcher gleich dem Czar in Petersburg und dem Sultan in Stambul, allein von Gottes Gnaden.

Dies waren die europäiſchen und, wenn man will, die talleirandiſchen und metternichſchen Hauptgedanken, aus welchen ſich, wie aus dem abſoluten philoſophiſchen Syſtem, Alles und Nichts machen ließ.

Aus den einzelnen Erklärungen der Großmächte und auch der beiden deutſchen Großmächte klang ſo ein gewiſſes wohlfeilſtes Allgemeines, was, wie ſowohl inſtinktartig als liſtig in menſchlichen Dingen zu geſchehen pflegt, ſchöne Klänge von Wünſchen und Hoffnungen jenen unbeſtimmten Verfaſſungshauptſtrichen nachtönte, die Weisheit und Gerechtigkeit der Regierungen, der Gehorſam und die Tugend des deutſchen Volks und die Treue zu ſeinen Fürſten und zum Vaterlande und der allgemeine Fortſchritt chriſtlicher Geſittung und Vermenſchlichung werden aus den wenigen Strichen zum künftigen deutſchen Staatsbau allmälig das Reich dadurch, daſs der Bauer Skjutsare ist, jährlich über 100000 Tonnen Korn, wann das Wetter nicht besonders günstig ist. Nun berechnet er hiezu eben so ungeheuer den Verlust an ruinirten Pferden und andre Beschädigungen.

Mäſsiger ist der Anschlag eines andern Gegners der Einrichtung des Hållskjutses im zweiten Jahrgange des Journals Läsning i blandade ämnen. Er nimmt für Schweden und Finnland 700 Gästgifvaregårdar an, und rechnet auf jeden 6 Håll - und Reservepferde, täglich also 4200 Pferde und jährlich eine Million 533000 Fuhren. Dann kömmt er auf die Zeit und Arbeit, welche darauf geht. Da ist erstlich das Zurüsten der Pferde und des Geschirres, welche den Tag nicht gebraucht werden können, wo sie zu Abend auf dem Håll seyn sollen, den zweiten Tag wird der Skjuts verrichtet und den dritten sind Kerl und Pferd oft abgemattet. Nicht viel glücklicher als die Hållbönder sind die für die Reserve angeschlagenen, da sie immer ihre Pferde hergeben, sie vom Pfluge und vom Arndtewagen nehmen ſchon das Nothwendige und Beſſere ergänzen und bereiten.

Es trat denn, nachdem der große Feind Napoleon zuletzt bei Waterloo vernichtet und nach Sft. Helena abgeführt worden, der deutſche Reichstag in Frankfurt zuſammen, und zwar unter Oeſterreichs Vorſitz und Leitung. Dies hatte Preußen, welches im Glücke der Siege eigentlich viel zu nachgiebig, vollgläubig und hoffnungsvoll für die deutſche Zukunft war, zu leicht nachgegeben. Da waltete bei Preußens Großboten und Vertretern durchaus nicht genug Betrachtung der Geſchichte und Erwägung der veränderten Weltläufe und der deutſchen Verhältniſſe und Perſönlichkeiten vor. Der durch und durch redliche und grade König Friedrich Wilhelm der Dritte hat wohl nie bei ſich bedacht und erwogen, daß Kaiſer Franz von Oeſterreich in Italien geboren war und unter ſchlichter öſterreichiſcher und faſt tiroler Hülle ein ſehr liſtiges italiäniſches Herz barg. Da man die Preußen vom Süden her oft tiefer und unergründlicher Liſten und Hintergedanken beſchuldigte, ſo wäre es, da das deutſche Ding einmal ſo zugeſchnitten lag, ein ſehr guter und verſtändiger Gedanke geweſen nach einem beſtimmten Jahreswechſel, wie weiland die Konſuln in Rom und die Oberſten und Dogen in Piſa, Genua und Venedig gethan, den Vorſitz zwiſchen Oeſterreich und Preußen wechſeln zu laſſen. Dann würde ſich nicht nur vor den Augen aller Welt gezeigt haben, was auch der Dummſte fühlte und fühlen mußte, daß es zwei deutſche Hauptmächte gab, die, wenn der Kaiſer einmal fehlte oder fehlen ſollte, ihn, wie es eben ging, zu erſetzen ſuchen mußten, ſondern daß es auch — was ſelbſt mancher geſcheidte Deutſche auch heute noch nicht erkennen will — zwei große deutſche Grundprincipe giebt, nach welchen im Vaterlande gelebt und geſtrebt wird und nach welchen alſo regiert und verwaltet werden ſollte. Ich nenne dieſe Principe, da es ſich durch Perſonen beſſer bezeichnen läßt als durch Worte, für Preußen der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm und Friedrich der Zweite und für Oeſterreich Kaiſer Leopold der Erſte und Franz der Zweite. Wie würde der Bundestag ſich ganz anders offenbart haben und auch haben entwickeln müſſen, wenn ſolch ein Wechſelumlauf von fünf oder zehn Jahren beliebt worden wäre, wenn die erſten fünf Jahre zum Beiſpiel Metternich oder Gentz, im zweiten Wechſel Stein oder Humboldt den Vorſitz geführt hätten! Da hätte, um einmal ein gemeines Sprichwort zu gebrauchen, der verſteckte diplomatiſche Fuchs aus dem Loche heraus gemußt, und Deutſchland würde nicht bloß ſeine Erluſtigung und Ergötzung, ſondern auch ſeine Beſſerung und Erbauung daran gehabt haben; es würde die viele kleine geheime politiſche Hetzerei und der matte und faule Todesſchlaf nicht erfolgt ſein, aus welchem wir mit ſo fürchterlichem Gepraſſel aufgeſchreckt und geweckt worden ſind. Hieran knüpfe ich Etwas. Nehme man es als einen Spaß. Es könnte ein genug wunderlicher und ernſthafter Spaß werden. Man hat nicht bloß im Jahr 1848 in Frankfurt, ſondern auch auf dem Wiener Kongreſſe im Jahr 1815 für und gegen den deutſchen Kaiſer, über ſein Selbſt und ſeinen muthmaaßlichen Stellvertreter genug hin und her geſprochen und insgeheim gewiß noch mehr über ihn gekünſtelt und diplomatiſirt. Ich frage: wie würde der Gedanke gerathen ſein, wie würde er gerathen, wenn es beliebt worden wäre oder einmal beliebt würde, daß die beiden Häuſer Hohenzollern und Habsburg in der höchſten Reichswürde wechſeln ſollten, und zwar daß nicht im Umlauf beſtimmter Jahreszahlen, ſondern während des ganzen gottbeſtimmten Lebens des jedesmaligen gekrönten Herrſchers, Deutſchlands höchſte Schickſale von dem, der nach dem Tode des Vorgängers in ſeinem Wechſel einträte, geführt und entſchieden werden ſollten. Das würde ſich wenigſtens offenbaren und zeigen müſſen, welches Princip, das Norddeutſche oder das Süddeutſche, (damit ich ſcherze: der Voltairismus oder der Jeſuitismus) in den Herzen des deutſchen Volks den meiſten Raum gewönne und ſein Glück und ſeine Ehre am beſten zu fördern ſchiene.

Es ſtand alſo ſeit dem Jahre 1816 eine deutſche Verſammlung in Frankfurt, welche die alten Kaiſertage und den langen Regensburger Reichstag darſtellen und erſetzen ſollte. Oeſterreich hatte den Vorſitz, die Verſammlung bekam den Namen deutſcher Bundestag und die alte Kaiſerwahlſtadt den ſtolzen Namen Bundesſtadt, die Diplomaten aber und Rechtslehrer, welche wohl wußten, was die paar talleirandſchen Federzüge les etats de l'Allemagne seront independants bedeuteten und ihren ſchweren und vollen Inhalt richtig zu deuten verſtanden, wieſen die Gutmüthigen zurecht, die immer noch meinten, die Siege an der Katzbach, bei Leipzig und Waterloo ſeien für die deutſche Freiheit und Herrlichkeit erfochten, und ſie mußten von ihnen lernen, daß von feſter, großer, deutſcher Gemeinſamkeit, Einheit und Macht keine Rede mehr ſein dürfe, die Stellung der einzelnen deutſchen Herrſcher und Fürſten ſei eine viel ungebundnere und ſelbſtſtändigere geworden, als jene durch den Weſtfäliſchen Frieden des Jahrs 1648, es beſtehe jetzt die volle Unabhängigkeit der Einzelnen, die unwägbare und unmeßbare Suveränetät, ſie müſſe für die Fürſten von Lippe-Detmold und Schwarzburg-Rudelſtadt ſo gut gelten wie für die Könige von Preußen und Hannover, und dieſe werde es hinfort in die fürſtliche Willkür ſtellen, wie weit ſie ſich durch die Ehren und Vortheile des in diplomatiſcher Schwebe hangen gelaſſenen Deutſchlands gebunden erachten würden. Das hohe Fürſtenrecht ſei jetzt noch etwas ganz Anderes als jenes durch den Weſtfäliſchen Frieden feſtgeſchriebene Recht „mit jeder fremden Macht „Bündniſſe ſchließen zu dürfen, nur nicht gegen die „Ehren und Vortheile von Kaiſer und Reich“; die Erfahrung von zwei Jahrhunderten habe ja gelehrt, wie jene berühmte Klauſel des Weſtfäliſchen Vertrags von den Deutſchen ſei ausgebeutet und praktiſch ausgelegt worden.

Genug, das Ende vom Liede war, es war ein deutſcher Bund und ein deutſcher Bundestag da, und Oeſterreich oder vielmehr Fürſt Metternich war der Leiter und Lenker und iſt über ein Menſchenalter der Leiter und Lenker geblieben. Wir werfen einen Blick auf ihn. Er hat Oeſterreich und Oeſterreichs Beruf und Aufgabe für Deutſchland und Europa anderthalb

Menſchenalter vorzüglich geleitet und regiert. Ein Mann, welchem das in gefährlicher und ſchwerſter Zeit leidlich gelungen iſt, kann, wie verſchieden die Urtheile auch über ihn ausfallen, auf keinen Fall ein gewöhnlicher Mann ſein. Thätigkeit, Geſchicklichkeit, Gewandtheit, friſches und kühnes Ergreifen des Augenblicks, wie er ſich ihm geboten, Redlichkeit und Treue gegen ſeinen Herrn wird auch ſein Feind ihm zugeſtehen müſſen. Er iſt gefallen, wie im Frühling 1848 auch die Starken fielen, und hat bei ſehr allgemeinem damals doppelt aufgehetzten deutſchen Haß ſein Leben nur durch die Flucht ins Elend retten können, aber er iſt nach einigen Jahren gleichſam wie ein vormaliger Reichsgründer und Wiederherſteller, einem edelſten Verbannten, einem Sieger und Vaterlandsretter gleich, bei ſeiner Rückkehr von Königen und Fürſten Deutſchlands empfangen und begrüßt worden. Da wir über ihn ſprechen müſſen, geſchickt und gewandt wollen wir ihn nennen, aber keinen weiſen und tapfern ja nicht einmal einen klugen und vorherſichtigen Mann. Er gehörte nicht zu jenen kurzen und geſchwinden Menſchen, die mit großer Geduld, Beharrlichkeit und Tapferkeit vorherbereiten und ſchaffen, ſondern zu jenen, die das Augenblickliche, was Glück und Zufall bieten, faſſen, zurechtſchneiden und abründen. Ja ein

Zuſchneider und Abründer iſt er geweſen, ein Solcher, der dem Schweren und Gefährlichen gern auswich und das Nächſte, Bequemſte mit den friſcheſten Fingern erfaßte und ſich zurechtmachte. So begann er mit den Jahren 1814 und 1815 ſeine größere Bahn, wo er von Deutſchland und vom Rhein, dem Strom ſeiner Heimath, weit weg ſah, ſich von Deutſchland und dem ſehr deutſchen Preußen zu Englands und Rußlands Anſichten und Entwürfen wandte und alles mehr mit ruſſiſchen, engliſchen und ſelbſt mit talleirandiſch franzöſiſchen und auch ſein Oeſterreich nur wieder mit alten verkehrten hiſpaniſchitaliäniſchen Augen ſah. Alſo ein Abründer der Länder, ein Abründer und Abſchleifer der Schwierigkeiten und Gefahren des Augenblicks, ohne zu bedenken, wie viele Ecken und Zacken bei allem Ründen und Schleifen übrig bleiben, die in dem lebendigen Wachſen des Lebendigen und auch des Politiſchen in wenigen Jahrzehenden ſich wieder zu ſchroffen Felſen und Klippen emporheben müſſen. Die Zeit und ſeine jüngſten Schickſale haben doch bewieſen, daß er den Weltlauf, wie er eben läuft und rennt, wohl an ſeinen Armen und Beinen faſſen und auf einige Jahre hemmen konnte, daß er aber ſeinen Geiſt nicht verſtand, der Flügel hat und nicht ſo leicht faßlich iſt, ja daß er, was in dieſem Geiſt irgend kräftig und tapfer war, raſtlos verfolgte, ja eine Schalljagd darauf machte wie in Amerika die Sklavenjäger auf die Neger. Ihm hieß dieſer Geiſt durchaus ein Schwarzer, der eingefangen und gefeſſelt werden müſſe. Wenn wir bei dieſem Mann an Deutſchland denken, dürfen wir nicht vergeſſen, nach welchem Muſter er den Bundestag leiten und regieren mußte, daß er Kaiſer Franzens Diener war und Oeſterreich und Oeſterreichs ſeltſames Völkergemiſch, wo man den einzelnen Völkern nur den geringſten Athemzug von Unabhängigkeit und Freiheit erlauben durfte, immer vor Augen haben mußte.

Unſereiner hat ſich weiland eingebildet mit Geiſtern verkehren zu dürfen und hat auch mit jenem Geiſt Verkehr gehabt, den er den Geiſt der Zeit und Fürſt Metternich den Schwarzen Geiſt nannte, über welchen er ſeinen Kaiſer zu den Magyaren ſagen ließ Die ganze Welt iſt jetzt toll (totus mundus stultizat). Der Geiſt heißt ja Wind und fährt und ſauſt wie ein Wind dahin, deſſen Säuſeln und Sauſen man wohl hört aber deſſen Fittiche, worauf er einherbrauſt, man nimmer zu ſehen bekommt. Kurz es iſt ein Vogel, deſſen Federn man nicht faſſen kann. Will man ſein Rauſchen, ſeinen Flug und ſeinen Pfad beſchreiben, man kann die Beſchreibung und Schilderung immer nur nach einzelnen und dünnen Zeichen machen, welche Viele immer wieder verneinen und ableugnen werden. Als ein ſolcher genug vernehmlicher und lautbarer aber unſichtbarer und unfaßlicher Vogel fliegt jede Zeit einher und über den Köpfen der ebenlebenden Sterblichen dahin, und was ihr Geiſt führt und trägt, welche Gaben und Geſchenke und Plagen und Uebel er aus ſeiner Pandorenbüchſe ſchüttet, darüber wird ewig mißhelliger und verſchiedener Streit ſein. Das Einzigwahre bei dem Streite iſt, daß er zugleich Gutes und Böſes aus ſeiner Büchſe ſchüttet. Metternich gehörte zu denjenigen, oder gebärdete er ſich als öſterreichiſcher Erſter zu denjenigen gehören zu müſſen? (ich glaube aber, daß er ſich nicht gebärdete ſondern in der That zu ihnen gehörte) welche die großen Zeitbewegungen, welche Europa ſeit dem Jahr 1770 und dann heftiger ſeit der franzöſiſchen Umwälzung, ſeit 1790, erregt und erſchüttert haben, als ein Böſeſtes, die alſo die franzöſiſche Umwälzung ſelbſt als ein Werk des Teufels, als eine Empörung gegen Gott und Jeſum Chriſtum anſahen, welche mit Gewalt unterdrückt und zerſtört werden müſſe. Er hatte nur die Kleinigkeit dabei vergeſſen, daß der Chriſt ja glauben ſoll, daß nicht bloß der Teufel die

Welt bewegen könne, daß ja Gott immer mit dabei gedacht werden müſſe. Die Weltbewegung war einmal da, ſie war aus Menſchentrieben entſprungen und wurde von Menſchentrieben genährt; dieſe waren der Strom, die Macht und Gewalt der Zeit, und der Kluge und Weiſe mußte bald gewahren und begreifen, daß man die gefährlichen Waſſer des Stroms erſt etwas ablaufen laſſen müſſe, daß er alle verkehrt oder zu früh gegengeworfene Wälle und Deiche mit ſich fortreißen und die Erbauer unter ihren Werken begraben werde. Solche Umläufe des Menſchengeſchlechts, wie wir ſie durchlaufen haben und noch durchlaufen, ſind eine Krankheit, wo der unbewußte gewaltige Trieb neuer Geſtaltung der Dinge vorherrſcht, wo die Sehnſuchten des Guten und die Gelüſte des Böſen zugleich mit einander im unentſchiedenen Kampfe ringen und kämpfen. Napoleon ſchien ſeit ſeinem gewaltigſten Auftreten, ſeit den Jahren 1805 und 1806 Deutſchland für immer todtgemacht zu haben, an ſeinem Willen fehlte es wenigſtens nicht, wenn es für immer als Leiche liegen geblieben wäre; aber Gott hat es anders gemeint: Es iſt geſchehen, daß was früher faul geweſen friſch, was früher todt oder halbtodt geweſen durch ihn doppelt lebendig geworden. So müſſen die großen instrumenta Dei, die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01898/005

flagella Dei wirken. Er war im Laufe von ſieben Jahren zuerſt von den Spaniern verwundet, aus Rußland mit ſchwereren Wunden geflohen, endlich bei Leipzig und Waterloo zumeiſt von den Deutſchen niedergeſchmettert. Durch den Jammer und die Demüthigung vieler Jahre und mehr noch durch das Glück ihrer Siege waren die Deutſchen wieder zu dem faſt verlornen Gefühl und der erloſchenen Erinnerung gekommen, daß ſie einſt das erſte und mächtigſte Volk der Chriſtenheit geweſen, daß ſie noch den ganzen vollen Stoff hätten ein mächtiges und gewaltiges Volk zu ſein. Die Klänge von Freiheit und Ehre, von Geſetz, Recht und Verfaſſung, wodurch ein deutſches Reich wieder erbaut werden müſſe, fanden in Millionen Stimmen und Herzen ihren Widerklang. Wir erinnern uns noch jenes längſt verklungenen aber unvergeſſenen und unvergeßlichen Jubels, der die deutſchen Jahre 1814 und 1815 durchbrauſte. Es war freilich genug Unmöglichkeit von Schwärmerei, Wähnen und Träumen darin, aber auch wirkliche tiefe Erinnerung der Vergangenheit und Weiſſagung der Zukunft. Dieſen Jubelklang aller der Stimmen, Geſänge und Getümmel in den Herzen und auf den Gaſſen der Menſchen wollte und ſollte Metternich nun ſtill machen und den Teufel des Aufruhrs, wie er ihn ſchalt, zur Ruhe bringen durch den ſanften, frommen, geſetzlich hütenden und erhaltenden öſterreichiſchen Geiſt: jenen böſen, wilden, demokratiſchen Geiſt, den er, der weiſe Ruhebringer mit ſeinen Jüngern und Propheten, auch wohl den Geiſt von der Spree und Oder, den preußiſchen Geiſt oder das böſe Berlinchen ſchalten. Nicht mit Unrecht. Von Preußen, von dem nördlichſten deutſchen Norden her, von Memel und Königsberg her, waren die erſten kühnen und gewaltigen Freiheitstöne erklungen, die erſten Glocken der großen deutſchen Empörung gegen unerträglichen Uebermuth und Hohn der Fremden gezogen; dort waren die erſten Lanzen und Schwerdter zum heiligen Kriege geſchliffen; von dorther und von den preußiſchen und proteſtantiſchen Univerſitäten zuerſt und zumeiſt (von Königsberg, Berlin, Leipzig, Breslau, Jena, Roſtock u. ſ. w.) war die edelſte und feurigſte Jugend des Vaterlandes für die Rettung und Befreiung deſſelben zu den Fahnen geſtrömt. Das Alles, die größte That und größte Erinnerung ſeit Jahrhunderten, ſollte nun auf einmal verſtummen, und Deutſchland ſollte wieder zu dem Schweigen und Erſtarren der Jahre 1750 gebracht und auf ein metternichſches Kuſch dich! ſollte mit hündiſcher Wedelung von denen gekuſcht werden, welche eben die glück- und ſiegtrunkenen Herzen und Häupter noch ſo hoch gehoben hatten. Wir wiſſen, welcher geiſtigen Ausſchweifungen und ſcheußlichen Grundſätze, welcher politiſchen Narrheiten und Verruchtheiten vor allem Norddeutſchland und die deutſchen Hochſchulen damals angeklagt ſind; wir leugnen nicht und dürfen nicht leugnen, daß neben dem Gottesſamen ſchöner, menſchlichſter und deutſcheſter Geſinnung und Hoffnung nicht auch Teufelsſaat der Narrheit und Verrücktheit geſäet werden — der Säemann des Böſen iſt ja immer geſchäftig — aber das dürfen wir behaupten, ſo hoch ſtand damals der deutſche Sinn, ſo edel und hoch ſchlug damals das deutſche Herz, daß der Teufel der Bosheit noch nicht ſpielen konnte, daß höchſtens einzelne Körnlein von ihm geſtreut ſind, die durchaus wie auf dürres Geſtein und Dornen gefallen ſind. Der Teufel der Bosheit iſt am meiſten durch jene Künſte gepflegt worden, wodurch man ihn zu bannen und zu tilgen gemeint hat. Der Bundestag fand bei ſeiner Eröffnung ein edles, freies, offenes und fröhliches Geſchlecht, er hat, ſo viel er gekonnt, ein ſchlaues, liſtiges, lauriſches, erbittertes geſchaffen, welches auf allen neben der großen offenen Landſtraße des Lebens hinlaufenden verbotenen krummen und verſteckten Seitenwegen und Diebspfaden hin und her zu flandern und zu ſchlüpfen und zu entſchlüpfen gelernt hat. Selbſt der treueſte Hund wird durch das Kuſch dich! und die Prügel ein ſchwanzwedelnder und ſchmeichelnder Lügner, der mit freundlichen Augen zu lächeln und mit fröhlichem Schwanze zu liebkoſen ſcheint, wo er lieber beißen möchte. So hat ein ein Menſchenalter fortgeſetztes Syſtem der ſpähenden Auflaurerei und Klatſcherei gegen den Geiſt und ſelbſt gegen Geiſtchen, die kaum ihre erſten flatternden Flügel zu regen anfingen, und eine ſchmählichſte und kleinlichſte Plackung und Preſſung der Druckerpreſſe ein Geſchlecht gezeugt, das früher nicht in ſolcher Anzahl und Gewandtheit und Verſchmitztheit da war, das arme zu ſehr geplagte Geſchlecht der Literati, die von der politiſchen Tagesblätterei leben. Es war für die Wahrheit und Gewiſſenhaftigkeit in Deutſchland eine ſchlimme und gefährliche Zeit gekommen; ſie ſollten als Sklaven dienen lernen, und wir wiſſen, der Sklav lernt lügen und ſtehlen und mit allen erdenklichen Diebskünſten ſchleichen und ſich durchſchleichen. Das deutſche Wort Dieb heißt Sklav. Der Menſch iſt aber ſo geſchaffen und ſchaplunirt*), er ſoll nicht gleich dem

---

*) Schaplun, Schablun, ein plattdeutſches Wort, dem isländiſchen Scaplyane entſprechend, iſt in die Schriftſprache aufgenommen, wo es in Schablon,

Thiere und kriechenden Gewürm bloß nur heulen und brüllen und ſummen und brummen, ihm iſt das Wort gegeben, die ſcharfe Schneide und Klinge des Geiſtes; man verenge und verſperre ihm die Ritze ſeines Tönens und Klingens, ſo viel man wolle, es will und muß heraus — und will man ihm die graden Wege und Straßen verlegen, es findet links und rechts neben der ihm gewieſenen politiſchen Fuhrmannsſtraße hundert und tauſend ſichtbare und unſichtbare Seitenpfade und Schleichwege der Diebsſchmuggelei, worauf er die vergebens verriegelten und verſperrten Töne ſeines Worts und Zorns ausblaſen und ausſchreien wird. Hier mit dieſem Gleichniß, welches kein bloßes anſpielendes Gleichniß, ſondern die volle treffende Wahrheit iſt, meine ich die Schöpfung und Entſtehung von ſogenannten Literaten und Pamphletiſten, in der Menge und Art, wie ſie die Jahre von den Karlsbader Beſchlüſſen von 1820 bis zum großen pariſer Knall von 1848 in Deutſchland groß gezogen haben: kein deutſches Glück, auch kein neuer Glanz der deutſchen Literatur noch neue Mehrung und Beſſe-

---

auch wohl Jabloni, als ſei es wälſch, verwandelt iſt, bedeutet Schöpferlaune, Grundgedanke, Grundentwurf.

rung der Sprache, aber ein unvermeidliches, natürliches Erzeugniß der Zeit. Ich meine hiemit, die deutſchen Pamphletiſten hatten durch Metternich beſſer und feiner franzöſiſch ſprechen gelernt, ſie hatten von ihren franzöſiſchen Muſtern der Tagesſchriftſtellerei die Millionen kleiner Künſte und Liſten der Verſchlingungen und Verflechtungen wie der Verpuppungen und Verkappungen des Sinns und der Wahrheit der Wörter, ſie hatten auf eine wunderbare Weiſe in den langen Lehrjahren eines Menſchenalters des Preßzwanges alle Künſte der Umſchleichung der Wahrheit und die Einſchmuggelungen der Bezeichnung vermummter Halbwahrheiten in die deutſche Sprache gelernt. Jeder, der dieſes angedeutete Jahrdreißig mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet hat, wird geſtehen müſſen, daß eben durch dieſe Uebung der Tagesſchriftſtellerei manche galliſche Leichtigkeit und Gewandtheit aber auch eine Menge Gallicismen in unſre Sprache gebracht und neu eingeführt ſind: eine Art neues Rothwälſch, etwas der Zigeunerſprache Aehnliches, wo die des Schiboleths kundigen und zuſammengegatterten und zuſammengatternden Schälke die Augen der Cenſoren zu blenden und ihrer beſchneidenden und zerſchneidenden Scheere zu entgehen wußten. Wer Franzöſiſch und Deutſch verſteht, verſteht auch, was ich hier andeuten will. Der Franzoſe ſelbſt und alſo auch ſeine Sprache hat weit mehr von den liſtigen und ſchelmiſchen Wicklern und Umwicklern, den gebornen Schmeichlern, Schleichern und Umſchleichern des Gedankens, von den Taſchenſpielern mit dem halben Worte und dem halben Gedanken, als der Deutſche. Das geht durch ſein ganzes Leben, und alſo auch durch ſeine Sprache und Literatur — eine unendliche Mannigfaltigkeit von Schattirungen, Scheinen und Halblichtern, worauf er ſich als auf Zierlichkeiten und Liebenswürdigkeiten außerordentlich viel einbildet. Das Leben unſrer Literaten zuerſt meiſtens in den franzöſiſchen Tagesblättern, aus welchen die meiſten von ihnen ihre politiſche Erziehung holten, und zweitens die Preßnoth, welche zur Gedankenlurenträgerei verlockte und nöthigte, erſchuf damals wenigſtens eine Aehnlichkeit davon in der deutſchen Proſe. Was ich hier andeute und ſage, wird man am leichteſten verſtehen, wenn man engliſche Proſe mit der franzöſiſchen vergleicht. Weil der Engländer weder eine Lebenshalbheit liebt noch die franzöſiſche Windflüſterei des Salons, und die franzöſiſche Maulſperre der Preſſe ſeit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gekannt hat, ſo herrſcht bei ſeinen beſſeren Rednern und Geſchichtſchreibern eine wahre, grade, klare und kurze Proſe, ein Ausdruck von

Wahrheit, Männlichkeit und Tapferkeit, ſo kräftig und mächtig, als der kurze Schwerdthieb ſeiner weiland angelſächſiſchen Ahnen.

Dieſes Geſchlecht hatte Metternich und der Bundestag in Frankfurt erzogen; Schriftſperre und Maulſperre, Augen- und Ohren-Polizei waren an vielen Stellen nur zu ſehr gehegt und gepflegt worden; große deutſche Ausbildung und Entwickelung deutſcher Verfaſſung im Innern oder würdige Entfaltung und Darſtellung deutſcher Macht nach Außen hin, die Vertretung der Würde und Ehre des größten europäiſchen Volks vor den Völkern — o daran hatte von den frankfurter Diplomaten auch kein Menſch denken dürfen. Die Deutſchen ſelbſt nannten mit gutmüthiger Ironie, wovon jedoch einige Blitzfunken noch übrig geblieben waren, den deutſchen Bundesſtaat den Preßſtaat und Polizeiſtaat. Solches ſchimpften Engländer und Franzoſen ihnen vor, und ſie ſchimpften es nach.

Erzähle ich hier Wahrheit und Wirklichkeit? oder iſt das in der That nur nachgebeteter fremder Schimpf und Spott über die deutſchen Zuſtände und Verhältniſſe? Es iſt die wirklichſte Wahrheit und Wirklichkeit, nämlich wie die Menſchen jene Zeit empfanden, die ſich nach den Verkündigungen von Kaliſch und Wien und den Heldenthaten ihrer tapfern Söhne und Brüder ganz Anderes eingebildet und erwartet hatten. Freilich welcher gute und beſſere Mann durfte doch jene metternichſche Zeit, die er keine glückliche Zeit nannte, mit jener napoleoniſchen Blüthenzeit, vom Jahr 1800 bis 1814, vergleichen? Es war freilich ſeit 1819, ſeit Sand's Dolchſtoß durch Kotzebue's Bruſt, kleinlichen, ſchwächlichen, ſpionlichen und preßhaften Lebens und Treibens nur zu viel in deutſchen Landen, doch gab es, wenn man das Allgemeine ehrlich wog und betrachtete, im Vaterlande noch manchen recht treuen und wackern Fürſten, auch noch manchen ganz hübſchen Fleck, wo ſich mit Gemüthlichkeit und Luſtigkeit einherwandeln ließ; auch waren die Angelobungen ſtändiſcher und zeitgemäßer Verfaſſungen nicht allenthalben unerfüllt geblieben und man verſuchte hie und da ſich in neuen konſtitutionellen Ordnungen einzufaſſen und einzurichten, aber freilich, da ein großes allgemeines Vorbild und Maaß fehlte, erſchien bei den mancherlei Proben und Verſuchen auch hier manche etwas lächerliche Mißgeſtalt. Es war doch unendlich beſſer geworden, es war doch keine franzöſiſche Länderſchinderei und napoleoniſche Menſchenfreſſerei mehr da; die Welt ging wieder einen ruhigen und ſichern Tritt, die Friedensarbeiten von Ackerbau, Gewerb, Verkehr und Handel griffen rüſtig und luſtig wieder zum Werk, und manche Schmerzen und Wunden wurden in dreißig Jahren wieder verwunden und geheilt. Schon blühten mitten unter den Klagen und Flüchen der Unzufriedenen, wozu die Mehrzahl des Volkes gehörte, an manchen Stellen Behagen und Wohlſtand wieder auf. Wie das Geſammtgefühl und die Herzensſtimmung der Menge war, das zeigte ſich bei allen Umwälzungsgetümmeln und Aufruhrszuckungen in Italien, Spanien, Helvetien und beſonders Frankreich, wo die Grundquelle des Uebels lag. Der pariſer Aufruhr des Jahrs 1830, welcher Ludwig Philipp von Orleans auf den franzöſiſchen Thron brachte, zitterte nicht leicht an Deutſchland und auch durch Deutſchlands Gränzen hin, ja drohte eine Zeitlang mit einem allgemeinen Kriege. Doch ward die Diplomatie und der Bundestag ſeiner diesmal noch Meiſter; er riß indeß in Belgien wieder ein großes Stück von Deutſchland ab, ſtellte es mit Holland in fortdauernd unbeſtimmte widerliche politiſche Stellung und ward im Vaterlande des hannoverſchen Königs Ernſt Auguſt durch die Aechtung und Flucht von ſieben göttinger Profeſſoren merkwürdig: eine Aechtung und Verbannung, die mit der berühmten Eindringung und Einführung der Jeſuiten als Lehrer müssen, sobald der Hållkarl ansagt. Zum Schluſs kömmt auch dieser Patriot mit manchen, jetzt noch unausführbaren, Planen und Vorschlägen.

Die Zahl der Pferde ist nach den Provinzen und der Nachbarschaft sehr verschieden. Um Stockholm und an manchen andern Stellen sind für manche Gästgifvaregårdar täglich 35 bis 50 Pferde angeschlagen; der geringste Belauf von Hällpferden an den gröſseren Straſsen ist 15 bis 20. In Upland sowohl als in mehrern Provinzen wird für ein volles Hemman gewöhnlich vier und zwanzigmal im Jahre geskjusst, und da für jeden Skjutsfärd fast zwei volle Tage darauf gehen, so nimmt dies den achten Theil des Jahres weg. Vormals lag auf den Frälsehemman nur der halbe Skjuts gegen Krono- und Skattehemman, aber jetzt tragen sie Gleiches mit diesen, so wie bei Durchzügen, Märschen, Transporten, im Krieg und Frieden.

Die Preise des Skjuts sind nach Verhältniſs der Zeiten allmälig erhöht worden, obgleich man gestehen muſs, daſs sie wirklich in's Magdalenenkollegium zu Oxford unter Jakob dem Zweiten von England und der Einkerkerung engliſcher Biſchöfe und Geiſtlichen einige Aehnlichkeit, aber nicht gleiche Folgen hatte. So lebendig und heftig waren die deutſchen Geſetzes- und Freiheits-Gefühle noch nicht. Auch die Engländer haben Jahrhunderte durch viele recht böſe und gefährliche Bahnen gehen müſſen, ehe ſie heile Grundſätze und die heile Verfaſſung gewonnen haben. Jahrhunderte ſagſt du? O tröſtet euch! ihr wißt ja, welche außerordentlichſte Künſte und Erfindungen Raum und Zeit jetzt gekürzt und beflügelt haben.

Metternich aber und der Bundestag und der deutſche Preßſtaat und Polizeiſtaat beſtanden jenes Jahr 1830 und wirkten noch achtzehn Jahr für das, was ſie die gute alte Ordnung und Geſetzlichkeit Deutſchlands nannten. Der öſterreichiſche Reichskanzler und ſeine Gehülfen in Frankfurt ſtanden gegen das böſe Teufelsprincip der Umwälzung rüſtig in ihrer gewohnten pugna stataria, als der pariſer Winter des Jahrs 1848 die alte heilige Kaiſerwahlſtadt Frankfurt und die beiden größten Hauptſtädte des Vaterlandes mit jeglicher comoedia stataria in eine wahre pugna gladiatoria verwandelte und in einigen Monaten von wiederholten Erſchütterungen in ein bellum servile zu verwandeln drohte.

Hier ſtehe ich billig ſtill und ſuche mich in dem vielen Ungeheuerlichen, Abenteuerlichen, Schrecklichen und Gräulichen, was ſich in meiner Erinnerung zuſammendrängen will, ſo gut als ich kann zu faſſen. Was wir zwiſchen den Jahren 1848 und dieſem bald auslaufenden Jahr 1853 erlebt, geſtrebt, geſtritten und gelitten haben, liegt ja mit friſcheſten zum Theil mit blutigen Zügen in unſerm Gedächtniß eingegraben. Wer mich hier ermahnen wollte Erlebtes, gewußtes und erzähltes Erlebtes zu ſchildern und zu beſchreiben, dem würde ich mit allem Recht das Virgiliſche zurufen: Eheu! inge[illegible]es jubes renovare dolores „Weh „mir! ungeheu[illegible] [illegible]merzen zu erneuen forderſt du „mich auf“. Ich [illegible] es nicht ausſprechen wegen des wirklichen Schmerz[illegible] ich mag es nicht ausſprechen, weil ich auf meine alteſte ſchneeweiße Scheitel nicht umſonſt Donnerſchläge herablocken will. Wer von den Jetztlebenden kennt die Läufe, Verläufe und Ausläufe dieſer fünf ſechs Jahre nicht? Die inneren tieferen Gründe und Urſachen und was in den Charakteren und Rollen dieſes verworrenen Trauerſpiels offen und geheim geſpielt und gezettelt hat — davon wird Vieles wohl mit verdienter Nacht zugedeckt bleiben. Einiges weiß ich wohl, aber hier ſage ich weiſe, wie Vater Herodot oft zu ſagen pflegt: Ich weiß es wohl, aber darf es nicht ſagen. Ich ſetze bloß einige Haupttitel her, um welche das große Getümmel und der verworrene Hader und Streit der Begebenheiten und Erlebniſſe jener Jahre ſich vorzüglich geſammelt und gedreht hat: Stürzung des Bundestags — Aufſtand in Wien und Berlin — Reichstag in Frankfurt — Reichstage in Wien und Berlin — Däniſcher Krieg — Großdeutſchland und Kleindeutſchland — Gründung einer deutſchen Flotte — Aufruhre hin und wieder in Rheinpreußen und Weſtfalen, in der Rheinpfalz, Baden u. ſ. w. und Dämpfung derſelben durch Preußen — Tage zu Gotha und Erfurt — Drohung deutſchen Kriegs und allgemeine Heerrüſtung in Süddeutſchland und Preußen, Beilegung der feindſeligen Stimmungen — Wiederherſtellung des alten Bundestages — Verhandlungen über einen allgemeinen deutſchen Zollverein — Entwaffnung Schleswig-Holſteins und Ueberlieferung des Landes an die Dänen u. ſ. w.

Wer möchte und wollte für die Straßengeſchichten Wiens und Berlins jener Jahre in die Schranken treten? Wahrlich nicht ich, wenn ich auch begreiſe, wie die gefüllte Bombe endlich platzen mußte, wie der Dampf des gequälten, gepreßten und erbitterten Geiſtes, deſſen Wind man keinen Zug und Ausfluß gelaſſen, die natürliche Pulverkraft ſeines Feuerelements ſpringen und zerſchmettern laſſen mußte. Daß die ſchlimmſten und böſeſten Buben bei ſolchen Geſchichten immer mit unter den Vorderſten ſind, daß in den beiden Hauptſtädten die Vagabunden von ringsum und von der Seine und Weichſel her, wie auf Verabredung und Beſtellung zugelaufen und Wuth, Geſchrei, Hetzerei und Feuer zugetragen haben, iſt anfangs bezweifelt aber jetzt ein weltbekanntes Ding. Ich habe nicht den Beruf, auch wirklich nicht Kunde genug, hierüber etwas Neues zu ſagen und aufzuſchließen, doch über Frankfurt, wo ich ein Jahr mit durchgeſeſſen habe, muß ich ein paar kurze leichte Worte und Winke geben, und zwar Winke und Worte der deutſchen Rechtfertigung gegen Fremde und Einheimiſche. Die Geburt jener Jahre iſt böſ, das Gute, was ſie uns gelaſſen haben, iſt wenig geweſen und liegt noch kaum in einigen Verfaſſungsbruchſtücken in Preußen und hin und wieder in andern Fürſtenthümern vor; aber eine Parthei, welche den Namen der hinterpommerſchen Junker bekommen hat, als wenn ſie hinter Deutſchland und hinter jeder Zeit läge, hört nicht auf, auf die ſogenannten Gothaner oder Kleindeutſchen, die vor dem öſterreichiſch perſiſchen Großchineſenthum und Großkaiſerthum ein gerechtes Grauen hatten, gelindeſt als auf Narren und Verrückte zu ſchimpfen.

Was viele gutmüthige, hoffnungsvolle Deutſche, was noch viel mehrere begeiſterte Thoren, was wohl auch einzelne Böſewichter von dem Umſturz des Bundestages und von den Wiener und Berliner Aufruhren im verſchiedenſten Sinn gehofft und erwartet hatten, das konnte nicht erfüllt werden, auch was in Berlin, Wien und endlich in Frankfurt von neuen Ordnungen und Verfaſſungen des Vaterlandes und von einer alle Lande und Fürſtenthümer umfaſſenden Geſammtverfaſſung und Wiederherſtellung des großen Reichs entworfen und verfaßt war — davon mußte nach dem ewigen Laufe der Dinge in ſo wilden Stürmen das Meiſte ein frommer Traum bleiben. Was im Sturm geboren wird und in der Eile und Macht des Sturms geſchaffen und geordnet werden ſoll, das bleibt gewöhnlich auch unter der Gewalt des Sturms. Das zu geſchwinde Machen iſt eben ſo mißlich und gefährlich als das zu langſame. Es iſt jetzt eben ſo wohlfeil als ſicher, das Hinterherſchreien von dem tollen

Jahre und den verruchten und verrückten Volksverſammlungen und Reichstagen jenes Jahrs und der folgenden Jahre mit einem gewiſſen vornehmen ſich mit Weisheit brüſtenden Hohn zu erheben; noch wohlfeiler und leichter, das deutſche Volk einer immer mehr wachſenden Verwilderung und Verheidniſchung anzuklagen. Zunächſt von Frankfurt und von der Erſcheinung und Wirkſamkeit der ſogenannten deutſchen Reichsverſammlung zu ſprechen, ſo fällt jene Anklage, mit Ausnahme der Auftritte der Pfingſtweide und Barrikaden und Ermordung der beiden Volksboten Auerswald und Lichnowsky, faſt ganz zu Boden. Ja die äußere Erſcheinung dieſer Verſammlung und ihre Verhandlungen in der Paulskirche gaben doch wahrlich kein Zeichen von einem ganz verwilderten und verheidniſchten Volke. Es war die Wahl der Reichsboten ja nach einer Ordnung geſchehen, die man bei der einſtweiligen Zuſammenſetzung der deutſchen Lande und Völkerſchaften gewiß nicht loben wird, nach der kaum durch ein Geſetz geregelten und genauer beſtimmten Unordnung einer allgemeinen Volkswahl, und dies in einem Volke, welchem in manchen Landſchaften dergleichen öffentliche Verhandlungen und Entſcheidungen mehr als böhmiſche Wälder waren. Und was war das Ergebniß dieſer Wahlen? Es zeigte im Ganzen Verſtändigkeit, Geſetzlichkeit und Mäßigkeit bei dem Volke, aus welchem es bei dem damaligen faſt allenthalben herrenloſen Stande der Dinge meiſtens aus ſeinem freien ungebundenen Willen hervorgegangen war. Ich darf kühn behaupten, Dreiviertel der gewählten Volksboten wollten für das Vaterland Geſetzlichkeit und Ordnung, ja die Mehrzahl wollte eine feſtere und ſchönere Wiederherſtellung des gefallenen Reichs als die Friedensſchlüſſe von Paris und Kongreſſe von Wien ſchaffen gekonnt hatten. Aber freilich ein allgemeiner deutſcher Unſtern hat über das Jahr 1848 und auch über den frankfurter Reichstag gewaltet. Dahin gehörten ſogleich die erſten Anfänge oder vielmehr der erſte Anfang. Dieſe Anfänge waren doch in gewiſſem Sinn eine Fortſetzung des freiwillig und eigenmächtig verſammelt geweſenen ſogenannten Vorparlaments. Ich meine hier die Verſammlung jener Freiwilligen, die bei der Zuſammenſtürzung der deutſchen Dinge und dem Fall des Bundestages ſich im Auftrage des eignen Herzens nach Frankfurt ausgeſchrieben und dort verſammelt hatten. Diejenigen Männer, welche in jener Vorverſammlung die Spitze geführt hatten, hatten alle den Blick nach dem Norden, nach Preußen, gerichtet gehabt und darauf hingewieſen, daß für die Berathung und Entwerfung der künftigen deutſchen Reichsverfaſſung und für die einſtweilige Führung und Ausübung der Reichsgewalt ein preußiſches Haupt geſucht und erkieſt werden müſſe. Nun hatten die Märztage hinſichtlich der preußiſchen Häupter, worauf bei der Wahl des proviſoriſchen Oberhaupts die Augen ſich richten konnten, es unglücklicher Weiſe ſo geſtaltet, daß man nach der andern Hauptſtadt, nach Wien, hinſchauen mußte. Man holte ſich den alten ehrwürdigen Erzherzog Johann. Keiner darf behaupten, daß dieſer Herr bloß ein öſterreichiſches Herz mitgebracht, daß er von Anfang an bloß geöſterreichert habe, aber geleugnet kann nicht werden, daß ſeine Wahl bei der großen Mehrzahl — denn die Mehrzahl der Verſammlung neigte von Anfang an zu Preußen hin — ſchon manchen leiſen ſtillen Verdacht über den künftigen Gang der Dinge und bei Manchen auch wohl hoffnungsloſen Verdacht erzeugt hat; ich meine, es däuchte ihnen dieſer Erzherzog an dieſer Stelle wie ein weiſſagendes Zeichen für den Ausgang der Berathungen und Beſchlüſſe.

Blickt man nun auf die Arbeiten dieſer Verſammlung, auf die Vorrüſtungen und Vorarbeiten eines künftigen deutſchen Reichs und deutſcher Reichsverfaſſung, ſo wird kein billiger Wäger und Richter leugnen, daß, wenn in künftigen Tagen die Frage deutſcher Reichseinheit und eines deutſchen Kaiſers einmal wieder lebendig wird, man wohl auf manche Kapitel ihrer Entwürfe wird zurückblicken müſſen. Die Junker und Ultramontanen und alle Rothmützen mit ihnen im Unisono, mögen, ſo viel ſie wollen, von hohler und übermüthiger Profeſſorenweisheit und von dem Profeſſorenkaiſer mit thönernen Füßen höhnen und ſchimpfen, die Zeit wird wieder kommen, welche die Gedanken und Entwürfe vieler guten und geſcheidten Männer aus dem Papierkaſten, worin ſie liegen, einmal wieder hervorſuchen wird, wenn wir gleich gern geſtehen, daß aus den Trieben und Leidenſchaften jener Tage Manches, auch aus franzöſiſchen Muſtern Einiges damals Unvermeidliches mit eingefloſſen iſt. Denn auch das wird die Zukunft wahr machen, was Ludwig Uhland damals geſagt hat: Der künftige Kaiſer wird mit dem Zuguß einiger Tropfen Demokratenöls geſalbt werden müſſen. Demokraten? Das iſt ein Namen, womit man gottlob in Deutſchland niemand mehr todtſchlagen kann, wenn die Dummheit und Bosheit gleich gewohnt iſt, in der Weiſe, wie die Römiſchkatholiſchen alle Auswüchſe verrückter Ketzereien den Doktoren Luther und Calvin in die Schuhe zu gießen pflegen, unter dem Titel Demokrat, der ein Schimpftitel ſein ſoll, alle hirntollſten politiſchen Vagabunden, alles verrückteſte und verworfenſte ſocialiſtiſche und kommuniſtiſche Geſindel, mit einzuzeichnen. Wie ich oben ſagte, das deutſche Volk hatte bei den Wahlen einen verſtändigen und geſetzlichen Sinn bewieſen, daß es wirklich Ordnung und Geſetzlichkeit im Vaterlande wollte. — Aber wie viele Demokraten rechneſt du denn wohl unter den 600 bis 650 Namen, welche bei den Abſtimmungen gewöhnlich aufgerufen wurden? Lieben Freunde, wie ſoll ich euch das in Deutſchland klar machen, da ſelbſt in England und Nordamerika, wo die öffentlichen Charaktere ſeit manchen Jahren ſchon gezeichnet ſind und gleich bei ihrem erſten Auftreten ſchon gezeichnet werden, die rechte Titelſtellung der Namen ſchon eine ſehr ſchwere Aufgabe iſt? Ich antworte kurz: von denjenigen, die man in Deutſchland wohl mit Recht Demokraten nennt, iſt die Mehrzahl der frankfurter Reichstagsboten Ariſtokrat geſcholten worden. Das heißt: dieſe Mehrzahl meinte die Möglichkeit einer geſetzlichen deutſchen Beſſerung und Wiederaufrichtung ohne fernere blutige deutſche Aufruhre wenigſtens zeigen zu können. Es gab in der Minderzahl gewiß manche treue und ehrenwerthe wirkliche Demokraten, die von einer weltbeglückenden deutſchen Republik, überhaupt von nichts als von europäiſchen Republiken träumten, manche jugendliche wahnbegeiſterte Schwärjetzt noch zu gering sind. 1649 kostete das Pferd auf die Meile 6 Öre und schon 1718 ward es auf 8 Stüver erhöhet. Aber erst 1734 ward es allgemein auf dem Lande 8 Öre Silfvermynt und in den Städten 16, da war der Münzwerth lange vorher über die Hälfte verschlechtert, so daſs man in der Mitte des 18n Jahrhunderts in der That weniger bezahlte, als in der Mitte des 17ten. Von 1757 an ward es auf 12 Stüver auf dem Lande und 24 Stüver in den Städten gesetzt und 1786 auf des Bauerstandes Anhalten auf 16 Stüver erhöht. Von 1789 an war 8 Schillinge für das Pferd die Norm, da aber der Kurs des Riksgäld von Jahr zu Jahr fiel, so ward in der That die Bezahlung immer geringer, bis auf Norrköpings Reichstage der Werth des Riksgäld gegen Banko bestimmt und seit dem Sommer 1803 das Skjutsgeld festgesetzt ward, auf dem Lande zu 8 Schillingen, in den Städten zu 16 Schilling Banko für die Meile.

Mit dieser ganzen Skjutseinrichtung hat das Briefpachtwesen nichts zu thun, welches auch nicht unter dem Landshöfding und der mer, auch einzelne verworrene Kommuniſten und Socialiſten des gewöhnlichſten Schlages, welche die prächtigen wälſchen Schlagwörter von Ledru Rollin, de la Martine und Cauſſidiere nachleierten, Böſewichter aber, die bloß Verwirrung, Umſturz und Geſetzloſigkeit im Leibe hatten, alſo mit grellſtem Roth Gezeichneter wohl kaum ein halbes Dutzend. Von der leichten ſpringenden und überſpringenden Waare und von den Ueberſchwänglichen hatten Sachſen, Schleſien und einzelne Gaue des Oberrheins die meiſten geliefert. — Noch ein Wort von dem Schluß dieſes Reichstags, der hinterher von Vielen ja eine deutſche Faſchingspoſſe genannt worden iſt, worüber der Hans Sachs dieſer Tage nimmer den Wunſch ausſprechen durfte:

„Daß Glück und Fried daraus erwachs,
„Wünſcht ſammt ſeinen Spielleuten Hans Sachs.“

Als die Verfaſſung entworfen und beſtätigt und der Kaiſer gewählt und unter dem Geläute aller frankfurter Glocken ausgerufen war, fehlte uns bloß die Kleinigkeit, der Kaiſer. Der König von Preußen lehnte die ihm von Frankfurt dargebotene Krone ab. Dies ward das Zeichen der vollen Spaltung und endlichen Auflöſung des frankfurter Reichstags. Die Wahl des Königs von Preußen war nicht mit großer Mehrheit und nur nach langen Zwiſchenhandlungen und Kämpfen der verſchiedenen Partheien erfolgt. Es hatten ſich, wie es ja in allen Umwälzungen und Volksbewegungen und allgemeinen öffentlichen Verſammlungen gar nicht anders ſein kann, auch in der frankfurter Verſammlung viele beſondere Klubs und Rotten gebildet. Ich nenne einige: 1) die dichtgeſchloſſenſte Kette war die ultramontane oder halbbairiſche, die natürlich oft auf beiden Achſeln trug; dieſe war die geborne antipreußiſche; 2) eine zweite weniger ſchlaue Genoſſenſchaft, welche ſich gern altkaiſeriſch und allgemein deutſch gebärdete, zu welcher ſich allmälig die Oeſterreicher geſellten, die anfangs ſehr die Demokraten ſpielten, zuletzt mit ihren natürlichen Farben auftraten und von dem ehemaligen Reichsminiſter von Schmerling gegen die Preußenparthei geführt, geordnet und mit Ultramontanen natürlich, mit einzelnen Wildeſten unnatürlich verſchmolzen wurden; 3) gab es natürlicher Weiſe Demokraten verſchiedenſter Farben und vom reinen bis zum unreinſten Waſſer, alſo unter dieſem Namen mehrere Brüche. Hier hat ſich nun zuletzt in derſelben Weiſe und meiſtens auch aus denſelben Gründen ein dem früheren Belgiſchen Beiſpiel vom Jahr 1830 ganz gleiches herausgeſtellt, daß die Ultramontanen und Wilden ſich vereinigt und den kleineren

Haß in dem größeren Preußenhaß erſtickt haben. Der Erzherzog iſt ſpäter beſchuldigt worden, er ſei in den letzten vier fünf Monaten ſeines hohen Amts nicht mehr der über dem Gezänk und Geſchwirr des kleinen Geflügels ſchwebende ſonnenfliegende Adler geweſen; ja ſeine Feinde haben geſagt, er habe mitgeſpielt, und auch ſein letztes Miniſterium, das Miniſterium Grävell-Detmold ſei mit Abſicht erleſen, um dem frankfurter Parlament in der Volksmeinung die letzte Niederlage zu bereiten. Dieſe Niederlage bereitete ſein Stück Rumpf ſich endlich ſelbſt, ſeinen Reichsvogt Raveaux an der Spitze; aber für einen glorreichen Tod hat es keinen Kromwell gefunden, ſondern ſeine letzten Glieder ſind auf Stuttgarts Straßen von einigen wirtembergiſchen Bayonetten in alle Welt auseinander gejagt worden.

Wie hier traurig genug alles nur mit Spott und Gelächter geendigt hat und das mannigfaltigſte Geſchrei und Getümmel der Verleumdung und des Haſſes ihm in den folgenden Jahren gefolgt iſt, ſo hat ſich aus dieſem Ende und aus den neuen Anfängen von Unterhandlungen und politiſchen und diplomatiſchen Zettelungen und Verwirrungen der folgenden Jahre ein wahres Zetergeſchrei erhoben, das immer noch in einzelnen dumpfen und heiſern Tönen nachklingt. Dieſes

Zeter erklang vorzüglich aus dem Süden und Südoſten, wo man nimmer verſchmerzen konnte, daß Preußen die höchſte Reichswürde angetragen worden war. Es ſchrie und predigte Preußenhaß, weiſſagte Preußens Untergang und Vernichtung als etwas für ganz Deutſchland Nothwendigſtes und Erfreulichſtes, als wenn durch dieſe Vernichtung erſt Deutſchlands Einheit und Macht geſchaffen werden könne. Preußen ſollte nun der Sündenbock ſein für alle Beſcherung, welche die jüngſten Jahre gebracht hatten, es ſollte vor allem dafür gezüchtigt werden, daß die Augen der Beſten und Tapferſten auf daſſelbe als auf den künftigen Oberkönig geblickt und gewieſen hatten; Preußen ſollte durch ſeine vielen Wechſelungen und Schwankungen und Wankungen ſich ſelbſt und Deutſchland und das deutſche Schleswig-Holſtein aufgegeben und durch ſein Spiel mit dem Kaiſergedanken, durch ſeine Unterhandlungen mit Erzherzog Johann in deſſen letzten frankfurter Monaten, durch den Tag zu Erfurt u. ſ. w. verderblichem Volkswahn geſchmeichelt und den Königen und Fürſten des Vaterlandes Netze der Schlauheit und Liſt um den Nacken geworfen haben. So tönte es aus den Gegenden, wo die Bündniſſe von Bregenz und Darmſtadt geflochten wurden, ſo wußte man in München und Wien von der preußiſchen Pfiffigkeit viel zu erzählen, in jenen Städten, wo die pfaffiſche Erziehung der Höheren die rechten deutſchen Pfiffici bildet. Wir haben ſie kennen gelernt, die mit frommer freundlich lächelnder Miene einem ohne Erröthen grade ins Geſicht lügen können. O Preußens Freunde hätten bei dem preußiſchen Kabinette damals gern ein bischen mehr Pfiffigkeit geſehen. Preußen hat in Dresden und Karlsruh den Aufruhr gebändigt, der alle Fürſten wegſchaffen wollte; wäre in ſeinem Kabinette ein wenig von einem politiſchen Macchiavelli geweſen, hätte es im Jahr 1849 ſeinen Feldherrn mit ſeinen 40,000 Mann mit erlaubten politiſchen Gedanken nur acht Tage länger hinter den Bergen an ſeiner Grenze ſtehen laſſen, auch die Herren von Darmſtadt und Wirtemberg, die ſpäter ſo gewaltigen Muth gegen Preußen gezeigt haben, würden haben über den Rhein fliehen müſſen. Es hätte dann doch eine kleine Schadenfreude gehabt; Dank iſt ihm für ſeine Rettung nicht der geringſte geworden. Es ſteht uns ja friſch im Gedächtniß, wie Dieſe bald nichts als Oeſterreichs Großheit und Herrlichkeit prieſen und auf die Schärfe ſeiner Degenklinge hinwieſen, jenes Oeſterreichs, das die Krankheit und Ungeſundheit ſeiner Zuſtände und Verhältniſſe doch hundertmal kläglicher gezeigt hatte als Preußens; wir wiſſen, wie weit die

Hetzerei es damals in Süddeutſchland getrieben hat, wie man Preußen damals grade ans Leben wollte, daß es in der entſcheidenden ſchickſalsſchwangerſten Zeit nicht ein ſtolzes deutſches va banque! geſpielt hatte. Dieſe haben endlich Preußens Unentſchloſſenheit Feigheit geſcholten, ſie hatten Muth genug zu einem deutſchen Bürgerkriege, daß Preußen dieſen Muth nicht hatte und den Handſchuh nicht aufnahm, haben ſie keinem Gefühle zugeſchrieben, dem vor dem Brudermorde ſchauderte. Wir ſtehen ja noch ganz friſch in dieſer Zeit und in ihren Erinnerungen; auch in Preußen waren genug Männer, auch die beſten treueſten Freunde ihres Königs, welche das Schwerdt gezogen wiſſen wollten, welche meinten, dies Geſchwür des Haſſes und Neides ſei ſo dick geſchwollen, daß das Eiſen es aufhauen müſſe; Sünden und Schäden einer tollen Zeit werden am beſten mit tollen Mitteln geheilt: ſo werden kranke Staaten oft wie durch einen Zauberſchlag auf einmal wieder friſch und geſund. Es waren auch, die da meinten, und ich muß bekennen, ich gehöre zu dieſen Meinenden, daß durch die Weichheit und Sanftheit der Schritte und Tritte, durch das ſogenannte ſtille und allmälige Flicken und Beſſern, was die Sanften und Leiſen immer im Munde führen, aus Deutſchland ſchwerlich jemals das gemacht werden wird, was die Treueſten und Tapferſten des Vaterlandes in der Bruſt tragen. Auch dem Jahre 1848 ſei ein Gewaltiger noth geweſen, ein Dreinſchläger und Durchhauer, der ein ſcharfes Eiſen um die Köpfe der Menſchen geſchwungen und mit Scepter und Schwerdt wie mit Keulen drein geſchlagen hätte. Aber ſiehe! dieſſeits und jenſeits waren die Wünſche ſowohl der Bregenzer und Darmſtädter Süddeutſchen als der kriegsluſtigen norddeutſchen Preußen unerfüllt geblieben; heute giebt's nur noch Türken- und Ruſſen-Lärm, es iſt Friede, wenigſtens Stillſtand in Deutſchland — ſo gebeut der Wille der Kaiſer und Könige, die das Wort und Schwerdt der Entſcheidung führen, und die Hinundherreiſen von Wien, Berlin, Warſchau und Olmütz haben für den Augenblick die brennenden Schäden geſtillt und die alten und jungen Narben und Wunden zugedeckt. Wir wollen auch von ihnen und von den traurigen Erinnerungen der jüngſten Vergangenheit abſpringen und uns unſre Gegenwart, wie ſie eben ſteht, betrachten. Wir beginnen hier wieder mit uns ſelbſt, und betrachten uns zuerſt Preußen als das lebendigſte und hoffnungsreichſte Lebenselement Deutſchlands und dann das Volk ſelbſt. Alſo nach vielen vorhergehenden Worten noch ein letztes volles Wort aus Preußen und für Preußen.

wir haben oben beide in Ernſt und in Scherz von Gleichniſſen, vom Voltairismus und Jeſuitismus, von einem norddeutſchen und ſüddeutſchen Lebenselement geſprochen, auch von zwei verſchiedenen Grundprincipien: — Wie ſehr das Deutſche in ſeinen verſchiedenen Gränzen auch in mancherlei wirklichen und oft unſichtbaren Uebergängen in einander verſchwimme und verſchmelze, wenn man zwiſchen Wien und Augsburg und Berlin und Hamburg zu beiden Seiten eine Breite von dreißig Meilen wegdenkt, ſo wird man manchen ſchroffen Gegenſatz und brennenden Unterſchied entdecken; ſtellt man ſich aber vollends Luther und den Pabſt mit dem langen breiten Schweif, den ſie ſeit drei Jahrhunderten hinter ſich her gezogen, in ihrer klaren natürlichen Feindſeligkeit gegen einander — o wie ſteht da in allen Lebensbeziehungen und Entwickelungen und auch in den meiſten Verhältniſſen und Richtungen des Staats alles mit noch viel ſchrofferen Ecken und Spitzen einander gegenüber! Erdlage und Klima auf der einen Seite, Seeluft ja Meerluft und Doktor Luthers und, wenn ihr boshaft anſpielen wollt, auch Voltaires Wind haben große bleibende Verſchiedenheiten geſchaffen. Wie Wien und Augsburg nicht mehr Städte des Jeſuitismus und eines weichlichen und dumpfen Pfaffenthums der Jahre 1770 und 1780 ſind, ſo iſt es ein wohlfeiler Spott, von dem Preußen zu ſprechen, als ſei er eine Miſchung von etwa einem Viertel Deutſchen und Dreiviertel Franzoſen und Juden, ein kalter, liſtiger, ſpöttelnder und witzelnder Pfiffikus, welchem jegliche deutſche Fülle von Gemüthlichkeit und Herzigkeit längſt abhanden gekommen. Wo iſt, frage ich, jenes Berlin, das vor ſiebenzig achtzig Jahren blühte? wo iſt jenes Preußen Friedrichs des Zweiten? Wie iſt das alles ſo gar anders, wie viel größer, breiter, ſtattlicher und prächtiger geworden! wie iſt das Gepräge jener Jahre längſt verſchliffen und faſt ausgelöſcht! wie iſt der ſteife, magere, nüchterne und ärmliche Preuße, die tapfere aber immer ſtarre Soldatenfigur, kaum noch in einzelnen Exemplaren ſichtbar! Das Hauptelement, das Grundprincip in ſeinem edleren beſten Theile, iſt geblieben und muß bleiben. Licht, Klarheit, Tapferkeit, hellſte geiſtige Muthigkeit, dieſes nordiſche lutherſche Erbtheil, iſt das eigentliche preußiſche Leben, Licht, Kunſt und Wiſſenſchaft heißt die Inſchrift der Fahne, unter welcher Preußen groß vorangeſchritten iſt und größer fortſchreiten wird. Ich habe den Norden, das heißt das Klima, ich habe Doktor Luther, das heißt das lichte Streben des Geiſtes, genannt, aber Preußen iſt auch mehr als irgend ein deutſches Land das Land ſeiner

Herrſcher und Könige: die weiſeſten Herrſcher und die tapferſten Helden haben es durch Klugheit und Tapferkeit größtentheils mit dem Schwerdt gewonnen und behauptet und nicht allein im geiſtigen, ſondern auch im irdiſchen Sinn größtentheils geſchaffen und geſtaltet. Ich brauche hier nur vor vielen Namen den großen Kurfürſten, ſeinen Enkel Friedrich Wilhelm den Erſten und ſeinen Urenkel, Friedrich den Zweiten zu nennen. Frage die Haiden, Sümpfe und Seeen der Marken Pommerns und Preußens nach dieſen Namen, oder vielmehr frage die Felder, Wieſen, Städte und Dörfer, wo weiland Haiden, Sümpfe und Seeen waren. Und dieſes Land iſt im Fortſchreiten, im friſchen Wachſen, Gedeihen und Blühen, und hat vor allen andern deutſchen Landen noch unendlichen Raum weiter zu wachſen, durch die ſtillſte und ſchönſte Eroberung, durch das, was mit Gottes Segen der Pflug, die Axt und der Spaten der Erde und dem Waſſer abgewinnt. Hört! Preußen hatte vor vierzig Jahren nicht zehn Millionen Seelen, es hat jetzt ſiebenzehn Millionen; es kann und wird wahrſcheinlich in vierzig fünfzig Jahren zwei und zwanzig bis vier und zwanzig Millionen Bewohner haben. Ich meſſe die Stärke der Staaten freilich nicht nach der Menge der Einwohner, die ſie bewohnen — einige Länder ſind in der That zu dicht

Provinzialregierung, sondern unter des Kanzleikollegii Direktion steht. Für diese Briefposten sind eigne Hemman über das ganze Reich angeschlagen, welchen für die Schuldigkeit, die Briefpost bis zur nächsten Station zu befördern, manche Vortheile auf Immunitäten bewilligt sind, als Befreiung von Konskription, Skjuts, Einquartirung, Frohnen. Einige bekommen auch noch Geld und andre Emolumente obenein.

So bin ich mit Wegen, Pferden, Fuhrwerk und Postillion auf dem Reinen und die Reise kann beginnen. Aber das Erste, was bei'm Reisen so einzig noth ist, als das Bewuſstseyn bei'm Philosophiren, hab' ich vergessen, das Geld. Und dieses Vergessen geht einem jetzt in keinem europäischen Lande ungestraft hin. In Schweden kursiren folgende Münzen: Dukaten, in Bankosilbergeld Reichsthaler, 16, 8, 4, 2, 1 Groschen-stücke und Schillinge, in Kupfer Stüver und Rundstücke, und zwar diese nach Banko- und Riksgäldkurs, ferner Banko- und Riksgäldzettel. Ich irre nicht, wenn ich den Reichsthaler Banko zwischen 1 Reichsbevölkert — aber das gilt als ſtatiſtiſche Regel: wo die Bevölkerung abnimmt, da tragen ſchädliche Zuſtände und ſchlechte Regierungen meiſtens die Schuld. Hier in Preußen beſteht nun das beſondere Glück, daß große fruchtbare und jeglichen Anbaus fähige Landſtrecken und Sümpfe, Seeen und Haiden noch da liegen, die nur auf ihre Bezwinger, Reiniger und Anbauer warten, um in ſegenreiche blühende Gefilde verwandelt zu werden. Wenn man das große Königreich Preußen (das eigentliche Preußen) und einen großen Theil der Marken und Hinterpommerns betrachtet, ſo kann dort gewiß die doppelte Menſchenzahl von den beſten und erfreulichſten Gewerben, von Ackerbau, Waldbau, Viehzucht u. ſ. w. ſich noch beſſer und fröhlicher ernähren, als die gegenwärtig dünn geſäet auf jenem noch zum Theil wilden, unbezwungenen und rohen Boden weiden. Alſo fünf bis ſechs Millionen Menſchen mehr als jetzt. Dies wird keine künſtliche ſondern eine wahre Stärke werden. Jene Gewerbe ſind keinem Wechſel unterworfen und zeugen keine Bettler, Krüppel und Jammermenſchen, wie ſo viele Fabriken; ſie ſchaffen und erzeugen das Beſte, was alle gebrauchen, das tägliche Brod, ſie zeugen und erhalten auch ein kräftiges Menſchengeſchlecht, Männer, welche die Waffen tragen und ſchwingen können, wie ſie Senſe, Axt und Ruder ſchwingen! Dies iſt die Stärke, welche Preußen in einigen Menſchenaltern noch zu der Stärke gewinnen wird, die es jetzt ſchon hat. Dies iſt eine der ſchönſten Ausſichten der preußiſchen Zukunft.

Ich erwähnte oben: Preußens Freunde haben über Wankungen und Schwankungen geklagt, ſeine Feinde haben darüber wie über Schwäche und Feigheit gejubelt und eine gewiſſe Ermattung und Abgeſtorbenheit der preußiſchen Lebenskraft geweiſſagt, indem ſie ſich auf die öſterreichiſche muthige und friſche Entſchloſſenheit berufen und auf die Rüſtigkeit des 88jährigen Feldmarſchalls Radetzky gleichſam eines öſterreichiſchen Vorbilds hinweiſen. Hier, hier iſt die Stelle, wo ich dieſe Neider und Ankläger Preußens faſſen will; hier zeigt ſich am glänzendſten der ungeheure Unterſchied zwiſchen Wien und Berlin und zwiſchen der Bildung an der Spree, die über Brandenburger und Sachſen, und der Bildung an der Donau, die auch über Sceller und Kumanen gebietet. Preußen darf nicht ſo zufahren und durchfahren, darf nicht ſo regieren, wie an der Theiß und am Po durchgefahren wird. Die Durchbildung einer breiteren Wiſſenſchaft, die Erleuchtung einer helleren Religion, die größere Milde und Sanftheit der Sitten gebieten eine größere

Mäßigung und Schonung und ſind allerdings in gefährlichen Zeiten, wo ſie nicht bloß mit Gefühlen und Anſichten, ſondern auch mit Verweichlichungen und Vorurtheilen zu kämpfen hat, der Regierung oft etwas ſehr Hemmendes und Unbequemes. Mit Vergnügen erinnere ich hier an ein Wort, welches der gute und grade Selige König zur Zeit der demagogiſchen Umtriebe geſagt haben ſoll, als Einige ihn zu durchgreifenderen Maaßregeln zu bewegen ſuchten „Dergleichen „kann man anderswo wohl thun, aber bei uns geht „es nicht.“ Die Stärke, welche Kraut und Loth und der Harl des Hanfſtängels geben, kann Preußen ſich nicht verſchaffen. Man vergleiche die Gaſſen- und Gerichts-Geſchichten der Jahre 48 und 49 von Wien und Berlin, und bedenke auch hier den Unterſchied zwiſchen dem Norden und Süden. Preußen hätte damals auch wohl ein Dutzend Lindenbummler gehabt, die verdient hätten durch Pulver und Blei ohne viele Umſtände in die andere Welt gefördert zu werden. Gottlob, daß man ſie lieber hat laufen laſſen, als ſie ſo auf die leichteſte und geſchwindeſte Weiſe ohne gerichtliche Formalien wegzuſchaffen. Wer die Erſchütterungen der jüngſten Vergangenheit eingeſteht, wer die milderen, geiſtigeren, menſchlicheren Gefühle und Anſichten des proteſtantiſchen und preußiſchen Nordens mit in Anſchlag bringt, muß aus dieſen auch manche Unentſchloſſenheit und Wankungen und Schwankungen des preußiſchen Kabinetts, welchem wir allerdings oft mehr Klemme und Schneide gewünſcht hätten, richten und wägen, nicht aus der jetzigen Stunde, wo es ſo Vielen wieder leicht däucht, ſich entſchloſſen und tapfer zu gebärden, nicht aus einem ex post aus dem Lauf und Schall der Stunde, wie eben ihre Glocke geht und ſchlägt, wo die Dinge ſich wieder einigermaaßen zurechtgeſtellt haben, ſondern aus den Gefühlen und Stimmungen der Jahre 48 und 49. Ich frage: wo ſtand damals etwas feſt? wo konnte, wenn man nicht den vollen ſultaniſchen Muth härteſter Eiſenkraft hatte, damals etwas feſt gemacht werden? Wir wiſſen, wie heute noch in Preußen und in den meiſten deutſchen Landen nicht nur in den Gedanken und Anſichten der Menſchen, ſondern in allen Entwürfen, Richtungen und Einrichtungen der Staaten in der Geſetzgebung, Verwaltung, Regierung, unendlich Vieles noch unſtät, unfeſt und wankend iſt; wir müſſen auch bekennen, wie Vieles in unſerm Preußen noch wankt und wie viel auch da in mancherlei Proben und Stößen zwiſchen dem Alten und Neuen hin und her geſtoßen wird. Ich erinnere hier nur an unſre Geſetzgebung und Verfaſſung vom Jahr 48. Man braucht ja nur die

Verhandlungen der Berliner Reichstage zu leſen, um aus dem Eigenen und Nächſten den Stand und Zuſtand der Ferne zu begreifen. Hier muß ich Einzelnes berühren, was nicht bloß Preußen ſondern das ganze Deutſchland betrifft. Wir können aus dieſer Berührung und Betrachtung wieder lernen, wie vielen leeren Hoffnungen und Täuſchungen auch die Beſten und Geſcheidteſten preisgegeben ſind. Ich meine hier unſre vielen jüngſten Verfaſſungen oder Konſtitutionen. — *Konſtitution*, die ſogenannte *Konſtitutionelle Monarchie* das war ſeit zwei Menſchenaltern der große Waidſpruch, die Silberglocke, womit man durch alle Herzen tönte, das zauberhafte Schiboleth der Dummen und der Klugen. Konſtitutionelle Monarchie nach dem bisher nicht übel gelungenen Muſter der engliſchen Verfaſſung, wenn auch ein wenig nach neuem franzöſiſchen Zuſchnitt. Denn die Franzoſen wollten ja im Anfang ihrer Umwälzung nach der engliſchen Verfaſſung auch die ihrige zuſchneiden und geſtalten. *Konſtitutionelle Monarchie* das war das große Wort der Freieſten und Beſten, und iſt noch heute ihre Looſung, und muß für die großen Völker und Staaten durchaus ihre Looſung bleiben, weil kaum eine andere Ausſicht des Ausgangs aus langer Verwirrung und Umwälzung und der Rettung und Erhaltung wahrer Gerechtigkeit und Freiheit in der Welt iſt. *Konſtitutionelle Monarchie* war daher auch ſeit vierzig fünfzig Jahren das große Wort und die Looſung für Preußen; aber, wie geſagt, in der Täuſchung waren auch die Beſten befangen: die Verkündung und Stiftung der konſtitutionellen Monarchie in Preußen werde mit einer wunderſamen Zaubergewalt wirken und bloß durch die Waffen der Geiſter Alles an Preußen heranziehen und gleichſam in und unter Preußen hineinziehen. Ich darf nicht zweifeln und bezweifle keinen Augenblick, daß dieſe hoffnungsvollſten Männer Recht hatten; ich glaube ganz, daß dieſer Zauber ein herrlicher und dieſe Gewalt eine unendliche ſein würde, wenn die zu Papier gebrachte und nun ſchon ſechs Jahre unter Berathung und Beſtreitung geſtellte Konſtitution Preußens ſchon als ein ganzes beneidenswerthes Muſter in ihrem Gange und in der Ausübung fertig da ſtände. Aber wie weit iſt ſie noch von dieſer Fertigkeit! wie weit in mancher Beziehung auch von der Muſterhaftigkeit, die man ſich ſo leicht geglaubt hatte! Wenn man ſich die Bildung, Geſittung und das ganze Streben jener Norddeutſchen darſtellt, welche ſolches glänzende Muſter fertigen und geſtalten ſollen, ſo darf man doch von Anfang an nimmer vergeſſen, daß ſolche neue Schöpfung und

Gründung für einen großen Staat, der von den verſchiedenſten Winden der Meinungen und Intereſſen durchweht und aus der größten Mannigfaltigkeit der Völkerſchaften und Klimate und verſchiedenſter Gebräuche, Sitten, Rechte, Religionen und Vorurtheile zuſammengeſetzt iſt, ein tauſendmal ſchwereres Ding iſt, als in einem kleinen runden Staatskörper, in welchem ein gleiches einförmiges Völkchen lebt, und welches vielleicht in ſechs oder zwölf Wegeſtunden von einem Ende bis zum andern durchzumeſſen iſt; man hatte auch vergeſſen oder doch nicht genug erwogen, wie in dieſem jetzt mehr zur Ausgleichung der Kräfte und Rechte hinſtrebenden Staatsbau diejenigen, welche Jahrhunderte, und zum Theil durch ſchlimme und gemeinſchädliche Vorrechte, oben geſtanden hatten, nicht leicht und zahm weichen und ihre höhere Stellung mit den niedrigeren Rangen und Stufen der Bürger und Bauern ohne Kampf mehr werden ebnen und gleichen laſſen. Dieſer Kampf iſt in der That da, und die alten Hochgeſtellten machen die Hemmenden und Sträubigen und führen ihre Vorkämpfer in die Rennbahn. Da iſt nun, weil ſie den Staatskarren, der nach ihrer Meinung zu geſchwind und mächtig vorwärts und in den Dreck geſtoßen war, durchaus wieder in die alte Bahn zurückſchieben wollen, der Ekelname der Rücktreibung der hinterpommerſchen Junker entſtanden, und ihren Vorkämpfern und Vertheidigern wirft man den Namen der hiſtoriſchen Schule zu, weil ſie unter dem Titel, daß ſie auf hiſtoriſchem Boden ſtehen und auf dieſem Boden für das gute hiſtoriſche Recht auf Leben und Tod fechten wollen, den Kampfplatz betreten. Wie dem ſei, wie gefährlich es auch oft ſei, an alten Gebräuchen, Rechten und Vorrechten zu rütteln, in dem Worte hiſtoriſch hat man eine zweiſchneidige Klinge in der Hand, bei welcher man ſich in Acht nehmen muß, daß man bei der Erörterung darüber ſich nicht ſelbſt verwunde, in dem Wörtlein hiſtoriſch liegt doch nimmer die Bedeutung rechtlich, am allerwenigſten aber die Bedeutung menſchlich und chriſtlich: jedes böſeſte Unrecht, jede unmenſchlichſte Scheußlichkeit iſt ja einmal irgendwo hiſtoriſch geweſen und iſt es an vielen Stellen unſrer armen Erde noch heute, zum Beiſpiel Sklaverei, Entmannung, Vielweiberei u. ſ. w.; daß der kantonspflichtige Bürgers- und Bauers-Sohn von dem hinterpommerſchen Junker vor einem halben Jahrhundert noch vorzugsweiſe geprügelt werden durfte, war ja hiſtoriſch genug — aber wer wird es wagen dergleichen veraltete Sauberkeiten und Herrlichkeiten des verknechteten ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts unter dieſem Titel jetzt noch vertheidigen zu wollen? Und gottlob es giebt doch einzelne Oaſen in der Geſchichte, es hat auch einzelne deutſche und ſkandinaviſche Oaſen gegeben, wo ſolche Gräuel nimmer hiſtoriſch geworden waren. O dieſe hinterpommerſchen oder vielmehr hinterzeitiſchen Junker mit aller ihrer nichtigen und lächerlichen Junkerei und Flunkerei und mit ihrem Gottesgnadenthum des Königthums! Ja, den König von Gottes Gnaden nehmen und verehren auch wir in voller Gläubigkeit als den Grundſtein und Schlußſtein jedes wohlgeordneten preußiſchen und deutſchen Königthums; wir meinen aber den deutſchen chriſtlichen König von Gottes Gnaden, nicht den halbheidniſchen halbjüdiſchen König der orientaliſchen Emanationslehre des ſultaniſchen Abſolutismus, den ſie und ihre Apoſtel uns verkündigen, indem ſie ſchlau aber für die Zeit doch nicht ſchlau genug hinter ihrem orientaliſch patriarchaliſchen Königthum ihren Junker von Gottes Gnaden, wie ihn die Bauern wieder anbeten ſollen, verſtecken. Wie lüſtern weiſen ſie uns wieder auf die glückſeligen, ſtillen, chriſtlichen, ſittlichen Zuſtände des kleinen Volks der Jahre 1770 und 1780 zurück! Gottlob es leben noch genug, welche die Zuſtände jenes chriſtlichen patriarchaliſchen Junkergnadenregiments gekannt haben. Ich habe ja dreißig vierzig Jahre in Rügen, Pommern und Meklenburg gelebt, weiß auch, daß ein wackrer Landvoigt der Inſel Rügen von Normann von Tribberaz, der im ſechszehnten Jahrhundert ein Rügenſches Landrecht verfaßte, in ſeinen Tagen ſchon klagte „es ſei nicht gut, daß man die Bauern„freiheit ſchmälere, weil die Junker ſich ſonſt zu ſehr „mit den hübſchen Landdirnen erluſtigen würden." Ich habe die Zeit noch geſehen, wo der Dorfſchulz und Bauer mit Weibern und Töchtern dem Junkerpatriarchen, wenn es ein liederlicher, böſer, verſchwenderiſcher Mann war, rettungslos preisgegeben waren. Nur Ein damals gewöhnliches Beiſpiel, was in vielen Dörfern und Höfen zu ſchauen war. Auf Rügen kannte ich die Wirthſchaft und Familie eines alten reichen Landraths von U. auf U... Wenn man deſſen Höfe betrat, war eine große Familienähnlichkeit der verſchiedenen Geſichter des Geſindes unverkennbar: es war wie die Familie eines Patriarchen Abraham mit fünf Weibern und zwanzig Kebsweibern. Der Enkel dieſes alten Edelmanns hat in dem Bauern- und Hofgeſinde Oheime und Baſen, Vettern und Muhmen, Brüder und Schweſtern ſchauen gekonnt. Einer war Verwalter, ein zweiter Gärtner, ein dritter Jäger, ein vierter Bereiter u. ſ. w., — alles glückſelige ſtille thaler 12 und 15 Groschen preuſsisch Kurant setze. Banko- und Riksgäldzettel giebt es von 8, 12 Schill. bis zu mehreren 100 Rthalern. Bankozettel kursiren im ganzen Lande gleich mit der klingenden Münze. Die Riksgäldzettel oder Reichsschuldenscheine existiren seit dem letzten Kriege und auf dem letzten Reichstage ist ihr Werth bis zur völligen Realisation ein Drittel unter Banko gesetzt, so daſs ein Reichsthaler in Riksgäldzetteln 32 Schill. in Banko gleich ist. Stüver, (auch Öre) jetzt die gröſseste Kupfermünze, gehen 4 auf einen Schilling und Rundstücke 3 auf den Stüver, also 12 auf den Schilling.

Auf Reisen thut man wohl, um dem ewigen Wechseln und Verlegenheiten, vorzüglich um dem Unangenehmen zu entgehen, halb zerrissene und beschmutzte Zettel zu erhalten, in den gröſseren Städten sich mit kleinen Zetteln und kleiner Münze zu versorgen für das Wechseln und die Trinkgelder, weil in manchen Provinzen und Gegenden, wo wenig Kommerz ist, das meiste Geld in groſsen Banko- oder Riksgäldzetteln bequemer aufbewahrt

Leibeigene, die von den höheren Würden nach Belieben wieder zu Knechten und Tagelöhnern erniedrigt wurden. Nicht wahr: ein ſchönes chriſtliches Patriarchenthum des väterlichen Junkerthums? Zu ſolcher Chriſtlichkeit möchten ſie das wilde Volk wieder zahm machen. Wie dem ſei, die konſtitutionelle Monarchie iſt in Preußen noch lange nicht fertig, ſie muß ja nothwendig ihre Durchkämpfung, Geſtaltung, Uebung und Gewöhnung haben. Man bedenke nur: England, welches Viele als das große Verfaſſungsmuſter zeigen und preiſen, wie vieler Jahrhunderte des Kampfes und der Uebung hat es bedurft, wie vieler Vorläufe und Rückläufe, bis das Volk an einen tüchtigen, tapfern, geſetzlichen Sinn gewöhnt und die bill of rigths beſchworen und beſiegelt iſt! Wir ſtehen nun einmal ſo: wir können und wollen in jene alte geprieſene preußiſche Junkerherrlichkeit, in die wegen ihrer zahmen Sittlichkeit geprieſene Leibeigenſchaft und Kantonspflichtigkeit und unter die junkerliche Polizeiherrſchaft nimmer zurück. Wenn die, welche immer die hiſtoriſche oder gar die germaniſchhiſtoriſche Flöte blaſen, doch ein wenig über das Waſſer nach dem germaniſchſkandinaviſchen Norden ſchauten, wie in Norwegen und Schweden das Land- und Bauer-Recht zwiſchen dem adlichen Schildgebornen und dem bäuerlichen gemeinen Mann chon ſeit vielen Jahrhunderten beſtanden hat. — Leider ſehen wir hier, wo die Verfaſſungsfrage ſteht, noch immer keinen höchſten hellen Punkt, der wie eine lichtgefüllte Gaskugel über ganz Germanien hin die Gaſſen und Köpfe erleuchtete und durchleuchtete. Wir hatten gehofft, Preußen werde dieſer leuchtende Montblanc, dieſer weiße Sonnenberg werden, um welchen die kleineren Lichter als um ihren Mittelpunkt kreiſten, von welchem ſie den edlen Lichttrieb bekämen und um welchen ſie ihre mehr oder weniger koncentriſche oder elliptiſche Bahn laufen lernen müßten. Leider iſt das noch nicht geſchehen; denn hier iſt noch heute der Hader und Streit über die drei Hauptkapitel: über das Was, das Wie weit und das Wo hinaus? kurz die Hauptfragen ſind hier noch nicht geſchieden und geſchlichtet. Weil nun, wie man ſieht, die konſtitutionelle Geburt keine ſo leichte und ſanfte iſt, als man ſich eingebildet hatte, und dieſe Staatsform durch die Stürzungen und Umſtürzungen in Wien und Berlin ein unausweichliches Gebot des Augenblicks geweſen zu ſein ſchien, ſo iſt die Arbeit zum größten Theil wild, kurz und geſchwind genug faſt ringsum im Vaterlande begonnen und vollendet, und nach der Schaplune des Tages, und, faſt möchte man ſagen, nach dem Zuſchnitt der Mode zu Papier gebracht und von den neuen konſtitutionellen Ständen beſiegelt und beſchworen worden. Dieſer Modezuſchnitt hat in dem Monarchiſchen Deutſchland, wie man es nennt, wo der Herrſcher von 40,000 und 80,000, meinethalben von einer halben oder anderthalben Million Seelen ad modum regis Angliae et Borussiae aut Imperatoris Austriae in dem Herrſcherpurpurmantel der monarchiſchen Majeſtät hat hingeſtellt werden müſſen, leider Fratzen und Karrikaturen genug gegeben. Mit den vormaligen ſogenannten Deutſchen Ständen, welche meiſtens aus einzelnen Wenigen der glänzenden und vorberechtigten Klaſſen des Volks beſtanden, konnte das Ding bei aller ſeiner Unbedeutendheit und Unwirkſamkeit doch nimmer ſo fratzig und lächerlich ausſehen, noch ſo ſtolze und bauſchbackiſche Worte blaſen und tönen, als die Rohrdommel und Fröſche in den Teichen und Sümpfen unſers Germaniens vor 1848. Dieſer Erſcheinungen ſind wir nun in vielen Ländchen des Vaterlandes in der jüngſten Zeit faſt eben ſo geſchwind, als ſie entſtanden waren, wieder los geworden; ein Theil dieſer kurzen Konſtitutionen, zum Beiſpiel das unglückliche Heſſen unter ſeinem Haſſenpflug, die Mecklenburger, Anhalter, die Fürſtenthümer Lippe u. ſ. w. ſind dem großen Muſter und Winke Oeſterreichs gefolgt und haben ſie meiſtentheils für ein

Teufelswerk des tollen Jahrs erklärt und verrufen und, als wenn es ſich um Kinderſpiel handelte, ſie kurzweg übers Knie gebrochen oder ganz nach Belieben umgeändert. Ich muß dies hier nothwendig einflechten, weil es auch ein großer deutſcher Jammer iſt, deſſen böſe Folgen einmal wieder nachkommen werden, weil auch hier jeder Mittelpunkt und jede Hauptrichtung der öffentlichen deutſchen Zuſtände fehlt. Schlimm genug daß ſolch ein Mittelpunkt der Macht und Majeſtät für das Ganze fehlt. Ein großes Volk entbehrt ihn nicht ungeſtraft, und was man eben Herrlichkeit und Suveränetät und Majeſtät nennt, dieſer göttliche Glanz und Schein, welcher bei dem alten deutſchen Kaiſer in ſeiner letzten Abſchwächung und Erbleichung doch immer als ein heiliger und nur ſelten ſichtbarer aber ſelbſt in ſeiner Unſichtbarkeit oder Verdunkelung verehrter Schein noch da war, wird durch die kleinlichen und kümmerlichen Schatten und Spielereien damit, ohne daß er in leuchtender Wirklichkeit da iſt, in den Augen und in den Gefühlen und der Meinung des Volks gemindert und ausgelöſcht. Ein ſolcher Mittelpunkt iſt ja in der Paulskirche zu Frankfurt und in der Verſammlung zu Erfurt vergebens geſucht worden. Die meiſten der Fürſten haben ihn frei und froh begrüßt, die mächtigeren haben ihn als eine Beſchränkung ihrer Herrlichkeit im blinden und übermüthigen Zorn von ſich geſtoßen, und mit einer kühnſten oft frevelhafteſten Luſtigkeit haben die von den Hohen und Höchſten angeblaſenen und begünſtigten Rücktreiber und Hohnlächler die offenſten und frechſten Rechtsbrüche unter dem Titel Umſturz undeutſcher und franzöſirender konſtitutioneller Kinderſpiele zum Gegenſtand des luſtigſten Spotts und Gelächters gemacht. Ach! ich fürchte, ſie werden einmal ſehen, worüber ſie gelacht haben.

Wir ſcheinen hier einen Ablauf von unſrer Bahn von Preußen weg gemacht zu haben, aber wir ſind hier wahrlich ganz auf unſrer Bahn. Die Frage um konſtitutionelle Monarchie, um Wahrung des Gehorſams und der Ehrfurcht vor der Majeſtät, um einen deutſchen Mittelpunkt und um ein künftiges Oberhaupt des Volks und der Fürſten — es iſt der Name Preußen, es iſt die große preußiſche und deutſche Frage, die kaum noch eine offene Frage heißen darf. Große Helden und Herrſcher haben Preußen geſchaffen und zuſammengeſchloſſen; es werden die nicht fehlen, die einen größeren Ring zuſammenſchließen. Hier iſt nicht bloß auch ein wenig Deutſchland, wie die Prediger des Großdeutſchlands uns ſcheltend und prahlend von der Donau her zurufen — hier iſt das rechte Deutſchland, jenes Deutſchland, welches einmal das große Deutſchland werden und heißen wird: denn hier iſt Deutſchlands Kopf; hier liegen ſeine ſtarken Fäuſte ausgeſtreckt, die weit in die Welt hinaus greifen; hier blitzen ſeine hellen Augen, die weit in alle Welttheile und Lande hinaus ſchauen; hier fließen ſeine großen Ströme, die zu zwei Meeren führen; hier ſind die Küſten und Häfen, welche einſt in jenen beiden Meeren, in der Oſtſee und Nordſee, die Herrſchaft behaupteten. Freilich die Donau iſt Deutſchlands längſter Rieſenſtrom, aber in ſeinen Gränzen noch keine mächtige Rinne, ihren Kopf kann es doch nicht feſthalten, er wird von Fremden gefaßt und gehalten und ſtreckt ſich in ein Meer hinaus, worüber Deutſchlands Herrſchaft eine Unmöglichkeit iſt. Preußens Volk und Herrſcher begreifen, wo ſie wohnen, wo ſie in die Welt hinaus greifen und ſchauen können und hinaus greifen und ſchauen müſſen, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt erblinden, erſticken und verdorren wollen. Das wird ja Gott und ihr eigner Verſtand und Muth verhüten. Sie wiſſen, was von Kiel bis Memel zweihundert Meilen Küſten mit ihren Inſeln, Strömen und Häfen bedeuten; ſie werden auch da zu faſſen und zu halten verſtehen. Schon wird neben dem vortrefflichen Heere zu deutſcher Ehre und Freude eine preußiſche Flotte geſchaffen; ihre erſten Fahnen und Wimpel fliegen über das Weltmeer; die Oſtſee hat die kühnſten und beſten Schiffer und Matroſen von Europa, durch welche dieſe Flotte gedeihen und bald ſo erſtarken wird, daß ſie wenigſtens den Ruſſen und Skandinaven dort nicht zu weichen haben wird.

Wie ich angedeutet habe, daß Preußen im friſchen blühenden Fortſchritt iſt, und Solches auch an dem Leiblichen und Körperlichen ſeiner Lande gewieſen habe, ſo kann und wird die Lutherlehre und der kühne Geiſt und Muth, die dieſen Namen ſo groß gemacht haben, auch für die Zukunft ſeine erhabene Aufgabe erfüllen. Hier zum Schluß noch ein Wörtchen von Berlin und von ſeinem nächſten Volke. Wie die Leute in München und Wien ſich Berlin gern malen und ſeine Bewohner und Umwohner als ein kaltes, nüchternes, ſchwatzendes und witzelndes Geſchlecht hinſtellen und ſich ſelbſt gern die Fülle der Fröhlichkeit, Gemüthlichkeit und aller fröhlichen und anmuthigen Triebe des Herzens und Blüthen der Fantaſie zurechnen, iſt dort die bekannte alte Fabelei. Dem alten dieſer beiden mir viel zu ſcharf gezeichneten Unterſchiede kam Manches in dieſem Gemälde zu, dem alten Berlin von 1750 bis 1780, nur nicht in ſolcher Breite, wie jene

Schilderer malen. Einiges den Marken Angeborne, noch viel mehr aber manches Eingeführte (die franzöſiſche Kolonie, eine ziemlich ſtarke Jüdiſchheit, der alte aus allen Landen zuſammengeworbene Soldat) gaben einen gewiſſen Ton von nüchterner und oft herber Witzigkeit und Spitzigkeit, der Jagd auf Kalamburs, Antitheſen und Kontraſte, kurz der ſcharfen hebräiſchen und franzöſiſchen Anlage und Art, welche in die allgemeine gebildete Geſellſchaft und ihre Weiſe und Geiſtesſpiele ſehr übergegangen war. Ich ſpreche hier von dem Angebornen im Gegenſatz gegen das Eingeführte, und da kann ich niemand Anders meinen als die Marken und die Brandenburger. — Wenn man von dem nordweſtlichen Deutſchland, von dem norddeutſchen ſogenannten altſächſiſchen und friſiſchen Volksſtamm ſpricht, ſo ſpricht man damit eine ſehr große Weite aus, Alles, was von Weſtfalen und der Nordſee und Weſer und Elbe Hanover, Holſtein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern bis über die Weichſel hinaus in ſich begreift; aber es ſind auch hier mannigfaltige an einander und in einander hinlaufende und durchlaufende Unterſchiede: der Holſteiner iſt ſehr anders als der Mecklenburger, der Mecklenburger anders als der Pommer, und auch in dieſem ſind Eigenthümlichkeiten, von welchen der Brandenburger wenig hat. Wie uranfängliche einzelne Familienzüge der einzelnen Stämme, wie Land, Klima, verſchiedene Herrſchaft und Geſetzgebung u. ſ. w. bei aller Gleichartigkeit der urſprünglichen Abkunft Solches hervorgebracht haben, bleibt am Ende immer etwas Räthſelhaftes. Der berühmte Freiherr vom Stein, der in ruhigen und behaglichen Momenten für die meiſten Dinge dieſer Welt ein herrliches Aug und ein treffendes Wort hatte, nannte den Pommer den Dreiſten und Luſtigen und den Märker den Wolf, der mit trotzigen Augen aus der Sandgrube guckt. In der That eine ſehr bewußte und geſtreckte ſoldatiſche Geſtalt und ein ſcharfer trotziger Blick der großen und blauen Augen fällt einem bei den märkiſchen Bauern und Bürgern auf, fällt nicht bloß dem Süddeutſchen auf, ſondern auch dem mecklenburger und pommerſchen Nachbar: ſcharfer entſchloſſener Blick, wie des Kriegers, der zum Marſch gerüſtet ſteht, ſcharfes und beſtimmtes Wort. Der Brandenburger wohnt auf dem Sande und auf den Kieslagen, die aus Granitblöcken zuſammengemalmt ſind, die Granitblöcke liegen auf ſeinen weiten Ebenen als Zeichen einer längſt abgefloſſenen Sindfluth, die ſie einſt vom Nordpol herabgeſchwemmt hat. Solche Angeborenheiten, wenn viele Juden und Franzoſen mit ihrer angebornen logiſchen Schärfe dazu kamen, konnten Berlin mit machen und ſeine Bewohner und ſein Leben und Weſen ſchaffen und geſtalten helfen. Es war in dem Märker etwas Eigenthümlichgranitiſches, wie er auch in Schlachten mit granitiſcher Feſtigkeit und Hartnäckigkeit zu ſtehen und, wenn es ſein muß, zu zermalmen verſteht. — Aber o! jenes Berlin, von welchem jene alte ſüddeutſche Fabel noch immer fabelt und faſelt, iſt längſt begraben; ſelbſt jenes Berlin vom Jahr 1800 iſt nicht mehr da. Berlin iſt eine große prächtige Hauptſtadt, eine Stadt mit einer halben Million Seelen geworden, die Hauptſtadt eines großen Reichs, wohin aus allen Gauen und Stämmen des deutſchen Vaterlandes die Menſchen zuſammenſtrömen, zu geſchweigen die Beſten und Trefflichſten in Kunſt, Wiſſenſchaft und Gewerb. Freilich von dem alten Berlin iſt zur Ergötzung und Beluſtigung der Welt doch noch einiges Bruchſtück übrig; ich nenne vor allen nur den berühmten Berliner Eckenſteher. Sonſt darf der Menſch und Bürger dieſer Hauptſtadt ſich mit beſcheidnem Stolz neben alle großen Städte Deutſchlands und Europas ſtellen. Seine altpreußiſche Tapferkeit und hülfreiche Menſchlichkeit hat er in dem großen Jahr 1813 bei Großbeeren, Hagelsberg und Dennewitz auf den Schlachtfeldern und nach dieſen liegt oder gar in harten Thalern, die sie nicht gern anrühren. Seit der Festsetzung des Kurses auf dem letzten Reichstage nehmen die meisten Leute fast lieber Riksgäld als Banko in Bezahlung.

Ausser diesen wirklichen Münzen und Münzzeichen hat Schweden, wie die meisten Länder, chimärische und eingebildete, welche den Fremden durch die Verwechslung der Namen und durch die verschiedene Meinung der verschiedenen Provinzen oft in Verlegenheit setzen. Bei der Unkunde der Sprache oder bei Vergessenheit selbst des Gewuſsten, hört er Riksdaler und Daler und meint, er höre einerlei, und doch ist zwischen beiden kein gröſserer Unterschied, als zwischen 48 Schillingen und zwischen 2 Schillingen 8 Rundstükken. Er hört von Tonnen Gold, von Million Daler und Daler Silfvermynt und wird verwirrt; indem er die Begriffe seines Landes mitbringt. Was hunderttausend Rthaler oder eine Million Rthaler Banko sind, ist klar, nicht aber, was eine Million Daler Silfvermynt, was eine Tonne Goldes im gewöhnlichen Sinn, Schlachten in den Feldlägern und Lazarethen bewieſen; ſeinem ganzen Weſen nach iſt er vor vielen Hauptſtädtern ein lebendiger, freundlicher und hülfreich gefälliger Menſch. Daß er auch ſein hauptſtädtiſches, tauſendgeſtaltiges und tauſendkünſtleriſches leichtes Schelmengeſindel unter ſich mitwimmelnd haben muß, verſteht ſich von ſelbſt.

Und jetzt komme ich von meinen guten Brandenburgern und Berlinern wieder zurück zu meinen lieben Deutſchen insgemein. Wie dieſe Deutſchen ſind, oder vielmehr, wie ſie mir in meinem kleinſten Weltſpiegel, aus dem großen Weltſpiegel auf ihn zurückgeſpiegelt, andern Völkern gegenüber erſchienen ſind, iſt in den letzten drei vier Jahrzehnten, beſonders in dem letzten Jahrzwanzig, oft genug von mir geſchildert worden. Wenn ich und ſie da nun auch eben nicht in den lieblichſten Farben glänzen, wenn ihre Untugenden und Gebrechen da auch keineswegs verſchwiegen und überfirnißt ſind, ſo werden ſie doch ſeit dem jüngſten Jahrzehnt, beſonders ſeit den letzten fünf ſechs Jahren von den Eigenen und Fremden ſo ſehr gemißhandelt und mit ſolcher bleichen garſtigen Häßlichkeit gezeichnet, daß ich mich jetzt durchaus immer als ihr Vertheidiger und zuweilen wohl gar als ihr halber Lobredner darſtellen muß. Hört einmal, was ihnen die Fremden, die übermüthigen Zeichner und Maler an der Themſe und Seine und ſogar die Armſeligſten an der Newa vorwerfen und was die eigenen Helden von der Schreibfeder nicht nur nachbeten ſondern mit allen möglichen Ausmalungen noch übertreiben. Ich zeichne hier aus den vielen ſchwarzen und garſtigen Strichen und Zügen, womit die Undeutſchen unſre Deutſchheit zeichnen, nur einige Hauptſtriche aus, und ſtreiche über dieſe Striche wieder einige Striche, alles kurz und leichthin, ſo daß der geſcheidte Beſchauer meiner Bilder und Gegenbilder ungefähr mein Woher und Wohin wird deuten können.

1. Der deutſche Narr und Gimpel hat ſich unterſtanden von einer großen deutſchen Einheit und Majeſtät der Macht und Herrlichkeit, von einem neuen Olymp und einem olympiſchen über die europäiſche Welt emporragenden und überglänzenden deutſchen Kaiſer zu träumen und zu faſeln, und das in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, und immer noch will der armſelige Zappeler und Grappeler von ſeinen bunten und olympiſchen Traumhöhen nicht herunterſteigen. Er ſoll ſich doch beſinnen und in ſeiner Ge-

ſchichte nachleſen, was er immer gekonnt und gewollt hat, nämlich daß er ſelten Gutes und Verſtändiges gekonnt und gewollt hat; er ſoll ſich einmal in ehrlicher Wahrheit den Spiegel ſeiner Untüchtigkeit ja ſeines Neides und ſeiner Bosheit vorhalten, die ihn hindern und immer hindern werden, daß er nichts Großes mehr werden und ſchaffen kann, ja durch welche er grade das geworden iſt, was er jetzt iſt, ein murrender, grollender, fluchender, ins leere Blaue hinausſtarrender Gaffer und Hoffer, eine Art Pole, der auch auf ſeine Fahne ſchreiben kann Durch meinen Sinn des Zanks und Ungehorſams gegen das Vaterland bin ich was ich bin. Er will in verblendeter Hoffart nimmer begreifen, wo ſein Uebel liegt, warum er kein Vaterland, kein Reich und keinen Kaiſer hat und ſie, die durch ſeine Schuld verlornen, auch nicht wieder finden wird. Er war von jeher — was er heute durch ſein Unglück zu ſein zuweilen bekennt — ein zwieträchtiger, rauferiſcher, meuteriſcher, neidiſcher Menſch, der ſich der Zwietracht und des Haders freute, der glänzende Höhen, ohne welche ein Volk nicht groß und glücklich ſein kann, nicht ertragen konnte ſondern immer ebnen, gleichen und erniedrigen mußte. Bei ihm war darum immer Herz gegen Herz, Fauſt gegen Fauſt, Schwerdt gegen

Schwerdt gezückt; darum war er immer ein Raufer und Todtſchläger um Nichts, ein Knecht jedes Fremden, der ihm die Hand voll Gold bot, gegen ſein eigenes Land und die eigene Ehre. Dieſer Prahler, der immer mit den Worten *deutſche Biederkeit* und *deutſche Treue* prunkt, er durchlaufe die Mauſoleen und Zeughäuſer der halben Welt, er wird auf allen Denkmälern und Fahnen Namen deutſcher Vaterlandsverräther aufgezeichnet finden, vor deren Schande er erblaſſen muß. Nein, er ſteige herab von ſeiner Höhe, er ſchaue ſich nach ſeinem eben gezeigten Ebenbilde um, worin die Geſchichte ihm den Spiegel ſeiner Zukunft zeigt, er ſchaue ſich nach ſeinem nächſten öſtlichen Nachbar um, er ſchaue ſich den Polen an, und frage ſich: was iſt er? wo iſt er? er klopfe ſich an die böſe Bruſt, er kehre mal bei ſich ein, und beſcheide ſich in Gott und in die Weltgeſchicke Gottes; er beſcheide ſich, wozu er vielleicht noch zu gebrauchen und zu verarbeiten iſt, als Völkerſamen ausgeſtreut zu werden und, von Lebendigeren und Rüſtigeren zerſchlagen, ſolches Verbrauchs zu warten. Dieſe Rüſtigeren werden ſchon kommen, nicht Tataren und Mongolen ſondern Ruſſen und Franzoſen, die ſein verdientes polniſches Schickſal durchführen und vollenden werden. Der arme Gimpel bilde ſich doch nicht ein, daß Gott ihm noch viele Leipziger Schlachten zu ſchlagen geben wird, wenn er die gegebenen nimmer mit Muth und Verſtand gebrauchen lernen will.

2. Andere, die eine ganz andere Seite herauskehren, die nicht jenen Deutſchen vor Augen haben, der von Vaterland, Reich und Kaiſer träumt, ſondern jenen bekannten Weltpilger, der an allen Küſten und in allen Häfen und Städten der Welt als Wanderer oder gar als Herumſtreicher zu ſehen iſt, ſprechen etwa ſo, indem ſie von dieſem Wanderer oder gar von dem Herumſtreicher und Landſtreicher das Bild nehmen: Nein, tückiſch, liſtig und bös iſt der Deutſche nicht, ſondern ein einfältiger und gutmüthiger und, wenn man ihn verſtändig und feſt faßt und nimmt, ein anſtelliger und brauchbarer Kerl und zu allerlei Arbeit, Kunſt und Gewerb abrichtlich und geſchickt; er ſelbſt nennt ſich gern den Beſcheidenen und Verſtändigen, aber wahrhaftiger Verſtand und Beſcheidenheit ſteckt nicht immer unter ſeinem leiſen und unbehülflichen Auftreten und Gebaren, ſondern eine gewiſſe einfältige Pinſelei und Muthloſigkeit und Verzagtheit, mit Einem Wort ein ſcheues, blödes, unbehülfliches Weſen, das ſich in der Welt nicht zurechtfinden kann.

3. Es kommt der Dritte und ſpricht etwa: Nein ein ſolcher Tapps und Lapps, ein ſolcher blöder und

gutmüthiger Pinſel, als Manche ihn uns ſchildern, iſt er doch nicht. Wäre er nichts weiter, wie hätte er ſo helle Namen in der Geſchichte gewonnen. Er gehört bei allen ſeinen Mängeln und Gebrechen doch mit zu den Völkern, welche die gebildete und geſittete Welt und Menſchheit, wie ſie nun eben ſteht, mit bilden und vermenſchlichen geholfen haben; wo von höheren Strebungen und Erfindungen und von Kunſt und Wiſſenſchaft geredet wird, klingt doch immer der Name Deutſch mit durch; freilich wo von Muth und Herrſchaft geſprochen wird, vor Allem, was durch Geſchwindigkeit und Entſchloſſenheit, durch kühne Hand und friſchen Geiſt erfaßt und erlangt wird — da ſchweige man von dem Deutſchen. Was der Franzos und Engländer und am Ende auch der Ruſſe und Türk raſch und kühn ergreift und feſthält, daran tappt der Deutſche blöd und verzagt vorbei und guckt dem Raube, den die Andern friſch ergriffen haben, gaffend und blinzelnd nach wie die Nebelkrähe dem ſonnenfliegenden Adler. Er iſt ſeiner ganzen Natur nach ein Tapper, Grübler und Träumer und bleibt immer der Taſter und Sucher, wo die Andern die Finder und Halter ſind. Darum ſchweigt der arme blöde Kerl ganz recht über ſich ſelbſt. Dem Franzoſen gab Gott das Land, dem Engländer das Meer, dem

Deutſchen ließ er die Luft, in deren dünnen Dünſten er ſich auch ewig verflattern wird — und das Feuer? — wie? ſoll mit dem gewaltigſten Element etwa der Moskowiter durchgehen? Ich meine, wir weiſen da auf die Ueberſeeiſchen, die Nordamerikaner hin.

4. Und der Vierte, der den Deutſchen bloß aus der Gegenwart des Augenblicks und aus der Oberfläche der Erſcheinungen und Begebenheiten anſchaut und betrachtet, der läßt ihn nicht bloß als einen unbehülflichen knechtiſchen Dummkopf, philoſophiſchen Träumer und politiſchen Fantaſten durch die Welt tappen und taſten und den Himmel auf der Erde ſuchen, während er in der öden, dumpfen, frierenden Mittelluft des Gedankens hangen bleibt, ſondern dieſer Vierte nennt ihn gradezu einen verrückten und zugleich einen meuteriſchen und verruchten Narren und Böſewicht, der durch eine vermeſſene und verworrene Philoſophie des jüngſten Halbjahrhunderts und durch die Richtung einer mehr heidniſchen als chriſtlichen Gelehrſamkeit alle heiligſte Bande der Sitte und des Glaubens gebrochen und ſowohl auf dem Gebiete des Staats als der Kirche auf der Gränze angelangt ſei, wo die Unmöglichkeit aller Ordnung und Geſetzlichkeit beginnt. Denn wo Gehorſam und Glaube aufhören, wo Alle ihren vollſten Biſſen von dem Adamsapfel

abbeißen wollen, da Glück und Freiheit Ade! und die Peitſche und Knute, vom widerlichen Gebell der kuſchenden Hunde und ſcheußlichen Geheul der reißenden Wölfe des Aberglaubens und der Gewalt mit hülfloſer und rettungsloſer Geduld nur immer als das verdiente Loos entgegengenommen!

So in häßlichſten Mißklängen der mannigfaltigſten und Herzen und Ohren zerreißenden Töne und Stimmen klingt es aus der Fremde und aus der Heimath aus allen vier Winden um uns her, und wer von dem, was uns ſo geboten wird, nur die kleinere Hälfte unterſchreiben wollte, der hätte damit das unverrücklich und für immer ausgeſprochene Todesurtheil ſeines Volks unterſchrieben. Wir erlauben uns über die maaßloſeſten Urtheile und über die endliche Auslöſchung des deutſchen Volks von der Tafel der lebendigen Namen doch einige beſcheidene Zweifel, und hängen ſie, wie es ſich eben ſchickt, an die Ordnung der Nummern 1. 2. 3. 4., in welcher wir ſie hinter einander geſetzt haben.

Was nun Nummer 1. betrifft, ſo muß ich leider ſagen: es iſt ſchwer gegen einen ſo unverſchämten Stachel zu löcken und zu lacken*), als mir hier hingehalten wird, und doch muß ich mit aller Gewalt, die ich habe, dagegenſchlagen. Wenn man die Dinge und Menſchen Deutſchlands äußerlich betrachtet, muß man ein gutes Theil dieſes ſchärfſten Tadels und Vorwurfs zugeſtehen; wenn man aber den Blick mehr nach innen, in den Kern der Geſchichte und das Herz der Völker wendet, fällt doch das Meiſte davon als verkehrt und ungerecht zu Boden. Wir haben in der vorhergehenden politiſchen Völkerſchau ungefähr gezeigt, wenigſtens klar genug angedeutet, wodurch die eigenthümliche deutſche Abſonderlichkeit und die viele andere Sonderlichkeit und Sonderbündelei, welcher die Fremden uns Deutſche vorzüglich zeihen und auch unter dem Namen Meuterei und Untreue faſt zeihen können, entſtanden und entwickelt worden iſt, nämlich daß wir bis dieſen Tag unſern Heinrich den Vierten und den ſchlimmſten Deutſchverderber Hildebrand, Gregor der Siebente zugenannt, mit allen Dornen, Stacheln und Schwerdtern noch in unſerm Leibe und Geiſte haben und fühlen müſſen. Daß viele Lande Europas, ja daß die meiſten, zum Beiſpiel England, Spanien, Frankreich, Schweden, in der äußeren ſtarken Volkseinheit und in dem inneren, treuen, vaterlandsliebenden Leben, glücklicher mächtiger und weiſer ſind als wir, wer will und kann das leugnen? Aber eben hier iſt der Zirkel, der falſche Zirkel, worin die Anklage rundläuft: das bekannte Weil und Darum. Jene ſagen: weil ihr von Natur ein neidiſches, aufſätziſches, meuteriſches Volk ſeid, weil ihr von jeher ſo geweſen ſeid, weil eure ſo viel berufene und geprieſene deutſche Treue die lügenhafteſte und lächerlichſte aller Fabeln iſt — deswegen könnt ihr zu Nichts kommen, deswegen pflückt ihr in eurer politiſchen Zerriſſenheit und Nichtigkeit die verdienten Früchte des Haſſes und Neides: denn wie kann man Roſen pflücken von den Dornen? — Ich aber wende dieſes Weil und Darum nach einer andern Seite von mir ab, und einen Theil jener Anklage zugeſtehend behaupte ich: Nicht durch Tugenden der Liebe und des Gehorſams, der durch Liebe und Treue gezeugt wird, ſind die anderen guten Völker und Ihresgleichen in vielen Beziehungen tugendhafter und glücklicher, ſondern weil ſie in den gefährlichen Entſcheidungsepochen in glücklicher Lage gelegen haben. Jene langen und ſchrecklichen Kämpfe, welche mit Gregorius und Heinrich zuerſt in größerem Grimm und Muth entbrannten, haben in den Ländern, die der Mittelpunkt und Tummelplatz derſelben waren, in Italien und Deutſchland, Zuſtände und Entwickelungen herbeigeführt, ferner auch Gebrechen und Untugenden in dem deutſchen Charakter gepflegt und erzogen, die was ein Daler Silfvermynt, ein Daler, eine Mark sind. Daher muſs ich es erklären und zwar will ich vom Kleinsten anfangen. 8 Rundstücke machen eine Mark; ein Daler schlechtweg oder ein Daler koppare besteht aus 2 Schillingen 8 Rundstücken; dahingegen ist ein Daler Silfvermynt 8 Schillingen gleich. Das Landvolk rechnet am meisten nach Daler oder Daler koppare, mit einer solchen Behendigkeit, daſs der Fremde ihm nur durch Übung nachkommen kann. Für 12 Schillinge sagt er 4½ Daler, für 24 9 Daler, für einen Reichsthaler 18 Daler. Nimmt man einen Daler Silfvermynt oder 8 Schillinge, so sagt man selten Daler schlechtweg, sondern setzt Silfvermynt hinzu. Das kömmt indessen auch auf die Provinzen an. Im Gothenlande (Götharike) rechnet man am meisten nach Daler Silfvermynt und versteht mit dem Daler immer 8 Schillinge. Das muſs der Reisende durch Verlegenheit oder Schaden lernen, wie er kann. Für 16 Schillinge sagt man gewöhnlich ein Plåt, von dem jetzt nicht mehr gebräuchlichen schweren Kupfergelde in Plåtar. Man horcht hier ihre böſen Wirkungen bis dieſen Tag offenbaren müſſen. So iſt der Deutſche, den man in andern Beziehungen vor vielen Völkern einen milden, gutmüthigen, treuen Menſchen nennen kann, in Hinſicht der politiſchen und vaterländiſchen Tugenden und Pflichten wirklich oft weit unter Manchen ſtehend, die ſonſt nicht werth ſind ſeiner Tüchtigkeit und Tapferkeit die Schuhriemen aufzulöſen.

---

*) λὰξ πόδοιιν.

Viel leichter und beherzter als dem erſten Mißdeuter und Ankläger kann ich dem unter Nummer 2. antworten. Ich gebe zu: der Deutſche hat wirklich viel mehr als ein Engländer, Ruſſe und Franzos etwas Blödes und Unbehülfliches in ſeinem Auftreten und Gebaren, was oberflächlich betrachtet ihm als angeborne Dummheit und Verzagtheit ausgelegt wird, deſſen Wurzel aber eine wirkliche Verſtändigkeit und Beſcheidenheit iſt; aber ehe man ein ſolches ſchmähendes Urtheil voll ausſpricht, ſollte man zwei große, nicht Verſchiedenheiten, ſondern Unterſchiede, die er hier von den meiſten Völkern hat, in gewiſſenhafte Erwägung ziehen. Sie ſind folgende: 1) Der Deutſche iſt der wanderluſtigſte aller Europäer, er iſt zugleich der zeugungsluſtigſte. Ich erinnere mich hiebei eines Geſprächs, das ich im Frühlinge 1848, wo der Verfaſſer der Barrikaden von Blois Vitet nach den pariſer

Barrikaden auf einige Wochen nach Bonn entwichen war, mit ihm führte. Wir ſprachen unter Anderm über die verſchiedene weltgeſchichtliche Rolle der romaniſchen und germaniſchen Völker, und da der Wälſche ſich über die Seinigen etwas hoch und wälſch ausſprach, ſo hieb ich ihm endlich doch mit etwas überdeutſcher Unbeſcheidenheit mit den Worten einen tüchtigen Querhieb: „aber, m. H., was Sie auch ſagen mögen, zuletzt wird der germaniſche Stamm doch allein die künftigen Weltgeſchicke beherrſchen und entſcheiden.“ Daß da ein lebhaftes mais comment, Monsieur? über das andere erfolgte, iſt begreiflich. Ich wies ihn kurz darauf hin, daß Deutſchland (das eigentliche Deutſchland, wie es ſtatiſtiſch noch gezeichnet wird, allerdings noch ein Siebentel größer als Frankreich in ſeinen Gränzen) in dem Ablauf des letzten Jahrvierzigs ungefähr um zwölf Millionen Seelen gewachſen ſei, ſein ſchönes und reiches Frankreich etwa um drei, und daß der Deutſche bloß durch ſeine Mehrzahl und Auswanderung den reichen befruchtenden Keim in den Welttheilen ausſtreue, er und ſeine nächſten Verwandten, die Romanen, aber faſt gar nicht, und überhaupt einen wenig fruchtbaren Keim, woraus in den kommenden Jahrhunderten ein jugendlich blühender Weltbau erwachſen könne. Dann wies ich ihn auf die Engländer, Holländer, Deutſchen u. ſ. w. hin, und ſuchte ihm meine Anſicht durch Räume und Zahlen zu erklären. Er konnte hier das Untergewicht des Spaniers, Franzoſen u. ſ. w. nicht leugnen und ſchwieg.

Dieſer Zeugungsluſtige, der die Fülle der Kinder ſchafft, wandert nun in großer Menge aus, jährlich oft zu Zweihunderttauſenden, ſowohl aus Wanderluſt als auch, weil er wegen zu dichter Menſchenfülle ſeiner Heimath auswandern muß. Kurz, er wandert zu Tauſenden und Zehntauſenden aus, ſich neues Land und friſches Brod ſuchend, wo die wälſchen und romaniſchen Abkömmlinge und Abentheurer nur in Haufen von Fünfen und Zehen, faſt nur wie einzelne verlorne Vögel, zu ſehen ſind. Wir wiſſen, der Menſch, der in der Welt Glück ſuchen gehen muß, iſt ſelten in der Lage, daß er in Kleidung, Haltung und Gebärde als ein Hoher und Stolzer erſcheinen kann; er muß oft in ärmlicher, immer in fragender, ſuchender oder bittender Geſtalt auftreten. Weil nun das deutſche Geſicht mehr als irgend ein anderes europäiſches Geſicht in allen Hauptſtädten und großen Seeſtädten Europas und Amerikas und ſelbſt Aſiens und Afrikas meiſtens in ärmlicher und demüthiger Geſtalt ſich den Fremden zur Schau ſtellt, ſo iſt dadurch das Urtheil und Verurtheil und endlich der allgemeine Ausſpruch von dem Blöden, Unbehülflichen, Verlornen Deutſchen entſtanden.

2. Der Deutſche muß in der Fremde eine gewiſſe Blödigkeit, Verzagtheit und Jämmerlichkeit des Scheins und der Gebärde offenbaren und alſo dem Fremden Mangel an Muth, Entſchloſſenheit und Geſchwindigkeit gleichſam aufdrücken, weil er ſich an unbekannten Küſten nicht bloß als der Fremdling und Auswanderer wie verlaſſen fühlt, ſondern weil er auch mehr als die Söhne der meiſten andern Völker meiſtens wirklich verlaſſen iſt, und dadurch freilich ein doppeltes Gepräge der Hülfloſigkeit und Muthloſigkeit bekommt. Hört! — Die vielen Zehntauſende, welche jährlich in alle Welt aus dem Vaterlande auswandern, haben das traurige Schickſal, daß ſie weniger als irgend ein anderes Volk in der Fremde Schutz und Vertretung finden. Man gehe nur von Liſſabon bis Petersburg und von Stockholm und London nach Kanton und Neuyork — allenfalls ſind die Namen Oeſterreich und Preußen dort Einzelnen wohl bekannt, aber der Namen der großen deutſchen Nation insgemein, der Namen Deutſcher, wo hat er ſeine Ehre und ſeinen Schutz? Wie will man alſo dem Deutſchen zumuthen, daß er mit dem Anſtrich des Muthes und

der Zuverſicht unter den Fremden auftrete, der ſo oft ſchutzlos und ungeſtraft niedergetretene Menſch? Wer den Deutſchen in fremden Ländern hat umherlaufen ſehen, verſteht, was ich ſage. Was ihm täglich geboten werden darf, das ſollte einem Franzoſen, Engländer, Nordamerikaner einmal geboten werden — es ginge da nimmer leiſe hin. Ich weiſe nur auf ein ganz junges Beiſpiel hin. Vor einem Jahre etwa begab ſich in Florenz, daß ein junger Engländer, vielleicht ein etwas naſeweiſer und zudringlicher, wie ſie häufig zu ſein pflegen, nicht der Sohn eines Lords oder Großmögenden ſondern eines gewöhnlichen Engländers, bei einem öſterreichiſch ſoldatiſchen Aufzuge auf der Gaſſe durch die Reihe drang und von einem Officier mit der flachen Klinge einen Schlag auf den Hut bekam. Was hat dieſe florentiniſche Gaſſengeſchichte im engliſchen Parlamentshauſe für ein Geſchrei gemacht! wie iſt das engliſche Miniſterium, als ob bei der Klage des Jünglings und ſeines Vaters über Ehrenverletzung für die Volksehre nicht kräftig genug geſprochen und gehandelt wäre, durch dieſe kleine Begebenheit beinahe geſtürzt worden! Sie hat im Parlament heftige Debatten erregt, von der öſterreichiſchen Regierung iſt Beſtrafung des Officiers verlangt. Der Vater des getroffenen Jünglings hat für den Hutſchlag etwa 10,000 Thaler als Entſchädigung bekommen. Ich frage, was würde geſchehen ſein, würde überall dieſe Sache als eine Volksehrenſache nur geachtet, befragt und verhandelt worden ſein, wenn etwa einem heſſiſchen oder wirtembergiſchen jungen Kaufmann oder Studenten in Italien ein ſolcher Säbeltipp auf den Hut oder auf die Schulter gegeben wäre? Wäre in ſolchem Fall der arme Schelm zu irgend einem deutſchen Geſandten oder Konſul gelaufen, ſo würde der ihn wahrſcheinlich mit den Worten abgewieſen haben: „Lieber Freund, es thut mir leid, ich kann Ihnen bei „dieſer Sache nicht helfen. Sie müſſen ſich bei ſolchen „Gelegenheiten in Acht nehmen, Sie werden ſich durch „Unvorſichtigkeit oder unzeitige Zudringlichkeit und „Heftigkeit die Sache wohl ſelbſt zugezogen haben.“ —. Alſo was lehrt dieſe Geſchichte? Lieber Deutſcher, bleibe, wie du einmal biſt, und tritt hübſch blöd und demüthig auf. So iſt es und wird es fürs Erſte noch wohl etwas bleiben; wer aber für ſein großes und edles Volk noch Stolz in der Bruſt hat, dem läuft es freilich kalt über die Haut, wenn der Engländer und Franzos und ſelbſt der zu Hauſe vielbepatoggete Ruſſe mit hoffärtigem und oft mit herausforderndem Blick, als wenn ihm die Welt gehörte, vor ihm einhertritt.

Der Endſchluß zu den Anklagen unter Nummer 3. fällt dahin aus: der Deutſche mag wohl noch einiges Gutes und Tüchtiges haben, nur eine prächtige Auferſtehung zu einer Größe, welche der Zufall ihm einige Jahrhunderte zugeworfen hatte, eine großartige Wiederherſtellung, eine Mitherrſchaft in der großen Rollenvertheilung in dem Heldenſpiel des gegenwärtigen Jahrhunderts träume der umhergaffende und umherlaufende Träumer nicht, der nichts faſſen und feſthalten kann. Er laſſe die gebornen Entſcheider und Herren der Weltgeſchichte walten und begnüge ſich aus ſeinen Tiefen und Sümpfen zu dem ſonnenbeleuchteten Olymp der Glücklichen und Siegreichen hinaufzuſchauen. So predigen uns nicht bloß die Fremden eine demüthigſte Selbſtbeſcheidung in unſre Jämmerlichkeit und Zerriſſenheit, ſondern wir haben dieſe Predigten aus Dresden, München und Stuttgart in den jüngſten Jahren bis zur Ohren- und Seelen-Betäubung anhören müſſen, vorzüglich in den Jahren 1848 und 1849, als noch zu einer möglichen Wiederaufrichtung zu Macht und Einheit Hoffnung, und von einer billigen und nothwendigen Beſchränkung der ſuveränen einzelnen Fürſtenhoheit einem deutſchen Kaiſer und Reich gegenüber die Rede war. Da war aus jenen Windregionen das ungefähr der Ton und

der Klang: „Was unterfangt ihr euch, übermüthige
„und volkverwirrende und aller Geſchichte und aller
„Geſchicke Gottes unkundige und vermeſſene Träumer,
„gegen Gottes heilige Ordnung und Beſtimmung anzurennen
„und anzukämpfen und gleichſam für euch
„ſelbſt Geſchichte machen zu wollen? Auch den verſchiedenen
„Völkern iſt wie den verſchiedenen Thiergeſchlechtern
„nach des Schöpfers weiſem und verborgenem
„Rathſchluß, jeglichem Volk in ſeiner Gränze,
„die Rolle angewieſen, die ſie auf dieſem Planeten
„ſpielen ſollen: einige ſind zur Hoheit und zur Herrſchaft,
„andre zur Niedrigkeit und zum Dienſt geboren;
„einige tragen das Siegel der Majeſtät, andre das
„Siegel der Blödigkeit auf der Stirn. Alſo beſcheidet
„euch und ſeid ſtille! beſcheidet euch eurer Kleinheit
„und Mittelmäßigkeit und beneidet den Engländern
„und Ruſſen die Weltweite der Herrſchaft nicht, die
„ihr nimmermehr erobern werdet. Ihr habt den
„Stoff und das Zeug nicht, auf der großen Weltſtraße
„glänzend mit voranzuſchreiten, ſondern müßt froh ſein,
„wenn man euch auf den zerfahrnen Nebenwegen und
„Seitenwegen nebenbei ſo mitlaufen läßt.“ So ſprachen
wirklich, ihr Volk heruntermachend, die Eigenen,
welchen nichts verhaßter und ſchrecklicher dünkte als
hochfliegende und ehrenſtolze Gefühle ihres Volkes.

Ich will aber hier einmal aus einem andern Tone, aus dem Tone der Wahrheit ſprechen, nicht aus dem Tone jener Jahrhunderte, wo der Deutſche die erſte Herrſcherrolle in der Welt geſpielt hat, von Karl dem Großen bis Friedrich von Hohenſtaufen, wo der braunſchweigiſche Welf Heinrich der Löwe zu den übermüthigen meuteriſchen Römern auf der Tiberbrücke ſprach „Zurück, verwegene Knechte! ſchaut hier in meinen deutſchen Rittern eure Herren“, ſondern aus den Tönen der Wirklichkeit des Tages.

Daß der Deutſche hin und wieder den zerriſſenen Rock wie eines halben Knechts trägt, der aus dem Dienſt eines guten Herrn weggeprügelt iſt, daß er in der Fremde unter den Völkern oft ſchutzlos und hülflos umherlaufen muß und deswegen als ein Blöder und Verlaſſener erſcheint und auftritt — dies und warum das ſo iſt, haben wir eben gehört; aber daß es ihm überhaupt an Kraft, Rüſtigkeit und Tapferkeit fehle, daß er zur Selbſtſtändigkeit und Herrſchaft keine Anlage habe, iſt eine ſchändliche Lüge, welche ſchon die gewöhnlichſte Erſcheinung der Gegenwart widerlegt.

Zuerſt, kriegeriſche Streitbarkeit, wodurch Herrſchaft doch meiſtens erlangt und immer nur behauptet wird, hat dem Deutſchen noch kein Feind abzuſprechen gewagt. Der Franzos, der immer gern mit esprit und Feinheit und ſelbſt mit ſeinen Liſten und Hinterliſten als mit Feinheiten einer höheren Bildung prahlt, ſchilt dieſe deutſche angeborne Streitbarkeit eine büffelhafte (courage brutal). Mag ſein; ſie hat vor vierzig Jahren doch einmal wieder mit ihren Hörnern recht gut in ihn hinein gebüffelt.

Zweitens die allgemeine politiſche und bürgerliche Streitbarkeit und Tapferkeit, wodurch der Menſch im Kampfe mit den Menſchen und Völkern ſich in der Welt Raum macht und ſich im tüchtigen Ellenbogengeſchiebe in dem treibenden und wogenden Getümmel und Gewimmel des Lebens durchdrängt — wie können die Völker ſich unterſtehen dieſe Rüſtigkeit und Streitbarkeit, dieſe Geſchwindigkeit und Tüchtigkeit dem Deutſchen gegen jeden täglichen Augenſchein abſprechen zu wollen, vollends Völker wie übermüthige und hoffärtige Ruſſen und Franzoſen, welche in dieſem Punkte in allen Beziehungen ſo viele Stufen hinter und unter ihm ſtehen? Auf dieſem Felde hat der Deutſche nur in den nächſten Stammverwandten Seinesgleichen, in Einem Stamme nur in einigen Stücken ſeinen Obermann, der ihm auf der Weltrennbahn den Rang abgelaufen hat, den Angelſachſen. Wir werden dies weiter unten noch mehr erläutern; aber kommt einſtanfangs hoch auf, wenn man hört, dieses und jenes Gut sei zu vier oder acht Tonnen Goldes verkauft, dieses und jenes Mädchen habe eine Mitgift von einer Tonne Goldes; aber die Verwunderung sinkt, wenn man lernt, wie viel dies bedeutet. Eine Tonne Gold ist nicht, wie bei uns, 100000 Rthaler, sondern 100000 Daler Silfvermynt, also nicht mehr und nicht weniger als $16666\frac{2}{3}$ Rthaler; eine Million Daler ist also nur $166666\frac{2}{3}$ Rthaler, ein Sechstel von einer Million Rthaler Banko.

Alles ist fertig, der Skjuts bestellt, die Koffer und der Mantelsack gepackt, der Schlitten klingt schon heran, die Reiselust schlägt hoch in der Brust. Wohl ist die Lust groſs, aber Stockholm ist schön; Stockholm ist nicht allein schön, es hat auch viele gute und freundliche Menschen, es ist vielleicht die geselligste und freundlichste Stadt in der Welt für einen Fremdling. Ich komme freilich im Sommer wieder dahin, aber viele werden dann nicht mehr da seyn, viele brave Menschengesichter werde ich also in meinem Leben nicht wiedersehen. So ging es mir im Herzen umweilen nur mit mir und ſchaut euch ein wenig um: Wo und wie haben die romaniſchen und ſlavoniſchen Völkergeſchlechter es hier den germaniſchen gleich thun können? In allen menſchlichen Gewerben und Geſchäften des politiſchen bürgerlichen Lebens ſind die Germanen allenthalben voran, in Gründung und Verwaltung von Anſiedlungen, in Schiffahrt, Handel, Ackerbau u. ſ. w., ſelbſt da, wo die geographiſche Lage die Andern dreifach begünſtigt, in doppeltem, dreifachem Grade voran. Geht ans Mittelmeer, welches doch ringsum von romaniſchen Völkern und zur Hälfte von der Herrſchaft derſelben umſeſſen iſt, und ſeht euch um; geht nach Kadix, Barcelona, Livorno, Neapel, ja geht nach Smyrna und Alexandria — ihr findet hin und wieder auch ein achtbares franzöſiſches Haus, aber allenthalben neben den tüchtigſten Eingebornen die Engländer und Deutſchen in Handel und Gewerben voran; geht von da nach Rio und Buenos Aires und von da nördlich nach Neu Orleans und Neu York, und aus dieſem Welttheil wieder nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg — und ihr findet immer und allenthalben die Germanen und Deutſchen den Romanen voran, zum Beiſpiel in Stockholm, Petersburg und Moskau. In Petersburg ſtehen ſtattliche engliſche Häuſer aber viel mehr deutſche. Dort wohnen

40,000 Deutſche und etwa 6000 Franzoſen. Die Engländer und Deutſchen haben alle großen und mächtigen Geſchäfte in der Hand, und wer ſind die Franzoſen? Die leichten und zum Theil verlornen Springer der Gaſſen, die enfans perdus de la fortune, limonadiers, pomadiers, maitres d'escrime, maitres de danse, de langue etc. — Geht von dem Mittelmeer und der Oſtſee mit mir in die Neue Welt und ſchauet euch da herum — ihr werdet dort die gleiche Erſcheinung beſtätigt finden, und wie die ſchneidige Beharrlichkeit und thätige Kühnheit und tapfere Arbeit des Germanen den Romanen und ſeinen Stämmling allenthalben aus dem Felde ſchlägt, ja wie er ihn im eigentlichſten Sinn niederarbeitet, ich ſollte ſagen wegarbeitet. Luiſiana war eine franzöſiſche Kolonie, Neu Orleans und St. Louis waren von Franzoſen gegründete und von Franzoſen und Franzoſenenkeln bewohnte Städte, die Häuſer, die Güter und reichen Felder und Pflanzungen hatten Franzoſen als Beſitzer. Durch die Wechſel des jüngſten Halbjahrhunderts iſt dieſes ſchöne reiche Land am Miſſiſippi eine Landſchaft der Nordamerikaniſchen Republik geworden, und was hat ſich in einem Menſchenalter ungefähr begeben? Das hat ſich begeben, daß alle großen Geſchäfte und alle beſten Güter, Pflanzungen und Häuſer in den Händen von Engländern, Amerikanern und Deutſchen und daß die Franzoſen auf den geringeren Verkehr des Lebens heruntergearbeitet ſind. Dies iſt kein Ausſprung und Ergebniß von Gewaltthat, Aechtung oder Unterdrückung, ſondern der ſchlichte Erfolg von Arbeit, Fleiß und Rüſtigkeit. — Was ſollen alle dieſe vielen hin- und herſpringenden und deutenden Betrachtungen beweiſen? Das ſollen ſie beweiſen, daß der ſtreitbare, unternehmende und entſchloſſene Deutſche wohl zur Mitherrſchaft über die Welt und vor allen Dingen zur tüchtigen Herrſchaft im eignen Vaterlande angelegt und geſchaffen iſt.

Denen unter Nummer 4. zu antworten und auf alle ihre Vorwürfe und Anklagen einzugehen iſt ſchier eine Unmöglichkeit. Einige dieſer Anklagen ſind der Art, ſie ſind ſo allgemein und zum Theil von ſolcher verworrenen Unbeſtimmtheit, daß der Abwehrer und Vertheidiger ſich ungefähr in der Lage befindet, wie ein Kämpfer, der einen Sandhaufen ſtatt Steine und Geſpenſter ſtatt Leben angreift, ſiehe er wird überſtürzen, wenn er die Lanze mit aller Kraft gegen den Sandhaufen ſtößt und gegen die Geſpenſter ſich in leerer Luft verhaut. Anderes in den Anklagen iſt der Art, daß kein Sterblicher in der Gegenwart ſich darüber in eine Antwort einlaſſen kann, weil es durchaus dunkle Fragen an die verborgene unenthüllte Zukunft Europas und ſeines Chriſtenthums und ſeiner ganzen Fortbildung und Entwickelung enthält. Dieſe Vierten haben ſich auf ein unermeßliches weites Feld geſtellt, auf einen Kampfplatz, deſſen Ringer und Kämpfer man gar nicht überſehen kann. Wir greifen uns Einzelnes aus dem Vielen heraus, uns hier von vorn herein mit deutſcher Blödigkeit und Beſcheidenheit beſcheidend, daß wir ſo gewaltigen Zumuthungen, als man uns in der Unlösbarkeit und Unermeßlichkeit dieſer Punkte und Artikel macht, in Antworten oder Vertheidigungen uns auch im Kleinſten nicht gewachſen fühlen. Man wolle das Folgende alſo nur als einzelne Noten zum Texte nehmen.

Hier begegnet uns nun voran unſer gewöhnlicher engliſcher und franzöſiſcher Recenſent, welchem wir auch im Kleinen oft Recht geben müſſen, und wirft uns unſer idealiſtiſches und metaphyſiſches Gedankenweſen heute doppelt als eine verworrenſte und verderblichſte Träumerei vor, die uns nicht nur zum tüchtigen Staatsleben unfähig mache, ſondern in ihrem Endergebniß mit aller Menſchlichkeit, Sittlichkeit und Chriſtlichkeit zum Thor hinaus laufen wolle. Ueber die geiſtigen Unterſchiede der romaniſchen und germaniſchen Völker haben beſſere Männer als ich geſprochen, und ein großer Deutſcher, Niebuhr, hat uns in Beziehung auf unſer geiſtiges Leben und Streben die Hellenen der Neuzeit genannt, im tragiſchen Gefühl auch darauf anſpielend, es könne bei unſrer geiſtigen und politiſchen Zerriſſenheit uns am Ende auch etwas Helleniſches begegnen, daß wir zuletzt von roheren und liſtigeren Völkern als leichte Beute davon getragen würden. Wir ſind den fremden Tadlern gegenüber allerdings Europas Idealiſten, indeſſen ſie müſſen uns doch wider Willen zugeſtehen, daß wir nicht bloß Träumer und Grübler ſind, ſondern an dem unendlichen Sternhimmel und auch in den unendlichen Tiefen Gottes und des Menſchenherzens tiefſte und glücklichſte Blicke gethan und Fünde und Erfindungen gethan und gemacht haben. Jetzt erheben dieſe Ausrufer und Ankläger von der Themſe und Seine wieder ein Geſchrei, was Viele unſrer Eigenen ihnen nachſchreien, wie es in Luthers und Kalvins Tagen erhoben worden, dieſe unſre ganze Philoſophie ſei nichts als verderblichſter, gräulichſter Pantheismus und Atheismus, die an den Grundſäulen des Chriſtenthums ſchütteln und unvermeidlich mit dämoniſchem Aberglauben und endlich mit teufliſcher Tyrannei und Knechtſchaft endigen müſſen. Sind wir denn wirklich ſo weit herunter gekommen, daß wir dieſen Anklägern glauben, daß wir uns als ein verworfenes verworrenes und ausgelebtes Volk, dem nur das leere Spiel mit unreinſten Geiſtern übrig iſt, grade in den Jahren, wo wir uns vermaßen ein Reich wieder aufbauen zu können, für den Sturz in den Abgrund der Vernichtung reif erklären müſſen?

Wer wollte ſich bei ſo ungeheuren Anklagen böſer oder dummer Gegner und Verſpötter in breite Erörterungen einlaſſen? auf ein verwegenes Ja antworte ich von vorn herein mit einem kühnen Nein. Wir ſtehen ſeit ſiebenzig achtzig Jahren in einer großen Uebergangsepoche der ringenden und kämpfenden Kräfte und Geiſter, und der unendliche Staub des Kampfes iſt noch lange nicht niedergeſunken, ſondern hält uns die Ausſicht der Entſcheidung von Siegen oder Niederlagen dicht verhüllt; der wogende Strom der Umwälzungen, von Blut und Moder und Leichen und allem Unflath und Schlamm der langen Sindfluth getrübt und verſtopft, läßt noch nirgends einen klaren Grund ſehen und die Geſtade ringsum ſind weit ins Gefild hinein mit ſolchem wüſten Geröll von Kies und Sand übergoſſen, daß noch keine Blumen der Frühlingsluſt darauf wachſen können. Sollen wir darum in Verzweiflung rufen: es wird nimmermehr Frühling werden? Man weiſſagt uns aber aus unſrer Philoſophie noch viel verderblichere und faulere Früchte, als uns nach dem Urtheil jener Ankläger Doktor Luther weiland eingetragen hat. Es iſt wahr, wir können nicht mit Freuden auf alle Früchte der langen geiſtigen und geiſtlichen Kämpfe jenes ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhunderts zurückblicken, wir wenden uns ſogar mit Schauder und Abſcheu von der Erinnerung der ſchwarzen Gräuel des dreißigjährigen Krieges weg, aber ich frage die Millionen, welche in Deutſchland, Großbritannien und Skandinavien u. ſ. w. in Europa unter dem Luther als ihrem Vorbeter und Vorſänger ihre Hände und Herzen zum Himmel erheben, ob ſie wünſchen könnten, daß jener Luther nicht gelebt hätte? So iſt einmal das Maaß des menſchlichen Geſchicks mit unſern Trieben und Leidenſchaften und dem zugedeckten Welträthſel von Anbeginn gemeſſen und gewogen, daß alle höchſten Güter ihre ſchlimmſten Uebel, alle höchſten und herrlichſten Menſchenerſcheinungen ihre therſitiſchen und diaboliſchen Mitläufer und Nebenläufer haben. Hat Luther nicht den Wiedertäuferkönig Jan von Leiden, hat Cäſar nicht Oktavius und Nero, haben die verkündigten Menſchenrechte nicht ihre Napoleone hinter ſich gehabt? Wir Deutſche ſind einmal das erleſene Volk des geiſtigen Kampfes. Schon Iſrael, der alte Patriarch, der mir in meinen Knabenjahren die Maulſchellen des erſten Zweifels eingebracht hat, verrenkte ſich die Hüften im Kampfe mit den Elohim; nun ſagen ſie uns, unſre ganze Philoſophie ſei gottlos, der Kampf mit den Geiſtern habe unſern Philoſophen ſtatt der Hüften die Köpfe verrückt, und von den Köpfen ſei die Verrücktheit in die edelſten Theile der Herzen heruntergeſunken, Glaube und Treue ſeien uns abhanden gekommen, das Chriſtenthum ſei bis zur Verſpottung der Unmündigen und Geringſten erniedrigt, und Auflöſung der Kirche und aller Geſittung und menſchlicheren Bildung, ja der blanke Atheismus werde auf allen deutſchen Kathedern gepredigt. Nun ich rufe hier ein Halt ein! So arg iſt es gottlob noch nicht. Wir betrachten dies etwas ruhiger.

Die Philoſophie, die arme Unglückliche, und doch die Hohe und Göttliche und Himmliſche? Was einſt den griechiſchen Philoſophen in die Schuhe gegoſſen ward, weswegen der witzige Ariſtophanes den Sokrates einſt aus dem emporgezogenen Hühnerkorbe ſeinen Jüngern predigen und weiſſagen ließ, iſt es nicht Kant und Fichte und Schelling und Hegel auch wieder reichlich über die Köpfe gegoſſen worden? Man denke und bedenke nur: Wie viele Verrückte und Wahnſinnige ja Verbrecher ſogar haben die Lehren der reinſten Religion zuweilen gemacht, und ihr wollt, die Philoſophie ſoll für alle Schwärmer und Narren einſtehen, welche ſich ihre Kappen und Mäntel umhängen oder welchen ſie von ihren Feinden boshaftig umgehängt werden? Nun geſchieht es uns und wird uns ſogar aus der Fremde von unſern Gegnern und Verleumdern zugewälzt, daß wir ſelbſt für all das wunderliche und tolle Zeug, für alle die abſcheuliche Narrheit, die bei ihnen ausgebrütet und wie ein böſeſter Peſtathem zu uns herübergeweht iſt und was unſre verworrenen Jungen jenen fremden Ausbrütern als jüngſtes Weltheil auf allen Gaſſen nachſchreien — daß wir für allen dieſen Unrath gleichſam Einſtand leiſten ſollen, als wenn das eine Philoſophie wäre, als wenn das gar unſre Philoſophie wäre. Wir ſtoßen dieſen Unflath mit Recht von uns als einen aus der Fremde eingeführten, der Franzoſe mag ſich dieſes Verderben, was nach einem Baboeuf, St. Simon, Fourier u. ſ. w. u. ſ. w. mit verſchiedenſten Namen genannt wird, was aus ſeinem dünnen Flatterſinn und aus dem lockerſten Elend der pariſer Sitten und Gefühle gezeugt iſt, als ſeine Philoſophie zurücknehmen, die unſrige iſt es nicht: es iſt eine mit einzelnen philoſophiſchen Floskeln, mit einzelnen kleinen Verzierungen und tönenden Stichwörtern von höherer Menſchlichkeit und urſprünglichem reinſten Chriſtenthum — ſo klingeln ſie — eingeſchmuggelte fremde Peſt, die allerdings auch bei unſern kränklichen Zuſtänden Ausbreitung gefunden hat, aber von Namen wie Schelling und Hegel gar fern liegt.

Liebe Freunde, alles dies iſt da, iſt augenſcheinlich und unleugbar da, aber es iſt nur wie die Hautkrankheiten eine Krätze des gemeinſamen Krankheitsſtoffes der Zeit, deſſen Urſachen ja alle viel tiefer liegen, als dieſer Ausſchlag auf der Oberfläche des Zeitalters: alle die unverſchämten und verworrenen Philoſophaſter und Syſtemdrechsler und geiſtigen Siebenkräutler und Giftmiſcher und alles, was unter den verſchiedenſten Iſten (Pantheiſten, Atheiſten, Socialiſten, Kommuniſten) zuſammengeworfen wird. Daß dies alles an Kirche und Staat ſchlägt, ſtößt und rüttelt, daß es uns das Leben ſehr verſchüttet und ſeine Freude verkümmert, können und wollen wir nicht leugnen, aber wir ſollen doch an ähnliche Zeiten und Schmerzen zurückdenken, die auch überwunden ſind. Schauen wir uns aber die deutſche Kirche an, ſo ſcheint es auch da mehr denn zu bunt zu ſtehen, aber, wenn ich mich weiterhin umſchaue, kann ich fragen: iſt das denn anderswo anders oder gar viel beſſer als in Deutſchland? Blicke ich nach England, Holland, Nordamerika, wo alle chriſtliche Sekten und religiöſe Narrheiten ihre offenen und erlaubten Wohnſtätten haben; blicke dann nach Frankher, ich drückte meinen besten Freund an dieses Herz, sprang auf den Schlitten und rasch klingelte er durch die Schustergasse über den groſsen Markt durch den neuen Sund und bald flog ich der Reiterstatue des groſsen Gustav Adolf auf dem Norrmalmstorg vorüber.

Es war der 26te März des 1804ten Jahres, und hätte auch hier schon Frühling seyn können, aber daran war bei diesem langen Winter nicht zu denken. Es war 8 Uhr Morgens. Schon fingen die Schornsteine an für den ersten Kaffe und Thee zu rauchen, die Karren mit Wasser- und Biertonnen rasselten, als die ersten Stadtequipagen, Bediente und Mädchen liefen nach Brod und Milch umher, Chirurgen und Ärzte machten die ersten Gänge zu gefährlichen Patienten, ich begegnete einem Bekannten, der mich freundlich grüſste; die ehrlichen Bauern mit ihren langen Schlitten voll Mehl und Holz, die Helsingländer mit den Vogelleichenkisten des Nordens wichen mir grüſsend aus. Ich wuſste nicht, was ich that noch was mir begegnete, und so fand ich mich endlich nach einer halben Stunde im Freien wieder.

reich, wie die Regierung dort einen langen Kampf mit den Jeſuiten hatte, wie ſie jetzt wieder über die Schulen und den Volksunterricht mit der Hochkirche im Streit ſteht; blicke ich nach Schweden und Dänemark, wo die Mormonen, die Neuen Wiedertäufer und die berüchtigten ſogenannten Leſer die Leute verirren und begaukeln; blicke ich wieder nach England hinüber, wie es ſich dort zwiſchen den alten Anglikanen und den katholiſirenden Puſeyiten zum verkappten Kriege geſtellt hat, wie die Newmannianer und ihre Bekehrungen und Rückläufe in den Schooß der alten Kirche ſchon daraus hervorgegangen ſind — nun ſoll ich da über Deutſchland ein beſonderes Händeſchlagen beginnen? Nein, wenn du dir dieſe Zuſtände, wenn du dir all dies Gewirr beſchaut und im ehrlichen Herzen erwogen haſt, ſo wirſt du über unſer viel beſchrieenes und verſchrieenes Vaterland nicht ein Geſchrei erheben, als ſei nur bei uns in Staat und Kirche Brand. Freilich bunt genug hin und wieder und ſchlimm genug ſieht es aus. Man braucht nur die Ueberſchriften in den gewöhnlichen Tagesblättern zu leſen: Neukatholiken und Rongianer, Lichtfreunde und Neuproteſtanten zu ſo vielen andern proteſtantiſchen Partheien und Sekten — jüngſte gewaltige Rührigkeit und Bewegung der Jeſuiten — neu beginnender Kampf des Pabſtes und ſeiner Biſchöfe mit der Weltlichkeit und den Fürſten Deutſchlands — häufige Verſammlungen und Synoden der berühmten proteſtantiſchen Theologen und Doktoren zur Findung und Feſtſtellung eines Mittelpunkts ihrer Kirche und Befeſtigung derſelben bei heftigen Angriffen der Gegner und bei den gefährlichen Schüttelungen der Zeit. Anfänge und Einleitungen genug zu neuen und bedenklichen Bewegungen und Entwickelungen, aber wer mag ſagen, wie die Ausgänge und Ausläufe davon ſein werden? Was nun die alte römiſchkatholiſche Kirche betrifft, ſo gebärdet ſie ſich noch immer wie die Unabänderlich und Unerſchütterlich Dieſelbe und ruft uns Ketzern in dieſer Gebärdung das mächtige Und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht erſchüttern zu. Dies ſagt aber eben ſo der gläubige Proteſtant, der jedes Jahr von der Kirche des Vatikans mehrmals feierlich Verfluchte. Ich, der in der Chriſtenheit alle Weisheit und Seligkeit des Göttlichmenſchlichen verſchloſſen und in irdiſchem Leibe und Geſtalt ausgedrückt glaubt, rufe das mit Beiden; aber das äußere Kleid der Kirche, ihr Hoherprieſterrock und ihr ganzer Hoherprieſterdienſt, wo doch von dem älteſten Heidniſchen und Jüdiſchen ſo viel mit eingenäht und eingeſtickt war, wenn man will, die ganze äußere Geſtalt derſelben, wie ſehr iſt ſie im Lauf der Jahrhunderte verändert und umgebildet, von Zierrathen und Kleinodien geplündert und mit andern verziert und geſchmückt worden! Wie rühmen ſich unter andern oft verkehrten Berühmungen die Proteſtanten und andere Abtrünnige und Ketzer, ſie haben von jenem Prieſtermantel die meiſten überflüſſigen und unziemlichen Zierrathen des alten Heidenthums und Judenthums abgethan! Wie dem ſei, die Geſtalt des göttlichen Erlöſers und ſeine himmliſche Lehre mußte ja auf Erden irdiſch eingekleidet und vielfach verhüllt werden, um der menſchlichen Sehkraft und dem menſchlichen Verſtändniß näher gebracht werden zu können. Das bleibt doch bei aller Unvollkommenheit und bei allem Wechſel der irdiſchen Dinge ſtehen: das Weſen des Chriſtenthums, der Inhalt ſeiner himmliſchen Schönheit und Glückſeligkeit, haben eine ſolche unerſchöpfliche Unermeßlichkeit der Tiefe und Höhe, daß auch inmitten des ewigen Wortſtreits über die göttlichen Geheimniſſe und Rathſchlüſſe dieſer Welt und ihrer unerklärlichen Wirkungen und Perſönlichkeiten ein freies hohes und tapferes Leben würdigſter Sittlichkeit und Perſönlichkeit, auch wenn die Gebote des Chriſtenthums nur halb erfüllt werden, dadurch verbürgt und beſiegelt iſt. Ueber die Geheimniſſe und Räthſel, welche dieſe Lehre enthält, über die verſchiedenen Naturen des Erlöſers, man kann auch ſagen über die verſchiedene Zweiheit des Menſchen als des Staubgeborenen und des Gottesſchemens — iſt darüber heute etwa zum erſten Mal geſtritten und geſaalbadert worden? ſind die metaphyſiſchen und theoſophiſchen Gezänke nicht ſo alt als die Kirche ſelbſt? ſind ſie nicht ſo alt als Klemens, Origenes, Auguſtinus? und iſt der Gnoſticismus, welchen Schellings und Hegels Schüler beſchuldigt werden erneuen zu wollen, nicht von jeher in der Welt geweſen, ſo lange Menſchengeiſt hat grübeln und Menſchenzunge ſprechen können? Wir wollen uns nicht täuſchen noch ableugnen, daß ganze Windhoſen eines unfruchtbaren und zum Theil leerſten und dünnſten Skepticismus, Windhoſen mit Sand, Spreu und Dreck gefüllt, über uns hingeweht werden, aber die werden, wie es in andern Zeitaltern auch geſchehen, in ihnen ſelbſt zerplatzen und endlich die leeren Schläuche als erinnerungsloſe Schemen des letzten Menſchenalters ungefährlich — denn Schemen haben keine Schwere — zur Erde fallen laſſen. Ich habe ja dieſes letzte Menſchenalter mit durchlebt und kann die angeſpielte Zweifeltobſucht und jene leeren Windhoſen eines unfruchtbaren Skepticismuß doch vielleicht etwas erklären. Dergleichen tiefſtliegende feinſte Schäden und Seuchen des Geiſteslebens haben auch in dem äußerlichen politiſchen Weltleben oft etwas einer Bezeichnung und Erklärung Aehnliches. Die verſchiedenen Diſſonanzen der Muſik dieſer Welt geben, wenn die grimmigeren Töne ihres Allegerrimo verklungen ſind, in den ſtilleren mehr wie aus der Ferne vernommenen Nachtönen oft etwas der Harmonie Aehnliches. Ich weiſe hier ſo ein kleines Etwas. Als Kant blühte, um die Jahre 1780 und 1790, war eine ſchöne ſtrebende hoffnungsvolle Zeit der Deutſchen wie der übrigen Europäer, viel hoffnungsvoller, als ſie ſein durfte: man gab die Segel allen muthigſten Winden zur Fahrt nach den Glückſeligen Inſeln höherer Menſchlichkeit und edlerer Freiheit preis; als Fichte blühte und Schelling begann, ſtand eine große von edlem Zorn und erhabenem Freiheitsſtolz durchwehte und geſchwellte Zeit; man hatte das Schwerdt des Worts und des Eiſens mit Muth und Glück aus der Scheide gezogen. Die politiſchen Erfolge und diplomatiſchen Entwickelungen entſprachen den gläubigen Toden der fürs Vaterland begeiſterten Jünglinge und den glänzenden Thaten der Männer nicht. Nach Kongreſſen von Wien und Beſchlüſſen von Karlsbad verſank der Sinn des Volks aus einem jauchzenden Siegesjubel in ein biſſiges, grolliges Hundegemurr oder in ein ſtummes noch ſchlimmeres mattes Schmollen, Schweigen und Träumen, in einen Zuſtand, wie wir ihn ſeit Frankfurt, Wien, Berlin, Olmütz, in den Begebenheiten dieſer jüngſten Jahre ähnlich wieder haben durchleben müſſen. Ich weiſe hier nur auf Eines hin, was mir ja tagtäglich vor Augen ſteht, ja was mir ſo dick recht eigentlich vor die Füße fällt, daß ich darüber ſtolpern könnte. Dies ſind die oben angeſpielten mit ſogenanntem Geiſt gefüllten Windhoſen, welche die Menge wohl anſtaunt, weil ſie ihr eine erſchreckliche Schwere zu tragen ſcheinen. Solche Windhoſen ſteigen immer am Horizont auf, wenn zehnmal zu wenig gethan und tauſendmal zu viel geſchwatzt wird. Es iſt allerdings eine wunderliche Geiſtigkeit bei uns entwickelt, die aber, wie mir däucht, nicht bloß bei uns in Deutſchland als eine Krankheit graſſiert, eine Erſcheinung, welche ich Geiſtigkeit nenne, weil ich keinen andern Namen dafür finden kann. Der Geiſt iſt freilich ein ſehr Dünnes und iſt nach dem Dünnen und faſt Unſichtbaren genannt, aber das Ding, was ich hier meine und was ich, wenn ich könnte, gern beſchreiben möchte, iſt eben ein geiſtiger Baſtard, eine Art Halbgeburt, Kind eines Alp oder Incubus, der mit ſeinem häßlich fantaſtiſchen

Fratzengeſicht auf der Gegenwart liegt. Es iſt ein Jammer zu ſehen, wie ſo viele Jünglinge jetzt nach Geiſt ſchnappen, wie ſie alle Dinge, auch die dickſten und plumpſten, (will ſagen, auch die handgreiflichſten, die man nur immer mit der Fauſt angreifen ſollte) und die Scheine derſelben, mit ſogenanntem Geiſt erfaſſen und ſogleich mit ihrem bischen Geiſt meſſen und wägen wollen. Kurz, es iſt eine Mattigkeit und Schlaffheit, die ſich dann oft mit Ueberreizung ſpornen und ſpringen und fliegen will, wo ihr der Muth zum tüchtigen Gehen und Schreiten fehlt. Woher das? fragt man mich. Ich antworte: Ich weiß es nicht, aber es däucht mir, dieſe Jagd auf Geiſt, dieſes Haſchen nach Geiſt, dieſes Spielen mit leerſten geſtalt- und bildloſeſten Geiſterchen, daß ich's mit dem rechten Namen nenne — dieſe Geiſterei, bezeichnet eine krankhafte Elendigkeit und Dünnheit, welcher der Stoff ausgegangen iſt oder vielmehr welche den in jedem Stoff enthaltenen Geiſt und Lebensgeiſt nicht finden kann. Das Geſchlecht iſt zu fein und dünn geworden, ſo mit den Geſpenſtern und Schemen des Geiſtes verweht und umweht, daß es ihn ſelbſt, den einfachen und göttlichen, kaum noch empfinden und ſein leiſes und unſichtbares Wehen nicht verſtehen kann. Daher manche kranke Zweifelſucht und Geiſtestodſucht unſerer

Jünglinge, daher bei Vielen die traurige zweifelſüchtige Ungläubigkeit. Es fehlt dieſer kranken Welt die friſche Unmittelbarkeit jener Anſchauungsfülle, wodurch Gott und ſein Wirken, Wehen und Weben verſtanden und geglaubt werden.

So weit habe ich gewinſelt über den Geiſt als das dünnſte und feinſte Element, wie er ſeiner Natur nach ſein muß, und wie er in gewiſſen Zeiten den Menſchen, obgleich ſie ihn ängſtlich mit allen Leuchten und Laternen ſuchen, zu verſchwinden ſcheinen will. Jetzt muß ich zu einer dickeren nur zu dicken leibhaften und körperlichen Erſcheinung kommen, wo zum Theil gräuliche Ketzerväter und Sektirer geweihte Namen und ſelbſt den Namen des Chriſtenthums und ſeines göttlichen Stifters mit einmiſchen, ja wohl gar an die Spitze ihres tollen und verruchten Unſinns ſtellen. Ich meine hier die unter vielen verſchiedenen Namen laufenden Socialiſten und Kommuniſten und alle die närriſchen oder verruchten Schwärmereien oder Spielereien, die man unter dieſe Namen ſtellt. Denn Einiges wird auch darunter geſtellt, was in der Welt ſeine gebührliche Berechtigung hat und darunter oder unter ähnlichen Ueberſchriften Raum finden muß. Dies iſt ja eine eigentlich franzöſiſche Geburt und gehört urſprünglich dem nicht an, was Deutſchlands Verleumder und Schmäher unter dem Namen deutſche Philoſophie und deutſcher Atheismus aufzuführen pflegen. Daß von den Aſchen und Funken der an der Themſe und Seine von Chartiſten und Kommuniſten angezündeten Feuer Vieles zu uns herüber geflogen ſei, iſt oben ſchon geklagt. Das iſt bei der zehnmal und hundertmal leichteren und geſchwinderen Weltverbindung als vormals und bei der ungeheuren unendlichen Treiberei, Reiberei und Zuſammenſteigerei der Menſchen aller Länder ein unvermeidliches Uebel geworden. Die unleugbar größere Abglättung, Bildung und Vergeiſtigung des europäiſchen Menſchengeſchlechts und die durch neue Erfindungen und ihre Anwendung beſchleunigte Mittheilung und geſchwindere Uebertragung aller Güter und Uebel von dem Einen zu dem Andern hat nicht nur ein unendliches Gewimmel und Getümmel unter einander, ſondern auch eine neue und vermehrte Verpflanzung und Uebertragung der geiſtigen Strebungen und Entwickelungen veranlaßt. In einem gewiſſen Sinn darf man allerdings ſagen, daß jener Voltairismus, der von 1740 bis 1780 bei den Fürſten und Vornehmeren und in den höheren Bürgerklaſſen blühete, gleichſam als eine neue Art, als eine ſchlimmere und gefährlichere Entpuppung und Verlängung bis zu dem kleinen Bürger, bis in die Werkſtätten der Handwerksburſchen, ja bis in die Hütten der Bauern hinabgeſtiegen ſei. Darf ich das einen Voltairismus nennen? Man wählt und giebt oft Namen nach Gleichniſſen. Voltaire's und ſeiner Apoſtel Lehre war eine böſe gefährliche Truglehre; unſer Tag hat eben ſo ſchlimme wo nicht viel ſchlimmere Truglehre einer lügenhaften Freiheit und Geiſtigkeit und einer durch und durch erlogenen Menſchlichkeit des Menſchen, welche ſich oft ſogar erfrecht in dem Namen Jeſu Chriſti aufzutreten und wie aus ſeinem Munde zu ſprechen. Dies Uebel iſt da, es hat auf der Pfingſtweide zu Frankfurt, unter den Linden in Berlin, im Augarten und Prater und in der Leoboldſtadt zu Wien und in tauſend Gaſſen und Kneipen gepredigt, gelärmt und gewüthet; es iſt eben eine Erſcheinung unſrer Gegenwart.

Ei! ei! ruft man mir zu, wie gelinde nennſt und ſchilderſt du unſer unnennbares Weh und Verderben! unſer wüſtes, unchriſtliches, unſtätes, meuteriſches, gottverlaſſenes und gottvergeſſenes Treiben und Weſen! Das ſchiltſt du nur eine geiſtverirrte, verworrene Gegenwart? Wir ſtehen ja am äußerſten Rande aller Sittlichkeit und Chriſtlichkeit, am Rande eines Abgrunds, wo ſich's grade in die Hölle hinabſtürzt. Dein gegenwärtiges Menſchengeſchlecht welch ein Abſchaum!

Es war ein schöner Morgen und über unserer Eisbahn — denn wir fuhren meist den sogenannten Winterweg — lag ein glühend rother Himmel und vergoldete die hohen vom Schnee gebeugten Tannen. Das Herz ward wieder frisch und auch bei meinem Skjutsbonde machte es sich lustig. Er sang Bauernweisen und unter andern eine kleine Weise auf den Patron des schwedischen Pferdewettlaufſs, Sankt Stephan, dessen Ehre eigentlich in die Julzeit fällt. Einige Fingervoll Tabak, die ich ihm gab und die er als einen schmackhaften Tuggbuss in einer seiner Backentaschen verwahrte, machte ihn noch munterer. Jenes Stephanslied heiſst:

Staffan han var en stalledräng,
Håll dig väl fålan min,
Han vattnade fålarna alla fem —
Hjelp Gud och Sancte staffan!
„Stephan ein Knecht im Stall war er,
Halt dich wohl, Hengstlein mein.
Er wässerte die Hengstlein alle fünf.
Helf Gott und Sankte Stephan!“

So flogen wir den lieblichen Königssitzen Hawelch eine ſcheußliche Maſſe von Laſtern, Miſſethaten und Verbrechen, wovon unſre Väter glücklich nichts wußten! Welche neue Namen von Bübereien und Schändlichkeiten, wofür jenen Glücklichen die Namen fehlten! So ruft man mir in der That zu und ich gebe den Rufenden und Wehklagenden einen Theil dieſer Anklagen des Menſchengeſchlechts zu, und leugne den andern. Die Sünde und das Unglück und Unheil, das ſie gebiert, ſind unſerm Geſchlecht, wie es ſcheint, mitgeboren, und dieſe haben in keiner Zeit gefehlt. Sie ſcheinen jetzt verdoppelt und verdreifacht — das bejahe ich den Anklägern; ich führe ihnen aber auch zu Gedächtniß und zu Gemüth, daß die Menſchenmenge im Vaterlande ſeit jenen geprieſenen tugendhaften und glückſeligen Tagen unſrer Väter ſich faſt allenthalben verdoppelt, an manchen Stellen verdreifacht und vervierfacht hat, daß alſo auch die Menge der Gebrechen und Verbrechen allenthalben leider in einem gewiſſen Gleichmaaße vermehrt erſcheinen muß; wozu noch kommt, daß die feinen Schäden und Verbrechen, die aus Ueppigkeit und feigen ſchleichenden Laſtern erzeugten Verbrechen, mit der Verfeinerung und Ueberverfeinerung des Geſchlechts in unſern größeren prächtigeren Städten allerdings gewachſen ſein müſſen. Wo waren aber in den Tagen unſrer Väter ſo viele und ſo glänzende Plätze der verfeinerten Laſter? was war das Berlin, Wien, München, Hamburg, Brüſſel der Jahre 1770 und 1780 gegen den Glanz und das Volksgedränge unſrer Zeit? Den Schein, ich meine den vermehrten Schein des großen menſchlichen Elends und Jammers, giebt die hundertfach vermehrte Oeffentlichkeit und Mittheilung. Weiland wußte man kaum auf dem Umkreis von zwanzig dreißig Meilen, wann etwa eine gräuliche Miſſethat gethan und die Einfangung oder Hinrichtung des Verbrechers erfolgt war, jetzt fliegt, was von einem Ende Deutſchlands zu dem andern geſchieht, mit der Blitzgeſchwindigkeit von Schnellwägen und Telegraphen, und in dreißig Sekunden kann man von Trieſt nach Stralſund und von Hamburg nach Augsburg melden, wer gräulich ermordet oder auch, wer erhängt oder geköpft iſt.

Ich bin leichten Fußes und geſchwinden Blickes über dieſes gefährliche Kapitel und ſeine Verfänglichkeiten hingelaufen. Ich habe lange genug gelebt und ſehe auch dieſe dunklen und ſchwarzen Dinge und Zeichen der Zeit alle, wie ihr ſie mir zeigt, aber die Jahre, wohin ihr zurückweiſet, als auf unſchuldige paradieſiſche Zuſtände, mit den jetzigen verglichen, nehme ich als ſolche nimmer von euch an. Wahrlich das Laſter ging damals eben ſo frech, es ging in den höheren vornehmeren Klaſſen frecher einher als jetzt, aber der böſe Schein des Böſen und Böſeſten hat ſich mehr zu den unteren Stufen der Geſellſchaft herabgeſenkt und macht dort größeres Getümmel und Lärm und hat breiteren und ſchmutzigeren Schein. Dies iſt der Hauptunterſchied, und kein anderer. Und will man überhaupt die Zeiten und Geſchlechter gegen einander halten und auf der Wage der Chriſtlichkeit und Sittlichkeit wägen, wahrlich, wie ich ſchon mehrmals erklärt habe, ich tauſche das Jahr 1850 gegen das Jahr 1760 und 1770 nicht um; wer das magre bleiche und graue Angeſicht des verſcheidenden achtzehnten Jahrhunderts geſehen, der kann das Antlitz des Jahrs 1850 nicht bloß mit Kains Fluch gebrandmarkt ſehen. Soll ich bei dieſem wahren Heidengeſchrei, wo man uns grabezu zur Hölle des Verderbens entartet und verdammt verurtheilen will, nicht auch die ganze große Millionenmenge der kleinen damals ſehr unterdrückten und verkommenen Menſchen wägen, die verknechteten Bürger und Bauern nicht gegenrechnen? Ich ſage, alles ſieht von innen gewiß nicht ſchlechter, alles ſieht von außen zehnmal und hundertmal beſſer aus als in jenen Jahren. Auf Einen Unterſchied, auf Einen ſehr entſcheidenden Unterſchied will ich zum Schluß dieſes Kapitels nur noch hinweiſen: Die Menſchen beten heute nicht weniger als damals, aber ſie lernen und denken mehr, haben auch beſſer arbeiten und länger leben gelernt als damals: Wo ſonſt der dreißigſte Menſch ſtarb, ſtirbt jetzt der fünfunddreißigſte; wo ſonſt der fünfunddreißigſte ſtarb, ſtirbt jetzt der vierzigſte. Was antwortet ihr mir hierauf? Ihr könnt mir nichts Vernünftiges darauf antworten. Weil beſſer und menſchlicher gelebt, weil freier gewirkt und gearbeitet und mehr gelernt und gedacht wird, kurz weil der Geiſt des Menſchen ſich in ſeinem irdiſchen Gehäuſe wohnlicher und behaglicher fühlt — deswegen wird auch ſpäter geſtorben. Auch das liegt im Rathſchluß Gottes wie in dem Verſtande des Menſchen.

Kein Wunder, daß bei dem Dampf unſrer Tage, in dem Wirbeln und Strudeln derſelben viele Sterbliche vom Schwindel ergriffen werden, mich ſelbſt will dieſer Schwindel zuweilen als etwas dem Zweifel oder der Verzweiflung Aehnliches ergreifen, aber die Frommen und die Menge der frömmelnden Heuchler, welche in Kurzſichtigkeit oder in Feigheit dieſe Zeit als eine durchaus teufliſche und entgöttlichte, als eine unchriſtliche und verruchte Zeit verſchreien und verdammen — dieſe muß ich hier doch wieder auf die Wirklichkeit und auch auf die von ihnen geprieſene Vergangenheit hinweiſen, nicht nur auf unſern fortgeſchrittenen und verbeſſerten Ackerbau, auf unſre an Volksmenge, Gewerb, Handel und Reichthum doppelt und dreifach gemehrten und geſchmückten Städte, ſondern auch auf die allenthalben gebeſſerten und erhöhten Zuſtände und öffentlichen Verhältniſſe der Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit. Mit unſern Schulen und dem Unterrichtsweſen, mit den Irrenhäuſern, Krankenhäuſern, Armenhäuſern, mit unſern menſchlichen und chriſtlichen Hülfen, Miſſionen, Mittheilungen und Vermittelungen jeglicher Art wie ſteht es auch da viel beſſer! und wie hat ſich durch Arbeit, Fleiß und Geſchicklichkeit gar manche neue Hülfe geſchaffen! Wir ſind ein anderes, ein ſtärkeres und beſſeres, in ſo vielen Beziehungen ein ſittlicheres, tüchtigeres, glücklicheres Volk geworden; unſre Bahn hat ſich erweitert, ſie wird noch mehr erweitert werden. Die Geſcheidten und Wiſſenden ſchauen mit Freuden in dieſe Erweiterung, welche ſich für viele Menſchenalter den ſtrebendſten Völkern Europas geöffnet hat. Schauen wir auf unſern Ackerbau, auf das Elberfeld, Krefeld, Bremen, Hamburg u. ſ. w. unſrer Tage, ſehen wir, was ſie vor einem halben Jahrhundert waren, ſo wiſſen wir, wohin gewieſen werden muß; davon muß unter dem Titel England und Amerika weiter geſprochen werden.

Man ſchreckt mit Gewitterwolken, die an dem deutſchen Kirchenhimmel aufſteigen und will dem Proteſtantismus weiſſagen, daß er gänzlich in ſich zerfallen und auseinander fallen, daß er der Raub der Jeſuiten werden müſſe, ja daß uns die Jeſuiten möglicher Weiſe wieder Feuerbrände auf unſre Tempel und Scheunen zuſammenpredigen können. Ich kenne die unverſöhnlichen Feindſchaften und unſterblichen Gegenſätze wohl; ich kenne wohl die Stärke des Pabſtthums, aber auch die Allmacht des lutherſchen Spruchs das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn. Dieſes göttliche Wort hat ja die Kraft, die Schlacken, welche ſich von Zeit zu Zeit an ihm anſetzen und ſelbſt durch den Kampf aus und an ihm hervorgeſchmiedet werden, wieder von ſich abzuſchütteln und in verjüngtem Glanze wieder zu leuchten. Freilich mit den leichten Augen dieſer äußerlichen Welt betrachtet, ſieht der Proteſtantismus ſo aus, als wenn er ſich auch ſeinen Pabſt ſuchte; aber er ſieht nur ſo aus, und wenn er ſich beſſer beſinnt, ſteht ſeine alte Sonne wieder hell vor ihm, und ringsum wird ihm alles wieder klar und licht. Er hat ſchon ſeine drei Jahrhunderte hinter ſich mit einer Reihe geweihter und durch die Geſchichte bewährter Kämpfer und Zeugen; er hat ſchon ſeine Tradition gewonnen zu der

Tradition von Sankt Paulus und Sankt Johannes, und darf darum nicht zagen.

Soll ich endlich noch die Anklage des Materialismus unſrer Tage zurückweiſen, die Anklage der außerordentlichen Thätigkeit und Gerührigkeit der Menſchen, die alte Adamserbſchaft endlich voll anzutreten und aller Gaben und Güter dieſer Erde von einem Ende zum andern endlich in der That Herr zu werden? Nein, auch dieſer Materialismus iſt ein Zeichen des friſchen lebendigen Geiſtes, der jetzt Deutſchland belebt. Eben dieſes lebendige Leben in unſerm Volke iſt uns Bürgſchaft und Siegel des Geiſtes und Verbürgung unſrer Zukunft. Wir ſind in viele herrlichſte Hoffnungen leicht hineingeſchüttelt und noch leichter und unſanfter wieder herausgeſchüttelt worden, aber Geiſt wird immer neuen Geiſt zeugen und ſich aus dem ſchwebenden Element von bloßen Gefühlen und Hoffnungen zur lichten Klarheit des Verſtandes immer mehr durchringen. Wir haben bis jetzt nur Anläufe gemacht und ſind immer noch im ſtürmenden Anlaufen begriffen, wo wir meiſt zurückgeſchlagen werden. Gefühle und Zorn ſind bloß für den erſten Anlauf gut; den letzten Sturm der Feſtung können Einſicht und Verſtand allein durchführen. Ein Volk, das ſo viel Muth und Geiſt hat als die Deutſchen, kann als ein

Raub ſchlechterer Völker nicht untergehen; die Sehnſucht eines großen Volks nach Ehre, Macht und Majeſtät wird den Tag ihrer Erfüllung erleben. Glaubet nur, haltet feſt und zuſammen!

Ei! du alter Schneekopf, was ſollen uns dieſe Zurufe des Muthes, da du doch gleich einem *Jeremias der Klaglieder*, der auf den zerbrochenen Mauern Jeruſalems und in dem Vorhofe des geplünderten und entweihten Tempels ſeine Trauerlieder ſang, uns mit ſo vielem und reichem Jammer die Ohren betäubt haſt? Haſt du keinen Geiſt feſter Weiſſagung, ſo ſtecke die Flöte ein und ſchweige!

Und darf ich mich ſo herausfordern laſſen und weiſſagen, wie die Narren weiſſagen, das heißt, ſoll ich lügen? Nein! es giebt nur Einen Geiſt der Weiſſagung, und das iſt der Geiſt ſelbſt. Dieſer ſcheint dem Volke, das immer ſogleich Neueſtes hören will, oft tauſend Siegel auf dem Mund zu haben, und ſiehe! wie ſeine Stunde gekommen iſt, tönt und klingt er, und die Leute verwundern ſich. Dieſem Geiſte vertraue ich, und das iſt meine ganze Weiſſagung. Die Zeit iſt Gottes und ihre Stunde und Minute darf kein Sterblicher weiſſagen, ſelbſt mit einem Apoſtel Paulus möchte ich nicht irren; aber das darf ich euch zum dritten Mal zurufen: *Glaubet!* und *haltet feſt* und *zuſammen*!

Meine übrigen Tage müſſen ja dahinſinken wie die letzten Schimmer eines Traums. Ich ſchaue von der höchſten Höhe des Alters in das tiefe Thal hinab, meine Abendſonne geht nicht mit Gold noch mit goldnen Hoffnungen zu Thal, aber von tapfern und männlichen Hoffnungen darf ich nicht laſſen. Ich vertraue dem Geiſt und dem deutſchen Geiſt, und rufe mit allen tapfern Apoſteln und Propheten: de coelo et patria nunquam desperandum.

[illegible]

2. Die Andern.

Jetzt in kurzer Ueberſchau die Fremden und die Andern, wie ſie mit den Deutſchen und ihrer Welt meiſt und zunächſt in Berührung, Verbindung und Gemeinſchaft ſtehen. Da iſt Oeſterreich billig das Erſte.

a. Oeſterreich.

Wie? Oeſterreich unter den Fremden und Andern? Deutſch oder Nichtdeutſch oder gar Undeutſch? — Die Sache ſpricht ſich ſelbſt aus, die Mehrzahl und Macht entſcheidet in der Welt einmal die Stellung. Ohne hier über Kopf und Herz mich in Streit einzulaſſen, und wo Deutſchlands Kopf und Herz liegt, ob in und bei Deutſchland oder in der Fremde, Oeſterreichs Inhalt, ſein ſogenannter Leib, ich ſollte ſagen, ſein dicker Leib von 38 Millionen, zählt nur ga und Ulriksdal vorbei und kamen glücklich nach Rotebro, dem ersten Häll zwei Meilen von Stockholm, trotz der Weissagung des Skjutsbonde, der ausspuckend das böse Omen abzuwenden suchte, was uns sogleich ausser dem Zoll in einem alten Weibe begegnete. Er schrie fanen en käring! und klatschte schneller auf das Pferd. Die Bedeutung eines alten Weibes ist also in Schweden wie in Teutschland für Reisende gleich.

In Rotebro war es munter durch einen Haufen von 20 Dalkarls mit ihren Weibern, welche auf Arbeit ziehen. Mit ihrer naiven Zutraulichkeit waren sie mit mir als einem Fremden sogleich im Gespräch. Sie erzählten mir mit dem ihnen eignen Stolz, wie hier bei Rotebro die Dalkarls einst mit den Dänen geschlagen haben. Solche alte Kunden und Sagen gehen bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht. „Dort stand König Johann auf jenen Hügeln und viele unsrer Herren mit ihm, hier Sten Sture mit 4000 Dalkarls. Die Menge drückte sie nach einem mörderischen Kampf zurück, 500 lagen erschlagen, sie wichen mit acht Millionen deutſcher Menſchen: es bleiben, wenn man das fremde Gemiſch in Böhmen, Mähren und dem eigentlichen Oeſterreich abzieht, nicht über acht Millionen; alſo bleiben beinahe vier Fünftel Fremde und Andersartige übrig. Wir ſtellen alſo ſchon wegen dieſer Ueberzahl Oeſterreich zu den Fremden, obgleich es uns nimmer ganz fremd werden kann noch ſoll. Obgleich es Deutſchland immer mit ſich aufſtellt ja in ſich hineinſtellt und ſeit Jahrhunderten ſo mitgeſchleppt ja ſich nachgeſchleppt hat, ein deutſches Herz hat es lange nicht mehr gehabt, und trotz aller Betheurungen auch in dieſen jüngſten Jahren genug bewieſen, daß es Deutſchland wohl gern für ſich gebrauchen aber ſich nimmer für Deutſchland einſetzen will. Und doch, nachdem es Deutſchland in den Jahren 1814 und 1815 ganz verſäumt ja ſelbſt den deutſchen Kaiſer faſt von ſich geſtoßen hatte, ſcheint es ſeit den letzten Jahren andern Sinnes geworden zu ſein, ſucht die alten Mißgriffe und Verſäumniſſe zu verſchweigen und zu übertuſchen und gebärdet ſich unverſtellt nicht nur als das geborne Oberhaupt der Lande und Fürſten, ſondern meint endlich Deutſchland als den letzten fetteſten Biſſen in ſeinen dicken Rieſenleib einſchlucken zu können. Was haben ſeine Schildträger uns nicht Wunder vorgefabelt von dem allgewaltigen und glückſeligen europäiſchen Mittelreiche, dem China von 76 bis 80 Millionen Seelen, von dem an der Stelle und in der Stellung Karls des Großen jetzt erſt wieder verjüngten Reiche! Kommt es uns zuweilen ja faſt vor, als gaukelte ein napoleoniſcher Wiedergänger uns ſeine prächtigen Großthaten des gelobten ewigen Friedens vor, als ſei Friedrich Schlegel aus dem Grabe erſtanden und halte vor Fürſten und öſterreichiſchen und ungriſchen Magnaten in Wien ſeine Vorleſungen über die Glückſeligkeit des Perſerreichs unter ſeinem König der Könige? Wir aber rufen mit dem klugen äſopiſchen Fabelthiere vestigia nos terrent: wir wollen keine Perſer, wir wollen keine knechtiſche Chineſen eines neuen Mittelreichs werden. — Ueber Oeſterreichs politiſche und fanatiſche Augen- und Herzens-Verdrehtheit ſeit Karl dem Fünften iſt oben ſattſam geſprochen worden. Im Jahr 1814 und 1815 war für daſſelbe noch ein glücklichſter Moment gekommen. Hätte es damals nicht wieder die behexten Augen vor allem auf Italien gerichtet, hätte es mit England, Rußland und ſelbſt mit Frankreich nicht zu ſehr geliebäugelt und ſich in kleinlichen, undeutſchen, diplomatiſchen Geſpinnſten mit verſtrickt, ſo willig waren damals die Deutſchen, ſo treu, zutraulich und bereit war ihm der argloſe König Friedrich Wilhelm der Dritte von

Preußen, daß es ſeine Haus- und Stammlande Belgien, Lothringen, das Elſaß und die alten habsburgiſchen Vorlande in Schwaben hätte wiedernehmen und ſich in Wien die Kaiſerkrone nach einem Zwiſchenſtand von zwanzig Jahren wieder hätte aufſetzen können. Durch jene Lande bekam es einen Zuwachs von ſechs Millionen deutſcher und deutſchartiger Menſchen, mit der Schelde und Maas und Antwerpen eine herrliche Weltſtellung muthigen Stolzes und edler Gefahren am Meer u. ſ. w. Dann ſtand es mit kräftigſten Vorderfüßen im Reiche; jetzt ſoll vor dem, deſſen an unſern äußerſten Gränzen hoch aufgerichtete Hinterfüße die lahmen Vorderfüße nicht merken laſſen ſollen, wie vor einem Geſunden und Starken paradirt werden. Es hat damals das Hohe nicht gewollt und den Stolz edler Gefahren nicht gewagt. Verſäumtes iſt überhaupt ſelten nachzuholen, Politiſchverſäumtes kommt faſt nie zum dritten vierten Mal wieder zum Einholen. Wir wollen an dem großen Staate Oeſterreich loben was zu loben iſt, wenn wir auch keine Luſt haben, mit ſeiner uns ſo ſehr angeprieſenen *Milde, Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit* eine auf ewig unzertrennliche Ehe einzugehen. Ganz fremd werden können wir ihm ja doch nicht, verbunden in gewiſſer Weiſe mit ihm, wie dieſe Bande auch geknüpft werden, müſſen wir wegen ſeiner deutſchen Menſchen, unſrer wirklich ſehr gutmüthigen und oft auch liebenswürdigen Brüder, doch immer bleiben. Oeſterreich hat aus ſchrecklichen Wirren und Gefahren des Jahrs 1848 in ſeiner Weiſe und in der Art, wie es aus ſo gewaltigen Klemmen ſich herauszureißen und aufzurappeln ſeit Jahrhunderten gelernt hat, ſich aufgerafft und durch ſein kühnes und kräftiges Auftreten mitten unter Brand und Trümmern Furcht und Achtung erzwungen. Damals, als Ungerland im Aufſtand loderte, als Italien abgefallen war und ſeine Könige und Fürſten und ſelbſt den Pabſt unter dem Rufe Italiens Freiheit und Einheit! und Fort mit Oeſterreich! zum Aufſtand und Bündniß gezwungen hatte — damals, als Oeſterreichs einzelne zerriſſene und zerſprengte Heerhaufen ſelbſt Tirols Alpengränzen gegen die Wälſchen decken mußten, als die Großmächte des Weſtens, England und Frankreich, zuſammentraten und die Abtretung Italiens bis an die Friuler Marken vorſchlugen und auf dieſen Fuß den Frieden vermitteln wollten, da ſtand das öſterreichiſche Kabinett, ſelbſt mit dem ſchwachſten Herrn an der Spitze, felſenfeſt im Sturm und erklärte, auch aus keinem italiäniſchen Dorfe werde es ſich verdrängen laſſen, und die Tapferkeit ſeiner Krieger unter dem dreiundachtzigjährigen Feldmarſchall Radetzky, dem Freunde des unvergeßlichen Erzherzogs Karl, und die durch republikaniſchen Schwindel erregte und angezettelte Zwietracht der Italiäner haben es gerettet. Hier hat man aus dem Geſichtspunkt des Kriegsmanns großes Lob auszuſprechen, wie Vieles man auch gegen die Schneidigkeit mancher öſterreichiſchen Beruhigungsmittel einwenden mag.

Ja hier allerdings; aber wie fällt das Lob aus, wohin fällt es, wenn man Oeſterreichs Stummheit und Mattigkeit, ſeine lange und laue Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten des deutſchen Vaterlandes betrachtet, wo deſſen Vortheile nicht grade innerhalb der Gränzen ſeines Landes und Gelüſtes liegen? Daß Oeſterreich, als ſeine eignen Dinge darniederlagen und Italien und Ungern im Aufruhr brannten, auf Deutſchland kaum das Auge und für Deutſchland kein warmes Herz haben konnte, als ſein Herz von den Wunden blutete, welche die Wälſchen und die Magyaren hineinhieben, kann man nur begreiflich finden; aber ein paar Jahre ſpäter wie da? wie mit der Geſchichte der deutſchen Flotte? wie mit der allertraurigſten Geſchichte von Schleswig-Holſtein und der Stillung des däniſchen Krieges, das ſich Oeſterreich noch zu einem beſondern Verdienſt um Deutſchland gemacht haben will? — Klagen Viele, daß das preußiſche Kabinett da ſchwach gewichen, ſo beſchuldigen Andere Oeſterreich der Gleichgültigkeit und feindſeliger Niederſchlagung dieſer heiligen deutſchen Sache, und daß es nicht Deutſchland habe verlaſſen und verrathen, ſondern Preußen in Norddeutſchland und an den beiden deutſchen Meeren habe ſchachmatt ſetzen gewollt. — Und die deutſche Flotte? Oeſterreich hat ſich zu ihrer Schöpfung und Gründung von Anfang an geweigert und auch ſpäter mit mehreren andern deutſchen Fürſten jeden Beitrag abgelehnt; es iſt bis zur Wegſchaffung und Verkaufung des ſchon Geſchaffenen gekommen, und da haben Oeſterreichs Schildträger Preußen, welches mit ſeinem Beifall und Beitrag zuerſt mit voran geweſen war und für mehrere Regierungen Vorſchüſſe gemacht hatte, am Ende gar noch zu beſchuldigen gewagt, es ſei an der Vernichtung und Verſchleuderung jener Flotte ſchuld. — Und Schleswig-Holſtein? Jenes Oeſterreich, das für ſich und ſeine Vortheile hinſichtlich Italiens gegen die mächtige Zudringlichkeit von Frankreich und England in den Jahren des italiſchen Aufruhrs von 1848 und 1849 ſo feſt geſtanden, Oeſterreich, das im Jahr 1846 das angegriffene gute Land- und Fürſten-Recht der Herzogthümer gegen Dänemark beim Bundestage anerkannt und verbürgt hatte, dieſes unterzeichnete für Rußland und mit Rußland, England und Frankreich gegen Deutſchland und Preußen in London den däniſchen Geſammtſtaat und alle ſeine Folgen, ließ die Zerreißung der uralten herzogthümlichen Gemeinſamkeitsrechte zu, und — was für Herrſcherhäuſer noch viel bedenklicher und gefährlicher dünken mußte — genehmigte den Bruch des Saliſchen deutſchen Fürſtenerbfolgerechts in den Herzogthümern, mit diplomatiſcher Verdrängung der älteren Linie Holſtein Auguſtenburg durch die jüngere Glücksburger, auch dies zum Vortheil des alles mit einfädelnden und mitbeſtimmenden Rußlands, welches alle ſeine durch viele Verträge losgebundenen und an die Vettern übertragenen Rechte wieder hervorzuſpielen und mit hineinzuſpielen ſuchte. Dieſe ruſſiſchen Liſten ſah das dumme England nicht und das ſchwache Deutſchland ſollte, weil Oeſterreich ſo undeutſch vorangegangen war, dazu ſchweigen. — Und die Stillung der däniſchen Fehde und Entwaffnung der Herzogthümer? Es lief ein Schrecken ja ein Angſtruf durch ganz Norddeutſchland, als die Botſchaft erklang, Oeſterreich marſchirt mit ſeinen Panduren und Kroaten als Friedensſtifter über die Elbe. Wenig Gutes konnte man da erwarten, aber ſo Schlimmes, als endlich erfolgt iſt, hatte man doch nicht erwartet, daß man das ſchöne Land ohne alle ſichernde und bindende Bedingungen den Fremden ſo hinwerfen, daß man die guten Menſchen, die für ihre älteſten bebrieften, von dem Könige von Dänemark zerriſſenen und gebrochenen Rechte zu Gott gebetet und im Glauben auf Gott und ihr Geſetz dafür geſtritten hatten, ſo der Gnade des erbitterten Dänenvolkes preisgeben würde. Freilich ſogleich beim Anfange des öſterreichiſchen Aufmarſches war die Ahnung aller Menſchen, welche mit deutſchen Gefühlen und Wünſchen gegen Norden blickten und die Aſpekten des politiſchen Sternhimmels kannten, eine ſehr trübe. Mußten ſie nicht denken — und haben ſie Unrecht gehabt, ſo zu denken? — daß Oeſterreich den Aufſtand und die Waffenerhebung Schleswig-Holſteins ganz aus dem Geſichtspunkte des Aufſtandes ſeiner Italiäner und Magyaren anſehen, daß es die für ihr deutſches Land und Recht ſtreitenden Männer für verruchte, gegen eine Königliche Majeſtät empörte Rebellen erklären werde? Hat es das nicht gradezu gethan, ſo hat es doch ruhig zugeſehen, daß ſie ſo behandelt worden ſind. Freilich man hat von einer allgemeinen Amneſtie geſprochen, aber wo und wie ſind die Zeichen dieſer Amneſtie? Die däniſche Auslegung dieſer Amneſtie und die däniſche Behandlung und Züchtigung ihrer ſogenannten rebelliſchen Unterthanen liegen ja nun ſchon ſeit Jahren vor unſer Aller Augen. — Und der deutſche Bund und ſeine von Oeſterreich geleitete Erklärung? gleichſam ein Bundestagsabſchied in dieſer Sache? Nirgends ſieht man eine feſte beſtimmte Land und Menſchen ſichernde Bedingung, die für die unglücklichen Entwaffneten und Verlaſſenen geſtellt wäre; es lautet immer ungefähr: man hoffe, S. M. der König von Dänemark werde in den ihm zurückgelieferten Herzogthümern gegen ſeine Unterthanen Gnade und Gerechtigkeit walten laſſen. O die Verträge auf Hoffnung! Auf Hoffnung kauft man keine Hütte, ja nicht einmal eine Kuh oder ein Kalb. Ueberhaupt dieſes ganze wunderliche und widerliche Verhältniß Deutſchlands zu Dänemark iſt für den Theil der Herzogthümer, der doch hinfort noch deutſches Land und deutſches Bundesland heiſſen ſoll, auf ſo lockern und loſen Füßen und ohne Sicherung deutſcher Ehre und deutſchen Namens hingeſtellt, wie man früher das ähnliche Verhältniß von den deutſchen Stücken der Herzogthümer Luxemburg und Limburg zum Königreiche der Niederlande gelaſſen hat: alles mit dem leichten Wunſch und Hoffnung auf Gerechtigkeit und Gnade der fremden Majeſtät. — O! o! beide ſchöne Lande kann

Deutſchland wie manche ſeiner früheren Landſchaften faſt wie verlorne anſehen: im Frieden leere Titel und Namen, im Kriege wo wird die brüderliche Hülfe ſein? und können die Verhältniſſe und Intereſſen jener fremden Reiche nicht ſo laufen und werden ſie nicht häufig ſo laufen, daß der Limburger und Holſteiner auch heute wie weiland gegen Deutſchland wird ins Feld geſtellt werden?

Nun, da wir einmal bei deutſchen Schmerzen weilen und deutſche Wunden eben mit recht bittern Gefühlen wieder betaſtet haben, muß doch noch von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit des großen europäiſchen Centralſtaats der Mitte, von dem ſogenannten Großdeutſchland etwas geſagt werden. Es iſt eben etwas ſtill davon, aber darum glaube keiner, daß Oeſterreich einen ſolchen ſchmeichelnden und ſtreichelnden Gedanken aufgegeben habe, daß es nicht hoffe ſo piano und pianissimo Deutſchland und die Fürſten allmälig in ſich hineinzuſchleppen oder gar durch die Schrecken des aufgeſtellten Vogelſcheuchs der republikaniſchen Rothmütze in ſein Netz hineinzujagen. Die alte ewig junge Geſchichte von der Eule und den kleinen Vögeln. Dieſe Möglichkeit wer will ſie ableugnen? ja iſt nicht ſchon ein Anfang davon da? Aber die Unmöglichkeit? Das iſt eine andere Frage, dem Reichsvorsteher wie die Löwen und die Dänen lieſsen sie ziehen. Dort sollen die Erschlagenen begraben liegen.“ Es war angeschirrt, der Hällkarl kam mit dem Tagebuche, ich drückte den nächsten die Hände und fuhr weiter.

Ich sprach vorher vom Winterweg. Im Winter giebt es nemlich nach manchen Orten zwei Wege, einen Land- und einen Seeweg. Wenn alle Seen, Moräste und Ströme dickes Eis haben, so fährt man nicht um sie herum, sondern nimmt den nächsten Weg über sie hin, welches den Winterweg oder den Seeweg fahren heiſst. Diese Wege sind so bestimmt, daſs sie unter öffentlicher Aufsicht stehen und die untersten Polizeibeamten auf dem Lande sorgen müssen, sie mit Stangen und grünem Reisig auszupricken, wo sie am sichersten sind, im Frühlinge die Stellen auszuzeichnen, wo das Eis am ersten aufgeht und Öffnungen bekömmt. Eben so sind im Winter die Heerstraſsen ausgezeichnet mit Zweigen, wo keine Zäune und Bäume sie einschlieſsen, so wie auch die Gräben an den Landstraſsen. Schneit die auch mit einigen kurzen Worten oder einer trotzigen Verneinung nicht abgemacht iſt. Dieſe trotzige Abweiſung und Verneinung ſpreche ich nun ſogleich mit Millionen guter alter Deutſchen aus: Nolumus gentem germanicam mutari et pejorari. Eine geiſtige und ſittliche Verneinung mehr als eine politiſche. Hier muß ich mit meinen Gedanken und Erwägungen auch etwas weiter umherſchauen und ein wenig ſpazieren gehen.

Ich ſage mit gutem Vorbedacht mehr eine geiſtige als eine politiſche Verneinung. Politiſch, o du ächtes Hexenwort! was iſt politiſch unmöglich? Sind die armen Deutſchen durch vielhundertjährige Gewöhnung und Uebung nicht ſo gequetſcht und zerſtampft, durch ſo vielfache Wechſel von Enthäutungen und Behäutungen gegangen, daß ſie ſich jeglicher neuen Umhäutung, Wiederhäutung und Berindung mit jederlei anderm Volke fügſam und willig und leicht umgeſtaltlich erweiſen müſſen? Warum ſollten ſie nicht zur Probe allenfalls auch einmal mit Szeklern, Wallachen und Kumanen und Morlachen zuſammenwachſen wollen und können? Alſo in dieſem Sinne ſpreche ich mein trotziges Unmöglich! nicht aus; denn was iſt politiſch nicht alles möglich? Hört nur ganz kurz mein geiſtiges und ſittliches Nein! Unmöglich!

Zuerſt mein menſchlicher Zorn, wenn ein Deutſcher noch irgend einen Zorn haben darf, iſt empört nicht allein über die übermüthige Zumuthung, ſondern noch mehr über die Epoche, ich ſollte ſagen die Stunde, in welcher Oeſterreich uns dieſe Zumuthung ſeines großen germaniſchen chineſiſchen Geſammtreiches gemacht hat. Gebet Acht! folgt mir treu! Oeſterreich hatte das Zuſammengeröll ſeiner verſchiedenen Völker und Völkerbruchſtücke Jahrhunderte hindurch, ſo gut es eben gehen konnte, wegen der verſchiedenſten Sprachen, Sitten, Gewohnheiten, Geſetze, einige Stücke auch ziemlich ſultaniſch abſolut, eben ohne viele beſtimmte allgemeine Formen und Geſetze, zuſammengehalten und regiert. Nun brauſeten die Sturmjahre 48 und 49 herein; nach vielen unglücklichen Verfaſſungsproben wurden für die Gründung der letzten jüngſten gültigen Verfaſſung Soldaten berufen: eine kurze derbe ſoldatiſche Arbeit, Zuſammenſchüttung des Verſchiedenſten, metalliſche Einſtampfung, woraus das neue öſterreichiſche verjüngte Leben hervorgehen ſollte. Als der vom Schlachtfelde gerufene verwegene Schwarzenberg daheim dieſe Einſtampfung vollbracht hatte, blickte er gar anders als Metternich ein wenig gegen

Norden und Nordweſten und kam auf den Gedanken, es wäre doch ſo übel nicht, die Leute, die dort zwiſchen Oſtſee und Nordſee und Rhein und Weichſel wohnen, die lieben guten Deutſchen, ein wenig mit einzuſtampfen und ſo ein neues perſiſches oder chineſiſches Großreich und Mittelreich der Zukunft zu gründen. Die öſterreichiſche Arbeit, die er eben mit großer Feſtigkeit vollbracht hatte, hatte ihn natürlich auf den Gedanken gebracht, mit den Deutſchen etwas Aehnliches zu verſuchen. Mit ſo weichen und bildbaren Leuten müſſe das ja offenbar viel leichter ſein als mit hartnäckigen Magyaren und trotzigen Slaven. — Soll das nun den deutſchen Zorn nicht empören ja aus den kälteſten Herzen Funken ſchlagen, daß Oeſterreich ſolche heilloſe Schwäche, ſolche matte Ehrvergeſſenheit, ſolche Zuſammenſtampfung des deutſchen Stoffes mit allen verſchiedenſten und barbariſcheſten fremden Stoffen uns in dem Augenblick zumuthete, wo alle edle Deutſche noch von der Einheit und Majeſtät und von der Wiederherſtellung deutſcher Macht und Ehre träumten?

Dies der Zorn über den Augenblick und über den Gedanken, mit welchem die Benutzung des Augenblicks ergriffen war. Dies ſchon lief weit über jeden Aerger hinaus, aber Grimm muß der Zorn werden, daß wir uns grade da in dieſen wüſten medëiſchen

Keſſel unter dem Titel von Stärkung und Verjüngung werfen laſſen ſollten, als alle unſre beſten und treueſten deutſchen Gefühle grade auf uns ſelbſt, auf das, was noch aus uns ſelbſt heraus für unſre Herrlichkeit zu Licht und Leben gebracht und geſchaffen werden könnte, noch mit ſchönſten Hoffnungen gerichtet waren. Grade da hatte Schwarzenberg, eine Zerſplitterung und Zerreißung des Vaterlandes hoffend und erzielend, unter dem Titel einer Vereinigung mit Oeſterreich ſchon ſeine Unterhandlungen und Zettelungen mit den unentſchloſſenen oder einem feſten Zuſammenſchluß Deutſchlands zu einem Ganzen abgeneigten Fürſten begonnen. Aber hievon abgeſehen mußte den Deutſchen grauen vor dieſer neuen Größe, welche durchaus nur eine Dicke oder eine leibliche Größe, nimmer aber eine geiſtige und ſittliche werden konnte, die einzige Größe, die ſolchen Namen verdient. Wirklich die erſte konnte nur Dicke heißen, und vor dem Dicken empfindet das Gefühl des Guten und Schönen immer ein Grauen. Dies erinnert, um den Unterſchied zwiſchen den ſehr verſchiedenen Größen zu bezeichnen, an eine pariſer Anekdote vom Jahr 1810. Dort ſtand bei der großen Kunſtausſtellung der dickſte und längſte Mann der kaiſerlichen Leibwächter als Wache an der Thür des Eingangs. Nun trat auch Napoleon zur Schau herein und ſprach dem Koloß, dem er kaum an die Bruſt reichte, von wegen ſeiner Stattlichkeit ein freundliches Kaiſerwort zu, worauf dieſer mit franzöſiſcher Geſchwindigkeit erwiederte: Ici l'on voit la difference entre un grand homme et un homme grand. Vor dieſem ſchwarzenbergiſchen deutſchen homme grand, deſſen werdende Rieſenglieder man uns ſo anpries, überlief uns denn nun ein natürlicher und ſehr begreiflicher Schauder. Warum?

Das Deutſche, wie es beiſammen liegt, iſt an ihm ſelbſt doch noch ein ziemlich dickes Ding, was, wenn man das in der Schweiz, Belgien, Holland, im Elſaß mitenthaltene Deutſche hinzurechnet, doch wohl ungefähr ein vierzig Millionen Seelen ausmacht; aber die Mehrung, welche mit uns vereinigt werden ſollte, oder vielmehr welche uns beigeſchüttelt und mit uns zu Einer Maſſe zuſammengeſtampft werden ſollte, war doch für uns eine gar zu mächtige Zugabe auf einmal, ungefähr dreißig Millionen Fremde — und was für Fremde? Die meiſten derſelben haben für uns einen rohen und widerlichen Barbarengeruch. Zwar der Deutſche kann viel vertragen, mehr Geſtaltungen und Umgeſtaltungen als irgend ein anderes Volk; aber bei unſrer weltbekannten Weichheit und Gutmüthigkeit geht er leichter als die meiſten Andern in fremde Art ein und in fremder Sprache Art und Sitte unter. Was hat er bei dieſer ſeiner Natur von jener Art und Sitte, die man ihm von den Karpathen und von der Niederdonau als Brüdergenoſſenſchaft zubringen wollte, und die er nicht allein durch das Gerücht kannte, nicht alles zu fürchten? Mußte er nicht fürchten ſich endlich in jener Maſſe der fremden dreißig Millionen mit zu verlieren und ſein gutes biſchen Eigenthümliches und Deutſches, was noch in ihm iſt, auch zu verlieren und einzubüßen? Er kennt ja die Winde und Hauche, die aus dem Oſten wehen; er kennt auch den Athemzug, der ihn jetzt durchblaſen und beleben ſollte, als einen Athemzug uralter Barbarei und deſpotiſcher und knechtiſcher Rohheit. Er kannte auch die Art und Weiſe recht wohl, und gutentheils aus eigener Anſchauung, wie dieſe gewohnt waren regiert und beherrſcht zu werden. Er hatte die jüngſten öſterreichiſchen Beiſpiele vor Augen, und mußte zittern, daß ſolche Beiſpiele und Muſter von Geſetzen und Ordnungen und von Strafen und Lohnen, dann auch im Vaterlande künftig immer mehr Geltung und Anwendung gewinnen möchten. Alſo ganz einfach nach den Geſetzen der Natur und den Ergebniſſen von Geſchichte und Erfahrung betrachtet, konnte ſolche Dicke ihm weder ächte Macht und Würde noch neues Glück und Freude verſprechen.

Die Natur hat nach Geſetzen, welche der Menſch nicht immer erklären kann, welche er mehr aus einem angebornen Inſtinkt als mit klarem Verſtande erſchaut, allen Dingen und Geſchöpfen ihr Maaß geſetzt, wo *das über das Maaß hinausgehen meiſtens viel mißlicher iſt als das unter dem Maaße bleiben.* Das Gefühl und der Begriff von Geſundheit, Stärke und Schönheit ſtehen ſo innerhalb eines gewiſſen freilich meiſtens unbeſchreiblichen Maaßes. Rieſen läuft man anzuſtaunen und zu bewundern, aber man erwartet faſt nimmer Thaten oder Werke von ihnen, wünſcht auch kaum eine ähnliche Zeugung von ihnen, die ſie auch faſt nimmer liefern können. Solche Dicke und Größe, die man rieſiſch nennen kann, iſt faſt nie von Stärke und Geſundheit begleitet, wohl aber, wo irgend ein organiſcher Fehler in dem ungeheuren Leibe iſt, wird und wirkt er meiſtens viel gefährlicher auf die übrigen mitleidenden Theile, als ein Aehnliches in einem Leibe gewöhnlichen Maaßes. Ich frage hier nun, könnte man bei ſolcher Zuſammenſchmelzung, wenn die Miſchung ſich vielleicht im Verlauf einiger Jahrhunderte machte, könnte man dabei erwarten, daß dieſe Miſchung des vielen Fremdartigen und Ungleichartigen jemals eine organiſche Geſundheit und Stärke hervorbrächte, daß nicht vielmehr aus verkehrter oder halber Organiſation ſpecifiſche Grundfehler entſprängen? Und ferner und ferner? Wir bilden uns doch auf ein gewiſſes germaniſches Erbtheil etwas ein, auf eine gewiſſe angeborne und eingeborne idealiſtiſche geiſtige Anlage, auf einen ſtillen einfältigen Geiſt der Beſchauung und Anſchauung der Dinge, wodurch allein zuletzt nur in die Tiefen des Herzens und der Gottheit hineingeſchaut und gedrungen werden kann — wir bilden uns auf dieſes kleine Große, auf dieſen von gebildeten und rohen Barbaren ſo oft verſpotteten deutſchen Schatz des Geiſtes und des Gemüthes etwas ein; er iſt unſre letzte und faſt einzige Freude, die wir noch übrig haben, und wie viel Widerſtandskraft und beinahe Allmacht wir dem Geiſte auch zutrauen, in die Stoffe und Leiber der Erde gemiſcht, muß er Jeglichem, dem er zugemiſcht wird, immer einige ſeiner göttlichen Funken abgeben. Sollen wir hier bei der Miſchung und dem Durchgange deutſchen Geiſtes durch gar andersartige und fremdartige Stoffe und Leiber, als die germaniſchen ſind, durch den Zuſammenſtoß und Krieg mit fremden halbgeiſtigen, halbleiblichen, elementariſchen Trieben und Reizen nicht mehr und mehr eine Erſchöpfung und Verflüchtigung und gelindeſt geſagt, eine verworrene Entartung dieſes unſers ſchönſten Erbes fürchten?

Ich ſpreche die Worte Rohheit und Barbarei aus, indem ich gegen den Entwurf und Zwang mich empöre, den Oeſterreich gern ausführen wollte und heute noch auszuführen ſtrebt, ſeinen ganzen großen Haufen von beinahe dreißig Millionen Fremder in unſer Leben hinein zu diplomatiſiren oder vielmehr unſer Leben und Lieben uns zu zerſtückeln und zu zerreißen und langſam in ſich hinein zu ſaugen und allmälig mit ſich einzuleben und einzuleiben. Nun wirft mir einer ein: Sind dieſe Ausſprüche nicht in ihnen ſelbſt eine deutſche Rohheit? und ſind die Italiäner, Ungern, Polen, Slavonier nicht auch bedeutende Namen? Freilich ſind ſie das, ſie haben auch einzelne Thaten und Männer aufzuweiſen, die hoch über der Rohheit ſtehen, aber im großen Laufe und Lichte der Weltgeſchichte und der Weltwirkungen der Völker durch Künſte, Wiſſenſchaften und Erfindungen gehören dieſe Namen, mit Ausnahme der einzigen Italiäner, nicht zu den glänzenden Namen der Bildung und Geſittung; und neben ihnen wie viele Namen liegen noch in den öſterreichiſchen Gebieten und Gränzen dieſer Namen, wie viele verlorne gleichſam vergeſſene Reſte und Brüche untergegangener oder bloß durchziehender oder überſchwemmender Völker! mediſche und ſarmatiſche Jazygen, tatariſche und türkiſche Szeckler und Kumanen, römiſcher Nachlaß von Wallachen und Rumänen u. ſ. w. — Wunderbares Geſchick oder Art der einzelnen Länder, dieſe mittlere und untere Donau bis ins Schwarze Meer hinein hat, ſo alt die Geſchichte iſt, immer Athem von Rohheit und Wildheit gehaucht und nimmer Spuren höheren göttlichen Lebens und Strebens hinterlaſſen, mit Ausnahme der Sagen von den Myſterien und Gottesdienſten des alten Thraciens, vielleicht Uebertragung von den Thraciern Aſiens. Die reichen und prächtigen Länder, welche die Donau dort durchſtrömt, die Länder zwiſchen den Karpathen, den Bergen Dalmatiens und Macedoniens und des thraciſchen Hämus, der jetzt Balkan heißt, waren von jeher eine breite Dreſchtenne der Krieger, auf welcher auch meiſtens nur Arbeiter und Dreſcher für ſolche Tenne gezeugt wurden. Schon Philipp und Alexander von Macedonien zogen von hier einen Theil ihrer beſten Officiere und Soldaten und manche der tüchtigſten und beſten unter den Imperatoren Roms (Maximinus der Thracier, Aurelian, Diokletian, Valentinian) waren Söhne dieſer Lande.

es viel, so müssen die nächsten Dorfschaften sogleich einige Pferde vor die Schneepfluge legen und die Straſsen aufpflügen. Diese Schneepfluge sind hie und da an den Wegen neben den Meilenzeigern aufgepflanzt und gleichen völlig einem spitzwinklichten Triangel in zwei- bis dreiviertel Ellen hohen zusammen gefugten Brettern. Kömmt Thauwetter, so muſs der Schnee, wo er zu dick liegt weggeräumt werden und die Dorfschaften müssen mit Schaufeln und Spaden unter eignen Anführern heraus, die Schneevögde heiſsen und zur Winterwegepolizei ernannt sind.

Die schwedischen Schlitten sind in mancherlei Form, viele wie unsre Bauerschlitten, schmal und mit kleinen Leitern zur Seite und mit weichen und warmen Bündeln Stroh oder mit Bänken als Sitzen; andre sind ein richtiger Kasten, der über den Schlittern ruht, vorn spitzig und hinten allmälig breiter. Lustig sitzen der Bauer und die Bäuerin darin, ziehen zum Theil gegerbte Kalbfelle darüber und kriechen darunter und lassen den Gaul den bekannten Weg traben. Solche Kasten gebrau-

Genug, wohl den Meiſten ſchon viel zu viel über Oeſterreich und Oeſterreichs jüngſte Verhältniſſe und Beſtrebungen mit uns, zu uns, über uns. Betrachten wir uns nun Oeſterreich zum Schluß noch als einen fremden und außerdeutſchen Staat, was er, wenn man ſeine verſchiedenen Volksbeſtandtheile zählt und wägt, beinahe mit vier Fünfteln ſeines Inhalts iſt. Der jetzige öſterreichiſche Staat iſt faſt das Reich, was der berühmteſte deutſche Sagenkönig, der große Oſtgothenkönig Dietrich von Verona oder Bern, in ſeinen Tagen zuſammengeſchlagen hatte und etwas über ein Menſchenalter beherrſcht hat; nur iſt Oeſterreich nicht Herr von ganz Italien, wie Dietrich es auch war. Dieſes Reich Oeſterreich, wenn man es auf der Landkarte mit den Blicken übermißt, hat einen Umfang nicht weit unter dem Umfang Deutſchlands. Es hat reiche, Einige ſagen unerſchöpfliche Kräfte und Hülfsquellen. Jetzt iſt nun der kleinere öſterreichiſche Geſammtſtaat fertig, es ſind alle verſchiedenen Länder und Völker zu einer Einheit zuſammengeworfen und zuſammengezwungen; nun ſoll eine für alle geltende Verfaſſung und Gliederung auch alle ſeine Kräfte und Hülfsquellen für Eine Kraft und Wirkſamkeit ſammeln und zu Stärke und Geſundheit geſtalten. Wird das gelingen? wird das, was früher größtentheils das

Gegenſträubigſte war, zu Liebe und Treue zuſammenwachſen? ſind nicht zu viele ſträubige und feindſelige ja feindſeligſte Elemente da, die dies faſt zu einer Unmöglichkeit machen? Für die deutſchen Landestheile kann man hier Ja ſagen — da iſt die altgeborne angeborne Treue gegen das Kaiſerhaus; aber der Pole iſt leicht wie Spreu im Winde und Schaum auf dem Waſſer, hat auch noch viele neueſte und unvergeßliche Erinnerungen und horcht auf alle neuen politiſchen Winde; der ſtolze Magyar iſt noch grollig und wird noch nicht ſo bald vergeſſen und vergeben; aber der Italiäner den hält man nur mit Furcht und Gewalt feſt. Alſo noch weit von feſter Gründung und ſicheren Ausſichten in die Zukunft. Ich habe oben mehrmals angedeutet, wie Oeſterreich ſich und uns ſeit drei Jahrhunderten zu Italien geſtellt hat und noch gegenwärtig zu Italien ſtellt. Es iſt dies für beide Länder eine wahrhaftig tragiſche Stellung. Oeſterreich hat in den entſcheidenden Jahren 1814 und 1815 Italiens Geſchicke und ſeine gegenwärtigen Verhältniſſe und Zuſtände vorzugsweiſe beſtimmt und beſtimmen geholfen. Der Pabſt, die Könige von Neapel und Sardinien, die kleinen Fürſten und Oeſterreich ſelbſt, das jedoch noch das ganze Gebiet des Staats Venedig für ſich nahm, wurden in ihren Landen ſo ziemlich auf den Fuß von 1790 wiederhergeſtellt; nur die beiden einzigen noch da geweſenen größeren Republiken Venedig und Genua — gleichſam eine europäiſche oder italiäniſche Ungebühr — blieben, wozu Napoleon und die Franzoſen ſie gemacht hatten, abgeſchafft und zerſtört und mehrten Oeſterreichs und Sardiniens Gebiet. Nur das kleine Republikchen Marino mit 8000 Seelen unter päbſtlichem Schutze blieb dem Namen nach ſtehen. Oeſterreich hat nun hier jenſeit der Berge mit ſeinen übrigen Süd- und Oſt-Landen ſeine Abrundung geſucht und hat zugleich mit vollem Ernſt gemeint ein Uebergewicht über das übrige Italien und ein allerdings nothwendiges Gegengewicht gegen Frankreich gewonnen zu haben. Ich glaube nicht, daß es dieſes Gewicht erlangt hat, daß es aber, wenn es die italiäniſchen Dinge in andrer Art ordnete und machte oder ordnen und machen half, dieſes große Gewicht viel wohlfeiler haben und ſeinen Beſitz viel edler ſichern konnte. Oeſterreich rechnet ſeine fünf ſechs Millionen Lombarden und Venetianer uns als eine Stärkung vor — es iſt eine öſterreichiſche Schwächung, weil es eine Stärke der Täuſchung iſt. Die Italiäner ſind einmal Italiäner, die Deutſchen Deutſche; wenn der Italiäner den leichten lebhaften Franzoſen auch nicht liebt, ſo findet er ihn doch mehr mit ſich verwandt als den Deutſchen, den er ſchon aus alten Erinnerungen nicht leiden kann; den Oeſterreicher haßt er, und ſeine Art und Weiſe iſt ihm widerlich und unerträglich. — Was hat Oeſterreich von dieſem ſeinen ſchönen Oberitalien? Im Frieden mag es daſſelbe als eines ſeiner reichen Juwelen mit aufzeigen, aber was iſt dieſes Juwel, wann die Kriegstrompete in der Nachbarſchaft ertönt? Oeſterreich muß Italien mitten im Frieden mit 70,000 bis 80,000 deutſchen oder ungriſchen Soldaten hüten, die italiäniſchen Kriegsleute in ſeine Lande jenſeits der Berge verlegen; im Kriege kann es dieſe kaum irgendwo mit Zuverläſſigkeit gebrauchen.

Aber, wird man mir einwenden, du haſt es leicht, das ſo darzuſtellen, es iſt in der That meiſtens ſo; aber antworte mir: ſteht Oeſterreich mit ſeinem Willen und ſeinen Beſchlüſſen, wenn ſie auch die beſten ſind, in Europa allein? hat es nicht auf andere zu ſehen, die auch mit dabei ſind? hat es in Hinſicht Italiens nicht auch auf Frankreich zu ſehen, dem Alpennachbar auf der Weſtſeite, welches, hier ſein geborner Gegner, auch immer mit dabei ſein möchte? hatte es nicht dieſem Frankreich gegenüber eine ſolche Stellung zu nehmen? Nein, antworte ich, nicht eine ſolche, woraus nur Haß, Aufruhr und Gewalt geboren werden kann. Oeſterreich mußte, wenn es für ſich und Italien aufs beſte ſorgen und hüten und ſchirmen wollte, in ſeiner natürlichen ſtärkſten und ſchönſten gottgegebenen Stellung ſtehen bleiben, der Hüter und Wächter auf den Alpenzinnen, wie die europäiſchen Dinge ſtehen, der geborne Wächter und Freund. Oeſterreich und Frankreich ſtehen durch ihre Alpen über Italien, ihre Alpen hangen den Italiänern über den Köpfen, ſie können beide leicht zu den Italiänern herabkommen, die Oeſterreicher aus Tirol und Friul noch viel leichter als die Franzoſen, welche ſchwereren Eingang und Niederſteigung haben; aber die Italiäner können zu beiden Gränznachbarn ſchwer hinaufkommen. Was konnte und ſollte nun Oeſterreich thun in jenen Entſcheidungsjahren 1814 und 1815, da es den alten Widerwillen und Haß der Italiäner gegen ſeine Herrſchaft und ſeine italiäniſchen leichten und gefährlichen Gewinnſte und Verluſte aus der Erfahrung von Jahrhunderten kannte? Es mußte mit Menſchlichkeit und Gerechtigkeit Italien wiederherſtellen und ordnen helfen, nicht ſich, ſondern andern in Italien Abfindung und Entſchädigung geben, ſich aber beide anderswo nehmen. Oeſterreich bedarf Italien nicht, es ſteht in ſeinen Alpen Tirols und deren Ausläufen von Bergen und Strömen in den mächtigſten Naturfeſtungen hoch über ihm und iſt, wenn es an den Gränzen Friuls, etwa als einen Erſatz für die alte römiſche Gränzfeſtung Aquileja eine Hauptfeſtung gründet, von Süden faſt unangreifbar. Dann ſteht es, wie geſagt, hoch von ſeinen Alpen auf die ſchönen Ebenen des Po hinabſchauend der geborne Hüter, Schirmer und Freund Italiens, wenn es nicht ſein Gewaltherr ſein will. Und wenn es als ſolcher Wächter und Freund daſtehen bleibt, ſo muß der länderlüſterne Franzoſe, der es viel ſchwerer als der Oeſterreicher hat, in Italien hinein und aus Italien heraus zu kommen, auch immer das Schwerdt in der Scheide halten.

Nein, hier war der deutſche Weg und Schritt von jeher ein ſehr mißlicher und gefährlicher und hat nimmer zur Größe und Stärke geführt; ſo iſt es auch Oeſterreichs Geſchick bis dieſen Tag, ein Geſchick, bei welchem auch das unglückliche Italien keine Roſen pflückt. Oeſterreich mit ſeinem alten Rhätien, Norikum und Pannonien mußte, wenn es doch in die Fremde ſchauen wollte, anderswohin ſchauen, es mußte längs ihrer Weltſtraße, der Donau, hinunter ſchauen, es mußte nur immer gradaus längs ſeiner Naſe hin ſchauen. Wahrlich hätte es von hier aus mit immer hellem und feſtem Blick nach Sonnenaufgang geſchaut, ſo würde das Hauptgewicht ſeines Scepters jetzt anderswo liegen, wenigſtens würden dann heute keine Ruſſen in Bukareſt und Jaßy gebieten und von dort aus den Türken in Konſtantinopel Protokolle zu unterſchreiben zuſchicken.

Das Anſpiel auf dieſes gemeine Gleichniß weiſt allerdings auf eine ſehr richtige Auffaſſung der öſterreichiſchen Lage und auf ein großes Verſäumniß hin; aber man muß hier billig ſein und Verhältniſſe und Zeiten unterſcheiden. Bis zu den Jahren 1690 hin war die Türkei an Deutſchlands und Ungerns Oſtgränzen noch ſo mächtig und hatte in ihr ſelbſt noch einen ſo kräftigen Kern, daß man ſich in der öſtlichen Naſenrichtung die Naſe nur blutig ſtoßen konnte. Auch war das öſterreichiſche Kaiſerhaus in jenen Tagen in den zum Königreich Ungern gehörigen Landen durch den Ablauf von Menſchengeſchlechtern und ſogenannter altgeborner Gewohnheit und Treue der Unterthanen noch wenig befeſtigt; kurz, Oeſterreich ſtand hier noch nicht feſt genug, ward dagegen durch alle ſeine Familienbande und altgewohnte eingeroſtete Strebungen der Religion und Politik zu ſehr nach dem Südweſten hingewendet, auch durch eine ſeit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts nothwendige Politik, da Frankreichs Uebergewicht und Uebermuth ſowohl in Deutſchland als in Italien einen langen Kampf der Habsburger gegen die Burbonen unvermeidlich geboten. Da war der Türkei noch wenig abzugewinnen. Aber ſeit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts änderten ſich Stellungen und Gewichte, die türkiſche Tapferkeit und Schneidigkeit begann zu ermatten und der große Prinz Eugenius von Savoyen hatte die Oeſterreicher ſiegen und die Türken ſchlagen gelehrt. Schon hatte er im Süden der Donau die herrlichen Lande Bosnien und Servien von den Osmanen gewonnen, als auch ſogleich der alte verderbliche habßburgiſche Glaubenseifer wieder da war, der unvertilgbare Haß Roms gegen den griechiſchen Patriarchen von Konſtantinopel, ſo daß die Kapuziner verdarben, was die Soldaten gewonnen hatten, und die patriarchaliſchen Chriſten ſich von der Herrſchaft des römiſchkatholiſchen Oeſterreichs unter das mildere Joch der islamitiſchen Osmanen zurückſehnten. Darauf iſt bald ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein hochnordiſches Volk, die Moskoviter, in dieſen Gegenden zu der Höhe der Macht emporgeſtiegen, wozu Oeſterreich an den Karpathen und der Donau angewieſen war. Von dieſer fremden Emporſteigung trägt Oeſterreich doch keine Schuld; viel ſchwerer iſt die kurzſichtige Politik Englands da anzuklagen, welches im Intereſſe des welſiſchen Hauſes Hannover das ſchwächere Schweden unterdrücken und das zahlreiche bis dahin in Europa wenig vernommene Volk jener nordiſchen Barbaren zu Herren der Oſtſee machen half. Seit dem Jahr 1780 aber, ſeit Kaiſer Joſephs des Zweiten Tagen, hätte es auf die Ruſſen viel mehr Acht geben geſollt, als es bis dahin gethan hatte. Joſeph, der in der Eile ja in der Uebereilung ſeiner vielen und weiten Entwürfe und Pläne das Nächſte leider faſt immer überſah und in die Zukunft zu ſehen überhaupt weder Augen noch Ruhe hatte, ſchaute auch in ſeinen Oſten mit verkehrten Augen und ließ ſich von der ſchlaueſten aller Weiber, von der großen ruſſiſchen Katharina, zu einem Bündniß gegen die Türken bethören, woraus ſie nach der damaligen Weltlage, deren ſchwarze Gewitterwolken ſich ſchon im Weſten thürmten und Oeſterreichs Augen jetzt dahin wenden mußten, allein ihren Löwentheil ziehen konnte, welchen ſie und ihr Enkel Alexander aus den Orkanen, welche jene Gewitterwolken im Weſten verkündigten, auf das ſchlaueſte und reichlichſte zu ziehen verſtanden haben. Denn es war mit der franzöſiſchen Umwälzung und den in ihrem Gefolge ausgebrochenen unvermeidlichen Kriegen für die große Katharina und ihre Ruſſen die Zeit der politiſchen Aerndte auf den Gefilden der Polen und

Türken gekommen. Die Ruſſen ſind den Oeſterreichern offenbar aus der Queere in den Weg gelaufen, der ihnen von Gottes und Rechts wegen gehörte, und halten ihnen jetzt den Weg faſt geſperrt. Europas Lage iſt damals und noch in den letzten Menſchenaltern eine ſolche geweſen, die Gunſt der Zeit und Gelegenheit iſt ſo wenig für Oeſterreich geweſen, daß es mehr auf Rußlands Beobachtung und leiſe Zurückweiſung als auf Zurückſchlagung angewieſen war. Die Beſchuldigung Metternichs, daß er moskovitiſirt habe, iſt wenigſtens eine ungerechte. Es ſteht jetzt eben an dieſer Gränze, wo die Donau mit ſieben Münden und mit keinem einzigen tüchtigen offenen Maul ins Meer fällt, die Frage: *Was ſoll aus der Türkei werden? Iſt ſie ſchon reif dafür, daß man fragen darf, was aus ihr werden ſoll?* Die Ruſſen aber ſtehen hier ſchon auf einem Wege, auf welchem, wenn die Türken nicht mehr Fuß genug haben, darauf feſt ſtehen zu können, ſtatt ihrer die Oeſterreicher ſtehen müßten. Beſſarabien, Moldau, Wallachei, welche Rußland faſt ſchon ſein nennen kann, ſind die Landſchaften, welche dem Donauherrn nach dem göttlichen Fingerzeig der Natur zugehören müßten. Fällt die Türkei auseinander, wird ſie zerſprengt und als Raub vertheilt, ſo muß Oeſterreichs Schwerdt hier bis ans chen die Helsinger und Jemtländer, wenn sie nach den Märkten von Hedemora, Upsala oder nach Stockholm mit ihren Produkten kommen. Sie schlagen den Kasten aber ordentlich zu und machen sich einen Sitz darauf. Geöffnet wird am Orte des Verkaufs, wo Butter, Käse, Fleisch, Ren- und Elendthierbraten, vorzüglich die Menge der Vögel an das Tageslicht kommen. Einen Vortheil aber, der leicht nachzuahmen wäre, aber bei uns noch wenig benutzt ist, haben die schwedischen Schlitten voraus, daſs die gröſseren nemlich alle auf Kälken (kälkar) gehen oder zweifache Schlitter haben, an jeder Seite nämlich zwei kurze, durch Stricke oder Ketten zusammengefügte, statt Eines langen. Jeder, der auf unserern gröſseren Schlitten gefahren ist, weiſs, wie leicht die langen Schlitter zuweilen brechen bei dem Hinab- und Hinaufstoſsen auf unebenen und löcherichten Bahnen und wie unangenehm ihre Insitzer wenigstens diese Stösse erfahren. Die schwedischen hingegen tanzen leicht durch alle Löcher und über alle Unebenheiten hin

Schwarze Meer dringen: die eben genannten Lande und die Donaulande Bulgariens, Serviens, Bosniens u. ſ. w. bis an die höchſten ſüdlichen Scheideberge, daß ich's kurz ausſpreche, dieſes Donaugebiet gehört dem Herrſcher Pannoniens, der in Wien ſeinen Kaiſerſitz hat. Es machen in den hier genannten Ländergebieten die Karpathen im Norden und die zu beiden Seiten des Dneſtrs befindlichen Sümpfe und Steppen wirklich eine Naturgränze der verſchiedenen Völker, und beſonders jene der Ruſſen und Oeſterreicher. Jeder öſterreichiſche Diplomat, der Geſchichte und Welt verſteht und Naturkräfte und Weltſtellungen wägen kann, darf dem Czar in Petersburg ins Geſicht ſagen: „ſüdlich nach Dieſſeits vom Dnepr und „Dneſtr haſt du nichts zu thun, mache dich mir hier „aus dem Wege!“ Denn es kommt für das Doppelte noch hinzu, daß hier auch eine Kriegsnaturgränze iſt, jene berühmte Naturgränze, die der mächtigſte König der Könige, der Perſe Darius Hyſtaſpis in ſeinen Tagen, ſchon gefühlt hat und die auch die Ruſſen wohl fühlen ſollten, wenn der ſchwarzgelbe Czar, der in Wien Thronende, ihnen mit 200,000 Mann einmal auf den Leib rückte. Um den Dneſtr, hier die große ruſſiſche Hauptkriegsſtraße nach dem Süden, ſind vierzig funfzig Meilen unfruchtbaren dünneſt bewohnten

Landes, wo der Durchmarſch und die Verpflegung großer Heere die allergrößten Hinderniſſe findet. Und wirft mir einer hier ein: Rußland hat ja rechter Hand hier nicht fern ſein fruchtbarſtes Polen, ſo ſage ich dagegen: jenes fruchtbarſte Polen rechter Hand liegt wegen Sümpfe und Wüſten unt wegen ihrer nothwendigen Umwege immer noch ein funfzig Meilen fern, und Oeſterreich hat linker Hand, und zwar näher, auch ſein Polen; aber es hat, wenn es einmal zum Kriege kommen ſollte, ſeine Donau als die bequemſte und wohlfeilſte Kriegslieferantin und kräftigſte Bundsgenoſſin, welche Krieger, Geſchütz, Waffen und Speiſe für Hunderttauſende immer nachfließen und zufließen läßt. Nur eine einzige große Schlacht über die Ruſſen am Pruth oder an der Donau gewonnen, und Rußlands Herrſchaft auf dieſem Gebiete iſt dreimal ſchwerer wiederherſtellbar, als wenn Oeſterreich daſſelbe von den Ruſſen widerführe. — Liegt ein ſolcher Zuſammenſtoß der beiden Großczaren fern oder nah? wer weiß es? Das werden die nächſten Entwickelungen und Geſchicke der Türkei und des Orients entſcheiden, um welche jetzt in allen Hauptſtädten Europas ſo viel gerüttelt und protokollirt wird; aber, wie geſagt, in die eben gewieſenen Lande muß Oeſterreich, wenn die Türkei nicht Türkei bleiben kann, ſeine Heere einrücken laſſen und den Ruſſen Marſch! weg! zurufen. Einſtweilen geht ein Klang der Freundſchaft, wohl gar der Dankbarkeit zwiſchen den Kaiſern Nikolaus und Franz Joſeph, ja manche politiſche Dummköpfe meinen, Oeſterreich dürfe ſchon aus Dankbarkeit dem ſtolzen Ruſſen nirgends in den Weg treten, müſſe demüthig ihn überall vertreten laſſen. Wie die Gefühle der Freundſchaft oder gar der Dankbarkeit zwiſchen dem jungen und alten Kaiſer ſtehen, weiß ich nicht, aber das weiß ich, durch Pflichten der Dankbarkeit kann Oeſterreich gegen Rußland ſich nicht gebunden halten. Man weiſt auf den ungriſchen Krieg der Jahre 1848 und 1849 und auf das ruſſiſche Hülfsheer hin, und wie edelmüthig und uneigennützig Rußland damals als Retter über die Karpathen gekommen ſei; ich aber ſage dagegen: Rußland hat an der Theiß und Donau für ſeine eigenſte Sache gefochten, hat ſeine Heere gegen einen Aufſtand, der eben ſo ſehr ein Aufſtand gegen Rußland als gegen Oeſterreich war, ins Feld geſtellt; denn wenn Koſſuths Feldherren und Republik ſiegten, glaubt man, daß es nördlich der Karpathen in den weiland polniſchen Gebieten ſtill bleiben konnte?

Ich habe eben von Polen, Oeſterreich linker Hand und Rußland rechter Hand bei'm Ausmarſch gegen das Schwarze Meer hin geſprochen. Hier nenne ich bloß Polen. Dieſes zauberiſche Wort Polen klingt als ein wunderlicher Knoten, als ein Freundſchaft und Feindſchaft umwickelnder und zuſammenhaltender Knoten, für deſſen Durchhieb wohl ſo bald noch kein Alexander erſcheinen wird. Dieſer Zauberknoten liegt zwiſchen den drei Staaten, welche Polen unter ſich getheilt haben. Wenn die zur Theilung ausgeſchnittenen Stücke davon auch die verſchiedenſten ſind, wenn die beiden deutſchen Mächte dem Ruſſen, der ſich ohne Schaam und Gram das große Löwentheil genommen, auch zuweilen finſter ins Geſicht ſehen, ſo fühlen ſie ſich doch auf eine unausſprechliche Weiſe durch einen Knoten gemeinſamer Schuld wie durch einen zwiſchen ihnen wirkenden unſichtbaren Zauberzwang mannigfaltig an einander gebunden, wenn ſie ſich auch einander nicht verbunden fühlen können. Glücklicher Weiſe iſt bei den polniſchen Gefühlen und Erinnerungen Preußen am wenigſten gefeſſelt, weder durch ein Gefühl der Sünde noch der Dankbarkeit, und könnte und ſollte ſich von ſo widerlichen Gefühlen und Erinnerungen leicht losmachen. Denn ſein Antheil war kein älteſtes Polenland, ſondern faſt ganz ein deutſches Erbe, welches die Polen in ſchwacher vaterlandsvergeſſender Zeit als leichte

Beute vom Reiche abgeriſſen hatten, wo allerdings ſeit ihrer Ausbreitung in den unteren Weichſellanden einzelne Polacken ſich in den fetten Thälern der Weichſel als Herren angeſiedelt hatten, worin aber bis dieſen Tag unter den Deutſchen höchſtens eine halbe Million ſlaviſcher Art ſitzen. — Um von hier nun wieder auf die ſogenannte Dankbarkeitsverpflichtung des öſterreichiſchen Kaiſers gegen den Czaren zu kommen, ſo hat Kaiſer Nikolaus in Ungern für ſich und für alle nächſten ruſſiſchen Intereſſen und nicht bloß für das Haus Oeſterreich das Schwerdt gezogen. Denn ſiegten die Ungern und wurden Oeſterreichs Fahnen völlig in den Staub getreten, ſo wälzte ſich der ſiegreiche magyariſche Aufruhr wie ein feuriger Lavaſtrom mit unwiderſtehlicher Gewalt von den Karpathen auf die Ebenen Polens hinunter. Fochten ja doch genug Polen in den magyariſchen Heerhaufen, Generale, Officiere in Menge, und zwar meiſtens ruſſiſche Polen. Ja ſo iſt es, drängt ſich die Gewalt größter und dickſter politiſcher Knoten und Knotenfragen an die Gewalt der Völker und Kabinette, ſo reißen alle kleine Knoten von ſelbſt, ihr Zauber iſt gelöſt, die zerriſſenen Fäden ſchwirren durch die Luft dahin, durch welche ſtatt ihrer die klirrenden Schwerdter geſchwungen werden. Zwiſchen Dnepr und Donau müſſen einſt unvermeidlich fürchterliche ruſſiſche und öſterreichiſche Schlachten geſchlagen werden.

Bis hieher ſind wir Oeſterreich und Ungern und ihrer Ader, d. h. der Donau, bis an das Schwarze Meer gefolgt, und hier werden wir an viele Klänge und Stimmen der jüngſtverfloſſenen Jahre erinnert, welche auch noch immer wieder in die Gegenwart hineinklingen. Dieſe Klänge und Stimmen ſind meiſtens aus den Fragen über den Zollverein und über den Handel und Verkehr mit dem Morgenlande, und ſollten bei der Hinweiſung, daß es Oeſterreichs Beſtimmung ſei Deutſchlands Bildung und Geſittung die Donau hinunter zu den verſchiedenen Völkern in den Orient zu tragen, zugleich eine Anweiſung des großen Geſammtreichs der Mitte ſein. Hierüber ein Kürzeſtes:

Handel und Verkehr vermittelſt der Donau und des Schwarzen Meers mit dem Morgenlande. Oeſterreichs Parteigänger und Lobpreiſer bei den Entwürfen des deutſchen Großreichs und eines Centralzollvereins dieſes europäiſchen Mittelreichs von 75 bis 80 Millionen Seelen haben allerdings nicht ableugnen können, daß der deutſche Handelsverkehr, der Abſatz deutſcher Waaren den Donaulauf hinab, bis jetzt kein ſehr bedeutender geweſen ſei, daß er ſich höchſtens auf den Werth von zehn Millionen

Thaler belaufen habe, aber ſie weiſen uns gern eine goldene Zukunft der Ausbreitung und Herrſchaft deſſelben, wenn Oeſterreichs großartige Entwürfe für das künftige Deutſchland würden angenommen und durchgeführt werden. Wir betrachten uns die Dinge und ihre Lage ganz ruhig. Bei Deutſchlands und Oeſterreichs von Jahrzehend zu Jahrzehend mehr wachſendem und entwickeltem Kunſtfleiß, bei beſſerer Ausbeutung und Benutzung der Hülfsquellen der reichen öſterreichiſchen Donaulande kann hier allerdings Manches gewonnen werden, aber ſo groß und bedeutend, als man es uns vorgeſpiegelt hat, kann es nimmer werden. Zuerſt das Schwarze Meer iſt ein Sack, wovon Andere die Löſung und Zuknöpfung der Bänder in der Hand halten. Die Donaumündungen und die ganze Weſtküſte jenes böſen Meers haben nirgends gute Häfen und ſichere Buchten, die Herrſchaft über jenes Meer hangt von den Gebietern der Nord- und Südküſten deſſelben, von den Herren der Tauriſchen Halbinſel und des Boſporus ab; Oeſterreich kann auf dem Schwarzen Meer nur in Kraft von Verträgen, nicht durch eigene Macht als Handelsſtaat etwas bedeuten. Zweitens, wenn dieſer weite Sack Oeſterreich auch beſonders offen ſtünde, ſo denke man doch nur an das große weite Meer, welches von Konſtantinopel bis

Alexandria, von Alexandria bis Kadix die Küſten von drei Welttheilen umſpült — was bedeuten da Deutſchland und ſeine Donau gegen England, Frankreich, Niederland und Nordamerika und deren Kriegs- und Handels-Flotten? Dieſe Donau iſt ein einzelner leicht verſperrlicher und oft verſperrter Weg zu Aſiens Verkehr und Reichthümern.

Die Verbreitung und Weitertragung deutſcher Sprache, Bildung, Geſittung gegen Oſten. Bei dieſem Kapitel vorzüglich haben ſich die Oeſterreicher und ihre Freunde auf Oeſterreichs große Weltbeſtimmung berufen, ihre Gegner aber haben ihnen den Vorwurf gemacht, ſie hätten dieſe Beſtimmung bisher gar nicht erfüllt und würden ſie nach ihrem ganzen Weſen und Streben auch künftig wenig erfüllen können. Dies haben ihnen während des Zanks der letzten Jahre beſonders die Preußen ins Geſicht geworfen: wie nämlich der preußiſche Geiſt, der lebendige, freie, die Völker, welche mit ihm irgend in Berührung gekommen, ganz anders durchweht und durchlüftet und endlich durchläutert und durchleuchtet, und deutſche Sprache und Sitte auch bei den Fremdeſten zur Anerkennung und Geltung gebracht habe. Dieſer Vorwurf war leicht und wohlfeil; denn auch, wenn Oeſterreich viel lebendiger und geiſtiger und mit ſeinem Geiſte viel thätiger und ſtrebender geweſen wäre, es lagen viel dickere finſtrere Nebelgewölke der Barbarei vor ihm, die es mit Luft und Licht zu durchwehen und durchleuchten hatte; es hatte ganz andere, viel ſchwerere und plumpere, viel vielartigere und rohere Maſſen vor ſich anzuſtoßen und durchzuſtoßen und zu verarbeiten, als Preußen in und an ſeinen Gränzen. Jetzt möchte ſolche geiſtige Bearbeitung und Durcharbeitung der fremdartigen Karpathen- und Donau-Völker in manchen Gebieten überall wohl zu ſpät kommen. Es ſind, während Oeſterreich geſchlafen und verſäumt hat, dort unterdeſſen manche andre Arbeiter im Stillen thätig geweſen, vorzüglich wohl auch von Petersburg und Moskau her die Geiſtlichen der griechiſchen Kirche und des Slaventhums, welches unter dem Titel Panſlavismus gegen die Deutſchen und Magyaren in den letzten Jahren ſo viel Lärm und Getümmel erregt hat. Kein Zweifel, die deutſchen und öſterreichiſchen Gewichte der Herrſchaft durch Sprache und Sitte würden in dem weiten Donaugebiete bis zur Sulinamündung hin ganz andere und viel mächtigere ſein, wenn man den freien Geiſt ohne die Plage ſpaniſcher Zwangſtiefeln hätte einherſchreiten laſſen, wenn die Jeſuiten und ihr geiſtiger Nebelniederſchlag ſeit der Prager Schlacht und dem finſtern und grauſamen Eiferer Kaiſer Ferdinand dem Zweiten in Oeſterreich nicht Schulen und Univerſitäten beherrſcht hätten. Wird es jetzt heller und lichter werden? wird die alte Verdummung und Verdumpfung der Geiſter nicht wiederkehren? oder hat ſie ſchon genug aufgehört? Wahrlich die Zeichen der Zeit weiſen eher wieder zu dem Dunkeln, Dummen und Stummen zurück; geiſtliche und weltliche Jeſuiten laufen wie Geſpenſter, aus einer kalten unteren Schattenwelt wie ſchaarenweiſe in dieſe obere Lichtwelt emporgeſtiegen, halb unſichtbar in ihren Tarnkappen umher und flüſtern und liſpeln hier und ſchreien und fluchen dort: Hütet euch! nur nicht mehr Freiheit dem verruchten Menſchengeſchlecht! Wollen ſehen, ob der Jüngling Franz Joſeph der gefährlichen Zeit und ihren wirklichen Schrecken und gaukelnden Geſpenſtern kühn ins Geſicht ſehen und durch die Nebel und Dünſte, die ſie reichlich um ihn werden ſauſen und wirbeln laſſen, noch eine Joſephsſonne erblicken kann. Ach! ſein Vorgänger Joſeph iſt grade an zu viel Sonne, die er den Leuten machen wollte, geſtorben. Sonnenmuth heißt höchſter Muth.

und auch wo die Bahn stöſsig ist, schaukeln sie wie eine Wiege.

Hinter Rotebro ist die Gegend wenig lustig, meistens flaches und waldloses Land. Daſs Upland ein Kornland ist, sieht man an den vielen Strohdächern, die sich neben den mit Rasen und Schindeln gedeckten finden. Übrigens war heute gar kein Leben auf den Straſsen und in den Häusern. Das einzige Abentheuer auf der ganzen Reise war ein Wolf, der über den Weg lief, auch ein Unglückszeichen; und das einzige Lebendige waren Hunde und Älstern. Diese letztern sind recht schwedische Vögel, denn vom Süden bis zum Norden findet man keine häufiger. Sie flattern Sommer und Winter um jede kleinste Hütte herum und scheinen unter einem besondern Schutz der Bauern zu stehen, den sie vielleicht dem Aberglauben verdanken. Wo nur ein Baum ist vor dem Hause oder im Garten, da ist auch ein Älsternnest; in manchem groſsen Baum sind ihrer zwei bis drei. Selbst in den mittleren und kleinen Städten hecken sie in Menge. Als hübsche und zierliche Vögel, als

b. Italien.

Wer von Oeſterreich ſpricht, der muß immer an Italien denken. Richtig. Wir haben bei dem Namen Oeſterreich ja nicht bloß an Italien gedacht, ſondern ſchon viel von Italien geſprochen. Wir ſprechen hier noch ein paar Worte über das unglückliche Land, deſſen Schickſale mit den unſrigen weiland die größte Gemeinſamkeit gehabt haben, und noch heute in ihren Verhältniſſen und Stellungen manche nicht eben luſtige Aehnlichkeit zeigen. Wir leben in dieſer Zeit der allgemeinen Erſchütterung der Gemüther und der Unzufriedenheit und Ungenüge der Völker, die zuweilen kaum einen Gegenſtand zu finden weiß, woran ſie gleich einem zahnloſen Hunde an ſeinem Knochen ſich zergrolle und zerbeiße und zerreiße. Wo ſind jetzt die Glücklichen, die nicht nach andern Dingen und Zuſtänden, als worin ſie leben, trachteten und davon ſehnten und träumten? Und doch welcher Deutſche, der nicht grade neuerungstoll iſt, kann es wagen ſich und ſeine Geſchicke italiäniſchen gleichſtellen zu wollen? Wir Deutſche wohnen und leben allenthalben doch noch ſo ziemlich nach unſrer Art und Weiſe, nach unſern Sitten, Gewohnheiten und Geſetzen, welcherlei ſie auch ſein mögen, mit wenigen traurigen Ausnahmen unter Königen und Fürſten unſers Volks und unſrer Sprache; das italiäniſche Roß, das ſich wild gegen die Zügel bäumt, wird ſeit beinahe vier Jahrhunderten von fremden Reitern geritten, welche dem ſträubigen mit den Sporen die Rippen oft blutig ſtoßen. Dies iſt die große äußerliche Verſchiedenheit der Lage, viel größer iſt aber die innerliche Verſchiedenheit der beiden Völker, was man ihr Gemüth, ihren Charakter zu nennen pflegt. Einem fällt dabei ſogleich das Geſetz des Nordens und Südens ein und welche Verſchiedenheiten das Klima da zu ſchaffen pflegt, und wie deswegen das ſüdliche Roß, wenn es von dem Reiter hart oder verkehrt geritten wird, mit viel heftigerem Zorn gegen Sporen und Zügel aufſteigt; aber das iſt es nicht allein, ſondern es wirken hier viel mehrere widerſtreitige und gegenſtrebiſche urſprüngliche Elemente als bei dem ſtilleren und zahmeren Volke aller Deutſchen. An dergleichen urſprüngliche Elemente haben wir bei den romaniſchen Völkern überhaupt immer mehr zu denken als bei den germaniſchen, wo uns alle Stoffe und Keime einfacher, man möchte ſagen noch mehr urſprünglich, offener zu liegen ſcheinen. Bei Italien können wir ſolche zwieträchtige gegenſtrebiſche Elemente des Volks ſogar mit ziemlicher Gewißheit nachweiſen. Zuerſt denkt, wenn ihr Italiens und Griechenlands älteſten Völkermytheninhalt überſchlagen wollt, denkt nur an das welthiſtoriſche Rom und welche bunteſte Völkermiſchung von Sklaven, Kriegsknechten und Einwanderern jeglicher Art dieſe Weltherrſcherin in fünf ſechs Jahrhunderten in die ſchöne Halbinſel zuſammengeſchleppt und zuſammengelockt hatte. Zwar ſind forthin und zwiſchen dem fünften und neunten Jahrhundert neue Einwanderer gekommen und haben zum Theil neues und anderes Leben und Streben und neue Namen und Entwickelungen gebracht, aber der Hauptſtock der Bewohner Italiens muß doch größtentheils als Abkömmlinge der alten Einwohner gedacht werden, wie die neuen Ankömmlinge, Gothen, Longobarden und Saracenen, ſie fanden. Italien iſt meiſtens Gebirgland, und ſolche Länder können nicht ſo leicht als die Ebenen von ihren alten Bewohnern rein gefegt werden. Dieſe Wegfegung iſt wohl nur in den Ebenen zu beiden Seiten des Po einigermaaßen geſchehen, in den andern Landſchaften haben Berge und Wälder vor der erſten Wuth und Gewalt der fremden Einwanderer oder räuberiſchen Durchzügler Bergung und Zuflucht gegeben, und nach deren Stillung oder Abfluß ſind die von der Verheerung und Ueberſchwemmung noch übrigen Flüchtlinge wieder zu ihren Häuſern und Feldern herabgekommen. Nach ſolchem geſchichtlichen Erfund und Beiſpiel ſteht auch heute noch Italiens politiſche und geiſtige Geſtalt und Gemüth: auf der großen Nordebene die Enkel der Lombarden, und an den Alpen hinauf im Weſten burgundiſche, im Oſten gothiſche Reſte, auf den Hochgebirgen und in den Felſenſchluchten der Apenninen vom Var bis zum Garigliano, überhaupt in der gebirgigten italiäniſchen Mitte, die Sproſſen der alten und älteſten Bewohner und ihrer Miſchlinge aus griechiſchen und römiſchen Zeiten; im Süden und auf den Inſeln Sicilien, Sardinien, Korſika neben älteſten phöniciſchen, tyrrheniſchen, helleniſchen Reſten Vieles, was die ſpäteren Saracenen durch Eroberung und Einwanderung vom achten bis elften Jahrhundert dort abgeſetzt haben; die ſpäter gekommenen Normänner, Spanier und Franzoſen haben doch keine neuen Volksſtämme ſondern nur einige Zehntauſende vom Krieger- und Ritter-Geſchlecht hinzugebracht. Alſo wenn man Italien hier bei dieſer Betrachtung gegen Deutſchland hält und mit ihm vergleichen will, ſo ergiebt ſich in Italien eine bei weitem größere Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Elemente der beſondern Volksarten, und obgleich ſie jetzt von den Alpen bis zum Veſuv und von ihm bis nach Palermo ſo ziemlich in Einer Sprache und Literatur verwachſen ſind, ſo kann der Deutſche doch zehnmal mehr als der Italiäner ein Volk derſelben Art und Anlage und gleichen Lebens und Strebens genannt werden.

Wir wiſſen, wie dieſes ſchöne Südland, der Sitz der Oberkirche des Chriſtenthums und ſeines Oberbiſchofs für das Abendland, durch die Kämpfe zwiſchen Kaiſer und Pabſt Jahrhunderte lang gleich Deutſchland erſchüttert und zerriſſen worden iſt; wir wiſſen auch, wenn wir uns an Namen und Vorwürfe, welche bei vielen Deutſchen noch heute gelten, erinnern, daß von jenen Kämpfen her die Italiäner ein grauſames, tückiſches, hinterliſtiges und meuteriſches Volk geſcholten werden, daß bei dem Namen Italiäner deswegen ſo häufig an Mörder und Banditen gedacht wird. So gewaltig ſteht der Unterſchied beider Völker ſelbſt bei Laſtern und Verbrechen: was dort geſchwind iſt, iſt bei uns langſam; was dort ganz iſt, iſt bei uns halb. Italien hat allerdings viel mehr Aufruhre und Empörungen gehabt als Deutſchland, und immer haben ſie grimmiger und blutiger ſein müſſen als die unſrigen. Dieſe Aufruhre haben nun auch in den letzten Jahrhunderten eben wegen der Herrſchaft der Fremden, welche oft gleich einer Unterjochung und Verknechtung geübt und von den ſtolzen Italiänern als ſolche gefühlt ward, ſich in manchen Landen und Städten wiederholt. Man kann ſagen, die italiäniſche Kriegsgeſchichte iſt zugleich faſt immer auch eine italiäniſche Aufruhrgeſchichte. Da das unglückliche Volk ſeit den Jahren 1480 und 1490 wie ein Ball zwiſchen den Fremden, zwiſchen Spaniern, Franzoſen und Deutſchen, beſonders zwiſchen den beiden erſten, hin und her geworfen war und mit allen ſeinen beſten Gefühlen ſich unterdrückt und zerriſſen fühlte, kam endlich die Vollendung des dritten Jahrhunderts ſeiner Unterjochung, es kam das Jahr 1790 ins Land. Da donnerte der große pariſer Vulkan mit ſeinen Feuermaſſen auf und ſtreute ſeine Flammen und Schrecken über ganz Europa aus; ſeine Erſchütterungen zucken und beben heute noch durch alle Länder und Herzen. Uns iſt die Geſchichte jener Zeit und ihrer bedeutendſten Ergebniſſe und Erlebniſſe noch nicht ganz in der Erinnerung verdunkelt. Italien hat jene Erſchütterung mehr als irgend ein anderes Land mit durchmachen und bezahlen müſſen, hat gleichſam wie ein Probetanzbär vor allen Andern die wechſelnden Nachäffereien in neuen Republiken, Königthümern, Großherzogthümern u. ſ. w. nach allen beliebten pariſer und bonapartiſchen Wechſeln und Umpuppungen, wie ſie ihm vorgetanzt wurden, nachtanzen und durchtanzen müſſen. Napoleon, der geborne Italiäner, hätte hier vielleicht durch einige verſtändige Anfänge beſſere Gründung und Geſtaltung machen können, deren Spuren nicht ſo leicht wegzuwiſchen geweſen wären, aber dieſer unedle und unruhige Selbſtſüchtling konnte und wollte in keinem Lande nichts für die Zukunft bauen, er wollte nur Stolz und Herrſchſucht des Augenblicks befriedigen, ſeine Brüder, Neffen und Vettern mit königlichen und fürſtlichen Pfründen verſorgen, und — was er nicht vermeiden konnte — der franzöſiſchen Habſucht, Länderſucht und Hoffart ſchmeicheln. Er hat Italien genug Stacheln und Dornen der Unruhe aber keine Erinnerungen von Liebe und Sehnſucht hinterlaſſen. Nach Napoleons Sturz iſt, wie wir oben geſchildert haben, die Wiederherſtellung gekommen mit einem gewiſſen öſterreichiſchen Uebergewicht, welches die Italiäner wieder nur als eine ſchwere Laſt und fremde Schmach gefühlt und daran geſchüttelt haben. Wer kennt nicht die italiäniſchen Aufruhre der letzten vierzig Jahre von einem Ende des Landes zum andern? und wer kennt nicht die Geſchreie und Rufe Independenza ed unita' della bell' Italia? Aber ſo leicht wie die Rufe, eben ſo ſchwer iſt hier die That. Endlich iſt das Jahr 1848 gekommen, wieder eine pariſer Beſcherung. Hier iſt es dem ſogenannten Volkswillen leicht geworden, alle Regierungen niederzuſchrecken oder vielmehr ſie zu einem allgemeinen Aufſtand gegen die verabſcheute Fremdherrſchaft der Oeſterreicher zuſammenzuſchrecken: Italiens Könige und Fürſten, die von Neapel, Sardinien, Florenz, dann die kleinen Fürſten, ſelbſt der Heilige Vater in Rom haben unter Sardiniens Anführung ihre Krieger unter dem Feldgeſchrei Unabhängigkeit und Einheit Italiens! verſammeln müſſen, eben ſo leicht und wild zuſammenlaufend, als ſie ſpäter auseinander gelaufen ſind. Die italiäniſche Tapferkeit hat ſich in dem kurzen Kampfe leider ſchlecht bewährt; nur das Heer der Piemonteſen, etwa 50,000 Mann ſtark, und die Stadt Venedig unter Maninis ſtarker und edler Führung dürfen hier mit Ehren genannt werden. Kurz dieſe patriotiſchen italiäniſchen Träume und Aufmärſche ſind blutig zerſtoben, Radetzky's Degen hat Oeſterreichs Herrſchaft wiederhergeſtellt; aber ſtatt Eines Fremden ſcheinen jetzt zwei im Lande zu gebieten: 30,000 Franzoſen lagern in Rom und Civita vecchia und ſtehen dort wie auf der Warte der Auflauerung, und eben ſo viele und wohl mehr Oeſterreicher halten Florenz, Bologna und Ferrara beſetzt.

Das ſchien denn eine italiäniſche Poſſe geweſen zu ſein; iſt ja auch die gleichzeitige deutſche Bewegung und Beſtrebung ein nachgeäfftes wälſches Affenſpiel und eine Poſſe geſcholten worden. Auf den Unglücklichen iſt es leicht Steine zu werfen.

Obgleich in der Regel jeder Italiäner ein Mann eignen Muthes und Entſchluſſes iſt, ſo haben ſie eben durch die Zerriſſenheit ihrer Zuſtände und durch die lange Unterjochung der Fremden den Muth der Ordnung und des Gehorſams ſehr und an vielen Orten ganz verloren. Muth der Ordnung und des Gehorſams das iſt eben das Wort und die Sache, welche ich meine. Sie ſind durch die vielen Aufruhre und Aufſtände von Jahrhunderten und durch die unſeligen Aufruhre und Erſchütterungen der beiden jüngſtverfloſſenen Menſchenalter ein meuteriſches und ungehorſames Volk geworden, das bei jedem neuen Geſchrei zu den Waffen läuft und, wie ein anderes Geſchrei aus andern Winden tönt, die Waffen leicht wieder wegwirft. Und dieſe Unglücklichen, welchen Zucht und Ordnung und Gehorſam abhanden gekommen iſt, rufen Eintracht und Einheit des ſchönen Italiens und wollen die Fremden aus dem Lande heraus ſchreien und fluchen. Sie müſſen denn wohl dulden und ſich gedulden lernen und ſich einſtweilen noch von Kraut und Loth und dem Harl des Hanfſtängels züchtigen und regieren laſſen. O ich kann hier nicht ſpotten. Ich habe eben geſagt, daß ſie im Schreien und Fluchen ſtärker ſind als im Stehen auf dem Schlachtfelde. Das Wort Flucht paßt zum Wort Fluch. Ja außer dem Geiſt des Ungehorſams und der Meuterei liegt noch ein anderer unſäglicher Fluch auf ihnen, der ſich an einen ihrer Söhne hängt, an den Namen Mazzini. Manini und Garibaldi ſind in dem traurigen Kampfe nicht mit Unrecht berühmt geworden, auch einige venezianiſche alte Namen ſind durch im Kampfe edel gefallene Jünglinge wieder aufgefriſcht, aber der Name Mazzini hat einen unſeligen Klang. Die Italiäner unſrer Tage wollen auf einmal und plötzlich aus allen Ordnungen und Geſtalten ihres Landes und Lebens vollſtändig herausſpringen, ſie wollen nicht bloß Ein Land, Ein freies und unabhängiges Land, ſondern auch Eine freie und untheilbare italiäniſche Republik werden, ſie wollen den Ruf und Beruf des Zeitalters, welche laut ihrem Vorrufer Republik heißen, ganz erfüllen. Dieſer Mazzini, dieſer abentheuerliche und räthſelhafte Genueſer, den man mit Recht einen Ueberall und Nirgends nennen könnte, und ſeine Doppelgänger *) und Trabanten wiſſen nichts und

---

*) Der geheimnißvolle Feuerträger wird oft an drei vier Orten zugleich gemeldet.

ächte Franzosen des geflügelten Reichs, dienen sie wirklich das Haus und den Hof durch ihr Flattern und Kakeln munter zu machen, und schon daraus lieſse sich die Vorliebe der Leute für sie erklären; aber wahrscheinlich ist der Aberglaube mit im Spiel. Sie sind nemlich, (wie bei den meisten Völkern das ganze Raben- und Krähengeschlecht,) mystische Vögel, ja rechte Hexenvögel, und gehören dem Teufel an und den andern geheimen Mächten der Nacht. Abergläubische Leute sollen sehr auf ihr Geschrei merken und aus dem Klange sogleich verstehen, ob es glücklich oder unglücklich ist. Wenn die Hexen in der Walpurgisnacht nach Blåkulle, dem schwedischen Blocksberg, fahren, verwandeln sie sich, sagt man, in diese Vögel. Wenn sie im Sommer mausern und um den Hals kahl werden, sprechen die Bauren: sie sind nach Blåkulle gewesen und haben dem Bösen (hin onde, hin hårde) sein Heu einfahren helfen, so hat das Joch ihnen die Federn abgescheuert. Häufig sieht man diese Vögel in den Pferdeställen mit ausgespreiteten Flügeln angenagelt. Kein böser wollen nichts als Republik. Aber es iſt wahr, dieſer republikaniſche Wahnſinn hat mehr als vieles Andre die italiäniſchen Anfänge und Ausläufe des Jahrs 1848 zerrüttet und zerſtört und dem Feldherrn des Aufſtandes, dem König von Sardinien, Thron und Leben gekoſtet. Dieſes ſchwarze, gräuelvolle, unmögliche, republikaniſche Geſpenſt geht ſeit jenen Tagen in hundert verſchiedenen Verpuppungen und Verkappungen durch Italien hin und her und will mit Gift und Dolch, durch welche jede Freiheit ſtirbt, Italiens Freiheit gründen. So liegt Italien in ſchrecklicher Verwirrung und Unordnung da, und ſtehen ſeine beiden Oberwächter ſich einander beobachtend mit aufgereckten Bayonetten darüber. Es ſind die oben Gewieſenen, Oeſterreich und Frankreich. Dieſe meinen in derſelben Weiſe über allen politiſchen Wechſeln und Wirren der Schweiz ſtehen zu wollen; aber die beiden abſoluten Herrſcher mögen ſich in Acht nehmen, vorzüglich aber Oeſterreich. Denn wie wäre es: wenn Oeſterreich die Schweiz zu ſehr ängſtete und preßte, und wenn dieſe einmal einen kühnen verwegenen Entſchluß faßte und mit 50—60,000 Mann und 200 Geſchützen über den Rhein ſetzte und die Schreckensrufe Republik und deutſche Konföderation! ertönen ließe? Welch ein möglicher Aufruhr dann zu beiden Seiten der Alpen!

wie würde Italien brennen! wo würden dann die deutſchen Fürſten bleiben! Wir haben ja ſchon die Zeichen geſehen. — Hierauf kann man antworten: Solche Gedanken, die auch für ſie nicht ohne Gefahren wären, werden die Schweizer nicht faſſen; ſie denken nicht an deutſche Konföderationen, an Schwäbiſche, Rheiniſche u. ſ. w. Solche Gedanken mochte Dieſer und Jener vor drei vier Jahrhunderten hie und da wohl noch haben; dieſe heutigen Schweizer wollen nichts als Schweizer ſein und bleiben: ſo mächtig iſt ihre vereinzelte Schweizerei, ihr Kantönligeiſt: die Deutſchen ſind ihnen Fremde, Deutſchland iſt ihnen ein fremdes Land; vor ſolchen Konföderationseinfällen können die Könige und Fürſten ruhig ſchlafen.

Wir ſtehen hier einen Augenblick ſtill und fragen: Was iſt Italien? was wird aus Italien? was kann aus ihm werden? Wer weiß hier eine Antwort? wer weiß ſie heute, wenn man über uns Deutſche und viele andere Völker ſolche Fragen aufwirft? Wenn die Löſung ſolcher Fragen anderswo ſchwer iſt, ſo iſt ſie über Italien die allerſchwerſte. Italien hat außer der Fremdherrſchaft und manchen andern verworrenen und verſchrobenen Verhältniſſen auch noch den Pabſt im Leibe. Meint ihr, daß das, wo an Freiheit und Unabhängigkeit gedacht wird, ein Kleines ſei? Mir ſind ja in den letzten dreißig vierzig Jahren viele Italiäner, theils recht ſehr geſcheidte und liebenswürdige Männer, begegnet mit dieſem ihrem Loſungswort, und wenn ich ihnen auf den Pabſt und ſeine europäiſche Rolle, die er zu ſpielen hat, gekommen bin, wenn ich ihnen zu entwickeln geſucht habe, daß der Pabſt durch die Stellung, welche er hat, und kraft jener Rolle, die er den Großmächten Europas gegenüber ſpielen muß, als der da durchaus immer den Friedenskönig Melchiſedeck machen und den Freiheitskämpfern das Schwerdt in die Scheide zurückdrängen müſſe, daß er alſo ihren Entwürfen immer im Wege ſein würde, daß ſie, ſo lange er in Rom ſei, im Mittelpunkte Italiens, ihre unita und liberta nimmer erlangen und erſtreiten würden, dann wichen ſie gewöhnlich mit verlegenen und blöden Geſichtern zurück und riefen, als wenn ich durch die Möglichkeit der Wegſchaffung des Pabſtes ihnen einen Frevel zugemuthet hätte, ſtotternd: Ma, signore, il santissimo padre? come questo? — Dies Come questo? iſt es eben, an ſolchen Hochgebirgsſchrecken ſcheitern die Gedanken der Völker — wie viel mancher Italiäner ſich augenblicklich auch gebärdet, den Pabſt und alle Prieſter auf einmal aus dem Lande zu jagen, es kommt doch die geglaubte im

Pabſt ruhende göttliche Majeſtät ihm wieder und ſchlägt ihm in den trotzigen Nacken.

Dieſe verlegenen Geſichter und herausgeſtotterten Worte der Fuorusciti, dieſes Come questo? fallen mir ein, wenn ich meine Augen und Gedanken auf Italien richte. Auf den Alpen ſtehen nördlich und weſtlich die Völker, welche Italiens Schirmer und Hüter ſein könnten und ſein ſollten, aber lieber Mitherrſcher und Oberherrſcher darin ſein wollen; Oeſterreich ſteht wenigſtens mit einem ziemlich ſtarken Fuße ſchon im Lande; da nun unita und liberta und independenza verſungen und verklungen ſind, ſo iſt vielfältiglich von einem zu bindenden großen italiäniſchen Bunde in der Art des deutſchen Bundes die Rede geweſen. Stärker und feſter als dieſer würde er wohl ſchwerlich werden. Aber wer ſoll der Erſte, wer ſoll der Fürſt und Führer des Bundes ſein? Oeſterreich ſagen die Einen, der Pabſt ſagen die Andern. Wäre dieſe Zweiheit nicht da, ſo wären noch wohl manche andre Hinderniſſe und Bedenklichkeiten, beſonders die Bedenklichkeit, ob Napoleon ruhig zuſehen würde, wenn Oeſterreich an die Spitze treten wollte. Es liegt einſtweilen unter den aufgehobenen Schwerdtern der Fremden, welche neben der großen Balancierſtange Italiens, dem Pabſt, ihre Schwerdter als eben ſo viele kleinere Balancierſtangen über den Köpfen der kleineren italiäniſchen Fürſten halten, alles noch in Unordnung und Verwirrung darnieder.

e. Rußland.

Unſere kurzen Gedanken müſſen dem Gange unſrer vorigen Betrachtungen folgen, und ſo kommen wir von Italien und Oeſterreich auf dem natürlich gegebenen Wege zu den Ruſſen, und mit ihnen kommen wir zu den Slaven, dem zweiten Hauptvolk der Neueren Geſchichte, welches ſechs ſieben Jahrhunderte ſpäter als die Germanen auf der großen Schaubühne aufgetreten iſt: denn erſt mit dem ſechsten Jahrhundert ſind die ſlaviſchen Namen und Stämme zur Kunde der Welt durchgebrochen. Wo ſie früherhin in dicker Fülle geſeſſen, wird wohl keiner genau darthun können. Als das große Gothenreich im Norden über den Karpathen und dem Schwarzen Meer durch die Hunnen gebrochen war, und als dieſe wieder nach ihres Attila Tode mehr und mehr zerbröckelt und verſchollen waren, kamen ſie einzeln zum Vorſchein in den weiten Bezirken zwiſchen Karpathen, Weichſel und Wolga: In dem geographiſch und hiſtoriſch ſo fabelhaften Sarmatien und Scythien haben ſie wohl geſeſſen. Der Fall der Gothen und Hunnen hat ihrem Namen zuerſt Luft gemacht. Jetzt wohnen ſie, wenn man einzelne deutſche Kolonieen abrechnet, viel weiter verbreitet als die Deutſchen, von der Spitze von Morea bis ans Eismeer, von der Kaspiſchen See bis zur Adria: weiteſte Länder, verſchiedenſte Klimate. Schon dieſe verſchiedenen Klimate in ihren Wohnſitzen haben im Ablauf vieler Jahrhunderte große Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Anlagen, Strebungen und Entwickelungen hervorbringen müſſen: denn wenn auch der in unbekannter Vorzeit den Völkern gegebene Stämpel zuletzt gleichſam zu einem Naturſtämpel derſelben geworden iſt, die Macht des Klimas wird und bleibt endlich doch immer eine gewaltige, und grade dieſe Macht ſcheint einem gewiſſenhaften Forſcher und Betrachter der menſchlichen Entwickelungen zur Ausprägung und Ausdrückung jenes ſogenannten Naturſtämpels auf die Stirn der Völker am meiſten gewirkt zu haben. Wenn wir uns nun die verſchiedenartigen Völker betrachten und ſie vergleichend neben einander ſtellen, ſo dünkt es uns, es ſei zwiſchen den Slavenſtämmen eine viel größere Verſchiedenheit als zwiſchen den verſchiedenen Stämmen unſerer Deutſchen. Vorzüglich drückt ſich dies zwiſchen den Hauptſtämmen aus. Da mögen nun außer den klimatiſchen Einwirkungen noch andre Grundurſachen ſein bei der Entſtehung und Ausprägung der Lebensformen der einzelnen Stämme, Urſachen, zu deren Erklärung uns jeder geſchichtliche Schlüſſel fehlt. Wir Deutſche haben wenigſtens noch zwei reine wenig gemiſchte Hauptſtämme außer ſolchen Miſchlingen (Engländer, Schotten u. ſ. w.), die wir uns etwa halb zuzählen können: nämlich die eigentlichen Deutſchen und die Skandinaven. Obgleich dieſe vielleicht ſchon durch die Urſtämme dann noch mehr durch das Klima große Verſchiedenheiten zeigen, ſo ſcheinen ſie mir wieder doch einander nicht ſo fremd und fern, als zum Beiſpiel nur die Ruſſen und Czechen.

Wollen wir von einem Grundunterſchied des Germanen und Slaven ſprechen, ſo iſt der erſte ſchwer und fröhlich, der zweite leicht und luſtig, der erſte ſinnig und zutaſtend, der zweite leichtfertig und zugreifend; im Handeln ſcheint der erſte geſchwind und fertig, der zweite langſam und unfertig. Man ſtelle einmal die Ruſſen und Polen einander gegenüber, welche ungeheure Unterſchiede erſcheinen da augenblicklich! Auf den erſten Anblick und nach dem Eindruck des erſten Anblicks iſt der Pole offenbar der Leichtere, Schönere, Gewandtere, mit einem feineren Weltſchein, möchte man ſagen, wenn man's nicht Menſchenſchein nennen darf. Der Ruſſe hat etwas ihm ganz Eigenthümliches, was ſich ſogleich als etwas Ungewöhnliches und Barbariſches ankündigt; es iſt nicht ein gewiſſes Aſiatiſches, was ſich ihm vielfach angehängt und aufgeprägt hat, es iſt ein Inſichfeſtes, Inſichglückliches und Inſichſtolzes, welches ihm eine eigne Heiterkeit und Behaglichkeit giebt, wo die andern Slaven nur den Ausdruck von Leichtſinn und Luſtigkeit zeigen. Die meiſten Ruſſen, wenn ſie ſatt und eben nicht geprügelt ſind, tragen in ihren Geſichtern eine breite Selbſtgenüge und faſt alle mancherlei Schatten und Linien von Schalkheit und Liſt, wenigſtens von einem Etwas, was der gutmüthige, einfältige Deutſche mit dieſen Namen bezeichnen wird. Sie und, ich meine, die meiſten ſlaviſchen Stämme haben daher auch viel mehr wechſelnde und ſpringende Gebärdenſpiele heftiger Leidenſchaften und ſchalkiſcher Gefühle in ihren Geſichtern, als die Deutſchen und ihre nächſten Verwandten. Daß nun viele Ruſſen durch mannigfaltigſte jahrhundertlange Miſchungen mit Tataren, Mongolen u. ſ. w. und durch die häufige Gemeinſchaft mit vielen Aſiaten in Haltung und Geſtalt ein gewiſſes Aſien zeigen, wer wollte das leugnen? Eine dahin ſpielende Aehnlichkeit der Erſcheinung habe ich in den Köpfen der Donauſlaven gewahrt, welche unter dem türkiſchen Scepter leben. Solche Aehnlichkeit, muß man nicht meinen, weiſe immer auf Abſtammung und Miſchung des Bluts hin; nein, es iſt und kann die einfache Wirkung des Auges durch das lange Zuſammenleben verſchiedenartiger Völker ſein. Die Bilder, welche man täglich ſieht, ſpiegeln ſich zuletzt in den Geſtalten der Lebendigen ab. Wenn man dem gebildeten Deutſchen, Engländer und Franzoſen immer den denkenden, um ſich ſchauenden und oft auch den ſorgenden und mühevollen Menſchen anſieht, ſo verräth jeder Slave am Don und an der Wolga, wie an der Donau und an der Adria in einer breiten Sorgloſigkeit und häufigen Trotzigkeit des Antlitzes den Menſchen, der nach dem Himmel nicht wie nach der liebenden Vorſehung ſondern wie nach einem eiſernen fatum blickt. Weil er jenes Eiſen nicht biegen kann, verſchmäht er ſich vor ihm zu beugen. Der Deutſche und Engländer nennt ſelbſt den ruſſiſchen Knäs einen Knecht, und dieſer Knäs, weil er gewohnt iſt, den Willen ſeines Czars wie ein fatum divinum anzuſehen und anzubeten, ſo trägt er, was uns freilich kaum begreiflich däucht, die Stirn oft ſtolz und hoch. Wem jeden Augenblick das Plötzlichſte und Gewaltigſte widerfahren darf, wie ſollte der ſorgen und fragen, was morgen oder übermorgen etwa ſein wird? Wir ſehen ja Ruſſen bei uns mehr, als uns lieb iſt, auf allen Gaſſen und Landſtraßen umherlaufen, meiſtens aus den vornehmeren Klaſſen, welche am meiſten Gelegenheit und Uebung haben ſich ein verwegenes Tatarengeſicht zuzulegen; wir verwundern und ärgern uns ihrer groben knechtiſchen Unverſchämtheit und ihres aſiatiſchen Uebermuths, aber wenn wir uns genug geärgert und unſre Blödigkeit genug geſcholten haben, müſſen wir endlich doch ſagen: wie dieſe vornehmen Barbaren immer ſein mögen, es ſind doch Kerle für ſich und die da auf ein Volk hinter ſich hinweiſen. Wer aber in einem ruſſiſchen Feldlager geweſen iſt, wer in den großen Hauptſtädten bei Aufzügen und Feſtlichkeiten die Köpfe der hervorragenden moskowitiſchen Männer ſich betrachtet hat, der nimmt einen Eindruck und eine Erinnerung mit, als wäre er einmal in Aſien bei dem Schach von Perſien oder bei dem Sultan in Konſtantinopel geweſen. Ja wer in ſolchem Feldlager und in dem ſtummen oder flüſternden Paläſten der Höchſten zehn zwanzig Jahre durch die Eiſen- und Stahl-Härtung des Deſpotismus zugleich hart und geſchmeidig geſchmiedet iſt, der kann, ohne ein großer Mann zu ſein, doch das Gepräge und Antlitz des feſteſten und entſchloſſenſten Mannes gewinnen. Alſo hier manche bedeutungsvolle Geſichter

Kobold und anderes Ungethüm kann dann den Thieren schaden, und der Puk kann desto ungehinderter sein gedeihliches Wesen treiben.

Auf dem zweiten Håll, zu Märsta, hatte ich Händel mit dem Skjutsbonde. Er sah mich nemlich als einen Fremdling noch nicht ganz flügge an und glaubte einen jungen Vogel vor sich zu haben, dem er leicht einige Federn ausziehen könne, und forderte also keckweg 12 Schillinge Banko für die Meile, da er doch nach dem Gesetze ein Drittel weniger haben soll. Ich war ruhig, nahm die Gästgifvareordnung, las ihm einen Artikel daraus vor und sagte ihm, ich könne allenfalls gleich selbst die Exekution übernehmen. Da ward er kirre und bat, ich möchte es doch nicht ins Tagebuch schreiben. Ich führe dies nur als ein Beispiel an. Solche Versuche zu prellen sind bei der ehrlichsten Nation äuſserst selten. Wohl aber können sie in den Gästgifvaregårdar zunächst der Hauptstadt vorfallen, wo alle Verdorbenheit und Spitzbüberei leicht mit einreiſst, wie dies bei allen groſsen Städten ist. In Fittia, Rotebro und andern Håll zunächst bei Stockmit einer Art Mannsgepräge ohne Mannsinhalt. Ich habe in Petersburg manche ſolche Köpfe nicht ohne Erſtaunen geſehen. Die Menſchen wollen einem kaum glauben, daß eine ſolche Art im Lande der Knute und Batogge möglich ſei; aber man begreift, daß auch der Knecht, der Kerls genug iſt des Entſchluſſes ſich vor nichts mehr fürchten zu wollen, ſich in der Gebärde zum ſtolzen Schein des Herrn erheben könne. Solche Geſichter zeigen ſich in Moskovien, ſie zeigen ſich gewiß auch in Bosnien und Bulgarien und unter den Albaneſen und Arnauten. Wer alle Furcht überwunden hat, muß immer einem mächtigen und gewaltigen Kerl gleich ſehen.

Ich habe ſchon von der Verſchiedenheit der äußern Geſtalt der verſchiedenen ſlaviſchen Hauptſtämme geſprochen. Sie iſt wirklich die allerverſchiedenſte. Der Ruſſe, wie viel man auch fremdartige beſonders aſiatiſche Spuren in ihm entdeckt, hat ſich in allen ſeinen Ständen doch zu einem ſehr gemeinſamen Gepräge der Gebärde und des Ausdrucks ausgebildet; man kann ſagen, der Edelmann ſieht dem Knecht ähnlich, der Edelmann, wenn es nicht zufällig ein Deutſcher oder Schwede (aus Eſthland, Lievland) iſt, und der Knecht fließen ganz zu Einem Volk in einander. Ganz anders zeigt ſich das bei dem Polen. Dieſer, äußerlich gewandter, hübſcher, ſchwunghafter, mit einem Anſtrich von abentheuerlicher Ritterlichkeit, hält die Geſtalt und das Gepräge des Ausdrucks von Geſtalt und Gebärde zwiſchen dem Herrn und Knecht himmelweit auseinander. Dies iſt ja Polens Unglück geweſen, daß die Erſten nichts haben als Ritter ſein wollen, daß die Zweiten nichts als Knechte haben ſein und bleiben ſollen. Sie ſind durch ihr ausſchweifendes und übermüthig liederliches ſogenanntes Ritterthum, womit ſie noch heute prahlen und was die Unglücklichen ſelbſt in den Gaſſen von London, Paris und Neuyork noch nicht vergeſſen können, untergegangen. Noch heute kennen ſie daheim kaum etwas Anderes als den ſtolzen Herrn, den demüthigen Knecht und den bei ihnen vorzüglich hauſenden verſprengten Kavalier der Weltgeſchichte, den Juden, als mäkelnden und Geld ſchaffenden und Geld preſſenden Vermittler zwiſchen ihnen beiden. Es begegnet einem ja täglich die Gegenwart und die Erinnerung des polniſchen Jammers, aber man kann mit Solchen nicht ſingen Noch iſt Polen nicht verloren. Sie waren zu leichtfertig, zu treulos, als daß ſie ein Volk und Staat hätten bleiben können. Ich ſage treulos, will das Wort aber nicht in dem ſchweren deutſchen Sinn genommen wiſſen, ſondern ich meine damit ungefähr etwas dem franzöſiſchen leger et perfide Aehnliches. Den Inhalt dieſer beiden Wörter haben die Polen ſelbſt den leichten Franzoſen gegenüber im dreifachen Maaße. — Stelle ich uns nun einmal die Czechen her, die in Böhmen und in den Karpathen lebenden Slaven, wie erſcheinen die uns gar anders, beinahe wie ein durchaus fremdartiges Volk! Wer wird uns heute die Miſchung nachweiſen, wodurch ſie geworden ſind, was ſie ſind? Körperlich betrachtet haben ſie auch die allgemeine ſlaviſche Gewandtheit, aber im Ganzen geſchmeidigeren, feineren Gliederbau als beide der Ruſſe und der Pole, größere Blondheit als dieſe beide, kleinere Köpfe mit ſehr hellen leuchtenden Augen, ſchlankeren Wuchs. Man empfindet dies ſo recht, wenn man einige böhmiſche Regimenter aufmarſchiert geſehen hat und ſie mit ruſſiſchen und deutſchen vergleicht. Auch in der Gebärde der Czechen herrſcht ein viel größerer Ernſt fern von der Luſtigkeit und Leichtfertigkeit der beiden andern. Dieſen Ernſt kann man nun wohl zum Theil aus ihren Geſchicken erklären, aus den ſchrecklichen Verfolgungen und Zertretungen, welche ſie ihrer Religionen wegen erlitten haben; aber wir fallen hier ſogleich in den hiſtoriſchen Zirkel hinein, indem wir vielleicht ſagen müſſen: Nicht daraus iſt jener Ernſt entſprungen, ſondern weil der czechiſche Stamm ſo viel Ernſt und Tiefſinn im Gemüthe hatte, mußte er ſo harte und grimmige Geſchichten erleben und machen.

Doch von allen dieſen Abſprüngen zu unſern Ruſſen zurück. Wir in unſerm Weſten hören mit Schauder und Grauſen die Fabeln und Mährchen von der ſchrecklichen Scutica oder Knute und von den Zobeljägern in Sibirien und den Goldgräbern zu Nertſchinsk, es weht uns von Petersburg und Moskau der eiskalte Hauch eines aſiatiſchen Deſpotismus. Wer wagt zu ſagen, daß dies bloße Fabeln und Mährchen ſind, welche die verfluchten Liberalen und Demokraten über das chriſtliche Rußland, das herrlichſte, mächtigſte Reich der orthodoxen griechiſchen Kirche, verbreiten und ausrufen? Es iſt hier, wie geſagt, vielfältiglich ein aſiatiſches Gepräge des Lebens und ſichtlich auch ein ähnliches Gepräge von Verfaſſung, Staat und Verwaltung, aber man darf hier über großen Gebrechen und Mängeln den Kern eines großen Volks nicht verkennen. Ja die Ruſſen, wie deſpotiſch und aſiatiſch ſie immer geführt und regiert werden mögen, haben einen mächtigen Kern, ſie müſſen mit Recht ein großes gewaltiges Volk heißen. Bei aller Schrecklichkeit und Fürchterlichkeit, welche die ſultaniſche Macht des Czars und das Gerücht der ſcheußlichen Knute auch auf die

Einbildungskraft des Weſtens üben mag, es wird in Rußland eben wegen des ganz verſchiedenen Volkscharakters doch ganz anders, doch viel menſchlicher und chriſtlicher gelebt, als jemals in dem freien Polen — daß ich von dem gegenwärtigen ſchweige — gelebt worden iſt. Es iſt bei dieſem moskovitiſchen Volk mitten in aller Knechtſchaft viele Chriſtlichkeit und Menſchlichkeit, es iſt Treue und Gottesfurcht unter den Ruſſen. Solche Tugenden decken die Menge der Sünden zu und machen auch Zuſtände und Gebrechen erträglich, die ſonſt unerträglich ſein würden. Die Ruſſen ſind, aus welchem Geſichtspunkte man ihre Zuſtände auch beurtheilen möge, ein tüchtiges ganzes Volk, und verdienen ein ganzes Volk zu ſein. Sie ſind in langen viele Jahrhunderte dauernden Kämpfen mit Mongolen, Schweden und Polen gleichſam zu Einem Volk zuſammengekeilt worden, zu dem Stal und der Eiſenhärte gehärtet worden, wodurch ſie ſich zu Hauſe und im Kriege auszeichnen. Man datirt ihre Geſchichte gewöhnlich von Peter dem Großen an, das heißt von 160 Jahren her. Freilich Peter, dieſer außerordentliche Barbar, hat ſie mit einer gewiſſen Gewalt in die europäiſche Welt gleichſam hineingeſtoßen, aber ihr Verdienſt bleibt, daß ſie ſich gar bald und gar klug in dieſe Welt finden gelernt haben und nur zu flink geſcheidt und geſchwind darin einherſchreiten und fortſchreiten. Sie ſind mit Gewalt hineingeſtoßen, ſie haben ſich ſelbſt weiter fortgeſtoßen, und ſtoßen ſich durch einen Trieb der Geſchwindigkeit, mit welcher Peter ſie ſchnellte, ſo gewaltig durch uns fort und in uns hinein, daß uns darüber die Augen übergehen wollen. Man meſſe nur die Weite der Schritte, welche dieſes Volk, dem Peter die erſten Zotten von ihren Pelzen und Bärenbärten ausriß, in dieſen 160 Jahren gemacht hat. Die Geſchichte Rußlands liegt ja vor uns, und dieſes Volk, wie in alten Tagen die Römer, wie in neuen die Engländer, hat unter ſchwachen und ſtarken, unter weiſen und dummen Regierungen nimmer ſein Ziel aus den Augen verloren, und Peters Loſung, des ſpäteren Suworows Loſung Vorwärts! und nimmer zurück! dies iſt ſein Eigenes, dies iſt ſein Inhalt und ſein Kern, ein Kern, den man nicht beſchreiben kann. So iſt es, ſo unglaublich iſt es, und doch iſt es wahr: Bei allen Gebrechen der ruſſiſchen Zuſtände und Verhältniſſe, bei allen gräulichen Gebrechen der Verwaltung in bürgerlichen und kriegsmänniſchen Abtheilungen und Verhältniſſen, bei aller Gewiſſenloſigkeit, Faulheit, Liederlichkeit und Beſtechlichkeit der Beamten, wie es in deſpotiſchen Staaten immer zu ſein pflegt, und auch in Rußland iſt, lebt und webt in dem Ganzen doch ein Geiſt des Lebens, der Kraft und des Muthes, ein Stolz, Gefühl und Sinn der Gemeinſamkeit, der viele der größten Mängel beſſert. Man möchte ſagen, der Name Ruſſe iſt bei dem Volke einem Schöpfungsworte gleich, kraft dieſes Lautes und Namens und ſeines Stolzes und Ruhms ſind ſie ein gebietendes europäiſches Volk geworden. Ja in der Bruſt des gemeinſten ruſſiſchen Kriegers glüht dieſer Stolz, wie in der Bruſt eines Suworow und Sabalkansky, und der ärmſte ruſſiſche Bettler ſtößt den dargebotenen Goldklumpen von ſich, wenn er gegen ſein Vaterland den Späher oder Verräther machen ſoll. Wahrlich hier ſind ſie dem Stolz von Spaniern, Engländern und Franzoſen zu vergleichen — und wir Deutſche, wo bleiben wir hier mit unſrer oft ſo närriſch aufgerufenen und geprieſenen deutſchen Treue? Wie viele deutſche Namen in der Geſchichte, die durch die lange Schande noch nicht blaß gemacht ſind! wie viele der noch lebenden Deutſchen — mögen ſie hiebei ihres Götzen Napoleon gedenken — die vor den Kantſchuleuten erröthen ſollten! Ja ihr, die deutſche Treue nennt, ſchreit nur durch den von deutſchen Buben und Verräthern mit verwüſteten deutſchen Reichswald Iſt denn kein Dalberg da? Haben wir etwa die

Ahrenberge, Iſenburge, Dalberge, Wolfradte von Linden der Jahre zwiſchen 1806 und 1813 ſchon vergeſſen? ja ſitzt nicht ein Dalberg, von Napoleon mit deutſchen Millionen Thaler zum Duc de France ernannt, der mit ſchaamloſeſter Stirn noch bei den Kongreſſen von 1814 und 1815 für die Wälſchen den Reichsmitverkäufer machte, heute als ein deutſcher Franzoſe unter Franzoſen? Schweige!

Dieſes mächtige, einträchtige, einige, ganze Volk ſteht hart an uns, und, wie Einige ſagen und klagen, es ſteht ſchon hart auf uns. Nun ſo arg iſt es gottlob noch nicht, aber ein Hütet euch! müſſen wir uns bei ſeinem Anblick zu jeder Stunde zurufen. Man nennt uns immer nur den ruſſiſchen Kaiſer; man hat früher Katharinen und auch Alexander genannt. Ganz recht; es ſind die großen Hauptfiguren, und der Nikolaus, deſſen Name ja Volksbeſieger bedeutet, iſt ein ganzer Mann und ein tüchtiger Kaiſer für die Ruſſen; aber wie ſehr der Herrſcher und Gebieter auch lenke und treibe, er wird doch durch das Volk nicht nur immer mitgetrieben, ſondern im eigentlichen Sinn fortgetrieben: er muß mit dieſem ſeinem Volke eben ſo vorwärts, wie die freieren Völker, die Engländer und Franzoſen, eben durch das Ding, was ſie Volksmeinung, den öffentlichen Geiſt nennen, ihre

Regierungen treiben. Für ſein Vaterland, für ſeines Vaterlandes Ruhm und Größe iſt jeder Ruſſe der thätigſte und gerührigſte. Deswegen ſind die ruſſiſchen Diplomaten eben ſo berühmt und gefürchtet als die franzöſiſchen, weil die Ruſſen das mit den Franzoſen gemein haben, daß ſie in der Fremde immer ſpähen, zetteln und ſchaffen müſſen, wo der Deutſche zum Beiſpiel ſich nach ſeiner Haus- und Gemüthsweiſe bald wieder in ſeinen gewöhnlichen Ruheſtand zu ſetzen ſucht. Wie man nun auch den Kaiſer Nikolaus beurtheilen mag, er muß ein geſchwindes, ſcharfes, kluges, nach allen Seiten hin gewendetes Auge haben, er muß ein ruſſiſches Auge und ein ruſſiſches Herz haben, er muß den Sinn und Willen ſeines Volks ausführen. Der Kaiſer iſt ein ſterblicher Mann, aber dieſes Volk trägt einſtweilen noch den Stämpel, als ſei es für die Ewigkeit gebaut! Ich meine hiemit nicht das tiefſte innerſte Vermögen, ſondern jene Unruhe wimmelnder und ſtrebender Kräfte, die ſich nach allen Seiten hin für die Ausgreifungen der Fäuſte Raum und Luft ſucht. Will ich uns Deutſchen, welchen böſe Narren und feige Memmen nur zu viele leere und falſche Schrecken vorgaukeln, hiemit einen ruſſiſchen oder gar nikolaitiſchen Vogelſcheuch hinſtellen? Nein, dies will ich gewiß nicht; aber auf das Rohr Aegyptens will ich hier hinweiſen: Deutſche, wollet euch auf dieſes Rohr, das an der Newa wächſt, nicht ſtützen, fürchtet vielmehr die euch gefährlichen ruſſiſchen Liſten und Hinterliſten. Dieſes Volk iſt keinem treu als ihm ſelbſt. Wie geſagt, die ruſſiſchen Liſten und diplomatiſchen Zettelungen und Stämpelungen unter uns und gegen uns haben wir immer zu fürchten, auf dem politiſchen diplomatiſchen Schlachtfelde können wir bei unſerer jämmerlichen Zerriſſenheit und Eiferſüchtelei nimmer Siege erfechten; auf dem wirklichen Schlachtfelde, wo von den Federn nicht Dinte ſondern von den Schwerdtern Blut verſprützt wird, werden wir ihnen, wenn wir uns nicht ſelbſt verlaſſen, immer noch gewachſen ſein.

Wie Rußland Oeſterreich gegenüber ſteht oder vielmehr wie Oeſterreich ſich Rußland gegenüber endlich an der Donau ſtellen ſollte, haben wir vorher geſehen. Jetzt iſt ein ruſſiſchtürkiſcher Krieg wirklich ausgebrochen und die europäiſchen Diplomaten ſchaaren ſich in London, Paris und Wien, um das türkiſche Reich vor den räuberiſchen Klauen des übermüthigen und länderdurſtigen Moskoviten zu retten. Wird dieſer Krieg ein großer Krieg werden? wird er eine europäiſche Noth und endlich auch gar noch eine deutſche ſchwere Noth werden? Das Letzte wolle Gott verhüten!

holm und Götheburg trifft man wohl Hällkarlar und Skjutsbönder, die nicht besser sind als ihre Gesellen in andern Ländern.

Ich rollte vor Märsta, dem alten Sigtuna, jetzt ein kümmerliches Städtchen, vorbei. Die letzten anderthalb Meilen vor Upsala, von Alsike an, wird der Weg lustiger und waldreicher; zuletzt geht es beinahe eine halbe Meile einen schnurgeraden Weg durch den Wald, der das Schloſs und einen Theil der Stadt als Prospekt sehen läſst. Im lustigsten Sonnenschein fuhr ich um halb 4 Uhr Nachmittags in Upsala ein. So hatte ich in $7\frac{1}{2}$ Stunden 7 schwedische oder etwas über 10 teutsche Meilen gemacht. Das heiſst doch wohl gut fahren? Aber die Schlittenbahn war auch trefflich.

Aufenthalt in Upsala vom 26. März bis zum 18. April.

Mein Quartier war schon vorher durch einen Freund bestellt und zwar in einem Gasthause oder Källare, wie sie in Schweden heiſsen. Ich wollte gern in einem stillen Privat-

Bei den politiſchen Wirren, worin wir ſtecken, würden wir unſer Blut und Geld wieder umſonſt zu Markt tragen, und Ruſſen und Engländer ſich am Ende damit luſtig machen.

Alſo ein Türkenkrieg, weil Nikolaus, der auch von England verwöhnte Nikolaus durchaus den allgebietenden Großruſſen ſpielen will. Einige meinen, es habe die letzte Stunde des osmaniſchen Reichs geſchlagen und es müſſen über ſeine ſchönen Lande die Theilungslooſe geworfen werden. Wir glauben, daß die Stunde noch nicht da iſt, daß die Jäger ſich über das Fell des Bären noch nicht vertragen haben, in dem gegenwärtigen Augenblick auch nicht leicht werden vertragen können. Es wäre doch auch nicht unmöglich, daß der Bär, wenn er merkte, daß es ihm an das Leben gehen ſolle, ſchärfere Tatzen der Gegenwehr herausſtrecken könnte, als man jetzt an ihm ſieht. Es iſt wahr, der Osmane mit ſeinen Sitten und Gewohnheiten, mit ſeiner Vielweiberei und der davon unzertrennlichen Sklaverei und Sultanei iſt kein europäiſches Gewächs und müßte alſo aus Europa herausgewieſen werden. Aber wohin mit ihm? und was dann? Der Ruſſe dürfte auf keinen Fall von dem Raube etwas bekommen; er hat genug, wenn er mit Don und Dnepr an das Schwarze, mit der Wolga an das Kaſpiſche Meer gelangt, wo er ſchon iſt; Oeſterreich haben wir an dem weſtlichen Schwarzen Meer und an der Donau ſchon ſein gebührliches Theil angewieſen; aber wohin mit dem Uebrigen? was daraus machen? Entwürfe und Zuſchneidungen ſind das Allerleichteſte von der Welt, aber der horaziſche Spruch iſt da mit ſeiner ewigen Wahrheit Aus jedem Trittvögelholz meißelt man keinen Merkurius. Man ſagt ſo leicht obenhin: Nun wenn Oeſterreich ſein gebührliches Theil genommen hat, ſo bleibt der übrige Theil als ein griechiſches Reich und man verlegt die Reſidenz des Königs von Griechenland aus Athen in die alte Hauptſtadt Konſtantinopel. Und in Aſien? je nun, in Aſien da mag der Großtürk ſich's auf ſeine Weiſe nach Belieben wieder zurechtlegen und bequem machen. — Ei! allerliebſt. Das ſind zu leichte und überhinfliegende Reden. Da vergißt man alle Geſchichte und gebärdet ſich, als wenn Europa und Aſien in den Dardanellen und dem Bosporus mit den ſchärfſten und mächtigſten Weltſcheeren von der Natur am weiteſten von einander abgeſchnitten wären. Ich ſage, wenn ich die Geſchichte frage und Land und Meer und Vogelflug und Schiffsflug betrachte, grade da, wo Konſtantinopel liegt, ſind die beiden Welttheile wie zwei Zwillinge, die hier gemeinſam Athem holen müſſen, recht feſt und wie auf ewig an einander verwachſen. Konſtantinopel iſt einer der größten und entſcheidendſten Weltpunkte. Wer dort als Herr ſitzt, der greift mit dem rechten Arm nach Aſien hinein, wie er mit der Linken in Europa gegen Weſten hin das alte Thracien, Möſien und Macedonien faßt. Ich rede deutlicher: Wie ich eben die Lande des weſtlichen Umgriffs der Hand, die von Konſtantinopel ausgreift, bezeichnet habe, muß ich behaupten: *Zu dieſer herrlichen Stadt und ihrer Gelegenheit gehört die Herrſchaft über Vorderaſien bis an den Kaukaſus und den ciliciſchen Taurus, alſo die Herrſchaft über das ganze Anatolien.* Alſo bis ſo weit müßte nun unſer neues griechiſches Reich ſich erſtrecken. Aber ich frage nun weiter: Was für ein neues chriſtliches Reich? und aus welchem Holze ſollte man den neuen Merkurius zurechtſchnitzeln? Leider kennen wir ja die neuen Graeculi: wir wiſſen auch, mit welcher Jämmerlichkeit ihre entarteten und doch chriſtlichorthodoxeſten Vorfahren ihr bischen Chriſtenthum und ſich ſelbſt von einigen hunderttauſend Saracenen haben vernichten und unterdrücken laſſen; und nun ſollten ihre durch lange Sklaverei und hündiſche Erniedrigung verkommenen und welken Reſte ein neues Reich ſchaffen und bilden helfen, und zwar dies mit den muhamedaniſchen Osmanen zuſammen, deren in Europa und Vorderaſien doch wenigſtens ſechs ſieben Millionen ſein werden? Oder meint man alle Osmanen mit einander, ſowohl die europäiſchen als die aſiatiſchen, durch die ciliciſchen Thore nach Süden hinauf in Syrien und Meſopotamien hineintreiben zu können? Aber ſolche Menſchentreiberei iſt bei den gegenwärtigen politiſchen Zuſtänden der Osmanen, die nicht mehr wie ihre berittenen tatariſchen Vorfahren als Hirtenvolk unter Zelten lagern, eben nun eine kleine Unmöglichkeit. — Nun es muß dann eben werden, wie es werden kann, ein Tale Quale, wie die Mönche ein gewiſſes unvollkommnes Halbding zu nennen pflegen. Auf jeden Fall würde es zwanzigmal dicker werden als das jetzige Königreich Griechenland. Freilich ein Tale Quale, und welches! welch ein wunderlichſtes Gemiſch der verſchiedenſten Völkerſtämme und ihrer zum Theil verrotteten Brüche! Es würde eine wahre Schöpferkraft dazu gehören — und könnte ſolche aus dem neuen Stambul hervorgehen? — aus ſolchen Elementen mit ſtarken gewaltigen Fäuſten Etwas zuſammenzuſchlagen und dann ein neues Ganzes daraus zu bilden. Hierunter Reſte von türkiſcher Art, dann die Menge der verſchiedenen Slavenſtämme, endlich Arnauten, Albaneſen, Halbchriſten, Halbmuhamedaner, aus allem Dieſem ein Neuchriſtliches zu machen. Einzelne dieſer Stoffe möchten zu einem Grundbau wirklich brauchbar ſein, zum Beiſpiel die wilden tapfern trotzigen Arnauten und Albaneſen, Enkel der weiland Macedonier, Illyrier und Epiroten; aber der Arm, der Arm, oder vielmehr die gewaltige Fauſt, welche das Alles zuſammenſchlagen und zuſammenhalten ſollte? Wahrlich bei manchem Blick, welchen wir auf reichſte ſchönſte Gebiete dieſes Erdballs werfen, müſſen wir an den Menſchen faſt verzagen, die berufen wären, menſchliche Erdſtücke daraus zu machen.

Doch genug. Die Türkei iſt noch nicht getheilt, und ich ſage mit Schmalz: Ich ſtecke nicht mit darin. Das griechiſche Chriſtenthum hat das alte verfaulte Griechenland und Aſien nicht vor Knechtſchaft retten gekonnt; nur das abendländiſche Chriſtenthum hat freie himmliſche Sonnenkinder gezeugt.

d. Spanien.

Auf Rußland folgt ganz natürlich Spanien. Wie durch und über die Ruſſen die Luft Aſiens hinweht, ſo weht eine ſolche Luft als eine Luft beide Aſias und

Afrikas über und durch Spanien hin, ja ſie weht und haucht faſt aus Spanien heraus, viel mehr, als man das von den Ruſſen ſagen darf. Hierin haben die beiden großen Völker eine Aehnlichkeit, die Luft ſelbſt aber iſt die allerverſchiedenſte. Bei dem Ruſſen hat ſie den Athem des Sultans und des Sklaven, wovor uns andern Europäern graut; der Spanier hat die feinen Winde und Lüfte Aſiens geſchlürft, er hat noch heute viel von dem Gepräge und dem Schwunge des aſiatiſchen Ritters. Dieſer Ritter iſt der Araber auf dem fliegenden Hengſt der Wüſte in voller blinkender Waffenrüſtung, wie die Edelſten und Geſchwindeſten der Beduinen noch heute vor uns aufreiten und ein Abdelkader vor einigen Jahrzehenden vor den Franzoſen aufgeritten iſt. Saracenen, Mohren, Türken, dieſe Namen reihen wir an einander und miſchen ihre Bedeutung ganz wie die gleiche und verwiſchen daher die glänzenderen Farben in den Zügen und Sitten der verſchiedenen Völker, die uns ſeit dem lieben Mittelalter her nach chriſtlichen Gefühlen als dieſelben gräßlichen Heiden in Proſa und Verſen vor die Fantaſie geſtellt werden; das Wort Türk vollends löſcht allen Glanz der aſiatiſchen Bilder aus, er ſteht in der Fantaſie unſers Volks noch immer als das Bild jeder Grauſamkeit und Gräßlichkeit, wie viel von dieſer Gräßlichkeit er ſeit anderthalb Jahrhunderten auch verloren habe. Aber man wolle doch erwägen, welch ein Unterſchied zwiſchen einem kurdiſchen und arabiſchen Saracenen und einem rohen und wüſten Osmanen aus dem alten düſtern Turan des aſiatiſchen Nordens iſt. Auch auf den Namen Afrika darf man hier nicht zu ſehr drücken. Freilich aus Afrika kamen die Saracenen nach Spanien und Gallien hinein und brachten auch einen guten Schwarm Numidier und Mohren mit nach Hiſpanien hinüber. Aus arabiſchen und chriſtlichen Berichten des Mittelalters wiſſen wir ungefähr, ſelbſt aus den Sagen, Mährchen und Gedichten des Spaniers des vierzehnten fünfzehnten Jahrhunderts noch, wie in der prächtigen pyrenäiſchen Halbinſel im Kriege und im Frieden geſtritten und gelebt worden iſt; wir ſehen in den Reſten der ſaraceniſchen Denkmäler, Schlöſſer, Paläſte u. ſ. w. in Granada, Kordova, Sevilla und an andern Stellen, welcher Art jene ſaraceniſchen Sultane und Ritter der Geſchichte und der Sagen haben ſein müſſen. Sie hauchten milderen Athem über Spanien, als den Ruſſen aus den nordiſchen Wüſten und Steppen und von den gräulichen Völkerſchaften des alten Turan über den Ural und die Wolga und von der Kaſpiſchen See her zugeweht worden iſt. Wir wiſſen aus der Geſchichte der langen acht Jahrhunderte dauernden Kämpfe der Chriſten und Heiden um die Herrſchaft Spaniens, daß, wenn in der Gleichgewichtsſchale des ſpaniſchen Krieges die Saracenen mit dem Schein des Unterliegens zuweilen von den Weſtgothen bedroht wurden, daß dann der mahnende Glaubensruf durch die Lande des Islam tönte, und nicht bloß aus Afrika und von den nächſten Küſten des Mittelmeers Tauſende friſcher Kämpfer über das Meer kamen, ſondern daß Arabien, Syrien, Meſopotamien und ſelbſt Perſien, nach dem Beiſpiel der in Paläſtina kämpfenden chriſtlichen Ritter des Abendlandes, oft die Blüthe ihrer Ritterſchaft in den heiligen Kampf ſandten. Dies waren keine rohe Barbaren wie Kirgiſen, Mongolen und Mandſchus, ſondern Männer und Jünglinge, damals durch Begeiſterung geadelt und auch viele von ihnen weit vor der Ritterſchaft des Abendlandes mit dem Schmuck der Wiſſenſchaft und Bildung angethan. Man geht gar nicht fehl, wenn man behauptet, daß das Schönſte und Liebenswürdigſte des chriſtlich abentheuerlichen Rittergeiſtes, welches Spanien geſchmückt hat, über die Pyrenäen auch nach Frankreich und von dort nach Italien und England und in ſeinen milderen Schatten und Farben ſelbſt nach unſerm Allemannien übergegangen iſt. In Spanien hat es ſich mit den Weſtgothen, dem mildeſten und edelſten Stamm der Germanen zu der Zeit, als ihnen die Zügel des Chriſtenthums um die trotzigen heidniſchen Nacken geworfen wurden, auf die allerliebenswürdigſte, anmuthigſte Weiſe zuſammengelebt. Der arabiſche Ritter war mit ſeinem abentheuerlichen Schwung auf den weſtgothiſchen, den die Sagen von Wodan und Thor und von dem Heldenreigen Walhalls die Bruſt noch durchlüfteten, als auf einen natürlichſten Verwandten gleichſam angewieſen. Dies hat ſich auch in Frankreich offenbart. Die franzöſiſche Ritterſchaft erſcheint in den oft wiederholten Kreuzzügen nach dem gelobten Lande und in den vierhundertjährigen Kämpfen mit den Angelſachſen nächſt der ſpaniſchen vor allen Europäern als die glänzendſte; vorzüglich gilt dies aber von den ächteſten franzöſiſchen Ritterlanden, von den Landſchaften des gothiſchen Stammes, von dem Languedoc, der Normandie und der Provence, neben der Bretagne, welche die Fabeln der celtiſchen Artusritterſchaft gehegt und entwickelt und ſelbſt in unſern Tagen in den fürchterlichen Feldzügen der Umwälzungsjahre von 1794 bis 1804 zur Wahrheit gemacht hat.

In ſolcher Weiſe, mein geliebtes Spanien, haſt du deine ritterliche Zumiſchung von dem beſten arabiſchen und ſyriſchen Saracenenſtoffe erhalten. Mir biſt du ſchon im Knabenalter als ein wunderſames Mährchenland zufällig zugeklungen werden, und wie habe ich aufgehorcht, als eine ſchöne Dirne meiner Heimath, deren Vater einige Jahre in Kadiz gewohnt hatte, mir ſang

Nach Hiſpanien! nach Hiſpanien!
In das Land der goldnen Mährchen!

Dieſes Mährchen ſollte dem Manne die glänzendſte Wahrheit und das fröhlichſte Glück werden: im Elend, aus der Heimath verjagt, als ich im alten Lande der nördlichſten Gothen am Mälare ſaß und an ſeinen Waſſern das Trauerlied von dem verlornen Vaterlande gleich den Kindern Jeruſalems an den Waſſern Babylons ſingen konnte, da, im Jahr 1808, als die Freudenbotſchaft von dem Kampf und Aufſtand der Spanier in Madrid wie eine Blitzleuchtung der Hoffnung und Rettung über die Länder flog, ſagte ich mit meinem närriſchen Könige Guſtav Adolf dem Vierten: „in Spanien wird der Weltwürger untergehen.“ Von da ab hat man wirklich wieder ſpaniſche Mährchen ſingen können, als Saragoſſa, Gerona, Tarragona Numantien wurden und Hannibal-Wellington durch glänzendſte Märſche und Siege ſeinen Zug durch die Pyrenäen vorbereitete. Seit jenen Tagen wohnt im hause wohnen, aber es waren keine Zimmer zu bekommen. Theils ist jetzt der Wintertermin da, wo die meisten Studenten in der Stadt sind; theils wohnen aus der umliegenden Gegend des Winters manche Edelleute in der Stadt, und manche, die von ihren Renten leben, haben sich wegen der muntern Nachbarbarschaft auch im Sommer auf immer dort niedergelassen, so daſs die Wohnungen knapp, und die Hausmiethen theuer sind. Mein Stern oder Unstern hatte mich in dasselbe Haus geführt, wo Herr Lenz so gewaltige Abentheuer erlebte, und die halsbrechende steinerne Treppe, die durch seine Füſse und Beschreibung so berühmt geworden ist, bin ich auch oft auf und ab gesprungen. Dieser Källare, vormals unter dem Namen Flodbergs Källare in ganz Schweden bekannt, heiſst jetzt Brelins Källare. Er liegt in dem schönsten Theil der Stadt, man kann wohl sagen, mitten darin, grade vor der groſsen Brücke, welche über den kleinen Strom führt, der die Stadt in zwei Hälften theilt. Hier hatte ich zwei kleine Zimmer, die grade auf die Brücke und den Strom, also auf den mir eine unauslöſchliche Liebe zu den Spaniern, und wenn ich ein Jüngling wäre, und doch, wenn ich kein Deutſcher wäre, und von meinem Vaterlande nichts Hoffnungsvolles und Siegreiches für die Zukunft mehr hoffte, ſo ſteht das Bild des Spaniers nächſt dem eines tapfern, frommen, nordiſchen, ſchwediſchen Bauers ſo leuchtend in mir und vor mir, daß ich vor allen Völkern und Ländern im ſchwediſchen Norrland oder im ſpaniſchen Katalonien und Arragonien mein Volk und Land ſuchen und wählen würde. Das ſind Fantaſieen und Liebſchaften der verſchiedenen Herzen, aber was können die verſchiedenen Herzen dafür, daß ſie von ihrer Gewalt gefaßt werden? was kann jeder einzelne Sterbliche dafür, daß es gleichſam von ſeinem Urſprunge her für ihn eine harmonia praestabilita gewiſſer Anſchauungen und Träume giebt, wie Geſichte und Gebilde einer früheſten Vorwelt, daß er ſeine beſtimmten Geſtaltungen, gleichſam Bilder urſprünglicher Liebe, lange vor jeder wirklichen weltlichen irdiſchen Liebſchaft auf dieſem unſern Planeten hat? Spanien hat mir vom Jahr 1808 bis zu unſern großen deutſchen Kriegsjahren viele ſchönſte Träume gegeben, aber wunderbar, dieſe Träume ſpielten immer in das mittelaltrige romantiſche Leben ſpaniſcher Ritter, Ritterſpiele, Reigen und Zauberſchlöſſer hinein, nimmer in die blutigen Wirren und Getümmel der fürchterlichen Jahre von 1808 bis 1814: ein Beweis, daß ſelbſt aller politiſche Zorn nebſt ſeinem politiſchen Wirrwarr in den dichteriſchen Zaubergärten der Fantaſie ſich verklärt und erliſcht. Weil dem Allem ſo iſt, ſo muß ich noch einmal, wohl zum letzten Mal, in dieſem irdiſchen Leben noch einige Worte von Spanien und zum Lobe der Spanier ſagen.

Ja, es iſt ein ſtarkes nicht nur durch die ganze Geſtaltung und Färbung des Spaniers, durch ſein Leben und ſeine Sprache und Literatur gehendes, ſondern auch ſein Innerſtes durchdringendes ſaraceniſches Etwas in dem Spanier; Spaniens Grundelemente gehören überhaupt zu den vortrefflichſten: die alten Celtiberier und Aſturier, welche unbeſiegliche, unbezwingliche Heldenherzen der Freiheit und Ehre! dazu die germaniſchen Sueven und Weſtgothen, ritterlichſte Kämpfer, endlich der ſaraceniſche, erleſenſte, ritterliche Stoff — aber freilich es ſind auch viele Romanen und Hebräer dabei. Dieſe letzten beiden Elemente hat man ſich in den reichen und üppigen ſpaniſchen Südlanden am meiſten zu denken, welche überhaupt das leichteſte beweglichſte Geſchlecht unter den andern Unbezwinglichen ſind, in hartnäckiger Tapferkeit und Ehrenfeſtigkeit mit ihnen gar nicht vergleichlich. Ich meine hier die Landſchaften Valencia, Murcia und den Süden Andaluſiens. Aus der Geſchichte der langen Sueven- und Weſtgothen-Kämpfe wiſſen wir, daß die romaniſchen Reſte, die feſten und reichen Küſtenſtädte dieſer Landſchaften, von der See her immer durch Zufuhr neuer Mannſchaft und Speiſe geſtärkt, ihr früheres romaniſches Leben unverrückt bewahrt und gerettet haben, indem ſie langſam nach immer wiederholten Kämpfen faſt alle durch Vertrag unter die weſtgothiſche Herrſchaft übergingen und alſo von ihren alten Sitten, Gebräuchen und Geſetzen faſt alles behalten und vieles davon nebſt der feſtgeordneten geiſtlichen Hierarchie der Kirche den Siegern mitzugebracht haben. Hier muß man ſich alſo ein mehr verderbtes und verweichlichtes Römiſches denken, welches ſpäterhin ſeit dem achten Jahrhundert manche Jahrhunderte hindurch, viel mehr als die Mitte, geſchweige der Norden, Spaniens mit dem Mohriſchen und Saraceniſchen durchmiſcht worden iſt. Wer hat die Kämpfe des ſechsjährigen franzöſiſchſpaniſchen und franzöſiſchengliſchen Krieges auf der Halbinſel nicht noch im friſcheſten Gedächtniß und auch die mannigfaltigſten und zum Theil gräulichſten Züge von einer Hartnäckigkeit und Grauſamkeit, welche uns als Zeichen eines wahren Saracenismus und Aſiatismus — darf ich ſagen meinte. Wie ſehr nun auch Napoleon und ſeine Lobpreiſer den edlen ſpaniſchen Trotz und Freiheitsſtolz als Barbarei und Verwilderung verſchreien mochten, jene Jahre des langen und mörderiſchen Kampfes haben den ſpaniſchen Namen zuerſt wieder aus einer gewiſſen Vergeſſenheit geweckt und in Europa gewiſſermaaßen wiederhergeſtellt. Es war den Spaniern die beiden vorigen Jahrhunderte ſchlecht ergangen; die hohe Meinung von ihrer Tapferkeit und Ritterlichkeit war mit ihrem alten Kriegsruhm ſeit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts immer tiefer geſunken; ihr Land war durch die zu geſchwinde Auswanderung der kräftigſten Jugend nach beiden Indien entvölkert, und bei allem Rufe von den Reichthümern dieſer Indien an Silber und Gold und den edelſten Juwelen und koſtbarſten Gewürzen der Welt lag Spanien ſeit dem Ausgange des ſiebenzehnten Jahrhunderts ermattet und erſchöpft da auf ſeinen fabelhaften Heldenſchild geſunken, gleichſam wie ein Traum von einer Traum geweſenen Größe. Zu dieſem iſt gekommen, daß ſich ſeit Philipp dem Zweiten und ſeinem Alba der Begriff von einer afrikaniſchen Grauſamkeit der Spanier in den europäiſchen Gemüthern und Geſchichten feſtgeſetzt hatte, daß man ſich von Spanien noch mehr als von Italien Gift und Banditendolche und Räuberpiſtolen träumte. Freilich ein jähzorniger glühender Menſch iſt der Spanier, aber zugleich der ritterlichſte und wahrhaftigſte und in ſich vollendetſte der Romanen, der für ſich eine prächtige und glückſelige Welt zu durchleben verſteht und auch deswegen von den mehr den Wechſeln und Veränderungen unterworfenen Völkern wenig verſtanden und oft falſch beurtheilt wird. Er iſt, wie geſagt, mehr als irgend ein anderer Europäer ein eigenthümlicher und in ſeinem Weſen abgeſchloſſener Menſch, aber im Leben und Weltverkehr der Redlichſte und Getreueſte, ja auch da von wahrhaft ritterlicher Treue. In ſeinen Gebirgen hat er hin und wieder allerdings auch ſogenannte Buſchklopfer (ſoll ich ſagen Beutelklopfer?) und Strauchräuber, aber leichtſinniges oder ſchleichendes banditiſches Morden iſt nimmer ſpaniſch geweſen. Auch das böſe Gerücht der Grauſamkeit kann er viel mehr als die andern Romanen, beſonders als der leichte lebendige Franzoſe, von ſich weiſen. In ſeinen unterworfenen fernen Landen und Kolonieen iſt er immer viel gerechter und menſchlicher geweſen als jener.

Was das Land und ſeine Gaben und Herrlichkeiten neben der Herrlichkeit des Menſchen betrifft, ſo beginnt der Spanier auch darüber ſich zu beſinnen und die Fremden haben auch über dieſes Kapitel

Beſſeres zu erzählen als aus dem verfloſſenen achtzehnten Jahrhundert. Ein Land mag noch ſo ſchön und herrlich ſein, ohne den Menſchen hat es doch nur eine öde Blüthe. Als Land iſt Spanien eine einzige Herrlichkeit in Europa, auch eine Abſonderlichkeit, wie ſein Volk eine ſolche iſt. Es vereinigt die ſeltenſten Gaben und Erſcheinungen, man könnte ſagen, es hat drei ja vier verſchiedene Klimate und die Wechſel und Scheine dieſer Klimate oft in jeder einzelnen Landſchaft ſchon beiſammen: eine kalte, gemäßigte, warme Zone: die meiſten Südfrüchte, Wein, Oel, Reis, Weizen, edelſte Roſſe, kriegeriſche Rinder, berühmte Merinoſchaafe, obgleich die Roſſe und Merinos durch verſchuldete Vernachläſſigung und auch durch die Verheerungen der franzöſiſchen Ueberziehungskriege an dem alten Ruhm gelitten haben. Hiezu ein unerſchöpflicher Reichthum von gemeinen und edlen Metallen und Steinkohlen. Es iſt eine ungefähre Berechnung der Statiſtiker, daß Spanien um das Jahr 1700 auf ſechs ſieben Millionen Einwohner heruntergekommen war; jetzt zählt es beinahe wieder fünfzehn Millionen, und mit den Menſchen beginnt gottlob auch das Land wieder zu wachſen. Wenn dieſes Land ſeine natürlichen Vortheile und Hülfsquellen auch nur mäßig benutzt und ausbeutet, in welcher Macht und Pracht wird es nicht im Anfange des zwanzigſten Jahrhunderts da ſtehen können! Schon hat es begonnen Eiſenbahnen zu bauen. Was kann dieſes herrlichſte reichſte Land nicht an Erde und Waſſern, ja ſelbſt in der Luft bauen und aufrichten, wenn es immer mehr zugreift! Es hat dieſe ſchöne Halbinſel leider auch ihren Buckel, welcher mit ihm zu einer ſchönen Gradheit ganz verwachſen ſein ſollte; aber wie wenige Länder, die nicht ſolche Buckel haben! wie viele derſelben hat unſer liebes Deutſchland nicht, die ihm den gebeugten Rücken krümmen helfen. Unſre Buckel, die in vier Jahrhunderten aus unſerm Leibe herausgewachſen ſind und ihm die gute Hälfte ſeiner angebornen Geſundheit und Kräftigkeit verkümmert haben, heißen die Schweiz, Elſaß und Lothringen, Belgien und die Niederlande, Schleswig und Holſtein. Sprache und Sitte, Waſſer und Land, Meer und Ströme weiſen dieſe nach Deutſchland, ſie werden in beſſeren glücklicheren Zeiten durch natürliche Züge der äußeren und inneren Verhältniſſe und Triebe einmal wieder an das uralte Mutterland zurückfallen. Spanien hat glücklicher nur Einen Buckel, aber das iſt ein großer oft ſehr gefährlicher Buckel. Er heißt Portugal. Dieſes Portugal hat oft genug durch Spaniens Glück einen Riß geriſſen, wenn es in Beziehungen und

Verbindungen mit fremden Völkern ſeine politiſchen Winde gradezu in feindſeliger Richtung über die pyrenäiſche Halbinſel hinwehen ließ. Und immer muß geſagt werden, wenn Portugal fremden Anſtößen folgt und ſich von fremden Trieben treiben und ſtoßen läßt, kann es nach ſeiner Lage Spanien viel mehr ſchaden als Spanien ihm. Dieſe portugieſiſche Frage wird noch als eine viel wichtigere da ſtehen, wenn Spanien bei wachſendem Leben und vermehrter Volksmenge in Kunſtfleiß, Handel und Gewerbe ſich rüſtiger und thätiger bewegen und tummeln will, als es jetzt noch kann, wenn die Adern ſeines Lebens, die Flüſſe, für Schiffahrt und Verkehr mehr gebeſſert und geöffnet werden ſollen, wenn das für die gemeinſame Wohlfahrt der Halbinſel geflochtene Netz von Eiſenbahnen u. ſ. w. über die beiden Länder nach allen Richtungen, zu den drei Meeren, wovon ſie umſpült ſind, gezogen werden ſoll.

Viele hübſche romantiſche Träume, wird man ſagen, über das fabelhafte romantiſche Heſperien. Freilich — aber es iſt ein Land und Volk, worüber man romantiſch träumen muß, und dieſes Muß will in der Geſchichte der Völker auch etwas ſagen. Spanien war, wie erzählt, ſeit anderthalb Jahrhunderten in Europa faſt vergeſſen; Napoleon hat ſein Gedächtniß wieder erweckt und gezeigt daß dieſer ſpaniſche Löwe nicht in Schaafgeduld mit ſich ſpielen läßt; die Stöße jener Jahre, die Kämpfe gegen ſeinen Uebermuth haben auch als ſchüttelnde Wecker dienen müſſen. Spaniens äußere Geſchicke liegen ja vor Aller Augen; nicht ſo klar verſtehen die andern Europäer ſein eigenſtes innigſtes Leben und Weben, Vieles in ſeiner ſpaniſchen Art, die uns mit Recht ſpaniſch heißt. Spanien liegt den Meiſten noch als eine dunkle Inſel Atlantis im äußerſten Ocean des nebelhaften Weſtens. Nur ſein angebornes unzerſtörbares Leben kann uns über ſeine Zukunft tröſten; vieles Andere iſt immer noch ſehr troſtlos. Vorzüglich ruht auf der Königsdynaſtie, die ſeit anderthalb Jahrhunderten ſeine Geſchicke geführt hat, ein eigener Unſegen von Unfähigkeit und gutentheils von Niedrigkeit und Verworfenheit, welche das monarchiſcheſte Volk von der Welt immer übertragen helfen und häufig als ſchwerſte unwürdigſte Laſten tragen muß, ohne ſie irgend übertragen zu können. Doch ſchreitet das tapfere Volk meiſtens unglaublich ruhig und verſtändig durch alle die Ränke, Zettelungen und Wirren, welche aus den Schlöſſern und Paläſten der Höchſten und Hohen über das Land ausgeſponnen und ausgegoſſen werden. Ich ſage, die Spanier ſchreiten fort, ſie offenbaren auch einen Geiſt der Verſtändigkeit lebendigsten Theil der eben nicht sehr lebendigen Stadt sahen. So weit war dies Lokale recht gut; aber die Zimmer waren nicht ganz dicht und hie und da strich der Luftzug durch die bretternen Seitenwände, die sie von anderen, des übrigens massiven Hauses, trennten; dafür büfste ich zuweilen mit Zahnschmerzen. Übrigens war Alles ziemlich nett; auch sonst kann ich über das Haus und die Leute nicht klagen. Merkwürdige Abentheuer habe ich während meines Aufenthalts dort nicht erlebt. Um den Morgen und Mittag zu war es ziemlich ruhig, nur des Abends kam das volltönige Leben des untern Stockes zuweilen etwas sehr zudringlich und durchdringlich zu mir herauf, und dauerte oft bis 2, 3 Uhr die Nacht. Diese Gäste waren grade nicht immer Studenten, nach teutscher Weise; sondern auch die arbeitende und handwerkende Klasse sitzt in Schweden des Abends und bis hinter die Mitternacht hinaus gern lange auf und schläft dafür des Morgens desto länger. Diese Bemerkung dringt sich jedem Reisenden leicht auf, besonders an den Hållkarlar und Stubenmädchen, deren frühe und Mäßigung mitten in den Erſchütterungen des Welttheils, welcher uns, zumal in den Jahren 1848 und 1849, wahrhaftig erſtaunt hat und welchen wir uns aus dem Charakter ihrer Herrſcher wahrlich nicht erklären können. Denn wie vortrefflich das Unten (das Volk) iſt, ſo verdorben iſt in Spanien das Oben (Prinzen, Granden u. ſ. w.). Kein Wunder; denn ſolche Könige und Königinnen haben das älteſte edelſte weſtgothiſche Blut wie eine Peſt anſtecken müſſen. Zwar kennen wir die eigentlichſten innerſten Zuſtände und Verhältniſſe des gegenwärtigen Spaniens in ihren einzelnen beſonderen Beziehungen immer noch viel zu wenig, doch unſer Urtheil ſteht feſt: Ein Volk, das ſo viel Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Treue und Liebe hat, wird und muß ſeine Zeit wieder erleben.

e. Frankreich.

Und wieder muß ich zu unſern nächſten Romanen, an welchen wir unſere und ihre Gebrechen am meiſten erkennen können, zu den Franzoſen kommen. Was hilft es? Wie viel wir uns immer zerzauſt haben und künftig noch zerzauſen werden, wir können einmal politiſch und menſchlich von einander nicht laſſen, haben auch in jeder Beziehung viel nähere und verwandtere Gemeinſchaft mit einander als mit den Bewohnern Hiſpaniens. Der Spanier ſteht als ein großartiger Sonderling, der leichter zu bewundern als nachzuahmen iſt, in ſtolzer ſicherſter Einſamkeit und Abgeſchiedenheit in ſeinem äußerſten Weſten; der Franzoſe, wie viel wir uns auch mit tauſend Betheurungen dagegen verwahren und wehren mögen, iſt doch mehr gleich Unſereinem; er gehört uns durch Klima, Anlagen und Triebe weit mehr an, und nicht bloß die leiblichen auch die geiſtigen Winde und Lüfte, welche über das jetzige Gallien hinfahren, wehen auch durch unſre Köpfe und Herzen; und doch darf und wird in dem tieferen Grunde der beiden Völker auch eine in größten Verſchiedenheiten gegründete Feindſeligkeit derſelben nimmer fehlen. Wie der Franzoſe durch eine gewiſſe wallende Beweglichkeit und Empfindſamkeit, die dem ſtarken und feſten Spanier nur wallender Wind däucht, uns verwandt iſt und uns und unſerm ganzen Weſen, unſrer Sitte, Sprache und Literatur eben durch dieſe Verwandtſchaft und leichtere Zukommlichkeit und Zugänglichkeit unſäglichen Schaden gethan hat, das wiſſen und beklagen wir; wir wiſſen aber zu wenig und wollen in auch deutſcher Eitelkeit nicht bekennen, daß eine gewiſſe heilloſe Schwäche und Unbeſtändigkeit, die auch recht tief und reich in uns liegt, die Einflüſſe dieſes leichteſten und wetterwendiſcheſten Volkes auf uns ſo mächtig und gefährlich macht. Ueber die politiſchen Wunden und Riſſe, welche Frankreich uns geſchlagen und geriſſen hat, und noch zu ſchlagen lüſtern iſt, haben wir oft genug geredet. Da würden ihre Gelüſte und ihre Liſten uns am wenigſten gefährlich ſein, wenn wir, alle Deutſchen, in unſrer Waffenrüſtung einmal als Ein Mann ihnen gegenüber zu ſtehen kämen — ſie wiſſen recht gut, was wir da werth ſind — aber mit den peſtilenzialiſchen, geiſtigen, gemüthlichen Einflüſſen und Einwirkungen, welche der galliſche Wind immer zu uns herüberwehen will, da iſt es freilich ein gar anderes Ding. Sie ſind durch die verſchiedenartigen Volksſtämme, aus welchen das große Frankreich zuſammengeründet iſt, vorzüglich durch das Hauptelement ihres Geiſtes und Blutes, durch den galliſchen Stoff das leichteſte, wankelmüthigſte und eitelſte Volk auf Erden. Um die letzte Beſchuldigung, nämlich die Eitelkeit, zu begreifen, braucht man nicht grade ihre Bücher aufzuſchlagen und die Meiſterwerke ihrer Literatur zu durchblättern, noch auf die Klangwörter des Tages „Paris und Frankreich ſind der Mittelpunkt aller europäiſchen Bildung

„und die Führer des Zeitalters“ zu horchen, man darf ſich nur die Glieder der Franzoſen anſehen und betrachten, wie ſie vor unſern Augen einherwandeln, noch mehr, man darf nur die Konterfeie ihrer Helden, Seher und Genien anſehen, und in der Gebärde, von den Nüſtern und den bewußt lächelnden Münden bis zu dem Blick der Augen, verräth ſich auch bei den beſten ein Zug von Hoffahrt und Eitelkeit. Indeſſen wir wollen in unſerm Urtheil über ihre Geſchichte der letztverfloſſenen achtzig Jahre, über die Wechſel und die unendlichen Sprünge ihrer Umwälzungen nicht ungerecht ſein. Ihre erſte Umwälzung iſt ihnen durch eine allgemeine europäiſche Sehnſuchtskrankheit und durch den Lauf ihrer Geſchichte vorzüglich in ſolche Krankheit hinein als eine Unvermeidlichkeit gekommen, und es hat ihnen in den Jahren 1780 und 1790 wahrlich nicht an weiſen und guten Männern gefehlt, welche die Noth Iſraels begriffen und den Tempelbau einer ſtarken und würdigen Verfaſſung aufzuführen ſtrebten; aber ihr Windelement, den leichten galliſchen Stoff haben ſie nie genug in die Rechnung mit aufgenommen, jenen urſprünglichen Wankelmuth und Leichtſinn und die angeborne Hoffahrt, welche ſich ſelbſt immer das Höchſte zumuthet und deswegen das Gute, was unten oder in der Mitte liegt, nicht erreichen kann. Welch ein franzöſiſcher Wahnſinn, der aber in Europa nur an zu vielen Stellen zu raſen beginnt, daß ſie gemeint haben und viele von ihnen immer noch meinen, ſie hätten die Eigenſchaften und Tugenden gute Republikaner zu ſein, daß ſie immer nicht bedacht haben, daß die Geſchichte noch keine Proben geliefert hat, daß ein großes Volk von dreißig vierzig Millionen Seelen, vollends ein Volk der leichtfertigſten loſeſten Sitten, ohne Gefahr durch die unendlichen Rottirungen und Erſchütterungen einer Republik, die ſich bei ſolcher Leichtfertigkeit ja immer wiederholen müſſen, hindurchkommen könne. Sie haben dieſe Proben ja ſchlecht genug durchgemacht und gefährlich und unglücklich genug beſtanden, und ſo ſind ſie vor zwei Jahren wieder bei einem zweiten December angelangt, der ihnen mit einigen blanken Scheinen den baaren Abſolutismus zurückgebracht hat. Will ich hier das Unglück eines großen Volks beſpotten? Gewiß nicht. Sie haben ihre Umwälzungen und alle ihre Verfaſſungsproben theuer genug bezahlen müſſen; ſie haben ſie auch damit bezahlt, daß ſie faſt ſchlechter geworden ſind, als ſie in der deſpotiſchen Zeit des abſoluten Königthums von 1788 waren, daß es mehr habſüchtige, niederträchtige, verkäufliche, knechtiſche, zu jedem ſchlechten Dienſt für Gold und Silber feile Diener der Gewalt, viel ſchaamloſere Schurken unter ihnen giebt als damals. Das haben ſie wahrlich nicht allein verſchuldet, das iſt die Saat des Laſters und der Schande, die aus dem Wechſel der Umwälzungen unvermeidlich aufgeht, wenn die wachſende herrenloſe Unordnung nicht bald zur Geſetzlichkeit gelangen kann. Man ſchlage nur die engliſchen Geſchichtbücher auf und leſe die Jahrbücher und Denkſchriften jenes Landes, und muſtere daraus die Begebenheiten und Perſonen Englands zwiſchen den Jahren 1640 und 1740. Unter Karl dem Zweiten und Jakob dem Zweiten, dann unter dem großen Königſtatthalter Wilhelm und dem erſten hannoverſchen Georg, welch eine Menge nichtsnutziger, ränkevoller Charaktere unter einzelnen Vortrefflichen! Solch Unkraut wächſt in Umwälzungen geſchwind und vergeht langſam, und erſt ſeit den Jahren 1740 und 1750 hat ein edleres und friſcheres Geſchlecht in England wieder aufzublühen begonnen. So ſteht's in Frankreich. Viel ſtinkender Schaum oben auf den Waſſern des Abſolutismus. Werden ſie ſich in einigen Menſchenaltern reinigen wie die Engländer? Ich zweifle. Auf jeden Fall wird es bei ihren Sitten das Schwerſte ſein; bei ihrem Regierungsſyſtem eine Unmöglichkeit.

Die Engländer ſind durch eine edle freie Verfaſſung vor allem am meiſten gebeſſert worden.

f. England und das Engliſche Amerika.

Mit der Ueberſchrift Deutſchland habe ich begonnen. Mit der Ueberſchrift hier ſchließe ich gewiſſermaaßen mit den Deutſchen, das heißt ich weiſe auf allgemeine Verhältniſſe, Entwickelungen und Geſchicke hin, welche Deutſchland wahrſcheinlich mehr berühren werden als irgend ein anderes europäiſches Land. Nicht, daß ich in die Engländer ſo verliebt wäre wie in die Spanier, wiewohl die Engländer mehr unſrer Art und unſers Blutes ſind, oder daß ich ihnen beſondere Theilnahme an unſern Geſchicken zutraute oder eine Brüderlichkeit, die ſie zu uns weder haben noch haben wollen, ſondern weil die Weltgeſchichte ſolchen Lauf hält, daß wir in dieſes Volk wie in einen Erkennungsſpiegel und auch Warnungsſpiegel unſrer Zukunft und der ganzen künftigen äußeren Weltgeſtaltung und Weltordnung durchaus ſchauen müſſen.

Die Engländer ſind das größte europäiſche Volk, ſie ſind ſeit ſiebenzig achtzig Jahren ein Weltvolk geworden, ſie werden das größte Weltvolk werden, wogegen das alte Weltvolk Römer in einigen Menſchenaltern faſt wie ein kleines erſcheinen wird. Engliſche Sprache und Literatur, engliſche Sitte, Geſetz, Verfaſſung, ſo viel ganz andere und verſchiedenſte Klimate und Völker davon ertragen können, werden in hundert Jahren in zwei Welttheilen ganz herrſchen, in den übrigen mitherrſchen. Alſo eine Größe, deren Gedanken wir mit vielen andern Völkern nicht hegen dürfen, an welcher wir Vieles zu bewundern, wenn auch Weniges zu loben haben. Die Engländer, wie ſehr immer unſers Blutes, haben für uns keine Liebe; ſie ſehen ſtolz über uns und über die meiſten europäiſchen Völker hinaus in die Weltweite, die ihnen einſtweilen zu gehören ſcheint, haben auch mit ſich ſelbſt und mit dem Gewicht ja mit der Wucht ihrer Größe ſo viel zu thun, daß wir zärtliche Anblicke von ihnen gar nicht erwarten können. Wir können ſie als untreueſte und undankbarſte Verwandte anklagen; ſie haben uns bei ihren Verlegenheiten und Bedrängniſſen immer gern als Helfer und Bundsgenoſſen herbeigezogen, aber bei allen Friedensſchlüſſen und Verträgen, zuletzt noch durch die Londoner Protokolle über unſer Schleswig-Holſtein, auf das eigennützigſte und ſchändlichſte betrogen und verkauft; aber was wollen wir ſie anklagen? Uns geſchieht wegen unſrer jämmerlichen Schwächlichkeit und Zerriſſenheit das Natürlichſte, nach dem bekannten Sprüchwort Der Wolf zerreißt den, der zum Schaaf ſich macht. Wir haben auf uns ſelbſt zu ſchelten und, wenn wir zum Fluchen Muth haben, zu fluchen. Doch müſſen wir dieſe Größe ſchon anſchauen, eben weil ſie eine gewiſſe Unermeßlichkeit hat, und dann auch, weil uns Gutmüthige immer eine gewiſſe natürliche Zärtlichkeit beſchleicht, eben in dem Gedanken der Gemeinſchaft der Herkunft und der Triebe des Blutes: denn was dieſes Volk Tüchtigſtes hat, Langmüthigkeit, Stätigkeit, Beharrlichkeit und Endelichkeit — das Alles ſind doch Ausſprünge deutſcher Tugenden und Zeichen, was aus uns werden könnte, wenn wir jemals das Glück der Eintracht und Einheit des Staates als eines geſunden vollendeten Körpers gewönnen.

In dieſer Weiſe weiſen wir auf England und auf die Größe ſeines Volkes hin; ſo weiſen auch die geſcheidteſten und kundigſten Engländer. Ihre Nachbarn die Franzoſen weiſen aus einem ganz andern Geſichtspunkte der Geſchichte; ſie ſagen mit gewöhnlicher galliſcher Eitelkeit: die Normänner ſind es, die romaniſirten, franzöſirten Normänner und ihre Ritterſchaft, welche den Angelſachſen den hohen ſtolzen freien und ſtrebenden Geiſt gebracht und in das träge, langweilige Angelſachſenvolk dieſen Athem des ritterlichſten und feurigſten germaniſchen Nordens eingeblaſen haben, wodurch ſie geworden ſind, was ſie jetzt ſind: Wer will einen ſolchen Zank der Eitelkeit, wenn er ſich zwiſchen zwei Völkern erhebt, ſchlichten und ſcheiden? Wir geſtehen den Franzoſen gern zu, daß Wilhelm der Eroberer in ſeinen 60,000 Kämpfern eine herrlichſte ſtreitbarſte Ritterſchaft aus Nordfrankreich und von den Küſten des Kanals und der Nordſee nach England hinübergeführt hat, daß dieſe Ritterſchaft den angelſächſiſchen Zuſtand mächtig verändert und in alles Leben Britanniens neue Strebungen und Entwickelungen gebracht hat; daß auch die ſtolze und gewaltige Ariſtokratie, welche aus dieſen kriegeriſchen Rittern erwachſen iſt, in Englands Leben und Geſchichte bis dieſen Tag den allergrößten und in vielen Beziehungen wohlthätigſten Einfluß auf Großbritanniens Glück und Macht übt; aber wir werfen die Franzoſen bei allem dem mit einer einzigen Frage aus dem hohen Sattel ihrer Behauptung, wir fragen ſie: Wenn das Element jener franzöſiſchnormanniſchen und franzöſiſchgalliſchen Ritter, welche Wilhelm nach England hinüberführte, ein ſo mächtiges und gewaltiges Element der Größe, ein ſo tief eingreifendes und bleibendes Element von Geſetzlichkeit und edler

Dienste er sich etwa bestellt. Ich stand gewöhnlich mit der Sonne etwas vor 6 Uhr auf, und war dann sicher der früheste im ganzen Hause, wenn nicht der Holzhauer, als ein guter Wecker, auf dem Hofe sich schon mit der Axt übte.

Es ist in Schweden ein eignes Ding um die Wirthshäuser. Daſs es in ganz Schweden kein einziges giebt, wie in Paris und London, Hamburg und Frankfurt, ist wahr; eine Lüge aber ist Acerbi's Erzählung, daſs es selbst in Schwedens gröſseren Städten durchaus daran fehle, und man in ihnen schlimmer daran sei, als in andern Ländern auf Dörfern. Die besseren Källare in Stockholm, Götheborg, Norrköping, Karlskrona haben ganz hübsche Zimmer zum Logiren, auf Tage, Wochen und Monate; auf den meisten ist auch eine Table d'hôte. Zettel, die auf dem Tische liegen, sagen dem Hungrigen was für Gerichte zu haben sind, und der Preis steht beigezeichnet. Jeder kann wählen, und einen Schluck Branntwein, eine Bouteille Bier, eine halbe oder ganze Bouteille Wein auf sein Verlangen sogleich erhalten.

Ordnung, von würdiger freier Verfaſſung war, warum ſind bei euch in der Heimath jener Ritter nicht dieſelben Wirkungen und Einflüſſe erſchienen? warum haben die Brüder und Vettern jener Ritter bei euch nicht Aehnliches gewirkt und geſchaffen? warum ſind ſie und ihr nicht heute zuerſt ſondern ſchon früher durch Knechtſchaft und Abſolutismus in einen ſo jammervollen Zuſtand von Unordnung, Herrenloſigkeit und Liederlichkeit der Sitten und der Verfaſſungen gerathen, woraus ihr nicht herauskommen könnt? warum müßt ihr — was die Beſten eures Volks ſchon lange traurig genug geſtehen — in einem doppelt ſo großen Lande, in einem mit einem viel glücklicheren Klima und mit ſeltenen Gaben und Hülfsquellen von der Natur geſegneten Lande, ſo weit hinter dem beneideten Nachbar ſtehen bleiben? Nein, in eurer ſelbſtgefälligen Eitelkeit malt ihr euch das ganz falſch aus, dieſe ſlunkernde und ſelbſtſpiegelige Eitelkeit iſt es ja eben, welche euch nicht zu Glück und Ruhe gelangen läßt. O dies verhält ſich ganz anders, als ihr es euch vorſpiegelt. War jener ritterliche Adel Wilhelms von der Normandie auch noch wild und roh, ein Enkel des ſkandinaviſchen Wikings oder des romaniſirten und verwälſchten leichtſinnigen Franzoſen, er iſt von den Angelſachſen, von der Zähigkeit und der Schwere ihres

Stammes in der Mengung, Durcharbeitung und Durchbildung in drei vier Jahrhunderten immer mächtiger zu dem Angelſächſiſchen hinübergezogen und zuletzt faſt ganz in daſſelbe hineingezogen und in den Sinn und das Weſen deſſelben hineingeleibt und hineingelebt werden. Ruhigkeit, Beharrlichkeit, Hartnäckigkeit und Geſetzlichkeit, das heißt vollſte Tüchtigkeit zu einem tapfern geſetzlichen Gemeinweſen, das war und iſt bis dieſen Tag die Grundanlage des Sachſenſtammes, welcher in älteſten Tagen nördlich über dem Thüringer und Katten zwiſchen dem Elbufer und den Geſtaden der beiden deutſchen Meere ſaß. Dieſe ſchöne Grundanlage haben die andern Ururenkel deſſelben, die Schleswig-Holſteiner jüngſt voll offenbart, mit größerem Ruhm als Glück für ſich ſelbſt. Durch dieſe Bürgertugenden iſt England groß geworden und hat Wilhelms wilden und übermüthigen Feudaladel gehorſam und geſetzlich werden gelehrt. Dies iſt merkwürdig genug, aber es iſt eine merkwürdige Wahrheit, wodurch uns die engliſche Ariſtokratie in Verfaſſung und Sitte erklärt wird, eine Wahrheit, welche durch eine Vergleichung hell erklärt vor uns ſteht. Ohne dieſen Adel, der von jenſeits des Meers herüberkam, würde Englands Leben und Verfaſſung ſich eben ſo demokratiſch entwickelt und geſtaltet haben aus dem angebornen Weſen und Sinn der Angelſachſen und Frieſen, wie dies in den Niederlanden bei den Brüdern und Vettern dieſer Stämme, bei den Holländern, geſchehen iſt und noch heute gilt. In Holland und Seeland, unter dieſen ſtillen und einfachen Seelöwen hat ſelbſt der Graf und Freiherr, der eingeborne wie der eingewanderte, ganz bürgerlich, und mehr nach bürgerlicher Gleichheit und Gemeinſamkeit leben lernen müſſen. Dieſer Gegenſatz, den ein ſchmales Meer durchſtrömt, iſt eben dadurch doppelt merkwürdig, daß beide Völker von jeher von gleichem Streben nach würdiger Ordnung und Geſetzlichkeit beſeelt geweſen ſind. Kamen auch ſie durch Hader von Rotten und durch Riſſe und Brüche in ihrer Freiheit zuweilen aus dem Gleichgewicht der Ordnung und fielen in Aufruhre und Umwälzungen, ſo daß der verlorne Friede wohl mit dem Eiſen wieder geſucht werden mußte, immer ſind ſie bald wieder zur Beſtändigkeit und Beſonnenheit und durch dieſe wieder zur Ordnung und Geſetzlichkeit zurückgekommen.

Wir betrachten die Schritte und Fortſchritte Englands; wir müſſen nach dem Gange und Laufe der Weltgeſchichte jetzt jeden Schritt Englands beobachten. Seine Läufe und Durchläufe, alle ſeine Entwickelungen und Veränderungen und Neuerungen und Verbeſſerungen und Verſchlimmerungen, wie ſie von Vielen, die den Kopf dazu ſchütteln, auch genannt werden — kurz ſeine vielgeprieſene Erbweisheit und wie es mit einer gewiſſen Sicherheit und Großartigkeit alle Erſchütterungen der Zeit und auch die Bewegungen und Erſchütterungen ſeines eignen Volks überwunden und bisher leidlich bewältigt hat. Alles Dies und der ungeheure Umfang ſeiner Macht und Umgriff ſeiner Weltherrſchaft liegt offen vor uns. Blicken wir dann nach dem Ueberblick jener Weltweite auf die Inſeln Großbritanniens, die ungefähr nur den halben Inhalt der pyrenäiſchen Halbinſel haben, und ſehen das Treiben, Leben und Weben ſeiner Bewohner, das Gewimmel ſeines Kunſtfleißes und Handels und ſeiner weltdurchſegelnden Flotten, ſeinen allgewaltigen unermeßlichen Reichthum bei einem vielgeſtaltigen unermeßlichen Elend, ſo gewahren wir in dieſer erſtaunlichen Wirthſchaft, in allem dem Glanz der höchſten Strebungen, Entwickelungen und Erfindungen unſers Geſchlechts, welche in den mannigfaltigſten Fabriken auch ein Proletariat von acht bis zehn Millionen Halbmenſchen erzeugt haben, doch auch ſehr große Gefahren der Zukunft, welche freilich mehr und mehr allgemeine europäiſche Gefahren werden müſſen, und wir können uns wohl einen ſtolzen Engländer denken, etwa einen Wellington oder Nelſon den Jüngeren, der, wie der jüngere Scipio weiland im Lager von Katalonien über den Jüngling Marius hinblickend ſeinen homeriſchen Spruch herſagte, an dem Geſtade des Indus oder auf einem Admiralſchiffe den Spruch aufſagt:

Kommen wird einſt der Tag, wo das
ſtolze Albion hinſinkt.

Einſtweilen ſteht es noch, und zwar auf ſtarken Füßen.

Wir müſſen nun zuletzt noch die Augen auf ſeinen gewaltigen Sohn wenden, der Englands Leben und Ruhm am weiteſten und längſten durch die Welt tragen wird, auf Nordamerika. Dieſes Nordamerika, dürfen wir beinahe ſagen, iſt auch gleichſam unſer Stiefſohn, ſo viel von unſerm Leben iſt zu ihm von Anfang an abgefloſſen und fließt jedes Jahrzehend in Hunderttauſenden unſrer Kinder zu ihm über, die ſich ſeinem jugendlichen Leben hingeben und einverleiben, und die Zukunft der Welttheile mit geſtalten und verändern helfen werden. Bei einer Unendlichkeit von Gedanken, Betrachtungen und Einfällen hier nur einige Winke.

Groß iſt Amerika durch die Keime und Sproſſen ſeiner Zukunft, viel größer und bedeutender als England. Wir kennen ja die Geſchichte des Welttheils oder vielmehr die Geſchichte der Neuen Welt ſeit Kolumbus; wir wiſſen, wie die meiſten erſtaunten Völker Europas ſich an dieſer Neuen Welt verſucht und ihre Menſchen, Verfaſſungen und Herrſchaften dahin hinübergepflanzt haben. Spanier, Franzoſen, Engländer, Portugieſen, Holländer ſind als Herrſcher, Menſchen aller weſtlichen Nationen nicht allein als ſolche dahin gekommen, ſondern als Einwanderer und Pflanzer, aber jetzt, jetzt um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts iſt nur noch Ein Namen und Ein Volk von Bedeutung, die Andern ſind ſchon wie weggewiſcht in Amerika, und werden in künftigen Zeiten keine neuen Namen mehr zeugen. Man nennt in dem Welttheil nur noch Nordamerika und die Nordamerikaner. Nordamerika eine einzige und wunderſame Erſcheinung. Vor ſiebenzig Jahren, als es ſich von England losriß, ein Staat von kaum drei Millionen Seelen, und jetzt auf gleichem Fuß mit der Volksmenge des Mutterlandes, etwa ſechsundzwanzig Millionen. Damals arm an Vermögen und Menſchen war der größte Theil des Landes noch roh und ungebaut, wenig Handel und Verkehr, noch keine mächtige Schiffahrt und Kriegsflotte — und jetzt flaggert, wimpelt und brauſt ſein mächtiges Streben an allen Küſten und in allen Häfen der Welt, und ſeine Kriegsflotten ſcheinen Engländer und Franzoſen ſchon herauszufordern: Kommt, wenn ihr wollt, und verſucht es ma' mit uns. So iſt dieſe Republik erwachſen, ſo wächſt ſie fort und wird fortwachſen an Herrſchaft und Menſchen. Ein wunderbares und für Zuſchauer und Zuhörer faſt unglaubliches Beiſpiel von Geſchwindigkeit und Lebendigkeit in allen menſchlichen und bürgerlichen Entwickelungen und Geſtaltungen. Es ſchwindelt einem wirklich bei der Vorſtellung von dieſer Geſchwindigkeit. Man denke nur: Jedes Jahrzehend entſtehen neue Namen von neuen Landſchaften, Gauen und Städten, und die Städte, welche mit fünfzig oder hundert Einwohnern beginnen, zählen in zehn fünfzehn Jahren 20,000 bis 30,000 Seelen. Bei Nennung dieſer Zahlen gehe man nur auf das Jahr 1785 zurück: ihre größten Städte hatten damals nur 10,000 bis 20,000 Einwohner, jetzt zählt Neu-York 700,000, Philadelphia 500,000, Boſton 300,000, Baltimore 200,000, Cincinnati (ſie nennen dieſe Stadt die künftige geborne Hauptſtadt Nordamerikas) 100,000. — Die Thätigkeit und Gerührigkeit dieſes Volks in allem politiſchen und bürgerlichen Treiben, im Ackerbau, Kunſtfleiß, Schiffahrt, Handel und im Bezug auf alle

Entdeckungen und Erfindungen des Zeitalters und in geſchwindeſter Benutzung und Anwendung derſelben, auch das Mitſchreiten und Fortſchreiten in Kunſt und Wiſſenſchaft — alles dies hält Schritt mit dem ganzen äußern politiſchen Glücke dieſes außerordentlichen Gemeinweſens. Kurz, welche Gewichte auch hier! und ihr Handel und Weltverkehr, welch ein ungeheures Gewicht! deſſen Bedeutung, ſo wie ſie fortſchreiten und Land nehmen und bebauen und ordnen, ſich faſt mit jedem Jahrzwanzig verdoppeln muß. Von dem, was ſie der Erde abgewinnen, nenne ich nur die mächtigen Namen Tabak, Zucker, Reis, Weizen, Mais, vor dieſen allen aber die Baumwolle. Man erſtaunt auch hier bei den Zahlen. Noch bei Waſhingtons Verwaltung war die Baumwolle ein kleiner Artikel, jetzt gewinnen ſie jährlich drei Millionen Ballen, von welchen ſie 700,000 Ballen ſchon bei ſich verweben. Die Dampfſchiffe und Eiſenbahnen, auf welchen ihr Verkehr umläuft, wer kann ſie zählen, wenn er ſie mit der europäiſchen Wenigkeit vergleicht? Seinen Handel in Ausfuhr und Einfuhr ſchlägt man ungefähr auf 500 Millionen Thaler an. Welche Zahlen ſtellen ſich vor die Augen von Macht, Größe und Menge, wenn wir ein paar Menſchenalter weiter vorwärts denken! So wächſt dieſer Staat und wird fortwachſen, wenn man bloß ſeinen eignen, gegenwärtigen, ungeheuren Umfang berechnet; aber er rückt auch unverrücklich und unwiderſtehlich weiter gegen Süden fort, offenbar im Auftrage Gottes und im Beruf ſeiner Beſtimmung. Schon nimmt er in der Nordhälfte des Welttheils Landſchaft nach Landſchaft ein; zuerſt wird er Mexiko und Weſtindien, und dann in immer kühnerem, raſcherem Fortſchreiten die Südhälfte, wenn nicht mit ſeiner Herrſchaft, doch gewiß mit ſeinen Menſchen, einnehmen und ausfüllen, und die ſpaniſchen und portugieſiſchen Reſte und Nachbleibſel dort wegſpülen oder überſchwemmen und ihnen ſeine Sitten, Sprache und Gepräge aufdrücken. Dies liegt ganz klar vor uns in ſeiner Kühnheit, Schneidigkeit und Tüchtigkeit und in ſeiner ſeltenen leiblichen und geiſtigen Zeugungskraft. Schon in dieſem Letzten liegt dieſes klare Ergebniß. Der Nordamerikaner zeugt nach deutſchem und engliſchem Muſter ſechs bis zwölf tüchtige Kinder, wo der Spanier und Portugieſe und ſein kreoliſcher Nachkomme nur zwei oder drei hat, und dieſe ſelten tüchtig und unternehmend ſondern meiſtens ein weichliches mattes Geſchlecht, das wenig zeugen und ſchaffen kann. So wächſt Nordamerika durch friſche Zeugungen jährlich um Hunderttauſende, und erhält jedes Jahr noch ein paar Hunderttauſende an Einwanderern aus Europa dazu, die meiſten und tüchtigſten derſelben Engländer und Deutſche. Hiebei erwähne ich beiläufig, daß die Deutſchen einmal geträumt haben, in Texas oder andern Landſchaften Amerikas auch etwas Deutſches, was da deutſch bleiben könnte, alſo ein Neu-Deutſchland, zu gründen. Vergeblich. Sie kommen zu ſpät, das Angelſächſiſche fährt über ſie hin und verwiſcht ſie; ſie müſſen von jenem Gedanken laſſen und es ertragen, von den Nordamerikanern überſchnellt zu werden und in nordamerikaniſche Sitten, Sprache und Verfaſſung ſich überſetzen und einverleiben zu laſſen. Dies wird alſo der endliche Ausſprung und das unvermeidliche Ergebniß der Verrückung und Ueberfließung von Nordamerika ſein, das fremdartige aus Europa ſtammende Gepräge der Franzoſen, Spanier, Portugieſen wird von den germaniſchen Stämmen auf dem natürlichen Wege der Herrſchaft und der Zeugung weggezeugt und ausgelöſcht werden: auch der Reſt der Rothhäute, die alten Eingebornen, werden verſchwinden durch dieſe Ueberfluthung und Verdrängung; ſie werden mit jedem Jahrzehend dünner. Aber ein Theil iſt da, der die Ausſichten in die amerikaniſche Zukunft etwas trübt; dies iſt die dem Welttheile, der Art und der Farbe nach ganz fremde aus Afrika eingeführte Negermenge. Dieſer

Freilich die treffliche Küche der Schweden findet man hier nicht ganz wieder, aber immer kann man sich drei bis vier gute Gerichte aussuchen. In jenen gröſseren Städten sind aber auch andere Institute der Geselligkeit und der Magenfreuden, woran ein gebildeter und verständiger Fremder, wenn er will, durch seine Freunde leicht Theil nehmen kann. So hat Stockholm seine beiden Societäten, die bürgerliche und adliche, wie sie sie nennen, obgleich die groſse oder adliche im Bondeschen Palais keinen andern Unterschied des Adels Anmacht, als den der Sittlichkeit und des Anstandes. In diesen beiden findet man oft die munterste und feinste Welt der Hauptstadt, häufig auch sehr interessante Fremde. Das Essen ist für 12 bis 16 Groschen auſserordentlich gut, auch der Wein besser, als auf den gewöhnlichen Källare, und für eine billige Taxe. Wenn ich in der Folge Geld nenne, so meine ich Riksgäld oder den preuſsischen Kurantfuſs; meine Meilen sind künftig immer schwedische.

Daſs das Gasthäuserwesen in Schweden noch auf keinem bessern Fuſs ist, liegt keinesſind in dem Welttheil, jedoch mehr im Süden als im Norden, wohl acht bis zehn Millionen da; ſie ſind eine Art, die ſich raſch mehrt, und werden alſo an Zahl fortwachſen. Sie und ihre Stellung, zumal wenn ſie allmälig aus Sklaven Freie geworden ſind, werden dem Welttheil manche nicht kleine Verlegenheiten und wahrſcheinlich ſchlimmes Unheil bereiten.

Amerika beſteht aus zwei, durch die Meerenge von Panama, wenn man nur die erſte beſte Landkarte anſieht, durch Lage und Geſtalt von der Natur getrennten Hälften. Die nördliche Hälfte ſtellt gleichſam ein zweites Europa dar durch ſeine Geſtalt und ſein Klima, man möchte ſagen durch den ganzen Athem der aus ſeiner Natur weht; die zweite ſüdliche iſt ſelbſt an Geſtalt ein anderes Afrika, hat auch in ſeiner ganzen Natürlichkeit, in der Fülle ſeiner ſüdlichen tropiſchen Erzeugungen afrikaniſche Aehnlichkeiten, aber doch viele Lande, die der menſchlichen Entwickelung nicht ſo feindſelig ſind als manche Gebiete Afrikas. Dieſer ganze Welttheil, in welchem das kleine Europa fünfmal ſtecken kann, wird alſo einſt engliſch ſprechen, und mehr oder weniger nicht nur engliſch ſprechen ſondern auch engliſch empfinden, denken und handeln müſſen. Wir Deutſche werden mit einem guten Theil von uns mit dabei ſein, aber nicht mitherrſchen. Welch ein anderes Leben, welche mächtigere, geſchwindere Bewegungen und Entwickelungen, welche Ausbeutung der Naturgüter und Gaben des Landes, wenn der Angelſachſe über den ſo reich und ſchwelgeriſch von der Natur ausgeſtatteten Süden kommt und ihn auszubeuten beginnt! Aber hier wird er nicht allein, er wird überhaupt nicht lange hier ſtehen bleiben; er wird von hier auch das junge Auſtralien und das alte Aſien anſtoßen und dort eine neue Lebenswirthſchaft beginnen. Ich bitte euch, ſteigt nur über die Kordilleren und Anden, und ſchaut von ihren Gipfeln in die Waſſer des Stillen und Auſtraliſchen Meers hinüber; betrachtet euch zuvörderſt nur die Küſten des Oregongebietes, Kaliforniens und Mexikos mit ihren Häfen, Metallen und Wäldern und allen andern reichſten Erdengütern, und denkt euch den gewaltigen unternehmenden Kerl, den verwegenen Schiffer, der trotzig durch alle Weltſtürme ſein Siegeslied pfeift, als Herrn darin — bedenkt auch nur, was da vor ſeinen lüſternen Augen gegen Weſten und Südweſten weit ausgebreitet liegt, und was er, der kühne und geſcheidte Menſch, leicht überzählen und überrechnen kann — und dann meſſet und zählet und erzählt euch das Uebrige. Japan kann er mit den Flügeln ſeiner Segel in acht Tagen, China in vierzehn Tagen, Indien in drei Wochen erreichen. Wahrlich bei einem erſten großen ernſthaften Stoß mit England, wovor ſich freilich beide Völker fürs Erſte noch hüten werden, wird ſchon die Frage um die Herrſchaft in jenen Südmeeren entſtehen; die Engländer und Holländer könnten darin eher, als ſie fürchten, von ihm abgelöſt werden. In Auſtralien, gleichſam dem jüngſten der fünf Welttheile, deſſen dem Menſchen bequeme und brauchbare Theile wenigſtens der guten Hälfte Europas gleich ſind, machen die Engländer den Nordamerikanern gleichſam die Vorarbeit. Auf jeden Fall wird in Neuholland, Neuſeeland, Vandiemensland und in den Südſeeinſeln in zwei bis vier Menſchenaltern die engliſche Sprache eine Weltſprache werden.

So liegt die Zukunft vor meinen Blicken, wenn ich nicht ganz verkehrt ſehe. Es erinnert mich mit Lächeln, wie ich vor einem halben Jahre einen wackern holländiſchen Grafen erſchreckt habe, der mir über Indien erzählen mußte und dem ich zum Schluſſe unſrer Geſpräche ſagte: Aber bei allem dem, Herr Graf, wenn Sie Pflanzungen in Java haben, ſo verkaufen Sie ſie bald, denn die Amerikaner werden ſich bei der erſten beſten Gelegenheit in den Südſeewaſſern mit ihren Flotten luſtig machen. Was ich hier in einzelnen leichten Strichen der Betrachtung nur als einen Blick und Ueberblick, als Wink und Andeutung hingeworfen habe, dieſe Weltweite und Weltbeſtimmung Nordamerikas und des Staates der Angelſachſen, ſteht in meinem Geiſte als eine ſo feſte Gewißheit, als irgend eine geſchichtliche Wahrheit. Nordamerika und ſein mit dem Schwerdt und dem Schiffe fortwandelndes und fortfliegendes Volk wird ſich über die Welt verbreiten und uns die Welt und ihre Güter und Schätze öffnen und mitgenießen helfen. Ich meine hier nicht bloß jene eben genannten rohen Gebiete, ſondern auch die alten zum Theil erſtarrten, verſteckten und verwelkten oder durch einen wüſten Deſpotismus und ein dumpfes Heidenthum erſtarrten und verdorbenen Länder Aſiens: ich meine das alte einſt nur durch Fabeln gekannte Oſtaſien, welches zum Theil noch heute dem Europäer mit vielen Schlöſſern und Riegeln verſperrt iſt: Japan, China, Indien, Perſien. Die ſtockende faule Luft dieſer ſchönen Länder wird von Oſten her einſt von den nordamerikaniſchen Sturmwinden, damit neues Leben entſtehe, zerweht werden. Ja hier werden die alten Stumpen längſt vergangener Geſchlechter von dem lebensluſtigen Volke, das von den Ufern des Skt. Lorenz und Miſſiſippi übers Meer kommt, ausgerodet werden, hier werden auf die Stämme, die noch treibenden Lebensſaft in ſich haben, Pfropfreiſer der Verjüngung gepfropft werden, und ſo wird ſchließlich von Amerika her europäiſche und chriſtliche Geſittung und Bildung, ſo viel von unſern beſten und edelſten Gaben jene Klimate empfangen und ertragen können, ausgeſtreut und für neue Schöpfungen und Erblühungen gepflanzt werden.

Welche Anſichten und Ausſichten der Zukunft! werdet ihr mir zurufen. Ich ſage: wir fühlen davon nicht bloß Anhauche wie einen Athem der Prophezeihung, ſondern ſchon die Anfänge der Wirklichkeit. Dieſe Wirklichkeit blüht nicht bloß in Neu-York und Neu-Orleans und San Francisko, ſie pulſt ſchon durch die Adern von ganz Europa, und wird in Liverpool und Havre wie in unſerm Bremen und Elberfeld empfunden, und wird durch die Theilnahme an den großen ſo unendlich erweiterten Weltgeſchäften von Handel und Schiffahrt und Gewerben unſre Städte eben ſo wie die engliſchen und amerikaniſchen von Jahr zu Jahr friſcher und ſchöner wieder aufblühen laſſen. Wie viele Menſchenalter hindurch ſind in jenen eben genannten Welttheilen und Ländern Jahrhunderte lang noch die rohen und roheſten Arbeiten der Entwilderung und erſten Rohzeugung zu thun! Dies wird allen den Ländern, welche die feineren Künſte und

Gewerbe, ich ſollte ſagen die verfeinernden Künſte und Gewerbe, in der Hand haben, für eine ſehr lange Zeit einen mächtigen Handel und Gewinn ſichern. Für ſolchen Gewinn und ſeine Genüſſe ſollen die ſtrebendſten europäiſchen Völker (Engländer, Deutſche, Franzoſen) gerüſtet ſein, überhaupt ſollen ſie die Albernheit nicht nachbeten, welche ſo oft von den Fremden zu uns herüberklingt: Europa ſei ein welker, dürrer, abgelebter Greis, und in dem Nordamerikaner ſtehe der lebensfriſche, muthvolle, waffengerüſtete Jüngling vor ihm, der ihn ablöſen und ſein dürres Gebein zu Grabe tragen werde. O dieſe dummen Schrecken jage ich weit von mir. Europa, das kleinſte Stückchen Welttheil, iſt durch ſeine Erdlage, ſein herrliches Klima, das nur muthige Menſchen zeugen und die mürben und weichlichen nicht lange leben laſſen kann, durch ſeine Meere und ſeine von Meeren und Strömen wunderbar durchſchnittenen Lande, durch ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt und vor allem durch ſein heitereres und freieres Chriſtenthum, das ſich mit jeder geiſtigen Erhebung und Belebung verträgt und in ihm ſelber Belebung, Reinigung, Verjüngung und Vergeiſtigung unſers Geſchlechts iſt, doch die ſchönſte Perle der Welten, die alle auch für ſein göttliches Leben zeugen und arbeiten müſſen.

Nun zum Schluß noch ein Wort mit dem, der mir ſagt: Wie wunderbar und ſonderbar hältſt du uns die Amerikaner ſo hin? Sie werden ja nicht bleiben, wie ſie jetzt ſind, die große Republik des neuen Strebens und Lebens, welche du von Neufundland und Terra di Labrador bis zum Feuerlande der Peſcheräs hin ſo leichtfertig fortfantaſirt haſt, als würde die eine glückſelige Ewigkeit haben, wie ihre übermüthigen Gimpel ſie ſich träumen. Warte nur und ſteh mir ein wenig ſtill! — Und ich ſtehe ein wenig ſtill, und antworte ihm ungefähr alſo:

Nordamerika, dieſer von Vielen allerdings unwirſch begriffene und wenig verſtandene Freiſtaat, von welchem franzöſiſche und deutſche meinen Nachbilder ſchaffen zu können, iſt in ſeinen erſten Anfängen durch Gottes Weltbeſtimmung auf eine viel ſchönere und edlere Weiſe entſtanden, als die ſpaniſchen, franzöſiſchen und portugieſiſchen Kolonieen des Welttheils. In der unſeligen engliſchen Verwirrung und Umwälzung des ſiebenzehnten Jahrhunderts gingen viele der edelſten und beſten Engländer, tugendfeſte und glaubensfeſte Helden, welchen Freiheit und Geſetzlichkeit lieber war als Knechtſchaft und Pfafferei, über das Weltmeer, und trugen freie Geſetze, chriſtliche Sitten und Gewohnheiten und Künſte und Wiſſenſchaften mit ſich hinüber und pflanzten ſie ſogleich dort an; wackere Holländer, Schweden, Deutſche, faſt aus denſelben Gründen ausgewandert, ſind dort in Neuengland mit ihnen allmälig zu Einem Volk zuſammengewachſen und haben in den beiden folgenden Jahrhunderten immer neue Nachzüge und Zuzüge erhalten. Aus dieſen Samen und Keimen iſt das erſte Nordamerika erwachſen, und ſein Nachwuchs, mit angelſächſiſcher germaniſcher Tapferkeit, Rüſtigkeit, Frömmigkeit und Ehrbarkeit immer noch leidlich gut verſehen und ausgerüſtet, hält den großen ungeheuren Bau, an welchem man auch Mängel und Gebrechen genug finden und tadeln kann, mit einem ganz eigenthümlichen altengliſchen Geiſt, den man einen Geiſt guter Gewohnheit ja, faſt einen Geiſt guten Inſtinkts nennen kann, bis heute wunderſam zuſammen und treibt die ungeheure Maſchine in friſcheſter freudigſter Lebendigkeit über Berge und Meere noch immer glücklich und ſiegreich vorwärts. — Wie lange das noch? Wer wagt es hier Weiſſager zu ſein? — Wie dem immer ſei, es wird noch ziemlich lange als dieſe wunderbare Einheit zuſammenhalten, und wenn es auch auseinander fällt, dieſe Menſchen werden auf ihren Abtheilungen des Erdballs nicht verſchwinden noch vergehen, ſie werden ihre Beſtimmung, Welttheile zu geſtalten, umzugeſtalten und zu verjüngen doch erfüllen. Als ſogenannte Weltrepublik — hierin ſtimme ich meinem Frager ganz bei — als die große Muſterrepublik, welche nach der Meinung Vieler alle Könige und Fürſten auf Erden abſchaffen ſoll, iſt ſie wahrlich für keine Ewigkeit geſchaffen. Dieſe ſechsundzwanzig Millionen Republikaner unſrer Tage, welche in einigen Menſchenaltern vielleicht ſechszig ſiebenzig Millionen ſtark ſein werden, werden wahrlich keine Republik China ſtiften; die verſchiedenen Länder, Meere, Ströme, Klimate dieſes großen Welttheils mit allen ihren Ziehungen und Beziehungen werden das Naturrecht ihrer Verſchiedenheit gewiß geltend machen: es wird einſt Sultaneien, Königreiche, Freiſtaaten — wer weiß welche andre Geſtalten von Staaten ſonſt noch? — am St. Lorenz, Miſſiſippi, Oronoko, Silberſtrom u. ſ. w. geben. Wartet! Gott läßt ſeine Zeit wandeln.

g. Skandinavien.

Willſt du denn von deinem Scythiod hin lilla des alten Oloff Rudbeck, dem Bruderlande, dem Lande deiner Väter, nicht auch Etwas weiſen und weiſſagen?

Ich kann nicht und mag nicht, kann ihnen auch jetzt keine Bruderhand geben. Ich habe ſo oft und ſo viel beide in Lob und Tadel von dieſen Kleinſcythen erzählt und geredet, daß ich heute nichts weiß. Darum ein letzter langer —— Strich.

weges an dem Geschmack der Nation, die sich auf Eleganz, Feinheit und Wohlleben wohl versteht, sondern es liegt mehr in der Nationalsitte. Sollte man es denken, auch in den gröſsern Städten, selbst in der Hauptstadt, sind viele Fremde gewohnt, bei ihren Gaſtfreunden zu logiren, ja wohl gar zu essen. Dieses alte gegenseitige Recht des Hospitium herrscht über das ganze Reich; es herrscht natürlich noch mehr, wo die alte Einfalt und Treue abgeschiedener lebt. Im Ganzen ist die Zahl der Ausländer klein, die im Lande reisen. So behauptet man denn, es lohne an den wenigsten Orten die Mühe, sich und sein Haus auf das zierlichste und vollſtändigste einzurichten. In den kleineren Städten und abgelegneren Provinzen ist man daher wirklich oft verlegen. Indessen die Güte und Hospitalität des Volkes vertritt diesen Mangel, und wer das Schwedische nur erst ein wenig fertig über die Lippen wegbuchstabiren kann und ein menschliches Vertrauen in der Brust trägt, der wird an keinem Orte in Schweden in Verlegenheit seyn, wo nur Menschen sind.

Blütenleſe aus Altem und Neuem.

Blütenleſe

aus

Altem und Neuem

von

E. M. Arndt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinen Freunden

Friedrich Gottlieb Welcker

und

Friedrich Chriſtoph Dahlmann

gewidmet.

Gruß.

Seid gegrüßt, ihr treuen Alten,
Die dem alten Gott vertraun,
Durch des Alterthums Geſtalten
Hin auf neue Schöpfung ſchaun.

Her die Hände auf den Glauben,
Der ſein Halte feſt! uns ſchreibt,
Und, wie viel auch Narren ſchnauben,
Doch das Ewiggleiche bleibt.

Vaterland und Freiheit haben
Wir im ſtillen Streit geſucht,
Wollten nicht, daß Kräh'n und Raben
Frech bekrächzten Adlerflucht;

Haben auf die Adlerſiege
Feſt gehofft und treu geglaubt,
Doch fiel in dem ſchweren Kriege
Mancher Tropfen Schweiß vom Haupt.

Und ſo ſchaun, trotz feiger Tadler
Und trotz feiler Knechte Witz,
Wir von fern den deutſchen Adler
Mit dem alten Donnerblitz.

Fern ſchon ſauſt es und wird kommen —
Deutſchland, ſüßes Vaterland! —
Alle Tapfern, Treuen, Frommen
Sind dem Wetter zugewandt.

Schrei der Pöbelſchwarm ſich heiſer —
Was ſich fern zuſammenballt,
Aus dem blitzt der Donnerweiſer
Neuen Lebens Lichtgeſtalt.

Vorwort.

Das Alter, wie es dem Schluß der irdiſchen Dinge näher rückt, räumt auf und muß aufräumen und in ſeiner Weiſe gleichſam auch über Leben und Tod ein letztes Gericht halten, beſonders über alte Papiere und Briefſchaften: da iſt Vieles auszuſtäuben und durchzuſtöbern, was davon zerriſſen oder verbrannt oder am Leben erhalten werden ſoll. Indem ich nun ſchon ſeit einigen Jahren mit ſolcher Ausſtäubung und Durchſtöberung beſchäftigt geweſen bin, ſind alte Papiere, welche lange im dunkeln Winkel gelegen hatten, mit alten Erinnerungen mir wieder vor Augen und Herz gekommen. Da ſind gedruckte großentheils auch vergelbte lange vergeſſene Rollen, über deren Aufrollung vor allen Leuten ich hier wie in einer entſchuldigenden und erklärenden Vorrede ein paar Worte ſagen muß.

In den Jahren unſers entſetzlichen deutſchen Unglücks, zwiſchen 1805 und 1812, haben mich in Schweden und in der Heimat vor allen Andern die edeln Griechen getröſtet, beide, die Großen und die Kleinen: die Geſchichtſchreiber und Dramatiker wie die Lyriker. Ich hoffe, ich habe doch einigen Honig aus ihnen zu ſaugen verſtanden, wenn nicht fröhlichen und anmuthigen der Schönheit, doch tapfern und geiſtigen des Muthes. — In Schweden lebte ich ferner noch viel mit den ſkandinaviſchen und altſchottiſchen und altengliſchen Sagen und Liedern.

In jenen düſtern deutſchen Jahren ſind, wie geſagt, die meiſten helleniſchen und nordiſchen Nachbildungen und Ueberſetzungen entſtanden, andere in ſpätern Jahren hinzugefügt. Indem ich nun jene jugendlichen Arbeiten im höchſten Alter wieder durchleſe, durchſehe und hin und wieder auch durchbeſſere oder vielmehr zurechtſtelle und ordne, dünke ich mir, wenn ich mich nicht ſelbſt täuſche, zu gewahren, daß ich in meiner Jugend ſchon gutes Deutſch, das heißt gutes Volksdeutſch, zu ſprechen verſtanden habe.

Bei dem Griechiſchen bin ich meiſtens bei den Versmaßen der Originale geblieben, ſoweit das deutſch möglich iſt; nur ein paar Stücke habe ich nach deutſcher Umgeſtaltung und in deutſcher Weiſe

Auf den gewöhnlichen Källare der Mittelstädte ist meistens nur eine Schenke von Wein, Bier, Branntwein, und allerlei trocknen und salzigen Speisen zum Anbiſs. Ordentliche Mahlzeiten werden für Wenige gehalten, und will man das, so muſs man es besonders bestellen und einsam seine Tafel abmachen, was nicht immer angenehm ist, am wenigsten für den Fremden. Der gewöhnliche Wein, den man hier trinkt, ist Bordeauxwein; er ist oft sehr schlecht und geschwächt, immer theuer: man trinkt die Flasche an wenigen Stellen unter 16 Groschen oder 1 Reichsthaler. Es sind auch an der Table d'hôte immer nur wenig Weintrinker; die meisten nehmen einen Schluck Branntwein zum Appetit und trinken über Tisch Bier. Dieses letzte Getränk ist in Schweden sehr gut. Auf Reisen, oder wenn man in Bewegung ist, kann man nichts gesunderes und erquickenderes genieſsen, als eine Bouteille Starkbier oder Öl; beim stillen Leben ist es zu stark, und etwa ein Gläschen zum Frühstück thut nicht übel. Die Bouteille dieses Öls kostet von 3 bis 5 Schillingen. Am berühmtesten anzeigte. Was die griechiſche Wortmeſſung betrifft, ſo iſt da bei den Meiſtern vom Stuhl — von Voß, Böckh und Hermann bis auf Goethe, Lachmann, Nitzſch u. ſ. w. hinunter — noch gar keine volle Einſtimmigkeit, wie weit die Alten in ihrem Meſſen immer genau waren und wie weit wir Neuen (Deutſche) nach den Schritten und Klängen unſerer Sprache da genau und wohllautend oder vielmehr anmuthig nachtönend ſein können. Wie weit mir dieſes Nachmeſſen und Nachtönen ohne ſchlimme Verrenkung oder Verſchiebung unſerer Sprache gelungen iſt, darüber darf ich kein Vorurtheil fällen: nur Das ſage ich zur Entſchuldigung, daß ich mit Namen und ſeltſamen Wörtern oft ebenſo willkürlich verfahren bin, wie die Engländer und Franzoſen es mit fremden Namen und Wörtern täglich machen und wie die Römer in Hinſicht der griechiſchen Sprache uns vorgemacht haben, indem ſie bald Porticus, Regium, Darius, Plato, bald Porticus, Regium, Darius etc. meſſen.

Bei dem Nordiſchen und Brittanniſchen gilt, daß die meiſten alten Lieder und Balladen, wie Alles, was in der ſchönen dichtenden Jugend der Völker als ſüßes Saitenſpiel durch die Herzen und Munde der Menſchen läuft, ſich erſtlich oft die natürlichſten Ausſprünge und Ueberſprünge erlauben, und zweitens es mit dem Maße und Reim nimmer genau nahmen. So z. B. verlangen ſie nicht immer den Gleichklang, ſondern ſind mit fernem Aehnlichklang oft genug zufrieden, und mit ihrer ſogenannten Alliteration iſt es meiſtens mehr zufällig als künſtlich gehalten. — Häufig ſind ſie mit einem Nachklang oder Mittelklang (einem ſogenannten Refrain) begleitet, welchen man mit Recht oft den Nachklang oder Durchklang eines dunkel mittönenden Gefühls nennen möchte, das in dem Sinn des Liedes oder in der Geſchichte der Ballade vorwaltet, gleichſam ein begleitendes Anſpiel des Gefühls faſt im Sinn des Chors der griechiſchen Dramatiker.

Es werde hier noch etwas erwähnt, was man einen beſondern Naturdienſt des nordiſchen Lebens nennen könnte, die ſo oft wiederkehrenden Namen beſtimmter heiliger myſtiſcher oder auch böſer Bäume, Kräuter und Blumen. Hier möchte man ſelbſt an den Botaniker und Chemiker eine kleine romantiſche Aufgabe ſtellen. Vieles wiſſen hier alte Jäger und Bauern von Pflanzen- und Blumengeheimniſſen und von ihren Verhältniſſen und Beziehungen zu Menſchen und Thieren, wovon ſich die Wiſſenſchaft nichts träumen läßt. Dies gehört theils dem älteſten Glauben und Aberglauben der Völker unſers germaniſchen und gothiſchen Stammes an, wo, wie geſagt, ſelbſt dem Botaniker und Chemiker noch eine Unterſuchung zugemuthet werden könnte, theils dem innigſten, angeborenſten Gefühl des Nordens (Schwedens, Schottlands). Der Norden hat, wie uns Tacitus ſchon ſagt, gleichſam nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter; der Frühling kommt dort den Menſchen ſpät (Ende Mai, Anfang Juni) und flieht nach etwa zwei Blütenwochen, um einer Sommerhitze Platz zu machen, die bei den längſten Sonnentagen oft wirklich eine unerträgliche iſt. Ich habe vier Sommer in Schweden gelebt und erinnere mich noch mit Freuden, wie prächtige Sommerwochen, wie fröhliche Sternen- und Mondſcheinnächte ich in luſtigen Gelagen mit fröhlichen Menſchen zu Schiffe und zu Wagen, auf Inſeln und an Küſten im fröhlichen, wirklich ſchwärmeriſch myſtiſchen Naturdienſt mitgefeiert habe. Wir haben bei uns kaum eine Vorſtellung davon, mit welchem Entzücken dort der Ausbruch der grünenden Blätter und duftenden Blumen begrüßt, mit welcher Wonne überhaupt der Umgang mit Frühling und Sommer gepflegt und ausgebeutet wird. Dem Schotten und Schweden iſt die Blume und der Baum noch ein gar anderes, ein viel lieblicheres, wunderbareres Weſen als dem Deutſchen, vollends als dem Italiener oder Spanier.

Hinſichtlich der Zahlen und der Rolle, die ſie in den Bewegungen, Erſchütterungen, Geburten und Toden der Natur, in den Geſetzen und Ordnungen der Menſchen und in dem myſtiſchen Volksglauben und dem Volksmärchen ſpielen, möchte man gern etwas tiefer in des Pythagoras weiland Geheimlehre ſchauen können. Es ſei hier nur auf das Drei hingewieſen und wie auf und ab faſt immer in der Dreizahl und in und nach Allem, was in Drei auf- und niedergeht, gerechnet wird.

Bonn, geſchrieben im Chriſtmond 1856.

E. M. A.

Inhaltsverzeichniſs.

Seite
Vorwort IX

Griechiſches.

Kallinus 3
Tyrtäus 5
Lied des Kalliſtratus 12
Anthologia graeca 13
Bücher 112

Schwediſches.

Die Hammerholung 115
Stolz Karin, die Ziegenhirtin 118
Klein Lieschen 123
Der Harfenſpieler 127
Herr Peter. (Seefahrt.) 131
Herzog Nils 134
Der Wanderbub 139
Der Schweinehirt 141
Klein Hilla 143
Herr Peter freit Chriſtinchen 147
Die Königskinder 150
Das Geſpräch 154
Karl's XII. Marſch 157
Die Berggefangene 159
Chriſtinchen. (Zum zweiten mal.) 163
Herr Karl oder der Kloſterraub 165
Tove im Roſengarten 169

Seite
Gesang der Taube auf dem Lilienzweig 172
Herr Olof im Elfentanz 175
Herr Magnus und das Seeweib 177
Herzog Magnus und die Elfen 180
Ein Lied aus dem Thal vom Kullen 183

Englisches und Schottisches.

Die Amtmannstochter von Islington 193
Der selige Graf Murray 196
Der gute Wallace 198
Jungfrau Anna Marie 204
Das Herzweh 205
Archie von [illegible] 207
Das kleine Männchen 210
Der junge Tamlin 212
Die zwei Raben 226
Der [illegible] 228
Lord Randal 229
Braun Adam 231
Jellon Grame 234
Die grausame Schwester 238
O wäre meine Liebste eine Rose roth 244
Thomas der Reimer 246
Herzensfreude 250
Der beneidete Weidenzweig 252
Unter dem Baum 253
Bitte an die Vöglein 254
Des ersten Maitags Stunde 256
An die Nachtigall 258

Griechiſches.

Kallinus.*)

Bis wann liegt ihr darnieder? Wann faſt ihr gewaltigen Muth euch?
Jünglinge, ſchämt ihr euch nicht vor euern Nachbarn ringsum?
So großer Faulheit euch nicht? Ihr meinet aber in Frieden
Hinzuſitzen, doch Krieg wüthet im Vaterland rings.

— — — — — — —

O wie ehrenvoll iſt's, wie glorreich dem Manne, zu ſtreiten
Für ſeine Kinder, ſein Land und ſein jungfräuliches Weib
Mit den Feinden! Der Tod, er kommt einſt, wenn es die Moiren
Alſo webten — Wohlan! friſch gehe Jeder drauf ein,

---

*) War nebſt „Tyrtäus“ und dem „Lied des Kalliſtratus“ abgedruckt im „Geiſt der Zeit“ (London 1813), Thl. 2.

Hochaufbäumend den Speer und dicht mit dem Schilde das tapfre
Herz umwölbend, sobald mischt ſich die wogende Schlacht:
Denn dem Tod entrinnen iſt keinem Manne vergönnet,
Selbſt nicht, wenn ſein Geſchlecht himmliſchen Ahnen entſproß;
Iſt dem Schlachtengewühl entrinnend und Klirren der Lanzen
Kehrt er, aber daheim faßt ihn des Todes Geſchick;
Dieſer aber hat gar beim Volke nicht Liebe noch Sehnſucht,
Jenen aber beweint Groß und Klein, wenn er fällt.
Denn bei dem ganzen Volk iſt Sehnſucht des tapferen Mannes,
Wenn er ſtirbt; wenn er lebt, iſt er Unſterblichen gleich:
Denn ſie ſchauen auf ihn wie auf eine Burg mit den Augen,
Weil er allein vollbringt Gleiches, als Viele geſammt.

ist Stockholmsöl und namentlich Westmannsöl; aber auch andere Städte haben keine unberühmte Brauereien, z. B Upsala und Arboga. Dieses Öl kann sehr alt werden und soll dann sich zum trefflichsten Nektar veredeln können. Hier in Upsala lebte vor wenigen Jahren noch ein eisgrauer Domprobst, Namens Hydrén, ein fröhlicher jugendfrischer Greis. Er hatte vorher am Gymnasium in Stregnäs gestanden und von da einige Tonnen Öl mitgebracht. Diesen Nektar lieſs er liegen, und nur bei ſeierlichen Gelegenheiten ward davon spendirt. Die Leute nannten den Göttersaft ordentlich Stregnäsia, und die ihn getrunken haben versichern, es kann nichts köstlicheres über die Lippen flieſsen. — Auch das gewöhnliche Bier, welches schlechtweg Dricka oder Svagdricka heiſst, ist nicht schlecht, und wird gewöhnlich die Bouteille zu 6 Stüver, oder zu einem Groschen verkauft. Ich trank, wo ich es haben konnte, faſt täglich eine Flasche Öl, und habe mich äuſserst wohl dabei befunden.

Auch auf meinem Källare gab es keine ordentliche Table d'hôte. Zuweilen bestellte

Tyrtäus.

1.

Sterben iſt wahrlich ſchön, bei den vorderſten Streitern erliegend,
Schön dem tapferen Mann, welcher fürs Vaterland ficht,
Aber die Vaterſtadt verlaſſend und fette Gefilde
Streunen als Bettler, das iſt wahrlich vor allem betrübt,
Irrend umher mit der zärtlichen Mutter, dem greiſenden Vater,
Mit den Kindelein klein und dem jungfräulichen Weib;
Denn verhaßt wird er ſein bei Denen, wohin er gelanget,
Knecht der Armuth, gebeugt unter der gräulichen Noth.
Er beſchimpft ſein Geſchlecht, befleckt ſein herrliches Antlitz,
Jegliche Schande folgt, jegliches Elend ihm nach.
Wenn denn dem ſtreunenden Mann nie keinerlei Achtung erwächſet,
Noch ihm Achtung und Obhut und Mitleid wird,
Auf! Laßt muthig uns ſtreiten für dieſes Land und für unſre
Kinder ſterben und nicht ſchonen des Lebens in uns.

Jünglinge, auf denn zum Streit! Und feſt beieinander beharrend,
Weder des Schreckens beginnt noch der ſchändlichen Flucht,
Sondern gewaltig entflammt und mächtig im Herzen den Muth euch,
Achtet das Leben für nichts, wenn ihr mit Männern euch ſchlagt.
Laſſet die Aelteren, welchen die Kniee nicht leicht mehr ſich regen,
Nicht auf der Flucht im Stich, laßt nicht die Greiſe im Stich.
Denn eine Schande wär's, wenn neben den vorderſten Streitern
Läge gefallen ein Greis, weit vor den Jünglingen hin,
Welcher den freudigen Muth im Staube hätte verhauchet,
Schon mit ſchneeweißem Haupt und ergrauetem Bart,
Mit ſeinen Händen haltend die blutige Scham, die nicht gerne
Zucht und Ehrbarkeit laſſen die Augen ſehn,
Und mit nacktem Leib; doch Alles ziemet dem Jüngling,
Weil er der Jugendkraft leuchtende Blume noch trägt,
Lieblich ſterblichen Männern zu ſchaun zugleich und den Weibern,
Wenn er lebt, auch ſchön, fallend im vorderſten Streit.
Muthig ſtreite denn Jeder, und halte wohl aus, mit beiden
Füßen am Boden geſtemmt, beißend die Lipp' mit dem Zahn.

2.

Auf! Denn ihr ſeid das Geſchlecht des unbeſiegten Herakläs,
Muthig hinein! Noch hält Zeus nicht den Nacken gebeugt.
Nicht ob der Menge der Männer erſchrecket, zittert darob nicht,
Stracks auf die vorderſten Reih'n halte der Mann ſeinen Schild,
Achtend ſein Leben für nichts und die dunkeln Parzen des Todes
Gleich des ſonnigen Lichts Strahlen erfreulich und lieb;
Denn ihr wiſſet die glänzenden Werke des wehreichen Aräs,
Ihr verſtehet den Grimm wohl des gewaltigen Kriegs.
Denn von den Flüchtlingen habt ihr gekoſtet und von den Verfolgern,
Jünglinge, wurdet wohl beider zum Ueberdruß ſatt.
Die da mit feſt ineinander geſchloſſenen Reihen ſich ſtürzen
Kühn in den Fauſtkampf hinein und in die vorderſte Schlacht,
Weniger ſterben davon, ſie befreien das Volk für die Zukunft;
Aber den Feigen verdirbt jegliche Tugend und Kraft.
Denn wer ſprach' es wol aus, wer möcht' es Alles erzählen,
Wie viel Uebel den Mann treffen, der Schändliches litt?
O hartſelig wol iſt's, dem Flüchtling im tobenden Kriege,

Wenn ihm von hinten das Schwert kerbend die Schultern
zerhaut;
Schändlich auch heißet der Todte, daniedergeſtreckt in dem
Staube,
Welchem die Spitze des Speers hinten den Rucken
durchſtach.
Muthig ſchreite denn Jeder und halte wohl aus, mit beiden
Füßen am Boden geſtemmt, beißend die Lipp' mit dem
Zahn,
Und um die Hüften, die Schenkel nach unten, die Bruſt
und Schultern
Hüllend des bauchigen Schilds mächtige Wölbung ringsum,
Und mit der Rechten da ſchwing' er hoch die gewaltige
Lanze,
Und von dem Haupte herab nicke der furchtbare Buſch,
Und durch gewaltiger Thaten Vollbringung lerne er
kämpfen,
Außer der Pfeile Erreich ſteh' er nicht da mit dem Schild,
Sondern hart anſchreitend und nah' mit dem mächtigen
Speere
Oder dem Schwert ſchlag' er zu, fälle den feindlichen
Mann,
Setze Fuß gegen Fuß und hebe Schild gegen Schild auf,
Helm treffe gegen den Helm, Buſch nicke gegen den
Buſch,
Bruſt ſtoße ſchütternd die Bruſt. — So, Streiter, ficht
mit dem Feinde,
Faſſend des Schwertes Griff oder den rieſigen Speer.
Ihr aber, Leichtbewaffnete, deckt bald hierhin, bald dahin

Unter den Schilden und werfſt wichtige Steine auf ſie,
Schießend mit glatten Spießen auf ſie und hart euch ſchließend
Der waffenfeſteren Schar vollerer Rüſtung an.

3.

Wahrlich nicht preiſ' ich den Mann, noch halt' ihn jemals in Ehren,
Sei er im Laufe geſchwind, ſei er im Ringen geübt,
Sei Kyklopen er gleich an Größe des Leibes und Stärke,
Lauf' er dem Boreas Thraciens ſiegend voraus,
Sei an Geſtalt anmuthiger er als weiland Tithonos,
Reicher als Midas einſt oder als Kinyras war,
Sei er königlich mehr als Pelops der Tantalide,
Honigſüß in der Stimm' und im Geſang wie Adraſt,
Hab' er auch jegliches Lob, nur nicht des feurigen Muthes —
Denn im Kriege wird nie dieſer ein trefflicher Mann,
Der nicht kühn kann ſchaun hinein in das blut'ge Gemetzel,
Den nicht gelüſtet im Streit hart an den Feinden zu ſtehn.
Tapferkeit und ihr Preis ſind bei den Menſchen das Höchſte
Und das Schönſte, was trägt jemals ein Jüngling davon;
Und ein gemeinſames Gut iſt dies der Stadt und dem Volke,
Wenn vorſchreitend ein Mann ausharrt im vorderſten Streit

Unerſchütterlich feſt und der ſchändlichen Flucht nicht gedenket,
Setzend das muthige Herz, ſetzend das Leben darein,
Und auch den neben ihm ſtehenden Mann mit Worten erkühnet,
Dies iſt der tapfere Mann und der gute im Krieg.
Denn er wendet alsbald der Feinde furchtbare Scharen,
Und durch den Feuermuth hemmt er die Wogen der Schlacht.
Und ſo fällt er bei vorderſten Streitern und opfert das Leben,
Macht ſeine Stadt und ſein Volk und ſeinen Vater berühmt
Durch die Wunden, die viel durch die Bruſt und den buckligen Schild ihm
Wurden geſchlagen und durch Panzer und Harniſch von vorn.
Ihn beweinen gleich ſehr die Jünglinge ſowie die Greiſe,
Und mit ſehnendem Gram trauert die ganze Stadt,
Und ſein Grab, ſeine Kinder ſind glorreich unter den Menſchen,
Und ſeine Enkel und fernhin ſein künftig Geſchlecht.
Nimmer verwelkt ſein herrlicher Ruhm, noch Namensgedächtniß,
Auch im Grabe noch bleibt der ein unſterblicher Mann,
Den als den tapferſten und ſtandhaftigſten Streiter im Kampfe
Für ſeine Kinder ſein Land Aräs der grimme verdirbt.
Und entrinnt er der Parze des ſtarr hinſtreckenden Todes

Und erringt er des Siegs leuchtende Ehren für ſich,
Ehren ihn All' insgeſammt, die Jungen gleichwie die Alten,
Und nach dem fröhlichſten Glück geht er zum Adas hinab.
Greiſend ſtrahlet er hell vor den Bürgern und Keiner erfrecht ſich,
Ihn zu verletzen mit Schimpf noch mit gerichtlichem Zank:
Alle ſtehn von den Sitzen ihm auf und räumen ihm Platz ein,
Jüngere und die gleich alt ſind und die älter als er.
Strebe denn jeglicher Mann zum Gipfel ſo herrlicher Tugend
Aufzuklimmen, und feſt halt' er den Muth ſich des Kriegs.

Lied des Kallistratus.

In Myrtenzweigen das Schwert will ich ſo tragen,
Wie Harmodios und Ariſtogeiton,
Als den Tyrannen niederhieben ſie
Und in Geſetzen gleichten der Athener Stadt.

Liebſter Harmodios, nicht biſt du geſtorben;
Auf der Seligen Inſeln, ſagt man, lebſt du,
Wo der ferſenſchnelle Achilleus
Und Diomedes wandelt, der Tydide, auch.

In Myrtenzweigen das Schwert will ich ſo tragen,
Wie Harmodios und Ariſtogeiton,
Als bei Athenaias Opfern ſie
Hipparchos niederſtießen, den tyranniſchen Mann.

Ewig wird leben euer Ruhm auf Erden,
Liebſter Harmodios und Ariſtogeiton,
Als ihr den Tyrannen niederſchlugt
Und in Geſetzen gleichtet der Athener Stadt.

Anthologia graeca

(Nach Jacobs' Ausgabe geordnet.) *)

Th. I, S. 17.

Schrecklich iſt Eros — was hilft's, daß ich zum zweiten mal ſchrecklich
Sag' und zum dritten mal tief ſeufzend ſchrecklich iſt er?
Denn es lachet der Knabe darüber, und tüchtig geſcholten
Freut er ſich; ſchmäh' ich ihn gar, wächſt er mir über den Kopf.
Wunderſam, wie einſt den blauen Wogen entſteigend
Aus dem Naſſen du haſt, Kypris, das Feuer gezeugt.

I, 18.

Drei ſind Grazien, drei ſind holdjungfräuliche Horen,
Drei Sehnſuchten nach Frau'n treiben im Wahnſinn mich um.
Nahm drei Bogen ſich Eros vielleicht, als er nicht Ein Herz,
Sondern drei Herzen in mir hat zu verwunden gemeint?

---

*) Die Ueberſchriften der ſogenannten Verfaſſer, als welche meiſtens unſicher, ſind eben wegen der Ungewißheit weggelaſſen.

I, 27.

Veilchen das weiße blüht, es blühet die Regenfreude,
Die Narciße, die Bergliebenden Lilien blühn;
Die Holdſelige auch, Zenophila, unter den Blumen
Lieblichſte Blume, ſie blüht, Roſe der Sehnſucht ſüß.
Auen, was funkelt ihr ob vergänglichem Blütenglanze?
All' eurer Kränze Duft reicht an das Mädchen doch nicht.

I, 30.

Ja, verkauft ſoll er werden, und ſchlief' er im Schooße der Mutter,
Ja, verkauft! Denn was fütt'r' ich den Unhold mir auf?
Breitſchnablig iſt er, geflügelt und kneipt gar ſcharf mit den Nägeln,
Flennt und weint und bald wiederum lacht er viel,
Nebenbei iſt er auch frech geſchwätzig und trotzigen Blickes,
Wild und der Mutter ſelbſt, der geliebten, nicht zahm,
Ganz und gar Ungeheu'r. Er ſoll fort! Segelt irgend ein Kaufmann
Ab und will den Schelm kaufen, willkommen ſei er!
Und er flehete, ſieh! und weinte. — Nein, ich verkaufe
Dich nicht. Sei nur getroſt! Derylis' Milchbruder, bleib'!

I, 39.

Ein Vaterland bewohnen wir, die Welt,
Ein Chaos zeugte alle Sterblichen.

I, 43.

Herz, mein Herz, von unabwendlich ſchweren Plagen durchgewühlt, ich mir das Mittagsessen zu Hause, gewöhnlich aber, wenn ich nicht ausgebeten war, aſs ich bei einer Frau Bechlin, die auf Stockholmer Källareweise tavola rotonda hielt. Das Essen war gewöhnlich sehr gut bereitet, aber die Portion auch um einen Schilling oder Groschen theurer, als in Stockholm. Nach den Gerichten bezahlte man für die Portion von 4 bis zu 10 Schillingen und konnte, eine halbe Bouteille Öl eingeschlossen, für 12 Groschen ein ganz gutes Mittagsmahl halten. Des Morgens und Abends, wenn ich daheim war, bestellte ich mir, was gefiel oder grade zu haben war.

Wer Kaffe und Thee trinkt, ist in diesem oberen Schweden auf öffentlichen Häusern zu bedauern. In der Regel ist beides theuer und schlecht. Das erste ist natürlich, weil das Pfund Kaffe jetzt 44 Schillinge kostet, das zweite ist es nicht, weil die Leute sich gut bezahlen lassen. Es kömmt bei dergleichen Dingen viel auf Gewohnheit an, wie es auf Källare und Kaffehäusern einmal eingeführt ist. In den Häusern trinkt man beides ge-

Halt aus! Wirf den Widerſachern friſch entgegen deine
Bruſt!
Und der Feinde Waffen gegenüber ſteh' unwankend feſt!
Biſt du Sieger, o dann jauchze nicht zu laut und offenbar;
Liegſt du unter, hinter'm Ofen wimmre niederſinkend nicht.
Sondern freue dich des Frohen, nimm das Schlimme
nicht zu ſchwer,
Jene Ordnung anerkennend, die die Menſchen faßt und
hält.

I, 53.

Zu den Göttern ſtelle Alles; aus der Trübſal richten oft
Männer ſie, auf ſchwarzer Erde hingeworfen liegend, auf;
Oft auch werfen ſie ſie rücklings, ſtürzen Glücklichſchreitende
Kopflings hin; dann wächſt des Leidſals ihnen viel und
mancherlei,
Und in Lebensnothdurft ſchweift er um und auch an
Sinnen irr.

I, 58.

Ohne den Tod wie entrönn' Einer dir, o Leben? Denn
tauſend
Sind deiner Plagen, nicht leicht weder zu tragen noch
fliehn.
Süß und ſchön, was Natur dir beut, das Meer und
die Erde,
Die Geſtirne, die Lichtkreiſe der Sonn' und des Monds

Alles Andere aber iſt Mühen und Schmerzen, vergeltend
Schreitet dem Glück, das du haſt, neidiſch die Nemeſis nach.

I, 53.

Dies von Phokylides auch: Von folgenden Vieren entſpringen
Die Geſchlechter der Weiber: Vom Hunde die, die von der Biene,
Die vom hochmuthigen Schwein, und die vom langmähnigen Roſſe,
Leichtbeweglich, geſchwind, umlaufiſch, prächtig geſtaltet,
Die von dem trotzigen Schwein weder ſchlecht noch wacker zu nennen,
Die von dem Hund unverträglich und wild; doch die von der Biene,
Treffliche Hausfrau und des Schaffens kundig und Wirkens.
Sie zu gewinnen als holdes Gemahl, das wünſche, o Freund, dir.

I, 57.

Da du Menſch biſt, magſt du nicht ſagen,
Was da wird künftig ſein,
Noch, wenn du einen Mann ſiehſt,
Wie lange Zeit er ſein wird;
Denn nicht der langflügligen Fliege
Wechſelung iſt ſo geſchwind.

I, 60.

Die Geſundheit iſt dem ſterblichen Mann das Beſte;
Schön an Geſtalt geboren ſein das Zweite,
Reich ſein ohne Betrug das Dritte; endlich
Fröhlich mit Freunden leben iſt das Vierte.

I, 61.

Es geht eine Sage, die Tugend bewohne
Schwererſteigliche Felſen und ſchwebe
Geſchwinde jetzt hin um heilige Orte,
Nicht aller Sterblichen Augen erſichtlich.
Und wer herbe Mühe tiefinnerſt nicht ſchwitzt,
Nur der gelange zum Gipfel der Mannheit.

I, 62.

(Auf die bei Thermopylä Gefallenen.)

Wenn ſchön Sterben iſt das größte Theil der Tugend,
Hat vor allem dies uns das Schickſal verliehn;
Denn im freudigen Muth mit Freiheit Hellas zu kränzen,
Liegen wir hier, uns erfreut unvergänglicher Ruhm.

I, 63.

Von den Thieren bin ich das mächtigſte, Jenes von Menſchen,
Deſſen ſteinernes Grab jetzt ich bewachend ſteh.
Hätt' er nicht Löwenmuth wie Löwennamen getragen,
Nimmer hätt' auf dies Grab ich meine Füße geſetzt.

I, 78.

Kein Ding bleibt dem Menſchen für immer feſt und beſtändig.
Ein Allertrefflichſtes doch ſprach vom Chier der Mann:
„Wie der Blätter Geſchlecht ein ſolches auch iſt der Menſchen.“
Wenige Sterbliche doch, welchen ins Ohr es erklang,
Nahmen ſich's wohl zu Gemüth; bei Jeglichem weilet die Hoffnung,
Die in der Jünglinge Bruſt feſt ſich und tiefer verwurzelt.
So lang' ein Sterblicher noch die liebliche Blume der Jugend
Hat, leichtfertigen Muths hegt er Vergebliches viel.
Weder vom Altern noch Sterben daran hat er keine Gedanken
Noch, ſo lang' er geſund, ſorgt er um Arbeit und Müh'.
Thörichte, welchen der Sinn ſo ſteht, und welche nicht wiſſen,
Wie der Jugend Zeit kurz und des Lebens iſt
Sterblichen. Dieſes bedenkend bis hin zum Ziele des Lebens
Halt aus, ſchmücke den Geiſt dir mit dem Guten zu Luſt.

I, 83.*)

Den Sterblichen gebiert der Friede Herrliches:
Reichthum und honigſüßer Lieder Blüthenpracht.

---

*) Hier abgedruckt im „Geiſt der Zeit“. [illegible]

Auf schimmernden Altären brennt in heller Glut
Der Rinder und schönwolliger Schafe Schenkelstück,
Die Lust der Kämpfe, Flöten, Reigen liebt die Jünglinge.
Und in der Schilde eisengewundenen Henkeln Ruhn
Der braunen Spinnen Weben und der Speere Spitze
Und Doppelschwert' zum [illegible] frißt der Rost, der ehernen
Drommeten Klang verstummt, es schwindet der süße Schlaf
Nicht von den Brauen, welcher warm das Herz erquickt.
Festlicher Zeche hallen alle Straßen voll,
Und Liebeshymnen flammen.

I, 82.

Denn der lydische Stein kündigt das Gold an,
Aber der Männer Tugend und Weisheit erweiset
Die allbezwingende Wahrheit.

I, 87.

Vom Land aus muß man das Schiffchen anschauen,
Wenn man's kann und es in der Hand hat;
Wenn man aber auf der See ist,
Muß man laufen wie der Wind bläst.

I, 91.

O wär' ich eine schöne Leier von Elfenbein
Und trügen mich schöne Jünglinge
Zum dionysischen Reigen!
Oder wärd' ich ein funkelndes schönes
Großes Goldgeschmeid

Und trüg' ein ſchönes Weib mich
Reinen züchtigen Sinnes!

I, 92.

Hygieia, der Seligen Altfrau,
Mit dir möcht' ich
Was übrig des Lebens iſt wohnen.
Du wärſt mir freundliche Geſellin —
Denn wenn eine Luſt iſt an Reichthum und Kindern
Und der bei den Menſchen göttergleichen
Königlichen Herrſchaft oder der Reize,
Die wir in Aphroditens heimlichen Garnen erjagen,
Oder wenn den Menſchen andre Wonne von Gott kommt,
Oder Aufathmung von Mühen erſcheint,
Mit dir, ſelige Hygieia,
Blüht Alles und leuchtet mit der Grazien Lenz;
Ohne dich aber iſt Keiner glückſelig.

I, 102.

Zwar ganz Hellas iſt Euripides' Denkmal, doch heget
Macedoniens Land ſeine Gebeine, denn dort
Fand er des Lebens Ziel. Sein Vaterland war das Hellas;
Von Hellas, Athen, und in dem Dienſte der Muſen
Viele erfreuend, hat er auch von Vielen ein Lob.

I, 103. (Platen.)

Mit dem Apfel werfe ich dich, und liebſt du mich herzlich,
Nimm ihn auf und gib deiner Jungfräulichkeit mir;

Meinſt du es aber anders — was Gott verhüte! — ſo nimm ihn
Auch, doch bedenke wie kurz Jugendblumenzeit blüht.

I, 104.

Kythereia aus Paphos kam durch die Wogen nach Knidos,
Denn ſie wollte beſchaun ſich ihr eigenes Bild,
Und umſehend ſich rings in der umſchrankten Stelle
Sprach ſie: Wo hat mich nackt Praxiteles geſehn?
Praxiteles ſah nicht, was Niemand ſehn darf, doch hat ſein
Meißel gehau'n, wie Ares hätte Kytheren gewünſcht.

I, 104.

Nicht hat Praxiteles dich gemeißelt, noch auch das Eiſen,
Sondern du ſtellteſt dich hin wie vor das Urtheil einſt.

I, 79.

Du erſtickteſt als Greis, o Sophokles, Blume der Sänger,
Als du des Bacchus weinglühige Traube gepflückt.

I, 104.

Die Charitinnen, ein heiliges Haus, das nimmer zerfiele,
Zu erbauen bemüht, fand'n Ariſtophanes' Geiſt.

I, 103.

Neun ſind Muſen, ſagt man. Wie unbedachtſam geſprochen!
Schau nur, von Lesbos iſt Sappho die Zehnte da.

I, 109.

In ihrem Schooſe hält den Leib des Plato die Erde,
Doch ſein Geiſt hält mit gottgleichen Seligen Reih'n.

I, 109. (Ariſtoteles.)

Tugend, du Mühevolle,
Dem ſterblichen Geſchlecht
Im Leben die ſchönſte Beute.
Um deine Schöne, o Jungfrau,
Iſt auch der Tod Hellas erwünſchtes Geſchick
Und das Dulden brennender Müh'n,
Nimmer raſtender. Solchen
Reiz du haucheſt der Bruſt ein,
Unſterblichen —
Beſſer als Gold und Aeltern ſind
Und der weiche geprieſene Schlaf.
Um dich haben Zeus' Sohn, Heraklās,
Und Ledas Jünglinge Viel geduldet,
Durch Thaten erjagend die Herrlichkeit dein.
Durch deine Reize ging Achilleus
Und Aias zu Aidās Hallen;
Ob deiner Schöne Lieblichkeit
Hat auch Atarneus Zögling
Der Sonne Strahlen gemißt,
Wahrlich klangvoll durch Thaten.
Ihn, den Unſterblichen,
Erhöben die Muſen,
Mnämoſynens Töchter,

Zeus des Gaſtlichen Hoheit erhebend
Und der dauernden Freundlichkeit Preis.

I, 119.

Das hab' ich, was ich gelernt und erſtrebt und mittelſt der Muſen
Heil'ges empfing: denn der Uebermuth faßt das Glück und den Reichthum.

I, 126.

Hier ſitz' ich, die Dulderin Tugend, neben der Wolluſt
Auf die häßlichſte Art lockenbeſchorenen Haupts,
In dem Herzen von großer Betrübniß getroffen, weil Allen
Die leichtſinnige Luſt mehr wird geachtet als ich.

I, 127.

„Süßer als Liebe iſt nichts, ja, Alles geringer als Liebe —
Hier blaſ' ich weg aus dem Mund Honigſüßigkeit ſelbſt."
Dies ſpricht Noſſis. Wer die Kypris niemals geküßt hat,
Von ihren Blumen weiß der, von ihren Roſen nichts.

I, 129.

Wanderer, ſchiffeſt du je zur lieblichen Mithylana,
Bringe der Sappho, der Grazien Blume, den Gruß;
Melde, daß Lokris eine ihr Gleiche, den Muſen Geliebte
Hat geboren und daß Noſſis ihr Name. Ave!

I, 132.

In der Blüte der Jugend fielſt du, Proarchos; der Mutter
Herz in düſtere Trau'r hat der Tod es geſetzt:
Aber von oben herab klingt ſchön der Stein das Wort aus:
Daß du geſtorben im Kampf für das Vaterland biſt.

I, 133.

Dem Baumſteiger, dem Laubfroſch, und dem Feldheimchen, der Wieſen
Nachtigal, hat gemacht Myro gemeinſames Grab.
Eine jungfräuliche Thräne vergoß das Mädchen, denn beide
Spielgeſellen nahm ihr der unerfreuliche Tod.

I, 133.

Für dein bräutlich Gemach und herrliche Hochzeitgeſänge
Stellte die Mutter dir hin ein marmornes Grab,
Hin ein Jungfraubild mit deinem Maß, deiner Schönheit,
Therſis. Auch in der Gruft bliebſt du gar freundlich begrüßt.

I, 137.

Als ihr Letztes ſprach zur lieben Mutter dies Gorgo,
Weinend, indem ſie ſie mit ihren Händen umſchlang:
Bleibe nur hier bei dem Vater, gebär' ihm zu glücklicherm Looſe
Eine Andre, die ſein greiſendes Alter verpflegt.

wöhnlich stärker und besser und ungemischter, als in Teutschland, wo man oft nicht mehr weiſs, was das Gemisch eigentlich seyn soll, was man für Kaffe einschenkt.

So bin ich denn einmal in Upsala und will erzählen, wie es da aussicht, wie man lebt, was man treibt, und verschweigen, wie gütig und freundlich man die fremden Wanderer dort aufnimmt und auch mich Zugvogel aufgenommen hat. Ich will erzählen, wie man so erzählt, und der Ordnung folgen, wie alles in meinem Gedächtnisse aufgeschichtet liegt. Zuerst von der Stadt und ihrer äussern Gestalt.

Upsala liegt [illegible]uf einer weiten Ebene meist in einem Zirk[illegible] einem kleinen Strom, der Fyriså heiſst un[illegible]e Stadt in zwei Theile schneidet, von welchen der westliche, wahrscheinlich jüngere, Theil, worin die Domkirche und die erzbischöflichen und akademischen Gebäude liegen, der Fjerding oder das Viertel heiſst. Nach ihrer Volksmenge hat die Stadt einen weiten Umfang und man braucht eine gute Stunde, dieses Zirkels Peripherie mit den Füssen zu messen. Es ist eine Erfahrung, die

I, 144.

Wenn du Flügel trägſt und Bogen und Pfeil' in den
Händen,
Hieße Eros nicht Kypris Sohn, ſondern du, Knab'.

I, 164.

Eros, Kypriens Sohn, allein verehrten die Thespier,
Nach keinem andern Urbilde ſein Bild gemalt,
Als wie Praxiteles den Gott bei Phrynen geſehen,
Nackend, und als Lohn ihm ihrer Lieblichkeit gab.

I, 182.

Setze dich, Wanderer, hier, biſt du müde, unter den
Pappeln,
Tritt nur heran und trink' aus dem ſprudelnden Born.
Auch in der Ferne gedenk' der Quelle, welche dem Gillos,
Dem verſtorbenen Sohn, Simos' geleitet aus Grab.

I, 183.

Amme, du liebe Alte, was belliſt du, wenn ich mich
nahe,
Und bereiteſt dadurch doppelte Schmerzen mir?
Denn gar reizend iſt, die du begleiteſt, die Jungfrau,
In deren Spuren hin, ſchau, wie ich halte den Pfad,
Bloß die ſüße Geſtalt betrachtend. Warum mißgönnſt du
Dies meinen Augen? Wir ſchaun Göttergebilde doch an.

I, 193.

Siehſt du die Kypris von Gnidos, Fremdling, magſt du wol ſagen,
Herrin der Sterblichen iſt wie der Unſterblichen ſie;
Siehſt aber die Speerkühne, die Pallas du der Athener,
Sagſt 'du wol, Paris fürwahr war ein Ochſenhirt nur.

I, 211.

Flieh die Geſchäfte des Meers und treib zum Pfluge die Ochſen,
Wenn dir lieb iſt das Ziel langen Lebens zu ſehn;
Denn auf dem Land iſt langes Leben, doch auf dem Meere
Selten iſt's da eines Mann's greiſenden Kopf zu ſehn.

I, 221.

Timon, was iſt verhaßter, das Dunkel oder das Licht dir?
O das Dunkel — es ſind Euer im Adäs mehr.

I, 226.

Sonne fahr wohl! ſo rief Kleombrotos aus Ambrakia,
Und von hoher Mau'r ſprang er zum Adäs hinab,
Nicht ob todswerthem Leid, nein, weil ein Buch er geleſen,
Ein Buch, worin Platon über die Seele ſchreibt.

I, 227.

Macht des Weins iſt gleich des Feu'rs Macht, wenn er den Mann erfaßt,

Und er wogt, wie Nordweſt und Nord aufſtürmt das
Meer,
Und die verborgnen Gedanken der Menſchen tief aus dem
Grunde
Bringt er ans Licht und das Herz ſchüttelt der Männer
er auf.

I, 253.

Nach Pitana auf dem Schild kam Thraſybulos als Leiche,
Sieben Wunden der Bruſt ſchlugen Argiver ihm,
Sieben, alle von vorn; den Blutigen legte der greiſe
Tynnichos mit dieſem Wort auf den Holzſtoß hin:
Feige muß man beweinen, ich aber will ohne Thränen
Dich begraben, mein Sohn, meinen und Spartas Sohn.

I, 253.

Gegen der Feinde Geſchwader hat Demänete acht Söhne
Ausgeſendet und Ein Grabſtein deckt ſie geſammt.
Thränen vergoß ſie nicht des Jammers, ſondern ſprach
dies nur:
Sparta, für dich gebar ich dieſe Söhne einſt.

I, 254.

Lydos bin ich, ja Lydos, o Herr! Du lege, Tymanthes,
Wie in das Grab eines Frei'n deinen Erzieher doch.
Lebe glücklich und lang'! Und wenn du vor Alter zu mir
kommſt,
Bin ich dein wieder, Herr, auch in der Unterwelt noch.

I, 254.

Verbrenn' Euphrates nicht, befleck' in mir nicht das Feuer
Philonymos', ich bin Perſe von Vätern her,
Bin dort heimiſch, o Herr; das Feuer aber beflecken
Iſt viel bitterer uns als der bittere Tod;
Sondern im Leichentuch gib mich der Erde und gieße
Auf den Todten kein Naß: Flüſſe ſind heilig mir auch.

II, 21.

Brüllen wird, mein' ich, die Kuh, und thut ſie es nicht, iſt das dumme
Sinnloſe Erz daran, aber nicht Myron' ſchuld.

II, 21.

Brüllen wird, mein' ich, die Kuh, es ſchuf nicht allein der Prometheus
Lebensvolles Gebild, ſondern, Myron, auch du.

II, 22.

Kalb, was läufſt du heran und zupfeſt am Bauche und blökeſt?
Zitzen zwar ſchuf die Kunſt, doch keine Milch darin.

II, 24.

Den Weiſſager der Götter, den Herold der Tugend der Helden,
Dem Hellenengeſchlecht zweite Sonne, Homer.

Glanz der Muſen, nimmer veraltende Stimme des Weltalls
Birgt, von Wogen umbrauſt, Fremdling, hier der Sand.

II, 28.

Der die Trompete blies, die gewaltige herrlicher Herzen,
Die Pieriſche, ihn, Pindar'n, deckt hier der Sand;
Süß wol heißt ſein Geſang, wie in des Kadmos Gemächern
Haben den Honigſtock aus die Muſen gepreßt.

II, 28.

Dies iſt das Grabmal des weiſen Hundes, der weiland als Kämpfer
Mannlich mit Mannesmuth durch das Leben gekämpft,
Dem ein Beutel, ein Mantel und ein Spazierſtock Begleiter
Waren, die Waffen ſelbſtherriſcher G'nügſamkeit.
Doch von dem Grabe fort, Unfrohe! Denn der Sinoper
Jeglichen Feigling haßt auch im Adäs er noch.

II, 28.

Dies iſt Zeno aus Kittion, der den Olympus erklemmen,
Nicht, daß den Pelion er auf den Oſſa geſetzt,
Nicht durch Heraklas' Kämpfe — den Pfad zu den Sternen erklomm er
Durch die ſittliche Zucht ſeines Lebens allein.

II, 33.

Was du, Vogel des Zeus, des Kroniden Diener, was
ſtehſt du
Auf des Ariſtomenes Grabmal, des Großen, ſo ſtolz?
Ich verkünde den Menſchen, daß, ſowie ich von den
Vögeln
Der Allerherrlichſte ward, ſo von den Jünglingen er.
Feige mögen den Feigen als Zeichen die Tauben ſetzen,
Wir aber freuen uns tapferer Männer nur.

II.

Scharfe Dornen umſtehn und Felſen umſtarren das Grab
rings;
Trittſt du näher heran, machſt du die Füße dir wund.
Timon, der Menſchenfeind, bewohnt es. Geh doch
vorüber!
Flucheſt und zeterſchreiſt du? Geh doch vorüber! geh!

II, 42.

Fröhlichen Gruß und Preis, ihr Wanderer, rufet dem
biedern
Praxiteles, ruft ihm zu den fröhlichen Gruß:
Denn ein Liebling der Muſen war er und wacker beim
Weine.
Sei denn, Andrier, ſei, Praxiteles, uns gegrüßt!

II, 49

Wer der Bildner? Woher? — Aus Sikyon — Welcher ſein Name?
Lyſippus. — Du aber wer? — Die Allbezwingerin, Zeit. —
Warum ſtehſt du auf Spitzen? — Ich roll' immer. — Was an den Füßen
Haſt du das Flügelpaar? — Windflüchtig fahr' ich einher. —
Warum trägſt in der Rechten ein Schermeſſer du? — Ein Zeichen,
Daß ich ſchneidiger denn jegliche Schneide bin. —
Warum das Haar im Geſicht? Damit mein Begegner es faſſe,
Mein' ich, darum. — Doch warum iſt dir der Hinterkopf kahl? —
Darum, daß, wenn mit geflügelten Füßen ich laufe vorüber,
Keiner, hätt' er die Luſt, mich von hinten ergreift. —
Warum hat dich der Künſtler gebildet? — Euch zur Belehrung,
Fremdling, und hat ſein Bild in die Vorhalle geſtellt.

II, 50.

Meiſter aus Sikyon, Lyſippus, handkühner Meiſter,
Kunſtreicher Meiſter, fürwahr Feuer blitzt aus dem Erz,
Das du dem Alexander ins Antlitz gegoſſen: nicht mehr die Perſer
Schelt' ich: Das Rind muß wol billig vor Löwen fliehn.

II, 50.

Welcherlei Lebenspfad wol wandelteſt du? Auf dem Markte
Schwere Geſchäfte und Zank, Sorgen bewohnen das Haus.
Auf dem Felde der Arbeit die Füll', auf dem Meere das Schrecken,
In der Fremde die Furcht, wenn du was bei dir haſt,
Plage, wenn du nichts haſt. Du heiratheſt, wirſt ohne Sorgen
Auch nicht ſein; thuſt du's nicht, ſtehſt du vereinſamter da.
Kinder ſind Mühen; doch iſt kinderlos freudlos, die Jugend
Unvernünftig, der Greis kümmerlich, thatenlos.
Hier bleibt von Zwei'n nur die Wahl: entweder nimmer geboren
Werden oder ſogleich ſterben nach der Geburt.

II, 51.

Den dreijährigen Archianax im Spiel um den Brunnen
Zog das leere Bild ſeines Geſichts hinab,
Aus dem Waſſer riß den naſſen Knaben die Mutter
Und ſah zu, ob in ihm noch etwas Leben ſei.
Nicht befleckt hat die Nymphen das Knäbchen, denn auf den Knieen
Schlummernd der Mutter ſchläft ſie es den tiefen Schlaf.

II, 56.

Den Eubulos zeugt' Athenagoras, welcher vor Allen
Schwächer war als der Tod, mächtiger als das Lob.

II, 57.

Alexander's Muth und ganze Geſtalt hat Lyſippus
Abgebildet. Wie groß iſt des Erzes Gewalt!
Jener Eherne ſcheint zum Zeus aufblickend zu ſagen:
Mir unterwarf ich die Erd'; dein, Zeus, ſei der Olymp.

II, 62.

So gewaltig war Milon, er hob vom Boden die Laſt auf,
Eine vierjahrige Kuh an den Feſtſchmäuſen des Zeus.
Auf den Schultern trug er das mächtige Thier wie ein Lämmchen
Leichten Schritts durch die Schar feſtlicher Männer dahin.
Und Erſtaunen entſtand, doch größeres Wunder als dieſes
Hat er, Fremdling, vor Piſas Feſtſchar vollbracht:
Denn die prangend er trug, die Ferſe hat er in Stücke
Sich zerhaun und allein ganz und gar ſie verzehrt.

II, 63.

Des Euripides Pfad betreten oder es denken,
Sänger, laß ab, denn gar ſchwererſteiglich iſt er.
Glatt den Augen zu ſchaun und eben, doch wer nur immer
Drauf ſich hinwagt, viel rauher als ſcharfer Fels.
Wahnſt du der Aiätidin Medea Gipfel erklommen,
Liegſt du unten im Thal ruhmlos. — Von Kränzen laß ab.

II, 65.

Daß ich ſterblich und Tagesfliege bin, das weiß ich: doch
ſchau' ich
Die Sternkreiſungen, wie feſt ihre Umläufe ſind,
Dann berühr' ich nicht mehr mit den Füßen die Erde,
bin Zeus ſelbſt,
Fülle mit Götterkoſt, mit Ambroſia mich.

II, 67.

Gib mir den aus Erde geformten fröhlichen Becher!
Ich bin aus Erde, werd' in ihr liegen, wenn todt.

II, 68.

O Mann, hüt' dich die Mutter der Eicheln zu fällen, o
hüt' dich!
Die greiſe Fichte hau' aus und den Tannenbaum,
Oder den Hagdorn, den krausſtämmigen, oder wenn etwas
An dem Erdbeerbaum dürr oder am Birnbaum iſt.
Doch von der Eiche hinweg mit dem Beil! Die Sagen
der Alten
Melden, daß Eichen uns frühere Mütter ſind. *)

II, 84.

Von den Bergen vom Meer und aus der Luft dieſe
Zeichen
Ihres Gewerbes dir, Pan, haben drei Brüder gebracht,
Dieſe Netze für Vierfüßer Damis und jene für Fiſche

---

*) Man denkt hier auch an die nordiſche Mythologie.

jeder Reisende leicht machen kann, daſs die Menschen dichter und enger wohnen, je weiter man nach Süden, weiter und gemächlicher, je weiter man nach Norden reist. Wie wird der Italiäner sich irren, der die Volksmenge der teutschen Städte nach ihrer Weite miſst! Wie irrt der Teutsche sich, der meint, Städte, wie Upsala und Norrköping müssen nach ihrem Umfange 12 bis 15000 Menschen enthalten! — Die Gassen der Stadt sind im Ganzen grade, breit und gut gepflastert, und einige wirklich schön, z. B. die lange Kungsängsgata in der Oststadt, die über den schönen Marktplatz schneidet. Sie würde prächtig seyn, wenn die Häuser alle dazu paſsten. Von diesen Häusern muſs man sich aber in den schwedischen Städten des zweiten und dritten Ranges keine zu groſse Vorstellung machen. Gar wenige von ihnen sind massiv gebaut und mit Ziegeln gedeckt, und die Steinhäuser, wie man sie nennt, lassen sich leicht zusammenzählen. Die meisten sind hölzerne Häuser im eigentlichen Verstande, denn das Mauern im Fachwerk (Korſswerk) kennt man nur in dem

Kleiter, die dritten für's luſtige Vogelgeſchlecht,
Daß du, Gottjäger, zugleich zu Land und zur See in den Lüften
Wie vor Dieſem des Fangs gnädiger Helfer ſeiſt.

II, 83.

Nackt ſah Kypris Apelles, wie ſie aus ihres Erzeugers
Flut bei ihrer Geburt ſtieg aus dem Meer empor,
Und ſo bildet' er ſie noch triefend vom Schaum des Waſſers,
Wie ſie mit zarter Hand ihn aus den Locken gedrückt.

II, 83.

Echo ſiehſt du hier, Freund, des Pan's Geſellin, in Klüften
Hauſend, den Wiederhall gibt ſie des Lauts, den du ſingſt,
Allerlei Münde geſchwätziges Bild, den Hirten ein luſtig
Spielwerk, was du nur ſprichſt, ganz hörſt du's wieder. — Nun geh'.

II, 83.

Freundlichen Gruß entbietet die ſchwatzhafte Echo, die doch nicht
Schwatzhaft iſt: wenn ich was höre, antworte ich;
Denn das Wort, das zu mir du ſprichſt, das geb' ich zurück dir,
Schweigſt du, ſo ſchweig' ich. — Mein Mund iſt er der ehrlichſte nicht?

II, 86.

Adler*), weiland vor ſturmfüßigen Roſſen leuchtend,
Einſt um Nacken und Kopf ſchön mit Gebind geſchmückt,
Den Apoll's Weiſſagerin Pytho als Kämpfer bekränzte,
Als luftflügliger Schar gleich er rannte dahin,
Und Nemea, die auf den grimmen Löwen gezogen,
So auch Piſa und das doppeltgeſtadige Korinth,
Mit dem Kummet wie mit dem Zügel den Nacken gefeſſelt,
Malt mit dem zackigen Stein jetzund der Deo Frucht,
Mit Herakles gleichen Geſchicks: auch dieſer, ſo großer
Thaten Vollbringer, nahm ſklaviſches Joch auf ſich.

II, 86.

Ich, der Hengſt, am Alpheios weiland bekränzt, dem an dem Waſſer
Von Kaſtalias Born zwei mal der Preisruf klang,
Ich, in Nemea einſt geprieſen und an dem Iſthmus,
Ich, der den Winden gleich rannte geflügelt dahin,
Drehe den Rundläufer jetzt, den Mühlſtein, weil ich ergraut bin.
O meiner Kränze Stolz! Schau, wie die Peitſche mich treibt.

II, 87.

Der einſt Wiederklang den Hirten gerufen und öfters
Köhlern im Wald und netzwerfenden Fiſchern am See
Oefters wie eine Echo mit gegenſingenden Lippen

---

*) Wie unſere Pferdenamen: Adler, Rabe, Fuchs u. ſ. w.

Spöttiſch entgegengekrachzt manchen weitſchallenden Sang.
Ich Häher liege nun hier an der Erde ſinnlos und klanglos,
Mit der nachäffenden Luſt iſt es auf immer vorbei.

II, 88.

Leben möchte die Thracier einer, die jammern, wenn aus dem
Schooſe der Mutter ein Kind ihnen kommt an das Licht.
Selig wiederum preiſen, die dieſes Leben verlaſſend
Rafft ein plötzlicher Tod, Diener der Moiren, hin.
Denn die Lebenden gehn gar mancherlei Trübſal entgegen,
Doch die Sterbenden die finden des Trübſals Heil.

II, 88.

Das Geſchlecht des hier unten, den Namen, das Vaterland kündet
Dir die Säule und durch welches Verhängniß er fiel.
Priamos war ſein Erzeuger, ſein Land Ilion und ſein Name
Hektor, und für ſein Land kämpfend fand er den Tod.

II, 88.

Tharis, hier an das Land ſchiffbrüchig von Wogen geworfen,
Schlafloſer Ufer vergaß auch als Todter ich nie;
Denn unter meerzerriſſenen Klippen an der feindſel'gen
See durch Freundes Hand hab' ich bekommen das Grab;
Und auch unter den Todten vernehm' ich Aermſter noch immer
Des wildtobenden Meers, des verhaßten, Gebraus.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01935/042

Aïdes brachte mir nicht der Mühen Schlummer, denn
einzig
Lieg' ich im Tode ſelbſt noch nicht in ſanfter Ruh'.

II, 89.

Aïdes' Fährmann, welcher der Thränen Aller ſich freuet,
Du, der des Acherons tiefes Waſſer durchſteu'rt,
Iſt der Nachen dir auch von Bildern der Matten belaſtet,
Laß den Diogenes, mich, laß den Hund nicht zurück.
Einen Topf, einen Stock trag' ich und nebſt einem Mantel
Einen Beutel und als Fährgeld den Stüber für dich.
Als ein Lebendiger hatt' ich nur dies, und auch als ein
Todter
Trag' ich's, am Sonnenlicht ließ ich nicht Mind'ſtes zurück.

II, 89.

Mit dem Hektor ſtarb Troja und immer hob er die Fäuſte
Gegen der Danaer Anſturm mit gleicher Gewalt;
Mit Alexander ſiel auch Pella: die Vaterlande
Werden durch Männer nur, Männer durch Lande nicht groß.

II, 92.

Die vor Allen in Schönheit und Lieblichkeit weiland ge-
blüht hat,
Die der Grazien allein Roſen und Lilien gepflückt,
Lais ſchauet nicht mehr der Sonne goldzüglige Laufbahn,
Liegt und ſchläft der Natur ab den ſchuldigen Schlaf;
Reigen, der Jünglinge Zwiſt und Neckerein der Um-
ſchwärmer,
Heimliches Lämpchen, auch du — Alles iſt für mich dahin.

II, 96.

Aufſteht der Morgen, Chryſilla, ihn kräht des Frühroths Verkünder
Längſt, ſein neidiſcher lichtſchreiender Herold, herbei.
Hahn, zum Galgen mit dir! Der Vögel verhaßteſter, welcher
Zu der Geſpielen Geſchwätz mich vom Hauſe verjagt!
Du wirſt zum Greiſe, Tithonos, weil du dein Gemahl, die Eo,
So in der Morgenfrüh triebſt heraus aus dem Bett.

II, 102.

Ariſtophanes' Bücher, das göttliche Werk, das mit grünem,
Reichem Geleck Acharnäs ſäuſelnder Epheu umwand.
Schaue, wie ſein Dionyſos gewaltig, wie ſeiner Worte
Klang ſchallt und wie ſie voll furchtbarer Grazien ſind.
O du Erluſtiger trefflichſten Sinns, der helleniſchem Weſen
Gleiches und Würdiges uns dräuend und ſcherzend ſchuf!

II, 106.

Ein Schiff barſt auf der See, da gingen Zwei einen Kampf ein,
Zwei begannen den Kampf um ein einziges Bret,
Antagoras ſtieß Piſiſtratus weg — das war wol verzeihlich,
Denn um das Leben ging's; doch das Recht ſah darein.
Dieſer entſchwamm, doch ein Hai fing Jenen. Der Allverderber,
Welcher den Parzen dient, herrſcht auch auf naſſer See.

II, 107.

Weg, die ihr Bänder und Häubchen und Buſennadeln
und Lämpchen
Singt! Ihr Dichter hinweg, die ihr nur Blumen leſt!
Die ihr, der Wörter Schmuck mit reichlicher Zierlichkeit
glättend,
Aus dem heiligen Born Waſſer der Weihe trinkt!
Heute begehn wir Archilochos' Tag und des tapfern Ho-
meros,
Waſſertrinker verträgt heute der Becher nicht.

II, 107.

Aus Gela Antigenes ſprach dieſes Wort zu der Tochter,
Als er eben hinab, ab zu dem Orkus ſtieg:
Tochter, Schönwangige du, mein Mädchen, halt an der
Spindel
Dich, der Geſellin, ein Schatz ſpärlichem Leben genug:
Wenn du zum Brautbett gelangſt, behüte die züchtigen
Sitten
Deiner Mutter: ſie ſind feſteſtes Gut dem Gemahl.

II, 108.

Der Landpflüger Archippos, als nach ſchwerer Krankheit
er, eben
Hauchend den Athem aus, ſtieg zum Adas hinab,
Sprach dies zu den Söhnen: Auf! liebe Kinder, am
Spaten
Haltet mir und am feldpflügenden Leben feſt;
Lobet des trügriſchen Meers gefährliche Arbeit euch nimmer,

Noch der heilloſen Schiffahrt beſchwerliche Müh'.
Wie viel ſüßer denn Stiefmutter iſt die eigene Mutter,
So viel auch iſt das Land holder als wüſte See.

II, 110.

Der den tragiſchen Klang, des Geſangs ſtolzdräuende Töne
Mit gewaltiger Macht hat gethürmet zuerſt,
Aiſchylos Euphorions, fern vom eleuſiniſchen Lande
Liegt hier. Trinakria weiſt ſein Grabmal mit Stolz.

II, 111.

Dies iſt Themiſtokles' magneſiſches Grab nicht, vielmehr ſteh',
Böſen helleniſchen Neids Denkmal, errichtet ich hier.

II, 111.

Deckt dich, Herrlichen, auch des Grabes Sand? Wenn man aufſchaut
Zu dir, Sokrates, ſchilt bös der Hellenen Spruch
Man wol mit Recht — umſonſt — die den Beſten ſchamlos verdarben.
Ach! ſolcherlei iſt oft der Kekropiden Volk.

II, 115.

Elend, wem ohne Liebe das Leben verläuft, denn weder zur That hat
Er die Luſt, noch zum Wort, iſt von Sehnſucht er fern.

Ach, wie ſehr bin ich nicht verdummt! O wenn Xenophyle
Ich nur ſähe, als Blitz flöge ich mächtiger hin!
Darum fliehet doch nicht den ſüßen Liebreiz, verfolgt ihn!
Rufe ich Allen, es gibt Liebe der Seele den Flug.

II, 445.

Ja, die flammende Fackel, Eros, entreiß' ich der Hand dir,
Raube den Köcher, der dir hangt von den Schultern herab.
Wenn in Wahrheit du ſchläfſt, Feu'rbübchen, und deinen Knappen
Keine gemüthliche Ruh' von deinem Bogen wird.
Aber auch ſo fürcht' ich den Verſchlagenen, daß gegen mich du
Etwas ſpinnſt, noch im Schlaf ſchelmiſchen Traum erſpähſt.

II, 446.

Noch hören wir Andromachens Klage, noch ſehen wir Troja,
Wie von den Grundfeſten aus mit ſeinen Thürmen es fällt,
Ajas' brauſenden Muth und Hektor'n wiedergegeben,
Von den Roſſen geſchleift um den Stadtring herum,
Durch die Muſe des Mäoniden, deſſen nicht ein Land
Nur ſich als Vaterland rühmt, nein, zwei Welttheile gar.

II, 116.

Schließe, Gott, des großen Olympos unbezwingliche Thore,
Hüte des Aethers, Zeus, heiliges Bergſchloß dir;
Denn es hat See und Land der Römer Schwert ſchon bezwungen,
Unerſteiglich nicht mehr iſt der himmliſche Pfad.

II, 117.

Wenige Vaterſtädte der Helden ſind noch vor Augen,
Die noch übrigen ſtehn viel nicht vom Blachfeld erhöht.
So erblickt' ich auch dich vorüberwandernd, Mykänä,
Aermſte, einſamer faſt als ein Hirtengehöft —
Ja, ein Hirtenweiler. Ein Greis erzählte: Es lag einſt
Der Kyklopen Stadt, die goldſtrahlende, hier.

II, 117.

Argos, homeriſche Fabel, und Hellas heilige Schwelle
Und in früherer Zeit Perſeus' goldene Burg,
Jener Helden Glanz iſt erloſchen, welche einſt Trojas
Gottgemauerten Ring ſtürzten hinab in den Grund.
Dieſe Stadt prangt noch, doch die gefallenen zeigen
Hürden und Ställe voll Rinder- und Schafegeblöks.

II, 118.

Du ſchläfſt fort, o Freund, doch der Becher — horche! — er ruft dir:
Wach' auf! Dämmre in todähnlichen Träumen nicht fort.
Spare nicht, Diodor, und luſtig zum Bacchus hintaumelnd

holzarmen Schonen. Wenn diese hölzerne Häuser auch drinnen ganz zierlich, ja prächtig sind, was oft der Fall ist, so haben sie doch von aussen keinen Schein, und ihre beschindelten oder beraseten Dächer, die im Sommer wohl grün sind und oft eine ganze Flora zeigen, können wenigstens im Winter nur nackt, grau und traurig aussehen. Dazu kömmt, daſs die Häuser gröſstentheils nur Einen Stock haben und mehr in die Länge, als in die Höhe gebaut sind. Schön von Ansehen können also diese schwedischen Städte nie werden, aber wohl recht freundlich, fromm und einfältig einen zu sich einladen. Wie mancher groſse Mann, wie mancher unsterbliche Erfinder, wie mancher Erweiterer der Wissenschaften hat hier unter einem niedrigen Rasendache gewohnt! Es ist in gewissen Stimmungen unbeschreiblich süſs und mystisch, wenn man die Menschen so aus diesen grauen und braunen Häusern hervortreten sieht, zierlich und schön aus diesen Häusern, die oft nur einmal so hoch sind, als sie selbst. Mit diesen Rasendächern, die unstreitig in dem gröſsten Theil des Landes die

Schlürfe des feurigen Safts, bis dir wanken die Knie.
O lang' ſein wird die Zeit, wo wir nicht trinken: drum hurtig!
Haar der Verſtändigkeit ſchlägt ſchon um die Schläfen uns aus.

II, 119.

Sophron der Alte bin ich, Inhaber vielhufiger Flur nicht,
Auch des Weinſtocks reichmoſtiger Traube nicht,
Sondern mit knarrendem Pflug riß ich die Furchen des Feldes,
Nenne nur eines Brinks kleines Ackerſtück mein.
Von dem Wenigen nur die wenige Gabe. Gib, Gott, mir
Größeres, und laß dies Anfang von Vielem ſein.

II, 119.

Aus dem Stock mich ſchneidend ſtatt Gaben der Auen bringt ſüße
Aernte Kleiton der Greis mich, der Bienenwart, dar,
Melkend aus lenzig ambroſiſchen Waben die Fülle des Honigs,
Gaben der hirtenlos fernhinfliegenden Schar.
Laß ins Unendliche wachſen das ſchwärmende Volk und die Zellen,
Welche aus Wachs ſie baun, fülle mit Nektar ſüß!

II, 121.

Ich hieß der reine Born, vor jeglichem Andern, das fließet,
Legten die Nymphen mir dieſen Beinamen zu.
Als ein Räuber an mir gelagerte Männer gemordet
Und im heiligen Naß wuſch die mordliche Hand,
Wandt' ich den ſüßen Lauf hinweg und ſprudle den Wand'rern
Nimmer. Wer nennte wol noch mich den reinen Born?

II, 121.

Aelius, Haupt des auſoniſchen Heers, der goldener Kränze
Viele gewunden trug um die behelmte Stirn,
Als er von letzter Krankheit das unentfliehliche Ziel ſah,
Kam mit beſonderer Mannskühnheit er dieſem zuvor,
Stieß durch das Herz ſich das Schwert und ſprach im Sterben das Wort aus:
Krankheit rühme ſich nicht; frei durch mich ſelbſt ſank ich hin.

II, 122.

Als Xerxes mächtiger Zeug dahinfuhr über ganz Hellas,
Hat ſolche Seeſchlacht erdacht Skyllos im Grunde des Meers:
Unter Nereus verborgenen Tiefen hinſchwimmend und tauchend

Hieb die Lenkung der Schiff' er von dem Anker los,
Und mit Mann und mit Maus trieb Perūs erſchrocken aufs Land zu,
Scheiternd. Themiſtokles, dies war dein Probeverſuch.

II, 122.

Melitinna vernahm die Heimkehr verneinende Botſchaft,
Mit der Ladung bedeck' ihren Sohn die See:
Aber ans Ufer geſpült hat die Brandung den Leib eines Andern,
Und die Unglückliche ſieht eignen Geſchickes Bild.
Wie ihren Sohn beſtattet ſie ihn, doch Dion mit heilem
Schiffe kommt an das Land glücklich heim von der Fahrt.
O wie ungleich der Mütter Geſchick! Die hat den Lebend'gen
Wider Hoffen, und die wird ſelbſt den Todten nicht ſehn.

II, 135.

War dein Leben ein ſtilles und fuhrſt du nicht auf dem Meere,
Trateſt des feſten Lands Wege und Stege nicht.
Mußt du Kekropia doch beſuchen, daß der Dämäter
Herrlicher Feſtlichkeit heilige Nächte du ſchauſt,
Bei den Lebendigen harmlos; doch wenn du nach unten hinabgehſt,
In der Mehrſchar Reich, ſchafft es dir leichteren Muth.

II, 436.

Wie lange, feiges Herz, in leeren Hoffnungen ſchmachtend,
Wie im Nebelfroſt willſt du ſo hin und her
Einen Traum auf den andern von Reichthumsfülle dir malen?
Wiſſe, den Sterblichen iſt kein Gut bleibend und feſt.
Darum wende den Gaben der Muſen dich zu, laß des Herzens
Spielwerk mit ſolchem Gebild, laß den Nichtigen das.

II, 437.

Du, einſt umlockter Schädel, vereinſamte Hülſe des Auges,
Faſſung des Mundes, nun ohne Zunge und Klang,
Kraftloſer Halter des Geiſts, des unbeſtatteten Todes
Uebriges Letztes, am Weg Thräne dem Wandersmann,
Liege ſofort auf dem Pfoſten am Pfad, damit dein Beſchauer
Der Vergänglichkeit nicht ſchone des Lebens zu ſehr.

II, 440.

Früher verſchmähten den Namen auch andere ruhmloſe Inſeln,
Nahmen nach Männern wol ſich Gleichnamigkeit an.
So mögt' ihr Erotiden *) jetzt heißen, und ohne Gefährde
Solchen Namen fürwahr glücklich tauſchen euch ein;

---

*) Man weiß nicht, wo dieſe Inſeln gelegen haben.

Denn dem Jüngling, welchen in heiliger Erde ins Grab ihr
Legtet, Eros, gab Namen und Schönheit ihm ſelbſt.
O du Erde, ſein Grab, und du, o Meer, am Geſtade
Liege dem Jüngling du leicht, und du liege ihm ſtill.

II, 144.

Sardis, weiland die Stadt des Gyges und Alyattes,
Wodurch als Königin Perſis in Aſien herrſcht,
Die du weiland mit Geld dir deine Paläſte bedachet,
Aus des Paktolos Strom dir gewinnend den Glanz,
Wie ganz elend nun in Ein Verderben geriſſen
Sinkſt du durch weitklaffenden Spalt du in die Tiefe hinab:
Bura und Helike*) gleich an Geſchick, ſo liegſt du nun, Sardis,
Auf dem Lande wie in Tiefen des Meers verſenkt.

II, 144.

Makedis Sand bedeckte als Grab dich, doch gingſt du in Flammen
Auf des Donnerers Zeus, er zog die Erde dir aus;
Denn vom Zeus fiel der Blitz drei mal auf Euripides' Grabmal,
Und ſeine Sterblichkeit heiligte er alſo.

---

*) Griechiſche, durch Erdbeben verſunkene Städte.

II, 157.

Einſt beſiegelten unzerbrechliche Eide der Mören
Phrygiens Priamos' letztes Gebet am Altar:
Schon hält Aeneas, ein heiliger Zeuch, die italiſche Anfuhrt,
Himmliſchen Vaterlands fröhliches Vorſpiel dir.
Für Glück ſtürzt die troiſche Burg zuſammen; gewappnet
Stieg der ganzen Welt Herrſcherin, Rom, draus empor.

II, 158.

Weder lockt winterlich mich das verwegene Meer, noch lob' ich
Lange Windloſigkeit lungernder Stille mir:
Mittelſtraßen ſind beſt, da können Männer ihr Werk thun,
Und ich lobe mir drum ſehr das geziemende Maß.
Dies, lieber Lampis, halt feſt und haſſe die böſen Orkane:
Einige Zephyre wehn lind durch das Leben doch auch.

II, 158.

Als des Vergeſſens Pfad dreihundert Ueberſchiffer
Wieder Aïdes bekam, krieg'riſche Männer all',
Dies iſt Spartas Schar, rief er, ſchau, wie ſie von vornen
Tragen die Wunden, wie nur traf die Brüſte der Stoß.
Jetzt erquickt' euch der Mühen und ruhet euch aus in meinem
Schlummer, des Kriegsgotts Schar, des Unbeſieglichen Schar.

II, 148.

Schau an Phokis Felſen dies Grab. Ich bin jener weiland
Mederwürger, der Dreihundert weiland, das Mal,
Welche von Spartas Land fern fielen, zerhauend die Schwerter
Beide der Meder und Lacedämonier.
Wenn du auf mir beſchauſt das Bild des mähnigen Raubthiers,
Dann ſprich: Dies iſt des Kriegsfürſten Leonidas Mal.

II, 149.

Schlüſſelträger der Todten, verriegelt alle des Adäs
Pfade, ihr Thore, ſchiebt all' eure Riegel vor.
Ich ſelbſt, Mavors, befahl es: Germanikus iſt der Geſtirne,
Nicht mein; ſo ſchwere Fracht trägt der Acheron nicht.

II, 150.

Die laubreiche Platane ſchau, wie ſie der Liebenden ſüße
Heimliche Freuden ſchirmt, breitend ihr heiliges Laub,
Wie von den Zweigen rings der Horen Liebling, die Traube
Allerſüßeſten Stocks, luſtig herunterhangt.
Wachſe ſo fort und fort, Platane! dein grünendes Laubdach
Schirme ſo fort und fort Kypris' Genoſſenſchaft!

II, 156.

Alexander's Schwert. Es ſagt die Inſchrift, daß er dich
Als Kriegsehrengeſchenk hängte der Artemis auf,
Waffe des unüberwindlichen Arms. O herrlicher Degen,
Deſſen Schwunge das Meer und das Land erlag!
Funkle mild, kühnes Schwert! Es wird, wer immer dich ſchauet,
Beben, wenn er gedenkt jener gewaltigen Fauſt.

II, 158.

Mantel und Beutel und ein mit Waſſer gekneteter Mehlteig
Und zu den Füßen ſteh'nd aufgerichtet ein Stab
Und zum Becher ein Topf — dem weiſen Hunde iſt Solches
Lebensnothdurſt genug und noch was drüber hinaus.
Denn als mit hohler Hand er ſah einen Hirten den Trunk ſich
Schöpfen, rief er: Was, Topf, ſchlepp' ich dich, unnütze Laſt?

II, 158.

Mit der Zeit altet auch Erz, doch nimmer werden die Jahre
Deinen Ruhm, Diogenes, führen hinweg, da nur du
Der Genügſamkeit Lehre den ſterblichen Menſchen gewieſen
Und wie des Lebens Pfad leichter zu wandeln ſei.

II, 159.

Lag der alten Eubule etwas beſonders am Herzen,
Hob vor den Füßen ſie auf Phöbus' Wahrſagerſtein,
Mit den Händen ihn prüfend; und ſchwer war er, wenn
ihr was misfiel,
Wenn ihr's aber gefiel, leichter als Blätter war er.
That ſie nun, was ihr gefiel, mislang es ihr aber dennoch,
Schob ſie dem Phöbus zu, was ihren Händen misrieth.

II, 161.

Kühnheit, Fürſtin der Schiffer, du hubſt den Lauf durch
das Meer an,
Reizteſt der Männer Muth durch die Gewinnſucht auf —
Welch ein trugvolles Holz haſt du gezimmert und welchen
Todſchuldbebrieften Geiz Sterblichen eingehaucht!
Wahrlich der Menſchen Geſchlecht ein goldnes wär's,
wenn vom Lande
Wie zum Adäs von fern würde zum Meer geſchaut.

II, 161.

(Ein Blinder war zum Tempel von Eleuſis hinaufgegangen, als eben das große Feſt ſtand, bekam ſein Geſicht wieder und ward in die Myſterien eingeweiht.)

Mich trug mein Stab zum Tempel hinauf, mich, beide
der Sonne
Und des geheimen Heils untheilhaftigen Mann;
Und die Göttinnen gaben mir Weihe der beiden, in jener
Nacht ward ich wiſſend und ſchwand mir von den Augen
die Nacht.

II, 466.

Schon dem Vaterlande faſt nahe Morgen, ſo ſprach er,
Soll mir die Seefahrt, die lange gefährliche, ruhn.
Noch ſchloß die Lipp' er nicht, ſo ward das Meer gleich dem Adäs,
Und jenes leichte Wort hat ihn niedergebohrt.
Hüte vor jedem Wort vom Morgen dich, denn auch das Kleine
Merket die Nemeſis, Zungenbekämpferin, ſich.

II, 467.

Einem, der nicht gegrüßt, ſprach Jemand zu: Mir ſagt Phyllis,
Auf ihre Schönheit ſtolz, nimmer Gott ſei gegrüßt!
O die Zeit wird kommen, die's rückzahlt, wenn ſie gerunzelt
Mit dem Gott grüß dich! beginnt und keine Antwort bekommt.

II, 469.

Flaſch' und Brotkorb, die luſtige Rüſtung der Bettler, dieſe
Und von thautropfenfriſchduftigen Blättern ein Kranz
Und des verdorrten Gehirns geheiligte knöcherne Ringwehr,
Einſt auf erhabenſter Höh' Schloß des Geiſtes und Burg,
Sprechen den Spruch: Iß und trink und kränze die Stirne mit Roſen,
Denn ach! jenen gleich werden wir nur zu bald.

Dächer sind, hat es folgende Bewandniſs. Man belegt die Dachsparren mit Brettern, deckt hierüber Birkenrinde und endlich über die Birkenrinde Rasen bis an die höchsten Gipfel. So kann in den ersten Frühlingsmonaten grün und lustig aussehen, was in der Sommerhitze und im Winterfrost dem Auge allerdings nicht lieblich ist. Von diesem Dache ist die Birkenrinde der Hauptbestandtheil, weil sie oft 50 bis 80 Jahre aushält und die unterliegenden Bretter trocken erhält. — An den Aussenseiten der Stadt findet man Scheunen, Ställe, Zäune und Staketen für die Mauer, Schlagbäume für die Thore. Immer ganz hübsch. Wozu soll mitten im Lande das sperrende Mauer- und Thurmwesen, das nur an die Verbrechen und Schlachten der Menschen erinnert? Es ist doch lustig, so still und ländlich sogleich wo und wann man will auf die Wiesen und Felder flüchten zu können.

Der kleine Fyriså, der die Stadt durchflieſst, ist jetzt ganz stattlich, im Sommer soll ihm das Wasser fehlen. Er flieſst meistens grade durch die Stadt und schneidet sie in

II, 182.

Dem Themiſtokles hat das magnetiſche Volk dies leere
Denkmal geſetzt. Den Befreier des Vaterlands von den Medern
Deckt fremder Sand und Stein. So wollte der tückiſche Neid es;
Denn verkümmerten Lohn haben die Tugenden.

II. 172.

Aiſchylos liegt hier, der Große. So meldet ſein Grabſtein. Ferne
Von dem Heimatland, dem kekropiſchen, fern,
An Gelas hellen Waſſern. Treibt denn der tückiſche Neid ſtets
Gegen die Beſten der Stadt der Theſeiden Volk?

II, 172.

Den Kekropiden Menander, den Sohn Diopeithes', dem Bacchus
Und den Muſen geliebt, Fremdling, halt' ich in mir,
Aus den Flammen den wenigen Staub; und ſuchſt du Menander,
Mußt bei den Seligen du oder beim Zeus fragen vor.

II, 174.

Hektor, du in Homer's Geſängen auf immer Geprieſ'ner,
Gottgebauter Mau'r allerfeſteſte Wehr,
Bei dir ruhte der Mäonide ſich aus, und, als du gefallen,
Hektor, da ſchwieg auch der Iliade Lied.

II, 179.

Warum, o Kythereia, haſt du die Waffen des Aräs
Angezogen und trägſt dieſe vergebliche Laſt?
Denn ungekleidet haſt du den Aräs entwaffnet. Beſiegteſt
So du den Gott, was umſonſt trägſt gegen Menſchen du Wehr?

II, 185.

Ich, Stein, den ſich die Meder als Siegesdenkmal gemeinet,
Glücklich als Nemeſis fand ich andre Geſtalt;
Bild der ſtrafenden Göttin, an Rhamnos Geſtaden errichtet,
Bin für Attika ich Zeichen des Siegs und der Kunſt.

II, 489.

Der Born, welcher vormals reichſprudelnde Strahlen ergoſſen,
Liegt von den Nymphen jetzt bis auf den Tropfen verwaiſt:
Denn mordblutige Fäuſte wuſch in meinen Waſſern ein Mörder
Ab und miſchte ſein Blutmal in mein fließendes Naß.
Seitdem ſind entwichen die Sonnenkinder, ſie ſprechen:
Nicht dem Aräs, nur dem Bacchus miſchen wir uns.

II, 202.

Aelius der Fauſtkühne, Vorkämpfer des Araos, dem goldne
Kränze umwanden die Stirn, Zeichen krieg'riſchen Ruhms,
Nahm, von verzehrender Krankheit verſtümmelt, den Muth eines Auslaufs
Früherer Thaten ſein Zeugniß der Mannlichkeit,
Stieß ſich das breite Schwert durch die Bruſt und ſprach dieſes Wort aus:
Männer ſchlägt Mavors, Feiglinge Krankheit todt.

II, 204.

Boreas zürnend entflog ich weithin über die Meerflut,
Denn aus Thracien war mir nicht günſtig der Wind,
Aber die Nachtigall, mich, die honigſtimmige, nahm auf
Seinen Rücken der Delphin, den Vogel der Fiſch!
So vom getreuſten Matroſen gefahren ergötzt' ich den Schiffer,
Der ohne Ruder fuhr, mit meines Mundes Geſang.
Immer haben Delphine den Muſen die Seefahrt umſonſt gern
Ausgerichtet; es lügt Arion's Fabel nicht.

II, 204.

Vernahmſt du vom Demoſtratos aus Sinope,
Wie er am Iſthmos ſechs mal nahm den Fichtenkranz?
Schau hier ihn, deſſen Niederſturz im Ringelkampf,
Dem ſchöngeſchlungnen, nie der Sand hat abgedruckt:

Sieh hier ſein Antlitz wilden Muthes, wie es noch
Die alte Kampfluſt ausdrückt um den Sieg und wie,
Als wär's lebendig, nun ſinnt auf den Siebenten.

II, 205.

Die aus dem Mutterſchoos des Meeres eben emporſtieg,
Die Leibhaftige ſtahl Dion, die goldne Kypris,
Und Adonis, den Wohlgehämmerten, zog mit der Hand er
Nach, und der bei ihnen ſtand, Eros das Kleinchen dazu.
Dieſe werden nun ſagen, die trefflichſten Diebe vor Allen:
Nimmer laſſen mit dir wir in den Fauſtkampf uns ein.

II, 205.

Hätte Dion Füße wie Hände, hieße den Menſchen
Flügelgott Hermäs nicht, ſondern Dion vielmehr.

II, 205.

Des erſchlagnen Leonidas großmächtige Leiche
Schauend hüllte ein Xerxes in Purpurgewand,
Doch aus den Todten heraus rief Spartas gewaltiger Heros:
Nimmer nehm' ich den Lohn, welcher Verräthern gebührt;
Meines Grabes Schmuck ſei ein großer Schild, mit der Perſer
Purpur hinweg! Ich will ſpartiſch zum Adäs gehn.

II, 218.

Nike, die Ueberalte, den grauſamen Hunger abwehrend,
Las mit Geſellinnen das Aehrenſtoppelfeld ab.

Hitze tödtete ſie, der Halme Mitleſerinnen
Häuften aus Stoppeln ihr holzloſen Leichenſtoß auf.
Zürne, Demeter, nicht, daß die ſterbliche Staubgeborne
Die Geſellinnen einhüllten in Erdenkeim.

II, 222. (Der gefeſſelte Amor.)

Wein', unentfliehbar an Händen gefeſſelt, ja weine und träufle,
Schelmiſcher Gott, einen Strom bitterer Thränen herab,
Frevler der Zucht, des Verſtandes Räuber, des Herzens Beſchleicher,
Fliegendes Feuer des Geiſt's, Eros, unſichtbarer Schütz.
Für die Sterblichen iſt die Feſſel, du Schelm, die Befreiung;
Sende gebunden nun tauben Winden dein Flehn.
Den in der Sterblichen Herzen du unbewacht angezündet,
Schaue, wie nun der Brand durch deine Thränen erliſcht.

II, 223.

Pan, ich auf ſcharfen Felskuppen geſtellt, überwache den grünen
Und ſchönblättrigen Weinſtock, auf ihnen gepflanzt.
Wandelt die Luſt dich an der röthelnden Traube, Wand'rer,
Misgönn' ich nimmer dir, daß du dem Gaumen genügſt;
Aber rührſt du mit diebiſcher Hand ihn nur an, gleich wird auf dich
Von dieſem Stabe hier fallen die aſtige Laſt.

II, 223.

Schreite ſelbſt Königen voran geſchwinden Schrittes, der Kelter
Treter, des nächtlichen Werks werde der Führer du,
Blöße den rüſtigen Fuß, beflüge luſtig den Reigen,
Ueber die leichten Knie gürte das Kleid dir auf.
So in die leeren Fäſſer, du Seliger, fahre den Wein ein,
Den beredten, ein Böcklein und Kuchen dabei.

II, 223. (Mykänä.)

Ich von weiland die Burg des luftdurchfliegenden Perſeus,
Welche herbes Geſtirn den Iliaden erzog,
Hirten der Oede lieg' ich jetzt eine bergende Zuflucht,
Bringend ſo ſpät Priamos' Göttern die Sühne dar.

II, 225.

Den Pflugochſen, durch Furch' und Arbeit heruntergekommen,
Hat zur mordlichen Schlachtbank Alton nicht gebracht,
Seiner Arbeiten gedenk', nein —, ſondern im üppigen Graſe
Freut er frohen Gebrülls ſich der Erlöſung vom Pflug.

II, 225.

Kalathinchen, der Hündin, um ihre Wölpe geängſtigt,
Hat eine leichte Geburt die Latoide verliehn.
Nicht den Weibern allein freundſelig, weiß auch den Hunden
Artemis ihren Mitjägern hülfreich zu ſein.

II, 225.

Diotimos, der Fiſcher, den treuen Kahn auf den Wellen
Und auf dem Land' auch ihn brauchend als ärmliches Haus,
Zum Nimmerwachen entſchlafend, gelangte zum herzloſen Adäs
Selbſtrud'rer, denn die Fahrt gab ihm das eigene Schiff;
Denn was im Leben ſein Troſt war, das that dem Alten im Tode
Zu dem Leichenfeu'r letzten ſchuldigen Dienſt.

II, 226.

Der Emathia zuerſt zum Kriegsglanz emporhob, Philippos,
Unter'm Sand lieg' ich hier an dem ägäiſchen Strand.
Thaten that ich wie nie ein König vor mir; rühmt Einer
Größerer ſich, auch das meinem Blute entſprang's.

II, 228.

Menſchen gefiel, der den Muſen viel mehr gefallen hat, Krantor,
Und ins Alter hinein iſt er geſchritten nicht weit.
Erde, empfange du den verſtorbenen Biedermann freundlich —
Oder lebt er auch dort in der Frohherzigkeit fort?

II, 228.

Phileas ſchien an Geiſt nicht hinter Andern zu ſtehen.
Aergre ſich, bis er zerbirſt, drüber der Neidhart todt!
Doch die Wonne des Ruhms wie iſt ſie leer! Denn im Adäs
Iſt Therſites nicht minder als Minos geehrt.

II, 229.

Nymphen der Waſſer, welchen Hermokreon dieſe Geſchenke
Aufgeſtellt an des Borns lieblich fließendem Naß,
Seid gegrüßet und tretet mit freundlichen Füßen in dieſes
Waſſerhäuschen, gefüllt mit reinſtrömendem Trunk.

II, 229.

Setze dich, fremder Wand'rer, im Schatten dieſer Platane,
Deren Blätter der Weſt kräuſelt mit reichem Hauch,
Wo Nikagoras mich den herrlichen Sohn der Maia,
Hermäs, Hüter des Fruchtfelds und der Heerden, geſtellt.

II, 243.

Vogel, was ſcheuchſt du mir den lieben Schlaf? Und der Pyrrha
Süßes Gebilde des Traums ſchwand und flog mir davon?
So vergiltſt du die Fütterung mir und daß ich dich, Schlimmer,
Eierlegender Schar Herrſcher im Hauſe geſetzt?

Ja, bei Serapis' Altar und Scepter, nimmer des Nachts mehr
Wirſt du krähn, zum Altar kommen, den ich dir ſchwur.

II, 244.

Mager und hager iſt in Dorylis' Leib Aphrodite,
Aber mit ſchönen, mit züchtigen Sitten geſchmückt;
Wenn du ſo Bruſt an Bruſt mit ihr ruheſt, zwiſchen euch Beiden
Iſt ſo wenig, und nächſt klopft an dem Herzen das Herz.

II, 245.

Liebliche Iſias, und träumteſt du Lilien und Roſen,
Wache auf! und nimm mit lieben Händen den Kranz,
Welchen du blühend jetzt doch gegen das Morgenroth welkend
Schaun wirſt als ein Bild unſeres Lebenslaufs.

II, 246.

Fünf Fuß wird dein Todtenbett meſſen, und nimmer des Lebens
Luſt und der Sonne Glanz wirſt du nimmermehr ſchaun:
Fülle drum, Kinkias, dir mit feurigem Bacchus den Becher,
Fröhlich die Schönſte im Arm, ſchlürf' ihn Zug auf Zug!
Denkſt du aber unſterblich der Weisheit, wiſſe, zu Aidas
Tiefen ſtiegen Zenon und Kleanthes hinab.

II, 247.

Friſchauf! Schauend den nächtlichen Reigen der goldenen Sterne,
Weiſ' ich hier unten auch nimmer die Reigen von mir.
Kränzend mit Blumen die Locken entlockt' ich der klangreichen Laute
Mit der kunſtreichen Hand luſtige Klänge ſtets.
Alſo leb' ich ſchönweltliches Leben; denn nimmer beſtände
Selbſt die Welt, wie ſie ſoll, ohne Leier und Kranz.

II, 252.

Ja, die Lorbern ſind ſchön, ſchön quillt aus den Gründen das Waſſer
Und dicht breitet der Hain drüber den Schatten aus,
Blütenduftigen, zephyrdurchſäuſelten, Labung dem Wand'rer
Gegen Ermattung und Durſt, gegen den Sonnenbrand.

II, 255.

Den Kekropiden ſchwer, ein Steinbild, lieg' ich dem Ares,
Von Philipp's Männlichkeit, Fremdling, als Zeichen hier,
Marathon höhnend und die Thaten von Salamis Küſte,
Von Macedoniens Speeren niedergeſtreckt.
Schwöre die Todten herauf nun, Demoſthenes! Ich werde beide
Den Lebendigen doch ſchwer und den Todten ſein.

zwei Theile, doch ist die Nordostseite um ein Ansehnliches länger, als die Südwestseite oder der Fjerding. Der Strom ist gröſstentheils durch die ganze Stadt mit Steinen ausgesetzt und hat zwei Brücken, die für die Kommunikation wohl fast zu nahe sind. Diese Brücken sind ganz hübsch aus Steinen aufgeführt und mit eisernen Geländern; auch zu den Seiten des Stroms giebt es eine ziemliche Strecke hölzernes Geländer. Mitten in diesem Strom, der Domkirche gegenüber, liegt eine kleine Insel mit einer groſsen akademischen Zwangwassermühle, die jährlich ein Ansehnliches abwerfen soll. Diese Insel heiſst Studentholm und die Mühleneinkünfte waren vormals bestimmt, das Mühlenrad der Wissenschaften zu treiben. Sie wurden im 14ten, 15ten Jahrhundert als Stipendien für Studenten angeschlagen, die nach Paris reisten. Sie sollen in einem eigenen Hause sogar mitten im Mühlengeklapper gewohnt haben.

Die Stadt liegt in einer äusserst fruchtbaren Ebne, man sieht weit in den waldlosen Westen, Norden und Osten hinein und nur im

Süden

II, 261.

Hektor, kriegsluſtiges Blut, wenn unter der Erde du höreſt,
Freu' um dein Vaterland dich, ſchüttle ein wenig dich auf;
Ilion wird bewohnt, die glorreiche Stadt, und hat Männer,
Freilich ſchwächer als du, aber doch krieg'riſchen Sinns.
Die Myrmidonen ſind hin, ſteh auf! und künde Achilleus:
Ganz Theſſalien dient den Aeneaden jetzt.

III, 4.

Theben, ich ſtand durch die Leier, ich ward durch die Flöte zertrümmert,
Weh! wie der Muſen Klang gegeneinander klingt!
Leierfröhliche Trümmer der Thürme liegen mir wüſt jetzt,
Steine, zu Mauern von ſelbſt durch die Muſen gewölbt.
Leichte Luſt deiner Hand, Amphion, die Stadt mit den ſieben
Thoren, durch Lei'rſiebenklang haſt du ſie aufgemau'rt.

III, 5.

Stab und Beutel und doppeltgefalteten Mantel des weiſen
Diogenes, dieſer Welt allerleichteſte Fracht —
Alles Dies bring' ich dem Fährmann, zurück laſſ' ich gar nichts auf Erden,
Wedle nun, Hund Kerberos, freundlich mich an, den Hund.

III, 11.

Als aus dem Kriege du bebend zur Mutter heimkamſt, dein ganzer
Waffenſchmuck hinter dir weggeworfen dalag,
Da, Demetrius, griff ſie ſogleich die mordliche Lanze
Und mit folgendem Wort ſtieß ſie ſie dir in die Bruſt:
Stirb! So ſoll Sparta nimmer die Schmach behalten, ſie hegt nicht
Freundlich, wenn meine Milch Feige genähret hat.

III, 12.

Wenn auch unter dem Boden er liegt, ſo gießet doch immer,
Auf das Schandmaul gießt, auf Parthenius Pech,
Weil er den Pierinnen hat tauſend und aber tauſend
Stachelreden und Schmutz gräulicher Verſe gehäuft;
So weit trieb er die Tollheit, daß die Odyſſee ihm Dreck hieß
Und die Ilias ein wirriger Dornbuſch nur.
Ueber'm Kokytos drum durch die düſtern Erinnyen hangt er,
Und ein Strick hat den Hals feſt ihm zuſammengeſchnürt.

III, 12.

Ich bin Athenerin, dies iſt mein Land, aus Athen hat
Mich Italiens Mars weiland, der grimme, entführt,
Beute und Bürgerin Roms. Jetzt ſchließt die Gebeine der Todten
Kyzikos Inſelland in ſeinen freundlichen Schoos.

Blühe, Land, das mich zog! auch, das mich ſpäter empfangen!
Und auch, welches zuletzt in ſeinen Schooß mich nahm!

III, 12.

Immer webe der laubige Epheu die ſchmiegſame Ranke,
Hehrer Sophokles, dir um dein leuchtendes Mal!
Immer ſollen die Bienen der Wieſen hymettiſchen Honig
Träufeln, flüſſigen Thau, auf dein Grab herab!
Daß im attiſchen Delta der Seim unverſieglich dir rinne,
Daß die Locken du habſt immer mit Kränzen umgrünt.

III, 18.

Bion brachte dem Pan ein Zicklein, Roſen den Nymphen, dem Bacchus
Thyrſen: dreifach Geſchenk, ſchön mit Laubwerk geſchmückt.
Nehmet freundlich, ihr Götter, es an und mehret ihm immer
Pan die Heerde, den Born Nymphen, Bacchus die Luſt.

III, 19.

Schwer iſt ſchildern die Seele, Geſtalt nachbilden doch leichter,
Aber von beiden bei dir tritt das Gegentheil ein;
Denn was die Seele beſonders bezeichnet, hat die Natur dir
Aeußerlich wirkend hier in der Erſcheinung vollbracht:
In der Geſtalt die Verwirrung, des Leides boshaften Ausdruck
Wie malte das Einer wol, der möchte nimmer es ſehn?

III, 19.

Lais von weiland der Blitzſtrahl Aller, nun nicht mehr
Lais,
Sondern die Nemeſis bin jetzt ich der Jahre fürwahr
Bei der Kypris! — Doch was iſt Kypris mir außer
dem Anruf? —
Selbſt der Lais iſt Lais erkennbar nicht mehr.

III, 21. (Praxiteles.)

Niemand ſah Paphien nackt, und hat ſie Jemand geſehen,
Iſt es Jener, der nackt Paphien hingeſtellt.

III, 22.

Maler, Geſtalten nur kannſt du ſtehlen, aber die Stimme
Nimmer erbeuten, weil nur der Farbe du dienſt.

III, 22. (Auf ſein eigenes Buch.)

Lukianos, dies ſchrieb ich, nur Altes und Närriſches
wiſſend,
Närriſch den Menſchen ja, aber mir weiſe gedeucht.
Nichts iſt den Menſchen durchaus in ihren Gedanken ver-
ſtändig,
Sondern was Wunder dir iſt, das iſt Andern ein Spott.

III, 22.

Deine Locken Verſtand ſind ſie, wenn du ſchweigſt; wenn
du aber
Sprichſt, wie bei Jünglingen ſind Haare ſie, doch nicht
Verſtand.

III, 23.

Warum waſcheſt umſonſt du des Mohren Leib? O laß ab doch!
Sonnenſchein machſt du doch nimmer aus düſtrer Nacht.

III, 23.

Ein vielſchwatzender athemſtinkender Teufelsbanner
Trieb durch Beſchwören den Geiſt aus nicht, nein, durch Geſtank.

III, 24.

Mich, Priapus, hat Eutychides wegen der Hütung
Seinen vertrockneten Weinſtöcken zum Wächter geſtellt.
Ganz umſonſt: rings um mich nur Fels; käm' Einer hieher je,
Nichts zu ſtehlen fänd' er außer dem Wächter, mir.

III, 25.

Wenn mit dem Barte du meinſt, daß Weisheit wachſe vor allem,
Träfe der bärtige Bock wol wie Platon ins Ziel.

III, 25.

Ein Arzt hat zu mir den lieben Sohn einſt geſendet,
Daß er lernte von mir, was die Grammatik durchlauft.
Als nun das Singe den Zorn und tauſendfach Unheil macht' er
Er gelernt und den Vers, der als der dritte drauf folgt,

Viele Seelen der Helden ſtieß er hinunter zum Adäs,
Schickt er ihn nicht mehr zu mir weiter zum Lernen her,
Sondern als er mich traf 'mal, ſprach er: Dank ſei, mein Freund, dir,
Wirklich Alles dies kann lernen der Junge bei mir:
Denn auch ich ſende viele der Seelen hinunter zum Adä
Und ich brauche dazu Keinen, der Griechiſch verſteht.

III, 26.

Gib, Kyllenius, Antwort dem Frager: Wie ſtieg die Seele
Lollianus' hinab in Perſephonens Haus?
Wunderbar wär' es, wenn ſchweigend: ich denke, er wollte auch dir was
Lehren — Wehe, wer ſelbſt auf den Todten noch ſtößt!

III, 26.

Als der da ſterben wird, genieße der Freuden des Lebens,
Als der da leben wird, ſpare die Güter dir.
Der iſt ein weiſer Mann, wer, dieſes Beides bedenkend,
Aufwand und Sparſamkeit bringt in richtiges Maß.

III, 28.

Menſchen magſt du vielleicht Unzeitiggethanes verbergen,
Göttern verbirgſt du's nicht, wie du es liſtig auch ſtellſt.

III, 28.

Leg' an die Zunge ein Schloß und Siegel verbotener Worte,
Denn der Reden Verwahr mehr als Güter gilt er.

III, 29.

Pan, dem Höhlenbewohner, dem bergdurchwandelnden Nymphen,
Und den Satyrn und den Hamadryaden hehr
Hängte nebſt Hunden und Spießen, der einſt ebermermordende Markus,
Weil ihm die Jagd nichts fing, ſelbſt die Hunde hin.

III, 31.

Allen Fauſtkampf, wie vieler in Hellas Grenzen beſtellt war,
Rang ich, Androkleos, Allen rang ich hindurch.
Ein Ohr nur behielt ich in Piſa, und in Plateä
Ein Aug', aus Pytho trug man todt mich weg.
Da ließ Damoteles, mein Vater, vor Allen verkünden:
Daß man mich her von der Bahn trüge todt oder zerſetzt.

III, 32.

Dieſer Olympikos, welchergeſtalt du ihn hier ſiehſt, o Kaiſer,
Hatte Naſe und Kinn, Ohren und Augen und Brau'n;
Denn als Fauſtkämpfer eingeſchrieben verlor er Alles,
Daß von der frühern Geſtalt auch kein Theilchen ihm blieb.

Denn ſein Bruder beſaß ein Bild von ihm, welches er verwies,
Und ein Ganzandrer ſchien er, gar nichts Aehnliches mehr.

III, 33.

Da ſolchen Rüſſel du haſt, Olympikos, nimmer zur Quelle
Komm noch in dem Gebirg zu einem blinkenden See;
Denn gleich dem Narkiſſos ſähſt du dein Angeſicht deutlich,
Würdeſt du ſterben, dich ſelbſthaſſend bis in den Tod.

III, 33.

Zu dem heiligen Kampf kam Milon, der Ringer, einſt einſam,
Und der Kampfrichter gleich rief er ihn auf für den Kampf.
Aber als vorſchreitend er geglitſcht auf der Schwelle, da ſchrien ſie,
Dieſen zu kränzen nicht, weil er ein Einſamer fiel.
Da ſprang er auf unter ihnen und rief: Es iſt noch nicht drei mal
Ein mal lieg' ich, wohlauf! werfe mich Einer! Zwei! Drei!

III, 35.

Lügenden Spiegel hat Demoſthenis — ſäh' ſie in wahren,
Nimmer würde in ihn wieder ſie wollen ſehn.

III, 37.

Zum Wahrſager Olympos kam Oneſimos der Ringer,
Ob er alt werde, gern wollend lernen vorher.
Da ſprach Jener zu ihm: Nein, nimmer, wenn du erſchlaffeſt;
Ringſt du aber friſch fort, dann hält Kronos dich friſch.

III, 37.

Zum Wahrſager Olympos kam Oneſidemos der Ringer,
Der Fünfkämpfer Hylas und der Laufer Akon,
Wer von ihnen im Kampf würde ſiegen, das wollten ſie wiſſen.
Alle ſiegt ihr, ſprach er, wenn dir nur Keiner vorauſkommt,
Dich Keiner niederwirft und dir läuft Keiner vorbei.

III, 39.

Näher rückt mein Geſchick, ſprach Aulos, der Sterndeuter,
Ausdeutend, was er in ſeinen Geburtsſternen ſah.
Vier Jahre werd' ich noch leben. Als aber das fünfte vorbei war,
Und er wußte, daß er länger nicht leben geſollt,
Da, Petoſiris*) ſcheuend, erhängt' er ſich, und an dem Stricke
Stirbt er, ja er ſtirbt, ein Nichtwiſſender, ſo.

---

*) Ein berühmter und auch in den ägyptiſchen Myſterien erfahrener Sterndeuter.

III, 60.

Proklos den Dünnen, als er ins Feuer blies, nahm der Rauch weg
Und durch die Fenſter hinaus flog er dannen weit weg;
Aber kaum ſchwamm er empor zum Gewölk, ſo macht' er ſich wieder,
Von den Atomen am Leib vielfach zerſtoßen, davon.

III, 60.

Markus der Dünne ſtieß ein wenig nur in die Trompete,
Und kopfüber fuhr grad er in ſie hinein.

III, 61.

Aus Atomen beſtehe, ſchrieb Epikuros, die ganze
Welt, es däuchten ihm dieſe das feinſte Ding.
Hätte der Zeit Diophantos gelebt, wol „aus Diophantos“
Hätt' er geſchrieben, denn viel leichter als Atome ſei der.
„Denn alles Andre beſteh' aus Atomen gar“, hätt' er geſchrieben,
„Doch die Atome ſelbſt ſeien allein aus ihm.“

III, 61.

Von einem Windchen gehoben flog Chäremon durch die Luft hin,
Leichter um Vieles als Spreu, und vielleicht wär' er ſo weg

Süden ist der Blick durch Wald beschränkter. Hier im Süden hat man, einige hundert Schritt aufsteigend, das alte Upsalaschloſs und gleich unter ihm den stattlichen botanischen Garten. Dieses Schloſs und seine Trümmer waren mein gewöhnlicher Spaziergang. Wie oft bin ich im rothen Abendglanz dort gestanden und habe die Welt allmählig in Nacht verschwimmen sehen! In dem letzten groſsen Brande von 1702, der einen groſsen Theil der Stadt zerstörte, sank auch das alte Schloſs in Trümmern. Nur Eine Seite, der jetzige Sitz des Landshöfdings, ist wieder aufgebaut, die andre liegt noch mit zerrissenen Mauern, Gewölbern und Schutt in seinen Ruinen. Dies ist die einzige Höhe um Upsala. Man zeigt hier noch ein unterirdisches Gewölbe des doch oft nachher abgebrannten Schlosses, durch den unglücklichen Erich den Vierzehnten blutig merkwürdig. Hier durchbohrte er Nils Sture mit eigener Hand und lieſs Svante Sture, Erich Sture und Gustarson Stenbock entleiben. Der Mensch verweilt leider zu gern bei dem Schrecklichen. Erich, ein groſser Mensch, lebte in einer un-

Mit den Lüften geſauſt, hätt' er ſich nicht an den Füßen
Einer Spinne verwirrt, woran er hangen blieb.
Als er fünf Nächte dort, fünf Tage alſo gehangen,
Ließ er am Spinnengeweb ſich am ſechsten herab.

III, 41.

Auf einer Ameiſe ritt wie auf'm Elefant Meneſtrates,
Und der Unglückliche fiel plötzlich rücklings herab:
Und geſchlagen von ihr, wie ſich's gab, der Teufel! ſo rief er,
So ſtürzte Phaethon auch von ſeinem Roß in den Tod.

III, 42.

Demetrios, zum Schlummer der Artemidora fächelnd,
Hat die Feine hinaus aus dem Fenſter geweht.

III, 43.

Der vortrefflichſte Dichter iſt jener mir wahr und wahrhaftig,
Welcher ein gutes Mal ſeinen Zuhörern gibt;
Wenn er aber vorlieſt und ungeſpeiſet ſie heimſchickt,
O da bleib' er für ſich nur ſein eigener Narr.

III, 44.

Nicht zu Deukalion's Zeit das Waſſer, das Alles zerſpült hat,
Noch der auf Erden hat Alle verbrannt, Phaethon,
Tödteten ſoviel Menſchen als Potamon der Poete
Und Hermogenes hat der Chirurge gethan.

Sodaß vom Anfang der Welt nur dieſe vier Uebel gezeugt ſind,
Deukalion, Phaethon, Hermogenes, Potamon.

III, 45.

Für fünf Obolen hat Apollophanes, der Tragöde,
Von fünf Göttern das Rüſtzeug verkauft: Herakläs'
Keule, Tiſiphonens Graunbilder, Dreizack Poſeidon's,
Athenaias' Speer, Artemis' Köcher zuletzt.
So ſind die bei Zeus mitthronenden Götter geplündert
Um ein paar Stüber von wenigem Brot und Wein.

III, 50.

In ſeinem Hauſe ſah der Geizhals Asklepiades
Eine Maus, und ſprach: Liebe, was thuſt du bei mir?
Hell lachend ſprach da die Maus: Nichts, Lieber, fürchte dich nimmer,
Speiſe begehren wir nicht bei dir, ſondern Quartier.

III, 54.

Der Neidhart Diophon, einen Andern an einem größern
Kreuz hangen ſehend, als ſein's, berſt vor Aerger beinah.

III, 54.

So faul iſt Pantainetos, daß niederliegend im Fieber
Er allen Göttern gefleht, nie wieder aufzuſtehn.
Nun aber wird wider Willen er aufgeweckt und ſchilt in ihm
Selber die Götter hart ſeinen Gebeten und taub.

III, 51.

Sterblich iſt Alles bei Sterblichen, Alles geht an uns vorüber.
Ging's nicht vorüber, wir ſelbſt gehn vorüber doch

III, 54.

Gießet, Muſen, mir aus die klangvolle liebliche Stimme,
Süßen Thau aus dem Mund des helikoniſchen Lieds;
Denn die, welchen die Quellen des Liedes ihr Naß ausgießen,
Werden durch eures Geſangs luſtigen Klang ergötzt.

III, 56.

Kyros, nicht Kyrios heißt's. Was kümmert mich's? Was thut der Buchſtab?
Leſ' ich den Schönen doch nicht, ſondern ſehe ihn.

III, 58.

Nicht der Sand, nicht der kleine Stein drauf iſt Criſippos'
Grab, was du ſiehſt, nicht dies, ſondern das weite Meer.
Mit dem Schiff ging er unter, wo aber ſeine Gebeine
Modern, Möven allein wiſſen es. Frage ſie.

III, 60.

Muß ich nicht ſterben? Was liegt mir dran, ob als ein Podager
Oder ein Läufer ich wandre zum Adäs hinab?

Denn Viele locken mich ſehr. Sei's, daß ich erlahme, laſſen
Frohe Gelage deshalb werde ich dennoch nicht.

III, 60.

Jungfrau Tritogeneia, was ärgerſt du mich doch, die Kypris?
Raubend dir mein Geſchenk hältſt du es in der Hand?
O erinnre dich doch, wie einſt in den Schluchten des Ida
Nicht dich Paris für ſchön, ſondern mich hat erklärt.
Dein iſt Speer und Schild, mein iſt und bleibt der Apfel.
Jenes von weiland Kriegs um den Apfel iſt g'nug.

III, 63.

Geſtern, Glaukos, wollte der Geizhals Dinarchos ſich hängen,
Um ſechs Pfennige doch ſtarb der Elendige nicht.
Sechs Pfennige koſtet der Strick, doch ſchien der Preis viel zu hoch ihm;
Denn wohlfeileren Tod ſucht' er wahrſcheinlich ſich.
So iſt das Ziel der gräulichen Habſucht, daß auch im Sterben
Um ſechs Pfennige nicht der Elendige ſtarb.

III, 65.

Fünf klyſtirte und fünf purgirte der Doctor Alexis,
Sah fünf Kranke, fünf ſchmierte er wieder ein.

Allen ward eine Nacht, ein Heilmittel, ein Sargſchreiner,
Ein Grab, ein Adäs, ein Leichenmal zugleich.

III, 66.

Das Nachtkäuzlein ſingt ſein Leichenliedchen, doch ſänge
Dämophilos, o dann ſtürbe das Käuzlein ſelbſt.

III, 66.

Orpheus gewann durch die Leier den höchſten Ruhm bei den Menſchen,
Neſtor durch der ſüßklingenden Zunge Kunſt,
Durch den Kunſtbau der Lieder der hohe Vielwiſſer Homeros,
Telephanes, deſſen Grab dies iſt, durch Flötenſpiel.

III, 72.

Zu der Stunde, wo wir *guten Abend!* ſagen, umhalſ'te
Phyllis mich, ich weiß nicht, wirklich oder im Traum:
Alles Anderen auch beſinn' ich mich immer recht deutlich,
Was ſie nur zu mir gekoſt, was ſie mich nur gefragt,
Ob ſie mich aber geküßt? Ich vermuth' es. That ſie's wahrhaftig,
Was zu den Göttern erhöht, wank' ich hier unten noch?

III, 73.

Wer hat dich ganz mit Roſen bekranzt? War es dein Geliebter?
O der Selige! — Dein Vater? — Auch der kann ſehn.

III, 79.

Glückliches Brieſchen — ich gönn's dir — mein Mädchen ſie wird dich
Leſen, dich küſſen, aufs Knie wird ſie dich legen, wird dich
Drücken an Roſenthaulippen — o du glückſeligſtes Brieſchen!
Oft unter'm Buſentuch wirſt du auch ruhn im Verſteck.
Viel in der Einſamkeit wirſt du ihr vorſchwätzeln, doch immer,
Brieſchen, ich bitte dich, ſchwätzle von mir ihr vor.

III, 81.

Frühling iſt nun, dann Sommer, und dann? — Was ſäumſt du, Phyllis?
O bedenk' dich, du wirſt einmal ein trockner Halm.

III, 85.

Brüſteſt auf Schönheit du dich, ſchau, wie die Roſ' auch blühet,
Aber mit Kehricht bald wird geworfen hinaus;
Denn ein gleiches Loos iſt der Blume und Schönheit gefallen,
Die Neidhardin Zeit welket beide zugleich.

III, 86.

Du haſt die Angel gefertigt, du haſt mich, den Fiſch, mein Dirnchen.
Zieh' mich, wohin du willſt: lauf' nicht, ich flieh' nicht weg.

III, 95.

Sei der Erde Sand dir leicht, armſeliger Nearchos,
Damit die Hunde dich leichter kratzen heraus.

III, 95.

Proklos kann mit der Hand ſich nicht die Naſe abſchneuzen,
Denn ſeine Naſe iſt größer viel als die Hand.
Auch ſagt er nicht: Gott behüt! wenn er nieſt, denn er höret das Nieſen
Nicht; vom Gehör viel zu weit weg ſteht die Naſe ihm.

III, 96.

Geſtern gaſtlich geladen als mir die Stunde des Schlafs kam,
Sank ich auf Gorgos' Pfühl oder Niobens hin,
Welchen keiner gewebt, nein, abgeſägt oder gehauen
Aus Steingruben und dann Proklos' ins Haus gebracht.
Wär' ich nicht bald auf ihm erwacht, ſo hätte mir Proklos
Wol zum Grabſtein den Pfühl oder zum Sarg gemacht.

III, 96.

Seinen Krautgarten zeigend ſetzt mir Apelles ein Mahl vor,
Schafe für Freunde ſchien er nur zu weiden bei ſich:
Rettig, Raute war da, Lattich und Knoblauch und Zwiebeln,
Bockshorn, Kerbel, Süßwurz, Spargel, Endivienſalat.

Fürchtend aus dieſem, daß er auch Gras mir vorſetzen werde,
Floh vor dem Kräutergebräu ich vom Mahle davon.

III, 97.

Du glaubſt, Lieber, der Bart ſei dir ein Schopfer des Geiſtes,
Und deswegen pflegſt du den Fliegenwiſch dir.
Glaube mir, ſchneide geſchwinde ihn weg; denn dieſer Bart iſt
Dir von Läuſen mehr Pfleger als Schöpfer von Geiſt.

III, 98.

Ein Morgen löſt den andern uns ab, und eh' wir's gewahren,
Plötzlich wird kommen doch uns der Dunkle daher,
Dieſe zehrend und Jene bratend und Einige dickauf-
Blaſend führt er ſie doch All' in den Abgrund hinab.

III, 100.

Noch hat die Zeit deine Schönheit nicht ausgelöſcht, von der frühern
Jugendfriſche bleibt Vieles ubrig dir noch,
Und die Grazien bleiben, die nimmeraltenden, noch weicht
Luſtiges Apfelrund, Roſenanmuth dir nicht.
O wie Viele hat einſt die herrliche Blüte entflammet,
Als ſie den erſten Lenz deiner Jugend durchblüht!

III, 101.

Wo iſt nun Praxiteles? Wo ſind Polykletos' Hände,
Die früher durch ihre Kunſt hoch erfreuten den Geiſt?
Wer wird die duftigen Locken Melitens, wer wird das Feuer
Ihrer Augen, den Glanz bilden des Halſes nach?
Wo der Bildner? Wo die Steinmetzen? Solche Geſtalt, ſie
Müßt' in Tempeln gleich Göttergebilden ſtehn.

III, 101.

Götter! ich wußte nicht, daß Kythereia ſich badet,
Löſend die Locken, die ihr wallen herab um den Hals.
Gnade, Herrin, mir! und zürne nicht meinen Augen,
Daß ſie haben dein göttliches Bild geſehn.
Jetzt weiß ich's — Rodokleia, nicht Kypris; — aber woher doch
Solche Schönheit? Gewiß, du zogſt die Göttin aus.

III, 102.

Dieſen Kranz, geflochten mit eigenen Händen aus ſchönen
Blumen, ſende ich dir, Herakleia, zu:
Lilie und Roſe iſt's, es iſt Anemone, die zarte,
Weiche Narciſſe und Himmelblauveilchenglanz.
Dieſen ſetze dir auf und laß vom Stolz dich herunter:
Du blühſt und verwelkſt, auch du und der Kranz.

III, 102.

Kypris' Schönheit haſt du, Pythos' Mund, der lenzigen Horen
Leib und Blüte, Kalliopens Silberklang;
Nun noch die ernſte Zucht der Themis, die Hände Athenäs' —
Mit dir, Geliebte, ſind grade der Charien vier.

III, 103.

Es verleugnet die Liebe Meliſſias, aber ihr Weſen
Spricht laut, daß auch ſie Pfeile des Köchers empfing.
Ihr unſtäter Schritt, ihr ungleicher Aushauch des Athems
Und in den Augen der Ränder Veilchenblau.
Auf denn, ihr Sehnſuchten der ſchönkranzigen Mutter Kythere,
Brennt die Sträubige, brennt, bis ſie muß ſagen: Ich brenn'.

III, 104.

Hoch fährt Rhodope, mit ihrer Schönheit; wenn ich gegrüßt ſei!
Spreche, entgegnet ſie ſtolziger Brauen mir;
Hänge ich Kränze auf an ihrer Vorhalle Fenſter,
Tritt ſie zornig mit ſtolzigen Füßen darauf.
O, ihr Runzeln, geſchwind! und unbarmherziges Alter,
Eilet! ihr macht wol mir die Rhodope noch zahm.

glücklichen Zeit. Wer wagt es zu messen die Schuld und Unschuld der Könige und des Schicksals, das ungeheurer und verhängniſsvoller in den höheren Regionen des Lebens wandelt?

Auch die andern Merkwürdigkeiten um die Stadt habe ich auf einzelnen kleinen Ausflügen besehen. Diese haben aber mit der forteilenden Zeit, die alles richtet, viel von ihrem alten Heiligenschein verloren. Unsre Zeit, die sich selbst nicht achtet, ehrt auch das Alter nicht. Zu diesen Memorabilien gehören Altupsala, die Morasteine und die Königswiese.

Altupsala ist eine Kirche kaum eine halbe Meile von der Stadt, wohin man so gern den Königssitz der Götter- und Heroenzeit Schwedens verlegt. Aus den Steinen des alten Göttertempels Odins und seiner Asen soll sie erbauet seyn. Emphatisch ruft Tuneld aus: Diese Kirche ist wohl die älteste des ganzen Nordens und kann sich mit dem Minerventempel in Athen messen! Abgeschmackt, anzugeben, was in jenen grauen Zeiten hier alles gewesen seyn soll. Immer hat der Küster es gut durch

III, 104.

Pallas und die ſtolzſchreitende Hära Maenis erblickend,
Beide aus Herzensgrund jauchzten und riefen ſie aus:
Nicht mehr entkleiden wir uns, es iſt mit des Hirten
Einem
Spruche genug, nicht gern kämpft man um Schönheit
zwei mal.

III, 105.

Wenn du gleiche Bogen aufſpanneſt, Eros, für beide
Biſt du ein Gott, doch neigſt einem du mehr, kein Gott

III, 107.

Jetzt ſagſt du mir: Sei gegrüßt! da jenes Antlitz dir
hin iſt,
Zauberin, klarer viel als heller Marmelſtein:
Jetzt lächelſt du mich an, da jene wallenden Locken
Um den ſtolzigen Hals nimmer flattern dir.
Jetzt, du Hoffart, hinweg! und komme nimmer mir
nahe!
Denn für Roſen nehm' nimmer den Dornſtrauch ich an.

III, 109.

Was, ihr Schiffer, vertraut ihr mich, die Fichte, dem
Meer an,
Die aus den Bergen des Nords Wüthen entwurzelt hat?
Nimmer glückbringendes Schiff werd' ich ſein, der den
Winden verhaßte
Baum; auf dem Lande ſchon lernt' ich Geſchicke der See.

III, 109.

Einer, ſchönſchnurige Angel am Ufer nach Fiſchen auswerfend,
Zog den kahlen Kopf eines Schiffbrüchigen auf,
Und den verſtümmelten Todten bejammernd hat mit der bloßen
Sand aufgrabend er ihm ziemlich ein Grab gemacht.
Dabei aber fand er verborgenen Goldſchatz. So bleibt der
Redlichen Frommigkeit wahrlich nicht unbelohnt.

III, 109.

Um mein Grab keinen Mislaut, vorübergehender Wand'rer:
Klagenswerthes hatt' ich Verſtorbener nicht.
Hinter mir Kindeskinder, Gemahl eines Weibes, die mit mir
Alt ward, richtet' ich drei Kindern Hochzeiten aus,
Deren Kinder ich oft auf meinen Knien gewieget,
Wegen Leid oder Tod nie um einen betrübt.
Dieſe, beſtattend mich, den Leidloſen, haben den ſüßen
Schlaf zu ſchlafen ins Land mich der Frommen geſchickt.

III, 109.

Das graue Haar mit Verſtand ehrwürdiger iſt es, doch viele
Jahre ohne Verſtand, ſind ſie nur größere Schmach.

(Auf einen Erosbecher.)

Auf dem Becher den Eros? Warum? Mit dem Wein war's genug ſchon
Herz zu entflammen — Trag' Feuer zum Feuer doch nicht.

III, 118.

Die Erwartung des Todes iſt eine qualvolle Sorge;
Dieſer iſt der Menſch los, wie er geſtorben iſt.
Darum beweine nicht den aus dem Leben Geſchiedenen,
Denn ihm kommt nach dem Tod nimmer ein zweites Leid.

III, 121.

Alle Sterbliche ſind zu ſterben ſchuldig und keiner
Iſt, der da wiſſen kann, ob er morgen noch lebt.
Weil du gewiß dies weißt, o Menſch, ſo halte dich fröhlich,
Todesvergeſſenheit ſchaffend durch Bromios dir.
Freue dich Paphia's auch im kurzen flüchtigen Leben —
Alles Andere gib dem Verhängniß anheim.

III, 122.

Mit einem Sprichwort ſagt man: Den böſen Mann beißt das Schwein wol;
Ich aber meine, dies ſollte man ſagen nicht ſo,
Sondern: Es beißt wol die Maus auch gute und harmloſe Männer,
Aber den Böſen beißt auch kein Drache aus Furcht.

III, 123.

Des Achilleus Zorn iſt auch mir die Urſach' geworden
Böſer Armuth, indem ein Studirter ich ward.
Hätte mich jener Zorn mit den Danaern doch verdorben,
Eh' des Gelehrtenſtands Hungerpein mich verdarb!
Aber weil Agamemnon verlängſt die Briſeis entführte
Und Paris Helenen, ward zu einem Bettler ich.

III, 124.

Die Geräthe der Muſen, die wehvollen Bücher verkauf' ich,
Zu einer andern Kunſt Arbeiten wend' ich mich.
Pieriden Ade! Fahrwohl, ihr Studien, mit euch!
Denn euer ganzer Kram drückt mich hinab in den Tod.

III, 125.

Einen krummbeinigten kleinmüthigen Eſel ſchenkſt du mir,
Alles Laſtträgerviehs müdeſtes Reiſethier:
Sohn der Faulheit, er heißt Laſt, Mühe, Säumniß, Geſpenſt faſt,
Unter den Hinterſten er als der Letzte voran.

III, 126.

Zwei Söhne hat Sylvan, der Wein und der Schlaf mit Namen,
Nicht die Muſen mehr liebt, nicht die Frauen er mehr,
Sondern der Süßfließer labt das Herz ihm, ſobald er aufſteht,
Und der Zweite hält ſchnarchend im Bett ihn feſt.

III, 127.

Der Breitſchnabel Memphis die Daphne und Niobe tanzt er,
Hölzern die Daphne und ſteinern die Niobe.

III, 127.

Ich weiß Alles, ſprichſt du; du biſt in Allem ſehr ehrlich,
Von Allem koſtend haſt gar nichts Eigenes du.

III, 130.

Jeder Unwiſſende iſt der Geſcheidteſte, wenn er ſchweiget,
Verbergend den Verſtand als das ſchimpflichſte Ding.

III, 130.

Groß für die Menſchen iſt als Unterweiſung das Schweigen,
Den Pythagoras hab' ich als Zeugen dafür;
Denn zu reden verſtehend lehrt' er den Andern das Schweigen,
Da ſichres Heilmittel er für die Ruhigkeit fand.

III, 131.

Viel ſchwatzeſt du, o Menſch, bald legt man dich ſtill in die Erde,
Schweige und übe dich lebend ſchon auf den Tod.

III, 133

Alle Feige ſind auch Prahlhanſe, und wenn auch ſonſt was
In den Menſchen nur irgend Gebrechliches iſt;
Doch der verſtändige Mann enthüllt es nimmer den Nächſten,
Aus Verſtändigkeit deckt er ſein Inneres zu.
Deiner Seele Thür doch weit offen ſteht ſie, und Keinem
Hältſt weder Feigheit noch Kühnheit du geheim.

III, 133

Sage, von woher du miſſeſt die Welt und die Enden der Erde
Aus einem wenigen Erd' tragend den wenigen Leib?
Zähle dich ſelbſt zuerſt, zuvörderſt erkenne dich ſelber,
Erdenunendlichkeit kannſt du berechnen erſt dann.
Wenn du aber davon nicht dein bischen Dreck Leib abziehſt,
Vom Unermeßlichen wie kannſt du die Maße verſtehn?

III, 133

Siegesgöttinnen, luſtige Jungfraun, ſind wir da,
Bringend der guten Stadt Sieg und Glück von fern und nah.
Unſre Bilder haben die Freunde der Stadt gemacht
Und die Siegsgeſtalten geziemend ausgedacht.

III, 133

Nackt iſt Eros und drum hat er luſtige milde Gebärde,
Feurige Pfeile trägt, Köcher und Bogen er nicht;

Nicht umſonſt einen Delphin und eine Blum' in den Händen,
Haltend mit einer das Land und mit der andern das Meer.

III, 134.

Alles Leben iſt Schauſpiel und Kinderſpiel. Entweder lerne
Spielen, hingebend den Ernſt, oder trage dein Leid.

III, 135.

Gehet das Geſchick mit dir durch, laß rennen! Lauf mit! Wirſt du böſe,
Aergerſt du dich nur, und doch geht das Geſchick mit dir durch.

III, 136.

Nackt kam ich auf die Erde, nackt geh' ich unter die Erde.
Was quäl' umſonſt ich mich ab, ſehend das nackte Ziel?

III, 137.

Du wirſt reich, was iſt's mehr? Hingehend ſchleppſt du doch nimmer
Deinen Reichthum nicht mit in den Sarg hinab;
Reichthum häufeſt du auf, die Zeit vergeudend, doch kannſt du
Nimmer des Lebens Maß häufen weiter hinaus.

III, 128.

Kinderſpielwerk des Glückes iſt der Sterblichen Leben, voll Jammer,
Zwiſchen Reich und Arm wankt ſchweifend umher;
Dieſe ſenkt es und hebt ſie wie Kugeln wieder nach oben,
Jene aus Wolken ſtürz't tief zum Hades hinab.

III, 150.

Wenn die Sorge was hilft, ſo ſorge, Menſch, um die Sorge;
Wenn aber Gott für dich ſorgt, was ſorgſt du um dich?
Weder ſorgen ſollſt du ohne Gott, noch laſſen von Sorge;
Doch daß was Sorge dir ſei, dafür ſorget auch Gott.

III, 151.

Wie verſchwindet die Nacht, entſtehn wir von Tage zu Tage,
Von dem Vergangenen bleibt nichts des Lebens uns mehr;
Abgeſchieden gar weit von allem Treiben von Geſtern
Fangen wir mit dem Heut friſch unſer Leben an.
Nenne doch darum dich nicht Gebeugter fernerer Jahre,
Denn vom Vergangenen haſt ja du heute nichts mehr.
Leib der Seele Leidſal, ihre Hölle, ihr Schickſal, ihr Nothzwang
Ihr Gewicht und drückende Feſſelband;
Aber wenn ſie dem Leib entrinnen, die Bande des Todes
Abgeſtreift, entfliehet ſie zum unſterblichen Gott.

III, 146.

Auch in den Muſen ſind Erinnyen, welche zum Dichter
Dich gemacht, wodurch viel dummes Zeug du ſchreibſt.
Darum, ich bitte dich, ſchreib doch mehr: denn größere Tollheit
Kann ich als dieſe doch nimmermehr wünſchen dir.

III, 147.

Dies iſt Polyklet's Polyxena und keine andre
Hand hat jemals berührt dieſes herrliche Bild,
Haras' Schweſterwerk. Sieh, wie beim zerriſſnen Gewande
Sie was die Scham verhüllt deckt mit züchtiger Hand.
Um das Leben fleht die Unglückſelige, in den
Augen der Jungfrau malt ganz ſich der Phrygier Krieg.

III, 153.

Proklos der Lycier bin ich von Herkunft, den Syrianos
Treuen Genoſſen ſich ſeiner Lehren erzog.
Ein gemeinſames Grab empfing hier die Leiber von Beiden;
O daß den Seelen auch würde derſelbe Ort!

III, 177.

Ein Grab iſt dieſer Hügel. O halt die Ochſen, du Lieber,
Halte ſie an und zieh' deine Pflugſchar heraus!
Aſche pflügſt du auf, und auf einen ſolchen Staub ſollſt
Nimmer Weizen du ſä'n, ſondern Thränen nur.

III, 178.

Mit Leim und mit Ruthen durch Luftgeflügel ernährte
Eumalos kümmerlich doch in der Freiheit ſich.
Nimmer von wegen des Bauchs kußt' eine ſäumige
Hand er,
Wohlleben gab ihm dies, dies beſcheidene Zucht.
Drei mal dreißig Jahre durchlebend ſchlummert er hier
nun,
Laßt ſeinen Kindern nach Ruthen, Gefieder und Leim.

III, 195.

Ein Kränzel flechtend fand ich
Einſt Amor'n unter Roſen,
Ihn an den Flügeln haſchend
Taucht ich ihn tief in Wein ein,
Und nahm den Wein und trank ihn;
Und nun mir in den Gliedern
Wie regt er ſeine Flügel!

III, 196.

Hellas, das den gewaltigen Speer der Meder beſiegte,
Hat durch Schönheit ſich Lais zinsbar gemacht.
Blos von dem Alter iſt ſie beſiegt und hat ſeinen Weiſer
Den die Jugend liebt, Paphia, dir geweiht.
Was zu ſehen ihr graut, die klare Geſtalt ihrer Greiſung
Davon haßt ſie auch mit das Schattengebild.

diesen alten Wahn, denn ihm zu Gefallen wallfahrtet doch mancher dahin, läſst sich von ihm schlecht etwas vorschwatzen und wirft ihm etwas Silber in die Hand, was hier nicht mehr wachsen will, wo vormals alle Säulen und Wände von Silber und Gold gewesen seyn sollen. Das einzige augenscheinlich Alte sind eine Menge Grabhügel, zum Theil 60 und 80 Fuſs hoch, dicht neben einander aufgeschüttet, von welchen man wenigstens über den Todten eine lustige Aussicht auf das Lebendige hat.

Ungefähr eine Meile südöstlich von der Stadt sind die bekannten Morasteine auf der Morawiese. Vielleicht wurden hier auf den weiten Gefilden in der Nähe von Upsala in älteren Zeiten einige Könige gewählt und ausgerufen, und zum Andenken mogte man einen Stein mit Inschriften oder anderen Zeichen aufrichten. Mehrere von den gröſseren Steinen, freilich alle aus einer späteren Zeit, dem 14ten, 15ten Jahrhunderte, haben Kränze, Kronen und andere Zeichen, auch halb verloschene Namen. Es ist eine ziemliche Anzahl, die gröſsesten et-

III, 196.

Lais, welcher die Zeit die Wunderſchönheit zerſtörte,
Haßt, was von greiſigen Runzeln ein Zeugniß gibt.
Darum im Abſcheu vor der bittern Erweiſung des Spiegels
Hat ſie der Herrin ihn früherer Anmuth geweiht.
Du aber, Kypris, nimm von mir meiner Jugend Genoſſen,
Nimm den Diskus. — Der Zeit bebt deine Schöne nicht.

III, 197.

Kundiger Dreilinge Netze aus dreifacher Jagd empfange,
Pan. Pigräs bringt dir von dem Geflügel dar
Dieſes, Damis vom Wild, vom Meere Kleitor. Gib ihnen
Glück auf der Jagd in Luft und zu Waſſer und Land!

III, ·200.

Lebenbringender Kunſt verlieh ich die Fackel, doch hab' ich
Von der Kunſt und vom Feu'r Anblick ewiger Qual.
Wahrlich undankbar iſt das Menſchengeſchlecht, wenn Prometheus
Von den Erzbildern dies für ſeine Wohlthat hat.

III, 200.

Daß du Erz biſt, bedenk', Ikaros, laß die Kunſt dich nicht täuſchen
Und das Flügelpaar, das von den Schultern dir hangt;

Denn wenn lebendig du in die Tieſen des Meeres gefallen,
Wie willſt du fliegen jetzt als Gebilde von Erz?

III, 202.

Nicht als den tiefen Sinn der Natur der Zahlen entfaltend
Hat der Bildner Pythagoras ſchildern gewollt,
Sondern als den im Schweigen Tiefſinnigen, und eben darum
Drangt er die Stimme zurück. Grade dies hat er gewollt.

III, 202.

Suchet, Räuber, euch andre mit Schätzen gefüllte Häuſer,
Treueſten Wächter hat dies Haus, Armuth heißt er.

III, 204.

Nicht das Meer hat dich, nicht brauſende Winde verdorben,
Nein, unerſättliche Luſt wandernder Kaufmannſchaft.
Werd' auf dem Lande mir ein kleines Leben! Zum Meere
Locke Andre Gewinn, der mit den Stürmen kampft!

III, 207.

(Auf Pamphilus, den Philoſophen.)

Dich gebar das Land, das Meer verdarb dich und Pluto's
Sitz empfing dich, von dort ſtiegſt du zum Himmel empor.

Nicht wie ein Scheiternder bliebſt in der Tiefe du, nein, um des Reigens
Aller Unſterblichen, Pamphilus, Schmuck zu ſein.

III, 207.

Zeitig empfing dich das Brautbett, unzeitig nahm dich das Grab hin,
Blühender Grazien Blume, Anaſtaſia.
Dir weint der Vater, dir die bittre Thräne der Gatte,
Der Todtenfährmann auch weint wol Thränen um dich.

III, 206.

Der meine Leiche hat am Kreuzwege hart beſtattet,
Ueber den fahre Leid! Kleines Grab werd' ihm nicht!
Weil über Timen den Todten die Wand'rer alle laut rufen,
Und nur mir allein gab keine Ruhe der Tod.

III, 207.

Pulchra hieß die Verſtorbne, von Sinn mehr als von Geſicht ſchön.
Wehe! der Grazien Lenz welkte mit ihr dahin.
Ganz war ſie Paphien ähnlich, gehörte dem Gatten allein doch,
Für alle Andre war feſteſte Pallas ſie.
Welcher Stein hatte nicht geklagt, als ſie aus den Armen
Ihres Gemahls der Großherzog Aräs riß?

III, 210.

Pluton, Herrſcher, empfange Demokritos, damit du, der über
Kummerlachende herrſcht, auch einen Lacher gewinnſt.

III, 213.

Hier unter den Platanen, den Nymphen die Fackel hinlegend,
Sank in ſüßen Schlaf Eros ermüdet hin.
Da ging Geflüſter der Nymphen: Was ſäumen wir? Laßt uns mit dieſem
Feuer das Herzensfeu'r löſchen der Menſchen zugleich!
Doch da die Fackel die Waſſer ſelbſt zündet, gießen die Nymphen
Seitdem erotiſchwarm Waſſer für Bäder aus.

IV, 15.

Weihgeſchenk brachte dar Kallirrhoe: Paphien Kränze,
Athänen Lockengeflecht, Gürtel der Artemis;
Denn den Erwünſchten gewann ſie zum Bräutigam, und beſchieden
Ward Jugendzüchtigkeit ihr und Mannkindergeſchlecht.

IV, 16.

O du alter Lyſippus, du Bildner aus Sikyon, wie hübſch
Haſt du des Samiers Bild, des Aeſopus, gemacht!
Vor den ſieben Weiſen, weil dieſe nur in ihre Lehren
Einflochten ſtrenges Gebot, er überredende Luſt.

Er, in klugen Geſchichten und Fabeln luſtig erzählend,
Lehrte Ernſt durch Scherz, und ſo erzog er Verſtand.
Rauhe Vermahnung frommt nimmer, doch locken des Samiers Fabeln
In ihrer Lieblichkeit uns gar luſtig zu ſich.

IV, 16.

Dein ruhmglänzendes Bild, Plutarchos aus Chäronea,
Tapfrer Auſonier Söhne ſtellten es auf,
Weil du die Beſten der Griechen in gleichgegenſpiegelnden Leben
Roms Männern herrlichen Kriegsruhms haſt gegengeſtellt;
Aber deinem Leben ein gleichgegenſpiegelndes Leben
Schriebſt du wol nimmer, weil keinen Gleichen du haſt.

IV, 16.

Pan, dir, Felsgipfelthroner, hat Stratonikos der Pflüger
Für deine Mildfreundlichkeit ſaatloſe Fluren geweiht.
Weide, ſprach er, mit Luſt die Heerden und ſchau auf das Land, das
Nimmer das Eiſen durchſchnitt, ſchaue gnädig darauf.
Glückbringend wirſt du dies Landhäuschen finden, es wird dir die Echo,
Durch dich ergötzt, ſogar Hochzeit ſchaffen darin.

IV, 33.

Aufklimmend gen Ephyrä erblickt' ich ein Grab an dem Wege,
Der weiland Lais' Grab, wie es die Inſchrift beſagt.

Und eine Thräne vergießend rief ich ihr ein Gott mit dir! zu;
Nach dem Gerücht thut's um dich leid mir, die früh'r ich nicht ſah.
Ach! vieler Jünglinge Herz betrübteſt du; doch ſieh, Vergeſſen
Wohnt jetzt bei dir und den Glanz zeigt es der Erde nicht mehr.

IV, 34.

Was bebt ihr vor dem Tod, dem Ruhebringer, der alle
Plagen der Armuth und alle Krankheiten ſtillt?
Einmal kömmt er ja nur den Menſchen und nimmer ſah einer
Von den Sterblichen ihn kommen zum zweiten mal;
Aber mannichfaltig ſind Krankheiten, hierhin und dahin
Schweifen im Wechſel ſie ewig bei Sterblichen um.

IV, 35.

Hauskatze, welche mir mein Rebhühnchen aufgefreſſen,
Meint zu leben noch in meinen Kammern hinfort.
Doch deinen Tod, liebes Hühnchen, ich laſſ' ihn nicht ungerochen,
Sondern ſchlachte auf dir deinen Verderber ab;
Denn die Seele iſt dir gewaltig entrüſtet, bis daß ich
Für dich vollbracht, was Pyrrhus früh'r auf dem Grabe Achill's.

IV, 49.

Ich ſchwur fern von dir zu bleiben, liebliches Mädchen,
Bis zum zwölften — o Jemerus! — Morgenroth:
Doch ich Armer konnt's nicht, denn ferner ſchien mir das Morgen,
Ferner als zwölfter Mond — das betheure ich dir.
Darum fleh' zu den Göttern, Geliebte, daß dieſe Gelübde
Sie ins Regiſter nicht tragen der Strafen ein,
Und erfreu' mir das Herz durch deine Anmuth, damit nicht,
Holde, die Götter und du mich zergeißeln zugleich.

IV, 55.

Seinen ſtierledernen Schild, den Schirmer des Leibes, den Speer auch,
Welcher im Kampfe oft feindliche Brüſte durchbohrt,
Und den Panzerrock, von der Bruſt abwehrend die Pfeile
Und den Helm, mit Roßhaaren ſtattlich bebuſcht,
Bringt als Weihung dem Aräs Antimachos, der für die volle
Waffenrüſtung den Stab, Stütze des Alters, jetzt nimmt.

IV, 59.

(Auf eine Waſſeruhr.)

Hier zertheilen den Lauf des ſonnenleuchtenden Glanzes
In der Stunden Zwölfrechnung die Männer ſich,
Und mit Waſſern meſſen ſie ab die Pfade der Sonne,
Von der Erde den Geiſt richtend zum Himmel auf.

IV, 60.

Kaum hat das Bild die Augen des Mädchens und kaum ſeine Locken
Noch den Glanz ſeiner Haut irgend gebildet nach.
Wenn ein Maler kann den Glanz der Sonne uns malen,
Mag er von Theodoris malen den leuchtenden Glanz.

IV, 61.

Hier ſtreiten, welchen vorzüglich die ſchöne Stelle gehöre,
Najaden und Nereiden und Dryaden den Streit.
Doch zwiſchen ihnen richtet die Charis und ſindet den Spruch nicht,
Denn der Stelle Luſt iſt gleich ſchön durch die Drei.

IV, 63.

Sitzend an dieſem ſchöngetäfelten Tiſche willſt du
Luſtigen Würfelſpiels Steine werfen umher.
Weder frohlocke als Sieger, noch ärgre dich, wenn du beſiegt wirſt,
Scheltend, wenn ſielen dir wenige Augen nur.
Denn in den kleinen Dingen erzeigt ſich der Sinn des Mannes
Und den tiefen Verſtand meldet der Würfel an.

IV, 63.

Spielwerk iſt alles dies, des Glückes launiſcher Wechſel
Wird in der Unvernunft dieſer Würfel gezeigt,
Und erkennen magſt du das Gaukelſpiel ſterblichen Lebens,

Wenn du bald überwirfſt, bald der Unterſte bleibſt;
Denn den loben wir, der im Leben und in dem Würfel
In der Freud' und im Leid Maß ſich geſchaffen hat.

IV, 63.

Fliege nicht auf im Saus des ſchätzeſpendenden Glückes,
Noch laß die Sorge dir beugen den freien Muth;
Denn alles Leben ſchwankt dahin in unſtäten Lüften,
Hierhin und dahin viel, vorwärts und rückwärts geſchnellt
Tugend nur iſt etwas Feſtes, Unwankendes, durch des
Lebens
Wogengebrauſe fährt einzig ſie muthig dahin.

IV, 63.

Frühmorgens fiel in das Netz, gleich Nebeln aus Flachs
fein geflochten,
Mit der Droſſel die ſangreiche Amſel zugleich.
Die unentfliehbare Schnur fing jene, ſchnell aber flog die
Sängerin einſamen Hains aus des Voglers Netz.
Hat die dreimalſelige Waldjägerin Artemis wol den
Singvogel für der Lei'r klangreichen Herrſcher erlöſt?

IV, 79.

Warfſt du als Brautgeſchenk oder als Geſchwindigkeits-
ſäumniß
Dies Goldgeſchenk der Jungfrau Hippomenes hin?
Beiden frommt der Apfel, weil er die Jungfrau im Laufe
Aufhielt und Zeichen war womit Paphia bind't.

IV, 86.

Geſtern am Krankenbett ſtand ein feindſeliger Mann mir,
Mein Arzt, der mir den Nektar der Becher verbot.
Der Windbeutel ſprach: Trink Waſſer! Aber ich that's nicht;
Denn der Männer Kraft iſt der Wein, ſagt Homer.

IV, 87.

Auf den Dreifuß legt' einſt Eumolpus dem Phöbus die Cither,
Scheltend die Hand, die ſchon zittert vor Alter ihm;
Und er ſprach: Nimmermehr berühr' ich die Leier, noch will ich
Pflegen den lieblichen Klang früheren Saitenſpiels.
Jüngere mögen die Saiten der Cither ſchlagen, ſtatt ihrer
Stützen hinfort auf dem Stab zitternde Hände wir.

IV, 89.

Hier das Bildniß des Jünglings Theonichos — nicht, daß du ſchaueſt,
Wie ſeine Schönheit war, in des Denkmals Glanz,
Sondern damit dir, Lieber, der Kampfpreis, den er errungen,
Zu gleicher Rüſtigkeit wecke den eifernden Muth.
Dieſer, der vor keiner Müh' vom Male wich, hat im Kampfe
Jeden Genoſſen beſiegt — Jüngeren Aelteren — gleich.

wa zwei Ellen lang, und eine Elle breit und dick. Als eine alte Reliquie hat man sie kurz vor Gustav des Dritten Regierung zusammengeworfen und ein kleines Steinhaus darüber aufgeführt, damit Regen, Schnee und Muthwille nicht die letzte alte Herrlichkeit verderben.

Die Königswiese, die sich eine Viertelmeile weit östlich am Strom erstreckt, liegt hart vor der Stadt und gehört zu einem groſsen Königsgute. Der Reiz und die Mannigfaltigkeit ihrer Blumen soll sie im Sommer zu einer wunderschönen Promenade machen. Man muſs schwedische Wiesen gesehen haben, um dies zu glauben. — An dieser Wiese fortgehend hat man eine halbe Meile von der Stadt Danmarkskyrka vor sich. Auch dieser Kirche giebt die Sage eine Nationalmerkwürdigkeit, sie soll von der Beute gebaut seyn, welche die Schweden von den erschlagenen Dänen sammelten. Gegen diese war Erich der Heilige hier gefallen, die geschlagenen Schweden sammelten sich wieder und rächten seinen Tod durch eine blutige Niederlage seiner Feinde.

In der Stadt ist unstreitig die Domkirche

IV, 91.

Erinnern und Vergeſſen, ſeid ſchön gegrüßt mir! Erinn'rung,
Du für die Freude, für's Leid du, Vergeſſenheit.

IV, 91.

An einem Grabe nieſt' ich, und wollte ſelbſt vernehmen,
Was ich eben gedacht, meiner Hausfrau Tod.
In die Winde nieſt' ich, denn meine Hausfrau befällt kein
Leid, was Menſchen befällt, weder Krankheit noch Tod.

IV, 92.

Weil in dem Menſchenleben die Hoffnungen ſpielen des Glückes
Wechſelſpiel als Geleit, und ſo Alles erfreun,
Spiel' ich, da ſterblich ich bin; als Solcher weiß ich, ich muß auch
Sterben, täuſche mich drum freiwillig in Freude, und möcht' ein
Herber Ariſtoteles nach eurer Ordnung nicht ſein.
Denn Anakreon's Sprüchlein bewahr' ich getreulich im Herzen:
Daß man nimmer ſoll halten die Sorge feſt.

IV, 109.

Wer bezwang Feuer mit Feu'r, wer löſchte Fackeln mit Leuchten?
Wer gegen meine Sehn' hat andre Sehnen geſpannt?
Gegen Eros ringt der, ein neuer Eros, mir an Macht gleich.

IV, 109.

Ich ſagt', ich ſag's wieder: Schön! Schön! Und abermals ſag' ich's,
Wie ſchön den Augen, wie liebreizend Doſithea iſt.
Nicht in Eichen und Buchen, in Mauern nicht grub ich dies Wort ein,
Sondern im Herzen hielt mir's die Liebe feſt.
Leugnet es Einer, glaub's nicht; nein, wahrlich beim Himmel! Er lüget.
Ich, der es ſpricht, ich allein weiß die Wahrheit davon.

IV, 124.

Sahſt unter Jünglingen du in lieblichſter Blüte einen,
O dann ſahſt du gewiß den Apollodotos.
Biſt du aber, o Mädchen, von glühendem Reiz nicht bezwungen,
Dann biſt entweder ein Stein oder eine Göttin du.

IV, 127.

Du, der bläſt in die Aſch', um dir die Lampe zu zünden,
An meinem Herzen zünd' an; ganz hell ſteht es in Brand.
Triff mich mit Feuer und Eis und, wenn du willſt, mit dem Donner,
Zieh' mich zu Klippen hinauf, ſtürz' mich in Meere hinab,
Der von Eros Bezwungne, der in ſeinen Qualen verzweifelt,
Bleibt von der Flamme des Zeus, welche ihn trifft, unverſehrt.

IV, 128.

Zum Eros ſprach Zeus: Ich nehme dir all' deine Pfeile.
Und Eros: Donnre zu! Und du wirſt wieder zum Schwan.

IV, 138.

Gut hat der Maler den Dickbauch getroffen; doch hol' ihn der Teufel!
Statt Eines Garſtigen ſehn wir nun ihrer Zwei.

IV, 168.

Als Kypris die Kypris von Knidos erblickte, da rief ſie:
Was iſt das? Wo ſah mich Praxiteles nackt?

IV, 168.

Als Pallas Kythereen in Waffen erblickte, da ſprach ſie:
Kypris, willſt du, daß ſo wir vorſchreiten zum Kampf?
Jene, doch luſtig lächelnd: Wie? Gegen mich Schild erheben?
Siege ich nackt ſchon, wie? Wenn ich erſcheine bewehrt?

IV, 170.

Durch die Elle verkündet die Nemeſis und durch den Zaum dir:
Thu' nichts ohne Maß, ſprich nichts ohne Zaum.

IV, 173.

Als ehern du aus dem Feuer zum zweiten mal du, Dionyſos,
Stiegſt, fand Myron für dich eine zweite Geburt.

IV, 183.

Kleobis und Biton, um die Brüdernacken das Joch ſich
Schnallend, fuhren hier ihre Mutter daher
Zu dem Tempel der Hära. Da prieſen die Völker ſie glücklich
Solcher Kindergeburt; ſie aber betete froh
Zu der Göttin, den Söhnen das ſchönſte Geſchick zu verleihen,
Weil ihre Mutter ſie alſo haben geehrt.
Sie nun ſchlieſen da ein und ließen in Jugend das Leben,
Als ob das Beſte dies und das Seligſte iſt.

IV, 184.

Schau' Alexander'n hier, wie er war. So zeiget das Erz der
Augen Blitz und den Muth, der ihn mächtig beſeelt,
Der allein, ſo weit Zeus' Glanze vom Himmel herabſchaun,
Hat die ganze Erd' unter Pella geſtellt.

IV, 204.

Wer eine Frau nimmt, führt den Sturmwind wol in ſein Haus ein.
So ſprechen Alle und wiſſend thun ſie es doch.

IV, 231.

Nicht dein Denkmal iſt dies, Euripides, ſondern ſein biſt du;
Denn dies Denkmal wird von deinem Ruhm umſtrahlt.

IV, 231.

Nimm in die Hände mich, wenn du weiſe biſt, biſt du aber
Fremd den Muſen, wirf weg, was du nimmer verſtehſt;
Denn nicht Allen bin ich zugänglich, Wenige bewundern
Oloros' Sohn aus Athen würdig, Thukydides.

IV, 231.

Adler, wie kamſt du aufs Grab? Oder kommſt du eines der Götter
Sternumſtrahltes Haupt nieder von oben zu ſchaun?
Von Platon's Geiſt bin ich das Bild, der auf zum Olympus
Flog; ſeinen Erdenleib hat das attiſche Land.

IV, 252.

Hoffnung, ſahr' wohl, und Glück! Ich habe den Haſen gewonnen,
Nichts mehr hab' ich mit euch, ſpielt mit denen nach mir.

IV, 252.

Sechszigjähriger lieg' ich hier, Dionyſius aus Tarſos,
Unverheirathet. — O, hätte mein Vater auch ſo!

IV, 254.

Sechsunddreißig Kinder gebärend Kallikrateia
Hab' ich von Keinem und Keiner den Tod geſehn,
Sondern der Jahre hundert und fünfe hab' ich vollendet,
Auf dem Stabe nie ſtützend die zitternde Hand.

Hier unter'm Raſen lieg' ich, die Vielgeprieſ'ne, begraben,
Die einem einzigen Mann hat nur den Gürtel gelöſt.

IV, 254.

In deinen Schoos, liebe Erd', nimm Amyntichos, den Greis auf,
Freundlich eingedenk vieler Arbeiten ſein.
Denn er hat immer dir den Stamm des Oelbaums gefeſtigt
Und vielfaltig dich mit bacchiſchen Reben geſchmückt,
Dich mit Getreide gefüllt und Waſſerfurchen gezogen,
So mit Kräutern dich ſchön, reich mit Obſt dich gemacht.
Liege drum freundlich ihm auf ſeinem greiſigen Scheitel
Und laß rings umher Frühlingsblumen erblühn!

IV, 257.

Beſter Wand'rer, geh' nicht geſchwind am Grabe vorüber,
Eilend auf deinem Pfad raſtloſen Fußes dahin.
Schau, und frage: Wer und Woher? Dann wirſt du vernehmen:
Harmonia, der in Megara blüht das Geſchlecht.
Alles war an ihr zu ſchaun, was Ruhm den Sterblichen bringet,
Adel und Lieblichkeit, Sitte und Züchtigkeit.
Schau' der Trefflichen Grab, es flog zu himmliſchen Pfaden
Aus des Leibes Gewand ihre Seele empor.

IV, 258.

Steinerne Säule ſteh' ich, Perikles, dir, Archias' Sohn, hier,
Nun das Denkmal von all' deiner Jägerei.
Alles ſteht um das Denkmal gebildet, Pferde und Spieße,
Hunde und Stangen und Netze auf Stangen gehängt.
Ach! Ach! Alles nur Stein, es ſpringen drum Hirſche und Rehe;
Du Zwanzigjähriger doch ſchläfſt Schlaf, der nicht erwacht.

IV, 259.

Laß ab auf dieſem Grabe die Ruder und Schnäbel des Schiffes,
Auf dem kalten Staub, immer zu malen hin:
Des Geſcheiterten Mal. Was willſt du des Tods in den Wogen
Wieder erinnern Den, der in der Erde liegt?

IV, 259.

Alle Schiffahrt möchte verwünſchen Einer, da du auch,
Theogenes, dein Grab fandeſt in libyſcher Flut,
Als auf das Laſtſchiff dir ſich die ermüdete Wolke
Zahlloſer Kraniche hat mit Verderben geſenkt.

IV, 269.

Blüht um das friſche Grab, o blühet, Blumen, in Fülle;
Weder dürrer Dorn, noch ſchlechter Ziegenbart,

Sondern Vergißmeinnicht und Veilchen und zarte Narciſſen,
Vibius, Alles um dich werde zu Roſen ringſum!

IV, 255.

Der du vorbeigehſt des Wegs und dieſes Grabmal betrachteſt,
Lache, ich bitte, nicht, daß es iſt Grab eines Hunds.
Ich ward beweint, den Sand haben Königshände gehäufet,
Und ein König grub dieſe Schrift in den Stein.

Bächer.[*]

Bächer, ich muß dich wol recht ſchreiben, für e muß es ä ſein,
Weil du vom Naſſen ſtammſt, vom Bacchus oder vom Bach.

---

[*] Frei aus meinem Gehirn.

Schwediſches.

(Svenska Fornsånger utgifne af Arwidsson, Th. 1.
Stockholm 1834.)

das erste Gebäude. Es ist ein stattlicher Bau, aber das Schönste an ihr bleibt immer die erhabene Lage und der freie Platz umher. Auch sie, ein Rest des ehrwürdigen Alterthums, hat oft durch Brand gelitten, ist aber durch die Frömmigkeit immer schöner wieder hergestellt. Am interessantesten für den Fremdling sind unstreitig die Denkmähler und Erinnerungen. die dieser erste schwedische Tempel enthält. Ich will von diesen nur Einiges auszeichnen, wie es der freundliche und redselige Küster der Kirche mir nach einander vorgezeigt und vorgeführt hat. Hier zeigt man als das Älteste und Ehrwürdigste die Reliquien Erichs des Heiligen, des ehemaligen Schutzpatrons von Schweden, in einem silbernen Sarg aufbewahrt. Auch seine Fahne war einst hochberühmt und wunderwirkend, aber man weiſs nicht, wohin sie gekommen; wahrscheinlich hat der hungrige Zahn der Zeit sie aufgefressen. Man glaubte, diese Fahne gebe ein Segensjahr, wenn sie am Erichstage über die Felder getragen ward. Schrecken wachte aus ihr den Feinden entgegen, gegen welche sie getragen ward. Sten

Die Hammerholung.*)

Thorkaal ſitzt auf ſeinem Sitz, [illegible] dort von ſeiner
Weile,
Tordkram hat ſeinen Goldhammer geſtohlen; die Arbeit
war hie geſtellt.
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

Hör' du, Locke Lewe, du, Dienſtknappe mein,
Sollſt im ganzen Land umfliegen, nachforſchen dem Ham-
mer mein.
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

Das war Locke Lewe, Goldflügel nahm er ſich,
So flog er in Tordkram's Hof ein; der fliegt in der
[illegible]
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

---

*) Ein ſehr altes Lied. [illegible] Thor und Loke [illegible] der Rieſe Tordkram und die [illegible] [illegible] [illegible] Hammerholung und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] u. ſ. w.

Hör', du alter Trolltram, was ich ſage dir:
Haſt du Thor's Hammer genommen, verhehl' es nicht vor mir.
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

„Thor's Hammer hab' ich genommen, ihm verhehl' ich kein Wort,
Funfzig Klaſter tief unter der Erde liegt er am dunkeln Ort.“
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

„Sag nun Thorkarl Antwort zuruck, den Hammer bekommt er nicht,
Bis ich Jungfrau Frovenborg bekomm', das ſüße Sonnenlicht.“
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

Das war die Holde Frovenborg, ſo ſchlimm fährt's durch ihren Sinn,
Aus jedem Finger ſprang das Blut und rann zur Erde hin.
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

„Hör', du liebſte Schweſter mein, was ich ſage dir,
Wenn ich werde Braut für dich, wie viel Gold gibſt du mir?“
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

Das war Thorkarl ſelber, ließ ſchneiden Hochzeitgewande,
Reiſte hin zu Trolltram's Hof, zu ſtehn dort im Brautſtande.
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

„Hör', du alter Trolltram, wenn hier ſoll Hochzeit ſein,
Wirf die kleinen Becher weg, trag Anker und Eimer herein.“
Thorer halt ſeinen Hengſt im Zügel.

Das war der alte Trolltram, die Braut ihm ſchlecht gefiel:
„Die trinkt man wol nicht nieder, hier ſpielt wol der Teufel Brautſpiel.“
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

Antwortete Locke Lewe — er belächelte ſelbſt ſich ſehr —:
„Sie aß in vierzehn Tagen nichts; ſo ſehr ſehnte ſie ſich hieher.“
Thorer halt ſeinen Hengſt im Zügel.

Das war der alte Trolltram, das Wort erfreute ihn,
Sogleich kommt Thorkarl's Hammer hervor, auf den Brauttiſch legt er ihn.
Thorer hält ſeinen Hengſt im Zügel.

Fünfzehn waren der kleinen Trolle, die trugen den Hammer herein;
Die Braut nimmt ihn in eine Hand, ſteckt ihn in den Buſen ein.
Thorkarl halt ſeinen Hengſt im Zügel

Sobald ſie den Hammer bekam, ſie rund herum ſich erging,
Fünfzehn Trolle und vierzig legt ſie hin in Einen Ring.
Thorkarl halt ſeinen Hengſt im Zügel

Stolz Karin, die Ziegenhirtin.

Stolz Karin trieb ihre Heerde auf die grüne Au,
Sie ſang viel beſſer als der Kukuk ruft.
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Und der König ſprach zum Knappen ſein:
„Wer iſt's, der ſpielt die Goldharfe ſo ſchön?“
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

„Dies iſt nicht Harfe oder Harfenklang,
Es iſt nur Stolz Karin, die die Ziegen treibt.“
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

„Und iſt es Stolz Karin, die die Ziegen treibt,
So heiße ſie eintreten vor mich.“
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Der Knappe geht zu Stolz Karin und ſpricht:
„Und du ſollſt nun treten vor den König ein."
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

„Und wie ſoll ich treten vor den König ein?
Ich bin gekleidet in graue grobe Leinwand?"
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin geht in ihre Kammer hinein,
In anderes Linnen kleid't ſie ſich da.
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin zieht an ein ſeidenes Hemd,
War wol von vierzehn Dirnen ein Werk.
Durch Sommer und Au —
Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin zieht an ein Oberkleid, blau,
Wovon jedes Fädchen ſchimmerte Gold.
Durch Sommer und Au —
Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin legt an ein Oberkleid hübſch,
Da ſchimmerte Gold in jeder einzelnen Naht.
Durch Sommer und Au —
Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin ſetzt ſich auf einen runden Stuhl,
Zieht an ſeidne Strümpfe und ſilbergeſtickte Schuh.
  Durch Sommer und Au —
  Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin ſetzt ſich auf einen vergoldeten Stuhl,
Dort kämmt ſie und kräuſelt ihr goldgelbes Haar.
  Durch Sommer und Au —
  Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin legt ſich ein neues Leibchen an,
Mehr durchwirket als genäht war das.
  Durch Sommer und Au —
  Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin zieht an einen Rock ſo roth,
Der rotheſtes Gold auf den Fußboden ſtreut.
  Durch Sommer und Au —
  Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin bindet um eine Schürze ſo neu,
Sie war mit Gold und Demanten geſchmückt.
  Durch Sommer und Au —
  Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin legt an eine Jacke ſo neu,
Im ganzen Dorf war keine ſchönere nicht.
  Durch Sommer und Au —
  Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin legt um ſich ein Halstuch neu,
Mit fünfzehn Demanten in jeder Schnür.
    Durch Sommer und Au —
    Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin zieht an die Handſchuh fein,
„Nun gelüſtet mich ein zum König zu gehn.“
    Durch Sommer und Au —
    Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Stolz Karin ſie geht zum König ein.
Der König ſieht mit freundlichen Augen ſie an.
    Durch Sommer und Au —
    Und die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

„Und höret, Herr König, was ſagen ich mag,
Sagt mir Euer Gewerb, dann will zu den Ziegen ich gehn.“
    Durch Sommer und Au —
    Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

„Auf blauen Kiſſen ſollſt ſitzen du nun
Und nimmermehr mit den Ziegen gehn.“

„Und hört, Herr König, was ſagen ich mag,
Sagt mir Euer Gewerb, dann laßt zu den Ziegen mich gehn.“

„Und kein andres Gewerb hab' ich an dich,
Als daß ein Liebeslied du mir ſingen ſollſt.“

„Und wol will ich ſingen das beſte, was ich kann,
Aber ein Liebeslied, das lernte ich nie."

Stolz Karin begann ein Lied und ſang,
Das ſchläfert jedes Kind ein, das im Schloſſe war.

Stolz Karin ſie ſang ein Lied ſo lang,
Daß der König in Stolz Karin's Armen einſchlief.

Stolz Karin begann ein Lied und ſang,
Das weckte Jeden im Schloſſe auf.

Und der König nahm Stolz Karin gar in ſeinen Arm,
Gab Goldkrone ihr und Königinnennamen.
Durch Sommer und Au —
Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Und der König nahm Stolz Karin gar auf ſeine Knie,
Gab Goldringe ihr und Wälder und Land.
Durch Sommer und Au —
Die Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Das war den Hoffrauen zu großem Harm,
Daß Stolz Karin ſchläft in des Königs Arm.
Durch Sommer und Au —
Alle Vöglein ſie ſingen ſo ſchön.

Klein Lieschen.

Klein Lieschen ſie ſitzt an dem Eichenſtamm,
Sie ſingt ein Liedchen mit ſüßem Klang.
Wol unter den grünen Linden.

Und der König erwacht hoch oben im Schloß,
Da hörte er, wie das Liedlein erklang.
Wol unter den grünen Linden.

„Entweder iſt das der Chriſt vom Himmelreich,
Oder es iſt Gottes Engeln gleich.“
Wol unter den grünen Linden.

„Ach, lieber Herr König, ſprecht doch nicht ſo.
Das iſt Klein Lieschen, das die Schafe treibt.“
Wol unter den grünen Linden.

„Und iſt es Klein Lieschen, das die Schafe treibt,
So heiße ſie vor mich eingehn.“
Wol unter den grünen Linden.

Sture nahm 1495 Sankt Erichs groſses Banner aus Upsala gegen eine Quittung und trug es gegen die Russen. Die Wunder haben mit dem Glauben und mit der Behexung der Völker aufgehört; jetzt schlägt der Schwede den Russen durch einen andern Enthusiasmus. An Erichs Halsbein zeigt man noch, wie es das Schwerdt durchhieb; auch liegt bei den Gebeinen sein kasteiliches Cilicium — Zu den alten Denkmählern gehört Gustav Baners Mausoleum, das leider mit manchen andern Monumenten durch den groſsen Brand von 1702 sehr beschädigt ist. Er kniet mit seinem Weibe auf einem Sarkophag, ihre vierzehn Kinder um sie; das Ganze ist nicht übel gearbeitet. Dieser Gustav war einer von den Anhängern Siegmundus und ward 1600 auf dem Reichstag zu Linköping enthauptet. Der unsterbliche Johann Baner war sein Sproſsling. Wunderbar, wie das Gefühl sich drängt, wenn man die vierzehn Lebendigen sich zu dem enthaupteten Vater denkt und die alte und junge Zeit so über die Schicksale der verflossenen und gegenwärtigen Tage hinschweben läſst. — In

Ausgeht der Knapp zu Klein Lieschen hin:
„Nun ſollſt du kommen zum König herein.“
Wol unter den grünen Linden.

„Wie kann ich gehn vor den König herein?
Nichts Andres als grobes graues Zeuch hab' ich an.“
Wol unter den grünen Linden.

„Und haſt nichts Andres du als graues grobes Zeuch,
Doch mußt du herein zu dem König gehn.“
Wol unter den grünen Linden.

Klein Lieschen geht über die Brücke hoch oben aufs Schloß
Mit zerriſſenen Strümpfen und geflickten Schuh'n.
Wol unter den grünen Linden.

Sie klopft an die Thüre, ſie tritt herein,
Der König ſieht mit freundlichen Augen ſie an.
Wol unter den grünen Linden.

„Klein Lieschen, Klein Lieschen, ſing' ein Liedlein mir vor,
Ein rothes goldnes Kleid das gebe ich dir.“
Wol unter den grünen Linden.

„Ein rothes goldnes Kleid kann nun bekommen ich wol,
Aber das Liedlein ſinge ich nimmermehr doch.“
Wol unter den grünen Linden.

„Klein Lieschen, Klein Lieschen, ſing' ein Liedlein mir vor,
Ein Schloß in der Stadt das gebe ich dir.“
Wol unter den grünen Linden.

„Ein Schloß in der Stadt kann bekommen ich wol,
Aber das Liedlein ſing' ich nimmermehr doch.“
Wol unter den grünen Linden.

„Klein Lieschen, Klein Lieschen, ſing' ein Liedlein mir vor,
Und mein halbes Reich das gebe ich dir.“
Wol unter den grünen Linden.

„Und Euer halbes Reich kann nun bekommen ich wol,
Aber das Liedlein ſing' ich nimmermehr doch.“
Wol unter den grünen Linden.

„Klein Lieschen, Klein Lieschen, ſing' ein Liedlein mir vor,
Mein junges Leben das gebe ich dir.“
Wol unter den grünen Linden.

„Ja, könnte ich werden Eure junge Braut,
So wollt ich wol ſingen das Liedlein nun.“
Wol unter den grünen Linden.

Klein Lieschen begann das Liedlein zu ſingen,
Daß Ziegen und Schweine begannen im Tanze zu ſpringen.
Wol unter den grünen Linden.

Klein Lieschen begann das Liedlein ſo ſchön,
Daß der König ſelbſt mußte im Tanz ſich ergehn.
Wol unter den grünen Linden.

Und die Glocke ſchlug Zwölf, und die Glocke ſchlug Eins,
Mit ſeiner jungen Braut tanzt nun der König den Reih'n.
Wol unter den grünen Linden.

Und die Glocke ſchlug Zwei und die Glocke ſchlug Drei,
Und nun war der ganze Hof in dem Tanz mit dabei.
Wol unter den grünen Linden.

Der Harfenſpieler.

Frau Margreth geht auf der blumengrünen Au.
Im Sommer! —
Dort ſah ſie ihren Bruder gebunden ſtehn.
Was frommt dir die Roſe?

„Was haſt du gelogen, was haſt du geſtohlen?
Im Sommer! —
Dieweil du hier gebunden ſtehſt?“
Was frommt dir die Roſe?

„Frau Margreth, Frau Margreth, lieb Schweſter mein,
Im Sommer! —
Darf Allebrand gehn in den Tod für mich?“
Was frommt dir die Roſe?

„Wol darf er gehn in den Tod für dich
Im Sommer! —
Wenn er nehmen darf ſeine Goldharfe mit ſich“
Was frommt dir die Roſe?

Und Allebrand geht auf die blumengrüne Au.
Im Sommer! —
Auf der Goldharfe Saiten ſpielt er da.
Was frommt dir die Roſe?

Er ſpielte auf einer, er ſpielte auf zwei.
Im Sommer! —
Da erwachte der König im oberſten Schloß.
Was frommt dir die Roſe?

Der König ſprach zu dem Knappen ſein:
Im Sommer! —
„Wer ſchlug auf der Goldharfe? Welcher von euch?“
Was frommt dir die Roſe?

„Von uns Keiner auf der Goldharfe ſchlug.
Im Sommer! —
Den geſtern wir griffen, der Gefangne iſt's wol.“
Was frommt dir die Roſe?

„Und iſt es der Gefangne, den geſtern ihr grifft,
Im Sommer! —
So heißet ihn vor mich treten herein.“
Was frommt dir die Roſe?

Allebrand geht, ſtellt vor den König ſich hin,
Im Sommer! —
Und der König ſieht mit freundlichen Augen ihn an
Was frommt dir die Roſe?

„Willſt du vor mir ſpielen, ſo lange du lebſt,
Im Sommer! —
Ein ſilberdurchſticktes Kleid will ich geben dir."
Was frommt dir die Roſe?

„Ein ſilberdurchſticktes Kleid verlange ich nicht,
Im Sommer! —
Aber vor Euch ſpiele ich doch nicht."
Was frommt dir die Roſe?

„Willſt du vor mir ſpielen, ſo lange du lebſt,
Im Sommer! —
Drei auf der See fahrende Schiffe, die gebe ich dir."
Was frommt dir die Roſe?

„Drei ſeefahrende Schiffe verlange ich nicht,
Im Sommer! —
Aber ich ſpiele doch nicht vor Euch."
Was frommt dir die Roſe?

„Willſt du vor mir ſpielen, ſo lange du lebſt,
Im Sommer! —
So geb' ich meine alteſte Tochter dir."
Was frommt dir die Roſe?

„Deine alteſte Tochter verlange ich nicht,
Im Sommer! —
Denn bei meinem Ohm ſie hat geſchlafen dies Jahr."
Was frommt dir die Roſe?

„Willſt du vor mir ſpielen, ſo lange du lebſt,
Im Sommer! —
So geb' ich meine jüngſte Tochter dir.“
Was frommt dir die Roſe?

„Ich habe Leben und Blut gewagt,
Im Sommer! —
Doch nun hab' ich gewonnen, was ich lieb gehabt.“
Was frommt dir die Roſe?

„Ich habe Leben und Seele gewagt,
Im Sommer! —
Doch nun hab' ich gewonnen, was ich lieb gehabt.“
Was frommt dir die Roſe?

Herr Peter.

(Seefahrt.)

Es war der junge Herr Peter,
Er ging zur Pflegmutter ſein.
Er wollte von ihr fragen,
Welcherlei ſein Tod würde ſein.

„Und nicht ſtirbſt du auf dem Siechbett
Und eben ſo wenig im Krieg;
Doch vor den blauen Wogen nimm dich in Acht,
Daß ſie nicht kürzen das Leben dein.“

„Ja, ſterb' ich auf dem Siechbett nicht,
Und nicht erſchlagen im Krieg,
Vor den blauen Wogen hüt' ich mich ſchon,
Daß ſie das Leben mir kürzen nicht.“

Das war der junge Herr Peter,
Er ging zum Seeſtrand hinab
Und ließ ein Schiff ſich bauen,
Das beſte, das es gab.

Aus Walfiſchknochen war das Schiff,
Und die Maſten ebenſo,
Aber der Wimpel war von rotheſtem Gold,
Der flatterte oben drauf.

Das war der junge Herr Peter,
Er ſtieß das Schiff vom Land,
Er vergaß Gott Vater,
Gott Sohn und den Heiligen Geiſt.

Heut Abend wollen wir trinken,
So lange wir haben Bier und Meth;
Morgen frühe wollen wir ſegeln,
Wenn wir haben guten Wind.

Sie ſegelten zwei Tage wol,
Sie ſegelten der Tage drei;
Doch als ſie kamen aufs wilde Meer,
Da rannte das Schiff ſich feſt.

Sie warfen da mit Würfeln,
Sie warfen auf breiteſtem Tiſch,
Das Loos fiel auf Herr Peter,
Ein großer Sünder war er.

Und iſt nun wahr, was ihr mir ſagt,
Daß ein großer Sünder ich bin,
So laßt mich doch niederfallen vor Gott,
Für meine Sünden Buße zu thun.

Und manche Witwe hab' ich gemacht,
Manch vaterloſes Kind,
Und manche ehrliche Jungfrau
Betrogen und entehrt.

Und ſollte von euch Einer kommen ans Land,
Und meine Pflegmutter fragt nach mir,
So ſagt, daß ich diene am Königshof
Und es geht mir ziemlich wohl.

Und ſollte Einer kommen ans Land,
Und meine Braut fragt nach mir,
So ſagt, ich lieg' in den Wogen blau
Und ſie möge nehmen einen Mann.

Und ſie nahmen den jungen Herrn Peter
Und warfen ihn links über Hand,
Und das Schiff bekam da ſeinen rechten Gang,
Wiewol ſie verloren einen Mann.

dieser Kirche liegt auch der im Schlosse von Königshand erstochene Sture, und seine Reliquien werden unter alten Waffen, Meſsgewändern und Kleidern gezeigt. Da hängt der lederne Koller, da das weiſse Hemd mit ſeinen Spitzen, das seine Braut ihm wenige Tage vor seiner Einkerkerung schenkte; weit und blutig zeigt der sinnige Führer die Öffnungen, wodurch das Schwerdt an sein Leben drang; er zeigt seinen Ritterhut und den Handschuh seiner Liebsten, an diesen Hut als ein Freuden- und Siegeszeichen geheſtet, das ihn aber nicht vom Tode retten konnte. — Ich wende mich von dieser romantischen und blutigen Geschichte zu den Gräbern der Könige. Hier liegen Gustav der Erste und Johann der Dritte mit ihren Frauen. Johann (oder sein Sohn Siegmund) hatte sich ein prächtiges Monument bestimmt; es war in Italien verfertigt und muſs unter den Unruhen nach seinem Tode nach Polen gekommen seyn. Nach einigen soll es während derselben von einem Danziger Kaper erbeutet seyn. So viel ist gewiſs, daſs Gustav der Dritte was davon übrig war aus Danzig

Herzog Nils.

Herzog Nils unter Felsbergen ſchläft er ſo roth
Es ſpielt mir durch das Herz —
Er träumt einen Traum von ſeiner kleinen Braut.
Dein Mädchen bat dich, nicht zu trauern.

Es ſetzt ſich ein Vogel auf Herzog Nils' Dach,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Er ſang viel ſchöner, als der kleine Kukuk rief.
Dein Mädchen bat dich, nicht zu trauern.

Herzog Nils er ſetzte ſich an ſeinen Tiſch,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Er hatte keine Ruh', weil das Vöglein ſang.
Dein Mädchen bat dich, nicht zu trauern.

Herzog Nils legt die Flinte auf ſeinen Arm,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Er dachte zu ſchießen das Vöglein im Harm.
Dein Mädchen bat mich, nicht zu trauern.

Und, lieber Herzog Nils, nun ſchieß' mich nicht,
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Dein ſchönes Mädchen das ſandte mich zu dir —
  Dein Mädchen bat mich, nicht zu trauern.

Herzog Nils er ſattelt ſeinen Renner roth,
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Er kam nicht geſchwinder, als das Vöglein flog.
  Dein Mädchen bat mich, nicht zu trauern.

Herzog Nils er reitet friſch fort ſeinen Pfad,
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Da begegnet ihm eine Frau aus der Stadt.
  Dein Mädchen bat mich, nicht zu trauern.

„Und wer iſt nun krank und wer iſt nun todt?
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Weil Dalebys Glocken ringen ſo laut?“
  Dein Mädchen bat, du ſollteſt nicht trauern.

„Und keinen Kranken und keinen Geſtorbnen weiß ich,
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Als blos des Königs Knappen klein.“
  Dein Mädchen bat, du ſollteſt nicht trauern.

Herzog Nils er reitet was weiter voran,
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Da begegnet der kleine Königsknapp ihm.
  Dein Mädchen bat, du ſollteſt nicht trauern.

„Und wer iſt nun krank und wer iſt nun todt?
Es ſpielt mir durch das Herz —
Weil Dalebys Glocken ringen ſo laut?“
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

„Und keinen Kranken und keinen Geſtorbnen weiß ich,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Außer Herzog Nils' liebe Braut allein.“
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

Herzog Nils er reitet etwas weiter voran,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Da trifft er die ſieben Todtengräber an.
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

Herzog Nils ſtreift ſich die fünf Goldringe ab,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Die vertheilt er den Sieben, die gruben das Grab.
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

„Und grabt nun das Grab beide tief und lang,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Darin wollen wir Beide halten unſern Spaziergang.“
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

„Und grabt nun das Grab beide tief und breit,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Darin wollen wir Beide ſpazieren gehn.“
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

Herzog Nils reitet von Süden ums Dorf herum,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Da ſieht er die Leich' und die Todtenbahre nun.
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

„Setzt nieder die Leiche, denn die Bahre war neu,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Und laßt mich begraben meine ſüße kleine Braut."
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

In den Buſen ſteckt er einen Goldſchmuck ihr ein,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Und zog ſchneeweiße Handſchuh über ihre weißen Aermlein.
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

„Und hebt auf nun die Leiche, denn die Bahre war neu,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Nun hab' ich begabt meine ſüße kleine Braut."
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

Herzog Nils ſetzt die Degenfeſte auf einen Stein,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Die Spitze fuhr tief ihm in das Herz hinein.
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

Herzog Nils ſetzt die Feſte gegen einen Stamm,
Es ſpielt mir durch das Herz —
Daß die Spitze den Lauf durch das Herz ihm nahm.
Dein Mädchen hat dich, nicht zu trauern.

Es wächſt eine Linde auf ihrer Beider Grab,
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Und die ſteht dort bis zum jüngſten Tag.
  Dein Mädchen bat dich, nicht zu trauern.

Die Linde wächſt über das Kirchendach,
  Es ſpielt mir durch das Herz —
Das eine Blatt nimmt das andre in Arm.
  Dein Mädchen bat dich, nicht zu trauern.

Der Wanderbub.

Und die Jungfrau mit Angſt im Herzen ſaß in ihrem
Kämmerlein,
Da kam da ein kleiner Wanderbub und guckte zu ihr herein.
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Lieber armer Wanderbub, hör' was ich ſage dir,
Und haſt du Luſt zu ſpielen Goldwürfel mit mir?“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Und wie kann ich wol ſpielen mit Euch Goldwürfelſpiel?
Keines Geld gegen Euch zu ſetzen hab' ich weder wenig
noch viel.“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Und wir wollen nicht ſpielen weder um Silber noch
Gold,
Sondern wir wollen ſpielen um unſre Ehre ſo hold.“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Und ich will aufſetzen meine Kleider hübſch und fein,
Und du ſelbſt aufſetzen den grauen Kittel dein.“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Da will ich aufſetzen meine alten Schuh,
Und die Jungfrau ſetzt auf ihre Ehre ſo gut.“
Und die Jungfrau ſaß auf dem Bette und lachte dazu.
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Ja wol bekomm ich wieder ein Paar alte Schuh,
Doch die Jungfrau nimmer wieder ihre Ehre ſo gut.“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

Der erſte Goldwürfel wol über den Tiſch ſprang,
Und der Wanderbub verlor und die Jungfrau gewann.
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

Und der zweite Goldwürfel wol über den Tiſch ſprang,
Und die Jungfrau verlor und der Wanderbub gewann.
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Und lieber armer Wanderbub, geh' fern, fern von mir,
Und Sattel und Pferd das gebe ich dir.“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Und Sattel und Pferd das bekomm ich, wenn ich kann,
Aber ich will die Jungfrau haben, die ich mit dem Goldwürfel gewann.“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

„Und lieber armer Wanderbub, geh' fern, fern von mir,
Und Alles, was ich habe, das gebe ich dir.“
So luſtiglich ſo ſpielten ſie, Goldwürfel warfen ſie.

Der Schweinhirt.

Der Schweinhirt ſetzt ſich auf den Hügel und ſang,
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!
Er wünſchte einer ſchönen Jungfrau Armumfang.
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!

Und die Schlange, die unter den Büſchen lag,
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!
„Du bekommſt ſie nicht vor einem Jahr“, zu ihm ſprach.
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!

Frühmorgens, eh noch die Tagerung begann,
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!
Trat der Schweinhirt zum Hauſe des Königs heran.
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!

„Bei Tage ſo geh' ich und hüte die Schwein',
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!
Bei Nacht kann ich nicht ſchlafen wegen der Königin dein.“
Komm Falleralleri, Falleralleralleri!

Und der Schweinhirt zieht ſeine alten Handſchuh' von
der Hand,
Komm Fallerallerei, Fallerallerallerei!
Und ſiehe! da funkelt ein Golddiamant.
Komm Fallerallerei, Fallerallerallerei!

Und der Schweinhirt nimmt ſeinen alten Hut ab,
Komm Fallerallerei, Fallerallerallerei!
Da bekommt man zu ſehen, wo die Goldkrone ſaß.
Komm Fallerallerei, Fallerallerallerei!

„Ich bin wol kein Schweinhirt, wiewol ihr ſo meint,
Komm Fallerallerei, Fifallerallerei!
Ich bin der größte König, ſo weit die Sonne ſcheint.“
Komm Fallerallerei! Fifallerallerei!

Klein Hilla.

Und Hillalein ſitzt in ihrem Kammerlein,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Sie wirket Seide, ſie wirkt Gold ein.
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

Und da die Botſchaft die Königin grüßt,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Daß Hillalein ihr Gewirk mit Thränen begießt.
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

Die Königin trat in die Thüre ein,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Freundlich verneigte ſich ihr das Hillalein.
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

Und die Königin ſchlug Hilla in ihr bleichblühend Geſicht.
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
„Was iſt's für ein Gefaſel, das dich beim Nähen anficht?“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

erhalten hat. Es sind eine Menge Figuren aus weiſsem Marmor gearbeitet, der König und Katharina Jagellonica und viele allegorische und christliche mythologische Wesen. Sie liegen jetzt über einander in einer dunkeln Kapelle und man kann nicht mehr von ihnen sagen, als daſs sie gut gearbeitet scheinen. Erst wenn das Grabchor und Postament fertig sind und man jedes an seinem Platz aufgestellt hat, wird man über das Ganze urtheilen können. — Man führt den Fremden hier gewöhnlich zuerst zu dem Monument des Erzbischofs Menander, das bei vielen für ein Meisterstück gilt. Als Hauptfigur steht die Religion aus weiſsem karrarischen Marmor, gleichsam sein Brustbild schützend, das sehr ähnlich en Medaillon erscheint; ausserdem sind eine Menge kleiner Hautreliefs, die Wissenschaften und Künste vorstellend; aber in dem Ganzen ist kein Geist, es ist überladen, gequält und geleckt. Der Künstler war der Römer Angelini; der jüngst verstorbene Gefintendent Fredenheim, ein Mann von Kenntnissen und Geschmack, bestellte die Arbeit in Rom für sei-

„Ach! liebe Frau Königin, ſchlagt mich nicht zu hart,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Ich bin ſo gut als Euer Gnaden von Königsart.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Meine gnädige Königin, nehmt Eure Ruh',
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Und hört meinem Leid, meiner Klage zu.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Auf meines Vaters Hof kam ein Rittersmann,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Er führte mich mit Gewalt davon.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Und als wir kamen in den blumengrünen Wald,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Da traf er auf meinen Vater und Bruder alsbald.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Da ein ſo ſchwerer Streit geſchah,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Meinen Vater und Bruder verlor ich da.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Mein jüngſter Bruder mir ſo grimmig war,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Er band mich an ſeinen Sattelknopf mit meinem Haar.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Er ritt ſo geſchwind, ich mußte laufen beider,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Da mußte ich mich zerſtoßen ſo ſehr.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Und nimmer war da ein ſo kleiner Stein,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Daß er nicht nahm ein Knöchlein von meinem Gebein.“
Nimmer lebt, dem ich konnte klagen meine Leiden.

„Und nimmer war da eine Wurzel ſo klein,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Wodurch mein Fuß nicht mußte verwundet ſein.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Für eine neue Glocke verkauft er mich drauf,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Die hängt in Medlarkys Thurm man auf.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Und ſo oft ich höre die Glocken ringen,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Will mir das Herz in der Bruſt zerſpringen.“
Nimmer lebt, dem ich konnte klagen meine Leiden.

„Und ſo oft ich höre das Glockengetön,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Will mir das Herz in der Bruſt zergehn.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Er verkaufte mich, nahm mein Erbe mir ab,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Nun mag ich wol wünſchen zu kommen ins Grab.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Und wär’ ich ſchuldig geweſen dazu einer Schuld,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Hätt’ ich wol geklagt und geweint in ſtiller Geduld.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Und die Königin ſtreichelt ihre bleichblühende Wange,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
Ich will deine beſte Freundin ſein, ſei nicht bange.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

„Und du ſollſt nun leiden keine Noth,
Wer kennt mein Leid außer Gott? —
So lange ich habe Gold und Brot.“
Nimmer lebt, dem ich könnte klagen meine Leiden.

Herr Peter prüft Christinchen.

Herr Peter und Chriſtinchen die ſaßen am Tiſch,
Zur Sommerzeit! —
Sie ſprachen ſo manches luſtige Wort.
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Herr Peter ſprach zu Chriſtinchen ſo:
Zur Sommerzeit! —
„Was würdeſt du thun, wenn ich wäre todt?“
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

„Da würde ich brauen, da würde ich backen,
Zur Sommerzeit! —
In vierzig Nächten mit Thränen wachen.“
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Herr Peter ſchlagt auf den Tiſch mit der Hand,
Zur Sommerzeit! —
„Ich will prüfen, wie's iſt mit deinen Worten bewandt.“
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Und plötzlich kommt Botſchaft zu Chriſtinchen ein,
Zur Sommerzeit! —
„Geſtorben iſt Herr Peter, der Allerliebſte dein.“
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Chriſtinchen dieſe Worte ſprach:
Zur Sommerzeit! —
„In der Scheunentenne bringt die Leiche unter Dach.“
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Chriſtinchen ſetzt auf einen Perlenkranz,
Zur Sommerzeit! —
So geht ſie mit ihren Jungfrau'n im Tanz.
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

„Nun wollen wir ſpielen und luſtig ſein.
Zur Sommerzeit! —
Auf unſerm Hofe treffen heute noch Freier ein.“
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

„Den Abend kommen zwei, den Morgen kommen vier,
Zur Sommerzeit! —
Und gewiß einen von ihnen behalte ich mir.“
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Chriſtinchen flog um im luſtigen Schwung,
Zur Sommerzeit! —
Und that über Stöcke und Stangen den Sprung.
Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Herr Peter wie ſah er da über ſich!
  Zur Sommerzeit! —
„O pfui Teufel! Wie? Trauerſt du ſo um mich?“
  Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

„Was ſollte ich mir weinen die Augen ſo roth?
  Zur Sommerzeit! —
Ich wußte zu gut, du warſt nicht todt.“
  Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

„Was ſollte ich mir weinen die Augen aus?
  Zur Sommerzeit! —
Wir ſind verlobt, doch du biſt noch nicht Mann im Haus.“
  Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

„Tragt den Sarg heraus, die Bahre heraus!
  Zur Sommerzeit! —
Morgen wollen wir halten den Hochzeitſchmaus.“
  Herzallerliebſte mein, laß Keinen ein!

Die Königskinder.

Es waren zwei edle Königskinder,
Die gelobten einander ihre Treu';
Liebe und ein guter Wille,
Die zogen zuſammen die Zwei.

„Hört Ihr, meine ſchöne Jungfrau,
Wie ich werde kommen zu Euch,
Hier fallen zwei ſtarke Ströme
Wol zwiſchen mir und Euch.“

„Ihr thut ab Eure Kleider
Und legt ſie auf weißen Sand,
Ich zünde das Licht höchſt im Schloß,
Da werdet Ihr kommen ans Land.“

Da ſtand eine böſe Dirne,
Behorchte Alles, was jene ſprach:
„Die Freundſchaft will ich zerſchneiden,
So lange ich leben mag.‘

Schande komm' über die böſe Dirne!
Herr Gott gib ihr ſchlimmen Lohn!
Die löſchte das Licht höchſt im Schloß
Für den edlen Königsſohn.

Herein ſpringt ein kleiner Knappe,
Er ſtellt ſich an den breiten Tiſch,
So ſchnell iſt er mit der Zunge,
Mit dem Worte geſchwind und friſch.

„Gegrüßt beide Frauen und Jungfrau'n!
Ihr näht gar ſchön mit der Hand.
Ich ſah einen edlen Königsſohn
Wol ſinken in Meeres Grund.“

Und Alle ſahn auf die ſchöne Jungfrau
Und gar leidvoll wurde ſie,
Von den Wangen fielen ihr Thränen
Für den edlen Königsſohn.

„Hört Ihr, meine liebe Mutter,
O laßt mich zum Strande gehn!“ —
„Weck auf deinen jüngſten Bruder,
Und er ſoll mit dir gehn.“

„Mein Bruder, der iſt ſo klein und jung,
Er kann noch nichts verſtehn,
Er rauſet Roſen und Lilien aus,
Die draußen am Wege ſtehn.“

Die Jungfrau, ſie geht ſo trauervoll
Wol hin zum weiten Seeſtrand,
So fand ſie da ein Fiſcherboot,
Wo er fiſchte hart am Land.

„Hört Ihr, mein lieber Fiſcher,
Wornach ich frage Euch:
Saht Ihr einen edlen Königsſohn
Verſinken in Meeres Grund?“

„Gefiſcht hab' ich den ganzen Tag
An Klippen mit meinem Boot,
Ich fand einen edlen Königsſohn,
Und der war Euch ſo gleich.“

Die Jungfrau nahm das Goldband von ihrem Arm,
Von den Fingern den goldnen Ring,
Die gab ſie wol dem Fiſcher
Zu einem Erinnerungsband.

Die Jungfrau nahm die Leiche in ihren Arm
Und ſprang mit ihr in die See.
„Und ſagt dann meinem Vater,
Wiederkomm' ich nimmermehr.“

„Ihr ſagt gute Nacht meinem Vater
Und heißt ihn tragen nicht Leide,
Ich verſenke mich in die See,
Wol an meines Herzogs Seite.“

„Ihr ſagt gute Nacht meiner Mutter
Und heißt ſie haben keinen Harm,
Ich verſenke mich in die See,
Wol auf meines Herzogs Arm.“

Schand' über die böſe Dirne!
Herr Gott ſtrafe die Frevelthat,
Die zwei edlen Königskindern
Ihr junges Leben verrathen hat!

nen Vater. — Schön ist das Mausoleum der de Geer von Löfsta. Man sieht Karl de Geer und seine Frau Charlotte Ribbing in Büsten; ihre Leiber liegen repräsentirt in groſsen Sarkophagen aus grün und grau gesprenkeltem Marmor von Kolmorden, der sich gut ausnimmt. — Doch das schönste und jüngste aller Denkmähler ist das, was dem unsterblichen Linné vor wenigen Jahren seine Freunde errichtet haben. Man sieht das Haupt des frommen und ehrwürdigen Greises aus braunem Porphyr gemeiſselt auf einer Pyramide, von Porphyr und unten die einfache, eines der groſsen Unsterblichen würdige Inschrift: Linnaeo botanicorum principi amici ac discipuli. 1797. Wer von Allen, die hier begraben liegen, wird sein Gedächtniſs überleben? Wer hat ein frommeres Andenken bei den Urenkeln, als der stille und einfältige Seher der Natur?

Gleich neben der Domkirche ist ein groſser Theil derjenigen Gebäude, die für den Staat und die Sammlungen der Akademie bestimmt sind. Da ist das akademische Konsisto-

Das Geſpräch.

Der Junggeſell koſt mit der Herzliebſten fein,
Meine Herzensfreud'! —
„Wollt Ihr gehen heut' in den Hain?"
Veilchen und Roſen, Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

„Ich bin heute geweſen im Hain,
Meine Herzensfreud'! —
Habe gelauſcht, wie ſangen die Vögelein."
Veilchen und Roſen, Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

„Du haſt nicht gelauſcht auf den Vogelgeſang,
Meine Herzensfreud'! —
Sondern gelauſcht auf des jungen Geſellen Gang."
Veilchen und Roſen Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

„Ich habe nicht gelauſcht auf des jungen Geſellen
Gang,
Meine Herzensfreud'! —
Ich habe gelauſcht auf den Vogelgeſang.“
Veilchen und Roſen, Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

„Meine hübſche Jungfrau, laßt gut meinen Rath Euch
ſein,
Meine Herzensfreud'! —
Warum gingt Ihr geſtern in den Hain?“
Veilchen und Roſen, Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

Die Jungfrau vergießet Thränen und weint:
Meine Herzensfreud'! —
„Um Euretwillen ging ich geſtern in den Hain.“
Veilchen und Roſen, Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

„Wüßte ich, die Worte ſeien wahr,
Meine Herzensfreud'! —
Dann wär's mit aller Traurigkeit gar.“
Veilchen und Roſen, Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

Ihr Geſpräch endet nun ſo wohl,
Meine Herzensfreud'! —
Von eitel Luſt, Freude und Scherzen voll.
Veilchen und Roſen, Lilien und Narciſſen,
Krauſemünze und Herzensfreud'!

Karl's XII.*) Marsch.

Marſch, Burſche! Friſch drein in des Herrn Namen!
Spannet den Hahn! Friſchauf! Legt dann eifrig an!
Gebt Feu'r! Brecht ab! Nun den Degen in die Hand!
Friſch drauf ein! Fürchtet weder Mord noch Brand.
Vorwärts! Friſch drein für das Vaterland!
Das Leben wagen für ſeinen König, ſein Geſchlecht,
Das iſt beide Gott und Menſchen ſchön und recht.
Drum unverzagt,
In unſrer blauen Tracht.
Drauf ein! — Steht, donnert und ſchlagt,
Und dreſcht Alle los auf ſie ſo,
Daß ſie todt niederliegen wie Stroh.

---

*) Dieſer nordiſche Achill kam den Schweden allerdings um ein Jahrtauſend zu ſpät oder zu früh; er hat wie der homeriſche viele Seelen der Helden und viel ſkandinaviſches Glück mit ſich in den Abgrund geriſſen. Wie ein Halbgott fuhr er durch in ſeiner gewaltigen Kraft, faſt ohne irdiſches Bedürfniß, aber auch mit wenigen irdiſchen Rückſichten und Gedanken. Wenn er gleich einem Halbgott über die Erde hinſchritt, ſchaute er doch mit Andacht zum Himmel; er war aufrichtig fromm. Wenn er vor dem Schlachtbeginn ſein „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" („Wår Gud är os en våldig borg") ſingen ließ, fühlten ſeine Blauröcke, daß es auch da ihm voller Ernſt war.

Dieſer Marſch heißt auch wol der Stenbocksmarſch. Der große Feldmarſchall Magnus Stenbock ſoll die Worte verfaßt haben.

Faſt wenig erſchreckt uns des Feindes Hauf,
Sollt er auch kommen mit Mordgeſchrei herauf,
Mit ſeinen ſtolzen Burſchen in unendlicher Zahl,
Zu Pferd und zu Fuß über Berg und Thal,
Doch machen ſie uns keine Qual.
Denn der Himmel, der weiß, daß unſre Sache iſt gut,
Er gibt uns Stärke und der Kräfte Flut
   Und ſtärkt unſer Blut
   Zu einem unendlichen Muth,
   Daß es ſchallt weltbekannt,
   Daß Städte und Land
   Werden gerettet durch unſre tapfre Hand.

Hurra, meine Burſchen! Hört ihr der Trommel Ton?
Die Waldhörner ſie klingen und der Marſch anſchlägt ſchon.
Ihr Svealands Helden, euch friſch aufgeſtellt!
Friſchdrein! Feſtgeſchloſſen! Den Trupp voll und dicht geſtellt!
So mit friſchem Muth und Hoffnung ins Feld!
Unſre Wenigkeit die kümmert uns nicht,
Wir ſind doch Viele, weil Gott für uns ficht.
   So laßt uns friſch drein gehn!
   Und rechtſchaffen ſtehn!
   So daß wir ſehen hell und klar,
   Sie fliehn wie eine Mückenſchar.
   Noch ficht Gott bei Schwedens König fürwahr

Die Berggefangene.*)

Und die Jungfrau ſie ſollte zur Frühmeſſe gehn,
    Die Zeit wird mir lang —
So ging ſie des Wegs, wo die hohen Berge ſtehn.
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Sie klopft an die Bergthür mit ihrem Fingerlein,
    Die Zeit wird mir lang —
Steh auf, hoher Bergkönig, und laß mich ein.
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Aufſtand der Bergkönig, das Schloß er aufthät,
    Die Zeit wird mir lang —
So trägt er die Braut auf ein blauſeidnes Bett.
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

So war ſie im Berge wol acht runde Jahr,
    Die Zeit wird mir lang —
Wo ſie ſieben Söhne und eine tapfre Tochter gebar.
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

---

*) Dies Stück und die folgenden ſchwediſchen finden ſich auch in der Sammlung unter dem Titel: „Svenska Folkvisor utgifne af Geijer och Afzelius“ (Stockholm 1814).

Die Jungfrau ſie geht vor den Bergkönig ſtehn:
    Die Zeit wird mir lang —
„Ach, könnt ich doch einmal zur Mutter mein gehn!“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„O wol zur Mutter du heimgehen magſt,
    Die Zeit wird mir lang —
Nur daß du ihr von deinen acht Kindern nichts ſagſt.“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Und als ſie heimkam zur lieben Mutter Haus,
    Die Zeit wird mir lang —
Da kam die liebe Mutter wol zu ihr heraus.
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„Und wo biſt du geweſen ſo lange Zeit? So lang'?
    Die Zeit wird mir lang —
Du biſt wol geweſen im Roſenlaubengang?“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„Nicht bin ich geweſen im Roſenlaubengang,
    Die Zeit wird mir lang —
Im Berg bin ich geweſen ſo lange Zeit, ſo lang'.“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„Im Berg bin ich geweſen acht lange lange Jahr,
    Die Zeit wird mir lang —
Wo ich ſieben Söhne und eine tapfre Tochter gebar.“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Der Bergkönig tritt in die Thür herein:
    Die Zeit wird mir lang —
„Was ſtehſt du hier von mir ſchwatzend ſchlecht und unfein?“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„Und nicht hab' ich geſchwatzet was Schlechtes von dir,
    Die Zeit wird mir lang —
Aber wol von dem Guten, was du gethan an mir.“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

So er ſie auf die weiße Lilienwange ſchlug,
    Die Zeit wird mir lang —
Daß Blut ihr niederrann aufs weiße Buſentuch.
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„Auf! Packe dich zur Thür! Laß das geſchwind geſchehn!
    Die Zeit wird mir lang —
Und nimmer ſollſt du wieder der Mutter Pforte ſehn.“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„Fahrewohl, mein lieber Vater! Süße Mutter, Fahrewohl!
    Die Zeit wird mir lang —
Nur ich, wo der Bergkönig wohnt, zum Berg reiſen ſoll.“
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

So haben ſie über den düſtern langen Wald den Ritt gemacht,
    Die Zeit wird mir lang —
Sie weint bitterlich, aber der Bergkönig lacht.
    Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Sie reiten um den Berg ſie ringsum ſechs mal,
Die Zeit wird mir lang —
Da thut der Berg ſich auf, ſie treten in den Saal.
Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Und die Tochter ſetzt den rothen Goldſtuhl hin,
Die Zeit wird mir lang —
„Ruht aus, liebe Mutter, den leidvollen Sinn.“
Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

„Und bringt mir die Gläſer mit Meth herein,
Die Zeit wird mir lang —
Das ſoll für mich der Todestrunk ſein.“
Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Und als ſie den erſten Trunk aus den Methgläſern trank,
Die Zeit wird mir lang —
Da ſchloſſen ſich ihre Augen und das Herz zerſprang.
Aber ich weiß, das Trauern iſt ſchwer.

Chriſtinchen.

(Zum zweiten mal.)

Und Chriſtinchen diente
An des jungen Königs Hof,
Vor allen Fräulein glänzte
Ein Stern ſie hell und hoch.

Ja, wie ein Stern ſie glänzte
Unter den Fräulein hoch.
Der junge König red'te
Wol zu Chriſtinchen ſo:

„Und dienſt du, Chriſtinchen,
Willſt du werden mein,
Grauſchimmel und Goldkranz
Geſchenkt von mir iſt dein.“

„Grauſchimmel und Goldkranz
Drauf ſeh' ich gar nicht hin,
Laß mich mit Ehren gehen,
Geh zu deiner jungen Königin.“

rium, das anatomische Theater, das Nosocomium, die Bibliothek, der groſse Hörsaal, die Reitbahn, das Museum der Upsalischen Societät der Wissenschaften. In den Gebäuden selbst und ihrer Geschichte liegt nichts Merkwürdiges. Ich will bloſs über ihren Gehalt das Allgemeininteressante sagen, was ich zu sagen weiſs.

In die Zimmer des akademischen Konsistoriums führte mich eigentlich die Lust, die dort in mehreren Schränken aufgestellte Münzsammlung zu sehen. Sie steht unter der Aufsicht des Herrn Professor Göttlin, der unter Gustav dem Dritten die neu eingerichtete Professur der Numismatik erhielt, ein Mann, von dem die viele Freundschaft, die er mir erzeigt hat, mir verbietet mehr zu sagen. Durch ihn ist diese Sammlung zuerst geordnet, die besonders für die vaterländische Geschichte viel Merkwürdiges enthält. Sie hat etwas über 11000 Münzen. Von diesen sind 3000 griechische und römische, und einige kuphische, arabische und türkische; diese letztern sind gröſstentheils das Geschenk eines schwedischen Legationspredigers zu Konstantinopel, des Herrn Lars Stur-

„Und höreſt du, Chriſtinchen,
Willſt du nicht werden mein?
So werd' ich dich laſſen ſetzen
In eine Nägeltonne hinein."

„Und willſt du mich laſſen ſetzen
In eine Nägeltonne hinein,
So werden, daß ich unſchuldig bin,
Sehen Gottes Engelein."

So ſetzten ſie Chriſtinchen
Hinein in die Nägeltonn',
Und des Königs Knappen
Die rollten ſie herum.

Da kamen vom Himmel nieder
Schneeweiße Tauben zwei,
Die nahmen klein Chriſtinchen,
Und ſtracks wurden ihrer drei.

Da flogen zwei ſchwarze Raben
Wol aus der Hölle herbei,
Die nahmen den jungen König,
Und ſtracks wurden ihrer drei.

Herr Karl oder der Klosterraub.

Herr Karl tritt zu ſeiner Pflegmutter ein,
Er ſuchte Rath bei ihr:
„Wie bring' ich die ſchöne Jungfrau
Heraus aus dem Kloſter mit mir?“
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

„Du leg' dich krank, du leg' dich todt,
Streck' auf einer Bahre dich aus,
So kannſt du die ſchöne Jungfrau
Kriegen aus dem Kloſter heraus.“
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Eintraten die kleinen Knappen,
Waren gekleidet in Kleidern blau,
„Gelüſtet der ſchönen Jungfrau ins Vorzimmer zu gehn,
Herrn Karl auf der Bahre zu ſchaun.“
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und eintraten die kleinen Knappen,
Waren gekleidet in Kleidern roth:
„Gelüſtet's der ſchönen Jungfrau ins Vorzimmer zu gehn,
Und zu ſehen, Herr Karl iſt todt.“
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und eintraten die kleinen Knappen,
Waren gekleidet in Kleidern weiß:
„Gefällt's der ſchönen Jungfrau ins Vorzimmer zu gehn,
Herr Karl liegt da als Leich'.“
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und die Jungfrau geht zu ihrer Pflegmutter ein
Und bittet um Rath gar ſchön:
„Ach! darf ich wol in das Vorzimmer gehn,
Herrn Karl auf der Bahre zu ſehn?“
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

„Ich will dir eben nicht geben den Raih,
Doch auch verwehr' ich's dir nicht;
Doch wenn du heut Abend ins Vorzimmer gehſt,
Herr Karl beliſtet dich.“
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und die Jungfrau trat in die Thüre ein,
Wie eine Sonne leuchtete ſie;
Aber Herr Karl's falſches Herz
Liegt auf der Bahre und lacht.
    Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und die Jungfrau trat wol an ſein Haupt,
Sie ſah ſein lockiges Haar.
„Ach! als du hier noch lebteſt,
Da liebteſt du mich ſehr."
Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und die Jungfrau ging zu den Füßen,
Zupft an dem Hemde weiß:
„Ach! als du hier noch lebteſt,
Trugſt du meiner Liebe Preis."
Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und die Jungfrau ſie zur Thüre ging,
Sagt ihren Schweſtern Gute Nacht:
Herr Karl, der auf der Bahre lag,
Sprang auf, hielt ſie gefaßt.
Aber Herr Karl ſchläft alleine.

„Ihr traget meine Bahre weg,
Ihr ſchenket Meth und Wein,
Morgen ſoll die Hochzeit ſtehn
Mit der Herzallerliebſten mein."
Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Es waren die Kloſternonnen,
Sie laſen in dem Buch
„Gewiß war's Gottes Engel,
Der weg unſre Schweſter trug."
Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Und alle Kloſternonnen
Die ſagen jede für ſich:
„Chriſt, gib, daß ein ſolcher Engel
Komm' und nehme mich und dich!"
Aber Herr Karl ſchläft alleine.

Sven im Rosengarten.

„Wo biſt du geweſen ſo lange?"
Sven im Roſengarten, —
„Ich bin geweſen im Stalle,
Liebe Mutter mein."
Ihr erwartet mich ſpät oder nimmer.

„Was haſt du gethan im Stalle?"
Sven im Roſengarten, —
„Ich habe die Hengſte gewäſſert,
Liebe Mutter mein."
Ihr erwartet mich ſpät oder nimmer.

„Warum iſt dein Fuß ſo blutig?"
Sven im Roſengarten —
„Der ſchwarze Hengſt trat mir darauf,
Liebe Mutter mein."
Ihr erwartet mich ſpät oder nimmer.

„Warum iſt dein Schwert ſo blutig?“
Sven im Roſengarten —
„Ich habe meinen Bruder erſchlagen,
Liebe Mutter mein.“
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

„Wohin willſt du nun dich machen?“
Sven im Roſengarten —
„Ich will mich machen aus dem Lande,
Liebe Mutter mein.“
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

„Was thuſt du da mit deiner Hausfrau?“
Sven im Roſengarten —
„Sie muß ſpinnen für Nahrung,
Liebe Mutter mein.“
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

„Was thuſt du da mit deinen Kindlein?“
Sven im Roſengarten —
„Sie müſſen vor Allmanns Thür gehn,
Liebe Mutter mein.“
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

„Wann denkſt du wieder zu kommen?“
Sven im Roſengarten —
„Wenn der Schwan ſchwarz wird,
Liebe Mutter mein.“
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

„Und wann wird der Schwan ſchwarz?"
Sven im Roſengarten —
„Wenn der Rabe weiß wird,
Liebe Mutter mein."
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

„Und wann wird der Rabe weiß?"
Sven im Roſengarten —
„Wenn der Felſenſtein fließet,
Liebe Mutter mein."
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

„Und wann fließet der Felſenſtein?"
Sven im Roſengarten —
„Der Stein fließet nimmer,
Liebe Mutter mein."
Ihr erwartet mich ſpat oder nimmer.

Geſang der Taube auf dem Lilienzweig.

Es ſitzt eine Taube auf dem Lilienzweig,
Um Mittſommerszeit —
Singt ſo ſchön vom Chriſt in dem Himmelreich.
Im Himmel iſt eine große Freude.

Sie ſinget, ſie ſinget, und ſingt ſo klar:
Um Mittſommerszeit —
„Man erwartet eine Jungfrau im Himmel dies Jahr.“
Im Himmel iſt eine große Freude.

„Und in den Himmel komm' ich dies Jahr noch nicht,
Um Mittſommerszeit —
Weil mich weder Krankheit noch Wunde anficht.“
Im Himmel iſt eine große Freude.

Auf des Vaters Hof luſtwandelt die Jungfrau ſich,
Um Mittſommerszeit —
Da bekommt ſie in der linken Seite einen Stich.
Im Himmel iſt eine große Freude.

„Ach! Mutter, mein Bett gemacht und beſtellt!
Um Mittſommerszeit —
Dies Jahr komm' ich weder auf Wieſ' noch Feld."
Im Himmel iſt eine große Freude.

„Ach! rede nicht ſo, liebe Tochter mein,
Um Mittſommerszeit —
Dies Jahr ſollſt du noch eine Königsbraut ſein."
Im Himmel iſt eine große Freude.

„Und beſſer iſt im Himmel Braut ſtehn,
Um Mittſommerszeit —
Als auf Erden im Königsmantel gehn."
Im Himmel iſt eine große Freude.

„Und, mein lieber Vater, ſchaffet den Prieſter mir,
Um Mittſommerszeit —
Ich fühle, der Tod kehrt bald ein bei mir."
Im Himmel iſt eine große Freude.

„Und du, lieber Bruder, du mache mir eine Bahr',
Um Mittſommerszeit —
Und meine liebe Schweſter, du kräuſ'le mein Haar."
Im Himmel iſt eine große Freude.

Und die Jungfrau ſtarb und ward gelegt auf die Bahr',
Um Mittſommerszeit —
Und die Jungfrau'n und Dirnen kräuſeln ihr Haar.
Im Himmel iſt eine große Freude.

zenbecker. Herr Professor Götlin hat in einigen akademischen Disputationen die merkwürdigsten derselben besonders beschrieben. Der gröſste und beste Theil der Sammlung ist schwedisch; eine fortlaufende Geschichte und historische Porträtur. Diese Münzen gehörten gröſstentheils dem Grafen Ehrenpreuſs, vormaligen Kanzler der Universität, der sie 1751 derselben überlieſs; er setzte sie ihr aber zu einem solchen Preise, daſs man mit Recht sagen kann, er schenkte sie ihr. Es sind viele seltene Stücke darunter. Auch der um die Wissenschaften und die schwedische Litteratur so vielfach verdiente Präsident Rosenadler fügte eine ansehnliche Sammlung hinzu, und setzte zugleich ein Legat aus zum Ankauf alter, besonders aber neuer gangbarer Münzen, womit auch schon der Anfang gemacht ist. Der jetzige Kanzler der Akademie, Reichskanzler Graf Fersen, hat diese Sammlung durch schöne russische Münzen und Medaillen in Bronze vermehrt.

Aber auſser den Münzen, die zu sehen ich eigentlich hieher kam, sah ich manches Andere, was mich eine Stunde länger festhielt, als

Sie trugen die Jungfrau aus dem Hauſe heraus,
Um Mittſommerszeit —
Gottes Engel die gingen mit Lichtern voraus.
Im Himmel iſt eine große Freude.

Sie trugen die Leiche den Kirchhof entlang,
Um Mittſommerszeit —
Und alle Gottes Engel gingen voraus mit Geſang.
Im Himmel iſt eine große Freude.

Sie legten die Jungfrau in ſchwarze Erd',
Um Mittſommerszeit —
Und Gott Vater ſelbſt er hielt ſie werth.
Im Himmel iſt eine große Freude.

Herr Olof im Elfentanz.

Herr Olof reitet frühmorgens aus,
Und ſo kommt er in einen Elfentanzſaus.
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

Elfenvater reicht ſeine weiße Hand herfür:
„Komm, komm, Herr Olof, und tanze mit mir.“
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

„Ich will und kann mit dir nicht tanzen den Reih'n,
Denn morgen ſoll meine Hochzeit ſein.“
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

Und Elfenmutter reicht ihre weiße Hand herfür,
„Komm, komm, Herr Olof, und tanze mit mir.“
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

„Ich will und kann mit dir nicht tanzen den Reih'n,
Denn morgen ſoll meine Hochzeit ſein.“
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

Und Elfenſchweſter reicht ihre weiße Hand herfür:
„Komm, komm, Herr Olof, und tanze mit mir."
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

„Ich will und kann mit dir nicht tanzen den Reih'n,
Denn morgen ſoll meine Hochzeit ſein."
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

Und zum Brautführer ſprach die Braut:
„Was bedeutet, daß gehen die Glocken ſo laut?"
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

„Das iſt auf unſrer Inſel ſo der Brauch,
Jeder Junggeſell läutet heim ſeine Braut."
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

„Und die Wahrheit die will ich Euch ſagen nun klar,
Herr Olof liegt todt auf der Todtenbahr'."
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

Und den andern Tag, eh' die Sonne ging auf,
Waren drei Leichen in Herr Olof's Haus.
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

Das waren Herr Olof und ſeine Braut,
Und ſeine Mutter, die ſich hat todt getrau'rt.
Der Tanz geht friſch, ſo friſch im Hain.

Herr Magnus und das Seetroll.

Es war einen Sonntagmorgen ſo früh,
Eh' die Lerchen bewegten ihre Schwingen,
Ein Junggeſell war, der ſchlief am Strand,
Da hört er die Seefrau ſingen:
„Ach! höre, junger Magnus,
Ich biete dir ſchöne Gaben,
Willſt du mich haben?“

„Und dir will ich geben einen Mantel ſo blau,
Den beſten, den du kannſt tragen,
Und jeder Faden, der drinnen iſt,
Der iſt von Scharlach dem klaren.“
„Ach! höre, junger Magnus,
Ich biete dir ſchöne Gaben,
Willſt du mich haben?“

„Ich will dir geben ein neues Schwert,
Das hangt in funfzehn Goldringen,
Womit, wenn's im Krieg aus der Scheide fährt,
Dir gewiß der Sieg wird gelingen.“
„Ach! höre, junger Magnus,
Ich biete dir ſchöne Gaben,
Willſt du mich haben?“

„Und ich will dir geben eine Mühle ganz neu,
Mit funfzehn Paar laufenden Steinen,
Die laufen ſo leicht auf Leletavaland,
Als andre in brauſenden Rheinen.“ *)
„Ach! höre, junger Magnus,
Ich biete dir ſchöne Gaben,
Willſt du mich haben?“

„Und wol könnt' ich dir geloben meine Treu',
Wenn ein Chriſtenweib du wäreſt;
Aber nun biſt du ein Seetroll ſo wild,
Die du zwiſchen allen Bergen hinfähreſt.“
„Ach! höre, junger Magnus,
Ich biete dir ſchöne Gaben,
Willſt du mich haben?“

Herr Magnus ſchwenkte ſeinen Renner herum,
Von der Seefrau thät's ihn wegtreiben;
So geſchwind fiel ſie in Zügel und Zaum,
Sie bat ihn ein wenig zu bleiben.
„Ach! höre, junger Magnus,
Ich biete dir ſchöne Gaben,
Willſt du mich haben?“

---

*) Hier nicht unſer großer Rhein gemeint, ſondern Rhin, Rin, in mehren deutſchen Mundarten überhaupt Fluß, wie Aar, Dün, Ill u. ſ. w.

Und hatte Gott nicht gegeben Gnade dazu,
Und der Hahn geklatſcht mit den Flügeln,
Der wilden Seefrau gewiß hatt' er folgen gemußt,
Die fliegt zwiſchen allen Thälern und Hügeln.
„Ach! höre, junger Magnus,
Ich biete dir ſchöne Gaben,
Willſt du mich haben?“

Herzog Magnus und die Elfen.

Herzog Magnus ergeht ſich im Roſenhain,
Da legt er ſich hin zum Schlafen.
Da kamen drei hübſche Jungfrau'n herein,
Die wollten mit ihm ſich verloben.
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

Die eine, die faßt ihn bei der Hand,
Die andre flüſtert ihm leiſ' in die Ohren:
„Wach auf! wach auf! ſchöner junger Geſell!
Wenn dich gelüſtet Liebesweiſen zu hören.“
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

„Sieben Ochſenpaare will geben ich dir,
Und alle ſind ſie ſchneeweiße,
Und alle ſie gehen im Roſenhain,
Und ſo ſind ſie gleiche.“
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

„Und dir will ich geben ein vergoldetes Schwert,
Das hangt in fünfzehn Goldringen,
Und wenn du es in den Krieg mitnimmſt,
Wirſt immer den Sieg du gewinnen.“
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

„Und dir will ich geben eine Fackel von Gold,
Die beſte, die du kannſt haben,
Und wär' ich ein junger Geſell wie du,
Nimmer wollt ich miſſen dieſe Gaben.“
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

„Dieſe Gaben wollt' ich auch haben wol,
Wenn ihr wäret chriſtliche Weiber,
Aber ihr ſeid die allerſchlimmſten Troll,
Die ſich in Bergen und Thälern umtreiben.“
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

Die hübſchen Jungfrauen ſie gingen ihren Weg,
In ihr Berghaus gingen ſie wieder,
Und jeder Baum, der im Walde ſtand,
Der beugte vor ihnen ſich nieder.
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

„Und hätteſt du gewartet einen Augenblick,
Und hätte der Hahn nicht gekrähet,
So wärſt du im Berge geweſen gewiß,
Und Verlobung mit uns wäre geſchehen.“
„Herzog Magnus, du antworteſt mir:
Nicht Nein! ſondern Ja! Ja!“

Ein Lied aus dem Thal vom Kullen.*)

Stolz Inger klein war ein Roſenblatt,
Die Herren liegen vor Brunby —
Herr David er um ſie wol bat.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Meine Söhne die ſind beide jung und klein,
Die Herren liegen vor Brunby —
Ich darf ihnen nicht bald einen Stiefvater frei'n."
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Herr David ſchwur bei Allem, was trägt die Erd',
Die Herren liegen vor Brunby —
Er woll' ihnen werden ein Stiefvater werth.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Zwei Jahre waren gegangen hin,
Die Herren liegen vor Brunby —
Herr David trug's gegen die Stiefſöhne im Sinn.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

---

*) Der Kullen, ein ſchönes Vorgebirge in Schonen, gegenüber Helſingör. Vgl. E. M. Arndt's „Reiſe durch Schweden", Th. 4.

ich Anfangs dachte. Das erste Zimmer, worin man tritt, ist die Gerichtsstube und paſst herrlich zu diesem Gebrauch. Obgleich man in ihr wohl selten über Köpfen und Hängen zu entscheiden gehabt hat, so hat man sie doch mit den strengen und blutigen Thaten Christians des Zweiten, oder des Grausamen, ausgeziert, welche in mehreren nicht ganz unglücklichen Gemählden ausgestellt sind. Schwerlich giebt es wohl einen König, dessen Namen, gräulichen Gedächtnisses! sich bei einer ganzen beleidigten Nation bis auf den kleinsten Mann, vom Ururgroſsvater bis zum Urenkel, so lange erhalten hätte, als dieser bei den Schweden. Auch der geringste Bauer kennt die Miſsethaten dieses unglücklichen Königs besser, als die Groſsthaten seines allgeliebten Karl des Zwölften. — Im Zimmer linker Hand an diesem, sind viele Porträts. Hier zieht das schöne Bild des Kronprinzen, Gustav des Dritten, unwiderstehlich an. Kann man ein Gesicht sehen, das mehr Geist und Zartheit und Jugendgrazie spräche? Neben ihm hängt seine geistvolle Mutter und der berühmte Freund Christinens, Jakob

Herr David er hüllet das Haupt ſich ein,
Die Herren liegen vor Brunby —
So tritt er in den Saal zu Stolz Inger ein.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Hört Ihr, Stolz Inger, was ſagen ich thu',
Die Herren liegen vor Brunby —
Eure Söhne mögen wol reiten dem Hofe zu."
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Meine Söhne ſind beide klein und jung,
Die Herren liegen vor Brunby —
Sie mögen nicht führen des Degens Schwung."
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Und weil ſie nicht mögen Rittersleut' werden,
Die Herren liegen vor Brunby —
So ſollen ſie die reichſten Kaufleute werden."
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Herr David läßt bauen ein Schifflein neu,
Die Herren liegen vor Brunby —
Darin zu verrathen die Stiefſöhne zwei.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Das Schifflein war beladen überall gar,
Die Herren liegen vor Brunby —
Denn mit Meilerkohlen belaſtet es war.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Der Schiffer war ihnen auch ungetreu
 Die Herren liegen vor Brunds —
Und ſtand ihnen nicht in den Nöthen bei.
 So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Der Meth war ſüß und die Sonne warm,
 Die Herren liegen vor Brunds —
Der eine Bruder ſchläft in des andern Arm.
 So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Herr Arvid wachte wol auf und ſah,
 Die Herren liegen vor Brunds —
Sein Bruder in glühenden Flammen lag.
 So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Herr Arvid rief zu Gott und zum Mond:
 Die Herren liegen vor Brunds —
„Send' mich zurück, wo meine Mutter wohnt.“
 So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Herr Arvid machte Kreuze über die Wogen her,
 Die Herren liegen vor Brunds —
Dann nahm er den Stein, der lag auf dem Meer.
 So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Herr David ging hinunter zum Strand,
 Die Herren liegen vor Brunds —
Da fand er Herrn Arvid getrieben ans Land.
 So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Er nahm von ihm die Goldringe klein
  Die Herren liegen vor Brunby —
Und ſtieß ihn in die blauen Wogen hinein.
  So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Die Woge darauf ihn ſo lange umtrieb,
  Die Herren liegen vor Brunby —
Bis auf einem andern Stein er liegen blieb.
  So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Niedrig das Haupt und die Lenden hoch:
  Die Herren liegen vor Brunby —
Alſo der Trauerleib feſte lag.
  So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Es geſchah darauf an einem Sonntag ſchön,
  Die Herren liegen vor Brunby —
Wollten Herr David und Stolz Inger zum Bade gehn.
  So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Da bekam ſie zu ſehen an Herrn David's Hand
  Die Herren liegen vor Brunby —
Die Ringe, die er nahm von Herrn Arvid am Strand.
  So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Das letzte mal, als ich die Ringe ſah,
  Die Herren liegen vor Brunby —
Mein jüngſter Sohn Arvid trug ſie da.“
  So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Meine liebe Frau, ſie ſehen ſich gleich,
Die Herren liegen vor Brandø —
Es iſt ſo Vieles einander gleich."
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Es gingen darauf fünf Monate hin,
Die Herren liegen vor Brandø —
Nicht kamen die Söhne heim zu ihnen.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Der Winde ſo viele und mancherlei weh'n,
Die Herren liegen vor Brandø —
Was kommen denn nicht ans Land meine Söhn'?"
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Stolz Inger nahm mit ſich ihrer Jungfrauen zwo
Die Herren liegen vor Brandø —
Und ging mit ihnen zum Strand alſo.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Und als ſie kam hinnieder zum Strand,
Die Herren liegen vor Brandø —
Da fand ſie Herrn Erich getrieben ans Land.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Stolz Inger ließ holen das Leichentuch,
Die Herren liegen vor Brandø —
Und kleidete ihn ein an der Welle, die ihn trug.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Stolz Inger ließ rüſten Beſtattung und Grab,
Die Herren liegen vor Brunby —
Zu tragen des Sohnes Leiche zur Kirche hinab.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Und als ſie da kamen unter dem Hügel herauf,
Die Herren liegen vor Brunby —
Da hielten ein wenig die Leiche ſie auf.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Und als ſie weiter ſie ſollten tragen fort,
Die Herren liegen vor Brunby —
Sie konnten ſie nimmer rücken vom Ort.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Sie hätten ſie nicht können rücken davon,
Die Herren liegen vor Brunby —
Wären für Einen geweſen funfzehn Mann.
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Und weil meine Söhne nicht ſollen leben,
Die Herren liegen vor Brunby —
So will ich des Vaters Güter weggeben.“
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Will bauen über Herrn Arvid eine Kirche neu,
Die Herren liegen vor Brunby —
Daß Frühmett und Hochmett darinnen ſei.“
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Die armen Kinder thaten Euch keinen Harm,
Die Herren liegen vor Brunby —
Es verdroß Euch, wenn ich ſie hielt im Arm.“
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Ich klage das nun in meiner Noth,
Die Herren liegen vor Brunby —
Ihr gönntet ihnen nicht das trockne Brot.“
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Gott gnade den Witwen mit Kindern zart!
Die Herren liegen vor Brunby —
Denen ein böſer Stiefvater beſchieden ward.“
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

„Ich bitte Gott Vater im Himmelreich,
Die Herren liegen vor Brunby —
Daß wir dort verſammelt werden Alle zugleich!“
So jämmerlich weinet Stolz Inger.

Engliſches und Schottiſches.

Die Amtmannstochter von Islington.*)

Es war ein junger Geſell, ein hübſcher Geſell,
Und er war ein Edelmannsſohn,
Der liebte die Amtmannstochter fein,
Die wohnte in Islington.

Sie war ſpröd' und wollte trauen nicht,
Daß er ſie liebte ſo treu,
Und ſie blieb immer und immerfort
Gegen ihn gar blöd und ſcheu.

Doch als ſeine Freunde wurden gewahr,
Was ſo zärtlich er trug im Sinn,
Da ſchickten ſie ihn zur Londonſtadt
Für ſeine Lehrjahre hin.

Und ohne ſein Treuliebchen zu ſehn,
Sieben lange Jahre hat er vollbracht
„Manche Thräne hab' ich vergoſſen um ſie,
Sie hat an mich wenig gedacht.“

---

*) Aikin, „English Songs“ (London 1813), Bd. 2.

de la Gardie. Rechts ist das Sessionszimmer mit einer Reihe der Könige, von den Sturen an bis auf Friedrich von Hessen. Sten Sture der jüngere, ein schöner Kopf, zeigt viel Adel und Anmuth. Karl der Neunte ist mit Erich dem Vierzehnten Gustav dem Ersten ähnlich, aber er zeigt eben so viel Strenge und Gewalt in seinen Zügen, als der vorige Grazie und Majestät. Überhaupt haben die meisten schwedischen Köpfe etwas Gewaltiges und Bestimmtes. Die teutschen Zweibrücker und Friedrich von Hessen mögten leicht als Nicht-Schweden zu erkennen seyn. Karl der Zwölfte ist hier brav gemahlt; doch bei weitem das beste Bild von ihm sah ich im Museum des königlichen Schlosses zu Stockholm, wo der Knabe, von Ehrenstråle gemahlt, schon spricht was der Mann einst seyn wird: das Freudige und Feste, das Unmittelbare einer groſsen Natur, im Glück und Unglück sich immer gleich haltend. — Noch steht hier ein Stuhl aus schlechtem Holze, mit weiſsen Blümchen bemahlt und mit einem Fuſstritt, worauf Gustav des Ersten dritte Gemahlin, Katharina Stenbock, oft geseſsen;

Alle Mädchen in Islington,
Sie gingen zu Tanz und Spiel,
Alle; des Amtmanns Tochter allein
Stille Einſamkeit gefiel.

Und ſie zog an einen Wanderrock,
Ihre Hauskleider that ſie ab,
Und ihren Herzallerliebſten zu ſehn
Nahm ſie gen London den Wanderſtab.

Und als ſie ſo des Weges ging
Einen heißen Sommertag,
Deſſelben Weges ſie daher
Ihren Treuliebſten reiten ſah.

Sie trat ihn an wie eine Roſe roth,
Erfaßte des Roſſes Zaum.
„Ach, lieber Herr, einen Pfennig für mich!
Vor Mattigkeit leb' ich kaum.“

„Ich bitt' dich, lieb Kind, o ſage mir,
Wo kommſt du, wo biſt du her?“
„Aus Islington, lieber Herr“, ſprach ſie,
„Wo ich Leides trug lang' und ſchwer.“

„Lieb Kind, kannſt du mir Botſchaft geben,
So hehl's mir nimmermehr,
Von des Amtmanns Tochter in Islington?“
„Ach! ſie iſt todt, lange todt, lieber Herr.“

„Nun will ich verkaufen mein ſchönes Roß
Meinen Sattel und Rüſtung dazu,
Und wandern hin, wo mich Niemand kennt,
Fernen Städten und Ländern zu.“

„O bleib, o bleib, du wackrer Geſell!
Sie lebt noch, iſt nicht todt,
Sie ſteht hier zur Seite dir,
Bereit als deine Braut.“

„Fahr hin nun, Leid, und komm, o Freud'!
Viel tauſend mal und mehr!
Denn nun hab' ich meine Treulieb geſehn,
Was ich hoffte nimmermehr.“

Der stolzige Graf Murray.*)

O Hochland und o Niederland!
O was fangt ihr doch an?
Den Grafen Murray haben ſie erſchlagen,
Er liegt auf grünem Plan.

Nun Weh über dich, Huntley!
Wie thateſt du ſolche That?
Ich hieß dich ihn mitbringen,
Ihn zu tödten ich dir verbot.

Er war ein ſo tapfrer Degen,
So ritt in den Ring er ein,
Der ſtolzige Graf Murray
Hätte können ein König ſein.

Er war ein ſo tapfrer Degen,
Und ſo ſpielte er den Ball,
Und der ſtolzige Graf Murray
War die Blume unter Allen überall.

---

*) John Finlay, „Scotish historical and romantic Ballads" (Edinburg 1805).

Er war ein ſo tapfrer Degen,
Und ſo ſpielt' er das Handſchuhſpiel,
Daß auf den ſtolzigen Murray
Der Konigin Auge fiel.

O lange mag ſeine Dame
Schaun von dem Schloſſe herab,
Sie hört den Grafen Murray
Nimmer verklingen im Roſſestrab.

Der gute Wallace.*)

„O für einen rechten König vom ſchönen Schottland!
Den rechten König Schottlands!“ der gute Wallace rief,
„Zwiſchen mich und mein oberſtes Königsblut
Vieles treiben ſie quer und ſchief.“.

Wallace dort über jenen Bach er ſprang,
Und, als er ſich ſenkt' auf den Plan,
Seine Augen eine muntere Frau
An dem Waſſer waſchen ſahn.

„Was für Zeitung? für Zeitung, ſchöne Frau?“ er ſpricht,
„Was für Zeitung kannſt du erzählen mir?
Was für Zeitung? für Zeitung, ſchöne Frau?“ er ſpricht,
„Was für Zeitung habt ihr im Süderland hier?“

---

*) Wallace iſt der Schottenheld und Befreier von Eduard's I. engliſchen Unterjochungsverſuchen, wie Sten Sture der Schweden, Metſcherski der Ruſſen.

Unten in jener kleinen Schenke dort
Da ſitzen fünfzehn Engelsmann,
Und ſie fahnden auf den guten Wallace,
Zu fangen und zu hängen ihn.

„Keinen Pfennig in der Taſch'“, ſprach der gute Wallace,
„Doch will ich hinab in die Schenke gehn,
Hab' ich auch keinen Pfennig in der Taſch',
Die fünfzehn Engelsmann will ich ſehn.“

Und als er zu dem Schenkhäuschen kam,
Sprach er Guten Tag! allda,
Und von den fünfzehn Engelsmann
Solches Wort zu ihm geſchah:

„Wo ſeid Ihr geboren, alter krummer Mann?
In welchem Lande? Welchem Revier?“
„Echter Schotte geboren, gezogen bin ich,
Ein alter krummer Mann, wie Ihr ſeht mich hier.“

„Fünf Thaler geb' ich jedem krummen alten Mann,
Jedem krummen alten Mann juſt wie Ihr,
Wollt Ihr, den ich ſo gern möchte ſehn,
Den guten Wallace ſchaffen mir?“

Mit ſolchem Hieb traf er des ſtolzen Hauptmanns Kopf,
Daß nimmermehr er aß ein Stück Brot,
Und die Uebrigen ſtach hinter'm Tiſch er durch,
Daß im Blute zappelnd ſie lagen todt.

„Wohlauf! Wohlauf, Frau Wirthin!“ er ſpricht,
„Geſchwind mir bereitet ein Mahl!
Denn ſeit ich den letzten Biſſen geſchmeckt,
Ging drei mal die Sonne zu Thal.“

Doch eh' noch fertig war das Mahl,
Noch ſtand nicht auf dem Tiſch,
Als wieder fünfzehn Engelsmann
Auf dem Hof einritten friſch.

„Heraus! Heraus nun, guter Wallace!
Heut iſt's um dich geſchehn.“
„Pocht nicht ſo ſehr auf Gott“, ſpricht er,
„Ich will euch in Schwachheit beſtehn.“

Die Wirthin, einen alten Wirth hat ſie,
Steht beim Wallace mit ſteifem Muth,
Bis zehn von den fünfzehn Engelsmann
Vor der Thür liegen in ihrem Blut.

Die andern fünf rennen in den grünen Wald,
Da hängt er ſie an einen Aſt,
Und am Morgen mit ſeinen friſchen Geſellen all
Hält er in Lochmaben Mittagsraſt.

Jungfrau Anna Maria.

Jungfrau Anna Maria ſchaut über Schloßmau'r und Wall,
Sie ſieht die jungen Geſellen ſpielen den Ball,
Der Jüngſte, die Blume von Allen, ſo blüht er voran,
Die Jungfrau iſt noch jung und er wächſt noch heran.

O Vater, o Vater, was meinet Ihr doch?
Wir ſenden ihn ein Jahr ſtudiren lernen noch,
Wir binden um den Hut ihm ringsum ein grünes Band,
Daran wird man ihn kennen noch im ledigen Stand.

Jungfrau Anna Maria ſteht, eine Blume der Au,
Duftet, blühet und glühet wie die Roſe im Thau,
Und je länger ſie blüht, deſto ſüßer ſie wird:
Denn die Lilie in der Knospe noch prächtiger wird.

Jung Karl Cochrane er iſt ein Eichenſproß,
So prächtig und blühend und grad er aufſchoß,
Die Sonne warf auf ihn mit Luſt ihren Schein,
Er wird einſt der Stolz des Waldes noch ſein.

Der Sommer iſt vergangen, da die Blätter waren grün,
Und die ſchönen Tage alle die ſind nun dahin,
Doch viel ſchönere Tage, denk' ich, kommen noch heran:
Die ſtolze Jungfrau iſt jung und er wächſt heran.

Das Seeweib.

Zu jenem falſchen Strom, der wild
Mit Strudeln brauſt ins Meer,
Durch Untieſen und Klippen fort,
Ein Knabe kam daher.

Der Tag ſcheint klar, der Silberglanz
Von Muſcheln und Geſtein,
Wo Fiſchlein ſpielen an das Licht,
Lockt den Knaben weit hinein.

Und wie er badet, klingt's ſo ſüß
Aus jedem Fels und Baum, —
So ſtand ihm ſein Geſchick bebrieft,
Das Seeweib ſollt' er ſchaun.

Bald, bald unter einem Fels hervor
Wie ſchön ſchwamm ſie heraus!
Hielt in der Mitte, winkt und ſang
Und ſtreckt die Hand ihm aus.

jetzt würde er für manche Baurenstube nicht zierlich genug seyn. So gehen die Zeiten. In ein paar andern Zimmern sind Bilder berühmter Staatsmänner und Feldherrn: Axel, Oxenstierna, Johann Skytte, Karl Gyllenhjelm, Piper. Da hängen die Stifter von Stipendien und andere Wohlthäter der Akademie in zierlichen Bildern. In solchen Zimmern sollte der Professor der politischen Geschichte seine Vorlesungen halten.

Das akademische Krankenhaus oder Klinikum, unter dem Ober-Direktor und Professor Afzelius, einem der ersten Köpfe Schwedens, bedarf meines unverständigen Lobes nicht; eben so wenig das anatomische Theater. Dieses hat aber einen vielleicht unersetzlichen Verlust erlitten durch den Tod des Professors der Anatomie, D. Murray, der vor einigen Monaten in der Kraft seines Lebens, viel zu früh für die Wissenschaften, gestorben ist. Er war ein Bruder des Göttinger Murray, und Sohn des vormaligen berühmten ersten Predigers an der teutschen Gemeine in Stockholm, D. Murray.

Die treffliche Mineraliensammlung steht un-

Dem weißen Nacken gab der Glanz
Von goldnen Ketten Schein,
Ihre Augen wie der Himmel blau,
Ihre Lippen roth wie Wein.

Das Lächeln um ihren ſüßen Mund
War ſüßer als Honigſeim,
Ihre Stimme heller als Vogelſang,
Der klinget durch den Hain.

So lieblich, lieblich blickte ſie,
So koſte ſie ſüß und fein, —
Er gab, ach! ach! die Hand ihr hin,
Sank in den Strudel hinein.

Das Seeweib lacht, ſie hat's vollbracht,
Neck's Wind bläſt drüber hin,
Tief taucht ſie unter, ſteigt nimmer auf,
Zur Tiefe ſchwand ſie hin.

Um den Strom erklingt ein Zauberklang,
Drüber ſchwebt ſein Leichenbild,
Der Abend iſt düſter, der Wind bläſt laut,
Die Wellen ſchäumen wild.

Archie von Kilſpendie.

Wo ware ein Herz, das könnte fröhlich ſein?
Wo fielen nicht Thränen von den Wangen?
Denn Gerechtigkeit iſt aus dem Lande entflohn,
Der alten Zeit Treue ſchier vergangen.

Unſre Edlen ſie haben geſchworen einen Eid,
Auch dem König den Eid ſie abnahmen,
Daß, ſolange die Krone ihm ſäße auf dem Haupt,
Er ſpräche mit Keinem vom Douglasnamen.

Und war das nicht ein verfluchter Eid?
Denn vom Haupt wäre die Krone ihm gefallen,
Da er hatte keine andre Hulfe noch Macht,
Hätten die Douglaſſe ſie nicht gehalten vor Allen.

Seit dem Tage ward dem Könige trüb und weh,
Denn die Douglaſſe liebt er von Herzen,
Denn Jakob von Parkhead ſein Milchbruder war,
Und Archie von Kilſpendie hieß ſein Grauſtahl in
Scherzen.

Aber Jakob und Archie waren Beide verbannt,
Lebten jenſeit der See lange, lange,
Vergeſſen von Allen, von dem König nur nicht;
Zuweilen ſprach er wol mit bethränter Wange:
„Tragen ſie mich, wie ich ſie, im treuen Sinn,
Ich weiß, ihr Leben geht traurig hin.“

Nun begab ſich, einſt ritt er mit Hunden und Horn,
Jagdſchrecken blieſen ſie Rehen und Hirſchen,
Und mit ihm ritt mancher tapfre Graf,
Ritter, Knapp und Baron zum Birſchen.

Doch mit den Douglaſſen mochte in Thurm und Stadt,
Mit den Stolzen, keiner der Folger ſich gleichen,
Sie waren die Stattlichſten in Halle und Saal,
Zur Höhe ihres Ruhms mochte Keiner reichen.

Es war Abend, als die Jäger blieſen das Horn,
An Stirlings Mauern luſtig zu ſchauen;
Aber die Sonne war untergegangen fern im Weſt,
Als ſie geängſtet das Wild auf Termoods Auen.

Und mit frohem Getümmel ſie ritten heim zur Stadt,
Wo Snawdowns Thurm ſteht ſo hoch und düſter;
Vom Kleinſten zum Größten ging Spiel und Scherz
Und frohes Gelächter und luſtig Geflüſter.

Da rief Murray laut: Was ſeh ich dort?
Gleich einem Douglas blickt er düſter und grimmig;
Und trotz ſeines traurigen müden Gangs
Gleich ihnen iſt er recht armſtark und ſtämmig.

Des Königs Herz ſchlug, und er jauchzte vor Freud':
„Jenes Stahlgemächt, das ſoll ich wol kennen,
Zum Pfand möcht' ich ſetzen den Falken auf meiner Hand,
Es iſt Archie Kilſpendie, den Grauſtahl wir nennen.
Wir mögen ihn wol begnadigen und all' ſein Geſchlecht,
Denn Kilſpendie war gegen Uns immer treu und recht.“

Und Lindſay ſprach im wehvollen Muth:
„Ach, gnädigſter Herr, geſchehe das nimmer!“
Und der ſtolze Kilmaurs ruft: „Wer ſich deſſen erkühnt,
Iſt Landesverräther für heute und immer.“

Und Glencaire, der immer war rauh und hart,
Spricht: „Wo iſt der Eid, den Ihr mir geſchworen?
Wenn Ihr ſprecht zu einem Mann aus dem Douglasſtamm,
Geb' ich Euch und Eure Krone verloren.“

Als Kilſpendie in des Königs Zügel gefaßt,
So fiel auf ſeine Knie er nieder;
Der König ſah ihn gar mitleidig an,
Aber ein Wort zu ſprechen wagt er nicht wieder.

Längſt entſchwundener Tage gedachte er da,
Das Herz wollt ihm brechen vor Jammer und Sehnen, —
Als er ſich wandte, ſchauten ſeine Barone voll Zorn,
Aber Lindſay wiſcht aus den Augen ſich Thränen.

Als ihre Blicke er ſah, hob ſtolz ſich ſein Herz,
Und er ſuchte recht überlaut zu ſprechen:
„Geht, nehmt meine Zügel aus des alten Manns Griff,
Er hält ſie feſt, weil Kummer ſein Herz will brechen.“

Und er ſpornte ſein Roß mit tapfrer Haſt,
Aber Archie folgt ihm friſch auf den Ferſen,
Und obgleich in Stahl vom Kopf bis zum Fuß,
Sah man ihn Allen voran als den Erſten.

Sie ritten vorbei, er ſetzt ſich im Hof auf einen Stein,
Kein andrer Schirm für ſeine Locken, die alten und grauen;
Der König blieb allerhinterſt im Zug,
Mußt zurück auf ſeinen alten Grauſtahl oft ſchauen.

Archie war gar verloren in Traurigkeit,
Schwach ſank ſein Arm, der einſt war wie Eiſen,
Und er bat um einen kleinen Waſſertrunk;
Aber wegen des grimmen Glencaire's durften ſie Freundliches nichts weiſen.

Das kleine Männchen.

(The Wee Wee Man.)

Als zwiſchen einem Waſſer und einem Fels
Ich gar einſam mich thät ergehen,
Sah ich ein Männchen, o klein, klein!
Den Kleinſten, den je ich geſehen.

Seine Beine zwei Schuhe lang
Und ſeine Hüften rundlich und dicke,
Zwiſchen ſeinen Brauen eine Spanne weit war
Und zwiſchen den Schultern eine Dreiſpannenlücke.

Aufnahm er einen mächtigen Stein,
Schleudert ihn ſo weit, als ich konnte ſehen,
Und wäre ich geweſen ein Wallace-Kerl,
Zu meinen Knien könnt' ich ihn nicht heben.

„O kleines Männchen, wie biſt du ſo ſtark!
O erzähle, wo du wohnſt und hauſt." —
„Meine Wohnung iſt drunten im prächtigen Hain;
Komm mit, daß du ſie ſiehſt und ſchauſt."

Wir ſprangen und ritten geſchwind dahin,
Bis wir kamen zum Hain, dem prächtigen grünen,
Da ſprangen wir hurtig vom Roſſe herab,
Da iſt eine ſchöne Frau zierlich erſchienen.

Vierundzwanzig Jungfrauen, gekleidet in Grün,
Sahen wir hinter ihrem Rücken wallen;
Hätte ſie der König von Schottland geſehn,
Die ſchlechteſte hätt' ihm als Königin gefallen.

Fort wir ſprangen und ritten dahin,
Bis wir gelangten zu jener ſchönen Halle,
Wo das Dach war geſchlagenes Gold
Und die Flur von hellem Kryſtalle.

Als wir kamen zu der Treppe Fuß,
Tanzten gar hübſche Fräulein die Runde;
Aber geſchwind in einem Augenblick
War das kleine Männchen verſchwunden.

Der junge Tamlin.*)

Ich verbiet' euch, Mädchen, insgeſammt
Die ihr Gold tragt in den Haaren,
Nicht nach Carterhaid zu gehn,
Vor Jung Tamlin euch zu wahren.

Denn keine geht nach Carterhaid,
Muß mit Etwas ihn ſchmücken und zieren,
Mit Goldringen oder grünen Mäntelein,
Oder ihre Jungfrauſchaft verlieren.

Goldringe mögt' wieder kaufen ihr wol,
Grüne Mäntel euch weben und Mieder;
Aber mißtet ihr die Jungfrauſchaft,
Die bekommt ihr nimmermehr wieder.

Da ſprach ſtracks Schön Marie das Wort,
Schönſte in der Schönen Mitten:
„Zur Carterhaid will ich kommen und gehn
Und ihn um Erlaubniß nicht bitten.“

---

*) „The Minstrelsy of the scottish border“ (Edinburg 1810). Bd. 3.

Ihren grünen Rock hat nun Marie
Ein wenig über die Kniee gebunden,
Hat fliegen laſſen ihr gelbes Lockenhaar,
Ein wenig über ihren Brauen gewunden.

Und als zur Garterhaid ſie kam,
Blieb an dem Brunnen ſie ſtehen,
Da hat ſie gefunden geſattelt ſein Roß,
Aber ihn ſelbſt hat ſie nicht geſehen.

Kaum hat ſie gepflückt eine Roſe roth,
Eine von den dreien, die nur da ſtanden,
Da hat plötzlich ein gar klein Männlein
Zu Mariens Füßen geſtanden.

Spricht: „Was pflückſt du die Roſe, Marie?
Wie wagſt du vom Strauch zu brechen?
Und wie kamſt du nach Garterhaid,
Ohne mich darum anzuſprechen?“

Sie ſpricht: „Garterhaid gehöret mir,
Mein Väterchen thät's mir verehren;
Ich will kommen und gehen nach Garterhaid
Und Erlaub von dir nicht begehren.“

Er hat ſie gefaßt an ihre milchweiße Hand
Unter den Blättern den grünen;
Was ſie da thaten, kann ich erzählen euch nicht:
Die grünen Blätter waren zwiſchen ihnen.

ter der Aufsicht des Profeſsors der Chemie, D. Afzelius, eines Bruders des Ober-Direktors, der mir Uneingeweihten mit der gröſsten Humanität seine Schätze zeigte. Er war eben mit dem Preuſsischen Bergrath Gieseke beschäftigt, einige jüngst vom Könige geschenkte Sammlungen, die sonst in Drottningholm waren, in Ordnung zu bringen. Man kann denken, welch eine Sammlung Schweden allein aus seinem reichen Schooſse aufbringen konnte. Freilich ist das Beträchtlichste und Merkwürdigste ächt schwedisch, aber auch an fremden Mineralien fehlt es nicht.

Die akademische Bibliothek ist in der sogenannten Academia Gustaviana, die zuerst unter Gustav Adolph gebaut ward, nachher aber durch mehrere Brände ruinirt ist. Hier sind auch zwei Hörsäle. Es ist ein ganz stattliches Gebäude, aber doch beginnt der Raum zu fehlen, und schon ist mehrmals projektirt, ein neues Bibliothekgebäude aufzuführen. Der bedeutendste Anfang zu dieser Bibliothek ward gleichfalls unter dem groſsen Gustav Adolf gemacht, theils aus den Mustern des Reichs, theils

Er hat ſie gefaßt an ihre milchweiße Hand,
Wo ſie die rothen Roſen ſah prangen;
Was ſie da thaten, kann ich erzählen euch nicht:
Sie iſt als Jungfrau nicht heimgegangen.

Als ſie zu ihres Vaters Halle kam,
Sie ſahen die Wangen die bleichen und blaſſen,
Sie dachten, von Krankheit ſie ſei verſehrt,
Oder von ihrem Buhlen verlaſſen.

Sie kämmte nicht ihr gelbes Haar,
Ihren Kopf ſchmückten keine Kleinode,
Und Alles, womit ſich Jungfrauen ſchmücken,
Das war ihr gleich dem Tode.

Ihre vierundzwanzig Fräulein ſchön
Sie ſpielten mit dem Balle,
Marie, die Flinkſte von ihnen einſt,
War jetzt die Schwächſte von allen.

Vierundzwanzig Fräulein ſchön,
Sie ſpielten das Schachſpiel munter,
Und heraustrat die Schöne Marie
So blaß wie grauer Hollunder.

Ein alter grauer Ritter ſprach das Wort,
Gelehnt über die Schloßmauer:
„Ach! und aber Ach! über dich, Marie!
Uns Allen Schimpf und Trauer.“

„Alter Ritter Graukopf, halt' das Maul!
Fahr hin mit den hölliſchen Katern!
Vatre das Kind, auf wen du willſt,
Auf dich werde keins ich vatern.“

Sprach ihr lieber Vater das Wort,
Er ſprach's gar ſanft und linde:
„Und Ach! und Weh! meine liebe Marie!
Ich fürchte, du gehſt mit einem Kinde.“

„Und geh' ich, Vater, mit einem Kind,
Wunderſame Geburt wird es werden;
Denn ich kann ſchwören, ich trage kein Kind
Von einem Mann auf Erden.“

„Wäre ein irdiſcher Ritter der Liebſte mein,
Wie es iſt ein grauer Elfe,
Doch gäb' ich meinen Treuliebſten nicht hin
Für keinen Herrn unter Eurem Schloßgewölbe.“

Sie hat ſich ſchön gekränzt und geſchmückt
Im hellen Mondenſcheine,
Und ſo hinweg zur Carterhaid
Vor Jung Tamlin zu erſcheinen.

Und als ſie kam zur Carterhaid,
Blieb ſie am Brunnen ſtehen,
Und dort hat ſie geſattelt ſein Roß,
Ihn ſelbſt hat ſie nicht geſehen.

Sie hat keine doppelte Roſe gepflückt,
Eine Roſe nur von den zweien;
Da plötzlich ſprang Jung Tamlin heraus
Und thät ſie faſt bedräuen:

„Was pflückeſt du die Roſe, Marie,
In dieſem grünen Garten?
Und willſt du den prächtigen Buben tödten,
Den wir von einander erwarten?“

„Nun ſprich die Wahrheit mir, Tamlin,
Sprich ohne Lügen und Liſten,
Warſt du in heil'ger Kapelle je?
Und getauft mit Waſſer der Chriſten?“

„Die Wahrheit will ich dir ſagen, Marie,
Die Wahrheit ſchier und reine:
Mich zeugte ein Ritter, eine Dame trug mich,
So wie dich zeugten deine.“

„Randulf Graf Murray mein Vater war,
Dunbar Graf March der deine;
Du erinnerſt dich wol, wie wir liebten uns
Als Kinder zart und kleine.“

„Als ich ein Bub' war eben über Neun,
Ließ mein Oheim um mich ſchreiben,
Zu jagen, zu birſchen, zu reiten mit ihm
Und ihm die Zeit zu vertreiben.“

„Da kam ein Wind von Norden her,
Ein gar geſchwinder und ſcharfer,
Der ſauſte in Todesſchlaf mich ein,
Und von dem Pferde mich warf er."

„Die Elfenkönigin hielt mich feſt
In jenem grünen Hügel zu hauſen,
Und ein Elfe bin ich vom Kopf bis zur Zeh. —
Schön Kind, laß dir nicht grauſen."

„Aber wir, die wir leben im Elfenland,
Kennen weder Trauern noch Grämen;
Ich laſſe den Leib, wie es mir gefällt,
Und kann ihn wieder nehmen."

„Ich laſſe den Leib, wie es mir gefällt,
Schlüpfe hinein wieder ohne Gefährde;
Wir können wohnen, wo es uns beliebt,
In der Luft oder in der Erde."

„Unſre Geſtalten und Größe verwandeln wir
In Groß und Klein nach Gefallen;
Eine alte Nußſchale iſt Gleiches für uns,
Als hohe Schlöſſer und Hallen."

„In Roſenknoſpen ſchlafen wir ſanft und ſüß,
In Strömen wir plätſchern und baden;
Wir flattern luſtig hin auf dem Wind
Und glitſchen auf Sonnenſtrahlen."

„Und was wir brauchen, wir finden es leicht
In jedes reichen Manns Kiſten,
Der dumm und ſündlich rippſt und rappſt
Mit vergeblichen Künſten und Liſten.“

„Mir würd’ im Elfenland, Marie,
Auf immer zu weilen gefallen,
Müßten ſie nicht jedes ſiebente Jahr
Der Hölle den Zehnten zahlen;
Und ich bin ſo fett und ſchön von Fleiſch,
Die Wahl könnte auf mich fallen.“

„Dieſe Nacht iſt Allerſeelen, Marie,
Wo die Elfenleute rundreiten,
Und wer ſeinen Treuliebſten gewinnen will,
Muß zum Meilenkreuz ſich einfinden bei Zeiten.“

„Und wie ſoll ich dich erkennen, Tamlin?
Woran ſoll ich dich unterſcheiden
Von Allen, dergleichen ich nimmer geſehn,
Von den Unterirdiſchen, die da reiten?“

„Zur erſten Schar, die reitet vorbei,
Sprich nichts und laß ſie gehen;
Zur nächſten Schar, die reitet vorbei,
Sprich nichts, laß Gleiches geſchehen;
Bei der dritten Schar, die reitet vorbei,
Dann wiſſe, da bin ich dabei.“

„Erſt laß die Schwarzen vorbei, Marie,
Und dann die Braunen desgleichen;
Aber du mußt greifen nach dem milchweißen Roß
Und den Reiter herunterreißen.“

„Denn ich reite auf dem milchweißen Roß
Nachſt dem Dorfe, wo Menſchen wohnen und leben,
Und eben weil ein getaufter Ritter ich bin,
Iſt mir dieſer Vorzug gegeben.“

„Behandſchuht iſt mir die Rechte, Marie,
Nichts trag' ich auf meiner Linken;
In jener Reihe findeſt du mich —
Das will ich zum Zeichen dir winken.“

„Sie verwandeln mich in deinen Armen, Marie,
In eine Natter und Schlange;
Doch willſt du mein Gemahl ſein, halt mich feſt,
Halt' mich feſt, laß nicht los, ſei nicht bange.“

„Sie verwandeln mich in deinen Armen, Marie,
In einen Klumpen glühendes Eiſen;
Doch halt' mich feſt, laß mich nicht los,
Ich werde mich harmlos erweiſen.“

„Erſt tauche mich in einen Milcheimer ein,
Und dann in einen Eimer voll Waſſer;
Doch halt' mich feſt, laß mich nicht los —
Ich werde ſein deines Kindes Vater.“

„Und dann in deinen Arm ſie wandeln mich
In einen Aal, eine Kröte;
Doch halt' mich feſt, laß mich nicht los,
Halt deinen Liebſten feſt wie eine Klette.“

„Sie werden mich in deinen Armen, Marie,
Zu einer Taube, einem Schwan geſtalten,
Und zuletzt wirſt in deinen Armen, Marie,
Einen mutternackten Mann du halten.
Wirf deinen grünen Mantel über mich,
Das wird zu mir ſelbſt mich geſtalten.“

Düſter, düſter war die Nacht
Und ſchauerlich war's auf dem Wege,
Als in dem grünen Wald Schön Marie
Zum Meilenkreuz eilte nicht träge.

Der Himmel war trüb', die Nacht war ſchwarz,
Die Stelle mit Grauen umhangen;
Aber Marie ſtand mit brennendem Wunſch
Ihren Treuliebſten zu umfangen.

Und in der Nacht zwiſchen Zwölf und Eins
Fuhr der Nordwind durch Büſche und Wieſen,
Und grauenvolle Klänge hörten ſie ſtracks
Gehn auf den Winden, die blieſen.

In der Geſpenſterſtunde der Nacht
Hörte Sporen und Zügel ſie klingen,
Und ſie war darüber ſo froh,
Als hörte Lerchen am Himmel ſie ſingen.

Ihre Haberpfeifen tönten wunderhell,
Ihre Schierlingspfeifen klangen wie Schellen,
Und hellere Weiſen aus dem Nachtſchattenrohr
Thäten in die Ohren ihr gellen;
Denn ernſte Klänge oder ſanften Sinn
Dulden nicht die gefeiten Geſellen.

Sie ſingen begeiſtert von Lieb und Luſt,
Wie in den Lüften die Lerchen,
Von tiefer Vernunft und ernſtem Sinn
Konnt ihr bei ihnen nichts merken.

Mit feſtem Herzen ſtand Schön Marie
Wol auf der graulichen Haide,
Und lauter, lauter wuchs der Klang,
Wie ſie daher kamen reiten.

Irrlichter flatterten vor ihnen her
Mit zitterlich funkelndem Lichte,
Und bald ſah ſie die Elfenſchar
Aufreiten vor ihrem Geſichte.

Zuerſt flog's vorüber auf ſchwarzem Roß
Und dann auf dem braunen Pferde;
Aber feſt griff ſie in das milchweiße Roß
Und riß ſeinen Reiter zur Erde.

Sie riß ihn von dem milchweißen Roß
Und ließ die Zügel fallen,
Und ſtracks erſcholl ein graulich Geſchrei:
Er iſt weggenommen von uns Allen!

Sie wandelten ihn in den Armen von Schön Marie
In Eidechs und in Natter;
Sie hielt in jeder Geſtalt ihn feſt,
Zu ſein ihres Kindes Vater.

Sie wandelten ihn in ihren Armen zuletzt
Mutternackt, wie zur Welt er gekommen;
Sie wickelt in ihren grünen Mantel ihn ein,
So hat ſie ihren Liebſten gewonnen.

Das Wort dann die Elfenkönigin ſprach
Aus einem Buſche von Pfriemen:
„Sie hat ſich gewonnen Jung Tamlin,
Mag ſich ihres Knappen wol rühmen.“

Das Wort die Elfenkönigin ſprach
Aus einem Buſch von Kreuzdornen:
„Durch ſie haben den ſtattlichſten Ritter heut
Aus unſrer Schar wir verloren.“

„Doch hätt' mir geahnt, Tamlin", ſie ſprach,
„Dich würd' entführen, die Schöne und Stolze,
Ausgeriſſen hätt' ich ihr die Augen blau
Und eingeſetzt zwei von Holze."

„Hätt' mir nur geahnt, Tamlin", ſie ſprach,
„Eh' du dich wollteſt von Hauſe erheben,
Ausgeriſſen hätt' ich dein fleiſchernes Herz
Und ein ſteinernes dafür dir gegeben."

„Hätt' ich geſtern nur mit einem Wink geſpürt,
Wie theuer der Tag mir ſollt kommen,
Siebenmal hätt' ich meinen Zoll der Hölle bezahlt,
Eh' du mir wärſt weggenommen."

aus polnischen und preuſsischen. Auch Torstenson und Königsmark brachten aus Olmütz und Prag, Karl Gustav aus Wilna und Posen Manches mit. Vieles ward nachher allmählig zugekauft und zugeschenkt, und seit 50 Jahren ward durch eine planmäſsigere Einrichtung manches allmählig ergänzt und erweitert, so daſs diese Bibliothek immer auf eine ziemliche Vollständigkeit, und für die vaterländische Litteratur auf eine vorzügliche Wichtigkeit Anspruch machen kann. Ihre Merkwürdigkeiten, der Codex argenteus, die Edda mit Mönchsschrift, die groſse historische Sammlung von Palmsköld sind schon zu oft beschrieben worden. Dahin gehören jetzt noch die mit ihnen in demselben Zimmer aufgestellten versiegelten Koffer und Kisten Gustav des Dritten, die erst 50 Jahr nach seinem Tod geöffnet werden sollen. Die Zimmer und Repositorien sind licht, und geschmackvoll eingerichtet, und einige derselben mit Bildnissen von Professoren, Schenkern und Wohlthätern der Universität geziert. Man rechnet, auſser den Handschriften, die Bibliothek auf 50000 Bände. Jährlich sind zum

Die zwei Raben.

Als ich einſam ging meinen Gang,
Hört ich zweier Raben dumpfen Klang:
Der eine zu dem andern ſprach:
„Wo gehn wir frühſtücken dieſen Tag?"

„Dort hinter dem krauſen Hagdornſtrauch
Blies ein erſchlagner Ritter den letzten Hauch,
Und daß er da liegt, iſt Keinem kund,
Als ſeiner ſchönen Dame, ſeinem Falken und Hund."

„Sein Hund lief auf die Jagd hinaus,
Sein Falk trägt wild Geflügel zu Haus,
Seine Dame nahm einen andern Mann.
So greifen wir unſer ſüßes Frühſtück denn an!"

„Du hältſt auf ſeinem Schulterbein den Schmaus,
Ich hack' ihm ſeine ſchönen blauen Augen aus,
Sein Goldhaar wird von uns Allen gepflückt,
Unſer Neſt damit gepolſtert und geſchmückt."

„Viele, Viele jammern und klagen um ihn,
Doch Keiner wird wiſſen, wo er fuhr hin;
Ueber ſein Gebein, wenn's liegt bloß und bar,
Wird der Wind blaſen heut und immerdar.“

Der Pfriemenhügel. *)

Es war einmal ein Rittersmann
Und eine ſchöne Maid,
Die hatten ſich geben ein Stelldichein
Wol auf der Pfriemenhaid.

Der Ritter in Morgendämmrung früh
Ritt wol zum Wald hinaus,
Sie aber ſaß bis Nachmittag
In ihrer Mutter Haus.

Und leidvoll und gedankenvoll
Saß ſie in des Schloſſes Thür:
„Soll ich zum Pfriemenhügel gehn,
Oder bleib' ich lieber hier?“

„Wenn ich zum Pfriemenhügel geh',
Dann iſt meine Jungfrauſchaft hin;
Bleib' ich daheim, ſo ſchilt mein Liebſter wol,
Daß ich wortbrüchig bin.“

---

*) „The Minstrelsy“, Bd. 2.

Da rief von oben aus dem Schloß
Ein Zauberweib heraus:
„Zum Pfriemenhügel magſt du gehn und doch
Als Jungfrau kommen zu Haus.“

„Denn wenn du zum Liebſten auf den Pfriemenhügel gehſt,
Im tiefen Schlaf findeſt du ihn,
Zu ſeinen Häupten bei dem gelöſten Silbergurt,
Zu den Füßen Pfriemen ihm blühn.“

„Du nimm die Pfriemenblüte dir,
Die Blüte duftet ſüß,
Streu ſie auf deines Treuliebſten Kopf
Und gleichfalls auf die Füß'.“

„Die Ringe von deinen Fingern ſteck
Auf ſeine rechte Hand,
Damit er weiß, wann er erwacht,
Seine Liebſte hält ihm Stand.“

Sie hat die Pfriemenblüte gepflückt,
Ihm geſtreut auf Bruſt und Herz
Zum Zeichen, daß ihre Jungfrauſchaft
War geblieben unverſcherzt.

„Wo, wo warſt du, mein gutes milchweißes Roß,
Das ich ſo theuer bezahlt,
Daß du nicht wachteſt und weckteſt mich,
Als meine Jungfrau kam hier in den Wald?“

„Ich ſtampfte mit meinem Fuße, Herr,
Macht mit meinem Zaum Getön;
Aber nichts in der Welt konnte wecken dich —
So konnte ſie kommen und gehn.“

„Und was, mein guter Falk, ging in dir vor,
Den ich ſo lieb hielt und hold,
Daß du nicht wachteſt und weckteſt mich,
Als meine Jungfrau kam her zum Wald?“

„Ich klappte mit meinen Flügeln, Herr,
Machte auch mit meinen Schellen Getön,
Und ſchrie immerfort: Wach auf, Herr! Wach auf!
Eh' die Jungfrau hinnen kann gehn.“

„Geſchwinde, geſchwinde, mein gutes milchweißes Roß,
Daß wir holen die Jungfrau ein!
Und all' ihr Vögel im guten grünen Wald!
Fleiſch die Fülle ſoll euer ſein.“

„O ſprengt über die Haid Euer gutes weißes Roß,
Daß es niederſtürzt, ſprengt nicht ſo, —
Kein Vogel fliegt ſo geſchwind durch den Wald
Als ſie durch die Pfriemen entfloh.“

Lord Randal.

„Wo ſeid Ihr geweſen, Lord Randal, mein Sohn?
O wo ſeid Ihr geweſen, mein hübſcher junger Geſell?“
„Im wilden Wald war ich, Mutter. Macht mein Bett geſchwind und ſchön;
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte ſchlafen gehn.“

„Wo bekamt Ihr Mittagseſſen, Lord Randal, mein Sohn?
Wo bekamt Ihr Mittagseſſen, mein hübſcher junger Geſell?“
„Ich aß mit meiner Treuliebſten. Macht mein Bett geſchwind und ſchön;
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte ſchlafen gehn.“

„Was bekamt Ihr zu Mittag, Lord Randal, mein Sohn?
Was bekamt Ihr zu Mittag, mein hübſcher junger Geſell?“
„Aale aß ich in Brühe gekocht, Mutter. Macht mein Bett geſchwind und ſchön;
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte ſchlafen gehn.“

„Was ward aus Euren Bluthunden, Lord Randal, mein Sohn?
Was ward aus Euren Bluthunden, mein hübſcher junger Geſell?“
„O ſie ſchwellen und ſie ſtarben, Mutter. Macht mein Bett geſchwind und ſchön,
Denn ich bin müd' von der Jagd und möchte ſchlafen gehn.“

„O ich fürchte, Ihr ſeid vergiftet, Lord Randal, mein Sohn.
O ich fürchte, Ihr ſeid vergiftet, mein hübſcher junger Geſell.“
„O ja, ich bin vergiftet, Mutter. Macht mein Bett geſchwind und ſchön;
Denn ich bin krank im Herzen und möchte ſchlafen gehn.“

Braun Adam.

O wer möchte nicht auf den Wind,
Der durch die Blätter weht, lauſchen?
O wer möchte in treuer Liebe nicht
Mit Braun Adam dem Schmied tauſchen?

Doch ſie haben Braun Adam fern verbannt,
Wol fern von Vater und Mutter,
Sie haben Braun Adam fern verbannt
Von Schweſter und von Bruder.

Und ſie haben Braun Adam fern verbannt,
Seines ganzen Geſchlechtes Blüte,
Und er hat gebaut in dem grünen Wald
Für ſich und ſein Weib eine Hütte.

Und es begab ſich einen Sommertag,
Der dünkte Braun Adam gar lange,
Da iſt er wol durch den grünen Wald
Ein Wild zu erjagen gegangen.

Er hängt ſeinen Bogen über den Arm,
Seinen Köcher und Bolzen und Pfeile,
Und ſo durchſtreift er den grünen Wald
In allergeſchwindeſter Eile.

Und ſo ſchießt er Vögel wol auf und ab
Von Sträuchern und Bäumen herunter,
Und ſchickt ſie heim ſeiner ſüßen Frau
Mit Grüßen fröhlich und munter.

So auf die Vögel in Buſch und Baum
Gehn luſtig Schüſſe auf Schüſſe,
Und mit den Vögeln ſchickt ſeiner Frau
Er auf morgen Heimkunftsgrüße.

Als er zu ſeiner Frau Hausthür kam,
Stand er ein wenig und lauſchte
Und horchte, wie ein leichter Rittersmann
Loſe Worte mit ihr tauſchte.

Und er zog einen goldnen Ring heraus,
Hat gekoſtet gar viele Pfunde.
„O gib mir Lieb' um Liebe, ſüße Frau,
Und dein iſt er zur Stunde.“

„Braun Adam“, ſprach ſie, „den lieb' ich ſehr,
So — trau' ich — liebt er mich eben;
Braun Adam's Liebe nimmermehr
Werd' ich für keinen falſchen Ritter hingeben.“

Auszog er einen Beutel voll Geld,
Einen bis zur Bandſchnur vollen —
„O gib mir Lieb' um Liebe, Frau,
Und dies Geld ſoll in den Schoos dir rollen."

„Ich liebe Braun Adam ſehr", ſie ſpricht,
„Ich weiß, er liebt mich desgleichen;
Ich möchte Eure loſe Buhlin nicht ſein,
Um Alles, was Ihr mir könnt' reichen."

Da zieht er ſein langes blankes Schwert,
Läßt vor ihren Augen es blitzen —
„Und gibſt du nicht Liebe um Liebe mir,
Gleich wird es blutig im Buſen dir ſitzen."
Da ſpricht mit Seufzen die ſchöne Frau:
„Wann hab' ich hier meinen Vogelſchützen?"

Da ſtürzt Braun Adam herein geſchwind,
Spricht: „Rechtzeitig bin ich gekommen!"
So hat er ihm wol Bogen und Schwert
Und Köcher und Pfeile genommen,
Und ein theureres Pfand, vier Finger dazu,
Seiner rechten Hand von ihm genommen.

Ankauf neuer Werke 500 Rthaler aus der akademischen Kasse angeschlagen, wozu noch 200 bis 250 Rthaler von immatrikulirten Studenten und andere Accidentien kommen, so daſs die Bibliothek jährlich über 900 Rthaler zu disponiren hat.

Die Bibliothek hat einen Bibliothekar und Vice-Bibliothekar, zwei ordentliche und mehrere auſserordentliche Amanuensen. Sie ist täglich offen von 3 bis 4 Uhr Nachmittags, so lange die Vorlesungen währen. Wer zu thun hat, erhält auch in andern Stunden Zutritt. Der erste Bibliothekar und Prof. der Litteraturgeschichte, Herr Aurivillius, arbeitet seit mehreren Jahren mit seltenem Fleiſse an einem Katalog, wovon das Letzte bald vollendet seyn wird. Diesem fleiſsigen Manne verdankt die Bibliothek sehr viel. Was ich seiner Humanität verdanke, darf ich kaum andeuten. Der Patriotismus der Privatleute, der sich täglich bei so vielen löblichen Anstalten Schwedens zeigt, hat in den letzten 20 Jahren auch hier viel gethan. Sehr beträchtlich sind die Sammlungen, welche die um die schwedische Litteratur unsterblichen

Julius Grame.

O Julius Grame ſaß im Silberwald,
Er ſchliff ſein Breitſchwert, das lange,
Drauf rief er ſeinen kleinen Knappen auf
Zu einem Botſchaftsgange.

„Mach' dich fertig, kleiner Burſch!“ ſpricht er,
„Raſch geh' es von der Stelle!
Meinen Gruß zur Lilienblum,
Eh' das Morgenroth wird helle.“

Der Knabe ſchnallt ſich den Gürtel um,
Sprengt fort im grünen Haine,
Und kam wol zu des Fräuleins Schloß
Vor'm erſten Morgenſcheine.

„O, ſchläfſt du, Lilienblum, oder wachſt?
Die Sonne wirft ſchon ihre Schimmer —
Du wirſt gebeten zu kommen zum Silberwald,
Doch ich zweifle, heimkommſt du nimmer.“

Eine Meile ritt ſie, eine zweite weit,
Eine dritte ſie fort im Trabe,
Da hält ihr Roß an einem grünen Buſche ſtill
Vor einem friſchgegrabenen Grabe.

O, da ſprang Julius Graeme hervor
Aus einem Buſch in der Nähe:
„Herunter, Lilienblume, herunter vom Roß!
Denn hier ſollſt du ſchlafen gehen.“

Sie iſt niedergefallen auf ihre Knie,
Als ſie vom Roſſe geſtiegen:
„O Gnade! Gnade, Julius Graeme,
Ich bin nicht bereitet hier ſo zu liegen.“

„Dein Kind, das zwiſchen deinen Seiten ſich regt,
Wird bald herausdringen zum Lichte,
Es ſehen ſich wälzen in meinem Blut
Wäre ja eine Jammergeſchichte.“

„O, ſollt' ich dein Leben ſchonen“, ſpricht er,
„Bis das Kind deinen Schooß würde ſprengen,
Ich kenne deinen alten Vater zu gut,
Er würde ſogleich mich hängen.“

„O, ſchone mein Leben nur, Julius Graeme,
Brauchſt nicht vor meinem Vater zu beben;
Ich will verſtecken mein Kind im guten grünen Wald,
Oder mit ihm mich betteln durch's Leben.“

So hat Lilienblum ihn gebeten umſonſt,
Um Erbarmen ihn bitten müſſen;
Doch ſtieß er ſein Schwert durch ihren ſchönen Leib,
Wie ſie da lag zu ſeinen Füßen.

Er ſah die todte Lilienblum
Da liegen mit grauſamem Muthe,
Doch er fühlte Erbarmen für das hübſche Kind,
Das ſich wälzte in ihrem Blute.

Er hat aufgehoben das hübſche Kind,
Hat ihm neun Ammen gegeben,
Drei für den Tag, drei für den Schlaf,
Drei dazwiſchen zu gehn und daneben.

So hat er denn für ſeinen Sohn
Erzogen den hübſchen Knaben,
Und gedacht, die That, die er gethan,
Liege mit Lilienblum begraben.

Und nun begab es ſich einen Tag,
Als ſie waren heraus zum Jagen,
Haben ſie unter der grünen Eiche im Silberwald
Ihren Ruhplatz aufgeſchlagen.

Und mancherlei Blumen des grünen Walds blühn
Wol ringsum auf dem Grabe,
Und über ihren lieblichen Farbenglanz
Verwundert ſich der hübſche Knabe.

„Wie ſteht hier die Schlüſſelblume blaß und bleich!
Wie roth die rothe Roſe hier glühet!
Und die ſchönſte Lilienblum' wie ſchön
Auf dieſem Hügel ſie blühet!“

O, da ſprach's heraus Julius Grame,
Wie das Wort oft haſtig entflieget:
„Eine ſchönere Blume deine Mutter war,
Die unter dieſem Baume lieget.“

„Blaſſer war ſie, als ſie um meine Liebe gebuhlt,
Als bleiche Himmelsſchlüſſel,
Und rother als Roſen ihr rothes Herzensblut,
Das floß von meinem Schwert als Gerieſel.“

Da hat ſeinen Bogen ſtark und lang
Der Knabe angezogen,
Und der Pfeil iſt durch und durch
Durch Julius Grame geflogen.

Spricht: „Liege hier nun, Julius Grame!
Nimmer gehn über dich fromme Gebete,
Wo meine Mutter begraben liegt,
Iſt für dich viel zu gute Stätte.“

Die grauſame Schwester.*)

Es wohnten zwei Schweſtern in einem Schloß,
O Binorie! O Binorie! —
Da kam ihr Werber, ein ſtolzer Ritter zu Roß.
An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

Er buhlte um die Aeltſte mit Handſchuh und Ring,
O Binorie! O Binorie! —
Aber liebte die Jüngſte über jegliches Ding.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Er buhlte um die Aeltſte mit Degen und Schwert,
O Binorie! O Binorie! —
Aber die Jüngſte hielt er mehr als ſein Leben werth.
An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

Der Aeltſten war dies ein Herzeleid,
O Binorie! O Binorie! —
Gegen die ſchöne Schweſter ſchwoll ſie von Haß und Neid.
An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

---

*) „The Minstrelsy“, Bd. 3.

Die Aeltſte zu der Jüngſten ſprechen begann:
    O Binorie! O Binorie! —
„Willſt du ſehn Vaters Schiffe ſegeln heran?“
    An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

Sie nahm ſie bei ihrer Lilienhand
    O Binorie! O Binorie! —
Und führte ſie hinab zu des Stromes Strand,
    An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

Die Jüngſte ſtand wol auf einem Stein,
    O Binorie! O Binorie! —
Die Aeltſte kam und ſtieß ſie hinein.
    An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

Sie faßte ihre Mitte ſchlank und fein,
    O Binorie! O Binorie! —
Und ſchleuderte ſie in den Abgrund hinein.
    An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

„O Schweſter, Schweſter, reich' mir die Hand,
    O Binorie! O Binorie! —
Und du ſollſt erben mein halbes Land.“
    An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

„O Schweſter, ich reiche dir nicht meine Hand,
    O Binorie! O Binorie! —
Und werde doch erben all' dein Land.“
    An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

„Pfui, daß ich ſollte nehmen die Hand,
O Binorie! O Binorie! —
Die mich beſtrickt und mein Liebſtes mir abgeſpannt.“
An den ſchönen Mühlenteichen zu Binorie.

„O Schweſter, reiche nur deinen Handſchuh mir,
O Binorie! O Binorie! —
Und meinen ſüßen Wilhelm geb’ ich zum Liebſten dir.“
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

„Sink’ unter! Hoffe weder Hand noch Handſchuh,
O Binorie! O Binorie! —
Und den ſüßen Wilhelm leg’ ich beſſer als Liebſten mir zu.“
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

„Deine Roſenlippen und dein gelbes Haar
O Binorie! O Binorie! —
Hätten mich Jungfrau bleiben laſſen immerdar.“
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Zuweilen ſie ſank und zuweilen ſie ſchwamm,
O Binorie! O Binorie! —
Bis ſie zu des Müllers Teiche kam.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

„O Vater, Vater, zieht die Schleuſen am Mühlendamm,
O Binorie! O Binorie! —
Da iſt ein Seeweib oder ein milchweißer Schwan.“
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Der Müller lief und zog die Teichſchleuſen auf,
O Binorie! O Binorie! —
Und da kam ein ertrunknes Weib heraus
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Ihr konntet ihre blonden Locken nicht ſehn,
O Binorie! O Binorie! —
So deckten ſie Gold und Juwelen ſchön.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Ihr konntet nicht ſehn ihre Mitte ſchlank und fein,
O Binorie! O Binorie! —
So prächtig ſchloß ein goldner Gürtel ſie ein.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Vorbei ging ein berühmter Harfner da,
O Binorie! O Binorie! —
Der ſich das ſüße liebliche Antlitz beſah.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Und als er die ſchöne Prinzeſſin ſah,
O Binorie! O Binorie! —
Ihm leid und weh um das Herz geſchah
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Eine Harfe machte er aus ihrem Bruſtbein,
O Binorie! O Binorie! —
Deren Klänge konnten ſchmelzen ein Herz von Stein.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Die Saiten hat er aus ihrem Goldhaar gemacht,
O Binorie! O Binorie! —
Deren Klänge, die ſie hörten, haben traurig gemacht.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Zu ihres Vaters Halle er damit ging,
O Binorie! O Binorie! —
Die eben den verſammelten Hof empfing.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Er legte dieſe Harfe auf einen Stein,
O Binorie! O Binorie! —
Und ſtracks begann ſie zu ſpielen allein.
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

„O da drüben ſetzt mein Vater, der König, ſich hin,
O Binorie! O Binorie! —
Und da drüben ſitzt meine Mutter, die Königin.“
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

„Und drüben ſteht mein Bruder Hugo dabei,
O Binorie! O Binorie! —
Und bei ihm mein Wilhelm ſüß und getreu.“
An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Und der letzte Ton, den die Harſe ſchlug,
    O Binorie! O Binorie! —
War: „Weh! Weh! Schweſter Helene, voll Falſch und Trug!“
    An den ſchönen Mühlenteichen von Binorie.

Männer, Präsident Rosenadler und Prof. Lidén, der Bibliothek geschenkt haben.

Die Reitbahn ist gleich hinter der Bibliothek, unweit dem Palais des Erzbischofs. Sie ist in gutem Stande. Die Pferde sind brav, der Stallmeister ein berühmter Reiter, und an Schülern fehlt es nicht. Auch der Fecht- und Tanzstaat, dessen Ubungen ich aber nicht gesehen habe, ist berühmt. Wenn die Schweden aber gewöhnlich besser tanzen als die Teutschen, so fechten sie weit weniger, und höchstens nehmen die Adelichen an solchen Übungen Theil.

In dieser Gegend steht auch das Häuschen, welches das Museum der Upsalischen Gesellschaft der Wissenschaften enthält. Dieses ganz artige Museum besteht gröſstentheils aus den Schenkungen der Herren Gyllenhall und des vormaligen Apothekers Ziervogel in Stockholm. Das bedeutendste derselben ist für Konchylien und Mineralogie. Alles ist nach dem Inhalte des Ziervogelschen Testaments aufgestellt, in der Ordnung, wie es bei ihm im Leben war, zum Theil auch die alten Möbeln mit, sein Lehnstuhl und sein Porträt. Vielleicht macht

O wäre meine Liebste eine Rose roth.[*]

O wäre meine Liebſte eine Roſe roth,
Die wächſt auf dem Schloßwalle,
Und ich ſelber ein Tropfen Thau,
Nieder auf die Roſe wollt' ich fallen.
O meine Liebſte iſt hold, hold, hold,
Sie iſt hold und ſo wohl gethan,
Wenn ich ihr ſchönes Antlitz ſeh',
Da ſieht ſie wieder lächelnd mich an.

O wäre meine Liebſte ein Weizenkorn,
Geſä't, wo die Lilien blühn,
Und ich ein hübſches Vögelein,
Wie wollt' ich fliegen mit dem Körnlein dahin!
O meine Liebſte iſt hold, hold, hold,
Sie iſt hold und ſo wohl gethan,
Wenn ich ihr ſchönes Antlitz ſeh',
Da ſieht ſie wieder lächelnd mich an.

---

[*] „The Minstrelsy", Bd. 3.

O wäre meine Liebſte eine Kiſte voll Gold,
Und ich müßte die Schlüſſel bewachen,
Wann's mir gefiele, ſchlöß ich ſie auf
Und würd' in die Kiſte mich machen.
O meine Liebſte iſt hold, hold, hold,
Sie iſt hold und ſo wehl gethan,
Wenn ich ihr ſchönes Antlitz ſeh',
Dann ſieht ſie wieder lächelnd mich an.

Thomas der Reimer.

Treu Thomas lag an Huntlies’ Rand,
Thät mit den Augen ein Wunder erſpähen,
Da hat er eine ſchönſte Frau
Am Hollunder niederreiten geſehen.

Von grasgrüner Seide war ihr Hemd,
Ihr Mantel von Sammet feine,
An jedem Mähnenzopf ihres Pferds
Hingen fünfzig Silberglöckchen und neune. *)

Treu Thomas er zog ſeine Mütze ab,
Lag gleich vor ihr auf ſeinen Knieen:
„All’ Heil! du mächtige Himmelskönigin!
Deinesgleichen hab’ ich auf Erden nicht geſehen.“

„O nein, o nein! Thomas“, ſie ſprach,
„So darf ich nimmer mich nennen,
Vom ſchönen Elfenland bin ich nur Königin,
Ich kam her dich zu ſehen und zu kennen.“

---

*) Nur im Allgemeinen zu bemerken, welche Rolle die großen Geburtszahlen der Natur 3, 5, 15, 12, 9, und die mit ihnen aufgehenden Zahlen in den nordiſchen Sagen und Märchen ſpielen.

„Thomas, klinge und ſinge mit mir!“ ſprach ſie,
„Mit mir ſollſt du klingen und ſingen!
Und küſſeſt du meine Lippen kühn,
Kann ich dich feſtgefangen mitbringen.“

„Geſcheh mir Liebes, geſcheh mir Leids
Solch Schickſal erſchreckt nur die Feigen.“
Dann hat er ihre Roſenlippen geküßt
Wol unter den Hollunderzweigen.

„Nun mußt du mit mir gehen“, ſprach ſie,
„Treu Thomas, nun mußt du mit mir gehen,
Und mußt mir dienen ſieben Jahr,
Es mag dir Liebes oder Leides geſchehen.“

Sie ſtieg auf ihr milchweißes Roß,
Hieß Thomas aufſitzen hinten,
Und o! — ſo wie ihr Zügel klang,
Flog das Roß geſchwinder als Winde,
Bis ſie kamen zu einer weiten Wüſte hin,
Alles lebendige Land laſſend weit hinten.

„Steig ab! ſteig ab nun, Treu Thomas,
Deinen Kopf auf die Kniee mir neige,
Ganz ſtill, und ruh' eine kleine Weil'
Und drei Wunder will ich dir zeigen.“

„O, ſiehſt du nicht jenen engen Weg,
Dick mit Dornen und Diſteln verhangen,
Das, wiſſe, iſt der Redlichen Pfad,
Wonach ſo Wenige verlangen.“

„Und ſiehſt du nicht jenen breiten, breiten Weg,
Der durch Lilienauen ſich windet,
Das iſt der Böſen Pfad, die ſagen,
Daß auf ihm man zum Himmel hin findet.“

„Und ſiehſt du nicht den luſtigen Pfad,
Der ſich windet durch Farrenkräuter,
Das iſt zum ſchönen Elfenland der Weg,
Auf dem du und ich dieſe Nacht reiten weiter.“

„Aber du mußt halten verſchwiegenen Mund von Dem,
Was hier deine Augen und Ohren vernommen;
Denn ſprichſt du ein Wort im Elfenland,
Wirſt du nimmer in dein Land wieder kommen.“

Und geritten ſind ſie immer weiter fort,
Geſchwommen durch Ströme und Seeen,
Geritten hin am brauſenden Meer,
Haben weder Sonne noch Mond geſehen.

Kein Sternlicht war, düſter, düſter die Nacht,
Kniehoch durch rothes Blut rannten die Roſſe;
Denn aus jenes Landes Quellen ſprudelt auf
Alles Blut, das auf Erden je iſt vergoſſen.

Dann kamen ſie an einen Garten grün,
Von einem Baum thät einen Apfel ſie brechen.
„Nimm dieſen als Dienſtlohn, Thomas Treu,
Hinfort kann dein Mund keine Lüge je ſprechen.“

„Meine Zunge iſt mein eigen“, ſprach Thomas Treu,
„Für die ſchöne Gabe müßt' ich dir danken;
Ich verſtehe mich weder auf Kauf noch Verkauf,
Mag ich zum Gelag oder Jahrmarkt hinwanken.“

„Ich verſteh' nicht zu ſprechen mit Prinz und Baron,
Noch Gunſt zu bitten von ſchönen Weiben.“ —
„Jetzt iſt's genug“, ſo ſprach die Frau,
„Denn wie ich geſagt, ſo muß es bleiben!“

Er hat bekommen einen Rock von glänzendem Tuch,
Und ein Paar Schuhe von Sammet grüne,
Und bis ſieben Jahre waren gegangen vorbei,
Iſt Thomas Treu nimmer auf Erden erſchienen.

Herzensfreude.*)

Ich ſchlief auf einer grunen Wieſe ein,
Süß beſangen den Maitag die Vögelein,
Mir träumte von Lilien und Roſen im Hain.
In der Jugend iſt Freude, iſt Freude.

Mir däuchte, luſtig erging ich mich da,
Wo mir von der Liebſten gar Süßes geſchah;
Aber ich erwachte, und es war nicht mehr da.
In der Jugend iſt Freude, iſt Freude.

---

*) Thomas Evans, „Old Ballads" (London 1810), Bd. 4.

Der beneidete Weidenzweig.[*]

O ich bedaure dich nimmermehr,
Der geht mit dem Weidenzweig einher;
Ja, ich beneide dich und Alle,
Die einſt hoch ſtanden und kamen zu Falle.
O Weidenzweig, du Zweiglein klein!
Ich wollte, Zweiglein, du wäreſt mein!

Dein Weidenzweig verkündet mir,
Daß du an Glück ſtehſt weit vor mir;
Er ſpricht von ſchönen vergangnen Tagen,
Sonſt würdeſt du nicht die Weide tragen.[**]
O Weidenzweiglein, Zweiglein klein,
Könnt' einſt auf *ihrem* Pfühl ich Schläfer ſein.

---

[*] Bei dieſem Liedchen mögen Die ſich die Augen wol wiſchen, welche im Frühling des Jahres 1848 in Frankfurt voll Sehnſucht des deutſchen Kaiſers mit dem Weidenzweig einhergingen. Da ſang auch Unſereiner in der ſüßen Träumerei von dem Kaiſer unter dem Schatten des dortigen Weidenbuſches:

O Weidenbuſch, du kleiner Strauch,
Dir kann der erſte Frühlingshauch
Die blaſſen grünen Blätter wecken.
Wie biſt du ſaft- und lebensreich!
Gleich ſprießt und grünt dein kleinſter Zweig,
Den wir nur in die Erde ſtecken.

[**] Wem fällt hier nicht Shakſpeare's unſterbliche Ophelia ein, in Liebesträumerei von dem Weidenkränzlein ſingend?

Allem trotz' ich, was in Wald und Hain
Und vor allen Teufeln kann teufliſch ſein.
Eine Stunde von Paradieſesfreuden,
Ein Spiel ſind dagegen alle Fegfeu'rleiden.
Thu' dein Aergſtes, Weidenzweigelein,
Unſeliger kann ich doch nimmer ſein.

Meine goldne Zeit hab' ich verthan,
Schlug manche Liebesweiſen an,
Ließ Lieder von Lieb' und Treue klingen,
Die Jugendtage durchzubringen.
O Weide, Weidenzweigelein!
Mein Singen brachte mir nichts ein.

Nun ach! Zu ſpat iſt's — graues Haar,
Des Schickſals Bote, predigt klar:
Gib, altes Herz, gib dich zufrieden,
Der Jugend nur iſt Schönheit beſchieden.
O Weide, Weide! Ich fahr' dahin —
Dein Diener iſt glücklicher als ich bin.

Unter dem Baum.

O der Maienmond! Der luſtige Maienmond,
So luſtig, ſo fröhlich, ſo grün, grün, grün!
O da ſprach ich zur Herzallerliebſten mein:
Du ſollſt, ſüßes Gretchen, meine Sommerkönigin ſein.

Die Nachtigall nun, die hübſche Nachtigall,
Die ſüßeſte Sängerin von Allem, was ſingt im Hain,
Mahnt dich, ſüßes Gretchen, zu hören deinen Liebſten an;
Sieh, drüben ſitzt ſie auf einem Lilienſtängelein.

Doch ich ſeh' den Kukuk, den Kuku! Kuku!
Schau, wo er ſitzt — komm, Liebchen, komm von hier!
Komm doch weg! Ich bitt' dich. — Der Kukuk nimmermehr
Soll er ſingen, wo Gretchen küßt und ſpielt mit mir.

O der Maienmond! Der luſtige Maienmond,
So luſtig, ſo fröhlich, ſo grün, grün, grün!
O da ſprach ich zur Herzallerliebſten mein:
Du ſollſt, ſüßes Gretchen, meine Sommerkönigin ſein.

er sich zuweilen den Spaſs, rund zu gehen, denn etwas Ähnliches muſs er sich im Leben gedacht haben. Noch sind hier manche andre einheimische Curiosa, als: Waffen, Runenstäbe, Geräthe, lappische Zaubertrommeln. In einem andern Häuschen sind noch einige Kleinigkeiten und ein kleines physikalisch-mathematisches Kabinet. Das Museum hat an dem Herrn Magister Hällst öm einen gelehrten und gefälligen Aufseher.

Jenseit des Flüſschens, in der östlichen Stadt, ist das Observatorium und der alte, nun verfallende, botanische Garten, der aber noch immer eine groſse Merkwürdigkeit neben sich hat, nemlich Thunberg mit seinen Sammlungen. Er wohnt noch in dem alten mit Blei gedecktem Hause des Professors der Naturgeschichte. Ich darf von ihm als Menschen nichts sagen, wohl aber muſs ich bekennen, daſs ich in einigen lehrreichen Stunden viel von ihm gelernt habe. Seine Humanität ist nur die allgemeine schwedische, worüber man sich nicht mehr wundert, wenn man lange unter der Nation gewesen ist. Obgleich er von seinen rei-

Bitte an die Vöglein.

Ihr Vöglein, die ihr ſitzt und ſingt
Wol in den grünen Wäldern,
Wenn ihr Phyllis luſtwandeln ſeht
In Gärten und in Feldern,
Auf! Vöglein, zu ihrem Häuschen fliegt,
Singt, hübſche Vöglein, ſie vergnügt.
Weh' mir! mir däucht, ihr Blick iſt trüb.
Zwitſchert, ihr hübſchen Vöglein.

Mit euern Schnäbeln zirpt ihr vor,
Was ich euch hier erzähle:
Sie weiß um meine Lieb' allein,
Die ich der Welt verhehle.
Auf! hübſche Vöglein, ſingt ihr ſo,
Macht ſie durch luſtige Töne froh.
Weh' mir! mir däucht, ihr Blick iſt trüb.
Zwitſchert, ihr hübſchen Vöglein.

Auf! Stimmet eure Schnäbel ſchon,
Singt ihr von meiner Treue,
Singt laut und ſüß, daß jeder Ton
Ihr liebes Herz erfreue.
Von meiner Liebe klingt und ſingt
Ihr, welche ſelbſt ſo lieblich ſingt.
Noch immer däucht mir trüb ihr V[illegible].
Zwitſchert, ihr hübſchen Vöglein.

O fliegt geſchwind! Sieh, ſieh, ſie fällt
In einen ſüßen Schlummer.
Singt um ihr Roſenbett, daß ſie
Erwacht mit lauter Wunder.
Sagt ihr, ihr Liebſter ſchicket euch,
Schickt Liebe ihr durch euch, durch euch,
Und wenn ſie freundlich Antwort gibt,
Grüßt ſie mit munterm Zwitſchern.

Des ersten Maitags Stange.

Auf! junge Geſellen, friſch! friſch herbei
Mit Sang und Klang und Tanz! Es iſt Mai.
Führt eure Mädchen hübſch an den Händen,
Denn ſo thut Liebe die Botſchaft ſenden:
Friſch zur Maiſtange! Friſch herbei!
Denn heut' iſt Feſttag, heut' iſt Mai.

Es iſt die Freudenzeit im Jahr,
Die Veilchen blühn ſo hell und klar,
Hübſche Schlüſſelblumen rings entſchloſſen,
Die Knospen ſchwellen ſchon die Roſen;
Friſch denn zur Maiſtange! Friſch herbei!
Denn heut' iſt Feſttag, heut' iſt Mai.

Und wenn ihr wohl gezählt ſie habt
Die Küſſe, womit euch Feinsliebchen begabt,
Nehmt ſie, nehmt ſie immer und immer!
Aermer durch Küſſe werdet ihr nimmer.
Friſch denn zur Maiſtange! Friſch herbei!
Denn heut' iſt Feſttag, heut iſt Mai.

Wenn ihr ſo fröhlich vollbracht den Tag
Und die Sonne geht in ihr Schlafgemach,
Dann, in der Nachtzeit heißt's: Zu Bette! Zu Bette!
Und geträumt von Dem, was Jeder gern hätte!
Friſch denn zur Maiſtange! Friſch herbei!
Denn heut' iſt Feſttag, heut' iſt Mai.

An die Nachtigall.

O Vöglein, das verdeckt hinweggeſungen,
Womit uns Winter Müh und Sorge quälen,
Das kann von Lenz und Blumen viel erzählen,
Von Felſen, Quellen, Bächen, Bäumen ſingen,
Und mächtig tönen in die Menſchenſeelen
Von Gottes Güte und den hohen Thaten,
Womit er ſie ſo reichlich hat berathen,
Die dunkle Stunden ihnen ſehr verhehlen.

Du bringſt allen Traurigen und Kranken
Von dieſer Erde Jammer und Getümmel
Ein ſüß Vergeſſen, und erhebſt zum Himmel,
O Nachtigall, die leidenden Gedanken.

Druckfehler.

S. 4, Z. 1 v. u., statt: [illegible], lies: [illegible]
„ 22, „ 4 v. o., St.: Zweckmäßigkeit gut. L.: [illegible]
„ 60, „ 6 v. u., ist das Zweck' : zu streichen.
„ 76, „ 1 v. u., St.: erlebt. L.: lebt
„ 107, „ 9 v. u., St.: [illegible]. L.: [illegible]

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderungen

und

Wandelungen

mit dem Reichsfreiherrn

Heinrich Karl Friedrich von Stein

von

E. M. Arndt.

Berlin.
Weidmannſche Buchhandlung.
1858.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Des Freiherrn

Dr. Christian Karl Joſias Bunſen,

Excellenz.

Hier, verehrter Freund, haben Sie endlich Ihren Bothwell von Auchinleck mit und über Stein. Sie ſind Schuld daran, Sie haben es gewollt und befohlen, und ich gehorche. Sie meinen, ich ſei auch post Pertzium am beſten im Stande, von unſerm tapferſten unüberwindlichſten deutſchen Ritter ein kleines Schattenbild zu entwerfen. So mögen denn dieſe leichten Vögel der Erinnerung nun längſt verſchienener Tage in die Welt hineinflattern. Mögen die ſie fliegen ſehen finden, daß ſie nicht bloß Sand ſondern auch einigen Blüthenſtaub von ihren Flügeln herabſchütteln! mögen ſie nicht weniger Luſtiges und Ergötzliches darin finden als diejenigen, welche vor achtzig neunzig Jahren die wunderlichen abenteuerlichen Irrfahrten und Inſelfahrten des ſchottiſchen Ritters von Auchinleck und ſeines dicken Doktors Samuel begleitet haben! Es wird bei der Flügelſchüttelung eines leichten Reiſegefolges wohl einige dünne Spreu mitfliegen, welche, auf andern Tennen anderschen Schätzen vieles an die Akademie geschenkt hat, so hat er doch treffliche Sammlungen übrig für Zoologie, Botanik, Menschen- und Kulturgeschichte, besonders japanische und chinesische. Seine Münzsammlung, welche viele malabarische und indische Münzen enthält, hat einen groſsen Werth. Er besitzt eine unendliche Menge von verschiedenen Geräthen, Kleidungen, Möbeln, Trachten, Stellungen, wissenschaftlichen Instrumenten, Bildern, Götzenbildern und bearbeiteten Materien aus dem Gewächsreiche. Vorzüglich schön ist alles Japanische gearbeitet, an Eleganz und Leichtigkeit dem Chinesischen weit voraus. Was soll ich der Menge Fabrikate, Zeuge, und des orientalischen Geschmacks und Farbenglanzes, erwähnen? Vieles hat er auch von Otaheiti und den Südseeinseln, besonders viele Arbeiten und Zierrathen aus Federn, zum Theil ganz lustig neben lappischen Herrlichkeiten aufgestellt. Unvergeſslich werden mir die Ideen seyn, die der bescheidene Greis ganz aus der Fülle seines Herzens sprach, wie man die Geschichte der Völker, besonders die allgemeine Geschichte, ne von mir gedroſchen und zerdroſchen, hin und wieder ſchon gutes hungriges Vieh gefüttert hat. Da werden Sie nicht ungeduldig werden, wenn Ihnen alter Staub in die Augen zu fliegen ſcheint.*) Es fliegen mit der Spreu doch immer einige Körnlein mit durch die Luft und fallen hie und da auf einen guten Boden. Kurz, Sie haben es gewollt und ſollen die Verantwortung tragen.

Doch genug! ſonſt könnte der alte [illegible] zu bothwelliſch geſchwätzig werden. Ade! Ade: Gebe Gott und Allen ein gutes Jahr und Ihnen friſchen Muth und tapfre freie Gedanken!

E. M. Arndt.

Bonn Mitte des Wintermonds 1858.

---

*) Manches in den Erinnerungen aus meinem Leben wird man hin und wieder neu angeklungen, auch wohl Einzelnes wiederholt finden. Doch nach meinem Gefühl gehörte es an ſeiner Stelle für ein volles Bild des Ganzen hieher.

Das Kometenjahr 1811, welches heute noch durch ſeinen Wein berühmt iſt, leuchtete in dem Sinn der europäiſchen Menſchen und auch in meinem Sinn mit der Erwartung und Hoffnung auf von gewaltigen Entſcheidungen und Umwälzungen der Dinge, die da nächſtens erfolgen würden. Das kleine und dumme Volk träumte und ſchwatzte ſich mit Ungeheuerlichkeiten von Krieg und Peſt müde; die Frommen und die Geſcheidten ſchauten mit ſehr verſchiedenen Gedanken Gelübden und Gebeten zum Himmel empor, nicht in ihren Anfängen aber wohl in ihren Enden der Gebete und Gedanken mit einander einſtimmig. Ich, damals ein kleiner Profeſſor in Greifswald, hatte mit vielen Tapfern ſchon ſpaniſche und tyroliſche Gedanken. Ich empfand und wußte, daß ein ſogenanntes allgemeines alle Welt in Frieden und Faulheit zugleich begrabendes zweites Römiſches Imperatorenreich, wie der große Attila Europas es verkündigen und weiſſagen ließ, eine Unmöglichkeit war. Ich hatte zu vielen Zorn und Haß in der

Bruſt; ich wußte, daß gottlob Viele ja die Meiſten davon noch genug im Herzen trugen: es mußten noch gewaltige Kämpfe kommen. Das große Gewitter im Oſten über den polniſchen und ruſſiſchen Sümpfen, Wäldern und Wüſten dunkelte düſter am Horizont auf. Ich nahm in dieſem Kometenſommer des Jahres 1811 Abſchied von meiner Stelle in Greifswald, fuhr im Herbſt jenes Jahrs nach Berlin und holte mir von dem dortigen ruſſiſchen Geſandten Päſſe für Rußland, jenem Geſandten, einem Grafen Lieven, beſonders empfohlen durch zwei alte ſchwediſche ſtockholmer Gönner und Freunde, durch den General Armfelt, damaligen Statthalter Finnlands, und durch den früheren, ſchwediſchen Oberhofmarſchall Freiherrn Munck. Mit dieſen Päſſen hatte ich mich für allen Nothfall verſehen, und ſolcher Nothfall trat bald ein. Im Winter 1812 ging ich nach Berlin, und wartete dort ein paar Monate das näher heranziehende Gewitter ab. Dann ging es nach Schleſien um von da bei'm Kriegsausbruche ſogleich weiter gegen Oſten fliehen zu können. Denn von meinem Napoleon durfte ich mich freilich nicht einholen laſſen. Dieſer Bruch und Ausbruch kam und fand mich gerüſtet. Ich fuhr dann durch Böhmen und Polen gen Moſkovien, noch beſonders eingeladen von einem großen Vorausreiſenden, dem Reichsfreiherrn vom Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerkſam geworden war. Ich zog nicht allein gegen den Oſten, ich ein armer antinapoleoniſcher Federheld, der gegen den Gewaltigen nur Gänſeſpulen wetzte, ſondern es zogen viele tapfre Degen aus deutſchen Landen, beſonders manche preußiſche Officiere dahin, um die Gluth des gerechten deutſchen Zorns gegen den großen Ueberliſter und Dränger der Könige und Völker im wälſchen Blute abzukühlen. Da half es freilich nicht, es mußte dieſer Zorn auch in deutſchem Blute, das für Napoleon mitfließen ſollte, abgekühlt werden. Napoleon war ſchon Attila, der die dick zuſammengerollten Haufen bezwungener Völker und auch die Schaaren deutſcher Könige und Fürſten über Oder Weichſel und Dneſtr mit ſich und hinter ſich hertreiben ließ. Von den Abenteuern dieſer meiner Hedſchra, von meiner durch Böhmen und Gallizien, durch Moſkau und durch Roſtopſchins des Hauptſtadteinäſcherers Siegesfeſte und Tedeums hin bis zur zweiten ruſſiſchen Hauptſtadt an der Neva habe ich anderswo breiter erzählt. Gegen Ende Auguſts des Jahrs 1812 ſtand ich vor dem berühmten Miniſter Freiherrn vom Stein.

Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, „daß Sie da ſind. Wir müſſen hoffen, daß wir hier „Arbeit bekommen.“ Ich ſah einen Mann vor mir gedrungenen mittleren Wuchſes, ſchon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendſten Augen und freundlichſter Gebärde. In beſter getreueſter

Meinung hatte er mich zu ſich gewünſcht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm ſtand, ſchien einem Bilde ſolches Wohlwollens zu entſprechen. Er empfing mich wirklich mit ſolcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns ſchon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, däuchte mir faſt wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu ſtehen. Die Jugendblödigkeit des gebornen Plebejers, die auch nie ſehr demüthig geweſen war, war in dem dreiundvierzigjährigen Mann, der vor dem fünfundfünfzigjährigen Freiherrn ſtand, ſchon vor einem Vierteljahrhundert abgerieben und abgeklopft. Ich hatte in großen Hauptſtädten ſchon genug Welttreiben geſehen und war unter Grafen und Baronen und weiland Staatsminiſtern und Fürſten kein Fremdling mehr, hatte die letzten böſen Lehrjahre meines Lebens mit ſolchen Menſchen und unter ſchlimmen verworrenen Dingen am Staats- und Hof-Lager in Stockholm durchgemacht. Kurz, ich ward auf das allerfreundlichſte empfangen und für den nächſten Morgen wieder berufen, um gleichſam meine Anweiſung und Einweiſung in meine Petersburger Stellung aus ſeinen Händen überliefert zu erhalten. Ich mußte ſogleich mit ihm zu Mittag eſſen; dann beſchied er mich auf den morgenden Vormittag. Ich war im Hotel Demuth abgeſtiegen, wo er wohnte; wenige Wochen darauf bezog er ein ſtolzeres miniſterlicheres Palais.

Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein, und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menſchen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Dieſe Anwandlung von Erinnerungen und Aehnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte, war es faſt leibhaftig: dieſelbe gedrungene Geſtalt, dieſelbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieſelbe mächtige Naſe bei beiden, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinſtieß, als die da noch ſuchte, bei Stein aber wie bei einem, der ſein Feſtes, worauf er ſtoßen ſollte, ſchon gefunden hatte. Beide konnten freundlich ſein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernſt und zuweilen auch eine ſchreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutſchen Ritters gelegentlich doch viel ſchrecklicher war als bei dem Sohn des armen lauſitzer Webers.

Stein wies mir nun ungefähr die Stellung an, welche ich mit und an und unter ihm haben ſollte. Das Unter aber hat er niemals gegen mich gebraucht. Ueber ſeine Stellung zu dem hohen Czaren ſprach er nimmer ein Wort, ſondern ſchloß das kurz mit den

Worten ab: „Sie wiſſen ja, warum und wozu ich hier „bin, ſo gut Sie es wiſſen, warum Sie ſo weit nach „Oſten ziehen gewollt haben. Unſre kleinen Geſchäfte „werden ſich finden.“ Und dann nannte er mir das Nächſte und die nächſten Perſonen, welche ich ſehen müſſe und bei welchen ich ſchon angemeldet ſei. Ich habe mir hinzugehen und meinen Namen zu nennen. Ihre Namen hießen: der alte Herzog von Holſtein-Oldenburg, Graf Lieven jüngſt noch ruſſiſcher Geſandter in Berlin, Graf Kotſchubey, Oberſt Arentſchild und einige Etcaetera. Hier die Erklärung über dieſes Nächſte:

Wie geſagt, über ſein Verhältniß zum Kaiſer Alexander, alſo noch weniger über etwanige Geſpräche und Verhandlungen mit ihm hat er außer freundlichem Lobe, welches er dem Autokrator reichlich ſpendete, faſt nie ein Wort mit mir geſprochen. Dieſe ſeine Wirkſamkeit und Arbeit iſt begreiflich immer unter vier Augen geblieben, und von eigenen Thaten und Werken erzählte er überhaupt faſt nie; in der äußerlichen ſichtlichen Stellung aber ſtand er hier in Petersburg gleichſam als Stellvertreter Deutſchlands und der möglichen Entwickelungen und Erfolge und der Vorbereitungen und Rüſtungen der Dinge, die ſich auf Deutſchland beziehen, und für Deutſchland ergeben könnten, gleichſam ein noch ſehr in der Luft oder vielmehr in dem Lichte des Gedankens ſchwebender deutſcher Diktator. In der

Ferne ſchwebte allen uns Deutſchen, die noch ein heißes zorniges Herz für unſer Vaterland hatten, die Wiederaufrichtung deſſelben aus dem Jammer und der Schande, die Vernichtung des ſcheußlichen Rheinbundes und die Zertrümmerung der franzöſiſchen Macht vor. In der Nähe, hier in Rußland, fochten unter Napoleons Fahnen wenigſtens 150,000 Deutſche, ſeine Soldaten, aus eroberten deutſchen Landen ausgehoben, die heranbefohlenen Rheinbundstruppen, endlich die Hülfsſchaaren Oeſtreichs und Preußens. Es war die Meinung und Hoffnung, wenn das Kriegsglück des gewaltigen Attila etwa wanke, die Herzen dieſer über alle Ströme und Wüſten ſo weit gegen Oſten aus der Heimath fortgetriebenen Jünglinge zu erſchüttern und ſie zu erinnern, daß ſie jenſeits ein großes Vaterland haben, für deſſen Glück und Ehre ſie lieber in den Streit gehen ſollten, als ſich von dem fremden Ueberzieher in den Tod treiben zu laſſen. Viele tapfre Männer, welche von edlem Zorn und heller Hoffnung brannten, waren unter dieſem Zeichen deutſches Vaterland nach Rußland gegangen, unter Alexanders Fahnen gegen Napoleon zu fechten und aus allen Kräften deutſche Jünglinge für die Erlöſung ihres Vaterlandes zu einer Gegenſchaar zu waffnen. Dies war der Gedanke der Deutſchen Legion. Für die Errichtung und Gründung derſelben ward in Petersburg zunächſt geplant und gearbeitet, und hiefür bekam ich gleichſam meines Eintritts erſte Thätigkeit und Beſchäftigung.

In Beziehung auf die Errichtung dieſer Legion hatte Stein mir die oben genannten Namen ausgeſprochen. Ich muß alſo hier über ſie ein wenig erzählen.

Der Herzog von Oldenburg war vor zwei Jahren von Napoleon von Land und Leuten verjagt, nächſter Vetter und Gefreundter des Kaiſers von Rußland. Er ſollte gleichſam der Feldmarſchall dieſer Hoffnungsſchaar ſein und hatte den alten Oberſten Arentſchild, einen hanöverſchen Bremenſer, als ſeinen General-Adjutanten mitgebracht. Er ſtand an der Spitze für die Angelegenheit dieſes Ausſchuſſes und neben ihm Stein und die Grafen Kotſchubey und Lieven. Stein ſagte zu mir: „Sie können ſich mit Ihrem Namen ihm nur vorzeigen, „ſich verneigen und ihn ſprechen laſſen. Er ſteht da wie „ein langbeiniger Storch und wird Ihnen stans pede „in uno ein Examinatorium über die ganze deutſche „Reichsgeſchichte und deren Fürſtenſtämme zumuthen.“ Ich ging hin, fand in der That die Beſtätigung in ſteifer fürſtlicher Freundlichkeit, habe nur dieſes erſte einzige Mal Gelegenheit gehabt, mich perſönlich vor ihm zu verneigen, mit ſeinem Sohne aber hatte ich in Smolensk im Feldlager an dem Generalstiſch des Herzogs Alexander von Wirtemberg vier fünf Tage mit meinem Freunde dem

Grafen Chaſot am gemeinſamen Mittagstiſche geſeſſen. Später erkannte ich wohl, daß Stein und der Herzog in demſelben Geſpann zuſammen nimmer gut ziehen konnten. Sie haben zu verſchiedene Gründe und Anfänge der deutſchen Dinge gewollt, alſo auch zu verſchiedene Aufforderungen und Verkündigungen für die deutſchen Angelegenheiten. Der Herzog wollte Alles allein mit durch und für die Fürſten anfangen und in ihrem Namen Deutſchland! rufen, Stein aber meinte mit einem ſehr ſpaniſchen Gefühl, auch den Fürſten müſſe man erſt lehren, wieder deutſch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott allein für ſie die Welt geſchaffen habe; nur durch Alle, durch alles Volk, Große und Kleine, werde die Zerbrechung des wälſchen Joches möglich ſein. Die beiden Herren, der Weſerfürſt und der Rheinritter, ſind demnach immer weiter aus einander gekommen; der Herzog von Oldenburg als Haupt der Legion iſt zuletzt bloßer Name geblieben, die Legion ſelbſt iſt ein ganz andres Ding geworden, als man bei ihrem Anfange gemeint hat. Begreiflich, daß der Herzog mich, ein Steinſches Nachtſchaden- oder Landſchaden-Kraut nur ein einziges Mal angeſehen hat.

General Graf Lieven war eben als ruſſiſcher Geſandter aus Berlin angekommen, ein wohlwollender und der guten Sache freundlicher, aber kein bedeutender Mann; der Mann aber hatte einen Mann hinter ſich.

studiren und lehren solle; unvergeſslich sein Lob des orientalischen Lebens. Sollte der Orient nicht noch viel Heiliges verbergen, was wir strengen und geblendeten Europäer nie recht würdigen lernen? Wenigstens fehlt uns durchaus das ruhige und stille Leben, was so viele Orientalen in einer seligen Beschränkung genieſsen. Es jammerte mich, daſs der brave Greis wegen Mangel an Raum noch so Vieles unaufgestellt liegen hat. Einen groſsen Theil seiner Sammlungen verwahrt er auf dem Lande auf einem kleinen Gütchen das er Thuneberg nennt. Möge die fromme Natur nach den Stürmen der vielgewanderten Jugend ihn dort noch lange freundlich empfangen und erquicken.

Auch ein merkwürdiger Mann und gleichfalls im Besitz einer schönen Sammlung ist der dritte der Afzelier, die von mir genannt sind, der Adjunkt und Demonstrator botanices. Der Trieb für seine Wissenschaft führte ihn nach England, und von da mit einer Expedition zu der Kolonie Sierra Leona in Afrika. Dies war im Anfange des französischen Revolutionskrieges. Er war zwei Jahre da und litt zu unsäg-

Dieſer Hintermann war die Macht, und hieß *Gräfin Lieven*, eine kurländiſche Freiin von Benkendorf. Sie war eine ächte lebendige bewegliche Kurländerin, ich mögte ſagen, von der ſchlankſten Beweglichkeit und Geſchmeidigkeit, welche den kurländiſchen deutſchen Adel auszeichnen; obgleich die erſte Jugendblüthe von ihr abgeblaſen war, doch noch mit angebornen Reitzen und mit einer leichten ungelernten Anmuth. Dieſe beiden empfingen mich ſehr freundlich, einen Bekannten ſchon von Berlin her, wo ich einige Male bei ihnen eingeladen geweſen war und meine Päſſe für Rußland empfangen hatte. Bei den ſpäteren Sieges- und Freuden-Feſten in Petersburg bin ich bei der allgemeinen Freude, welche in der Hauptſtadt alle Stände und Geſchlechter damals miſchte, von der ſchönen Kurländerin oft mit zärtlichſten Händedrücken und Umhalſungen beglückt worden. Noch in ihrem Alter iſt dieſe Gräfin Lieven in den Marmorſälen von London und Paris eine leuchtende und mitſpielende diplomatiſche Geſtalt geblieben.

Ich habe eben nicht umſonſt von der *ächten lebendigſten Kurländerin* geſprochen; ich hätte ſie auch *eine halbe Polin* nennen können. Bei den Kurländern — ich meine, bei dem kurländiſchen Adel — muß man immer an die Polen denken, unter deren Herrſchaft und Einfluß das reiche fruchtbare Land Kurland ein paar Jahrhunderte geſtanden hat. Ich kenne ja meine leichtfüßigen leichtzungigen leichtliſpelnden Kurländer, habe vor manchen längſtverſchienenen Tagen in Jena manche liebenswürdige kurländiſche Ritterſöhne (Korſe Mirbache Sacken u. ſ. w.) zu luſtigen Kameraden gehabt. Bei dem erſten Anblick des Kurländers und der Kurländerin fällt einem in ihrer Art und Sitte und in der leichthin ſäuſelnden und liſpelnden deutſchen Sprache derſelben die Beweglichkeit Geſchmeidigkeit Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der Polen und Polinnen in vielfältigen Aehnlichkeiten ſogleich auf. Die weiland reitzende berühmte Herzogin von Kurland und ihre Töchter und dieſe Kurländerin Gräfin Lieven haben ganz die Leichtigkeit und Anmuth der ſchönen Polinnen gehabt. Dies Alles iſt nicht wunderbar aber doch ſonderbar genug. In ſolcher Weiſe wirkt ſchon die Nachbarſchaft, wie viel mehr aber die Herrſchaft mit ihren mitgebrachten Verbindungen und Beziehungen eines verſchiedenartigen Volks auf ein ganz anderes. Ich weiſe dies ſogleich in einem Beiſpiel nach. Der lievländiſche deutſche Bürger und Edelmann war urſprünglich während der Herrſchaft der deutſchen Ritterſchaften zwiſchen dem dreizehnten und ſechszehnten Jahrhundert ganz derſelbe Stoff und die gleiche Art des kurländiſchen und preußiſchen, aber Lievland und Eſthland haben über ein Jahrhundert unter Schweden geſtanden, haben manche ſchwediſchen Familien und noch mehr ſchwediſche Art und Sitte bei ſich eingebürgert, leben jetzt bald anderthalb Jahrhunderte unter den Ruſſen, und wie verſchieden in Haltung und Gebarung ſind die Männer und Frauen von dem Kurländer und der Kurländerin! Dies war mir ſchon klar unter meinen Jenenſer Burſchen, es iſt mir in Petersburg noch viel klarer geworden. Bei den Liefländern, däucht mir, iſt noch Manches von ſchwediſcher Schwere und Ruhigkeit, aber gottlob auch von ſchwediſcher Geradheit und Derbheit, wovon der leichtere Kurländer viel weniger zeigt. Dies ſind ſo Schatten und Bilder der Länder und Völker, welche dem Auge wie leichte Schimmer und Schatten vorſchweben, welche man ſich aber hüten muß mit zu dicken und feſten Farben zu malen.

Der Ruſſe Graf Kotſchubey und ſeine Gemalin. Ich bin mit Stein in dieſem Hauſe oft eingeladen geweſen und habe ihre Art und ihr Leben alſo kennen gelernt. Kotſchubey war Stein bei ſeinen Arbeiten zugeordnet und Stein hatte den Mann bald ſehr lieb gewonnen. Wenn man dieſe Familie und ihr Weſen betrachtete, ihre ſchlichte einfache prunkloſe Weiſe, ſo konnte man wohl fragen: von welchem Planeten ſind dieſe in dieſes ſtarre Schneeland Moſkovien gefallen? können ſolche Pflanzen auch an der Neva wachſen?

Arentſchild! Klingt ja mein eigner Name in dieſem Namen wieder. Er ſtammt wirklich wie ich aus

Schweden. Nach Guſtav Adolf in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts kamen in Folge ſchwediſcher Beſitzungen und der Beſteigung des ſchwediſchen Königsthrons durch Fürſten deutſchen Bluts (des Wittelsbachiſchen) nach Pommern und an Elbe Weſer und Rhein manche ſchwediſche Kriegsmänner Landvögte und andre Beamte, die ihre Geſchlechter dort hinpflanzten, deren Kinder und Enkel dort nun halbverdeutſchte Namen führen. Arentſchild iſt die ſchwediſche Ritterfamilie Örnſköld (Adlerſchild). Unſer alter Oberſt ſchien mir in der That viele, faſt zu viele, ſchwediſch-nordiſche Ruhigkeit und Gelaſſenheit in ſich zu tragen. Sein Adjutant Major Stülpnagel klagte ſogar über ihn: „der „Alte iſt nicht bloß ruhig, nein, er kann nichts mehr; „unter ihm werden wir keine geſchwinde Schwerdthiebe „führen.“ Er iſt ſpäter, als es wirklich Schwerdthiebe geben ſollte, gar nicht zum Oberkomando gekommen. Dazu war von Stein zuerſt der edle Graf Chaſot auserſehen, der aber in Rußland an der ſchrecklichen Kriegslazarethſeuche ſtarb, nach ihm Gneiſenau, der aber ſogleich nach ſeiner Rückkehr aus England eine höhere Beſtimmung erhielt; endlich iſt Steins Schwager, der öſtreichiſche General Graf Walmoden, ihr tapfrer Führer geworden.

Bei den Geſchäften, die mir von dem Miniſter aufgetragen wurden, hatte ich auch häufig mit den Oberſten und Officieren der Legion zu thun, auch zuweilen Hader zu ſchlichten und Händel beizulegen, wie es bei der Zwieſpaltigkeit der Anſichten von Stein Oldenburg und Arentſchild denn auch an allerlei Außerordentlichkeiten und Abenteuerlichkeiten nicht fehlen konnte. Die meiſten Officiere der Legion waren Preußen, welche Abſchied oder Urlaub genommen hatten, um in Rußland ihre Säbel an Franzoſenköpfen zu erproben: manche derſelben adlichſte und zugleich edelſte Männer, die wir ſpäter als Feldherrn und Generale in ihrem alten preußiſchen Kriegsrock wiedergeſehen haben: Grafen Dohna, Freiherrn Horſte, Goltze, Horn, Alvensleben u. ſ. w. Mit vielen iſt mir bis in meine ſpäten Jahre frohe Erinnerung unſrer Petersburger Tage und treue Genoſſenſchaft und Freundſchaft geblieben.

Hier ein paar Proben:

Major von Stülpnagel war erſter Adjutant Arentſchilds, ein Ukermärker, ein feiner ſehr thätiger und geſchickter Officier, dem Miniſter durch ſeinen Schwager, den Grafen Arnim-Boitzenburg ganz beſonders empfehlen, wie denn auch der Graf Arnim in ſeinem brennendſten Franzoſenhaſſe mehrere auf Rußland gegen Oſten fahrende preußiſche Officiere mit ſeinem Golde reichlich gefördert und ausgerüſtet hatte. Stülpnagel klagte nun oft über Steins unerträgliche Grobheit, der ihn manches Verkehrte empfinden laſſe, was in verzwickten Verhältniſſen und Perſönlichkeiten liege und dann ſeinen Aerger darüber auf ihn gleichſam ablade. Eben ſo hatte Stein vor mir, wann ich den Stülpnagel lobte, ſich wohl ſo ausgeſprochen: „Gehen Sie mir mit „Ihrem Stülpnagel! Das iſt ein blöder Zuckler und „Bücklingmacher.“ Da rieth ich nun auf ſeine Klagen dem Stülpnagel einmal: „Nun faſſen Sie ſich mal „einen Ochſenmuth gegen den Löwen und werden Sie „wieder grob.“ Und das hatte er gethan. Als ich nach ſolcher ſeiner Erkühnung den folgenden Morgen zu Stein kam, ſagte er: „Sie hatten nicht ganz Unrecht, ich „hatte mir den Stülpnagel doch falſch vorgeſtellt; er iſt „doch ſo übel nicht, aber er ſollte nur nicht ſo fein ſein „wollen und ein wenig mehr ſoldatiſch auf die Menſchen „losgehen.“ Ich hatte Stein bald abgemerkt, daß man auf ihn wirklich ein wenig ſoldatiſch losgehen mußte, daß er, die zu ſchüchtern oder zu fein vor ihm auftraten für Tröpfe oder gar für Schleicher und Schelme hielt.

Dies war eine Stülpnageliade, aber es gab ganz andere Abenteuerlichkeiten bei der Legion. Wie geſagt, die Mehrheit der Officiere waren treue edle Preußen, aber auch einige Kurländer und Lievländer (Rönne Simolin u. ſ. w.) traten ein, und ich ſelbſt brachte einen Schwediſch-Pommern von Mühlenfels hinein, der in zwei Feldzügen vom Leutnant bis zum Oberſtleutnant im ruſſiſchen Dienſt vorgerückt iſt; aber Abenteurer aus allerlei Volk und mit allerlei Namen vornehmſten Ranges meldeten ſich genug. Petersburg iſt ein rechtes Poſthalt der Abenteurer, die auf Fortunas Flügeln durch die Welt fliegen, ein europäiſches Abſteigequartier. Aus Frankreich England Deutſchland fliegen hier alle Tage ſolche Vögel zuſammen. Gelingt es ihnen hier nicht, ſo läuft die Reiſe auf dem freien lockern Wege Fortunens gewöhnlich über Jaſſy und Bukareſt auf Konſtantinopel und von da wohl auf Smyrna oder Alexandria weiter.

So kam uns unter Andern Einer mit dem großen Namen Baron Douglas, der aber, da wir ihn ſcharf faßten, dunkel und ſtill verſchwand; ſo ein Zweiter mit der Aufſchrift Baron Leon-Taxis, ein ſchönes ſtattliches Gewächs mit einem prächtigen Rundkopf und einem jugendlich ſchwarzen Schnurrbart. Er wollte preußiſcher Officier geweſen ſein und trug Sterne und Orden an der Bruſt. Er brachte aus ruſſiſchen Häuſern Empfehlungen, beſonders von vornehmen Damen, wobei Stein etwas pruſtete, war auch bei Stein eingeführt, der mir ſeine Papiere zur Durchſicht gab. Unſere Officiere munkelten Allerlei hin und her über ihn und wollten ihn nicht zum Kameraden haben; einer von ihnen, mein' ich, ſprach auch von einem Gerücht, ein Leon ſei im Jahre 1807 unter Blücher und Marwitz in Rügen geweſen, aber bald wegen unlöblicher Geſchichten verſchwunben und verſchollen; mit dem Titel Herr Major, den er ſich gab, und dem Orden pour le mérite militaire, den er trug, möge es wohl nicht viel richtiger ſein, als mit dem Bruſtſchmuck, womit Douglas glänzte. Er aber machte den Kühnen, wollte Alle auf die Klinge fordern. Sie riefen mich mit in ihren Kriegsrath. Unſer Bedenken fiel dahin aus, daß man kein Ehrengefecht mit ihm eingehen könne, bis er ſich erſt beſſer ausgewieſen habe. Es mogte ihm endlich wohl ſchwül werden. Genug, auch dieſes glänzende Meteor verſchwand plötzlich, ohne daß jemand Kunde geben konnte, wodurch und wohin. Nun habe ich zehn zwölf Jahre ſpäter aus den Tagebüchern eines franzöſiſchen Officiers, welcher bei Mehemet Ali in Janina Oberſt eines Regiments geweſen ſein wollte, in Zeitungsblättern geleſen, er habe dort einen Preußen Namens Loen-Taxis als Kameraden gehabt. Er war alſo mit ſeiner europäiſchen Abenteuerlichkeit zur rechten Stelle, zu den Türken hin verſchlagen.

Die Legion hatte jetzt ihr Standquartier in Petersburg; dieſes ward ſpäter nach Finnland verlegt, wohin nach den großen Schlachten die Menge deutſcher Gefangenen zu Tauſenden abgeführt wurden, aus welchen die Legion gemehrt werden konnte. Sie wuchs allerdings auch dadurch aber nimmer in dem Maaße, wie wir nach der Zahl der Gefangenen gehofft hatten.

Zuerſt wollten freilich alle Gefangene nicht ſogleich dieſen Dienſt nehmen, aber die meiſten waren doch in ihrer traurigen jedem rohen ruſſiſchen Jammer ausgeſetzten Lage, die ſonſt ſogar nach Sibirien verſetzt werden konnte, begreiflicher Weiſe ſehr willig. Man träumte alſo nun bald den Anwuchs zu einer Zahl von Zehn- und Zwanzigtauſenden, aber, aber — Gott ſahe drein oder vielmehr Gott hatte ſchon drein geſehen. Die Gefangenen waren durch Märſche Kälte Mangel und durch harte grauſame Behandlung ihrer ruſſiſchen Treiber bei der Wegführung auf Schnee- und Eis-Wegen in Mark und Gebein welk dürr und lahm, und ſtarben wie die Fliegen dahin. Ich habe ja genug Exemplare dieſer unglücklichen verhungerten und erfrornen Jünglinge geſehen. Es iſt wenig Friſches und Geſundes für die Legion übrig geblieben. Späterhin als das Glück ſich mit ſo wunderbarem Umſchwung und Umſchlag gewaltig gegen Napoleon wandte, ward bei dem geſchwinden Lauf der Dinge gegen unſere Wünſche hin der Gedanke aus der Legion in Rußland ein Heer zu machen, natürlich aufgegeben. Was da unter Waffen fertig war, marſchirte indeſſen, an Männern Waffen Pferden trefflich gerüſtet, im Winter 1813 in Königsberg auf: Fußvolk Reiterei Artillerie etwa 5000 bis 6000 Mann. Sie haben im ruſſiſchen dann im engliſchen Sold den großen deutſchen Krieg tapfer mit durchgefochten und ſind endlich, meiſt als beſondere Regimenter und

Geſchwader, in den preußiſchen Dienſt übergegangen, welchem faſt alle ihre Oberbefehlshaber angehört hatten.

Hier ward ich alſo ſogleich, wenn nicht mit hineingeſtellt, doch hinangeſtellt und habe auch für die Beſtimmung und Vertheidigung dieſer Deutſchen Legion in zwei Jahren manchen Dintentropfen aus der Feder laufen laſſen müſſen. Hier erzähle ich nun beiläufig, daß Stein mich als einen literariſchen Mitläufer oder Beiläufer in dem Budget ſeines Departements mit aufgeführt hatte. Er brachte, als er die hieſige Art kennen gelernt, den lächelnden Scherz an mich: „Hören „Sie, Sie müſſen ein ruſſiſches Zeichen, das hier Jedermännichlich trägt, einen Orden haben. Das iſt hierlandes eine Einlaßkarte; ſonſt läßt kein Pförtner Sie „ein.“ Worauf ich lachend erwiederte: „Ich und ein „ruſſiſcher Orden? Ich werde in keinen Schlöſſern und „Palläſten zu thun haben, wo E. E. nicht eintreten, „und Ihr Name iſt Marke genug.“ Es iſt alſo dabei geblieben.

Wunderſamer Wechſel der menſchlichen Dinge und Geſchicke: in den Jahren 1807 und 1808 hatte ich in Stockholm aus dem Kabinette des Vierten Guſtavs und aus dem Kabinette meines Herzens Verkündigungen und Pamphlets, harte und bittere, gegen die Ruſſen und den Kaiſer Alexander geſchrieben, und jetzt in Petersburg lichen Beschwerden unsägliches Unheil. Französische Kriegsschiffe und Kaper zerstörten die ganze Kolonie, seine Sammlungen wurden zerstreut, seine Sachen geplündert, er selbst flüchtete sich, von Allem entblöſst, unter die Schwarzen. Er verlor Alles, muſste von vorne anfangen und konnte manchen Verlust nie ersetzen. Es geht ihm nicht besser als Thunberg: aus Mangel an Raum ist seine Sammlung gröſstentheils noch nicht geordnet und aufgestellt. In seinem neuen Wohnsitze, im Pallast des botanischen Gartens, fehlt es ihm auch an Platz, und überdies droht die Feuchtigkeit theils der niedrigen Gegend, theils der noch frischen Wände Manches zu verderben. Mir war diese Sammlung und des vielerfahrnen Mannes lebendiger Mund sehr interessant. Es ist doch ein ganz Anderes, sehen und lesen, fragen oder den Bericht nur so anhören zu können. Hier war ich sogleich mitten im afrikanischen Klima und unter dem Negervolke, und zwar unter einem ganz andern Negervolke, als man es nach der gewöhnlichen Beschreibung sich zu denken pflegt. Wie manche Hausgeräthe, ſchrieb ich für denſelben Kaiſer Alexander und für mein Deutſchland, das wir für den Krieg fertig machen wollten. Hatte ich Haar und Farbe gewechſelt? Nein. Stein ließ mir meine Reiſekoſten, die ich aus eigenem Beutel beſtritten hatte und die einige hundert Thaler ausmachten, erſetzen und Diäten, etwa einen Friedrichsd'or für den Tag, anweiſen. Dieſe, ſo wie manche andre Summe in ſeinem Auftrage, hatte ich aus dem wunderſamen und graunvollen Labyrinth des Kaiſers Paul von einem Oberzahlmeiſter Worotſchenko abzuholen, dem längſten und ſchlankſten Ruſſen, den meine Augen geſehen haben, und, wie mir däucht, einem der freundlichſten und ehrlichſten. Er iſt in dieſen Jahren 1840 und 1850, die wir ſchreiben, ruſſiſcher Finanzminiſter geweſen und auch ſchon unter den Verſtorbenen gemeldet.

In dieſem Paulslabyrinth, wo die wunderſamſten durch einander gewundenen und verſchlungenen Rundgänge und Durchgänge mit einer Menge Treppen Treppchen und Thüren ſich befanden, bin ich viel aus- und eingegangen und habe hier, obgleich mit einem vorzüglichſten Orts- Namen- und Zahlen-Sinn von der Natur begabt, ſeine vielverſchlungenen und verworrenen Wege und Stege doch nimmer richtig gehen lernen gekonnt. Ja bei hellem Tage nach manchen Tappungen Hin- und Herläufen Stampfungen und Klopfungen an Thüren

Thürchen und Pförtchen war das gewöhnliche Reſultat, daß Worotſchenko, durch das Gepolter aufgeweckt, mir faſt immer zu Hülfe kam. Dieſem Ruſſen, er war damals ein Jüngling, deſſen feines redliches Geſicht mir noch heute hell vor Augen ſteht, mußte ich, ich weiß nicht, wodurch, das Herz abgewonnen haben. Er ließ ſich gern in Geſpräch mit mir ein, wollte auch über die Weſtlande und Südlande, welche ich beſſer kannte als er, von mir gern etwas lernen, und erzählte mir dann gebeten und ungebeten wieder, was ich als Gegengeſchenk zu empfangen wünſchte. So ſtehe denn hier Einiges über Pauls Labyrinth und die zu ihrer Zeit über ganz Europa als eine blutige Mähr hingeklungenen Begebenheiten dieſes grauenvollen Baugeflechtes:

Kaiſer Paul, ein ſeltſamer Fürſt, der einen orientaliſchtatariſchen Karakter aus Turan mit europäiſcher Geſittung und Bildung im wunderlichſten Gemiſch verband, der von Jugend auf in den gewaltigen oft mordlichen moſkovitiſchen Geſchichten und in der Geſchichte ſeines eigenen Vaters, die er wohl kannte, viele natürlichſte Spiegelungen bunteſter und dunkelſter Fantaſie erblickt hatte, der auch nimmer hatte vergeſſen gekonnt, wie ſeine Mama die große Katharina ſeine Jugend und ſein Mannsalter bis an ihr Ende von Wächtern und Auflaurern hatte belauſchen laſſen — dieſer Kaiſer Paul hatte ſich ſein künſtlichſtes Elſterneſt gebaut, in welchem Eingänge und Ausgänge auf eine ganz beſondere Weiſe berechnet und durch einander verwirrt waren. Dieſer Pallaſt ſteht da als ein ungeheurer rundeſter dickſter Bienenkorb, von oben bis unten ein vollſtändiges Rund. Es gab einen Haupteingang mit einer mächtigen Treppe, welche noch da iſt, aber auch einige kleine Seiteneingänge, welche jetzt vermauert ſind. Dieſer künſtlichſte Fuchsbau, worin aber kein Fuchs ſondern ein ganz eigenthümlich geſtalteter bald gutmüthiger bald grimmiger Bär ſaß, war mit ſeinen vielen Rundläufen Hallen Treppen und Thüren abſichtlich ſo berechnet und gebaut, daß nur einer, der lange darin gewohnt und die bunte Karte des Ganzen wohl ſtudiert und auswendig gelernt hatte, ſich darin hatte zurechtfinden können. In dieſem ſeinen Labyrinth wollte Kaiſer Paul niemand beſtricken und fangen, und doch iſt er ſelbſt darin gefangen und abgefangen worden. Hier ſtehe über dieſe Abfangung aus meiner Erinnerung darüber, was der treffliche ſtettiner Pommer, der weiland kaiſerliche Staatsrath und petersburger Akademiker Adelung, und mein zutraulicher Labyrinthleiter Weretſchenko mir darüber erzählt haben.

Pauls wunderlichſte und fantaſtiſcheſte Hin- und Herſchwankungen, auch die Schwenkungen und Lenkungen, wodurch mancher ſeiner geliebten Unterthanen von der gewöhnlichen Straße ab gelegentlich auf die Straße gelenkt werden konnte, welche über Niſchney Nowogrod und die Wolga bis nach Tobolsk und Irkutsk immer weiter in den verſchneiten und verwüſteten Oſten läuft, ſind noch ſehr in dem allgemeinen Gedächtniß der Zeitgenoſſen. Als er angefangen hatte dieſes ſein Wunderlabyrinth zu bewohnen, war Roſtopſchin ſein Generaladjutant und Nebenſchläfer, ein treueſter tapferſter Wächter. Weil die, welche mögliche Ablenkungen von dem gewöhnlichen Wege auf den Straßen des Reichs von Paul fürchteten, dieſen gewaltigen Cerberus des kaiſerlichen Pallaſtes kannten, ſo brachten ſie es durch vielfache Zettelungen und auch durch Pallaſtdamen zu Stande, daß Roſtopſchin zu einem Oberbefehl in einer entfernten Landſchaft befördert und verſetzt ward. Kaum war er fort, ſo ſchritten ſie zur That, vier Männer, von welchen die Namen Graf Pahlen General Bennigſen und Subow mir im Gedächtniß geblieben ſind.

Generaladjutant Graf Pahlen führte den Tagesbefehl und hatte die Wachen am Thor und an den Pförtchen theils geändert, theils weggeſchickt. Mitternächtlicher Weile brachen die Verſchwornen in des Kaiſers Schlafzimmer, er erwachte ſogleich und wollte entfliehen, mit ſchwerem Ringen warfen ſie den ſtarken Mann auf ſein Bett zurück, der Rieſe Subow ſtürzte ſich auf ihn, mit Bennigſens Schärpe ward ihm die Kehle zugeſchnürt.*)

---

*) Dieſer kaiſerlich-ruſſiſche Feldmarſchall hat nach manchen Schlachten und Siegen noch mehrere Jahre nach dem allgemeinen Frieden ein Jahrgeld von 36,000 Silberrubeln bezogen.

Kaiſerin und Söhne in den Nebenzimmern waren durch das Geräuſch des Kampfes aus ihrem Schlaf aufgeſtört, man hat ihnen ſchweigen geheißen und ſie haben geſchwiegen. Es ſchien zunächſt weder Hund noch Hahn darnach zu krähen, wie laut die ſchwarze Mähr auch über alle Meere und Länder klang. Ich habe zu dieſer gemachten Leiche von engliſchen Kanonengrüßen gleichſam die Glocken läuten gehört; als ich den erſten April des Jahres 1801 in Roſtock einfuhr, ſegelte Nelſon mit ſeiner ſiegreichen Flotte in dortiger Rhede mit Kanonendonner auf, und bald nach ihm kam dort von der am 23. März vollbrachten That die Nachricht an. Der Rieſe Subow übrigens hatte ein ganz gutes gewöhnliches breites Geſicht, woraus doch ein paar liſtige Augen blinzelten. Mit dieſem Rieſen habe ich in guten Häuſern, namentlich ein paar Mal bei dem Banker Severin, einen Rubber Whiſt geſpielt. So unſchuldig lebt ſich's in Petersburg mit einander.

Meine Stellung war alſo die eines Schreibers, an der Hand und unter dem Schirm des großen Steinſchen [illegible], wenn man vornehmer ſprechen will, die Stellung eines deutſchen Schriftſtellers, der einige Stellen in Europa kannte, wo ſein Kopf vor den Klauen des allgewaltigen Vogels Roch des Tages nicht ſicher war. So hatte er die Reiſe nach Petersburg machen gewollt; aus ähnlichen Gründen hatte auch der Miniſter Stein dahin gewollt. Hier war er nun in reichſter Beſchäftigung, theils aus dem eignen Herzen theils im unmittelbaren Auftrage des Kabinetts und des Kriegslaufes hin und her Einzelnes durch den Druck ausfliegen zu laſſen: kleine Pamphlets Aufforderungen Verkündigungen Gegenſchriften und Widerlegungen napoleoniſch-franzöſiſcher Verkündigungen und Berichte — Einiges, wie es aus ruſſiſchem Sinn und Sprache gefloſſen gemeſſen und zugeſchnitten war, das Meiſte jedoch mehr im deutſchen — darf ich ſagen? — im ſteinſchen Sinn. Solches ward gelegentlich deutſch gedruckt und hin und her ausgegeben, auch wohl ausgeworfen oder verſandt; zuweilen hat man's auch in franzöſiſcher Ueberſetzung laufen gelaſſen. Solche Blätter fliegen wie ausgeſtreute Funken, von welchen gehofft wird, ſie werden hie und da ein pulvergefülltes Herz finden und zünden, damit es weiter zünde.

Bei dieſer Schreiberei hatte ich mit Leuten des ruſſiſchen Kabinetts durchaus nichts zu thun; nur kriegte mich zuletzt ein alter Ruſſe heran, der nach des Miniſters Speransky Fall eine Zeitlang eine Art Miniſter des Innern war. Er hieß, wenn ich den Namen recht ſchreibe, Admiral Schiſchkow. Er war ein ſtattlicher mit ächteſter ruſſiſcher Mimik und Pantomimik begabter Greis, welchem mitten in den ſchwerſten Wechſeln der Erſcheinungen und Entwickelungen des Herbſtes von 1812 das Lachen und Scherzen doch immer viel näher war, als das Klagen und Wimmern der Verzagten. Ihm war von mir wie von einer ſchallenden Kriegsposaune erzählt worden, er hatte dann einige meiner gedruckten Kleinigkeiten theils deutſch — was er doch kaum halb verſtand — theils in franzöſiſchen Ueberſetzungen geleſen; und es geſchah demzufolge, daß, wann er Aufrufe und Meldungen für das ruſſiſche Volk in Beziehung auf den Reichsfeind und den Krieg erlaſſen wollte, er mich zu Hülfe rief. Das gab, weil ich den ächten alten Moskoviten in ſeiner beherzten treuen patriotiſchen Herzhaftigkeit bald recht lieb gewann, oft recht luſtige Unterhaltung mit einander, obgleich zuweilen, wenn er mich zu lange feſthalten wollte, auch ungeduldige. Wir radebrechten da, zumal da er wenig Deutſch, ich gar kein Ruſſiſch verſtand, wir Beide aber mit dem Franzöſiſchen uns nur mittelmäßig aushalfen, zumal wo es die höhere und feinere diplomatiſche franzöſiſche Sprache gelten ſollte; wir radebrechten, ſage ich, in deutſchen und franzöſiſchen Phraſen oft Stunden lang, ehe wir das rechte Wort finden konnten; denn mächtige und gewaltige Worte wollte der Alte gegen Napoleon ſchleudern.

Mit andern Männern habe ich mit meinem Gehirn und meiner Feder nichts zu ſchaffen gehabt, wohl einzelne Schriften und Aufſätze von Solchen auf Steins Befehl mit ihm durchmachen und ſeine und meine leiſen notulas darüber den Verfaſſern mittheilen gewußt. Die meiſten dieſer Aufſätze kamen, wie mich's erinnert, aus den Händen und Federn jüngerer Männer, welche nach Romanzoffs Entfernung mit Stein und für Stein im Kabinett arbeiteten. Von ſolchen ſind mir ſowohl in Geſellſchaft als im Kabinette Steins zwei öfters zu Geſicht gekommen, über deren Aufſätze er mich zuweilen zu Bemerkungen und Gegenbemerkungen aufforderte; in Geſellſchaft mit ihnen etwas geſchaffen oder gearbeitet habe ich nimmer. Beide, die in ihren Perſonen und Arbeiten mir oft erſchienen, waren geborne Deutſche; ihre Werke wurden mir auch oft zur Begutachtung und Beurtheilung zugeſtellt. Sie hießen von Anſtett, ein geborner Elſaſſer, und Graf Neſſelrode, auch ein Rheinländer aber vom Niederrhein im Norden von Köln und Bonn: der erſte ein ſtattlicher wohlleibiger und wohllebiger Halbfranzos, der zweite ein feiner zarter noch ſehr jugendlicher Jüngling, der Sprößling eines alten Stein ſehr befreundeten Geſchlechts, deſſen Ahnen mit Steins Ahnen auf den Höhen des Weſterwaldes oder auf den Feldern der Wetterau und in den Reichsſtädten Wetzlar und Limburg in Feſten und Turnieren weiland wohl mit einander buhordirt haben mogten. Wie dem ſei, Neſſelrodes Vater war in beklommenen Umſtänden und Verhältniſſen in Petersburg geſtorben und hatte dort einen Sohn als hülfloſes Kind hinterlaſſen. Dieſes Kindes hatte ſich die große Katharina angenommen, und es war nach Berlin zur Erziehung geſchickt und, als es fertig war, ſpäter als ein brauchbares Geräth des Kabinetts angeſtellt worden. Er ſchien jetzt im Kabinett ſeine diplomatiſchen Lehrjahre zu machen und hatte eines Steins mächtiger ungeſtümer Gewalt gegenüber etwas zu Blankes und Geſchmeidiges, was der ſtarke gewaltige Mann leicht zu blöder Beſchränktheit oder ſchlimmer zu ſchleichender Liſtigkeit auszulegen pflegte.

Aus ſpäteren Auftritten, als das Glück des Kriegs mit uns in das Jahr 1813 hineinlief und es galt gegen Weſten vorzubringen, und aus den Aufrufen und Verkündigungen, welche jetzt an die deutſchen Könige Fürſten und Völker und gegen den fliehenden Napoleon losgelaſſen wurden, merkte ich, ja es ward oft vor meine Augen gelegt, daß Neſſelrode von ruſſiſcher Seite den Auftrag hatte, die Schriften und Aktenſtücke für Deutſchland zu überbringen, auch wohl zu bearbeiten. Ich ſage, ich merkte und mir dauchte; denn im Geheimen Rath habe ich nicht mitgeſeſſen. Da hatte ſich denn wohl oft begeben, daß er (der Ueberarbeiter oder Durcharbeiter) mächtige Gedanken oder ungeſtüme Worte Steins nach Höherem oder Höchſtem Kaiſerlichen Willen bei der Rathſchlagung hatte ablenken oder doch mehr ſtillen und ſänftigen müſſen. Kurz geſagt, für unſre deutſchen Aufrufe und Verkündigungen, auch für die Verkündigung aus Kaliſch vom Frühling 1813 war er mit beigezogen und hatte mit darin geſeſſen. Er war noch nicht in der Stellung, ein Mann eignen mächtigen Entſchluſſes oder Wortes zu ſein, ſondern mußte wohl noch nach fremdem Willen und Befehl dem gewaltigen Löwen Stein in die fliegenden Zügel ſeiner Entſchlüſſe und Worte fallen. So ward er ihm natürlich oft ſehr misfällig und dann ſchalt er ſeinen rheiniſchen Vetter aus den Bergen der Agger und des Siebengebirgs nur den kleinen blanken kriechenden Taſchenkrebs.

Solche wie die hier geſchilderten waren im Sommer und Herbſt auch wohl meine kleinen politiſchen Beziehungen, aber viel nähere bekam ich zu Stein ſelbſt, wozu vorzüglich Briefwechſel mit England und Deutſchland gehörte, beſonders mit dem Grafen Münſter, damals in London ſitzend für die engliſch-deutſch-hanoverſchen Angelegenheiten. Der engliſche Briefwechſel war der heißeſte und ſchwerſte für mich, ſo daß mir bei der Zurechtſtellung und Anordnung der Briefe und Papiere, welche ich häufig zu verſiegeln und dem in Petersburg angekommenen engliſchen Geſandten Lord Cathcart der Sicherheit wegen immer in Perſon und zu eigner Hand zu überbringen hatte, oft der Kopf geraucht hat, was denn freilich durch den freundlichſten Blick und das wiederholte Streicheln des edlen Mannes über meine Wangen hin immer auf das reichlichſte belohnt ward.

Ja das war Arbeit, wenn gleich durch die erlangte

Waffen, Zierrathen und Lederarbeiten, die im London und Paris nicht besser gemacht werden; welche zierliche mit Leder gefütterte Köcher; welche schöne Bogen; die mancherlei Arbeiten aus afrikanischem Holze, die Löffel, Messer, Spiesse, wie klimatisch hart und glatt; so daſs sie sich dem Horn und Stein nähern — auch die Schalen mehrerer dortigen Gewächse oft so täuschend steinartig, daſs man daran irre werden könnte. Vorzüglich merkwürdig war mir das Stück Rinde einer Daphne, welches nur abgeklopft werden darf, um das zierlichste weiſse koische Gewebe, als wäre es auf Webstühlen gewebt, zu entfalten. Seine Thiere und Vögel waren von den seltensten, besonders fiel mir ein schöner afrikanischer Paradiesvogel auf, desgleichen ich an Farbenpracht noch an keinem Orte gesehen.

Zu den ersten Merkwürdigkeiten Upsalas gehört jetzt der neue botanische Garten und sein prächtiges Haus. Der alte in der Stadt ward zu klein gefunden, und Gustav der Dritte schenkte der Universität den königlichen Schloſsgarten und legte noch etwas Acker da-

Einſicht in den Gang der großen laufenden Dinge mitunter erquicklich, doch häufig eine ſehr unerfreuliche Arbeit. Es galt nämlich England, welches noch den gewaltigen Kampf in Spanien gegen Napoleon kämpfte, und Rußland wieder zu verbinden und ein von Großbritannien mit Recht gehegtes Mistrauen in Alexanders Treue zu heilen. Da machte Stein für England zunächſt die Mittheilungen und Erörterungen erſt an Münſter noch öfter an den General Gneiſenau, der im Frühling für Preußens und Deutſchlands Zwecke mit Hardenbergs und Steins Wiſſen und Willen nach London gegangen war.

Dies gab mir wirklich oft eine Schwerenothsarbeit, Steins Aufſätze Briefe und Verhandlungen mit Kaiſer Alexander, in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache oft aus der flüchtigen undeutlichen Kladde zu enträthſeln, klar abzuſchreiben und obenein — was oft zehnfache ja hundertfache Zeit erforderte — nach unſerm in mehreren Büchern nachzuſehenden Chifferſchlüſſel in die diplomatiſche Hexenſprache zu verwandeln. Stein ſchrieb nie, wie ſein Kollege Hardenberg, eine klare, in ſeiner ſo genannten Kladde aber (ich bekam faſt immer nur ſeine Kladde oder Kopien von Kopien abzuſchreiben) meiſt eine abſcheuliche und unleſerliche Hand mit mancherlei ihm eignen Verkürzungskrücken, die ich allmählich lernen mußte und deren Entſchifferung und Berichtigung meinen Augen oft eben ſo viele Mühe machte, als das Nachſchlagen und Nachſuchen unſers Chifferſchlüſſels; aber inhaltreich lehrreich für mich, oft entzückend erfreulich waren dieſe Steinſchen Aufſätze und Briefe durch die Einblicke in das ganze volle ſtürmiſche Herz des Mannes und in die Großartigkeit, womit er die Dinge vor dem Kaiſer Alexander behandelte, um das ganze ſeit dem Tilſiter Frieden befolgte, zugleich eben ſo ſchwächliche als treuloſe Syſtem zu lockern und zu brechen und den zähen Träger und Stützer deſſelben, den Miniſter Graf Romanzoff, vom Staatsruder herunter zu ſtürzen.

Wenn ich nun in dieſen Papieren und Briefen Steins Art und Rede zu Alexander las und wie er die Politik der letzten fünf Jahre malte und den ſchleichenden honigſüßen und honigweichen Karakter jenes Miniſters gleichſam an den Galgen der Schande hängte, bei welcher Malung und Hängung doch einige Schmutzflecke auf den Kaiſer ſelbſt abſprützen konnten, ſo erkannte und bewunderte ich die ganze Herzhaftigkeit und Muthigkeit Steins, bekam aber für den Augenblick, wo Stein in dem Herzen und Rath Alexanders auf höchſter Stelle zu ſtehen ſchien, von Alexander ſelbſt eine viel höhere Meinung, als ich bisher gehabt hatte. Der endliche Ausſpruch der Steinſchen Reden und Briefe mit und an den Kaiſer war doch bald, daß es um Romanzoff und ſeinen ganzen Klüngel gethan war und andre Männer, Stein an der Spitze, nebſt Kotſchubey, Lieven u. ſ. w., oben zu ſchweben ſchienen.

Für den Augenblick galt es jetzt Großbritannien zu voller Theilnahme und auch Schweden und Wenigermächtige zu gewinnen. Ich habe die Namen Graf Münſter und General Gneiſenau genannt. Für das engliſche Kabinett ging Alles an Münſter. Begreiflicher Weiſe ſtand er mit Stein auf dem allerfreundlichſten Fuße. Stein war überhaupt mit ſeinen Gefühlen und Anſichten ein ſo ohne alle Berechnung voll natürlicher Menſch, daß, wo Großes auf dem Spiele ſtand, alles Kleine und alle kleinen alltäglichen Rückſichten bei ihm zuſammenfielen und nur Ein großer Grundgedanke herrſchte. Wer mit ganzer Seele die Franzoſen und Napoleon und ihre Herrſchaft haßte und verabſcheute, den umhalſte er ſogleich mit voller Herzenswärme. So ward Münſter ihm jetzt eine Zeitlang ein politiſcher Liebling und in ſolcher Geſinnung waren auch die Briefe an ihn gefaßt. Mir aber, der die Briefe Beider zu leſen bekam und der etwas kühler zwiſchen den Zeilen leſen konnte, entging nicht, wie grundverſchieden die eigentliche Grundlage der Karaktere der beiden Männer war.

In Stein erkannte ich den ſtolzen freien Reichsritter, welchen noch hohenſtaufiſche Kaiſererinnerungen umleuchteten und welcher alles deutſche Volk groß und frei haben wollte; in dem Grafen Münſter ſchaute mir doch der hoffährtige ariſtokratiſche Junkergraf des achtzehnten Jahrhunderts entgegen. Er machte in ſeinen Briefen ſchon häufig Einwendungen gegen Steins Anſicht, daß es nimmer anders gehen könne, daß der Krieg als ein Aufſtand gegen die Wälſchen, damit ihnen die Haare zu Berge ſtünden, in ſpaniſcher und tyroliſcher Weiſe geführt, daß alles Volk mit allen Kräften der Herzen und der Fäuſte zu den Waffen gerufen werden müßte. Ja er ſprach es nicht undeutlich aus, es werde am Ende beſſer gethan ſein, das wälſche napoleoniſche Joch allenfalls noch ein zehn zwanzig Jahre länger zu tragen und die Zeit abzuwarten, als das Gefühl der Stärke zu ſehr an die Kleinen zu bringen, ſpielte ſchon auf gefährliche Volksdemagogen hin. Dieſe Anſichten Münſters bezeichnete Stein mir ſelbſt als kleinlich und junkerlich mit den Worten: „Er iſt einmal ein Weſtfale, und dieſe „langſamen Plattdeutſchen wägen Alles zu ſehr und „wollen in dem eben gelegten Ei ſogleich den Hahn mit „den vollen Sporen ſehen; auch hat er zu viel hanoverſche „Hofluft der Junkerei eingeathmet — aber er iſt doch „ein braver zuverläſſiger Mann.“ Dieſe Meinung Steins über Münſter änderte ſich ſehr in den folgenden Jahren. Schon in den Briefen aus Petersburg warnte und ſchalt er Münſter zuweilen als einen ungerechten und verbiſſenen Gegner und Haſſer Preußens; als aber in den ſpäteren Jahren 1814 bis 1816 Graf Münſter mit allen Feinden deutſcher und preußiſcher Größe ſich zuſammenſchlug und für Preußens Schwächung und Verkleinerung und für die Vergrößerung ſolcher Staaten ſtrebte und arbeitete, welche doch als Halter und Stützen des Vaterlandes durch alles Das nicht mächtig genug werden konnten ſondern deſſelben wahre Macht nur zerſplitterten, da war alles Frühere unter ihnen ſehr erkaltet.

Bei dieſer meiner Stellung und Beſchäftigung, die vorzüglich in meinen erſten zwei petersburger Monaten eine ſehr lebhafte und mühevolle war, bekam ich auch den Einblick in die laufenden engliſchen Verhältniſſe und in die Perſonen, welche ſie in Petersburg vertraten. Dieſe waren der Botſchafter Lord Catcarth und ſein Geſandtſchaftsſekretär der Engländer Walpole, Großneffe des bekannten großen Miniſters unter Georg dem Erſten und Georg dem Zweiten, Robert Walpole, und Neffe jenes Robert Walpole, der nicht ſo als Staatsmann ſondern mehr als feiner Gloſſenmacher und Witzbold und Tagesblättler der Londoner und Pariſer Jahre 1760 und 1770 bekannt iſt.

Dieſe beiden Männer nun waren Stein aus zwiefachem Grunde unangenehm, der Lord wegen einer gewiſſen unzugänglichen froſtigen Steifheit, welche ſich durch gewaltige Gefühle und mächtige Gründe nimmer fortreißen ließ, weswegen er ihn auch den ſchottiſchen Eiszapfen ſchalt, und Walpole vielleicht des bloßen

Namens wegen, auch wohl wegen eines gewiſſen glatten abgeſchliffenen Weſens, worin mehr Liſt als Geiſt zu lauſchen und zu lauern ſchien. Menſchen mit ſolchem Schein fielen aber in Steins Urtheil immer ſogleich zu Boden. Es war aber wohl noch mehr der bloße Name Walpole. Sein Oheim, jener witzige franzöſelnde Robert Walpole der erwähnten Jahre 1760 und 1770, eine der böſeſten giftigſten Zungen ſeiner Zeit, hatte gleichſam die Chronique scandaleuse des Großbritanniens und des engliſchen Hofes der erſten beiden George in ſeinen jetzt gedruckten Tagebüchern der Welt überliefert. Steins Gemalin war des hanoverſchen Feldmarſchalls Grafen Walmoden Tochter, Walmoden ſelbſt ein Baſtard Georgs des Zweiten. Es füllen aber die Geſchichten und Hebungen und Senkungen der Weiber und Beiſchläferinnen jener welfiſchen Könige die Tagebücher Walpoles mit einem gewiſſen engliſchen Hohn und Uebermuth gegen Alles aus Hanover und Deutſchland Herübergekommene: Aergerliches mit lügenhaften Fabeln gepaart. Dergleichen thut weh, und auf dem Punkt der Familienehre war unſer edler Reichsfreiherr ſehr reitzbar und ſchalt jenen Tagebuchführer wohl einen verliederlichten Franzoſen und Voltairianer. Das zweite war gewiß wahr.

Und die Schweden? meine Schweden? Es war ein ſchwediſcher Geſandter da, Graf Löwenhaupt. Es galt jetzt das ſchwediſche Kabinett für den Kampf gegen Napoleon zu gewinnen. Man wußte, Bernadotte, der in Schweden eigentlich ſchon regierte, war von Napoleon vielfältiglich verletzt; es wurden von Petersburg aus für den Beitritt Schwedens Unterhandlungen gepflogen. Mit dieſen Dingen hat Stein nichts zu thun gehabt; er ſetzte überhaupt auf Schwedens Hülfe geringes Vertrauen. Ich habe einzelne zur Geſandtſchaft gehörige Männer zufällig nur zuweilen in Salons geſehen; wir hielten uns artig höflich von einander: ſie kannten mich als einen Franzoſenfeind und als einen alten Guſtavianer.

Nur Ein Schwede werde hier erwähnt, der aber eigentlich jetzt kaum noch Schwede heißen konnte, der General Graf Moritz Armfelt, den Titel Ruſſiſcher Statthalter Finlands führend und gegenwärtig in Petersburg anweſend. Armfelt, ein geborner Finne, war in ſeiner Jugend mit apolliſcher Schönheit und auch mit apolliſchem Geiſt gerüſtet geweſen, durch Liederklang und Waffenklang berühmt. Er hatte, wie auch der Königsmörder Graf Guſtav Horn, als Jüngling Lieder gedichtet, welche heute noch geſungen werden, und war im ſchwediſchen Kriege Guſtavs des Dritten gegen die große Katharina der Jahre 1790 bis 1792 glänzend unter den Vorderſten immer voran geweſen. Alſo ein Guſtavianer, Genoß der Feſte Gelage und Reiſen Guſtavs des Dritten, aber auch der Fehler und Gebrechen deſſelben. Der Greis trug in ſeiner ſtattlichen nordiſchen Länge, ſeinen prächtigen blauen Augen und ſeinem noch vollen blonden Gelock noch die Spuren der jugendlichen Schönheit. In ihm traf ich einen alten Bekannten von Stralſund und Stockholm her. Wir hatten wenigſtens den Haß gegen Napoleon gemein und deswegen hatte er mich als unbekannten Docenten an der Hochſchule Greifswald ſchon aufgeſucht. Ich hatte ihn in Stockholm viel geſehen, war oft in ſeinem Hauſe geweſen. Auch hier in Petersburg war der lebendige unruhige Mann allenthalben, wo große Feſtlichkeiten ſtanden und für Zungen- und Herzens-Kämpfe gegen Napoleon patriotiſche Säle geöffnet waren. Dieſer Haß gegen Napoleon und ſein Syſtem hatte ſchon in früheren Jahren den Alten durch Italien und Deutſchland begleitet, er hatte im Herbſt des Jahrs 1805 mit Gentz und Genoſſen, namentlich mit dem Comte d'Entraigues, in Olmütz den Gang und den traurigen Auslauf der Dinge beobachtet.

Jetzt ward nun Armfelt hier natürlicher Weiſe über die ſchwediſchen Angelegenheiten und ihre Behandlung und Verhandlung viel zu Rathe gezogen, kam auch bei Gelegenheit mit Stein in Beſprechung und Verhandlung, aber Stein hatte dieſen leichten und immer etwas abenteuerlichen Windvogel, der in allen ſeinen Lebensverhältniſſen politiſch in Hinſicht auf Geſinnung und Treue doch nie ein Windvogel geweſen war ſondern bis ans Ende als der treueſte Guſtavianer ausgeharrt hatte, bald gänzlich von ſich abgeſtoßen. Stein, der ſtreng ſittliche einfache deutſche Ritter, trug doch in Rede und Gebärde das Antlitz eines chriſtlichen Zeno oder Kleanth und konnte ſo ſcherzhafte leichtfertige Naturen wie Armfelt nicht ertragen; denn Armfelt, ein ſehr geiſtreicher Mann, war doch von unerſchöpflicher Luſtigkeit und Scherzhaftigkeit, welche er auch bei Verhandlung über die ernſthafteſten Dinge nicht verleugnen konnte, und ſein für Gefühl und Genuß aller ſinnlichen irdiſchen Lebensgüter ausgeprägtes Geſicht konnte vor Stein keine Gnade finden, zumal da er dabei auch Anſprüche des vornehmgebornen Mannes hatte. Solche Anſprüche machte Stein äußerlich ſelten, aber innerlich verlangte er von Hochgebornen doppelte Strenge in ſittlicher Haltung, die ja leider ſo vielen Hohen fehlt.

Ich will hier von Armfelts Scherzen und Witzen, die ihm leicht von der Zunge flogen, keine erzählen, aber aus allen ſeinen Worten und Zügen ſchien die Leichtfertigkeit und die bewußte Sieghaftigkeit, womit er weiland die Weiber bezwungen hatte, unverkennbar hervor. In Schweden habe ich den Ueberfluß von Geſchichten ſolcher Schlachten und Siege gehört, „daß dieſem ſchönſten Jüngling vor dreißig Jahren „kaum ein Weib habe widerſtehen gekonnt.“ Mir zeigte er noch in Petersburg eine Probe davon. Einen Vormittag kam ich ihn beſuchen und ward in ſein gewöhnliches

Zimmer geführt. Da trat er aus einer Seitenthüre herein, und was erblickte ich? Vier fünf der ſchönſten jungen Blondköpfe, die mit einer ſogenannten Gouvernante an einem Büchertiſch in der Schule ſaßen, feine Kinder von acht bis zwölf vierzehn Jahren nach meiner Miſchung, blondeſte blühendſte Mägdlein. Ich fragte: „Euer Excellenz Enkel?“ „Nein,“ antwortete er lächelnd, „meine Kinder. Meinen Sie, weil ich krumm einherzugehen beginne, daß ich ſo junge Kinder nicht haben könne?“ Ich hörte ſpäter von einem ſeiner Hausvertrauten, dies ſeien Erzeugniſſe des Südens, aus der Zeit ſeiner ſchwediſchen Geſandtſchaft in Neapel, von ihm mit einer ſchönſten Herzogin und zwei drei ihrer Töchter erzeugt. Sei das, wie es ſei, politiſch war dieſer Mann nie ein leichtfertiger Schelm und Flatterer geweſen und hatte der Treue und Freundſchaft immer redlichſte Opfer gebracht.

Ich habe angedeutet, wie ich im Zuge war, wie Stein mich im Zuge hielt, und was zunächſt um und mit ihm ſtand. Mein petersburger Leben fing luſtig an und ward durch Gottes Gnade noch luſtiger. Ich ward, als wäre ich faſt ſein Familiengenoß geweſen, mit größter Freundlichkeit in die Palläſte und Häuſer eingeführt, die von ſeinen Geſinnungsgenoſſen bewohnt wurden. Ich weiß nicht, ob in ihnen immer ſo gelebt worden, und glaube das kaum; aber es war in den zu; zugleich sollte auf seine Kosten ein Gebäude für die Orangerie und die physikalischen und naturhistorischen Sammlungen aufgeführt werden. Mit diesem allen ward 1787 angefangen; der letzte Krieg kam dazwischen, die Zeit heckte neue Plane und Anlagen aus, es blieb nicht derselbe Meister bei dem Werke; so ward, wie Manche meinen, nicht bewirkt, was hätte bewirkt werden können. Der Garten selbst ist einer Stadt würdig, die den Vater der Naturgeschichte so viele Jahre in sich gehegt und so viele groſse Männer für alle Zweige derselben gebildet und in alle Gegenden der Welt ausgeschickt hat. Er ist an 4 Morgen groſs, rund umher mit hohen schüzzenden Bäumen umpflanzt und mit einer Mauer eingefaſst. In der Mitte sind die Beete für Büschchen, Kräuter und Sämereien, näher dem Linneischen Pantheon ist ein fast zu groſses Arboretum und Fruticetum. Ich habe das Gebäude schon früher einen Pallast genannt, nenne es jetzt das Pantheon Linnés; ich muſs mich erklären. Es ist immer ein stattlicher Bau, der auch an 80000 Rthaler Banko geko-

Sälen der Minister Grafen und Barone dort eine ſolche Ungezwungenheit Leichtigkeit und Freiheit, als ob es in Geſellſchaft und Rang keine Unterſchiede und Stufen gäbe; es ward offen frei und fröhlich gelebt, offen frei und fröhlich geſprochen und geredet. Man kämpfte ja für die Freiheit gegen die allgemeine europäiſche Sklaverei. Indeſſen der Ton, welchen der vornehmſte Vogel des Tages in Petersburg ſang, lockte und beſtimmte auch wohl die Töne der andern Vögel. Stein aber ging nur über die Schwellen der Palläſte von Gleichgeſinnten, und ich hörte auch zu meinem Erſtaunen den gewaltigen Mann über viele Dinge, worüber man in Kaiſer- und Königshäuſern wohl meiſtens kaum zu flüſtern wagt, ſich mit ſolcher Offenheit ausſprechen, als hätte man in Petersburg nimmer die Lauſcherohren einer geheimen Polizei gekannt.

Aber nicht bloß in ſolche Range, zu welchen Stein gehörte, ward ich eingeführt ſondern fand mich, wann ich nicht durch Arbeiten abgehalten ward, geſellſchaftlich mehr angetaſtet und eingeladen, als mir gut war. Stein war in Petersburg ein hoher Namen geworden, der meine Kleinigkeit mit hob, und in der Art und Weiſe, wie die Menſchen mich aufnahmen und einluden, begriff ich, daß ſie mich auch für etwas hielten, weil ein ſolcher Mann mit mir zugleich die Treppen hinaufſtieg oder auf den Gaſſen umherſpazierte. Aber außer dieſen Zufälligkeiten waren einige natürlichſte Wirklichkeiten da, die mich zu ſich zogen. Zuerſt mehrere Familien, die meiner Heimath angehörten, der berühmte Aſtronom Schubert und Staatsrath Adelung voran, und außer ihnen mehrere angeſehene Handelshäuſer, welche pommerſche Städte ihr Vaterland nannten. Zweitens kam ich, obgleich kein Hochberühmter, doch auch bald in die Kreiſe der dortigen Gelehrten und Akademiker, unter welchen ich einige recht herzige und herzliche Freunde gewann, die oder deren Kinder in ſpäteren Jahren auf vaterländiſchem Boden mich zuweilen durch Händedruck und Erinnerung noch erfreut haben.

So begann, ſo ſtand mein petersburger Leben. Mit meinem lieben Miniſter kam ich in wenigen Tagen auf einen Fuß, als hätten wir Jahre lang mit einander gelebt und verhandelt. Er hatte mich, der doch ſchon für Rußland ſegelfertig war, zu ſich gerufen, weil die Art Geſinnung und Weltanſicht, wie ſie in meinen politiſchen Schriften ausgeſprochen waren, mit den ſeinigen übereinſtimmten. Bei Schriften und Aufſätzen, welche ich bei ihm oder nach ſeinem Wink und Befehl machte, gewahrte ich bald, daß ihm ſelten etwas fremd und misfällig oder ſolches däuchte, das da geändert werden müſſe. Ich hatte meiſtens ſeinen Ton getroffen. Da ſagte er denn wohl in ſeiner kurzen ſchneidigen Weiſe: „Recht ſo! Sie ſind immer kurz und gradaus; ich mag „die Wortſchwätzler nicht, die weitſchweifigen Umwickler

„Entwickler und Auswickler der Dinge; ſie hauen meiſt „in die Luft, ſtatt die Sache zu treffen.“

Es war hier im Jahre 1812 ein ſchöner Sommer, es war Ende Septembers in Petersburg noch ein recht heller warmer Sommer. Wir hatten die erſten Wochen, wo weder auf dem Kriegsfelde noch auf dem diplomatiſchen Gebiet keine entſcheidende Schlachten vorgefallen waren, noch nicht viel zu thun, und Stein machte Nachmittags oft kleine Rundläufe und Spaziergänge mit mir, wo denn über die Stadt und die Menſchen Betrachtungen angeſtellt und Gloſſen gemacht, auch wohl einzelne Merkwürdigkeiten und Seltſamkeiten beſchaut wurden. Von dieſen Spaziergängen erinnert's mich, wie wir auch die aſiatiſchen und europäiſchen Völker, von welchen alle möglichen Muſter uns hier vor Augen umherwandelten, durch die Muſterung laufen ließen. Wir wurden durch Augen und Haarlocken wie durch Kleider und Mundarten genug auf ſolche Betrachtungen und Unterhaltungen geführt, namentlich bei den eingekleideten Soldaten und aufziehenden Landwehren zu Fuß und zu Pferde kam das Geſpräch auf die verſchiedenen Grundſtämme der Menſchen, wie ſie in dem weiten ruſſiſchen Reiche zuſammengewürfelt und in den vielfältigſten Miſchungen und Geſtaltungen durcheinander geworfen ſind. Da wies ich denn darauf hin, indem ich auch männliche und weibliche Exemplare aufführte, die von unſrer petersburger Salonsbekanntſchaft waren, wie man in den Köpfen und Leibern, beſonders in der Haltung und Geſtaltung des Wuchſes, leicht entdecken könne, ob einer von tatariſcher und kalmückiſcher oder von ſlavoniſcher und germaniſcher Abſtammung ſei. Für das Mongoliſche und Kalmückiſche ſtanden uns die platten Köpfe und ſchiefen geſchlitzten Augen, beſonders aber der Wuchs ohne recht gehörige volle Flanken, durch welche und durch breite Schultern der germaniſche Stamm ſich zu ſeinem Vortheil nicht nur von Mongolen und Kalmücken ſondern meiſtens auch von den ſlaviſchen und romaniſchen Stämmen auszeichnet. Breite Schultern und rundgeſpannte Bruſt und gefüllte Flanken zeichnen Kraft und Stärke. Bei den leichten gewandten Franzoſen zum Beiſpiel, wenn man nur einmal ihre aufmarſchirten Regimenter mit deutſchen Augen muſtert, findet man bei übrigens wohl geordnetem unteren Körperbau in den Obertheilen oft eine auffallende unſchöne Schmalheit und die Menge ſogenannter Heringsrücken. Indem man nun eben durch Polonien und Moſkovien gepilgert hat und in Petersburg auf den Straßen und in den Palläſten genug Ruſſen und Polen und Ruſſinnen und Polinnen begegnet iſt, ſtößt man auf die geſchichtliche Sage von den Sarmaten, als von edlen Medern, in älteſten Tagen von weiland aus den kaukaſiſchen ſüdlich auslaufenden Bergen Mediens gegen Nordweſten nach Europa, nach Pannonien und Sarmatien (Polen) ausgewandert. In der That in Polen kommt es einem oft vor, als erblicke man in den höheren älteren Adelsgeſchlechtern und in dem gemeinen Volke und dem geringeren Adel zwei ſehr verſchiedene Volksarten, indem der vornehmſte polniſche Adel mit prächtigen Adlerſchnäbeln und ſchwarzen Augen und Haaren, faſt wie mit einem unverkennbaren aſiatiſchen Gepräge, von den Geringen oft ausgezeichnet iſt, bei den Ruſſen dagegen Adel und Volk in Geſichtern und Haaren meiſtens ganz aus einerlei Holz gehauen zu ſein ſcheint. —

Solche Unterhaltung ergötzte meinen lieben Herrn und er ſprach dies wohl ſcherzend aus: „Nun wahrhaftig man ſollte ſich vor Ihnen in Acht nehmen, Sie „müſſen wirklich in früherer Zeit, ehe Sie in die gegenwärtige Form gegoſſen worden, durch viele Leiber „und Wiegen gewandert und gewechſelt ſein.“ Alſo im gutmüthigſten Sinn machte er mich doch zu einer Art hin und her umgetauſchten Wechſelbalg.

Ja, was ich früher und in andern Ländern ſchon häufig bemerkt hatte, ward mir hier zum hundertſten und tauſendſten Mal gleichſam auf die Naſe gedrückt, nämlich das mongoliſche Zeichen bei vielen Ruſſen, auch bei vielen vornehmſten Ruſſen: die Leiber ohne tüchtige Flanken und die Schlankheit über den Hüften gleich dem weiblichen Wuchſe. Wer ruſſiſche Regimenter, vollends wer ruſſiſche Heere geſehen, wer die ruſſiſchen Officiere in ihrer Staatsuniform geſehen hat, dem muß dieſe Schlankheit an der Stelle, wo des Soldaten Gürtel um den Leib gewunden wird, aufgefallen ſein. Man hat wohl von unſers Seligen Königs ſpartaniſcher Anſicht gehört, welche man in der That nur loben kann, wegen welcher die dickelnden Herren Majore und Oberſten, welche ſeine Augen erwarteten, weil ſie wußten, daß der Herr bei Officieren die dicken Bäuche nicht leiden konnte, ſich den Bauch oft bis zur halben Ohnmacht mit einem Schmachtriem zuſammengeſchnürt haben ſollen. Da hat denn die Bosheit, welche weder Könige noch Oberſten verſchont, geflüſtert, der König habe ſich in jene unſchöne Schlankheit der ruſſiſchen Officiere über den Hüften verliebt und wolle daher die möglichſte Knappheit und Geſchloſſenheit der Mondur. Der Herr hätte doch auf die dicken Bäuche den früheren hohenzollernſchen Spartanerhelden gleich ein Kreuz machen wollen, als müſſe er dieſe Dicken in Ruheſtand ſetzen.

Alſo neben den ernſten heißen Tagen, wo uns heiße Arbeit an Tiſchen gefeſſelt hielt, wurden auch ſcherzhafte und luſtige Umläufe und Umſchaue gemacht. Ja unverkennbar iſt in vielen petersburger Geſtalten und Geſichtern der große tiefe Einfluß, welchen eine dreihundertjährige Herrſchaft der Tataren und Mongolen auf die Ruſſen geübt hat, und es begegnen einem zu Hunderten Geſtalten, welche treue Abbilder jener

Hunnenbilder ſind, die Ammianus Marcellinus uns vor funfzehnhundert Jahren ſo vortrefflich gezeichnet hat. Wenn man die vielen ſlaviſchen Volksſtämme an der Donau und Adria geſehen hat, wenn man die Böhmen und Polen geſehen hat, ſo findet man bei den ſprach- und ſtamm-verwandten Ruſſen Vieles, ja das Allermeiſte, gar anders; ſie ſind im eigentlichſten Verſtande ein großes Volk für ſich mit eigenthümlichſten Sonderlichkeiten.

Ich hatte vor vierzig fünfzig Jahren ja etwas ſchärfere Augen zum Sehen als jetzt; ich hatte von jeher viel Reiz und Luſt mir die verſchiedenen Geſchlechter der vielſprachigen Menſchen*) zu betrachten, aber die ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit der Moſkoviter hat ſich mir unvergeßlich eingedrückt, am meiſten aber die Sonderlichkeit, daß ich bei keinem Volke ſo viele Köpfe geſehen habe, welche man Steinköpfe oder Klotzköpfe nennen könnte, ohne die gewöhnliche ſchlimme Nebenbedeutung, die man mit dieſen Wörtern verbindet. Ich meine Köpfe ſolcher maſſenhaften Breite und Rundheit, wie etwa ein Eichenblock oder ein Marmorklotz, welche zur Aehnlichkeit eines Kopfes erſt aus dem Groben gehauen werden ſollen. Dies gilt nicht bloß von den gemeinen Ruſſen mit den langen Bärten und den aſiatiſchen Kaftanen ſondern auch von vielen Edelleuten.

---

*) μεροπες ἀνθρωποι.

Die Polen Böhmen Serben und Kroaten zeigen in dem Bauer und Edelmann freilich eine große oft auffallende Verſchiedenheit von den Menſchen germaniſchen Stammes, aber ihre Geſichter ſind, kann man ſagen, doch ſchon fertig; ſie ſind in den unteren Klaſſen häufig ſchärfer gezeichnet und faſt mehr fertig als bei unſern deutſchen unterſten Volksklaſſen. Ein gewöhnlicher Bauer und Seinesgleichen in Polen Böhmen Oeſtreich und Ungerland hat zwar in Wuchs Art und Haltung und auch in Geſichtszügen und Gebärden genug, was ihn von dem deutſchen und ſchwediſchen Bauer unterſcheidet, aber der Schnitt und die Form der Köpfe und Geſichter dünken einem, im Allgemeinen geſehen, im Ganzen doch ſehr ähnlich; hier aber, wie geſagt, erblickt man bei vielen Köpfen das Unfertige, beinahe Klotzige. Ich habe mir nicht bloß auf den Gaſſen und Märkten ſondern in Feldlägern und auf Heerſtraßen die Menſchen darauf angeſehen und habe die dicken Breitköpfe und Klotzköpfe faſt ohne Naſen nicht allein bei den gemeinen Ruſſen ſondern bei vielen Officieren guten Adels gefunden. Hier ſchaue und winke ich zur Erklärung aus der Ferne der Jahrhunderte her. Alle Reſte älteſter Völker, die man noch ſieht, (Hebräer Parſen Hindus) haben meiſtens ein Hauptſtück des Geſichts ſcharf ausgeprägt, die Naſe, welche grade im Mittelpunkt des Vorderkopfes ſitzt und um welche als um einen Haupttheil die Geſichtszüge ſich gleichſam herumgeſtalten und verſammeln. Der romaniſirte

Spanier unſrer Tage nennt darum das ganze Geſicht meiſt nur el rostro. Dieſer Schnabel, der dem Menſchenantlitz am meiſten eine beſtimmte Form zu geben ſcheint, fehlt faſt bei vielen Ruſſenköpfen oder iſt wenigſtens faſt wie eine Hundeſchnauze platt eingedrückt. Solches iſt nun auf jeden Fall, wenn nicht grade eine Häßlichkeit, doch eine Ungeſtalt. Das iſt überhaupt etwas Ausgemachtes, daß bei höherer Bildung und mächtigem lebendigen Streben des Menſchen von innen heraus das Geſichtsgepräge ſchärfer hervortritt, daß der Schnabel beſtimmter gezeichnet hervortritt; ſprechen ja die alten Geſchlechter deswegen ſo gern von Adlernaſen, die ſie mit einem eignen Stolz Adlergeſichter nennen, worüber die erzürnten Plebejer ſich denn häufig mit der Bemerkung rächen: ja, Raubthiere Raubvögel Raubritter waren ihre Ahnen. Wahr iſt es, die ſtattliche Naſe, die ſcharf und ſpitz hervorſpringende Naſe bezeichnet Verſtand und Stärke, mehr noch Witz und Scharfſinn, aber die Adlerſchnäbel älteſter Völker oder alter Adelsgeſchlechter, welche häufig ſchon zu ſpitz und ſcharf ſind, ſollen ſich hüten daraus für ſich eitel feine Schlüſſe zu ziehen. Papa Sokrates war ein Breitkopf mit eingedrückter Naſe; ich habe mächtige geiſtbegabte Rund- und Breit-Köpfe mit kürzeſtem Schnabel oder mit faſt gar keinem geſehen, deren gewaltiger Geiſt Dutzende Geiſterchen ſchönſter Adlernaſen und ſchärfſter Spitznaſen verſchlingen konnte. Ich ſchaue hiebei auch auf Schellings Büſte hin und erinnere mich des weiland Präſidenten des Obertribunals der Rheinlande, Daniels, deſſen allmächtiges Gedächtniß und wunderſam entwickelter ulpianiſcher Scharfſinn zu ſeiner Zeit von Jedermänniglich angeſtaunt worden iſt. Sein Rundkopf war aber ein breiter faſt naſeloſer Pudelkopf. Das ſteht freilich feſt: ohne eine fertige Naſe kann kein Geſicht je ein ſchönes Geſicht heißen. Aber man ſchaue nach einer andern Seite hin; da ſteht es wenigſtens auch feſt: wann bei den ſogenannten verfeinerten und veradlichten Geſchlechtern die Naſen zu lang und die Füße zu ſchmal und kurz werden, da iſt irgendwie und irgendwo auch wieder der Teufel los, da iſt in der Regel des Muthes und Witzes und der Kraft und Stärke zu wenig, da kann man oft drüber ſchreiben: hic finis generis humani.

Wie habe ich mich wie von meinem Wege ab zu dieſer Betrachtung verlaufen? was will ich damit ſagen? Ich will damit wohl ſagen, wenigſtens däucht es mir ſo, daß, wo bei einem Volke die Klotzigkeit und Dickköpfigkeit vorherrſcht — was wohl wieder Kindsköpfigkeit heißen kann — wo der Geiſt noch nicht ins Antlitz des Menſchen herausgetreten iſt, Solches wohl in jedem Fall auf etwas ſehr Rohes und Ungebildetes hinweiſt. Wir wiſſen nicht, ob unſre alten Sigambern und Cheruſker, welche die römiſchen Adlerköpfe nebſt den Adlerfahnen der Legionen an den Eichen ihrer heiligen Haine stet haben soll; aber es hätte weit zweckmäſsiger, nützlicher, vielleicht auch wohlfeiler eingerichtet werden können: jezt sieht das Auge viel Glanz und das Bedürfniſs findet sich an allen Ecken verlegen. Es war Alles im ersten Zuschnitt verdorben und man hätte sowohl den Linnéischen Tempel mit dem nach dem Garten auslaufenden Portikus, als auch die beiden Flügel, 4 bis 5 Ellen breiter machen sollen, so wäre viel gewonnen gewesen. Der Portikus gleich am Eingange des Gartens sieht gegen Norden, eine in diesem Lande ungünstige Lage. Man hat deswegen auch genug zu thun, das sich anhäufende Eis und den Schnee wegzuräumen, wodurch die Wände schon beschädigt werden. Eine mit Kupfer beschlagene Doppelthür führt aus dem Portikus in den groſsen Linnéischen Hörsaal, der künftig zu Vorlesungen gebraucht werden soll. Dieses Obleegum ist offenbar zu schmal und verhältniſslos, fällt daher nicht angenehm auf, auch die Decke ist zu bunt verziert. Der Thüre gegenüber ist ein Halbzirkel mit einem Rundel ausgebaut und etwas erhöhet, wo Linnés feſtnagelten, ſchon zu Adlerſchnäbeln herausgebildet waren; wir haben auch keine Gleichbilder weder in Münzen noch in Gemälden von unſerm Karl dem Großen Heinrich dem Vogler oder ſeinem Sohn Otto, und können alſo nicht ſagen, ob ihre Köpfe einem breitſchnäblichen Sokrates oder einem ſchönſten Perikles und Alcibiades glichen, aber wahrſcheinlich gab es in unſerm erſten Jahrhundert wie in unſerm achten und neunten und zehnten auch unter den vornehmſten Freien und Adlichen weit mehr Dickköpfe und Kindsköpfe als heute.

Ich las jüngſt mit großer Erbauung und Erheiterung meiner Gedanken in einem franzöſiſchen Tagesblatte eine hübſche Beurtheilung einer Künſtlerreiſe durch Frankreich, nämlich der Reiſe eines Malers, der die alten Denkmäler ſeines Vaterlandes zu beſchauen ausgefahren war und rings umher in den Landſchaften die Bilder der Kirchen und Schlöſſer in Augenſchein und Betrachtung genommen hatte. Das Reſultat ſeiner Rundſchau in Hinſicht auf die Menſchenbilder war dahin ausgefallen, daß die Geſchlechter — das hatte er vorzüglich in den Familienbildern der Schlöſſer erſchaut — von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich aus dem Klotzigen zum Geſtalteten, aus dem Häßlichen zum Schönen fortgeſtaltet, daß ſie ſich immer mehr verfeinert und verſchönert haben. Der berühmteſte Konnetable Frankreichs Dugueſclin war in ſeiner vierſchrötigen Gliederung und ſeinem mächtigen Klotzkopf ein ächtes

Muſter des gröberen Mittelalters — wie mögte ſein verfeinerter Enkel, wenn er einen hinterlaſſen hätte, ſich heute in den Sälen Napoleons des Dritten und ſeiner Kaiſerin Eugenie ausnehmen? — O Schatten und Geiſter der Dinge! In ähnlicher Weiſe iſt es auch wohl in unſerm Germanien ergangen. In unſern Tagen freilich kann man das Maaß der menſchlichen Schönheit, der Geſtalt und Bildung überhaupt auch wohl zu fein ſtellen, wo das zu Feine und zu Schmale, was ſchon auf Nichtigkeit und Untergang hindeutet, häufig für Schönheit genommen wird.

Doch weg von dieſer Schnabelbilderei und von der Bilderleſerei wieder zur lebendigen Wirklichkeit, wie ſie im Leben, im Volke und in den Palläſten und Gaſſen lebendig erſchien. Als erſtes Bild voran wird auch hier mein lieber Reichsfreiherr ſtehen. Ich hatte mir die Ruſſen ſeit Monaten ſchon ſehr betrachtet, auf den Zügen und Märſchen, in dem Heerlager bei Smolensk, in der alten Hauptſtadt Moſkau und in Peters Hauptſtadt hier an der Neva. Ich war aus Noth, weil mir im Weſten die Welt wirklich zu eng werden wollte, doch auch mit Erwartung und Hoffnung großer und neuer Dinge gen Oſten nach Rußland gezogen. Bei der Lage der Dinge, wie ſie war, und bei meiner Geſinnung war in Europa nirgends mehr eine ſichere Stätte für mich als in Rußland und Großbritannien.

Ich hatte, wie die Würfel der Entſcheidung jetzt aus dem Glücksbecher Fortunens ausgeſchüttelt werden ſollten, einſtweilen Rußland vorgezogen, aber nimmer mit der Abſicht oder Hoffnung, dort meinen Wohnſitz aufſchlagen zu können. Als ich nun Volk und Land und die Weiſe, wie und wo es eben auf dem Pfade der Weltbahn ſteht, auf welcher unſer neunzehntes Jahrhundert einherwandelt, und wie es von oben, von ſeinem Czar und von ſeinen Kneſen Bojaren Biſchöfen und Prieſtern geleitet und getrieben wird, noch mehr und näher und tiefer geſehen und betrachtet hatte, hätte mich nimmermehr die Luſt anwandeln können, auf ſolchem Boden meinen Kohl pflanzen zu wollen.

Aber auf dieſem Boden wohnen doch Menſchen, die Chriſten ſind, und nebenbei unter vielen Knechten und Sklaven doch viele ſehr gute und tapfre Menſchen. Ich ſollte hier Vieles ſehen und erleben, was mich zur größten Achtung des ruſſiſchen Volks als eines einigen großen Volkes hinriß — etwas, was wir bei uns in Deutſchland ſeit einem halben Jahrtauſend als unſern verlornen Schatz vergebens ſuchen — aber Anderes trat mir auch ſogleich vor Augen und ſchlug mir ins Herz, was mir zurief: Nein! hier dürfteſt du nimmer lange weilen. Ich hatte es ſogleich in den erſten zwei Wochen, ich hatte es in den vier Monaten, die ich in Petersburg verweilte, hell genug vor mir. In den erſten acht Tagen meines Aufenthalts hatte ich ſchon Proben eines oft ganz ſtummen (N. B. was auch ganz ſtumm und dumm macht) und verſchwiegenen aſiatiſchen Regiments.

Ich gewann mir einen Deutſchen, Doktor Trinius, einen gebornen Mansfelder, Leibarzt bei dem Herzog Alexander von Wirtemberg, einen wichtigen Genoſſen und Freund für mein petersburger Leben. Es war die Zeit, als Miniſter Stein und der Wechſel der Anſichten im Kopfe des ruſſiſchen Kaiſers anfing an Romanzoffs Syſtem zu ſchütteln — da führte mich Trinius in das Haus der Frau eines Freundes, die und deren Kinder er tröſten ging. Ihr Mann war plötzlich verſchwunden und es hatte gemunkelt, er ſei nach Sibirien abgeführt. Zu derſelben Zeit war Speransky, Miniſter des Innern, ein Mann, welchen die Redlichen lobten, wenn er gleich an einer für Rußland am wenigſten tauglichen und brauchbaren Schwärmerei leide, wirklich nach Sibirien abgeführt. Beide hatten bei dem ungeheuren politiſchen Wendepunkte, auf welchem die Waage des Augenblicks ſchwankte, an den Kaiſer Eingaben gemacht und angedeutet, es wehe ein neuer Weltwind und man müſſe die Segel anders ſpannen. Noch war der Reichskanzler Romanzoff mächtig genug geweſen mit ihnen abzufahren.

Der Erſtere, der Freund meines Trinius, war ein ehrlicher Thüringer, Geheimer Staatsrath Beck, der als Jüngling in der Eigenſchaft eines Utſchitels oder Lehrers in das Haus eines Grafen von Pahlen nach Lievland gekommen war und jetzt unter Romanzoff das geheime Chifferdepartement der auswärtigen Angelegenheiten regiert hatte. Er war, als er mit ſeinem Portefeuille unterm Arm aus dem Kaiſerlichen Schloſſe gegangen war, ergriffen und abgeführt, und zwar nicht nach Sibirien ſondern als Gefangener in die Nevacitadelle, die in gradeſter Richtung etwa nur fünfhundert Schritt von ſeinem Hauſe und Garten liegt; und Frau und Kinder trauerten um ihn, als fahre er ſchon durch die Eiswüſten des Oby und Jeniſey. In ſeiner Citadelle hat er etwa ſechs Wochen geſeſſen, dann iſt er eines Tages wieder plötzlich bei den Seinigen erſchienen. Ueber ſeine Einkerkerung gab es begreiflicher Weiſe nach ruſſiſcher Art weder Unterſuchung noch Erklärung; genug, er trat in ſein Amt wieder ein und ward, wie mich's erinnert, zur Entſchädigung in ſeiner Beſoldung um 500 Silberrubel gemehrt. Ich habe den wackern Mann öfter geſehen und er hat mich ſpäter auf Badereiſen hier in Bonn ein paar Mal beſucht; jetzt wandelt er ſeit ein paar Jahren ſchon in den Gefilden der Seligen.

Solches und Aehnliches hatte ich mit meinen Augen und Ohren ſogleich als ruſſiſche Probe und manches Desgleichen bekam ich ſpäter öfters zu ſehen. Bei hellem lichten Tage ſah ich mehrmals Schergen der Polizei auf feine und wohlgekleidete Leute (es hätten dieſe allerdings auch Spitzbuben ſein können) Jagd machen und ſie unter allem Volk umherjagen und einfangen. Um Mitternacht, wann ich mit fröhlichen Genoſſen aus dem Winterpallaſte, wo mein Trinius wohnte, oder von andern Stellen heimging, ſah ich Männer in Pelzen verhüllt zwiſchen vier ſechs Soldaten über den Schnee fortknirſchen, wobei denn ich und meine Genoſſen durch einen ſchon gewöhnten Inſtinkt ſtumm und ſtill ſeitwärts auswichen; da wurden die Worte geflüſtert: Dergleichen Gepelzte wandern meiſtens in Staatsgefängniſſe.

Solche Anblicke und Flüſterungen konnten mir wahrlich keine ruſſiſche Luſt wecken, auch wenn ich ſie ſonſt hätte haben können: nein, lieber todt, als ſich freiwillig zu ſolcher Flüſterung verdammen. Ueber Gefängniſſe und über das Geſchäft und die Verrichtung des Knutens und oft Todtknutens von Verbrechern war mir auch ſchon allerlei erzählt. Meine Freunde erboten ſich, mir die Gelegenheit zu verſchaffen, eine ſolche Ausrichtung einmal mit anzuſehen. Die blutige Geißelung wird gewöhnlich in einem inneren Hofe des Gefängniſſes vollbracht. Ich weiß nicht, ob Geſchäfte oder eine Empfindſamkeit, die ich hier als eine übel angebrachte ſchelten muß, mich um dieſes ſchauderhafte Augenſpiel gebracht hat. Lernen ſoll der Menſch Alles, was zur großen Geſchichte gehört. Ich hätte hier in der fürchterlichen ruſſiſchen scutica und in dem Führer derſelben das treueſte Bild eines carnifex romanus kennen lernen gekonnt: denn auch das Aehnliche hat der ruſſiſche Knuter mit dem römiſchen von Weiland, daß er ſelbſt ein Verbrecher iſt, der in den Gefängniſſen gehalten und für ſolche Lederarbeiten abgerichtet iſt.

Dies war nichts Lockendes und Appetitliches, aber das Volk, der geringe Bürger und der eingekleidete Soldat oder Landwehrmann, der zu Tauſenden aus dem Norden und Süden gegen den Feind auszog, der Muth und die Luſt der Gemeinſamkeit und der wirkliche Jubel, mit welchem er von allen Daheimbleibenden für den Kampf begrüßt geſegnet und begleitet ward, kurz das Gefühl eines tüchtigen tapfern bei allen ſeinen Gebrechen ſehr ehrenwerthen Volkes ließen mich ſtill in den Jubel einſtimmen, wenn ich auch nicht mit ihnen joſte und toſte.

Hiebei ſtehe eine Epiſode, die Epiſode von der Ankunft der berühmten Frau von Stael und Auguſt Wilhelm Schlegels in Petersburg, mir in der Erinnerung immer noch merkwürdig, weil der Stand der Dinge und Perſonen im Herbſte des Jahrs 1812 ſich auch darin zeigen ſollte. Dieſe berühmte Tochter des berühmten Genfers Necker, die mit kindlicher Treue in ihren Schriften den Vater gern zu einem großen Mann hätte ſtämpeln mögen, war eine hochgebaute Schweizerin mit mächtigen Beinen und Füßen, aber mit herrlicher Stirn und gewaltigen Augen, wobei man leicht vergaß, daß ihr Bau nicht ſchön, ihre Haltung und Bewegung nicht anmuthig; ja nicht einmal ihre Kleidung für anmuthige Darſtellung mit Geſchmack gewählt war. Mit ihr war ein hübſcher junger Schweitzer, ein Waatländer namens Fontana, den ſie als Kriegsverwundeten einſt freundlich bei ſich gepflegt hatte und den ſie ſpäter geheirathet hat, und unſer deutſcher Wilhelm Schlegel, den ſie an ſich herangezogen hatte, um durch den gelehrten Mann in die Kunde der deutſchen Literatur und in andres ſchönes Wiſſen von ihm eingeführt zu werden.

Er trat vor den Ruſſen und vor uns Deutſchen eben nicht deutſch auf, ſondern erſchien, wo wir Andern nach Zeitart und Kriegsart meiſt geſtiefelt und geſpornt einhertraten, wie ein blank geſchniegelter franzöſiſcher Abbé in Schuhen mit goldnen Schnallen und ſchneeweißen ſeidenen Strümpfen, und flüſterte meiſt ſehr leiſe, was wohl in einer gewiſſen Furcht ſeinen Grund hatte, als flüſtre man hier überall über dionyſiſchen Ohren, indem er mir, der gewöhnlich wohl zu laut ſpricht, einmal zuflüſterte: St! St! hier in Rußland ſind hinter allen Thüren und Tapeten Ohren. Leider wahr, das mogte aber in jener Zeit der Tyrannei und Spionerei wohl in den meiſten Hauptſtädten Europas eben ſo ſein. Die Töchter und zwei Söhne der Stael waren auch mit.

Dieſe lebendigſte und politiſcheſte Franzöſin und unſern lebendigſten Stein mit einander zu ſehen, das war dir ein Leben. Sie waren einig in ihrem Haß gegen Napoleon; ſie mußte ſich ſchon einige ſtarke ſteinſche Ausfälle und Aushiebe gegen ihre Franzoſen gefallen laſſen, er dagegen war entzückt durch einzelne Kapitel, welche ſie ihm aus ihrem Manuſcript sur l'Allemagne vorlas, und ich hatte die Noth, daß er mir die Kapitel zum Abſchreiben für Frau und Töchter gab. Ja eine Luſt war es, dieſe beiden lebhafteſten leidenſchaftlichſten Menſchen an Tiſchen und auf Divanen in ihren lebendigſten Bewegungen gegen einander ſtoßen und karamboliren zu ſehen.

Dieſe Frau, in welcher Schönheit nie geweſen und die Jugendblüthe verwelkt war, übte durch den treuen klaren liebenden Ausdruck ihrer Gebärde, ihres Antlitzes doch auch auf mich eine ſolche Gewalt, daß ich in ihr die Franzöſin ganz vergaß: es war ein Spiegel hellesten Geiſtes und klarſter Treue und Redlichkeit. Ich habe ihr wenigſtens eine kleine Förderung im Gebrauche der franzöſiſchen Sprache zu verdanken. Als nämlich Stein oder ein Anderer mich als einen Halbſoldaten als einen einmal im Zweikampf Verwundeten und Niedergeſchoſſenen ihr darſtellte und ich auf eine Frage von ihr antwortete: Oui, Madame, j'ai été percé par un boulet, erwiederte ſie mir lachend: Comment, Monsieur? vous avez eu un boulet dans le corps, et vous vivez encore? Ich will's gleich deutſch überſetzen, um die Spitze zu zeigen: „Wie, mein Herr?

„Sie haben eine Kanonenkugel im Leibe gehabt und „Sie leben noch?“ Da lachte Alles und ich lachte mit. Ich hatte das verkehrte boulet für balle (Flintenkugel) gegriſſen. Dies war praktiſcheſter Unterricht.

Ein Zeichen der Zeit, wie damals die Gemüther der Völker zu einander ſtanden und wie ein franzöſiſches Weib den Glanz und die Herrlichkeit ſeines Volks immer empfinden wird, gab uns dieſe Frau auch. Sie war mit dem Waatländer und ihrem Sohn ins franzöſiſche Theater gegangen um zu ſehen, wie Racines Phädra auf den petersburger Brettern geſpielt würde. Und was hatte ſich dort dieſen Abend begeben? Es waren eben die Wochen, wo die erſten blutigen Schlachten und Gefechte vorgefallen waren, welche in unſern Berichten natürlich immer als Siege prangten, in welchen denn auch immer viel von den durch die Franzoſen verübten Gräueln Verwüſtungen und Brandſtiftungen erzählt ward. So war alles Volk bis auf das Alleräußerſte aufgereitzt und aufgeſtachelt, und grade als die Stael auf den petersburger Brettern die ſüßen melodiſchen Töne Racines hatte deklamiren hören wollen, war auf dem Theater ein Ziſchen Schreien Fluchen und ſogar ein Drohen Fort! Fort mit den verfluchten Franzoſen! ausgebrochen, das Stück hatte mitten im Spiel abgebrochen werden müſſen, die Schauſpieler hatten ſich, um Mishandlungen zu entgehen, durch Hinter-

Büste stehen soll. Eine glasgedeckte Kuppel, die von allen Seiten ein reiches Licht hineinwirft, tritt oben aus dem Dache heraus. Zwei, 90 Schritt lange, Flügel laufen zu beiden Seiten des Portikus und der Tribune Linnés aus, mit einem Zwischenraume von etwas über 60 Fuſs, leider mit der unverhältniſsmäſsigen Breite von ungefähr 25 Fuſs. Das Ganze ist massiv und mit Kupfer gedeckt. Der gröſste Theil des linken Flügels und das äuſserste Ende des rechten ist Gewächshaus. In dem, was in dem ersten Stock des rechten Flügels übrig ist, sollen die Naturalien aufgestellt werden. Einige Zimmer dienen jetzt noch für lebendige Thiere, deren Sammlung nicht groſs ist und welche künftig in den kleinen Nebengebäuden der Professoren der Naturgeschichte auch ihre Wohnung erhalten sollen. Der zweite Stock dieses Flügels ist zur Wohnung des Professors der Naturgeschichte und des Demonstrators der Botanik bestimmt, die aber dort sehr eingeklemmt sind und kaum für sich, geschweige denn für ihre Sammlungen, Raum haben. Das ist eben der Mangel dieses kostbaren Gebäupförtchen geſchwindeſt und ſtilleſt fortmachen müſſen. Ja dieſer Ruſſenzorn war ſo mächtig, daß von dieſer Phädra ab das franzöſiſche Theater lange geſchloſſen bleiben mußte. Da, an dieſem Phädraabend, erblickte man nun die ganze volle Franzöſin, wie man in den Ruſſen die vollen Ruſſen erblickt hatte. Sie kam mit einer Verſtörung nach Hauſe, als habe ſie nicht nur eine Tragödie geſehen, ſondern ſelbſt eine erlebt; ſie zerwarf ſich auf dem Sofa, weinte, ja ſchluchzte, obgleich es doch nicht zum Haarausraufen kam, und rief ein Mal über das andre: O, ces barbares! o, mon Racine! Das erſtaunte uns, es kam uns von einer ſtattlichen Vierzigjährigen doch faſt mehr als verwunderlich vor. Darin waren wir Deutſche. Sollte wohl eine deutſche Frau oder Jungfrau, wenn ſie ein Stück Schillers oder Göthes von einer Bühne Londons oder Paris mit Fluch und Hohn auszischen und wegjagen hörte, ſolche Thränen und Stöner und Schluchzer ausſchütten und ſolche Jammerworte ausrufen? Ein wenig Franzöſiſches und Ruſſiſches der Art könnte uns bei Gelegenheit doch nicht ſchaden.

Hier, wo die Bilder ſo vieler Menſchen und Völker wieder durch meine Erinnerung und aus ihr wieder aus meiner Feder gelaufen ſind, ſtehe nun auch das Hauptbild, wie ſolches im Sommer des Jahrs 1812 vor mir ſtand.

des, daſs man vieles für Pracht der Treppen und Gänge verschwendet hat, was man hätte zweckmäſsiger sparen sollen. Schon für die jetzigen Sammlungen ist kein Platz mehr, und doch ist das Meiste noch ungeordnet. Was soll ich die Vorzüglichkeit derselben rühmen. Einen groſsen Theil, besonders der Thiere, verdankt die Akademie dem freigebigen und patriotischen Thunberg, der nie ein höheres Gefühl gehabt hat, als das Vaterland und des Vaterlandes Ruhm. Er wird nun auch bald seine alte Wohnung verlassen und hier einziehen. Zu kleinen Nebenhäusern, Remisen, Ställen und Gärten für ihn und seinen Gehülfen, ist schon Platz angewiesen und es soll nächstens mit dem Bau begonnen werden. Der botanische Gärtner wohnt nicht weit vom Tempel der Flora auf einem hübschen Boställe, das einen schönen Garten und ansehnliches Feld hat. Über den Reichthum des Gewächshauses wird man von einem Unkundigen kein Geschwätz erwarten: nicht verschweigen aber darf ich die viele Güte, die Herr Wahlenberg mir erzeigt hat, ein würdiger Gelehrter, schon durch mehrere Reisen nach Lappland und dem Nordkap und durch eine lehrreiche Beschreibung eines Theils von Lappland bekannt; das Beste, was wir über den neuesten Zustand des Landes und seiner Bewohner haben.

Des Herrn Kanzleirath Paikull treffliche Vögelsammlung hatte ich zu lange versäumt zu besehen; als ich dies in den letzten Tagen meines Hierseyns nachholen wollte, war der Mann verreist.

Ich komme jetzt auf die Universität selbst und werde mich begnügen bloſs über ihre Statistik etwas zu sagen, weil man auch darüber auswärts fast ganz im Dunkeln ist. Möge es mir erlaubt seyn, auch über das Personale ihrer Lehrer mich auszubreiten, aber Bescheidenheit und Verehrung binden mir die Zunge. Man weiſs, wie groſse Männer hier geglänzt haben, wie viel hier für die Wissenschaften gethan ist. Geziemt es mir, altes Lob wieder abzusingen? Wie viele halbe Urtheile über Schweden kann derjenige leicht zurecht rücken, der Schweden nur verständig anzusehen Zeit gehabt hat. Hier fehlt die Tiefe nicht, aber wohl die Fläche. Die Ausbreitung und das merkantilische Verkehr der Gelehrsamkeit ist hier nicht so leicht, als in andern Ländern. Das hier nicht so viele Bücher geschrieben werden, als in Teutschland, daſs nicht jeder mit dem Flaumenbart sich auch schon ein fertiger Skribent dünkt, ist wohl kein Unglück für die schwedische Litteratur. Daſs hier endlich in den Einrichtungen selbst manches anders seyn muſs, als in andern Ländern, darüber wundert sich und achselt niemand dumm und mitleidig, der den Zwang des Klima und der Umstände begreift, anderer Hindernisse und Hemmungen nicht einmal zu gedenken. Wenn die Ausländer die Schweden mit ihren gelehrten Einrichtungen, besonders mit der Wichtigkeit und Feierlichkeit, die sie bei Promotionen beobachten, und mit der Strenge, nach solchen oft zufälligen Dingen die Meriten zu berechnen, der Pedanterie beschuldigen; so mögen sie sich fragen: ob sie nicht selbst des Windes genug haben und verkaufen. Wer mehr als Ein Volk gesehen hat, der lernt in solchen Kleinigkeiten billig seyn und glaubt nicht jedem Geschwätz, das ein Windbeutel in die Welt schickt. Der teutsche Vielschreiber vermiſst besonders seine Papierballen; er klagt oft mit Recht, daſs dieser und jener grundgelehrte Mann so manche neue Entdeckungen, so manche Beleuchtungen die er über seine Wissenschaft ausgieſsen könnte, für sich und für den engen Kreis seiner Zuhörer behält. Aber ist dies auf der einen Seite Schade, so bleibt das Wissen des Mannes auf der andern mehr ächt und in sich konzentrirt. Man erlebt hier nicht das Ungeheure, was man leider in Teutschland alle Tage sieht, daſs ein trefflicher Kopf, der eine Wissenschaft als Meister inne hat, sich in zwei, drei andere versteigt und endlich in allen ein Pfuscher ist. Was kann daraus werden, wenn jährlich zwei, drei Kenntgedruckte Bücher den Fleiſs und die Kenntnisse eines Professors, der noch dazu zwei bis vier Stunden täglich liest, dem Publikum bewähren sollen?

Upsala ist von Schwedens Königen und von Privatleuten mit Grundstücken, Hufen, Präbenden, Stipendien ausserordentlich reich ausgestattet. Es hat über 20 ordentliche Professoren, mehrere auſserordentliche, eine Menge Adjunkten, Exercitienmeister, Amanuenses und Docenten, und alle diese haben nach Verhältniſs keinesweges ein unbedeutendes Gehalt. Jeder ordentliche Professor hat jährlich 100 Tonnen Getraide, und 158 Rthaler 16 Schillinge Banko, Lohn. Das Korn besteht zur Hälfte aus Gerste, zur Hälfte aus Roggen. Diese Art zu lohnen hat den Vortheil, daſs man immer mit den Zeitpreisen im Verhältniſs steht. Viele von den Professoren haben überdies Präbendepastorate, worauf sie einen Vikar halten und wovon sie oft gröſsere Einkünfte ziehen, als von ihrer Professur; daher kann hier, wie in England, der Professor der Geschichte und Ökonomie ein geistlicher Herr seyn, was man auf andern Lehrsitzen nicht leicht sieht. Die Professoren in den drei unteren Fakultäten haben Präbendehemman, deren Ertrag ungleich, aber doch zwischen 20 und 30 Tonnen, auf das wenigste gerechnet, also ungefähr 150 Rthaler ist. — Überdies giebt es kleine Feldstücken von etwa drei Morgen jährlicher Aussaat unter dem Namen Amtsacker. Zu diesen Amtsäckern haben alle verheirathete Professoren das Recht; indessen Wittwen und unversorgte Töchter pflegen ihn zu behalten und nur bei Vakanzen fällt er den Dienstthuenden zu. Auſser diesen Vortheilen hat fast jeder Professor seinen Hopfengarten angeschlagen, den er aber zuweilen mit seines Vorgängers Wittwe theilen muſs. Alle Professoren, Bibliothekarien und der Rentmeister erhalten jährlich 25 Faden Holz aus den Waldungen der Akademien, und der übrige akademische Staat nach Verhältniſs; doch tragen sie die Kosten des Fällens und des Transports.

Für die gesammten Wittwen sind jährlich 200 Tonnen Korn angeschlagen und für zwei Professores emeriti ist der volle Lohn ausgesetzt.

Die vorzüglichste Professur ist die sogenannte Skyttische der Beredsamkeit und Politik, von Gustav Adolfs berühmtem Rath, Johann Skytte, gestiftet, die auch jetzt noch von einer Privatfamilie, der gräflichen Mörnerschen, verliehen und vom Könige bestätigt wird. Ihr Inhaber hat ungefähr 70 Rthaler Banko Lohn, 250 Tonnen Getraide und ein schönes eigenes Haus. Auch bei einigen andern Professuren sind eigene Häuser.

Die Adjunkten haben an Lohn 65 Tonnen Getraide und eine unbedeutende Kleinigkeit an Geld. Der übrige gelehrte und ökonomische Staat der Akademie ist nach Verhältniſs auf dieselbe Art besoldet, einige Privatlehrerstellen ausgenommen, die ihre eigne Norm haben.

Für dieses keinesweges unbedeutende Gehalt und die mitfolgenden Vortheile liest ein ordentlicher Professor 1 bis 2 Stunden täglich in dem Termin, die auſserordentlichen Lehrer und Adjunkten nach Verhältniſs, und je nachdem ihnen die Arbeiten zugetheilt sind. Die Termine oder Kursus sind sehr ungleich eingetheilt und überall sehr verschieden von dem, was in Teutschland üblich ist. Der erste ist nicht viel länger als 2 Monate, vom Anfang Oktobers bis um den 10ten December. Der zweite beginnt mit dem Anfange Februars und schlieſst mit dem 5ten, 6ten Junius. Dann sind noch etwa 8 Tage Examen derjenigen, die Promoviren wollen, und um Johannis zieht gewöhnlich Alles aufs Land, wo es sich volle drei Monate ausruhen kann. Auf diese Weise sind hier also über 5 Monate Ferien auf das Jahr, und selbst die Jünglinge aus den entfernten Provinzen reisen während der Sommerferien häufig zu Hause. Wenigen Teutschen wird dies Wesen gefallen, mir gefällt es. Wenn auch einige Unbequemlichkeiten und Hindernisse darin liegen, so bedarf doch wirklich der studirende Mensch während der heiſsen Monate einiger Ruhe. Wie ist es möglich, daſs im Julius und August besonders der Lehrende nicht oft halb dämisch und verwirrt werde? Woher so viele ausgesogene Larven und Skelette der Gelehrsamkeit und des Wissens bei uns, wenn die übertriebene Karrenschieberei der ewigen Anstrengung sie nicht macht? Aber die Winterferien sollten billig verkürzt werden. Diese haben aber in dem fröhlichen Jul und in dem groſsen Distingsmarkt, der dann in Upsala gehalten wird, ihre Entschuldigung.

Die Studenten in Schweden studiren überhaupt viel länger, als die Teutschen, von welehen die meisten in drei, höchstens vier Jahren die ganze Sache abmachen. Dies hat seinen Grund in mehreren Umständen; theils in der Kürze der Termine, theils in dem Ausbleiben während mehrerer Termine, theils in der Promotionseinrichtung bei den schwedischen Akademien. Es ist nämlich häufig der Fall, daſs ein Jüngling 3 bis 5 Termine hinter einander studirt, dann aber ein bis zwei Jahre wegbleibt, entweder zu Hause oder auch als Hauslehrer in irgend einer anständigen Familie. Manche gehen auch ab und finden sich erst zu dem groſsen Promotionstermin wieder ein, um einen akademischen Grad zu erhalten. Da dies für jeden Einzelnen auſserordentlich wichtig ist, so wird es noch mit weit gröſseren Solennitäten betrieben, als in Teutschland, wo einem der Magister in der Regel zu gar nichts hilft. Hier, wo bei Beförderungen alles nach den Meriten des Dienstes und des gelehrten Ranges berechnet wird, muſs jeder eilen, so früh als möglich sein Magisterdiplom zu erringen. Man hat nun in Schweden die Einrichtung gemacht, daſs auf jeder der drei Universitäten, Upsala, Åbo und Lund wechselnd Promotion ist, also jedes dritte Jahr auf jeder. Da häuft sich natürlich die Zahl der Kandidaten an, denn nicht gern läſst einer, der es mit seinen Kenntnissen und seinem Vermögen irgend zwingen kann, den Magister stecken, da er ihm für seine künftige Laufbahn von einem unendlichen Werthe ist. Auch Greiſswald ist in Hinsicht dieser Promotionen mit dem Examen und den übrigen Leistungen ganz auf gleichen Fuſs mit den schwedischen Universitäten gesetzt, weil die dort fabricirten Magister wegen des, wie man sagte, zu leichten und scherzhaften Examens eine levem notam maculae hatten. Jetzt darf den schwedischen Kandidaten dort nichts erlassen werden. Weil man aber doch immer argwohnte, daſs dort wohl etwas zu leichte Fabrik von Magistern sei, so schränkte man die Zahl der Schweden, die daselbst jährlich Magister werden dürfen, auf 10 ein, also auf 30 für drei Jahre.

Wenn man hier unter den Studenten und Kandidaten, die das Alte für die Promotion wieder auffrischen, manche Leute von 25 bis

30 Jahren sieht, so giebt es auch wieder mehr Knaben hier, als billig seyn sollte; ein Sechstel wenigstens unter der Aufsicht von Informatoren und Privatdocenten gehört zu dieser Klasse. Von dem freien und burschigen Studentenwesen der teutschen Universitäten sieht man hier durchaus nichts; eben so wenig hört man von blutigen Geschichten und Duellen, die seit Karl dem Eilften hier gänzlich ausgestorben sind. Das Einzige, was die Studenten verräth, ist wohl zuweilen abendlich und nächtlich ein lustig durch die Straſsen ziehender Gesang, oder ein klang- und sangvoller Commers bei altem Öl und Punsch. Etwas ganz Eignes sind die Landsmannschaften, gewiſsermaſsen in der geistlichen und gelehrten Verfassung des Landes gegründet, und ein ganz trefliches Organ der Subordination und Ordnung, aber oft auch die Veranlassung zu Händeln und nationalen oder provinzialen Antipathieen, die nicht seyn sollten. Die Studirenden jeder groſsen Provinz, oder richtiger jedes gemeinschaftlichen Bischofssprengels, bilden ein eigenes zusammenhängendes und zusammenhalten-

des Korps, oder eine Landsmannschaft, wie man hier spricht, eine Nation. Jede Nation hat unter den Professoren ihren Inspektor. Wenn sich einer findet, wählt sie am liebsten einen Nationalen. Diesem steht die Oberaufsicht und der Schutz derselben zu; er muſs auf jede Weise ihr Bestes besorgen, für ihre Vortheile wachen, ihre nationalen Stipendien verwalten, gute Einrichtungen unter ihr befördern und Miſsbräuche abstellen; und allenthalben, wenn es ihre Vertheidigung gilt, für sie vortreten. Auf diesen Inspektor folgt der Kurator, meistens eines der älteren Mitglieder der Nation, durch Kenntnisse und Männlichkeit ausgezeichnet. Dann sind noch einer oder mehrere Senioren da. Auch diese sollen dem Kurator in die Hände arbeiten, auf Sitte sehen, den Fleiſs und das Betragen der Einzelnen beobachten, und wöchentlich einigemal Disputirübungen in lateinischer Sprache halten. Manche Nation hat auch ihre Bibliothek und einen aus ihrer Mitte gewählten Bibliothekar.

Der akademische Senat bildet nicht allein ein eignes unabhängiges Forum unter dem Vorsitz des jedesmaligen Rektors, sondern der Rektor ist zugleich Präsident im Stadtgericht. So gehört eine Menge von Händeln und Geschäften zu seiner Kompetenz, die die gelehrte Republik durchaus nichts angehen. Daher ist der jedesmalige Rektor während seines Amtes durchaus von allen Vorlesungen dispensirt.

Auſser der öffentlichen Bibliothek, wozu in den bestimmten Stunden jeder Zugang hat, und deren Bücher gegen Kaution jedem zu Dienst stehen, und auſser den trefflichen Privatsammlungen mancher würdiger Männer, die sie ihren besseren und fleiſsigeren Schülern gern mittheilen, giebt es hier bei einem Buchhändler eine Lesegesellschaft, die seit mehreren Jahren besteht und worin vorzüglich ausländische Journale gehalten werden. Dieses Institut aber ist wegen Mangel an Theilnahme und wegen anderer Hindernisse seit einigen Jahren sehr in Abnahme gekommen, und man zweifelt, ob es sich lange wird halten können.

Die gewöhnliche Zahl der Studirenden ist zwischen 8 und 900, die aber selten alle da sind, sondern von welchen man die in den

Terminen Ausbleibenden, ein volles Drittel abrechnen muſs. Diese und der akademische Staat nebst den Bürgern machen an 5000 Menschen aus, eine unbedeutende Volksmenge für eine so groſse Stadt. Unter den Bewohnern der Stadt selbst gehören wenige zu den gebildeten Klassen, die meisten sind Handwerker, Krämer und Ackerleute auf den groſsen und fruchtbaren Feldern, die rings um die Stadt liegen. In den letzten Jahren hat die fruchtbare und bewohnte Gegend auf 5 bis 6 Meilen Runde um die Stadt, und die Leichtigkeit, gute Gesellschaft zu haben, manche Rentiers und andre Familien von Stande hieher gezogen, die den Winter, oft auch einen Theil des Sommers, hier zubringen und den Ort munter machen. Dies geht so weit, daſs Upsalas Winterzirkel selbst in Stockholm anfangen berühmt zu werden. Ich muſs ihnen, nach dem was ich davon gesehen habe, diesen Ruhm lassen; nur Eine Anmerkung wird man mir dabei erlauben. Für die Studirenden ist diese feine Welt offenbar ein Nachtheil. Nur sehr wenige sind so glücklich, in ihre und in die Professorenzirkel aufgenommen zu werden und die Vortheile einer eleganten Bildung zu genieſsen. Wohl aber verdanken sie es dieser feinen und gebildeten Welt, daſs nicht nur die Artikel des Luxus, sondern selbst die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse durch sie so im Preise gestiegen sind, daſs Upsala zu den theuersten Städten Schwedens gehört.

Neben der Domkirche ist noch eine kleine Kirche, die ihre eigne beträchtliche Landgemeinde hat und Bondekyrka oder Baurenkirche heiſst. Sie liegt der Domkirche nach der Schloſsseite hin eigentlich häſslich in die Queere und nimmt ihr einen Theil ihrer Aussicht. Die groſse Kirche hat ihren Begräbniſsplatz auſserhalb der Stadt auf dem Felde, aber die Bauern haben sich den alten Kirchhof ihrer Väter nicht nehmen lassen wollen.

Die Tracht der Upländischen Bauren, die man hier, in Enköping und um Stockholm sieht, hat im Ganzen nicht viel Ausgezeichnetes von unsrer gewöhnlichen Baurenkleidung. Sie brauchen meist blauen und grauen, einige auch weiſsen, Walmar, (eine Art grobes Tuch) eben so von Schnitt, wie bei den unsrigen. Darüber wird ein Mantel eben solcher Farbe und Art geworfen, oder auch ein Schaafpelzüberrock und Schaafpelzbeinkleider. Stiefeln brauchen sie selten, sondern gewöhnlich Kamaschen, Hüte, Pelzmützen und Pelzhandschuhe. Eben so kleiden sich die Weiber in ihrem Geschlecht, die auch viel Pelzwerk zu Röcken und Überröcken gebrauchen, was ihnen eine komisch unbehülfliche Gestalt giebt. Über die ordentlichen Mützen mit Hauben binden Weiber und Mädchen dieser Klasse hier und in vielen andern schwedischen Provinzen gewöhnlich ein weiſses leinenes, oft auch ein bunt gestreiftes musselinenes Tuch, so, daſs die Zipfel über die Schultern hinabhängen.

Ich hatte beschlossen, höchstens 14 Tage hier zu bleiben und mit dem ersten milden Frühlingswetter meine Kreuz- und Queerzüge zu beginnen, aber dieser Frühling wollte immer nicht kommen, sondern verzog sich von einer Woche zur andern, und endlich, da mir die Geduld riſs, muſste ich doch noch im Schneegestöber abziehen. Der Winter dieses

Jahres war in Länge dem zu vergleichen, dessen Strenge und Länge 1799 selbst am Arno von mir gefühlt ward. Auch die ältesten Leute wunderten sich über dieses sonderbare Naturwesen, denn wenige hatten es erlebt, daſs den 20ten April noch Eis im Strom gewesen, und jetzt war es voraus zu sehen, daſs er den 25ten noch nicht rein seyn würde. Gab es auch einmal einen milden Tag, wo Eis und Schnee rasch vor der Sonne verschwanden, so folgten sogleich ein paar grimmige Frosttage darauf, die wieder in den Winter zurückwarfen. Es ist sehr schlimm in Schweden wenn der Frühling beginnt und nicht ein rasches Thauwetter Schnee und Eis wegnimmt. Die Wärme des Tages thauet auf Wegen und Gassen allen Schmutz, Schnee und Eis auf, was des Nachts wieder gefriert, und trotz der Galeschen, die hier eine sehr nützliche Mode sind, kann man sich nicht vor nassen Füſsen bergen, und wehe dem, der zierlich gern unbespritzt, über die Straſse gehen mögte! Diese Frühlingszeit ist auch in anderer Hinsicht wegen des schnellen Wechsels der Witterung für die Gesundheit sehr gefährlich, und nie ist der schwedische Leib weichlicher, und nie bedient sich der sorgfältiger der Pelze, der sie überall gebraucht. Es ist um Mittag und Abend oft heiſs, dagegen die Nächte empfindlich kalt. Man begreift dies, wenn ich sage, daſs wir um den 10ten April um den Mittag oft 8 bis 9 Grad Wärme, und um Mitternacht 12 bis 14 Grad Kälte hatten. Die schwedische Luft ist wirklich, ohne daſs es eben sehr kalt ist, sehrend und durchdringend. Ich habe mich hier übrigens nicht anders gekleidet im strengsten Winter, als im Vaterlande, und hier eben so wenig als dort gefroren. Aber nach einer allgemeinen Erfahrung sollen die Ausländer die ersten Jahre ihres schwedischen Aufenthalts dies nicht sehr fühlen, nachher sollen aber auch sie empfindlicher gegen die Kälte werden und sich gern in die nordischen Pelze hüllen. Sonderbar genug, daſs der Teutsche in seinem tuchenen Überrocke, der Franzose in seinem leichten Fracke und seidenen Strümpfen, neben den eingemummten Schweden in gleicher Kälte einherhüpft. Übrigens ist ein rechter schwedischer Winter lustig und erquicklich für alles Leben, und ich behalte mir für eine andere Stelle sein Lob auf.

Die Zeit rückte immer weiter ins Jahr und ich rüstete mich und setzte endlich meine Abreise auf den 18ten April fest, unverrücklich fest, trotz allem Schnee und Hagel des Himmels. Meine erste Absicht bei meiner Reise nach Schweden war, durch Wärmeland und Norwegen nach dem Norden hinaufzuziehen, dann zu Jemtland und dem übrigen Norrland durchzudringen und so allmählig gegen den Herbst wieder zum Süden herabzuziehen. Aber ich zog diese weiten Plane noch etwas mehr in die Enge, und beschränkte mich für diesmal allein auf Schweden. Man stellte mir nemlich vor, daſs der ungewöhnlich lange Winter und der ungewöhnlich reichliche Schnee, der gefallen war, die Wege und die Fahrt nach Norwegen noch später und schwieriger machen würde, als sonst, so daſs ich schwerlich vor der Mitte des Julius, und doch nicht ohne viele Beschwerden die Dovrefield in Norwegen würde passiren können; daſs die Reise von Drontheim nach Jemtland auch nicht immer leicht sei; daſs mir aber vor allen für meinen weiten Reiseplan dann wenig Zeit bleiben würde. So schnitt ich denn ab, änderte meinen Plan etwas und beschloſs, zuerst geradeweges auf die Nordsee und Götheborg loszusteuren, und dann mit mancherlei Hasenrücksprüngen wieder nördlich, und endlich östlich an das Bothnische Meer vorzudringen.

Ein leichtes Kabriolet oder eine *Reisekärra*, wie man hier spricht, ward gekauſt, geräumig für mich und einen Skjutsbonde, für einen Koffer, Mantelsack und Eſskorb. Als Wegweiser nahm ich die seit mehreren Jahren von dem Bergrath Baron Hermelin, herausgegebenen Karten über die einzelnen Provinzen mit, die ich nebst andern statistischen Hülfsmitteln schon in Stockholm studirt hatte. Dieser Baron Hermelin, Sohn des ehemaligen Reichsraths, gehört unstreitig zu Schwedens ausgezeichneten Männern. Über Finnland, Norrland und einen Theil der mittleren schwedischen Provinzen, als Upland, Westmanland und Dalarne, hat er schon Provinzialkarten ausgegeben, zum Theil ganz neu aufgenommen, zum Theil nach alten, aber durchgängig nachgesehen und verbessert. Man muſs wissen, was dieser Mann gethan hat, um ein solches Unternehmen zu würdigen. Geometer, Naturkundige, Bergleute, Zeichner hat er auf eignen Kosten in alle Provinzen ausgeschickt und Nachrichten einsammeln, vergleichen, ausmessen, verbessern lassen. In einem durchgehends kultivirten Lande ist das leichter, als in Finnland und Norrland. Auf diese Weise hat er wenigstens geleistet, was ein Privatmann mit groſsen Aufopferungen allein leisten kann, und bis jetzt sind seine Karten die besten die man von Schweden hat, manche lassen sogar wenig zu wünschen übrig. Lange arbeitet der Baron schon an einer Statistik der verschiedenen Provinzen, und an Sammlungen zu einer allgemeinen Bergwerkskarte für ganz Schweden, wovon ich schon einige recht hübsche Proben bei ihm gesehen habe. In Westerbotte hat er groſse Kolonien und Eisenhammer angelegt und neue Minen aufgenommen; kurz als Beamter, als Patriot, als Bürger und Gelehrter ist er ein preiswürdiger Mann, gleich human gegen alles Gute und Rechte, gleich dienstfertig und freundlich dem Eingebornen, wie dem Fremden, wovon ich selbst manche Beweise habe. Ich erwähnte oben des berühmten Botanikers Wahlenberg. Auch er ist auf Hermelins Kosten in Lappland gereist, hat auf seine Kosten die Beschreibung eines Theils von Lappland mit einer Karte ausgegeben, zu geschweigen, was die Naturgeschichte solchen Reisen verdankt. Auch genieſst der Biedermann der hohen Achtung seiner Nation, für deren Ruhm er so thätig ist. Auf dem letzten Reichstage zu Norrköping 1800 lieſs der Ritterstand auf ihn, auf den berühmten Patrioten Baron Macklean, und auf einen biedern Bauer in Nerike, silberne Ehrenmedaillen schlagen. Sie liegen hier vor mir, das Geschenk und die Erinnerung einer schönen Seele. Sie mögen hier stehen:

Die Vorderseite enthält die Köpfe der drei Männer, die Rückseite den kurzen Inhalt ihrer unbeschreiblichen Verdienste.

Baron Hermelin zeigt sich mit der gewöhnlichen Einfalt und Geradheit seiner ungekün-

stelten

stelten Miene und der simpeln Umschrift: Samuel Gustav Hermelin. Auf der Rückseite ließt man in der Muttersprache: Wegen verbreiteter Vaterlandskunde, beförderter Gewerbe, bevölkerter Ödeneien. — Unten: Von Mitbürgern und Freunden. 1800.

Um Mackleans großen Kopf mit einem Römerprofil stehen die Worte: Rutger Macklean. Er ist sehr wohl getroffen, und man sieht das Feuer und die Kraft des Mannes, schön von Ernst und Milde bedeckt. Die Rückseite hat: Wegen edelmüthiger Einrichtungen für des Landvolks Unterweisung, Verbesserung, Wohlstand. Unten: Von Mitbürgern und Freunden. 1800.

Der Bauer, der neben solche Männer gestellt werden durfte, drückt einen thätigen, ernsten Sinn aus. Man liest um seinen Kopf: Erik Anderson, Bauer in Åstodby in Nerike. Auf der Rückseite: Wegen ausgezeichneter mitbürgerlichen Tugengenden. Unten: Von Mitgliedern der Ritterschaft und des Adels. 1800.

Reise von Upsala nach Götheborg.

Ich reiste den 18ten April gegen 10 Uhr Vormittags ab, und machte heute nicht mehr als sechstehalb Meilen. Ich traf einen häſslichen Tag. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, und nach 14 Tagen zum erstenmal hatte der Tag keine Sonne; von Zeit zu Zeit kam Schneegestöber darunter und machte die schlechten Wege noch schlechter, die jetzt weder für Wagen noch Schlitten taugten. Die erste Station von Upsala bis Säfra war sehr uninteressant. Ich hatte Blachfeld mit wenig Wald und einzelnen Laubholzbäumen; die Felder selbst in diesen wohlbebauten Gegenden haben noch zu viele Steine, und die Wiesen zu viele Hügel. Keinen Menschen fand ich heute auf der Straſse, als ziehende Dalkarls mit ihren Weibern und gröſseren Buben.

Die zwei Meilen von Säfra bis Wåmsjö sind viel lustiger, obgleich immer nur mit wenig Wald. Hier sieht man schon weite Strecken von Wiesen und Feldern, und hie und da, besonders als wir das niedliche Fläſschen Öresund passirten, hübsche Rittergüter, unter Hügeln mit Laubholz und einzelnen Bäumen liegend. Das Land dieser ganzen Gegend um Lislena und Enköping hat die schönste schwarze Erde, und ist wegen seiner beinahe beispiellosen Fruchtbarkeit berühmt. Die Natur ist an einigen Stellen, besonders bei Långtora, wirklich reizend. Grofse Dörfer traf ich mehrere, indessen einem Teutschen scheinen die schwedischen Dörfer leicht gröfser, als sie sind, wegen der Menge von Zimmern, die oft auf einem halben oder Viertelhemman stehen. Da ist eine unendliche Menge kleiner Ställe, Schuppen, Scheunen, Kornspeicher, Nebenhäuschen, (Uthus) aufser dem rechten Wohnhause. Offenbar ist dies, was sich fast überall in Schweden findet, mehr aus alter Gewohnheit, als aus jungem Nachdenken, so geworden und geblieben. In einem Lande, wo das Holz gewöhnlich nicht mehr kostet, als es anzufahren, hat man die Kosten des Baues und der Unterhaltung der vielen Dächer eben so wenig berechnet, als die vervielfältigte Feuersgefahr; denn was nun in 4 bis 5 verschiedenen kleinen Gebäuden steht, könnte bequemer und wohlſeiler als Ein groſses Gebäude, unter Einem Dache stehen. Man baut schmal und niedrig, zwei höchstens drei Mannslängen hoch, selten aber zwei Mannslängen breit, ſast Alles aus über einander gelegten und an den Enden in einander gefugten Balken; weniges, z. B. Scheunen, mit dicken Bretterwänden. In diesem Getreideland sieht man wenige Dächer von Birkenrinde und Rasen; Häuser und Wirthschaftsgebäude sind mit Stroh mehr schlecht belegt, als gut gedeckt. Diese Strohdächer werden durch queer übergelegte Latten gehalten, welche über die Fasten geklemmte Kneiphölzer zusammenzwängen, oft noch einzelne Steine niederdrücken. So unansehnlich diese Häuser aber von auſsen seyn mögen, so wohnt der Bauer darin doch viel netter und reinlicher, auch geräumiger, als der Schonische oder vollends der Nord-Teutsche. Die Hauptstube geht mit einer hohen Wölbung gewöhnlich bis unter das Dach, und ist an den Seiten und der Decke zierlich mit Brettern ausgesetzt; ein geräumiger Feuerherd dient, wie in Thüringen und auf dem Harze, statt des Kamins; mitten im Zimmer stehen einige Tische, und rund umher sind Bänke; die Kannbretter aber sind bunt mit Zinn und Porzellan, hie und da auch wohl mit einem silbernen Becher, einem kleinen Tümler und silbernen Löffeln, ausgeziert. Die letzten findet man allgemein bei den schwedischen Bauern; die Becher und anderes Silbergeschirr, oft 200 bis 500 Rthaler an Werth, lassen sie nicht Jeden sehen. In manchen Stuben hängen auch an Stangen die Perlenschnüre von Würsten und geräuchertem Fleisch, und die noch schwedischeren Cylinder von Hartbrod oder Knäckebröd.

Dieses Brod ist ächt schwedisch; und weich Brod, welches Limpa, und wenn es süſs gemacht ist, Kryddlimpa heiſst und die Form des teutschen Brodes hat, wird in Verhältniſs zu diesem wenig gegeſsen. Die meisten Wirthschaften auf dem Lande, groſse und kleine, backen zu verschiedenen Zeiten, meistens im Frühling und Herbst, für ein halbes oder Vierteljahr. Das Brod ist zirkelrund und Fladenartig, in der Mitte oft durchbohrt und in geheitzten oder auch sonnigen Zimmern zum

Trocknen aufgehängt; es ist von der Dicke eines halben Zolls bis zu der Dünne von ein paar zusammengelegten Blättern. So giebt es viele Monate nach einander eine gesunde und nie verderbende Nahrung. Wahrscheinlich verdanken die Schweden diesem Brode die schönen Zähne, die man fast durchgängig bei ihnen findet. Eben dieser Gebrauch herrscht in den wohlhabenden Häusern mit dem Brauen, und deswegen findet man in den meisten Provinzen, wenn man nicht grade zur Brauzeit kömmt, oft vortreffliches Öl selbst bei den Bauern.

Die Fahrt auf der letzten Station von 1½ Meilen von Wåmsjö bis Edsberga ging wegen des schlechten Weges sehr langsam. Die Gegend wird hier hübscher: aber was half mir das im Schneegestöber? Im Ganzen gehört die Strecke, welche ich heute durchreiste, nicht zu den holzreichen, wohl zu den steinreichen, denn die Felder liegen mit groſsen Steinen, wie besäet. An einigen Stellen waren sie doch zu Steinmauern angewandt. Selbst in den bebauteren Gegenden Schwedens, ja dort grade am meisten, hat man seine Plage mit der Unendlichkeit von Schlagbäumen und Hecken. Jeder Acker, oder richtiger, jedes Ackerstück ist eingezäunt, es mag Korn tragen oder als Koppel und Wiese benutzt werden. Diese vielen Zäune und Einhägungen sind auch herrliche Schneeammen, wovon der Schnee 2 bis 5 Ellen hoch liegt, und bei der ersten Frühlingswärme durch das Aufthauen des Tages und die Nachtfröste die Wintersaat, und überhaupt die Felder, erkältet. An den Wegen läuft durch die Äcker ordentlich ein Zaun zu beiden Seiten, zwischen welchem trotz aller Sorgfalt, der Weg doch nicht immer rein zu halten ist. Glücklich sind die Schlagbäume durch ganz Schweden meistens mit Triezblöcken, oder mit einer Schwungruthe versehen, so daſs sie sich von selbst wieder zuschlieſsen oder vielmehr zuschnellen.

Der Boden ist hier durchgängig vortrefflich und wird wie in Upland allgemein bearbeitet, wovon ich bei einer andern Gelegenheit sprechen werde. Miſswachs kennt man fast nicht, und hat oft das funfzehnte, zwanzigste Korn. Doch in den Niederungen stehen ganze Felder unter Eis und Wasser, weil man wohl die gewöhnlichen Upländischen Furchengräben, aber keine groſse Abzugsgräben zu kennen scheint. Von Baumgärten sah ich hie und da eine kleine Spur, meist Kirschbäume, wenig Kernobst. Sonst ist es Sitte hier und über das ganze Land, einige Bäume um den Hof und bei den Häusern zu pflanzen; dies sind gewöhnlich ein paar Birken oder Espen, Ebereschen und Sperberbäume.

Erst um 7 Uhr Abends war ich in Edsberga, und bei dem Schneegestöber und der langsamen Fahrt grauete mir vor den 2½ Meilen, die ich noch bis Westerås hatte. Ich blieb, und nahm Quartier, ohne erst zu fragen und mich umzusehen, wie es hier war. Waren doch die beiden Alten, die mich bewillkommten, recht fromm und freundlich. Die guten Alten lieſsen es nun freilich an nichts fehlen. Ich erhielt eine warme Eiersuppe, und frische Milch und Butter, und aſs dazu von meinem eigenen Vorrath; aber für Nachtgäste war dieser kleine Gästgifvaregård doch am wenigsten eingerichtet, so wie es die um groſse Städte gewöhnlich nicht sind, weil die Reisenden in ihnen selten Quartier zu nehmen pflegen. Ich blieb unten bei den guten Leuten und schwatzte mit ihnen, wie ich konnte, bis einige Armvoll Holz oben im Kamin meines Stübchens niedergebrannt waren. Da führte mich der Alte hinauf, zündete sein Pfeifchen an und setzte sich bei mir vor die Gluth. Mein Zimmerchen war die Garderobe und das Zeughaus der Familie. Da hingen die Sonntagskleider und Pelze, und die zierlichen Mützen und Hüte in langer Reihe herum, und an der Thüre bezeichneten zwei mächtige Flinten, eine Axt und ein alter verrosteter Haudegen, das Hausrecht und die Ehre des Mannes. Der Alte erzählte mir fromm viele Geschichten von seinem Vater, der Soldat gewesen, und von dem der Degen sich herschrieb. So kamen wir auf Karln den Zwölften, der noch immer der Abgott des schwedischen Volks ist, als ein ächter Repräsentant des gewaltig und idealisch Kolossalen, was im nordischen Karakter liegt. Noch jetzt sprechen Alte und Junge, die seinen Namen nur anklingen hören, mit einer Lust und Begeisterung von ihm, als wenn sie ihm und seinem guten Degen wohl in die Hölle folgen könnten. Auch meinem Alten ward die Zunge redselig, und nachdem er vieles von seinem Vater erzählt, wie er in Polen und auch in Norwegen mit gewesen sei, als der König fiel, schloſs er endlich mit den bedeutenden Worten: Und das war ein König! und ein paar helle Thränen rollten ihm über die Wangen. Ich saſs nachher noch lange schwatzend mit ihm, denn die Umgebung einfältig guter Menschen hat einen wunderbaren Reiz, und unser Lokale paſste zu dem Gespräch. Aber für den Schlaf und die Nacht fand ich mich trotz aller Mystik und Einfältigkeit, worin wir beide uns so glücklich dünkten, sehr schlecht versorgt. Trotz allen Flammen, die drei Stunden im Kamin loderten, wollte es in dem betternen Stübchen, das vielleicht in einer kleinen Ewigkeit nicht geheitzt war, nicht warm werden. Die Wände fingen an zu schwitzen, Wind und Schnee schlugen gegen die undichten Fenster, Hähne krähten, Hunde und Katzen heulten und mauten um mich her auf dem Vorboden, die wenige Wärme meines Zimmers lockte auch wohl einige erstarrte Flöhe ins Leben, denn gekniffen ward ich auch mein Theil: dazu ein kurzes Bett, und eine noch kürzere Decke statt Überbett, worüber ich noch meinen Mantel, als Schutzpatron meines zusammengerollten Leibes, gedeckt hatte. Man denke sich nun, wie ich schlief und wie ich gegen den Morgen fror; doch sprang ich munter auf, und saſs schon gegen 7 Uhr auf dem Wagen.

Um 10 Uhr war ich in Westerås. Es war freilich nicht so kalt als gestern, aber doch ein unangenehmes und trübes Wetter. Der Boden ist noch immer vorzüglich, die Steinklumpen unzählig, Holz und einzelne kleine Obstgärten erscheinen häufiger. Hier ist an einigen Stellen schon Dreifelderwirthschaft. Man kömmt nach Westerås in einem schönen Thale von Wiesen und Feldern, und fährt durch eine lange Weidenallee in die hübsche Stadt ein, die sich mit ihrem Domthurm, ihrem schimmenden Schloſs, und den nett gebauten, zum Theil angestrichenen Häusern, gut darstellt. Westerås ist die Hauptstadt von Westmanland, und der Sitz des reichsten Bisthums im Lande, nächst der Stelle des Erzbischoffs zu Upsala. Die Stadt scheint wohlhabend und gerührig, hat eine hübsche Lage, niedliche Häuser und breite Gassen. Die Domkirche mit ihrem Thurm gehört zu den berühmten Gebäuden Schwedens. In dem Schloſse saſs der unglückliche Erich der Vierzehnte lange gefangen; seine Gebeine liegen in der Kirche. Der arme König, welchen Bruderzwist, und der Giftbecher seines schlimmen Bruders Johann, in die Grube brachte, ward an einer Mauer in der Kirche still beigesetzt, und eine hölzerne Tafel, an derselben hängend, sagte spottend: Translatum est regnum et factum est fratris mei, a domino constitutum est III Reg. 2. 15. Gustav der Dritte, dem dies Unwürdige miſsfiel, befahl auf königliche Kosten ihm ein Denkmahl zu setzen. Dies ist voriges Jahr vollendet. Es besteht aus einem Sarkophag von schwarz sprenktligtem karrarischen Marmor, der auf einer Vase ruht, zu welcher man mehrere Stuffen hinansteigt. Die ganze Höhe des Monuments beträgt 10 Schuh. Auf der Vorderseite der Unterlage liest man folgende Inschrift:

Erico XIV.
Regi. Svec. Goth. Vandal.
Augusto.
Nato MDXXXIII.
Bellis terra marique gestis claro.
Dissidiis domesticis succumbenti.
Sceptro, libertate, tandem vita spoliato.
A. MDLXXVII.
Hic indulgente demum fratre pax concessa est.

Gustavus III monumentum poſuit.

Westerås ist eine wohlhabende Stadt. Durch den kleinen Fluſs Svartå hat sie Schiffahrt auf dem Mälare und nach Stockholm. Diese Stadt sowohl, als die übrigen an dem Mälare und Hjelmare, leben meistens von den Bergwerken in dem nördlichen Theile von Westmanland und Neriko, und von dem Transport und Transitohandel mit rohem Eisen und Stangeneisen, und einigen metallischen Fabrikwaaren. Sie führen den Bergwerken Korn und andere Bedürfnisse zu, und verladen jährlich jede von

20000 bis 30000 SPfund Stangeneisen nach Stockholm. Westerås, eine der gröſsten schwedischen Landstädte, hat nicht viel über 3000 Einwohner. Etwas Lebendigkeit bekömmt es durch sein Gymnasium, eines der gröſsesten in Schweden. Ich muſs bei dieser Gelegenheit etwas von der Einrichtung der schwedischen Gymnasien, und von der Kirchenverfassung sagen, weil es dienen kann, manche halbe und schiefe Urtheile, die man so häufig in Reisebeschreibungen findet, zu ergänzen und zu berichtigen.

In der Stadt, wo der Sitz des Bischofs der Provinz ist, findet sich auch immer das Gymnasium, wo die Jünglinge für die Universität vorbereitet werden. Neben diesen Gymnasien, an demselben Orte, und in den andern Städten der Provinz, sind Trivialschulen für den ersten Unterricht und die Einweihung in die Wissenschaften und gelehrten Sprachen. Auch hier wäre, wie in den meisten Ländern Europens, noch viel zu verbeſſern, besonders viel unnützer Kram der gelehrten Bänkelsängerei wegzuräumen, damit das Nothwendige desto tüchtiger und fester gelehrt werden könne. Manches indessen ist auch hier im Geiste der Zeit verbessert. Ich will einen gültigen Zeugen, den würdigen Greis von Schulzenheim in seinem trefflichen Buche über Schwedens öffentliche Anstalten reden, und die Lehrart und Eintheilung, erklären lassen.

„Die Unterweisung auf Schulen und Gymnasien geschicht meistens nach der Vorschrift der königlichen Schulordnung, doch sind in den letzten Zeiten bei den meisten Instituten einige Änderungen gemacht, und besonders zweckmäſsigere Schulbücher eingeführt.

In Trivialschulen:

In der ersten oder niedrigsten Klasse wird angefangen mit dem Lesen des Schwedischen und Lateinischen; auſserdem wird das Schreiben geübt, nebst Luthers, und an einigen Orten Svebelius Katechismus, auch die Elemente der lateinischen Sprache, und die Explikation von Kolloquien.

In der zweiten Klasse wird die Unterweisung in der lateinischen Sprache nebst dem Syntax fortgesetzt, die Übersetzung aus dem

Kornelius, Übersetzungen aus der Muttersprache nach Rombergii exercitationes syntacticae; die Schreibkunst geübt, Svebelius Katechismus, hie und da schon Benzelii Epitome, die schwedische und biblische Geschichte gelesen, mit dem Rechnen begonnen etc.

In der dritten Klasse werden mehrere prosaische Auktoren erklärt, Themata geschrieben, auch wird hie und da mit Poeten nnd dem Griechischen angefangen. Auch wird Geschichte und Geographie gelehrt, und die Unterweisung im Christenthum nach Benzelii Epitome. Im Schreiben und Rechnen unterrichtet an einigen Orten der Apologist.

In der vierten Klasse unterweiset gewöhnlich wechselsweise der Rektor und der Konrektor, in der Theologie nach Benzelii repetitio, oder nach Wöldikes Kompendium, so auch in den Grundzügen der Logik nach Plenning und in der Moralphilosophie, der Universalgeschichte, Geographie, Übersetzung klassischer Auktoren, als Julius Cäsar, Plinius, Florus, Justinius, Ovidius, Martialis etc., in den Regeln eines gebundenen und ungebundenen lateinischen

schen Stils, der Abfassung lateinischer Chrien, in der griechischen und hebräischen Grammatik, der Exegese des N. Testaments, und einiger Kapitel der Genesis. Hie und da geht man auch die ersten Bücher des Euklides durch.

In der Apelogistie oder Rechenklasse, wird die Jugend mit Erklärung des Katechismus, und mit Schreiben und Rechnen beschäftigt. An einigen Orten wird auch in der Geographie und Geschichte, und in der Abfaſsung von Briefen, Kontrakten, im Buchhalten, wie auch in den lebenden Sprachen unterrichtet.

Der Musikdirektor unterweist in der Tonkunst, und insonderheit in der Choralmusik, übt auch wohl die Jugend auf musikalischen Instrumenten.

Wo sich Kathedral- und Trivialschulen finden ohne Gymnasien, da suchen meistens der Rektor und Konrektor der Jugend nach Möglichkeit eben die Kenntnisse mitzutheilen, die auf Gymnasien gelehrt werden. Man fängt auch auf erwähnten Schulen schon in Sekunda ein wenig mit dem Griechischen, in Tertia mit dem Hebräischen an, etc.

Auf Gymnasien:

Der erste Lektor der Theologie liest gewöhnlich Theologia dogmatica und zum Theil Polemica, exegesirt über Benzelii dicta classica, und über die schwereren Stellen in der Bibel und den symbolischen Büchern. Er giebt homiletische Anleitungen, und unterweist in der hebräischen Sprache, wo sich nicht ein besonderer Lektor der orientalischen Sprachen findet. Die Psalme Davids werden beides grammatisch und philologisch erklärt, und von den obersten Klassen lateinisch übersetzt. Hie und da bildet dieser Lektor den Stil, disputirt auch tourweise.

Der zweite Lektor der Theologie liest gewöhnlich Kirchengeschichse nach Benzelii oder Mosheims Historia ecclesiastica. Das Neue Testament wird exegetisch erklärt. An einigen Orten liest auch der zweite Theolog die Dogmatik, wobei Wöldikes Theologia thetica mit Bischof Munks Noten, statt Benzelii repetitio theologica, gebraucht zu werden pflegt. Auch werden Übungen im guten Stil gehalten.

Der Lektor der griechischen Sprache nutzt zu seinen Vorlesungen das griechische Neue Testament, Äsops Fabeln, Isokrates Reden, oder Plutarch de puerorum educatione. Er korrigirt auch griechische Aufsätze. Hie und da unterrichtet derselbe Lehrer im Hebräischen.

Der Lektor der Mathesis unterweist in der Arithmetik, Geometrie, in der Grundlehre der Algebra, Astronomie, im Gebrauch der Globen, der Kosmographie, in dem Computus ecclesiasticus, und an einigen Stellen in der Physik. Hiebei bedient man sich des Euklides, Strömers, Mallats, Schenmarks und Bastholms Schriften.

Der Lektor der Beredsamkeit und Poesie, beschäftigt die Jugend mit der Übersetzung des Julius Cäsar, Cicero, Sallustius, nebst anderer Auktoren des goldenen Alters, Virgilius, Horatius; er lehrt die Rhetorik und Prosodie, und Exercitia stili.

Der Lektor der Logik und Metaphysik folgt in seiner Wissenschaft meistens Baumeisters Philosophia recentior, und Wallerius oder Frülings Logik, übt auch die Jugend mit Disputationen.

Der Lektor der Geschichte und Moral liest die vaterländische und die allgemeine politische Geschichte, nebst der Moral, wobei Lagerbrings, Schrökhs und Brunmarks Auszug jetzt gebraucht wird. Er pflegt auch Aufsätze zu korrigiren.

Der Lektor der Naturgeschichte, wo sich ein solcher Lehrer findet, unterrichtet in allen Gegenständen der Naturgeschichte, und liest zugleich Physik.

Die Adjunkten stehen den Ämtern der Lektoren vor, bei vorfallenden Krankheiten, und Vakanzen, halten auch Privatdisputirübungen, und unterweisen gewöhnlich in den lebenden Sprachen.

Die Bibliothekarien, wo sie sich finden, lesen Litterärgeschichte, und unterweisen privatim in verschiedenen Sprachen.

Die Gymnasiasten sind ungleich vertheilt, an einigen Stellen nur in zwei, anderswo in drei bis vier Klassen oder Zirkel. Gewöhnlich werden in beiden Auditorien, für die jüngere und für die ältere Abtheilung, zugleich Vorlesungen gehalten. An einigen Orten wird die

Theologie zusammen vor Allen gelesen, und wann Unterricht in der lateinischen Sprache gegeben wird, so expliciren die Unteren, und die Oberen wechseln ab.

Das Sonderbarste bei diesen gelehrten Schulen und Gymnasien ist, daſs sie mit den Universitäten gleiche Ferien haben. Dies ist durchaus unzweckmäſsig in den Jahren, die sich selbst noch nicht halten und beschäftigen können, und unterbricht die alsdann so nothwendige Reihe der Disciplin und des Unterrichts.

Die Lehrer der Gymnasien mit dem Bischof, Domprobst, etc., bilden für jedes Stift das Konsistorium, von welchem Fälle des Kirchenrechts entschieden, Konsistorialpfarren besetzt, Kandidaten examinirt, und zu Priestern und Pastoren geweihet werden.

Das Gehalt der Lehrer ist in den verschiedenen Provinzen ungleich, übrigens auch gröſstentheils in Naturalien, das heiſst in Korn. Es kömmt nur darauf an, welcherlei Getraide in der Provinz am meisten gebaut wird. So z. B. bekommen die Lektoren in Karlstadt meist Hafer, die in Hernösand meist Gerste, weil dies die Hauptkornarten von Wärmeland und Norrland sind; andre halb Roggen, halb Gerste. Die Norm dieser Besoldung ist von 100 bis 150 Tonnen; in Norrland, glaube ich, 300 Tonnen, wozu noch andre Vortheile kommen, nemlich Präbendepastorate, deren fast für alle Gymnasien einige angeschlagen sind. Daſs die Lehrer auf die einträglichsten Pfarren ihres Sprengels Anwartschaft haben, versteht sich wohl von selbst. Bei einigen Gymnasien stehen die Gehalte für jede Stelle fest, bei andern wachsen sie mit dem Amtsalter, so daſs der Jüngste im Amte oft sehr kärglich, der Älteste sehr reichlich besoldet ist.

Mit der Besetzung der geistlichen Stellen und ihrer Verwaltung hat es in Schweden seine ganz eigne Bewandniſs. Ich will, was ich darüber habe lernen können, mit seinem Hauptresultate kurz hieher setzen, dabei aber erinnern, daſs der Fremde zu oft urtheilt und verurtheilt, ohne den Zwang des Lokalen und Nationalen zu bedenken, dessen Erwägung allein ein verständiges Urtheil geben kann. Schon vorher habe ich erwähnt, daſs jeder Gelehrte, bei der Bewerbung um Lehrstellen und geistliche Ämter, sich an den Sprengel seiner Nation zu halten hat. Kraft der Gesetze soll dabei nach den Meriten der Dienste und des Ranges der Gelehrsamkeit, den der Suchende bürgerlich besitzt, Alles entschieden werden. Daher eilt jeder so früh als möglich seine Meritenliste anzufangen, damit er noch jung schon Meriten zählen könne. Jeder wird gern so früh als möglich Magister, und läſst sich, mit dem gesetzmäſsigen 25sten Jahre, nach dem Examen zum Priester (Präst) weihen; kann er nachher ein Pastorat suchen, so muſs er ein zweites und strengeres, sogenanntes Pastoralexamen, ausstehen. Wer es mit Gelehrsamkeit, Vermögen und Freunden zwingen kann, wird Licentiat in der Theologie, verschafft sich den Titel eines Hofpredigers oder die Stelle eines Feldpredigers. Auch die Lehrer bei den Schulen, die Adjunkten bei Gymnasien und Universitäten, haben ihre Privilegien in der Bewerbung um Stellen. Oft kann es sich treffen, daſs jemand so viele und so frühe akademische Würden, und so viele Dienste auf seinem

Haupte vereinigt hat, daß er mehr Meritenjahre als Lebensjahre zählt. Gegen einen solchen Herkules ist dann natürlich schwer zu kämpfen.

Ein Theil der Pfarren werden unmittelbar vom Könige oder von Privatpatronen besetzt; die meisten aber sind Konsistorialpfarren, und sollen gesetzlich, und kraft des Amtseids verliehen werden. Bei diesen Konsistorialpfarren schlägt das Konsistorium drei gültige Kandidaten vor, und die Gemeine wählt einen von ihnen: bei allen Menschlichkeiten, die auch hier vorfallen können, immer der natürlichste Weg des Rechts. Glaubt ein Suchender sich vom Konsistorium verletzt, und andere mit geringeren Ansprüchen vorgezogen, so kann er gesetzlich Restitution suchen. Ausgenommen von der Regel, nur innerhalb ihres Sprengels erledigte Stellen zu suchen, sind königliche Hofprediger, Gesandschaftsprediger, Regimentspastoren etc. Professorensöhne haben, wenn sie den geistlichen Stand wählen, die Freiheit, sich in einem beliebigen Sprengel einzeichnen zu lassen, worin sie nachher bleiben müssen.

Bei der Vakanz der ersten geistlichen Würde des Reichs, der des Erzbischofs von Upsala, werden über das ganze Land, in allen Diöcesen, Stimmen gesammelt, und die drei Kandidaten, welche die meisten Stimmen haben, dem Könige präsentirt, der einen von ihnen wählt. Bei Bischofswahlen schränkt sich dies allein auf den Sprengel des Biſsthums ein. Doch ernennt der König auch zuweilen, aus eigener Machtfülle, zu solchen Stellen, wen es ihm gefällt.

Im Verhältniſs gegen die übrigen hohen und höchsten Ämter des Reichs, ist unstreitig die Geistlichkeit am besten besoldet; eine natürliche Folge der Naturalbesoldung in Korn und ähnlichen Hebungen, worin ihre groſse Einnahme besteht. Ein Biſsthum hat in der Regel von 6000 bis 10000 Rthaler jährlicher Einkünfte; einige übersteigen diese Summe noch um einige tausend Rthaler. Bei den bischöflichen Stellen sind, wie bei den Akademien und Gymnasien, Präbendepfarren, die durch Vikarien und Adjunkten verwaltet werden. — Und die Pastorate sind durchgehends sehr einträglich und weit lohnender, als z. B. die meisten in Teutschland. Eine Stelle von 1500 Rthalern Ertrag wird sehr mittelmäſsig, eine von 2000 ordentlich gehalten; viele giebt es, die von 3000 bis 5000 Rthaler abwerfen. Die guten Pastorate sind in Mittelschweden, die besten im nördlichen Theil, und in Finnland, die kleinsten in den südlichen Provinzen, als Westergöthland und Schonen. Die Kirchspiele haben zum Theil 3 bis 5 Meilen im Durchmesser, in den nördlichen Gegenden manche wohl 10 bis 15 Meilen. Daher begreift ein Kirchspiel oder Socken, neben der Hauptkirche, mehrere Annexkirchen und Kapellen unter sich, an welchen häufig Mitprediger und Adjunkten angestellt sind.

Von dem Zehnten erhält die Geistlichkeit nach der Reichsverfassung gewöhnlich das Drittel. Mit der Erhebung derselben ist in den verschiedenen Provinzen verschiedene Observanz. In einigen sind sie ein für allemal bestimmt, in andern gehen sie noch in Naturalzehenten aus. Die Geistlichkeit giebt ungefähr von 6 bis 10 Procent ihrer Einkünfte jährlich an den Staat; zum Kirchen- und Pfarrbau, zum Brückenbau, zur Besserung der Landstraſsen, Kirchspiels- und Tingswege muſs sie mit beitragen. Bei den meisten Kirchen sind Armenkassen, wozu mehrere Gefälle, auch bei Feierlichkeiten kleine Abgaben angeschlagen sind; manche haben auch sogenannte Kirchspielsmagazine, woraus im Frühjahr Korn zur Aussaat geliehen wird.

Die Mitprediger oder Comministri sind ungefähr das, was man in Teutschland, bei groſsen Pfarren auf dem Lande, auch wohl Diakonen zu nennen pflegt. Sie haben nach der Gröſse des Pastorats eine bestimmte Wohnung, etwas Acker und Wiesen, und einige Hebungen, und haben dafür bestimmte gottesdienstliche und kirchliche Geschäfte zu verwalten. Nicht immer aber stehen ihre Einkünfte mit dem Ertrage des Pastorats im Verhältniſs, sondern bei kleinen Pastoraten können sie gut, bei groſsen schlecht seyn.

Etwas ganz anderes sind die Adjunkten, die auch wohl Hülfspriester heiſsen. Diese bedürfen nichts weiter, als das Prästexamen bestanden, und die Weihe empfangen zu haben, so sind sie jede Stunde für ihren Posten fertig. Die Pastoren schlieſsen mit ihnen einen Akkord auf ein oder mehrere Jahre, für bestimmte oder unbestimmte Dienste, und lassen sich einen Theil der geistlichen Arbeiten von ihnen abnehmen. Die Lage eines solchen Adjunkt ist selten beneidenswerth. Für viele und schwere Geschäfte hat er kaum eine kümmerliche Subsistenz, und seine Meriten wachsen so langsam gegen andre, welche immer zwei-, dreidoppelt jährlich anlegen, daſs er in solchem Leben alt und grau werden kann, und froh seyn muſs, wenn er endlich noch eine Comministerstelle oder ein kleines Pastorat erlangt. Natürlich hängt die Lage eines Adjunkt meistens von der Gesinnung und Humanität des Pastors ab, mit welchem er kontrahirt hat. In seinem Hause lebt er gewöhnlich, hat freie Station und ein Gehalt, das von 30 und 50, bis höchstens zu der ungewöhnlichen Summe von 100 Rthalern steigt. Manche arme Schelme, wenn sie alt und vergessen werden, sollen sich mit der unglaublichen Kleinigkeit von 15 bis 20 Rthalern jährlich begnügen. Talentvolle und gescheute junge Leute, hüten sich die Laufbahn eines Adjunkt zu betreten, und suchen andre Titel und Stellen, wodurch ihnen gegen das 35ste und 40ste Jahr, auch wohl früher, der Weg zu einer sichern und guten Versorgung geöffnet wird. Eben wegen ihrer traurigen Lage, und wegen der völligen Unbildung und Unwissenheit so vieler, die in diesem elenden Leben vergreisen, und endlich an Sitten, wie an Strebungen und Hoffnungen, gleich niedrig werden, wirft eine solche bürgerliche Stellung, wenn sie lange währt, einen kleinen Schatten auf die Person, welche sie sich gefallen läſst und gefallen lassen muſs, und schadet durchaus dem ganzen Stande, weil es nur im eigentlichen Verstande Vagebundenpriester giebt, die wegen Untauglichkeit, Völlerei, bäurischer Sitten, in solchen Posten lange geduldet werden, und zuletzt wohl zuweilen als geworbene Soldaten und Matrosen, vielleicht gar als Bettler endigen. Manche arme Schelme, die das Magister- und Pastoralexamen scheuen, sind freilich ewig für ein solches verkümmerndes Leben bestimmt, und arbeiten, als die

Miethlinge im Schaafstall des Herrn; aber ich müſste lügen, wenn ich hier nicht bekennte, daſs ich eben so gelehrte, als gebildete Jünglinge, auf einem solchen Posten gefunden habe. Es kömmt natürlich viel an auf individuelle Verhältnisse, welche jede Lage gut machen können, z. B. wenn der Vater oder Oheim seinen Sohn und Neffen zum Adjunkt macht, oder wenn ein humaner und gelehrter Prediger, als Freund und Beschützer, einen jungen Mann, der werden will, was er ist, für seinen künftigen Stand würdig einweihet. Unter solchen Umständen fällt jedes Drückende und Demüthigende weg, da jedes Verhältniſs der Güte und Liebe, durch sich selbst ein Verhältniſs der Freiheit wird. Unwürdig ist es auf jedem Fall — was einem freilich auch aufstöſst — wenn die beiden, als Herr und Knecht zu einander stehen, und man den armen Adjunkt im Hause als einen Diener, hinter dem gnädiden Herrn Pastor oder der gnädigen Frau Pastorin, herstehen und hertreten sieht.

Man liest übrigens über diese ganze Einrichtung mit ihren Folgen, viele unreife Urtheile und Vorschläge, bei Fremden und Einheimischen. Diese Vorschläge gehen besonders darauf hinaus, die groſsen Pastorate mehr zu theilen, wie man in neuern Zeiten auch mit einigen in Dalarne gethan hat, und für Einen Pastor, der nun in Fülle lebt, zwei oder drei zu setzen, die ihr Amt in seinem ganzen Umfange selbst verwalten könnten und müſsten. Ich will nicht leugnen, daſs dies nicht mit einigen Pastoraten anginge, aber für ganz Schweden paſst es durchaus nicht. In Norrland z. B., wo es so weitläuftige Gemeinen giebt, und in einigen südlichen Provinzen Schwedens, würden ungeachtet der Theilung, noch Gehülfen nöthig seyn. Bei Krankheiten und andern nothwendigen und plötzlichen Hindernissen, kann da der Pastor zu seinem Nachbar die Zuflucht nehmen, wie in bewohnteren Ländern? Wie, wenn dieser Nachbar doch anderthalb bis zwei Meilen von ihm wohnt?

Etwas anderes wurde aus dieser Zerstückelung der groſsen Pastorate noch erfolgen, was eben so wenig gut wäre, nemlich die Verminderung der Einkünfte, und ein sehr eingeschränktes Leben. Wie schlimm, wenn ein Mann, der in den groſsen Tugenden der Humanität und Geistlichkeit ein Muster seyn soll, seine 400 bis 500 Rthaler kümmerlich zusammenkratzen, wenn er sich den Schein der Habsucht geben, wenn er sich zu Erniedrigungen und Demüthigungen herablassen, oder wenigstens sie sich gefallen lassen muſs, nur um sich satt zu essen; wie schlimm endlich wäre dies in einem Lande, wo die litterärische Kommunikation so schwer, und alle Hülfsmittel der Gelehrsamkeit so kostbar werden, wie schlimm für einen Mann, der mit dem erlangten Amte, nicht alle seine Studien wegwerfen, sondern mit der gelehrten Welt, zu welcher er gehört, auch dann noch zusammenhängen will! Jetzt können die Prediger liberal und gastfrei seyn, und die meisten sind es. Ja, die Geistlichen in manchen Provinzen, sind wirklich für Reisende von Stande ächt apostolische Gästgifvare. Auch in der Vorzeit hatte dies eine fromme Sitte geheiligt als etwas, das ihnen oblag, und in mehreren Provinzen genieſsen von dieser Sitte und Pflicht, einige Stellen eine Entschädi-

gung

gung unter dem Namen Wederlag, welche meistens in 50 bis 100 Tonnen Hafer oder anderem Korn besteht, wie ich dies von einigen Pastoraten in Wärmeland weiſs.

Und Arbeit haben die Männer vollauf, die ihre heilige Pflicht zu thun streben. Bei Krankenbesuchen und andern Forderungen aus der Gemeine, Wege von 2, 3, 4 Meilen, die Sorge für 2000 bis 3000, wohl 5000 bis 8000 Seelen, die weit zerstreut wohnen, dazu oft das Schulhalten, und während 7 bis 8 Wochen die Zubereitung der Jugend für die Einweihung in die Mysterien des Christenthums. Hm, schreien mir viele zu, die Herren Pastoren leben oft wie die Kavaliere, und kümmern sich wenig um ihr Amt, sondern überlassen ihren Gehülfen, oft wahren Miethlingen, wenigstens nur temporären und oft unbekannten Vertretern ihrer Pflicht, die Sorge, die ihnen allein heilig seyn sollte; sie haben die Einkünfte, andere die Arbeit, welche sie nur als Knechte verrichten. Solche Beschuldigungen wird es immer geben müssen. Viele von diesen Männern aber haben sogleich ihre Entschuldigungen für sich, die in der ganzen Einrichtung liegt. Gar häufig fallen die bessern Pastorate alten Lektoren, Docenten oder auch Geistlichen zu, welche die Kraft ihres Lebens, in einem langen und unbelohnten Dienst, ausgearbeitet haben. Sie kommen im 50sten Jahre oder auch später zu einer Stelle, die ihnen sichern soll, was man ein ruhiges, freies Alter nennt. Nach allen Arbeiten und Beschwerden des früheren Lebens, können sie die langen und schweren Reisen in einem rauhen Klima, das öftere gefährliche Predigen in grimmiger Kälte tragen, wie sonst? können sie in solchem, und oft höherem Alter viel anderes thun, als die Väter, Tröster, Vorbilder in Sitte und Tugend, ihrer geistlichen Kinder zu seyn, und ist es ihnen nicht erlaubt, die eigentliche Last auf jüngere Schultern abzuwälzen? Ein Anderes ist, wenn einer im 35sten Jahre sich erlaubt, was er erst im 55sten darf.

Übrigens ist bei der kirchlichen, wie bei der weltlichen Polizei in Schweden alles unmittelbar mit an das Volk gebunden, und wird durch das Volk mit gehalten: Abstammungen der ältesten Einrichtungen, und des trefflichen schwedischen Nationalgeistes, der aus sich selbst so viele schöne Keime zu entwickeln hatte. In den schwedischen Kirchengesetzen sind unter andern auch viele für die häusliche Polizei und die Sitten, worüber der Prediger und die ehrbarsten Männer des Kirchspiels entscheiden. Jährlich werden ordentliche und auſserordentliche Kirchspielversammlungen gehalten. Jedes Kirchspiel hat zu diesem Behuf gewöhnlich ein Gemeindehaus nahe bei der Kirche. Auch dienen solche Versammlungszimmer an Sonntagen, den weither zur Kirche reisenden Leuten zum ersten Eintreten und zur Erquickung vor den Beschwerden der Reise und der Witterung; auch leisten sie eben das bei Ausrichtungen von Taufactus und Leichenbestattungen. Eine solche Kirchspielversammlung setzt der Pastor an und läſst sie ansagen. Als seine Diener und Gehülfen bei solchen und andern Vorfällen, sind unbescholtene und rechtliche Männer aus dem Bauernstande angestellt, welche Sechsmänner (Sexmän) heiſsen. Gewöhnlich ist nemlich jeder Socken in 6 Abtheilungen oder Rotar getheilt, und für jede Rota ist ein Sexman angestellt. Diese Sechsmänner schickt der Pastor in allerlei Geschäften und Ansagungen; zugleich ist es ihres Amts, auf christliche Ordnung, Zucht und Sitte zu sehen, und Anzeige zu machen, wann Unordnungen und Gräuel sich hie und da aufthun, und einreiſsen wollen. Dann, und wann in solchen Dingen wirkliche Arretirungen und Handgreiflichkeiten nöthig seyn sollten, müssen sie der Gemeinde als Leiter, und dem Prediger als Diener zu Hülfe seyn. Zurechtweisung und Vermahnung zur Zucht und Sitte, Abstellung und Abwendung von Misbräuchen und Lastern, und Abmachung von kirchlichen Geschäften sind der Gegenstand der Kirchspielskonvente. Der Prediger ist dabei die Hauptperson; er muſs in den Gesetzen und der Polizei des Kirchenstaats erfahren seyn, und darnach entscheiden, sonst ist er verantwortlich.

Auſser diesen Sechsmännern sind bei der Kirche gewöhnlich noch zwei andere, in der Gemeine seſshafte, Männer angestellt, welche

Kirchenbesorger (Kyrkovärdar) beiſsen: im Ganzen dasselbe mit unsern Kirchenvorstehern. Ihrer und des Pastors Sorge gehören alle ökonomische Geschäfte und Angelegenheiten der Kirche, nebst ihrer Kasse. Ist die Kasse bedeutend, und sind die Geschäfte derselben weitläuftig, so ist noch wohl ein besonderer Kassenführer, welcher und der Pastor, und einer von den Kirchenvorstehern, gewöhnlich jeder einen Schlüſsel zur Lade hat.

Das, was bei den weitläuftig liegenden Dörfern, und in den zum Theil sehr wenig bevölkerten Provinzen, nothwendig am meisten fehlen muſs, sind gute Schulen. In einigen groſsen Dörfern finden sich wohl besonders angestellte und besoldete Schulmeister, aber bei den Kirchen, und für die nächst liegenden Dörfer ist es zugleich des Küsters Amt, Schule zu halten. Die gewöhnlichen Geschäfte und Dienste eines solchen Küsters sind übrigens in Schweden ziemlich wie bei uns. Eben so verschieden ist auch seine Lage. Manche Küsterstellen bei groſsen Gemeinen sind eben so gut, als die der Mitprediger bei andern. Bei manchen Pfarren sind die Hebungen eines Klockare oder Küsters mit zur Comministerstelle geschlagen, und ihm selbst hat man einige spärliche Sammlungen übrig gelassen. Ich kenne Pastorate, wo ein Klockare ein hübsches Haus und Garten, und 40 bis 50 Scheffel jährliche Aussaat hat, seine andern Einkünfte ungerechnet.

Noch gehört zum Kirchenstaate eine Art Kirchenvogt, der während des Gottesdienstes die Thüren zumachen, Unfug von Buben und Hunden abstellen, Lärm bei dem Gottesdienst, wie die zu groſse Ruhe, abwehren muſs. Für den Schlafenden ist er nemlich der Wecker, und trägt eine groſse Stange, mit welcher er ihnen etwas unsanft den teuflischen Streusand des Schlafes von den Augenwimpern schüttelt. Wegen dieser Stange heiſst er Spögubbe, oder der Alte mit der Ruthe. Man hat denn doch in neuern Zeiten in den meisten Kirchen die Stangenzucht abgeschafft, und das sechsellige Spö steht, neben andern veralteten Reliquien, jetzt meistens ruhig in einer Ecke der Sakristei. Man erinnert sich hiebei des Scherzes des genialischen Lidner, der seinen hohen Beschützer Gustav den Dritten in einer poetischen Epistel bittet, ihm, dem ewigen Tantaliden, das Amt des Spögubbe bei der schwedischen Akademie zu geben, wenn den Herren einmal was Menschliches die Augen zudrücken sollte.

Den 20sten April fuhr ich aus Westerås, von wo bis Köping drittehalb Meilen sind. Man fährt auf diesem Wege zuerst wie durch Ruinen, so liegen die gewaltigen kahlen Steinhügel auf einander gehäuft. Nach einer halben Meile hat man weite Felder und viele Dörfer, und hie und da ungewöhnlich viel Laubholz. So ist die Gegend bis nach Köping hin. Auch das Wetter hatte den alten Ton, Regen mit Schnee gemischt, und deswegen blieb ich in Köping.

Köping selbst ist ein elendes und schlecht gebautes Städtchen, zu beiden Seiten eines kleinen Stroms gebaut, auf welchem kleine Schiffe in den Mälare laufen, und den Eisentransport nach Stockholm, die vorzüglichste Nahrung des Örtchens, treiben. Der Boden umher ist hügligt und mit Steinen besäet, doch sehr fruchtbar; südlich zu dem Mälare hin senkt das Land sich in schönen Wiesen und Weiden ab. In der Gegend umher, und in der Stadt selbst, findet man viele Gärten und Obstbäume. Eine Viertelmeile von der Stadt liegt ein berühmter Grabhügel, welcher Ströböhög oder Odieshög heiſst. Mein Skjutsbonde erzählte mir so viel Gräuliches und Wunderbares davon, daſs ich gereizt ward, von der Stadt aus eine kleine Promenade dahin zu machen. Er sagte: daſs es um Weihnachten 8 Tage nach einander um Mitternacht darin klinge, und daſs, wer dann ohne Furcht und ohne sich umzusehen hintrete, in eine weite Öffnung des Hügels eingehen, und so viel Geld heraustragen könne, als ihm gefalle. Denn die Riesen, ehe die Christen sie bezwungen, haben hieher alle ihre Schätze zusammengetragen, und es liege hier drinnen so viel Gold und Silber, sagte mein Erzähler sehr naiv, als der König nur in Stockholms Schloſse habe. Es ist ein schöner und groſser Hügel, einige kleinere liegen umher zerstreut. In alten Zeiten soll der Aberglaube gewesen seyn, daſs hier keiner vorbeireiten oder reisen durfte, ohne einen Stein oder

Zweig als ein Opfer auf ihn zu werfen. Ein anderer Berg liegt etwas südlich von diesem näher der Stadt, und heiſst der Schlüſselberg. Es geht nemlich die Sage, daſs Odin in Ströbohög viele Schätze verwahrte, worüber er einen Drachen zum Wächter setzte, und Drachen und Schätze im Hügel verschloſs, hier aber im Berge die Schlüſsel versteckte.

Den 21sten fuhr ich von Köping nach Arboga, ein Städtchen, das durch den Strom, woran es liegt, auch mit dem Mälare Verbindung hat, und auf dieselbe Weise sich unterhält, wie die vorigen. Hier ist auch der berühmte Arbogagraben nicht weit von der Stadt, der den Hjelmare mit dem Mälare vereinigt. Schon König Gustav der Erſte fing hier an, und seine Nachfolger waren auch nicht unthätig in der Beförderung des Werkes; aber immer blieb die Fahrt schlecht und beschwerlich. Karl der Eilfte, dieser unscheinbare König, aber ein Vater des Landes, und einer der gröſsesten Wohlthäter Schwedens, der zum Glücke seines Volkes 10 Jahre länger hätte leben sollen, griff auch dieses Werk mit der Standhaftigkeit an, mit welcher er alle seine Plane durchzuführen pflegte, und im achten Jahre, im Jahre seines Todes, war es vollendet. Der Zoll, und die Unterhaltung des Werks ist an mehrere Interessenten verpachtet. In seinen letzten Jahren lebte der thätige Regent, während der schönen Monate, viel in diesen romantischen Gegenden, und soll sogar die Absicht gehabt haben, am Ausfluſse des Storå, woran Arboga liegt, an der Stelle des Königshofes Kongsör, eine Stadt zu bauen.

Arboga kann ungefähr 1600 Einwohner haben, und ist netter als Köping. Hier waren vor 50 Jahren noch viele Schmiede, Klempner und andre Metallarbeiter, diese sind aber ausgegangen; noch sind die kümmerlichen Reste einer Tuchfabrik da, die vor 50 Jahren noch 40 Menschen Arbeit gab, und grobes Tuch, Flanelle, Boge, Mützen, Strümpfe lieferte. Arbogas Öl, und seine Kringel sind selbst im Sprichworte berühmt. Man hört häufig: das kömmt noch, wie Arbogaöl; aber ich habe hier sehr schlechtes Öl getrunken.

Weil viel Schnee gefallen war, so hatte

ich heute wirklich meine Noth auf dem Wege, und muſste fast Schritt vor Schritt fahren; es wäre jetzt mit einem Schlitten viel besser gegangen. Ich habe oben schon erzählt, daſs die Landstraſse in bewohnten Provinzen, wo sie nicht durch Wald geht, fast immer ganz eingezäunt ist, und der Schnee zwischen den beiden hohen Zäunen sich sammeln kann. Die Art, wie diese Zäune fast in ganz Schweden gemacht sind, beweist, wie wenig man noch an Schonung der Wälder gedacht hat, oder wie wenig man daran zu denken nöthig gehabt hat. Man haut nemlich junge 15 bis 20jährige Tannen, gerade die schönsten und schlankesten, ab, schält und spitzt sie, und stöſst sie so im Abstand von 3 bis 6 Fuſs, je zwei und zwei einander gegenüber, als Pfähle in die Erde; andere dickere Tannen mittleren Wuchses spaltet man in 4 bis 6 Stücken, und legt diese Stücken auf einander gereiht, 2 bis 3 Ellen hoch zwischen die Pfähle, welche man mit Weden an einander bindet. In Zwischenräumen von 5 bis 10 Ellen sind noch einige Strebpfähle, als Stützen der Zäune, an die Seiten gesetzt. In holzärmeren Provinzen sieht man doch schon, wie die Noth am besten die Menschen unterrichtet; da stehen eben so tüchtige Zäune aus Wacholderbüschen und Tannenzweigen zusammengeflochten.

Man findet auf dem Wege nach Arboga nette Dörfer und Landsitze, und herrliche Fluren, auch zwischen dem Nadelholze, dem gemeinen Holze Schwedens, einzelne Eichen, Eschen, Espen, Birken, auch wohl hie und da Vogelbeerbäume und Mehlbäume (Oxelträ) eingemischt. Baumgärten sind noch immer da, und die Häuser und Scheunen sind, in diesem Lande der Braunfarbe, fast alle roth angestrichen. Wie man sich Arboga mehr nähert, wird die Gegend lustiger; die breiten und offenen Fluren engen sich zu beiden Seiten immer mehr ein, besonders steigt eine Kette von Waldhügeln im durchscheinenden Schneeschmuck noch schöner, südlich längs dem Strom empor. Man bekömmt jetzt mehr Wald, und die Westmanländischen Ochsenfahrten beginnen. Man braucht in dieser Provinz allgemein mehr Ochsen, als Pferde. Sie werden ordentlich beschlagen, und man sieht lange Karren und Wagen mit ihnen bespannt, welche Roheisen und Stangeneisen zu den Städten fahren.

Den 22sten April um 10 Uhr fuhr ich aus, und machte den Weg bis Örebro, der 4½ Meile beträgt. Das Wetter war heute leidlicher als die vorigen Tage, aber der Weg abscheulich. Von Arboga bis Fellingsbro, der ersten Station, ist 1¼ Meile. Der Weg geht nicht weit vom Storå abwärts, die Gegend wird immer enger, die Waldhügel treten näher, die Felder sind mehr mit Steinen übersäet; man fühlt auch, daſs man allmählig Bergan fährt, und hat viele kleine, mit Steinen, Birken und Wacholder bedeckte, Hügel. Fellingsbro ist ein sehr netter Gästgifvaregård, wo die Hauptstraſsen, nach Nerike und Wärmeland, von einander ablaufen. Hier sah ich einen schönen Garten mit einer Menge junger Obstbäume, und auch einige Bienenstöcke.

Von Fellingsbro bis Glanshammer sind 1¾ Meilen. Die erste Viertelmeile ist noch offen, obgleich eng. Hier sah ich Frötuna, einen lieblichen Landsitz, mit herrlich bestellter Saat, gereinigten Wiesen, und keinen Stein auf der ganzen Feldflur in dieser steinreichen Provinz. Schöne Kuppeln sind mit Staketen eingefaſst, und die Äcker gehörig durchgegraben. Auch sah ich hier die ersten isländischen Schaafe in Schweden, von welchen der Besitzer ein Lagmann Dalſson, mit Glück eine groſse Heerde hier angezogen hat. Ich fuhr hier queer über den Strom, und grüſste den netten Sitz auf seinem Hügel, dann verlor sich mein Wagen im Wald, und ich fuhr beinahe den ganzen b übrigen Weg ſergen. Dieser Hügelwald, die Gränze zwischen Nerike und Westmannland, hat viel Ähnliches mit Småland. Man hat hie und da kleine Wohnungen und einzelne Ackerstückchen und Wiesen. Das Wetter war schön, die Sonne schien hell und warm, und der schmelzende Schnee lief in Bächen und auf Wegen hinunter, der Wald bewegte sich lustig, und Vögel sangen; das einz'ge Geschöpf, dem wohl nicht ganz lustig im Herzen war, war wohl mein Pferd. Hier unter dem Vogelgesang, klang auch eine lustige Menschenkehle, als eine anmuthige Episode. Auf einem Stein am Wege, saſs ein alter Schnurrbart, in einer grauen Jacke und rothen Beinkleidern, woran aber die Flicken von allerlei Farben das Rothe schon zum Wenigsten gemacht hatten; seine Schuhe waren zerlappt, und seine nassen Strümpfe hatte er an der Sonne zum Trocknen aufgehängt; seine spärliche Habe lag in einem offenen Kober. So auf einem Stein sitzend, und aus einem Stummel von einer Tabakspfeife schmauchend, sang er lustig ein altes Stück, das immer mit dem Verse anfing: Når Konung Karl de Danske slåg: (als König Karl die Dänen schlug). Ich hielt still, und hörte zu, und warf ihm einige Stüver in die Mütze. Es war freilich schönes Wetter, aber ein alter Graukopf, im Schnee sitzend und lustig singend, war mir doch was Rares. Es ist ungeheuer, wie weit die Macht der Erziehung und Gewohnheit geht, und was der Mensch für ein herrliches, vielgewandtes und vielbildbares Wesen ist. Mir fällt hiebei der Winter in Stockholm ein; bei einer Kälte von 17 bis 23 Grad, die im Januar und Februar die gewöhnliche war, sah ich Menschen, kümmerlich und schlecht gekleidet, vielleicht auch schlecht in den Eingeweiden gewärmt, den ganzen Tag im Freien aushalten, ohne daſs dies ihnen zu schaden schien. Wie oft habe ich in den Stunden, wo die Nacht alle Schaam bedeckt, und selbst das Verborgene hervortreibt, arme Weiber mit ihren Kindern auf den Brücken liegen, und die Vorübergehenden um einige Deuten anschreien hören. Mein rechtes Wunder aber war ein Blinder, dessen Sprachorgan zugleich mit verletzt schien. Dieser lag den ganzen Winter von des Morgens frühe, bis des Abends eilf Uhr auf der Fuſsgängerseite der groſsen Brücke, welche die Stadt mit der Südervorstadt verbindet; er hatte Schwefelstückchen, Feuersteine, Zunder und andere Läppereien feil neben sich liegen, und schrie diese unaufhörlich aus, so wie er dazu noch, manchem der geängsteten Vorübergehenden, einen Stüver aus der Tasche schrie. Dieser arme Teufel hatte nichts weiter an, als einen dünn abgetragenen Rock, und durch seine linnenen Beinkleider schien an mehreren Stellen die Fleischfarbe durch. Wenn ihn die Anstrengung des Schreiens nicht erwärmte, so

weiſs

weiſs ich nicht, was ihn von dem Erfrieren retten konnte.

Von Glanshammer bis Örebro sind anderthalb Meilen. Gleich hinter diesem Håll kömmt man aus dem Walde. Man sieht hier, daſs man Bergan gefahren ist. Das Blachfeld, welches man gewinnt, und welches hie und da mit Birken und Tannengebüschen bestreut ist, und mit reichlichen Steinen, breitet sich wie eine Bergfläche aus. Die Häuser und Gebäude sind hier weniger zierlich gebaut. Man sieht den Hjelmare südlich in der Ferne, und nordöstlich die Bergwerksgegend, einen hohen Kranz von Bergen, welcher diese flache Ebne umgürtet. Hier auf diesem ganzen Wege herrschen die Steine noch durchaus, doch ist der Boden trefflich, was man an seiner Farbe, seiner Wintersaat, und den dicken Stoppeln sieht. Mancher Morgen Landes würde 500, ja 1000 Rthaler kosten, die Steine wegzuräumen. Man findet in der schwedischen Geschichte so viel Geschwätz von der gröſseren Kultur des Reichs in der Vorzeit, und von der Volksmenge die hier gewesen seyn soll, ehe die allgemeine Pest, die in der Mitte des 14ten Jahrhunderts fast über ganz Europa ging, auch nach Schweden kam, und aufräumte. Wer den Zustand des Landes ansieht, wie er ist, glaubt dies nicht. Wenn jene Pest auch in einzelnen Provinzen die Menschen schrecklich wegnahm, so sind doch wahrscheinlich mehr Menschen in Schweden, als im 13ten, 14ten Jahrhunderte. Jene Pest, bekannt unter dem Namen des schwarzen Todes, bei den Franzosen unter dem Namen des blauen Todes — jetzt ein Fluch — hieſs im Norden der groſse Tod, Diger Död; ich führe dies nur an, weil ich in mehreren Geschichten von teutscher Hand sie auch Tigertod genannt finde, eine närrische Verwechselung und Unkunde der nordischen Sprachen, die um so leichter kommen konnte, weil die Pest sich zu Tigern und Drachen sehr gut paſst. Zwischen den Steinfeldern, die oft nur Eine weite Strecke mit einzelnen Tannensträuchen ausmachen, steht allenthalben Wacholder, nie das Zeichen eines schlechten Bodens, besonders da er hier so üppig kraus wächst. Je näher Örebro, desto kahler werden die

Steinberge, doch geht die westliche Aussicht in ein weites Blachfeld, wo der Dampf der höheren Waldberge gegen die Abendsonne rothwirbelnd aufstieg; der Hjelmare südwestlich erscheint in einem Waldkranz hoher Berge mit vielen Wiesen und Heuschobern. Um 7 Uhr war ich in Örebro.

Dies ist eine Stadt, wie die vorigen, an Gröſse und Einwohnern ungefähr Westerås gleich. Sie liegt in einem Thale, welches im Südwesten eine Menge Wiesen und Moräste hat, an einem Fluſse, der ihr Schiffahrt auf dem Hjelmare giebt. Bedeutend ist auch der Fischfang in dem See. Die einzigen Merkwürdigkeiten sind hier ein kleines Haus, wo Gustav der Erste, bei den vielen Reichstagen die er hier hielt, gewohnt haben soll; ein ganz hübsches Assemblée- und Tanzhaus, und das alte Schloſs. Dieses ist der Sitz des Landhöfdings, und ein stattliches Werk aus alter Zeit. Es hat vier runde gestumpfte Eckthürme, und ist rings mit dem Wasser des dahin geleiteten Stromes umgeben. Vor dem Schloſse ist eine ganz hübsche Promenade, mit Bäumen bepflanzt.

Die Stadt hat einen schönen Marktplatz, und ein paar lange und breite Gassen. Auf dem Wochenmarkt hatte ich Gelegenheit, die Provinzialen in mancherlei Geschäften und Strebungen, in ihrer eigenthümlichen Tracht, zu sehen. Die Gegend um Örebro hat viele Adliche und andre Standespersonen, und die Bälle, die hier des Winters gehalten werden, sind berühmt.

Ich reiste von hier nach einer guten Stelle, wo ich mehrere Tage vergnügt lebte, und den weitern Fortschritt des Frühlings erwartete. Möge es meinen liebenswürdigen Wirthen nie an den Freuden fehlen, welche sie andern zu bereiten, so human und freundlich sind!

Westmanland und Nerike haben in ihrer Lage manches mit einander gemein. Beide haben durch die großen Seen, und die an denselben liegenden Städte, den gemeinschaftlichen Handel und Abfluß ihrer Produkte nach Stockholm. Beide haben im Süden und Osten gutes Kornland, im Norden und Westen ansehnliche Bergwerke; doch ist der Boden Westmanlands bei weitem besser und ergiebiger, als der in Nerike.

Die Einwohner dieser Provinzen zeichnen sich bestimmt von einander, und von denen der benachbarten Läne aus. Der Westmanländer ist stark und rüstig, und von tüchtigem Knochenbau, manche Leiber kommen dem Schlag der Dalkarls nahe, aber die Miene des Westmanländers hat nicht ihre Freudigkeit. Es liegt unter der hohen Stirn und in den tiefen Augen, hier meistens etwas Schwärmerisches und Melancholisches, ein gewiſser düsterer Schein, der nicht unangenehm ist; auch zeigt sich das Volk fast immer ernst und still. Zu diesem Gemüthe stimmt auch die Kleidung. Die gewöhnliche Farbe ist schwarz und schwarzbraun, weniger grau. Die meisten, besonders die Jugend, haben rothe Aufschläge und Kragen, und rothe Seitenlitzen, welches in Westmanland National ist, und hübsch aussieht. Die Überröcke und Kittel tragen sie gewöhnlich mit Schaaffellen gefüttert; neben Pelzmützen tragen die Männer auch Strohhüte. Auch der Neriker ist still und wenig gesprächig, und hat in seinem Äuſsern nichts Rasches und Freudiges; doch ist er seiner Natur nach sehr heftig: die gröſste Ehrlichkeit, aber auch der grimmigste Trotz liegt fast auf allen Gesichtern, die bei den Männern meist etwas Verkürztes und Löwenartiges haben. Man findet in Nerike, unter Männern und Weibern, wenig schöne und stattliche Körper. Die Tracht der Weiber in beiden Provinzen hat nichts Ausgezeichnetes. Man findet noch immer die alten Zipfeltücher über kleinen Mützen, mit eng anliegenden Häubchen; schwarze oder bunte Mützen zeichnen Frauen und Jungfrauen aus. In den Städten gehen die Dienstmädchen häufig ohne Mützen, mit zierlichen Bändern und Flechten im Haare. Die Männer brauchen hier viel blaue und weiſse Mäntel. Wenn aber der Neriker auch stumm und still, und oft etwas verdroſsen ist, so ist es doch ein guter ehrlicher Schlag, und auch durch die reine Sprache, die er und sein Nachbar, der Westmanländer, spricht, vortheilhaft vor vielen andern Provinzen ausgezeichnet. Hier ist es eine Lust, sich mit seinem Skjutsbonde zu unterhalten — wenn die Leute nur gesprächiger wären!

Auch in dieser Provinz herrscht seit einigen Jahren viel Thätigkeit für den Ackerbau, und die bessere Kultur des Landes; ein Geist, der sich allenthalben jetzt regt, und glücklich manche Hindernisse zu durchbrechen weiſs. Ganz jüngst hat sich auch in Örebro, durch die gemeinschaftliche Vereinigung mehrerer gescheiter und würdiger Gutsbesitzer, Prediger, Beamten, und selbst Bauern, eine Ackerbausozietät errichtet. Diese hat die Verbesserung des Landes, die Abzapfung und Austrocknung von Seen und Morästen, welche Luft und Felder verderben, die Verjagung alter und junger Vorurtheile, und die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Absicht. Der Secretär der Gesellschaft, und eines der Hauptorgane ihrer Stiftung, ist der Probst von Rosenstein zu Kumla, einer der gelehrtesten, humansten und würdigsten Männer Schwedens, ein Prediger im ganzen Umfange des Wortes. Dieser Mann ist nicht bloſs Theoretiker, sondern auch Praktiker. Er hat seinem Pfarracker eine ganz neue und verständige Eintheilung gegeben, fleiſsig gegraben und mit den Früchten gewechselt. Schon hat er den gewöhnlichen Ertrag der Felder vom 4ten bis zum 5ten Korn auf das 8te und 12te gebracht, und ist doch erst im Anfang. Gewöhnlichen rothen und weiſsen Klee, und Trifolium hybridum, hat er mit Glück ausgesäet, und schon säen in seinem Pastorate mehr als 30 Bauern Klee. Er giebt auch, im Namen der Gesellschaft, ein kleines Journal für den Ackerbau heraus, von welchem ich einige Hefte hier vor mir habe. Auch die Kultur und Pflege der Bienen, ist durch die Beförderung mehrerer, in den letzten Jahren mehr aufgelebt. Von 10 Stöcken, die Rosenstein hatte, hat jeder zweimal geschwärmt und reichlich getragen, so daſs bei einigen sogar Aufsätze gemacht werden muſsten. Man schlachtet sie gewöhnlich, sonst kosten sie zu viel in den langen Wintern.

Der Acker liegt hier meistens in zwei Feldern, einiger auch wohl in drei. Manche Hindernisse einer bessern Kultur sind da. Dahin gehört besonders eine Menge Ströme, Bäche und Moräste, die nicht abgeleitet und gereinigt sind, die Luft durchkälten, die Felder versäuern und als Frostnebel über das Land fliegen. Dahin gehört, daſs in den meisten Dorfschaften die Felder in einzelnen kleinen Stücken umschichtig unter einander liegen, und also nicht jeder das Seine nutzen kann, wie er mögte, sondern muſs, wie ihm der Nachbar gebietet; dahin gehört das durchgängige Einzäunen dieser einzelnen Stücke. Der Bauer ist daher meistens noch bei dem Alten und baut zum Theil nur das dritte, vierte Korn. Freilich ein groſser Theil dieser Gegenden hat zu viel Wasser, aber an vielen Stellen findet sich Kalk, und man gräbt selbst in einigen Feldern eine Art harten Kalkstein zum Bauen.

Es sind vorzüglich Standespersonen und Gebildete, welche in dem Besseren als Beispiele und Lehrer, vorangehen müssen. Diese haben hie und da schon eine Art Wechselwirthschaft eingerichtet, Fruchtbaumpflanzungen und Bienenzucht versucht und manche andere Proben. Man wechselt auch sehr vortheilhaft oft mit fremder Saat, und manche säen liefländischen und finnischen Rocken, der sehr gut gedeiht; seltener braucht man archangelschen. Spanische Schaafe kennt man auch hier nicht mehr;

dagegen gebrauchen Einige isländische und Faröer Schaafe, die groſs und feinwollig sind, und sehr leicht fett werden; sie gedeihen hier im milden Klima recht gut, da sie ohne Schaden, selbst bei ziemlich tiefem Schnee, drauſsen seyn und allenfalls im Schnee liegen können. — Auch hier gebraucht man die Ochsen viel, und sie müssen sogar traben lernen.

Das Land enthält viele Schätze unter der Erde: Eisenerz, Schwefelschiefer, Steinkohlen, Talkstein. Von den beiden letzten hat man sonst an verschiedenen Stellen Gruben und Brüche gehabt, die Sache aber wieder aufgegeben. Auſser mehreren Schmelzhütten und Hammerwerken gewinnt das Land ein Ansehnliches an Alaun, Schwefel, Vitriol und Braunroth. Alaun wird jährlich an 1600 Tonnen gewonnen; bei besserer Einrichtung aber könnten leicht 3000 Tonnen fabricirt werden. Der Schiefer hat so viel Brennmateriale in sich, daſs er seine Schätze selbst ausbrennen muſs. Auch kann er zum Malzdärren, Brauen, zu Theer- und Ziegelbrennereien, angewandt werden; — ein unerschöpflicher Schatz. Die vornehmsten

Alaunbrennereien sind zu Dylta und Garhytta, zum Theil mit groſsen Vorrechten privilegirt, indem die Wälder und Dienstleistungen der Bauern mehrerer Kirchspiele dazu angeschlagen sind. Zu Garhytta ist überdies ein Eisenhammer, eine Blechschmiede und mancherlei Fabriken. Das Werk ward ungefähr vor 40 Jahren von einem gewiſsen Grubbens zuerst eingerichtet, und erhielt ein Privilegium auf 40 Pfannen, also auf 3000 Schiffspfund Alaunbereitung; der Mann machte groſse Anleihen in Holland und zuletzt Konkurs; nur 10 Pfannen waren im Gange. Nach ihm war ein gewiſser Grill im Besitze; auch er ward von den Holländern, die das Werk nicht sinken lassen wollten, unterstützt; doch fiel er, und die Holländer verloren an 340000 Rthlr. Jetzt steht das Werk unter besserer Verwaltung, und scheint sich tragen zu können. Schon sind 16 Pfannen in Thätigkeit, und alles in besserm Gange.

Nicht unbedeutend ist hier, wegen der Menge der Seen und Ströme, der Fischfang. Ich habe mich auf meinem ländlichen Aufenthalt die

Abende oft herzlich über eine Art Fang gefreut, der auch im Vaterlande heimisch ist, und den ich als Knabe oft mitgemacht habe; man braucht ihn besonders im Frühling und Herbst. Mit einem Kahne zieht man, in der Dunkelheit der Abende und Morgen, auf den Fang der Aale und Hechte aus, bewaffnet mit einem Aaleisen mit Widerhaken. Für solchen Kahn gehören zwei Mann, der eine ist der Fischer und regiert Kahn und Waffen, der andre hält eine Fackel oder angezündetes Stroh über das Wasser, um jenem die Opfer für sein Eisen zu zeigen. Dies heiſst in Holland und im Niedersächsischen Dialekt bluysen (das englische bloss). Hier nennt man die Feuer auf dem Wasser Tusterelder, nach dem Aaleisen, welches Tuster heiſst. Ich zählte auf einem groſsen Bache, der weiter in einen groſsen Landsee und endlich in den Hjelmare ausflieſst, oft über 100 solcher Bluysorkähne.

Das Volk hat im Ganzen den Ruhm des Ernstes, Fleiſses, der Bravheit und Ehrfurcht vor den Gesetzen. Über den Schein seines Karakters habe ich vorher schon gesprochen.

Doch bei Freudenfesten und Hochzeiten muſs es, nach allgemeiner Nationalsitte, lustig hergehen. Bei Hochzeiten, wenn es irgend ewas seyn soll, kann die Begleitung zur Kirche und der Glanz, das Gewimmel und die Musik, nicht groſs genug seyn. Je rascher, im je vollerem Galopp es bei der Heimfahrt aus der Kirche nach dem Brauthause geht, desto besser Glück haben die Neuvermählten. Die Braut hat nach alter Sitte gern mehrere Jünglinge auf bunt gezierten Pferden als Ritter neben sich herreiten; auch der Pastor, wenn es seine Jugend noch duldet, sprengt, wenn er die Braut recht ehren will, zu Pferde im vollen Galopp neben ihrem Wagen her.

Daſs man unter dem Mittelstande und der gebildeten und vornehmen Klasse auf dem Lande in Schweden sehr gut lebt, davon hat jeder Reisende, durch die bekannte Freundlichkeit und Gastlichkeit der Nation, Gelegenheit Erfahrung zu machen. Die schwedische Küche ist berühmt und verdient es; die Speisen sind meistens stark und saftig bereitet, und wenn gleich manches Südliche, z. B. Obst, Trauben, etc. oft fehlen, so geben die schönen und mancherlei Fische, die man in allen Provinzen hat, die Menge des Wildes und der Vögel, die herrliche Milch, Butter und Käse, selbst auf dem Lande eine ewige Abwechselung der Gerichte. Vor vielen Ländern hat Schweden dagegen wieder die trefflichen Kompotte voraus, die man im Sommer aus der Mannigfaltigkeit und Süſsigkeit der Beeren bereitet, welche das Land hat. Wein wird nicht so viel getrunken als in Teutschland; dafür hat man das gesunde und balsamische Öl, das man in guten Häusern auf dem Lande eigentlich weit ächter und besser erhält, als in den Städten. Die allgemeine Sitte in Schweden heiſst, ehe man sich zu Tische setzt, einen kleinen Anbiſs zur Erregung des Appetits nehmen, was auch schon in meinem Vaterlande gebräuchlich ist, wahrscheinlich von den Schweden eingeführt. Auf einem kleinen Tische stehen Brod, Käse, geräucherte Zungen und andere geräucherte und salzige Sachen, süſser Wein, Brantwein und Liköre. Jeder nimmt sich etwas, und setzt einen Schluck darauf, was mancher einen Sup nennt. Man pflegt auch zuweilen wohl einen kleinen Nachguſs von feinerem Likör zu machen. Diesen zweiten nennt man einen Günther, von einem alten braven Soldaten Karls des Zwölften, dem Rittmeister Günther, der unter seinen Freunden diese Sitte hielt. Jetzt hört man in ganz Schweden, von Ystad bis Östersund, sich einen Günther nehmen.

Sonderbar in der schwedischen Sprache in Vergleichung mit der teutschen, ist die entgegengesetzte Bedeutung in den Wörtern saufen und trinken. Bei uns Teutschen heiſst saufen, zu viel trinken; in der schwedischen Sprache sagt man ordentlich vom Branntwein trinken, supa Bränwin; der Teutsche, der aus Artigkeit, wie er nach seiner Sprache meint, dricka (trinken) bränvin sagt, begeht einen gewaltigen Verstoſs, denn drika mit Branntwein zusammengesetzt, bezeichnet Völlerei. — Bei uns Teutschen sind übrigens die Schweden zum Theil wegen des vielen Trinkens eben so berühmt, als wir es wieder bei den Franzosen und Italienern sind. Es ist wahr, der Pöbel liebt hier die starken Getränke, wie er es schon an manchen Stellen Nord-Teutschlands thut, aber in der gebildeten Klasse ist man hier im Ganzen mäſsiger im Trinken, als in Teutschland.

Ich kann es nicht wagen, die Empfindungen zu beschreiben, mit welchen ich, nach einem beinahe achttägigen Aufenthalte, meine freundlichen Wirthe verlieſs. Unendlich ist die Macht der Güte und Humanität, unendlicher die Erinnerung erhabener Genien. Möge das Schicksal sie freundlich führen!

Den 27sten April. Reise von Örebro nach Fria in Westergöthländt, $9\frac{1}{2}$ Meilen. Stationen: von Örebro bis Mosås, 1 M. — Mosås bis Blacksta, 1 M. — Blacksta bis Wretstorp, 2 M. — Wretstorp bis Bodarne, 2 M. — Bodarne bis Hofra, $2\frac{1}{4}$ M. — Hofra bis Fria, $1\frac{1}{4}$ M.

Den 27sten April, um 5 Uhr frühe, reiste ich von Örebro und machte $9\frac{1}{2}$ Meilen. Zuerst muſste ich auf die Pferde warten, endlich als angespannt war, fand ich die Treppe gesperrt, denn ein Officier, ein rechter Bär, der neben mir wohnte, prügelte dort einen Kerl mehrere Minuten; ich muſste zusehen und warten bis das Schlachtfeld geräumt war. Endlich rollte

ich

ich ungehindert aus dem Thore, und fand mich sogleich in einer anmuthigen Natur; der Frühling hatte den Schnee mehr weggearbeitet, der Weg war schon etwas besser, und die Sonne schien mir warm auf den Rücken. Die Felder sind hier um die Stadt wohl bebauet, und kleine Steinhügel bringen in sie etwas Mannigfaltigkeit. Bald hatte ich rechts am Wege Wald, und links die niedlichen Anlagen des Gesundbrunnens von Örebro, dessen Lage sehr lieblich ist, und der seit einigen Jahren angefangen hat besucht zu werden. Wiesen, Hügel und Felder wechseln lustig, Gänge und Lauben sind gepflanzt, durch welche Bäche ihr Wasser schlängeln, kurz eine Art englischen Parks läuft um das Brunnenhaus und die übrigen netten Gebäude hin. Dieser Bau und die ganze Anpflanzung und Verschönerung ist durch Aktien der Umwohnenden zu Stande gekommen. Hier kann man allein durch die Lust des Landes gesund werden.

Die erste Meile und Station bis Mosås führt von dem Brunnen an, meistens durch Wald; rechts in Südwesten erstrecken sich ungeheure Sümpfe und Moräste. Auf der nächsten Station von Mosås bis Blacksta, wieder eine Meile, hat man zuerst das schöne Rittergut Säbylund, worauf ein Baron Silfversköld wohnt. Der Boden dieser Gegend ist sandig und naſs, die Felder sehen schlecht gebaut, die Wohnungen unansehnlich aus. Vor Kumla, einem netten Kirchdorfe, wo Rosenstein wohnt, hat man wieder mehr Wald. Hinter Blacksta wird der Boden immer schlechter, man sieht in der Ferne viele Moräste und sumpfige Haiden, der Weg geht durch ein hügligtes Land mit kleinen ausgerissenen Ackerstücken. Allmählig fährt man immer mehr Bergan und hat fast nichts als Wald. Hier und nachher auf dem Wege sah ich viele gewaltige Eichen. Auf der höchsten Stuffe dieser Waldgegend, Lisbershög, hielt ich einen Augenblick und genoſs einer schönen gränzenlosen Aussicht; dann ging es wieder Bergab. Der Wald wird dichter, die Äcker werden kleiner und seltener, man hat viele Sümpfe und einige romantische Seen zur Seite. Auf der folgenden letzten Station in Nerike, von Wretstorp bis Bodarne, ist fast nichts als Wald und gröſstentheils etwas Hügelland. Man merkt es, daſs diese lange Waldstrecke die Gränze zwischen zwei Provinzen macht. Dies merkt man selbst an der unverständlichen Sprache, die in die singenden, gurgelnden und oft halb verschluckenden Westgothischen Halbtöne übergeht, worin ich mich Anfangs gar nicht finden konnte. Schon kamen mir auch bei Männern und Knaben die hochgebundenen rauhen Kalbfellschürzen entgegen, die ein ächtes Kennzeichen Westergothlands sind, obgleich man sie auch in einigen andern Provinzen Schwedens findet. Eine halbe Meile vor Bodarne liegt eine schöne Schneidemühle, deren Besitzer viel Land umher unter den Pflug gebracht, und manche Sümpfe abzugraben angefangen hat. Man sieht am Wege nur wenige kleine Häuslerstellen, häufig sind die Gebäude hier bloſs mit dicker Tannenrinde gedeckt. Manche kleine halb lappische Kegelhütten aus grünem Reiſsig und zusammengestellten Tannenstämmen, oben mit Rinde bedeckt, und mit kleinen Kriechlöchern statt der Thüren, zeigen sich auch, aber nur im warmen

Sonnenschein, recht romantisch und elegisch. Im Frühlingsgesäusel und Gezwitscher der Vögel, mögten ein paar Liebende, die noch von Thau und Blüthen leben können, für süſse Umarmungen sie wohl zum Wohnplatz wählen; indessen in der That dienen sie nur zum Aufbewahren von allerlei Holz und Geräthschaften.

In diesem groſsen Gränzwald, der sich unter dem Namen Tiweden weit erstreckt, werden viele Ziegen gehalten, und wird noch mehr gesvedjet. Dies ist eine eigne Art zu säen und Korn zu bauen, und ich will sie kurz beschreiben. Sveda heiſst auf schwedisch brennen, Schmerz machen; mit einem kleinen Umlaut Svedja, wird es bloſs vom Ausbrennen des Waldes gebraucht in eingeschränkterer Bedeutung. In den öden und unbebauten Waldgegenden merkt man sich nemlich ein Stück Wald aus, fällt die Bäume und Sträuche, und läſst höchstens hie und da einige hohe Stämme stehen. Dieses Fällen geschieht im Herbst und Winter; und im Junius und Julius, wenn die Stämme und Stumpen trocken sind, zündet man sie an und zerstört sie so sehr als möglich; die gröſseren räumt man zum Theil weg, und wirft sie als einen Verhau rund um den abgebrannten Bezirk; sobald die Asche abgekühlt ist, streut man Rocken hinein und gewinnt oft eine sehr reiche Ärndte. Dies ist aber wohl mehr eine Täuschung: denn wenn man auch das 100ste und 50ste Korn zählt, so muſs ich erinnern, daſs man sehr dünn säet, etwa das Fünftel oder Zehntel der Aussaat, die der Platz sonst erfordern würde. Die Baumstumpen stehen, die Stämme liegen noch alle da, das Korn steht dünn und ist mühsam zu werben. Man braucht dies Svedja in vielen Provinzen, theils als den Anfang der Urbarmachung, theils als eine kleine Nothhülfe in Ermangelung ordentlicher Äcker; dann wird nach ein paar Saaten der Boden wieder der Wildheit übergeben, giebt zuerst noch einige Jahre frischeren Graswuchs und schönere Waldbeeren, und bedeckt sich allmählig wieder mit Wald. Ein solcher gefällter Bezirk heiſst Svedjefall, und wann er bereitet ist, Svedjeland. Es wird damit viel Miſsbrauch getrieben und Wald verdorben, auch ist es nicht allenthalben und unbedingt erlaubt.

Einige glauben, daſs Schweden selbst durch diese Art, die wilde Erde zuerst durch Feuer zu bezwingen, den Namen erhalten habe. Ich habe vor mehrern Jahren ein ganz ähnliches Verfahren, auf den Alpen von Krain und Steiermark, gesehen.

Übrigens war der Tag heute schön, und hatte viel Vogelgesang und Bäche rauschen; die Kinder liefen im Schnee lustig baarfüſsig, und mein Skjutsbonde, der, um sein Pferd zu erleichtern, ungeheiſsen vom Wagen sprang, watete bis über den Gürtel durch die Bäche, und schüttelte das Wasser lustig ab. Das ist die schwedische Abhärtung; darauf ein guter Sup gesetzt, und einige Stuever Trinkgeld, so reitet der Bursche fröhlich und singend heim. — In Bodarne hatte ich die Gränze von Westergöthland.

Das lange Häll von Bodarne bis Hofva, hatte ich ein schlechtes Pferd und schlechten Weg. Daher ging es hier sehr langsam, und keine lebendige Seele zeigte sich auf der Landstraſse. Gleich bei Bodarne ist ein groſser romantischer See, und der ganze hohe Waldweg rauschte von Wasser. Nach einer halben Meile traf ich ein schönes Sägewerk, und eine üppige Eichenallee, die zu demselben führte; ein Beweis, daſs die Eichen hier allenthalben wachsen, wenn man sich nur die Mühe nimmt, sie anzupflanzen. Der Weg geht auf und ab, doch sind keine groſse Vertiefungen in dieser Waldhöhe, welche immer nur kleine Torparewirthschaften unterbrechen. In der Mitte dieses Häll ist eine herrliche Aussicht über den tief liegenden See Skagern; ich hatte Zeit ihrer zu genieſsen, und mit meinem langsamen und müden Pferde zu philosophiren. Nahe vor Hofva öffnet sich eine weite Fläche mit groſsen Feldern, einigen Landgütern, und einem sehr schönen Priestergehöft. Ich stieſs hier mit einem Officier zusammen, der durchaus nicht den halben Weg geben wollte; so fuhren wir denn an einander. So lange ich meinen teutschschwedischen Dialekt sprach, wollte es nicht recht gehen; aber kaum fing ich in höherm Ton französisch zu fluchen an, so muſste er eine höhere Meinung von mir bekommen, wenigstens ward er humaner; wir brachten unsere Wagen wieder auseinander, er fuhr nördlich und ich südlich. — Hier hat man schon die westgothische Wiese der Feldstücken, die man von den Wasserfurchen immer abpflügt, und die in der Mitte oft drei Fuſs höher sind, als nach den Wasserfurchen hin; daher stehen die beiden Ecken gewöhnlich unter Wasser, wenn die Mitte trocken ist; um das Querpflügen, das bei dieser Art unmöglich ist, scheint man sich nicht zu kümmern. Groſse Abzugsgräben giebt es leider in Westergöthland, das viel Ebne hat, auch noch wenig.

Hofva ist ein lustiger Ort, einem kleinen Marktflecken gleich. Meine letzte Station nach Fria trat ich mit dem Sonnenuntergange an. Es war ein abscheulicher Weg auf Eisbahn, oft durchgerissen, oft durch tiefe Wassersammlungen führend. So ging es meist durch Wald auf einer hohen sandigen Bergfläche, der Boden schien nicht vorzüglich, auch nicht vorzüglich bearbeitet. Unter den Tannen waren noch immer einzelne Eichen neben Erlen und Birken. Um 8½ Uhr war ich zu Fria, und bekam ein nettes Stübchen, das bald sein loderndes Kamin hatte. Wirth und Wirthinn empfingen mich bäuerlich, ihre Sprache war mir nur durch Güte verständlich. Als die Flamme niedergebrannt, und ein kleines Abendessen verzehrt war, schloſs ich Spille und Augen.

Den 28sten April: Reise von Fria nach Klostre, 5¾ Meilen. Von Fria bis Walla, 1½ Meile. — Walla bis Greby, 1¼ Meile. — Greby bis Binneberg, 1 Meile. — Binneberg bis Klostre, 2 Meilen.

Schon gestern war ich mit der letzten Station von der groſsen Landstraſse abgewichen, und fuhr auch heute wieder mehr landein, des Weges auf Sköfde zu, halb abentheuernd, weil ich noch nicht wuſste, auf welchem seiner Güter ich den Hof-Intendanten Herrn von Tham, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte, treffen würde. So fuhr ich heute ein paar Meilen mir aus dem Wege, und erreichte doch nicht das Ziel. Wege und Pferde waren schlecht, deswegen ging es so langsam; denn ich machte in eilf Stunden nur 5¾ teutsche Meilen.

Auf der ersten Station bis Walla hatte ich fast nichts als Wald, mit einzelnen kleinen Wohnsitzen und vielen Ziegenheerden. Hier sah ich zuerst, was ich nachher oft sehen sollte, die Ziegen mit einem kleinen Stricke oder Riemen an zwei Füſsen gespannt, damit sie nicht über Zäune klettern. Auch beginnt hier an einigen Stellen der Gebrauch von Holzschuhen, ob gleich er nirgends Allgemein ist, als in Schonen. Hart vor Walla ist eine weite fruchtbare Ebne, ziemlich dicht bebaut; aber die Häuser und Nebengebäude sind selbst auf gutem Boden nicht besonders zierlich, weil Westergöthland nicht zu den holzreichen Provinzen gehört. Auf dem gestrigen und heutigen Wege fand ich an der groſsen Straſse allenthalben junge Bäume gepflanzt, von welchen einige recht gut fortzukommen schienen.

Auf der zweiten Station, von Walla bis Greby, ward das vorher trübe und regnigte Wetter heiterer, und schon sah ich den Kinnekulle, und den schneeschimmerden Billing, aus der Ferne. Das Land ist hier fett und wohl bebaut, nur leider ist nicht genug gegraben. Doch wohin soll man hier noch mit dem

Wasser, besonders in der Frühlingszeit, hier, wo die ersten Abzüge der groſsen Ströme so wenig getieft und gereinigt sind. Der Weg war hier scheuſslich, und der reiſsende Tidå an mehreren Stellen über seine Ufer getreten. Nicht ohne Gefahr muſsten wir seitwärts am brausenden Strom, beinahe dahin schwimmen, und seine lange hölzerne Bogenbrücke, die mit vielen Steinen zum Niederdrücken belastet war, wankte vom Sturz der Wellen und Eisstücken. Dieser Tidå ergieſst sich nachher bei Mariestad in den groſsen Wenern. Er ist für Westergöthland durch manche Plane merkwürdig, die man mehrmals entworfen hat, und würde ein Wohlthäter der ganzen Provinz werden, wenn diese Plane ausgeführt werden könnten. Kaum eine halbe Meile streicht er vor dem groſsen Landsee Wiken vorbei, der sich mit einem breiten Ausfluſs in den Wettern stürzt. Man hat projektirt, durch diesen Strom die beiden groſsen Seen, den Wenern und Wettern, zu verbinden, wodurch das ganze mittlere Schweden in nähere Verbindung mit einander, und durch die Göthaelf sogar in schnellere Verbindung mit dem Meere kommen würde. Ich habe Männer von Metier darüber sprechen hören. Einige läugnen schlechthin die Ausführbarkeit dieses Plans, aber Ein Mann verbürgt sich dafür, dessen Bescheidenheit und Kenntnissen man viel zutrauen kann. Dieser ist die Ehre seines und meines Vaterlandes, und seines jetzigen Vaterlandes, der Oberst Baron von Platen auf Frugården. Dieser Mann, einer der gelehrtesten und erfahrensten Seeofficiere, sinnt mit rastloser Thätigkeit auf Alles, was den Glanz und das Glück des Landes vermehren kann, dessen Bürger er jetzt ist. Er hat schon mehrere der innern Ströme und Seen Schwedens ganz in der Absicht befahren, um für nützliche und groſse Unternehmungen Entwürfe und Plane zu fassen. Auch dieses Lokale, von welchem wir sprechen, hat er untersucht, und versichert, daſs die Ausführung der Verbindung der beiden Seen keineswegs ein Riesenwerk, sondern durch Hülfe von zwei, drei Schleusen zu bewirken sei, die keine unerschwingliche Kosten machen würden.

Ich fand in dieser Gegend doch noch viele unbebaute Sümpfe und Moräste des fettesten Landes. Die Menge der schönen Seen, die für den Reisenden freilich ganz romantisch sind, erwarten doch noch eine Abzapfung von den künftigen Zeiten. Manche hübsche Güter mit Eichenparks sah ich unweit vom Wege. Eschen, Vogelbeerbäume, Espen und Obstbäume stehen um die Wohnungen, doch nicht häufig. Hier sind die Stroh und Rasendächer die gewöhnlichen. Von Steinen ist das Land nicht sehr geplagt, aber wohl von Nässe.

In Greby ward mir eine Angst eingejagt, daſs ich wegen der Menge Wasser, welches die nächste Station habe, wahrscheinlich wieder werde umdrehen, und eine andere Straſse nehmen müssen. Da stand ein junger Laffe, mit groſsem Geschrei und behauptete: heute werde es durchaus unmöglich seyn, über die Bäche zu kommen, die sich auf der Hälfte des Weges, zwischen hier, und Binneberg, fänden. Nur gestern seien die Leute noch mit Noth über die überschwemmte und wackelnde Brücke gekommen. Es sei nicht das erste Mal, daſs in Westergöthland im Frühling Pferde und Menschen mit den Wassern weggeschwommen seyn. Ich stutzte einen Augenblick, endlich lieſs ich vorlegen. Es war ja heller Tag, und ich konnte auch diese halbe Meile umsonst machen, und dann umkehren, wann es Noth that. Der Reiz der Mittagssonne, und der schönen Aussichten über Ströme, Seen, und den hohen Billing, wuchs noch immer. Der Weg läuft zuerst auf Hügeln, einst durch Wald, dann durch fruchtbare Felder. Die Stelle der vier Brücken war desperat genug, es ging tief im Wasser, und der Weg war zum Halsbrechen ausgelaufen. Die dritte Brücke war ganz überschwemmt, auch der Weg etwas ausgeriſsen; das Pferd bäumte sich, und wollte nicht vorwärts, ein Balken wippte auf, der Skjutsbonde stürzte vom Wagen ins Wasser, und richtete sich an einem nahen Zaun wieder auf, auch der Wagen war im Umstürzen, doch hielt er sich; indessen bekam auch ich meine Traufe durch das Sprützen des Wassers, und die Ungebehrdigkeit des Pferdes. Der Rest der Fahrt war dafür wunderschön, und wand sich in Kreuz- und Queerzügen auf Hügeln hin und her, zwischen Wiesen und Seen, und einzelnen netten Gehöften. Dies war ein wahres Labyrinth; wir hatten das nahe Binneberg vor Augen, und langeten doch erst spät an. Eine Achtelmeile von ihm liegt ein herrlicher Grabhügel auf einer Anhöhe: es ist ein stattliches Oval mit groſsen Steinen eingefaſst, aber innerhalb desselben liegt, über den Gebeinen der Helden, ein hochgethürmtes Dach kleiner Steine. Endlich waren wir in dem hübschen Binneberg, welches am Fuſse des Billing, einer langen Bergkette, liegt, die sich zwischen Sköfde und Fahlköping hin erstreckt. Hier ward ein lustiges Mittagsmahl gehalten, und ich und mein durchnäſster Freund stärkten uns mit Branntwein und altem Öl.

Von Binneberg nahm ich den Weg nach Klostre, und wollte von da auf Dagsnäs zusteuren, wo ich den Herrn Tham erwartete. Meine Fahrt fing sehr lustig an, und blieb es auch in Hinsicht des Tages und der Gegend, nicht aber in Hinsicht des Weges und Pferdes. Wegen des langen und strengen Winters nemlich ist den Leuten das Heu zu früh ausgegangen, und an den meisten Orten dieser Provinz sind die Pferde kraftlos und mager. Als ich nemlich auf meinen Wagen steigen wollte, gab ein Mann, der mir auſserordentlich auffiel, meinem kleinen hübschen Skjutsbonde die Zügel und Peitsche. Mit seiner freundlichen Miene, seinen lustigen Augen, mit einem leichten bunten Strohhut, einer gestreiften Jacke, und weiſsen Hosen und Strümpfen, stand er leicht und zierlich da, wie ein toskanischer Winzer, oder wie ein Tanzmeister. Ich fuhr lächelnd über diese Erscheinung ab, und erfuhr bald von dem Knaben, daſs sein Vater zur musikalischen Welt gehöre; es war nemlich ein Trommelschläger von Skaraborgs Regiment. Es war dies eine göttliche, wenn gleich langsame, Nachmittagsreise. Die Fahrt geht erstlich Bergan, über eine Mittelhöhe des Billing. Ich stieg wegen des steilen Weges aus, und unterhielt mich mit meinem neben mir spazierenden Reiter, und seiner schönen Tochter. Als ich endlich mit vielen Schweiſstropfen oben war, welch eine unendliche Aussicht über das vorige Blachfeld, und die noch meistens eisbedeckten Seen.

Der

Der Boden ist schwarz, lettig und fett, und so bleibt er dieses ganze Häll hindurch. Hier an dem Gebirge standen eine Menge herrlicher Eichen, leider alle behauen, und so an ihrem Wachsthum gehindert. Welche Eichenwälder allein könnte Westergöthland ziehen, wenn daran mit Ernst gedacht würde! Sie bedecken den ganzen Weg an der niedern und mittlern Seite des Billing, oben sind Tannen, und hie und da Haseln; der Boden, welcher Kalk und Mergel hält, ist trotz der Höhe doch warm. So fuhren wir, immer halb auf, halb an dem Billing, der uns zur Linken blieb, und trafen auf einzelne ganz hübsche Dörfer und einzelne Wirthschaften. Hie und da hatten wir wieder viel mit dem Wasser zu thun, so daſs die Wagenräder unter uns oft schwimmen wollten in der Gewalt der Bergströme; ein armer Schelm von Ziegenbock schwamm uns matt kämpfend vorbei. Wir muſsten oft halten, und das Pferd auf dem schweren Wege sich abblasen lassen. So ist es erklärlich, daſs wir auf 2 Meilen beinahe 6 Stunden gebrauchten. Endlich muſsten wir sogar den gewöhnlichen Weg verlassen, und einen Umweg über das liebliche Hoientorp nehmen, das einst durch seine spanische Schaafzucht so berühmt war. Es liegt auf einem Hügellande, rund umher sind kleine Bergrücken zwischen Seen. Ein reicher Fruchtgarten und Park umgiebt das schöne Gut. Der Boden ist herrlich, freilich hügelicht, aber er besteht aus mürbem schwarzen Leim; leider ist auch hier das Wenigste bis jetzt aufgenommen. Der Billing wendet sich nun weiter links vom Wege ab. Kurz vor Klostre kamen wir wieder in den ordentlichen Weg.

Ich sah auf diesem ganzen Striche häufig Obstbäume, und viel Tabaksbau, so daſs fast alle Gärten und Plätze zunächst, um und zwischen den Wohnungen, die Spuren davon tragen. Er soll auf diesem trefflichen Boden sehr lohnen, und von vorzüglicher Güte seyn. Der Billing zeigt hier, wie schlecht man in dieser wirklich holzarmen Gegend gewirthschaftet hat. Ein groſser Theil seines fruchtbaren Bodens zeigt bloſs die Stämme und Stumpen der Wälder, die vormals darauf standen. Jetzt lassen die Ziegenheerden, die zahllos darauf weiden, und der Wind, der seinen freien Zug hat, keine junge Bäume wieder aufschlagen. Schon hatte ich heute mehrere Steinmauern für die Zäune gesehen, auch waren die Einhägungen aller kleinen Feldstücken nicht mehr so häufig als sonst. Eine sonderbare Einrichtung ist auch hier, wie in Smäland, mit hölzernen Klappen an einer Art Schwungruthen, womit die Schornsteine der niedrigen Häuser zugedeckt werden, damit die Hitze nicht verfliege.

In Klostre erfuhr ich, daſs Herr Tham nicht zu Dagsnäs, sondern auf seinem andern Gute Dala sei. Was wird aus diesem Latium werden? dachte ich, und begab mich hier ins Quartier, da die Sonne sich neigte, und eine freundliche Wirthin, und zwei schöne Töchter mit groſsen blauen westgothischen Augen, mich willkommen hieſsen. Ich machte, ehe der Tag noch völlig dunkel ward, einen Gang nach der Kirche, um ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen. Hier stand im Mittelalter eines der berühmtesten Klöster Schwedens, dessen Kirche jetzt noch übrig ist. Eigentlich heiſst der Ort Warnhem, wird aber gewöhnlich Klostre genannt. Mehrere alte Könige liegen hier begraben, mit groſsen Grabsteinen, und ihre Bilder nach alter Weise ausgehauen. Schön ist die Grabkapelle der de la Gardie, wo Marie Euphrosyne, Karls des Zehnten Schwester, und ihr Gemahl Magnus Gabriel de la Gardie liegen; ihre schönen Brustbilder sind aus Alabaster ausgehauen, und noch ein Paar de la Gardie's sieht man in Lebensgröſse aus Blei. In der Sakristei giebt es manche Herrlichkeiten, Meſsgewänder, Kelche und Aufſtandsfahnen gegen die plündernden und sengenden Dänen; unter andern steht dort die Fahne des fruchtbaren Walla Härads, durch welches ich heute gereist bin, welche 1710 siegreich gegen die Dänen getragen ward. Drauſsen über der Kirchthüre liest man auf groſsen Tafeln mit goldenen Buchstaben die männlichen Thaten der Westgothen gegen die Dänen, wie sie dieselben zu verschiedenen Zeiten wegjagten. Schade, daſs die Kirche so ganz verfällt. Die Ursache ist wohl, daſs sie Stieftochter des Bischofs in Skara ist, der sie als ein Filial verwalten läſst.

Ich erwähnte bei dem Gute Hoientorp der spanischen Schaafzucht. Es ist vielleicht nicht uninteressant, von manchen Einrichtungen und Anstrengungen der schwedischen Regierung zu sprechen, welche gröſstentheils nicht mehr sind. In der ersten Hälfte des verfloſsenen Jahrhunderts gab ein Mann zuerst den Stoſs zu manchen Proben im Manufakturwesen, und in Fabriken, die zum Theil ganz zweckwidrig, und gegen das Lokale und Bedürfniſs des Landes berechnet waren, die aber doch hie und da in der Erzeugung von Produkten, welche Schweden natürlich sind, und in der Verarbeitung derselben, sich wohlthätig gezeigt haben. Dieser Mann war der berühmte Jonas Alströmer, dessen Büste man auf der Börse in Stockholm sieht, ein Mann, der von den einen als einer der gröſsten Patrioten Schwedens gepriesen wird, während die andern behaupten, er sei einer der gröſsten Egoisten gewesen, der unter dem Schutz der Fabriken und Einrichtungen, die er vorschlug und einrichtete, nichts weiter beabsichtigte, als ein ungeheures Vermögen zu sammeln, und der sogar, unter dem

Schutz der Prämien, englische und holländische Fabrikate ungestempelt eingeführt, und als Proben der geglückten Fabriken des Vaterlandes vorgewiesen habe. Es ist nicht meine Sache, über solche Beschuldigungen zu entscheiden, sondern zu berichten. Jonas Alströmer hatte eine gute Kaufmannserziehung erhalten, und mehrere Jahre in Frankreich, England und Holland gereist. Bei seiner Rückkehr im Jahr 1724 faſste er den kühnen Plan, aus seiner Geburtsstadt Alingsås, ein Städtchen das in einem sehr unfruchtbaren Theile Westergöthlands liegt, eine Manufakturstadt zu machen, von wo Indüstrie sich in die übrigen Provinzen verbreiten könne. 1725 auf der Messe in Christinehamn in Wärmeland, vereinigte er mehrere Theilnehmer durch Aktien für seinen Zweck, reiste darauf nach Stockholm, wo unter andern auch König Friedrich auf 100 Loose, jedes zu 100 Daler Silfvermynt, zeichnete. Auf den folgenden Reichstage von 1729 fand Alströmer sich ein, fand zwar Widerstand bei Vielen, die durch fremden Kram lebten, doch gingen die Stände ein, und bewilligten unter dem Namen Landshülfe, eine allgemeine Auflage. Der Fond, den sie eintrug, stieg in 4 Jahren, 3 Tonnen Gold und 4206 Daler Silfvermynt. Mit dem Anfange von 1731 ward diese Auflage in gewiſse Abgaben von einkommenden Waaren verwandelt, welche Fünfprocentsmittel hieſsen, und mit gleichen Bedingungen der sogenannten Landshjelpsdeputation zur Verwaltung überlassen wurden. Dies geschah insonderheit, um den Bauernstand in seinen ohnehin groſsen Leistungen zu erleichtern, da sowohl diese Abgaben, als der nachher festgestellte Manufakturfond, diejenigen am meisten beschwerten, welche Überfluſs- und Üppigkeitswaaren benutzten. Dieser Fond machte bei dem Schluſs von 1738, also binnen 8 Jahren, 8 Tonnen Goldes, und 45895 Daler Silfvermynt, und der zusammengeschlagen mit dem vorerwähnten Landshjelp, sich auf 11 Tonnen Gold und 50101 Daler Silfvermynt belief, die Unterstützung, welche die Manufakturen von ihrer ersten Einrichtung an 12 Jahre hindurch genossen.

Dies war ein kleiner Anfang. Auf dem

Reichstage von 1738 dachte man recht mit Ernst darauf. 1739 wurden die sogenannten Manufakturprivilegien ausgegeben, welche einige tausend Ausländer ins Reich lockten, und vermögende Schweden bewogen, ihre Kapitalien in Fabriken zu stecken. Ein Manufaktur-Komtoir ward eingerichtet, der Handel mit ausländischen Waaren ward verboten, oder mit hohem Zoll belegt; die Bank lieh zum Fond ansehnliche Summen, die nach und nach abbezahlt werden sollten; zur Schau der Güte der Waaren ward ein sogenanntes Hallenrecht angesetzt, Hallenanleihen an die Fabrikanten, auf gelieferte und deponirte Waaren, wurden eingerichtet, nachher in Diskontirung verwandelt.

Schon 1756 befand sich dieser Manufakturfond mit seinen Zahlungen, Unterstützungen, Prämien, in Verlegenheit, besonders mit seinen angeschwollenen Schulden an die Bank, da seit dem Reichstage von 1756 alle mögliche Unfälle dazu kamen, als Krieg, Wechselkurs, Bankerotte, Wuth der Schleichhändler. Die Waaren der Fabrikanten auf Pfand häuften sich, und lagen da, und doch muſste man den Fabrikanten, die sie nach dem Hallenrecht hatten würdiren und taxiren lassen, Anleihen darauf zahlen; einige Beamte des Komtoirs veruntreueten; auch das machte Löcher in die Kasse. Eigentlich waren seit 1748 durch den geheimen Ausschuſs zur Hallenanleihung für Fabriken jährlich 2½ Tonnen Goldes überhaupt, und 40000 Thlr. für Alingsåsmanufakturen besonders ausgesetzt: mehr sollte nicht auf pfandgesetzte Waaren angeliehen werden. Nachher, 1751 und 1752, ward das Diskontanleihen von der Bank bis zu 12 Tonnen Goldes eingerichtet, wo die Waaren der Fabrikanten, gegen sicherer Kaufleute Schuldzettel und Reverse, zu Pfand angenommen wurden, und sie Geld darauf erhielten. Dies verbesserte die Fabrikate, weil die Kaufleute und Krämer, welche für die Wiederbezahlung hafteten, den Fabrikanten auf die Finger sahen.

Das erste Produkt was Alströmer vorzüglich in Flor brachte, war der Taback, der schon in den 1720ger Jahren fleiſsig gebaut, und in Alingsås, und endlich in andern Plätzen bereitet ward. Merkwürdig bei der Vergleichung ist es hiebei, daſs der Kartoffelbau erst nach dem siebenjährigen Kriege sich mehr in Schweden verbreitete. Man wollte in der Wuth der Fabriken alle Rudimaterien selbst erzeugen, auch die diesem Klima verweigerten. Die Seidenwürmer sollten hier ihr kostbares Gewebe spinnen, und eine Menge Maulbeerbäume wurden deswegen gepflanzt. Besondere Plantagedirektoren wurden angestellt in Lund, Liedbeck, in Åbo, Gadd. Diese fanden es vielleicht ihrem Interesse gemäſs, den glücklichen Erfolg zu vergröſsern. So lieset man die prunkensten Berichte in den Protokollen der Reichstagsdeputationen, die ich vor mir habe. Man sollte glauben, daſs Schweden plötzlich Kleinasien und Sicilien geworden sey. Man pflanzte Saflor, Rappsaat, Tuchdiesteln, Krapp, Waid und andere Färbegewächse. 100000 Maulbeerbäume der Lunder Plantage standen geschrieben und gedruckt auf dem Papiere, und stehen noch immer in der oft aufgelegten und, wie es heiſst, verbesserten Geographie von Tuneld, die in den meisten statistischen Artikeln 40 bis 60 Jahre zu alt ist.

Vorzüglich weit aber trieb man es mit spanischen Schaafen und angorischen Ziegen, wodurch Alströmer den Tuchfabriken einen neuen Schwung zu geben versprach. Er erhielt 40 Daler Silfvermynt Prämie für jedes eingeführte spanische Schaaf, und 60 Daler für jede eingeführte angorische Ziege, deren aber, von dem Jahre 1742 an, nur 30 vom Stammlande eingeführt wurden. Nach den Berichten gewann man schon in den 1750ger Jahren 70000 Pfund vorzügliche Wolle von spanischen, englischen, eiderstedischen Schaafen, auſser dem, was die Landleute für sich selbst verbrauchten. Königliche Güter wurden Alströmer, zur Einrichtung von Stammschäfereien, mit groſsen Vortheilen beinahe geschenkt, und auch die Landleute erhielten für jedes Pfund vorzüglicher Wolle, das sie ablieferten, 15 Procent Prämien.

Mit dem Prämienunwesen ging es überall munter, und aus Allem erhellt, daſs man Viele umsonst fütterte, und Wenige etwas leisteten. Man verschrieb fremde, zum Theil bloſs ungeschickte und untaugliche Arbeiter, oder gar Abentheurer, und gab ihnen Entschädigung und

Reisegelder; man lieſs Jünglinge reisen, und in chemischen und mechanischen Wissenschaften für die Färbereien und Geräthschaften unterweisen; man gab Inventionsprämien für geheime Künste, Maschinen und Werkzeuge: endlich hielt man die Seiden- und Baumwollenfabriken bloſs durch Prämien aufrecht; in Wadstena und an mehreren Stellen wurden Spinnschulen, zum Theil auf holländischem Fuſs, angelegt.

Um 1754, nach dem Berichte der Manufaktur-Deputation, lebten schon über 14000 Menschen von Fabriken. Da liest man auch das Geständniſs, daſs die Wollen- und Tuchfabriken sich fast selbst tragen. Dies ist wohl begreiflich, denn in ihnen war nichts Unnatürliches: auch das grobe und mittelmäſsige Tuch ist eine Waare für jedermann; aber der Luxus begnügt sich nicht mit schlechten seidenen und baumwollenen Fabrikaten. Am schönsten ging es mit den Leinwandfabriken, und es heiſst in diesem Bericht, daſs schon Buldan und Segeltuch nach dem mittelländischen Meere verführt werde. Der Werth der Fabrikate aller möglichen Art, von 1751 bis 1754, wird etwas über 126 Tonnen Goldes berechnet, und bleibt nach Abrechnung eines Viertels, welches zum Einkauf der Rudimaterien aufging, eine Nationalersparung von 94 Tonnen Goldes und etwas darüber; oder ungefähr 15 Millionen Rthaler Banco.

Um 1760 rechnete man an 15000 Menschen, die von Fabriken lebten. Besonders blühend waren die natürlichen Leinwandfabriken und die unnatürlichen Seidenfabriken; die letzten bloſs durch die groſsen Vortheile, die man ihnen bewilligte. 1742 war die Anzahl der Webstühle folgende: 154 für allerlei Seidenwaaren; 678 für allerlei Wollenwaaren, nemlich Tücher, Zeuge, Strümpfe; 239 für Lein- und Baumwollenwaaren. Hingegen 1764 waren der ersten 783, der zweiten 1043, der letzten 685. Doch war 1761 die stärkste Verarbeitung, besonders in Seidenzeugen, da 1250 Webstühle im völligen Gang waren.

Auf die Produktion von Flachs und auf Leinwandfabriken fing man an zu denken, besonders als eine Erwerbquelle für Finnland und

Norrland. Seit dem Reichstage von 1747 ward hie und da in den Provinzen Leinsaamen und Hanfsaamen ausgetheilt, welches aber doch noch nicht recht wirken wollte. In den verschiedenen Gegenden des Reichs wurden Spinnschulen angelegt, als zu Wadstena, Kettesta, Flor, in Finnland zu Ottowalda Rusthåll. Wadstenas Spinnerei muſs von diesen zuerst genannt werden, da sie besonders angelegt ward für Kammertuchsgespinnst, auf niederländischem Fuſse, und als eine Pflanzschule, aus welcher die rechte Unterweisung im Flachsbau und in der Flachsbereitung in allen ihren Theilen, und das feinste Leinwandgespinst, sich über das Reich verbreiten sollte. Auf Ottowalda Rusthåll in Finnland legte der Landshöfding, Baron Boie, 1756 auf öffentliche Kosten eine Flachsspinnerei an, wo Erwachsene und Kinder unterhalten, und im Flachswesen und Spinnen unterrichtet wurden. Die meisten dieser Fabrikseminarien hielten sich nur, so lange der Zuschuſs nicht fehlte.

Im Ganzen kann man wohl behaupten, daſs die Projekte und Hoffnungen zum Theil windig und chimärisch waren, daſs Einzelne sie vielleicht brauchten, sich zu bereichern, daſs man das ganze Lokale und den Zustand der Nation nicht recht ins Auge gefaſst hatte, und thörigt selbst gegen die Natur anstrebte. Viel Geld ward verschwendet, der Handel verwirrt, die Lust und der Gewinn der Lurendrägerei befördert durch unnatürliche Prämien, und der Volkskarakter durch die vielen *Zwangsgesetze* verdorben. Indessen, da man es einmal so weit getrieben hatte, hatte man wohl Unrecht von dem Wesen plötzlich die Hand abzuziehen, und — was mehr als dies ist — es gar zu unterdrücken. Bei der übeln Stellung des Regiments und der Finanzen in den nächsten Jahren nach dem siebenjährigen Kriege, fühlten auch die künstlich geschaffenen Fabriken den allgemeinen Zustand mit. Aber als vollends 1765 und 1766 eine andre Parthei ans Regieren kam, so ward Alles mit einemmale theils eingezogen und aufgehoben, theils sich selbst überlassen. Man fing mit Recht an zu fragen: ob Schweden sich nicht tausendmal besser befinden würde, wenn man nur die Hälfte dessen auf den Ackerbau verwandt hätte, was man für zum Theil ganz unnützliche Fabriken verschwendete? In der Frage selbst hatte man wohl Recht, aber man hatte Unrecht das Kindlein mit dem Bade auszuschütten. Nun wurden alle Prämien eingezogen, der spanisch-englische Schäfereistaat ward aufgehoben, und die Provinzialschäfer kamen unter die Landshöfdinge. Dagegen suchte man den ersten Schatz des Landes, die Metalle, im Lande selbst zu veredeln, und sie so dem Ausländer zuzuführen. Durch ein königliches Schreiben von 1766 wurden gewisse Städte, die dienliche Wasser und andere Bequemlichkeiten zur Einrichtung von Manufakturen der Eisen- und Metallveredlung haben, als Norrköping, Söderhamn, Norrtelje, Eskilstuna, Rönneby, für solche allgemeine Freiheitsörter erklärt, wo ein jeder, der in feineren Metallen arbeiten wolle, Einheimischer und Fremder, ohne zum Innungsmeisterstück verbunden zu seyn, arbeiten könne, nur daſs er vor dem Hallrecht und den Magistraten seine Geschicklichkeit gezeigt habe. Hier sollten aber unter feineren Eisen-, Stahl- und Metallarbeiten, nur

nur solche verstanden werden, die nicht von den alten Zunftämtern gearbeitet werden, sondern es sollten wahre Manufakturarbeiten seyn. — Auch dadurch ist in späterer Zeit etwas gewirkt worden, und man hat, an manchen der erwähnten Plätze, ganz gute inländische Manufakturen in Metall erhalten, die wenigstens für das Land selbst das Nothwendigste verschaffen.

Wenn man indessen nicht ungerecht seyn will, so muſs man doch gestehen, daſs noch jetzt manche Fabriken aus jener Zeit übrig sind, daſs die Tuchfabriken und die verbesserten Färbereien wahrscheinlich von jener Zeit her ihre gröſsere Thätigkeit rechnen; man muſs endlich bestimmt sagen, daſs der Flachsbau und die Leinwandfabriken erst seitdem in Schweden einheimisch sind. Freilich, die meisten damals errichteten Fabriken und Spinnereien sind später eingegangen und eingezogen; die einzige Florsfabrik in Helsingland existirt noch, von den öffentlich errichteten; aber neue Kenntniſse, neue Industrie gingen unter das Volk aus, die in manchen Provinzen ein sehr gerühriges, und dem Staate wohlthätiges Leben erweckt haben. Besonders ist für Norrland der Hanf- und Flachsbau wichtig geworden. Für diesen Theil Schwedens ist das Andenken eines Mannes unsterblich geworden, der es mehrere Jahre als Landshöfding regierte. Ich halte es nur für Recht, dieses Patrioten, der Nachwelt heiliges, Leben durch eine kurze Erzählung dessen, was er für die nördlichen Provinzen gethan, wieder aus dem Staube zu wekken. Die Fakta sind theils aus einigen allgemeinen Berichten und Beschreibungen jener Zeit, theils aus der Rechenschaft genommen, die er von seiner Amtsführung auf dem Reichstage 1769 selbst überreichte. Sein Name ist Örnsköld.

Er beförderte in jenen Provinzen zuerst den Kartoffelbau, half dem Flachsbau in Helsingland und Ångermanland auf, und suchte ihn, und die Industrie des Spinnens und Webens, auch in andern Provinzen Norrlands zu verbreiten. Auf seine Aufmunterung kamen, als Beispiel und Anfang, Spinnschulen in Gang. Solche errichteten z. B. in Jemtland die Frauen einiger Prediger, des Probstes Ginberg zu

Offerdalen und des Pfarrers Huſs zu Oviken. Besonders stieg unter seiner Verwaltung von 1762 bis 1765 die feinere Leinwandweberei auch in Ångermanland, namentlich in Nätrasocken, worin er mehrere Prämien austheilte; schon damals berechnete er den Gewinn der Leinwandmanufaktur in jener Provinz auf 50000 Rthaler Banko. Was er zur Beförderung des Ackerbaues, durch die Abdeichung und Abgrabung von Sümpfen und Morästen, durch die Reinigung von Steinen, Anlegung von Kolonien, Auseinandersetzung der Kommünen, gethan, wie er auch, durch eine bessere Polizei in Hinsicht der Jagd und Fischereien gesorgt, das gehört nicht eigentlich hieher, aber wohl zum Allgemeinen seines Ruhmes.

Hoientrop brachte mich auf diese Episode, ich komme also wieder auf ihn zurück. Dieser schöne Königshof, mit allen seinen Vortheilen und Pertinenzien, ward im J. 1727 dem Kommerzienrath Alströmer, unter sehr billiger Arrhende, auf ewige Zeiten überlassen. Man meinte, die fruchtbare und grasreiche Hügelgegend umher, sei vorzüglich geschickt zur Zucht spanischer und englischer Schaafe. So wurden denn hier und auf Berga, einem andern Gute, Stammschäfereien angelegt; auch machte man die Probe mit angorischen Ziegen. Von hier aus sollte denn des ganzen Landes Schaafzucht allmählig veredelt werden. Vater Linné war 1746 auf seiner Reise durch Schweden auch hier, und lieſs sich, wie es scheint, Manches aufbinden. So berichtet er, man habe ihm erzählt, daſs man jährlich 12 Pfund Wolle von den gröſseren spanischen Schaafen erhalte, was freilich sonst nicht ungewöhnlich ist, aber für Schweden fast viel scheint. Hier war auch eine ordentliche Schäferschule, wo mehrere Lehrlinge 2 bis 3 Jahre unterrichtet wurden; dann schenkte sie der hiesige Meisterschäfer aus, und sie wurden Provinzialschäfer. Linné fand zu Hoientorp 300 Stück ausgewählter englischer und spanischer Schaafe. Zu Berga, zwischen Sköfde und Fahlköping, sollen damals 1300 gewesen seyn. Wenn es im Tuneld heiſst, daſs Schweden in den 1760ger Jahren schon 50000 Schaafe von feinerem Flieſs hatte, so ist dies offenbar übertrieben. Leugnen kann man wohl nicht, daſs solche Einrichtungen die Schaafzucht veredeln muſsten, auch nicht, daſs in mehreren Provinzen Privatleute es hie und da mit englischen und spanischen Schaafen versuchten; aber das Ganze ist doch so gut als aufgegeben. Allerdings konnten auch hier dergleichen Schaafe gehalten und fortgepflanzt werden; aber bei ihrer zarten Konstitution, wenn sie nicht bald ausarten sollten, erforderten sie auch beſsere Pflege: und bei einer genaueren Berechnung haben die Meisten gefunden, daſs sie sich bei den gewöhnlichen Arten besser stehen. Jetzt haben nur noch äuſserst wenige Privatleute spanische Schaafe, unter welchen ich den verdienten Professor David von Schulzenheim zuerst nenne, der in so vielerlei Dingen patriotisches Beispiel und Lehrer gewesen ist. Besser hat man sich bei der eiderstedtschen Schaafart befunden, und in neuerer Zeit an manchen Stellen die Raçe von Island und den Faröer eingeführt. Diese sind groſs, hochbeinigt, und wollreich, so daſs sie oft doppelt so viel Wolle geben, als das gewöhnliche schwedische Schaaf; sie sind hart gegen Kälte und Witterung, und können selbst bei tiefem Schnee mit den langen Füſsen sich die Bäume und Sträucher und Moose bloſs kratzen, und Nahrung finden; auch rühmt man an ihnen, daſs sie leicht fett werden.

Ich erwähnte vorher, daſs Alströmer vorzüglich die kleine Stadt Alingsås, seinen Geburtsort, habe zu einer Manufakturstadt machen wollen. Hier ward Alles im Groſsen getrieben. Färbereien, Tuchmanufakturen, Strumpffabriken, Tabakspinnereien wurden angelegt; Leder, Flanelle, Kassiane, verfertigt. Drauſsen waren Pfeifen- und Ziegelbrennereien, und der Bau mancher Färbegräser ward versucht, als Krapp, Wau, Waid; auch mit Rappsaat ward es probirt, aber es glückte nicht. Am besten, oder richtig, allein, kam der Tabak hier fort, und der Bau dieses, dem Kornbau über ganz Europa so schädlichen, Produktes, hat sich über die ganze Provinz verbreitet. Mit den Fabriken ging es so leidlich, so lange sie auf Kosten des Staats gefüttert wurden; aber seit der Veränderung, die mit dem Jahre 1766 vorging, fingen sie an unbedeutend zu werden.

Doch ist in den Gegenden Westergöthlands, die sich nach Halland und Götheborg hin ziehen, und in den kleinen Städten Alingsâs und Borâs, immer noch viel Thätigkeit, vorzüglich in Leinwebereien und der Verfertigung allerlei Eisenwaaren, weil sich die Einwohner dieses ziemlich unfruchtbaren Strichs, einen künstlichen Nahrungszweig suchen müssen. Aus dieser Gegend kommen noch gröſstentheils die sogenannten Westgöther, welche man Schwedens Italiener und Tyroler nennen kann. Eine Menge der jungen Mannschaft dieses Distrikts nemlich, ist in allen Theilen des Reichs auf der Wanderung, vom Süden bis zum äuſsersten Norden. Sie handeln zum Theil mit den Produkten ihres Landes, meistens aber unter dieser Verkappung mit Kontrebande, die sie aus den Küstenstädten an der Ost- und Nordsee, oft auch aus Norwegen holen, und weiter hinein ins Land tragen. Im Lande selbst handeln sie wieder auf, und betrügen auch wohl die Bauern, bei deren Töchtern und Mägden sie liegen. Auf jedem Fall ist es ein Ungeziefer, welches Sittenverderbniſs und Luxus weiter trägt. Freilich ist es leichter über dergleichen zu moralisiren, als etwas, das einmal Sitte und Bedürfniſs einer ganzen Gegend geworden ist, abzustellen.

Ich hatte von Klostre bis Dala, wo ich den Herrn Hof-Intendanten Tham finden sollte, beinahe drittehalb Meilen. Es war Sonntag, und ich wollte erst die wärmere Morgensonne haben, ehe ich abfuhr: um so lieber, weil es sich mit dem lieblichen Mädchen des Hauses so angenehm schwatzte. Die erste Station bis Bölum sind ¼ Meilen; schönes schwarzes Land. Der ganze heutige Weg, auch wo er eben ist, liegt doch hoch, und fast bergigt; daher fand ich hier auch noch mehr Schnee, als gestern auf dem niedrigen Boden. Im Acker sieht man eine Menge aufgeworfener Steinhügel, meistens von kleinen Steinen, welche leicht weggeräumt werden könnten; denn so ungeheuer und schwer ist hier die Steinsaat nicht, als in Upland und Westmanland. So dienen sie nur, Schnee und Eis desto länger zu erhalten, und den Acker zu erkälten. Links läuft immer noch der hohe Berg mit Schnee und wenigem Holz hin; rechts in weiterer Entfernung liegt der Storsjö im tiefen Grunde. Ich genoſs bei Lyresta, auf der höchsten Höhe des heutigen Weges, einer herrlichen Aussicht. Mehr Steinmauern fand ich heute, als gestern, und selbst die Grundlagen und Wände einiger Gebäude von Steinen aufgeführt. Dieser Stein wird in Schiefer- und Kalklagen, auf den Bergen und Feldern allenthalben gebrochen. Viele herrliche Strecken dieses fetten Landes liegen unbenutzt. Unten am Storsjö ist eine Unendlichkeit unabgegrabener Sümpfe und Moräste, mit kleinen Sträuchern bewachsen, welche schöne Felder geben könnten, und jetzt schlechte Viehweiden sind.

In Bölum muſste ich wohl eine halbe Stunde warten, obgleich das Pferd nur den Sprung von 50 Schritten herbeizuhohlen war. Ich schalt den Hållkarl; er kratzte sich hinten den Ohren und sagte: er habe nicht geglaubt, daſs es mir so eilig sei, weil ich es ihm so still gesagt habe. Ich merkte mir dies, und brauchte künftig bei allen Bestellungen und Befehlen an solche Leute, so viel ich von schwedischen

Flüchen gelernt hatte, zur Einleitung. Dies beleidigt sie nicht, weil sie es gewohnt sind, und selbst immer bei jeder kleinen Verdrüſslichkeit tausend Tonnen, oder tausend Million Tonnen Teufel (tusend tunnor, tusend milliones tunnor dgeflar) in Bereitschaft haben. Wer nicht mal drein flucht, der scheint ihnen nichts zu wollen, noch zu können. Der Fremde, der noch keine Flüche gelernt hat, ist unter solchen Leuten, die übrigens recht brav, dienstfertig und bescheiden seyn können, zu beklagen. Sie sehen ihn als einen Kiekindiewelt an, als ein blödes Muttersöhnchen, das bisher hinterm Ofen geseſsen hat, und die Welt noch nicht um sich schlagen kann.

Von Bölum bis Kyrketorp, etwas über eine Meile, zeigt die Natur sich ganz wie vorher. Der Bau der Dörfer und Häuser ist noch immer schlecht, doch haben alle Häuser groſse lichte Fenster, welche die Licht und Freiheit liebenden Schweden, auch in den elendesten Küffen, nicht fehlen lassen. Obstbäume findet man auf diesem Wege im Ganzen doch nur wenige. Hart vor Kyrketorp stieſs ich auf einen Leichenzug. Ein Trupp Knaben und Mädchen, vorn und zu den Seiten, jagten sich; Männer und Frauen schritten ernsthaft; einige standen hie und da klagend und tröstend; ein Schäfer mit seiner Heerde trieb unter sie; ich rollte ihnen rasch vorbei; die Glocken klangen, und die Sonne schien warm und hell. So steht des Lebensbild. — Die halbe Meile von hier bis Dala fuhr ich rasch, kam gerade gegen Mittag an, fand einen biedern Mann und eine feine Gesellschaft, und verlebte hier einige lehrreiche und glückliche Tage.

Ich will hier bloſs von dem Zustande des Landes, und von den Einrichtungen und Verbesserungen reden, die Herr Tham als Landmann gemacht hat; das übrige Interessante hebe ich für das schönere Dagsnäs auf. Mehrmals bin ich mit dem würdigen Mann auf seine und die benachbarten Güter ausgeritten gewesen, und will kurz und ohne langes Geschwätz darüber erzählen, theils was ich sah, theils was er mir erzählte. Die ganze Gegend liegt hoch, und einzelne Hügel und Höhen treten besonders hervor, als eine Fortsetzung des Billing. Der Boden ist vorzüglich, und nur in ungewöhnlich heiſsen Jahren leidet er; es ist schwarze bröckelnde Erde, meistens Kalkschiefer unter sich habend. Noch immer liegen auf den Gemeinde- und Bauerfeldern zu viele Steine. Auf seinen Gütern hat Tham herrlich aufräumen lassen, und eine Menge Steinmauern gesetzt. In dieser ganzen Gegend ist die Dreifelderwirthschaft die gewöhnliche; von diesen drei Feldern werden zwei besäet, eines mit Roggen und etwas Weitzen, das andere mit Gerste; ein auserlesenes Stück der Brache muſs auch Erbsen tragen, welches dann im Herbst keinen Roggen erhält, sondern im nächsten Frühling Gerste; oft ist es ein Drittel der Brache und mehr. In gewöhnlichen Jahren hat man vom Sommerkorn das vierte, fünfte, vom Roggen das achte, zehnte Korn; Miſswachs kennt man fast nicht. Ich kam zuerst durch einen Eichen- und Espenwald mitten in die Felder des Herrn Tham. Diese Bäume sind ordentlich eingehägt, und an ihnen sieht man, was Ordnung und Pflege auch am Walde bewirken kann. Die Espen werden, auf italienische und süddeutsche Weise, für Schaaffutter abgelaubt. Südlich von seinen Gütern hat Herr Tham ein groſses Nadelholz, womit er auch eine in diesem Lande noch ganz neue Wirthschaft angefangen hat. Er hat es in hundert Kaveln oder Tureus eingetheilt, mit einer kleinen Reserve für den Nothfall. Jedes Jahr wird eine Kavel vor der Faust weggehauen, doch bleiben einige Hauptbäume zur leichteren Besaamung und als Reserve stehen. — Wir kamen nun zuerst auf zwei Nebengüter oder Meierhöfe (Ladugårdar), von welchen der eine verpachtet ist, der andere bewirthschaftet wird. Auf dem letzten Gute hat Herr Tham eine Wechselwirthschaft zwischen Futter- und Kornbau in 8 Schläge eingetheilt. Vier werden besäet, einer ist Brache, und drei werden theils als Weide und Koppeln, theils als Wiese benutzt; doch wird die Tour nicht streng beobachtet, sondern nach dem Lokale und der Güte des Ackers liegt das eine Feld 5, das andre oft 10 bis 12 Jahr als Wiese. Das letzte Jahr, wo es dazu gelegt werden soll, wird Klee oder Timothe gesäet. Der Klee geht hier im strengen und nackten Winter oft aus, desto besser gedeiht das Timothegras. Dies ist ein treſfliches, süſses Futter für Pferde und Kühe, die dabei sehr gut gedeihen. Herr Tham verkauft oft 300 bis 500 Pfund Saamen. In der ersten Dreschfurche braucht man den Pflug, nachher den Trästock oder Haken. Die Ochsen müssen in Westergöthland bei dem Ackerbau das Beste thun, pflügen und egen. Weitzen und Wicken säet man nicht viel, Linsen selten, Erbsen auf einigen Gütern in die Brache, auch als Sommerfutter, um sie grün für das Vieh zu schlagen. Wir fanden hier bei unserm Ritt in den Wegen einiger Dörfer noch viel Schnee, doch war der Schneevogt mit der gehörigen Mannschaft auf den Beinen, ihn wegzuschaffen; denn nach alter Sitte und Ordnung sollen die Hecken und Schlagbäume den ersten Mai geschloſsen, und die Wege vom Schnee, der sich zwischen den Zäunen oft lange hält, gereinigt seyn. Hier liegt noch allenthalben viel herrliches Feld, das ohne groſse Kosten urbar zu machen wäre, aber noch nie den Pflug gefühlt hat; am wenigsten sieht man dies auf Thams Gütern. Je näher man den Mann kennen lernt, besonders sein thätiges Leben und wohlthätiges Wirken, desto mehr lernt man ihn achten. Er ist das Beispiel, der Vorsprecher, der Wohlthäter und Beschützer nicht nur seiner eignen, sondern auch der umwohnenden Bauern. Er für seinen Theil rühmt das Landvolk dieser Gegend auch als ein sehr gutes, gehorsames und fröhliches Volk.

Wir kamen endlich nach dem stattlichen Dorfe Borgunda, welches hoch liegt. Wir ritten auf eine kegelartige Anhöhe, von wo wir im Sonnenschein den ganzen Billing, und Westergöthland bis an den Wenern, übersahen. Ein groſser Theil von Borgunda, welches Annexpastorat zu Dala ist, gehört Tham. Er hat das Dorf nach einem ganz neuen Plane umbauen lassen, wodurch es an Schönheit und Sicherheit unendlich gewonnen hat. Nach langen Schwierigkeiten, mit vielen Aufopferungen und Unterstützungen der Unvermögenden und Widerspenstigen, ist ihm dies nur gelungen. Man sieht zwei 36 Ellen breite Hauptgassen schnurgerade, und mehrere Nebengassen; nur auf der Hauptstraſse, die zur Kirche hin führt, liegen ihm die Küſſen einiger trotzigen Queerköpfe noch verkehrt. Die einzelnen Wirthschaften sind im gehörigen Abstande von einander abgebauet, auch die Ställe und Scheunen sieht man in gehöriger Entfernung vom Hause; sie stehen fast alle nach Westen, die Häuser nach Osten, weil die heftigsten und häufigsten Winde hier von Südwesten und Westen her wehen. Das Treffliche dieser ganzen Einrichtung hat sich schon bei einer Feuersnoth erprobt, wobei ein einziges Haus abbrannte, da sonst gewöhnlich ein ganzes Dorf mitzugehen pflegt. Man sieht hier viele Steinmauern und Obstbaumpflanzungen, welche gut gedeihen, theils durch Tham selbst, theils nach seinem Beispiele; dieses Beispiel hat auch schon manche Bauern bewogen, Futterkräuter zu säen. Die Freude und der Enthusiasmus des Alten bei allem diesen, das sein Werk ist, war sehr schön. Mögte er noch lange seinen Wirkungskreis sich erweitern sehen, so wie der Lebenskreis sich allmählig einengt! — Was ihm gleichfalls viele Mühe und Geld gekostet

hat,

hat, und eine wirkliche Wohlthat für die ganze Gegend ist, das ist ein Weg, den er schnurgerade von hier nach Dala zu führen denkt. Es ist dies eine Hauptlandstraſse, die sonst krumm und schief ging, und im Frühling und Herbst an manchen Stellen kaum zu passiren war. Schon sind nach dieser Anlage zwei Drittel fertig. Er legt den Grund mit groſsen Steinen aus, und setzt Steinmauern zur Seite, meistens aus Granit, einige aus leicht verwitterndem Kalkstein. Bäume sind zur Seite gepflanzt.

Auch einige Güter und Dörfer der Nachbarschaft besah ich. Auf einigen adlichen Gütern ist denn doch schon eine Eintheilung in mehrere Felder, in 5, 7, 8 Schläge, und hie und da Benutzung der Futterkräuter, und eine Zirkulation zwischen Korntragen und Dreschlingen, obgleich das Alles vollkommener seyn könnte, als es ist. Höhere Spekulation des Ackerbaues ist hier erst bei sehr Wenigen. Westergöthland hat viel Blachfeld, und also, nächst Schonen, im Durchschnitt die gröſsten Güter in Schweden. Indessen, ein Gut das 4 bis 6 Last jährlicher Aussaat hat, ist hier schon ganz anaehnlich; eines von 8 bis 10 Last, groſs. So groſse Güter als in Nord-Teutschland findet man nur hie und da in Schonen. Im Ganzen muſs ich nach dem, was ich auf den verschiedenen Stellen gesehen habe, gestehen, daſs mir Westergöthland in Hinsicht des Ackerbaues, in Vergleichung mit manchen andern Provinzen, sehr zurück zu seyn scheint. Man gräbt die zum Theil nassen Felder nicht genug ab, hat zwischen den kleinen Gräben oder Wasserfurchen die hügligten Feldrücken an manchen Orten, und pflügt und egt ohnmächtig. Magre Pferde, kleine Ochsen, schlechtes Ackergeräth, sieht man leider gar zu viel. Vielfach fehlt es an groſsen Weiden und Wäldern, und künstliches Futter durch eine künstlichere Eintheilung der Felder zu erschaffen, daran haben bis jetzt Wenige gedacht. Vielleicht haben sie aber auch nicht daran denken können, denn auch hier sind der Hindernisse einer guten Kultur gar zu viele. Dahin gehört, nebst vielen allgemeinen, vorzüglich die Weite der Feldfluren, indem die Dörfer zu groſs gebaut sind, und mancher Ackersmann eine Viertelmeile zu seinem Felde hat; dahin gehört die Zerstückelung der Besitzungen, indem unter den 20, 30 Nachbaren jeder, in jeder kleinsten Feldabtheilung, seinen schmalen Streif Landes hat.

Es ist hier der Ort über etwas zu sprechen, das für Westergöthland noch bloſs im Plane, in Schonen aber schon an einigen Stellen ausgeführt ist. Es ist der erste Grundsatz eines verständigen Ackerbaues, den die Theorie nicht nur Jedem zuruft, sondern den auch die Praxis in einigen Ländern, z. B. England, Brabant und Flandern, herrlich bewährt hat: daſs die beste Kultur nur da möglich ist, wo der Besitzer seine Grundstücke zusammen hat, und wo möglich mitten in ihnen wohnt, so daſs er nach allen Seiten hin fast gleich weit von seiner Gränze wohnt. Die schwedische Regierung sah die Anwendbarkeit dieses Grundsatzes im Allgemeinen, besonders aber für einige Provinzen, und hat in den letzten Jahren Anordnungen darüber getroffen. Ein Gesetz zur Auseinandersetzung der Kommunen, und zur Vertheilung derselben an die verschiedenen Theilhaber, nach Verhältniſs der Gröſse ihrer angebauten Grundstücke, hat unter dem Namen Storskifte (Groſsabtheilung) schon lange existirt. Dadurch war freilich manchen Unbestimmtheiten in den Gränzen einzelner Dorfschaften, dadurch war hie und da der schrecklichen Wirthschaft in den Gemeinwäldern und auf den Gemeinweiden abgeholfen, weil jeder nun seinen bestimmten Theil als Privateigenthum erhielt, und also auch ein bestimmtes Interesse, dieses bestimmten Eigenthums besser zu warten; denn Viele verderben immer, was Vielen gehört. Aber in den Provinzen, die groſse und weitläuftige Felder haben, und auf diesen Feldern groſse Dorfschaften, deren Grundstücke zum Theil eine halbe Meile und darüber von dem Gehöft entfernt liegen, wird doch nur immer eine elende Wirthschaft seyn, die entfernten Felder werden eben so viel kosten, als eintragen, und überdies immer schlechter gedüngt und gepflegt werden, als die näheren. Wenn nun vollends ein Besitz von 50 oder 100 Tonnen Land in 40 bis 60 Stücken zerschnitten liegt, wie ist da mit allem Streben ein gescheiter Gebrauch des Ackers möglich?

In manchen andern Provinzen, die weniger angebaut und bevölkert, und noch mehr mit Wäldern und Seen und Morästen bedeckt sind, erscheint das Bedürfniſs einer andern Einrichtung noch nicht so dringend; aber in Schonen und einem Theil Westergöthlands ist es auffallend. So erschien denn auch im Jahr 1803 zuerst für Schonen die Verordnung über die Enskifte, oder die Ackerabtheilung auf solche Weise, daſs jeder seine Besitzungen auf seiner Stelle erhalte; zugleich ward darin als nothwendige Folge dieser verständigen Einrichtung durchgeführt, daſs abgebauet werden müsse, und also die groſsen Dörfer, die immer nur Unordnung, Hinderung, und bei Feuersgefahr allgemeine Zerstörung verursachen, verschwinden müssen.

Während meines Aufenthalts in Westergöthland war es im Gerede, daſs für dasjenige Län desselben, welches unter dem Namen Skaraborgslän bekannt ist, und gröſstentheils aus Blachfeld besteht, ein ähnliches Edikt wegen der Enskiste herauskommen solle. Ich hörte die groſsen Besitzer pro und contra darüber sprechen, so wie jeden seine Einsicht und sein besonderes Interesse bewegten; indessen gescheite Leute, wenn sie auch einzelne Verletzungen und Aufopferungen dabei als unvermeidlich betrachteten, waren einstimmig über den Nutzen, den eine solche Verordnung haben müsse, wenn sie nur Viele bewege, sich zu rühren. Diese Verordnung ist nun wirklich erschienen, und ich habe sie vor mir, datirt aus Prag vom 25sten Juli 1804. Sie ist so human und landesväterlich, als sie seyn kann, keineswegs befehlend, welches bei Polizeigesetzen selten seyn kann, sondern nur anordnend und wegräumend. Ich will ihre Hauptresultate kurz anführen.

Sobald Jemand in einer Dorfkommune Enskifte begehrt, kann sie ihm nicht geweigert werden, sondern das ganze Dorf muſs die Vermessung und Abtheilung dieses Einzelnen mit stehen. Nebst dem Landmesser sollen vier gewählte landerfahrne Männer vom Adel, Bürger- und Bauerstande taxiren und abtheilen. Ist der Abgetheilte unzufrieden, so geht die Sache nicht an die gewöhnlichen Gerichte, welches zu langsam seyn würde, sondern an den Landshöfding, und gefällt dessen Ausspruch ihm nicht, so appellirt er an die königliche Kanzlei, die schleunigst den Ausschlag geben soll. Bei der Abtheilung soll dahin gesehen werden, daſs jeder seine Grundstücke so quadratig und rund als möglich, so wenig als möglich in schmalen Streifen und mit eckigen Gränzen erhalte, je nachdem es die Gränzen der ganzen Dorfkommünen zulassen. Da aber durch diese Enskifte die bessere Kultur des Landes beabsichtigt wird, und diese nur durch Abbauung aus der Dorfschaft, und durch Aufführung der Gehöfte in der Mitte der Grundstücke, erreicht werden kann, so versprechen Seine Majestät den Bedürfenden auf jede Weise zu Hülfe zu kommen, setzen daher für jedes Jahr 6000 Rthaler Species aus, die Sie als Hülfsbaugelder vertheilen wollen, und versprechen, wo die Besitzer selbst kein Holz haben, in Ihren Kronwäldern, wenn sich solche in der Gegend finden, Bauholz reichen zu lassen. Die Norm der Entschädigung derer, die z. B. wohl bebaute und reiche Felder verlieren und dafür

Wald und Dresch, und unkultivirte Landstükken erhalten, ist sehr verständig ausgezeichnet. Auch ist es demjenigen, welchem viel ödes und ungebautes Land zufällt, erlaubt, einzelne Stücken, von 12 bis 16 Scheffeln jährlicher Aussaat, an Leute abzutreten, die sich als Kolonisten und Torpare ansiedeln wollen, wodurch also auch der Zweck einer grösseren Bevölkerung erreicht würde. Mögen diese weisen und landesväterlichen Absichten der Regierung doch nach und nach erreicht werden, und mögen sich der Ausführung, die allerdings nicht leicht ist, in den Gesinnungen und Einsichten der Unterthanen nicht zu grosse Hindernisse entgegen stellen! Welch ein Ansehen würden Schonen und Westergöthland dann nach hundert Jahren haben, wenn Unsereiner dann wieder kommen und sehen könnte.

Dala liegt hart unter dem Billing, der hier aufzuhören scheint, und sich mit sanften Abhängen weiter westlich zieht, wo eine abgebrochene Fortsetzung von ihm, der Mösseberg, hinter Fahlköping sich wieder erhebt. Wie oft habe ich hier bei Sonnenuntergang seinen schneebedeckten Rücken erklimmt, und meine Augen an der Unermeſslichkeit geweidet! Der Berg hat hie und da schlechten Steinkohlenschiefer, Kalklagen allenthalben, und in dieser Gegend um Sköfde Alaunschiefer. Auch sind hier herum mehrere kleine Alaunfabriken, z. B. zu Mulltorp und Dimbo, deren jährlicher Ertrag von 100 bis 200 Tonnen sich beläuft.

Ich habe vorher schon gesagt, daſs Herr Tham mir die Westgothen als ein gutes und treues Volk gerühmt habe, ich selbst habe sie nicht anders gefunden. Sie haben den Karakter der Bewohner von Ebnen, aus welchem ihr Land gröſstentheils besteht, und der Trotz und die Kühnheit der Wald- und Bergbewohner Schwedens, scheint ihnen gröſstentheils zu fehlen. Man findet hier besonders viele Blondlinge, und überhaupt ein wohlgebildetes Volk. In keiner Provinz Schwedens habe ich so schöne Kinder, und so schöne Weiber und Jungfrauen gefunden. Sie haben etwas Sanftes und Mildes in ihrem ganzen Wesen, was vielen andern Provinzen fehlt, und vorzüglich schön gespaltene groſse blaue Augen voll Schwärmerei und Poesie. Man könnte es also den jungen Burschen wohl nicht verdenken, daſs hier vor 50 Jahren die Probenächte noch sehr gebräuchlich waren. Diese Sitte, welche auch in andern Provinzen gilt, soll hier doch noch nicht ganz ausgestorben seyn. Die jungen Burschen besuchen nemlich ihre Feinsliebchen die Sonntags- und Festagsabende, und bleiben die Nacht bei ihnen in Amors süſsem Schmause; dies versteht sich unter solchen, die sich dadurch stillschweigend verloben, wenn sie nicht schon verlobt sind, denn sonst würde es nicht geduldet werden. Dies heiſst auf Gothland, gehen und probiren, (gä och profva) in Dalarne ligga på jällen. Traurig ist es, daſs der Bauerstand in Westergöthland überhaupt arm ist. Dies macht theils der schlechte Ackerbau, theils der überhandnehmende Gebrauch des Branntweins, welcher in den letzten 15 Jahren weit mehr aufgekommen ist, als er sonst war. Viele von den Bauern dieses Landes sind auch adliche, und die Klasse ist eben selten wohlhabend; in Skavalborgslän sind dies beinahe die Hälfte.

Den ersten Mai feierten wir sehr lustig. Es war eine muntere Gesellschaft beisammen, und mehrere Bowlen Punsch wurden geleert. Der Tag war schön, und von dem Einfluſs des Teufels- und Hexenheeres, das ihn beherrschen soll, Gottlob nichts zu sehen. Auch hier ist nemlich die Walpurgisnacht dem alten Feind und seinen Gesellen und Gesellinnen frei gegeben. Dann ziehen alle Zauberer und Hexen auf mancherlei Art der Reiterei, und in mancherlei Verkappungen nach Blåkulle (blauer Hügel), dem schwedischen Blocksberg, von welchem die Meisten nicht wissen, wo er sich findet, den aber einige auf eine kleine Klippeninsel der Ostseeküste setzen. Da zeichnet man die Wege, die Hausthüren, die Ställe, mit einem weiſsen Kreuz, wovor der Böse einen natürlichen Abscheu hat; da giebt man Acht auf Wölfe, Katzen und Älstern, und andre mystische und mitternächtliche Thiere, um Winke zukünftiger Dinge zu erhalten. Da endlich setzt man sich in manchen Provinzen die Nacht mit seinen Freunden hin und lebt munter, damit der Böse und das Unglück nicht Unbereitete überfallen. So lebten weiland die Trunkenbolde und Wüstlinge in Florenz, wie Boccacio in der Beschreibung des schwarzen Todes berichtet; sie gingen umher, brachen die lange nicht mehr angesprochenen Keller auf, setzten sich an die Tische der ausgestorbenen Häuser, und verzehrten fröhlich was übrig war; und sie gingen am glücklichsten durch die Pest, während die Nüchternen und Büſsenden wie die Fliegen hinstarben. — Im Ernst, man lebt den ersten Mai lustig in Schweden, und wenigstens darf ein fröhlicher Trunk bei keinem fehlen, der es irgend haben kann. Man nimmt diesen Tag gleichsam für das neue Jahr des Lebens, und macht ihn zum Symbol und Omen der künftigen. Wer heute fröhlich gewesen, und einmal lustig hintenausgeschlagen, dem kann es das ganze Jahr an Muth und Freude nicht fehlen. Diese Lust bei dem Becher an diesem Tage nennt man mit einem solennen Ausdruck, der über ganz Schweden gilt, Mark in die Knochen trinken, dricka marg i benen. In groſsen Städten gewinnt diese lustige Sitte des ersten schönen Maitags das Ansehen eines Festes. Glücklich das Volk, das viele solche Freudenfeste feiert von den Vätern her! Auch in der Hauptstadt ist dann allgemeiner Jubel. Alles fährt und geht und reitet und rudert nach den schönen Gegenden, Gärten und Häusern des Thiergartens, Alles, was irgend Muth in der Brust und einige Pfennige in der Tasche hat. Die Ersten des Reichs, ja wohl selbst die königlichen Personen, sind neben dem lustigen Bürger, Bauern und Soldaten zu sehen. Man hält kleine Mahlzeiten, sitzt bei schönem Wetter vor dampfenden Bowlen und vollen Bouteillen unter Bäumen; die niedrige Klasse feiert Bälle, alte Freunde versammeln sich hier, neue erwerben sich, auch Amors Waffen ruhen nicht. Es ist ein fröhliches Volk, das endlich abendlich wieder in die Hauptstadt zurückfährt.

Auf dem Lande und in kleinen Städten ist dieser Freudentag auch häufig ein Fehdetag, vermuthlich weil man sogleich probiren will, ob das Mark in den Knochen gewachsen ist. Sonst wurden eine Menge Händel und Ausforderungen für diesen Tag aufgehoben, und dann mit Ringen, Schlagen und Stoßen liquidirt. In einigen Gegenden herrscht die Sitte noch.

Tham benutzt sein schönes Säteri Dala mit den dazu gehörenden Äckern und Gütern mehr als Landmann; das lieblichere Dagsnäs als Mensch und Gelehrter. Hier wohnt er meistens im Winter, dort im Sommer. Dala hat er deswegen auch bloſs verbessert, nicht verschönert. Hier ist auch ein trefflicher Obstgarten, der oft viele Früchte liefert. Von seiner Wirthschaftsart und den andern Einrichtungen ist vorher schon gesprochen. Als Herr ist er mild und gerecht, und von ihm, dem Freunde der altväterlichen Sitten, werden hier alle ländliche Feste gefeiert, worauf die Altvordern hielten. Seine Leute müssen julen, sie müssen den ersten Mai halten, und am Johannistage um die Maistange springen. Diese ist mit vielen Zierrathen und Flittern behangen, und steht mitten auf dem Hofe. Im Dorfe selbst hat er als Gerichtsherr eine Tingställe aufgerichtet. Drei groſse Granitsteine stehen vor dem Hofe, und in jeden derselben hat er in Runenschrift eine allgemeine Rechtsregel einhauen lassen.

Den 2ten Mai sollte ich auch Dagsnäs sehen. Es liegt 2½ Meile von hier näher bei Skara, an dem Hornborgasee, der hier auch Storsjö (der groſse Ön) genannt wird. Wir waren um Mittag da. Das Wetter war schön, der Schnee fast allenthalben fort, der Pflug ging schon mehrere Tage im Felde; nur die Seen waren gröſstentheils mit Eis belegt. Ein Drittel des Weges geht zuerst immer noch auf der Höhe. Wir kamen durch das stattliche Dorf Thorbjörntorp. Die Äcker Thams und seines Dorfes — so viel thut das Beispiel — sind sichtbar mehr von Steinen gereinigt und im bessern Stande, auch sein Landweg ist besser und gerader als die nächstfolgenden. Man sieht Fahlköping, und hat seinen Mösseberg links, noch allenthalben mit Schnee gestreift. Auch hier liegen die schönsten Strecken Landes des fettesten Bodens, bis jetzt von keinem Pfluge berührt, als elende Haiden, mit einzelnen Wacholderbüschen bewachsen. So wie man von dieser Höhe immer noch einen Theil des Billing hinabfährt, und dem Hornborgasee näher kömmt, wird der Boden schlechter und sandiger, aber die Gegend mannichfaltiger und romantischer. Man nähert sich, wie Herr Tham meint, allmählig den Wohnungen der alten Götter; eine Menge Grabhügel erscheinen hie und da, man fährt durch lustige Tannen- und Birkenwälder, und hat einzelne Durchblicke auf den See. So fährt man mehreren netten Landsitzen vorbei, hat kurz vor Dagsnäs das schöne Säteri Bjurum, und rollt endlich durch eine gerade und zu einer undurchdringlichen Hecke gestutzte Tannenallee, in den schönen Sitz ein.

Auch hier einige schöne Tage. Und wem sollten sie hier nicht schön seyn? Jahre würden wie Stunden hinflieſsen in diesem Paradiese der Natur, und in dem Museum des Herrn Tham. Er ist einer der eifrigsten Alterthumsforscher und Freunde und Beförderer der Litteratur in Schweden. Daſs ihm das von Manchen miſsgedeutet, daſs er nicht unterstützt, sondern oft ausgelacht wird, daſs man selbst seinen Enthusiasmus lächerlich gefunden hat, ist eben so inhuman, als wahr. Mag er immer seine eigenen Meinungen haben, so kann man ihm doch Genialität und den frohen und kindlichen Enthusiasmus dieser Genialität nicht absprechen. Es gab eine Zeit, wo man das Studium der schwedischen Alterthümer durch einen unzeitigen Eifer und einen lächerlichen historischen Patriotismus etwas sonderbar trieb. Aber weil einige thörigt waren, soll man darum das Kindlein mit dem Bade ausschütten und sagen, das Ganze ist nichts? Mag die älteste nordische Geschichte, wie aller Völkergeschichten Anfang, immer Fabel und Sage bleiben, doch ist sie selbst so nicht unbedeutend, weil in der Fabel auch der Geist und das Streben eines Volks sich mahlt, oft besser, als in der dürr hingestellten Geschichte einer dürftigen Zeit. Was wäre uns sonst die griechische Geschichte bis auf etwa 200 Jahre vor den Perserkriegen? Mögen auch hier die übrig gebliebenen Denkmäler nicht über den Anfang des Christenthums hinaufreichen, wie Manche mit Schlötzer behaupten, sind sie deswegen nicht der Aufbewahrung werth? thut derjenige etwas Unnützes, der sein Leben und sein Vermögen daran sezzet sie zu erhalten, zu sammeln, zu erklären? Dies hat Herr Tham gethan. Einen berühmten Antiquar und Zeichner, Herrn Hilfinger, einen gebornen Schweden, der mit dem berühmten

Suhm lange als Gehülfe arbeitete, und noch eine Pension vom dänischen Hofe genieſst, hat er mehrere Jahre hinter einander in diejenigen Gegenden geschickt und reisen lassen, wo die meisten alten Denkmäler sich finden, auf der Küste von Bohus, in Westergöthland, auf Gottland. Dieser hat Alterthümer, Münzen, Zeichnungen und Beschreibungen von Denkmälern und Runsteinen mitgebracht. In ähnlichen Unternehmungen hat er Herrn Siöborg, jetzt Professor der Geschichte in Lund, unterstützt. Er selbst arbeitet unaufhörlich, zu sammeln, zu vergleichen und zu erklären. In den letzten Jahren sind darüber von ihm mehrere Abhandlungen herausgekommen, zum Theil mit Rissen und Kupferstichen. So habe ich ein Werk vor mir unter dem Titel: Gotiska Monumenter 1794, das fortgesetzt werden soll, und ein anderes von 1802 mit vielen archäologischen Winken, Erläuterungen und Fragen, als ein Brief an mehrere berühmte dänische Sprachforscher und Antiquare, an die Herren Thorkelin, Thorlacius, Münter. Manche Monumente hat der Mann selbst mit groſsen Kosten transportirt und aufgestellt, um sie vom Untergange zu retten.

Die Bibliothek und das Museum des Herrn Tham gehören gewiſs zu den kostbarsten und ausgesuchtesten für Archäologie und Geschichte. Auſser vielen seltenen alten Werken, besitzt er die kostbarsten Reisebeschreibungen und Kupferstichsammlungen, alle aus der ersten Hand. Was die Engländer und Franzosen in dem letzten Jahrhundert für die Entdeckung und Beschreibung der nichteuropäischen Länder gethan haben, kann man hier gedruckt und in Bildern sehen. Sammlungen, die von 500 bis 1500 Rthaler kosten, sind ihm nicht zu theuer. Vorzüglich interessant waren mir die Abbildungen der alten Denkmähler und Ruinen von Bengalen, von den Engländern Hodge und Daniel gestochen und herausgegeben. Welche Ideen von der Kultur der frühesten Vorwelt drängen sich da! Dies ist in vielen Punkten mehr, als selbst die griechische Kunstherrlichkeit einer späteren Zeit. Anderer trefflichen Kunstsachen und Kupferstiche erwähne ich nicht einmal. Doch Alles, was Bonaparten's Zug nach Ägypten schon geliefert hat für Kunst und Litteratur, findet sich vollständig zu Dagsnäs.

Herr Tham hält die Gegend wo er wohnt, für den Urſitz der alten schwedischen Gothen und für den ältesten Sitz der Götter und Heroen; nicht aber Upland, wie ein verewigter Wahn und der historische Glaube angenommen haben. Hier findet er alles, bis auf die Beschreibungen und Namen, mit den ältesten Sagen und Geschichten übereinstimmend. Zum Theil sind diese Ideen schon in Tunelds Geographie, der letzten Ausgabe von 1793, hie und da zerstreut. Ein Fragment davon will ich mit seinen eignen Worten geben, wie er sich in einer Beilage zu Skaras Stiftzeitung ausspricht: „Es ist besonders, wie die ältesten Familien, die meistens von Westergöthland und Småland sind, alle blond sind, als das rechte Kennzeichen, das alle ausländische Historiker von unsern ältesten ausgewanderten Gothen angeben. Die Kaffer, Staken, Oxhufver, Liljehöker, Sparren, Ulfsparren etc. sind alle blond. Auch muſs ich hier im Voraus anmerken, wie grade das Bauerngeschlecht in Hânger (Trudwanger), Sätuna, (das alte Fornsätuna, was ein andermal ausgeführt werden soll) wo Odin vormals seine Opferstelle von Gylfe erhielt, der in Gudhem wohnte — besonders rothes Haar haben; die alte hochgeehrte goldgelbe Farbe.

„Meine hier nur kurz benannten Gründe bitte ich zu merken, bis ich einmal mit lokalen Beweisen bekräftigen kann, daſs Gylfe in Gudham (das Godheim der Alten) wohnte, und Odin in Sätuna (der Alten Situn oder Forn-Situn) an dem See Hornborga; Ludden nach einer alten Karte von 1646, oder Lodin nach dem Westgöthischen Gesetzbuche, (das alte Ligurin, welches im Altgothischen Groſswasser heiſst; jetzt nennt man den Hornborgasee im ganzen Wallahärad Storsjö), und daſs das spätere Asahem nicht Asov in Taurien war, sondern Asagård in Småland. — Die Geschichtforscher setzen mehrere Odin. Des zweiten Odins Vater soll Dag geheiſsen haben. Ist Dagsnäs nach ihm genannt, so paſste das gut, da mein Gut gerade dem alten Situn gegenüber liegt, queer über dem See, dem alten Ligurin.“

Dagsnäs liegt an dem Storszö oder Hornborgasee, der sich über eine Meile in die Länge erstreckt, und in seinen umliegenden Dörfern alle jene Namen trägt, die so leicht zum Etymologisiren auffordern. Man hat jenseits den hohen Billing mit seinen Hügeln, diesseits Wälder und Wiesen und Felder, und die Einschnitte des Sees, im bunten Gemische. Der Hof ist schön, das Haus neu und stattlich, mit Schiefer aus Dalsland gedeckt, der ein schönes blaues und dauerhaftes Dach giebt. Gleich hinter dem Hause ist ein Garten mit mancherlei Obstbäumen, einer Orangerie und ausländischen Produkten, welche vom See begränzt wird. An dem Garten sind die schönsten Hügel mit Erlen, Birken, Eichen und Tannen; diese haben fette Wiesen zwischen sich, wodurch bis in den See hinein mancherlei labyrinthische Wege erhöht sind, und die durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden können. Weiterhin, näher der eigentlichen Landspitze oder dem Näs, welche zugleich des Gutes Gränze ist, hat man einen groſsen Wald. Das Feld bei diesem Gute, das aber mehrere Dörfer unter sich hat, ist nicht groſs, und hat meistens leichten Sandboden, doch trägt es trefflichen Roggen. Auch hier hat Herr Tham eine Art Zirkulation eingeführt, und säet mit Vortheil Klee. Bei einem Boden, der schnell urbar gemacht werden soll, braucht er nur den Rasen abzustechen, zu verbrennen und die Asche auszustreuen. Die Espen und Saalweiden sind die vornehmsten Bäume, denen er das Laub abstreift; auch die Birke mit ihrem kleineren Gezweig wird viel als Schaaffutter gebraucht, wie die Erle, doch am liebsten erst nach Nachtfrösten und so, daſs man heiſses Wasser daraufgieſst, das Barsche etwas wegzunehmen.

Das Schönste und Merkwürdigste aber ist der Park, ganz die eigne Schöpfung des edlen Besitzers, und, wenn ich nicht irre, in seinen ersten Anlagen 25 Jahre alt. Er liegt sogleich hinter dem Hofe im Süden, und zeigt alle Lieblichkeit in Bäumen, Holzarten und Hügeln, welche dieser Gegend eigen sind. Aber Ein Verdienst hat Herr Tham dabei, wodurch er auch dem ganzen Lande Beispiel werden könnte, wenn die Andern nachfolgen wollten. Er hat nemlich von Glasgow und Edinburg eine Menge nordamerikanischer und kànadischer

Bäume verschrieben und hieher gepflanzt, und fährt noch jährlich fort, wodurch er der Waldindustrie Westergöthlands neues Leben geben könnte. Hier sieht man manche Arten Nadelholz, mancherlei Eichen auf einem leichten Boden im üppigsten Wuchse, zum Theil weit lustiger und schneller aufschieſsend, als die einheimischen Gattungen. In diesem Park sind auch mehrere groſse Runsteine in den Alleen, als Zierden aufgestellt. Sie sind in einer besondern Disputation 1802 vom Professor Siöborg in Lund beschrieben, und zugleich ist darin eine Erklärung der Inschriften versucht, von welcher Herr Tham aber in mehreren Punkten glaubt abweichen zu müssen. Überall ist es mit der Deutung dieser Inschriften wohl oft sehr zufällig oder willkührlich. Ich kann hier von diesen Runsteinen nichts weiter sagen, als daſs sie von den stattlichsten und eine Zier des Parks sind. In eben diesem Park liegt ein anderes merkwürdiges Naturspiel, ein groſser versteinerter Eichenstamm, an drei Ellen lang, und anderthalb Ellen im Durchmesser. Er besteht aus Quarz, Kiesel und Steatit, und ist im Winter aus der Gegend von Ekesjö in Småland hierher transportirt. Man sieht noch allenthalben die deutlichsten Spuren von Rinde, Knorren und das ganze innere Zellgewelbe.

Auch der See dient unendlich zur Lustigkeit dieser Gegend. Es war ein Jubel, als den dritten Mai der erste sichere Frühlingsvogel, die Schwalbe, sich sehen lieſs, und der Südwestwind alles Eis von dieser Seite weggetrieben, und offenes Wasser gemacht hatte. Er ist sehr Fischreich, besonders an Hechte, Barsche und Karauschen. Herr Tham hat seinen Antheil verpachtet, und erhält 80 schwedische SPfund, oder 1600 Pfund Fische, als Pacht. Mehrere kleine Inseln liegen anmuthig im See. Von diesen ist besonders Almö (Ulmeeinsel) berühmt. Die Tradition im Orte ist, daſs diese Insel ein königlicher Lustgarten war. Vielleicht spazierte hier einst Odin mit seinen Paladinen und Prinzessinnen?? Wirklich findet man auf ihr deutliche Reste von Wohnungen und Anlagen, nebst einem groſsen Graben dazwischen und dem Lande. Bis um 1760 war es hatte ich noch leichten Boden mit Tannen und Birken vermischt. Näher Skara ward das Land flacher und freier, und der Boden besser. Keine von den Bischofsstädten im Reiche kann schlechter seyn, als Skara; sie sieht ganz einem Dorfe gleich. Ich fand meine Addresse nicht zu Hause und fuhr also durch. Auch gelüstete mich heute mehr nach Kinnekulle und seinen herrlichen Aussichten, als nach allem Übrigen in der Welt. Hinter Skara ist schönes, nicht zu schweres Feld, das vorzügliche Wintersaat zeigte. Allenthalben sah man Erbsensäer. In Marskaby traf ich im Gästgifvaregård eine Mutter und sechs allerliebste Kinder an, Alle mit grofsen blauen Augen und ächte westgothische Blondlinge. Eines von ihnen, ein zwölfjähriger Knabe, des Weges eben so wenig kundig, als ich, sollte mein Skjutsbonde nach Wester-Plana und Kinnekulle werden. Ich freuete mich seiner Schönheit, und nahm ihn als etwas Liebes bei mir auf den Sitz. Ich hatte schon manchen kleineren Buben gehabt, der mich, bei Tage und Nacht sicher und unverzagt, durch Wald und über Berg und Thal gefahren hatte. Nach einer halben Stunde bekamen wir Wald, der mit kleinen Feldern, über eine Meile anhielt; dann that sich eine weite Fläche auf, und Kinnekulle lag hoch und klar vor uns. Doch nahmen wir nicht den rechten Weg nach Wester-Plana, sondern geriethen in den, welcher nach Forsheim führt, welches auch auf Kinnekulle liegt, und muſsten endlich nach Oster-Plana ablenken. Dies war ein schwerer Weg hinauf, der mir aber Gelegenheit gab, die verschiedenen Schichten des Berges, die wir wechselnd hinankrochen, zu beobachten. Schon eine halbe Meile unten, ehe man hinauffährt, ist trefflicher Boden; doch soll bei trocknen Jahren der zu reiche Kalk, der im Acker ist, alles verderben. Man fährt immer von einer Schichte über die andere höher hinauf, und bekömmt immer schönere Aussichten. So fuhren wir mehreren Kalkgruben und Steinbrüchen vorbei. Endlich hatten wir Öster-Plana erreicht, welches noch eine halbe Meile von Wester-Plana liegt, wo der Gästgifvaregård ist, und wohin wir eigentlich gewollt hatten. Ich befahl nun meinem Knaben, mit dem Wagen und den Sachen nach Wester-Plena zu fahren und mich dort zu erwarten, und so ging es rasch mit mir immer höher Bergauf, mit Schweiſs und Freude, immer wachsend, so wie die Fluren unter mir wuchsen.

Es was ein ermüdendes, aber lustiges Klettern, und die alten Zeiten und Erinnerungen der Jugendkraft und Freude gingen wieder in mir auf. Endlich befand ich mich im tiefen Walde, wo ich mich durcharbeiten, über Schneeberge klimmen, und über Klüfte, und reiſsende Wasser springen muſste. Endlich fand ich die Spur eines Winterfahrweges, der hoch hinauf zur Spitze führte. Die Sonne schien warm auf den Schnee; der Gesang einer unendlichen Menge Droſseln scholl, der Kibitz rief, und von ferne tönten die Möwen und wilden Gänse. Endlich stand ich auf der höchsten Spitze hoch über dem See Wenern, und schaute ins Weite. Welche selige Stunde ſaſs ich einsam! Kein Reisender fahre hier vorbei, ohne hinauf zu klimmen. O doch war es noch kein Blumenlenz; denn Wenern und seine Inseln lagen noch im Eise. Ich ging nach einer Stunde weiter am hohen Ufer hin und fand ein hübsches Paar auf einem Baumstamme sitzen. Ohne daſs ich ihn fragte, sagte mir der junge Mann, der einem Geistlichen ähnlich sah, das liebliche Kind da sei seine Schwester. Ich dachte aber sogleich anders, denn das liebe Kind bekam ein sehr verblümtes Gesicht: freilich war der Tag schön, aber welcher Mensch bringt ein Mädchen so hoch hinauf, wenn es nicht ein verliebtes ist? und noch dazu ein Bruder seine Schwester? dies ist von allem Unglaublichen das Unglaublichste. Wie es nun auch seyn mogte mit diesem Abraham und seiner Sara, wohl hätte ich der Pharao dazu seyn mögen. Sie waren sehr freundlich und labten mich Fremdling mit Zwieback und einem Schluck Wein aus einer Flasche, die sie führten; ich empfahl mich nach einem süſsen Genuſs der groſsen Aussicht, und wanderte abwärts auf Wester-Plana zu. Die westliche Seite von Kinnekulle, unter seiner höchsten Spitze längs dem Meere, gehört unstreitig zu Schwedens lustigsten und fruchtbarsten Gegenden. Ich spazierte mit Lust mehreren hübschen Rittergütern und netten Dörfern vorbei, und kam um 7 Uhr in Wester-Plana an.

Da hatte ich ein Abentheuer. Mein Wagen war nicht da. Wohin hatte ihn der Knabe entführt? Mancherlerlei Fragen, Zweifel, Besorgnisse stiegen auf. Endlich dachte ich, er könne verirrt seyn und den Namen vergeſsen haben; vielleicht könne er doch noch kommen. Indessen waren es 6 Stunden her, seit wir uns verlieſsen; die Sonne sank, es ward Nacht, er kam nicht. Da lieſs ich Skjuts bestellen und setzte mich gegen halb 8 Uhr auf einen Wagen. Meine Habe war mit dem Gelde, das ich führte, wenigstens 700 Rthaler werth. Das überläſst man nicht gern dem Zufall und der Nacht. Mit meinem Skjutsbonde fuhr ich nun nach Söder-Plana und andern Dörfern. Da war er nicht gewesen. Endlich gegen 11 Uhr fand ich ihn in Öster-Plana, wo ich ihn verlassen hatte. Der arme Schelm zitterte und bebte, ich aber lachte nur, froh, daſs ich ihn und das Meinige wieder hatte. Er hatte sich allerdings auf den Weg begeben, aber eine ungeheure Sammlung Wasser, die sich an einer niedrigen Stelle, gleich einem groſsen See, über den Weg ergossen, hatte den Unerfahrnen geschreckt. Jetzt muſste er doch mit uns hindurch. Um Ein Uhr Mitternacht kamen wir zu Hause. Ich kam mit einer kleinen Angst ab und entschädigte den Knaben für sein Warten; daſs ihm sein Pferd weglief, als er es abgespannt hatte, und er zu Hause gehen muſste, dafür konnte ich nicht. Dies war die Nachtfahrt auf Kinnekulle.

Kinnekulle ist wirklich etwas Ausgezeichnetes in Westergöthland. Die ganze Berghöhe ist 2 bis 2½ Meilen lang vom Norden nach Süden, hat mehrere Kirchspiele, und ist überhaupt sehr bevölkert. Ihre höchste Höhe über dem Wenern berechnet man zwischen 760 und 790 Fuſs. Der Boden ist warm und fruchtbar, und gewöhnlich ist auf solcher Höhe der Schnee früher fort, als auf der Ebene. Im Sommer soll der Berg durch seine blühende Vegetation und die mancherlei Gewächse die er trägt, so wie durch sein liebliches Grau, eine ächte Schweitzeralpe seyn. Hier sind viele Obstgärten und Kirschenarten und Wallnüsse, die

selbst

selbst unten auf dem niedrigeren Lande nicht fortwollen. Der Kalk und die Steinkohlen, die unter dem Boden liegen, müssen ihn wärmen. Es giebt einige Kalkbrennereien und Schieferbrüche hier. Das Gebirge ist durch mehrere Hügel und grüne Bergrücken lieblich ausgezeichnet, die, nebst dem groſsen Wenern, ihm ein sehr freundliches Ansehen geben. Auf der Nordseite sind auch Wälder von Laubholz. Es ist hier ein königliches Gehege und noch vor 50 Jahren wimmelte es von Hirschen und Rehen, die man nun nicht hier, aber wohl in einigen andern Bezirken Westergöthlands findet. Das Wunderbarste aber sind die verschiedenen Steinlagen des Gebirges, die näher nach seiner Höhe hin sich regelmäſsig als Mauern von der Natur aufgeführt finden, und deren jede ihren Zirkel einschlieſst. Die erste Abtheilung von 450 Ellen Breite besteht aus Sandstein, der etwas ins Gelbe fällt. Der zweite Wall von Kalkstein, der hier gebrannt wird, hat 800 Ellen Breite. Der dritte Zirkel hat seine Mauern von Rothstein; hier findet man auch Talksteinlagen; die Erde darüber ist besonders fett und fruchtbar. Viertens folgt die sogenannte Gorstensklefva, 600 Ellen breit, deren Grund aus einem schlechten Kalkstein besteht, der weder zur Kalkbrennerei noch Steinschleiferei dient, und von den Bauern Gorsten genannt wird. Dann folgen fünftens mehrere Steinklumpen aus groſsen Kalksteinen, und der Kråkberg von schwarzem Schiefer, an 500 Ellen sich erstreckend. Die höchste Spitze besteht aus grobem und hartem Sandstein, ist 862 Ellen lang und mit Wald bewachsen.

Daſs der Boden hier sehr ergiebig ist, habe ich schon gesagt, aber er ist lettig und schwer. Man sieht daher vor einem kleinen Pfluge meistens 4 Thiere, entweder 4 Pferde oder auch 2 Ochsen und 2 Pferde. Der Pflug hier und um Lidköping ist sehr zweckmäſsig gebaut und ohne Räder. Leider liegt auch hier viel treffliches Land, als elende Gemeinweide. Überall ist, im fruchtbarsten Striche des Landes, von Skara bis Lidköping, gewiſs nicht mehr als ein Achtel des Landes bebaut.

Den 5ten Mai. Reise von Kinnekulle bis Frugården, 6 Meilen. Stationen: von Wester-

Plana bis Målby, 2¼ M. — Målby bis Täng, 1½ M. — Täng bis Grästorp, 1¼ M. — Grästorp bis zum Sund, 1 Meile.

Den 5ten Mai ging meine Fahrt von hier nach dem adlichen Gute Frugården. Es war ein schöner Tag, und die Sonne mahlte tausend Regenbogen über den Eisdampf des Sees. So ging es allmählig abwärts über die Steinabsätze nach Husby. Diese Fahrt ist ein wenig aus dem Wege, aber sie ist die schönste von Kinnekulle herab. Hier sind herrliche Flächen, aber das meiste ist unbebaut, mit Büschen bedurchwachsen, und wird als Viehweide benutzt. Der Steine auf dem Acker sind hier nicht viel, und selbst die unteren Steinlagen haben doch meist an zwei Fuſs Erde. Husby liegt sehr nett und soll nach der Sage eine der ältesten Kirchen in Schweden seyn. Man zeigt hier die Sankt Siegfrieds Quelle, mit deren Wasser der heilige Mann Sigfridus, Olov Skötkonung getauft haben soll. Noch jetzt ist diese Quelle berühmt im Lande und soll nächtlich, bei mancherlei Zufällen, noch vom Landvolke benutzt werden. Noch vor 50 Jahren hatte man viel Aberglauben und Ceremonien mit den Quellen. Fast jede Provinz hatte einige, die zu gewissen Zeiten im Sommer besucht wurden, und worin ein Stück Geld, Eisen oder irgend ein Metall, geopfert ward. Dieser Wahn ist aber jetzt gröſstentheils ausgestorben. Immer aber ist es einer Frage werth; welche Kraft, und warum überall eine Kraft, welche dem Einfluſs böser Geister und dem Behexen widersteht, dem Metall beigelegt wird? Aus keinem andern Grunde, als die Nixe der Quellen sich gnädig zu machen, warf man etwas Metallisches hinein. So soll man nach dem Volksglauben, wenn man im Meere baden will, damit kein Ungethüm schade, einen Feuerstahl, Messer und dergleichen, neben sich hineinwerfen; man kann es nachher wieder mitnehmen. So legte man vormals eine Scheere oder einen Feuerstahl auf die Wiege des Kindes, so lange es ungetauft war. So herrscht noch jetzt das Ausgieſsen von geschmolzenem Silber oder anderm Metall, an der Stelle, wo man glaubt, daſs einem von dem Bösen und seinem Heere etwas angethan sei. Mit solchem Ausguſs wird das Unheil mit ausgegossen.

Von Husby abwärts hat man bald Wald und fährt meistens im Walde, einigen kleinen Torparestellen vorbei, am Meere hin bis nahe vor Lidköping. Es war der volle Frühling; Vogelgesang, Brüllen der Rinder, Rufen der Schwäne, Rohrdommel und Kibitze, auch des ersten Kukuks. Kurz vor Lidköping ist offenes fruchtbares Feld. Von der Stadt weiſs ich nichts, als daſs mich ein Visitator ärgerte. Schon geht hier auf der Straſse und auf dem Felde Alles von der geringeren Klasse baarfuſs, wohl aber trägt dafür auch alles lederne Handschuhe mit ausgeschnittenen Fingern; eine Sitte, die in Westergöthland, Dalsland und einem Theil von Wärmeland allgemein ist. Bei den Weibern sind noch immer die ächten schwedischen Zipfeltüchermützen.

Hinter Lidköping ist ein Wald gewaltiger Kiefern, dann hat man bis Mälby das fruchtbarste Feld, mit Höfen und Wohnungen dicht bebaut. Der Roggen, der bis jetzt unter dem Schnee gelegen hat, ist grüner und krauser, als jetzt wahrscheinlich bei uns.

Von den anderthalb Meilen von Mälby bis

Täng ist die erste Hälfte Wald, dann hat man nichts als Steinfels mit kleinen Tannen und Büschen, und hie und da in den Gründen schmale Äcker und Wohnungen. Auch die ¾ Meilen von Täng bis Grästorp sind noch viele Steine, doch allmählig bekömmt man mehr Feld und besseres Feld, der Wald nimmt ab. Ich traf auf dieser Station einen Kaufmann, der nach Götheborg reiste. Bei der Abreise komplimentirte er viel mit mir wegen des Vorfahrens. Ich merkte zu spät, daſs es etwas anderes als Kompliment war; kein Fisch ist ohne Gräten. Ich, der Vorfahrende, hatte nun das Vergnügen, bei allen Schlagbäumen abzusteigen und zu öffnen, denn wir hatten keinen Skjutsbonde mit.

Die Meile von Grästorp bis zum Sund hatte ich schlechten Weg, sobald ich von der Landstraſse ablenkte, und dazu ein schlechtes Pferd. Nirgends ist auf diesem trefflichen, im Wasser schwimmenden Acker, ordentlich gegraben. Der Sund ist nichts weiter, als ein Hals des Landsees Dettern, der das Wasser desselben in den Wenern führt. Sund heiſst in Schweden jede engere Ausfluſsstelle eines breiteren Wassers; auch auf dem trockenen Lande bezeichnet man damit oft etwas Ähnliches. So heiſst eine schmale Gasse in Stockholm, oder vielmehr eine Passage vom groſsen Markt nach einem breiteren Plan, Trångsund, oder der enge Sund. Jenseit dieses Sundes, von welchem ich rede, streckt sich eine Landspitze in den Wenern hinein. Sie ist im Näs, und heiſst auch Näs Kirchspiel. Hier liegt das Säteri Frugården, wo der Baron Oberst von Platen wohnt, wohin ich wollte. Ich hielt nun mit dem Wagen und meinen Sachen diesseits; jenseits ist das Haus der Fährleute so nahe, daſs man sie rufen kann. Sie kamen und holten mich hinüber. Bald war ich in Frugården.

Was soll ich viel sprechen von seinem braven Besitzer? Er ist im bessern Sinne des Worts ein Mann, was der Lateiner sagt: fortis et verecundus. Der Mann spricht durch sich selbst. Er ist einer der rastlos thätigen, jetzt als Bürger und Landmann, was er noch jüngst als Seeofficier war, in der Kraft des Lebens und Wirkens.

Der Baron bewohnt dies Gut ungefähr 6 Jahre, aber er hat ihm in dieser Zeit eine ganz andere Gestalt gegeben. Man sieht mit Lust, was eine ruhige, verständige und nicht revolutionäre Thätigkeit ausrichten kann. Dieser Mann, der zu Allem, was er beginnt, Kopf und Thätigkeit mitbringt, hat hier, ohne einem System blind zu folgen, eine ganz neue Eintheilung und Einrichtung seiner Felder gemacht, die, nach dem Lokale abgemessen, sich schon in so wenigen Jahren zu belohnen anfängt. Aber alles greift hier in einander und muſs sich wechselseitig tragen. Mögten doch Viele, die solches anwenden können, aus Westergöthland hieher reisen und lernen!

Frugården ist ein Säteri mit mehreren Bauern und Kosaten. Vorher war das schöne Gut ganz vernachläſsigt. Er hat groſse Strecken aus Sümpfen, Wald und Steinhügeln urbar gemacht, ja der gröſste Theil der Felder ist erst durch ihn entstanden. Sein Beispiel beweiſst, daſs der spekulative Ackerbau der Wechselwirthschaft hier nicht nur bestehen, sondern auch reichlich lohnen kann. Er hat folgenden

Turnus seiner Felder, der aber nur erst in seiner vollen Ausdehnung erfolgen soll, wenn die Felder dazu fertig sind, als den besten gefunden: 1) Rüben oder ähnliche Wurzelgewächse; 2) Gerste; 3) Klee; 4) Roggen oder Weitzen; 5) Futtergras. Dann werden diese und jene Stücke zu Dresch gelegt und als Wiese benutzt, nach den Umständen und der Güte des Bodens, zu ungleichen Jahren. Schon hat er mehrere Schläge mit Timothegras (Phleum pratense), das hier vortrefflich gedeiht; nächstens will er auch mit dem Wiesenfuchsschwanz (Atopecurus pratensis) anfangen, der hier gewiſs anpassend ist, da er allenthalben wild wächst. Die Bohnen sah ich ganz auf englische Art legen; sie werden nachher mit dem englischen Pfluge gehäuft, und er hat mir die Berechnung vorgelegt, welche den offenbaren Vortheil dieser Methode beweist. Eine Tonne Land, ungefähr ein pommerscher Morgen, zu Erbesäen, braucht er nur drei Tage einen Erwachsenen und zwei Kinder. Der Erwachsene erhält täglich 12, die Kinder 6 Schillinge Tagelohn, dies macht anderthalb Rthaler: dagegen gewinnt er auf den Morgen an ersparter Aussaat 2½ schwedische Scheffel; — ein Scheffel, Skäppa, ist ungefähr dem unsrigen gleich, der vierte Theil einer Tonne. Die Tonne Bohnen kostet jetzt 7 Rthaler; 2½ Scheffel sind also werth 4 Rthaler 18 Schillinge. Es bleibt also hier nach abgezogenem Tagelohn auf jeden Morgen ein Gewinn von 2 Rthalern 42 Schillinge. Ungerechnet ist nun noch die bessere Bereitung des Ackers durch dieses Verfahren. Zweimal, daſs er so Bohnen gelegt hat, hat er über 80 Körner gebaut, welches nach der gewöhnlichen Aussaat immer über das 20ste Korn ist. Der Boden ist hier warm, und der Baron meint, daſs er fast allenthalben etwas Kalk habe. Im Ganzen ist der Acker gut. Die Gerste hat in frisch aufgebrochenem, kaum mürben und niedrigen Lande, nie unter dem 10ten Korn gegeben. Freilich besseres Ackergeräth, als man in dem übrigen Westergöthland sieht, bereitet auch hier den Boden.

Der Baron hat auch eine groſse Brantweinbrennerei, und durch diese und seinen Futtergrasbau, ist er im Stande herrliches Vieh zu halten. Er hat dieses Jahr 46 Ochsen gemästet und fett verkauft. Auch treffliche Kühe und junge Rinder hat er, wie man sie nie in meinem Vaterlande sieht, wo man überall, knickerig und vorurtheilsvoll, sehr langsam geht, obgleich unsre Landbesitzer, wenn sie von Schwedens Ackerbau sprechen, sich beinahe ausdrücken, als sei von Nutkasund und Jacksonsbai die Rede. — Zum Düngen des Ackers bedient der Baron sich häufig des sogenannten Sillgrums, oder dessen, was nach dem Thrankochen aus den Heringen übrig bleibt. Diese Hefen werden auf der Göthaelf und über den Wenern hieher geführt, und das Grums kostet auf der Stelle die Tonne 36 Schillinge. Platen hat ein eigenes Haus bei der Brennerei am Wasser, wo es ausgeladen wird. Der Gestank davon ist durchdringend und widerlich, aber lucri bonus odor, wie Vespasian sagte. Durch Wasseraufguſs werden aus einer Tonne 4 düngende, und 20 solcher verdünnten, oder 5 ordentliche Tonnen Grums, düngen eine Tonne Land vortrefflich für zwei, drei Jahre. Es wird, wann der Acker zur Saat bereitet ist, darüber gefahren und allmählig abgezapft; dann wird die Saat eingestreut und übergeegt.

Auch lebendige Heckenpflanzungen hat der Baron angefangen, besonders aber denkt er den See, wo er noch offen ist, mit einem Walde zu decken. Gröſstentheils laufen die Waldungen des Gutes schon längs demselben, und wehren den Nordostwind ab, der daher wehet. Dieser ist besonders im Frühling gefährlich durch den kalten Eis- und Seedampf, den er über das Land jagt und welcher oft Nachtfröste mit sich bringt. Empfindlicheres für die Leiber, als den Eisnebel, kann es nicht geben; dies fühlte ich auf dem Wege von Husby nach Lidköping. Es war sehr warm, aber an einer Stelle am See, wo das Holz fehlte, wickelte mich ein vom See her aufsteigender Eisdampf so dicht ein in seine kalte Hülle, daſs ich beinahe zähnklapperte.

Übrigens ist hier am Sund ein sehr bedeutender Fischfang, wovon ich selbst Zeuge gewesen bin, da mehrere Morgen 300 bis 400 Pfund Fische heraufgebracht wurden. Das Meiste ist Hecht, Sarnat und Barsch, weniger Aalquabben, Karauschen, und nur wenig Brachsen. Kein einziger Aal ist in dem Wenern und in allen Wassern, die in ihn auslaufen. Die Fische werden eingesalzen, aufgehängt, und an der Luft getrocknet. Auch an der Lust der Jagd fehlt es nicht. Man hat die Menge von Wildpret und Geflügel. Die Auerhähne (Tjädrar) und Birkhühner (Orrar) sind allenthalben in Menge, wo sich nur Wald findet, und die noch delikateren und kleineren Haselhühner (Hjerpar) hat man auch nicht selten. Man schont selbst in der Heckzeit die Hähne nicht, denn ihr Tod kann dem polygamischen Volke nicht schaden. Es war jetzt die Zeit der allgemeinen Liebe und Lust der Natur; auch diese Vögel hatten ihr Spiel. Der Orr ist in seinen Liebesflammen äuſserst munter und laut; man kann ihn bei stillem Wetter wohl eine Viertelmeile hören. Sein Locken und Lieben ist gar nicht unangenehm, und belebt in dieser Zeit alle Birken- und Tannenwälder. Sein gewöhnlicher Ton ist melodisch und brausend, und gleicht dem Gurgeln einer Menge Tauben; darauf zischelt und pfeift er in einzelnen Klängen. Diese macht der Jäger ihm geschickt nach mit einer Pfeife, welche Orrpipa heiſst; er läſst sich locken, und findet für das süſse Spiel, das er erwartet, den Tod. Ein Orr hat gewöhnlich 12 bis 14 Jungen. Viel leiser ist die Stimme des fast zweimal so groſsen Auerhahns. Wenn er die vollen Liebesflammen fühlt, so ist er wie ein Kalkuttischer Hahn so in Entzückung und Bewuſstseynlosigkeit, und sein ganzer Leib in einer konvulsivischen Bewegung, daſs er weder sieht noch hört, daſs der Jäger schieſsen kann, und er nicht auffliegt, ja daſs man ihn todtschlagen kann. Aber diese Extase währt nur jedesmal einen Augenblick, und während derselben muſs der Jäger ein paar Schritt näher machen; sobald sie vorbei ist, hört und sieht er wieder sehr fein. Es ist mit seiner Jagd sehr verdrieſslich, und sie fordert viele Geduld, denn oft, wenn man während der Extasen sich allmählig näher geschlichen hat, fliegt er weiter und man muſs wieder von vorne anfangen.

Der Baron hat überall die humansten und verständigsten Ideen vom Ackerbau und dem wahren Vortheil eines Landes. Seine Bauern will er allmählich an eine vernünftigere Wirthſchaft und Thätigkeit mit Auge und Hand gewöhnen, und ſie dann auf Pacht ſetzen, und zwar auf eine beſtimmte jährliche Kornabgabe, ſo daſs jeder 20 Morgen Land, und etwas über eine halbe Laſt jährlicher Ausſaat bekömmt. Natürlich will er ſich die Mühe geben, ſie eine verſtändigere Wechſelwirthſchaft zu lehren. Keinem Dinge iſt er mehr feind, als der verderblichen Hofdienſte und der tyranniſchen Behandlung der Bauernklaſſe und der Einziehung ihrer Höfe. Leider hindert Unkunde und Ohnmacht ſo viele ſelbſt freie Bauern es recht anzugreifen. Auf den ſchönſten Feldern ſieht man oft nur ein Achtel unter dem Pfluge, das Übrige liegt noch wie in Adams Zeit.

Wie es mich freute, von dem Mann das ſchwediſche Volk rühmen zu hören, deſſen Lob ich ſo gern ſelbſt verkündigen mögte. Er lobt die Treue und den Gehorſam und die Gelehrigkeit der Nation, die im Allgemeinen Muth und Kopf zu allem Groſsen und Tüchtigen habe. Er hat das Volk im Kriege und Frieden kennen gelernt, und ſagt, daſs es nach dem Sprichwort: en Karl mot en och twå mot fanen (ein Kerl gegen einen, und zwei gegen den Teufel) durchfahre, und unter seinen rechten Anführern den Teufel aus der Hölle hole, kein Element scheue, aber in seinem kalten Muthe auch sogleich seinen Führern bis ins Herzensblut schaue und sehe, ob das schwarz oder weiſs sei. Der schwedische Matrose endlich sei der erste in der Welt. Dies wissen die Engländer und Nordamerikaner wohl, die keine so sehr anlocken und so hoch bezahlen, als die Schweden. Leider verliert Schweden in solchem Gewerbe jährlich Tausende seiner rüstigsten Jugend, von den Küstenbewohnern der Nordsee und Ostsee.

Der rastlos spekulirende Mann sinnt auf alles Tüchtige und Ehrenvolle. Entdeckungsreisen im Vaterlande auf Böten und Kähnen hat er schon gemacht und will er noch machen, um die Vortheile und Möglichkeiten neuer Schiffahrtsverbindungen des inneren Schwedens, auf seinen Strömen und Seen aufzusuchen. Als Direktor der Gesellschaft des Trohättakanals hat er thätig mitgewirkt, und thut es noch: manches würde vielleicht einen andern Zuschnitt erhalten haben, wenn er bei dem Bau der Schleusen und des Kanals gleich vom Anfang mit am Worte gewesen wäre. Ein eignes Schiff hält er auf dem Wenern und ist jetzt beschäftigt, etwa eine Meile von Frugården, am Halleberg, eine groſse Kalkbrennerei anzulegen. Er hat dem Eigner des Grundes die Freiheit dazu abgekauft. Die Materie ist vortrefflich, und mit einem brennbaren Alaunschiefer gemischt, der, wie in Nerike, Holz und Kohlen entbehrlich und die Kosten des Brennens weit geringer macht. Der See ſtöſst unmittelbar an die Brennerei, und ohne Fuhrwerk, durch bloſse Maschinerie, kann der Kalk in die Schiffe und Böte geladen, und so rund auf dem ganzen Wenern und über Götheborg durch die Nord- und Ostsee verfahren werden. Der Ofen wird auf eine neue Art gebaut, gleich einem umgekehrten Trichter, so daſs, wie unten der fertige Theil ausgenommen, oben neue Materie aufgeschüttet wird.

Den 8ten Mai des Morgens um 7 Uhr fuhr ich von Frugården ab, und hatte nicht mehr als 2¼ Meilen bis Trollhätta. Das Wetter war lieblich, die Sonne warm. Die ersten ¼ Meilen bis Halby ging es rasch. Von da bis Trollhätta sind 2 Meilen. Hier widerfuhr mir das eigne Unglück, was man bei langen und schweren Stationen oft hat, ein schlechtes Pferd zu bekommen. Ich glaubte, zuweilen thun die Schelme dies aus Politik. Indessen hatte ich Zeit mich nach Herzenslust von der schönen Sonne wärmen, von dem Orr umgurgeln, von den Bergwassern umbrausen, von den Tannenwipfeln umrauschen zu lassen. Der Weg engt sich nemlich bald ein zwischen dem See Dettern links und dem Halleberg rechts, und dann zwischen dem Halle- und Hunneberg. Den See schlieſst ein weiter Sumpf unter dem Hunneberg, und näher am Wege hat man einige kleine Wirthschaften mit guten Feldern. Die Fahrt aufwärts am Fuſs des Hallebergs geht einen schlimmen steinigten Weg, der jetzt vom Schneewasser sehr ausgelaufen war. Der Berg liegt einem so schroff über dem Kopf, wie eine Ättestupa, und droht selbst als ein Ättestupling, seines hohen Himmelssitzes müde, einem auf den Kopf zu kommen. Es geht diesen seinen Fuſs immer auf und ab, wohl an Meilen; kleine freundliche Wohnungen mit einem Feldchen, und Wiesen, die sehr fruchtbar sind, liegen zwischen den Bergen eingeklemmt zu den Füſsen; auch der Hunneberg rechts zeigt eine eben so scharfe Seite. Brausende Bäche kommen stäubend herunter, kein Schnee scheint mehr auf den hohen Gipfeln. Näher der Ausfahrt aus diesem schönen Thale ist ein herrlicher Wasserfall, der sich ganz perpendikulär wenigstens 70 Fuſs hinabstürzt, und vor 14 Tagen, als mehr Schnee lag, göttlich gewesen seyn muſs; er treibt jetzt 4 kleine Mühlen, die an seinen Absätzen gebaut sind. Schon weiden in diesem reizenden Bergthale die Kühe: ein hübsches Mägdlein, eine ächte Milkmaid, hüpfte hinter ihnen her.

Nahe bei dem Ausgange aus dem Thale, am Wege, stehen in der Runde 8 Steine aufgerichtet, wie in meinem Vaterlande, der Insel Rügen, deren so viele aus den Zeiten der Slaven und der normännischen Wikinger sind. Der eine sagt, daſs ihn, den umgefallenen, im Jahr 1754 Adolf Friedrich und Ulrika Luisa wieder aufrichten lieſsen. Man macht dies hier zu einer Gerichtsstelle, auch wohl zum Grabe eines Heiden. Man kann aus solchen Dingen fast machen, was man will.

Die beiden hohen Berge, die ganz wie abgeschnitten dastehen, sind immer sonderbare Erscheinungen in einer ganz flachen Gegend, wo sie, wie ein paar aus der Erde gewachsene Kegel, in ihrer einsamen Herrlichkeit da stehen. Indessen mit Kinnekulle ist es derselbe Fall. Ihre Bergart und also wahrscheinlich ihre Bildungsart ist wohl einerlei mit ihm, doch sind sie beinahe um 500 Fuſs niedriger. Der höchste ist der Halleberg. Die Fläche der beiden Berge ist ganz eben und mit Wald bedeckt. Sie sind Königspark und hatten im Anfange des verfloſsenen Jahrhunderts noch viele Hirsche und Rehe, die nun anfangen in Westergöthland seltener zu werden. Der Hunneberg soll 25 Seen auf seinem Gipfel haben, die sich in rieselnden Bächen herabgieſsen und unten zum Theil Mühlen treiben. Er hält unter andern Arten Kalkstein und Alaunschiefer; doch ist die Menge der harzigten und schwefligten

Theile nicht groſs genug, daſs die Anlage eines Alaunwerks sich lohnte. Unten sind mehrere Kalk- und Steinbrüche nach der Seite von Wennersborg hin. Dort ist auch eine Art schwarzer Schiefer, der schwarz färbt, und gebrannt und zu Cement gestampft, beinahe so gut seyn soll, als die italienische Terra pozzuolana.

Am Halleberg hielt ich und kletterte durch eine Öffnung der steilen Felsenpfeiler hinauf, welche mein Skjutsbonde mir zeigte. Der Berg liegt jäh und mit abgerissenen Säulen über dem groſsen See: welch' ein Schauspiel, als ich mich durch das Dickigt gearbeitet hatte! Dies könnte ein Königstein werden, denn er ist nur durch einige Fuſspfade zugänglich, und das Übrige steht als eine unzerstörbare Mauer auf ewigen Säulen da. Aber glücklich gebraucht Schweden keines Königsteins. Der Berg hat dieselben Bestandtheile, wie sein Bruder. Ich habe schon erzählt, daſs Baron Pleten hier eine Kalkbrennerei anlegt, deren Kalk durch seinen eignen Schiefer gebrannt werden soll. An der Südspitze dieses Berges liegt die

Häckle oder Häcklekint, ein einsamer groſser Felsen. Dies, sagt man, war eine Attestupa, von wo die Helden der Vorzeit, die nicht hatten durch das ehrliche Schwerdt fallen können, sich lebensüberdrüſsig in den raschen Tod stürzten, um desto schneller und gewiſser mit Odin und seinen Helden zu schmausen und zu turnieren. Wer will diese Àttestupa jetzt ausmachen, da der ganze groſse Berg nur Eine Àttestupe ist? Mehrere Grabhügel liegen hierherum, die auch ihre Steine haben.

Nach der Àttestupa hört der Halleberg auf und der Hunneberg verändert seine, bis jetzt mit ihm parallele, Richtung nach Westen mehr nach Süden, und begleitet den Wanderer links noch eine halbe Meile. Hier waren einige Wassermühlen, und fast bei jedem einzelnen Gehöft sieht man kleine Mühlen, die viel Holz kosten, und doch immer schlechtes Mehl geben. In dem gröſstentheils hügligten Schweden sind übrigens Wassermühlen das Gewöhnliche. — Ein weites Thal mit dem Götheelf in der Ferne breitet sich nun aus mit netten Höfen und wohl bestellten Feldern; nach einer halben Meile sich immer mehr einengend, verliert es sich in felsige Hügel, wo nur in den Gründen einzelne Streifen Acker zwischenlaufen. Über diesen flachen Felsboden kröppelte ich mich, auf einem schlimmen Seitenwege, mit meinem Gaul nach Trollhätta und hatte, mit Ausnahme meines Kletterns auf dem Halleberg, 5 Stunden gefahren. Das Brausen des Stroms machte mich lange schon ungeduldig; aber meine Rosinante hatte den langen Winter und den noch kahlen Frühling in den Beinen. So hatte ich Zeit und gab Zeit, mich von den neugierigen Bewohnern Trollhättas begucken zu lassen, und kehrte in den Gästgifvaregård ein.

Kaum hatte ich Zeit gehabt, einige Bissen zu essen und einige Gläser schlechten englischen Porter zu leeren, so war der gewöhnliche Cicerone der Fremden, welche nach Trollhätta reisen, auch da mit dem Stammbuche, worin sie ein vergängliches Denkmahl setzen. Es ist ein alter Husar, Namens Severin Cavallin, jetzt hier bei dem Zoll angestellt, der im siebenjährigen Kriege mit gewesen, und viel zu erzählen und aufzuschneiden weiſs. Mit mir sprach er Deutsch und pries unsre alten wackern Generale Platen und Dyk, vormals seine Chefs, was ich mir gern gefallen lieſs. Bloſs bei den groſsen Naturspielen waren mir seine Sancho Pansa Streiche etwas fatal. Ich eilte sogleich mit ihm zu dem, was so lange schon als ein Wunder in meinem Gedächtniſse und jetzt schon einige Stunden als Klang um mein Ohr geschwebt hatte. Wir gingen auf einer Insel im Strom, welche Malgö heiſst, vielen Schneide- und Mehlmühlen vorbei; ich sah als Einleitung Polhems Riesenschleuse und stand bald auf dem Felsenaltan vor dem Sturz des ersten Wasserfalles. Die Gewalt dieses Falls wird vermehrt durch eine Insel, Namens Gullö, die mitten im Strom liegt. Diese Felseninsel ist grün mit Tannen bewachsen. Die Wasser stürzen sich brausend 26 Fuſs tief hinab. Hier hielt ich meine erste Andacht. Der diesseitige Fall heiſst von der Insel Gullöström, der jenseitige Toppöström. Bald eilte ich von hier weiter, um mich dem Hauptfalle an der besten Stelle gegenüber zu stellen. Diese Stelle hat mit ihrer Bank, zum Andenken, daſs Könige öfter da gestanden und gesessen, den Namen Kungssoffan (Königssopha) erhalten. Hier liegt eine zweite kleine Insel oder vielmehr ein nackter Fels, Namens Toppö, aus des Stromes Mitte hervorstehend; sie engt das Wasser sehr ein, das sich in zürnender und schallender Wuth lothrecht in den ungeheuren Abgrund stürzt. Die Insel ist zu beiden Seiten spitzig ausgeschnitten, so hat das Wasser sie gesägt und geglättet. Des Wassers Gewalt schieſst pfeilschnell fort, sie ist so gedrängt, daſs zu beiden Seiten eine 15 Ellen lange Säule, die einer geronnenen Masse Eis gleicht, sich zusammen hält. In der Mitte braust, in der Tiefe heult es, oben stäubt es um den Felsen, und Tropfen bespritzen den Wanderer. Eine Rauchsäule steigt auf, worin oft hundert Regenbogen spielen. Die mittanzenden Balken verschwinden in der Tiefe, werden im Wirbel rund gedrehet und kommen in ein paar Sekunden einige hundert Schritt von hier wieder empor. Im magischen Nebel scheinen die Bäume und Ufer zu tanzen, die alten Felsen unter den Füſsen zu beben. Was soll ich mehr sagen, als daſs ich einige glückliche Stunden hier stand! Die Stelle, wo ich stand und schaute, ist eines jener Naturspiele, die man in vielen Gebirgen Schwedens findet, ein sogenannter Riesenstuhl oder Riesenkessel (Jättestol, Jättegryta), eine runde Höhlung im Felsen, der rings umher wie von Menschenhänden abgeschnitten und abgeschliffen scheint. An dieser abgeschliffenen Naturtafel liest man unter andern Namen, auch die unsers jetzigen Königs und seines Oheims, des Herzogs Karl, während ihrer Anwesenheit 1793 hier eingehauen.

Diese herrliche Natur ist hier dem Menschen doch sehr im Wege gewesen, und ohne diese Wasserfälle der Göthaelf würden tausend Leben gerettet, viele hunderttausend Rthaler gespart, und wer weiſs wie viele Fluren früher blühend gewesen, wie viele Menschen mehr gezeugt seyn. Ich komme jetzt auf die glorreichen Arbeiten der Menschen, die hier zu sehen sind, ein anderes Wunder, was eine andere Bewunderung erregt, als die Natur. Schon der erste groſse Regent aus dem Wasastamme, Gustav der Erste, soll an eine Vereinigung der Ost- und Nordsee, durch die Verbindung der groſsen See in der Mitte von Schweden, gedacht haben, aber der Wiedersteller des Volks hatte an allen Enden seines Reichs zu viel zu thun, als daſs es zur Ausführung hätte kommen können. Karl der Neunte, ein strenger und thätiger Regent, machte hier den ersten Anfang. Näher nach Wennersborg öffnete er den sogenannten Karlsgraben, um die hier beschwerliche Einfahrt von dem Wenern in die Göthaelf zu erleichtern, und dem Fluſs, der sehr eng war und oft die umliegenden Felder überschwemmte, mehr Abfluſs zu verschaffen. Hierauf folgte die Schleuse bei Brinkebergskulle, zwischen Wenersberg und Trollhätta. Während Christinens Minderjährigkeit kam die Schleuse bei Lilla Edet zu Stande, so daſs man von der Nordsee bis Åkerström hinauffahren konnte. Karl der Eilfte hatte für seine wenigen Jahre zuviel aufzuräumen und zu ordnen; hätte er für Schwedens Glück 20 Jahre länger gelebt, wer weiſs, was seine Schnelligkeit auch hier erschaffen hätte. Unter Karl dem Zwölften trat der berühmte Polhem der Ältere, ein Mann, dem die Natur zu groſsen Dingen Kraft und Lust gegeben hatte, mit einem Plan hervor, die ganze Göthaelf, vermittelst Kanäle und Schleusen, schiffbar zu machen, und so den Wenern mit der Nordsee zu verbinden. Der Akkord darüber ward im Jahr 1718 abgeschlossen. Er bedang sich 5 Jahre hinter einander jährlich 10000 Rthaler und freies Eichen- und Tannenholz aus den königlichen Waldungen, auch Entschädigung, wenn etwas mehr aufgehen sollte. Man erstaunt, daſs er hiemit auszureichen glaubte. Der Tod des Königs endigte dies alles. Nachher waren noch oft Vorschläge und Plane, aber es kam nichts darnach, bis 1742. Da traten der jüngere Polhem und ein Oberst Karlberg zusammen, konsulirten den alten 80jährigen Polhem, und übergaben einen Plan, nach welchem sie den Strom segelbar machen wollten. Dieser ward endlich angenommen, und nach ihm ward 6 Jahre gearbeitet. Bei den Arbeiten selbst thaten Wiman, ein sehr geschickter Ingenieur und Mechaniker, und ein Baron Härlemen, das Meiste.

Zuerst hatte man die schwerste Arbeit bei den groſsen Fällen Trollhättas; diese muſsten umgangen und ein Kanal zur Seite gemacht werden. Nicht weit von Trollhätta, wo der Strom mit einer Bucht zwischen hohen Felsen sich einengt, sind drei kleine Fälle. Das Wasser hat dort eine fürchterliche Gewalt und deswegen heiſst die Stelle Helvetesfall oder Höllenfall. Die Wörter, mit Troll und Helvete und Djeſvul zusammengesetzt, drücken immer was Groſses und Kühnes aus. Auch hier sollte durch Schleusen geholfen werden. Man sieht bei Flottberg hart bei diesem Fall eine Schleuse, die nicht vollendet ward. Man wollte nemlich dem Fall bei Flottberg und dem Helvetesfall dadurch ausweichen. — Hier will ich noch erinnern, ehe ich weiter erzähle, daſs man die Höhe des Wenern 168 schwedische Fuſs über dem Meere und 144 über dem Strom gleich unter Trollhätta rechnet; der Unterschied der Höhe des Wassers unter dem Fall bei Flottberg und über den Katarakten bei Trollhätta, soll ungefähr 100 Fuſs seyn.

Im Jahr 1749 fing man mit der Arbeit an.

Lange Arbeit kostete es, den Kalledamm gegen die Wasserfälle Trollhättas zu werfen, wodurch die Schleusen gesichert werden sollten, die man durch den harten Fels führen wollte. Endlich trotzte er den wüthenden Wogen und steht noch jetzt da, als ein schönes Denkmahl der Beharrlichkeit jener braven Männer und als der Schutz des Kanals, der jüngst nach einem andern Plan vollendet ist. Welch ein Riesengeist, der die Idee faſste, hier hart am Fall die Schleusen durchzuführen, um die Herrlichkeit des Menschenwerks gleichsam glorreich neben die Herrlichkeit des Naturwerks zu stellen! In keinem Unternehmen spiegelt sich der kolossale Geist des Nordens besser, als in Polhems Schleusen. Drei Schleusen, Denkmähler jener Kühnheit, sind hier zu sehen, nemlich Ekeblads, Polhems, und die nicht vollendete Elviusschleuse. Polhems Schleuse ist ein wahres Riesenwerk, 6¼ Fuſs gesprengt. Weil aber diese Schleuse den Fällen und dem Andrängen des Wassers so nahe war, so fürchtete Polhem, ihr Felsen werde nicht halten können, wenn er nicht oben das steinerne Gewölbe darüber lieſse. So blieb eine hohe Felsdecke. Dies hätte aber, wäre das ganze Werk nach seinem Plan zu Stande gekommen, die Unbequemlichkeit gehabt, daſs die Masten hätten untergelegt werden müssen.

Da die kühnen Männer so den kürzesten und gefährlichsten Weg suchten, so entwarfen sie den Plan, bei Flottberg den Strom so hoch einzudämmen, und nachher mit Schleusen zu bändigen, daſs die hervorstehenden Klippen des Höllenfalls so tief unter Wasser kämen, daſs die Schiffe darüber schwimmen könnten. Auch hiermit ward sogleich angefangen. Man versuchte und versuchte, aber der Stein des Stroms war zu brüchig und spröd; oft standen mehrere kleine Dämme da, aber sie verschwanden auch wieder und nichts wollte aushalten. Endlich, nach einer penelopeischen Arbeit von 1751 bis 1755, ward durch Versenkung groſser Steinmassen und durch Verbindung mehrerer kleiner Dämme, ein Damm von 90 Fuſs Breite fertig. Schon konnte man von der einen Seite des Fluſses zu der andern gehen; schon bereitete man sich, durch festere und weitere Fortführung desselben, durch die Vollendung des Maurens und Einrammens, das Werk für ewig zu machen, wenigstens so ewig, als eine menschliche Ewigkeit werden kann — siehe: da brach plötzlich ein Unheil oder Unfall herein, der alle Hoffnungen und allen Ruhm der würdigen Männer, die so viel gearbeitet hatten, vor den Augen der Unkundigen mit wegspülte. Bei harter Strafe, ja ich glaube bei Lebensstrafe, war es verboten, nichts in den Strom zu werfen oder mit dem Strom zu flöſsen, was die angefangene Arbeit hindern oder zerstören könne. Doch in der Nacht vom 19ten auf den 20sten September 1755 tanzten 900 zwölfter Dicke in den Strom geworfene Bretter, Trollhätta hinunter. Die Fluth war groſs, ein starker Nordwind blieſs, der wiederholte Stoſs der Bretter wirkte; die herrliche Arbeit fünf mühevoller Jahre floſs mit ihnen hin. 60 Menschen, die auf dem Damm arbeiteten, retteten sich meist auf den Brettern, doch ertranken 9 Mann von Westgöthadalsregiment, die zu der Arbeit kommandirt waren.

Woher die Bretter gekommen, wer sie in

den

den Fluſs geworfen, wem sie gehörten, niemand erfuhr es. Das Wahrscheinlichste ist, daſs Menschen, deren Interesse die Vollendung des Werks entgegen war, sie in den Strom geworfen. Nie ist die Unthat entdeckt, nie auch ordentlich untersucht worden. Seit diesem Unfall, den man wohl Unheil nennen kann, weil er von nichtswürdigen Bösewichtern kam, blieb alles, wie es war, selbst das Vollendete blieb unnütz. Man wollte nicht wieder von vorne anfangen, man schien sogar an der Möglichkeit dessen zu verzweifeln, was schon beinahe vollendet da gestanden hatte, und brachte viele Jahre mit Nichtsthun und leeren Projekten hin. Unbelohnt und voll Gram entwichen mit dem Unglück die braven Männer, die bisher das Ganze geleitet. Der wackre Wiman, der hier zuerst zu nennen ist, starb bald darauf vor Miſsmuth.

Man konnte also jetzt nur von dem Wenern bis Trollhätta, und von der Nordsee nur bis an Åkerströms Schleuse kommen. Die beiden letzten Fälle des Stroms nemlich sind die bei Åkerström und Edet, welche durch Schleusen schiffbar waren. Der erste Fall hat nur 3½ Fuſs Höhe, der bei Lilla Edet 10 Fuſs. Hinter Edet endlich flieſst der Strom seine gröſsere Länge ruhig, und in einem weiten Faden bis ans Meer fort.

Endlich nach langer Zeit kam ein neuer Plan von dem berühmten Wasserbaumeister Thunberg, aber dieser blieb nur Plan. Das Jahr 1793 sollte hier Epoche machen. In diesem Jahre machte der jetzige König und der Herzog Regent eine Reise nach Göthaborg und Trollhätta. Sein Anblick, seine Aufmerksamkeit auf die alten Riesenplane und auf die Reste der Arbeiten, brachten mit alten Erinnerungen, neuen Enthusiasmus in die Herzen. Man machte Anträge und Bedingungen, sie wurden gnädig gehört. Einer Gesellschaft ward die Direction des ganzen Baues übergeben, und die Aufſicht und Sorge für das, was schon für die Schiffbarmachung der Elf gethan war. Diese Gesellschaft, die den Namen Trollhättakanals Gesellschaft annahm, errichtete sich auf den Fuſs von Aktien; in wenigen Wochen waren 765200 Rthaler gezeichnet. Während des Baues, und so

Jahre nachher sollten Freijahre seyn, und die Krone nichts erhalten. Darauf sollte sie die nächsten 15 Jahre jährlich 500 Rthaler, die folgenden 20 Jahre 1500 Rthaler, und nach diesen für immer 2000 Rthaler jährliche Abgabe von der Gesellschaft erheben, welche die Zollabgaben anordnen und erheben sollte. Ferner ward ein Infanterieregiment zu den Arbeiten bewilligt, Eichenholz umsonst aus den Kronwäldern, und 800 Centner Pulver zum Sprengen. Zur Bedingung ward gemacht, daſs der Kanal und die Schleusen 22 Fuſs breit seyn, und der Strom und Kanal in den Stand gebracht, und künftig darin erhalten werden sollten, daſs sie $6\frac{1}{2}$ Fuſs Tiefe hielten.

Darauf fing man die Arbeit rasch an, meistens nach Thunbergs Plan, nemlich von Trollhätta bis hinter den Helvetesfall einen Kanal queer über Land durch den Felsen zu führen. Aus kleinen und dummen ökonomischen Rücksichten arbeitete man aber zuerst schief und krumm immer da, wo der Felsenboden weicher oder niedriger zu seyn schien. Zu wünschen wäre es gewesen, daſs der berühmte

Nordwall, eines der ersten mechanischen und mathematischen Genies Schwedens, sogleich bei der Arbeit gewesen wäre. Sobald er, dem alles Kleine klein ist, hinzukam, ward der Kanal gerade, und die Natur mufste dem Menschen folgen. Nächst Nordwall gebührt dem Direktor Svedenstierna, und in den letzten Jahren, wo der Baron von Platen als Mitdirektor hinzukam, auch ihm für manche Einrichtungen Ruhm und Ehre, wie auch dem Direktor Herrn Peter Bagge aus Götheborg, als thätigem und patriotischem Aufseher und Beschleuniger der Arbeiten. Der 14te August des Jahrs 1800 war endlich der merkwürdige Tag, wo das erste Schiff durch den Kanal und die Schleusen ging. So hatte der Eifer einer Privatgesellschaft in 6 Jahren vollendet, was man eine Zeitlang schon unter die tollen und unmöglichen Plane geworfen hatte.

Ich will nun mit meinem redseligen Cicerone Severin Cavallin zuerst den alten Fahrweg von Trollhätta bis unter den Helvetesfall gehen, dann wollen wir längs den Schleusen des Åkersees und Kanals wieder umkehren, und ich will kurz beschreiben, was ich gesehen habe. Vormals führte eine hölzerne Brücke, eine halbe Viertelmeile von Trollhätta, bis unter den Höllenfall queer über das Land; auf dieser Brücke wurden die an beiden Stellen aus- oder eingeladenen Waaren gegen eine gewisse Abgabe transportirt, was jetzt unnöthig ist. Wir wanderten so durch den Felsenwald hin, hier und da einen Theil der jetzigen Anlagen berührend. Mein Alter, der ein gewaltiger Politikus und Kriegsmann ist, kam hier auf die neuesten französischen Geschichten, und auf Pichegrus berühmte Selbsterhängung, damals eine neue Tagesgeschichte. „Nein, rief er, das kann ich nicht glauben, daſs ein solcher Soldat sich selbst erhängt haben sollte. Zu sterben verstand er wohl. Nein! Nein! Man hat ihn erwürgen lassen, er hätte sonst viele fatale Sachen sprechen können.“ Endlich fluchte er recht schwedisch bei zehntausend Millionen Tonnen Teufeln. „Hätte ich zehn Millionen Leben, und ich sollte sterben, und sie könnten alle ohne Schmerz durch einen einzigen Strick ausgewürgt werden, so wollte ich doch lieber jedes einzeln abhauen lassen, oder selbst mit dem Eisen abhauen, als sie durch das schändliche Seil zusammen aufknüpfen.“

Unter solchen und ähnlichen Geschwätzen kamen wir endlich unten bei den Schleusen am Strom an. Glücklich kamen gerade zwei Schiffe herauf, und ich hatte die lehrreiche Geduld, sie nach und nach das Gebirg hinantanzen zu sehen. — Zuerst am Strom sind drei Schleusen nahe bei einander: die erste heiſst Nordwall, die zweite Trollhättadirektion, die dritte nach zwei Direktoren, Chalmers und Bagge. Aus diesen Schleusen flieſsen die Schiffe in ein kleines Becken, wo die hinauf und hinunter fahrenden einander vorbei kommen können. Hinter diesem Becken kommt man endlich an das Wunder des Kanals, an die 5 Schleusen, welche, durch das eingesperrte Wasser, die Schiffe ein hohes Gebirg hinauf und hinab führen. Ihre Namen sind Nummer 4, Herzog Karl; N. 5, Kronprinz Gustav; N. 6, Sophia Magdalena; N. 7, Friederika Dorothea Wilhelmina; N. 8, Gustav der Vierte Adolf. Der durch diesen

Fels gesprengte Kanal mit den Schleusen hat 72 Fuſs Höhe. Die Seiten hält der natürliche Stein, der Fuſs ist gemauert mit gehauenen Steinen meist von Kinnekulle. Die Schleusenthore sind gewaltig und haben wieder kleine Thüren in sich, um das Wasser aus und einzulassen; sie schlieſsen und öffnen sich leicht, wann das Wasser zu beiden Seiten gleich steht. Der Berg dieser Schleusen heiſst Åkerberg. An einer Seite des Felsen soll hier ein Monument mit dem Namen der Schleusen und andern Inschriften eingefügt werden. — Aus diesen Schleusen, dem Wunder menschlicher Kraft, führt der Kanal in einen ziemlich groſsen See, namens Åkersjö. Man glaubte viel zu gewinnen, daſs man ihn dahinein leitete, aber die Aufräumung des Sees hat viel gekostet. Merkwürdig ist es, daſs man bei dieser Arbeit darin ein groſses Boot und ein Wrak und ein ansehnliches Anker gefunden hat. Man kann fragen, wie kamen diese hierher über die Felsenberge? und kann sich dabei gelegentlich der goldnen Träume Rudbecks und seiner Atlantis erinnern. Aus diesem See geht der Kanal nun in einem harten Felsengrund auf Trollhätta los, grad, so lange Nordwall dirigirt hat, vorher krumm, hin und her, oder, wie Cavalin sich naiv ausdrückte: som tjuren pissar; „wie der Stier piſst.“ Hier sind mehrere Wasserbecken, wo die Schiffe einander vorbei kommen können, unter andern das groſse Bassin von Olida genannt, wo die Zollabgaben entrichtet werden. Dort steht ein schönes Haus des Obereinnehmers. Auſser diesem Hause sind mehrere für die mittlere und untere Bedienung erbaut, die zum Theil schon nette Gärten und fruchtbare Ackerstücken haben, die der Mensch aus diesem Felsen zu erzwingen versteht. Für diese Becken und für das Ablassen des Wassers und das Trockenhalten des Kanals im Winter, sind von dem See bis an den Kafledamm noch drei Halbschleusen. Linker Hand am Kanal, etwa auf dem halben Wege von dem Åkersjö nach Trollhätta, ist eine hübsche Docke, von dem Baron Platen gebaut, eben fertig geworden. Eine besondere Gesellschaft, von welcher er ein Mitglied ist, hat die Kosten gestanden und erhebt von den

Schif-

Schiffen, die dort gebaut und kalfatert werden, eine gewisse Abgabe. Übrigens ist die Gegend rings umher Fels und Tannenwald; das schroffe jenseitige Ufer mit seinem Grün, und die vielen brausenden Krümmungen des Stroms, machen sie an manchen Stellen recht mahlerisch, und geben frappante Aussichten.

Der Kanal ist wohl beinahe eine schwedische Viertelmeile lang. So vortrefflich das Werk und seine Ausführung auch ist, so finden doch Manche daran etwas auszusetzen. Sie sagen, er habe 8 bis 10 Fuſs breiter, und mehrere Fuſs tiefer gemacht werden können, damit von den Städten am Wenern groſse Schiffe für den Ocean befrachtet, und unmittelbar verschickt werden könnten. Bloſs Neid der Gothenburger und andre unreine Absichten, haben das Werk nicht zur vollsten Nationalehre und Nationalbeglückung ausführen lassen, weil man die Vortheile, welche die Städte und Provinzen um den Wenern unmittelbar dadurch genieſsen konnten, allein ärndten, und sie in einer Art Abhängigkeit erhalten wollte. Wie ganz anders würden sonst Kultur und Industrie jeder Art dort aufgeblüht seyn, wenn sie unmittelbaren Handel erhalten hätten. Man hat hingegen mehrere Einwendungen und Entschuldigungen gemacht, die aber nicht triftig sind; nur Ein Einwand wäre hinlänglich, wenn er wahr wäre. Man sagt, der Strom selbst ist an vielen Stellen für solche Schiffe, die man durch den Kanal laufen lassen wollte, zu seicht. Wären aber diese wenigen seichten Stellen nicht vielleicht wegzusprengen und aufzuräumen? Bis diese Unmöglichkeit erwiesen ist, wird es immer nur zu bedauern seyn, daſs der Kanal und die Schleusen nicht 32 Fuſs Breite und 12 Fuſs Tiefe haben, für 22 und 6½.

Das Werk, das heiſst Kanal und Schleusen zusammen, hat nach einer authentischen Angabe, 358983 Rthaler gekostet, also noch nicht die Hälfte der Unterzeichnung; aber nach einer andern Angabe, die ich in Trollhätta selbst erhalten, war die Totalsumme 395507 Rthaler, da sind aber manche Posten aufgezeichnet als: Ehrengelder, Pensionen etc., die nur mittelbar zum Bau des Werks gerechnet werden können. Die Einkünfte sind auf der ganzen Elf bei den verschiedenen Schleusen, dem Karlsgraben und dem Kanal, in 4 Jahren ſolgende geweſen:

1800	(nur seit dem 14ten August)	9885	Rthrl.
1801	— — — —	23320	—
1802	— — — —	23434	—
1803	— — — —	25931	—

Für diese nicht unbedeutende Einnahme, die natürlich in den ſolgenden Jahren noch wachsen wird, soll nun das Werk unterhalten, der Staat besoldet, und die Interessen der Aktieneinnehmer herausgebracht werden. Der Staat besteht, ausser 6 Direktoren, aus einem Oberkämmerier, oder Oberzoll- und Kanalinspektor und einem Schreiber desselben, aus mehreren Schleusenschreibern und noch mehr Schleusenwächtern, die wieder Knechte halten zur Förderung der Durchfahrt durch die Schleusen. Auſserdem müssen ein Mechanikus, ein Schleusenmeister, Lootsen und andere Bedienten gehalten, auch die Direktoren und Revisoren, für ihre aufgewandte Zeit und Reisen, entschädigt werden.

Auch der Wenern und die Schiffahrt auf demselben, steht gewissermaſsen unter der Aufsicht und Vorsorge der Gesellschaft, und laut ihrem gedruckten Protokoll von 1800 hat sie mehrere Anstalten getroffen, die Schiffahrt auf demselben zu sichern, und allen Unfällen vorzubeugen. Hie und da sind Baken errichtet, an gefährlichen Stellen und Klippen Flaggen und Pfähle ausgesteckt, Hafenplätze und Ankerstellen sind hie und da gereinigt, und durch Ducs d'Albe brauchbarer gemacht, zu Beschreibungen und zum Entwurf von Seekarten ist schon der Anfang gemacht.

Trollhätta sieht wie ein zierlicher Flecken aus, und wird bei vermehrter Thätigkeit gewiſs noch stattlicher werden. Die Docke und eine kleine Schiffswerfte, viele Schneidemühlen, Schmieden etc., die zum Theil der Gesellschaft angehören und administrirt oder verpachtet sind, machen es da recht lustig, des Schiffsvolks und der Reisenden nicht einmal zu gedenken.

Gegen 8 Uhr bei unsrer Heimkunft entließs ich meinen getreuen Cavalin, und das Abendessen schmeckte gut. Dann ging ich noch einmal an den Strom, und sein brausender Wasserfall ward mein Wiegenlied. Ich würde kindisch seyn, wenn ich meine Träume erzählte, aber ich hatte die Nacht süſse Träume aus den Bildern der ersten Jugend. Den andern Tag in aller Frühe war Cavalin schon wieder da mit dem Stammbuche, worin Fremde und Eingebohrne ihr Andenken zeichnen, mit weisen und unweisen Einfällen. Auch ich that das; aber statt zu melden, was ich schrieb, stehen hier die Worte von zwei Männern, deren Namen im Buche für mich den meisten Reiz hatten. Kosciusko, bei seiner Reise von Petersburg nach Amerika, schrieb die schönen Worte, die gern jeder Fremdling ihm nachschreibt: Dieu assiste la brave et bonne nation! Baron Macklean, der Biedermann, setzte eine groſse politische Wahrheit hin, die übersetzt so lautet: „Die Vollendung von Trollhättas Kanalbau, welcher mit Freude von jedem Patrioten gesehen wird, giebt der Regierung die Lehre, daſs die Verbesserungsthätigkeit von Privatleuten, frei gelassen, am kräftigsten wirkt zu allgemein nützlichen Unternehmungen, und nicht unter dem Zwang einer undienlichen und kurzsichtigen Vormundschaft stehen soll."

Als ich fertig war, kam es zur Liquidation der Zeche, die außerordentlich hoch angesetzt war, obgleich meine Bewirthung gar nicht herrlich gewesen war, denn der englische Porter war sauer, die halbe Bouteille Wein, die ich des Abends getrunken, wässerig, das harte Brod ließ sich nicht brechen, aber wohl biegen, und war zäh wie Leder. Mein Schicksal hatte ich vorausgesehen, so wie ich in diesen Gästgifvaregård trat. Man höre die Grundzüge meiner ars poetica der Gasthäuser, die ein epischer Horaz weiter entwickeln mag. Es war im Hause nichts schmutzig, aber auch nichts ordentlich und zusammenpassend, die Wirthin, in übrigens zierlichen Kleidern, sah doch aus wie der Teufel, so schlecht stand das eine Stück an ihr zu dem Andern. Das Bild der Disharmonie ist immer ein Zeichen von etwas Verwirrtem, oft von etwas Schlechtem im Gemüth. Wenn ich in einer Wirthschaft seidene Vorhänge neben Brettstühlen, Porcellantassen, neben einer schwarzen irdenen Kaffekanne, auf dem Tische sehe; wenn die Frau auf dem Kopf Brüßeler Spitzen, auf den Beinen grobe und gestopfte wollene Strümpfe hat, so ist mir vor Hunger oder Prellerei bange, oft ist sogar beides beisammen. Nach dieser Regel kann man, ohne große Weisheit, in Wirthshäusern sein Schicksal vorher wissen. Ordnung und Güte sind eben so unzertrennliche Gefährten, als Disharmonie und Verkehrtheit.

Ende des Ersten Theils.

Ernst Moritz Arndt's

Reise durch Schweden

im Jahr 1804.

Zweiter Theil.

Veritatem profiteri, errorem confiteri.

Berlin,
bei G. A. Lange.
1806.

Reise von Upsala nach Götheborg.

(Fortsetzung.)

Von Trollhätta bis Götheborg, sind 8 Meilen. Stationen: von Trollhätta bis Gerdhem, 1 M. — Gerdhem bis Forſs, 1 M. — Forſs bis Edet, 1 M. — Edet bis Kartleberg, 1½ M. — Kartleberg bis Lahall, 1½ M. — Lahall bis Götheborg, 2 Meilen.

Den 4ten Mai um 5 Uhr fuhr ich ab, um bei guter Zeit in Götheborg anzukommen. Ich hatte 8 Meilen dahin, und hatte es schon genug erfahren, daſs die Pferde Westergöthlands jetzt ohnmächtig sind. Mein Weg ging anfangs den gestrigen Felsweg zurück, bis ich die groſse Straſse hatte. Auf dem letzten Viertel dieser Meile nach Gerdhem, bekömmt man gute Felder. Alles war mit der Erbsensaat beschäftigt; andre säuberten die Wiesen von altem Grase und Schmutz; viele hackten auch kleinere Feldstücken mit der Karste, was ich heute oft gesehen. In dem faulen Gästgifvaregård lag noch alles und schnarchte, selbst den Hällkarl muſste ich wecken, und ihm aus seiner Schrift die Moral deuten, als er meine Zudringlichkeiten übel zu nehmen anfing. Hier ist kein Häll auf dem Wege, sondern nur Reserve, und man muſs sich bei jedem Häll schon ein halbes Stündchen Warten gefallen lassen. Ich unterhielt mich indessen mit den geistlichen Dekorationen des Zimmers. Zuerst hing da eines berühmten Bauernknaben, Jöns Pehrsons aus Småland, in 12 Stunden eingetheilter buſsübender Christ, den man fast in allen Bauernstuben Schwedens findet. Mehr ergötzte mich aber ein anderes Bild, welches Luther und den Antichrist vorstellte. Sie stehen gerüstet gegen einander, und jeder hat sein Heer um und über sich; über dem Pabst hängt eine feurige wahrscheinlich mit Blitzen geladene Wolke, so gemacht, daſs es immer auf ihn herabschlagen kann; überdies sitzt auf dieser Wolke das ganze Beelzebubsche Heer, als Zugabe, welches natürlich bei einem solchen Unfall mit herabkömmt; Luther dagegen hat das englische, mit Michael an ihrer Spitze, über seinem Kopfe. Die Mitte zwischen dem Himmel und der Erde der beiden Partheien nehmen Rom und Wittenberg ein, die mit den Kirchthürmen gegen einander zu kämpfen scheinen. Sie neigen sich komisch genug gegen einander, wie ein paar stöſsige Ochsen die Hörner, und man sieht deutlich an der Übermacht des Wittenbergers, daſs er den Römer zerschmettern wird. Das Bild wird noch komischer, wenn man die Wittenberger Hauptkirche und den Sankt Petersdom neben einander stellt, und den Doggen von dem Mops zerreiſsen sieht.

Die beiden Häll und beiden Meilen von Gordhem bis Edet geht der Weg in ziemlicher Entfernung von der Göthaelf. Man hat Hügel und Berge und viel Wald, und bekömmt auf dem steinigen Wege manche recht antihypochondrische Seelenstöſse. Auf dem ersten Häll liegt im Walde ein schöner See, mit einer anmuthigen Eremiteninsel, einer netten Wohnung unten am See mit Wiesen und Feldern. Ich dachte, auch hier könnte man wohl wohnen, der Kukuk nnd Kibitz riefen darein, und froher ging es über die Steine hin. Auch hinter Forſs ist dasselbe romantische Hügel- und Waldland mit einzelnen Seen. Eine Viertelmeile vor Edet wird es kahl, man sieht den Strom wieder, und fährt endlich dicht an ihm bis Edet. Ich hatte hier Zeit die Schleuse zu besehen und mich an einigen eben durchgehenden Fahrzeugen zu belustigen.

Die folgenden drei Meilen bis Lahall läuſt der Weg meistens nahe am Fluſs hin, gewöhnlich im ebenen Thale, welches links hohe Berge einengen, welche holzlos einen trüben Anblick geben; hie und da treten einzelne Ausschnitte des Gebirgs ein mit Feldchen und freundlichen Wohnungen zu beiden Seiten des Stroms, auch wohl mit anmuthigen Landsitzen, Ziegeleien etc. Doch ist das jenseitige Ufer sichtbar schöner. An der gröſseren Frequenz, an den netteren, oft ziegelgedeckten Häusern, an zierlichen Gärten, an dem Fleiſs des Anbaus bis in die Felsen hinein, sieht man kurz vor und hinter Lahall, daſs man einer stattlichen Stadt zufährt. So rollt man der ansehnlichen Brücke Nybro vorbei, welche über die Elf in Bohuslän hineinführt, man fährt durch das reizende Letje, welches dem Admiral Grafen Wachtmeister gehört; bald folgen Häuser auf Häuser, die endlich zu einer netten Vorstadt werden. Ich war um 4 Uhr aus meinem Wagen.

Götheborg, oder, wie wir sagen, Gothenburg, obgleich eine der jüngsten schwedischen Städte, ist doch die zweite Stadt im Reiche, und überall eine sehr schöne und lustige Stadt. Sie liegt ungefähr anderthalb Meilen vom Meere in einem netten Halbzirkel, den die Götha-elf hier mit einer Bucht bildet. Diese, gleichsam um die Stadt und ihre Rhede herrlich zu machen, bildet hier ein weites Becken, und zeigt jenseits die freundliche Insel Hisinge. Längs dem Wege, den ich gekommen, flieſst von einer andern Seite her östlich ein kleiner Strom, welcher Mölndalsström, im gemeinen Dialekt Mindalsström genannt wird, und durch sein Wasser der Stadt die herrlichen Kanäle giebt. Die Stadt selbst ist von mäſsiger Gröſse und in ihren Halbzirkel meistens rund hinein gebaut. Ihre Straſsen sind grade und breit, die Häuser gröſstentheils von zwei bis drei Stockwerk. Ein groſser Kanal und zwei kleinere durchschneiden die Straſsen, und erleichtern das Ein- und Ausschiffen der Waaren, und den Transport von Lebensmitteln in kleinen und groſsen Schuten und Böten. Hier zeigt sich keine kleine Sparsamkeit, die einen weit umgehen läſst; sondern fast jede kleine und groſse Straſse, wo sie auf einen Kanal stöſst, hat ihre schöne Brücke mit eisernem Geländer. Nach einem neuen Gesetze, welches durch die vielen Feuerschäden, die die Stadt gelitten hat, veranlaſst ist, muſs jedes neue Haus aus Stein gebaut werden. Diesem hat die Stadt es zu danken, daſs fast ihr ganzer nordöstlicher Theil aus sehr stattlichen steinernen Häusern besteht. Der traurige Brand, der im verfloſsenen Jahre einen groſsen Theil der südöstlichen Stadt zerstörte, wird auch dort schönere Häuser aufsteigen lassen. Schon ist man eifrig bei dem Bau, und in wenigen Jahren wird der Schaden wenigstens ersetzt erscheinen. Auch die Domkirche liegt mit in den Trümmern. Am wenigsten zierlich ist der westliche und nordwestliche Theil der Stadt, wo der Weg zum Hafen und zur Rhede geht. Da ist noch eine groſse Menge hölzerner Häuser, unter welchen die stattliche Kaserne sich auszeichnet. Die nordwestliche Seite steigt zu einem hohen Felsen auf, und ist theils bis über Masthuggethor Festungswerk, theils mit kleinen hölzernen Häusern bebaut, worin Handwerker, Fischer, Matrosen, Tagelöhner wohnen. Eben da ich dieses schreibe, kömmt die Nachricht, daſs diesen Herbst auch nach dieser Seite hin das Feuer gewüthet hat, so daſs ein groſser Theil dieser hölzernen Häuser der westlichen Seite bis an das Gebiet des vorjährigen Brandes, und selbst die schöne Kaserne, ein Raub der Flammen geworden ist. So ist also binnen eilf Jahren, im April 1793, im December 1803 und im Oktober 1804, dreimal ein verderbliches Feuer in der Stadt gewesen.

Götheborgs Vorstädte, die meistens westlich und südwestlich unter hohen Klippen längs der Elf liegen, sind sehr bedeutend. Die vorzüglichste von ihnen heiſst Masthugget mit vielen schönen Häusern und einem zierlichen Markt. Ganz hübsch sind auch Haga und Majorno und Nya Warfvet. Alle haben einzelne schöne Häuser, zum Theil niedliche Gärten, der reicheren Einwohner Asiel und Ruheplätze. Haga liefert den fremden Schiffern seine Tanzplätze und Nymphen. — Wenn man längs der Elf hingeht, hat man zuerst die gewöhnliche Rhede, dann folgen die Stationen der ostindischen Schiffe und der Armeeflotte über eine halbe Meile hinaus unter verschiedenen Namen, als das alte, das neue Admiralitätswarf, der ostindischen Kompagnie Hafen, Namens Klippa. — Über Masthuggetorg ist eine hohe Klippenreihe, an deren schroffen Abhängen zum Theil noch Häuser gelehnt sind. Auf dieser Klippen höchster Spitze liegt ein Haufen zusammengeworfener Steine. Der Wanderer, der sich dahin stellt, genieſst einer schönen Aussicht über die ganze Stadt, über den Strom und die Insel Hisinge, bis an die Nordsee, und über die schöne südöstliche Gegend vor der Stadt. Ich habe hier oben mehrmals bei dem Sonnenuntergange gestanden. Nach dem Südosten hin breitet sich die Gegend am weitesten und am blühendsten aus. Man geht südlich aus dem Drottningsthore, und hat sogleich eine Allee doppelter Bäume und zu den Seiten Wiesen und Gärten. So schlendert man eine halbe Stunde fort, und hat einige Zuckersiedereien und Kattundruckereien und gröſsere Gärten und Felder am Wege. Doch würde die ganze Gegend viel schöner seyn, wären die Berge nicht so kahl. Der reizendste Punkt dieses Thals hier ist die Landkirche zu Örgryte, welche, von Bergen eingeschlossen, sehr romantisch unter hohen Felsen und rauschenden Bergströmen liegt. Von hier geht man weiter östlich und kömmt wieder an den Mindalså, der mehrere Ziegeleien hat, bis in die Straſse von Wenersborg, wo mehrere öffentliche Gebäude, als das Narrenspital, Spinnhaus, Armenhaus, unter den netten Häuserchen liegen, die längs dem kleinen Strom und dem Wege über eine Viertelmeile fortlaufen.

Hier ist der Sitz eines Bischofs und Landhöfdings, und ein Gymnasium, auch hat die Stadt eine ansehnliche Garnison, meistens aus Artillerie bestehend, die ihren eignen Befehlshaber hat, den Kommandanten der Festung, und gröſstentheils in den Kaſernen wohnt. Die Festung ist nicht stark, und dient nur gegen den ersten Anlauf. Sie besteht aus zwei befestigten Thürmen mit Schanzen, der Krone und dem Löwen, und aus einer Citadelle in der Stadt. Zur Sicherheit des Stroms und der Küste liegt auch die kleine Festung Elfsborg auf einer Klippe im Meere. — Hier ist auch eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste, die einige Abhandlungen herausgegeben hat und für Künste und patriotische Industrie, auch für die Dichtkunst, Preisaufgaben aufgiebt. Der zweiten Stadt im Reiche kann es an vielen aufgeklärten und gelehrten Männern nicht fehlen, und schon der Reiz einer mannigfaltigen Gesellschaft, die man hier findet, muſs manche hieher locken. Ich habe mehrere solche liebe und unvergeſsliche Bekanntschaften gemacht. Jedem Fremden aber will ich rathen, den Doktor Ekmann, einen eben so humanen, als kenntniſsreichen Mann, zu besuchen. Er wird in ihm einen vorurtheilsfreien und vielgereisten Gelehrten finden, und nach dem Manne auch die treffliche Sammlung von Kunstsachen, Gemählden, Handzeichnungen berühmter Meister bewundern, die er aus England, Frankreich und Italien mitgebracht hat.

Vor allen Städten Schwedens hat Götheborg sich von jeher durch einen groſsen Gemeingeist ausgezeichnet. Dies beweisen nicht allein die reichen Schenkungen und Stiftungen einiger Patrioten, sondern mehr beweist dies die löbliche Einrichtung, Ordnung, Reinlichkeit aller solcher Stiftungen zum Besten der Unmündigen, Verwaisten, Alten und Kranken. Man wird mir eingestehen, daſs es leichter ist, 100000 Rthaler für eine Anstalt wegzuschenken, als diese Anstalt gut einzurichten, und gut zu unterhalten. Vor der Stadt am Wenersborger Wege liegen ein Narrenhaus, ein Spinnhaus und Armenhaus. Das Armenhaus enthält über 200 Menschen und soll 7000 Rthl. jährlicher Einkünfte haben. Ich bin in allen drei gewesen, und habe mich der Ordnung und Reinlichkeit gefreut — das Lazareth habe ich mit seinem Arzte, Herrn Ekman, besucht. Dieses Krankenhaus verdankt sein Daseyn dem ehemaligen Direktor bei der ostindischen Kompagnie, Sahlgrén, welcher 25000 Rthlr. Banko dazu schenkte. Hiezu kamen andere Schenkungen und Legate, so daſs die Zinsen des ganzen Kapitals des Krankenhauses schon 1796 2000 Rthlr. ausmachten, wozu nun noch die andern Lazarethmittel der Stadt geschlagen werden. Dies Haus liegt nahe am Strom an einem freien, luftigen Platze, und hatte 30 und 40 Kranke in groſsen geräumigen Zimmern, nicht zu dick zusammengepackt, und Zimmer, Betten, und alles Übrige mit der gröſsten Nettigkeit. Auch giebt es ein eignes Haus mit 12 Betten für Venerische und ein Blatternimpfungsinstitut, mit dem Freimaurerwaisenhause verbunden. — Hier sind zwei Waisenhäuser, das eine hat ungefähr 1500 Rthlr. jährlicher Einkünfte. Der gröſste Theil der Kinder ist nach dem Beispiel des groſsen Stockholmer Waisenhauses auf das Land in die Kost gegeben, und gedeiht auf solche Weise natürlich hier besser, als es sonst könnte. Bedeutend danächst ist das Freimaurerkinderhaus, worin mehr als 90 Kinder Unterricht, Kleidung und Nahrung erhalten. Ich muſs hier den ehrwürdigen Namen des patriotischen Doktors Dubb nennen, der bei der Einrichtung und Verwaltung mancher wohlthätigen Anstalten an der Spitze steht. — Ferner ist hier ein Seemannshaus, welches an gebrechliche Seeleute, für den Unterricht tauglicher Subjekte, und an Wittwen, jährlich ungefähr 2000 Rthlr. austheilt. — Von den Freischulen ist die Bedeutendere in der Stadt. Hier genieſsen mehr als 500 arme Kinder Unterricht im Lesen, Schreiben und allerlei Indüstrie; 200 haben Mittagstisch, fast eben so viele die nöthigen Kleider, und etwa 10 bis 15 wohnen auch im Hause. Die zweite Freischule, in der Vorstadt Majorne, ist in der letzten Zeit durch Subscription und freiwillige Gaben zu Stande gekommen. — Auſserdem giebt es noch viele private und öffentliche Geldsammlungen und Vertheilungen unter die Armen.

Daſs Götheborg Schwedens erste Stapelstadt an der Nordsee, der Sitz der Ostindischen Kompagnie, und gröſstentheils auch die Versenderin und Beförderin des Ertrags der Fischereien an diesen Küsten ist, weiſs ein jeder. Vielleicht wird es nicht ganz uninteressant seyn, wenn ich die Hauptepochen sowohl dessen, was in dieser Hinsicht versucht, als was wirklich geworden ist, hier kurz zusammengedrängt hinstelle.

Die allgemeinen Handelsrevolutionen und Plane Europens im 17ten Jahrhundert wirkten auch auf Schweden, und es fehlte nicht an Lust, die Schätze des Meeres und der Länder auch sich zuzueignen. Schon Karl der Neunte gab für das neu gebaute Götheborg 1607 ein Plakat aus, eine Handelskompagnie zu errichten. 1624 gab Gustav Adolf Freiheit, eine Generalhandelskompagnie für Asien, Afrika und Amerika zu errichten, welche, unter dem Namen der schwedischen Südkompagnie, 1626 ihre Otroi nebst vielen guten Verfassungen zur Aufnahme des Handels erhielt. Diese Kompagnie gab doch Veranlassung zu der schwedischen

Kolo-

Kolonie in Nordamerika, welche Nova Svecia hieſs. Die erste Expedition dahin war 1627, 1631 ward die Kolonie gestiftet, 1661 ward sie aufgegeben. — Nach dem vortheilhaften Frieden von 1645 mit Dänemark versuchte der um Schweden so vielfach verdiente Louis de Geer mit andern Theilnehmern die Errichtung einer Kompagnie auf der Küste von Guinea. Sie ward 1649 von Christinen für Asien, Afrika, Amerika oktroyirt und privilegirt auf 24 Jahre, erhielt auch Zoll- und Licentfreiheit für alle die Waaren, die sie zum Behuf ihrer Ausrüstungen vom Auslande verschrieben würde. Seine Kompagnie ward durch die Octroi also mit der groſsen Südkompagnie zusammengeschmolzen. Das nächste Jahr kaufte die Kompagnie vom Könige von Futu Cabo Corso mit manchen vortheilhaften Bedingungen, manche Einrichtungen wurden gemacht, und der Handel fing lebendig an. Aber schlechte Verwaltung, Hollands Neid, der Krieg zwischen Holland und England brachten das Ding wieder zum Sinken, und 1667 gab Schweden diesen Handel ganz auf, der gewiſs sehr vortheilhaft hätte werden können, da England dort das Meiste von schwedischen Reiseeisen (fer de voyage) absetzt.

Unter der weisen und wohlthätigen Regierung Karls des Eilften wurden manche Plagierung und Entwürfe wieder hervor gehohlt, Einiges kam auch auf kurze Zeit zu Stande. Dieser König, der aus der Verwirrung alles wieder neu zu schaffen hatte, wandte sein väterliches Aug auf jeden Gegenstand, der dem Vaterlande schien erspriefslich werden zu können. Manches war denn freilich nichts als windige Einfälle, die aber auch Einfälle der Projektmacher blieben. Noch während seiner Minderjährigkeit fing man an auf die Benutzung des Fischfanges zu denken. 1661 in einem Traktat mit England behielt sich Schweden die Freiheit vor, mit tausend Fahrzeugen an den englischen und schottischen Küsten zu fischen. In den 1660ger Jahren muſs auch der Heringsfang an Bohusläns Küste ergiebiger geworden seyn, als vorher. 1666 ward allen Ausländern verboten dort zu fischen. 1667 ward für einen Holländer eine Oktroi ausgefertigt über die

Einrichtung des Heringsfangs in Schweden. Von 1669 findet man ein Edikt wegen der Heringsfischerei in Götheborg; sie muſs also damals wieergiebig geworden seyn. 1674 dachte man wieder an die alten Handelsplane einer Ostindischen Kompagnie, aber dabei blieb es auch. In demselben Jahre erhielt der Generalproviantmeister bei der Pommerschen Armee Marten Klinkow, der 1684 unter dem Namen Klinkowström geadelt und der Vater eines groſsen Stammes ward, ein Privilegium mit seinen Mitintereſsenten für die Fahrt auf den Wallfischfang bei Grönland. Er bekam ein Monopol auf 5 Jahre und einige Begünstigungen in Hinsicht der Licenten. Seine Mitintereſsanten waren in Stralsund. Es ward nichts daraus. Eben so erhielt 1681 Niklas Brunnink und sein Schwiegersohn Lübecker ein Privilegium wegen der Grönlandsfahrt, und einer zu Karlskrona einzurichtenden Thrankocherei. Von allen bürgerlichen und persönlichen Lasten und Kontributionen ward ihm die Freiheit bewilligt und auf 15 Jahre Zollfreiheit für alles, was zu seinem Gewerbe gehörte und daraus

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01899/006

producirt wurde. Aber daſs aus dieser Grönlandsfischerei etwas geworden, hat man nicht gehört.

Diejenigen, welche so leicht mit der Teleologie der Natur fertig werden und so herrliche Betrachtungen und Moralen daraus spinnen können, mögen es vertheidigen, daſs diese Natur, die so viele Fische in die Nordsee schickte, den Bewohnern der Küsten von Norwegen und Schweden kein Salz gab, sie einzusalzen. Man versuchte auch in dieser Zeit, solchen Mangel durch Kunst abzuhelfen. Mit nichts wenigerem ging man um, als Salz aus dem Meere zu sieden, ohne zu bedenken, daſs wohl ein Unterschied zwischen der spanischen und schwedischen Sonne ist, und daſs die Salztheile in dem nördlichen Ocean weder so reich noch so leicht zu sondern sind. Vom Jahr 1669 findet sich ein königliches Schreiben an das Kommerzkollegium über eine Salzsiederei in Bohus. 1670 ward ein Privilegium für die Brüder Boit ausgefertigt, die versprachen bloſs mit geringen Kosten durch die Operation der Sonne am Bohusläns Küste jährlich so viel

Salz zu bereiten, als das ganze Reich gebrauchte. 1691 gab ein Jakob Gavelius, wieder einen neuen Salzsiedereiplan für die Küste von Bohuslän ein, und versprach, eben so gutes Salz zu liefern, als das schottische. 1717 ward dem ältern Polhem ein Privilegium zu einer neuen Salzsiedereieinrichtung gegeben. Man machte wohl Versuche, aber dabei blieb es auch, und theils durch Naturmangel, theils durch den Sturm und die Erschütterungen politischer Revolutionen ward nichts aus der Handels- und Fischfangs- und Salzkompagnie. Es war dem 18ten Jahrhunderte vorbehalten auszuführen, was die vorigen Zeiten nur versucht oder bloſs projektirt hatten.

Im Jahr 1731 ward in Gothenburg die Ostindische Kompagnie gestiftet mit einer Oktroi auf 15 Jahre, welche 1746 zu Ende lief, wo sie auf 20 Jahre erneuert ward gegen die Erlegung von 50000 Daler Smt. für jede glückliche Reise. Die ersten 7 Jahre trieb die Direktion diesen Handel durch das Sammeln von Kapitalien durch Subskription zu jeder Ausrüstung. Den 4ten Sept. 1766 erhielt die neue Kompagnie Oktroi gegen die Erlegung von 500000 Rthalern, nemlich 10 Tonnen Gold zur Sicherheit der Krone in Abrechnung für die bestimmte Abgabe, 75000 Daler Smt. für jedes Schiff ohne Interessen und 20 Tonnen Gold Anleihe an die Krone.

Das erste Schiff ging ab den ersten Febr. 1732, und kam im August 1733 glücklich nach Götheborg zurück. Das ganze darin gesteckte Kapital war 450000 Daler Smt. Der Belauf der Rückfracht, die in Götheborg auf Auktionen verkauft ward, machte 900000 Daler Smt, wovon für 514242 Daler Smt ausgeschifft, der Rest im Lande verbraucht ward. Man konnte 75 Procent an die Aktieninhaber austheilen.

Während der 15 Jahre, welche die erste Oktroi währte, hat die Kompagnie 12 Schiffe gekauft und bauen lassen, die von Götheborg ausgerüstet wurden 22 Mal nach Kanton und dreimal nach Bengalen. Von den drei nach Bengalen spedirten Schiffen kam ein einziges glücklich zurück 1742 nach einer Reise von drittehalb Jahren, und gab nicht mehr als 10 Procent Gewinn. Von den Kantonschiffen kamen 20 glücklich heim und gaben folgende Austheilungen:

Im Jahre	1737	68¼	Procent
	1738	31	—
	1739	45	—
	1740	77	—
	1741	48	—
zwei Schiffe	1743	88	—
	1744	53	—
	1745	105	—
von drei Ladungen	1746	55	—

Von geborgenen Waaren auf dem Schiffe Götheborg

	1747	17½	—
zwei Schiffe	1748	24, 20	—
	1749	30½	—

Rechnet man dies auf 18 Jahre zusammen, so ist es 813½ Procent, welches für 20 glückliche Reisen ein Medium von 40½ Procent Gewinn auf jede Reise giebt.

Auf die folgenden 7 Jahre der auf 20 Jahr erneuerten Oktroi ließ die Kompagnie 5 neue Schiffe bauen und schickte 12 nach Kanton, 2 nach Surate, die alle glücklich waren. Eins

ins Andere gerechnet gewann sie auf 19 Reisen in 7 Jahren 553½ Procent, welches für die Reise 39½ Procent Gewinn macht. Auch die nächsten 13 Jahren bis 1766 ging es gut und die Theilnehmer hatten in dieser Zeit nicht allein ihr Kapital zurück, sondern gewannen auch 357¾ Procent.

Diese erste Komp. hat von 1731 bis 1766 22 Schiffe gehabt, sie 61 mal ausgerüstet und 56 glückliche Reisen gemacht.

Nicht so glücklich im Allgemeinen war die von 1766 bis 1786 oktrojirte Gesellschaft; aber am schlechtesten hat die von 1786 bis 1806 oktrojirte ihre Geschäfte gemacht, und mancherlei Unfälle als Kaperei, Unsicherheit der Meere und vielleicht auch Fehler in der Spekulation und Verwaltung haben es in einer Zeit von 18 Jahren noch zu keinen Austheilungen kommen lassen.

Ein Ostindisches Schiff, wie man es gewöhnlich gebraucht, hält 400 Lasten und hat ungefähr 150 Mann Besatzung. Ein solches Schiff nimmt in Götheborg etwas Tuch und einige Kleinigkeiten ein, und segelt im Januarmonat nach Cadix ab, dort wechselt es 300000 Piaster ein, und beginnt die Reise nach China, wo der Befrachter Thee, Porzellan, Seide und andere orientalische Waaren kauſt. So ist die Rückkehr von Indien im Januar und die Ankunſt, wenn es glücklich geht, zu Götheborg im Julius und August. Von der Ladung werden, wie vorher schon angeführt ist, gewöhnlich zwei Drittel ausgeführt.

Grade während meiner Anwesenheit in Götheborg kam ein solches ostindisches Schiff an. Bei solcher Gelegenheit ist groſse Freude, besonders feiert die Besatzung mehrere Tage die Rückkunſt und den lange entbehrten Anblick des geliebten Vaterlandes. Eine solche Freudenfeier der Matrosen heiſst mit einem eigenen Namen Hönsning. Die ganze Besatzung zieht mit klingendem Spiel, mit Trommeln und Geigen und wehenden Wimpeln über die Werſte und durch die Gassen der Vorstädte. Ein lustiges Gastmahl steht endlich den Willkommenen bereitet und eine Menge williger Nymphen lauren nur auf den Wink, um die Orgien der nächtlichen Bälle mit ihnen zu begehen. Man weiſs, welch ein wildes und ausgelaſsenes Wesen der Matrose ist, der Monate lang kein Land gesehen hat, sobald er den festen Boden betritt.

Im Jahr 1755 trat eine Gesellschaft zur Treibung des Wallfischfanges bei Grönland und Straat Davis zusammen, hielt sich aber nicht; doch in den 1770ger Jahren entstand wieder ein Grönlandskompagnie, die aber als unbelohnt wieder eingegangen ist.

Wichtiger, als diese Gesellschaften, ward seit der Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts der Fischfang an den schwedischen Küsten, wo sich besonders der Hering wieder zahlreicher einzufinden anfing. 1752 war die rechte Epoche für die Aufnahme des Fischfanges. Da wurden alle alte Ordnungen darüber revidirt und die Fischer an der Nordsee, auch noch durch Prämien sowohl zum Fange als zur Ausfuhr ermuntert. Auch fing man damals den Fang des Kabiljau im offenen Meere an. Klein waren die Anfänge, aber es stieg schnell in den folgenden Jahren. 1752 war der Heringsfang an Bohusläns Küste nur 1000 Tonnen, 1753 schon über 20000, 1755 74791 Tonnen, 1761 282000 und 1763 248000 Tonnen. In diesen Jahren und den folgenden beiden Decennien wuchs es so, daſs man 100000 bis 227000 Tonnen gesalzenen Hering auſser dem geräucherten und dem Thran ins Ausland schicken konnte. Götheborg, das den gröſsten Theil der Ausfuhr dieses Artikels hatte, und hat — denn etwa ein Drittel versenden die kleinen Städte — verschickte 1774 94339 Tonnen gesalznen Hering, 484 Tonnen geräucherten Hering, 751 Fässer Thran und einige 100 Tonnen Kabiljau; ins Innre des Landes gingen 33343 Tonnen und 183 Fässer Thran. 1776 verschiffte es 33966 Tonnen, 455 Tonnen geräucherten Hering, 1917 Tonnen Thran und 133 Fäſser Wallfischthran.

Es ist eine Klage, daſs der Kabiljau- und Långfischfang in den letzten 50, 60 Jahren sehr abgenommen hat. Dieser Fischfang wird getrieben mit sogenannten Fischerschuten mit einem Verdeck bei dem Jütischen Riff, 15 bis 20 Meilen von Skagen, 30 bis 40 Meilen von Bohusläns Küste. Auch braucht man hiezu groſse offene Böte, Backeböte (backebåtar) genannt, welche aber im Frühling und Herbst gewöhnlich nicht über 3 bis 4 Meilen ins Meer ausgehen, aber im Sommer sich bis unter Skagen wagen. Die vorbenannte Zeit laufen sie aus um Nachmittag und kommen gewöhnlich den Tag darauf heim, oft auch erst den dritten, vierten, wenn gutes Wetter sie so lange die See halten läſst. Kleine Böte segeln auch umher und fischen mit Köder von kleinen Fischen und Muscheln. Der Fang des Längfisch und Kabiljau beginnt mit den Schluſs des Februar und den Anfang des Märzmonats, und zwar zuerst bei einer Tiefe von 20 bis 30 Faden, wo der Fisch am reichlichsten und fettesten ist, weil seine Laichzeit dann bald bevorsteht. Ist diese vorbei, so begiebt sich der Fisch auf die Tiefe je länger je mehr, so daſs man ihn endlich nicht bei geringerer Tiefe als 80 bis 100 Faden fangen kann, in der sogenannten Rinne (Rånne) zwischen dem Jütschen Riff und Norwegen, ungefähr grade Risör gegenüber, eine Breite von nur 6 bis 7 Meilen. Kömmt der lohnendere Hering frühe an die heimischen Küsten, so hört dieser Fang schon im August auf, sonst geht der Kabiljaufang bei gutem Herbstwetter den September und Oktober hindurch fort.

Auch der Kleinfischfang an der Küste ist nicht unbedeutend. Er beschränkt sich meist auf Steinbutten, Dorsch, Modwalen und Rochen. Zum Fang der Roche und der groſsen Butten bedient man sich der sogenannten Råckebackor, die kleiner sind, als die, welche zum Fang des Långfisch und des groſsen Dorsch gebraucht werden. Zum Fang des kleinen Dorsches gebraucht man bloſs Angeln, so wie bei dem Mackrelenfang, der während des Segelns im offenen Meer geschieht; man fängt ihn auch mit Netzen. Diese Art Fang wird den ganzen Frühling und Sommer getrieben in weit kleineren Böten, als die oben genannten Backeböte, doch gehen sie zwei, drei Meilen vom Lande aus ins offene Meer und liegen selten länger als 2 volle Tage auf den Fischfang drauſsen, ja laufen oft denselben Tag wieder ein, da sie ausliefen. Der Fang der Steinbutten und der Rahen (raja clavata) wird allein von den Fischerlagen oder Vitten getrieben, die zunächst nördlich von Marstrand liegen und so die ganze Küste entlang bis 4, 5 Meilen südlich von Strömstad. Aber der Dorschfang geht vor den Inseln, die südlich von Götheborg liegen, bis nach Strömstadt hinauf. Die zwischen Götheborg und Marstrand liegenden Inseln treiben diesen Fischfang gewöhnlich auf einigen Banken an den nördlichen Theil von Halland Jütland und Bohuslän. Besonders ergiebig ist dieser Fang eine Meile südlich von Lessö bei Jütland. Wenn der Heringsfang vorbei ist, braucht man die Råckebacka mit groſsem Fleiſs, wenn starke Winter es nicht verbieten; da fängt man in ihr auſser Steinbutten und Rochen auch Långfisch und groſsen Dorsch. Dieser wird frisch in die Städte geführt und geht so weiter nach Stockholm und andern Orten des Innern. Für den Makrelenfang ist die Zeit 8 bis 14 Tage vor und nach Johannis mit der Angel, und um Pfingsten 14 Tage bis 4 Wochen mit Netzen

Hieher gehört auch noch der Fang der Hummern und Austern in der Nordsee, welche, so wie Norrlands Vögel, zum Skjuts berechtigt sind, um schnell und unverdorben ihre Reise machen zu können. Vormals kauften Holländer mit kleinen Fahrzeugen die meisten Hummern frisch auf der Stelle weg, und gewannen ansehnlich dabei, aber seit den letzten 30 Jahren hat dies aufgehört abzusetzen. Der Lachsfang ist für ganz Schweden sehr bedeutend, und würde es noch mehr seyn, wenn man die königlichen Verordnungen wegen Schonung in der Laichzeit besser befolgte und den Majestätslauf der Strömen (Kungådra) mehr respektirte, der nur gar zu oft von dem Eigennutz gesperrt wird, so daſs der Fisch in manchen Flüſsen nicht aufgehen und seine Brut ablegen kann. Allein von Westerbottn werden jährlich 4000 Tonnen Lachs und 17000 LPfund (ein schwedisches LPf. hält 20 Pfd.) getrocknete Fische ausgeschickt, berühmt ist auch Halmstads Lachs, der aber gröſstentheils in Falkenberg gefangen und nur von Helmstad aus, mehr verschickt wird. Ein Schatz der Ostsee ist auch der Ströming, von welchem man jährlich von 150000 bis 200000 Tonnen fängt.

Überhaupt ist es eine traurige Erfahrung, daſs seit den letzten 15 Jahren der Fischfang an der schwedischen Nordseeküste sehr abnimmt. Selbst der Hering fängt nun schon zuweilen an zu fehlen. Sollte dieser sonderbare Meervagabund einmal wieder seine Stationen verändern? Man weiſs, er mag im 11ten, 12ten Jahrhundert vorzüglich an dem slavischen Küsten der Ostsee, denn bis ins 16te Jahrhundert um Südschonen; seitdem hat er seine Hauptstation in der Nordsee um Schottland, Norrwegen und seit 50 Jahren auch an der schwedischen Küste gehabt. In den neuesten Jahren ist er aber südlicher erschienen, als je. An den Küsten der Normandie um Havre und Harfleur kannte man ihn schon; nun hat man ihn in diesem Jahre unter Rochelle sehr häufig, als ein neues Wunder gesehen.

Das schwedische Fischervölkchen in Bohuslän und Holland und auf den Klippen und Inseln der ganzen Küste des Kattegat ist berühmt wegen seines Muthes und seiner Gewandheit, ich setze hinzu, auch wegen seiner Schönheit. Man sieht hier sehr wohl gewachsene

sene und freie Gestalten und das hübsche Blut und die offenen Augen der schlanken Weiber, die einem zuweilen aus einer Hütte entgegen kommen, lassen fast nichts zu wünschen übrig. Diese bewohnen aber ein unfruchtbares Land, das meist aus Felsenboden und kleinen Äkkern besteht. Doch war Bohuslän eine der volkreichsten Provinzen durch das Gewerbe und den Gewinn der See; es fängt aber an viele Menschen zu verlieren, so wie das Meer unfruchtbarer wird. Die unternehmendsten Jünglinge verschwinden als Matrosen unter den Engländern und Amerikanern; auch an Dänemark verliert dieses ganze Küstenland von Strömstad bis Ystad jährlich viele Menschen.

Sonst haben die Fischer zur Aufmunterung und Begünstigung ihrer Industrie manche Vortheile und Freiheiten von Zeit zu Zeit von der Regierung erhalten. Laut den Privilegien von 1763 ist ihnen und ihren Leuten Freiheit vom Werben und Pressen bewilligt, ausser was die Kronmatrosen und Enrollirten betrifft. Ihre Fahrzeuge sollen nie zum Behuf der Krone in Beschlag genommen werden. Sie sollen frei seyn von Einquartirungen, Abgaben, Skjuts und andern ähnlichen Lasten, wo sie nicht beschatzte Grundstücken bewohnen, da sie wie andre Hemmansbewohner angesehen werden müssen. Sie haben mancherlei Zollbegünstigungen zur Einfuhr ihrer Ausrhedungs- und Ausrüstungswaaren.

Für Gothenburg ist die Heringssalzerei und Verschiffung ein sehr bedeutender Artikel. Es hat seit der Erwerbung der Insel St. Barthelemy auch etwas westindisches Verkehr. Man hatte schon früher durch den Direktor bei der Ostindischen Kompagnie, Herrn Sahlgrén es mit einer westindischen Kompagnie versucht im Jahr 1730 und es ward eine Reise nach Essequebo und Eustace gemacht, aber es lohnte sich nicht und hörte auf. Sehr bedeutend für die Stadt ist auch Wärmeland, dessen Eisen, Bretter, Balken und andre einheimische Produkte sie verführt, so wie sie wieder von auſsen vieles einführt. Ich will zur bessern Beleuchtung ihres Handels die Angabe der Exporten verschiedener von einander abstehenden Jahre hieher setzen.

1774 war die Ausfuhr in die Fremde: 93372 SPf. Stangeneisen, 5094 SPf. 6 LPf. feines Eisen und Eisengeräth, 837 SPf. 4 LPf. Stahl, 22522 zwölfter Bretter, 94339 Tonnen ges. Hering, Ostind. Waaren für 3 Millionen 535824 Daler Smt., 816 Tonnen Theer, 407 Tonnen Pech, 751 Tonnen Heringsthran, 487 Tonnen geräucherter Hering, etwas Stockfisch 600 ganze und halbe Anker, dazu ein Ansehnliches an Nägeln, Alaun, Pottasche.

1775: 100857 SPf. Stangeneisen, 6570 SPf. 15 LPf. verschiedener feinen Eisenwaaren, 717 SPf. Stahl, 369 SPf. 8 LPf. Nägel, 353 SPf. 12 LPf. Alaun, 35 SPf., 5 LPf. Pottasche, 27306 Zwölfter Bretter, 73966 Tonnen gesalz. Hering, 535 Tonnen geräucherter, 1917 Fäſser Heringsthran, 133 Fäſser Wallfischthran, 69 SPf. 2 LPf. Flachs, 144 Centner Pulver, 425 Tonnen Theer, 48 T. Pech, 12 T. Cement, 110 Tonnen Wacholderbeeren, 14 Tonnen Braunroth, 3449 Ellen Segeltuch, Ostind. Waaren an Werth 5 Millionen 56032 Daler Smt.

1781: 92943 SPf. Stangeneisen, 7643 SPf. feines Eisen und Eisengeräth, 1127 SPf. Stahl, 26298 Zwölfter Bretter, 107399 T. Hering, 12655 T. geräucherter Hering, 14512 T. Heringsthran, 593 T. Wallfischthran, 6800 Pf. Wallfischbacken, 1784 Pf. Wallfischkiefern, 128 T. Stockfisch, 128 Wall Långfisch, 473 SPf. Alaun, 4358 T. Theer, 1700 T. Pech, für 837 Rthaler Bergmoos, 1850 Eisengrapen, 4465 Ellen Segeltuch, 123 T. Cement, Ostind. Waaren für 1 Million 483077 Rthaler. — Ins Innere verführt: 29250 T. Hering, 535 T. Heringsthran, 13 Tonnen Wallfischthran.

1792: 113135 SPf. Stangeneisen, 10668 SPf. feines Eisen und Eisenarbeit, 531 SPf. Stahl, 129 SPf. Nägel, 706 SPf. verschiedener Kupferarbeiten, 447 T. Alaun, für 845 Rthaler Bergmoos, 609 SPf. Hanf, 282 SPf. Flachs, 23107 Zwölfter Bretter, 2744 T. Theer, 634 T. Pech, 174620 T. Hering, 52405 T. Heringsthran, Ostind. Waaren an Werth 350912 Rthaler. — Ins Innere geschickt: 46500 T. Hering, 1286 Ohm Heringsthran.

1803: 93598 SPf. Stangeneisen, feines Eisen und Eisenarbeit 7125 SPf., Stahl 2327 SPf., 51620 Zwölfter Bretter, 104893 T. Hering, 1143

Ohm Heringsthran, 26 Ohm Wallfischthran, 2398 Tonnen geräucherter Hering, 636 SPf. Nägel, 53 SPf. Alaun, 17165 LPf. Bergmoos, 107 SPf. Flachs, 47 SPf. Thauwerk, 337 LPf. gehechelt Flachs und Garn, 5307 T. Theer, 1184 T. Pech, 150 Tonnen Wacholderbeeren, 665 Stück Balken, 410 Sparren, manches fertige Holzgeräth, 37 T. Braunroth, 16885 Ellen Helsinger Buldan, 2420 Ellen Drell, 2000 Stück Hasenbälge, für 5064 Rthaler schwedisches Fensterglas. — Ins Innere verschickt 31203 T. Hering, 426 Ohm Heringsthran.

Die einkommenden Waaren sind vorzüglich 100000 Tonnen Salz und eben so viel Korn, auſserdem Wein, Gewürze, Hanf, Flachs, Taback.

Der Hafen ist gut und hat 4 Schiffswerfte. Die Stadt hat mehr als 200 kleine und groſse Schiffe in See. Nicht viel hat es mit ihren Fabriken auf sich; die bedeutendsten sind ein paar Bulden- und Segeltuchfabriken, drei Zuckersiedereien und eine groſse Ziegelei. Immer aber ist Götheborg durch seinen bedeutenden Handel, durch den Reiz seiner freien Gesellschaften, durch die Gewiſsheit der Fremden aller europäischen Nationen, hier wenigstens einige Landsleute zu finden, und durch die schwedische Gastfreiheit ein sehr lebhafter und angenehmer Ort.

Die Einwohner rechnet man zwischen 16000 und 18000, indem man die Vorstädte und die kleinen zur Stadt gehörigen Stellen mit hineinzieht. Was einem gleich auffällt und was sich täglich bestätigt, je mehr man in Gesellschaften kömmt, sind die Menge der hübschen Weiber; da ist wieder Westergöthland und Bohuslän. Überdieſs läſst der freie Ton, der hier gleich weit absteht von Ausgelassenheit und gezwungener Ziererei, jeden und jede ihr Scherflein zur Lust und Belebung der Gesellschaft beitragen. Ich werde immer mit Vergnügen an die schönen Tage zurückdenken, die mir hier zu schnell verschwanden. Auffallend ist es hier übrigens sogleich, daſs Gothenburg Schwedens England ist, Stockholm mehr Schwedens Paris. England nemlich regiert hier vom ersten Frühstücke bis zum Einkriechen ins Negligé der Mitternacht. Man frühstückt englisch, man trinkt Porter und Portwein, man reicht vor und bei dem The Toddy, man reitet, man kleidet sich, wie die beaux von Pallmall und Westminster. Aber alles dies hindert nicht, daſs die Gesellschaft nicht freundlich, zuvorkommend, den Fremden auszeichnend sei, wie man das überall in Schweden endlich so gewohnt wird, daſs man wohl meint, es könne gar nicht anders seyn. Die Gesellschaft und die Gärten und Wohnsitze der Reicheren in den Vorstädten und um die Stadt nebst der Ausflucht nach einigen Lieblingsörtern müssen die Hauptbelustigung der Einwohner seyn. Das Theater, das hier ist, fand ich sehr mittelmäſsig.

Sonst ist Götheborg unstreitig eben wegen des englischen Tons und seines groſsen Handels einer der theuersten Örter, ja der theuerste in ganz Schweden. Ich muſste z. B. für ein kleines Zimmer täglich 1 Rthaler bezahlen und so das Übrige nach Verhältniſs; indessen wohnte und lebte ich lustig. Nur mit dem Schlaf war ich schlimm daran und einer, der diesen Balsam, der Natur nöthiger hätte, als ich zu gewissen Zeiten, würde nicht gut logirt gewesen seyn. Den ersten Abend kam ich sehr spät ins Bett. Schon um 5 Uhr den folgenden Morgen war die Musik des Artilleriekorps vor meiner Thüre und spielte mir eine Antrittsgratulation. Die Wache am Thore muſste auch sogleich verrathen haben, denn die Polizei konnte meines Namens noch nicht habhaft seyn; wenigstens war er noch nicht unter den angekommenen Fremden angezeigt. Diese Sitte der Musik ist auch in Stockholm. Kaum war sie fort, so hatte ich Besuch von Juden und Jüdinnen, welche wechseln, schachern und Kontrebande kaufen wollten, sie meinten nemlich, ich komme von Hamburg und Kopenhagen. Daſs nachher drei, vier Frisöre an meinem beschornen Kopf auf den Strand liefen, brauche ich kaum zu sagen. Aber auch für die folgenden Morgen schien sich die Unruh zu mir gesellt zu haben. Hier auf der Ecke unsers Hauses war die Nachtwächterstation, wo sie still standen und ihre Sicherheitskehlen weit aufthaten, das antimorpheischeste Gesindel, was man finden kann;

hier auf dem schönen Platze übten Unterofficiere in der ersten Frühe Rekruten ein; hier auf des Nachbarn Hofe begannen mit dem ersten Lichtstrahl zwei Birkhähne ihre girrenden Liebesrufe. Wie sollte man sich da bergen? vorzüglich einer, der gewöhnlich nach der Mitternacht aus Gesellschaft heim kam?

Reise von Götheborg bis Gefle.

Meine Abreise war den 16ten Mai nach einem Aufenthalt von 8 Tagen. Ich steuerte nun nördlich und trat nach Wärmeland meinen Zug an, um von der durch Westmannland und Dalarne wieder ans östliche Meer zu kommen, von welchen ich vor einigen Wochen abgereiset war.

Den 16ten Mai Reise von Götheborg bis Sallum, 6 Meilen. Stationen: von Götheborg bis Kongelf, 2 M. — Kongelf bis Hede, 1¼ — Hede bis Bäck, 1 M. — Bäck bis Holm, 1 M. — Holm bis Sallum, ½ M.

Ich fuhr an einem schönen Tage gegen eilf Uhr Mittags aus demselben Thore, wo hinein ich gekommen war, und schon lag die

Erde junger und frühlingsgleicher vor mir. Bereitwilliger gab ich also den Alten, die an den vielen geöffneten Schlagbäumen bis auf anderthalb Meilen von der Stadt ihre Hände und Hüthe ausstreckten. Bei den Städten und groſsen Dörfern an Landstraſsen, wo viel gereist wird, findet man häufig kleine hölzerne Küſſen an den Schlagbäumen hingestellt, worin alte Männer stecken und für das Öffnen derselben von dem einen und andern Reisenden wohl einmal einige Pfennige erhalten; auch sind sie oft von den Kommunen angestellt und werden von ihnen unterhalten, damit sie Schweine, Gänse, Kälber und anderes kleine Vieh, was häufig zwischen den Zäunen an den Straſsen weidet, hindere, daſs es mit einem Reiter oder Wagen nicht durchläuft. Hier hat man statt der Zäune viele Steinmauren am Wege. Nahe bei Kongelf passirte ich die Elf auf einer Fähre und hatte sogleich eine zweite den Trümmern des alten Schloſses gegenüber, welches vormals als Festung über Kongelf thronte. Das Fährgeld ist sehr mäſsig. Man bezahlt für einen Wagen und Pferd anderthalb bis drittehalb Schilling nach Verhältniſs der Breite des Stroms. Die Lage des alten Schloſses auf einen grünen Kegel, den die Natur gebildet, ist ausserst romantisch. Ein paar Thürme und ein Theil der Mauren stehen noch, aber allmählig wird es wohl ganz verschwinden, da jeder ungestört Steinraub an seinen Trümmern begeht. Von drei Seiten ist es mit Wasser umfloſsen und auch die offene Seite ist schroff. Es hieſs Bohus und gab der ganzen Provinz den Namen. Auch die Stadt und ihre Gegend ist recht nett; man sieht hier viele fruchtreiche Baumgärten und hübsche Mädchen, die fruchtreich werden können. Von den Töchtern der Wirthin im Gästgifvaregård könnten zwei, ohne zu erröthen, unter schönen Weibern stehen. Die Lebendigkeit der Zungen und Augen in Bohuslän ist karakteristisch.

Hinter Kongelf ist der Weg nach Hede felsigt, hügligt und kahl mit wenigen Feldern. Desto lustiger ist er von da bis Bäck. Man fährt am Abhange des immer höher werdenden Berges hin und die Wälder und Wiesen laufen lustig und wohl gebaut abwärts an die

Elf hinab, die ich jetzt an der noch unbekannten Seite bis Wenersborg sehen sollte. Oben hat der Berg in seinen Felsen Tannen, niedriger in den Kluften üppiges Laubholz, das schon grün und duftig da stand. Näher Bäck wird es immer lieblicher und auch die wohlgebauten Dörfer verrathen Wohlstand. Der Acker ist gut, die Wiesen fett, der Strom giebt Fischfang und Gelegenheit zu mancherlei Thätigkeit; überall ist diese Seite unendlich schöner, als die andere. Bäck selbst ist eine ächte Alpengegend — ich sollte nachher noch so manche sehen. — Hoch auf schroffen Felsen stehen Tannen, unten wächst Laubholz und grüne Birken hängen über den Klüften, welche lustige Bäche durchbrausen. Besonders schön ist der Wasserfall, der ins Dorf hinabkömmt. Oben liegt eine nette Wohnung mit grünen Saaten; Ziegen und Schaafe weideten umher, zwei Frauen wuschen am Bach, ein kleines Mädchen von 14 Jahren, frisch und helläugig, pfiff und trallerte hinter den Schaafen, Schiffe und Böte schwammen im Strom. Ich dachte auch hier ist Sicilien, aber Theokrit und die Nachtigallen fehlten.

Doch ist die Gegend von Bäck bis Holm oder Ström bei weitem die schönste auf diesem Wege. Immer hat man links noch das Gebirg, das aber schöner und schöner wird. Bei Tröska stürzt ein mahlerischer Wasserfall 50 Fuſs in Einem Strahl über Felsen hinunter und theilt sich endlich in eine Menge kleiner Fälle. Kurz vorher hat man das anmuthige Lund, das mit seinen netten Häusern und Baumgärten in einem Hain von Birken, Eschen und Erlen liegt, selbst nur ein Hain, wie sein Name sagt. Alles ist thätig im Felde bei der Gerstensaat und dem Gartenbau. Holm selbst liegt lustig über dem Strom und hat Edet schräge gegenüber.

Ich fuhr in der Abenddämmerung ab und hatte das nahe Häll Sallum zu meinem Nachtquartier bestimmt. Ein närrischer Zufall aber wollte, daſs ich sehr spät dort eintreffen sollte. Ich sagte meinen Skjutsbonde bestimmt die Station, er antwortete mit Ja und peitschte an, ein Bube von ungefähr 14 Jahren. So trabte das herrliche Pferd, das ich in Holm erhielt, der Bube pfiff und sang, ich träumte. Wir fuhren und fuhren; endlich ward mir das Ding verdächtig. Wir muſsten der Zeit nach in Sallum seyn, der Weg schien mir auch zu sehr westlich zu gehen statt der nördlichen Richtung. Ich fragte also mehrmals: ist dies wirklich der Weg nach Sallum? Mein Knabe war mit Ja bei der Hand und lächelte und pfiff. So ging es durch eine wilde Berggegend über Berg und Thal fort, eine Menge Seen spiegelten den heitern Himmel mit seinen Sternen ab, Rohrdommel brüllten, aber keine Elf rauschte. Ich lieſs es gehen und endlich hielten wir vor einem Gästgifvaregård still. Ein Mägdlein kam heraus. Meine erste Frage war: ist dies Sallum? Die Antwort: nein es, ist Åsen, der Weg nach Uddewalla. Da ward ich ergrimmt und schalt den Buben und dieser, des Irrthums inne werdend, fing an laut zu heulen und gestand endlich, er habe geglaubt, mit Sallum sei es nur mein Scherz gewesen, weil man ihm in Holm gesagt habe, ich wolle nach Uddewalla. Was war zu thun? Schon hatte er ausgespannt, ich hieſs ihn das Pferd wieder vorlegen. Für ¾ Meilen hätten wir beinahe a gemacht, die sollte das arme Thier nun wieder mit voller Last zurück, beinahe bis nach Holm und dann noch nach Sallum. Das Mädchen stand da mit schwarzen fliegenden Haaren und im Unterröckchen und rieth, ich solle ein Lager und Abendessen vorlieb nehmen und morgen fahren. Ich war zu verdrieſslich, keine Leda und Phryne hätte mich jetzt gehalten, obgleich ich müd und hungrig war. Sie half uns enspannen und brachte uns beiden ein Glas Öl und ein Butterbrod zur Stärkung. So fuhren wir den Weg des Verdruſses zurück. Ich hieſs den Knaben sachte fahren, denn mich jammerte des Pferdes, und das Wetter war schön. Doch zum Übermaaſs des Unheils, als es von einem Hügel herunter ging, stürzte das Pferd und lag keichend unter den Bäumen des Wagens. Ich glaubte, es würde krepiren, doch schnitten und lasteten wir alles auseinander, es richtete sich wieder auf, das verklettete und zerriſsene Geschirr ward wieder geordnet und zusammen gebunden und nach einer Stunde Arbeit in dem öden Walde um die Mitternacht ging es vorwärts und zwar recht rasch, denn vor Ermattung war das brave Thier nicht gefallen. Endlich kamen wir nahe bei Holm wieder in den Weg, der nach Sallum führt. Näher Sallum wird es sehr hügligt und wild und der Weg schwer. Ich kam endlich um 3 Uhr Morgens an, da ich um 10 Uhr Abends hätte da seyn können. Auch hier ging es mir schlimm; der Teufel hatte eine Menge Schmiede und Matrosen von Trollhätta versammelt, welche zechten und sangen. Doch erbarmte sich endlich der Schlaf meiner, obgleich ihre tollen Töne ihn lange schwebend erhielten.

Den 17ten Mai Reise von Sallum bis Mällerud, 6¼ Meilen. Stationen: von Sallum bis Intacka, 1 M. — Intacka bis Wenersborg, 1¼ — Wenersborg bis Dykälla, 1½ M. — Dykälla bis Ostby, 1 M. — Ostby bis Mällerud 1½ M.

Ich fuhr um 7 Uhr aus. Die erste Station bis Intacka tritt das Gebirg links weiter ins Land zurück, man bekömmt weitere Felder, die hügeligt und ohne Wald sind. Hier beginnt die Menge der kleinen Einhägungen wieder. Sowohl auf den Gerst- als Erbsenfeldern wird durchgängig die Walze gebraucht: bei

vielen

vielen ist eine Art von Sitz angebracht, worauf der Treiber und die Treiberin ruhig sitzt. Hier bei Intaka ist Åkerströmsschleuse. Der Ort liegt sehr nett und wohl gebaut am Strom. Es war eine Menge Schiffer und Matrosen da, im Gästgifvaregård war Tanz und Musik; siehe da fuhr die Wirthin, die eben vom Felde kam, darunter, stieſs und schalt die Mädchen zur Arbeit und schenkte den Schiffern nach langem Zank Brantwein ein. Mir gefiel dies Toben nicht und ich wärmte mich drauſsen in der Sonne, bis mein Pferd kam.

Die anderthalb Meilen bis Wenersberg ist der Weg nicht lustig. Man fährt über kahle Hügel und der Boden wird sichtbar schlechter und leichter, je näher man der Stadt kömmt. Hier erschienen mir zum letzten Male die alten Freunde der Halle- und Hunneberg, noch einmal sah ich Trollhättas Herrlichkeit unter mir. Bald fuhr ich über eine Brücke und hatte den Karlsgraben, der den Sack des Wenern, Wasbottn mit der Elf verbindet. Dieser Sack zieht sich rund um die Stadt. — Das Städtchen scheint lebendig und verdankt der neu geöffneten Schiffahrt des Stroms sicher sehr viel. Sein Äuſseres ist angenehm, was es einem Brande zu danken hat, der vor 26 Jahren den gröſsten Theil seiner Häuser wegnahm. Der Marktplatz ist geräumig und die Häuser umher und in den nächsten Straſsen sind alle leicht und zierlich gebaut. An drei Seiten von Wasser umgeben scheint es gleichsam darin zu schwimmen. Die Mittagstafel war munter. Es waren viele Officiere von Westgöthadalsregiment da, die jetzt ihr Möte haben, welches dem Regimentskampement vorhergeht.

Es ward drei Uhr, ehe ich ausfuhr. Es geht eine lange und schöne Brücke, beinahe wie die Wittenberger, über den Wasbottn. Das gewöhnliche Brückengeld in Schweden ist ein Schilling Banko. Ich fuhr nun bald in Dalsland, eine kleine Provinz, die längs dem Wenern hinläuft und politisch mit Westergöthland verbunden ist. Der Weg bis zum ersten Häll Dykälla ist hügeligt und steinigt mit kleinen Tannen und Birkensträucher. Die Meile von Dykälla bis Österby hatte ich ein elendes Pferd und mit dem Traben war es sogleich aus. So hatte ich Zeit zu philosophiren und die Gegend zu beschauen. Hier wird das Land flacher und die Steine verschwinden. Das Land breitet sich in gröſsere Felder aus und ist besser und fleiſsiger bebaut, als das vorige, und hat manche hübsche Landsitze und stattliche Dörfer. Leider liegt auch hier noch viel Akker als schlechte Gemeinweide, mit Maulwurfshügeln besäet. Was unter dem Pfluge ist, ist nicht übel bearbeitet und die Feldrücken sind sorgfältig mit grabenartigen Furchen zierlich wie Gärtenbeete aufgeschaufelt zu sehen; die Einzäumungen sind fast allgemein. Das Hauptkorn ist Roggen und Hafer, auf den besseren Feldern mehr Gerste, Erbsen im Kleinen. Bei einigen sah ich einen Zirkel in dem zum Dreschlagen einiger Felder, aber wenige säen Gras und Futterkraut.

Ich muſste hier lange auf das Pferd warten und unterhielt mich mit der hübschen Hausfrau, spielte mit ihren zwei niedlichen und reinlichen Kindern und hörte von der alten Groſsmutter Wundermährchen von See- und Waldungethümen, die in diesen von Wäldern und Seen durchschnittenen Gegenden von Bohus und Dalsland recht heimisch seyn sollen. Sie unterhielt mich lange, wie ihr Groſsvater einen Seegeist (Näcken) gehabt, den er unter seinen Pferden am See mit einem Seil gefangen, womit die Glocke in der Kirche gezogen worden. Diesen Seeteufel habe er immer sorgfältig im Walde in einer Hütte verwahrt und ihm Fische und Vögel und andere Speise gereicht. Er sei lang und stark, wie ein Mensch gestaltet, doch sehr haarig gewesen und seine grünen Augen im Kopfe haben ihr gewaltig geschimmert. Immer habe ihn der Groſsvater mitgenommen zum Fischen und in seinem Leben vorher nicht so viele Fische gefangen. Aber der Strick sei nach einigen Jahren vergangen und da sei auch der Näck gelöst gewesen und habe dem Alten nachher in der Freiheit viel Schabernack gethan. Ich will hier bei Gelegenheit des Glockenseils noch eine andre geheime Wirkung desselben anführen. Es kann zu einem wahren Liebesseil werden. Ist einem bange, das Feinsliebchen werde nicht Stich halten, so nehme man solches Seil, belaure den günstigen Augenblick und werfe es ihm unerwartet um den Nacken. Das hilft gegen alle Tücken Asmodis und schmiedet fester als Eisen und Stahl zusammen. Wir blieben aber nicht allein bei der wundervollen Geisterwelt, sondern sprachen den Verstand des gewöhnlichen Lebens. In der Hinsicht ist man in Schweden sehr gut davon. Das Volk hat überhaupt viel Talent und Klarheit und wer nicht unterdrückt ist, spricht sich mit einem Zutrauen und einer Offenheit aus, die oft allerliebst sind.

Auch hier findet man noch die kleinen Häuschen, die man so oft in Westergöthland sieht, wo die Stuben gewöhnlich bis unter das Dach reichen und die Decke dieses Daches zierlich mit Brettern ausgefüttert ist. Die Schornsteine werden gewöhnlich von auſsen zugeschlagen, wenn das Feuer auf dem Herd zu aschigen Kohlen niedergebrannt ist, um die Wärme im Zimmer zu erhalten. Eine Gewohnheit aber hat ein Theil der Westgöther und Dalsländer voraus, nemlich, daſs sie häufig ihre Fenster schräg über den Köpfen im

Dache haben. Zwar sind dieſs Fenſtern von auſsen und innen oft dreifach mit Holz eingefaſst und verwahrt; dies hindert aber doch nicht, daſs nicht zuweilen Regentropfen eindringen. Eine andre Unbequemlichkeit haben diese Fenster, daſs sie nicht so gutes Licht geben, als die graden Wandfenster. Wann im Winter die Sonne schräg steht und gegen den Abend, wenn sie ihr niedriges Feuerrad auf den Erdboden zu stellen scheint, wird es hier schon dunkel, wenn andre Zimmer noch volles Licht haben.

Das letzte Håll bis Mällerud ward um den Abend gemacht. Das Land ist im Ganzen, wie vorher, meistens flach und nicht waldreich, aber näher Mällerud wird es niedrig und mehr Sümpfen, als ordentlichen Feldern ähnlich; hie und da ist Holz, groſse Strecken liegen als Gemeinweide, die Wiesen sind mit Gestripp und kleinen Hügeln bedeckt.

Den 18ten Mai Reise von Mällerud bis Mallöga, 8¾ Meilen. Stationen: Mällerud bis Lund, 2 M. — Lund bis Tropane, 1½ M. — Tropane bis Åmål, 1¼ M. — Åmål bis Afvelsäter, 1 M. — Afvelsäter bis Gustavskrog, 1½ M. — Gustavskrog bis Mallöga, 2 M.

Ich saſs schon um 5 Uhr auf dem Wagen, das Wetter war himmlisch, aber die Wege sehr schlecht, denn je weiter man nördlich zieht, desto mehr Eis und Schnee, auch wüthende Wasser findet man noch. Zuerst hatte ich noch sumpfige Fläche, dann kam Wald mit lustigen Hügeln und reiſsenden Bächen. Hier stehen unter den vielen Tannen und Birken auch die mächtigsten Eichen, welche beweisen, daſs Eichenwälder sich hier schon mehr anlegen lieſsen, wenn man nur mit Ernst daran dächte. Der Morgen war schön und die Menge der Kukuks, Orren, Droſseln und Finken ersetzten fast die wenigen Lerchen und die fehlenden Nachtigallen, die nur in Schonen, auf Gottland und fast noch an einigen privilegirten Stellen Schwedens singen. Ich hatte hier eine entzückende Fahrt. Besonders lieblich aber ward es bei Wenerswyk, wo man über eine lange Brücke fährt Namens Köpmannabro. Dort drängt sich der brausende Wasserschwall durch ein enges Felsenthor, wodurch das Wasser, das aus hundert Seen und von tausend Hügeln bis von Norwegens Gränze herströmt, sich in den Wenern ausladen soll. Hohe gewaltige Ufer sind rings umher, Stücken Eis schwimmen im Strom, auf den groſsen Seen sieht man eine Menge Inseln, freundlich zwischen den hohen Waldbergen liegt der stille Wasserspiegel da, wo er von Eis frei ist. Ich hielt hier eine Zeitlang still und jeder Fremdling, der nach mir diesen Weg fährt, wird es gewiſs thun, so überraschend ist der Anblick dieser Natur. Jenseits weideten Heerden, Fischer ruderten nicht weit von uns und fernerhin zogen andre an einer Insel die Netze ans Land. Eine wilde Katze (Kattlo) oder Katzenluchs, wie man das Thier hier nennt, ein nicht häufiges Thier, strich über den Weg. Mein Skjutsbonde zog stracks die Mütze ab und spie darein; dann erzählte er mir viel, was oft in diesem verwünschten Thieren stecke, die von des Teufels ältesten Gesellen seien. Einmal habe er abendlich ein solches gesehen und sich so fürchterlich verirrt, daſs er das Leben würde haben lassen müssen, wenn er nicht glücklich auf ein paar Leute gestoſsen wären, die nächtlich dem Bären auflauerten. —

Hier wird es recht auffallend, wie viel weiter vorgerückt die Vegetation schon um Götheborg war. Dort war alles schon grün und Schnee und Eis fort; hier ist noch keine Birke ausgeschlagen und der Schnee liegt zum Theil ellenhoch im Walde.

Vor und gleich hinter Torpane werden die Felder schlechter und die Wohnungen ärmlicher. Man findet hier nicht die netten Dörfer, wie gestern um Österby. Von Torpane bis Åmål ist elendes Land, sandig und zum Theil sumpfig; nachher hat man meistens bergigen Wald. Åmål ist ein kleines Städtchen an einem Sack des Wenern, von einem Strom durchflossen, der mehrere Seen des groſsen Svanskog ausladet. Es lebt vom Handel mit Brettern und Eisen; auch sah ich hier groſse Haufen Schiefer aufgethürmt. Diesen Schiefer verschickt Dalsland weit und breit in allen Provinzen um den Wenern; er ist der vorzüglichste Dachschiefer, den man haben kann, und hat vor vielen Schieferarten eine angenehme hellgraue Farbe voraus. Das einzige, weswegen ich das Städtchen loben will, ist das schöne Öl, was ich hier trank.

Um Ein Uhr rollte ich fort auf Afvelsäter zu. Der Weg ist fast immer Gebirgwald, der sogenannte Afvelsäterwald, der die Gränze Wärmelands macht. Von Afvelsäter hatte ich einen lustigen Skjutsbonde, der mir ein teutsches Lied vorsang, wie er meinte, das er in Uddewalla von Matrosen gelernt hatte. Es war weder teutsch noch schwedisch, indessen ergötzte es mich, weil er mit Liebe und heller Stimme sang. Ich muſste ihm nachher auch eine Weise zur Belohnung singen. So sangen wir uns durch den Wald. Wir sahen hier schreckliche Zerstörungen des Wassers. Der Bube sagte, das Land 5 bis 10 Meilen linker Hand würde wohl in manchen Wochen noch nicht zu paſsiren seyn, weil das Wasser bei dem vielen Schnee dieses Winters Wege, Brükken, Mühlen weggeschwemmt habe. Noch vorgestern sei von der wackelnden Kilabro auf der Byelf ein Landmesser mit Wagen und Pferd mit dem Wasser fortgegangen. Auch wir fuhren über diese Byelf, die in hohen Ufern zwischen Felsen hinbraust. Die Gegend ist hier wunderschön und hat nette Wohnungen und einige recht hübsche Landsitze. Gustavskrog ist gewiſs durch Lage und Bauart einer der hübschsten Gästgifvaregårdar. Ich war ganz entzückt über die Gegend und den schönen Tag. Was Wunder, daſs einem dann alles schöner erscheint? Hier kamen mir der groſse Baumgarten, die niedlichen Zimmer, die Wirthin und ihre Mädchen, alles reitzend vor. Und doch blieb ich nicht, sondern fuhr noch 2 Meilen weiter bis Mallöga.

Das erste Drittel des Weges breitet sich ein schönes Amphitheater aus und stellt lachende und wohl bebaute Felder, hübsche Landsitze und anmuthige Wiesen und einzelne Birken- und Tannenwäldchen dar. Zu den meisten der netten Landsitze führt eine Allee von Linden, Birken, Sperbäumen. Die Gegend war in der Stille des glänzenden Abends unbeschreiblich mild. Ich sah etwas vaterländisches in ihr und dünkte mich dem schönen Waldhügeln und Forsten von Putbus nahe zu seyn. So war die erste Meile. Der übrige Theil des Weges geht durch rauhes Waldgebirg. Ich paſsirte eine Fähre bei Ed, wo wir noch viel mit dem Eise zu schieben hatten, und um 9 Uhr kam ich in der elenden Kneipe zu Mallöga an, wo ich mich legte.

Die heutige Reise und auch die der folgenden Tage hatte viel Liebes durch die lieben, treuen und frommen Gesichter, die man hier allenthalben trifft. Es liegt eine ausgezeichnete Güte und Bravheit in ihnen. Man sieht hier mehr, als vorher, etwas gestumpfte Löwennasen und tiefer liegenden Augen. In Dalsland und in einigen Strichen Wärmelands sind Weiber und Mädchen meistens hübsch und mit zartem Blut. Die meisten gehen bei ihrer Arbeit und im Hause baarfuſs. Alles knixet, wenn es grüſset, wie bei uns in Städten. Die Frauen brauchen die Zipfelmützen, Jungfrauen tragen ihr Haar häufig bloſs und in Zöpfe geflochten. Etwas Neues war es mir, daſs ich in Wärmeland die Weiber häufig als Säerinnen auf den Feldern fand.

Den 19ten Mai wollte ich nur bis Karlstad, ein Weg, 5¼ Meilen von Malhöga. Ich fuhr halb 6 ab und hatte bald wieder eine Fähre bei dem Ausfluſse des groſsen Sees Wermelen in den Wenern, wo man vom hohen Walde tief hinabfährt. Wir muſsten lange arbeiten und hatten viel zu thun mit den groſsen schwimmenden Eisschollen. Noch war der gröſste Theil des Wenern mit Eis bedeckt, doch nach 4 Tagen war in Südwärmeland alles Eis und der letzte Schein des Winters fort, einige hohe Berge und Wälder abgerechnet. Der Weg nach Lillnorr, der ersten Station, geht bald durch ein niedriges und sandiges Land und sein einziges Schöne ist die Nors- oder Frykneelf, an welcher man eine Viertelstunde hinfährt. Von da bis Karlstad geht es auf sandigen magern Boden und durch elenden Tannenwald traurig einförmig anderthalb Meilen fort. Ich erwachte erst bei dem Brausen der herrlichen Klaraelf und rollte über ihre stattliche Brücke bald in die Stadt ein.

Karlstad ist mir durch liebe Menschen, die ich darin gefunden und mit welchen ich dahin gereist bin, eine sehr liebe Stelle geworden, so wie Wärmeland durch die Erinnerungen der Freundschaft und seine biedern Bewohner eine der liebsten Provinzen von ganz Schweden. Ich bin zweimal zu verschiedenen Zeiten in Karlstad gewesen und werde immer mit Liebe an die fröhlichen Tage zurückdenken, die ich dort verlebte. Die Stadt selbst ist nicht groſs, enthält ungefähr 2000 Einwohner und lebt meist von Handel mit der Provinz, von der Schiffahrt auf dem Wenern und der Versendung von etwa 40000 SPf. Eisen. Die Stadt liegt auf einer Insel, welche unter dem Namen Tingwallaö bekannt ist und durch zwei Arme der groſsen Klaraelf gebildet wird. In einer Bucht der Insel an beiden Armen des Stroms lehnt sich die Stadt und über jeden Strom führt eine stattliche Brücke. Diese Brücken sind brav gebaut aus gehauenen Steinen mit eisernen Geländern; die eine hat 10, die andere 13 Bogen. Manche hübsche Häuser sieht man, besonders längs dem Strom, wo das Assembleehaus auch durch unsern Jubel mit lustig geworden ist. Der Markt ist groſs und regelmäſsig, das Rathhaus, der bischöfliche Pallast, das Gymnasium, die Domkirche sind ansehnliche Gebäude. Die besten Häuser sind mit hellgrauen Schiefer gedeckt, der ihnen ein munteres Ansehen giebt, manche auch mit Rasen. Die Gassen sind meistens gut gepflastert, breit und grad.

Das Gymnasium ist ein tüchtiges Gebäude, nur fehlt es leider an Fond zur Unterhaltung. Manches ist daher verfallen, manches nach dem ersten Entwurf nicht einmal vollendet. Der dritte Stock ist zum Observatorium eingerichtet. Ganz artig ist die Naturaliensammlung die unter der Aufsicht des Herrn Lektor Fryxell sehr gewonnen hat und noch mehr gewinnen wird, wenn der wackre Mann lange bei seinem Posten bleibt. Ein Feuer, das vor 8 Jahren auskam, zerstörte hier viel. Das Schönste am Observatorium ist die Aussicht über den Wenern und seine Inseln — Die Domkirche ist 74 Jahre alt, sie ward 1730 fertig. Sie ist das Werk eines teutschen Maurers, Namens Meister Haller aus Sachsen, der seinen Landsleuten dadurch wirklich Ehre erbaut hat. Das kühne und weite Gewölbe der Kuppel des

Doms ist ein Meisterstück, und die Einfachheit des Ganzen, die Leichtigkeit, mit welcher es vor dem Auge steht, spricht am besten des Baumeisters Lob. Doch machte er hinten in der Kirche ein Versehen und um eine Treppe anbringen zu können, stimmten die Pfeiler nicht überein: diese Makel zu bedecken muſste man das Altar zu weit vorbauen. Er ärgerte sich so sehr darüber, daſs er vor dieser Zeit liederlich ward, und auf allen Krügen umherlag: ein so munterer und genialischer Mensch, daſs seine Einfälle noch in aller Leute Mund sind. Er hatte sehr ehrenvolle Anträge nach Stockholm und Petersburg, aber er war nicht aus seinem gewöhnlichen Leben herauszubringen. Auch das Altar ist schön und einfach. Man hat das christliche Kreuz darauf erhöhet und zwei Figuren. Die Andacht und Religion, von Sergel modellirt, stehen zu den Seiten; Sergels Name sagt schon, daſs sie nichts Gemeines sind.

Ich hielt in dieser Kirche meine Pfingstandacht, besonders um mich ein wenig unter den Gesichtern umzuthun. Glänzende Schönheiten, das Schimmernde und Kühne des hohen Muthes und Witzes sieht man hier nicht; aber einen Ausdruck von Gradheit und Güte, welcher wenigstens aller Schönheit Unterlage seyn sollte und ohne welchen ich kein Menschengesicht leiden mag. Diese Tugenden gehören fast allen Wärmeländern, die ich gekannt habe. Mögen sie sich lange dabei erhalten!

Berühmt ist in dieser Stadt die Pehrsmesse im Anfange des Julius, wo sich fast die ganze Provinz hier versammelt. Dann geht es unbeschreiblich munter her und man hat gleichsam die Bilderkarte von den verschiedenen Stämmen und Thälern Wärmelands vor sich mit ihren ausgezeichneten Trachten und Physiognomien. Dann, und auch im Winter häufig hat das Assembleehaus seine fröhlichen Bälle und Maskeraden. Der Wärmeländer gehört von Natur zu den frohherzigsten und gastlichsten Bewohnern Schwedens. Es ist ein gutes biederes Volk sans peur et sans reproche.

Seit zwei Jahren ist Karlstad auch der Sitz einer Gesellschaft des Ackerbaues für die Provinz, welche durch den Beitritt mehrerer Landbegüterten und durch die Leitung einiger Patrioten und des jetzigen Landshöfding der Provinz, Baron Nolken zu Stande gekommen ist. Diese Gesellschaft kann für Wärmeland sehr wichtig werden, besonders durch den Eifer und die Mitwirkung einiger Mitglieder, die aus Männern von groſsen Kenntnissen und als Freunde ihres Landes ausgezeichnet sind. Ich habe fast keine Provinz Schwedens gesehen, wo so viele uneigennützige Thätigkeit für den Ackerbau wäre und wo man für diese erste aller Künste eines Staats, sich so regte und anstrengte. Man wird weiter unten mehrere Beläge dazu finden.

Es ist hier der Ort, diejenigen Institute nahmhaft zu machen, welche zur Beförderung der Kultur und Industrie des Vaterlandes vorzüglich gewirkt haben und noch wirken. Dahin gehört zuerst die königlich schwedische Akademie der Wissenschaften, die in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts gestiftet ward. Sie hat nicht allein von ganz Europa anerkannte Verdienste um die ernsten

Wissenschaften, sondern grade sie hat durch Behandlung und Aufklärung mancher gemeinnützigen Gegenstände und durch die Richtung der Aufmerksamkeit des Volks auf dieselben ganz besonders auf die Belebung und Beförderung der Nationalindustrie gewirkt. Sie hat auch mehrere Preise und Belohnungen an Entdecker und Vervollkommner solcher Gegenstände ausgetheilt, welche sich mehr oder weniger darauf beziehen.

Um das Jahr 1770 gründete sich eine Gesellschaft unter dem Namen Svenska patriotiska Sälskap. (die schwedische patriotische Gesellschaft) Sie nahm ihren Sitz in Stockholm und zählte Mitglieder aus allen Theilen des Reichs. Sie existiret noch und hat ihr eignes Haus, ihre Bibliothek und ihren Sekretär, welches jetzt Doktor Ruihström, einer von Schwedens besten Köpfen, ist. Ihr Zweck war und ist, alle gemeinnützige Thätigkeit, Industrie und Tugend zu belohnen, durch Prämien zu ermuntern, Preisfragen auszusetzen, nützliche Schriften in der allgemeinen Haushaltungswissenschaft auszugeben, Preise für Erfindungen, für besseres Manufaktur-Handwerks- und Akkergeräth zu bewilligen, die Treue langer Dienstjahre von Dienstboten in den Städten und auf dem Lande zu belohnen und zu ehren. Sie hat auch Abhandlungen herausgegeben, worin sich manche vorzügliche Sachen finden. Ferner hat man von ihr von dem Jahre 1776 bis 1780 ein Haushaltungsjournal mit vielen dergleichen Aufsätzen. Am besten lernt man den Einfluſs und die Wirksamkeit dieser Gesellschaft aus einigen Jahrgängen einer Wochenschrift kennen, die unter dem Titel Stockholms Weckoblad herauskam und manche specielle data enthält. So werden z. B. Modelle von besseren Ackerwerkzeugen in die Provinzen geschickt, der Kartoffelbau wird befördert in den Gegenden, wo er noch wenig bekannt war, Bauren und Knechte, die sich durch vorzüglichen Fleiſs, durch eine seltene Erfindsamkeit, durch bessere Kultur des Akkers, durch Wegräumen von Steinen, Setzen von Steinmauern, Abgraben von Morästen, durch Baumpflanzung, Bienenzucht, Veredlung der Viehraçe auszeichneten, erhielten von ihr öffentliche Belobungen und Preise; und durch das Gute, was sie wirklich durch diese Gesellschaft entstehen sahen, sind manche Patrioten bewogen worden, der Gesellschaft zu ähnlichen löblichen Zwecken ansehnliche Donationen zu machen.

Finnland, diese für Schweden so wichtige Provinz, hat in den letzten 20 Jahren, besonders aber seit der Epoche des finnischen Krieges groſse Fortschritte in der Bevölkerung und einem bessern Ackerbau gemacht, und allgemein ist eine gröſsere Thätigkeit in die Leute gefahren, als man vorher sah. Endlich ist hier eine Gesellschaft entstanden, die, verbunden mit dem Eifer und Trieb des Landes, gewiſs sehr glückliche Folgen haben muſs. Diese Gesellschaft hat sich den ersten November 1797 als am Geburtstage des Königs gestiftet, unter dessen Schutz sie steht; sie führt den Namen Finska Hushållningssälskap. Ihr Zweck ist besonders zu wirken zur Bekanntmachung und Beschreibung des Landes und der Art seiner Industrie und Kultur, so wie zur Verbesserung derselben. Sie setzt Preisfragen aus, ertheilt Prämien, sucht die Verbesserung einzelner Nahrungszweige zu befördern und den alten Schlendrian im Gebrauch elender Methoden und Geräthe abzuschaffen. Schon sind Ackergeräthe, Bienenstöcke, Saatkartoffeln ausgetheilt, Prämien gesetzt auf Urbarmachungen, auf die Einführung neuer Gewächse, auf das Abzapfen von Morästen, auf das Bauen von Steinhäusern und das Setzen von Steinmauern. Vorschläge sind gemacht zur besseren Verarbeitung der rohen Materien, zu einer besseren Pelzerei und Therbrennerei. Der Plan ist, nützliche Abhandlungen zum Druck zu befördern und Haushaltungsaufklärung zu vermehren, Schuleinrichtungen und Magazine zu befördern, kleine Bauerbücher drucken zu lassen; um von manchen Dingen gesundere Begriffe in die Köpfe zu bringen. Schon ist der Entwurf zu einer Kirchspielsbeschreibung aufgegeben, der an die Prediger und Beamten der einzelnen Kirchspiele und Distrikte geschickt werden soll, mit einer Menge Fragen um des Landes und Klimas Beschaffenheit, den Boden und die Eintheilung desselben, die

Volksmenge, Sitten, Karakter, Lebensart, Erwerbzweige, Ackerbau, Baumzucht, Wiesen- und Weidebenutzung, Viehzucht, Thierfang, Fischerei, Waldbenutzung etc. — Unter den Mitgliedern sind viele berühmte und patriotische Namen nicht bloſs aus Finnland, sondern auch aus Schweden. Schon hat die Gesellschaft ein Legat von 20000 Rthalern erhalten. Manches von diesen Angaben findet sich in den 2 Bänden ihrer Verhandlungen, die schon heraus und sehr interessant sind und für die Zukunft groſse Hoffnungen geben.

Ausser diesen Gesellschaften sind die angeführten für Nerike und Wärmeland und eine auf Gottland bis jetzt die einzigen. Mehrmals sind Vorschläge gewesen, durch ganz Schweden in allen Landschaften Kommitéen des Akkerbaus und der Provinzialindüstrie unter dem Titel **hushållningsnämnd** zu ernennen, aber es ist bei Vorschlägen und Entwürfen geblieben. Schon 1742 erging ein königlicher Brief an alle Landshöfdinge wegen der Auswahl gewiſser Oberlandhaushalter und Landbauer, welchen die Aufſicht und die Beförderung guter Einrichtungen für den Ackerbau obliegen sollte. Auch 1771 ward wieder ein Cirkular ausgefertigt über die Errichtung einer Ackerbaugesellschaft in jedem Kirchspiel. Solche ökonomische Kirchspielgesellschaften wurden auch in der königlichen Kammerrelation von 1776 höchlich empfohlen. Noch auf den letzten Reichstage ist die Sache wieder berührt. Gottlands ökonomische Gesellschaft hat sich jetziger Zeit auf diesem Wege besonders ausgezeichnet.

Ich will hier, da ich von dem Gange ab und in Ruhe gekommen bin, von der allgemeinen Provinzialverfassung, Landesverwaltung und von dem Verhältniſse des Bauren und Landmanns Einiges hinzufügen. Man fühlt sich bei diesem und jenem, dessen man erwähnen muſs, in Verlegenheit, die einen ohne eine lange, den Faden der Erzählung immer abreiſsende, Erklärung nur halb verstehen: man fühlt dies um so mehr, weil alles, was wir Teutsche hierüber haben, mehr und weniger entstellt und verwirrt ist. Ich will nicht sagen, daſs ich etwas Vollkommenes liefern werde, denn mir ist es nur darum zu thun, daſs Andere eine klare Übersicht des Allgemeinsten haben. Abhandlungen zu geben, würde hier pedantisch seyn, wenn ich es auch könnte. Ich wünsche bloſs durch diese kleinen Umriſse dem, was ich künftig hie und da leicht hinwerfen werde, hier eine etwanige Erklärung unterzulegen, woraus doch Einiges sich mögte aufhellen lassen.

Nach einer alten Eintheilung, wie sie Frankreich und Teutschland vormals auch hatten, wie sie aber lange nur noch als eine Antiquität galt, macht ganz Schweden mehrere Provinzen aus, als Småland, Westergöthland, Upland etc. Diese Eintheilung ist jetzt aber in Hinsicht der meisten Provinzen nur national, nicht aber politisch. So sind z. B. Dalsland und Helsingland Nationalprovinzen für sich, politisch nur Theile einer Provinz, oder, in dieser Hinsicht richtiger gesagt, eines Gouvernements; dagegen hat Småland drei Gouvernements, ist aber national betrachtet, nur Eine Provinz. Dieselbe Verschiedenheit ist hie und da in Hinsicht der geistlichen Sprengel. —

Jetzt ist Schweden politisch in mehrern Statthalterschaften vertheilt. Eine solche Statthalterschaft heiſst Län oder Höfdingedöme, Lehen, Hauptmanschaft. Der Statthalter hat den Titel Landshöfding (Landeshauptmann). Er ist das Oberhaupt und der Verwalter der Statthalterschaft in Regierungs- und Polizeisachen, hat den Vorsitz in der Länskanzlei und soll auf alles, was die Verbesserung, Bevölkerung, den Ackerbau, die Sicherheit und die Sitten seiner Statthalterschaft betrifft, ein wachsames Aug haben, wie auch auf die Verwaltung der Beamten. Die Gerechtigkeitspflege und andere Gegenstände höherer Polizei. Außer ihm gehören zum Gouvernementspersonale ein Sekretär, ein Kämmerier, ein Renntmeister, ein Buchhalter, ein Kanzellist und mehrere Schreiber. In den verschiedenen Distrikten oder Amtern einer Hauptmannschaft, welche Härader heiſsen, sind als Aufseher, Einnehmer und Kontrolleur der königlichen Gefälle Beamten eingesetzt. Diese heiſsen Häradsfogdar, Häradsskrifvare und Länsmän, Der Kronofogde oder Häradsfogde ist der Obereinnehmer seines Distrikts; der Häradsskrifvare ist gleichsam sein Amtsschreiber, welcher die Verzeichnisse der Abgaben, die Bestimmung der Taxen, die Anordnung und Ergänzung der Kontributionsrollen zu besorgen hat. Beiden gehen wieder die Länsmän zur Hand. Diese sind gleichsam die Untereinnehmer in den verschiedenen Kirchspielen, die Eintreiber und Exekutoren und die aufmerksamen Wächter für alles, was Polizei und Ordnung in ihren Bezirken betrifft. Häufig sind diese Lehnsmänner ehrliche angesessene Leute unter den Bauren. Sie werden auch zu manchen Verschickungen und Ausrichtungen und neben den höheren Beamten zu ländlichen Polizeigeschäften, als Taxationen, Aufnahmen von Inventarien, ökonomischen Auseinandersetzungen etc. gebraucht. Nach den Lehnsmännern kommen endlich die Fjerdingsmän oder Viertelsmänner, auf dem Lande aus dem Baurenstande gewählt und nichts anders als Polizeidiener, Gerichtsdiener, Boten. Alles, auch was die Exekution auf dem Lande betrifft, Verhaftung und Transportirung der Verbrecher etc. geschieht nemlich am liebsten durch das Landvolk selbst, so wie die Verwaltung bis auf die untersten Stufen in einem schönen Sinn in Schweden mehr mit dem Volke verbunden scheint, als in anderen Ländern. Nur bei groſsen und ungeheuren Gelegenheiten pflegt der Landshöfding sich auch mit militärischer Hülfe zu waffen.

Von dem Gouvernementsstaat der Provinz ist der gerichtliche Staat derselben wieder verschieden, obgleich beide sich natürlich einander die Hände bieten sollen, und ob gleich es dem Landshöfding, als dem ersten Repräsentanten der Majestät, obliegt, auch hier zuzusehen, daſs kein Unfug geschehe. Es giebt zweierlei Richter auf dem Lande, nemlich Provinzialrichter und Distriktrichter; die ersten heiſsen Lagmän, die zweiten Häradshöfdingar.

In den früheren Jahrhunderten des Mittelalters waren die Lagmän in Schweden in groſsen Ansehen und standen als Repräsentanten des freien Volks, als die Stimme und Interpretation des Gesetzes, als der Wille und der Schutz des Volks, gleichsam als tribuni plebis an der Spitze der Nation und zwischen dem

Volke und dem Könige. Doch seit dem 13ten Jahrhundert schwand dieses politische Ansehen allmählig und sie wurden zuletzt nur Oberrichter, gleichsam Groſssherifs, auf dem Lande, was sie auch vorher gewesen waren. Es gab zuerst in früherer Zeit eine Art von Polizeirecht, das unter dem Namen Fjerdingsting gehalten ward und wodurch kleinere Sachen und Händel abgemacht wurden; dies scheint aber früh abgekommen zu seyn. Danächst war das gewöhnliche Häradsting, das an mehreren Stellen dreimal im Jahr gehalten ward. Es hatte drei groſse Ferien, die Weihnachtzeit, die Frühlingssaatzeit und Ärndte, Julfrid, Vårfrid und Andfrid. Von diesen ward an den Lagman appellirt und groſse Sachen gingen auch wohl diese vorbei unmittelbar an den Lagman. — Dem Richter zur Seite saſs ein Ausschuſs von ehrlichen, freien Landleuten unter dem Namen Nämnd oder Tolfmän, (Zwölfmänner) in ältern Zeiten eine ordentliche Jury auf englischem Fuſs, es mag nun, wie einige meinten, von englischen Gesetzen und Gesetzesgebräuchen einst eingeführt oder aus einer Nationalverwandschaft der beiden Nationen sich hier einheimisch entwickelt haben. Diese Jury gab ihren Ausschlag, ob der Angeklagte schuldig sei oder nicht. Die Hälfte der Nämnd konnte allenfalls von den Parten rekusirt werden, einige meinen sogar, sie haben die Hälfte selbst wählen können. — Nach den alten Gesetzen ward der Häradshöfding nach des Gesetzes Vorschrift gewählt: jeder Bauer war schuldig in seiner Reihe und nach dem Ausruf als Nämndeman beizutreten. Der Häradshöfding hatte nicht mehr als Ein Härad, welches Häradshöfdingedöme hieſs und worin dreimal im Jahre je 7 Tingstage oder Gerichtstage gehalten wurden. Diese drei Zeiten hieſsen Lagtinga tima, und waren ungefähr dieselben, in welchen der Häradshöfding nun einzig eines hält. Nach der alten Einrichtung waren jährlich über 20 Ting in jedem Härad, jetzt sind nur drei, welches Einigen wirklich zu wenig däucht. — Die Nämnd hat jetzt bloſs nach die Form der alten Jury, wo sie das schuldig oder unschuldig aussprach, und der Richter in dem Gesetz die Strafe suchte. Zwar werden auch jetzt noch aus jedem Härad zwölf unbescholtene Männer dem Häradsting und Lagman beigesellt, aber sie urtheln nicht mit. Die Richter haben die Nämnd bloſs von der Sache, den Gründen und Beweisen, und des Gesetzes Ausspruch zu unterrichten und erst dann gilt der Nämnd Meinung etwas, wann sie durchgängig von dem Richter abstimmig sind, wodurch sie ein Veto bilden.

Der Häradshöfding wird jetzt vom Könige ernannt und hat mehrere Härader zu seinem Gerichtssprengel. (Domsaga) Durch die Proceſs- und Gerichtsordnung von 1614 wurden aus 20, 30 Ting 3 und in einigen Härader 2, wobei oft über 500 Sachen abzumachen vorkommen können.

Auch den Lagman ernennt jetzt der König und er urtheilt in seinem Sprengel oder seiner Lagsaga, unter welcher 5 bis 10 Domsagor oder Häradshöfdingssprengel begriffen sind, mit 12 Nämndemän von den Häradsgerichten, von welchen an ihn appellirt wird. Seit 1665 wird nun nicht mehr jährlich Ein Lagmansting in jedem Härad gehalten, wie es nach alter Verfassung war, sondern allein Eines in jeder Lagsaga, wie groſs sie auch seyn mag. Vom Lagman appellirt man an die Hofgerichte, deren 4 sind, 2 für Schweden und 2 für Finnland und von ihnen endlich an des Königs höchstes Gericht.

Man hat seit 1793 in Dänemark und Norwegen sogenannte Vergleichsgerichte (Förlikningsrätter) eingeführt, welche kleine Händel zu schlichten und zu vergleichen und den langen Rechtsgang zu hindern suchen und welche in den Provinzen viel Gutes gestiftet haben sollen. Auch diese sind von einigen Patrioten für Schweden vorgeschlagen.

Man sieht aus dieser ganzen Verfassung, wenigstens an der Form noch, daſs sie aus dem Volke ausging, und für das Volk war. In der That freilich bedeutet jetzt die Nämnd nicht viel, aber doch durch die Meinung. Wie viele Zwölfmänner in den verschiedenen Provinzen! Ihre Ernennung soll doch immer eine Ehre ihres Karakters und ihrer Erfahrung bezeichnen. Sie müssen auch durchaus mehr Kenntniſs von den Gesetzen und der Verfassung des

Vater-

Vaterlandes erhalten, als andre; es muſs sich grade durch die Meinung, daſs sie Mitrichter und Mithelfer des Vaterlandes sind, ein edlerer Ehrgeitz für Vaterland und Gesetzlichkeit festsetzen bei ihnen, der durch sie und ihre Kenntniſse wieder auf andere Mitglieder des Bauerstandes übergeht. — Auch in Polizeisachen und ökonomischen Geschäften wird diese Nämnd von den Polizei- und Regierungsbeamten vorzugsweise mit zu Rath und Hülfe gezogen, so daſs auch auf dieser Seite ihr mit manchen Kenntnissen eine Art politisches Ansehen kömmt. Was man also auch sagen mag, so unbedeutend ist diese Jury nicht, als sie scheint. Sie verbindet das Volk grade durch das Heiligste, durch die Verwaltung der Gesetze und Polizei, mit dem innersten Getriebe des Staates und hält oft einen Patriotismus der Ehre und der Meinung aufrecht, der sich von ihr bis in die innersten Adern des Staatslebens verbreiten kann.

Manche von diesen groſsen und kleinen Beamten des Staats haben ihre Besoldung in baarem Gelde, andre haben Beställen inne, d.

h. Güter und Grundstücken mit ihrem Ertrage und mit gewissen dazu geschlagenen Diensten und Gefällen. Die letzteren sind in der Regel besser daran, weil ihr Gehalt immer mit dem Preise der Dinge steigt und fällt.

Ich komme jetzt auf das Verhältniſs der Landbewohner Schwedens zu einander selbst und zum Staate, und werden daran die Beschreibung der militärischen Einrichtung des schwedischen Staats knüpfen, welche sich vortheilhaft von allen übrigen europäischen Ländern unterscheidet. Man erwarte hier keine Auseinandersetzung der schwedischen Verfassung, sondern nur die Angabe einzelner allgemeiner Epochen, die der Einrichtung und dem Zustande, die jetzt bestehen, zur Erklärung dienen können.

Es giebt in Schweden dreierlei Arten Grundstücke, Skatte - Krono - Frälsehemman. Einige kleine Nebenzweige können natürlich hier nicht in Betrachtung kommen.

Skattehemman sind Alloden, eigenthümliche Besitzungen ihres Bewohners, von welchen er bloſs Schatzung und Abgaben an den Staat zu entrichten hat, übrigens sie verkaufen, vertauschen, verschenken, erwerben kann, wie er will.

Die Kronohemman sind eigenthümliche Grundstücke der Krone, und der Besitzer derselben ist nur als colonus anzusehen, wird aber für sich und seine Nachkommen gern auf den Hufen erhalten, wenn er mit den bestimmten Leistungen ordentlich einhält. Was mit diesen Kronohemman sonst für mancherlei Einrichtungen und Verleihungen vorgegangen sind, wird weiter an seinem Ort gemeldet werden.

Die dritte Klasse der Grundstücken sind Frälsehemman, auf welchen manche adliche Vorrechte und Verbindlichkeiten ruhen, und welche wieder mehrere Arten von mehr oder minder freien Hufen haben. Diese sind mit dem Adel entstanden und sollen ordentlich nur vom Adel besessen werden.

Schweden hat vor dem 13ten Jahrhundert keinen Adel, es hat nie solche Leibeignen gehabt, wie die meisten andern europäischen Länder (Siehe des berühmten Prof. Calonii Dissertationes de prisco Servorum Jure), die den Grundstücken folgten, glebae adscripti. Nie hat hier die Luft leibeigne gemacht, nie ist das Kind dem Zustand der schlechtern Hand gefolgt, nie ist ein Bastard hier als Sklav angesehen. Die wenigen Sklaven die man hatte, hingen bloſs den Personen, nicht den Gütern an. Seit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts hat man auch wahrscheinlich keine solche Leibeignen in Schweden mehr gekannt. Alles war gleich frei in Hinsicht der Grundstücken, die man bewohnte, und die kleinen Leistungen und Abgaben, theils in wirklichen Diensten, theils in Naturalien waren unbedeutend in einem rohen Zeitalter. Die aufkommende Hierarchie, ein gröſserer Luxus, ein ordentlicher Hofstaat führten gegen den Ausgang des 13ten Jahrhunderts allmählig einen andern Zustand herbei. Man spricht viel von einem Stockholmer Reichstag von 1282, welcher man Magnus Ladulås, dem zweiten Könige aus dem Hause der Folkunger gehalten seyn soll und in der schwedischen Geschichte unter dem Namen Helge Ands beslut prangt. Da soll der Grund zu einer andern Organisation des Volkszustandes und der Konstitution gelegt seyn. Aber dieser ganze Reichstag, seine Dekrete wenigstens, sind noch sehr zweifelhaft. Die Zeit in ihrem stillen Gange, die erste Bildnerin und Führerin aller Dinge, führte diesen neuen Zustand wohl ganz leise heran und machte ihn stufenweise, so daſs Könige und Volk als Gesetz heiligten, was als Gebrauch und Herkommen schon existirt hatte. Ältestens hieſs jedes Grundstück, was ein Skatte- oder Odalbonde bewohnte, Hemman, es mogte so groſs oder klein seyn, als es wollte. Da gar *kein Maaſs* der Gröſse angenommen war, so war die jährliche Abgabe (ränta) nicht bestimmt. Ob unter Magnus Ladulås schon eine Schau und Beschatzung der Äcker Statt gehabt, ist sehr ungewiſs. Wenn sie auch veranstaltet war, so ging sie doch nicht über alle Provinzen im Reiche, auch waren die Hemman nicht nach einem festen Hemmantal bestimmt, wornach die Ränten und die übrigen Leistungen hätten entrichtet werden sollen. Daher waren auch immer jährliche Beschatzungen nothwendig. Bei dieser Schatzlegung kam es erstlich an auf eine gewiſse jährliche Abgabe, die unter dem Namen Landbuchsabgabe, jordboksränta, bestimmt ward, und eine Menge kleiner und groſser Dienste und kleine Naturallieferungen in sich begriff, wie sie der Zustand der älteren Zeit forderte, welche nun mehr zu einem zusammengeschlagen wurden; zweitens kam es an auf gewiſse unbestimmte Leistungen und Bewilligungen, was man später, als die Besizzungen genauer vermessen und bestimmt waren, Hemmansränta, oder Grundabgabe, nannte.

Auch deswegen konnte hier noch nichts feststehen, weil selbst die Natur der Hemman noch nicht fest stand. Dies erklärt sich durch die Beschaffenheit des Frälse. Unter Magnus Ladulås war nemlich derjenige für sein Hemman von den meisten Lasten frei, welcher versprach, einen Mann zu Pferde mit voller Rüstung davon zu unterhalten, und in Zeit der Noth dem Könige damit zuzuziehen. Diesen Dienst zu Pferde nannte man Rusttjenst, weil in jenen Zeiten in den meisten Ländern nur die Reiter ordentlich gerüstet zu Felde zogen. Durch solchen Rusttjenst kannte jeder sein

Hemman zu einem schatzfreien Grundstücke machen; sobald er aber die Rüstung nicht mehr leisten konnte oder wollte, ward sein Grundstück wieder Skattehemman. So kamen die Namen Frälsehemman, Frälsemän, Frälsestånd auf, der erste Ursprung adlicher Güter und Familien, obgleich der Adel nur auf der Art beruhte, wie man von seinen Gütern den Dienst an die Krone leistete, und noch keinesweges persönlicher Familienadel war, welches er erst unter Erich dem Vierzehnten ward. Zu diesem weltlichen Frälse kam noch das geistliche Frälse, da auch in Schwedens anarchischem Mittelalter vom 12ten bis 15ten Jahrhundert die Hierarchie um sich gewuchert und über die Hälfte aller liegenden Gründe an sich gezogen und durch den bloßen Besitz frei und exemt gemacht hatte.

So war der Staat und das Regiment ohnmächtig geworden und bei dem Misbrauch des Frälse lag alle Last auf den wenigen Landbewohnern, die unter dem Namen Skatte- und Kronobönder noch übrig waren; aber auch mit ihrer Vertheilung konnte in einem Lande noch keine Ordnung entstehen, dessen Kultur noch so ungleich und dessen Zustand in vielen Provinzen noch ganz einem Kolonialzustande ähnlich war. Erst unter Gustav dem Ersten, sollte es auch hier etwas besser werden. Er bekam, obgleich er den Groſsen viel abtreten muſste, durch die Reduktion der geistlichen Güter neue Staatsmittel in die Hände. Unter ihm ward das Maaſs eines Mantal, oder ganzen Hemman als Norm der Beschatzung angesetzt auf so viel Land, als ein Bonde bequem bearbeiten, wovon er die Lasten des Staats abtragen und worauf er noch mit Wohlstand seſshaft seyn könne; geringer wurden die Hemman zu Mantal gesetzt, welche schwächere Besitzungen und kleinere Vortheile hatten. Aber doch wie unbestimmt war das ganze Maaſs! und wie vieles muſste sich nachher ändern! Wie konnte überall mit dem besten Willen in einem so weiten Reiche ohne eine ordentliche Ausmessung und oft bei willkührlichen Taxationen etwas Gutes werden? Übrigens war schon von mehreren Regenten, z. B. von Karl Knutson im 15ten Jahrhundert, versucht, die entwendeten Krongüter einzuziehen und die Hemman der geistlichen Herren zu untersuchen; aber es hatte bei Versuchen bleiben müssen.

Unter Karl den Neunten erhielten die nördlichen Provinzen hie und da Schatzbestimmung, auch unter Gustav Adolf ward in einigen Provinzen, z. B. Westergöthland, Manches genauer festgesetzt. Unter Christina wurden aufs neue Krongüter- und Herrlichkeiten verschenkt, vertauscht, verpfändet, Karls des Zehnten kurze aber glorreiche Regierung war ein Krieg. Unter Karls des Eilften Minderjährigkeit ging es nicht besser, doch sollte gerade dieser König einer der groſsen Wiederhersteller und Einrichter des Vaterlandes für ewige Zeiten werden. So groſs war die Menge der Freihufen, so drückend die Ungleichheit und so schreiend die Unbilligkeit, so klar endlich die Unmöglichkeit, daſs der Staat sich tragen konnte, daſs Karl darein sehen und darein greifen muſste. Einer der Hauptgründe der Reduktion lag in Vervortheilung, welche die Krone durch Tausch gelitten hatte. Ward z. B. ein solcher

Tausch mit einem Edelmann vorgeschlagen, so hohlte man weder Landmesser nach Taxatoren sondern der Edelmann setzte sein Ehrenwort ein, was er zur Vergütung des Eingetauschten gegeben, sei vollgültig gegen das Erhalten; damit war es abgethan. Die meisten Güter, die mittelbar unter den Adel gekommen, hatten in Skattehemman bestanden, von welchen ihm die Ränta bewilligt worden, die also aus Kronoskatte nur Frälseskatte geworden waren. Er hatte an die Güter kein anderes Recht, als die Krone daran gehabt hatte, nemlich die Abgaben und Leistungen, die sonst der Krone entrichtet und abgetragen waren, jetzt in demselben Maaſse daran zu genieſsen. Aber durch mancherlei Plackerei und Druck, besonders durch den häſslichen Kniff, bei Konskriptionen die Bewohner solcher Hemman zu Soldaten ausheben zu lassen, um sie in Verfall zu bringen, und dann unter ordentliches Frälse zu ziehen, waren aus diesen Skattebönder richtige Frälsebönder geworden. Sie wurden also bei der Reduktion, weil alles Alte sich nicht wieder nachsuchen noch herstellen lieſs, aus Frälsebönder nicht wieder Skattebönder, sondern Kronobönder.

Karl griff nun zu, und man muſste unbillig seyn, wenn man nicht gestehen wollte, daſs bei der Reduktion wohl Einzelne verletzt worden. Im Ganzen aber war sie so streng und grausam nicht, als die Feinde dieses groſsen Königs, die ihn gern zu einem Tyrannen gemacht hätten, der Welt haben einbilden wollen. Er muſste Ordnung haben, und manches vorher Unbestimmte auf einen festen Fuſs sezzen, um das Regiment, vorzüglich um das Militär einrichten zu können. Auch jetzt ging die Schatzlegung noch nicht über alle Provinzen, noch ward sie allenthalben mit gleicher Sorgfalt vorgenommen. Am sorgfältigsten wurden die Hemman aufgenommen und taxirt, die zu Boställen und Rusthäll eingetheilt wurden, nicht so sorgfältig die, welche allein rotirt wurden. So ward auch hier nicht allen Ungelegenheiten abgeholfen. Am spätesten kam die Reihe an einen Theil von Norrland und an Finnland. Manchen Willkührlichkeiten ward doch durch die Bestimmung eines Hemman jetzt abgeholfen. Diese Hemmansbestimmung heiſst auch Mantal. Da solches Mantal nun einmal fest steht, so wird das Hemmantal dadurch nicht gröſser, daſs es vielleicht unter 4, 8, 16 Bewohner getheilt ist. Alle leisten nur immer für Ein Mantal.

Auch nach Karl dem Eilften waren die Ungleichheiten und die Klagen über sie noch häufig und groſs genug. Oft ist auch eine allgemeine Landesvermessung versprochen, aber sie ist nicht erfolgt. Man kann sich denken, wie in hundert Jahren sich Manches ungleich geworden ist. Manche Gegenden sind jetzt urbar geworden, die damals nur als Ödeneien und Wald und Sumpfreviere taxirt wurden. So kann es sich treffen, daſs der eine Besitzer 10, der andere 50, der dritte 100 Tonnen Land besitzt, und jeder gleich steuert. Die Schätzung konnte nicht nach der Gröſse, sondern nur ungefähr nach der damaligen Güte und dem Ertrag der Grundstücken geschehen. Wenn man also im gemeinen Leben von einem Bondehemman spricht, so drückt das gar keinen bestimmten Umfang aus. Der eine kann 50, der zweite 500, der dritte wohl gar 5000 Morgen Land besitzen; denn solche Baurenhemman soll es hie und da in Wärmeland, Norrland und Finnland geben.

Die Ungleichheit der Beschatzung hat auch Karl dem Eilften häufige Vermittelungen zur Folge gehabt. Unmöglich konnte unter einer so vielfach beschäftigten und leider zu kurzen Regierung alles abgemacht und ausgeglichen werden. Vermittelung (förmedling) ist entweder Herabsetzung eines vollen Hemman zu einem halben oder viertel, oder es ist auch nur eine Verminderung der Landbuchsabgabe. Vermittelungen sind also die Folge entweder eines zu hohen Mantals oder einer zu hohen Ränta. Daſs manche Hemman wirklich zu vollen angeschlagen waren, ohne es zu seyn, hatte nicht immer in einer Unbilligkeit der Taxatoren, sondern oft in dem eignen Willen des Besizzers seinen Grund gehabt. Von der durch Karl den Eilften eingerichteten Eintheilung des Militärs war es nemlich Grundsatz, lieber die Besitzer kleiner Grundstücke zu Soldaten auszuheben, als die der gröſseren, damit der Akkerbau nicht zu sehr litte. Mancher nun, um diesem Übel zu entgehen, lieſs sein halbes oder Dreiviertelhemman zu einem vollen Mantal setzen. Wird die Vermittlung allein gesucht und erhalten, wegen des Hemmans zu groſser ränta, nicht aber in Ansehung zu groſsen Hemmantals, so hat sie gar keine Folge auf die des Hemmans Mantal begleitenden Lasten und Abgaben, sondern, da das Mantal dasselbe bleibt, so gehen alle daraus folgende Abgaben und Lasten gleich aus. Aber wird die Vermittlung gesucht und erhalten in des Hemmans Mantal, so erstreckt sie sich auf alle mit dem Mantal folgende, und darnach ausgeglichene Abgaben und Lasten. Und da nicht allein die Theile, worauf die Mantalsabgabe beruht, nach des Hemmans Mantal ausgehen, sondern auch die übrigen mit dem Hemman und dem Ackerbau verbundenen Leistungen nach eines jeden Hemmans Mantal entrichtet werden, so sind die Vermittlungen, die im Mantal geschehen, die ausgebreitetsten, allgemeinsten und gewöhnlich die vortheilhaftesten.

Ungeachtet der in den Provinzen sehr verschiedenen Norm der Beschatzung und der oft drückenden Ungleichheit derselben und ungeachtet sie in einigen Provinzen sehr spät zu Stande kam, 30, 40 Jahre nach Karls Tode, so ward doch unter ihm die Natur der Hemman für immer bestimmt; sonst richtete es sich nach dem Besitzer, so daſs ein Gut Säterisfreiheit verlor durch einen Ofrälse oder unadlichen Besitzer.

Sowohl die Jordboks- als Hemmantalsränta werden entrichtet nach der Hemman Vertheilung und Gröſse. Die Jordboksränta ist in Hinsicht der vielen Naturalien nach dem Lokale der Provinzen sehr verschieden. In den fischreichen Gegenden ist sie in Fischen, in den waldreichen in Pelzwerk, in den Kornreichen in Korn, Butter und kleinrem Vieh angesetzt. So z. B. in Wärmdökirchspiel findet man unter den mancherlei Artikeln Dorsch, Ströming, Aal, Hecht, Seehundspeck, in Westersyssel in Wärmeland Marderfelle, Grauwerk, Kuhhäute, auf Öland Äpfel, grobes Tuch, Leinwand etc. Alle diese Percelen werden in den Landbüchern nach der angesetzten Beschatzung aufgenommen, doch geschieht die Abgabe meistens nach dem Marktpreise, wo nicht Korn und Ähnliches in *natura* geliefert wird. So bezahlt man in Schonen und Blekingen die Jordboksränta in Geld; sie heiſst dort Landgille.

Die Hemmantalsränta heiſst auch wohl die auſserordentliche Abgabe, obgleich sie jetzt eben so fest steht, als die Jordboksränta. Weil sie sich auf Bewilligungen und Leistungen bezieht, die in den neueren Jahrhunderten aufgekommen und von der alten Art, mit Naturalien den Staat zu unterstützen, verschieden sind, weil sie auch durchaus nur nach dem Mantal eines Hemman entrichtet werden, so hat man sie von der Jordboksränta unterschieden.

Zu den stehenden Abgaben der Hemman gehören auch noch die Zehenden. Seit der Reformation sind sie getheilt in Kron-Priester- und Kirchenzehenden. Der Priester erhält sein Drittel im Halm oder im ungedroschnen Korn vom Acker. Die andern beiden Theile werden nach einer Taxe entrichtet; der 40ste Theil davon

davon ist ad pios usus angeschlagen. In Schonen und an einigen andern Stellen gehört der ganze Kirchenzehnden dem Patron, der dafür die Kirche unterhalten muſs. Was nicht vom Kron- und Kirchenzehnden verliehen oder als Bezahlung angewiesen ist, wird zuweilen nach dem Marktpreis bezahlt, zuweilen in natura geliefert.

Die Lasten des Staats liegen ordentlich auf den Krono- und Skattehemman und das Frälse hat mancherlei Vorrechte, von welchen indessen in dem letzten Jahrhunderte manche patriotisch aufgegeben sind. Es giebt mehrere Grade der adlichen Freigüter. Der niedrigste Grad heiſst schlechtweg Frälse, der höchste heiſst Säteri und dessen Abstufungen sind die Ladugårdar und Rå och Rörs Hemman.

Die gewöhnlichen Frälsehemman leisten manche Abgaben an die Krone gar nicht. Konskription und Ausschreibung tragen sie nur zur Hälfte gegen Krono- und Skattehemman, so wie einige unbedeutende Abgaben, als Rindvieh- und Skjutssteuer. (Boskaps- och Skjutspengar) Brücken- und Wegebesserung, zehnden, Lagmans- und Häradshöfdingssteuer tragen sie nun gleich mit andere. Sonst leisteten sie den Kronskjuts und den gewöhnlichen Skjuts und Kriegstransporte nur zur Hälfte gegen die andersartigen Grundstücke, jetzt aber gleich.

Säteri heiſst ein privilegirtes adliches Gut, vormals der Familiensitz des Inhabers mehrerer Frälsehemman. Ein solches Säteri hat groſse Vorzüge. Es ist frei von den meisten Staatsabgaben und Provinzialleistungen. Seine einzigen Lasten sind Theilnahme am Bau der Kirchen, der Kirchspiels- oder Gemeindehäuser und der Kirchspielsarmenhäuser, so wie an Brücken und Wegbesserung. An Zehnten bezahlen sie bloſs ein Drittel, nemlich den Priesterzehnden. Dasselbe gilt mit der adlichen Meiereien oder Ladugårdar, wenn sie nur nicht weiter bis höchstens eine halbe schwedische Meile in grader Linie von dem Säteri entfernt liegen.

Rå und Rörshemman ist solches Frälseland, was in derselben Gränze mit dem Säteri oder in demselben Dorfe mit ihm liegt.

Rå und Rör nemlich ist der gesetzliche schwedische Ausdruck für Gränze. — Liegen solche Rå und Rörs Hemman unter dem Säteri ohne einen besondern Baumann (åbo, colonus), so haben sie ganz gleiche Freiheit mit dem Säteri. Haben sie aber einen besondern Baumann und sind sie zur Hemmantal beschatzt, so muſs derselbe die Lagmans und Häradshöfdingssteuer und die Tingsgästninngs- (Abgabe zur Freihaltung der Gerichtstage) und Mantalspengar erlegen, auch an Priester- und Tingshausbau Theil nehmen.

In Schonen, Halland und Blekingen verhält es sich etwas anders. Die Säterier sind nicht frei vom Rusttjenst, haben aber dafür wieder Vortheile, welche den andern im Reiche fehlen; sie sind z. B. frei von Kirchen-Brücken-Wegebau, auch von Priesterzehenden.

Noch giebt es eine Art, die berustade Säterier oder Säterirusthåll heiſsen. Dies sind solche Frälsesäterier, die durch Karls des Eilften Reduktion eingezogen, aber dem Eigner mit der Bedingung, dafür zu rüsten, wieder zugestellt sind. Auch haben sie seit 1723, wo die adlichen Privilegien festgestellt wurden, zu Skatte gekauft werden können. Sie genieſsen Säterisfreiheit.

Nach dem Inhalt der adlichen Privilegien von 1733 kam der Priester- und Bürgerstand die gewöhnlichen Frälsehemman kaufen und besitzen mit dem Recht eines Frälseman (Frälsemannarätt) von Erben zu Erben. Aber Säterier können Ofrälse nur unter Pfandrecht, und mit besonderer Bewilligung erwerben. Indessen sind genug Säterier in bürgerlichen Händen.

Ich habe oben schon angedeutet, daſs Karl seine Reduktion zum Theil auch deswegen mit solchem Eifer betrieb, um den Kriegsetat auf festen Fuſs zu setzen. Ich muſs also das Hauptsächliche der Einrichtung desselben hier kurz mitnehmen, weil sie ganz und gar hieher gehört, und weil sie als etwas Einziges und Nationales da steht. Der gröſste Theil der schwedischen Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, Kavallerie, Infanterie und Matrosen, ist seit Karls des Eilften Eintheilungswerk (Indelningswerk) in den verschiedenen Provinzen eingetheilt und errichtet, und hält den bürgerlichen und militärischen Geist, die bürgerlichen und soldatischen Tugenden in einem glücklichen Verein. In den 1680ger Jahren gründete der groſse Monarch diese Eintheilung auf den Hülfsmitteln, die er durch die Reduktion in die Hände bekam, und setzte es nach langen Schwierigkeiten und Verhandlungen mit den verschiedenen Provinzen einstens glücklich durch.

Zuerst was den Unterhalt und die Besoldung der Officiere betrifft, so erhielten diese bei den eingetheilten Regimentern, vom Oberbefehlshaber bis zum Unterofficier und Musterschreiber Boställen nach Verhältniſs ihres Ranges. Ein groſser Theil der groſsen Königshufe und der Kronohemman ward dazu eingerichtet und von den meisten Lasten und Staatsleistungen befreit. Wo dies nicht hinreichend war, erhielten sie Zugaben an Ränten und Diensten von Skatte- und Kronohemman, auch Korn und Kronzehenden, die ihnen als Besoldung angeschlagen sind. Dies muſste nach dem Lokale und auch den Hülfsmitteln der verschiedenen Provinzen allerdings sehr verschieden seyn und muſste nach dem Ablauf eines Jahrhunderts in Rücksicht der Vortheile und Nachtheile derselben sich sehr ändern. So kann es wohl kommen, daſs ein Lieutenant eine eben so gute Stelle hat, als sein Major, ein Kornet bei dem einen Regimente eine so gute, als ein Oberstlieutnant bei dem andern. — Da diese Boställen aber von Hand zu Hand gehen und alle Augenblicke andere Besitzer haben, so machte schon Karl viele Anordnungen, damit sie nicht gänzlich verdorben wurden, und diese sind nebst manchen andern in der neuen königlichen Verordnung wegen der Hausschau und Boställsordnung von 1752 wieder aufgefrischt. Jedes dritte Jahr soll Hausschau (husesyn) oder Nachsicht der Wirthschaftsgebäude und des Ackerbaues seyn. Bei den Boställen von Regiments- und Kompagnieofficieren hält diese Hausschau der Häradshöfding im Ort oder wen das Hofgericht verordnet, mit halber Nämnd. Der Oberste des Regiments und der Landshöfding sollen die Oberaufsicht dabei führen. Von Seiten des Ersten ist ein in der Landhaushaltung erfahrner Officier, von Seiten des letzten der Häradsfogde oder Häradsskrifvare dabei. Aber bei Stellen der unteren Befehlhaber und der geringerne Stabs- und Kompagniebedienten ist der Regimentsauditeur oder Regimentsschreiber nebst 4 von der Nämnd im Beiseyn eines Kompagnieofficiers und das Häradsfogde oder Häradsskrifvare, welche der Krone und des Boställe Rechte und Vortheile zu bewachen haben. An den Landshöfding und Obersten wird Bericht erstattet, wie es steht und was zu erinnern ist.

Manche Vorschriften sind, wie die Boställen bewirthschaftet, was für Vortheile durch Anpflanzungen, Hopfenbau etc. gemacht, wie viel Gräben jährlich gezogen werden sollen etc. Auſser der Visitation jedes dritten Jahres soll bei dem Abzug und Antritt einer Stelle Inventarium aufgenommen, die Verschlechterung den Zuziehenden ersetzt, die Verbesserung von ihnen einigermaſsen vergütet werden.

Was die Gemeinen bei der Infanterie und die Bootsleute betrifft, so ward dies in den verschiedenen Provinzen sehr verschieden eingerichtet und akkordirt. Die vormalige Konskriptionsart hörte ganz auf. Die Unterhaltung dieser liegt auf Skatte- und Kronohemman und zur Hälfte gegen diese auf den gewöhnlichen Frälsehemman. Die Bewohner so groſser Grundstücke, als Einen Mann stellen und unterhalten müssen, heiſsen eine Rote, und die so eingetheilten Hemman nennt man rotirte Hemman. Der Soldat wird nun nicht mehr wie vormals ausgehoben, sondern die Rote muſs ihn durch Akkord werben. — Einem solchen Gemeinen sollte neu gebaut werden im Bezirk seiner Rote ein kleines Häuschen mit einigen Ställen, oder wenigstens sollte die Rote sonst für sein Quartier sorgen. Er sollte nach Gelegenheit erhalten ein kleines Stückchen Land zu einem Gärtchen, eine kleine Wiese, freies Holz, freie Weide für 1 bis 2 Kühe, ein paar kleine Fuder Heu nebst Stroh zur Winterfütterung für seine Kuh und für einige Schaafe und Schweine. In einigen Provinzen hatten sie auch wohl 6 bis 8 Scheffel Aussaat Acker, erhielten hie und da etwas an

Korn, Geld, Naturalien und, wann sie zur Regimentsäuſserung gingen, Defrayrung in einigen Gelde und einem gespickten Knappsack. In einigen Länen übernahm der König das Gewehr und die Montirung, in andern muſste die Rote alles schaffen oder nach der Taxe bezahlen; allenthalben aber ward es der Rote zur Pflicht gemacht, eine ordinäre Montur an Rock, Weste, Hosen, einigen Paar Strümpfen, einen Hemd etc. dem Knecht zu liefern, die unter dem Namen Släpeklädning aufgeführt wird.

Nach einer ähnlichen Norm, nur mit Unterschieden, die der verschiedene Dienst und die ganze Einrichtung nothwendig machten, ward auch die Reiterei eingetheilt, doch diese mit gröſserer Sorgfalt und Bestimmtheit in allem, weil ein Reiterregiment unendlich mehr zu unterhalten kostet, als ein Infanterieregiment. Auſser den Säterier in Schonen, die zum Rusttjenst pflichtig sind, und den eingerichteten berusteten Säterier, deren oben erwähnt ist, wurden manche eingezogene Hemman zu Rusthåll angeschlagen. Ein Rusthåll besteht nach der Güte der Grundstücke aus 1 oder 2 vollen Hemman. Die schwachen haben auch nach Augmentshemman erhalten oder manche Ränten von andern Hemman. Jedes Rusthåll ist befreit von manchen Staatslasten, auch von Rotering. Dafür muſs der Rusthållare nach dem Akkord Reiter, Pferd und Montur halten, den Reiter besolden, ihm ein Häuschen bauen und etwas Acker, Wiese etc. geben. Solche Kronorusthåll bleiben doch bei dem Inhaber und gehen von Erben zu Erben, können mit Bewilligung verkauft und gekauft, verpfändet, an die Gläubiger cedirt werden, nur daſs die Inhaber ihre praestenda leisten.

Die Officiere der Reiterei haben ihre Beställen und ihren eingetheilten Lohn eben so, wie die bei dem Fuſsvolk. Auſser den Beställen haben sie auch wohl Häst- und Fordelshemman, die für den Unterhalt von Dienstpferden angeschlagen sind; andere unter dem Namen von Beställnings- und Tildelningshemman sind ihnen zur etwanigen Ausfüllung der Einkünfte angeschlagen.

Noch giebt es Hemman unter dem Titel Reservehemman, eingeschlagen zur Unterhaltung schwacher Rusthåll bei Unglücksfällen und zu Verbesserungen, sie werden jetzt besonders zum Bau von Officier-Boställen angewandt. — Auch bei dem Fuſsvolk wurden bei dem Anfang der Eintheilung unter dem Namen Beneficiehemman 15 Hemman für das Leibregiment, und 10 für jedes der übrigen angeschlagen, wovon wohlverdiente, alte und verwundete Officiere Unterstützung und Pension genieſsen sollten. Aber in neueren Zeiten sind ihre Einkünfte zur Kriegskasse geschlagen.

Im Ganzen ist diese Einrichtung Karls geblieben, nur hie und da etwas anders modificirt und zum Theil nach den Zeitbedürfniſsen abgeändert. Noch haben die Officiere ihre Boställen mit den alten Vortheilen, die Gemeinen ihre Häuschen und Naturalien. Mit diesen Gemeinen wird es nun sehr verschieden gehalten. Indessen in den meisten Provinzen haben sie ein Häuschen, eine Kuh, einige Schaafe und Schweine, auch wohl einige ein Pferd, ein Gärtchen, Weide, Holz, eine Wiese und 5 bis 8 Scheffel Aussaat Acker. Andre, denen dies fehlt, bekommen Korn, einige Fuder Heu und Stroh. Auſserdem haben sie noch etwas Geld und hie und da kleine Naturalien, und werden während des Möte von der Rote defrayirt. Jetzt ist es gewöhnlich, daſs die Rote die Skäpmontur, der König die zierlichere Staatsmontur und die Waffen hält. Sobald es ins Feld geht, erhält der Soldat ordentlichen Sold vom Staat und sein Weib und Kinder, so wie die Weiber und Kinder, oder die Pächter der Officiere, bleiben im Genuſs der Häuser und der Boställen mit ihren Pertinenzien ruhig sitzen.

In Karls Eintheilungsgesetzen war auch das Handgeld (Lega) bestimmt, was die Rote oder das Rusthäll für einen Kerl geben sollten. Ein solches Maximum kann sich aber bei freier Werbung unmöglich halten. Je nachdem das kleine Torp des Soldaten und Reiters schlechter oder besser, je nachdem die Zugänge zu kriegsrüstiger Mannschaft häufiger sind, muſs auch das Handgeld gröſser oder kleiner seyn. Das Handgeld eines guten Infanteristen ist in Mittelschweden von 40 bis 60, eines Reiters von 25 bis 40 Rthaler. Manche scheuen nemlich den Fuſsdienst auch deswegen, weil oft ganze Regimenter zum Festungsbau und zu andern öffentlichen Arbeiten weit von ihrer Heimath weg kommandirt werden.

Die eingetheilten Regimenter haben jährlich, oft nur zweijährlich allgemeine Regimentszusammenkünfte oder Möten, welche ungefähr 3 Wochen währen, und deren Läger gewöhnlich in der Mitte ihrer Provinz angeschlagen sind. Auſser diesen Übungen sind in den einzelnen Distrikten des Sonntags kleine Kirchenparaden. Unkundige Fremde sehen wegen der ganzen Einrichtung diese Soldaten wohl als das an, was man in andern Ländern mit dem Begriff eines Ausschuſses etwas verächtlich Landmiliz nennt. Aber diese Menschen sind ordentliche Bürger des Staats, keine ausgemergelte, zusammengelaufene Wüstlinge und Vagabunden. Liebe des Vaterlandes, Gefühl für Ehre, esprit de corps bei jedem Regiment wirkt hier Wunder. Kein Dieb, kein schlechter Gesell, keinen, der etwas Unehrliches begeht, wird bei einem solchen Regiment geduldet.

Kraft ist in den Arm, Muth in dem Herzen, Gefühl in der Brust. Man hat Beispiele, daſs bei manchen Regimente in 15, 20 Jahren keine groſse Exekution gewesen ist. Und Soldaten sind es, treffliche Soldaten. Dies können wir jetzt hier in Pommern täglich an den Regimentern sehen, die nemlich aus Schweden gekommen und die das Wunder aller fremden Officiere sind, welche meinen, daſs nur tägliche Wachtparaden Soldaten machen können. Wie diese ganze Einrichtung endlich für die Sitten, für die Bevölkerung und für die ganze Nation trefflich wirke und sei, das begreift wohl jeder. Wie angenehm, den Vertheidiger des Vaterlandes, die tapfern und geübten Krieger als Landmann und Bürger unter den übrigen Bürgern gleich einhergehen zu sehen! Wie schön und lieb der Eindruck, nicht in jedem Städtchen Schwedens auf das Elend, die Liederlichkeit und Schande von Garnisonregimentern zu stoſsen; denn nur wenige gröſsere Städte und einige Festungen Schwedens haben stehende Garnisonen vor geworbenen Regimentern. Man kann hundert Meilen reisen ohne Soldatenmonturen an andern Plätzen zu sehen, als in den Lägern. Den Kirchen und in feineren Gesellschaften.

Nun zum Schluſs nach einige zerstreute Bemerkungen über den Zustand der verschiedenen Grundstücke, der Art ihrer Benutzung und über einige Ackerbaupolizeigesetze.

Schon nach älteren Verfaſsungen konnten Kronohemman zu erblichem Eigenthum gekauft und dadurch in Skattehemman verwandelt werden, entweder nach einer billigen Taxe des Werthes oder nach der Verordnung von 1723 für die Bezahlung einer sechsjährigen Ränta, der Ränta Mittelertrag nach den letzten 10 Jahren berechnet. In der Vereinigungs- und Sicherheitsakte von 1789 ward Skattekauf von Kronohemman mit einem völlig unstörbaren und uneingeschränkten Besitz für ewige Zeiten als ein Grundgesetz hingestellt, mit freier Disposition über alles, doch ausgenommen die zu der Krone Behuf dienlichen Eichen, Buchen und Mastbäume, wobei die ewigen Verordnungen in ihrer Kraft bleiben. So ist wirklich ein groſser Theil von Kronohemman zu Skatte geworden.

Auſser diesen Kronohemman, die meistens von Bauern bewohnt wurden und theils die gewöhnliche Abgabe entrichteten, theils auch zum Roſsdienst und zu kleinen Boställen angeschlagen worden, machten einen groſsen Theil der königlichen Güter die sogenannten Kungsgårdas aus. Viele von diesen sind den hohen Civil- und Militärbeamten als Boställen eingethan, andre waren verpachtet entweder auf perpetuelle Arrhende oder auf längere und kürzere Zeit von 100, 50, 20 Jahren die Bezahlung geschah zuweilen in einer bestimmten Summe, doch meistens ward sie nach dem Ertrag berechnet, bald nach einem stehenden Marktpreis, bald nach der jedes Jahr in der Provinz durch den Landshöfding aufgerichteten Taxe. 1768 hob man die perpetuellen Arrhenden auf, und setzte die Verpachtung nun für alle Mal auf 15 Jahre, doch sind seitdem um 1770 wieder einige perpetuelle Arrhenden gewesen. Für diese Kungsgårdar wie zu den gröſseren Beställen sind eine Menge Tagwerke und Hand- und Spanndienste angeschlagen von Bauren und Dorfschaften, welche

dadurch

dadurch geschwächt und an einem verständigen Ackerbau gehindert werden. Viele haben vorgeschlagen, die groſsen Königshöfe entweder auf ewige Zeiten auf Erbpacht auszuthun, oder sie zur Beförderung der Bevölkerung und eines beſsern Ackerbaues zu parceliren und mit Vorbehaltung der Ränten zu Skatte zu verkaufen. Eben solche Vorschläge sind in Hinsicht der Boställen geschehen. Die zum Theil, da sie immer von einer Hand in die andre gehen, gar zu schlecht für das Land benutzt werden, und wobei gleichfalls eine Menge armer Banern und Kossäten mit Hand- und Spanndiensten angeschlagen sind. Sie sagen, es ist trefflich, daſs das Eintheilungswerk in Hinsicht der Gemeinen bliebe, aber die Bostallen sollten entweder gegen einen ewigen Kanon in Naturalien ausgethan oder anders bewirthschaftet und die Einkünfte derselben denen, welchen sie als Lohn angeschlagen sind, berechnet werden. Man sieht wohl, daſs solche Vorschläge leichter zu thun, als auszuführen sind.

Auſser diesen Krongütern hat die Krone

Parks, Wälder, Wiesen, Inseln, Fischereien, Mühlen etc. Von den Wäldern sind viele zum Dienst der Bergwerke angeschlagen, so wie manche Hemman und Leistungen und Abgaben von Hemman. Über den Zustand derselben und über das Verhältniſs des Bergbaues zum Ackerbau weiter unten. Es ist in den letzten Jahren viel darüber gestritten und geschrieben.

Der beste Ackerbau Schwedens ist unstreitig auf vielen Säterier und auf manchen Skattehemman; aber die eigentlichen Frälsehemman sind dagegen oft desto schlechter bearbeitet. In vielen Provinzen ist noch das alte System des Hofdienstes, was die Bauern ausmergelt, und dem Herrn nicht hilft; das kann man besonders in Schonen in seiner Glorie sehen. Die Bewohner dieser Hemman sind entweder auf gröſseren Grundstücken unter dem Namen Bönder, oder auf kleinen unter dem Namen Torpare, ein Art von Kossäten. Sie wohnen gewöhnlich auf einen unbestimmten Kontrakt, der alljährlich gekündigt werden kann, und müssen Spann- und Handdienste an das Säteri thun, auch zum Theil noch eine kleine Pacht im Gelde und Naturalien bezahlen. Diese sind in der Regel die trägsten, kümmerlichsten und ärmsten Bauern im Reiche, und weil sie dies sind und immer mit ihren Thieren auf fremden Hufen und Wegen Dung und Heu verschleppen müssen, so kann ihr Ackerbau nicht anders als elend seyn. Ich spreche von dem, was durch Unerfahrenheit und Nachläſsigkeit der Besitzer in der Regel gilt. Wohl kenne ich viele brave Herren Schwedens, die sich nur zur Herrschaft berufen fühlen, um sie mild und väterlich zur Beglückung und Bildung ihrer Untergebenen zu gebrauchen. Viele Herren haben ihre Frälsebemman vom Hofdienst befreit, und auf Pacht gesetzt, und auf solche Weise glücklichere und verständigere Bauren gebildet. Statt aller nenne ich den vortrefflichen Macklean in Schonen, dessen Beispiel bis jetzt das gröſste und durch die Art der Ausführung in Schweden noch das einzige ist. Dieser Biedermann war es auch, der bei einer allgemeinen Zusammenkunft der Landbegüterten der Provinz die edelste und wohlthätigste Aufopferung für den Staat und für die Menschheit vorschlug, nemlich den Bewohnern von Frälseland erbliches Besitzungsrecht zu schenken.

In den Verhandlungen der patriotischen Gesellschaft finde ich eine mit groſser Genauigkeit durch geführte Abhandlung über das Verhältniſs der Hemmanarten zu einander sowohl in Betreff der Zahl als der Benutzung. Ich will daraus nur das allgemeine Resultat hieher setzen. Der Verfaſser nimmt nach der jetzigen Beschatzungsmethode über das ganze Reich an 81000 Hemman. Davon zieht er ab ungefähr 500 Säterier, 3500 Frälsehemman, 2000 Militärboställen 2500 Boställen des geistlichen Civilstaats. Von den übrig bleibenden 72000 H. rechnet er beinahe ein Drittel Kronohemman, deren Zahl sich aber in den letzten 30 Jahren durch Kauf zu Skatte sehr vermindert hat.

Schweden hatte und hat noch immer eine Menge öder Gegenden, Wälder, Sümpfe und Heiden. Manche Hinderniſse sowohl des Klima, als der Verfassung, die sich nicht mit einem Male wegnehmen lassen, drückten und drücken hier den Ackerbau. Man muſs es der Regierung zum Ruhm nachsagen, daſs sie durch manche weise und väterliche Verordnungen, durch Aufmunterungen und Belohnungen in mehreren Epochen mitgewirkt hat, die bessere Kultur des Landes zu erhöhen und zu befördern. Der Gesetze wegen der Storskifte und Enskifte ist schon erwähnt.

Man hat mehrere Verordnungen und Ermunterungen zur Urbarmachung öder Bezirke in weniger bebauten Gegenden von den Jahren 1741 bis 1743, welche auch nachher erneuert sind. So z. B. ward befohlen, daſs wenn irgend ein Ackersmann in dem Bezirk oder Gemeinwald, wovon ein oder mehrere Dörfer Theil haben, seinen Theil abgesondert haben will, ihm dies nicht allein auf sein und der übrigen Theilhaber Kosten bewilligt werden soll, sondern auch solche auf Gemeinplätzen aufgenommen und unter den Pflug gebrachte Ackerstücken ewig frei seyn sollen von Beschatzung oder Erhöhung in des Hemmans Abgaben. — Auch wenn sich auf einem Hemman bergigtes, steinigtes, niedriges Land urbar gemacht findet, zu Acker und Wiesen, so soll bei der Vermessung eines Hemman solcher Acker und Wiese nie mit Schatzung belegt werden, damit die andere dadurch zur Aufnahme der Landeskultur ermuntert werden, Kosten und Mühe an eine so beschwerliche, aber dem Lande insgemein so nützliche Arbeit zu wenden, wenn sie versichert sind, daſs weder sie noch ihre Nachkommen in Zukunft wegen einer solchen Verbesserung mit höherer Abgabe belastet werden. -- Ferner heiſst es: wann Sümpfe, Moore und anderes unlandiges und ödes Land in fruchtbares und tragbares Land verwandelt ist, so soll eine solche Urbarmachug in ewigen Zeiten frei seyn von Beschatzung auf Skatte- und Frälsehemman, aber auf Kronohemman darf solches urbar gemachte Land nicht beschatzt werden, so lange der erste Urbarmacher oder dessen Erben das Hemman inne haben.

Eben so verhieſs ein Edikt für alle, welche in Westerbottn Land aufnehmen wollen, in ewigen Zeiten mit Frälsemannarätt zu besitzen, was sie urbar gemacht. Ferner sollen sie mit allen ihren Dienstboten auf 10 Jahre frei seyn von allen persönlichen Abgaben, und erst nach 50 Jahren sollte das aufgenommene Hemman diejenigen Leistungen thun, die auch mit Frälse verknüpft sind. Edelleuten, die sich dabei angreifen wollen, wird für das Zehntel aller urbar gemachten Ländereien Säterisfreiheit versprochen und jedem, der sich in solcher Absicht dahin begeben würde, Unterstüzzung und Handreichung von der Regierung und ihren Beamten.

Sonderbar, daſs es den Schweden nie eingefallen ist, teutsche Kolonisten ins Land zu ziehen für Urbarmachungen, da der Teutsche doch nach der Krimm und dem Kuban, nach dem Sankt Lorenz und Missisippi zieht und überall hin, wo ihn nur einige Hoffnungen gezeigt werden.

Mehrere Polizeigesetze giebt es noch über die Gröſse oder Kleinheit der Ackerstücken, worin Hemman getheilt oder verbunden werden dürfen. Sie sind zum Theil weise und dem Lokale angemessen, aber erreichen schwerlich ganz ihren Zweck. Dergleichen muſs gewöhnlich den Menschen überlassen bleiben, wie Zufall und andere Dinge es veranlassen, bis sie endlich durch Schaden klug werden, und das Rechte finden. In einigen Provinzen ist ein Hemman in 10, 16, 30, ja 60 Stücken zertheilt, was besonders in Dalarne und Wärmeland der Fall war und zum Theil noch ist. Die Regierung, die hier die Entstehung einer Menge armer Teufel besorgte, die ihr was zu futtern gäben, die Abgaben aber nicht ordentlich entrichten könnten, ferner die Besorgniſs, daſs die Wälder auf Kosten des Bergbaus zu sehr würden mitgenommen werden, veranlaſste mehrere Edikte. In einigen Theilen Dalarnes werden durch ein Edikt von 1725 solche Zerstückelungen, die Hemmansklyfninger heiſsen, bis auf 16 Theile von einem Hemman zugelassen, in Wärmeland bis auf 8, 10, 12 Theile. Trefflich erklärt sich über die ganze politische Ansicht dieser Zerstückelungen eines Hemman unter viele Bewohner König Gustav der Dritte in einem Schreiben an sein Kammerkollegium vom 8ten November 1786. Es wird darin geäuſsert, daſs die Hemmansklyfninger und Anlagen neuer Wohnungen in den verschiedenen Provinzen verschieden eingerichtet werden müssen nach ihrer ungleichen Beschaffenheit, ihrem Ackerbau, ihrer Lage, Volksmenge, nach dem Zugang zu Holz, nach den Nahrungszweigen etc. Die Ungleichheit in der Fruchtbarkeit, Weide, Fischfang, Holzvorrath nebst Nebenverdiensten machen, daſs man an der einen Stelle die Hemmanszerstückelung als den Hauptgrund der vermehrten Volksmenge und des Wohlmenge und des Wohlstandes ansehen kann, wogegen sie an andern die wahre Ursache der Verarmung des Landvolks ist.

Als das Gegentheil dieser Zerstückelungen ist es durch mehrere Reskripte des 17ten, 18ten Jahrhunderts im Allgemeinen verboten, Krono- und Skattehemman, die jedes seinen Mann nähren können, in Eins zusammenzuschlagen. Nur der Adel darf dies mit seinen Gütern und Frälsehemman nach der Weise unserer Herren.

Zum Schluſs will ich nur erinnern, daſs in Schweden das Lehnssystem, welches fast über das ganze übrige germanische Europa sich entwickelt hat, sich nie hat ausbilden können. Nie hat man die Menge von Titeln und Namen und Rechten gekannt, wodurch die Bauren ganze, halbe, viertel und achtel Leibeigene gewesen sind, nie das unehrliche Ding der Festwurzelung als Leibeigener an dem Boden, wo man gebohren ist. Frei ist hier der Bauer wie der Edelmann und kann mit seiner Person machen, was er will.

Endlich komme ich wieder auf den Weg. Mehrere Male bin ich in lieber Gesellschaft längs der schönen Klaraelf nach Karlstadt hin und her gezogen, und eben so von Karlstad nach Christinehamm. Ich will es in einander ziehen, und ohne Tagerechnung beschreiben, was ich gesehen und erlebt habe. Der süſse Frühling, die biederen Menschen, die mancherlei Scherze und Freuden — Alles steht wieder frisch vor mir. O Munkforſs und Christinehamn!

Von Karlstad nach Christinehamn, 4½ Meilen. Stationen: von Karlstad bis Busterud, 1 M. — Busterud bis We, 1 M. — We bis Rudsberg, 1 M. — Rudsberg bis Christinehamn, 1½ M.

Der Weg nach Christinehamn geht immer hart am groſsen Wenern hin, und man hat von Zeit zu Zeit Aussichten über den See und seine Inseln. Die Gegend ist gröſstentheils flach, hat viel Wald, einen mittelmäſsigen, an einigen Stellen auch einen guten Boden. Die ersten beiden Meilen bis We haben viel Wald. Gegen We hebt sich das Land und wird etwas hügeligt. Man sieht hie und da groſse Moräste abgegraben, die Gebüsche ausgerodet, auch manche Waldstrecken urbar gemacht. Von Svedjeland zeigen sich nur einzelne Proben; man sieht es nicht so häufig, als zwischen Åmål und Karlstad. Von We bis Rudsberg wird die Gegend höher und die Aussichten über den See sind wunderschön. Man sieht Berge hie und da mit gewaltigen Felsen und hangenden Tannen. Auch der Boden wird besser, der Anbau fleiſsiger, manche hübsche Hufe zeigen sich, man hat schon manche Häuser mit kleinen Granitsteinen gedeckt, wovon nachher mehr. Die kleinen Erbsenstücken sah ich hier, wie in einigen Gegenden Westergöthlands und Dalslands, häufig dünn mit Stroh überstreuet, damit die jungen Erbsen mit ihren ersten Köpfchen einen warmen Mantel gegen die Nachtfröste haben. Auch die Kirche in Rudsberg, eine recht nette Landkirche, ward von uns besucht, nicht um ihrentwillen, sondern um ein Gemählde von dem Baurenmahler Hörberg aus Östergöthland zu sehen. Es ist das Altargemählde der Kirche und stellt Christus unter den Schriftgelehrten vor. In dem Ganzen ist kein groſses Ideal, doch viele Festigkeit der Zeichnung und eine glückliche Komposition, so daſs bei der Menge der Figuren Ein Gesichtspunkt des Ganzen leicht und faſslich ist; der Ausdruck der Karaktere ist meistens klar und verständlich. Man sieht, daſs in diesem Mahler ein Rubens nicht zu Stande gekommen ist. Bei Norrköping werde ich von diesem merkwürdigen Naturmahler mehr sagen, der erst gegen das 30ste Jahr seine kurzen Lehrjahre anfing.

Im Gespräche über das Hohe und Ernste des nordischen Nationalgeistes und in menschlichen Träumen über die Zukunft, die wir so gern gröſser und edler denken, als die Gegenwart, wollte ich mit meinem biedern Freunde weiter. Von Rudsberg bis Christinehamn ist itzt mehr Acker und besser bebauter Acker, als vorher. Man sieht an den vielen ausgerodeten und abgegrabenen Sümpfen und Feldern den thätigen Geist, der jetzt in Wärmeland lebt. Besonders zeichneten sich hier groſse urbar gemachte Strecken eines Major Nummers aus. — Je näher der Stadt, desto schöner wird es. Wir fuhren bei dem lieblichen Gute Gustavswyk vor, aber die Vögel waren ausgeflogen; so folgten wir ihnen nach Christinehamn. Wir traten in dem stattlichen Assembleehause ab, unser schönes zweitägiges Leben in Christinehamn hatten wir aber in der Gesellschaft der liebenswürdigen Linrothschen Familie. Eben Kapitän Linroth, den Besitzer von Gustavswyk, hatten wir dort besuchen wollen.

Dieser Biedermann ist einer der gescheutesten und thätigsten Landwirthe Schwedens und einen der eifrigsten Beförderer und Mitglieder der Wärmeländer Ackerbaugesellschaft in Karlstad. Aber auch sonst ist er ein Kenntniſsreicher und vielgewandter Mann. Mit meinen wenigen Kenntniſsen im Landbau, besonders mit meinem pommerschen und rügenschen Vaterlande war ich bald sehr gut bei ihm angeschrieben, weil er vom siebenjährigen Kriege her, wo er mit hinaus gewesen, noch manche Erinnerungen hatte. Mehr darf ich von seinem Hause nicht sagen; die Güte und Schönheit und Liebenswürdigkeit ehrt man durch Schweigen. – Sein schönes Gut Gustavswyk mit dem Zubehör ist eine in den Wenern hineinlaufende Halbinsel. Er hat zuerst etwas daraus gemacht und gezeigt, daſs das Klima hier nicht Schuld hatte, wohl aber Unkunde und Sorglosigkeit der Menschen. Er hat eine Art Zirkulation auf seinen Feldern, doch nicht in bestimmter Form, sondern nach dem Boden und Lokale. Durch die Ruhe einiger Jahre, die er den schlechteren Feldern giebt, und durch den Bau von Futterkraut hat er seinen Ackerbau sehr verbessert. Er baut Kartoffeln, Kohl, Rüben in der Brache, hat Schläge von Timothe und Wiesenfuchsschwanz, auch der rothe Klee kömmt recht gut fort. Flachs hat man zum Hausbedarf. Der Roggen giebt gewöhnlich das

9te bis 10te Korn; Weitzen und Erbsen werden in ganz Wärmeland in unbedeutenden Kleinigkeiten ausgesäet. Auch ein Produkt der Wärmeländischen Ökonomie sah und kostete ich hier zum ersten Male, nemlich Stachelbeerwein. Er schmeckt lieblich und hat eine gewaltige Gluth, so, daſs der Unkundige glauben sollte, ihm werde irgend ein süditalischer oder griechischer Wein eingeschenkt. Um die Zeit meines Hierseyns (den 25ten Mai) war alle Frühlingssaat schon bestellt. Sobald der Frühling da ist, geht es bei den heitern und langen Tagen in Schweden auſserordentlich schnell. Rettige, Salate, Spargel hatten wir im Überfluſs auf dem Tisch.

Der brave Linroth hat auch darin den guten Menschen und Haushälter gezeigt, daſs er seinen Bauren das Feld abgetheilt und sie eine bessern Wirthschaft gelehrt hat. Von allen elenden Hofdiensten hat er sie frei gemacht und sie auf eine Kornpacht gesetzt, wobei beide Theile sich wohl befinden. Sie arbeiten jetzt tüchtiger, weil sie die Lust das Erwerbs fühlen und wissen, daſs er sie nicht im Besitz stören wird.

Christinehamn ist ein kleines nettes Städtchen an einen kleinen Fluſs, der ihm Schiffahrt auf dem Wenern giebt. Längs dem Fluſs stehen grüne Bäume und zwei Brücken führen darüber. Zu seinen beiden Seiten und an dem schönen Marktplatz sind manche stattliche Häuser, das Assembleehaus, wo wir logirten, nicht zu vergessen, welches sich durch seinem mächtigen Saal auszeichnet. Die Stadt hält sich wie Karlstad durch die nördlichen Bergwerksgegenden. Das Eisen wird an der Wage auf Pramen und Böte eingeladen und etwa eine Achtelmeile zu den Schiffen geführt, die so hoch nicht hinaufkommen können. — Der Fostenmarkt im Februar und März ist der erste in Wärmeland und einer der gröſsten und lustigsten in ganz Schweden. Da werden alle Geldgeschichten für die ganze Provinz abgemacht, und der bedeutende Eisenhandel abgeschlossen und liquidirt. Da kommen von allen Gegenden Fremdlinge her, sogar aus Norwegen; und auch die unendliche Lust des Menschengewühls, die Bälle und die Reduten, Wärmelands Karneval, locken viele Menschen herbei,

die

die weder kaufen noch verkaufen, aber einmal recht froh seyn wollen. Ich bin nicht so glücklich gewesen, eine der groſsen Messen Wärmelands zu erleben.

Östlich vor der Stadt liegt ein kleiner Gesundheitsbrunnen, der jetzt in einem netten Häuschen eingefaſst und wieder brauchbar gemacht ist. Auch wir besahen ihn. Es hatte viel geregnet, und unser Pfad war unwegsam. Dies gab Gelegenheit zur Errichtung einer cour de chevaliers d'amour, und zum Werfen einer leichten Brücke. — Glückliche Tage! glückliche Stadt damals! Auch hier hat ein halbes Jahr später der Brand einen groſsen Theil derselben zerstört.

Wenige Häuser sah ich hier mit Ziegeln, die meisten mit Schiefer aus Dalsland, einige auch mit kleinen Feldsteinen gedeckt. Diese letzteren Dächer haben ein sehr nettes Ansehen. Das Dach ist wie gewöhnlich mit Birkenrinde belegt, auf diese Birkenrinde legt man etwa zwei Zoll hoch dicht an einander eine Menge kleiner Feldsteine von der Dicke einer Faust bis zur Gröſse eines Hühnereies.

Je bunter und mannigfaltiger diese sind, desto schöner wird das Dach. Die Birkenrinde soll sich 50 bis 60 Jahre unter ihnen halten. Ich habe nachher auch auf dem Lande viele ähnliche Dächer gesehen. Die Erfahrung muſs hier gelehrt haben. Es ist auch unstreitig viel hübscher, als die grauen Rasendächer; Strohdächer habe ich seit Westergöthlands Ebnen um Skara wo sie hie und da sind, nicht mehr gesehen.

Von Karlstad nach Munkforſs, 6 Meilen. **Stationen:** Karlstad bis Prästegård, 1¼ Meilen. — Prästegård bis Ö Deje, 1¼ M. — Ö Deje bis Nordsjötorp, 1 M. — Nordsjötorp bis Ohlsäter, 1 M. — Ohlsäter bis Munkforſs, 1½ M.

Nach dem reizenden Munkforſs und zu dem braven Borgström ging oft mein Zug hin und her. Ich beschreibe nur die Fahrt von Karlstad. Die erste Station ist das Land sehr flach und sandig, man hat viel Tannenwald und wenig Acker. Ich fuhr hier das erste Mal an einem Sonntag. Die zweite Station bis Ö Deje wird der Weg hügligt und lustig, und wendet sich näher zur Klaraelf, einem der schönsten Ströme Schwedens. Die Gegend senkt sich nach dem Strom hinab zu einem Thale und rechts ist hohes Waldgebirg. Äcker, Wiesen, Wohnungen, hübsche Seen folgen in engen Thale am Wege auf einander. Links liegt das Gut eines Herrn Arvidson, Kathrineberg bei dem lachsreichen Dejeforſs, eine wunderschöne Stelle. Ö Deje liegt hart über dem Strom auf einem hohen Bergplan. Der Strom war voll von Böten mit Kirchfahrenden Menschen, welche sangen und schäkerten, ein paar Violinen klangen darunter, der Frühling lockte, der Kukuk rief, die Birnbäume blühten weiſs. Ich dachte, ist dies Schweden, das so viele sich nur als ein Land der Bären auch bei uns noch denken? und fuhr weiter. Der Weg bis Nordsjötorp ist hügeligt, und meist der vorigen Station gleich. Bei Nordsjötorp stehen als verwaiste Fremdlinge drei ungeheure Eichen am Wege, die wenigstens beweisen, was das Klima kann und duldet. Von Nordsjötorp bis Ohlsäter wird das Thal noch enger, der Strom lieblicher, das Land zu beiden Seiten bebauter. Von Ohlsäter bis Munkforſs hat die erste Meile ebneren Weg, breiteres Thal und beſsere Felder, die letzte halbe Meile ist es bergigter und romantischer. Mein Skjutsbonde als er mich verlieſs, sagte mir, ich solle nur immer lustig zufahren, wann ich es brausen höre, dann sei Munkforſs nicht weit. Endlich brauste es, ich fuhr rascher, rollte durch eine grüne Allee, sprang ab, und traf ein Haus voll lieber Menschen.

Man sieht auf diesem ganzen Wege längs der Klaraelf viele kleine Dörfer, und macht hier schon die Erfahrung, daſs die Hemman in Wärmeland in kleine Ackerstücken zertheilt sind. Die einzelnen kleinen Gehöfte liegen oft wunderschön in einem Thal oder auf einer Höhe über dem Strom. Das Haus und die übrigen Gebäude bilden meistens ein Viereck, das aber als ein geweihter Platz vor Vieh und anderm Übel in Acht genommen wird. Es muſs durchaus ein grüner Anger seyn. Solche Anger findet man um und zwischen den Wohnungen fast in ganz Wärmeland. Wer den Reiz des lebendigen Grüns kennt, lobt sie mit mir. Die Häuser sind klein, aber reinlich und licht und im Winter warm. Eine ganz eigne

Art der Zimmertapezieruug sah ich zuerst in Wärmeland, die ich nachher noch wohl an einigen Stellen wiederfand, aber nicht so häufig. Der Wärmeländer flicht nemlich aus Spänen von allerlei Holz, besonders aus der weiſsen und weichen untern Rinde der Tannen ordentliche Tapeten, mit welchen die Wände rund umher ausgesetzt werden. Die Art des Geflechts ist äuſserst mannigfaltig, zum Theil zierlich, mit allerlei Ausschmückungen, auch wohl mit Figuren; oft sind diese Tapeten auch an einigen Stellen bemahlt. Im Flechten ist der Wärmeländer überall Meister, allerlei Geräthe flicht er künstlich und zierlich zusammen und die Körbe, Kiepen, Schnappsäcke, die jeder Bube aus der weichen Fichtenrinde macht, sind hier ganz etwas Eigenes.

Der Boden dieses ganzen Strichs und vieler Gegenden Wärmelands ist leicht und sandig. Auf den gewöhnlichen Bauerfeldern sieht man daher auch nichts anders, als Roggen und Hafer. Hafer ist doch eigentlich nur das Hauptkorn der Provinz, und daher ist der Wärmeländer wie der Schotte in der Regel ein Haferbrodesser. Er befindet sich wohl bei dieser gesunden Speise und seine Knochen und Nerven sind nicht schwächer, als die seiner Roggenbrod essenden Nachbaren. Ich glaube sogar, das Haferbrod giebt leichteres und fröhlicheres Blut, denn an gutmüthiger Freude und Gemüthlichkeit übertreffen die Wärmeländer viele Schweden.

Munkforſs. Hier war mein Aufenthalt mehrere Tage. Es ist ein Paradies, lustig waren die Tage und lustig ist noch die Erinnerung an sie. Munkforſs heiſst ein hoher Wasserfall der Klaraelf; Forſs heiſst nemlich auf schwedisch ein Sturz von einer Klippe oder ein Wirbel und Strudel, der durch eine Klippe verursacht wird. An diesem Forſs ist ein groſser Eisenhammer erbaut, der jährlich über 4000 SPf. Stangeneisen ausschmiedet. Man nennt solche Eisenhämmer Bruk, welches überhaupt eine Fabrik bezeichnet, ohne Beisatz aber immer Schwedens erste Fabriken, die Eisenfabriken. Der Inhaber eines solchen Werks heiſst Brukspatron. Herr Borgström, mein lieber Wirth, hat dies Werk beinahe verödet empfangen und in den wenigen Jahren seines Besitzes viele kostbare Anlagen gemacht, eine neue groſse Schmiede gebaut, und aus dem Strom mit bedeutenden Kosten einen Kanal abgeleitet, weil der Strom ihm sonst zu viel, im Winter oft gar kein Wasser gab. Aber nicht bloſs als Brukspatron, sondern auch als Landmann zeichnet er sich sehr thätig aus. Eine schönere Stelle als Munkforſs habe ich in Wärmeland nicht gesehen. Der herrliche Strom hat hier mehrere Fälle, besonders einen, wo er sich an 30 Fuſs lothrecht hinabstürzt. Wie oft haben wir in der Sicherheit der schönen Insel, die mitten im Strudel des Stroms liegt, seine Herrlichkeit gesehen, und seinem Brausen gehorcht, und die Balken und entwurzelten Bäume mit hinabtanzen sehen! Es war nemlich grade die zweite Fluth. Die erste heiſst die Thauwetterfluth oder schlechtweg die Frühlingsfluth, die andre die Häggfluth, nach einem Baum Namens Hägg (prunus padus) benannt, der gewöhnlich in seiner Blüthe steht, wenn sie kömmt. Diese Häggfluth führt die Wasser der höheren Gebirge und Gränzfjäll

Wärmelands ins Meer. Auf dieser Insel, und auf dem elysischen Pferdehefeilande, (Hästskoholm) das weiter oben im Strom liegt, welche fröhliche Stunden habe ich gehabt! Der Strom mit seinen Fällen, der Garten, der üppige Wuchs der Bäume, die hohen Wälder in der Ferne — O, in Frühling ist es hier himmlisch. Und der schwedische Frühling, der Kurze, hat eine Schnelligkeit der Vegetation, eine Schönheit der Abende und Nächte, einer Duft der groſsen Birkenhaine, wovon man bei uns keine Vorstellung hat.

Aber das schönste Plätzchen war und blieb für mich jenseits des Stroms, der liebliche Forſsudde. Dies ist eine hohe Bergfläche, wo ein Bauer auf seinem Hemman zierlich unter Bäumen wohnt, und Roggen und Hafer zur Genüge baut, Weide für 10 Kühe, einige Pferde und 60 Schaafe hat. Darauf spekulirte ich; der Bauer konnte eine hübsche Tochter haben. Das Unternehmen ward gewagt. Eine Achtelmeile von Udda setzten wir über den Strom, und wanderten einen Waldweg zu dem lieblichen Sitz hinan. Unsre Frauen und Mädchen und Jünglinge und wir Männer alle waren mit auf der Expedition und alle luden sich bei mir, dem Bräutigam und künftigen Besitzer in spe, schon ein. Wir kamen an, ein freundliches Mägdlein von 14 Jahren mit blonden Locken und frommen blauen Augen bewillkommte uns, warum man noch wohl ein paar Jahre gewartet und den Jakobsdiest gethan hätte. Sie führte uns in eine nette Stube, wo das weiſse Tuch vom Brode, Käse und Butter weggeschlagen ward, das bei manchen wohlhabenden Leuten zum Anbiſs für die Fremden immer zierlich auf dem Tische steht: Branntwein und Bier kommen bald und frische Milch, jeden nach seinem Geschmack zu erfrischen. Schon scherzten die Leute mit mir über das niedliche vierzehnjährige Kind. Aber bald kam eine Menge Geschwister zum Vorschein, die das Erbe sehr zweifelhaft machten, und endlich entdeckte Frau Borgström, daſs die Hausmutter in einer andern Stube im Kindbette lag. Verweht waren also die süſsen Plane des stillen Glücks, und der reizende Spaziergang, die Fahrt auf dem Strom und die Freude, den Wasserfall und Munkforſs einmal recht tief unter den Füſsen zu haben, waren der einzige Gewinn des Tages.

Bei dem Bruk sind bedeutende Grundstücke, von welchen eigentlich nur der sandige und leichte Boden unter dem Pfluge ist. Erst Herr Borgström, der wenige Jahre im Besitz ist, hat auch hier verständiger angefangen, aber eben weil er verständig angefangen, muſs er langsam gehen. Mit Timothe und Klee hat er glücklich versucht, und ist jetzt thätig dabei, groſse Strecken Wald, die einen trefflichen, fetten Boden haben, auszuroden, abzugraben und urbar zu machen. Er hat auf seinem Gebiete ganz nahe am Bruk ein solches Bergthal von wenigstens 10 Lasten Aussaat vorzüglichen Bodens, grade gegen die Südsonne liegend und durch Holz, das hier einen geringen Werth hat, jetzt einen unbedeutenden Ertrag gebend. Ich bin einige Male mit ihm in den Wald und in das Gebirggebiet geritten und bin erstaunt, welche ungeheure Strecken Wald für Hütten- und Hammerwerke angeschlagen sind und wie schlecht sie benutzt werden. Man könnte auch hier über die Hälfte zum Ackerbau nehmen, das Andre, besser benutzt, könnte Wald bleiben und mit Kohlen und anderen Holz das Eisenwerk hinlänglich unterstützen. Fast ganz Nordwärmland ist für den Bergbau angeschlagen und deswegen zum Theil zu Wald und Ödenei verdammt. Nur die Ufer der groſsen Flüſse sind hie und da etwas bewohnt. In diesem unendlichen Bezirk bis nach Dalarne und Norwegen hin, sind auch noch immer einige Häuflein Finnen übrig von alten Kolonien, die hieher verpflanzt, nachher aber meist wieder ausgetrieben wurden. In Karlstad bei dem Möte des Wärmeländischen Fuſsjägerkorps von 500 Mann sah ich viele, welche sich bestimmt als solche durch ihre Physiognomie verkündigten. Sie sind meistens schlank und nervigt gewachsen, mit schwarzen Haar und etwas gelben Gesichtern, und vielem Blitz in den Augen. Ihre Mädchen haben den Ruhm bis gegen das 20ste Jahr vorzüglich schön zu seyn; die vielen Finnischen Stubenmädchen in Stockholm widersprechen dem nicht. Aber, wann sie älter werden, wirkt doch der Rauch ihrer

Pörten oder Dampfstuben, bei welchem sie eigensinnig bleiben, sie werden so lange eingeschmaucht, bis der Glanz der Farbe fast vergeht.

Schon Gustav der Erste, dem die Bevölkerung öder Provinzen am Herzen lag, rief viele Finnen ein, um die ewigen Wälder Wärmelands zu lichten und mit Menschen zu bepflanzen. Man hat viele abgeschmackte Fabeln über Wärmeland. Die schwedischen Geschichten lassen unter Olof Träteljo diese Provinz hoch urbar machen und von Menschen wimmeln, bis der schwarze Tod kömmt, und alles wieder zur Wüste macht. Man hat viele Spuren finden wollen von ehemaligen Anbau, wo jetzt Wald und Morast ist. Aber das Wahrscheinlichste ist, daſs um die Mitte des 16ten Jahrhunderts nur ein kleiner Theil von Südwärmeland bebaut, und das andre hie und da von einem Bärenjäger und Fischer durchstreift ward. Erst unter Karl dem Neunten bekam Wärmeland einen verbesserten Bergbau und den Anfang von Städten. Auch er rief wieder Finnen ein, die in ihren Sitzen zum Theil sehr aufgerüttelt waren bei den Unruhen und Faktionen zwischen ihm und seinem Neffen Siegmund, welche Finnland hie und da hart mitnahmen. Auch in Dalarne, Gestrikland, Helsingland, Medelpad wanderten manche ein. Diese Finnen fingen ihr Wesen in den Wäldern zuerst mit svedja an, um so in künftigen Zeiten zu einem ordentlichen Ackerbau fortzuschreiten. Als aber die Bruk angelegt wurden, war es aus mit ihnen. Sie wurden als Waldverderber angesehen, und die Brukspatrone trieben es dahin, daſs 1641 unter Christinen ein Reskript ausging, welches gegen diese armen Kolonisten, die auf guten Glauben hier eingewandert waren, sehr grausam war. Es lautete: „So wollen wir, daſs ihr die Order stellet und mit dem Landshöfding verabredet, daſs sie der Finnen Hütten (kojor) und Häuser aufbrennen lassen, die sie hie und da in den Wäldern aufgesetzt haben, wie auch ihnen ihr Korn, wenn es reif ist, entweder beschlagen oder wegnehmen oder auch in gleicher Maaſse aufbrennen, so daſs sie mögen gezwungen werden, aus Mangel an Unterhalt sich aus den Wäldern zu entfernen.“ Dies ward noch bekräftigt in der Waldordnung von 1647 und 1664 mit folgendem Zusatz: „Sollte auch künftig irgend ein Bonde einem Finnen oder jemand anders erlauben, auf solche Weise in seinem Walde zu bauen und zu wohnen, der soll das erste Mal büſsen 40 Daler Smt.; kommt er öfter wieder, so soll man ihn strafen mit dem Galgen.“ Das hieſs doch die Finnen wegbrennen und wegsengen, und das Bergwerkswesen, wie man meinte, auf Kosten des Ackerbaues und der Menschlichkeit befördern. Diese unglücklichen Kolonisten muſsten nun die Örter räumen, wohin man sie zuerst gerufen hatte. Sie nahmen ihre Zuflucht zu neuen und noch entlegneren Wüsteneien; aber sobald die Bruk ihnen näher rückten, wurden sie auch von da vertrieben. Doch die Menschlichkeit einzelner Beamten, und mildern Verfassungen späterer Zeiten, unter welchen sich besonders die des braven Karls des Eilften auszeichnen, lieſsen hie und da einige übrig in der Eigenschaft von Skattehemmansbewohner, oder als Köhler bei Bruk.

Oben im Gebirg etwa Dreiviertelmeile von Munkforſs sah ich eine wirkliche Merkwürdigkeit. Dort stehen in der Runde 4 ungeheure Linden, ein Baum, denn man hier sonst nirgends sieht. Wahrscheinlich stand hier vormals eine Wohnung. Diese fiel zusammen, die Menschen starben, welche die Bäume gepflanzt, oder sie waren auch so unglücklich Finnen zu seyn und wurden vertrieben. Diese Linden hier und die herrlichen Eichen bei Nordsjötorp beweisen, daſs Manches hier wachsen würde, was der Fleiſs des Menschen bis jetzt nicht angepflanzt hat.

Ich hatte zuviel gehört von der Schönheit der Gegend des Frykthals und eine zu gütige Einladung zu dem Probst Dokter Kellin im Sunp erhalten, als daſs ich es hätte über das Herz bringen können, dahin nicht einen kleinen Ausflug zu machen. Es waren die letzten Tage des Mais, als ich in Begleitung eines Freundes dahin abfuhr. Das Frykthal liegt an der Frykself oder Norself, welche aus dem Schnee und dem Waldbergen der Norwegischen Gränze entspringt und in der Entfernung von anderthalb bis drei Meilen mit der Klarelf meistens parallel läuft, bis auch sie ihr Wasser in den Wenern führt. Zwischen beide liegen hohe Berge, die ich paßiren sollte. Von Munkforß bis zum Sund sind ungefähr 5 Meilen. Der Weg geht erst bis Ohlsäter, wo man über den Strom setzt und bis Prästbol, wo Pferdewechsel ist, wohin man eine halbe Meile hat. Prästbol hat eine entzückende Lage. Ein liebliches Thal breitet sich ein paar Meilen im Umfang aus, leider ist es noch nicht genug angebaut, ein großer See, woran mehrere Dörfer sich lehnen und worüber hohe Berge hängen, schließt es an der einen Seite: eine wahre Alpe. Von Prästbol bis Ås, dem nächsten Håll sind 2 Meilen. Eine Zeitlang hatten wir noch eine Fortsetzung des Thals, und bald wieder zwei große und sehr fischreiche Seen vor dem hohen Bergwald zu beiden Seiten. An dem einen rechts liegt ein niedliches Gütchen auf einer Anhöhe mit Wiesen unten und oben Alpengrün, so fette Kühe weideten in einer Koppel, und zwei Stuten mit ihren Füllen sprengen am Zaun. Man findet

in

in Schweden mehr als in irgend einem Lande manche kleine Hemman, wo der Wunſch aufſteigt, daſs man dort wohnen mögte. Das iſt unmittelbarer Natureindruck. Rührt es wohl daher, daſs die Bewohner von Gebirgen, Bergſeen und Thälern, auch wohl die von Inſeln mehr als andere in der Fremde von Heimweh geplagt werden? Auch hier war der Wärmeländiſche Ackerbautrieb ſichtbar. Ein groſser Moraſt von 30 bis 40 Tonnen Ausſaat war mit tiefen Gräben durchſchnitten und friſch vom Pfluge angegriffen. Ein ähnlicher Sumpf oder Moraſt, dreimal ſo groſs, lag links am Wege. Solche Moore ſind oft gar nicht niedrig, ſondern ragen hoch empor und haben Abhang und Abfluſs, aber durch das viele von den Bergen rinnende Waſſer werden ſie ſumpfig und zittern, wenn man darauf geht. Vieh kann ihre kümmerliche Weide nicht nutzen, und Menſchen ſinken, ſelbſt wo ſie am trockenſten ſind, oft bis an die Knie ein.

Nach dieſem Gütchen begann die anderthalb Meilen lange Bergfahrt immer auf und ab, ein anſehnliches Gebirg zu paſſiren. Wir muſsten oft aussteigen und gehen, weil wir uns mit Wagen und Pferd nicht gern umstülpen wollten. Mehrere Thäler zwischen den Bergen sind hie und da bebaut. Nach meiner Ansicht kann ganz Wärmeland in seinen Thälern und auf seinen Ebnen bebaut werden, und die Berge und Bergabhänge, die in der Regel nicht über 300 bis 500 Fuſs hoch sind, können bei guter Haushaltung das nöthige Holz liefern. An den nöthigen Wasser und einigen Seen fehlt es fast nirgends. In der Mitte des Waldgebirgs zeigt sich wieder ein weiter See, eine Fortsetzung des bei Prästbol; die folgenden Thäler vor Äs sind zum Theil mehr abgedacht und besser bebaut, obgleich das Meiste noch wüst liegt. Straks hinter dem Walde hat man Äs, was man schon zum Fryksthal rechnen kann, obgleich noch einige Berghügel dazwischen treten.

Von As bis Sund ist alles schon mehr bebaut und bewohnt, ein weites flaches Thal läuft mit einer Menge einzelner Wirthschaften an dem Waldberg hin, ein anderes zieht sich nach Fryken an den Strom. Wir fuhren eine

Weile Bergan, und blieben dann auf einem Hügel, wo zu beiden Seiten ein Thal sich abdacht. Lieblich im Abendschein lag die Gegend ausgebreitet vor uns, wir hörten den Ruderschlag des Stroms, die Hammerschläge einiger Bruk, das Gurren des Orr, paſsirten die letzte halbe Meile wohl bebaute Felder und einige hübsche Landsitze und waren um 10 Uhr bei dem Doktor Kellin im Sund.

Sund heiſst diese Stelle in der alten Bedeutung. Die Kirche liegt nemlich an einem engen Sack, der die beiden langen Schläuche oder Seen der Frykself, die unter dem Namen Ober- und Niederfryken laufen, mit einander verbindet. Der Hof des Probstes liegt wunderschön hoch über der Elf mit einem netten Garten und einem von ihm selbst angelegten Park. Hoch steht die Kirche auf Felsen. Wir benutzten sie, um das Land näher zu beschauen. Die Aussicht ist unendlich und groſs, so wie die ganze Landschaft den Stil der Alpengegenden hat. Mehrere hohe Gebirge glänzen in der Ferne, man sieht die beiden Fryken und den Strom und ein trefflich bebautes Thal mit vielen Seen mit kleinen Hügeln, an deren Abhängen Haus an Haus liegt. Wunderschön soll die Aussicht von einem Berge seyn, der hier Tässebergsklätta genannt wird. Indessen wohin man den Fuſs setzt, ist es schön, man mag nun auf dem Thurm oder zu seinen Füſsen stehen. Hier in der Kirche machten wir bei der Erzählung, daſs das Landvolk hier noch sehr fromm und unverdorben sei, eine Berechnung über die Meilen, welche ein alter 65jähriger Mann, der sich besonders durch seine Religiösität auszeichnet, als Kirchengänger gemacht hat. Er wohnt grade drittehalb Meilen von der Kirche und so lange seine Bekannten zurückdenken können, hat er nie einen Sonntag oder Festag die Kirche versäumt, also an jeden solcher Tage 5 Meilen gemacht. Rechnet man nun so von seinem 10ten Jahre an, und setzt mit den Festtagen und Buſstagen 60 lutherische Kirchentage im Jahr, so hat er in 55 Jahren bloſs für seine Andacht 15000 Meilen gemacht.

Eine Viertelmeile vom Sund jenseits des Stroms liegt der berühmteste Marktplatz in

Wärmeland auf einer Anhöhe Namens Ombergsheden. Um Michaelis steht hier über 8 Tage Markt und man rechnet gewöhnlich zwischen 20000 und 50000 Menschen zur Stelle. Es geht dann munter im Freien, die ganze feinere Nachbarschaft ist wenigstens bei Tage da und die niedere Klasse jubelt oft bis über die Mitternacht hinaus. Vormals pflegten hier gewaltige Kämpfe und Schlägereien vorzufallen. Man schob oft Raufereien bis auf diese Zeit hinaus und Ombergsheden war das Rendevous, das man sich gab; selbst Buben, die was mit einander auszumachen hatten, sagten wohl, wie sie es von den Alten gehört, nach: wenn wir uns nicht vorher treffen, so soll es auf Ombergshaide seyn. Weil es aber oft blutige Köpfe setzte, und auch wohl anderer Unfug getrieben ward, so ist seit einigen Jahren in der Marktzeit immer etwas Wache bestellt. Auch in anderer Hinsicht ist Ombergsheden ein Kampfplatz und das eigentlich führte auch dahin. Es ist nemlich für Wärmelands Regiment der Waffen- und Mötesplatz. Ich sah den Übungen der braven Soldaten hier mit Vergnügen ein Stündchen zu.

Eine Lust war es, den Doktor auch als Ökonomen in der Eigenschaft eines thätigen und gescheuten Mannes kennen zu lernen. Er führte mich nach zwei Stellen, die er aus einem elenden Gehölz zu schönen Feldern machte und wo eine Menge Arme noch mit Roden und Graben beschäftigt waren. Es war wenigstens eine Strecke von 40 bis 50 Tonnen Aussaat. Auch sonst ist bei der Pfarre viel und schöner Acker. Dies kann man schon daraus schlieſsen, daſs der Glöckner oder Küster 35 Tonnen Aussaat hat. Sund ist aber auch ein Pastorat, das seine 6000 Eingepfarrten und oft seine 5000 Rthaler Einkünfte hat.

Das Fryksthal hat im Ganzen guten Boden, und man kann wohl sagen, daſs jeder Fleck Landes hier benutzt ist. Dieses Thal ist der bewohnteste Theil von ganz Wärmeland, und dies ist es, was das Verbot veranlaſste, die Grundstücke nicht in kleinere Felder zu zerstückeln, als in 8 bis 12 Theile das Hemman. Aber wie ist dies gehalten? Nach des Doktors Aussage gehen die Hemmansklyfningar häufig. Bis 48 ja 60 und 100 Theile. Das giebt nun freilich keine reiche Besitzer, aber das Volk hier ist erfinderisch, fleiſsig und ordentlich und Bettler sind doch selten. Mehr als 500 Arbeiter ziehen jährlich als Gräber, Zimmerleute, Mäher in die andern Provinzen, leben sparsam und bringen Geld mit zurück. Es ist ein gewandtes und starkes, aber sehr bescheidenes und gutmüthiges Volk, und die, welche sie und die Dalkarls beide versucht haben, ziehen sie jenen trotzigen und zum Theil schon sehr ausgearteten weit vor. Sonderbar ist es, daſs man fast in allen verschiedenen Thälern und Waldrevieren Wärmelands, die etwas von einander abgetrennt liegen, auch verschiedene Physiognomieen findet. Dies soll noch weit auffallender seyn für denjenigen, der Gelegenheit gehabt hat, die einzelnen Gegenden Wärmelands mehr zu sehen, als ich. Diese Fryksdalinger haben etwas frohes und Keckes in der Miene, was sie von ihren übrigen Landsleuten auszeichnet. Die groſse Gemeine, die so zusammengedrängt liegt, und oft der Noth halber zusammenhalten muſste gegen die Dänen und Normänner, konnte im Sinn und in der Gebehrde wohl etwas Ausgezeichnetes erhalten. Tapfer und brav haben sie sich von jeher bewiesen. Noch im letzten Kriege schenkte Gustav ihnen eine prächtige Fahne, die jetzt in der Kirche aufgestellt ist, diese sollten sie gegen die Dänen aufpflanzen, wenn es ihnen etwa eingefallen wäre, herabzukommen. Auch manche eigne Sitten bei ihren Festen und Hochzeiten sollen sie von ihren Nachbaren unterscheiden; dies thut auch die Tracht Männer und Weiber brauchen meist Schwarz oder Schwarzbraun und hellblaue Aufschläge bei beiden. In Kriegszeiten sind sie schon dadurch als ein eignes Korps ausgezeichnet.

Die Bewohner dieses Thals längs der Elf befinden sich wohl, weil sie brav, arbeitsam und zufrieden sind. Nicht so gut geht es denen, die der norwegischen Gränze näher wohnen. Sie werden als ein Gränzvolk durch die Leichtigkeit des Schacherns und die Lurenträgerei verdorben. So versäumen sie ihren Akkerbau, werden liederlich und manche, die wohlhabend anfingen, endigen in bitterer Armuth. Ein wichtiger Artikel des Handels mit

Norwegen sind die Pferde. Jährlich werden von den Bauren mehr als tausend junge Füllen von Norwegen eingeführt, ein halbes Jahr oder ein Jahr etwas herausgefüttert und dann mit 100 und 150 Procent Gewinnst verkauft. Diese Pferde sind brav und gehen bis nach Westmannland und Schonen hin. -- Auch die Jagd ist ein Erwerb für die Einwohner, obgleich nicht mehr, wie vormals. Die wilden Bestien weichen zurück, wie der Mensch sich ausbreitet, und das Geflügel wird in der Zeit seines Spiels und seiner Brut nicht genug geschont. An Fischen fehlt es auch hier nicht. Obstbäume sind hie und da gepflanzt, lohnen aber selten reichlich, selbst da nicht, wo sie auf gutem Boden und im Schutz vor schlimmen Winden stehen.

Die Wohnungen sind hier ganz nett und zierlich nach der alten Weise mit Flechtwerk tapezirt. Eine Menge der Schornsteine sind in Wärmeland aus Eisen gegossen, die mit mehreren Absätzen und Zinnen hoch und stattlich meistens über die niedrigen Häuser hervorragen.

Aus diesen reizenden Alpen, von meinem freundlichen Wirth und den biedern Fryksdalingar, kam ich glücklich wieder nach Munkforſs. Von da reisete ich endlich den dritten Junius ab, nicht ohne den geheimen Wunsch und die Hoffnung, mich nach Jahren einmal wieder dort umzusehen. O leichte Hoffnungen der Menschen!

Ich nahm von da den Weg nach Lindforſs, einen andern Bruck, einem Herrn Geyer gehörig ungefähr 5 Meilen von Munkforſs. Bis Nordsjötorp war es die alte bekannte Fahrt. Von da geht es 1¼ Meilen bis Malkom. Die erste Meile ist sehr lieblich. Bei dem Bruk Mombacke, eine kleine Stunde hinter Nordsjötero, sind groſse Strecken Wald und Morast urbar gemacht und zwei kleine Waldseen abgegraben. Die Gegend dort, dem schönen Kathrineberg gegenüber, ist wunderschön. Der groſse Strom, worin mehrere Bäche stürzen, bildet hier einen Sack, worum ein lieblicher Halbmond von Wohnungen, Feldern und Laubholz sich hinabsenkt. Nachher fährt man mehr abwärts von der Elf in einen Bergwald ein, der mit dem Dampf des Tannenharz geräuchert, die Gluthhitze des Tages noch heimlicher fühlen lieſs. Die Thäler sind hier wenig bebaut, man sieht groſse Strecken Svedjeland, hie und da einige Streifen aufgenommenes Land. Bei Molkam und eine halbe Meile hinter demselben bis Lindforſs werden die Fluren reicher und schöner.

Lindforſs ist auch eine anmuthige Stelle, ein Bruk, wie alle Bruk an einem See und Strom angelegt. Sein Garten, sein Park, seine Wälder und die mancherlei Ausschmückungen des Besitzers machen es eben so sehenswerth, als seine liebenswürdigen Bewohner das Andenken daran erhöhen. Es hat ungefähr 1000 SPf. Schmiede und einige Schmelzhütten und natürlich einen groſsen Walddistrikt. Weiter abwärts an der Landſtraſse ist eine ansehnliche Ziegelei und eine Nagelschmiede, wo schon kleine Buben mitarbeiten müssen. Als Landmann hat Herr Geyer sich durch Urbarmachungen öder Stellen ausgezeichnet, auch viele Obstbäume gepflanzt. Der Boden ist meistens leicht, und Hafer und Roggen das meiste Korn, was man bauet. In der letzten Saat wird Timothe gesäet und das Feld dann mehrere Jahre als Wiese benutzt, bis der Tureus wieder kömmt. Auf dem bessern Boden wird mit Klee, Gerste und Roggen gewechselt. Ich sah hier ein Kleefeld an 12 Tonnen Aussaat unverbesserlich stehen. Erbsen und Bohnen baut man wenig. Damit sie recht knochenhart werden, so hängt man sie in freier Luft auf großen Gerüsten auf, die zum Theil als abgedeckte Ziegel- oder Tabaksscheunen aussehen, wie in Westergöthland, zum Theil bloſs in ein paar groſsen eingerammten Baumstämmen bestehen, die zu beiden Seiten eine Menge Queerlatten haben. Ein solches Ding heiſst Krake. In Östereichs Gebirggegenden habe ich ähnliche zu einem ähnlichen Behuf, doch meistens mit einem Dache gesehen. Man weiſs, wie gut es überall wäre, wenn Erbsen, Klee und Heu nicht dicher als einige Ellen auf einander lägen, und in Zwischenräumen immer Luftzug hätten, weil diese Futterkräuter zu leicht schwitzen, sich anstecken und dumpf und übelriechend werden.

Den 4ten Juny. Reise von Lindforſs bis Grythytta, 6¼ Meilen. Stationen: Lindforſs bis Brattforſs, 1½ M. — Brattforſs bis Philippstad, 1¼ M. — Philippstad bis Onshytta, ½ M. — Onshytta bis Saxån, 1 M. — Saxån bis Grythytta, 1¾ Meilen.

Die erste halbe Meile des ersten Häll ist eine schöne Alpengegend der gegen Südwesten aufsteigenden Berge, die wohl bebaut da liegen, und manche grüne Wiesen am Wasserbach, manches grünere Fall höher im Walde zeigen. Der Überrest des Weges ist Tannenwald und Sandboden. Hier an dem Wege und in und um Philippstad und weiterhin sind selbst schöne Häuser mit kleinen Steinen, auch wohl mit Erzschlacken gedeckt und die Wege mit Kohlenstaub und Schlacken ausgebessert, ein Zeichen, daſs man im Bergslag ist. — Brattforſs ist ein unbeschreiblich schönes Bruk und Hüttenwerk an einem lustigen Bergstrom, welchen die Gebäude rund umher umgeben. Ein hübscher Garten liegt am Wege, worin sich mir von fern eine Schönheit zeigte. So fliegt der Wandrer vorüber. Das Land rund umher ist bebaut, dann führt ein Hügelweg durch Wald bis eine Viertelmeile vor Philippstad, man sieht einen groſsen See hoch in hohen Bergen liegend mit dem Städtchen und einem Halbmond grüner Fluren, Hügel und Wohnungen. Ich fuhr längs dem See zwischen mehreren niedlichen Landhäusern um 9 Uhr in die Stadt ein.

Die Stadt liegt zerstreut wie ein nettes Dorf an einem Strom, der gleich hinter ihr in den groſsen See Daglösen fällt. Sie hat eine nette Kirche und sehr hübsche Häuser und Gassen und rund umher Birkenhügel und grüne Berganger: eine der romantischesten Lagen, die man sich denken kann. Die kleine Stadt ist bloſs für die umliegenden Bergwerke angelegt. Man fürchtete indessen, daſs sie zu groſs werden, und dann die Wälder, die für den Bergbau angewiesen sind, zu sehr mitnehmen würde. Es ward also 1720 ein königlicher Brief ausgegeben, daſs in ihr nicht mehr als 50 Haushaltungen seyn sollten; 1727 wurden sie auf 60 bestimmt. Doch schlichen sich nachher mehrere ein, da ward ein Militärkommando geschickt, die Häuser wurden niedergeriſsen und ihre Bewohner transportirt.

Ich war kaum abgestiegen und spazierte ein wenig herum, so hatte ich schon eine ganze corona der Einwohner um mich, die mich beguckten und gern mit mir sprechen wollten. Dies ist sehr natürlich an Stellen, wo so selten Fremde kommen. Ich habe weiter nördlich hinauf diese Neugierde oft erfahren. Sie hat aber nichts belästigendes und Unangenehmes, ist auch nicht kindisch, sondern gutmüthig und dienstfertig, wenn man der Hülfe seiner Bekannten des frischen Augenblicks bedarf.

Um 12 Uhr fuhr ich von hier nach Onshytta. Man hat nichts als sehr hohen Bergwald, welchen man langsam von Philippstad hinankriecht. Steine sind auf dem sandigen Boden reichlich ausgeschüttet, die Tonnen sind sehr mittelmäſsig. In einzelnen niedrigen Stellen giebt es grüne Weideplätze, wo Alte und kleine Buben und Mädchen stattliche Kühe und Ziegenheerden hüteten. Ihre Habseligkeiten tragen sie in einer aus Rinde geflochtenen Tasche gleich einer kleinen Jägertasche, die ihnen ſast wie ein Köcher auf dem Rücken hängt. Doch sah ich keine Amore unter ihnen.

Onshytta liegt wieder an einem groſsen See, dem Ingen, der alle metallischen Pehrbergsgruben wie ein Sack einschlieſst. Ich wollte wenigstens Eine Grube in Wärmeland befahren und hatte jetzt den Pehrsberg so nahe, daſs ich mich von Onshytta zu Fuſs dahin machte. Es ist nicht weiter als eine Achtelmeile. Ich kam an und meldete mich im Hause des Grubenvogts. Er war verreist, aber sein freundliches junges Weib und ihr Bruder empfingen mich als einen alten Bekannten, bewirtheten mich erst mit Speise und Trank und dann führte mich der Bruder umher. Endlich beschloſsen wir die Storgrufva (Groſsgrube) die ansehnlichste von allen, zu befahren. Welch ein grauervoller Anblick! Die Öffnung liegt wie ein Eingang der Hölle zu Tage und ungeheure Eispfeiler lieſen jetzt noch an ihr in die Tiefe hinab. Die Fahrt geht ganz auf Leitern und ist wahrhaftig nicht jedem zu rathen. Selbst mir, der nicht schwindlig und mancher desperaten Dinge gewohnt ist, ward sie schwer.

Oft

Oft muſs man in schräger Richtung gegen die Leitern an klettern und hat nicht mehr als einen Zoll der Stufe, worauf man treten kann; die Stufen selbst waren schlüpfrig und gröſstentheils mit Eis bedeckt, so daſs die erstarrten Hände zuweilen hätten loslassen mögen. Dazu das dumpfe Hallen jedes Tons, der Dampf der unteren Kohlenfeuer, das gräſsliche halbe Licht der Abgrunde und schroffen Felsenhänge. — Anders geht es mit den Gewohnten. Gleich den Eichhörnchen klettern Männer, Weiber und Kinder oft in langen Schaaren hinter einander. Jeder trägt seine Axt, Hammer, Bohreisen und was sonst für Mordgeräthe in Händen und auf Schultern; ruhig sehen es die unter ihnen Klimmenden, obgleich das Brechen einer Stufe, der Fall eines Beils der unvermeidliche Tod werden kann. Auch das Eis, welches bei'm Aufthauen zuweilen herabfällt, kann gefährlich werden.

So klettert man 75 Klaftern tief hinab, dann hat man unter den Füſsen noch 14 Klafter Wasser, dessen ewige Eisdecke allein 13 Faden dick ist. Die volle Tiefe der Grube ist 89

Klafter. Auf dem Eise unten und an den Eispfeilern ist es empfindlich kalt. Die Bergleute haben immer eine Menge Kohlenfeuer sich zu erwärmen. Das Eis der Öffnung und Regen und Schnee geben so viel Wasser, daſs immer ein Pumpenwerk gehen muſs. Das Erz wird in Tonnen durch ein von zwei Pferden gedrehtes Getriebe hinaufgefördert, es gehört zu den vorzüglichsten in Schweden, hält häufig 70 bis 75 Procent und giebt ein weiches, zum Stahl vortreffliches Eisen. Man schoſs grade, als ich unten war, und gab kleine Kannonaden. Diese unterirdischen Donner und ihre Wirkung auf mich kann ich nicht beschreiben. Ruhig standen die berusseten Diener der Cyklopen dabei hinter der Pfeiler Sicherheit und schmauchten am lodernden Feuer. Es ist um die Gewohnheit doch ein köstliches und zugleich schlimmes Ding, je nachdem man es ansieht. Macht sie ja selbst die Thiere zahm. Dies sah ich bei meiner Rückkehr aus der tiefen Hölle. Hart an der Leiter der obersten Öffnung hatte eine Schwalbe ihr Nest geklebt und lieſs alles Geknarr des Maschinenwerks und alles Rauschen und Klettern der Menschen neben sich hingehen.

Nächst der Storgrufva ist die Braſsgrufva die zweite und auſser diesen giebt es noch 12 bis 13 andere. Diese ganze Gegend ist ein unendlicher Metallberg, allenthalben sieht man Gruben und Maschinen im Gange, die schlechten Steine und Schlacken liegen rings umher in grauser Herrlichkeit aufgethürmt wie Geschütz der Titanen. Doch ist auf diesem steinigen und sandigen Boden ein fetter Graswuchs; das Metall unten in der Erde muſs treiben. Selbst der See liegt hoch und einem Berge gleich, daher soll es hier im Sommer ungewöhnlich heiſs, im Winter sehr kalt seyn. Der See hat einige hübsche Inseln und manche zierliche Wohnungen an seinem Rande. Rund um die öde Wüste der Gruben wohnen die Arbeiter und Beamten. Sie geben 500 Menschen Unterhalt.

Diese ganze Gegend mehrere Meilen in die Runde ist metallisch und auſser diesen sind noch mehrere berühmte Gruben, als Nordmarks- und Långbansgrufva. Sie sind wohl im 14ten und

15ten Jahrhundert schon bearbeitet, aber erst unter Karl dem Neunten kam in Wärmeland auch in diesen Zweig Industrie. Er rief viele teutsche und wallonische Bergleute mit groſsen Vortheilen herein, welche besseren Bergbau einführten. Noch sind die Zeichen ihrer Abkunft in den Namen ihrer Nachkommen bei vielen Bergwerken und Gruben übrig. Auch auf Silber und Kupfer hat man mehrmals gearbeitet. Das hat sich aber nicht gelohnt. Die Bergwerke Wärmelands sind so reich, daſs jährlich an 80000 SPf. Eisen auſser mehreren kleinen Eisenwaaren aus der Provinz gehen.

Nach meinem Ausflug kam ich endlich wieder nach Oushytta zurück und setzte meine Reise fort. Der Weg geht über steile Waldhügel mit kleinen Thälern und Seen gemischt. So kömmt man zu dem Bruk und Hüttenwerk Saxån, das als ein solches durch die Schlackenhaufen, durch schwarze Gesichter, Kohlenstaub in den Wegen sich sogleich offenbart. Überall verkündigt die cyklopische Handthirung dieser Gegenden sich noch öfter durch die Menge der Bruk, Schmelzhütten und Köhlereien, welche man vorbeifährt oder wo man sein Håll hat.

Die 1¾ Meilen bis Grythytta ist die Gegend wild und romantisch, nur leider war das Wetter mit stürzendem Regen zu elegisch. Erst geht die Fahrt lustig hin am langen Saxsee im steigenden Waldgebirg, jenseits hängt links am Wege ein Bergrücken, über 600 Fuſs hoch, über dem See. Wenige Menschenwohnungen bekömmt man zu sehen, man fährt über die reiſsende Svartelf und dann geht es immer im Wald bis Grythytta, welches wieder ein Bruk und Hüttenwerk und schon ein Theil von Örebros Län ist. Es regnete schrecklich, daher nahm ich hier schon um 8 Uhr Quartier. Der Gästgifvaregård und die Bewirthung waren nett. Ich schlief im groſsen Tingshause. Diese Tingshäuser, wo die Häradshöfdinge in ihren bestimmten Bezirken zuweilen zu Gericht sitzen, werden, wie ich schon erzählt habe, auf gemeinschaftliche Kosten der Landbewohner gebaut und unterhalten und stehen häufig neben groſsen Gästgifvaregårdar, wo oft Gelegenheit gefunden wird, vor dem Ting etwas zu thun zu bekommen. Ich hatte hier einen lustigen Abend unter einem ganzen Heer junger Mädchen, die der Regen zusammen getrieben hatte und die Spiele und Scherze machten. Es waren ein paar recht schöne darunter, die aber nicht die muntersten waren, schwarz mit blauen Augen. Das Reich der schwedischen Blondköpfe ist vorzüglich in Westergöthland, Schonen und einigen Strichen Smålands. In den mittleren Provinzen sind sie schon sehr mit dunkeln Köpfen vermischt; die rabenschwarzen Haare und Augen sind freilich selten.

Die eisernen Schornsteine dauren noch immer fort und werden auch morgen noch mehrere Male erscheinen. Der feste Mannshut wird hier und an andern Stellen Wärmelands oft zum leichten Strohhut, der die ernsten Gesichter wunderbar genug kleidet, besonders wenn er bunt geflochten oder gar mit Taffent gefüttert ist, was ich an einigen sah.

Den 5ten Jun. Reise von Grythytta bis Westerås, 14½ Meilen. Stationen: Grythytta bis Kerfvingeborn, 1 M. — K. bis Grekåsen, 1½ M. — Gr. bis Gyttorp, 1¼ M. — G. bis Bondebyn, 1¼ M. — B. bis Blisterboda, 2 M. — Bl. bis Fellingsbro, 1¼ M. — F. bis Arboga, 1¼ M. — A. bis Köping, 1¼ M. — K. bis Kolbäck, 1⅛ M. — Kolbäck bis Westerås, 1¼ Meilen.

Um 6 Uhr fuhr ich aus. Es war liebliches Wetter mit einem ſüſsen Maienwind. So blieb es den ganzen Tag. Die erſten drittehalb Meilen bis Grekſåſen hatte ich nichts als Wald und Seen und einzelne Hüttenwerke. Näher Grekſåſen und von da nach Gyttorp wird das Land ebener. Der Boden iſt nicht ſchlecht, ſondern eines guten und nicht ſchweren Anbaus fähig, doch ſieht man äuſserſt wenig Stellen, wo der Ackerbau angefangen hat. So bleibt es meiſtens auch noch von Gyttorp bis Bondebyn. Näher Nora hat man ein hübſches Halbmondsthal, das Städtchen, das ſich anmuthig mit einer Menge Wieſen und einigen Feldern an einen See lehnt, bleibt links liegen; man ſieht ſchon häufiger kleine ländliche Gehöfte.

In Bondebyn muſste ich wohl eine Stunde warten, ehe ich meinen Wagen und das Gepäck über den Strom kriegte. Die reiſsende Frühlingsfluth, welche dieses Jahr beinahe in allen Provinzen wüthend gewesen ist, hatte hier nemlich die Brücke mit allen ihren Bollwerken weggerissen und man war eben mit Macht bei dem Bau einer neuen beschäftigt. Indessen diese war noch nicht fertig, und ich muſste einstweilen meinen Wagen auseinander nehmen und seine einzelnen Theile über den Fuſsgängersteg transportiren lassen, wozu indessen nach schwedischer Sitte die Zimmerleute sogleich freundlich die Hände boten, ohne grade auf ein Trinkgeld zu rechnen, was ich ihnen gab. Hier liegt ein stattliches Bruk, welches dem Kammerherrn Heikensköld gehört. Er hat nahe am Wege groſse Felder für den Ackerbau gewonnen, lange Moräste abgegraben und beträchtliche Waldstrecken ausgerodet. Dies Beispiel scheint auch auf seine Nachbarn zu wirken, denn ich sah ähnliche Versuche auf mehreren Feldern, die weder seine Bauren noch Torpare bewohnen.

Auf dem halben Wege nach Blisterboda hielt ich bei Wedewäg ein wenig still, um die Fabrikeneinrichtungen dort zu besehen. Es liegt einer kleinen Stadt gleich an einem See und Strom und ernähret 200 Arbeiter und 900 Menschen im Ganzen, ist also beträchtlicher, als manches Städtchen. Hier ist schon länger als ein Jahrhundert eine Fabrik in Eisen- und Stahlarbeiten eingerichtet, freilich mit wechselnden Epochen vom Steigen und Sinken. Im Jahr 1759 brannte der gröste Theil der Fabrikgebäude ab. In den letzten 10 Jahren hat ein gewisser Hallenberg die ganze Einrichtung sehr erweitert und manche neue Anlagen gemacht. Er verstieg sich aber dabei so hoch und lebte überall so munter, daſs er sein Werk mit dem Rücken ansehen muſste. Jetzt sind mehrere Interessenten Inhaber desselben, doch den gröſsten Antheil daran hat der Brukspatron Schön in Stockholm. Ein prächtiges Gebäude ist das groſse Arbeitshaus, massiv mit 2 Stock und 2 Flügeln. Für dieses wirkt eine treffliche Wassermaschine, die für den Mann von Metier noch sehenswürdiger gewesen seyn würde, als für mich. Ein einfaches Rad bewegt einen Blasebalg, der in der groſsen Grobarbeitswerkstatt 40 Herde im Feuer erhält. Ausser dem groſsen Arbeitshause ist noch ein Polirhaus, ein Schleifhaus, ein Preſshaus und zwei Eisenhämmer, von welchen der eine nur für die Fabrik schmiedet. Auch die Niederlage besah ich und ſand die Arbeiten des gewöhnlichen Gebrauchs in Eisen und Stahl, auch Messer, Scheeren und Schrauben sehr brav und zum Theil niedlich gearbeitet. Es mogte etwa für 30000 Rthaler Vorrath seyn. Der jährliche Absatz beläuſt sich auf 50000 Rthaler; Finnland zieht besonders viel. Auf diesem metallischen Boden begegneten uns eine Menge Ochsenfuhren mit rohem und Stangeneisen.

Von Blixterboda bis Fellingsbro bekömmt man wieder Kornland; doch gehen auch die Bruk noch nicht aus. Das Korn steht hier vortrefflich und die Gegend ist lustig. Fellingsbro ist das gröſste Kirchspiel in Westmanland, dies sagt auch seine stattliche Kirche mit den vielen Eckthürmchen. Hier stehen die Obstbäume nun in Blüthe; um Philippstad fingen sie an auszuschlagen. Ich kam hier wieder auf den bekannten Weg und sah nicht ohne manche süſse Erinnerung den Abweg nach Nerike, auf welchem ich vor 7 Wochen noch im Schnee fuhr.

Wie ganz anders nahm sich jetzt das schöne Land zwischen Fellingsbro und Arboga aus! Silbern flieſst rechts der Strom mit mehreren Bruk, von welchen sich das schöne Jädersbruk auszeichnet. Der Roggen stand hier trefflich, der Weitzen, den man nicht viel sieht, mittelmäſsig. In Arboga aſs ich in einer muntern Gesellschaft Abendbrod, hatte aber endlich Haverei, weil sich der Hållkarl und die Skjutsbönder nicht recht darum vertragen konnten, wer mich eigentlich skjutsen sollte. Der Zank ging beinahe zur Schlägerei über und kein Pferd ward vorgespannt, bis einige Fremde und der Stadtfiskal dazwischen traten und dem Hållkarl, der vielleicht Unrecht hatte, Recht sprachen; der Fiskal nicht ohne einige nachdrückliche Floskeln aus der Skjutsordnung, welche immer am meisten Eindruck zu machen pflegen.

Von Arboga bis Köping ging es sehr einförmig unter guten Kornfeldern hin, die indessen nach der langen Gebirgfahrt einen anmuthigen Eindruck machten. Hinter Köping kam die kurze und heitre Nacht. Von Kölbäck bis Westerås schlief ich meistens und wachte in der

Morgenhalle nahe vor der Stadt auf. Es schlug Ein Uhr und der Osten stand in Flammen. Ich aber lieſs die Flammen des Himmels und des Auges sich bald verschlieſsen und schlief bis 7 Uhr ruhig auf meinem Bette. Dann fluge die Kleider übergeworfen, einige Visiten gemacht und um eilf Uhr nach einem sthenischen Frühstück vorgespannt.

Den 6ten Jun. Reise von Westerås bis Sala, 3½ Meilen. Stationen: Westerås bis Halsta, 1½ M. — Halsta bis Sala, 2 Meilen.

Ich sollte heute einen der fruchtbarsten Striche Schwedens durchfahren, aber auch fühlen, was die Sommersonne Schwedens zu bedeuten hat; die Luft war schrecklich schwül. Als ich aus dem Schlagbaum der Stadt herauskam, hätte ich durch den Alten vom Grind fast ein tragisches Abentheuer erlebt. Solche Alte, welche die Schlagbäume hie und da öffnen und Schweine und Pferde vom Mitpassiren abhalten, heiſsen auch wohl Svingubbe. Solch ein Svingubbe mit allen Tuchfarben auf seinem Rücken, die in Schweden zu sehen sind, sprang auch hier aus seinem Guckkasten heraus, muſste aber in seinem bunten Kostüm meinem Gaul so abentheuerlich dünken, daſs er sich auf seine vier Füſse machte und mit Gewalt ausriſs. Zum Glück war der Weg eben und faſste ich die Zügel meines kleinen Skjutsbonde zu rechter Zeit, so daſs wir mit einer ansehnlichen Bespritzung vom Rest des gestrigen Regens abkamen. — Die erste halbe Meile sah ich herrliche Felder und wohl gebaute Gehöfte, aber auf der zweiten ärgerte ich mich, weil der schönste Boden als ein elendes Gehölz und zertretene Gemeinweide da lag. Aber die nächste halbe Meile hat man wieder die schönsten Felder, auf das beste bebaut, mit den fettesten Wiesen und mit reichem Korn. Um die netten Wohnungen sieht man Obstgärten und die Strohdächer verkündigen das glücklichste Gewerb des Landes. Kurz vor Hallsta ist die Kirche von Romfertuna mit ihrem reichen Umgebungen ein sehr lustiger Ruhepunkt für das Auge.

Die zwei Meilen von Hallsta bis Sala Probsthof hat man Anfangs Wald, dann flache, aber wohl bebaute Gegenden. Der Weg ist einförmig. Ich fuhr der Silbergrube vorbei, rollte durch die Stadt und fand endlich nach langem Fragen und Hin- und Herfahren den rechten Weg zur Probstei. Ein alter Freund, ein freundliches Willkommen, ein fröhlicher Nachmittag lohnte für das lange Schweifen durch Wälder und Gebirge.

Auch hier mehrere liebe Tage. Doch nichts von den Personen und von Sachen und Ergiessungen der Güte und des Vertrauens. Ein Graf Schwerin ist Probst in Sala und war mein gütiger Wirth. Ich will beschreiben, was ich von dem Manne gesehen und gelernt habe und wie es in der alten Silbergrube aussieht. Den frühen Glauben meiner Kindheit konnte ich hier leider nicht stärken, daſs man von Silber- und Goldbergen sich groſse Stükken mitnehmen könne.

Die Grube liegt nicht weit von der Stadt Sala westlich. Man geht ungeheuren Schlunden, wo vielleicht in älterer Zeit gearbeitet worden, vorbei und kömmt endlich so an die groſse Grube, die nun seit mehreren Jahrhunderten vorzüglich bearbeitet worden ist. Ihre

Öffnung ist nicht zu groſs und ist übergebaut, damit Regen und Schnee nicht zuviel Wasserarbeit geben. So richtet man in neuen Zeiten überall gern die Gruben ein, denn die groſsen Tagsöffnungen, die man vormals aufs Gerathewohl brach, geben ungeheure Hindernisse, veranlassen auch oft Fälle und Einstürze durch das Weichwerden der Wände vom Regen und Schnee. Wir setzten uns 6 Mann hoch mit einem Steiger in die Tonne und fuhren in den finstern und dampfenden Kessel hinab zuerst 108 Klafter tief, dann stiegen wir auf Leitern noch 40 Faden tiefer. Die ganze Tiefe der Grube rechnet man zwischen 150 bis 160 Faden. Man schieſst und brennt das Erz los, die Gewölbe sind daher schwarz und düster. Schöne Naturspiele sieht man überhaupt in der Tiefe nicht. Die Luft soll hier unten sehr gesund seyn, die Pferde wenigstens, die man zum Treiben der Aufförderungsmaschine und der Wasserpumpen hinabläſst, sind feist und munter. Das Einzig schöne bei dieser Niederfahrt hatten wir bei der Rückreise, eine Tonne voll Bergleute steuerte uns vorbei und diese stimmten, sobald sie im Dunkeln der Grube waren, einen geistlichen Gesang an. Es ist unbegreiflich, wie die einfache und etwas klagende Melodie in dieser mystischen Halle abwärts vom seligen Licht mich rührte. Sie halten gewöhnlich diese Weise, weil die Fahrt doch auch durch Unfall einmal ein Weg des Todes werden könnte.

Salas Silbergrube ist nicht mehr, was sie vormals gewesen. Ihr Alter reicht wahrscheinlich ziemlich hoch hinauf. Unter Sten Sture dem Ältern 1480 ward die sogenannte Herr Stensgrufva aufgenommen, die so reichlich lohnte, daſs man jährlich an 24000 Mark löthigen Silbers gewann. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts, 1546, soll es sogar einmal bis über 35000 Mark gestiegen seyn; ja unter der ganzen Regierung Gustavs des Ersten trug Salagrufva gewöhnlich 20000 bis 24000 Mark löthigen Silbers. Unter Erich dem Vierzehnten nahm es schon ab und stieg selten über 10000 Mark. Unter Johann kam die beste Grube durch Fälle in Unordnung, wodurch das Arbeiten fast unmöglich und die unglücklichen Bergleute,

leute, von welchen viele unter den Ruinen begraben worden, fast muthlos wurden. Man fing an die Grube wie eine Mördergrube anzusehen und Missethäter wurden hieher zur Arbeit verdammt. Das muſste noch mehr schaden. Nachher arbeitet man von Zeit zu Zeit wieder ordentlich, es wollte aber nichts abwerfen. Gustav Adolf verschrieb erfahrne Teutsche, die ihr Glück versuchen sollten, er errichtete Salas Bergamt und übergab ihm 1628 auf drei Jahre den Betrieb des Silberberges. Der König war oft selbst da, beförderte das Werk, verschrieb Georg Griesbach vom Harz und machte ihn 1630 zum Bergmeister. Unter Christinen war wieder Bergfall. Im Jahr 1655 ward die Grube dem Bergamt als ewiges Eigenthum übergeben gegen eine gewisse Abgabe an die Krone. Man arbeitete mit neuem Eifer und brachte seit 1660 die Ausbeute von 4000 bis auf 7000 Mark. Die Krone nahm das Werk noch einmal wieder an sich, Karl der Eilfte gab es dem Bergamt zum ewigen Gebrauch gegen kleine Abgaben. Seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts hat der Ertrag durch ein schwaches Erz und manche Unglücksfälle so sehr abgenommen, daſs man lange nur zwischen 1500 und 1800 Mark gehabt hat; jetzt rechnet man jährlich ungefähr 2000 Mark. Der Verlust ist offenbar, da die Arbeit sich kaum lohnt, besonders wenn man dazu rechnet, was die Krone an Wäldern, Grundstücken und Einkünften aufgeopfert hat, um das Werk im Gang zu erhalten. Wirklich soll im Bergkollegium schon mehrmahls die Frage aufgeworfen seyn, ob man das ganze Ding, als unvermögend sich selbst zu tragen, nicht niederlegen solle. Eben jetzt sprach man hier von einer Kommission, welche nächstens hieher kommen und wegen besserer Einrichtung oder völliger Legung rathschlagen solle.

Wälder und schöne Einkünfte sind zur Unterhaltung der Grube vom Staat angeschlagen, 12 umliegende Kirchspiele müssen ihre Kronabgaben in Kohlen, Holz und Fuhren an die Grube entrichten. Auſserdem hat die Grube viel Bergsfrälse oder Ländereien, die von den gewöhnlichen Abgaben und der Unterhaltung des Militärs frei sind. Sala Bergsfrälse enthält in Acker, Wiesen und Koppeln etwas über 1025 Tonnen Land. Auſserdem hat Salas Bergamt bei der Fundation der Stadt 1624 und 1641 und 1666 verschiedene Schenkungen von Hemman erhalten, die unter dem Namen Kronestadtland im Jahr 1695 in 160 Theilen für die Grube vertheilt wurden, welche wieder ihre 160 Kuxe oder Grubenloose (grufvelotter) hat. Diese Ackerstücken sollten von ihren Kuxen unzertrennlich seyn. Sie bestehen aus 12 Tonnen Land in drei gleiche Theile für Feld, Wiese und Koppel getheilt. Keiner darf mehr als 2 bis 2½ dieser Ackertheile besitzen, und nicht mehr Kuxe, als Ackertheile. — Auſser diesen 160 Grubentheilen wurden 50 Kolonistenackerstücke abgetheilt, die aber keine Grubentheile haben. Diese Stadtländereien machen ungefähr 2500 Tonnen Land aus auſser Wald und Auſsenland, (utmark) wo in neueren Zeiten verschiedene Urbarmachungen geschehen sind. Dieses Bergsfrälse ist von einer ganz eigenen Beschaffenheit, da es sowohl zum Unterhalt der Stadt als zum Bau des Silberberges bewilligt und da Stadt und Bergbau hier in gerichtlicher und magistratischer Hinsicht so genau verbunden sind.

Sala mag zwischen 1600 und 1800 Einwohner und mit den umwohnenden Bergleuten etwa 2000 haben, eine kleine Stadt, wie so viele in Schweden. Meistens leben die Einwohner vom Ackerbau und der Grube. Hier ist ein kleines Hospital und mehrere Institute zur Unterstützung der Armen. Dahin gehört zuerst die Bergwerksarmenkasse, die jährliche Einkünfte von Kyllinge Mühle von 138 Tonnen Korn hat, wovon alte und gebrechliche Grubenarbeiter und Wittwen derselben, Unterstützung erhalten. — Zu der Stadtarmenkasse ist seit 1790 der Grund gelegt, sie hat besonders durch die Sorge des Herrn Probstes Grafen Schwerin eine bessere Einrichtung, auch von ihm selbst Unterstützungen in Geld erhalten. Überdies hat sie über 60 Tonnen Korn und durch Zuschüſse über 200 Rthaler baares Geld Einkünfte; so daſs jährlich an 100 Personen daraus Unterstützung bekommen. Sehr verdient aber hat sich der Graf gemacht durch die Errichtung einer Kasse für den Kinderunterricht, und durch die wirkliche Gründung einer Freischule. Diese Kasse hat durch ein Legat und durch freiwillige Zusammenschüſse etwa 1000 Rthaler Fond. Etwas wird noch jährlich dazu gesammelt. Ein Lehrer wird unterhalten und unterweiset die Jugend nach des Grafen Schulplan, der sehr fleiſsig die Anstalt besucht und dirigirt. Mögten doch den Wünschen und Vorschlägen des braven Mannes, die er zur Errichtung besserer Land- und Kirchspielschulen für das ganze Stift entworfen hat, nicht so viele Hindernisse alter Vorurtheile und elender Egoisterei in den Weg treten.

Nördlich von der Stadt auf dem halben Wege nach Sala Probsthof liegt an einem Bache die sogenannte Salabaurenkirche, das Hüttenwerk und das Schmelz- und Treibhaus für die Grube. Man hat dort das Wasser von mehreren kleinen Seen und Bächen zu dem Saladam aufgedämmt, an welchem auf einem romantischen Hügel der schöne, von den thätigen Grafen fast ganz neu erbaute Probsthof liegt. Auch als Ökonom ist dieser Mann ausgezeichnet und könnte Beispiel für die ganze Gegend werden, wenn alter Wahn und Herkommen nicht zu lange Zeit gebrauchten sich belehren zu lassen. Seinen alten Pfarracker hat er jetzt in 4 Schläge getheilt, die er wegen des reichlichen Heues und der Stallfütterung gut düngen kann. Brache braucht er nicht. Er wechselt mit Gerste, Roggen, Weitzen, Klee und Timothe. Das Land ist nach upländischer Art sehr sorgfältig gepflügt und geegt und hat jede 30 bis 40 Fuſs einen Graben, was bei dem ebenen Boden und den langen Wintern nach des Grafen Aussage durchaus nothwendig ist, wenn das Winterkorn und die Futterkräuter nicht ausgehen sollen. Er hat hier ein groſses Zimmer von eigener Invention gebaut, welches Scheune, Speicher und Viehstall in sich vereinigt. Der untere massive Stock dient zum Viehstall. Dieses groſse Gebäude, was bei uns über 5000 Rthaler kosten würde, kostet hier nicht mehr als 1000. Eine groſse Dreschmaschine bewunderte ich, noch mehr das groſse und herrliche Vieh von englischer Raçe. Den gröſsten Theil des Iahres reicht er durch seine Wechselwirthschaft mit der Stallfütterung aus. In dem Viehhause ist ein groſser Grapen, worin in dem kalten Winter das Wasser gewärmt und mit mancherlei gemischten Futtern im Aufguſs gegeben wird. Sehr vortheilhaft für das Rindvieh hält der Graf gestoſsene Wacholderbeeren und Zweige desselben Strauches, in Wasser aufgeweicht, welche er demselben oft in der ersten Mischung giebt.

Am meisten aber zeigt sich jenseit des Salatinches, was der Graf für den Ackerbau und die Verbesserung seiner Stelle gethan hat. Dort wohnten bei seinem Antritt einige kümmerliche Torpare, die der Pfarre Handdienste leisteten, und das Übrige bestand in einigen schlechten Wiesen, Koppeln, Aussenweide und Wald und konnte eigentlich wenig genutzt werden. Er hat jetzt in allen 17 Tropare eingerichtet. Jeder thut einige Fuhren, giebt 16 Scheffel Korn und dient 3 Tage in der Woche mit einem Knecht, von welchen ein Tag mit Tagelohn vergütet wird. Weiterhin auf der alten Weide und im Walde hat er schon 150 Tonnen Land urbar gemacht und will allmählig noch weiter gehen. Ein schöner Hof ist gebaut mit oben so stattlichen Wirthschaftsgebäuden als die Probstei. Der Boden ist hier vortrefflich und hat allenthalben Märgel; nur liegt dieser Märgel an einigen Stellen 1 bis 2 Fuſs mit schwarzer Dammerde bedeckt, welche theils noch zu kalt, theils zu locker ist, als daſs sie recht lohnen sollte, und welche in ihrer üppigen Vegetationskraft mehr in den Halm, als in die Ähre treibt; auf vielen Äckern hat der Graf diese obere Erde abfahren lassen und da lohnt es unendlich. Noch ist hier keine regelmäſsige Wirthschaft eingeführt, sondern sie muſs erst vorbereitet werden. Ich sah hier treffliche Kornfelder, aufgerissene und mit Futterkräutern besäete Wiesen, groſse Äcker mit Klee und Timothegras, der Koppeln voll des trefflichen Viehs nicht zu gedenken.

Von diesen urbar gemachten Strecken hat der Graf und seine Familie, auch wann er durch eine Beförderung des Lebens oder des Todes von seiner Stelle abgerufen wird, einen 50jährigen Miſsbrauch ohne alle Staatslasten, nach deren Ablauf die Felder wieder an den Grundherrn, hier die Kirche, zurück gehen. Dieses

Recht gilt aber nur für alles, was nicht in einer Art von Gehäge, sondern mehr als Gemeinweide lag. Was einen Zaun oder nur eine Ähnlichkeit desselben um sich hat, wird im schwedischen Rechte schon als altes ordentlich benutztes Land angesehen, es mag so öd oder wüst seyn, als es immer will, wann es jemand zuerst unter dem Pfluge bändigt. Übrigens ist diese ganze östliche Gegend von Westerås Landshauptmanschaft einer der fruchtbarsten Distrikte von ganz Schweden, der nordwestliche Theil von Westmanland hingegen ist fast nichts als Wald und Gebirg, und lebt vom Gruben- und Hüttenwesen.

Den 10ten Jun., um Mittag fuhr ich von Sala ab nach Avestad, welches ungefähr eine Strecke von 4½ Meilen ist. Bis Broddebro der ersten Station hatte ich anfangs noch die flachen und fruchtbaren Felder dieser Gegend, nachher wird Boden und Kultur schlechter, mit Sand und schlechtem Tannenwald gemischt und bei den vielen Seen und Sümpfen nicht genug abgegraben. Es war Sonntag und als ich ankam, war die Familie im hellsten Gesang begriffen, indem eine alte Groſsmutter ihren Sohn, seine Frau und deren fünf Kinder um sich versammelt hatte. Mir war dies auſserordentlich rührend, ich nahm meinen Hut ab und hielt mit ihnen Andacht und erst, als der Gottesdienst geschloſsen war, rief ich über den Hällkarl. Was sollen die guten Leute machen? Sie haben oft über 2, nicht selten 3, ja 4 Meilen zur Kirche. Die Kirche Gottes ist ja auch allenthalben, wo zwei, drei fromme Seelen beten.

Die Meile von Wiggarna, der nächsten Station, ist nichts als Wald und Sandboden. Von da bis Avestad sind 2¼ Meilen. Anfangs hat man Wald und hie und da besser gebaute und nettere Wohnungen, als vorher. Die Hopfenpflanzungen an diesen Wohnungen werden immer gemeiner. Sobald man über Westmanlands Gränze in Dalarne einfährt und der Dalelf näher kömmt, hebt sich der Weg. Rechts auf diesem Platze nach Brunbäck hin ist ein berühmtes Schlachtfeld aus der groſsen Revolutionszeit unter Gustav dem Ersten. Hier bei der Fähre über dir Dalelf überraschten 1621 5000 Dalkarls unter Pehr Svenssons in Wibberboda Anführung 7000 Dänen unter dem schlimmen Bischof Beldenack. Die meisten wurden niedergemetzelt und viele ertranken im Strom. Noch jetzt singen die Dalkarls ein altes Lied davon:

Brunbäcks Elf är väl djupoch so bred Falivilan
Där sänkte de so många Jutar ned Falivilivilivan.
So kördes de Danske ur Sverige. Falivilan.

„Brunbäcks Elf ist wohl tief und so breit Falivilan.
Da schlugen sie nied manche Jüten im Streit Falivilivilivan.
So jagten sie die Dänen aus Schweden. Falivilan.“

Die Fahrt am heiligen Strom ward nun immer schöner, je näher ich Avestad kam, fernher hallt das Brausen seiner Strudel. Der Donner des Himmels rasselte darein und der Regen goſs auf mich herab. So lieſs ich traben und fuhr lange in den öden Resten der meistens abgebrannten Stadt herum, ehe ich den

Gästgifvaregård finden konnte. Endlich wies man mich hin, aber ich fand alles verschlossen. Zuletzt kam eine alte Magd und ein lahmer und halbblinder Hällkarl hervorgekrochen, ächte Repräsentanten dieser traurenden Stadt. Ich gab meine Sachen in ihren Schutz und ging zwischen den Ruinen und halb gebauten Häusern an den Strom, denn der Himmel war wieder heiter geworden. Ich suchte darauf meine Addresse von Herodes bis zu Pilatus in dem wenigen Häusern der Honoratioren der Stadt, die noch übrig sind. Es hieſs, Sekretär Hultgrén sei wohl draussen vor der Stadt bei dem Inspektor Steinmann, wo er oft Sonntag zu halten pflege. Ich ging hinaus zu der lieblichen Stelle, die auf einem Hügel liegt, und fragte nach dem Sekretär Hultgrén. Auch da fand ich ihn nicht, wohl aber war eine liebe Gesellschaft von geistlichen und weltlichen Herren versammelt und der Inspektor, ein liebenswürdiger Mann, lieſs mich bleiben und den andern Tag mit ihm besehen, was Avestad noch Merkwürdiges habe, und mir erzählen zu lassen, was es vor einem Jahre noch gewesen sei.

Ich sah einen stattlichen Mann und eine offene freundliche Stirn und blieb. Wir sprachen über die groſsen Geschichten des Tages und jeder trug seine Welt hinein. Der neue Korsenkaiser muſste herhalten und ein fröhliches Mahl und ein heiterer Abend schloſs den lieblichen Tag. Ich wollte zurück zum Gästgifvaregård, aber man lieſs mich nicht, ich muſste hier schlafen.

Gleich den folgenden Morgen war ich mit meinem gütigen Wirth und seinem Bruder auf nach Avestad. Diese berühmte Kupfermanufaktur ward um die Mitte des 17ten Jahrhunderts angelegt und diente seitdem Falun, sein Schwarzkupfer gahr zu machen und zu mancherlei Gebrauch zu bereiten und auszuarbeiten. Besonders ist hier immer die Münze des Kupfergeldes gewesen, auſserdem mehrere Eisenhammer, Sägemühlen und andere Manufaktureinrichtungen. Avestad ist eine bloſse Brukstad und steht unter des Bergamts Regierung, hat auch weder Magistrat noch Kaufleute; sondern das Bergamt hält im groſsen Magasin alles für die Bedürfnisse der Arbeiter in Bereitschaft; auch der gröſste Theil der Häuser gehört ihm. Von diesen brannten den 15ten September 1803 die meisten, 104 an der Zahl, ab, besonders der südöstliche Theil der Stadt. Die Kirche steht dort auſser dem Dache mitten unter den Ruinen. Die Glocken als Stimmen des Herrn sind schon wieder in Fahlen erneuert und liegen auf Balken vor der Kirche hingestellt. Bloſs ein paar Kohlenmagazine an den äuſsersten Enden blieben stehen von so vielen vortreflichen Werken, welche die Zerstörung traf. Selbst alle Bäume am Kanal, der des Stromes Wasser für den Trieb mancher Werke durch die Stadt leitet, stehen versengt. Steinmann wies mir nicht ohne Rührung sein altes Boställe. Alle seine schönen Obstbäume, von welchen manche 2 bis 3 Tonnen zu geben pflegten, sind bis auf drei vertrocknet; besonders jammert ihn seines stattlichen Ulmbaums, der auch verdorrt da steht; er war in der ganzen Gegend wegen seiner mächtigen Krone, die 43 Ellen im Durchmesser hatte, als ein Wunderbaum berühmt. Alle Werke bis auf einiges Eisenwerk sind zerstört, doch ist man mit ihrer Wiederherstellung eifrig beschäftigt. Der Kupferplattenhammer, die Nägel- und Stangeneisenhammer, der für die Fabrik unentbehrliche Eisenwerkhammer und die Sägemühlen waren schon wieder im Gange, nicht aber das Münzwerk. Die letzten Schlacken des Kupfererzes formt man in Oblonga von der Gröſse von 2 bis 3 gewöhnlichen Mauersteinen und braucht sie zum Bau und zu Öfen, wo sie treffliche Dienste thun. Eine Menge der Metallschlacken liegen auch hier in groſsen Haufen und rauchen von dem aufgeschütteten Schwefelkies, der die letzten Metallreste herausziehen muſs. Der Strom, der hier eine Krümmung macht, hat mehrere Fälle grade gegen Avestad und macht gegen die Hammerschläge eine zürnende Antiphonie.

Eine Viertelmeile von hier am Gebirghang liegt das nette Messingsbruk Bjurforss der Wahrendorffschen Erben, das etwa 600 bis 800 SPf. Messingdrath und andre Messingarbeiten jährlich liefert.

Den 11ten Jun. Reise von Avestad bis Fahlun, 7½ Meilen. Stationen: Avestad bis Grådö, 1½ M. — Grådö bis Säther, 2 M. — Säther bis Neglarby, 1½ M. — Neglarby bis Dahlsjö, 1¾ M. — Dahlsjö bis Fahlun, 1½ M.

Auf den Schwefeldampf und auf die traurigen Erinnerungen Avestads setzten wir ein tüchtiges Frühstück, ich drückte meinem biedern Wirth die Hände und fuhr um 8 Uhr Morgens ab. Eine Viertelmeile von Avestad ist die Fähre. Der Fährmann war ein beiſsender Bursche, aber weder stark noch groſs, doch fing er an Dalkarlisch zu prahlen, sobald er merkte, daſs ich ein Fremder war, ich glaube um so mehr, weil er mich für einen Normann hielt. Alle Russen und Dänen wollte er, wenn man ihm seinen Willen lasse, mit 10000 Dalkarls auffressen. Die Russen hätten einen andern Gott und Teufel als wir, aber ihr Teufel und Gott sei gegen einen Dalkarl ein Quark; „men deras Djefvul och Gud är alt för klen mot en Dalkarl.“ Auch sang er Dalkarlslieder. Es verdroſs mich endlich, besonders da er sich merken lieſs, daſs er ausser dem Schimpf, den er mir als einem vermeinten Dänen anzuthun meinte, noch ein Trinkgeld erwarte. Ich sagte ihm endlich, vor einem Dalkarl

karl wie er habe sich ein Lappe kaum zu fürchten, die alten ächten seien still und ernsthaft gewesen. Wir stieſsen ans Land, ich wollte ihm ein Trinkgeld geben, er nahm es nicht. Das war das Einzige vom Dalkarl. Der Weg geht von der Elf an durch einen hügligten Wald und erst nahe vor Geldö wird es schön. Man sieht lustige Fluren, grüne Wiesen und Weidehügel, alle in Koppeln, und aus der Ferne einen weiten See.

Von Geldö bis Säther sind 2 Meilen. Man fährt bei Geldö wieder über den Strom und hat eine schönere Fahrt immer sanft aufwärts bis zu dem Städtchen Hedemora. Die Gegend ist wohl bebaut und breitet sich in einer weiten Hügelfläche aus. Rechts ist der herrliche Strom, der See Hiffran mit allen seinen Inseln, die üppigsten Wiesen, grüne Weideplätze, zum Theil mit Klee und Gras besäet, Roggen und Gerstenfelder, kleine Streifen Erbsen, hier wie in Wärmeland mit Stroh, oft auch mit kleinen Steinchen bedeckt — alles im bunten Gemisch — unzählige Dörfer nahe an einander, Obstbäume in Blüthe und viele Hopfenpflanzungen um sie her, dazu die Menge der Bäche und Seen und über dies alles eine weite Aussicht und eine warme Sonne — wohl war es schön. — Schon hier sind die Hemman sehr getheilt und man sieht nach Verhältniſs mehr Wiesen und Weideplätze und mit Futterkraut besäete Felder, als auf den vorrigen Wegen. So fuhr ich durch Hedemora immer über eine Hügelfläche, indem die hohen Berge in einem Kranze fern umher liegen. Man verliert den Strom, aber Wasser, Wiesen, Wald nnd Menschengewimmel auf der Straſse mit Eisen- und Brannrothfuhren fehlen nicht. Endlich erfreuen die lustigsten Thäler und Hügel das Auge und man fährt in Säther ein.

Dieses kleine Städtchen ist nicht durch sich selbst etwas, sondern nur durch seine Lage. Es liegt nicht weit vom See Ljustern an dem Bache, welcher das Wasser desselben der groſsen Elf zuführt, und diesen Bach und sein wunderschönes Thal zu beschauen, machte ich meinen Gäs'gifvare zum Cicerone und wanderte mit ihm aus. Wirklich ist dieser Thalgrund ein Paradies und wird lieblicher und tiefer, je weiter man in ihn eingeht. Brausend stürzt sich der Bach in unendlichen Fällen durch ihn hin; grüne Wiesen, Lauben, mancherlei Laubholz, Bäume bis hoch an seinen Gipfel schmükken ihn. Einige, die nicht begreifen können, wie ein Bergstrom, der nur von ein paar Seen das Wasser führt, solche Tiefe habe graben können, haben wohl gemeint, daſs die Dalelf vormals hier ihren Lauf gehabt; klüger meinte mein Cicerone, diese Spalte möge wohl in der Sündfluthzeit so ausgerissen seyn von den Strafwassern Gottes und seitdem sich so gehalten haben. In einer der anmuthigsten Rundungen des Thals ist ein Belustigungsort der Stadteinwohner mit mehreren Lauben und künstlichen Sitzen versehen, wo an Sonn- und Festtagen gespielt, getrunken und getanzt wird. Das Thal, so wie die umliegenden Felder gehören zum alten Kungsgård von Säther, der jetzt Beställe des Oberstlieutenants bei'm Dalregiment ist. Der Bach, der vor der Einrichtung von Avestad, Fahluns Kupfer bereiten und verarbeiten half, heiſst von jener Zeit her noch Myntå. (Münzfluſs.) Er treibt verschiedene Werke, eine Kornmühle, eine Sägemühle, mehrere Nagel - Eisen - und Eisenplatenhammer. Zum Glück sind diese Anlagen nahe bei der Stadt und nicht im schönsten Theile des Thales, so daſs ihr Geklapper und Tösen den Reitz der stillen Lust, das Glück des Einsamen und die Stimmen der Vögel nicht stört. Nach einem wirklich entzückenden Spaziergange klimmte ich linker Hand an einem rieselden Wasser, das sich unter Konvallen von der Höhe hinabschlängelt, das hohe Ufer hinauf. Wir gingen Säthers ländlichen Gottesacker vorbei, warfen einige Konvallen auf die grünen Gräber und mein Führer erzählte die Geschichte desselben. Auf Anordnung der Regierung ward diese Ruhestädte der Todten bei der fürchterlichen rothen Ruhr eingerichtet, die 1771 und 1772 hier herum wüthete. Weil in der Stadt täglich 7 bis 10 Menschen starben und viele in der Nachbarschaft, so sollte der alte Stadtkirchhof nicht genutzt werden. Die Bauern aber wollten sich das nicht gefallen lassen und erhuben darum einen Proceſs. So lange das Verbot dauerte, hatten sie ihre Leichen zum

Theil Wochenlag im Hause; ja eine Alte, die unterdessen doch in diese frische Erde gekommen war, gruben sie wieder aus und brachten ihre Gebeine in den alten privilegirten Boden. Bürger und Honoratioren lassen sich indessen jetzt hier drauſsen begraben.

Der Markt der Stadt ist recht hübsch und war ganz grün bewachsen. Die Johannisnacht wird auf demselben herrlich begangen. Man kömmt von 3 bis 4 Meilen weit aus der ganzen Gegend hieher. Die lustige Stange wird aufgerichtet, Hütten und Lauben werden gebaut und mehrere Tage geht es mit Tanz und Jubel fröhlich durch. Überall offenbart sich der freudige Sinn der Dalkarlar, je weiter man ins Land hineinkömmt. Selbst mein Skjutsbonde, der auch hieher fuhr, war voll von alten Geschichten und sang den Anfang eines alten Kriegsliedes aus Gustavs des Ersten Zeit, das ich nachher auch gedruckt gelesen habe:

Sen Danskom wi klyfvit ad Mådelby,
Wi forom mäst fort för Hedemorby
Och sattum warir fanur högt up ad Sky.

„Als die Dänen mir hieben bei Mädelby zuhauf,
So fuhren wir fort bei Hedemorby 'nauf
Und setzten unsre Fahnen hoch zum Himmel auf.“

Eine sehr schöne Stelle hier ist das Oberstlieutnantsbeställe, das am Fluſse am Ende der Stadt liegt. Hier sah ich einen Baumgarten voll schöner Obstbäume in voller Blüthe, die nach des Gärtners Aussage oft reichliche Frucht geben. Hier fand ich ferner eine neue Art Dach, was ich nachher an mehreren Stellen gesehen, nemlich Sägespäne und Thon über der gewöhnlichen Birkenrinde unter einander geschlagen und mit glänzenden Steinchen und feineren Hüttenschlacken durchstreut. Ein solches Dach ist sehr nett, aber auch über die Dichtigkeit desselben soll nichts gehen. Der jetzige Besitzer der Stelle, Herr Oberst Gahn, zeichnet sich auf seinen Feldern als ein vorzüglicher Landmann aus und hat schon angefangen die Brache mit Wicken und andern Futterkräutern zu nützen. Der Boden um Säther ist leicht, doch hie und da mit Leim gemischt.

Schon hier und in den folgenden Kirchspielen, durch welche ich heute fuhr, beginnt der Wechsel zwischen Korn- und Futterbau, obgleich leider viele den Zufall die kleinen Futter- und Grasschläge besäen lassen, die sie selbst besäen sollten, ehe sie dieselben zur Weide oder Wiese legen. Übrigens zeigt sich in den kleinen Feldstreifen und in der Menge Dörfer schon die groſse Zerstückelung der Ländereien.

Die anderthalb Meilen von Säther bis Naglarby hatte ich die erste Hälfte einen schlechten Weg, desto reitzender war die Gegend und desto fruchtbarer Felder und Wiesen, die in Hügeln und Thälern immer auf und ablaufen und durch welche sich der lustige Ljustern- oder Myntå hin und her schlängelt. Ich sah hier herum, so wie die ganze heutige Fahrt, auſserordentlich schönes Rindvieh, auch ganz brave Pferde. So wie ich der Dalelf näher kam, ward es immer schöner, das Thal ebnet sich immer mehr und dehnt sich weit hinter Tuna in die Weite aus. Bei der zierlichen Gustavskirche, wodurch das ungeheure Tunakirchspiel vor etwa 30 Jahren etwas kleiner gemacht ist, wehte mich eine Vaterlandssehnsucht an, auch weil ein paar Schwäne über mich hinflogen. So erreichte ich Naglarby.

Dort beschloſs ich, einen etwas weiteren Weg, als den gewöhnlichen, nach Fahleu zu nehmen, um Ornäs und Tuna und das Dalregiment zu sehen, das eben sein Frühlingslager hielt. Ich bekam von hier bis Dahlsjön einen recht stattlichen Skjutsbonde, einen groſsen rüstigen Mann von ungefähr 40 Jahren. Kaum hatte er gehört, ich sei ein Fremdling, so war seine Stimme in Bewegung und er fing seine patriotischen Erzählungen von Gustav dem Ersten und den Thaten der Dalkarls an, von den Kellern, Brücken, Scheunen, wo er gesteckt, von Tuna und von Mora und was für blutige und unblutige Abentheuer von Freunden und Feinden ihm sonst noch über die Zunge liefen; auch wies er mir Thorsångskirche in der Ferne und bemerkte, daſs es die älteste Kirche in Schweden sei, und als Tempel schon 300 Jahre vor Christi gestanden habe; da sei Thors Bild noch in einer Mauer zu sehen und da sei er gebohren: das sei ein rechter Dalkarl mit dem Hammer und dem Bogen gewesen, darum habe man ihn für einen Helden und Gott gehalten. So ließ ich mir vorschwatzen und wir rollten rasch fort und waren bald auf Rommesheden, wo das Dalregiment kampirte, welches ihn zu neuen Geschichten entflammte. Ich hieß ihn halten und sah den Exerciren und dem Gewimmel der Menschenkinder zu. Es war ein sehr schöner Tag und dieser hatte aus der umliegenden Gegend die Frauen der Officiere, die Prediger und ihre Söhne und Töchter und mancherlei Fremde herbeigelockt; unter diese, die zum Theil sehr fein und zierlich angethan waren, mischte ich bestäubter Pilger mich. Solche Übungsplätze der Regimenter sind gewöhnlich freie und flache Ebene, welche die Krone dazu hergegeben. Mehrere nette Gebäude stehen zum Aufenhalt des Stabs und während dem Möte zur Einrichtung einer table d'hôte; unansehnlichere, die mehr kleinen Tavernen und Schuppen gleichen, sieht man oft nebenbei, wo Branntwein, Bier, Käse, Brod, Hering gefeilscht wird. Hier hat man auch mehrere Alleen und eine kleine Baumpflanzung von der Seite angefangen, wo die Zelte stehen, welches, wenn es gedeiht künftig recht hübsch werden muſs. Heute war alles im Freien, alte Weiber trugen Kuchen und Branntweinflaschen umher, Greise, Mütter, Schwestern, Bräute waren zum Zusehen gekommen, oder hatten den Ihrigen auch Erfrischungen gebracht, Buben sprangen umher und einige Gruppen von ihnen exercirten nach. Ich sah nur die Männer exerciren. Dies Regiment von 1200 Mann ist eines der schönsten in Schweden; als ausgezeichnete Kompagnien wurden mir die von Gagnef und Lecksand gezeigt. Welche Menschen! Ich werde an einer andern Stelle über den Karakter und die Haltung der Dalkarlar mich äussern. Ich sage nur, daſs ich vergnügt vom Platze schied. Mein Skjutsbonde war entzückt, daſs ich zufrieden war, ich muſste ihm einen Doppelhieb auf die Gesundheit seiner Landsleute spendiren und hörte nachher unter seinem Gespräch noch oft: Ja wa Serra, en Dalkarl kör med smak och gör alt med smak (Ja gelte, ein Dalkarl fährt mit Geschmack und thut alles mit Gesshmack). Hinter Rommesheden hatten wir sogleich Tuna, eine der berühmten Stellen in Schweden, wobei auch meine Brust wärmer ward und manche Erinnerungen alter Zeit aufstiegen. Hier waren Schlachten, hier auf der weiten Haide Kutaten mehrere Köpfe, welche die Vaterlandszwietracht unterhalten hatten, hier ward Siegmunds Statthalter, der unglückliche schottische Baron Jakob Näf, welcher in Schweden Ehre und Macht gefunden hatte, begraben. Er war Statthalter über Dalarne und ward in der unruhigen Zeit unter Karl dem Neunten und Siegmund nach schrecklichen Mishandlungen von den Dalkarls niedergesäbelt. Noch zeigte man mir den Stein, der sein Andenken erhalten sollte, wenige Verse der Inschrift waren lesterlich; sie heiſst:

Jakob Näf en skottsker man
Af adlig ätt ach börde
I Dalan war och vistades han
Och Höfdingdömet förde,
Oknön war hans timmeliga hem,
Det nudte honom Svem Konung,
Härunder hvilar han sio ben
Och väntar en himmelsk boenig.

„Jakob Näf ein schottischer Mann
Von adlichem Stamm und Zierde
In Dalan war und kam er an
Und die Hauptmannschaft er führte
Oknö war sein zeitliches Heim,
Das schenkte ihm Schwedens König.
Hierunter ruhet er sein Gebein
Und erwartet eine himmlische Wohnung.“

Diese Gegend bis nach Dahlsjö und Ornäs ist eine weite Fläche und en mancher Stelle niedrig, alles bevölkert und bebaut und beackert, aber, wie es scheint, nicht immer genug abgegraben. Das alte Tuna, von welchem ich oben gesprochen, eines der gröſsten Kirchspiele in Dalarne, mit seiner stattlichen Kirche, liegt besonders schön: Ströme und Bäche rinnen, wasserreiche Wiesen schimmern, diesseits und jenseits liegen in der Ferne die hohen Waldberge, man sieht die Elf, Thorsång und die mancherlei Buchten und Durchscheine des groſsen Runnsees. Bei Nyckelby fuhren wir über die Elf und hatten einen ganzen Haufen munterer Buben und Mädchen mit, die von Rommesheden kamen. Bald waren wir in Dahlsjö, mein Kerl rief mir mit einem herzlichen Handdruck zu: glömm intet bort Dalkarlarna! Er war so froh und erquickt, daſs die andern ihn im Ernst für besoffen hielten.

Gleich hinter Dahlsjö auf der ersten Viertelmeile liegt das kleine Säteri Ornäs ein wenig vom Wege abwärts an einer Bucht das Runn. Ich fuhr dahin, um diese einst merkwürdige Stelle und das Andenken an jene merkwürdige Zeit recht lebendig zu bekommen. Die Herrschaft war nicht zu Hause, ein alter Diener und ein paar Mägde gingen mit nach dem alten Gebäude, worin einst König Gustav der Erste lag. In dem Zimmer, worin er versteckt lebte, hat man ihn in Holz ausgeschnitten mit lebendigen Farben und mit Kleidern im Geſchmack jener Zeit; es ist ein Mann von etwa 50 Jahren, in voller Rüstung. mit einigen Zeichen des Königthums, einen Spitzbart, bloſsem Haupt und abgeschnittenem Haare. Mein Skjutsbonde und die andern zogen aus einer Art Instinkt den Hut ab, und ich that es mit ihnen. So hielten wir ein halbes Stündchen Gespräch und Andacht. Hier wohnte

Gustav 1520 auf seiner Flucht bei einem Arndt Pehrson Örnflycht. Dieser wollte ihn verrathen und war deswegen in der Nacht zu einem der Befehlshaber Christieres des Zweiten gereist. Aber dessen Weib Frau Barbro jammerte des Hülfslosen und sie rettete ihn in einem Schlitten über den Runn, von wo er nach Svärdsjö und zuletzt nach Mora ging, wo die Revolution gegen Christiern ihren Anfang nahm.

Hier bei Ornäs hört das Thal auf und die Gegend mit manchen Seen und Bächen, grünen Alpenhügeln und einigen hübschen Landsitzen engt sich ein. Die letzte Meile vor Fahlun fährt man durch Wald und einzelne kleine Gütchen über eine Menge Hügel schwer Bergan. Wir fanden viele Schlacken, Zeichen alter Kupferschmelzhütten, die eingegangen sind, in ungeheuren Trümmerhaufen am Wege und sangen uns Lieder vor. Endlich nach einer langsamen Fahrt erkannten wir Fahlun am Dampf, worin es begraben lag, und worin der Schein der Abendröthe wunderbare Farben und Gestalten mahlte. Träumend rollte ich Bergab über einen kahlen Berg durch Haufen Steine und brennender Haufen Erz und zwischen knirrenden und knarrenden Maschinen. Die Stadt lag bei der Stille der Luft in einer dicken Rauchwolke vergraben. Mühsam fanden wir zum schmutzigen Gästgifvaregård. Da wollte ich nicht bleiben, auf dem Stadtkeller war nicht unterzukommen, weil die Wirthsleute verreist waren und bloſs zum Schenken die Sachen in Ordnung gelassen hatten. Von zwei, drei Stellen, wohin man mich wies, muſste ich wieder abziehen: endlich nahe am Thore, wo ich eingefahren war, erbarmte ein Mittelding von einem Krämer und Traiteur, Namens Fröbom, sich über mich und nahm mich ein. Ich erhielt ein freundliches und nettes Zimmerchen, frische Milch und Eier, die schönste Butter, Käse, Brod und gutes Öl, dem Hungrigen ein herrliches Abendessen. Mein Schlaf war so gut vorbereitet, daſs mehrere Kehlen, die besoffen in den vorderen Schenkzimmer unter einander toseten, bald nicht mehr zu meinem stillen Bette klangen.

Ich wandte den folgenden Tag zu einigen Besuchen an, besonders zu dem grösten Besuch, den man in Fahlun zu machen hat, zu dem Besuch der groſsen Grube und ihrer Umgebungen. Ich hatte gestern im Rauche und in der Abenddämmerung nicht alles so übersehen können; jetzt fand ich, daſs es unmöglich ist, sich einen gräſslicheren Begriff von den phlegräischen Feldern zu machen, als man findet, wenn man die ganze südwestliche Gegend von Fahlun etwas durchwandert. Bis an die Gipfel sind die Berge kahl und bestehen aus zerbröckelten Felsen, wo nur hie und da ein wenig Grün sich angesetzt hat; einige stumme Seen liegen in solchem öden Steingeklüft, hie und da ist ein ärmliches Stückchen Land gereinigt, und hat kümmerliche Kornstreifen; weiter abwärts nahe vor der Stadt sind theils mehrere alte, vormals versuchte und nachher verschüttete oder aufgegebene Gruben, theils alle die Zurüstungen der unterirdischen Ökonomie, grosse Berge von Steinen und Schlacken, Haufen Erz und schon einmal ausgebranntes Erz, von Schwefel dampfend: nur die vielen herrlichen Maschinen erheben den Menschen wieder von dem Gefühl des Chaos und der Zerstörung zu der lebendigen Idee der Natur und Schöpfung Gleich wie man aus der Stadt kömmt, zwischen der groſsen Grube und der Stadt, sind viele Wohnungen für manche der Bergbau - und Grubenbeamten und ein stattliches Gebäude für die verschiedenen Komtoire und das Rechnungswesen. Ich ging mit einem der Steiger dort ein, lieſs mir die ganze Einrichtung, auch manche seltene Stuffen und Mineralien zeigen, und kroch dann in eine Bergmannstracht, deren lange und schwere wollene Dalkarlsstrümpfe und eisenbeschlagenen Schuhe mir an einem der heiſsesten Sommertage eben nicht leicht und kühl an dem Leib saſsen. So nahmen wir den Weg zur Storgrufva, wohinab ich meine Höllenfahrt thun wollte.

Denn wie eine Öffnung der Hölle sieht der ungeheure Schlund der Grube in den Rauchwolken aus, die um ihn her dampfen. Er ist rings mit Geländern umgeben und hat an vielen Stellen Flechtwerke von Balken, die künstlich in einander gefügt und tief gesenkt, und vom Kupferdampf gelbbraun grade aussehen wie Wespennester. Man erzählte mir bei'm

Hinabgehen eine Geschichte von einem Dalkarl, die das Volk karakterisirt. Er fuhr mit einem groſsen Fuder Heu am Geländer hin, dies warf um und er rutschte mit ihm wohl an 60 Fuſs hinab, fiel aber so glücklich auf das mitfahrende Heu, daſs ihm unten nichts fehlte. Sein erstes Geschrei bei'm Sturz mitten in der Luft war über seine Pfeife, die ihm in der ersten Verwirrung aus dem Munde fiel. Zu dieser ersten weiten Öffnung stiegen wir etwas sicherer, als der Dalkarl, auf Leitern hinab, dann ging es tief hinunter in das Dunkle, mit Fackeln in den Händen, ganz sanft und gemächlich, so daſs auch die Pferde, die man zum Getriebe in der Tiefe gebraucht, bis hieher auf und ab steigen. Sie befinden sich im Grubendampf ganz wohl und werden fast jeden Sonntag Abend von andern abgelöst; denn unten sind sie zu vielen Maschinen nöthig, wodurch sowohl Wasser als Erz hinaufgefördert wird. Ich stieg in allem nach meines Steigers Rechnung 190 Klafter tief, zuletzt auf hölzernen und eisernen Leitern noch 77 Klafter und fühlte wahrlich die Promenade nicht leicht. Oft geht man in einem erstickend heiſsen Dampf, dann wird es an einzelnen Stellen wieder schneidend kalt, daſs selbst unsre Fackeln anfingen zu wehen; das Stoſsen auf die Fersen bei diesem abhängigen Steigen ermüdet die Sehnen und Knien weit mehr, als das Berganklettern. Ich durchkletterte manche Schachte, mehr um die arbeitenden Menschen, als die Bergart und das Erz zu sehen, die sich eigentlich allenthalben ziemlich gleichen. Diese Schachte sind meistens nach königlichen und andern hohen Namen genannt und das Erz aus jeder wird oben numerirt, weil die Ergiebigkeit äuſserst verschieden ist. Im Durchschnitt ist die Luft schwül, dampfig und zuweilen zum Ersticken beklemmend. Es giebt ein Loch, das nach meines Steigers Aussage 53 Grad Wärme haben soll. Und doch lockt der Gewinn und die Gewohnheit hier Menschen in der Kraft ihres Lebens hinab, die in Freiheit nicht unerträglich finden, was in Sklaverei manchen die härteste Verdammung scheinen würde. Die Arbeiter, die das Erz sowohl durch Bohren und Schiessen, als durch Brennen gewinnen, gehen fast alle nackt bis auf Beinkleider, Schuhe und Strümpfe; ich sah herrliche und gewandte Leiber darunter, aber bleich und gelb sind sie doch fast alle, auch sterben die meisten zwischen den 40sten und 50sten Jahre; hohes Alter ist eine seltene Ausnahme. Auch hier unten in der Tiefe sind mehrere Komptoirzimmer, wir erquickten uns in einem derselben mit Getränk, was mir zur Stärkung mitgenommen, lasen neben königlichen manche andere Namen, die hier unten gewesen, und klimmten denn langsam mit noch heiſseren Schweiſstropfen wieder zum Licht zurück. O seliges Licht wie ganz anders fühlt man deinen fröhlichen Strahl auch nur nach zwei Stunden, die man in unterirdischer Nacht verlebt! Warum kann der Mensch sich freiwillig von Dir verbannen? Ich besah nachher noch alle Maschinen, die Gradirwerke, wodurch das Grubenwasser in mehreren Instanzen springen und endlich seine Lauge durch Kochen, Viktriol geben muſs, lieſs mich von diesem und jenem unterrichten und begrub endlich auch diesen schwülen Tag durch den Schlaf.

Die Kupfergruben hier bei Fahlun müssen nach mancherlei historischen Andeutungen und Wahrscheinlichkeiten schon vielleicht im 11ten oder 12ten Jahrhundert bearbeitet seyn. Indessen auch hier währte es sehr lange, ehe das Land seine Vortheile recht benutzte. Manches Jahrhundert scheint man das rohe Kupfer, wie das rohe Eisen, ausgeführt zu haben, und die Hansestädte gewannen wohl das Meiste dabei. Zu Danzig und Lübeck waren groſse Hammerwerke zur weiteren Verarbeitung desselben eingerichtet. Unter Gustav dem Ersten kam auch hierin gröſsere Industrie und Thätigkeit. Er war der erste, der darauf dachte, das Schwarzkupfer gahr zu machen und Kupferhammer einzurichten, auch den Kupferhandel auf die Rechnung der Krone zu treiben. Da bei dem Letzten aber nichts herauskam, so wenig als bei der Erlaubniſs, die 1590 den Bergleuten verliehen ward, selbst den Kupferhandel zu besorgen, so ward endlich 1619 unter Gustav Adolf die sogenannte Kupferkompagnie privilegirt mit dem ausschlieſsenden Monopol dieses Handels. Unter dieser Kompagnie ward auch das vorher schon erwähnte Kupferbruk in Säther eingerichtet. Doch in noch nicht vollen 10 Jahren trat die Kompagnie ihre Gerechtsame und alle ihre Einrichtungen und Anlagen gegen Vergütung wieder ab. Der Krone ward dies bald wieder lästig und sie gab endlich den Stapelstädten diesen Handel mit Kupfer gegen eine Abgabe das 4te SPf. frei, ausser 1200 SPf., die sie als stehende Abgabe von der Grube auch vorher immer erhalten. Da aber der Ertrag der Grube sich zu verringern anfing, so gab sie jene 12 SPf. endlich ganz auf, erhält jetzt auch nur das 8te SPf. für das 4te, doch müssen die Inhaber der Gruben den Bau und die Erhaltung des Werks und den ganzen Kunststaat auf ihre Kosten besorgen.

Die Grube hat vormals weit mehr abgeworfen. Auch waren in jener Zeit der ersten allgemeinen Thätigkeit in mehreren Gegenden Dalarnes Proben mit Kupfergruben gemacht, die freilich nie ergiebig wurden, wie diese bei Fahlun, auch nach und nach alle eingegangen sind. Zu Karls des Neunten Zeit gewann man jährlich 12000 bis 15000 SPf. und im Jahr 1650

— was das höchste war — über 20000. Auch unter Karl dem Eilften gab es noch Jahre, wo der Ertrag über 15000 SPf. stieg. Aber der Johannistag 1687 hatte einen schrecklichen Bergfall, der die jetzige ungeheure Tagesöffnung von 200 Klaftern Länge und 100 Klaftern Breite machte. Viele alte Gruben, vielleicht die besten Gänge', wurden verschüttet, die Arbeit ward auf lange Zeit unbelohnend, ja fast unmöglich gemacht. Nie ist die Grube seitdem geworden, was sie in früheren Zeiten war, und trotz aller Verbesserungen und des Zuwachses in Kenntnissen der Chemie und Mineralogie schienen selbst die letzten Jahre denjenigen nicht mehr gleich kommen zu können, die jener Unglückszeit des Grubensturzes näher waren. Unter Karl dem Zwölften hatte man doch gewöhnlich noch 6000 SPf. So hoch kam man auch von 1779 bis 1783 im Durchschnitt; jetzt aber hat man eben so oft unter, als über 5000 SPf. — Auſser dem Kupfer gewinnt man durch das oben erwähnte Gradirwerk des erzgeschwängerten Grubenwassers jährlich an 800 Tonnen Viktriol, 100 bis 150 SPf. Blei, 1000 Tonnen

Braunroth, 25 bis 30 SPf. Schwefel und 20 SPf. Cementkupfer, einige Mark Silber und einige hundert Dukaten nicht gerechnet.

Immer ist dies noch ein ganz bedeutender Ertrag, aber sieht man auf die Vortheile, welche die Krone für die Grube aufgeopfert hat und noch täglich aufopfert, sieht man auf den Zwang, worunter deswegen in manchen Kirchspielen der Ackerbau liegen soll, wie einige Patrioten klagen, so mögte sich dagegen wohl nicht ohne Grund einiges erinnern lassen. Indessen ist die Hoffnung keinesweges verloren, daſs diese Kupferbergwerke einst wieder bedeutender werden können, wenigstens hat man dazu groſse Wahrscheinlichkeit.

Es ist hier der Ort, einige allgemeine Notizen die freilich nicht für jeden allgemein sind, hinzuwerfen über das Verhältniſs des Ackerbaues zum Bergbau und umgekehrt, über die Haushaltung der Wälder und das Anschlagen vieler derselben zum Behuf der Bergwerke. Man kann wohl nicht leugnen, daſs hierüber oft zwecklos und kenntniſslos gestritten ist und noch gestritten wird; aber im Ganzen mögen die Vertheidiger des Ackerbaues wohl nicht Unrecht haben, daſs in ältern Zeiten und Verfassungen immer der Bergbau mehr begünstigt worden, als der Ackerbau, die erste Lebensader jedes Staates.

Das Bergwesen in Schweden hat ein eigenes Bergkollegium, welches in erster und letzter Instanz alte Verfassungen revidirt, neue macht, Verordnungen und Gesetze nach dem Behufe jeder Provinz modificirt, kurz mit Weisheit für die Unterhaltung der Bergwerke, der Wälder und für die mögliche Veredelung der Produkte derselben Sorge trägt. Dieses Bergkollegium ist auch die höchste richterliche Instanz in Bürgerlichen- und Kriminalfällen, die diese und ähnliche Gegenstände angehen können. Unter ihm stehen alle Bergämter oder Berghauptmannschaften, (bergmästerskap, bergslag) deren 12 sind und deren jede ihren Bergmeister oder Berghauptmann mit dem nothwendigen übrigen Personale hat. Man sieht aus dem Namen und Graden der Bergleute und Bergbeamten, daſs die Schweden wenigstens die Anfänge ihrer Einrichtung und Organisation des Bergwesens aus Teutschland erhielten.

Der Bergstaat hat zuerst etwas, das ihn von vielen Zweigen und Klassen bürgerlicher Gewerbe auszeichnet, nemlich seine eigne Gerichtsbarkeit und seine eignen Richterstühle. In jedem Distrikt einer Berghauptmanschaft ist ein besonderer Bergmeister angeordnet, der bei allen Händeln und Angelegenheiten nicht allein Richter und Wortführer ist, sondern auch über alles Ökonomische und Polizeiliche die Oberaufsicht hat, was sich beim Bergwesen finden und aufthun kann. Im Bergsting hat er wie andere Richter eine Nämnd von 12 Beisitzern. Dazu gehört gewöhnlich der Oberhüttenmeister und der Masmeister Altermann, die andern ernennt der Bergmeister und sie sitzen im Gericht, wenn sie nicht aus gültigen Gründen rekusirt werden können. Sollte man in diesem und jenem Fall den Bergmeister selbst als Richter ablehnen können, so meldet er es dem Königl. Bergkollegio, das dann für den Fall einen andern Richter ernennt. Die gewöhnlichen Bergsting sind nach eines jeden

Bergamts Lokale und Bequemlichkeit auf Tage und Zeiten bestimmt, nur bei auſserordentlichen Fällen setzt der Bergmeister auſserordentliche Gerichstage an (urtima bergsting). Die erste Regel des Processes ist hier schnelle und einfache Entscheidung und summarische Verhandlung, weil kein Gewerbe in der Welt das Hinziehen der kostbaren Zeit und Stillstand und Stockung der Arbeit so wenig duldet, als das Berg- und Hüttenwesen.

Dem Bergkollegium ist eine vorzügliche Aufſicht gegeben über die Wälder und das Forstwesen in der Gegend, wo Gruben und Schmelzhütten sind. Sie sollen zusehen, daſs mit dem Svedja nicht zu viel Misbrauch getrieben werde, daſs nicht zu viele Sägen, Kolonien und kleine Wirthschaften in solchen Gegenden angelegt werden. Wir haben gehört, wie man die Finnischen Kolonisten aus den Wäldern Wärmelands trieb, wie man die Häuser, welche Philippstad halten durfte, auf eine gewisse Zahl einschränkte, alles aus Angst und Sorge für das Bergwesen. Ein Gesetz in einem ähnlichen Sinn war sonst, welches das Ausschmieden von Stangeneisen sehr einschränkte. Man hatte berechnet oder glaubte wenigstens berechnet zu haben, daſs Schweden, ohne endlich zu einer holzarmen und also auch menschenleeren Wüste zu werden, jährlich nicht mehr Eisen ausschmieden könne, als 400000 SPf. Nach diesem ungefähren Überschlag waren die Bruk im Reiche angesetzt. Jedes hatte seine bestimmten SPf., wovon die Schatzung an die Krone bezahlt ward, und nicht gern erlaubte man das Schmieden von mehr; noch schwerer hielt es, die Erlaubniſs zur Anlage neuer Bruk zu erhalten. In der neueren Zeit ist auch dies erleichtert. Wenn einer nur den Zugang zu Holz und Kohlen gehörig darthun kann und den vermehrten Hammerschatz bezahlt, so kann er vermehren und neu anlegen. Die Zeit muſste endlich hierin belehren. Waren nicht selbst in den Provinzen, wo die Gruben- und Hütten- und Hammerarbeit am stärksten geht, noch immer groſse Wälder beinahe unbenutzt, worin Mastbäume vermoderten? Hat man bis jetzt sagen können, daſs man in Schweden in irgend einer Provinz Forstwisschaft richtig betrieben habe? und sind unerfüllte Klagen und Sorgen in dieser Hinsicht nicht älter, als ein Jahrhundert? Würde man endlich nicht, was ich bei Wärmeland schon erwähnte, in vielen Gegenden die Hälfte der Wälder, wohl oft Dreiviertel derselben entbehren und zum Ackerbau gebrauchen können und doch für den Bergbau hinreichend haben, wenn man das Übrige besser bewirthschaftete, die Heitzung der Zimmer, den Feuerherd, besonders die Wirthschaft mit den Kohlen anders einrichtete?

Die Einrichtung aber, wie manche Wälder unter den Bergämtern standen und zum Theil noch stehen, war die geschickteste, es nie zu einer guten Waldökonomie kommen zu lassen. Wo sicheres Eigenthumsrecht oder nur sicheres Nutzungsrecht eintritt, da erst tritt bei jedem Dinge die gute Haushaltung ein. Es gab ehedem manche Skatte- und Kronohemman, in deren Wäldern der Bergstaat sich das ihm nöthige und brauchbare Holz aussah, und die solches an keinen andern verkaufen durften; eben so ging es mit den Kohlen und geht es hie und da noch, obgleich unter den beiden letzten Regierungen manche Bande gelöst worden sind, die den Landmann umstrickt hielten.

Die groſsen Wälder der Krone, die unter dem Namen Almänningar oder Kommünen vorher beinahe jedem zum Gebrauch gehörten, der sie benutzen wollte, sind zum Theil gegen eine jährliche Abgabe dem Bergwesen überlassen. Ursprünglich waren sie für die edleren Metalle, als Silber- und Kupfergruben, allenfalls auch für Eisenschmelzhütten angeschlagen, sollten aber nicht für Hammerwerke gemisbraucht werden. Indessen findet man selbst bei Hammerken solche Wälder jedoch gegen die ausdrückliche Verbindlichkeit, solche sogleich abzugeben, sobald in ihrer Gegend Gruben aufgenommen werden würden. Man nennt diese Wälder, in wie fern Eisenwerke sie inne haben, Rekognitionsskogar, von den mäſsigen Abgaben, die von ihnen jährlich an die Krone bezahlt werden. Diese unendlichen Waldstrecken werden oft auf das schmählichste behandelt. Der umwohnende Bauer ist tückisch, daß er sie nicht zur Weide benutzen kann, wie er mögte, daſs er nicht hie und da einmal ein Land aufreiſsen kann, daſs ihm Moräste, die nur zu ewigen Sümpfen verdammt scheinen, mit ihren kalten Nebeln und Nachtfrösten seine angränden Felder verderben; so soll er zuweilen Feuer hineinwerfen, damit einige Strecken Wald abbrennen und er künftig wenigstens besseren Graswuchs für sein Vieh erhalte. Sowohl für Sala als Fahlun sind manche Kirchspiele angeschlagen, deren Kronabgaben in Holz und Kohlen an die Bergwerke entrichtet werden müssen, auch dürfen sie aus ihren Wäldern keine Kohlen an jemand anders, als an diese Gruben und ihre Schmelzhütten verkaufen; es ist ihnen also in einem gewissen Sinn ein Maximum gesetzt. Auſser so groſsen Vorrechten und Bewilligungen haben die Gruben das Vorrecht des Skattekaufs. Liegen nemlich Kronehemman in ihrem Bezirk, welche ihnen vortheilhaft scheinen, so ist ihr Kaufrecht zu Skatte besser, als das des alten Inhabers des Kronohemman, wenn er es auch lösen kann und will. Wie solche arme Bauern und selbst die, deren Abgaben an die Krone nur dem Bergstaat angewiesen sind, in Benutzung ihrer Ländereien und Wälder, vorzüglich im Aufnehmen und Urbarmachen öder Stellen oft gehindert und beeinträchtigt werden, darüber hat es vielfache Klagen gegeben. Man sieht dies unter andern aus einem Reskript von Gustav dem Dritten, welches die Sache besser erklärt, als ich könnte. „Der Köngl. Majestät gnädige Resolution auf der Reichstagsmänner von Södermanland Pehr Anderson und Eric Larsson geführte Klage darüber, daſs obgleich die Bruksbesitzer nach den Verfassungen nicht nach Gutdünken mit diesen Hemman und ihren Bewohnern hauszuhalten haben, sondern sie vor dieser Kolonen der Hemman zum Kauf erhielten mit gewissen Bedingungen, nemlich daſs die Inhaber nicht weiter belastet werden sollten, als was ihnen nach dem Landbuche und der Betaxung obliege; daſs ihre Tagdienste und Fuhren, die sie statt der Hemmansränta leisten, ihnen nach den Marktpreisen und wie sie Skattebauren bezahlt werden, berechnet werden müssen und daſs sie ungedrängt sitzen dürfen, so lange sie die Prästanda abtragen und die Hem-

Hemman nach dem Gesetz und der Hausschauordnung in Wehr erhalten — so sollen doch die Bruksbesitzer mit ihnen auf mancherlei eigenwillige Art verfahren, in so weit sie von einem Theil solcher Hemman gewisse Zubehöre an Acker, Wiesen, Koppeln abgesondert und unter die Bruk gelegt, die Weide auf dem Auſsenfelde eingehägt, den Bewohnern besondere Kontrakte ertheilt, ihnen eine Besitzrechtsabgabe nach Willkühr aufgelegt und sie mit Tagdiensten und Fuhren ohne genügende Bezahlung beschweret, wodurch sie auf solche Weise in der Hemman Kultur, Besorgung und Bau gehindert, bei Verlegenheit an Zugängen sich im Bruksbuche Schuld aufladen und endlich so ausgearmt werden, daſs sie mit Weibern und Kindern die Hemman und Hausgeräthe zu des Bruksbesitzers Befriedigung übergeben müssen, welcher auch unter der sich zugeeigneten freien Disposition ihnen mit Auſsagung drohen, und zuweilen wirklich die Hemman auſsagen soll; gegen welches alles in ebne erwähnter Hemmansbewohner Namen unterthänigst angehalten wird, daſs sie mögen zu Gute genieſsen dürfen, was der Königliche Brief von 1747 und andre Verfassungen in dieser Hinsicht vermögen, zufolge welchen es unstreitig zu seyn scheint, daſs dieser Bewohner Kinder und Nachkommen bei denselben Hemman mit denselben Rechten und denselben Bedingungen beibehalten werden müssen, als die Vorfahren sie nach ihrem Verkauf an die Bruk kraft der eben genannten Verfassungen hätten einhaben sollen. „Gegeben Stockholms Schloſs den 6ten Mai 1789. — Der König findet das Ansuchen billig und giebt dem Justizkanzler Auftrag die Sache zum Besten der Bauern gegen die Bruksbesitzer nach den Verfassungen zu untersuchen und einzurichten.“

Gustav.

Elis Schröderheim.

Ausser oben genannten groſsen Verleihungen und Aufopferungen haben die Gruben und Bergleute noch Ländereien mit groſsen Immunitäten inne. Dahin gehören die Bergmanshemman und das Bergsfrälse.

Den Bergleuten ist im Allgemeinen Befreiung von Unterhaltung des Militärs bewilligt und dies folgt auch ihren Hemman. Da diese Hemman besonders zur Unterhaltung der Schmelzhütten bestimmt sind, so hat die Regierung die Misbräuche eingesehen, die daraus entspringen könnten, wenn sie in die Hände von Personen kämen, die ihre unterliegenden Wälder zu andern Nahrungszweigen ziehen könnten, weswegen es durch mehrere Königliche Resolutionen verboten ist, durch Kauf, Schenkung, Verlehnung und Verpfändung solche Besitzungen den Bergämtern zu entziehen. Geräth ein Bergmann so tief in Schuld, daſs sein Hemman, Wald oder Feld den Gläubigern zur Bezahlung gehen muſs, so haben die Bergleute das erste Recht des Kaufs und der Einlösung solches Eigenthums. — Diese Königlichen Verbote und Verordnungen sind doch seitdem theils eingeschränkt, theils geändert, so daſs das Bergkollegium bei gewissen Gelegenheiten und mit besonderen Bedingungen einen solchen Besitz zulassen kann. Will keiner vom Bergmannsstande einlösen, so mögen auch Standspersonen und andere das verschuldete Bergmanseigenthum an Zahlungsstatt annehmen, doch mit der

Bedingung, daſs sie den Wald zum Dienst einiger Schmelzhütten anwenden wollen: verderben sie die Gehölze des Hemman, gebrauchen sie zu etwas andern, halten auch die Hütten nicht bei Macht, so sind sie schuldig, demjenigen Bergmann das Ganze abzutreten, der sich zuerst meldet. Nach der letzten Verordnung von 1772 muſs das Eigenthum eines verschuldeten Bergmanes, das sein Gläubiger im Besitz nahm, dem ersten Bergmann zur Einlösung übergeben werden, der die Summe bezahlt, wofür jener es erhielt.

Weit gröſsere Vortheile, als mit den Bergmannshemman, sind mit dem Bergsfrälse verbunden. Dies sind Ländereien, die besonders für den Betrieb der edlen Metalle, für die Kupfer- und Silberbergwerke verliehen sind. Auch soll der Besitzer solches Frälse Kuxe in den Gruben haben und Arbeit und Kosten darauf wenden. Doch ward in einigen Fällen hier bei Stora-Kopparberg auch erlaubt, daſs statt dessen gewisse Dienste bei der Grube geleistet werden mögen, daſs Holz geliefert werden etc. dann kann Bergfrälse auch von andern, als

Bergleuten, besessen werden. Das Bergfrälse ist seiner Natur nach Krongrundstück und genieſst Freiheit von Hemmans- und Jordboksränta und hat manche andre Vortheile, die dem Fralse folgen. Wahrscheinlich war solches Frälse bei den edlen Werken schon ältestens verliehen zur Aufrechthaltung des Bergbaus, wofür es vom Rusttjenst und von Konskription und manchen andern Lasten frei ward. Aber die meisten Bergsfrälsehemman scheinen doch in den letzten Jahrhunderten hinzugekommen zu seyn. Die erste Vermehrung derselben bei Stora Kopparberg geschah wohl unter Gustav dem Ersten, der theils alte Erbgüter in Dalarne hatte, theils bei den Aufruhren manches zu konficiren bekam, was er Bergleuten mit solchen Vorrechten und Pflichten schenkte. Unter den folgenden Regenten, besonders unter der Königin Christine, wuchs das Bergfrälse noch mehr, theils durch Schenkungen, aber vorzüglich durch Verkauf nicht allein von Königlichen Gütern, sondern auch von Frälsegrundstücken; denn das war die goldne Zeit dieser Gruben. Stora Kopparbergs Frälsebesitzungen sind durch Verkauf und auf mancherlei Art gröſstentheils von den Kuxen abgekommen. Es war deswegen 1652 im Vorschlag, daſs dergleichen Bergsfrälse rotirt und beschatzt werden sollte, aber ein Königliches Edikt von 1684 verordnet, daſs es mit gewissen Leistungen an die Grube belegt werden sollte, z. B. bei'm Brechen des untauglichen Grubengesteins und dem Fortschaffen desselben aus dem tieſsten Grunde, was das Bergkollegium nachher jährlich auf drei Spanndienste für jede halbe Tonne Land ansetzte. Später ist dies in Lieferung von Stabholz verwandelt worden. Stora Kopparberg hat bei weitem das erste Bergsfrälse, nemlich nach dem Landbuche von 1686 über Stora Kopparbergs Vogtei an 11223 Spanneland. Übrigens ist es auſser den gewöhnlichen Holzlieferungen, Diensten und Fuhren des Bergsfrälse Schuldigkeit, bei vorkommenden Unglücksfällen den Grubenbetrieb auf die Weise zu unterstützen, als das Königliche Bergkollegium es dann passend und billig finden sollte,

Von Fahlun kann man mit dem gröſten Rechte sagen, daſs es ohne die Grube nicht höfdings, das Hospital, das Rathhaus, das Magazin sich auszeichnen. Um jener Seite ist die Gegend auch anmuthig mit Gärten, Wiesen Feld, laubreichen Bäumen und kleinen Landhäusern; alle übrigen Seiten sind unhold und finster und für sie paſst der ewige Dampf der über ihnen liegt. Lustigeren Graswuchs, als an dieser Seite, kann man gar nicht sehen. Freilich haben die Fahluner und die Umwohnenden einen verständigen Wechsel mit Korn- und Wiesenbau, aber das allein thut es nicht. Das Metallische des Bodens muſs das dunkle Grün und den üppigen Wuchs hervorbringen. Ich habe hier auch Kühe gesehen, die man für Schweitzerkühe halten mögte, so lang und breitschultrig sind sie. — Hier hinaus am Wege nach Strand ist ein Sauerbrunnen an einer recht lustigen Stelle mit einem hübschen Häuschen und einigen Alleen; er wirdi m Sommer doch von einigen benutzt.

Fahlun ist in Schweden deswegen berühmt, weil es keine Pest duldet. Dies läſst sich wohl erklären. Da wäre es ein gutes Asil sich bei Zeiten hinzumachen, wenn das fürchterliche gelbe Fieber auch Nordeuropa erreichen ſollte. Indeſſen mögte ich doch nicht immer hier wohnen. Bei ſtillem Wetter oder wenn der Wind von den Gruben her über die Stadt wehet, liegt ſie in ihrer ſtinkenden Wolke ſo dicht vergraben, daſs man nicht zehn Schritt vor ſich ſehen kann. Für die Geſundheit kann der Rauch unmöglich gleichgültig ſeyn, und obgleich hier viele Menſchen ein hohes Alter erreichen, ſo muſs er doch der Bruſt und den Lungen vieler Menſchen durchaus verderblich werden. Man will z. B. bemerkt haben, daſs Fremde, die hieher kommen, leicht mit Naſenbluten, Kopfſchmerz, Huſten und Augenſchmerzen geplagt werden. — Hier iſt ein Kronhoſpital, deſſen Fond ſchon lange exiſtirt hat, nemlich ſeit Karls des Neunten und Chriſtinens Zeit, aber das Gebäude iſt nur einige 50 Jahre alt. Es iſt Korn, eine kleine Abgabe von Kupfer und einige andere Gefälle dafür beſtimmt. Auch für Wittwen und ſchwache und gebrechliche Arbeiter ſind kleine Penſionen und Hülfen ausgeworfen von den Grubenlazarethmitteln. 1798 war der Belauf derſelben

2360 Rthlr. für 443 Personen. Diese Ausgaben werden theils aus der Pensionskasse; theils aus der Bergamtskasse bestritten.

Gelebt habe ich hier recht gut die paar Tage, die ich mich hier aufhielt, Dank dem trefflichen Öl, das man hier braut, und den Gaben des Sommers, der frischen Milch und Butter, und Dank meinem natürlichen Geschmack. Die Fahluner sind berühmt als Schwedens Westfalen wegen ihrer Schinken und ihres geräucherten Fleisches. Ich kann davon nichts rühmen, mir muſs das Beste nicht unter die Zähne gekommen seyn.

Fahlun allein gesehen zu haben war mir nicht genug. Ich wollte auch eine Fahrt ins Land hinein und längs der Dalelf machen, wollte unter den Menschen die mir gefielen, mich etwas umsehen, wollte endlich wissen, ob denn der Mensch und die Natur hier, gleich gebildet, so stattlich und erhaben seien, als man mir oft erzählt hatte. Wenige glückliche Tage, ihr werdet mir immer unvergeſslich seyn. Ich trat diese Reise aber nicht am glücklichsten an. An meinem kleinen Wagen war eine

Feder gesprungen; diese konnte ich nicht sogleich gemacht bekommen, ich muſste mich also auf eine Bondekärra setzen. Ich habe gleich vorn ein solches Geräth beschrieben. Es gehören wahrlich gute Rippen und eine eiserne Brust dazu, auf so einem Übel sich drei Tage hinter einander über Stock nnd Stein stoſsen zu lassen. Auf einem bloſsen Brette ohne Rückenlehne, grade über den zwei Rädern des Fuhrwerks sitzend, muſs man jedes Steinchen und jede Baumwurzel zählen lernen, worüber man fährt. Mürb, aber nicht verzagt konnte mich dieses Ding machen. Der Reitz der Natur, des Lebensmuthes und Sommers siegten über alle Pein. Ich hatte Elfdal als das Ziel meiner Reise gesetzt, nahm von Fahlun den nächsten Weg an die Elf durch das Gebirg und wollte über Lecksand und Dahlsjö wieder zurück.

Den 13ten Jun. Reise von Fahlun nach Elfdal, 13 Meilen. Stationen: Fahlun bis Bjursås, 2 M. — Bj. bis Sörskog, 1 M. — S. bis Gärsby, 1½ M. — G. bis Wickarby, 1½ M. — W. bis Garsås, 1¼ M. — G. bis Noret, 1¼ M.

— Noret bis Garberg, 2½ M. — Garberg bis Elfdal, 1½ Meilen.

Ich fuhr des Morgens um 6 Uhr aus, bloſs mit dem nothwendigsten kleinen Gepäck und mit einer eben so nothwendigen Unterlage für meine Rädermaschine versehen. Sobald ich aus dem Dampf der Stadt war, fiel mit den ersten Lerchengesang, der in mein Ohr klang, aller Trübsinn zu Boden und ich hielt mich zur Gesellschaft rechter Hand und lieſs die linke dem Teufel, dem sie angehört. Im Ernst, es war hier Hölle und Paradies nahe bei einander. Links nichts als öde Berge und graue Steinklumpen, denen sogar das Moos fehlt, das, wie man glaubt, den Kupferrauch nicht ertragen kann; nirgends ein Baum oder Strauch: rechts hingegen läuft ein blühendes Thal an waldbekränzten Bergen hin mit Streifen von Korn und Wiesen im anmuthigen Wechsel, mit ganz netten Häuschen hie und da; da sangen auch Lerchen und bewegten sich Menschen; bald aber verschwindet auch dies und der Wanderer verliert sich im öden Waldgebirge, wo nur mittelmäſsige Tannen und eine Unendlichkeit von groſsen und kleinen Steinen zu haben sind. Der Weg war hier abscheulich mit tief ausgefahrnen Geleise und voll von Steinen, so daſs ich alle Püffe und Stöſse aus der ersten Hand bekam. Dazu kam ein anderes Unheil mit dem Pferde. Es war am Bug, wo vorn das Joch anliegt, gescheuert und man konnte es dem armen Schelm nicht verdenken, wenn es nicht Bergan ziehen wollte, sondern oft rückaus machte. Ich begriff es nicht und glaubte es sei Unart, und peitschte drein, aber je mehr ich peitschte, desto schneller ging es zurück. Zum Glücke lagen die Steine dick, so daſs die Kärra sich mit dem Rädern festsetzen konnte, sonst würden wir mehr als einmal einen halsbrechenden Umschlag gemacht haben. Doch machten wir nahe bei Bjursås auf einem steilen Hügel endlich die Probe. Es ging im eigentlichen Sinn rücküber, Pferd, Kärra und wir mit. Wir lagen alle da, doch unbeschädigt, bis auf den einen Baum der Kärra, der zerbrochen war. Der Bursche lag ruhig unter dem Gaul oder vielmehr zwischen seinen Füssen und fragte mich aufspringend mit groſsen

Augen und noch gröſserem, weit aufgesperrtem Maule, ob ich auch Blut an ihm sähe? Ich muſste lachen im Unfall, wir banden den Baum wieder zusammen und nahmen uns hinfort die Erlaubniſs, jede Höhe zu Fuſs hinauf zu spazieren. Auf der letzten halben Meile kündigte sich wieder das Menschliche an. Mehrere Wohnungen hängen an den grünen Bergen mit kleinen Kornstreifen und vielen grünen Weideplätzen; kurz vor Bjursås wird die Gegend lieblich, man sieht einen Theil des Rogsees in dunkeln Bergen, eine Menge lustiger Wiesen und oben auf einem flachen Berge das Dorf mit seiner groſsen schönen, 1799 gebauten, Kirche da ein Theil von Lecksands weitem Pastorate hieher verlegt ist.

Ich traf auf dem Häll einen freundlichen Alten, der nach Fahlun wollte und äuſserst fröhlich ward, als er hörte, ich sei aus Pommern. Im siebenjährigen Kriege hatte er als Regimentsschreiber einige Jahre dort verlebt. Seine Zunge ward redselig und ich muſste mich eine halbe Stunde mit ihm hinsetzen und Limonade trinken, die er mit sich führte, keine schlechte Vorbereitung auf die heiſse Reise. So ist der unverdorbene Schwede vom alten Schrot, Sprache und Vertrauen sind sogleich da, sobald eine offene Stirn und eine redliche Hand ihm begegnen.

Die Meile von Bjursås bis Sörskog ging es immer Bergauf und Bergab durch eine gut angebaute Gegend und eine Menge kleiner Dörfer, die durch die Hemmansklyfning entstanden sind, deren ich vorher erwähnte, und die wegen der vielen Gebäude immer gröſser scheinen, als sie sind. Unbeschreiblich ist der Reitz des üppigen Gemüſs dieser Gebirggegend; schönere Wiesen kann sich die lustigste Fantasie nicht denken. Oft hörte ich in Stockholm, ich werde schwedische Wiesen einzig schön finden ich war ungläubig. Jetzt sage ich, solche Blumenwiesen habe ich sonst nirgends gesehen. Zuerst das gewaltige Gras, worin die unterirdische Metallkraft des Landes zu treiben scheint, rieselnde Bäche, im Grunde ein bunter Teppich von allerlei Wiesenblumen, in der Mitte Korrallen und Lychnien in der zartesten Schattirung und Zusammenduftung und oben auf dem

Trocknen die dreifarbige Viole und das Vergiſsmeinnicht so dicht zusammengemischt, daſs oft eine ganze Anhöhe aus der Ferne wie ein Purpurkleid mit einem himmelblauen Durchschein aussieht. Diese Lust machte mir die stoſsende Fahrt leidlicher und die glühende Hitze erträglicher. Man hatte mir in der Hauptstadt auch viel gesagt von Schwedens heiſsem Sommer; auch das lernte ich jetzt glauben. Man fährt in den meisten Provinzen Schwedens in Thälern und engen Gebirgklüften oder in Tannenwäldern: die Luft kann nicht durchstreichen, Wind fühlt man eigentlich nie, die Tannen geben keinen Schatten, machen die Luft aber noch dampfender durch ihre Harzausdünstung.

Die anderthalb Meilen von Säskog bis Gärsby ging es noch über steilere Backar und höhere Berge sah ich umher. Seit heute habe ich zuerst gemerkt, daſs ich im rechten Dalarne bin und daſs Schweden, das ich lange als ein Hügelland kannte, auch ein Bergland ist. Diese Gegend ist wild und nur auf einzelnen Anhöhen sieht man in der Ferne kleine grüne

Feld

Fall und zerstreute Wohnungen. Nahe vor Gärsby werden Fluren und Felder milder und so fährt man in das lustige Dorf der Höhe ein. Der Dalkarl baut seine Häuser gern auf Höhen und nicht an Abhängen oder in Thälern. Der Teutsche baut lieber niedrig in Sümpfen und an Wassern und Strömen. Wollte auch darin der Volkscharakter sich ausdrücken? Bei meinem Eintritt in den Gästgifvaregård traf ich sieben Zimmerleute, den Wirth und vier Weiber, alles Riesengestalten; mein Skjutsbonde, der nachher hinzukam, war der gröfste von allen; ein Haufen langbeiniger Kinder spielten und lagen in der Sonne umher. Es ist ein wunderbarer Eindruck, wenn man so unter diese gewaltigen Menschen tritt, wie sie stattlich und herrlich aus ihren kleinen Häusern hervorgehen und so freundlich und fromm hinzutreten, die starke Hand zum Willkommen reichen und darbringen, was sie haben. Ist es denn wahr, dafs der Mensch nur in der Einsamkeit und in einem engeren Kreise das Herrlichste seiner Natur entweder ausbildet oder rein bewahrt? Ich mufs gestehen, ich dünkte mich klein und schlecht gegen diese natürlichen Menschen.

Der Dalkarl ist selbst in Schweden ein ausgezeichneter Mensch, vor den meisten seiner Landsleute nicht bloſs geschichtlich, sondern auch physisch ausgezeichnet. Mag das Klima dieses Landes, die freie Luft der Berge, die erhabene Natur der gewaltigen Seen, Ströme und Gebirge in dem gröſsten Bilde der Welt, dem Menschen, sich wieder abdrücken und ihre geheime Einwirkung in die Gestaltung und Bildung der Menschen offenbaren, mag dies Volk von einem eignen Stamm seyn, wie eine Menge Wörter zu sagen scheinen, die nur hier heimisch sind — immer ist hier eine ganz eigne Erscheinung in Sitten, Gemüth und Gestalt. In der Regel ist der Dalkarl hoch und groſs gestaltet, von starkem und schlanken Gliederbau, er trägt seinen Leib aufgerichtet, sein Antlitz erhaben und frei; meistens ist er hager, aber die gewaltigen Knochen sprechen die gewaltige Natur. Auch der Bau seines Gesichts ist so gestellt, eine hohe breite Stirn, tiefe dunkelblaue Augen, eine starke Nase bei hohen Backenknochen, ein brav geschnittner Mund mit vollen, aber nicht hangenden Lippen, ein breites, oft ein gespaltenes Kinn. Sein Wesen ist ernst still und freundlich. Frei, ohne Neugier und Eitelkeit schaut er um sich und spricht zu jedem. Doch liegt auf vielen Gesichtern das Kolossischideale und Ungeheure des Nordens, das unentwickelt in sich selbst erstarrt und als ein Koloſs der Zeit auf die Ewigkeit hinweist. Der freie Sinn, der offene Muth, das volle Tragen des Lebens verkündigen sich einem jeden aus diesen Giganten. Das Groſse, das so bewuſstseynlos das gröste Maaſs von Tugend und Güte hält, versenkt den Betrachter doch in eine Art Melancholie, weil es in der realen Welt ewig einzeln und unbefestigt kämpfend erscheint, sobald die Schönheit sich nicht zu ihm gesellt. Aber in der bewegten Fluth des Lebens wie fest und sicher, ja wie menschlich gewaltig fühlt man sich unter solchen Wesen!

Auch die Tracht dieses Volkes ist national, freilich nach den einzelnen Thälern und Kirchspielen oft verschieden, doch in dem Hauptsächlichen allenthalben ziemlich gleich. Um mit den Füſsen anzufangen, so tragen sie die Schuhe an der Spitze ganz abgestumpft mit sehr dicken Sohlen, oben an dem Knöchel hinauf fest gebunden, so daſs sie wie abgeschnittene Schnürstiefeln aussehen; diese binden sie mit ledernen Riemen zu und gebrauchen keine Schnallen, die man häufig in Westmanland und hie und da noch zwischen Avestad und Säther sieht. Sie brauchen braune oder weiſse wollene Strümpfe, welche so weit seyn müssen, daſs das Bein darin am Knöchel eben so dick erscheint, als über der Wade. Ihre Beinkleider sind meistens ledern und darüber tragen sie viel lederne Schürzen, was auch in Westergöthland, Westmanland und andern Provinzen Sitte ist; an der Hüfte hängen Messer und Gabel in einer Scheide bei beiden Geschlechtern. Ihre langen Westen hängen halb über die Lenden herab, ihr Rock sieht beinahe wie ein Schlafrock aus und hat Häkchen für die Knöpfe. Die Hauptfarben sind schwarzer und weiſser Walmar. Die weiſsen Röcke sind an den Aufschlägen und Seiten gewöhnlich mit hellblauen Streifen besetzt. Wegen der hohen Absätze der mit

Nägeln beschlagenen Schuhe treten sie oft etwas schlotterig einher, doch gehen und laufen sie in diesen schweren Maschinen sehr geschwind. — Bei den Weibern sind Strümpfe und Schuhe dieselben. Sie tragen Röcke aus schwarzem und weiſsem Walmar, auch wohl aus Leder, und darüber ein schwarzes oder weiſses Kamisol, manche auch ein grünes, welches sehr weit und lang seyn muſs und ungefär so aussieht, als wenn bei uns die zehenjährige Tochter das Kleid ihrer Mutter anzieht. Um den Kopf haben sie ein weiſses Tuch geschlagen, das immer nett seyn muſs; bei den kleinen Mädchen ist es doppelt und mit verschiedenen Vorfällen über die Stirn; unverheurathete Jungfrauen gehen oft baarhaupt, das Haar in mehrere Zöpfe geflochten und über dem Scheitel zusammengelegt. An der Seite baumelt sehr häufig eine bunt genähete rothe Tasche. Es versteht sich überdies, daſs jede nicht ganz arme Familie für den Winter und für die Betten viel Pelz- und Rauchwerk hat.

Die Fahrt von Gärsby nach Wickarby war lustig und zuletzt schön. Bei Gärsby ist viel

Ackerbau und Felder und Wiesen schienen wohl bestellt. Der Boden ist fette, schwarze Erde, hie und da mit Thon gemischt. Daher ſieht man hier und auf den folgenden Stationen viele Erbsen, die sonst selten sind. Auch hier hatte der Roggen durch den späten Winter sehr gelitten. Nach einer Viertelmeile kamen wir an den Gärsjö mitten im Walde und fuhren an ihm hin. Knaben angelten, Fischer zogen in Böten ihre Netze nach und ein Jäger trat mit einem getödteten Birkhahn aus dem Walde. Ich lieſs mich mit ihm in allerlei Gespräche ein. Elenne seien in dieser Gegend fast gar nicht mehr, aber der Bären und Wölfe genug, die aber selten Schaden thun. Der Vogelfang sei vormals viel ergiebiger gewesen; man schone jetzt nicht genug in der Brutzeit. So zogen wir ganz munter durch den Wald, hie und da an den brausenden Strom des Sees, welcher sein Wasser bald in den Siljan ausgieſst. Der Dalkarl pfiff und sang mir mancherlei vor. Endlich lag das schöne Rättwik und der herrliche Siljan, der gröſste See in Dalarne, vor mir. Der reitzendste Anblick, den ich bis jetzt in Schweden gesehen, machte mich plötzlich stumm. Welch eine lustige Reise von da bis Wickarby auf wohl bebauten Hügeln, den See und einen Kranz hoher Berge unter und um uns!

Wickarby ist ein niedliches Dorf mit vielen freudigen Obstbäumen, die grade jetzt in schönster Blüthe standen, wirklich ein in diesem Norden reitzendes Phänomen. Der Boden hier herum ist warm und fruchtbar und hält durchgängig Märgel und Kalk, die Felder sind abhängig und hatten alle vorzügliches Korn. Ich traff im Gästgifvaregård zwei freundliche Alte, die mich herzlich empfingen und bald mit mir in einem sehr lebendigen politischen Gespräche waren. Das schwedische Volk, das seine eigene Landesgesetze meistens gut kennt, hat gewöhnlich politisches Interesse und die Namen Pitt und Bonaparte laufen selbst in diesen entlegenen Thälern über die Lippen. Hier war ein ganzer Klumpen Kinder, alle wohlgebildet und einige hübsch. Die Alten haben keine und diese pflegen sich hier oft auf ein Butterbrod und eine Schale Milch einzufinden.

Alle kleine Mädchen waren fleiſsig und strickten. Ich sah hier noch, daſs die Brustleibchen oft auch die Kamisöler der Weiber und Mädchen mit silbernen, plattirten oder messingenen Spänglein, die dicht an einander sitzen, zugehäkelt werden.

Die Häuser hier in Dalarne sind meistens wie in den andern Provinzen gebaut. Am Eingange der Hausthür ist gewöhnlich ein kleiner bäurischer Portikus auf eben solchen Säulen mit einem flachen Dache und Sitzen zu beiden Seiten. Von hier tritt man in eine geräumige Hausflur, (farstuga) hat sich gegenüber die Küche, die aber oft mit der Hauptstube Eins ist, und links und rechts ein paar groſse Stuben, von welchem aber die Wohnstube bei weitem die ansehnlichste ist. Diese Hauptstube hat an der von der Thüre entfernten Seite gewöhnlich die Bettstellen für die Hausleute; sie sind mit Vorhängen oder bretternen Vorschiebern und Thüren versehen bei allen denen, wo es schon ein bischen zierlich ist. Die Wände sind mit mancherlei Zierrathen, Flechtwerk, Gewebe, Tapeten, hie und da mit Mahlereien, biblischen

Geschichten und Sprüchen geschmückt. So sah ich heute ein Haus, wo die Ehrenseite, d. h. die Stelle über und an den Fenstern mit weissen und bunt gewirkten Leingeweben wie mit Pferdedecken behangen war. In einem andern Zimmer war von einer Baurenhand das Paradies gemahlt, Adam und Eva mitten drinnen und eine Menge Bäume und Blumen, alles mit der grellsten und buntesten Farben. In dem rund umher laufenden Rahmen las man die Verse.

„En dag och sommer altid skön,
Och en lustgården altid grön,
Och alla tröden bära frukt,
Och alla rosor gifva lukt.
1799 måladt of Anders Andersson i Wickarby.“

„Ein Tag und Sommer allzeit schön
Und ein Lustgarten allzeit grün,
Und alle Bäume tragen Frucht
Und alle Blumen geben Duft.
1799 gemahlt von Anders Andersson in Wickarby.“

In einem solchen Zimmer steht gewöhnlich ein groſser Tisch der Thüre gegenüber an dem einen und ein kleiner an dem andern Fenster, rund umher sind Bänke befestigt, ein paar reine weiſse Handtücher hängen auf Nägeln und in einigen Stuben sind auch oben auf Brettern Tassen, Schalen, ein silberner Becher und einige silberne Löffel in bunter Pracht aufgestellt. Im Ganzen herrscht hier groſse Reinlichkeit und auch die selbstgemachten hölzerne Gefäſse sind weiſs und nett Der Dalkarl nimmt gern das ganze hohe Gewölbe des Hauses über seinem Haupte, er schlieſst sich die Decke nicht, sondern läſst es gewöhnlich bis unter dem Dache offen. Die Dächer sind gewöhnlich von Brettern und wenige Häuser roth angestrichen. Dies Grau giebt fast allen Dörfern ein düsteres Ansehen. Über den Dächern stehen die Schornsteine wie Riesen empor und manche Riesenbäume, hohe Birken und Rüstern, ragen über die Wohnungen mit ihren hohen Kronen.

Hier in Wickarby aſs ich zuerst dünnes Gerstenbrod zu einer Schale frischer Milch. Dies Brod heiſst gewöhnlich nur Dünnbrod, (tunnbrod) ist auch selten dicker, als ein Roggenhalm; man rollt es wie wohl gegerbtes Leder oder wie ein Tuch in mancherlei Falten zusammen; es schmeckt gar nicht übel.

Die ¾ Meilen von Wickarby bis Garsås fuhr ich zuerst noch durch fruchtbare Felder, wo der See durch die niedrigen Tannen nur zuweilen durchschien. Mein Kerl erzählte mir mit manchen Wa Serra und vielen tausend Teufeln den Tod einer finnischen Hexe, die sich gegen den Probst von Mora feig betragen und dadurch dem höllischen Reiche geschadet habe, diese habe der Böse im gerechten Zorn hier an eine Tanne gespieſst und es sei alsbald ein Stein daraus geworden, den man hier noch vor 40 Jahren gesehen habe. Um Garsås ist fruchtbares Feld, mit Kalk und Märgel gemischt, wie es bei Wickarby war. Leider ist hier noch lange nicht genug urbar gemacht. Überall könnte diese ganze Waldstrecke von Rättwik bis Mora, die meistens Ebne ist und sanft zu dem See sich hinabneigt, sehr gut aufgenommen werden und an den unbezwinglichen Bergwäldern, die Dreiviertel- bis eine

Meile jenseits liegen, hätte man Holz genug. Aber jetzt ist fast alles Wald denn auch auf dem Wege von Garsås bis Noret hat man nach der ersten Viertelmeile beinahe wieder eine Meile lang Tannenholz und Sümpfe. Freilich ist der Boden nicht ganz so gut; als bei Wickarby und Garsås, aber doch überall des Anbaus fähig. Die letzte halbe Meile trifft man wieder ein paar hübsche Akkerdörfer, unter welchen das groſse Färnäs sich auszeichnet, keinesweges mit besserm Boden, als die vorigen, aber doch durch Ackerbau sich tragend; und noch liegen auch hier viele Strecken öde und mit Steinen bedeckt; selbst auf den bebauten Feldern hat man die Steine hie und da nur in Haufen zusammen geworfen und die Kultur sieht noch keinesweges einer vollkommenen ähnlich. Auf dem Wege sind durch den Wald mehrmals Durchblicke des groſsen Sees, aber erst mit dem offenen Felde liegt der ganze entzückende Anblick von Wassern ausgebreitet vor dem Auge, Morakirche mit ihrem hohen Thurm im Mittelgrunde und ein Kranz hoher Berge in weiter Ferne. So fuhr ich hinab nach Noret i Mora und lieſs strax ein frisches Pferd vorlegen. Nore heiſst auch in einigen Provinzen eben das, was das eben genannte Sund, nemlich eine Enge von Strömen und Seen. Dieses Nore heiſst Nore i Mora, weil die Kirche gleich jenseits liegt.

Wegen der Hitze und weil ich keine Zeit zu verlieren hatte, da ich um Johannis gern hoch im Norden seyn wollte, hatte ich die Nacht mit daran gesetzt, obgleich mein zerstoſsener Leib wohl des Schlaſs bedurft hätte. Das Häll von Nore bis Garberg war 2¼ Meilen lang, eine Fähre hatten wir zu passiren, viel Wasser auf dem Wege; ja mein Skjutsbonde schreckte mich sogar damit, daſs wir fehl fahren könnten in der Nacht und ertrinken. Aber es war eben nicht dunkel und konnte es in dieser Jahrszeit nicht werden. So ging es denn halb eilf Uhr vorwärts. Wir fuhren sogleich über einen reiſsenden Strom, den Auslauf des Sees Orsa in den groſsen Siljan. Die Brücke, die man im Herbst wegzunehmen pflegt, war erst vor zwei Tagen wieder hingelegt, weil die gewaltige Fluth es vorher noch nicht erlaubt hatte. Sie war eine schwimmende, aus mehreren Gelenken mächtiger Fichtenbalken zusammengefügt und von manchen groſsen Mastbäumen gehalten, die queer untergesteckt und mit Ketten befestigt sind, so daſs die Gewalt des gegentreibenden Stroms, die Brücke fest hält.

Wie soll ich diese himmlische Nacht beschreiben und den magischen Zauber der Beleuchtung? Es war hell um die Mitternacht wie zur Zeit der Morgenröthe und des Mondes Halbscheibe hing wie ein bleiches Bild gleichsam sich schämend am Himmel, vermehrte aber immer die Magie durch die vielen sich mischenden Lichter. Vor uns der herrliche Strom, liebliche Eilande, der weite Siljan mit seinen gröſseren Inseln und fernhin die groſse Sollerö mit der Sophien Magdalenenkirche, die bloſs im Wasser zu stehen schien; mahlerische Gruppen dieser Bäume an den Ufern; nichts wach, als die wimmernden Mücken und einzelne Rohrsperlinge. Je näher Mora desto romantischer, aber auch desto impertinenter die Mücken und nur die Schönheit der Gegend konnte diese Plage und ein Warten von Dreiviertel Stunden vergüten. Wir kamen nemlich zu einem zweiten Ausfluſs des Orsa in den Siljan, der sich mit der Dalelf, die dort in den groſsen See stürzt, verbindet, auch diesen sollten wir passiren und zwar auf einem Pram. An das Fährhaus ward angeklopft, aber keine lebendige Seele drinnen. Ich ward ungeduldig und mein Skjutsbonde muſste nach Mora hinein, welches einen Büchsenschuſs davon liegt, und den Fährmann suchen. Eine halbe Stunde lieſs er mich warten; freilich die Nacht war wunderschön, aber die Mücken am Strom waren auch wunderschlimm; sie flogen in dicken Schwärmen und haben mir hier das erste Mal Respekt eingeflöſst. Endsich kam der Skjutsbonde, aber ohne Fährmann; er berichtete, er habe ihn nirgends finden können. Da sagte ich zufällig, der Schelm wird bei seinem Mädchen liegen. Ja, ja, das wird wahr seyn, rief mein Skjutsbonde, und wir banden das Pferd an und gingen nun beide ins Dorf. Mein Fährmann kannte seine Inklination, ich schickte ihn hinein und sicher hohlte er den Vogel aus dem Neste, wohin kein priesterlicher Segen ihn gewiesen hatte. Trübsinnig kam er zu uns Lachenden, aber ward bald munter; der Weg und die Überfahrt waren ja nur kurz, dann mogte er die verlassene Stelle wieder einnehmen. Nach Mitternacht fährten wir über. Alle Wiesen und selbst der Landweg waren mit Wasser bedeckt; die ältesten Leute wissen sich solcher Fluth nicht zu erinnern, als der diesjährigen, und doch war sie schon um 6 Fuſs gesunken. Wir hatten wenigstens 800 Schritt so durch Wasser zu fahren, als uns der Fährmann aussetzte. Der Landweg läuft rechts dicht am Orsastrom hin, links an einem tiefen Graben, worin jetzt Mann und Maus schwimmen konnten. Auch auf dem ordentlichen Wege wadete das Pferd bis an den Bauch im Wasser; durch des Halblichts trügerischen Schein bekam der Strom rechts eine tiefe Höhlung. Es war, als fuhren wir auf einem Berge von Wassern und müſsten durchaus hinabstürzen oder gleiten in die Tiefe. Das Pferd schnob und bäumte sich, schien des Weges nicht kundig, selbst mein Skjutsbonde schien dabei verlegen; das konnte wohl einen Fremden bestürzt machen. Ich nahm die Zügel und

er

er muſste mit dem Arm die Richtung steuern, was er nach einzelnen, aus dem Wasser hervorstehenden Büschen that; so konjekturirten und bugsirten wir mit Hülfe der Nase und der Füſse des Pferdes uns glücklich hindurch. An manchen Stellen war ein paar Schritte seitwärts ein gewisser Tod. Hätte ich es vorher ganz so gewuſst, ich hätte es doch heller Tag werden lassen. Als wir aus dieser ersten Noth uns glücklich gerettet hatten, muſsten wir einen elenden Ackernothweg durchfahren, weil der Weg weiterhin zunächst an der Elf wegen Durchbrüche und Ausspülungen durchaus nicht zu passiren war. Hier fühlte ich meine Kärra fürchterlich unter mir und es gehörte ein so reitzender Morgen dazu, mich fröhlich und rasch zu erhalten. O Schweden, wäre Dein Sommer länger und hättest Du mehr Vogelgesang, wie viele Paradiese, wo man wohnen und das wilde Strudeln des Lebens still und fromm neben sich hinbrausen lassen könnte!

Hier hatten wir bis hin an den Orsasee fruchtbare Felder und ein nettes Dorf, dann ging es waldein. Die ganze Gegend der 4

Meilen von hier bis Elfdal wird anders und hat den Karakter einer öden Berggegend, obgleich Menschenhände, gehörig geleitet und unterstützt, wohl die Hälfte der linken Seite des Stroms, wo wir fuhren, urbar machen und durch Lichtung der Wälder und Abdeichung der Sümpfe selbst das Klima mildern könnten. Zwei Drittel dieses Weges bis Garberg sind auf die Weite einer viertel und halben Meile vom Strom ziemlich flach und haben leichten Boden, dann treten links hohe Wälder ein und rechts liegen sie meistens schroff über dem Strom, den man in mancherlei Windungen immer begleitet, oft verliert, oft in weiteren, oft in engeren Ufern hinflieſsen sieht, oft nur von Ferne brausen hört. Seine jenseitigen Gestade sind wild. — Auf dem ganzen Wege bis Garberg ist nur hie und da eine kümmerliche Menschenwohnung und einige Sennerhütten. Ziegen- und Rinderhirten, oder vielmehr Schäferinnen begegneten uns frühe mit ihren Heerden und unterbrachen durch ihren Schellenklang und Lebenslaut die Stille des Morgens. Man sieht in diesem Walde viel Svedjeland, meistens ruhend für die künftige Saatzeit; aus der Ferne sahen wir von mehreren Seiten her die Rauchwolken zum Himmel aufsteigen. Man will die Bemerkung gemacht haben, daſs der viele aufsteigende Rauch die Regenwolken vertheilt und also für diese hohe Gegend sehr nachtheilig ist. Waldbrand sah ich gestern und heute viel, zum Theil Strecken eine Meile im Umfange; die herrlichsten Bäume, die bei und 25 bis 40 Rthaler kosten würden, stehen halb verbrannt in Trauer da. Ich habe oben von der Ursache gesagt, die zuweilen solches Unheil veranlassen soll. Indessen was soll man sagen, wenn man auch die gesunden Bäume an vielen Stellen fallen nnd vermodern sieht, wenn jeder, der Stangen von 2 bis 3 Zoll Dicke bedarf, hingeht und sich hauet, so viele er will, wenn man zum Abziehen der Rinde sie im besten Alter mannslendendick zwei Ellen von der Erde bloſs abknickt, abzieht und verfaulen läſst? Eine unglaubliche Menge solcher frisch abgeschälten Bäume lag in ihrem weiſsen Tode da. Ganze Kärren und Rückenfrachten solcher Rinde begegneten uns. Man braucht sie für das Vieh, im Nothfall für Menschen — Das letzte Drittel Wegs bis Garberg ist immer dicht am Strom sehr gebirgigt. Von 1 bis 3 Uhr vor und nach Sonnenaufgang war es empfindlich kalt auf den vorigen glühenden Tag. In Garberg wollte ich mich ein paar Stunden auf das Ohr legen, aber es war auf der traurigen Stelle nur Eine Stube, wenn 6 Menschen schliefen und wer weiſs wie viel tausendmal 6 Fliegen und Mücken musicirten. Ich war froh, sogleich ein Pferd zu bekommen und meine letzte Anstrengung bis Elfdal zu machen.

Ich hatte einen steinigten Bergweg, das Thal engt sich an meiner Seite mehr ein und wird jenseits weiter, der Strom wendet sich bald hinter Garberg und richtet den bisher westlichen Lauf mehr nach Norden. Jenseits bildet er hie und da ein Thal, fast allenthalben mit Wohnungen, wenigem Korn und trefflich grünen Alpenwiesen oder Fall bedeckt. Hier empfand ich die letzte und schlimmste Pein von meinem Fuhrwerk, die Kärra hatte beinahe zollhohe Zacken in ihrem Beschlag, ein unbegreiflicher Unverstand, da er die Friktion und das Stoſsen vermehrt und Wege, Rippen und Pferd zugleich verdirbt. Wer eine solche Fahrt von 22 Stunden mit mir macht und sich dann noch tragen kann, der kann sich auf seinen Leib was einbilden und sprechen, ich bin ein gesunder Mann. Dazu war mein Skjutsbonde mit seiner trüben Miene mir eben nicht erfreulich. Ich muſste ihn im Schlaf gestört haben, er schimpfte auf die Anlage des Porphyrwerks als die Ursache, daſs so viele Fremde hieher reiseten und die Bauren mit Skjuts plagten. Ich lieſs es gut seyn und der süſse Gesang einer Naturmelodie, welche eine Ziegenhirtin anstimmte, brachte mich flugs in eine andere Welt. Schade, daſs den schwedischen Wäldern in der Gegend, wo kein Laubholz ist, fast ganz der Waldgesang fehlt. Um 6 Uhr des Morgens kam ich denn endlich bei dem Länsman und Gästgifvare in Elfdal an, einem bescheidenen und freundlichen Mann, und legte mich für zwei Stunden schlafen, um mich für die künftigen Strapazen etwas zu erhohlen.

Ich verjüngte mich hier, kleidete mich um, nahm ein gutes Frühstück und wanderte so eine Viertelmeile zu Fuſs in schmerzlicher Hitze durch schattenlose Tannenbergen, um das berühmte Porphyrwerk zu besehen. Ich hatte eine Addresse an den Direktor desselben, Herrn Hagström, und ward von ihm auf das artigste und freundlichste empfangen. Auch dies ist ein gebohrner Dalkarl aus Tuna, aber welch ein Mensch! still, bescheiden, von allen seinen Talenten und Kenntnissen nichts wissend, aber sicher einer der ersten mechanischen Köpfe Schwedens. — Man hatte freilich längst gewuſst, daſs in den Gebirgen über Elfdal Porphyr sei, aber erst 1788 trat eine Gesellschaft zur Anlegung einer Fabrik zusammen und Hagström ward zum Einrichter und Direktor gewählt. Das ganze Werk ist von ihm ausgeführt, wie es ist. Er kam mit guter Theorie, hatte auch wohl Einiges gesehen, das Meiste aber fand sein Kopf. Hier sind manche neue Maschinen, die er durch lange Proben als die besten und wohlfeilsten gefunden; ich wünschte es als Kenner auseinander setzen zu können. Die Menge der Schleif- und Polierstühle werden durch viele kleine Räder und Getriebe in

Bewegung geſetzt, die alle durch ein groſses Waſſerrad getrieben werden; mehrere Maſchinen ohne Räder gehen bloſs durch die Friktion; dazu kommen in einem beſonderen Hauſe manche Sägen. In einem Gebäude von zwei Stock hat er den gröſten Theil der Maſchinen koncentrirt. Er geſteht gern, daſs es für der Arbeiter Geſundheit beſſer ſeyn würde, wenn er ſie mehr hätte vertheilen und vereinzeln können, aber der lange Winter und die Nothwendigkeit, Feuer und warmes Waſſer zu unterhalten, machen das Beiſammenſeyn nothwendig. Das Werk wird mit jedem Jahr noch vervollkommnet und erweitert, und was kann dieſes Mannes Kopf und Thätigkeit nicht thun, wenn er lebt und günſtige Umſtände ihn unterſtützen? Man ſieht das Genialiſche, was durch ſeine eigne Natur wächſt und iſt, ſelbſt in den ſcheinbaren Kinderſpielen. Aus den Kanälen, die den Rädern Waſſer geben, hat er hie und da kleine Ableitungen gemacht und Maſchinen, der Gröſse nach wahre Kinderſpiele, in mancherlei Stellung und von mancherlei Bauart angebracht. So macht er ſpielend ſeine

Proben, berechnet die Wirkungen und Hindernisse und Vortheile, und was kleines Spiel war, steht endlich als groſses Werk da. Die Porphyrbrüche sind eine, bis anderthalb Meilen von hier in mehreren Bergen. Er würde manche Arbeit auf der Stelle verrichten lassen und wenigstens 200 Procent am Transport gewinnen, wenn dort in der Wüste Menschen wären. Der Transport geschieht im Winter. Vieles ist oft untauglich, wann es ankömmt, und selbst unter der Arbeit geht ein Drittel verloren durch Gebrechlichkeit, die man ihm nicht ansieht. Die Bearbeitung des harten Steins ist langsam und kostbar. Ein Stück von drei Ellen Länge, anderthalb Ellen Breite und 6 bis 8 Zoll Dicke kostet schon 50 bis 60 Rthaler zu sägen. Er sägt mit weichen, ungezackten Eisensägen und Sand, weil nur das weiche Eisen die Sandkörner in sich eindrückt und so den Stein zerschneidet. Von der schönen Arbeit hatte ich schon in Stockholm auf der Niederlage Manches gesehen. Piedestale, Vasen, allerlei Gefäſse, Schalen, Leuchter, Salzfäſser, Stockknöpfe und anderes wird hier in mancherlei Formen gearbeitet. Ich sah hier verschiedene Urnen, die 400 bis 500 Thaler kosten; sie sind sehr geschmackvoll gearbeitet und zum Theil sehr zierlich facettirt. Auch die Formen und Modelle sind meist von Hagström erfunden und angegeben. Eine Gattung Porphyr, zugleich die härteste und schon deswegen die kostbarste, ist besonders schön, lichtbraun mit schwarzen Streifen und weißen Flecken und einem Spiegel gleich spiegelnd. Eine andere schöne Steinprobe, woraus Einiges gearbeitet war, ist grünlich gesprenkelt, mit Eisenstein und großen weißen Flecken gemischt; auch aus einem weißlich grau gewellten Stein war Einiges gedrechselt, ein Mittel zwischen Marmor und Porphyr, der sich sehr gut ausnimmt. Der thätige Hagström spekulirt unermüdlich und reist und wandert, wenn ihm nur ein wenig Zeit gegeben wird, in den Bergen umher und sucht neue Arten. Er hofft noch viel zu finden, wodurch die Fabrik einen Glanz erhalten soll. Was ein Genie hofft erfüllt die Natur.

Diese Fabrik ist schon jetzt wohlthätig für diese arme Gegend. Schon ernährt sie 50 Familien oder 500 bis 600 Menschen; selbst Knaben können schon ihren Theil Arbeit und Verdienst dabei finden. Die jährliche Arbeit beträgt etwas über 6000 Rthaler an Werth; eigentlich ist aber auch das Werk erst seit wenigen Jahren recht im Gange. Man hatte zu lange mit bunten und andern ökonomischen Arbeiten zu thun und mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die alle ihre Zeit und Thätigkeit erforderten. Erst muſste ein See eingedeicht werden, damit es nie an Wasser fehle, Häuser muſsten gebaut, Werkstätten eingerichtet, eine groſse Schmiede zum Behuf der Fabrik muſste angelegt, Kanäle und Schleusen muſsten vielfach probirt und verändert werden; nicht viel anders ging es mit dem gröſseren und komplicirteren Maschinenwerk. Auch die Wohnung des Direktors und die ganze ökonomische Einrichtung zeugt zugleich von Verstand und Eleganz. Schon ist dem öden Steinlande ein nettes Gärtchen in zwei Terrassen und ein Feldchen von 5 Tonnen Aussaat abgenommen, welche der Gesellschaft gehören, die hier zuerst urbar machte. Unterhalb dem Porphyrwerk liegt ein groſses Moor von wenigstens 200 Tonnen Aussaat, daſs sehr leicht urbar gemacht werden könnte, weil es abhängig ist. Hagström hat auf dieses verdienstliche Werk gedacht, wodurch das Klima verbessert und die umliegenden Felder vor Nachtfrösten gesichert werden würden, denn solche Sümpfe mit ihren gegen Sonnenaufgang aufsteigenden Nebeldämpfen verursachen die schädlichen Sommernachtfröste und werden deswegen auch ganz richtig Frostnester vom Volke genannt. Aber zum Unglück ist dieses Moor eingehägt und Gemeinweide. Nun darf und wird es keiner angreifen: was nemlich hinter einer Art von Zaun liegt kann durch Urbarmachung nie Besitz eines Einzelnen werden. Wie lange Zeit wird hingehen, ehe die vielen Inhaber sich zu gemeinschaftlicher Arbeit des Durchgrubens und Pflügens vereinigen und dann unter sich theilen?

Hier bei Elfdal beginnt schon das ärmere und ödere Land des östlichen Dalarne. Das nächste und letzte Kirchspiel Särna stöſst mit seinen weiten Berg- und Sümpfwüsten schon an die norwegischen Grenzgebirge oder Fjäll und hat selbst schon hohe Fjällähnliche Berge in sich. Im Ganzen sind die Menschen hier arm und durch Noth gedrückt, was nicht eben Schuld des Landes, sondern mehr Schuld verkehrter Einrichtungen ist. Vielen fehlt daher auch das Rasche der übrigen Dalkarls und man sieht mitunter sogar welke Gestalten. Eine der Hauptursachen, warum Elfdals Kirchspiel eines der ärmsten in Dalarne ist, liegt vorzüglich in der zu groſsen Zerstückelung der Grundstücke. Ich habe oben schon gesagt, daſs längs den beiden Dalelfven, der östlichen und westlichen, und in Svärdsjö- und Tuna die Hemmansklyfning bis auf Sechszehntheile zugelassen ist: aber dabei ist man nicht stehen geblieben. Manches Hemman ist in 64 und mehr Theile zerstückelt. Dies hat hier gröſsere Unbequemlichkeiten, als an andern Stellen. Die Ackerstücke liegen hie und da nicht so gerundet beisammen, als in den Kirchspielen, die besseren Boden oder mehr Kultur haben. Werden nun die einzelnen Stücken wieder zerstückelt, wie viele schöne Zeit geht mit dem Hin- und Herziehen verloren! wie kömmt oft nicht einmal die Arbeit wieder heraus! Ja wenn die Theilenden sich abbauten und jeder ein Hauptstück für sich nähme, so könnte es für die Kultur und Bevölkerung der Provinz vortheilhaft seyn. Aber das thun sie nicht, sondern zwei bis drei Familien wohnen in Einem Hause und nutzen dieselben Wirthschaftsgebäude gemeinschaftlich und ziehen dann der Reihe nach auf den kleinen geerbten und zertheilten Grundstücken umher, die oft wohl zwei Meilen von Wirthschaftshofe entfernt liegen. Kleine Wirthschaften auf diese Art müssen also Faullenzer und Bettler machen. Dazu kömmt noch, daſs in einem Lande, das die hohen Berge von Herjedalen und die norwegischen Fjäll so nah und so viele ungelichtete und unabgedeichte Sümpfe und Moräste hat, die Nachtfröste in der Mitte des Sommers oft auch die Hoffnung des Jahrs zerstören. Diese Nachtfröste treten hier besonders ein, wenn einige Tage Nordwind geweht hat und dann eine stille Nacht folgt. Solche verderbliche Nächte heiſsen in Schweden jernnätter oder Eisennächte.

Oben schon habe ich der Viehbuden (fäbodar) und ihrer Hirten gedacht. Dies ist eine ganz eigne Einrichtung, die hier in Dalarne anfängt und sich über ganz Norrland findet. Sie hat wirklich etwas Ähnlichkeit mit den Sennen der Schweitzer. Diese wenig bekannten Gegenden haben nemlich ungeheure Bezirke an Wald, Thal und Gebirg, welche von Keiner Seele bewohnt sind. Jedes Dorf oder jedes Kirchspiel hat seinen Antheil an denselben und man nennt solche Strecken mit verschiedenen Namen Almänninger, gewöhnlich aber Utmarker und Ödemarker. Sobald der Sommer da ist, 8 bis 14 Tage vor Johannis, oft früher, wenn der Frühling sich früh einfindet, treiben sie ihre Sennen auf jene fette Trifften. Den Senn macht gewöhnlich eine Magd, welche in dem abgelegenen Revier das Vieh und die Milch- und Käsewirthschaft besorgt und was sie auf 14 Tage bis 3 Wochen bedarf an Speise, Brod und Fleisch, mit erhält. Unter dem Namen Jeldhus oder Fäbodar sind einige Häuser und Häuschen im Walde aufgeführt, wohin das Vieh getrieben wird und wo die Milcherei ist. Von ihnen nehmen nach der Meinung des

Volks nach dem Abzuge der Sennen die Waldgeister Besitz. Diese Viehbuden haben theils Schornsteine und ordentliche kleine Zimmer, theils sind sie schlechter und leichter gemacht; bei den letztern ist in der Mitte nur eine Art von Herd, worauf die Kessel zum Käsemachen gesetzt werden, und statt des Schornsteins hat die Mitte des Daches eine Öffnung die mit einem Brette zugeschlagen werden kann, zur Seite sind dann Bettstellen für die eine Magd oder für die mehreren, welche das Vieh besorgen, und ein kleines Gemach zur Aufbewahrung der Milch, Butter und Käse. Jede 8, 14 Tage, auch wohl öfter, kömmt denn der Herr des Viehes und hohlt den Vorrath an Butter und Käse ab, bringt auch neue Eſswaaren für das Gesinde. So sind die Sennen drauſsen fern von der Wirthschaft der Bauren, bis Wintersanfang und Futtermangel sie zwingen den langen Aufenthalt der gewöhnlichen Ställe zu suchen. Daſs Butter und Käse aus diesen Wäldern und Bergen trefflich und würzig sind und daſs man mit mehr Kunst hier wohl den trefflichsten Käse machen könnte, der den Schweitzer- und Lodikäsen nichts nachgeben, glaubt jeder, den nur einmal die Milch dieser Fäbodar probirt hat. Übrigens werden nicht bloſs Rinderheerden ausgetrieben, sondern auch die Ziegen und Schaafe gehen in groſsen Haufen mit. Einer Art Ziegenkäse, in Schweden unter dem Namen Mesost bekannt, eigentlich der letzte Ausdruck aus den Molken; habe ich besonders Geschmack abgewonnen. Ich aſs ihn an vielen Stellen, nie aber mit gröſserem Appetit, als bei der Ankunft bei meinem braven Länsmen in Elfdal nach den Strapazen meiner langen Fahrt.

In der Viehzucht besteht der vorzüglichste Reichthum dieser Gegenden und manche Provinzen, die viel nördlicher liegen, als Dalarne, manche Kirchspiele, welche den ungeheuren Gränzfjäll viel näher sind, als Elfdal, befinden sich wohl, weil sie die Hemman nicht so unklug zerstückelten. Dies soll z. B., wie Hagström mir erzählte, in Herjedalen seyn. So wird das Vieh im Sommer geweidet, aber der Winter ist hier beinahe 8 Monate lang. Man muſs für diese lange Zeit Futter haben. Der

unbe-

unbebauten Strecken, der grasreichen Berghöhen sind viele, aber sie liegen weit zerstreut und auch von den Wohnungen meistens fern. Auf allen diesen soll das Heu gemähet, bereitet und verwahrt werden. Auch das ist eine lange, schwere und kostbare Arbeit. 3, 4, ja 6 bis 7 Meilen ziehen die Leute von ihren Wohnungen aus, um ihre Heuärndte zu halten. Häufig geschieht dies mit Pferden und Packsätteln in ungebahnten Gegenden, sonst mit Wagen, worauf sie allerlei Lebensmittel, Milchgefäſse, Sensen etc. geladen haben. Nicht selten nehmen sie auch einige Kühe und Ziegen mit, um doch immer frische Milch haben zu könne. Oft zieht die ganze Familie so aus von ihrer Wohnung und selbst die kleinen Kinder müssen auf dem Rücken der Mütter in Säcken von Leder oder Birkenrinde mit. Das Heu wird gehässjat oder auf Hässjor aufgehängt. Dies sind Gerüste mancherlei Form, oft nur einzelne groſse in die Erde gerammte Stangen, über welche in Zwischenräumen von 2 bis 3 Fuſs mehrere Latten genagelt sind; oder es sind schräg gegen einander gestellte Sparren, leiterartig von innen und aussen mit Latten und kleinen Stangen beschlagen. Auf diese Stangen hängt man das Heu, wodurch die Luft einen freien Zug hat und welches sich auf auf diese Weise bis in den tiefen Winter frisch und gesund erhält. Erst im Winter, wenn Eis und Schnee alle Moräste und Seen fahrbar und alle Hügel eben machen, fahren die mühevollen Ärndter ihre Beute heim. An einzelnen Stellen macht man auch wohl eine Art Schuppen darüber, in der Regel indessen hält man das nicht nöthig. Diese Heuplätze so wie die Fäbodar sind oft an 3 bis 4 verschiedenen Stellen, so daſs die Sennen und Mäher lappisch weiter rücken müssen, wenn die eine Stelle abgeweidet oder abgemäht ist.

Von den Baumrindenessern hat man bei uns eine sehr wunderliche Vorstellung, so wie von dem ganzen Leben in Schwedens nördlichen Provinzen. Habe ich sogar oft Leute erzählen hören, die in Schweden gewesen, aber auch nur gewesen waren, daſs man dort fast allgemein Birkenrinde esse. Die armen Schelme waren durch das Wort Bark verführt, welches im niedersächsischen Dialekt beides Rinde und Birke, in Schweden bloſs Rinde heiſst. Man denkt sich überall das ganze Verhältniſs so, als wenn ein ähnlicher Zustand in Teutschland oder in einem andern dichter bebauten Lande einträte; dort ist das Brod das Letzte, worauf der Hungrige reducirt werden kann, weil es das Gemeinste ist. Diese Leute hier können Butter, Käse, Milch, ja sogar Fleisch haben, aber das Brod kann ihnen ausgehen, daher schonen sie es als das Seltenste und Köstlichste und brauchen wohl allerlei Ingredienzien, es zu ersetzen oder seinen Verbrauch wenigstens etwas einzuschränken. In den nördlichen und kälteren Gegenden z. B. ist die gröste Aussaat im Sommerkorn, deswegen isset man gewöhnlich Gersten- und Haferbrod, welches weder schlecht schmeckt noch der Gesundheit schadet. Auch hat man in den Kartoffeln, die in den letzten 40 Jahren immer fleiſsiger gepflanzt sind, ein bedeutendes Surrogat für das Brod erhalten. Roggenbrod wird nur bei ungewöhnlichen und festlichen Gelegenheiten gegessen und erscheint überall nur auf den Tischen der Reicheren. Näher dem Fjäll, kurz in den Gegenden, die den Nachtfrösten und dem Miswachs am meisten ausgesetzt sind, greift man wohl zuweilen zur Rinde, solches Rindenbrod wird aber nie allein, sondern mit Beimischung von anderm Getreidemehl gebacken. Ich habe Proben davon gesehen und geschmeckt, es ist spröd und etwas bitter und meine ungewohnte Zunge fand allerdings keinen Geschmack daran, aber nahrhaft soll es sehr seyn. Nicht die Birke ist der Baum, von dem man die Rinde nimmt, sondern die Kiefer oder Före. (schw. Furu, Tall) Man haut die glattesten, schlanksten und frischesten Kiefern von 4 bis 8 Zoll im Durchmesser und schält sie ab. Die untere weiſse und narbige Rinde, welche frisch auf der Zunge gar nicht übel schmeckt, wird von der rauhen Oberrinde getrennt, an der Sonne getrocknet, auf der Tenne gedroschen oder geklopft, endlich wie anderes Korn geworfelt, damit alles Faserige und Spreuartige fortgehe; dann wird sie weiter in Öfen getrocknet und zu Mehl gemahlen. Auf dieses Mehl wird mehrere Male Wasser gegossen und abgezapft, um das Herbe und Harzige etwas wegzunehmen.

In Nothjahren braucht man in einigen nördlichen Provinzen auch wohl einige Moosarten, als das weiſse Moos und das Renmoos, gemahlen und unter Kornmehl gemischt, mit zum Brode. Selbst alte Knochen sollen zuweilen gemahlen und zu solchem Behuf gebraucht seyn. So hätte man hier also die nährenden und markigen Theile der Knochen, worüber die Rumfordianer und andre, welche die Hungerwunden der Humanität heilen wollen, so viel schreiben und sprechen, frühe benutzt.

Übrigens muſs ich den fremden Reisenden zu Gemüth führen, daſs sie sehr irren, wenn sie glauben, daſs alle, auf diese Weise abgeschälte, Kieferrinde zur Menschenspeise benutzt wird. Sie ist an vielen Orten ein gewöhnliches Viehfutter und wird dann freilich nicht völlig so sorgfältig bereitet. Man füttert Kühe und Schweine damit; die letztern werden oft Monate lang fast allein damit unterhalten. Eine Art Schweinfutter, das für Schweine allerdings nicht zu unzierlich ist, muſs ich hier nennen. Ich habe es an mehreren Stellen des Landes in kleinen und groſsen Wirthschaften gefunden und die Leute behaupten, daſs die Thiere sich ganz wohl dabei befinden. Man nimmt den frischen Pferdedung und streut etwas Kleien oder Schrot darauf, mischt dies mit warmen Wasser zusammen und giebt es ihnen so. Selbst für Kühe wird der frische Roſsdreck zu einem ähnlichen Brei an manchen Stellen Norrlands bereitet. Schon der alte Meistersänger Hans Sachs hatte von diesem Ingrediens eine hohe Meinung, denn er empfiehlt es häufig bei Ohnmachten als etwas Stärkendes und Erquickendes.

Also von Viehzucht und deren Produkten lebt das Volk meistens, aber so arm ist das Land auch sonst nicht, als es bei'm ersten Blicke scheinen mögte. Welche Menge von Seen, Bächen und Strömen! Alle enthalten die wohlschmeckendsten Fische. Die Menge der Vögel, die man jährlich in den Wäldern schieſst, ist groſs; auch viele wilde Gänse und Enten mancherlei Art, die in den groſsen Sümpfen und Seen leben, müssen etwas abgeben; ein Bär, ein Elenn, sehr selten auch ein wildes Ren müssen mit Fleisch und Pelz nützen; der räuberische Wolf wenigstens mit dem letzten. Vormals ward über Idre hinaus in den hohen Fjäll fleiſsig Falkenjagd getrieben. Dieser Fang aber gehörte den Ausländern und die Falkenjäger sollen nun lange nicht mehr hier gewesen seyn. Es waren Tyroler und Wallonen, welche noch vor 30 bis 40 Jahren diese lange Reise antraten und den königlichen Vögeln auf den hohen Schneebergen auflauerten.

Sonst wird hier von den Einwohnern manches Holzgeräth und allerlei Gefäſse gearbeitet. Aus Sumpfeisen (myrjern) schmiedet ihre Indüstrie eine Menge Sensen, Axte, Nägel, Spaten etc. und führt sie nach Norwegen aus, mit welchem man besonders im Winter die leichteste Kommunikation hat.

Zum Schluſs will ich noch sagen, daſs das Porphyrwerk in einer öden Gegend und Elfdal sehr romantisch liegt. Diesseits und jenseits sind die Ufer des Stroms dicht bebaut, doch ist der Boden nicht eben vorzüglich, hat auch mehr grüne Wiesen, als Kornfelder.

Um zwei Uhr empfahl ich mich dem biedern Hagström und um drei den freundlichen Länsman, der nicht wuſste, wie er mich genug verpflegen sollte. Ohne alle Abentheuer war ich in Nore i Mora um 9 Uhr Abends, wo ich mein Nachtquartier nahm. Der heutige Weg war wegen der Hitze und Steine schrecklich, das Quartier nicht viel besser. Man hat in diesen nördlichen Gegenden an einigen Stellen wirklich zuweilen Noth bei dem besten Willen der braven und hülfreichen Bewohner. Gesalzenes Fleisch, Lachs und dergl. hatte ich selbst für den ersten Anbiſs mit mir, etwas anders kann man doch in der Hitze nicht verwahren. Solche gesalzene Speise, Hering, Speck, alten Käse findet man in Schweden fast allenthalben. Aber ist das zur Erquickung? Auf frische Milch und frische würzige Butter hatte ich immer allenthalben gerechnet, aber das betrog mich oft. Milch und Butter genug, aber oft nichts zu Hause, sondern fern im Walde in den Fäbodar. Frische Eier — daran ist an wenigen Stellen zu denken; das Bier ist in den getraideärmeren Gegenden nicht immer gut, fehlt oft ganz. Die Wirthe mit aller wehrhaften Manschaft sind oft aus und man findet etwa eine alte Groſsmutter oder einen Greis, oft ein Nest voll Kinder bei ihnen, die nicht mehr sehen und hören können, oder es kaum gelernt haben. Endlich trieb ich hier doch etwas Milch auf und aſs gebratenes Speck und fetten Käse dazu. Ich wunderte mich hier, als ich in des Wirths Stube trat, über die gräuliche Hitze. Die Leute hatten wirklich eingeheizt — noch mehr aber stieg meine Verwunderung, als sie mich ernsthaft fragten, ob ich geheitzt haben wolle? Es helfe sehr gegen die Mücken. Ich hatte diese hier furchtbaren Feinde freilich schon respektiren gelernt; aber in heiſser Hölle zu liegen war mir noch bedenklicher. — Ich bekam ein nettes kleines Zimmerchen und hatte die herrlichste Aussicht über den Siljan und seine Ströme; aber es war wohl Monate verschlossen gewesen, so dumpf schmeckte die Luft. Ich öffnete alle Fenster und lieſs so den Feind mit ein, den ich eben wieder an und auf dem Strom kennen gelernt hatte. Er und die Bremsen neckten abendlich unser Pferd so sehr, daſs es um ein Haar stromein mit mir gegangen wäre. Kaum konnte ich meine spärlichen Bissen in Ruhe essen; ich wickelte mich dicht in die Laken wie gegen Wanzen, lieſs es um mich sausen und wimmern, fand mich aber doch den nächsten Morgen an mehr als Einer Stelle verwundet.

Den 15ten Jun. um 7 Uhr wanderte ich zurück nach Mora, ein in der schwedischen Geschichte geheiligter und auch mir heiliger Platz. Einmal war ich um Mitternacht darin gewesen und hatte den armen Fährmann von seinem Mädchen verstört und das zweite Mal war ich vorbei gefahren. Der Spaziergang dahin und die ganze Gegend sind von den lustigsten, die man haben kann. Linker Hand im Felde des Probstes liegt ein netter Hügel, von welchem man die Seen und den ganzen Reitz der Gegend am besten übersieht. Der Probst in Mora war nicht zu Hause, ich ging zum Komminister, einem freundlichen und fröhlichen Greis, der mir viel erzählte und alles zeigte. — Morakirchspiel hat über 6000 Seelen, die Kirche ist groſs und stattlich und hat einen schönen Kupfergedeckten und weit schauenden Thurm. Die Kirche hat ein Altargemählde Christus am Kreuz, was freilich sehr mittelmäſsig ist, aber eine sehr gut kopirte oder aus eigner Idee aufgefaſste kniende Magdalene hat. Aber die ersten Heiligen Schwedens waren hier an den Wänden des Tempels desto stattlicher zu sehen, Gustav der Erste zur rechten, Karl der Zwölfte zur linken des Altars. Diese Beiden, und grade sie ausschlieſsend, findet man in vielen Bauerhäusern und Gästgifvaregårdar gemahlt, doch am meisten Karln. Er war ein rechter Schwede, ein guter Degen, ein treues Herz, und ist immer noch der Abgott des Volks, bei welchem alle Herzen und Lippen sich rühren, wie man nur seinen Namen ausspricht. Mit vielem Enthusiasmus zeigte der gute Alte mir eine Fahne der Moraeingepfarrten und die heiligen Gefäſse und Kelche, welche Gustav der Dritte gelobte und sein Sohn Gustav Adolf 1794 bei seiner Anwesenheit schenkte.

Als ein Heiligthum zeigte der Greis mir darauf die Stelle, wo Gustav der Erste zum Volke redete. Es ist ein kleiner, halb eingefallener Erdhügel am Landwege nahe am Probstgehöfte, ohne alle Zier. Nicht weit davon ist die Stelle, wo der beredte Gustav der Dritte den 14ten Sept. 1788 stand und seinem Volke den alten Enthusiasmus einzuhauchen suchte. Sie ist jetzt mit Staketen eingefaſst und mit Bäumen umpflanzt. So verschieden ist der Zeiten Zier. Der König stand auf einem aufgerichteten Gerüste von Holz, das auf einem kleinen Erdhügel ruhete, der noch jetzt beinahe in der Form eines Alters erscheint. Als darauf den 15ten Oktober der Baron Moritz Armfeldt 3000 Dalkarls als ihr Oberster in Empfang nahm, um mit ihnen gegen die eingefallenen Dänen zu marschiren, sprach ein Dalkarl zu ihm: „Du selbst siehst aus, als wenn Du tapfre Leute anführen darfst, aber sind die Hirten, die Du uns giebst, auch solche, die uns zuerst den Weg weisen?“ Dieses Du ist dem Volke gewöhnlich und Kinder und Alte dutzen in den unverdorbenen Gegenden Dalarnes Jedermann, er sei König oder Bettler.

Auch Utmelands Keller besuchte der König Gustav damals und ich that es ihm heute nach. Dieses Utmeland ist ein kleines Dörfchen jenseit der Elf und Mora am Siljan. Dort saſs Gustav der Erste in seiner Noth mehrere Tage versteckt, ehe er das Letzte wagte. Die

Stelle heiſst noch jetzt Tomtgården von ihrem damaligen Besitzer Tomt Matts. Der Keller steht jetzt allein und wird noch unterhalten; damals soll eine Stube über ihm gewesen seyn mit einer verborgenen Fallthüre. Jetzt ist er in einem Waschhause mit einer simpeln Luke. Die Wirthin, eine Wittwe, war nicht daheim; Kinder und eine alte Groſsmutter, schöne Repräsentanten der alten und jungen Zeit gingen mit mir hin, standen mit gefalteten Händen und liessen sich von mir die Geschichten erzählen.

Mora ist eine sehr bedeutende Marktstelle in Dalarne und hat eine Menge Buden. Zweimal im Jahr, im Sommer und Herbst, wird hier groſser und viel besuchter Jahrmarkt gehalten. — Morakirchspiel schickt jährlich an 1000, ja zuweilen an 1500 Menschen auf Arbeit aus in die verschiedenen Provinzen des Reichs. Auch in vielen andern Kirchspielen Dalarnes ist dies der Brauch. Der Dalkarl ist stark, er ist wie alle Schweden geschickt und anstellig zu allen kleinen und groſsen mechanischen Arbeiten und macht Manches sehr nett. Ich habe oben bei Elfdal schon erzählt, wie die Leute mancherlei kleine Schmiedearbeit und eine Menge hölzernes Haus- und Wirthschaftsgeräth machen; dies thun sie auch hier und an vielen andern Stellen. Die Auswandernden arbeiten entweder auf Verdung oder im Tagelohn als Zimmerleute, Maurer, Gräber, Waldausroder und in manchen andern Geschäften. Wenige Wintermonate ist ein Theil von ihnen heim und bringt dem Weibe und den Kindern etwas Erspartes mit, denn der Dalkarl ist mäſsig wie der Savoyarde, der Tyroler und Auvergnois ausser seiner Heimath; oft sind auch Weib und Kinder mit ihm aus. Fehlen kann es indessen nicht, daſs dies Auswandern, besonders nach der Hauptstadt und den umliegenden Gegenden nicht hie und da schlechte Wirkungen habe und allmählig die alten frommen Gebirgsitten untergrabe. Unser Alter rühmte freilich des Volkes Frömmigkeit — selbst die 2 bis 3 Meilen Entfernten fehlen selten in der Kirche — doch sei in den letzten 30 Jahren in mancher Hinsicht auch hier eine Veränderung vorgegangen und bei Vielen sei es sichtbar, daſs sie von ihren Wanderungen schlechter wieder heim kommen, als sie ausgingen.

Auch in diesem Socken und in Orsa und mehreren andern giebt es in den entlegenern und öderen Gegenden mehrere Familien ungemischter Finnen, die mit denen in Wärmeland wohl gleichen Ursprung und gleiches Schicksal gehabt haben. Vormals sollen ihrer weit mehr gewesen seyn, sie sind aber wohl durch Heirathen, zum Theil auch durch das Aufgeben und Vergessen ihrer Muttersprache mit den Schweden allmählig in Eins zusammengeflossen. Einzelne Familien von ihnen findet man hie und da zerstreut, auch durch das ganze nördliche Schweden bis an ihr rechtes Geburtsland hin. Sie stehen über das ganze Reich in einem großen Ruf als Propheten und Wahrsager, deswegen ist in vielen Redensarten ein Finne und Prophet auch synonym. Ein starkes tüchtiges, tapfres Volk und abgehärtet wie der Teufel in der Hölle.

Gegen Mittag war ich fertig, badete mich in einem Arm des Stroms und ging fröhlich heim über die schwimmende Brücke nach Noret i Mora. Ich aß ein wenig und ließ vorspannen. Es ging anfangs den alten bekannten

Weg bis Wickarby, dann wandte ich mich südlich um den Siljan herum des Weges nach Leksand. Von Wickarby bis Leksand sind 3 Hill und 2¾ Meilen, nämlich von Wickarby bis Lerdal, ¾ M. von L. bis Sjugare, 1 M. von S. bis Leksand, 1 Meile.

In diesem ganzen Theile von Dalarne, den ich heute und gestern sah, steht Hopfen vor den Thüren und um die Häuser, viel sieht man auch eine Art Ehrenpforten, mit Maienlaub und Blumen umkränzt, neben den Maistangen für den Johannistag. Wie mich dergleichen freuen kann an dem kleinen Volke! Wie groß war die Freundlichkeit der Alten und der Weiber, als sie mich wieder zurückkommen sahen! auch die Kinder mit ihrem unschuldigen Du sprangen dreist an mich heran. Ich ward sehr gut von den Leuten verstanden, aber wohl verstand ich nicht alle Worte, weil sie viele Provinzialismen haben. Man findet indessen unter den rechten Männern in Dalarne auch viele, die in Kürze und Schärfe der Worte ächt lakonisch sind.

Die ¾ Meilen von Wickarby bis Lerdal

ging

fing die abendliche Zeit an, der Himmel war bedeckt hie und da im Durchschein der Sonne, in der Ferne rothe wirbelnde Rauchwolken vom Swedjen. Es ist ein liebliches Gefild, der Weg voll Hügel; von dem schönsten der Hügel vor Rättwikskirche ist die wunderschöne Aussicht über den Siljan. Mit seinen vielen Weiden liegt der groſse See weit ausgebreitet im ruhigen Spiegelglanz, alle Wolken und alle Berge und aller Holmen Wiederschein in dunklerer Ferne in sich aufnehmend; unter den Füſsen hat man das lustige Rättwik, dessen Kirche mit ihren hohen Ahornen mit in die Wellen verschwimmt; freundlich hebt sich das grüne und reich bebaute Amphitheater das über Rättwik und Lerdal aufsteigt. Ich hielt einige Minuten und schaute die Herrlichkeit der Welt, dann [illegible] ich rasch den Berg hinunter. — Rättwik liegt unten am See im Schutz vor den schärfsten Winden und hat viele Obstbäume und fette Mergelfelder. Von da fuhr ich wieder bergan und jeder Schritt gab neue Beleuchtungen und Gemählde der schönen Gegend.

Lerdal hängt wieder an einem Hügel, so

baut der Dalkarl gern. Dieser ganze Weg gehört zu den schönsten auf meiner Reise, auch mein Skjutsbonde machte mir Freude durch seine biedere Fröhlichkeit und seinen Lakonism. „Dalarne ist ein armes Land, freilich, aber ein tapferes Volk; der Arme hat immer Muth, der Reiche darf feig seyn" — welch eine ungeheure und doch ewige Wahrheit! Als ich ihn antrieb stärker zu fahren, blieb er mir das Wort nicht schuldig: „Ein Dalkarlspferd und ein Dalkarl sind beide störrisch." „So müssen sie gezüchtigt werden" sprach ich, „das geht nicht leicht, sie sind keine Sklaven." Doch hieb ich darauf und er lachte. — Ihre etwas langsame, aber sehr accentuirende Sprache fasset derb an, wie ihre Finger. — Auch Lerdal hat fruchtbare Fluren, man sieht viele Kartoffeln und Erbsen, auch Roggen, welcher letzte hier allezeit das Zeichen eines guten Bodens ist. Unter dem Wege zum See hinab laufen herrliche Wiesen, das Land ist bis oben in die Bergspitzen bebaut, das Thal erweitert sich zu beiden Seiten, am Wege hat man fast bloſs Laubholz, und Dörfer sind bis an den See an einander gesäet. Die Menschen hier sind lustig und viele wohl gestaltet. Auch ist dies hier Dalarnes gröste und erhabenste Natur.

Sjugare liegt am Berghang an einem freundlichen See, es schlieſst das Thal, daſs an dieser Seite von Lerdal herläuft, und auch der Siljan verschwindet, die Berge links weichen weiter zurück und rechts wird das Thal zum Berg als eine Scheidewand zwischen dem Auge und dem groſsen See. Wir fuhren über einen hohen Berg und rollten dann über ebenes Land und durch fruchtbare Fluren, einige Gruppen Laubbäume, blühende Obstbäume, Lecksand, den heiligen Strom und entferntere Berge vor uns habend. Um halb 9 Uhr fuhr ich in den Gästgifvaregård ein, und ein freundlicher dicker Wirth und seine noch dickere und freundlichere Mama empfingen mich, trugen wohl auf und begleiteten mich nachher zum Strom, der nicht weit von hier in den Siljan fällt. Lecksand ist ein schönes groſses Dorf, auch ein berühmter Marktplatz. Der Probst dieser grösten Pfarre in Dalarne wohnt hoch über dem Strom, doch noch schöner sein Komminister in einem kleinen bescheidenen Häuschen, deren der erste drei groſse rechnet. Doch die schönste Seite ist jenseits eine Birkenhöhe an einer Windung des Stroms.

Den 16ten Jun. Reise von Lecksand nach Fahlun, 6¼ Meilen. Stationen: Von Lecksand nach Tunstad i Åhl, ¾ M. — T. bis Djurmo, M. — D. bis Båtsta, 1¼ M. — B. bis Dahlsjö, 1¾ M. — Dahlsjö bis Fahlun, 1½ Meilen.

Ich hatte hier gut logirt, gut gegessen und wenig bezahlt. Man fährt durch eine weit ausgebreitete Ebne über die Brücke des Stroms und findet ein fruchtbares und wohl bebautes Land. Gleich jenseits wohnte ein Länsman und eines Häradskrifvare Wittwe so nett im üppigen Grün ihrer Koppeln und im Kranz ihrer blühenden Bäume, daſs mir eine Sehnsucht kam mich dort anzusiedeln. Der ganze Weg bis Åhl ist dicht bebaut und weit ausgebreitete Bergfläche, rings umher sind hohe Berge und des Stromes Wasser hie und da durchschimmernd. Der leichte Boden hat doch schöne Wiesenplätze, treffliche Roggen, Erbsen, hie und da sogar ein Kleefeld.

Die 2 Meilen von Åhl bis Djurmo hat man anfangs noch Ebne und Bergfläche, doch schlechteren Boden und schlechteres Korn. Dann kömmt eine Strecke Wald und ein sandiger und holprigter, sehr ausgefahrner Weg. Hinter dem Walde näher Gagnef wird der Boden fruchtbarer und die Gegend reitzend, doch engt das Bergthal sich mehr ein und die Kornfelder werden häufiger grasreiche Alpen. Das viele Laubholz giebt in einem Lande, wo das Nadelholz herrscht, einen vorzüglichen Reitz. Durch Djurmo geht auch ein Weg nach Westerdalarne, dessen Elf nicht weit davon mit der östlichen Elf zusammenflieſst. Diese zwei Meilen trabte unser Pferd, eine norwegische Stute mittleren Schlags, ohne ein Haar zu legen, und doch war die Hitze groſs. Es ist unglaublich, was die Pferde in den nördlichen Provinzen im Traben leisten. Freilich ist die norwegische Raçe sehr brav, aber ich glaube, das fette und saftreiche Heu und Gras dieser Gegenden, das weit kräftiger ist, als der gewöhnliche Hafer, thut das Meiste. Man braucht hier durchaus nur Pferde und nur um Säther und Hedemora bekömmt man hie und da als eine Seltenheit einen Ochsen vor dem Pfluge zu sehen. Das Volk dieser Gegend ist äusserst brav und tüchtig von Ansehen. Hier hinein längs der westlichen Elf sollen auch die besten und unverdorbensten Dalkarls wohnen, von jenem Schlage, von welchen man vormals sprach: der Teufel mag streiten gegen die, welche Holz essen. „Fanen må strida mot dem, som äta trä.“ Unter diesen hier ist das Wort Unmann (Oman) für einen elenden und schlechten Kerl gewöhnlich; dies einzige Wort karakterisirt das Volk. Diese an der westlichen Elf sind auch besonders durch ihre Industrie berühmt, sie bedürfen sie auch am meisten, weil ihr Thal nicht so fruchtbar ist, als das östliche. Als Schmiede und Bötticher sind sie den andern gleich; ausserdem haben sie viele Steinbrüche und bereiten Mühlsteine und Schleifsteine; die in Malungskirchspiel sind auch Pelzer und Weißgerber, welche fast alles Pelzwerk und Leder für die ganze Provinz und selbst für den Verkauf an Fremde zurichten. Den Einkauf halten sie zum Theil draußen, wenn sie von ihrer Arbeit in der Fremde wieder heim gehen. Die Weiber sind fleiſsig mit Sticken, Weben und Spinnen. Die Jungfrauen bedürfen es wohl, sich frühe darin zu üben, denn die Landessitte will, daſs sie an ihrem Ehrentage jedem der Hochzeitgäste irgend eine freundliche Gabe ihrer Hand darbieten, als Strümpfe, Handschuhe, gewirkte Binder und Anderes, wofür jene dann nicht schlecht antworten dürfen.

Schon vor Djurmo fuhr ich auf Bergfläche und sah den Strom in höheren Ufern flieſsen; aber jetzt werden sie immer schroffer und man sieht, daſs das ungewöhnliche Wasser dieses Jahres ganze Wände abgespült hat. Übrigens wird das Thal zu beiden Seiten enger, aber ist doch noch lustiger bebaut, als das vorige, weil der Boden vorzüglich ist. Es ist zu beiden Seiten eine wahre Alpengegend, die sich mählig zum Strom hinzieht und fast bloſs mit Laubholz, als Birken, Erlen, Ahornen, Vogelbeerbäumen, Hägg bedeckt ist; dies und die üppigen Wiesenstreifen und die blumigen Hügel, die nur sparsam mit Korn durchstreift sind, bilden eine unbeschreiblich schöne Natur. So fuhren wir dicht am Strom hin, der hier nach der Vereinigung breiter und muthiger strömt, und bald lud ich meine Sachen und mich selbst in ein Boot und liefs mich hinüber rudern.

Ich freute mich Båtstas freundlicher Lage, bestieg einige Anhöhen, um überzuschauen und bestellte dann ein Pferd. Ein hübsches Mädchen, baarfufs. aber doch nett gekleidet, brachte mir einige Gläser Milch für den Durst, ich schrieb ins Tagebuch und wollte einsteigen, da trat ein frischer Greis zu mir und sagte, wenn ich nicht Eile habe, so verdiene die Gegend näher gesehen zu werden, Könige und grofse Herren hätten sich oft daran ergötzt und Fremde voll Entzücken über ihre Schönheit seien zuweilen hier liegen geblieben. Das hiefs meinen Ehrgeitz fassen, auch gefiel mir der Mann mit seinen freudigen 60 Jahren, seiner freien Miene und raschen Natur, ich nahm den Vorschlag an und liefs mich nun von dem alten Hedenblad rum führen, denn dies war sein Name. Im Gehen erfuhr ich denn seinen ganzen politischen Glauben. Er war ein Freund des Alten und der alten Zeit, hatte in seiner Jugend etwas mit studirt und sprach oft in ciceronischen Citaten, worauf ich nicht immer zu antworten wuſste. Über die Sitten der Väter, über Patriotismus, über Prinzenerziehung sprach er trotz einem Phönix und Mentor. Ein enthusiastischer Freund Gustavs und seines Sohnes, des jetzt regierenden Königs, erzählte er mir freudig alles, was er bei ihrer Anwesenheit hier gesehen und erlebt hatte und wie Gustav der Dritte viel mit gesprochen. Auch war er dafür nebst einem Sohne, der bald Officier ward und jetzt in dänischen Diensten in Ostindien ist, dem Armfeltschen Freikorps als Freiwilliger nach Götheborg gefolgt und hatte als ein Kenner der alten Geschichten den Geist des Volks geweckt und inspirirt. Aber nicht Worte zeigten den Mann, ich muſste nachher seine Felder und Gärten mit ihm besehen und sah auch in ihnen den Tüchtigen. Es gereute mich nicht mit ihm gegangen zu seyn. Er führte mich zuerst durch eine Wiese auf die schroffe Spitze eines Bergrückens, wo drei hohe Birken standen; so hoch und dick, als sie hier nur wachsen. O welche Aussicht über alle Seiten des Stroms, der sich hier in mancherlei Schlingungen durch die Berge wälzt! Dörfer ringsum, bis an die Höhe alles bebaut; dieser schöne Halbmond sah in dieser Jahrszeit wie ein Weinbergsland aus, ich dünkte mich in einer Bergkluft des Rheins und der Donau zu seyn. Diese Spitze, wo ich täglich sitzen und schauen würde, wenn Båtsta mein eigen wäre, nennt der Alte die Kanzel, (Prädikstol) gleichsam eine Verkündigerin des Allmächtigen. Aber der ganze Bezirk umher ist unbeschreiblich schön. Hieher mögte ich mit verbundenen Augen diejenigen führen, welche Schweden fast noch als eine Wüste ansehen. Wo würden sie glauben zu seyn, wenn man ihnen die Binde abrisse? Rings sind die kleinen Felder von Hainen voll Laubholz eingeschloſsen. Den hohen waldigen Bergrücken, der sich durch sie hinwindet, nennt der Alte Libanon und eine entferntere Spitze Thabor, einen See zu der einen Seite Bethesda und das Thal der andern Saron. Jenseits seines Gütchens hat er auf einer Höhe sich ein Häuschen gebaut, wo er nach der Arbeit oft mit seinen Kindern sitzt, das ist sein Tuskulum. Auch hier ein Weiser. Wie er mich bat, ihn ja nicht zu vergessen, wenn ich mal wieder nach Schweden komme! Heilige Stätten, biederer Greis, werde ich euch je wieder sehen, auch wenn ich mal wieder nach Schweden komme?

Zuletzt muſste ich mit ihm auf des Königs und General Armfelts Wohl noch ein Glas seines ältesten Öls leeren, dann ging es weiter des Weges nach dem schon bekannten Dahlsjön. Anfangs hatte ich etwas Tannenholz, dann öffnet sich die weite Ebne von Tuna, worauf man ¼ Meilen bis nahe vor Tuna fährt und dann in den Weg nach Nyckelbys Fähre einlenkt, den ich schon passirt hatte. Diese Ebne hat guten Boden, nur ist er ausgemärgelt und nicht genug durchgraben; daher war das Korn zum Theil von der Nässe angegriffen und nur die Wiesen und Dresche in guten Wuchs. Hinter Dahlsjön sah ich noch einmal das reitzende Ornäs mit seinen niedlichen Hufen und Bächen und Seen. Mehrere solcher netten Hufe liegen die erste Viertelmeile am Wege weiter hinauf, fast alle, wie man sieht, auf Grasbau und Futterkraut eingerichtet. Es kann unmöglich fettere Wiesen geben. Es muſs hier, wie um Fahlun, etwas Metallisches aus dem Erdboden treiben; sonst ist es unerklärlich, wie an den dürren Bergen alles so üppig hervorsprieſst. Überall muſs der Stahl und das Metall sich hier den Nahrungsmitteln und der Luft mittheilen und in die Knochen der Menschen und Pferde mit übergehen. Woher sonst bei oft magerer Kost so herrliche Leiber und ein so ungeheurer Athem der Ausdauer? Kann ein Skjutsbonde seine 2 Meilen hinter dem Wagen hertraben und fast zugleich mit dem Reisenden an der Stelle seyn, oft ein winziger, dürrer Knabe, woher kömmt ihm anders diese Kraft? Welcher Soldat kann daher auch gegen den schwedischen stehen, der allen bergkletternden Franzosen vorrennt, der schieſst wie ein Kroat und darauf schlägt wie ein Hesse mit vollem gewaltigen Arm?

Auf diesem Wege hier und auch an der andern Seite zunächst um Fahlun und in der Stadt selbst bemerkte ich besondere Kappen der Weiber. In Fahlun sind sie mehr einem Barbierbecken gleich, auf dem Lande hängen sie mehr wie Latschen um die Ohren. In der Stadt sind sie von mancherlei bunten und zierlichen Farben, seiden und gestickt, auf dem Lande meist roth und gelb, welches bei den braunen und blauen Kamisölern sonderbar genug absticht. Schließlich will ich bemerken, so der Dalkarl allgemein **Tack och heder** (Dank und Ehre) sagt, wenn man ihm etwas giebt; was man in andern Provinzen selten zusammen hört.

Den 17ten Juni. **Reise von Fahlun bis Thorsåker, 7¾ Meilen. Stationen: Von Fahlun bis Strand, 2 M. — Str. bis Upbo, 1¼ M. — U. bis Husby, 1 M — H. bis Rörshytta, 1¼ M. — R. bis Thorsåker, 2¼ Meilen.**

Nachdem mein Wagen reparirt, alles liquidirt und eingepackt war, auch der Himmel seinen Platzregen etwas eingestellt hatte, fuhr ich um eilf Uhr gegen Mittag hier ab und nahm zu meiner Reise nach Gefle den dritjehalb Meilen längeren Weg über Strand durch Wika Kirchspiel, da der nächste Weg nördlich durch Svärdsjösocken über Borggårdet geht. Ehe ich aber weiter reise, will ich ein paar Worte über Dalarnes Kultur südlich zwischen Fahlun und Säther sagen.

Um Fahlun und weiter südlich zu beiden Seiten ist eine Art Zirkulation zwischen Korn- und Grasbau. Der Zirkel beginnt nach Beschaffenheit des Lokals und des Bodens jedes 4ten, 8te, 10te Jahr's von neuem, wo wieder gedüngt und Korn gesäet wird. Vor der Einführung dieser Wirthschaft hatte man fast allein Gerste, aber seit 30 bis 40 Jahren säet man auch viel Roggen. Um 1750 war in Skedvi Socken ein Bauer Namens Johann Andersson in Stora Klingsbo, der diese Wirthschaftsart zuerst anfing. Es glückte und andre Bauren folgten ganz langsam nach. Er säete in das ausgebrochene Dreschfeld nach Beschaffenheit ein- bis zweimal Hafer, dann ward gedüngt für Roggen und Gerste und so ward es wieder zu Graswuchs gelegt. Gerste misräth hier am öftersten. — Auf dem Leimboden haben die meisten 10 Schläge, 4 sind besäet, 1 liegt Brache und 5 tragen Gras. Der Turnus ist Roggen, Gerste, Mangkorn, Hafer, dann wird gedüngt und Roggen dünn mit Heusaamen gesäet. Andre haben auf solchen Boden

11 bis 12 Schläge und jedes liegt nach diesem Zirkel 6, 7 bis 8 Jahre in Dresch.

Auf dem milderen und besseren Boden säen Manche nach dem Aufreiſsen des Dreschlandes dreimal nach einander Hafer, dann wird gedüngt und in der letzten Saat dünner Roggen mit Heusamen gesäet. Der Hafer schlägt am wenigsten fehl und wird daher am meisten gesäet, besonders von denen, die nicht viel Dung haben, denn wo dieser hinlänglich ist, da wird die Zehnfelderwirthschaft gebraucht. An einigen Orten säet man im gedüngten Akker Gerste mit etwas Roggen. Dieser wächst in das zweite Jahr hinein, das erste unter der Gerste sich ziemlich ausbreitend und um sich wachsend, und obgleich dünn stehend giebt er doch oft herrliche Ähren. — In dieser Zirkulation trägt der leichtere sandige Boden gewöhnlich ein Jahr weniger, bedarf aber auch weniger Dung. Ist das Land noch dazu niedrig, so wird es nur etwa zweimal besäet mit Gerste, Mangkorn und Hafer, gedüngt und so wieder zur Wiese gelegt, worin es 4 bis 5 Jahre liegt.

Die Kirchspiele, die diese keinesweges vollkommenste Wirthschaftsart nachgeahmt haben, sind wirklich wohlhabend geworden. Skedvi vorzüglich, auch Thorsång, Wicka und Tuna zum Theil sind dadurch sehr verbessert. Die Leute leben doch und erhalten sich bloſs von ihrem Ackerbau selbst bei kleinen Ackertheilen und gehen selten auswärts auf Arbeit. Immer ist die Hemmansklyfning für Dalarne ein grosses Übel, nicht bloſs an sich selbst, sondern durch die Art, daſs die einzelnen und entfernt liegenden Ackerstücke wieder in mehrere Theile zerschnitten sind. Daher ist es fast unmöglich, dies durch eine Ausmessung und Ausgleichung zusammen zu bringen. Das Gesetz der Storskifte von 1762 nimmt daher auch die Bergämter und Dalarne aus. Auch die Viehbuden 2, 4 bis 6 Meilen vom Hause sind hier eine grosse Ungelegenheit. Wie schwer ist es da überall, Schaden und Vortheil zu berechnen! Mehrmals im Sommer müssen sie dahin, müssen ein eigenes Gesinde da halten, müssen weit ziehen auf die Heuärndte und brauchen einen bis zwei Monate im Winter das Futter heim zu füh-

führen. Oft sind diese Fäbodar schlecht angelegt an unbequemen und unlandigen Stellen, obgleich treffliche Gelegenheiten zu Feldern und Wiesen sich oft ganz nahe finden; aber sie haben nun einmal ihre Observanz für sich und dabei bleibt es. Abbauen aus dem alten Dörfern und an jenen entlegenen Plätzen neue Wirthschaften anlegen wäre das Natürlichste. Aber oft liegen des Bauren Vermögensumstände und Lage in Menge und wenn auch der eine will, so sind die andern für den Augenblick nicht geneigt oder mächtig dazu. Der Sommerdung wird indessen auf diesen steinigten und öden Plätzen auf der Weide verschleppt und verstreut. Fällt es ja einen guten Hauswirth ein, in dem Distrikt und der Kommüne des Fäbodelag sich einer guten Gelegenheit zu bedienen, so legen die andern sich dagegen wegen Verminderung der Weide, und auf diese Weise können nie groſse Urbarmachungen entstehen. Dies sind allerdings Hindernisse und nicht ungegründete Anmerkungen eines schwedischen Patrioten, die ich hier nur kürzer nachspreche. Aber wie weit hat man in einer Provinz wie Dalarne noch zur Reiſe solcher Vorschläge und Wünsche, wenn die angebautesten Länder Europens mit ähnlichen Schwierigkeiten der Industrie und des Ackerbaues zu kämpfen haben! Hier machen die groſsen Kosten der Urbarmachung, der lange Winter, der Mangel an Menschen alles nach doppelt und dreifach schwer.

Die Fahrt von Fahlun nach Strand von zwei Meilen ist sehr anmuthig. Man fährt in die schöneren Gegenden um die Stadt in den Nordost hinein, wo alles Feld, Wiese und Garten ist, wo Birken, Ahorne und Erlen über den Weg und die Fluren hängen und mit den Tannen einen lieblichen Kontrast machen; rechts hat man den groſsen Runn und so geht es über mehrere Hügel allmälig bergan. Es regnete die ganze Station und alle Bäume blühten und dufteten frischer und alle Vögel sangen lauter. Ich würde ganz froh gewesen seyn, hätte ein widerlicher Junge und ein schlechtes Pferd, das zuweilen stätisch ward, mich nicht etwas verstimmt. Dies Unglück hat man oft, wenn man von einer Stadt ausfährt; ich erinnere nur wieder an meine vorige Fahrt von Fahlun nach Bjursås. Eben weil man doppelt bezahlt, so geben die Gästgifvare gern ihre eignen Pferde, die durch ihre Habsucht gewöhnlich abgetrieben sind, und für einen ehrlichen Skjutsbonde bekömmt man leicht einen impertinenten, von der Straſse aufgegriffenen Buben zum Begleiter. Diese ganze Station ist eine stille Schweitzergegend, wie man deren in den beginnenden Bergthälern von Glarus so viele sehen soll. Kein einziges Dorf, sondern einzelne Wohnungen, meistens nette Wohnungen, ein Kranz von Bäumen, eine Menge eingehägter Koppeln, grüne Hügel und Birkenklumpen, kleine Teiche und Seen und hie und da Bäche, an welchen Schmelzhütten liegen oder meist lagen, denn einige beweisen nur durch Schlacken ihr vormaliges Daseyn in Zeiten, als die Gruben noch reichlicher Kupfer gaben. Korn sieht man wenig in Verhältniſs zu den grünen Wiesen und Koppeln. Der groſse See hat einige recht romantische Inseln; die Kirchen von Sandvik und Wika in ihrer Kleinheit und ihrem braunen Holzkleide sahen fast wie katholische Wallfahrts-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01900/007

stellen aus; die Wiesen haben auch hier wieder das entzückende bunte Blumenkleid, das mich schon so oft erfreuet hat.

Strand liegt an der letzten Fortsetzung des Runn, dem Wiksjö. Das Häil von da bis Upbo war doch weit lieblicher, als das vorige, und gleich sein Anfang entzückend durch das hübsche Gütchen eines Major's von Gete, das über einem zirkelrunden See auf einem Birkenhügel liegt. Bald kömmt man in Skedvisocken und sieht auf diesen herrlich bebauten Fluren Kühe, beinahe wie Schweitzerkühe. Der Weg läuft sehr lustig fort fast immer über einen büschigten Bergrücken, der dem Libanon des Vater Hedenblad gleicht und oft nicht über 20 Schritt breit ist. Zu beiden Seiten hat man seine Thäler Saron und seine Teiche Bethesda, indem die Waldhügel und Waldberge bald weitere, bald engere Aussicht geben. Auch hier sieht man noch viele einzelne Meiereien, auch hier ist das Wiesenlaben vor dem Ackerbau, obgleich das Korn, wo man es findet, auſserordentlich schön ist. Näher Upbo flacht sich das Land bis an Skedvikirche ab und breitet sich mit mehreren Dörfern in einem Halbmond aus, welchen die schlängelnde Dalelf macht.

Bei Upbo schifft man über die Elf und muſs sie eine Meile nachher bei Husby wieder passiren, einen solchen Bogen krümmt sie hier. Der Boden ist gut und man findet schon mehr Korn; immer noch zeigt sich doch der vorzügliche Ackerbau, nur schade, daſs das Gras sich selbst einwurzeln muſs, wenn der Acker vom Kornbau zu Wiese gelegt wird; denn nicht alle säen dann Futtersamen, Timothe und Klee sah ich auf der ganzen heutigen Reise, wo dieselbe Wirthschaftsart regiert, äusserst selten. Fleissig beginnt man hier schon das Pflanzen des weiſsen Kohls in den Feldern und auch die Kartoffeln stecken hie und da die grünen Köpfe hervor, obgleich sie im Ganzen noch lange nicht genug gebaut werden. — Bei Husby ging es langsam über den Strom, das Wasser und der starke Wind riſs so gewaltig, daſs wir mit unserm Pram immer wieder ans Land getrieben wurden, so daſs eine halbe Stunde hinging, ehe ich sagen konnte, Du bist Deines Lebens sicher; denn 4 Pferde, die auf dem Holze waren, kamen oft in eine desperate Schlägerei, die alles umzustülpen schien. Der Schwede ist bei solchen Dingen kalt und ruhig als ein Gott und deswegen geht es immer viel glücklicher, als es aussieht.

Hier in Husby oder richtiger in Smedby, denn so heiſst das Dorf, welches neben der Kirche liegt, sieht man, wie der verständigere Ackerbau dieser Gegend die Leute wohlhabend gemacht hat. Es ist ein groſses nett gebautes Dorf und auf seinen Straſsen und auch im Gästgifvaregård sah ich eine Menge der Dorfbewohner und auch der Eingepfarrten, alle brav, zum Theil zierlich gekleidet, sich sonntäglich erfreuen Der Acker rund umher ist vortrefflich und scheint sogar noch besser bewirthschaftet, als der vorige. Die erste halbe Meile auf dem Wege nach Rörshytta hat man nichts als Ebne und Dörfer, die letzten ¾ Meilen sind Hügelwald mit einzelnen Wirthschaften. Auch dieser Wald hat vortrefflichen Kalkmärgelboden und sollte in Acker verwandelt werden. Näher Rörshytta ist die Gegend düster. Man merkt, daſs man Schmelzhütten und Eisenhammern naht.

Die Station von Rörshytta bis Thorsåker von 2¼ Meilen führte mich gleich anfangs in Gästrikland ein. Es geht durch Wald mit einigen Schmelzhütten, dann kömmt man zu dem schönen Bruk Stiernsund, welches mit einem groſsen schloſsähnlichen Gebäude, einer Kirche und mit netten in einer Gasse gebauten Häusern mitten im Walde an einem groſsen See liegt, ein fröhlicher Anblick, welchen der plätschernde Regen und der im Winde brausende Grykensee noch erfreulicher machten. Nachher mit Gästriklands Gränze hat man mehrere Dörfchen im Walde mit üppigem Korn- und Wiesenwuchs. Dann kömmt eine Meile fast ununterbrochen nicht hoher Wald auf Boden, der gröſstentheils den besten Acker geben würde und keine Steine hat. Die letzte Viertelmeile ist eine weite Fläche in einem Kranz von Bergen, nach dem Regen lieblicher von der abendlichen Sonne erleuchtet. Die Felder sind sehr gut abgegraben und gepflügt mit überwiegendem Kornbau. Das Pfarrgehöft von Thorsåker liegt gleich einer groſsen Baronie etwas abwärts vom Wege. So wohnen die Herren Pastoren häufig in Schweden. Das Dorf ist stattlich, hat eine schöne neue Kirche mit einem kupfergedeckten Thürmchen und hellen Glasfenstern in demselben. Auf dem Thürmchen liegt eine goldne Kugel und auf dieser ist ein goldnes Kreuz erhöht, des europäischen Erdballs Herrscher. Ich fuhr aus Irrthum in einen Bauerhof ein. Der Inhaber im schwarzen Rock und mit dem Pfeifchen vor der Thüre sitzend stand sogleich auf und fragte mich freundlich, ob ich bei ihm Quartier nehmen wolle? Ich entschuldigte meinen Irrthum, er aber bat, ich solle aus dem Irrthum Wahrheit machen und nun bei ihm bleiben. Ich drückte ihm die liebe Hand und fuhr zum Gästgifvaregård. Auch der war vorzüglich gebaut und eingerichtet und ich fand eine ganze Femmineria, ein Dutzend Frauen und Mädchen, mit welchen ich einige Stunden angenehm verschwatzte oder sie vielmehr von ihnen verschwatzen und weglachen lieſs. Ein fremder Mann muſs für Weiber immer ein sehr interessantes Ding seyn, auch wenn er weiter nichts Interessantes hat.

Der Luxus in Wohnungen wächst von Upbo

en immer mehr, die Häuser sind groſs, zum Theil mit zwei Stock, angestrichen, mit zierlichen Schornsteinen, mit Schindeln oder Steinen gedeckt. Das Dalkarlswesen, aber auch die Dalkarlsfreudigkeit ist hie. Man sieht zierlichere blaue oder schwarze und braune Röcke — die dunkeln Farben scheinen ächt nordisch zu seyn — fein sohlige Stiefeln und Schuhe mit Schnallen. Die Männer brauchen seidene Halstücher, die Weiber umwickeln ihren Kopf mit Musselin und feineren Linnen, den Hals und die Brust hüllen sie in Seide und Musselin. Die Kleidung hat einen netteren Schnitt, ist bei Baurentöchtern zum Theil aus Kattun und Nanking; zierliche Strohhüte und die ganze Tracht sind bei einigen hoch modisch. Alles ist tüchtig, wohlbeliebt und wohlhabend. Die Menschen sind stark, rüstig und tüchtig, aber ernster und stiller in dieser ebenen Gegend. Es kann einen doch nichtsmehr freuen, als wenn man des guten Ludwig des zwölften Wunsch, daſs seine Bauren sonntäglich immer ein Huhn im Topf haben mögten, erfüllt sieht. Obstbäume sieht man fast nicht, aber mehr Hopfenbau, als vorher. Das Rindvieh ist von einem schönen Schlage, häufig schon ohne Hörner. Bei den Stöſsigen sind die Spitzen dieser Hörner mit Holzscheiben oder Eisenringen eingefaſst; bei uns pflegt man sie abzusägen: was ist schöner? — Ochsen braucht man hier wie in ganz Norrland gar nicht, sie sind auch bei entlegenen Äckern und weiten Fuhren und Reisen unnütze Thiere, um so mehr, da ein Pferd nicht einmal so viel Heu friſst, als der Ochs, der seine Arbeit thun soll. Ein groſser Theil der Pferde sind Norrbagger. — Auch der Flachsbau und das Weberwesen beginnt hier; daher Webstühle in allen Häusern und Gardinen vor allen Fenstern.

Den 18ten Jun. Reise von Thorsåker bis Gefle, 5 Meilen. Stationen: Thorsåker bis Ofvansjö, 1½ M. — O. bis Högbo, 1¼ M. — H. bis Bäck, 1¼ M. — B. bis Gefe, 1 Meile.

Es hatte ausgeregnet und ich reiste um 6 Uhr des Morgens ab; doch war bei bedecktem Himmel eine schwüle Hitze und aus der Ferne hörte ich Donner rollen, die ersten, die ich majestätisch gehört. Es ist schönes Feld um

Thorsåker. Die Erbsen standen vortrefflich nnd Flachs und Hanf kamen eben mit den Spitzen hervor und waren düun mit frischen Dung bestreut. Dies fand ich nachher auch auf den folgenden Stationen; es ist gewiſs das beste Mittel, den ersten Frost abzuhalten, der jeder jungen Pflanze im Aufkeimen tödtlich wird. Gewaltige Wiesen liegen hier an den vielen Seen und Bächen und tragen, wie es in Südschweden häufig ist, ihre Schuppen auf sich, worein das Heu gefahren wird. Nach dieser ersten Viertelmeile ist wieder nichts als Wald und zwar kein Gebirgwald, sondern alles flach, aber etwas steinigt; der Boden ist vortrefflich', aber er trägt jetzt nur Tannen. Vor Ofvansjö ist wieder fruchtbares und wohl bebautes Feld, die Webstühle knarren und man trifft immer mehr Hanf- und Flachsfelder. Die Pracht der Häuser nimmt indessen ab, weil so unverhältniſsmäſsig wenig Ackerbau ist. Die meisten Äcker liegen nach Uplands Weise in zwei Feldern, einige auch in drei. Hier bei Ofvansjö fängt der groſse Storsjö an, der gröſseste von Gäswiklands Seen. Er begleitet den Reisenden auf dem Wege nach Gefle anderthalb Meilen, hie und da, wo ein Feldchen mit Wiesen kömmt, durch das Dickicht der Wälder durchscheinend. Gleich hinter Ofvansjö passirt man ein sehr hübsches Bruk, wo groſse Strecken Landes aufgebrochen und urbar gemacht sind, welche das üppigste Korn tragen. Es ist Verdienst, wenn das Geld so angelegt wird. Nachher hat man bis Hägbo nichts als Wald. Hägbo selbst liegt auf einem Sandhügel, die Felder umher sind leicht, hatten aber gutes Sommerkorn; der Roggen war in dem späten Nachweiten dieses Jahrs sehr ausgegangen. Von Hägbo bis Bäck ist nur wieder Ein Wald und Bäck liegt eben so wie Hägbo einzeln mit seinen kleinen Feldern.

Die ganze Gegend, die ich heute durchreiste, ist flach und die Hügel sind unbedeutend; also in der Hinsicht ist sie des Anbaus sehr wohl fähig. Man kann schlieſsen, da auf leichten Boden, von welchem bloſs einige Stücke benutzt werden, so schönes Korn und üppiges Gras wächst, was würde nicht auf dem besseren Boden geschehen? Aber dieser ist freilich sehr mit Steinen bedeckt, zwischen seinen

Steinen wachsen nur Tannen. Groſse Strecken des Landes sind niedrig und liegen in Morästen und Seen, und zum grösten Unglück der Provinz sind hier mehr Hütten- und Hammerwerke, als in irgend einer Provinz Schwedens nach Verhältniſs der Gröſse; also liegt ein groſser Theil der Wälder auch an diesen Bruk gefesselt. Fast ganz Gästrikland, die zum Theil magere Küstengegend ausgenommen, könnte ein vorzügliches Korn- und Wiesenland werden. Wie viel hingegen mag noch Jahrhunderte so liegen, ehe glückliche Menschen die Sümpfe trocknen, die Wälder lichten und sich mit dem Pfluge den schönsten Besitz verschaffen, den die Erde geben kann! Der Märgel, gel, der an so vielen Stellen liegt, und die Proben der aufgerissenen Stücken Landes versprechen wirklich sehr viel. Auf diesem schönen und fruchtbaren Strich Landes von 7 teutscher Meilen Länge bis Gefle ist etwa ein Funfzigtel bebaut. Laſs die Steine umrühren, die Wälder zu Äckern werden, wie ganz anders wird das Land sich tragen und von Menschen wimmeln, als jetzt! Die Kosten sind groſs, die Fortschritte langsam, wie alles Gute. Aber ehe der Patriotismus, der 50000 und 150000 Rthaler an die Elenden und Armen schenkt, mit Theseischer Kraft das Steinheben angreift und das Schwerdt, die Kraft des Reichs, unter ihnen hervorhohlt, ehe die Vornehmen aufhören, 8 bis 9 Monate in der Stadt zu leben und sich 3 bis 4 auf dem Lande zu amüsiren; kurz ehe sie Bedfords und Sinclairs und Mackleans werden — ehe wird dieser Wald kein Ährenfeld ehe weichen elende Ziegenheerden den Menschenpfluge nicht. Die Regierung kann in solchen Fällen durch positive Gesetze nichts thun und muſs nichts thun wollen; bloſs negativ kann sie verfahren, die Hindesrisse wegräumend. So etwas muſs durch bessere Privathaushaltung, durch Gemeingeist, der bis in die Untersten im Volk fährt und ihnen zugleich beisteht, und durch das Beispiel, die Ermunterung und den Verstand der Vornehmeren und Besseren kommen. Welch ein Land kann Schweden dann werden und wie manche Millionen Menschen mehr, wie manche Millionen glücklicher Menschen mehr kann es dann ernähren? Ich sehe diese glückliche Zukunft und ich freue mich derselben, wie die Enkel sich freuen sollen. Denn nie wird dies Volk zu einem feigen naternarten Sklavenvolke ausarten. Auch in künftigen Zeiten wird es als Bild der Stärke und Männlichkeit da stehen, worin alle Tugend und aller Biedersinn verschlossen liegen. Wunderbar ist es übrigens, wie die Natur in allen Dingen den Erwerb und Genuſs des Besten schwer macht; die taube Nuſs beiſst sich leicht auf. Wo ein Sandhügel und leichter, steinloser Grund war, da haben die Menschen sich eingenistet und Ege und Pflug gehen lassen; das fettere Land ist sumpfiger, hat auch mehr Steine und liegt noch seit der Noachischen Fluth oder der Epoche der fabelhaften Atlantis, die hier einst gegrünt haben soll. Man kann übrigens, wenn man der Geschichte des Landbaues in jedem Lande nachspürt, leicht finden, daſs die leichtesten und schlechtesten Strecken immer zuerst unter den Pflug gebracht sind, weil sie am leichtesten zu zähmen waren.

Auch die Meile von Bäck bis Geſle ist der

Boden eben und Tannen und Steine geben dasselbe Phänomen und dieselben Bemerkungen; doch ist etwas mehr angebaut und die Wohnungen sind netter. Man merkt, daſs man einer der groſsen schwedischen Städte nahe ist. Zuerst fährt man Wahlbokirche vorbei, welche recht hübsch und mit einer Menge Wetterhähne verziert ist. Sie soll die älteste Kirche in ganz Norrland seyn. Bald hat man auch Åby, ein niedliches Gut des Landshöfding von Dalarne Nordin, welcher Forsbacka Bruk am Ofvansjö besitzt. Über den Geflestrom, der durch die Stadt flieſst, führt eine schöne steinerne Brücke, Gustavsbrücke genannt, unter Gustav dem Dritten gebaut. Um Ein Uhr Mittags fuhr ich in der Stadt Gästgifvaregård ein.

Ich begegnete heute vielen Wagen, mit Planken und Eisen beladen, den Produkten des Landes. Ochsen sieht man hier gar nicht, aber die Kühe werden immer gröſser und schweitzerischer, je näher man Gefle kömmt. Die Pferde sind ausgesucht groſs und rasch. Ich fuhr heute mit einer 25 jährigen Stute an-

dert-

derthalb Meilen im vollen Trab, ohne daſs es ihr an Einem Haar anzusehen war. Die gemeinen Häuser und Buden sind, wie in dem grösten Theil von Dalarne, mit Näfver und Holzplanken gedeckt. Strohdächer sieht man gar nicht; wenige sind mit Rosen belegt, die zierlicheren haben zum Theil Ziegel oder Späne. Die Menschen sind noch immer stark und groſs, aber sie haben etwas Geschloſsenes und Starres, kein reitzendes und freies Wesen in ihnen, sie sind ernst und kalt; der Physiognomie nach sind sie Brüder der Upländer, nur mit etwas gröſseren Maaſse zugeschnitten. Es ist der Karakter eines Volks der Ebnen, das zwischen Sümpfen und Seen wohnt, woher soll ihnen der freudige und stählerne Muth und das lichte und helle Auflodern eines Dalkarls und Jemtländers kommen?

In Gefle rüstete ich mich nun zur Reise nach dem höheren Norden, wenigstens wollte ich einen Theil desselben und wo möglich einen Theil der Fjäll oder Schneegränzberge sehen, die Schweden von Norwegen trennen. Die interessante Reise nach Torneå gab ich auf, weil sie mir zu viele Zeit gekostet und mich des Genusses manches andern Schönen beraubt haben würde. Ich lieſs meinen Wagen noch einmal die Musterung passiren, nahm nur das Nothwendige an Kleidern und Bedürfnissen mit, um so leicht als möglich zu seyn, und lieſs das Übrige unter der Verwahrung meines Wirthes. Die ersten Tage muſste ich nun eilen, um des Sommers Mitte und ihre schönen Nächte dort oben im vollsten Glanz zu genieſsen. Der Schwede nennt die Zeit des längsten Tages mit dem Engländer Midsommer. So saſs ich denn den folgenden Tag um 4 Uhr Nachmittag auf dem Wagen und rollte rüstig weiter in die lichte Welt hinein.

Ende des Zweiten Theils.

Ernst Moritz Arndt's

Reise durch Schweden

im Jahr 1804.

Dritter Theil.

Veritatem profiteri, errorem confiteri.

Berlin,
bei G. A. Lange.
1806.

Wb 121/12

Z roze[illegible] fondov
žnice [illegible] slovenskej
pre antikvariát

Reise von Gefle nach Jemtland und von da zurück.

Den 19. Junius. Reise von Gefle nach Skog. 6¼ Meilen. Stationen: Gefle bis Trödje 1½ Meile. — Trödje bis Hamrunge 1¾ Meilen. Hamrunge bis Strötjära i Skog 3 Meilen.

Gleich anfangs will ich sagen, daſs ich den gewöhnlichen Landweg nach Norrland und Finnland bis Angermanland hin mache, welcher in gröſserer und kleinerer Entfernung längs dem Meere hinläuft.

So wie man aus dem Thor von Gefle fährt geht es zuerst durch eine niedliche Allee, zu beiden Seiten des Weges sind Gartenbeete und Gartenfrüchte, einzelne nette Landhäuser, Wiesen, Ziegeleien, darauf geht der Weg eine halbe Meile über einen kleinen schmalen Sandberg mit Seen und Sümpfen zu beiden Seiten; dann ist endlich nichts als Wald bis Trödje.

Die ¾ Meilen von Trödje bis Hamrunge ist weniges sandiges Feld, dann geht der Weg durch groſse Sümpfe und durch Tannenholz in Einem fort bis Hamrunge; der Boden ist flach. Man fährt meistens um eine Bucht des bothnischen Meeres, die hier unter dem Namen Hamrunge Fjärd ins Land läuft. Jenseits des Stroms der durch Hamrunge flieſst, liegen mehrere Dörfer, die mit ihm nur Eins auszumachen scheinen; der Strom treibt einige Sägemühlen. Das Korn hier herum war auf mittelmäſsigem Boden recht gut, leider bekömmt man hier wenig Kornfeld zu sehen. Erbsen und Gerste machten viel Hoffnung, Flachs sah ich viel in Wiesendresch gesäet, ohne den aufgestreuten Dung. Je näher Helsingland, desto mehr beginnt dieser Flachsbau und die Weberei. Körbe, Kiepen und anderes Hausgeräth sah ich hier aus der unteren weichen Tannenrinde geflochten fast zierlicher, als je vorher. Könnten wir nicht auch bei uns solche Arbeiten nachmachen? Die Häuser wurden immer mehr zweistöckig und zierlich. Die Menschen sind und bleiben still und stumm, wie sie es südlich unter Gefle waren. Da ist wenig Quickheit und Beweglichkeit darin, indessen die Leiber sind tüchtig und oft schön.

Das letzte Häll bis Skog ist 3 Meilen lang. Die erste Viertelmeile sieht man noch einige Felder und Menschenwohnungen. Diese schlieſst ein schönes Bruck vor dem Walde, welches dem Kommerzienrath Schinkel in Stockholm gehört. Hierauf ist das Übrige blos Wald, wie es an den Gränzen zu seyn pflegt; auch ist nach dem ersten Drittel Gästriklands Gränze. Auf der ersten Hälfte des Weges hatten wir Pferdewechsel (ombyte). Wenn sich nemlich Reisende begegnen, so wechseln die Skjutsbönder oft um, welches ihnen freisteht, weil sie den weiten Rückweg ersparen. Jch gewann offenbar bei diesem Wechsel, denn in meinem Helsinger bekam ich einen raschen muntern Gefährten für den stummen Gästricker. Wunderbar, wie sogleich der Abstand groſs ist! uud doch trennt nur ein Wald von ein paar Meilen die Menschen. Sprache, Gemüth, Sitten, Industrie, alles sogleich verschieden, als käme man plötzlich 20, 30 Meilen weiter. Unstreitig spricht der Gästricker richtiger, als die andern Norrländer; aber er ist verdrossen und beiſst ab und verschluckt wie die Upländer, kurz er accentuirt weniger, daher ist er den Fremden schwerer zu verstehen, als andere Provinzialen, die weit mehr fremdartige Ausdrücke haben. Dieser erste Helsinger fing aber strax, wiewohl mit etwas singendem Tone, mit der vollen norrländischen Kehle an, die die Worte etwas rauh ausstöſst, aber keine Sylben umkommen läſst, wie man an allen Norrländern, besonders an denen aus den Küstenprovinzen, die Kraft und Energie des Karakters, der sie beseelt, auch in der Sprache anklingen hört.

Mit diesem ersten Helsinger ward ich sogleich besonders guter Freund und er diente mir als Omen für alle Norrländer und für die Lust meiner norrländischen Reise und ich muſs gestehen, dies Omen hat mich nicht betrogen. Er hieſs Daniel Danielsson und wir gingen die Verabredung ein, daſs ich von ihm mich diesen Weg wieder skjutsen lassen wolle, wann ich zurückkomme. Er warnte mich, an der norwegischen Gränze vor Vagabunden und auch vor den Lappen mich in Acht zu nehmen, die oft einen Fremden und Flüchtling mit der Flinte niederknackten. Wie lustig und naiv mir dieser prophetische Daniel mit allerlei Geschichten und Abentheuern den Abend hinzauberte! Ich lieſs es deswegen gut seyn, daſs er langsam fuhr. Da wechselten Bären und Elenne und Wölfe mit Lappen und Finnen und Troll; dies letzte Wörtlein umfaſst die groſse Schaar der Genien und das ganze Hexengeschwader. Auch er bestätigte die alte Erfahrung vom Wolfe, daſs er sich durch etwas dem Schlitten nachschleppendes abhalten läſst. Einmal führte ihn als einen jungen Burschen sein Unstern nächtlich auf einen groſsen See. Da kam ein ganzes Heer Wölfe und wollte ihn und sein Hengstlein kneipen. Er sah einen kleinen Helm, fuhr mitten durch die zähnefletschenden und verfolgenden hin, schnitt einen Tannenast ab, band ihn hinten an den Schlitten und lieſs ihn nachschleppen; ruhig trat er nun die weitere Reise an; sie folgten ihm bis hart an seines Vaters Hof, aber lieſsen keinen Daumen breit weiter, als der Strauch hüpfte. Elenne sind in den vielen Sümpfen und Wäldern Gästriklands überhaupt mehr, als in Helsingland. Doch waren in dem letzten langen Winter hier im Walde fünf groſse Elenne gewesen, von Fjäll-Lappen bis hieher verfolgt. Diese Lappen sind zum Theil desperate Jäger, welche wie die nordamerikanischen Wilden, die armen Thiere weit und breit über Berg und Thal verfolgen. Einige Bauren hatten sie hier getroffen und sie waren äuſserst bestürzt geworden; denn es steht eine harte Strafe darauf, wenn man auſserhalb seinem Gebiet solche privilegirte Thiere wie die Elenne schieſst. Auf diese Jagd ist hier nicht zu rechnen, wohl aber auf Hasen und Vögel, die es noch immer in Menge giebt.

Nun kam er auf die Troll. Dieser Name ist sehr unbestimmt; indessen in der Regel bezeichnet er die kleinen Wald- und Berggeister welche bei uns in dem Glauben des Volks die Unterirdischen heiſsen. Sonst begreifen sie das ganze Heer der Wald-See- und Hausgeister in ihren mancherlei Verkappungen und Erscheinungen. „Hier sind (er erzählt) die Berge voll Troll. Sie wohnen in krystallenen und güldenen Häusern. Mein Vater sah sie einst nächtlich, wo an einem heiligen Feste in der Johannisnacht die Berge sich geöffnet. Sie tanzten und tranken und es schien, als winkten sie ihn zu sich hin; doch sein Pferd schnob, was er es auch lenkte, und ging mit ihm durch. Im Guldberge (ein Berg in der Nachbarschaft) sind viele: sie haben da das Gold und Silber hinabgezogen, was die Leute in dem groſsen Russenkriege vergruben. (Er meint die traurige Zeit, wo nach Karls des Zwölften Tode die Russen an dieser ganzen Küste sengten und plünderten, sie ist noch jetzt im Gedächtniſs der Urenkel unter dem Namen Ryssafejd verflucht.) Sie hielten sich auch viel in den Fäboställen im Walde auf, winseln hie und da und kratzen an Ständern und Thüren, wann die Leute Licht anmachen oder singen.“ — Dann kam er auf die Wald- und Seegeister, die unter dem Namen Sjörå, Skogsrå bekannt sind, und wuſste Mirabilia aus eigenen Erfahrungen. Einmal war er im Frühling auf das Tjäderspiel ausgegangen, hatte sich Feuer angezündet und aſs. Siehe! da trat im groſsen Schmuck eine

Jungfrau zu ihm, grüſste ihn freundlich, winkte und lockte; sie war klein von Wuchs, mit blonden Locken, doch — au weh! — mit Klauen für die Nägel. Er fragte, ob sie mit ihm essen oder am Feuer sich wärmen wolle; sie nickte freundlich. Da nahm er behutsam das Ende seiner Axt, legte Speise darauf und reichte sie ihr, denn die Hände wollte er nicht gegen die Klauen setzen. Sie nahm es nicht, sondern lächelte und verschwand, gerade wie eine Fackel, die man wirft, sagte mein Daniel sehr naiv. Er sank darauf in einen tiefen Schlaf, worin er eine Menge Tjäder sah. Hätte er ihr nichts geboten, keinen einzigen Tjäder hätte er erhalten; nun schoſs er ihrer fünf. Einmal war er mit mehreren Nachbarn auf den Fischfang aus. Sie spotteten über Sjörå und dergleichen Dinge als über Possen und Mährchen. Siehe da erchien ein Sjörå vor ihnen und stürzte sich mit Brausen in den See: sie sahen Fische in Menge, aber fingen keinen einzigen. So war er auch einmal mit sieben andere aus, sie saſsen und lauerten auf die Tjäder, ein Skogsrå fuhr aus einem Baume im hellen Glanze ihnen vorbei; nie hatten sie so viele Tjäder gesehen, doch schossen sie alle vorbei und fingen nicht einen. Ein andermal fuhr das Rå mit Sausen aus der Luft mit gewaltigen breiten Sprüngen auf ihn und beschüttete ihn mit Regen aus einer wirbelnden Wolke, da es sonst allenthalben still und heiter war. Vierzehn Tage war sein Schieſsen behext, bis er endlich so glücklich war ein Rå vorbei-sausen zu hören und sein Messer darüber zu werfen; so war sein Bann gelöst. Diese kleinen Ungethüme melken die Kühe und nehmen die Kraft von den Pferden: aber schieſst man nur etwas Stählernes über sie ab, oder wirft ein Feuerstahl und ein Messer über sie, so können sie nicht schaden. Seine Pferde sichert er durch Knoblauch und Teufelsdreck, was ihnen irgendwo am Kopfe verborgen angebracht werden muſs. — Auf dem halben Wege mitten im tiefen Walde ist ein einsames Haus, wo im Winter sehr viel Leben ist: jetzt sah es darin beinahe so aus, als hätten die Troll schon Quartier genommen, so mystisch und verstört abentheuerlich kamen uns einige Köhler mit ihren Weibern und einige

Hirtinnen entgegen. Er hielt mich bis Skog mit seinen Erzählungen im Athen, bis wir um eilf Uhr zur Stelle waren, ich mich mit frischer Milch und Butter labte und dann aufs Ohr legte.

Es ist wunderlich, wie der Mysticismus des Nordens die ganze Natur auf eine ganz eigne Art bevölkert. Man könnte sagen, es sei in allen diesen Mythen oder richtiger in diesen symbolischen Erklärungen vom Naturleben, wie es hier erscheint, etwas Grauliches und Schadenfrohes. Der Griechen üppigste Lust in solchen Wesen ist doch immer im üppigsten Genuſs. Hier streifen sie nur so am Rande des Lebens hin und suchen Gelegenheit und Fehltritte auf, zu necken, zu erschrecken, auch wohl zu schaden. Wunderbar ist es wie alle diese schwedischen Volksmeinungen und Mährchen, die noch in vielen Gegenden sehr herrschen, mit dem Wahn meines Vaterlandes, besonders der Insel Rügen übereinstimmen, die durch das Meer, die Meeresbuchten und Hügel und Wälder und durch die Grabmähler und Altäre der Vorzeit so viel Mystisches und Merkwürdiges hat. Offenbar gehen diejenigen zu weit, welche mit

Herrn Schlötzer und seinen Nachbetern alle diese Wahne glücklichen und unglücklichen Geister und Ungethüme aus dem Orient kommen und hier nur ein nationales Kleid anlegen lassen; welche behaupten, nicht nur dies, sondern auch ihre Heldenabentheuer und Riesen- und Zaubergeschichten, seien von denen copirt, die in Italien, Spanien, Frankreich rund liefen. Ich will nichts sprechen von dem bestimmt historischen Werth der alten Fabeln und Sagen; was ist die ältere Geschichte jedes Volks als ein gut erzähltes Mährchen? Aber der entfernte historische Werth derselben ist unendlich grösser als alles Faktische und Bestimmte, weil der Geist des Volks und, was mehr ist, der innige Geist der Natur und das Klima, worin es lebt, sich darin abdrückt. Warum verstehen so wenig Geschichtschreiber diese tiefe Historik? Warum tappen die meisten blind in den Staub der Begebenheiten hinein, ohne vorher den Lichtweg des nothwendigen Karakters des Volkes und Landes gesucht zu haben? Ich thue nur eine Frage die bedeutend ist, weil sie trift: War König Arthus mit der Tafelrunde, waren Amadis von

Gallien und der Zauberer Merlin in Spanien und Frankreich je allgemeine Volkshelden und Volksmährchen? Lebten sie bei andern, als bei Poeten und Gelehrten? Aber wo nennt und erzählt man in Schweden nicht alte Namen und Abenthouer? Wo leben die Geister und Gespenster nicht in der Natur, welche man im 12ten und 13ten Jahrhundert so gern aus der Fremde kommen und ein Volk annehmen läſst, das keine Fantasie haben soll? Man kann so klug seyn, daſs man dumm wird.

Ich will bei dieser Gelegenheit von diesem allgemeinen Volksglauben und Aberglauben einiges anführen, wie es Theils in einigen Provinzen noch allgemeiner Wahn ist, theils doch vor 30 bis 40 Jahren war.

Unter den Geistern, die sich um und mit dem Menschen am meisten zu thun geben, spielen die Puke oder Kobolde eine groſse Rolle. Sie wohnen in und um die Wohnungen der Menschen, deswegen ist ihr gewöhnlicher Name Tomtegubbar, (Alte des Hausplatzes) auch heiſsen sie Tomtebisar und Nisse god dräng. (Nisse guter Knecht) welches mit dem englischen Robin Hood und dem teutschen Knecht Ruprecht einerlei ist. Sie wohnen häufig in hohen Bäumen, die um die Häuser stehen; deswegen soll man sich hüten besonders alte Bäume umzuhauen. Mancher, der dies thut, hat ihren Zorn mit einer unheilbaren Krankheit gebüſst.

Ich erzählte oben von dem Gebrauch des sogenannten Ausgieſsens slå ned, habe es aber nicht vollständig erzählt. Hat einer eine Krankheit, deren Ursache der gemeine Mann nicht begreifen kann, so glauben sie, sie entspringe von dem Schutzgenius jenes Orts, wo der Mensch die Krankheit bekam oder sie bekommen zu haben glaubt, daher die Ausdrücke die man oft hört: (han har råkat för ondt i wäder, i wattn påmarken), „er hat auf etwas Schlimmes getroffen in der Luft, in dem Wasser, auf dem Felde.“ Man muſs also, wenn es einem so schlimm gegangen ist, dem Necker besänftigen: dies geschieht auf folgende Weise. Sie gieſsen einen Trank in einen Becher und mischen dazu etwas von dem Brautring oder von Silber, Messing oder einem andern geerbten Metall Geschabtes, doch so daſs bei diesem Metall die ungleiche Zahl, vorzüglich die Dreizahl, beobachtet werde. Mit diesem Gemisch begeben sie sich an den Ort, wo sie meinen, daſs der Mensch erkrankt sei, und gieſsen es über die linke Schulter aus, welches heiſst slå ut, slå ned. Unterwegs dürfen sie sich bei Leibe nicht umsehen noch einen Laut ausstoſsen. Ist man wegen des Ortes ungewiſs, so geschieht die Ausgiessung an den Thürpfosten oder auf einen Ameisenhaufen.

Von Riesen und Zwergen, von dem Druckalp (Mara) vom Drachen, der die Schätze bewacht, haben sie die gewöhnlichen Mährchen; auch die lieblichen Elfen fehlen nicht. Wie oft rief mein Skjutsbonde, wann wir hie und da morgendlich durch Wald und Wiesen fuhren und im thauigen Grase etwas in einem Zirkel Gestreiftes sahen: Sieh! da haben die Elfen getanzt! Diese Elfentänze (älfdansar) spielen in den Spinnstuben eine groſse Rolle. Wer in der Mitternacht in einen solchen Kreis hineingeräth, dem werden sie sichtbar und können ihn dann necken und allerlei Thorenspiele mit ihm treiben; doch sind es kleine lustige, keines-

wegs

weges schadenfrohe Gesellen oder Gesellinnen. Sie sitzen oft in kleinen Steinen, die zirkelhohl gerundet sind und Älfquarnar (Elfmühlen) heiſsen. Ihre Stimme soll leise seyn wie Luft; ruft es laut im Walde, so ist es das Skogsrå, und da soll *man* bloſs mit einem He! antworten, so kann es nicht schaden.

Schön ist die Fabel von dem sogenannten Strömkarl. Nach dem alten Glauben sitzt er in seiner blauen Tiefe, auf der Harfe spielend. Wenn Kinder ihn zufällig in der Einsamkeit gesehen, so giebt er ihnen helle Kehlen und Lust für das Saitenspiel, denn er lebt immer in einer ewigen Musik. Er spielt an Seen und Strömen auf, wann die Elfen tanzen, die deswegen gern grüne Auen nahe am Wasser zu ihren mitternächtlichen Freuden wählen.

Aber ein schlimmer Wassergott ist der Neck. Ich habe schon erzählt, wie man vormals um die Johanniszeit bei Quellen opferte, auch wohl darin badete, wie man überhaupt diesen Schadenfroh durch etwas Metallisches versöhnte, was man hineinwarf. Man hat noch eigene Verslein, womit man ihm, durch solches

Metall gesichert, höhnend zusprach. Man warf das Metall ins Wasser, stieg dann voran und sprach: Neck, Neck, Nåleputa du är pålann, men jag är i wann; d. h. „Neck, Neck, Nadeldieb, du bist auf dem Lande, aber ich im Wasser." Wann sie darauf aus dem Wasser stiegen: so nahmen sie den Stahl wieder und riefen: Neck, Neck, Nadeldieb, ich bin auf dem Lande und du im Wasser.

Solche schadenfrohe Wesen und schlimme zauberische Thiere soll man auch bei ihren Namen nicht nennen, sondern immer mit Euphemismen und leisen Hinspielungen auf ihren Karakter. Spricht man gering zur Katze, oder schlägt man sie, soll man ja ihren Namen nicht aussprechen; denn sie gehört mit zu dem höllischen Heer und hat Bekanntschaft in den Bergen bei dem Bergtroll, wo sie oft Besuch macht. Mit dem Kukuk, der Eule und Älster, die Zaubervögel sind, soll man sich mit Worten und Fragen in Acht nehmen, daſs man sich nicht verstricke. Man soll solche Vögel und Schlangen auch nicht ohne Ursache tödten; denn ihr Anhang könnte es rächen; vorzüglich ist es gräulich, Kröten todt zu treten, denn es können oft bezauberte Prinzessinnen seyn. Mancher ist lahm geworden ohne Fall und Bruch; er büſset für solchen Muthwillen. Spricht man von Trollpack oder Hexengesindel, so muſs man Feuer und Wasser nennen und den Namen der Kirche, wozu man gehört; dann kann es einem nicht schaden — Der Wiesel soll nicht Wiesel heiſsen, sondern der Aduine, der Fuchs Blaufuſs oder der, so im Walde geht, der Wolf Graufuſs oder Goldfuſs, und der Bär der Alte oder Groſsvater. So kann man sie bei Gelegenhnit schieſsen und sie dürfrn nicht schaden. Überall hilft bei diesen Dingen das Schimpfen und Zürnen nicht. Reitet z. B. der Neck die Pferde und Ochsen, melken die Troll die Kühe, so muſs man die Gelegenheit belauren, wo man ihre Gegenwart merkt, und sie dann mit geworfenem Stahl bändigen. Schlimm ist es für den armen Jäger, wenn er so unglücklich ist, auf ein Elenn, oder auf einen Hasen und Tjäder zu zielen, was das Skogsrå oder die Skogsfru sich besonders zugeeignet hat. Das kommt ihm nachher immer vor das

Gewehr, und er kann hundertmal darnach schieſsen und trifft es nie, und sollte dies ja seyn, so ist seine Büchse auf lange Zeit behext.

Mancher andre kleine Aberglaube trifft ganz genau mit meinem vaterländischen zusammen. So macht man die Osterwoche und den ersten Maiabend Kreuze auf die Thüren der Menschen und des Viehes. Vormals trug die Landjugend am Maitagsabend Reisig zusammen und zündete es unter Spiel und mancherlei Jubel an. So weit das Feuer in den Gränzen schien, konnte keine Hexe, kein reiſsendes Thier dem Vieh schaden. Wer kennt nicht unsre Johannisfeuer in vielen Gegenden Teutschlands?

Das Speien in Wasser, Betten, Mützen, wenn man Geister sieht, hilft gegen ihren bösen Willen. — Geht ein Gewitter, so soll man Fenstern, Thüren und Ofen wohl zuschlieſsen, sonst könnten Bergtroll ins Haus kriechen, nach welchen der Blitz schlägt. Auch soll man keine leere Messer- oder Degenscheide, oder einen leeren Ränzel bei sich tragen; auch da könnten sie sich hineinschmiegen, oder einem als ein gefährliches Bündel sich aufsacken.

Sonntagskinder können Gespenster sehen und Drachen bezaubern, die auf Schätzen liegen. — Das Pferd gehört auch in Schweden zu den weissagenden Thieren; wiehern die Hengste viel bei einem Brautritt nach der Kirche, und springen dem Spielmann die Saiten oft, so ist die Braut keine Jungfer mehr. — Ungrad ist bei allen Dingen gut, besonders bei Heerden Viehs; an umgraden Zahlen hat der alte Feind und seine Heerschaar keine Macht.

Den 20. Jun. Reise von Skog bis Bringsta, 11 Meilen. Stationen: Skog bis Mo Myske, 1¼ M. — M. bis Norrala, 1¾ M. — N. bis Bro, 2½ M. — B. bis Iggesund, 1½ M. — I. bis Sanna, 1½ M. — S. bis Malsta, 1 M. — M. bis Bringsta, 1½ Meilen.

Ich blieb heute noch ein paar Stunden im Quartier, ehe ich ausfuhr. Ich hatte auch gar eine freundliche liebe Wirthin, und bald kamen Officiere, Unterofficiere und Soldaten dazu, die nun jeder, zu Pferde, Wagen und Fuſs, zu ihrer Heimath zogen; denn gestern Abend war das Mote entlassen, welches kaum 2 Meilen von hier auf Moheden gehalten wird. Helsingland und Gästrikland halten zusammen ein Regiment Infanterie, welches in den Kriegsannalen Schwedens durch seinen kalten Muth sehr ausgezeichnet ist. Es sind auch alles starke und gewaltige Leute, die ich sah, zum Theil sehr ernst, was besonders von den Gästrikern gilt, wenigstens wie ich sie kennen gelernt habe. Ich muſs hier eine Anekdote erzählen, die sich im letzten finnischen Kriege begab. Auf einer Stelle nicht weit von Lovisa, wo Ammunitions- und Pulvermagazine waren, kam Feuer aus und näherte sich immer mehr dem fürchterlichen Mordelemente. Alles lief, so weit es laufen konnte. Ein junger Officier, der mit dabei war, und von welchem ich die Geschichte habe, sah zwei Helsinger vor dem Magazine Schildwache stehen. Sie sahen die Gefahr und den Strudel der angstvollen Menschen; aber ruhig standen sie da. Der Jüngling rief ihnen zu, mit den andern zu laufen und sich zu retten. „Nein! antworteten sie, wir warten, bis der Korporal kömmt und es uns befiehlt." Der Korporal kam nicht. Das Feuer ergriff die Magazine, eine fürchterliche Explusion führte alles weit weg in die Luft. Ringsum lagen Balken, Steine, zerschmetterte Menschen, unsre Schildwache blieb gerade wegen ihrer Nähe unter dem Luftzug stehen, der das Gebäude weit wegschleuderte. Nun freilich konten sie ruhig in die Gräuel der Verwüstung sehen. Wahrlich der muſs mit keinem rosenrothen Herzen kommen, wer gegen solche Männer fechten will, wann sie tüchtige Führer haben.

Nach lustiger Unterhaltung mit den braven Kriegern, nicht ohne treuen Handschlag und eined Sup fuhr ich um 7 Uhr eb. Die anderthalb Meilen bis Mo Myske sind fast nichts als Wald und Wiesen; ich fuhr zwischen den beiden Hörnern des goldreichen Guldberges hin, und alle Späſse und Mährchen des ehrlichen Daniel Danielsson gingen mir wieder vorüber. Der Weg läuft über Hügel, und hie und da hat man auch Fäboställen. Kurz vor Mo Myske ging es über die Husnaelf, wo sie zwischen zwei weiten Wiken in engern Ufern über eine unendliche Menge Steine zürnend hinbraust. Ich hielt hier bei ihren Wasserfällen meine

Morgenandacht. Jetzt hat man über den Hecks eine stattliche Brücke geführt, vorher passirte man höher hinauf mit einer Fähre. Der Lachsfischfang ist hier nicht unbedeutend. Dies ist die gröſste Elf in ganz Helsingland, welche, von Nordwesten nach Südosten strömend, die Provinz beinahe in zwei gleiche Hälften theilt.

Ich machte von Mo Myske eine kleine Fahrt über Mokirche nach der berühmten Florsfabrik, die etwa ¼ Meilen von hier liegt. Diese Fabrik ist für Norrland sehr merkwürdig. Sie ward in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts angelegt, als der Eifer für allerlei Fabriken in die Regierung und einen Theil der Unterthanen gefahren war. Man kann sie als die Stammschule der norrländischen Webereien und als die erste Ermuntrerin des Hanf- und Flachsbaues ansehen, wodurch Helsingland und Ångermanland zu so hohem Wohlstand gekommen sind. Erst sollte die Fabrik zu Östanbro bei Söderhamn angelegt werden im Jahr 1729, da aber die von Söderhamn sich beschwerten, so ward Flor dazu gewählt, welches ganz nett an einem kleinen See liegt. Nach dem Privilegien von 1733 ward der Fabrik bewilligt, alle Arten Gewebe, seidene, halbseidene, baumwollene, leinene, wollene zu verfertigen, auch eine Papiermühle anzulegen. Sie hat seitdem vorzüglich Leinwand und baumwollene Zeuge gearbeitet. Seitdem Kommerzienrath Prinzsköld sie übernahm, hat sie nie still gestanden, so daſs jährlich für 6000 bis 8000 Rthlr. Banko verarbeitet wird. Sie hat eine gute Färberei und Walkerei. Die Fabrik hatte 1761, 60 bis 70 Stühle, 1764, 88, wovon in dem unglücklichen Jahre 1768 nur 22 im Gang waren. Jetzt gehen zwischen 50 und 60 Stühle, welche an hundert Menschen Arbeit geben, die kleinen Vorbereitungen und Nebenarbeiten mit gerechnet. Am meisten wird in Baumwolle und Leinewand gearbeitet, unbedeutend in Seide. Drelle, Damaste, Leinenatlasse, baumvollene und zwirnene Strümpfe und Schnupftücher nebst baumwollenen und leinenen Kiepern sind die Hauptfabrikate. Durch das Garnspinnen ernähren sich viele Menschen in Mo Socken. Den Werth der jährlichen Verarbeitung rechnet man zwischen 10000 und 15000 Rthlr. Banko.

Der Boden dieser Gegend ist niedrig und besteht aus Leim und an einigen Stellen aus Sand, die hohen Wälder haben durchaus Sandboden. Man kann wohl sagen, daſs die Bauren den Acker nicht genug graben. Doch baut man gutes Korn, vom Rocken das 9te bis 10te, von der Gerste das 7te bis 8te, vom Mangkorn und Hafer das 6te bis 7te Korn in mittelmaſsigen Jahren. — Im östlichen Theil des Kirchspiels, wo es nur irgend fort will, wird viel Flachs gebaut. Die Arbeiter in Florſfabrik haben zuerst Kartoffelbau getrieben, der als eine zweite Wohlthat der Fabrik jetzt über die ganze Provinz verbreitet ist.

Der Flachsbau und die Webereien sind schon in diesen umliegenden Kirchspielen der erste Nahrungszweig. Auſser dem, was sie sonst noch verkaufen und selbst verweben gehen jährlich an 4000 Lpfd. Garn nach Söderhamn, überdies noch 200000 Ellen Leinwand. Die Stadt selbst verarbeitet an 70000 Ellen verschiedener Gewebe, und hat noch überdies eine Zelt- und Segeltuchmanufaktur. — Der Lachs- und Strömmingfang an den Küsten bedeutet viel, obgleich letzterer, nach der allgemeinen Klage von Jahr zu Jahr abnehmen soll. Oft indessen hat es mit den Klagen der Menschen nicht so viel auf sich; es ist damit, wie mit andern Unarten, die man sich angewöhnt. — Butter ist hier, wie in ganz Norrland, ein Hauptartikel und der Absatz nach den kleinen Küstenstädten, auch in groſsen Fuhren nach Stockholm und andern südlichen Orten ist beträchtlich. Im Ganzen hat der Helsinger weit mehr Ziegen, als Schaafe, welche letzteren hier auch nicht recht gedeihen sollen.

Sehr bedeutend für diese Provinz ist auch die Vogeljagd. Nicht nur werden viele daheim als gute Braten verzehrt, sondern der Verkauf nach Stockholm, Upsala u. s. w. ist beträchtlich. Es giebt viele Aufkäufer, die groſse Schlitten damit befrachten und in den Wintermonaten in ihren bunten oder weiſsen kalbfellenen Pelzen gehüllt, auf Stockholms Märkten in Menge zu sehen sind. Ich habe über die Einfuhr dieses Geflügels in Stockholm in den letzten Jahren kein genaues Verzeichniſs erhalten können, die übrigen Provinzen und das, was nicht beim

Zoll angegeben wird, nicht einmal mit gerechnet. Im Ganzen soll dieser Fang in den letzten 40 bis 50 Jahren doch so sehr nicht abgenommen haben, als man gewöhnlich klagt, weil die Urbarmachungen und Bebauungen dieser und jener Plätze für den weiten Umfang des Reichs und seine ungeheuern Wälder und Berge und Sümpfe doch immer wenig beträchtlich sind, besonders in der Hinsicht, daſs sie das Federwild dünn gemacht hätten. Ich will das Verzeichniſs dieser Einfuhr des Geflügels allein in die Hauptstadt für einige der 1760ger Jahre hersetzen, damit man einen allgemeinen Begriff von der Wichtigkeit auch dieses Handels bekomme.

1760 wurden eingeführt 11718 Auerhähne, 52027 Birkhühner, 42154 Haselhühner, 38 Repphühner, 21456 Krametsvögel, 1000 Schneehühner, (Snöripor).

1761. 22630 Auerhähne, 71109 Birkhühner, 115580 Haselhühner.

1762. 36972 Auerhähne, 88523 Birkhühner, 179943 Haselhühner, 9898 Schneehühner, Enten, Seevögel, 27209 Krametsvögel, 184 Brachvögel.

Für dieses Geflügel kommen ganz ansehnliche Summen in die Provinzen zurück. Dies ergiebt sich sogleich, wenn man hört, wie groſs der gewöhnliche Marktpreis nach der Taxe in Stockholm den vergangenen Winter war. Man thut aber wohl, über diese Taxe immer einige Schillinge aufzuschlagen. Da galt in Riksgäldsjektala ein Auerhahn Schill. 32 bis 40, ein Auerhuhn 20 bis 28, der Birkhahn 16 bis 20, das Birkhuhn 13 bis 16, ein Haselhuhn 10 bis 14, ein Schnnehuhn 6 bis 9 Schillinge.

Von Mo Myske bis Norrala sind $\frac{7}{4}$ Meilen. Gleich zwischen Mo Myske und Sörrala ist offnes Feld, in Thälern und auf Hügeln mit einer Unendlichkeit von Wohnungen besäet, obgleich der Boden mittelmäſsig ist; ein solches bebautes Feld in einer Waldwüste ist ein lieblicher Anblick. Die Baurenhäuser sind zum Theil noch immer sehr zierlich. Viele dieser Bauren haben ihre Torpare, welche schlechter wohnen und ihnen mancherlei Dienste und Handleistungen thun müssen. Nach Sörrala hat man Hügelwald mit zerstreuten Wohnungen und Fäbodar. Norrala liegt auf einem hohen Hügel mit kleinen Feldern rings umher. Hier steht nahe am Gastgifraregård auf einer Anhöhe ein Monument, das im Jahr 1774 von einer Gesellschaft in Gefle errichtet ward, die den Namen *pro amico* führte. Es ist zum Andenken Gustav Wasas errichtet, der an dieser Stelle 1521 die Helsinger aufforderte, das dänische Joch zu zerbrechen, und sich mit den übrigen Schweden zur Freiheit und Einheit zu verbinden. Es ist eine Pyramide aus bläulichem Sandstein mit folgender Inschrift: Här Manade Gustaf I År 1521 Samlade Helsingar Til Rikets Räddning. Frihets Hjelten Til Ära Under Ätlingens Gustav III Regiering Restes Tenen År 1773 Af Sällskapet pro amico." d. h. „Hier forderte Gustav der Erste im Jahr 1521 die versammelten Helsinger zur Rettung des Reichs auf. Dem Helden der Freiheit zur Ehre unter seines Abkömmlings Gustav des Dritten Regierung ward der Stein errichtet im Jahr 1773 von der Gesellschaft *pro amico.*"

Die $2\frac{1}{4}$ Meilen von Norrala bis Bro ist wieder ein langer Wald mit meistens ebenem Wege und kleinen Hügeln, vielen Sümpfen, einigen Fäbodar und Ziegen- und Rinderheerden. Mitten im Walde lag eine Familie von zwei Kerlen, drei Weibern und sieben Kindern am Wege, die sich auf Steinen sonnten und Tafel hielten. Solcher herumstreichenden und in Wäldern lebenden Bettlerfamilien soll es in allen waldreichen und gebirgigten Gegenden, also auch in Norrland manche geben. Sie werden auch wohl Tatarn oder Zigeuner genannt und einige halten sie für ächte Zigeunerspröſslinge; andre aber behaupten, es seien nichts als Reste einiger unglücklichen finnischen Familien, die theils in ihren Waldsitzen und Kolonien verarmt, theils wirklich ausgetrieben seien, so von Geschlecht zu Geschlecht vagabundisch geworden, auch bei ihrer Absonderung und bei diesem Vagabundenleben manche besondere Sitten und selbst cauderwelsche Worte angenommen haben, die weder der finnischen noch schwedischen Sprache gehören. Soviel ist gewiſs, daſs sie keine Stämmlinge ächter Schweden scheinen, denn sie sind alle sehr schwarz von Farbe, mit schwarzem Haar und funkelnden schwarzen Augen. In dieser Hinsicht und nach ihrem schlanken gewandten Bau könnten sie sehr wohl Zigeuner seyn, aber auch Finnen, denn ein groſser Theil der Finnen ist schwarz, und gewandt und geschmeidig; und von Ansehen oft zigeunerisch sind sie durch ihre Bäder und Pörten. Daſs daſs Volk solche herumstreifende Bettler gewöhnlich Finnar nennt, kann für ihre Abkunft oder Verwandtschaft nichts entscheiden, denn Wahn und Meinung des Volks sind oft etwas sehr Zufälliges.

Bro liegt wieder auf einem Sandhügel mit einigen ordentlichen Feldern. Im Ganzen ist die Gegend einförmig. Aber wunderbar ist es, daſs sie so wenig bebaut wird, so nahe am Meer und an einer groſsen Landstraſse, und doch ist auf dem ganzen heutigen Wege das Land des Anbaues fähig, die höheren Hügel ausgenommen, die man als Holzlieferanten und als Schützer gegen die starken Winde auch unterhalten muſste. Jetzt hat man wieder meistens auf und an Sandhügeln und in nassen und kalten Thälern hie und da ein wenig gebauet, und selbst da stehen Gerste, Erbsen,

Flachs,

Flachs, das man viel in Wiesendresch bauet, Brar, und die Menge der Wiesenkoppeln beweist mit ihrem metallischen Graswuchse, was dieses ganze Land für den Ackerbau werden könnte. Man hat freilich auch hier, wie ich schon in Gästrikland bemerkte, über die Natur zu klagen, welche es sehr erschwert und den bessern Boden wieder mit Steinen belastet hat, da der Sand von ihnen frei ist. Wo man aber nur einige Tonen Land gereinigt und ausgebrochen hat, da beweist das treffliche Sommerkorn und selbst der dichtstehende Rocken die Vorzüglichkeit des Bodens. Auf den Wiesen und bei den Häusern sind Hässjor und Kraken für das Heu und die Erbsen und anderes Korn aufgerichtet, und grofse Gerüste, um das Flachs zum Röthen darauf zu hängen. Einzelne Streifen Flachs und selbst Korn sieht man hie und da mitten im Walde auf den Wiesen der Fäboställen. Übrigens kann man mit wenigen Ausnahmen rechnen, daſs man auf diesem ganzen Wege keine Dörfer findet, als wo Häll sind, einzelne ganz unbedeutende Wirthschaften abgerechnet. Noch immer sieht man in diesem hohen Norden Obstbäume. So fand ich bei Norrala Gästgifvaregård einen ganz hübschen Garten voll blühender Bäume, auch am Wege bei Huddikswall; doch das meiste freilich sind Kirschbäume, die am wenigsten fehlen, da man vom Kernobst selten Früchte hoffen darf.

Eines muſs ich noch bemerken, daſs ich fast in keiner Provinz eine so treffliche Polizei gefunden habe, als in Gästrikland und Helsingland, die zusammen Ein Gouvernement ausmachen. Da ist alles an Ordnung und Zucht gewöhnt. Die Hållpferde, deren für jeden Gastgifvaregård auf diesem weniger befahrnen Wege nur 4 angeschlagen sind, sind auf dem Punkt da, die Tagebücher sind in der Regel, die Wege vortrefflich. Wegweiser und Meilentafeln sind an den gehörigen Stellen allenthalben hingepflanzt und aufgehängt. Diese Ordnung liegt zum Theil im Karakter des Volks, zum Theil gehört ihr Lob dem biedern Grafen Cronstedt, dem Landshöfding der Provinz, einem Manne, den jeder Mund nur mit dem Ruhm der Gerechtigkeit, Humanität und Güte nennt.

Von Bro bis Iggesund läuft der Weg anderthalb Meilen an mehreren Meeresbuchten äuſserst romantisch hin. Dies machen die vielen Bergströme, an welchen fast immer Schneidemühlen liegen, so wie die Bretter- und Eisenfuhren auf dem Wege die Gewerbe der Provinz verkündigen. Iggesund liegt an einem brausenden Strom, der den groſsen See Dellen, den gröſsten in ganz Helsingland, ins Meer ausladet. Hier sind mehrere entzückende Wasserfälle. Ein schönes Bruck liegt etwas mehr niederwärts, gleich einer Stadt anzusehen, und gehört dem Kommerzienrath Müller in Stockholm. Man hat hier die Aussicht auf das Meer, aber wegen der vielen Holmen unterscheidet man es nicht von Binnenwassern. Diese ganze Station seit Enånger ist hügligter, als die vorigen: doch sind die Anhöhen nicht hoch. Der Boden wird besser, je weiter man fährt, und hat häufig Märgel. Hafer ist ein seltnes Korn, Kartoffeln und Rüben sieht man wenig, aber desto mehr weiſsen Kohl.

Auf dem Wege von anderthalb Meilen zwischen Iggesund und Sanna liegt das Städtchen Huddikswall an einer tief ins Land gehenden Meeresbucht sehr lustig. Man fährt dicht an demselben hin. Die Meile von Sanna bis Malsta werden die Berge höher. Mich begleitete hier ein herrliches Donnerwetter, dessen fürchterliche Klänge hundertmal durch alle Thäler wiederkamen. Glücklich trug ich weder eine leere Degen- noch Messerscheide, auch war mein Mantelsack gefüllt; selbst das elektrische und dampfende Pferd; das der Skjutsbonde in dem gewaltigen Regen im vollen Galopp trieb, zog den Tod nicht auf uns aus der Luft herab. Die letzte heutige Station von Malsta bis Bringsta waren die Umgebungen das alte Einerlei von Wald nnd höheren Hügeln. Dieses Mittelding zwischen einem kleinen Hügel und Berg drückt der Schwede bequem durch das Wort Backe aus, dessen ich mich hinfort öfter bedienen werde. Bringsta liegt recht hübsch auf einem Hügel mit Wiesen und Feldern, vielem Wasser und Harmångerskirche.

Die Menschen dieses Landes sind groſs und stark, munterer als die Gästriker, doch überhaupt ernsthaft und still. Man sieht weit mehr hochblonde mit hangenden Flachshaaren, als in Dalarne, wo die Schwarzköpfe nicht selten sind. Doch verfeinern sich die Züge etwas mehr bei beiden Geschlechtern, als in Gästrikland und Upland. Durch Gesprächigkeit und Neugier leidet man eben so wenig, als man dadurch erfreuet wird. Weberei und Spinnerei werden fleiſsig getrieben; in manchem Hause sieht man zwei, drei Weberstühle im Gange. Die Leute brauchen viel eigen gemachte Zeuge, meistens gestreifte wollene und leinene. Sägemühlen, Köhlerhütten, Svedjeland trifft man überall mehr, als Felder, und im Milchlande war doch oft kein Tropfen Milch in den Gästgifvaregårdar zu haben.

Den 21. Jun. Reise von Bringsta bis Fjäl, 8 Meilen. Stationen: Bringsta bis Gryttje, 1½ M. — Gr. bis Maje, 2 M. — M. bis Sundswall, 2 M. — S. bis Wigsta, 1½ M. — Wigsta bis Fjäl, 1 Meile.

Es regnete heute bis 8 Uhr Morgens. Sobald es schön ward, fuhr ich ab. Es ging langsam, theils wegen der reizenden Gegenden, die ich genieſsen wollte, theils wegen der höheren Backer vor und in ganz Medelpad, denn gegen das vorige kann das heute durchreiste Land wohl mit Recht ein Bergland heiſsen. Auch hatten die freundlicheren und hübscheren Menschen Schuld, die ich an mehreren Stellen antraf und die mich fast wider Willen verweilen lieſsen. Hier im Gebirge wird alles frischer und gesprächiger. Der Morgen war schön, und unbeschreiblich reizend lag Bringsta da zwischen seinen Teichen und mit dem brausenden Strom, worüber wir fuhren, dem Ausflusse von Medelpads Storsjö, mit der groſsen Harmångerkirche im Hintergrunde. Alles ist hier bis an die Gipfel der Berge hinan zu Wiesen und Feldern bebaut und mit dem Fächerkraut, der Viola tricolor und Ranunkeln bunt bedeckt. Bald hatten wir an der andern Seite eines Hügels wieder Jättedalskirche mit bebauten Feldern; darauf ging es durch einen hügligten Wald über einen Strom mit einem Wasserfall und verschiedenen Sägemühlen; hierauf folgte die in diesen Gegenden ausgezeichnet schöne Gnarpkirche, mit rings bebauten Feldern und vielem Flachs. So fuhren wir in Gryttja ein.

Die folgende Station von zwei Meilen von Gryttja bis Maje hat man anfangs noch einige romantische Gegenden, dann wird es immer bergigter und endlich ein flacher Bergwald, der bloſs einige Fäboder hat und als Grinzmacher zwischen Helsingland und Medelpad sein Recht der Wüstenei richtig genug behauptet. Nur hart vor Maje wird es unbeschreiblich schön und Njurundakirche mit seinem runden und fruchtbaren Thale und blühenden Gefilden zeigt sich sehr mahlerisch.

Den Weg von zwei Meilen, von Maje bis Sundswall, geht es zuerst abwärts, und die Njurundaelf, der gröſste Strom Jemtlands und Medelpads, wird passirt, der schönste Strom, den ich lange gesehen, breit und stattlich, doch führt eine Brücke darüber. Weiter unten sieht man einen brausenden Forſs mit dem Gerüste zum Lachsfang. Er wendet sich hier wie ein Kürbisstengel und braust fürchterlich, ehe er seine Meereswik erreicht. Längs diesem Strom hinauf liegen Medelpads fruchtbarsten und kultivirtesten Gegenden. Von hier geht auch die groſse und einzig gut gebahnte Landstraſse durch ganz Jemtland hinauf bis an die norwegischen Gränzen. Die Gegend um den Strom ist hohes Gegirge, doch sehr bebaut und reich. So fuhr ich an dem Strom und zuletzt von der Meereswik von Backar auf Backar bergan. Nach der ersten schönen halben Meile klemmten mich Meer und Felsgebirge ein, und ein rauher Steinweg lief eng und schroff zwischen beiden. Der Himmel hatte sich mit verschworen, diese Strecke am längsten Tage des Jahres grausend für den Wanderer zu machen. Links hängt hohes Gebirg zum Theil mit kahlen Felsen über dem Weg, vom Himmel kamen wechselnd Hagel und Regenschauer, von der Seeseite brüllte der Sturm; doch war es schön. Ich sah da, wo die Wik sich öfnete, zum ersten Mal in die Unermeſslichkeit des Meeres hinein und aller Ungestüm des Himmels war vergessen. So ging die Fahrt am Strande hin; kurz vor Sundswall engt die Wik sich ein und wird zu einem geschlossenen Sack, und das Gebirge senkt sich zu Hügeln, woran sich Wiesen und Felder neigen. So fuhr ich über Trümmer und unter Zurüstungen des neuen

Baues in die Stadt ein, wo gutes Essen, muntre Gesellschaft und innige freundliche Mädchengesichter mich erfreuten. Auch diese Stadt hat voriges Jahr der Brand gröſstentheils zerstört, ein Unglück, das in Schweden so lange fürchterlich seyn wird, als man fortfährt Häuser von Holz zu bauen. Die Stadt liegt längs einem kleinen Fluſs, worin kleine Schiffe und Schuten einlaufen können; der Meeressack der Wik zwischen den hohen Gebirgen dient grossen Schiffen zu einer sichern Rhede. Die Kirche und das nordwestliche Viertel der Stadt stehen nur noch; die südöstlichen Dreiviertel sind durchaus abgebrannt, und man ist nun fleiſsig wieder beim Bau.

Ich fuhr erst um 5 Uhr aus, so wohl hatte es mir hier gefallen, und langsam ging es wieder einen ungeheuren Backe hinan und nach ihm über andere, bis ich eine reizende Seewik, die Insel Alnö und Skönskirche rechts vor mir hatte. Hier waren Alpen. Alle diese Bergflächen sind in die schönsten Felder und Wiesen verwandelt und mit unzähligen Wohnungen bedeckt und zwar bis hoch auf die

Berge hinauf, und auf diesen Bergen schimmerte das freundlichste Korn, ein Beweis, was aus Helsinglands Steinwäldern und Steinhügeln werden könnte, die lange so schwierig nicht sind. Der Reiz der Gegend im abendlichen Sonnenglanz mit der Menge von Wassern läſst sich nur fühlen. Hier hat der Prediger in Skön ein groſses Beispiel im Ackerbaue gegeben, wodurch er auch Lehrer und Wohlthäter seiner Gemeinde werden kann. Schade, daſs ich seinen Namen vergessen habe. Es ist ein junger Mann, der die Stelle in wenigen Jahren unglaublich verbessert hat. Seine meisten Felder liegen am Wege vor aller Augen. Über 70 Tonnen Land hat er den Sümpfen und Steinen entrissen, auf welchen jetzt Rocken, Gerste, Klee im üppigsten Wuchse standen. Braver Priester, auch so bringst du den Himmel auf die Erde; mögten alle deine Genossen dasselbe thun! Flachs und Klee fand ich hier auſserordentlich viel gesäet und wohl gedeihend. Mit Entzücken fuhr ich Schritt vor Schritt hier hindurch, der schönen Natur in vollen Zügen genieſsend. Bald empfing mich ein Hügel mit seinem Wald; bis es abwärts ging, und die neue Timråkirche mit eben solchen bebauten Feldern sich wieder zeigte. Überall sind diese steilen Berge ganz anders bebaut, als Helsinglands bequemste Gegenden. Woher kommt das? Ist etwa des Zufalls Eigensinn so groſs, der den Menschen gerade hieher so in Menge getrieben hat?

Die Meile von Wigsta bis Fjäl, heute mein letztes Häll, war auch sehr lustig. Es sind meistens höhere Backar, als vorher, enger bebaut und mehr Wald. Ich hatte einen munteren und schönen Skjutsbonde, einen rechten Mann von Rede und Ansehen. Der erste Anblick der Indalself, des zweiten groſsen Flusses von Jemtland und Medelpad, ist unbeschreiblich schön, besonders durch seine Ufer. Am Wege liegen mehrere Gütchen in Birkenwäldern versteckt auf Felsenhügeln mit ihren Feldern um sich her. Ich war bei ihrem Anblick wieder in Lecksand und in Båtsta bei dem ehrlichen Hedenblad. Dann ging es durch Wald an dem Strom hin bis an die Fähre. Da war er kümmerlich getheilt und floſs in niedrigen Ufern und Holmen hin. An beiden Seiten hat er viel Schlamm abgesetzt und ist gelb und trüb. Mein Skjutsbonde klagte über diese seine Trauerfarbe und über den völligen Verlust des sonst so einträglichen Lachsfanges, welcher im trüben Wasser nicht aufgeht. Er und die Fuhrleute schalten laut auf das Abzapfen eines groſsen Sees in Jemtland, welches den Strom aus seinen Ufern riſs, so daſs Thäler und Berge mit in die Fluth gingen. Seit jener Revolution hat der Strom sich noch nicht wieder setzen, noch seine alte Farbe annehmen wollen. In Fjäl kam ich um 9 Uhr an. Es liegt romantisch hoch über dem Strom.

Das Land und der Mensch hat heute sichtbar seine Gestalt verändert. Die Natur wird wilder, aber auch gröſser. Man sieht nicht mehr viele Häuser mit helsingischer Verschwendung gebaut. Des Winterkorns wird immer weniger, des Hanfes und des Flachses immer mehr; auch der Hopfen hört noch nicht auf. Einige Obstbäume in Sundswall, und ein paar, die ich in Wigsta sah, waren eben beim Ausbrechen der Blüthen. Den Menschen sieht man es an, daſs sie mehr in Bergen wohnen, als die vorigen. Sie sind muntrer und freier, Männer und Weiber schöner und interessanter. Die ernste und ruhige Kälte des Helsingers und Gästrikers geht in lebendigere Physiognomien und in heftigere Empfindung über. Selbst die Pferde sind so in Gleichheit mit den Menschen gewöhnt, daſs sie auch die steilen Berge hinan immer traben wollen.

Hier hatte ich schon eine rechte nördliche Sommernacht. Ich las und schrieb ohne Licht bis über die Mitternacht hinaus, ohne daſs ich ahndete, es sei so spät. Dann ging ich ein Stündchen spazieren und wanderte in süſsen Träumen durch Tannen und Birken längs dem Strom und hörte des Strömkarls Harfenspiel aus der Tiefe und den Gesang der schwedischen Nachtigall. Dies ist ein wunderlicher Vogel. Ich hörte ihn zuerst in den Wäldern Wärmelands, und ward so getäuscht, daſs ich meinte, eine richtige vaterländische Nachtigall zu hören, die freilich nur in einigen Gegenden Südschwedens heimisch ist. Man kann wirklich durch seinen Gesang getäuscht werden, ſobald keine Nachtigall gegen ihn ſingt und den Stümper oder Nachahmer beſchämt; obgleich ich hier ungerecht bin, denn ſeine Kehle hat mir manche ſchöne Nacht ſchöner gemacht. Der Vogel ſingt gewöhnlich nur die Abende und Nächte; dann aber klingen oft ſo viele Stimmen zugleich, daſs es luſtig genug wird. Dieſe ſchwediſche Nachtigall iſt ein grauer Vogel und gehört zum Geſchlechte der Amſeln, welchen er auch an Gröſse ziemlich gleich kömmt. Seine Landsleute nennen ihn Tallraſt oder Tannendroſſel, auch Nattwaka heiſst er wegen ſeiner nächtlichen Munterkeit.

Den 22. Jun. Reiſe von Fjäl bis Gudmundrå, 6¼ Meilen. Stationen: Fjäl bis Norrmark, 2 M. — N. bis Åland, 1 M. — Å. bis Weda, 1½ M. — W. bis Gudmundrå 1¾ Meilen.

Ich hatte hübſches Logis, gute Aufwartung und gutes Eſſen gehabt und bezahlte eine Zeche von 14 Schillingen Riksgäld. Über die Wohlfeilheit dieſer Provinzen kann nichts gehen. Bei uns glaubt man immer, hier herrſche der ewige Hunger. Mein Abendeſſen beſtand aus friſchem Strömming, dem fetteſten Lachs, einer

Milchsuppe und altem Öl; zum Frühstück hatte ich Eier und Lachs. Der Strömmingsfang geht gerade jetzt von Södermanland bis nach Torneå die ganze Küste hinauf. Er ist sehr bedeutend und ernährt eine Menge Menschen längs dieser Küste. Viele Fischer sind mehrere Monate aus auf diesen Fang und haben auf den Holmen und an den Küsten ihre Niederlagen und Ankerplätze. — Wieder auf die Meinung zu kommen, daſs Schweden ein Hungerland sei, was so manche Südländer glauben, so will ich einmal eine Taxe hersetzen vom vorigen Winter, der in Schweden eben so wenig als in den übrigen europäischen Ländern ein wohlfeiler war.

In Hedemora Markt, einem der bedeutendsten für ganz Schweden, weil besonders die Norrländer mit ihren Produkten dahin ziehen, waren die Preise folgende in leichtem Gelde oder Riksgäldmynt: 1 Tonne Rocken 7 Rthl. 16 Schill., 1 T. Gerste 6 Rthl., 1 T. Hafer 4 Rthl., 1 T. Mangkorn 5 Rthl., 1 T. Malz 6 Rthl., 1 Liespfund (20 Pfund) Weitzenmehl 1 Rthl. 4 Schill., 1 Lpf. Butter 3 Rthl. 24 Schill., 1 Lpf. Speck 3 Rthl. 16 Schill., 1 T. frischer Götheborger Hering 16 Rthl., alter 12 Rthl., 1 T. Strömming 11 Rthl., 1 T. Lachs 28 Rthl., 1 T. Dorsch 16 Rthl., 1 Paar Auerhähne 1 Rthl. 8 Schill., 1 Paar Birkhühner 32 Schill., 1 Haselhuhn 16 Schill., 1 Lpf. Talg 4 Rthl., 1 Lpf. Flachs 3 Rthl. 24 Schill., 1 Lpf. Hanf 3 Rthl. 32 Schill.

In Stockholm war der Marktpreis den 18 Januar: 1 Tonne Weitzen 9 Rthl. 16 bis 32 Schill., 1 T. Erbsen 7 Rthl. bis 7 Rthl. 32 Schill., 1 T. Rocken 7 Rthl., 1 T. Gerste 5 Rthl. 16 Schill., 1 T. Mangkorn 4 Rthl. 8 bis 16 Schill., 1 T. Hafer 3 Rthl. 24 Schill., 1 Lpf. Weitzenmehl 1 Rthl. bis 1 Rthl. 8 Schill., 1 Lpf. gesichtetes Rockenmehl 32 bis 40 Schill., 1 Lpf. Hafergrütze 40 Schill., 1 Lpf. Graupen 32 bis 40 Schill., 1 Lpf. Gerstgrütze 36 Schill., 1 Lpf. ungesalzenes Speck 1 Rthl. 32, bis 2 Rthl. 16 Schill., 1 Lpf. frischer Hjelmaresannat 1 Rthl. 40 Schill., 1 Lpf Hecht 1 Rthl. 16 bis 32 Schill., 1 Lpf. Barsch 1 Rthl. 28 Schill., ein Auerhahn 32 Schill., die Henne 24 Schill., ein Birkhuhn 16 bis 18 Schill., ein Haselhuhn 10 bis 14 Schill., ein Schneehuhn 7 bis 10 Schill. — So blieb der Preis mit kleinen Unterschieden bis in den März hinein stehen; denn der Marktpreis

preis vom 29. Februar weicht nur um ein Kleines mehr oder weniger ab.

Die Fleisch- und Getränktaxe für den Februar 1804 war folgende:

Ein Pfund frisches Ochsen- oder Rindfleisch	3 Schill.	6 Rundstüken R. G.
— fettes Kalbfleisch . .	6 Schill.	9 R.
— — vom Vorderviertel	6 —	
— — vom Hinterviertel	7 —	6 —
— Hammelfleisch . .	5 —	6 —

Ein Lamm 1 Rthl. 16 bis 32 Schill., auch 2 Rthlr.

Kornbranntwein:

Die Kanne	40 Schill.	
Das Stop	20 —	
Das halbe Stop	10 —	
Das Quartier	5 —	4 R.
Eine Tonne Doppelbier .	5 Rthl.	32 Schill.
— besseres Mahlzeitsbier	2 —	40 —
— schlechteres	1 —	42 —
Eine Kanne gutes Doppelbier (dubbelt Öl)	6 —	
— gemeines Öl	3 —	
— Schwachbier	2 —	

Ich überlasse es einem jeden, hieraus diejenigen Resultate zu ziehen, die er daraus finden kann. So viel wird sich sogleich ergeben, daſs das Gleichgewicht der Preise mit den meisten Ländern Europens steht, daſs manche Artikel sogar um die Hälfte wohlfeiler sind, als sie in Hauptstädten und Städten ähnlicher Gröſse als Stockholm in den meisten Reichen seyn werden. Nur die Artikel des nach dem Fremden lüsternen Luxus sind theuer. Da kömmt es auf jeden an, wie mäſsig oder unmäſsig er seine Bedürfnisse eingerichtet hat, und welche *Betaxung* sein Vermögen duldet. Ich muſs gestehen, in den Provinzen bin ich über die seltene Wohlfeilheit der Dinge und die noch seltnere Güte der Menschen oft erstaunt.

Weil es ein mit Sonne und Regenschauern wechselnder Tag war, so fuhr ich spät, erst um 8 Uhr aus. Auch die Gegend hier paſst zu der trüben Miene der Natur. Dieser Weg bis Norrmark von 2 Meilen ist fast nichts als Wald und hohe Backar. Auf der ersten halben Meile macht die schöne neue Häsjökirche einen freundlichen Effekt. Dann wird alles öd und zeigt nichts als Fäboställen. Dies ist nur nach der Ordnung, denn hier ist die Gränze zwischen Ångermanland und Medelpad. Das Einzige, was das Auge erfreut, sind Heerden und die Menge der Waldbeeren, die nun in schönster Blüthe stehen.

Auch die Meile von Norrmark bis Åland ist in demselben Karakter, Wald, Hügel, Seen und einige kleine Stücken Land bebaut; alles rauh und unfreundlich, wie Wetter und Himmel es auch war. Nur kurz vor Säbråkirche wird es lustig und romantisch in einem ähnlichen Bilde, wie gestern bei Skön, doch wilder. Hier geht der Weg ab nach Hernösand, der Hauptstadt Ångermanlands und dem Sitz des Bisthums und Gymnasiums für Norrland. Ich hatte Addressen an verschiedene dortige Gelehrte, aber wissend, daſs jetzt Ferien sind und die meisten Herren sich dann aufs Land flüchten, auch wenig gereizt, eine kleine Stadt mehr zu sehen, die so vielen gesehenen ähnlich ist, lieſs ich sie rechts liegen und fuhr über einen reiſsenden Bergstrom, der in Wasserfällen über mächtige Steinklumpen hinbraust und mehrere Schneidemühlen treibt. Gleich hinter der nächsten Höhe hatte ich Åland, von wo es durch eine besser bebaute Hügelgegend bergauf bergab anderthalb Meilen bis Weda geht.

Hier war das Ziel meiner nördlichen Richtung, und hinfort nahm ich den Weg längs dem Ångermannafluſs mehr gegen Westen, um so allmälig nach Jemtland durchzudringen. Die weiter nördlich nach Westerbottn reisen, müssen über eine breite Fähre des Stroms. Ich nahm nun den Weg diesseits und machte heute noch 1¼ Meilen bis Gudmundrå. Die Fahrt ist sehr lustig über hohe Backar, über sich hat man Berge mit kahlen Spitzen und mit schroffen Abstürzen; die Bergflächen sind wohl bebaut und haben trefflichen Graswuchs, die Aussichten über den Fluſs sind zum Theil entzükkend. Je näher Gudmundrå, desto flacher und kultivirter wird es, und endlich fährt man in ein weites Thal voll von Seen hinab. Ich rief bei dem Anblick: Val di Luna! denn solche Thäler sind um Lucca, Carrara und Pietra santa. Ich fuhr keck ein in den Prostgård zu dem biedern Probst Norberg, einem Bruder des berühmten Orientalisten in Lund. Ich hatte keine andere

Addresse, als die eines Fremdlings, und ward herrlich empfangen und nach dem Sturm und Regenwetter mit Speise und Trank erfrischt.

In diesen Provinzen ist überall des Grasbaues weit mehr, als des Ackerbaues, was sehr natürlich ist. Doch der Boden und das Korn sind vorzüglich, fast auf allen Feldern ist bröckliger Märgelleim mit Kalk gemischt, der in diesen hohen und langwintrigen Gegenden natürlich sehr vortheilhaft wirken muſs. Noch immer sieht man viel Flachs, der Wintersaat wird immer weniger, sie ist etwa ein Fünftel im Verhältniſs zur Sommersaat. Diese letzte besteht meist aus Gerste, etwas Hafer und mehr Erbsen. Weiſse Erbsen säet man weder hier noch in andern nördlichen Provinzen, weil sie mislich und in manchen Jahren gar nicht zur Reife zu bringen sind. Die gewöhnlichen hier sind eine Gattung gelbbrauner, die man auch auf den Tischen findet und die gar nicht übel schmecken. — Das Rindvieh ist noch immer vorzüglich, was wegen der fetten Weiden und des vielen Winterheues auch nicht wohl anders seyn kann, aber die Auswüchse der üppigen

Natur hören immer mehr auf; oft sind zwei Drittel der ganzen Heerde ohne Hörner, heute sah ich sogar den Mann der Heerde, den Stier, ohne diese Zier. Ob er doch seines Amtes ordentlich pflegen kann? Auch sah ich heute zum ersten Mal nach langer Zeit wieder mit Ochsen pflügen. — Und die Menschen? O, die werden immer rascher, je weiter man nach Norden kömmt. Es ist hier herum eben kein schöner, aber ein kecker und freudiger Stamm. Dies spricht sich in Worten und Thaten aus. Sie fahren, und ihre Pferde springen wie die Teufel.

Der Probst Norberg, selbst ein Biedermann, ist aus einer sehr achtungswürdigen Familie. Ich sah bei ihm eine ehrwürdige Alte, seine 84jährige Mutter, noch immer fleiſsig im Weben und Spinnen, wie sie schon vor 60 Jahren gewesen. Sie hat das feinere Gespinst zuerst in Norrland aufgebracht, und zwar namentlich in Nätrasocken, wo sie die erste Spinnschule anlegte; ihr Mann war dort Probst. Als Lehrerin und Spinnerin hat sie in früheren Zeiten mehrere Preise erhalten, unter andern einen silbernen Becher von 98 Pfund Gewicht. Noch jetzt spinnt sie zum Bewundern fein, und drei Webstühle sind auch hier im Gange. Eben so thätig ist der Probst auf seine Weise. Er hat das ganze Pfarrgehöft neu gebaut und seinen Acker sehr verbessert in den wenigen Jahren, die er hier ist. Der Boden hier herum ist vortrefflich. Der Pastor bekömmt in schlechten Jahren von seinem Hauptkorn, der Gerste, nie weniger als zwischen dem 10ten und 12ten Korn; das vorige Jahr, welches vorzüglich glücklich war, gab sie das 16te Korn. Alles Korn, Gerste sowohl als Rocken, ist hier gediegen und schwer, die Gerste fast wie Weizen, und der Hafer, von welchem man trefflichen Branntwein brennt, sehr körnigt. Man muſs aber auch gestehen, daſs der Acker in dieser ganzen Gegend sehr gut bearbeitet wird. Immer aber ist es in diesen Provinzen, die man wegen ihrer geringen Bevölkerung fast noch wie im Koloniezustande ansehen muſs, in mancher Hinsicht ein unsicheres Ding um den Ackerbau. In schlimmen Jahren kann man hie und da mit dem Mangel zu kämpfen haben, und muſs dann zu ungeheuren Preisen bezahlen, in ergiebigen bekömmt man wegen der Entfernung und Schwierigkeit des Absatzes kaum die Auslagen zurück, welche der kostbare Feldbau fordert. So z. B. liegt hier jetzt nach dem vorigen fruchtbaren Jahre noch viel Gerste und Hafer vorräthig, die keiner fordert. Für die von dem groſsen Strom und den Küsten abgelegenen Ackerleute ist der Transport so lang und so kostbar, daſs er sich von selbst aufhebt; aber auch, wo er leicht ist, verkauft man die Tonne des verschiedenen Korns um einen bis anderthalb Thaler wohlfeiler, als in den südlichen Provinzen.

Ångermanland hat sich in den letzten 50 Jahren auſserordentlich aufgenommen an Kultur und Thätigkeit aller Art. Man kann kaum zweckmäſsigeres und netteres Ackergeschirr und Hausgeräth aller Art sehen, als bei dem Ångermann und Helsinger. Solche Dinge macht der schwedische Bauer bis auf die kleinsten Theile selbst; er ist ein Tausendkünstler, denn auch zierlich macht er das Starke. Man kann die ganze Nation wohl vorzugsweise eine mechanische nennen. Deswegen ist der Schwede gewaltig im realen Leben und ein furchtbarer Soldat unter guten Führern. Der Ackerbau ist hier in den letzten dreiſsig Jahren sehr gewachsen und wächst noch immer; die fruchtbaren Distrikte können ein Beträchtliches an die weniger fruchtbaren und kultivirten ablassen. Auſserdem baut man jetzt allenthalben sehr fleiſsig Kartoffeln, Kohl und Rüben und Hopfen, so viel man zum Brauen gebraucht. In den unfruchtbaren Kirchspielen verdienen Manche sich mit der Verfertigung von allerlei Holzgeräth, auch an den Küsten mit dem Bauen von Böten und Schiffen einen nicht unbedeutenden Nebenpfennig. Die Hauptnahrungen indessen sind und bleiben die Webereien, der Fischfang und die Viehzucht.

Flachs und Hanf wird seit 60 bis 70 Jahren fast in allen Kirchspielen gebaut, besonders aber jenseits des Stroms in einigen von den Küstenkirchspielen, unter welchen sich Nätra, Nordingrå, Arnäs, Nora und Sidensjö besonders auszeichnen. Kleine Besitzer sind dadurch reich und ganze Kirchspiele wohlhabend und bevölkert geworden. Der beste Flachs von allem norrländischen wächst in Nätrasocken und dort ist auch das Spinnen und Weben zur höchsten Vollkommenheit gediehen. Dort spinnt man ein Loth Flachs zu mehr als 4000 Ellen feines Garn aus, und die feste gewebte Leinwand thut es in jeder Hinsicht der holländischen gleich, übertrifft sie aber weit an Stärke. In jedem Hause sind zwei bis drei Webstühle, die Spinnereien nicht gerechnet, und das ist ein schlechter Bauerhof, der nicht jährlich 300 bis 400 Ellen feinere Leinwand verkauft. So hat sich mit dieser Industrie und der daraus folgenden Wohlhabenheit auch das ganze Leben der Menschen geändert. Auch in den Ackerbau ist durch das Vermögen mehr Fleiſs und Kraft gefahren, nette Häuser, viele von zwei Stock, mit sechs bis acht Zimmern, sind für alte räuchrige Hütten aufgestiegen, Eleganz, zum Theil Luxus, ist natürlich mit gefolgt. Grade in diesen Kirchspielen Ångermanlands sollen die Menschen am fröhlichsten, muntersten, hübschesten seyn. Will man hier ein Mädchen loben, so sagt man, sie sieht aus wie eine Spinnerin und Weberin aus Nätra. Alle Kirchspiele haben nun freilich nicht so viel Flachs- und Hanfbau, wie die eben genannten; aber doch geht dieser Erwerb so ziemlich durch ganz Ångermanland und äuſsert auch in dem entlegensten Theil der Provinz seine wohlthätigen Wirkungen.

Jagd und Fischfang sind hier bedeutend, und sind es natürlich mehr in dem Verhältniſs, als eine Provinz mehr Wälder, Sümpfe und Seen und Ströme hat, welche von menschlicher Habsucht noch unbezwungen liegen. Der Lachsfang des groſsen Stroms und der übrigen Flüsse ist sehr ansehnlich. Auſser dem groſsen fängt man mehrere kleine Arten, als den Harr, (Asche) Sik, den Laxöring und Stenbit, zwei Mitteldinge zwischen dem Lachs und der Forelle, überdies Hechte, Aalquabben, Karauschen. Doch der wichtigste Fischfang ist im bothnischen Busen der Strömingsfang, der längs der ganzen Küste von Provinzialen und Fremden getrieben wird. Dieser Strömig, (*harengus clupea*) hat ganz das äuſsere Ansehen eines kleinen Herings, sein Geschmack ist aber um vieles zarter und er bildet gleichsam die Mittelklasse zwischen dem Hering und der Sardelle. Gesalzen und marinirt oder frisch, immer ist er mir eine sehr liebe Speise gewesen. Mehrere Vitten und Fischerlagen sind längs der Küste angelegt, und zu Barsta und an einigen andern Stellen sind Kapellen von Holz gebaut, wo für die versammelten Fischer gewöhnlich zweimal im Sommer Gottesdienst gehalten wird, weil ihr Geschäft keine lange Abwesenheit duldet. Im Winter verwahren sie ihr Fischergeräth in diesen Kapellen. Seebuden und Brothäuser sieht man an den groſsen Strömen und Flüssen fast in der Nähe eines jeden Dorfes.

Die Viehzucht wird für die Einzelnen immer bedeutender, je weiter die unbebauten Felder und Wiesen sind; hier treiben einige ihr Vieh 7 bis 8 Meilen zu den entlegenen Fäbodställen. Das Meiste beruht auf dem Rindvieh, das jeder Bauer in Menge hat, auſserdem auf Ziegen, weniger auf Schaafen. Schweine werden schon seltener, Hühner sind mehr allgemein, Gänse sieht man kaum noch. Man rechnet auſser etwas Käse den Sommerertrag einer Kuh zu 25 Pfund Butter. Die nordwestlichen Gegenden höher am Strom hinauf und näher den Lappmarken haben die meisten Einöden und unbenutzten Viehstellen und Wälder. Dort haben die Bauren zum Theil zahme Rene, die sie den Lappen gegen eine kleine Vergütung zu hüten übergeben. Man hat häufig die Frage aufgeworfen, ob in mehreren der nördlichen Provinzen das Ren nicht wie der Ochse zu einem ordentlichen Hausthiere gemacht und mit Nutzen gebraucht werden könne? Einige haben es behauptet und bejahet, andere, und zwar die meisten, sind der Meinung, daſs das Ren durchaus für keinen Ackerbauer mit festem Sitz und ruhigem Leben tauge, sondern durch seinen Trieb und seine Bedürfnisse einen Nomaden haben will, der ihm unablässig folge und die Wohn- und Weideplätze nach den Jahreszeiten verändere. Als Zugthier würde das Ren, da es überhaupt nicht zu den stärksten Thieren gehört, es dem Pferde nie gleich thun können, das bei dem Menschen lange in einem geheiligten Besitzrecht ist. Auch mit dem Elenn oder Elg hat man es ähnlich versucht. Man hat zahme Elenne gehabt und mit ihnen gefahren. Aber es sind fürchterliche Thiere, theils wegen ihres schnellen Laufens und Springens, theils auch wegen der Unart der Tücke und Verdrossenheit, worin sie das humane und verständige Pferd sehr übertreffen. Wenn sie von dieser Tücke ergriffen werden, so schlagen sie wie das Ren das ganze Fuhrwerk in Stücken, wären auch wohl im Stande über ihren Gebieter herzufallen, der bei ihren Hufen und ihrem Geweih sich nicht wohl befinden würde. Das Haupthinderniſs würde aber immer das Laufen seyn, worin sie keine Gleichheit beobachten, sondern in ungleichen Sprüngen, zum Theil in ungeheuren Sätzen, Schlitten und Mann mit sich durch die Luft reiſsen. Herr Prof. Afzelius in Upsala erzählte mir von einem Bauren, der ein solches gezähmtes Elenn hatte und damit fuhr; aber jedesmal, daſs er es gebrauchte, bekam er von dem gewaltigen Druck der schnell bewegten Luft einen Blutsturz.

Alles bisher Gesagte beweist, daſs in diesem Lande zwischen dem 63sten und 64sten Grade der Breite nach, freudige, rasche und glückliche Menschen leben, daſs die Natur gegen ihre fleiſsigen Kinder nicht undankbar ist; auch die Hoffnung ſehlt nicht, daſs sich doppelt und dreidoppelt so viele Menschen, als jetzt hier wohnen, reichlich werden ernähren können, wann Schweden den Grad der Bevölkerung erreicht haben wird, zu welchem es bestimmt ist. Bis jetzt sind nur noch die Gegenden längs den Flüſsen und an den Küsten angebaut und bewohnt, aber auch diese nur wenig. Es ist dies nicht bloſs ein Sumpf- und Schneeland. Der rasche Sommer mit den langen Tagen ersetzt die Schäden des Winters. Ja die ganze Küste hinauf bis nach und über Torneå unter dem 65sten und 66sten Grade wohnt ein braves und rüstiges Volk, das sich vielleicht noch glüklicher fühlt, als diese. Ich bin nicht an jener Küste gewesen, aber der hohe Ruhm der Westerbottner geht einstimmig über ganz Schweden. Diese äuſserste Provinz hat sich von jeher eben so sehr durch Talente als durch Tapferkeit ausgezeichnet. Manche der ersten und hellsten Köpfe Schwedens, der verstorbenen und der lebendigen, waren und sind hier geboren. Seltene Leibeskraft und Leibesschönheit, Energie der Rede und des Handelns, Fröhlichkeit der Miene und des Gemüthes soll dort sehr gemein seyn. Die Westerbottner, die ich gesehen, widersprechen solchem Lobe nicht. Zu solchen Tugenden fügt das Volk Fleiſs, Zucht, Sparsamkeit, Gastlichkeit und Freundlichkeit gegen Fremde. Westerbottes Infanterieregiment war Karls des Zwölften Liebling, und er nannte es seine Garde. Die Nettigkeit der Wohnungen, die Niedlichkeit und Reinlichkeit der Weiber, die hohe Treue und das edle Vertrauen der Männer soll den Aufenthalt unter den Menschen dort äusserst reizend machen. — O Norden, die Tugend und Kraft erfriert nicht in dir, wenn ein edles Volk nur den Geist zu bewahren weiſs, welcher der Kern der ganzen Bildung ist. Der Athener konnte ein schüchterner Sklav, der Römer ein Bandit werden. Das Heiligste der Menschheit kann nur ersterben, wo die ganze Natur erstirbt. Auf Nova Zembla und Grönland würde auch des Schweden Enkel die hohe Gestalt und Tugend der Natur verlieren.

Ich war auch hier in Gudmundrå recht unter meinen Menschen. Der Probst und sein Freund und sein Gehülfe, der Magister Genberg, waren die offensten und biedersten Leute, die man sich wünschen mag. Dazu war ich so glücklich in einer Verwandten des Hauses, einem Fräulein Modée, eine halbe Landsmännin zu finden. Ihre Mutter ist auf meiner Insel gebohren und hat sich gleich nach dem siebenjährigen Kriege mit einem schwedischen Offizier verheirathet, welchem sie in sein Vaterland folgte. Wie gab es da zwischen mir und dem liebenswürdigen Kinde sogleich eine Art von nähere Verbindung! Wie hatte sie soviel zu fragen nach ihren fernen Verwandten, die sie nie gesehen, und ich soviel leichter Manches von ihr zu lernen, was Männer Männern nie so niedlich erzählen, als Frauen! Liebenswür- Sophie, fandest Du doch selbst an dieser Elf alle Kinderspiele und Blumen, der Freude und Jugend zum Spielen, von welchen wir meinen, daſs sie so hoch oben nicht wachsen können! mögest Du immer mit ihnen spielen! Sie war eben beschäftigt mit dem Flittern und Geschmeiden, die sie den folgenden Tag einer Braut anlegen sollte. Ich lieſs mir alles zeigen und zugleich erzählen, wie die Leute hier Hochzeit halten.

Die Braut kömmt den Abend vor dem Trausonntag ins Pfarrhaus, sich zur morgenden Ausschmückung den Kopf mit Zangen und Wickeln zwicken und bereiten zu lassen. Da wird sie mit allen möglichen Blumen, Flittern, Perlen, Spangen, Ketten, Ringen und andern Zierrathen bunt und schimmernd behangen und geschmückt wie es bei Bräuten üblich ist, die nur zu oft ihr Blumenleben dann zu Grabe tragen. Sind ja auch die Ritter und Könige im Leben selten in so stattlichem Schmuck und Rüstung, als im Sarge. Sobald die Braut fertig ist, ordnet sich die groſse Procession und zieht zur Kirche. Voran treten die Musikanten mit hellem Saitenspiel, dann folgen zierlich geschmückte Jungfrauen, Freundinnen und Nachbarinnen der Braut, unter dem Namen Brautmädchen in einer langen Reihe je zwei und zwei, oft zu dreiſsigen und vierzigen. Diesen tritt der Brautvater nach, die Braut an seiner Hand führend — eine schöne rührende Sitte. Darauf kommen alle alten Weiber, der Prediger und der Bräutigam, zuletzt die Junggesellen und der schlechtere Troſs. Nach einem eben so bestimmten Range des Ansehens sitzen die Gäste nachher in der Kirche auf den Bänken. Nach dem Gottesdienst geschieht in der Kirche die Einweihung. Die Brautmädchen schlingen zu beiden Seiten des Altars eine Wagenburg, darauf tritt der Bräutigam zuerst vor den Prediger und verneigt sich züchtig, dann tritt der Vater heraus und giebt bei der heiligen Handlung die Braut in des Bräutigams Hände. Zum Schluſs singt man ein Hochzeitlied und die Musik spielt den Zug wieder hinaus. Kaum sind sie heraus, so geht das Posaunen und das Hurra und Jubeln an, daſs oft die Pferde darüber scheu werden; sonst schoſs man auch viel, doch das ist nun verboten. Die Braut unterdessen steht auf dem Kirchhof zur Parade und muſs sich von jedermann beschauen lassen, auch kleines Backwerk, Kuchen und dergl. an die kleine Jugend und an die Kinder austheilen. Endlich wird der Zug mobil, welcher in diesen Berggegenden oft ganz beritten ist, so daſs Braut und

Bräutigam, Prediger und Damen reiten müssen. Gewöhnlich sind mehrere Paare der rüstigsten Jugend unter dem Namen Vorreiter voran und erweisen sich lustig mit Galoppiren, Rufen und Prunken und Prangen. Reitet der Bräutigam, so ist sein Pferd und Geschirr ausgesucht zierlich, eben so das der Braut. Doch soll in einigen Provinzen der Glaube seyn, daſs ein Pferd, an solchen Tagen von der Braut geritten, nicht gedeihen kann, und deswegen muſs sie auch wohl eines der schlechtesten reiten. Bei der Ankunft im Hochzeithause geht es dann strax zum lustigen Schmause. Zuerst wird die Gesundheit der Neuvermählten getrunken, welches in den verschiedenen Provinzen verschieden geschieht. Der Ausstatter der Tochter kömmt mit zwei kleinen Bechern Bier und giebt den einen der Braut, den andern dem Bräutigam, die einander zutrinken, indem jeder zweimal den Becher leert. Darauf hält der Prediger oft noch eine kurze Rede und erklärt die Bedeutung von Dannemans und Dannequinnans Skål, wie diese Gesundheiten heiſsen. Jeder der Gäste trinkt und stimmt mit ein und so werden sie durch die allgemeinen Wünsche und Kehlen für den künftigen Hausstand eingeweiht. In der alten Sprache muſs Danneman mit Hausvater und Dannequinna mit Hausmutter gleichbedeutend seyn. — Nach dem Essen ist die Bettführung oder Sängledning, entweder weil diese Ceremonie als ein Symbol des wirklichen Beilagers angesehen wird, oder weil man in alter Zeit dabei die Neuvermählten sich vielleicht auf das Bett setzen lieſs, als den ächten Repräsentanten ihres innigsten künftigen Lebens. Eine Decke oder ein Kissen wird ausgebreitet, worauf das Brautpaar niederkniet, die Gesellschaft singt ein geistliches Lied und der Prediger spricht noch einmal ordentlich den Segen über sie. Die Ceremonie endigt mit den Glückwünschen, die jeder nun von allen Seiten zum dritten und vierten Mal herbeiwünscht. — Nach diesem Aktus setzen sich Braut und Bräutigam wieder zu Tische an ihrer Stelle, wo die Wand oft besonders geziert und über dem Haupte nicht selten eine Art Thronhimmel angebracht ist; neben ihnen sitzt der Prediger. Nun wird jeder der Anwesenden nach dem Range seiner Verwandtschaft, seines Standes und Alters aufgefordert, den jungen Leuten ein kleines Geschenk als Beisteuer zu ihrer Wirthschaft zu geben. Häufig protokollirt dies der Prediger damit es nicht vergessen werde. Je näher einer verwandt ist, desto mehr muſs er geben. Die Ältern schenken häufig 100 bis 150 Rthaler, manche auch lebendige Haabe, als Kühe, Schaafe, Schweine; die andern Gäste und Nachbarn geben 5 bis 10 Rthaler; selbst ein Knecht und eine Magd können nicht unter 2 bis 2½ Rthaler schenken. Solche Schenkungen sind fast in allen Provinzen Schwedens Sitte. Eben so allgemein ist es, daſs jeder zum Hochzeithause an Butter, Käse, Fleisch, feinem Brode so viel Essen mitbringt, als er für mehrere Tage bedarf. Den ersten Tag, auch wohl den zweiten, wird frisch getanzt, nachher noch immerfort gejubelt, besonders gezecht. Eine anständige Hochzeit muſs 7 bis 8 Tage dauren. In wenigen Provinzen ist es auch Sitte, daſs die Braut allerlei selbstgemachte Kleinigkeiten als Handschue, Strümpfe, Mützen, Bänder u. d. g. an die Gäste austheilt. Auch sind an manchen Orten eignen Herolde oder Diener der Braut aus den raschesten Jünglingen bestellt unter dem Namen Brudsvenner oder Brautjünglingen; diese müſsen ihr die Honneurs machen. Bei den meisten Hochzeiten ist auch ein bachischer Diener, keiner der unwichtigsten, der die Tamen und Krüge unter seiner Aufsicht hat und Skänkesven heiſst.

Es war gerade Johannis, als ich hier war, und ich erwartete allerlei Lustbarkeiten an diesem Tage und an den umliegenden zu sehen und mich derselben zu freuen; aber so gut ward es mir nicht. Es ist eine wunderbare Übereinstimmung der Feier dieses Tages in den verschiedenen Ländern. Die Slaven sollen an demselben vormals ein groſses Fest gehabt haben. Wer kennt die Tänze der Landleute und die auf den Bergen angezündeten Feuer in manchen Provinzen Teutschlands nicht? Auch Schweden war hierin nicht zurück. Wer wollte auch nicht, ohne einmal an den Heiligen der christlichen Kirche zu denken, die freudenreiche Zeit feiern, wo der Sommer mit dem längsten Tage und mit dem seligen, alle Wesen erfreuenden Lichte in seiner vollen Blüthe da steht? In allen Proninzen ward dieser vor 50 Jahren zurück noch ganz anders gefeiert, als jetzt, wo das Mythische und Mystische auch den Norden immer mehr zu verlassen anfängt. Durch mancherlei Freuden und Aberglauben war und ist dies ein heiliger Tag für das Volk. In früherer Zeit besuchte man eine Menge heiliger Quellen um die Mitternachtzeit, und wusch sich darin und opferte; gewisse Hügel, Auen und Inseln in den verschiedenen Provinzen waren zu Versammlungen und Tänzen für ihre Bezirke geheiligt und manche von ihnen werden noch wohl mit einem heiligen Schauer und Andenken an das freudigere Alterthum angesehen; aber die, welche darauf tanzten und jubelten, sind lange todt. Indessen in den vielen Gegenden, besonders in den südlicheren, ist es noch Mode, wenigstens die Johannisnacht durchzutanzen und zu singen und zu spielen. Man haut einen der schlanksten und schönsten Bäume, einen rechten *mat de cacagne,* und richtet ihn auf dem Anger des Dorfs auf, wo das Fest gefeiert werden soll. Dieser Baum heiſst Maibaum oder Maistange durch eine Verwechselung des Frühlings- und Blumenfestes mit der allgemeinen Freude, als einer Frühlingsbringerin in jedem glücklichen Monat. Diese Maistange ist auf mancherlei Weise verziert; Bänder, Blumen, Kränze, Flittern machen sie bunt von unten bis oben. Mehrere kleine Stangen sind an ihr befestigt und tragen Kränzlein und Fähnlein. Allerlei groſse und kleine Thiere, geschnitzte und ausgestopfte, sind angebracht, doch gewöhnlich prangt oben mit mehreren Wimpeln und Fahnen ein stattlicher Hahn, der im Winde rundgeht. Um solchen Lustbaum versammelt sich die Jugend und tanzt und jubelt die ganze Nacht. — Sonst hat man hier, wie in Teutschland, noch allerlei Aberglauben, schuldigen und unschuldigen, wie es mit allem Aberglauben ist; denn das Schöne gränzt nur zu oft an das Tolle.

Man soll in der Johannisnacht allerlei Blumen und Kräuter pflücken und zusammenbinden, welche Johannisquäste (Midsommarsquastar) heiſsen. Diese soll man in allen Häusern, besonders in den Ställen aufhängen, so kann das Vieh nicht behext werden. Das Johanniskräutlein *(hypericum)* muſs vor allen Dingen mit dabei seyn, denn darin liegt eine ganz besondere Kraft. In dieser Johannisnacht kann viel geschehen und viel ausgespähet werden, was für das ganze Leben wichtig ist. Da steigt man unter weiſsen Laken auf das Dach und legt sich auf das Lauschen und Sehen; was man da für Worte hört, was man von ungefähr als ein Gesicht sieht, das hat eine Bedeutung, die enträthselt werden muſs. — Wer mit etwas Gefahr, von Hexen und Nachtgeistern beunruhigt zu werden, kühner in die Zukunft schauen will, der geht auf ein richtiges Trivium, wo sich drei Wege scheiden, und erwartet dort, was ihm begegnet oder einfällt, als Prophezeihung und Warnung. — Das verliebte Kind, was soll es thun? Einsam ist der Wald, und das Kräuterlesen in entlegenen Gründen oder auf Bergen und der Kreuzweg ist ihm zu fürchterlich; denn nur zu dem Einsamen kommen die Götter mit den Schlüsseln der Zukunft. Auch hier ist Hülfe für das beklommene Herzchen. Sinnig geht das kranke Kind aus, flicht, wie die Farben ihm kommen, Kränze aus neunerlei Blumen und legt sie unter sein Kopfkissen. Wie viele süſse Gedanken und Wünsche! Wie langsam kömmt der leichte Schlaf! Endlich ist er da und mit ihm die Träume, und was sie über solchen Blumen flüstern, wird Wahrheit. Ihr armen Blumen, wenn diese Wahrheit Wahrheit wäre, wie wenig von euch würde übrig bleiben? — Auch das Hexengesindel kann man in dieser Freudenzeit bezwingen und beschauen. Es giebt eine Hexenbutter, Trollsmör, hier auch Bara genannt; diese findet man auf Korn und Blumen, im Grunde nichts anders, als eine gelbliche und bräunliche Ausdünstung der Pflanze und des Strauches, oder Honigthau, zuweilen auch wohl die Wirkung irgend eines Insekts. Dies sollen das leichte Waldgesindel oder gar alte Hexen (Trollkäringar) ausstreuen. Man nimmt neunerlei Holz, zündet sie zu einem kleinen Scheiterhaufen an und wirft von dem Trollsmör darein; oder man peitscht auch nur das Feuer mit neunerlei Holz — und siehe! die Trollkäringar, die man in Verdacht hat, müssen kommen und sich offenbaren.

Wohl treibt man auch hier manche solcher groſsen und kleinen Künste um die Johanniszeit, aber der Jubel dieses Festes, wozu ich mich so sehr gefreut hatte, fehlt hier ganz. Da sind keine Maibäume, kein Tanz, kein Hurra und Heida der fröhlichen Jugend auf den Lippen und im Blute. Nur schmaust man etwas besser und säubert und scheuert das Haus bescheiden, und schmückt es hie und da mit Blumen und Laub aus. So sah ich heute bei meiner Reise nach Thorsâcker viele Thüren und Fenster mit Maienlaub und Kränzen umwunden; aber das ist es denn auch all.

Es ist natürlich, hiebei auf das einzige gröſste Fest Schwedens zu kommen, das auch im ganzen Reiche, von Östersund bis Cimbritshamm mit gleicher Freude gefeiert wird; dies ist die den Christen so lustige Weihnachtszeit oder Jul. Es ist wahrscheinlich, oder vielmehr so gut als gewiſs, daſs sich mit der christlichen Freude, wodurch der Aufgang der Sonne des Heils für eine weite Welt von Greisen und Kindern gleich fröhlich begangen werden soll, noch eine andere gesellt hat, welche dieses Fest in Schweden besonders lustig macht, und noch immer als das allgemeine Volksfest lustig erhält. Schon vor der Einführung des Christenthums ward im Winter — man weiſs nicht genau zu welcher Zeit — ein groſses Fest unter dem Namen Jul gefeiert, welches nachher mit dem christlichen Weihnachten in Eins gezogen ward, aber viel von seinem alten Jubel behielt. Eben so wenig ist man unterrichtet von dem Zweck jenes alten Juls, weswegen man so lustig war und julte, und warum gerade in der strengsten Jahreszeit. Die Meinungen darüber werden wohl ewig Meinungen bleiben. Einige sagen, es sei das groſse Fest des beginnenden Jahres und der Hoffnung künftiger Ärndte gewesen, andere machen es idealisch zum Fest des wiederkehrenden Lichtes, das nach den kürzesten Tagen wieder mit längeren Freuden und Hoffnungen zu leuchten anfängt. Die der ersten Meinung sind, berufen sich auf dem ähnlichen Laut des Wörtleins Jul mit dem aspirirten Hjul, welches auf schwedisch ein Rad heiſst, worin offenbar, wie in dem Lateinischen *annus* und *annulus Saturni* der Lauf der Zeiten verborgen liegen soll. Die letzten hingegen sagen, darum zündete man Feuer an auf den Bergen und schwang die Julfackeln durch die Nacht der genialischen Sonne zu Ehreu, die nun allmälig von der langen Nacht zu erlösen kam, weil man die Freude über das Lichts, des Lebens höchste Wonne, nicht hell und herrlich genug ausdrücken konnte. Woher auch immer der Ursprung kommen mag, genug, der Jul war ältestens die höchste Freudenzeit im ganzen schwedischen Reiche und ist es noch, obgleich von den alten Weisen und Festen theils die Zeit, theils auch die Regierung und Polizei Manches abgebracht haben. Auch in den alten Kalendern ward die Julzeit als eine Wonnezeit ausgezeichnet. Man findet auf den Runsteinen den Anfeng derselben mit vielen Hörnern bezeichnet, so wie das Ende oder den zwanzigsten Tag mit einem umgekehrten Horn, zum Zeichen, daſs die Lust der Gelage und Becher nun aus sei. Die festliche Zeit hieſs Julfried, oder Julafred; alle Gerichte und Fehden ruhten; wer nun angriff und verletzte, der büſste doppelt und dreifach. Geselligkeit, Gastlichkeit und gemeinschaftliche Freude herrschte dann durch das ganze Reich. Alle Tische waren gedeckt, der Becher voll Meth stand nie still, der Wanderer und der Fremdling waren willkommen, und vollkommene Freude und Friede herrschten, wie es in diesen schönen Zeiten immer seyn sollte, mit Gott und den Menschen.

Weil man den Geist dieses schönen Festes im Auslande fast gar nicht kennt, selbst bei uns die wir Schweden so nahe angehören, nicht einmal recht kennt, so will ich versuchen zu erzählen, wie man es jetzt gröſstentheils im Reiche feiert, auch das nicht ganz übergehen, was jetzt zum Theil veraltet und ausgestorben ist, was aber einst lebendig zum Ganzen gehörte. Selbst einige kleine Aberglauben und Kindereien dieser Zeit sollen nicht vergessen werden, weil sie die Verwandtschaft zwischen uns und unsern Halbbrüdern, den Schweden, zeigen.

Die Julzeit fängt in Schweden wie bei uns mit dem heiligen Weihnachtsabend an, geht aber viel länger durch und währet, wo sie ordentlich begangen wird, wenigstens bis Heiligen drei Könige, und wann alles richtig abgemacht werden soll, noch 7 Tage später, bis den 13 Januar, Sankt Knuts Tag im schwedischen Kalender. — Julafton, Weihnachtsabend, wo ist eine Hütte, wo ein Pallast in Schweden, der dann nicht seine Freude hätte? Ich war diese Zeit in Stockholm. Alles ist in Bewegung, grosser Markt wird gehalten und allerlei zierliche und scherzhafte und süſse Sachen für Kinder und Mägdlein, und Gott weiſs für wen sonst, sind dann ausgelegt: es ist wie eine Messe. Der groſse Markt war in mehreren Gassen mit Buden bedeckt und von unzähligen Lichtern erhellt; alle feine Galanteriebuden, alle groſsen Gewölbe, selbst manche Privathäuser sind illuminirt. Man glaubt es sei Karneval, und bis um die Mitternacht wimmelt es unter diesem kalten Nordstern auf allen Straſsen und Plätzen von Julhaltenden Menschen. Die Familien sind zusammen, die Kinder werden beschenkt, die Alten erhalten und schicken ihre Julklapps, alles strudelt und lebt in erfüllter oder erwartender Freude. Auch bei uns kennen wir diese Julklapps als eine hinübergepflanzte Sitte; aber das Eingebohrne, der eigentliche Geist und

Glanz

Glanz dieses Abends fehlt doch ganz. Man sieht und fühlt leicht, daſs es bei uns nicht so gebohren ist. Julklapps (Julklappar) heiſsen die Geschenke und Scherze, die man einander zuschickt, es ist damit wirklich allerliebst; für Lachen und Freude, auch zuweilen für Ärger, ist da gesorgt. Es sind die Saturnalien des Nordens; wer wollte und könnte einander etwas übel nehmen? Man kann in diesen Tagen die Noth und die Verlegenheit erfreuen, ohne zu beschämen, man kann den Witzigen durch einen in fröhlicher Laune gebohrnen Scherz erfreuen und bestrafen, man kann dem Geliebten fein und zart die süſsen Dolmetscher des Herzens zusenden, die in dieser süſsen Zeit zudringlicher seyn dürfen, als in einer andern, und die vielleicht eben jetzt den leichtesten Weg finden, weil die Freude immer leicht die Vorgängerin der Liebe wird; man kann endlich den eitlen Thoren strafen, ohne daſs er den Richterstuhl bemühen darf. Was man in einem südlichen Lande sonst noch alles thun würde und könnte unter so feinen Masken, das kömmt in einem Klima, wo Redlichkeit und Entfernung von den schlauesten Intrigen heimisch sind, wohl keinem in den Sinn. Mancherlei Boten und Masken, Postillione zu Pferde und zu Fuſs, auf Krücken und im Unterrock, sind diesen Abend in Bewegung. Denn frappant und unerwartet soll der Julklapp auch kommen und sein Sender und Überbringer unbekannt seyn und unerwartet erscheinen wie der Gott. Das Meiste wird so rasch und heimlich auf irgend eine schlaue Weise hineinpraktisirt, wohin es soll, oder man wirft und stöſst es geschwind durch die Thüre, und macht sich dann auf schnellen Füſsen davon. Von solchem Anklopfen an die Thüre, sagt man, heiſst das Geschenk Julklapp.

So geht es in den Städten. Auf dem Lande wird das Alte noch mehr in Ehren gehalten, und zwar nicht bloſs von den Bauren, sondern auch von den Vornehmeren. Der müſste einen schlechten Julverstand haben, der nicht mit seinen Freunden und Nachbarn die acht Tage hinter einander munter verlebte. Keiner lebt diese Freudenzeit einsam und genuſslos. Vorzüglich munter hält sich aber der liebe Baurenstand. Seit Julabend sind die Tische gedeckt. Schinken, Fleisch, Käse, Butter, gutes Öl und Branntwein sind aufgetragen und jeder der Ankommenden wird bewirthet; ja er muſs durchaus etwas essen, sonst nimmt er ihnen nach dem Volksglauben die Julfreude mit weg. Die heiligen Tage wird geschmaust, musicirt und getanzt. Julgrütze (Julgröt) und Julbrod gehören durchaus mit zum ersten Tage, hie und da auch Stroh, das man in die Stuben streuet. Je nachdem jeder Ort mehr oder weniger die Sitten der Väter behalten hat, sind auch mehr oder weniger Festlichkeiten. Vierzehn Tage bis Heiligen drei Könige hält man wirklich an manchen Orten mit kleinen Pausen so durch, und zuletzt wird der 13te Januar oder der zwanzigste Jultag, bis wohin ältestens das dreiwöchentliche Fest reichte, zum Beschlusse noch besonders abgetanzt und abgeschmaust. Dieser Tag heiſst Sankt Knut oder Sankt Knutstag, und man spricht noch mit einem alten Reim: Sankt Knut dansas Julen ut (Sankt Knut wird der Jul abgetanzt,) oder: Sankt Knut kör Julen ut.

Nun noch Einiges von besondern Gebräuchen in dieser Zeit, die theils abgekommen sind, theils noch gelten. Den Julabend muſs alles für die folgenden Tage bereitet werden, welche keine schwere Arbeit kennen sollen. Man soll auch den Kettenhund lösen, das Vieh etwas besser als gewöhnlich futtern, auf daſs auch sie die fröhliche Zeit vernehmen. In alter Zeit setzte man auch Julgröt und andre Speise in kleinen Schälchen auf der Tenne hin und legte ein Röckchen dabei für den Tomtegubbe, damit er fortführe, dem Hofe Glück und Gutes zuzutragen. Das Zimmer des Hauswirths, wo gejubelt werden soll, wird mit weiſsen Decken oder bunten Teppichen behangen, noch besser, wenn in den Teppich etwas gewebt ist, was auf Geschichten dieses Tages hinspielt, als der Besuch der Engel oder der Mohrenkönige, oder die Kananitische Hochzeit. An vielen Stellen wird noch der Boden mit langem Rockenstroh belegt und das feinste Leinenzeug und die Festkleider müssen in zierlicher Reihe paradiren. Alles im Hause wird gewaschen, gefegt und gescheuert, und das Zinn, Messing und Silber muſs schimmernd auf seinen Brettern aufgepflanzt seyn. Eine Strohkrone hängt mit kleinen Zierrathen an der Decke über dem lustigen Tisch, und kleine Knippchen Rockenähren/ von Julstroh bindet die Magd im Hause zusammen und steckt sie zur Seite des Daches und um die Decke umher. Sie sollen verkünden, wie viele Freier sich an den festlichen Tagen melden sollen.

Als Gerichte des ersten Abends sollen unumgänglich Stockfisch, Erbsen, Reisgrütze, Öl und Branntwein auf dem Tische seyn. Bei dem zu und vom Tische Gehen wird ein Gesang gesungen, nachher wird ordentlich das Abendgebet mit noch einigen Liedern gehalten und das Licht muſs die ganze Nacht brennen. An einigen Orten wird ein sogenanntes Geschwisterbett auf dem Fuſsboden aufgeschlagen, wo Kinder und Gesinde auf dem Julstroh beisammen liegen. Alle Schuhe müssen diese Nacht an Einer Stelle dicht bei einander gestellt werden, auf daſs alle das ganze Jahr in Eintracht bleiben. Groſs ist die Wirkung des Julstrohs. Den Hühner- und Gänsenestern, worein man es legt, darf kein Marder und keine Behexung nahen; um die Bäume mitternächtlich gewunden, auf den Acker gestreut, giebt es Obst und Korn. Den Kühen gegeben, ehe sie den Sommer auf die Weide getrieben werden, sichert es sie vor aller Krankheit und läſst sie nicht aus einander laufen. — In der Julnacht *forscht* man nach dem, was das ganze Jahr hindurch geschehen soll. Vormals brauchte man dies mehr, als jetzt, und selbst bei dem gemeinen Mann, wenn er dergleichen thut, ist dies mehr ein lustiger Scherz und Erinnerung und Beibehaltung des Alten, als ernstliche Überzeugung. Vormals ging man in der Morgendämmerung in den Wald, sprach kein Wort und lieſs keinen Laut tönen, sah sich nicht um, durfte nicht essen und trinken, kein Feuer sehen, keinen Hahn krähen hören. Wenn man, so wie die Sonne aufging, auf dem Kirchwege ging, so erschienen so viele Leichenzüge, als das Jahr kommen sollten, und auf Feldern und Wiesen und Hufen sah man, wie der Jahrswuchs seyn und ob Feuer auskommen werde. Diesen schweren Gang zur Erforschung des künftigen Jahres nennte man Jahrgang (årgång). Manche andre Kinderspiele, als das Eiergieſsen, Schuhwerfen u. s. w. fehlen nicht. Am meisten hat man mit dem Jullichte (Julljus) vor. Geht dies zufällig in der Nacht aus, so stirbt das Jahr einer im Hause. Die kleinen Reste solcher Lichter bewahrt man das ganze Jahr auf. Sie sind ein herrlicher Balsam auf Wunden an Händen und Füſsen.

Noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts pflegte man die Kirchen mit Julstroh auszustreuen, aber das ist als ein schlechter Aberglaube lange von der Regierung verboten. Da reiste man auch früh um 3. 4 Uhr des Morgens zur Kirche und hielt Julotta oder Weihnachtsfrühmesse. Alle Bauern führten Lichter mit sich oder Fackeln, wovon die ganze Kirche nur Ein groſses Licht schien. Mit Fackeln fuhr man in Norrland sonst durch Wälder und Thäler, und häufig wurden sie als Freudenfeuer zusammen hingeworfen, dem groſsen Himmelslichte zu Ehren, das nun wieder heimkehrt. Bei der Rückkehr von der Kirche pflegte man ein allgemeines Jagen in die Wette anzustellen;

Keiner wollte zuletzt zu Hause kommen. Man glaubte, der Letzte hier werde das Jahr auch als Pflüger und Ärndter und in andern fröhlichen Dingen immer hintenan kommen. — In einigen Provinzen hielt man vormals das Sankt Stephansjagen am zweiten Christtage, denn Sankt Stephan ist der Pferde Patron. Lustig ward auf seine Gesundheit getrunken, dann ritt man mit den Pferden nach fremden Tränken und galoppirte um die Wette wieder heim. Alle solche Fröhlichkeit kömmt doch immer mehr aus der Mode in der verständigen Zeit, worin wir leben, welche bei allem immer zuerst nach dem Nutzen fragt.

Neben der Julgrütze, dem ersten, was zur richtigen Julfeier gehört, ist der Juleber oder Julbock nicht zu vergessen; er ist einerlei mit Julbrod, denn Julbröd, Gumsebröd, Julgalt bedeuten ganz dasselbe. Auf dem Julbrode nemlich, was aus vorzüglichem Mehl gebacken werden muſs, ist ein Eber, gewöhnlich ein Widder mit zwei Hörnern, abgebildet. Man weiſs, daſs bei den alten Skandinaviern der Eber auf den Tischen der Menschen und der Götter, wo er sich prometheisch ergänzte, eine groſse Rolle spielte. Dieser Julgumse oder Julgalt wird Julafton auf den Tisch gesetzt, und steht mit Schinken, Käse, Butter, Bier und Branntwein bis Sankt Knut. Mancherlei Aberglauben war vormals mit diesem Brode. Sie hoben es hie und da bis auf den Frühling auf; Pferde, Schweine, Kühe, ja selbst die ins Feld ziehenden Knechte erhielten davon in Hoffnung einer glücklichen Ärndte.

Auch die Julkeule (Julklubba) war vormals wichtig. Diese Keule ward an einem Bande über dem Tisch befestigt, und muſste irgendwohin gespielt werden, um über den Trunk zu entscheiden. Eben so spielte man viel mit dem Julhahn, einem Ebenbilde jenes kriegerischen Hausrepräsentanten, aus Julstroh zusammengeflochten. Diese beiden Spiele nebst Blindekuh, mancherlei Julliedern und Spielen aller Art, unter dem Namen Jullekar oder Julspiele bekannt, werden noch an manchen Orten fleiſsig geübt. Jede Lust, jeder Übermuth durfte an diesen Tagen vormals frei hervorbrechen. Ich habe eine lange Reihe solcher

Julspiele in Reimen vor mir, welche den bäurischen und naiven Witz in seinen mancherlei Aufsprudelungen und Kitzeln brav genug mahlen.

Gudmundrå selbst ist eben so angenehm als seine Bewohner lieb sind. Es liegt auf einem Hügel, die Äcker laufen rund umher, in der Tiefe ist ein See mit Bäumen Laubholzes umpflanzt, die man hier überhaupt viel häufiger sieht, als vorher; dieser See hängt mit dem groſsen Strom zusammen, um ihn sind fette Felder und Wiesen. Der Probst selbst hat ungefähr 15 Tonnen jährlicher Aussaat des ergiebigsten Ackers, dessen Ertrag er immer zwischen dem 10ten und 15ten Korn berechnet. Das Ackergeräth ist schon von mir gelobt; zum Dröschen bedient man sich eiserner Dröschwagen mit einer Menge neben einander hinlaufender Eisenräder, die einander die Hand reichen. So eine Maschine ist 1400 bis 1500 Pfund schwer. Drei bis vier Arbeiter und ein Bube, der das Pferd lenkt, dröschen täglich 5 Tonnen, oder 120 Scheffel die Woche. Der Probst versicherte mir, es dröschε sehr rein aus. Aber auf jeden Fall ist bei dieser Maschine kein Vortheil; jene vier Leute könnten in der Woche eben so viel, wo nicht mehr, mit dem Flegel ausklopfen, und das Stroh würde dabei so sehr nicht gequetscht werden, das Pferd, das oft abgelöst wird, nicht einmal zu rechnen. Indessen diese Dröschwagen sind einmal im allgemeinen Gebrauch in dieser Provinz und werden sich darin auch wohl fürs Erste behaupten. Auſser dem nicht unbeträchtlichen Ackerbau ist Viehzucht und Wiesenbau das bedeutendste. Der Probst hat drei verschiedene Fäboställen und hält 60 Kühe. Das kann doch keinen schlechten Ertrag geben. Überdies erhält er aus der Gemeine 70 Lpfd. (1400 Pfund) Butter, 50 Lpfd. (1000 Pfund) Lachs, ungefähr 6 bis 8 Tonnen Ströming und 60 bis 70 Schaafe.

Mit dem Wunsche, daſs diese Güter, die er so freundlich und freigebig gebraucht, ihm wohl bekommen mögen, und daſs der Strom unter ihm immer frohe und glückliche Menschen sehen möge, fuhr ich den 23. Jun. Nachmittags um 4 Uhr von dannen, um den Prediger in Thorsåker, der etwa drittehalb Meilen von hier wohnt, zu begrüſsen.

Das erste Håll bis Nyland von 1¼ Meilen ist sehr romantisch. Man arbeitet sich zuerst einen steilen und fruchtbaren Backe hinan und hat alsdann mehrere kleine Backar; dann öffnen sich zwischen sanſten Hügeln eine Menge offener Thäler zu beiden Seiten des Stroms mit herrlichen Aussichten über ihn und mit manchen recht paradiesischen Stellen. So fuhr ich immer in Regenschauern recht munter bis Nyland hin, welches in einem breiteren Thale liegt und bei weitem das reichste und bestbebaute Land um sich her hat. Nyland ist ein groſser, munterer Ort und der Lastageplats für die gröſseren Schiffe, die den Strom hinauf gehen. Ångermannå ist der einzige groſse Fluſs in ganz Norrland, der ungefär 8 Meilen von seinem Ausflusse hinauf schiffbar ist.

Die ½ Meilen von Nyland bis Thorsåker sind sanſtere Hügel und die Berge mehr abgeflacht, die Stromthäler erweitern sich und die Dörfer in ihrer grauen Schmucklosigkeit liegen dichter an einander. Um 7 Uhr fuhr ich keck ein bei dem Probst Risén und ward aufgenommen wie immer. Nach einer Stunde war ich ein alter Bekannter des Hauses. Der biedere und gelehrte Probst ist zweimal in Teutschland gewesen, das erste Mal auf seinen Studien, das zweite 1786 zufällig, wo er nach Kopenhagen wollte und an unsern Küsten Schiffbruch litt. Wir hatten also sogleich viel Gemeinschaftliches zur Unterhaltung. Er spricht sehr gut teutsch und ist ein sehr gebildeter Mann, lange hat er als Feldprediger bei einem der Garderegimenter in Stockholm gestanden. Seine liebenswürdige und muntre Frau ist eine gebohrne Stockholmerin, und freute sich sehr, daſs ich ihr Einiges von der Hauptstadt zu erzählen wuſste, die sie nun in manchen Jahren nicht mehr gesehen hat. Warum ist das Leben so kurz? Wie gern wäre ich länger hier geblieben, wo so liebe Menschen, der Reiz einer schönen Natur und die längsten und lieblichsten Tage des Jahrs mich um die Wette zurück hielten! Auch dies waren schöne Johannistage. In meinem Leben ist diese Jahrszeit ausgezeichnet merkwürdig.

Ich will einmal den schwedischen Sommer rühmen, euch, die ihr meint, hier oben sei es mit aller Schönheit und Lieblichkeit der Natur aus. Mögtet ihr mit mir gereist seyn! ihr würdet anders denken. Ich war hier am Strom wie in einem der schönen Thäler des Rheins und der Donau. Fruchttragende Felder, Wiesen voll der buntesten Blumen, Auen mit einem Grün, wie man es nur in den Alpenthälern und in Schottlands Hochgebirg wieder findet, Seen, Bäche, Ströme, Hügel und Berge, die herrlichsten Heerden und frische, tapfere Menschen — wo ist es besser? frage ich hier den 24sten Junius. Und die Abende und die Nächte und die Morgen — O reiset hieher, steigt hier auf ein Gebirg und seht den ganzen nächtlichen Himmel in Flammen, und die Geister und die Engel des Himmels werden zu euch herabkommen. Die Nacht ist ein lichter und milderer Tag, die Sonne verschwindet, aber Abend- und Morgenröthe verglänzen in einander und die unendliche blaue Decke wird ein einziger rosiger Teppich, der zum blassen Gelb erbleicht, so wie die Sonne den Morgen herbeiführen will. Dann spielen die Nebel in unendlichen Gestalten, dann tanzen die Elfen, dann treiben die Wald- und Seejungfrauen ihr Neckspiel, und der Strömkarl in seiner Wellentiefe stimmt die Harfe. Die Mythen erklären sich, wenn man das Land gesehen hat. — Und der Winter, dieser bei uns verrufene und fürchterlich abgemahlte Winter — ist er so häſslich? Wir in nassen Wolken, in Nebeln und Dünsten ohne das Sonnenlicht, sitzen auch vom November bis Februar in Trübsinn. Schnee und Frost wechseln mit Regen und Thauwetter, das Gemüth wird traurig und unstät wie die Luft und das Wetter: wir leben nicht, wir freuen uns nicht, sondern brüten träge und verdrossen einen Tag nach dem andern hin. Dies Schicksal theilen die meisten Bewohner Teutschlands, Englands, Hollands und Nordfrankreichs mit uns. Ich will es nicht versuchen, den Winter in Westerbottn und Lappland zu preisen, wie ein Schwede vor hundert Jahren in einer Abhandlung sehr naiv gethan hat. Mir würde die Nacht dort zu lang seyn, ungeachtet ihrer hellen Nordlichter und Mondscheine, die jener Lobpreiser nicht genug rühmen kann. Aber ich habe einen schönen, raschen Winter in Schwedens Hauptstadt verlebt, noch ist das Gefühl davon lebendig in meiner Seele; mögte ich es nur in einem schwachen Bilde darstellen können! Ach! es ist so kalt! schreit man mir zu, ich aber sage, es ist so kalt nicht, wenn man überall nur das freie Regiment der Luft und des Himmels über sich ertragen kann. Schweden hat Thäler und Berge, Wälder sind auch nahe um die Hauptstadt, nie kann der Wind, geschweige denn der Sturm toben und frei herrschen, wie bei uns, wo er endlich durch alle Wolfs- und Fuchspelze den Weg findet. Sei die gewöhnliche Kälte auch zwischen 14 und 18, ja oft 19 und 23 Graden, so hat doch die Luft nicht das Naſskalte und Unlustige, was uns so leicht frostig macht. Ach! die Tage sind so kurz! schreit man wieder. Laſs sie eine Stunde kürzer seyn, als bei uns, so sind sie gewöhnlich heller und gewinnen dadurch wieder eine halbe Stunde des Verlustes. Und wenn sie anfangen zu wachsen, mit welchen Riesenschritten geht es dann! Dazu nimm die reine und frische Stahlluft, die alles Leben erquickt, den ewigen

Son-

Sonnenschein, die rosigen Morgen und Abende, die mondhellen und gestirnten Nächte, auch die Nordscheine, welche hier freilich nicht so häufig sind, als bei den Lappen. O, mein ganzes Herz bewegt sich, wenn ich daran denke. Dann hinausgeflogen in fröhlicher Gesellschaft nach Haga, Hagalund, Drottningholm und andern Stellen, besonders an festlichen Tagen. Der ganze lustige Weg ist mit klingenden Schlitten bedeckt; man kömmt an, erfrischt sich mit einem Mahle, mit Kaffee, Punsch, Wein, die Sterne leuchten zu Hause, mystisch tanzen die hohen schneegelockten Tannen, durch welche man fährt; eine lange Reihe der Fröhlichen klingt so hin und der Himmel scheint mitzuklingen, wie er in alter Zeit hier bei Sonnenaufgang erklang: aller Trübsinn und Melancholei liegen tief unter dem Boden. Doch was beschreibe ich das Unbeschreibliche? Und die Schweden verstehen sich auf ihren Winter und durchleben ihn fröhlich. Mit welcher Lust habe ich verschiedene Male dem Wettkampf auf dem Eise zugesehen, dem rechten Korso des schwedischen Karnevals. Es war einen Tag in der Woche, ich glaube den Freitag, wo alle schöne und reiche und vornehme Welt, die prächtigsten Schlitten, die schnellsten Traber, die feurigsten Augen und die jugendlichsten Herzen sich versammelten. Eine Wik des Mälare, nördlich von Stockholm, unter dem Namen Brunswiken bekannt, gab den Korso. Dieser war eine Achtel-Meile lang und 300 bis 400 Schlitten nach und neben einander fuhren um die Wette. Das Hurra und Tschirrup der Jünglinge und Männer übertönte das Geschrei und die süsse Angst des zarteren Geschlechts, manche holde Brust durfte näher umschlungen werden, und endlich führte der Freudenweg, den man kam, den Sieger und den Besiegten gleich lustig zurück. O es ist wahr, die Freude ist an kein Land und keine Jahrszeit gebannt, Amors Pfeile verlieren auch im Schnee nichts von ihrer Gluth, und die Blüthe von Stockholms Männern und Frauen kann sich ohne Erröthen neben die Auswahl von Marseille und Wien stellen. Schöne Stadt, wie oft werde ich deiner gedenken!

Meine Tage in dem reizenden Thorsäcker.

Ich ging mit dem Probst aus und er zeigte mir des Landes Natur und seine Beeren, Blumen und Kräuter, denn auch ein eifriger Botaniker ist der Mann. Wir sprachen vom alten Teutschland und Schweden, vom Fischfang und Ackerbau, er führte mich auf seinen Feldern herum und legte mir seine Verbesserungen und künftigen Plane vor. Wie vieles lernte ich so! Als unsre letzte Lust brauchten wir den Fischfang auf der Elf nach solchen Gesprächen, wenn die Sonne milder gegen den Abend abwärts ging. Wie oft habe ich mich auf dem herrlichen Strome geschaukelt! In einem Bote stieſsen wir ab und jeder hatte seine drei Angelruthen und ein Gerichtlein kleiner Barsche und kleine Arten Forellen, als Stem, Löje, Stenbit, wurden nach Hause getragen, während die gröſseren Böte um uns mit langen Netzen auf den Lachsfang hin und her knarreten.

Auch auf einer Hochzeit bin ich mit der Probstin gewesen. Sie war nur klein und das Einzige, was mich erfreute, war der rasche Tanz, der halb tyrolisch den Karakter dieses muntern Bergvolks zeigte. Mein zweiter Tag hier war der Sonntag des Johannisfestes, was ich glücklich genug traf, denn weit und breit her war die Gemeine zahlreich versammelt und die meisten Communicanten. Ich bemerkte dabei, wie jedes Land so ganz seine eignen Sitten hat. Zuerst traten 8 junge Leute zum Altar, welche zum ersten Mal diese heilige Handlung feierten; dann folgten die übrigen nach dem Range des Alters und Geschlechts. Voran traten die 80, 90 jährigen Greise zum Altar, dann die Älteren, bis zuletzt die Jüngsten schloſsen; dasselbe ward von den Frauen beobachtet. Die Kleidung verrieth durchaus allgemeinen Wohlstand, wohl auch Luxus. Die Verheiratheten, Männer sowohl als Weiber, sind meist schwarz gekleidet — die Männer zum Theil in Nationaltracht, die einen wohlverständigen Skattebonde gut kleidet; die Kamisöler der Weiber, eine Art von Kontuschen, hängen weit über die Hüften hinab und sind zum Theil von Gros-de-Tours, Atlas und Taffent; auch gebrauchen sie musselinene und feine leinene Tücher, wie die Männer viel weiſse und gestreiſte baumwollene Strümpfe tragen. Ich sah hier übrigens bei beiden Geschlechtern wenig schöne Gesichter, aber einen groſsen Ausdruck von Bravheit und Zufriedenheit. Die meisten Köpfe sind schwarz und die Blondlinge machen höchstens ein Drittel aus. In seinem Wesen hat das Volk viel Ähnliches mit einem Insel- und Matrosenvolk, so wie die Smäländer längs ihrer Küste.

Bei unsern Unterhaltungen hatten wir viel mit den alten Göttern und Helden zu thun, von welchen der Probst ein groſser Verehrer ist, so wie von allem Altväterlichen. Ihm scheint der Name Thorsåker schon darauf hinzudeuten. Mehrere Ättehögar (Gräber der Vorzeit) sind unweit der Kirche; einen hat er abgetragen und mancherlei Antiquitäten zum Theil vermodert und allerlei Spuren gefunden, daſs hier vormals geopfert seyn muſs. Wenn unter diesen alten Götternamen der Teufel und sein Heer Spektakel machen kann, so läſst sich das gräuliche Unwesen erklären, das hier vor 130 Jahren wüthete. In den Jahren 1674 — 75 war hier ein fürchterliches Hexen- und Zauberwesen, das sich auch in einige andere Kirchspiele verbreitet hatte und zu dessen Untersuchung eine groſse Kommission niedergesetzet ward. Es ging besonders über die alten Weiber und die Mädchen her, die mit dem Teufel Gemeinschaft und Buhlerei getrieben und gehext haben, auch nach Blåkulle und Nasafjäll, Norrlands Blocksberg, gefahren seyn sollten. Einundsiebzig arme Sünderinnen wurden hier und in zwei andern Kirchspielen zum Tode verdammt, geköpft und auf einem Berge dieses Pastorats auf einen Scheiterhaufen geworfen, der von jenem Tage her Bålberg oder der Scheiterhaufenberg heiſst. Der Sitz unsrer Unterhaltung war auf einem reizenden Schanzwall, der im Walde des Probstes über der Elf liegt, in der romantischesten Gegend des Stroms. Diese Anhöhe mit gedoppelten Wällen nennt der Probst Styresholm, in früherer Zeit ein Nest von Wikingarn und später der Sitz von Fehderittern und Kriegern, bis es im Anfange des 15ten Jahrhunderts zerstört ward. Die Sage setzt dieses alte Nest in diese Gegend und zwar an die andere Seite des Stroms, wo Styrnäskirche Thorsåker grade gegenüber liegt. Der Strom hat jetzt viel von den alten Wällen weggenommen, doch hat der

Probst vieles gefunden, was darauf hindeutet, daſs Menschen hier mit Schmausen und Banketiren lustig ihr Wesen trieben. Das Thal umher ist niedrig und noch jetzt oft vom Wasser umflossen; vor 60, 70 Jahren war diese Höhe noch eine ordentliche Insel.

Thorsåker ist eines der fruchtbarsten Kirchspiele Ångermanlands. Das Volk steht sich gut; die meisten wohnen als Skattebönder und das Frälse hat hier in Norrland nie recht aufkommen können. Ackerbau ist gut, doch das bedeutendste ist die Viehzucht und nicht unbedeutend der Lachsfang in dem Strom. Die Wiesen verhalten sich zum Acker der immer unter dem Pfluge ist, wie 5 zu 1. Wenn diese Wiesen alt werden und alles Gras in Moos und Wurzelwerk von allerlei Unkraut erliegt, so nehmen sie dieselben zuweilen auf, pflügen und düngen sie und legen sie, so gereinigt und verbessert, wieder zu Dresch. Den Acker gebrauchen sie gewöhnlich in zwei Feldern, die Hälfte ist Brache und die Hälfte besäet. Das Benutzen der Brache zu Futterkraut, Kartoffeln etc. geht wegen der Kürze des Sommers nicht gut an. In den besäeten Feldern findet man Roggen etwa ein Achtel, Gerste fünf bis sechs Achtel und wenig Hafer und Erbsen. Hanf und Flachs sieht man noch immer viel, auch Kartoffeln häufig im Felde. Svedjeland ist nicht selten und die Sägemühlen am Strom schneiden für 130000 bis 150000 Rthaler Bretter. Alles Korn und Heu wird hier gehäſsjat und die Dörfer mit der Menge Häſsjor die aus der Ferne wie Skelette von Scheunen und Ställen aussehen, nehmen sich sonderbar genug aus.

Thorsåker selbst liegt in einem schönen Halbmond und mit kleinen Dörfern umsäet, indem die Gegend sich sanft zum Strom hinab neigt. Gleich über der Kirche liegt ein hoher steiler Berg mit einer Warte, die im letzten Kriege aufgestellt ward, eine hohe Stange mit einer Tanne, von wo man als Signal Feuer leuchten lassen konnte. Solch ein Gerüst heiſst Wårdkas, es soll hier schon seit Jahrhunderten der Platz dafür bestimmt gewesen seyn. Ich bin zweimal um eilf Uhr da hinaufgestiegen und habe oben nächtlich meine Lichtsommerandacht gehalten. — Auch jenseits des Stroms bei Styrnäs und Bota ist, obgleich im engeren Thale, alles sehr bebaut. — Der Probst ist ein sehr tüchtiger Landmann und hat 150 Tonnen Land an Feld und Wiesen, ausser dem vielen Wald, den Waldkoppeln und Aussenweiden. Der Boden ist schwer und lettig, doch gut. Die Bearbeitung ist sehr sorgfältig, der Gerstacker z. B. wird dreimal gepflügt und geegt und erhält in der vierten Furche den Samen. Rocken säet auch der Probst im Verhältniſs zum Sommerkorn ein Viertel oder Fünſtel, das meiste ist Gerste; Kartoffeln und Kohl ſehlen nicht. Seine Wiesen behandelt er musterhaft, reiſst sie von Zeit zu Zeit auf, düngt und besäet sie und legt sie dann wieder zu Dresch; ich sah mehrere derselben, wo Grasarten und Klee ausgesäet waren, welcher letzte sich in diesem ſetten Boden lange hält. Er hat viele Wiesen gemacht, wo vorher elende Sträuche, Nesseln und Maulwurfshügel waren. Auch bei ihm ist ein groſses Misverhältniſs zwischen Wiesen und Ackerbau; alle seine Wiesen, die sanft abhängig sind, könnten mit wenigen Gräben leicht Acker werden. Doch dies wird sich im Fortgange der Zeit selbst finden. Es fehlen die Menschen, oft sogar die Leichtigkeit des Absatzes, wenn man viel Korn hat. Überall hat der Ackerbau doch in den letzten 25 Jahren sehr zugenommen, so daſs man fast keiner Magazine mehr bedarf, welche man vormals unterhielt.

Ich sah hier auch Isländische Schaafe, deren Gebrauch anfängt in Schweden immer allgemeiner zu werden. Es ist ein groſser Schlag mit hängenden Ohren, starken Knochen und grober Wolle; sie geben dafür aber viel Wolle, im Durchschnitt 6 Pfund und die gröſsten Böcke und Hämmel wohl 8 Pfund. Ich habe oben schon gesagt, daſs sie selbst im Winter sich zum Theil ihre Nahrung draussen suchen. Doch meint der Probst, daſs sie wegen ihrer Gröſse ein Drittel mehr Futter gebrauchen, als das gewöhnliche schwedische Schaaf. Die Pferde sind brav, sowohl die Eingebohrnen, als die Norrbagger. Ochsen sieht man nicht. Der Probst hält 70 Stück Rindvieh, 90 bis 100 Schaafe und 100 Ziegen. — Auch als Gärtner hat der Mann einen niedlichen Garten neu geschaffen, doch mit den Bäumen, womit er es vielfältig von neuem versucht hat, scheitert alle seine Freude am Klima. Die Obstbäume werden völlige Zwerge oder gehen aus, auch die Kirschbäume fangen hier schon an zu erfrieren.

Man warnte mich hier, man bat mich, nicht von hieraus den Weg nach Jemtland zu wagen, es sei nicht unmöglich, daſs ich wieder umkehren müſse, besser sei es, bis Sundswall zurückzugehen und der ordentlichen Straſse zu folgen. Ich aber hatte gehört, daſs von hier doch Menschen des Weges, den ich wollte, gereist seien, freilich mit Arbeit und Beschwerde, aber doch durchgedrungen seien; so blieb ich denn bei meinem Entschluſs, nahm freundlich Abschied und fuhr den 25sten Juni weiter nach Solefta, wo ich in der Probstei Quartier nahm und im dortigen Eisenbruck meinen Wagen für die künftigen Strapazen, die man so fürchterlich schilderte, calfatern lieſs.

Die ¾ Meilen von Thorsåker bis Åsen hatte ich zuerst einen hohen Berg zu passiren, den ich und der Skjutsbonde im Schweiſs unserer Stirn hinankletterten. Die beiden Seiten des Stroms sind immer noch dicht bebaut, doch breitet sich vorzüglich das diesseitige Thal immer mehr aus und die Backar senken sich etwas. Man hat Dorf an Dorf, die Häuser sind nett gebaut und alles verräth Wohlstand. Der Boden, der an manchen Stellen nur leicht ist, trägt doch gutes Korn, vielen Flachs und mehr Hanf, als vorher. In Åsen, einem einzelnen kleinen Gehöft, fand ich einige muntre niedliche Mädchen am Spinnrocken und zwei am Webstuhl, Leinen und Drell bedeckte die Bleiche. Was mich auf diesem Wege am meisten freute, waren die vielen frisch aufgenommenen Äcker und ausgerodeten Sträuche, ein Fleiſs, der sich fast bei jedem Feldchen zeigte.

Die ¼ Meilen von Åsen bis Soleſta zeigen immer weitere und schönere und dichter bebaute Ebenen, den freudigsten Strom und jenseits das schönste und weiteste Uferthal, was ich bisher gesehen. Eine Menge Bäche stürzen sich in den Strom, der in manchen Durchscheinen und Windungen sich zeigt und mahlerische Prospekte bildet. Aber die ganze Fülle der Schönheit dieser reizenden Fahrt längs der Elf war für Soleſta selbst aufgespart. Ich sage nur, daſs ich wenig schönere Stellen in Schweden gesehen habe. Hier sah ich das Land und die ganze Schönheit des Stroms grade an der schönsten Stelle. In lieber Gesellschaft ging ich von Solefta abwärts nach der Elf, ein Boot nahm uns ein und durch einen Strudel steuerten wir nach einem Holm, der romantisch mitten im Strom liegt. Auch auf diesem Holm war vormals vielleicht eine Burg oder etwas Ähnliches, er heiſst noch jetzt Borg. Welche reizende Lage! Die Seite nach Süden ist abhängig, die nördliche schroff, das Untere mit Grün und Blumen, die Spitze mit Felsen und Tannen bedeckt. Ein brausender Forſs ist an der Nordseite. Hier hört der Strom auf schiffbar zu seyn und grade in der Bucht, wo er mit schnellen Wassern über Felsen strudelt, liegt das Inselchen. — O diesen Besitz und die nächsten zwei Holme dazu 200 Meilen südlicher — und ich würde vom Erdboden nie mehr zu okkupiren begehren. Wir sahen und zählten von dem Holm 14 Dörfer umher. Von hier bis Nyland gehen nur Pramen und platte Fahrzeuge. Solefta ist das letzte hoch kultivirte Pastorat an der Elf, nachher wird es immer weniger bebaut, bis nördlich bei Resele und Fjällsjö das ödere Gebiet der Lappen beginnt.

Jetzt ist die Zeit, wo die Beeren Norrlands in voller Blüthe stehen. Diese Beeren sind als Nahrung der Menschen und sogar als Handelsartikel nicht ganz unbedeutend. Zuerst findet man auch die bei uns bekannten, die Erdbeeren, Blaubeeren, Preißelbeeren, (*Vaccinium Vitis idaea*) hier Lingon genannt, nebst Himbeersträuchen in allen Wäldern in Menge. Zwei Beeren aber hat Schweden voraus, von welchen man die eine gar nicht, die andere an wenigen Stellen Teutschlands findet, diese sind das Åcherbär und Hjortron. Das Åcherbär, (Feldbeere, *rubus arcticus*,) ist nur in den nördlichen Provinzen Schwedens und in Finnland heimisch. Am reichlichsten wächst es in Westerbotn und Ångermanland, hie und da in Jemtland und Medelpad. In andern Provinzen findet man diese Beeren nicht; auch alle Versuche sie südlicher anzupflanzen und ihre köstliche Frucht zu gewinnen, sind bis jetzt nicht geglückt. Ich erkläre diese Frucht ohne Ausnahme für das Lieblichste, was ich jemals gekostet. Die Pflanze gleicht an Stängel und Blättern völlig der Erdbeerpflanze, nur mögte sie etwas höher auch dunkelgrüner, oft bräunlich grün an Stiel und Blättern seyn. Die Blüthe ist roth und etwas gröſser als Erdbeerblüthe. Die Pflanze wächst weder an nassen, noch an zu hohen und schattigen Stellen; am üppigsten treibt sie im gehauenen Walde und auf Svedjeland. Die Beere ist blaſsroth und an Gestalt ein Mittelding zwischen der Erdbeer und Himbeer, welcher letzten sie auch an Gröſse gleicht. Der Geschmack — doch wie soll man den Geschmack beschreiben? Frisch vom Stängel oder eingemacht ist sie eine der köstlichsten Früchte. Viele tausend werden eingemacht nach Stockholm und durch das ganze Reich zum Verkauf und als Geschenke verschickt. Das Hjortron (*rubus chamaemorus*) oder die Mültbeere, ist eine Sumpfpflanze mit niedrigen breiten Blättern und groſsen weiſsen Blüthen. Sie wächst durch ganz Schweden, in den Sümpfen Wärmelands und

Uplands und in den Fjällthälern um Åreskuta. Die Frucht wird gröſser als eine Himbeere und sieht einer Brombeere ähnlich, ihre Farbe spielt zwischen gelb und roth, hat einen frischen, säuerlichen und angenehm kühlenden Geschmack. Sie wächst in ungeheurer Menge und man preſst einen köstlichen Saft aus ihr, der in den heiſsen Sommermonaten ein kühlendes und labendes Getränk giebt und wenig Zucker als Zusatz der Süſsigkeit erfordert. Wie viele Erdbeeren, Blaubeeren, Lingon und andere schlechtere Arten man pflückt und auf mancherlei Weise bereitet und einmacht, denke jeder sich selbst.

Mit mancherlei nützlichen Notizen und Nachrichten über meine Reise nach Jemtland von dem biedern Magister Tegnander, einem gebohrnen Jemtländer, bereichert, fuhr ich den folgenden Vormittag, den 26. Junius, von Solefta ab und nahm meinen Weg auf Graninge Bruk, den einzigen schlechten Fahrweg, den man von hier nach Jemtland einschlagen kann. Dies ist ein langes Håll von 3 Meilen. Ich fand hier sogleich den Anfang der vorigen

War-

Warnungen und Nachrichten über den Weg bestätigt. Es geht anderthalb Meilen über schlimme Backar zuerst noch an der groſsen Elf, an ihrem hier einfallenden westlichen Arm. Auch diese Gegend ist schön, doch mehr wild, als um Solefta, alle Thäler dicht bebaut, mit strengem Leimboden und gutem Korn. Wir passirten mehrere Gerüste des Lachsfanges im Strom und Sägemühlen und sahen manche Forſse über Steine sich ihren Weg brechen. Entzükkend schön sind die groſsen Wasserfälle bei Oster- und Westerforſsön. Hier schieden wir vom Strom und der übrige Weg war Wald und sehr ausgefahren durch die Eisenfuhren von Graninge. — Ich wollte nun meinen Weg von Graninge weiter fortsetzen, aber der Herr Brukspatron Classon lieſs mich nicht fahren. Ich sollte wenigstens einen Nachmittag und eine Nacht bei ihm bleiben. Mich wunderte das, denn er hat, wie manche biedere Schweden, von fremden Reisenden wenig Dank gehabt. Den Abentheurer de la Tocnaye hat er mehrere Wochen bei sich gehabt und ihm nachher mit manchen Addressen und anderer

Unterstützung weiter geholfen, welchen jener aber wenig Ehre machte. Sollte man es den Schweden verdenken, wenn sie indiskreten und spionirenden Fremden ihre Häuser allmälig verschlieſsen?

Graninge mit seinen Seen und Gärten und Gebäuden mitten im Walde ist eine schöne Stelle. Das Bruk hat eine eigne Kirche und ernährt 400 Menschen. Es hat eine Schmiede, von 1500 Pfund Stangeneisen und manche andre Manufakturschmiede als Nägel, Eisenplatten, Salzpfannen. Solche Salzpfannen sah ich schmieden; sie sind 14 Zoll breit und einen halben bis zwei Drittel Zoll dick. Ihre Ausschmiedung fordert besondere Stärke und Übung von Jugend auf, der Unerfahrne riskirt beim Halten und Wenden, daſs ihm Daumen und Finger abgeschlagen werden. Das Erz und rohe Eisen kömmt hierher von Stockholm und Upland. Hier in der Provinz findet sich kein Erz. Nur in Westerbottn hat der berühmte Baron Hermelin zu Jellivari Eisengruben aufgenommen, die fast gediegenes Erz liefern, aber doch noch mit manchen Hindernissen zu kämpfen haben, ehe sie völlig benutzt werden können. — Die Lappen kommen selbst im Winter nicht bis hieher hinab. Der Bauer duldet die Renlappen nicht, theils weil sie Waldverderber sind, theils weil die Kühe nicht gern da weiden wollen, wo, auch vor Monaten nur, Rene geweidet. Ich aſs hier zum ersten Mal geräuchertes Renfleisch und ward so getäuscht, daſs ich glaubte ich esse Schnitte von einer geräucherten Gans. — Vögel und Hasen hat man im Überfluſs, Elenne und Bären müssen jährlich einige daran; die schlimmsten Feinde der Elenne sind die Lappen, welche sie als Diebschützen oft 15 bis 20 Meilen verfolgen. Auch hier beim Bruk ist das meiste Wiese und wenig Acker. Classon klagte, der strenge Boden sei zu kalt, und wenn er nicht fast jedes Jahr gedüngt werde, so wolle er es mit dem Korn nicht recht thun.

Den 27. Jun. Reise von Graninge bis Forſs 2 Meilen, von F. bis Ragunda 2 M. — zusammen 4 M.

Heute lernte ich endlich abscheuliche Wege kennen, und gebrauchte auf 4 Meilen 12

Stunden, von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends, eine Raststunde mit eingerechnet. Die erste Station geht durch eine öde Gegend voll kleiner Backar und groſser Sümpfe und Moräste, mit vielen Knüppeldämmen und langen, losen, gefährlichen Knüppelbrücken. Es ist fast nichts als Wald voll ungeheurer stehender und liegender Mastbäume; ein Theil desselben gehört zu Jemtlandswald, dem Gränzwald zwischen den beiden Provinzen. Ich machte den gröſsten Theil des Weges, weil wir doch nicht traben konnten, zu Fuſs. Wir trafen einen einzigen Menschen mit zwei Pferden, und hörten Kuhschellen klappern. Endlich verkündigte das Brausen von Bächen und Strömen, daſs wir uns Jemtlands groſser Elf und Forſs näherten. Bei meiner Ankunft war ich hungrig und bat um Milch. Da führte die Wirthin mich in ein nettes Zimmer, wo wohlgeformter Käſe, Butter, Brod, Renfleisch, das der Bauer aus Vorurtheil nicht gern isset, und Branntwein auf dem Tische standen, und darauf lief sie ämsig hin und her und bereitete mir Milch. Als ich bezahlen wollte, ward sie bös, lächelte darauf und fragte: ob ich je in diesem Lande vorher schon gewesen, daſs ich ihr solche Unehre zutraue? Ich freute mich der liebenswürdigen Unbefangenheit und schämte mich fast. Forſs ist ein nettes Dorf mit einer Kirche, und hat den Namen von einem groſsen Wasserfall des Stroms. Seine Lage hoch im Gebirg ist reizend. Der Boden ist schwer und die Ufer zu beiden Seiten sind bebaut. Das Korn stand gut. Rokken sieht man wenig, desto mehr Hanf und Flachs. Sie gebrauchen hier sehr kleine Pflüge, die sie mit Einem Pferde sehr behende lenken. Diese ersten Jemtländer fand ich groſs und meistens blond und freundlich im Betragen.

Vor 8 Jahren war die Reise von hier nach Ragunda in Böten, nun muſs man sie zu Lande machen, und sehr schlecht. Hier fiel nemlich vor 8 Jahren eine merkwürdige Revolution vor, welche die ganze Gegend verändert, zum Theil zerstört hat, und deren ich erwähnen muſs. Von Ragunda bis an den groſsen Wasserfall, eine Viertelmeile von hier, war vormals ein groſser See. Die von Ragunda und die Umwohnenden faſsten den kühnen Plan, den See abzugraben, um Felder und Wieſen zu gewinnen, und zugleich, wo möglich, den Strom um den Forſs herumzuleiten und schiffbar zu machen. So war die Angabe; aber man bezüchtigt sie, daſs Habsucht und der Neid gegen die von Forſs die Hauptursache gewesen sei. Sie sahen jene nemlich reich durch den Lachsfang, und wollten diesem kostbaren Fisch, der selten über den hohen Forſs kam, den Weg erleichtern. So griff man die Arbeit muthig an, und die Bauern gruben und stachen unter der Leitung eines vormaligen Kaufmanns in Sundswall, Namens Huſs. Alles schien gut zu gehen, schon war man beträchtlich vorgerückt, siehe! da kamen viele Regen, die Fjällfluth des Sommers strömte ungewöhnlich herbei, der See, von dieser Fluth vermehrt, stieg zu einer fürchterlichen Höhe, brach sich selbst hie und da einen Weg, und länger als 4 Stunden stand das Wasser des Stroms 30 bis 40 Fuſs höher als gewöhnlich. Heerden, Wohnungen, Mühlen, Boothäuser, alles floſs mit zum Meer; die weiter unten in Medelpad an dieser Indalself wohnten, traf das gleiche Unheil, wie die näheren: man glaubte, eine zweite Sündfluth breche ein. Das Wasser floſs nun freilich allmälig ab, der alte See stand meistens als trockenes Land da, aber der Strom hatte an Äckern und Wieſen groſsen Schaden gethan, und machte lange die ganze Gegend unwegsam. Der Lenker und Urheber dieses Unheils ertrank nachher bei einer Bootfahrt, die er auf dem Strom anstellte, und wodurch er beweisen wollte, daſs derselbe wirklich schiffbar geworden sei. Er ist dies nicht mehr, als vorher. Das Einzige, was man gewonnen, ist, daſs Balken und groſse Bäume, die sonst im Forſs oft zerschmettert wurden, jetzt leichter passiren. Aber wie groſs ist der Schade, den alle Anwohner des Stroms von Forſs bis zu seinem Ausflusse in Hinsicht des Fischfangs erlitten! Noch immer will der Strom sich nicht setzen und ordentliche Ufer machen, noch immer ist das Wasser trübe. Kein Lachs und anderer Fisch ist seitdem ordentlich hinaufgegangen, und doch sind seit dem Unheil, welches im Sommer 1796 war, 8 Jahre verflossen. Man kann den allgemeinen Verlust darnach berechnen, daſs der Prediger in Forſs und Ragunda allein 30 Tonnen Lachs an Zehenden, also über 500 Rthl., dadurch verloren hat.

Ich machte mich also auf den Landweg, der seit jener Sündfluth hier aufgekommen ist. Wir ſchleppten uns über Stock und Stein bergan, so gut es gehen wollte; an das Einsitzen war nicht viel zu denken, sondern die Füſse muſsten heute das beste thun. Dazu begann der Himmel sein Wasser reichlich auf uns herabzuschütten, und die Höhen und Abgründe des schlimmen Leimen waren desto schwerer zu durchklettern. Neben dem alten Forſs hielten wir still, er liegt nicht weit abwärts vom Wege, eine herrliche Ruine. Die steile Klippe steht 35 bis 40 Fuſs hoch trocken da, sie, worüber sonst der ganze Strom und See sein Wasser goſs, und wird, wahrscheinlich nach wenig Jahren mit Gesträuch bewachsen, es räthſelhaft machen, ob er je etwas anderes als eine Waldklippe gewesen ſei. — Dreiviertel Meilen von Forſs beginnt die ganze Seefläche sich auszudehnen mit Feld, Wiesen, Gebüsch, hie und da mit ausgerissenen Ufern und Abgründen; dann fuhren wir eine halbe Meile auf dem Steinbette des Sees, und endlich auf ſeiner niedrigen Fläche, wo groſse Wieſen und eine unendliche Menge Heuſchuppen ſind. Einen ſchlimmeren Weg, als dieſer im Regen war, bin ich nie gefahren. Es iſt ein furchtbar ſchöner Anblick, die Gewalt des Waſſerelements hier allenthalben in ſeinen Wirkungen vor ſich zu ſehen, die ausgeriſſenen Schlünde, die aufgethürmten Steinmaſſen und umher die hohen Gebirge, welche über den ganzen Seekeſſel einen dunkeln Schatten werfen. Wir muſsten mehrere Brücken über Abgründe paſſiren, hie und da war der Boden vom vielen Regen ausgeweicht und ausgelaufen, und wir hatten mit Heben und Schleppen des Wagens dem Pferde zu helfen. Der Abend ward zuletzt noch ſchön. Einen letzten hohen Berg hatte ich Dreiviertel Stunden zu erklettern; aber welch ein Augen- und Herzenerweiterer! der die, welche vorher groſs ſchienen, unter meine Füſse brachte, mich das ganze Bett des Sees, ſeine reichen Dörfer und die Sonne am Himmel höher ſehen lieſs. Sie ſchien freundlich durch die nassen Wipfel der Tannen und Birken, Bäche brausten, der Talltrast fing an seine Nachtigallentöne zu schlagen, ich trocknete mir den Schweiſs ab, und nur die unleidlichen Mücken störten meine Fantasien. So ging es bergab nach Ragundadorf, und von da noch eine Viertelſtunde weiter zu Ragundaprästgård, wo ich um 10 Uhr in einen freundlichen Hafen einlief.

Ich war auch hier bei freundlichen Menschen. Die Frau Sundberg wollte in Geschäften nach Stugun, nebst Forſs Annexpastorat von Ragunda. Deswegen wartete ich hier den folgenden Tag bis 4 Uhr Nachmittags, um den Begleiter dieser liebenswürdigen jungen Frau zu machen. Das Wetter ward nach dem Regen klar. Um 4 Uhr wurden die Pferde vorgelegt, und weil ich ſchwereres Fuhrwerk hatte, so machte ich mich voraus auf den Weg von hier nach Krånge, welches nur anderthalb Meilen sind. Weiter sollte heute der Weg nicht gehen, und morgen wollten wir den groſsen Gesundsjö zu Boote passiren, auf eben die Art, wie man ſonst von Forſs nach Ragunda zu reisen pflegte. Ich marschirte die erste halbe Meile, die zweite ging es zu Wagen meistens wieder über eine Wiesenfläche, das Bett des Sees, über schlimme Abgründe mit schlechten Brücken, und über groſse Steinhaufen. Der Strom brauste hier in seiner Zerstörung, und die vielen ausgerissenen Bäume, die er mitgeführt, lagen auf seinen Steinhaufen zerstreut. Links ist nur schroffes Gebirg, die Gegend von Ragunda ausgenommen, wo über dem neuen Forſs ein Halbmond von netten Dörfern, und rechts gut bebaute Alpenhöhen erscheinen. Um 6 Uhr war ich an der Amråelf, die sich bei dem Hemman Ammer mit Brausen in den grossen Strom ergieſst. Hier trat mir der Besitzer, ein groſser, gewaltiger Mensch, wie ein Riese entgegen, aber nicht, mich zu erschrecken, denn er bot mir freundlich die Hand und führte mich in sein Haus ein. Mehrere Männer ähnlichen Wuchses arbeiteten an ein paar Böten. Ich ward sogleich traktirt nach Landesbrauch, und muſste dafür was erzählen.

Nach einem zweistündigen Warten kam meine schöne Dame und eine häſsliche dicke

Nachbarin mit einem Buben und einer eignen Chaise folgte mit. Sie beschlossen, hier zu übernachten; so hatte ich die Freude mich fortzumachen, weil ich es auf das Ungefär, morgen ein Pferd erhalten zu können oder nicht, nicht ankommen lassen wollte. Die Überfahrt über den schmalen und schlimmen Amråstrom ist sehr schwierig, Wagen und Pferd müssen beinahe wie zu einem Abgrunde hinunter, und das reiſsende Wasser läſst den Pram nicht still stehen. Mein Wagen wäre auch um ein Haar mit allem meinen Gepäck in die Tiefe hinabgefahren. Nach langem Arbeiten wurden wir flott. Die letzte halbe Meile jenseits ward ganz marschirt. Der Weg geht ein hohes Gebirg hinauf, und dann auf einer hohen Bergfläche, welche sich abwärts zum Strom neigt, und dort ziemlich bebaut ist.

Um 10 Uhr war ich in Krånge, einer freundlichen Wirthschaft mitten im Walde. Welche liebe Menschen boten mir guten Abend! Zuerst kam eine alte freundliche und gesprächige Groſsmutter, dann ihre niedliche Tochter mit 5 hübschen Kindern zwischen 12 und 3

Jahren. Alles war reinlich, fröhlich und nett. Bald war auch Feuer in meinem Kamin, denn der Abend war hier sehr kalt, mein kleines frugales Abendbrod stand auf dem Tische und der Schlaf begrub den Tag und seine Mühen.

Das Korn ist immer noch recht gut, obgleich es hier seit 14 Tagen fast unaufhörlich geregnet hat; Flachs sieht man fast nicht mehr, aber desto mehr Hanf. Die Wohnungen sind meistentheils von aussen nicht zierlich, aber innen ganz nett, viele mit Teppichen und manchen komischen und sauberen Schnörkeln und Schnitzwerk, als Vögeln, Ranken u. ſ. w. geziert. Auch die Webstühle fehlen noch nicht. — Die Menschen sind groſs und wohlgebildet, mit leichten, fröhlichen Gesichtszügen; sie lächeln leicht, sprechen phlegmatisch; besonders ist es eine karakteristische Art an ihnen, immer mit kleinen Einwendungen und Zögerungen zu kommen; sie meinen nichts Arges damit, denn was sie thun müssen oder auch wollen, thun sie endlich doch willig und bescheiden. Die Neugier der Unschuldigen ist groſs; ſelbst auf dem Wege rufen sie einen wohl an, und wollen gern wissen, wer und woher? Doch wie reich wird alles vergütet durch die Einfalt wenig bereister Gegenden! Man bekommt hier Bilder von einem gesunden Menschenleben, die für das ganze Leben erfreuend werden können.

Den 29. Jun. Heute sollte also die Wasserfahrt nach Stugun angetreten werden, welches drittehalb Meilen von Krånge liegt. Meine Dame hatte versprochen, um 8 Uhr hier zu seyn; ich wartete vergebens bis 9 Uhr, aber sie kam nicht. Überdies hatte sie gesagt, werde es windig, so kehre sie wieder um. Der Wind wehte, aber für die Reise war es günstiger Wind, god börd, wie man hier sagt. Konnte er sich nicht wenden, und konnte ich hier nicht zwei, drei Tage warten müssen? Man hat davon oft Beispiele gehabt. Der abscheuliche Landweg ist über das Gebirg kaum im Sattel zu passiren, und was sollte ich mit meiner Kärra machen? So muſste die europäische Artigkeit wieder der Nothwendigkeit weichen, nicht ohne meinen Verdruſs. Welche Idee mag die liebenswürdige Frau von mir bekommen haben? Freilich war ich es nicht, der die Verabredung brach, aber hätte ich nicht einige Stunden länger warten können? Vielleicht kam sie doch kurz nach der Abfahrt an; ich habe sie nicht wieder gesehen.

Bis an den See, wo die Einschiffung geschehen sollte, hatte ich noch eine Viertelmeile Landweg durch den Wald, den Strom und mehrere brüllende Forſse linker Hand lassend. Eine Schwägerin meiner Wirthin mit zwei Kindern und eine alte Groſsmutter zogen mit uns bis an den See. Ich lud zwei Kinder und etwas Proviant ein, und saſs so als ein Freund und Verwandter der kleinen Familie, einige Flaschen Branntwein und Päckel mit Eſswaaren neben mir hütend, daſs sie keinen Schaden nahmen. Auf halbem Wege kam mir die Wirthin auſser Athem mit der Uhr nachgerannt, die ich auf dem Tische meines Schlafzimmers vergessen hatte. Dies gab ein kleines Halt auf dem Wege, und eine Unterhaltung mit mehreren Frauen und alten Männern, welche von den Fäboställen kamen, in Eimern und Körben Milch und Käſe heimtragend. Wie dünkte ich mich hier Mensch zu seyn, und wie ärndtete ich Händedruck und schönen Dank bei dem Abschiede, als jene mit dem Knecht meines Wirths endlich allein in einem Boote abstieſsen und eine ganz andre Richtung über den See nahmen, als wir! Die Einschiffung mit mir ging sehr langsam, weil der kleine Wagen erst auseinander genommen und in den schmalen Kahn ordentlich ins Gleichgewicht gelegt und gestellt werden muſste. Endlich stieſs ich mit meinem einsamen Wirthe ab, erst unter ungeheuren meist kahlen Felsenbergen hinflieſsend, darauf auf höherer Weite des Sees. Ein frischer Wind blieſs hinter uns, aber Segel hatten wir nicht; die zwei Meilen Seeweg sollten gerudert seyn. Er ruderte, ich schöpfte das Wasser aus, das sich von Zeit zu Zeit wieder mehrte. So muſs jeder sich an seiner Stelle subordiniren. Er fühlte hier seine Üebermacht, und sagte: Ich sehe, daſs der Herr nicht hochfärtig ist. Auch war ich mir hier meiner Schwäche bewuſst, obgleich ich als ein geborner Insulaner nicht zitterte bei den hohen Wellen und dem elenden förenen Boote, das aus finger-

ger-

gerdicken Brettern schlecht zusammengeschlagen war. Man verläſst sich in solchen Fällen so gern auf ein untrügliches Fatum, welchem der Mensch gern das Schwerste zuschiebt, und auf den Gleichmuth des Schiffers. Ich sprach mit dem Schiffer von den Normännern und Lappen. Er war auf beide nicht gut zu sprechen, meinte aber, mit schwedischem Stolz, daſs die schwedischen Jünglinge an der Gränze die norwegische Raçe verbessert hätten. Darauf fangen wir, als wir auf der höchsten Breite des Stroms ruderten, und landeten nach der ersten Meile bei einigen freundlichen Hütten an, wo wir uns ohne Umstände mit Speise und Trank stärkten und dann wieder einstiegen.

Die zweite Hälfte ward der Wind heftiger mit Regenschauern; wir trafen eine Menge Tannen liegend und schwimmend, ungeheure Bäume, auch an dem Ufer des Sees hie und da entwurzelt und hingestreckt. Wir hatten uns in Acht zu nehmen, nicht daran zu stoſsen; aber bei dem Hinschauen auf diese Charybdis hätte uns doch um ein Haar die Scylla verschlungen. Im muntersten Gespräch stieſsen wir auf einen Stein, und das Boot rüstete sich schon umzukippen, so daſs wir uns mit Gewalt auf die hohe Kante werfen muſsten. Zum Glück war der Stein breit und flach, und wir wurden unschädlich wieder flott; wäre er rauh und spitzig gewesen, so sehe ich nicht, wie unser mürbes Holz den Stoſs hätte aushalten wollen. Wahrscheinlich hätte dann der Strömkarl der Indalself meinen elegischen Tod besungen. So ging es mit einer blassen Nase ab, und wir sahen uns nachher desto besser vor. Nach diesem Abentheuer landeten wir an, und gingen die Viertelmeile vom See bis nach Stugun auf festem Boden zu Fuſs. Von Stugun ward ein Mann mit einem Pferde zum See hinab geschickt, um Wagen und Gepäck, was wir alles wieder zusammengefügt hatten, herauf zu holen. Alles blieb stehen und liegen wie es war, ohne daſs mir einfiel, daſs nur ein Stückchen aus meinem Korbe genommen oder ein Finger das leicht zerbrechliche Schloſs des Koffers berühren werde, um was darinnen herauszunehmen. Wie leicht wäre alles zu transportiren gewesen, da es zwei Stunden übernacht stand! Glückliches Land, wo man keine Diebe und Straſsenräuber zu fürchten hat!

Ich glaube, kein Land in der Welt kennt eine solche Sicherheit als Schweden. Dazu bedarf es keiner Hülfe der Polizei und Regierung; der Sinn und Karakter der Nation macht es ganz allein. Auf unbekannten Wegen, bei Tag und bei Nacht, mit und ohne Führer reiset jeder vom Süden nach dem äuſsersten Norden, und von da wieder zurück, ohne daſs es ihm je einfalle, daſs er beraubt und von Vagabunden und Mördern angefallen werden könne. Die Treue und Ehrlichkeit des Volks behütet sich und andere. Die groſsen Städte und ihre nächsten Umgebungen ausgenommen, hat man auch nie von einem Diebe etwas zu fürchten. Wie oft habe ich alle meine Sachen fremden Händen überlassen! Wie oft lieſs ich Koffer und Gepäck auf dem Wagen drauſsen vor dem Gästgifvaregård stehen, während ich ruhig schlief! Es fiel mir nie ein, daſs ein anderer mit mir tauschen oder gar meine kleine Habe sich zueignen könne.

Bei Stugun war zuerst wieder ein freieres Feld. Um den groſsen See hatte ich fast nichts als hohe Felsen und Waldufer und nur hie und da einen kleinen Siedler gesehen. Überall ist diese Gegend Jemtlands, die an Ångermanland und Medelpad stöſst, bei weitem die gebirgigste und am wenigsten bewohnte.

Um halb sieben Uhr kam mein Wagen an und ich fuhr sogleich zum Strom hinab, um überzuschiffen und für heute noch eine Station bis Bäggsjö zu machen, welches anderthalb Meilen von Stugun liegt. Bei der Gelegenheit brachten die Bauren noch 3 Stuten mit Füllen, die nach den Fäbodar sollten und die Überfahrt mit mir benutzen konnten. Hier wäre es nun bald an ein ernsthaftes Ersaufen gegangen. Ich glaube, die Nemesis konnte mir es nicht vergeben, daſs ich meine schöne Begleiterin nicht erwartet hatte, indessen sollte ich auch diesmal mit einem blauen Auge davon kommen. Unsre Stuten wurden uneins und fingen an sich zu drängen und zu schlagen, die Füllen klemmten sich zwischen ihre Beine; einige gingen mit Gewalt zurück, der Pram fing an sich zu neigen und das Wasser des heftigen Stroms lief wüthend ein; die beiden Fährleute und ich erblaſsten, zerrten aber an den Mären was wir konnten. Zum Glück ruderte mein Schiffmann in einem kleinen Bote neben uns. Dieser machte sich sogleich an uns, ich warf mich zu ihm ins Boot und wir beide legten das Boot an den Pram und uns auf die überwippende Seite, ein Pferd ward in den Strom geworfen und schwamm zurück ans Land, die andern kamen bald wieder in Ordnung, und etwas naſs stiessen wir doch glücklich am jenseitigen Ufer an. Wäre das kleine Boot nicht gewesen, wahrscheinlich hätte der Strom die ganze Musik umgeworfen, denn wo die Pferde übertraten, von daher drängte sein strudelndes Wasser gegen. Ich traue nun fast meinem Fatum, daſs ich nicht ertrinken soll, denn wie oft in meinem Leben bin ich schon in der Tiefe gewesen und immer, oft wirklich durch eine Wunderhand, wieder heraus gekommen! Das waren zwei halsbrechende Kreuzzüge an Einem Tage.

Einsam nach solchen Abentheuern fuhr

ich auf etwas besserem, doch nicht lieblichem Wege durch einen groſsen Tannenwald, wo wieder die Menge Bäume moderten und andre hie und da in Svedjeland halb verbrannt auf einander gestapelt lagen. Nur ein einziges kleines Nybygge traf ich — so nennt man eine neu angelegte und dem Wald und der Einöde abgewonnene Wirthschaft. Um 9 Uhr nahm ich in Bäggsjö Quartier und ward freundlich empfangen. Bald stand Milch, Butter, Käse, Rindfleisch, ein Gericht frischer Fische mit Bier und Branntwein auf dem Tische, und Feuer, was ich nicht verlangt, loderte im Kamin; denn es war gegen Abend regnigt und kalt. Ich saſs mit meinem Wirthe wohl eine Stunde und schwatzte über Bärenjagd und Russenkrieg, und endlich endigten wir beide mit Karl dem Zwölften, von welchem, als ihrem Liebling, die Schweden nicht satt werden zu erzählen und sich erzählen zu lassen. Dann legte ich mich in ein zierliches Bett und träumte weder von Schlachten noch Bären.

Männer und Weiber haben hier und in Ångermanland keine ausgezeichnete Tracht, es müssten denn die rothen Mützen seyn, woran man die Einwohner dieser Provinzen beinahe erkennen kann. Meistens brauchen sie Jacken und Hosen aus blauem und grauem Walmar, Strümpfe derselben Farbe, zum Theil Schnürstiefeln und Schuhe mit Spangen. Die barfuss gehenden tragen wenigstens bis über den Knöchel hinab dicke wollene Strümpfe wegen der Mücken; auch Näfverschuhe sieht man zuweilen. Das Innere der Häuser ist sehr nett und auch geräumig. Drei bis vier Stuben zu haben, ist ganz gewöhnlich; die meisten sind sauber und mit mancherlei Schmuck und Schnörkeln, oft mit Tapeten geziert. Die grösste Stube ist ordentlich das Wohnzimmer. Sie sind hochgewölbt und haben häufig das Dach zur Decke. Das Küchen- und Tafelgeschirr, Pokale, silberne Löffel u. dergl. ist rund umher gereihet; oben auf ein paar kleinen Balken oder Sparren liegen Bretter, Geschirr, auch wohl Kleider. — Die Webstühle fehlen in keinem Hause. Jetzt sieht man von Johannis her auch die Thüren und Stuben noch mit Maien und Blumen behängt. Der Kornbau ist hier gering, Flachs sieht man wenig, aber desto fleiſsiger baut man Hanf, der in den meisten Kirchspielen Jemtlands den Flachs vertritt. Man webt Leinwand zu Hemden und anderem Gebrauch daraus, so wie man bunte wollene Zeuge und auch dergleichen buntgestreifte aus Wolle und Hanf bereitet. Die Bauren gebrauchen meistens Tunnbröd aus Gerste, doch findet man an den meisten Stellen auch Rockenbrod. — Künstlich in seinen Arbeiten ist man hier wie in ganz Jemtland. Es ist unmöglich etwas netteres zu sehen, als die mancherlei Formen der Haus- und Küchengeschirre, welche der Jemtländer aus Fichten- und Birkenholz, aus dem letztern vorzüglich schön, bereitet. Was man aber vorzüglich in dieser Provinz versteht, ist das Bereiten von Pelz- und Lederwerk. Man sieht täglich die nettesten und künstlichst genäheten Lederröcke, Beinkleider u. dergl. Kalbfelle und Pelzwerk gerben sie mit der gröſsten Nettigkeit, ohne daſs Ein Haar Schaden nehme, und bereiten beide zu Pelzen und Betten, worin man eben so warm als zierlich schläft. Am liebsten gebrauchen sie ganz weiſse und schwarze Pelze aus Kalbfellen, die zugleich warm und hübsch sind. An den weiſsen Kalbfellpelzen kann man im Winter in Stockholm vorzüglich die Helsinger und Jemtländer erkennen.

Den 30. Jun. Reise von Båggsjö bis Frösön, 6¾ Meilen. Stationen: Båggsjö bis Fanbyn, 2¼ M. — F. bis Gärde i Brunflo, 2¼ M. — G. bis Frösön 2¼ Meilen.

Es regnete fürchterlich, deswegen fuhr ich erst um 10 Uhr ab und sollte zu guter Letzt noch eine gefährliche Fahrt halten, ehe ich mich zur ordentlichen Landstraſse durcharbeitete. Man hatte an meinem Pferde den Schwanzriemen vergessen, ich hatte es nicht bemerkt, und bei der ersten Hinabfahrt von einem steilen Backe stürzte mein erstickte Pferd zu Boden, da das Joch sich um den Hals klemmte. Ich brachte es wieder auf die Beine und hatte nachher das Vergnügen jeden kleinen Hügel abwärts zu spazieren und das Joch tragen zu helfen. Eine so halsbrechende Fahrt als diese bis Fanbyn habe ich in ganz Schweden nicht gehabt. Kein Weg hatte mehr und schlimmere Backar, dazu war er eng, der Wagen rannte mit voller Gewalt und voller Last, das Pferd, Betrots meiner Hülfe, bäumte sich in seiner Beklemmung oft hoch in die Luft, ich hatte kaum die Geschwindigkeit der Füſse, in dem engen Wege den Rädern des Wagens und den Hufen des Gauls zu entgehen. Doch ward auch dies Abentheuer bestanden, ohne daſs das Pferd gewürgt und ich gerädert ward. — Der Weg ging anfangs durch einförmigen Wald mit vielen Seen und an den Seen sah ich einzelne Wohnungen und viel Svedjeland. Die letzte Meile ward schöner, aber die vielen Höhen mit allen ihren schönen Aussichten machten mir nur mehr Arbeit. An Alpenabhängen über Seen lagen viele nettgebaute Wohnungen, welche jetzt im Sommer viel Reizendes haben, wo man aber im Winter auch gewiſs brav friert. So fuhr ich endlich in die groſse Jemtlandsstraſse ein und auf Fenbyn zu. Den Reiz dieses schönen Halbmonds, der mit wohlbebauten Hügeln nebst der Sundsjökirche sich um einen See herumzieht, fühlte ich um so süſser, da die sonntäglichen Glocken über den See herklangen und zierliche Sonntagsmenschen aus der Kirche daher wallten.

In Fenbyn muſste ich zwei Stunden warten, weil alle Pferde auf der Weide eine gute halbe Meile weg waren; auch war die erste halbe Stunde alles Männliche noch auf dem Kirchwege. — Die 2¼ Meile von hier bis Gärde ist der Weg sehr einförmig. Man hat viel Svedje, Hanf, Hopfen und Kartoffeln; auch das Korn ist gut und der Boden fett. Näher nach Brunflo hin wird alles schon lieblicher. Schon werden die Menschen auf dieser groſsen Landstraſse anders, als die im Walde und Gebirge zwischen hier und Graninge. Die vorige Einfalt ist fort, doch nicht die vorige Gutmüthigkeit. In der Sprache und im ganzen Wesen sind diese hier kecker und rascher. Das Volk ist gewandt im Laufen und Springen. Ich sah heute an zwei Stellen am Wege wohl an 50 Menschen beisammen, Mädchen, Knaben und Jünglinge, die sich in Ringeltänzen und allerlei Spiel lustig hielten, die erste Probe jemtischer Geschmeidigkeit. — In Gärde fand ich ein Nest hübscher Weiber und Mädchen. Alle wollten Schmuck und Zierrathen von mir kaufen und wollten sich gar nicht abstreiten laſsen, daſs ich ein Kaufmann sei und solche Schmucksächelchen zum Verkauf führe; denn wie ich des bloſsen Vergnügens wegen, för ro skull, wie man hier spricht, nach Jemtland reisen könne, konnten sie nicht begreifen; auch ist die Schaar der hin und her ziehenden Juweliere, Juden, Contrebandiers auf dieser entlegenen Landstraſse nicht so klein, als man denken mögte. Auch hier war der Weg wegen des vielen Regens ausgefahren und schlecht, obgleich er mir freilich seit den letzten drei Tagen golden scheinen muſste.

Es war ein heller, aber frischer Abend, als ich um 4 Uhr von Gärde ausfuhr. Bald erschien der See, woran Brunflokirche mit einer Menge kleiner Dörfer in langer Reihe liegt, welche alle zwar verschiedene Namen haben, aber doch bis Östersund hin mit dem gemeinschaftlichen Mutternamen Brunflo nachbenannt werden; auf diese Weise habe ich nie ein längeres Dorf gesehen, als dieses. Welch eine Fahrt des Abends und der Nacht war dies! Der See, an welchem wir hinfuhren, ein langer Sack des groſsen Storsjö, welcher mehrere solcher Schläuche hat, zeigte jenseits die Kirchen von Lockne, Marieby und eine Menge kleiner Alpenwohnungen und grüner Fall, die mit den hohen Bergen im Glanz der sinkenden Sonne auf dem Spiegel des Sees erschienen. Ruderklang und Fischfang war rings umher und wimmelnde Menschen in der dicht bewohnten Gegend, sonntäglich und munter und in den rothen Mützen, die hier nur die Farbe, nicht aber die Bedeutung der scheuſslichen Jakobinermützen haben. Wir fuhren an einem Abhang, Wohnung an Wohnung, Feld an Feld, doch mehr noch Wiesen an Wiesen, immer längs dem See hin, immer schönerer Natur und lauterem Gesange der Nattwaka entgegen. Die Nacht ward kalt, aber schön, ihre Dämmerung wehte bald hin wie ein Flor, und um Mitternacht war es wieder ganz hell. Die Abend- und Morgenröthe, jene breiter, diese enger, aber brennender, stand durch einen kleinen blauen Saum von einander geschieden, blaſs hing im Osten der Mond unter diesen helleren Spöttern. — So fuhren wir in das jüngste schwedische Städtchen, in Östersund, ein, das wie ein Dorf aussieht und hie und da auf den Gassen und allenthalben auf Höfen und in Gärten noch Baumstämme hat. Nur zwei Häuser sind ausgezeichnet, die Apotheke mit der stolzen Inschrift: Jemtlands Apotheke und der Keller. Glücklich ein Land, wo eine Provinz von 45 teutschen Meilen Länge nur Eine Apotheke hat, vielleicht kaum dieser bedarf! Ich hielt mich nicht auf, sondern rollte über die schöne, neue und lange Brücke, welche die Insel Frösön bei diesem Sunde mit dem festen Lande verbindet. Der Reiz der Aussichten und der magischen Nachterleuchtungen erhöhte sich mit dem Reiz der Natur. Ich stieg aus und wanderte langsam den gewundenen Weg eines Backe hinan, alle mannigfaltigen Wechsel des Wassers und des Landes, der Dörfer und Kirchthürme, der Thäler und Höhen mit frischer Brust einschlürfend. Auf der Höhe des Hügels, an welchen sich freundliche Wohnungen und reiche Felder lehnen, welch ein Anblick! Vor uns die schneebedeckten Fjäll, unter uns der weite See und die Inseln, näher ein Wiesenthal mit einem schroffen, mahlerischen Vorberge auslaufend. Wer die schwedische Sommernacht nicht gesehen hat, hat keine Vorstellung von solcher Lieblichkeit. Die letzte halbe Meile war nichts als Wiese und Wiesenhügel bis an den Gästgifvaregård. Eine Menge Weiber und Mädchen und Stadtbürger begegneten uns, zum Theil in Gesellschaft von Soldaten. Es war ja Lager hier und dazu Sonntagabend. Vor einem Hause nahe bei meinem Quartier hielten Reiter und zechten, andre tanzten lustig nach dem schwermüthigen Klang einer Violine, andre lagen mit schönen Kindern im Grase umher. Zierliche Frauen und Jungfrauen und Officiere spazierten. Warum soll nicht auch Frösön seine venezianische und campanische Sommerlustnacht haben können? Der Italiener freilich wird lachen, wenn ich ihm es sage. Es war Ein Uhr frühe; ich war müde von den Beschwerden des Tages und legte mich nieder und lieſs die Kinder der Freude tanzen und spielen. Ich wollte nur einen halben Tag auf dieser schönen Insel bleiben, aber es wurden zwei Tage daraus. Daran war die Schönheit der Insel selbst am meisten Schuld, ferner das Lager, das grade hier stand. Jemtlands Regiment hatte nemlich hier seine Möte. Es besteht aus 1050 Mann Infanterie und 100 Dragonern. Frühe ward ich durch die Trommeln und Pfeifen geweckt und bald war ich mitten im Lager. Ich wohnte nemlich auf Frösöns höchster Spitze nahe bei der Kirche und Schule, die hier als Trivialschule von ganz Jemtland ihren Sitz hat. Von da hatte ich abwärts einen kleinen Spaziergang, so war ich mitten unter den Truppen. Ein paar Stunden, und ich war mit einer Menge Officiere bekannt, von welchen einige teutsch sprachen, und nun muſste ich immer unter ihnen seyn und nach den Arbeiten die Tafel mithalten, wo weidlich gejubelt und gepunscht ward. Wie viele unaufgeforderte Güte und Freundschaft! wie viele Einladungen, die ich unmöglich benutzen konnte! — Das Regiment selbst ist brav. Welche Schüzzen sind das! Ich sah nach den neuesten Manövern die Rekruten in allen Stellungen nach dem Ziele schieſsen, kriechend, auf dem Bauche, auf dem Rücken, auf den Knieen liegend,

und

und wie viele trafen nicht ins Schwarze! Nicht schlechter zeigten sich der Apotheker und einige Bürger von Östersund und mehrere Bauren, die das Lager besuchten und als Dilettanten einige Schüsse thaten. Es ist ein gebohrnes Jägervolk, überdies gewandt und geschmeidig vor den meisten Schweden. Es war munter genug im Lager und in der kleinen Schanze, in deren Häuschen das Speisequartier war. Einige Officiere hatten ihre Frauen mit; Weiber und Jungfrauen, Prediger und Richter waren da, zum Theil eingeladen, zum Theil als freiwillige Zuschauer. Der Lagerplatz oder Mötesplats ist auf dem anmuthigsten Theil der Insel und vielleicht schöner, als irgend ein anderes Regiment ihn haben mag. Ein weites, ebenes, grünes Viereck ohne einen einzigen Stein, hinten mit einem Busch, worin Manöver für die Jäger und Schützen, auch Hinterhalte gemacht werden können. Gleich an der Landstraſse, die hier vorbei läuft, liegt ein ungeheurer Steinhaufen mit einem groſsen Denkstein mit der Inschrift: Konung Karl II. K. H. 1690. Im Jahr 1690 nemlich war ein Oberster Karl

Hårdt Chef des Regiments. Dieser gebrauchte das ganze Regiment, um die Steine vom Lagerplatz wegzuräumen und lieſs sie hier zusammenwerfen. Da klagten die Rotebauern, sie hätten dabei durch den Verbrauch der Monturen zu viel gelitten. Der König verurtheilte den Chef zu einer ansehnlichen Buſse und Vergütung an die Bauren. Hårdt lieſs es sich nun noch etwas mehr kosten und erhöhte auch das Monument auf seinem Steinhaufen des Verdienstes.

Wenn ich mich so den Tag im Getümmel mit herumgetrieben hatte, wanderte ich die Abende gewöhnlich aus und genoſs mein einsames Glück für mich allein. Bald stieg ich auf den Glockenthurm, der unweit dem Gästgifvaregård höchst auf der Insel liegt, und schaute weit hinüber, bald wanderte ich irgend einem anmuthigen Gestade des Sees zu und lieſs die Sonne vor mir sinken und lag oft sinnend so da, bis die Morgenröthe den Himmel wieder in hellere Farben tauchte. Die hohen Schneeberge oder Fjäll, welche 5 bis 10 Meilen von hier liegen, waren mir hier nahe vor dem

Auge, oft so täuschend nahe, daſs ich meinte, in einigen Stunden müsse man da seyn können, wenn man gradezu über den See gehen könnte; so sehr täuscht das Wasser und die Weiſse des Schnees. Man erzählt sich hier Anekdoten von getäuschten Fremden, welche im Winter hier ankamen und getäuscht wurden, als sie auf ein paar Stunden eine Promenade zu diesen Backar machen wollten; ausgelacht kamen sie zurück, da diese tantalisch immer weiter zu entweichen schienen, je eifriger sie auf sie zu marschirten. Ovikens Fjäll, die hohe Åreskuta, das Hattfjäll und Renfjäll — alle lagen hier wie nahe vor mir. Die Insel selbst ist ungefähr eine Meile lang und ¾ bis ¼ Meile breit. Sie liegt in dem gröſsten See Jemtlands, dem Storsjö, unstreitig in der schönsten, fruchtbarsten und volkreichsten Gegend der Provinz; denn grade um diesen See herum und an seinen Gränzen ist das freudigste Leben und die beste Kultur der Provinz. Man hat hier deswegen vor etwa 20 Jahren auch angefangen, eine kleine Stadt zu gründen, nemlich Östersund, die aber immer noch kümmerlich vegetirt. Besonders schön ist das südliche Ufer der Insel wegen der Aussichten jenseits des Sees, der andern gröſsern Inseln und der Schneeberge nicht zu gedenken, die man mit ihren weiſsen Riesenscheiteln im Roth des Abendscheins als Trauergespenster vor sich hat. Es liegt im Schutz eines hohen Tannenberges mit netten Dörfern, Feldern und Wiesen. Von da bis zu des Obersten Boställe war gewöhnlich mein nächtlicher Spaziergang nach Hause zurück. Die westliche Seite der Insel hat wenig Korn, sondern ist meistens ein Wiesenhügel, mit Birkengruppen lieblich bewachsen. Die südliche und östliche Spitze und die Seite des langen Backe, worüber ich gestern von Östersund fuhr, sind am meisten zum Ackerbau benutzt. Die ganze Insel ist ein Paradies, Ein hoher Berg im See, der sich fast nach allen Seiten hin abflacht und den man weit aus der Ferne sieht. Zehen Grade südlicher, welch ein Wunder würde sie seyn! Würde der Genfer und der Konstanzer See dann mit ihr wetteifern können? O ihr, die ihr Hieres und Sorrento gesehen habt, ich mögte euch eine schöne

Johannissommernacht mit verbundenen Augen hieher bringen und dann plötzlich die Binde lösen, in welchem Lande würdet ihr zu seyn glauben?

Hier war vormals auch eine kleine Festung schon in der Dänen Zeiten, nachher auch von den Schweden unterhalten. Sie besteht jetzt bloſs aus einigen schlechten Schanzen, die sich allenfalls gegen Reiterei vertheidigen könnten, sonst aber von den höheren Bergen umher beherrscht werden. Hier findet man die Kanonen und Artillerie des Regiments. Mir ist die Festung nur durch die frohen Tage merkwürdig geworden, die ich darin gefeiert habe.

Das Möte des Regiments war zu Ende, und der Oberstlieutenant Baron Koskull lud mich so verbindlich zu sich auf seinem Boställe ein, welches ganz auf meinem Wege lag, daſs ich so vieler Güte nicht widerstehen konnte. So fuhr ich denn den Morgen des 3. Jul. ab und sagte der schönen Insel auf immer Lebewohl.

Den 3. Jul. Reise von Frösön nach Wången, 4 Meilen. Stationen: Frösön bis Rödön, 1 M. — R. bis Faxelf, 1½ — F. bis Wången 1½ Meilen.

Man fährt von der westlichen Spitze der Insel über eine breite Fähre des Sees und hat jenseits fast bis Rödön nichts als Wald. Lästiger ist die Fahrt von Rödön nach Faxelf auch meistens durch Wald, zuerst längs dem See auf anmuthigen Hügeln hin, dann landeinwärts, wo nur einzelne Dörflein und die kümmerliche Annexkirche Näskott sich zeigen. Der Faxå hat eine schöne Brücke und ist der Ausfluſs eines kleineren Sees in den groſsen. Von Faxelf bis Wången geht es wieder ganz munter durch eine hügligte Gegend, wo immer zerstreut einzelne Häuschen und Dörfchen im Walde erscheinen, dichter und netter, je weiter man kommt. Man fährt hart an dem Alsensee hin, ein langer Schlauch, der sich durch einen kleinen Flaschenkürbiſshals in den Storsjö ergieſst. Der Boden ist nicht mehr ganz so streng und lettig, als vorher, sondern Kalk gemischt und mergeligt und trägt gutes Korn; doch hat der Ackerbau, der meistens auf die Gewinnung des Sommerkorns beschränkt ist, gar kein Verhältniſs mehr zu der Menge der Wiesen. Ich war einige Stunden vor dem Baron in Wången, wohin er noch einen meiner früheren Bekannten von meinem Aufenthalt in Karlstadt her mitbrachte, den Kapitain Poignant von Wärmelands Jägern, der hieher gekommen war, um die hier im Regimente neu eingetheilten Jäger im Manöver zu unterrichten. Auch hier war fröhliches und gastliches Leben.

Keinem entgeht es, so wie er weiter reiset, daſs der Ackerbau immer schlechter wird. Man sieht hier im Pflügen und Egen nicht mehr die Sorgfalt wie in Ångermanland, selbst nicht wie in Ragunda und Brunflo Kirchspiel. Im Ganzen ist der Jemtländer der schlechteste Ackerbauer in ganz Schweden, und mehr daran, als an Unfähigkeit des Landes liegt es, daſs er oft mit Korn in Noth ist; denn die meisten Gegenden des Landes haben sehr guten Boden und nur höchst hinauf in Hammerdals-Offerdals und Underåkers Socken, näher den Schneebergen, ist es oft sehr nässlich wegen der Nähe der Fjäll und der häufigen Nachtfröste die durch sie und die stehenden Sümpfe verursacht werden. Die Ackergeräthe sind im höchsten Grade elend und so eingewurzelt haben sich alter Gebrauch und verjährte Dummheit, daſs sie erst in wenigen Kirchspielen von ihren Provinznachbarn das bessere angenommen haben. Kleine Pflüge, die man auf der Hand halten kann, mit einem einzigen Pferde bespannt, sind wahrlich nicht gemacht, den schweren Leimboden zu bezwingen und mürb zu machen; so sind die Egen und das Übrige nach Verhältniſs. Auch zeigt sich hier nur an wenigen Stellen ein rechter Trieb, mehr als das Gewöhnliche zu thun. Verjährung des Alten, Trägheit, Unkunde, Schachergeist sollen die Haupthindernisse seyn, die hier im Wege liegen. Etwas muſs man indessen auch auf Jemtlands Lokale schlagen und das den Einwohnern zu einiger Entschuldigung anrechnen. Keine Provinz Schwedens nächst Herjedalen hat eine so ungünstige Lage. Das Land ist fruchtbar, ist des Anbaus fähig und würde ihn an den meisten Stellen belohnen, was Herjedalen nur an wenigen kann; aber es ist zu abgeschnitten, es fehlen ihm die ersten Auswege seine Produkte gehörig zu benutzen und durch complicirten Fleiſs etwas Tüchtiges zu erwerben, also fehlen auch manche Reize, die sonst Sporn dazu seyn würden. Die Indalself könnte vielleicht einmal mit groſsen Kosten schiffbar werden, aber bis jetzt ist sie es nicht; eben dies ist der Fall mit der Njurundaelf, wohin eine andere Kette von Seen und Wassern südlich vom Storsjö sich hinabzieht. Ehe diese Flüſse schiffbar werden, ehe eine leichtere Kommunikation mit den übrigen Provinzen hergestellt wird, wie soll die Provinz angebaut und bevölkert werden? Hohe Berge und Wälder machen die Trennung von Ångermanland, Medelpad, Helsingland; im Sommer ist an den meisten Stellen die Kommunikation nur zu Pferde möglich. Das Land kann seine Vortheile nicht nutzen, keine Bruk anlegen, muſs seine Mastbäume und Balken zum Theil ungebraucht verfaulen lassen, hat keine Aufforderung mehr Korn zu bauen, als es selbst verzehrt, ist also eben dadurch oft zum Hunger verdammt. Leichter, aber auch nicht leicht, ist der Weg zur Nordsee, als zum bothnischen Meer, durch die groſsen Fjällthore nach Drontheim. Aber dieser Weg ist nicht allein physisch schwer, er ist es politisch noch mehr und beweist, daſs die alten Plane schwedischer Könige, Norwegen mit Schweden zu verbinden, nicht unweise waren. Übrigens bin ich fast überzeugt, daſs Jemtland bei den nöthigen äuſseren und inneren Reitzungen, die ihm noch kommen müssen, dreimal und viermal so viel Kornbau haben und fünfmal so viele Menschen und besser ernähren kann, als seine jetzige kleine Volkszahl.

Der Acker ist, wenige Örter ausgenommen, hier gewöhnlich in zwei Felder getheilt, von welchen das eine brach liegt, das andere besäet ist. Aber wie sehen diese Felder an den meisten Stellen aus! Der meistens schwere Boden bekömmt oft nur zwei Furchen und zwar mit einem elenden Pfluge und soll dann Gerste tragen, trägt sie auch oft recht gut trotz der menschlichen Untüchtigkeit und trotz dem natürlichen Unkraut, womit er bedeckt war, als er zur Saat umgepflügt ward. Auf den Ebnen, wo die doppelte Kälte doppelte Sorge erfordert, weiſs man nichts von Gräben und tiefen Furchen nach Uplands und Östergöthlands Weise zwischen den verschiedenen Feldrücken. Eine Menge Haufen kleiner Steine, die alle nicht zu schwer sind, liegen im Felde und halten Schnee, Eis, Kälte und Nässe, wodurch die Saat verdirbt, länger darin. Gerade Furchen, Abrundung der Gränzen zwischen Wiesen, Acker und Wald und die Erleichterung der Bearbeitung des Feldes dadurch — alles dies darf man hier nicht suchen, so wenig als die mancherlei Pflüge, wodurch man in andern Ländern die verschiedenen Felder verschieden behandelt und mürb macht. Ochsen kennt man hier im Ackerbau nicht, sondern gebraucht blos Pferde. Diejenigen, welche nahe an Schneebergen oder groſsen Sümpfen und Morästen wohnen, sind durch die Natur selbst belehrt worden, sich zu schützen. Man weiſs aus Müllers Schweitzergeschichte, aus Antons Geschichte der deutschen Landwirthschaft und selbst aus alten Überlieferungen der Normänner und Isländer, wie die ältere Zeit in vielen Dingen gescheuter war als die unsrige, wie sie sich besonders auf das Regiment der Erde oft viel besser verstand, als wir mit aller unsrer Überklugheit. Damals stand schwere Strafe, oft der Tod darauf, eine Ebne oder ein Thal des Schutzes seines Waldes zu berauben, der es gegen schlimme Winde und

Schneefälle sicherte. Seitdem man solche Polizeigesetze vernachlässiget hat, sind manche Gegenden unmilder und öder geworden, als sie selbst in jener Zeit waren, die wir barbarisch nennen. Z. B. hier in Jemtland pflegen diejenigen, welche auf der Nordseite ihrer Felder irgend einen Morast oder Sumpf haben, einen kleinen Waldsaum am Rande derselben stehen zu lassen, der den Nordwind und Frost abhält. Wo der Westwind von den Fjäll her mit fürchterlicher Heftigkeit wehet, z. B. in Mörsils Aecker, da pflegen sie auch von der Westseite des Ackers einen solchen Saum zu lassen.

Das meiste Getreide, was man hier baut, ist Gerste, Rocken hingegen ist unbedeutend; auch die Kartoffeln, Wurzeln, Kohl, Rüben, selbst die Erbsen oft, kommen gut fort. Hopfen sieht man in manchen Kirchspielen fast gar nicht, eben so ist es mit Flachs und Hanf, dahingegen diese in andern bis nördlichst an die Fjäll hinan nicht mit Unglück gebaut werden. Eine eigne Art zu düngen ist es hier, was man nicht selten sieht, daſs sie Holz, welches sie so überflüssig haben, zu Asche und Kohlen auf den Feldern verbrennen, was besonders auf den Kartoffelfeldern geschieht. Der Wiesenbau ist bis jetzt schlecht; nur hie und da nimmt man die Wiesen bisweilen auf, düngt sie, besäet sie mit Korn und Futterkraut und legt sie denn wieder zum Graswuchs. Das Korn wird allgemein gehässjat, entweder sogleich auf dem Felde auf kleinen Hässjor von drei bis vier Ellen Höhe oder auf höheren, die um die Dörfer selbst stehen. Hanf soll mehr die Kälte dulden, als Flachs, und wird deswegen in manchen Kirchspielen allein gesäet; doch ist z. B. in Offerdals Socken, einem der allerkältesten, vorzüglicher Flachsbau. Es kömmt oft auf zufällige Umstände an und einzelne Menschen haben oft mehr gethan, als alle Vorschläge, Projekte, Wünsche und Klagen von vielen. Es war der Probst Genberg und seine Frau, die Ältern des braven Mannes, den ich in Gudmundrå kennen lernte, welche hier Flachsbau und Spinnereien zuerst beförderten. Durch ihren Betrieb ward auf dem Pfarrhofe 1764 eine Spinnschule eingerichtet, wo 40 Mädchen unterrichtet wurden, feineres Garn für Prämien auszuspinnen.

Dies war der Anfang, der sich mit dem Flachsbau über die ganze Provinz verbreitete, so daſs sie nicht allein im Flachsbau und Weben und Spinnen, sondern auch in Wollenarbeiten und in Verfertigung von allerlei Wollenzeugen flink sind.

Die Meisten, die nicht in Jemtland gebohren sind, aber mit den Jemten zu thun haben, klagen sie eines unruhigen und unstäten Gemüthes an und einer unüberwindlichen Neigung zum Herumziehen und Schachern, wodurch sie schlechte Dienstboten und für sich selbst gröſstentheils schlechte Ackerbauer seyn sollen. Man kann dies wohl nicht so allgemein wieder sagen, obgleich es in einiger Hinsicht vielleicht nicht unwahr ist. Manche büſsen wohl das Unglück, Bewohner einer Gränzprovinz zu seyn, wodurch sie von der stillen Arbeit und den erfreulicheren Geschäften des Hauses durch mancherlei Lockungen abgezogen werden. Drontheim ist nicht weit, die mancherlei Pässe und Schlupfwege sind doch nicht so genau zu bewachen, daſs nicht manches und mancher durchschlüpfte, wovon kein Mauthinspektor und Gränzzolleinnehmer Kunde bekömmt. Die Lust und der Vortheil des erlaubten und unerlaubten Zwischenhandels ist zu groſs, als daſs nicht viele angelockt werden sollten, sich darauf als auf ein vorzügliches Gewerb zu legen. Die an der groſsen Straſse, die zunächst an der Fjäll wohnenden mögen wohl am meisten mit solcher Seuche behaftet seyn, aber deswegen alle Jemten Lurendrägare zu nennen, ist mehr als hart. Hier herum ist wirklich der Geist des Schacherns und Umherziehens groſs, der aller Windigkeit, Üppigkeit und Liederlichkeit Vater seyn muſs. Man kann hier bei manchem Bauern Wein, Kaffe, seidene und baumwollene Zeuge und Gott weiſs was für zierliche Sachen und Sächelchen finden, die er billig nicht kennen sollte. Den bedeutendsten Handel aus Norwegen treibt man mit Pferden und dieser Handel beschäftigt eine Menge junger Bursche; die gekauften Pferde werden von hier weiter in die andern Provinzen verführt. Diese norwegischen Pferde kosten Schweden viel Geld. Ich weiſs nicht, warum die Jemten, die so viele Wiesen und Heu haben, sich nicht mehr auf die Pferdezucht legen und aus erster Hand gewinnen, wovon sie als Zwischenhändler nun nur einen Theil bekommen. In Hammerdalskirchspiel hat man dies mit Glück versucht und wirklich in manchen Jahren schon Pferde zum Verkauf gezogen. Die solchen Handel selbst treiben und diejenigen, mit welchen sie umgeben, werden dadurch allerdings verdorben. Sie bekommen neue Bedürfnisse, die oft nicht befriedigt werden können; das unstäte Leben wird Gewohnheit; Arbeit und Ordnung scheint zu schwer; der temporäre Gewinn wird bald verzehrt; das Hemman und sein Ertrag verfällt; mancher endigt als ein Bettler, welcher als ein wohlhabender Mann anfing. Endlich hat es auf den ganzen Karakter immer einen schädlichen, wenn gleich nur unmerklichen Einfluſs. — Viele Jemten kaufen auch die Produkte der Provinz auf und schlagen sie in den umliegenden Provinzen wieder los; ja manche machen häufige Winterreisen nach Stockholm und den südlichen Provinzen. Wie dem auch seyn mag, mir hat das jemtische Volk alles Liebes und nichts Leides gethan, auch mich nie zu übervortheilen und

zu

zu beschnellen gesucht. Selbst die Feinheit und Gewandtheit, die manche durch Reisen und Handel sich erworben haben, artet gar nicht in eine unangenehme Schlauheit und Pfiffigkeit aus, die immer etwas Fatales sind. Daſs übrigens der Ackerbau am meisten verliert, wenn die Menschen zu solchen künstlichen Erwerben gereizt werden, ist sehr begreiflich.

Übrigens wie das Volk überall geschmeidig ist, ist es auch künstlich in seinen Arbeiten und Bauten, was ich oft bewundert habe. Man sieht dies an und in ihren Häusern, vorzüglich aber an den kleinen hölzernen Annexkirchen und an den Glockenstapeln, die sie neben den steinernen und stattlicheren Mutterkirchen erbauen. Diese sind oft mit Säulen ganz neuer Ordnung, aber mit so viel Leichtigkeit und Geschmack in der Vertheilung und mit so viel Sinn in den Verzierungen, Schnörkeln und Arabesken aufgeführt, daſs ein jemtischer Bauer, der Meister solcher Arbeit, sich in Hinsicht des Geschmacks immer neben diejenigen stellen darf, welche die bunten Verzierungen der Sankt-Lorenzkirche in Nürnberg oder der Ambrosiuskirche in

Mailand ausheckten. Auch in seiner Kleidung und in der ganzen Haltung und Verzierung seines Leibes zeigt der Jemte wirklich Nettigkeit und Geschmack, wie er denn auch unstreitig zu den schöneren Volksstämmen Schwedens gehört.

Den 6. Jul. gegen 5 Uhr Nachmittags nahm ich Abschied von dem braven Baron Koskull, um der Åreskuta, der höchsten Bergspitze Jemtlands, heute noch etwas näher zu kommen. Ich hatte Addresse an einen Bruksinspektor, Herrn Sparmann, der nicht weit von dem Berge wohnt, und dahin wollte ich heute noch. Und worin bestand diese Addresse? in einem Gruſs von einem Freunde. Auch dessen hätte es nicht bedurft, sondern der Fremdling ist sich selbst Gruſs und Addresse und alles in allem; er bedarf nichts weiter als fremd seyn, um gut aufgenommen zu werden. Ich hatte bis Hallen, wo Herr Sparmann wohnt, 3½ Meile.

Die erste Station bis Upland führt lange durch einen einförmigen Weg ohne schöne Aussichten. Bloſs Roſskämme, mit Schnüren von 50 und 150 Pferden aus Norwegen kommend, begegneten mir, und einzelne Hirten mit ihren Heerden waren das einzige Lebendige, was ich erblickte. Endlich erreichte ich Mörsilskirche an einem Strom, dann lief der Weg längs diesem Strom mit kleinen zerstreuten Dörfchen und immer kleineren Ackerstücken hin. Die letzte Meile von Upland bis Hallen hatte ich einen schönen Weg für die Augen, aber einen schlechten für die Rippen. Bei Jerpeschanze, einem alten verfallenen Paſs gegen Norwegen, bog ich von der groſsen norwegischen Landstraſse ab, welche nach Undersäker führt, und nahm den Weg rechts auf die Höhe hinauf, wo ich nach einer halben Stunde Herrn Sparmanns Gut erreichen sollte. Hier bei der Schanze flieſsen zwei Ströme zusammen und machen mit ihrem wilden Brausen die Stelle schön. Ich wanderte zu Fuſs nach Hallen hinauf, wohin der Fahrweg, besonders für einen breiten Wagen, sehr schlecht ist. Mein Skjutsbonde arbeitete sich mir doch nach. Herr Sparmann war nicht zu Hause, seine Frau und ihre freundlichen Kinder empfingen mich lieb, trugen auf was das Haus hatte und bereiteten mir ein weiches Bett. Der Abend war wunderschön, es regnete an mehreren Stellen, die Sonne schien dann wieder darein und fünf bis sechs Regenbogen glänzten am Himmel. Åreskuta wie eine glühende Feuerkugel und das Hattefjäll lagen dicht vor mir oder schienen doch so. Meine Sehnsucht wuchs nur desto mehr, dort oben auf dem rothen Gipfel zu seyn. Alles macht mir diesen Abend unvergeſslich. Mein Stübchen war nett, mit bunten biblischen Tapeten, mit Mai und Blumen rings umhängt und bestreut. Ich kam mir zu schlecht darin vor, es hätte das Kämmerchen eines Frommen seyn sollen. Nach dem Regen war der Himmel in der Nacht blutroth. Dies gab einen unbeschreiblichen Wiederschein von dem Schnee der Gebirge. Lange lag ich im Fenster und weidete mein Herz, bis der stummer werdende Tallrast mich ermahnte, daſs die Morgensonne bald wieder aufgehe.

Den 7. Jul. Marsch nach Åreskuta und zurück. Ich wollte heute wenigstens die jemtischen Berge unter mir sehen, wenn gleich die Åreskuta gegen manche der höheren Gränzfjäll nur ein Zwerg ist. Ein Führer ward bestellt, dieser war um 8 Uhr da und wir gingen einen Fuſsteig durch Wald und Wiesen und zwischen kleinen Wohnungen hin eine gute halbe Meile bis Bonäset. Ich wollte nemlich von da über den groſsen Kallsjö mich nach der andern Seite hinüber rudern lassen und so von da weiter bis zur Schneespitze hinaufklettern. Bei unsrer Ankunft war weder ein Pferd noch ein Boot da, und ich, der nicht Stunden zu verlieren hatte, brauchte meine Füſse rund um den See 1¼ Meile bis nach Kall hin, welches Åreskuta grade gegenüber liegt. Bald hatte ich einen alten Fischer, und lieſs mich zu der andern Seite nach einem kleinen Torp rudern, wo wir rechneten, daſs der Torpare zu Hause seyn und mein Führer nach oben werden sollte. Aber leider fehlte er; nun erbot sich mein Alter, das lehnte ich aber ab, weil ich dann schwerlich vor Abend auf der Spitze gewesen seyn würde. Ich hatte ja den Schneegipfel vor mir und auf die Nachricht, daſs keine Seen und tiefe Bäche in der Mitte seien, nahm ich den geradesten Weg, wenn er auch eben nicht der leichteste war. So ging es bergan, zuerst durch Sumpf, dann durch Tannenwald, wo die groſsen vermodernden Bäume mir schlimm im Wege lagen und das Steigen erschwerten; aber schlimmer war der weiche sumpfige Boden, wo man immer einen halben Fuſs eintritt oder gar wieder zurück gleitet. Mit saurem Schweiſs arbeitete ich mich so die erste Stufe hinan, welche über dem Tannenwald liegt und wo die holzlose Verödung der Eis- und Schneenatur beginnt. Dann ging es allmälig immer auf und ab über rinnende Bäche und Sümpfe und Steinfelder. Ohne rinnendes Schneewasser, womit ich meine ächzende Zunge zuweilen erfrischte, und ohne einen kühlen Wind würde es mir noch viel schwerer geworden seyn. So kroch und klimmte ich lange, und der zauberische Proteus Åreskuta zog sich immer weiter zurück. Endlich erreichte ich den untersten Fels des Blausteins, des Berges kleinste östliche Spitze, und um halb fünf Uhr war ich glücklich auf seinem Gipfel. Hier stärkte ich zuerst mein Aug und Herz eine glückliche halbe Stunde im Anschauen der unendlichen Welt und klomm dann von hier zu der südwestlichen Spitze, die noch an 500 Fuſs höher liegt und zu welcher der Weg über eine unendliche Menge Steine geht. Dieses Feld ist unter und um die Spitze kahl, doch hat auch diese kalte Region mitten unter den Schneelavinen in ihren Steinklüften ihre Blumen und Pflanzen. Die Zwergbirke, *betula nana*, schwedisch Käringris, oder Altweiberreis, bleibt hier im Anfang der Vegetation so stehen, daſs sie bloſs zu sagen scheint: siehe, ich bin da. Weiter unten breitet sie sich doch, einem Dornbusch gleich, mit krüppelhaften Zweigen 5 bis 6 Fuſs hoch aus, hier zeigt sie nur die zwei Blätter des ersten Keims; so weit fesselt die Natur schon ihre Triebkraft. Endlich stand ich auch hier auf der Spitze. Aber kaum war ich angelangt, so ward der Himmel schwarz, die Wolken gingen mir unter den Füſsen, ein stürmender Wind mit Donnerwettern und eine schneidende Kälte folgten, und endlich kam ein gewaltiger Regen als der gröſste Tragödus nach, der mich durch und durch einweichte, so sehr ich mich auch hinter einer vorstehenden Klippe duckte. Dies Ungestüm währte eine halbe Stunde, dann hellte es sich auf, die Sonne schien, ein sanfterer Wind wehte und bald schien der Himmel wieder golden um mich her. Welch ein Blick in die Unendlichkeit! Frösön, das liebliche Eiland und alle Fjäll rings umher bis an Norwegens Gränze, wie nahe und wie klar lagen sie unter mir in der Abendgluth! Ich stand auf einem hohen Steinstapel, den die Lust mehrerer Reisenden zu einem Monument auf diesem groſsen Naturmonumente aufgerichtet hat, und worauf eine Menge in Stein geschnittener Namen liegen. So war ich glücklich und genoſs einer göttlichen Freude nach der Arbeit. Gegen 9 Uhr ging es wieder abwärts, schneller, aber auch gefährlicher über die glatten Steine und den schlüpfrigen Schnee. Ich fand hier viele Schneehühner mit ihren Jungen. Die Kleinen waren sogleich bei meinem Anblick mit vielem Geschrei verschwunden, die Alten aber geleiteten mich mit mancherlei kläglichen Stellungen und Verführungen wohl über 100 Schritt. Ein zweiter Vogel, der mit seiner Pfeife in diese Stille etwas Leben bringt, ist eine Art

Charadrius, ein Bruder des Brachvogels, ungefär von derselben Gröſse und Farbe; man nennt ihn teutsch, ich glaube etwas unpassend, Alpenstrandläufer. Die Schneehühner sind jetzt dunkelgrau mit weiſsen Flügelspitzen und rauchen Füſsen, im Winter werden sie weiſs.

Diesen Rückweg nahm ich nach Huſsâ, etwa ¾ Meilen von der Spitze des Berges, wohin eine Art gebahnten Pfades führt, der aber jetzt durch die ſchroffen Abſprünge die Achillssehne nicht wenig prüfte. Durch den Regen war dieser Weg noch nasser und sumpfiger geworden, als er sonst schon durch die Menge der Bäche und Wasser ist, die von den Bergen und durch den schmelzenden Schnee kommen. Um 10 Uhr war ich in Huſsâ und ging geradesweges in das Haus des Bruksinspektors, und lieſs mir ein Abendbrod auftragen. Die niedliche Frau und ihre Schwester erquickten mich baſs, und baten, ich solle die Nacht da bleiben; ſo gewinnt man durch eine Freundlichkeit ſogleich Ansprüche an die andere. Sollte es nicht so seyn, daſs es die Menschen freute, wenn man etwas von ihnen bäte?

Hier in Huſså sind verschiedene Schmelzhütten des Kupfers, das man in den Gruben um Åreskuta gräbt. Diese beiden Gruben liegen südlich unter dem Berge, und heiſsen Karlsbergs- und Gustavsbergsgrube. Die Ausbeute derselben ist unbedeutend, und steigt jährlich selten über 150 SPf.; doch sind sie bis jetzt schlecht bearbeitet, und man fängt gerade jetzt an, durch bessere Einrichtungen und einen verständigeren Betrieb dem ganzen Werke mehr Athem und Leben zu geben.

Nach einer fröhlichen Mahlzeit dankte ich ſchön, und setzte mich um 11 Uhr in ein Boot, in welchem ich mich eine halbe Meile über den See nach Kall rudern lieſs. Auch dort war wieder kein einziges Pferd zu Hause, bleiben konnte ich nicht, so muſste ich denn gehen. Auf dem Wege traf ich einen lustigen Kerl, welcher sang, mir erzählte, daſs er ein Maurer und durch ganz Schweden auf sein Handwerk gereist sei. Er habe mich heute Mittag wohl in Kall ankommen sehen, da hätten die Leute gemeint, ich ſei ein Rymmare, — ſo nennt man Überläufer, Bankeruttirer, Betrüger, die das

Land meiden — er aber habe es sogleich bestritten, denn so habe ich nicht ausgesehen, auch beweise meine Rückkunft, daſs ich mit dergleichen Gesindel nichts gemein habe. „Ja wa Serra,“ setzte er selbstgefällig hinzu, „hat einer nicht immer hinter der Groſsmutter Kachelofen geſessen, versteht er sich wohl auf Menschen. Hier über Kall längs seiner Elf und den folgenden Seen geht durch die Fjäll ein gewöhnlicher Diebs- und Ausreiſserpaſs.“ Indessen mein Schalk war schlau, und meinte, hinter meiner Wanderung müsse durchaus ein Geheimniſs stecken; denn daſs einer blos zur Lust drei Meilen gehen, die Åreskuta erklettern, und mitternächtlich auf schlechtem Wege wieder umkehren könne, davon hatte er keinen Begriff. Weil ihm indessen meine Gesellschaft behagte, so konnte ich seiner nicht wieder loswerden. Ich muſste mit ihm bei seiner Schwester eingehen und etwas zur Erquickung nehmen; darauf zog er ein Boot aus seines Schwagers Boothause und ruderte mich weiter als eine Meile über den See nach Bonäset, denn etwas zu Gute thun wollte er mir durchaus.

Zugleich unterhielt er mich auf der nächtlichen Fahrt mit allerlei Geschichten über die Ungethüme der Tiefe, so wie über des Sees Unergründlichkeit, welcher in ganz Jemtland der tieſste, und der Spitze von Åreskuta gegenüber mit 150 Klaftern nicht zu ergründen ſei. Bei Bonäset drückte ich dem ehrlichen Maurer die Hand und trat den seit gestern bekannten Fuſssteig durch den Wald an; aber ich verirrte mich und war wohl eine halbe Stunde im Suchen des rechten Pfades, bis eine glücklich getroffene Hirtin mich wieder darauf setzte. Um 3 Uhr war ich in Nordhallen und schlief bis 8 Uhr die Beschwerden des gestrigen Tages und des heutigen Morgens aus.

Åreskuta oder Åres Gebirgsspitze ist das gröſste von den abgerissenen einzelnen Fjäll, welche die groſse Bergkette verkünden, die nachher immer zusammenhängend die Gränze zwischen Schweden und Norwegen bildet. Solcher abgerissenen Stücke und zerstreuten Berge giebt es in Dalarne, in Herjedalen fast durchweg, und auch hier in Jemtland in der Entfernung von 10 bis 12 Meilen von den groſsen

Gränzfjäll. Man rechnet die Spitze dieses Berges doch ungefär 6000 Fuſs über der Wasserfläche der Seen Kall und Åre, deren Höhe über dem Storsjö, worin Frösön liegt, unbekannt ist. Aber nach des Herrn Bergmeisters Edelfeld Abwägung, welche sich in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften von 1764 findet, liegt der Storsjö an 640 Fuſs über dem Meere, so daſs man die Höhe Åreskuta's über der Ostsee wenigstens an 6640 Fuſs rechnen kann. Es giebt manche solcher Bergriesen in Schweden, die ohne Nachbaren in ihrer einsamen Majestät da stehen. So rechnet man die schroffe Spitze des Svukustöt über 7000 Fuſs über der Meeresfläche. In Luleålappmark giebt es noch weit stattlichere, die ein ewiger Schnee bedeckt.

Die Hauptfjäll sind allemal die hohen Gränzberge zwischen Schweden und Norwegen. An der norwegischen Seite sind sie am steilsten, denn zum Theil haben sie mit ihren Strömen nur 3 bis 5 Meilen zur Nordsee. Aber an der schwedischen Seite senken sie sich allmäliger mit dem ganzen Lande abwärts, und haben mit ihren Wassern eine Reise von 40 bis 50 Meilen zur Ostsee. Diese Alpen beginnen am Eismeer nicht weit vom Nord-Cap, machen dann südlich laufend die Gränze zwischen Schweden und Norwegen bis Herjedalen; dort spalten sie sich in zwei groſse Äste, von welchen der eine höhere westlich unter dem Namen Dovrefjäll abwärts unter Bergen bis Liedeäs im südlichen Norwegen läuft, und den südöstlichen Theil des ganzen Landes von dem nordwestlichen scheidet; der niedrigere Ast streicht zwischen Norwegen und Herjedalen und Dalarne hin, und läuft sich endlich an Wärmelands Gränze in Backar und Wälder aus; aber ein Zweig von ihm, das Fjäll, was man in Dalarne unter dem Namen Stora Glucken kennt, geht durch Öster- und Westerdalarne, durch Stora Kopparbergs- und Örebrolän zwischen den Seen Wenern und Wettern tief nach Östergöthland, Småland und Halland, hier sich wieder in drei kleine Zweige spaltend, als den Kolmården, Tiweden und Hallandsås. Bis jetzt ist die Höhe der wenigsten Alpen an den Gränzen bestimmt; doch rechnet man die unter dem

Namen Kjelahöjd bekannte Alpe unter die höchsten, wo man in einer klaren Mitternacht um Johannis die Sonne soll sehen können.

Zwischen den Fjäll kommen oft ganz beſondere Einschnitte und schroffe Thore und Gassen vor, durch welche meistens ein enger Gebirgpfad mit einem See oder reissenden Strom sich drängt. Oft sehen diese schroffen Durchschnitte wie der Boden ausgehöhlter Meeresabgründe aus, deren Seiten mit allen Zacken und Zinnen oft so genau in einander zu passen scheinen, als seien sie gar künstlich ausgeschnitten worden. Solche Gassen zwischen den Gränzalpen nennt man Thore oder Portar. Unter ihnen ist Skördalsporten eines der größten und bekanntesten, und darnächst Portfjäll. Dieses Fjäll ist in der nördlichen Lappmark von Hammerdalssocken. Es läuft in den Gränzbergen von Norden nach Süden fort, ist sehr hoch, aber mitten durchgeschnitten, mit einem tiefen, einige Faden breiten Graben, mit ſchroffen und glatten Wänden, wie von Menschenhänden gemacht, ungefär 20 bis 30 Klafter hoch. Neben diesem Portfjäll geht der Weg von Norwegen aus über Snasen, Sörli und Norrli nach Fölinge Kirche in Jemtland. Aehnlich ist Lunddörren (Lundthüre) an der Gränze zwischen Jemtland und Herjedalen. Diese Thüre besteht aus einer nach Nordost und Südost laufenden, zwei Meilen langen Gasse, welche ungefär 3000 Fuſs breit ist, zwischen Wänden von 200 bis 300 Klaftern Höhe. Diese Wände sind meistens lothrecht, und laufen gerade aus; wo aber kleine Krümmungen und Einschnitte sind, da korrespondirt die eine Wand genau mit der andern, so daſs die Breite doch immer dieselbe bleibt. Welche Hypothesen können uns die Erd- und Wasserrevolutionen erklären, die solche wunderbare Gestalten mitten in ihrer aus Zerstörung schaffenden Bildung zurücklieſsen? In dieser Hinsicht soll besonders der Skördalsport merkwürdig seyn. Er besteht aus einem mit Talk gemischten grauen Kalkstein, und geht gleich Meeresfluthen in groſsen Wogen abwärts, von welchen die niedergehenden tiefe Thäler zwischen den aufgehenden machen, welche lange Berghügel schichtenweise neben einander bilden. Durch eines dieser Thäler

geht

geht der Weg nach Norwegen, der eigentlich Skördalsport heiſst. Dort liegt auch der berühmte Stein im grünen Thal (Sten i grönan dal), worauf so manche sonderbare Hieroglyphen und Zauberfiguren gezeichnet seyn sollen.

Beim Erwachen traf ich meinen freundlichen Wirth, den Herrn Inspektor Sparmann, und erfuhr von ihm, daſs heute Mittag der Komminister von Undersåker in einer zahlreichen Gesellschaft nach Handöl, unweit der norwegischen Gränze, reisen, dort Gottesdienst für die Lappen halten, auch ein lappisches Paar zusammensprechen werde. Welch ein Fund für mich, der so gern die Lappen sehen wollte! Mein Entschluſs war sogleich gefast, die Karavane zu vermehren. Weil aber das Fahren auf diesem Wege unmöglich ist, so setzte ich mich sogleich auf den Rinderstaat, und lieſs meinen Wagen und mein Gepäck bei dem Herrn Pastor S., wohin mich Herr Sparmann begleitete, und wo ich vorher ein fröhliches Mittagsmahl einnahm. Um 2 Uhr Nachmittags war mein Skjutspferd gesattelt vor der Thüre, und man hoffte, ich werde wahrscheinlich die ganze Geſellſchaft beim Zoll in Duſve treffen, und dann morgen in Gemeinschaft mit ihr die Reise weiter fortsetzen können.

Den 8. Jul. Reise von Undersåker bis Duſveby, 3¼ Meilen. Stationen: Undersåker bis Stamp i Gärde, ¼ M. — St. bis Åre 1½ M. — Å. bis Duſveby 1½ Meile.

Ich trabte wie einer, der Eile hat, rasch fort. Alles ist hier Fjällgegend. Ich ritt im hohen Gebirg, das sich hie und da mit lieblichen Thälern senkt, und unter sich einen brausenden Strom im Grunde hat. Es war ein lustiger Sonntag, und der Muth quoll mir in der Brust auf, so wie mein Gaul weiter trabte. In Åre, einem Dorfe und einer Annexkirche von Undersåker, hart unter Åreskuta, war es sehr lustig. Da waren zwei Kindtaufen gewesen, und die ganze Gemeine war noch munter beim Trunke, und ich muſste theilnehmen. Welch ein muntres genialisches Volk! und welch ein nettes, gerüstetes Volk zugleich! wie viele schöne Weiber und Mädchen sah ich hier! wie viele groſse, schlanke Männer! Wohlgewachsen sind die letzten vor vielen andern, und haben viel Niedliches und Leichtes in ihren Gesichtern, obgleich nicht die groſsen Züge des Westmanländers und Dalkarls. Nach allem, was ich von Normännern gesehen habe, sind sie wahre Halbbrüder derſelben, so wie Jemtland gewiſs zuerst von Norwegen aus bevölkert worden ist. Dieselbe Gewandtheit des Leibes, dieselbe Weichheit und Freundlichkeit in den Zügen, denselben Ton in der Sprache, der vielen gleichen und ähnlichen Wörter nicht zu gedenken, die aber auch durch die lange Verbindung, worin Jemtland bis zum 17ten Jahrhundert mit Norwegen stand, gekommen seyn könnten. Sie sind auch in Hinsicht der Harmonie und Gesinnung mit den Normännern sehr einig, und haben wegen des vielen Verkehrs fast eine nähere Berührung mit ihnen, als mit den umliegenden schwedischen Provinzen. Drontheim sehen sie gleichsam als ihre Stadt an, und nennen ganz norwegisch das Reisen dahin fara til byn, so wie die Normänner selbst Byemen, Byamen bei ihnen heiſsen müssen. Ich war hier mitten unter ihnen bei dem Kindelbier (barnöl) und ritt nachher mit einer groſsen Karavane von ihnen bis Dufvetull. In Jemtland reitet fast alles auf Sätteln und Quersätteln: Männer, Weiber, Jungfrauen, Mütter mit ihren Kindern — alles saſs zu Pferde und trabte lustig neben mir und vor mir her, und mit mehreren freudigen Amazoninnen ging ich mit meinem raschen Grauschimmel, den ich in Åre erhielt, ein Wettrennen ein, wo ich bald siegte, bald besiegt ward. Munter trabte ich so mit ihnen auf das Zollhaus in Dufve zu und band dort einstweilen meinen Gaul an. Welche Frömmigkeit dieser Menschen! Manche haben 5 bis 6 Meilen zur Kirche, und doch sind sie fleiſsig da. Der ganze Weg war von Kirchenreiterei bedeckt, und doch gehen manchen von ihnen drei Tage darauf; sie reiten den Sonnabend aus und kommen erst den Montag Mittag zu Hause.

Mein Pferd hatte ich angebunden, freundlich empfing mich der Besitzer des Hauses Herr Zollinspektor Granbom. Einen Theil unsrer Handölsgesellschaft traf ich da, den Komminister Herrn Lars Festin von Undersåker mit einer hübschen Tochter und einem Sohn, der

Gymnasiast in Hernösand ist, zwei Bruksinspektoren, und verschiedene Nämndemän, die alle in verschiedenen Geschäften nach Handöl wollten. Ich gesellte mich sogleich zu dem Komminister und ward liebreich zu einem Mitgliede seiner Familie aufgenommen. Wir saſsen hier bis Sonnenuntergang in guter Gesellschaft, aſsen und zechten weidlich, denn zu mehreren Flaschen Wein wurden zwei Bolen Punsch geleert; dann zog ich mit Herrn Festin eine halbe Meile weiter bis Dufveby, wo ich mit ihm und seiner Familie in einem Bauernhause Quartier nahm.

Hier bei Dufve ist der Gränzzoll für alles, was aus Norwegen kömmt und dahin will. Bei Dufveby ist eine alte Schanze, die aber seit 70 Jahren öde liegt. Sie sollte bei dem Strom den sogenannten Dufvesund, diesen Gränzpaſs Jemtlands, decken. Von hier geht nemlich der Weg durch Skördalsporten auf Levanger in Norwegen, zu dessen äuſserstem Dorfe Suhl man ungefähr 5 Meilen von hier hat. Dieser Weg ist nicht bloſs für Reiter, sondern selbst für leichtes Fuhrwerk brauchbar, doch nur mitten im Sommer. Im Winter giebt es manche bequeme Wege durch die Hällöffnungen über Ströme und Seen, worüber der Frost Brücken wirft. Das kleine Homman See, eine Viertelmeile von Dufveby, ist das letzte Dorf auf diesem Wege, doch wohnen hie und da weiter hinauf einzelne Kolonisten, die für den Dienst der Reisenden Pferde halten, und tapfer, brav und hülfreich in jenen gefährlichen Gegenden seyn sollen, wie es der schwedischen Nation allenthalben eigen ist. Man hat für die Reisenden auf diesem Bergwege sogenannte Fjällstugor erbauet, kleine Gebäude mit einigen heizbaren Zimmern und großen Ställen, zugleich mit Holz und Heu versehen; auch als Häll werden sie gebraucht. Es giebt drei derselben, und die jemtischen Bauern haben sie zuerst für sich selbst bei ihren vielen Reisen nach Norwegen eingerichtet. Bei Mestuga, der zweiten in der Ordnung, ist Stallraum für 200 Pferde. Die Bewohner dieser Stugor heißen wohl Fjällstugukarlar, und bekommen von der ganzen Provinz von jedem Rauch eine Kanne Gerste (ein Achtel des pommerschen Scheffels) als

Lohn. Ihr Geschäft ist, die Reisenden mit Quartier, Holz, Wärme und Wasser zu bedienen. Auf mehrere Meilen sieht man hier keinen Wald oder Strauch, desto gefährlicher ist der Schnee und Sturm in den schlimmen Monaten. Die Häuser bei Skallstuge, der höchsten von allen, werden oft ganz mit Schnee bedeckt, daſs die Reisenden davon oft nicht mehr als die Schornsteine sehen. Fast jedes Jahr liegen die Schneebänke dort so hoch, daſs die Bewohner sich durchminiren und durch gewölbte Gänge unter dem Schnee ihren Ausgang und Eingang zum Hause machen müssen. In einer halben Stunde können ihre Brunnen und Quellen so verschneien, daſs sie nicht dazu kommen können. Dann muſs ein Kerl den ganzen Tag arbeiten und zum Dienst der Reisenden Schnee aufthauen. Im Sommer kann man den Weg ganz allein ohne alle Beschwerde reisen, nur daſs man von Skallstuge sich einen Begleiter nach Suhl in Norwegen nehme.

Das erste Merkwürdige, was ich in Dufveby traf, war der lappische Bräutigam, der hieher gereist war, ein Anker Branntwein für den

Hochzeitschmauſs einzukaufen, und der nun darauf rechnete, mit der Karavane zurückreisen zu können. Ich werde nachher noch von dem ehrlichen Thomas Thomasson ſprechen müssen.* Sonst waren in unserm Bauerhofe an 15 Normänner, theils Reisende, theils Kontrebandiers und Schacherer, wie das an den Gränzorten herumstreift; und von der Kirchenreiterei von Åre und Undersåker blieben wohl an sechs Familien hier stecken. — Das vertheilt sich allenthalben bei den Nachbaren am Wege, und zieht mit dem Morgen weiter. Man braucht die Gastlichkeit nicht anzusprechen, sondern sie versteht sich allenthalben, wohin man kömmt, von ſelbst, weil der Wirth sich bewuſst ist, daſs er an jeder Stelle eben so Gast seyn würde und mögte, als diejenigen, welche ihn durch ihren Zuspruch ehren. In unsrer Stube lagen drei Bauerfamilien auf einer Streu, ich und der junge Festin in einer Art Alkoven, und Vater und Tochter zusammen in einem hohen Bette. Aus unserm Fenster sah ich unter dem Dorfe das liebliche Thal und den lustigen Fluſs. Ein herrlicher Wasserfall stürzt in manchen Fällen eine Höhe von 300 Fuſs vom Gebirge in den Strom. Dieser machte die Abendmusik, bis wir entschlummerten.

Blos diese Seite des Stroms, welche wechselnd gegen Osten und Süden liegt, ist bebaut; die andere zeigt nur Wald und hie und da einige grüne Alpenwiesen. Hier hingegen stöſst fast Wohnung an Wohnung. Korn ist wenig, desto mehr Wiesen, Hopfen, Kartoffeln, liebliche grüne Alpenhügel und Büsche, welche eine Unendlichkeit von flüggen Krammetsvögeln, Drosseln und Staaren belebt. Wer sollte glauben, daſs es vier bis fünf Meilen von den Gränzfjäll, mitten unter hohen Schneebergen, so freundlich und sommerklar seyn könne? Schönere Natur als dieses Bergthal, kann man sich kaum denken, besonders die erste halbe Meile um Undersåker und Nyland, wo der Strom in mehreren Krümmungen und mit einem mächtigen Wasserfall durch Felsen hinbraust. Bei Åre ist er weiter und gleicht einem Sacke, heiſst dort auch Åreszö. Äuſserst romantisch liegt gleich hinter dem Zoll der alte Hügel, wo einst Dufveschanze war; jetzt ist er dicht bewachsen mit Büschen und hohen Tannen.

Den 9ten Jul. Reise von Dufveby bis Handöl 4 Meilen.

Es ging heute nicht mit Extrapost, wie es in den meisten Provinzen Schwedens gehen kann, wenn man will, sondern theils die Gröſse unsrer Karavane und das viele Auf- und Abpacken, theils die Seen, die in Böten passirt werden muſsten, theils auch der Proviant und die Geräthschaften, die mitgenommen werden muſsten, endlich die Lust der Gesellschaft, die an den meisten Stellen eine längere Zeche und Mahlzeit hielt, als billig hätte seyn sollen, alles dies war Schuld, daſs der gröſste Theil des Tages so verreist ward. Als ich erwachte, so war ein Schmidt, ein Tischler und der Küster noch mit von unsrer Gesellschaft. Diese sollten für Handöls Feierlichkeiten an den Tempelbau des Herrn die letzte Hand legen. Auſser ihnen war noch eine Nämnd da, welche zu einer Hausschau und zu Taxationen mitzog. — Die Geschichte des Tempelbaues ist diese. Der Magister Festin als Komminister von Undersåker ist Pastor der Lappen, die mit ihren Renen in diesem Kirchspiele und den nächsten Gränzen wohnen. Im Winter, wo sie mit ihren Heerden näher sind, kommen sie in die ordentlichen Kirchen, im Sommer pflegt er einmal oder zweimal zu ihnen näher nach den Fjäll zu reisen, Katechisation, Kommunion, Taufen und Hochzeiten auf einmal abzumachen. Dies geschah bisher, wie es konnte, in einer Scheune oder im Baurenhause und man hatte für die Bequemlichkeit der Lappen in Undersåkerssocken dazu besonders Handöl ausersehen. Unser wackrer Komminister fand eine solche Stätte unwürdig des Gottes, der sich in jenen Alpengegenden so gewaltig verkündigt, er erregte den Enthusiasmus der Fjälllappen und der umwohnenden Schweden, ein Zusammenschufs kam zu Stande, eine kleine Kapelle ward gebaut, und jetzt nimmt er Handwerker und Helfer mit, um das Letzte zu vollenden.

Um 7 Uhr waren die verschiedenen Pferde da, welche wir bestellt hatten, bald kamen auch unsre Freunde von gestern, welche bei dem Herrn Granbom übernachtet hatten; man fing an zu satteln und aufzupacken. Aber diese Arbeit war lang. Alles Handwerksgeräth, was zum

Kirchenbau gebraucht werden sollte; Hochzeitgeschenke, Proviant, Meſsgewänder und Kelche muſsten zierlich in Packsättel zusammengeschnürt und auf Pferde gelegt werden. Diese gingen als ein langsamer Zug voran, dann ritten wir Honoratioren und die übrigen Handölsfahrer etwa 20 Mann hoch, und zu uns versammelte sich eine Menge Reiterei, die von dem gestrigen Kirchenzuge noch übrig war. Um halb 10 Uhr ward der Zug mobil und wir setzten etwa 50 Pferde stark über die Fähre bei Dufvesund. Von da erreichten wir bald das Gütchen Sta, wo ein reicher Bauer wohnt, dessen Bruder einer der reichsten Kaufleute Drontheims ist. Dieses Sta ist das letzte Dorf am Wege nach Norwegen, obgleich die in den letzten 30 Jahren höher hinauf angelegten Nybyggen wohl endlich diese Ehre alt machen werden. Den Namen Sta hat es erhalten, weil hier vormals alles Rast hielt und sich erhohlte, ehe die höhere Fjällreise, wo jetzt die Stugor sind, angetreten ward. Es liegt sehr anmuthig auf einem Birkenhügel und hat einen Graswuchs, über dessen Reichthum man erstaunt; sein Besitzer hält 70 Kühe. Nicht weit von diesem Sta liegt ein hoher Berg über dem Wege, aus Sand und Kalksteinen bestehend, dort findet man in einzelnen Tafeln und selbst an den Wänden noch eine Menge Namen tapfrer Krieger aus Karls des Zwölften Zeit. Als die Schweden 1718 hier einrückten auf Drontheims und Norwegens Eroberung, machten sie das alte Halt, freudig erkletterten viele den Berg und schnitten ihre Namen und ihre Hoffnungen ein, nicht ahndend, daſs des groſsen Karls Fall bei Friedrichshall auch ihr Verderben werden sollte.

Gleich von Sta ging unser Weg westlich ab von der norwegischen Straſse und verwandelte sich sogleich in Wald und Geklüft und enge Fuſssteige, worin aber die jemtischen und norwegischen Pferde trotz den Maulthieren der Apenninen und der Sierra Morena sicher und lustig traben. Wir kehrten zuerst bei einer kleinen Stelle im Walde ein, welche Ryeberg heiſst, wo einige Pferde umgetauscht wurden und alles aus- und eingepackt ward. Von da hatten wir noch eine halbe Meile bis an den Tängsee; hier gingen die Pferde zurück und wir ruderten unter Gesang und Klang beinahe eine halbe Meile über den See bis Tångböle, ein kleines niedliches Dörfchen; einige Pferde mit dem Gepäck hatten einen schlimmen und viel weitern Reitweg links um den See gemacht. — In Tångböle ward wieder geschmauset wie an allen Stellen, wohin wir kamen. Sogleich bei unsrer Ankunft ward der Tisch gedeckt und Laxöring und Rör, zwei treffliche Lachsarten, von welchem der letzte dem Brachsen etwas ähnelt, ward sogleich gekocht und gebraten aufgetragen, der schönen Milch, des frischen Alpenkäses, geräucherten Elenn- und Rindfleisches nicht einmal zu gedenken. Auch im Genuſs des Biers und Branntweins muſste man sich munter erweisen, um den Wirth zu ehren. Ich habe den heutigen Tag gewiſs bloſs aus einem Gefühl der Pflicht meine 8 Sup genommen, deren Gluth der Regen unsrer letzten Fahrt wieder abkühlte. O Rousseau, hier ist noch mehr als in den Alpenthälern die alte Einfalt und Unschuld und Kraft einheimisch. Welche liebe einfältige Menschen! Wie klein und jämmerlich stand ich vor ihnen, den man einen Gebildeten nennt! Mein Geld brauchten und wollten sie nicht — elendes Geld, wodurch der Reiche jeden zum Sklaven machen zu können glaubt — nicht einmal das Skjutsgeld für mein Pferd wollten sie nehmen, waren auch durchaus nicht zu bewegen, die gesetzmäſsigen 12 Schillinge anzunehmen; nicht mehr als 8 Schillinge für die Meile konnte ich ihnen aufdringen.

Auch hier nahm das Aus- und Abladen, das Umsatteln und Umpacken zwei volle Stunden hin, dann trabten wir rasch durch Sumpf und Wald nach Wallarne, einem kleinen Dorfe das in gerader Linie von Handöl, dem Ziel unsrer Wallfahrt, etwa ¾ Meilen, über den See aber, den man befahren muſs, anderthalb Meilen entfernt liegt. Dieses Dörfchen wie die vorigen liegt in einer fruchtbaren See- und Wiesengegend. An dem höchsten Wiesenhügel stehen Monumente zum Trauerandenken der erfrornen Tapfern, die hier herum zu Tausenden umkamen und begraben liegen. Ich will ihre Geschichte erzählen, wie sie ein Zeitgenosse durch den Mund seines Sohnes Hagström berichtet, welcher 1749 Jemtland durchreiste und beschrieb.

Das nördliche schwedische Heer, das in Verbindung mit dem südlichen 1718 Norwegens Eroberung vollenden sollte, hatte seinen Feldzug glücklich angetreten und von Drontheim und dem ganzen nördlichen Norwegen Besitz genommen. Siehe da kam der Trauerbote vom Tode des Königs und mit diesem sank auch aller Muth des Volks. Sie dachten nur auf den Rückzug und traten ihn nur zu schnell an. Ihr Zug ging mit dem Schluſs des Jahrs aus Tydale in Norwegen westlich um die Fjäll, die unter dem Namen Snasahögar bekannt sind, nach Handöl in Jemtland, ein Fjällweg von 8 Meilen. Den Neujahrstag 1719 gingen sie zuerst auf die Fjäll. Kaum waren sie darauf, als der schwerste und äuſserste Untergang ihnen mit dem neuen Jahre entgegen kam. Plötzlich stieg von Nordwesten ein fürchterlicher Sturm auf, der den ganzen Himmel in eine Schneewolke hüllte und die Erde unter unendlichen Schneemaſsen begrub; zugleich war die Kälte so schrecklich, daſs man in diesen Gegenden fast nie ihres Gleichen erfahren hat. Das Volk, daſs sich mit der ganzen Welt geschlagen hätte, so lange

Karl

Karl der Zwölfte aufrecht stand, ward hierüber fast verzagt und gleichsam dumm im Kopfe. Kein Holz war hier auf manche Meilen, um Feuer anzuzünden und sich zu erwärmen, Gesichter und Hände schwollen auf von der schnellen Kälte, ein Theil der Mannschaft erkrankte und starb sogleich den ersten Abend. Die Nacht des 2ten Januars schlugen sie ihr Lager mitten in den Fjäll auf an einem kleinen Thalsee. Bei der nächsten Morgendämmerung, als die Reise weiter fortgesetzt werden sollte, fand man einige hundert Erfrorne, von welchen ein Theil aufrecht neben einander standen, als wenn sie lebten; aber wenn man sie ein wenig anstieſs, taumelten sie todt hin, gleich umgestürzten Säulen. Das Ungewitter hielt mit gleicher Heftigkeit an, beides mit Kälte und Schnee, indessen ward die Reise fortgesetzt. Unterwegs fiel der eine nach dem andern hin, Reiter und Fuſsknechte, ſo daſs die Leichen haufenweise am Wege lagen, auf welchem sie marschirt waren. Artillerie und Bagage, Schlitten und Pferde blieben hie und da stehen, nachdem die Mannschaft todtgefroren und ein Theil alle waren in gleicher Noth und die zärtlichsten Gefühle erstarrten bei der grimmigen Kälte und der Todesgefahr, die einen jeden umfing. Setzte einer sich nieder, sich auszuruhen und zu schlafen, so ergriff ihn die Kälte so schnell, daſs er kaum im Stande war aufzustehen und sich mit Arbeit zu erwärmen. Derjenige, der sich beständig in Bewegung erhielt, stand sich am besten; aber um das zu können, muſste man seltene Leibeskräfte haben. Einige jemtische Soldaten wuſsten, daſs Enaelf nach Handöl flieſst. Sie hauten daher Löcher in das Eis und nahmen das Flieſsen des Wassers von den norwegischen Fjäll durch diese Elf als einen neuen Wegweiser nach Jemtland. Von diesem dritten Nachtlager trennte sich die Mannschaft auf zwei verschiedenen Wegen. Ein Theil folgte der Elf nach Handöl, der andre ging über das Fjäll Snasahögar, und kam von da endlich durch einen Wald zu einem Dorfe in Jemtland. Die der Elf nachgingen, kamen aber nicht zugleich an, ja manche waren 4 bis 6 Nächte auf den furchtbaren Fjäll; manche verirrten sich ganz von dem groſsen Haufen, und kamen also um. Als endlich die Mannschaft in Handöl anlangte, und von da in Wallarne, wo sollten sie in den wenigen Wohnungen unterkommen? Die meisten waren halb todt, wie konnten sie einquartirt und gepflegt werden? Täglich fiel eine Menge wie die Fliegen hin, sowohl auf den Wegen als in den Quartieren. — Der Erzähler schlieſst endlich mit diesen Worten: Der Regimentsfeldscheer Pehr Hagström, mein seliger Vater, der mit auf dieser gefährlichen Fahrt war, berichtete mir oft, daſs er bei der Rückkehr von Norwegen manche Tonnen füllte mit den abgesägten Händen und Füſsen, die auf den Fjäll erfroren.

Unser Gepäck ging von Wallarne an den See Ånn, wo es in ein groſses Boot geladen ward; für uns waren zwei andere bereit. Es regnete lustig, dazu muſsten wir durch einen Sumpf an den See hinan waten und lange stehen, ehe alles flott und mobil werden konnte. Zuletzt lag es noch an dem armen lappischen Bräutigam, daſs es nicht schneller abstieſs. Das Boot, worin ich war, wollte ihn aus einem pöbelhaften Aberglauben unsers Schiffers nicht einnehmen, das andere war schon weit voraus, muſste also wieder zurückkommen und sich seiner erbarmen, wenn er nicht im Regen und Sumpf ferne von der Stelle ſeiner Sehnsucht auf eine andere Gelegenheit harren sollte. Der Komminister hielt eine Strafpredigt über unsern Ruderer; aber wenn diese etwas wirkte, so muſsten wir Unschuldigen sie mit büſsen, denn der Himmel goſs seinen Wasservorrath fürchterlich auf unsre Köpfe herab. Wir hatten anderthalb Meilen nach Handöl wegen einer verdrieſslichen Landspitze, die tief in den See hineinläuft, und um welche wir rudern muſsten. Kleine Inseln, schwimmende Bäume, Enten, wildes Gebirg und Schneeberge rings umher brachten Mannigfaltigkeit genug in die Fahrt, auch widersetzten wir uns durch das sthenische Mittel des Scherzes und Gesanges dem schlimmen Einflusse der Nässe, die uns bis an das Mark drang. Endlich lieſen wir ersten in die kleine Ennelf ein, deren ich bei den vorigen Trauergeschichten erwähnte. Das andere Boot hatte sich von uns getrennt, und wollte einen andern

Weg nehmen, aber es muſste nahe am Lande hinsteuren, ehe es zur Elf kam, und ward fest. Die Männer muſsten alle aussteigen und einige hundert Schritt bis an den Gürtel im Wasser waten und das Boot und die Weibsen schieben. Die Scene war komisch genug, im Grunde aber wurden sie nicht viel nasser, als wir schon waren. Wir warteten, bis sie loskamen, und landeten endlich zusammen etwa 500 Schritt von Handöl. Ich blieb in des wackern Komministers Familie in einem Bauernhause, die übrigen vertheilten sich in zwei andere, so nahe bei uns, daſs wir in zwei Minuten alle mit einander Kommunikation haben konnten. Wir bekamen ein groſses Zimmer, worin die Flamme schon hell loderte, als wir ankamen, denn es war recht kalt bei dem Regen, und der Nordwest wehte von den Schneebergen. Alles lagerte und trocknete sich um das Feuer, bald stand auch das Mahl, aus den herrlichsten Fischen, frischer Milch, Renzungen und dem gewöhnlichen bestehend, auf dem Tische. Wir lieſsen es uns wohl schmecken, philosophirten über die wichtige Frage, ob es besser sei, daſs es so regne oder daſs uns bei zierlicher Hitze die Mücken stächen, bis endlich die Lappen kamen und ein mir wenigstens ganz neues Leben anfingen.

Sie hatten der Hochzeit und des Gottesdienstes wegen ihre Renar weiter abwärts von den Fjäll getrieben, und waren zum Theil schon gestern angekommen. Zum Quartier hatten sie theils eine groſse Scheune gemiethet, theils lagen sie bei den Bauern um die Feuerheerde in den Stuben; auch war in dem gröſsten Bauerhause die Hochzeit bestellt. Der Reihe nach kamen nun die Braut und ihre nächsten Verwandten, und grüſsten den biedern Komminister, ihren geistlichen Vater, den sie auch nicht anders als Far lill (Väterchen) nennen. Ich hatte noch ein Stündchen vor dem Zubettgehn meine Freude an ihnen. In dem Zimmer uns gegenüber bei unserm freundlichen Wirth blieben mehrere von ihnen, da waren auch unser Küster und die Tempelbaumeister einquartiert. Sie hielten lustig zu mit Trinken nach dem Regen, und wurden unter einander so laut, daſs unser erster Schlaf verjagt ward. Es ward ein förmliches Gezänk, ich sprang auf und trat zu ihnen. Siehe da standen der Küster und ein reicher Lapp, Namens Anders Olson, wie ein paar rothglühende Puter einander gegenüber und fluchten weidlich. In meinem Leben habe ich keine so närrische Scene gesehen, noch mehr gelacht. Der Küster halb biblisch, halb pedantisch, mischte Reines und Unreines zusammen, und goſs es bald als glühende Kohlen, bald als eine schmutzige Wasserlauge über des lappischen Renommisten Haupt. Am lustigsten waren die Hauptflüche, die immer den Schluſs machten. Der Lappe hatte den kräftigen Wunsch: På näfverskor skall du lefva och dö, du hund; (auf Schuhen aus Birkenrinde sollst du leben und sterben, du Hund), diese tragen nemlich nur die ärmsten. Der Küster aber, der sich und des Lappen Zustand vergaſs, wünschte ihm, daſs grünes Gras auf seiner Schwelle wachsen möge, das Glücklichste, was einem Hirten gewünscht werden kann. — Nach langem Toben kamen sie zur Ruhe und wir wieder zu unserm Schlaf.

Den folgenden Morgen war es wieder trüb

und finster. Es war dies der Tag der Vorrüstung. Der Prediger mit seinen Handlangern gingen zum Kirchenbau, und ich lieſs mir ein Pferd satteln und ritt um 10 Uhr aus, indem des Bräutigams Bruder, Ol Thomasson, und der junge Lars Festin als Führer und Freunde mir zur Seite marschirten. Es galt nemlich, die lappische Wirthschaft, ihre Hütten und Heerden zu besehen. Der Hochzeit wegen hatten sie ihr meistes Vieh von den höheren Fjäll näher nach Handöl getrieben, und wir hatten nur eine Reise von ½ Meilen, um unsre Wünsche zu befriedigen. Aber welche Reise und welche Reiterei! Mein Aristokratismus des Reitens war hier lächerlich genug, und ich kam mir fast ſo vor, wie der Mann, der in der bodenlosen Sänfte auf eignen Füſsen spazierte. Genug hatte ich als ein rüstiger Fuſsgänger auch gegen das Reiten protestirt, aber mein Wirth drang mir das Pferd auf, und aus bloſser Artigkeit ritt ich und setzte meine Beine und mein Leben dran. Zuerst ritt ich einen hohen Berg hinan, dann ging es über Fjällfläche, Steine und Sümpfe. Zweimal stürzte ich auf den Steinen, zehnmal muſste ich in den Morästen absteigen und dem einsinkenden Pferde freieren Athem zum Herausspringen lassen. So ward ich bespritzt und beschmutzt, während meine Gesellen ganz ruhig den besten Faſsweg über Bäche, Baumstämme und Steine wählten. Ich war heute ein rechtes Bild des nichtigen Vornehmseyns, und muſste lächeln, wie meine Gesellschaft durchaus nicht wollte, daſs ich neben ihnen herginge und das Pferd leitete. Der Himmel hing mit dichten Nebeln über uns, und stäubte kleinen Regen, nicht 20 Schritt sahen wir vor uns. So ging der Weg über viele Bäche und Schneewasser zwischen Handöls- und Snesafjäll hin. Das letzte war dicht mit Schnee bedeckt, und der Nordwest wehte empfindlich kalt herab auf uns. Unser Ol Thomasson ward bei dem Nebel etwas irrig über den Weg zu den Hütten, als er meinte, daſs wir etwa der Stelle nahe seyn müſsten. Da warf er sich auf den Bauch und gebrauchte einige Sekunden seine Nase, und rief dann freudig, die Heerde könne nicht weit seyn. Kaum waren wir auch einige hundert Schritt weiter gegangen, so sahen wir die Hütten, und die Heerde selbst verkündigte sich durch ihr widerliches Blöcken: Åb, Åb, ein Laut, der ganz der Anfangsmodulation des Froschquäkens gleicht, wenn man sich dieses verdreifacht denkt. Es war für uns die glücklichste Zeit, denn eben war die ganze Heerde von ungefär 900 Thieren zum Melken eingesperrt.

Auf diesem Weideplatze hart unter Snasahögar waren fünf Hütten aufgeschlagen. Solche Hütten sind permanent an mehreren Stellen, besonders an solchen, wo reicher Graswuchs und im Winter viel Renmoos ist. Es ist unglaublich, in welchem üppigen Wuchse hier unter den Schneebergen das Gras steht, auch Birken kränzen noch alle Bäche, so daſs die Lappen auch wegen der Feuerung nicht verlegen sind. Ol Thomasson führte uns der Reihe nach in allen Hütten herum, wo nur einige Knechte und Mägde und etwa ein Dutzend Kinder heim waren; die übrigen, die noch zu diesem Zirkel gehören, sind alle in Handöl, um morgen mit zu hochzeiten. Es fing hier aus einer dicken Wolke, die sich um das nahe

Fjäll zog, fürchterlich an zu regnen, wir schlugen also, bis es vorüber war, etwa anderthalb Stunden in einer Hütte unser Quartier auf. Feuer brannte noch in der Mitte, neue Zweige wurden zugelegt, und wir alle lagerten uns rund herum nach der Seite hin, wo es am wenigsten rauchte. Ol Thomesson war kaum im Stillen, so schnarchte er schon in der Mitte seiner drei Hunde, unbesorgt um uns, die sich über das Lappenleben und die lappischen Geschichten unterhielten. Wie sieht eine solche Hütte aus? Sie ist aus aufgerichteten armdicken Stangen konisch aufgesetzt, deren Spitzen oben in einem Büschel zusammengestellt, mit Reisig durchflochten, und mit Rasen, Walmar und Näfver belegt sind. Die Vermögenden pflegen die ganze Hütte, besonders die Winterhütte, mit Walmar zu bedecken. Oben ist eine Öffnung, woraus der Rauch zieht, welche aber, wenn der Wind es gebietet, zuweilen nach der Seite hin gemacht wird. Statt der Thüre ist eine niedrige Öffnung, wohinein man kriecht, auch sie mit Walmar verhängt. Eine solche Koje hat unten etwa zwei Mannslängen im

Durchmesser, und ist eine bis anderthalb Mannslängen hoch. In der Mitte brennt das beinahe ewige Feuer, das im Winter wegen der Kälte nicht gern fehlen darf, und im Sommer wegen der Mücken selbst bis in die Nacht unterhalten wird. Rund umher sind manche gegerbte Renfelle ausgebreitet, worauf man sich setzt und hinstreckt; mit wärmeren Renfellen und anderm Pelzwerk decken sie sich für den Schlaf zu. Die Hunde, als ihre treuesten Gesellen, liegen zu halben Dutzenden immer zwischen ihnen und ihren Kindern. Mich dünkte, daſs diese Thiere ganz die Physiognomie der öden und wilden Gegend, worin sie leben, und den trüben und stummen Ausdruck ihrer Herren angenommen haben. An einer besonderen Stelle stehen die Küchengeräthe, Körbe und andere Gefäſse. Welche Sauberkeit und Kunstfertigkeit in diesen Arbeiten! Wie gern hätte ich davon etwas zur lieben Heimath mitgenommen, wenn ich hätte hoffen können, es ganz zur Stelle zu schaffen! Die niedlichsten Milchgefäſse, Eimer und Schalen schneidet der Lappe aus Birkenmaser, alles bis auf die Handhaben aus Einem Stücke, manches mit hübschen Ranken und Thierfiguren; nettere Körbe von allerlei Form habe ich nie gesehen, Körbe, die mit dem vollsten Recht auf der Toilette der ersten Aspasia Europens und des üppigsten Schwelgers stehen könnten; auch die Löffel aus Renhorn sind sauber und mit allerlei figürlichem Schnitzwerk. Die Lappen könnten diese Fertigkeit in allerlei netten Holzarbeiten zu einem wirklichen Handelserwerb gebrauchen, der lange und heitere Sommer könnte ihnen dazu Muſse genug geben; aber um einen Erwerb, der Mühe und Arbeit kostet, kümmern sie sich nicht sehr, und selbst die ärmsten leiden lieber Noth, als daſs sie zu ähnlichen Arbeiten, die auſser dem Kreise ihres gewöhnlichen Lebens zu liegen scheinen, greifen sollten. Sie haben den Sinn der meisten nomadischen Völker, nur für das nächste Bedürfniſs und den unmittelbaren Gebrauch zu arbeiten.

Als der Regen aufgehört hatte, weckten wir den schnarchenden Ol, er zündete sich ein Pfeifchen an, und wir gingen aus, um die groſse Heerde und das Melken etwas näher zu besehen. Diese Heerde war in einem Gehäge eingesperrt, welches die Lappen zu solchem Behuf nahe bei den Hütten aus Pfählen und groſsen verschränkten Zweigen machen, gern an einer Stelle die Bäume hat, damit sie die Thiere beim Melken anbinden können. Es waren hier ungefähr 500 Thiere, meist Kühe und Kälber, viele Ochsen und überjährige Kälber lassen sie drauſsen frei gehen, und treiben sie nur beim Abzuge nach einer andern Alpe wieder mit der ganzen Heerde zusammen. „Obgleich die Rene zahm sind, so halten sie doch nicht gern zum Melken still, wollen sich nicht einmal nahe kommen lassen, die Lappen und ihre Mädchen müssen also als ächte römische retiarii ihnen das Seil über die Hörner zu werfen suchen. Sie thun dies wirklich mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit, und werfen einen langen Strick auf 10 bis 15 Schritt so genau, daſs sie unter drei malen nur einmal den Kopf des Thiers verfehlen. Sobald sie es so gefaſst haben, wird es an einen Baum gebunden und gemelkt. Da die Thiere ihre Kälber bei sich haben, so ist ein Viertel-Maaſs das

Äuſserste, was ein Thier Milch giebt, gewöhnlich aber viel weniger. Aber diese Milch ist auſserordentlich fett, viel fetter als Ziegenmilch, und gerinnt beinahe sogleich, wann sie gemolken ist. Unser Ol kochte uns davon, betete dann mit uns vor der Schale, aſs zuerst einige Löffel voll und lieſs dann die Schale rund gehen. Ich muſs sagen, von drei, vier Löffel voll, die ich nahm, ward ich übersatt, obgleich der Geschmack sehr würzig und lieblich ist.

Das Ren ist ein zu schönes Thier und zu oft beschrieben, als daſs ich es noch rühmen sollte. Aber welche Mühe und Plage, es zu hüten und zu warten! Von allen Nomaden ist sein Besitzer und Hirt unstreitig der mühseligste. Nur die Gewohnheit kann solches Leben lieb machen, und doch hängen die meisten Lappen, wie alle halb wilde und halb barbarische Menschen, mit einer unbeschreiblichen Liebe an dem Leben der Väter. Sie sehen die Bequemlichkeiten der Schweden, genieſsen sie zuweilen in ihrer Gesellschaft, beneiden sie wohl gar darum, aber sobald es auf die Frage ankommt, des unstäte, schmutzige und räucherige Leben ihrer Hütten gegen ein anderes zu vertauschen, bleiben sie hartnäckig bei dem Alten. Manche Lappen haben 10000 bis 20000 Rthlr. Vermögen. Wenn diese auch für den Leib Einiges besser haben können, als die andern, und mehr und besseren Tabak rauchen und Branntwein trinken können, als jene, so sind sie ihnen in allem Übrigen doch völlig gleich gestellt. Bis jetzt aber hat man noch kein Beispiel, daſs ein solcher Lappmagnat abtrünnig und durch Erwerbung eines Grundstückes und im bürgerlichen Leben einem Schweden gleich geworden wäre. — Denn welch ein Leben! Heute war es doch mitten im Sommer, aber hier zwischen den Schneebergen regnigt und schneidend kalt. Bis über die Hüften waren die ledernen Hosen und Jacken der Melkenden und Hirten durchnäſst. So müssen sie den ganzen Tag, bis sie abgelöst werden, und oft die noch kältere Nacht der Heerde ſolgen; haben sie Ruhe, so werfen sie sich naſs, wie sie sind, am Feuer hin und trocknen sich, indem sie zwischen den Hunden schnarchen. Aber der Sommer mit ſeinen langen Tagen ist trotz des Schnees, der

Regen- und Hagelschauer dieser Alpen, welche nicht selten kommen, ein wahres Elysium, wenn man an ihren Winter denkt. Acht Monate im Schnee, und von diesen vier in langer Finsterniſs — wie schrecklich würde es dem scheinen, den die Gewohnheit nicht von Kindheit auf dazu erzogen hätte! Und wenn diese schlimme Zeit kömmt, wo die andern, welche unter dem Nordstern wohnen, mehr ausruhen von ihrer Arbeit, so bedarf der Lappe doppelter Thätigkeit. Dann ist der Vielfraſs am hungrigsten, der Wolf am räuberischesten, dann ist er selbst wegen der Nahrung seiner Thiere oft in Verlegenheit. Doppelt so viele Hirten und Hunde müssen dann in Bewegung seyn, und das Vieh kann die lange Nacht nicht an einem sichern Orte zur Ruhe getrieben werden, sondern muſs, eben weil das Futter sparsamer ist, auch selbst um die Mitternacht drauſsen seyn, um durch die Zeit den Mangel zu ersetzen. Der Wolf ist alsdann fürchterlich; die Thiere, und selbst die Hirten, wittern ihn schon von ferne, und oft soll es fast unmöglich seyn, die Heerde zusammenzuhalten, welche gerade durch die scheue

Flucht sich den Zähnen des mörderischen Diebes aussetzt. Ol bemerkte, daſs der Wolf in langen Zeiten so fürchterlich nicht gewesen und so viele Verheerungen angerichtet habe, als die ersten fünf Jahre nach dem letzten schwedisch-russischen Kriege. Man meint, das Waffengetöse in Finnland habe viele von seinem Geschlecht nach Westerbottn und den Lappmarken getrieben. Auch der Jerf oder Vielfraſs ist den Lappen ein arger Feind, und bestiehlt ihnen als Dieb gar häufig ihre Vorräthe von Fleisch und Milch.

Nach unsrer Tafel besah ich noch das Innere aller Hütten, ihre Geräthe, die Milch- und Käsewirthschaft und die Art, ihr Fleisch aufzubewahren, dessen sie freilich jetzt nicht viel haben. Der verständige Ol muſste mir viel erzählen und erklären, und die Kinder und Groſsmütter alle vorführen. Endlich gab ich seinen Kindern einige Achtgroschenstücke, und wir traten die Rückreise wieder an, die auf demselben Wege und unter denselben Abentheuern ganz glücklich gemacht ward. Das einzige Neue, was ich aber nur sehr flüchtig sah, war ein Biber in einem Bache unweit Handöl.

Um 7 Uhr war ich wieder zu Hause, und bald kam auch der Komminister mit seinen Gesellen vom Tempelbau zurück, und wir hielten nach den Strapazen und Arbeiten des Tages eine lustige Abendtafel. Dann machte ich mit meinem lieben Freunde, dem braven Bruksinspektor bei den Kupfergruben Åreskutas noch eine kleine Abendexkursion. Dieser war mit einer ganzen Nämnd und seinem Freunde, dem wackern Länsman Huſs, hieher gekommen, um Inventur über einen Theil des Dörfchens Handöl aufzunehmen. Handöl nemlich mit vielen Hemman und Wäldern ist für die Kupfergruben Jemtlands angeschlagen, und gehört noch jetzt der Gesellschaft, die im Besitz der Åreskutagruben ist. Auch hier bei Handöl ward 1738 auf Kupfer gebrochen, und wir besahen die Gruben, bei welchen der Zug zu den Renen und Lapphütten hart vorbeistrich. Sie liegen jetzt öd, der Inspektor aber meint, daſs man noch wohl einmal wieder versuchen wird, ob eine verständigere und methodischere Arbeit nicht etwas Besseres und Ergiebigeres leisten werde, als die Unkunde und Sorglosigkeit der Zeit, worin man das Werk angriff, möglich machte. Jetzt ist der berühmte Berghauptmann Polheimer hier, welcher lange bei den Steinkohlenbrüchen in Schonen gearbeitet hat, und bereiset und untersucht diese Gruben. Man verspricht sich viel von dieser Reise für neue Brüche und bessere Einrichtung und Bearbeitung des Ganzen. Unser Weg ging zu den Talksteinbrüchen, die unter dem Namen Handöls Tälgstenbrott in ganz Schweden bekannt sind. Sie liegen südlich etwa tausend Schritt vom Dorfe. Wir setzten über die brausende Handölself, gingen längs derselben auf nassen Wiesen, und klimmten dann durch die säuselnden Bäume auf einem schlüpfrigen Pfade einen schroffen Berg hinan, wo man 15 bis 20 geöffnete und bearbeitete und manche unverständig verschüttete und mit Gestein und Gries bedeckte Gruben findet. Der Talkstein, der sich leicht hauen läſst, ist grünlicht und grau mit feinen grünen Streifen, zum Theil sehr schön. Nie ist der Bruch desselben methodisch betrieben, sondern immer auf Ungefär. Jeder Bauer oder Torpare von Handöl sieht sich eine

Stelle aus, und fängt an zu brechen und zu bauen, wie es ihm dünkt und wie er es versteht. An Sorge für die Zukunft und ordentliche Arbeit wird dabei gar nicht gedacht. So zerstören sie die besten Gruben durch Fälle und Verschüttung. Die Bauern bauen aus dem Talkstein allerlei Gefäſse, Schalen, Töpfe, Pfannen zum Hausgebrauch; vorzüglich aber wird er zu Öfen gebraucht, die an Farbe und Dauer gleich vortrefflich sind. Durch ganz Norrland bis in die südlichen Provinzen wird damit Handel getrieben, und mancher Bauer nimmt jährlich über hundert Rthlr. dafür ein. Bei einer besseren und planmäſsigern Behandlung müſsten diese Brüche aber auch weit mehr abwerfen.

Von hier gingen wir über das Gebirg an den hohen Wasserfall der Handölself, die sich uns schon von ferne mit ihrem Brausen ankündigte. Welch ein Schauspiel! Trollhätta und Elikarleby, was würdet ihr seyn, wenn dieser Strom euer Wasser hätte? Doch halte ich diesen Wasserfall für den erhabensten, den ich in Schweden gesehen habe. Die Höhe des ganzen Falles ist wenigstens 350 Fuſs, und der schroffe Sturz an zwei Stellen 50 bis 60. Auch jetzt war die Fülle des Wassers da, wegen der vielen Regen der letzten 14 Tage und des Schmelzens des Schnees im Gebirg; aber wie muſs es im Anfange des Frühlings so ganz anders seyn! Man sieht dies an dem ungeheuren Felsenbette des Stroms, in dessen einem Theile, wo sonst hohe Wogen sich strudeln, ich trocknen Fuſses am Fall stand. — Wir standen hier beide ein halbes Stündchen, die untergehende Sonne mahlte tausend Regenbogen, und fröhlich und triefend und naſs gingen wir heim.

Der Rest des Abends bis gegen die todte Mitternacht ward unter den Lappen verlebt, ich unterhielt mich mit ihnen und traktirte meinen Freund Ol Thomasson und das Brautpaar mit Juxt; so nennen sie den Branntwein: das einzige lappische Wort, was ich behalten habe; es klang zu oft in meine Ohren, als daſs es nicht endlich fest gesessen hätte. Alle diese Lappen sprechen übrigens nebst ihrer Muttersprache auch schwedisch und norwegisch und meine Unterhaltung mit ihnen war natürlich in der schwedischen Sprache. Sie sprechen ziemlich richtig, aber ohne Accent, und singen und pfeifen widerlich, was sie auch in der eignen Sprache thun. Es ist ein wahres Zischeln und Pfeifen, wie die kraftlosen Stimmen der homerischen Helden und Heldinnen in der Unterwelt. Halbbetrunken sangen einige von ihnen auch kleine Weisen in der eignen Sprache vor mir ab. Es geht mit sehr schnellen Abspringen des Tons und endigt immer sehr klagend, indem sie die letzten Töne traurig dehnen.

Die Nacht ward heute sehr schön mitten im sausenden Regen. Nie habe ich die Schneeberge in der Abend- und Nachtgluth und mit dem meteorischen Wiederschein derselben von ihren weiſsen Gipfeln so magisch und gespenstisch gesehen. Indessen der Regen, mein alter Feind, war mir doch sehr unlieb, obgleich alle sich glücklich priesen, hier kalte Tage zu erleben. Kein Ort ist nemlich so verrufen wegen seiner Mücken, als Handöl. An warmen Tagen soll ihre Plage ganz unerträglich und unvermeidlich seyn. Mein wackrer Vater Komminister wenigstens konnte sich deswegen zu unserm

Wetter nicht genug Glück wünschen. Diese verdrieſslichen Thierchen, deren Bekanntschaft ich freilich schon gemacht hatte, deren ganze Furchtbarkeit ich aber erst bei meiner Rückreise aus Jemtland nach Helsingland kennen lernen sollte, sind fast unsichtbar klein und fliegen an warmen Abenden und Morgen, auch oft bis um die Mitternacht in so dichten Haufen, daſs die Luft davon verfinstert scheint. Mund und Nase hat man fast bei jedem Athemzuge davon voll. Nicht bloſs Hände und Gesicht sind ihrer Wuth ausgesetzt, sondern bei ihrer Kleinheit dringen sie unter die Rockärmel und selbst unter das Hemd und zerbeiſsen einem die Arme bis an die Schultern. Man nennt sie gewöhnlich Hårkrankor, in der Kunstsprache ist ihr Name *culex cinereus abdomine annulis fuscis octo.* Ihr Stich ist äuſserst giftig, hier sollen Zickel und Lämmer zuweilen an den Beulen sterben, die von ihren Stichen anschwellen. Man pflegt diese Thiere, so wie die Pferde, an den empfindlichen und am meisten ausgesetzten Stellen ordentlich mit einer Salbe zu bestreichen. Dieser Feind ist ihnen in diesen Gegenden so fürchterlich, daſs sie im Sommer oft die höchsten Fjäll hinanklettern und sich auf Schneebänke flüchten, wo er sie wegen der Kälte und des Windes, der gewöhnlich von denselben wehet, verlassen muſs. Auch die Menschen, die draussen etwas anders zu thun haben, als sie wegzuscheuchen, salben sich mit einer Mischung von Fett und Theer Gesicht und Hände; besonders sind sie dazu gezwungen, wann sie auf die Heuärndte ausziehen; deswegen tragen die, welche baarfuſs gehen, doch immer einen Halbstrumpf bis über die Knöchel.

Den eilften Julius war der Hochzeittag, mir einer der interessantesten Tage, den ich in meinem Leben gehabt habe. Das Aufputzen des Brautpaars nahm den gröſsten Theil des Morgens hin, lächerlich und komisch genug. Der junge Komminister hatte den Bräutigam und seine niedliche Schwester die Braut unter den Händen, die sich nun weidlich muſsten in den Haaren zausen lassen. Und was kam heraus? Der ehrliche Thomas Thomasson sah, als das Meisterwerk vollendet war, ganz wie ein ehrlicher Gärtner oder Weber aus, der bei uns mit seinem Feinsliebchen zur Trau stehen soll. Ein langer Zopf war ihm angedreht, der tief über das Kreuz hinab hing, die Schläfe deckten gleich Schanzkörben ein Paar mächtige Locken und die Scheitelhaare waren mit dem Kamm zu einem gehörigen Wulst zusammengewirrt, alles mit Pomade ordentlich auf- und eingestrichen und mit Gerstenmehl gebührlich gepudert; übrigens steckte er vom Kopf bis zu den Füſsen in schwedischen Sonntagsbaurenkleidern, trug einen grauen Rock mit runden silbernen Knöpfen, eine rothe kalmankene Weste, ein schwarzes seidenes Halstuch, blaue Beinkleider und Strümpfe und zierliche Schuhe mit groſsen silbernen Schnallen. Das Tragische abgerechnet und die Miene und Haltung des Leibes, die zu solchen Kleidern ganz fremd standen, kleidete es unsern Thomas gar nicht übel, da er einer der gröſsten und wohlgebildetsten Lappen ist. Aber seine Braut war ein häſsliches Schätzchen, klein und dürr, die völligste Lappphysiognomie, mit trüben triefenden Aeuglein und krumm und schief gleich einem Fiedelbogen in ihren hochzeitlichen Kleidern, Geschmeiden und Juwelen einhertretend, welche meistens aus der Garderobe und von der Toilette ihrer Ausstaffirerin geliehen waren.

Als ich an diesen Geschichten und den übrigen lappischen Hochzeitgästen mich satt gesehen hatte, machte ich mich zur Kirche. Es war 9 Uhr und der erste Akt des langen heutigen Gottesdienstes war vorbei, nemlich der der Einweihung des Heiligthums und der Erde umher zum Empfang christlicher Leichen. Die kleine hölzerne Kapelle war für eine Versammlung von 150 Personen immer geräumig genug, mit netten, lichten Fenstern und von einem Bauermahler mit blauen und weiſsen Streifen — wahrscheinlich die einzigen Farben, die er besaſs — an mehreren Stellen bunt verziert. Durch den Eifer des Predigers war gestern das ganze Innere ausgebaut. Bänke, Altar, Kanzel waren an einem Tage fertig geworden, alles ganz gut, zum Theil zierlich, wie es nemlich hier seyn kann. Das Altar und die Kanzel hatte er von Frösön bekommen; sie waren einstweilen nur als Lückenbüſser festgemacht: auch der mystische Vogel, der Repräsentant des zarten und geistigen Lebens, fehlte nicht über dem Haupte des Predigers, obgleich ihm der eine Flügel zerbrochen war und die Würmer hie und da schon seinen Leib angeschnitten hatten. Auch er hatte mit den übrigen Verzierungen des Heiligthums in einer alten Kapelle in Frösöns Kirche gelegen und war für sein Zeitalter allerdings hundert Jahre zu alt.

Eben als ich eintrat, begann die Beichte der Lappen und umwohnenden Schweden und darauf das Katechesiren der lappischen Jugend, welches anderthalb Stunden bis gegen eilf Uhr währte. Ich freute mich über die verständige Methode des braven Festin, der den begreiflichen Verstand so klar und einfach ausfragte und aussprach, noch mehr wunderte ich mich über die Fertigkeit und Gewandtheit der Jugend. Freilich unter den Lappen in den nördlichen Kirchspielen Schwedens sind hie und da Schulmeister angestellt, sie kommen im Winter auch oft zu den ordentlichen Kirchen, aber wie manche Monate müssen sie aller geistigen Speise entbehren! Und doch wußten die meisten hier ihre Lektion auswendig und konnten, was viel mehr sagen will, leicht und treffend Erklärungen und Antworten darüber geben. Festin lobte sie auch im Angesichte der Schweden, als die da in ihren Wildnissen und auf den nackten und öden Gebirgen mehr nach Gott fragten, als sie, die doch der Gaben der Erde und der Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens weit reichlicher genössen.

Hierauf war Begräbniſs. Eine lappische Leiche ward zuerst in die neue Erde eingesenkt und von allen Anwesenden unter den Augen des offenen Himmels ein rührendes Lied gesungen. Diese Handlung war für mich sehr erschütternd. Es schien mir, als stehe der Tod mit allen seinen Gebehrden und Trauerbildern rings um mich her, in so vielen Menschengesichtern spiegelte er sich ab. Hoch und stolz und mit freierem Blick standen die edlen Schweden da; aber die Lappen — es ist unbeschreiblich, mit welchem Ausdruck sie die finstre Grube ansahen. Das Melancholische und Tragische, das fast schon in ihren Mienen liegt, drückte sich nun in voller Gewalt aus — die kleinen schwachen Gestalten, das Öde und Tiefmystische ihrer Stirnen und Augen, welche Bilder diesem ernsten Bilde des Lebens gegenüber! Die Leiche kam 7 Meilen weit und war vier Wochen alt. Auch über andere Verstorbene, die zum Theil in Norwegen begraben worden, aber zu Undersåkers Gemeine gehörten, brachten sie die Zeugnisse norwegischer Prediger mit, so wie diese und jene andere Zeugnisse beibrachten, daſs sie hie und da in anderen Kirchspielen kommunicirt und dem Gottesdienst beigewohnt hätten.

Nach der Trauer ging es zur Freude. Ein hübsches Sommerlied „den blomstertid är kommen“ (die Blumenzeit ist kommen) ward angestimmt, dann hielt Herr Festin eine einfältige und verständige Predigt über die Gründung der Kirche Gottes auf Erden und daſs allenthalben, auf den fruchtbarsten Feldern und in Wüsten und auf Schneebergen, wo mehrere sich zur gemeinschaftlichen Andacht versammeln, der Tempel des Herrn gebauet und seine Ehre würdig gefeiert werde. — Nach der Predigt kam der erste Akt an den Bräutigam; er öffnete seine Tasche und eine Menge Schillinge wurden hervorgehohlt, mit diesen ging er rund und drückte jedem der Anwesenden, den er besonders ehren wollte, einen in die Hand, um ihn nachher auf dem Altar zu opfern und ihm besonders kräftig zu seinem Hausstande zu gratuliren. Man sollte denken, jeder könne ja aus seinem eignen Seckel ein Scherflein opfern; aber diese Sitte ist hier, wie einige meinen, aus einem Wahn entsprungen, der jetzt meistens veraltet ist, als könne man den Neuvermählten mit fremdem Gelde etwas Schlimmes anthun, mit dem eignen aber, was der Bräutigam in die Hand gebe, sei die Macht des Bösen verschwunden. Nachdem der Bräutigam diesen Umlauf gehalten, ward das Paar ordentlich und christlich zusammengesprochen, ein kräftiges Lied gegen Asmodi den Bösen und alle andre Eheteufelei ward angestimmt, wir gingen und opferten, wir gingen und gratulirten und zuletzt — wir gingen und schmausten.

Nicht doch. Erst muſsten wir noch zwei Kinder taufen sehen, ein lappisches und ein schwedisches. Welch ein Unterschied in der

Phy-

Physiognomie und auch in der Gröſse der Kinder! doch war das lappische 5 Wochen, das schwedische 14 Tage alt, letztes aber beinahe doppelt so schwer. Hier ward ein zweifaches Barnöl gegeben und wir Fremdlinge alle muſsten es mithalten. Unter allen diesen Geschichten war es 3 Uhr geworden.

Da erst ward die Gesellschaft in dem hochzeitlichen Zimmer versammelt. Dieses war groſs und geräumig in dem Baurenhause neben meinem Quartier und hielt, als man die Gesellschaft musterte, etwa 40 Lappen beides Geschlechts und 20 Schweden, worunter wir Honoratioren mitgerechnet wurden. Braut und Bräutigam setzten sich unter einem Ehrenhimmel, der mit einem weiſsen Laken, mit goldnen Flittern und Bändern verziert, über ihren Sitzen gewölbt war; ihre Namen standen mit groſsen Buchstaben an der Wand geschrieben. Neben ihnen nahm der Prediger und seine Tochter Platz, und so wir andern der Reihe nach. Zuerst ward ein Anbiſs genommen, bestehend aus Renzungen, Renkäse und einem Schluck Juxt. Dann folgten die verschiedenen

Gerichte dicht auf einander, Gerichte, welche die Lappen bei allen Hochzeiten haben sollen. Die erste Schüssel bestand aus köstlichem Fisch, dem Rör oder Alpenlachs, und aus einer Art Forellen, deren Namen ich vergessen. Darauf folgte eine Suppe Renmilch und Renkäse, die mir herrlich schmeckten, dann ein frischer Renbraten, und endlich zum Schluſs Butterbrod und der zweite Sup. Mit den mancherlei Gesundheiten aber, die in Branntwein und starkem Bier getrunken wurden, zog sich die Tafel doch über zwei Stunden aus. Der Schenkdiener war der gute Ol Thomasson, mein gestriger Begleiter, der gröſste, hübscheste und munterste von allen anwesenden Lappen, der sich heute durch gute Einfälle und Aufmunterung der Gäste seines Bruders besonders auszeichnete. Dieser lustige Skänkesven war beweglich und allgegenwärtig jedem zur Hand, wuſste auch mit allen Dingen zierlich und sittlich umzugehen. Unser Prediger rühmte ihn als den bescheidensten und tüchtigsten aller Lappen, die er je gekannt; er ist deswegen auch bis zum Nämndeman unter den Lappen avancirt, obgleich er keiner der reichen ist, sondern nur etwa 150 Rene hat. Die Lappen aſsen besonders gierig Brod, und schlürften Branntwein, wie die Fliegen Milch, weil er ihnen nicht immer geboten wird. Just, Just klang es an allen Ecken des Zimmers wieder, Just schlürfte die zahnlose Alte, Just die Knaben und Mädchen von 12, 14 Jahren mit unauslöschlicher Begierde.

Endlich ward die Tafel aufgehoben, nachdem der Prediger laut das Gratias gesprochen hatte, und das Bettleiten (Sängledning), die letzte Hochzeitceremonie erfolgte. Mitten in der Stube ward ein Kissen hingelegt, die beiden Neuvermählten knieten nieder, die Gäste stellten sich im Kreise, der Geistliche segnete sie noch einmal ein, und darauf sangen wir alle ein letztes Glücks- und Segenslied auf ihre Köpfe herab, und die letzten Händedrücke besiegelten noch einmal die oft gesungenen, gesprochenen, gedrückten und getrunkenen Glückwünsche. Sie standen auf und die Gesellschaft zerstreute sich auf einige Stunden, die einen hierhin, die andern dorthin. Mehrere Lappen und Lappinnen aber, satt und des süſsen Justes voll, warfen sich im Zimmer an den Wänden auf alle Viere hin, und schnarchten unter Hunden und Katzen und dem Getümmel der Bleibenden ihren kurzen seligen Schlaf aus.

In meinem Logis begann jetzt ein ökonomischer Aktus, der für mich nicht weniger erbaulich war, als alle die vorigen. Zuerst kam der Länsman Huſs und forderte von den Lappen ihre kleinen halbjährigen Schatzungen und Abgaben ein, die sie theils für Schutzrecht, theils für bestimmte Fjällstrecken bezahlen, die ihnen ausschlieſsend zur Weide eingegeben sind. Schon dabei gab es manche Händel, Zwiste und Klagen meistens der Lappen unter ihnen selbst, die der gutmüthige und freundliche Huſs ohne Zorn und Amtseifer schlichtete. Als dies vorbei war, legte der Komminister ein Achtel Branntwein auf den Tisch, seine Tochter hielt den Zapfen und das Glas, und der Sohn stellte Papier und Schreibzeug vor die freigebige Mündung. Als Prediger für die Lappen nemlich empfängt Herr Festin jährlich eine bestimmte kleine Summe Geld von jeder Familie und einen Renkäse obenein. Alle bezahlten gern die kleine Gabe an den würdigen Alten, und empfingen ihren reichlichen Schluck und ein Butterbrod dafür zurück, auch gaben manche einen recht preislichen Käse von 10 bis 15 Pfd. Gewicht. Siehe! da kam endlich ein Unverschämter, welcher wegen des kleinen Pfennigs Streit anhub, und zugleich einen jämmerlichen Käse beilegte. Der Alte vermahnte ihn anfangs freundlich, seine Pflicht etwas anständiger zu erfüllen, besonders an einem Tage, der ihnen allen so feierlich seyn müsse, und auch ihm, da er mit kommunicirt hätte. Da das aber nichts verfing, so griff er durch, schalt ihn christlich und priesterlich, rückte ihm seine Völlerei vor, wodurch er seinen sonst guten Verstand zu verdunkeln pflege, und stellte ihn als ein Beispiel zugleich des Zankes und Geizes vor allen Anwesenden hin. Anders Olsson — denn es war derselbe, der vor zwei Abenden mit dem Küster das Duodram der Flüche gab — blieb verstockt und hartnäckig, bis der Länsman hintrat und ihm kraft seines Amts befahl, das Geld ordentlich zu bezahlen. Da fand er ſich und ſchluckte endlich auch mit düſterer Miene ſeinen Sup hinunter. Sein Betragen war um ſo gemeiner, weil er von allen, die da waren, bei weitem der reichſte Lapp iſt, und eine Heerde von 1200 Renen zählt, auch über 15000 Rthlr. baare Münze haben ſoll, alſo wirklich ein Lappmagnat von einem Vermögen iſt, das über 25000 Rthlr. ſteigt. Als der Zwiſt vorbei war, gaben ihm doch der Prediger und die andern Anweſenden das Zeugniſs, daſs er nur ſo unhold und mürriſch ſei, wenn ihn der Juſt in der Naſe kribble. Daſs er einer der Groſsen in ſeiner Nation iſt, ſah man ſeinem tüchtigen, ganz unlappiſchen Panzen, ſeinen rothen Pausbacken und der doppelten Reihe ſilberner Knöpfe an ſeinem blauen tuchenen Rocke an. Er und ſein Sohn waren auch von allen anweſenden Lappen die nervigſten und ſchönſten. Die beſſere Pflege ſelbſt bei der lappiſchen Lebensart thut doch auch wohl das Ihrige. Obgleich ſie wohnen und umherziehen wie die andern, ſo können ſie wenigſtens den Leib beſſer pflegen und abfüttern, als die ärmeren.

Gegen 7 Uhr war wieder ein neues Schauspiel. Ein frisches Achtel Branntwein kam eben mit einigen herumhausierenden Normännern über die Fjäll, Thomas kaufte es, und es ward unter lautem Jubel und dem Klange einer Violine in Procession nach dem Hochzeithause begleitet; auch die Biertonne ward von neuem angezapft und alle Gläser wurden angefüllt. Die Fidel, die einer der schwedischen Bauern tüchtig strich, machte die Herzen weit, die Lippen wurden benetzt, die Glückwünsche erneuert. Darauf nahmen Braut und Bräutigam ihre Sitze wieder ein, der Prediger setzte sich am Ende des Tisches mit der Feder in der Hand und dem süßen Strom der Überredung auf der Zunge. Das Beschenken der Vermählten war eingeleitet und sollte nun seinen Anfang nehmen. Im Namen des Brautpaars hielt der Geistliche eine anpassende Rede und Bitte, sie in ihrem beginnenden Hauswesen mit etwas zu unterstützen, und dadurch einen Theil des Himmels auf Erden, den sie in solchem neuen Stande finden würden, machen zu helfen. Darauf ward die Aufforderung mehr speciell und ging zuerst

Ehren halber an uns Fremde und an die mitgeladenen Schweden in Handöl. Jeder gab nach Lust und Vermögen, und der Prediger rief seinen Namen und sein Geschenk vor der ganzen Versammlung auf, und notirte es frisch. Auch ich gab mit Freuden mein Scherflein. Diese Geschenke waren von 12 Groschen bis 2, 3 Rthlr. So wie der Prediger notirt hatte, ward dem Geber vom Skänkesven ein Sup eingeschenkt, den er als Gratial hinabgleiten lieſs. Nachdem es mit den Fremden abgemacht war, wurden die Lappen nach Rang und Verwandtschaft aufgefordert, sich freigebig und gütig zu erweisen. Als Ausnahme selbst den nächsten Verwandten voran ging der reiche Anders Olsson, der aber zuerst wieder störrig und übellaunisch war. Endlich lenkten ihn die andern durch Schmeicheleien und der Prediger durch gute Worte und durch die Erinnerung ein, daſs Thomas sechs Jahre als Knecht bei ihm gedient habe, und die kleine Braut seine Pathin sei. Er brach nach langem Sinnen und Brummen das Schweigen, und rief zwei Renochsen, ein Thier und zwei Kälber als sein Geschenk aus, die wenigstens 25 bis 30 Rthlr. werth sind. Alles klatschte ihm Beifall, und der Komminister rief es laut aus, und setzte zum Schluſs hinzu: „Nun das war doch einmal eine recht anständige Gabe.“ Nach Anders kam der Bruder aus Skänkesven, mein guter Ol Thomasson, der auch zwei Ochsen und zwei Thiere schenkte, und darauf die Übrigen der Reihe nach, welche theils Geld, theils Vieh gaben. Als man überzählte und zusammenrechnete, so war alles in allem 33 Rthl. Geld und 45 Stück Vieh, womit sich schon eine kleine Wirthschaft anfangen läſst. Daſs der Prediger das Gelobte aufschreibt, hat sowohl hier als bei manchen schwedischen Hochzeiten seinen guten Grund. Die Leute können es vergessen, was sie zu schenken versprachen, sie können in einem halben Rausch, der das Gemüth sthenisirt, freigebig geworden seyn, und nachher wohl gar widerrufen, was sie hier laut aufriefen, um ihrer Eitelkeit ein Opfer zu bringen. Erfüllen sie nun das Versprochene nicht, so dient der Prediger als ein geschworner Notarius, die Schenkungsurkunde ist da, und im äuſsersten

Nothfall könnten sie selbst durch den Richter angehalten werden, zu leisten, was sie gelobten. Der Lappe soll überall in halber Seligkeit des süſsen Juxtes gern mehr versprechen, als er bei nüchternem Muthe zu halten gewohnt ist.

Die Fidel war da, drauſsen war nichts anzufangen wegen des Regens. So ward denn der Ball eröffnet, ein freudenreicher Ball; ich weiſs nicht, ob ich Vestris und Vigano mit gröſserem Vergnügen gesehen habe. Der schwedische Bauer tanzt in der Regel polnisch, aber mit mancherlei Varianten und Verschränkungen, die man anderswo nicht so kennt, und meistens mit schnellerem Takt und gröſserer Heftigkeit, als der Teutsche. In den Sprüngen vollends, in den raschen Wendungen und gewandtem Werfen der Füſse, wie ich es besonders in Norrland gesehen habe, hat der Tanz viel von dem stairischen und tyrolischen Nationaltanz, und athmet den kühnen und freien Geist der Bergbewohner. Hier tanzte alles unter einander, Normänner, Lappen, Schweden und ich einziger von der teutschen Zunge.

Man wird mir glauben, daſs ich lustig gewesen bin, wenn ich sage, daſs ich von 8 Uhr des Abends bis 3 Uhr des Morgens aushielt, und oft nach meiner Weise mit unter ihnen sprang. Es war ein groſses Zimmer, alle Tische wurden weggeräumt bis auf einen kleinen Schenktisch, duftende Maien wurden rund umher gestellt und hoch über die Köpfe gewölbt; dann hatte die Lust ihren Raum und drehte sich weidlich rund. Welch ein Tanz? Auch die gestaltlosen Lappen sprangen munter mit darein, und würden die ersten gewesen seyn, wenn ihre Bewegungen Bestimmtheit und Karakter gehabt hätten. Aber sie waren wirklich wie Hexenmeister und Gespenster unter uns, und brachten etwas Thierischwildes hinein, was mich äuſserst interessirte. Diese stillen, stummen Wesen mit dem trüben Blicke und dem gesenkten Leibe so herumspringen zu sehen, welch ein wunderbares Gefühl, und alle ihre Bewegungen so ungleich und gewissermaſsen sich selbst überspringend und durchkreuzend. Ein behenderes und geschmeidigeres Volk kann es unmöglich geben; im ewigen Kriechen, Klettern und Biegen ihrer Glieder geübt, von keiner harten Arbeit angegriffen und gesteift, können sie, wie die weichen und elastischen Leiber der Katzen, die ungeheuersten Sprünge und Schlingungen machen, daſs man das Knäuel, welches sie zusammenwickeln, kaum mit den Augen sehen kann; aber dafür fehlen den Meisten der Takt und die Gestalt. Die Normänner und Schweden dagegen tanzten wie ein Riesenvolk; wie die alten Lanzenträger des Tacitus standen sie unter diesen Zwergen, und bewegten sich in hohem Ebenmaaſs und mit eben der Geschmeidigkeit, als der Lapp; häufig sprang der Dritte und Vierte über die verbundenen Hände der Zwei, Drei im vollsten Wirbel des Tanzes, und machte freie Naturkünste mit seinen Armen und Händen, die dem künstlichsten Operntänzer oft schwer werden sollten. — Übrigens ging es hier lappisch her. Während die einen tanzten, tranken die andern, und die dritten lagen in den Ecken und auf der Hausflur hingestreckt, schnarchten ein halbes Stündchen und sprangen dann wieder lustig mit den andern rund, um nach ein paar

Tänzen wieder dasselbe zu thun. Hier sah ich heute recht an den Normännern, wie einträchtig und wie gleich sie den Jemten sind. Dieselben Bildungen, freundliche, helle Gesichter, meistens blonde Köpfe, hoher, schlanker und geschmeidiger Gliederbau. Unter den zehen Schwedinnen, die mit auf dem Ball waren, würden vier allenthalben für sehr niedliche Gestalten gegolten haben. Wie viel Lust und Leben der Jemte in alles bringt! es ist unbeschreiblich fröhliches Volk. Die einzige traurige Jemtin war meine Wirthin; das arme Weib litt an der schlimmsten Krankheit des Lebens, an der Qual der Eifersucht, und entdeckte mir zuerst eines Morgens, als ich sie mit Thränen in den Augen über dem Gesangbuche fand, ihre Sorgen. Ich suchte sie zu trösten, wie ich konnte, aber wie soll man Menschen trösten, die am halben Wahnwitz leiden?

Jemtland hat in seinen nördlichen Kirchspielen und in seinen Fjäll etwa 500 Familien Lappen. Von diesen bleiben nur sehr wenige den Frühling und Sommer über auf den Fjäll zu beiden Seiten der schwedisch-norwegischen

Gränze, wo sie für bestimmte Weideplätze an die beiden Reiche eine unbedeutende Abgabe zahlen. Die meisten Lapphaushaltungen treiben im Sommer mit ihren Heerden weithin westlich von den Fjäll an die Nordsee in die Gebirge und Thäler von Finnmarken. Da haben sie eine herrliche Weide in der Unendlichkeit von saftigen Fjällkräutern. Auf den höchsten Fjäll und an ihren Füſsen sind sie am saftreichsten, aber dagegen alle buschartigen Gewächse sehr dürr. Da sind unter andern Kräutern die Sexifragae, Rumices, Rhodiola, Silene acaulis und andere. (*) Dagegen in den Renmoosbezirken ist dann für sie nichts zu finden. Das von der Sonne gedörrte Moos können sie nicht essen, und das wenige Gras um die Elfven, das überdies zu mager und spröde für die Rene ist, haben die Fischerlappen häufig in Beschlag genommen.

Sobald der Frühling beginnt, tritt in die Heerde selbst der Wanderungstrieb, oft so stark, daſs sie von selbst aufbrechen, den bekannten

---

(*) Siehe *Wahlenbergs* Beschreibung von Kemilappmark. 1804.

Weg und die Hirten nur zu folgen haben. Gegen Ende Aprils ziehen sie gewöhnlich gegen Norwegen und zwar zuerst zu den Stellen, wo die Thiere zu kalben gewohnt sind, welches um die Mitte des Maimonats geschieht. Im Sommer treiben sie auch wohl etwas Fischfang, doch unbedeutend. Der Fang im Meer bei den äuſsersten Landspitzen und Inseln ist allein ergiebig und so weit kommen die Renlappen selten. Sie sind auch für dieses oft gefährliche Gewerb zu bequem und durch die Noth nicht dazu gezwungen, wie die norwegischen Renlappen. Gegen den Herbst begeben sie sich allmälig zurück, so daſs sie mit dem Schluſse des Septembers gegen die Brunstzeit bei ihren gewöhnlichen Herbststellen anlangen. Sie eilen auch vorzüglich wegen der wilden Rene, die ihnen dann sehr gefährlich sind. Durch die allmächtige Liebe dreist gemacht, mischen sie sich nur zu leicht unter die zahme Heerde und entführen ihnen oft Ochsen und Thiere, welche bald wilder werden, als die wildgebohrnen. Deswegen haben die Lappen Ursache, sich vor der Gemeinschaft mit ihnen zu hüten, obgleich sie sonst den ausgearteten zahmen Stämm durch ihre Zucht verbessern könnten. Die meisten Fjälllappen und Renlappen gehören zum schwedischen Reiche, weil sie darin für sich und ihre Heerden den gröſsten Theil des Jahres ihren Unterhalt finden. Jenseit der Fjäll findet sich auch gar kein Renmoos, sondern fast allein an der schwedischen Seite und davon sollen doch die Heerden leben, so lange kein Gras wächst. Ungeachtet des vortheilhaften Nordseefischfanges in Finnmarken sind deswegen doch die schwedischen Lappmarken allezeit weit volkreicher, als die jenseitigen. In Ansehung der Auswanderung trifft es sich wohl, daſs ein verarmter Renlapp ans groſse Meer zieht, sich vom Fischfang zu ernähren, aber nie unterlassen die Renlappen, sobald sie sich etwas erworben haben, sich Rene zu kaufen und nach Schweden hinüber zu ziehen.

Im Winter ist das Renmoos nebst einigen andern Moosarten die Hauptnahrung der Heerde. Ein Unglück für das ganze Völkchen ist es, wenn es mit Regen und Glatteis zufriert, ehe Schnee gefallen ist, dann wird das Moos oft so dicht mit Eis bedeckt, daſs das Vieh es nicht herauskratzen kann. In solchen Wintern sterben viele Thiere. Diese Winter sind aber auch den Wäldern gefährlich. Dann hauen die Lappen ganze Strecken Wald ab, wo sie es irgend thun können, schälen die Rinde ab und geben sie dem Vieh zu fressen; aber natürlich kann das den Abgang des Hauptnahrungsmittels nicht ersetzen. Wenn also zu den mancherlei Übeln und Beschwerden, die der Hirt in jener schlimmen Jahrszeit dulden muſs, noch der Futtermangel kömmt, so ist wohl schwerlich ein beklagenswertheres Geschöpf, als der Lapp. Je strenger und früher der Winter ist, desto ärger pflegt auch der Wolf zu seyn, nächst dem vereisten Renmoos die fürchterlichste Plage der Fjällnomaden.

Das Ren ist des Lappen einzige und gröſste Habe. Es giebt ihm Käse, Milch, Fleisch, Horn, Kleider, Betten, Schuh, Geld, kurz alles, was er in seinem armen und genügsamen Leben bedarf. Man rechnet, daſs eine mittelmäſsige Familie, d. h. ein Mann und Weib und drei bis vier Kinder von 60 bis 70 Thieren kümmerlich leben können. Der Lappen, die 200 bis 300 Thiere haben, sind viele, manche, die 1000, einige, die 2000 haben und die man mit Recht unter die reichen zählen kann. Milch und Käse giebt der Sommer und davon wird für den Winter und für den Verkauf ansehnlich aufbewahrt. Im Herbst wird zu gewissen Zeiten geschlachtet, meistens im November und December, wo das Vieh am fettesten ist. Viel Fleisch, Zungen, Häute, lebendige Ochsen und Thiere zu dem Preise von 7 bis 10 Rthaler werden dann an die Schweden und Normänner verkauft. Wie oft habe ich Renbraten in Stockholm gegessen, ehe ich je einen Lappen gesehen hatte! In ihrer Milch und dem Fleisch ihrer Thiere, zuweilen wohl in einigen Vögeln, Fischen, in Elenn- und Wildbraten besteht ihre gewöhnliche Kost. In älterer Zeit gebrauchten sie fast gar kein Salz, dies ist ihnen aber jetzt gewöhnlich; wohl aber ist Brod unter ihnen noch immer eine Seltenheit, häufiger haben sie etwas Mehl und essen es mit Wasser oder Milch gekocht als Brei. Die Menge der Beeren und einige Kräuter, welche ihnen im Sommer wachsen, muſs man immer nur unter die unbedeutenderen Nahrungsmittel rechnen. Tabak aber gehört unter die dringendsten Bedürfnisse beides für Männer und Weiber und selig sind sie, wenn sie darin ihren Geschmack völlig befriedigen können. Noch mehr gilt dies vom Branntwein, der aber freilich nur bei ausserordentlicher Gelegenheit ihrem Gaumen geboten wird.

Von ihren Wohnungen ist vorher geredet und was dort erzählt ist, gilt mehr oder weniger von allen lappischen Hütten. Es versteht sich wohl von selbst, daſs unter diesen Umständen der Diebstahl als das gröſste Laster von ihnen verabscheut werden muſs, man soll davon auch bis jetzt unter ihnen fast kein Beispiel finden. Da alles, was sie gewöhnlich haben und gebrauchen, frei und offen um und in den Hütten liegt, die zuweilen leer oder nur von Kindern und irgend einem Alten bewohnt sind, so wäre es schlimm, wenn Diebe unter ihnen aufkämen. All ihr Geräth und ihre kleine Habe liegt in und auſserhalb der Hütte umher. Ihr Fleisch, ihre Milch, ihr Käse hängt in Körben und Kisten verwahrt auf hohen Pfählen, damit Hunde oder andere Thiere es ihnen nicht bestehlen. Sie müssen bei dem unstät wandelnden Leben an verschiedenen Stellen, wohin sie gewiſs sind in bestimmten Zeiten wieder zurück zu kommen, ihre Lebensmittel oft vergraben und auf solche Weise, so gut sie können, aufbewahren. Dies thun sie besonders mit dikker Milch und mit groſsen Fleischvorräthen im Herbst und Winter, wann sie groſse Schlachtung gehalten haben; denn wie sollten sie auf Strecken von 30 bis 50 Meilen alles mit sich hin und her schleppen, vorzüglich in Gegenden, wo der Transport so ausserordentlich schwer wird? Bei diesen Aufbewahrungen ist der Vielfraſs ihr fürchterlichster Feind, welcher durch Klettern und Graben oft Mittel findet, an ihren Vorräthen Diebstahl zu begehen. So lange ihr ganzes Leben so bleibt, wie es ist, werden sie solchen Unfällen immer ausgesetzt seyn. Das Fleisch friert im Winter knochenhart und bewahrt sich so auf, wird auch so nach dem Süden des Reichs verführt. Eben so ist es mit der Milch; diese gleicht ordentlichen Eisstücken, jedem wird mit dem Beil seine Portion abgehauen, die er am Feuer aufthaut, oder auch als Gefrornes mit dem Munde allmälig zerschmilzt und abnagt. Auch mit dem Branntwein ist dies zuweilen der Fall. Ich mögte den gierigen Lappen sehen, wie er sich an einem Stücke Branntweineis abarbeitet, um den süſsen Saft des Juxt allmälig herauszuziehen. — Am schlimmsten geht es den armen Leuten aber mit ihrem Silber und Golde. Das ist denn doch eine Waare, die sie am wenigsten wagen dürfen, frei und offen vor und für einen jeden liegen zu lassen; haben sie ihrer aber viel, so können sie es unmöglich am Leibe mit sich schleppen — wohin also damit? Sie müssen es verstecken und vergraben. Ein hohler Baum, ein bekannter Stein, eine verborgene Felsenkluft oder Spalte muſs es verwahren, bis sie die bekannte Stelle einmal wieder besuchen und Revision halten. Manche Lappen haben auch ansehnliches Silber, welches sie in Gürteln, Ringen, Bechern und Gefäſsen besitzen, doch alles mit vielen Schnörkeln und Ringlein und meist vergüldet. Dies gebrauchen sie viel bei groſsen Hochzeiten und groſsen Feierlichkeiten unter sich, weswegen viele immer mit Lothgewicht versehen sind. Im Gelde trachten sie nach Silberthalern, vom Kupfer wollen sie nichts wissen, eben so wenig von Dukaten, noch nehmen sie gern Papiergeld. Wer baares blankes Geld hat, der steht sich im Handel mit ihnen am besten. Da sie das Geld vergraben und verstecken müssen, so trift es sich nur allzu oft, daſs die Verwandten nichts davon bekommen. Ist der Besitzer mistrauisch und geitzig, so hütet er sich, selbst auf dem Todbette oft, seinen Söhnen und Verwandten die Stellen anzuzeigen, wo es liegt. Denn wer wird einen solchen überreden, daſs er sterben muſs? Auch plötzlicher Tod und zu weite Entfernung oder Unkunde der Stelle, selbst wenn sie auf das sorgfältigste bezeichnet wird, machen das Wiederfinden oft unmöglich. Noch voriges Jahr starb hier ein reicher Lapp, von welchem jeder wuſste, daſs er im Leben über 10000 Rthaler baares Geld gehabt hatte, ungerechnet, was er in bestimmten Posten an Schweden ausgeliehen hatte. Er fand auf einem einsamen Felsen seinen Tod. Kein sterblicher Mensch konnte hinter seine Schätze kommen.

Ihre Hütten setzen die Lappen am liebsten an Stellen, wo sie Zugang zu Holz finden, dessen sie in ihrem rauhen Vaterlande, wo es um Jakobi oft schneit und stürmt, nicht gern entbehren können. Den Herbst und Frühling müssen sie sich oft kümmerlich genug mit dem Holze der kleinen Birken behelfen, die sich hie und da finden, und im Sommer auf den Schneefjäll haben sie oft nur kleine Büsche und Reisig. Daſs sie in ihren Hütten keine Stühle und Bänke kennen ist bekannt; sie sitzen am liebsten auf der Erde. Der erhabene Sitz kleidet sie wunderlich genug und sie fühlen sich sogar fremd und verlegen dabei, deswegen sind sie gar froh, wenn sie unter den Schweden sind und einmal ordentlich sitzen müssen, daſs sie zuweilen niederhucken und sich nach Gefallen und der lieben natürlichen Bequemlichkeit hinstrecken können.

Die Lappen sind gewandt und talentvoll, auch das Schwerste zu begreifen und nachzumachen und sogar aus eigener Erfindung manches recht zierlich zu arbeiten. Sie bauen sich Böte, Schlitten und manches andere Geräth.

Diese und die Kisten und Kästchen, die sie machen, sind oft recht niedlich mit Horn in allerlei Figuren eingelegt. Wer ihre Zaubertrommeln, die aber jetzt fast ganz aus der Mode gekommen sind, gesehen hat, muſs die Kunst bewundern. Man kennt ihre niedlichen Körbe, deren ich oben erwähnte, und sie werden überall gebraucht. Ihre Hornlöffel und Runenstäbe, sowohl aus Horn als Holz geschnitten, machen sie selbst, die niedlichsten Schnupftabaksdosen, die Formen, worin sie ihre Zinnzierrathen gieſsen, ihr Jagdgeräth, ihre Kartenspiele, wovon sie leidenschaftliche Liebhaber sind, u. dergl. Die Weiber ziehen den Zinndrath selbst, womit sie nicht uneben ihre Kleider, Gürtel und Fuhrwerk zieren. Als Näherinnen und Brodirerinnen sind sie selbst unter den Schweden berühmt. Alle Lederwaaren und Pelzwerk werden von ihnen bereitet und gegerbt; alle Kleidungsstücke von den Schuhen bis auf das Brustlatz verfertigen sie selbst und oft mit einer Zierlichkeit und Nettigkeit, die den ersten Damenschneider Stockholms in Verlegenheit setzen könnte. Von Wurzelfasern machen sie Stricke, von Rensehnen den feinsten und zierlichsten Zwirn.

Im Sommer bedienen sie sich bei Reisen zum Transport der unentbehrlichen Sachen und Geräthe der Packsättel, die sie auf die dazu abgerichteten stärksten Rene legen, indem sie zu Fuſs nebenher gehen. Zum Reiten haben sie die schönen Thiere nicht versucht, dazu würden sie auch wahrscheinlich zu schwach seyn. — Im Winter gebrauchen sie Schlitten, sowohl für sich selbst, als zum Transport der reisenden Kaufleute und Waaren, welche in entlegneren Gegenden keine Pferde mehr finden. Man muſs von dem Lobe, das man dem Ren als Schlittentraber giebt, nach dem, was ich gehört habe, viel abziehen. Das Thier ist freilich schnell und hat einen gewaltigen Athem, aber die Stärke des Pferdes fehlt. Am besten sind die Ochsen, welche von wilden Renen herstammen, weil in ihnen feurigerer Naturmuth lebt. Bei tiefem Schnee und schweren Wegen werden sie leicht müd und übertrieben, nur bei guter Bahn und wenigem Schnee können sie ihre 6 bis 7 Meilen hinter einander wegtraben.

Sie sollen aber leicht tückisch und stätisch werden. Dann schlagen sie mit Teufelsgewalt hintenaus und suchen Schlitten und alles zu zertrümmern, ja wenden sich sogar wohl gegen den Insitzer desselben, der dann nichts bessers thun kann, als so lange unter den Schlitten zu kriechen, bis die Wuth des Thiers vorüber ist, die aber zuweilen mit der völligen Zerstörung des Fuhrwerks endigt. Der Lapp selbst nennt die Renschlitten Keres, von welchen diejenigen gröſser sind, welche er zum Transport von Waaren gebraucht, diejenigen kleiner, in welchen er selbst fährt; bei den Schweden heiſsen sie Akijor. Sie sind ungefähr 9 bis 10 Quartier lang und so breit, daſs man bequem in ihnen sitzen kann. Ich habe mehrere Exemplare davon gesehen. In einigen Lappmarken braucht man sie tiefer, in andern flacher, doch so, daſs man stets eine Art Stütze gegen den Rücken hat, die man aufrichten kann für den, der nicht gewohnt ist in solchem Fuhrwerk zu fahren. An einigen Orten faſst man sie an den Seiten und Kanten mit Renhorn ein und überzieht sie an dem Theil, der über die Füſse kömmt, mit Seehunds- und Bärenfellen. Hier wird ein Stück Tuch befestigt, welches man bei'm Fahren unter die Brust und am Kinn hinauf bindet, indeſs man sich in der Akija mit dazu gemachten Sehnen festschnürt, damit man sicher und wohl verwahrt sitze. Diese Schlitten haben einen breiten Kiel, worauf sie laufen, und sind fast wie kleine Kähne gebaut. Doch soll es nicht gar schwer seyn, in denen, die mit richtigem Gleichgewicht gestellt sind, zu sitzen und sich aufrecht zu erhalten. Sie sind so dicht und warm, daſs weder Wind noch Wasser eindringen kann.

Sein Schlittenren ziert der Lapp auf das prächtigste aus. Über den Rücken läuft ein bunt ausgenäheter und mit Zinnschnörkeln schimmernd besetzter breiter Streif Leder oder Tuch. Die Stirn ist mit breitem Leder eingefaſst, woran der Zaum befestigt ist, der um den Kopf und Hals sitzt, aber mit an dem Geweih befestigt ist. Das Halsjoch macht er aus weiſsem Renleder, das weich und gepolstert ist, damit es des Thieres Hals nicht schabe. Unter dem Halse hängt auch wohl eine groſse Metallglocke mit verschiedenen kleinen Schellen. Stangen und Bäume vor der Akija sind nicht gebräuchlich, vielleicht auch bei den Renen nicht brauchbar. Statt ihrer hat er einen Ziehriem, der am Halsjoche fest sitzt und unter des Rens Bauch hingeht zum Vorderende der Akija, an welchem es befestigt ist. Den Zaum hat er an beiden Seiten des Rens gebunden, den er bei'm Fahren mit der größten Gewandtheit über den Rücken des Thiers, auch zur Rechten wirft und es auf solche Weise behende und geschickt lenkt, wohin er will. Am meisten braucht der Lapp die Rene im Winter bei den Jahrmärkten und seinem Handel, wenn die Aufkäufer und Kaufleute, auch die fremden Lurenträger ins Land kommen und ihm seine Vorräthe abkaufen und abtauschen. Bei solcher Gelegenheit soll er ganz gewandt und schlau seyn und sich nicht leicht von jemand übervortheilen und beschnellen lassen, es sei denn daſs er sich des gefährlichen Branntweins, womit er vielleicht absichtlich von einem Betrüger traktirt ward, zu reichlich bedient habe.

Da alle die Lappen, welche ich sah, ächte

Fjäll- und Renlappen waren, so mögen sie als Repräsentanten des ganzen kleinen Völkchens mit ihrer Gesichtsbildung und Gestalt hier stehen. Daſs sie sehr klein und unter der gewöhnlichen Menschenlänge sind, weiſs ein jeder; daſs sie gegen die hohen Jemten und Normänner wie die Zwerge standen, habe ich lange genug gesehen. Aber nicht bloſs ihre Kleinheit, sondern die ganze Physiognomie und der Geist derselben zeichnet sie wunderbar von den Schweden aus und von allen Völkern, die ich bisher gesehen habe. So sehr sie in Sprache, Sitten, Kleidern, Gottesdienst und in manchen andern Dingen schwedisch gemacht sind, so behauptet sich doch das Alte ewig, was schon vor 200 und 150 Jahren als karakteristisch an ihnen beschrieben wird. Es ist eine sehr verwickelte Frage in der Menschengeschichte, wie man die verschiedenen Raçen, die sich nicht ableugnen lassen, erklären soll. Sie sind offenbar in einer früheren Vorzeit entstanden bei einem inhumaneren Zustande der Erde und der ganzen Natur und bei dem rohesten Zustande des Menschen, als die geistige Kraft, die noch schlief, gegen die Furchtbarkeit und Gewalt der unmittelbaren Natureinwirkungen noch gar kein Gegengewicht seyn konnte. Der kultivirte Mensch wird schon geistiger und edler gebohren, als der Wilde. Man würde dies nicht besser sehen, als wenn man ein halbes Dutzend einjährige Kinder von den Huronen und eben so viele von den Engländern nähme und sie zusammen erzöge. Es wird seyn, als wenn man die Eier der zahmen und wilden Ente, die Eines Geschlechts sind, in ein Nest legt; kaum sind sie durch die Schale gebrochen, so guckt die Brut der wilden schon scheu um sich her und springt auf schnelleren Füßen, kaum befiedert sucht sie wieder die mütterliche Wildniß. Der geistige Mensch hat eine ganz andere Kraft, als der rohe und roheste Barbar, auch in dem ungünstigsten Klima viel von dem Adel seiner Väter zu behaupten. Der Russe in Kamtschatka wird nie ein Tschuktsche, der Schwede 50 bis 60 Meilen nördlich über Torneå nie ein Lapp werden. Wäre er aber noch ein roher und hülfloser Barbar, welche irdische und himmlische Macht würde ihn schützen vor der Verkrüppelung, der Birke und Tanne gleich, die dort zu kriechenden Büschen werden? Der roheste Mensch dient der Natur als Knecht, der geistige und durch höheren Trieb veredelte kann wenigstens nie ganz wieder zum Barbarenstande erniedrigt werden. Doch dies sei, wie es wolle, ich will erzählen, wie die Lappen sind.

Die Lappen sind klein, aber meistens breitschulterig und untergesetzt; wenige findet man, die mit der Kleinheit Hagerkeit und schlanken Wuchs verbinden. Schwarze, schlichte herabhängende Haare, schwarze Augen, doch nicht selten auch blaue und graugelbe und ein gelblich brauner Teint sind das Gewöhnliche. Diese gelblich braune Farbe und die triefenden Augen sind natürlich etwas ganz Zufälliges und entstehen durch die plötzlichen Wechsel zwischen der grimmigsten Kälte und dem Feuer und Rauch ihrer Hütten. Der Kopf tritt oben an beiden Seiten meistens eckigt vor, ist oben flach und nach hinten nicht gewölbt, sondern gespitzt, die Stirn ist breit und hat ein paar kleine trübe Augen unter sich, die Nase ist bei den meisten wohlgemacht und geht bei vielen ächt römisch ohne Einsenkung an der Stirn fort, bei wenigen ist sie mulattisch und mongolisch platt und breit; hoch stehen die Bakkenknochen hervor und von ihnen laufen die Wangen und das Kinn in den spitzesten Winkel aus und hier und an dem Oberkopfe findet sich eigentlich das Karakteristische der lappischen Gesichter. Diese eingefallenen Backen, der kleine, kümmerlich und scharf geschnittene Mund, bei vielen fast ohne Lefzen, das lange, krumme, hackenförmige Kinn, das ganz spitz zuläuft und wenig Bart hat, finden sich bei allen Individuen und sind ächt lappisch. Sie zeichnen den Naturmangel und die Schwäche des Volks am sichtbarsten, denn in dem breiten frei gewölbten Kinn und der nicht schlaffen und hängenden Fülle der Lippen offenbart sich die Männerkraft und die Empfindungs- und Genussesfülle am auffallendsten. Sehr dünn und zum Theil unförmlich lang ist auch der Hals der meisten, die Brust dagegen bei Männern und Weibern hat viel Ründung und Fülle. Die Arme und Schenkel sind nach ihrer Lebensart gebildet, d. h. etwas verschränkt und schief, ob-

gleich

gleich nicht auffallend; bei ihrer Art nemlich zu sitzen und zu kriechen und zu liegen, die Schenkel von Kindheit an unterzulegen, hundeartig auf den eingezogenen Füſsen und Armen zu liegen, müssen diese köstlichen Glieder des Menschen sich etwas auswärts biegen. Am meisten erscheint dies bei den Schenkeln, obgleich man es auch den Armen ansehen kann, wenn nicht die Natur aus der Gewohnheit sich ein Recht macht und endlich diese beiden analogen Theile des Leibes von der ersten Wiege an gleichförmig bildet. Indessen haben die Lappen dieser Gewöhnung von Jugend auf, dieser Geschmeidigung und Weichheit der Glieder für alle Stellungen es zu danken, daſs sie äuſserst flink und gewandt sind und mit einer Behendigkeit springen, hüpfen und klettern, mit einer katzenartigen Zusammenrollung sich schmiegen und hinwerfen, die jeden, der sie das erste Mal sieht, in Erstaunen setzt. Für kurze Anstrengungen im Laufen, Springen und Marschiren hält es kein Schwede mit ihnen aus, aber die Stärke und Ausdauer fehlt. Sie sind bald matt und werfen sich wie ein alter Jagdhund hin und schnarchen nach irgend einer bedeutenden Anstrengung. Faulheit ist wohl eigentlich der Karakter aller Barbaren und Halbbarbaren, aber man hat wohl Unrecht die Lappen grade faul zu nennen. Sie haben wirklich keine Kraft dran zu setzen, woran theils ihre physische Konstitution, theils die zehrende und zerstörende Luft und die Nässe und der Schmutz, worin sie leben, theils auch die zu schwachen Nahrungsmittel Schuld sind, wodurch sie sich ergänzen sollen. Ein starker Schwede kehrt leicht ein Haus voll Lappen aus, wenn nemlich bloſs die natürliche Faustkraft gelten soll. Ich habe von Wahlenberg, dessen Andenken mir immer theuer seyn wird, darüber manche merkwürdige Aufschlüsse erhalten.

Auszeichnender bei weitem und karakteristischer als alles vorher Angeführte ist die Haltung und Miene des Lappen, die sich auch fast bei jedem gleich ist; in ihnen liegt der rechte Karakter des Volks. So wie ich den ersten von ihnen, den Bräutigam Thomas Thomasson in Dufveby stehen und uns angucken sah, habe ich sie nachher auch alle gefunden. Sie stehen am liebsten auf etwas gestützt oder gelehnt mit gesenktem Leibe und gucken mit geneigtem Kopfe und offenen Augen starr vor sich hin mit einer Mischung von Aufmerksamkeit und Gleichgültigkeit, doch so, daſs die Aufmerksamkeit vorherrscht. Es ist in ihrer Miene viel von dem Ausdruck eines rüstigen Jägers, dessen Gebehrden oft etwas Gespanntes dabei erhalten. In dieser Stellung ist auch die einzige Spannung im Gesichte, der untere Theil des Leibes von den Hüften an hängt gleichsam nur so nach. Sobald sie aber irgend etwas bewegt, beginnt das gröſseste Physiognomiespiel, was ich je gesehen, so wie der ganze Körper nicht als Gestalt, sondern als Bewegung mitspielt. In der Spannung ihrer Mienen liegt aber auch etwas Wildes, so wie ich es an unzähligen Thieren bemerkt habe, wenn sie eben sich aufmachen und fortliegen oder fortgehen wollen. Man sieht dies Wilde und Unstäte nicht besser als an den Kindern, sie machten daher in den Hütten mein besonderes Studium aus. Es liegt zugleich etwas Verzerrtes und Thierartiges in ihren weichen Zügen, was sich nachher bei den

Erwachsenen im Zorn und bei heftigen Leidenschaften ganz thierisch ausspricht. Nie habe ich einen Menschen gesehen, der bis auf das Brummen der Sprache im ganzen Ausdrucke so sehr ein Bär gewesen wäre, als Anders Olsson bei seinem Zwist mit dem Komminister. — Doch ist das Heftige und Zornige, kurz das Muthvolle, es mag sich thierisch oder menschlich ausdrücken, nicht das Herrschende bei den Lappen. Sie sind, vorzüglich wenn man sie in Gruppen sieht, das gröſste menschliche Trauerspiel, was mir bis jetzt vorgekommen ist. Schon das Gestaltlose und Zerflieſsende ohne den Ausdruck von Kraft hat etwas sehr Tragisches, sobald es das Gleichniſs eines Menschen an sich trägt; wenn aber in dem Öden und Dumpfen, mit welchem es auftritt, ein tiefes Gefühl der Hülflosigkeit und der mühevollen Beschränktheit liegt, so kann man sich bei solchem Anblick kaum der Thränen enthalten. Wüst und starr, ganz die ewigen Plagen des Klima und die wilde Weite ihres Lebens aussprechend, stehen die Armen vor dem Blick; mit allen ihren Gedanken und Trieben an das Irdische gebunden und in diesem keine Befriedigung findend. Daher ist ein lauerndes Verstummen und eine in sich selbst zurückgekrochene Melancholie der höhere Schatten, der über der bisher gezeichneten Physiognomie dieses Volkes liegt; und zugleich sieht man ihre hohe Empfänglichkeit für einen trüben und finstern Aberglauben, der auch ihre Geisterwelt nie mit lichten Bildern bevölkern wird. Ihre alten Zaubereien und Hexereien sind gröſstentheils verschwunden und sie haben dafür allgemein das Christenthum empfangen; aber das Schönste dieser göttlichen Lehre, die freundliche und leichte Ansicht des Lebens, die goldnen und grünen Hoffnungen der Zukunft werden gewiſs auch ihnen mit den trüben Nebeln umzogen, welche ihre Fjäll und ihre Gemüther einhüllen; wenigstens hatten sie heute beim Gottesdienst ganz die Miene. Ihre singende und pfeifende tonlose Sprache stimmt ganz zu dieser Zeichnung und ihr einförmiger und mit den letzten Tönen gedehnter und traurig sich verschleifender Gesang drückt das Unmusikalische ihrer starren und gestaltlosen Beweglichkeit, die nichts von Takt und Musik hat, auf das beste aus.

Aber mögen sie gebohren seyn und leben wie sie wollen, sie sind freilich ein schwaches, aber doch ein gutes harmloses Völkchen, das nicht gern verletzt, wenn es nicht gereitzt wird, das gastfrei, mitleidig, hülfreich ist. Händel sollen sehr selten unter ihnen seyn, die dem Richter zu thun geben, obgleich jährlich zu bestimmten Zeiten auch unter ihnen zu Gericht gesessen wird. Manche Schweden beschuldigen sie des Beschleichens und der Hinterlist im Handel. Ich denke aber, dies haben sie wohl nöthig; denn gewiſs ziehen nicht alle Kaufleute und Aufkäufer nach den lappischen Jahrmärkten mit dem Vorsatz, keinen Lappen zu betriegen. Auch ist es nur natürlich, wenn sie leise und fein sachte dabei gehen. Es ist ihre Art bei den freundlichsten und ehrlichsten Dingen von der Welt, wo gar nicht vom Kauf und Verkauf die Rede ist; wie sollen sie es auch anders machen, da sie den Schweden nie das volle Wort und die volle Brust entgegen stellen können? Daſs sie übrigens nicht groſsmüthig, stolz und hochherzig seyn können, liegt in ihrer Natur; man hat Unrecht mehr von jemand zu fordern, als er leisten kann.

Für ihre Bildung und ihren Unterricht ist jetzt fast allenthalben hinlänglich und wirklich königlich gesorgt. In den letzten 50 Jahren sind auch da, wo es sonst noch fehlte, Kirchen und Kapellen für sie angelegt und mehrere Schulmeister werden vom Könige besoldet, den Unterricht und die Vorbereitung zum Christenthum zu besorgen. Durch diese Einrichtungen lernen schon die Kinder die schwedische Sprache, die sie nachher durch den häufigen Umgang mit den Schweden weiter ausbilden und ziemlich richtig sprechen, obgleich schlecht aussprechen; unter sich aber gebrauchen sie ihre Nationalsprache. Mein Küster rühmt die Lappen vorzüglich als gelehrig und ich selbst habe bei der Katechisation mich davon überzeugen können. Auch in andern Dingen fehlt es ihnen gar nicht an Fertigkeit und selbst nicht an kleinen Talenten, wie durch das Vorige hie und da wohl angedeutet ist. Daſs aber in ihrem Kulturzustande und in ihrem kalten und nassen

Leben eine natürliche Starrsucht und Faulheit liegt, die sie schwerlich anders als durch die Noth überwinden lernen, das ist nur die Regel bei allen Halbbarbaren.

Oben habe ich schon gesagt, daſs das Ren diesem Volke alles ist und auch die gewöhnlichen Kleider hergeben muſs. Dies ist wörtlich wahr. Männer und Weiber machen sich aus seinen Fellen für den gewöhnlichen Gebrauch Lederjacken, Lederhosen, Strümpfe und Schuhe. Es ist unglaublich, wie sauber und nett diese zugeschnitten und genäht sind. Beide Geschlechter tragen lange Hosen und über diesen starke Schnürstiefeln, die sie über den Knöcheln mit Riemen und Schnüren ganz in Eins mit den Beinkleidern zusammenziehen, was sehr nothwendig ist für den, der oft den ganzen Tag im tiefen Schnee steigen und waten muſs. Als Oberkleid bei besseren Gelegenheiten und auf Reisen gebrauchen die Männer Röcke und die Frauen Kamisöler und Röcke aus Walmar und nehmen dazu meistens die blaue, graue und grüne Farbe, weniger die weiſse; in Braun und Schwarz habe ich fast keinen gekleidet gesehen.

Daſs im Winter alles in dicke Felle und Pelzwerk gleich den Bären gehüllt seyn muſs, versteht sich von selbst. Wo sollten sonst ihre Nasen und Ohren bleiben? Die Röcke der Männer sind weit und bei manchen um die Brust in Falten gelegt, Knöpfe gebrauchen sie nicht, sondern heften sie mit Häckchen zu: soll es recht warm seyn, so schnüren sie dieselben mit ledernen, oft mit mancherlei bunten Zierrathen ausgenäheten Gürteln dicht zusammen. Es läſst sich glauben, daſs die Weiber etwas bunter und schimmernder seyn wollen, als die Männer; auch hier im Schnee und zwischen den kalten Fjäll hört das Weib nicht auf, um Schmuck und Beifall besorgt zu seyn, und ein lappisches Mädchen gebraucht ihre Augen, wie ein griechisches, nicht bloſs zum Sehen. Allen Schmuck häufen sie zusammen um die Brust, das groſse Centralfeuer aller Liebe und Sympathie. Silberne Flittern, silberne Knöpfe, kleine Silberplatten, vergoldete Häckchen und Spangen lassen die Reichen in schimmernden Reihen auf dem Mieder blitzen und wissen sie wirklich mit vielem Geschmack neben den andern Zierrathen und Nähtereien zusammen zu setzen. Die Armeren gebrauchen an der Stelle Zinn, das sie zu solchem Gebrauch selbst ziehen und gieſsen. Die Männer tragen gewöhnlich rothe, auch wohl graue kegelförmige Mützen, die steif und dick wie Thürme auf ihren Köpfen stehen, die Weiber brauchen mehr rothe und grüne, welche nach der Weise der schwedischen Weiber geschnitten sind, aber selbst bei den jüngeren den Lappenkopf ausdrücken, wie er in späteren Jahren immer mehr eckig und spitz wird. Diese fatalen Mützen machen die Weiber häſslicher, als sie sind, indem sie grade den besten Theil des Kopfes unangenehm bedecken und durch keine Hauben, die zu solcher Weibermütze gehören, über die hervorstehenden Theile des Gesichts einen Schatten werfen. Ein Weib, welches solche Mütze kleiden soll, muſs sehr hübsch seyn.

Zuletzt muſs ich den guten Lappen und Lappinnen noch eine Schutzrede halten wegen des gewöhnlichen Geschreis von Häſslichkeit und Schmutz, worin sie sind. Daſs sie nicht schön sind, noch schön seyn können, das ergiebt sich wohl aus der vorigen Beschreibung: aber so garstig und höchst widerlich, gleichsam hottentottisch, habe ich wenige von ihnen gefunden, als manche Reisende sich gefallen haben sie uns zu beschreiben. Was ihren Schmutz endlich betrifft, so ist die Beschuldigung doppelt unrecht. Bei schlimmen und nassen Wetter müssen sie schon durch ihr Leben und Gewerb am ganzen Leibe triefend und schmutzig werden. In einer Lapphütte kann es auch nie so zierlich und ordentlich aussehen, als in einem schwedischen Baurenhause, das drei Stuben und wohl noch einige Kammern hat. Aber ich kann nicht sagen, daſs ich bei dem Besuch ihrer Hütten durch eine solenne Schweinerei beleidigt worden wäre, und doch war grade an jenem Tag ein rechtes Schmutzwetter. Die Hochzeitgäste, die aus schwedischen und norwegischen Lappen bestanden, waren durchgängig reinlich und nett und blieben es auch, selbst als einige des süſsen Juxtes wohl zu viel genossen hatten. Man sollte bei solchen Beschreibungen, um einem Volke nicht Unrecht zu thun, wenigstens immer das Nothwendige von dem Willkührlichen sondern.

Bemerken will ich es hier, daſs sie es als eine Beschimpfung aufnehmen, wenn man sie Lappen nennt, obgleich sie wohl wissen, daſs die Schweden sie gewöhnlich so nennen. Ihr eigentlicher Name, den man auch im Gespräch mit ihnen gewöhnlich gebraucht, ist Fjällmän, Fjällfolk; am liebsten aber hören sie Finnen: denn lächeln sie, als ob man ihnen eine Schmeichelei sagte, doch wird ihnen die Gelegenheit zu diesem Lächeln nicht oft geboten.

Fischfang treiben die Lappen in ihren fischreichen Seen und Strömen um und in den Fjällbergen nicht genug, sie sind zu faul und bequem dazu; auch sind sie nicht so kecke und eifrige Jäger, als die sogenannten Waldlappen in Westerbottns Lappmark. Schneehühner, zuweilen ein Auerhahn und ein Birkhuhn müssen wohl dran, wenn sie ihnen grade in den Wurf kommen. Bären, Wölfe, wilde Rene schieſsen sie als ihre Feinde, auch wird wohl mal ein Elenn mit dem Skid auf dem tiefen Schnee verfolgt. Manche dieser Lappen sollen aber das Schrecken der Ausreisser und Vagabunden seyn und sich eben kein Gewissen daraus machen, hie und da einen auf den Kopf zu schieſsen und dann heimlich von dem Angesicht der Lebendigen wegzubringen. Dies hat aber in ganz etwas Anderem seinen Grund, als in einem banditenartigen Gemüthe des Lappen. Während des Sommers leben solche Ausreisser oft in den Fjäll in Banden von mehreren Kerlen zusammen und ernähren sich von Jagd und Fischfang, vielleicht auch von den Gaben der umwohnenden Bauren, die gegen Unglückliche und Verbrecher gewöhnlich mitleidig sind, zuweilen auch wohl von Diebstahl, den sie an den Lappen begehen. Sie sind auch in dieser Rücksicht den Lappen gefährlich, nicht als Mörder, welche im Norden gottlob unbekannte Ungeheuer sind, sondern als Räuber ihrer Weiber und Mädchen. Diese treiben mit den Heerden umher, jene Halbwilde kommen mit rohen Gelüsten, sehen sie und gebrauchen sie in der Eile, wie sie das Elenn und Ren schieſsen, das ihnen vor den Flintenlauf kömmt. Selbst die Braut des heutigen Tages war den verflossenen Sommer in die Hände von zwei solchen Rymmare gefallen; sie hatten sie in eine Reisighütte entführt, bei ihr gelegen und sie vier Tage so zu ihrer Lust behalten; endlich war es ihr gelungen, in einer Nacht, wo sie beide schliefen, sich zwischen ihnen wegzustehlen und nackt aus diesem unlieblichen Serail zu entspringen. Sie war von der Angst und dem traurigen Umherirren, welches mehrere Tage dauerte, ehe sie die Ihrigen wieder finden konnte, so erschöpft und verwirrt, daſs sie Anfälle von Wahnsinn bekam und auch jetzt noch oft von einer Art Trübsinn befallen wird. Kann man es bei solchen Umständen den Lappen verdenken, wenn sie diese Wilden, die keine Sitte und kein Gesetz der Humanität ehren, wohl mal mit der Flinte niederknacken? Die vollends in den Fjäll stecken bleiben und nicht über die Gränze gehen, müssen wohl arge Schelme seyn und lassen immer das Schlimmste fürchten.

Nach den Fjälllappen, die den ächten Grundstamm und die gröſste Zahl des Volkes ausmachen, nur noch zwei Worte von den Wald-, Fisch- und Kirchspiellappen (Socknelappar). Zu diesem Gemählde sind manche Züge von meinem Freund Wahlenberg entlehnt aus seiner naiven Beschreibung von Kemi Lappmark, deren Ausgabe wir auch dem patriotischen Hermelin verdanken.

Schon der Westerbottnier Örling beschreibt in seiner Abhandlung vom Jahr 1773 die Fisch- und Waldlappen sehr karakteristisch, welche in einigen Distrikten von Piteå wohnen. Ich will das Resultat seiner Beschreibung kurz hersetzen. Die Fisch- und Waldlappen wandern nie nach den Fjäll, sondern bleiben immer in einerlei Waldbezirken, wo sie an den Ufern der Seen mehrere hölzerne Hütten mit Birkenrinde bedeckt haben; denn an solchen Seen lassen sie sich des Fischfangs wegen am liebsten nieder. Einige von ihnen haben auch Rene, einige Kühe, Ziegen und Schaafe, die Allerärmsten leben allein von Fischfang und Jagd; doch wenn der Fischfang fehlschlägt, so sind sie in Noth, so gute Schützen und Schlingen- und Fallensteller sie auch seyn mögen. Die Fische pflegen sie entweder frisch zu kochen oder im Rauch zu bereiten, oder an hölzernen Spiefsen am Feuer zu braten, die gebratenen in Salzlauge zu tunken oder ein wenig mit Salz zu bestreuen. Gern haben sie sie etwas alt, damit sie einen pikanten Geschmack gewinnen; trockne Fische essen sie dann statt des Brodes dazu. Es ist unglaublich, wie viel solcher Fische sie verschlingen können. Zu jeder Mahlzeit isset einer wohl seine 2 Pfund Fische; sie halten täglich zwischen drei und vier Mahlzeiten; es würde also jeder von ihnen jährlich über 2000 Pfund Fisch verzehren. Auf Reisen und wann ihnen frische Fische fehlen, essen sie gedörrte, wovon sie 2 bis 3 Pfund auf einmal essen können, welches auf den Tag ungefär 10 bis 12 Pfund macht. Die Wald- und Fischlappen scheinen phlegmatisch - melancholischen Gemüthes zu seyn, sie sind träg, starr, stumm, haben ein aufgedunsenes Gesicht und eine gelbliche Farbe, und ihr Athem stinkt wie ranziges Fischfett. Sie pflegen länger zu leben als die Fjälllappen, welche weit munterer, hurtiger, talentvoller sind, als diese.

So weit Örling. Nun will ich Wahlenberg hören und hinzufügen, was ich selbst aus Berichten und Erzählungen von solchen gesammelt habe, die lange und oft unter ihnen gelebt haben. Die meisten Fischlappen wohnen in Hütten,

ten, die denen der Fjälllappen gleich, aber noch etwas ärmlicher sind. Für ihr Vieh sind besondere Ställe und Räume aufgebaut. Die Kojen der Fischlappen am Nordmeer in Finnmarken sind hemisphärisch und in Einer Koje wohnt der Lappe selbst und seine Kühe und Schaafe. Jeder Fischlapp hat meistens 1 bis 2, selten 5 Kühe, nebst einigen Ziegen und Schaafen, sehr selten Schweine. Mit vieler Mühe und Zeitverlust müssen sie für dieses Vieh weitläuftig das Winterfutter suchen. Ihre kleinen Wiesenstücke sind selten mit einem Gehäge umgeben, sondern das Vieh wird durch Hütung von ihnen abgehalten. Im Sommer ziehen sie zum Theil auf den Lachs- und andern Fischfang an die Elfven und Seen, kommen gegen den Herbst zurück mit ihren kleinen Heerden, bergen ihr Heu und bleiben dann heim bis zum nächsten Frühling. Manche dieser Lappen haben bloſs einige Rene, 8 bis 12 Schaafe, ein paar Hütten, eine Fischbude, zwei Böte und zwei Netze. Sie leben vom Fisch, etwas Schaafmilch, Tannenrinde und Rentalg. Aus der Rinde kochen sie mit Wasser und Rentalg einen Brei, den sie

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01901/008

nebst den Fischen gierig essen. Ihr Hauptfisch ist der Lachs, der in einigen Bezirken ungeheuer fruchtbar ist. Etwas davon nutzen sie auch zum Verkauf. Sie essen ihn theils frisch, theils trocknen sie ihn zerschnitten an der Luft, welches auf schwedisch Stränglax heiſst, theils salzen sie ihn ein, besonders gegen den Herbst zum Wintervorrath. Ihre Wohnungsstellen sind sehr zahlreich. Jeder hat eine Sommerstelle in den fischreichen Gegenden der Sümpfe, Seen und Flüsse und eine andere Winterstelle im Walde, wo für Menschen und Vieh Zugang zur Kieferrinde ist, denn diese muſs oft das Hauptfutter des Winters seyn. Manche haben zwei Sommer- und zwei Winterstellen und andere mehrere Sommer- und Winterwohnplätze, von welchen sie hin und her ziehen, so wie Zugang zu Fischerei, Weide für Schaafe und Rene und gute Rinde dazu veranlaſst.

Im Herbst wird manches wilde Ren geschossen, das ihnen Fleisch, etwas Talg und Häute giebt, auch ein Elenn heiſsen sie zuweilen mitgehen und der Vogelfang ist oft nicht unbedeutend. Die Jagd der wilden Rene und

Elenne geschieht meistens im Winter, wann sehr tiefer Schnee ist und dieser eine so harte Rinde angenommen hat, daſs er den schnellen Jäger trägt, das arme Thier aber immer durchtreten läſst. Dann kann selbst ein Lapp ein Ren oder Elenn endlich einhohlen und niedermachen. Diese Waldlappen sind weit bessere Schützen, als die Fjälllappen, haben auch alle Gewehr, welches jenen nicht selten fehlt. Die Stahlbogen, die sie sonst zu führen pflegten, sind aus der Mode gekommen. Bei jener Jagd, die ihnen verboten ist, die sie aber nicht unterlassen, sondern ein Thier oft 15 und 20 Meilen verfolgen, bis sie es tödten, gebrauchen sie auf dem harten Schnee den Skid, worauf sie ausserordentlich schnell fortlaufen. Da dies ein gemeinschaftliches Wintergeräth der Lappen, Schweden und Norweger ist, die im höheren Norden wohnen, so will ich es kurz beschreiben.

Dieser Skid besteht aus einem leichten und dünnen Holze, welches man am liebsten von natürlich gebogenen und etwas gekrümmten Tannen nimmt, die zwergartig in den Fjällmorästen und hohen Felsen wachsen, weil es zugleich am härtesten und leichtesten ist. Der längste Skid wird gleich dem Schlitter eines Schlitten unter dem linken Fuſse befestigt und ist gewöhnlich am Feuer mit Fett eingebrannt und gehärtet, um desto besser in dem scharfen Schnee auszuhalten; der kürzere wird unter dem rechten Fuſs befestigt. Der erste ist 4, der andere 2 Ellen lang. Unter dem kleinen sitzt gewöhnlich ein Stück von einer Renhaut, das Rauche auswärts. So braucht der Skidläufer diesen kurzen Skid, wenn er bergan klimmen muſs, oder wenn er den zu schnellen und halsbrechenden Lauf hemmen will. Es soll unbeschreiblich seyn, mit welcher Geschwindigkeit und Behendigkeit der kleine Lapp und der groſse Normann und Jemte auf diesen Skiden über Felsen und Bergklüfte, bergauf und bergab sich schnellen; es soll oft fast ganz gleichgeflügelt mit dem Eislauf auf stählernen Schrittschuhen gehen.

Man gebraucht etwas Ähnliches für die Pferde, wenn der Schnee sehr tief ist. Runde Brettchen, die sie hier Trygor, sonst Skarbogar nennen, werden ihnen unter die Füſse gebunden. Diese sind ungefär zweimal so groſs als ein runder Teller und halten sie über der Oberfläche des Schnees. Ehe die Pferde auf solchen Trygos zu gehen gewohnt werden, stolpern sie oft, aber zuletzt schicken sie sich und gehen und ziehen leicht wie ein Hund über den Schnee hin.

Nach Wahlenberg sind die Fischlappen oft von finnischer Abkunft und gleichen den Finnen sehr, was man besonders an dem männlichen Geschlecht bemerkt haben will. Die Männer haben sich von dem nördlichen Theil Österbottns und von Torneå theils hieher weiter westlich gezogen und sich unter den Lappen verheirathet, theils haben auch die Renlappen, die gezwungen worden sind, Fischlappen zu werden, finnische Tracht, Sprache und Sitten angenommen. Auf diese Weise kommen sie am meisten mit den Finnen überein, sind gewöhnlich von tüchtigem Bau und wohlgebildet, sprechen beides die finnische und lappische Sprache und nähern sich selbst in ihrer Lebensart den Finnen, so sehr es ihr Zustand erlaubt. Sie gebrauchen keine Hemden, tragen Beinkleider von Walmer, die bis auf den Knöchel reichen, wo sie mit Schnüren zugebunden werden. Ihr Rock ist aus Einem Stücke vorn zu, meistens grau aus Wollenzeug ohne Futter, ganz einem Hemde gleich; auf dem Kopfe tragen sie eine runde Mütze von Kegelform beinahe wie die Renlappen. Die Weiber hingegen gleichen sehr den lappischen, wozu die Tracht gewiſs ansehnlich mit beiträgt; sie sind klein von Wuchs und verstehen allein die lappische Sprache. Im Sommer kleiden sie sich in einen engen Walmerskittel, der aus Einem Stücke vom Halse bis zu den Füſsen besteht und an allen Seiten zugenähet ist, mit langen Ärmeln versehen, und um diese spannen sie unter der Brust einen Riemen als Gürtel. Um den Kopf brauchen sie eine Mütze, meistens von blauem, oft von grauem Walmar, die wie ein Sancho Pansaischer Helm um ihn liegt und wegen der vielen Mücken bloſs das Visier der Augen offen läſst. Sie geht tief über die Stirn nieder bis an die Augen, bedeckt den gröſsten Theil der Wangen, schlieſst ganz genau um den Hals und wird mit einem breiten Bande, das bis an die Kinnspitze läuft, unter dem Kinn festgebunden. Im Winter tragen sie noch einen rauchen Unterrock von Schaaffell, und an festlichen Tagen ziehen sie mehrere über einander, um ihren Reichthum zu zeigen, welches ihnen ein gar possierliches Ansehen giebt.

Die Kirchspielslappen oder Socknelapper sind solche, die einzeln unter den Schweden wohnen. Sie sind entweder von unglücklichen Ältern unter ihnen schon gebohren, oder eignes Unglück und das bitterste Elend hat sie von ihrer alten Heimath und ihrer lappischen Lebensart weggetrieben. Ohne allen Besitz sind sie die ärmsten und unseligsten aller Lappen, obgleich sie allerdings besser wohnen als ihre Brüder. Von den rechten Lappen werden sie als ein infamer Auswurf und die Schande des echten Stammes angesehen und verabscheut. Die Schweden unterhalten sie aus Mitleid, manche haben doch einige Kühe und Schaafe. Aber auch bei ihnen sind sie halb unehrlich und werden zu manchen schmutzigen Arbeiten, unter andern zum Abledern ihres verreckten Viehes gebraucht. Man findet diese in Helsingland und Ångermanland schon, zuweilen sogar in Dalarne und Gästrikland.

Ich komme jetzt wieder auf die Jemten zurück, von welchen ich oft schon gesprochen habe. Ihr Hauptgewerb und innerstes Hausleben ist von mir noch nicht vollständig beschrieben. Nur ein kleiner Theil des groſsen Landes kann sich des Kornbaues rühmen, die meisten sind auf die Viehzucht und auf die Weiden und Wiesen als ihre rechten Ernährer hingewiesen und müssen diesen auch ihre vorzügliche Sorge weihen. Daſs übrigens in vielen Kirchspielen der Ackerbau nicht verbessert werden könnte, zweifle ich gar nicht. Auch ist dies vorher von mir schon erwähnt worden, so wie ich erzählt habe, daſs man in den letzten 30 bis 50 Jahren auch dafür manches gethan hat, was man sonst in Jemtland unmöglich hielt. Diejenigen aber, welche hier 2 bis 5 Meilen von den Fjäll, zum Theil unter und zwischen den Schneebergen selbst wohnen, werden sich wohl nie auf den Ackerbau verlassen können, weil er sie leicht verläſst. Alle die Dörfer z. B., welche ich von Åre bis Handöl durchreist bin, haben in vier Jahren kein Korn zur Reife gebracht. Solche schlimme Jahre heissen hier grüne Jahre, welche bei uns andern, die weiter nach Süden wohnen, ehe etwas Gutes zu bedeuten scheinen. Wenn wir von schlechten Jahren sprechen oder jemand was Schlimmes wünschen, so nennen wir ein nasses Jahr. Aber diese Menschen, die hier zerstreut wohnen, stehen sich ganz gut auch ohne Ackerbau, weil sie so weite Weideplätze, fette Wiesen und fischreiche Seen, auch eine nicht unergiebige Jagd haben, welche zusammen die Genügsamkeit sehr leicht ernähren. Ein etwas ansehnlicher Bauer z. B. hält 30 bis 40 Kühe, 50 Ziegen, 100 bis 150 Schaafe und einige Pferde; ein kleiner Bauer oder Torpare hat auch 12 bis 15 Kühe, einige Pferde und 50 bis 70 Ziegen und Schaafe und mancherlei Nebengewerbe, wodurch er für die Abgaben und andere ausserordentliche Auslagen schon etwas nebenher verdienen kann.

Die Wiesen dieser Leute und ihre Auſsenweiden liegen weit zerstreut, sie sind aber, je näher den Fjäll und hohen Waldgebirgen, desto fetter, und kein Käse und keine Butter übertrifft an Fettigkeit und Würze die jemtländische. Zur Heuärndte zieht oft alles, Mann, Weib, Dienstvolk, oft ganze 8 bis 14 Tage, vom Hause in die Wälder und zu entlegenen Seen, oft 3 bis 5 Meilen weit, und sie nehmen alles, was sie in so langer Zeit bedürfen, mit. In manchen Kirchspielen ist es noch Sitte, daſs, so lange sie fort sind, Speise und Trank auf dem gedeckten Tische steht, so daſs der Fremdling, den ein Zufall oder Geschäft zu ihnen führt, doch Fleisch, alten Käse und Schinken findet. Die Häuser und Zimmer während der Abwesenheit zu verschlieſsen, fällt keinem ein. O heilige Treue! mögtest du doch ewig bleiben! — Das Heu behandeln sie musterhaft, werfen es sogleich, wie es geschlagen ist, zusammen und lassen es schwitzen, breiten es nur bei milder Sonne aus und schieben es vor dem Thau wieder zusammen. Wo es weit von den Wohnungen ist, wird es in Häſsjor gesetzt und im Winter heimgeführt. Dieser Sorge für das Heu, die in den nördlichen Provinzen ziemlich allgemein ist, schreibt man die gröſsere Kraft und den lebendigeren Muth ihrer Pferde zu, die durchaus rascher traben und länger aushalten als die südlicheren.

Nebst dem Heu, das sie freilich in Menge und von groſser Güte haben, muſs für den langen Winter, der 8 bis 9 Monate anhält, noch manches Andere zusammengesucht und gesammelt werden, um ihre Heerden, ihren gröſsten Reichthum, gesund und munter dem Frühling und Sommer zu überliefern. Auſser der bekannten Kieferrinde sammlet man hier die Blätter, Zweige und Rinden von mancherlei Bäumen. Wie oft habe ich mitten in groſsen Wäldern, durch welche ich fuhr, ganze Reihen aufgestapelten Birkenreisigs gesehen, das für das Winterfutter der Schaafe und Ziegen aufgestellt und aufgehängt war. Sonst brauchen sie auch die Rinden und Blätter des Sperberbaumes, (*sorbus aucuparia*), der Espe, Saal- und Korbweide; sie werden gesammelt und im Herbst eingefahren. Man macht Wasser warm und mischt Spreu, Nesseln und anderes Blätterwerk zu einem Brei zusammen, den die Kühe gierig fressen und wobei sie sich sehr wohl befinden.

Nichts soll aber mehr mästen und so viel Milch geben als die Rinde vom Sperberbaum. In den Verhandlungen der finnischen Haushaltungsgesellschaft wird die Viehwirthschaft Jemtlands sehr gerühmt. Es heiſst dort: „In Jemtland sammelt man alles mögliche Laub für den Winter ein. Rinde vom Sperberbaum, von Espen, Tannen und Fichten ist, mit Salz besprengt, eine sehr nahrhafte Speise für das Vieh, und wird ihm entweder frisch vorgelegt oder getrocknet und gemahlen in warmen Wasser zu einem Brei zusammengerührt. Daſs man Kälber sehr gut aufziehen kann mit einer Mischung von gekochtem Kieferreis und Milch, bezeugt eine allgemeine Erfahrung. Aus demselben Grunde rechnet man auch Wacholdersträuche unter die herrlichsten Nahrungsmittel des Viehs beim Futtermangel. Sie werden klein gehackt und gekocht und der Brei wird, sobald er abgekocht ist, mit ein wenig aufgestreutem Salz dem Vieh vorgegeben. Je mehr Beeren die Zweige haben, desto nährender sind sie. Vorzüglich hat man beim Futtermangel die Tannenzweige vorgeschlagen wegen ihrer dichten und saftigen

Tangeln und wegen des reichen Zuganges, den man in allen Provinzen zu ihnen hat. Man schneidet von den Tannen die langen niederhängenden Zweige mit ihren Zweiglein, nur daſs sie für das Vieh nicht zu dick seien zum Beiſsen. Diese giebt man dem Vieh mit Salzlauge und anderer bittern Lauge. Nach dem Bericht des Herrn Probst Wallenstén soll auch sein Rindvieh, bloſs mit Fichtenreisig gefüttert, ein Gedeihen gehabt haben, das nicht gröſser seyn kann, wenn sie in besserer Zeit zum Überfluſs mit Heu und Stroh gefüttert werden. Auch frischer Pferdedung ist brauchbar. Man streut ein wenig Mehl darauf, befeuchtet ihn mit Salzlauge und giebt ihn dem Rindvieh, das ihn begierig frisset. Mit Salz aller Art, Salzlake und vor allem mit einem Aufguſs von Menschenurin macht man dem Rindvieh schmackhaft, was es sonst nicht anrühren würde.“

Man bedient sich in Jemtland auch wohl des sogenannten weiſsen Mooses (*hvit mossa*) für das Vieh, und in Herjedalen, wo es sehr reichlich wächst, macht es beinahe ein Drittel des Winterfutters aus. Es ist von dunkelgrauer

Farbe, hat Wurzeln, die sich mit langen Ästen in Klüften und um Steine festsaugen und wächst zu der Höhe einer halben Elle. Man sammelt es auf folgende Weise. Im Herbst, wenn es geregnet hat und das Moos nicht sehr spröd ist, nimmt man eine Art Rechen mit eisernen Zähnen, hebt es bündelweise damit auf und legt es reihenweise in Haufen, damit es in 14 Tagen trockne; dann wird es wie Heu ordentlich in Haufen gesetzt, auch wohl unter einen Schuppen gebracht, weil es leicht dumpf und schimmligt wird, und im Winter fährt man es ein. Man hält es für ein besseres und nahrhafteres Futter als Sommerheu, und sogar Schweine und kleines Vieh füttert man damit, indem man es kocht und mit Rindenmehl mischt. Zwischen die Finger genommen und zerrieben, läſst es etwas Fettiges und Öligtes daran zurück, als hätte man Öl oder Talg angefaſst. Dieses weiſse Moos ist in Zeiten der Noth auch für Rene gutes Futter.

Zweimal im Jahr treibt man das Rindvieh nach verschiedenen Fäbodar, welche Sommer- und Herbstfäbodar heiſsen: im Frühling ungefür 8 oder 14 Tage vor Johannis, je nachdem das Jahr früher oder später mild wird, im Herbst, sobald die Heuärndte und Saatzeit vorbei ist. Gewöhnlich melkt man täglich zweimal, in einigen Kirchspielen dreimal bis Bartholomäi nach dem alten Sprichwort: När löfskogen lyser til by, skall boskapen mjölkas i tre. „Wann scheint zum Dorf das Laub im Hain, melke dreimal die Kühe dein."

Nur in Jahren der Noth bedient man sich hier und da einer Zumischung von Rinde zum Brode. Einige haben auch das isländische und weiſse Moos dazu vorgeschlagen, welche ausserordentlich viel Nährendes in sich enthalten; bis jetzt aber hat das Volk dazu noch nicht greifen wollen. Die meiste Nahrung der Jemten besteht auſser den vielen und trefflichen Fischen, wovon alle Seen und Ströme wimmeln, in Käse, Milch und den mancherlei Zubereitungen von Milch, die sie bis in den tiefsten Winter aufbewahren und wodurch sie den Ekel dieser Einerleiheit zu überwinden suchen. Auſser dem Mesost, wovon ich ein groſser Freund bin, macht man hier einen Käse, der

Grynost, Grütz- oder Graupenkäse, heiſst. Er wird auf folgende Weise bereitet. Ist der Lab in eine Kanne Milch gethan, daſs ihre verschiedenartigen Theile sich gesondert haben, dann wird die Milch so lange gekocht und gequirlt, bis man merkt, daſs sie fast ohne alles Flüssige ist; dann gieſst man drei Löffel süſsen Kern darauf, der wieder eingekocht wird, bis es sich setzt wie anderer Käse. Man thut ihn nun in ein anderes Gefäſs, daſs er sich abkühle, und er ist fertig. Dieser Käse ist gelb wie das Gelbe im Ei und sieht graupenartig aus. Ich habe seinen Geschmack vorzüglich gefunden, auch der Jemte weiſs, daſs er es ist und läſst den Käse nur als ein Ehrengericht auf seinem Tische paradiren. Bei Gelagen, Hochzeiten, Kindtaufen, Heubier (slotteröl) und andern Festlichkeiten wird er nur aufgesetzt.

Manche Gerichte bereitet man aus Milch, Molken, Buttermilch, mit etwas Mehl zu einem Brei gekocht. Am gebräuchlichsten unter ihnen das ganze Jahr ist das Missmör oder Käsebutter, wie wir es bei uns nennen; denn damit kömmt es am meisten überein. Davon hat man zwei

zwei Arten, süſses Miſsmör von Süſsmilchsmolken und saures von Sauermilchsmolken, woraus es gekocht wird. Es verdirbt nicht, und kann also das ganze Jahr durch gebraucht werden. Man isset es auf dem Brode, mit Wasser vermischt dient es zum gewöhnlichen Getränk statt des Biers, und mit Grütze gegessen ist es so gut als Milch. Im Sommer isset der Landmann meistens frische Milch, Käſe, frische Fische, geräuchertes Fleisch und Schinken, im Winter gesalzene Fische, Hering, sauren Strömming, Käse, Miſsmör, geräuchertes Fleisch und dicke saure Milch, die auf mancherlei Weise bereitet und appetitlich gemacht wird.

Auch der Ertrag der Jagd ist nicht unbedeutend, aber von den Vögeln und edlen Thieren, die der Jäger erlegt, kommt selten etwas auf seinen Tisch; sie werden meistens an die Aufkäufer und an die wenigen Honoratioren der Provinz verkauft. Man kennt die gewöhnlichen Waldvögel und den Handel, der mit ihnen getrieben wird, schon aus dem Vorigen; aber an den vielen Seen und Strömen giebt es eine Unendlichkeit von Enten und wilden Gänſen, ſo daſs einige Dörfer Monate lang allein von den eingesammelten Eiern leben können. In einigen Kirchspielen werden ſo viele geschossen, daſs sich die Bauern drei bis vier Federbetten davon sulegen können, die sonst in diesem hohen Norden allerdings eine Seltenheit sind.

Die Elenne, diese herrlichen Thiere, sind durch die ungebührlichen Jagden darauf in manchen Provinzen Schwedens ſast ausgerottet und sollen jetzt in Jemtland viel seltener seyn, als vor 30, 40 Jahren. Vagabunden aller Art, besonders die Waldlappen, verfolgen das edle Thier bei tiefem Schnee oft so hartnäckig mit Hunden und mit der Büchse, daſs es endlich ermattet und ihrem Schusse stehen muſs. Freilich ist das Schieſsen dieses Wildes verboten; indessen wer soll in den weiten Wäldern und menschenleeren Räumen die Aufsicht haben? Man fängt sie sonst mit einer Art Falle oder Gerüst, welches Elgled heiſst, auch wohl in Gruben. Indessen das verbotene Schieſsgewehr ist das gewöhnliche Mordinstrument geworden. Wilde Rene sind in diesem Striche Jemtlands selten und halten sich mehr in dem nördlichen Theile des Landes näher nach Westerbottns Lappmarken hin. Bären und Wölfe werden als Feinde erschlagen, Hasen, Eichhörner, Luchse, Vielfraſse müssen etwas Pelzwerk zu Hülfe geben; Biber und Ottern werden jetzt weit seltener gefangen, als vormals. Von allem diesem Wildpret und diesen wilden Thieren hat der Jemte doch oft noch ein Stück zum täglichen Gebrauch, und Pelzwerk muſs jährlich etwas zum Verkauf übrig seyn. Dieses, so wie die Häute seiner Rinder, Ziegen und Schaafe, bereitet er sich selbst auf das sauberste, und ist in der Gerberei und Pelzerei ein Meister, wie oben schon erwähnt ist. Das wäre eine sehr arme Familie, die nicht eine vollständige Garderobe von Rauchwerk für den Wintergebrauch hätte. So hat jedes Land und jedes Volkes Erfindsamkeit seinen Schutz und seine Hülfe in sich selbst.

Den 12. Julius. Nach langem Aufpacken und Satteln traten wir endlich die Rückreise an. Das Brautpaar und die übrigen Lappen begleiteten uns bis an den Enå und den See, und entlieſsen uns mit tausend Glückwünschen. Ich drückte vor allen meinem Ol Thomasson, dem muntersten und hübschesten aller Lappen, den ich lieb gewonnen hatte, die Hand, und nicht ohne Rührung ſchied ich von den harmlosen Menschen, mit welchen ich einige Tage vergnügt zusammen gelebt hatte. Wir schifften uns alle ein, und waren bald wieder in Wallarne, wo uns an den übrigen Stellen sogleich wieder aufgetragen und traktirt ward. Wie nett die Menschen hier wohnen! zwei, drei groſse nette Stuben mit mehreren Fenstern, einige Kammern und gewöhnlich noch ein Nebenhaus für das Gesinde; die Zimmer sind auch hier häufig mit Bildern, auch wohl mit Tapeten geziert, auch oft mit feinen weiſsen Laken statt der Teppiche behängt. Das Wetter war heute schön, und wir hatten auf dem See und bei unsrer immer noch ziemlich zahlreichen Reiterei mancherlei Scherz. In Ryeberg trennte die Gesellschaft sich, und ich ritt mit dem Länsman Huſs, unserm Freund, dem Bruksinspektor von Husså, und einigen Nämndemän voraus, weil der Komminister, der seine Sachen hier auf eine Kärra laden wollte, dazu über zwei Stunden Zeit gebrauchte. Wir sprachen zuerst in dem netten Sta an. Der alte Hausvater von Sta war nicht zu Hause, aber seine hübsche Schwiegertochter trug uns Wein und einen kleinen Zubiſs auf. Um 9 Uhr Abends waren wir in Dufvetull bei dem Inspektor; auch da ging es nach alter Weise, es ward weidlich getafelt und noch weidlicher gezecht, und wir muſsten es uns bis gegen die Mitternacht gefallen lassen. Da trabten wir weiter und jeder wollte heim — siehe da gebrauchte der ehrliche Nämndeman Jonas Jonasson seine Ueberredung, und lockte uns in seinen Hof in Bräcke nahe bei Åre. Als er uns hatte, war an kein Fortkommen zu denken, sogleich wurden die Betten gemacht und um 2 Uhr lag schon jeder in den Armen des Schlaſs.

Wir hatten uns die vorige Nacht mit den Lappen müde getanzt und jetzt müde und mürb geritten. Die Sonne stand hoch am Himmel, und es war 9 Uhr, als wir erwachten. Der brave Bauer traktirte und verpflegte uns auf das beste. Alles war nett und zierlich bei ihm, vier Zimmer austapezirt mit netten Öſen und groſsen Fenstern; jedes Zimmer hatte seinen Spiegel; Porzellan und Silberzeug fehlte nicht zur Zierde, noch gute blinkende Pokale. Über alles aber lieb und gut war seine Frau, das Bild einer netten, freundlichen und ſchlichten Hausmutter; doch gingen dieſes zierlichen und wohlhabenden Bauern beide Söhne, ein paar Burſchen zwiſchen 17 und 20 Jahren, baarfuſs mit den übrigen Leuten auf die Heuärndte aus. Es ist unbeschreiblich, welch ein ſüſses Gefühl es ist, wenn man die Menschen in dem stillen Gesetz ihres mäſsigen Lebens so verständig gehalten sieht. Sollte es nicht für einen jeden eine solche Schranke geben? und warum finden wir sie so selten? oder vielmehr — warum suchen wir sie nie? Es ist doch bei der unstäten Freiheit nichts als Anarchie des Gemüthes und stete Sorge zu gewinnen. — Wir ritten gegen Mittag von Bräcke ab, und kamen in groſser Hitze um 2 Uhr in Undersåker an, wo endlich die letzte Trennung der wenigen übrig gebliebenen Reiter erfolgte. Ich nahm wieder Quartier im Predigerhause, wo der Rest des Tages mit mancherlei Erzählungen und Geſprächen hinfloh.

Den folgenden Nachmittag machte ich zuerst meine Sachen und mich selbst zur Abreise fertig, und zum allmäligen Zurückziehen nach dem Süden; dann wurden noch einige liebe Menschen beſucht, der Länsman, der nahe bei Undersåker, und der brave Festin, der eine Viertelmeile davon wohnt. Welche Aufnahme! und wie suchten sie mich Fremdling zu erquikken und zu unterhalten! Könnte ich euch je vergessen, gute, unverdorbene Menschen, ich wäre unwürdig, in euren paradiesischen Thälern gewandelt zu haben.

Ernst Moritz Arndt's

Reise durch Schweden

im Jahr 1804.

Vierter Theil.

Veritatem profiteri, errorem confiteri.

Berlin,
bei G. A. Lange,
1806.

16 21/12

ezervných fondov
e [illegible] slovenskej
pre antikvariát

Den 14. Jul. Reise von Undersåker nach Oviken, 9¼ Meilen. Stationen: Von Undersåker bis Upland, 2¼ M. — U. bis Mattmarby 1¾ M. — M. bis Byom 3 M. — B. bis Oviken 2¼ Meil.

Weil es während des Tages sehr heiſs war, so hatte ich mir die Nacht zur Reise nach Oviken ausersehen, und fuhr um 8 Uhr Abends ab. Es war ein wunderschöner Abend, nur die Mücken peinigten mich etwas in dieſer wasserreichen Gegend, doch war das Kinderspiel gegen alles, was ich von ihrer furchtbaren Oberherrlichkeit über den majestätischen Menschen noch lernen sollte. Der Anfang dieses schon bekannten Weges bis an Jerpeschanze und den Sund ist sehr schön. Im Abendglanze wie lustig lag der See Liden mit seinen Inseln und Waldspitzen da! auch mein liebes und gastliches Nordhallen sah ich mit froher Erinnerung wieder. Nachher bis Upland geht der Weg hökkerig durch Hügelwald, man fährt eine Kupfergarmacherei am Strom vorbei und hat das erste Håll.

Von Upland bis Mattmarby hat man anfangs noch den alten Weg, dann geht ein sehr guter Weg rechter Hand abwärts meist durch Wald, wo ma[illegible] Fäbodar und abgerindete Kiefern sieht. D[illegible]nd ist eben, vor Mattmar wird es fruchtbar und besser bebaut. Es ist ein warmer Kalk- und Märgelboden. Mir war es auffallend, wie hier die Vegetation des Korns und der Ährenschuſs auf so wenige Meilen so viel weiter vorgerückt war, als um Undersåker und Kall. Auch Hanf und Kartoffeln fand ich viel und im freudigsten Wuchse.

Von Mattmar bis Byom hatte ich ein langes Håll von drei schwedischen Meilen. Bis Helgesund, einem Sack des Storsjö, wo die Ströme und Seen von Kall und Undersåker kommen sich auszugieſsen, hat man dieselbe flache und wohl bebaute Gegend. Ich sagte oben schon, daſs alles Land zunächst um den Storsjö das ebenste und fruchtbarste der ganzen Provinz sei. Um die Fähre und an dem Storsjö hin ist es wunderlieblich. Ich fuhr dort in der schönsten Zeit des Morgens, wo Morgenroth und Sonnenaufgang mit einander kämpfen, die alten Inseln, Fröśön und Andersön, kamen mir näher, der See lag mit seinen Spiegeln da, Ovikens Fjäll mit dem Schnee blitzte in des Morgens Rosengluth. Ich hatte einen lustigen Skjutsbonde, der viel von den Geheimnissen der Waldgeister wuſste, und bei dem Morgenruf des Kukuks auch von diesem Propheten Manches erzählen konnte, dessen Ansehen hier nicht geringer ist, als im teutschen Vaterlande. Er ist auch hier für die lustigen Mägdlein der Hochzeitprophet. Sie fragen ihn, wann er seinen Schnabel aufthut und ruft:

Gök, Gök, sitt på quist,
Säg mig viſst,
Hur många år
Jag ogift går.

d. h. Kukuk, Kukuk, sitz auf dem Zweig,

Sage mir gewiſs,
Wie manche Jahre
Ich unverheirathet gehe.

Die Schelminnen aber haben sich dabei eine Regel gemacht, welche schlau genug ist. Damit er sie nemlich durch das Abrufen zu vieler Jahre nicht in zu groſse Angst setze, so haben sie zehen Jahre als die höchste Zahl gesetzt, die er rufen darf. Ruft er öfter als zehnmal, so sprechen sie, er sitze auf einem närrischen Zweige (på galen quist) und achten seiner Prophezeihungen nicht. — Auch auf die Himmelsgegend soll viel ankommen, aus welcher man den Kukuk zuerst hört; daher soll man genau Acht geben im Frühling. Hört man ihn von Norden, so bekommt man das Jahr Trauer, vom Westen und Osten bedeutet sein Ruf Glück, und von Süden her ist er der Butterausrufer, wie mein Skjutsbonde mir in einem Reimlein sagte:

Östergök är tröstegök,
Westergök är bästa gök,
Norrgök är sorggök,
Sörgök är smörgök.

d. h. Ostkukuk ist Trostkukuk,
Westkukuk ist best Kukuk,
Nordkukuk ist Trauerkukuk,
Südkukuk ist Butterkukuk.

Eine Anwendung machte mein Skjutsbonde über das Schreien und Prophezeihen der Vögel, die ächt populär war, und manche Anhänger gewinnen mögte. Er sagte, wenn einer des Morgens mit nüchternem Magen ausgeht und hört die Stimme des Kukuks, der Krähe, des Spechts, so können sie ihn bethören und äffen; deswegen soll man sich einen tüchtigen Vogelsup nehmen, ehe man ausgeht, damit einem solches nicht widerfahre. In solchem Geschwätz fuhr ich auf ebenem Waldwege, der zuweilen nette Gütchen und schöne Felder zeigte, längs dem See hin bis Hallen, und hatte gleich hinter Hallens Kirche mein Häll.

In Byom schlief ich ein Stündchen, bis das Pferd kam. Bald fuhr ich durch das nette Kirchdörfchen Marieby, das äuſserst romantisch am Storsjö liegt. Hier in einer Wiesenau und einem Birkenwäldchen ist am Wege ein berühmter Gesundbrunnen, der sehr eisenhaltig ist, und alle Sommer von vielen aus der Provinz benutzt wird. Bei Lähmungen, schwachen Nerven und melancholischen Hypochondristen soll er Wunder thun. In der Brunnenzeit wird hier auch gepredigt. Es war heute Sonntag, und schon waren mehrere fromme Kirchgänger, die der Hitze in der Frühe voraus gegangen waren, in dem groſsen Tempel des Herrn versammelt; sie saſsen auf Baumstämmen umher, lagen im Schatten der Bäume, einige hatten auch am Ufer des Sees, wo unter freiem Himmel gepredigt wird, kleine Feuer angezündet, und schienen etwas zu kochen; andere spazierten im Schatten der duftenden Birken herum. Je näher man von hier Oviken kömmt, desto gröſser und bebauter werden die Felder. Ich war um 9 Uhr an der Stelle, und der biedere Greis Behm nahm mich freundlich auf. Schon vor 14 Tagen hatte er mich auf Frösön eingeladen, ihn bei meiner Rückreise aus Jemtland nicht zu versäumen.

Das Erste war, mich umzukleiden, das Zweite, ein gutes Frühstück einzunehmen, das Dritte, mich mit einigen Damen zu komplimentiren, die ich auf Frösön gesehen hatte, das Vierte, in die Kirche zu gehen. Diese Kirche war neu und stattlich, wie die Mutterkirchen selbst im äuſsersten Norden sind, groſs und prächtig wie die Kirchen in unsern mittelmäſsigen Städten. Sie war gedrängt voll von Menschen, und ich hatte meine Lust, die verschiedenen Physiognomien zu betrachten. Das jemtische Glatte und Weiche der Züge, so wie ihre Freundlichkeit und Klarheit in den Augen ist hier beinahe verschwunden, was auch Schuld daran seyn mag. Sollten diese Pastorate hier an der Gränze vielleicht von Helsingland aus, also von einem andern Volksstamm besetzt worden seyn? Die Menschen sind ernsthafter und vierschrötiger, als die gewöhnlichen Jemten, aber nicht so hoch; unter den Weibern, die immer für eine Provinz das Schönheitsmaaſs geben, sah ich wenig hübsche Gesichter. Das Volk hat hier eine eigne Tracht. Sie brauchen meist Dunkelgrau mit blauen Aufschlägen und Kragen; die Frauen haben die gewöhnliche Tracht, doch brauchen sie kleine Häubchen in den Mützen, und die meisten hatten stattlich zwei Tücher, ein weiſses leinenes und ein seidenes um den Hals geschlagen. Überall verrieth der Luxus und die Zierlichkeit in der Kleidung viel Wohlstand, welchen diese Gegend auch wirklich genieſsen soll.

Auch hier war ich ein paar schöne Tage und hätte lange hier bleiben mögen, wenn meine Zeit lang gewesen wäre. Welche freundliche, liebenswürdige und gebildete Menschen! Der Probst Behm ist ein frischer 75jähriger Greis, der aber im grünen Alter noch rüstig und munter einhertritt, immer thätig und immer freundlich, ein gelehrter, sehr gebildeter Mann. In ihm sah ich den ächten Geistlichen, das patriarchalische Verhältniſs, worin ein solcher Mann, um dessen graues Haupt Würde und Biederkeit einen Kranz flechten, zu seiner Gemeinde steht. Er ist im ersten höchsten Sinne ihr Priester, Vater, Richter und Arzt, und in allen löblichen Dingen zugleich ihr Beispiel und ihr Lehrer. Dies alles hatte ich Zeit mit anzusehen. Auch nennt man in ganz Jemtland den Namen Behm mit Verehrung, ja sie nennen ihn wohl bloſs Vater Behm, ein Wort, das an einem Greise das Würdigste ausspricht; denn wer mögte einen schlechten und egoistischen Alten Vater nennen?

Wahrlich ich lernte eine hohe Menschennatur in diesem Greise ehren. Solche Treue, solche ewig gleiche Heiterkeit des Gemüthes habe ich in den Jahren, worin er jetzt steht, nie gefunden. Dem Bilde des Vaters gleich waren die Kinder und Kindeskinder. Sein einziger Sohn, Häradshöfding in einem Distrikt des Landes, wohnt bei ihm, ein fröhlicher, freundlicher Mann, der ein holdes und liebenswürdiges Weib in des Vaters Haus geführt hat; zwei muntre Knaben von 5 und 3 Jahren hüpften umher.

War im Herzen und im Hause dieser wakkern Menschen alles gut und schön, so war es drauſsen nicht weniger. Es ist eine lustige Natur umher, ein fruchtbarer Boden, die reichsten und üppigsten Wiesen und die reizendsten Aussichten in der Nähe und Ferne. Die Abende war unser Spaziergang immer nach einem schönen Brunnen im Birkenwäldchen, wo wir saſsen und traulich schwatzten. Hier ward ich den ersten Abend zum letzten Mal durch die heitre Nacht betrogen. Nach dem späten Abendessen spazierte ich mit dem ältesten Knaben allein aus, und verirrte mich so in der Zeit, durch die Helle betrogen, daſs ich halb Ein Uhr mit dem Kinde zurückkam. Alles war zu Bett, die liebenswürdige Mutter saſs auf der Bank vor der Hausthüre, nicht ganz ohne Sorge, was aus uns geworden sei. Sie fragte mit Verwunderung, wohin ich den Knaben entführt habe? Ich schob alles auf die schwedische Nacht, sie schalt freundlich und jeder ging in sein Haus.

Aber es ist drauſsen nicht bloſs schön durch die Natur, sondern auch durch die Menschen, vorzüglich durch einen guten und braven Menschen, den alten Behm. Er empfing ein verfallenes Pastorat mit groſsem Umfang von Äckern, Wiesen und Wald, aber alles in der gröſsten Unordnung. In einer Zeit von 25 Jahren hat er alles umgeschaffen, aus Wiesen Acker gemacht, Sümpfe abgegraben, Wiesen von Hügeln und Gestripp gereinigt, eine neue Methode und einen neuen Geist des Ackerbaues für das ganze Kirchspiel eingeführt, wodurch er der gröſste Wohlthäter desselben geworden ist; denn allmälig haben die Bauern nachgeahmt und Wohlstand, das Kind der Ordnung und des Fleiſses, ist die Frucht dieser Nachahmung geworden. Oviken ist jetzt wohl dasjenige Pastorat, welches den besten Ackerbau in Jemtland hat und selbst in mittelmäſsigen Jahren Korn verkaufen kann. Rocken, Erbsen, Gerste, selbst etwas Weitzen wachsen hier sehr gut und der Flachs- und Hanfbau wird fast mit helsingischem Eifer betrieben, so wie man in allen Häusern, bei Standespersonen und Bauern, das Spinnen und Weben im schönsten Gange sieht.

Der Probst hat zuerst gezeigt, daſs selbst hier die künstlichen Futterkräuter gehen, und er säet fleiſsig und mit Vortheil Klee. Die Wiesenwirthschaft hat vorzüglich durch ihn eine ganz andre Gestalt bekommen, weil er angefangen hat die abgestandenen Wiesen häufig aufzunehmen, mit Korn zu besäen und dann nach ein paar Saaten wieder zu Gras zu legen. Solche Mühe lohnt sich und ich habe hier in ganz Jemtland die gewaltigste Vegetation in Gras und Korn gesehen. Er hatte ein Gerstenfeld von 12 Tonnen Aussaat, von welchem er sich mit Sicherheit das 15te Korn verspricht. Schon — sollte man es glauben? — begann die Gerste zu gelben, er hofft sie gegen den 25. Jul. zu mähen. So schnell geht durch die langen Tage jetzt alles. Schon war er mit der vollen Rokkensaat beschäftigt, also vor der Ärndte. Man muſs hier so eilen, damit die junge Saat Wurzeln schlagen und sich in dem Boden befestigen kann. Es kann geschehen, daſs den 20ſten, 24ſten August auf allen Feldern Schnee liegt, eine Zeit, wo wir in Nordteutschland gewöhnlich mitten in unsrer Kornärndte sind. Alles Heu wird hier sogleich auf Häſsjor gehängt und sobald es fertig ist eingefahren, versteht sich das nicht zu entfernte. — Auch hier giebt es Fäboställen, die 5, 6 Meilen von der Kirche liegen. Die besten und fettesten sind unter Ovikens Fjäll und im Schneegebirge, das unter dem Namen Hundshögar (Hundshöhen) bekannt ist und an Herjedalens Gränze stöſst. Fettere Milch und würzigere Butter habe ich nie gegessen, als die in jenen Thälern und auf jenen

Alpen gezeugt wird. Besonders berühmt zwischen jenen Alpen ist Lekardal hart unter den Hundshögar; da gewinnt man die beste und theuerste Butter im Lande. Auch ist dort, so wie allgemein bei Oviksfjäll, ein auſserordentlich üppiger und kräuter- und blumenreicher Graswuchs, welcher der Milch jene vorzügliche Güte giebt. Der Alte nannte das Thal scherzend das Thal Saron von Oviken, wo Milch und Honig flieſse.

Den 17. Jul. Reise von Oviken bis Åsarna, 4½ Meilen. Stationen: Von Oviken bis Mysjö 1¼ M. — M. bis Berg, 1¼ M. — B. bis Åsarna, 2 Meilen.

Ich verlieſs gegen 10 Uhr Vormittags diese schöne Stelle, drückte Vater Behm gerührt die Hände und rollte in groſser Hitze auf dem stäubenden Wege fort. In Berg sollte ich heute bei dem Herrn Pastor Åström zu Mittag seyn, den ich in Undersåker und hier in Oviken kennen gelernt hatte. Der Weg bis Mysjö, dem ersten Häll, läuft längs dem Sack des Storsjö hin, der bis hinter Berg ins Land geht. Das Land ist zu beiden Seiten mit Dörfern und kleinen Wirthschaften wie besäet, welche weit besser bebaut sind, als man dies in Jemtland zu sehen gewohnt ist. Die Gegend ist flach mit kleinen Hügeln und die zierlichen Wohnungen und Dörfer verkündigen Wohlstand. — Die 5/4 Meilen von Mysjö bis Berg haben auch Fläche, doch ist hie und da Wald und alles mehr eingeengt und weniger bebaut. Endlich streicht der Weg hart am See und am groſsen Hofverberg hin, der zwischen Berg und der Seeseite seine Riesenschultern erhebt; mich brannte er nur durch die von ihm zurückprallende Sonne. Auch bei Berg ist guter Boden und wohlbebautes Land. Ich erkletterte den Hofverberg und machte mir eine der schönsten Aussichten, die ich in meinem Leben genossen, besonders als die Donnerwolken und die Blitze die ganze Gegend mannigfaltig zu verdunkeln und zu erleuchten anfingen. Dieses Donnerwetter und mein freundlicher Wirth hielten mich bis gegen Abend hier auf. Länger konnte ich nicht warten, obgleich er mir rieth, eine Nacht recht bei ihm auszuschlafen, um die Strapazen, die mich von Berg bis Helsingland erwarteten, desto leichter zu tragen. Ich hatte schon vieles von den Schrecken des Weges gehört, den ich jetzt passiren sollte, aber wer von Graninge bis Stugun durchgebrochen war, dem konnte diese Fahrt nicht fürchterlich dünken.

Sobald es also ausgedonnert hatte und die Tageshitze vorüber war, lieſs ich anspannen und fuhr um 8 Uhr Abends ab. Ich hatte von Berg bis Åsarna 2 Meilen. Der ganze Weg von Berg bis dahin ist nichts als Wald und steile Backar, so steile, daſs ich aussteigen und dem Pferde zuweilen mit schieben helfen muſste. Es regnete anfangs, aber die Luft war schwül und hier sollte ich zuerst Mückenplage kennen lernen. Ich hatte bisher noch nicht gewuſst, daſs solche Thierchen so fürchterlich seyn könnten. Sie machten mich wirklich halb toll und verzweifelt; denn es war unmöglich mich vor ihrer Kleinheit zu retten. Meine Hände waren in ewiger Bewegung, doch ward ich auf dem ganzen Gesichte zerstochen, ja unter das Hemd der Rockärmel bis an die Schultern hinauf wuſsten sie den Weg zu finden. Gern hätte ich mir diesen Abend eine alte Allongenperucke gewünscht, welche die Hälfte der Stirn, die Wangen und Ohren bedeckt hätte. Sie verdarben mir wirklich die Schönheit des Abends. Man hatte mich allein vor dem scheuſslichen Steinweg, nicht aber vor ihnen gewarnt. Um Mitternacht war ich in Åsarna, legte mich zwei Stunden schlafen oder that vielmehr so, denn die feindliche Mückenmusik, die mich auch hier umtönte, hielt mich wach.

Den 18. Jul. Reise von Åsarna bis Öfver Hodal, 5¾ Meilen. Stationen: Von Åsarna bis Böle, 2½ M. — B. Öfver Hodal 3¼ Meilen.

Um 2 Uhr Morgens stand ich von meinem musikalischen Lager auf und fuhr weiter. Die Gegend und ihr äuſseres Bild waren ganz wie vorher, nur noch wilder und menschenleerer. Die Backar sind nicht mehr so steil, doch mehr mit Steinen besäet, und die Bäche und Sümpfe, die Erzeuger des kleinen fatalen Ungeziefers, werden immer häufiger. Kein Mensch, kein Thier erschien auf dem Wege. Es ist hier die Wohnung der Elenne und Bären; nur verbrannter Wald, abgeschälte Bäume und einzelne Fäbodar sagten, daſs in dieser Wildniſs auch Menschen zuweilen ihr Wesen treiben. Nicht weit von Åsarna fuhr ich über die Ljungaelf, die nachher unter dem Namen Njurundaelf Medelpad in zwei Hälften schneidet und ins bottnische Meer fällt. Hier braust sie in mehreren Fällen in der öden Wildniſs furchtbar über Felsen und Steine hin. Mit der Sonne ward auch meine Mückenpein wieder lebendig, der Steinplage nicht zu gedenken, die immer dichter ausgestreut ward und mich zwang auszusteigen und neben dem Wagen her zu spazieren. So arbeiteten wir uns kümmerlich durch und waren erst um 8 Uhr in dem kleinen Böle, das hoch im Walde liegt und wegen der vielen groſsen Steine fast unzugänglich war. Hier war das Pferd weit her aus dem Walde zu hohlen und ich warf mich ein paar Stunden auf der Flur auf frischgeschlagenes Gras hin, konnte aber wegen der Hitze nicht schlafen. Das Pferd kam, ich hielt mein Frühstück in frischer Milch und fuhr um 11 Uhr ab.

Die Station von Böle bis Öfver Hodal in Helsingland ist 3¼ Meilen lang. Wer Reiseplagen und Beschwerden kennen lernen will, dem empfehle ich diese Fahrt unter gleichen Umständen mit mir zu machen. Ich hatte mich etwas darauf geschickt, wenigstens auf den schlechtesten Weg, der in Schweden immer ist, wo zwei Provinzen ihre Gränze haben. Daſs ich keinem Menschen begegnete und in keinem Tagebuche einen Reisenden gezeichnet fand, war Beweis genug für ihn. Immer indessen könnte dieser Weg mit etwas Mühe und ohne groſse Kosten bequemer und fahrbarer werden. Die groſsen Steine, die ihn so eng und so halsbrechend machen, liegen nur etwa in der Strecke einer halben Meile und an einigen Stellen ist selbst über und durch sie der Weg schon ziemlich gebahnt, ein Weg, der für die Kommunikation von drei Provinzen, Jemtland, Helsingland und Herjedalen, so äuſserst wichtig und mit schweren Lasten und breiten Wagen fast gar nicht zu passiren ist. Übrigens ist diese Gegend gar nicht gebirgigt, sondern die hohen Berge laufen mehr zur Seite hin und wir fuhren einen niedrigeren Weg, meistens in der Richtung und oft an und über einzelne Einflüsse des Svartbäcke, den wir nachher in Öfver

Hodal wieder fanden. Aber auch dieser ebnere Weg hatte seine Plage, theils daſs er schlecht war, theils daſs das Ungeziefer mich grade da am ärgsten peinigte, wo er am besten war. Eine Menge stehender Sümpfe und Moräste, kleine Seen und der unendliche Wald hatten einen unendlichen Reichthum von Mücken und diese bissen mir Nacken und Ohren, blutig, was ich oft geschehen lassen muſste, weil meine Hände genug mit den Zügeln zu thun hatten, um das Pferd und Fuhrwerk vor dem Überstürzen und Scheitern zwischen den Klippen zu bewahren und sie auf dem engen Wege den groſsen Steinen sicher vorbei zu lenken. Ging der Weg höher und ward es sonnenscheiniger, so waren Bremsen und Fliegen an der Mücken Stelle und die Sonne brannte schrecklich, desto schrecklicher, weil die Menschen in dieser flachen und eines guten Anbaus zu Feldern und Wiesen fähigen Gegend nichts gethan haben, als den Wald an dem Wege abhauen und verbrennen, so daſs ich die glühenden Strahlen recht aus der ersten Hand hatte. Wahrlich das Ren, das vor dem Ungeziefer des Sommers auf die Schneebänke der Fjäll sich flüchtet, kann nicht banger seyn vor dem Kurbma, als ich vor dem heransumsenden Mückengetön war. Wie viele tausend dieser kleinen Verdrüsse auch unter meinen Schlägen starben, doch muſste ich mein Blut hergeben. Endlich mit der stärksten Hitze ward der Weg immer steinreicher, so daſs es langsamer ging, und mit dem Schluſs der Provinz erschien auch die lang gedrohte Steinviertelmeile. Diese *Ilias malorum* kann ich nicht beschreiben. Zwei volle Stunden arbeitete ich darauf und riskirte mehr als einmal Wagen und Pferd auf meinem Nacken und mich und alle meine Knochen an den Steinen zermalmt zu sehen; alle Augenblicke saſs der Wagen fest und ich und der Skjutsbonde hatten abzuladen und zu heben, um uns nur ein hundert Schritt weiter zu helfen. Dazu ward das Pferd oft stätisch und rebellisch, welchem nebst dem tollen Wege auch die Bremsen zusetzten. Doch kamen wir endlich hindurch. Welche Freude, als ich Helsinglands Boden begrüſste, Häuser und Felder erblickte und wieder auf einem menschlichen Wege war! Hungrig und durstig fuhr ich Nachmittags um 6 Uhr in Öfver Hodal ein.

Nach langem Fragen kam ich zu der Stelle, deren Granne heute das einzige Hällpferd, das für diesen Weg angeschlagen ist, haben sollte; aber statt aller Menschen traf ich eine alte Groſsmutter und ein vierjähriges Kind. Statt aller Antwort auf meine Fragen erfuhr ich von der halb kindischen Alten, daſs sie 85 Jahre alt sei und mir unmöglich ein Pferd verschaffen könne; weiter war ihr auch nichts abzulocken. Ich ging zu andern Stellen, aber allenthalben nur graue Mütter und kleine Kinder; die rüstige Mannschaft des ganzen Dorfes war weit weg und in die fernen Wälder auf die Heuärndte gezogen. So verlor ich zwei Stunden mit bloſsem Umhergehen, noch war gar nicht abzusehen, wie ich ein Pferd bekommen sollte; denn so viel lernte ich bald, daſs die meisten Pferde über eine Meile vom Dorfe im Walde seien, manche hatten sie auch mit auf ihre Slotter (so nennt man hier die Wiesen) genommen. Zuletzt fand ich glücklich einen Mann, nemlich den Küster, und unterhandelte lange mit ihm um ein Pferd; endlich erbot er sich, lieſs mich aber merken, daſs es wohl Mitternacht werden könne, ehe ich von dannen komme. Da schickte er sich zu gehen; aber ich war hungrig und hielt ihn selbst zurück. Er muſste mir erst ein Gericht Fisch kochen und frische Milch aufsetzen; denn wie sollte ich selbst ,wenn etwas im Hause gewesen wäre, von meiner 85jährigen es los machen? Der Küster ging darauf seinen Weg und ich meinen. Als ich zurückkam zu meiner Alten, legte sie das Kind ins Bett und betete den Abendsegen darüber; dies und meine Geduldübung war das Einzige, was mich hier erbauen konnte. Es ward Abend, in den Stuben war es vor Hitze und dumpfer Luft gar nicht auszuhalten, drauſsen wimmerten die Mücken ihre traurige Musik. Ich machte bis eilf Uhr einen Spaziergang, dann wickelte ich mich dicht in meinen Mantel und warf mich auf dem Hofe ins Gras und die Trauermusik des feindlichen Geflügels lullte mich endlich ein. Ich schlief gut, denn als das Pferd kam und mich mit seinen Hufen weckte, war es lichter rother Morgen und halb zwei Uhr.

Den 19. Jul. Reise von Öſver Hodal bis Järſsö, 11½ Meilen. Stationen: Öſver Hodal bis Ytter Hodal, 1½ M. — Y. H. bis Kårböle, 3¼ M. — K. bis Färila, 4 M. — F. bis Järſsö, 2½ Meilen.

Die Mücken wurden mit dem Tage wieder schlimm, doch haben sie hier schon viel von ihrem Grimm verloren. Man merkt schon, daſs das Land nicht mehr bloſs Sumpf und Wald ist und daſs der Mensch der Bestien und Bestiolen wilde Herrschaft eingeschränkt hat. Um Öſver Hodal sind Felder und Wiesen recht fleiſsig angebaut. Der Weg ist schlecht und geht durch Wald und über steinigte Backar. Doch war der Morgen schön und in seiner frischesten Jugend zeigte er vor uns das liebliche Ytter Hodal, wo ich um halb fünf Uhr ankam und wieder anderthalb Stunden warten muſste auf das Hållpferd: so unordentlich ist man in diesen wenig bereisten Gegenden.

Man kann sich kaum eine niedlichere Gegend der Fläche denken, als dieses Dorf und die nächste halbe Meile. Das groſse Dorf und seine neue Kirche liegen lustig an einem See, die ganze Sandgegend ist bebaut, die Wiesen und Felder stehen im üppigsten Wuchse. Die vielen Hopfenpflanzungen, der Hanf, das schöne Korn verkündigen des Helsingers Fleiſs. Wegen des langen Häll und der Hitze ging unsre Fahrt nur langsam. Auf dem ersten Drittel des Weges hat man mehrere Dörfchen und fährt über die Ljusnaelf. Darauf ist fast nichts als Wald. Der Weg, der besser wird, läuft nahe am Strom hin und ist eben, hie und da mit kleinen unbedeutenden Hügeln. Kårböle mit seiner Kapelle und guten Feldern liegt mitten im Walde. Ich erfrischte mich durch ein Bad, weil ich mich nicht anders erfrischen konnte; Milch war kein Tropfen da. Das Glück beschied mir aber sogleich im Walde eine Stelle, die wie ein ausgebreitetes Scharlachtuch von Erdbeeren geröthet war. Da glaubte ich für mich gedeckt und hielt eine halbe Stunde Tafel.

Von Kärböle bis Färila sind 4 Meilen, das nenne ich mir ein Häll. Freilich sollte zu Hafrå, einer Stelle im Walde, Wechsel (ombyte) seyn, aber da waren weder Menschen noch Pferde. Auf diese Weise muſste Ein Pferd alles leisten, und es that es brav. Der ganze Weg bis ½ Meilen vor Färila ist nichts als Wald, einzelne kleine Flecke ausgenommen, und läuft auf sandigem Boden nahe am Strom hin, der hie und da mit ganz hübschen Ansichten erschien. Die Hitze des Tages war glühend, und es war ein ganz wunderbares, ich glaube wirklich ein höllisches Vorgefühl der Verdammniſs, als ich aus der Ferne die braunen Svedjerauchwolken emporwirbeln sah. Ich sah hier im Walde viele Häſsjor mit Baumreisig und Laub behängt. Die Birken hatten am meisten herhalten müssen. Wie man aber wirthschaftet! grade wie der Narr, der, um die Äpfel zu bekommen, den Baum abhaut — die abgehauenen Bäume lagen kahl umher. Könnte man nicht Leitern anbringen und hinaufsteigen, und so die kleineren Zweige abhauen? — Hier im Walde war auch die Menge Menschen auf der Heuärndte und durch sie ward ich mit Slotteröl, stark Bier, das für die Heuärndte gebraut wird, erquickt, was ich im öden Walde sonst schwerlich gefunden hätte. Kaum war ich aus dem Walde heraus, so lag Helsinglands

Industrie herrlich vor mir, und das letzte Viertel dieser langen Station sah ich trefflichen Ackerbau und gutes Korn auf dem leichten Boden. Hier beginnt schon die helsingische Cirkulation mit Wiesen und Kornbau, neu aufgerissene Wiesen und einzelne Urbarmachungen zeigen sich. Der Graswuchs ist auſserordentlich, Brache sieht man wenig, desto mehr groſse Flachs- und Hanffelder. Es geht doch nichts über die Freude, die der Mensch am Menschen und an seinem Fleiſs und Wohlstand haben kann. Sollte nicht auch uns unbekannt allem Gefühl für das Schöne so etwas vom Guten und Nützlichen unterliegen? Fast kommt es mir so vor.

So fuhr ich aufwärts nach Lillbyn i Färila, wo das Häll war. Ein Kranz von Dörfern liegt rund umher zu beiden Seiten des Stroms, die Kirche steht hoch auf einem Hügel, die fettesten Wiesen laufen an der herrlichen Ljusnaelf hin, und ein wunderschönes Hügelland zeigt sich in östlicher Ferne. Wie freuten mich die vielen Menschenwohnungen, mich, der eben aus einer Wüste kam! Auch hier ist wenig

Brache, und an manchen Stellen ist bis an die Berge hinan alles bebaut, und auf den Wiesen sind groſse Strecken für den Flachsbau ausgerissen, dessen fleiſsigeren Bau die Webstühle verkündigen, die man in allen Häusern sieht.

Die drittehalb Meilen von Färila bis Järſsö legte ich munter zurück. Um 5 Uhr fuhr ich ab, und hatte warmen Abendsonnenschein und eine paradiesische Gegend. So reist sichs gut. Mein Skjutsbonde war stumm. Des Ångermannen Ungestüm und des Jemten Leichtigkeit ist in Helsingland hin. Es sind ernste, tüchtige und fleiſsige Bauern, aber keine angenehme Gesellschafter. Die Elf macht hier einen weiten Bogen und der Weg läuft abwärts von ihr, und erst bei Järſsö hohlt man sie wieder ein. Der Weg selbst geht über einen hügligten und waldigen Bergrücken. Links und rechts sind höhere Berge in der Ferne, aber zu beiden Seiten hat er ein abhängiges Thal mit hellen Teichen, Seen und Bächen und mit unzähligen Dörfern bedeckt. Wiesen und Felder sieht man tüchtig bebaut, und die linke Seite ist unbeschreiblich schön. Die Hopfenpflanzungen und der Flachsbau werden immer häufiger. Man sieht viele nette und schöne Häuser, oft zwei, drei auf einem Hemman, zum Theil mit zwei Stock und nach vornehmen Leuten aussehend. Hier hat man auch das alte Johannisfest gefeiert, wie die Menge der neu aufgerichteten Maistangen sagte. In manchen Dörfern sind sie gleich einer Triumphpforte über dem Wege errichtet, doch anders als in Dalarne. Zwei hohe Stangen stehen etwa 12 Fuſs von einander, roth gefärbt und mit Laub und Blumen umwunden, oben durch mancherlei fröhliches Geflecht und durch Guirlanden zusammengefügt, an welchen ein dicker mächtiger Kranz herabhängt. Einige tragen Fahnen auf der Spitze, alles mit Blumengeflecht, auf den andern paradirt ein Hahn und eine Henne, auch wohl eine Gans. Ie näher ich Järſsö kam mit der sinkenden Sonne, desto lieblicher ward die Gegend. Man kömmt dem Strom wieder näher, diesseits hört der Bergrücken auf, und höheres Gebirg hängt dafür über dem Kopf. Der Strom schwimmt in seiner vollen Herrlichkeit unter den Füſsen, und das lustigste Amphitheater von Dörfern breitet sich jenseits in weiter Fläche aus. Ich rollte über die Pfarrinsel, ruderte von da über den Strom und nahm im jenseitigen Dörfchen Stene mein Quartier, wo ich meinen von zwei Nachtwachen und zwei heiſsen Tagen ermatteten und mürben Leib zur Ruhe legte.

Ich stand den folgenden Morgen früh um 4 Uhr auf, und labte mein Herz an dem Genuſs des schönen Morgens und der wunderschönen Umgebungen von Järſsö. Gegen 8 Uhr lieſs ich mich über den Strom rudern, und war ein Stündchen bei dem Probst Lilllöf, einem freundlichen und biedern Greise. Ich muſste mir ein gutes Frühstück bei ihm gefallen lassen, dann zeigte er mir die Kirche und ihre Herrlichkeiten und zwei Gemählde von Gustav dem Dritten und seiner Gemahlin, welche die Bauren 1772 im ersten Enthusiasmus mahlen liessen und hier aufhingen; leider scheint in den Künstler nichts von dem Enthusiasmus gefahren zu seyn; denn selbst mit dem geistigen und seelenvollen Gustav ist es ihm gelungen, ein Gesicht ohne allen Geist hinzustellen. Ferner führte er mich auf der Insel umher, welche zu sehen ich eigentlich gekommen war. Die Kirche, das Pfarrgehöft und ein Theil der Grundstücke des Predigers liegen auf diesem lieblichen Eilande, unstreitig eine der schönsten Stellen, die ich in Schweden gesehen habe. Sie liegt hoch im Strom und hat Birken- und Ulmenhaine, Tannenwald, Wiesen, Felder, Gärten. Überhaupt ist *Järfsö* und seine Gegend eine der lieblichsten, die man auf irgend einem Theile der Erde finden wird. Es ist ein weites, nach schwedischer Art sehr weites Zirkelrund, am linken Ufer früher, am rechten später eingeengt von hohen Bergen, bis an deren Fuſs alles bebaut und mit Wohnungen übersäet ist. Das Land steigt sanft auf wie ein Amphitheater gleich den Gefilden im Südwesten von Grätz in Steiermark, die herrliche Elf mit ihrem schimmernden Blau in mehreren Krümmungen dazwischen. Wunderlieblich ist die ganze Natur und hier sowohl als in den folgenden Kirchspielen bis Hanebo hin ist Lieblichkeit der eigentliche Karakter der *Ljusnaelf*.

Man könnte diese Elf mit der *Dalelf* und

Ånger-

Ångermannaelf vergleichen, und auf folgende Weise den verschiedenen Karakter des Landes und der Anwohnenden bestimmen: die erste hat Gröſse und Erhabenheit, die zweite Kraft und Düsterkeit, die dritte Milde und Lieblichkeit. Auch in den Bewohnern der drei Provinzen mögte sich dies hie und da wieder finden, wenigstens mögte es dem nicht zu fein seyn, der sich nur ein wenig auf die groſse Typologie der Natur versteht. Der Helsingländer z. B. ist ein stilles und, so sehr es das Klima erlaubt, ein mildes Volk. Unscheinbar, bescheiden, fleiſsig, ordentlich in allen Dingen, Freiheit und Gesetz liebend und ehrend mögte er Schwedens Holländer heiſsen. Überdies sind Reinlichkeit, Nettigkeit, selbst Zierlichkeit unter Helsinglands Bewohnern auf das weiteste getrieben, so wie die Bauern dieser Provinz auch unstreitig die wohlhabendsten in ganz Schweden sind. Auch hier sind die Grundstücke vielfach getheilt, aber mit 10 bis 12 Tonnen jährlicher Aussaat hat der Fleiſs und die Indüstrie das Gröſste möglich zu machen gewuſst. Vorzüglich aber verdanken sie dem Flachsbau, den

Spinnereien und Webereien diesen Wohlstand, ihren vorzüglichen Wiesenbau nicht zu vergessen. Es ist erstaunlich, wie dadurch in den letzten 25 Jahren allein in diesem Kirchspiele die Volksmenge gewachsen ist, welche sich in solcher Zeit beinahe um 1000 Seelen vermehrt hat, so daſs man an eine Vergröſserung der Kirche denken muſs. Hier wird viel gesponnen und gewebt, und das feinere Garn an Flors Fabrik verkauft. Man findet in diesen Gegenden wieder die hohen Dalkarlischen Schorsteine und die Dörfer meistens auf Anhöhen gebaut. Warum doch der Teutsche immer lieber in Thälern und Gründen bauen mag? Kohlfelder und ganze groſse Kartoffeläcker, die in dem leichten Boden gute Frucht geben, findet man viel.

Den 20. Jul. Reise von Järfsö nach Stråtjära, 10 Meilen. Stationen: Järfsö bis Undersvik 1¾ Meilen. — U. bis Arbrå 1¾ M. — A. bis Bollnäs 1¾ M. — B. bis Hanebo 1¾ M. — H. bis Stråtjära 3 Meilen.

Um 10 Uhr reiste ich von Järfsö ab. Der Weg wird immer besser. Zwar war es auch heute sehr heiſs, aber doch blies der Ostwind mir ein wenig ins Gesicht, und so ging es rasch vorwärts. Das erste Drittel des Weges bis Underswik hat durchaus schöne Kornfelder und eine ziemlich weite Öffnung des Stromthals; doch soll es nach des Probstes Aussage hinter den westlichen Bergen noch weit fruchtbarer und bewohnter seyn. Järfsös Kirchspiel hat eine Gemeine von 3600 Seelen. Das zweite Drittel engt sich mehr ein, Berge und Backar treten näher an den Strom, und selbst der Weg geht über Anhöhen. Näher Underswik erweitert es sich wieder, doch ist die Gegend, obgleich schön und brav bebaut, nicht so romantisch, als bei Bollnäs. Allgemein gilt ein für alle Mal, daſs das jenseitige Thal zehnmal enger und unbevölkerter ist, als das diesseitige, weil die Berge und Felsenhügel dort oft ganz nahe über dem Strom hängen. Underswik selbst liegt sehr schön an einem weiten Bauch der Elf, welcher Oren oder Orsjö heiſst; auch sein Thal ist weiter als das bei Järfsö.

Die anderthalb Meilen von Underswik bis Arbrå gehen nicht auf so ebenem Wege. Bald verschwindet das Thal und der ebene Weg wird hügligt und nur mit Mühe haben fleiſsige Menschen den unzähligen Steinen hie und da ein kleines Hemman abgewonnen. Endlich hängt ein hoher, steil aufsteigender Berg über dem Wege, und das enge Thal hat nur wenige Wiesen und kleine Felder. Heute sah ich rings umher viele in Arbeit mit dem Svedja, dessen Rauch in Nähen und Fernen einen Hölleneindruck macht auf denjenigen, der selbst von gräulicher Hitze leidet. An einer Stelle hart am Wege stand eine abgehauene Waldstrecke von 500 Schritt Länge in hellen Flammen. Kaum konnte ich mein Pferd hindurch bringen und litt schmählich von dem Dampfe und von der Hitze. Mein kleiner Postillion ward ganz desperat, und meinte, ich müsse denen, welche die Flammen schürten, mal ernsthaft zureden. Dies war ein rechter Postillion d'amour, ein niedliches naives Kind von 14 Jahren, wo das Blümchen anfängt mit seinen ersten Blättchen durch die Knospe zu schimmern. Es war ein recht hübsches blondes Mädchen mit rosenrothen Backen und ein paar unschuldigen blauen

Augen, die auch einem alten Sünder Respekt eingeflöſst hätten. Ich fuhr langsam, um recht lange mit ihr zu plaudern. Solche ſüſse und zugleich kluge Unschuld hatte ich lange nicht gefunden. Sie muſste mir von ihren Hirtenabentheuern auf den Fäbodar erzählen, wo sie vorigen Sommer ihres Vaters Vieh gehütet hatte. Geschichten von Bären und Wölfen und von einem heulenden Troll, das sie mitternächtlich einst begleitete, traten romantisch mit darunter, auch einige Liederchen sang sie mir, und wenn ich nicht für sie bestochen war, so dünkte mich, sie sang sie recht hübsch. Warum gehen die Weisen aller einfältigen Menschen, und auch der alten Kirchenlieder, so oft in ſüſse melancholische Nachklänge aus? etwa wie das Zwitschern und Klagen der Abendvögel, die nach Sonnenuntergang ihr Lied anstimmen? — — Nach dem Bergwege kamen anfangs schöne Wiesen und dann zu beiden Seiten eine weite Ebene; die diesseitige ist unstreitig die weiteste von allen, die ich am Strom gesehen habe. Diese Ebene ist mit Wohnungen wie besäet; zuerst hat man das hübsche Wallsta und so mehrere Dörfer hinter Arbrå, bis es wieder eng wird. Nettere Dörfer und besseres Korn kann man nicht sehen. Hier sah ich nach langer Zeit wieder die erste Probe von Fruchtbäumen und etwas Weizen, welcher in Norrland noch etwas Seltenes ist.

Die Station von beinahe 2 Meilen von Arbrå bis Bollnäs hat man anfangs noch Ebene, dann wird es hügeligt und steinigt, und das Thal engt sich immer mehr ein, doch finden sich einzelne Einschnitte in die Berge, welche vorzüglich bebaut sind. Der Strom hat mehrere Inseln und stürzt sich über Felsen und Steine mit manchen Fällen, treibt auch verschiedene Sägemühlen. Mein Skjutsbonde hier war ein netter, freudiger Bauer, zufrieden mit seinem Zustande und Lande. Er hielt der Freiheit und dem freien Sinn seiner Provinz die Lobrede, welche sie verdient. Der Herrenstand hat hier nie aufkommen können, sondern die Besitzer der Grundstücke sind fast alle freie Bauern. Er erzählte mir, wie die Schalke es machen, um den Herren zu verleiden, sich hier festzusetzen. Kauft eine Standesperson sich ein Hemman, so ist der Gemeingeist so groſs, daſs er fast gar keine Menschen zum Dienst erhalten kann; sie legen und schieben ihm auch so viel in den Weg, daſs der neue Besitzer nur froh seyn muſs, seine Güter wieder los zu werden. Hier sind sehr kleine Ackertheile, die zum Theil nur 6 bis 8 Tonnen jährlicher Aussaat haben, aber ihre Besitzer bergen sich doch. Könnten wir Groſswirthschafter in Pommern nicht etwas dadurch lernen, wenn wir überall gelehrig wären? Freilich bei uns wird der Bauer nie ein guter Ackersmann werden, ehe er frei geworden ist.

Ich hätte in Arbrå den nächsten groſsen Landweg nach Gefle nehmen, auch hier in Bollnäs hätte ich die Elf verlassen können; doch ich wollte Helsinglands Paradies sehen, und hielt mich deswegen an dem Strom. Auch hatte ich mehrere Addressen in der Tasche, von welchen ich mir Vergnügen versprach, aber darauf lag eine kleine Behexung, denn keine meiner Addressen traf ich. Doch war die ganze heutige Reise ein wahrer Freudenzug für einen Menschen, dessen Herzen es so natürlich ist, sich des Glückes der Kleinen und Geringen im Volke zu freuen; und ein glückliches Völkchen, wahrscheinlich das glücklichste in ganz Schweden, sah ich heute. Je weiter ich südwärts an der Elf hinfahre, desto besser wird der Anbau und desto vorzüglicher der Wechsel mit dem Wiesenbau und dem Säen künstlicher Futterkräuter. Ich sah hier schon mehrere herrliche Kleefelder, auch wird der Boden nach Bollnäs hin fester und schwerer, als der vorige. In allen Dingen zeichnen sich die fleifsigen Helsinger aus. Auf manchen Bauerhöfen sah ich Dung aus Sumpfmoder, Leimen und Viehmist gemischt. Das Korn wird immer vorzüglicher, und besteht meist in Rocken, Gerste und grünen Erbsen; Hafer säen sie wenig. Dafür nehmen die Hopfenpflanzungen sichtbar zu und der Kartoffelbau, auf den Wiesen erfreuen immer gröfsere Flachsfelder das Auge. Durch Flachs und eine gute Viehzucht ist diese Gegend so reich geworden. In den meisten Häusern sieht man zwei bis drei Webstühle, und oft sitzen ein halbes Dutzend freundlicher und reinlicher Spinnerinnen selbst in dieser allgeschäftigen Zeit. Der Wohlstand erscheint besonders in den Wohnungen. Es giebt hier manche Bauerhäuser, vor welchen ein Edelmann mit Sechsen auffahren könnte. Die meisten sind von zwei Stock und haben 6 bis 10 nette Zimmer; ich zählte in mehreren 10 und 14 Fenster an Einer Seite. Drinnen ist holländische Zierlichkeit, alle haben Gardinen und die meisten schöne und groſse Spiegel. So kommt endlich die Schönheit zum Wohlstande und bringt die Humanität. Ich kann dies um so fröhlicher sagen, weil hier noch Mäſsigkeit und Ordnung in den Sitten und Bedürfnissen ist. Man findet fast keinen übertriebenen Staat, sondern die Menschen leben und kleiden und betragen sich, wie fleiſsigen Bauern zukömmt. Und diese freien, selbstständigen und fleiſsigen Menschen wie gut und bescheiden sind sie! wie dienstfertig und still dabei! Sie sind nicht bauerstolz, nur der Sklave wird es, der sich etwas hebt. Man macht in meinem Vaterlande gewöhnlich die Einwendung, daſs Selbstständigkeit und Freiheit für die Bauern nicht tauge. Ich mögte unsern Edelleuten, die zum Theil so unverständig und inhuman auf die Form alter Barbarei und Knechtschaft halten, die in dem rohesten Zeitalter entstand, wohl rathen, einmal hieher zu reisen und sich zu überzeugen, daſs der Bauer sehr wohl ein freier Mann und ein ehrwürdiger Stand unter einer braven Nation seyn kann. Dasjenige Gemüth ist das sklavischste und niedrigste, das es nicht dulden kann, freie Menschen um sich her zu erblicken. Auch die Kleidung hier verräth Wohlstand. Sie gebrauchen meistens die schwarze und braune, weniger die weiſse Farbe; der Jemté liebt das Blau am meisten: auch in solchen Dingen mahlt sich der verschiedene Karakter. Die Rothmützen Norrlands sind auch hier fast allgemein. Manche gebrauchen graue Käppchen aus Tuch, mit schwarzen Säumen benähet und ausgeschnitten. Kurze Westen und Jäckchen tragen Männer und Weiber mit einem ganz eignen Schnitt, vielgezackt, gleich dem mittleren Leib einer Spinne ausgeschnitten und verziert. Übrigens ist der allgemeine Karakter noch immer Ernst und Stille; doch sind die Menschen in Arbrå und Hanebo offenbar schon etwas munterer, als die nördlichen Helsinger. Es ist ein groſser, rüstiger Stamm, meist gelblockig. Unter Weibern und Mädchen sah ich viele liebenswürdige und hübsche Wesen; schon die Nettigkeit und Sauberkeit, womit sie sich halten, wirkt sehr angenehm. Wohlstand, Sittlichkeit und Eleganz des Lebens macht endlich auch die Menschen schöner. Noch jetzt ist es mir eine süſse Erinnerung, daſs ich dies Land gesehen habe. Es ist ein Beweis, was Schweden werden kann, wenn erst alle seine Bewohner so fleiſsig und indüstriös werden, als die Helsinger; auch ein Beweis, daſs Kultur und Barbarei ausschlieſsend keinem Klima angehören, daſs das Göttliche und Unendliche in dem geistigen und sittlichen Triebe des Menschen liegt, der endlich, so weit sie besiegbar ist, alle Natur und Naturgewalt besiegt.

Bollnäs ist ein schönes groſses Dorf mit einer stattlichen Kirche und soll eine der gröſsten und einträglichsten Pfarren Helsinglands seyn. Der Flachsbau und Kornbau dieses Kirchspiels sind vorzüglich berühmt. Die Storskifte hat die alten Kommunen hier lange aufgehoben und jeden in Stand gesetzt, seine Felder besser zu benutzen, als es vorher möglich war. Um Bollnäs ist ein weites Thal zu beiden Seiten des Stroms, auch das jenseitige ist groſs und lustig und zeigt mehrere nette Höfe. Der Weg von hier bis Hanebo gehört zu den lustigsten. Die erste Hälfte fährt man mit ziemlicher Anstrengung über eine Menge steiler Hügel auf und ab. Der abhängige und mit Thälern und Wiesen durchschnittene Boden ist hier fester und zum Theil schwer und die Natur hat ihn wieder mit einer Menge groſser Steine übersäet und den Menschen seinen Genuſs erschwert; doch wo er ausgebrochen ist, lohnt der Acker und nirgends sind so niedliche Hemman und schöne Häuser, als auf diesen fruchtbaren Hügeln. Die Aussicht von der Höhe hinter Bollnäs ist eine der reizendsten und überraschendsten durch die unendliche Weite, in welcher sie den Strom verfolgt. Endlich wird alles eng und waldig und bergig, bis es abwärts geht und Hanebo mit dem groſsen See Bergwiken und einem weiten fruchtbaren Thale erscheint, ein Bild der Heiterkeit und abendlichen Ruhe, wie ich da auch gegen den Abend einfuhr.

Ich wollte hier anfangs die Nacht bleiben, aber besann mich bald eines andern, weil alle Aspekten auf morgen einen sehr heiſsen Tag verhieſsen. So lieſs ich denn meinen Wagen einige Stunden bei dem Schmidt kalfatern und mich selbst besserte ich durch Speise und Trank aus, und um 10 Uhr fuhr ich wieder in die schöne Welt hinein.

Ich hatte von hier bis Stråtjära eine lange Station von 3 Meilen. Im schönsten Abendglanz fuhr ich an dem herrlichen See und dem prächtigen Bruk Kilaforſs hin, dann nahm ich Abschied vom Menschenlande und sollte bis Gefle nur öden Wald und wenige schlechte Dörfer sehen. Die Fahrt ging steil über einen hohen Berg um den See herum, dann queerüber durch Wald auf Skogkirche. Hier im Walde hatten wir ein lustiges Abentheuer. Wir fuhren einen Richtweg und kamen Hanebos Fäbodar vorbei. Es war die Mitternacht und ich lieſs mir eben von Hexen und Skogsrö erzählen, als wir die eine Waldwohnstelle hell erleuchtet sahen und eine Fidel kläglich zirpen hörten. Das war doch lustig. Das Pferd ward angebunden und wir an das Fenster und hineingeguckt. Siehe! da drehten sich 13 Dirnen im lustigen Tanz und ein alter Spielmann strich die Geige. Gott weiſs, wie er dahin kam, und was halfen ihm die hübschen und lustigen Dirnen? denn drei waren wirklich recht hübsch. Man könnte auch fragen, was half den Dirnen die einsame Freude des Tanzes? So herumzuspringen mit einander ohne Männer — wahrlich sie muſsten recht tanzselig seyn. Wir klopften an und erschreckten sie. Musik und Ball schwiegen. Allein kaum sahen sie, daſs wir Bein von ihrem Beine und Fleisch von ihrem Fleisch und keine Ungethüme waren, so wurden die Mienen klar und zum Willkommen ward uns die Gabe des Waldes, Milch, reichlich gereicht. Was soll ich weiter sagen, als daſs ich und mein junger Skjutsbonde eine gute Stunde mit ihnen sprangen und daſs wir nicht ohne Küsse schieden. Es war eine laue Sommernacht, sie sangen, einige seufzten uns vielleicht nach. Heiliges Naturleben, du hast eigne Zauber. Könnte doch der Mensch alle deine Gefühle so durchmachen in der Jugend und

Kraft des Lebens, welch ein volles Bild desselben würde sich vor ihm entwickeln! Es war ein wunderbares Gefühl, als wir weiter fuhren, der Wald musicirte uns noch immer vor und alle Elfen tanzten vor uns her. Was Wunder, daſs die Reise glücklich weiter ging. Gegen die Morgenröthe kamen wir noch einmal an den grossen See Bergwiken, sahen durch den Nebeldampf des Sees eine nette neue Kirche in Skog und ein hohes Baugerüst um ihren Thurm. Um drei Uhr war ich in dem bekannten Strätjära, wo ich die erste Nacht nach meiner Abreise aus Gefle geschlafen hatte.

Ich bestellte sogleich der Verabredung gemäſs meinen ehrlichen Daniel Danielsson aus Kolbäck, um ihm meine lappischen und nördlichen Abentheuer zu erzählen und mich von ihm skjutsen zu lassen; ich bekam aber die Nachricht, er sei weit fort auf seinen Wiesen. Ich rastete hier 2 Stunden und erquickte mich mit Speise und Trank. Um 5 Uhr frühe reiste ich ab den alten bekannten Weg nach Gefle und war um Ein Uhr Mittags in der Stadt.

Gefle ist eine der gröſseren und wohlhabenderen Städte Schwedens und die erste Handelsstadt in Norrland und am bottnischen Meer. Sie ist längs dem Geflestrom wie ein Oblongum von Norden nach Süden gebaut und vom Strom durchflossen. Auch in Hinsicht ihres äuſseren Ansehens gehört sie zu den schöneren Städten des Reichs. Dies verdankt sie theils ihrem immer wachsenden Wohlstande, theils mehreren Feuersnöthen, welche die alten Gassen und Häuser zerstört und die Stadt in Phönixjugend wieder aus der Asche haben aufsteigen lassen. Im Jahr 1748 war hier groſser Brand und 1776 ging grade der schönste und bestbebaute Theil der Stadt in Feuer auf. Seit diesem letzten Brande ist der Ort sehr verschönert und man hat fast durchgängig gradere Gassen angelegt und schönere Steinhäuser gebauet. Unter den bessern Gebäuden und Quartieren der Stadt zeichnen sich das Schloſs des Landshöfdings, das Rathhaus, der groſse Markt und die Gassen aus, welche zunächst an demselben hinlaufen. Die Stadt liegt ganz angenehm zu beiden Seiten des Gefleå und nahe an einem Busen des Meers, welcher Geflefärd heiſst.

heiſst. Der Strom dient ihr zu groſser Erleichterung. Geleichterte Schiffe und kleinere Fahrzeuge können an die sogenannte Strandgasse allenthalben anlegen, ja bis an den groſsen Markt hinaufgehen. Der Strom hält 10 Fuſs Tiefe und man arbeitet von Zeit zu Zeit diese Tiefe noch durch Baggere zu vermehren. Im östlichen Theile der Stadt liegt der Alderholm, eine Insel, die theils bebaut ist, theils Holzmagazine und Schiffswerfte hat. Da findet man die Schiffbrücke, (Skeppsbro) eine Art künstlicher Molo längs dem Strom bis ins tiefe Bekken des Busens hineingeführt, damit der West- und Nordwestwind den Strom nicht verschlämme. Sie ist 1600 Ellen lang, zu beiden Seiten mit Steinen ausgesetzt und mit Bäumen bepflanzt, die lieblichste und besuchteste Promenade der Stadt, wo man von zwei Seiten kühlende Seeluft und unter den dichten Bäumen wohlthätigen Schatten findet. Die Rhede der Stadt ist durch mehrere Inseln gesichert, die vor dem offenen Meere liegen, aber auch oft das Einlaufen erschweren. Von diesen ist Limö besonders reizend, wohin oft Partien aus der

Städt reisen und sich erlustigen. Am Eingange des Busens liegt die Friedrichsschanze zur Sicherheit der Stadt auf einer Klippe. Die grösseren Schiffe können nicht bis an die Stadt laufen, sondern müssen eine Viertelmeile von ihr auf der Rhede bleiben, wo sie eine Tiefe von 18 Fuſs haben.

Von jeher hat sich dieser Ort durch allerlei Thätigkeit in Gewerben und durch den Patriotismus seiner Einwohner ausgezeichnet; deswegen soll keine Stadt ähnlicher Gröſse in Schweden so wohlhabend und so gut eingerichtet seyn, als diese. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel und ernährt auch durch den Fischfang und durch einige Fabriken viele Menschen. Man rechnet, daſs sie jetzt an 40 gröſsere Schiffe hat von 60 bis 100 Lasten, die auswärts gehen, 25 bis 30 kleinere von 15 bis 40 Lasten nicht gerechnet. Ihr Haupthandel besteht in Eisen und Brettern und etwas Theer. Man rechnet im Durchschnitt die jährliche Eisenausfuhr etwas über 30000 Spfd., die Bretter an 5000 Zwölfter, den Theer, dessen Ausfuhr abgenommen hat, an 300 bis 400 Tonnen. Die bedeutendsten Artikel der Einfuhr sind 30000 bis 60000 Tonnen Korn und 4000 bis 8000 Tonnen Salz. Von den Fabriken ist die 1760 angelegte Segeltuchfabrik die bedeutendste. Sie hat zwei groſse Werkstätten mit 30 Stühlen und ungefähr 50 Arbeitern. Sie giebt in der Stadt und auf dem Lande vielen armen Leuten einen ansehnlichen Spinnverdienst und versieht der Stadt Fahrzeuge und andere; 1791 fabricirte sie 48000 Ellen. Auſser dieser Hauptfabrik giebt es einige Drellfabriken, die aber nicht bedeutend sind und die in den letzten Jahren merklich abgenommen haben sollen, weil eine ähnliche Indüstrie unter dem Landvolke immer mehr zunimmt. Einige gute Ziegelbrennereien giebt es auſserhalb der Stadt, die jährlich an 130000 Steine liefern.

Doch bei weitem das bedeutendste Gewerb der Stadt, nächst dem groſsen Handel und der Schiffahrt, ist unstreitig der Fischfang. Die Fischer machen über ein Viertel der Stadteinwohner aus und tragen zur allgemeinen Thätigkeit und zum Wohl des Ganzen viel bei. Sie wohnen in dem östlichen Theil der Stadt und auf dem Holm und sind im Sommer meistens mit ihrer ganzen Haushaltung auf den Fischfang aus, indem manche Wohnungen leer und verschlossen stehen bleiben. Vom Mai bis zum September halten sie sich in Norrlands Skärgård auf bis über Ångermanland hinaus und haben ihre bestimmten Vitten und Häfen, wo sie Fischergeräthschaft, Salz und Gefäſse mit sich führen, wie auch Lebensmittel auf mehrere Monate. Der Ströming, den sie fischen oder auf der Stelle einkaufen, wird dort eingesalzen. Etwas verkaufen sie an die Bewohner jener Küsten für Lebensmittel und andere Fischwaaren, aber das Meiste wird im Herbst nach Gefle geführt, auſser was sie ins Elfkarlebys Markt absetzen und gegen ausländische Waaren umtauschen. Ihren meisten Fang verkaufen sie gewöhnlich in Gefle. Was sie jährlich einsalzen, beläuft sich zwischen 4000 und 6000 Tonnen Ströming. Sie mögen zusammen an 30 Fahrzeuge haben mit und ohne Verdeck, womit sie ihre Reisen auf der See machen, die sie auch wohl zuweilen zu andern Frachten benutzen. — Der Strömingsfang ist für Schweden sehr wichtig und wird von Landsort in Södermanland bis Torneå längs der ganzen Küste und auch an der finnischen Seite getrieben, wo er aber weniger ergiebig seyn soll. Man kann ihn im Durchschnitt wohl etwas über 150000 Tonnen, in guten Jahren an 200000 Tonnen jährlich rechnen. Er beschäftigt eine Menge Menschen und macht für den Winter die Hauptnahrung ganzer Provinzen aus. Gefles Fischerschaft unterhält im Herbst und Frühling die Stadt meistentheils mit Fischen. Ihre Leute beschäftigen sich auch im Winter mit verschiedenen Arbeiten, vorzüglich auf den Schiffswerften; viele von ihnen stehen sich sehr gut. Diese unternehmenden Fischer versuchten in den 1760ger Jahren von hieraus eine Zeitlang den Heringsfang an der Küste von Bohus, aber der hat lange aufgehört, konnte sich auch wegen der Entfernung und schwierigen Fahrt nicht tragen.

Man giebt der Stadt an 5500 Einwohner. Sie hat ein altes Schloſs, den Sitz des Landshöfdings, und ein berühmtes Gymnasium und neben diesem die gewöhnliche Trivialschule; aber ganz neulich ist eine Bürgerschule eingerichtet, welche sehr wohlthätig zu werden verspricht; sie hat jetzt auch ein eignes Lehrhaus erhalten. Diese Einrichtung, die in ihrer ganzen Organisation vortrefflich ist, besteht unter dem Namen Elementarschule und verdankt ihre Errichtung einem patriotischen Mitbürger, dem Kommerzienrath Peter Brandström, der zuerst 10000 Thaler dazu schenkte und nachher seine milde Hand noch weiter aufgethan hat. Die Schule hat jetzt einen Inspektor und zwei Lehrer und soll nach den Umständen erweitert werden. Sie ist zunächst für diejenigen bestimmt, die sich für das erwerbende und bürgerliche Leben entscheiden, die Kaufleute, Schiffer, Handwerker werden wollen, und solchem Zweck ist auch der Unterricht angemessen. Er soll in der schwedischen Sprache gegeben werden. Allen unnützen Wust der Pedanterei und Gelehrsamkeitskrämerei hat man weggeschnitten, der noch in so vielen Schulen herrscht. Der Unterricht beschränkt sich auf die allgemeine Sittenlehre, die allgemeinsten Lehren der natürlichen und geoffenbarten Religion, auf Geschichte, Geographie, Handelsgeschichte und

Statistik, zuerst des Vaterlandes, dann der übrigen Staaten und Welttheile. Auſser der Muttersprache wird in der teutschen, englischen und französischen, als den Haupthandelssprachen, gründlicher und grammatischer Unterricht gegeben. Rechnen und Schreiben und die italiänische Buchhalterei dürfen in einer solchen Schule nicht fehlen. Täglich wird 6 Stunden unterrichtet. Man hat hier auch angefangen, die langen Ferien abzuschneiden, die den unteren Schulen natürlich äuſserst schädlich sind. Man liest jeden Termin 5 Monate und hat dann einen Monat Ruhe, so daſs 10 Monate Unterricht ertheilt wird. Der erste Termin geht vom 16. Januar bis zum 16. Julius, der zweite vom 16. August bis zum 16. December.

Die Stadt hat ein wohl eingerichtetes Hospital und Lazareth. Die Verwaltung seines Waisenhauses ist musterhaft und sollte in allen Ländern zur Nachfolge dienen. Es ward zuerst gestiftet durch freiwillige Gaben, die in dem fröhlichen Jahre 1772 zusammengeschossen wurden. Davon wurden anfangs 8 Kinder unterhalten. Nachher wuchs die Anstalt und verpflegte 14 durch das ansehnliche Legat des Rathsherrn Ödman von 70000 daler Kpmt. Seitdem man aber auf die wohlthätige Erfindung gefallen ist, die Kinder auf das Land in die Pflege auszuthun, kann man 56 unterhalten, indem man jährlich etwas über 10 Rthlr. für jedes Kind bezahlt, bis es 15 Jahr alt ist. Man begreift leicht wie viel wohlthätiger dies wirken muſs auf die Ausbildung und Gesundheit der Kinder, als das alte Unwesen. Waisenhäuser und Findelhäuser sind, auch bei der vortrefflichsten Einrichtung und Aufsicht, schon ihrer Natur nach eben so viele Pesthäuser für die zarten Jahre der Kindheit und Jugend, woraus bei der Einsperrung und Zusammenpfropfung der jungen Menschen nothwendig viele Verkrüppelte und Sieche mit den Keimen eines frühen Todes hervorgehen müssen.

Schlieſslich will ich von dieser neuen Stadt noch anmerken, daſs sie viele Gärten und Obstbäume hat, welche oft recht reichlich lohnen sollen.

Reise von Gefle bis Stralsund.

Den 22. Jul. Reise von Gefle nach Söderforſs, 5½ Meilen. Stationen: von Gefle bis Elfkarleby, 2½ Meilen. — E. bis Mehede, 1½ M. — M. bis Söderforſs, 1½ Meilen.

Nachdem ich meine Besuche abgelegt, meine Sachen geordnet und mich mit Speise und Trank erquickt hatte, fuhr ich mit dem Anfange des 22. Julius grade um Mitternacht ab, um der Hitze zu entgehen und nicht zu spät in Söderforſs einzutreffen. Es war Sonntagsanfang und auch die Nacht trug ein sonntäglich Angesicht, sie war heiter und still. Zunächst um die Stadt erfreuen noch Gärten und Felder das Auge; der übrige Weg ist längs dem Meere hin fast nichts als Hügelwald mit Wiesen und kleinen Wirthschaften und einzelnen schönen Durchblicken auf das Meer im Schimmer der Morgenröthe. Eine halbe Meile vor der Elf wird die Gegend flach und man fährt durch fruchtbare Fluren; ein dumpfes Tosen sagt einem, daſs man Elfkarleby näher ist. Um 4 Uhr war ich an der alten Bekannten, der Dalelf, setzte über, bestellte mir ein Pferd und ging sogleich weiter durch den hübschen Marktflecken, um an den Wasserfällen meine frühe Sonntagsandacht zu halten. Auch dies sind schöne Fälle, vorzüglich schön durch den unendlichen Wasserschwall, der sich über sie stürzt, aber wer Trollhätta und Handölsforſs gesehen hat, der geräth hier nicht mehr in ein neues Entzücken. Es sind mehrere Felsenstürze und der höchste mag zwischen 50 und 60 Fuſs haben. Da stand ich hier sinnend eine fröhliche Stunde auf einer Sägemühle und lieſs mich bestäuben und die Regenbogen des Dampfes um meine Locken sich vergolden, der erste Heiligenschein, der um meine Stirn gewesen ist. Um 5 Uhr fuhr ich weiter längs der Dalelf meistens durch Wald, wo man hie und da auf kleine Hemman meistens mit magerem Sandboden stöſst. Ich war nun wieder in Upland. Auch die anderthalb Meilen von Mehede bis Söderforſs sind durchaus Fläche und meistens Wald. Man merkt, daſs man sich einem groſsen Bruk nähert, das die Wälder in Beschlag genommen hat. Das Sommerkorn stand hier ziemlich gut, aber der Rocken ist durch den Frühlingswinter an vielen Stellen ausgegangen und hat hier, wie in andern Gegenden Uplands, zum Theil mit Gerste aufgesäet werden müssen.

Um 10 Uhr kam ich in groſser Hitze in Söderforſs an. Ich war hieher gereist, um die Ankerschmiede und die übrigen Brukseinrichtungen zu sehen; aber es war Sonntag und an solchen Tagen beginnt die Arbeit nicht vor 6 Uhr Abends. So hatte ich denn 8 Stunden Zeit für die Hitze und die Langeweile, allenfalls auch für den Schlaf, wenn mich die glühende Mittagssonne hätte schlafen lassen; denn dieser 22ſte Julius ist in dem diesjährigen schwedischen Kalender als der heiſseste Tag unterstrichen. Aber hier hatte es keine Noth weder mit der Hitze, noch mit der Langenweile und ihrem Kinde, dem Schlaf. Wer hätte an alle diese Dinge denken sollen, wenn er nicht viele Tage für Söderforſs übrig hätte? Söderforſs ist Schwedens Wörlitz, ich beschreibe die ganze Stelle mahlend mit diesem einzigen Worte. Eben der fromme und zarte Geist der Natur hier, wie dort an den Ufern der Elbe, eben der mäſsige und verständige Sinn, die Natur zu ehren und sie nicht durch zu viele Schnörkel und künstliches Machwerk zu entstellen. Man sieht, daſs die Besitzer dieser schönen Stelle zarten Sinn mit Feinheit des Geschmacks verbanden.

Söderforſs liegt auf einer Insel der Dalelf, die eigentlich Jördsö heiſst, ungefär eine Meile lang und eine Viertelmeile breit ist. Der Stromfall, woran das Bruk liegt, heiſst Söderforſs und hat demselben den Namen gegeben. Hier sind mehrere Gärten, welche in Pomonens und Florens lieblicher Fülle prangen, aber das Schönste und Lieblichste bleibt der Park auf dem östlichen Theile der Insel, wo die Kunst der Natur bescheiden nachgetreten ist, nie aber gewagt hat, ihre heiligen Werke meistern zu wollen. Dieser Park ist sehr reich an Gruppen gewaltiger Eichen, ächt teutsche Bäume, worüber ich mich schon auf dem Wege von Elfkarleby bis Söderforſs gefreut hatte; auſserdem sind Birken, Haseln, Erlen, Ulmen, Espen, Sperberbäume und Nadelholz im mannigfaltigsten Gemische unter einander. Der Strom flieſst zu beiden Seiten in seiner Herrlichkeit, man hat das weite Bett, was er macht, mit mehreren kleinen Inseln und fetten Auen vor sich; Kanäle und Bäche sind durch den Park geleitet und zu mancherlei hübschen Anlagen benutzt; kleine Felder und Blumengruppen, Grotten und Tempel bringen Mannigfaltigkeit in das lebendige Grün des vielen Laubholzes. Endlich geht man, wenn man will, aus dem Park in die vollständigste Wildniſs über, in welcher und auf den kleinen Holmen wegen des vielen Laubholzes im Sommer und Winter ungewöhnlich viele Elenne leben. Man sieht im Park selbst mehrere Familienmonumente der Besitzer dieses Bruks, alle mit der Einfalt, die solcher Natur geziemt; vorzüglich schön ist dasjenige, was die jetzige Besitzerin, Frau Johanna Grill, ihrer Erzieherin und Verwandten, welche zugleich Mutter ihres Mannes war, der Anna Johanna Grill gestiftet hat. Die Natur selbst hat den Marmorfels dafür gesetzt; er ist nur von Menschenhänden geglättet und hat die einfach bedeutenden Worte empfangen, die der Tugend der ehrwürdigen Frau gehörten. Eichen und Birken senken ihre grünen Zweige darüber. Meine schönsten Stunden hatte ich den Nachmittag zwischen 4 und 6 Uhr im Parke, wo ich in Begleitung des Bruksarztes, Herrn Hillerström, eine Exkursion machte, eines bescheidenen und liebenswürdigen Mannes, der so gütig war, meinen Cicerone zu machen, und mit welchem ich auch über Jemtland und die Lappen sprechen konnte; denn hoch hinauf schickte ihn und einen Doktor Linroth vor mehreren Jahren der verstorbene Grill, um Naturalien und Thiere für sein Museum zu sammeln. Der Himmel donnerte sich aus und kühlte sich durch einen wohlthätigen Regen ab. Wir saßen eben in einem japanischen Tempel mit mehreren zierlichen Frauen und Mädchen von Söderforß, die sonntäglich und in Feierkleidern des freien Naturlebens genossen.

Das Museum, das Herr Grill zusammengebracht hat, ist sicher eines der ansehnlichsten in Schweden, besonders reich ist es an Vögeln und nordischen Thieren, vorzüglich sind manche seltene Vögel Norrlands und auch die lappische Nachtigall (motacilla suecica) darunter, die man in den größten Sammlungen wohl vergebens sucht. Die Einrichtung und Unterhaltung der Sammlung ist musterhaft, doch hat sie seit dem Tode ihres edlen Besitzers keinen bedeutenden Zuwachs erhalten. Einen seltenen Fisch sieht man hier, den die Herren Linroth und Hillerström in Finnmarken an der Nordsee erhielten, wo ihn die Fischer als ein schönes und völlig unbekanntes Ungeheuer gerade bei ihrer Anwesenheit fingen. Der Fisch ist 10 Fuſs lang, von der Gestalt eines Brachsen, mit gelben Schuppen und an den äuſsersten Streifen rosenroth gefärbt; sie nannten ihn dankbar Gymnetrus Grylli.

Söderforſs hat das Ansehen einer kleinen Stadt. Die herrschaftlichen Gebäude und Wohnungen der Beamten sind schloſsartig, die Bruksgebäude sehr stark und ansehnlich, und die Häuser der Arbeitsleute laufen in zierlichen Gassen hin; das Bruk hat eine eigne neue Kirche und ein stattliches Kornmagazin von drei Stock: kurz alle Einrichtungen von den kleinsten bis zu den gröſsten sagen, daſs hier reiche Menschen wohnten, daſs sie diesen Reichthum aber mit seltener Wohlthätigkeit und Liberalität gebrauchten und noch gebrauchen gegen alles, was in ihrer Berührung liegt. Wohlhabenheit und Lebensfreude sprechen einen hier aus jedem Dinge und aus jedem Menschen an, die man trifft. Möge der Himmel die liebenswürdige Bewohnerin dieses schwedischen Elysiums noch manche Jahre mit Glücklichen sich freuen und sie neue Glückliche machen lassen! Das war mein Wunsch, als ich Söderforſs verlieſs, das ist er jetzt, da ich lebendiger wieder daran zurückdenke.

Söderforſs Ankerschmiede ist die einzige im Reiche, die selbst für die Flotte alles macht. Zwar ist zu Karlskrona eine Ankerschmiede für Missethäter, aber dort können keine Schiffsanker geschmiedet werden, sondern man macht nur kleinere für Schuten und Böte. Im Jahr 1676 erhielt Claudius Depken, der nachher geadelt ward und Ankarström hieſs, Privilegien für die Anlegung des Werks, und der Strom Söderforſs und die umliegenden Inseln, Wiesen und Wälder wurden ihm verliehen. Nachher ging es von einer Hand in die andere, seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts gehört es

der

der Familie Grill. Claudius Grill, Direktor der Ostind. Komp., war der erste Besitzer.

Die Dalelf strömt hier mit schnellem Lauf um die östliche Seite der Insel Jördsö. Der gröſste Strom heiſst Storforſs und treibt eine Ziegelei; am Mellanforſs, dem mittleren, dessen beide Ufer steinerne Mauern eindämmen, sind keine Werke; der dritte, Söderforſs, giebt sein Wasser für die Schmelzöfen, die Anker- und Eisenschmieden und ein Sägewerk. Gegen das Wasser sind groſse Dämme gebaut, welche nur so viel durch die Kanäle einlassen, als die Treibung des Werkes bedarf. So bildet der getheilte Strom zwei Inseln, die kleine, worauf eine groſse Mühle gebaut ist, und die groſse, die eigentlich Holm heiſst, wo die groſse Ankerschmiede, das Sägewerk und die kleinen Eisenschmieden sind. Im Westen von diesen beiden ist die groſse Insel Jördsö, an deren Ufern der Schmelzofen, Schlackenofen, die kleine Ankerschmiede, die Kohlenmagazine, der Herrensitz und die Wohnungen der übrigen Einwohner und Arbeiter des Orts sind. Hölzerne Brücken in gerader Linie verbinden die beiden Holmen mit der gröſseren Insel. Das Wasser der Elf fällt und wächst vorzüglich dreimal im Jahr. Die erste Fluth heiſst Backfloden, wann das Eis zuerst losgeht und der Schnee in den umliegenden Sümpfen und Wiesen schmilzt, sie bedeutet nicht viel. Bergsfloden oder die zweite Fluth kommt im Mai und ist stärker; Dalfloden, die dritte, kommt im Junius und dankt dem Schnee der Fjäll ihre Herrlichkeit.

Das Hauptholz des Bruks sind Tannen und Fichten, darnächst Birken und Eichen. Sein Erz nimmt es von Dannemora, wo es mehrere eigne Gruben hat. Die Zufuhr des Erzes geschieht im Winter. Doch ist es für den Behuf eines oder zwei Winter damit versehen, weil einmal ein weicher und schneeloser Winter eintreten könnte.

Die beiden Ankerschmieden sind, wie man sie jetzt sieht, vergröſsert und neu gebaut, die groſse 1784 und die kleine 1786. Das groſse Ankerwerk oder der Ankerhammer, mit vier Fuſs dicken Mauern gebaut, ist 118 Ellen lang, 21 Ellen breit und 15 Ellen hoch. Es hat 8 Herde und 4 durch Wasser gehende Hammer unter Einem Dache. Jetzt ist ganz neu ein treffliches, durch Wasser getriebenes, Blasewerk zu Stande gekommen, was das dreifache leisten soll, als die vorigen. Der Herde 20 Ellen hohe Schorsteine sind inwendig mit Absprüngen eingerichtet, die im Zickzack gegen einander stehen, und dadurch die Menge der Funken hindern heraufzukommen, welche im Dunkeln zwar eine schöne, aber allzeit gefährliche Illumination geben. Die Dächer bestehen ganz aus Luken oder beweglichen Decken von Brettern, um bei Feuergefahr desto schneller niedergestoſsen werden zu können. Jede Luke ist fünf Ellen lang und drittehalb Ellen breit. Bei dem Hammer sind zwei Eisenbuden und auf ihnen zwei Darren aus Eisenplatten, die von den Herden ihre Wärme erhalten, und in 24 Stunden 12 Tonnen Korn dörren. — Der kleine Ankerhammer, wo kleine Anker geschmiedet werden, ist von derselben Einrichtung, aber hat nur drei Herde und einen Wasſerhammer.

Diese Ankerschmiede ist nicht, wie in andern Ländern, daſs der Ankerstock selbst aus Eisenstangen verfertigt wird, die in einer gewissen Anzahl nach der Dicke des Ankers in ein Bündel zusammengefaſst und gerollt und mit Handschlägeln zu Einem Stücke zusammengeschmiedet werden. Dies hat auch die Unbequemlichkeit, daſs vielleicht die inneren Stangen noch los seyn können, da die Hitze nicht allenthalben durch ein ſo dickes Bündel durchdringen kann. Aber in Söderforſs wird der Ankerstock von Schmelzstücken gebildet, die jedes 50 bis 100 Pfund wiegen können, und wie Keile gebildet sind, welche mit den ungleichen Enden gegen einander zusammengerollt und unter einem besondern Wasserhammer zusammengeschlagen werden, daſs sie zuletzt Ein Stück ausmachen, so lang der Ankerstock seyn soll, welches durchaus fest und ohne Zwischenräume zusammengerollt und geschmiedet ist. Die Arme mit ihren Zacken werden besonders geschmiedet und nachher an das Ende des Ankerstocks angesetzt, und da der Wasserhammer hiebei nicht genutzt werden kann und Handschlägel zu schwach sind, so wird dazu eine groſse Eisenkeule gebraucht, welche der Herkules heiſst, vom Gewicht eines bis anderthalb Pfund, dick und rund gegen das eine, schmal gegen das andere Ende. Diese Keule hat ein Auge gegen das dicke Ende, worin ein Thau befestigt wird, welches Karnat heiſst, und über einem einfachen Block liegt, der an einem Balken unter dem Dache sitzt. Mit diesem Karnat wird der Herkules von 4 starken Kerlen aufgetritzt und wieder losgelassen, aber wird von dem, welcher an dem schmalen Ende festhält, so gelenkt, daſs er akkurat auf die rechte Stelle trifft. Dies wird so lange wiederhohlt, bis das Ganze in Eins zusammengerollt und geschmiedet ist, und das Fehlende wird weiter durch Handschlägel ersetzt.

Von 1686 bis 1743 ward auch erlaubt, jährlich 1000 Pfund Eisen hier auszuschmieden. Von der Zeit an ist dies auf 1840 erhöht worden. Seit 1688 ist allen Schiffern und Rhedern befohlen, Söderforſs Anker zu gebrauchen; dem Bruk ward es dagegen aufgelegt, deren immer im Vorrath zu haben. Den gröſsten Theil der Anker gebraucht das Vaterland, den Rest kaufen die Portugiesen, Italiäner und Türken. Die Zahl der Anker, die hier jährlich verschmiedet werden, ist sehr verschieden, so wie die der Arbeiter. Es hat Jahre gegeben, wo man 2400 SPfund Eisen auf Anker ausgeschmiedet hat, aber zuweilen auch ist die Verarbeitung nicht über 800 SPfund gestiegen. Der gewöhnliche Absatz für des Landes Seefahrt ist 400 bis 500 SPfund, wenn die Krone keine Anker bedarf. Wenn über 1000 SPfund geschmiedet werden, kann die Quantität Stangeneisen, wofür das Bruk schatzt, nicht ausgeschmiedet werden. Der jährliche Umsatz des Bruks ist zwischen 30000 und 35000 Rthlr. banko.

Bei dem Bruk ist kein Ackerbau, dem Bruk scheint der Wald immer von unendlich höherem Werth, als der Acker. Das Korn zum Behuf der Arbeiter wird im Winter und Herbst aufgekauft, und beläuft sich jährlich auf 2500 Tonnen. Arbeitslohn und Kornpreis wird immer im Verhältniſs gehalten; mit dem Anfange jedes Monats hohlt jeder sich sein Bedürfniſs aus dem Magazin. Auch Hering, Strömming, Speck, Käse, Butter, trockne Fische sind immer da, und werden den Arbeitern zum Einkaufspreise überlassen.

Die meisten Arbeiter und Handlanger wohnen im Orte selbst, einige etwa eine Viertelmeile davon am Wege und Ufer des Stroms. Jede Familie hat gewöhnlich zwei Stuben, wozu eine Speisekammer und ein Kuhstall kömmt. Die meisten haben eine bis zwei Kühe und etwas kleines Vieh. Das Bruk besteht ihnen dafür bestimmtes Heu oder Wiesen. Zur Zeit der Heuärndte wird eine Woche gefeiert. Auch einen kleinen Kohlgarten hat ein jeder. Überall ist mit der menschenfreundlichsten Liebe für die Arbeiter gesorgt. Wittwen und Waisen bekommen Pension, alte Arbeiter werden unterhalten, haben eine kleine Wohnung, und an Korn, Salz und Ströming etwas Gewisses. Die Familie Grill setzt eine Ehre darin, in allen Dingen human zu seyn. Der Bruksarzt, Herr Hillerström, ist der Sohn eines Gärtners; sie hat ihn studieren lassen, und er macht ihr Ehre. Herr Hofprediger Lundström, Lehrer bei Karlbergs Militärakademie und Prediger zu Solna bei Stockholm, von welchem ich die meisten dieser Angaben habe, ist der Sohn eines Schmiedes zu Söderforſs. Endlich muſs ich noch eines rühmen. Ein schöneres und besseres Gasthaus giebt es wohl in ganz Schweden nicht, als das pallastartige Hotel mit seinen neu möblirten Zimmern, das zum Dienst der Reisenden erbaut ist. Das einzige Unbequeme hier ist, daſs es hier kein Håll giebt, und daſs man über eine Meile schicken muſs, um Pferde zu bekommen.

Den 23. und 24. Jul. Reise von Söderforſs nach Österby. Stationen: Von Söderforſs bis Râckne 2¾ Meilen. — R. bis Skerplinge 1½ M. — S. bis Håkansbo 1¾ M. — H. bis Österby 2 Meilen.

Wegen der Gluth des Tages lieſs ich es auch hier Abend werden, und reiste erst gegen 7 Uhr von dannen, um die Nacht und ihre liebliche Kühlung zu benutzen. Ich hatte auf der Station, die von hier bis Râckne beinahe 3 Meilen lang ist, unterwegs Pferdewechsel bei dem Vater meines jungen Skjutsbonde, einem kleinen de Geerschen Bauren zu Mellanbrunn, einem Plätzchen, das ich lange nicht vergessen werde. Ich kam um 9 Uhr an, und fand die Familie unter einer hohen und dichten Linde versammelt, so patriarchalisch und lieb versammelt, daſs ich zwei Stunden hier blieb. Da war ein alter Groſsvater, ein rüstiger Sohn mit einem netten Weibe und vier Kindern, nemlich meinem Skjutsbonde und drei Schwestern. Sie wollten sich eben zu ihrem Abendmahl setzen, das in frischer Milch, Fischen, Erdbeeren und Hjortron bestand. Kaum trat ich hin, so ward ich auf das herzlichste bewillkommt, und weil ich freundlich und bäuerlich genug zu ihnen trat, so nöthigten sie mich mitzuessen, was ich gern that, so viel ich konnte, obgleich mein Wirth in Söderforſs nichts an einer guten Mahlzeit hatte fehlen lassen. Was soll ich über eine einfältige und menschliche Unterhaltung von zwei Stunden viel schwatzen? Es waren alles nette, fromme und hübsche Menschen. Wann werde ich solche Naivetät und Unschuld wieder sehen, als aus der ältesten Tochter, einem Mädchen von 17 Jahren, sprach? Ich verlieſs ungern diesen patriarchalischen Sitz der Einfalt und Genügsamkeit, und fuhr wehmüthig einige Stunden träumend weiter, und lieſs meinen Skjutsbonde langsam treiben, wie er wollte und mogte. Die Hälfte des Weges dieser ersten

Station ist nichts als Brukswald, darauf zwischen Tjerp und Tolfta sind wohlbebaute und bewohnte Fluren von erstaunlicher Fruchtbarkeit, ächte Märgelerde, die in Upland so häufig ist. — Auch die anderthalb Meilen von Råckne bis Skerplinge ist eben die flache fruchtbare Gegend und de Geers schönes Bruk Weſsland hart am Wege.

Das folgende Håll von Skerplinge bis Håkansbo hat man mehr Wald, kleine Hügel und weniger Feld. Ich fuhr durch Löfsta Bruk, besah die Einrichtung des Schlosses und den Garten. Dies ist das erste Eisenbruk in ganz Schweden und der Hauptsitz der berühmten Familie de Geer. Im Schlosse ist eine artige Bibliothek und einige gute Gemählde. Es ist zu wenig Wasser und der Wald umher zu öd, als daſs Löfsta so schön seyn sollte, als Menschenhände und Kunst gewollt haben.

Auf dem ganzen Wege von Håkansbo bis Österby sieht man fast nichts als Wald, Wiesen und Seen. Es ist die Herrschaft der Bruk in dieser Gegend. Ich fuhr um 9 Uhr des Morgens in Österby ein, und ward von dem Besitzer, Herrn Tham, freundlich empfangen. Auch dies ist eines der gröſsten Bruk in Upland, und hat die vortheilhafte Lage der Entfernung nur einer Viertelmeile von Dannemora, kann also sein Erz mit der gröſsten Bequemlichkeit hohlen. Aber Österby ist auch durch seine Umgebungen, durch seinen schönen Park, durch groſse Seen, Wiesen, Gärten, Alleen, eine der schönsten Stellen Schwedens. Was soll ich der Häuser, Schmelzöfen, Schmieden, Kohlen- und Kornmagazine erwähnen? Alles hat das Ansehen der Schönheit, der Dauerhaftigkeit und des Reichthums. Das Herrenhaus ist einem Schlosse gleich, hat an der einen Seite ein zweites schönes Haus und an der andern die Brukskirche gleichsam als seine Flügel. Hier ist eine recht hübsche Gemähldesammlung, welche die Grillsche Familie, welcher dieses Bruk gehörte, gesammelt hat. Es giebt einige brave Originalstücke darin. Wie manche schöne Stunden um die heiſse Mittagszeit habe ich unter diesen Bildern verlebt! Von der Güte und Freundschaft des wackern Besitzers darf ich nichts sagen, weil sie gröſser war, als ich sie verdienen konnte. Obgleich der Mann mit Bauten und neuen Einrichtungen zu thun hatte, wollte er doch allenthalben mein Cicerone seyn. Schöne Tage! Österby schmiedet an 4000 SPf. Stangeneisen und 300 bis 500 SPf. Stahl, hat seine eigenen Schmelzhütten und mehrere Hammer, auch Gruben bei Dannemora; daſs groſse Waldstrecken hiezu angeschlagen sind, versteht sich von selbst. Hier herrscht die sogenannte Wallonschmiede, die man in Schweden von teutscher Schmiede unterscheidet. Man wird von mir nicht verlangen, daſs ich die verschiedenen Methoden und die Vortheile und Nachtheile derselben aus einander setzen soll. Die etwas Befriedigendes darüber zu lesen wünschen, finden es weitläuftig ausgeführt in Rinmans Bergwerkslexikon im 2ten Theile. Ich will lieber erzählen, wann und wie diese verschiedenen Schmiedearten eingeführt sind.

Man hatte das rohe Eisen und Kupfer lange den Lübeckern und Dantzigern zugeführt, die in ihrer Nähe groſse Hammer eingerichtet hatten, um es weiter zu verarbeiten. Endlich gingen den Schweden über ihr eigenes Interesse die Augen auf und schon auf dem Norrköpinger Reichstage von 1604 ward verboten, daſs kein Osmundseisen aus Schweden sollte ausgeführt werden. Die groſsen Anlagen der Lübecker und Dantziger fielen durch dieses Verbot allmälig von selbst zusammen und manche ihrer Schmiede kamen sogar hieher ins Reich als Ansiedler. Aber die Jahrzahl ihrer Ansiedelung läſst sich wohl schwerlich ausmachen. So viel weiſs man, daſs Gustav Adolf durch seinen Statthalter Konrad von Falkenberg Schmiede von Teutschland einverschrieb, um hier im Reiche die sogenannte teutsche Stangenschmiedung einzuführen. Unter diesen war einer Namens Hans Steffen, der zuerst hölzerne Bälge baute. Soviel weiſs man auch, daſs jener groſse König im Jahr 1627 eine allgemeine Aufforderung ergehen lieſs, daſs alle Teutsche, die wegen der Religion verfolgt würden, Erlaubniſs haben sollten einzuwandern und sich hier niederzulassen. Hans Steffen richtete die teutsche Hammerschmiede und das Hüttenmeisteramt auf einen bessern Fuſs ein und gewann ein solches Vertrauen bei der Regierung, daſs er zuerst

Bergmeister in Hedemora, darauf Bergrogd über Hedemora und 1644 Bergmeister über Uplands Bergslag ward. Er rief auch seinen Schwager Anders Angerstein von Regenstein ins Land, welcher mehrere Schmiede und unter ihnen den Meisterschmidt Heinrich Hentzel mitbrachte, der sogleich nach seiner Ankunft von Steffen zur Einrichtung mehrerer Bruk gebraucht ward. Er ward auch der Lehrmeister der alten Schmiede und bildete viele Zöglinge, welche Steffen durch das ganze Reich umher zerstreute. Anders Angerstein half einem gewissen Kock Avestad anlegen und diente bei manchen andern Anlagen als ein gescheuter Mann, ward endlich auch Bergmeister. Durch diese drei Männer ist das sogenannte *tyska smide* zuerst in Schwung gekommen.

Die Wallonschmiede aber verdankt ihre Einführung der Familie der Barone de Geer, die noch jetzt als eine der reichsten Familien mit mehreren Ästen in Schweden ausgebreitet blüht. Ludwig de Geer aus Flandern, ein Mann, der sich um sein neues Vaterland groſse Verdienste erwerben sollte, ist der Urheber des sogenannten Fransos- oder Wallonsmide in Schweden. Als er im Jahr 1643 die Kronhammer Löfsta, Österby und Gimo gekauft hatte, kam diese Art das Eisen zu arbeiten auf zwischen den Jahren 1637 und 1650. Er verschrieb nemlich aus dem französischen Flandern nicht allein Hüttenmeister, Schmelzer, Schmiede, sondern auch Köhler, Baumeister und andere Handwerker. Diese Wallonschmiede ist vorzüglich nur in Roslags Bergslag in Gebrauch, bei Löfsta, Österby, Åkerby, Forsmark, Gimo, Strömsberg Bruk.

Noch sind viele alte Familien jener eingewanderten Schmiede übrig, sie haben sich zum Theil gar nicht mit Schweden vermischt und die Physiognomien, die schwarzen und die brennenden braunen Augen, so wie ihre Namen verkünden die französische Abkunft, obgleich die französische Sprache und die Sitten des Stammlandes bei den Urenkeln lange vergessen sind. Selbst die französische Munterkeit und Lebhaftigkeit ist bei vielen noch ganz national da, wie Herr Tham auch dies an mehreren seiner Schmiede bemerken lieſs. Auch bei ihrer

Arbeit sind die meisten Benennungen französisch. So heiſst z. B. die Zeit, in welcher einer bei dem Herd in Arbeit steht, Tourné. Es scheint, daſs den ersten Eingewanderten Wein bestanden werden muſste, weil sie an ihn gewöhnt waren. Noch jetzt genieſsen sie daher sogenannte Vinpengar oder Weingeld. Die Wallonschmiede machen keine Innung aus, wie die Teutschen, und haben weder Altermann noch Lade, also auch die Vortheile der Versorgung nicht, welche oft damit verbunden sind, doch genieſsen bei den meisten Bruk die alten und verkümmerten Arbeiter bis an ihren Tod eine Art Pension.

Uplands Eisen, das die herrlichen Dannemoragruben liefern, gilt für das beste in ganz Schweden und keines kaufen die Ausländer so eifrig, vorzüglich die Engländer, um Stahl daraus zu bereiten, weil es eine groſse Weichheit und Geschmeidigkeit hat. Es wäre zu wünschen, daſs sich die Besitzer der vornehmsten upländischen Bruk mit einander verbänden, ihr Eisen zu Stahl umzuschmieden, so würden die Engländer, die es gar nicht entbehren können,

auch

auch diesen Vortheil den Schweden gönnen müssen. So lange sie das Eisen bekommen können, werden sie patriotisch oder eigensinnig den schwedischen Stahl nicht kaufen, der doch bis jetzt in kleinen Quantitäten ausgeschmiedet ist. — Jedes Bruk hat seinen eigenen Stempel. In der Eisenwrakerordnung von 1766 ist verordnet, daſs alles ungemerkte Stangeneisen konſiscirt werden soll, wenn es auf die Wage kömmt oder sonst verkauft wird, wie auch, wenn es mit einem andern als dem für jedes Bruk festgesetzten Stempel, gezeichnet ist. Auch wird es conſiscirt, wenn es entweder von untauglicher Materie, schlecht auf dem Herd gearbeitet, verbrannt ist, oder wenn die Stange tiefe und grobe Brüche an den Kanten hat.

Erwähnen muſs ich hier noch des Eisenkomtoirs in Stockholm, das seit 1747 existirt und für den Kredit der Brukspatrone und für den ganzen Eisenhandel mit dem Auslande eine sehr wohlthätige Einrichtung ist. Für jedes Spfd. aufgewogenes Stangeneisen werden etwa 2 Groschen für dieses Komtoirs Fond erlegt, wovon Brukspatrone und Manufakturisten in Stahl-

und Eisenarbeiten Freiheit haben, gegen 4 Procent Zinsen Anleihen zu machen, so daſs sie bei Verlegenheiten, vorzüglich bei niedrigen Preisen, nicht nöthig haben, sogleich ihr Eisen loszuschlagen.

Ich besuchte von hier auch die Gruben zu Dannemora, die ersten und trefflichsten Eisengruben in ganz Schweden, so wie von den ältesten. Es giebt ihrer eine groſse Menge theils noch bearbeiteter, theils auch öder und die meisten Bruk in Roslagen haben ihren Antheil daran. Das Erz ist auch hier sehr verschiedenartig und hält von 15 bis 70 Procent. Man pflegt für die verschiedenen Bedürfnisse mehrere Arten zu mischen und zusammenzuschmelzen, wenn man vorzügliches Eisen oder Stahl haben will. Die Gruben liegen fast alle zu offnem Tage und die gröſste hat eine fürchterlich weite Öffnung. Wir fuhren um den Mittag dahin und hatten eine Kanonade von mehr als 50 Schiffen. — Eine groſse Unbequemlichkeit ist die Lage der Gruben so nahe an dem langen Dannemorasee, dessen Wasser in den letzten Decennien vielen Schaden gethan hat und noch thut. Mehrere Gruben sind dadurch ganz unbrauchbar gemacht und nur mit ungeheuren Kosten hat man einem allgemeinen Ruin vorgebeugt. Die vorige Zeit minirte zu sorglos darauf los. Man hätte sich bei den Arbeiten etwas weiter vom See halten sollen. Jetzt ist unter des berühmten Nordwall Direktion ein groſser Damm gegen den See gezogen, aber man wird wohl noch einen machen müssen, denn dieser ist noch nicht hinreichend und noch gehen täglich 10 Pumpen, die kaum mit dem Wasser fertig werden können. Auch hat die alte Sorglosigkeit in Bearbeitung der Gruben der neuen Zeit sehr geschadet. Wegen des reichen Erzes nutzte man in der ältern Zeit allein die ergiebigsten Gänge. Jetzt sind die Interessenten schon bemüht, obgleich mit vielen Kosten, die erzhaltigen Gänge niederzusprengen, worum die Alten sich entweder nicht kümmerten oder nicht Kenntnisse und Vermögen genug hatten, sie niederzubrechen, zu einer Zeit, wo alle Erzgewinnung fast durch Feuer geschah. Aber jetzt arbeitet man dabei nicht mit derselben Bequemlichkeit, wie dies im Anfange hätte geschehen können. Groſse, losgehende Bergklüfte müssen jährlich fortgeschafft werden, und verursachen doch oft durch Einsturz Unfälle. Der schwerste und zugleich unvermeidliche Punkt, welcher die Interessenten trifft, ist die täglich zunehmende Tiefe der Gruben, die an einigen Stellen schon über 80 Lachtern hält, welches das Auffördern des Erzes von Tage zu Tage kostbarer macht; denn es begreift sich von selbst, daſs man auf das unedlere Metall nicht so tief arbeiten kann, als z. B. auf Kupfer und Silber.

Herr Tham, der als ein thätiger rüstiger Mann auf alles spekulirt, hat auch mit dem Acker des Bruks manche Veränderungen vorgenommen, die ihm bis jetzt geglückt sind, und wegen der vielen Wiesen und des reichen Zugangs zu Dünger auch künftig glücken werden. Er hat nemlich angefangen, die Brache aufzuheben und Wurzeln und Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Möhren, Wicken, Klee darauf zu bauen. Bis zu einer ordentlichen Zirkulation ist er als Anfänger noch nicht fortgeschritten, meint es aber allmälig dahin zu bringen. — Übrigens ist Uplands Boden und Landwirthschaft berühmt und mit Recht berühmt, wenn gleich in Hinsicht der Eintheilung und Benutzung der Felder, selbst nach den Erinnerungen schwedischer Patrioten, Manches noch zu wünschen seyn mögte. Die Upländer haben vorzügliche Ackergeräthe, und sind in Hinsicht des Pflügens und Bereitens der Felder und des fleiſsigen Grabens unstreitig mit von den besten Ackersleuten des Reiches. Indessen auch hier thut der Wahn und das alte Herkommen noch mehr, als neue Überzeugung. Wenige haben sich bis jetzt in einer neuen Wirthschaftsart angegriffen, sondern die meisten blieben noch so bei dem alten Leisten. Nur hie und da, besonders um Stockholm, z. B. auf dem groſsen Rittergute Ulfſunda und auf den Besitzungen des biedern und gelehrten Professors von Schulzenheim, des Ältern, hat man neue Versuche gemacht, die theils schon lehrreich geworden sind, theils die Prüfung einer längeren Erfahrung erwarten. — Nach dem gewöhnlichen Schlendrian liegt der Acker in zwei Feldern oder in Twåskifte, die Hälfte besäet und die Hälfte ruhend. Der Acker zur Wintersaat erhält drei Furchen, die erste im ersten Frühling, die zweite im Junius, ehe der Dung ausgefahren wird, und die dritte in der Mitte des Julius. Im Herbst pflügt man den Gerstacker mit dem Hacken und legt ihn zur Winterfurche. Upland ist ein flaches und im Allgemeinen sehr fruchtbares Land, das leichte schwarze Erde und in vielen Gegenden den köstlichsten Märgel hat. Nichts in der Welt soll über die Fruchtbarkeit der Bezirke um Enköping und Upsala gehen. Weil man überhaupt wenig Wiesen hat, so erhalten die Felder wenig Dung, ja es giebt Strecken, die man in 10, 15 Jahren nicht düngt und die doch immerfort, durch den bloſsen Wechsel zwischen Tragen und Ruhen, ein unvergleichliches Korn geben. Ganze groſse Dorfschaften giebt es in dieser Provinz, die unzufrieden sind, wenn sie nicht im Durchschnitt das 12te Korn bauen. Was lieſse sich in einer solchen Landschaft machen und wie ist es selbst traurig, daſs so ungeheure Strecken bloſs als Wald und als schlecht genutzter Wald für die Bruk öde liegen. Bei besserer Wirthschaft könnte man wohl an den meisten Stellen mit der Hälfte auskommen und das Übrige in Acker verwandeln. Die Hauptkörner sind hier Rocken und Gerste, wenig Erbsen und Hafer, Flachs zum Hausgebrauch; Weitzen hat man in den letzten 20 Jahren fleissiger angefangen zu bauen und auf manchen Gütern mit Glück.

Schon sieht man es den upländischen Wohnungen an, daſs man nicht mehr im bloſsen Waldlande lebt. Sie werden kleiner und unansehnlicher, die Strohdächer sind nicht einmal zierlich gelegt und für die Balken kommen hie und da Leimwände, die wenigstens für das Auge so hübsch nicht sind. Die Zierlichkeit und Eleganz des Norrländers fehlt den Menschen und Dingen. In der Regel ist der Bauer hier auch ärmer, als dort oben, was sehr begreiflich ist, da der gröſste Theil der Provinz Frälse ist. Übrigens ist der Upländer keck und trotzig und keineswegs schläfrig, obgleich es an seiner Sprache fast so scheinen sollte, die er sehr bequem schleppt und nicht sehr accentuirt, so daſs es fast in keiner Provinz so schwer ist, mit den Bauren auszukommen als hier, selbst da, wo doch weit mehr Provinzialismen sind.

Übrigens mögte ich manchen naseweisen Teutschen oder noch lieber Franzosen hieher führen, der alles für ein Eisland und eine Bärenheide hält, was jenseits des Rheins und der Elbe liegt, ihn mögte ich hierher führen gegen Ende des Julius, um ihn zu überzeugen, daſs dies Schneeland keine Wüste ist. Getreide, Obst, Früchte gedeihen hier schon vortrefflich, Manches sogar besser, als im nördlichen Teutschland. Dies ist sehr erklärlich. Die Witterung ist im Sommer wärmer und gleicher, als über der Donau und Elbe, die langen sonnenscheinigen Tage befördern den Wuchs und die Reife wunderbar. Ich habe hier Melonen und andere dergleichen Früchte gegessen, die mit den schönsten wetteifern können, welche Italien und Ungern hervorbringt. An die Menge der lieblichen Waldbeeren erinnere ich nur. Die Obstbäume waren hier zum Theil von Früchten überlastet. Freilich die zartesten Arten wollen nicht immer gerathen, dafür aber hat Schweden manche eigene, die man bei uns wenig findet, unter andern den lieblichen Astrakaner, einen vorzüglichen Apfel. Ich weiſs, daſs einer meiner Freunde in Stockholm ein Jahr in dem schönen Garten seines Landgütchens 300 Tonnen Äpfel hatte.

Den 27. Jul. Reise von Österby bis Stockholm, 11¼ Meilen. Stationen: Österby bis Andersby, ¾ M. — A. bis Husby, 2 M. — H. bis Upsala, 1½ M. — U. bis Stockholm, 7 Meilen.

Ich reiste um Mitternacht ab. Das erste Drittel des Weges ist meistens Wald, das zweite ist lieblich und mit schönen Fluren gemischt, man sieht den herrlichen Sitz der Braheschen Familie Salsta mit seinem reichen Zubehör; je näher Husby, desto fruchtbarer und waldloser wird es. Das letzte Drittel hat fast gar keinen Wald, sondern ist kornreiche Ebne, mit Dörfern wie besäet. Man sieht hier eine Menge der schönsten Felder bloſs als Koppeln für die Pferde benutzt; von einer guten Koppelwirthschaft, wie z. B. in Helsingland und Wärmeland, scheint man in Upland kaum eine Idee zu haben; denn diese Koppeln sind zum Theil in

20, ja wohl in 50 und 100 Jahren nicht unter dem Pfluge gewesen, wie ihre Gesträuche und Hügel zeigen. Im fürchterlichsten Regen, der den ganzen Tag anhalten sollte, kam ich um 6 Uhr früh in Upsala an. Es war die Zeit der groſsen Ferien, meine Bekannten waren ausgeflogen, ich sehnte mich nach Stockholm. So lieſs ich es denn regnen und saſs um 8 Uhr schon wieder auf meinem Wagen.

Von Upsala bis Stockholm hatte ich den alten bekannten Weg, den ich im Winter gefahren war. Er ist meistens eingeschlossen, hügeligt und waldig und zeigt keine groſse Felder. Je näher der Hauptstadt, desto mehr Klippen und Höhen, ein Zeichen, daſs man der Meeresküste wieder näher kömmt — aber auch desto hübschere Landsitze und lieblichere Gegenden. Einige Theile sind wirklich reitzend, wie die Gegend um Alsike und näher Stockholm um Sollentunakirche. In Rotebro, dem nächsten Håll vor der Stadt, fand ich das Alte, nemlich daſs die Gästgifvaregårdar um die Hauptstadt die schlechtesten sind. Es war da auch nichts zu kneipen und zu beiſsen, der

Branntwein angebrannt, das Bier sauer, die fünf Eier, die ich mir abkochen lieſs, bei der Besichtigung halb bebrütet; an gutes Öl und an frische Milch war gar nicht zu denken. Hungrig und verdrieſslich schüttelte ich hier den Staub von den Füſsen und fuhr weiter und kam um 6 Uhr im grimmigsten Platzregen an.

Ich nahm bei einem lieben Freund Quartier und wohnte eine Viertelmeile von der Stadt im freundlichen Marieberg am Mälare, den wir täglich beruderten. Was soll ich viel sagen von den Freuden dieser schönen Zeit? was von Stockholms zauberischer Lage, die es zu einem der schönsten Königssitze Europens machen? Diejenigen, welche Konstantinopel gesehen haben, nennen Stockholm wohl das Konstantinopel des Nordens. Wie viele wirklich elysische and zauberische Sitze, die Inseln, Halbinseln, Bergspitzen rings um die Stadt! welch ein Glanz der hohen Tannen-, Eichen- und Birkenwälder, die über den groſsen See und seine mancherlei Buchten einen romantischen Schein werfen! Doch weg mit dieser Mahlerei! Alles war hier schön, nur fehlten mir die meisten meiner alten Freunde und Bekannten. Man zieht in den heiſsen Monaten gar zu gern auf das Land und benutzt entweder die eigenen Güter oder die allgemeine Gastfreiheit und Freundlichkeit, die jedem mit Herzlichkeit entgegen kömmt, welcher der Freude und Ermunterung bedarf. Die groſse Stadt war jetzt auch wirklich ziemlich todt und bei der auſserordentlichen Hitze dieser Tage war es keine Lust, viel in ihr zu thun zu haben. Das Einzige, was ich hier einige Male mit inniger Liebe besuchte, war Sergels Werkstätte.

Wer kennt den Namen dieses auſserordentlichen Mannes nicht? oder wenigstens wer sollte ihn nicht kennen? Nach allem, was ich von neuester Bildhauerei gesehen habe, ist Sergel der erste Bildhauer Europens. Von dem viel gepriesenen Canova habe ich manches gesehen, auch manche Urtheile der Verständigen über ihn gehört. Nach meinem Auge und nach fremdem Urtheil fehlt ihm die Erhabenheit und Einfalt, ohne welche diese Kunst, mehr als alle andere, sogleich ihre Nichtigkeit zeigt; man sieht, dünkt mich, die Überzierlichkeit und

Weichlichkeit unsers Zeitalters durch seine Arbeiten durchschimmern, eine gewisse Selbstgefälligkeit, das Kleinliche im Groſsen, dieser Tod der Kunst, verläſst ihn selten ganz. Unser Schwede aber, welch ein kühner, freier Geist fliegt mit ihm über seine Zeit empor und blickt auch aus der kleinsten Arbeit, die ich von seiner Hand gesehen habe! Das Zierliche und Manierirte hat bei ihm nicht fest sitzen können, wie es überall bei den gröſsten Schweden es nicht kann. Freiheit der Bewegung, Majestät des Denkens und Wollens ist sein Karakter und der Karakter seiner Kunst. Ich hatte den verflossenen Winter seine Arbeiten mehrmals mit Bewunderung gesehen, aber sein Sinn ward mir erst klar, als ich bei seinen Freunden hie und da kleine Handzeichnungen von ihm sah, kleine Kinder der Gelegenheit, die, wie alle Kinder der Gelegenheit, das väterliche Gepräge und den väterlichen Geist gewöhnlich am innigsten an sich trugen. Da steht in jeder Stellung und Gebehrde der Riesengeist, der mit eigner Kraft die Welt umschafft und eine neue bildet, wann und wo er will. In diesen leichten Umrissen, in diesen freien Zügen und kühnen Stellungen steht Sergel, wie Michel Angelos Geist in den berühmten Statuen und Bildern der Lorenzkirche in Florenz, die er für das Grab des Kardinals Julius von Medicis ausarbeiten wollte, die aber nur die ersten Meisselhiebe seiner schöpferischen Hand erhielten und als groſse Studien und erhabene Schattenbilder seines Geistes für alle Zeitalter unvollendet stehen blieben. Sergel ist einer der wenigen Künstler des nördlichen Europa, welchen sein groſser Instinkt den unter diesem Himmel allein glücklichen Weg gehen lieſs. Er verschmähte die kleinliche Angst für das Weiche und Zierliche, die so manchen Künstler auf dem Wege aufhält und endlich durch eine Art Behexung in der unseligen Mitte festmacht. — Dies verschmähte er und griff sogleich nach dem Höchsten: er begehrte das Majestätische und Groſse und ging durch die Kraft zur Schönheit. Man thut diesem groſsen Künstler Unrecht, wenn man sagt, seine Arbeiten seien Antiken. Es liegt in solchen Ausdrücken, womit man zu loben meint und wodurch immer nur der Unwissende lobt, doch immer etwas wie ein versteckter Tadel; meistens bedeuten sie auch nur, daſs ein solcher Künstler unter den Neuern die Alten mit Glück und Geschmack nachgeahmt habe. Auch Sergel hat in Italien studiert und seine Brust an den herrlichen Denkmählern der Vorwelt erweitert und entflammt, seine Einsichten und seinen Geschmack daran gebildet. Man darf auch sagen, daſs er in Einfalt und Korrektheit und Kühnheit der Zeichnung antik ist. Das war auch Michel Angelo, aber wer wird sagen, er habe die Alten nachgeahmt? Jeder groſse Mann findet sein Maaſs in sich, er findet es aber auch in seiner Zeit und seiner Nation, und muſs es in ihnen finden, wenn er nicht Mumien und Gespenster, gleichsam Schattenbilder hinstellen will, die uns zu sagen scheinen, als waren sie in einer grauen Zeit vor uns schon da oder als sollten sie in einer langen Zeit nach uns nur lebendig werden. Das Todte wird nur lebendig durch die Zeit, worin man lebt, aber diese Zeit ist dem groſsen Künstler nur wie die Erde um die Wurzeln des Baums: du siehest den herrlichen Stamm, seine üppigen

Zweige und Blüthen, aber diese scheinen schon allein der Luft und dem Licht anzugehören. Auch Sergel trägt das Gepräge seiner Zeit. Mag er alte Leichtigkeit und doch Einfalt der Stellungen, alle Ruhe und Majestät des Ideals vom göttlichen Menschenbilde im hohen Grade gleich den Alten in seinen Werken mit einander vereinigen, so spricht doch aus den Alten mehr der allgemeine, aus den Neueren mehr der individuelle Karakter: Unterschiede, die sich bei allen Kunstwerken der alten und der neuern Welt erproben, wenn man sie einander gegenüber stellt, nicht mehr aber, als wenn man die alte Tragödie mit der neuen vergleicht. Auch aus Sergels Arbeiten spricht ein weicheres Gemüth, eine tiefere Trauer und Sympathie der Menschheit jeden Schauenden an, als aus den Werken der Alten, die alle Bilder des Lebens sogleich in den höchsten Himmel der Idee zur Allgemeinheit erhuben. Aber Sergels Weichheit wird durch die Höhe und Majestät der Bilder getragen, sie dürfen das Menschliche mehr aussprechen, als die Alten, und ich mögte sagen, daſs eben dies einst der Gipfel der Vollendung der neueren Kunst seyn wird, wenn sie anders auf diesem Wege je das Höchste erreicht.

Für Sergels Meisterwerk hält man die Gruppe von Amor und Psyche, die er nach einer ganz neuen Idee zusammengestellt hat; ich aber erkläre mich für seinen Mars und seine Venus, eine andere Gruppe, von welcher der Gott noch nicht vollendet ist. Mars steht trotzig und kühn im Vorschreiten da und trägt die Göttin beinahe, die sich ihm zärtlich flehend und hinsinkend ans Herz wirft. Ein solches rein menschliches und herrliches Bild habe ich kaum gesehen, als diese Venus. Man zweifelt, ob das Hohe und Zarte in der Miene lieblicher zusammenschmelze, oder die Götterwürde in der ganzen schönen Gestalt sich himmlischer spiegle. Wer eine einzige solche Figur in einer halb schwebenden, halb sinkenden Stellung nur zeichnen kann, der soll mir ein groſser Apoll seyn. Die süſseste Liebe und Lust in allen Zügen, ohne daſs ein einziger unreiner Gedanke diesem Weibe nahen dürfe. Wie habe ich oft staunend vor der Göttin und vor ihrem erhabenen Schöpfer gestanden! — Eine Menge

Büsten von berühmten und groſsen Personen, Modelle, Bas- und Hautreliefs, Fragmente aller Art verkündigen den hohen Sinn des Meisters. Er selbst scheint leider für die Kunst verloren zu seyn. Seit mehreren Jahren hat ihn ein Lebensüberdruſs und eine Melancholie ergriffen, die ihn seinen unsterblichen Arbeiten und seinen sterblichen Freunden entzieht. Auch ich bin nicht so glücklich gewesen ihn zu sehen. Es soll ein groſser, schöner und stattlicher Mann seyn, von starkem Körperbau, hoher Stirn und funkelnden blauen Augen, zugleich einer der kenntniſsreichsten und angenehmsten Gesellschafter. Er ist 63 Jahr alt und noch rüstig und stark. Wie viel könnte er noch für seine und des Vaterlands Ehre thun, wenn ihm die alte Heiterkeit wiederkäme? Seine Freunde wagen kaum dies zu hoffen. Er drückt auch durch diese Melancholie das Idealische der hohen nordischen Natur aus, die sich endlich selbst überwächst und die eigne Gröſse nicht tragen kann, weil ihr das Gleichgewicht und das Gleichbild zu sehr fehlt. Sollte man nicht endlich, wenn die Geschichte klug werden könnte, Karln den Zwölften so beurtheilen, den man bald zu einem Narren, bald zu einem Tollen gemacht hat? Weiſs man denn nicht, daſs kein Mensch ohne groſse Eigenschaften sein Zeitalter und die Meinung desselben beherrscht hat? Dies that Karl im Glück und Unglück bis an seinen Tod. Man weiſs, daſs der feine Marlborough beinahe wie ein geäffter Knabe vor ihm stand, daſs Peter von Ruſsland ihn vergötterte, daſs — was das Entscheidendste ist — alle Menschen in allen Ländern, die zu seiner Zeit lebten, seinen Namen auch lange nach seinem Tode als den ersten nannten. Was machte ihn zum Idol seines Volkes, wenn es in ihm nicht die tiefste Grundlage seiner eignen Natur, das allgemeinste Bild des allgemeinsten Strebens sah? Ein dürftiger Narr hat nie Sekten noch Völker begeistert. —

Als ein groſses und würdiges Gegenbild des göttlichen Sergel nenne ich Bellman, einen schwedischen Dichter, dessen hohe Genialität und hohes Leben nur wenige seiner Landsleute recht begreifen. Er starb vor wenigen Jahren in dürftigen Umständen, hatte aber sein Leben mit einem kleinen Dienst, einem heitern Sinn und mit der Harfe und Dichtkunst fröhlich genossen. Nie dachte er daran, seine Gedichte zu sammeln und aufzubewahren; sie waren die Kinder fröhlicher Augenblicke, kurz der unmittelbaren Eingebung, und sprudelten wie lebendige Quellen hervor, ohne daſs er sie halten konnte oder wollte; die Musik strömte dazu aus seiner Harfe. Seine Freunde bewahrten diese und jene, sammelten sie endlich, bekamen von ihrem Vater die Melodien dazu und gaben sie unter dem Namen Fredmans Episteln und Lieder mit der Musik in 2 Bänden heraus. Bellman trieb sich auf den niedrigsten Stuffen des Lebens, aber nicht niedrig herum. Aus diesem Leben mahlt er meistens, oder richtiger, in dieses Leben hinein stellt er seine hohen Ansichten. Man thut aber deswegen Unrecht, ihn den poetischen Teniers oder van Douw zu nennen. Die hohe Wahrheit und Naivetät des Gemüthes und Kolorits, das erste Leben aller Kunst, hat er wohl mit den braven Niederländern gemein, aber doch ist der Schein unter dieser Hülle gröſser, als er gewöhnlich bei ihnen ist. Man kann hier wohl sagen, das Niedrige ist der Käfig, worin sich die süſse Nachtigall und die himmelfliegende Lerche freiwillig einsperrt, um in der Gefangenschaft desto schöner zu singen. Der gemeine Sinn fühlt in Bellman nichts als Possen und Witz, aber dem edleren Gefühl klingt die tiefe Tragödie des hohen Gemüthes allenthalben entgegen, das in seiner gewaltigen Idealität kaum die Form dulden will und wenigstens den schlechtesten Schein von ihr wählt. Es ist die Überfülle der Kraft, die sich selbst nicht achtet und begreift, aber von einem höheren Geist getrieben aus der Versunkenheit in sich selbst aufgerüttelt wird. Des Dichters hoher Sinn spielt immer mit Kontrasten, weil nur diese ihn wach erhalten, aber die höchste Einfalt und Treue, die zartesten Töne der Empfindung, das süſseste Anschauen der Natur muſs er auch wider seinen Willen aussprechen und tönen lassen. Es wird mir nie gelingen, Bellman jemand begreiflich zu machen, der die schwedische Nation und das Tiefste des nordischen Karakters nicht begreift. Ich sage nur, er wird noch unsterblich leben, wenn manche der zierlichen und witzigen Dichter und Dichterlinge, die ihn über die Schultern ansehen, veraltet seyn werden. Er ist ewig wie sein Land und sein Volk, eine eigne hohe Künstlernatur und deswegen ewig wie die allgemeine Natur. Um Sergels Werke zu sehen, um Bellman verstehen zu lernen, wäre es allein der Mühe werth, nach Stockholm zu reisen und schwedisch zu lernen. Und doch versteht den großen Bellman nur halb, wem die Natur nicht ein glückliches Organ für Musik gab, nach seiner Komposition zu singen und zu spielen, was er dichtete; denn seine Musik und Dichtkunst sind innig mit einander verwachsen und erklären sich nur durch einander.

Den Abend vor meiner Abreise aus Stockholm hatte ich in meinem lieben Marieberg noch eine Abschiedskanonade. Dieses Marieberg liegt sehr niedlich am großen Mälare und an sonntäglichen und festlichen Tagen wimmelt der ganze See von Schiffen und Böten, die segeln und rudern, jedes nach einem allgemeinen oder besondern Plätzchen der Lust. Der Schwede versteht den schönen Sommer und die reizenden Umgebungen der Königsstadt zu genieſsen. Ja es sind sogar eigene patriotische oder bloſs lustige Verbrüderungen und Gesellschaften gestiftet, welche oft in ganzen Geschwadern auslaufen und den See und seine Küsten weit und breit beschiffen. Zu den politischen Verbrüderungen, die sich wenigstens ein solches Ansehen geben, gehören die Gesellschaften der Augustiner und der Svearne. Die Augustiner traten nach der glücklichen Revolution von 1772, die im August durchgesetzt ward, als eine Verbrüderung zusammen und verbanden sich, ihr Andenken jährlich zu feiern, was sie oft durch Züge und Kanonaden auf dem See thun. Die Svearne sind eine Verbrüderung, welche die alten und männlichen Sitten der Väter erhalten und feiern will und zu diesem Ende mehrere Tage nach der Weise lebt, wie sie meinen, daſs die Urgroſsväter in dem grauen Heldenalter gelebt haben. Diese Gesellschaft ist sehr zahlreich und hat zwischen 30 und 40 Fahrzeuge. Sie laufen mit diesen um Mitternacht aus, kreuzen einige Tage auf dem groſsen See herum und legen an seinen

Holmen und Küsten an. Da wird noch alter Weise allenthalben weidlich gezecht und geschmaust während des Tages und Abends, aber des Nachts muſs jeder am Bord seyn und auf harten Brettern, allenfalls in seinen Mantel gewickelt, schlafen. Mehrere müssen Wache halten, daſs die Schlafenden nicht überrumpelt werden; denn solche Wikingsscherze pflegen sie wohl gegen einander zu üben. Die auf solche Weise mit ihren Schiffen gefangen werden, müssen groſse Pön geben. Diese Svearne waren auf ihren gewöhnlichen Kreuzzug ausgefahren und kamen nun gegen die Mitternacht langsam der Stadt näher gesegelt. Es waren kleine und groſse Schiffe, Schaluppen und Böte, die alle in langer Reihe mit wehenden Wimpeln und hellen Laternen in den Masten daherfahren, eine unendliche Menge Nachen, Kähne, Böte der Umwohnenden und der Städter gesellten sich zu ihnen und vermehrten den Glanz. Die Luft blies sanft, der Himmel war dunkel, desto herrlicher wirkten die Lichter in Nähen und Fernen. In wechselnden Pausen spielten 4 Musikchöre, die in mehreren Böten vertheilt waren, kriegerische Weisen und Märsche, dann erfolgte von allen Seiten eine donnernde Kanonade, die von manchen der Gartenbesitzer und Inselbewohner umher aus kleinen Böllern erwiedert ward, denn Musik und Geschütz muſs der Schwede allenthalben haben, wo es lustig seyn soll. So defilirte die ganze Flotte anderthalb Stunden lang vor uns vorbei, bis wir die letzten Lichter an dem Riddarholm verschwinden sahen.

Den 6. August. Reise von Stockholm bis Pilkrog, 5 Meilen. Stationen: Stockholm bis Fittia, 1½ M. — F. bis Sörtelje, 2 M. — S. bis Pilkrog, 1½ Meilen.

Reisen muſste ich endlich, so süſs auch das Bleiben hier war, meine Sachen lagen auf dem Wagen, meinen Freunden drückte ich die Hände, ach! den lieben und guten Menschen. Der Abschied war mir nicht leicht, und nicht leicht rollte ich den langen Weg durch die Stadt und den Södermalm hinaus. Meine Reise sollte nun wieder den alten Weg gehen, den ich bei meiner Reise nach Stockholm gekommen war, doch von Norrköping wollte ich den Küstenweg nehmen und Karlskrona und das liebliche Blekingen sehen, das man mir so sehr gerühmt hatte. — Die ersten Umgebungen der Stadt nach dieser Seite hin sind sehr freundlich wegen der Durchschnitte des Mälarewassers und der Eichengruppen, die bei einzelnen zierlichen Sitzen stehen. Man hat bis Fittia doch meistens Felsen- und Hügelweg mit kleinen Äckern und hie und da eine Wiese. In Fittia hatte ich einen Ärger, da wird der schwedische Bauer doch schon durch das Zusammentreffen von allerlei Volk verdorben, und lernt viel Schlechtes kennen, die Skjutsbönder kamen mir wirklich wie ein richtiges Gesindel vor. Es ist eine unglaubliche Zahl Pferde, die hier täglich ausgehen, das ganze Nest war voll von kommenden und abgehenden Reisenden. Ich war um 6 Uhr Abends da, wo das Schwärmen nach der Hauptstadt zurück anfängt, auch traf ich auf dem Wege von hier nach Södertelje Wagen auf Wagen. Södertelje ist ein nettes Städtchen. Es kann wohl nicht dafür, daſs es nebst dem kleinen Trosa sich in Schweden eben so, wie Schöppenstedt, Schilda und Reutlingen in

Teutschland, zum Spott brauchen lassen muſs. Seine Einwohner leben viel vom Ackerbau, auch wegen der Nähe Stockholms vom Skjuts, der hier nicht unergiebig ist. Södertelje könnte Stockholm äuſserst gefährlich werden, wenn man, wie mehrmals der Plan gewesen ist, die Stadt durch die sehr leichte Verbindung des Mälare mit dem Meer zu einer Handelsstadt machte. Södertelje würde vor Stockholm immer das leichtere Aus- und Einlaufen der Schiffe voraus haben. In dieser Gegend ist viel Tabaksbau. Die Schnitter waren mit der Rockenärndte beschäftigt. Sie setzen hier die Garben grade wie bei uns in Mandeln, auch ist wohl hie und da über mehrere eine Garbe wie ein Deckel gestülpt und umgebunden. Die letzte Station war recht freundlich mit vielen Wassern, höherem Walde und einem schönen aus der Ferne dämmernden Abend. Um 11 Uhr lag ich schon zu Pilkrog im Bette.

Den 7. August. Reise von Pilkrog bis Nyköping, 6½ Meilen. Stationen: Pilkrog bis Åby, 2 M. — Å. bis Svärdsbro 2 M. — S. bis Nyköping, 2½ Meilen.

Die erste heutige Station zeigt besonders schöne Wiesen, Koppeln, Felder, Seen und treffliches Korn. Das Winterkorn besteht meist aus Rocken, etwa ein Fünftel aus Weitzen; das Sommerkorn ist meist Gerste, ferner Hafer, etwas Erbsen, wenig Flachs; noch weniger baut man Hanf und Hopfen: auch Mangkorn giebt es viel, Gerste und Hafer, oder auch wohl Gerste, Hafer und Erbsen gemischt, so daſs die Erbsen sich an den Halmen empor ranken. Hie und da sieht man in den Dörfern auch Obstbäume. Man kann wohl sagen, daſs man dem felsigten Boden entrissen hat, was sich von ihm gewinnen lieſs, denn wenig mögte hier noch urbar zu machen seyn. Der herrliche Boden besteht meist aus schwarzer Erde, er liegt in zwei Feldern, ist gut gegraben, mit breitem Rücken nach westmanländischer und upländischer Weise, auch brav gepflügt, geeggt und gewalzt. Aber kann man darum sagen, daſs der Södermanländer mehr sei, als ein guter Bauer? Da ist keine Abwechselung, keine bessere Benutzung der Brache, die in dieser südlicheren Provinz bei den kleinen Feldeintheilungen so leicht wäre, kein Verbessern der Wiesen auf helsingische Weise, kein Bau künstlicher Futterkräuter, keine Aufnahme der fetten Koppeln zu Acker sichtbar. Man sieht, es geht noch wie es immer gegangen ist. Hie und da trifft man groſse Rübenfelder und um die Dörfer und in den Gärten auch etwas Tabak. Der Ochsenpflug und Ochsenwagen zeigen sich hie und da in Upland schon wieder, hier werden sie immer häufiger. Die Häuser und Wohnungen sind hier fast überall sehr viel netter, als in Upland, roth gefärbt und manche mit Ziegeln gedeckt. Ich sah viele hübsche Landsitze und auch hier war die Ärndte im vollen Gange. Die Leute gebrauchen Sensen, die aber um ein Drittel kürzer sind, als bei uns. Die beiden letzten Håll sind hochgebirgigt und waldreicher, aber sie zeigen desto schönere Seen, herrliche Felder und vor allen unübertreffliche Wiesen an einzelnen Thalseiten. Vor Nyköping sind kahle Bergklippen, aber die Felder fetter. Ich nahm um 3 Uhr Nachmittags im Rathhause Quartier.

Nyköping ist die Hauptstadt von Södermanland und hat etwa 3000 Einwohner. Sie hat sehr nette Häuser und Gassen und einen sehr hübschen Marktplatz. Alles verräth Wohlstand und Fröhlichkeit. Ein kleiner Fluſs theilt die Stadt in zwei Hälften und treibt mehrere Mühlen und Sägewerke. Übrigens ist sie als See- und Stapelstadt sehr unbedeutend. Bei meiner Wanderung an der Schiffbrücke bemerkte ich zwei Antiquitäten, die mich in einer sehr ernsten Stimmung entlieſsen, oder richtiger gesagt, die eine Antiquität besah und die zweite sah ich. Hier liegen nemlich die Trümmer eines alten Hungerschlosses, das eben so fürchterlich berühmt seyn würde, als Ugolinos Hungerthurm, wenn es einen Sänger gefunden hätte wie Dante, dessen klangreicher Mund ihm einen Weg durch die Geschichte und Mährchenwelt bereitet hätte. Die Trümmer dieses alten Schlosses, von welchem jetzt nur ein kleiner neuerer Theil zu einem Gefängniſs dient, sind gräſslich merkwürdig durch den Tod von zwei schwedischen Prinzen. Hier lieſs König Birger, blutigen Andenkens, im Jahr 1318 zwei seiner Brüder den Hungertod sterben, die er beim freundlichen

Mahle hatte einfangen und verwundet einkerkern und ihren Thurm hinter ihnen schlieſsen lassen. Ihr Tod ward der Sturz seines Throns und er und sein Haus wurden in den gemeinschaftlichen Ruin mit hinabgerissen. In ernsten Gedanken verlieſs ich die verfluchten Steine und ging fortschlendernd an der Schiffbrücke und dem Hafen hin, siehe! da sahe ich einen Wagen voll Lumpen halten und auf einem Lappen eine alte schmutzige französische Freiheitskokarde hängen. Wunderlich, wie die Kontraste auf den Menschen wirken! Wie viele Ideen liefen plötzlich durch meinen Kopf. Kokarden, Freiheitsbäume, Jakobiner, Guillottinen, Bonaparte, alles Unheil der letzten 12 Jahre. Ich sah dies bunte Ungeziefer jetzt unschädlich mit so vielen andern Lumpen, welche die Zeit abgetragen hatte, da liegen. So gleicht die Verwesung und der Tod alles Irdische aus. Die alten Steine, auf welchen ich eben gestanden hatte, und die alte Kokarde waren Geschwisterkinder. Man faſst auch eine abgeschuppte Schlangenhaut nicht gern an.

Übrigens will ich jedem, der nach Nyköping kömmt, rathen, den Felsen nordwestlich von der Stadt zu besteigen, worauf ein hölzerner Glockenthurm steht, oder vielmehr den Glockenthurm selbst, er wird einer unendlichen Aussicht genieſsen. Wer sich krank gegessen hat, ist hier auch nicht übel daran, wenigstens im Rathhause nicht. Zimmer, Betten, Möbeln sind elegant, aber das Essen elend. Doch muſste ich es theurer bezahlen, als in Stockholm. Auch wer gut schwedisch sprechen lernen will, reise hieher und halte sich hier ein halbes Jahr auf. In keiner Provinz wird die Sprache so rein und klar accentuirt, nirgends weniger affektirt, nirgends spricht auch der Bauer so gut. Viertens giebt es hier eine sehr muntre und witzige Kammerjungfer, eine gebohrne Stockholmerin, welche mit einer unendlichen Menge Possen und Späſse aufwartet; aber leider wird man davon nicht satt.

Den 8. August. Reise nach Norrköping, 6 Meilen. Stationen: Nyköping nach Jäder, 1½ M. — J. bis Wreta, 1 M. — W. bis Krokeck, 1¼ M. — K. bis Åby, 1½ M. — Åby bis Norrköping, ¾ Meilen.

Ich

Ich fuhr früh um 7 Uhr von hier. Man fährt anfangs durch ein schönes Land, das trefflich bebaut ist und sich in eine weite Ebene ausdehnt. So geht es durch die ganze erste Station mit wechselnden Ebnen voll Korn, Wiesen und Hügeln. An manchen Stellen schienen heute zwei Drittel des Bodens besäet und nur eines Brache zu seyn. Die zweite Station ist schon mehr waldreich und hügeligt mit engeren Feldern. Die dritte hat höhere Backar und wenige und kleine Felder, doch noch groſse Wiesen; es ist schon der Anfang des Kolmorden. Kurz vor Krokeck ist das schöne Bruk und die Stückgieſserei Stafsjö mit einem groſsen Park und schönen Gärten um einen See. Von hier bis Åby hat man das hohe Waldgebirg, den Kolmorden, welcher nahe bei Krokeck Östergöthlands Gränze macht. Er ist berühmt durch seine grüne und graue, auch weiſsgesprenkelte Marmore, die zum Theil ganz hübsch sind und in Schweden zu mancherlei Möbeln und Kunstarbeiten genutzt werden, durch die vielen Wölfe, die er beherbergt, und durch das fleiſsige und schöne Völkchen die Wingsåkrer, die sich durch ihre eignen Sitten, Gebräuche, Tracht und Schönheit vor allen Södermanländern auszeichnen und weiter nördlich an seinem Fuſse in ein paar Kirchspielen wohnen. Mir ward er jetzt merkwürdig durch seine hohen Backar, welche es schwer hinan ging, und durch ein Donnerwetter, welches mich über ihn begleitete, aber seine Regenwolken unter meinen Füſsen auf die niedrigeren Fluren ausleerte. Oben über Åby hat man eine der schönsten und weitesten Aussichten in Schweden über die Ebene unten, die Stadt Norrköping und den Strom und das ferne Meer mit seinen Inseln. Die Hinabfahrt nach Åby ist steil und halsbrechend. Wegen des heftigen Regens war der Gästgifvaregård ganz vollgepfropft von Menschen und in einem ganz andern Gewimmel als den vorigen Herbst bei meiner Reise nach Stockholm, wo das wilde Schneegestöber die Leute heim hielt und zu meiner Plage grade ein Mensch sterben wollte, als ich ankam, so daſs ich weder Speise noch Pferde bekommen konnte, um dem Hunger und Durst zu entfliehen. Der Strudel floſs indessen hier bald ab, da der Himmel sich wieder erheiterte, und um 3 Uhr saſs ich schon auf meinem Zimmer in Norrköping. — Von Åby bis zur Stadt ist die reichste Ebne voll Korn und Kornmandeln. Hier sah ich zuerst wieder viele Kartoffeln im Felde und zirkulirende und aufgenommene Wiesen.

Norrköping ist eine der ansehnlichsten schwedischen Städte und hat zwischen 8000 und 9000 Einwohner. Es ist die gröſste Stadt in Östergöthland und liegt sehr schön und vortheilhaft an dem Motalastrom, der bald hinter ihr in die sogenannte Brunwik und von da ins Meer fällt. Könnte — was oft projektirt ist — durch die Motala der Wellern mit der Ostsee verbunden werden, so würde Norrköping wohl eine der gröſsten Städte Schwedens. Schwierigkeiten mögen dabei genug seyn, aber Schwierigkeiten sind keine Unmöglichkeiten. Der Strom theilt die Stadt in zwei Hälften und stürzt sich in mehreren Fällen und Krümmungen durch ihren nördlichen Theil, bis er südlich breit und tief wird und sich besser zum Hafen eignet; doch ist er nicht tiefer als 12

Fuſs und groſse Schiffe können nur gelichtet bis an die Schiffbrücke hinaufgehen. Der nordwestliche Theil der Stadt liegt hoch und uneben, der südöstliche ist gleich und flach. Man findet nette Häuser, breite, zum Theil gerade Gassen und stattliche Plätze, als Saltängen oder die Salzau, die Schiffbrücke und den Markt bei der groſsen Brücke über dem Strom.

Da die Stadt in einer sehr volkreichen Provinz und glücklichen Gegend liegt, so herrscht viel Thätigkeit in ihr und sie hat die Hoffnung für sich, daſs diese und sie selbst auch künftig noch wachsen wird. Die Stadt zeichnet sich vor vielen andern durch nützliche Fabriken aus. Auſser einer Messingmanufaktur und mehreren bedeutenden Zucker- und Tabaksfabriken, sind vorzüglich ihre Tuchfabriken merkwürdig. Sie zählt deren jetzt an 20, manche andere in Baumwolle, Leinwand und halbseidenen Zeugen nicht zu rechnen. Hier und in Nyköping wird das beste Tuch in Schweden gemacht, dem vielleicht in der Appretur etwas von dem holländischen abgeht, das es aber an Güte und Dauer beinahe mit jedem ausländischen aufnimmt. Der Patriotismus und die Kenntnisse von zwei Männern werden auch auf diese Fabriken wohlthätig wirken, ja sie haben schon gewirkt. Durch die Forschungen und chemischen Versuche des berühmten Arztes und Naturforschers Herrn Westring und eines Herrn Arosén, verspricht die Färbekunst einen ganz neuen Schwung zu nehmen. Diese Männer nemlich treiben wissenschaftlich und systematisch, was auch hier bisher nur Handwerk war, und benutzen die zahllose Menge von Färbemoosen, woran das Vaterland so reich ist, zu immer neuen Versuchen. Man verstand schon früher durch den rohen Empirismus manche dieser Moose für Färbereien zu benutzen, aber die meisten wurden doch für die Engländer und Holländer gesammelt und ausgeführt und theuer kaufte man ausländische Färbestoffe zurück. Dies hat sich in den letzten Jahren geändert, die Regierung selbst ist aufmerksam darauf geworden und hat die Ausfuhr der Färbemoose mit einer höheren Abgabe belegt. Westring hat vielleicht die erste Moossammlung in Europa und macht unaufhörlich neue Proben. Ich habe diese sowohl bei ihm, als bei dem berühmten Thunberg gesehen und muſs gestehen, daſs manche Farben auſserordentlich schön und glanzreich sind. Eben so arbeitet Arosén, unabhängig von ihm, mit unermüdlichem Forschungsgeist. Seine Proben kann er sogleich praktisch machen, da sein Bruder eine sehr ansehnliche Tuchfabrik besitzt. Arosén ist ein sehr tüchtiger Chemiker, für das Praktische aber hat er mit seltenem Eifer als wirklicher Färbergesell einen groſsen Theil Europens durchreist und in den Werkstätten gearbeitet. Jetzt ist er wieder auf einer Reise nach Paris. Er ist auch der Anfänger einer Strohpapierfabrik, von welcher ich gute Proben gesehen habe; er ist aber der Mann nicht bei bloſsen Proben stehen zu bleiben.

Norrköping gehört auch in Hinsicht seiner öffentlichen Einrichtungen zu den merkwürdigsten Städten Schwedens und hat von jeher wackre Patrioten gehabt, die alles Gute unterstützt und begründet haben. Seine Trivialschule ist vielleicht eine der besten in Schweden und nach ihrer ganzen Organisation in mancher

Hinsicht selbst Gymnasien vorzuziehen. Hier wird neben den gelehrten Sprachen und den gewöhnlichen Schulstudien auch das Teutsche, Französische, Englische gelehrt, was dem Gelehrten und dem Kaufmann gleich wichtig ist. Den Unterricht in diesen drei Sprachen verdankt sie der freigebigen Schenkung des Groſshändlers Nyström. Diese Schule hat eben ein treffliches neues Schulhaus erhalten und besitzt eine ganz ansehnliche Bibliothek, worin man manche kostbare Werke und Sammlungen findet. Die berühmten Norrköpinger Litteratoren Lidén und Lindahl haben sich dabei besonders ausgezeichnet. — Neben dieser ersten Schule ist noch für arme hülflose Kinder die schwarzische Freischule, gestiftet durch die Familie Schwarz — nebst der Ebersteinschen Familie die reichste in der Stadt — die Gustavianische Waisenhausschule und die teutsche Schule. Die letzte ist jetzt als teutsche Schule fast gar nicht mehr da, so wie auch die teutsche Gemeine, die eine eigne Kirche und zwei Prediger hat, von Jahr zu Jahr abnimmt. Der Hauptprediger ist der Sohn des berühmten und würdigen Doktor Lüdeke *) in Stockholm, ein Biedermann, dessen Freundschaft gegen mich ich laut rühmen muſs. — Auch das Spinnhaus, als eine Einrichtung öffentlicher Zucht, gehört hieher und verdient, wegen seiner Reinlichkeit und Ordnung, die man leider in wenigen ähnlichen Anstalten sieht, lautes Lob. Es ist ein neues grosses Haus von zwei Stock und kann 150 Züchtlinge halten, die meistens für die Fabriken spinnen müssen.

Zu der Waisenhauseinrichtung ward der erste Fond durch Subscription gesammelt, als Gustav der Dritte den Thron bestieg. Das Erziehungshaus ward am Krönungstage 1772 eröffnet den 29. Mai. 24 arme Knaben genieſsen hier Erziehung. Die Oberaufsicht ist 24 Vorstehern aufgetragen, von welchen eine aus 8 Mitgliedern bestehende Direktion gewählt wird,

---

*) Der brave Lüdeke, der Vater, ist gestorben, nachdem dies schon niedergeschrieben war. Die Verdienste und Tugenden dieses Biedermannes waren von den seltenen. Er war ein Prediger des göttlichen Wortes im schönsten Sinn, ein Mann für das Wort und für die That. Jedem Guten wird sein Andenken immer heilig seyn.

die nach einem bestimmten Reglement zusammen die Verwaltung haben. Zur Unterstützung sind von den Stadtbewohnern zwei jährliche Kollekten bewilligt, auch sind noch einige andere freiwillige Zuschüsse. Jetzt ist des Waisenhauses ganzer Fond 8000 Rthlr. Für die Kinder wird ein Lehrer, eine Haushälterin und eine Magd bestanden. Sobald sie 12 bis 14 Jahre alt sind, gehen sie in Dienst bei irgend einem Handwerker, der für sie zur Unterstüzzung von einem besonderen Kapital drei Jahre hindurch 4 bis 8 Rthlr. erhält.

Die Stadt hat auch eine Almosenaustheilung an die Stadtarmen, deren Fond theils aus freiwilligen Gaben und Kollekten, theils aus Legaten besteht. Eine verordnete Direktion treibt diese Mittel ein und theilt sie jährlich an mehr als 200 gewöhnliche Arme aus. Kranke erhalten von diesem Fond Medikamente und unentgeltliche Besorgung des Arztes; auch sind im Armenhause für mehr als 30 Arme Wohnzimmer und bestimmte Faden Holz angeschlagen.

Wer in Norrköping ist, muſs nicht versäumen die Kirchen zu besuchen, um die Gemählde des berühmten Hörberg zu sehen. In jeder der drei Kirchen findet sich nemlich ein groſses Altarstück von ihm, in der teutschen Kirche Christus und der ungläubige Thomas, in der Sankt Olofskirche die Stiftung des Abendmahls und in der Landkirche Christi Taufe durch Johannes. Alle diese Stücke sind freilich weit hinter der Meisterschaft geblieben, aber sie sagen, was ihr Urheber unter glücklichen Umständen hätte werden können. Groſse Freiheit in der Zeichnung, Richtigkeit und Gröſse in der Komposition und ein herrliches Ergreifen des Karakters hat Hörberg in hohem Grade, aber das Ideale und Zarte fehlt ihm ganz. Hörberg war ein armer Torpare oder Kossat und wohnte unter dem Baron de Geer zu Finspång, wo auch seine meisten Arbeiten zu sehen sind. Ein unauslöschlicher Naturtrieb trieb ihn unaufhörlich zum Zeichnen, aber alles Materiale und jede Erweckung seines Kunsttriebes fehlte ihm. Endlich der gewaltigen Natur nachgebend, ging er gegen sein 30ſtes Jahr nach Stockholm, wo sich ihm zuerst eine neue Welt aufthat.

Der unsterbliche Sergel sah das rohe Baurengenie und lernte es bald achten; er unterstüzte und unterrichtete Hörberg, der ungeachtet seines Alters noch groſse Fortschritte machte. Indessen der beschränkte Kreis seines Lebens und Weib und Kinder riefen ihn bald wieder nach Hause und wechselnd führte er nun Pflug und Sense und Pinsel und führt sie noch. Er ist jetzt ein Mann von ungefär 60 Jahren. Unstreitig erschuf ihn die Natur zu etwas Groſsem. Wäre er im 15ten Jahre in die Akademie und im 20ſten nach Rom und Florenz gekommen, wer weiſs, ob nicht Schweden seinen Titian neben seinem Michel Angelo erhalten hätte. Die ihn kennen, rühmen ihn als einen kindlichen, frommen, bescheidenen Mann von hellem Verstande und vielseitigen Anblick der Dinge. Er nennt sich selbst Bondemålare oder Baurenmahler und bildet sich auf seine Kunst nichts ein, taxirt auch seine gröſsten Stücke, die er meistens für Kirchen mahlt, nie höher als 100 Thaler, ja er verkauft die meisten zwischen 50 und 70.

Nächst Hörberg und seinen Gemählden besuche jeder Fremde die Herren Westring und

Lindahl, es wird ihn nicht gereuen wegen der Menschen und Sachen, die er zu sehen bekömmt. Herr Doktor Westring ist der gelehrten Welt als einer der ersten Naturforscher bekannt. Seine Menschenliebe und Humanität wissen nur diejenigen, die ihn von Angesicht gesehen haben. Seiner Sammlung von Moosen und seiner patriotischen Bemühungen für die Aufnahme der Farbkunst im Vaterlande habe ich schon erwähnt. Er hat aber sonst noch ein hübsches Museum von Natur- und Kunstsachen und manchen Seltenheiten, die eine Beschreibung verdienten. Hier sah ich unter andern einen politisch merkwürdigen Dukaten von dem liefländischen Edelmann Paykull, der lange im Gefängniſs ſaſs und der Regierung einbilden wollte, er habe das Geheimniſs Gold zu machen. Er konnte nur aus holländischen Dukaten neue machen. Es half ihm die Gaukelei auch zu nichts. — Auch Herr Lindahl ist ein eifriger Litterator und Beförderer der Wissenschaften, ein Mann, der sich auch auf ausländischen Reisen in Frankreich, Teutschland, England mannigfaltige Kenntnisse erworben hat. Er hat eine treffliche historische und antiquarische Bibliothek, manche litterärische Merkwürdigkeiten, Handzeichnungen und Autographa berühmter Künstler, Staatsmänner und Gelehrten. Bei ihm sah ich Hörbergs ersten Versuch in der Mahlerei, nemlich das Porträt des berühmten Reichstagsmanns vom Bauerstande, Håkanson von Blekingen, dessen Sohn jetzt Statthalter der Provinz ist. Über die Gefälligkeit und Humanität dieser Männer, so wie überall der Bewohner Norrköpings, will ich nichts sagen.

Die Gegenden um Norrköping sind anmuthig, besonders schön ist der Gesundbrunnen und die Alleen von Himmelstalund, eine Achtel-Meile außerhalb der Stadt nördlich, nicht weit von der Motala. Der Brunnen wird besonders bei Lähmungen und rheumatischen und gichtischen Beschwerden gebraucht. Das Land rund um die Stadt ist äußerst fruchtbar und sehr gut benutzt. Man hat fast gar keine Brache und baut herrlichen Weizen und Gerste und viel Tabak und Kartoffeln. Auf den einzelnen kahlen Felsen, die sich in den Feldern behauptet haben, stehen hie und da kleine

Häuschen zur Lust, welche anmuthig über die reichen Fluren gucken.

Den Morgen des 11. August reiste ich von hier durch fruchtbare theils schon abgeärndtete Felder durch das Städtchen Söderköping und steckte einige Tage an einem lieben und schönen Orte, von wo ich den 14. August meine Reise weiter nach Süden fortsetzte.

Den 14. August. Reise von Söderköping nach Wida, 7¾ Meilen. Stationen: Söderköping bis Froberga 1 M. — F. bis Åby 1¾ M. — Å. bis Knappekulla 2 M. — K. bis Skenshult 1 M. — S. bis Wida 2 Meilen.

Ich reiste um 11 Uhr Vormittags von Söderköping. Es ist ein kleines ärmliches Städtchen, das aber in den Felsen um sich her schöne Felder und herrliche Wiesen hat; doch nehmen Felſen und Wald zu, je weiter man reiset. Dies merkt man schon auf dem Wege nach Åby. Gleich hinter Åby wird der Weg wilder und romantischer, und man hat zu Anfange der zwei Meilen bis Knappekulla das schöne Bruk Gusum, wo Messingdrath und Nadeln fabricirt werden, mit seinen Gärten und

Teichen, darauf fast immer nur Wald und höhere Berge, die hier nicht fehlen können, denn es ist ja die Gränze zwischen Östergöthland und Småland. Näher Knappekulla sind einzelne zerstreute kleine Hemman, eben so findet man es auf der nächsten Station bis Skenshult, auf welcher mich Donnerwetter und Regen geleiteten; der letzte aber ging mir doch sehr artig so schnell voraus, daſs ich nur im Wege seine nassen Spuren zu sehen bekam. — Beiläufig gesagt, auf diesem ganzen Wege bis nach Schonen hin ist nirgends Håll, und man muſs also, wenn man keinen Vorboten schickt, wie Glück oder Menschen es wollen, wohl zuweilen eine Stunde und darüber warten. — Die letzten beiden Meilen meiner heutigen Fahrt waren sehr schön, sie fielen mit in den Abend. Das hohe Hügelland dauerte fort, aber mit Seen und Wieſen durchschnitten, und das Land bis an die hohen Felsenklumpen hinan fleiſsig angebauet und mit Dörfern überſäet. Dies nahm immer zu, je näher ich Wida kam, und ein sternenheller Himmel war so lieb, dies alles zu beleuchten und mich endlich mit fröhlichen

Empfindungen in meine Schlafkammer zu entlassen.

Den 15. August. Reise von Wida bis Jemserum, 8½ Meile. Stationen: Von Wida bis Seglerum 1 Meile. — S. bis Kärby 1 M. — K. bis Lund 1 M. — L. bis Geterum 1¼ M. — G. bis Ishult 1½ M. — Ishult bis Jemserum 1½ Meile.

Um 5 Uhr fuhr ich im freundlichen halcyonischen Wetter aus, und hatte die ersten beiden Stunden meine Freude an dem Morgen, der Natur und dem Ärndteleben. Das Land ist freilich sehr durchschnitten und abgeſchnitten, aber doch wechseln mit mäſsigem Wald kleine Hemmen und Dörfer, viel Wasser, vor allen wunderschöne Koppeln und Wiesen voll der stattlichsten Rinder und Kühe ab. Die Eiche, der Stolz des Waldes, bildet hie und da mit 200 bis 300jährigen Bäumen stolze Gruppen und auch am Wege ist sie nicht selten. Besonders anmuthig ist die Fahrt um die Bucht des Meeres, die von hier bis Westerwik wie ein Sack ins Land geht, und im mannigfaltigen Wechsel neue Wohnungen und hübsche Inseln

Inseln im Wasser aus der Ferne zeigt. Viel von diesem mahlerischen Reiz hat auch die folgende Station bis Kårby, obgleich mehr Wald. Die dritte Station bis Lund ist schon meistens Wald, doch liegen im Walde einzelne niedliche Landsitze, mit allem Reiz der Einsamkeit geschmückt, auf grünen Berghängen, oft an Seen, meistens nett gebaut und mit hüschen Obstgärten. Der Weg von Lund bis Geterum über zwei Meilen ist Wald, nichts als Wald und höhere Backar. Die beschwerliche Fahrt geht immer auf und ab, nur hie und da ist eine kleine Wohnung. So ist das folgende Håll bis Ishult, wohl mit einigen Seen, aber doch ohne Schönheit, der Boden sandig, die Eichen sparsam. Die Gegend um Ishult ist recht hübsch, wie auch die von Ishult bis Jemserum. Der Weg dahin geht meistens auf kleinen Bergen mit Abdachungen von Wiesen und Feldchen zu beiden Seiten und mit blinkenden Seen. Ich blieb hier die Nacht, weil man mich vor dem nächsten Gästgifvaregård als einem sehr schlechten Quartier warnte; sonst war es erst 3 Uhr, als ich ankam.

Die ganze Gegend meiner heutigen Reise besteht aus Hügeln auf und ab. Die Wohnungen sind meistens sehr gut gebaut, manche mit zwei Stock auf halben Hemman, viele mit Ziegeldächern. Um einige derselben findet man schon hübsche Baumgärten, die sehr wohl gedeihen und deren Bäume zum Theil voll von Früchten hingen. Man findet viel Kartoffelbau und Flachs und Hanf für das Haus. Heu und Futter aus Birkenreisig und Birkenblättern wird viel gemacht, ganze Koppeln stehen voll Birken blos zum Kröpfen. Die Rinderheerden sind eines vorzüglich schönen Schlages. Smålands Vieh und Smålands Käse und Priesterkäse ist über das ganze Reich berühmt. Mit dem Namen Prästost oder Priesterkäſe, womit man die gröſsten und besten Småländischen Käse zu benennen pflegt, hat es folgende Bewandniſs. In einigen Kirchspielen reisen nemlich die Prediger von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus und sammeln von ihren Pfarrkindern Milch ein. Diese darf nicht mager seyn, wird zusammengegossen, nachher gekocht und man macht groſse Käse daraus. Davon heiſsen nun alle größeren und fetteren Käſe Smålands, auch die nicht aus einem Priesterkessel gekommen sind, Priesterkäse.

Die Småländer dieser Küstengegend sind nicht, wie die um Ekesjö und Wexiö, freundlich, kindlich und gefällig, wenigstens nicht so sehr, sondern mehr Seeleuten und Insulanern gleich ernst, trotzig und kurz angebunden. Von den Küsten- und Inselbewohnern hat auch ihre Miene, Kleidung und Haltung viel. Übrigens ist es ein wohlgebildetes, starkes und schnellfüßiges Volk. Im Ganzen scheint hier Wohlstand zu herrschen, sie haben ja auch das Weite der Erde, da man oft auf einer halben Meile nichts Lebendiges und Menschenähnliches zu sehen bekömmt.

Den 16. August. Reise von Jemserum nach Rysseby 8¼ Meilen. Stationen: Von Jemserum bis Norrby 1¾ M. — N. bis Påskallavik 1¼ M. — P. bis Mönsterås 1½ M. — M. bis Alom 1¾ M. — A. bis Rysseby 2 Meilen.

Man wundere sich nicht über die kleinen Tagereisen, die ich mache, theils zögert das Warten auf die Pferde, theils halte ich mich selbst hie und da im Gespräch und Beschauen über die Gebühr auf, theils endlich geht es nur langsam wegen der hohen Berghügel, die hier fast allgemein sind, und die Peitsche habe ich nie mit gröſster Strenge brauchen gelernt.

Die erste Hälfte der ¾ Meilen von Jemserum nach Norrby ist unfruchtbar und sandig und zeigt nur elende Tannen und hie und da eben so elende Hütten; die zweite Hälfte ist lustiger und hügeligter, fast alles Fels, aus gewaltigen Massen bestehend, mit sehr fruchtbaren kleinen Feldern dazwischen, wie das treffliche Korn zeigte. Man sieht hier viele gewaltige Eichen, die selbst bei uns durch ihre Dicke Erstaunen erregen würden, und anderes Laubholz. Je näher man Norrby kömmt, desto besser ist das Land ausgehackt, ausgepflügt und bebauet. Endlich eine Achtel-Meile vor Norrby wird es sehr anmuthig, eine weite Aussicht thut sich auf, die im Durchschein schon das Meer und unzählige und üppige Wiesen hat. Man hat vor sich ein herrliches, einem Schlosse ähnliches Rittergut, einzelne Eichengruppen und zahllose Heerden, hoch auf einem Hügel liegt

Döderhults schöne Kirche. An dem üppigen Grün und dem Fett der Auen glaubte ich wie durch einen Zauberschlag mich an die Ufer der ungrischen Donau versetzt. In Norrby ist ein kleiner Gesundbrunnen mit einer hübschen Allee groſser Bäume und mehreren kleinen Gebäuden. Er wird von dem umliegenden Kirchspiel viel gebraucht, besonders gegen Lähmungen und Gicht. Im Brunnenhäuschen hingen grüne Kränze als Weihgeschenke und ein Bild mit einem Kranze. Ich glaubte an einem heiligen Orte in einem katholischen Lande zu seyn.

Der Weg von Norrby bis Påskallavik ist einförmig und flach, mit Steinen, Sand, kleinen Tannen und schlechten Feldchen und Hütten. Aber welch ein Gefühl bei dem Anblick der mütterlichen Ostsee! Hier ist eine Anfuhrt, mehrere Wimpel weheten nah und fern, ich sah die hohe Jungfrau, eine gefährliche Klippeninsel für die Schiffer, ich sah die Insel Öland und ihr altes Schloſs, das mir heute noch auf mehreren Punkten erscheinen sollte. Wirkt das Meer so auf jeden Menschen durch ein namenloses Entzücken oder ist es nur die überwältigende Masse von Erinnerungen bei einem gebohrnen Insulaner, dessen Wiege nur zwei hundert Schritt vom Meer stand?

Die anderthalb Meilen von hier bis Mönsterås sind anfangs wie das vorige; die zweite Hälfte hat bessern Boden und ist besser bebaut. Endlich hat man mehrere groſse Höfe und Scheunen ganz auf mecklenburgische und pommersche Weise, herrliche Koppeln, Wiesen und Heerden. Das Meer erscheint wieder. Mönsterås selbst ist ein zierliches, groſses Dorf, einem Flecken gleich, mit schönen Häusern und einer hübschen Kirche; es hat auch Meersanfuhrt und eine Menge Bretter lagen aufgestapelt zum Verschiffen. Ich sah hier viele Obstbäume, die sich zum Theil unter der Fülle der Früchte beugten.

Die ¾ Meilen von Mönsterås bis Alem waren unstreitig der lieblichste Theil meines heutigen Weges, so lieblich, daſs mir bei manchem netten Hemman der Wunsch aufstieg, hier im Schooſs der Freiheit, Einfalt und Vergessenheit grau zu werden. Der Weg geht durch kleine

Hügel und Waldbüsche mit reichen Kornfeldern, Wiesen und Koppeln und mehreren murmelnden Bächen gemischt — nette Landsitze, Alleen, liebliche Gärten, alles in üppiger Vegetation und im lustigsten Wechsel — wem sollten dabei nicht solche Gedanken kommen? Die Ruinen eines alten Klosters bei dem Oberstenboställe zu Kronobäck liegen sehr romantisch, ihr altes Grau mit den rothen Beeren des Sperberbaums jugendlich geschmückt. Doch die lieblichste Stelle des Weges ist das Säteri Strömsrum am Alsterå. Welche Linden und Ulmen stehen in dieser Allee! üppiger wachsen sie nicht bei Sanssouci und im Augarten. — Desto weniger schön sind die zwei Meilen von Alem bis Rysseby. Die erste halbe Meile ist noch lustig durch das Meer, woran der Weg hinläuft, die folgende Meile ist meist Tannenwald und mageres Feld; die letzte halbe Meile dagegen ist fruchtbar und hügligt, anmuthiger, je näher Rysseby, und mit netten kleinen Höfen besäet.

Seit der heutigen Reise werden die Menschen sichtbar interessanter und rascher. Man sieht viele schöne Gesichter, breite Stirnen, lebendige Augen, und bei Weibern viel Schelmerei bei freundlichen Mienen; doch vor allen ist der Wuchs hoch und nervigt. Die Männer gehen beinahe wie Matrosen gekleidet und brauchen viel gestreifte Jacken und lange Hosen aus blauem und weiſsem Drell. Die Weiber tragen nette Jüpchen, die Haare zusammengeflochten und in ein Knäul gelegt und von einer halben Mütze zusammengehalten. Sie tragen die meisten Dinge nicht mit den Händen, sondern fast alles auf dem Kopfe, auf einer Unterlage im Gleichgewicht schwebend. So gehen sie mit Körben voll Brod oder Obst, oder mit Eimern voll Milch und Wasser gleich sicher auf dem Wege. Reinlichkeit in der Kleidung, Zierlichkeit in allen Dingen, so wie Munterkeit und Thätigkeit in Gesundheitsfülle scheinen der Karakter dieser Küstenbewohner. Das einzige Unangenehme, was man an ihnen sieht, sind die Holzschuhe, die hie und da schon erscheinen und immer häufiger werden, je näher man Karlskrona kömmt. — Ihre Häuser sind nett und gut gebaut. Wunderbar ist es, daſs sie Wimpel statt der Wetterfahnen gebrauchen. Sollte nicht auch dies vielleicht ein Beweis seyn, daſs die vorliegenden groſsen Inseln zuerst diese Küsten bevölkerten, oder wenigstens, daſs ein Seevolk das Stammvolk war? Bei jedem kleinsten Gehöft prangen groſse Maistangen, mit mancherlei Figuren und Kränzen umflattert und geschmückt, ein Zeichen, daſs hier die Johannislust ordentlich und festlich begangen wird. Die Scheunen und übrigen Wirthschaftsgebäude sind gröſser und dafür sieht man ihrer nicht so viele als in den oberen Provinzen. Sie sind unten aus Holz gebaut und roth angestrichen, das Strohdach ist tüchtig und nett gemacht, nicht so elend und rauh, wie man es in Upland und Westmanland fast allgemein sieht; die Fasten sind wegen der Stürme mit Brettern belegt. Bei vielen kleinen Wirthschaften findet man hübsche Gärten und Baumgärten und fast bei allen zum Schmuck Ulmen, Erlen, Birken, Eichen, Ahorne und Sperberbäume.

Der Boden ist freilich im Ganzen leicht, doch ergiebig. Groſse Steinhauſen liegen in vielen Feldern wie Riesengräber und kleine Steine in Menge umher zerstreut. Koppeln und Wiesen liegen hier noch ohne allen Wechsel und sind zum Theil so wenig bewässert, daſs sie als Acker sich besser bezahlen würden. — Man hat in Småland durchgängig viel Schweinezucht. Heute sah ich ungewöhnlich groſse Schaafe, wahrscheinlich von Gottländischer Race, und Kühe wie Schweitzerkühe. Der Ochs pflügt und zieht den Wagen hier. Der Ärndtewagen gleicht sehr dem Modell des sogenannten schottischen; der untere Theil ist oft dicht verschlossen, damit keine Körner ausfallen können, und breite Leitern werden darüber gelegt, so daſs die Ähren des Getraides nie nach auſsen überhängen. Ich habe hier in den verschiedenen Gegenden wechselnd Sensen und Sicheln gebrauchen sehen; seit Westerwik abwärts schneiden sie doch meistens mit Sicheln, hängen Erbsen, Flachs und Hanf häufig auf Stangen und Zäune zum Trocknen, spieſsen auf manchen Feldern die Garben auf Stangen über einander, wie man dies auch in den Bergen Steiermarks sieht; dies heiſst snesa. Doch findet man an vielen Stellen die Garben auch in Mandeln gesetzt: man sieht, wie viel bei solchen Dingen auf Brauch und Gewohnheit ankömmt. Man findet hie und da Buchweitzen, ziemlich viel Flachsbau und Weberei zum Hausbedarf, Hopfen und seit heute häufiger Tabak um die Wohnungen; auch Birkenfutter wird noch immer gemacht und ganze Fuder desselben sah ich einfahren. Da das Holz an mehreren Stellen schon dünn wird, so sieht man schon manche Steinmauren. Die Wohnungen stehen auch hier in der Regel auf Hügeln, oft sind Haus und alle Gebäude auf glattem Fels gegründet. Das Dach der Häuser besteht aus Rasen und Näfver, hie und da aus bloſsen Brettern.

Den 17. August. Reise von Rysseby nach Jämjö, 8 Meilen. Stationen: Von Rysseby bis Dorby, 1¼ M. — D. bis Waſsmelösa, 1 M. — W. bis Warnaby, 1 M. — W. bis Påboda, 1¼ M. — P. bis Bröms, 1 M. — Br. bis Jämjö, 2 Meilen.

Es regnete den Morgen viel und ich fuhr erst um 10 Uhr aus, als der Himmel sich wieder erheitert hatte. Kalmar lieſs ich auf der ersten Station links liegen, weil ich gar keine Addressen für den Ort hatte. Der Boden hinter Rysseby ist zuerst mager, doch das Land ziemlich bebaut. Hier wechseln Sensen und Sicheln, Korn in Mandeln und auf Ställen alle Augenblicke. Das Laubholz wird immer häufiger, bis es endlich an Blekingens Gränzen das Tannenholz verdrängt. Zum Schluſs des Hälls sieht man weitere und bessere Felder und schöne Höfe. Bei Rysseby sah ich nach langer Zeit wieder die erste Windmühle und freute mich wie über einen alten Bekannten; sie werden nachher immer häufiger, je näher man Karlskrona kömmt.

Die beiden folgenden Stationen und Meilen bis Warnaby wird die Gegend flacher mit guten und gröſseren Feldern und netten Gütchen. Hier hat man groſse Strecken Land und Sümpfe urbar gemacht und abgegraben; doch ist noch viel mehr zu thun übrig. Noch liegt seit ewigen Zeiten eine Menge fetter Ackerkoppeln mit kleinen Hügeln und Gesträuch bedeckt. Auch Svedje sieht man an manchen

Stellen frisch; doch verbrennt man hier nicht ganze Wälder, sondern nur die Stumpen und kleineres Gesträuch; zum Theil geht es auf förmliche Ausrodungen und ordentliche Felder los. Heute sah ich auch nach langer Zeit bei Rysseby die erste Buche wieder, doch eine liebere Freundin, als die Windmühle.

Hinter Warnaby kam ich bald wieder an das Meer und sah Öland aus der Ferne. Der Weg ist flach, der Boden leicht, immer ist man noch mit Urbarmachungen in voller Arbeit. Die Buchen werden immer häufiger, die Tannen verschwinden. — Seit heute früh sieht man, wie in Teutschland in einem Theil von Baiern und Franken, sehr enge Feldrücken zwischen den Furchen, sowohl bei Sommer- als Winterkorn, oft kaum von eines Sensenhiebes Breite; auch das ist nur wieder so Gebrauch, da kein niedriger Boden es nothwendig macht. — Die Menschen werden übrigens immer munterer, hübscher und liebenswürdiger, mit freien, offenen Gesichtern, groſsen blauen, doch auch nicht selten schwarzen Augen und vielem trotzigen Ernst bei den Älteren.

Die Station von Warnaby bis Påboda hat einen herrlichen Wald gewaltiger Buchen und Eichen, das hübsche Säteri Warnenäs, das doch mit Strömsrum nicht zu vergleichen ist, und viele Wiesen und Koppeln. Zuletzt wird es ganz vaterländisch mit vielen schönen Eichengruppen, wie das liebliche Hügelfeld bei Lanken auf der Insel Rügen mit den Alterthümern und Gräbern der Väter. Man hat hie und da von den Höhen die Aussicht auf das Meer. Das Häll bis Bröms ist flach und uninteressant.

Bei Bröms kamen die alten Erinnerungen an Krieg und Frieden und Schlachten und an die glorreichen Thaten der Väter. Hier machte ein kleiner Bach vormals die Gränze zwischen dem schwedischen und dänischen Gebiet, hier umarmten sich Monarchen nach blutiger Fehde, hier ward die Heldenarbeit tapfrer Schweden durch einen glorreichen Frieden besiegelt. Auch jetzt ist Blekingens Gränze noch durch einen Wald bezeichnet, wie fast bei allen Provinzen Schwedens. Wir fuhren bald über die Gränzbrücke eines kleinen Baches hin durch einen Wald von Eichen, Buchen und Birken, der

Mond leuchtete uns durch die herrlichen Bäume mild entgegen. Zuletzt kamen Eichenhügel und kleine Felder.

Den 18. August. Reise von Jämjö nach Karlskrona, 2 Meilen. Stationen: Jämjö bis Lyckeby, 1¼ M. — L. bis Karlskrona, ¾ Meilen.

Blekingens liebliches Land beginnt. Gewiſs war es nicht die Stimmung, die mich betrog, denn das Wetter war kalt und ein rauher Wind blies, aber ich fuhr entzückt durch dies romantische Fleckchen. Es ist ein ewiger Wechsel von buschigen Hügeln, wohl bebauten Feldern und grünen Wiesen und Thälern, und verschiedene Kirchen auf diesem kurzen Wege beweisen viel für die Fruchtbarkeit und Volksmenge des Landes und sind überdies auf ihren Hügeln pittoresk. Sie machen indessen eben keine stolze Miene, denn hier, wie in Småland, sind die meisten ohne Thürme. Der Boden ist freilich leicht, doch trägt er braves Korn und mitunter ganz guten Weitzen, obgleich Sommerkorn ¾ der Aussaat ausmachte. Ich sah heute zu meiner Freude groſse Kohl- und Kohlrabifelder und viel Klee und Wicken, den ersten zur Saat und zum Heu geschlagen; auch hätten einige Felder Gras- und Dreschzirkulation. Sonderbar, daſs hier südlicher noch fast alles Korn auf dem Halm steht. So sehr wirken dort oben die längeren Tage, die höheren zwischen Bergen eingeschlossenen Gegenden, vielleicht auch die Wärme von unten auf an den Wurzeln. Auf diesem Wege erschienen auch zuerst wieder kleine aus Wacholdersträuchen und Eichenzweigen geflochtene Zäune. So lehrt das Bedürfniſs sich allenthalben einzurichten. — Tannen sieht man hier nicht mehr, das Meiste nehmen Eichen und Erlen ein. Die Wiesen übertreffen an Üppigkeit und frischem Wuchse alles, was ich bisher gesehen habe. Das Vieh ist makellos, Kühe, Ochsen, Schaafe, sind ungewöhnlich schön und stark. — An den Männern sieht man seit gestern häufig Holzschuhe, an den Weibern schon die bunten, oft mit Silber und Gold ausgenäheten, Mieder. — Auf lustigen Hügeln immer auf und ab durch nette Wohnungen, Höfe und Gärten kömmt man so nach Lyckeby.

Dieses Lyckeby ist ein netter Flecken und

hat

hat mehrere Fabriken und eine groſse Mühle, die der Admiralität von Karlskrona gehört. Es liegt an einem wilden Strom, dessen Umgebungen sehr anmuthig sind. In alter Zeit war es ein Städtchen mit einem Schlosse, von dessen Mauren man kaum die Trümmer findet. Der Weg die ¾ Meilen von hier bis Karlskrona geht fast über lauter kahlen Fels, sobald man die erste Viertelmeile gemacht hat. Aber doch ist es eine lustige Fahrt; man hat ja die See und die amphitheatralische Stadt vor sich. Ich war um 9 Uhr schon in einem Kaufmannshause abgestiegen, wohin man mich gewiesen hatte und wo ich recht hübsches Logis und ein gutes Frühstück fand.

Karlskrona ist eine der jüngsten, aber zugleich nettesten Städte in ganz Schweden und liegt auf mehreren Inseln, und über einige Inseln muſs man schon auf Brücken fahren, ehe man zur Stadt kömmt, z. B. über Wämmö, über den Panter- und Pottholm, die beide bebaut sind und als Vorstädte angesehen werden können *).

---

*) Siehe Blekings Geschichte und Beschreibung vom Professor Sjöborg in Lund.

Die Hauptinsel, worauf die Stadt liegt, heiſst Trossö. Sie war das Eigenthum eines Bauren und Fischers, Namens Veit Andersson, der sie für keinen Preis verkaufen wollte, als Karl der Eilfte hier die Station der groſsen Flotte anlegen wollte, sondern sich auf sein Eigenthumsrecht berief. Man muſste ihn mit Gewalt aus dem Besitz setzen und einige Zeit einsperren, bis seine Hartnäckigkeit sich legte. Noch jetzt heiſst eine Gasse nach ihm Vitusgata. Das Häuschen, worin er wohnte, stand bis 1773, wo es niedergerissen ward, um demjenigen Gebäude Platz zu machen, welches jetzt zum Rathhause dient. Seit dem schrecklichen Brande von 1790 hat die ganze Stadt [illegible]e andere Gestalt erhalten. Nur der kleinere und am schlechtesten gebaute nordwestliche Theil derselben und das schlechte Quartier von Lilla und Stora Björkholmen sind von den Flammen verschont geblieben. Der mittlere, gröſste und stattlichste Theil der Stadt brannte ganz ab. Dieser ist nun mit graden und breiten Gassen und schöneren, zum Theil steinernen Häusern wieder aus der Asche gestiegen und die Wunden jenes schrecklichen Jahres sind meistens wieder ausgeheilt. Selbst die Gassen hat man zu ebnen und hie und da, wo es angeht, ordentlich zu pflastern gesucht. Noch jetzt arbeiteten einige von den zur Ankerschmiede verurtheilten Sklaven daran. Man muſs nemlich wissen, daſs die groſse Insel Trossö und die kleineren umliegenden, worauf Karlskrona und seine Anlagen gebauet sind, aus hartem Fels bestehen. In manchen Gassen sind alle Häuser auf nacktem Stein gebaut und die Straſsen auf- und absteigend gleich einem Felsenberg zu erklimmen. Der schönste Platz in der Stadt ist der groſse Markt, einen stattlicheren können die gröſsten Residenzen Europens nicht aufweisen. Er ist meistens ein Oblongum und würde sich noch schöner darstellen, wenn man ihn nicht mit den Kirchen verbaut hätte; die groſse schwedische Kirche steht nemlich grade auf seiner Mitte und die teutsche an der einen Seite. Auch diese letzte ging in dem Brande mit und ist nun in einer sehr geschmackvollen Rotunde wieder empor gestiegen, deren Inneres eben so einfach ist, als ihr Äuſseres. Sie und der Sitz des Landshöfdings machen die Hauptzierden des Platzes.

Von hier südöstlich abwärts gehend kömmt man zu einer Ebene, die auch mit dem Namen Slätten schwedisch eben so genannt wird. Dort ist der sogenannte Admiralitätsmarkt, und man sieht die Grundmauren einer Kirche, welche einmal die Admiralitätskirche werden soll. In dieser Gegend liegt das Admiralitätskrankenhaus und das Seearsenal. Diese, das Proviantmagazin, die alte Admiralitätskirche, die Werſte und mehrere öffentliche Gebäude sind von der Stadt durch eine Mauer getrennt, die von dem Einrichter der Stadt, dem Grafen Dahlberg, sowohl gegen Feuer als Feinde aufgeführt ward, aber jetzt an mehreren Stellen zu verfallen anfängt. Auch die neue Kaſerne bei der Brücke nach Stumsholm ist ein ansehnliches Gebäude mit einem Kupferdache.

Nur Eingebohrne bekommen Eingang zur Werſte, dem Hafen und den Docken, und müssen sich in dieſer Hinsicht bei dem Werſtadmiral melden, der ihnen einen Einlaſszettel mitgiebt, worauf sie ungehindert passiren; Fremde werden gar nicht zugelassen. Diese Werfte und der Hafen gehören sicher zu den schönsten und bequemsten in ganz Europa. Im Hafen ist es immer still und sicher wie in einer Kammer; der Lindholm, eine kleine Klippeninsel mit mehreren Magazinen und Armaturgebäuden, und die alte Docke liegen wie eine Mauer davor. Bei der Brücke ist das Wasser so tief, daſs die Schiffe armirt, getakelt und proviantirt werden und so auslaufen können, eine Bequemlichkeit, die sich wohl für wenige Kriegsflotten in Europa findet. Die Brücke, woran die groſsen Schiffe von der Linie liegen, hat 1497 Fuſs Länge. Von ihr hat man eine herrliche Aussicht auf die Menge der im Meere vorliegenden Inseln und auf die kleinen Inſeln Aspö und Tjurkö, wodurch der groſse Einlauf in den Hafen ist, und welche durch die beiden Kastele Kungsholm und Drottningskär den Hafen vertheidigen, nebst einem kleinen Molo, welcher an der einen Seite gleichsam als Fortsetzung von Lindholm aufgeführt ist. Neben der Werfte sind viele Gebäude zu Komtoiren und Werkstätten eingerichtet. Dort findet man den Modellensaal, den Musterungssaal, eine Ankerschmiede, mehrere kleine Schmieden etc. Mich interessirte vorzüglich der Modellensaal. Seine Einrichtung verdankt man fast allein dem berühmten Admiral Chapmann, einem der gröſsten Seemänner und Schiffsbaumeister Europens, der sein Geschlecht zuerst geadelt und berühmt gemacht hat. Von ihm sind die schönsten und besten Modelle, so wie fast alle Schiffe des schwedischen Flotte nach seinem Plan gebaut sind. Dieser Saal ist sehr lehrreich, denn man findet nicht bloſs die Muster der schwedischen Schiffe darin, sondern auch fast aller andern Europäischen Mächte, ja sogar die Muster der Malaien und Madagaskaren. Ich wanderte mit einem Gefühl von Ehrfurcht darin herum, wie in einem Tempel, den sich der groſse Mann selbst errichtet hat. Seine Büste aus karrarischem Marmor ist des Saales gröſste Zier. Sein Antlitz spricht Stille und Güte; so soll auch sein Karakter seyn. Ein edler Greis! Oft hat er glänzende Anerbietungen von England und Frankreich gehabt, aber immer ist ihm das Vaterland das Theuerste gewesen, und für keinen

Lohn verkäuflich. Noch jetzt, da er über 80 Jahre alt ist, arbeitet er unablässig von des Morgens 4 bis des Abends 6 Uhr. Wie gern hätte ich ihn, wie gern sein kleines Eiland Skärfva gesehen, wo er um seine ländliche strohgedeckte Hütte ein Elysium geschaffen haben soll! Aber man sagte mir hier, er sei kränklich und möge nicht gern gestört seyn.

Hier um die Werfte und überhaupt in der Nachbarschaft der Admiralität ist die größte Thätigkeit und Bewegung, während in den mittleren Gegenden der Stadt das Gras wächst. Man arbeitet jetzt rastlos und mehrere große Rangschiffe liegen auf dem Stapel. Auf dem Lindholm, der als Brüstung gegen das Meer vor dem Hafen liegt, findet man mehrere neue Gebäude für die Armatur und die Inventariumsstücke der Schiffe, eine Station für die Schaluppen, eine Reiferbahn und das berühmteste Werk von allen, die alte Docke, ein Werk von dem großen Polhem und Sheldon, und nachher vom Direktor Thunberg mehr vervollkommnet. Diese Docke ward schon in den letzten Jahren Karls des Zwölften angefangen.

Sie ist aus hartem Fels gesprengt und ungefär 30 Fuſs tief und über 300 Fuſs lang: die Breite ist oben 92, am Boden 35, in der Mitte 65 Fuſs. In diese Docke laufen die gröſsten Schiffe durch eine Öffnung ein, die mit zwei groſsen Schleusenthoren an der Meerseite ist. Durch einen in dem Berge ausgesprengten Kanal wird das Wasser ausgepumpt und ins Meer zurückgeleitet, so daſs die Docke das Schiff endlich trokken niedersetzt, das dann nach allen Seiten besehen und kalfatert werden kann. Sheldon machte die Docke breiter und Thunberg tiefer, als sie nach dem ersten Plane war, er versah sie auch mit neuen Schleusenthoren und einer ganz neuen Pumpeneinrichtung, durch welche das Wasser in zwölf Stunden wieder ausgepumpt werden kann.

Auch die neue Docke ist ein groſses und königliches Werk. König Gustav der Dritte legte den Grundstein und Thunberg leitete das Werk ein. Sie liegt westlich von der Werfte in der sogenannten Peter Jungs Wik zwischen der Stadt und dem Björkholm. Diese Wik hat man eingedämmt, so daſs zwischen dem Wästra Udden (einem Theil der alten Stadt im Nordwesten) und dem südlichen Theil des Björkholm ein Einlauf ist, innerhalb welchem man einen kleinen Hafen gemacht hat, wo Schiffe getakelt, ausgerüstet, bemastet und bewaffnet werden können. In diesem Hafen ist an der Nordseite eine wasserdichte Mauer, welche für den Eingang der Schiffe zwei Öffnungen hat. Dann folgt vor jenen Öffnungen ein Halbzirkel, der durch Mauerwerk in zwei Theile getheilt ist. In jedem derselben werden wieder fünf Öffnungen mit Schleusenpforten angebracht, die zum Eingang der Schiffe in ihre Docken dienen. Drinnen vor jedem dieser Eingänge sollen zwei Docken neben einander angebracht werden, so daſs der ganze Dockenbau für 20 Linienschiffe werden soll. Die Gestalt des Ganzen wird einem ausgebreiteten Fächer gleichen. Wären diese Docken bloſs für die Reparatur der Schiffe beabsichtigt, so begreift jeder leicht, daſs so viele Verschwendung seyn würden. Alte Schiffe, die lange im Wasser gelegen haben, müssen doch wieder in ihr Element hinein, weil sie, hier im Trocknen aufgestellt, fürchterlich reisen und sich werfen würden; nein, sie sind für neu gebaute Schiffe bestimmt, diese können sogleich hineingebracht werden und im langen Frieden vielleicht 50 Jahre sich hier eben so unversehrt und neu erhalten, als sie am ersten Tage ihres Eingangs waren, da man sonst, wenn sie im Wasser liegen, 30, höchstens 40 Jahre als ihr höchstes Alter der Brauchbarkeit ansetzt. Mit dem neuen Dockenbau ist man bereits so weit gekommen, daſs der Hafen zu 26 Fuſs Tiefe unter dem Wasserhorizont ausgesprengt ist. Die Klippe ist lothrecht an allen Seiten abgeglättet und, wo sie nicht dem Wasserhorizont gleich war, mit gesägtem Sandstein aufgemauert. Der westliche Einlauſsraum ist fertig gesprengt, alle fünf Eingänge zu den Docken mit ihren Basen und Thorhaltern sind aus gehauenen Steinen aufgemauert, schon sind drei Docken fast ganz fertig. Zu der letzten legte Gustav der Vierte Adolf im Oktober 1797 den Grund, auch sie ist bis auf die Pfeiler und das Dach vollendet. Jede dieser Docken hat ihre Öffnungen an den Seiten, ihre Schleusenthore zum Einlaufen der Schiffe und ein hohes mit Kupfer gedecktes Dach, so daſs die Schiffe darin wie in einer Kammer liegen.

Auch auf dem Stumholm sind manche nützliche Einrichtungen für das Seewesen. Da ist zuerst das groſse sogenannte Slupskjul, ein Gebäude, welches im untern Stockwerk alle Barkassen, im obern alle Schaluppen verwahrt. Es liegt an der See, so daſs die kleinen Fahrzeuge im untern Stock sogleich an ihren Stellen ganz bequem eingenommen werden können; die Schaluppen werden durch Winden auf einem sehr inklinirenden Gerüste hinaufgewunden. Hier ist auch eine Kronbäckerei und eine Tonnenbinderwerkstätte nebst einer Tonnenbude, (tunnbod) ein groſses Haus, worin Wasserbehälter, leere Tonnen u. s. w. aufbewahrt werden.

Man begreift von selbst, daſs Karlskrona durch die groſse Flotte und ihr Personale sein erstes Lebensblut und alle seine Thätigkeit erhält. Die Admiralitätskirche hat auch die gröſste Gemeinde. Man giebt der Stadt etwas über 13000 Einwohner. Der Handel beschränkt sich meistens auf die Bedürfnisse der Flotte und der

Stadtbewohner. Der Holzhandel und der Fischfang, der sonst hier am Strande und auf den Hering an Bohusläns Küste getrieben ward, hat viel von seiner Wichtigkeit verloren.

Die Stadt hat drei Kirchen, nemlich die Admiralitätskirche, die groſse schwedische Kirche und die teutsche. Die teutsche Gemeine ward 1689 gegründet und hat ihren eigenen teutschen Prediger. Sie soll vormals ansehnlicher gewesen seyn, jetzt nimmt sie offenbar von Jahr zu Jahr ab. Die abgebrannte Kirche ist auſserordentlich schön wieder erbaut, wie ich oben schon erwähnt habe. Auswärtige teutsche Gemeinen haben sehr dazu beigetragen.

Hier ist eine Trivialschule und eine teutsche Schule, ferner eine Schule für die älteren und jüngeren Matrosenknaben, welche in zwei Kompagnien eingetheilt sind, deren jede zwei Lehrer hat. — Die Admiralitätswaisenhausschule ward 1760 für arme Kinder bei der Admiralität eingerichtet, die von einem Lehrer freien Unterricht genieſsen. Eine gewisse Anzahl armer Kinder erhalten gleichfalls monatlichen Unterhalt, bis sie ein Alter von 12 Jahren erreicht haben. Der Admiralitätsstaat trägt durch einen bestimmten Abzug von seinem Gehalt zur Aufrechthaltung der Einrichtung bei. Über diese sowohl als über die Matrosenknabenschule hat der Admiralitätssuperintendent die Aufsicht und der höchste Befehlshaber bei der Admiralität setzt die Lehrer. — Noch giebt es eine Armenschule, die einen Lehrer hat, der von der Admiralitätskirche unterhalten und von dem Admiralitätskirchenrath eingesetzt wird. — Sonst war hier auch eine Kadettenschule zur Bildung tüchtiger Seemänner, sie ist aber seit der Stiftung der groſsen Kadettenschule zu Karlberg bei Stockholm eingegangen und mit jener vereinigt.

Auſser diesen nützlichen Instituten hat Karlskrona das groſse Admiralitätslazareth und ein Landes- oder Länslazareth, welches 1797 von der Gilde des Königlichen Seraphinenordens eingerichtet ward und sechs Betten für arme und 6 für bezahlende, meistens venerische, Kranke hat. Die jährliche Krankenzahl beläuft sich auf 60. Ferner ist hier ein Arbeitshaus und eine Hospitalseinrichtung, die gleichfalls

1797 angefangen ward. Der Fond dazu war ein Geschenk des Kaufmanns Lunde von ungefähr 25000 Rthalern, welches nachher durch Zinsen und freiwillige Zusammenschüsse ansehnlich gewachsen ist. Hier werden 10 bis 15 arme Kranke und schwachsinnige Personen von der Bürgerschaft unterhalten. Die Rohmaterien zu Arbeiten werden aus dieser Anstalt an die in der Stadt wohnenden Armen gegen eine bestimmte Bezahlung ausgegeben.

Ich besuchte hier, weil es grade Sonntag war, beides die teutsche und schwedische Kirche. In der ersten hörte ich eine schlechte kosmotheologische Predigt über die herrlichen Sinne des Gehörs und der Sprache; mehr ergötzte ich mich in beiden Kirchen an den Menschengesichtern und der hübschen Tracht der mittleren und niederen Stände. Es ist auffallend, wie viele hübsche Gesichter man in Karlskrona und an den meisten Stellen Blekingens sieht. Die Stirn und Nase hat gewöhnlich viel Stärke und Präcision, die Augen sprechen Klarheit und Verstand, weniger Phantasie, der feine Mund deutet auf Kraft, nicht auf Fülle, der

Wuchs ist leicht und kühn bei Männern und Weibern.

Den 19. August. Reise von Karlskrona bis Assarum, 6¾ Meilen. Stationen: Karlskrona bis Skillinge, 1¼ M. — S. bis Ronneby, 1½ M. — R. bis Hoby, 1½ M. — H. bis Trensum, 1¼ M. — T. bis Assarum, 1 Meile.

Nach dem Gottesdienst und Mittagsessen um 12 Uhr fuhr ich aus Karlskrona. Das Wetter war heute den ganzen Tag kalt und stürmisch, zuweilen mit kleinen Regenschauern. Anfangs hat man einen Theil des alten kahlen Weges von gestern, darauf geht es links ab vom Wege durch die lieblichsten Eichenhügel und Thäler und Auen. Am Wege der ersten Station sind viele niedliche Landsitze; auch begegneten mir — was einem in Schweden selten zu Fuſs begegnet — einige feinere Frauen und Mägdlein auf dem Wege spazierend. Diese ganze Station ist unbeschreiblich schön durch Nättrabykirche und schönen Strom und die mahlerischen Baumgruppen um ihn und in den Thälern. Der ganze Weg wechselt mit Anhöhen, Eichenhügeln, Feldern, Wiesen und einzelnen Birken- und Buchenklumpen.

Die anderthalb Meilen von hier bis Ronneby hat man Anfangs Ebne und schlechten Boden, mit Wacholder und anderm Gesträuch bewachsen. Besser ist die zweite Hälfte, doch nicht schön. Ronneby, vor Karlskronas Blüthe eine kleine Stadt, ist zu einem Marktflecken heruntergekommen, aber auch der Marktflecken ist recht hübsch, mit netten Häusern und zierlichen Gassen gebaut. Der kleine Ort hat bei dem Ausflusse seines Stroms ins Meer einen ganz guten Hafen für gröſsere Schiffe; kleine Schiffe und Böte aber kommen bis hieher den Strom hinauf. Seinen jetzigen Wohlstand verdankt Ronneby theils seinem Gesundbrunnen, theils mehreren Fabriken, die hier angelegt sind. So z. B. ist hier eine Zuckerfabrik, Papierfabrik, Tuchmanufaktur, Stärkefabrik, zwei Seifensiedereien. Der Gesundbrunnen ist seit dem Anfange des verflossenen Jahrhunderts im Gange und wird sehr besucht. Er liegt nicht weit von dem Flecken südlich und hat ein Brunnenhaus, einen Brunnensaal und ein Spiel- und Badehaus. Die Gegend umher ist lustig, doch die schönste Stelle liegt nördlich von Ronneby

neby bei Djupadal (Tiefethal) und heiſst Djupafors (Tiefefall), wo der Strom mit jähem Fall sich brausend durch eine hohe Steinkluft stürzt. Eichen- und Buchengruppen machen das Plätzchen noch romantischer. Die Brunnengäste wohnen in Ronneby.

Die anderthalb Meilen von Ronneby bis Hoby hat man anfangs schöne Felder und Wiesen, darauf kommen Felsen und Hügel und Wald, erst näher bei Hoby wird es wieder lustig. Eben so sind die ¼ Meilen von Hoby bis Trensum, doch sieht man viele hübsche Gütchen und lustige Seen und Teiche am Wege. Auch hier, wie auf den vorigen Stationen, beweist sich das Küstenland, denn der ganze Weg läuft nahe am Meere hin. Ubrigens gilt die gewöhnliche Sage, ganz Blekingen gleiche einem Garten, sehr mit Ausnahme, denn oft sind auf zwei Meilen nur einige Stellen wirklich schön durch Lage und Kultur.

Die Meile von Trensum bis Assarum hat sanftere Hügel, mehr Wechsel der Felder und Koppeln und grünen Baumhügel — überall ein reitzender Weg, da die zwischentretenden Steinklumpen dem Ganzen noch mehr Romantisches geben. Man sieht heute fast nichts als Laubholz, eine Menge Eichen, auch Birken und Erlen und Buchen, deren Zweige sich unter der reichen Frucht beugen. Grade dieses Laubholz und die mannigfaltige Schönheit seiner Farben ist es, was Blekingen so schön macht, sonst wäre es wahrlich kein ausgezeichnetes Land. Was würden Schwedens schönste Gegenden seyn, wenn sie solche Eichen und Buchen hätten?

Die Wohnungen und überhaupt die ganze Auſsenseite der Dinge haben sich wenig geändert von dem, was ich die vorigen Tage sah. Steinmauren und Zäune aus Wacholder- und Tannensträuchen sagen, daſs man hier des Holzes nicht mehr so überflüssig hat, so wie die Strohdächer der Scheunen und hie und da auch der Häuser melden, daſs man in einer Gegend reiset, wo der Kornbau anfängt ergiebiger zu werden. Man sieht noch immer viel Flachs, Korn und Flachs steht in Mandeln aufgesetzt, auf manchen Feldern auch auf Stangen gespieſst.

Die Menschen hier sind immer noch ein

ausgezeichnet schöner Stamm, hoch und schlank, mit schönen Schenkeln, feinen Füſsen, groſsen, offenen Augen, männlichen Stirnen und Nasen. Auch das zeichnet sie vor den benachbarten Schonen aus, daſs wohl die Hälfte von ihnen schwärzlich und bräunlich von Angesicht und Haaren ist. Ihr ganzes Wesen ist lebendig, rasch und frei, oft werden sie auch trotzig und übermüthig. Man muſs frei und keck mit ihnen seyn, mit guten Worten kömmt man selbst bei Buben nicht weit. Ich sahe heute die Menge von ihnen in festlichen Kleidern als Sonntags- und Kirchengäste in allen Gästgifveregårdar. An zwei Stellen ward getanzt. Welche nette Menschen! und welch ein Tanz! Einen so freudigen und kraftvollen Baurentanz habe ich seit dem Schützenball der Tyroler zu Grätz nicht wieder gesehen. Es ist alles Leben, Takt und Kraft. Sollte dieser freie Muth des Volks nicht auch wohl daher kommen, daſs von jeher in dieser Provinz der gröſste Theil der Landbewohner Freibauren gewesen sind und noch sind? oder umgekehrt, weil sie so frei gesinnt waren, haben sie sich deswegen so frei erhalten? Auch in der älteren Geschichte und in der Wüstenei des Mittelalters zeichnen die Blekinger sich immer als ein trotziges und zu allen wilden und freudigen Dingen geneigtes Volk aus. Sie und ihre Nachbaren die Südsmäländer und die Nordschonen in Göingehärad sind von jeher durch ihre Nationalfeste und Tänze, wie durch ihre Streitfertigkeit berühmt gewesen. Bei allen Gelegenheiten gab es da blutige Kämpfe, der Spieſs und das lange Messer folgten bis in die Kirchen und manche wurden erschlagen, wo man sogleich ihr Grab graben konnte. Bis gegen den Ausgang des 17ten Jahrhunderts, ja selbst im Anfange des 18ten, war es noch häufig Sitte sich hier und in den benachbarten Gegenden von Schonen und Småland mit Messern zu duelliren. Dieser Zweikampf hieſs *spänna bälte*, den Gürtel spannen. Sie zogen nemlich die langen Messer aus der Scheide und verknüpften sich mit ihren Gürteln so, daſs sie nicht von einander kommen konnten. Auf die Frage des Ausforderers: wie lang verträgst du kaltes Eisen? (*huru långt tål du kallt jern?*) traf man den Verein, wie viele Zoll tief man mit dem Messer schneiden wollte. Im Ingrimm forderten sie sich oft zu einem so langen Maaſse heraus, daſs das Eisen bis zum Leben drang. In dem Kriege, welchen Karl der Eilfte in den 1670ger Jahren mit den Dänen führte, bildete sich hier und in Göingehärad und Småland viel Räubergesindel bewaffneter Bauren, die es mit den Dänen zur Wiedereroberung der verlornen Provinzen hielten und zu welchen sich zuletzt allerlei Verbrecher und Vagabunden gesellten. Diese, unter dem Namen Schnapphähne in der Geschichte jener Zeit scheuſslich bekannt, richteten entsetzliche Gräuel an und konnten nur durch schwere Hinrichtungen und des Königs Siege über die Dänen ausgerottet werden.

Auch die Tracht dieser Menschen, so viel ich sie gesehen habe, ist ganz ausgezeichnet, entspricht ihrem muntern und weidlichen Karakter und ist unstreitig von allen schwedischen Provinzialtrachten die schönste. Die Männer sah ich meistens mit gelben ledernen oder feinen leinenen, zierlich ausgenäheten Hosen, weiſsen und farbigen, oft künstlich gestickten

Westen und blauen Jacken. Ihre Hemden sind vorzüglich fein und der weiſse Hemdkragen hängt nach der Ritterweise des Mittelalters, mannichfach mit Blumen und andern Zierrathen ausgestickt und geschmückt, über das Halstuch und die Schultern herab; eben so müssen die Spitzen der Hemdärmel, gleich Manschetten gekräuselt und bunt genähet, über den Handknöchel hervorstehen. — Auch die hübschen Weiber und Mädchen kleidet das Ihrige allerliebst. Ihre Hemden sind in der Regel noch feiner und weiſser als die der Männer. Die Hemdärmel brauchen sie oft gebauscht, manche sind mit blauen und rothbunten Ringen gestickt; ihre Mieder, nett und kurz, liegen dicht am Leib an und zeigen den schlanken Wuchs und die schönen Busen auf das vortheilhafteste. Diese Mieder sind gewöhnlich roth, blau und weiſs; manche tragen sie ganz aus Seide und sind mit zierlichen silbernen Spänglein, Halsketten, oft auch mit vielen glänzenden Buckeln behangen. Das Mieder bedeckt oft ein seidenes Tuch mit goldenen und silbernen Säumen, oder auch ein blaues, rothes, weiſses nach der

Farbe desselben. Die Haare haben sie geflochten mit einem netten Erfurter Mützchen mit kleinen Hauben oder sie schlagen auch das weiſse und feine schwedische Zipfeltuch darum mit einer seltenen Freiheit und Anmuth. Eine solche hübsche Blekingerin, also zierlich angethan, könnte auf den ersten Ball gehen. Männer und Weiber brauchen die Schuhe nett mit leichten Sohlen und bis auf die Zehen ausgeschnitzt; ihre kleinen Füſse nehmen sich wohl darin aus; die Weiber tragen die blauen oder weiſsen Strümpfe mit mancherlei bunten Zwikkeln und Zierrathen. — Wenn man Siöborg liest, so fällt seine Beschreibung etwas anders aus. Er beschreibt aber die Sitten und Trachten der ganzen Provinz; ich darf nicht mehr erzählen, als was ich sah, noch anders erzählen, als wie ich es sah.

Nach Siöborg will ich nun noch Einiges von dem Leben und den Festlichkeiten dieses muntern Völkchens anführen, was vielleicht nicht ganz uninteressant ist.

Im Umgange sind sie dreist, munter und angenehm. Wegen ihres Hanges zur Lust und zum Vergnügen versäumen sie oft die nöthigen Arbeiten, aber sie können dafür in einer kurzen Zeit auch viel ausrichten und sind beinahe unermüdlich. Bei ihren Mahlzeiten herrscht gewöhnlich Sparsamkeit, aber bei ihren Gastgeboten geht es desto lustiger her. Milchspeisen, Kartoffeln, Hering und mehrere Arten Fisch sind ihre gewöhnlichen Gerichte; Käse, Butter, Speck und Fleisch wird meistens verkauft und ist keine Alltagsspeise. Stark Bier ist selten im Hause und wird nur bei festlichen Gelegenheiten getrunken, häufiger gebraucht man das gewöhnliche Bier, auch wohl Wasser. Blekingen war vormals eine arme Provinz, aber ein mäſsiger Reichthum scheint mit einem verbesserten Ackerbau sich jetzt im Lande ausgebreitet zu haben. Ein nachdenkender Landmann hat manche Gelegenheiten, sich durch die Bedürfnisse der Städte und der Flotte zu bereichern. Man kann selbst nicht läugnen, daſs der letzte Krieg zu Blekingens gegenwärtigem Wohlstande viel beigetragen hat. — Ordnung und Zucht erhält sich unter dem Volke theils durch den eignen Willen, theils durch mancherlei gute Einrichtungen. Dahin gehören die byskrå oder Dorfinnungen, welche über gegenseitige Hülfe und Eintracht der Dorfeinwohner nützliche Übereinkünfte enthalten. Kraft derselben ist es nemlich eine Schuldigkeit in der Ärndte einem kranken Bauren oder einer hülflosen Wittwe beizuspringen. Eben so sind auf Vergehungen besondere Buſsen gesetzt, die in die Dorfkasse gesammelt werden. Sogenannte Lagdagar (Gesetztage) werden gewöhnlich zwei im Jahr gehalten, da setzt man die Alterleute der Dorfschaft um, deren Pflicht es ist, über der Dorfschaft Gränzen, Ländereien, Zäune u. s. w. Aufsicht zu haben, Schornsteine zu besichtigen, Geldbuſsen einzustreichen.

Gastfreiheit und Lustigkeit zeigen sich hier bei manchen Gelegenheiten, vorzüglich bei Verlobungen und noch mehr bei Hochzeiten. Da versammeln sich die Freunde und Verwandten im Hochzeithause, und der ganze Hochzeitstaat und die übrige Versammlung fährt und reitet zur Kirche. Zum Hochzeitstaate gehören die Vorreiter, Spielleute, Ledsvenner, Brudtömmar und Brautmädchen nebst dem Redner. Ich muſs einige dieser Namen erklären. Die Ledsvenner heiſsen auch Hofridare, man könnte sie die Leibtrabanten des Brautpaars nennen. An einigen Orten ist es gebräuchlich, daſs einer von ihnen des Bräutigams, der andere der Braut Verwandter ist. Im Hochzeitzuge zu der Kirche reitet an jeder Seite der Braut einer von ihnen und bei Tische sitzen sie ihr gegenüber. Die Brudtömmar sind zwei Frauen, welche die Braut kleiden, mit ihr zur Kirche fahren und ihr die Kleider zurecht setzen, wann sie in die Kirche geht, kurz sie sind an diesem herrlichen Tage gewiſsermaſsen ihre Oberkammerfrauen und bei Tische sitzen sie ihr zur Seite. Der Redner oder Talemann ist eine wichtige Person und muſs mit einer guten Zunge und allerlei witzigen und schnurrigen Geschichten und Einfällen zu jeder Stunde bereit seyn, die Gesellschaft zu ergötzen. Er hält eine Rede an die Versammelten, ehe sie zur Kirche fahren, auf dem Kirchhofe, wann sie heimfahren sollen, vor und nach der Mahlzeit, wann die Brautgeschenke gegeben werden, und endlich wann man die beiden jungen Leute zum lustigen Bettsprung führt. Der Hochzeitzug, den alle diese hohen Beamten verherrlichen, heiſst hier Staſs. Manche Frauen und Dirnen reiten in ihren Queersätteln neben den Brudsvenner und Brudpigor, das Spiel erklingt, die Pistolen knallen, die Menschen jauchzen, die Pferde galoppiren wiehernd weiter. Oft führt die Gesellschaft Essen und Branntwein mit sich, was verzehrt wird, wann man aus der Kirche kommt und alle sich auf ihre Pferde und Wagen gesetzt haben. An manchen Stellen ist es Sitte, daſs der Staſs bei seiner Rückkunft sich draussen vor dem Brauthause etwas aufhält und einige deputirt, welche vorreiten und sich ausbitten, mit der Gesellschaft aufgenommen zu werden. Freilich weiſs man die Antwort vorher, aber die Ueberzeugung von der künftigen Lust wird lebendiger, wenn jeder dieser Deputirten mit seiner Ölkanne in der Hand zurückkömmt. Die Gerichte bei solchen Gelegenheiten sind Kohl, Bier und Fleischsuppe, Fisch, Braten, mancherlei Käse, Torten und mehrere Arten Kuchen. Der Vorrath an Öl und Branntwein ist bei dieser Gelegenheit unerschöpflich, und in den letzten Zeiten hat man sogar Kaffee, Wein und Punsch gesehen. Die Brautgeschenke sind eine reelle Hülfe für die Neuvermählten, können aber fast nur als eine Anleihe angesehen werden; denn das Brautpaar muſs es sich wohl einprägen, wie viel es von einem jeden empfing, um bei ähnlichen Gelegenheiten nicht weniger zurückzugeben. Man hochzeitet meistens drei bis vier Tage.

Beides bei Hochzeiten und andern Gastgeboten haben die fremden Weiber sogenannte Förninger (von föra, mit sich führen) mit sich, die in feinem Brode, Butter, manchen Arten Käse, Brataal, Kuchen etc. bestehen. Man sieht, die Sitte ist dieselbe von Westerbotten bis Schonen. Salzspeisen, Branntwein und Tabak stehen während der Hochzeit immer auf dem Tische. Braut und Bräutigam müssen mit allen anwesenden Männern und Weibern tanzen. Zuweilen ist es gebräuchlich, daſs die jungen Burschen im Tanz den Bräutigam auf ihre Schultern heben, als wenn sie den Männern zeigen wollten, daſs sie ihren Kameraden noch etwas länger unter sich behalten mögten. Auch die

Mädchen schlagen einen Kreis um die Braut, um sie von den Weibern zu trennen, welche endlich in den Ring brechen und die Braut entführen. Dies heiſst: Braut und Bräutigam zu sich tanzen. Der Redner mit dem Brautmädchen und mehreren andern folgt dem Brautpaare zum Bett, zuweilen mit Gesang, Spiel und Tanz. Sie nehmen viele Lichter mit, besonders der Redner, der ein ganzes Bündel in der Hand hält. Wie sich doch unter den verschiedensten Nationen die Dinge gleichen! Vormals pflegte man auch mit einem Lichte des Brautpaars Namen in die Decke zu brennen. Den Montag gehen die Neuvermählten fast in ihren Alltagskleidern, aber gegen Abend werden die Hochzeitkleider wieder angethan, die Braut zeigt sich in ihrem vollen Glanz mit Kranz und Krone, und man setzt sich zu Tische. Nun werden die Brautgeschenke angenommen und zuerst treten die Ältern hin und erklären, was sie in loser und fester Habe ihren Kindern verehren. Darauf ist die Reihe an dem Redner und nachher kommen die übrigen, jeder mit seinem Geschenke, das zuweilen ansehnlich genug ist. Jeder muſs, wenn er geschenkt hat, quittiren, welches in dieser Bedeutung heiſst, einen kleinen Becher Öl leeren. Der Redner ruft aus, wie viel jeder gegeben, und legt eine allgemeine Danksagung ab. Auſser den Brautgeschenken werden auch Gaben für die Armen, die Spielleute, die Kellnerin (Öltapperska) und Köchin gesammelt.

Auf ein neugebohrnes Kind legt man Scheere und Gesangbuch, eine Sitte, die in mehrern Provinzen sich findet. Der Mutter erstes Essen ist ein Schluck Branntwein mit Pfeffer und Eiermilch mit Kringeln. Den dritten Tag erhält die Wöchnerin Besuch von den Nachbarinnen, welche Grütze, Eierbier, Eiermilch und Kuchen mit sich haben. Sowohl beim Kindelbier als Kirchgangsschmause vergiſst man die Förninger nicht. Das Geld, was bei dieser Gelegenheit ausgegeben wird, heiſst Gevattergabe.

Maigilden sind in Blekingen nicht gebräuchlich, aber wohl Jultanz und Julspiele. Bier in der Heuärndte wird selten bestanden, aber bei dem Hauen von Bauholz und beim Häuserbau wird traktirt, und diese Gastereien heiſsen Hau- Fahr- und Richtungsgilden.

Auch des Menschen Ausgang aus dem Leben muſs mit einem Schmause oder Grafől gefeiert werden. Wie man ihn bei der ersten Begrüſsung des Lichts einweihte, muſs auch jetzt Scheere und Gesangbuch auf dem Todten liegen. Selten kleidet man die Leichen ein, sondern legt sie in gewöhnliche Kleider. Bei der letzten Bestattung ist eine schöne und rührende Sitte. Sobald das Grab mit seinem Rasenhügel erhöhet ist, tritt ein junges Mädchen heran und streut Sand und Blumen darauf. Zuweilen wird das Grab nicht sogleich, sondern nachher bestreut, auch ist es wohl Sitte, ein oder zwei Jahre sommerlich jeden Sonntag die Gräber der geliebten Todten mit Blumen und Grün im süſsen Andenken zu ehren.

Man theilt Blekingen in drei Striche oder Bygder. Der Strandbygd oder, wie man hier spricht, die Wara, begreift den Strich zunächst längs dem Meere in sich. Der Bewohner dieses Küstenstreifens treibt Fischfang, schieſst Seehunde und Seevögel, hat etwas Wald und Akkerbau und vortreffliche Wiesen und Weiden. Daher kommt daher das fetteste Vieh und die beste Butter und Käse, doch Korn muſs zuweilen gekauft werden. — Der Mellanbygd oder Mittelstrich geht mitten durch das Land und besteht aus schönen und groſsen Dörfern und wohl bebauten Feldern; Ackerbau, Wiesenbau und Viehzucht sind fast die einzigen Nahrungszweige. Holz findet sich zur eignen Nothdurft. — Der Skogsbygd oder Waldstrich umfaſst den äuſsersten Theil des Landes nach Schonen hin und längs der Gränze Smålands. Er ist waldreich und gebirgigt und hat kleine Felder und Dörfer, viel Svedje und etwas Viehzucht. Bauholz, Bretter, Klappholz, Holz, Kohlen, Pottasche und etwas Pech und Theer gehören zu den allgemeinen Nahrungszweigen.

Der Ackerbau in Blekingen ist in den letzten 20 Jahren sehr vermehrt und verbessert, so daſs man jetzt aus manchen Kirchspielen Korn verkauft, wo man sonst fremden Zuschuſs bedurfte. Man baut hier alle Arten Korn, auch Rüben, Hanf, Flachs und an einigen Stellen Wicken. Der Kartoffelbau hat sehr zugenom-

men

men und Tabak wird meistens um die Städte gepflanzt. Die Obstbaumzucht treibt man mit groſsem Vortheil in Gemshögs Kirchspiel an der schonischen Gränze. Der östliche Theil des Landes hat das gröſste und beste Rindvieh und verkauft viele fette Ochsen. In den blekingischen Pferden lebt auch die rasche und geschmeidige Natur, die sich in dem Menschen offenbart; sie haben einen auſserordentlichen Muth und Athem und sind ein gedrungener Mittelschlag. Die Schaaf- und Ziegenheerden sind hier nicht groſs. Schweine kauft man in Schonen, mästet sie in den Wäldern und verkauft das Speck. Der Fischfang ist nicht unbedeutend. Auſserhalb der Scheeren fängt man viel Hering von kleinerem Schlage, aber gut, und vorzüglichen Dorsch, innerhalb derselben Aal, Hecht, Barsch, Lachs, Makrelen, Flundern etc.; die Ströme geben Lachs.

Den 20. August. Reise von Assarum bis Brosarp 8½ Meilen. Stationen: Assarum bis Norrjö 1¾ Meilen. — N. bis Gädenry 1¼ M. — G. bis Fjelkinge 1½ M. — F. bis Yngsjö 2 M. — Y. bis Brosarp 2 Meilen.

Es hatte die Nacht fürchterlich geregnet und regnete auch den Morgen noch, daher fuhr ich erst um 9 Uhr aus und sollte den ganzen Tag mit wechselndem Sonnenschein jede Stunde einen kleinen Guſs davon haben, der aber nicht zum Durchnässen eingerichtet war. Für die erste Station sind Sand, Heide, Heidekraut, Steine und Tannen die Materialien, woraus jeder nach Belieben sich ein Bild der Gegend zusammensetzen kann. Nur Mörrum und sein Strom, welcher den besten Lachsfang in Blekingen hat, und die Gegend zunächst hinter ihm machen eine Ausnahme. Gleich hinter Mörrum sind die in einem länglichen Kreise aufgerichteten Steine, welche eine alte Grab- oder Tingsstelle bezeichnen. Sie stehen zu beiden Seiten des Weges, der sich durch sie gebrochen hat, als ein elegisches Monument der Vorzeit so still da und Kartoffeln und Gerste rings um sie. Der Weg geht hier oft schwer im Sande am brausenden Meer hin. Näher Norrjö breiten die Felder sich schon recht schonisch aus, man findet manche Obstbäume, viele Kartoffeln, Tabak und Flachs. Steinmauren und Holzschuhe nehmen heute zu, je weiter man reiset, die groſsen Küstenfelsklumpen der vorigen Tage verwandeln sich in kleinere Gebieter; das Sommergetraide steht hier noch fast alles auf dem Halm.

Die nächste Station von Norrjö bis Gädenry ist angenehmer, obgleich meistens aus Fläche bestehend. Hier traf ich den ersten groſsen Buchwald und weite, obgleich sandige Felder und Wiesen, wegen der Meeresnähe sind noch viele Steine hingestreut. Wir ſuhren durch das Städtchen Sölvitsborg. Vor einigen Jahren brannte es ſast ganz ab, und ist nun netter wieder aufgebaut, vorzüglich die Gegend um den Markt. Ich sah hier viele reich beladene Obstbäume, die man heute auf dem ganzen Wege findet. Bei der Stadt nahe am Meer liegen die Ruinen eines alten Schlosses, von welchem man eine hohe Aussicht über dasselbe hat; in den ewigen Fehden der Schweden und Dänen in den vorigen Jahrhunderten war es eine feste Burg. Um Sölvitsborg sind wohlbebaute Felder und ein groſser Buchwald längs dem Meere bis an die Gränze Schonens. Diese

Gränze bis an Gädenry ist häſslich kahl, sandig und mit groſsen Steinen besäet. Hier begegnete uns eine groſse Kirchenklocke, von zwölf Pferden gezogen. Bei ihrem Anblick hatte mein Skjutsbonde einen Einfall, worin hundert Elegien und Gott weiſs, wie viele sentimentale Träumereien eingewickelt liegen: Stackars hästar! så måste de dra klockan och aldrig skall hon dras för dem. „Die armen Pferde! so müssen sie die Klocke ziehen und nie wird sie für sie gezogen werden.“ Welch ein T[illegible]t! Auch mich bewegte das Menschliche und [illegible] fuhr trüber unter den trüben Regenwolken hin.

Die anderthalb Meilen von Gädenry bis Fjelkinge sind ein flacher Sandboden ohne Steine. Der Boden ist mager und besteht hie und da aus öder Heide; ich sah gröſsere Kornfelder, als bisher, viel Obst, groſse Kartoffelfelder, viel Buchweizen und Tabak, dessen Bau immer häufiger wird. Die Zäune sind hier ganz wie in Nordteutschland aus Tannenzweigen, noch häufiger aus Wacholdersträuchen geflochten; auch Häuser und Wohnungen werden den nordteutschen schon immer mehr ähnlich.

Die Gegend bleibt bis auf eine halbe Meile von Brosarp auf den beiden folgenden Stationen von vier Meilen fast dieselbe. Der Weg pflügt sich hier durch tiefen Sand, und wo er niedrig war, machte ihn der viele Regen schwer: ein rechter märkischer Weg, weswegen ich auf diesen beiden Stationen zwei Pferde nahm. Es ist viel Heide und das Korn schlecht, destomehr Heidekorn, Tabak und Kartoffeln. Kurz vor Norrjö fuhr ich durch das elende Åhus, jetzt ein schlechtes Dorf, vormals eine Stadt, ehe Christianstadt da war und heranwuchs. Der Helgeå, woran Christianstadt nördlicher liegt, trennt es von Yngsjö, wo ich nach langer Zeit mit unsäglicher Freude wieder das erste Schwarzbrod aß. Gleich bei Yngsjö führte ich über einen andern Ausfluß des Helgeå, welcher Gropen heißt, dann ging die Fahrt die erste Meile hart am Meere hin, das seine aufgeworfene Dünen hat, theils durch sumpfige Wiesen und ärmliche Tannen, dann bergan immer durch tiefen Sand. Doch oben auf dem festen Lande bekam ich im letzten goldnen Sonnenstrahl einen hohen Blick über das weite Meer, eine ſreundliche Erquickung nach der öden Fahrt des Tages. Bis Brosarp geht es die gewöhnliche groſse Stockholmsſtraſse auf einem Sandberghügel durch magere Felder und Buchen- und Eichenwald immer auf und ab. In Brosarp, wo ich schon das vorige Jahr auf der Reise nach Stockholm geschlafen, fand ich meinen alten Wirth und mein ſreundliches Quartier wieder.

Den Trotz und die Freudigkeit des Blekingers suchte ich auf meiner heutigen Fahrt vergebens, sie sind hier dahin, die Menschen sind gutmüthiger und sanſter, vielleicht auch phlegmatischer, ich will mit so vielen Schweden nicht sagen, knechtischer. Natürlich fehlt ihnen die Keckheit so vieler andern Provinzen, wo mehr Selbſtherrschaft des Bauerstandes ist, welche jeden Menschen zu einem höheren Selbſtgefühl erhebt; die Ebenen Schonens und die dickere Luſt mögen auch wohl etwas von dem Raschen und Schneidigen der oberen Schweden weggenommen haben. Aber so kümmerliche Wesen sind diese Schonen nicht, als die mittleren und nördlichen Schweden gewöhnlich glauben. Diese alten Vorurtheile gegen Schonen und seine Bewohner müssen aus den früheren Zeiten der Fehden mit den Dänen sich erhalten haben; man hört häufig die unsinnigsten Urtheile und Albernheiten darüber, selbst aus dem Munde solcher Männer, die alten Wahn vergessen und unter die Füſse treten sollten. Den Unterschied zwischen Schonen und den meisten andern Provinzen kann keiner leugnen, aber er ist nicht immer zum Nachtheil des ersteren. Die Dänen und Teutschen, mit welchen Schonen lange und näher in Verbindung gestanden hat, als das übrige Schweden, haben unstreitig von dem Ihrigen Manches eingemischt, der groſsen Einwirkungen des Klima und der ganzen Lebensart nicht zu gedenken, denn fast ganz Schonen ist eine Ackerbau treibende Provinz. Auch die Sprache wird hier schleppender und singender, geht mehr in die Halb- und Dumpflaute über, und beiſst viele Sylben ab und verschluckt einzelne Laute oder stöſst zwei zu Einem zusammen, welches überhaupt Karakter der gemeinen schwedischen Sprache ist, wie sie der Ungebildete spricht, auf einander gelegt, sondern dünner gesägte, die Scheunenwände bestehen meistens nur aus Brettern, die Giebel der Strohdächer sind oben mit Rasen oder haltenden Kneipen wegen der Stürme belegt. Hier und an vielen Stellen Schonens bauen sie die Häuser und Wirthschaftsgebäude niedrig und sehr schmal, daher müssen sie lang ausfallen. Man sollte höher und breiter bauen, es würde nicht nur stattlicher seyn, sondern man könnte auch die Hälfte des Daches ersparen. Fast allgemein ist es in der Provinz, die Gebäude auf sächsische Art in einem Quadrat oder Oblongum dicht in einander zu bauen und die Höfe so zu verschlieſsen. Manche haben schlau genug die Häuser und übrigen Zimmer gegen Süden in einem ordentlichen Halbmond gestellt, damit die Sonnenstrahlen in dem Hohlspiegel sich desto besser konzentriren mögen.

Den 21. August. Reise von Brosarp bis Lund, 6½ Meile. Stationen: Brosarp bis Andrarum, 1 M. — A. bis Sjöbo, 2¼ M. — S. bis Dalby, 2¼ M. — D. bis Lund, 1 Meile.

Der Weg von Brosarp bis Andrarum geht

über sandigen Hügelboden und Heide und nur näher Andrarum bekömmt man festeres Land unter die Füſse. Ich machte einen Umweg dahin, um die groſse Alaunfabrik zu besuchen, die aber berühmter ist, als sie es jetzt noch verdient. Man liest im Tuneld und bei andern die Beschreibungen, wie sie vor 60, 70 Jahren gelten konnten, und es wird kühn der Ertrag von 4000 bis 5000 Tonnen Alaun hingesetzt, obgleich man jetzt kaum das Viertel gewinnt. Mit dem Bruk ist auch das Ansehen des Ortes selbst und seiner Gebäude sehr gesunken. Der ansehnliche Schieferbruch nimmt den Raum von einigen tausend Ellen ein und hat einen so reichen Vorrath, daſs es nie an Alaunerz fehlen kann. Schon hat man an 170 Jahre gearbeitet und es ist kaum zu sehen. Man bricht den Schieferstein in drei Brüchen von Osten nach Westen, wo er, von der Erde lothrecht niedergebrochen, 3 bis 5 Faden Dicke hat; über ihm liegt Dammerde von 2 bis 6 Faden Dicke, deren Forträumung bedeutende Kosten verursachet. Der Schiefer hält Kies mit etwas Schwefel gemischt, einen feinen Spat und zwei Kalkarten, auch findet man in ihm eine Menge Petrifikate. Die umliegenden Kronwälder sind gegen eine mäſsige Rekognition für das Bruk angeschlagen, auch Christinehoſs und Torups Säterier geben Holz und Torf dazu.

Die Bereitung des Alauns ist folgende. Man zerschlägt den gebrochenen Schiefer und röstet ihn. Er wird bloſs mit dünnem Reisig angezündet und brennt sich nachher selbst durch den Schwefel, den er enthält. Hierauf wirft man die mürbe Masse in Wasserbehälter, damit das Kräftige ausgelaugt werde. Das geschwängerte Wasser wird darauf durch unterirdische Kanäle in die Siederei geleitet, setzt sich nach dem Kochen als Krystallisation an, wird gesammelt, gereinigt und zum zweiten Mal gekocht, darauf getrocknet und in Tonnen geschlagen. Man gewinnt auſser etwas Viktriol jährlich ungefär tausend Tonnen, die Tonne wird auf der Stelle mit 20 Rthalern bezahlt. Noch im Jahr 1765 beschäftigte die Fabrik an 300 Menschen und elf Doppelpfannen waren im Gange; jetzt sind nur noch zwei Doppelpfannen und das ganze Personale des Bruks besteht aus nicht mehr als 72 Menschen. Man hat vormals mit den Wäldern zu schlecht gewirthschaftet; Mangel an Holz ist wirklich die vornehmste Ursache der verminderten Verarbeitung und obgleich sie Torf gebrauchen, so kann er doch nicht alles ersetzen. Die rothen Lagen des ausgebrannten Schuttes und die kahle Gegend nackter Hügel machen die Gegend wild und unhold.

Die 2½ Meilen von Andrarum bis Sjöbo sind fast nur Eine Bergfläche. Anfangs sieht man viele Steine rund umher und das Land ist besonders rechter Hand wenig angebaut, sondern diese weite Fläche wird von den umliegenden Dörfern bloß als Weide benutzt, obgleich der Boden gar nicht schlecht ist. Nachher kommen bessere Dörfer und Felder, doch sind sie mit unendlichen Steinen bedeckt, die alle leicht wegzuräumen wären. Man sieht nichts als Leimwände, die hohen Giebelenden mit Reisig zugeflochten, immer noch Steinmauren, hie und da gute Obstgärten. Das Land ist ein holzarmes Hügelland mit Wäldern in der östlichen Ferne. Der letzte Theil des Weges ist Sand und ein lustiger Buchenwald. Dann fährt man abwärts nach Sjöbo, das zwischen dem groſsen Wombsee und dem Berge Rommeleklint liegt.

Die lange Station von Sjöbo bis Dalby muſste ich wegen des sandigen und nachher immer bergan laufenden Weges zwei Pferde nehmen. Zuerst geht die Fahrt durch eine weite und magere Sandebne, wo hie und da ein Läppchen Land ausgerissen ist, das kümmerliches Korn trägt. Auf der Mitte des Weges wird es eine halbe Meile hindurch etwas besser. Das letzte Drittel fährt man allmälig den steilen Rommeleklint hinan, der mit Steinen besäet und hie und da mit einem Strauch bewachsen kahl da liegt. Ich hielt einige Minuten auf seiner Spitze im hellsten Sonnenschein, um mich an der weiten Aussicht zu laben, die man über Lund, Malmö, das Meer und Kopenhagens Thürme hat. Dalby liegt gleich jenseits an seinem Fuſse. Die Meile von da bis Lund ist die reichste Ebne an Feldern und Wiesen. Wegen des vielen Regens hat man noch fast gar kein Korn gemähet. Um 6 Uhr Abends fuhr ich in Lund ein.

Je weiter man nördlich und je näher dem Sunde kömmt, desto pfeifender und accentloser wird der Landesdialekt. Sollte die gröſsere Nähe der Dänen hier wohl mehr gewirkt haben? Die Tracht bleibt noch immer die alte; die langen Jacken sind weit und neben der immer noch vorherrschenden schwarzen Farbe sind sie auch aus weiſsem und blauem Walmar und aus Leinen.

So bin ich denn über zwei Tage in Lund gewesen, aber das schöne Lund habe ich nicht gesehen, denn es regnete unaufhörlich und der niedrige und fette Boden um die Stadt und an manchen ungepflasterten Stellen in der Stadt machten die Spazierwege nicht lieblich. Lund kam mir wie eine rechte Dreckstadt vor, wie Berlin im Herbst und Frühling, wann es viel geregnet hat. Ich bin in Lund gewesen und habe die Stadt und ihr rechtes Leben doch nicht gesehen, denn es waren eben die groſsen Ferien und manche der berühmtesten Lehrer und die meisten Studenten waren abwesend. Doch habe ich hier vergnügt gelebt, Dank der Freundschaft, womit ich aufgenommen ward.

Ich muſs hier die berühmten Namen der Herren Norberg, Florman und Sjöborg nennen, die sich gegen mich besonders gütig bezeigten.

Die Stadt Lund ist ein offener unregelmäſsig und keinesweges schön gebauter Ort, eine Landstadt, die auch durch keinen Handel sich besonders heben kann, sondern jetzt wohl vorzüglich durch Ackerbau und durch die Universität sich ernährt. Das einzige alte und merkwürdige Gebäude ist die Domkirche, in welcher ich aber das Wunder von groſser und ehrwürdiger Architektur nicht gefunden habe, was Manche daraus machen. Ihre Monumente sind oft und von Vielen beschrieben, manches dahin Gehörige ist ganz neu vom Professor Sjöborg erläutert in seinen Sammlungen zur Geschichte Schonens. Er hat vorzüglich versucht, einige Aufschriften voll Anspielungen und einige allegorische Gemählde zu erklären, auch Manches nachgehohlt, was die Früheren vergaſsen. Unter der Kirche am östlichen Ende ist die sogenannte Kraftskirche, eine unterirdische Kapelle oder Krypta, wo, wie Sjöborg meint, ältestens die Auferstehungsmysterien des

Heilands und andere geheime Sachen gefeiert sind. Diese Krypta hat einen schönen Brunnen des Heils mit trefflichem Waſser, der vielleicht in früheren Zeiten als ein seelenheilbringender von den Mönchen gebraucht ward. Hier findet man auch manche sonderbare Bilder und Inschriften. Man sieht unter andern den Riesen Finn und sein Weib mit ihrem Kinde im Arm, wie sie jeder ihren Pfeiler umklammern, grade in der Stellung, da sie in Stein verwandelt wurden, als sie die gebaute Kirche wieder niederreiſsen wollten. Der heilige Laurentius, Patron der Kirche, hatte ihnen nemlich entweder Sonne und Mond oder seine beiden Augen versprochen als Lohn des Baues, betrog sie aber durch eine Klauberei und verwandelte sie überdies in Stein, als sie ihr aufgeführtes Werk zornig wieder umstürzen wollten. Ein alter holländischer Baumeister aus dem 16ten Jahrhundert, Namens van Dure, der die Kirche reparirte, hat sich durch manche scherzhafte Späſse und Reime hier verewigt. In der Kirche sieht man auch ein Denkmahl auf die Schlacht, welche der groſse Seemann und Admiral Christians

stians

stians des Zweiten, Severin Norby, bei Lund verlor, mit folgenden plattdeutschen Reimen:

> Do man schref 1525 aar des fridages nach sancti
> Marckus dag,
> Vor Lunden ein groit jammer geschach,
> Dar blef uffer de vifftein hondert doet geschotten
> unde geslagen,
> Dat mogen de skonske viffer vael klagen.

Unter den Herrlichkeiten der Kirche verwahrt man das alte, vormals der Jungfrau Maria genannte Hemd, das von der Toilette der Heiligen keinen guten Begriff giebt, noch von der Zartheit ihrer Glieder, denn ein Goliath könnte sich ganz bequem darin regen und rühren. Eigentlich soll dieses Hemd der Margaretha gehört haben, einer Heiligen, die ihr heidnischer Mann Harlog im Jahr 1176 wegen ihres Christenthums ermordet haben soll. Bei Entbindungen schrieb man diesem Hemde eine besondere Kraft zu, wie diese alten Reime zeugen:

> I barselsäng hjelper han og af nöd,
> Som Quindfolk pläga at lidhä,
> Han leoner theres wee, frälser them af död,
> Biuthä the hannum om theres sidhä.

„Im Kindbett hilfet es auch aus der Noth,
Die Weiber pflegen zu leiden,
Es lindert ihr Weh, erlöst sie vom Tod,
Binden sie es um ihre Seiten.“

Noch im 15ten Jahrhundert verschrieb es Christian der Erste von Lund seiner schwangern Gemahlin zu Hülfe. Jetzt wird es wohl ungebraucht vermodern.

Zum akademischen Staat gehören zwei groſse Gebäude, ein altes und ein neues. Im alten ist die Bibliothek und das Museum. Beide bekam ich nicht zu sehen, denn die Bibliothek war wegen eines Baues völlig dislocirt und über einander geworfen und der Auſseher des Museums, Professor Retzius, war verreist, welches mir um so leider that, weil ich ihn selbst und die trefflichen Sammlungen, die er in seinem Hause hat, nicht kennen lernte. Die Bibliothek soll an 20000 Bände stark seyn und 400 gröſstentheils unbedeutende Manuscripte enthalten; auf ihre Vergröſserung werden jährlich zwischen 500 und 600 Reichsthaler verwandt. — Das neue akademische Gebäude ist besonders für die Sammlungen aus dem Naturreiche bestimmt und zu Hörsälen der Lehrer der Naturgeschichte. Diese Gebäude liegen recht hübsch an einem groſsen mit hohen Bäumen bepflanzten Platze, der Domkirche gegenüber. Hier ist im Sommer die lebendigste Promenade der Studenten und der übrigen feinen Welt von Lund. An der andern Seite dieser Gebäude findet man den botanischen Garten und die akademische Plantage oder die sogenannte Paradislycka. Diese Plantage schreibt sich aus der Zeit her, als die Begeisterung für das Manufakturwesen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhundetts in Schweden auf das Höchste gestiegen war. Da wollte man in diesem nördlichen Lande mit aller Gewalt Manches erzeugen, was nicht einmal in allen Provinzen Teutschlands recht fort will, und meinte, Schonen, als die südlichste Provinz, müsse zum Bau südlicher Gewächse vorzüglich geschickt seyn. Da fing man mit Kümmel, Rappsaat, Saflor, Krapp, Waid, Weberdisteln an; Maulbeerbäume wurden in Menge gezogen, damit man hinfort die rohe Seide nicht mehr von den Franzosen und Italiänern zu kaufen habe. Nach einem Bericht des Magistrats von Lund wurden an 100000 Maulbeerbäume aus dem Samen gezogen, welche mehrere Winter aushielten. Diese armen Maulbeerbäume figuriren noch immer in Tunelds Geographie von Schweden, obgleich lange nicht mehr ein Stumpf von ihnen existirt hat. Vernünftiger hat man jetzt die ganze Plantage darauf eingeschränkt, schwedische und nordamerikanische Baumarten zu ziehen, die das Klima ertragen, und diese zur Verpflanzung an die Bauern und Gutsbesitzer zu vertheilen, welche davon Gebrauch machen wollen.

Lund ist die zweite Universität des schwedischen Reichs und seine Lehrer sind am besten besoldet. Die meisten ordentlichen Professoren haben 300 Tonnen Korn, halb Rocken, halb Gerste. Auſserdem genieſst der akademische Staat 4 Präbendepastorate und 8 Präbendehemman; auch haben sie bestimmte besondere Antheile an den Wiesen und Grundstükken der Akademie. Diese Emolumente sind nicht für gewisse Professionen angeschlagen, sondern gehen nach ihrer bessern oder schlechteren Beschaffenheit in Zirkulation zwischen den

Professoren und dem Bibliotheker nach dem Alter im Dienst, auſser den Präbendepastoraten, die nicht getrennt werden dürfen von den Fakultäten, wofür sie angeschlagen sind. Wer ein Pastorat hat, kann kein Homman genieſsen. Die Adjunkten sind hier dagegen schlechter besoldet, als in Upsala, und haben, die theologischen ausgenommen, von welchen jeder sein Präbendepastorat genieſst, selten über 100 Reichsthaler Gehalt. Die gewöhnliche Zahl der Studirenden soll zwischen 250 und 300 und die übrige Einrichtung der von Upsala so ziemlich gleich seyn

Den 25. August. Reise von Lund nach Engeltofta 7¼ Meilen. Stationen: Lund bis Kjellinge 1 Meile. — K. bis Sastorp 1 M. — S. bis Landskrona 1 M. — L. bis Wallåkra 1 M. — W. bis Mörarp 1 M. — M. bis Ingelstorp 1 M. — I. bis Engeltofta 1¼ M.

Drei merkwürdige Dinge hatte ich in Nordschonen noch zu besehen, die Steinkohlengruben bei Helsingborg, das Vorgebirge Kullen mit seinen Fischerdörfern und den Rittersitz Engeltofta, wo der Rittmeister Stiernswärd so groſse ökonomische Anlagen macht. Deswegen flog ich noch einmal höher hinaus, ohne von Lund sogleich nach dem Süden zu ziehen.

Die Gegend um Lund gehört zu den allerfettesten und fruchtbarsten in der Welt; solche üppige Felder und Wiesen kann man sich kaum denken, und doch liegen hie und da Gemeineweiden von mehreren tausend Tonnen Aussaat noch ungerührt. Der Boden hat meistens schwarze Erde und hin und wieder Leim, die Wege sind bei diesem Regenwetter eben nicht besser, als bei uns. Man findet hier und auf den folgenden Stationen oft groſse Kartoffelfelder. Schon hinter Kjellinge wird der Boden höher und leichter und sehr waldlos, doch trägt er gutes Korn, näher Landskrona wird es waldiger und niedriger und um die Stadt, durch welche ich fuhr, ist viel Tabaksbau. Von Landskrona geht der Weg rechts mehr abwärts vom Meer. Der Boden hebt sich hier wieder, man findet in den Feldern und Dörfern immer noch viel Tabak, weniger Obst, als südlich von Lund. Seit Blekingen sieht man viele Bienenstöcke, doch soll das Bienenwesen eher im Abnehmen als Wachsen seyn, wie mir mehrere Bienenfreunde, bei welchen ich gewesen bin, klagten. Schonen und Smäland sind übrigens Schwedens beste Bienenländer. Die zwei Meilen von Landskrona bis Mörarp haben einen mittelmäſsigen, fruchtbaren, mit Hügeln abhängigen und wohl bebauten Boden. Von da bis Engelholm ist das Land leichter, ebener und waldreicher, hie und da sandig, doch keinesweges unfruchtbar. Im Ganzen ist es schlechterer Art, als das vorige, zu wenig abgegraben und ungeheure Heiden grade des besten Bodens liegen mit Gesträuch und Maulwurfshügeln bewachsen und warten auf den Fleiſs künftiger Zeiten.

Engelholm ist jetzt ein recht nett gebautes Städtchen, das aus Einer Gasse besteht. Vor einigen Jahren brannte es fast ganz ab, und ist jetzt meistens schöner aus seiner Asche wieder hervorgestiegen. Bei dieser Gelegenheit muſs ich den Namen eines edlen Mannes laut nennen, welcher seinem Vaterlande und der Menschheit Ehre macht. Er heiſst Müller und ist der erste und reichste Kaufmann des Orts. Auch dieser Mann verlor mehrere Häuser und einen größten Theil ſeiner Habe durch den unglücklichen Brand, aber keiner hat ſich der Unglücklichen angenommen, wie er. Manche unterſtützte er im Verborgenen, Vielen gab er Geld und Vorſchüſſe, ſich wieder aufzubauen, alle Menſchen ſprechen ſeinen Namen mit Ehrfurcht aus. Wohl dem Lande und Stadt, wo die Reichen keine Plage werden, die Armen auszuſaugen, ſtatt ihnen zu helfen, und wohl dem Volke, welches edle Thaten zu fühlen und zu würdigen weiß! Dieſes Gefühl läſst der Schwede vor vielen andern beinahe mit Enthuſiasmus laut werden. So lebte vor wenigen Jahren in Wärmland ein Biedermann Namens Fritzky, der Freund aller Guten, der Rath und Schutz der Bedrängten, der Schlichter von Händeln und der Verſöhner von Feinden. Noch jetzt nennt ihn jeder Mund mit Ehrfurcht, Frauen und Jungfrauen tragen ſein Bild als ein Symbol der Güte und Menſchlichkeit vor ihrer Bruſt. Heil euch, ihr Seelen der Edlen! der Biedermann ſäet noch lange nach ſeinem Leben eine unendliche Saat des Schönen und Guten aus; wo er iſt, ja wo er war, erbleicht das feige

Verbrechen und zittert die unreine Begierde. — Engelholm liegt an einem Strom Namens Rönnå, der durch seine kleine Schiffahrt und seinen Lachsfang seine Einwohner ernährt. Die Gegend um die Stadt war vormals den zerstörenden Wolken des Flugsandes ausgesetzt, der in hohen Dünenschichten am Meere liegt, und, von Stürmen aufgestört, die umliegenden Felder verwüstet. Man hat seit dem vorigen Jahrhundert auf die Abwendung dieser Plage gedacht. Schon Hårlemann in seiner Reisebeschreibung von 1749 sagt, daſs durch das Säen des Sand- oder Dünenhafers viel gewonnen und der Sand fester geworden sei. Später hat man auf die Anpflanzung von Holz gedacht, durch die Regierung ist ein besonderer Plantagenmeister bestellt, und sie hat mehr als 4000 Reichsthaler Banko angewandt, den Flugsand zu hemmen. Manches ist wirklich dadurch erreicht, zu beiden Seiten des Stroms steht schon ein ganz freudiger Wald, mehr ist indessen noch zu thun, denn einer groſsen Strecke jener Sanddünen hinter der Stadt fehlt es gänzlich an Vormauer und sie streuen nach Belieben ihren unfruchtbaren Staub auf die Felder.

Der Weg vor und gleich hinter Engelholm war wegen des vielen Regens abscheulich, näher Engeltofta bekam ich wieder Sandweg, fuhr durch den schönen Park und kam um 6 Uhr bei dem Rittersitz an und traf seinen Besitzer und mehrere Fremde drauſsen auf dem Felde; wo der groſse Alexander, der erste seiner schottischen Pflüger, mit einem Dreschpfluge eben eine Probe machte.

Engeltofta verdient von jedem Reisenden, er sei fremd oder eingeboren, besucht zu werden. Sein Besitzer und die neue Wirthschaftsart und die vielen Anlagen und neuen Entwürfe machen es gleich interessant. Der Rittmeister Stiernsvärd ist ein rüstiger und schöner junger Mann, welcher in seiner ganzen Haltung wie im Leben etwas Groſses und Idealisches hat, das sich freilich in der Wirklichkeit oft überfliegen muſs, aber dafür eine seltene Milde und Humanität des tapfern Mannes gegen alle, die ihn umgeben und ihm gehorchen, erzeugt hat. Der Mann hat auſserordentliche Plane gemacht und setzt sie mit einer ungeheuren Kraft und Schnelligkeit durch. Der Himmel gebe nur, daſs ihm Gesundheit, Geld und Kredit nie ausgehen, damit das, was in seinem Anfange so schön ist, in seinem Ausgange nicht das Gespött der Leute werde, und auf solche Weise der guten Sache mehr schade, als diene.

Stiernsvärd trat nach dem Tode seines Vaters, des Obersten Stiernsvärd, das Gut an, welches mehrere Bauerdörfer, eine Menge ödes Land und eine groſse Waldstrecke an der Gränze Hallands auf dem sogenannten Hallandsås in sich begreift. Er faſste den ganz neuen und allerdings kühnen Entschluſs, sich Schotten einzuverschreiben und nach schottischer und englischer Weise den Ackerbau anzugreifen. Dazu diente ihm sein Freund, der jetzige Lord Erskine, vorher unter dem Namen Kellie englischer Konsul in Gothenburg. Durch dessen Besorgung erhielt er Wirthschafter, Pflüger, Schmiede, Tischler, die gröſstentheils jetzt noch bei ihm sind und in der kurzen Zeit wirklich sehr viel geleistet haben. Ihr Anführer ist ein rüstiger Mann Namens Hale, unter welchem zwei junge Männer arbeiten, deren einer, Namens Smith, nächstens nach Finnland gehen wird, um dort für die ökonomische Gesellschaft zu arbeiten. Die schottischen Schmiede und Tischler machen alle Acker- und Wirthschaftsgeräthe und die Inspektoren und Pflüger, unter welchen Alexander der erste ist, der schon im Vaterlande eine Prämie erhalten hat, setzen sie in Thätigkeit. Alle diese Ackergeräthe sind äuſserst sauber, leicht und doch tüchtig gearbeitet. Da ist der schottische Dreschpflug, der die Furchen nicht umstülpt, sondern an einander aufrichtet, wobei sie nach der Schotten Behauptung weit besser modern sollen, da sind doppelte und einfache Pflüge mancherlei Form und verschiedenen Gebrauchs; die Egen, Dröschmaschinen, Reinigungsmaschinen sind alle von ganz eigener und sehr einfacher Konstruktion; die Reinigungsmaschine macht täglich ungefär 2 Last fertig.

Man begreift die Gröſse der Grundstücke des Herrn Stiernsvärd, wenn ich sage, daſs sie zu 47½ Hemman taxirt sind. Vieles aber, und zum Theil der schönste Boden, liegt nach der Weise Schonens als schlechte Wiesen oder elende Gemeinweide noch ganz unberührt. Nicht nur das alte Stammgut hat der Rittmeister durch das Aufnehmen alter Äcker ansehnlich vergrössert, sondern auch schon zwei Güter aus der Heide gebrochen und gröſstentheils fertig. Das gröſste hat 450 Tonnen Land, das kleinere ungefär 300; zu mehreren ähnlichen ist noch Raum da, wenn nur Zeit und Geld dem Manne die Hand bieten. Das gröſsere ist nach Hales Angabe ganz auf schottisch mit stattlichen Zimmern gebaut, und hat dem schottischen Freunde zu Ehren den Namen Kelliehouse empfangen. Hier darf man wohl sagen, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, und ich muſs aufrichtig gestehen, ich habe an wenigen Stellen Schonens so schönes Korn gesehen, als auf diesen Gütern, und doch sind sie eben erst im Werden und einige kaum der völligen Unkultur entrissen. Aber alles, was auf den Acker kömmt, ist brav und tüchtig, wie die ganze Arbeit; so muſs er auch wohl etwas Tüchtiges wieder zurückgeben. Sie brauchen im Felde nichts als Pferde und zwar zwei Pferde vor dem Pflug und dem schottischen Wagen; wo es noth thut, wird tüchtig gegraben. Der umgepflügte Dreschrasen muſs erst etwas austrocknen, wird dann durch schwere eiserne Egen tüchtig zerrissen, zusammen in Hauſen geworſen, angezündet, ausgebrannt und seine Asche als der beste und wärmste Dünger umhergestreuet. Dies ist die Methode bei neu urbar gemachtem Acker und durch sie ist es möglich, daſs ein Land, welches erst im Frühling aufgerissen ward, im Herbst schon mit Rocken und Weitzen besäet werden kann. Je dichter die brennenden Rasenhauſen auf dem Acker liegen, desto besser, denn die Hitze nimmt dem Boden viel von seiner Nässe und Kälte. Ich sah hier ein solches neues Feld von 85 Tonnen Weitzen Aussaat in so herrlichem Wuchs, daſs er wenigstens über das zehente Körn geben muſs. Groſse Kartoffel- und Kohlfelder sind allenthalben, so wie Kleefelder zum Grünfutter, Heu und zur Saat.

Bis jetzt ist Herr Stiernsvärd mit seiner Eintheilung der Felder noch nicht ganz fertig, weil er fast in allem von vorne anzuſangen hat, doch hat er sich folgenden Wechsel ausgedacht, wobei in der Sechsfelderwirthschaft durchaus alle

Brache wegfällt. Er säet: 1) Rocken oder Weitzen, 2) Erbsen, 3) Gerste, 4) Klee, 5) Wikken, 6) Wurzelfrüchte, als Kohl, Rüben, Möhren, Kartoffeln u. s. w. Er bekömmt durch diese Wirthschaft auch die Bequemlichkeit, treffliches Vieh zu halten, von welchem er eine vorzügliche Raçe englischer und holsteinischer Stiere eingeführt hat. — Der höhere und sandigere Theil des Gutes näher nach Engelholm hin, wo schon ein kleiner Wald war, ist zu einem Park eingerichtet und soll mit der Zeit ganz mit Holz bepflanzt und besäet werden, wodurch das übrige Gebiet nicht nur gegen die Verheerungen des Flugsandes, sondern auch gegen die wüthenden westlichen und nordwestlichen Winde gesichert werden wird. Hier in der Mitte des Parks soll auch das erste herrschaftliche Wohnhaus und eine groſse Plantage von Obstbäumen angelegt werden. Mehr als 300 Obstbäume stehen auch schon im lustigsten Wuchse und ein kleines Lusthaus und eine hübsche Orangerie sind der kleine Anfang des groſsen Ganzen.

Auſser den beiden Gütern, die wie aus

Nichts geschaffen mit ihren Häusern und Wirthschaftsgebäuden aus der ehemaligen Heide erwachsen sind, ist eine groſse massive Werkstätte von zwei Stockwerken im vollen Bau, wo seine Schmiede, Tischler und Böttcher arbeiten und wohnen sollen im Centrum der Güter; auch ist schon die Anlage zu 10 massiven Katen gemacht, worin die Arbeiter der Güter längs den Gränzen derselben wohnen sollen. Jeder Katen soll Zimmer für 4 Familien, das Ganze also Raum für 40 Familien erhalten. Jeder dieser Einlieger erhält auf englischem Fuſs 4 Tonnen Land jährlicher Aussaat, welches ihm vom Hofe bearbeitet wird und worauf er sich eine Kuh und manches kleine Vieh halten und andre Vortheile daraus ziehen kann. Eine Ziegelbrennerei, die noch erweitert werden soll, giebt zu allen diesen Bauten die Materialien her und die Menge der Dienstbauren befördert die Ausführung. An diese Bauren soll zuletzt die Reihe kommen, sie sollen gleich den Mackleanschen abgebaut, vom Hofdienst befreiet und zu selbstständigeren und verständigeren Menschen gemacht werden.

Ich

Ich muſs es überall dem Manne zum Ruhm nachsagen, daſs mir von allen seinen groſsen und kleinen Dingen nichts so sehr gefällt, als die Milde und Freundlichkeit, die er gegen seine Leute gebraucht, welche er dadurch zugleich ehrt und veredelt. Um ihren Wetteifer und ihre Lernbegierde anzufeuern, hat er mehrere Prämien ausgesetzt, die an bestimmten Tagen im Jahre unter die geschicktesten vertheilt werden. Eben waren diese vom Goldschmidt angekommen, sie bestanden in einem groſsen und einem kleinen silbernen Becher und mehreren silbernen Löffeln. Auf dem groſsen Becher liest man die Umschrift: Der Thor mag den Walmargekleideten verachten, der auf den Pflug geneigt unter der Last der Mühe kundig und rüstig sein und seiner Mitbürger Brod bereitet; er soll geehrt und geachtet werden von Karl Gustav Stiernsvärd. Der kleine Becher hat Folgendes: Eine kleine Aufmunterung für einen fleiſsigen und geschickten Lehrling in der edlen Ackerbaukunst, der Hauptquelle des allgemeinen und besonderen Wohlstandes von K. G. Stiernsvärd. Auf den Löffeln liest man: In der Furche des Pflugs ärndtet man Ehre und Gold. K. G. Stiernsvärd.

Man sieht aus dieser kleinen Skizze die Größe, aber auch die Schwierigkeit der Unternehmungen des kühnen Mannes. Welche Verdienste, geschickte Ackerbauer und Handwerker ins Land eingeführt und die ganze Methode in der Ausübung durch bessere Geräthe und Instrumente aller Art gezeigt zu haben! Diese Verdienste werden noch größer durch seine Uneigennützigkeit, der mit großen Aufopferungen nicht nur die ganze Manipulation zeigt und beschreibt, sondern auch die Modelle der verschiedenen Geräthe, ja die Geräthe selbst sendet, auch wohl schenkt. Möge den Mann ein langes Leben und das Glück begleiten, das dem Kühnen und Geschwinden doch gern zu folgen pflegt! ich habe ihn mit herzlicher Liebe verlassen.

Ich reiste von hier durch Engelholm zurück nach Farhults Priesterhof, welches [illegible] Meilen von

Engelholm schon auf der berühmten Landzunge liegt, die unter dem Namen Kullen bekannt ist. Hier herum hatte ich nemlich viel Interessantes zu sehen und ein sehr lieber Mann, der Herr Adjunkt Wåhlin aus Lund, lud mich zu Engeltofta so freundlich ein, zu Farhult mein Quartier aufzuschlagen und von dort aus meine Exkursionen zu machen, daſs ich es ihm unmöglich abschlagen konnte. Seine Schwiegermutter wohnt dort als Predigerwittwe mit zwei lieben Söhnen und seit dem Eintritt der Ferien ist auch er mit seinem lieben Weibe eingerückt. Möge er nie wieder wegrücken, sondern bald die Stelle seines Schwiegervaters ausfüllen, wie er es wünscht! Wohl kann man den Guten und Frommen einen so lieblichen Sitz gönnen, als Farhults Prästgård ist. Den ersten Tag muſste ich mich wegen eines fürchterlichen Platzregens in die Stille geben und that es gern. Wir hatten mancherlei mit einander zu sprechen, denn Herr Wåhlin ist viel in Teutschland gereist, wir hatten hübsche, freundliche Frauen und Mädchen, die mit Gesang die Zeit verkürzten, denn es war auch eine niedliche Kousine da, eine rechte Nachtigallenstimme, und die jungen Brüder Adrian lieſsen es an Munterkeit nicht fehlen.

Der 28ſte August war ein schöner Tag, sonnenscheinig und stürmisch, wie ich es mag. Ich war früh auf und ritt mit dem ältesten Herrn Adrian, der gütigst meinen Cicerone machte, längs dem brausenden Meere hin durch Brunby nach dem Fischerdorfe Mölleläje, wo wir bei einer Schifferfrau einkehrten, unsre Pferde anbanden und dann auf die äuſserste hohe Spitze von Kullen hinauf kletterten. Die ganze Gegend, welche als eine Landzunge ins Meer ausläuft, nennt man auf mehrere Meilen im Umkreise und ¾ Meilen in die Länge Kullen, auch wohl Kulla, aber eigentlich kömmt dieser Name nur der äuſsersten Spitze zu, die etwa eine Viertelmeile ins Meer ausläuft. Sie hat die Natur als einen hohen Damm von Granitblöcken in die Wogen geworfen und durch ein Thal von dem übrigen Lande geschieden. Wir kletterten oben auf die Spitze und standen auf dem erhabenen Naturtempel. Der Nordwestwind war im Sturm auf und schleuderte die brüllenden Wogen gewaltig gegen die Felsenrippen des Steins, daſs der Staub zu uns hinaufflog. Welch ein Schauspiel hier! Die Sonne schien golden auf das reiche Land und zeigte Seeland, Helsingör mit seinen hundert Wimpeln, Helsingborg und jenseits den grünen Hallandsås und die Waldberge des östlichen Schonens. Wie war mir vaterländisch um das Herz bei dem Anblick des Meers und der Inseln! Der Mensch macht sich doch nie von seinen Jugendbildern los, vielleicht soll er es auch nicht. Mögten sie ihm nur immer frische und holde Bilder bleiben! Mitten in diesen Felsen wohnt ein Quartiermeister von den Dragonern, der sich hier in ein Rusthållarehemman eingefreiet hat und diesem Sitz zu Liebe bei der letzten Anwesenheit des Königs, der sein Gast war, es ausgeschlagen haben soll, Officier zu werden. Er heiſst Brink und ist wegen seiner Freundlichkeit und Gastlichkeit allgemein bekannt. Wir gingen nicht zu ihm, weil wir auf Brunbys Predigerhofe zu Mittag essen wollten, und wohl wuſsten, daſs wir ohne Essen und Trinken nicht abkommen würden. Seine kleine Stelle ist auſserordentlich anmuthig und liegt von hohen Bäumen eingeschlossen; treffliches Korn, Kohl und Kartoffeln standen rund umher. Wer mögte hier nicht wohnen und nicht gern wohnen im sichern Felsenthale nahe am brausenden Meer? Auf der Spitze Kullens steht zum Dienst der Schiffer eine Feuerbake, die des Nachts angezündet wird. Unter dem Felsen der Nordseite ist eine fürchterliche Höhle unter dem Namen Trollhål (Zauberloch, Teufelsloch) bekannt, von 120 Fuſs Tiefe. — Auch hat man in älterer Zeit hier versucht Silber zu graben, aber wahrscheinlich nichts gefunden, denn die Gruben liegen lange öde. An der äuſsersten Spitze des Berges findet sich noch eine Stelle, die jeder unter dem Namen Silfpickarehål (Silberhauerloch) kennt.

Gleich unter Kullen an der Westküste liegt das schöne Säteri Krapperup, jetzt von einem Baron Kocken bewohnt. Zu diesem Rittergute gehören mehrere Fischerdörfer oder Vitten, die zu beiden Seiten theils zwischen Farhult und Kullen, theils zwischen Kullen und Helsingborg liegen. Diese haben das zierliche, bunte und zugleich mystische Ansehen, das dergleichen Dörfern gewöhnlich eigen ist. Wir stiegen wieder nach Mölleläje hinab und unsre freundliche Wirthin hatte Zwieback, Käse, Butter und trefflichen ausländischen Liqueur aufgesetzt, die hübsche und naive Tochter, ein Mädchen von 15 Jahren, spielte uns zu einem ländlichen Liedchen auf der Hummel vor. Wie schön Reinlichkeit zum Reichthum steht! Der Vater des Hauses ist ein Schiffer, ein Mann von 25000 Reichsthaler Vermögen. Solcher Schiffer wohnen hier und auch in den andern Dörfern mehrere und sie und manche andere Einwohner dieser Küsten, die als Matrosen fahren, kommen oft mit reicher Beute des Auslands zurück. Die daheim bleibenden beschäftigen sich mit Fischfang und könnten sehr gut davon leben, wenn nicht, wie mein Begleiter klagte, die Völlerei und das Branntweinsaufen zu sehr unter ihnen eingerissen wäre. So bringen sie oft in wenigen Wochen durch, wovon sie und ihre Familien Monate lang leben könnten. Der Fischfang ist hier keinesweges unbedeutend. Man hält den Hering von Kullen für den fettesten und besten von allem schwedischen Hering, besonders den, der um Arilsläje in der sogenannten Kullawik gefangen wird. Dieser Hering pflegt gegen das Ende des Julius zu kommen und oft bis nach Michaelis auszuhalten. Aber auſser dem Heringsfang geht man auf den Dorschfang und manche andere Fischarten bis an die jütischen Küsten und tief ins Kattegat hinein. Mölle- und Arilsläje haben jede zwischen 40 und 50 Familien, mehrere kleinere Läjen oder Vitten sind längs der Küste bis nach Helsingborg hin, doch das ansehnlichste von allen Fischerdörfern ist Wiken an der westlichen Küste. Während des Heringsfanges wird am Mittwochen in allen diesen Dörfern gepredigt. Arilsläje hat eine eigne kleine Kapelle, in den andern Vitten werden Häuser dazu eingerichtet. Jedes dieser Dörfer hat einen Fischerschulzen oder Byfogd. Dieser mit seinen Beisitzern schlichtet kleine Händel, die aufkommen können, sieht auf die Ordnung beim Einsalzen, daſs die Gefäſse gehörig sind, merkt mit seinem und des Dorfes Zeichen die Tonnen und Gefäſse, worin die Fische verpackt werden, zeichnet auch die Gefäſse wohl mit dem Namen des Eigners der Fische, damit jeder wisse, woran er sich zu halten habe, wann er verdorbene Waare empfängt. Die gegen den Byfogd aufsätzig sind, kann er mit ansehnlichen Geldbussen belegen.

Von dem Ursprung der Kapelle in Arilsläje erzählt das Volk sich eine wunderbare Trauergeschichte. Es wohnte im Dorfe Stubberup eine Dame Namens Helene, die Mutter des heiligen Arvid, dem die Kapelle geweiht ist. Diese hatte sich zum zweiten Mal mit einem Mann Namens David verheirathet. Der Stiefvater legte den reichen Stiefsöhnen Schlingen, dung ein Schiff, mit welchem sie fremde Länder besehen und sich berühmt machen sollten, verabredete aber mit dem Schiffer heimlichen Verrath, welcher das mit Steinkohlen beladene Schiff anzündete, sich rettete und Arvid, der berauscht war, mit den Übrigen den Flammen überlieſs. Ein groſser schwimmender Stein nahm Arvids Leiche auf, trieb sie ans Ufer ganz nahe dem Orte, wo seine Mutter wohnte, die ihn bestattete und zu seinem Andenken die Kapelle erbaute. Noch ist der Stein dem Wanderer ein Wunder, welcher auf ihm die Spur eines menschlichen Körpers sieht. Nach einer andern Sage stürzten sich die beiden Brüder von dem brennenden Schiffe ins Meer und trieben ans Land. Noch hat man ein altes Lied, welches Fischer und Bauren singen und welches so anfängt:

Stolt Inger lill war et rosensblad,
De Herrar ligge in för Brunby,
Herr David hand om henne bad.
Så ynkelig gräder stolt Inger.

Ich habe versucht es zu übersetzen; hier ist es:

Stolz Inger klein war ein Rosenblad,
Die Herren liegen vor Brunby.
Herr David er um sie wohl bat.
So jämmerlich weinet stolz Inger.
Meine Söhne die sind beide jurg und klein,
Die Herren u. s. w.
Ich darf ihnen nicht bald einen Stiefvater frei'n.
So jämmerlich weinet u. s. w.
Herr David schwur bei allem was träget die Erd,
Er woll' ihnen werden ein Stiefvater werth.

Zwei Jahre waren gegangen dahin,
Herr David trugs gegen die Stiefsöhn' im Sinn.
Herr David er hüllet das Haupt sich ein,
So tritt er in den Saal zu stolz Inger ein.
Hört ihr, stolz Inger, was sagen ich thu',
Eure Söhne mögen wohl reiten dem Hofe zu.
Meine Söhne, die sind beide klein und jung,
Sie mögen nicht führen des Degens Schwung.
Und weil sie nicht mögen Ritterleut werden,
So sollen's die reichsten Kaufleut werden.
Herr David läſst bauen ein Schifflein neu,
Darin zu verrathen die Stiefsöhn' zwei.
Das Schifflein war gemacht übervoll gar,
Denn mit Meilerkohlen belastet es war.
Der Schiffer war ihnen auch ungetreu
Und stand ihnen nicht in den Nöthen bei.
Der Meth war süſs und die Sonne warm,
Der eine Bruder schlief in des andern Arm.
Herr Arved wachte wohl auf und sach,
Sein Bruder in glühenden Flammen lag.
Herr Arved rief zu Gott und zum Mond,
Send mich zurück, wo die Mutter mein wohnt.
Herr Arved machte Kreuz' über die Wogen her,
Dann nahm er den Stein, der lag auf dem Meer.
Herr David ging hinunter zum Strand,
Da fand er Herr Arved getrieben ans Land.

Er nahm von ihm die Goldringe klein
Und stieſs ihn in die blauen Wogen hinein.
Die Woge darauf ihn so lang umtrieb,
Bis auf anderem Stein er liegen blieb,
Niedrig das Haupt und die Lenden hoch,
Also der Trauerleib feste lag.
Es geschah darauf an einem Sonntag schön,
Wollten Herr David und stolz Inger zum Bade gehn.
Da bekam sie zu sehen an Herr Davids Hand
Die Ringe, er nahm von Herr Arved am Strand.
Das letzte Mal, als ich die Ringe sah,
Mein jüngster Sohn Arved trug sie da.
Meine liebe Frau, sie sehen sich gleich,
Es ist so vieles einander gleich.
Es gingen darauf fünf Monate hin,
Nicht kamen die Söhne heim in ihn'n.
Der Winde so viel' und mancherlei wehn,
Was kommen denn nicht ans Land meine Söhn'?
Frau Inger nahm mit sich ihrer Jungfrauen zwo
Und ging mit ihnen zum Strand also.
Und als sie kam hinnieder zum Strand,
Da fand sie Herr Arved getrieben ans Land.
Stolz Inger lieſs holen das Leichentuch
Und kleidet' ihn ein an der Stell, die ihn trug.
Stolz Inger zur Bestattung lieſs rüsten sogleich,
Zu tragen zur Kirche des Sohnes Leich.

Als sie da kamen unter dem Hügel hinauf,
Da hielten ein wenig die Leiche sie auf.
Und als sie weiter sollten tragen fort,
Sie konnten sie nicht mehr rücken vom Ort.
Sie hätten sie nicht können rücken davon,
Wären gewesen für Einen funfzehn Mann.
Und weil meine Söhne nicht sollen leben,
So will ich des Vaters Güter weggeben,
Will bauen über Herr Arved eine Kirche neu,
Daſs Frühmess' und Hochmesse drinnen sei.
Die armen Kinder thaten Euch keinen Harm,
Es verdroſs Euch, wann ich sie hielt im Arm.
Ich klage das nun in meiner Noth,
Ihr gönntet ihnen nicht das trockene Brod.
Gott gnade den Wittwen mit Kindern zart,
Die Herren liegen vor Brunby,
Denen ein böser Stiefvater beschieden ward.
So jämmerlich weinet stolz Inger.
Ich bitte Gott Vater im Himmelreich,
Die Herren liegen vor Brunby,
Daſs wir dort versammelt werden all zugleich.
So jämmerlich weinet stolz Inger.

Die Gegend gleich unter Kullen ist sehr romantisch mit Eichen- und Buchenhainen, die sich mahlerisch an den hohen nördlichen Bergrücken lehnen, der als eine Fortsetzung der hohen Landspitze weiter ins Land hineinläuft. Manche niedliche kleine Hemman liegen hier, besonders lustig aber ist die Gegend um Brunby. Wir kehrten im Predigerhause ein und ich sollte durch Erfahrung lernen, wie fett und köstlich der frische Hering von Kullen ist. Von hier ritten wir eine halbe Meile nach Wäsbykirche, wo wir unsre Kleppen ließen und nach dem nahen Höganäs spazierten, das berühmte Steinkohlenwerk zu besuchen. Die ganze Gegend ist Blachfeld und schönes fruchtbares Land, aber man hat sich nicht die Mühe genommen Gräben zu ziehen und das Meiste liegt, überall noch von keinem Pfluge berührt, als Gemeinweide. Dasselbe gilt von der Gegend, die wir auf dem Rückwege von Wäsby bis Farhult passirten.

Jetzt ein Wort von den Steinkohlengruben bei Höganäs. Es scheint, daſs die ganze Küstengegend von Landskrona bis nach Kullen hinauf Ein Steinkohlenflötz sei, wenigstens hat man in groſsen Weiten von einander, wo man grub, dieses Fossil gefunden. So hat man z. B. nicht weit von Ramlösa auf den Grundstücken des Ritterguts Knutstorp und bei Pålsköp Steinkohlen gegraben. Die besten Steinkohlengruben waren sonst bei dem Säteri Boserp, anderthalb Meilen südöstlich von Helsingborg. Auch bei Helsingborg hat man schon gegen den Ausgang des 16ten Jahrhunderts Steinkohlen gebrochen und die ersten Arbeiter sollen Schotten gewesen seyn. Bei Boserp war vormals eine Steingutfabrik gleich der, welche jetzt in Helsingborg ist, aber sie ist lange eingegangen.

Die neuen Versuche und Arbeiten und Anlagen bei Högenäs sind jetzt für den Fremden die einzig bedeutenden. Schweden verdankt sie dem rastlosen Eifer und dem Patriotismus des Grafen Ruuth, welcher hier vor mehreren Jahren mit neuen Versuchen den Anfang machte, Theilnehmer zu den Aktien suchte, selbst aber immer noch die meisten Aktien und das größte Kapital in dem Werke stecken hat. Der Himmel gebe, daß es nicht in den Gruben stecken bleibe! Mehrere geschickte Männer unterstützten den Grafen bei diesem kühnen Unternehmen, besonders der Berghauptmann Polheimer, dessen ich bei Jemtland erwähnt habe. Dieser durchbohrte die ganze umliegende Gegend und fand endlich den Flötz, auf welchen man die meisten Hoffnungen gesetzt und den gröſsten Theil der Arbeiten koncentrirt hat. In der ersten neuen Hauptgrube, worin man jetzt 30 Faden tief gearbeitet hat, ist man durch den Andrang von unendlichem Wasser so schrecklich gestört worden, daſs die Arbeit aufhören muſste und daſs man fast Muth und Hoffnungen verlor. Der Direkteur bei diesen Arbeiten, ein Engländer Namens Stafford, legte nach englischer Weise zur Auspumpung des Wassers zwei Dampfmaschinen an, deren Feuer von Steinkohlen aus den alten Gruben unterhalten wird, aber sie konnten den Schwall nicht bezwingen. Jetzt ist eine neue ungeheure Dampfmaschine fertig geworden, deren Pumpencylinder in Wärmeland gegossen ist. Seitdem sie im Gange ist, hat er Hoffnung, das Wasser zu besiegen, und schon berechnet man die Zeit auf wenige Monate, wo man die Arbeit in der Grube wieder beginnen kann. Ich habe von den Kohlen dieser Grube Proben gesehen, sie scheinen vortrefflich

trefflich und Kenner versichern, daſs sie mit den besten englischen die Vergleichung aushalten, wo nicht gar sie übertreffen. Unweit dieser hat man eine andere neue Grube aufgenommen, die aber noch nicht tief ist. Mehrere alte Gruben näher dem Meeresstrande, die früher schon benutzt worden sind, werden noch einstweilen bearbeitet, um die Leute zu beschäftigen, bis man die neuen mit voller Kraft und ohne Hinderniſs bearbeiten kann. Jene alten Gruben haben nur 10 bis 15 Zoll Braunkohle, das Übrige ist schlechte Schieferkohle, die man in mehreren Gegenden Schwedens findet. Unter den Arbeitern befinden sich einige Engländer, die theils mit Stafford ins Land gekommen, theils nachher verschrieben sind, um das Werk auf das zweckmäſsigste zu betreiben.

Um die Kohlen der alten Gruben doch zu benutzen und nicht immerfort noch für ungewisse Hoffnungen zu arbeiten, hat Graf Ruuth in Helsingborg einige Fabriken angelegt, die durch sie getrieben werden, und eben sind zu einer groſsen Glashütte, welche im Mittelpunkt der neuen Einrichtungen liegt, die Einrichtungen getroffen; die Gebäude sind gröſstentheils fertig, alle Arbeiter sollen schon verschrieben seyn und mit dem Frühlinge hofft man zu beginnen. Alle Häuser mit ihren Kaminen und Herde in Höganäs sind übrigens auf Steinkohlen eingerichtet und nach englischer Art gebaut. Schade war es für mich, daſs ich Stafford nicht traf, es soll ein äuſserst gescheuter und liebenswürdiger Mann seyn; er war grade nach Helsingborg gereist.

Schon jetzt sieht Höganäs wie eine kleine Stadt aus. Die Häuser sind theils längs dem Kanal, theils am Meer gebaut, zierlich, zum Theil massiv und alle mit Ziegeldächern. Der Direktor, die Buchhalter, Meister, Aufſeher, der Arzt und der Zöllner, alle haben ihre besonderen Häuser und Gärten. An der Spitze des Orts vor der groſsen Hafenbrücke liegt ein prächtiges Wirthshaus zur Aufnahme der Fremden. Schon ist durch einen kleinen Molo und durch Vorwerfung von Steinmassen zu einem kleinen Hafen ein glücklicher Anfang gemacht; Böte und kleine Schiffe, die zur Abhohlung der

Kohlen hieher kamen, können ruhig darin liegen und ankern. Um das aus der groſsen Grube gepumpte Wasser fortzuleiten, hat Stafford einen Kanal graben und dämmen lassen, welcher seinem Kopfe Ehre macht, weil er doppelte Zwecke dadurch erreicht; denn nicht nur leitet er dadurch das wilde Wasser ins Meer ab, sondern gebraucht ihn zugleich zum Transport der Kohlen in kleinen Pramen: ein ungeheurer Vortheil; zu beiden Seiten des Kanals läuft nemlich ein harter Weg, auf welchem man vorher alles mit Pferden transportirte, welches bei weitem kostbarer war. Nun gehen die Kohlen auf diesem Kanal, der durch einen hölzernen über das flache Strandwasser in den Hafen hinein geführt wird, bis an die Schiffe, die an seinem Ende anlegen, so daſs man die Kohlen aus den Pramen in die Schiffe und Schuten schütten kann. Dieser Kanal geht 40 bis 50 Fuſs unter den hohen Sanddünen des Ufers hin, welche man mit einem hölzernen Gewölbe gestützt hat.

Aller Anfang ist klein, spricht man, aber sollen edle und kühne Menschen darum nie anfangen? Ich werde den Grafen Ruuth darum doch nicht weniger preisen und loben als einen der ersten und biedersten Patrioten Schwedens und andre treue Mitbürger werden dies nicht minder thun, wenn auch das Ganze nicht gelingen und alle Hoffnungen täuschen sollten. Wenn es edler ist, in freier, menschlicher Thätigkeit sein Vermögen und seinen Einfluſs anwenden zum Heil des Vaterlandes und vieler Menschen, als auf dem verrosteten Degen und den verschimmelten Wappendecken eines alten und berühmten Geschlechts sich faul hinzustrecken und über kühne Unternehmungen zu lächeln, so soll mir der Graf auch immer ehrwürdiger seyn, als so viele Grafen und Baronen, die weiter nichts sind als das. Schon jetzt beschäftigt und unterhält er durch seine Arbeiten und Fabriken eine Menge Menschen. — Aber wenn es gelingen sollte, wenn man, was zu hoffen ist, des Wassers los wird und nun endlich den unerschöpflichen Steinkohlenflötz ungehindert bearbeiten kann, welche Aussicht für das holzarme Schonen, für Schwedens Fabriken, Bergwerke und Ackerbau, welchem dann nicht mehr groſse Landstrecken entzogen werden dürfen! welche Aussicht für den ganzen schwedischen Ostseehandel! Schon jetzt ist Ruuth mit Recht einer der Unsterblichen in der vaterländischen Kulturgeschichte, aber alsdann — wird er nicht noch schimmernder da stehen als einer, der ein groſses Opfer auf den Altar des Vaterlands legte? denn einen groſsen Theil seines groſsen Vermögens hat der Mann an das Ungewisse gesetzt; wie wenige haben den Muth, das zu thun? Denn, wann hier in den Gruben Tausende arbeiten, wann Höganäs mit seinem Hafen als eine blühende Stadt am Meere liegt und eine Menge Wimpel von ihren Mauren wehn — mich schwindelt bei den süſsen Hoffnungen, aber wem sollte es nicht lieb seyn für Schweden das Gute zu hoffen? Beiläufig will ich nur erzählen, daſs der Graf auch als Landwirth zu den thätigen Männern Schwedens gehört. Es ist ihm eine wahre Ehre, daſs einer der besten schwedischen Käse unter dem Namen Ruuthskäse (Ruuthost) auf allen Märkten und Gassen Götheborgs und Stockholms ausgerufen wird. Er verbesserte zuerst die Holländereien in Schonen und führte eine bessere Milch- und Käsewirthschaft ein und mehrere schonische Gutsbesitzer haben ihn nachgeahmt.

Gegen die sinkende Nacht ritt ich von Wäsby mit meinem gefälligen Begleiter zu unsern lieben Freunden nach Farhult zurück. Es ist eine schöne fette Ebene, welche meist aus Gemeinweide besteht und zu wenig Kornfelder hat.

Den 29. August. Reise von Farhult bis Landskrona 4 Meilen. Stationen: Farhult bis Helsingborg 2 Meilen. — H. bis Glumslöf 1¼ M. — G. bis Landskrona ¾ Meilen.

Ich fuhr heute frühe aus, um mich in Helsingborg noch etwas umsehen und zu guter Zeit in Landskrona Nachtquartier nehmen zu können. — Bis Alrums Kirche fährt man noch auf dem Kullen, da ist aber seine Gränze. Der Boden bis dahin ist fett, aber meistens unbebaut und waldigt. Nachher erhöht sich die Gegend und das Land wird leichter, obgleich eben nicht schlechter. Über Helsingborg liegt eine Höhe mit einem alten Thurm vor der Stadt, welcher Kärna heiſst. Ich hielt hier einige Minuten. Der Sund mit seinen hundert Schiffen, Helsingör, Kronenburg, die schönen Ufer von Seeland, die fernher dämmernden Thürme Kopenhagens und das flache südliche Schonen alles tief unter mir, zum Theil in dem äuſsersten Horizont verschwimmend. Welche Wünsche und Bilder! alle die alten Fabelträume meiner Kindheit, nach dem Indus und Otahiti hin zu schiffen, wurden bei dem Anblick der unzähligen Wimpel lebendig. Wie leicht konnte ich jenseits seyn! wenige Stunden, so war ich auf dänischem Gebiet, und ein paar Stunden dazu, so konnte ich auf Kopenhagens Gassen gehen. Ich verschob es auf eine andere Zeit, die vielleicht nie kömmt, und fuhr immer bergab in Helsingborg ein, und nahm in einem Hause mit der Aufſchrift: english tavern, meinen Abtritt.

Helsingborg ist ein kleines Städtchen und ziemlich unbedeutend. Wenn es einen bessern Hafen hätte, könnte es wahrscheinlich von dem Sundhandel und von der Menge Schiffe, die jährlich durch denselben fahren, mehr Vortheil ziehen. Indessen durch die vielen Reisenden, die hier immer hin und her fahren, durch den Brunnen bei Ramlösa, durch die Ruuthschen Fabriken und durch eine eigne Annehmlichkeit seiner Lage, die viele von Adel dahin gezogen hat, hat es ein recht nettes und zierliches Äussere, freundliche, zum Theil massive Häuser und einen sehr schönen und groſsen Markt. Die Stadt liegt in einem schmalen Thale am Meere hin, und die Vorstadt, einem Dorfe gleich, hebt sich amphitheatralisch gegen den Berg hinan. Höher an demselben sind auch einige sehr schöne Gärten in Terrassen, von welchen man eine herrliche Aussicht über den Sund und nach Seeland hat; ich habe in dem des Baron Silfverskjöld meine Augen und mein Herz geweidet. — Die Fabriken des Grafen Ruuth, der sich jetzt selbst hier aufhält, sind im besten Gange. Er hat hier nemlich eine Gieſserei von Grapen, eisernen Töpfen u. s. w., was man in Schweden mit Einem Worte Grytgjuteri nennt, deren Fabrikate von den fremden Schiffen schon weit und breit verführt werden, und auſserdem eine sehr bedeutende Thonfabrik, wozu die Erde, welche vorzüglich weich und fest ist, nicht weit von Helsingborg gegraben wird. Kruken, Töpfe, irdene Gefäſse aller Art werden hier mit seinen Steinkohlen gebrannt. Er erweitert diese Anstalt noch immer mehr, denn bis jetzt hat er nicht so viel fertig liefern können, als gefordert wird. Viel davon geht nach Finnland und Ruſsland.

In meiner englischen Tavern ging es ganz lustig her, aber ich muſste auch gut bezahlen. Dies ist sehr natürlich an einem Orte, wo die Zahl der Reisenden und die Konkurrenz der Fremden der verschiedensten Nationen so groſs ist, als hier. Ich aſs mit mehreren Dänen und Teutschen zu Mittag, traf hier auch einige Landsleute aus Pommern und konnte einige Minuten in den süſsen Tönen des Vaterlandes sprechen. Um 3 Uhr fuhr ich aus der Stadt und machte rechter Hand vom Wege einen kleinen Abstecher nach Ramlösa, welches jetzt aber stumm und öd ist, denn vor wenigen Tagen sind seine letzten Gäste abgezogen. Ich fuhr den Anhöhen vorbei, welche durch die Schlacht noch blutig berühmt sind, welche der groſse

Stenbock hier über die Dänen gewann. Warum hat das Andenken der Helden etwas so Groſses? doch wohl nur, weil es das Leben als ein Nichts fühlen und ansehen läſst, und zugleich die höchste Idee der realen Welt darin liegt. Heldenmüthige Schweden, eure Herrenzeit ist noch nicht vorbei, sie kömmt einst wieder. — Ramlösa liegt eine Viertelmeile von Helsingborg, es ist nächst Medevi und Sätrabrunn der dritte Gesundbrunnen im Reiche, und hat in den letzten Jahren vielleicht eben so viele Gäste gehabt, als jene. Vieles trägt die Lage dazu bei in einer Provinz wie Schonen, die so vielen und so reichen Adel hat, und so nahe am Sunde ist. In den Sommermonaten schickt die dänische Seite an schönen Balltagen und Sonntagen oft eine Menge Tänzer herüber. Der Ort liegt recht hübsch in einem mit Hügeln und Bäumen und mehreren Dörfern umgebenen Thale, und hat die weite Aussicht über den Sund. Seine meisten Gebäude, wie auch das groſse Ballhaus, sind neu. Privatpersonen und vornehme schonische Possessionaten haben nette Häuser gebaut und vermiethen sie an die Brunnengäste. Im Sommer ist hier jeden Mittwoch und Sonntag Ball. Viel soll der Brunnen gewonnen haben durch die Geschicklichkeit seines Arztes Munk von Rosensköld, Sohn des verstorbenen Bischofs Munk von Lund und Adjunkt an der Lunder Akademie.

Die erste Hälfte des Weges bis Glumslöf geht durch Sanddünen und ist sehr schlecht, dann bekömmt man Anhöhen und leichte Felder. Die zweite Station bis Landskrona hat guten Boden und Weg, Holz und Wald verschwindet nun gänzlich und so währt es bis Malmö fort. Näher Landskrona wird der Weg niedrig und sumpfig. Es war Abend, als ich dort ankam.

Landskrona ist in den Anlagen der jetzigen Stadt und seiner bedeutenden Festung gröſstentheils neu, denn in dem verflossenen Jahrhunderte ist alles nach einem neuen Plan angelegt, und die alte Stadt, wie sie war, ganz abgebrochen und nach der jetzigen Stelle hin verpflanzt. Die Festung ist noch nicht in allen ihren Theilen vollendet, und soll doch schon sehr stark seyn. Aber wozu soll sie und was hat man von dieser Seite je zu fürchten, so lange noch schwedische Arme übrig sind? Der Hafen ist gut und könnte mit mäſsigen Kosten noch viel besser werden; wegen des Sundes, woran er liegt, könnte dies für die Zukunft sehr bedeutend werden. Die Stadt ist jetzt regelmäſsig angelegt und hat einen hübschen Markt, breite, gerade Gassen und nette Häuser. Doch ist auſser der Garnison eines geworbenen Regiments, wovon hier ein Theil liegt, eben nicht viel Leben darin. Einige Lederfabriken, fünf Tabaksfabriken und die gewöhnliche Krämerei und Handwerkerei für das Landvolk sind die Hauptgewerbe. Nicht gar weit von der Stadt im Süden liegt die lustige Insel Hven als ein freundlicher Anblick, durch seinen groſsen Himmelsforscher Tycho Brahe und seine Himmelswarte Uranienburg einst über ganz Europa berühmt.

Den 30. August. Reise von Landskrona nach Malmö, 4½ Meilen. Stationen: Landskrona bis Saxtorp 1 M. — S. bis Kjeflinge 1 M. — K. bis Lomma 1½ M. — L. bis Malmö 1 Meile.

Die beiden ersten Stationen waren schon bekannt. Ich sah noch einmal, wie fleiſsig hier um Landskrona der Tabak gebaut wird, welches eben die Fabriken, die ich oben nannte, beim Leben erhält. Der Boden von Kjeflinge bis Lomma ist auſserordentlich fetter und schwarzer Leim, doch ist die Ebene wenig abgegraben und die Wege sind schlecht. Die letzte Station von Lomma bis Malmö geht es zuerst über einen kleinen Fluſs, den Lommå, und dann immer nahe am Meer hin auf etwas sandigem Wege.

Mit dem Walde ist es nun schon ganz aus, auch sieht man sehr selten Obstbäume, dagegen wurden unter den lebendigen Dingen die Gänse immer häufiger. Weil die Steine glücklich fehlen, so sieht man hier wenig Steinmauren; man hat dafür Erdwälle aufgeführt und hin und wieder sehr vergängliche Bollwerke von Tang oder Meergras statt der Zäune. Die Bauart ist auch hier die gewöhnliche schonische, doch netter, als um Ystad und dessen nächste Gegenden; die Bauernhäuser und zuweilen auch die andern Gebäude sind oft zierlich mit Kalk angestrichen, doch bleibt das Lange und Schmale der Bauart mit allen seinen Nachtheilen, welches offenbar nicht zum Ersparen des Holzes und des Daches dient. Zum Brennen und Kochen braucht man hier allgemein Torf. — Der schonische Dialekt wird immer schleppender in diesen Gegenden, welche Dänemark und seiner Sprache so nahe sind. Unter den Farben, welche das Geschlecht viel trägt, steht das Roth und Grün sehr hervor; die rothe Farbe ist besonders auf Kullen einheimisch, hier mehr die grüne. Das ist jetzt allgemein Sitte, daſs sie zu Verzierungen der Säume und zu Aufschlägen der Ärmel hellere Farben der Farbe des Kleides nehmen, das sie tragen, z. B. Hellroth bei Dunkelroth, Grün bei Hellgrün. Die Jüpchen der Weiber und Jungfrauen sind bis an den Busen ausgeschnitten, als Mieder tritt ein Parapetto dazwischen über die Brüste und das Jüpchen unten ist mit einer Menge farbiger, gebuffter Knöpfchen oder auch mit blanken Knöpfen besetzt, dicht an einander. Die Haare tragen viele eingeflochten. Die häſslichen Holzschuhe fehlen noch nicht. Die Männerkleider sind noch immer dieselben.

Von der alten Weidlichkeit des Volks, seinen Festen und Lustbarkeiten ist hier mit den alten Mährchen und dem Wahn der Vorzeit fast alles ausgestorben; die nun so verständige Zeit ist auch hierin arm geworden, und hat auch die Menschen arm gemacht. Noch vor 40 bis 50 Jahren ging es mit Tänzen und Gilden und andern Festlichkeiten in manchen Distrikten und Dorfschaften Schonens lustig her. Ward dies gleich übertrieben, so mögte man dem Volke doch solchen Jubel auch jetzt noch gönnen. Vormals war hier im Sommer eine Menge Gilden und Lustbarkeiten, welche in mehreren Dorfschaften rund gingen und Sommerlag hieſsen. Daſs die Johannistage besonders festlich begangen wurden, versteht sich nun schon ganz von selbst. Einst war die Kirche von Serslöf durch diese Freudenzeit bekannt, denn die Schmausenden und Tanzenden mit ihrer ländlichen Musik kamen auf den Kirchhof und tanzten die Runde auf den Gräbern der Todten — das schönste Frühlingsfest der Freude und des ewigen Lebens — ja oft gingen sie in die Kirche hinein und gaben reichlich in den Stock, was nachher unter die Geistlichkeit, die Armen und die Kirche vertheilt ward. In den Fasten war das Tonnenabschlagen gebräuchlich, welches in Pommern noch in einigen Dörfern gefeiert wird, aber mitten im Sommer. Die Knechte nehmen eine Tonne, bohren in sie ein Loch, ziehen einen Strick dadurch und hängen sie über oder an der Gasse des Dorfes auf, wann sie vorher eine oder mehrere lebendige Katzen darin verschlossen haben. Ist dies fertig, so setzen sie sich in der Reihe zu Pferde und reiten, mit groſsen Knüppeln bewaffnet, im vollen Galopp vorbei, indem sie auf die Tonne schlagen. Wem es glückt, sie zu zerschlagen, der ist König, er wird mit Bändern und Kränzen geschmückt und kann aus der ganzen Mädchenschaar sich diejenige auswählen, welche ihm beliebt zur Königin zu machen. Das Fest wird mit Spiel und mit einem Landball beschlossen. — Auch pflegten Wettrennen zwischen den Knechten und Mädchen nach dem Ziele zu seyn, wobei die Mädchen um der Leichtigkeit willen im Hemde liefen. Dies halb spartische Wesen schadete damals

mals den Sitten nicht. Wer die Wette gewonnen, ward im Triumph herumgeführt und muſste von allen traktirt werden.

Vorzüglich munter aber zu solchen Festen und Freuden waren die Bewohner von Göinge Härad zunächst an Småland, das freudigste, weidlichste und rascheste Volk in Schonen, welches schon viel von dem Karakter eines Bergvolks und groſse Ähnlichkeit mit den Blekingern hat. Hier ward vormals viel getanzt, geschmaust und gejubelt. Besonders berühmt waren sie aber durch ihre Tänze, deren sie ganz eigne hatten, von welchen der berühmteste der Elfentanz (Älfvaredans) hieſs, der jetzt nur noch selten und von wenigen getanzt wird. Wie der Name sagt, sollte dieser Tanz eine Nachahmung des Elfentanzes seyn, ward auch wohl nach dem Stromgeist, der dabei aufspielen sollte, Strömkarlsslag, Gygiarsslag (des Strommanns oder des Geigers Weise) genannt. Dieser Tanz hatte elf verschiedene Variationen, von welchen man aber nur zehen tanzen durfte, die elfte aber dem Nachtgeist und seinem Heer angehörte; denn wenn man sie aufspielen lieſs und tanzen wollte, fingen nach der Erzählung Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Groſsmütter, Blinde und Lahme, ja die Kinder in den Wiegen an zu tanzen. Wer sollte da Ruhe stiften, besonders wenn, was wohl geschehen seyn soll in alter Zeit, der Geiger seine Wunderharfe darein klingen lieſs? Zu allerlei Spiel und Laufen und Rennen in die Wette ist dies Völkchen von jeher aufgelegt gewesen, und noch jetzt thun sie dies in einigen Kirchspielen um Jul. Alsdann galoppiren sie den zweiten Jultag oder den Sankt Stephanstag in den Dörfern umher; das heiſst Staffans Skede und das Reiten selbst rida skede, oder in ihrer Sprache rida skeve. Deswegen heiſsen manche Strecken in diesem Härad Skea; ein Hügel Namens Stobyberg ist noch jetzt wegen der vielen dort in die Wette jagenden Reiter bekannt. — Vormals war hier, wie alles Lustige und Tapfere, auch das Gürtelspannen und die Streitfertigkeit sehr Sitte, deren ich bei Blekingen erwähnt habe.

Malmö ist eine der ältesten Städte Schonens und war schon vormals die bedeutendste im ganzen Lande, was sie auch jetzt noch ist, obgleich sie von dem Flor, den sie im 15ten 16ten Jahrhunderte gehabt haben soll, sehr herunter gekommen ist. Man weiſs eigentlich nicht, was es ist, dem die Stadt dieses Hervorragen über die übrigen Städte Schonens verdankt, es sei denn die seltene Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend und ihre Lage so ziemlich in der Mitte des Landes und am Sunde; denn offenbar ist ihr Hafen schlecht und mit dem viel vorzüglicheren von Landskrona gar nicht zu vergleichen. Das Land zwischen Malmö und Lund ist nemlich das fruchtbarste in ganz Schonen und in dem ganzen Bezirk deswegen zum Sprichwort geworden. Es ist die Gegend zwischen und um die kleinen Flüsse Lomma und Lyde. Wegen ihrer Hügel nennt man sie wohl Lydebackar, und sagt, dem *non cuivis licet adire Corinthum* gleich: Alle, kunna intet bo på Lydebackar. Malmö verdankt diesen fruchtbaren Feldern auch unstreitig das Meiste. Sie ist nemlich die erste Kornhandelnde Stadt in Schweden und führt jährlich zwischen 10000 und 12000 Last Korn aus. Ausser dem Kornhandel sind mehrere Fabriken, vorzüglich Tabaksfabriken, von welchen der Kommerzienrath Suel, ein biederer, patriotischer Mann, welcher viel für die Stadt gethan hat, die gröſste besitzt, welche zugleich die gröſste in ganz Schweden ist. Auch wird hier und in andern schonischen Städten der sogenannte Klipping bereitet, welches Leder von jungen Zickeln und Lämmern, welches zu mancherlei Dingen, besonders zu den vorzüglichen Handschuhen verarbeitet wird, die in Menge ausgeführt werden, und unter dem Namen schwedische Handschuhe weit und breit bekannt sind. Viele Einwohner der Stadt und der Vorstädte nähren sich auch vom Ackerbau, denn die Stadt hat bedeutende Ländereien und Wiesen rund um sich her auf der weiten Ebene am Meer.

Malmö war vormals eine berühmte Festung. Noch jetzt stehen ihre alten Wälle, Gräben und Bastionen da, noch jetzt zeigt sich im Westen das alte Schloſs mit seinen höheren Wällen und Schanzen, aber das Ganze wird nicht mehr unterhalten. Schade, daſs kein ordentlicher Haſen hier ist; was könnte Malmö denn werden! Die Rhede liegt offen und unbedeckt. Man hat für kleine Schiffe einen künstlichen Hafen gemacht und ein Bassin mit Bollwerken eingeschlossen, aber groſse Schiffe können zum Aus- und Einladen gar nicht nahe kommen, und selbst die kleinen laufen oft Gefahr.

Die Stadt ist in einem Zirkel am Meere und in Sümpfen gebaut und sieht mit ihren alten Häusern und Gassen und Kirchen ganz wie die älteren nordteutschen oder niederländischen Städte aus; auch die Einwohner, die man etwas über 6000 rechnet, scheinen viel von dem stillen und fleiſsig frommen Sinn jener Länder zu haben: im ganzen Lande sind sie wegen ihrer Gutmüthigkeit und Ordnungsliebe berühmt, und ich darf nach meiner Erfahrung diesem Lobe nicht widersprechen. Die Stadt hat zwei Kirchen, eine teutsche und eine schwedische. Vormals war die teutsche Gemeine hier sehr zahlreich, am zahlreichsten wohl in den Zeiten der Hanseaten, jetzt wird sie von Jahr zu Jahr unbedeutender. Malmös Trivialschule ist wegen ihrer geschickten Lehrer berühmt und ungefähr von 50 bis 60 Jünglingen besucht. Die Landseite der Stadt ist meistens noch altfränkisch, düster und eng gebaut, desto schöner ist der Theil nach dem Hafen und der Schloſsseite hin, besonders der Markt. Dieser gehört zu den schönsten Plätzen in der Welt, ein Viereck mit manchen stattlichen Häusern, worunter sich das Rathhaus und der Sitz des Landshöfdings auszeichnen. Er ist rings mit Bäumen umpflanzt, die im Sommer kühle und anmuthige Portiken bilden, hat ein groſses Wasserbecken und in der Mitte zwei mächtige Linden, ein paar patriarchalische Bäume. So ist der Platz eine lustige Promenade und wird fleiſsig benutzt; auch spaziert man viel auf den grünen Wällen und Wiesen rund um die Stadt, wie längs dem Meere und Hafen, welche westlich liegen und den Abend in seiner schönsten Herrlichkeit zeigen. Im Prospekt hat man Kopenhagen mit seinen im Wasser verschwimmenden Thürmen und einer Unendlichkeit von Wimpeln. Bei gutem Winde ist man in ein paar Stunden von hier dahin, ja kann wohl in einem Tage hin- und herfahren.

Hier ist das Haupthospital für Schonen, welches jetzt ungefähr 90 Personen, meistens Wahnsinnige, unterhält, nachdem die Hospitäler der übrigen Städte dieses Läns und ihre Einkünfte mit dem hiesigen zusammengeschlagen sind. Auch ist hier eine Armenanstalt, das sogenannte Fattighusladugård oder die Armenbaumeierei, von einem Hofjunker Konow gestiftet für 90 dürftige Personen aus den Stadtbürgern, die dort Wohnung und Unterstützung im Gelde genießen. Hier ist auch eine Armenschule, worin armer Leute Kinder umsonst unterrichtet werden von einem Schulmeister im Christenthum, Schreiben und Rechnen.

Noch ist hier eine sonderbare Reliquie aus der alten Zeit übrig, die Knutsgilde. Man weiß, daß solcher Gilden im Mittelalter in allen Ländern waren. Auch die nordischen Reiche hatten ihrer eine Menge und von mancherlei Namen, Christoffers- Knuts- Unserer lieben Frauen- Sankt Brigittä- Sankt Olofs- und Sankt Lorenzgilden und Kalands. In Schonen waren fast in allen Städten Knutsgilden. Es war dies ein Gemisch von weltlichen und geistlichen Orden oder Gesellschaften, so wie bei ihren Versammlungen und nach ihren Statuten die irdischen Dinge mit den himmlischen, die weltlichen Geschäfte mit den heiligen schön, oft lustig wechselten. Folgende Gesetze waren fast allen gemein. 1) Zusammen die Messe zu feiern, entweder zum Andenken des Heiligen, welchem zu Ehren die Gilde eingerichtet war, oder für die Seligkeit und Sündenabwaschung der Seelen der Gildenbrüder. 2) Zu gewissen Zeiten zur Besorgung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten sich in dem Gildenhause zu versammeln. 3) Für die gemeinschaftliche Sicherheit der Gildenschaftstheilnehmer zu sorgen, so daſs alle für Einen Mann standen; denjenigen zu verfolgen und zur Büſsung an die Gesellschaft zu nöthigen, der einen von den Gildisten erschlagen hatte, hingegen in einem ähnlichen Falle die Gildisten von der Todesstrafe und der Rache der Verwandten des Erschlagenen zu befreien, sollten sie dieselben auch im Walde, auf abgelegenen Inseln, in verborgenen Häusern eines Mitgenossen verstecken; ferner sich gegenseitig vor allen Unbilden und Verletzungen zu schützen, und, da das engste Band der Vereinigung sie zusammenhielt, für einen Bruder zu bürgen, ihn aus der Gefangenschaft zu lösen, ihm als Zeugen und Vertheidiger vor Gericht beizutreten, bei unerhörten und plötzlichen Unfällen (Schiffbruch, Feuersnoth) ihm aufzuhelfen. Wer dies nicht that, ward entweder mit einer Buſse belegt oder, wenn das Verbrechen gröſser war, mit Schmach und mit dem Namen Niding (nichtswürdiger Bösewicht) aus der Gesellschaft gestoſsen. 4) Der kranken Brüder zu warten und zu pflegen, die Todten ehrlich zur Erde zu bestatten. 5) Was nicht das Schlechteste war, Freude und Leid zu mischen, oft Schmäuse nach den Gildengesetzen zu halten. 6) Leibesübungen und Ritter- und Scherzspiele zur Uebung des Leibes und Erhaltung der Gesundheit.

Die Gesellschaften hatten mehrere Obern. Der erste war der Konventsprobst oder Gildenher, wenn es ein Geistlicher, der Altermann, wenn es ein Weltlicher war. Dieser war der Schatzmeister und schrieb in seinem und der Brüder Namen die Briefe. Ihm die Nächsten waren zwei Beisitzer unter dem Namen Beisitzer schlechtweg oder Stuhlbrüder. Sie hatten das Amt, die Einkünfte einzutreiben, für die Küche zu sorgen und sonst Vorschläge zum gemeinen Besten zu thun. Auch müssen einige Gilden ihre Schreiber gehabt haben, deren Amt war, die Verhandlungen aufzubewahren und das Merkwürdigste aufzuzeichnen. Auch Schaffner und Verwalter gab es. Neben einem eignen Hause und Siegel hatten sie auch einen eignen Schatz, aus welchem die nothwendigen Auslagen bestritten wurden. Diesen zu mehren, war es nicht ungewöhnlich, Güter und Besitzungen in der Stadt und auf dem Lande den Gilden zu vermachen. Mit Klöstern und anderen Stiftungen standen sie als halbverwandt in einer Art Bruderverein.

Die jetzige Knutsgilde hat noch ihren eignen Saal und ihre ordentlichen Mitglieder, aber was vormals bedeutend war, ist veraltet. Die *Dapes pontificiales* und das Kalendern der alten Zeit haben lange das Leben verloren. Sonderbar, wie allenthalben die letzte, auch noch so schlechte Jugend der Welt in den letzten Jahrhunderten alt geworden ist. Wenn wird alles wieder jung werden? Wir staunen nur Mährchen und abergläubische Possen an, wir kalten und marklosen Krüppel, worin die alten Väter mit Fleisch und Bein lustig in des Lebens Mitte standen. Noch sonderbarer, wie die Zeit selbst jetzt so schnell alt wird, das Jugendlichste welket, das Gröſste verschwindet und das Bedeutendste wird von der Zeitfluth begraben, die gleich der Brandung mit ungeheuren Wellen wechselt.

Den 1. September. Reise von Malmö nach Svaneholm, 4½ Meilen. Stationen: Malmö bis Klörup, 2 Meilen — Kl. bis Anderslöf, 1 M. — A. bis Svaneholm, 1½ Meilen.

Die erste Meile hinter Malmö hatte ich Ebne und auſserordentlich fruchtbares Land, darauf ward es etwas höher und hügeligter. In diesem Hügelkarakter geht es den ganzen Weg fort, der Boden ist allenthalben abhängig und nicht leicht kann ihm Nässe schaden, doch ist er nicht leicht, sondern häufig schwer und lettig. In den Thälern sind Wiesen, auch wohl Torfmoore, wenige Koppeln und selten Büsche statt der Wälder. In den Dörfern und ihnen zunächst findet man Weiden, auch wohl Ulmen und Eschen gepflanzt, Obstbäume wenig: Obstgärten und Koppeln sieht man nur bei gröſseren Gütern. Hier ist allenthalben Brache, was ich auf Kullen nicht fand, und an den Auſsengränzen der Dorfschaften liegen groſse Strecken Dresch, die nur zuweilen aufgenommen und dann wieder zu schlechter und magerer Weide gelegt werden. Wegen der groſsen Dörfer sind oft ungeheure Feldmarken auf pommerschen und mecklenburgischen Fuſs, ja zuweilen noch gröſsere. Die Dörfer sind ziemlich zierlich, die Häuser mit Kalk angestrichen und mit guten Fenstern; bei wenigen Gehöften sind so groſse Scheunen, daſs alles Korn sogleich eingebracht werden kann, sondern vieles muſs in Feimen gesetzt werden. Die Erdwälle, der Torf, die alte Kleidung, die Holzschuhe regieren noch immer. Die meisten Kirchen haben Bleidächer und sind thurmlos, höchstens die funfzehnte hat einen Thurm. — Gegen Mittag sah ich das alte Schloſs von Svaneholm — welch ein Gefühl schlug in meiner Brust, als ich durch die

Schöpfungen eines edlen Menschen hinfuhr! Iſt es dem Menschen feierlicher in einen Tempel Gottes oder vor einen göttlichen Menschen zu treten? Ich weiſs es nicht, über und unter uns iſt Gott. Mögte er nur immer erscheinen wie hier! Auch die Erde würde ihn anders verkündigen.

Auf Svaneholm wohnt der Baron Rütger Mackleen aus einem uralten schottischen Geschlecht der westlichen Hochlande und der Hebriden. Seine Vorfahren wanderten in den unruhigen Zeiten Mariens und ihres Sohnes Jakob mit mehreren andern aus und fanden hier ein Vaterland. Mögten alle dem neuen Vaterlande ihre Aufnahme an Kindesstatt so vergelten, als dieser Mann für seine Väter gethan hat! Vor etwa 20 Jahren entwarf er den Plan, die Menge seiner Bauren, welche elenden Hofdienst leisteten und arme, kümmerliche Ackerbauer waren, von allem Dienst zu befreien und glückliche, verständige, selbstständige Menschen daraus zu machen. Welch ein Kampf auf allen Seiten mit der Dummheit und den Vorurtheilen! doch führte er ihn unerbittert und standhaft durch.

Mehrere Jahre hatte er mit der Gränzausgleichung mit seinen Nachbarn und mit der Ausmessung und Eintheilung der Grundstücke zu thun, dann griff er das Werk selbst an und kein kleines Werk. Denn Svaneholm hat über 50 ganze Hemman Säteri und Frälse und beinahe 7000 Tonnen Arealinhalt, wovon über 500 Tonnen Wald waren. Die Baurenhemman, die sonst groſse Dörfer waren, bestanden allein aus 4000 Tonnen Land. Jeder Bauer sollte nun seine Äcker und Wiesen für sich erhalten und in ihrer Mitte wohnen, damit er verständig und bequem wirthschaften könne. Vorher hatten die Bauren ihre Ackerstücke an 53 Stellen und auſser dieser Zerstückelung Auſsenfelder, zum Theil eine halbe Meile von ihren Hufen entlegen, die sie nie ordentlich bestellen konnten: kurz, es waren Kümmerlinge. Im Jahr 1786 fing Macklean das erste Abbauen an. Er wollte langsam gehen und seine Schöpfung allmälig werden lassen, theils durch das Beispiel und die Vorbereitung nach und nach auf die Menschen zu wirken, theils auch der Kosten wegen, damit bei der neuen Einrichtung diese ihm nicht mit einem Male zu schwer auf den Hals fielen. Er fand aber — sollte man es denken? — in seinen eigenen Leuten und ihren Vorurtheilen die meiste Widersetzlichkeit. Die meisten waren miſsvergnügt und machten Schwierigkeiten, als er ihnen die neue Wirthschaftsart und sein äuſserst niedriges Pachtsystem antrug. Diese Misvergnügten machten es ihm nothwendig, alles zugleich anzugreifen, weil die Einzelnabziehenden an andern Stellen leicht wieder hätten fest werden können und es ihm für alle seine menschlichen und patriotischen Wünsche endlich an Menschen gefehlt haben würde. 20 ganze Haushaltungen zogen ab und wurden auf benachbarten öden Hemman begierig aufgenommen. Dies war ein groſser Verlust. Dazu kamen die plötzlichen Bauten und Einrichtungen aller Art. Nur ein Mann mit seinem Vermögen und — was mehr sagt — mit seiner Energie, konnte dies durchführen. Er lieſs abziehen was nicht bleiben wollte und verkündigte gleich als ein Gesetz, daſs er auf seine Güter nie wieder zu wohnen aufnehmen werde, welche ihn einmal verlassen hätten: ein Gesetz, das er auch strenge gehalten hat.

Aber auch mit denen, welche blieben, welche Arbeit! Er leitete und unterrichtete sie selbst, machte ihnen leichte Vorschriften, wie sie wirthschaften und arbeiten sollten, ging aber mild und väterlich schonend mit ihren Vorurtheilen und Wahnbegriffen um, sie durch sein Beispiel und ihr Interesse allmälig zu verständigen Bauren zu machen. Diese Mühen sind wohl unendlich mehr werth, als alle Geld- und andere Aufopferungen, die der Mann gemacht hat. Das Pachtsystem selbst wollte bei diesen alten sklavischen Pfuschern nicht ein, auch wurden sie nicht eher auf Pacht gesetzt, als bis sie selbst es begehrten. Diese Pacht war äuſserst gering, nur um ihnen Muth zu machen, von ungefär 30 bis höchstens 85 Reichsthalern jährlich. Dafür hat jedes Bauergütchen 40 Tonnen Acker, einige kleine Wiesenstücke eingerechnet; jedes hat durchaus gleichviel Land. Er setzte ihnen eine Vorschrift, nach welcher sie wirthschaften sollten, und sah selbst darauf, ohne sie ganz einzuschränken. Nach dieser

Vorschrift muſsten sie die Hälfte mit Korn besäen, die andere Hälfte zum Grasbau und als Brache benutzen, auch wohl zum Kartoffel- und Kleebau. Auch den Bau der Kartoffeln und Wurzeln in der Brache haben einige schon angefangen dem Baron nachzumachen. Schon sieht der Biedermann mit Freuden die Früchte seiner Aussaat. Die meisten seiner Bauren sind wohlhabend geworden, ihr Korn ist schon als vorzügliches berühmt und sie bauen zum Theil viel Korn; ihr Vieh, Pferde und Rinder, ist ausgezeichnet groſs und schön. Sie lieben ihren Zustand schon und segnen den, welcher Schuld daran ist.

Die kleinen Höfe sind meistens nett gebaut, doch haben nicht alle so groſse Scheunen, daſs sie alles Korn einfahren können, sondern müssen einiges in Feimen setzen. Auch hiebei hat der Baron ein Beispiel gegeben, was für das holzarme Schonen lehrreich werden könnte, wenn die Menschen sich leicht belehren lieſsen. Man sieht mehrere der kleinen Häuser, wie auch einige auf den Meiereien, die er selbst bewirthschaftet, mit Wällerwänden aufgeführt, welche wärmer, netter und dauerhafter sind, als die gewöhnlichen dünnen Leimwände in Fachwerk. Man sieht diese nützliche Art nirgends in Schweden, auſser an einigen Stellen in Upland. Dort hat unser Generalgouverneur Freiherr von Essen Excellence das erste Beispiel gegeben und zwar ein groſses Beispiel. Er lieſs auf seinen Gütern ein groſses Leimgebände mit richtigen Wällerwänden aufführen, 95 Ellen lang und 32 Ellen breit, mit mehreren Stockwerken, worin sich ein Dröschwerk, eine Menge Ställe für kleines Vieh, und in der Mitte Wohnungen für das Gesinde befinden. Für Upland ist dies auch wirklich Beispiel geworden. Unter andern folgten ihm in dieser nützlichen Landbauart zwei berühmte Landleute nach, die Rittmeister von Troil und af Sillén. — Um den Hof der Mackleanschen Baurenhemman ist ein Platz von etwa anderthalb bis zwei pommerschen Morgen Land für einen Garten und für kleine Baumpflanzungen bestimmt, die den Hof zugleich zieren und vor den schlimmen Winden schüzzen, welchen das waldlose und an der westlichen See gelegene Schonen so sehr ausgesetzt ist; auch sind diese Baumpflanzungen meistens an des Hofes nordwestlicher Seite. Sie bestehen aus allerlei nützlichen Bäumen, als Eschen, Ulmen, Eichen, Espen, Sperberbäumen, Linden, Bandweiden. Die nothwendigen Wege sowohl durch diese Hemman, als durch die andern Güter sind durchaus grade, mit Gräben zu den Seiten und zum Theil mit großen Kosten als Chausseen von den vielen Steinen aufgeführt und ausgefüllt, welche man von den Äckern genommen hat. Manche der Steine sind in Steinmauren verwandelt und fassen die einzelnen Besitzungen ein, die zum Theil auch lebendige Hecken haben.

Der Bauergütchen von 40 Tonnen Land, die verpachtet sind, zählt man in allem jetzt 65, von welchen 74 südlich von dem Säteri liegen, wo die alten Dörfer vorher waren, näher um und bei Skurupskirche, nördlich von demselben im Walde. Einige werden vielleicht mit der Zeit noch gemacht. Eines der alten behielt der Baron selbst, weil es als Haferboden verschrien war und keiner es haben wollte. Es versteht sich von selbst, daß er besseres

Korn darauf baut, als die Bauren auf den ihrigen. Er dient ihnen damit gewissermaſsen als Muster. Jetzt hat er dazu genug Kompetenten gehabt, aber nun thut er ihnen den Willen nicht, es abzugeben. Kein Mensch bedarf es mehr, einen festen und konsequenten Willen zu sehen, als der Bauer — ich glaube eigentlich jeder Mensch, in so fern er beherrscht wird, wenn er nicht verdorben werden soll. —

Was wird künftig aus diesen Pachtbauren? Wahrscheinlich wird der Baron sie auf einen ewigen jährlichen Kanon setzen und sie so allmälig zu Eigenthümern machen. Er spricht nicht von den Planen seiner Güte, sondern nur von denen seines Verstandes, überall fällt es einem Mann, der wol thut, nicht ein, viel zu sprechen. Sie und ihre Kinder — denn auf die künftige Generation hofft er mit allen Guten — zu verständigen, gescheuten und tüchtigen Menschen zu bilden ist sein ewiges Streben. Dahin, meint er, ist nur durch eine bessere Erziehung zu kommen, die alle Schlacken und allen Wust, womit man sonst die Köpfe und Herzen füllte, wegwirft und das Nützliche, Wahre und Gute lehrt. Zu diesem Zweck hat er Baurenschulen angelegt und zwei Schulhäuser gebaut, eines in Skurup bei seiner Patronatkirche, das andre östlich ungefär so im Centrum der Gütchen, damit die Kinder keinen zu langen und zu beschwerlichen Weg haben. Diese Anlage, die er oft besucht, ist sein Lieblingszögling. Die ersten Lehren des Menschen und Bürgers, verständige Begriffe über Haushaltung und Landbau, kurz das Menschliche und Gute soll dort gelehrt werden; der hell sehende Mann will nicht, daſs Blinde und Blöde ihn umgeben sollen, er hat nicht den Grundsatz manches Edelmanns, man müsse die Bauren bei Leibe nicht klug machen. Freilich, ihr Herren, müſst ihr das nicht, wenn ihr wollt, daſs er euer geduldiges Lastthier bleiben soll.

Und das Vaterland, wie viel verdankt es Dir? warum hat es Dir noch keine Ehrensäule errichtet, edler Greis? Ich will nichts erwähnen von dem, was Du als Lehrer und Beispiel bist und seyn kannst, nein, bloſs Eine Wirkung stelle ich hin. Du hast Menschen geschaffen, glückliche Menschen. Deren, die sie durch Ehrgeiz und Despotismus und Dummheit täglich zerstören, sind leider zu viele. Ich setze nur Angaben her, die wahr sind.

1785, vor der groſsen Revolution, die Macklean mit seinen Gütern machte, lebten hier 701 Menschen, die Kinder mit eingeschlossen. 1786 nach dem Abzuge von 20 Familien waren nur 603 da, also 98 weniger. Da schrie die Schaar des kleinen und groſsen Pöbels über Macklean den Zerstörer und wilden Unternehmer. Aber schon 1788 war wieder Überschuſs da und seitdem ist die Menschenzahl von Jahr zu Jahr gewachsen. Jetzt, im Jahr 1804, enthalten Mackleans Güter 1400 Menschen.

Ich komme jetzt auf das eigentliche Säteri Svaneholm und seine Ladugårdar oder Meiereien. Svaneholm ist seiner Lage nach wahrscheinlich einer der lieblichsten Rittersitze Schonens. Es ist ein altes hohes Schloſs mit 4 Stockwerken und einem innern Hofe und liegt an einem groſsen See, welchen Eichen- und Buchenwälder und Wiesen umgeben, in einer romantischen Natur. Obgleich der Baron der eifrigste und gewiſs der gelehrteste Landmann Schwedens ist, so hat er doch nicht alles für die Lust und die Freude weggeschnitten, wie Manche im übertriebenen Eifer thun. Noch sind die schönsten Wälder, die oft eine reiche Buchmast geben, mit anmuthigen Waldhügeln und Koppeln da. Der Mann hält überall nichts auf das gewaltige und blitzähnliche Durchfahren, sondern geht verständig und gemessen seinen sichern und männlichen Kämpferschritt, wodurch auch allein herrliche Dinge gethan werden. So verbindet sich auch hier das Schöne und Gute auf allen Stellen und tritt verbunden nur desto anmuthiger vor den Leuten auf. Der Baumgarten voll der herrlichsten Früchte, die kleinen Plantagen von Eschen, Ulmen, Eichen, Ahornen um das Säteri und die Meiereien — alles erfreuet zugleich das Aug und das Herz. Sollte nicht alles Schöne auch immer mit einer geheimen Idee des Nützlichen im Menschen erscheinen? mich dünkt es fast so. — Seine Koppeln sind voll des schönsten Viehes, Füllen, Ochsen und Kühe, Kühe einer Gröſse und eines Schlages, wie man sie in unsern knickerigen Hungerwirthschaften nie zu sehen bekömmt. Da sind Starken wie unsre

Ochsen an Gröſse; aber die Wirthschaft damit ist auch verständiger, als bei uns, sie werden vor dem dritten Jahre nicht zum Rinde gelassen. Steinmauren, grüne Hecken, kleine Waldhügel, selbst groſse zusammengethürmte Steinhaufen, das rechte Ehrenmonument des würdigen Mannes, verkündigen allenthalben das Wirken und Schaffen eines edlen und thätigen Geistes. Der Wege habe ich oben schon erwähnt. Auſser den trefflichen Seiten- und Verbindungswegen läuft ein groſser Hauptweg ganz einer Chaussee gleich an ¾ Meilen bis hinter Skurup hinaus ſast durch die Mitte seiner Besitzungen.

Nach seinem Wirthschaftssystem, welches Güter von 15, 25, 30 Last jährlicher Aussaat als eine unverständige Einrichtung verwirft, weil ihre Bewirthschaftung wegen der Entlegenheit der Äcker doppelte Kosten verursacht und die Auſsenseiten doch nie gehörig gepflegt werden können, war ihm sein Säteri mit seinen Feldern viel zu groſs und er hat darauf 6 Meiereien angelegt mit niedlichen massiven Häusern und auch die übrigen Gebäude massiv. Diese Ladugårdar sind grade nicht alle gleich groſs, sondern nach dem Lokale verschieden, doch ist die Differenz nicht viel über 5 Tonnen Land; keiner von ihnen ist kleiner, als 50 Tonnen Aussaat. Jeder hat sein eignes Vieh und seine kleine Wirthschaft. Für die Handdienste sind Kathenleute, welche Wohnungen, Gärten, Holz und einige Scheffel Aussaat haben. Bei dem Centralsystem der Felder kann der Ochs beides Pflügen und Fahren verrichten.

Auf dem Säteri und seinen Meiereien treibt der Baron völlig die Wechselwirthschaft, die nach seiner Einsicht die einzig mögliche gute ist. Weil aber alles Zeit erfordert, so ist er noch nicht allenthalben mit seinem Turnus fertig. Man sieht an allen Einrichtungen, an seinen Geräthen, selbst an dem, was nur noch als Embryo größerer Entwürfe mit seinem Anfange da steht, daß der denkende Mann alles nach dem Klima, Lokale, nach den Schwierigkeiten, die er in Menschen und Dingen fand, ordnete und berechnete. Man sieht, wie wenige an seiner Stelle durchgedrungen seyn würden, wie viele selbst als Nachahmer nach ihm scheitern werden, und man geht endlich mit dem Gefühl davon, daſs der rechte Landbau eine sehr verwickelte Kunst ist, welche viel Kopf, mannigfaltige Kenntnisse und Ansichten der Dinge und einen menschlichen und edlen Willen verlangt, mehr als jede andre Kunst.

Nicht einseitig gebraucht der Mann fremde Geräthe, die in allen Büchern gepriesen werden und zum Theil gar nicht, zum Theil nur an wenigen Stellen passen, sondern behält das gute Schwedische und führt das gute Englische da ein, wo es zu seiner neuen Wirthschaft nöthig ist. So sieht man den schwedischen Pflug, den schwedischen Haken oder Orr, den Mulplog, welcher dient den Grabenauswurf über das Feld zu fahren, neben dem Skarificator, dem Pflug zum Behäufen der Wurzelfrüchte und andern ausländischen Instrumenten.

Seine Zirkulation ist folgende, wie sie theils schon im Gange ist, theils doch künftig dahin gebracht werden soll. 1) Die Brache wird gedüngt und ist zum Theil schon mit Wurzelfrüchten besäet und bepflanzt. 2) Gerste mit Klee, 3) Klee, 4) Wicken, Erbsen, 5) Rocken und Weitzen und dann wieder Wurzelfrüchte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01902/009

und Brache. Nach Beschaffenheit der Felder wird für die Gerste Hafer und für den Rocken Weitzen gesäet, je nachdem sie leicht oder schwer sind. Im Ganzen ist der Boden hier mehr schwer und lettig, als leicht und sandig. Bis jetzt ist der Baron noch nicht so weit, daſs er die ganze Brache mit Wurzelfrucht bestellt hätte. Von den Kartoffeln zieht er die mit der hellblauen Blüthe den groſsen porösen und hohlen amerikanischen vor, welche der Rittmeister Stiernsvärd gebraucht und welche nichts anders sind, als die gewöhnlich sogenannten Schweinkartoffeln. Sehr viel hält er auf die rothgelben Möhren, die er an Ergiebigkeit und als Futter für eine seiner besten Früchte hält und wobei alles Vieh und auch die Pferde eben so gut als beim besten Hafer gedeihen. Nicht so viel macht er sich aus den Turnips und am wenigsten von allen aus den wässerigten Pastinaken, die er bloſs als Probe hat. Man sieht groſse Strecken mit Kopfkohl und krausen Braunkohl bedeckt; mehr hält er von dem grünen oder braunen Kohl, als vom Kopfkohl. Alles dieses wird auf englische Weise in

Reihen gesäet und gepflanzt und mit dem Pfluge gehäuft, auch Erbsen und Bohnen werden eben so in Reihen gestreut und behandelt.

Ja gut, schreit man bei uns, was kostet dies nicht und wie viele Menschen erfordert es! Wahr genug — aber wie ganz anderes Korn, wie ganz andere Früchte gewinnt man! wie kann man alles ordentlich und zu rechter Zeit ins Feld und vom Felde bringen, ohne oft 25 Procent stecken zu lassen, wenn ungünstige Saatzeit und Ärndte einfällt, wo der Acker nicht recht bestellt werden kann, wo oft mehrere Körner im Felde liegen bleiben! Solcher Geitz, wie in unsrer Wirthschaft herrscht, bestraft sich selbst. Für manche Lasten weniger gebautes oder im Felde verlornes Korn könnte man wohl ein paar Gespann Thiere und ein halbes Dutzend Menschen mehr halten. — Und der Klee und die Wiesenwirthschaft in Schweden — ich wünschte unsre überklugen pommerschen und mecklenburgischen Wirthe einmal dahin führen zu können, wenn ihre Vorurtheile anders zu belehren sind. Wie ausgedörrt und verbrannt von Wind und Sonne, wie zweimal und dreimal ausgewaschen vom Regen bringen wir unser Heu und Klee gar zu oft ohne Duft und Kraft ein! Und geht es besser mit unserm Korn und Stroh? und vollends unsere Vieh- und unsere Holländerwirthschaft ist sie nicht unbeschreiblich dumm und erbärmlich? Könnten nicht auch wir doppelt so viele Menschen und glückliche Menschen gebrauchen und ernähren, und würde die besser behandelte Erde nicht bei uns auch das Doppelte, ja das Dreifache gern geben? — Auch die Dunghöfe, die Plantagen und mancherlei andere ökonomische Einrichtungen des Mannes sind äuſserst lehrreich, noch lehrreicher für denjenigen, der Landmann von Metier ist, was ich leider nicht bin.

Aber nun der Mensch Macklean — ein hoher schlanker Mann von etwa 60 Jahren, mit ernster und milder Miene, einer offenen Stirn und einer Römernase. O man muſs sehen, wie dieser Mann, der so hoch gebildet und fein ist, mit den Niedrigen umgeht, man muſs dies sehen, um ihn ganz lieben und achten zu lernen; wie er gleich ist gegen alle, kurz wie er den Menschen und Bürger herrlich vereinigt;

man muſs hören, wie ein menschliches Interesse für alle Dinge, welche Menschen heilig sind, über seine Lippen geht, sehen, wie es in seinen freundlichen Augen leuchtet. Seine vielen Kenntnisse, sein Witz, seine auserlesene Bibliothek, seine unendliche Thätigkeit in den verschiedensten Angelegenheiten, seine anspruchlose Liebenswürdigkeit erhalten erst dann ihren rechten Werth und ihre Bedeutung.

Und hat denn das Beispiel dieses Mannes nicht schon auf andere groſse Landbegüterte Schonens gewirkt? Ich hoffe es, obgleich, was er gethan, noch keiner ausgeführt hat, obgleich seine Anstalten Manchen anfangs sogar als wunderlich und als zu sehr für die Bauern, die sie Pöbel nennen, gemacht, ein Anstoſs gewesen seyn sollen. Der gröſste Theil von Schonen, dieser fruchtbaren Provins, liegt auch unter dem Fluch eines elenden Ackerbaues, und weder Herren noch Knechte haben in der Regel Begriffe, wie man die Erde menschlich und verständig benutzen soll. Ich will hier nur kurz anmerken, wie der Ackerbau und der Zustand der Bauern gewöhnlich ist.

Die gewöhnliche schonische Wirthschaft ist die Dreifelderwirthschaft, eine der schlechtesten von allen. Zwei Felder tragen und werden zwei Jahre hinter einander meist mit Gerste besäet. Der dritte Schlag, die Brache, wird schon im Junius bedüngt, den nächsten Frühling pflügt man den Dünger unter und säet die Frühlingssaat aus, wobei die Erbsensaat sehr unbedeutend ist. Denselben Herbst wird in zweiter Saat etwas Winterkorn gesäet, das Übrige erhält noch einmal Geiste. Das dritte Jahr liegt dieser Schlag ganz ungerührt als Brache, man birgt Disteln zum Brennen darauf. Je näher der Acker den groſsen Dörfern ist, desto öfter wird er gedüngt; dies stimmt mit der Bequemlichkeit überein. In jedem Schlage ist ein gewisses Stück, ungefär das Viertel, zuweilen etwas mehr, bestimmt, beständig Hafer zu tragen, es mag der beste oder schlechteste, der leichteste oder schwerste Boden seyn. Dies ist das abgelegenste Stück, es wird nie bedüngt, sondern so lange besäet, als es das zweite Korn giebt, dann pflegt es mehrere Jahre wüst zu ruhen. Oft hat ein Hemman in der Kommune (bylag) 50 bis 60 Ackerstücke, welche, ohne Auſsenfelder zu seyn, oft eine halbe Meile entlegen und in anderer Dörfer Grundstücke eingemischt sind. Wie der Ackerbau, so sind auch Pferde, Ochsen und Geräthe schlecht.

Die Gesetze über die Stor- und Enskifte haben in Schonen doch noch nicht so viel gewirkt, als sie könnten, und ehe die groſsen Herren anfangen, für ihre Bauern und Torpare liberalere und verständigere Grundsätze anzunehmen, und — was das Erste ist — sich selbst im Ackerbau zu unterrichten, wird es nie besser werden. Auch hier ist das scheuſslichste und dummste Unwesen mit dem Bauer- und Hofdienst. Der Herr hat von seinen vielen Frälsehemman oft nicht den mindesten Ertrag, und doch ist der Bauer, der darauf sitzt, ein dummer und hungriger Gesell, der nach altem Schlendrian zum Herrenhof und auf seine Äcker zieht und auf beiden keinen Nutzen schafft. Oft sind 30, 40, 50 Hemman im elendesten Zustande, um einem Gute von 3 bis 6 Hemman Hofdienste zu leisten, wo sie müssig und ohne Arbeit hin und her ziehen und die schöne Zeit

ver-

verderben. Diese Frälsebönder sind zugleich die faulsten und kümmerlichsten Geschöpfe, ohne Nachdenken, ohne Trieb, mit dem sklavischen Sinn, selbst um die wenigen Dienste, die sie thun sollen, ihre Herren faul zu betrügen. Aber ewiger Hofdienst, unbestimmte Kontrakte, Verschleppen des Futters und Düngers, Willkühr der Schreiber und Vögte, kurz schlechte und dumme und sklavische Behandlung — wann haben sie etwas Gutes hervorbringen können?

Den 6. September Nachmittags fuhr ich von hier nach Ystad. Svaneholm war der schönste Schluſsstein meiner schönen Reise. Mit süſsen und menschlichen Empfindungen fuhr ich durch die Güter des Biedermannes, wo mir jetzt alles schon bekannter und wichtiger geworden war. O mein Vaterland! wann wird dein Macklean aufstehen? wann wird man begreifen lernen, daſs es gleich schändlich und dumm, eine Sünde an Gott, der Erde und dem Menschen ist, Menschen als Sklaven zu gebrauchen? Wirke lange, edle Seele!

Von Svaneholm bis Ystad sind drittehalb

Meilen. Anfangs hat man noch den alten Hügelboden und guten Weg. Die letzten anderthalb Meilen sind kahl und der sandige Weg läuft nahe am Meere hin. Mit der sinkenden Sonne war ich in Ystad.

Dies Städtchen kam mir jetzt nicht so verwünscht vor, als im vorigen Herbste, da ich an einem trüben und regnigten Novembertage landete. Es ist freilich hart am kahlen Strande erbaut, hât aber manche recht hübsche, gröſstentheils aus Fachwerk gemauerte und mit Ziegeln gedeckte Häuser, einen guten Markt und breite und grade Gassen. Wie doch des Menschen Augen durch sein Gemüth gleich so ganz anders werden! Aber zwei Dinge fehlen, die nicht fehlen sollten, nemlich gute Wirthshäuser für die Fremden, die hier oft 8 bis 14 Tage liegen müssen, und ein bequemer Hafen. Das, was man jetzt Hafen nennt, ist gar keiner und besteht nur aus einer langen Brücke, die ins Meer hineingeführt ist, und wo die Postjachten und andere Schiffe beim Sturm sehr unsicher anlegen. Doch hat man schon einen kleinen Anfang zu einem Molo gemacht, und wann der fertig wird, so wird es sicherer und besser seyn. Die Wirthshäuser — ja die sind wirklich erbärmlich für Essen und Trinken und überdies theuer. Man denke sich die Pein und Langeweile, wenn man wegen widriger Winde 8 bis 14 Tage in Ystad liegen muſs, wo keine Gesellschaft, keine hübsche Gegend, nichts als kahles Ufer und ödes Meer ist. Glücklich hatte ich nur anderthalb Tage zu warten.

Von hier ist die gewöhnliche Fahrt auf Teutschland oder vielmehr auf Stralsund und ordentliche Postjachten und Paketböte sind dazu bestimmt, die Verbindung zwischen Schweden und der teutschen Provinz zu unterhalten. In den Monaten, wo das Meer offen ist, gehen die Postjachten zweimal bis viermal von beiden Seiten hin und her; widrige Winde indessen und Mangel an Reisenden können hier doch Querstriche machen. Die Postjachten sind bequem eingerichtet mit einer netten Kajüte und manchen Schlafstellen. Man bezahlt für die Überfahrt ungefär 5 Reichsthaler und die ganze Reise mit den Trinkgeldern und der Ausrüstung für einige Tage kann 2 bis [illegible] Louisd'or kosten. Für Bediente, Koffer, Wagen etc. wird besonders bezahlt. Die Ausgaben für Visirung des Passes und an die Zollbedienten und Lootsen sind unbedeutend. Ein Reisender, der von Teutschland kömmt, hat sich in Stralsund wohl zu erkundigen, was in Schweden Kontrebande ist, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen.

Die Seereise von 18 Seemeilen macht man oft in 12 bis 15 Stunden, muſs aber zuweilen auch wohl Tage zubringen und ungeduldig in das öde Weite schauen. Nicht viel besser ging es uns, was um so langweiliger war, weil der Himmel uns das schöne Geschlecht, welches in den schlimmsten Zustand Freude zu bringen pflegt, ganz hatte ausgehen lassen. Wir muſsten zwei Tage schwimmen, denn das Wetter war zu schön und fast kein Lüftchen wach, dazu trieben Seeströme uns die erste Nacht wieder nahe an die schwedischen Küsten. Endlich den zweiten Tag Vormittags um 9 Uhr kam ein günstiger Wind auf, um 3 Uhr sah ich schon die lieblichen Küsten meiner mütterlichen Insel in blauer Dämmerung sich erheben, Zeus Glück bringender Vogel, ein Geyer, setzte sich, müde vom Flug, mit hängenden Flügeln auf den Mast. Wir alle frohlockten über das frohe Zeichen, siehe! da lud ein Barbar von Matrosen seine Büchse und schoſs ihn herab. Er schwamm mit den Wogen dahin, aber der Gott des Himmels rächte sich. Der Wind ward stiller, wir hatten Mühe über die Untiefen des Gellen zu kommen, weil es dort schon dunkel ward, und die vollste Nacht war da, ehe wir Stralsunds Hafen erreichten. Alle Thore waren geschlossen, jeder suchte erst einen erfrischenden Bissen, dann seine beklommene Schlafstelle, und erst den folgenden Tag sollten wir den lieben Boden betreten.

Druckfehler des zweiten Bandes.

Seite 24 Zeile 6 für Kapitel lies Kapital
— 29 — 7 — Modwalen l. Makrelen
— — — 24 — Rahen l. Rochen
— 32 — 7 — mag l. war
— — — 10 — Südschoner l. Südschonen
— 51 — 17 — Dreschlagen l. Dreschliegen
— 59 — 20 — Speibäumen l. Sperberbäumen
— 66 — 8 hinter Kenntnissen l. bestehen
— 72 — 13 — [illegible] l. [illegible]
— — — 20 hinter Verlegenheit l. mit Lesern
— 75 — 9 für aufhelfen l. aufheilen
— 78 — 21 — nach l. noch
— 90 — 5 — Erhalten l. Erhaltene
— — — 15 — daran l. davon
— 93 — 6 vor Karl l. ſeit
— — — 20 für Von l. Vor
— 101 — 9 — einstens l. meist
— — — 16 — Königshufe l. Königshöfe
— 105 — 2 — Regimentsäuſserung l. Regimentsmusterung
— 108 — 6 — Skäpmontur l. Släpmontur
— 121 — 11 „und des Wohlmenge“ streiche aus.
— 123 — 20 für Hufe l. Höfe
— 125 — 1 — wollte l. rollte
— 129 — 5 — Gesundheitsbrunnen l. Gesundbrunnen
— 143 — 17 — Sunp l. Sund
— 156 — 3 — Tureus l. Turnus
— 159 — 18 — Tonnen l. Tannen
— 172 — 1 — Morgenhalle l. Morgenhelle
— 181 — 14 — Probhef l. Probsthof
— 183 — 10 — Salatinches l. Salateiches
— 184 — 22 — Misbrauch l. Nieſsbrauch
— 203 — 5 — Kutaten l. bluteten

Seite 203 Zeile 22 für nudte l. undte
— — — 23 — sie l. sina
— — — 24 — boenig l. boning
— 214 — 12 — 12 Spld. l. 1200 Spfd.
— 229 — 16 — konficiren l. konfisciren
— 232 — 2 — Um l. An
— 239 — 13 — Gemüs l. Grüns
— — — 23 — Korrallen l. Konvallen
— 249 — 15 — tröden l. träden
— 266 — 7 — bunten l. Bauten
— 270 — 11 — Almänninger l. Almänningar
— 287 — 1 — Secken l. Socken
— 299 — 20 — Hufen l. Hölen
— 307 — 16 — meist l. einst
— 313 — 5 — hie l. hin
— 316 — 12 — Nachweiten l. Nachwinter

Einleitung

zu

hiſtoriſchen

Karakterſchilderungen.

Von

E. M. Arndt.

Berlin, 1810.
In der Realſchulbuchhandlung.

Vielfach ſind die Geſtalten der Himmliſchen.

Euripides.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn

Karl von Roſenſtein,

Biſchof über Oeſtergöthland in Schweden,

und

Frauen

Henriette von Roſenſtein,

gebohrnen Freiin Cederſtröm.

Edle, freundliche Menſchen, Euch ſchreibe ich dies Buch zu, das in Eurer Mitte, in dem ſtillen und gaſtlichen Kumla, größtentheils vollendet ward. Es tritt zu Euch als ein Gedächtniß des wandelbaren Lebens der Zeit, als eine Erinnerung lieber Vergangenheit. Es iſt ein kleines Zeichen, aber es meldet und bittet Liebe, als wäre es ein großes. Lebet glücklich und lange! und erlebet noch ein glückliches und glorreiches Vaterland!

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Dieſe Vorleſungen ſind im Sommer 1806 wirklich gehalten worden, wahrſcheinlich beſſer, als ſie hier auf dem Papiere ſtehen, wo die Kraft der lebendigen Rede und die Eingebung des unbewußten Herzens oft ganz verfliegen. Die Entwürfe derſelben, und was von dem flüchtigen Leben der Empfindungen und Gedanken nachher noch erhaſcht werden konnte, zuſammenzureihen, und, wie man es hier ſiehet, in einander zu fügen, gab das Unglück meines Vaterlandes mir ſpäter die traurige Muße. Ich habe einen hohen Begriff von der Wiſſenſchaft, welche Geſchichte genannt wird; andere haben ihn auch: deswegen muß ſie verſtummen in den blutigen Getümmeln, welche die Welt erſchüttern. Kaufe Wahrheit, und verkaufe ſie nicht war immer mein Spruch; mögte ich einige Stimmen der Beſſeren vernehmen, daß ich nicht vergebens nach ihr getrachtet.

Geſchrieben zu Stockholm den 21. Oktober 1808.

Erſte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir haben dieſe Stunde, und die, welche ihr folgen ſollen, beſtimmt zur Entzifferung und Darſtellung bedeutender hiſtoriſcher Karaktere; nicht bloß, mir ein poetiſches Spiel und Ihnen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen, ſondern mit einem tieferen Sinn. Es iſt heute nicht das erſte Mal, daß ich auf einer Stelle vor Ihnen ſtehe, worüber Sie am beſten entſcheiden werden, ob ich ſie behalten oder verlaſſen ſoll. Mehrere Jahre ſchon treibe ich das gefährliche Geſchäft eines Mannes vom Katheder, wobei mancher Ehrenmann, ohne es zu wiſſen, ſich oft zu einer ſolchen Höhe des Windes und der Wolken aufbläſt, daß er zuletzt wie eine bunte Seifenblaſe von jedem Lüftchen weggeführt wird, oft ſeine heilige Liebe und Luſt der Muſen in einen ſolchen Wahnſinn hinüberſpielt, daß er für das ſchöne lebendige Bild, das den Anfang ſeiner Bahn erleuchtete, im Wahn ſeines trüben Wolkenhimmels die leere ixioniſche Luſt eines trügeriſchen Dunſtbildes umarmt. Einem Menſchen, der nicht aus dem Schulſtaube auf das Katheder geſtiegen iſt; der frühe ſich gefreut und betrübt hat, wie andere Menſchen; der als Jüngling die Welt und ihre Luſt und Unluſt zu Hauſe und in der Fremde ſah und fühlte — ſtellte ſich von jeher eine andere Welt hin, als den meiſten, die jetzt vor Pulpeten ſtehen und von alter und junger Weisheit der Folianten den Staub abblaſen. Aber auch er iſt nur ſpät durch Umwege auf den geraden Weg gekommen; auch er hat im langen Streite mit ſich ſelbſt und ſeiner Zeit nur das Gefühl des Sieges, den Sieg ſelbſt aber noch lange nicht gewonnen. Sie wiſſen es, daß die Geſchichten und Künſte der alten Welt, das Leben und den Sinn der neuen erforſchen und darſtellen, ſeit mehreren Jahren das Geſchäft geweſen iſt, wodurch ich mit denen, die vor Ihnen hier ſaßen, und mit Ihnen ſelbſt in Verbindung gekommen bin. Ich darf es ſagen, ich betrat meinen Weg mit Muth und Wonne, ich wollte das Größte und Beſte, was ich lebendig gefühlt und gedacht hatte, auch Sie fühlen und denken laſſen; aber die Jugend und Leichtigkeit des Herzens ward keine Jugend und Leichtigkeit der Ausführung. Mit aller Zuverſicht und Freude, womit ich begann, ward ich bald feſt, ward ſo verwickelt in dem gefährlichen Treiben, daß ich entweder Ohnmacht offen erkennen und die Kraft meines Lebens zerſprengen, oder, in Angſt und Verwirrung forttreibend, beſſerer Stunde der Auflöſung warten mußte. Ich bin bei dem beſten

Ernſt eine Zeitlang ein halber Schelm geweſen, wie ſo viele ſind; nicht aus Luſt an Gaukelei, ſondern eines Pfades mangelnd durch die Wüſte, die einſt eine liebliche grüne Au war mit Blumen und Quellen, aber durch die Karrenſchieberei der Gelehrſamkeit mit Schutt und Staub ſo überſchüttet worden iſt, daß Viele darin unterſinken und erſticken, Andere ohne Licht und Spur ſich in heilloſe Irren verlaufen. Doch glücklich, endlich hat der Mann ſich gefühlt, und mit dieſem erſten Gefühl hat er erkannt, was er ſollte. Ich ſtreife dieſe gleißende Schlangenhaut jetzt offen ab vor Ihrer aller Augen, erkennend und bekennend, daß unter dem Mond vielerlei Ding iſt, wovon wir arme Flaumenbärte und Graubärte nichts wiſſen können; daß mehrerlei Ding iſt, wovon wir ſelbſt in geweihten Stunden nur zitternd ſprechen dürfen. Das böſe Spiel iſt bis zu Ende ausgeſpielt, der gelehrte Innungsmann iſt überwunden: der Menſch, der wahr und gut ſeyn mögte, tritt zu Ihnen hin, und ſoll hinfort nur ſein innigſtes Leben, ſeinen reinſten Glauben, ſeine eigenſte Ueberzeugung ausſprechen.

Ich habe bekannt, ich will mehr bekennen. Schaam, oder Zorn der Eitelkeit können unter uns nicht mehr ſeyn, und wo ſie aufkommen wollen, ſtrafe ſie die Wahrheit. Ich ſprach: ich war ein halber Schelm, ich war auf dem Wege, ein richtiger Gaukeler zu werden; nicht geradezu und abſichtlich, ſondern leiſe und zufällig: denn im Ernſt hat es noch nie ein Menſch darauf angelegt, etwas Schlechtes zu ſeyn. Eine Täuſchung, welche beſſere Herzen und Köpfe bethört hat, ſpielte mich ſo mit fort; ich ließ mich treiben, und duldete Jahre lang ein Leben hohler Worte und halber Gefühle, bis die gewaltige Zeit, die an Königsthronen und Profeſſorſtühlen gleich leichtſinnig rüttelt, mich aus dem dumpfen Traum aufſchüttelte: mir gingen die Augen auf, ich ſah mich, ſah Sie, erſchrack, erkannte, und ermannte mich. Ich ſah mich, wie ich da ſtand, das Herz voll Sehnſucht, aber den Kopf voll Wind, der leicht und luſtig über die Lippen flog, und andere zu blähen ſuchte, wie er mich blähete; ich ſah Sie, m. H., zum erſten Mal ſo fern von mir, daß ich kaum mit den Augen erreichen und unterſcheiden konnte, die ich ſonſt mit den klingenden Worten getroffen, mit den hohen Lehren des hohen Katheders begeiſtert zu haben ..... Mir ſchwindelte vor der ungeheuren Kluft; ich [illegible] eine bittere Thräne über die Nichtigkeit meines Dichtens und Trachtens, und ich beſchloß in dem erſten Schmerz, auf immer zu ſchweigen, Kohl pflanzen und die Erde pflügen zu gehen, und beſſeren oder genügſameren Männern die ſchwere Kunſt zu überlaſſen, wobei ich nicht glücklich war. Ich habe ſeitdem Zeit gehabt, mich zu prüfen und zu erkennen; Muth und Stärke iſt aus der Erkenntniß der Sünde gekommen. Ich bin Ihnen fern geſtanden, ich ſtehe Ihnen noch fern, und werde Ihnen noch Tage lang fern ſtehen: Worte können den alten Schaden eines böſen Wahnes wohl zeigen, aber ſeine Gewohnheit nicht ſogleich aufheben. Ich habe bisher geklungen wie eine einſame Prophetenſtimme in der Wüſte, Sie haben leere Töne gehört, und das Herz iſt leer geblieben wie ſie. Ohne Liebe, Begeiſterung, und Jugend wird das Edelſte, was der Menſch treiben kann, zu einem windigen Nichts; Uebermuth ſoll Einfalt, Zierlichkeit ſoll Treue, Geiſt und Witz ſollen Kraft und Tugend erſetzen: das können ſie nicht.

Wir können nicht dafür, daß wir ein taubes, herzloſes, geiſtloſes Ding getrieben haben: die Zeit, die unſere Zeit iſt, hält uns nothwendig in ihren ewigen Banden; wir haben ſeyn müſſen wie ſie, wir werden ſeyn müſſen wie ſie, auch wo wir es nicht wollen: doch ſchon der Kampf gegen ihr Schlechtes wird uns in künftigen Tagen Freude ſeyn. Dieſe Zeit, die alles vergeiſtigt und aufgelöſt hat, offenbart ſich an uns und an andern in der heilloſeſten Schwäche und Nichtigkeit; ſie offenbart ihre Noth, welche eiſerne Brüſte zerſchmelzen und hannibaliſche Augen mit Thränen füllen könnte. Wohl preiſt ſich dieſe Zeit des weit ſtrömenden Lichtes, das ſie über das Dunkel ausgegoſſen; des unendlichen Geiſtes, wodurch ſie das faule, verdüſterte Geſchlecht gereitzt und erregt hat; ſie preiſt ſich erhabener Gedanken, wovon die Väter nichts wußten; göttlicher Ideen, wodurch die Welt geworden; zarterer Würdigung und Achtung des ganzen Menſchengeſchlechtes — aber ſie zeige uns erhabene Thaten, ein friſches, kräftiges Leben, ein edles, freies Geſchlecht auf Erden! Nur durch ihre Geburten können wir ſie erkennen und anerkennen. Ja, ſie hat Herrliches gebohren; einen Flug zu dem Aether der Götter, den die früheren Alter nicht ahndeten; eine Erleuchtung des Geſchlechtes, die einſt Großes vollbringen kann; eine Unabhängigkeit des Gedankens, die

Arndt [illegible]

[illegible]

mit Schöpferkraft die Erde unten vernichtet, und droben in dem hohen Himmel ſich eine neue ſchafft. Aber Herrliches hat ſie auch zerſtört, und im Schwanken der ringenden Elemente einer neuen Schöpfung ſehen wir mit Zittern und Erſtaunen hin auf das, was werden ſoll. Gewaltige Genien ſind aufgeſtiegen aus der tiefſten Fülle der Natur, göttliche Geiſter haben auf eine höhere Bildung, auf eine mächtigere Nothwendigkeit der Enkel hingewieſen, die dieſer erwachte Geiſt führen ſoll. Doch nur Wenige ſind beſtanden, Viele vergangen: da ſie mitarbeiten wollten an der feurigen Wiedergeburt der Welt, geriethen ſie zu nahe an die Flamme, und dienten nur wie anderes Holz die Auflöſung und Zerſtörung des Veralteten zu beſchleunigen. Jene wenigen Reinen und Mächtigen wollen wir kniebeugend ehren und bewundern, die andern Vielen bedauren, und uns ſelbſt in ihnen; denn vielleicht ſind ſie unſer eigenſtes Selbſt.

Sehen Sie einen Augenblick hin auf ſich ſelbſt und auf mich, blicken Sie dann weiter hinaus auf die Gränzen des teutſchen Vaterlandes: und Sie werden verſtehen, was ich meine. Wir Teutſchen haben mit den andern Europäern redlich und tapfer gearbeitet, die Herrſchaft des Geiſtes allgemein zu machen ich brauche bekannte große und kleine Namen nicht zu nennen — aber über dem Suchen und Forſchen nach Geiſt haben die meiſten von uns den Geiſt verloren, und ſtehen als hohle Geſpenſter, als dürre Skelette da, welche die genialiſche Wärme der Sonne und des Lichts weder ſelbſt empfinden, noch andern mittheilen können. Doch wir ſind übermüthig, frech, und gottlos geworden, ohne zu fühlen, daß wir ſchwach, abergläubiſch, und erbärmlich ſind. Die teutſche Philoſophie, womit wir groß thun, der teutſche Sinn, womit wir ſo gern vor dem Ausländer prahlen, iſt ein Geſpött der Weiſen und der Narren geworden, und übergefloſſen und ausgefloſſen wie Waſſer: bei den meiſten leeres Geſchwätz, armſelige Grübeleien, welche die Welt weder erleuchten noch erlöſen. Wo iſt das hohe Leben, die göttliche Selbſtkraft, der tiefe Naturglaube, den ihr zu haben und in die Welt zu bringen vorgebt? Wo iſt die Tugend des Mannes, die nicht zittert? die Genügſamkeit des Weiſen, die auf ſich ſelbſt ruht? die Heiterkeit des Begeiſterten und Sehers, die in der Harmonie des Alls ſelig mit zerfließet? Ich ſehe ſie nicht bei euch betrogenen Gauklern und nichtigen Schwätzern. Möget ihr klug, witzig, und fein ſeyn; möget ihr das Senfkorn und den Sonnenball meſſen; das tiefe Herz der Welt, wie die Pulſe eurer eignen Bruſt, fühlen: ihr habt euch verflogen, wie Falken und Tauben in ſtürmiſche Wolken, und in euren windigen Regionen verſchwindet die Erde unten in Nebeln und über euch rollet der Himmel mit ſeinen Sternen nicht in Klarheit. Die Welt iſt verlaſſen, ja ſie iſt verdorben von denen, die ſie halten und leiten ſollten; die Erde trägt ſich nicht mehr auf den alten Grundſäulen des Glaubens und der Treue, worauf ſie Jahrtauſende geruht hat. Wir haben geſehen, was geſchehen iſt; wir ſehen, was täglich geſchicht; wir erwarten zitternd, was geſchehen wird. Hirngeſpinſte, kühne Ideen ohne kühnen Willen, weite Anſichern bei engen Herzen ſollen erſetzen, was einſt feſt und ſicher hielt. Berauſcht, bethört greift man in das rollende Rad der Welt, will es treiben und hemmen, und kann es nicht. Ohne Verſtand wird der begeiſtertſte Muth die ſchlaffſte Feigheit. Weil die Welt dem Stürmer nicht ſo leicht, wie er meinte, ohne Stätigkeit und Arbeit dienen will, ſo läßt er ſie fahren, und iſt hienieden ein elender Knecht, während er wähnt dort oben in ſeinen Ideen ein Gott zu ſeyn. So ſchwärmt ein faules und markloſes Zeitalter; ſo dient die feige Schwäche ſchaamlos; ſo zertritt die frechſte Barbarei, der wildeſte Deſpotismus die wehrloſe Menſchheit: und Aſchen der Ruinen, Gebeine der Erſchlagenen, Gewimmer der Schwächlinge, die nicht ſterben können, geben viel zu ſinnen über dieſe Zeit, die ſich die erleuchtete und humane nennt. Weil denn alles wanket und fällt, was ſonſt mächtig ſtand; weil die fliehen, die vor tapfer, die dienen, die vor herrlich waren; weil all unſer Wiſſen keinen Verſtand, all unſere Arbeit keine Freiheit, all unſere Geduld kein Glück gebracht hat; weil die kühnſte That, das lebendigſte Wollen, ſelbſt bei edlen Menſchen, jetzt ſo oft in Verwirrung und Schande übergeht, die kühnſte Idee jetzt nichts lebendig machen kann — ſo iſt es wohl noth, zur Einfalt und zum Glauben zurückzufliehen, und zu ſuchen, ob ſie dem überkünſtlichen und überklugen Geſchlechte Heil und Vertrauen bringen können; ſo iſt es wohl noth, den Menſchen hinzuweiſen auf eine kühnere Zeit und kühnere Menſchen, welche freier und edler thaten und litten; es iſt wohl noth, die fürchterlichen und ungeheuren, die edlen und tapferen Menſchen mit einer andern Würdigung anzuſehen, als wie gewöhnlich geſchieht. Aus dieſem Gefühle entſprang der Gedanke der Unterhaltungen, die einen Theil dieſes Sommers uns näher zu einander ziehen und verbinden ſollen. Ich will verſuchen, ob es dem übergeiſtigen Menſchen noch möglich iſt, die alte Würde und Ewigkeit der Geſchichte in Einfalt und Kraft hinzuſtellen, den Menſchen ſelbſt hinzuſtellen als den Gott in der Natur, ohne ihn an ſo vielen Gerüſten der Klugheit und Kunſt in windiger Luft aufzuhängen, als ein Ding ohne eigne Luſt und eigne Nothwendigkeit.

In der alten Welt, die nicht ſo weit ſah, als wir, aber was ſie ſehen wollte mit klareren Augen ſchaute, war der Menſch und ſein Leben der Mittelpunkt, um den die Begebenheiten und der Zufall, als das von ihm Geſchaffene und Beherrſchte, rund laufen mußten; ſelbſt die höhere Nothwendigkeit des Schickſals ehrte die ſelbſtherrſchende Kraft des Einzelnen, indem ſie dieſelbe ſtill und wunderbar zerbrach. Es war ein ſchönes luſtiges Spiel geweſen, ward als Spiel geendigt, und das Glück ließ ſeine Räthſel und Wunder ungelöſt: alles Einheit, Hoheit, Nothwendigkeit im Leben und Schickſal. In der neuen Geſchichte verſchwand die Herrlichkeit der großen Naturen, das Göttliche in der Selbſtſtändigkeit und dem Selbſtvertrauen der Einzelnen; die ewige Nothwendigkeit war dahin: ein künſtliches, albernes Ding, das man Vorſehung nannte, trat in ihre Stelle, und zerrte das Leben und ſeine großen Bewegungen mit ſo vielen kleinen und großen Fäden hin und her, daß die Giganten und Heroen früherer Zeit mit dem gewaltigen Antlitz und dem furchtbaren Schritt alberne und quäkende Marionetten wurden, die lächerlich und weinerlich den Sinn einer kümmerlichen Welt darſtellten. Der ſtolze Menſch, das göttliche Weſen, das erſtaunende Ungeheuer, ging unter; die Liſt und ihre Geſpinſte, und alle Klügeleien der Dummheit und Schlauheit ſollten die neue Welt regieren und erklären. Der Schwall der Begebenheiten, die ohne lebendige Menſchenkraft nur Zufälligkeiten ſind; die Unendlichkeit von Künſten und Deuteleien, womit man dieſe umſpann; ein wunderbarer Geiſt, der alle Kräfte des Lebens von fernher ſelbſt im Einzelnen lenkte — tödteten die hohe Majeſtät in der Natur und den hohen Muth in dem Menſchen. *Man lebte endlich, wie man darſtellte, empfand, wie man glaubte.*

Die kluge Zeit, die uns gebohren hat, muß uns auch wiedergebähren. Jene Empfindung, jener Glaube dürfen nicht die unſrigen ſeyn. Wer auf dem Tod des Höchſten und Heiligſten ſteht, was lange Jahrhunderte erſchufen; wer unter den Ruinen, auf dem Scheiterhaufen, wer in Mitten der Flucht und der Verwirrung von Hunderttauſenden noch friſch und beſonnen da ſteht — den kleidet Muth und Kühnheit wohl, der darf an Hoheit und Herrlichkeit der Natur glauben, und ſie darſtellen. Wo war eine Zeit kleiner, als dieſe? wo war eine größer? Schnelle, blutige Revolutionen, fürchterliche Wechſel, teufliſches und göttliches Spiel mit Ideen, Arbeit und Krieg der ſtreitenden Elemente und Kräfte, erſter erſtaunender Durchbruch des höchſten geiſtigen Lebens, wohin das Chriſtenthum die Menſchheit führen ſoll — welche verwirrende Wunder vor den Augen und in dem Herzen! welch ein Staunen derer, die mit eingewickelt ſind, oder dieſe Schrecken und Wonnen um ſich fluthen ſehen! Großes erleben wir; aber wir ſind zu ſchwach, es zu halten und zu lenken, zu feig und befangen, es ruhig zu ergreifen und groß darzuſtellen. Auf! ihr Jünglinge, die ein reinerer Sinn belebt, ein kühneres Herz entflammt, ſeid friſch und gerüſtet! denkt euch mächtig und würdig der großen und ungeheuren Dinge, die ihr ſehet und fühlet: und ein mächtiger Geiſt wird in euch erſtehen, groß und freudig werdet ihr das Leben dieſer ſchrecklichen Zeit tragen, groß und freudig in ihren Verwandlungen und Toden mit untergehen, wenn ihr untergehen müſſet. Ich ſehe eure Angeſichter erröthen, eure Augen leuchten, eure Buſen ſich heben, und fühle mich ſelbſt beſſer und höher und verſöhnt mit der Gegenwart, die ſo viele Knechte und Ungläubige macht. Wenn dieſer Muth uns bleibt, ſo wird die Geſchichte wieder edel und göttlich, ſo tritt der Menſch wieder in ſein hohes Spiel ein, gerüſtet und wacker durch eigene Kraft, ein gehorſamer Sohn der Natur, unter der Hut eines ewigen Schickſals. Uns ſelbſt und unſer Verhängniß, uns ſelbſt und die unvergänglichen Geſetze der Natur, worunter wir ſtehen, lehrt eine ſolche würdige Geſchichte uns begreifen. Sie, die zehnte der Muſen, tritt mit dem ernſten und liebenden Antlitz der Beſcheidenheit hin, öffnet den heiligen Mund voll milder Weisheit, voll erhabener Orakel, und wird die fromme Lehrerin, die züchtige Lenkerin, die hohe Zeichendeuterin der Gegenwart und der Zukunft. Wohl iſt der Spruch andere Zeiten andere Herzen ewig; aber wie ſehr unſere Zeit und ihr Urtheil auch abweicht von der Kraft und Unſchuld früherer Alter, wie künſtlich und geiſtig auch alles gebohren wird — doch iſt in der Welt und der Menſchheit etwas Bleibendes und Immergleiches, was in dem Gegenwärtigen das Vergangene und Künftige zeigt und erklärt. Dieſes Ewige darin zu ſuchen und in einzelnen Geſtalten uns gleichſam lebendig einzubilden, (informare) iſt die kühne Hoffnung dieſer Zuſammenkünfte. Nicht um das Gepräge eines Silberpfennigs zu deuten; nicht um das Wappen eines Stammbaums zu erklären; nicht um den dunkeln Namen eines Volkes, den verborgenen Urſprung eines Geſetzes aufzuhellen — verſammeln wir uns; ſondern um das erſte Gepräge der Menſchennatur, das Wappen ihres Adels und ihrer Würde, das dunkle Geheimniß unſrer eignen Bruſt, den verborgenen Urſprung eines mächtigen Willens in anderen zu offenbaren wie in einem Spiegel, worin wir uns ſelbſt am beſten ſehen.

Auch jetzt noch iſt der Gott des Lebens lebendig, ſo ſehr auch die meiſten Schreiber und Sprecher mit ihren groben Fäuſten ihn todtſchlagen und zerreißen; auch jetzt offenbart er noch in großen Naturen ſeine innerſten Geheimniſſe, und giebt tiefe Räthſel zu löſen auf. Jeder bedeutende Menſch iſt ein ſolches Räthſel, das uns mit ſeinen geheimen

Bedeutungen vorgehalten wird, und wer den Einen möglichen Sinn ſolcher Räthſel nur einmal und zweimal hell aufgefaßt hat, dem öffnet ſich die unendliche und überſchwängliche Geiſterwelt in wunderbarer Klarheit; dem ſchließt ſich die menſchlichſte Wiſſenſchaft, die Geſchichte, als ein goldenes Zauberbuch auf, das für den Seher nichts Geheimes mehr hat. An ſolchen lehrreichen Räthſeln wollen wir uns üben, und ich will Sie ſogleich auf den Punkt hinweiſen, worauf Sie ſich ſtellen müſſen, um ſie zu deuten. Alle Räthſel, die gut ſind, können nur Einen Sinn haben; dieſen zu finden bedarf es keines langen Grübelns noch tiefen Wiſſens, ſondern eines hellen Auges und geſchwinden Entſchluſſes, eines Muthes, welcher kühn zugreift: denn nur die Kühnheit findet die Wahrheit. Es wird uns bei der Entzifferung des Lebens großer Menſchen und ihres Zeitalters gehen, wie allen, die Räthſel deuten. Wenn man den Sinn gefunden hat, ſo ſcheint er ſo leicht und einfältig, und man wundert ſich, daß man nicht früher von ſelbſt darauf fiel. Aber die Freude, ihn gefunden zu haben, ſetzt in dem Räthſel und in dem Auflöſenden etwas Höheres voraus, eine tiefere und mehr innere Bedeutung, die über den Sinn des Räthſels wieder etwas zu ſinnen giebt. Hierauf wollte ich eigentlich hinweiſen als auf das Erſte bei dem leichten Spiel der wenigen Stunden, die wir mit einander hinſpielen wollen. Es wohnt in dem menſchlichen Gemüthe die unendliche Kraft, daß Geiſt immer friſcher und lieblicher aus Geiſt blüht, daß jedes innere Leben von Ideen neue

Ideen gebiehrt, bis der volle Glanzhimmel leuchtender Bilder mit Göttern, Engeln, und Heroen vor dem erſtaunten Blick ſteht, und der Menſch ſelbſt, irdiſcher Noth und Begier vergeſſend, in der ſüßen Harmonie des allgemeinen Lebens ſelig zerſchmilzt. So tönt in jedem Gedanken, den die erſte Einfalt der Welt ausſprach, in jedem naiven Räthſel, in jedem zärtlichen Liede der Anklang einer höheren Welt; ſo erhebt uns die vollkommenere Organiſation eines größeren Kunſtwerks über den engen und niedrigen Dunſtkreis der Erde: freudig bluten wir mit Hektor für das Vaterland; trotzig auf ein ewiges Recht, ſtürzen wir mit Prometheus in des Tartarus Grauſen; muthig fliegen wir mit dem Alciden aus der Gluth des Rogus zu den Göttern empor. Nicht der Menſch wird vergeſſen in der Idee und dem Bilde einer höheren Welt, wohin uns die Kunſt führet; ſondern grade in dieſer höheren Welt ſteht der Menſch: da ſcheint ſein leuchtendes Bild unvergänglich und unſterblich; da ringt und lebt ſeine Kraft, die mit den Göttern verwandt iſt; da zeigt der unendliche Muth und die überſchwängliche Luſt ſeine Tugend und ſeine Würde. Die kleinen Seelen einer kleinen Zeit kannten und fühlten ihn nie, und konnten ihn nicht darſtellen. Wo er weint und wimmert in irdiſcher Qual, wo er hungert und durſtet, da iſt er in das Chaos blinder Zufälligkeiten mit hineingeworfen, und ſteht ſelbſt als ein Zufall unter der ſtrengen Herrſchaft des Naturgeſetzes. Auch das gehört dem Menſchen an, aber dadurch und darin iſt er nicht: was er verachten, was er wegwerfen und zerſchlagen kann als das ſchwere Gepäck, worunter nur niedrige Seelen ächzen, das iſt nicht er ſelbſt. Doch kann bei dem Kleinen die Herrlichkeit untergehen in dem, worüber des Großen Herrlichkeit ſich erhebt. Wer die Luſt und Pracht des Waldes ſehen will, der geht aus in dem grünen Frühling, pflückt den Duft der Veilchen und Lilien, hört die Nachtigall ſingen, den Waſſerfall brauſen, freut ſich der breiten Krone der Eiche, der hochgipfligen Zweige der Buche, des ſchlanken Stammes der Tanne und Birke. Nicht geht er aus im Winter unter die beſchneiten Stumpen eines niedergehauenen Waldreviers, und ſucht an dieſen Stumpen und an Rinden und Wurzeln mühſelig und kümmerlich zu zeigen, wo weiland die ſtolze Eiche ſtand und der duftige Wipfel der Birke wehte. Wer den Menſchen und ſeine Herrlichkeit ſehen und offenbaren will, der geht nicht in Tollhäuſer und Lazarethe, den hält nicht das feile Geſchrei des Jahrmarkts, nicht das hungernde Elend der Hütte auf — hier iſt das niedrige Reich des Zufalls und der Knechtſchaft — er geſellt ſich zu den Größeſten und Herrlichſten, zu den Kühnen und Tapfern, den Weiſen und Freien. Auch dieſe ſtehen ſcheinbar im irdiſchen Dienſt des Bedürfniſſes, aber ihr groſses Herz vernichtet dieſen Schein der Niedrigkeit durch ein höheres Leben. Wir halten uns nicht auf bei dieſem Niedrigen, das auch uns nur ein Schein iſt, und flüchten uns aus ſeinem Schmutz und Jammer zu dem Ewigen und Wirklichen, dem wir keinen Schein leihen, wenn wir es herrlich ſehen und ſchildern. — Ich bin hier an der Gränze der Sprache, mögte mein Leben unter Ihnen, mögte das Gefühl der Gemeinſchaft, welches uns hier zuſammenbindet, mögte mein Blick und meine Stimme Ihnen offenbaren, was ich nicht ausſprechen kann! Das Leben und die edle Natur eines tapfern Menſchen in der Wirklichkeit hat eine ſo unermeßliche Luſt und Majeſtät, der Verſtand dieſes Lebens zeigt ſolche erhabene Bilder, die alles übertreffen, was man ſüße Täuſchung und göttliches Ideal der Kunſt genannt hat. O alle Kunſt, welch ein kleines Tröpfchen in dem unendlichen Ocean der Geiſter und der Kräfte! welch ein leiſer und einzelner Saitenklang aus der vollen Harmonie der lebendigen Welt! Es iſt alles höher wirklich, was hoch gefühlt und gedacht ward; es iſt des Lebens That unendlich größer, als ihr Bild in Stein und Ton und Rede. Der Menſch in ſeinem höchſten Schein der Kunſt auf der Bühne und im Heldenſpiel reicht nicht an den, der den heiligen und einfältigen Verſtand der göttlichen Natur mit frommem Sinn gefaßt und bewahrt hat. Mit dieſem Gefühl trete ich jetzt ruhig und fröhlich in die Schranken. Möge es das ihrige werden! ſo wird Einfalt und Tugend, Glaube und Treue, Hoheit und Vertrauen im Leben und im Tode nie von Ihnen weichen, und die Erde wird den Starken und den Guten dienen müſſen.

Bei dieſen Vorleſungen werden wir nur auf ſolche Männer achten, die als Repräſentanten eines ganzen Volkes, als Interpreten eines ganzen Zeitalters da ſtehen; ſolche Männer, welchen die Natur ein ſo ausgezeichnetes Gepräge aufgedrückt, welche eigne Kraft, oder Zufall auf eine ſolche Stelle geſetzt hat, daß ſie anſchauen und von einer Menge Ideen berührt werden Eins iſt. Solche große Schaumünzen der Geſchichte ſind Themiſtokles und Sulla, Heinrich der Vierte und Friederich der Zweite, Kaiſer von Teutſchland, Rodrigo di Diaz und der Schwarze Prinz, Heinrich der Vierte und Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, Karl der Zwölfte und Peter der Große, Friederich der Einzige und Philipp von Macedonien, Kromwell und Luther, Shakeſpeare und Cervantes u. ſ. w.

Als eine Vorerklärung und Einleitung zu dieſen Studien muß ich zuerſt auf etwas Allgemeines hinweiſen, worauf das Folgende zurückgeführt und woran es angeſchloſſen werden kann. Wenn dieſe kleinen Vorſpiele nicht feſten Grundſätzen gleich ſehen, ſo wollen wir ſie Fingerzeige und Winke nennen, welche hindeuten auf das Tiefſte und Geheimſte des Menſchen, dem ſich die Sprache verſagt. Nothwendig ſind dieſe Vorſpiele, damit wir nicht in peinvoller Mühe und Irre hin und her ſchweifender Deutelei uns vergebens zerarbeiten, damit die Darſtellung in der Klügelei leeren Geſchwätzes ſich nicht zerſplittere, ſondern das große Leben der Heroen in einfältiger Einheit als ein wahrhaftiges Leben hinſtelle. Wir können dieſe Vorübungen den Schlüſſel nennen, wodurch uns das Heiligthum mit dem Glanz und den Hoffnungen und Schrecken unausſprechlicher Myſterien aufgeſchloſſen wird. Tage, Monate, und Jahre verrollen, wir ſind noch immer im Staunen; Ehrfurcht und Blendung binden uns das Auge und den Sinn, bis wir endlich Muth faſſen, das Einzelne des Heiligthums zu betrachten, zu unterſcheiden, und zu deuten. Aber wenige können mit dieſem Schlüſſel ſchließen, und auch die es verſucht haben, ſind in Herzensbangigkeit und Kleinheit ihres Gemüthes meiſtens in den Vorhallen des wundervollen Tempels ſtehen geblieben, und haben die koſtbare Zeit verloren, die kleinen Scherzbilder, die zum Theil bedeutungslos dort aufgehängt ſind, und die bunten Schnörkel und Verzierungen der Wände anzugaffen und zu deuten: ſie haben gedeutet, worin keine Bedeutung iſt. So war bis jetzt meiſtens die Anſicht und das Studium der großen Naturgeſchichte mehr für den Witz, als für den Sinn, mehr für die Kenntniß des Auges, als für die des Gemüthes. Das Allgemeine und Ewige liegt an ſich ſchon tief verhüllt und verborgen allen, die das Heilige nur mit kindiſcher Neugier und alberner Eitelkeit ſuchen. Ohne das unmittelbare Gefühl und den einfältigen Glauben an eine göttliche Natur iſt es gar nicht. Jemehr hier geklügelt wird, deſto weiter fliehet die Wahrheit in ihr Dunkel zurück. Dies kann uns bange machen für uns. Sind wir denn würdig, die Wahrheit zu finden? ſind wir denn rein und einfältig genug, die erhabene Einfalt der Weltherrlichkeit anzuſchauen, und andern auszulegen? Wir werden hier viel fehlen, weil wir mehr klug als gut, mehr begeiſtert als tapfer ſind. Leider kömmt durch unſer Vielwiſſen Ohnmacht und Unwiſſenheit in dem, was zu wiſſen das Höchſte iſt. Ich bekenne dieſe ſchlaue Unwiſſenheit, dieſes geblendete Urtheil. Jeder von Ihnen greife in ſein eigenes Herz, ſchaue ſelbſt mit hellen Augen um ſich her, und richte zwiſchen mir und der Welt, die ich ihm weiſe. Mein innerſtes Gefühl ſagt mir, daß der Weg, worauf ich bin, der rechte iſt; es ſagt mir auch, daß ich oft von dieſem Wege abirren werde: denn die vielen Irrlichter ſeitwéges haben wohl Beſſere geblendet und verdorben, als ich bin.

Zweite Vorleſung.

Meine Herren.

Karakterſchilderungen war die Ueberſchrift unſerer gemeinſchaftlichen Studien für dieſe Stunden. Karakter eines Dinges und einer Perſon heißt das Bleibende und Unterſcheidende, was die Natur ſo innig und ſo tief in ihr ganzes Weſen eingewoben hat, daß es durch nichts ganz verwiſcht und ausgelöſcht werden kann. So ſpricht man von dem Karakter eines Wurms und eines Engels, einer Blume und eines Baums, indem man dasjenige bezeichnen will, woran man ein-jedes von dieſen von andern verſchiedenen, oder ähnlichen Dingen unterſcheiden und wieder erkennen kann. Bis jetzt hat man die Natur bloß von ihren Auſſenſeiten betrachtet, und mit mehr Witz und Scharfſinn, als Gemüth und Tiefſinn, das Auszeichnende jedes Dinges in ſeinem Veränderlichen und Zufälligen geſucht. Auch darin giebt es allerdings etwas, das dem Bleibenden ähnlich ſieht; aber nichts, was das eigentliche Leben und ſein ewiges Wirken und Wollen offenbart. Höchſtens ſpielt der äußere Schein darauf hin; aber um dieſe

Hindeutungen und Anſpielungen zu begreifen, muß der Menſch ſchon ein inneres Daſeyn geahndet und in ſeine Verborgenheit hineingeſchaut haben. Ich ſagte, man habe die Natur bis jetzt bloß von ihren Auſſenſeiten betrachtet; ich hätte beſtimmter hinzuſetzen ſollen, von ihren Auſſenſeiten, und zwar im Einzelnen: ſo daß man jedes Ding für ſich anſah, als wenn es bloß durch die genaue Anſicht ſeines äußeren Lebens für ſich allein erklärlich und verſtändlich da ſei. So, mit vieler vergeblicher Arbeit ohne Geiſt und Sinn, konnte man aus ihrem weiten Reiche höchſtens bunte und verworrene Haufen von Kurioſitäten und Seltenheiten aufſchütten, die eitle Neugier zu befriedigen, aber nicht, die großen Fragen und Wünſche des Herzens zu beantworten und zu erfüllen. Aber man könnte die Natur auch bloß von ihren Auſſenſeiten im Ganzen anſehen, wie die Dinge in ihr zu einander ſtehen und einander abbilden. So gefragt wird ſie ihrem frommen Sohn ſelbſt über Manches Antwort geben, was er nicht hoffte auf dieſem Wege von ihr lernen zu können. Wir haben hier mit der Geſchichte des Menſchen, mit der Entwickelung menſchlicher Karaktere zu thun. Freilich ſteht der Menſch hoch über allen übrigen Dingen, aber nicht ſo hoch, daß man ſein Gleichniß in ihnen nicht erblickte: auch er iſt in der Welt des Scheins nur ein Naturding, wie die andern Dinge. Jemehr alſo dieſer Dinge geheime Verbindung und gemeinſchaftlicher Lebensſinn offenbart wird, deſto klarer entdeckt ſich auch an ihnen des Menſchen Leben und tiefſte Nothwendigkeit. Der Menſch, die geiſtige Gewalt auf Erden, umfaßt in ſeinem Weſen den weiten Umfang aller übrigen Geſchöpfe, von dem Veilchenbuſch bis zur Ceder Libanons, von der Milbe bis zum Elefanten. Eines jeden einzelnen Menſchen Aehnlichkeit und Gemüth iſt ganz gewiß beſtimmt gezeichnet in einem gewiſſen Naturdinge; oft ſind mehrere zuſammengefloſſen, ihr Gleichniß in ihm darzuſtellen. Dies war es wohl, wovon der Weiſe von Samos die Vorwelt vieles lehrte; was zu Eleuſis und Samothrace als ein verhülltes Geheimniß umwandelte; was in den Geheimniſſen der Brachmanen Indiens noch übrig iſt. Sehen Sie nur einmal hinaus in die weite Schöpfung, und halten ſich ſelbſt und andere an die mannigfaltigen Bilder der Natur – welche wunderbare Ahndungen, Scheine, und Aehnlichkeiten werden Ihnen auf jedem Schritte begegnen, bald die innere Allegorie des Sinnes, bald die äußere Geſtalt vor Sie hinſpielend! Iſt dieſe Jungfrau in ſüßer Melancholie ihres Daſeyns, in dem Zauberklang ihrer Stimme voll Sehnſucht und Liebe, in dem unbefangenen und ſorgloſen Vertrauen der Unſchuld iſt ſie nicht der Frühlingsſängerin, der Nachtigall, gleich? jene andere, ſtill und beſcheiden, freundlich und fröhlich, bildet das Gemüth des zarten Veilchens, das verborgen wenige Tage duftet und verblühet; die dritte dort, üppig und wild, flatternd und unbeſtändig, gleich der geruchloſen Tulipane mit allen wechſelnden Farbenſpielen. Sieh des Tyrannen Blick, ſein ſtarres Aug funkelt wie des Tigers, ſein Schritt iſt heftig und unſtät, ſein Leib mit allen Sehnen und Muskeln geſpannt, er iſt immer gerüſtet gegen

Angriff, immer fertig, ſich auf den Raub zu ſtürzen. Sieh den Tapferen und Großherzigen, mit der breiten Stirn, dem vollen Munde, den großen ruhigen Augen, der gewölbten Bruſt, und den ſtarken Schenkeln, mit der edlen, oft auch nachläſſigen Haltung, des Leibes — du ſiehſt den Löwen. So begegnet dem, der ſehen kann, das Edle und das Gemeine der ganzen Natur in den Menſchengeſtalten wieder. Aber bis jetzt hat noch der Gall gefehlt, der die allgemeinen* Phyſiognomien der Natur zuſammengeſtellt und gedeutet hätte.

Der Menſch ſteht alſo als das höchſte Bild in der weiten Unendlichkeit der übrigen Natur, als der große Spiegel, worin alle Uebrigen, wenn ſie erkennen können, ſich wieder erkennen müſſen. Welch eine Unermeßlichkeit des Blickes öffnet ſich uns hier! Alle Kräfte, alle Leidenſchaften und Gefühle, ja alle Bilder und Geſtalten der Natur in dieſem Einen Mikrokosmos. Welche Tugenden und welche Laſter! welche Erhabenheit und welche Niedrigkeit! welche Scheußlichkeit und welche Schönheit! welches reißende Thier und welcher liebende Gott in der Mannigfaltigkeit dieſes Einzigen verſammelt! Jedes andere Ding ſteht in engeren Gränzen der Bewegung, wie es ſcheint, mehr an den Wurzeln der Nothwendigkeit feſtgebannt, und darf nicht weiter; der Kreis ſeines Lebens, der Wechſel ſeiner Kräfte und Entwickelungen mißt ſich leicht aus. Sieh die Roſen von Päſtum und Tarent, geh dann hin zu ſchauen, wie ſie in Petersburg und Edinburg blühen; ſieh das edle Roß des Arabers in der Wüſte, und den ſchweren Gaul, der in Oſtfriesland den Pflug zieht — es iſt ein Abſtand; aber welch eine Kluft zwiſchen dem thieriſcheſten Menſchen und den erhabenen Seelen eines Platon und Leibnitz!

Sobald wir den Menſchen denken, gehen wir ein in die überſchwängliche Weite und Freiheit des Geiſterlebens. Der hohe Stolz und der feurige Muth der Götter, die Ahndung unendlichen Strebens und Vermögens, der Trotz größerer Selbſtſtändigkeit, als die Erde trägt, geht uns auf: Rieſen und Giganten erſtehen, die den Oſſa und Pelion auf den Olympus thürmen und mit den Unſterblichen um die Herrſchaft ſtreiten; wir verfliegen uns im Uebermuth, glauben an kein Geſetz, als an das unſeres Willens, bis das Gewimmer der Erſchlagenen und die zuckenden Gebeine der Herabgeſtürzten uns mit Thränen lehren, daß auch die Kühnſten und Mächtigſten von uns an den tauſend unſichtbaren Fäden eines höheren Willens gehalten werden. Das Gefühl der Vergänglichkeit ergreift uns, unſre Klagen tönen in den Jammer, unſre Thränen rinnen auf die Verweſung; aber ſo wie die neue Sonne uns wieder mit friſchen Flammen beſtrahlt, und die Kraft in uns ſich wieder ſtärkt, wächſt der alte Muth von neuem, und von neuem dünken wir uns den Göttern gleich, die unſre Brüder neben uns richteten. Für den Menſchen in ſeinem höchſten Daſeynsgefühl giebt es keinen Tod und keinen Dienſt, frei wie die Unſterblichen ſteht er in der ewigen Nothwendigkeit, wo auch der Gott nur will, was er muß. Zwei Welten angehörend ſtehen wir ſo da in der Erſcheinung des

Lebens; aber jene hohe Welt, wo wir in glücklicher Freiheit der Nothwendigkeit gehorchen und unſer ſelbſt zweite Schöpfer ſind, iſt die, welche wir als unſre rechte betrachten. In dieſe Welt und ihren Sinn wollen wir jetzt hinabblicken.

Aber wir können keinen Blick hinein werfen, als durch die äußeren Geſtalten der Erſcheinung; wir müſſen alſo den Menſchen, der in ſeinem eigenſten Leben nur Ein Schickſal und Einen Dienſt hat, betrachten als unter einem doppelten Schickſal und in einem zweifachen Dienſt ſtehend. Alſo, weil wir nur irdiſch darſtellen können, ſprechen wir, wie der Schein iſt, und ſehen den Menſchen an, zugleich herriſch ſelbſtſchaffend, und gezwungen dienend, frei dem Himmel, abhängig der Erde gehorchend, hier ſich ſelbſt bildend in Freiheit, dort zufällig gebildet in Knechtſchaft. Dieſer Schein iſt ſo lange etwas Wirkliches, bis der Menſch die Einheit ſeines Daſeyns erkennt, indem er es freiwillig gehorſam unter das unverrückbare Geſetz ſeiner Mutter, der Natur, ſtellt, und dieſe vergöttert und heiligt, wie ſie göttlich und heilig iſt, damit ihre Bande den Karakter ewiger Nothwendigkeit annehmen.

Alſo der Menſch ſcheint unabhängiger von der äußeren Natur, als die übrigen Geſchöpfe: aber in der ſtrudelnden und kämpfenden Bewegung des Lebens ſcheint er es nur, und wo er ſich da ohne Noth unabhängig macht, muß er für ſeinen Uebermuth und Ungehorſam meiſtens ſchwer büßen. Gewiß giebt es hier eine feine Gränze, die unſre Unwiſſenheit noch nicht ziehen kann und die unſre Ueberklugheit ſo ungern anerkennen will. Wir erkennen, daß der geiſtige Menſch Vieles ändert und ſchaffet, Manches zerſtört und überwindet; aber in dem Kampf des Lebens ſehen wir ihn nicht an als ein Weſen für ſich, das ſelbſtmächtig ſich ſelbſt und ſeine Erde nur eben machen kann, ſondern als ein ſolches, das unter mancherlei Berührungen und Einwirkungen der Natur und ſeines Geſchlechts ſteht, wodurch der eine im Kleinen und Schlechten niedrig und knechtiſch, der andere im Großen und Guten erhaben und göttlich erſcheint.

In Hinſicht dieſer Wechſelwirkungen und Beziehungen der Natur und des Menſchen, oder der erſten und der zweiten Natur, beſchauen wir

Erſtlich die Natur im Allgemeinen, und ihre ewigen Wirkungen, Einflüſſe, und Geſetze für alle ihre Kinder. — Dies Heiligthum iſt wenig geöffnet, wir gucken nur durch wenige kleine Ritzen des unendlichen Tempels, wir dringen nur mit einzelnen, zitternden Lichtſtrahlen ein; wir ahnden ſeine Geheimniſſe, wenn wir gewahren, wie die vielfachen Bilder der Welt in den verſchiedenen Klimaten ſich verſchieden oder ähnlich einander gegenüber ſpiegeln und bilden.

Zweitens ſehen wir des Menſchen Aehnlichkeit und Gleichheit an Leib und Seele mit ſeiner äußeren Natur, und zeigen Beiſpiele an Einzelnen und an Nationen.

Drittens halten wir den einzelnen Großen an ſein Volk, und an das, was man Zeitalter nennt, und gehen ſo

Viertens ganz natürlich über auf das Gewicht, das in der göttlichen und geiſtigen Kraft des Menſchen liegt, ſich von der Natur und ihrem leiblichen Zwange unabhängig zu machen.

Wir treten alſo zuerſt zu unſerer Mutter, der Natur, hin, um ſie und ihr heiliges Leben zu belauſchen; wir treten zu ihr hin mit jener Liebe und Frömmigkeit, die uns bei dem Gefühl ihrer unendlichen Güte ergreifen; mit jenem Vertrauen, das gehorſamen Kindern geziemt: denn nur der Liebe und dem Vertrauen enthüllt ſie ſich in ihrer göttlichen Nacktheit und Einfalt, der Frechheit und Klügelei entzieht ſie ſich in undurchdringliches Dunkel. O könnten wir uns unſchuldig an ihre ewig junge und blühende Bruſt werfen, wie das Kind in ſpielender Unſchuld im Graſe liegt, hier eine Blume pflückt und entblättert, dort mit den weiten lächelnden Augen zum hellen Himmel ſchaut und den Mond und die Sterne herunterlangen will! Sie ſind oft hinausgegangen in die Luſt des Frühlings: mild und ſtill wehend war der Abend, die Sonne ſank hinter die Berge, und über dem Wald ſtieg der freundliche, fromme Mond auf, lieblicher rieſelte der Quelle Geſäuſel, zärtlicher klang der Nachtigall Lied, die Blumen wiegten ihre geſchloſſenen Köpfchen im ſüßen Schlummer, die Blätter ſäuſelten gefühlvoll dem zärtlichen Geſange und der ſchmeichelnden Luft: allmalig wuchſen die Schatten, ein weißer Silbermantel breitete ſich über die dampfenden Wieſen, die grünen Gefilde, und hüllte den Himmel mit allen ſeinen leuchtenden Sternen in ſeinen magiſchen Duft ein. Alle Sehnſucht, alle Liebe des Menſchenherzens ward da lebendig, alle Augen des Gemüthes öffneten ſich, und leuchteten mit himmliſchen Thränen gefüllt, es ſank der Leib im ſeligſten Genuß an die weite und warme Bruſt der ganzen liebenden Natur; aber die Geiſter des Himmels und der Erde kamen über den entzückten Geiſt und erzählten ihm von göttlichen Dingen: es war Ein Gefühl, Ein Leben, Ein Verſtändniß der Welt und des Menſchen. Jenes, was als den höchſten Glanz des Lebens kein Wort und kein Pinſel mahlen kann, was wir alle einſt hatten und noch täglich haben können, iſt das, was ich meine, wenn ich von dem Kinderſinn ſpreche, mit welchem der Menſch die Natur umfaſſen und an ſie glauben ſoll. Wen dieſer Glaube nicht beſeligt, wem dieſe Liebe nie die Augen aufthut, der bricht vergebens an der äußeren Schale der Welt, ihr friſcher Kern wird ſich ihm nie aufſchließen.

Es iſt keine Zwietracht in der Natur, wenn wir einträchtig ſind. Geh hinaus, o Menſch! der Donner des Himmels weckt dich, deine eben noch ſichere Hütte wankt unter dem Sturm der Gewitterwolken, der Hagel zerſchlägt deine Fenſter und dein Angeſicht, und die rothen Blitze dräuen Zerſtörung. Zermalmt ſchaueſt du hinaus in das ſchwarze Dunkel der Nacht am Mittage – ſiehe, deine Schrecken wenden ſich abwärts, deine Hütte ſteht erhalten, und fröhlich im Sonnenſtrahl ſchütteln die Bäume die erquickenden Tropfen ab. Aber jenſeits flammt und dampft es auf aus ſchwarzer Nacht. Der Thurm der Stadt ward vom Blitz gezündet, der Sturm wirbelte die

Flammen weiter — bald rauchen ganze Gaſſen in Aſchen; wenige Stunden, und kaum iſt eine Spur da, daß hier eben noch Zehentauſende glücklich wohnten: du eileſt hinaus in den Jammer, klageſt mit den Klagenden, weineſt und verſinkeſt mit den Unglücklichen, denn du biſt ein ſterblicher Menſch. Geh hinaus, o Menſch, und ſiehe, und fühle! Du hatteſt ein Vaterland; deine Brüder hieſſen einſt ein kühnes, freies, tapferes Volk; Sitte, Wiſſenſchaft, Kunſt blüheten bei ihnen, und wuchſen auch durch ſie weit über die Länder. Die ſchöne Zeit verging, ein anderes Alter warf ein anderes Loos über die Menſchheit. Noch ſchien das Volk herrlich, rüſtig in allerlei Werk und Kunſt, prächtig und glanzreich im Leben, groß durch alte Erinnerungen und junge Hoffnungen, welche neue Erinnerungen werden ſollten. Aber die Kraft war dahin, dieſe Blitzesſchnelle des Entſchluſſes und der That, dies muthige Gefühl, das zwiſchen Rache des Unrechts und Tod keine Wahl ſieht; die Sitten waren in Zierlichkeit und Weichlichkeit verdorben; Edikte herrſchten für Geſetze, ſchöne Worte für große Thaten. Eine blutige Tyrannenſeele wird gebohren, voll Tücke und Schmeichelei, voll Kühnheit und Grauſamkeit. Die Bürger, die keine Bürger mehr ſind, waffnen ſich; aber die Feigen können nicht ſterben. Der liſtige Sieger läßt die Knechte gleich fertig durch Schmeicheleien und durch Schrecken dienen. Wenige Brave knirſchen, wenige Tapfere mögten ſterben; aber nur als Beiſpiel kann ihr Tod wirken, nicht als Hülfe des Augenblicks. Du ſieheſt Deine Söhne und Töchter, die du zur Tugend und Tapferkeit gezeugt haſt, künftige

Opfer der roheſten Barbarei und des frechſten Uebermuths; du ergrimmeſt und flucheſt. Stirb! denn du biſt kein Menſch mehr. — Geh hinaus, o Menſch! und ſiehe, wie der Brave dient und der Feige befiehlt, wie der Verwirrte über Millionen, der Beſonnene kaum über ſein Haus herrſchen darf; ſiehe den Kampf des Gerechten mit der Bosheit, wäge die Mühen und Verfolgungen des Wahrhaftigen, zähle die Thränen der Unſchuld — und du vergeheſt im Mitleid und verwirreſt dich im Ingrimm.

Dies ſind menſchliche Empfindungen, m. H., weil wir Weſen irdiſcher Noth und Befangenheit ſind; aber es ſind nicht diejenigen, worin der Menſch in ſeiner eigenen Geſtalt des Verſtandes und der Herrlichkeit erſcheint. In ſolchen Zeiten iſt ſein Weſen mit ihm ſelbſt im Krieg, und das Kleine beſiegt bei dem Schwachen auf Augenblicke das Große. Wir ſind dann nicht wir ſelbſt; an der verwirrenden Gränze ſolcher Gefühle ſind wir nicht Menſchen, ſondern zerfallen in uns in die rohe Wildheit der ſtreitenden Atomen, die einſt, mit mancherlei Begier hin und her treibend, ſehnſuchtsvoll, aber noch ungeſtalt, umherflogen, bis ein höherer Geiſt über ſie kam und ſie zur Schönheit und Harmonie der Geſtalt zuſammenband. In jenem aufgelöſten und verworrenen Zuſtande des Chaos wird uns die ganze Welt ein Chaos, und ihr ewiges Treiben wird der blinde Zufall, welcher wohl gar ein Geiſt des Böſen wird; denn wie kann wohl Zufall im Ganzen anders als bös erſcheinen? Dieſes Chaos, und der Glaube an ein Chaos, den es gebiehrt, ſind ſchlimm, aber ſie ſind vorübergehend; ein anderes, ſchlimmeres Chaos hat der verbildete und verkünſtelte Menſch, ein Chaos der Gedanken. Dieſer eitle Schwächling wird ſo fein und klug, daß er gar keine Einfalt mehr glauben noch ſehen kann. Wie er ſelbſt kümmerlich künſtlich iſt und lebt, ſo verkünſtelt und verſchneidet er alle jugendliche Kraft der Natur, verwandelt die lebendige in eine todte Maſchine, und läßt die muntern Geiſter, die in ihr quellen und wehen, als verzerrte Marionetten rundtanzen, und ruft über die Künſtelei ſeines hohlen Kopfes ſelbſtgefällig aus: ſiehe! wie iſt alles ſo fein und ſo zierlich geordnet! Aus dieſem Elend iſt keine Erlöſung mehr. Die ſtolze Kraft, das ſtille Vertrauen, der geheime Glaube an die Majeſtät der Natur iſt dahin, und mit ihnen die Majeſtät des Menſchen, die nicht groß genug iſt, mit künſtlichen Hebebäumen die Welt aufzuwippen, oder ſie wie das Ei des Kolumbus auf die Spitze zu ſtellen. Der Schwächling, der endlich inne wird, daß er ſo nicht regieren und herrſchen kann, wehrt ſich nicht mehr, er macht Kräfte, die er überwinden konnte, zum Schickſal, und glaubt und hofft zuletzt innigſt auf den Zufall, den er durch ſeine Nichtigkeit als den Gott der Welt in die Welt gebracht hat.

Der glückliche Menſch — ich meine nicht den, der Silber und Gold, Jugend und Ehre hat, ſondern jenen, der mit Verſtand und Heiterkeit die mancherlei Luſt und Unluſt des Lebens fühlt und erträgt — der glückliche Menſch kann an keinen Zufall glauben, weil er ihn in nichts ſiehet, als in dem, was eitles Menſchenwerk und kümmerliche Menſchenkunſt iſt. Er ſieht in der ganzen Natur und ihren Wechſeln lauter Leben und Uebereinſtimmung, ſieht nicht die kleinſte Kraft verloren, nicht den geringſten Stoff unbenutzt, ſondern alles in ewiger Verwandelung und Erneuung zum Leben; ſein Werk und ſeine That, nach dem innerſten Geſetz ſeines Herzens vollendet und gethan, ſieht er immer das Rechte und Gute hervorbringen. So findet er es mit tiefem Erſtaunen und Bewunderung auch in dem, was er nicht verſteht, in dem himmliſchen Sphärenklang der Sterne, wie in der zarten Liebe der Blumen und in dem wollüſtigen Säuſeln der Blätter und Blüthen zu einander; ſo glaubt, ja ſo ſieht er es oft, wo ein höheres Schickſal mit ſeinen Donnerwettern über den Köpfen der erſchrockenen Sterblichen hinwandelt, hier einen Thron alten Väterruhms zertrümmert, dort die Hütte eines Tagelöhners abbrennt, und die blühende Jugend als Leiche auf den Rogus legt. Ordnung und Schönheit war das hohe Wort, womit das erſte Volk der Welt die Welt nannte, womit ſie noch jeder Menſch nennen wird, der in Ordnung, d. h. dem der Muth ungebrochen und der Sinn unverkrüppelt iſt. Aus dieſer hohen Ordnung wird Liebe das allgemeinſte Gefühl, Zweckmäßigkeit das allgemeinſte Geſetz der Welt. Aller Krieg in der Natur iſt nur ſcheinbar, obgleich derjenige, der in ihm iſt, ſeine Schläge und Wunden wohl fühlen muß. Auf ihrer Oberfläche freilich iſt ewiger Wechſel des Kampfes und der Zerſtörung zwiſchen Leben und Tod, damit die Elemente zu luſtigen Zeugungen friſch erhalten

wer-

werden; aber in ihrem Grunde wohnet die ſtilleſte Seligkeit und der tiefſte Friede. Was iſt Zweckmäßigkeit? Einheit und Harmonie des Lebens und Strebens. Was iſt Zweckmäßigkeit in der Natur? Das leichte Spiel der Schönheit zur Güte -- die Freude an der vollkommenſten Geſtalt in ihr darf kein Gefühl der Ungleichheit und Grauſamkeit verbittern.

Sieh dich unbefangen um, Menſch voll Liebe und Muth, mit dem Auge, das nach Schönheit lechzet, mit dem Herzen voll Güte, das nur Glück und Freude ſehen will; ſieh dich um, und ſchaue die heiligen Hieroglyphen um dich her, die keiner leſen wird als du; ſchau umher, und frage den Strom und die Quelle, den Sonnenſchein und den Sturmwind, frage die Blumen und die Bäume, die Gräſer und die Steine; denn Strom und Stein, Blume und Sonnenſtrahl werden mit dir ſprechen können. Nachdem Du dieſe beſchauet und betrachtet haſt, ſo ſiehe die Würmer des Staubes, und die Vögel des Himmels, die Fiſche des Waſſers, und die Thiere des Waldes. Sie ſind dir nicht fremd, und du wirſt nicht als ein Fremder unter ihnen wandeln. Ihr ſtilles Leben, wie ihre laute Leidenſchaft, ihre Freude, wie ihr Leid, wird dich erinnern, daß du, der Götterſohn, auch ihres Geſchlechtes biſt; in mancherlei Erinnerungen, in vielfachen Bildern werden ſie dich wunderſam bewegen, und dir bald als nahe Gefährten von geſtern und heute, bald als alte Bekannte einer langen Vergangenheit, oder als Propheten einer fernen Zukunft vorkommen. — So geh denn getroſt hin, o Menſch, welcher das Menſchliche und Würdige will, weil es menſchlich und würdig iſt. Den Frieden, den du in dem eignen Herzen haſt, den du in der Natur voraus glaubſt, weil ſie deine Natur iſt, wirſt du auch in ihr finden; das Geſetz der Schönheit, welches das Geſetz der Harmonie iſt, wird dir auf jedem deiner Tritte begegnen.

Man ſagt, die Natur iſt unendlich, ihrer Erſcheinungen und Aeußerungen ſind Myriaden, und ihre Ueberſchwänglichkeit offenbart ſich grade in ihren Abweichungen und Verſchiedenheiten, die ewig neues Leben und neue Schönheit ſchaffen, und immer anders und anders; enger dagegen und enger ſchließt ſich der Schöpfungskreis auch des göttlichſten Menſchen; ſein Sinn muß für alles Wirken mühſam einzeln Geſetze ſuchen, wo die Natur aus ihrem innigſten Schöpfertriebe nur ſo nach Gefallen macht — Dies ſind Worte der Dummen und Kindiſchen, welche die Natur ohne Prophetenſinn nur ſo obenhin und mit kindiſchen Augen angaffen. Sie, die ſelbſt ohne Ruhe und Gleichmaaß im ewig blinden Treiben der Dinge ſind, können auch nichts weiter fühlen und ſehen als den brauſenden Wogenſturz des unerſchöpflichen Oceans und das wilde Schlachtgetümmel des nie ruhenden Kampfes. Aber daß ſie die leeren Scheine der Dinge für Wirklichkeiten nehmen, iſt ein heilloſer Irrthum. Wir haben uns oben ſchon erklärt, was die Wechſel und Kriege in der Natur bedeuten ſollen, weil wir wiſſen, was ſie in dem Menſchen bedeuten. Sie ſind nur Bewegungen des Alliebens, nur Uebergänge der Bildungen, aber keine Dinge an ſich ſelbſt. Auch in dem Menſchen liegen unendliche

Kräfte, Neigungen, und Leidenſchaften. Womit der Tollkopf brauſt, der Polterer prahlt, der Schwärmer verführt, der Dummkopf faſelt — das weiſet das leere Nichts eines Gemüthes, das nichts ſchaffen kann; der tapfere, fromme Held, der reiche, glückliche Genius bewahren in Ruhe und Mäßigkeit, wodurch ſie herrlich ſind. So die Natur. Es iſt keine Wahrheit, es iſt nicht ſie ſelbſt, was jene Gaffer anſtaunen und ihre Majeſtät nennen; es iſt der täuſchende Schein der Sinne, die leichte Erklärung und die ſchreiende Bewunderung der Albernheit. Sie hat ihre Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit, auf daß mannigfaltige Wonne und Anmuth auf Erden ſei; aber mit Maaß, aber mit Einfalt und Zucht, und an ewig gleichen Geſetzen gebunden, die ſie bei ihren Schöpfungen nicht übertreten darf. Auch ſie hat nur Ein Leben und Eine Schönheit, ſie kann nicht nach Laune heute ſo und morgen anders machen; auch ſie hat nur Eine Liebe und Eine Gerechtigkeit, wie der Menſch ſie haben ſoll. Weiter iſt ihr Kreis, als der des Menſchen, der nur ein Theil von ihr iſt; in ihrer unermeßlichen Weite bewegt ſich ſo viel Schönes, das nur das höchſte Weſen mit höchſter Wonne faſſen kann. Aber weil der Menſch, das erſte der Naturweſen, beſchränkt iſt, die anderen Naturweſen noch beſchränkter ſind, ſo hat die gütige und gerechte nicht alle ihre Schöpfungen nach Zufall unter einander geworfen und gemiſcht, ſondern nach Welttheilen und Ländern zuſammengeſtellt, und ſo geordnet und geſchmückt, daß es ſich einander tragen und vertragen kann. Nicht allein für den Menſchen, der in eitler

Selbſtliebe dumm, ſo vieles für ſich deutete, was die Natur weiſe für alle machte; nein, für alle andere lebendige Dinge, die ſich mit Blüthen, Zweigen, Pfoten, Flügeln, und Füßen bewegen, machte ſie alles mit Huld und Liebe, und ſtellte das Widerſprechende und Ungleiche nicht zu nahe beiſammen, damit nicht Verworrenheit, Neid, und Streit in dem Reiche der Luſt herrſchend würde. Es muß Uebereinſtimmung, es muß ein ſich nahe berührendes Geſammtleben aller Dinge mit einander ſeyn. Wir können dies bei dem Menſchen kaum in Einzelnheiten zeigen, bei den übrigen Geſchöpfen haben nur Wenige daran gedacht.

Das Aehnliche und Gleiche, was einander verſtehen, lieben, und ertragen kann, ſtellte die Natur neben einander, welche die unendlichen Verſchiedenheiten und Abweichungen ihrer Geſetze und Schöpfungen nie unter einander miſchen wollte, was Menſchenwahn als ihr Größtes anſtaunen will. Nie liebte ſie das Verworrene und Unverträgliche, ſondern Freude, Zucht, Zufriedenheit, und Kraft, die aus dem Geſetze der Gleichheit und Beſtändigkeit erwächſt, ſollten allenthalben auf Erden ſeyn. Würde die Roſe nicht klagen, wenn ſie ſprechen könnte, wenn ſie in Grönland unter den ſtummen, trüben, und kümmerlichen Menſchen auf nackten Eisbergen und in öden Sümpfen blühen ſollte? ja würde der Grönländer ſelbſt nicht unzufrieden murren und ſeine Mutter, die Natur, anklagen, daß ſie, ſeine Begier zu erwecken, ihm dies lieblichſte Bild des Reitzes und der Anmuth zeigte, aber ſeiner Welt und ſeinem Herzen alle Schönheit und Waidlichkeit auf immer verſagte? würde das Veilchen nicht klagen, im Sande der Wüſte vergeblich den ſüßen Duft zu verſtreuen? nicht der Lorbeer und die Orange, wenn ſie in Steinklüften unter traurigen Fichten und ihrem öden Sauſen ihre lichten und heitern Kronen hervorſtrecken ſollten? würde das Pferd, der verſtändige, geſellige Freund des Menſchen, nicht klagen, wenn es einſam wie die Raubthiere durch die Wüſten ſtreichen ſollte? Nein, wohin du den Blick wendeſt, verſtändiger Menſch, alles iſt ſo zuſammengeſtellt und gebildet, daß es einander erkläre, tröſte, erfreue, ſtärke, aufrichte. Glücklich, wenn du es vernimmſt, und freiwillig zu deinem Geſetz machſt, was aller Natur Verkündigung und Gebot iſt!

Dieſen Sinn der Gleichheit und Gerechtigkeit in der Natur will ich Ihnen kurz zeigen, wie er gezeigt werden kann. Der Glaube erſetze, was das Wiſſen nicht vollendet hat. Wir reiſen nach Island, und landen hoch im Norden, ferner von dem leichten und fröhlichen Spiel der Natur und dem üppigen und genialiſchen Reitz der Sonne. Der Lenz iſt gekommen, und das erſte Grün ſproſſet an Bäumen und Gräſern, die aufgethaueten Ströme und Bäche brauſen, und ſelbſt an höheren Bergen ſchmilzt der Schnee, der die höchſten nie verläßet. Der Lenz iſt gekommen mit ſeiner Luſt, aber hier iſt er nicht luſtig: kein Duft der Blüthen und Blumen, kein Vogelgeſang in den Büſchen, kein Klang der Jugend und Liebe aus fröhlichen Menſchenkehlen: das ernſte Land erträgt keine Spiele und Scherze. Denn wie iſt ſeine Geſtalt ſelbſt im Lenze? Unendliche Sümpfe, braune Haiden, worunter nur einſam eine grüne Anhöhe ſich verliert, kahle Sandküſten; nur hie und da nickt eine Zwergbirke, die kein Baum werden konnte, eine verkümmerte Tanne, die man mit den Füßen meſſen kann; blaß und ſpitz ſäuſeln die Gräſer; bleich, farbenlos, wie den Buſen der Luft üppig gefüllt, trauren einzelne Blumen. Ich ſteige aufwärts in die höheren Gegenden: welche unendliche Klumpen Steine wie Ruinen des Titanenkrieges liegen hier ausgeſäet! kahle und ewig traurende Bilder der Erſtarrung, von keinen ſäuſelnden Tannen, von keinen wehenden Birken anmuthiger überſchattet: nur das myſtiſche Moos, das noch leben kann, wo die Blume Licht und die Pflanze Wärme haben will, kleidet ſie mit dem trüben Braun und Grau, es läuft mit ſeinen zauberiſchen Geflechten weit über die Haiden, und hängt ſeine grauen Hexenlocken an die wenigen Sträuche, die durch ſie noch trauriger werden. Weiter oben liegt der ewige Schnee, der nie zerſchmilzt, da dampfen die furchtbaren Feuerſchlünde des Hekla und ſeiner Brüder, die bald mit ſchrecklichen Flammen die grauſe Wüſte erhellen, bald zerſtörende Waſſer und Eisſtröme ausgießen, bald mit Wolken Sand die wenigen fruchtbaren Weiden und Felder des Landes zerſtören. Rings umher iſt Meer, an den nördlichen Küſten lange von Froſt ſtarrend, der ungeheure Eisberge aufthürmt: auch wo es früher aufgeht, faſt immer ein wildes und ſtürmiſches Meer. Eine brennende Kälte wehet von dieſen Eisbergen über das Land; durch den Wind, der in dem baumloſen Lande leicht Sturm wird, wirkt ſie noch empfindlicher. Laß dieſen Sturm brauſen, den Hekla donnern, den Regen mit Hagelſchauern rauſchen, dicke Nebel und Wolken mit dickeren Schneegeſtöbern wechſeln, von den Eisſchollen die klangloſen Stimmen der Seebären und Seelöwen, aus den Wellen das öde Gekreiſch der Seevögel tönen — und du haſt das volleſte Bild der Trauer und der Armuth. So ſehen auch die Thiere aus. Das Schaaf, das ſein Futter aus dem Schnee herauskratzen muß, iſt langbeinig und ſtark von Knochen, die weiche Wolle verwandelt ſich faſt in dichte Zotten und Haare, ſein blöder Sinn geht faſt in Kühnheit über; der Stier und die Kuh prangen ſelten mit dem üppigen Auswuchs des Muthwillens, den Hörnern; der ſonſt ſo muntere Hund bellt hier nicht, und gleicht einem melancholiſchen Stummen. Auch der Menſch, ich wette, wird mit ſeinem Sinn und ſeinen Trieben dieſes Bild der äußeren Natur nicht ganz verleugnen. Denn ſelbſt die Herrlichkeit dieſes Klimas, hat Grauſen und unbekannte Schrecken durch das Ungeheure und Maaßloſe, was es zeigt. Denke an die faſt immerwährende Nacht des Winters, denke an die langen Tage des Sommers. Mit welchen Empfindungen wandelt und arbeitet der Menſch wohl unter dem leuchtenden Nachtglanz des Mondes und der Sterne! in der weiten Oede, wo er in der lebloſen Schöpfung nur das Knirren ſeiner Tritte im Schnee hört, kein Bild um ſich her ſieht, als den Himmel, die Nebel, das Eis, und den Schnee! Stelle ihn einmal ſtaunend hin unter dem Schimmer des wundervollen Nordlichtes, laß ihn lauſchen bei dem Morgen- und Abendroth, wann der ganze Himmel in lichten Flammen ſteht und ein praſſelnder, vielfacher Donnerklang der Luft, wovon ſchon Tacitus vernommen hatte, den Aufgang und Untergang der Sonne verkündigt welche Geiſter, ja vielmehr welche ungeheure Weſen und Geſpenſter werden vor ſeinen Augen und in ſeinem Herzen aufgehen! Ein Wunder wäre es, wenn Menſchen in ſolchem Lande nicht alle Dinge mit koloſſaliſchem Wahn und tiefem Aberglauben aufnähmen.

Wir gehen nun das ſüdliche Leben zu betrachten, und landen wieder auf einer Inſel, auf Sicilien. Gleichviel, in welcher Jahrszeit wir anlanden, nie begegnet uns hier der Trübſinn und die Trauer; hier iſt immer Frühling. Ein heiterer Himmel lächelt im ewig klaren Blau mit dem ſchöpferiſchen Geſtirn des Tages und dem Mond und den Sternen der Nacht; im Lenz und im Sommer, im Herbſt und in den wenigen Wochen, die man hier Winter nennt, leuchten ſie gleich freundlich; ein mildes Gleichmaaß ſteht zwiſchen dem Tag und der Nacht, die durch zu große Länge oder Kürze nie ermüden. Seltene Regen, faſt nie Nebel und Wolken; der Thau der Nacht iſt der weiche Balſam der Blumen und Stauden; eine ſanfte Luft bewegt die Wipfel der Bäume und die Spitzen der Halme; und ein wollüſtig ſchmeichelnder Wind rieſelt durch die Zweige; das Donnerwetter wandelt nur oben auf den Bergen und fern über das Meer hin; Froſt und Schnee ſieht man nur auf der höchſten Scheitel des Aetna. — Und welch ein Leben des Lebendigen! Hoch oben am Aetna, wo noch

Schnee liegt, und auf ſeinen kleineren Brüdern breitet die Eiche, die Kaſtanie, und Ulme ihre Krone aus; tiefer ſtehen Pinien und Cypreſſen, Feigen- und Oelbäume; im Thale blühen Orangen, Citronen, und Mandeln; auf den Höhen, um die Felſen und Grotten, um die Höhlen des Wildes und um die Häuſer der Menſchen ſchlingt der Weinſtock ſeine üppigen Ranken. Blüthe und Frucht ſitzen beiſammen; die Roſe und Lilie welken faſt nie, und der Krokus und das Veilchen erneuen zweimal und dreimal im Jahre die lieblichen Buſen voll Luſt und Duft; zweimal geht der Schnitter ärndten auf dem Felde, dreimal und viermal auf den Wieſen. Geh hinaus und ſiehe das Licht und den Glanz der Farben, ſiehe den ſchwimmenden Duft des Himmels und die ſehnſüchtige Liebe der Erde, ſiehe die weiche Ueppigkeit, die ſchwellende Fülle der Sinnlichkeit an Blüthen, Zweigen, und Blättern: kaum ein Bild der Verweſung und Vergänglichkeit, alles Leben, Liebe, Muth. Die luſtigen Heerden mit ſchwellenden Eutern tanzen in den Wäldern und auf den Bergen, das Schaaf und die Ziege haben Zwillingskinder neben ſich hüpfen, die Eidechſe liegt mit ſchimmerndem Golde an der Sonne, und im Weinlaube ſeufzet die Nachtigall ſüßer Zärtlichkeit Töne. Alles Einheit und Aehnlichkeit, die Geſtalt und der Sinn gleich geſtimmt zu Freude und Genuß.

Dritte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir haben in der vorigen Stunde gewagt, vor einige Hieroglyphen der Natur hinzutreten; wir haben dunkel, wie man nur heilige Dinge ſehen kann, geſehen, wie die mancherlei Bilder der Welt in den verſchiedenen Klimaten ſich verſchieden, wie ſie in den gleichen ſich ähnlich einander gegenüber ſpiegeln und abbilden. Dies ſind freilich nur kleine Buchſtabierübungen der Kunſt, welche die erſte und menſchlichſte aller Künſte ſeyn würde, wenn die Natur mit dem einfältigen Sinn der Liebe und Treue ſchon genug betrachtet wäre, um dieſe heilige Schrift ohne klügelnde Zeichendeuterei leſen zu können. Waren dieſe kleinen Bilderblätterungen ſchon anziehend und reitzvoll, wo man in Gegenſätzen und Nebenſätzen das Ungleiche und Gleiche ſo leicht zeigen konnte, wie viel anziehender würde es nicht ſeyn, die ſanften Verwandelungen und allmäligen Uebergänge der Dinge in einander, oder ihre leiſen Abweichungen und Abarten zu belauſchen! Wenn die große Weltgeſchichte, — ich meine nicht die, welche von erwürgten Tyrannen, zerſtörten Ländern, und blutigen Schlachten ſpricht — die Geſchichte der Natur, ſo betrachtet und bearbeitet ſeyn wird, mit welchem Vertrauen, mit welcher Sicherheit wird dann der mündige Menſch auf ſeinem Erdboden wandeln! mit welcher liebenden Würdigung wird er dann alle Weſen und ſein eigenes Geſchlecht behandeln! wie wird die Naturnothwendigkeit ſich dann in freien Gehorſam verwandeln, aller unnütze Kampf ſchweigen, und alles elende Streben der Eitelkeit aufhören! Betrachte das Leben der Eiche und der Roſe in Syrien und Theſſalien, in Italien und Teutſchland, in Hiſpanien und Skandinavien; ſiehe das edle Roß in Arabien und in Friesland, in der Tatarei und in Patagonien; ſiehe den Weinſtock in Kampanien und Burgund, am Rhein und auf dem Kap, auf Tokays Bergen und an Port Jackſons Küſten: ſchaue und vergleiche; wäge, wo die höchſte Kraft, der reinſte Geiſt, das üppigſte Leben jedes Einzelnen war; vergiß auch nicht die kleinſten Verwandlungen und Unterſchiede in Geſtalt, Trieben, und Neigungen in jedem verſchiedenen Lande, und dann geh hin, und ſiehe, wie die andern Naturdinge zu einander und zu ihren Geſchwiſtern und Vettern in andern Klimaten ſtehen — und ein Wunder müßte es ſeyn, wenn du auf dieſe Art nicht viel Herrliches lernen ſollteſt. Gehſt Du dann von dieſer Anſicht zum Menſchen über und zu den Geſetzen ſeines Lebens, ſo wird der Pfad offen ſeyn, auch ihn auf ſeiner ganzen Rennbahn mit feſtem Blick zu verfolgen. Vieles wäre dann ſchon vorher entdeckt, um in ſein Innerſtes und Geheimſtes einzudringen, manches Ungeheure und Verworrene, was man ſonſt nur ſo angeſtaunt und zu dem dicken Leib der regelloſen Undinge geworfen hat, würde ſich erklären, und die Luſt des Verſtandes und die Beſtändigkeit des eigenen Lebens würde wachſen.

Du ſieheſt des Chineſen Kleingeiſterei und Pedanterei, des Indiers ſtillen und frommen Ernſt und unſtörbare Schwärmerei, des Türken Wildheit, und des Perſers Ritterlichkeit. Du ſieheſt die tiefe Sinnlichkeit und fürchterliche Feſtigkeit des Italiäners, des Spaniers Großherzigkeit und Religioſität, des Franzoſen Eitelkeit und Leichtſinn, des Teutſchen ſinnvolle Verſtändigkeit und faule Gutmüthigkeit, des Engländers Trotz und Hartnäckigkeit — du ſieheſt ſie, nimmſt ſie bei dieſen Nationen als abgemacht an, und läſſeſt *es unentſchieden, warum ſie bei dieſen ſo,* bei jenen anders ſind; und dazu haſt du allerdings Recht. Macht man dir Einwürfe, ſo weiſeſt du für die Franzoſen einen Ludwig den Vierzehnten, einen Franz den Erſten, für die Engländer einen Kromwell und Nelſon, für die Italiäner einen Scipio und Marius; und das iſt gegen gewöhnliche Einwürfe Beweiſes genug. Aber der Menſch fragt auch nach einem Warum, wobei er nicht immer mit einem Darum, daß es ſo iſt abgefunden werden kann: und um dieſes Warums willen kommen wir nun zu dem Verhältniſſe, worin der Menſch mit ſeiner Natur ſteht, wir betrachten, wie des Menſchen Aehnlichkeit und Gleichheit zu ſeiner äußeren Natur ſtehe, und zeigen Beiſpiele an Völkern und an Einzelnen. Wir werfen zu dieſen

Beiſpielen einige Völker aus, wie ſie uns grade einfallen. Es ſeien die Aegypter und Indier, die Schweitzer und Tyroler, die Montenegriner und Lakonier, die Niederländer und Schweden.

Aegypten iſt nach ſeinem Umfang eines der groſsen Länder, eines der kleinen, nach den Theilen gerechnet, die dem Menſchen zu bebauen und zu bewohnen verliehen ſind. Von dem alten Syene und Theben bis nach Memphis und Heliopolis hinab läuft an beiden Ufern des Nils ein ſchmaler Strich von drei bis funfzehn Meilen Breite hin; hohe Berge und kahle Granitfelſen ſchlieſsen die öſtliche Gränze ein, und unendliche Sandwüſten die weſtliche. Erſt nahe am Meer, wo der Nil ſich in mehrere Arme theilt, umflieſst er ein breiteres Land, eine ſchöne weite Ebene, die er ſelbſt aus dem Grunde des Meers geſchaffen hat, den fetten Schlamm allmälig abſetzend, den er mit ſeinen Waſſern von den Gebirgen des innerſten Afrika herabführte. So entſtand zwiſchen ſeinen beiden weiteſten Armen das Dreieck, welches man wegen dieſer Geſtalt das Delta nannte; ſo iſt in den ſpäteren Zeiten noch neues Land entſtanden. Auch dieſes gränzt im Oſten und Weſten an Wüſten, und im Norden an das Meer. Die Nilufer, und dieſes Delta waren das bewohnbare und bebaute Land des alten Aegyptens, und ſind es noch, ſo weit die Anarchie und Barbarei der letzten Jahrhunderte die Natur nicht verdorben hat. Ein beſonderes und wundervolles Land war Aegypten von jeher, auch für den, der darin gebohren war und lebte; wunderbarer für den, der es aus der Ferne der Zeiten oder des Ortes betrachtet. Der Nil mit ſeinen Waſſern war eigentlich der Gott des Landes, wodurch es für Menſchen taugte. Wann der Schnee auf den Bergen und Höhen des alten Aethiopiens ſchmolz, dann füllten ſich die Quellen und die Ströme und führten alle ihre Waſſer in ſeine reiche Ader: dieſe ſchwoll an und ergoß ſich über Aegyptens niedrigere Fluren; Menſchenfleiß ſchuff Kanäle, Dämme, Becken, das künſtliche Waſſer weiter zu leiten, aufzuhalten, und zu ſammeln. Zwei Monate ungefär wuchs das Waſſer, und ſank in zwei anderen. Während dieſer langen Zeit ſah man nichts als Waſſer und Luft, und die Städte und Dörfer der Menſchen, auf Höhen gebaut oder mit hohen Deichen umgeben, ſchwammen mit ihren Tempeln und Thürmen wie einzelne Inſeln in dem unermeßlichen Meere. Dieſes Nilwaſſer düngte und tränkte die Fluren, und gab eine leichte Fruchtbarkeit und eine Ueppigkeit der Vegetation, die man nirgends auf der Erde ſah, und ernährte eine Menſchenzahl auf einem Raum, der in keinem andern Theile der Welt ſo viel tragen konnte. Ganz Aegypten war Ein Thal, und, wo es ſich erweiterte, eine weite Ebene; die Wüſten breiteten ſich auch nur als unförmliche Flächen aus, und die Oſtgränze, das ſteinigte Gebirg am arabiſchen Meere, war von Menſchen faſt leer. Keine Hügel mit Wäldern, keine weite Haine, nur hie und da einzelne Gruppen der Oelbäume und Feigenbäume und des niedrigeren Strauches der Reben; auf Sandſtellen und um Quellen näher am Nil und fernerhin in der Wüſte kleine Wälder von ſchattenloſen Palmen; um die Städte und Dörfer doch anmuthige Gärten. Alles war Blachfeld und Au, wo die herrlichſten Heerden von Rindern, Pferden, und Schaafen weideten; das Kamel hatte ſeine Steppen, und die Sau, die nur der Fremdling aß, war die Zerſtörerin des zahlloſen Ungeziefers, und machte hie und da mit den Rüſſel den Pflüger, wann das Waſſer abfloß; Reiß und Weitzen, Spelz und Gerſte gaben funfzig- und hundertfältige Frucht; der Nil und ſeine Kanäle hatten Waſſer, das ſelbſt unfruchtbare Weiber fruchtbar machte, und von Fiſchen wimmelte, die mit dem unermeßlichen Segen von Korn und Früchten, mit der Fülle des Weinſtocks und Feigenbaumes, und mit der Milch und dem Fleiſch der Heerden dem Menſchen einen Ueberfluß von Speiſe gaben. Dazu kam die geographiſche Lage, welche das Gold und den Weihrauch, die Edelſteine und das Helfenbein Aethiopiens und Arabiens längs den Ufern des Nils führte, und den Glanz und die Schätze Aegyptens vermehren half. Aber bei aller Naturfülle, bei allen Reichthümern, die der Nil und die Karavanen brachten, war Aegypten keines der glücklichen Länder.

Bei allen dieſen Vorzügen war das Land denn doch flach, nackt, und kahl: keine ſchattige Haine, keine waldbekränzte Hügel, keine luftige Berge mit rauſchenden Quellen und fröhlichem Geſang. Zwar ein ewig heiterer Himmel ohne Wolken und Regen wölbte ſich darüber; aber ſeine Sonne dörrte die Luft bis zu einer unerträglichen Hitze und Schärfe aus; die Winde von der Wüſte wehten verſengend; und ſo unleidlich heiß, als der Tag geweſen war, ſo kalt und gefährlich mit Seuchen und Plagen war die Nacht. Selbſt wann alles wuchs und blühete, hatte dieſes Land langweilige Einförmigkeit; eine weite Oede gleich dem geſtaltloſen Meer zeigte es in ſechs bis acht Wochen, wann der Nil es bedeckte, dem Bilde der Wüſte und kahlen Granitfelſen gleich, worauf man traf, wenn man die fruchtbaren Gegenden verließ. Floß das Waſſer ab, ſo verpeſteten die Menge des Aaſes, die wäſſerigen Dämpfe, die modernden Schlangen, Würmer, und Fiſche die Luft. Alſo war hier viel Nützliches, aber wenig Anmuthiges, und manchen Uebeln und Plagen war Aegypten mehr ausgeſetzt, als andere Länder, z. B. der Peſt, dem Ausſatze, und andern ſcheußlichen Ausſchlagskrankheiten, den Augenentzündungen, und völligem Erblinden: Uebel, welche ſelbſt die wachſte Polizei der alten Prieſter nicht hemmen konnte und welche noch immer klimatiſch dort regieren. Wie viele franzöſiſche und engliſche Soldaten ſind blind aus Aegypten zurückgekommen!

Wie das Land war, ſo war der Menſch. Das Oede, Geſtaltloſe, Harte, und Traurige deſſelben drückt ſich allenthalben in ſeinem Bilde aus. Die Aegypter haben uns in ihren Werken und Bildern, die Griechen in ihren Beſchreibungen davon Beweiſes genug hinterlaſſen. Zwar immer wird es unentwickelt bleiben, was die geiſtigen Einrichtungen und Einwirkungen an den Trieben und Neigungen des ganzen Volkes haben verändern können; was vielleicht ſchlaue Prieſter für die Herrſchaft hie und da abſichtlich geboten und gemacht haben: aber bei der Anſicht des Ganzen dringt ſich einem jeden der Gedanke unwiderſtehlich auf, daß ſelbſt das, was man Prieſterſchlauheit

heit oder Prieſterweisheit genannt hat, wie alles Uebrige, was ſich freier bewegen durfte, mit dem Lande und ſeinem phyſiſchen Zwange im engſten Zuſammenhange ſteht. Nach Ueberlieferungen, die durch des Landes Lage und die Geſchichte der Entſtehung ſeines nördlichen Theils beſtätigt werden, kamen die erſten Bewohner deſſelben vom Süden her über die Berge, und gründeten die erſten Königreiche und ihre gewaltigen Städte, die in den Zeiten der Geſchichte als merkwürdige Ruinen ſchon in Trümmern lagen, und worüber Mährchen und Sagen ſchon den Schleier des Geheimen und Wunderbaren geworfen hatten, als Memphis und Heliopolis noch als Hauptſtädte ſtanden. Von dem Glanz und der Herrlichkeit jener älteren Welt erzählte ſchon das Herodotiſche neuere Aegypten Wunder, die durch die Ausſagen der neueſten friedlichen und kriegeriſchen Wanderer Europens auf den heiligen Erinnerungen der Vorwelt nicht widerlegt werden: ſelbſt in den wenigen Reſten zeigt ſich der Geiſt des Ungeheuren und Gewaltigen, der dieſes Volk von jeher ausgezeichnet hat. Schon in jener früheſten Zeit führten und regierten Prieſter die Könige und das Volk, wie noch kurz vor der Epoche der Perſer. Entweder, wie einige meinen, war die Prieſterklaſſe eine hoch ausgebildete Kaſte, reich an altüberlieferter Weisheit und mancherlei Kunſt, die über die rohen Naturſöhne eines anderen Stammes kam, ſie an die Vortheile und Arbeiten eines geſitteten Zuſtandes durch die Schrecken der Geiſterwelt zu gewöhnen; oder, was wohl natürlicher iſt, ſie mogten immer Eines Volkes und ungefähr gleicher Kultur ſeyn, als ſie einwanderten, aber Noth lehrte die Beſſeren und Klügeren, das Nachdenken, und durch das Nachdenken fanden ſie, nicht auf einmal, ſondern im leiſen Fortgange der Zeit, und bei der allmäligen Entwickelung alter Roheit zur Verfeinerung des geſelligen Lebens, diejenigen Mittel und Kräfte, wodurch ſie dieſes Volk grade in dieſem Lande zügeln und bilden konnten. So wurden Prieſter und Weiſe, im Anfange wenige Einzelne, von der Natur zu größerem Wirken berufen; ſpäter ward daraus eine privilegirte Kaſte, und durch künſtliche Vorrechte beherrſchten Gebote und erſchreckten diejenigen die Enkel, deren Väter durch Güte und Weisheit den Vätern mit den himmliſchen Weſen verwandt geſchienen hatten. Ich muß Sie hier noch einmal an das erinnern, was ich Ihnen oft bekannt habe, woran man aber in dieſer Zeit nicht genug erinnern kann, daß bloße Schlauheit die Welt weder ſchaffen noch regieren kann, ſo wie es auch nicht wahr iſt, daß der Menſch, auch der ſchlechteſte, die Luſt und Gewalt der Schlauheit und des Betruges hat, wovon unſere klugen Bücher ſo viel wiſſen. Es beweiſt die größte Dummheit und den eitelſten Unſinn unſrer ohnmächtigen Zeit, daß man glauben kann, die Klugheit könne mit dem Hebel des kühnen Archimedes nur ſo ſelbſtmächtig außerhalb den Gränzen der Welt ſich hinſtellen, ſie umzuwippen: ſie könne aus einem beſonderen Verſtande künſtlich machen, wovon die Natur nichts weiß. Nimm auch den feinſten und ſchlaueſten Geiſt, der eine verkünſtelte Welt eben deswegen leiten kann, weil ſie, ihrer eignen Kraft vergeſſend, an allerlei Künſte gläubig geworden iſt; er empfängt ſeine Stärke, womit er gebietet, ſeine Künſte, womit er äffet, nicht aus dem nichtigen Gedankengewebe, ſondern aus dem unmittelbaren Leben und der lebendigen Bewegung der Welt, auf welcher jeder, der mit Geiſtern ringen will, mit antäiſchen Füßen feſtgewurzelt ſtehen muß. Was der Gewaltige, welcher herrſcht und endlich auch mancherlei Gewebe der Klugheit anzettelt und ſpinnt, wodurch er die höhere Herrſchaft, welche die Natur ihm unmittelbar gab, befeſtigen will, auch von ſich ſelbſt meinen mag, wir müſſen meinen, daß jeder Menſch, auch der feinſte und geſchwindeſte, durch einen unmittelbaren Geiſt ſeiner Zeit gehalten und gemacht wird; daß er ſelbſt nur ein Werk der Nothwendigkeit iſt, während er andere zu machen und zu leiten ſcheint. Nie iſt ein bedeutendes Ding von Liſt und Betrug ausgegangen, ſondern das lange Gefühl der Noth hat es langſam, das geſchwinde der Begeiſterung hat es ſchnell gebohren. Auch dieſe Prieſter, wenn ſie gleich ſpäter einzelne Anzettelungen der Klugheit ſpinnen mogten, ſind nur eine Geburt des ägyptiſchen Himmels, und wenn ſie den weiſen Herren, die mit ihrem Urtheil nach ihnen gekommen ſind, ja etwas unrecht gemacht haben, ſo klage man nicht ſie an, ſondern die Gewalt des Landes und des Weltalters, worin ſie ſtanden.

Die Aegypter waren ein düſteres, grübelndes, ſtummes, mühſeliges, und freudenloſes Volk ſchon in der äuſſeren Geſtalt und dem kleinen Leben und Wirken. Dieſen Sinn und dieſe Geſtalt offenbaren ſie auch in allem, wo das Geiſtige und Idealiſche im Menſchen ein höheres Leben der Sitte, eine neue Welt der Kunſt erſchaffen will. Große, ſtarke Leiber; ein mächtiger Knochenbau an Schenkeln, Bruſt, und Angeſicht; eine breite Stirn mit hohem Hinterhaupt; dicke, oft etwas eingedrückte Naſen; ſtarkvorſpringende Backenknochen; tiefliegende Augen, unbeweglich wie in öder Wüſte hinſtarrend; ein langſamer, ſchwerer Gang; eine gebückte Stellung wie des trüben Grüblers; dazu eine verbrannte braungraue Geſichtsfarbe — und du haſt ihre äußere Phyſiognomie, wie ſie die Beſchreibungen der Alten und die Bilder ihrer Kunſt geben. Auch die jetzigen Bewohner Aegyptens, die im Lande ſelbſt gebohren ſind, entweder von den alten Einwohnern herſtammend, oder von anderen neueren Stämmen, die durch Generationen im Lande ordentlich heimiſch geworden ſind, tragen dieſen Karakter; ſie ſind häßlich, trübſinnig, und unhold, voll Aberglauben und Verfinſterung. Auch der neue Grieche iſt abergläubiſch und von dummen Mönchen und Pfaffen beherrſcht, aber den fröhlichen Leichtſinn, den ſcherzenden Satyr, und die üppige Schelmerei ſeines Klimas hat kein Pfaffenthum austreiben können. Freude, Saitenſpiel, und Scherze, Luſt der Tänze, Spiele des Sieges an den Feſten der Götter, oder bei Heimführung der Bräute, luſtige Geſänge und kluge Reden des Witzes bei der Wonne des Bechers hat dieſes Volk nie gekannt. Seine Sitten und ſein ganzes Leben waren geregelt, ohne freie Luſt, aber auch ohne wilde Ausſchweifungen. Feſt ſtand einem jeden ſein Verhältniß zur Geſellſchaft, ewig beſtimmt das Maaß ſeines Strebens; gewiſſenhaft war der

Dienſt unter dem Könige, den Prieſtern, und den Göttern, gewiſſenhaft die Treue des Ehegatten, fleißig die Sorge des Vaters für ſeine Kinder, ängſtlich die Arbeit des Schuldners für ſeinen Gläubiger: aber wie Uebermuth aus Liebe und Wohlluſt fehlte bei ihnen, ſo fehlte auch Treue und Dienſt aus dem heiligen Gehorſam der Liebe, ſo fehlte auch die Leichtigkeit und Hoheit des Gemüthes, das nach wildem Treiben von mancherlei Leidenſchaften und nach üppigem Genuß der Jugendfülle ſich ſelbſt das Geſetz ſchönerer Freiheit ſchafft, woraus es nun nicht mehr herausgeriſſen werden kann. Finſtere Schrecken des Aberglaubens, wundervolle Grauſen ſtrenger und erzürnter Götter, ſtumme und nächtliche Proceſſionen mit nie enthüllten Geheimniſſen, eine Unendlichkeit von Ceremonien, Dienſten und Geboten begleiteten dieſe Menſchen auf jedem Schritt, und hielten ſie mit Zittern im Nachdenken feſt, worauf ſie ſchon von der ganzen Natur hingewieſen wurden. Dieſe Natur hatte ihnen ringsum Bilder des Trübſinns hingeſtellt; ſie hatte Plagen für ſie bereitet, die nur durch die ſtrengſte Diſciplin und den kleinlichſten Gehorſam gegen kleinliche Geſetze abgewandt und gemildert werden konnten; ſie gab ihnen endlich das Bild des tiefſten Ernſtes in ihren unverweslichen Leichen: hart und unvergänglich, wie die trockene Luft bei ihnen das Holz des Sykomoros machte, dörrte ſie auch die todten Leiber, und, von der Natur ſelbſt angewieſen, erfand das ſinnend melancholiſche Gemüth dieſer Länder noch die Kunſt des Einbalſamirens, welche die Unvergänglichkeit des Vergangenen noch mehr verewigte. In den Katakomben ſtanden die Trauergeſtalten der Ahnen, der Mütter und Bräute, der Kinder, die im zarten Wiegenleben verwelkt waren, und wanderten mit ihrem furchtbaren Ernſt oft wieder in das Leben der Lebendigen ein, wenn auch die Urenkel nicht zu ihrer ſtummen Geſellſchaft hinabſtiegen; ſie gingen durch den Lärm des Jahrmarktes und das Gedränge der Gaſſen in die Häuſer der Gläubiger als ein heiliges Pfand, daß der Schuldner die Schande abarbeiten werde, ſie nicht einlöſen zu können; ſie traten, damit keine Freude üppig würde, ſtumm und trüb unter die Geladenen des Gaſtmals.

Aegypten gehört ſeiner Lage nach zu den warmen, der Dürre und Trockenheit ſeines Klimas und der Umgebung von öden, ſchattenloſen Wüſten nach zu den heiſſen Ländern. Vieles in den Erſcheinungen ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Natur gehört ihm gemeinſchaftlich mit allen heiſſen Ländern und den Bewohnern derſelben; Anderes gebahren hier beſondere Eigenheiten des Klima. Dies hat freilich ſo ſeine Uebergänge und Miſchungen in einander, es hat oft eine ſo völlige Gleichheit, daß nur die ſchärfſte Beobachtung es hie und da beſchauen und entwickeln, aber die Ohnmacht menſchlicher Darſtellung für dieſe feinen Aehnlichkeiten und Unterſchiede keine Gränzen ziehen kann, die dem Auge zugleich bemerkbar wären und die Zartheit derſelben nicht zu dick machten. Eine gewiſſe Ruhe, Stille, und Beſchaulichkeit des Lebens, die wir Europäer kaum begreifen können und die man keinesweges Faulheit oder Gefühlloſigkeit nennen kann, iſt allen Bewohnern heißer Länder eigen. Ruhig und mild, wie der Löwe im Gefühl der Genuſſesfülle da liegt, bis der Hunger ihn zum Grimm treibt, tragen ſie das Leben oft mit den gewaltigſten Leidenſchaften. Ihr Gemüth hat ſolche Stärke und Sorgloſigkeit, ihr Leib ſolchen feſten Bau von Muskeln und Nerven, daß größere Erſchütterungen nöthig ſind, als bei uns, um ſie zu reizen und zu erregen; ſelbſt das Haus des himmliſchen Verſtandes, das Gehirn, iſt durch den Brand der Sonne ſo gehärtet, daß es heftigerer Einwirkungen bedarf, ſein unendliches Fibernſpiel zu bewegen. Man kennt die Bemerkung, welche der Grieche machte, der auf einem Schlachtfelde umherging und die Härte perſiſcher und ägyptiſcher Schädel und die Wirkungen der Säbelhiebe auf denſelben verglich. Das harte, gleiche, unvergängliche, und ungeheure Bild, das in heißen Klimaten die Natur dem Menſchen auf jedem Schritte zeigt, muß auch in ſeinem Leben, ſeinen Sitten, ſeiner Kunſt Härte, Einförmigkeit, und Koloſſalgeſtalten hervorbringen. Dies offenbaren die Aegypter allerdings auf der einen Seite; aber auf der andern erſcheint doch ſchon das Anſpiel freierer Bewegung, die Mannigfaltigkeit geiſtiger Ideen, die irrenden Verſuche der Zufälligkeit des in Freiheit abſichtlich ſchaffenden Menſchengeiſtes, welche milderen und freieren Klimaten eigen ſind. Wenn auch bei dieſem Volke in dem Meiſten das Geſetz des Naturzwanges herrſcht, ſo iſt der Menſch doch ſchon zum Begriff und zur Erklärung dieſes Geſetzes fortgeſchritten, wohin er unter der eiſernen Nothwendigkeit der größten Hitze und der größten Kälte nie gelangt.

Dies wird ſich ohne viele Deutelei von ſelbſt erklären, wenn wir auf die Staatsverfaſſung, Kunſt, Religion, Wiſſenſchaften, und Philoſophie der Aegypter nur einen flüchtigen Blick werfen. Wir kennen auch in Europa Stände, aber wir kennen nicht die Unmöglichkeit, durch Talente und Neigungen, durch Glück und Unglück von einem Stande in den andern überzugehen: unſer Bauer kann Edelmann, unſer Schuſterſohn General, unſer Graf Prieſter werden, oder umgekehrt; in Aegypten aber, ſo lange ſeine glücklichere Zeit währete, ſtanden die Menſchen in ihren Klaſſen ewig feſt und konnten nicht heraus: es gab geſchloſſene Kaſten. Die erſte dieſer Kaſten war die der Prieſter, bei welchen in jener Zeit gewiß die meiſte Aufklärung und Herrſchaft war. Staats- Religions- und Polizeigeſetze waren ſo innig in einander geflochten, daß die Prieſter unſtreitig am meiſten bedeuteten, obgleich als der höchſte Träger der Macht über allen ein König ſtand. Sie erbten wie die andern Klaſſen von Geſchlechte zu Geſchlechte in gewiſſen Familien fort, genoſſen von Kindheit auf einer ſorgfältigeren Erziehung, als die übrigen, und wurden frühe in manche Kenntniſſe und Ceremonien eingeweiht, die dem andern Volke verborgen waren. Ein abgeſondertes Leben, ein geheimer Dienſt, ſtumme und lange Lehrjahre diſciplinirten die Jugend: Reinheit und Keuſchheit der Sitten, Pracht und Glanz der Kleidung, Feierlichkeit und Entfernung von dem großen Haufen, geheimnißvolle und ſtille Ehrfurcht gegen die Götter waren die Forderung der männlichen Jahre. Dieſe Prieſter waren, was ihr

Name ſagt, zuerſt die Diener der Götter; aber da der Sinn des Volkes und Landes die ganze Verfaſſung zur Theokratie hinübergeſpielt hatte, ſo waren ſie weit mehr als das. Sie verwalteten nicht nur die Auslegung und Verſöhnung der Orakel und Zeichen der Gottheit, den Dienſt der Tempel und ihre heiligen Einkünfte, die Opfer, Ceremonien, und Proceſſionen; ſondern ſie waren auch die Gelehrten, Geſetzgeber, Richter, Aerzte, und Rathgeber des Volkes. Was von profanen und geheimen Wiſſenſchaften bei den Aegyptern war, das war bei den Prieſtern. Unten wird mehr davon geſagt werden. Waren die Geſetze, wie einige glauben, bloß ihre Erfindung, und herrſchſüchtig für ihre Kaſte gemacht, ſo muß man ihnen doch die Ehre laſſen, daß ſie oft ſehr uneigennützig für das Allgemeine ſprachen und handelten und eine Art Gleichgewicht erzeugten, das nicht ſelten einer ordentlichen Verfaſſung ähnlich ſieht. Durch ſie ſchwankte die Kraft der Regierung nicht in den bodenloſen Abgrund des Deſpotismus hinüber, was in ſolchen Klimaten gewöhnlich geſchieht; durch ſie ward der König und der Bettler im Leben, ja der erſte ſelbſt im Tode, unerbittlich gerichtet, und das Geſetz entſchied, löſte, und verdammte, was in dem andern Orient auf das Hinfallen in den Staub weiſende Gnade, oder der Todestritt der fürchterlichen Stummen verkündigt. Nach den Prieſtern war die zweite Kaſte die der Soldaten, zu welchen auch der König und ſeine Familie gezählt wurde. Ueber ganz Aegypten war dieſe Kriegsmacht in Fußvolk und Reiterei ſtehend eingetheilt und hatte ihre Ländereien oder

Lehen im Reiche vertheilt, welche entweder von den Soldaten ſelbſt bewohnt und bebaut, oder von andern gegen gewiſſe Abgaben und Leiſtungen beſeſſen wurden. — Auch die übrigen Stände, als die Handwerker und Ackerleute, waren geſchloſſene Kaſten, nicht bloß im Allgemeinen, ſondern auch im Beſonderen; denn ſo groß war die knechtiſche Einförmigkeit, daß der Sohn des Schneiders nothwendig ein Schneider, der des Mahlers ein Mahler werden mußte. Bei dieſer Einrichtung wurde mechaniſche Fertigkeit durch Ueberlieferung von dem Urgroßvater auf den Urenkel freilich erhalten und vermehrt; aber natürlich blieb auch elendes Handwerk, was hätte herrliche Kunſt werden können: denn die Natur erbt Genie und Talente, Luſt und Neigung ſelten von dem Vater auf den Sohn, ſondern liebt den Wechſel der Triebe und Geſtalten. —

Dieſe Abſonderung der einzelnen Beſtandtheile des Staates erzeugte auch einen Abſonderungsgeiſt im Allgemeinen; daher hatte dieſes Volk eine unüberwindliche Abneigung gegen allen Umgang und Verkehr mit Fremden, und verabſcheute das Fremde in Sitten, Gebräuchen, und Religionen, und die Fremden ſelbſt als etwas Unreines und Unheiliges. Auch für Eingebohne hatten ſie eine unreine Kaſte, die in der tiefſten Verachtung ſtand und nur mit Todesgefahr ſich unter die beſſeren miſchen durfte: dieſe hieß die Kaſte der Sauhirten, weil nur die elendeſten Menſchen die Heerden jener unreinen Thiere hüteten und davon lebten. Was durch ſeltenes Unglück, durch ſcheußliche Seuchen, oder häßliche Miſſethaten unter dem Zorn der Götter und dem Abſcheu der Menſchen ſtand, Mörder, Verräther, Vagabunden, unglückliche Fremdlinge, geſellte ſich von ſelbſt zu dieſer Klaſſe, die durch Zeugungen aus ſich in den Gränzen des Delta zuletzt zu einer anſehnlichen Menge anwuchs. Einige Geſchichtſchreiber, die den Juden nicht beſonders hold ſind, haben ſie gar zu Abkömmlingen dieſer Sauhirten machen wollen, wovon ihr Abſcheu gegen die Säue ſie wohl losſpricht, es ſei denn, daß der Prieſter Moſes die Unreinen und Gemeinen durch ſeine Theokratie allmälig zu erheben ſuchte. Merkwürdig genug iſt die geographiſche und hiſtoriſche Verwandtſchaft der Juden mit den Aegyptern, welche ſie ſelbſt in ihren heiligen Schriften uns überliefert haben. Dieſes wunderbare Volk, das alle andern Völker haßte und verabſcheute, bis es ſelbſt unter dem tiefſten Haß derſelben erlag, hat in Verfaſſung und Sitten leider genug gemein mit dem Schlechten, Unglücklichen, und Knechtiſchen der Aegypter; in wie fern ſein Höchſtes mit ihnen zuſammenhängt, wird wohl ein unauflösliches Räthſel bleiben.

Wie das Leben einförmig und traurig, der Sinn ſtarr und ungeheuer, die Verfaſſung ſteif und knechtiſch war, ſo ſtand auch die Kunſt der Aegypter. Wir haben keine beſſere und frühere Beſchreibungen und Erklärungen davon übrig, als was wir durch Winke und Anſpielungen in den heiligen Schriften der Hebräer und als geſehene und gehörte Dinge bei dem Griechen Herodot und ſeinen Landsleuten finden. In Herodots Zeit war die höchſte Stuffe griechiſcher Kunſt noch nicht erreicht. Er ſah als Jüngling die alte Herrlichkeit Aegyptens, das damals ſchon den Perſern diente, er ſah gewaltige Denkmäler des Reichthums und der Macht der Vorfahren, hörte mehr Mährchen und Sagen von Wundern und Herrlichkeiten, die er nicht ſah, oder die ſchon vergangen waren: das ganze ſonderbare Land, und ſeine ſonderbaren Bewohner, der Glaube an tiefe Weisheit und Herrlichkeit der Aegypter, alles ſtimmte ihn hoch, und im hohen Geiſt beſchrieb er, wie man beſchreiben ſoll. Aber wie er auch alle Dinge verherrlicht, die wir theils noch wirklich ſehen, theils aus den Beſchreibungen uns einbilden zu ſehen, ſo iſt er doch zu wahr, als daß er den Karakter der Aegypter nicht darſtellen ſollte, der auch hierin tief unter den Griechen ſtand. — Alle Kunſt der Aegypter, ſo viel noch in einigen Ruinen und Denkmälern übrig, oder auch früher beſchrieben, als untergegangen iſt, ſtellt das allgemeine Bild heißer Klimate, das beſondere des Landes dar, wo ſie gebohren ward. Der Geiſt des Ungeheuren und Unendlichen in den Maſſen, die Gewalt des Herzens in der einförmigen Ewigkeit der Geſtalten, das Bild der Arbeit und Mühſeligkeit, die lange Geduld, auch das Schwerſte zu vollenden, dazu ein tiefer, myſtiſcher, und melancholiſcher Sinn, der wie ein ſchwarzer Schatten des Schickſals über allem liegt und bei Vielen mehr Ideen von Wundern und Geheimniſſen erregt, als vielleicht darin gemeint war. Sieh zuerſt ihre Baukunſt, und wende den Blick auf die heiligen Ruinen, die der Vorwelt ſchon Ruinen waren, auf die Mauren und die Pilaſter und Thore des alten Theben, auf das Grab und den Ring des

Oſymandias, auf die wunderbaren Gewinde und Irrgänge des Labyrinths, auf die älteſten Tempel der Götter, die ſchon zu Herodots Zeiten durch langes Alter und durch Verruchtheit des Perſers Kambyſes zuſammengebröckelt waren. Welche gewaltige Geburten und Arbeiten der Menſchen, welche Geduld und Kraft ſprechen ſie aus; aber auch welches Menſchengewimmel, welchen Reichthum und religiöſen Enthuſiasmus, wodurch ſo Ungeheures nur empfangen und vollendet werden konnte! Gehe dann hin, und ſiehe die in Felſen gehauenen Katakomben, ſieh den Umfang des Sees Möris, ſtaune zu den koloſſaliſchen Pyramiden empor, welche europäiſcher Geduld und Maaß ſo überlegen geſchienen haben, daß einige meinten, es ſeien ordentliche Säulen, welche die Natur als erhabene Spiele ſo neben einander im Nilthale hingeſtellt habe; geh hin, und ſieh den Obelisk des Rhamneſſes in Rom am St. Peter aufgerichtet; ſieh ſeine Brüder mit der alten Herrlichkeit Roms und Aegyptens im Staube liegen, oder als einzelne Fremdlinge in der Armuth der jetzigen Zeit zeichendeutend ſtehen — und du wirſt verſtehen, was ich oben ſagte. Denkſt du dann an die Hülfsmittel und Kentniſſe dieſer grauen Vorzeit, an den Mechanismus, um ſolche Steinmaſſen zu bewegen und aufzurichten, an die Verbindung, worin dies alles mit der Religion und dem heiligſten Glauben des Volkes ſtand: daß der Ring des Oſymandias vielleicht den Sonnenlauf, das Labyrinth das Jahr mit ſeinen 365 Tagen bedeutete: daß die Obelisken aus Einem Stein gehauene Sonnenweiſer, und die Pyramiden Gräber der

Könige und Symbole der feſtſtehenden Ewigkeit und der Unſterblichkeit waren — denkſt du dies — denn etwas denken mußt du bei dem Groſſen — und ſieheſt die wundervollen und ſeltſamen Geſtalten und Bilder, die darauf enthalten waren und noch ſind, und tauſend Gefühle und Erinnerungen erwecken; ſchaueſt du dann in die öde Weite der Natur um dich her, die wie ein unermeßlicher, ſtiller Tartarus mit dem offenen Rachen vor dir da liegt, welcher ſchon in ſeiner Mündung ein Vorgefühl der Schrecken und Grauſen erregt, die er in ſeiner Tiefe birgt, ſo wirſt du in der Stimmung ſeyn, den Sinn und das Leben der Menſchen zu begreifen, welche dieſe Wunderdinge einſt ſchuffen und unter ihnen wandelten. — Auch die Bilder aus Erz und aus Stein, und die Zeichnungen und Mahlereien der Aegypter ſprechen einen ähnlichen Sinn aus. Aber, wenn der Mechanismus der Kunſt nur genau meſſen kann, ſo kann in der Baukunſt die Kühnheit und Gewalt des Entwurfes und das Ungeheure der Maſſen und Formen ſchon etwas hervorbringen, was Ideen des Groſſen und Majeſtätiſchen im Menſchen gleich iſt. Das Werk dieſer Kunſt iſt das Feſte und Bleibende, was auf Sicherheit und Ewigkeit hinſpielt; Leichtigkeit und Aehnlichkeit lebendiger Bewegung kann ſie allenfals entbehren: Steinhauerei und Bildnerei aber können dies nicht, ohne allen ihren Reitz zu verlieren. Die peinlichen und arbeitſamen Aegypter waren in dieſen Künſten nicht glücklich, deren lieblichſte Blüthe in der zarten Lebendigkeit und leichtgeſchwungenen Beweglichkeit der Geſtalten beſteht. Ihr ſtarres, trübes Gemüth hatte wohl den tiefen Ernſt, aber nie die unendliche und in tauſend Bildern und verhüllten und enthüllten Trieben ſpielende Schönheit der Welt angeſchaut. Dieſe leicht flatternden Spiele, dieſe mannigfaltig bewegten und veränderten Geiſter der Natur mit zarten Augen zu ſehen und aufzufaſſen und mit feſter Hand und heiterem Sinn feſtzuhalten und nachzubilden, fehlte dem vielfach geplagten und gezwungenen Menſchen die Luſt und die Unſchuld: er ging in dieſen Künſten nie über den Schein der Gegenwart hinaus. Kein leichthinſchwebender Apoll, keine Cypris mit dem Gürtel des Reizes, keine majeſtätiſche Juno mit Jugendanmuth, Liebreiz, und Hoheit ging vor ſeinem trüben Blick auf, und hob ihn in die Gemeinſchaft der Seligen zu höheren Geſtalten und Wonnen empor: er ſelbſt und ſein Bild war das höchſte Ideal, wornach er ſtrebte und was er nie durch ein Bild urgebohrner, aus dem inneren Sinn erſchaffener Schönheit übertraf. Wahrſcheinlich entſtand hier die Kunſt alſo, daß man Mumien nachzubilden verſuchte. Man ſehe die Iſistafel und ihre Abbildungen, man leſe die Schilderungen der Alten und Neuen, ſo iſt es klar, daß die Aegypter hierin nur armſelige Handwerker waren und ihre eigenen ſteifen und langſamen Leiber, den knechtiſchen Trübſinn ihrer Geſichter, das Neidiſcheingemummte ihrer lebendigen Mumien fleißig und genau nachbildeten. Griechiſche Weichheit und Ueppigkeit, griechiſche Leichtigkeit und Grazie iſt dieſem Lande immer fremd geblieben. Starr und kalt, ſtreng und abgeſchieden von irdiſchen Trieben ſtehen auch dieſe Mumien der Kunſt da, wie jene der Natur in Katakomben und bei Feſten. Aber in dieſer Abgeſchiedenheit; in dieſem kalten Staunen; in dieſer Einen feſten Stellung der Iſis und des Oſiris, wie des Vogels, des Baums, der Blume, und des Fingers der Hieroglyphen; in den wunderbaren Räthſeln der verhüllten Sphingen; in den ungeheuren Löwen, Stieren, und Vogelgreifen, die vor den Tempeln ihrer Götter und den Palläſten ihrer Könige — aus Stein gehauene Wächter – lagen, und mit halbmenſchlichen, halbthieriſchen Mienen um ſich blickten und für die Lebendigen Geheimniſſe auf dem Herzen zu haben ſchienen — in dieſem allen lag eine tiefe Sonderbarkeit des Gemüthes, eine myſtiſche Zauberei mit den Bildern und Zeichen der Welt und ihren innerſten Bedeutungen, daß ſchon die Alten fragend und ſtaunend ſtill ſtanden, und die Neueren noch ſtaunender ſtehen würden, wenn ſich ihnen dies alles ſo recht beweglich und lebendig vor das Aug ſchieben könnte.

Endlich wie ſtand es mit der Religion, den Wiſſenſchaften, der Philoſophie? Auch da ſind hundert Fragen für Eine Antwort möglich, und wir müſſen mit Winken zufrieden ſeyn. Ich erinnere hier nur wieder an das, wovor ich oben warnte, den Glauben der Dummen wegzuwerfen, als ſei durch irgend eine lange Manipulation der rechnenden Liſt und des verſchmitzten Eigennutzes von Anfang an je eine beſondere Bürgerwelt geworden, und als werde ſie dadurch regiert. Erſt wann Nothwendigkeit der Natur, und der Zeit, der höchſten Göttin des Menſchen, die große Vorarbeit gemacht und etwas Feſtes hingeſtellt haben, kann die kleine Schlauheit nachkommen, dies

und

und jenes drehen und deuteln, lenken und verändern; ja wohl von dem Ihrigen zuſetzen und einſchieben; und ſo ſind Kaſtraten und Miniſter, Beichtväter und Kammerdiener, Kebsweiber und Kuppler von jeher Altflicker und Pfuſcher an dem großen Machwerke der Natur geweſen. Daß die ägyptiſchen Prieſter es auch ſo gemacht, glauben Sie und ich; aber daß die ganze wunderbare Verfaſſung, Religion, und Art des großen Staates von einer vornehmeren und gebildeteren Kaſte von Anfang an abſichtlich nur für ſie ſelbſt erfunden und gemacht worden, kann nur glauben, wer von dem tiefſten Entſtehen und Leben der Natur gar keine Ahndung hat.

In unſerer Welt der Geſchichte und Kultur, die ſo wenige Jahrtauſende umfaßt, war Aegypten eines der älteſten Länder. Wer die langſame Entwickelung des Menſchen auch in der Geſchichte der neueren Nationen ſtudirt und die erfundene Welt eines Kolon und Cook mit Einfalt und Liebe ſeines Geſchlechts betrachtet hat, der weiß, wie ſchwer das geiſtige Leben aus dem Menſchen heraustritt, wie hartnäckig er Jahrhunderte und Jahrtauſende gegen die geiſtige Bearbeitung ſeiner Kräfte ſich ſträubt. Was im geſitteten Zuſtande des Menſchen nachher mitgebohren wird und einen leichten Gehorſam des Verſtandes, oft einen zu leichten Gehorſam der Gewohnheit giebt, kann von dem Wilden nur mit tauſend Mühen und Rückfällen durch harte Gewalt und unausſprechliche Schrecken erzwungen werden. Das Schwerdt und das Beil, algieriſche Harpunen und türkiſche Pfähle richten hier nichts aus; die weiß auch der Wilde zu gebrauchen und kann an ſeinem Prieſter und Regierer ſich blutig damit rächen, wenn dieſer ihn durch ſolche Strafen zügeln will. Aber vor den dunkeln Ahndungen und Schrecken einer andern Welt, vor dem Donner des Himmels, vor dem Elend der Peſtilenz und des Hungers, vor den Zaubereien und Gaukeleien unbekannter Kräfte, womit der kindiſche Verſtand verwirrt wird, fällt auch die wildeſte und mächtigſte irdiſche Kraft in den Staub, und läßt ſich fangen und einkerkern, enthaupten und ſpießen im Namen jener unbekannten Weſen. Angſt und Furcht wohnte mit den erſten Göttern und dem erſten Gehorſam auf Erden; wild, grauſam, und freudenlos, wie das Leben der Wilden, war das Leben ihrer Götter: nur erſt nach Jahrtauſenden ward der Menſch ſo frei und glücklich, daß er auch in ſeinen Himmel über ſich einen Gott der Freude und Liebe ſetzen konnte. Auch die ägyptiſche Religion und Verfaſſung trägt viele und reiche Spuren der älteſten Barbarei, aber ihre lange Weltrechnung beſtätigt ſich am beſten durch die hohe Kultur und den in vielen Dingen ſchon freien Verſtandesgehorſam des Geſetzes, die ſie hatten: denn drei bis vier Jahrtauſende — es ſei denn, daß auch ſie auf den Arbeiten früherer Kultur gegründet ſtanden — konnten unmöglich ſo ſchnelle Schritte machen. Die Beſten und Weiſeſten des Volkes, in welchen die erſte Idee eines edleren Lebens aufging, holten wie Moſes vom Sinai die Donner und Blitze des Himmels herab, ſie brauchten ihre Ueberlegenheit, dem Glauben des Menſchen an unendliche und höhere Geiſter etwas vorzuzaubern, und wurden ſo Geſetzgeber und Prieſter durch die Ehrfurcht und Dankbarkeit derer, welchen ſie das unſtäte und unſichere Leben befeſtigten. Aber eine Unendlichkeit von Göttern mußte werden, je lebendiger und alleinwirkender der Wilde jede einzelne Naturkraft ſieht — denn jede dieſer einzelnen Kräfte und Erſcheinungen todtſchlagen, um einem Einzigen, der ſie alle lenkt und aufzieht, Leben zu geben, heißt das Werk der Entwilderung im Keim zerſtören — eine Unendlichkeit von Göttern und geheiligten gottähnlichen Dingen mußte hier werden, je beſonderer die Beſchaffenheit des Landes war, welche eine Menge von polizeilichen und mediciniſchen Geſetzen nöthig machte, deren glücklichere Klimate entbehren konnten. Auch dieſe vielen Kleinigkeitsgeſetze, die offenbar wieder einen ängſtlichen Kleinigkeitsgeiſt in das Leben und die Kunſt der Aegypter brachten, mußten für den rohen Menſchen unter die Hut der Götter geſtellt und als unmittelbare Gebote derſelben ausgeſprochen, die Gegenſtände derſelben mußten geheiligt, ja endlich ſelbſt Götter werden, um die unbändigen Gelüſte und Leidenſchaften zurückzuſchrecken. Dies giebt eine natürliche Erklärung des ägyptiſchen Polytheismus. Vielgötterei war der Jugend der Welt allenthalben nothwendig: auch finden wir ſie bei allen alten Völkern. Die glänzenden und ſchrecklichen Phänomene, die wohlthätigen und geheimen Kräfte der Natur, der Donner und das Licht, die Sonne und die Erde, das Uebel und das Glück, das Böſe und das Gute wurden ſo die erſten Götter. Hier hatte die reichſte

Vielgötterei noch einen beſonderen Grund in dem Klima; dies kann man aus Herodot und den Moſaiſchen Geſetzen lernen. Das Klima war unglücklich, und beſtrafte jede Ueppigkeit, jeden Ungehorſam des Menſchen mit häßlichen Plagen. Ich habe oben ſchon darauf hingeſpielt. Lange Erfahrung und Weisheit der Prieſter hatte endlich die Geſetze dieſes Klimas und in dem großen Lande das Bedürfniß jedes einzelnen Nomos (Provinz) gefunden, aber nur die Schrecken der Götter konnten das Volk Gehorſam lehren gegen dieſe Geſetze. So betete man in dem einen Nomos die Zwiebel an, in dem andern den Bock, in dem dritten heiligte man die Bohne, damit der Menſch ſich nicht krank daran äße; ſo fütterte man hier das Krokodil, und ſchlug es dort todt; ſo waren der Ibis, das Ichneumon, der Hund, und die Katze, jene Zerſtörer der Schlangen und Gewürme, jene Reiniger der Luft von dem Peſthauch des Aaſes, geheiligt: noch jetzt ſteinigt das Volk den, der einen Hund auf der Straße von Kairo tödtet. Als man auf dieſe Weiſe die Natur anzuſehen gewöhnt war, kamen natürlich manche andere zufällige Götter hinzu; ſelbſt die Verwalter und Ausleger der ägyptiſchen Heiligthümer vergaßen ſich wohl zuweilen und dachten nicht mehr an den Urſprung des ſonderbaren Dienſtes. Der Menſch, zwiſchen ſo vielen Dienſten und Religionen immer im düſtern Ernſt gehalten, immer in Angſt, daß er irgend einen Gott entweihe, zertrete, zerſtöre; auf jedem Schritte von ſo unzähligen Bildern des Heiligen und Verehrlichen umgeben; in ſeiner einförmig öden Natur ſelbſt nur Einen weiten, ſchwarzen Rachen des Aberglaubens ſehend, in deſſen übergewaltige Geiſterwelt er ſich blind hinabſtürzen mußte, zählte zuletzt ſeine Götter nicht mehr, und warf ſich in den Staub vor dem, was vor kurzem nur noch bloßes Bild und Zeichen der heiligen Gemeinſchaft war, was nur als Lehre und Warnung etwas bedeuten ſollte, und wovon ſpätere Unkunde und Aberglaube den Sinn verloren hatten.

Dies war die Religion des Landes, ſeinem Bilde und ſeinem Sinn gleich, aus der bitteren Noth des Klimas gebohren; dies war auch die Religion der Prieſter, wenn ſie wie andere Menſchen fühlten und lebten, und das thaten ſie gewiß wie unſere Idealiſten und Aetheriſten, die aus ihren Sonnenhöhen doch oft zu dem gemeinen Dunſt der Erde hinab müſſen. Aber als Gelehrte und Denker hatten die ägyptiſchen Prieſter etwas für ſich, was das Volk nicht berührte — ſie hatten mit allen Prieſtern und Weiſen des Alterthums eine eſoteriſche Lehre und einen eſoteriſchen Dienſt; iſt ja ſelbſt der neuen Welt Prieſterſchaft noch nicht exoteriſch geworden, was ſie ſeyn ſollte. Die Aegypter hatten ihre ſchweren und langen Lehrjahre, ſie hatten eine heilige Schrift, ſie hatten Myſterien, worin diejenigen ſich einweihen laſſen mußten, welche davon etwas lernen wollten.

Daß es bei den Aegyptern eine profane und eine geheime Schrift gab, iſt außer allem Streit, denn alle, die über ägyptiſche Dinge geſchrieben haben, ſtimmen darin überein. Die geheime Schrift hieß die heilige Schrift, oder die heilige Bildnerei (ἱερα γραμματα, ἱερογλυφα). Dieſe Art Schrift war die erſte aller Völker. Die erſte unvollkommene Geiſterſprache war die unmittelbare der Geſtalten, welche die Natur zeigte. Der zweite Schritt war der, daß man dieſe Bilder Zeichen und Anſpielungen ſeyn ließ: die Kunſt des Deutens, Vergleichens, und Allegoriſirens begann. Aber man fühlte die Vieldeutigkeit und Unſicherheit dieſer Sprache, fühlte ſie immer mehr, jemehr das Gemüth ſich von dem Einzelnen zum Allgemeinen, von dem Anſchauen zum Denken erhob, jemehr Urbilder, die keine ſinnliche Geſtalt annehmen wollten, ſehnſuchtsvoll und bedeutend aus dem Innerſten des Herzens aufſtiegen: man fühlte die glatte Unmöglichkeit, die höheren Geſtalten nnd Spiele des Menſchengemüthes durch einzeln für ſich ſtehende Zeichen ſo auszubilden, daß auch nur der Weiſe und Geweihte ſie deuten konnte, wie man ſie meinte. Man mußte nun den zerſtreuten Sinn vieler Bilder unter die Einheit eines einzigen Bildes bringen, das zugleich eine beſtimmte und doch allgemeinere Bedeutung hatte. Dieſer dritte Schritt war der ſchwerſte und machte das Leſen der Bilderſchrift zu einer unendlich ſchweren Kunſt. Da ſchuf endlich die Natur ein erhabenes Genie, einen Hermes, der die Gefühle des Herzens und die Bilder der Welt im großen Zuſammenſpiel und in ſeltener Klarheit in ſich trug: die Idee des erſten Buchſtaben ſprang aus ſeinem unſterblichen Haupte, ein feſtes, klares Zeichen für Gedanken. Nun war die Geiſterwelt und ihr junges Licht für die künftigen Geſchlechter gerettet, die ſogenannte heilige Schrift, die nun allgemein und profan werden konnte, war eine wirklich heilige geworden. Alle glückliche Völker der Welt hatten endlich dieſe heilige profane Schrift, wir Europäer haben ſie; Ein merkwürdiges Volk in Aſien hat ſich kaum über die Hieroglyphen erhoben: die Chineſen. Nicht zu Zeichen für die einzelnen Töne, die durch unendliche Zuſammenſetzung wieder Zeichen der Worte und Gedanken werden, iſt dieſe Nation gelangt, ſondern faſt für jedes Ding und jeden Begriff hat ſie ein einzelnes Bild gemacht. Für ein Volk, das mancherlei Entwickelung und Kultur erhalten und in allen Künſten des geſitteten Lebens ſich regt, hat es einer Unendlichkeit von Zeichen bedurft. Durch dieſes Unglück ſeiner Sprache und durch anderes iſt dieſes ſonderbare Volk zu einer Kleingeiſterei und Pedanterei verdammt, die auf der weiten Erde ihres Gleichen nicht haben. Für wen es ein langes Studium mehrerer Jahre iſt, nur leſen zu lernen, geſchweige denn ſchreiben, dem muß der luſtige und geſchwinde Geiſt vergehen, womit er nachher das Höhere und Schönere der Wiſſenſchaft und Kunſt umfaſſen ſoll: auch ſcheint der Chineſe die Hoheit und Schönheit in ihnen nie gekannt zu haben. Die ägyptiſchen Prieſter brauchten nachher beides die profane und heilige Schrift zugleich, aber für ſich und ihre Geheimniſſe behielten ſie die Hieroglyphen als etwas Beſonderes und Geheimes, was ſie vor den übrigen Menſchen voraus haben wollten und wodurch ſie wirklich etwas vor ihnen voraus zu haben vorgaben. Wahn und Betrug lagen hier, wie bei allem Menſchlichen, gewiß bei einander. Nachdem man ſich zu der hohen Geiſterſprache, die hinfort die profane heißen ſollte, erhoben hatte, konnte man das Gemüth von den alten heiligen Erinnerungen unmöglich ſogleich losreißen. Da ſtanden in Erz und in Stein, an Pyramiden und an Tempelſäulen die wunderbaren Bilder, worin die wohlthätigen Kenntniſſe und Erfindungen der Vorwelt, die erſten Schritte zur Bildung und Verfeinerung, worin die denkwürdigen Geſchichten der Götter, Heroen, und Könige räthſelhaft gezeichnet waren, deren Andenken und Glauben jeder Stein und jede Ruine dem Urenkel vorhielt. Dies zu vergeſſen und aufzugeben war unmöglich, um ſo unmöglicher, jemehr die lange Zeit die Bedeutung der Bilder verdunkelt und die Entzifferung erſchwert hatte: durch Unkunde und myſtiſche Deutung war Manches etwas Heiliges und Mancher ein Gott geworden, die ihrer Zeit und ihrem Volke noch ſehr begreiflich irdiſch nahe geſtanden. Gewiß ſchon zu Herodots Zeit wußten die Prieſter das Aelteſte ihrer Hieroglyphen nicht mehr ſicher zu deuten und behalfen ſich mit dunkeln Räthſeln für klare Kunde. Selbſt was ſie den Eingeweihten für die Nachwelt überlieferten, hatte wohl bei ſchnellerem Wechſel der Kultur und Verfaſſung nach Jahrhunderten ein ähnliches Schickſal, um ſo eher, jemehr der politiſche Druck und Sturz des Volkes von ſeiner früheren Herrlichkeit den alten Aberglauben und Wahn vermehrte, die nun im Elende das Alterthum viel herrlicher, wunderbarer, und majeſtätiſcher ſchufen, als es geweſen war. Vergeblich wird alſo wohl auf immer das Streben derer ſeyn, die nach dem Ablauf von Jahrtauſenden für das noch Schlüſſel ſuchen, was die letzten Zeitgenoſſen nicht mehr aufſchließen konnten, ſelbſt wenn die geheime Wiſſenſchaft und Philoſophie der ägyptiſchen Prieſter über die erſte Geſchichte und Bildung des Menſchengeſchlechtes die reichſten Aufſchlüſſe geben könnte.

Wenn von den Künſten, Wiſſenſchaften, und der Philoſophie der Aegypter die Rede iſt, ſo ſtößt man immer auf den geradeſten Widerſpruch. Die eine Parthei läßt alle dieſe Herrlichkeit hier nicht nur entſtehen, ſondern behauptet auch, kein altes Volk habe die Aegypter übertroffen; auch was die Griechen in Mythen, Künſten, und Bildung Trefflichſtes gehabt und hervorgebracht, haben ſie alles von den Aegyptern empfangen und mit ihrer gewöhnlichen Eitelkeit der Autochthonie als bei ihnen ſelbſtgebohren und ſelbſterfunden ausgegeben. Die zweite Parthei zeigt uns in den Aegyptern nichts als ein knechtiſches und abergläubiſches, von gaukelnden Pfaffen beherrſchtes, Volk, ohne Kraft, Kunſt, und Tugend, und macht ihre Fortſchritte in dieſen Dingen ſo klein als möglich. In der Mitte zwiſchen beiden mögte wohl die Wahrheit liegen, und gern wollen wir mit den erſten ſagen, daß die Aegypter eines der intereſſanteſten und merkwürdigſten Völker geweſen ſind, zu deſſen Betrachtung man mit einem unwiderſtehlichen Zauber des in ihm liegenden Wundervollen hingezogen wird. Wenn man auch kein Recht hat, unter den Wundergeſtalten der Baukunſt und Bildnerei, unter der magiſchen Hülle der unleſerlichen Hieroglyphen die tiefſte Weisheit und die erhabenſten Lehren zu ahnden, ſo war ihre Bedeutung doch ſo flach nicht, als diejenigen ſie machen, die darin bloße Geburten ungeheurer Phantaſie und betrügeriſche Prieſtergaukeleien finden. Das reiche, arbeitſame, und ordentliche ägyptiſche Volk hatte doch mit ſeinem Nachbarn, dem gewandteren und kühneren Phönicier, eine Menge von Erfahrungen und Kenntniſſen gemein, nach welchen die wißbegierigen Griechen wallfahrten gingen, die bei ihrer Rückkehr im Vaterlande als Zauberer und Wundermänner angeſtaunt wurden. Die ſtrengen Verſtandeswiſſenſchaften waren hier nicht mehr in ihrer Kindheit; Sternkunde und Sterndeuterei, Prophetenkunſt, Berechnung des Sonnen- und Mondjahres waren bei den Aegyptern uralt, als die Griechen von dieſen Wiſſenſchaften noch nichts ahndeten. Ihr Ackerbau, ihre Kanäle, Deiche, und Waſſerbecken, ihre Pyramiden und Obelisken, und mancherlei Herrlichkeit in Arbeiten langen Fleißes und ſchwerer Geduld ſagen beſſer als alle Deutungen, daß ſie in dem Praktiſchen der Mathematik und Mechanik es weit gebracht hatten und eine Menge Hülfsmittel und Inſtrumente beſitzen mußten, welche ſelbſt die ſpätere Zeit nicht alle kannte, die erſtaunte, wie man ſolche Steinklumpen habe aus Einem Stücke hauen, fortbringen, und nachher aufrichten können. Fontana mit ſeinem Obelisk und ſeinen gewäſſerten Stricken unter Sixtus dem Fünften iſt der beſte Vertheidiger ägyptiſcher Tüchtigkeit. Ihre verwickelte Geſetzgebung, ihre Arzneikunde und Einbalſamirung der Leichen ſetzt manche Kenntniſſe eines verfeinerten Volks voraus; aber das Maaß derſelben läßt ſich nicht beſtimmen. Eben ſo wenig wird man je mit dem auf das Reine kommen, was man Philoſophie der Aegypter genannt hat. Schon die alte Welt läßt in den Myſterien ihrer Prieſter tiefe Brunnen der verborgenſten Naturweisheit rinnen, und ſpielt darauf an, daß die geheimen Lehren auch des griechiſchen Kultus von ihnen geholt waren. Spät noch, als das ſchöne Weſen der Griechen ſchon zerfallen war, als Sklaverei und Entnervung die Fröhlichkeit der herrlichſten europäiſchen Jugendwelt verdunkelt und das kümmerliche Geſchlecht tief in mancherlei Aberglauben verſenkt hatte, trieb man im Namen der Iſis und des Oſiris, des Serapis und des Anubis mit Spielen ſeiner eignen Albernheit mancherlei Gaukeleien und Hexereien, die lächerlich genug wiederholt werden in unſerm ſchwachen und mönchiſchen Zeitalter, wo der dumme, verfinſterte Sinn, der das Licht des eignen Orients nicht ſehen kann, noch nach dem hinzuſehen wagt, deſſen Sonne lange untergegangen iſt. Man ſagt, die Hieroglyphen und Myſterien der Prieſter bewahrten die höchſten Lehren von der Welt, der Gottheit, der Unſterblichkeit als eine eſoteriſche Wiſſenſchaft, welche den Augen des zu dummen Volkes noch verhüllt werden mußte. Ich glaube das auch, aber das Wie und Wieweit dieſer Wiſſenſchaft wird nie entdeckt werden. Durch den hohen und feierlichen Ernſt aber und das myſtiſche Leben der Prieſter, durch ihr ſtummes Schweigen, und die wunderbaren Anſpielungen in der großen und kleinen Kunſt ward die Fantaſie hier weit tiefer hinabgeriſſen, als anderswo. Gewiß hatte das ernſte, tiefſinnige, und grübelnde Volk, das nichts anders als denken und grübeln konnte, auch hierin ſich tief und hoch ver-

verſtiegen; aber ich denke, die Dämpfe des Tartarus und die Wolken des Aethers waren ihm nie abgefloſſen, ſondern in ſeiner trüben Dämmerung des Lebens ſchaute es auch die überſchwänglichen Dinge ungeheuer und geſtaltlos an. Gewiß war dieſes Volkes Philoſophie ſeinem übrigen Bilde gleich; die lichte Klarheit eines Sokrates und Xenophon, die himmliſche Schwärmerei eines Plato konnte in dem brütenden und verbrannten Gehirn eines Aegypters wohl nie gebohren werden. Der Himmel, wo die großen Lichter von Karthago und Alexandrien im vierten und fünften Jahrhundert das Chriſtenthum zurechtphiloſophirten und zurechtdogmatiſirten, wo neue Troglodyten und Wilde, die ſich Eremiten nannten, in brünſtiger Tollheit aus der Gemeinſchaft der Menſchen in Felſen und Wälder flohen und das Mönchthum ſchufen, das ſich lange Chriſtenthum nannte, mußte älteſtens wirken, wie jüngſtens.

Vierte Vorleſung.

Meine Herren.

Auch heute wollen wir in den Betrachtungen der vorigen Stunde fortfahren, und können uns der nicht unluſtigen Mühen des zurückgelegten Weges freuen. Denn ſchon ſind wir des Wanderns gewohnt; zu der groſſen Luſt, ein feſtes Ziel zu erreichen, geſellen ſich manche kleine Freuden, die wir ungeſucht und unerwartet ſeitweges finden; manches fröhliche Angeſicht wandelt uns vorüber, manche liebliche Ausſicht überraſcht, manches muntere Spiel des reichen Lebens entzückt uns; unſre Füſſe werden von Tage zu Tage geſchwinder, unſre Augen ſchärfer und geübter zu ſehen; leichter und raſcher können wir vorwärts ſtreben, denn was wir ſahen und erlebten, erklärte uns ſchon, was wir ſehen und erleben ſollen. Wir bleiben auch heute in dem fabelhaften Orient, und gehen nach Indien hinüber, welches den Alten noch mehr ein Mährchen und Wunder war, als Aegypten, und auch bei den Neuen nicht viel mehr als ein Mährchen iſt, welche nicht ſein Heiliges gewollt und geſucht haben, ſondern ſein Silber und Gold, ſein

Elfenbein und ſeine Specereien, und alles, worüber Liſt und Muth Herr werden können. Wir betreten einen heiligen Boden, ſo wie wir dieſem Lande nahen, die Wiege der erſten Freuden und Spiele unſers Geſchlechtes, das Paradies der Unſchuld und Schönheit. Könnten wir empfinden wie frühere Menſchen, hätte ein heiliger Wahn, der das irdiſche Geſchlecht nie ganz verlaſſen ſollte, noch die volle Kraft und Innigkeit der Anſchauung und Begeiſterung übrig, wir würden noch wunderbarer bewegt ſeyn, als wir wirklich ſind.

Unter den Steppen der unholden Mongolen und Kalmücken, und der wilden und tapfern Tataren und Koſacken, in der Mitte des alten Aſiens, breitet ſich eine weite hohe Fläche aus, von dem ſchwarzen Meere bis an die Gränzen von China, wechſelnd mit Gebirgen, Hügeln, und Thälern in einer freundlichen Miſchung der Natur, wo die Jahreszeiten ihren gemeſſenen gleichen Gang gehen und raſche freudige Winter mit lieblichen Frühlingen und warmen Sommern wechſeln. Ich erinnere Sie nur an Mingrelien und Georgien und an ihre Menſchen, an Gottes Garten Eden, das wunderliebliche Kaſchemire, an die ſchönen Thäler des ſüdlichen Tibet und Laes nördlich über Indien. Hieher ſetzen alle Sagen und Geſchichten die erſten Sitze des Menſchengeſchlechtes, das grade hier auch heute noch in vorzüglicher Schönheit und Jugend blühet; von hieraus laſſen ſie die Stammväter der verſchiedenen Völker ausgehen und ſich über alle Erde verbreiten. Wunderbares und Geheimnißvolles erzählten ſchon die Alten von dieſem freundlichen Wiegenlande des Menſchen. Das Mittelalter glaubte alle Zaubereien, Rieſen, und Ungeheuer, alle Thiere, die nur die Fabel kennt, den Vogelgreif und das Einhorn, in dieſen Gegenden: die neue Welt ſinnt über das Alte, und ſtaunt über das, was ſie als noch lebend vernimmt, was nicht in der fabelhaften Weite der Wüſte Kob noch in dem ewigen Schnee des nördlichen Tibet verſchwindet. Man begleite nur die wenigen europäiſchen Wanderer, welche Nordperſien und Tibet und Laos geſehen haben, nicht als Menſchen, nicht als Weiſe, ſondern als ſolche, die Schätze ſuchten und des Landes Juwelen und Herrlichkeiten auskundſchafteten — ſelbſt was dieſe einzelnen Pilgrimme befangen und kümmerlich ſahen, was ſie als das Kleinſte und Gewöhnliche klein und unvollkommen erzählen, trägt unverkennbare Spuren einer ganz andern Welt, als die unſrige, einer Welt, bei der uns oft zu Muthe wird, als ſei in ihr und ihrem Leben noch vieles von dem erſten Kinderleben des Menſchengeſchlechts übrig. Eine wunderbare Nähe und Einheit des Menſchen mit der Natur, und doch eine ſolche Ehrfurcht und fromme Anbetung derſelben, wie ſie wohl ſelten ein Europäer empfunden hat: bei uns Trotz und Barbarei wie des Wilden, dort ſanft hinfließende Stille und Beſchaulichkeit des Lebens. Sieht man endlich die Tempel mit ihren magiſchen Bildern, die Klöſter, die freiwilligen Peinigungen und Büßungen ſo vieler, die in ihrer aller Menſchenkunde entlegenen Einöde keinen Stachel der Eitelkeit und der Kanoniſation kennen; denkt man an den Dienſt und die Lehre ihrer Prieſter von dem ewigen Wandeln des Geiſtes in der Natur durch die mancherlei Leiber und Geſtalten, und denkt man zugleich an die Erhabenheit, wozu die Idee dieſen Glauben erhoben hat, ſo iſt das erſte Gefühl das, als habe Natur und Schickſal einem oft ein ähnliches Spiel vorgehalten, oder gar mit einem geſpielt: man kömmt wieder wie zu den Kinderſpielen und Träumen ſeiner eignen Wiegenjahre, zu dem innigſten Menſchengefühle, zurück.

An dies Leben ſchließt ſich das der Hindus unmittelbar an. Von dieſen Bergen ſtiegen ſie weiter ſüdwärts hinab auf die Ebnen und Hügel längs dem Indus und Ganges, und bevölkerten das zwiſchen ihnen liegende weite Land. Sie wanderten frühe ein, noch mit kindiſcher und unentwickelter Roheit, und weich und bildbar nahmen ſie den wahreſten Stämpel des Klimas an, worin ſie ſich wohnen ſetzten. Vor allen Völkern der Erde ſind ſie die richtigen Autochthonen, ein genau nachgebildetes Bild ihres Himmels und ihrer Erde. Die Natur hier und der Geiſt derſelben iſt Jugendfriſche und Ueppigkeit, aber zugleich Stille und Frömmigkeit; Fülle der Fruchtbarkeit und des Genuſſes, aber auch Tiefe der Schwärmerei, Sehnſucht, und Liebe. Das Land könnte unter die ſehr warmen und faulen gehören, aber die Winde von den nördlichen und weſtlichen Gebirgen, wie die von der ſüdlichen Halbinſel, mildern die Schwüle der Luft, und die Natur hat in der ſchnellen Verhärtung der Geſtalten durch die Hitze hier keine ſo erſtarrte, und ungeheure Weſen hervorgebracht, keinen ſolchen Sinn der Karrikaturen und Fratzen aufgeſtellt, als

im

in andern ähnlichen Klimaten. Dies iſt ein Land der Wunder, aber nicht der Ungeheuer, mit einem milden, warmen Himmel leuchtender Sterne der Nacht, welcher aber für den Tag den Heißen und Müden grüne Schattenzuflucht bereitet hat. Ein ſanfter geiſtiger Sinn bei der Fülle und Reife der Geſtalt ſpricht hier aus allen Dingen. Hier ſind Berge und Hügel mit Wäldern, hier ſind Haine undurchdringlichen Geheimniſſes, hier brauſen und fließen Ströme, Seen, und Quellen. Welch ein zartes Stillleben der Bäume, Blumen, Thiere, und Menſchen mit einander! es iſt, als wenn jedes ſinnig und verſtändig in dem Bilde des andern ſich ſelbſt und ſeines Lebens Geiſt beſchaute, und ſich ſelig freute, daß alles ſo gut und ſo ſchön iſt. Und in den Bildungen ſelbſt welche Jugend und Zartheit! wie ſchnell gebohren, und doch wie freudig und kräftig! welch ein Wuchs und Glanz, welch ein Grün und Farbenſchimmer der Dinge! nicht wie auf Borneo und am Niger, die Augen zu blenden und zu verwirren und das Gemüth in das Chaos wilder Leidenſchaften hineinzureißen, ſondern ſanft ſpielend und den ſüßen Reitz himmliſcher Jugend und Schönheit erregend.

In dem Indien, welches ich meine — die Halbinſel unter den beiden Strömen gehört nicht dazu — wohnen jetzt mancherlei Völkerſchaften, die in andern Klimaten ihre Geſtalt erhielten und hier von der ſchöneren Gewalt des Klimas wohl durch Jahrtauſende nicht bezwungen werden können: Mongolen, Mohren, Araber, Malaien, Europäer, fern von der Heiligkeit und Milde dieſer Natur labend, mit Blut und mit

Laſtern beſudelt, mit andern Leibern und Leidenſchaf-
ten, das Gefühl des Landes, worin ſie leben, nicht
ahndend noch ehrend. Von dieſen anderswo geſtäm-
pelten ſpreche ich nicht, ſondern von den Hindus, dem
Urvolke, das in früheſter Zeit als ein ächtes Kind
von dieſer Natur gebohren und erzogen ward. Dieſe
Hindus, die lange nicht mehr geherrſcht haben, ſind
hier doch die einzigen Herrlichen unter Barbaren, die
ſie gefühllos umgeben. Sie ſind ſchlank und leicht,
mit zartem Ebenmaaß ihrer Glieder gebildet. Um
das gewölbte Haupt fließen ſchwarze Locken; das
bräunliche Angeſicht ſchmückt eine denkende Stirn und
große ſchwarze Augen voll Feuer und Milde; der
volle, nicht ſchlaffe Mund mit ſeiner ſchönen Perlen-
ſchnur von Zähnen fließt freundlich und ernſt zugleich
von Ueberredung und Liebe über: Ruhe in Leichtigkeit
und Ernſt in Freundlichkeit iſt der Ausdruck dieſer
Leiber, die, zugleich ſtark und zart gebildet, wie die
feſten und ſchlanken Bäume am Ganges und Indus
mit Blüthen und Früchten, in anmuthiger Fülle da-
ſtehen. So iſt ihr Genuß und ihr Leben, die ſelbſt
im böſen Dienſt unter barbariſchen Halbwilden und
goldhungrigen Europäern keine Sklavenwuth und Tücke
eingeſogen haben. Dies iſt das einzige Volk, an dem
man ſieht, daß Herrſchaft nicht alles bedeutet. Die
höchſten Zeugungen in allerlei Kunſt und Arbeit, der
höchſte Glanz des äußeren Lebens haben untergehen
können, aber der hohe Ernſt und der freie, fromme
Sinn deſſelben iſt ihnen ſelbſt in Knechtſchaft nicht
verloren: ein merkwürdiges Zeichen und Beiſpiel gei-
ſtiger Kraft. Wie fromme Kinder in Unſchuld und

Freude, auch als die da nichts haben, gehen ſie neben dem wilden und leidenſchaftlichen Leben ihrer Herrſcher hin; ihre Blumen und Bäume, ihre Sterne und Vögel, ihre Ströme und Quellen kann man ihnen nicht nehmen, noch den leichten, ſpielenden Sinn, der dieſe Schönheit zu empfinden und in mancherlei Bildern darzuſtellen weiß.

Der Indier iſt ein von der Natur hochbegabter Menſch an Leib und Seele. Der Leib iſt nicht nur ſchön im Ebenmaaß gebildet, ſondern auch gewandt und ſtark, zu allerlei langer Geduld und ſchweren Uebungen geſchickt. Nach allen Beſchreibungen übertreffen die Künſte der Stärke, die man vormals in Delhi und Surate an den Höfen des Kaiſers und der Nabobs ſah und noch zuweilen ſieht, alles, was die Luſt des Karnevals in Venedig und Neapel je Aehnliches zeigte. Die Kühnheit und Gewalt ihrer Fechter und Ringer, die oft mit einander in Scherzen, oft mit Löwen und Tigern um Leben und Ehre ſpielten, die Stärke und Gewandtheit ihrer Gaukler, die ganz andere Herkulesſäulen aufſtellten, als die Dalmaten und Kalabreſen, erſtaunen unſere Augen und Ohren. Aber willſt du das höchſte Erſtaunen und die wollüſtigſte Bewunderung, ſo ſieh die Bajaderen bei den Gaſtmälern ihre reitzenden und luſtigen Tänze ſchlingen, ſieh ſie zum Klang der Cither und Cimbel ſpringen und in vergänglicher irdiſcher Luſt die geheimen Wunderbilder einer unendlichen Welt herabtanzen. Was den rohen Portugieſen in Entzücken ſetzt, die dickleibige Dumpfheit von John Bull erheitert, dem phlegmatiſchen

Holländer die Pfeiſe aus dem Munde fallen läßt, das iſt nicht gemeines Spiel der Verderbenheit, ſondern unbewußt müſſen die ſchönen Dienerinnen der Luſt das höhere Leben darſtellen, das keine Verworfenheit erſticken konnte. Geh endlich hin, ſelbſt zu den Ungeweihten geh hin, welche irdiſche Sachen beſchrieben haben, und frage ſie hie und da, was ſie ſahen, wenn der Zufall ſie in den heiligen Kreis eines Brachmanen, in die Hütte eines Pflanzers, oder an den Webſtuhl ſeiner Weiber und Töchter führte. Müſſen ſie, die keine Schönheit kannten, die ſonſt ihre Abentheuer und gemeinen Späße langweilig genug erzählen, nicht ſogar lebendige Darſteller des Schönen werden? Dies iſt doch wohl der gültigſte Beweis, daß es wirklich da iſt? Selbſt dieſen erſchien eine Freiheit und ein Adel der Darſtellung, eine ungebundene Unſchuld und Haltung der Leiber, die ſie verwunderte — und das bei einem Volke, das keine politiſche Herrſchaft mehr hat, wodurch ſonſt auch die Geſtalt des äußeren Lebens behauptet und gehoben wird.

Und das Gemüth dieſes Volkes? der Karakter ſeines Lebens, ſeiner Kunſt, ſeiner Verfaſſung, ſeiner Religion? Schon das Vorige ſpielt mit leichten Schattenſtreifungen hie und da darauf hin; auch dies Folgende kann nur eine leichte Schattenſtreifung ſeyn, mehr eine Ahndung, als eine Kunde, mehr ein Urtheil des Gefühls, nur dem verſtändlich, der es ehrt, als ein Urtheil des Gedankens. Zwar haben wir Betrachtungen und Beſchreibungen genug über Indien und ſeine merkwürdigen Bewohner; aber faſt alle europäiſch gebohren und geſtellt, jener Welt und ihrem Gefühl ſo fremd, daß alles Wirkliche geſpenſtiſch, alles Lebendige todt, alles Andersgebohrne als bei uns, albern und fratzenhaft wird. Nur ſolche, bei welchen es feſt geworden iſt, daß die Natur nie zufällig Fratzen und Grimaſſen macht, können ſie und aller ihrer Kinder mannigfaltiges Leben wahr empfinden und gerecht richten. In den jüngſten Jahrzehenden hat die gelehrte engliſche Geſellſchaft für die Indiſchen Sachen in Kalkutta uns manches Gehaltvolle und Intereſſante gegeben; mehr können wir noch hoffen: aber wer ſagt uns, daß nicht die ſchönſten Züge antiker Gemählde verwiſcht, daß nicht morgenländiſche Einfalt und Klarheit europäiſcher Prunk und Schimmer geworden ſind? Sicherer leiten uns die Zeichnungen alter Denkmäler der Baukunſt und Bildnerei.

Die Sitten der Indier ſind mäßig, ernſt, freundlich, und keuſch. Wie ihr Leib geiſtig und harmoniſch gebildet iſt, ſo geiſtig und harmoniſch iſt die Pflege deſſelben, der von der üppigſten und reichſten Naturfülle ſo wenig bedarf und will. Einige Palmblätter voll gekochten Reißes, einige Baumfrüchte, und der Trank aus der klaren Quelle genügen dieſen ſchönen und guten Menſchen. Sie wollen nicht mehr, als das einfache Leben bedarf, und halten es für Sünde, daß der Menſch aus Ueppigkeit und Wolluſt den übrigen Geſchöpfen etwas entziehe. So wandeln die harmloſen und unſchädlichen Thiere um ſie herum, ohne den Spieß und das Beil zu fürchten; ſo ſtehen Bäume, Blumen. und Pflanzen um ſie, in ſüßer Gemeinſchaft-frommen Genuſſes mitlebend, mitempfindend, mitgenießend. Gleichmäßiger Fleiß und Arbeit nebſt mancherlei ſinnvoller Kunſt beſchäftigt die Großen und die Kleinen; ohne wilde Begierden, ohne herumflatternde Eitelkeit fließt ihr Leben einem ſtillen Sommerſtrom gleich abwärts wieder in den liebenden Schooß der Götter zurück, von welchen es kam. Die Ruheſtunden nach der Arbeit ſind ernſter Betrachtung und frommer Anſchauung der Gottheit und Natur geweiht, oder unſchuldigen Spielen und Tänzen, die dem Glücklichen nicht fehlen dürfen. Freundlich und wohlthätig, mild und barmherzig ſind ſie gegen alle Geſchöpfe und auch gegen den Menſchen; rein und züchtig iſt ihr Leben von außen und innen: das Baden in heiligen Waſſern, die Scheu vor allem Unreinen und Verweſenden hält den Leib, die Aehnlichkeit mit dem ſeligen Götterleben hält die Seele unbefleckt.

Auch ihre Kunſt trägt den Stämpel dieſes Lebens: frommes Naturverſtändniß, unendliche Liebe, Reinheit des Herzens mit ſüßer Schwärmerei und Anſpielungen einer überſchwänglichen Welt ſpricht ſie aus, wo dem alten Aegypter nur das Maaßloſe und Zermalmende erſchien, und der neue Chineſe die Natur in Fratzen und Klingeleien ſieht und vernimmt, und ihre Verzerrungen und Affenſprünge, die auch die ſeinigen ſind, kümmerlich darſtellen muß. Sieh in dem Kleinen das Große, weil du Europäer es ſo am beſten ſieheſt. Welch ein gemeiner, flacher, und unluſtiger Geiſt iſt in dem, was wir in den Zubereitungen unſers gewöhnlichen Lebens Freiheit und Luſtigkeit nennen! welch eine glänzende Armuth und geſuchte Ziererei von Verſtand und Anmuth in denſelben, wo ſie, wohl gar abſichtlich erfunden, etwas bedeuten wollen! Geh nach Paris, London, und Petersburg, lies die Modenjournale von Liſſabon bis Kopenhagen, und ſiehe die Bilder unſers Lebens auf unſern Köpfen und um unſre Schultern und Schenkel, wie in unſern Hütten und Pallåſten, ausgehångt. Welche Unzucht in dem ewigen Wechſel der Moden! und welche Kleinheit in ihren Geſtalten! Dann geh ein in die Hütte des Menſchen am Ganges, und ſieh, wie Einfalt ohne Kunſt und Klügelei ſich mit bunten und bedeutungsvollen Bildern umſpinnt, gleich dem Wurm, der aus ſich ſelbſt ſein roſenrothes und goldenes Grab webt. Sieh die indiſchen Schleier und Gewånder aus Baumwolle und Seiden, ſchaue die Farben, ſchaue die Bilder von irdiſchen und himmliſchen Blumen und Zierrathen, laß dein Herz mitſprechen — und dein Herz wird verſtehen, was ſich nicht ausſprechen låßt. Betrachte dann die Menſchen ſelbſt, wie ſie alltåglich gekleidet, oder feſtlich geſchmückt ſind; betrachte, was ſie an neuen Tempeln und Schlöſſern, an Sommerhåuſern und Hütten ausgeſtellt haben — welch ein wunderbares Leben wird dir begegnen! Wenn du dies geſehen und betrachtet haſt, was in ihrer kleinen Zeit entſteht, wo ſie für hartherzige Tyrannen arbeiten müſſen und nichts Großes und Pråchtiges ausführen können, ſo blicke rückwårts in die Vergangenheit des Alterthums. Dieſes Volk hatte ſchon ſtolze Stådte und Pallåſte, Schauſpiele und Feſte, Tempel und Götterreigen, als um Smyrna und Tarent die Roſe noch dem Wilden blühete nnd in den Bergen und Hainen Athens und Korinths einzelne Barbaren in Thierfellen das Wild jagten. William Jones und ſeine edlen Genoſſen haben uns aus jener grauen und fröhlichen Zeit bis jetzt nur Bruchſtücke geliefert, die unter ihren Händen noch mehr zerbröckelt ſind; ſie haben uns nur einzelne Strahlen ſehen laſſen; des ſchönen, vollen Sonnenſcheins dieſes Volkes in früheren Zeiten ihrer Pracht und Herrlichkeit; aber ſchon darin iſt uns viel Großes und Schönes erſchienen. Sieh die Ruinen von Denkmälern ſeiner Baukunſt und Bildnerei, ſieh und vergleiche ſie mit den Reſten und Erinnerungen griechiſcher Kunſt. Bei den Griechen iſt ſtolze Kühnheit, feſtes Maaß, heitere Klarheit, beſtimmte, vielleicht zuweilen zu beſtimmte, Anerkennung der Zweckmäßigkeit, und beſonnenes, freies Spiel der Schönheit in den Geſtalten und ihren Bildern: ſelbſt noch in den zarten Bildern von Bildern, die als Verzierungen und Anſpielungen über den Pforten der Tempel und an den Ehrenmälern der Helden prangten und um die Trauerurnen und Sarkophage die ewige Jugend und Scherze unſterblicher Hoffnungen wanden. Fröhlich, leicht, lebendig, klar iſt alles, bis in die ſeligen Höhen des Olympus, bis zu den ſtillen Schattengeſtalten des Orkus durchſichtig und heiter. Auch bei den Indiern iſt Haltung und Maaß in den Kunſtwerken; aber Beſtimmtheit nnd Klarheit des Karakters iſt hier nicht ſo das Erſte, wie bei den Griechen, ſondern — wenn ich ſo ſprechen darf — ein überſchwänglicher Glanz, Schwung, und Klang der Welt, wo die ſüße Gewalt der Empfindung den

Künſtler von dem Feſthalten des Einzelnen immer in die unendliche Bewegung des Ganzen hineinreißt. So wird Karakter Gemüth, und ſtrenges Schickſal himmliſche Liebe. Man ſehe die Säulen der alten Tempel und Palläſte — bei den Griechen ſtehen ſie feſt in ihrer Schönheit, man ſieht ihren Zweck, daß ſie dem unſtäten Menſchen ein Bild und ein Sitz der Ordnung und Ruhe des Lebens ſeyn ſollten — hier aber ſcheinen ſie, gleich den hohen Bäumen im Winde, in lebendiger Bewegung emporzuſchweben und zu ſchwanken. Sieht man dann den Schmuck ihrer Kronen, die Verzierungen der Gebälke, die Blumen, Ranken, Arabesken ihres Stammes, ſo fließt all dies Wirken und Weben in eine unendliche Lebendigkeit und geheimnißvolle Zauberei über; man ſieht weiter keinen Zweck, keine Kunſt, ſondern wird durch das lebendige Wunderleben in die Unendlichkeit ſeliger Harmonie ſo mit hinübergetragen. Hier iſt die Fülle und Friſche der Knoſpe, bei den Griechen die vollgeſtalte und beſtimmte Blume. Wer Knoſpe und Blume für die Anſchauung in Einem zugleich darſtellen könnte, der würde der größte Künſtler ſeyn. Eine bezaubernde Magie, eine tiefe Dämmerung des Unbeſtimmten, worin die Natur ihre glücklichen Kindermenſchen hält, ſchwebt über dieſer Kunſt.

Sie bewegt uns auch in der Poeſie der Hindus, und hebt uns in höchſter Einfalt der Töne, im naivſten Kinderſpiel frommer Gefühle zu der unendlichen Welt hinauf. Welche unermeßliche Schätze lobt uns der Fleiß und die Kunde der Engländer in Kalkutta! welcher Reichthum und welche Genialität des indiſchen

Volkes auch hier! und wie wenige Tröpflein ſind uns bis jetzt, vielleicht gar mit unreinen Händen, aus dem unendlichen Ocean geſchöpft! und doch dies Wenige wie erquickend und köſtlich! Vernimm nur einige Töne der Liebe, einzelne Saitenklänge des ſchauenden Prophetengemüthes von den orpheiſchen Myſterien der Natur — und ein neues Wunderland geht dir auf. Dann nimm die Sakontala des Kalidas, und ſetze dich im Frühlinge des Jahres und des Herzens im Schatten des rauſchenden Weinlaubs, oder eines blühenden Baums, und genieße der Schönheit, und freue dich. Dies iſt der Garten Eden, den Gott unſern erſten Aeltern beſchieden hatte, wo Schönheit, Unſchuld, und Unſterblichkeit in der Geſellſchaft der Himmliſchen mit den Menſchen wohnten, ehe die Sünde in die Welt gekommen war. Hier geht noch alles Leben in ſüßer Verwandtſchaft und glücklicher Gemeinſchaft unter einander; die Thiere des Waldes, die Vögel in den Zweigen, die Blumen und Bäume, der Strom und die Quelle, das Abendroth und der Sonnenſtrahl fühlen und ſprechen mit einander. Der Menſch, der Herr der Schöpfung, wandelt unter ihnen wie unter ſeines Gleichen; ſie ſind alle ſeine Brüder, ſeine Mitgenoſſen in Freude und Liebe: er erkennt ſeine Hoheit über ihnen nicht, ſie nur erkennen ſie. Kein Schwerdt und keine Axt, kein Schrecken und kein Mord hat dieſes unſchuldige Leben entweiht; kein Gedanke der Eitelkeit, der Neugier iſt in dieſen Hainen aufgeſtiegen; keine Thräne iſt hier vergoſſen, als die der Wonne. Die Spieler dieſes ſchönen Spiels ſind Kinder an Unſchuld und Glauben, und

Engel an Witz und Verſtand, wie in des Menſchen Bruſt das Bild des göttlichen Lebens ſteht. Wer hier noch an die drei Einheiten, an die Forderungen des Karakters, an den teufliſch erhabenen Ungeſtüm des europäiſchen Herzens denken kann, der iſt ein heilloſer Narr, oder ein unglücklicher Verſtockter; jedes reine Herz und jede männliche Kraft wird dieſe Unſchuldswelt mit unnennbarer Sehnſucht erfüllen. Uns fehlt für ſolche Kunſt und ihre Würdigung das Aug und das Gefühl; unſre Gedankenwelt ſteht fern von jener Anſchauungswelt, unſer wandelbares, leidenſchaftliches Herz fern von jenem ſtillen und frommen. Ich ſage nicht, daß dieſe Kunſt die vollkommenſte ſei; aber in dem Kreiſe ihres Lebens iſt ſie ſo vollkommen, daß wir in unſerm Kreiſe nichts Aehnliches haben. Es kurz zu ſagen, des Europäers Kunſt bildet und zeigt den Leib und die zeichendeutende Geſtalt des Leibes der Welt, deren Triebe ſchon entwickelt feſte Karaktere geworden ſind; die Kunſt des Indiers iſt noch in voller Unſchuld, und weiß nichts von dem Streit der mannigfaltigen geiſtigen Kräfte, nichts von geiſtiger Würdigung: es iſt Eine Geſtalt, Eine Natur, Eine Liebe, und ſpielt alles gleich bedeutend neben einander hin. Nicht das Plaſtiſche, ſondern das Muſikaliſche der Welt gehört ihr, und ſelbſt ihre Muſik — ſo kann man ihr Weſen nennen — iſt gleich den regelloſen und mannigfaltigen tauſendmaltauſend Stimmen und Klängen des Frühlings, wo nicht die einzelnen Töne erfreuen, ſondern der unendliche Einklang des in unſterblicher Jugend erneueten Lebens der Welt, worin auch die unſterbliche Bruſt des Menſchen ſich wieder mit dem friſchen Lenz verjüngt.

Von der Verfaſſung, der Religion, der Sophie der Hindus ſoll ich nun noch zum Schluſſe etwas ſagen. Ihr Bedeutendſtes und Innerſtes liegt gottlob ſchon in dem Vorigen mit eingeſchloſſen, und auch ohne Weiteres können wir den Geiſt ahnden, der in ihnen leben muß. Es iſt ein Glück, daß dies ſo iſt, denn dieſe Dinge ſind von unſern Schreibern ſo entſtellt und verdeutet, ſie ſind mit ſo vielen Lügen der Klügelei und Unwiſſenheit aufgeſtutzt und verziert, daß man verwirrter wird, jemehr man darüber rathfragt. Doch gewinnt man die Gewißheit, daß wir Europäer nach drei Jahrhunderten der Verbindung mit Indien noch kein Recht haben, darüber etwas Beſtimmtes zu ſagen; und ſchon dieſe Gewißheit iſt viel werth.

Von der Verfaſſung ſind in politiſcher Bedeutung nur noch einzelne Trümmer übrig, das Meiſte in Hinſicht der Sitten und Gebräuche. Auch hier ſind geſchloſſene Kaſten, heilige, ehrliche, und unehrliche Klaſſen des Volks: darin ſehen wir das Bild des Orientalismus. Aber wie dies mit dem Prieſterthum und mit einander zuſammenhänge; ob eine bloß moraliſche, oder noch eine politiſche Gewalt dies halte und beherrſche; wie die geheime Sophie der Brachmanen, oder die geheimſte der Natur darauf einfließe — das wiſſen wohl unſre Gelehrten, aber wir Laien dürfen darüber nicht abſprechen. Soviel ſieht man, daß dieſe Verfaſſung, auch wo ſie ſklaviſch ſcheint, wie alles in dieſem Klima mit ſeltener Freiheit des Gemüthes ertragen wird.

Die Brachmanen und ihre Sophie waren ſchon den Griechen ein Wunder. Ihre ſtille Frömmigkeit, ihr mäßiges und reines Leben, ihre fromme Beſchauung der Natur und der himmliſchen Dinge, ihre anſpruchloſe Entbehrung der irdiſchen Güter, und ihre erhabene und ruhige Verachtung des Lebens wurden bewundert, aber nicht nachgeahmt. Von ihrem Umgang mit den Göttern, von ihrer Kenntniß der Naturgeheimniße und der Geſtirne, von ihren Schulen, von den langen und ſchweren Lehrjahren ihrer Jünger, und den Myſterien ihrer Sophie ſprach und ſchrieb man viel, und wußte nichts, oder doch wenigmehr als nichts. Grade ſo geht es uns bis auf den heutigen Tag mit der Religion und Sophie der Brachmanen, die noch jetzt die Führer, Interpreten, und Prieſter des Volks ſind. Beides ihr Aeußeres und Inneres iſt in Folianten und Almanachen, für das ſtaubige Bücherpult des Gelehrten, wie für den Putztiſch des Stutzers, erklärt und beſchrieben; aber die Wege ſind ſo vielfach, und das Geſchrei und die Verwirrung auf dieſen Wegen, wo jeder nach einer andern Seite hin weiſt, ſchreit, und rennt, iſt ſo groß, daß man ſelbſt mit toll wird und endlich weder aus noch ein weiß. Daß die neuen Brachmanen eine abgeſonderte, heilige, und hochverehrte Prieſterkaſte ausmachen, durch Reinheit der Sitten, durch ein ſtilles beſchauliches Leben, durch Tugenden der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit ausgezeichnet; daß ſie eine geheime Lehre und hohe Gewalt über das Volk haben; daß man ihnen uralte Ueberlieferungen über die früheſte Weltepoche, über die Schöpfung der Welt, über den Urſprung des

Uebels, über die Verbindung der Gottheit mit der Menſchheit, und über die Erlöſung und Heiligung des Menſchen zutraut, iſt gewiß: aber dunkel und verworren iſt, was man über Brama, und Foe, und wie ihre andern göttlichen Weſen heißen mögen, bis jetzt geleſen hat. Man ſieht allein, daß auch dies dem erſten Gefühl des Menſchen am nächſten ſteht, das Geiſtige und Göttliche, das in ewiger Ausſtrömung und Zurückſtrömung zur Gottheit iſt, durch mancherlei Geſtalten der Materie wandeln zu laſſen von Stuffe zu Stuffe. Daher die Milde des Herzens, daher die fromme Achtung gegen alles Geſchaffene, jener liebende Sinn, der alles als Organ Eines Lebens, als Geiſt Eines unendlichen Geiſtes anſieht. Nichts Finſteres und Blutiges wie bei andern Prieſtern, nichts Wildes und Herrſchſüchtiges wie bei chriſtlichen Mönchen, nichts Eitles und Lärmendes wie bei Gauklern und Sophiſten. Die Lehre dieſer Prieſter und Weiſen iſt dem Weſen der andern Hindus gleich. Wie ihr Leben nichts Wildes und Uebermüthiges hat, ſo hat ihr Tod nichts Unerwartetes und Trauriges. Auch die ſchwerſten Kämpfe, die längſten Entbehrungen, die härteſten Büßungen, die geſchwindeſten Wechſel können die ruhigen Buſen dieſer Heiligen nicht ſtören.

Will man nun auch in dem Leben der Hindus und ihrer Prieſter eine Diſciplin erkennen, will man auch behaupten, daß, was anfangs Kämpfe koſtete und blutige Spuren dieſer Kämpfe hinterließ, durch den langen Ablauf der Geſchlechter und Jahrhunderte ſchon geiſtig ſo mitgebohren ſei, ſo wird man uns doch ſchwer leugnen können, dieſe Diſciplin ſei die Geburt und das Gleichniß dieſes Klimas, und trage mit hoher Ausbildung noch das Siegel der Unſchuld und des Wiegenzuſtandes an der Stirn. Man ſieht in dem Ganzen eine wunderſüße Naivetät des Gefühls, einen kindlichen Dienſt der Natur, eine zwiſchen Nacht und Licht über alles hinſchwebende magiſche Dämmerung eines unendlichen Glaubens und einer unendlichen Welt. Auch hier iſt Ewigkeit und Einförmigkeit des äußeren Lebens wie bei dem Aegypter; aber der fröhliche Menſch hier trägt dies alles in Freiheit: dem Aegypter ſieht man in allem Zwang und Furcht an. Beide Völker ſahen Wunder der Welt; aber die einen, um zu zittern und zu erſtarren, die andern, um entzückt zu werden und zu lieben. Beide Völker grübelten tief, und erſchufen Ebenbilder der unendlichen Welt in der Kunſt; aber der Aegypter machte nur Erſtarrtes und Ungeheures, der Indier Lebendigbewegliches und Zartfühlendes. Der klarſte Gegenſatz beider Völker iſt: bei dem Aegypter *Verhärtung in Plaſtik*, bei dem Hindu *Zerfließung in Muſik*.

Nichts verwirrt und verwundert die Europäer bei indiſchen Sachen mehr, als ſo viel Güte, Kunſt, Tugend, und ſogar Glückſeligkeit bei politiſcher Vernichtung und ſelbſt bei Gleichgültigkeit gegen alles Politiſche. Daß dieſe kunſtbegabten, dieſe reichen, kräftigen, und ſchönen Menſchen von elenden und wilden Räubern der Berge, von dummen und häßlichen Mongolen, und von goldgierigen und räuberiſchen Europäern ſich beherrſchen, plündern, und betaxen laſſen, ohne nach der Herrſchaft des Landes zu greiſen, welches niemand mehr angehört, als ihnen — das verachten ſie, und finden nur das auffallend, daß ein Volk, welches als Volk ſchon lange nichts mehr bedeutet, nicht alle Tugenden der Menſchlichkeit verloren, und die Faulheit, Niedrigkeit, und an Leib und Seele das Bild des Sklaven angenommen hat. Wann der Europäer hier die Energie und Mannhaftigkeit der Menſchen nicht findet, die er ſo gern mit Milde und Schönheit vereint ſähe, ſo iſt dies allerdings wunderbar, und er ſinnt über das gleichgültige Traumleben dieſer Hochbegabten, die ſich nicht aufraffen, wenige Räuber bändigen, und einige tauſend Europäer aus dem Lande jagen können, da ſie doch in ſo vielen andern Dingen herrlich waren und ſind. Ich kann dies nur mit der Milde ihres Gemüthes und der Genüge ihres inneren Lebens erklären, welche den Beſitz des äußeren nicht ſo viel werth halten, darum zu ſtreiten und Blut zu vergießen; Denn ungeduldig der Mühen und Beſchwerden, feig zu leiden und zu ſterben ſind die Indier keinesweges. Wir Europäer bedürfen allerdings zur Behauptung unſeres Lebens, feſten Verſtandes, männlicher Arbeit, blutiger Energie; denn mit unſerer äußeren Haltung fällt unſer inneres Leben unaufhaltſam zuſammen, um nie wieder in Herrlichkeit aufzuſtehen. Aber weil unſer Leben ewiger Wechſel und Kampf iſt in Arbeit, That, und Werk, ſo haben wir noch kein Recht, jene blutige Energie und eiſerne Mannheit des Verſtandes, die nur Mittel hohen Lebens ſind, für Hoheit und Glück ſelbſt zu halten. Ach! durch ſie haben wir alle Länder umgekehrt und in die ſtillen Palmenhaine der Hin-

Hindus und zu den ſeligen Inſeln der Pelewer und Otaheiter Knechtſchaft und Peſten gebracht.

Es wird immer leichter und heller auf unſerm Wege, und wie es heller wird, ſprechen wir kürzer und kühner einige Räthſel als aufgelöſt aus, ohne ſie zu erklären. Sie dienen als Einleitung zur europäiſchen Welt, wo wir nur über einige Theile einige Lichtſtrahlen ſchießen laſſen und dann geſchwinde weiter gehen wollen. Siehe Seſoſtris in ſeinen Zügen, ſeinen Werken, ſeinem Königsgeſpann — das Ungeheure, Abentheuerliche, Harte des ägyptiſchen Klima; ſiehe Saladin und Richard Löwenherz, die Ritter, begeiſtert für Religion und Liebe; ſiehe Heinrich den Vierten von Frankreich, den liebenswürdigen, galanten, aufrichtigen, und tapferen Franzoſen: das ſchönſte Bild, welches dies Land darſtellen konnte; ſieh in Heinrich dem Achten allen Spleen des engliſchen Himmels vervielfacht, in Karl dem Fünften das Bedächtige, Stumme, und Hartnäckige des Niederländers. Dann blicke auf die Länder, und ſiehe, was ſie zeugen. An Küſten und auf Inſeln und Halbinſeln wächſt Trotz und Kühnheit, aber oft dumpf und geſtaltlos, wie das naſſe Element, rauh und unbändig ſind die Menſchen; die flache Ebene gebiert langſame, gutmüthige, oft ſchläfrige Gemüther; auf den Bergen wohnt ein heiterer, aufgeweckter Muth, Freiheitsliebe, lichter Verſtand, und daher Anlage zu allen ſcharfſinnigen und künſtlichen Sachen; auf kleineren Bergen, noch in friſcher, freier Luft, wo grüne Hügel mit Wäldern, Kornfeldern, Gärten, und Weinſtöcken ſich erheben, wo anmuthige Thäler von Quellen durchrieſelt und von fröhlichen Strömen durchbrauſt ſind — da rührt ſich die gemüthvolle Kraft des Menſchen; da ward die erſte Leyer erfunden; da ſang der erſte Dichter die Wunder der Natur und die Luſt und Quaal der Liebe; da beſchworen zuerſt heroiſch gefühlvolle Herzen den ewigen Bund treuer und ritterlicher Freundſchaft. Sehen Sie auf unſer Vaterland. Was gab unſer Norden? Tüchtige, fleißige Arbeiter, treue Pfleger der Wiſſenſchaften, wobei nicht immer idealiſch erfunden wird, mitunter brave Krieger und Feldherren. In Salzburg, Böhmen, Tyrol wurden auf den Bergen die Mechaniker und Spielleute gebohren; in den ſchönen Hügel-Thal- und Weinländern Schwabens und des Rheins die hohen Genien und Dichter. Wir ſprechen ſo allgemein, als wir dürfen: nach der Regel Eine Schwalbe macht keinen Frühling.

Bei den einzelnen Lichtſtrahlen, die wir nur ſo ſpielend über unſere jetzige europäiſche Welt hinſchießen laſſen, wollen wir zuerſt unter den Schweizern und Tyrolern, unter den Spartern und Montenegrinern auf den Bergen wandeln. Wir bedürfen hier bei allbekannten Dingen nicht ſo vieler beſonderen Data, als bei den ſpärlichen Bruchſtücken und kümmerlichen Berichten von morgenländiſchen Geſchichten und Dingen, womit wir uns vorher unterhielten. Raſcher können wir die einzelnen Erſcheinungen zuſammenfaſſen und in größeren, zuſammengedrängten Maſſen den Sinn unſerer Weltanſicht kühner und verſtändlicher ausſprechen.

Die Schweiz und Tyrol ſchließen die ſüdliche Gränze von Nordeuropa, und ſind der Anfang des kälteren Weſteuropa. Als eine große Wetterſcheide liegen dieſe erhabenen Berge da, einſt die heiligen Gränzhüter glücklicher Völker; aber ſie ſind zugleich eine merkwürdige Scheide des Lebens, da an Gemüth, Sitten, und Streben alles ſogleich ganz anders iſt, als jenſeits der Berge. Die Natur iſt hier groß und majeſtätiſch, Hügel ſteigen in den Ebenen auf, Berge ſtehen über den Hügeln, über den Bergen Felſengebirge, über den Felſengebirgen Gletſcher, hoch über dem Gebiete menſchlicher Thätigkeit, mit uraltem Eiſe und ewigem Schnee bedeckt. Aber auf den unteren Bergen, auf den Hügeln, in den Thälern zwiſchen den Bergen wohnen Menſchen; Ebnen dehnen ſich aus mit grünen Auen, mit Fluren von Weizen, Gärten, und Baumfrüchten; an der Wand der Felſen, in den geſchloſſenen Klüften reift die Sommerſonne die Traube und andere liebliche Frucht. Dann ſchwellen die Ströme; von Bergen herunter brauſen die Waſſer des Himmels; Gießbäche rauſchen, Quellen rieſeln, Waſſerfälle ſtürzen ſich mit bunten Regenbogen der Wolken von den Felſen; auf den Seen zwiſchen den hohen Bergen ſchwebt auf Adlerflügeln ein ernſter, wunderbarer Geiſt des Herrn; in Thälern rührt ſich die mancherlei rüſtige Thätigkeit des Menſchen; fette Heerden brüllen auf den grünen, kräuterreichen Bergen; das Alphorn tönt zum Reigen, und oben in den Klippen verfolgt der Jäger die Gemſe und den Steinbock. Streng und kalt iſt der Winter, ſtählern und friſch die Luft, aber auch mild und ſäuſelnd. Freudiger Wechſel der Luſt und Kraft, wohin der Fuß tritt. Auch lieblich und ſtill ruhet dieſe Natur im

Frühling und Sommer; ſanft rieſelt der Wind durch die Blätter und kräuſelt den Spiegel der Seen; die Sonne und Abend- und Morgenroth vergolden die Gletſcher mit ihren Silberſcheiteln, und über das tiefere Land ſchwimmt ſchon die dämmernde Nacht hin; der Adler des Himmels kreiſt hoch über den einſamen Alpen, und die Nachtigall der Erde ſingt ihr zärtliches Lied im Thale. Ernſt und Lieblichkeit, Majeſtät und Einfalt, Arbeit und Freude ſtellt der Sinn dieſer Natur zugleich hin.

Und der Menſch? Sie kennen alle des Schweizers und Tyrolers Bild; die ausgearteten beſchreiben ein Volk nicht. Der Menſch iſt ſtark und mächtig, muthig und tapfer, geſchwind und friſch wie ſeine Natur. Faulheit, Schlaffheit, Grübelei und Schwärmerei, Melancholie und Verzagtheit ſind keine Kinder der Berge. Raſch und geſchwind muß werden an den Füßen und Entſchlüſſen, wer die Klüfte der Felſen auf und ab ſpringt, wer am hangenden Geſtein, am brauſenden Bergſtrom, am rollenden Schneeball den ſchnellen Tod, wie das lebendige Leben, ſieht; wer der dankbaren, aber nicht üppigen Erde ihre beſcheidenen Gaben abgewinnen will. Die reine, friſche Luft der Berge, die dem Adler den Fittich und der Gemſe die Sehnen ſtärkt, giebt dem Menſchen ein helles Aug, eine klare S[illegible]n, einen leicht faſſenden Sinn, und ein munteres Herz. Trotz auf eigene Kraft, Gefühl für Freiheit und Herrſchaft ſollten in ſolchem Lande nie untergehen. Geſchickt ſind ſolche raſche und heitere Menſchen zu allerlei Uebung mit Auge, Hand, und Fuß, weniger in die Tiefe der

Philoſophie und in die Wehmuth und Beſchaulichkeit des Dichterlebens hinunterſteigend. Wer iſt ein Schüze wie dieſe Bergbewohner? wer ſpringt und wirbelt den Tanz des Bergſtroms wie ſie? wer iſt in erfindungsreicher Zuſammenſtellung der Dinge, in allerlei Künſtlichkeit ihnen gleich? Groſe Mathematiker und Mechaniker, anſtellige, gewandte Menſchen in allerlei Handwerk entſtehen hier. Wie viele der ſogenannten Nürnberger Kleinigkeiten werden in den Wäldern und Bergen Tyrols und Salzburgs verfertigt! wie viele mechaniſche Bauern arbeiten im Winter für Uhrmacher und andere Künſtler! welche groſe mechaniſche Genies hat von jeher der Jura gezeugt!

Auch die Kalabreſen wohnen auf Gebirgen, auch die Genueſer, die Barbets, die Micquelets; aber wie anders! auch die Montenegriner wohnen darauf, einſt auch die Sparter; aber wie ganz anders mehr nach dem Süden! Auch hier iſt und bildet die Natur in vielem der ſchweizeriſchen gleich. Starke, freudige, tapfere Menſchen, geſchwind in That und Entſchluß, gewandt in allerlei Erfindung und Künſtlichkeit, tüchtig im Kriege und auf dem Meere, gebiert ſie auch hier; aber Liſt und Hinterliſt, Gewandheit im Schmeicheln und Betrügen, lächelnde Treuloſigkeit und ruhige Grauſamkeit geſellt ſich zu groſer Kraft und Thätigkeit. Ich komme hier auf den Punkt, weswegen ich Sparter und Montenegriner den Alpenbewohnern gegenüber geſtellt habe. Die alten blutigen Rothröcke von Sparta ſind bekannt genug, ſo wie die ſchlüpfrige Schlangenbosheit des Ligurers ſchon dem Römer ein Schrekken war. Man weiß, wie die hochgebohrnen Herren von Lacedämon als Halbwilde fortlebten; wie die Kindheit und Jugend in barbariſchen Uebungen der Abhärtung und Gefühlloſigkeit abgerichtet wurde; wie grauſam und tückiſch man die Meſſenier unterjochte; wie man die Heloten ſchlachtete und als Vorübung des Krieges in gewiſſen Zeiten des Jahres ſich mit ihrer Jagd erluſtigte; man weiß, wie ewig unbiegſam und unzugänglich aller Kunſt der Anmuth und Muſen, wie immer gerüſtet, das Härteſte zu dulden und zu thun, dieſe Tiger in ihren blutigen Höhlen auf Raub und Mord lauerten. Ein ähnliches Bild bekommen wir von den Bewohnern des nördlicheren Aetoliens und Akarnaniens, wo ohne eine ſchlau berechnete Geſetzesdiſciplin dieſelbe Hinterliſt und Grauſamkeit ſich von ſelbſt gebahr. — Doch wirf jene alte Zeit hinter dich, und ſieh das Geſchlecht, das jetzt auf jenen Bergen weidet — Du findeſt noch heute daſſelbe, was vor zweitauſend Jahren der Abſcheu der Zeitgenoſſen war. — Die Montenegriner wohnen in den Bergen des alten Macedoniens und Illyriens, mit Dalmaten, Albaneſen, und andern Menſchen ähnlichen Schlages. Sie ſind ein ſtarkes, tapferes, freiheitliebendes, armes, mäßiges Volk, durch Tugenden der Kraft und des Trotzes von jeher ausgezeichnet. Wie kämpfte einſt der gewaltige Skanderbeg mit ihnen gegen die Uebermacht der Osmanen und vernichtete mit fünf und zehen Tauſenden dreißig und vierzig Tauſende, welche, trunken von hohen Siegen und glorreichen Abentheuern, im erſten höchſten Fluge osmaniſcher Herrlichkeit gegen dieſe Berge ſtürmten! wie kämpfen dieſe immer noch unbezwungenen

Tapferen auch jetzt noch, welche nur gehorchen, wenn man ihnen ſchmeichelt, nur dienen, wenn man ſie auf kurze Zeit entzweiet hat! Noch täglich opfern ſich dreihundert und fünfhundert Helden, Leichen von Tauſenden der überlegenen Feinde vor ſich aufthürmend, dem gewiſſen Leonidastode für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes und die Zucht und Sicherheit des Herdes! Noch das letzte Jahrzehend hat in dieſen Bergen zehntauſend und zwanzigtauſend Türken erſchlagen ſehen, durch welche die tyranniſchen Baſſen dieſe ewigen Thürme der Natur niederzureißen und ihre Vertheidiger zur Gleichheit des Elends und der Knechtſchaft mit der übrigen türkiſchen Welt zu zwingen gedachten.

Aber warum iſt im Süden nicht Güte bei Kraft, wie im Norden? Dieſer Unterſchied zwiſchen beiden, der uns ſo auffallend begegnet, verdient den Verſuch einer Erklärung. Warum iſt der Schweizer, der Nordunger, der Bergſchotte, der Walliſer, der Normann gut und treu, wie er rüſtig und muthig iſt? Warum iſt der Genueſe, Kalabreſe, Mainotte, Montenegriner, der Bewohner des Taurus (Piſidier, Iſaurier) und des Libanons (Aſſaſſin) ſo oft ein hartherziger, treuloſer Räuber? Man könnte ſagen, die erſtgenannten ſeien von Anfang an von einem menſchlicheren und gutmüthigeren Stamm entſproſſen geweſen und haben den milden, freundlichen Sinn der Väter immer beibehalten: bei jenen letzteren aber ſei der Anfang ſchlechter geweſen, und der Väter tückiſches und meuchliſches Gemüth bis auf die Urenkel fortgeerbt. Der Zufall hätte allerdings ſo ſpielen können; aber daß er in einer ewigen Regel, die gleichſam zwiſchen dem Süden und Norden ſteht, ſo geſpielt haben ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich. Unſre klimatiſchen Wegweiſer verlaſſen uns auch hier nicht ganz, und wenn ſie keinen Weg wiſſen, der völlig gebahnt und auch dem Schwachen und Kurzſichtigen leicht und offen ſei, ſo führen ſie doch einen Pfad, wo man freilich über Steine und Unebenheiten hinſtolpern kann, worauf aber der nur leidlich gewandte und friſche Wanderer zu einem erwünſchten, lichten Ausgange geführt wird.

Unter dem heißeſten Sonnenſtrahl, wie unter dem eiſernen Himmel der grimmigſten Kälte, erſtarrt die Natur im Zuviel und im Zuwenig. Hier in der überfließenden Ueppigkeit und Fülle des Genuſſes ſteht die Kraft vor dem Bilde einer einförmigen Ewigkeit ſtill; dort hält der Mangel das traurige Bild der Noth und des öden Todes der Natur hin, und der Menſch verkrüppelt wie die übrige Vegetation, trauert und wimmert ſein mattes Schattenleben hin, ohne den Schimmer eines Gedankens und einer Freude. In den heißeren Ländern regen ſich die Kräfte ſchon mit mehr Selbſtſtändigkeit; doch iſt im Allgemeinen Selbſtgenügſamkeit, Ruhe, und Beſchaulichkeit des Lebens ihr Karakter, die Wildheit der Triebe ſchweift nicht in den Wechſeln der Kunſt und der Mode, nicht in Eitelkeit, Neugier, und Ehrgeiz umher; nur in den gewaltigſten Leidenſchaften, der Wolluſt, der Rache, der Herrſchſucht, wüthet ſie zuweilen. In den warmen Ländern beginnt ſchon größerer Wechſel der Triebe und mannigfaltiger Streit und Kampf im Leben und in der Kunſt; thörichte und eitle Verſuche, regelloſes

Streben des Ehrgeitzes, vielfache Verſchiedenheit der Moden: Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen ſind hier nicht mehr ewig. Das Bild der Natur ſpiegelt ſich auch hier in dem Menſchen wieder. Dieſe Natur zeigt ſchon Jahreszeiten, ſie zeigt die ſüßen Wechſel des Lebens und des Todes und ſtellt die Bilder der Vergänglichkeit und Verweſung unter den Bildern einer unvergänglichen Jugendblüthe und Beſtändigkeit hin. Aber dieſer Bilder der Vergänglichkeit ſind wenig, kurz iſt ihr Schein, und auch dieſer nicht unhold. Der Winter von drei bis vier Monaten ſieht von ſeinen beſchneiten Bergen und höheren Küſten den Lorbeer und die immergrüne Eiche auf den Hügeln, er ſieht die Orangen und Citronen in den Thälern mit duftenden Blüthen und goldenen Früchten. Das Bild des Lebens und der Schönheit ſteht hier gegen das des Todes und der Häßlichkeit mindeſtens wie Zwei gegen Eins. Der Menſch, der in dieſer Natur, deren Schein nicht unendlich ewig iſt, in der Idee, und ihrer reizendſten Tochter, der Kunſt, ſchon das Endliche und Vergängliche zum Ueberſchwänglichen und Unvergänglichen hinüberſpielen muß, iſt freilich ſchon ein mannigfaltig bewegtes, eitles, und leidenſchaftliches Weſen, das ſich ſelbſt elend und herrlich machen kann; aber feſte Beſtändigkeit, hohe Genüge, plaſtiſche Haltung des Lebens, größere Heiterkeit, größere Härte, als in kälteren Ländern, iſt ſein Erbtheil. Wie er tapfer und feſt in ſich ſelbſt gegründet und gebildet ſteht, ſo iſt Maaß und Schönheit ſeinem geiſtigen Blicke aufgethan. Aber des Südens gewaltige Fülle, die nicht mehr in nothwendigen

Naturfeſſeln gehalten, ſondern als Leidenſchaft unter die Herrſchaft des Zufalls und des Gedankens geſtellt iſt, bricht hier auch in furchtbarer Sinnlichkeit aus, und mächtige Zügel des Geſetzes muß der Menſch ſich anlegen, der in dieſer ſchönen Natur nicht ein Schelm oder Räuber werden will. Ich beſteige die Berge dieſer Klimate, und ſehe, was dort ſeyn muß. Sind dieſe Berge nicht himmelhoch, wie Anden und Kordilleren, ſo wird der Karakter dieſer Natur und dieſer Menſchen dadurch nicht ganz verändert, ſondern nur modificirt. Macht und Haltung des Lebens und des Gemüthes wird auch hier, wie weiter unten, der Hauptſinn ſeyn. Aber die Bergſtröme brauſen, die Winde wehen, der kurze Winter iſt hart, Hagel und Regen, Wolken und Sonnenſchein, Sturm und Heitre wechſeln hier ſelbſt im Frühling und Sommer. Hier iſt alſo auch der Wechſel heftigerer Triebe und Leidenſchaften; was unten Haltung und Beſonnenheit war, wird oben Trotz und Schlauheit. Auch hier iſt das Bild der Natur und ihr Genuß üppig und ſinnlich geiſtig, aber in Gegenſatz ſtellt ſie dem Bewohner dieſer Berge auch das Harte und Böſe hin, woran er ſich verhärtet und verſtockt, und Widerſprüche in ſein furchtbares Gemüth aufnimmt. Hoch oben iſt das Grün des Waldes, die Weide der Heerden und des Wildes; aber unten macht die brennende Sonne die Felſen kahl und ihre Klüfte dürr, und ſtellt eine traurige Strenge und Einförmigkeit auf, die ſich des Menſchen bemächtigt, der gerade hier am meiſten arbeiten muß. Denn hier rankt der Weinſtock, hier grünt der Feigenbaum und der Oelbaum, hier rinnen Bäche und Kanäle, die des Menſchen Fleiß hieher geleitet hat; hier ſpringen Satyrn durch die Büſche, und üppige Faunen lauren an Quellen und in Felſengrotten ſchelmiſch auf die Nymphen. Aber nur heiße Mühe und raſtloſe Arbeit erhält dieſe Fruchtbarkeit. Im Schweiß ſeines Angeſichts muß der Adamit hier graben, hacken, und ſchneiteln; die Natur verdrießt, die Sonne brennt ihn; die Sinnlichkeit, von geiſtigen und würzigen Speiſen und Getränken genährt, mögte ſo gern zum üppigen Leben hervorbrechen, aber ſie muß der ſpröden und geizigen Natur als Sklavin dienen. So wird der Menſch hier zuerſt hartnäckig und verdrießlich, wie der Prophet Jonas weiland, als ihm der Kürbißſchatten verdorrte, zuletzt tückiſch und liſtig. In wilder Kraft und mit verhärtetem Räuberſinn behandelt er andere wie ihn die Natur behandelte.

Bei dem Tyroler, dem Schotten, dem Normann, wie iſt alles ſo anders! und wie muß es anders ſeyn! Wenn der Genueſe den Wanderer in ſeinen Bergen erſchlägt um zwei Zechinen, die er bei ſich führt; wenn der Montenegriner den plündert, der auf dem Wege iſt, in ſeiner Hütte ein ſicheres Obdach der Gaſtlichkeit zu ſuchen; wenn der Iſaurier ein Räuber und der Aſſaſſin ein Bandit iſt: ſo geleitet der Schweitzer den Pilgrim mit ſeinen Schätzen treu und ſicher über Klüfte und Abgründe; ruhig legt ſich der Fremdling in dem Hauſe des Walliſers und Hochländers ſchlafen; freundlich ſetzt der Normann dem Hungrigen und Verirrten Speiſe und Trank hin, und freut ſich, daß er einen Menſchen laben kann.

Sieh die Natur und das Klima dieſer treuen Menſchen an, und du wirſt dich verſtehen. Rauh und wild, immer ernſt und treu, aber auch mild und liebend, iſt dieſe Natur. Unter dem Gebiete der Gletſcher und Fjäll, wo Eis und Schnee ewig ſind, iſt doch nichts unbarmherzig, neckiſch, und verdrießlich; ſelbſt die Felſenberge ſind meiſtens mit Bäumen und Pflanzen bekleidet; Güte und Fruchtbarkeit offenbaren ſich dem Fleißigen auf jedem Schritt; aber nichts iſt hier im Spiel der Ueppigkeit, nichts in den Launen und Fratzen einer lüſternen und grimmen Sinnlichkeit ausgeſtellt: ein frommer, friſcher, gutmüthiger Sinn ſpricht den Menſchen aus der ganzen Natur an. Seine Brüder, die unter ihm auf den Ebnen, Haiden, und Marſchländern wohnen, ſind zu wankelmüthig, karakterlos, und weichſinnig; ihre Güte iſt oft Schwäche, ihre Empfindſamkeit Erbärmlichkeit, ihr Mitleid Feigheit, ihre Langmuth Langſamkeit. Was ihnen fehlt, hat er gewonnen — zuviel Härte und Gewalt konnte dies Klima nicht geben — und durch ſeine Geſchwindigkeit, Tapferkeit, Waidlichkeit, und Heiterkeit des Kopfes und Herzens iſt er grade der tüchtigere, hülfreichere, und in Rath und That entſchloſſenere und verſtändigere Menſch.

Fünfte Vorleſung.

Meine Herren.

Durch Geſpräche mit einigen von Ihnen, durch beredte Gebehrden anderer, und durch Zeichen, die jeder geben muß, den ein Ding auf irgend eine Weiſe anzieht, bin ich inne geworden, daß meine Unterhaltungen mit Ihnen Verwirrungen und Mißdeutungen veranlaßt haben, daß einige von Ihnen durch dieſes und jenes von mir Geſagte wohl gar verletzt worden ſind. Ich erinnere Sie hier noch einmal an das, was zu Anfang dieſer Stunden offen von mir geſagt und bekannt iſt über mich ſelbſt und über die Schwierigkeit unſers Unterfangens, das auf einem Wege, der noch ſo ziemlich wild und ungebahnt iſt, leicht irre gehen und in Dämmerung und Nacht, womit wir hier ſo dick umgeben ſind, ſich verwirren und verunglücken kann. Ich leugne auch nicht, daß vielleicht in meiner Art, die Dinge darzuſtellen, mancherlei Verwechſelung und Verwirrung liegen mag. Dies für die Verwirrten, und zu ihrer Beruhigung die Hoffnung, daß noch mehrere Punkte zu beleuchten übrig ſind, die vielleicht Manches aufklären und die

Rückkehr auf dem zurückgelegten, wie das Fortſtreben auf dem noch unvollendeten Wege erleichtern werden. Sollten aber einige von Ihnen durch mich gar verlezt und beleidigt ſeyn, ſo thäte es mir leid, mehr um ſie, als um mich. Hier, an dieſer Stätte, wo wir uns über den Horizont des großen Haufens erhoben zu haben meinen, müſſen auch ſeine Kleinigkeiten, ſein leeres Geſchnatter, und ſeine leere Meinung untergehen; hier haben wir nichts mehr gemein mit der kümmerlichen Schonung des Eitlen, dem zierlichen Wiz des Schmeichlers, der ſentimentalen Artigkeit des neumodiſch äſthetiſchen Stutzers; hier ſuchen wir nicht das Feine und Zierliche, ſondern das Rechte und Wahre; hier iſt die Welt weder ſchön noch häßlich, hier ſind die Menſchen weder gut noch böſe; hier wird weder geſchmeichelt noch gelogen, weder geliebt noch gehaßt; hier iſt die Wahrheit weder halbirt noch geviertelt, weder höflich noch grob: in dem heiligen Ernſt, der hier herrſchen ſoll, muß ſie entweder verſtummen, oder grade ausſprechen, was ſie meint; wer hier in ihrem Namen ſpricht, darf weder an eigene, noch fremde Kleinigkeit denken, was die artige Welt Wenigkeit nennt; wer hieher kömmt, ſie zu vernehmen, darf alſo auch nicht glauben, daß ſolche Wenigkeit noch an ſeinem dürftigen Herzen liebe. Wie der Ausſpruch der Wahrheit allgemein iſt, ſo muß es auch ihr Sinn ſeyn: die Kühnheit des Menſchen, ſie ſo allgemein zu glauben, zu ſehen, und zu finden, muß in ihr ſelbſt ihre Berichtigung und Beſtätigung finden; denn das eben iſt das göttliche Gleichmaaß der Welt und des Menſchengeiſtes, daß jedes lebendig gedachte Geſetz auch eine lebendig geſchaffne Wirklichkeit findet, die unter ihm ſteht. Spreche ich, der Bergbewohner iſt raſch, tapfer, witzig; der Ebnenbewohner träg, weichlich, träumeriſch; der auf Inſeln und an Küſten Gebohrne trotzig, wild, ungeheuer — ſo will ich weder den Bergbewohner loben noch die andern herabſetzen: es ſteht hier ja eine Nothwendigkeit der Natur, wo alles gleichgültig, ja wo alles gut iſt. Die Menſchen ſtehen dann ſo da, wie die Bäume des Waldes vor dem, der luſtwandelt, und nicht unterſuchen geht, welche von ihnen zu Schiffen und Maſten, welche zu Häuſern und Tempeln, welche für das ſchlechtere Bedürfniß der Oefen und Herde taugen. Er freut ſich der Eiche wie der Linde, der Tanne wie der Erle, des Wacholders wie des Myrthenſtrauches, des Schleedorns wie des Roſenbuſches: ſiehe, es iſt alles in mannigfaltiger Schönheit und Harmonie lebendig, es iſt alles ſehr gut, wie es iſt.

Aber nichts in dieſer irdiſchen Welt iſt ſo allgemein, daß es nicht Ausnahmen, daß es nicht auffallende Abweichungen gebe? Allerdings. Und hier ſtehe ich auf dem Punkte, wohin ich wollte. Auch unter dem heitern Himmel der Griechen gab es hirnverbrannte Träumer, die trotz einem ägyptiſchen Einſiedler und japaniſchen Bonzen in verworrener Dämmerung des Aberglaubens zerfloſſen und in dem dumpfbrauſenden Ocean der Myſtik untergingen; auch in Schwedens reiner Luft iſt die reale Myſtik Swedenborgs gebohren; auch auf den Alpen der Schweiz hat wohl einmal ein elegiſcher Mondſüchtiger gewandelt, der Sterne wie Blumen pflückte und alles Eis der Gletſcher zu wenig fand, die Flammen ſeiner Liebe abzukühlen. Ich habe auch nichts dagegen, wenn man ſagt, genialiſcher Uebermuth, liebenswürdige Leichtigkeit ſei unter den Nebeln Preuſſens und Oſtfrieslands zuweilen gebohren, wie in Smyrna und Syrakus; der Holländer ſei zuweilen windig und luſtig wie ein Gascogner, der Pommer ein mechaniſches Genie wie der Schweizer, der Moſkowit habe einen fein ſinnlichen Satyr wie der Florentiner. Das alles iſt wahr, wie die Dinge nur ſo ſcheinen und wie man ſie nur ſo ſieht, wenn man nicht umhin kann, ſie zu ſehen. Aber geht man aus zu ſchauen und zu entdecken, ſo wird man ganz etwas anderes erblicken, als die, welche die Welt zu Einem Miſchmaſch unverſtändiger Gleichheit machen, und alles zufällig und willkührlich, oder — was daſſelbe iſt — geiſtig werden laſſen. Man wird freilich in der ganzen Welt der Geiſter, eben weil ſie die freieſte Welt iſt, Aehnlichkeiten und Berührungen finden; das Leben des Hottentotten wird in vielen Dingen ſeyn wie das des Pariſers, des Engländers Sinn wie der des Siciliers; aber ſteigt man bis zu den Wurzeln des Baums hinab, um ſein rechtes Leben zu entdecken, ſo wird man bald auch an Blättern und Zweigen, an Blüthen und Früchten ſeinen Unterſchied von allen übrigen Baumarten ſehen. Genialität und Satyr iſt in Teutſchland wie in Attika und Epheſus gebohren, hat hier wie dort luſtig und kräftig gewirkt; aber anders iſt der Sinn des Lebens geweſen, anders die Geſtalt des Kunſtwerks geworden, das ſie hervorbrachten.

Laß Göthen als einen Franzoſen, Racine als einen Teutſchen, Shakeſpeare als einen Italiäner gebohren ſeyn, und ich frage jeden geſcheuten Mann, ob ihre Werke und deren Darſtellung dieſelben ſeyn werden, die ſie nun ſind? Ich ſetze Voltaire zum Scherz nach Briſtol, laſſe ihn dort von Kindheit auf halbgahres Rindfleiſch eſſen, Doppelbier und Portwein ſchlürfen, Zeitungen und Pamphlets beſchwatzen hören: ich denke, ſein Scherz wird ein wenig nach ſeinem Lande und ſeiner Nahrung ſchmecken. — Der begeiſterte Rubens und Dürer mahlten Madonnen, wie der kühne Raphael und der zarte Allegri; die Zeit und der religiöſe Enthuſiasmus derſelben wirkten gleich auf ſie, ihres Lebens Ziel ſchien daſſelbe: aber unwillkührlich mußten ſie die Geſtalt und das Gemüth ihres verſchiedenen Landes mahlen. Wie alſo auch irgend einer von Ihnen, meine Herren, oder ein anderer Ihnen von der Gewalt und den Einflüſſen des Klimas unabhängig dünke, allgemein wie die Sprache der Wahrheit iſt ihr Geſetz, daß auch der Leichteſte und Kühnſte, der aus keinem Erdkloß hervorgewachſen, oder an ihm angewachſen ſcheint, in ſeinen Empfindungen und Werken die Stelle verrathen muß, wo er aus dem Schooße ſeiner Mutter an das Licht fiel und ſeines Spannenlebens Wiege mit ihm rundging.

Wir betreten heute eine Ebene, nemlich das Niederland und den weſtlichen Theil Weſtfalens, oder das Land, welches zwiſchen dem Ocean und der Schelde und Weſer weſtlich und nördlich eingeſchloſſen iſt und die Maaß und Lippe zu ſeiner ſüdlichen und öſtlichen

Gränze hat. Wir ſehen auch hier die mancherlei Aehnlichkeiten und Beziehungen des Klimas und des Menſchen, und gehen dann nach Schweden über, als nach einem Gegenſatz. Dieſes ganze Land iſt faſt nichts als Küſtenland, das von zehen bis dreißig Meilen Breite vom Meer hinaufläuft; fette Felder, große Menſchen, weite Sümpfe, braune Haiden voll Sand und Kies, kahle und flache Küſten, Ströme und Kanäle wechſeln mit einander. Vor zweitauſend, ja noch vor funfzehnhundert Jahren war es faſt nur Ein Sumpf, hie und da mit Sandhaiden und undurchdringlichen Wäldern, ohne Pfad und Weg. Wir kennen die Natur dieſes Landes aus jener Zeit, denn gerade hier war der Schauplatz der römiſchen Legionen, die von Gallien her Germanien zu unterjochen kamen. Dies iſt das Land der Bataver, der Frieſen, der Chauken, ſpäter der Franken, die von hieraus Gallien beſetzten. Man vernimmt, mit welchen Gefahren Druſus und Germanikus hier vordrangen und ſich zurückzogen; wie die Ströme und Seen ſich oft ſchrecklich ergoſſen; wie das Nordmeer überfloß und ganze Legionen erſäufte. Trüb und traurig, ſtreng und unhold, ſumpfig und unfruchtbar ſchildern die Römer dieſes Land. Seitdem ſind die Ströme in ihre Betten eingeengt, die Wälder gelichtet, die Sümpfe mit Gräben und Kanälen durchſchnitten, Wälle und Deiche um die Marſchen gezogen und gegen die reißende Wuth des Meers aufgeworfen. Der Fleiß und die Standhaftigkeit des Menſchen hat hier beinahe das Unmögliche möglich gemacht, öde Sandwüſten in fruchtbare Felder, Seen und Moräſte in liebliche Auen und Wieſen zu verwandeln. Ein rüſtiges und glückliches Volk, gerührig in mancherlei Thätigkeit und Kunſt, hat hier Stadt an Stadt, Feſtung an Feſtung, Dorf an Dorf aufgeführt, hat künſtliche Wälder des üppigſten Wuchſes gepflanzt, und die Blumen von beiden Indien blühen laſſen, wo zu Tacitus und Plinius Zeit noch die Wallfiſche und Sirenen ſcherzten. So verändert der Menſch ſelbſt die Natur, aber immer nur bis zu einer gewiſſen Gränze, über welche hinaus er nicht darf: was er auch gewirkt und gearbeitet hat, manches behauptet ſich doch ewig gegen alle Menſchenkunſt. Der Boden des Landes iſt feſter und unter menſchlichen Händen zur Kultur geduldiger, der Himmel iſt milder geworden: nicht mehr iſt das Land Monate lang von Frühlings- und Herbſtwaſſern überſchwemmt, nicht mehr währt der Winter, wie damals, ſechs Monate; aber noch wehen die Weſt- und Nordweſtwinde vom Meere her kalt und unfreundlich über das flache, kahle Land, das wohl Bäume und Haine, aber wenige große Wälder hat; noch hängt eine dicke, ſchwere Luft mit einem grauen Himmel darüber; Wochen, ja Mondenlang hüllt ein trüber, Melancholie brütender Nebel alles ein, und trieſt eine ſchlaffe Näſſe von den Zweigen der Bäume und von den Locken der Menſchen. Wenig bunte Abwechſelung von Hügeln und Thälern, von Wäldern und Kornfeldern, wenig Jubel des klangreichen Vogelgeſangs in blühenden Hainen; ſondern das öde Krächzen der Seevögel am Strande, das Trauerpfeifen des Täuchers, das Brüllen des Rohrdommels, das einförmige Kreiſchen von Möwen, Schnepfen, und wilden Gänſen; nur der poetiſche Schwan kämpft und klingt hier luſtig zur Zeit ſeiner Frühlingsliebe. Ich gehe hinaus an einem ſchönen Sommerabend und laſſe mich mit den Erſcheinungen der Natur ſo hingehen. Eine unermeßliche Ebene dehnt ſich aus, mit Gräben und Kanälen durchſchnitten; hier wogen weite Felder, mit Rocken, Weitzen, Rapp, und Hafer beſäet, dort grünen fette Wieſen, wo das Gras ellenhoch unter einander gewirkt ſteht; ſtarke ſchwerbeinige Roſſe, feiſte breitrückige Rinder mit großen Eutern waden darin herum; Schwalben und Mücken kreiſen und ſumſen um die rohrbewachſenen Teiche; Enten kollern aus dem Schilf auf und ſchwirren mit anderm Abendgevögel dicht am Boden hin; kein Falke durchſchneidet die Wolken; kein Adler des Himmels wiegt ſich hoch kreiſend im letzten leuchtenden Sonnenſtrahl über Bergen; kein Felſenſchloß, kein Schneegebirge hält die Flamme der ſinkenden Sonne länger am Horizont zurück, mahlt ſie röther und bunter an ſeiner ſchimmernden Scheitel, ſondern ſanft verſchwimmen ihre letzten Funken an Bäumen und Büſchen und ſchimmern mild durch das Rohr und die Halmen und Gräſer. So in beſcheidener Stille und ruhiger Genügſamkeit liegt die Natur da, ſelbſt in ihrer ſchönſten Zeit ohne Jubel und Reitz, ohne Launen und Scherze ſpielender Sinnlichkeit oder üppiger Genialität.

Und auch des Menſchen Leben und Geſtalt ſteht ähnlich zu allem dieſen. Sein Leib iſt ſchlotterig und langſam, bei der Jugend oft ungeſchlacht, bei den Aelteren meiſtens voll und fett; die ganze Form wenig beſtimmt und gezeichnet, ſondern ihre Theile bequem und matt in einander verſchwimmend; nirgends Kühnheit, Trotz, und Adel in der Haltung, Hoheit und Stolz in der Gebehrde, ſondern Gemächlichkeit und Nachläſſigkeit bei aller zierlichen Pedanterei, die vom Pantoffel bis zur Nachtmütze, vom Hühnerſtall bis zum Ballſaal geſchäftig iſt. Sieht man die Geſichter an, freundlich, gutmüthig, und fromm-behaglich ſcheinen ſie nichts ſagen noch bedeuten zu wollen. Die Züge fallen lang und in keinen Wellenlinien gerundet herab, wie die langen und ſchlichten Haare von ihren Nacken, oder ſie ſind in die ſelbſtgefällige Ründung fetter Wangen und ſchimmernder Mondſcheinſtirnen mit hinein verwachſen, oder von finſterem Trübſinn unter der hohlen Larve des Aberglaubens begraben. Wenn man dieſe Menſchen gehen, vollends, wenn man ſie tanzen ſieht mit den großen, ſchweren Füßen, wo Wade, Knie, und Knöchel in Eins zerfließen, ſo iſt einem zu Muthe, als wenn ſie eben als Autochthonen aus dem fetten Leimen Brabants, oder den torfigen Moräſten Oſtfrieslands ſich loswänden und den ſchweren und umhüllenden Schlamm von den werdenden Schenkeln noch nicht abgeſchüttelt hätten. Dies iſt eines der Länder, wo ſelbſt bedeutende Menſchen unbedeutend, genialiſche gewöhnlich ausſehen, wo man die Witzigen für einfältig, die Klugen für dumm, die Feurigen für ſchläfrig halten könnte. Viele haben die Niederländer ſo beurtheilt, und mancher Einfall der Fremden hat ſich auf ihre Rechnung luſtig gemacht; aber die über die Niederländer ſpotten, mögen ſich fragen, ob ihre Väter und ſie ſelbſt nur halb ſo viel gearbeitet, erfunden, und gewirkt haben, als dieſes unſcheinbare und in ſeinem Aeuſſeren eben nicht liebenswürdige Volk.

Des Klimas und Landes allgemeiner Karakter iſt Trübe und Schwere, Ungeſtalt und Einförmigkeit. Heftige Gluth des inneren Lebens, hoher Reitz und Luſt der Leidenſchaften, lebendig auflodernder Sinn für Schönheit konnte hier alſo wohl nicht gewöhnlich ſeyn. Auf das Rechte, Ordentliche, und Tüchtige war der Menſch hier hingewieſen, und Maaß, Ordnung, und Tüchtigkeit hat er in alle ſeine Werke gebracht. Dies und andere Erſcheinungen des Mikrokosmos wollen wir weiſen, und Einzelnes etwas näher beleuchten, um uns die geheimen Anſpielungen und Wirkungen des Ganzen deſto anſchaulicher zu machen.

Die Natur hatte hier wenig für den Menſchen gethan, er that faſt alles für ſie. Aus einer völlig unholden und ungeſtalten hat er doch eine leidlich gefällige, und, wenn man auf ſeine Arbeiten und Werke ſieht, ſogar eine bewundernswürdige gemacht. Das Land war noch nicht ganz aus dem alten Chaos der Urwaſſer hervorgegangen, er trat mit mächtigen, herkuliſchen Armen hinzu, und hob es, wie einſt Apollon ſein mütterliches Delos, aus den Wellen an das ſelige Licht empor: und Bäume, Blumen, und Pflanzen zeugten ſich, wo ſonſt die Fiſche ſcherzten und Fröſche quäckten. Oben ſchon habe ich auf jene Anſtrengungen der Väter hingeſpielt. Nirgends hat der Menſch ſeine Uebermacht über die Wildheit der Natur herrlicher beurkundet, als hier. Kein Prieſterwahn, kein Deſpotismus, die, von Schätzen der geplünderten Welt unterſtützt, Pyramiden Aegyptens, Mauren und Gärten Babylons, und Koliſeen Roms aufthürmten, trieben hier die Menſchen zur Arbeit zuſammen; nein, freier Fleiß, ſelbſtthätige Regſamkeit ſchuffen blühende Städte, Künſte, und Ackerbau, als die glücklicheren Länder Europens noch in tiefer Barbarei begraben lagen. Dieſer Kampf mit der Natur erzeugte Zuverſicht; er erzeugte aber auch einen Geiſt des Fleißes und der Sparſamkeit, der auf Enkel und Urenkel als Phyſiognomie fortgeerbt iſt: man ſieht es ihnen gleichſam an, daß ſie von einem mühſeligen und durch ſich ſelbſt gemachten Volke entſproſſen ſind. Keine leichte Natur hatte die jungen Barbaren ſogleich ſanft aufgenommen und ihnen die weiche Wiege gebettet, worin ſie für künftige Schritte ſich ſtärken ſollten. Sie ſelbſt durch eigene Kraft, ſie ſelbſt, und niemand anders, ſie ſelbſt im Schweiß ihres Angeſichts, durch lange und ſchwere Geduld von Geſchlecht zu Geſchlecht, machten die ſchwimmenden Inſeln feſt und lehrten die Sümpfe Korn tragen und reiche Heerden weiden. So hielt die Noth die früheren Geſchlechter in raſtloſer Thätigkeit, und weckte vielerlei ſchöne Kräfte des politiſchen und bürgerlichen Lebens. Auf dieſe Art ward Zwang nach und nach Gewohnheit, und das ewige Wirken der Menſchen in ihren Urenkeln endlich als wirklicher Trieb gebohren. Verſtändig und überlegend bei ihren Werken, wußten dieſe Menſchen, was ſie thaten und warum ſie es thaten. Sie konnten ſich etwas auf ſich einbilden, und ſie thaten es. So wuchs hier bei aller klimatiſchen Kälte und Langſamkeit ein kühner Sinn für das, wodurch die Väter groß waren und die Kinder herrlich, es wuchs Freiheitstrotz, hartnäckiger Wahn, unvertilgbare Anhänglichkeit an dem Alten; auch das Leben und Wirken auf dem Meere, die Bändigung und Beherrſchung des gewaltigſten Elementes, ja ſchon ſein Bild, das man vor Augen hatte, gaben Kühnheit und Muth. Als Fußſtreiter waren die Niederländer minder berühmt, aber auf dem Schiffe, dem geflügelten Vogelgreif des Weltmeers, auf dem Pferde, das ihrer angebohrnen Bedächtigkeit die fehlende Bewegung gab, ſind ſie lange fürchterlich geweſen.

Bei ſo langer und ſchwerer Arbeit mit der Natur; bei ſo gleicher und geduldiger Thätigkeit, die daraus erwuchs; bei der Nothwendigkeit einer verſtändigen Benutzung der Kräfte, wo aus dem Chaos nur langſam eine Welt werden konnte, und jedes gleichſam einzeln von dem Menſchen gemacht werden mußte, was die Natur nicht gleich von Anfang zuſammen gemacht hatte — entſtand nicht nur eine erſtaunliche Leichtigkeit, die Dinge in allen ihren einzelnen Theilen und Theilchen zu behandeln und im Kleinen anzuſehen, ſondern es entſtand ſelbſt die Luſt zu dieſer Anſicht der Dinge im Kleinen, ſowohl auf die Füße als auf den Kopf geſtellt; und Ordnung im Leben, die oft in Peinlichkeit ausartet, war hier mit jedem Menſchen gebohren, den freilich auch ſein beſonnenes, kaltes, von keinen heftigen Leidenſchaften bewegtes, Gemüth mit dazu hinführen mußte. Schimmer und Glanz, Reitz und Ueppigkeit konnten dieſe Menſchen nicht bethören noch aus ihrer ruhigen Bahn locken;

das Rechte und Nützliche war ihnen als das vorgeſteckt, was ſie erreichen konnten und ſollten, und dies verfolgten ſie mit langſamen, aber ſicheren Schritten, weil aus Eitelkeit und Wildheit der Begeiſterung keine unnützen Sprünge ſeitweges gemacht wurden. Nett, ordentlich, zweckmäßig ſollte hier alles ſeyn, nichts prächtig, augenblendend, überflüſſig. Man muß ihre Städte und Kirchen, ihre Deiche und Werften, ihren Fleiß und ihre Rechtlichkeit im Handel und Wandel gewürdigt haben, wenn die kleine Pedanterei nicht albern erſcheinen ſoll, womit ein in ſeinem Hauſe ſehr thätiger Mann durch die bunten Schnörkel ſeiner Sandſtreuerei und durch die Zauberkreiſe ſeiner Blumen und Muſcheln Tage lang hinwandelt, ohne ein Sandkorn von der rechten Stelle zu ſchieben; oder wo die Künſtlichkeit, die den Dom in Antorff und das Rathhaus in Amſterdam ſchuf, aus einem Stückchen Holz im Bauch eines Glaſes einen Vogel, oder gar eine zuſammengeſetzte Maſchine ſchneidet; man muß eine gewiſſe Kleingeiſterei verzeihen können einem Volke, das auch die Geſetze der Zucht und Ordnung im Staate erfand und mit glücklichem Gleichmuth lange aufrecht erhielt, das, oft überwunden, immer mit neuer Geduld für Recht und Freiheit früher gegen Nero, Veſpaſian, Pipin, und Karl, ſpäter gegen Alba und Alexander von Parma friſch erſtand, und ein ganzes Jahrhundert weitwirkend und weitherrſchend die Freiheit Europens mit aufrecht hielt.

Man wirft den Niederländern Eigenſinn, hartnäckiges Kleben an alten Gebräuchen, man wirft ihnen Wahn und Aberglauben vor. Daß ihnen die leichte Beweglichkeit, das vielfache Spiel mit liebenswürdigen Kleinigkeiten fehlen muß, wie das leere Spiel mit gaukelnden und unſtäten Trieben, die ſchnell vergehen, wie ſie entſtehen, iſt wohl klar geworden; aber den Eigenſinn, den mir jemand zuſchiebt, kann ich ihm eben ſo leicht zurückſchieben: bei dieſer Anklage ſind gewöhnlich zwei im Streit der Eitelkeit, wo der eine, deſſen Eigenheit durch die des andern verletzt worden, ihn gern für trotzig und widerſpänſtig erklärt. Dies Volk hat aus ſeinem einförmigen und reitzloſen Klima das Geſetz ſeines Daſeyns glücklich begriffen: es iſt Arbeit und Rechtlichkeit, und ein gleichmüthiger, ſcheinloſer Sinn des Lebens. Es iſt durch ſeine Art, zu arbeiten, zu wirken, und zu ſeyn, viele Jahrhunderte reich, glücklich, und herrlich geweſen. Würde es nicht lächerlich ſeyn, alte Sitten und tiefgewurzelte Gewohnheiten wegzuwerfen, und leichtſinnig die Flitter und Schimmer der Fremden anzunehmen, die ihm und ſeinem bedächtigen Ernſt nicht wohl ſtehen? Altes niederreißen und verwerfen iſt leicht, Neues, das es erſetze, wiederfinden ſchwer. Ich denke, darüber hat uns unſer Zeitalter blutig belehrt. Auch der Aberglaube iſt wirklich da, er gehört mit dem Ernſt des Glaubens dieſem Lande an, wo der Menſch nicht übermüthig, leichtfertig, und gedankenlos durch das Leben nur ſo hinflattern und alle ſinnlichen Genüſſe abſchlürfen darf. Die trübe, ſchwermüthige Natur zeigt ſelbſt in ihrer Blüthe nur eine ernſte Einförmigkeit; die langen Winter, die ſtürmiſchen und neblichten Herbſte und Frühlinge, die weite Oede des Meers und der Marſchen, das dumyſe Schweigen alles Klanges, die wunderlich abentheuerlichen Geſtalten, die in dem Mondſchein der Nacht und in den Nebeldünſten des Tages aufſteigen — müſſen ſich endlich des Menſchen bemächtigen, dem das lange geſtaltloſe Bild der Trauer und des Todes nur immer vor Augen ſchwebt. Hier iſt in den äußeren Scheinen der Natur nicht einmal Gleichgewicht zwiſchen Leben und Tod, ſondern die Geſtalt des letzten iſt überwiegend. Dazu nimmt die abſpannende, ſchlaffe Luft, die verkümmernde Näſſe, die öden Sturmwinde, alle die weichlichen und zerfließenden Bilder, die geiſtloſen und gewürzleeren Säfte ſelbſt in den Nahrungsmitteln. Der Menſch kann hier nicht Sinnlichkeit mit Schönheit, nicht Freiheit der Triebe mit Freiheit der Ideen vereinigen; wie die Natur ihn gefangen hält, muß er ſich ſelbſt fangen. Schwanken des Karakters, Weichheit des Herzens, welche weinerliche Empfindſamkeit wird — kurz, unſelige Ungeſtalt würde ſein Loos ſeyn, wenn er nicht verſtändig ſeine Bruſt frühe ſtählte. Der Witz darf hier nicht ſprudeln, die Sünde nicht ſpielen; wo ſie geſpielt hat, verſöhnt ſie ſich nur wieder mit dem Menſchen, um ihn zu einem Mönch zu machen. Daß manche Gemüther indeſſen in völliger Maaßloſigkeit und Ungeſtalt ſich verlieren, und, von den hohlen Geſpenſtern der Natur und ihres Herzens geängſtet, ſich blindlings in den tiefen Abyſſus des Glaubens und Aberglaubens ſtürzen, iſt begreiflich. Wer zum Arbeiten, Denken, und Grübeln gezwungen iſt, wer aus den tiefen Schachten des Innern das Gold und das Silber herauffordern muß, wodurch Licht, Glanz und

Muth über das trübe Leben gegoſſen werden ſoll — den ſoll man bedauren, wenn er in den dunkeln, verworrenen Labyrinthen ſeines eigenen Selbſt irre geht. Ich brauche nicht weiter zu entwickeln, was die Geſchichte des Volks uns allen vor Augen ſtellt. Geh nach Brüſſel und Antwerpen, und ſieh die Gebehrden, mit welchen der Bürger und Bauer vor den Heiligenbildern knieet und die blutigen Reliquien der Märtyrer umarmt; denke an die Auftritte des himmliſchen Königreichs der Wiedertäufer zu Münſter; ſieh, wie alle Schwärmerei, wo immer gebohren, hier ſogleich feſtwurzelt, wo Anabaptiſten und Methodiſten, Quäker und Swedenborger, Böhmiſten und Lavateriſten neben einander ihre Gemeinen haben. Denn das Spiel mit dem Geſtaltloſen und Zerfließenden des Gedankens und der Gefühle hat hier ſeine Heimath — Auch der orthodoxe Glaube dieſes Volkes, was man gewöhnlich ſo ſchlechtweg ſeine Religion nennt, muß ſich hier in Strenge und Verſtand halten, wenn er nicht albern werden will, in feſter Beſtimmtheit des Begriffes drinnen, in gleicher Form des Ritus draußen. Die lichte Herrlichkeit der Idee, in einem fröhlichen, ſpielenden Herzen gebohren, darf hier nicht durch die Himmel der Himmel ſchweifen; es iſt kein Centrum des leichten Götterſpiels in der Bruſt, das die ausgefloſſenen Strahlen wieder zu ihren Flammen ſammeln könnte.

Der Fleiß und die Diſciplin dieſes Volkes hat für die Verbeſſerung und Verſchönerung des europäiſchen Lebens mehr gethan, als fünfmal und zehnmal größere Nationen, wenn man die Größe nach

Köpfen und Meilen miſſet. In allerlei Betriebſamkeit des Ackerbäues und der Gewerbe; in allerlei Zucht, wodurch kleine Städte groß werden; in ſinnreichen Erfindungen und Hülfsmitteln des Auges und der Hand, um den Himmel und die Erde richtig zu faſſen und zu verwalten; in ernſten Wiſſenſchaften und vielfachen Verſuchen der Kunſt geſellen die Niederländer ſich mit Recht zu den verdienteſten Nationen des neueren europäiſchen Vaterlandes. Das Gebiet des Endlichen, wo der Verſtand und der Begriff, herrſchen ſollen, das Gebiet dieſes Klimas, iſt tapfer und glücklich von ihnen bearbeitet, und wird es noch. Ich brauche Ihnen hier nicht zu ſagen, wie Sprachkunde, Mathematik, Mechanik, Sternkunde, Arznei- und Naturwiſſenſchaft, Rechtskunde, Politik, und Staatslehre von ihnen erweitert worden ſind. Was Ernſt und Mühe erreichen können, hat dies Volk immer vollbracht; ſeltener gelang ihm das freieſte Spiel im Leben, im Gedanken, und in der Kunſt.

Die natürlich gebohrne Kunſt eines Volkes iſt immer der reinſte Spiegel ſeines Lebens und Sinnes, wo das Zufällige und Fremde, was im gewöhnlichen Gewühl des Lebens iſt, unterſinkt oder abfließt, wie das Waſſer des Stroms, worin man tauſenderlei Schutt und Unrath wirft, im Fließen ſich ſelbſt reinigt, und zuletzt ſpiegelrein den wartenden Augen den tiefſten Grund mit Blumen und Kräutern und Steinen und Muſcheln zeigt. Der Karakter der griechiſchen Kunſt iſt Idealität, der italiſchen Geiſtigkeit, der niederländiſchen Naivetät. — Idealität heiſt Einheit der Geiſterwelt und Leiberwelt; in jeder Geſtalt der Natur wohnt die Gottheit, und ihr Durchſchein durch die Leiber iſt die Vollendung und Verklärung der Kunſt, wo Unſterblichkeit und Glückſeligkeit der Leiber, die ewige Forderung der Jugendwelt, ſelbſt noch bei denen leuchtet, die unter den Streichen eines ungeheuren Schickſals erliegen — Geiſtigkeit ſteht der Leiblichkeit entgegen, wie Idee dem Geiſt. Die Idee iſt eine Urkraft, die immer ein Ganzes anſchaut und ſchaffet, der Geiſt eine einzelne Kraft, welche die Schöpfung der Idee nur mit Luſt anſchaut, um ſie zu zerſtören. Nenne ich Italiens Kunſt geiſtig, ſo meine ich, daß in ihr der Geiſt die Leiber nur als Farbenunterlage, oder als Gerüſt achtet und gebraucht, um mit einem wunderbaren Ideenſchimmer zu ſpielen, welches Spiel durch einen Irrthum ſeines Vermögens leicht in lüſtern reitzende Verführung und furchtbar ſublimirte Sinnlichkeit ausartet — Naivetät iſt Unſchuld in Unvollkommenheit, nicht eher erkannt, als Künſtlichkeit in die Welt gekommen war; ſie iſt entweder eine Anſchauung oder ein Wort aus der Kinderwelt, welche die Kehrſeite der künſtlichen Welt zeigt, und durch die Freiheit des liebenswürdigen Herzens ſelbſt dem Verdorbenen ein Lächeln der Freude abnöthigt, daß der Menſch noch jetzt ſo gut ſeyn kann; oder ſie iſt ein Vergeſſen des Angenommenen und Schicklichen, wo der Mund eher fertig iſt, als der Gedanke, und Gelächter und Schaamröthe den Naiven beſtraft — Unſchuld in Unvollkommenheit iſt der Karakter der niederländiſchen Kunſtſchule. Wie auch einzelne Künſtler reiſen und ſtudieren und an Antiken und an Werken italiſcher Kunſt ſich üben mogten, bald warfen ſie das Idealiſiren und Vergeiſtigen weg, und überließen ſich dem natürlichen Triebe ihres Inſtinkts, wie die Biene Honig ſammelt und die Ameiſe ihr rundes Haus aufthürmt. Ohne die künſtliche Vorarbeit von feinen Gedanken, ohne einen eben genau beſtimmten Zweck wirkten und ſpannen ſie das Geſpinſt ihres Lebens ſo fort, weil ſie es mußten. Dem Geſetz ihres Klimas getreu haſchten ſie nicht vergeblich nach einer Schönheit, deren Bild draußen und in ihren Herzen nie in höchſter Klarheit erſcheinen konnte; ſuchten ſie nicht einen verführeriſchen Glanz üppiger Sinnlichkeit, den dieſe Menſchen nie empfinden – ſondern Wahrheit und Treue iſt ihr Höchſtes, und nie ſind dieſe beiden Heiligen, die auch zu den Göttern gehören, frommer und unſchuldiger dargeſtellt, als von ihnen: auch wird einem deswegen bei der Beſchauung niederländiſcher Kunſtwerke wunderbar gemüthlich und ſicher im Herzen. Man wandelt hier wie die erſten Aeltern im Paradieſe in reitzloſer Nacktheit, die noch keine Sünde und keine Schaam vor der Sünde kennt: und ſtille Harmloſigkeit, kindliche Offenheit, fromme Geduld iſt die Empfindung, mit welcher man von dannen geht. Weil ihnen die ſinnliche Schönheit des Auges nie ſo lebendig werden kann, als dem Italiäner oder Franzoſen, ſo iſt die Welt ihnen indifferent und ſie mahlen mit gleicher Liebe eine Kalbskeule und einen Madonnenkopf, einen fallenden Hektor und einen fallenden Haſen, einen geſchundenen Richter und einen himmliſchen Apoll, den Thautropfen auf der Blume und den Wurm auf dem Aaſe. Was Fleiß und verſtändige Anſicht der Natur erreichen, was Mechaniſmus der Farben vollbringen konnte, das haben ſie vollbracht. Daher ſind viele von ihnen Meiſter des Lichtes und Kolorits und vorzüglich liebenswürdig wunderbare Täuſcher, wo die Natur ihnen ein vollkommenes Gepräge für die Geſtalt vorgedrückt hatte, welche ſie nachahmen wollten. Man gehe von Rubens und van Dyks Göttern und Helden bis zu Jordaens Gelagen und Teniers und Douws Schenken, Hochzeiten, und Schalksſtücken; man gehe aus der Werkſtätte des Höllenbreughels in Rembrandts — man ſehe nichts anderes als treue Kopien niederländiſcher Phyſiognomien, Sitten, und Empfindungen, wo nichts ſchöner und ſchimmernder iſt, als das Alltagsleben es zeigt. Aber die Thiere, die Pflanzen, die Blumen, und Bäume, die Jahreszeiten, das Meer, Morgen- und Abendroth — kurz alles, was den Menſchen durch die äußere Geſtalt nicht ſo ſehr täuſcht und reizt, als er ſelbſt, alles, dem die Natur mehr den Karakter immer gleicher Nothwendigkeit des Daſeyns aufgedrückt hatte, wird unter ihren kunſtreichen Händen am vollkommenſten dargeſtellt, obgleich auch hierüber eine zarte Dämmerung niederländiſcher Phyſiognomie verbreitet liegt. Man halte Potters und Ruisdals Bäume, Kühe, und Wolken an Claude Lorrains und Pouſſins, vergleiche Rugendas Schlachten mit Salvator Roſas — und Thiere, Bäume, Wol-

Wolken, Pferde, Fahnen und Lanzen, Stiefeln und Sporen werden ſprechen, was ich meine.

Des Niederländers ruhiger und behaglicher Sinn kann ſich nie in bacchiſcher Wildheit der Luſt und in minerviſchem Taumel der Ideen ergießen. Seine Gedanken und Empfindungen wachſen ihm langſam im Herzen, wie ſeine Bewegungen in den Füßen, und haben Zeit, bei dieſem langſamen Durchgange bis zum Worte und zur Geſtalt ſich oft in ihm ſelbſt umzukehren, und, was ſie aufgefaßt haben, in drei, vier oft lächerlich verſchiedenen Stellungen zu ſehen, wenn die Heftigkeit franzöſiſcher Lebendigkeit, wie ein Blitz mit einem die ganze Himmelsdecke aufreißenden flammenden Streif, ſogleich durchfährt und zündet. Daher der Schalksſinn, der närriſche Spaß, und die reiche Karrikatur des Niederländers im Leben und in der Kunſt, die aber immer eine innige Gutmüthigkeit und in den Umkehrungen eine elegiſche Empfindſamkeit haben, welche durch wunderbare Gegenſätze des Ernſtes und Scherzes das innerſte Herz bewegen. Dieſer gutmüthige Schalksſinn, dieſe Anlage zur Naivetät und Karrikatur, die aus dem langſam bedächtigen Genuß der Anſchauungen und Gedanken in vielfacher Umkehrung und vielſeitiger Beleuchtung entſteht, geht ſelbſt durch die Töne und Worte der niederländiſchen Sprache, und findet ſich in dem verwandten niederſächſiſchen Dialekt, den alle nordgermaniſche Sprachen als ihren Sprachſtamm anſehen müſſen, eben ſo reich wieder, wo häufiger, als in andern Sprachen, durch ein ſpaßhaftes Gegeneinan derhalten gefundener Aehnlichkeiten der Dinge *) die Benennungen entſtanden ſind, wovon ich Ihnen viele und auffallende Beiſpiele anführen könnte, wenn uns dies nicht zu weit ins Fremde leitete.

Der Niederländer iſt der vollkommenſte Gegenfüßler alles Idealen im Leben und in der Kunſt. Er will das Gemeine und Rechte und iſt mit dem Beſitz und Genuß des Gemeinen und Rechten zufrieden, das er immer tüchtig erworben und dargeſtellt hat, während viele Andere nach Höherem ſtrebten und Kleineres vollbrachten. Er iſt ein kalter, beſonnener, fleißiger Menſch, der ſeine Welt und ſeine Kräfte ruhig zu wägen und zu ſchätzen weiß. Willſt du ihn bewegen und rühren, ſo zeige ihm den Grund und die Wirklichkeit des Dinges, wovon du ſprichſt. Durch Enthuſiasmus einer künſtlichen Ehre, durch Aufwallungen der Großmuth, durch falſchen Schimmer der Eitelkeit erregſt du nur ſeinen Unwillen oder ſein Lächeln; er bleibt kalt und unbeugſam, wie er war: was ſeinem Gemüthe als Verworrenheit des Gefühls oder als Lüge erſcheinen muß, kann den Wahrhaftigen nicht fortreißen, wohin du ihn in Zorn oder Luſt haben willſt. Gerechtigkeit und Verſtand ſind ſeine Götter, Beſonnenheit iſt die höchſte Kraft ſeines Handelns.

An dieſe einzelnen Zeichen und Erſcheinungen, die wir durchgegangen ſind, halte man die großen

---

*) Z. B. Ketelböter der Schmetterling, Poggenſtol der Erdſchwamm, Kukuksköſter der Wiedehopf ꝛc.

Weltnamen dieſes Volks, die Naſſau und Ruyter, die Grotius und Olden Barneveld, die Boerhave und Hemſterhuys; hieran halte man die Langſamkeit, Verſchloſſenheit, Hartnäckigkeit eines Karls des Fünften, die raſtloſe Thätigkeit, die ſpröde Unbiegſamkeit, den harten Eigenſinn, und die ſtumme Kälte eines Wilhelms des Dritten -- und auch darin wird Uebereinſtimmung ſeyn.

Sechſte Vorleſung.

Meine Herren.

Auch Schweden gehört zu den Ländern, die in Nordweſteuropa liegen, aber viel höher hinauf unter dem Nordſtern, als das Niederland, und von Himmel und Erde ganz anders geſtaltet und begabt. Einiges wird gleich, manches ähnlich, noch mehr wird entgegengeſetzt ſeyn. So glorreich bekannt auch einſt das Schwedenvolk über der ganzen Erde war und ſo ehrenvoll bekannt es noch iſt, ſo wenig kennen die Europäer ſein Land, und ſtellen es mit Rußland, Island, Sibirien, ja wohl mit Kamtſchatka und Nova Zembla, welche abentheuerlicher gehört, feſter im Gedächtniſſe bewahrt werden, gar zu gern unter Eine Ueberſchrift. Denn daß Elenne und Bären, Lappen und Rennthiere, Tage ohne Nacht und Nächte ohne Tag hier ſind, iſt bis zu ihnen erſchollen, und verwirrt miſchen ſie die Küſten vom Nordkap und die hohen Schneeberge und Sümpfe von Lappland und Finnmarken mit den Küſten Gothenburgs und Norrköpings und den Bergen Dalarnes und Smolands in Eins, und laſſen die Menſchen auf neunmonatlichem Eiſe Bären und Wölfe jagen, frieren und zähneklappen, Baumrinde ſtatt Brod und Fiſche ſtatt Fleiſch eſſen. Mangel, Hunger, Kälte, Wildheit und Unlieblichkeit aller Art fällt ihnen ein, ſo wie ſie das Wort Schweden hören, und wenn ſie ja einmal einen Schweden zu Geſicht bekommen, der gar nicht ausſieht wie ein ewiger Bärenjäger, Thierpelzträger, und Hungerleider, ſo ſind ſie wohl ſo gnädig, zu glauben, daß es an einigen Stellen, vielleicht um Stockholm, Kalmar, und Gothenburg, nicht völlig ſo ſchlimm ſei; aber des Gefühls des Mangelhaften und Fürchterlichen können ſie bei dem Gedanken an Schweden doch nicht los werden. Das kalte Schweden iſt bei dem Teutſchen z. B. eine ſo fixe Idee, als das warme Italien; der Franzoſe denkt bei dem Namen Schweden nur Bären und Eis: und bei ſolchen Gedanken, wobei ihnen unwillkührlich froſtig wird, laſſen ſie es auch gewöhnlich bewenden. Schottland, Preußen, und Litthauen ſind in den Köpfen dieſer Fremden viel mildere und angenehmere Länder, obgleich Stürme und Nebel und eine unleidliche naſſe Kälte die Menſchen dort ganz anders plagen, als in Schweden. Wenn ich von Schweden im Allgemeinen ſpreche, ſo meine ich das Land von Yſtad bis Oeſter- und Weſterbotten, ungefär zwiſchen dem 55 und 65 Grade nördlicher Breite; nicht die Wüſte von Torneo bis zum Nordkap, welche die Natur den Menſchen faſt verſagt hat, nicht einzelne an Norwegens Gränze zwiſchen Schneebergen und undurchdringlichen Wäldern und Seen eingeklemmte Thäler von Herjedalen und Jemtland, wo die Natur freilich nur das Bild des Oeden, Verkümmerten, und in Kälte und Mangel Erſtarrenden zeigt. Dieſes Land von an zweihundert teutſchen Meilen Länge gehört freilich nicht zu den geſegnetſten des Erdbodens, aber auch nicht zu den unglücklichen, wo in Einförmigkeit und Trauer der Unhuld und Kälte alle Freude und Genialität erſtarrt und der Menſch überglücklich iſt, wenn er ſich am Feuer wärmen und ſatt eſſen kann.

Schweden iſt überhaupt kein gebirgigtes Land — dann würde hier unter dieſen Graden nördlicher Breite eine unerträgliche Kälte herrſchen — aber es iſt im Ganzen ein hohes Land, das ſich nach den Küſten hin meiſtens abdacht: ein buntes Gemiſch von Hügeln, Thälern, Wäldern, Wieſen, Auen, Strömen, Seen, Bächen, und Waſſerfällen, das nur wenige Provinzen hat, die mit Recht Ebenen heiſſen können. Mit Norwegen, das zu ihm gehören ſollte, iſt es Eine groſſe Halbinſel, ſo glücklich vom Meer umfloſſen, daß faſt kein Ort genennt werden kann, der viel über dreiſſig teutſche Meilen vom Meer entlegen wäre: Hier kann alſo, wie in dem weiten mittelländiſchen Kontinent Rußlands, die Luft und die Kraft nicht ſtocken und erſtarren. Auf dieſen Höhen und Hügeln weht von den Schneegebirgen, die ſeine Gränze gegen Norwegen machen, weht von den Küſten her eine reine claſſiſche Luft, die aus dem Mark der Berge und Felſen gewaltige Baumſtämme, aus dem Mark der Erde raſche Menſchen wachſen läßt. Das Jahr iſt zwiſchen Sommer und Winter beinahe gleich getheilt, vom Lenz und Herbſt ſind nur kurze Zeichen: ſechs Monate kann man für den Winter, die übrigen meiſt für den Sommer rechnen. Der Winter iſt hier kalt und friſch, aber lange nicht ſo kalt, als auf dem unendlichen Kontinent Oſteuropens und Nordaſiens, oder Nordamerikas, wo unter ähnlicher Polhöhe der Menſch ſchon erbärmlich zu werden und die Vegetation zu erſterben anfängt. Gewiß trägt das mit ſeinen mildernden Dünſten rings umher fließende Meer dazu bei. Auch iſt dieſer kalte Winter bei weitem nicht ſo unleidlich, als in Dänemark, Jütland, und an den Weſtküſten Teutſchlands und Großbrittanniens, wo Nebel und Regen die armen Menſchen plagen, und Winde, die vom Meer her ſogleich als Stürme wehen, mit Hagel und Schneegeſtöber über die kahlen Ebenen hinſauſen und die ſchutzloſen Menſchen trüb und melancholiſch machen. Jene ewigen Wechſel zwiſchen Kälte und Hitze, Nebel und Sonnenſchein, Froſt und Thauwetter, welche das ſüdlichere Weſteuropa von der Loire bis zum Firth of Clide plagen, ſind hier ſeltener. Das allgemeine Bild der Natur in den Jahreszeiten und ihren Erzeugungen iſt hier *Beſtändigkeit*, weit von der einförmigen Erſtarrung Polens und Rußlands: das beſondere Bild des Winters iſt *Stärke und Erhabenheit*, das des Sommers *Muth und Freudigkeit*; Ernſt, als der Geſell von beiden, wandelt nachdenkend dazwiſchen.

Ich gehe hinaus in den Winter. Friſch iſt mein Muth, geſchwind mein Schritt, klar die Stirn, und hell das Aug, kein Trübſinn träufelt von triefenden Bäumen, von thauenden Nebeln auf mich herab und durchbohrt mir die Bruſt mit Geſpenſtern des Aberglaubens und mit Schlangenſtichen der Hypochondrie.

Blau und wolkenlos hängt der Himmel über mir mit lichtem Sonnenſchein; die ſtille Luft ſauſt nur in den Spitzen der Tannen. Schnee deckt die Hügel und die Thäler, Eis die ſpiegelhellen Seen, mit dem Froſt kämpfend brauſt und kracht der zürnende Strom, und der Waſſerfall erſtarrt allmälig mit ſeinem freudigen Klange in erhabenen Säulen von Kriſtall; mit weißen Scheiteln ſtehen die moosbewachsnen Steine und Felſen bedeutend da, und ſanft ſauſt der Geiſt des Windes in der hochſtämmigen Herrlichkeit der unendlichen Wälder hin: nur hie und da eine einſame Vogelkehle, oder die Stimme des Wildes und der reißenden Thiere, oder das muntere Läuten der Jagd unterbricht die ernſte Stille, worin die Natur entſchlummert iſt. Aber es wandelt das Leben herrlich und in Kraft am Tage in dem mächtigen Menſchen, der mit Gefühlen der Luſt geſchwinder als der Wind im klingelnden Schlitten hinrollt, der des Bären und Elennes Spur verfolgt, oder mit der Axt die Stämme des Waldes fällen, oder mit dem Schwerdte fröhlich dem Feinde begegnen geht; es wandelt das Leben herrlich und in Kraft in der Frühe und Späte, und in der Nacht. Laß die Morgenröthe aufgehen über dieſe Schöpfung, laß die Schimmer der Abenddämmerung darüber hinrollen, dann ſchreite mit raſchem Fuß hinaus in den unendlichen Glanz des Himmels und der Erde, wo Ein Licht dich umfließt, Eine Feuergluth dich blendet, Ein großes Gefühl von unnennbarer Kraft dich ergreift. Laß dann das milde Geſtirn der Nacht mit ſeinen Sternen aufgehen und ſeine magiſchen Traum- und Geiſtergeſtalten um die nickenden Bäume, die bewegten Steine, die ſchimmernden Hügel ſpinnen; laß in helleren Nächten den Mondſchein deinen knirrenden Pfad beleuchten, mit dem alten Wunderklang der Sagen und den Geheimniſſen der Geiſter und Heldenſeelen, die ſich auf dem feurigen Wolkenlager erquicken: ſiehe und empfinde alle dieſe Majeſtät, und falle auf dein Angeſicht und bete an.

Der Lenz und Sommer iſt gekommen, die Lerche ſteigt ſingend zum dampfenden Morgenhimmel empor, die Kraniche, die Schwäne, die Amſeln, die Schnepfen, die treuen Sommergenoſſen, kommen wieder von dem wärmeren Süden; der Schnee rinnt von den Gebirgen, das Eis der Seen geht auf, die Bergſtröme, die geſchwollenen Flüſſe tanzen in ihrer Jugendkraft dahin, die Bäche brauſen, und die Waſſerfälle ſprützen in majeſtätiſchen Regenbogen von Felſen herunter, an den Bergen, auf den Hügeln, in den Thälern keimt und ſproßt und grünt es mit unglaublicher Schnelligkeit durch den zeugenden Sonnenſtrahl der langen Tage, die Wieſen werden ein bunter blumiger Teppich, die Anhöhen bis auf die kahlen Felſen kleiden ſich mit einer Unendlichkeit duftender Blumen. Und die Nächte — welch ein Zauber, welch eine wunderbare Magie geheimer Naturkräfte und leichter Geiſtergebilde ſchwebt in ihrem zarten Schatten! Kaum verlöſcht hier des Himmels Roſenroth, Morgen und Abend ſchießen ihre Flammen zuſammen, und machen die Dunkelheit zu Licht. Drob wandelt der Lichtfreund, der Menſch, luſtig und muthig bei Tage und bei Nacht, und horcht mit ſüßem Schauer dem Geflüſter und Liebesgeliſpel der Blumen und Bäume, dem Klange des Geigenſpielers im Strom, wornach die Elfen ihre leichtſchwebenden Tänze um die Quellen ſchlingen. Mit dieſen großen, erhabenen Bildern, mit mächtigen Klängen, lichten Scheinen, und geheimen Leben ſteht der ſchwediſche Sommer da.

Und dies ſind nicht bloß Scheine, das Land ernährt und erfreuet auch den rüſtigen und fleißigen Menſchen: der Acker giebt die Frucht des Weitzens und des Roggens, die kräuterreichen Berge triefen von Segen, und Heerden Kühe und Rinder füllen die Hütte des Senners mit Milch; die Wälder wimmeln von Wild und Geflügel, die Ströme, Seen, und Küſten von köſtlichen Fiſchen; aus den Bergen gräbt der arbeitſelige Menſch die Klumpen des Silbers und Kupfers, und das Eiſen, des Pflügers Schatz und des Mannes Waffe. Reißende Thiere, wolletragende Schaafe, und leinbeſäete Fluren geben Kleider und Schmuck: genug der Gaben für den Glücklichen, der nicht eitel und elend immer nach fremden Gütern haſcht.

Und freudig und wacker iſt der Menſch dieſer Natur. Wir wollen zugeben, daß er auch häßlich und verkümmert ſeyn könnte vom erſten Urſprunge her, denn wir wiſſen, daß der Volkſtock, woher er entſprungen, ſchön und rüſtig war vor vielen andern. Aber doch können wir die Gewalt des Klimas in ſeiner Bildung und Entwickelung nicht verkennen. Auch der Holländer rühmt ſich deſſelben Stammes zu ſeyn, auch der Holſteiner, auch der Lombarde; aber dieſe wohnen auf der Ebene und unter einem weicheren und feuchteren Himmel, und Leib und Gemüth muß bei ihnen ſtiller und weicher ſtehen. Hier aber, wo die Natur alles in Feſtigkeit und Kraft hinſtellte, ſchuf ſie auch den Menſchen nach ihrem Bilde. Man ſieht es ſeinem Leibe an, daß dies das Land der Felſen und der Metalle, der Bergſtröme und der Waſſerfälle iſt, daß eine friſche, heitere Luft im Winter und Sommer unter dieſem Himmel weht: ſo iſt alles gefaßt, geſchloſſen, und zuſammengedrängt, wie ein geharniſchter Mann leicht und gerüſtet, als wäre er in Waffenſpielen gebohren. Die Schweden ſind ſtark und ſtattlich, und nicht bloß aus den Wäldern Dalarnes, Helſinglands, und jenes Weſterbottens, wo Lappen ſchon Rennthiere weiden, ſondern auch aus Smoland und Södermanland, wohin ſchon verfeinerte Verderbniß und Weichlichkeit dringen können, will ich Männer aufrufen, die durch Rieſenſtärke und Gewandheit die Menſchen jenſeits des Meers erſtaunen ſollen. Merkwürdig iſt es, daß man in Schweden wohl mehr als in andern Ländern ächte Rundköpfe findet, die ſich Platons vollkommenſter Geſtalt einer Kugel nähern; in einigen Provinzen iſt dies auffallend häufig, z. B. in Smoland und Nerike, wo einem viele ächte Löwengeſichter begegnen. Um dieſe Köpfe wallt nicht mehr allein das blonde Haupthaar der alten Germanen, die einſt am Don und an den Karpathen weideten, ſondern es iſt oft mit Braun und Schwarz gemiſcht; doch in einigen Provinzen des

Gothenreiches *) ſieht man noch beinahe lauter Blondlinge. Auf dem wohlgebildeten Geſichte, das zuweilen zu fein ſcheinen mögte, ſchimmert faſt immer Lebensluſt und Muth, und ſelten erſcheint darauf der Trübſinn des Holländers und der Spleen des Engländers, welchen aus ſchlaffen Nebeln und ſtürmiſchen Regenwolken Melancholei und Todtſchlägerei trieft. Von der breiten, gewölbten Bruſt fließt der Leib voll und wohl gezeichnet bis zur Fußzehe hinab. Den gewaltigen Knochenbau, worum die Kraft der Sehnen und Muskeln beſtimmt gewebt iſt, entſtellen kein ungeſtaltes Fleiſch, keine Schiefheit, keine knorplichten Auswüchſe, die in naſſen Ländern häufig ſind: leicht, kurz, und wohlgeformt trägt der Fuß zuletzt die tüchtige Geſtalt; Feſtigkeit, Haltung, Geſchwindigkeit ſind herrliche Zugaben. Dieſer und der Stärke iſt der Schwede ſoſehr an ſeinen Männern gewohnt, und das Land ſelbſt ſcheint ſie ſo zu verlangen, daß ein Mann ihre Mängel nur durch große innere Würdigkeit gut machen kann. Und ſelbſt, wenn er von dieſem Würdigen alles Gute geſagt hat, und auf den Gedanken fällt, daß ihm innere und äußere Feſtigkeit fehle, ſetzt er kopfſchüttelnd hinzu: aber bei allem dem ſoll man ein Mann ſeyn. Dieſe Mannheit und Geſundheit des Leibes ſchafft Schwedens heiterer Sonnenſchein und ſeine reine von Hügeln und Höhen

---

*) Schweden wird noch heute eingetheilt in Svea-rike und Götha-rike. Zu dem letzteren gehören Smoland, die Inſeln Gottland und Oeland, Schonen, Oeſter- und Weſtergöthland, Bohus, Dalſland, Wärmland.

wehende Luft. Lange Dauer und Kraft des Lebens iſt hier nicht bloß in den Hütten alter Einfalt gewöhnlich. Schweden iſt mit Norwegen in mancher Hinſicht nur Ein Land, und man weiß, daß in Norwegen und Northumberland Menſchen gelebt haben, welche die gewöhnliche Lebenslänge mehr als verdoppelten.

Auch das Gemüth iſt dem Bilde der Natur und des Menſchenleibes gleich geſtellt. Dieſes Klima, wo der Menſch nur durch ſtillen Fleiß und rüſtige Arbeit ſein Daſeyn ſicher ſtellen kann, ohne hochgeiſtige und reitzende Ueppigkeit und Fülle, ohne überſtrömende Sinnlichkeit des Genuſſes – dieſes raſche, friſche, und doch freundliche Klima fordert ihn auf, gut und brav zu ſeyn. Ich darf hievon ſprechen, was ich gefühlt und erlebt habe und noch fühle und erlebe; denn an Treue, Gaſtfreiheit, und Gutmüthigkeit werden wenige Völker den Schweden des unverdorbenen alten Stammes gleich kommen. Dazu rechne die Männertugenden, wodurch ein Volk frei und gefürchtet ſeyn und bleiben kann. Wie der Leib freudig und ſtark iſt, ſo iſt es auch das Herz: Entſchloſſenheit, Beſtimtheit, Gewandheit ſind ſchwediſch, und können hier nicht vergehen, ſolange die alten Berge und Felſen ſich nicht zu Ebnen herabſenken. Man weiß, mit welcher Kraft und Geſchwindigkeit dieſes brave Volk in den vorigen Jahrhunderten hindurchfuhr und Europa von Verfinſterung rettete. Die Großthaten ſeiner Könige und Feldherren erinnerten an die früheren Waräger und Normänner, und weit klingend und gefürchtet ward der Schwedenname. Auch jetzt noch iſt das Volk muthig und kriegeriſch, und geht unter tapfern Anführern mit Luſt und Zuverſicht in den Streit; noch jetzt ſpricht der Kleinſte mit Entzücken von den Kämpfen der Väter, wodurch Freiheit und Unabhängigkeit, Glück und Ruhm erworben ward. Feſte Beſonnenheit, ruhige Freundlichkeit, Tüchtigkeit, Verſtand, und Ernſt ſind die Eigenſchaften, welche dieſen Menſchen wohl ſtehen und wobei dieſes Land ein wohlthätiges und gutes ſcheinen kann. Die Fremden ſchelten die Schweden gern ſpröd und kalt; ſolcher Tadel bedeutet gewöhnlich nicht mehr als das Maaß, was einer von ſeinen eignen, oder von fremden Vorzügen und Mängeln hat. Prahlen dieſe Fremden vielleicht mit Fantaſie, Gefühl, und mancherlei Vielſeitigkeit und innerer Saitenſpielerei ihres Herzens, ſo will ich ſie fragen, ob ſie bei aller ihrer Zartheit, Empfindſamkeit, und Herzensweichheit das Erſte, ob ſie Männer ſind; ob ſie die Herrlichkeiten, worauf ſie groß thun, ob ſie ihre heilige Liebe vertheidigen, und frei und tapfer ſterben können. Können ſie das nicht, ſo ſpreche ich, ihre Zartheit iſt Weichlichkeit, ihre Empfindſamkeit Empfindelei, ihre Fantaſien ſind Fantaſtereien, welche weder etwas erſchaffen noch erhalten können.

Arbeit und Fleiß, Ordnung und Zucht fordert dieſe Natur und dieſes Klima von dem Menſchen. Wer ſich hier der Lüſternheit und Sinnlichkeit hingiebt und im weichlichen Genuß der Empfindungen ſchwelgt, offenbart zuletzt einen heilloſen Stümper oder einen verdorbenen Schelm. Des Nordens Kinder werden nie dürfen, was bei reicherer Lebens- und Herzensfülle dem Epheſer, Sicilier, Andaluſier erlaubt iſt. Auch zeichnet Verſtand und Geſchwindigkeit des Begriffes alle Schweden aus, ſie ſind die Menſchen fertig mit der Hand und dem Aug, die ſchnell faſſen und ſchnell beſchließen. Man gehe von Smoland nach Dalarne, von Dalarne nach Weſterbotten, und wundern wird man ſich über die Handfertigkeit, Tüchtigkeit, und Anſtelligkeit, die man in den roheſten und ungebildetſten Knaben und Knechten gewahr wird. Sie wiſſen ſich ſogleich zu helfen bei Verlegenheiten und kleinen Schäden, wobei der Menſch der Ebene dumm gafft und die Hände ſinken läßt; ſie machen allen ihren Hausrath und ihr Ackergeräth und Kleider und Geſchmuck ſelbſt, und meiſtens mit Richtigkeit und Zierlichkeit; ſie bauen Häuſer, Schiffe, und Brücken, üben ſich in der Verfertigung von Maſchinen, Mühlen, Uhren, und anderen künſtlichen Sachen, ohne je bei einem Meiſter gelernt zu haben. Kurz, zu allen raſchen und mechaniſchen Arbeiten des Krieges und des Friedens hat die Natur hier reiche Anlagen ausgeſäet. Dies offenbart ſich auch in den Wiſſenſchaften, von welchen die ernſten des Verſtandes mit großem Glücke und vorzüglicher Liebe angebauet ſind. In aller Mathematik, als da iſt Geometrie, Mechanik, Berg- Waſſer- und Schiffbau, Kriegskunſt, Sternkunde; in den Naturwiſſenſchaften, als da ſind Mineralogie, Chemie, Botanik, Phyſik, Anatomie, und Arzneikunde, haben ſie viel gethan. Wer kennt nicht die unſterblichen Namen Polhem, Linné, Ehrenſwärd, Bergman, Mallet, Melanderhjelm, Chapman?

Auch in der Philoſophie und Religion muß der

Menſch mit dieſen Trieben Ordnung und Verſtand ſuchen, auch da muß ihm Zweckmäßigkeit und Rechtlichkeit das höchſte Geſetz ſeyn, Klarheit und Reinheit die höchſte Andacht; denn wird er abergläubiſch, ſo geht er unter in dem Ungeheuren: ich werde weiter unten darauf anſpielen. Spiel im Leben und in der Wiſſenſchaft endigt in dieſem Klima meiſtens mit Verderben; wenigſtens darf damit nicht begonnen, wohl nach langem Kampf damit geſchloſſen werden. Denn die muthwilligen Spiele der Fantaſie und die leichten Schwingen der Idee hat Gott dem hohen Norden verſagt. Einzelne ſeltene Naturen als Ausnahmen machen keine Regel. Bis wohin der Verſtand reicht, bis wie weit er mit ſeinen Hülfen die Dinge erklären und zeigen kann, dahin ſtreben ſie mit Muth, bis dahin folgen ſie mit Zuverſicht; mißtrauend und kopfſchüttelnd ſehen ſie auf den, der in der Religion an Myſtik, in der Philoſophie an innere Anſchauung appellirt; ſie trauen den Spielen und Offenbarungen der Fantaſie nicht, und die meiſten von ihnen mögen Recht haben, ihnen nicht zu trauen. Denn von jeher haben wenige außerordentliche Menſchen in dieſen Aetherhöhen ſich verfliegen und doch wieder zurecht finden können; die meiſten aber, die ihnen ſo nachflogen und mit ihnen aus hohen Wolken auf den gemeinen Pöbel der Erde ſtolz herabkrächzeten, waren heilloſe Narren und Seifenblaſen, die nur ſo hoch über den Geſichtskreis ſtiegen und mit ſo bunten Farben ſchimmerten, weil ſie ſo leicht und dünn jedem Sonnenſtrahl durchdringlich waren. Ernſt und Kraft kann dieſe Welt nur geſtalten.

Die Schweden waren einige Zeit in den traurigen Irrthum gerathen, und einige von ihnen ſind noch darin, als ſeien ſie den Franzoſen beſonders ähnlich, und als paſſe eine franzöſiſche Erziehung vorzüglich, einen vollkommenen ſchwediſchen Mann zu machen: ſie ſahen es wohl gar als ein groſzes Kompliment an, als die Franzoſen ſie die Franzoſen des Nordens nannten. Es ſind allerdings Berührungen zwiſchen den beiden Nationen, ſie haben das Leichtfaſſende und Verſtändige gemein; aber bei dem Schweden iſt es feſtruhend, bei dem Franzoſen leichtflatternd, bei dieſem ſchimmert die thörigte Leichtfertigkeit, bei jenem der tragiſche Ernſt des Lebens immer durch. Beide Völker, als deren Sinn nach auſzen geht, neigen ſich zur Eitelkeit hin; nur mit dem Unterſchiede, daſz der Franzoſe das Spiel mit dem kleinen Nichts als Spiel, der Schwede aber als Ernſt treibt: daher die Gefahr für ihn. Nein, wo die Natur ſich in Gewalt zeigt und Gewalt verlangt, um bezwungen zu werden, da liegt des Menſchen Herrlichkeit ſo feſt und tief im Innern, als ſein Silber und Eiſen in den Bergen, und wird durch keine Lockungen und Aeffereien bloſzer Zierlichkeit herausgeſpielt; wo das Leben und ſein Sinn auf tieferen Wurzeln ſteht, als die franzöſiſche Leichtigkeit, da macht die feine und zierliche Manipulation franzöſiſcher Erziehung nur eine kümmerliche Halbheit: denn das mächtige Weſen, das in dem furchtbaren Innern im Guten und Böſen ſich bewegt, kömmt nie vollgefiedert ans Licht, ſondern heckt und lauert zuletzt liſtig und ſchwächlich in ſeinem Dunkel, da es den Fehdehandſchuh der Kraft mit offnem Viſier kühn und mächtig hätte in die Rennbahn werfen können. Mit Ernſt und Kraft werde hier begonnen; dieſe ſeien die Götter, welche die Kindheit und Jugend geleiten; ihre heiligen Früchte ſeien die heſperiſchen Aepfel, wonach die Hände greifen. Der, welchem Hoheit des Muthes, Beweglichkeit des Gefühls zu Kühnheit der Genialität ward, wird auch in dieſer Rudbeckiſchen Atlantis, wo aber die atlantiſchen Orangen nicht mehr blühen, die Anmuth und die Lieblichkeit als den Preis der Uebungen und Kämpfe empfangen, und den hohen gigantiſchen Sinn in den freien Scherzen der Grazien und den unſchuldigen Spielen der Schönheit fliegen laſſen können, ohne daß er dann ſich verfliege und überfliege. —

In ſolchem freien Gefühl der Kraft haben auch hier Menſchen gelebt und gewirkt, und die Schönheit und Freiheit ſolches Lebens bei ſo edel gebildeten Schweden zeigt ſich unter einer ſehr großen Geſtalt. Gewinnt der Engländer auch häufiger ſolche Unabhängigkeit des Gemüthes im Leben, ſo iſt er doch ſelten ganz frei von Affektation.

Kraft und Stärke, Feſtigkeit und Tüchtigkeit, wie die Natur vor ihm ſteht, und wie ſie ihm ſelbſt den Leib und Sinn geſtellt hat, ſoll der Menſch hier ſuchen, ſie ſoll er als das Erſte und Nothwendige ehren, ſie als ſein Höchſtes anſehen, um noch etwas Höheres zu gewinnen. Bei allem, was Erziehung und Bildung heißt, ſoll hievon ausgegangen werden; hierauf ſoll alles hinzielen, hierauf alles zurückgehen; dies ſoll das ganze Leben unverrückt im Auge behalten. Das Wort Klima und ſein Einfluß auf unſer Geſchlecht iſt nichts Leeres, es giebt klimatiſche Geheimniſſe, klimatiſche Nothwendigkeiten, ſelbſt klimatiſche Mängel, die man nie vergeſſen ſollte. Was hilft es, dieſe Geheimniſſe atheiſtiſch leugnen, dieſe Nothwendigkeiten ſtolz geiſtig verachten, dieſe Mängel künſtlich übertünchen? Es hilft in jedem Lande nur den Menſchen zugleich ſchlecht und unglücklich machen. Mit Kraft werde hier begonnen, und mit Kraft geſchloſſen. Nur ein ewig ſelbſtthätiges und faſt ſelbſtbewußtes Ringen ſchüttelt hier die goldenen Aepfel des Lebens ab und pflückt die fröhlichen Blüthen der Kunſt. Im Süden mag man ſpielen und forttreiben, wie der Strom geht, da ſind der luſtigen Reitze von außen ſo viel, die nicht einſchlafen laſſen und den Vergeſſenden wieder in die Bahn treiben; hier darf der Menſch ſich nicht überlaſſen noch vergeſſen; jeder Stillſtand wird hier Tod und jedes Hingeben Schwäche; wer hier nicht in ſteter Selbſtthätigkeit auf dem Boden der Stärke und Kraft wohlgegründet ſteht, erſtarrt und verdickt ſich an Leib und Seele, verfällt, ſchläft ein, und iſt ſchon todt, da er noch zu leben ſcheint. Dies iſt das Schickſal des Nordens, und der Unvollkommenheiten irdiſcher Natur. Mag es wahr ſeyn — was die Geſchichte beſtätigt — daß der Norden des Südens immer bedurft habe zu ſeiner Bildung, ſo muß man doch erſt verſtehen, was überall bilden heißt. Denn ſoll nicht alles Geklex und Hümpelwerk werden, ſo werde vorher das Eigene gegründet, ehe man das Fremde darauf baut. Was ſoll italiſche Weichheit und Ueppigkeit, franzöſiſche Zierlichkeit und Leichtigkeit dieſen Menſchen, um ihnen durch das Leben zu helfen? Hier ſteht eine wilde und gewaltige Natur, die nur durch Kraft und Arbeit bezwungen werden kann, hier ſteht in der Bruſt ein ernſtes Bild des Lebens, das kein ſüdliches Spiel erlaubt. Wer das Leben hier mit Zierlichkeit beginnt, ſchließt als Schwächling, wer es als Spiel beginnt, endigt als Sünder. Aber wer ſein Land und ſein Gemüth würdigen und achten lernte, wer Bravheit und Rechtlichkeit als das Erſte feſthält, wer das Nützliche eher will, als das Schöne, den wird reiche Kraft und Luſt beglücken, auf deſſen ſtaub- und ſchweißbedeckte Stirn wird ſich auch die luſtige Blume der Schönheit herabneigen, und, Mann und Menſch geworden, wie er beides hier ſoll, wird er ſich endlich auch des Fremden freuen und es verſtehen.

Bedeutende Zeichen und Hieroglyphen des Nordens ſind die alte Mythologie der Edda und die Sagen und Geſchichten der Isländer. Dieſe können freilich auf keinen hiſtoriſchen Glauben pochen, wie der, welcher von Münzen, Diplomen, und Pergamentrollen kömmt, und deswegen haben manche unſrer hochgelehrten Männer, die alles Menſchliche mit derben Fäuſten anfaſſen und nichts für wirklich halten, was in dem Griff dieſer eiſernen Fäuſte verſchwindet und zerſtiebt, ſie als Undinge verrufen und als Auswüchſe roher Fantaſie und wilden Gehirns, wie ſie bei jedem Barbarenvolke entſtehen, verächtlich weggeworfen. Freilich dienen ſie nicht, Geſchichten zu ſchreiben, worin man mit kleinlichem Sinn das Leben und Thun einer kleinlichen Welt von Jahr zu Jahr verfolgt und ſeine Pygmäen von der Wiege bis zum

Grabe auf ihren Hofgelagen, Beilagern, Kranichzügen kümmerlich begleitet; aber ſie ſind ausgeſtellt als die ſicherſten Zeichen einer Zeit, eines Klimas, und eines Volkes, ausgeſtellt wie Blumen an jungen Bäumen, die freilich noch keine volle Früchte werden, aber doch zeigen, welcher Art und Güte die künftigen Früchte ſeyn werden. Hätten wir Mythen, Kriegsgeſänge, Sagen von Rieſen und Zwergen, Mährchen von Prinzeſſinnen und Hexen aus der früheſten Zeit der Hiſpanier oder der Madagaſkaren, ſie würden wohl in einigen Stücken den isländiſchen ähnlich ſeyn, aber Sinn, Klang, Geſtalt, und Bedeutung ſo weit von einander abweichen, als die Himmelsſtriche dieſer verſchiedenen Völker. Die albernſte Albernheit bei der Sprache über dieſe Dinge iſt der Glaube, ſie ſeien nicht einmal altſkandinaviſcher Geburt, ſondern im elften, zwölften, und dreizehnten Jahrhunderte mit Pilgern, Rittern, und Studenten aus dem Morgenlande, Hiſpanien, Teutſchland, Frankreich als fremde Erfindungen gekommen und in müſſigen Stunden von einigen Isländern ſo zugeſtutzt. Dies konnte mit einigen wohl der Fall ſeyn, aber bei den meiſten iſt es nicht wahr.. Wenn ſie auch nicht ſo alt und hiſtoriſch glaublich ſind, als der überpatriotiſche Eifer mancher Nordländer ſie hat machen wollen, ſo ſind ſie doch köſtliche ächthiſtoriſche Ueberbleibſel des älteren Lebens, Geiſtes, und der Triebe und Sitten des nordiſchen Volkes, und halten einen klar poetiſchen Spiegel hin, wovor ſelbſt von ſpäteren Erſcheinungen der Staub und Dunſt des Zufälligen abfließt, welche ihr Verſtändniß verdunkeln wollen. Welch ein gewaltiges und koloſſales Leben der Götter und Helden in roher Kraft und wilder Tapferkeit! wie ungeheuer und aboſſiſch gleich den Schneegebirgen der Fjäll und den Vulkanen Islands, gleich den ewigen Nächten und feuerſprühenden Nordlichtern des Nordkaps, ſtehen die Mythen von der Schöpfung des Himmels und der Erde, von dem Weltende, von dem Untergange der Götter und Heroen, von der Hölle und dem Ort der langen Quaal! welche Ueberſchwänglichkeit koloſſaler Fantaſie in den Geſtalten einzelner Götter und ihrer Attribute, in Odins Raben, in Thors Hammer, in der Wundereſche Ydraſil! Ein gleicher Geiſt des Gigantiſchen und Koloſſalen, welches an eigner Schwere immer noch zu leichtes Gewicht trägt, iſt in den Abentheuern, Kämpfen, Seereiſen, Prinzeſſinnenentführungen der Helden, in den Zweikämpfen auf den Holmen, und in den furchtbaren Streiten mit Rieſen und Zauberern, deren Kettenharniſch nicht zerſpringen und deren Fleiſch nicht bluten will. Dieſer Geiſt weht auch in den Geſängen der Rache und des Todes, in dem freiwilligen Tod durch das Schwerdt oder den Felſenſprung. Die Sprache ſelbſt, und ihr Rhythmus, kurz, geſchwind, abgeſtoßen, iſt gleich den Hieben des Schwerdtes, dem Schwirren des Falken und Geiers durch die Luft, und dem Tanz der Schiffe durch ſtürmiſche Wogen. Wer hier nicht herrliche Vorſpiele und Vorgefühle ſieht von dem, was das Volk einſt ſeyn wird in Zeit ſeiner Mannheit, freudig, muthig, in dem Gedanken und in der That kühn das Leben überfliegend, alles unter Tapferkeit, Männlichkeit, und blutigen Tod des Ruhms haltend, der kann nichts ſehen.

Viele von jenen Mythen und Sagen leben noch jetzt unter dem Volke als wirkliche Geſchichten mit den Namen und Thaten. Man zeigt noch den Holm, wo einſt um eine Prinzeſſin ein grimmig blutiger Kampf ſtand, die Stelle, wo Starkodder und Ivar Widfadme ſchlug, die Steine, wo Helden begraben wurden, die Berge, wo Rieſen und Zauberer mit ihren Künſten und mit ihrem Gelde lagen und noch liegen. Was als Glaube und Mährchen ſo in dem tiefſten Volksſinn verwachſen iſt, das brachten keine Pilger, Ritter, und Studenten aus der Fremde, das wuchs entweder als Naturgeſicht und Wundermährchen hier aus dieſem Boden, oder lebte und bewegte ſich einſt als That und Geſchichte.

Auch die Geſpenſter und Geiſter des Aberglaubens, oder einer unmittelbaren Naturoffenbarung, je nachdem jeder die menſchlichen Dinge beurtheilt — auch dieſe, die in jenen früheren Mährchen ſchon lebten und noch leben unter dem Volke, tragen den Stämpel der Gleichheit mit den übrigen Dingen ſichtbar an ihrer Stirn, und ſtehen als Mitinterpreten unter den bedeutenden Zeichen des Landes und der Nation. Noch wimmeln Wälder und Berge, Seen und Ströme, Quellen und Bäume von wunderbar geſtalteten Geiſtern, die in Scherzen und Neckereien, in Schrecken und Hülfen ſich den Menſchen offenbaren; noch wandelt und ſchafft der Tomtegubbe *)

---

*) Kobold, dem Hof und Haus anvertraut iſt, und der gewöhnlich in einem alten Baum nahe am Hauſe wohnt.

des Nachts in Häuſern, Scheunen, und Ställen, ſtriegelt die Pferde, löſcht das Feuer auf dem Herde, ſcheuert die Teller und Schüſſeln, hält die Thüre vor Dieben ſicher, kneipt die faulen Knechte im Schlafe, und drückt die unreinlichen Mägde als rauher Alp: des Tages wohnt dieſer geſchäftige Kobold, oder Puk, in hohlen Bäumen, oder in alten unbewohnten Gebäuden des Hofes oder Gartens; noch ſitzen die kleinen Zwerge, welche allerlei Hexereien können, welche die Kinder in den Wiegen vertauſchen, und Verlobten und Eheleuten etwas anthun, in ihren Bergen von Glas, wo dieſe kleinen Unterirdiſchen des Silbers und Goldes und anderer Herrlichkeiten die Menge haben und ihr luſtiges Leben bei fröhlichen Gaſtmälern und Tänzen unter der Erde rund gehen laſſen; noch plagen, ſchrecken, und necken die Waldgeiſter die Hirten und Hirtinnen, die Jäger und Reiſenden mit allerlei Schalksſtreichen, indem ſie dieſelben bald durch Vogel- und Thiergeſchrei äffen, bald mit den Stimmen ihrer Kühe, Ziegen, und Hunde in Dickicht und Sumpf locken und herzlich ihrer Noth lachen, bald dem Jäger allerlei Wild zeigen, wonach er vergebens ſchießen muß, oder ihm bei dem wirklichen Wilde die Flinte behexen, bald als eine ſchwere Laſt ſich mit auf den Wagen ſetzen, oder als eine ſchwere Angſt ſich auf das Pferd werfen; noch lauert in den Quellen und Seen der tückiſche Waſſergeiſt Näck, zieht die Badenden in die Tiefe, lockt die Kindlein ins Waſſer, reitet dem Bauern die Pferde weg, oder melkt ihm die Kühe ab; noch wohnen die Seenixen oder Seejungfrauen, mit grünem

Haar und goldnen Kleidern und Kronen, in den Wellen, und erquicken ſich oft in blühenden Büſchen am Sonnenſtrahl, zuweilen wie ein ſchimmernder Blitz herunterſchlagend, zuweilen wie ein Klotz mit Sauſen aus den Lüften fallend, oft in voller Geſtalt ihrer Schönheit, oft unter häßlichen Larven den Menſchen erſcheinend, wie ihre Verwandten, die Wald- und Hauskobolde; noch ſpielen hier im röthlichen Sommermondſchein und im Silberduft der Frühe mancherlei liebliche Geiſter: dann taucht der Stromgeiger aus ſeiner blauen Tiefe hervor und rührt die fröhlichen Saiten, der Strom und der Waſſerfall brauſen darein, und die Elfen ſpringen aus Bäumen und Quellen hervor, winden ſich Kränze aus bunten Frühlingsblumen, weben zarte Gewänder aus Spinneweben, Seiden, und Goldfädchen, und wirbeln die magiſchen Kreiſe auf den Spitzen des Graſes rund, daß der Schnitter des Morgens ſie mit Schaudern ſieht und ſich kreuzt.

Dies alles iſt hier wirklich lebendig vor den Augen und in dem Glauben, und wird nur dann als ein Nichts ſterben, wann die flache Erbärmlichkeit des Allwiſſens und Nichtsglaubens auch die unterſten Seelen des Volks erreicht hat. Denn geh umher in der Einſamkeit des Waldes und der Seen; wandle im Mondſchein auf den Bergen und durch die Felſenklüfte; ſieh hier einen Wolf oder Luchs vorüberlaufen, dort einen Bären fliehen, ein Elenn, oder Rennthier durch die Büſche ſtreichen; höre hier den Specht, oder den Häher ſchreien, dort den Auerhahn ſchnalzen, oder den Birkhahn gurren, ſich dann die wunderbaren Gebilde, die um Quellen und Ströme, die aus Birken und Tannen, aus Steinen und Mooſen ſich zu bewegen und hervorzuſchweben ſcheinen; geh darauf lebendig ein in dieſe Bilder des Herzens — und du haſt die Natürlichkeit und Aehnlichkeit dieſer geglaubten Weſen.

Auffallend iſt es, wenn man die Geſtalten und Sitten dieſer Weſen betrachtet und ſie mit denen des Südens vergleicht, wie ſehr verſchieden beide ſind, und wie auch in ihnen der verſchiedene Himmel ſich mahlt; hier alles mehr willkührlich und unbeſtimmt, dort ſüdlich alles mehr feſt und beſtimmt. Man denkt ſich dieſe Wald- See- und Berggeiſter nur ſelten unter einer bleibenden Geſtalt, ſie ſind faſt nichts anders als dämmernde Bilder der Ungeſtalt, wie ſie die Nacht im Mondſchein zwiſchen Bergen und Felſen zeigt; man denkt ſie bald wie alte Weiber und Männer, krumm und geſtaltlos zuſammengeſchrumpft, bald wie häßliche und haarigte Zwerge, bald mit Wolfs- und Bärenphyſiognomien. Wie ganz anders mit den Panen, Faunen, Silenen, Satyrn, und Nymphen der Alten! dieſe hatten auf immer ihre feſte Geſtalt, die zugleich auf ihre Sitten, oder ihren Karakter anſpielte. Die Natur hier iſt treu und gut, wie der Menſch. Ihre verborgenen Kräfte und die geheimnißvollen Spiele derſelben zu Geſtalten hin erſchrecken, täuſchen, und necken den Menſchen nur, wie alles Geheimnißvolle und Vielfachgeſtalte. Keine verbotene Begierden und unnatürliche Gelüſte der Sinnlichkeit hecken in ihr, wie in der ſüdlichen Natur. Daher iſt bei den Britten, Norddeutſchen, und

Schweden der Sinn dieſer Weſen weder fürchterlich noch wohllüſtig; ſondern gutmüthige Späße, rechtliche Strafen geheimer Vergehungen, ſchalkiſche Schadenfreude und kleine Bosheit in Neckereien und Irreleitungen machen ihr Leben aus. Jene ſüdlichen ſind aber wie das Gemüth der ſüdlichen Natur und ihrer Menſchen; es ſind ſinnliche, lüſterne, auf verbotenen Raub und Gelegenheit laurende Geſellen, mit Bocks- und Eſelslarven- Hörnern- Füßen- und andern Gliedern. Daß der üppige Faun die ſchöne Nymphe am Quell überraſcht, der Satyr die einſame Hirtin beſchleicht und ihrer Reitze genießt, der Priapus diejenigen ſchrecklich abſtraft, die ſeine Trauben und Aepfel zu naſchen kommen, das will dem geſetzlichen Nordländer nicht ein; der Südländer denkt und ſieht ſolches mit Behagen, und ſchallendes Gelächter klingt zu ſolcher Freude durch die Haine, wo hier eine Stimme des Zorns und der Klage über das Verbrechen und das Unglück tönen würde.

So muß dem, der ſehen kann, ſelbſt in dem Kleinen und Unbedeutenden eine innere Bedeutung und erfreuende Aehnlichkeit erſcheinen. Dieſe Aehnlichkeit könnte man bis auf die kleinſten und gemeinſten Dinge ausdehnen, und ſie würde immer den Verſtand bereichern, indem ſie das Herz gegen Atheiſterei und Armuth verwahrt. Z. B. über die verſchiedenen Flüche der Völker lieſe ſich von einem geiſtvollen und witzigen Manne gewiß etwas ſehr Luſtiges und zugleich Lehrreiches ſagen. Man höre ſie nur, und ſehe die Gelegenheiten, bei welchen ſie erſchallen, beobachte die Gebehrden, womit ſie geſprochen und gehört werden, und ſtelle ſie ſelbſt dann neben einander hin — ſchon dieſe ſtummen Schriftzeichen werden ſo ein intereſſantes Gemählde von Phyſiognomien werden. Des Engländers God dam, des Teutſchen Schwere Noth und Donnerwetter, des Schweden Millionen Tonnen Teufel mit allen ihren Anfechtungen, des Italiäners czz:, des Spaniers carrch:, und des Franzoſen ftre ſind wohl klare Blitzleuchtungen, die tief in die aufgeriſſene Karakterhülle dieſer Völker ſchauen laſſen.

Auch die Kunſt der Schweden ſtimmt mit dem Obigen überein. Ich habe bei dem vorigen Spiele unſrer Unterhaltungen ſchon auf die erſten Verſuche der Normänner in Mythen und Dichtkunſt hingewieſen und darin die Knoſpen gezeigt, welche die Enkel als Blüthen und Früchte erfreuen ſollten. Die Muſter ſchwediſcher Kunſt jeder Gattung durchzugehen würde meine Kräfte und das Maaß unſrer Zeit überſteigen; nur über ein paar groſe und ſelbſt in Schweden auffallende Erſcheinungen einige kleine Andeutungen und Entzifferungsproben: denn die Zifferſchrift und Rathſelſprache der Kunſt iſt zu vielfach verflochten und zu ſinnvoll, als daß man ihr Herrlichſtes vor den Leuten je ganz enthüllen könnte. Dieſe Heroen ſchwediſcher Kunſt und Interpreten ſchwediſchen Karakters und Sinnes ſeien Bellman und Ehrenſvärd.

Bellman iſt einer der außerordentlichſten Menſchen, die je gelebt haben, man mag ihn unter dem allgemeinen Karakter als Menſch, oder unter dem nationalen Karakter als Schwede anſehen. Er lebte in der luſtigen Zeit des genialiſchen Guſtavs des Dritten, wo jedes Talent der Nation ſich rührte und entwickelte. Dieſer Glückliche iſt eine im Norden ſeltene Erſcheinung, die ſeit dem Untergange der alten Skalden nicht mehr geſehen worden iſt. Er war ein ächter Improviſatore, oder, richtiger geſagt, ein ächter Begeiſterter: keine Gelehrſamkeit, keine Vorbereitung, keine Eitelkeit zu glänzen, keine Abſicht etwas zu machen, wodurch unſere heutigen Macher oder Poeten oft ſo unpoetiſch und geſchroben ſind. Er lebte genügſam und luſtig von einem kleinen Dienſt, den ihm die Gnade ſeines Königs und Beſchützers ausgeworfen hatte, ſpielte ſeine Laute oder Harfe, war gern bei Wein und fröhlichen Gelagen, wo er von der bacchiſchen Luſt ſich oft forttragen ließ, ohne doch das zu ſeyn, was man einen Wüſtling zu nennen pflegt. Bei dieſen Gelagen unter Freunden, und bei dem vollen Becher, wenn Bacchus Luſt ihn überwältigt hatte, kam endlich die heilige apolliſche Wuth über ihn, und faſt alle ſeine Lieder und Scherze wurden ſo im Taumel gebohren. Das Sonderbarſte iſt, daß dieſer außerordentliche Menſch bei der Gabe der fröhlichen Kunſt auch einer der größten Mimen war. Seine Freunde wiſſen davon wunderbare Geſchichten zu erzählen. Wenn der Wein ihm den heiligen Athem gegeben hatte, ſuchte er ſich erſt den Takt zu ſeinen Geſängen, ahmte dieſen und den Klang der verſchiedenen Inſtrumente mit dem Munde und mit den Fingern nach, und ſang dazu, was die begeiſterte Muſe ihm eingab. So improviſirte er halbe Nächte vor ſeinen Freunden, ſo vor ſeinem Könige, bis er endlich gleich einem pythiſchen oder ſibylliſchen Orakel erſchöpft hinſank. Sein Karakter war treu, fromm, fröhlich, liebenswürdig. Dem entſpricht auch ſein Bild, das man auf dem Schloſſe zu Gripsholm ſieht, wo er mit der Leyer in der Hand geſchildert iſt; das ſprechendſte aber iſt das vor ſeinen poetiſchen Werken von ſeinem großen Zeitgenoſſen und Freunde Sergel: darin iſt ein üppiger Satyr und fröhlicher Bacchus, der ſich in allem ſpiegelt, was wir von ihm haben; es hat viel Aehnlichkeit mit dem ſchönen Kopfe des Florentiners Boccaccio. Das Meiſte, vielleicht das Köſtlichſte ſeiner unmittelbaren Eingebungen und Ausgießungen der Muſe iſt verloren; es vertönte mit der Luſt und mit der Freude, worin es gebohren war. Er ſelbſt ſammelte und bewahrte nichts, doch lief dieſes und jenes, theils im Gedächtniſſe behalten, theils abgeſchrieben und von Hand zu Hand überliefert, unter ſeinen Freunden rund, und iſt in zwei Bändchen herausgegeben. Faſt jedes Stück iſt mit Muſik begleitet, die er theils ſelbſt aus dem Stegreiſe komponirte, theils aus alten Liedern und Arbeiten anderer Komponiſten unterlegte: auch da weht in dem Dichter ein tiefer und urſprünglicher Geiſt. Außer dieſen Liedern und Scherzen aus dem Stegreif hat man von Bellman noch einige ordentlich und abſichtlich gemachte Sachen, z. B. geiſtliche Lieder; aber alle dieſe tragen den Stämpel an der Stirn, daß ſie nicht in ſo friſchem und jugendlichen Geiſt gezeugt ſind, als jene. Bellman, der mit unſern Dichtern, auch den erſten, wie ſie gewöhnlich ſind, nichts gemein hat, der mit ſeiner Kunſt nichts ſagen noch bedeuten, der mit ihr ſich nur ergötzen wollte; war ein eigentlicher Volksſänger. Trotz einem Rembrandt und Teniers mahlte er naiv und treu, was er ſah, empfand, und erlebte. Bacchus und Venus, die Freuden der Gelage und die Wanderungen der Menge, das wimmelnde Leben und die wimmelnde Natur, mit den Poſſen und Karrikaturen gemiſcht, welche die Wirklichkeit nur zu reich zeigt, waren die Gegenſtände ſeiner Schilderungen. Wie die Satyrn und Faunen, die Dionyſen und Silenen, die Cytheren und Phrynen hier im Norden erſcheinen mit ihren Spielen und Trieben, wie die Natur und der Menſch hier ihre wechſelnden Bilder und Geſtalten zeigen, ſo hat er ſie auftreten laſſen. Viele ſeiner Landsleute aber ſind gar unzufrieden mit ihm, weil er ſich oft mit den Menſchen und Sitten im unterſten Stockwerk des Lebens umtummelt; ſie nehmen es faſt übel, wenn man ihn einen naiven und fröhlichen Schilderer ſchwediſcher Natur nennt. Aber dieſe armen Krittler, denen es ſo leicht wird zu zeigen, daß er oft der Kunſt und Art mangelt, die Aermlinge, die immer an den Schalen nagen, dürfen über ein tiefes Weſen nicht urtheilen. Es iſt wahr, er iſt gemein, weil er Gemeines ſchildert; aber er wäre gemein, wie ſie es meinen, wenn er es auf eine gemeine Art thäte. Immer mag man ihn den Rembrandt und Teniers der ſchwediſchen Dichter nennen; er war mehr als dieſe Niederländer, er war idealiſch. In dem kleinen Spaß, den er mit dem Leben zu treiben ſcheint, in den übermüthigen Scherzen, worin er leichtfertig über das Leichtfertigſte hinzuſtreifen ſcheint, in den humoriſtiſchen Gemählden und witzigen Parodien der Dinge liegt doch ein köſtlicher und inniger Sinn des zarteſten und menſchlichſten Herzens, das allenthalben hervorbricht, eine ernſte Tragödie des nordiſchen Himmels, gleichſam eine orpheiſche Klage, daß er, das ſpielende und gaukelnde Kind der Fantaſie, in einem Lande der Mängel und des Bedürfniſſes ausgeſetzt worden war. Selbſt in den Stücken, die ſeinen Gegnern der größte Anſtoß ſind, wie viele hundert und tauſend Stellen, wo die innigſte Seele, die ſüßeſte Empfindung, der erhabenſte Klang des Gedankens gleich lebendigen Quellen natürlich hervorſprudelt! Und ſeine Naturgemählde, ſeine Idyllen — kann etwas wahrer, naiver, ſüßer, und kindlicher, und in der Süßigkeit und Einfalt größer und erhabener ſeyn? Sein einziges Fiſcherliedchen Auf, Amaryllis! Holde, erwache! Könnte ihn unſterblich machen. Hier ſieht man die ſchwediſche Natur und das ſchwediſche Gemüth, wie es leibt und lebt, und doch weht etwas Allgemeines und Ewiges darin, was allen Zeiten und Völkern angehört.

Ein nicht weniger großer und bedeutender Typus des ſchwediſchen Karakters iſt der vor nicht lange verſtorbene Admiral Ehrenſvärd der Jüngere. Dieſer merkwürdige und originale Mann — der große Sohn eines großen Vaters — was ſelten iſt — war durch eine unüberwindliche Neigung zur Kunſt hingezogen, und nicht nur einer der erſten Kenner, ſondern auch einer der größten Zeichner, die Schweden je gehabt. Als kleine, aber unvergängliche Denkmäler dieſes außerordentlichen Geiſtes haben wir, außer ſeinen vor-

treff-

trefflichen Kunſtarbeiten, die meiſtens zerſtreuet ſind, eine *Reiſe nach Italien* und eine *Philoſophie der freien Künſte*, die auf wenigen Blättern ſo viel Sinn enthalten, daß mittelmäßige Köpfe die überfließenden Waſſer ganzer Folianten damit kräftigen könnten. Dieſer Mann war einfach, kräftig, mäßig, gut, wahr, und treu: er war ein Sonderling, ſagt die Menge; aber der Menge iſt jeder ungewöhnliche Mann ein Sonderling. Aber nur mit ſolchem Sinn und ſolcher Anerkennung deſſen, was ein Nordländer ſeyn ſoll und ſeyn kann, konnte er werden, was er war; er ſuchte in allem das erſte Nothwendige, *das Nützliche und das Rechte*: und er fand nicht nur das, ſondern er fand das Schöne und Wahre obenein. Die Tiefe dieſes tiefen Geiſtes auszumeſſen fehlt mir das Maaß und die Zeit; doch will ich Ihnen andeuten, was ich meine, und warum ich den Unſterblichen heraufcitirt habe. Er iſt der Mann von allen Neueren, die ich kenne, der mit der innigſten Sehnſucht und der gläubigſten Treue die Wahrheit geſucht hat, der, bei welchem alles Eitle, ſowohl das nationale als das perſönliche, völlig ſchweigt, welcher nicht ein Wörtchen ſpricht über die Sache, nicht ein Pünktchen ſcheinen will über das Bedürfniß hinaus. Bei dieſem Mann, wie bei keinem ſo, ſieht man recht, ſieht es mit Freuden, *daß die Natur den Menſchen nirgends verläßt, wenn der Menſch ſeine Natur nicht verläßt*; man ſieht recht, was der lichte Verſtand und die fromme Treue des Nordländers vermag, auch auf dem gefährlichen Lichtpfade, wo die himmliſcheſten Ideen mit den teufliſcheſten Irrwiſchen ſich durchkreuzen; man ſieht, daß das Land der Idee, die eigentliche Heimath des göttlichen Menſchen, nirgends geſperrt iſt, wenn man nur recht vorbereitet die Reiſe dahin antritt. Ehrenſvärd hatte als ein ächter Schwede das Gute und Treue in den Sitten geſucht, er hatte das Nützliche und Wahre im Leben geſucht — und ſiehe das Schöne und Ewige, dieſe himmliſchen Geſchenke der Erleuchteten, kamen ihm noch dazu. Es iſt eine Freude, zu ſehen, wie redlich, wie klar, und wie ſchwediſch dieſer edle Mann fragt und forſcht; und eine größere Freude noch iſt es, zu ſehen, was er findet. An ihm ſollten die ſchwediſchen Jünglinge lernen, wie und was ſie zuerſt ſtudieren, an ihm die Männer, wie ſie ſich ſelbſt und ihr Land und Leben beurtheilen und einrichten müſſen. Er iſt der herrlichſte Triumph deſſen, was einfältige Treue, mit Genie verbunden, vollbringen kann — Aber iſt die Ausbeute und der Fund dieſes Forſchers groß, ſo iſt ſeine Darſtellung es nicht weniger. Da miſcht ſich das Eigenthümliche des Menſchen als Menſch und des Menſchen als Glied eines beſtimmten Volkes wunderbar zuſammen; da ſieht, wer Schwediſches geſehen hat, recht klar, wie ſehr Ehrenſvärd Schwede war. Ich glaube, es iſt den Bewohnern aller Länder eigen, welchen eine weniger vollkommene und freundliche Natur zufiel, die Dinge obligat und umgewandt zu ſehen. Wo das Schöne und Vollkommene in der Natur und in dem Menſchen vorherrſcht, wie in Kleinaſien, Kampanien, Kaſchemir, da ſieht der Menſch alles mehr mit dem geraden Schönheitsſinn an, der eben auf die Sache geht; wo die Natur unfreundlicher und unvollkommener iſt, wo ſie gar Seltſamkeiten und Fratzen zeigt, da wird der Menſch nur auf Seitenpfaden und Umwegen auf das Schöne und Vollkommene geführt: er lernt es auf dem gefährlichen Wege der Mängel und der Gebrechen, die er ſehen muß; ſelbſt wo er das Schöne und Vollkommene grade ſehen könnte, thut er es nicht mehr, ſondern ſieht es lieber durch Karrikatur oder wenigſtens durch ein umgekehrtes Spiel des Witzes. Dazu kömmt, daß bei einer unharmoniſchen und unvollkommenen äußeren Natur der Menſch ſelbſt ſelten ſo harmoniſch gebohren iſt, daß alle ſeine Eigenſchaften im Gleichgewicht ſtehen. Er wird dann, was Ehrenſvärd quick nennt, wo einige Eigenſchaften zu ſehr nach oben, andere zu ſehr nach unten liegen; ſo daß der Inhaber derſelben zum Scherz über ſeine eignen Ungleichheiten und die Ungleichheiten der Dinge und der Menſchen gereitzt wird. Dieſe Quickheit giebt den obligaten Sinn, der ſich in allen nördlichen Sprachen ausſpricht und bei allen nordiſchen Völkern mehr findet, als bei den ſüdlichen; denn der Witz der Südländer iſt mehr gerad, der Witz der Nordländer mehr ſchräg. Ehrenſvärd hat dieſe klimatiſche und nationale Art, die Dinge anzuſehen, beibehalten. Er ſucht, findet, zeigt alles gern durch Umkehrung. In den Händen eines ſo geſchickten und ſich immer klar bewußten Forſchers hat dieſes Suchen nach Wahrheit einen unausſprechlichen Reitz, und man bekömmt nicht nur das zu ſehen, was man an dem Gegenſtande ſehen will, ſondern alle ſeine Gegenſätze und Seitenbeleuchtungen müſſen erſcheinen; ſo werden auch die Irrthümer ſogleich weggenommen, die künftig noch wieder misleiten könnten. Aber freilich wer die Quickheit ſo gebraucht, der muß mehr als quick ſeyn; denn an ſich iſt Quickheit nur die Eigenſchaft, die Mängel und Lücken der Dinge wahrzunehmen, nicht aber die, zu finden und zu erfinden. Die Zeit wird kommen, wo man ſelbſt in Ehrenſvärds Spielen den tiefen Sinn finden wird, der in ihnen liegt, und dann wird ſein Gedächtniß ſeinen Landsleuten heilig werden. Fahre wohl, edle und wahre Seele, und freue dich der Schönheit, worin du nun ſchwelgeſt!

Siebente Vorleſung.

Meine Herren.

Wir kommen heute zu unſerer dritten Vorübung, worin wir uns an einzelnen Umriſſen und Handzeichnungen ſo lange üben, bis wir ein jedes beliebiges Bild mit allen ſeinen Theilen wenn auch nicht zuſammenſetzen, doch ein von andern gezeigtes und zuſammengeſetztes leicht ſo ſtellen und rücken können, daß das Ganze uns mit Einem Blick überſchaulich und verſtändlich da ſteht. Die Ueberſchrift heißt: Wir ſtellen den einzelnen Großen an ſein Volk, und an das, was man ſein Zeitalter nennt. Wir haben oben ſchon hie und da darauf hingeſpielt, jetzt wollen wir ſuchen an einigen Beiſpielen unſer dunkles Vorgefühl klarer zu machen, indem wir bloß leichte Umſchattungen der Bilder hinwerfen.

Die Griechen waren das freieſte, genialiſcheſte Volk, das bis jetzt in Geſchichten gehört iſt. Nur das Nothwendige in Sitten und Geſetzen hatten ſie feſt gemacht; in allem Uebrigen freieſtes Leben und Ueberſchwung in Ideen und Werken. Sie hatten einen ſo glücklichen Mittelpunkt in ihnen ſelbſt, daß alle

Kräfte, die über die Höhe des Lebens hinauszufliegen ſchienen, nicht als eben ſo viele verlorne Ausflüſſe der Feuermaterie auf immer dahin waren, wie den Neueren oft begegnet, ſondern immer zu ſich ſelbſt zurückkehrten. Deswegen iſt die Geſchichte dieſes Volks ſo unausſprechlich anziehend. Auch im Leben und in der That, wie in der Kunſt und im Werke, ſtellen ſie einen vollkommenen Cyklus dar, wo alles Gefühl und alle Kraft der Welt mit allen möglichen Aeußerungen, Entwickelungen, und Verbindungen ſich offenbart. Man ſieht darin die allgemeinen Bilder ſeines Geſchlechts: jede Kraftäußerung verſchieden, aber alles Verſchiedene endlich in der großen Einheit einer harmoniſchen Welt zuſammenfließend. So ſind Themiſtokles und Ariſtides, Cimon und Perikles, Platon und Ariſtoteles, Demetrius Poliorketes und Seleukus, jeder feſte Repräſentanten eines beſonderen Lebens für ſich, das andern grade gegenüber ſteht, aber eben durch ſeine Freiheit ein paſſender Stein wird, den großen Bau der Menſchheit durch Zuſammenfügung des Mannigfaltigen zu Einem ſchließen zu helfen. Ganz anders iſt es mit den Römern. Dieſes Volk iſt nur für denjenigen merkwürdig, der die Majeſtät der Diſciplin und die blutige Größe, die ſie hervorbringt, bewundern will. Bei den Griechen war in den meiſten Staaten der Menſch das Größte; hier war es der Bürger. Der Staat war des Römers Genialität, das Leben ſeine Beſchränkung. Alle Hoheit und Ueberſchwänglichkeit Roms, die freilich mit der griechiſchen nicht zu vergleichen iſt, ſpricht ſich ſelbſt in ſeinen gewaltigſten Menſchen nicht allein im Gefühl des Staats, ſondern eigenſt im Namen des Staats aus, ſelbſt dann noch, als kein Staat mehr war. Dies leidet die weiteſten Vergleichungen und Beziehungen auch auf die römiſche Kunſt.

Cimon, Miltiades Sohn, hatte die Donaubrücke, die der kühne Vater hinter dem Perſer Darius abbrechen wollte, er hatte das glorreiche Feld von Marathon, er hatte die Säule vor Augen, die das wankelmüthige Volk Athens ſeinem Retter errichtete, nachdem er im Gefängniſſe vermodert war: den häßlichen Undank dieſes Volks vergaß er, und trat nach Themiſtokles Verbannung, die auch eine Warnung war, als der erſte Mann und Held der Hellenen auf. Geſchwindigkeit im blutigen Felde, Langmuth nach dem Siege, Gerechtigkeit gegen die Bundsgenoſſen, Milde gegen die Beſiegten, herrliche Pracht und furchtbarer Heldenglanz an der Spitze der Geſchwader, Einfalt und Freundlichkeit des Bürgers unter den Bürgern, ſtilles der Kunſt und dem Wohlthun geweihtes Leben zu Hauſe, ſtilles und zufriedenes im Elende, keine Demagogie und Rednerkünſte: wo andere anzettelten und ſchwatzten, da ſiegte und that er; bei der Heimkehr aus dem Elende keine Rache: die einzige Rache an ſeinen Feinden war ſein letzter Sieg über die Perſer: Dies war der Liebling ſeines Volks, ein vollkommener Menſch in Güte.

Scipio der Alte. Seine Ahnen rechneten blutige Verdienſte um den Staat. Sein Vater und ſein Oheim fielen durch das Schwerdt der Karthager, Hannibal hatte am Ticinus, am Traſimeniſchen See, am Adriatiſchen Meere bei Cannä geſiegt. Der Jüngling ſchwur Rache und Rettung. Der Mann hielt, was der Jüngling gelobte. Ernſt und abergläubiſch nahm er die Götter und Augurien, ſtumm und bedeutend nahm er das eigne ungeheure Gemüth zu Hülfe. Begeiſtert, von höherer Kraft getrieben, folgten ihm Tauſende, und ſeine Legionen wuchſen immer ſtärker, je öfter im langen, blutigen Kampfe Zehentauſende fielen. Die Fremden gewann er durch Schmeicheleien, durch ſchimmernde Thaten der Gerechtigkeit und Schonung, durch weit ſchauende Liſt und trügeriſche Unterhandlungen. So theilte er Karthagos Kraft, und ſchlug Hannibal durch Hiſpanier und Afrikaner. Durch den Sieg bei Zama wurden Afrikaner und Hiſpanier Sklaven. Der ſtolze Mann gebot nun, wo er vorher geſchmeichelt, widerrief, wo er verſprochen, ſtrafte, wo er belohnt hatte. In Rom herrſchten ſeine Tugenden und ſiegten in römiſchen Feldherren in Macedonien und Aſien. Gefürchtet und beneidet von Vielen ſtand er da: den Glanz konnte er nicht ablegen. Man fand ihn eines Morgens in ſeinem Bette ermordet. Das Volk weinte über ſeiner Aſche; man hatte ihn **den mildeſten und menſchlichſten Römer genannt.** Er war der Liebling ſeines Volks, **ein vollkommener Menſch in Strenge.**

Alcibiades, der Sohn des Klinias und Neffe des Perikles, war der reichſte, ſchönſte, und talentvollſte Jüngling ſeiner Zeit in Athen. Stärke und Gewandheit, Leichtfertigkeit und Ernſt, Witz und Verſtand, Kämpfe des Herkules und Reigen des Apollo, ſüße Schmeicheleien und donnernde Reden hatte die reiche Natur ihm in gleicher Fülle verliehen. Unwiderſtehlich war ſeine Liebenswürdigkeit den Weiſen wie den Weibern; ſeine Honigſtimme, ſeine gewinnende Gebehrde bethörte das Volk wie die Volksführer; das blutige Schwerdt des Kriegers wie den blühenden Thyrſus des Bacchus, das Steuer eines wankelmüthigen Volkes wie das eines nächtlichen Gelages führte er mit gleicher Anmuth. Jetzt wandelte er mit Sokrates, tröſtete die Armen, ſchlug an ſeiner Seite die Feinde, und brannte von Patriotismus und Tugend; jetzt ſchwärmte er mit loſen Lotterbuben berauſcht durch die Gaſſen, zerſchlug die Säulen der Götter, erbrach die Pforten der Buhlerinnen, und beſtieg mit der Morgenröthe das Schiff, um Sicilien zu erobern; hier zog der Weichling in Seiden und Purpur gehüllt, von Salben und Kränzen duftend, zur Wolluſt des Mahls, wo Saitenſpiel erklang und luſtige Mimen und lüſterne Tänze die Seher entzückten, dort aß er die ſchwarze Suppe der Sparter, runzelte die Stirn wie Lykurg, biß die Worte lakoniſch ab trotz einem Leonidas und Ageſilaus, rang und kämpfte im Staub, und ſchwamm im Eurotas. Alle Talente, alle Gaben, alle Tugenden und Fehler hatte die Natur in dieſem Proteus zuſammenverbunden; alles Glück hatte ſie ihm gegeben, nur das Eine nicht, es zu gebrauchen. Sein Karakter iſt das Schöne und Liebenswürdige im Unſtäten. So groß in Freiheit war dieſer, daß ſeine Thorheiten immer liebenswürdig, ſeine Laſter immer leichtfertig erſcheinen; ſo wunderbar liegt der Glanz des Schönen über ſeinem Leben und Schickſal, daß man mit ſeiner geliebten Freundin Timandra laut jammern muß, als er aus der brennenden Hütte in den Tod der Pfeile ſprang. Ein gefährlich verführeriſcher Karakter. Franzoſen, ſtellt euren Marſchall von Richelieu dagegen, und ſchämt euch, daß ihr dieſen gemeinen Geſellen für ein Genie der Liebenswürdigkeit und Wolluſt halten konntet.

Wie den Griechen die Luſt kleidete mit allen ihren leichtfertigen Spielen und Uebertreibungen, ſo häßlich ſtand ſie dem Römer. Aus den reichen Beiſpielen greife ich den letzten der ſcheußlichen Familie Cäſars. Nero war ſtark, ſchön, gewandt, mit reicher Fantaſie, mit vielſeitigen Anlagen und Talenten gebohren. Er ward Kaiſer Roms. Derjenige, der in der ganzen Welt keinen Herrn über ſich erkannte, riß ſelbſt die Zügel alter Vorurtheile und die Bande ſtrenger Sitten entzwei, deren Erinnerung bis jetzt noch in einigem äußeren Anſtande gelebt hatte; er erklärte ſich für völlig freigelaſſen von dieſen grauen Ammen und Zuchtmeiſtern, zu der Perſon des Kaiſers den genialiſchen Künſtler ſtellend. Man kennt ſein Bildniß aus Tacitus und Svetonius. Bunt genug tummelte er ſich in dem Wechſel der geiſtigſten und ſinnlichſten Genüſſe der Kunſt und Wolluſt herum, bald als Wagenlenker, bald als Ringer und Wettläufer, bald als Sänger und Pantomim mit der Cither und Laute, bald als Tragödus auf dem Kothurn. Als Spieler und Verfaſſer war er nicht unglücklich. Jetzt mit einem Heere von Wüſtlingen umgeben, zog er mit Weinlaub bekränzt durch die Gaſſen; jetzt ſtrich er mit dem gemeinſten Geſindel durch die Zelte, Tabernen, und Bordelle längs der Tiber umher, wo er das Volk an tauſend Tiſchen ſpeiſete und die Weiber und Töchter von Senatoren und Rittern als Buhlerinnen ausſtehen ließ. Jetzt ließ er Millionen in Roſenblättern ausſtreuen und in Balſam verduften; jetzt ſtieg er bei dem Brande Roms auf einen hohen Berg, nahm ſeine Cither, und ſang, über die Flammen in Thränen zerfließend, des alten Trojas Trauergeſchick. Aber dieſer freiluſtige Römer durchſtieß mit dem Dolch, die ſich den Lüſten des Nächtlichverkappten widerſetzen wollten; er ſperrte die Theater, worauf er drei, vier Tage als Mimus und Tragödus ſpielte, und tödtete die Zuſchauer durch Hunger und Hitze, und erſchreckte die Schläfrigen durch Henker und Exile; er ſchickte ſeinem Lehrer Seneka den Befehl ſich zu tödten, um ſeinen Schatz zu erben; er wollte ſeine Mutter erſäufen, und ließ ſie, als ſie ans Land ſchwamm, mit Knitteln todtſchlagen; er ſtieß ſein geliebtes ſchwangeres Weib mit den Ferſen todt, und machte nachher ihren Tod zu einem Unglück und ſie zu einer Göttin; er wagte zuerſt die abſcheulichſte Unnatur der Sonne zu zeigen, und hielt mit einem geliebten Verſchnittenen öffentliches Beilager. Und als ſein Ziel da war, als er ſterben ſollte, wie fehlte ihm ſelbſt der Tragödenmuth für die Herrſchaft! wie wimmerte der Kümmerling, und ſchrie hundertmal ſein größtes Wort aus: welch ein Künſtler geht in mir unter! Die ſtrenge Zucht des Abendländers war ſchon in dem Römer, auch der leichteſte Karakter Roms konnte die Sünde nie leicht machen. Der Grieche Alcibiades war der liebenswürdigſte Leichtfertige, dieſer der ſcheußlichſte Brutale.

Wollen Sie neuere Menſchen ſehen? Ich führe zuerſt einige teutſche Männer vor; wir wollen ſehen, ob wir ſie aus uns erkennen können.

Sie kennen Heinrichs des Vierten, des Saliers, Unglück, ſeinen langen Kampf mit den Fürſten, ſeinen ſchwereren mit den Päbſten Roms, ſeinen tragiſchen Tod im Kriege mit ſeinem eignen Sohn. Furchtbar war die Zeit, gewaltiger Geiſt, die er überwinden ſollte: ſie zermalmten mächtige Menſchen; oft beſiegt ſtand er unbezwungen bis an ſein Ende. Es iſt in dem Leben dieſes Fürſten ein hohes Schickſal, und deswegen ſieht er uns größer da, als er war. Eine unharmoniſche Natur kann wohl intereſſant ſeyn, nie iſt ſie richtig groß. Heinrich der Vierte trägt ſchon das Gepräge des Nordländers, der nur in Arbeit harmoniſch iſt, in Ruhe gleich verworren wird. Jene Sprünge, wo die Noth zur Thätigkeit aufruft — dann Geiſt, Kraft, Muth; jene Faulheit, wo für ſie Gedankenloſigkeit und Uebermaaß der Luſt eintritt — dann Wolluſt, Uebermuth, Schlaffheit. Dies erkennt ſich leicht an jenem unglücklichen Regenten; nie ein ruhiges Maaß des Lebens, nie ein Berechnen ſeiner und fremder Kräfte; immer Zuviel und Zuwenig; viel durch das Schwerdt gewinnend, was Klugheit leichter gewonnen hätte; immer durch Güte verlierend, was Strenge nur erhalten konnte. So in unſtäter Heftigkeit, in gedankenloſem Muth, in ſchlaffer Gutmüthigkeit, im Wechſel zwiſchen Luſt und Unluſt, Arbeit und Wolluſt, ging Heinrichs freudenloſes Leben dahin: noch jetzt das Leben der meiſten Teutſchen, die Schuld des unbeſtändigen Himmels und der

Gleichgewicht mangelnden Natur. So war in unſern Tagen die Tragödie des unglücklichen Joſeph, der immer mehr umfaßte, als er umfaſſen konnte, mehr wollte, als er vermogte; der mit tauſend Planen, wozu er vielleicht nur fünf Mittel hatte, ohne Verſtand des Wahren nach bloßem Gefühl des Rechten zu regieren meinte, die Welt um ſich her verwirrte, und, von Vielen bedauert, von Manchen gehaßt, von Einigen verflucht, ſelbſt mit dem Gefühl, daß er nichts gethan habe, in die Gruft ſeiner Väter hinabſtieg.

Auch in größeren Naturen, als dieſe waren, offenbart ſich dieſes Teutſche. Sieh zwei große Namen des dreißigjährigen Krieges, Wallenſtein und Bernhard von Weimar, die als herrliche Schatten über der Kleinheit der Enkel ſchweben. Ueber dem Ungeheuren, was ihre Rieſengeiſter zeugten, ſahen ſie über die kleinen Mittel weg, wodurch die Welt behauptet wird. Ihnen begegnete im Leben, was den teutſchen Künſtlern in der Kunſt ſo häufig widerfährt. Die Bilder des Herrlichſten und Größeſten ſchwebten ihnen vor, ſie ergötzten ſich in der ſüßen Wolluſt ſie zu beſchauen, ohne an einen feſten Zweck zu denken, der in ihrem Treiben ſeyn konnte. Die Luſt des Kriegs, die Wonne des Heldenthums, das Gefühl größter Freiheit hielt ſie auf, wo kleinere Menſchen ſogleich zum Raube und zum Beſitz eilten. So ward Wallenſtein in Eger erſchlagen, als ſeine große Seele aus den Sternen vielleicht Größeres leſen wollte, als die Zeit tragen konnte; ſo umwickelte Richelieus Liſt Bernhard und alle ſeine weiten Plane und Hoffnungen mit tauſend Fäden und hatte ihn vielleicht unentrinnbar umſtrickt, als ein plötzlicher Tod, vielleicht auch daher, ſein Leben abſchnitt.

Das Höchſte und Liebenswürdigſte, was Frankreich zeigen konnte, ſind Menſchen wie Heinrich der Vierte, Türenne, Montaigne. Brennende Sinnlichkeit, Frömmigkeit, Offenheit, Großmuth, Galanterie und Ritterlichkeit, Liebe und Muth karakteriſiren den großen König. Alle Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit zu herrſchen und zu verführen, alle Naivetät und Redlichkeit ſich ungefälſcht vor jeden hinzuſtellen, alle kleine Seitenſprünge der Leidenſchaft und des Witzes dieſes leichtfertigen Volkes, alle Heftigkeit und Aufloderung zu zürnen, und alle Gutmüthigkeit und Milde zu verzeihen, alles leichte Empfangen und alles naive Geben, was hier heimiſch iſt, beſaß dieſer gute und ſchöne König in einem vorzüglichen Grade. Richtiger Verſtand und Beſonnenheit des Augenblicks; unendliche Fähigkeit, in kurzer Zeit viel zu thun; feiner Sinn, das Bedeutende leicht und das Leichte bedeutend ausſehen zu laſſen, dieſe höchſte Kunſt des Regierens, war ihm angebohren. Wie der Franzoſe jede Minute ſein Leben hinwirft für das, was er Ehre nennt, ſo ſoll er auch ſein größtes und wichtigſtes Thun und ſelbſt ſeine Gedanken und Bemerkungen über ſein Thun zu ſo vielen andern liebenswürdigen Nichts hinwerfen, die ihm die Natur nur zum Spielen ſcheint verliehen zu haben. Doch wird dieſer Karakter des Königs ſchöner durch ſein Zeitalter, das noch nicht viel von Eitelkeit wußte: ein kleineres ſollte kommen und Heinrichs kleinerer

Enkel, Ludwig der Vierzehnte, ſollte darin bedeutend ſcheinen.

Dieſe Hauptzüge franzöſiſcher Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit, die der große Heinrich im Guten und Schlechten ſo glänzend an ſich trug, ſind auch in der neueſten Zeit noch an dem Volke kenntlich; ſie könnte man allein aus der reichen Quelle Voltaires, der auch ein rechter franzöſiſcher Repräſentant iſt, in tauſend Adern ableiten; ſie blieben auch unter der langen Regierung Ludwigs des Vierzehnten. Dies war ein Mann von ſeltener Stärke und Schönheit, aber von mittelmäßigen Talenten. Seine Zeit trug ihn höher, als er reichen konnte, und das Volk, welches ihn groß und herrlich machte, machte er klein und kümmerlich. Große Kräfte aller Art zeugten und entwickelten ſich unter ſeiner Regierung; Helden, Künſtler, Dichter machten durch Thaten und Werke, durch Anmuth und Feinheit des Lebens den franzöſiſchen Namen weit glänzend; ihre Kriegswiſſenſchaft, ihre Sprache, ihre Sitten und Moden, alle ihre artigen Kleinigkeiten und gefälligen Nichts, die nur ſie kleiden, gingen über ganz Europa. Das harmloſe Volk, das immer ſeine Regenten geliebt, oft ſie vergöttert hat, trug ſeine eigne Herrlichkeit auf die Perſon des Königs über — es war ja ein ſchöner, durch Adel der Geſtalt und Bewegung, durch Jugend und Stärke ausgezeichneter König — es nannte ihn den Glücklichen, den Großen, den Guten. Der König fühlte, daß er das alles nicht ſo war, als es das Volk meinte; ſein Kopf war mit berauſcht, wie die Köpfe der andern; klein und mittelmäßig wie er war, wollte er ſich nicht ſinken laſſen, und ſuchte durch Darſtellung zu erſetzen, was der Wirklichkeit fehlte. Er war nicht leicht, nicht witzig, nicht ſprudelnd von Geiſt und Talenten, nicht voll Muth und Ritterlichkeit, nicht voll Offenheit und Ungeſtüm; es ſchien zu viel ſpaniſches Blut in ſeinen Adern zu rinnen. Was bei andern Leichtfertigkeit und Galanterie geweſen wäre, ward bei dem Ernſthaften und Feierlichen Sünde: wodurch Ludwig der Heilige, der Zwölfte, Franz der Erſte, und Heinrich der Vierte mit der Nation zuſammengehangen hatten, dadurch war er nicht mit ihr verbunden. Er war klug genug, durch Inſtinkt ſeinen Weg durch dieſe Verlegenheit zu finden. Was der Franzoſe immer geſchätzt hat, körperliche Schönheit der Darſtellung, beſaß er in einem vorzüglichen Grade, führte ſie aber, um das Volk nicht an ſein Kleines kommen zu laſſen, zu einer bis dahin unbekannten Höhe hinauf. Der Ehebrecher machte Decenz zur Tugend, der Kalte machte Feierlichkeit zur Majeſtät, und ſammelte alle kleine Thorheiten und Anmuthigkeiten der Franzoſen, die dargeſtellt werden konnten, unter die Aufſicht der alten Baſe Etikette. Lange genug lebte und herrſchte er, um dies Unkraut Wurzel faſſen zu laſſen. Es war aus mit der ſchönſten Zeit der Franzoſen: was nie in eine Form gefaßt werden ſollte, hatte eine Form bekommen, und ward manierirt; das Unſchuldige war ſchuldig, das Freie frech, das Naive bewußt geworden, und dies Unheil fraß ſich tief ein in die Sitten und in die Kunſt. Man ward kleinlich und erbärmlich, ſo wie man auf Eitelkeiten eitel ward, und den flatternden Wind ordentlich in äoliſche Schläuche fing, um ihn nach Regeln wehen zu laſſen. Immer war das franzöſiſche Leben wie Champagnerſchaum; will man einen langſam geitzigen Genuß davon haben, ſo trinkt man zuletzt ödes Waſſer aus dem Glaſe, das zuerſt ſchäumte. So hatte Ludwig das Leichte ſchwer und feierlich, das Liebenswürdige zierlich und verſtändig gemacht. Sein Volk hat dieſe Manipulation gefühlt, die gleich nach ſeinem Tode unter Philipp von Orleans und Ludwig dem Funfzehnten in einem nur ſcheinbaren Gegenſatze ſich offenbarte: Europa hat ſie mitgefühlt. Das merkwürdige Weſen ſeiner Läger, Hofhaltungen, Beiſchläferinnen, Beichtväter, und den Untergang des liebenswürdigen Altfranzöſiſchen unter ſeiner Regierung hat man in dieſer Hinſicht noch nicht genug gewürdigt.

Ein Bild des Spaniers. Lies das Leben des Cid in den Kroniken und in den Balladen und Romanzen, die von Geſchlecht zu Geſchlecht durch die Münde der Männer gingen, durch die Länge der Jahre immer gewinnend. Was hohe Ritterlichkeit, religiöſer Enthuſiasmus, Schwärmerei für Vaterland, König, Liebe; was Frauendienſt, und was wunderbarer Heroismus, mit Wunderkraft verbunden, Schönſtes und Lieblichſtes haben, eingehüllt in den hohen Ernſt einer mächtigen Bruſt — das blüht in dieſem Lieblingskarakter des ſpaniſchen Volkes, der faſt ein mythiſcher geworden iſt; Pracht und Glanz in Worten und Thaten, unendliches Vertrauen, ſüßeſte Liebe ſchimmert mit einem goldnen Sonnenſchein über dem Ganzen. Geh dann mit Cortez nach der Havanna, und ſegle mit ihm und ſeinen fünfhundert Abentheurern nach dem feſten Lande, und begleite ihn auf ſeiner Heldenbahn. Auch das war ein ſpaniſcher Ritter, ein Mann aus dem Lande des Goldes und der Wunder, der auszog Gold und Wunder zu ſuchen. Aber es war ſchon die Zeit der Reformation; die heroiſche Begeiſterung der Ritterlichkeit ſtand auf ihrem letzten Punkt; die Allmacht chriſtlichen Wunderglaubens ſollte in einem neuen Geiſt, der in die Welt fuhr, untergehen; die Menſchen ſollten die eigene Herrlichkeit ablegen und fremden Kräften der Klugheit und Liſt dienen. Welch ein Mann dieſer Cortez! welche Hoheit und welcher Enthuſiasmus in Wort und That! wie mußten gewaltige Menſchen vor ihm erſtaunen und verſtummen! wie mußten ſelbſt tückiſche Feinde ihm gehorchen, und geitzige, feige Seelen gezwungen in den Kampf hineinſtürzen. Der Mann, der ſeine Schiffe verbrannte, als er ſeine Flüchtlinge gelandet hatte; der ſich mit den Erſten auf den blutig vertheidigten Altan in Mexiko ſchwang, um den König zu fahen; der bei dem Rückzug von Mexiko mit dem Schwerdt in der Hand durch Wellen ſchwamm und über Leichen entrann; immer begeiſtert, friſch, und fröhlich; im Glücke die Aufrührer, im Unglück die Feinde haltend — der iſt eines der herrlichſten Bilder eines Volkes, welchem ſüdliches Maaß des Lebens und Sinnes zu erhabener Schwärmerei gegeben iſt, bei welchem ſelbſt die Schlauheit und Anzettelung des feinen Kopfes, die in dieſer Zeit zu gelten anfing, nicht ſo einzeln tückiſch da ſteht, wie bei ärmeren Menſchen, ſondern nur als kleinliches Nebengerüſt in den großen Bau eines vollen Gemüthes eingefügt iſt.

Einen Engländer, den herrlichſten, welchen das Inſelvolk gebohren hat, Shakeſpeare. An ihm und an dem Kaſtilier Cervantes ſcheint die Natur alle ihre Zeugungskraft verſchwendet zu haben und ſo blühendfriſches nicht mehr ſchaffen zu können — Shakeſpeare — warum nennſt du ihn einen Engländer? Der Kaſtilier trägt hell ſeinen Himmel und ſein Volk an der Stirn; aber dieſer zauberiſche und blühende Naturgeiſt, der immer in neuen Geſtalten aus der unendlichen Lebensfülle emporſteigt und in einzelnen Schattenflügen und Lichtſtreifen alles mit den Flammenzügen einer großen Fantaſie mahlt, dieſer ſchöne und große Geiſt, der des ganzen Mittelalters Leben im Ritterlichen, Romantiſchen, und Religiöſen im Götterglanz hinſtellte, grade als es ſterben ſollte, iſt nicht Englands Geburt allein, er gehört uns Europäern allen an — Nein, nein! ſeine Herrlichkeit gehört der Natur, zu welcher er zurückgegangen iſt, aber ſein Sinn und ſeine Geſtalten ſind engliſch. Vergleiche ihn mit den Alten: er ſteht wie die neue Welt gegen der alten. In den Dramen der Alten war ſelbſt der Einzelne nur der Träger und Repräſentant eines allgemeinen Karakters; nicht des Herzens und der Begier Gewalt, ſondern des Schickſals und der Götter Gewalt ſollte offenbart werden. Bei Shakeſpeare muß der Einzelne im Einzelnen verſchwinden, und an den Wunderfäden des Gemüthes das Seil befeſtigt werden, womit der Zeus der neuen Welt die Planeten und die Menſchen zieht. Dieſen Sinn des Chriſtlichromantiſchen faßte Shakeſpeare und machte ihn in allen ſeinen Werken zu Einer großen Geſtalt.

Um dieſe herrliche Geſtalt webte er alle Wunder und Blüthen, welche der Glaube und Aberglaube des Mittelalters erzeugt hatte, friſchduftend, lebendig, und kräftig, mit einer ſolchen Friſche der Jugend und Schönheit, daß ſelbſt das Häßliche lieblich und das Ungeheure geſtaltet ward. Aber ſollte ſich der Engländer nicht zeigen? wohl, wohl — ſeid ſtolz darauf, ihr Britten! Wie klar und kräftig gezeichnet ſeine Bilder auch ſind dem, der das Luſtigbewegliche und Jugendlichrankende des Romantiſchen begreifen kann, ſo liegt doch über allem nicht bloß die holde Dämmerung, die auch der Sommermondſcheinswelt dieſes Romantiſchen angehört, ſondern eine andere, die im Norden gebohren iſt, wo auch dem klarſten Auge die Geſtalten ſich oft im Ungeheuren und Oeden verſchwimmen und wo das Gemüth in lüſterner Ueppigkeit ſo gern mit ixioniſchen Wolkengebilden ſpielt, in eigner Tiefe verſinkend, wie die alten Götter Skandinaviens und Oſſians Helden in ihren triefenden Wolken: was dem maaßvollen Griechen ein Aergerniß, dem klaren Italiäner eine Thorheit, und dem nüchternen Franzoſen eine Raſerei iſt. Bei dieſem Manne iſt die ganze nordiſche Götter- und Menſchenwelt lebendig in Einem großen Gewimmel, wie bei Arioſto und Cervantes die ſüdliche unſers Weltalters. Hier ſiehſt du die Berge und Thäler Schottlands und Nokthumberlands, die öden Haiden und Küſten Yorks und Perths; hier ſauſen die Winde und ſchlagen die Waſſer an die kahlen nebeltriefenden Hebriden; hier ſchlingen die Elfen ihre nächtlichen Reigen um die Quellen und Haine von Oxford und Derby; hier iſt das üppige Grün Altenglands mit ſeinen kronenreichen Bäumen und bunten Blumenhügeln, mit ſeinen wechſelnden Regenwolken und Sonnenſcheinen, deren Schatten über die Sommerfluren fliehen; hier iſt wieder die düſtere, naſſe, triefende, und geſtaltloſe Natur der Winter und Herbſte mit allen Zauberern und Geſpenſtern, der leichte, blühende, ſpielende Geiſt des Romantiſchen mit der finſtern Melancholie und grübelnden Tiefe des Nordens, die Ungeheuer und Seltſamkeiten aus dem innerſten Herzen herausgeſchöpft.

Auch einen Schweden: Karln den Zwölften. Haltet ihn an ſein Volk und an ſein Land, und ihr werdet den Wunderbaren begreifen; aber haltet ihn nicht mit ſeinem Gemüthe, ſondern mit ſeinem Unglück an ſeine Zeit. Ich erinnere Sie an das, was vorher über Schweden und über die Schweden geſagt worden iſt. Die gewöhnlichen Tugenden und Mängel dieſes Klimas ſind an dieſem Könige leicht zu finden, Standhaftigkeit, Herzhaftigkeit, Redlichkeit, Feſtigkeit welche Hartnäckigkeit, Geradheit welche Thorheit wird. Aber dieſer Mann, den ſeine Zeitgenoſſen anſtaunten, den ſeine Freunde und Krieger vergötterten, bei deſſen Andenken noch jetzt in jedes biedern Schweden Wimpern Thränen hängen, trug dies alles nicht mit gewöhnlichem Maaße, ſondern unter einer ſo groſſen Geſtalt, daß er nicht allein für die Schweden, ſondern für den ganzen Norden der ächteſte Repräſentant iſt, ein unvergängliches Bild, das erſt durch die Länge der Zeit eine Hieroglyphe werden muß, um würdig gedeutet zu werden. Mit Glück und Unglück der Nationen, mit Politik und Moral haben wir hier nichts zu thun, ſondern allein mit dem Menſchen, worin ſelbſt der Held und der König als ein Nichts vergehen muß. Karl ſtellt die hohe Tragödie des Nordens in ihrer vollſten Erhabenheit dar; es mußte ein König, und ein ſolcher König ſeyn, um zu offenbaren, wodurch das herrlichſte Gemüth hier unter einem ewigen Schickſal fallen muß. Geſtaltloſigkeit im Aeußern, Maaßloſigkeit im Innern iſt das Allgemeinſte des Nordens. Folgt man dem großen Könige nun in dem Kampf ſeines ſchickſalvollen Lebens, ſo ſieht man, wie er nicht der Tapferkeit ſeiner Feinde, nicht edlerem Muthe, nicht herrlicherer Großmuth, nicht feſterer Beſtändigkeit des Karakters; ſondern ſchwacher Biegſamkeit, ſchlauer Klugheit, ſeinen Geſpinſten der Liſt unterliegt: ein wahres tragiſches Weltſpiel, Tugend im Uebermaaß der Schwäche gleich. Er iſt von jenen koloſſalen Naturen, die ihre eigene Stärke nicht tragen können, ſondern von der fürchterlichen Schwere des Gemüthes niedergeworfen werden. Höchſte Treue, höchſte Gerechtigkeit, mildeſter Ernſt, im ungeheuren Maaße ſich ſelbſt übermeſſend, das Unendliche einer mächtigen Bruſt, untergehend in der Endlichkeit dieſes Weltgewühls, deſſen kleines Maaß ſie an ihr großes ſtellt. Er iſt das Ideal des Guten, welches hier unten im Kampf mit dem Böſen nie ſiegen, aber auch nie beſiegt werden kann. Er ward nicht bezwungen, er ward ermordet. Wenn man dieſe Scene, die hier immer mit dunkeln Räthſeln zugezogen wird, ſo geſchloſſen ſieht, ſteht man mit tiefer Rührung vor dem erhabenen Torſo ſtill, und ſinnt bei dem göttlichen Ebenmaaß viel, aber vergebens, über die Ergänzung ſeiner Verſtümmelung.

Wir haben geſehen, was es bedeuten ſoll, Menſchen an ihre Nation halten; wir wollen ſehen, was es heißt, Menſchen an die Zeit halten. Was heißt Zeitalter?

Die Zeit ohne den Menſchen, welcher Stunden zählt, iſt ein Unding, ſie iſt nur in ihm. Der Tunguſe hinter ſeinen Zobeln, der Hurone, der den Hirſch verfolgt, der Neuholländer und Peſcherä haben keine Zeit: ihr Leben ohne Maaß und Ziel erkennt und ſetzt auch hier noch keine Gränzen; denn was hat es, um die Zeit gleichſam an ihrer Sonnenſäule zu befeſtigen und dem Enkel wenigſtens den Wahn zu geben, daß vor ihm etwas geweſen iſt? Daß gebohren und geſtorben, gegeſſen und getrunken, bei Weibern geſchlafen und auf Jagd und Fiſchfang ausgegangen wird, geht unter im Nichts, weil es im Nichtigen iſt. Der Menſch, das Geſchöpf mit dem Kunſtinſtinkt, um ein ruhiges Maaß in die wilde Bewegung des Chaos zu bringen, muß etwas Sinnreiches und Künſtliches machen, im Empfinden und Wirken etwas darſtellen, was nicht ein Kind des blinden Gelüſtes, ſondern des herrſchenden Gemüthes iſt. So wie er den erſten Gedanken ahndet, das erſte Werk vollendet, gebiehrt er die Zeit, und rechnet an ihr die Sonnen, Monden, und Jahre mit einem andern Sinn, als der Barbar; er ſtellt ſich dann aus dem Gebiet der öden Willkühr dem Chaos gegenüber und ſpricht: ich bin die Ordnung der Welt, und die Zeit iſt mein Maaß. Mit dieſen Entwickelungen beginnt erſt ein

Volk und die Geſchichte eines Volkes. — Aber der Anfang des Zählens und Meſſens an menſchlichen Werken giebt wohl das erſte Maaß des Gedankens, das der Menſch nun unter dem Namen Zeit feſthält; aber erſt nach vielen Jahrhunderten, wohl Jahrtauſenden, tritt durch die mannigfaltige Entwickelung von dem Denken und Wirken des Kunſtgeſchöpfes ein feſtes Maaß in das Leben, als ein beſtimmtes, allgemeines Streben und Können, welches die Menſchen einer gewiſſen Zeit auszeichnet, ſo daß man ſagen kann, die Zeit iſt eine Epoche, oder ein Zeitalter geworden. Dies, und der Sinn, womit ich es geſagt habe, verſteht man, wenn man ſich erinnert, daß von keinem Zeitalter der Scythen, der Hunnen, der Mongolen, und anderer Barbaren geſprochen wird, wohl von einem Zeitalter der Aegypter, Griechen, Phönicier, Engländer, Italiäner. An den Barbaren, wenn man ja das Wort Zeitalter brauchen will, kann man nur die Zerſtörung meſſen, und die Vernichtung von Zeitaltern, die nicht mehr ſeyn ſollen; ſie ſelbſt ſtehen in keinem Zeitalter, weil ſie im ewigen Unmaaß fortſtreben, und, wenn ſie könnten, alles vertilgen möchten, woran würdigere Menſchen einſt die Zeit gemeſſen haben.

Jedes Volk, das nur zu einiger Kultur entwickelt iſt, hatte und hat ſein Zeitalter. Es gab Epochen, wo man noch kein allgemeines Zeitalter, ſondern nur beſondere zu haben ſchien. Die Zeitalter der Indier, Aegypter, Griechen, Hetrusker, mit ihren Thaten und Werken, ſcheinen ſo neben einander hinzulaufen, ohne ſich ſehr berührt zu haben. Jedes weſen iſt, ſo iſt ſo viel wahr, daß man vor fünfhundert und ſechshundert, ja noch vor hundert Jahren, mehr von den Zeitaltern ſeiner einzelnen Nationen ſprechen durfte, als jetzt, wo die meiſten politiſch und geiſtig ſo in einander zu verfließen ſcheinen, daß von ihnen nichts Ausgezeichnetes und Beſonderes mehr übrig bleiben will. Ob dies Einen großen europäiſchen Karakter, oder nur einen Schein deſſelben geben wird, weil alles Einzelne und ſeine Bedeutung karakterlos untergeht, wird die Zukunft die Enkel lehren. Wir ſind ſeit funfzig Jahren gewohnt viel von dem allgemeinen Sinn der Welt, von dem Zeitgeiſt zu ſprechen als von einem Unſichtbaren, das unter dem äuſſeren Gerüſt und Leibe ſich mit einer inneren Bildung und Entwickelung in dem Ganzen bewege; aber wie? wenn dies oft nur eine Täuſchung wäre, wo wir den Mangel der vollen Geſtalt und der gediegenen Kraft der Einzelnen und der Völker ſo gern unter eine höhere Allheit ſtellen, die nicht mehr groß und herrlich ſeyn läſſet, was rohere Väter erſtaunte und erſchreckte?

Es giebt alſo Zeitalter für einzelne Völker, es giebt ſolche für eine Mehrheit von Völkern, oder für die Welt, wie die Geſchichte gewöhnlich den kleinen lichten Punkt der Erde nennt, wo ſich die meiſte Bewegung und Kultur findet. Dieſemnach ſind die großen und interpretirenden Karaktere der Geſchichte von zwei Seiten anzuſehen, entweder in Hinſicht des kleinen oder beſonderen, oder in Hinſicht des großen oder allgemeinen Zeitalters.

Es war gewiß das Leben des großen Zeitalters immer mit in dem kleinen; aber nicht in jeder Zeit, noch an jedem Manne läßt es ſich zeigen: doch das kleine Zeitalter liegt faſt immer offen da. Es giebt Epochen, wo der Geiſt des allgemeinen Zeitalters ſo herrlich und fürchterlich ſich erklärt, daß die Völker und die Männer mit ihren Einzelnheiten darin untergehen und dem Anſcheine nach gezwungen den Dienſt und die Arbeit einer höheren Macht thun und vollenden müſſen. Der Mann, der in ſolchem Sturm, wo die Geſtalt aller Dinge umgekehrt erſcheint, noch als ein beſtändiges und beſtimmtes Bild leuchten kann, iſt von der Natur mit großem Gepräge ausgemünzt. Andere Epochen ſind, wo die Zeit entweder in einer langſamen und ſtillen Geburt arbeitet, und alle Macht der Dinge, alle Herrlichkeit der Karaktere mit ihr zu ruhen ſcheint, oder wo ſie an der Gränze des irdiſchen Nichts ſteht, wo alles Individuelle an Völkern und Männern ſo untergegangen iſt, daß kaum ein Bild iſt, woran ſie erſcheinen kann. Dann iſt gewöhnlich der Termin einer großen Aufräumung nahe, wo der faule Schutt und das unnütze Gepäck einer veralteten Welt weggekarret und verbrannt werden muß, damit aus Aſchen und Verderben eine neue aufgrünen könne. Der Menſch, der die großen Kräfte der Welt unter die Einheit der Gottheit, als den höchſten und letzten Repräſentanten der Dinge, ſtellt, der ſo gern glaubt, wo ſeine einzelne Macht in dem Kampf ſo vieler andern Mächte verſchwindet, nennt den Geiſt der Zeit auch wohl Schickſal und Vorſehung, und kann ihn mit Recht ſo nennen, weil er ſo wenig dazu thun kann, daß ſolcher ſo und nicht anders geworden iſt.

Auch der mächtigſte Menſch muß ſeine Gewalt unter die höhere Gewalt der Natur, ſein kurzes Leben unter das ewige Leben einer gebildeten Menſchheit ſtellen. Was ſeine Zeit empfindet und will, was ſie Herrliches oder Scheußliches that und litt, ſchwebt als ein dunkler Schatten blutig oder lieblich über das Ganze hin; was Jahrhundert auf Jahrhundert, Jahrtauſend auf Jahrtauſend gethürmt hat, ſteht als eine lange, lange Säule, bald niederdrückend, bald zu ſich emporhebend, mit der einen Spitze hoch über das Haupt eines jeden Sterblichen ragend, und die andere unſichtbar in die tiefe Nacht der Vergangenheit hinabſenkend. Es iſt eine geiſtige unſterbliche Kraft, welche den Staub und Moder des Zufälligen und Zeitlichen im langen Zeitenlaufe abgeſchüttelt hat und nun als die verklärte Poeſie der Menſchheit die erhabene Tragödie der Dinge hoch oben in der Luft aufführt: die allgemeinſte Ahndung und Hoffnung mit allen Schrecken und Wonnen irdiſcher Weſen.

Jeder Menſch, der kleine wie der große, wird von der unſichtbaren Gewalt allgemeiner Triebe und Ideen, worin ſein Leben mit eingeſchloſſen iſt, unwiſſend fortgeſtoßen; der höchſte Schatten der vergangenen und künftigen Dinge, der rechte Schickſalsſchatten, ſchwebt als ein höherer Geiſt auch über ſeinem Haupte, und er muß ſeinen Willen thun, oder auch untergehen im Nichtigen. Glücklich iſt der Sterbliche, deſſen Leben in die ſchöne Bewegung des Volkszeitalters, oder des allgemeinen Zeitalters fällt, wo weder ein Stillſtand iſt der edleren und ſchöpferiſchen Kräfte der Welt, noch Vulkane und Erdbeben friſch ſind, damit Neues werde, das Veraltete unter Ruinen zu begraben. Man muß auf dieſen Schwung des beſonderen, oder allgemeinen Zeitalters vorzüglich merken, um das Eigene eines jeden Weſens gehörig zu würdigen. Es hat Zeiten gegeben, wo das Größte nur mittelmäßig, andere, wo das Mittelmäßige groß erſcheinen konnte. Die Geſchichte erzählt Herrliches von den Tugenden und Thaten Trajans und ſeiner Familie, bis auf den Tod des biedern Mark Aurels beinahe ein Jahrhundert. Aber dieſe Geſchichte hat von dieſen trefflichen Regenten kaum ein feſtes Bild aufſtellen können. Sie klingen nur als Töne des Schönen und Guten durch den hohlen Zeitenraum, der faſt nicht Zeit iſt, weil in ihm nichts werden wollte, woran die Zeit ihre Reihe rechnen konnte. Die vor gebildete Welt war in Einen großen knechtiſchen Klumpen ohne Kampf, Licht, und Kraft zuſammengeſunken; ein faules Geſchlecht, von Geſetzen, Sitten, und Künſten beſſerer Väter kümmerlich gehalten, wollte ohne Arbeit genieſſen und ohne Gefahr ſiegen. Den ſchönen Widerſtand und Mitkampf gleichgeſitteter Völker hatten die Römer ſich ſelbſt genommen; mit Barbaren ſchlug man ſich für nichts als ein elendes Leben: es war bloß ein Kampf um die Haut. In einer ſolchen Zeit mußten die Trajane und Antonine außerordentliche Menſchen ſeyn, um bewundert werden zu können. Ihre Tugenden konnten nichts machen, ihre Thaten ſich an nichts befeſtigen, das künftiger Unſterblichkeit ähnlich ſah; die Welt war zu ſehr im Bröckeln und Modern, als daß dieſe Trefflichen an dem Todten etwas Bleibendes ſchaffen konnten; denn Triumphbogen, Brücken, und Säulen haben auch Nerone aufgeführt, und Wütheriche gingen nach ihnen noch über die Donau und den Euphrat.

Merkwürdig iſt die Epoche vom Anfange des neunten bis zum Ausgange des elften Jahrhunderts, wo eine ſeltene Armuth an großen Dingen und Menſchen war und wo alſo das Elend und die Kümmerlichkeit, die in Einem matten Strom trübe fortſchwimmt, deſto jämmerlicher erſcheinen muß. In einer ſolchen Epoche ſcheint alle Tugend und Kraft verloren; auch das Herrlichſte, was von der Natur für Hoheit und Größe beſtimmt war, begräbt ſie mit unter der allgemeinen Nichtigkeit. Aber das iſt es hier, worauf ich hinweiſen wollte, daß kein Menſch beſſer ſeyn darf, als ſeine Zeit: was uns in jedem Zeitalter lehren ſollte, der einzelnen Eitelkeit zu vergeſſen und in der Seele der ganzen Menſchheit zu wirken, worin auch die herrlichſte Einzelnheit nur zur Unſterblichkeit mit fortgetragen werden kann. Von Karl dem Großen bis auf Hillebrand und die Kreuzzüge war ein ſcheinbarer Schlaf der Kräfte, eine langſame Kriſis zu einer neuen Entwickelung, welche Vielen völlige Schlaffheit und Nichtigkeit geſchienen hat. Die erſte Barbarenroheit war zur Schwäche abgeſchliffen, das Chriſtenthum hatte das Geſchlecht gebändigt, und zerarbeitete ſich mit ihm in vielfachem Ringen, bis es daſſelbe beleben und begeiſtern konnte. Als dieſe junge Flamme emporſchlug und hoher Glaube und Ritterlichkeit gebohren ward, waren auch plötzlich wieder Männer da, oder vielmehr, ſie ſchienen da zu ſeyn, weil eine Welt war, woran ſie erſcheinen konnten. Ich will jeden die Dinge und Menſchen dieſer Zeit betrachten laſſen; die gewöhnlichen ſind erbärmlich, die großen ohne Glanz, auch bei ihnen nichts als vergeblicher, wüſter Kampf, und zweckloſes, wildes Streben. In dem folgenden Zeitalter hieß Mancher ein Tapferer und Kühner, den man jetzt einen Faulen und Dicken nannte. Auch das Größte, was vielleicht lebte, konnte nicht bedeutend werden.

Nachher die Zeit der Kreuzzüge; der Streit um Herrſchaft und Freiheit in Italien, Hiſpanien, England, und Frankreich; der romantiſche Geiſt der Galanterie und Ritterlichkeit; Anfang der neuen europäiſchen Sprachen, des Minnegeſangs und Saitenſpiels. Es kam wieder eine Geſtalt in die Welt, ein vielfacher Kampf für Ideen, worin allein ein Menſchenleben ſich darſtellen kann. Kühne, mächtige Herzen, herrliche Männer für die That und das Werk, Prediger des Worts und Führer des Schwerdts ſtanden nun auf; es war ſo leicht und ſo luſtig, an der ſchimmernden Sonne zugleich ſich zu wärmen und durch ihre Strahlen zu leuchten. Ich habe oben ſchon Ritter geſchildert. Wer kann an den Schwarzen Prinzen, an du Gueſclin, an Saladin, an Sankt Bernhard denken, ohne daß ihm das Herz höher klopfe? aber wer ſieht auch nicht, daß dieſe alle herrlicher werden durch das herrliche Zeitalter, welches die Herzen und Leiber im ewigen heißen Kampf erhielt und ſelbſt die ſchwere Tollheit eines Richard Löwenherz, des Ajax Telamonios des Zeitalters, glorreich ſeyn ließ?

Auf dieſe Weiſe kann man großer Männer Thun und Leiden würdigen, und muß es ſo würdigen, wenn man nicht loben und tadeln will an ihnen, was man nur an ihrer Zeit loben und tadeln ſollte. So halte man Martin Luther, ſo Friederich den Zweiten an ihr Zeitalter, welches die mächtigen Menſchen ſo gewaltig an dem Wipfel zu faſſen und bis auf die unterſten Wurzeln zu bewegen ſchienen. Sie waren glücklich, und werden ewig leuchten, weil ſie die höchſte Kraft deſſelben hielten und darſtellten, während andere für Decennien blutig ſchimmern, oder mit Famas hundert Hälſen lärmen, und dann als Irrlichter verſinken. Was wird Katharinens, der großen Frau, Geſchichte künftig Herrliches zeigen, als unnütz vergeudetes Glück und zerſtörte Menſchen? Es iſt ein Treiben wilder Künſte und Kräfte, welche die Welt verwüſten, die Völker vernichten, die Zeitgenoſſen erſtaunen, und bei den Nachkommen keine feſte Spur laſſen. Das Weib war groß, aber die Zeit und die Menſchen waren klein, und nur deswegen ward ſie klein mit ihnen.

Bei dieſem Sinnen über das allgemeine Zeitalter fällt uns wohl die franzöſiſche, oder beſſer europäiſche Revolution ein, worin wir jetzt friſch ſtehen, und welche unſre Urenkel mehr erſtaunen wird, als uns ſelbſt. Seit der Reformation iſt kein ſolches Zeitalter geweſen, als das von 1775 bis jetzt. Wir ſind blind und betäubt durch das Mitleiden und Mitlärmen, und für uns ſchwebt ſein Bild noch als ein geſtaltloſer Schatten auf den Wogen des Zeitenſtroms, und ſelbſt die Hauptſpieler ſind aus denſelben noch nicht genug emporgeſtiegen, um an ihnen uns ſelbſt begreifen zu können. Ich darf Sie wohl nicht erinnern

nern, daß der Lärm, den ſie machen, und der feurige blutige Glanz, den ſie um ſich her ſprützen, für dieſe denkwürdige Zeit das Unbedeutendſte iſt.

Was von dem allgemeinen Zeitalter gilt in Hinſicht der Hauptſpieler, gilt auch von dem beſonderen. Glücklich iſt derjenige, der in einer ſchönen Epoche ſeines Volkes gebohren wird; ihm blüht und wächſt umſonſt, was andere durch viele Arbeit nie erreichen können; der Weg zu glorreichem Kampf und leichtem Siege iſt ihm offen; die Herrlichkeit des Volkes trägt ihn unſichtbar, während er das Volk zu tragen ſcheint. Man ſpricht oft ſo in den Tag hinein: ach! ſchade um das herrliche Volk, daß es keinen beſſeren Regenten hat! was könnte es ſeyn, wenn einer verſtände ſeine Kräfte aufzuſchütteln und zu erheben! Thorenurtheil! das Volk muß ſchon in Bewegung eines herrlichen Lebens ſeyn, wenn ſolche Männer werden ſollen. Nie hat ein einzelner Mann, wie wunderbar geiſtig und unabhängig ſeine Kraft auch ſeyn mogte, ein ganzes Volk herrlich machen können. Das Lärmen und Wetterleuchten ſolcher Meteore hat wohl die Zeitgenoſſen bethört und geblendet, aber die Enkel haben die Nichtigkeit geſehen, worin vergebliche Arbeiten ſtanden. Wie groß war Eliſabeth von England in der Glorie ihrer Männer, Helden, und Dichter! Wie leicht hatten Ferdinand, Iſabelle, Karl der Fünfte es in Hiſpanien, vor ihrer Welt zu leuchten! wie konnte ſelbſt Ludwig der Vierzehnte durch Große groß ſcheinen! In ſolchen Zeiten eines Volks muß jeder Menſch mit empor, der nicht durchaus zur Erbärmlichkeit verdammt iſt. Wen der Zufall am höchſten geſtellt hat, auf deſſen Haupt fällt wie auf den Montblanc, wann den Gotthard und die Jungfrau ſchon Nacht verhüllt, ſelbſt noch der letzte Schimmer der Sonnen, die um ihn her leuchteten. Was wäre Alexander geweſen zu Themiſtokles und Cimons Zeit? Ein kleiner Bergkönig, der ſich vielleicht einige Jahre mit den Illyriern und Thraciern gerauft hätte, dann gefallen und von der Nachwelt nicht gewußt. Was wäre der große Kromwell geweſen ohne den Gott Zufall, der ihm ſo ſchönes Spiel bereitete, wo er zuerſt blind hineinging mit ſo vielen andern, dann allmälig lernte, wodurch er deſſelben Meiſter werden konnte? Unter Eliſabeth ein Betvater, und unter Georg dem Dritten ein konſtitutioneller Klubbiſt, ohne Talent der Sprache bloß durch ſeinen Hals den geringen Nachdruck der Menge vermehrend.

Achte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir ſcheinen uns bisher bloß mit dem Leibe der Welt und des Menſchen beſchäftigt zu haben, und es könnte ſogar ſcheinen, als ob wir in dem Leibe der Dinge alles fänden und durch den Leib der Dinge alles erklären wollten. Ich denke, ſelbſt wenn es ſo wäre, könnte es vielleicht etwas Thörichtes, nie aber etwas Gefährliches ſeyn. Die Zeiten der Verfolgung ſind gottlob vorbei und jener theologiſchen Angſt, wo man Gott nicht beſſer zu ehren meinte, als wenn man ihn als den Marionettenſpieler immer hinter dem Vorhange herausgucken ließ. Uns kann es nicht anders als erfreulich und tröſtend ſeyn, die Natur als ein großes, in ſich geſchloſſenes und ſich ſelbſt tragendes Ganzes zu ſehen, in deſſen unendlichen Ring auch unſer Daſeyn mit einer ewigen und wohlthätigen Nothwendigkeit mit eingefaßt iſt, und in deſſen unermeßlichem Umlauf unſre kleinen Kreiſe mitwandeln. Denn was ehrt den erhabenen Geiſt der Natur und unſerer Bruſt mehr? das ſtille Geſetz der Einfalt und Liebe, wo alle Weſen einander gegenſeitig tragen und halten? oder das prunkende Geſetz der Künſtelei, welches die Natur nirgends zeigt, ſondern welches durch Menſchenwitz in ſie hineingeklügelt iſt? Was iſt unſer, der kurzen Ephemeren, würdiger, in der langen Reihe der Dinge als das erſte Glied der großen Kette aller Erſchaffenen mitverbrüdert zu hängen, oder als abgeſchnittene, von einem ganz fremden Geſetz regierte, Tyrannen über die übrigen Weſen ausgeworfen zu ſeyn, während der große Tyrann der Tyrannen uns ſelbſt nach der eiſernen Willkühr eines unbezwinglichen Willens beherrſcht? Auf dem Wege, worauf wir wandeln, wächſt Liebe und Sympathie mit allen Lebendigen, auf ihm wächſt Vertrauen zu uns ſelbſt und zur Natur, auf ihm tiefer Glaube und heilige Begeiſterung; auf ihm endlich wächſt ein Geiſt der Geiſter, deſſen unermeßlicher Strom voll Leben, ewig in ſich ſelbſt zurückwogend, alle Dinge auf ſanften Wellen zu ihrer Beſtimmung trägt. Iſt die Kraft nicht unendlich größer, welche alles zur Einheit verbinden, alles durch Liebe tragen kann, als die, welche die Kräfte der Natur und des Menſchen entzweiet, um durch eingebildete Kunſt eingebildete Herrlichkeit zu zeigen? Nein, du großes Ein und All, du geheimnißvoll empfindbare und verſtändliche Natur! und du Erhabenſter! der alle Kräfte bewegt und ſtillt in ihr — Du haſt uns das Herz voll Sehnſucht und Liebe gegeben, du haſt uns den Kinderglauben gegeben, der zur Verwandſchaft mit allen Lebendigen ſo fröhlich hineilt, gieb uns auch in dieſem zerbrochenen Zeitalter im Leben die Würde und Kraft, dieſes Herz voll

Liebe bewahren, dieſen Kinderglauben beſtätigen zu können.

Sie wiſſen, durch welche Spiele, Andeutungen, und Aehnlichkeiten der Natur wir in den vorigen Stunden gegangen ſind. Sie werden nicht ſagen, daß wir frech behauptet und kühn abgeſprochen haben; wir haben nur gelauſcht, geahndet, gewinkt, und mit dem Maaße unſers Glaubens das gemeſſen, wozu kein irdiſcher Verſtand das Maaß hat. So wie in dem unſchuldigen Kinde die ganze Unſchuld und Würde unſers Geſchlechts gleich der Blume in der ſchwellenden Knoſpe liegt, ſo wie ſelbſt der edelſte Menſch zu der Schönheit und Heiligkeit des zweiten, dritten Lebensjahres nichts hinzufügen kann, aber wohl viel von ihnen nehmen, ſo können wir durch alle Klugheit und Grübelei nichts gewinnen, als zu begreifen, wie wenig wir können; glücklich, wenn wir durch alles Lernen den goldenen Spruch der platoniſchen Akademie behalten: das weiß ich allein, daß ich nichts weiß. Wenn alle Uebungen des Verſtandes, alle Gelehrſamkeit uns nur endlich dies große Reſultat ſicher geben, ſo haben wir unendlich gewonnen; denn uns iſt der Weg möglich zurück zur erſten Einfalt, zur ſchönen Kindheit unſers Herzens. Dann können wir hoffen, wirklich etwas zu erkennen, weil die Götter nur Kinderſeelen ihre tiefen Geheimniſſe offenbaren. Nur wer fromm und einfältig iſt, mag Wahrheit vernehmen, der Schlechte und Eitle, wie ſcharf ſein Witz, wie klüftig ſein Verſtand ſei, wird immer an Außendingen hängen bleiben. Wenn der Menſch erkennen könnte wie Gott, ſo würde er die Dinge im Ganzen ſehen, wie ſie ſind. Wir ſind kurzſichtig und können nur Theile überſehen. Deswegen müſſen wir die Dinge, die wir erkennen wollen, zerſpalten und theilen. Wehe uns aber, wenn wir dabei auf den Gedanken kommen, daß im Zerſtückeln und Auflöſen alle Erkenntniß liege, daß wir nur durch Zertheilen der Theile bis auf ihre kleinſten Sonnenſtäubchen zu dem Weſen der Dinge durchdringen! Das iſt leider des Menſchen gewöhnliches Schickſal. Weil der Kurzſichtige das Ganze nur in Theilen ſieht, meint er ſo leicht, daß in dem Kleinſten das Ganze entdeckt werden könne. Er iſt aber Gott ähnlich und ſoll die Dinge in Gottähnlichkeit ſehen, d. h. immer das Aug auf das Ganze hin, immer von dem Erkennen des Theiles zu dem Glauben des Ganzen; denn nur durch einen tiefen Glauben haben alle große Entdecker und Erfinder ihr kleines Erkennen ergänzt. Dieſem Geſetz folgend, wollen wir die Welt, wollen wir uns ſelbſt, oder das kleine Bild der großen Welt, immer ganz behalten und ganz betrachten. Wie da anfangs auch manches dunkel und nur in Ahndung und Wahn vor uns ſtehe, was die klügeren und feineren Köpfe ſchon als ihr Wiſſen ausrufen, wir laſſen uns nicht irren, gehen geduldig und demüthig auf unſerm Wege des Glaubens fort, und warten der Stunde, wo unſer Herz und die Offenbarung des Lebens uns die Aufklärung geben werden, die der Witz und die Offenbarung der Klügelei nie geben können.

In dieſem Sinn, m. H., habe ich mich und die Welt betrachtet, in dieſem nun ſchon ſeit Jahren zu Ihnen geredet, in dieſem die Unterhaltungen dieſer Stunden getrieben. Ich weiß wohl, was unſrer Gebrechlichkeit noth iſt und warum wir ſo oft das Einzelne einzeln anſehen müſſen, aber ich habe auch nach allem Irren und Umhertappen gelernt, daß es die größte Sünde iſt, das Einzelngeſehene als einzelnſeiend zu glauben. Mit dieſem Ueberſprunge menſchlicher Eitelkeit, die alles begreifen und erklären mögte, beginnt der Todtſchlag der ſchönen lebendigen Natur, jene Verſtandesverwirrung, die mit Satan in die Finſterniß hinabſtürzt, weil ſie ſich Gott gleich ſtellen wollte. Es iſt wahr, es iſt nur Ein Leben und Eine Kraft, die durch die ganze Natur geht, Ein göttlicher Athem, der alle Pulſe bewegt; aber wir Schwache ſehen Kräfte, wir ſehen die Dinge einzeln und geſchieden in ihren Wirkungen und Erſcheinungen: weil wir nur durch Unterſchiede begreifen, müſſen wir ſcheiden. Das Geſetz welches uns an die Erde bindet, und das, welches uns zum *Himmel* zieht; das Geſetz, welches über uns in Wolken donnert, und das, welches in unſerer eignen Bruſt ſich regt, ſind urſprünglich gewiß Eins. Aber wir ſind Sterbliche, und ſprechen von Leib und Seele, von dem Geſetze in unſerm Gemüthe und dem Geſetze in unſern Gliedern, die mit einander ſtreiten; wir ſprechen von unſerm Willen und Gewiſſen, und von dem Willen und Rathſchluß der Vorſehung als von ganz verſchiedenen Dingen; weil wir meiſtens nur nach einander ſehen und begreifen können, ſo ſehen wir die Dinge gern nach einander, wohl gar außer einander. Aber ſollen wir alles ſehen und begreifen? ſollen wir es ſo ſehen und begreifen wollen, als wir uns anmaaßen? nicht lieber wie die

Kindlein, die in Liebe und Wonne nach dem Sonnenſtrahl und der Blume, nach dem Abendroth und dem Morgenroth greifen, und die Welt beſſer verſtehen und Gott reiner erkennen, als wir? Sie kennen, was ich hier andeute; Sie wiſſen, wie unſre Schwäche, theils thörigt theils nothwendig, ſich zu helfen geſucht hat; Sie wiſſen, wie unſeres Verſtandes Herrlichkeit und Thorheit in Theologen, Kosmogonen, Moralphiloſophen ſich ſpiegelt, wie tapfer und rüſtig gearbeitet worden iſt, alle Kräfte zu theilen, zu ſchichten, zu trennen, und wieder zuſammenzulegen. Auf dieſem Wege, wo ſo viele Tapfere umgekommen ſind und wenige geſiegt haben, iſt der Glaube, welchen der menſchliche Ernſt auf ihm zu befeſtigen ſuchte, oft völliger Unglaube, faſt immer völliges Unglück geworden. Denn was iſt unglücklicher, als den ſchönen Beſitz des Ganzen verlieren und im Einzelnen ſich einen ſichern Beſitz träumen, der es nicht iſt? Sie wiſſen, wie in dieſer Spaltung alles Lebens und Einer Kräfte die Unterſucher ſich auf grade entgegengeſetzte Seiten verlaufen haben. Die einen ſahen in den Dingen und ihrer Bewegung nichts als Geiſt und Allmacht des Geiſtes; die andern nichts als Leib und Mechanismus des Leibes, den ſie vom Zufall aufſtellen und aufziehen ließen. Weil die letztern als freche Spötter durch leibliche Macht alles halten und bewegen wollten, ſo ergrimmten die andern Geiſtigen auf den armen unſchuldigen Leib der Natur, zogen Gott als den höchſten Repräſentanten alles Geiſtes mit in das Spiel dieſes lächerlichen Streites, und ſahen es als einen Frevel an, von irdiſcher und leiblicher Gewalt in den Dingen zu ſprechen.

Sie ſehen, m. H., wohin ich will, nemlich zu uns zurück, um uns durch fremdes Misverſtändniß das Verſtändniß zu erleichtern. Ich ſchien nemlich nur leiblich und von dem Leibe der Welt geſprochen zu haben. Ich würde aber untröſtlich ſeyn, wenn in dieſem Scheine nicht ein Ernſt läge, der eine unendliche Kluft läßt zwiſchen mir und jenen leiblichen Maſchiniſten der Welt, die ich eben nannte; und wenn von dieſem Ernſt nicht ein höherer Schatten des Daſeyns ſelbſt auf das fiele, was wir mit Recht nur als ein indifferentes Spiel des Lebens haben vorüberſpielen laſſen. Ich meine, ſo ſind wir Menſchen gemacht, daß, wenn Leib und Geiſt auch ganz verſchiedene Dinge ſind, wir doch den Geiſt nur an dem Leibe, das Weſen nur an der Geſtalt erkennen ſollen. Denn es iſt mit der Philoſophie wie mit der Kunſt. Maaßet die Kunſt ſich an, für die klare Geſtalt uns unbeſtimmte allegoriſche Schatten derſelben — d. h. Bilder in Bildern — zu geben, ſo verliert ſie Maaß und Ordnung, und mit ihnen Schönheit und Wahrheit. Maaßet die Philoſophie ſich an, das Leben der Leiber immer außer den Leibern zu betrachten, ſo vergißt ſie das erſte Bedürfniß, die heiligſte Nothwendigkeit, wodurch alles verbunden iſt, und klügelt und deutelt weder für Geiſter noch für Leiber. Sie wiſſen, ich habe bei unſern Unterredungen Eintheilungen und Trennungen gemacht, weil unſer Zuſtand es ſo will. Wie gern hätte ich das Ganze immer ganz dargeſtellt, wenn dies uns möglich wäre! Ich habe aber immer darauf hingewieſen, daß Sie ſich die Einheit da denken ſollten, wo wir nur die Vielheit nach einander ſehen konnten. Bis jetzt haben wir den Menſchen angeſehen, wie er abhängig unter einem nothwendigen Naturgeſetze ſteht; wir haben verſucht, die Sicherheit und Heiligkeit, die in dieſer Abhängigkeit liegt, an ihren Vorzügen und ihren Mängeln zu offenbaren, und in dieſer Gewalt der Natur zugleich ihre Majeſtät zu zeigen. Wir kommen nun auf das andere Geſetz, wodurch der Menſch ſich ſelbſt anzugehören und von der Natur frei zu werden ſcheint, auf *das Gewicht, das in der geiſtigen und göttlichen Kraft des Menſchen liegt, von der Natur und ihrem Zwange ſich unabhängig zu machen.*

Hier, wo wir anfangen die geiſtige Kraft des Menſchen der Natur gegenüber zu ſtellen, müſſen wir uns, ehe wir weiter gehen, ein wenig über die Worte verſtändigen. Man ſpricht z. B. von dem Menſchen, der ſich ein Haus zu bauen, ein Feuer auf dem Herd anzuzünden, durch eine Brücke über den Strom, durch ein Schiff zu dem Isländer und Neuſeeländer zu gehen weiß, der dem Hunger durch den Pflug, der Kälte durch das Kleid entrinnt, er ſei frei von Naturgewalt. Eben ſo klingt es von dem, welchen der Donner des Himmels nicht erſchreckt, welcher bei der Sonnenfinſterniß nicht vor dem jüngſten Tage zittert, bei der Erſcheinung eines Kometen nicht Krieg oder Tod eines Mächtigen erwartet, welcher keinen Geſpenſtern in der Nacht, keinem Teufel in ſeinem Gewiſſen begegnet. Der Mann, den Feſſeln nicht erſchrecken, der vor dem Tode, dem Hunger, ja ſelbſt dem größten Unglück nicht zittert, der alles Irdiſche und Abhängige unter die Füße tritt, und ſchon hier unten mit Geiſtern eine faſt körperloſe

Gemeinſchaft eingeht, heißt uns frei von der Natur, ja wohl über der Natur. — Man meint hier mit dem Worte Natur offenbar ganz verſchiedene Dinge. — Bei den erſten iſt Natur bezwingen nichts anders, als die rohe Herrſchaft der Elemente bezwingen: bei den zweiten, ſich durch Kenntniſſe von den leeren Schrecken der Naturphänomene befreien; bei den dritten, durch innere Kraft ſich gleichſam über alle Natur und alles Leben erheben und alles für nichts halten, was nicht in ihnen ſelbſt iſt. — So weit nimmt der Menſch das Wort Natur, daß er endlich darunter alles meint, was auſſer dem Menſchengeiſt lebt und wirkt, ja ſogar die Kräfte in ihm darunter meint, die dunkel und regellos gleichſam anarchiſcher und chaotiſcher in ihm ſelbſt ſich noch regen und die der Stolze als ihm fremd zu der dicken Maſſe der Dinge ausſtößt. Einem ſolchen iſt dann der Begriff Natur zugleich ein Begriff von Unordnung und Verwirrung. Sie ſehen ſchon aus dieſen Beiſpielen, wie ſchwer es ſeyn würde, das Wort Natur unter einem einzigen erſchöpfenden Begriff zu faſſen. Wir können bei dieſer Betrachtung, da wir die geiſtige Kraft als etwas für ſich beſtehendes der Natur gegenüber ſtellen, unter Natur im weiteſten Sinn nichts anders verſtehen als die ganze Summe von Kräften außer dem Geiſte des Menſchen, worauf dieſer Geiſt wirken kann. Im engeren Sinn aber iſt Natur, wie wir in unſeren vorigen Geſprächen ſie meiſtens nahmen, die beſtimmte Eigenſchaft dieſer Kräfte in den verſchiedenen Zuſtänden, Zeiten, und Klimaten der Erde. Unter Geiſt verſtehen wir hier nicht bloß die denkende und ſchöpferiſche Kraft des Menſchen im Allgemeinen, wodurch er ſich Herr der Dinge und Begebenheiten dünkt, ſie einrichtet, lenket, verändert; ſondern wir verſtehen darunter auch alles in ihm, was aus dieſer Kraft zunächſt entſprungen iſt und wodurch ſie in dem Wechſel der Geſchlechter ſich erhält, erweitert, und befeſtigt, als da ſind Sitten, Geſetze, Religionen, Erfindungen, Wiſſenſchaften ꝛc.

Wir mögen ſtolz ſeyn können auf die Herrſchaft, die wir über die rohe Gewalt der Elemente gewonnen haben; wir mögen ſtolz ſeyn auf andere Befreiungen, die wir nicht gewonnen, ſondern ſelbſtmächtig genommen haben, und vielleicht nicht hätten nehmen ſollen. Wenn wir auf die Anfänge irdiſcher und menſchlicher Dinge zurückgehen, und ahnden wollen, wie geworden iſt, was jetzt iſt, ſo begegnen uns nur Schatten und Dämmerungen, und der vermeſſene Stolz muß ſich der Demuth beſcheiden. Wie war die Erde, wie war der Menſch in ſeinen Anfängen? wie haben ſie ſich an einander und durch einander entwickelt, wie wir ſie nun ſehen? wie, durch welches Wunder oder durch welchen Gott, ward die Kunſt der Gedanken, die blitzende Geiſtigkeit, die wir jetzt ſehen? Ja, Wunder, nichts als Wunder begegnen uns, ſobald wir tiefer erforſchen wollen, was da iſt, und was wir gewöhnlich nur ſo gedankenlos hinnehmen, als wäre es nie da geweſen. Welche wär die Gewalt, die Sprache und Schrift lehrte, die zum Pfluge zwang, die Sicherheit in Arbeit glücklicher zeigte, als Unſicherheit in Faulheit? Dieſe Fragen, die man gewöhnlich ſo leicht auflöſt, haben manchen Männern, und nicht den kurzſichtigſten und abergläubiſcheſten, ſo ſchwer gedäucht, daß ſie Gott — Gott ſelbſt, nicht ſeinen Prometheus, oder Hermes, oder Orpheus — zum Entwilderer und Bezwinger der erſten Roheit gemacht haben. Denn ſieh dich um, wie ſchwer und widerſtrebend geht der Menſch an die erſte Bildung und Geiſtesübung! wie lange und wie hartnäckig zieht er das freie und rauhe Elend dem abhängigen und gebildeten Glücke vor! Iſt alles durch Zwang und Reitz äußerer Umſtände, d. h. durch natürliche Menſchenkraft und Menſchenentwickelung, geworden, welche unermeßliche Reihen von Jahrtauſenden müſſen unſere Gedanken zurücklaufen von Newton und Galilei bis zu dem erwachſenen Kinde, das den erſten Apfel auf der Erde pflückte!

Man kömmt hiebei — denn das Denken kann man einmal nicht laſſen — auf allerlei Betrachtungen, die wieder Neues zu denken geben. Wir kennen die Natur, oder – was hier faſt daſſelbe iſt — die Erde nicht mehr, wie ſie war in ihrem Anfange, ſo ſehr hat der Menſch und ſein waltender Geiſt ſie verändert, der Veränderungen zu ſchweigen, welche die höchſte Gewalt, deren Lebenspuls wir nie ausfühlen können, mit dem Ablauf von Myriaden Jahren in das ganze Weltſyſtem gebracht hat. Nur aus einigen Aehnlichkeiten und Winken des Gegenwärtigen können wir auf das Längſtvergangene zurückſchließen; aus dem, was hie und da noch täglich im Kleinen geſchieht, können wir errathen, was einſt allenthalben im Großen geſchah. Abgemacht iſt es durch die Geſchichten aller Zeiten und Länder, abgemacht durch die Erfahrungen, die wir von den entlegenſten und jüngſten Ländern Aſiens, Auſtraſiens, und Amerikas haben, daß der Menſch und die Erde ſich erſt für einander machen, daß die Erde humaniſirt werden muß wie der Menſch, und daß es in der Bildung und Einrichtung beider ſicher einen gewiſſen Punkt giebt, wo man die Gränze ſetzen und die ſchrecklichen Worte ſchreiben ſollte: bis hieher und nicht weiter! Der Menſch iſt der große Verwalter, der gebietende Herr, der Verſchönerer und Verwilderer, der Verbeſſerer und Zerſtörer der Erde. Leider ſind unſre Kenntniſſe der Elemente und Beſtandtheile der Erde und unſer ſelbſt nur noch kleine Räthſelauflöſungen; wir wiſſen wohl, unter welchem Himmel, in welcher Luft, in welcher Lage die glücklichſten Menſchen wohnen, aber wir wiſſen nicht, wodurch dieſer Himmel, dieſe Lage, und alles, was zu ihnen gehört, grade auf dieſe und auf keine andere Weiſe auf den Menſchen wirken, nach wie die verſchiedenen Modifikationen des Klimas, und ſein durch Natur Feſtes wie ſein durch den Menſchen Gemachtes, die Verſchiedenheiten der Geſtalten, Triebe, Anlagen hervorbringen. Wenn wir dies erſt begreifen, oder wenn wir es je begreifen können, werden wir das Maaß haben, worin wir uns mit der äußeren Natur halten müſſen; wir werden nicht mehr willkührlich und verſuchend freveln können, ſondern geiſtig gehorſam dienen, ſo weit wir müſſen.

Wenn es auch wahrſcheinlich iſt, daß der Adam und die Eva unſers Geſchlechtes in dem glücklichſten Theil der Erde ausgeſetzt wurden, weil ſie ſonſt gleich umgekommen wären, ſo kann man doch nach aller

Erfahrung und Naturbeobachtung annehmen, daß die Erde anfangs viel inhumaner war, als jetzt, d. h. ungeſchickter, ſtarke, lebendige, glückliche Menſchen zu erzeugen und zu erhalten. Denn wie ſieht ſie jetzt aus, wenn ihr der Menſch fehlt? oder welche Geſtalt nimmt ſie wieder an, nachdem ſie ſchon human geweſen iſt? Die rohe Gewalt der Elemente treibt ſogleich alles zur Wildheit zurück — unabſehliche Wälder, Sümpfe, Moräſte, ſtockende Seen, naſſe Sommer, lange Winter, Nebel, Dünſte, Seuchen; kurz, Bild der Einöde und Land für Raubthiere und Ungeziefer: alles in die überfließende Ueppigkeit der Vegetation, nichts in die Kraft der Geſtalt übergehend. Es iſt Wahrheit, was die Fabel von Ungeheuern und Schlangen erzählt, die vertilgt werden mußten, damit der Menſch Raum hätte auf der Erde. Der Herkules der Fabel wird ein wahrer Herkules. Wahrſcheinlich gab es in den älteſten Zeiten Ungeheuer, deren gleichen nun nicht mehr auf Erden ſind: Behemoths und Leviathan, wogegen der Rieſe der Thierwelt, der Elefant, ein Zwerg iſt. Es gab einſt Schlangen in Teutſchland und Gallien, wie jetzt am Miſſiſippi und Oronoko, oder wie die vor einigen Jahren auf Jamaika in einem Sumpfe, die man nur mit Kanonenſchüſſen tödten konnte. Jene wäſſerigen Dünſte, jene üppigen, von Giften und Säften ſchwellenden, Pflanzen und Blumen ſind vor dem Menſchen verſchwunden, und die Ungeheuer mit ihnen. So wie der Menſch auch dem Leibe nach das edelſte, gewandteſte, ſtärkſte aller Geſchöpfe iſt, welches nach dem Verhältniß ſeiner Größe und ſeines Kraftaufwandes die größte

Ausdauer und Gewandheit beſitzt, und obgleich er faſt in allen Klimaten der Erde leben kann, ſo iſt die vollkommenſte Organiſation in ihm gewiß auch die feinſte und veränderlichſte, und Luft, Licht, Speiſe, Jahrszeit muß ihm erſt bereitet werden, ehe er das glückliche und vollendete Weſen werden kann, wie wir ihn in einigen Ländern jetzt ſehen. So viel iſt gewiß, daß die rohe Natur ſelbſt in den glücklichſten Klimaten, die faſt alle andern Naturdinge größer und gewaltiger erzeugt, als die humaniſirte nachher kann, nicht den trefflichſten Menſchen hervorbringt. So wie er ſelbſt alles durch ſich werden muß, was die andern Lebendigen ſchon von Natur ſind, ſo ſcheint auch die Erde erſt für ihn bereitet werden zu müſſen. Geh nur mit mir nach Amerika, ſchau umher, und melde mir, was du ſieheſt. Wandre umher von Charlestown bis nach Quebeck, von Kalifornien bis Chili: ein ſchönes, reiches, fruchtbares, küſten- und ſtromreiches Land, das alles hervorzubringen ſcheint, was das Bedürfniß und die Freude nur begehren können. Aber wie iſt der Menſch, wie ſind die edleren Thiere, deren Bau dem menſchlichen näher ſteht? Alles träger, ſeelenloſer, feiger, ſchwächer, als in den alten Welttheilen. Wo iſt die ſtille Energie des Engländers, der kühne Stolz des Spaniers, das leichte Blut des Franzoſen hier geblieben? Alles mehr oder minder entartet vom Mutterlande. Amerika, und andere neu erfundene und wenig bewohnte Länder, die ihm ähnlich ſind, ſcheinen gleichſam eine Nachgeburt der Erde zu ſeyn, die erſt nach einem Ablauf von Jahrtauſenden die Luft, das Licht, die Säfte

und

und Kräfte zeugen werden, welche ihre verſchiedenen Klimate den ihnen entſprechenden in den alten Welttheilen gleich machen müſſen. Denn noch hat der Menſch die erſte, rohe Uebergewalt der Natur nicht bezwungen; die überfließenden Sümpfe, die Wälder ohne Licht, die Ströme ohne Fluß, der Schlamm ohne Kern ſind noch immer mehr geſchickt für die Erzeugung von Pflanzen und Ungeziefer, als für die der edleren und ſelbſtthätigen Geſchöpfe. Obgleich hier in dem gebildeten und kunſtreichen Europäer der Geiſt ſogleich mit dem Leibe zu ringen begann, ſo hat er doch in drei Jahrhunderten kaum die erſten Elemente bezwingen können. Ich wette, nach tauſend Jahren werden ſich am Delaware und Paraguay ſchon ganz andere Menſchen nähren, als die jetzigen.

Man wird hiebei von ſelbſt auf einen Gedanken geführt, der vielleicht zur Erklärung von etwas bisher Unerklärtem hinweiſt, der Frage nemlich: wie entſtanden die verſchiedenen Menſchenraſſen? Denn daß verſchiedene Menſchenraſſen ſind, wie verſchiedene Hunderaſſen, iſt abgemacht; abgemacht ſcheint es auch, daß jetzt keine neue mehr entſtehen, wie ſehr die verſchiedenen Klimate, worin man den Menſchen verſetzt, ihn auch verändern und umgeſtalten mögen. Denn ſo ſehr ſcheint die Erde humaniſirt; ſo ſehr ſcheint der Geiſt, der einmal in dem Menſchen iſt, ſich gegen rohe Gewalt zu vertheidigen; ſo ſehr ſcheint die verſchiedene Geſtalt des Menſchen in ihren Hauptformen beſtimmt. Der Menſch, als er zuerſt auf die Erde ausgeſetzt wurde, war nichts anderes als ein erwachſenes Kind mit bloß leiblichen Bedürfniſſen, mit bloß leiblicher Noth, auf das Erſte, die Erhaltung des Lebens und die Fortpflanzung des Geſchlechts, hingewieſen, und nach der Stillung dieſer heißeſten Bedürfniſſe in einem ohnmächtigen Traum hintreibend. Wie viele Jahrtauſende vergingen in dieſem Traumleben, wo bloß empfunden, gelitten, und gefürchtet, und mit wirklichen oder eingebildeten Nöthen und Schrecken thieriſch geſtritten ward, ehe der erſte Lichtſtrahl des Gedankens, die erſte Dämmerung der Menſchheit aus der todten Leimengeſtalt prometheiſch hervorſchoß! In dieſer Zeit iſt das entſtanden, was man Raſſen oder Menſchenſtämme nennt. Die Natur prägte nun gewiſſe Typen unauslöſchlich aus, deren Stempel durch alle geiſtige Gegenwirkungen und Veränderungen ſpäterer Zeiten bei den verſchiedenen Nationen nimmer ganz hat ausgelöſcht werden können. Nun entſtand der Tatar, der Mongole, der Neger, der Indier, der Samojede, deren Urform trotz aller beſonderen Einwirkungen der verſchiedenen Klimate ſelbſt bei verpflanzten Abſtämmlingen auch jetzt immer noch ſichtbar iſt. Auch heute noch wirken Himmel und Erde, Waſſer und Luft, Thiere und Pflanzen, Thäler und Berge verſchieden auf den Menſchen, wie in früherer Zeit: ich habe Ihnen davon Proben genug gewieſen. Auch jetzt noch wirkt das ſchöne und glückliche Klima verſchönend, beſeelend, ermuthigend; das häßliche und unglückliche entſtellend, entſeelend, erſchlaffend auf den Menſchen. Aber ſo frei können ſie nicht mehr wirken, als in der früheſten Zeit. Ich will ſuchen dies näher zu erklären, ſo weit das Geheime ſich erklären läßt.

Die rohe, ungebildete Natur, noch von keiner geiſtigen Kraft verändert, eingerichtet, und gezügelt, ergreift den jungen wehrloſen Menſchen, und drückt ihm unwiderſtehlich das Gepräge auf, wovon ſeine Nachkommen noch in den ſpäteſten Geſchlechtern die Spuren tragen ſollen; ſie kann frei wirken im Guten und im Schlechten, im Schönen und im Häßlichen, denn nichts wirkt neben ihr oder wirkt ihr wohl gar entgegen. Kein Vorurtheil, keine Sitte, kein Gebrauch der Bequemlichkeit, der Mode, und Aefferei, wodurch das ſchöne Gottesbild Menſch in der ſpäteren Geſellſchaft ſo ſehr entſtellt werden ſollte, wehrt dem glücklichen Himmel von Mingrelien, Kaſchemir, Samarkand, das blühende und fröhliche Bild ſeines Lebens der Geſtalt des Menſchen aufzudrücken. Hier erwuchs das ſchöne, leichte, ſtarke Geſchlecht, das man wohl mit dem allgemeinen Namen Celten (auch wohl Tataren *) genannt hat: durch Wuchs, Stärke, Hoheit, Leichtigkeit, und Schönheit vor allen ihren Brüdern ausgezeichnet. Nördlich über ihnen, in den Gegenden Sibiriens und der Mongolei, wo in öder, trauriger Einförmigkeit kalte Winde über die kahlen Steppen und die waldloſe Bergfläche ſtreichen; wo die Ströme ſchmutzig, die Quellen ſalzig und harzig,

---

*) Die Tataren, und die zu ihnen gehörenden Völkerſchaften waren und ſind ein eben ſo ſchöner Menſchenſchlag, als die Mongolen oder Kalmucken, ihre Nachbarn, mit welchen man ſie ſo oft unter eine Aufſchrift ſtellt, ein häßlicher ſind. Was man jetzt mit einem weiten Namen Tatar nennt, hieß älteſtens wahrſcheinlich Celte.

die ganze Natur ſtarr und reitzlos; wo in der weiten Wüſte die fantaſtiſchen Fantaſiekinder, Greifen und Drachen, hauſen — da entſtand ein kleines, zuſammengedrücktes, unedles Volk, die Mongolen, die auch Mantſchen und Kalmücken heißen: arm, niedrig, gedrückt, und geitzig wie die Natur, mit häßlicher Gebehrde und unholden Trieben, an die gemeinen Gelüſte gebunden, ohne Stolz, ohne Hoheit, ohne Herrſcherantlitz und Herrſcherſinn, mit geſchloſſenem Auge, niedriger Stirn, verſpringendem Maul, ſtruppigem Haar, faſt bartloſem Kinn, unſtätem Gange, kurz mit allen Gebehrden der Knechte — Andern der neugebohrnen Adamiten ging es noch unglücklicher; Zufall oder Gefahr trieb ſie zu den äußerſten Enden der Erde hinauf, zu den Eisbären, Seelöwen, Rennthieren, wo die Natur in Schnee und Eis erſtarrt, die Vegetation aufhört, und das Blut ſtockt. Die leicht bildbare, weiche Maſſe ward hier von der unüberwindlichen Noth und dem Zorn des eiſernen Himmels gefaßt, die hohe Geſtalt ward verkrüppelt, der hohe Sinn eingeengt, jeder Gedanke des Lichts, jeder Schimmer der Freude erloſch hier auf ewig: es wurden verkümmerte Zwerge, Samojeden, Lappen, Eskimos. — Nicht viel glücklicher gerieth ein anderer Haufe in das Land, wo die Sonne ſcheitelrecht über den Köpfen ſteht und die in Fülle überfließende Natur faſt eben die Erſcheinungen hervorbringt, als die in Mangel ſterbende. Unter dieſem glühenden Himmel iſt alles Gleichmaaß aufgehoben; eine unbezwingliche Nothwendigkeit befiehlt; die Triebe und der Leib ſind eher fertig, als der Wille und der Geiſt;

das furchtbare Bild der Einförmigkeit in Fülle hält wie der verſteinende Meduſenſchild jede Freude ſklaviſch feſt, und der Menſch, der Unglückliche, der ſeine Triebe nicht bändigen kann, der in ſeinen Leidenſchaften von Faulheit zur Begier und von Begier zur Faulheit wechſelt, wird von innen und außen ein Knecht.

So konnte die Natur auf das Ohnmächtige und Wehrloſe wirken, und ſo wirkte ſie wahrſcheinlich auf daſſelbe; ſo wurden die eingepflanzten Triebe, die ausgeprägten Geſtalten Urbilder auch der ſpäteren Geſchlechter, welche durch Kraft oder Schwäche, durch Adel oder Unadel, durch Schönheit oder Häßlichkeit das Siegel des Urſprungs an ſich tragen. Was ungehemmte Gewalt und blinde Willkühr der Natur zuerſt beſtimmte, zeugte ſich künftig von ſelbſt weiter fort. Man begreift dies, wenn man bedenkt, was menſchliche Willkühr ſelbſt in den geheimen Zeugungen der Natur vermag. Einem Volke dünken ſpitze Hinterköpfe und hohe ſpitze Stirnen eine Schönheit: es falzt die weichen Schädel der Neugebohrnen zwiſchen Bretter, damit ſie ſchmal und ſpitz wachſen; ein anderes will wie der Paradiesvogel faſt ohne Füße ſeyn, um ſchön zu ſcheinen: es ſchnürt die Füße ſeiner Kinder eng ein — ſiehe das Wunder! zuletzt bedarf es weder der Kopf- noch der Fußgerüſte, die Spitzköpfe und Paradiesvogelfüße kommen von ſelbſt, und arten von Geſchlecht zu Geſchlecht fort. Der Menſch haut ſeinem Hunde ſo lange den Schwanz ab, bis ſchwanzloſe Hunde gebohren werden. Sie kennen die Geſchichte von dem Schalk Jakob mit ſeinen Schaafen und weißen und bunten Stäben. Ich könnte Ihnen mit mehreren ſolchen Geſchichten dienen, wenn es ihrer bedürfte. Ich hörte einmal einen Mann erzählen, ein Entchen, das ein Huhn zur Amme und Hebamme gehabt und im Hühnerſtall ſeine Kindheit verlebt hatte, habe verſucht zu krähen. Iſt es nicht wörtlich wahr, ſo iſt es doch wahr.

Aber wenn auf dieſe Art Raſſen entſtanden, wenn nicht verſchiedene Menſchenſtämme urſprünglich auf die Erde geſetzt wurden, ſondern von Einem Stamm die verſchiedenen Abarten ausgingen, warum ſehen wir nicht gleiche oder wenigſtens ähnliche Bildungen und Umbildungen auch noch heute? Ich ſage, wir ſehen darum nicht gleiche, weil der Natur der willkührliche Deſpotismus genommen iſt, weil eine Gegenkraft in die Welt getreten iſt, welche Geiſt heißt, und welche nicht allein der Natur widerſtehen, ſondern ſie ſogar beherrſchen will. Dazu rechne man, daß die Natur ſelbſt nicht mehr iſt, was ſie einſt war, daß ſie von dem Menſchen verändert, bezwungen, gemildert, humaniſirt iſt: wir dürfen ſagen, ohne zu myſtiſiren, ſie iſt nicht nur vom Geiſt verändert und beherrſcht, ſondern ſie ſcheint ſogar den Sinn eines Geiſtes angenommen zu haben, der ihr zu wirken verbietet, wie ſie in jenen grauen Zeiten wirkte, als allen Dingen die erſten Geſtalten gegeben wurden. Denn ſollte jetzt geſchehen, was vielleicht wer weiß vor wie vielen Jahrtauſenden geſchehen iſt; ſollten jetzt noch neue Raſſen werden, ſo müßte nicht bloß der Menſch, ſondern auch die Natur völlig zurückfallen zu jenem Zuſtande der Willkühr und Ohnmacht, worin wir ſie vormals uns vorſtellen müſſen. Alſo gleiche Bildungen und Umbildungen, wie damals geſchahen, können wir jetzt nicht mehr zu ſehen bekommen, aber ähnliche Bildungen und Umbildungen ſehen wir alle Tage, wenn wir anders ſehen wollen.

Schon in dem Obigen ſind davon Beweiſe genug gegeben, ich weiſe Sie aber zum Ueberfluß noch auf Einiges hin. Wahr iſt es allerdings, der Karakter und die Geſtalt der Raſſe vertheidigt ſich lange und eigenſinnig gegen Natur und Kunſt, und will durch keinen andern Himmel, der auch einen andern Geiſt bringt und fordert, ganz vertilgt werden. Es beweiſt dies theils den Eigenſinn und die Feſtigkeit der inneren und äußeren Form des Menſchen, die in den Zeugungen von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich hartnäckig behaupten, theils die Uebermacht jener geiſtigen Kraft, die in Sitten und Einrichtungen der verſchiedenen Völkerarten liegt. Laß z. B. Chineſen landen in Brittannien für Sachſen, laß eine moskowitiſche Kolonie Island beſetzen für Normänner, laß Neger oder Araber die alten Staaten von Athen und Sparta gründen, wir würden in jeder Hinſicht andere Erſcheinungen ſehen, als jetzt. Obgleich jeder Sterbliche mehr oder weniger an das Klima ſeinen Zoll entrichten muß, ſo iſt doch ein gewiſſer Grad, bis auf welchen er in ſeinem Guten und Böſen, ſeinem Häßlichen und Schönen ſich behaupten kann. Freilich auch hier giebt es große Unterſchiede. In den gemäßigten und glücklichen Klimaten, wo die Natur ſelbſt ſich freier und mäßiger bewegt, kann auch der Menſch die Freiheit und das Maaß durch Selbſtkraft am unabhängigſten behaupten, und durch Sitte und Geſetz der Natur widerſtehen. Ganz anders aber verhält es ſich in jenen Ländern, wo die Natur ſelbſt das Bild von Unmaaß und Knechtſchaft zeigt. Zwar werden keine Neger, keine Eskimos, keine Peſcheräs mehr, wie älteſtens; aber es werden nach mehreren Geſchlechtern geſchwindere und auffallendere Annäherungen zu den Unvollkommenheiten dieſer Unglücklichen, es werden bald, was man Ausartungen nennen kann. Selbſt das Alte würde hier bald werden, man würde neugemachte Samojeden und Neger ſehen mit völligem Karakter der Raſſe, wenn man wehrloſe Menſchen ohne geiſtige Hülfsmittel und Kräfte in die Klimate dieſer ſchlecht organiſirten Völker ſetzte. Sieh indeſſen den Ruſſen auf Kamtſchatka, den Dänen auf Grönland, den Engländer auf Jamaika, den Holländer in Batavia, den Portugiſen in Goa, wie ſehr iſt hier die Natur des Geiſtes Herrin geworden! – Wollen Sie daran denken, wie Natur und Menſch zugleich verfallen, ach! leider iſt die Geſchichte nur zu reich an Beiſpielen davon. Gehen Sie nach Athen, noch webt der alte Himmel über dem Lande, aber die Erde iſt verwildert und verhäßlicht, wie das Gewimmel und die Herrlichkeit des Menſchen ſich verloren hat; gehen Sie nach Sicilien, und ſuchen mir Agrigent und Syracuſä? Wo ſind ihre ſtolzen Bürger, wo ſind ihre freien Männer? wo ihre Mauren, Tempel, Flotten? wo die ſchönen Fluren, die von Menſchen wimmelten? Die ganze Inſel hat jetzt kaum ſo viele Knechte, elende, feige, banditiſche Knechte, als das Gebiet einer einzigen Stadt im Umfange von zwanzig bis dreißig Meilen vormals Bürger hatte. Selbſt die Fruchtbarkeit und Schönheit der Natur iſt vermindert, ſo wie der freie und glückliche Menſch ſeine Schöpferhand von ihr abgezogen hat. Gehen Sie von da nach dem Helleſpont, vom Helleſpont nach der Tiber; gehen Sie von Tacitus Germanen und ihrem Lande zu den jetzigen, von den Macedoniern Alexanders zu den Albaneſen, und ſo fort durch die lange Reihe der Geſchichte — und Räthſel und Erſtaunen werden Ihnen genug begegnen. Und doch, wenn man dieſe Anſichten über die ganze Natur ausdehnen könnte; wenn man an der Blume und an der Pflanze, an dem edlen Roſſe und dem häßlichen Affen, an dem ſchlauen Fuchs und dem dummen Bock alle Verſchiedenheiten, Veränderungen, Verwilderungen und Entwilderungen der Klimate, Welttheile, und Länder zeigen könnte; wenn man zeigen könnte, was der Menſch, der zweite Dämiurg, allenthalben in die Natur gebracht und aus ihr genommen hat, wie ſie mit allen ihren zahlloſen Kindern und Geſtalten unter der Hand ihres Bildners und Bearbeiters ausſieht, und wie ganz anders ſie hinter den Fußſtapfen des ſie und ſich verlaſſenden Menſchen liegt; wenn man dann vergleichen, wägen, berechnen könnte, wie die Elemente, wie die geiſtige Kraft des Menſchen gegen und in einander zu der verſchiedenen Geſtaltung und Modificirung der Dinge wirkten, und wie dieſe Bilder der Dinge das Bild des Menſchen wieder mit geſtalten, verändern, verhäßlichen, und verſchönen — o welch ein heiliges Zuſammenband aller Weſen, welch eine Panharmonie ſelbſt in unendlichen Disharmonien würden wir gewahr werden, alles Eines Urſprungs, Eines Lebens, Eines Zieles! wie groß und herrlich würde dann die Natur uns erſcheinen, wie geheim und wie göttlich, alles durch eigne Kräfte vollendend und ſich ſelbſt durch eigne Kräfte tragend!

Wir kommen jetzt dem großen Punkte näher: *was wir verſtehen unter der geiſtigen Kraft, wodurch der Menſch ſich von dem Naturzwange befreien ſoll.* Man könnte ſie nennen des Menſchen Sitte und des Menſchen Kunſt im weiteſten Sinn, wenn dieſe nicht ſchon in einem zu engen Sinn angenommen wären. Wir nennen ſie mit Einem Worte Geiſt, worunter wir alle ſelbſtthätigen und ſchöpferiſchen Kräfte des Menſchen verſtehen, die mannigfaltige Gewalt, welche in Sitten, Geſetzen, Religionen, Wiſſenſchaften, Künſten, Erfindungen liegt, ſich ſelbſt und die Natur einzurichten und zu gebrauchen. Sie wiſſen, ich liebe die atheiſtiſche und kalte Scheidung und Abſchichtung der Dinge nicht, worin wir Teutſche ſo ſtark ſind — der mühſeligſte und dürftigſte Weg zur Wahrheit. Ich mag nicht gern auseinanderſetzen noch entgegenſetzen, was im Leben und Wirken nur Eins iſt. Deswegen könnte es ſcheinen, weil man durch den Leib nur darſtellen kann, als glaubte ich nicht an die Gewalt und Herrlichkeit des Geiſtes, wie jene zerſchneidende Anatomen der Dinge. Ich will dieſen Schein mit Einem Worte vernichten, und bekennen, daß auch mir der Geiſt das Mächtigſte, Höchſte, Göttlichſte iſt von allen Kräften, welche ich ahnde: die einzige lichte Himmelsleiter, wodurch ich zu den Göttern aufſteige, welche ich glaube. Wir hier nennen uns Proteſtanten; aber wiſſen Sie, was das heißt? Das heißt, wir nehmen uns die Anſprüche heraus, und legen uns die Pflicht auf, die geiſtigſten, iedealiſcheſten Menſchen zu ſeyn. Unſre Väter wurden Proteſtanten geſcholten, weil ſie proteſtirten, das Heilige und Feine in der dicken, irdiſchen Geſtalt der feiſten Hierarchie herumtragen zu laſſen; weil ſie proteſtirten, menſchlichen Satzungen zu dienen da, wo allein der himmliſche Glaube befreien kann. Wir nennen uns Lutheraner; wiſſen Sie, was das heißt? Das ſoll heißen Kinder des Lichts: Luther, heiliger Name, wie oft biſt du genannt, aber wie wenig biſt du erkannt! Noch immer ſteht dein kühner Geiſt Jahrhunderte höher, als deine Jünger ihn haben tragen können. Denn welche kalte und verſtändige, aber ach! oft eben ſo geiſtloſe als leibloſe Lehre haben ſie dir nachgebildet! In drei Jahrhunderten haben ſie dem Himmelsadler noch nicht nachfliegen können. Wie hat man deine Lehren von der Gnade, von der Strafe, von dem ſtreitenden Willen der Verſehung und der Menſchenbruſt troſtlos und kümmerlich gedeutelt! Ja es iſt wahr, man hat nur den Vorderſatz des großen Mannes verſtanden, aber den Nachſatz weder verſtehen können noch verſtehen wollen. Luther ſtieg tief hinab in des Menſchen Gemüth und in das Bedürfniß deſſelben; er fand in ihm eine Kraft, die alles hinabzieht, eine Kraft, die alles emporzieht; er fand eine dritte Kraft in der Welt über ihm, die endlich alles zu ſich ziehen und tragen ſoll, und die dieſe

Menſchenkraft wunderbar geheim durchſchneidet und durchſpielt: ſo entwickelte er die Lehre von der Erbſünde, der Heiligung, dem Willen. Eine ſolche Erhabenheit und Geiſtigkeit entdeckte er in dem Chriſtenthum, daß ſie dem Menſchen durch eigne, leibliche Kraft ewig unerreichbar bleibe. Er ſetzte die Schwäche und das Verderben der menſchlichen Natur am tiefſten, um die Hoheit und Majeſtät derſelben am höchſten zu ſetzen. Hier unten iſt keine Rettung durch die gewöhnlichen Mittel, ſelbſt durch gewöhnliche Rechtlichkeit und Treue iſt keine: ſie können die Schmerzen und Sehnſuchten des menſchlichen Herzens nur beruhigen, ſtillen, einwiegen; nie können ſie dieſes Herz erheben, begeiſtern, vergöttern. Denn ſo hoch ſtrahlt das erhabenſte Bild der Reinheit und Hoheit über allem menſchlichen Maaße, daß die irdiſche That es nimmer erreichen, ja ihm nur nahen mag. Aber es giebt eine Befreiung und Erlöſung, wodurch ich dem Erhabenſten ähnlich werde, der in mir in dem Dunkel meiner Bruſt, über mir in dem Dunkel der Wolken thront. Dieſe Erlöſung wird mir in dem innigen Glauben, in der geiſtigen Liebe, in der ſeligen Begeiſterung der Idee, wodurch ich im Feuermeer der Gottheit mit Geiſtern und Engeln bade. Da ſinkt alle Schwäche darnieder, da werden alle Fehler ausgelöſcht, alle Sünden erlöſt: ich werde Gott ähnlich, ich erkenne ihn, wenn ich ihn liebe und glaube, wie er iſt. Dieſen Weg ſoll das Menſchengeſchlecht durch das Chriſtenthum gehen, dahin ſoll ſelbſt des Einfältigſten Glaube geleitet, dadurch des Gedankenloſeſten Herz entzündet werden:

und unſer himmliſches Jeruſalem wird dann ſchon hier auf Erden beginnen. So bin ich Proteſtant; ſo nenne ich mich mit Stolz und Wonne nach dem großen Unſterblichen; ſo bin ich, wie der Apoſtel ſagt, des Geſchlechts Gottes. Zu dieſer heiligen Sublimation, zu dieſer freien Liebe, zu dieſer gläubigen Sehnſucht nach dem Heiligſten und Höchſten kann mich nur der Geiſt des Chriſtenthums erheben, kann mich nur der immer kühner wachſende, der immer heller leuchtende Geiſt der ganzen Menſchheit mit forttragen. In dieſem Geiſte ſehe ich die Natur und den Menſchen, ſehe ich die Länder und die Völker, ſehe ich die Erde und den Himmel endlich in Einem großen gleichen Streben nach Einem großen Ziele. Und ich, der ſo durch Geiſt lebe, athme, und bin, ich ſollte nicht das Höchſte und Menſchlichſte finden in allem, was Geiſt ähnlich ſieht?

Nein, meine Freunde, euch rufe ich auf zum Zeugniß und zur That. Nur durch Geiſt kann dieſe Zeit gerettet werden und alle künftige Zeit: das iſt mein feſter Glaube. Ihr ſehet, wohin die Schwäche kriecht, wohin die Faulheit flieht, wohin der Deſpotismus weiſet — zum blinden Glauben und zum blinden Geſetz. Traurig ſehen wir zu viele Beiſpiele der Feigheit, der Ehrvergeſſenheit und Gottvergeſſenheit, d. h. der Geiſtloſigkeit. Ihr ſeid diejenigen, die hinter uns in die Bahn treten, die hinter uns die Welt tragen ſollen, ihr athmet noch friſch in der Luſt und dem Muth der Jugend, euch möge ich aufregen, euch entzünden, euch mit den heiligen Flammen anblaſen, die den Enkeln allein Rettung, Freiheit, Gle rie bringen können. O mögen wir als ächte Chriſten, als ächte Proteſtanten und Lutheraner wirken, leben, und ſterben! ein anderes, ein ſchöneres Gewimmel edler Kräfte und edler Thaten, als wir jetzt ſehen, ſollte ſich regen in dem Vaterlande Hermanns und Luthers. Ich hoffe dieſe Zeit, und übergebe Ihnen meine Hoffnungen, auch wenn ich früher dahin bin, als ihre Vollendung kömmt. Damit Sie aber noch mehr und ruhiger begreifen, was ich unter geiſtiger Gewalt verſtehe, führe ich Ihnen noch einige Beiſpiele an.

Das Kleinſte in den Dingen iſt das Größte, das Einfältigſte das Bedeutendſte, das Gemeine das Erſte. So hat eine weiſe Natur von Anbeginn alles eingerichtet. Dieſes Kleinſte, Einfältigſte, Gemeine unſers geſellſchaftlichen und gebildeten Lebens allein würde die reichſten und vollgültigſten Belege enthalten der unendlichen Einflüſſe und Wirkungen des Geiſtes, wenn das Verſtändniß deſſen, was täglich erſcheint, nicht grade dadurch trübe würde, daß es uns täglich erſcheint, denn dieſes Kleine und Alltägliche, was uns faſt nichts dünkt, weil wir es durch die langen Vorarbeiten unſrer Väter ſo leicht und gleichſam von ſelbſt beſitzen, zeichnet die ſcharfe Gränze zwiſchen uns und der ganzen übrigen lebendigen Weſenmenge. Dieſe erhält ſich durch Inſtinkt, der Menſch durch Geiſt. Wie unſcheinbar und doch wie ehrwürdig iſt das Viele, was wir unter die weiten Ueberſchriften Gebrauch und Sitte werfen. Daß das Haus da ſtehe, daß der Herd, der Stall, der Garten ſeine abgetheilten Geſinde und Geſchäfte hat; daß die Uhr ſchlägt, und der Menſch aufſteht oder ruhet von ſeiner Arbeit; daß der eine winkt, und der andere ſpringt, der eine befiehlt, und der andere gehorcht, der eine das Geld, und der andere die Arbeit giebt; daß der Mann die Wiege rühret, und das Weib den Webſtuhl — wie natürlich, leicht, und klar ſcheint dies alles! und wie künſtlich, ſchwer, und verworren iſt es einſt geweſen! Ich ſehe den Pflug im Felde gehen, ein Mühlenrad rundlaufen, den Donner von der Kanone aufblitzen — welche Vorzüge, welche Kräfte, welche Erfindungen des Menſchen, alle durch Geiſt geſchaffen und durch Geiſt erhalten! Gehe ich dann tiefer ein in die Sitte, ſelbſt in das, was der ſpöttelnde und witzelnde Aberwitz ſo gern Aberglauben und Wahn nennt, wie ſicher, wie groß, wie ehrwürdig erſcheint mir da der Menſch, aus innigem Triebe alles ſetzend, ordnend, erhaltend, durch heilige Tugend gehorchend und dienend, durch frommen Glauben tröſtend, hoffend, Leben hier wegwerfend und Leben verlängernd über das Leben hinaus! und dieſe menſchlichen Herrlichkeiten und Künſte wirkend bis in das Kleinſte ſeiner Gewohnheiten hinab. Halte ich dann alle dieſe zahlloſen kleinen Künſte und Fertigkeiten an die Natur, und ſehe, wie der Menſch ſie allmälig mit tauſend-Fäden umſpinnt, und ſo ihre Allgewalt feſſelt; wie ſie ihm gehorchen muß, ja wie ſie ſelbſt erſcheinen muß, als nähme ſie mitfühlend eine Ahndung an, einen Schatten ſeines Geiſtes — wo ſoll ich hinfliehen, daß mir nicht allenthalben und in allen Dingen ein tieferer Sinn begegne, als welchen die flachen Maſchiniſten in ihrer Zufallswelt finden? — Und dann das Höhere — das Geſetz, welches den Bürger ſchützt; das Regiment, welches den allgemeinen Willen zu Einer Kraft verbindet; die Religion, welche den Himmel öffnet und die ſchwere Erde wie einen Federball in die Welt der Götter und Geiſter hinaufſchnellt; die Philoſophie, welche die Wunder der Natur erklärt und ſelbſt die Gewalt der Elemente dienſtbar macht. Hier verſtumme ich, und bete den Geiſt an, der mich den Geiſt verſtehen lehrt.

Neunte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir fahren auch heute in unſern geſtrigen Unterhaltungen fort, die Herrſchaft des Geiſtes über den Leib, über die Elemente, kurz über alles Zufällige, und ſelbſt über das meiſte Nothwendige zu zeigen. Es erſcheint uns kein Menſch mehr, der ſich dieſer Kraft nicht ſchon bewußt wäre: von dem Wilden am Miſſiſippi und Orellana bis zum üppigſten Weichling und leichteſten Zierling von Paris und London wirkt dieſe Gewalt — Der Hurone wird von ſeinem Feinde gefangen, er weiß das Schickſal, das ſeiner wartet, kalt und ruhig blickt er es an: er hat beſchloſſen, ſeine Männerwürde und Menſchenwürde zu behaupten und den Leib nicht ſiegen zu laſſen. Die Martern ſollen beginnen, während ſein Feind ihn zwickt oder verſtümmelt, ſingt er ein Trotzlied oder Siegeslied, verflucht und verſpottet ihn, beweiſt ihm, daß er in Martern ein Stümper iſt, und lehrt ihn ſelbſt neue Verfeinerungen der Grauſamkeit: ſo ſtirbt er unter den Händen ſeines Henkers, ohne daß ein Laut des Schmerzes oder der Verzweiflung über ſeine Lippen geht. — Epaminondas hat den verderblichen Pfeil, Nelſon die Todeskugel empfangen, ſie fühlen den Tod und den Schmerz, aber das ſtolze Herz ſieht noch zu der Glorie des Lebens gewandt, der Gedanke hält die fliehende Seele auf: Vaterland, Sieg, Unſterblichkeit werfen die letzten lächelnden Sonnenſchimmer der Freude auf die Sterbenden, und fröhlich ſehen ſie ihr Leben ausrinnen. — Selbſt an dem Schlechteſten erſcheint noch das Herrliche. Der Tiger brüllt, das Krokodill krümmt ſich, ſelbſt die übermüthigſte Grauſamkeit heult um Erbarmen, wann der Tod nahet; aber der Menſch? Sieh den Banditen ſterben, ſich dem Meuchelmörder alle Gerüſte des Todes vorführen, deren Fantaſieſchrecken tauſendmal ärger ſind, als der Tod ſelbſt; ſieh dieſe Elenden, ohne Schutz, ohne Theilnahme, einſam und ungeliebt in der weiten Welt der Weſen, welche ſie als Ungeheuer ausſtoßen will, in dem Spiegel aller Geſichter nur Verachtung, Abſcheu, oder höchſtens mit Grauſen gemiſchtes Mitleid leſend. Sie haben beſchloſſen, zu endigen, wie ſie gelebt haben, der Weichheit menſchlicher Natur keine Thräne, dem Schmerz keinen Seufzer zu geben; unter den fürchterlichſten Quaalen halten ſie Wort, und unwillkührlich bewundert die Menge eine Gewalt, vor welcher ſie zittert. So können dieſe bloß durch den Vorſatz, was edlen Menſchen, durch die höchſte Idee und göttlichſten Triebe geſtärkt, oft ſchwer geworden iſt. Wollen Sie die Allgewalt der Idee weiter ſehen, ſowohl der kranken als der geſunden Idee? Von unzähligen Beiſpielen nur Einiges, zum Beweiſe, was in Sitten, Geſetzen, Religionen liegt, und welche Kraft auch der ſchlechteſte und geiſtloſeſte Menſch hat, ſein Gemüth auf einen feſten Punkt zu richten, es zu einem erſtaunlichen Grade zu erheben und zu entflammen, und auf dieſem Grade es zu behaupten, und ſogar in Verrücktheit zu offenbaren, wie groß die Majeſtät des Geiſtes iſt.

Leſen Sie nur die Anfänge des Chriſtenthums, in deſſen Erſcheinungen tiefſte Weisheit und Narrheit ſo gewaltig mit einander ringen; leſen Sie, was die Beſchreiber des Orients uns von Fakirn und Bonzen erzählen — welche Ungeheuer! welche Unnatur! und doch welche Ehrwürdigkeit in ihrem Urſprunge! — Ich ſehe die Eremiten Aegyptens und Syriens mit allen ihren eingebildeten Entbehrungen und Entſagungen hartnäckig und oft ſelig in einem Entſchluß beharren, der alle ſüßeſten Triebe menſchlicher Natur zerknirſcht, alle ſüßeſten Bedürfniſſe verleugnet, allen Freuden des Lebens entſagt, um ein Leben zu gewinnen, das nur wie ein trübes Lichtfünkchen aus der Ferne dämmert. Aber der Glaube macht die Gewißheit, und ſo wird das Künftige beſſer, als das Gegenwärtige. Simon Stylites (Säulenmann) in Syrien — wer kann dem heiligen Narren ſeine Bewunderung verſagen? Er wird Einſiedler, entſagt der Welt und allen ihren Lockungen, und weiht ſich dem Himmel und ſeinen Betrachtungen. Eine Stumpfſäule von vierzig bis ſechszig Fuß Höhe wird der Thron ſeiner Heiligkeit und der ganze irdiſche Umkreis ſeines künftigen Lebens. Auf dieſer Säule ſteht er unter bloßem Himmel, der Regen näßt, der Wind durchweht, die Sonne ſticht, Schnee und Hagel geiſſeln ihn; er ſteht und ſteht, die Arme in Gebeten, das brünſtige Aug in Betrachtungen zu dem Himmel gehoben, der über ihn hinrollt. Er gehört der Erde nicht mehr an, die unter ihm liegt; er ſieht ſie nur die Augenblicke, wo er das Brod und Waſſer und die getrockneten Früchte hinaufzieht, womit der Eifer der Frommen ihn ernährt. So ſteht er drei Decennien auf ſeiner Säule, bis Alter und Zeit den ausgedörrten und vergeiſtigten Leib völlig zerſchlagen. Der wunderbare Mann thut Wunder nach ſeinem Tode, und die Gläubigen reißen ſich um die Fetzen der Lumpen, die einſt ſeinen Leib bedeckten. — Bruno von Cöln aus einem edlen Stamm, dem alle Güter, Genüſſe, Ehren der Welt zu Gebote geſtanden hätten, wird von der Idee ergriffen, daß es Sünde ſei, in Freude und Ueberfluß leben und der Erde genießen wollen, da der Herr der Welt in Hunger und Durſt, in Mangel und Quaal gewandelt habe, um das gefallene Geſchlecht wieder zum Heil zu erheben. Von Stund an verläßt er alles, wodurch er mit der Erde zuſammenhängt, und thut das Gelübde, fern von allen Freuden, von aller Menſchengemeinſchaft nur dem Himmel zu leven; er flieht in die Wüſte der Alpen, und baut ſeine Karthauſe. In der Geſellſchaft der Gleichgeſinnten, die er ſeiner Regel unterwirft, ſoll ſelbſt keine Gemeinſchaft ſeyn, als die der Gebete. Nur bei Metten und Pſalmen ſollen ſeine Geſellen gewahr werden, daß es noch Menſchenſtimmen giebt: ſonſt iſt alles ſtumm, einſam, abgeſchieden. Mit Bußen und Geißelungen, mit Gebeten und Thränen ſollen ſie die lange, ach! die zu ſchmerzlich lange Zeit des Lebens ausſpinnen, einſam eſſen, einſam wohnen, ſtumm an einander vorbeigehen, ohne der ſüßeſten aller Empfindungen, des Klanges der Sprache, zu genießen. Und ſolcher Karthauſen ſtiegen nach Bruno in allen Ländern des Chriſtenthums auf, und wurden mit Menſchen bevölkert. — Ein Benediktiner in Venedig leidet an der Steinplage, er geht hin ſich ſchneiden zu laſſen. Man will ihn binden, er weigert ſich; man will ihn halten, er weigert ſich auch deſſen, ſagend, ſeine Heiligen werden ihm ſchon beiſtehen. Er läßt ſich entkleiden, ſtreckt ſich hin auf den Martertiſch, nimmt ein Krucifix, drückt es an ſeinen Mund, bedeckt es mit tauſend brünſtigen Küſſen, und blickt mit den verzückten Augen nach oben, als ſähe er alle Geiſter der Seligen aus den Wolken ſich auf ihn hinabneigen. So hält er, ohne ein Glied zu zucken, ohne die Miene zu verſchießen, die ſchmerzlichſte Operation aus, und fragt, als ſie ſchon geendigt iſt, ob man nicht bald ordentlich anfangen wolle. — Hier liegt ein Fakir im Staube unter der brennenden Sonne, oder er dreht ſich halb nackt im Schnee um: ſo liegt er Jahre lang in ſelbſtgemachter Quaal. Ein anderer verſtümmelt ſich, ſchneidet ſich Wunden, zerbricht ſich Zehen und Finger, und reiſſet den Schmerz immer wieder auf, wenn die wohlthätige Natur ihn heilen will. Ein dritter übt ſich viele Jahre in Verdrehungen und weiß mit ſeinen Knochen zu ſpielen, als ob es Bindfäden wären; durch die quaalvolleſten Stellungen, die geſtaltloſeſten Zuſammenrollungen und Verunſtaltungen des Leibes will er in die Glorie der Heiligen eingehen. Ein vier ter ſtreckt ſeinen Arm ſo lange in einerlei Stellung aus, bis er erſteift und nimmer wieder zurück kann; er liegt ſo lange unbeweglich auf einem Knie, bis es für alle Zeiten ſo feſt ſteht; er hält ſeine Finger ſo lange auf die flache Hand gekrümmt, bis die Nägel jenſeits herauswachſen. Du Wandrer, der ſie trifft, lache oder weine über ſie, aber geſtehe, daß die erhabenen Narren dir Ehrfurcht einflößen. Sei es Inbrunſt des Glaubens, ſei es wirkliche Begeiſterung, oder lügende Eitelkeit — immer iſt die wirkende Kraft dieſelbe. Dieſe ſchon nennt die Menge Narren, ſie ſind es vielleicht; aber die faule Menge ſtämpelt jedes hohe Vermögen, jedes kühne Wollen und geſchwinde Vollbringen, welches das Maaß des Gemeinen überfliegt, gar zu gern zu Narrheit. Aber ſelbſt die wirklichen Narren, die man an Ketten legen und in Tollhäuſer einſperren muß, gehören hieher. Bei einigen iſt das herrliche Uhrwerk der Vernunft ganz zerſchlagen, ſie werden Beſtien, und müſſen als ſolche behandelt werden; aber bei den meiſten iſt dies Uhrwerk nur verrückt und aus dem Gleichgewicht getrieben, ſo daß einige Kräfte die Bewegung der ganzen Maſchine an ſich reißen und die andern alſo untergehen müſſen. Welche intereſſante und rührende Beiſpiele begegnen uns hier! Bei dieſen, von welchen man ſpricht, ſie haben die Vernunft verloren, grade bei dieſen, im Unmaaß und Uebermaaß, zeigt ſich die ganze Herrlichkeit der Vernunft. Sich ſelbſt, die ganze Welt, alles Leben vergeſſend, wie ſchwelgen viele von ihnen Jahre lang in der überſchwänglichen Wonne einer feſten Idee, die wie ein leuchtender

Stern der Seligkeit vor ihren ſehnenden Blicken ſieht, und das Leben, von welchem man glauben ſollte, dieſe ewige Reibung und Erſchütterung der Maſchine werde es in wenigen Jahren zerſprengen, mit immer friſchen Flammen anzündet! Und man hat ſolche Unglückliche, oder Glückliche zum Theil ein halbes Jahrhundert in einem Zuſtande des Ueberſprunges und der Entzückung geſehen, alles entbehrend, Kleider, Wärme, Reinlichkeit, kaum der Nahrung und faſt keines Schlafes genießend. Ich ſah 1799 in Bicétre bei Paris einen irländiſchen Geiſtlichen, einen Greis von ſiebenzig Jahren, der ſchon fünf und dreißig Jahre in einerlei Stellung auf ſeinem Bette lag, ein Krucifix an ſeine Bruſt gedrückt und die Augen in Verzückung nach oben gerichtet. Er aß faſt nicht, ſchlief nie mehr als zwei Stunden die Nacht, ſprach kein Wort, aber winkte wenn man an ſein Bett trat, freundlich nach oben, wie der abgeſchiedene Geiſt eines Frommen. Was war die Speiſe, die das Leben dieſes heiligen Verrückten erhielt, wenn es nicht Geiſt war?

Und die geiſtige Gewalt in Geſetz, Sitte, und Wahn? Da erinnern wir uns an das Heilige, was den Menſchen und das Thier unterſcheidet. Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, was in den kleinſten und alltäglichen Einrichtungen und Erſcheinungen des Menſchenlebens liegt: was als Beiſpiel nicht glänzen kann, iſt faſt immer mehr als alles Beiſpiel. Wenn Brutus ſeinem Sohn den Kopf abſchlägt, Scävola ſeine Hand in das Kohlenbecken hält, Decius Mus mit der Siegesfahne ſich in den freiwilligen Tod ſtürzt, Timoleon ſeinen Bruder erſticht, Jephta ſeine Tochter opfert — wo iſt der Menſch, der die Gewalt des Entſchluſſes und des Wahnes nicht ehre? Als es ein Brandmal war, ohne Wunden und Waffen aus dem Streit zurückzukommen, da lagen in Germanien Römerheere den Adlern zum Raube, und die heiligen Thäler und Berge bewohnte ein freies Volk. Willſt du ſehen, was Geſetz und Meinung thun, geh von Athen nach Rom, von Rom nach Sparta, von Sparta nach Heliopolis, von Heliopolis nach Karthago, und ſiehe die verſchiedenen Bürger. Die Sparterin, der man erzählte, neun ihrer Söhne ſeien in einer Schlacht gefallen, freute ſich in ihren Thränen: ich hatte ſie dazu gebohren, ſprach ſie; als man ihr meldete, der zehnte und letzte lebe, aber er ſei als Flüchtling ohne Waffen heimgekommen, da raufte ſie ſich die Haare aus und war untröſtlich, daß ihr noch ein Kind übrig war. Geh zum Eurotas, und ſiehe die Knaben geiſſeln an dem Altar der blutigen Artemis; ſiehe die Diebesbuben, die ſich von dem Raube unter ihren Kleidern eher zerreiſſen laſſen, als daß ſie einen feigen Laut des Schmerzes ausſtießen: ſie fallen ohne Klage hin, die Meinung macht ſchon Kinder zu Helden. Geh zum Ganges, und ſieh die Wittwe des Brachmanen der Leiche des geliebten Mannes folgen; ſie will für Ehre ſterben, ſie kann in Schande nicht leben. Der Rogus iſt gethürmt, wie zu einem fröhlichen Feſte wandelt ſie daher im Feiergewande, mit Kränzen und Perlen geſchmückt, mit Salben und Wohlgerüchen begoſſen, im vollen Glanz der Jugend und Schönheit, als ginge ſie des Lebens ſüßeſte Luſt zu genießen, da ſie doch auf ewig von dem Leben ſcheiden will. Ruhig, mit heiterer Miene beſteigt ſie den Rogus, Cymbeln und Trommeln ſchallen, letzte Stimmen der Freunde, Jubelhymnen klingen darein, die Flammen wirbeln auf, und ihre Seele fliegt aus den Aſchen zu den Göttern empor. — Selbſt an dem Lächerlichſten kann man ſehen, wie viel mehr das Geiſtige auf den Menſchen wirkt, als das Leibliche. Unſere Etikette, unſere Moden, unſre albernen Artigkeiten und peinvollen Anſtändigkeiten, kurz das ganze kleine Geräth, ich mögte ſagen, das kleine Geklapper und Geflitter des alltäglichen Lebens, mit welcher unerbittlichen Strenge beherrſcht es uns! Wie Mancher und wie Manche quält ſich in einer Sache Tage lang mit Unnatürlichem! mit Natürlichem könnte ſie in einer Sekunde vollendet werden; aber der Anſtand verbietet es. Man iſt lieber unwiſſend als unmodiſch, lieber laſterhaft als lächerlich, lieber unglücklich mit Konvenienz, als glücklich mit Natur. Der Duc d'Antin verzweifelt, weil er die Knieſchnallen verkehrt geſetzt hat; Racine ſtirbt, weil Ludwig der Vierzehnte ihn ſchief anſieht; Philipp der Vierte von Spanien verbrennt, weil ein König die glühende Kohle nicht eigenhändig vom Schooß nehmen darf. So geht es von oben herab bis zu des Schneiders Werkſtätte und der Trödlerin Putztiſch.

Alſo der Geiſt wirkt, geſtaltet, verändert, beherrſcht alles, und iſt die erſte und letzte Kraft, woran alle Dinge hängen. Wie ſchwer, wie langſam er auch in dem rohen Menſchen entwickelt und befeſtigt werde, bei dem geſellſchaftlichen und gebildeten iſt ſeine Macht deſto größer. Wie die blinde und willkührliche

Natur, oder der Leib der Dinge, anfangs allmächtig des Lebens Herr war und ſogar das erzeugen konnte, was wir Raſſen nennen, ſo zeugt ſich auch Geiſt aus Geiſt fort, und bewahrt die unauslöſchlichen Typen ſeiner Geſtalt. Das Geſetz, die Sitte, die Religion, die zuerſt als Zwang oder Zufall kommen mogten, werden zuletzt Neigung und Trieb bei dem ganzen Volke, das ſie hat, und unterſcheiden das Volk von andern Völkern, welche andere Geſetze, Sitten, und Religionen haben. Der Sparter mußte nothwendig ſchon mit andern Trieben gebohren werden, als der Athener; die Franzoſen werden mit andern gebohren, als die Engländer; die Türken mit andern, als die Juden; und die Juden mit andern, als die Chineſen. Ja wollte man dieſe geiſtige Verſchiedenheit an der letzten Spitze ſehen, oder — richtiger — wollte man ſehen, wie das Geiſtige und das Rohe, das Zahme und das Wilde ſchon in dem Keim gebohren werden, ſo ſollte man die äußerſten Gegenſätze nehmen, und eine Probe anſtellen, wie einſt ein Phöniciſcher König nach Herodot mit den beiden Kindern that, um den Streit zu ſchlichten, welches der beiden Völker, die Phönicier oder Aegypter, das älteſte ſei. Ich nehme z. B. das Kind eines Neuſeeländers, eines Spaniers, eines Franzoſen, und eines Grönländers, und erziehe dieſe vier Kinder an demſelben Ort und auf dieſelbe Weiſe; ich ſetze dabei voraus, daß ich ſo glücklich bin, vier Kinder ungefär von gleichen Anlagen herauszugreifen. Die weiſen Herren, die durch Erziehung alles gleich machen wollen, werden ſich über die Verſchiedenheiten der Triebe in dieſen vieren wundern, wie die einen wild und ungeiſtig, die andern zahm und zu geiſtig, wie der eine ausgelaſſen, der andere trübſinnig, der eine leiblich, der andere geiſtlich geſinnt iſt. Denn der rohe Trieb wird mitgebohren, wie der geiſtige, obgleich Diſciplin auch das Roheſte bis auf einen gewiſſen Grad vergeiſtigen kann.

Selbſt unter uns geiſtigen Völkern kann man alle Tage ſehen, wie Geiſt durch Geiſt gezeugt und gebohren wird. Ich habe im Stillen Bemerkungen und Erfahrungen genug darüber gemacht, worauf ich eine kleine Phyſiognomik der Sitten gründen wollte. Immer iſt es ſehr intereſſant, die Natur in ihren Arbeiten und Wirkungen zu belauſchen, und ich gebe Ihnen zum Scherz bloß einige kleine Winke, welchen Sie weiter nachdenken mögen. Ich ſehe ein Menſchenpaar, der Vater iſt raſch, heftig, fröhlich, mild, die Mutter ſtill, fromm, nachdenkend, grübleriſch, immer wie lauſchend und aufhorchend; ſie werden glücklich organiſirte Kinder zeugen, es können Erfinder, Dichter, Gottbegeiſterte darunter ſeyn. Der Vater iſt wild, friſch, thätig, genieſſend, die Mutter tüchtig, anſtellig, eitel: beide noch brav und glücklich in ihrer Art; ſie ſtehen auf der Gränze, und können leicht Wüſtlinge und Windbeutel zeugen. Zwei Aeltern vornehmer Geburt, gutmüthig, mittelmäßig, nicht ganz unthätig und untheilnehmend an menſchlichen Dingen, doch alle Kraft des Lebens in Darſtellung ſetzend und ſich ſelbſtgefällig darin ſonnend; ſie zeugen dürre Hohlköpfe, welche bloß den Hohlkopf des Lebens wiederſpiegeln, hoch- und altgebohrne Generale und Miniſter, wie jetzt hohe Thronen ſtürzen und ganze Nationen in die Knechtſchaft überliefern. — Hier ſteht ein Menſch, ein ſchöner Geiſt, ein reger Kopf, ein angenehmer Geſellſchafter, ein allerliebſter Erzähler, ein gebohrner Miniſter, und Gott weiß, wie die Weiblein mit Stiefeln und Unterröcken das Ding nennen, das alles kann, nach allem ausſieht, und nichts iſt, und nichts darſtellt. Feine Glieder, feine Hände, ſcharfe Geſichtszüge, lebhafte Augen, ſchnelle Wendungen — es iſt kein Boreas und kein Zephyr, kein Herkules und kein Hylas, weder ſchön noch häßlich, weder leicht noch ſchwer, weder gut noch böſe, es iſt von allem zu viel und von allem zu wenig, kurz es iſt ein unbeſchreibliches Ding, das auch gar kein Ding mehr machen ſollte: es ſieht aus, wie der letzte des Menſchengeſchlechts, von welchem keine Menſchen mehr werden können, die höchſte leibliche Vernichtung durch Geiſt, eine Sublimation von Trieben und Anlagen, wo eine ewige Bewegung des einen das andere jeden Augenblick zerſtört: es iſt die Auflöſung des Geiſtes durch Geiſt. Dieſer zeugt Kinder, und es wird alles Spreu. Siehe die Söhne vieler unſerer erſten und geiſtvolleſten Univerſitätsmänner, und geſtehe, daß ich recht ſah. Der Menſch kann in ſeinem Gemüthe zu geiſtig werden, um wirkliche Menſchen hervorbringen zu können; alle Zeugung, ſelbſt die Zeugung des vollkommenſten Menſchengeiſtes, fordert einen großen Zuſatz von irdiſchem und leiblichen Naturleben — Und ſo immer weiter fort.

So dehnt ſich uns, wohin wir nur blicken, das Gebiet des Geiſtes zu einer Unermeßlichkeit aus, und wir ſtaunen gleich ſehr vor der Höhe, worauf wir ſtehen, und vor der, worauf wir ſtehen werden. Wir ſehen, wie der Menſch ſich die Natur unterwürfig und dienſtbar macht, wie er ſie einrichtet, bildet, verändert; wir ſehen, wie er ſich ſelbſt ein Geſetz und eine Sitte ſetzt, und ſich ihrer Strenge willkührlich unterwirft; wir ſehen endlich den Geiſt in ſeinem Leben, ſeinen Trieben, ſeinen Neigungen, und Zeugungen ſo allmächtig wirkend, daß wir oft faſt zweifeln, ob denn der Leib überall etwas ſei, ob es eine leibliche Gewalt gebe, die neben der geiſtigen hergehe und ſie hie und da wohl gar durchkreuzen dürfe? Wenn wir die ungeheure Herrſchaft der Religion bedenken, ja ſelbſt, wenn wir den Eigenſinn und die Hartnäckigkeit bedenken, womit der Menſch ſeine Vorurtheile in Gebräuchen und Religionen vertheidigt und ihrer Tyrannei dient; wenn wir die Geſetzesherrlichkeit betrachten, und was ſie an der Tiber und am Eurotas, an der Themſe und an der Maaß wirkte; wenn ihre glänzendſte Erſcheinung, die Juden, uns begegnet, die in allen Ländern und unter allen Völkern, in Elend und in Verfolgung, ihren Willen vertheidigt und ſelbſt einen gewiſſen klimatiſchen Karakter behauptet haben; wenn wir einen Blick werfen auf Loyolas und Lainez große Schule, und ihre geiſtige Erhabenheit und Weltwirkſamkeit würdigen; wenn wir ſehen, daß der Normann in Island, am Nordkap ein Normann blieb und kein Samojede ward, daß der Flandrer in Siebenbürgen als Flandrer ſeine Freiheit vertheidigt hat — ſo mögten wir mit Vielen fragen: Iſt denn etwas in der Natur, das wirkt, geſtaltet, belebet, als Geiſt? iſt nicht alles, was man

7

von Klima und klimatiſcher Nothwendigkeit, von ſüdlichem und nördlichem Temperament, von ſüdlichen und nördlichen Anlagen, und von den klimatiſchen Verſchiedenheiten der Völker geſagt hat, ein Unding? dem rohen Menſchen höchſtens als Gedanke zu verzeihen?

So fragen wirklich Viele, und beantworten ſich die Frage im Sinn derſelben. Gewiß herrſcht der Geiſt, gewiß iſt ſeine Gewalt eiſerner und unermeßlicher, als die der Natur, ſein Reich glänzender in einem Zeitalter, wo alles mehr an Geiſt als an Leib glaubt. Aber ich denke, die Dinge laſſen ſich vertragen, und eben ſo thörigt ſind die, welche alles durch das Aeußere, als die, welche alles durch das Innere werden laſſen; das Thörigteſte aber iſt die Scheidung der erſten Kräfte, wenn ſie etwas anderes bedeuten ſoll als Erleichterung der Ueberſicht der Dinge. Wir Menſchen ſehen, wenn wir nicht glauben wollen, doch immer nur die Schatten der Dinge, nur das Grobe können wir beweiſen und darſtellen; die feinen Wirkungen und feinen Unterſchiede muß man an den großen Zeichen und Phänomenen der Klimate und Völker lernen, an den allgemeinen Trieben, die ſich in ihren Thaten und Werken offenbaren. Da wird Naturgewalt immer neben Geiſtesgewalt beſtehen, und wir werden die Welt in einem Gleichgewicht und einem Kampfe ſehen, die uns erfreuen. Uebrigens liegt die Sache vor Ihnen, Bilder, Erſcheinungen, Aehnlichkeiten, und Verſchiedenheiten genug haben wir vorüber gehen laſſen, und Sie können nun hingehen und ſelbſt ausſprechen, was Ihnen dünkt.

Ich will einmal geſtehen, was ich auch nur thörigt leugnen könnte, daß die Religion, das Geſetz, und die Sitte eine ſo ungeheure Macht haben, daß ſie den Menſchen völlig umgeſtalten und aus ihm machen, was ſie nur wollen. Das habe ich ja ſelbſt an ſo vielen Beiſpielen gewieſen. Ich ſehe, was die Juden ſind in Alexandrien und Petersburg, London und Konſtantinopel, Meſſina und Hamburg. Ich kann mir denken, daß die ägyptiſche Theokratie, wenn ich ſie an der Oſtſee oder auf den Antillen herrſchend werden laſſe, ein dem Aegypter ähnliches Volk hervorbrächte; ich kann mir denken, daß ich mit Lykurgs Geſetzgebung noch jetzt ein mildes, weichliches, gutmüthiges, und unkriegeriſches Volk in rohe Todesverächter und Todtſchläger verwandeln will. Aber einerlei Geſetz und einerlei Religion können die Wirkungen im Großen ähnlich zeigen — ihr Sinn und ihre Geſtalt wird in den verſchiedenen Ländern verſchieden erſcheinen. Wie ganz anders betet der Katholik in Armagh und der in Girgenti, der Lutheraner in Augsburg und der in Torneo ſeinen Gott und ſeine Heiligen an! wie ganz anders beſingt der Dichter in Smyrna und der in Edinburg die Natur! wie ganz anders iſt das Bild des Helden in Schweden und des Helden in Macedonien! Gieb z. B. den Teutſchen den Weltſinn, die Philoſophie, die Religion, die Verfaſſung, und die Sitten der Griechen des Solon und Perikles — es werden gewiß ähnliche Erſcheinungen kommen, aber die teutſchen Homere, Sophokles, Demoſthenes, Epaminondas, Alexander, Phidias, Apelles werden ganz andere werden, als die griechiſchen weiland. Denn ſo wirkt das Klima unvermeidlich an Geſtalt und Gemüth. Man könnte wohl beinahe behaupten, daß die Europäer durch Religion, Sitten, Verfaſſungen jetzt faſt eben ſo nah verbunden ſind, als die alten Griechen weiland in ihren verſchiedenen Ländern; aber der witzige Portugiſe und der witzige Schwede, der Dichter am Arno und der an der Elbe, der Shakeſpeare an der Seine und der an der Donau — Gegenſtand, Streben, Anſicht faſt dieſelben, Geſtalt, Ausführung, Leben verſchieden.

Wie gewaltig alſo die Wirkung des Geiſtes auch ſei auf den Menſchen und auf die Natur, etwas giebt es, was er nimmer verändern noch aufheben kann. Könnte er das, ſo müßte er ſein Geſchlecht in Island ſo ſchön machen können, als in Kamparien, er müßte den Weſtfalen ſo luſtig machen können, als den Andaluſier, den Irländer leichtfüßig und witzig, wie den Limoſiner. Das kann er nicht, weil er die Natur nur bis auf einen gewiſſen Grad bezwingen kann. Wenn der Menſch in den verſchiedenen Ländern dieſen Grad entdeckt, wenn er gewiſſe klimatiſche Nothwendigkeiten, Unveränderlichkeiten, und Unveräußerlichkeiten begriffen und anerkannt hat, wie viel falſches Streben wird dann aufhören, wie viele Aefferei der Nationen mit einander werden nicht mehr ſeyn, und wie wird dann der Geiſt und die Freiheit, die allen Welttheilen und Völkern gemein ſind, deſto würdiger gebildet und deſto tapferer behauptet werden können!

Uns ſelbſt aber, die wir vor den heiligen Hieroglyglyphen der Natur ſtehen und ſie entziffern und deuten wollen, uns ſpringt hier, wie einſt Pallas aus Jovis Haupt, aus der Fülle unſrer Gedanken eine hohe Pflicht hervor. Wir ſind grade deswegen hier verſammelt, um den Geiſt der Dinge und ſeine Bedeutung zu erforſchen und ſie einſt andern mitzutheilen. Da wir nun ſeine Majeſtät und Macht ſehen ſelbſt im Kleinen, ſo laſſet ſie uns üben im Großen. Welche Kraft in Thoren, in Narren, ja ſogar in Verrückten durch das feſte Hinſchauen auf Einen Punkt! welcher eiſerne Vorſatz, welche unerſchütterliche Feſtigkeit, und welches unſtörbare Glück ſelbſt bei jenen! was könnte denn nicht der edle, der gebildete Menſch, wenn er ſein Leben durch Eine ſchöne Begeiſterung forttrüge, wenn er alle ſeine Kräfte in Einem gleichen Schwunge auf Ein feſtes Ziel richtete! Iſt irgend eine Glückſeligkeit, iſt irgend eine Tugend, iſt irgend ein hohes Opfer, wie ſtolz und zugleich wie leicht iſt der Weg dahin durch ſolche fortbrennende Gluth des inneren Lebens! wie gar nichts alle Hinderniſſe, wie nichts alle Schmerzen, wie nichts ſelbſt der Tod bei ſolchem hohen Willen! O meine Freunde, hier gilt es, von Geiſt zu ſprechen, hier faſſe ich euch, und halte euch dicht an die prometheiſche Flamme, zu prüfen, ob ihr des Japetiden ächte Bilder, oder ob ihr nachgemachte ſeid. Wenn ich mir euch denke als Lehrer des Volks, als Richter, als Krieger, die im blutigen Todesreihen für das Vaterland ſtehen; wenn ich mir euch denke, entzündet und verbunden durch dieſe Flammen, in ſchöner Gemeinſchaft zum Höchſten durch das Höchſte fortſtrebend — wie ſollte das abgeſtandene und ſeelenloſe Zeitalter ſich bewegen! wie ſollte Kraft in das Schwache, Muth in das Feige, Heroismus in das Verzweifelte gehaucht werden! Hier, hier iſt die Rettung und der Sieg, hier die Tugend und das Glück, hier, hier allein das Siegel darauf, daß wir von nichts Leerem geſprochen haben. Möge dieſe Begeiſterung uns tragen, erquicken, befreien! möge dieſer heilige Ernſt uns nie fehlen! Denn nur der Menſch iſt glücklich, der etwas Bleibendes mit bleibendem Sinn will.

Wenn wir nun alles bisher Geſagte und Gefundene auf den Gegenſtand zurückführen wollen, wovon wir ausgingen, ſo müſſen wir uns dieſen Gegenſtand zuletzt noch einmal beſtimmt vor das Aug ſtellen, ob alles Eines Zieles und Einer Bedeutung iſt, und ob die verſchiedenen Theile unſrer Unterſuchung ſich wirklich zu einem Ganzen zuſammenfügen laſſen. Der Zweck dieſer Stunden war die Schilderung von bedeutenden hiſtoriſchen Karakteren. Dieſe Schilderung ſollte uns eine Vorübung ſeyn, in den Sinn der Geſchichte der Natur und des Menſchen einzudringen; und als Einleitung wieder zu dieſer Vorübung haben wir in den nun verfloſſenen Stunden einige allgemeine Winke und Fingerzeige gewagt und uns an allerlei Deutungen und Entzifferungen geübt. Unſer Vorſatz iſt, aus der Geſchichte ſolche Karaktere aufzugreifen, die für ein Land, ein Volk, ein Zeitalter beſonders darſtellen, woran die großen Bedeutungen und die großen Unterſchiede der Dinge am glänzendſten erſcheinen, und alſo auch am glänzendſten gezeigt werden können. Aus allem, was bisher geſprochen iſt, können Sie nun ſchon wiſſen, was ich unter ſolchen großen Interpreten und Repräſentanten verſtehe, und unter welchem Geſichtspunkte ungefär ich ſie betrachten werde. Sie kennen den berühmten Schädelbetaſter und Schädellehrer, Doktor Gall; an einigen Köpfen findet er eine Menge von Organen ausgedrückt, an andern ſind nur wenige zu fühlen für wenige hervorſpringende Eigenſchaften. Grade ſo kann es uns mit großen und bedeutenden Menſchen gehen. Der eine iſt beſchränkt und bloß klimatiſcher Virtuos für irgend ein Land; der zweite iſt nationaler Repräſentant; bei dem dritten ſcheint das Klimatiſche und Nationale zu verſchwinden, er ſcheint ſich zu einem allgemeinen Karakter zu erheben, und ſchon ein Bild des Zeitalters, oder des gleichzeitigen Geiſtes und des gleichzeitigen Verhängniſſes einer Menge von Völkern, an der Stirn zu tragen; bei dem vierten finden dieſe virtuoſen Organe der Darſtellung ſich faſt alle vereinigt. Ich nehme z. B. Martin Luther, und frage: was in dem Denken, Empfinden, und Thun dieſes unſterblichen Mannes zeigt den Nordeuropäer? was zeigt den Teutſchen? was zeigt den Philoſophen und Theologen des ſechszehnten Jahrhunderts? und endlich, was iſt das, was ihn als ein Weſen auszeichnet, das in der langen Reihe der Weſen nur einmal ſo da geweſen iſt? oder was war ſein allgemeiner Karakter als eines Menſchen, der unter dem zwei und funfzigſten Grade Norderbreite gebohren war, teutſch redete, Bibeln überſetzte, und Bullen verbrannte? Ich nehme Friederich den Zweiten, einen König, den man viel allgemeiner, den man viel weniger teutſch geglaubt hat, als er war. Ich frage, wo liegt in dem denkenden Manne der allgemeine Karakter des Denkers? wo liegt der Karakter des teutſchen Denkers? und wo liegt der Karakter des Denkers, der um das Jahr 1750 blühte? Ich frage ferner, wo liegt in dem Helden das Allgemeine des Helden? wo das, was den teutſchen Helden bezeichnet? oder — was faſt daſſelbe iſt — was dem nordiſchen Helden eigen iſt? und endlich, wo iſt das, was der Mann offenbaren mußte, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auftrat? Dies ſind natürliche Fragen, und wer nicht zu viel und zu tief klügelt, wird natürliche Antworten darauf geben können. Ich nehme z. B. die Schwärmer Jakob Böhme, Fox, Swedenborg, und frage nach ihrem Lande, ihrem Volke, ihrer Zeit. Zeit, Volk, und Land werden mir Andeutungen geben, warum dieſe Menſchen die Geiſterwelt ſo verſchieden ſahen und darſtellten.

Sie lächeln, m. H., und ſehen wohl, daß ich mit denjenigen hier ſehr ins Gedränge komme, die bei dem geiſtigen, der erſten Roheit entriſſenen, Menſchen von den Wörtlein klimatiſch und national gar nichts mehr hören wollen, ſondern behaupten, dies ſei zufällig, habe höchſtens einen zufälligen Schein, das Wirkliche und Wahre aber liege allein in dem Geiſt. So hätten Friederich der Zweite in Madrid, Guſtav Adolf in Neapel, Kromwell in Bordeaux gebohren ſeyn und doch an Karakter, Gemüth, und That dieſelben Menſchen darſtellen können. Es ſei ganz zufällig, daß Swedenborg in Stockholm nicht gegrübelt habe, wie der Schuſter in Görlitz. In dem Klima, in dem Volke liege da nichts; das Eigentlichwirkliche bei dieſer Anſicht liege in dem Zeitalter, deſſen Sinn mit dem Sinn von Geiſt zuſammenfalle. So ſehen Viele; ich kann nicht ſo ſehen, und noch habe ich keinen Menſchen, geſchweige denn einen bedeutenden Menſchen geſehen, der nicht ein Gepräge von Aehnlichkeit mit ſeinem Lande und Volke, oder — was daſſelbe ſagt — der nicht ein Gepräge von Abhängigkeit von der Natur an ſich getragen hätte. Der eine Menſch iſt leiblicher und gebundener, der andere geiſtiger und allgemeiner; der eine ſcheint den Trieben und Eigenheiten eines Klimas von funfzig, der andere denen eines Klimas von fünfhundert Meilen Weite anzugehören; aber in volleſter geiſtiger Freiheit iſt mir noch keiner erſchienen, der etwas bedeutet hätte: denn was wirklich groß wirken und ſcheinen ſoll, muß irgendwo auf leiblichem Boden gegründet ſeyn und irdiſche Berührungen und alſo irdiſche Zeichen haben. Aber vielfach rollen die Kreiſe der Dinge in einander, bald enger, bald weiter, bald regelmäßiger, bald kometiſcher. Bei den größten Menſchen aber ſcheint ſo vieles vor, daß das, wodurch ſie eigentlich ſo gewaltig ſind, meiſtens am wenigſten erſcheinen kann.

Ein Mann voll Geiſt bedeutete in den älteſten Zeiten, was es heute noch bedeutet; nie hat man von einem ausgezeichneten Manne ſagen können, er war geiſtlos. Cyrus, Themiſtokles, Kamillus, Pythagoras, Sokrates waren Männer voll Geiſt, aber ich mögte ſagen, ſie waren auch Männer voll Leib, oder, wenn man will, voll Natur. Der friſche Saft des Lebens, der allein Kraft giebt, das muntere Gefühl und die fröhliche Begeiſterung, die aus ihrer Erde und ihrem Volke erwuchſen, waren lebendig in ihnen: aber der waltende Geiſt ſchien vor. Denn wo Geiſt und Leib nicht im Gleichgewicht ſind, wird ein Mann nimmer groß, weder in der Welt der That noch in der Welt des Gedankens. Geiſteskraft und Erdenkraft zuſammengebunden machen ein heroiſches Bündel Pfeile der Freiheit und Stärke. Wäre das, was die ſich ſo nennenden geiſtigen Herren Geiſt nennen, wirklich Geiſt, d. h. die höchſte Kraft des Lebens und der Idee, ſo müßten unſre ſpitzfindigen Grübler, unſre klugen Philoſophen, die ſich von der Erde und von allem Leibe ganz wegabſtrahiren, wohl Rieſen und Heroen der That und des Werkes ſeyn. Aber gehet hin, und prüfet ſie an dem Leben. Dumm, feig, kraftlos, ja kindiſch und lächerlich bis zu Thränen, ſtehen ſie wie Verlaſſene und Verwirrte, da wo der Geiſt ſie allmächtig machen müßte, wenn er das wäre, was ſie wähnen; ſie ſtehen eben ſo fern von dem Starken und Verſtändigen, als von dem Schönen und Wahren. Man meint gewöhnlich merkwürdige Menſchen damit zu tadeln, wenn man ſagt, ſie trugen zu ſehr den Stämpel des Klimas, des Volkes, und der Zeit, ſie hatten von ſolchen Nebenſachen, welche nur mittelmäßige und kleine Menſchen halten ſollten, ſich noch nicht frei gemacht. Aber was wäre Wilhelm der Dritte geweſen ohne die Eigenſchaften des Niederländers? was Kromwell ohne die des Engländers? was Sulla und Montekukuli ohne die des

Italiäners? Grade in einer gewiſſen kernigten Beſchränktheit des Karakters, welche nur Kurzſichtigen als Beſchränktheit ausſieht, liegt die ungeheure und unzerbrechliche Gewalt des Thatenmenſchen. — Aber das Geiſtigſte, wo dieſes Zufällige weniger erſcheint, iſt das Höchſte und Gewaltigſte; ich ſtehe mit ganz andern Empfindungen vor Hannibal, Cäſar, und Alexander, als vor den Ebengenannten. — Das thue immer; ich thue es auch. Aber glaubſt du denn, daß ſie jenes Zufällige nicht hatten? daß ſie dadurch nicht ſtark und herrlich waren? ſiehſt du denn in Cäſar nichts, das dich an den Römer, im Alexander nichts, das dich an den Griechen erinnert? Es iſt nur das, man muß an das höchſte Ding auch das höchſte Maaß legen. Menſchen wie dieſe ſtehen ſo hoch über dem Kreis der gewöhnlichen Erſcheinungen, daß ſie allem eine neue Geſtalt geben. Das ganze Geheimniß mit ihnen iſt das, daß ſie auch das Leibliche und ſeine Geſtalt ſo vergeiſtigen, daß es nur geiſtig erſcheint; nicht, daß ſie ohne den Leib und ſeine Gewalt wirken: ſie würden da nichts ſeyn. Dieſe hochidealiſchen Menſchen trugen das Leben, ſie trugen das Leibliche und Beſchränkte, wodurch ſie mit einem Lande, Volke, Zeitalter zuſammenhingen, ſo hoch empor, daß ihr geiſtiger Sonnenſchein es ganz bedeckte und geiſtigen Augen verhüllte. Aber wiſſet ihr wohl, ihr, die von der vereinzelten idealen Kraft im Menſchen mehr behauptet, als ihr dürfet — wiſſet ihr wohl, daß es den Höchſten und Herrlichſten ſelbſt gefährlich wird, in dem göttlichen Gefühle, daß man alles könne, das

Leben über ſich ſelbſt hinausheben zu wollen? Das Leben ſcheint doch nur ein gewiſſes Maaß zu haben, welches es tragen kann; Geiſter und Mächte, die es überwachſen wollen, löſt es meiſtens frühe und plötzlich aus. Ich frage euch zuletzt, wie endigten Hannibal, Cäſar, Alexander, Sokrates, Chriſtus? Denket der Sache weiter nach.

Das Reich der Geiſter und des Geiſtes, von welchem wir ſprechen, iſt unermeßlich, und zahllos ſind die Wege und Seitenwege, worauf wir in daſſelbe eingehen können. Durch Umkehrung und Verſchiebung der Geſichtspunkte, von wo wir ſehen, könnten wir dieſe Betrachtungen in das Unendliche ausdehnen, durch eine obligate Anſicht der Dinge vielleicht mit größerem Vergnügen ausdehnen; aber die Zeit ſetzt uns das Maaß, und wir müſſen es uns ſelbſt ſetzen. Wie die Natur in ihrer reichen Fülle oft in wunderſamen und abentheuerlichen Spielen der Fantaſterei vor uns hintritt und ſich zuweilen mit ſeltſamen Geſtalten und Bildern beluſtigt, ſo giebt es auch in der geiſtigen Menſchenwelt Anomalien und Karrikaturen, wo die verſchiedenſten Eigenſchaften und Bilder oft ſo nah an einander liegen, ja wohl in einander verworren ſind, daß man ſie eben wie ſie ſind als Räthſel hinſtellen und jedem die Deutung überlaſſen muß. Doch werden wir uns bei Gelegenheit einige ſolche Räthſel aufgeben.

Zuletzt erinnere ich noch an Eines, wodurch die neue Welt von der alten und mittleren immer weiter abgeht, je weiter die ideale Herrſchaft des Geiſtes um ſich greift. Wie der eitle Menſch ſich von ſeiner

Natur nicht mehr kindlich führen laſſen will, ſo will er ſich auch von ihren größten Repräſentanten nicht mehr führen laſſen, wie vormals. Die Großen und Gewaltigen, die es nemlich zugleich von Gottes und der Natur Gnaden ſind, ziehen die Menge nicht mehr ſo unwiderſtehlich nach ſich, wie in früherer Zeit; ſie werden nicht mehr ſo ſtolz und hoch auf ihren Schultern emporgetragen, wo ſie, wie **Odyſſeus** weiland durch Pallas Athänä, an Antlitz, Bruſt, und Schenkeln größer und mächtiger ſcheinen, als ſie ſind. Nein, ſie ſcheinen jetzt kleiner, als ſie ſind, und außerordentlich müſſen die Menſchen ſeyn, die in dieſer Einzelnheit einen großen Schein haben. Denn ſieh Alexander, Hannibal, Wallenſtein, Guſtav Adolf, Sokrates, Plato, Luther, und ſieh dann Friedrich den Zweiten, Leibnitz, Cook, Kant, wie ſie durch die Millionen Geſichter und Fäuſte um ſich mit dargeſtellt werden. Durch die Verſchiedenheit wirſt du verſtehen, was ich meine. Vormals wuchs der große Menſch mit der ganzen Menſchenmaſſe, worin er wirkte und lebte, zu Einer großen Pyramidenſäule zuſammen, deren Glanz und Haupt er war; die Seele aller, die innigſte Lebens- und Liebeskraft aller war in dem Einen Großen, wodurch alle beſtanden und alle herrlicher wurden. Aber die geiſtige Gewalt, die jetzt auch herriſch zwingt und die Menge zuſammenbannt und ſich nachzaubert, läßt doch die Geſtalten aller Kräfte nur einzeln erſcheinen, wie ſie ſelbſt auch zuſammen wirken mögen. Denn das iſt der Sinn dieſer Welt, daß jeder, der Anſprüche auf Geiſtigkeit hat, ſein eigner Gott und Herr ſeyn will und ſich gegen den Dienſt des Höheren ſträubt. Die ganze Kette der Dinge zieht nicht mehr im Einem langen Zuge, durch die Hand des gewaltigſten Menſchen in der Zeit gehalten; denn jedes Glied will auch ſehen laſſen, daß es mit halte. Deswegen ſcheint unſre Zeit noch kleiner, als ſie iſt. Aber es wird und es muß eine Kraft kommen, wodurch die Menge ſich wieder in Liebe verbindet; denn in dieſer einzelnen Eitelkeit und Armuth muß alles vergehen.

Berlin, gedruckt bei Auguſt Petſch.

Druckfehler.

Außer einigen kleineren Verſehen, und Fehlern der Interpunction
bittet man Folgendes zu beſſern:

Seite.	Zeile.	für:	lies:
26	22	— vielfachem	— vielfachen
50	11	— beherrſchten Gebote	— und Gebote beherrſchten
62	5	— enthalten	— gebildet
81	30	— Heiligkeit	— Heiligkeit
81	31	— labend	— lebend
83	6	— irdiſche	— irdiſche
203	7	— rauhe	— rohe.

Briefe
an Freunde

von

E. M. Arndt.

Altona,
bei Joh. Friedr. Hammerich.
1810.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

I.

Briefe,

geſchrieben an F. A. M.

im Jahr 1805.

Erſter Brief.

Dein letzter Brief, mein Bruder, und was mir B. mündlich von Dir erzählt hat, haben mir eben kein frohes Blut machen können. Alles ſo verſchwärzt und verwandelt, was jüngſt noch ſo hell und friſch war? ein ſo reiches Gemüth in Armuth und Verzagtheit vergehend? eine ſolche Jugend, von der ich glaubte, ſie werde ewig grünen und blühen, frierend und alternd? O, mein Bruder! wir träumten uns ſolche Looſe nicht. Du kennſt mich, ich bin kein Stein, aber auch keine Welle — meine Bruſt kann brechen, aber meine Augen rinnen nur über, wann ich gewaltige Männer weinen ſehe; ich will Dir es ſagen, ich habe heiße Thränen geweint über die Vergänglichkeit des Schönen und über die Nichtigkeit dieſer Zeit. Muß die fürchterliche denn alles zuſammenführen, um

Männer zu zerſchmettern, die Kraft für ein Jahrhundert und Jugend für die Unſterblichkeit in ſich fühlten? muß ich zu dem großen Leide, das mein Volk und mich belaſtet, noch die ſüßen Erquickungen meiner Freunde, alle ihre fliegenden Worte und Hoffnungen entbehren, die den Beladenen ſo oft erleichterten und den Beſtäubten erfriſchten? Ich habe Dich geſehen, Dich geſehen im Wachen und im Träumen, Dich warm an mein wärmſtes Herz, Dich innig in meine innigſte Seele gedrückt — wie oft und wie glücklich! Du weißt es. Aber nie habe ich Dich ſo viel geſehen und gefühlt, als in dieſen Tagen: doch nicht immer traurig, mein Bruder, und noch nie verzweifelnd; ich ſage es, Dich und mich zu tröſten. Wollte es ſchwarz werden vor meinem Blicke, ſtiegen die Wolkenbilder Deines Briefes, die Geſchichten unſrer gemeinſchaftlichen Freunde von Dir vor mir auf, ſo erſchien der gute und ſchöne Geiſt unſrer früheren Gemeinſchaft, und ich ſah nicht den lahmen und verzagten, nicht den verwirrten und befangenen M.; nein, ich ſah den tapfern und redlichen Jüngling, dem aus Thränen Begeiſterung und aus Milde Kraft blühte. Ich ſah Dich mit Freuden, wie Du wareſt, wie Du wieder ſeyn ſollſt. Weißt Du nicht mehr — ich muß Dich wohl erinnern, was Du biſt, denn was Du warſt, kann kein Gott Dir nehmen — weißt Du es nicht mehr, als Du da jenſeits der Saale auf dem Weinhügel wohnteſt und Dein Herz ſonnenfriſch, Dein ganzes Daſeyn wie Licht und Wein war? Weißt Du es nicht mehr, wie uns war, als wir wir im Rauthale wandelten und auf Winzerles lieblicher Höhe das Thal unter uns dämmern ſahen? O, ich weiß es noch friſch und lebendig. Wir hatten uns vorher geſehen und gekannt, was man eben ſich kennen nennt; aber kleine und große Dinge, wie ſie das Leben bringt, Mangel an einem Spiegel in uns, der uns andern zeigt, auch wohl Kämpfe und Hinblicke nach ganz verſchiedenen Weltſeiten hatten uns einander lange vorbeigehen laſſen. Jahre lang hatte ich Dich nicht ſehen müſſen, um Dich ſehen zu können. Ich war in der ſchönen Weltweite umhergetrieben und hatte die Erde und die Menſchenkinder darauf und ihre blutigen Heldenſpiele und thörigten Kinderſpiele etwas näher betrachtet; ich hatte ſüße Wahne verloren und neue gefangen, wie es dem Menſchen eben geht; ich hatte gelernt, wie ich in meinem Großen Nichtiges getrieben, wie das Kleine, was mir von dem heiligen Munde meiner frommen Mutter geklungen, an der ſichern Hand meines milden Vaters erwachſen war, was um die Teiche und Büſche und Heerden meiner Kindheit lag, das einzige Wenige war, was ich behalten durfte. Ich war etwas mehr Mann geworden, und ſo wieder etwas mehr Menſch; die Schneeflocken der Schulweisheit, der Dunſt der Katheder waren zerflogen; ich ſah, wo ich arm und wo ich reich war. Da ſah ich Dich wieder, erkannte Dich und durfte ſagen: ſei mein Freund! Weißt Du es nicht mehr — o, Du weißt es noch — wie wir in Deinem Hüttchen auf des Beckers Weinberge ſaßen? Es war ein ſchöner Septemberabend, einer jener halcyoniſchen Tage, wo die ganze Welt ſich in Sonnenſtrahl und Blüthenſtaub aufzulöſen ſcheint, und der Menſch, alle kleinere Schwere leicht abſchüttelnd, mit Wolken und Blättern und Wellen nur ſo hinſchwimmt: einer jener himmliſchen Abende, wo hinter allen Bäumen und Büſchen Geiſter und Geſpenſter lauſchen, wo alle Gedanken und Empfindungen geflügelte Seelen werden; wo ein ſilberner Nebel über die ſtille Erde hinſchwebt; wo Mond und Sterne durch ſeine freundliche Täuſchung mit allen ihren Göttern umher auf uns herabkommen, und die Menſchen und Vögel und Bäume leiſer ſprechen, weil die Seligen und Heiligen auf ſind. Da waren die beiden S., herrliche Jungen, doch anderes Landes und Sinnes, als wir, da war des W. großes friſches Herz, das die ganze Welt noch immer wie eine reiſe, glühende Traube anfaßt und pflückt. Wir waren unter der Sonne des Tages und im Staube des Weges ermattet, hatten die ewigen Berge und die zerfallenden Burgen umher erklettert — da empfing uns Deine Hütte. Der Menſch iſt nie beſſer und ſeliger, als wenn ſeine Beine müde ſind und Speiſe und Trank ihn zu erquicken kömmt. Er hat es da für den Tag mit ſeinem Leibe gleichſam abgemacht, und der Geiſt treibt ſein genialiſches Spiel allein. Wer weiß, wovon wir ſprachen? Die Fremdlinge von ihren Chatam und Nelſon, W. von Tänzen und Griechinnen in Wien, Du von Fechterkünſten und Hoffeſten, und ich von Rittern und Minneſängern. Die Burgen, worin wir den Tag umhergezogen, ſiegten endlich, und meine alten Ruinen führten den Reigen; ſelbſt W., der ſo gern in dem Gegenwärtigen iſt, war luſtig mit in dem Vergangenen. Wir ſprachen, tranken und ſangen: die Welt war ganz ſtill geworden. Die göttliche Gabe des Weines, der mit der Liebe die Menſchen frei macht, die heilige Mitternacht, die gute alte Zeit, wovon wir redeten, die immer ſo gut iſt, wann die Gegenwart nichts taugt — alles ſtimmte uns höher; wir lebten, liebten, ſprachen Wahrheit und wahren Wahn, und waren wirklich, was wir immer ſind.

Da, bei der Gluth des alten Rheinweins, der uns entzückte, dachten wir des gefeſſelten Stroms und der traurigen Zeit, und Deine Stimme gleich einer Geiſterſtimme rief nach Göthen. Du nahmſt ſeinen Götz von Berlichingen und laſeſt ihn, wie ich ihn nie hatte leſen hören; auch waren Deine Hörer geſtimmt. O Nacht, wie keine Nächte mehr werden wollen! Wir waren andere Menſchen, und als das herrliche Weib Eliſabeth uns erquickt, als der Mann Gottes Luther uns mit dem Lobe des Weins erfreut hatte, der alles Leben friſch und waidlich macht — da kränzten wir die Pokale und tranken ſie dem herrlichen Dichter zu, und hätten ihn ſelbſt bekränzt und getragen, wäre er da geweſen. Wir waren im Zuge, und Worte von den Alten und Neuen, und Worte von uns ſelbſt, und Lob unſerer Barden flogen unter einander; und auch von Vaterland und Freiheit ward geſprochen, und von dem Sinn, dem Witz, der Kunſt deutſcher Nation. Wir beide beſonders, die dabei immer Feuer fangen, trieben die andern heiß mit in unſere Flammen hinein. Zuletzt blieben wir bei unſerm großen Meiſter ſtehen, der uns ſo göttlich freie Stunden geſchenkt hatte, und Du prieſeſt ihn endlich als den erſten größten Deutſchen dieſes Jahrhunderts, wo ſo manche durch franzöſiſche Albernheiten uns verdorben und ſich berühmt gemacht haben, wo ſo viele durch Flittern der Täuſcherei, durch den Pegaſiſchen Paßgängertritt hochgeſchrobener Sentenzerei auf unſre Koſten etwas geworden ſind. Du ſpracheſt: ſie werden zerbröckeln, wie jener Starke höher und höher wachſen wird; nur das Rechte und Wahre iſt ewig und unſterblich. Als Du ſo ſpracheſt, beſonders von ſeinen früheſten, friſcheſten Geburten, worin deutſcher Sinn mit allen ſeinen Mängeln und Herrlichkeiten wie in einem hellen Spiegel wiederſcheint, wo alle unſere unſchuldige Naivetät, unſre gutmüthige Laune, unſer ſtilles, fröhliches Herz, und unſre reine Liebe wie in dem ſchönſten Frühling ihres Lebens aufſproſſen und blühen — da fiel der jüngere S. ein und meinte, der Göthe ſeit 1785 ſei nicht mehr der von 1771 und 1780; er gehöre nicht mehr Einer Nation, ſondern allen europäiſchen Nationen an; jene früheren Ergüſſe ſeines reichen Gemüthes könne man nur als Vorſpiele größerer Harmonien, nur als einzelne Blüthen anſehen, die einen ganzen Frühling verkündigen: erſt ſpäter ſei die volle goldene Frucht zugleich mit dem üppigen Ueberhang der Blüthen erwachſen; da ſei Göthe erſt geworden, aus den Griechen, und einem höheren allgemeinen Vorbilde geworden, und da ſei auch der Deutſche in ihm verſchwunden. Der

Streit ward heiß, denn ich leugnete es und wollte uns den großen Deutſchen nicht nehmen laſſen, und Du und W. hielten mit mir. Aber es ward geſtritten, wie bei den meiſten Streiten und Kriegen, um Nichts. Du kamſt dabei auf das Griechenthum, auf die griechiſche Kunſt und den Sinn der alten und neuen Zeit in der Kunſt, und ſpracheſt im heiligen Eifer unvergeßliche Worte, die ich ſo möchte nachſchreiben können, um Dich zu tröſten in Deinem Kleinmuth, und Dir zu zeigen, was Du biſt und was Du ſeyn kannſt. Der Anfang war, wie unſer ſchönes Nachtleben, ächt dithyrambiſch und elegiſch, mit einer Vergötterung des herrlichen Dichters, worüber wir ſtritten, der in kleiner Zeit einſam groß da ſtehe und als ein wunderbares Orakel über den Wolken der Zukunft hinſchwebe, als ein gigantiſcher Obelisk die beiden Enden der Zeit durchmeſſe und zugleich Sonnenuntergang und Sonnenaufgang mit erhabenen Zeichen weiſe. Welch ein Menſch, der ohne Volk, ohne Helden und Könige, ohne Glorie und Glanz des Lebens ſolche Kraft, Heldenthum und Blüthe darſtellen darf! Welch eine Natur, die mit ſolcher Milde und Fülle beinahe dreißig Jahre ſich ſchon behauptet hat! — und hat ſie Blüthen verloren, rufſt Du, wer verliert ihrer nicht täglich? — welkt nicht der Lorbeer ſelbſt auf des Helden

Haupt? und der goldene Schmuck der Krone, das Bild göttlicher Güte, Herrſchaft und Gerechtigkeit, drückt es nicht die Stirne wund? Und was würde der Göttliche geweſen ſeyn, wäre ihm ein Volk geworden, ein großes, tapferes, eignes Volk, das ihn hätte erkennen und anerkennen können? wäre ihm ein ſtolzer, mächtiger Fürſt, das Götterleben hoher Majeſtät und ſchimmernden Heldenthums, geworden? Ach! von vierzig Millionen Menſchen, die von der Newa und der Theiſſe bis zur Schelde und Adria deutſch ſprechen, wie viele haben ihn gefühlt und verſtanden, und wo ſind die Hunderttauſende geweſen, die ihn als ein unſterbliches Kleinod, als ein Denkmahl ihres Daſeyns für die kommenden Zeiten, hoch auf ihren Schultern gen Himmel empor gehoben und der Welt gezeigt hätten, daß ſie ſich ſeiner freute? Einzelne Stimmen hat er gehört für Jubel von Millionen, einzelnes Lob und einzelnen Tadel, was oft niederſchlägt und nie erheben kann; und er iſt groß geblieben, und hat ſeine Liebe und ſeine Begeiſterung bewahrt. Und welket ihm die Jugend ſchon, wem welkt ſie nicht in ſolchen Tagen, wo man rings von Leichen und Mordbrennern, von erwürgten Königen und werdenden Tyrannen hört, und wo kleine Taſchendiebe, welche die eingeſchrumpfte Welt zuſammenwickeln, ſich auf Cäſars und Alexanders Kothurn ſtellen, ſtolz umher ſchauen, und ausrufen laſſen: ſeht die Helden des neunzehnten Jahrhunderts! — Und daß ihr mir nicht von Griechenthum ſprechet; ich mag davon kaum mehr hören, ſo widerlich haben Dummköpfe mir das Wort gemacht. Es giebt Volk, das meint, alles zu wiſſen und über alles ſprechen und urtheilen zu dürfen, weil es alles geleſen und viel geſehen hat. Ich ſage, man kann alles leſen und viel ſehen, und wird nur unwiſſender und blinder. Mich ärgert das thörigte Weſen höchlich, wenn man große Menſchen loben will, indem man ſpricht, ſie haben den Griechen nachgeahmt, oder wenn man der Jugend zuſchreit: leſet Homer, Sophokles und Ariſtophanes, und macht es wie ſie; und ihr werdet nichts Schlechtes machen. Wir haben ja in den letzten dreißig Jahren in allen Enden Europens ſolche Nachmachungen und Probeſtücke genug geſehen, aber ich weiß nicht, wo und von wem denn ſo viel Beſſeres gemacht worden iſt, als in den vorigen Jahrzehenden und Jahrhunderten. Den Griechen und ihren herrlichen Werken bleibt ihr Preis unverkümmert, wenn man ſagt, daß durch ſie nimmer eine Schöpfung werden kann, wie jene allmögende Herren es meinen. Was iſt Alterthum in ihrem Sinn? Etwas Veraltetes und Vergangenes, was, wie es war,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-0
ARNDT,E.M. FN. 01903/010

nie wieder gebohren werden kann noch ſoll. Und ſie meinen, man könne ſich in die Kunſt nur ſo hineinleſen und hineingrübeln, die Meiſter werden dann ſchon kommen? Griffen die Leute doch in ihr eigenes Herz und fühlten ein wenig, wie ſie ſaftlos und ſeelenlos ſind, ſo viel ſie auch die lieben Alten behexen und beſchwören. Nein, ich will euch ſagen, was Göthe, und wenn es glücklicherweiſe mehr ſolche Männer giebt, thun und haben, um den heiligen Zauber zu löſen, wenn euch andere nur hohle Wortklänge und Dunſt und Staubwolken aus dem Götterheldenſpiel der Hellenen entgegenwirbeln.

Sie ſind zuerſt die Menſchen ihres Volkes und ihrer Welt; mit lebendiger Jugendfülle, mit eignem Herzen, mit reicher Fantaſie ziehen ſie das ſchöne Alte an und tief in ſich hinein. Nicht die Geſtalten, nicht die Worte, nicht die Maaße und Formen eines engen Pedantenglaubens ſind ihnen das einzige Erſte; nein, die alte Welt, die lange Vergangenheit, welche der Ewigkeit gleich und die rechte Dichterwelt iſt, ſpringt lebendig, gegenwärtig, und mitfühlend vor dem warmen Herzen und dem geweihten Blick dieſer Glücklichen auf: alles wird, was es iſt, Bild und Hieroglyphe, voll Weihe und Bedeutung; und ſo gehen ſie durch ſich ſelbſt in das geöffnete Heiligthum ein, das keine andern Mächte auf- oder zuſchließen können. So haben die Griechen Göthen gebildet; weil ſie hoch und herrlich waren, weil ſie die Dinge groß thaten, litten und darſtellten, darum können ſie bilden und erwecken. Aber beſinnet euch doch, wie viele eurer Affen und Dohlen haben am Parnaß und Achelous geſeſſen und nachgeäfft und nachgekrächzet; aber man ſieht und hört nicht mehr, als daß ſie da geweſen ſind. Gebt ſolchen Naturen wie Göthe eine herrliche Welt, ein ſtolzes, tapferes und freies Volk, einen großen Helden, der ihn in ſeinen Götterkreis reiße — und er bedarf nur ſein ſelbſt, um in Ebenmaaß und Schönheit der Geſtalt, in Kraft und Süßigkeit der Sprache das Höchſte zu erſchaffen, was in ſeinem Volke und ſeinem Zeitalter iſt. Denkt doch an den Engländer Schakeſpeare. — Und wo iſt Göthens Griechenthum, wie ihr es meinet? wo ſteht er als der Nachahmer, wohl gar als der Nachmacher der Griechen, womit ihr ihn wunderbar zu loben glaubt? Wie Angelos und Rafaels Aug an den Antiken die eigne Herrlichkeit erſah und die höchſten Bilder ſeiner Zeit ſchuff, ſo ſteht bei Göthen die keuſche Zucht und das ruhige Ebenmaaß, die ſtille Würde einer großen Zeit und einer vergangenen Welt — die Gegenwart iſt den Lebenden ſelten groß. Das hat er mit den Griechen gemein; deswegen hat er ſich griechiſcher Kunſt und griechiſchen Dichtens und Wirkens gefreut: aber das lernt ſich nicht. Die Natur muß erſt das Große machen, dann kömmt Erziehung und Glück, edle oder ſchlechte Vorbilder, große Zeiten, Thaten und Gedanken, damit das Gefühl und die Unſterblichkeit menſchenbildender Werke in der Bruſt aufkeimen. Hier entſtehen Streite, die nie zu ſchlichten ſind; aber wir wiſſen, was Göthen fehlte und was er doch iſt. O, daß ich euch doch den Unterſchied der alten und neuen Zeit zeigen könnte! daß das Unausſprechliche, was im Wahn und Glauben immer kommt und geht im Gemüthe, ſich doch mit Worten ausſprechen ließe! ihr würdet das Würdige verſtändiger würdigen und verſtehen und durch Lob nicht mehr verletzen, als ihr durch Tadel verletzen könnet.

Die alte Welt ehrte in dem Leben und in dem Nachbilde deſſelben, in der Kunſt, nur die Macht und Gewalt, und warf ſie kurz unter den großen Namen Schickſal, das auch die Götter mit Zittern ehrten; mit leiſerem Tritt und ſtilleren Worten traten Mitleid und Milde neben der gebietenden Naturkraft hin, die nur Unmäßigkeit Sünde nannte, Die neue Welt hat die entwickelte geiſtige Kraft des Menſchen mehr angeſprochen, und dem Einzelnen zugemuthet, was die alte nur von der Macht forderte, die das Ganze regiert und erhält. So iſt jeder einzelne Menſch für ſich ein eigenes, denkendes und beſchließendes, kleineres Schickſal geworden, und die Milde und das Erbarmen ſollen nun befehlen, wo ſie ſonſt nur baten. Dem großen Fatum ſind alſo ſeine Donnerkeile entwendet, der Menſch hat ſich ihm entrungen, und hängt ſelbſt das Unvermeidliche und Zerſchmetternde an eine geiſtige, mild richtende Kraft, die er Gott und Vorſehung nennt. Die hohe, in ſich ſelbſt geſchloſſene und immer aufgelöſte Poeſie des Mythus und der Fabel der Alten iſt durchbrochen, und die Götter und Helden ſind aus dem höheren Kreis menſchlicher zu uns herabgeſtiegen, um einen Einzigen mit einer unendlichen Majeſtät zu ſchmücken, der nicht mehr mit dem Olympus und Ida gemeſſen wird, ſondern, allen Gedanken und Gedichten unerreichbar, hoch über dem höchſten Aether der Alten unſre Gedankenwelt richtet und erklärt, wo die geübten geiſtigen Künſte ſie verlaſſen. Dieſe Verſchiedenheit der zwei verſchiedenen Welten iſt in den beſten Alten und Neuen abgedrückt. Die kosmiſche Heroenwelt ſtellt Kraft und Kühnheit als die höchſte Tugend hin; Milde und Huld lehnen ſich nur flehend an

ſie,

ſie um Schutz für die Schwäche und das Unglück: ſie weiſen, unter der Sanktion der Götter, doch immer bittend, auf die Strafe des Frevels, das blutige Netz der Ate, und das umrollende Rad der Nemeſis hin. Die romantiſche Geiſterwelt ehrt auch die Kraft und Kühnheit, aber nur als Mittel des Lebens, nicht als das Leben ſelbſt; gleiche Gerechtigkeit und Milde ſoll alle umfangen; das Geiſtigſte ſoll das Edelſte und Erſte ſeyn. So iſt das europäiſche Weib, das zartere Bild der Anmuth und Schönheit, mit unter die Götter getreten, und die Liebe gebietet, wo ſie ſonſt diente. Nimm nun Göthens Iphigenie und ſeinen Taſſo, und halte ihn an Sophokles und ſelbſt an Euripides; nimm ſeine Lieder und Elegien, und vergleiche ſie mit den griechiſchen Lyrikern — und ich ſpreche: wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Aus jedem Worte, aus jedem Anklang der Empfindung ſpricht die höhere Geiſteswürde jedes einzelnen Weſens, die Anerkennung eines milderen Geſetzes, die mitgebohrne Weichheit eines zarteren Geſchlechtes: es ſind ſchon Menſchen, die es wiſſen wollen, warum ſie ſind, und auch, warum andere leiden und ſich freuen. Aber freilich der gewaltigen Einheit der Alten ſchadet die liebenswürdige Vielheit der Neuen. Daß der Mann aber mächtige und kühnne Menſchen hinſtellt, die auch dem neuen Schickſal Würde geben; daß keine Wortklingelei und Empfindelei von modernen Zwitterweſen, keine Stelzenfüßerei der Konvenienz für das geſunde Gefühl und den feſten Tritt der Natur in ihm ſpukt, das wollen wir dem Dichter je und je Dank wiſſen und gern erkennen, daß er darin helleniſire. Aber warum können andere nicht auch ſo helleniſiren?

Und daß ihr ſaget, in ſeinen letzten Decenien ſei er nicht mehr deutſch, gehöre er allen Nationen an, damit glaubt ihr wohl nicht uns Deutſche zu verletzen. Ein großer Menſch ſteht nicht allein in den Schranken ſeines Volkes und ſeiner Zeit, das Größte und Höchſte aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht ſein, weil er der Hochgebohrene iſt. Göthens Allgemeinheit iſt doch deutſch, weil ſein Sinn ſeines Volkes iſt. Ihr andern könnt euch dazu in unſerm Sinn weder erheben noch erniedrigen. Aber wo iſt ein Mann, der die ganze Bildung ſeiner europäiſchen Mitwelt ſo überſieht und umfaßt, in Gemüth und Empfindung, in Ton und Sprache ſo rein und ächt deutſch geweſen, als er? Daß er nicht tiefer gefühlt iſt, nicht mehr hat wirken können, beweiſt am beſten die Taubheit und Mattigkeit ſeiner Zeit genoſſen. O daß er nach ſeinem Grabe in ein beſſeres Enkelgeſchlecht führe, und ſie ihre Herzen und Schwerdter ſo gebrauchen lernten für ſich, als er ihre Sprache für ſie! Denn ich ergrimme, wenn Unverſchämte behaupten, dieſer ſei von dem erſten glorreichen Anlauf ſeiner Bahn abgewichen und habe das Deutſche vergeſſen. Nein, nein! das hat er nicht können, weil er ja immer das Beſte und Feinſte ſeines Volks dargeſtellt hat. Ja, keiner iſt mehr als er ein wandelnder Spiegel der wandelnden Zeit, weil in ſeinen ſtillen Geſtalten alles ſo klar bedeutend vorüber geht. Alle Wechſel unſrer Zeit erſcheinen an ihm elegiſch und tragiſch, wie ſie waren und ſind, ſelbſt da, wo er ſich zu verhärten und zu welken beginnt. Aber er war zu edel, um zu wimmern und zu ſchelten, um das flache Geſchnatter des Kriegs- und Staatstheaters zu vermehren.

Siehe, Bruder! ſo verſchwand uns jene Nacht, und der goldne Morgen mit friſchen Flammen und unſterblichen Hoffnungen geleitete die Glücklichen heim. Welche Träume und Geſichte! welche Blüthen des Lebens und der Luſt! Und iſt denn nun das Alles dahin? O nein, Du Lieber! wir ſind noch, was wir damals waren.

Zweiter Brief.

Ich kam geſtern ab von dem, worüber ich eigentlich mit Dir ſprechen wollte, und es mag recht gut ſeyn, daß mir etwas Gewöhnliches begegnet iſt; denn was man ſich beim Sprechen und Dichten ſo recht methodiſch vornimmt, geräth meiſtens am ſchlechteſten. Darum ſollen wir dem Gott danken, der uns unvermerkt vom Wege ablockt; die ſchlängelnde Fußpfade kleiner Irrer laſſen meiſtens das Süßeſte ſehen und erleben. Hätte die Erinnerung jener ſo kurz verfloſſenen Zeit, jener ſchönen, glühenden Nacht, und was Du damals wirklich wareſt und konnteſt, doch einen fröhlichen Lichtſtrahl in Deine Seele geworfen, wie wollten wir alle Deine Freunde uns Deines erwachten Lebens freuen und mit dem Friſchen luſtiger fortwandeln! O, als wir nach dem Jubel jener Nacht den folgenden Nachmittag nach dem Luftſchloſſe zogen und angenehm ermattet nur geiſtiger ſahen und fühlten; als Du da Deine ganze volle, liebliche Wärme über mich ausſtrömteſt — da hatte ich Dich empfangen als das Köſtlichſte, was Götter geben können, und fühlte mich in dieſem Funde ſo ſicher und ſelig; da ſah ich eine große Lücke meines Lebens ausgefüllt, und blickte fröhlicher auf den ſchon ſinkenden Staub der Rennbahn zurück. Ich fühlte, was wir einander ſeyn konnten und ſeyn mußten. Du wareſt das Grün, das den rauhen Fels kleiden, Du der milde Regen, der den harten Boden meiner Bruſt erweichen ſollte, damit Blumen und Früchte daraus hervorwüchſen. O mein Bruder, warum ſind wir ſeitdem nicht immer beiſammen geblieben? jene Gemeinſchaft hätte beide friſcher und ihnen ſelbſt gleicher erhalten. Denn nichts Köſtlicheres wird dem Sterblichen beſchieden, als wenn ihm ein reines Gegenbild ſeines Lebens erſcheint, worin er ſich wie in einem Spiegel gewahr werden und erkennen kann. Dann entſteht die göttliche Welt Epikurs und Franklins wieder in voller, ſchöner Wirklichkeit, jener ſchaffende Kampf des Eros und Anteros, wo die ziehenden und ſtoßenden Atomen voll ſehnender Empfindung ſich endlich in eine reizende Weltordnung zuſammenfügen und im ewigen Liebesreiz die heiligen Kreiſe des Lebens in Toden und Geburten vollenden. Das war das Werden aus dem Chaos, wo das Weiche und Harte, das Kalte und Warme, das Naſſe und Trockene ihre Noth erkannten, und durch dieſe Erkenntniß eine Welt entſtand. So hatten wir unſre Welt geſchloſſen und gefüllt, und ſiehe! ſie iſt uns zerronnen; ich habe Dich auf immer verloren, ſagſt Du, und Du haſt Dich ſelbſt verloren. Mit nichten, mein Bruder! ſo ſchlimm iſt es nicht, wenn es gleich ſchlimm iſt: wo man die Stelle noch weiß, da mag man den Schatz noch wohl wieder finden. Wir ſind einmal im Zuge, und ich darf Dir jetzt ſagen, was ſonſt nie über die züchtige Schaam der Zunge hervorgedrungen wäre. Wenn man ſich unter das Verhängniß ſtellt, oder ſich darunter geſtellt fühlt, darf die kleine Schaam verſchwinden, und Klage und Zorn ziemt auch dem Mann, der ſonſt ſein Leid und ſeinen Grimm ſtumm in ſich verſchließen mußte. Wo der Menſch in Gefahr iſt und das Menſchliche ſiegt, da ſchweige das Kleine. Du kennſt die Antigone bei Euripides. Wie ſcheu geht ſie mit ihrem Hofmeiſter aus dem Pallaſt, ſpähend mit dem Aug und Ohr, ob einer nahe ſei, der es verrathen und anſagen könne, daß die fürſtliche Jungfrau die ſichere Sitte des Gemaches vermeſſen verließ, um neugierig die Fürſten der Araiver und den zu traurig feindſeligen Bruder vom Thurm zu ſchauen. Aber als das Unglück hereingebrochen iſt, als die beiden Brüder durch die gegenſeitigen Schwerdter gefallen ſind, die jammervolle Mutter ſich ſelbſt entleibt hat, da zittert die jungfräuliche Schaam nicht mehr, die Tochter, die Schweſter fühlt ſich, ſie will, ſie muß doch den Traueranblick haben, und mit Thränen und Klagen begleiten, was ihr einſt ſo lieb und köſtlich war. Sie ruft, aus dem Pallaſt hervordringend:

Nicht verhüllend der lockenumringelten
Wangen Anmuth, nicht in Jungfräulichkeit
Unter den Augen die Gluth und des Angeſichts
Röthe ſcheuend, eil' ich bacchantiſch her
Zu den Erſchlagnen, werfe vom Haar den Schlei'r,
Laſſe ſinken des Purpurkleids weichen Glanz,
Jammerbegleitung den Todten — weh! wehe mir!

So will ich mit Dir reden; altes Verſtändniß der Treue wird verſöhnen, was ſonſt ſchmerzen könnte. Daß mir mit Antigone nicht Gleiches begegne, daß ich auf der Leiche eines vielge liebten Lebens nicht bittere Thränen weinen müſſe, will ich nach Deiner Krankheit forſchen. Sie iſt ſchwer, mein Bruder, weil Dir die Heilmittel dazu noch fehlen, aber ſie iſt nicht unheilbar; und ich hoffe noch einſt den Lebensfriſchen und Muthigen wieder zu umarmen, der, wie aus einem Traum erwacht, ſich verwundern wird, welche Täuſchung ihn mit ſo dünnen Stricken, die er dann leicht wie Zwirnfäden zerreißt, Jahre lang gefangen halten konnte. Laß uns ein wenig ſchwatzen, Du Lieber; es löſt ſich mit der Zunge das Gemüth und die Worte ſchweben allmälig mit dem Verſtändniſſe im Gleichgewicht fort, wie ſie immer ungeſuchter von ſelbſt kommen.

Ich habe mir von Dir und Deinem Bruder Guſtav oft erzählen laſſen, was Du für ein Kind wareſt, ich habe Dich ſelbſt geſehen, als Du gerade über die Grenze der Kindheit hinauszuſchreiten begannſt. Ich war damals in S. auf dem Gymnaſium, drei bis vier Jahre älter, wie Du weißt: ein wilder, ernſter, und trotziger Bube. Du kamſt mit mehreren fremden Menſchen in meines Vaters Haus, wo eben ein ganzes Gewimmel von Gäſten war, und ſtandeſt mit den weichen und ſchlanken Gliedern, den freundlichen, großen blauen Augen und dem zartgefärbten Geſicht ſo anmuthig und jungfräulich da, daß Du einen unvergeßlichen Eindruck auf mich machteſt. Da ſah ich noch nicht, was dieſer Eindruck bedeuten ſollte: aber jetzt, da ich ihn wiederhole, ſteht Dein ganzes Weſen bis auf ſein Innerſtes aufgeſchloſſen vor mir. — Und was wareſt Du für ein Kind? von Klein auf ein beſonderes Dingelchen? Greifen alle Kinder nach Sonnen und Sternen, und möchten den Glanz zu ſich herabziehen, ſo thateſt Du es vorzüglich dann, wo andere aus Verſtand von ſo thörigtem Streben ablaſſen; Du weinteſt im vierten, fünften Jahre oft untröſtlich, daß Du nicht in den Mond hinauf konnteſt, oder er nicht zu Dir herunter wollte, griffeſt noch immer nach bunten Fliegen und Vögeln in der Luft, und Deine alte Tante ſagte dann im halben Ernſt: gebt Acht, der Bube wird ein Käferſammler und Sterngucker: die gute Frau verſtand ſich nur auf Augen und Finger. Auffallend an Dir von Kind auf war eine vorzügliche Reinlichkeit und Nettigkeit, und, gewöhnlich der Wildeſte und Ausgelaſſenſte in einem Häuflein von Geſpielen, kamſt Du doch meiſtens am unzerriſſenſten und weiſeſten zurück. Dies offenbarte ſich ſchon nach den erſten drei Monaten Deines Wiegenlebens, und ſobald Du die kleinen Füße brauchen konnteſt und manchen kleinen Burzelbaum im Trockenen und Naſſen machteſt, kamſt Du immer ängſtlich und reckteſt die eingetunkten Fingerchen hin, daß man ſie Dir abwüſche. Und wenn man Dir etwas erzählte von Engelchen und Kindlein, ſo mußte es immer weiß und bunt und golden ſeyn; und wenn Du ſelbſt Deine kleine Herzenswelt mit einfältigem Munde ausließeſt und auch Deine Geſchichten machteſt, wie Kinder thun, ſo war es alles voll Schimmer und Niedlichkeit: zur beſonderen Freude Deines alten Vaters, der ſelbſt gern den Hofmann machte, und meinte, Du würdeſt unter feinen und bruſtbeſtirnten Männern auch einmal etwas bedeuten. Doch bei weitem das Intereſſanteſte war mir, was Dein Bruder mir von Deinem einſamen Leben erzählt hat, daß Du als ein Büblein von drei, vier Jahren oft halbe Tage lang für Dich allein triebeſt, und worin ich Dein jetziges Treiben in nuce gleichſam eingewickelt leſe. Es war ein alter Freund im Hauſe, ein eigenſinniger, wunderlicher Mann, voll Grillen und Sonderlichkeiten, mit welchem vernünftig nichts anzufangen war, ſobald man ihn anſprach, der aber meiſtens verſtändig war, wie die andern, wenn man ihn ſeyn ließ. Dieſer Alte hatte in ſeiner Jugend ſeine Beſtimmung verfehlt, und war ein Glied des erwerbenden und ernährenden Lebens geworden, da er ſich zu den zerſtörenden oder bildenden Ständen hätte ſchlagen ſollen, er hätte Huſar oder Bildhauer werden ſollen. Das hatte er gewollt; aber Zwang der Umſtände und älterlicher Wille hatten es anders geboten: noch in ſeinen letzten Tagen ſprach er mit Entzücken davon, welch ein großer Mann er dann geworden wäre. Mit dem Nährſtande, der Weitzen und Dukaten, und Käſe und Butter macht, hatte es ihm nicht glücken wollen. Seiner liebſten Wünſche nie gewährt, von dem Leben hart zerdroſchen, arm und ungeachtet, hatte er bei Deinem Vater eine Zuflucht gefunden, und aus der Flamme, die, ungenährt, in ihm faſt erloſchen war, ſchlugen nur zuweilen noch ſchöne Blitzleuchtungen auf; beſonders erfriſchte er ſich mit der Kindheit und Jugend, weil er ſich da nicht im Streit von Anſprüchen fühlte, wie mit Erwachſenen. Dann ſprach er ſein innerſtes Leben zuweilen noch keck aus, und ſchien den Leuten ſeines Alters dann der vollendete Narr, da er ihnen ſonſt meiſtens für einen gewöhnlichen galt. An Dir hatte er, wie Dein Bruder erzählte, ſeine beſondere Freude, und behauptete mitunter, Du ſeieſt ihm ähnlich, und pflegte dann mit einer Miſchung von Wohlgefallen und Schmerz zu prophezeihen: es werde Dir unter den Menſchen eben nicht beſſer gehen, als ihm weiland. Mit Dir allein konnte er ſich Tagelang beſchäftigen, baute Dir Kartenhäuſer, ſetzte Dich auf ſein Pferd und ließ Dich reiten, und ſchnitt Dir eine Unendlichkeit von Thieren und Vögeln aus Stücken Karte und Rinde, die bunt angefärbt und mit ihrer Geburt und ihren Namen nach Indien und Amerika verpflanzt wurden. Auch gingeſt Du treulich in ſeinen Geſchmack ein, und wurdeſt bald ſelbſt ein Vögelmacher und ein Thierſchnitzler. Das Indiſche und Amerikaniſche hatte gewirkt, oder kam es ſo aus Dir ſelbſt, ich weiß es nicht; Du machteſt es ihm vortrefflich, ja noch beſſer nach. Es war in der kindiſchen Schnitzelei und Bildnerei durchaus nichts den Thieren und Vögeln ähnlich, die auf des Vaters Hofe und in ſeinem Felde und Walde ſich um Dich bewegten; ſondern nichts als ungeheure und abentheuerliche Geſtalten, ſo ſonderbar erfunden und zuſammengeſetzt, daß es dem Dämiurg, der für den alten Herrgott neun Zugaben zu den Erdenbewohnern erfinden ſollte, ſchwer werden würde, in dem weiten Reiche der Fantaſie viel weiter zu gehen. So ſaß das Kind Stunden lang da mit der Scheere in der Hand, ſchnitzelte und bildete nach, und ſang und ſprach oft mit lauter, begeiſterter Stimme wunderbare

Namen aus, deren Klang aber mit den fantaſtiſchen Geſtalten meiſtens eine natürliche Verwandtſchaft hatte. Tage hindurch wurde nachher mit dem Machwerk geſpielt in eben ſo ſonderbaren Unterhaltungen und Geſprächen, bis die faſt allen Knaben natürliche Zerſtörungswuth Dich ergriff und des alten und jungen Meiſters Geburten ſchnell zerſchlug und zerſchmiß. Aber am ſchönſten ſpielte Dein kleines Leben mit der Natur, Deine Freude im Walde unter den Bäumen, und Deine Luſt mit Vögeln und Schmetterlingen, welchen Du faſt nie etwas zu Leide thateſt, ſondern vor Schmerz außer Dir wareſt, wenn die heftige Liebe einen Wurm oder Schmetterling zwiſchen Deinen Fingern zerdrückte. Nie haſt Du Blumen aus bloßer Ueppigkeit abgerauft, wie Du auch Deine liebſten Kunſtdinge alle in Einer Minute zerſtörteſt; ſondern mit den Naturdingen hatteſt Du einen ganz andern Umgang. So ſehr Dich oft auch einer Blume gelüſtete, Minuten lang konnteſt Du umher ſchleichen, gehen, und wiederkommen, ſie mit den Fingern faſſen, und wieder loslaſſen; und wenn Du ſie endlich pflückteſt, wurdeſt Du blutroth und ließeſt mit ihr davon, halb fröhlich und halb bange, als hätteſt Du etwas Schlimmes gethan, und die Blume lebte oft ſtundenlang in des kleinen Buben Hand, ehe er die welke wegwarf. Der alte Hausfreund und Bildſchnitzler fand ein Hänflingsneſt mit ſechs Eiern ganz unten in einem Taxusbuſch, er trug das dreijährige Kind auf den Armen, und ließ es in das Neſt ſchauen; der Kleine lief nachher täglich wohl dreimal und viermal nach dem Buſche und guckte mit ſeinem Köpfchen hinein, aber die Eier wurden Jungen und die Jungen wurden flügge, und das Büblein ſah ſie nur und freute ſich an ihnen mit den Augen und Fingerſpitzen. So war er auch, als er größer ward, von dem ſiebenten bis vierzehnten Jahre, immer in einem gewiſſenhaften und liebenden Freundſchaftsverſtändniſſe mit der Natur, nur gegen das Selbſtgemachte ſich ein Recht der Willkühr anmaaßend. Dieſe Kinderzartheit ſchien ſich in den Jahren zwiſchen dem ſiebenten und zwölften auch bei Dir zu verlieren, Jahre, die alle Triebe der Kinder in der Ueppigkeit der leiblichen Entwickelung zu vergraben ſcheinen; Du wareſt ausgelaſſen wild, ja faſt wilder, als die andern Buben; doch zuweilen funkelte noch eine gewiſſe Freude an dem Bunten und Zarten lebendig hervor, und der Niedlichkeit und Nettigkeit warſt Du befliſſen wie vormals. Aber ſelbſt in dieſen Jahren, beſonders auf der Grenze des Kindes und des Knaben fanden diejenigen, die auf Dich

Acht gaben, Dich noch zuweilen einſam unter Blumen und Vogelneſtern, und da oft in Thränen ſchwimmend, wann Du am zufriedenſten ſchieneſt. Wenn ſie Dich fragten, ſo ſpracheſt Du die kurzen Worte: ich muß wohl weinen, daß mein Bruder Guſtav einſt alt wird und mein Vater ſtirbt.

Aber wohin mit dieſen Mährchen und Spielen meiner Kinderjahre? rufſt Du. Wohin, Bruder? zu Dir! zu Dir! Darin erkenne Dich, und die Welt und die Menſchen um Dich her, worunter Du Dich verwirrt haſt. Ich erkenne Dich lebendig darin. Du weißt, es hat Dichter gegeben, welche die verſchiedenen Lebensſtufen und Alter der Welt beſungen haben: wie zuerſt das Geſchlecht der Götter ward und ſich lange einſam auf dem gewordenen Planeten herumtrieb und um die Herrſchaft ſchlug; ſchon damals waren verſchiedene Grade der Kraft und Schönheit, alle unſterblich, aber nicht alle glückſelig; einzelne lagen als zuckende und unvergängliche Leichen über den brennenden Feldern von Phlegra, andre ſaßen, tief zum Tartarus hinabgeſtoßen, in kalter einſamer Nacht, ohne Liebe und Muſik. Darauf wurden durch den Japetiden Prometheus der Menſchen zahlreiche und mannigfaltige Geſchlechter, voll freundlicher, aber ſterblicher Schönheit; und die Götter, die ewiglebenden, kamen und buhlten mit den ſchönen Töchtern der Menſchen, und zeugten Heroen und Rieſenbändiger, welche Völkerfürſten und Stifter von Reichen wurden: und Luſt und Leid, Sieg und Tod, und reiches, blühendes Lebensſpiel war nun im Himmel und auf Erden. Wie iſt es ſüß und anmuthig, dieſe erſten Kindergeſchlechter der Welt ſo entſtehen und ſich unſchuldig und friſch unter einander rühren zu ſehen! ſelbſt die hohen Götter ſind da noch erhabene Kinder und machen Probeſtücke und löſen Kinderräthſel auf, und ärgern ſich wie die Kinder, wenn es ihnen nicht glücken will. Ich dächte, wir könnten noch täglich ſo ein Gedicht des erſten Weltalters machen, wenn wir das Dichten und Trachten der Kinderwelt mit fröhlicheren und unbefangeneren Augen anzuſehen vermögten. Da erſcheint noch immer die reinſte und höchſte Poeſie. Wie ſchön müßte es ſein, den Jupiter und Apoll, den Mars und Herkules, die Ceres und Venus dieſer Kinderwelt herauszufinden, und ihrer künftigen Tage großes oder kleines, arbeitvolles oder ſpielendes Schickſal zu prophezeihen, und, weil es prophezeiht wäre, es bei der Erziehung zu achten! O Bruder, Dir darf ich es ſagen und keinem andern —

dern — Deine milde Kinderbruſt verſteht mich — ich ſpinne und dichte mich oft innig in dieſe zarten Träume hinein, und werde dann zu Thränen weich. Ich fühle das Bedürfniß einer weichen Bruſt voll Frühlingsblumen, worin ich die Laſt abwerfen, an deren Sonnenſchein ich die Eisklumpen zerſchmelzen könnte, die ohne meine Schuld mich zermalmen und erſtarren. O die unſelige Zeit! wie theuer muß ich meine Kühnheit und meinen Siegestrotz bezahlen! wie zertritt das Politiſche das Poetiſche in mir! und wie ſtehe auch ich, welcher Vielen ſo ganz ſcheint, endlich zerſtückelt da, daß ich weder etwas machen noch thun kann! Darum ſehne ich mich mehr nach Kindern, jemehr meine Jahre fortgehen, und fühle mich unter ihnen friſcher und freier, als unter den jetztlebenden Erwachſenen.

Nein, Du Liebſter, ich gebe den ſüßen Traum nicht auf. Wenn Gott uns einmal Freude beſchert, wenn ich von dem Elend der Zeit, von dem Siegeshohn ſelbſtſklaviſcher Fremden und der duldenden und mitunterjochenden Niederträchtigkeit meiner eignen Landsleute mich retten kann, wenn mir der Olymp und mein ſchönes Jugendleben nicht ewig verſchloſſen iſt, ſo will ich gehen und zehen Jahre dran ſetzen, meine Sprache ſtudiren, und verſuchen, ob ich den kindlichen Sinn und das kindliche Aug, womit ich die Welt einſt ſo einfältig und klug ſah, nicht wieder erwecken kann. Da möchte ich Menſchen, Steine, Blumen, und Bäume und alles, was auf Erden und unter dem Himmel fliegt, geht, kriecht und wächſt, in der Gemeinſchaft zuſammenleben laſſen, die ich einſt ſo ſchön in ihnen erkannte. Da würden die Thiere und die Vögel ſprechen, und die Blumen und Waſſer, ein jedes in ſeinem Geſchlecht, und doch würde jedes in ſeinem Geſchlecht bei der Aehnlichkeit ein ganz verſchiedenes Leben ausdrücken, und endlich würden alle Leben auf Erden, als die kleinen Vorbilder, aber eben deswegen als die helleren Vorbilder, auf das letzte irdiſche Bild, auf den Menſchen, hinſpielen.– Und die Menſchen, die Gewaltigen und Herrlichen, die einſt mit Göttern und Heroen zur Tafel ſaßen und mit ihnen hochzeiteten und Kinder zeugten, ſie ſollten wohl ihre Gewalt ablegen und der Natur wieder gehorchen, die ſie nur zu ihrem Unheil meiſtern wollen. Welch ein ſchön verbundenes und harmoniſches Spiel ſollte es werden! und wie ſollte endlich alles ſich gern fügen in den Gehorſam und das Glück! So würde die ganze wimmelnde lebendige Welt mir den Menſchen abbilden, und der

Menſch würde wieder ſeyn, wie einer ſeines kleinen Gleichen, und ſich freuen, daß er ſein Gegenbild und in ihm die Sicherheit ſeines Lebens gefunden hätte. Dies iſt kein Traum, Du Lieber, ich habe es geſehen, und ſehe es alle Tage; aber leider ſehe ich die Aehnlichkeiten des Menſchen faſt immer nur in dem Schlechteren der Natur, weil das Zarte und Süße von dieſer Zeit ſo ſchnell und ſo unbarmherzig zertreten wird. So wie z. B. der Wald gewaltige Eichen und zarte Myrthen hegt, wie die Au die Lilie und das Veilchen nährt, wie die Nachtigall in Büſchen und die Lerche in Himmelswolken ſingt, ſo würde das friſche Menſchengeſchlecht in ſeinem Treiben nach oben und unten ſich in Freiheit und Freude verbreiten, und weil keiner etwas wollte, was er nicht ſollte, ſo würde der ewige, blutige Streit um vieles aufhören, und Raum würde ſeyn für die Freude und Tugend aller, und Poeſie würde ſeyn in allem, was gemacht und gewirkt würde, weil jeder nur ſeine innigſte Luſt thäte. Dann — ſehe ich Dich ſelbſt an — war Deine Jugend nicht goldenlieb und luſtig, warſt Du nicht immer einer vollen Blume gleich, die den wohllüſtigen, leichtbeweglichen Buſen jeder Sonne und jedem Lüftchen zuwendet? war Deine Liebe nicht göttlich, Deine Schwärmerei nicht himmliſch? Und doch war der ſüße Junge nüchtern und beſonnen bei der Arbeit, und hülfreich und tapfer ſeinen Freunden in Mühen und Gefahren. So dachte ich mir Dein Leben, und wenn es Menſchen giebt, die Dir gleichen, wie eines muſikaliſchen Vogels auf den Zweigen, voll und blühend wie eine Blume, voll reicher Fantaſie, voll freudigen Wirkens, auf ſich ſelbſt ruhend, und keines ſinnlichen Genuſſes mit andern begehrend. Ich dachte, es ſei möglich, ſo durchzukommen, von den Nüchternſten wohl oft als ein Fantaſt und Wunderling angegafft, aber eben nicht blutig geſtoßen, weil Du keines irdiſchen Beſitzes wegen haderteſt. Ich frage Dich, warum haſt Du es nicht behauptet? warum ſuchſt Du von Fremden, was ſo reich in Dir ſelbſt iſt? und arbeiteſt Dich in endloſer Mühe ab auf einer Bahn, wo für Dich keine Palmen grünen? Ich packe die beiden Briefe zuſammen, ſie ſind nur Anklänge aus Dir ſelbſt; denn nie darf man anders mit Menſchen ſprechen. Ich erwarte mit Ungeduld, ob Du mich und Dich noch verſteheſt, und was Du mir antworten kannſt.

Dritter Brief.

Alſo Du lebſt und biſt noch, und kannſt noch glühen und blühen und ſchwärmen wie in alten Tagen? O, ich hatte eine Freude, wie die Götter ſie dem Sterblichen ſelten geben, als ich Deiner Handſchrift wohlbekannte Züge ſah, noch die alte ſichere und feſte Hand, als ich Deinen Brief las und wieder las, und ihn küßte, wie der Jüngling, dem das Mädchen ſeines Herzens die erſten Worte ſchreibt. So erkennſt Du Dich noch, und Dein altes Bild iſt nicht allein Bild, es iſt noch Leben in Dir? So erkennſt Du mich noch wieder, den Harten und Wilden, der ſich von Deiner Milde und Liebe ſo gern umranken ließ? O mein Bruder, was hab' ich geträumt und geſchwärmt, wie ein Adam, der ſich aus ſeinem Diſteln- und Dornenfelde plötzlich wieder in die alte Unſchuld des Gartens Eden verſetzt fühlte und der Verwandlung vergeſſen hätte. Es iſt doch ſchön, daß der Menſch immer noch, wenn auch nur in flüchtigen Minuten, wieder Kind werden kann. So ſind Tage und Wochen hingegangen mit Dir und in Dir, und ich hatte vergeſſen, was ich von Dir wollte und was ich Dich fragte. Du haſt mir grade geantwortet, wie ich Dich fragte, und das mag am beſten ſein mit Menſchen, die den Schlüſſel haben, das Inſtrument zu ſtimmen. Ich weiß nun, worin Du biſt und woran Du ſiecheſt; ſehe, mit welchen Uebeln Du Dich Jahre lang in vergeblicher Arbeit gequält haſt, und habe die fröhliche Hoffnung, Dich Dir ſelbſt wieder zu offenbaren, damit Du lerneſt, daß es im ſchl[illegible] Fall ewig beſſer iſt, mit eigener Narrheit [illegible] glücklicher Narr, als mit fremder Weisheit ein unglücklicher Weiſer zu ſeyn. Da alſo ſaß das Uebel? Hatte ich es nicht gedacht? und hätte ich es nicht früher denken ſollen, da ich Dich kannte und die Zeit und die Menſchen? Da ſaß es, wo der Wurm ſich einfrißt, der die Blüthe unſrer ganzen Nation verdorben hat! Daß wir alles wollen und verſuchen, das iſt unſer Elend; wir ſchlagen, wie der Bauer ſpricht, mit ſolchen leſen Künſten Gott in die Augen, und er läßt uns hinfahren in Verſtockung und Verblendung, und mit den reichſten Gaben können wir Deutſche endlich weder die Erde vertheidigen noch den Himmel erobern. Ich habe unſer Lob, von uns ſelbſt ausgeſprochen, vor zwanzig Jahren ſchon als Knabe gehört, aber ich verſichere Dich, ſchon damals wollte es mir nicht recht ein, entweder weil Mutter Natur dem aus autochthoniſchen Bauernſtamm Entſproſſenen noch zu viel von dem alten guten Hausverſtande mitgegeben hatte, oder weil Kornelius Nepos und Cäſar, die ich nothgedrungen leſen mußte, ſchon unſichtbar wirkten. Ich hatte die Idee, nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philoſophen, ſondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern, einmal im Herzen, und es verdroß mich, wenn man meine Deutſche lobte, wo ſie mir Tadel zu verdienen ſchienen, als die, welche den Sinn und Geiſt aller Zeitalter und Klimate verſtänden und umfaßten, welche das Beſte der Zeitgenoſſen leicht lernten und ſich zueigneten, und deswegen auf kleinere Ideen von Volk und Vaterland, die vor ſolchen höheren verſchwänden, nicht ſtolz ſein könnten noch dürften: ich hatte mir einmal vorgeſetzt, auf mein Volk und auf ſeine eigne Kunſt und Wirkſamkeit ſtolz ſein zu wollen. Seitdem ich dieſe Vielheit und Allheit deutſcher Nation von 1798 an unendlich weiter gefloſſen, wie ein breiter und ſeichter Strom, der nun nirgends ein Bett mehr finden kann: es liegt am Tage, was ſie uns bedeutet hat und unſeliger bedeuten wird. — Doch weg mit allem politiſchen Gram! Nur den Gram um Dich, mein Liebſter, will ich jetzt fühlen und ſehen, wie auch Du der Zeit und dem Volke die Schuld haſt bezahlen müſſen, wie Du, um etwas zu gewinnen, was ſo nie gewonnen wird, Deine reine Quelle in dieſen ſchmutzigen Strom mit ergoſſen haſt, da ſie glücklicher und ſchöner ihren eignen ſchlängelnden Silberlauf hätte rinnen können.

Ich muß wieder zu den letzten Worten meines letzten Briefes zurück, wo ich die Welt und Dich in einem ſchönen poetiſchen Jugendtraum ſah, der kein Traum iſt, weil er einſt in Geſchichten erſchien. Ich ſah, wie Gott der Herr, mild und gerecht, alles gut und einfältig erſchaffen hat, daß jedes ſeinen Trieb und ſeine Tugend übe, ſeines Lebens höchſte Liebe gleich dem Seidenwurm ausſpinne, und ſo glücklich ſei und glücklich mache. Ich dünkte mir zu ſehen, wie alle Tugenden und Harmonien ſich ſo für einen großen und frommen Weltbau zuſammenfügten, wobei viel Krieg und vergeblicher Kampf des Lebens aufhören mußte. Da ſind Arbeit und Spiel, Schweiß des Angeſichtes und bekränzte Stirnen, Freude und Leid, Herrſchaft und Dienſt ohne Neid und Streit gemiſcht; jeder thut, was er muß, und gehorcht, wo er ſoll. Hier brüllt der Löwe und Tiger und zerreißt ſeinen Raub; dort arbeiten Biber und Ameiſen; hier ſucht der Ochs und das Rennthier, der Hirſch und das Pferd mühſelig und gefahrvoll ſeine Speiſe; dort ſitzen Vögel und Grillen auf den Zweigen und ſingen und ſpielen, und leben vom Thau und Blüthenduft, und von Fliegen der Luft, die ſie im Spielen fangen: und die ganze Natur in allen ihren mannigfaltigen Wechſeln von Leben und Tod, von Gebähren und Zerſtöhren, von Arbeit und Spiel iſt ſchön und luſtig und trägt ſich in ewiger Fülle und Seligkeit. So hatte ich auch Dein zartes und ſaitenklingendes Leben wie eine Blume auf die Au gepflanzt, wie einen Vogel auf den Zweig geſetzt: wie einen luſtigen, fantaſtiſchen Vogel mußte ich Dich denken, der allerlei Männchen und Poſſen macht. Aber ich dachte dann auch, daß der bunte Fantaſt eine himmliſche Kehle haben müßte, und ward wieder ernſt.

Und es iſt Raum auf Gottes Erde, mein Bruder, und reiches Spiel und Segen, und auch noch Geduld der anderen, und gewähren und machen zu laſſen, wenn wir das, was wir wollen müſſen, nur recht wollen. Die keichenden und pflügenden und dreſchenden Menſchen laſſen ſich den Spieler gern gefallen, der ihnen die Mühe erheitert, die Sorge erleichtert, und Scherz und Wechſel in ihr einförmig heißes Leben bringt: ihre hunderttauſend Arme arbeiten dann für ſeine zwei ſchwachen deſto rüſtiger mit. Mir iſt es geſtern recht klar geworden, was ich Dir ſagen will. Ich ging dem Bau einer großen Steinbrücke vorbei, die man über einen Strom führen will. Pfähle wurden eingerammt, und funfzig Männer triezten ein fürchterliches Gewicht auf, um es gewaltiger auf ſie zurückfallen zu laſſen. Da ſtand einer müſſig dabei, ein großer, vierſchrötiger Kerl, und ſang den Takt einer angenehmen Weiſe dazu, auf daß die Züge und Schläge deſto gleicher gingen. Ha! dachte ich, darf dieſer ſchon ſingen, und hier ſchon, während die andern keichen und glühen, warum ſoll das zarteſte Leben ſich vergeblich zur Arbeit bedrängen? Hier habe ich Deinen eigenſten Fall; ich ſahe, wie Du Deinen Himmel verlaſſen haſt, um mühevoll einen anderen zu ſuchen, der Dir ſo nie geöffnet werden kann; ich ſahe, wie die heutigen Gewaltmänner, die neueſten Philoſophen, Dich verwirrten; wie Männer, die ſich auf Arbeit etwas einbilden müſſen, weil ſie nichts ohne Arbeit gewinnen können, Dich mit ihren hochmüthigen Stirnen erſchrecken, und Dich begrinſen, weil ſie nicht erwerben können, was Dir die Natur gegeben. Und endlich das Katheder, dieſer gefährliche Phätonswagen, auf welchem man auf ebener Erde den Hals brechen kann, ohne einen einzigen Sonnenſtrahl, geſchweige denn die ganze Sonne geladen zu haben. Da halte ich Dein Uebel und Deine verſchmachtende Sehnſucht. Doch ich muß ein wenig ausathmen und mich beſinnen.

Vierter Brief.

Ich ſehe nun klar, wie alles, was dem Handwerk angehört, wozu Du Dich bequemt haſt; wie die Propheten der Zeit, die mit neuen Archimedeshebeln die alte Welt zuſammenwerfen wollen und aus eigner Kraft eine neue verſprechen; wie endlich die Schwierigkeiten und Widerſprüche der Natur mit ſolchem Leben haben auf Dich wirken müſſen. Könnte ich mir es auch ſo klar ausſprechen und Dir das Gefühl meiner Liebe und Deiner Kraft ſo innig und heilend wiedergeben, als ich es in mir trage! M. alſo auf dem Katheder? Warlich, Du Lieber, ich ſchüttelte den Kopf, als ich die erſte Nachricht von dieſer Deiner Kühnheit bekam. Es gehören wahrlich Fäuſte dazu, zu unſerer Zeit aus ſeinem Holze ſich Kraft zu klopfen; denn zum Glücke die Pferde ſind von dieſem Phätonswagen lange abgeſchirrt, und deswegen kann allenfalls ein Blinder ſich darauf halten, wenn er nur erſt heraufgebracht iſt. O, Freund, ich kenne das Ding, ich habe ja leider auch Jahre lang zu ſeinen Füßen geſeſſen und gehorcht, und zittere noch, wenn ich bedenke, wie mir darunter oft zu Muthe war. Da dachte ich dann in meinem Sinn, wie viel verworrener und verzagter müſſen die da droben ſich wohl fühlen, welche ſolche kopf- und herzbrechende Verzagtheiten und Verwirrungen machen können! Was ich damals ahndete und fürchtete, kann ich jetzt ſehen und ſagen. Ich war wirklich auch eine Zeit lang dumm und gläubig, die Jahre 1792 und 1793, und das ſind die Jahre, wo ich am wenigſten gelernt und am ſchlechteſten gelebt habe, die Stunden abgerechnet, wo meine ſündliche Jugend und Brudergemeinſchaft mich aus der verdammten Hexerei herausriß. Die Katheder ſind nun einmal die eiſernen Stühle Heinrichs des Sechſten von Hohenſtaufen, die in langſamer Gluth das Mark aus den Knochen ſaugen und den Saft und das Blut aus den lebendigen Gliedern. So ſpuken und hexen zuletzt Skelette über und mit Skeletten. Es iſt ein Jammer, Bruder: ich habe die Leute ja geſehen bei uns und draußen, was ſie ſind und wie ſie es treiben. Bei uns freilich ſind die jämmerlichſten, aber doch noch die beſten und ehrlichſten im Nichtigen. Es ſind die rechten Zeichen, was die Wiſſenſchaft und die Menſchheit und Weltregierung geworden ſind.

Ich dachte mir einſt in ſeliger Jugend, wie es ſüß und herrlich ſein müßte, die Fülle der Dichtkunſt, die Kraft der Wiſſenſchaft und Erfindung aller Zeiten gleich einem goldenen Samen in einem köſtlichen Gefäße zu halten und auszuſtreuen mit Wonne und Begeiſterung; es ſchien mir wie eine ewige Hochzeit, wie ein Götterbrautſtand, der nicht alten könne. Und haben wir nicht ſolche Zeiten geſehen? Da, meinte ich, ſtehe man täglich verjüngter und vergötterter auf, wie von einer Braut, welche ewige Jungfräulichkeit und Huld bewahrte; man werde durch den Umgang mit den Heiligen, Hohen und Gewaltigen ſelbſt zu Kraft und Würde geadelt; man ſei gleich einem Inſtrumente, das, je älter es wird und je öfter es geſpielt wird, immer reiner und ſüßer klingt, und am ſüßeſten anſchlägt, wenn die dünnen Breter endlich in der Fluth der Töne ſich ſprengen müſſen: und dann pflegte ich im höchſten Stolz wohl zu träumen, ſelbſt einmal ſolches von meinen Lippen verkündigen zu dürfen. —

Und nun? Ja die Welt iſt noch da, aber die Menſchen ſind verſchwunden, weil ſie ihre hohe Ordnung vergeſſen und umgekehrt haben. Das zuviel hat auch hier geſchadet und uns viel wollenden und viel könnenden Deutſchen am meiſten. Der Virtuos und der Weiſe in einer Kunſt und Wiſſenſchaft ſoll wohl ihre Weltweite und ihre Herrlichkeit überſehen können und ſich ihrer Unendlichkeit freuen; aber er ſoll nicht alles okkupiren wollen, was er ſiehet, wie der Pflüger mit dem Pfluge und der Eroberer mit dem Schwerdte. Dies iſt nur eine kurze Herrlichkeit; des Pflügers Kinder werden Geitzhälſe und Sorglinge, des Eroberers Weichlinge und Knechte. Alles ſehe, aber Eines faſſe man, und halte es feſt und fröhlich umſchlungen, daß es mit dem umarmenden Herzen ganz zu Einem Leben und Daſein zuſammenwachſe und blühe. Aber wie hat man es gemacht? wie macht man es? Gierig greift man in den Reichthum hinein, will alles faſſen und halten, täuſchet ſich in der erſten Freude, bildet ſich und andere ein, daß man es könne, und lebt entweder glücklich in dieſem Wahn fort, oder lügt auch bei dem Gefühl des Nichts zuletzt, was man zuerſt glaubte. Solches dürftige und mehr noch ſolches gemeine und lügneriſche Treiben macht kümmerlich und verzagt, blendet die heilſten Augen und dörret die edelſten Säfte der Fantaſie und des Muthes in Höllengluth aus. Laß Dich nicht irren, Beſter, durch das gewöhnliche Geſchwätz, welches ſagt, die viele Arbeit, womit man ſich belaſten müſſe, ſei es, und immer noch ſei es ein Wunder, daß man in der Angſt und Athemloſigkeit, womit man nach allen Seiten umherlaufen und zuſammenſuchen müſſe, doch ſo Vieles und ſo Gutes leiſte. Ich frage dieſe Klagenden: ei warum arbeitet ihr wie die Ochſen, und belaſtet euch wie die Eſel? Die Arbeit, dieſes göttliche Geſchenk an den Menſchen, iſt es nicht; ſie hat immer ihren Athem und ihres Athems Erfriſchung in ihr ſelbſt, gleich der Erde, die das Verwelkte nimmt und das Blühende wieder daraus hervortreibt. Arbeit ziemt dem Manne und gehört ihm, ſie ziemt beſonders dem Deutſchen, der darin bewundernswürdig geduldig iſt: wer nicht arbeiten kann und mag, verdient allgemeine Verachtung und werde als ein vagabundiſcher Knecht aus der Geſellſchaft herausgegeißelt. Aber vergebliche, aber geiſtloſe Arbeit — ja, das iſt die größte Hölle, das bodenloſe Danaidenfaß, das immer ausfließt und keine Freude zurückgiebt. Und daß unſre meiſten Kathedermänner kümmerlich geiſtlos ſind, wer will es leugnen? Wenn ſie ja auch mit Geiſt begannen,

ſelbſt

ſelbſt mit Begeiſterung, ſo wurden ſie in die allgemeine Dummheit mühſeliger und endloſer Karrenſchieberei der Gelehrſamkeit unvermerkt mit hineingetrieben und verlohren die Blume zu früh, weil ſie zu früh die Frucht wollten. Denn ſieh Dich um — wie kann man ein ſo thörigtes Vielerlei und Allerlei zugleich mit Genialität und Zeugungskraft treiben? wie muß das reichſte Herz in den Barbierſtuben und Trödelbuden des heurigen Parnaſſes nicht ein neugieriger Schwätzer und Frager, und dann ein alberner Zweifler und Beherter werden? Und ferner auch das viele Sprechen, wodurch das viele Hören auf unſern Akademien kömmt, da die Burſche die drei, vier Stunden, die ſie zu viel zu des Profeſſors Füßen ſitzen, beſſer im Walde und Felde und in der Freiheit der Spiele und Kämpfe verlebten. Wie kann ein geſcheuter Mann es aushalten, täglich mehr als zwei Stunden zu ſprechen, weil er es will und muß? Unterſcheidet ſich der Weiſe von dem Thoren nicht grade durch Schweigen, und oft durch tagelanges Verſtummen? Und hätte man auf dieſe Arbeit und Allwiſſenheit, wie die guten Männer ſie meinen, ſich nur etwas einzubilden? Gar viele von ihnen ſind leider nichts als Bibliotheken und Regiſter der Gelehrſamkeit, die das Fremde ſo viel getrieben und ſich zugeeignet haben, daß ihre gewordene ſeelenloſe Larve aus hundert und tauſend andern Larven zuſammengeſtückelt iſt, die ſich nun vergebens mit weitem Munde auf dem Kothurn des Katheders aufblähet und gern im Schickſalstragödenton ihre Orakel ſprechen möchte, die meiſtens in unſeliger Mitte zwiſchen Tragödie und Komödie hängen bleiben. Denn was weiß auch der fleißigſte Menſch gewöhnlich? was weiß er, daß er weiß, wenn er ſich redlich prüft? Nicht, was maulaſſende Schüler und Narren wähnen. Das wenige Eigene weiß er, was faſt allen Menſchen von der Hütte zum Pallaſt leicht zu lernen verliehen, das wenige Tüchtige und für das Leben Brauchbare, was das Leben einen jeden lehrt, was ſchon in den Sprüchen der ſieben Weiſen und den zwölf Erztafeln Roms enthalten iſt. Das iſt der menſchlichen Dinge Anfang und Ende, und dann einige kleine Buchſtabierübungen und Räthſelfragen, welche ein paar Jahrtauſende uns zugelehrt haben. Was das reichere Herz ſonſt von Anſichten, Ahndungen und Poeſie in ſich verwahrt, das läßt ſich ſelten in lange Reden faſſen, und darf nicht von Kathedern klingen, wenn es nicht verloren werden ſoll. Es gehört für die Freude des Lebens und der Geſellſchaft, für das zärtliche Weib und ſein Bett, für die lieben Kinder und für die Freunde, die nicht mit uns zu ſchwatzen, ſondern mit uns zu leben kommen.

Jenes Wenige nun, was ich oben nannte, was jeder durch das Leben lernen und durch Fleiß und Studium erwerben und in ſein eigenes Gut verwandeln kann, läßt ſich wohl beſprechen und mit Zuverſicht und Vertrauen an andere überliefern; aber damit iſt unſere neue Eitelkeit nicht zufrieden, und darf damit nicht zufrieden ſein, wie es unter den Innungsleuten der Akademien und Fakultäten niemal abgemacht iſt. Auch das Fremde wird dreiſt ergriffen, und dreiſter ausgeſprochen, und damit beginnt das Verderben. Ich meine hier mit dem Fremden das, was wirklich fremd und dem Gemüthe und Kopfe noch nicht einverleibt iſt; denn welcher Menſch, der lernen will, ſteht nicht auf fremden Arbeiten und Erinnerungen? Man iſt bei der Ueberlieferung menſchlicher Dinge und Künſte wohl niemal in der Nothwendigkeit, ſich auf den Glauben zu verlaſſen; ruht ja das Leben ſelbſt, das tiefſte und unergründlichſte aller Dinge, auf nichts andern. So wie man unter Menſchen wandelt und lebt, dieſem auf ſein gutes Geſicht das Leben im Schlaf der Nacht, jenem ſein Vermögen, dem dritten ſeine Ehre vertraut, ſo giebt es Geſichter in der Geiſterwelt, welchen ſolche Wahrheit und Rechtlichkeit aufgedrückt iſt, daß man ihnen auch das glauben darf, was man ihnen nicht nachzuerfinden und nachzuunterſuchen die Zeit hat: Geſichter wie Homers, Herodots, Bakos und Newtons, Linnés und Franklins. Was ſolche geben, das nimmt man auf guten Glauben an, und übergiebt es mit eben dem Glauben wieder an andere; doch immer ſtill und beſcheiden: man ſieht es nur als ſein halbes Gut an, weil es halb geſchenkt, und nicht durch Arbeit erworben iſt. Aber macht man es endlich wie Buhlerinnen, die nie mehr die Liebe, ſondern immer nur den ſchlechten Leib hingeben und von jedem nehmen, ſo iſt es aus. Dann iſt es kein Glaube mehr, ſondern Aberglaube, und, wenn man endlich weiß, was man leidet, Lüge und Atheiſterei. Die meiſten deutſchen Kathederpropheten gehören doch wohl nur zu den Abergläubiſchen; aber die wenigeren Atheiſten ſind die Herren darauf, weil ſie wiſſen, was ſie thun. So vergeht in dem fremden alles eigene Daſein, in der Schande unwiſſender Nachbeterei und gelehrter Dunſtmacherei ſtirbt alle Ehre und Liebe, die Wiſſenſchaft wird gemein, das Wort Wind, die Geſinnung Trug. Dies ſind die großmäuligen und unverſchämten Schurken, die unſern Sinn und unſre Kraft verderben, die ſich und das Leben jedem Neueſten verkaufen, um in jedem Jahre neu zu glänzen. Von dieſen haben einige Dich erſchreckt und an Dir ſelbſt irre gemacht. Von ihnen und von unſerm Kathederparnaß will ich Dir nächſtens mehr ſagen. Denn zwiſchen allem dieſen Unkraut kriecht Deine ſchöne Blume am Boden, und wir müſſen ein wenig aufräumen, damit ſie ſich wieder zu ihrer alten Sonne heben könne.

Fünfter Brief.

Nicht heut erſt ſcheint was ſterblich iſt mir Schatten gleich,
Und jene Menſchen, die ſich weiſe dünken, und
Der Redekünſte Pfleger, ja ich ſag' es kühn,
Daß grade ſie der größten Narrheit ſchuldig ſind.

Euripides.

Ja, mein Bruder, dahin iſt es auch bei uns gekommen, es ſind die größten Dummköpfe oder Narren: am Ende ſchwer zu wählen, was von beiden man lieber ſein möchte. Ja, ich ſage es kühn, daß die meiſten unſrer ſogenannten Gelehrten dümmer ſind, als der Bauer, der ſeinen Katechismus nicht leſen kann. Dieſer weiß doch Beſcheid mit dem, was er thut, fühlt und weiß, daß er lebt und etwas macht, fühlt und athmet lebendig in der lebendigen Welt, und kann ſich, wenn es Noth iſt, in ihr vertheidigen und ihren

Beſitz behaupten. Jene ſind durch das Viele und Alle, was ſie üben und wiſſen, ein völliges Nichts geworden, und gehen auf dem großen Anatomieſaal der Welt ſelbſt als Skelette und Geſpenſter herum. Und kann es anders ſein? Nur auf eignen Wurzeln kann jedes Ding mit Sicherheit ſtehen, und vergebens hinkt der Menſch fremden Geiſtern und Heroen nach, daß ſie ihn mit zum Siege ſchleppen mögen; ſie werfen ihn ab in der Gefahr der Rennbahn, und zerſchmettert und zertreten, oder nur beſtäubt und beſchmutzt, iſt er zuletzt immer das Mitleid oder das Gelächter der Menge. Denn mit dem Ernſt, den er glaubt, kommen Wenige dahin, wenn er der Mann nicht iſt, ihnen Ernſt zu geben; die Meiſten kommen zu allen Dingen zum Gaffen oder Gähnen, Einige auch wohl zum Lachen und Poſſentreiben. Der Menſch iſt ein Ideenweſen, und dadurch von allen Thieren, die auch wohl Verſtand haben, unterſchieden; wir laſſen ihn nicht mehr animal oder Thier ſchelten, oder wohl gar vernünftiges Thier, welches das gemeinſte von allen iſt. Das Thier kann viel verſtehen, aber nichts vernehmen, und wenn es ja zuweilen eine Aehnlichkeit davon zu haben ſcheint, ſo wird ſein Anblick uns ſo tragiſch, daß wir es tödten möchten, um der Trauer zu entgehen. Wenigſtens erinnere ich mich, daß mir in meinen Knabenjahren mit Hunden und Pferden zuweilen ſo ein Gram begegnet iſt, als ich weder von Zoroaſter noch Platon etwas vernommen hatte. Dieſes Ideenweſen Menſch bedarf zu ſeinem Sein, d. h. zu ſeinem fröhlichen, lebendigen Sein, ſeiner himmliſchen Nahrung, die in ihm ſelbſt ewig wächſt und vergeht; er muß zuerſt und höchſt durch ſich ſein, ehe er mit andern und in andern frei und ſicher leben kann. Hat er ſich durch lange Arbeit, durch redliches Dichten und Trachten nach Wahrheit in ihm ſelbſt erklärt und gemacht, dann erſt hat er die Helle, daß er andere Weſen und ihre mannigfaltigen Geſtaltenwechſel in ſeinem erheiterten Spiegel aufnehmen darf, ohne durch das Vielfache ſich zu ſehr reizen und verwirren zu laſſen.

Aber wie geht es unſern Weiſen? Die Eitelkeit macht die Flaumenbärte zu Meiſtern in Jahren, wo ſie die Welt erſt erkennen und genießen ſollten. Weil ſie noch nichts ſind und alſo auch nichts können, ſo dringen ſie deſto geſchmeidiger in fremde Lebens- und Ideenkreiſe ein, und ziehen dieſe oft ſo friſch und genialiſch um ſich herum, daß die Hörer und Seher ſo getäuſcht werden, daß ſie glauben, es ſeien die Herren ſelbſt, und es ſei ihr Eigenſtes und Innigſtes, was ſie ausſprechen. Aber nur Geduld! Es geht einige Jahre gut, aber dann iſt es vorbei; die Kraft iſt in unnatürlicher Liebe frühe erſchöpft, und kehrt nimmer wieder, und wann ihres Lebens Herrlichkeit recht aufblühen ſollte, beginnen ſie ſchon zu verwelken. In ſie ſelbſt zurück geht kein Weg mehr, ihr Gemüth und die Flamme, die daraus hervorſchlagen und friſche Jugend entzünden ſollte, iſt auf ewig zugeſchloſſen. Sie haben den Mann anticipirt, haben ihn in fremder Rüſtung geſpielt; ſie ſind zu ſchwach, die eigene zu tragen. Wenn der Menſch, der zu ſeiner Zeit Kind und Knabe, Jüngling und Mann war, und ward, nach den Arbeiten und Mühen ſeine göttliche Ruhe hat, wo die Geiſter des Himmels und ſeines eigenen Herzens ihn beſuchen, und wo er die zerriſſene Kraft und die zerſtreute Fülle ſeines Lebens wieder ſammelt, um ſich bald deſto friſcher in den Kampfplatz zu werfen, ſo krüppeln dieſe Kaſtraten, dieſe ausgehöhlten und geſpenſtiſchen Menſchenlarven, in ewiger Mühſeligkeit und Frohndienſt fort, aber ohne den Anfang oder das Ende ihrer Bahn zu ſehen. Sie haben nur Gewohnheit ſolches Treibens, aber keine Luſt mehr daran, und können alſo auch andern keine Luſt daran geben: glücklich, wenn ſie nicht fühlen, was ſie ſind und was ſie ſein könnten. Aber andere von ihnen fühlen nicht, daß ſie was Herrliches ſein könnten — denn dazu ſind ſie zu ſchlecht — ſondern ſie fühlen, daß ſie Schächer und Schwächlinge ſind. Sie haben aber Scharfſinn genug, zu merken, wie dumm die Welt iſt, ſie noch für etwas zu halten; und grade dieſes Geſchlecht, wo es ſich auch finde, meint immer, daß es berufen iſt, die Welt mit Blendwerken zu regieren: und nach dem, was ich geſehen habe, muß ich faſt geſtehen, daß ſie nicht ſo Unrecht haben. Es ſind die Atheiſten und Lügner, wie ich ſie oben nannte, im Gegenſatz gegen die gutmüthigen und ſchwächlichen Abergläubiſchen, deren Leben wir eben betrachtet haben. Es iſt die größte Zahl von denen, welche die Welt mit Federn und Edikten ſteuern; unter der gelehrten Klaſſe hat ſie den Namen Scharlatan und Bänkelſänger lange ſchon mit Recht geführt. Es ſind alle die unredlichen Menſchen, die in der Welt mehr wagen, als ſie dürfen, mehr ſcheinen, als ſie arbeiten, mehr lehren, als ſie wiſſen. Von dem Maaß der Kraft und Gelehrſamkeit iſt hier gar nicht die Rede, ſondern von Wahrheit und Lüge, ſie ſeien auch entſtanden, wie ſie wollen. Ein Menſch kann eine ungeheure Vielſeitigkeit der Weltanſicht, eine leichte Ueberſicht vieler Dinge, ſelbſt eine ziemliche Einſicht und Durchſicht haben, (denn wo ſie groß ſind, iſt Lüge unmöglich) und mit reicher Erfahrung und vielen Kenntniſſen gerüſtet ſein; und ſcheint und lehrt er in dem Geringſten etwas, wovon er weiß, daß es nicht ſein iſt, wovon er wohl gar weiß, daß er es abſichtlich thut, um ſich ſchimmernd und andere bethört zu machen, ſo iſt der politiſche oder gelehrte Bänkelſänger fertig, jener Bube, den man mit einem Mühlſtein am Halſe ins Meer werfen ſollte, wo es am tiefſten iſt. Unter ſolche biſt Du gerathen, mein Bruder; denn wo iſt eine gelehrte Zunft, ſei ſie ſonſt auch noch ſo klein, die von dieſen nicht einige Hohnlächler und Spitzköpfe und von den andern nicht einige gutmüthige Pedanten und ſteife Parückenſtöcke hätte? Welche von beiden die gefährlichſten ſind für ein Leben, das noch nicht ganz ſicher iſt, oder ſeine Naturſicherheit ihnen unglücklich aufgiebt, iſt wohl ſchwer zu ſagen; denn wenn die einen ungebührlich erſchrecken, ſo wiegen die andern unſelig ein: und in beiden Fällen mag der Mann ſich wohl gleich ſchlecht ſtehen. Ich kann mir es recht lebendig denken, wie es einem wilden, feurigen und genialiſchen Menſchen gehen muß, wenn er, durch ein näheres Verhältniß gebunden, unter ſolche

Geſellen geräth. Was er an Begeiſterung, Jugendkraft und Feuerſtrahl des Wortes und der That auch voraus habe, wie hoch er den Menſchen und ſein Wirken, und alſo ſich ſelbſt auch in ſeiner Pflicht ſtelle, ſo haben dieſe ſchwächlichen und ausgelebten Myſtagogen und Brabeuten doch gewaltige Mittel in Händen, das Dunkel und den Staub auf ſeiner Bahn unendlich, und den gewiſſeſten und herrlichſten Sieg unſcheinbar und unbekränzt zu machen. Sie ermatten den Novizen, der nicht mit ſeltener Freiheit ſelbſtmächtig in das Heiligthum zu dringen wagt, mit unendlichen Ceremonien und Vorübungen; ſie halten den Kämpfer Tagelang durch Prüfungen und Formen auf, und laſſen die ermattete Kraft und die Langeweile werdende Ungeduld gerade, wenn ſie am wenigſten gerüſtet iſt, mit einem ihrer Klopffechter in die Rennbahn, oder erfinden für alte Kampfſpiele neue Zuſätze, um ihn deſto ſicherer zu verderben. Siehe, Lieber, hier grade ſteheſt Du. Daß wir Menſchen von fünf und zwanzig und dreißig Jahren weniger wiſſen, in dem gewöhnlich gemeinten Sinn, als die von funfzig und ſechzig, iſt natürlich und verzeihlich; daß wir in dem Theater- und Staatsgallakleide des ausgelebten alteuropäiſchen Lebens uns nicht gemüthlich fühlen, wie dieſe, und uns darin wohl gar etwas albern darſtellen, oder doch nie wichtig darſtellen wollen, iſt natürlich, und ſogar lobenswürdig. Aber dies iſt den Pedanten ein Hochverrath, und den Spitzköpfen eine Tollheit, die in Freude zufahren, das Herrliche zu erniedrigen, das ſich ihnen nicht gleichſtellen mag. Denn das iſt einmal die Geſinnung dieſer Weltlehrer und Weltherrſcher, daß alles ihrer vornehmen Knechtſchaft gleichen und durch bequeme Spitzbüberei und glänzende Lügen die Welt mit bethören ſoll. O wie ich dieſe Knechtsgeſichter haſſe, die als ſchlechte Affen aus den Vorſälen der Palläſte weggeprügelt zu ſein ſcheinen! ich kann es Dir nicht genug ſagen.

Denke ich nun Dich im Gegenſatze gegen ſie; Dein mildes, liebendes Gemüth, das keine Liſt merken will; Dein großes, brennendes Herz, das ſich mit allen ſeinen Wahnen und Schwärmereien ſo offen hinlegt; Dein Mitleid, auch wo Du Sieger und Gebieter ſein könnteſt, der Erbärmlichkeit zu ſchonen: ſo begreiſe ich den kleinen Triumph ihrer Seichtigkeit über Dich. Denn nie hoffe die Wahrheit mit der Lüge zu leben, als die Geiſſel in der Hand, daß dieſe zittere. Dieſe ſehen immer nur ihr Kleines und ſich ſelbſt in dem engen Leben, und thun das

Schlechte ſicher und gewiß, wenn Menſchen wie Du in ihrer Weite über die kleine Welt und ihr kleines Selbſt ſich gleichſam zu einem unendlichen, allempfindenden und allgenießenden Leib ausdehnen, der den Streichen jener, die auf ſich ſelbſt enge zuſammen gezogen ſind, tauſend Blößen giebt. Solche Menſchen können und wollen die zarten Wahrheiten, und noch weniger die zarten Wahne nicht begreifen noch dulden: ſie raufen die ſüßeſten Blumen wie Neſſeln aus, um ſie zuerſt zu examiniren und dann aufzulegen und zu trocknen, oder auch bloß, um ſie mit ihren Elefantenfüßen zu zertreten. — Und ſelbſt, wenn das nicht geſchehen wäre, was ich nun klar ſehe, daß es geſchehen iſt und geſchehen mußte, ſo wareſt Du noch zu unſchuldig für dieſes verworrene und behexte Leben, um Dich darin hell und unbeklommen zu finden; Du wareſt nicht genug ſtätig in Deiner Kraft, um Dich unter Hinterliſt und Dummheit zu behaupten, welche immer den Inſtinkt haben, ſich ſelbſt zu ſchonen, wo wir unſre beſten Gaben reich und fröhlich wie die Götter vergeuden. Sie thun freundlich dazu, ſo lange ſie müſſen, und ſehen, daß wir ihres armen Lebens Herr ſind; aber unſre augenblickliche Armuth, die nur augenblickliche Ermattung iſt, belauren ſie, und zerhauen uns dann mit den ſchar tigen Schwerdtern ihrer Gemeinheit, zugleich mit einer Behexung, daß wir wohl endlich gar glauben, wir ſeien in einem ehrlichen ritterlichen Kampf beſiegt. Ich ſehe nun, Liebſter, wie Dein edler, ſchlanker Stamm unter dieſen dürren Felſen vergebens ſeine erquickenden Winde und Sonnenſtrahlen ſuchte, in dieſen kalten Sümpfen umſonſt der Wurzeln reiche Kraft in eine milde Erde hinabzutreiben ſtrebte. Wohl Dir und mir, daß der Blühende nur in Trauer, und noch nicht im Verwelken ſteht! Wir wollen Dich in Dein altes Land verpflanzen, und die alte Herrlichkeit und Lieblichkeit Deines Lebens ſoll Dich umkleiden, wie ewig hochzeitlicher Frühling.

Denn hier wie iſt der Sieg und ſeine ſchöne Sicherheit zu erringen? und wo iſt die Glorie für den Geübten und Gewaltigen in dem Gemiſch, worin Ehre mit Unehre, Götter- und Heldenſpiel mit Hanswurſtgeſchrei und Jahrmarktspoſſen ſo widerlich zuſammenſteht? Denn hier iſt weder Spiel noch Schlacht: es iſt alles zu langweiliger Poſſe und gemeiner Balgerei ausgeartet. Zwei Partheien bekämpfen ſich lächerlich, und, wie ſie meinen, ernſthaft genug; aber ein ſchadenfroher Dämon, der, wenn alle andern heroiſchen Dämonen des Licht- und Schattenreichs ſie verlaſſen, als ein kleiner olympiſcher oder tartariſcher Therſites, der letzte unter den Menſchenkindern, mit ihnen iſt, und ihnen die albernen Farzen anordnen und durchſpielen hilft, womit ein entartetes und abgelebtes Geſchlecht ſich ſtatt der Freude behilft — dieſer bübiſche und gauneriſche Dämon hat ihre Augen und Waffen ſo geſtellt, daß ſie ſich ſicher immer auf zehen Schritt vom Leibe bleiben, wenn ſie einander zu durchbohren meinen, und daß triumphirend und kläglich von Siegen und Niederlagen geſchrieen wird, wo keine einzige Waffe traf und kein Tropfen Bluts floß. Gegen die Obigen nämlich, deren jämmerliches und ſpitzbübiſches Treiben ich Dir wohl kaum gewieſen habe, wie Du es erfuhreſt, hat ſich eine mächtige Parthei erhoben, die nichts Geringeres gelobt, als ihren uralten verknöcherten und verſteinerten Mumienthron der Gelehrſamkeit über den Haufen zu werfen, und alles Gewürm und Ungeziefer, das darin niſtet und wimmelt, und alle Käuze, Fiedermäuſe und Murmelthiere, die finſter und kalt darin hauſen, zur Beluſtigung und zum Spiel der friſchen Klauen und Flügel an das Licht hervorzutreiben.

Dieſe neuen Fauſtkämpfer zeigen zum Theil Schultern und Gelenkigkeit, welche Hoffnung erwecken; aber der Uebermuth und Stolz, womit ſie auftreten, die Unſicherheit des Neuen, das ſie ſo geſchwind und eigenmächtig aus dem friſcheſten Blute und Gebein der Welt zu machen drohen, ohne ſich nach den Schmerzen der Verwundeten und den Toden der Zerſchmetterten umzuſehen, macht der armen Welt bange, und der alte Mumienthron wackelt zwiſchen den Stoßenden und Vertheidigenden noch immer hin und her, obgleich manche Lücken darin geſchoſſen ſind. Das Erſte iſt dieſen Neuen leicht geworden, zu zeigen, daß das Alte verknöchert und verhärtet iſt und ſterben muß. Sie haben mit Scharfſinn gewieſen, wie kümmerlich und ſeelenlos das europäiſche Leben und Streben durch diejenigen geworden iſt, welche ſeine Erfriſcher, Erhalter und Träger hätten ſein ſollen; wie die Kunſt zur Karrikatur und zum Geplapper der Mode entſtellt iſt in Geſtalt und Rede; wie die Wiſſenſchaften, auf weichen Prädikaten der Gelehrſamkeit hingeſtreckt, ſich warm und faul in ſich ſelbſt beſonnen, ohne andern Licht und Wärme zu geben; wie Dummheit und Schlechtigkeit eine Bahn, die in der Idee unendlich ſein ſoll, geſperrt haben, und durch ihre Häſcher mit Stöcken und Spießen zurückweiſen laſſen, was die wohlthätigen Schranken überſpringen will. Einige von ihnen, die erſten, haben zu hohem Muth, hohe Geduld und Kunſt gehabt und für Wahrheit und Recht redlich geſtritten; Beifall und Zujauchzen fehlte ihnen nicht, was ſie verdienten, was aber faſt alles Neue auch unverdient erhält. Mit Ernſt und Kraft traten andere in ihre Spur, und in der jetzt wahrhaftig geflügelten Zeit iſt das Aufräumen und Verwandeln raſch genug gegangen. Aber dieſer Zeit Karakter iſt, nichts feſtzuhalten und in ſich ſelbſt zu begründen und zu geſtalten, ſie ſtürzt ſich nur wie Welle auf Welle in Vergänglichkeit, und hat keine andere Freude, als die des Fortſchießens und Zerſtörens. So ſchießen auch die beſten dieſer Neuen geſetzlos und übermächtig fort, und ehren nichts Ewiges weder in ihnen ſelbſt noch in den Zeitaltern; und die heilloſe Menge der Jetztlebenden, die alles will, aber nichts duldet, alles wagt, aber nichts vollendet, hat ſich mit ihrer Leichtfertigkeit und Gewiſſenloſigkeit nachgeſtürzt und befleckt den ſchönen Eifer und die männliche Geduld der wenigen Tüchtigen. Auf ihre Unzucht, auf ihre Unwiſſenheit, auf ihre Weichlichkeit und Untüchtigkeit weiſen die Alten hin und warnen mit Recht vor einer Schwärmerei, die auf keiner Kenntniß, vor einer Herrſchaft, die auf keiner Arbeit, und vor einem Uebermuth, der auf keiner Kraft ruhet. Aber weil ſie ſchlecht und verſtockt ſind, ſo möchten ſie auch den Löwen, vor dem ſie zittern, als Eſel gelten laſſen, weil ſo viele langöhrigte Thiere jetzt in Löwenhäuten umgehen. So iſt der Streit endlos und die Verwirrung gränzenlos; und wie der ſchlimmſte Despotismus jetzt ſchaamlos um ſich greift, ſo bereitet er ſich auch hier in der unverſchämteſten Revolutionsmonarchie ein blutiges Schlachtfeld für die nächſten Decennien. Es ſtehen die Unwürdigſten der beiden Partheien frech und lauthälſig einander gegenüber und melden den Zeitgenoſſen, was ſolche Geſellen immer gebrauchen, es werde hier um das Heil der Menſchheit und um das Glück und die Ehre der kommenden Zeiten geſtritten. So viel iſt gewiß, daß ſie in dem Einen Recht haben, die Neuen, wenn ſie ſagen: „ihr Alten „ſeid Narren und Betrüger, eure Arbeit iſt „Eſelei, euer Muſendienſt Knechtsdienſt, euer „Wiſſen Geiſtloſigkeit,“ und die Alten, wenn ſie ſagen: „ihr Neuen ſeid Schwärmer und „Weichlinge, eure Weisheit iſt Wortdunſt, euer „Stolz Unwiſſenheit, und eure Kraft Faul-

„heit.“ Du weißt, lieber Freund, was ich meine, Du kennſt ihre Waffen und Gerüſte, Du kennſt die Tummelplätze und die Stellen, wo die Poſauner, Ausrufer und Bänkelſänger ſtehen. Ich gebe Dir einige Tage Zeit, darüber nachzudenken.

Sechſter Brief.

Dachte ich doch, daß es faſſen würde; aber daß es ſo tief faſſen ſollte, war nicht die Meinung, Du Lieber, noch weniger, daß Du Dich bei mir entſchuldigen ſollteſt, als habeſt Du übel gethan, da Du doch nur übel gelitten haſt. Du fühlſt Deinen Zuſtand innig, wie ich aus Deinem lezten Briefe ſehe. Aber das wollten Deine Freunde eben. Man muß ſeine Krankheit erkennen, und auch das erkennen, daß die Heilung allein in uns ſelbſt liege, auf daß man ſich ein Herz faſſe zu geneſen. In Deinen Klagen über das Unrecht, das ich Dir und Deinen Zeitgenoſſen in meinem lezten Briefe gethan haben ſoll, haſt Du Deinen eignen Zuſtand, und was die unglücklichen Zeitgenoſſen mit Dir in Gemeinſchaft leiden, ſo treu und ſo tragiſch offenbart, daß alle meine vorigen Worte dadurch zu ſtehenden Zeichen geworden ſind, und klarer und klarer erblicke ich nun, wie Du mit Deinem ſchönen Leben in ſolche Zwietracht gerathen biſt, und wie all dies Unzeug und dieſer Krieg um Nichts, den man um den Beſitz der Erde und des Himmels jetzt führt, auf Dich wirken mußte. Du haſt mir Dein ſchönes, weiches Herz noch einmal hingelegt, blutig und zitternd wie es iſt, aber immer noch lieb und menſchlich. O daß meine Fingerſpitzen zu Blumenköpfen würden, es ſanft zu berühren! daß mein ganzes Leben in Liebe zerfließen könnte, es wieder zu erquicken und zu erwärmen, wie es in alten Tagen waidlich und mächtig ſchlug! daß keine Angſt vor den triefenden Dunſtnebeln und der eiſernen Kälte, worin es erſtarrte, ſeine fröhlichen Schläge mehr hemmte! Und, mein Bruder, in Deinen letzten Worten, wie wehmüthig und hingegeben ſie ausgeſprochen ſind, hat mich eine lebendige Kraft, eine Thränenerquickung möchte ich ſie nennen, angeweht, die durch ihre Wirkung auf mich beweiſt, daß ſie in Dir noch etwas Lebendiges iſt. Wer die Menſchheit und ihr ewiges höchſtes Ziel ſo ſehen, wer ſeine Nichtigkeit — denn unſere höchſte Kraft, gegen das Ganze gemeſſen, iſt nichtig — ſo ausſprechen darf, der darf auch wirder ſagen: ich bin ein Menſch und ein Mann, und der darf aus eigner Majeſtät hintreten und Mann zu ſein wagen. Sollten die Dummköpfe und Hohnlächler, und die wilden Ausſchreier der neuen Weltverjüngung Dich aus Deinem Himmel herausbetrogen und herausrenommirt haben — und Du hätteſt nicht die Geduld, Dein eignes köſtliches Gut vor ihren Augen wegzutragen und Dir auf einer neuen Stelle Dein neues Haus und ein neues Leben damit zu gründen? Die Letzten, glaube ich, haben faſt ſchlimmer auf Dich gewirkt, als die Erſten, weil ſie, wie alles, was in der Zeit jung iſt, durch Hoffnungen, und ſelbſt durch die Nachſicht, die man mit Proben hat, verführen und täuſchen. Ich ſchließe dies aus der Art, wie Du mein Urtheil über ſie aufgenommen haſt, das Du ungerecht, und, wenn auch wahr, doch hart und bitter findeſt, weil es die Quelle des Uebels nicht richtig berühre. Du ſprichſt aber Deine Meinung über ſie und ihr Wollen und Wirken auf eine ſo neblichte und räthſelhafte Weiſe aus, als wollteſt Du mit mir und ihnen einen Scherz treiben und uns beiden gleichſam verſteckt ſagen, was ſie ſeien, und was mich an ihnen verdrieße. Es iſt mir überall lieb, über die Sprache, ſelbſt als ſolche, einmal mit Dir zur Sprache zu kommen, und was es

Geiſte, dociren und ſchreiben zu wollen; und die nicht bloß politiſche Gefahr zu beleuchten, die in dieſem prometheiſchen Geſchenke liegt. Doch davon weiter unten.

Alſo Du meinſt, ein Zeitalter könne ſo hoch ſtehen in ſeinen Gefühlen und Streben, daß alle Form und Gränze ihm mit Recht klein und verächtlich dünken müſſe; daß es das Feſte in Politik und Kunſt ohne Trauren dürfe vergehen ſehen; und daß in Andeutungen und Anſpielungen hoher Naturen mehr Kraft und Kraftoffenbarung liege, als in allem Thun und Wirken derer, die ſich vergebens gegenan ſträuben. Die Menſchen, die nun gleichſam in der hohen Muſik des Univerſum zerfließen, die das Wirkliche, was geſchieht und jetzt geſchehen kann, anekle, ſeien nicht nur die edelſten, ſondern ſie wirken auch das Edelſte, und es ſei unwürdig und zugleich unverſtändig von mir, ſelbſt in ihrer Erniedrigung vor einer gemeinen Welt, in ihrer Schwäche, die nur ſo ſcheine, nicht eine höhere Achtung und Liebe der Natur und der Gottheit anzuerkennen, als derer, die im gemeinen Genuſſe ſo fortgraſen und im dumpfen Nachlernen und Nachbeten alter Gedanken und veralteter Weisheit die Erde lehren und richten wollen. Bruder, ich muß Dir widerſprechen: aber ich will Dir nicht wehe thun, wenn ich ſage, daß eine täuſchende Gemeinſchaft, die Dir mit ihnen erſcheint, Dich für ſie beſticht. Glaube mir, von den Menſchen, die in Nebeln wandeln, die ſchöne Empfindungen ohne hohen Geiſt ausſprechen, die ſich auf Worte berufen, wo andere Erklärung verlangen, ſind die meiſten im Anfange Schwächlinge, endlich durch Noth Betrüger. Edle Naturen können durch Mißgeſchick, durch Deßorganiſation unter dieſe Nebler und Dünſtler gerathen, aber Blitze, die unwillkührlich durch ihre Nacht ſchlagen, offenbaren, was ſie ſind; und wenn ſie in ſolchem Treiben nicht frühe untergehen, ſo werfen ſie, wie der Atlas im Frühling, den Schnee des Winters und die Dünſte des Herbſtes ab. Die Lehre iſt einfach, wer nicht arbeiten mag, und doch genießen und etwas ſcheinen will, wird ein Gauner und Taſchenſpieler in Krügen und auf Jahrmärkten, ein Empfindler und unglücklicher Verliebter mit Weibern und Jungfrauen, ein politiſcher Täuſcher an Höfen und in Lägern, und ein geheimnißvoller, von göttlichen, unausſprechlichen Ideen überſtrömender Philoſoph, deſſen tiefe Wunder gemeinen Augen nie klar werden können, als durch den glücklichſten Adeptismus der Natur. Ich leugne nicht, daß dieſer trügeriſche Schein mit der wirklichen Wahrheit der größten Naturen etwas gemein habe, aber ich glaube, es bedarf keiner langen Myſtagogie, um das Wirkliche von dem Nichtigen zu unterſcheiden. Ich leugne auch nicht, daß es in einer geſtaltloſen und maaßloſen Zeit, die man mit Recht die zweite allgemeine Sündfluth der Welt nennen kann, nicht leicht iſt, Geſtalt und Maaß zu gewinnen, und was man ſelbſt, und was die Welt iſt verſtändig und mäßig auszuſprechen. Den Großen wollen wir verzeihen, wenn ſie hier ſtraucheln, aber loben wollen wir ſolches Straucheln nie, es gar als eine Ueberſchwänglichkeit menſchlicher Größe ausrufen nie und nimmer. Aber die Schwachen und Faulen, die ſich ſolches Mangels und Verderbens, wodurch ſie wieder vielen andern verderblich ſind, mit der Zeit entſchuldigen, ſich deſſelben wohl gar rühmen, die wollen wir wenigſtens vom Parnaß herunter geiſſeln; ſie mögen hyſteriſchen Weiblein und ausgelebten Sündern Myſten und Heilige ſein, aber nie ſollen ſie ſich einbilden, eine neue Welt verkündigen, oder wohl gar geſtalten zu wollen. Und Du, dem es mit allem Heiligen immer heiligſter Ernſt iſt, der die Wahrheit ſo beſcheiden und fromm ſuchte und immer ſo beſcheiden und fromm gab; Du, der grade durch dieſe Einfalt und Offenheit Thoren und Buben ein Spiel wurdeſt; Du, der unglücklich iſt, weil er der Kraft für die Welt und ihre große Gemeinſchaft noch entbehrt; Du, an der höchſten und tiefſten Sehnſucht großer und reicher Gemüther ſchmachtender und kranker Menſch — Du willſt dieſes flache, gemüthloſe, gaukleriſche Geſindel vertheidigen, das ſich mit ſeinen Waſſerblaſen und Wolken auf Minuten wohl ſelbſt täuſchen kann, das aber in der That nur ohne Arbeit und Kampf genießen und herrſchen will. Doch wir laſſen dieſe Narren und Nebler, und gehen wieder auf uns ſelbſt zurück.

Du ſchließeſt Deinen Brief mit einer rührenden Klage, die in ihrer ſtillen Erhabenheit etwas wahrhaft Poetiſches hat, indem Du des göttlichen Geſchäftes gedenkeſt, durch die lebendige Sprache, durch die Hand und den Blick und die Seele das Allgemeine und Wahre, was von Kunſt und Wiſſenſchaft und Leben irgend in Worte gefaßt werden kann, andern lebendig zu überliefern und ſo in einem ſcheuen Bunde der Mitſchöpfung durch die künftigen Jahrhunderte mit allen Geſchlechtern fortzuleben. Du blickſt mit tiefer Wehmuth auf den Kranz, deſſen erſte Blumen welkten, ehe ſein letzter Ring geſchloſſen war, als hätteſt Du das Köſtliche unwiederbringlich verlohren. Doch ſei es, wie es ſei, tröſte Dich, mein Bruder! Du kannſt Dich tröſten mit dem, was den Meiſten begegnet, Du kannſt Dich tröſten mit dem, was Du behalten wirſt, auch wenn dieſer Kranz der Trauer nie neu grünen ſollte. Ich ſagte oben, das Dociren und Schreiben ſei ein gefährliches Geſchäft, nicht bloß politiſch, wenn man die bedenkt, welche gern baſtilliſiren, deportiren, füſiliren — was einen Ehrenmann am wenigſten erſchreckt — ſondern auch menſchlich betrachtet. Hier geht uns nur das Dociren an, was, auch in höchſter Bedeutung genommen, immer nur eine Art Sprechen iſt. Du haſt lange gewußt ohne Jeſus Sirach, daß, wo die Zunge am fertigſten, des Verſtandes gewöhnlich am wenigſten iſt. Dies darf gelten, ſelbſt wenn die Trägeſten mit den Feurigſten das Schweigen gemein haben. Aber man darf auch ſagen, wo man die Zunge zu viel übt, verliert man den Verſtand. Das magſt Du mir wohl nicht ſo auf mein Wort glauben; aber ich habe Manches, worauf ich mich für dieſe Behauptung berufen kann. Ich habe Menſchen gekannt, deren Jugend ſchön und hoffnungsvoll war, die als Jünglinge die goldenen Keime herrlicher Früchte und Thaten ſo ſtill und mächtig in ſich trugen, und durch Leib und Geiſt blühende

Geſchlechter zu verſprechen ſchienen. Sie geriethen durch Unglück, mehr als Männern recht iſt, in die Geſellſchaft von Weibern, deren Eitelkeit ihre Kraft in Kleinigkeiten und Spielereien aufrieb: ſie lernten ſchwätzeln; Politik und Unruhe trieb ſie auf Kaffeehäuſer und Theater, unter Schauſpieler und Kunſtkenner: ſie lernten ſchön ſprechen; der Zufall oder die Gnade eines Gönners ließ ſie ſtundenlang in Vorſälen ſtehen und aufwarten, Worte ohne Bedeutung ſagen, und auf Worte ohne Bedeutung antworten: ſie lernten mit Worten darſtellen. Die Herrlichkeit iſt hin, ſolche Menſchen werden künftig weder etwas Großes thun noch machen; ſie ſind in dem Fall, worin der Mann ſein würde, der ſich mit dem vollen Gedanken, einem großen Genius das Leben zu erwecken, zu ſeinem Weibe legte, und in ſolchen Gedanken die That vollbringen konnte: ſiehe, er wird einen buntgefiederten Pfau der Eitelkeit, oder einen ſcharfzüngigen Spitzkopf zeugen. Solche Menſchen habe ich gekannt. Sie hatten die arme Sprache bis in ihre geheimſten Geheimniſſe durchgeplappert und durchrhetoriſirt. Wenn die Begeiſterung, welche die Natur ihnen umſonſt gegeben hatte, ſie zuweilen noch ergriff, ſo konnten ſie wohl noch in einzelnen Fragmenten göttlich ſchön ſprechen, daß es eine Freude geweſen wäre, dieſe Ausſtrömungen eines ſcheuen Gemüthes feſtzuhalten und aufzubewahren. Sollte es aber etwas werden, was Arbeit und Stille verlangte und nur durch Sammlung der Kräfte werden kann, ſo ward es froſtig, manierirt und kümmerlich; und ſelbſt das für den Augenblick Geſprochene ward endlich eitel leeres Geſchwätz. So iſt es, die Menſchen hatten ſich richtig entweiht und verſchnitten, zuerſt aus Gefälligkeit für andere, dann aus Eitelkeit, endlich — was das Letzte iſt — aus heilloſer Gewohnheit. Denn das iſt der Fluch des vielen Sprechens und des vielen Hörens, wozu der Menſch, der arbeiten und denken ſoll, nicht von Gott erſchaffen iſt, daß, wie das Erſte die gewaltigſten Kräfte unnütz in Eitelkeit ausgießt, ſo das zweite gleich einer bleiernen Laſt ſie tiefer in uns zurückdrängt und zuſammenpreßt, daß wir ſie nicht bewegen können; weswegen das Erſte albern und ſeicht, das Zweite ſchwer und dumpf macht.

Du wirſt ſagen: „aber es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Sprechen und Sprechen, und „Hören und Hören; es gilt auch hier, das Todte „macht todt und das Lebendige macht lebendig; „es iſt des Geiſtes wie der Liebe herrliches Vorrecht, daß ſie durch alles Geben nur reicher

„werden; ſie haben ihre Erquickung und Stärkung „immer in ihnen ſelbſt, und ihnen allein blühet „aus ewiger Zerſtörung ewige Erneuung.“ Schön und wahr geſprochen. Aber es giebt ein ſtilles und gemüthliches Geben und Nehmen von Geiſt und Liebe; und wie die Liebe mit kurzen Worten oft, mit langen immer lügt, ſo möchte auch hierin dem Geiſt etwas Aehnliches begegnen, und ich zweifle faſt, ob ſein Beſtes ſo leicht durch Worte ausgeſprochen, als durch Worte weggeſprochen werden kann. Mich dünkt, das Wort könne nichts weiter ſein, als ein Zeichen, ein leiſer Anklang von Geiſt, was es auch bei kleineren Dingen nur iſt; das Verſtändniß ſeiner vollen Harmonie und ſeines innigſten Lebens müſſe durch etwas Beſſeres kommen, durch ſtille Prophetie der Augen, und Gebehrden, und durch andere unſichtbare Emanation und Inſpiration, die wir alle unter Menſchen ſo oft im Guten und im Böſen fühlen, die aber, wie unſere innerſte Entwickelung und Verſtändigung mit uns ſelbſt, uns immer etwas Unbegreifliches bleiben wird. Es iſt etwas in uns, was uns verſtummen läßt, wenn wir uns am menſchlichſten und ſeligſten fühlen, wenn das ganze Weſen in tauſend ſüßen Zitterungen der reinſten, hellſten Wonne unſeres Feuergeiſtes in uns ſelbſt ſich todt zittern möchte. Wir ſind am glücklichſten, wann wir ſchweigen, wir ſind am frommſten in der Einſamkeit nach raſchem Liebes- und Thatengenuß der Fülle und Kraft. Was uns wiederfährt, müſſen wir auch an andern glauben, was uns beſeligt, an andern achten. Es giebt einen Mißbrauch der höchſten und göttlichſten Dinge durch das Unmaaß, und wir bedürfen in unſerer Zeit mehr als je jener lauſchenden und gläubigen Sophroſyne, wovon die Weiſen und Guten des Alterthums ſo viel wußten: jener ſchönen Tugend, die immer mehr zittert zu viel als zu wenig zu thun. Ich will Dich nur an Eines erinnern, Du Lieber — nie iſt ſo viel geſprochen, docirt und geſchrieben, nie ſo viel gelauſcht, gehorcht, gehört worden, als zu unſerer Zeit; und ſieh Dich um, was gethan und gemacht wird; und ſage mir, ob es Dich dünkt, daß die vielen Münde und Ohren und Finger, die behaupten für das Wohl der Menſchheit und ihre heiligſten Angelegenheiten in Bewegung zu ſein, etwas Herrlicheres und Ewigeres in That und Werk hervorbringen, als die früheren Alter. Nein, geſtehe mir, daß alles ſchwächlicher, geſtaltloſer und vergänglicher iſt. Denn ſo iſt es von Ewigkeit her beſtimmt, und ſchön iſt es, daß die Götter es ſo beſtimmten, daß man durch andere wenig werden kann

kann und das beſte durch ſich ſelbſt werden muß. Auch mit dem Lernen iſt es nicht anders; deswegen ſollten die Menſchen doch allmälig anfangen, das Lehren und Lernen mäßiger zu gebrauchen. Geiſt und Kraft, die von der ganzen Welt und von jedem einzelnen Menſchen uns zuſtrömen, können ſo dick nicht gegeben werden, als die Meiſter vom Katheder meinen; denn die liebe Welt iſt überall nicht ſo dick und rund allen groben Fäuſten anzufaſſen, als ihre Blindheit und Faulheit ſie nun einmal gemacht haben. Ich will Dir, lieber Bruder, die ſchöne Begeiſterung nicht nehmen, womit Du am Schluſſe Deines letzten Briefes Dir das Wort der Wahrheit und ſeine heilige Verkündigung denkſt. Es iſt ein göttlicher Beruf, aber eben deswegen ſind wenige dazu berufen, und auch die Hochbegabteſten müſſen ſich wohl hüten, daß ſie durch Unmäßigkeit und Unzucht ein ſo ſeltenes Geſchenk der Natur, hell klingende und tief weiſſagende Rede, nicht verſcherzen. Wir Deutſche ſcheinen einmal das Volk zu ſein, das mit einem eignen kaſſandriſchen Fluch belaſtet iſt, daß wir uns unſer Größtes und Trefflichſtes ſelten recht zueignen und zutrauen, und durch Proben und Pfuſchereien unſre reiche Majeſtät des Gemüthes und der Sprache ſo vergeuden. Daher entſpringt der zweite Unſegen, daß wir meinen, des Guten nie genug thun zu können; daher die nichtige Arbeitſeligkeit und ſchwächliche Geiſtloſigkeit, worunter wir erliegen. Ich weiſe Dich auf das Wahre und Einfache hin. Die größten und bedeutendſten Menſchen haben ſelten viel gehört, auch ſelten am meiſten und fertigſten geſprochen. Wenigen glücklichen Sterblichen gab die Natur überall das Seltene, die reiche Tiefe des Gemüthes mit lichter Klarheit und klangvoller Zunge immer fertig ausſprechen zu können. Die unglücklichſten ſind immer die, welche des Lernens und Hörens bei andern nicht ſatt bekommen können, denn aus Armuth an eignen Gütern ſind ſie ſo unverſtändig lüſtern nach fremden. Der Menſch, welcher wirklich etwas lernt und weiß, d. h. welcher aus eigner Kraft etwas Eignes will und kann, wird am beſcheidenſten gern geſtehen, daß er ſein weniges Tüchtiges und Bleibendes, wofür er die Kunſt des Vergeſſens nicht lernen möchte, aus innerſtem Triebe und geheimſter Liebe ſeines eignen Gemüthes ſich entwickelt und errungen habe. Die andern, die nachher nur ſo nachdociren und nachregieren, ſind doch nur Ziffern, die eben bedeuten, was man ſie bedeuten laſſen will; ſie beweiſen tagtäglich die alte Erfahrung, daß dieſe Welt ſo feſt und herrlich auf ſich ſelbſt geſchloſſen und gegründet ſteht, daß alle Thorenköpfe und Knechtsgeſichter ſie nicht aus den Angeln rücken können. Für dieſe muß nun freilich viel geſchwazt und docirt werden; aber ſolchen, deren man überhaupt entübrigt ſein könnte, wollteſt Du die edelſten Gaben doch wohl nicht hinwerfen?

Und ſelbſt, wenn man zu Göttern redte, und den gegebenen Geiſt in vollen Strömen wieder zurück erhielte, dürfte das Innigſte nicht ſo gemein und häufig wie Waſſer ausgegoſſen werden. Iſt ein Mann weiſe, iſt er einer Kunſt erfahren, einer Wiſſenſchaft kundig, ſo mag er täglich wohl eine bis zwei Stunden darüber ſich frei und begeiſtert mittheilen, aber nicht mit jener Peinlichkeit und Mühſeligkeit, wodurch die hohe Welt, die durch ihn in den Hörern geſtaltet werden und gleich einer Latoiſchen Inſel mit Tempeln und Orakeln aus der Tiefe des Herzens hervorgehen ſoll, zu einer flachen Sandwüſte wird. Denn keiner glaube, daß er Geiſt zeugen kann, keiner bilde ſich etwas ein auf die, welche bloß kommen, ihm ſein Beſtes abzulernen und nachzuäffen; ſondern er ehre das allgemeine Geſetz, das jedem Sterblichen ſein beſonderes Gemüth, und, wenn er bei der

Wahrheit geblieben iſt, beſondere Schlüſſel zum Leben und zur Kunſt des Lebens gegeben hat. Nur als ein einzelner Klang zur vollen Harmonie, als eine leiſe Stimme, die zum Jubel von Hunderttauſenden voranklingt, ſehe er ſich an, ehre und bewahre alſo ſeine Würde und ſeine Kraft, nicht eitel viel zu ſcheinen, ſondern ſtolz wenig zu ſein, aber dies Wenige kräftig und hell darzuſtellen. Dann wird ſich an ihm wie an Sonne und Luft eine ſchöne blühende Welt geſtalten, und als Erreger und Erwecker des tauſendfachen Geiſtes in andern wird der beſcheidene Mann endlich den Lohn empfangen, den er zuerſt kaum zu wollen ſchien. Wie viele Deiner Genoſſen waren, als ſie begannen, Männer von Geiſt und Kraft, ergaben ſich der Eitelkeit und dem Vielerlei, und waren und übten endlich nichts. Sieh Dich um nach den Gelehrteſten und Genannteſten auf unſern Univerſitäten; ſieh ſie ſelbſt und ihr Leben: die, welche kindiſch, lächerlich, erbärmlich ſind in Leben und That, können ſie hoch, ſtolz, groß ſein in Wiſſenſchaft und Kunſt? Sie haben alles weggeſchwatzt und ausgegoſſen aus Eitelkeit, und können endlich aus ſich ſelbſt nichts mehr. Dann iſt die volle Geſtalt und die lebendige Darſtellung hin. Denn von was für Männern ſind die Meiſterſtücke unſerer Sprache, worauf wir ſtolz ſein dürfen? und wie viele Bücher ſind ſeit hundert Jahren von unſern Kathederhelden geſchrieben, die das Siegel der Unſterblichkeit tragen? Schlafe wohl, Geliebter. Morgen will ich mehr mit Dir ſelbſt ſprechen.

Siebenter Brief.

Wie glücklich für Dich, mein Bruder, daß Du noch ſo viel Geſundheit hatteſt, Dich krank zu fühlen, und daß Du mit den andern in einem halbirten Leben nicht arm und eitel fortträumen wollteſt! Wie glücklich, daß die Natur Dir die fertigſte Zunge verſagt hat, wodurch ſo mancher ein Kümmerling wird! Du wareſt doch zu ſehr Menſch, um nicht alle Bebungen, die in der Zeit fortzittern, in Deinem Innerſten wieder zu empfinden, und von allen ihren blutigen und unblutigen Bewegungen angeſtoßen zu werden. Zu einer Zeit, wo die Gewaltigſten wanken und die Sicherſten unſicher werden, wo in der völlig umgekehrten Welt ſelbſt die Wahreſten und Gerechteſten lange in der Irre gehen, ehe ſie an ihrer eignen Treue ſich den Babelthurm der Wiedervereinigung bauen, war es unmöglich, daß ein ſo zartes und leicht anklingendes Herz nicht in mannigfaltigen und oft disharmoniſchen Schwingungen bewegt werden mußte. Ueberall ſcheint es mir, daß Menſchen Deines Gemüthes nicht für das Dociren geboren ſind, am wenigſten mit der Zwangspünktlichkeit und Peinlichkeit, womit geiſtloſe Pedanten das geiſtloſeſte Ding zu treiben pflegen. Du äußerteſt einmal in einem Deiner Briefe, der Menſch könne was er wolle durch die Idee ſein und machen. Ich widerſprach ſchon damals dieſer Einbildung, die wirklich eine Einbildung iſt, die Dir nicht ziemt, weil Du ſie nicht nöthig haſt; denn ſie iſt eine Erfindung von Schwächlingen und Unwiſſenden, die ohne Arbeit und Ernſt gern etwas bedeuten möchten. Es iſt wahr, die Idee iſt des Menſchen leuchtende Sonne, wodurch die ganze Welt und ſeine eigne Kraft erſt in voller Herrlichkeit verklärt wird; jener unſichtbare Zauber des Gemüthes, wo alles Kranke und Gebrechliche als ein täuſchender Schein abfällt, und Jugend und Unſchuld als eine liebliche Blume jung und friſch um uns und in uns erblühet: jener ſelige Zuſtand, wo wir wie ein Bild werden, worin die ganze Welt mit ihren zarteſten Wechſeln ſich klar und heiter wiederſpiegelt. Es iſt wahr, die Idee iſt das eigenſte Leben des Menſchen; ohne ſie iſt er ein verhärteter Stein ohne Glanz und Weiche; durch ſie nur wird er, was er ſein ſoll, zugleich leicht und ernſt, beweglich und feſt. Die Idee iſt jedem Menſchen einwohnend, der nicht desorganiſirt als ein Narr geboren iſt, oder durch Faulheit und Liederlichkeit ſich zum Narren gemacht hat. Doch wirſt Du mir nicht leugnen, lieber Bruder, daß die Grade und Unterſchiede auch hier unendlich ſind, und daß die Natur einigen eine ſo ſchwere und harte irdene und ſteinerne Hülle um das Götterkind Seele geworfen hat, daß ihre Lichtſtrahlen nie in dem hellen Feuer hervorſchießen können, womit die Idee uns allein ihre überſchwänglichen Bilder mahlen kann. Dieſe Unglücklicheren werden ſelten durch ſie erleuchtet, ſondern nur durch ein dämmerndes Verſtändniß von ihr geleitet.

Und doch iſt Deine Behauptung in einem gewiſſen Sinne wahr, daß der Menſch alles, was er wolle, durch die Idee ſein und machen könne, wenn man nur das Wörtlein: alles, was er wolle, ein wenig beſchränkt, daß es nicht ſo ausſieht, als wenn dies alles ſo viel bedeuten ſolle, als allerlei, was und wie es ihm einfällt; denn ſo ſcheinen es jene

Gewaltigen zu nehmen, die alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen und ſind, jene Jünglinge, deren hohes Wollen Du ſo eifrig gegen mich vertheidigſt. Dieſe haben ihre guten Gründe dazu, die ich Dir ganz kurz herzählen will, da wir die Vögel beide kennen. Sie haben durch ihre Albernheit und Schlechtigkeit das göttliche Wort Idee und ſeine Bedeutung faſt lächerlich gemacht. Arbeit und Mühe iſt nach ihnen der Bedarf gemeiner Naturen, die nur ſich ſelbſt und andere zu füttern da ſind, und ſchwer erwerben müſſen, was den Glücklichen mitgeboren wird. Ohne Arbeit und Studium, ohne durchwachte Nächte und fleißige Tage kömmt dieſen durch bloßes Ideenſpiel, durch die Klarheit und Reinheit innerer Anſchauung alle Weisheit und Kunſt, alle Wiſſenſchaft und Erfahrung aus ihnen ſelbſt. So werden ſie durch Einen großen Schlag, durch Eine aufblitzende Wetterleuchtung des inneren Gemüthes in wenigen Stunden Aerzte und Naturkundige, Metaphyſiker und Philoſophen, Poeten und Seher; und können, wenn das perpetuum mobile dieſes äſthetiſche und poetiſche Spiel einmal in Bewegung geſetzt hat, alle Götter und Geiſter damit bannen und löſen, wie ſie wollen. Deswegen appelliren ſie immer an dieſe innere Anſchauung und Offenbarung, und ſchelten und zeter nen, wenn man ſie etwas genauer nach ihrem Wunderweſen fragt, auf den gemeinen Pöbel, der immer Zeichen und Wunder ſehen wolle, ehe er glaube. Die Herren ſind geſcheut. Sie haben immer eine Hundehütte, wohin ſie, wenn ihnen bange wird, zugleich beſchämt und trotzig ſich ins Dunkel zurückziehen und brummen und knurren können. Dies ſind die faulen und überweiſen Narren, die ſelbſt die heiligſten Anſchauungen und Offenbarungen göttlicher Herzen, wenn es möglich wäre, den Leuten zum Spott machen würden; denn wozu Wenige durch großes Herz und ſeltenen Ernſt und Fleiß ein ſtilles Recht haben, dazu drängen ſich die Vielen mit der lauteſten Frechheit.

„Der Menſch kann, was er will, durch die „Idee ſein und machen." — Ja, Lieber, wenn er noch einen Willen hat; denn dann wird er wollen, was er muß. Aber willkührlich, wie ſie uns einbilden möchten, auch wo die Natur den Boden verſagt hat — nein, das kann und darf er nicht, und das ungöttliche Weſen, was er treibt, ſtraft ihn für die Narrheit und Hurerei des Gemüthes, das nichts ſchaffen wird, weil es Geſetz und Zucht nicht achtete. Denn nicht zu allerlei, ſondern zu allem iſt der Menſch beſtimmt; d. h. wozu ſein tiefſtes Leben ihn treibt, das ſoll ſein Alles ſein, das ſoll er ganz thun; und das wird er auch ſein und thun können, wenn er ſich ſein ſelbſt durch ſich ſelbſt, oder durch die Idee, bemächtigt. Die Idee iſt gewiß das innigſte, geheimſte, inwohnende Licht des Menſchen, das auf die ganze Welt und auf ihn ſelbſt einen himmliſchen Schein wirft, daß ſie groß und herrlich werden vor dem Blick, wie ſie ſind: durch ſie iſt ihm alles enthüllt, durch ſie ſteht der Spiegel des Univerſums vor ihm aufgedeckt. Aber alle Sonnenſtrahlen und Blitzleuchtungen der Idee fallen doch bei jedem Sterblichen beſonders in Einem Punkt zuſammen, in dem Punkt, wo das eigentliche Organ ſeiner individuellen Kraft iſt. Da koncentrirt ſich die größte Helle und Wärme, und wenn er da das zarte Leben der Idee züchtig und mäßig bewahrt, ſo kann er durch ſie alles ſein und machen, was er will; denn er will dann nur, was er liebt. Es liegt eine dumme Hoffart darin, zu meinen, daß jeder einzelne Menſch gleichſam die Allheit des ganzen Geſchlechts ſein und darſtellen könne; daß er zu gleicher Zeit Richter und Poet, Metaphyſiker und Kontoriſt, ein tüchtiger Pflüger und ein großer Aſtronom ſein könne, wenn er ſich zu der Höhe der Idee aufzuſchwingen wage, die aller Dinge Meiſterin, Königin und Schöpferin werde. Wir haben die vielfachen Proben geſehen, und ſehen ſie täglich, was ihr Leutchen mit eurer vielfachen Herrlichkeit könnet, und laſſen uns durch euer Affenſpiel und Affengeſchrei nicht bethören. Es iſt nicht wahr, daß der Menſch das Talent und die Luſt zu allem habe, was man ſo in Bauſch und Bogen menſchlich zu nennen beliebt. Mit den Thieren, deren Leben enger iſt, ſcheint es bei jedem in ſeinem Geſchlechte feſt abgeſchloſſen; aber es ſcheint auch nur ſo. Ihr Allgemeines iſt auffallender, weil es weniger iſt, als des Menſchen. Aber ihr beſonderes, auch ihre verſchiedenſten Temperamente, Neigungen und Fertigkeiten, die jedes für ſich hat und offenbart außer jenem Allgemeinen, wird keiner leugnen, der ſich nicht zu gut gehalten hat, auch mit ihnen zuweilen umzugehen und ſie zu belauſchen, wo ſie unter menſchlicher Willkühr, nicht bloß Knechte ſind. Der Menſch, der König der Erde, umfaßt in ſeinen Individuen aller Erdenweſen Triebe und Neigungen, und ſtellt ſie wieder in größeren Bildern dar, in Unterſchieden von Fertigkeit und Talenten, die eben ſo groß ſind, als vielleicht durch das übrige Reich der Lebendigen die Grade von dem trägeſten und verſchloſſenſten Stein zu dem gelehrigen und verſtändigen Pferde und Hunde, oder zu dem leichten Affen und dem verſchlagenen Fuchs. Zwar jedem Menſchen iſt bis auf eine gewiſſe Weite zu vielerlei Dingen Anlage und Begriff verliehen: aber zu Einem zieht jeden Geſunden ſeine ganze Liebe: dies Eine iſt gleichſam ſein Inſtinkt, woran er ſich halten und woraus er alle Fertigkeiten, die er lernt, und alle Künſte, die er treibt, ſchöpfen muß: dies iſt ſein feſter Boden, worauf er mit ſicheren Füßen ſtehen muß, damit ſeine allgemeine Liebe nicht Wind werde und die Vermeſſenheit, die alles umfaſſen will, nicht phaetontiſch den Hals breche.

Hiehin wollte ich mit Dir. Dieſe feſten Angeln, worin man ſeinen Himmel und ſeine Erde allein mit Sicherheit hängen kann, ſollte der Menſch an ſich achten und behüten und nicht nach Fremdem laufen, wo er daheim Herrliches hat. Und ſelbſt, wenn das Eigene nicht herrlich iſt, muß man es doch als ſein Herrlichſtes anſehen und bilden, weil kein Fremdes je der feſte Grund unſers Lebens werden kann. Aber das iſt eben die Sünde unſrer Zeit, die ſo viele Sünder und Elende macht, daß man dem Gott in ſeiner eignen Bruſt nicht mehr vertrauet und ſich an fremde Abgötter und Propheten hängt, die in die Irre und in das Elend führen. Ich erinnere

Dich hier wieder an das, was ich geſtern über die Gefahr des vielen Sprechens ſagte, und über die Mittheilung des Geiſtes an andere buchſtabirte. So wie des Geiſtes in der Welt vielerlei iſt, ſo vielerlei ſind ſeine Mittheilungen und Ueberlieferungen an andere. Aber wie ich geſtern behauptete, daß aller Ausgang des Geiſtes aus uns ſelbſt, und aus der Welt und dem Menſchen zu uns etwas Geheimes und Unentdecktes ſei, ſo muß ich jetzt auf etwas Anderes kommen, was vielen gleichfalls geheim dünken mag.

Es ſcheint in dem Menſchen wohl und geſetzlich gegründet zu ſein, daß alles in ſich ſelbſt Reine und Harmoniſche nur rein und harmoniſch auf andere wirken könne, daß das Wilde und Geſetzloſe aber heftige und trübe Eindrücke zurücklaſſe. Dieſen leiſen Takt des beſſeren Dämons in uns haben wir oft außerordentlich glücklich, und fühlen die Wirkungen des Lebens, das uns gegenüber ſteht, oft ſo leicht, wie die zartgeſpannte Saite dem Athem jedes Lüftchens ihren reinen Klang giebt. Menſchen, die keinesweges durch hohes Gemüth und kühne Energie ausgezeichnet ſind, ſondern ſich beſcheiden in ruhiger Mitte tragen und anſpruchlos auf dem ſicheren Boden einer frommen Natur ruhen, laſſen gewöhnlich anmuthige Empfindungen und zart anwehende Gedanken zurück, die wie ein mild erregender und belebender Frühlingswind unſer ganzes Weſen erquicken und freudigen. Andere dagegen, heroïſche, hochbegabte Menſchen, wirken oft widerlich und zerſtörend auf uns, reißen unſer ganzes Daſein in eine wilde Fluth von Gefühlen und Streben, und laſſen uns endlich in einer Verfinſterung und Verworrenheit, woraus wir uns kaum wieder zu Licht und Stille erheben können. Wodurch dieſe Wirkung? weil dieſe Menſchen ihre eignen hohen Güter nicht richtig hatten, ſondern das Herrliche wüſt und geſetzlos gebrauchten. Ueber der ewigen Unruhe und dem Kampf nach Höherem außer ihnen, als in ihnen lag, waren ſie geſtaltlos geblieben, und mußten das Schönſte, was ſie andern gaben und darſtellten, natürlich mit Leidenſchaftlichkeit und Ungeſtüm geben und darſtellen. Es iſt alſo nothwendig zum richtigen Menſchenleben und zur rechten Mittheilung des Beſſeren in uns, daß wir zuerſt durch uns ſelbſt auf uns ſelbſt gegründet ſeine und dem eigenen Leben Maaß und Geſtalt geſetzt haben. Sobald dies geſchehen iſt, und natürlich geſchehen iſt, wird erſt eine reine menſchliche Verbindung mit Menſchen möglich. Wollteſt Du alſo lehren und zu andern ſprechen, woher wollteſt Du das Gemüth und die Liebe nehmen, als aus Dir ſelbſt? woher jenen milden Athem der Begeiſterung, der unſichtbar andere anweht? Wie Du biſt, wie Du ſein mußt und ſein kannſt, ſo vollkommen, oder unvollkommen, ſo klar oder trübe, mußteſt Du Dein Weſen andern übergeben, und jenen Geiſt, der immer nur bei Einfältigen und Natürlichen bleibt und durch ſie von jeher ſeine Wunder gethan hat. Was griffeſt Du Reicher und Einfältiger nach neuen Verkündigungen fremder Herrlichkeit, und machteſt Dich unſicher und ſchwach, da Du in Dir feſt und ſtark ſein durfteſt? Aber Du Menſch voll Muſik und Träume, Du muſikaliſcher Vogel auf den Zweigen, ſollteſt du weiſſagen wie Raben und Adler? hatteſt Du nicht genug mit den Nachtigallen an den ſüßen Tönen der Liebe und Luſt? Hier faſſe ich Dich noch einmal, und beſchaue den innerſten Trieb Deines Lebens. Und wie ich ihn recht beſchaue, ſehe ich die ungeheure Gefahr, worein Du Dich geſtürzt haſt, daß Du, Du ſprechen und kanzeln wollteſt, und dies in einer ſo markloſen und ungeſtalten Zeit, als die unſrige.

So hätte ich denn Dein Urtheil ausgeſprochen, Du ſollſt den Doktormantel abwerfen und auf immer vom Katheder herabſteigen: alſo ſteht

es

es unerbittlich feſt. Ich kann Dir es nun auch ungefähr beweiſen, ſo weit man überall dergleichen beweiſen kann, beſonders Menſchen Deiner Art. Ich muß deswegen einige kurze Worte über Kunſt und Kunſttrieb mit Dir ſprechen.

Du weißt, wie man das Wörtlein Kunſt mehr als recht in den neueſten Tagen gebraucht und gemißbraucht hat, wie man geglaubt hat, durch eine Wiſſenſchaft, die den Vätern ein Geheimniß war, alles Ding unter der Sonne zur Luſt und Leichtigkeit der Kunſt zu erheben. Die neueſte Philoſophie hat ſich damit vorzüglich breit gemacht. Wie es mit ihrer Leichtigkeit und Luſt ſtehe, kannſt Du beſſer beurtheilen, als ich: ich ſehe es nur denen ſo ab, die ſich deſſen rühmen. Die Alten glaubten, daß die Künſte nicht gelernt werden könnten, ſondern daß man dazu gebohren werde; nur was Handwerk an ihnen ſei, könne gelehrt und gezeigt werden. Dies mag wohl von allen menſchlichen Dingen gelten; aber bei der Kunſt, als der höchſten Blume der Menſchheit, hat man es am klarſten geſehen. Das Wörtlein Kunſt kömmt her von Können, und bezeichnet die Genialität und Zeugungskraft des Menſchen in einem vorzüglichen Grade. Nicht wer viel thun und wirken, ſondern wer viel machen und zeugen kann, heißt deswegen ein Künſtler im höheren Sinn, den ein angebohrner Trieb zum Bilden und Darſtellen zwingt, und der ſich dieſem Triebe mit der ganzen Fülle und Liebe ſeines Lebens ergiebt; wie man auch die Thiere, deren Leben weniger Leidenſchaft und Willkühr zeigt, Künſtler zu nennen pflegt, als den Biber, die Ameiſe, die Biene, den Seidenwurm, die ſich ihre Häuſer und Gräber mit einem ſo ſtillen und lieben Reiz ewiger Wirkſamkeit bauen, und in dieſer ſüßen Wirkſamkeit ſo ſicher und ſelig ſind. Gleichwie dieſe Thiere nur bloß das Eine ſehen und thun, in dem Einen thätig und glücklich leben und ſterben, ſo ergeht es auch den Menſchen, welchen die Natur die ſtille Liebe der Kunſt verliehen hat. Sie ſind die Frommen und Glückſeligen, und im zarten Wirken und Weben rollt das Leben mit ihnen dahin, indem ſie kaum vernehmen, was auf den Jahrmärkten und in den Kriegslägern der Welt geſchrieen und geſchlagen wird. Denn wer ganz in Einem iſt, kann ſich nicht in ſo vielen zerſtückeln, wie die Menſchen der That jeden Augenblick thun müſſen. Ich erinnere Dich wieder an das, was ich oben ſagte, daß die reichſten und geiſtreichſten Menſchen ſelten die fertigſten und leichteſten Zungen haben. Auf eigener Fülle ruhend, und dieſer Fülle ſtill genießend, haben ſie nicht ſo viele Eitelkeit zu lehren und zu lernen, als andere. In den reichen Träumen und Bildern einer blühenden Fantaſie und einer Bruſt voll Liebe ſchwelgen ſie in einſamer Wohlluſt für glänzende Geburten, und haben nicht ſo viel Ueberflüſſiges zu ergießen, als die ſeichten Waſſerblaſen, deren Augen und Lippen immer naß ſind, die aber nie etwas ſchaffen und bilden können. Weniger Bedürfniß zu ſprechen habend, üben ſie die Sprache weniger; ja manchen von ihnen ſcheint die Natur, damit ſie in Anderem deſto mächtiger ſeien, die Gabe, durch Sprechen darzuſtellen, ganz verſagt zu haben. Jemehr der Menſch kann und thut, deſto mehr liebt er das Schweigen, beſonders das Schweigen über das, was er eigentlich kann und übt. Er liebt nicht ſich zu erklären, was er durch eine geheime Anſchauung und einen heiligen Inſtinkt ſo ſicher beſitzt; und ſeinem Wirken der Einheit, wo alle Gemüthskräfte ſich immer leicht ſchwebend im ſchönen Gleichgewichte erhalten, iſt das Theilen und Zerlegen durch Worte und Begriffe ein Gräuel, jenes ewige Zerbrechen der Geſtalten, was ja auch das Sprechen auf deutſch heißt. Nur wo aus reinem Gemüthe einfältige Worte wie zarte Blumen aus eben geſprengten Knoſpen hervorbrechen, da wird auch ihm wohl das Band der Zunge gelöſt, und dann muß er die Myſterien der Kunſt und Natur bei ihrem Gebähren und Bilden in wunderklaren Prophetien der Begeiſterung verkündigen. Wir wollen zur Luſt einige Künſtler betrachten, wie man ſie überall im Allgemeinen betrachten kann, nicht leugnend, daß dieſe allgemeinen Anſichten viele kleinere Verſchiedenheiten und Unterabtheilungen haben. Wir wollen einige Grade der Kunſt durchgehen und ihre Nothwendigkeit betrachten, wie die einen faſt unmittelbar auf ſich ſelbſt ruhen und in ihrem Inſtinkt zu leben ſcheinen, die andern ſchon mehr in die Weltweite hinausblicken und mit Begriffen kämpfen müſſen.

Zuerſt nur tritt mit mir in die Werkſtätte eines bloßen Mechanikers, der ſein Geſchäft nicht mit Handwerksſinn wählte noch übt. Welch ein ruhiger, heiterer Verſtand, welch ein ſtilles und klares Leben ſpricht Dich da aus allen Zügen an! Beſcheidenheit, Mäßigkeit, Klarheit, und alſo reine irdiſche Glückſeligkeit ſchlagen in ſolchen Brüſten ihren ſtillen Wohnſitz auf und leuchten von Stirnen und Augen. Man ſieht es ihrer Stellung und einer ſüßen leuchtenden Begier in ihren Augen an, daß ſie immer in einem betrachtenden und gleichſam übergeneigten und lauſchenden Zuſtande ſind, als gienge ihnen irgend ein neues Bild, ein neues Werk auf, deſſen Zuſammenſetzung ſie ſogleich faſſen und nachher nachmachen möchten. Sprichſt Du mit ihnen, ſo geben ſie wenige kurze Worte, am liebſten und kürzeſten nur von ihren Sachen: die andere thätige und treibende Welt kümmert ſie nicht, und liegt als ein ganz fremdes Land außer ihrem Wege und ihrer Kunde. Wodurch ſie ihr beſtes machen, und warum ſie es machen, das wiſſen ſie Dir ſelten zu ſagen; eben ſo wenig, warum ihnen meiſtens geiſtvolle Söhne und anmuthige Töchter gebohren werden: aber das können wir andern wohl ungefähr errathen. Sie leben faſt ganz im Inſtinkt.

Noch faſt mehr thut dies der wirklich große Muſiker, ſei er es als Saitenſpieler, oder als Verfaſſer. Ich habe manche ſolcher Menſchen gekannt, kenne auch Dich, und kann alſo ſagen, was ihr ſeid, wenn ihr in eurem Triebe ſtehen bleibt. Keine Klaſſe von Künſtlern ſcheint ſo von einem unmittelbaren Inſtinkt beherrſcht zu werden, keine iſt alſo wohl in einer inſtinktleeren Zeit mehr ausgeſetzt, zu verderben und verdorben zu werden, als grade dieſe; weswegen ſchon in der weiland alten Zeit, wo die Menſchen menſchliche Dinge klarer ſahen, als wir, weiſen Männern und Geſetzgebern bei der Muſik oft bange war, die bei uns ungeſtraft und unbeſchränkt in Kinderſtuben, Kirchen und Theater, wie ſie will, ihr Weſen treibt. Daher das Gewöhnliche, das, wie man es gewöhnlich nimmt, ganz wahr iſt, was die Leute ſo zu ſagen pflegen: „Das iſt nun einmal ein Muſikus, man kann es ihm nicht übel nehmen, die Art Leute ſehen und hören nicht, und ſind eben dumm, und können nichts, als ihr bischen Muſik." Dies iſt bei manchen großen Meiſtern ſo wahr geweſen, ſie ſind in ihrem Jnſtinkt ſo feſt eingeſchloſſen geweſen, daß es durchaus unmöglich war, ſie etwas anderes zu lehren; gleichwie Thiere mit einem eigenſinnigen Jnſtinkt, z. B. Katzen und Jagdhunde, nicht gern auf etwas Fremdes abgerichtet werden können. „Von ihnen heißt es mit Recht: *in dieſem Einen leben und ſind wir;*" und wollte Gott, jeder Menſch könnte ſo in dem Einen leben, was er ſich als ſein feſtes Ziel vorgeſetzt hat! Man glaube darum nicht, daß die Muſiker in einer Dämmerwelt trüber Anſchauungen und ewiger Träume leben; dies begegnet, wie allen Stümpern in aller Kunſt, nur den Halblingen unter ihnen. Auch ihre Welt iſt eine klare und wahre Welt, aber doch eine völlig andere Welt, als die unſrige. Die aber in der Muſik nichts weiter ſehen, als ein bloßes Spiel von Empfindungen und Andeutungen, eine liebliche Geſtaltloſigkeit voll Sehnſucht und Schöpfungskraft, mögen ſich ſelbſt ſagen, was ihnen Empfindung, Lieblichkeit und Geſtaltloſigkeit iſt, und es verantworten, daß dieſe Kunſt, wenn ſie nichts weiter, als dies iſt, noch immer frei ſchalten und walten darf. Aber offenbar wandeln ſie ſelbſt im Nebel und vermiſchen das viele Verworrene und Gemeine, was dieſe Kunſt unſtreitig hat, mit dem wenigen Wahren und Reinen derſelben. Die Muſik in ihrer edleren Bedeutung iſt der Vorklang der Welt und des Menſchen, alſo kein Chaos, worin nie ein Vorklang ſein kann von etwas, deſſen Bild Ordnung und Geſetz iſt. Man möchte ſie die zarteſte Geſtalt und den leiſeſten Klang der Ideen, oder Vorbilder aller Dinge nennen, die voranleuchtete und voranklang, als der Dämiurg den Weltbau begann und Geiſter und Engel und Menſchen ſchuf. Aber wie? dürfen Maaß und Geſtalt fehlen, wo Schönheit ſein ſoll? Freilich die Geſtalt, und, daß ich ſo ſage, der Leib der Muſik iſt ſo zart, daß trübe Augen und dicke Finger ſie weder ſehen noch fühlen können. Dieſen müſſen die Künſte ſich zu ungeſtalter Leidenſchaftlichkeit und gemeiner Modeſpielerei erniedrigen, wenn ſie ihre großen Organe durchdringen ſollen. Aber nach ihrem Urtheile und Bedürfniſſe ſollte man die heiligen Künſte doch nie richten und üben. Die Muſik iſt eine klare, rhythmiſche und volle Sprache für ſich, genügt ſich ſelbſt und bedarf der andern Sprache unſers gewöhnlichen Alltagslebens faſt gar nicht; ſie ſcheint oft nicht einmal eine Anerkennung der Würde dieſer alltäglichen zu haben, und darin hat ſie freilich Unrecht, und muß für den Irrthum ſchwer büßen. Ich möchte ſie die Urſprache des Gemüthes in Geſammtheit, die eigentliche Sprache der Seele nennen, da unſere gewöhnliche Wortſprache, die auf Meiſterlippen auch eine göttliche Geſammtſprache werden kann, ſich ſelbſt dem Geiſt bequemen muß, oder, wenn man ſtolzer reden will, bequemen darf, ohne ihre Herrlichkeit zu verlieren; was der Muſik in ſolchem Falle unfehlbar begegnen würde, und leider begegnet iſt. — Um wieder auf die Muſiker und Dich zu kommen, ſo wiſſe, daß zwei ſo verſchiedene, wenn gleich verwandte Sprachen mit Klarheit und Schönheit zu ſprechen wenigen Sterblichen verliehen iſt. Wer die Meiſterſchaft in der einen hat, begehre ſie nicht in der andern. Ward Dir die zarteſte Sprache und der himmliſche Anklang der Ideen in beiden, ſo bleibe in der ſeligen Wonne Deines Himmels, und wolle da nicht mit Begriffen ſcharmützeln, wo Du mit dem vollen Gemüthe glorreiche Siege erringen kannſt.

Die Mahler kommen an die Reihe, die Kinder des Lichts und der Farben. Man kann von ihnen ſagen, daß ſie ſich zu den Bildhauern verhalten, wie die Muſiker zu den Poeten. Denn wie die Muſik die zartere Urgeſtalt und der zartere Vorklang der Welt und des Menſchen iſt, ſo iſt das Licht gleichſam die lieblichere Voridee alles Lebens und aller Freude. Der Liebling und Liebende des Lichts, der gebohrne Mahler, wird eines feurigen und kühnen, aber doch weichen und frommen Gemüthes ſein, gebundener und eingeſchloſſener in ſeinem Inſtinkt, wenn das Licht bei ihm vorherrſcht, freier, und vielleicht weniger ſelig, wenn die Darſtellung der Geſtalt ihn mehr anzieht, und er das Licht nur als Mittel gebraucht, und weiß, warum er es ſo gebraucht. Darum ſind die eigentlichen Lichtmahler, die Meiſter in Landſchaften, und die ſich in Darſtellungen der Elemente und in Scenen der ſchuldloſen und willenloſen Natur gefallen, wohl die ächteſten Mahler; und dieſe ſind mit den Muſikern ſo im Inſtinkt befangen, ſo einzig auf ihre Liebe und ihr Leben hinblickend, daß ſie bei aller Tiefe ihres

Gemüthes wenig um ſich her zu ſehen ſcheinen und von gemeinen Menſchen oft für ſehr dumm gehalten werden, worüber ſie ſich leicht tröſten können. Man weiß, was dem herrlichen Claude Lorrain begegnete. Er war für alle Handwerke zu dumm, und wurde, nachdem er mehrere verſucht hatte, zu einem todten Inſtrument *) für ſie, zu einem Handlanger, erniedrigt, bis ihn ſein guter Stern nach Rom führte, wo ſeinem Auge Bilder gezeigt wurden, die ſeinen hohen Beruf für das Sonnenreich der Farben offenbarten und der Welt einen der ſeelenvollſten Darſteller des Lichts und des Lebens ſchenkten. Freier und weiter ſehend ſind diejenigen von den Mahlern, welche die

---

*) Zu einem Schneider, zu einem Paſtetenbäcker und andern hatte man ihn in die Lehre gebracht; ſie entließen ihn mit der Erklärung, aus einem ſolchen Dummkopf ſei gar nichts zu machen. Als er zwei und zwanzig Jahre alt war, gieng er mit einer Schaar burgundiſcher Maurer nach Rom; aber nur als ihr Knecht und Handlanger. Dieſe arbeiteten im Pallaſt eines Kardinals, wo an den Wänden und an der Decke Bilder köſtlicher Meiſter prangten. Claude Lorrain ſah ſie, ward entzückt und griff in den Zwiſchenſtunden, wo er nicht Steine und Mörtel ſchleppen mußte, Kohlen aus dem Kamin und machte ſelbſt Bäume und Thiere, die ſo viel eignes Leben hatten, daß der Herr des Hauſes ſie kaum ſah, als er den Jüngling von der ſchmutzigen Arbeit in eine Zeichenſchule that ꝛc.

Geſtalt mehr anzieht, in ſofern ſie eine feſt beſtimmte und einzeln abgeſchloſſene Geſtalt iſt und einen gewiſſen Karakter und Willen ausdrückt; kurz die, welche ſich in Darſtellung von Karakteren und Leidenſchaften üben und deren Hauptgegenſtand der Menſch iſt. Sie, welche die Furchtbarkeit und Lieblichkeit der Triebe, die Göttlichkeit und Abſcheulichkeit der mehr willkührlichen Naturen erkennen wollen, müſſen ſelbſt Schuld und Unſchuld unterſcheiden und mit fühlen lernen; ſie dürfen als Schöpfer nicht gleichgültig bleiben und nicht alles allein aus der bloßen Unſchuld ihres Triebes nehmen. Ihr Blick muß alſo von der Welttiefe auch in die Weltweite gehen und alle Dinge mehr mitbetrachten, mitfühlen und mitwürdigen, als jene erſten. Sie müſſen ſchon ſprechen und urtheilen dürfen, wo jene noch ſtumm ſind.

Der Uebergang von ihnen auf den Bildhauer iſt leicht: ſeine Aufgabe iſt die ſchwerſte und höchſte, und ſein Gemüth wohl das herrlichſte und reichſte aller Künſtler. Die Schönheit in ihrer größten Reinheit und Keuſchheit, ohne alle Buhlerei und Reiz, will er darſtellen, und muß ſie ſo darſtellen, wenn er als ein wirklicher Künſtler gelten will; denn durch Weichlichkeiten, Kupplereien und Täuſchungen der Verführung zu beſtechen iſt weit weniger in ſeiner Macht, als der vorigen, obgleich es freilich allerdings auch hier Empfindeleien und Zierereien giebt, die ein verkünſteltes Zeitalter ſogar ſchön finden kann. Nicht der Reiz der Töne, die Wohlluſt des Lichts, die liebliche Verſchmelzung der Ideen, die kühnen Uebergänge, wodurch der Muſiker, Mahler und Dichter ſo vielfach blenden und gewinnen können, ſtehen ihm zu Gebote. Man kann ſagen, der treffliche Bildhauer ſtellt das Maaß des Schönen für alle übrigen Künſte auf, und ſeine Meiſterwerke ſollten ihnen Studien von Jahren ſein, um ſich vor dem Ueberfließen in das Zuviele und vor dem Schwelgen in dem Ungeſtalten zu hüten. Geſtalt als Geſtalt in ihrer vollen Nacktheit und Abgeſchiedenheit von gemeiner Bedürftigkeit und Leidenſchaftlichkeit iſt die züchtige Braut, die ſeine ſtillen Tage umſchwebt und ſeine heitern Nächte ſein Lager beſteigt. Mit immer wägender Beſonnenheit und immer glühender Begeiſterung, mit gewaltigem Herzen und hoher Fantaſie laſſen ſeine ſchöpferiſchen Hände Götter und Menſchen aus Stein und Erz hervorſpringen. Aller menſchlichen Kräfte größtes Maaß und größte Fülle müſſen hier beiſammen ſein, und auf lange Monate und Jahre in innigſter und mächtigſter Liebesvereinigung beiſammen bleiben, damit das Höchſte werde. Scharfblick und Tiefblick, Gewalt und Milde, Fantaſie und Verſtand, Arbeit und Spiel, mehr als bei irgend einem andern Sterblichen, müſſen in dem Einen verbunden ſein. Dieſen Künſtler kann ich mir denken, daß er zuverläſſig und heldenmüthig auch im Leben ſtehe, und ſelbſt, wenn wir wollen, mit aller Allmacht der Sprache und Gewandtheit der Begriffe ſtreiten könne. Denn in einem ſolchen Karakter treten die beiden größten menſchlichen Erſcheinungen, der Held und der Künſtler, faſt zuſammen, und deswegen haben mir Menſchen wie Phidias und Michel Angelo immer die glückſeligſten und ſelbſtgenügendſten aller Sterblichen gedünkt.

Mehr indeſſen, als alle dieſe Künſtler, tritt der Baumeiſter in die Wirklichkeit des Lebens ein, und muß ſich mit Sprache und Urtheil, wie mit Aug und Hand, mehr über die gewöhnliche Erde verbreiten. Bei ihm muß die Schönheit ſchon der Zweckmäßigkeit dienen, wie ſie aber, wenn man nicht wortklaubt, wohl bei allen Künſten thut.

Und der Dichter, und — Ja, es iſt Zeit abzubrechen, wenn der Brief nicht ein Buch werden ſoll. Ich habe auch mit dieſen nichts weiter zu thun; uns giengen eigentlich nur die Muſiker an. Lebe wohl, ſüßer Freund, und denke der Sache nach. Ich erwarte bald fröhliche Nachrichten von Dir.

Achter Brief.

Du gehſt hart mit mir zu Gericht, mein Bruder, und ſchiltſt mich wegen meiner letzten Briefe einen Unheiligen, der das Streben und die Richtung der Zeit mit ihrem ganzen Adel nicht anerkennen wolle, der da ſchelte, wo er über die Vergänglichkeit weinen ſolle, wenn ſie in dem ſchönen Streben, Göttern gleich zu ſein, untergeht; Du ſchiltſt mich, daß ich dieſe erhabenem Schwächen, dieſe preiswürdigen Tode und Narrheiten (wie der Pöbel ſie nenne) ſo gemein anſehe und in ihnen nicht etwas Höheres und Menſchlicheres erblicke, als in aller Feſtigkeit und Beſtändigkeit früherer Säkule. Denn in einem Streben, wo man alles Gemeine und Irdiſche abſtreife und bloß auf dem dünnen Boden des Aethers ſtehen und in ſeinen zarten Lüften ſehen wolle, könne und dürfe die Leiblichkeit und alles, was irdiſchem Trotz und thieriſcher Kraft gleich ſcheine, nichts bedeuten wollen. Ich habe meine Meinung darüber ſchon vorher geſagt, nehme ſie auch jetzt nicht zurück, und hoffe, Du wirſt, erwachend aus einem Deiner unwürdigen Wahn, Dich noch ſelbſt dazu bekehren. Was für ein Streben in der Zeit iſt, ob ein edles oder unedles, das können die Zeitgenoſſen ſelbſt wenig wiſſen; man kann es kaum von dem wiſſen, was in einem ſelbſt vorgeht. Sei aber das Streben der Zeit wirklich ſo hoch und göttlich, als Du menſchlich hoffteſt, ſo muß ich Dir doch ſagen, daß die meiſten Interpreten dieſes Zeitgeiſtes und auch die meiſten derer, die lebendigſt mitgehen wollen, und uns laut zurufen, daß ſie dies thun, einen heilloſen Unverſtand offenbaren. Denn ſo, wie ſie meinen, wird der Himmel nie auf die Erde herabgezogen werden können. Doch freut mich die Heftigkeit und der Scharfſinn, womit Du auf mich eindringſt, und ich möchte mich mit Deinen Wolkenfahrern und Himmelſtürmern faſt vergleichen, wenn ſie ihre ſchlechte Sache mit ſo guten Waffen vertheidigen könnten.

Auch was Du am Schluſſe über das Ideal ſagſt, beweiſt den alten Reichthum eines unzer-

ſtöhr

ſichtbaren Gemäldes; oder Du gehſt da offenbar in eine Ueberſchwänglichkeit hinaus, wohin die Macht der Sprache nicht mehr reicht, und wirſt mir zuletzt ſo räthſelhaft und unauffindbar, daß ich kaum etwas verſtehen würde, wenn ich Dich ſelbſt nicht ein wenig verſtände. Ich weiß nicht, mein Bruder, wie man lange in ſolchem Halblichte leben kann, wo man ſich mit einem Wahn von Geſtalten behilft, der doch nie viel ſchlechter iſt, als der Wahn der Gefühle. Das iſt die oben gewieſene Gefahr des vielen Sprechens. Entweder man ſpricht ſich ſeicht, daß die Worte klar werden, wie Waſſer, oder man ſpricht ſich dunkel, daß man ſich endlich in Nebeln und Wolken behelfen mag. Das fühlt man deutlich, wenn man lange geſprochen, wo einem mit dem Klange, den man ſelbſt nicht mehr hört, die Geſtalt der Worte ſo leicht vergeht, und die verwechſelnde Verwirrung beginnt; oder auch, wenn man langem Geſchwätz zugehört, wo auch die gewöhnlichſten Worte, was ſie in ihrem Anfange waren, die abſtrakteſten Zeichen werden, und ſie ſo erſcheinen, als ſähe und hörte man ſie zum erſtenmal. Dies iſt die wahre verblendende Leerheit der Hexenmeiſterei mit der Zunge. Deine feurige Apotheoſe Schillers und Herders Lob möchte ich eben ſo wenig in Deinem Sinn unterſchreiden, wie hochverehrlich mir auch dieſe Namen ſind. Ich fühle recht, wie ſie grade jetzt in Dein Weſen eingegriffen und Dir erſcheinen mußten, und finde Deine Anſicht von ihnen eben ſo tragiſch, als Deinen eigenen Zuſtand. Sie tragen mit Dir die Zeichen von den Sünden der Zeit an ſich, und merkwürdig an ſich, weil ſie zu großer Bedeutung darin gebohren waren. Aber, Du Lieber, ſchilt mich, oder weine mit mir — vor meinen Augen ſtehen ſie doch nur als Ruinen der Trauer, nicht als Träger eines geſunden und friſchen Lebens; und ihre Herrlichkeit weiſt immer auf etwas Anderes hin, als worin wir ſind. Das ſoll aber der Künſtler nicht thun. Das Höchſte und Gewaltigſte ſoll er faſſen und es luſtig in den Kreis des Lebens ſtellen, damit das Leben hier unten auf Erden freundlich und lebendig ſei. Iſt die Luſt und Schönheit hier nur friſch, die alten entflohenen Götter kommen ſchon wieder, ſich mit den Menſchenkindern zu freuen und mit ihnen zu buhlen. Ich habe Dich ſo lieb und fühle mich durch die alten Erinnerungen ſo glücklich, wenn ich mit Dir ſpreche. Wir wollen uns über dieſe Gegenſtände ein wenig unterhalten, wie man es in leichten Briefen kann. Indeſſen leicht fliegt ja am ſicherſten, und trifft oft am beſten.

Das Wörtlein Ideal iſt eines von jenen fatalen Wörtern, die ſich durch den unnützen und unmäßigen Gebrauch in eine ſolche Weite verlieren, daß ſich im Hintergrunde endlich alles mit Nebeln füllt, und für die Glorie, die man zu ſehen ausgieng, ein ſchimmerndes Dunſtbild erſcheint, das in einer Minute tauſenderlei Farben und Geſtalten wechſelt, und zuletzt nichts als Gefühl peinlicher Ueberfüllung und Verwirrung zurückläſſet. Durch den gemeinen und verkehrten Gebrauch iſt es faſt gemein geworden und erregt bei geſunden Leuten eine Art Ekel, wie die Wörtlein Aufklärung, Spekulation, Tendenz, Genialität und andere, womit dieſe genialiſchen Jünglinge bis zum Ekel freigebig geweſen ſind. Man weiß, wie unendlich viele Erklärungen man ſeit Winkelmann und Hemſterhuys vom Ideal gegeben hat und noch täglich giebt. Natürlich iſt die Sache doch geblieben, wie ſie war, und wird auch nach unſerer Unterhaltung ſo bleiben. Ich liebe, wie Du weißt, die Erklärungen nicht, die etwas, das an ſich ſelbſt nie abgeſchieden erſcheinen kann, doch ſo zeigen wollen. Beſſer iſt es immer, ſich ein wenig nach den Urſachen dieſer Erklärungen umzuſehen und das, was ſie alle gemeinſchaftlich haben, feſtzuhalten. Auf die Weiſe möchte man einer Sache, die wie alles Licht und alle Farben nie beſchrieben werden kann, doch etwas näher kommen.

Ideal in dem weiteſten Begriff bedeutet das für die Kunſt, was das Licht für das Univerſum; es iſt ein magiſcher Schein aller Geſtalt und aller Wonne, wie das Licht das Bild aller Schönheit und alles Lebens iſt. Aber beide ſind ſich auch darin wie in einem inneren Geheimniſſe gleich, daß ihr Höheres nicht abgeſchieden ſtehen kann von Geſtalt und Welt, ſondern als ein unerklärlicher Schimmer auf der Oberfläche der Dinge zittert, damit ihr Inneres uns offenbar werde. Laß Dich nicht täuſchen, Bruder, daß man ein ſolches Ideal in ſeinem Gemüthe nur ſo machen könne durch Gaffen und Schauen in die Welt hinein, und durch Gott weiß was für fromme Herzensergießungen, Gelübde und heilige Manipulationen, wovon die jetzigen Myſten ſo voll ſind; und daß dann alle Kunſt und Göttlichkeit des Lebens fertig ſei. Nein, damit es werden könne, muß das Gemüth erſt gemacht werden. Iſt es in ihm erſchienen, dann beginnt freilich der heilige Zirkel des Schönen, daß das eine das andere macht. Aber ergaffen und erſeufzen läßt ſich das Heilige und Schöne nie ohne Marterthum und Heldenthum. Das Ideal in der Welt ſteht nicht ſo abgelöſt da, als Du meinſt und diejenigen meinen, welche Dich führen und verführen. Du hatteſt es einſt, und kannſt es noch haben; aber nicht ſo grob und faul, als dieſe das Heilige berühren und gewinnen. Man beruft ſich, wenn man von dem Ideal ſpricht, gewöhnlich auf die Alten und auf ihre Kunſt. Das wäre nun eben nicht nöthig; denn wenn auch unſere Kunſt die der Alten nicht erreicht, ſo ruht das Ideal auch auf der lebendigen Welt und der ewig neu werdenden Menſchenthat, und wir könnten es auch daran zeigen. Aber weil uns Neueren, oder vielmehr uns Neueſten, vorzüglich den ſogenannten Gebildeten oder Gelehrten, der feſte Boden der Welt und das friſche Anſchauen und kühne Ergreifen derſelben ſo ſehr fehlen, ſo mag es auch gerathen ſein, zu den Alten zurückzugehen.

Alſo was war Ideal bei den Alten? was war es beſonders bei den Griechen, den einzigen Alten, die nie alt werden können? Du haſt gehört, ich will mich auf das gewöhnliche Erklären nicht einlaſſen; entweder weil ich meine Schwäche kenne, oder weil überall kein Ding ordentlich ſo erklärt werden kann. War es eine abgeſchiedene Geiſtigkeit, wodurch ſie die Schönheit auf die Welt herablockten und alles in Glanz darſtellen konnten? war es ein höherer Standpunkt des Lebens, ein kühnerer Trotz des Gemüthes, welche ſie nur die herrlichen Dinge und auch die kleinen Dinge nur in ihrer Herrlichkeit ſehen ließen? Gehörte dem Weltalter, dem Klima bei dem Vorrange ihrer Kunſt vor der neueren ſo viel, als man ihnen meiſtens beilegt? — Ueber dieſe Fragen wird immer geſtritten werden, je nachdem der eine mehr, der andere weniger Bedeutung hineinlegt. Die meiſten Neueren haben ſich — was bei ihrer Bildung und Weltanſicht nicht anders ſein konnte — für eine geiſtige Sublimation der Idee erklärt, worin die alten Künſtler gelebt hätten und wodurch der zarte Heiligenſchein der Idee als ein ſchimmernder Glanz über alle ihre Werke ausgegoſſen ſei. Sie ſprechen bei ſolchen Gelegenheiten viel von Schönheit, Begeiſterung, Lebensreiz des Klimas, und von andern Geheimniſſen, wovon ſich freilich manches Tiefe und Gemüthliche ſagen läßt, was aber die Frage ſelbſt nicht löſen kann, eben weil dieſe Gegenſtände zu zart ſind, als daß ſie weiter als in einem leiſen Anhauch und Anflug von Geſtalt und Leben gewieſen werden könnten. Daß dem Weltalter und Klima ein Großes dabei zukömmt, als der Grundlage, wodurch in Hellas für Jahrhunderte ein friſches Leben und kräftige Staaten wurden, geſtehe ich gern mit allen Uebrigen; aber ich leugne geradezu, daß die Alten aus ſolchen Ideenſpielen, ich möchte ſagen, aus ſolcher Ideenbuhlerei, wodurch wir unſer Herrlichſtes zu ſchaffen und zu machen meinen, etwas ſchufen und machten. Dieſes Ideenthum, möchte ich behaupten, begann mit dem Chriſtenthum, ſo daß es als etwas Eigenes, von der Welt und dem Menſchen Abgetrenntes, außer ihnen da war, und ſie alſo beleuchtete, oder — was es ſich wohl gar einbildete — an ihrer Schöpfung nachhalf und nachbeſſerte, und ſo beide hoch über den Geſichtskreis des Alterthums erhob. Wie das Chriſtenthum ſonſt nothwendig und wohlthätig für die Menſchheit und in der langen Kette der allgemeinen Weltbildung ein herrliches Glied geweſen iſt, das liegt hier außer unſerm Geſpräche; aber auf die Kunſt hat ſolches ſublimirte, und von der lebendigen Kraft der Vegetation und des Lebens abgeſchiedene Ideenthum nur wirken können, wie es am Tage liegt, nämlich mehr in erhabenen Konvulſionen der Schwärmerei und in ungleichen Blitzleuchtungen des Geiſtes, als in dem ebenen, ſtillen Weltgange und Weltmaaße des Alterthums. Denn ſolches Ideenleben, wie wir es getrieben haben und noch treiben, iſt einer verzehrenden Flamme gleich, welche die Welt und uns ſelbſt zu einem Skelett ausdörrt, und das Schöne und Göttliche wohl ſcharf anſchauen lehrt, aber nie luſtig und gemüthlich umarmen und genießen läßt. Mit dieſer Behauptung, die Du allenfalls als Klage gelten laſſen kannſt, verdamme ich unſer geiſtiges Leben nicht wie mit geradem Tadel. Ich ſehe es als ein nothwendiges Uebel an, das unſere Enkel zu einem nothwendigen Glücke führen wird, wenn dieſes Ideenthum eine ſolche Höhe erreicht hat, daß es mit ſeinem feurigen Aether wieder zu der freundlichen Erde herabſteigen, ſich mit ihrem vergeſſenen Leibe in neuer Unſchuld und Jugend wieder vereinigen, und waidliche Kinder mit ihr zeugen kann. Dann wird der Zuſtand der Menſchheit kommen, wo die größten Güter des Menſchen nicht mehr verloren werden können, weil er weiß, wodurch ſie einſt gewonnen und verloren wurden, und weil er ſicher beſitzt, wodurch er ſie erhalten kann.

Magſt Du mich immer ein wenig für einen Heiden halten, was wohl andere Fremde und Freunde ſchon gethan haben, ich denke, ein gewiſſes Heidenthum hätte nie zerſtört werden ſollen, und jeder Menſch, der es mit ſeinem Geſchlechte gut meint, ſollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter dieſem Heidenthum verſtehe ich die göttliche Geſamtheit des Menſchen und der Welt, wodurch das Alterthum ſo mächtig und herrlich war: jenen ſtarken Weltbund aller Triebe und Kräfte in uns, wodurch unſre Freiheit und Männertugend Eine Stärke und Eine Waffe wird. Nun iſt eine elende Disciplin über uns gekommen, die, wie unſre Wachparaden Pedanten für das Schlachtfeld, Pedanten für das Leben macht: die wahre Unzucht, welche unſre ſchönen Triebe einzeln in die Beichte nimmt und ſie ſo lange einſchüchtert und ausgeißelt, bis ſie ein Ideengeſpenſt anerkennen, das man ihnen unter dem Einen großen Namen Tugend giebt, und das als eine geiſtige, unleibliche Kraft über der Welt und über allem Irdiſchen ſchwebt und ſich in leiblicher Waidlichkeit und Freude nie mit ihnen verbinden kann. Beiläufig geſagt, wie dieſe Tugend zur alten ἀρετή und virtus, ſo verhält ſich, was die Alten mit Idee meinten, zur neuen Idee. Dieſer erhabene Aethermagnet, wie ich ihn nennen möchte, zieht nun die verwandten Theile im Menſchen ewig nach oben, und der Antäus muß zum geiſtigen Tode in die Luft emporſchweben, wie ſchmerzlich er es auch fühle, daß ſeine Füße die alte, liebe

Erde mit ihrer einfältigen Freude und Frömmigkeit ungern verlaſſen. So iſt es. In dieſem Schweben ſind wir faſt alle; im ſteten Streben und Ringen erringen wir ſo manches Andere, nur nicht das Glück und die Tugend: wenn Tugend nämlich auch Dir die ſtille Majeſtät aller Triebe in Gemeinſchaft bedeutet, wo man Arbeit und Spiel, Leichtigkeit und Stärke, Blüthe und Reiſe zugleich trägt. Betrachte ich dies Weſen nun etwas feſter, wie göttlich es auch einigen ſcheinen und wie edel wirklich ſein Urſprung ſein mag, ſo kann ich mir nicht helfen: ich muß, um euch zu tröſten und zu erquicken, einen ſalto mortale zurück in das alte verſchrieene Heidenthum machen, weil ich feſt überzeugt bin, daß das Heidenthum, was ich meine, und das Ideenthum und Chriſtenthum, was dieſe preiſen, ſehr gut mit einander beſtehen können.

Zuerſt geſtehe ich, daß ich den Leib der Erde und des Menſchen nie gern mit der gewöhnlichen geiſtigen Würdigung als ein bloßes Gehäuſe, eine todte Form angeſehen, ſondern mich ihnen, als die da mitleben und mitfühlen, am liebſten in ganzer Liebe und Begeiſterung hingegeben habe, weil ich fühlte, daß mir aus den lebendig geglaubten und als lebendige verehrten Lebensgluth und Liebeskraft warm und erquickend entgegen ſtrömten. Sei es Täuſchung, oder nicht, was geht es mich Sterblichen an, der ſein Größtes doch nur in Wahnen und Andeutungen fühlt. Ich habe auch ſo die Schrecken des Todes und die ohnmächtige Wuth der Leidenſchaften verloren, und ſtehe in Eintracht mit meiner Welt, und, wie ich demüthig hoffe, in keiner ſchlechteren Tugend, als die andern. Ich habe von Kindheit auf gern unter Blumen und Bäumen geſpielt, und mache ſie auch jetzt noch in einſamen Stunden zu den ſtillen Genoſſen und Interpreten meines Lebens, deſſen Bild ich in dem ihrigen mit Freuden wieder ſehen möchte. Denn wie entſteht der Baum und wie beſteht er? Dunkel entwickelt ſich ſein Keim im Schooß der Erde; die erſten Jahre hat er die Arbeit der Wurzeln, daß ſie tiefer dringen und ſich befeſtigen und ſeine erſten Blättchen erſcheinen kaum einige Zoll hoch über dem Boden; dann kömmt ſein Wuchs allmälig ins Gleichgewicht, und wie Zweige und Blätter zum Licht hinaufgezogen werden, ſo ſchlagen die Wurzeln tiefer nach unten hinab: er genießt beides des Himmels und der Erde, bis die Zeit ſeiner ſchönſten Jugend kömmt und die lieblichen Kinder des Lichts, die Blüthen, ſeinen Wipfel ſchmücken. So ſollte auch der Menſch wachſen, und ſo könte er wachſen, im ſtetigen Gleichgewicht zwiſchen Himmel und Erde, das volle Maaß ſeines Lebens und ſeiner Kräfte im einfältigen Weltgenuß und Weltglauben zuſammenhaltend. Zu welcher Kraft würde das Geiſtige mit dem Irdiſchen dann zuſammenwachſen! und endlich, wie würde die Tugend und die Kunſt als die erfreulichſte Blüthe der Menſchheit aus ſolcher unſchuldigen Vereinigung auf der höchſten Spitze des Lebens hervorbrechen und nicht ſo frühe welken, als in unſern Tagen! Bruder, ich glühe und ſchwärme; aber nicht in öder Leerheit, ſondern in lebendiger Wirklichkeit. Was ich oft hatte und was ich einmal nicht mehr zu verlieren mir getraue, dieſen höchſten Wunſch und Preis unſrer Menſchheit, ſoll ich ihn nicht mit heißeſter Inbrunſt ausſprechen? Alle guten Geiſter des Himmels und der Erde begleiten Dich, Du Lieber, und erquicken Dich mit ihrer liebenden Nähe!

Neunter Brief.

Ich fahre fort, mein Bruder, wo ich geſtern ſtehen blieb, und ſpreche meine paar Gedanken und Eindrücke, (manches kann ich nicht anders nennen), die ich von dem Ideal in der alten Kunſt habe, einfältig und zutraulich vor Dir aus. Magſt Du es dann auf Deine Weiſe richten und annehmen. Ich leite denn — wie Du wohl aus dem Vorigen ſchon gemerkt haſt — die Herrlichkeit der alten, beſonders der griechiſchen Kunſt aus einer auf Erden nicht mehr lebenden Gemüths- und Leibesfülle her, die ich in dem vorigen Briefe eine Art Heidenthum nannte, das man nie hätte aufgeben ſollen noch dürfen, weil es mit unſerm Chriſtenthum und Ideenthum durchaus nicht unverträglich ſei. Woher den Griechen dieſe herrliche Fülle kam, das wird, wie ich oben auch andeutete, wohl nie ſo klar ausgemacht werden können, als viele weiſe Leute, die alles ausmachen können, ſich einbilden. Gottlob der Anfang aller Dinge liegt den eitlen Sterblichen im Dunkeln, die ſonſt gar zu viele Ungeheuer machen würden. Genug, es war ein friſcher und kühner Bürgerſinn, Einfalt und Freude in Sitten und Leben, und höchſte Uebereinſtimmung und Geſundheit aller Kräfte bei dieſem ſeltenen Volke. Sie fühlten, erkannten und genoſſen das Natürliche natürlich und geſund, und aus Geſundheit und Mäßigkeit, im weiteſten Sinn genommen, erblühte ihre Kunſt. Deswegen war ihnen die Sophroſyne die erſte aller Tugenden, jene ruhige Mäßigung, wo jeder beſcheiden ſeine Kräfte meſſen und leiten konnte, und nichts wollte, als was er durfte, nichts darſtellte, als was er lebendigſt gefühlt und erkannt hatte. Gieb zu ſolchem Leben den Glanz glorreicher Thaten, Freude der Feſte und Spiele draußen, und Reichthum und Sicherheit im Hauſe, ſo iſt jene Vollendung menſchlichen Glückes da, woraus allein unſterbliche Nachbilder eines Lebens erwachſen können, das ſelbſt der Unſterblichkeit werth iſt. Dieſe Glücklichen, die auch Geſetze hatten, Recht und Unrecht zu beſtimmen, hatten ſich durch ſo viele moraliſche Schätzungen der Dinge und ihre ſelbſt nicht um Freude und den ſtillen Genuß des Lebens betrogen; ſie hatten nicht ſchwach, wie die Neueren, die ſchönen Triebe der Menſchenbruſt einzeln eingekerkert, um ſie deſto beſſer diſcipliniren zu können: ſondern durch eine ſchönere Kraft, als die moraliſche für den Menſchen je werden kann, hielten ſie alle zuſammen durch die Ganzheit des Leibes und Geiſtes in Einem. Weil ſie im höchſten Sinn friſch und geſund waren und die Dinge wahr und einfältig ſahen und genoſſen, ſo erſchienen ſie ihren ungebundenen Augen noch mit jenem himmliſchen Schimmer übergoſſen, der wie ein Lichtglanz eines höheren Lebens über der ganzen Natur liegt, den aber Menſchen, die das Schönſte und Heiligſte mit kluger Neugier immer in der fremdeſten Weite ſuchen, entweder gar nicht mehr ſehen können, oder doch gewöhnlich überſehen. Daher der ewig bräutliche und jungfräuliche Genuß der Natur, gleich weit von unſerer rohen Kälte, oder fieberhaften Empfindſamkeit; daher das leichte Erkennen und Verſtehen des Ebenmaaßes und der Schönheit in allem; daher die Vergötterung des Leibes und die wunderbaren Wirkungen, welche eine vollkommene Geſtalt auf die Menſchen machte, die faſt zur Anbetung derſelben hingeriſſen wurden. Ich will Dir, was ich von der Entſtehung der griechiſchen Meiſterſtücke meine, in einem Gleichniſſe ſagen, worüber viele lachen werden, das aber Dir verſtändlich ſein wird. Haſt Du an Leib und Seele glücklich organiſirte Menſchen geſehen, und nach ihren Vätern gefragt? Ja, Du haſt es, und wir haben über ſolche Dinge in früheren Tagen oft mit einander geſprochen. Woher kömmt es, daß unſre ſogenannten Genies, kurz die geiſtreichſten Menſchen, in ihren Kindern ſo oft Karrikaturen, und ſchlaue, ja wohl dumme Schwächlinge hinterlaſſen? Das kömmt gewiß nicht von ihrem Reichthum an Geiſt, ſondern von ihrer Armuth an Leib, weil ſie das ſchöpferiſche, eigentlich poetiſche Leben in ihnen durch geiſtige Schwelgerei verdorben haben. Gutmüthige, in ſich ſelbſt gegründete, und die Erde und das Irdiſche ſtill und einfältig genießende und bewahrende Menſchen dagegen ſind gewöhnlich die Väter derer, welche die folgende Generation um einige Stufen höher empor tragen und die Welt bewegen. So war es mit den griechiſchen Künſtlern. Das waren Menſchen, die in voller Mitte des Lebens und der Natur ſtanden, die wie alle andere das Leben mitſpielten, mitvertheidigten und mitgenoſſen: Männer, die als Kämpfer für das Vaterland geſtritten hatten, Richter, Kaufleute, Feldherren, welchen nichts fremd und un-

heilig

heilig war, was allen Menſchen als Bedürfniß und Geſchäft des Lebens gemein iſt. Sie hatten alſo das volle Gefühl und die ganze Geſtalt und Farbe des äußeren Lebens mit allen andern Zeitgenoſſen gemein, und die höhere Schöpferkraft, die ſie in ſich trugen, durfte nicht als etwas Beſonderes äußerlich vor den Leuten erſcheinen, und bedurfte deſſen auch nicht, weil ſie ſtolz und nicht eitel waren. Dagegen ſiehe, wie unſre Berühmten und Berühmteſten ſich weit hinaus aus dem Leben ſtellen und künſtlich zu einer, allem Leben fremden Höhe hinaufſchrauben, wo ihnen der Geſichtskreis des Gewöhnlichen und Gemeinen völlig verſchwindet, worin doch alles Ungewöhnliche und Ungemeine, wie die Perle in einer unſcheinbaren Schale, verſchloſſen iſt. Da fragt man denn wohl mit Recht: woher ſoll den von dem Leben Abgetrennten freie Haltung und feſtes Daſein, und dadurch ruhige Geſtaltung der Dinge kommen? Zwar durch die ungeheure Gewandheit und Leichtigkeit mit Ideen zu ſpielen, die ſie erworben haben, bemächtigen ſie ſich leicht eines gewiſſen ätheriſchen Schimmers, der den ungeübten oder verkünſtelten Augen anfangs wohl mehr zu leuchten ſcheint, als der zartere Glanz, der auf den Werken des Alterthums liegt. Aber wie ſteht es um das Maaß ihrer Geſtalten? um

Zeichnung und Kolorit? Iſt es möglich, daß dies, was nicht von innen heraus geſchöpft werden kann, ſondern was Aug und Hand der bewegten Welt und dem Leben draußen ablernen müſſen, ſich in einem ſchönen Rhythmus und in mildzuſammenfließender Harmonie verbinde? Nein, mein Bruder, das iſt nicht möglich; und deswegen haben ſo wenige Neuere die richtige Gleichheit und kühne Sicherheit der Zeichnung, wodurch die Alten ſo herrlich waren. Und ſelbſt wäre jener ätheriſche Schimmer, den ich oben nannte, das Göttlichſte, würde er die Unvollkommenheit des Leibes der Kunſtwerke bedecken können? Kann die blühendſte Farbe uns mit einem Geſichte verſöhnen, wo die Naſe eingedrückt, und die Stirn flach ausgebreitet iſt? Und wie ſteht es, wenn jener ätheriſche Ideenſchimmer, den die Neueren ihr Ideal nennen, eben ſo ungleich und grell vertheilt iſt, als der Leib, den er bedecken ſoll?

Die vollkommenſte lebendige Geſtalt will der Mann zeugen, der ſich zu einem Weibe legt: er fleht zu den Göttern um einen wackern und ſtarken Sohn, der ſeinen Namen ehren und ſeine alten Tage vertheidigen könne, um eine ſchöne und züchtige Tochter, die durch ihre Anmuth ihm das Leben verjünge und durch freundliche Worte ihm die Sorgen wegſchmeichle. Das Bild der vollkommenſten lebendigen Geſtalt will der Künſtler machen, dem die Schönheit den Trieb zum Bilden erweckte. Schönheit gehört allein der menſchlichen Geſtalt an und der Geſtalt der Götter, die der Menſch nach ſeinem Bilde erſchaffet. Wenn man andere Dinge ſchön nennt, ſo geſchieht es nur durch eine unbewußte Uebertragung, entweder in ſofern andere Geſtalten ſich der Vollkommenheit der menſchlichen nähern, oder weil aus dem Gemüthe und Leben derſelben uns etwas Menſchliches anweht, wodurch wir durch einen leichten Selbſtbetrug ein Gefühl der inneren Schönheit auf die äußere übertragen. Ich ſagte oben, der Begriff von Schönheit ſchließe immer Zweckmäßigkeit ein; es ſei nichts ſchön, was nicht zweckmäßig iſt. Aber damit ſage ich noch nicht, daß alles Zweckmäßige ſchön iſt, wie man durch verkehrte Umkehrung ſogern die Meinungen verwirrt, und uns etwas ſagen läßt, was wir nicht ſagen wollten. Indeſſen man könnte ſagen: höchſte Zweckmäßigkeit, wodurch eine Geſtalt den heiligen Sinn der Welt und der Gottheit ausdrückt, iſt Schönheit. Dieſer Sinn iſt Gleichgewicht der Kräfte (wodurch Glückſeligkeit wird) und Beförderung dieſes Gleichgewichtes inder ganzen Natur durch ein mitbewußtes Gemüth. Will man mir alſo einen ſchönen Menſchen zeigen, ſo zeige man mir dieſe Zweckmäßigkeit in ihm, wodurch er ſich ſelbſt und die Welt im Gleichgewicht halten, glückſelig ſein, und glückſelig machen kann, dem Sinn der Welt und der Gottheit ähnlich. Zweckmäßig im engeren Sinn ſei zuerſt die Geſtalt, daß ihre einzelnen Theile einander entſprechen und ſich befördern, ſo daß Gleichgewicht der Bewegung entſtehen kann. Es ſei Leichtigkeit zur Stärke; es erſcheine die Friſche und Geſundheit in dem hervorblühenden Lichte des Blutes, wo ſie nicht auch, wie zum Beiſpiel von dem Bildhauer, in der vollen Plaſtik, der leichten und kräftigen Geſtalten mit angedeutet werden kann; in der Harmonie des Geſichtes und in dem ruhigen Glanz der Stirn und der Augen offenbare ſich Fröhlichkeit, Güte und Verſtand, wodurch Glückſeligkeit in ſich ſelbſt bewahrt und in andern geſchaffen werden kann. Man könnte mir ſagen, dieſe höchſte Zweckmäßigkeit könne auch bei dem Menſchen da ſein ohne Schönheit; Leichtigkeit und Stärke der Glieder, blühendes Blut der Geſundheit, reicher Verſtand und Gemüthlichkeit können erſcheinen, wenn auch die Naſe ein wenig misgeſtalt, die eine Fußzehe ein wenig länger, als die andere ſei. Aber ſo iſt es nicht.

Die Kunſt hat lange geheiligt, was das Leben bewieſen hat, daß alle Disharmonie des Aeußeren auch auf eine Disharmonie des Innern deute, daß alſo die Idee höchſter irdiſcher Glückſeligkeit, Güte und Tugend nur auf der vollkommenſten Geſtalt ruhen könne. Der äußere Spiegel derſelben ſoll ſo ganz rein ſein, daß man an gar keinen Mangel denken kann. Gelte eine Geſtalt für die ſchönſte auf Erden, und kann einem dabei einfallen, daß ſie z. B. der Milde, oder des heitern Verſtandes, oder der Herrſchaft über den Zorn mangle, ſo iſt ſie nicht mehr ſchön, weil ſie unzweckmäßig iſt.

Alſo dieſe Geſtalt als die vollkommenſte iſt die Baſis aller Kunſt, welchen einzelnen Trieb oder welche einzelne Leidenſchaft des Menſchen ſie auch ausdrücken will. Der Grund, worauf ſie ruhet, iſt alſo Schönheit, die man nun kurz Ausdruck von Tugend und von Glückſeligkeit in menſchlicher Geſtalt nennen könnte. In wiefern andere Natur- und Kunſtgeſtalten ſich dieſer Geſtalt mehr oder weniger nähern, ſtehen ſie der Schönheit, oder vollkommenſten Geſtalt des Menſchen, näher oder ferner. Aber das Geſammte derſelben kann kein anderes Ding auf Erden haben; denn wo iſt Stärke und Zartheit, Leichtigkeit und Feſtigkeit, Lebensdauer und Genuſſesfülle ſo vereinigt, und obenein mit dem Wonne- und Liebesglanz des Lichts und dem leuchtenden Vernunftſchimmer eines reichen inneren Lebens übergoſſen? Aber wir Freigebigen ſind verſchwenderiſch, wir nennen Manches ſchön, was wir nur dem Schönen ähnlich nennen ſollten. Schön heißt uns der Löwe, weil er die äußere Tugend der Stärke und Gewandheit und die innere des Muthes und Großmuthes ausſpricht; ſchön das Pferd, weil das Ebenmaaß ſeiner Glieder Schnelligkeit und Dauer, und ſein großes, feuriges Aug Verſtand und Muth verkündigt; ſchön wird die Eiche genannt, weil Stamm und Zweige Kraft, und die raſchen Schwingungen der letzteren Kühnheit abbilden; ſchön heißt die Blume, weil ſie dem ſchöneren geiſtigen Leben des menſchlichen Gemüthes ſo gleich ſieht und ſinnvollen Herzen über ihre innere Geſtalt ſo viel zu denken giebt: ſie trägt einen Theil der Schönheit, der dem Menſchen nur als zarter Anflug der Geſundheit die Wange färbt, die himmliſche Freude und Liebe des Lichts trägt ſie am friſcheſten, und entzückt dadurch jedes Aug, das ſie ſieht. So heißen endlich auch manche andere Dinge ſchön, theils wegen einer angewöhnten Verwechslung des Zweckmäßigen mit dem Schönen, in ſofern ſie der höchſten Zweckmäßigkeit der inneren Geſtalt des Menſchen dienen oder gleichen, theils wohl, weil dem Menſchen, der überhaupt aller andern Natur- und Kunſtbilder höchſtes Bild iſt, bei ihrem Anblick dunkle Anwandelungen von Aehnlichkeiten kommen: oder auch nur, weil das volle glückſelige Gefühl ſeiner Schönheit durch ſie lebendiger erregt wird.

Mit voller Lebenskraft und natürlichem Lebensgefühl gieng der griechiſche Künſtler in ſeine Werkſtätte und Göttergeſellſchaft ein, und ohne vieles Wiſſen und Klügeln, wodurch nie nichts wird, zeugte und bildete er, was er in ihm ſelbſt hatte; Wahrheit und Einheit gab ihm ein wahres, mit ſeinen Kräften und Trieben ganz zuſammengehaltenes Leben, die Uebung hatte ihn Mäßigkeit gelehrt, und Begeiſterung hatte er in ſeiner eignen Kraft. Jugend, Stärke und Geſundheit, kurz volle äußere Geſtalt, tragen daher alle griechiſche Arbeiten in unvergänglicher Fülle, keinesweges aber die geiſtige Ueppigkeit und den blendenden Glanz der Neueren, welche dies ſo gern Ideal nennen möchten. Wer etwas ſolches bei ihnen findet, hat es ihnen angeklügelt und angeſchwatzt; ſie kennen es nicht, ſondern Geſundheit des Leibes und Mäßigkeit der Triebe iſt ihr Karakter, wenn man ihn am treueſten ausſprechen will. Wer Homer und Sophokles verſteht und die wenigen beſſeren Bilder in Erz und in Marmor verſtändig beſchaut, die ſich in den Ruinen des Alterthums gerettet haben, wird zuerſt durchaus nichts anderes ſehen. Erſt wenn er vertraut mit ihnen wird, wird ihm etwas aufgehen, was man Ideal nennen könnte, ein leiſes Anſprechen und Anklingen ſeines beſten Herzens, wie bei einer frommen Betrachtung der Natur dem Menſchen begegnet, ein zarter und duftiger Schimmer, bei welchem es oft ungewiß dünkt, ob er auf dem Kunſtwerke ſchimmere, oder auf dem Menſchen, der ſich deſſelben freuet. Ich bin nun, wohin ich wollte, und wie weit ich kann. Denn allein ſo kömmt es mir vor mit dem Ideal, das man ſo nennen ſollte, und jenes Dicke und Handgreifliche der Neueren mag ich nicht. Jener Geiſt, der zwiſchen der vollkommenſten Natur und dem vollkommenſten Naturdinge, dem Menſchen, wandelt, und beide durch zarte Gegenſcheine und leiſe Elektricitäten zu einander lockt und zieht, ruhet unſichtbar auf jedem wahren und geſunden Bilde des Lebens. Wie wir in das Morgenroth ſehen, zuerſt kalt und gleichgültig, dann wärmer und gemüthvoller, zuletzt in ihrer Freude und ihrem Farbenglanz mit zerflieſend; wie die Blume uns entzückt und der blühende Baum: ſo hält uns das vollkommenſte Bild feſt, die vollendete Geſtalt erfreut uns, die für Maaß und Zucht Geſchaffenen, und aus dem Anſchauenden und Entzückten quillt bei der Freude darüber zuletzt das innigſte Leben hervor, und ſo friſch und glücklich der Künſtler das Schöne machte, ſo friſch und glücklich genießen wir es. Weiter, mein Bruder, habe ich Dir nichts zu ſagen, und von einer unſichtbaren und zarten Sache, die immer nur als ein höherer Schein des Lebens kömmt und geht und ſich weder greifen noch lernen läßt, ſondern allein bei den Glücklichen und Gewaltigen wohnt, habe ich gewiß lange ſchon zu viel geſprochen.

Zehnter Brief.

So mag ich Dich haben, und freu' mich, daß Du ſo biſt, bin ſo glücklich, daß ich Dich ein wenig geſchmähet habe, damit Du Deine eigne Stärke und Beweglichkeit wieder fühlen lerneſt. Du haſt mir einen Brief geſchrieben, ganz wie die geflügelten und geharniſchten Worte, die ſonſt von Deinen Lippen brauſeten: alles ſo einfältig und friſch, ſo gutmüthig und doch klug, und mit einer Klarheit, die ich bei ſo überſchwellender Fülle lange an Dir vermißte. Erſt wann die Worte nicht mehr klüger ſcheinen, als der Menſch, von welchem ſie kommen, erſt dann iſt der Mann geboren. Auch freut mich höchlich, was mein Bruder Heinrich mir von Dir erzählt hat, wie liebend und freundlich und auch wie natürlich Du mit Deinem alten Vater lebſt; wie manche Kleinigkeiten, die Du über dem großen Katheder vergeſſen hatteſt und die dem Menſchen nie klein werden ſollten, Dir wieder lieb werden und durch ihre Kindermienen Dich wieder in das Leben hineinlocken. Da kann ich es gern vertragen, daß Du mich wieder ſchiltſt und mein Heidenthum und meine Alten etwas zur Seite ſchiebſt. Darüber wollen wir wohl Eins werden, wenn wir uns mal ſprechen; denn wie unſer Lieblingsdichter ſagt: die Knoten vieler Worte löſt das Schwerdt, ſo ſage ich: die Knoten vieles Streites löſt das lebendige Angeſicht uns gegenüber.

Und daß Du noch ſolche Hoffnungen von den Deutſchen haſt, o Bruder, laß Dich dafür herzlich küſſen! Du haſt mir ein Wort von der Lippe geſtohlen und viele Dornen aus der Seele gezogen. Laß uns ſelbſt nur raſch und tüchtig ſein und unſer Volk in uns ehren, ſo mögen die Götter den alten Spruch: der Guten Wünſche werden ſtets erhört, uns zu Gefallen noch wohl einmal wahr machen. Daß Du dabei auf Göthen und Schiller kömmſt und Dich über ihnen wohl ein wenig über die Gebühr entzündeſt, kann mich auch nur freuen. Doch muß ich Dir bei dieſer Gelegenheit über unſer deutſches Ideenthum noch zwei Worte ſagen, und auch mein Heidenthum noch einmal wieder berühren. Du haſt wohl vollkommen Recht, daß die Südländer durchaus mehr Anlage haben für die Kunſt, als die Nordländer, und unter gleichen Umſtänden ſie immer übertreffen werden. Aber wenn Du ferner behaupteſt, mein Heidenthum ſei nichts weiter, als das klimatiſche Gemüth des Südens, das im Norden nicht wohl werden könne, ſo muß ich Dir widerſprechen. So viel ſteht feſt, der ſüdliche Menſch, der Grieche, Italier, Kleinaſiat, Spanier hat mehr Haltung und Gleichheit des Gemüthes, mehr Maaß in der Bewegung, als der nördliche, ſo wie ſeine äußere Natur eine ſchon feſtere und bleibendere Geſtalt zeigt, als die des Nordländers. Aber der Nordländer — ich meine nicht den bei den Rennthieren und Eiſbären — kann durch geiſtige Würdigung der Dinge — eine göttliche, aber wie alles Göttliche gefährliche Gabe, die er wirklich mehr hat, als der Südländer — das Geſetz ſeines Klimas ſich finden, und wie weit ſeine Herrſchaft über die Natur und ſein Gehorſam gegen ſie geht; er kann durch ruhige Anerkennung deſſen, was er ſoll, ſein Leben auch in Gleichgewicht bringen. Das leugne ich gar nicht, daß er es ſchwerer hat, als der glücklicher organiſirte Südländer, weil er in vielem erſt durch Kunſt werden ſoll, was jener ſchon von Natur iſt. Sein Weſen iſt überall nicht ſo gehalten und geht leicht in Ungeſtalt und Nebel über, wie eine unſtäte Natur ihn in ewigen Wechſeln umbrauſt. Er iſt der Unbeſtändigkeit der Gefühle und den Stürmen der Leidenſchaften mehr unterworfen, und thut alles leicht mit Unmaaß und Uebertreibung; im häufigen Wanken zwiſchen Begier und Genuß, zwiſchen Faulheit und Mühſeligkeit, wird er ſich ſeltener jener ſtillen, in ſich ſelbſt ſeligen, Fülle bewußt, woraus die Kunſt als die zarteſte Blume des Lebens hervorblüht. Darum ergötzt der Nordländer ſich mehr an der Empfindung, der Südländer mehr an der Geſtalt. Der erſte geht der Geſtalt, wodurch doch allein das rechte Maaß der Empfindung gehalten werden kann, leicht mit Verachtung vorbei, und wird üppig und zerfließend; der zweite hat immer mehr ſeine Haltung in der Sicherheit der Geſtalt, worauf aller höchſte Schein ruht und woraus alles Innere und auch alle zarteſte Empfindung, wie goldene Sonnenſtrahlen durch eine dünne Wolke, hervorbrechen. Man kann ſagen, daß das Chriſtenthum auch die Südländer mehr zu Nordländern gemacht und das Gebiet der Empfindung mehr als recht iſt erweitert hat. Wer ſich an die Geſtalt hält, kann nicht ſo leicht mißgreiſen, als wer ohne ſie, wodurch er das Innere allein würdig erkennen und ſchätzen kann, in das wimmelnde und dunkle Neſt von Anſchauungen und Empfindungen greift. Wer für die äußere Schönheit das Aug verloren hat, der hat auch für die innere kein ſicheres, und wird in der Kunſt Ungeheuer genug zuſammenmiſchen und Karrikaturen zuſammenſetzen. Weil die Alten bei der Darſtellung die Geſtalt als das Erſte ſahen, ſo erſchien das Gemüth und die Empfindung an ihr nur als ein zarter Anflug und gieng als ein leiſes Anwehen oder Anklingen aus ihr heraus. Auf dieſe Weiſe hielten ſie viel leichter als wir die würdigſte Welt des Scheins in Maaß und Einklang; ſie waren nicht ſo ſehr in Gefahr, das Gemeine mit dem Edlen, und das Niedrige mit dem Hohen zu miſchen. Das Gemeinſte freilich kann nur zum Spaß für die Kunſt dienen; aber es iſt die Frage, ob die Kunſt mit uns Spaß treiben dürfe.

Von hier kann ich ſehr leicht auf unſere Deutſchen überſpringen, die Du in Deinem Briefe gar ſehr und zum Theil mit Recht lobſt, und die mein Herz, wenn es dürfte, ſo gern mit Dir loben möchte. Das viele Gute, was Du von ihnen ſagſt, gehört ihnen freilich, auch das

Schlimme, was Du nicht ganz vergiſſeſt; aber das Schlimmſte haſt Du offenbar nicht genannt, und ich kann Dir und mir mit dem Volke nicht helfen, ich muß es nennen und uns vorhalten, was es iſt und wie es ausſieht. Daß wir in der mannigfaltig verſchlungenen Bildungs- und Entwickelungskette der neuen Welt nicht erſt die dritten und vierten ſind und nicht die letzten ſein werden, das beurkundet die ganze Geſchichte; denn wo iſt eine europäiſche Nation, frage ich mit Stolz, die von uns nicht einige Bildung empfangen und Entdeckungen und Erfindungen benutzt hätte? Und für die Weite der menſchlichen Kenntniſſe, für die richtige Anſchauung und Würdigung der alten und neuen Welt, wie der alten und neuen Kunſt, für den Kampf und die Arbeit der Ideen überall — wo ſind die Vielen, die ſich uns vorzuziehen wagen? Wenn Ideen die rechte Götterſpeiſe des Menſchen ſind und ihn als den Herrn und Meiſter der übrigen Dinge auszeichnen, wer iſt unſerem Streben hierin gleich gekommen? Könnten Ideen allein die Welt bilden und beherrſchen, ſo müßten wir im Himmel und auf Erden die Erſten ſein. Anſchauungen des Gemüthes und der Welt, wofür andern Völkern, die ſich beſſer halten, als uns, das Verſtändniß und die Worte fehlen, ſind ſchon unſern gewöhnlichen Menſchen gewöhnlich. Aber grade deswegen und wegen der Folgen davon, die freilich nicht ſo erfreulich ſind, wagen kleinere Nationen, uns über die Schultern anzuſehen, und uns als tändelnde Narren und gaukelnde Schwärmer zu verlachen, z. B. die Franzoſen mit ihrer oft ſo dürftigen Beſtimmtheit und ihrer flachen juſteſſe de l'eſprit, welche gern mit Armuth prahlt. Es iſt wahr, wir können mit Zufriedenheit auf unſere Ideenarbeiten hinblicken, aber mit Wehmuth müſſen wir auch geſtehen, daß dieſer himmliſche Reichthum uns irdiſch arm gemacht hat, und daß andere unſere Erde zu beſitzen kommen, während wir für ſie den Himmel erobern. Es iſt verzeihlich, daß wir in der Begier, das Herrlichſte zu gewinnen, das Kleinere vergeſſen haben; aber mit Recht ſind wir das durch den andern zum Geſpött und uns zur Trauer geworden. Solches Hinausſpielen des wirklichen Lebens in eine fremde Welt, ſolche Ungeſtalt und Ueberfließung in ein faſt ganz leibloſes Daſein iſt nirgends in Europa ſo zu ſehen, wie bei uns; und wenn die Fremden den Urſprung dieſes Zuſtandes ſo erblicken könnten, als die Geſcheuteſten von uns ſelbſt, ſie würden ſich über uns noch mehr wundern. Daher unſre politiſche Erbärmlichkeit und Hülfloſigkeit, das Un-

natür

nationale und Trauriggleichgültige bei dem allgemeinen Elende des Volkes; daher, während die Beſſeren von uns das höchſte Leben der Zeit und aller Welt ſo genialiſch darſtellen, die Schlechteren wegen Mangels an irdiſcher Haltung und Kraft einzeln ſo unbeſchreiblich kümmerlich zerfließen. Du haſt allerlei Hoffnungen, mein Geliebter, es bald zu erleben, daß die Deutſchen ſich aufraffen und auch politiſch ſein werden, was ſie in Europa ſein ſollen. Ich ſehe noch keine ſolche Zeichen; denn für das Gewöhnliche, was ſeit dem dreißigjährigen Kriege die Europäer in blutigen Händeln und Revolutionen hin und her geriſſen und unter einander entzweit hat, kann ein ſo gleichgültiges, und alles Irdiſche zu geiſtig ſchätzendes Volk ſich nicht begeiſtern. Ich habe auch noch große Hoffnungen auf meine Deutſchen geſetzt, wie ſehr ihr Politiſches mich jetzt auch anekelt. Laß nur einmal etwas kommen, was wieder in eine höhere Idee eingreift, und laß einen herrlichen Mann, einen Helden, oder Weiſen es darſtellen; laß ihnen überall etwas Großes und Würdiges im Leben gezeigt werden, was ſie ſelbſt als Menſchen angeht und ihnen als Menſchen zugeſprochen wird — und wir werden ſehen, was ſchlaue Kunſt und gemeine Wuth gegen Hochſinn und Begeiſterung vermögen. Unſre Helden des Tages dürfen nur mit ihrer kühnen Lebensverachtung prahlen, weil ihre Gegner bis jetzt das Leben noch lieber gehabt haben, als ſie. Aber ehe dieſe Zeit kömmt, welche Verwandlungen muß die Welt noch untergehen? und wo ſind wir dann? O, ich hätte ein halbes Jahrhundert ſpäter gebohren ſein mögen!

Ja, Du Lieber, wir ſcheinen recht beſtimmt, unſer Höchſtes und Beſtes durch Uebertreibung wieder zu vernichten, und ſelbſt für das zu büßen, wodurch wir Wohlthäter und Bildner der Welt werden. Luther und die Reformation, welche Revolution und Wirkung auf ganz Europa! und mußten wir ſie nicht dreißig Jahre lang mit unſerm beſten Blute bezahlen? Die Ideen und Lichter der letzten dreißig Jahre, die wir mit dem feurigſten Eifer umgetragen und gepflegt haben, wem ſcheinen ſie mehr verderblich zu werden, als uns, grade in dieſen Tagen, wo wir dafür alles Andere vernachläſſigt und die letzten Bande zerbrochen haben, die uns als Volk noch ſchwach zuſammenhielten. Wir zeigen, wie wir den Bildungsſaamen der künftigen Zeit vielleicht am reinſten tragen, auch die Ungeſtalt und Unmäßigkeit am klarſten, wodurch die jetzige ſich ſelbſt unter unvermeidlichen Ruinen begräbt, und offenbaren

Verſtand und Unverſtand, Majeſtät und Ohnmacht in den allerauffallendſten Kontraſten. Hier will ich Dich nur auf das hinweiſen, worauf wir uns jetzt am meiſten einbilden und einbilden können, auf die Emporhebung der gemein gewordenen Welt aus ihrem Schmutz in den Himmel der Idee, wo ſie neu geſchaffen werden und ſich dann wieder zu ihrer alten fröhlichen Stelle herabſenken ſoll. Sieh unſre Philoſophen! Du kennſt ſie und haſt jahrelang mit ihnen gelebt. Wie haben die Männer gearbeitet und gerungen! — ich ſpreche von den Führern — Eigene und fremde Halbköpfe, die ſie nicht faſſen können, mögen ihren Eifer und ihre Kühnheit als Narrheit verſpotten — mir iſt es was Ehrwürdiges. Aber auch ſie, wie haben ſie ſich in der Ueberſchwänglichkeit verflogen und die zarte Gränze überſchritten, wo nur gelauſcht, aber nicht mehr geſprochen werden darf! Welches Unmaaß und welche Unzucht, das darſtellen und ausſprechen zu wollen, was als Vorbild aller Geſtalt und Gottheit innerſt im tiefſten Gemüthe ruht, als das Geheimſchaffende und Erhaltende, und mit welchem, wenn man es an das Licht der Begriffe und in den Lärm der Zungen reißt, alle Unſchuld und Schöpferkraft des Lebens verwelkt. Und die Halblinge und Nachkrächzer ſind die ſchlimmſten, und vermehren das Unweſen mit kleiner Geſinnung, wo jene mit heroiſchem Fehltritt ſtraucheln. Nirgends iſt eine feſte irdiſche Welt, und deswegen iſt die Begier nach der himmliſchen unzeitig, weil alles Maaß fehlt: und darum eine ſo arme und ſcheußliche Zeit im Vaterlande für den, der ſich mit dieſen hohen Schwärmern nicht berauſchen noch immer in goldenen Hoffnungen der Zukunft leben kann.

Du nannteſt Schiller in Deinem vorigen Briefe. Er gehört recht eigentlich hieher, denn keiner trägt die jetzige Deutſchheit in ihrem Edelſten und ihrem Schwächſten ſo klar an der Stirn, als er, eben weil er von den großen Bildern war. Wo iſt eine hohe Idee des Jahrhunderts, die dieſer mächtige Geiſt nicht in ihrem reinſten Glanze geſchaut und dargeſtellt hätte? wo iſt ein tiefes Gefühl und ein hohes Leid der Zeit, das er nicht mitfühlend empfunden und vorempfindend geweiſſagt hätte? Du weißt, was ich von ihm halte und wie ich ihn thörigt auch deswegen liebe, weil er ſelbſt in ſeinen Fehlern ſo deutſch iſt. Aber der edle Menſch krankte immer an ſeinem Zeitalter, und konnte bei der Geſtaltloſigkeit deſſelben die Unendlichkeit ſeiner Ideen nie ganz einfangen und bändigen; und wo es ihm gelang, ſieht man ihm die Arbeit an, und er mangelt der Leichtigkeit und Freude, wodurch unſterbliche Kinder alle Zeichen der Vergänglichkeit ablegen. Bei allem Anziehenden, was er hat, iſt einem immer bange bei dieſem gewaltigen Geiſt. Er reißt unwillkührlich, wie er will, in die Hölle und in den Himmel hinab und hinauf, lockt das menſchliche Herz mit den kühnſten Wechſeln durch die mannigfaltigſten Labyrinthe der Empfindungen; aber verläßt es öfter wild und zerſtört, als fromm und getröſtet: und ſelbſt da, wo er mächtig erhebt und tröſtet, wandelt uns eine ſeltene Melancholie an, wie bei allem, was disharmoniſch auf uns wirkt und unſre Kräfte überſpannt, oder doch verſpannt. Es muß ein Mangel an Gleichgewicht und Glückſeligkeit in ſeinen Schöpfungen ſich andeuten, der den Hörer unwillkührlich ergreift. Ja das iſt es: wir ſind bei ihm immer in Gefahr, wir fühlen, daß Sterbliche ſolch ein geiſtiges Feuerleben, wie er es oft giebt, nicht tragen können, ohne zerſtört zu werden. Er liegt vor uns, wie in halberhellter Nacht ein wunderſchönes Waſſer, das hoch bis an den Rand der Ufer ſchwillt und ſchwillt und den Wanderer in ſeinen ſüßen Tod locken möchte; ſehnſüchtig ſchaut er dahin, aber Furcht iſt in ihm, daß es überſlieſſen und ihn mit wegſpülen werde: er iſt wie ein herrliches Gefäß, das einen köſtlichen Götterwein enthält; durchſichtig ſchimmert das Naß, man ſieht den dünnen Bauch des Gefäßes ſich gleichſam dehnen, und zittert, daß er zerſpringen werde. Zu oft fehlt dem Mann die hohe Plaſtik der äußeren Geſtalt, um die innere zu halten, und dieſe, die dienen ſollte, herrſcht, und reißt uns zu übermüthig in die verwirrende Welt der Gefühle und die verzehrende der Geiſter.

Doch rang dieſer edle Menſch, indem er zeugte und bildete, und ſuchte die Wahrheit und Schönheit mit Ernſt und Liebe: nie trieb er in Eitelkeit ein unheiliges Spiel mit dem Heiligen, wie ſo viele, die nur auf die Zerſtörung des Menſchlichen und Tapferen in uns hinarbeiten und alles in die Ungeſtalt der Weichlichkeit und Empfindung hinüberſpielen. Ja wenn ſie noch ſpielten! nein, ſie raſen und wüthen, und zerfleiſchen und zerreiſſen den Menſchen in ſeinen heiligſten Theilen ſo tief, daß jedes geſunde Herz ein unbezwinglicher Ekel gegen dieſe Verderber anwandelt. Der erſte dieſer verbrecheriſchen Verweichlicher, dieſer Nervenausſchneider menſchlicher Kraft, dieſer Anatomen des innerſten Heiligthums des Herzens, dieſer dumpfen Todtengräberſeelen, iſt der berühmte Jean Paul Richter, der das Schönſte durch Unmaaß verdirbt und alle Empfindung und Sehnſucht des menſchlichen Gemüthes über die Gränze der Mäßigkeit und Ruhe hinauslockt: ein gefährlicher Menſch durch lebendige Gluth und hohe Geiſtigkeit, und durch viele ächte Götterblitze; aber ein verderblicher Verführer und Vergifter, durch welchen alles Geſtaltvolle und Männliche untergehen muß in dem, der ſich ihm ergiebt. Ich habe oft Streit über ihn gehabt, denn er hat viele Anhänger. Beſonders vertheidigte ihn einmal jemand ſo, daß er behauptete, ich habe durch meine Weltanſicht gar kein Maaß der Würdigung für ihn, weil ich den Gegenſatz der neuen Welt zu der alten nicht ſcharf genug ſehe, welcher ſei die Muſik gegen die Plaſtik. Allerdings nicht unwahr. Aber wenn Jean Paul ein muſikaliſcher Dichter heißt, ſo iſt er doch immer ein ſchlechter Muſiker; denn Geſtaltloſigkeit und Ineinanderraſſeln von disharmoniſchen Tönen ſoll keinesweges der Karakter der Muſik ſein. Ihre Geſtalt iſt bloß zarter und ätheriſcher, als die der andern Künſte; aber auch ſie wird ſchlecht und gemein, wo ſie geſtaltlos wird.

Hier haſt Du alſo wieder ein Langes und Breites über unſere neueſte Klage, daß wir alles Aeußere des Lebens mehr als recht vernachläſſigen, und daß es in der Kunſt uns auch ſo begegnet, daß die äußere Form den gewaltigen inneren Gehalt ſelten faſſen und zuſammenhalten kann. Gott behüte Deine Muſik vor Eitelkeit und Klingelei, und laſſe Dein Leben im zarten und ſicheren Einklange wie ein ſüßes Saitenſpiel hintönen!

Elfter Brief.

Nach drei langen Wochen endlich einen Brief von Dir, und einen ſo friſchen Brief. Schon hatte ich mir manche Sorge gemacht wegen Deiner, daß Du vielleicht krank geworden, oder in Deine alte metaphyſiſche Grillenfängerei zurückgefallen ſeieſt, und was der Freund ſonſt für den Freund fürchten kann über die großen und kleinen Unfälle, woran leider das Leben ſo reich iſt. Und das alles war es nicht. Du biſt grade am thäthigſten und lebendigſten mit Deinen Freunden geweſen, da Du ſie zu vergeſſen ſchieneſt, und haſt uns durch Thaten mehr erfreut, als Worte je erfreuen können. Nun das war ein geſchwinder Entſchluß, und auch ein guter — Gott gebe Dir den freien Lebensmuth, weiter Deinen eignen Weg zu gehen und Dich um Thorengeſchwätz und Verwunderung alter Weiber nicht zu kümmern. Die meiſten Menſchen ſind einmal ſo, daß ihr

Beifall uns eben ſo wenig hilft, als ihr Tadel uns ſchadet. Denn geheſt Du ihnen allen auch wohlgefällig und ihren Augen angenehm einher, recht ſo, wie ſie es wollen, und das Schickſal treibt Dich ſeitwärts ab und ſtößt Dich unſanft in eine andere Bahn, was hilft Dir ihr erbärmliches Mitleid? Du mußt dann doch auf eignen Füßen ſtehen, wenn Du noch Kraft zu ſtehen haſt, und der angenehme und ſittliche Mann, der es allen ſo recht machte, wird zwei Tage bedauert und den dritten vergeſſen. Am beſten ſteht man ſo mit der Welt, daß man ſich um ſie gar nicht kümmert, und, ohne auf ſie zu ſehen, ſtill für ſich hingeht; ſo treibt ſie endlich weder Eitelkeit noch Zorn, auf uns zu gaffen, und höchſtens ruft ſie mal das unſchädliche Wörtlein Narr und Sonderling über uns aus. Oder will man ja mit in ihr Getümmel hinein, ſo treibe man es mit ihr als Kinderſpiel, und zeige, daß man des Lebens Herr und ihr Meiſter iſt. Dann iſt ſie albern genug, uns zu achten und zu fürchten, und ſelbſt die Thorenſtreiche, die als Ableiter größerer Narrheit uns zuweilen entfahren, wichtig anzuſehen und ihnen eine beſſere Bedeutung unterzulegen, als ſie haben.

Alſo das Katheder iſt verlaſſen, und auf immer verlaſſen. Glück dazu! von ganzem Her zen Glück dazu, mein Bruder! Es war für Dich eine gefährliche Stelle. Du mußt recht friſch und wacker ſein und in dem neuen Leben Dich muthig fühlen; denn Deine Worte haben eine Sicherheit und Ruhe, die ich lange an Dir vermißt habe: und nicht bloß jene Ruhe der Ergebung, wo man das eingeſchrumpfte und welke Leben, das von keinen gewaltigen Trieben und Blüthenknoſpen mehr ſchwillt, ſo leicht umfaßt und feſt hält, ſondern jene ſtille Kraft, die ihrer ſelbſt gewiß ſcheint und nicht mehr fürchtet, daß das bräutliche Leben ihre Männlichkeit je verlaſſen könne. Selbſt Deine Klagen ſprechen einen bewußten und beſonnenen Zuſtand aus, worin Du weißt, was Du verlaſſen haſt und dafür wieder erobern mußt. — Du ziehſt alſo auf das Land? Das iſt gerade für Dich, mein Bruder. Da giebt es doch noch einige Spuren eines beſſeren Menſchenlebens, einige klare Bilder deſſen, was unſre freudigern Väter waren und wir nicht mehr ſind. In den mittelmäßigen geht das Leben grade am verworrenſten einher. Die Kunſt kann weder in Gemeinheit noch Hoheit zu etwas Entſchiedenem kommen, und die Natur iſt eben genug verkünſtelt, um für einfältigen Genuß und einfältiges Leben blind zu ſein. Aber nun bitte ich Dich auch recht herzlich, daß Du mehr aus Dir ſelbſt herausgeheſt und die Menſchen aufſucheſt. Selbſt die Langeweile des Lebens iſt etwas Köſtliches für Menſchen Deiner Art, weil ſie ihnen den Beſitz ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt und ſie nie mehr lüſtern nach verbotenen Gütern greifen läßt. Hier unter Blumen und Bäumen im Walde, hier auf dem Felde und auf dem Kirchhofe mit Bauersleuten wirſt Du ein ſchönes Leben leben, ſo daß Du nachher allenthalben hin verpflanzt werden magſt, ohne Dich ſelbſt verlieren zu können. Beſonders freut es mich, daß Du zu S. zieheſt; einen beſſeren Freund hätte das Glück Dir jetzt nicht verſchaffen können. Sein ſicherer Tritt im Leben, ſeine kalte Beſonnenheit ſtehen Dir immer als ein warnendes und weiſendes Bild gegenüber. Und er iſt treu und gut, und ſeinen Freunden immer herzlich bereit. Grüße ihn recht ſehr von mir. Sobald die Aepfelbäume blühen, laſſe ich anſpannen und ſetze eine Woche dran, mich Deiner Erneuerung zu freuen. Lebe wohl.

II.

Briefe,

geſchrieben an C. E. W.

im Sommer 1807.

Erſter Brief.

Dein Brief aus S., lieber W., kam mir gerade zu guter Stunde. Du weißt, ich trage das Leben gern friſch und laſſe mir den alten Naturmuth von meinen Vätern her nicht gern rauben; aber doch war mir einmal etwas Menſchliches begegnet, und ich fand mich beſonders allein und von meiner Welt abgeſchnitten, und war unter den Menſchen, mit welchen ich umgehen muß, faſt erſtarrt und verſteinert. Da kam Dein liebes Wort, und ich empfand mich plötzlich erfriſcht und wunderbar beflügelt in unſre alte Welt zurückgetragen. Alſo es geht dort wie hier, und Dir wie mir? So können wir uns tröſten mit alten Sprüchen und neuen Narrheiten, und wenigſtens, wenn nichts beſſeres zu haben iſt, uns mit jenem Phariſäer daran ergötzen, daß wir nicht ſind, wie der Zöllner. Das iſt nun freilich eine ſchlechte Freude über die Thorheit, deren bittere Galle gewöhnlich in uns zurückfließt; indeſſen glücklicher iſt doch der, welcher ſich daran bei andern ergötzen kann, als wer ſie bei ſich ſelbſt für Weisheit anſieht. Was iſt es nun aber, was mir an Dir närriſchem Menſchen ſolche Freude machen kann? Gewiß nicht der Brief, denn der war im heißeſten Spleen gebohren und mehr als närriſch geſchrieben. Wüßte ich nicht, was dergleichen bei Dir bedeutet, ſo könnte mir faſt bange werden. Aber ich kenne die leichten Wolken Deines Gemüthes und die raſchen Uebergänge, und weiß, daß Du finſterer mahlen, als ſein kannſt. Du haſt Recht, die Zeit iſt fürchterlich und wird fürchterlicher von Jahr zu Jahr. Ihr Anblick würde gräßlich ſein, wenn das, was darin zertreten wird, nicht ſo klein wäre und ſo klein untergienge. Wo iſt der Glückliche, auf deſſen heiteres und großes Gemüth ſie nicht Schatten wirft? wo iſt der Heldenmüthige, den ſie in ſeinem friſchen, kühnen Naturgange nicht ſchmerzlich aufhält? Und dazu all das kleine, erbärmliche Volk, das ſo klein iſt, daß es gar kein Leid und keine Schande mehr fühlen kann, und mit dem kümmerlichen Leben, das man ihm läßt,

und

und mit dem bißchen Waſſer und Himmel und Luft, das man ihm laſſen muß, immer noch gar zufrieden iſt: dies kleine, geſchwätzige Fröſchevolk, das mit alten Weibern nach Zeichen und Wundern ausſieht, weil es in ſich gar keine Zeichen mehr hat. Lieber W., dies Geſchwätz und dieſe ganze Lilliputterei des elenden Pygmäenvolkes o ſie könnten den Geduldigſten oft in die Wüſte jagen. Das Volk leidet und thut eben ſo knechtiſch, pfiffig und ſchlau, als unſre Aufklärer und Metaphyſiker, unſre Annaliſten und Journaliſten den hohen Zeitgeiſt, wie ſie ihn nennen, beſchreiben. Da ſind tauſend geheime Führungen der Vorſehung, tauſend heilige Zwecke der Weltordnung und Weltbildung, und hinter dieſem wieder tauſend und zehentauſend hohe Hoffnungen und frohe Ausſichten in petto. Und die Vorſehung ſollte ſich die Mühe geben, ſolches Geſindel zu rechnen und zu führen, welches ſeine eigne Vorſehung, die Gott in Männerbrüſte gelegt hat, vergiſſet, und in kleinlicher Wuth weder leben noch ſterben kann?

Wahrlich, Bruder, ich verdenke Dir den Ekel nicht, der Dir unter ſolchen Schaafsgeſichtern anwandelt, die uns einbilden möchten, der Wolf ſei von Gott geſandt, und die den Herrn

Iſegrimm ſehr gnädig finden, wenn er die ganze Heerde nicht auf einmal zerreißt. Da ſegne uns Gott die alte Lehre, wo man ſich um ſein Land und ſein Leben tapfer ſchlug und es friſch genoß, und andern die Sorge überließ, den Sinn und die Bedeutung davon zu ſuchen und das Recht abzuleiten! Woran Du daheim leideſt, daran leide ich draußen. Es iſt wohl nur Eine Plage in ganz Europa, und auch die, welche der alten Jungfer den ſo oft geſchändeten Leib jetzt wieder ſo blutig zerfleiſchen, ſie ſind nur eben ſolche Geſellen, als die andern; eben ſolche verkünſtelte Knechte, ſolche Klugheitspropheten und Hoffnungsinhaber, als jene, und philoſophiren und leben wie ſie, wenn ſie eben nicht plündern und morden. Es iſt alles nur Eine Albernheit und Knechtsgeſinnung des Lebens. Denn wo erkennt man Freiheit, als in Ausgelaſſenheit, wodurch der Sklav ſeinen Sklavenſinn am ſicherſten beweiſt? Was Du hier ſucheſt, iſt hier nicht zu finden, und iſt überall in wenigen beſten Zeitaltern hier nicht gefunden worden, wo das Leben durch Größe und Herrlichkeit ſeiner äußern Geſtalt ſich ſelbſt im Gleichgewicht getragen, und wo alle mannigfaltige Thätigkeit menſchlichen Werdens als ein goldener Schimmer frei und fröhlich über der ganzen Welt geſchwebt hätte.

Aber es war ſonſt mehr Feſtes, woran man ſeinen Hebel ſetzen und ſeine Kraft erkennen konnte; es war noch eine fruchtbare Erde im Volke, worin man Wurzeln ſchlagen und zur Freude aller Blumen und Blätter ans Licht treiben konnte. Jetzt iſt alles wüſt und weich, und von ſeinem beſten Thun und ſeinem fröhlichſten Herzen hat man keine Freude. Aber klage darum nicht, und tröſte Dich mit dem Gedanken, daß Du in der beſten Zeit geklagt haben würdeſt; denn was Du verlangſt, kann das Leben allein nicht geben. Du täuſcheſt Dich, wie alle kraftvolle Menſchen, wenn Du meinſt, was Du innen Köſtlichſtes haſt, könne außen immer werden. Es iſt von jeher außen nur in Momenten geworden, und in Momenten haſt Du alle Deine liebſten inneren Güter auch als äußere Geſtalten geſehen. Aber weil alle Geſtalt Beſchränkung iſt, und nothwendig ſein muß, ſo kann ſie nur die Wiederſcheine der inneren Welt zeigen, ihren tiefen Grund und ihr innigſtes Leben aber nur in Andeutungen offenbaren. Und was ſchiltſt und klageſt Du? Sieh auf das Geſindel, das bloß ſchwatzt, auf das Gewürm, das ſchreiet und leidet, und zufrieden iſt, wenn es ſich ſatt eſſen und bei Weibern liegen kann; ſieh auf die ganze taube und blinde Erbärmlichkeit der Menge, die Dich bloß angreinen und kopfſchütteln kann: ſieh dies, und beſinne Dich, und ſchlachte Deinem Vater oder der Natur eine Hekatombe, und tanze bekränzt um ihrem Altar, daß ſie Dich ſo freudig in die Welt geſetzt haben. Ich will mir auch einen Kranz aufſetzen und eine Binde um das Haar winden, Lieder und ſüßer Wein ſollen nicht fehlen, und Erinnerungen, die viel köſtlicher und erquickender ſind, als Lieder und Wein. Denn Freude, lebendige Freude wandelt mich an, ſo wie ich Dich vor mir ſehe, ja nur vor mir denke, und der Dunſt der Sorge und alle ſchwarze Schatten der Zeit verfliegen, und Welt und Leben ſtehen wieder im Sonnenſchein, als ſei alles rings umher lenzig und jugendlich. Siehe, Freund, das beweiſt, daß die Zeit Dein Beſtes nicht ſo unwiederbringlich zerſtört und vernichtet haben kann, als Du klagſt; denn wer andern ſo viel geben kann, muß ſehr reich ſein. Soll ich die ſchönen Stunden des vorigen Sommers wieder aufrufen? ſoll ich die Erinnerungen früherer Jahre wieder erwecken? Es iſt ſo herrlich, ſich in ſeinen Freunden zu vergöttern und mit ihnen im höchſten Glanze des Lebens zu wandeln. Ich weiß, wie Du immer auf mich gewirkt haſt; und es kann Dich tröſten, wenn Du es von mir hörſt, den Du frühe von vielen unterſchiedeſt. Laß uns ein wenig von uns ſelbſt ſchwatzen und von der Vergangenheit. Ich weiß, in der Zukunft lebſt Du nicht gern, Du, deſſen Gewalt und Luſt in der Gegenwart iſt. Aber die Vergangenheit hat ſelbſt für den, der ſich nicht in der Weite der Fantaſie verfliegen mag, einen idealen Reiz, wann das Gemeine des Augenblickes, das leider das meiſte Irdiſche begleitet, abgefloſſen iſt. Ich weiß, als ich zuerſt mit Dir bekannt wurde und Du Dich zu mir und meinem Bruder und andern unſerer Geſellen hielteſt, die einem raſchen Herzen nicht ganz ungemüthlich ſein konnten. Ich kann wohl ſagen, ich war damals, was ich noch für Viele bin, ein ſehr wunderlicher Menſch, und gewiß wenigen genießbar, und ſelbſt den Freunden, die, Gott weiß warum, mich lieb hatten, nicht ſo angenehm und geſellig, als ich hätte ſein ſollen. Es waren die erſten Jahre meines akademiſchen Lebens in G. Ich wußte damals gewiß nicht, was ich wollte noch was mir begegnete, und es iſt wohl ein Glück für den Sterblichen, daß er das in jedem Zuſtande ſeines Lebens nicht ſo weiß; er würde durch ein ſolches Bewußtſein gar zu ſchwächlich und albern werden. Unſre Gemüther giengen damals gewiß nach ſehr entgegengeſetzten Enden, und thun es noch in vielem; und das iſt es wohl eigentlich, was mich ſo unwillkührlich zu Dir zieht und mich Dir lieb macht: die hohe Elektricität der Geiſter, wovon Epikur weiland ſo viel verſtand und welche jetzt ſo wenige ahnden. Denn welch ein Menſch war ich damals!

Schon meine Kindheit war ſonderbar. In der Wiege habe ich nie geweint und bin ſtill und fröhlich durch die erſten Jahre der Kindheit gegangen. Die folgenden Jahre war ich immer friſch und geſund, ſehr wach, ſehr thätig, ſehr ungeſtüm; ordentlich und gehorſam in allem, was liebe Aeltern mir befahlen, aber ſtiller und verſchloſſener, als meine Geſchwiſter, und bei Jugendſchlachten, wie ſie unter Knaben vorkommen, hart und unbiegſam, auch bei Strafen, wie man ſie Buben auflegen muß, trotzig und allen Streichen keine Thräne, allen Ermahnungen keine Bitten oder Gelübde gebend. Ich allein konnte es in dem neunten und zehnten Jahr den ganzen Tag hinter den Kühen und Schweinen aushalten, deren Hütung in ämſiger Aerndtezeit mir zuweilen zufiel, und war, wenn ich des Morgens um fünf Uhr aus dem Neſte gekommen war, des Abends um zehn Uhr noch wach genug, meiner frommen Mutter aus der Bibel vorzuleſen. Meine Aeltern, die uns Kinder ſelbſt unterrichteten, und der Prediger, zu welchem ich mit meinen beiden älteſten Brüdern ins Kirchenexamen gieng, lobten meinen Fleiß.

Einige Jahre ſpäter bekamen wir ordentlichen Unterricht und Hauslehrer, aber das alte einfältige Leben behielt ſeine vorige Geſtalt, und das erſte buchſtabirende Leſen der Alten konnte in dem Knaben noch keine äußere Veränderung hervorbringen. Doch ſchien ich luſtiger und freier zu werden, und zuweilen ſogar wild, beſonders gegen Kinder, was mir ſonſt ſelten begegnete. In meinem funfzehnten Jahre las ich Rouſſeaus Emil, und Salzmann und andere über die Gefahren der Jugend, die mir zum Theil abſichtlich in die Hände gegeben wurden. Ich wage noch nicht zu entſcheiden, ob ſie mehr gut oder ſchlecht auf mich gewirkt haben; ſo viel möchte ich ſagen, daß jenes überlaute und übertriebene Geſchrei von den Gefahren und Sünden der Jugend durch größere Leiden, wenigſtens durch größere Angelegenheiten und Gefahren der Menſchheit in den letzten zwanzig Jahren Gottlob begraben worden iſt. Rouſſeau, den ich in einer ſchlechten Ueberſetzung las, wirkte außerordentlich auf mich, und ich weiß noch, wie er mich durch ſeine Paradoxen erſchreckte. Ich ſah in der Beſchreibung, die er von heftigen und grauſamen Menſchen macht, mein eigenſtes Bild, und fürchtete, in künftigen Tagen eine Tyrannenſeele aus mir werden zu ſehen, die mir nun freilich, wenn ich ſie hätte, in dieſer Zeit nicht übel ſtehen ſollte; ſo bange machte er mir mit meinen ſtarken Braunen, meinen dunkeln Augen, und den Aufwallungen von Ungeſtüm und Zorn, denen ich ſehr unterworfen war, und mit dem Fleiſcheſſen, das mir nach Landesſitte mit allen andern gemein war. Ich weiß, wie ich Monate lang mich mit kleinen Streifchen deſſelben begnügte; wie ich grobes Brod aß, um mich nicht zu verwöhnen; wie ich manche Nächte ſchon Proben machte, unter freiem Himmel auf Reiſig zu liegen, und meine Mutter durch Breter ärgerte, die ich meinen Rippen unterlegte, um nicht zu weich zu ſchlafen; wie ich im kalten April ſchon baden gieng: und mehr dergleichen Ausgelaſſenheiten des Guten, die wenigſtens, wie ich ſie trieb, Ausgelaſſenheiten gleich ſahen, weil ſie ohne Beiſpiel und Autorität waren, obgleich meine Aeltern meinen Eigenſinn gewähren ließen wegen anderer guter Eigenſchaften, die ihnen an mir gefielen.

In meinem ſechszehnten Jahre kam ich nach G. auf das Gymnaſium, für einen Landbuben mit ganz guten Kenntniſſen ausgerüſtet. Ich war ziemlich fertig im Latein und Franzöſiſchen, las und verſtand das Engliſche, und hatte Geſchichte und Geographie, wie man ſie in dieſem Alter haben kann, auf den Nagel inne. Im Leben war ich nicht dumm, weil der gütige Zufall mir geſcheute Aeltern gegeben hatte und das Land in dem Eigentlichmenſchlichen eher klug macht, als die Stadt, deren Bewohner in vielen Dingen immer unmündig bleiben. Aber ich hatte nicht den mindeſten Anſtrich von Welt und Zierlichkeit, hatte keine Erfahrung und Uebung der Geſellſchaft, nicht eine Spur der kecken Dreiſtigkeit und Fertigkeit, wodurch unſre Knaben von funfzehn und ſechszehn Jahren ſich jetzt auszeichnen. Mein Leben war ſehr einfältig und einförmig geweſen, mein Aeußeres war es auch, und meine Aeltern, die nicht reich waren, ſchickten mich eben nicht zierlich aus dem heimiſchen Neſte in die Welt. Ich erinnere mich noch, als wäre es heute, wie ich in Sekunda trat, und die feinen Männlein, die hübſch friſirten Köpfe (1788 wußte man noch nichts weder von Schwedenköpfen noch Titusköpfen) und die blanken Kleider ſah. Meine Garderobe beſtand aus einem grünen eigengemachten Rocke mit blanken Knöpfen, und aus einem grünen, von dem Vater auf meinen Leib umgeſchnittenen Ueberrock. Unter dieſen Burſchen, von welchen einige ſchon kleine Stutzer waren, andere, wie es in Städten geht, das Leben ſchon mehr als recht iſt kannten, fand ich mich völlig fremd und verlegen, und mußte ihnen im Aeußeren eine unſtreitige Ueberlegenheit zugeſtehen. Dies und mein eignes Gemüth, Sehnſucht nach dem verlohrnen Lande, Blödigkeit in einer Welt, worin ich gar nichts war, trieb mich in die Einſamkeit, und kleine Ausflüge in das väterliche Haus, das drei Meilen von der Stadt lag, waren die einzige Veränderung meines gleichen Lebens. Ich fieng das Griechiſche eben erſt an, und brachte es durch Hülfe der Einſamkeit und eine entſchiedene Vorliebe, die ich ſogleich dafür faßte, in einem halben Jahre ſo weit darin, daß ich mich mit den beſten Schülern der Klaſſe vergleichen durfte. Nicht ſo glückte es mir mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften, welchen ich nie Luſt abgewinnen konnte.

Indeſſen meine erſte Blödigkeit und Schüchternheit verlor ſich nach und nach, ſo wie ich mich äußerlich verwandelte und den übrigen Genoſſen gleich ward. Bald ward die Schule ſelbſt mir eine ſichere Stätte, mein Fleiß gewann mir Achtung, und meine Fauſt Furcht; ich konnte die meiſten auch phyſiſch bändigen: etwas in dieſen Jahren ſehr bedeutendes. Aber ſo wie ich nun anfieng mit größerer Leichtigkeit und Geſelligkeit in die Welt hineinzugehen, ließ etwas Anderes mich nicht frei, was mein Leben wieder ſechs Jahre im Athem erhielt. Das viele Studiren bei einem ungewöhnlich ſtarken und geſunden Leibe, dabei viele Abendgeſellſchaften und Schmäuſe, oder, wenn dies alles nicht, Jugend und Natur machten mir den Trieb fürchterlich, der in den Jahren, wo man noch nicht ganz Mann iſt, am ungeſtümſten brennet. Bei einem feurigen Temperament, einer regen Fantaſie und Beweglichkeit brachte dieſer heftigſte aller Triebe oft mein ganzes Weſen in Aufruhr. Ueppigkeit und Ausſchweifung durfte ich mir nicht erlauben; dazu hatte ich meinen Salzmann zu viel geleſen, und etwas anderes Beſſeres ſtand mir zu lebendig vor Augen. Ich hatte, Dank meinen Aeltern! keine ſtrenge und disciplinariſche Erziehung erhalten, ſonſt wäre wahrſcheinlich ein Kalmäuſer, oder höchſtens ein energiſcher Pedant aus mir geworden. Das Haus meiner Aeltern war immer ein geſelliges, freies und freundliches geweſen. Aber die Weiſe des Lebens war damals noch einfältiger, als jetzt; der allgemeine Luxus war nicht ſo weit auf das Land vorgedrungen; die Mode, obgleich ſteifer und pedantiſcher, ſtand in ihren Wechſeln noch zwiſchen drei und vier Jahren, wo ſie jetzt kaum zwiſchen drei Wochen ſtill ſteht. Ich genoß ein freies Leben, ſah Gaſtlichkeit und Fröhlichkeit bei reinen Sitten, und hatte vor aller Unzucht eine kindiſche Scheu. Dieſe war mir auch in S. geblieben, und ich glaube, es wäre damals ſchwer geweſen, mich reizbaren Menſchen zu verführen. Aber der Trieb war gewaltig, und da ich ihn nicht frei walten laſſen wollte noch durfte, ſo mußte alles Jugendleben, das nach außen wollte, alle Feuerkraft, die in mir brannte, verzehrend in mich ſelbſt zurückſinken. Ich fühlte den Stolz, ein Mann werden zu wollen, und erkannte meine Gefahr. Bei meinen Grundſätzen und meiner damaligen Weltanſicht war es unmöglich, mich in Leichtfertigkeit hingehen zu laſſen. Selbſt eine unbezwingliche Blödigkeit gegen alle Weiber, die mich erſt in ſpäteren Jahren verlaſſen hat, hielt mich zurück. Ich war nun durch mich ſelbſt zur Einſamkeit verdammt: dies war eine Sache, wo kein anderer mir helfen noch rathen konnte. Mein Kampf und meine Arbeit gieng hier durch zwei Jahre, und ließ mein von Natur fröhliches Herz und meinen leichten Sinn nicht friſch unter die Leute kommen, weil es mir däuchte, als hätte ich Geheimniſſe vor ihnen. Nun wurden die meiſten Geſellſchaften von mir vermieden, die fröhlichſten Schmäuſe, wo ich ſonſt gern war, ausgeſchlagen: nur durch Ernſt und Regel konnte ich Meiſter meiner ſelbſt bleiben. Ich ſchlief wenig, und lag frierend unter der Decke und auf Stühlen und Brettern, wanderte wie ein Eilbote meilenlang im Schweiß des Tages und im Dunkel der Nacht, um den üppigen Leib zu ermatten, badete faſt alle Tage und bis in den kalten Oktober hinein im offenen Meere, und was ich ſonſt noch that; ſo daß meine gute Mutter wieder kopfſchüttelte und meine Geſpielen mich für einen Sonderling hielten. Doch ward das Stadtleben mir über, und wie lieb mir auch meine Studien waren, ſo beſchloß ich, davon zu gehen, Landmann zu werden, und den ganzen Tag im Schweiß meines Angeſichts zu arbeiten, um mir den Menſchen zu bewahren. Ich weiß nicht, welchen pathetiſchen Brief ich meinem guten Vater ſchrieb, als ich S. verließ und einige Meilen auswanderte; doch die Liebe der Aeltern und der Freunde Zureden brachten mich bald wieder zurück; aber nicht nach S., ſondern in das väterliche Haus nach L. Alles lag mir an, ich ſolle doch den Studenten nicht aufgeben: ich ließ mich wieder bereden und lebte noch Fünfvierteljahr im väterlichen Hauſe, ehe ich die Akademie bezog. Was ich da eigentlich getrieben und gelernt habe, kann ich ſo genau nicht mehr berechnen. So viel weiß ich noch, daß mein Leben wie ein Traum war; daß ich mehr noch als ſonſt die Einſamkeit liebte und weder zur Kirche noch in Geſellſchaft kam; daß meine Arbeiten und Abhärtungen immer fort giengen, und daß ich mitunter viel las, vorzüglich meine Lieblinge, die Griechen, ohne daß es mir dünkte, ich lerne etwas. Auch weiß ich noch recht gut, daß ich oft ſchlechte Verſe machte und einige proſaiſche Aufſätze ſchrieb, die lange nicht an die reichten, die ich bei meiner Ankunft in S. ſchreiben konnte. Ich war ſonſt, meine Narrheit ausgenommen, wie man es anſah, geſund und ſtark, und warf die meiſten meiner Geſellen leicht über die Bruſt. Doch erinnere ich mich nun recht deutlich, daß meine Aeltern mich Sonderling oft bedenklich anſahen und wenig Hoffnung von mir zu haben ſchienen. Ich wußte allein, was es war, und weil ich es allein tragen mußte, ſo ward es doppelt ſchwer. Dies iſt wohl die Urſache eines gewiſſen Trotzes und einer großen Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil, die ich ſeit dieſer Zeit gehabt habe: ich ſah ſo klar, daß kein Menſch den Zuſtand eines andern beurtheilen dürfe, wohl aber ſeine That; und kaum die. Mein

Gemüth war indeſſen durch die ewige Arbeit wirklich geſpannt und verfinſtert, und ich konnte mich in nichts mit der Leichtigkeit fühlen und bewegen, die mir ſonſt alle meine Geſchäfte zum Spiel gemacht hatte. Es lag wie ein ſchwarzer Schatten auf meinem Leben und wie drückendes Blei auf allen genialiſchen Trieben, was bei der Feſſelung des genialiſcheſten von allen ſehr natürlich war. Doch ich will Dir durch längere Worte nicht zu Blei werden, und morgen mehr erzählen.

Zweiter Brief.

Ich kam nach G. und ward Student, vor funfzehn Jahren noch ein Zauberwort, womit man alle Kraſt und Freiheit einzufangen ſchien. Seitdem hat die alles regelnde und verſchneidende Zeit auch dieſe Freiheit genug beſchnitten. Man wird die Folgen davon ſehen, ja, man ſieht ſie ſchon. Du kennſt das deutſche Studententhum, wie es damals noch war. Ich betraure es aufrichtig, daß es nicht mehr ſo iſt. Wegen kleiner Gefahr hat man auch dieſe Herrlichkeit vernichtet, und Pedanterei und Kriecherei können ſich deſto früher in Köpfen und Herzen einniſten. Es war freilich eine gefährliche Herrlichkeit, aber das iſt jede Herrlichkeit. Auch das Gehenlernen iſt dem Kinde gefährlich: aber was würdeſt Du von dem Vater ſagen, der ſeinem Sohne die Füße lähmte, weil

weil es Teiche und Brunnen giebt, wo er kindiſch hineinlaufen, weil es Bäume und Mauern giebt, von welchen er halsbrechend herunter fallen kann? Es war ein Mittel gegen dieſe Gefahr, die Jünglinge nicht zu früh in ſie hinein zu laſſen; ich war Gottlob zwanzig Jahre alt, als ich meinen erſten Burſchendegen um die Hüften ſchnallte. Hier war ein eignes Reich, das ſich in dem ganzen, mit Geſetzen und Verfaſſungen überladenen, heiligen römiſchen deutſchen Reiche nicht fand; ein freies, oft anarchiſches Reich, wo, wie in allen ſolchen Staaten, manche Kraft ſich mächtig aus dem Naturboden erhob, während andere durch früheres Verderben untergeht. Keine Anerkennung noch Vorrecht der Geburt, Verachtung des Reichthums, wenn er nicht liberal ſein wollte, Ehre des Muthes und der Selbſtſtändigkeit, wie faſt nirgends mehr in unſern verkrüppelten Staaten. Wer herrſchen konnte, herrſchte; wer dienen mußte, diente. Alles Schwächliche, Feige, Egoiſtiſchpedantiſche ſank hier ohne Rettung zu Boden, und erſchien nur in den Kollegien, um Hefte zu ſchreiben und ſich nachher in ſeine kauzige Einſamkeit zurückzuziehen. Mancher Jüngling, der vorher in dem Alltagsleben der Konvenienz, unter ſteifen und kalten Paruckenſtöcken ſein eignes Leben nimmer hatte erfaſſen können, ſondern in einer Dämmerung und Halbheit in ſich ſelbſt hatte verſinken müſſen, kam hier in wenigen Wochen zur Klarheit ſeines Seins und zum Bewußtſein ſeiner Kraft, und erhielt den erſten Aufſchluß von Männerherrſchaft und die erſten kühnen Aufleuchtungen von Genialität. In voller Herrlichkeit und Freudigkeit der Jugendfülle; in Ehre und Achtung, die ihnen nachher nie mehr ſo unverdächtig erſcheinen konnte; in Freiheit und Freimuth, die ſie künftig nie wieder ſo friſch gebrauchen ſollten, ſchloſſen herrliche Brüſte ſich allem Guten und Schönen auf. Du verſteheſt mich, lieber Junge, Du haſt dies Leben gefühlt und genoſſen, und darum biſt Du ein Mann geworden, dem das Ausſterben aller Freude und Freiheit auf Erden das Herz ſo beklemmt. Ich kam auch in dies Leben, ein raſcher, ſtarker Burſch, gutmüthig von Natur und heiß über die Gebühr. Die alten Ausgelernten nahmen mich bald für voll an, weil ich zu ſtolz war, etwas Halbes zu ſein. Glückliche Zeit! ich war üppig und unweiſe mit den Unweiſen, und lebte fröhlich mit Freunden, was einer der höchſten Grade der Glückſeligkeit iſt und wovon ein alter Poet alſo ſingt:

Die Geſundheit iſt dem ſterblichen Mann das Erſte,
Schön von Geſtalt gebohren ſein das Zweite,
Reich ſein ohne Betrug das Dritte, endlich
Fröhlich mit Freunden leben iſt das Vierte.

Wer keine Jugendthorheiten mitgemacht hat, wird ſelten Männerthaten thun. Das Leben will ſeine Zeit haben, wo die thörigten Aprillentage ſind und der Saft von allen Seiten aus dem Baum heraus will. Auch bei dem Baum wird nicht alles Blüthe und Frucht. Ich ward hier unter dem Haufen von Jünglingen äußerlich freier und friſcher, und lebte Tage und Nächte durch in ſeligen Orgien. Ich durfte freier ſein; denn ich war durch lange Arbeit mehr befeſtigt; aber der alte Kampf und die alte Furcht dauerten noch immer fort, und zuweilen kam wohl noch eine kurze Verfinſterung, die aber nach Außen hin nicht mehr erſchien, ſo weit war ich meines Gemüthes Meiſter geworden, und ſo viel wirkten Geſundheit und Lebensfreiheit. Ich machte alle Spiele und Thorheiten mit, wie Du weißt, und war in einigen Virtuos, beſonders in den Wonnen bacchiſcher Feſte; aber in dem Einen war ich noch immer Hippolyt, und bin es in meinen Studentenjahren auch geblieben, ohne daß man mir Jungfräulichkeit des Gemüthes oder eine zurückfliehende Scheu eben hätte anſehen können. Das weiß ich, wie ich ſtark war, wie die Tagesarbeiten nach durchſchwärmten Nächten immer doch ordentlich fortgiengen, und wie ich zwei Jahre ſpäter in Jena einen ganzen Sommer, wann ich um und nach Mitternacht heim kam, mich in meinen Mantel wickelte, auf dem Fußboden mein Lager nahm, wie ein Sardanapal ſchnarchte, und nach drei, vier Stunden Schlaf wieder friſch erſtand.

In G. lernte ich Dich kennen, als Du Student wurdeſt, in den gefährlichen Jahren faſt zwiſchen dem Knaben und Jüngling. O ich weiß noch das erſtemal, als Du bei einem Kommers zutraulicher zu mir trateſt. Du warſt ein ſchlanker, feiner Junge, mit heitrer Stirn und freundlichen Augen. Schon damals ſah ich wie in einen Spiegel in Dein künftiges Leben, und hätte Dir prophezeihen können, was Du ſein würdeſt. Fröhlichkeit und Leichtigkeit leuchteten aus Deinem ganzen Weſen, kühnes und raſches Ergreifen des Lebens und ſeiner Freuden, und ein Glück, das die ſchönen und leichten Menſchen Trotz aller Fülle von Launen und Thorheiten, wodurch ſie es von ſich ſtoßen, zu begleiten pflegt, als wäre es in ihre Bahn gebannt. Ich ſah Dich, und liebte Dich. Ich hatte lange nichts mit ſolchem innigen Wohlgefallen geſehen; mir war, als erſchien mir etwas, das meine Schwere löſen und meine Verſchloſſenheit aufſchließen könne. Ich ſah den Jüngeren viel, und immer mit Freuden, liebte ihn, und warnte ihn oft. Doch Dein Leben trieb Dich Wochen lang von mir, und nach der Gemeinſchaft eines kurzen Jahres reiſte ich davon nach Jena. Da war nur mein altes Treiben, und keine beſondern Revolutionen. Ich war die zwei Jahre meines dortigen Lebens ſehr friſch und fleißig, und trieb alles mit großem Ernſt, woraus doch in mir ſelbſt eben nichts Ernſtliches werden wollte. Obgleich andere etwas auf meine Kenntniſſe hielten, ſo dünkte mich doch immer, daß ich nichts lernte, weil alles ſo todt und reizlos in mir liegen blieb. Sollte es nicht vielen Jünglingen von dem ſiebenzehnten bis fünf und zwanzigſten Jahre eben ſo gehen? Es giebt gewiß eine Zeit im Menſchen, wo alles nur in ihm untergeht, um nach Jahren als ein vergrabener Schatz wieder empor zu kommen. Dies iſt häufig bei heftigen Naturen, deren Edelſtes mit überwiegender Sinnlichkeit im Kampf ſteht, wodurch das leichte Gleichgewicht der Kräfte und der zarte Reiz der Genialität verlohren geht. Es muß bei ihnen faſt nothwendig etwas der Verſtockung Aehnliches erfolgen. Dies empfand ich auch noch die erſten Jahre nach der Rückkehr von der Akademie. Obgleich die Rinde ſich nach und nach abblätterte, womit ich mich in langer Mühe umpanzert hatte, ſo drangen doch immer nur einzelne Sonnenſtrahlen durch, und mein Inneres krankte bei allem Licht, das hervor wollte, und bei aller Gluth, die mich verzehrte, oft an Erſtarrung und Verfinſterung. Da kam ich auf den Einfall, eine Reiſe zu machen, und zwar eine recht lange und weite Reiſe, und das war ein Einfall von Gott; denn ohne ſie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden. Dieſe hat mir zuerſt Freiheit und Klarheit in mir ſelbſt gegeben und jenen Muth, der nicht mehr kindiſch vor dem Böſen zittert, weil er des Guten ewig gewiß iſt. Zufällig, ganz zufällig trafen wir beide uns in der ſchönen Kaiſerſtadt an der Donau, ich kann wohl ſagen, für mich durch das gute Glück der Götter, deren beſte Gaben zuerſt immer wie Zufall zu kommen ſcheinen.

Du wareſt männlicher und beſonnener geworden, gebildeter in Deiner liebenswürdigen Leichtigkeit, gehaltener in Deiner fröhlichen Leichtfertigkeit; ein Anſtrich von Ernſt, der Deinen heitern Himmel wie eine leichte Wolke oft ſchöner umſchattete — des Mannes höchſter Schönheitsſchatten — war nun feſter in Deinen Zügen; der reiche Genuß des Lebens, dem Du Dich immer ſo genialiſch hingegeben hatteſt, hatte Dich nicht welk, ſondern faſt friſcher gemacht, als in früheren Tagen: geiſtige Menſchen verwelken nicht durch das, wodurch geiſtloſe in wenigen Jahren alle Kraft und Freude ausgeleert haben und dann in letzter ohnmächtiger Weisheit mit Salomo ausrufen: ſiehe! es iſt alles eitel. Wir ſtanden uns jetzt viel näher; ich war leichter und freier geworden, und Du hatteſt die erſte Jugendwildheit etwas verloren; an Umſicht und Durchſicht der Dinge hatten wir beide gewonnen, Manches erlebt, worüber ſich ſprechen ließ; manches Andere gieng in der merkwürdigen Zeit um, was lebendige Menſchen anziehen und bewegen mußte: wir hatten ſchon etwas Anderes zu beſprechen, als uns ſelbſt. Jemehr man ſelbſt noch der kleine Brennſpiegel ſeiner Welt iſt und bei allen Dingen auf ſich ſelbſt zurückgeworfen wird, deſto dunkler bleibt man ſich und deſto verworrener ſpricht man ſich andern aus. Schöne Monate in Wien! wie luſtig genoſſen wir das Leben und uns ſelbſt! Wo iſt eine Stelle der Kaiſerſtadt, die uns nicht in Wonne geſehen hat? Laxenburg und Schönbrunn, Augarten und Prater, Kaltenberg und Brigittau, St. Stephan und unterirdiſcher Keller, welche goldne Erinnerungen hängen an euch, wie heſperiſche Aepfel an einem blühenden Baum!

Der Keller unter der Erde wird noch lange von uns klingen und mit uns ſpuken müſſen, wenn die höchſten Geiſter des Lebens zuweilen an den Stellen wieder umwandeln, wo ſie einſt wie Blitze erſchienen ſind. Welch ein Leben war da tief unter der Sonne und allem Leid, das ſie beſcheint, und aller Narrheit, die ſich an ihr ſo wichtig dünkt! Dieſe nahmen wir gebührlich, und tauchten ſie tief in die Weinfäſſer, daß ſie die faltige Stirn entrunzelten und ihr ſteifes und triefendes Gallakleid etwas aufſchürzten! Welche Figuren und Marionetten des Lebens trieb die Sicherheit der Nacht hier zum Spaß und zur Neugier zuſammen! Erinnerſt Du Dich noch des alten Hofraths mit dem Galliſchen Gedächtnißorgan, deſſen kurzſichtige Augen gleich ein paar kleinen Kugeln über das Bollwerk der Naſe und Stirn hervorſtanden? Mir war immer bange, er werde ſie mal an meiner Naſe anſtoßen, wenn er in dem Feuer des Geſpräches mit ſeiner Kurzſichtigkeit hart an ihr hinſtreifte. Dieſer war unſer Sänger und Rhapſode beim Wein, und recitirte alle alten und neuen Poeten von Virgil und Dante bis Shakeſpeare und Cervantes auf dem Nagel. Aber weiter taugte er auch zu nichts, das Trinken mit eingeſchloſſen, das er rüſtig trieb. Denn dieſe ſeltenen Wortpapageien, die durchaus nichts vergeſſen können, ſind gewöhnlich erſtaunlich dumm. Das Fremde kann ſich bei denen nicht ſo ähnlich bleiben, die ein eigenes Gemüth haben, es darin zu verwandeln. Dieſer Hofrath, und der leichte, zuweilen etwas närriſche M., und noch ein paar Geſellen, welche die bacchiſche Höhle liebten, bereiteten uns hier ſchöne Mitternächte. — Und Freund, Freund! unſre dreiwöchentliche Reiſe nach Preßburg und Ofen — haben wir ſchönere Tage gelebt, im gleicheren, ſeligen Schwunge von Lebendigkeit und Genuß? Mir zittert noch jetzt das Blut, und jeder Tropfen möchte, wie unſer unterirdiſcher Hofrath einmal witzig ſagte, ein Pulsſchlag werden, daß mir der ganze Leib Eine Zitterung der Wonne würde. Da wurdeſt Du erſt ganz mein, da hielt ich Dich wie ein köſtliches Gut umſchlungen, und werde Dich nun nimmer loslaſſen. Welch ein leichtes, ſprudelndes und bacchantiſches Leben war das! Wann iſt der anmuthige, jugendliche Weingott an den Ufern der Donau und unter ſeinen Rebenhügeln ſo heilig und ſo friſch verehrt worden ſeit den Griechen, die ſich auf die Freude verſtanden? Das waren ſchöne, lichthelle, bekränzte Tage und Nächte, und noch oft ſchaukle ich mich auf dem Strom ihrer Erinnerung ſelig hin, wie wir uns damals auf dem Strom hinſchaukeln

Weſen. Die neue Dummheit ſagt ſo gern: das Unglück lehrt Freunde kennen und ſchließt Menſchenbrüſte einander auf — ich ſage: nein! nein! die Freude, nur die Freude! Wer dem Unglück früher beimiſt, kennt die Freundſchaft nicht. Die an das Unglück appelliren, appelliren an den Dienſt des Freundes, der etwas Kleines und Zufälliges iſt, und möchten mit gemeinem Geiz Freundſchaft wohl gar zu einem andern Geld- und Handelsverkehr machen. Freundſchaft iſt die heiligſte Blume der Geſinnung, die in einander verwächſt und zuſammenblühet, eine ewige Blume, die zuweilen ſcheint, als ob ſie Frucht geben könne; wenigſtens wer hier nach Früchten langt, wird beides, Blume und Frucht, verlieren. Wir hatten es damals, wir haben es noch, und wir können uns tröſten, wenn dieſe alte Welt, wie es ſcheint, unter unſeren Füßen völlig zerbröckeln ſollte. Kennſt Du noch die ſchöne Palatinusinſel zwiſchen Ofen und Peſt? erinnerſt Du Dich noch unſrer Fahrt nach der Mühlau bei Preßburg? Mich dünkt, ich habe ſeitdem ein ſolches Paradies nicht wieder geſehen. Es machten wohl nur die Menſchen. Du weißt, das alte Paradies verſchwand, als Adam ſeine Unſchuld und ſein Glück verlor. Da ſtand das kleine Hüttchen, mit Stroh gedeckt, mit den weißen Wänden und hellen Fenſtern, wo das graue Mütterchen auf der Flur ſaß und ſpann, und uns freundlich die Milch holte, und von dem ſeligen Kaiſer Joſeph erzählte, der ſie einmal beſucht und neben ihr geſeſſen habe. Es war eine anmuthige Stelle, ſtill und mild, von zwei Armen des heiligen Stroms umſchlungen, die Außenſeiten Wald und hohe Bäume, dann weite Wieſen, endlich ein Feldchen mit ungriſcher Fruchtbarkeit, wo die Melonen in den Furchen des Weizens und Mais lagen; Aepfel- und Pflaumenbäume, die unter der Laſt brachen, umgaben das Häuschen, eine von Weinreben umrankte, gegitterte Laube führte ſo freundlich dahin, als es drinnen freundlich war. Unter dieſen Blättern und Trauben hatten wir einige ſchöne Nachmittage, und ließen den Strom mit ſeinen Schiffen und Kähnen und das Gewimmel der Stadt ſo vor uns hintreiben. Ich weiß noch, wie wir von der Inſel Abſchied nahmen und uns jeder auf ſeine Art einrichteten. Ich war ſchon zufrieden mit ihr, wie ſie war. Das weiße Häuschen behielt ſein ſtrohenes Dach und ward bloß ein wenig vergrößert; auf einem kleinen Hügel wurden noch Reben gepflanzt; der Baumgarten ward erweitert: ſo war es fertig, und ein feines Mädel, das ſolche Einſamkeit und ſolchen Pflanzer nicht verſchmähte, ſollte mit mir noch für die Vermehrung der Bewohner ſorgen. W. wollte die ganze Inſel zum Weinberg, das Haus zu einem Serail, und alle Wieſen zum Kanape machen. M. legte einen Park von Rehen und Hirſchen an, gieng auf die Jagd, und fiſchte in der Donau, baute ein prächtiges Badehaus, verſchanzte ſich an der einen Seite, und ſchoß mit Kanonen, und gab an feſtlichen Tagen den Schönen von Presburg Bälle. Du, lieber W., ſtimmteſt faſt mit ihm ein, doch ſollte die Inſel ſich ausdehnen, das Häuschen ein Pallaſt werden, geräumig genug, daß ein halbes Dutzend hübſcher Mädchen, Nebenbuhlerinnen Deiner Gunſt, ſich darin nicht treffen könnten, um ſeine Ruhe zu ſtören; und japaniſche Schlöſſer, Büſche, Grotten, Roſenlauben ſollten an mehr als einer Stelle auch andern ſchönen Freuden ihren Athem geben. Aber ich fühle mich hier ſelbſt außer Athem, und ſchlage die beiden Brieſe zuſammen. Mache das mit, was Du willſt, doch ſchreibe mir bald.

Dritter Brief.

Dank, recht ſchönen Dank ſollſt Du haben, lieber M., für Deinen Brief. Er iſt recht wie warmer Sonnenſchein auf das Eis gefallen, das mich hier zu umwachſen drohet. Wie lieb und frei haſt Du Deine Bruſt wieder offen vor mich hingelegt und mich in unſer beſſeres Leben ſchauen laſſen, wohinein wir aus dieſer ringsumſtarrenden Oedenei nicht oft genug einen Sprung thun können. Du haſt meine Bekenntniſſe freundlich aufgenommen, den Reiz unſrer Jugenderinnerungen wieder gefühlt, und manchen heitern Lichtſtrahl in meine Seele geworfen, der ſie in der hyperboreiſchen Nacht erquicken wird. Wie warm, wie lebendig wirſt Du, wie ſchwellend von Freude! ganz wie vormals, als Du die Luſt der Jünglinge und der Liebling der Mädchen warſt. —

Und die Vergötterung der Freundſchaft und des Lebens — o mein Bruder, ich könnte Dir an die Bruſt fallen und weinen wie ein Kind, und zärtlich ſein wie eine ſechszehnjährige Dirne. O daß ich Dich ſo nahe hätte! So kann nur ſchwärmen, wer ſo beſitzt, und die Farben aller Träume weiſen doch immer auf ein inneres Bild hin, woher ſie den Glanz und die Ueppigkeit nehmen. Könnten Menſchen ihre Träume deuten von Kindheit an, ſie hätten einen idealen Spiegel ihres Lebens; denn durch ſie leben die alten Propheten und Orakel noch. Und wie Du Dein Leben und Wirken in Glanz und Herrlichkeit ſtellſt und klagſt, daß es doch nicht ſo ſein kann! Da liegt der ganze ſchöne, verfloſſene Sommer wieder vor mir mit allen unſern blitzenden Ideen und leuchtenden Hoffnungen. Vieles iſt leider anders geworden; aber der Boden iſt noch da, und das viele Leider kann wieder anders werden, wenn wir der Zeit nur Zeit laſſen. Wer ſich ſein Leben nicht aus dem Schmutz hervorhebt, worein die meiſten andern in ihrer ärmlichen Gemeinheit es immer dem ihrigen gleich niedertreten möchten, der kann ſich in ſolcher Zeit, wie die unſrige, gar nicht behaupten.

Aber, mein Bruder, Du ſprichſt da von einem Zweck des Lebens, und ſprichſt ſo verſtän dig davon, als hätteſt Du den alten Verſtand verloren. Um Gottes willen! bleibe mir damit vom Leibe. Ich will hoffen, daß dieſer Verſtand nur wie ein Wolkenzug über Dein Leben hingezogen iſt, wie es zuweilen über Dich hinzuziehen pflegt. Aber Gottlieb, daß es zieht. Du kennſt ja die Leute, die immer von verſtändigem Leben und Zwecken ſprechen, die durch Klugheit alles vorherſehen und regieren. Haſt Du die Helden in Deiner unverſtändigen, zweckloſen Freiheit nicht alle niedergemacht? O es giebt etwas tauſendmal beſſeres, als aller Witz und alle Klugheit dieſer Verſtändigen, was die Welt erhält und erfreuet. Ich denke noch immer an den Waidſpruch des alten ſchiefbeinigen Anton, der von den Verſtändigen für einen Narren gehalten ward, aber ſie alle auslachte; er war etwas dick und derb, wie der ganze Kerl, aber er trifft. Er ſang ihn einmal einem kleinen deutſchen Fürſten vor bei einem Vogelſchießen in Thüringen, wohin wir Jünglinge von J. zahlreich gezogen waren. Anton ſaß mit uns; etwa ein fröhliches Dutzend ſtark, an einem Champagnertiſch, und machte ſeine begeiſterten Poſſen: die Durchlaucht wollte auch etwas davon haben, und ließ ihn zu ſich einladen. Anton machte Anfangs den Spröden, endlich gieng er, und ſang:

Von Weisheit ſchwatzt, wer den Verſtand verliert,
In die Trompete ſtößt das Eitelſte.
Frei leben iſt des Lebens höchſter Zweck,
Das Uebrige, ſpricht Paulus, iſt ein Dreck.

Denn ſprich, was iſt Verſtand? Ein gutes Ding, aber das ſchlechteſte Ding von der Welt, wenn man ſich darauf etwas einbildet; und einbildiſch und eitel macht er alle, die nicht mehr haben, als ihn. Seine Welt iſt ſo handgreiflich, ſeine Wahrheit ſo flach und klar, alle ſeine Güter ſind wie blanke Dukaten leicht zu zählen und zu berechnen. Darum ſind Völker, welchen der liebe Gott von dieſem reichlich und von tieferen Gemüthsgaben kärglicher gab, ſo ſehr geneigt zur Eitelkeit und Aefferei. Sei Du zufrieden mit Deiner Vernunft und Unvernunft, und laß kleinen Menſchen ihre kleine Fertigkeit und Beſtändigkeit unbeneidet, wobei Du Dich den erſten Tag erhängen würdeſt, wenn Du ihre ganze erbärmliche Laſt fühlteſt, wie ſie iſt. Es giebt eine größere Konſequenz des Gemüthes, wodurch der edle Menſch ſich von dem gemeinen, der reiche von dem armen unterſcheidet, jene, wo man ſeines Centrums gewiß iſt, wohin die üppigen Triebe nach der Ausgelaſſenheit wieder zurückkommen werden. Was ſoll man ſich auf den elenden Kerker einbilden, worin man ſich mit einer küm-

mer-

merlichen Tugend einſchließt, wie eine alte Jungfer, die über ihre gelben und runzlichten Wangen einen Schleier wirft, um die leichtfertige Welt nicht zu locken und von ihr verlockt zu werden. Hinein in des Lebens Weite ſoll der Menſch dringen mit Luſt und Leid, ihre mannigfaltigen Gefahren und Genüſſe durchwandeln und durchſchwelgen, damit ein Mann entſtehe. Iſt Kraft in ihm, ſo wird ſie ſich deſto ſchöner ſammeln, und in ruhiger Enge genießen, was ſie in unendlicher Weite beſitzt. Kometen gehen nach einer feſten Regel ihre unregelmäßigen Bahnen: ſo iſt das Leben waidlicher Naturen. Sie werden angegafft wie Kometen, und erſchrecken noch alle Tage die Dummköpfe: Ich weiß nun wohl, was Du mit Deinem Zweck und Deinem verſtändigen Leben ſagen willſt. Du meinſt nicht jenen Tod des Lebens, wo man mit dem Leben grade fertig iſt, und ſich auf ſeinen Hefen mit dem Verſtand in den Ruheſtand ſetzt. Davor hat Dir je und je gegraut. Ich muß recht lachen, wenn ich Dich hier denke, wie Du immer biſt, ſobald Du Dich verleiten läſſeſt, einmal verſtändig zu ſein, oder gar verſtändige Gedanken ausſprechen zu wollen. Du ſpielſt dann auch eine gar lächerliche Figur; es iſt, als wenn Du Deines Großvaters Bräutigamsrock anzögeſt, der

Dir an allen Enden zu weit iſt und den ſonſt wohlbeleibten und blühenden welk und mager ſehen laſſen würde. Denn wie Du freudig und allwirkend und alle überzeugend und beherrſchend biſt, wenn Du mit Deinem jugendlichen Uebermuth und leichter Beweglichkeit in der Mitte des Lebens ſtehſt; wie Du da in Deiner unverſtändigen Freiheit, die den Philiſtern ihr faules Leben ſtört, als ein Held handelſt, als ein Begeiſterter ſprichſt, als ein Jüngling liebſt und lebſt, und Deine menſchenheilende Kunſt Trotz dem alten Aſkläpios übſt: ſo verdirbſt Du Dich ſelbſt augenblicklich, ſobald Du Dich einläſſeſt, wie andere zu leben und zu denken. Dieſe Gefälligkeit oder Thorheit, die genialiſche Menſchen ſelten haben dürfen, darfſt Du nie haben. Du darfſt den Zweck Deines Lebens und alles Lebens nur immer mit Liebe und Sehnſucht ausſprechen, und nie anders, wenn Du ihn nicht verlieren willſt. Und iſt es nicht Unſinn, überall von Lebenszweck zu ſprechen, als ob ſich das Leben nur ſo ſetzen und ſtellen ließe, wie die gewöhnlichen Tröpfe meinen. Bei einem Taubenhauſe darf man vom Zweck ſprechen in ihrem Sinn, und auch da kaum; denn oft wird ſelbſt ſolch ein Quark ganz anders, als die erſte Ausrechnung war. So wie ihr Aerzte nicht wiſſet, was der Grund des Blutlebens iſt, das ſich doch etwas dicker befühlen läßt, als das, wovon wir ſprechen, und das eure Stümper täglich zu Tauſenden todtſchlagen, ſo meinet ihr jenes höhere Leben faſſen und principiren zu können? Laß Dich nicht täuſchen, Bruder, und bleib, worin Du biſt. Ich fühle es immer mehr, jeder Menſch hat von der weiſen und gütigen Natur ſeinen Inſtinkt erhalten, woran er ſich immer halten ſollte, jenen leiſen Hexenmeiſter in uns, jenen dämoniſchen Kobold, der, wie ſehr er uns oft erſchrecke, doch der einzig rechte Warner und Zeichendeuter iſt, welchem wir folgen ſollen. Selbſt könnte das Höchſte — und was iſt höher, als Leben? — ſich ſo ſetzen laſſen, Du biſt nimmer gebohren, etwas zu vereinzeln und hinzuſetzen, und es dann einzuſegnen und zu ſprechen: ſei, weil ich es will! Wenn Du aus Deinem Weſen etwas herausnehmen und etwas beſonderes damit machen willſt, ſo wirſt Du gleich ſchwächlich. Das iſt Dein Lob, mein Bruder; Du biſt noch ein ganzer, wahrer Menſch, und fühleſt deswegen jeden Unſinn, wenn Du ihn auch nicht begreifſt. Wird man ja durch den allgemeinen Wahn der Narren einmal mit fortgetrieben, und will es machen, wie ſie, ſo fühlt man ſich in Unluſt und Behexung, wie es jedem geht, welchem etwas Lebendiges plötzlich zum Geſpenſt wird. Mir begegnet zuweilen etwas Aehnliches, was Dir Deinen Fall deutlich machen kann. Wenn ich lange etwas Dürres geleſen oder geſchrieben habe, was man in dieſer ſublunariſchen Welt leider nur zu oft muß, ſo ſchießen mir einzelne Worte wohl als Zauberformeln vor die Augen, daß ich mich ordentlich behext fühle und mich wundere, daß ich ſie für etwas anderes als Gedankenhexerei gehalten habe. Das ſaftige und lebendige Fleiſch des Lebens iſt dann durch die nichtige Mühe von dem Menſchen ſo abgefallen, daß etwas, das unſern hochgelehrten Geiſtern täglich zuſtößt, auch mir wiederfährt: das leibliche Bild der Wörter iſt dann auch dahin, man kennt die alten Bekannten nicht mehr, wundert ſich, daß man ſie gekannt hat; ſie ſind dann, was ſie an ſich ſelbſt ſind, bloße Zauberformeln. Man konnte daraus lernen, wie gefährlich man ſich und andere damit behexen kann.

Was Du mit Deinem Lebenszweck meinſt, weiß ich wohl, Du Lieber. Du ſprichſt wie die Thoren, aber meinſt nicht wie ſie. Denn wie ſollte man nicht thörigt ſprechen, ſobald man das Ewigunbeſtimmbare und Unendliche beſtimmen will? Das Leben ſelbſt, oder volles, freies Daſeinsgefühl iſt des Lebens höchſter Zweck, was

Anton dem Fürſten vorſang. Dies haſt Du von jeher gewollt und geübt, dieſe göttliche Sehnſucht hat Dich noch nicht verlaſſen; aber dies, was der Grund des Lebens iſt, als etwas außer dem Leben in das Leben ſelbſt hineinſtellen wollen, iſt ein vergebliches Unterfangen. Da muß man ſich wie jene Kümmerlinge erſt ein Sedezleben herauskalkulirt und mit einem zierlichen goldenen Schnitt eingebunden haben, was ſich freilich in Taſchenformat ziemlich leicht präſentiren und transportiren läßt. Du meinſt unter Lebenszweck nichts anders, als endlich einen feſten Punkt, der Sehnſucht und der Thätigkeit zu finden, eine beſtimmte äußere Geſtalt, die man nicht wieder verlieren könne noch wolle: Du willſt jenes im Großen haben, was die Kleinverſtändigen im Kleinen ſo leicht erwerben. So kenne ich Dein Gemüth und Dein Leid, was oft auch mein Leid iſt. Hier, Freund, giebt es viel zu klagen und zu ſagen, und doch kann ein ſo großes Ding nie abgemacht werden. Ich halte mit Dir, daß ein Ideal auf dem Leben ruhet, das höchſte aller Ideale, aber unmöglich ſo, wie Du es überirdiſch begehrſt. Um dieſes Göttergut ewig zu befeſtigen, ſuchſt Du ſo raſtlos nach der Geſtalt, worauf ſein heiliger Glanz wohnen möchte. Zuerſt giebt es wenige Sterbliche, ſo glücklich organiſirt, unter ſo günſtigen Sternen gebohren, daß ſie dieſe Geſtalt frühe fänden und immer feſthielten. Die meiſten, auch die hochbegabteſten und glücklichſten haben von jeher zwiſchen Himmel und Erde geſchwankt, und in Tagen und Stunden genoſſen, was Du für Jahre und Jahrzehende zu gewinnen wagſt. Die reichſten Naturen ſind immer zu geneigt, alle innere Geſtalt, die nur Spiel eines höheren Götterlebens iſt, nicht bloß auf die fromme Geſtalt der Natur überzutragen, die ſie aufnimmt und erleuchtet, ſondern auch auf das Leben des Jahrmarktes, wo Scheine und Andeutungen eines ganz andern Geiſtes vorkommen. Und zweitens, nimm unſre Zeit — wo ſoll das Feſte und Gewaltige ſich an ſolchem Leben anſetzen, wo alles vor ihm weicht und niederbröckelt, und wo ſelbſt die Muthigſten bei ſolcher Kühnheit ſogleich über Verwundung und Zerſchmetterung ſchreien? Es wäre mehr als Vermeſſenheit, da, wo auch die ſchönſten Erſcheinungen nur als Schatten vorübergehen, wo der morgende Tag das Werk und die That des heutigen begräbt, kurz in dieſer chamäleontiſchen Zeit der Verwandlung und Zerſtörung allein feſt und geſtaltvoll ſein zu wollen. Wollen wir trauren, daß wir wie edle Atomen zerfliegen werden, die keinen friſchen

Leib und kein volles Herz ihrer Welt finden können, und ſo in Sehnſucht vergehen? Zart iſt der Klang und der Duft, zart alles göttliche Leben. Die Hand her, Bruder! wir können doch Götter ſein. Es iſt ein Punkt, bis wohin, wenn nicht weiter. Nimm dies an, wie ich es gebe, und denke der Sache weiter nach.

Vierter Brief.

Was ſoll man immer das Erſte begehren? In dem ſchönſten Zeitalter iſt das eine Vermeſſenheit; und nun in unſrer Zeit? Lieber Freund, noch einmal Deine Hand her! und laß mich ſie feſt und warm faſſen, und fühle, wie ich es treu und redlich mit Dir meine. O könnteſt Du auch fühlen, wie hoch ich Dein Streben achte! Wir dürfen wohl ſagen, es iſt herrlich, was wir begehren, aber wir müſſen auch bekennen, daß in den größten Zeitaltern die Beſten nie mit ihrem Werke und ihrer That zufrieden waren. Darum ſind wir mit Staub bekleidet und der Vergänglichkeit unterthan. Haben wir doch gehabt, was ſo köſtlich iſt, daß man dann ſogleich ſterben ſollte, um nicht wieder Schlechteres zu erleben; und iſt uns nicht Köſtliches noch künftig beſchieden und wird uns werden, wenn wir nur Geduld haben? Wir ſind ja jetzt nicht die elendeſten und ſchlechteſten; in ſchöneren Jahrhunderten wären wir andere Männer geweſen. Mag ſein. Aber müſſen wir nicht unſers Daſeins Spiel vollenden, ſo gut wir können? und mag man uns ſchlecht ſchelten, wenn die Zeit uns nicht erfüllen läßt, was unſere frühere Jugend gelobte? Sieh Dich um, und tröſte Dich; ſieh Dich um, und ſchaue, was es für Menſchen ſind, welche das Zeitalter die erſten nennt: ſeine Weiſen markloſe Krüppel, ſeine Helden ſchlaue Banditen, ſeine Regierer Altflicker. Iſt es der Mühe werth, mit ſolchen nur groß und bedeutend ſein zu wollen? Nichtiger Troſt für mich, ſprichſt Du, daß alles kleinlich und häßlich iſt. Wahr, mein Bruder. Aber in dieſem wilden, geſtaltloſen Treiben, in dieſer nichtigen Größe, und bedeutenden Nichtigkeit bewegt ſich wieder ſo viel Gutes und Schönes hin und her, ſo viele Erkennung des Beſten aller Zeiten, ſo viel hoher Muth und ſtilles Streben und Marterthum der Einzelnen; es iſt eine ſolche Lichtmaſſe über dieſe Sündfluth ausgegoſſen, daß die wenigen Lebendigen, die aus ihrem Schlamm ſich wieder hervorwühlen werden, ſich wohl erkennen und ihre Erde feſter und ſchöner einrichten müſſen, als die

Früheren. Und wenn das Leben ſo wenig glaubt und ſo taub und fühllos iſt, als Du mit Recht klagſt, wenn das kühnſte Wollen ohne Widerſtand und Kampf ſich in ihm verſchießt und verfliegt, wer kann Dir die Glorie Deines eignen Selbſt nehmen, die hohe Welt Deiner eignen Bruſt, die ſchönen Spuren des freudigen Männertrittes? Der Kreis edler Menſchen iſt auch jetzt nicht ſo eng, als er ſcheint. Es iſt der Lohn und die Würde alles Vortrefflichen und Freien in dem Menſchen, daß es ewig unſichtbare Lichtſtrahlen um ſich her ſchießt, welche wärmen und erquicken, hie und da auch wohl zünden und begeiſtern. Nur der Meſſer der eignen Kraft fehlt uns, weil die Geſtalt eines feſten Lebens um uns her fehlt; und wir erhalten die Strahlen nicht ſo warm zurück, als wir ſie ausſchicken, und jede Stunde unſeres Strebens macht uns ärmer, wenn wir nicht von den Schwerreichen ſind, wie Du. Ich will die Zeit gar nicht loben, Liebſter. Sie hat alle meine Hoffnungen bis jetzt betrogen; aber doch habe ich von dieſen noch keine aufgegeben. Ich habe eine Sicherheit in mir, die manche wunderbare Erfahrung meines Lebens beſtätigt hat, daß die Geſichte des Knaben und Jünglings ſich erfüllen werden; und ſollte ich mein Leben auch zu achtzig, neunzig Jahren hinausdehnen müſſen, was bei meinem Fleiſch und Bein vielleicht nicht unmöglich wäre.

Von jeher fühlteſt Du Deine Herrlichkeit mehr als ich in der realen Welt, und faſt ſchon in den Knabenjahren konnteſt Du Dich ſicher über die Köpfe der meiſten wegſchwingen, die ſich darin groß dünken. Du lebteſt und genoſſeſt, als die freieſte Jugend von Dir noch nichts weiter wollte. Du wurdeſt Mann, und fühlteſt eine andere Beſtimmung: ein ernſteres Schickſal ſtieg ſelbſt vor Deinem fröhlichen Blick auf, Arbeit ward Dir gezeigt als Deine Pflicht und Dein Lohn. Du haſt ernſtlich geſtrebt, Deiner neuen Parze zu gehorchen; ich darf Dir es bezeugen, und alle, die Dich kennen: und es iſt Dein ſchöner Schmerz, daß keine Welt iſt, die mit Dir gleiches Weges gienge, auf daß Dein Gang ſicherer und luſtiger ſei. So iſt das ſchöne, welterhaltende Geſetz, was Gott in unſre tiefſte Bruſt geſenkt hat, daß Arbeit mit Genuß ganz in Eins zuſammenwächſt, daß die Freude ewiger Thätigkeit dem Ermatteten ewig neue Erquickung iſt und als eine goldne Blume voll Duft und Licht aus den Mühen hervorblühet und zu neuen Eroberungen auf Erden locket. Dies will der Mann, und dies nur darf er wollen. Aller Genuß, den er in der Ferne ſucht, der aus ſeinem natürlichſten Leben und Streben nicht leicht und lieblich hervorwächſt, wird ihm Unruhe und verwandelt ſich zuletzt in häßliche Sünde, die ihm das Paradies verſchließt. Aber was iſt dies für ein Geſchlecht, womit wir leben! wie verkünſtelt, verblendet und entmannt! ohne Gefühl ſeiner Selbſt, und alſo ohne Würdigung anderer! wie ſchwach in Tugenden und Laſtern, im Spiel und im Ernſt! Wenn ich zwanzig Jahre zurückdenke, wo noch andere Menſchen lebten, wunderlich wird mir da zu Muthe, und meine Haare wollen zu Berge. Sieh Dich um! Sieht es nicht aus wie die fleißigſte Welt? im ewigen Laufen und Karren, und Schieben und Schreien, als wenn das Leben gar keinen Athem mehr haben dürfte? Und doch ſieh weiterhin, was wird aus allem dem zerreiſſenden Getümmel und Geſchrei? Nichts, gar nichts. Die Meiſten ſtönen und kriechen in rechter Eſelei fort, und die von ihnen noch ein wenig Lebensſaft übrig haben, ſtehen hie und da, und jauchzen und beluſtigen ſich darüber, daß die Leute ſo närriſch und erbärmlich ſind: eine Farze, die ſich bald in ein Trauerſpiel verwandelt. Es iſt kein Maaß mehr in dieſer Welt, die Faulen ſcheinen die Fleißigen, und die Fleißigen werden faul, weil ſie ſehen, daß jene den

Lohn davon tragen. Die Menſchen ſtehlen wie die Diebe, was ſie frei nehmen dürften, und arbeiten und keichen um das, was man ſich von jeher nur zuſpielen und zulocken durfte, und was am erſten und anmuthigſten zu den Einfältigen und Hochgeſinnten kömmt. Man ſteht hier in einem Hexenlabyrinth, wo der Ausgang ſchwer iſt, weil, wenn wir ihn gefunden zu haben glauben, uns immer neu verwirrende Geſtalten in den Weg laufen. Aber wer den Zauber hat, dem öffnen ſich alle Hexenkreiſe und Labyrinthe, und für gordiſche Knoten werden auch heute noch alexandriſche Schwerdter geſchliffen.

Doch alles dies, lieber W., möchte man noch tragen, möchte endlich ein raſches und mithaltendes Leben in andern entbehren, wenn man der Zudringlichkeit des nichtigen und ohnmächtigen Geſindels entgehen könnte. Ob die Menſchen hierin immer ſo geweſen ſind, als jetzt? Ich kann es nicht glauben. Als ſie ſtärker und ſicherer waren, da waren ſie wohl ſtolzer und ſtummer. Jetzt hat ſich das ganze Menſchenthum in Gutmüthigkeit und Geſchwätz aufgelöſt, beſonders bei uns guten Deutſchen, die ſich aus unbeſchreiblicher Gütigkeit ſo lange alles haben gefallen laſſen, und ſich noch gefallen laſſen bis auf den heutigen Tag. Mir wird dies Weſen zuweilen zum widerlichſten Ekel, und ich möchte dann mein letztes deutſches Wort vergeſſen und nach Montenegro und zu den Huronen fliehen, um unter freien und trotzigen Menſchen doch wenigſtens frei und trotzig mitleben und ſchweigen zu können. Freilich die meiſten Europäer zerflieſſen von Jahr zu Jahr mehr in Ziererei und Geſchwätz; aber beſonders fällt es auf an dem Deutſchen, der weder Vaterland, noch Nationalruhm, noch irgend etwas Gemeinſchaftliches mehr hat, als das loſe Band der Sprache, das feſter binden würde, wenn die Männer, welche ſprechen können, zum Volke ſprechen wollten. Das gutmüthige Volk macht nun allerlei Kunſtſtücke und hat ein Vielleben und eine vielſeitige Anſicht und Einſicht dieſes Viellebens, daß einem angſt und bange werden kann. Und dieſe Leute ſind ſo freigebig mit dem Ihrigen, und verlangen natürlich, daß wir es mit dem Unſrigen ſein ſollen: da iſt ſo viel zu fragen und zu erklären, zu geben und zu nehmen, ſo viel mitzutheilen und zu bephiloſophiren, daß unſer Einem, der nur Ein Leben und Ein Wiſſen erkennen wollte und kennte, bei ſolcher gutgemeinten Zudringlichkeit die Geduld ausgehen möchte. Und doch, wahrhaftig, Bruder, es iſt ein ſo närriſch gutmüthiges Volk, daß, was ich mir auch vornehme, ſtolz und trotzig zu ſein, ich ihnen faſt immer erliege und mich nur zum Abſchlachten hingeben muß, wenn ſie ja eine neue pſychologiſche Anſicht aus meinem Geſpräche greifen, oder gar eine neue Weltanſicht erhaſchen könnten; denn immer ſind ſie auf den Fang aus. So widerlich dieſe Geſellen mir ſind, und ſo ſehr ſie mich zuweilen vor Fremden demüthigen, ſo muß ich doch wieder ihre Parthei nehmen, wenn dieſe ſie klein zu machen, oder wohl gar von dem ganzen Volke klein zu ſprechen wagen; denn nur die unſer Beſtes erkennen, dürfen unſre Erbärmlichkeit tadeln: dies iſt aber bei wenigen Fremden der Fall. Unſer Volk — ich meine das Volk — darf ſich wohl vor allen Europäern zeigen, und an Leib und Seele mit ihnen meſſen; und daß es Zierlichkeit und Schimmer vernachläſſigt, iſt eher zu loben, da es Tüchtigkeit und Gemüth hat. Aber unſere Führer und Repräſentanten ſind auch gar zu erbärmlich, und ich laufe immer zweitauſend Schritt weit davon, wenn ich ſolche unter einem fremden Volke erblicke, die mich ſo gern in die Gemeinſchaft des Nationalen hineinziehen möchten, was mir zu meinem größten Aerger oft begegnet iſt. Das verfluchte Geſindel! — laß mich fluchen, denn ſie haben es um uns verdient, und durch ſie iſt das große herrliche Volk ſo nichtig und verſtockt — das verfluchte Geſindel hat auch keine Spur von unſern ſtillen Gütern, wodurch wir auch für die That gewaltig ſein könnten; aber mit allem Schwächlichen und Gutmüthigüberfließenden überſchwemmen ſie uns im höchſten Grade. O Bruder, in meinen erſten Jünglingsjahren wie herrlich dachte ich mir deutſche Männer! Ich hatte die Geſchichten unſers Volks, und einige unſrer alten Poeten geleſen, und das, wovon ich eben ſprach, jenes in mir verſchloſſene und glühende Feuer hatte alles ſublimirt. Da ſtanden die deutſchen Männer vor mir ſtattlich in Einfalt und Treue, klar in ihrer Stille, und majeſtätiſch in ihrer Ruhe. Ich hatte nur Menſchen ſublimirt, wie ich ſie in Bauerhütten gefunden hatte, und dachte mir, ſolche Wahrheit und Treue, in Fürſten- und Herrenſeelen erhöht, müſſe eine herrliche Geſtalt geben. Ich kam in die Welt hinaus, und ſah die Fürſten und Herren, und ärgerte und ſchämte mich zugleich. Ha! dachte ich, dieſes ausgelebte, verkümmerte und alberne Geſchlecht ſoll das Volk durch ſolche gefährliche Zeiten tragen? So die Fürſten- und Grafenſöhne, ſo die Stifts- und Turnierfähigen. Ich ſah es ihnen an, ſie hatten nie gefühlt noch gedacht, was die Luſt und der Gram meiner Tage und Nächte ge-

weſen

weſen war; ſie trugen kein großes Zeichen weder von dem Leib noch von der Seele eines großen Volks; ſie hatten keine Ahndung der Zeit, keine Furcht vor ihnen ſelbſt, keinen Stolz, etwas beſſeres zu ſein, als zierliche und bequeme Brodeſſer. Und die Schande! als wäre das Volk noch barbariſch, nicht einmal ſprechen konnten ſie mit ihm: franzöſiſch mußten ſie plappern, die Sitten und das Gemüth der Seine nachäffen, und das letzte Germaniſche in ſich entnerven. Und ſolche, die in ſteifer Zierlichkeit, in pedantiſcher Humanität, die des Volkes Herz nicht durchdringt, weil ſie nicht aus dem Herzen kömmt, bis zum Nichts abgeſchliffen und ausgewaſchen ſind, ſolche ſind die Meiſter und Führer, ſolche, woraus kein Herzſchetten und kein Männerwort hervorklingen kann. O, könnte ich mein heißes Herz Dir in die Hand legen, ſie würde brennen.

Und die Gelehrten ſind eben ſolche lächerliche und pinſliche Fratzen, mit ihrem allſeitigen Vielleben und allſichtigen Vieldenken, wobei alle Einheit des großen Lebens und des hohen Gefühls vergeht: die meiſten ohne Sinn und Ehre. Von Glück und Kraft der Welt wiſſen ſie nicht mehr, und bei jedem neuſten blutigen Tanz der Zeit poſaunen ſie in ihrer Vielſeitigkeit die ſchön ſen Anſichten und Ausſichten von verborgenen Zwecken und Entwickelungen der Vorſehung und des Zeitalters. Kömmt mir eine ſolche Kreatur auf den Hals, ſo möchte ich zuweilen ſtößig werden; aber ſie ſind allenthalben, und man muß ſie ſchon ertragen lernen, weil man, wie der Apoſtel Paulus ſagt, nicht aus der Welt laufen kann. Das iſt alſo leider wahr: die uns leiten und halten ſollen, ſind entartet, und ihr Stamm ausgebaut. Es kann aus ihnen nichts Starkes und Erhaltendes hervorwachſen. Dies ſehe ich täglich klarer, jemehr die fürchterliche Zeit mir die Augen öffnet.

Auch unſerm Mittelſtande, dem nämlich, der durch zwei, drei Generationen des Wohllebens gegangen iſt und der eigentlich die beſte Bildung und das vollendete Gemüth des Volks darſtellen ſollte, iſt daſſelbe begegnet. Auch da ſehe ich an unſerm Volke, was ich an keinem andern geſehen habe. Sollte das Unpolitiſche und Unnationale, worin wir leider leben, eine ſolche Gewalt auf die Menſchen haben, daß daraus endlich eine völlige Entkörperung und Ungeſtalt hervorgeht? Bedarf der Menſch der dickleibigen äußeren Geſtalt des Staates ſo ſehr, damit er tüchtig und geſund ſei? Ja, ihrer bedarf der Menſch, der auch Bürger ſein ſoll. Iſt dem alſo, o mein Bruder, wir ſollten uns der Knechtſchaft mehr erwehren, die uns drohet; denn ſiegt der Gewaltigſte, ſo wird ganz Europa ein lebloſer und ſeelenloſer Sklavenhaufe. Denn welche Menſchen ſind dies? ohne phyſiſchen Nerv und Tüchtigkeit, ohne den ſchlichten, geraden Verſtand der Hütte, Schwächlinge und Narren, mit einem ſo ſchwankenden Daſein und einer ſo äffiſchen und verworrenen Gedankenwelt, daß man unmöglich etwas Kümmerlicheres ſehen kann. Sie ſind dahin gekommen, daß ſie ſich mit allerlei Ding tröſten, und nicht mit ſich ſelbſt; denn in ſich ſind ſie glücklich fertig. Freilich wenn der Sturm kömmt, werden wir ſehen, welche Federn auf Wolken fliegen können.

Kannſt Du mir es verdenken, wenn ich anfange die Welt zu meiden und finſter mich immer mehr auf mich ſelbſt zurückzuziehen? Denn alle dieſe Affengeſichter und Menſchenähnlinge nehmen mir die letzte Hoffnung. Und ſie ſind ſo tönend an Worten, ſo waſſerreich an Empfindungen, ſo überſchwänglich gutmüthig von Herzen. Ich habe mir vorgenommen, gegen ſie auch äußerlich ſtolz zu ſein, wie ich es innerlich werde, wenn ich mich mit ſolchen vergleiche. Man darf ſich mit dem Geſindel nicht zu viel einlaſſen, wenn man nicht von ſeiner Jämmerlichkeit leiden will. Was habe ich mit ſolcher gutmüthigen Tagedieberei und Gedankendieberei zu thun, die nicht ſo ganz unſchuldig iſt; denn ſie wollen mit der Albernheit doch etwas bedeuten. Nein, hülfreich und gut ſoll der Menſch im Leben ſein, wo er kann; aber die Geſellſchaft und der Umgang — wer hat ein Recht an mein freieſtes und göttlichſtes Leben, wenn er ihm nichts geben kann, wenn er mit ſeiner gemeinen Faulheit kömmt, mich zu plagen, mit ſeiner gemeineren Eitelkeit, mich zu verderben? Wo ich Menſch ſein, wo ich mich erholen und für Arbeit ſtärken will, da ſoll mein Leben frei ſein. Zu dieſem Einen, wohin der Streit nicht reicht, der mich allenthalben faßt, zu dieſem Einen ſollen Knechte kommen, und auch dahin ihre Albernheit bringen? Wir leben überall zu viel in Geſellſchaft und laſſen uns von andern machen; aber daß wir unſer Edelſtes, was wir ſind und haben, ſo nichtig hinwerfen, das iſt Sünde an Gott und an uns. Ich bin hier beſonders geplagt mit ſolcher gutmüthigen deutſchen Nichtigkeit, und oft, wenn ich allein zu ſein und mich bloß von meinem eignen Triebe in die Welt hinein treiben zu laſſen meine, überfällt mich eine unglückliche Bekanntſchaft und entreißt mich auf ein paar Stunden mir ſelbſt. Und mit dieſen Schwätzern und Lächlern, die auf kümmerlichen Knochen gehen und nicht wie Männer ausſehen, unter Fremden zu ſein, das ſchlägt zugleich den Stolz. Ich erinnere mich, daß vor einigen Tagen zwei ſolcher Landsleute mich an einem Orte faßten, wo gewiß niemand uns kannte; auch verrieth uns die Sprache nicht, denn es war eine kurze Periode des Schweigens: da hörte ich, als wir einigen Sitzenden vorbeigegangen waren, vernehmlich hinter uns her: Sprickt ſie auck deutſch? Ich lächelte und ärgerte mich, ich wußte, warum jene dies ſagten. — Und dann die Männer in ihrer Erbärmlichkeit — das iſt die Peſt des Lebens. Deswegen lebt es ſich unter Weibern in der Regel weit gemüthlicher und friſcher. Denn wie kindiſch und verkrüppelt das Männlein auch ſei, er muß ſich hinaufſchrauben und eitel werden. So viel fühlt er, und ſo viel ſagt ihm doch die ſchlechteſte Geſellſchaft, daß eine gewiſſe Tüchtigkeit von ihm gefordert wird, daß er etwas ſoll thun können. Da ſind denn Anſprüche, Affektationen, Eitelkeiten und Kunſtſtücke aller Art, um etwas zu bedeuten. Das Weib, ſelbſt in der ſchlechteſten Zeit, ruht mehr auf eignem Sein; verdorben und ungebildet, wie ſie iſt, bleibt ſie immer natürlicher, und tröſtet ſich im ſchlimmſten Fall damit, daß die Männer nun einmal ſo ſind. Sie bedeutet immer am meiſten dadurch, daß ſie iſt, und durch das, was ſie iſt; es iſt immer eine poetiſche Würdigung in ihr. Der Mann aber, von welchem man ſagen darf, er kann nichts, wird dadurch ohne Gnade von der Rolle ausgeſtrichen; und das läßt keiner mit ſich geſchehen, ohne ſich zu wehren. Siehe, hier haſt Du einen reichen Text, der zu einer Poſtille von deutſchen Klageliedern Jeremiä ausgeſponnen werden könnte.

Fünfter Brief.

Ich empfieng Deinen Brief mit Freuden, lieber W., und legte ihn mit ſtummer Wehmuth weg. Du haſt mir tief in das Herz gegriffen und alle ſeine innerſten Saiten berührt; ſchon ſind Tage vergangen, und noch klingen ſie denſelben Ton. Und doch, mein Bruder, will ich Jahre lang lieber ſo mit Dir trauren, als mit jenen mich freuen. Denn könnte ich das, ſo wäre es für immer aus mit mir. Wenn das Dir begegnet, der ſo feſt im Leben ſtehet, ſo heiter des gegenwärtigen Glückes genießt, deſſen Geſchäft ſo vielfach und ſo ſchön mit allerlei Menſchen verbindet, was ſoll an mir dürrem Holz werden, der ſich, wie unſre Schweden hier ſprechen, den buchlichen und papierlichen Künſten ergeben hat, wodurch Viele zuletzt wahre Papierſchnitzel werden?

Glaube mir, oft wird mir bange, daß ich werden könnte, wie ſie. Schon früher ſind mich ſolche Schrecken angewandelt, und ich habe hingehen und Schaufel und Spaten ergreifen wollen; aber der Gedanke, daß man den Inhabern von Schaufeln und Spaten jetzt recht eigentlich auf dem Nacken ſteht, und die Lerche für ſie nicht ſingt, der Baum ihnen nicht blühet, noch der Weizen die Aehren ſchwellt, hat mich wieder in meine Geiſtergeſpenſterwelt zurückgejagt.

Alſo entſchiedener Ekel an den Zeitgenoſſen und ihrem Leben? Beſinne Dich, Bruder, arbeite, was Du kannſt, nimm Dir ein Weib, und mache Dir Zeitgenoſſen, die Du nach Deiner Art zuſtutzen kannſt. Ja, da treffe ich den wunden Fleck. Aufrichtig geſagt, ich glaube, ich lebte nicht mehr, oder wäre auch wie ſie alle, wenn ich die guten Alten nicht hätte. Die Griechen, Hans Sachs, und Doktor Luther, und was es ſonſt Altklingendes und Einfältigtüchtiges giebt, erfriſchen mir doch oft das welke Herz und ſeine Hoffnungen wieder, und zeigen mir das Bild meines Lebens, deſſen Darſtellung auf Erden mir dann eben ſo leicht und thunlich ſcheint, als des Menſchen Sehnſucht darnach heiß iſt. Aber zuweilen — und dieſe Zuweilen ſind jetzt oft Tage —

zuweilen, wo die kleine Arbeit und das kleine Nichts, was man treiben muß, um an der Erhaltung des letzten noch nicht gefallenen Nichts mit ſtümpern zu helfen, mit ſeinem Gewicht überſchlägt, falle ich wieder ſo tief hinab aus dieſer einfältigen und kräftigen Menſchenwelt, daß mir oft iſt, als möchte ich liegen bleiben, um nie wieder aufzuſtehen. Es wäre doch Schade um mich, wenn ich zuletzt ein Narr werden ſollte, oder ein Menſchenfeind, weil ich Wahrheit ſuchte und Tugend auf Erden wollte?

Du weißt, wie ich ſeit fünf, ſechs Jahren ſo ziemlich mit allerlei Volk leben und ihnen meine Freude bei Tage und Nacht einimpfen konnte. Das war nun freilich kein Götterleben, weil die Ingredienzien zu ſchlecht waren; aber, wenn es gleich auf einer Täuſchung ruhte, war es doch immer ein beſſeres, als gar keines. Mit dieſer Täuſchung ſcheint es aus zu ſein, und es will mir nicht mehr ſo gelingen unter dem Geſindel. Denn, zwei, drei ausgenommen, waren auch die meiſten derer mattes Geſindel, mit welchen ich damals heilige Orgien feierte. Das iſt nun auch vorbei, und glückt mir nur zuweilen noch, und dann zu meinem Aerger, weil ich merke, daß das Geſindel mit meiner heiligen Freude ein freten Narren halten; aber nun erlaube meiner Eitelkeit zu ſchließen, daß ſie die Thorenköpfe ſind, weil ich wie ſie ſein und doch nicht mit ihnen aushalten kann. Das iſt freilich eine Art zu ſchließen, die ſich ſchwerlich auf dem Katheder halten läßt, die aber bei Dir gewiß gelten wird, was ſie gelten ſoll. Ich ſehe nun nur Eine Rettung für mich aus dieſem Schwanken im Nichts, oder dieſer noch verderblicheren Einſamkeit, die mich aus der Welt heraustreibt. Will dieſe nicht anſchlagen, ſo kann ich mein Haupt verhüllen, die Gräber für künftige Geburten einſegnen, und ſterben. O wenn die Zeit mir Ruhe und einen feſten Sitz auf Erden gönnte, ich verſuchte es mit dem, was ich Dir oben nicht ſo ganz im Scherz rieth, ich verſuchte es mit einem Weibe und der Fabrik von Zeitgenoſſen. In der Sicherheit des Hauſes und ſeiner Zucht kann meine Welt, einige Freunde, die etwas können, — o daß ich Dich täglich über meine Schwelle gehen ſähe! — Kinder, die ich zu Männern bilde — o, mir ſchwebt ein Leben vor, das ich kurze Zeit genoß und oft ſo lebendig auf Minuten wieder halte. Will dies alles in dieſer Zeit nichts werden; iſt kein Weib zu finden, das Gehorſam und Liebe gegen die Natur hat; werden die Kinder trotz aller Sorge von dem Krebs der

Zeit angefreſſen; dringt Tyrannei auch in meine ſtille Wohnung ein — nun ſo iſt der Tod das Ende alles Spiels, und ich habe immer gemeint, daß, wer nicht ſterben kann, auch nicht leben könne. Sorgenträgerei für die Zukunft, die uns nie trägt, und kleinliche Angſt der Gegenwart habe ich ſelten länger als Stunden gefühlt, und auch dann nur durch eine Angewöhnung, die mir nicht natürlich iſt. Wo ich friſch und frei hineingegangen bin, ohne andere Stimmen zu fragen, da bin ich immer am unverſehrteſten herausgekommen. Darum bleib ich, was ich war, und ſinge mit Petrarka: Saró che fui, vivró com' ho viſſuto. Die Wechſel des Lebens müſſen nur alle äußerlich ſein, ſo ſind ſie nicht ſo gefährlich und halsbrechend; wer aber mit ihnen immer wechſelt, der wird zuletzt der Narr und Ausgelachte.

Alſo ein Weib will ich Dir anſchwatzen, weil ich ſelbſt nach einer Bettgenoſſin lüſtern bin? und Dir, der mir ein ganzes, volles ſirachiſches Kapitel, und eben kein erbauliches, von den Weibern gegeben hat? Du haſt die Stelle meines letzten Briefes bitter aufgegriffen, daß Weiber nie ſo erbärmlich werden können, als Männer, und daß ſich mit ihnen immer noch tröſtlicher leben laſſe, als mit unſern Mitweltſchöpfern, die nichts ſind, als Affen und Schwächlinge. Aber die armen Weiber — was haben ſie Dir gethan, Dir, der ein Lobgedicht auf ſie ſchreiben ſollte? Denn wer hat ſich ihrer mehr gefreut, als Du? Oder haſt Du ein Recht, ſie zu ſchelten, weil Du ſie ſo gut kennſt? Bruder, werde nicht böſe; wer am meiſten mit ihnen gelebt hat, kennt ſie gewöhnlich am wenigſten. Es iſt das nur wieder eine von Deinen Anwandlungen, die nichts bedeuten, wenn man Dich kennt. Ich wette, morgen ſollſt Du die armen Unſchuldigen mit mir loben. Ja, wenn Du es laſſen könnteſt, ſie zu lieben; aber das ſteht Dir nicht auf der Stirn geſchrieben: und erſcheinet es je darauf, ſo iſt es ein Zeichen, daß Du von hinnen willſt, und dann geleiten Dich alle Engelein in Abrams Schooß; denn mit dieſer Liebe hört das Leben auf, und der Tod iſt uns dann geſünder. Wie Du Dich bald vergeſſen kannſt! nun ſo wirſt Du auch dieſer üblen Laune bald vergeſſen.

Weißt Du nicht mehr den vorigen Sommer in S. die ſchönen erſten Tage des Julius? wie wir da ſchwärmten und träumten! Ich habe ein paar davon als recht weiße Tage in meinem

Leben ausgezeichnet. Sie müſſen göttlich geweſen ſein, denn die ausgleichende Nemeſis war mir dicht auf den Ferſen und hätte mich aus dieſem ſchönen und vollen Leben faſt plötzlich zum Orkus hinabgeriſſen. O ich weiß es noch, als wir in Ms Garten auf dem Altan ſtanden. Die Nacht war lau und verliebt, ihr magiſcher, duſtiger Silberſchimmer lag ſtill um Blumen und Blätter, der Mond wandelte durch zerriſſene Wolken, und mild leuchteten die Sterne. Wir ſtanden erhöht durch alles, was Menſchen hoch macht, durch Freundſchaft und Freiheit, durch Liebe und Wein, und ſahen über das Meer hin, und mein ſüßes, mütterliches Eiland mit allen Kinderſpielen und Jugendträumen ſchien mir beweglich entgegen zu ſchwimmen. Da giengen die guten alten Tage, die nicht mehr ſind, uns als freundliche Geiſter vorüber, wir ſtanden ſchweigend und ſelig, wie man es auf Erden ſein kann. Endlich löſten ſich die Zungen für liebe Erinnerungen und junge Hoffnungen, die Du mit Deiner Freudigkeit grün und friſch ſogleich in das Leben hineintrugeſt und ſie freundlich vor mir ausſchütteteſt als glänzende Götterkinder und Blumenknoſpen des Frühlings. Wir ſprachen von dem, was wir erlebt und genoſſen hatten, von unſern Thorenſtreichen, von dem Glücke und der Leichtigkeit der Jugend, und endlich zugleich mit Luſt und mit Trauer von unſeren Freunden und von dem allgemeinen Verhängniß der Menſchen, daß ſo wenige erfüllen, was ſie geloben, und ſo wenige erhalten, was ſie wünſchen. Mein guter, treuer Bruder Fritz, den Du ſo lieb haſt und ſo lieb haben mußt, kam dabei auch in das warme Gedränge, ſein tiefes, genialiſches Gemüth, ſein großes Herz, das in der Dürftigkeit dieſer Zeit gar nicht hat anfaſſen können, und als ein köſtlicher Schatz in ſeiner eignen Tiefe unterſinkt, ohne ſich ſelbſt und andern die gebührende Freude zu geben. Wir hörten es endlich zwölf ſchlagen, und eilten ſtummer der Stadt entgegen. Du folgteſt mir bis zu meinem Quartier an dem großen Markt; da entſtand ein Wettſtreit, Dich auf dem halben Weg zu Hauſe zu begleiten. Auf dieſem Wege ſahen wir Licht in einem Hauſe, wo eine ſehr ſchöne Frau wohnte. Da ſchlug es wieder lebendig bei Dir auf, und war nicht mehr zu löſchen. Wie Du das Weib prieſeſt! ich denke, ſie hätte aus dem Bette müſſen, wenn die Ohren immer gebührend anklängen. Ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Zartheit, und Unverdorbenheit in dem Taumel der großen Welt, worin ihr Stand und das Verhältniß ihres Mannes ſie hielten; ſelbſt alle kleinen Launen und Thorenſpiele, worauf Du nun ſo böſe biſt, waren da nur Erhöhungen der höchſten Freuden und Lebensgüter. Ich freute mich, das von Dir zu hören, und über eine Frau, die Du täglich ſaheſt, von Dir, den ich in dieſem Punkt immer etwas leichtfertiger als recht gehalten hatte; und wir kamen tief hinein in den Text, ſo tief, daß Du ſogar den Mond, vielleicht zum erſtenmal in Deinem Leben, mit etwas ſiegwartiſchen Augen anſaheſt. Wir ſtanden wieder auf dem alten Markt, Gott weiß, auf welchem Wege wir dahin gekommen waren, und der keuſche und empfindſame Mond hieng uns mit ſeiner runden Scheibe in heller Wolke ſo großäugig über dem Kopf, daß man ihm wohl ein Wort abgeben mußte. Du fandeſt ihn himmliſch ſchön, ſchöner, als Du ihn in Deinem Leben geſehen; und ſelbſt das gothiſche Rathhaus und der alte hochragende Kirchthurm wurden mit in Dein Entzücken gezogen. Wir giengen und ſtanden; keine große Straße hat uns die Nacht wohl nicht geſehen. Es war heller, lichter Morgen, als wir uns vor dem Lichte und den Nachtwächtern ſchämten, und jeder ſein einſames Haus ſuchte. Da ward nichts geſprochen, als von Weibern, Gemeines und Ungemeines, Thörigtes und Kluges; aber gewiß alles gut geſprochen: denn Du wareſt in einem herrlichen Athem, und brachteſt auch mich hinein. Und dies gieng alles ſo friſch aus dem Leben heraus, und wieder dahin zurück; ich möchte es ſo aufſchreiben können, es würde eine herrliche thörigte Weisheit ſein: die einzige, die den Sterblichen immer genießbar bleibt. Da war auch die Rede von Myſterien der Leiber und Geiſter, von Leibes- und Liebesgenuß, von heiliger Ergänzung der männlichen und weiblichen Natur in einander, kurz von aller höchſten irdiſchen Lebensfülle und Lebensfreude. Ich weiß es noch recht gut, wie Du damals die Weiblichkeit vergöttertest und ſagteſt, Du möchteſt an Dein Leben gar nicht zurückdenken noch wiſſen, daß Du geweſen ſeieſt, wenn Du keine Weiber geliebt hätteſt. Und wir ſprachen auch hoch von weiblicher Tugend, und jeder rief die liebenswürdigen, treuen und hochgeſinnten Frauen auf, deren er ſich zu beſinnen wußte.

Wo iſt das geblieben, Lieber? Biſt Du in Einem Jahre ſo grau geworden? oder was haben die ſüßen Kreaturen Dir gethan, daß Du ſie mit in unſeren Zorn miſcheſt? Sie können ja nicht dafür, daß ſie nicht beſſer ſind, als wir. Und doch ſage ich noch einmal, ſo jämmerlich können ſie nie werden, als die Jämmerlichſten von uns. Ich erinnere mich, nachher, als Du mein Leibesarzt wurdeſt, haben wir noch oft über dieſes intereſſante Kapitel geſprochen, und uns offene Bekenntniſſe abgelegt. Erlaube mir, daß ich dies hier noch einmal zuſammenfaſſe, um mich zu vertheidigen und Dich zu verſöhnen, wenn Du nicht ſchon verſöhnt biſt, ehe Du dieſen Brief lieſeſt. Ich habe gewiß nicht ſo viel Liebes genoſſen von Weibern, als Du, und doch bin ich ſtill und laut immer ihr Kämpe geweſen, und habe es nie gelitten, wenn man ſelbſt von den Schuldigen öffentlich Böſes geſprochen; denn ihre Waffen ſind ſo leicht zerbrechlich und ihr ganzes Leben ruht auf der Meinung. Deswegen iſt es ſchlecht von Männern, wenn ſie über Frauen nicht ſchweigen. Ja ſogar loben dürfen ſie ſie nur vor wenigen. Ich verſichere Dich, daß mir das Blut in den Fingern prickelt, wenn Männern ſo Unwürdiges entfährt. Es iſt mir dann, als möchte ich rufen: ſelbſt Weiber ihr! Weiber thun Weibern keinen Schaden mit ihrer Zunge, denn ihre Feindſchaft und Freundſchaft mit einander bedeutet nicht mehr, als man eben hineinlegen will. So will ich denn für das leichte, verderbliche Geſchlecht, für die ſchönen Plagen und reizenden Sünderinnen noch einmal in die Rennbahn treten und rufen: Trotz ſei dem, der von ihnen ſchlechter zu ſprechen wagt, als ich! Bruder, ſie ſind ſo leicht zu vertheidigen; aber dabei bleibt es, gehorchen ſollen ſie uns, was recht iſt: denn ſonſt wird es ein' verkehrtes Leben. Aber wir müſſen auch Männer ſein, und herrſchen können.

Sechſter Brief.

Wahrlich, wir haben ſehr Unrecht, von den Weibern Böſes zu ſprechen; denn wenn wir ſie nicht loben können, ſo ſollen wir ſie doch beklagen. Sie haben ja die Zügel der Welt nicht in den Händen, ſondern müſſen die Welt eben nehmen, wie wir ſie einrichten; und wenn wir ſie ſchelten, ſo ſchelten wir nur uns ſelbſt, denn ſie ſind nur Bilder unſeres Lebens, und in allen Zeitaltern und Nationen kann man in ihren Neigungen und Sitten die der Männer erkennen. Die Klagen, die wir nur eben über uns ſelbſt und unſere männliche Zeitgenoſſen geführt haben, laſſen bei ihnen freilich keinen Paradieſeszuſtand und kein hohes Leben erwarten; denn woher ſollten ſie es nehmen, wenn wir Krüppel und Kümmerlinge ſind? Ich will Dir ſagen, Bruder, wo der Grund unſerer Unbilligkeit gegen das zartere Geſchlecht liegt. Er liegt in aller der übrigen Verworrenheit der gegenwärtigen Zeit, oder vielmehr darin, daß Viele jetzt der Verworrenheit inne werden und durch Klügelei und Stümperei beſſern wollen, was von Grund auf eingeriſſen und neu aufgebaut werden muß; er liegt in einer völlig andern Idee von Leben und Lebensfreiheit, als unſere Großväter hatten, welche die alten morſchen Stützen unſrer kümmerlichen Moral und Tugend niedergeriſſen und ſo viele Wahne, welche die Menſchen als Geſetze leiteten, gleichſam wie Spreu weggeblaſen hat, während das Neue noch nicht in die Welt eingedrungen iſt und ſie ſichert und erhält. Wir wollen die Sache einmal ein wenig rückwärts betrachten und ſehen, wie das jetzt beſtehende Verhältniß des europäiſchen Weibes zu dem europäiſchen Mann geworden iſt, und in welchem Betruge man nach hergebrachter europäiſcher Obſervanz nun einmal lebt. Bei dieſer Ueberſicht ſprechen wir, wie man bei allen Ueberſichten muß, weder von dem Schlechteſten noch von dem Beſten, ſondern von der großen Zahl, die in der Mitte ſteht, und von einer dunkeln Mittelkraft, die als Wahn oder Sitte über den meiſten Köpfen ſchwebt, ſich gewöhnlich ſo mitfortgängeln läßt. Denn in je dem Weltalter und unter jedem Volke giebt es einzelne herrliche Naturen, die eine höhere Sitte, als alles Herkommen, und eine herrlichere Tugend, als aller Zufall geben kann, in ſich tragen; ſo wie es in den ſchönſten Zeitaltern und unter den gebildeteſten Nationen Ungeheuer gegeben hat.

Wie ſteht das Weib zu dem Manne im Naturſtande? So fängt man gewöhnlich ächt deutſch und ſyſtematiſch ſeine Fragen an; nur ſchade, daß ein Narr hundert Fragen thun kann, ehe der Weiſe nur mit Einer Antwort fertig iſt. Doch wollen wir diesmal auch ſo anfangen. Du ſollſt Dir aber nicht grauen laſſen, denn mit pſychologiſchen und metaphyſiſch-anthropologiſchen Hexereien will ich Deine Ungeduld nicht ängſtigen; Du kannſt davor nicht mehr Grauen haben, als ich. Was meint man unter Naturſtand? Das weiß man meiſtens ſelbſt nicht. Indeſſen iſt es ein bequemes Wort, um alles, was man ſo vorwegnehmen und uneingeleitet hinwerfen möchte, an den Mann zu bringen; es iſt gut, ein Geſpräch einzuleiten, und ſo wollen wir es denn als Poſtillionſtiefel gebrauchen, wohinein alle Art Beine gehen, ohne daß eben eines ſich bequem darin fühlte. Wenn man gewöhnlich ſo von dem Naturſtande ſpricht, meint man einen abſonderlichen Zuſtand, der allem, was jetzt iſt und beſteht, als Grundlage vorher gegangen ſein ſoll, deſſen Grenzen ſich mit wenigen Linien ſollen zeichnen laſſen, und wohinein doch alles Jetzige gepaßt werden kann. Spricht man da von dem Menſchen, ſo denkt man ihn ganz unentwickelt und auſer allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, und träumt und prophetiſirt, je nachdem man ihn anſieht, gar Vieles von ſeiner engliſchen Unſchuld, oder rohen Thierheit. Du weißt, welch ein ſtilles und wunderſames Bild der Bürger von Genf unſerer Verdorbenheit und Unruhe entgegenſetzte, ein Bild ſeines ſogenannten Naturmenſchen, das in einem arkadiſchen Traum allerdings ergötzlich ſein könnte, das auch als ein eigenes Geſchöpf auf Erden neben vielen andern groſen und kleinen Thieren noch Platz haben könnte, das aber immer ein ganz anderes Ding ſein würde, als der Menſch. Weil der Menſch in der Verſchiedenheit ſeiner Organiſation, und nachher ſeiner Entwickelung ſo weit von einander abſtehende Grenzen umfaßt, ſo läßt ſich bei ihm viel ſchwatzen von einem Naturſtande, womit man bei einem andern Geſchöpfe bald zu Ende iſt. Denn ſucht der Gärtner den Urſtamm ſeiner Renette im Walde, oder der Zoolog den wilden Hund, oder das wilde Pferd, ſo hat er eine kleine Weite rückwärts zu ſchreiten. So wie ich aber den edelſten Menſchen gegen den unedelſten halte, ich mag ihn in den Wäldern von Neuholland, oder an der Donau und Tiber ſuchen, ſo umfaſſe ich beinahe die äuſerſten Gränzen der ſichtbaren Welt. Indeſſen aus dem, was geſchehen iſt und geſchiehet, dürfen wir mit einem Recht, das wir bei unſern meiſten Schlüſſen nicht beſſer haben, ungefähr folgern, was das geſchehen müſſen. Strebt der Menſch allenthalben, wo die Naturnothwendigkeit ihn nicht mit bleierner Reizloſigkeit gefeſſelt hält, nach einem künſtlichen und gebildeten Zuſtand, ſo muß das wohl auch ſeine Natur ſein, ſo zu thun und zu leiden; denn er iſt offenbar nicht in dem Fall des zahmen Hundes oder Pferdes geweſen, daß eine Gewalt ihn unnatürlich gebändiget hätte: und eigentlich unnatürlich gebändigt kann man dieſe auch nicht nennen, denn ihre Haupttriebe ſind ihnen geblieben: ſie ſind nur gemildert, und hie und da umgemodelt, was ihnen als gelehrigen Thieren widerfahren mußte. Und will man über die ungeheure Gewalt der Naturnothwendigkeit auf den Menſchen klagen, die ihn aus ſeinem glückſeligen Zuſtande herausgetrieben und in die unſelige Künſtelei geworfen habe, ſo, denke ich, ſteht alles

Geſchaffene mit ihr in gleichen Gränzen, und wo es hier gehorſam ſein muß, gehorcht es ſeiner Natur und ſteht darin. Das Wunderlichſte iſt, daß man dem Worte Naturſtand gewöhnlich die Bedeutung einer gewiſſen Rohheit beimiſcht, eine aller nachher gebildeten Ordnung entgegengeſetzte Unordnung, worin ſich doch die Grundtriebe der Geſchöpfe und ihre Hauptverhältniſſe zu einander und zum ganzen Univerſum abſpiegeln ſollen. So klaubt man beſonders viel über den vorgeſellſchaftlichen Zuſtand des Menſchen, und weiß gar tiefe und weiſe Sachen davon zu berichten und alle ſeine nachherigen Rechte und Pflichten daraus herzuleiten: was doch bloß eine Spiegelfechterei und Verwechslung von Begriffen iſt, indem man, was der Menſch des Geſetzes an ſich offenbart und aus ſich entwickelt, auf den Menſchen des Urgeſetzes überträgt. Ordnung und Schönheit heißt der Begriff der Welt, Ordnung und Schönheit der Begriff des Menſchen. Groß aber iſt ſeine Verſchiedenheit von allen übrigen Geſchöpfen; ſie gehen faſt alle vollendet aus den Händen der Natur, er muß ſich erſt machen. Je näher ich ihn jenem vermeintlichen Urzuſtande ſehe, deſto unvollkommener, roher, geſetzloſer iſt er meiſtens, und Glück ſcheint ihm am fernſten, wo Kunſt ihn am wenigſten hält. Nur durch eine Täuſchung vergleichen wir unſer Unglück mit dem Glücke der Barbaren; aber des geſunkenen Menſchen Unglück iſt auch nichts anders, als Kraftloſigkeit und Geſetzloſigkeit, und dieſes Unglück iſt freilich das ſchrecklichſte, weil es den feſten Boden phyſiſcher Kraft und Fülle nicht mehr hat. Der unglückliche Menſch in der geſunkenen Geſellſchaft wird es durch Schwäche und Faulheit, die Kunſt giebt ihm keinen Reiz, das Geſetz keine Würde mehr, er kennt nur Zierlichkeiten und Delicateſſen, wird Sklav und Tyrann, iſt geſchliffener und feiner, als der Barbar, aber lange ſo ſchön und mächtig nicht. So waren Römer gegen Gothen, ſo werden wir Europäer einſt ſein, Gott weiß gegen wen, wenn nicht ein Gott uns aus dem Schlamme heraushilft, worin wir ſtecken; denn unſern Armen ſcheint die Arbeit zu ſchwer. In ſolchem elenden Zuſtande blickt der gebildete Menſch nach dem Urſtande ſeines Stammes zurück, und meint, ihm ſei eine Hexerei begegnet, weil er Geſetz der Natur und Geſetz der Kunſt, was es immer ſein ſollte, nicht für Eins angeſehen und behauptet hat. Denn freilich das Irdiſcheſte, worauf ſein Leben im roheſten Zuſtande (wenn man will, im Naturſtande ſchon) ruhte, hätte wohl ewig die Grundlage bleiben ſollen, auch als er

Kunſt erworben und dem Geſetz gehorchen gelernt hatte.

Wäre jener roheſte, und nach Rouſſeaus Meinung glückſeligſte Zuſtand des Menſchen, den er mit ſo reizenden Farben ſchildert, irgendwo auf Erden noch ſichtbar, ſo könnte er allenfalls als Andeutung ſehr intereſſant ſein, ſo wie die roheſten Menſchen, die wir kennen, es auch ſind, obgleich ſie freilich ſo viele Andeutungen des Schönen und Milden, das urſprünglich im Menſchen liegen ſoll, eben nicht geben. Für das rechtliche Verhältniß der Menſchen, oder der Geſchlechter gegen einander würde es wenig beſtimmen; denn von Recht darf man nur ſprechen bei einem Weſen, ſobald es ein Recht anerkennt, vorausgeſetzt, daß es die Fähigkeit dazu habe. Es waltet noch kein heiliges, ſchützendes Recht über einem Haupte, das dem, der auf einem Kokosbaum ſitzt, deſſen Früchte es auch begehrt, kalt den Kopf einſchlägt und über ſeiner Leiche gedankenlos iſſet, oder das in ſeiner Begier das erſte ihm begegnende Weib nimmt, ihres Leibes mit Gewalt genießt, und ſie dann nie wieder anſieht. Denn da hinaus kömmt es mit den glücklichſten und natürlichſten Naturmenſchen, wovon Rouſſeau ſpricht, die, wenn ſie einmal in ihrer ungeſelligen

Einſamkeit und Glückſeligkeit die Wälder durchſtreift haben, gewiß nicht immer ſo fromm und ruhig haben ſein können, als er ſie gemacht hat. Die Thiere in ihrem Naturleben ſogar hätten ihn darüber belehren können; und der Menſch wird noch von ganz anderen Leidenſchaften erregt, als ſie. Geſellſchaft war wohl das Erſte, was der Menſch ſuchte, als ſeines Gleichen ſo viele waren, daß eine kleine Geſellſchaft werden konnte. Es giebt geſellige Thiere, der Menſch iſt das geſelligſte Weſen, das wir kennen. Roh und thieriſch, wie er ſein mochte, durchlief er gewiß zu dreien, vieren, bald zu dreißigen und vierzigen den Wald, genoß wohl damals ſchon im Streit mit einander der Liebe und des Lebens, und vertheidigte ſich gemeinſchaftlich gegen die Noth der Elemente und die Wuth der wilden Thiere. Je näher dieſem Zuſtande wir den Wilden kennen, deſto unſeliger und freudenloſer, ſtarrer und blutiger iſt der Menſch, und nur in der Barbarei der Kultur, wo von alten Tugenden, Geſetzen und Künſten allein die Hefen noch übrig ſind, und er bewußt und elend mit dem Schatten des Heiligſten und Höchſten ſpielt, was er einſt beſeſſen hat, möchte ſein Bild faſt eben ſo traurig ſein. Wo in jenem halbwilden Zuſtande das Naive, Unſchuldige und Gutmüthige, was der Menſch von Natur in ſich tragen ſoll,' auch durchſchimmert, und zuweilen ſo lieblich und reizend durchſchimmert, daß es uns dahin zurücktäuſchen und zurücklocken möchte, als zu der älteſten Glückſeligkeit, da werden wir doch bald der Unſicherheit eines geſetzloſen und blutigen Lebens gewahr. Denn ſo groß iſt die Herrſchaft der Leidenſchaften, daß daſſelbe Geſchöpf, das eben noch ſo freundlich und mild war, nach einer halben Stunde ſchon an Deinen Knochen nagen kann. Es iſt auch dann unſchuldig, und lächelt eben ſo freundlich, als vorher, in die Welt hinein.

Und der Zuſtand der Frauen? Die ſchönen Kinder haben ſich dieſes Paradieſes, womit man ſie zuweilen in Romanen unterhält, wahrlich nicht zu freuen. Kurz, hier iſt alles noch düſter und unſicher im Gemüthe und im Leben, und alle Nachrichten und Kunden von Barbarenvölkern haben nichts weiter bewieſen, als daß wir wie rohe Blöcke in die Welt geworfen ſind und durch die bildende Kraft, die in unſere Hand und unſer Gemüth gelegt iſt, daraus erſt lebendige und anmuthige Geſtalten haben machen müſſen. Kunſttrieb war der erſte ſelige Trieb, der uns aus dem Schlamm des Bedürftigen und Gemeinen zum Anblick des Himmels und zum Genuß und zur Gemeinſchaft der Götter erhob; durch ihn ward klar, was vorher verworren, durch ihn ſicher, was vorher unſicher geweſen. Er lehrte das trübe und ſtarre Geſchöpf lauſchen und vernehmen, hielt in der Ruhe der Thätigkeit und Freude denjenigen von Wuth und Leidenſchaft frei, der ſonſt nur Ruhe der Erſchlaffung und Faulheit gekannt hatte. Er öffnete ſein Aug für Schönheit, und ſeine eigne Geſtalt ſtand verklärt vor ihm, und die Geſtalt der Welt und der Gottheit lockte ihn mit dem erſten unendlichen Reiz; er weinte die erſte Thräne der Wonne, erröthete zuerſt in Liebe, und heiligte ſich und die Natur für würdigeren Genuß. So zog bei edleren Naturen allmälig die Sitte in das Haus; und die Knechtſchaft der Gewalt wich der Herrſchaft des Geſetzes; die Guten gehorchten aus Liebe, die Schlechten aus Furcht: es ward der Anfang der Staaten. Aber wie viele Vor- und Rückſprünge das Menſchengeſchlecht gethan, durch wie viele Jahrtauſende es die Vorübungen der Kultur gemacht, welcher Glücksſtern, oder welcher Dämon den erſten Lichtſtrahl in die trübe Finſterniß gebracht hat, wer kann es erklären? Wie lange Wanderungen durch Proben und Verſuche, ehe am Ganges und Euphrates, am Nil und Libanon Menſchenleben blühte! wie hohe Stufen zu erklimmen, ehe die herrliche Griechenwelt aufgehen konnte! Wir ſtehen alle nur auf der Bildung der alten Welt, die vor dreitauſend und viertauſend Jahren ſchon war, in Vielem herrlicher, als die unſrige, und die wer weiß auf wie vielen Vorarbeiten und Künſten vergangener und zerſtörter Weltalter blühete.

Kommen wir nun auf unſere Frage zurück: Wie ſtand das Verhältniß des Weibes zum Manne in den verſchiedenen Weltaltern und Kulturepochen? ſo iſt dieſe Frage ſo weit, daß ſich darauf gar nicht antworten läßt. Bloß das Eine können wir kurzweg ſagen: in allen Völkern und Zeitaltern, wo die Welt nicht durch Ueberkultur verdorben war, diente und gehorchte das Weib dem Manne. Mit welchem Rechte, das geht uns hier nichts an. Wollten wir nun vollends dieſen Dienſt des Weibes unter dem Manne und die Gewalt, die er ſich über ſie genommen hat, ſo weit betrachten, als ſie ſich verfolgen ließe, ſo würde unſre Unterhaltung zur Dicke eines Buches anſchwellen und dadurch ſchwerlich luſtiger und klarer für uns werden. Du haſt auch nicht Luſt, Dich nach Malacca, oder an den Niger, noch auf die Sundiſchen Inſeln zu verpflanzen, ſondern mit Europäerinnen begann unſer Geſpräch, und mit ihnen wollen wir es beſchließen. Wir bleiben, was recht iſt, in dem Centrum der jetzigen gebildeten Welt ſtehen, und müſſen bei Unterſuchungen über den Grund und die Natur eines Dinges immer die trefflichſten Muſter vor Augen haben, und nur hinblicken auf die Abarten und Ausarten, die wohl hie und da etwas erklären, aber nie der Grund der Beſtimmung und Beſchreibung werden können. Du magſt indeſſen über den Naturſtand grübeln, und ausmachen, ob Du mit einer Otahiterin und Huronin mehr Luſt haben würdeſt, als mit einem Mädchen, das an der Themſe, oder am Tajo gebohren iſt. Ich will meine Augen inzwiſchen ein wenig in die Runde bewegen und ſehen, ob ich für unſre nächſte Unſerhaltung etwas Erklärliches auftreiben kann.

Siebenter Brief.

Es iſt nicht erfreulich für uns, lieber Bruder, wenn wir uns mit der großen Brüderſchaft auf der terra del fuego, oder mit den Zwergen an der Hudſonsbay und an dem Oby, oder mit den ſchwarzlockigen Brüdern am Senegal und auf Jamaika und Domingo vergleichen. Und doch ſind es Menſchen, ſie leiden und thun das Natürliche eben ſo, wie wir, ſie entſtehen und vergehen, wie wir. Beſonders ſchlecht aber würden die armen Weiber ſich ſtehen, wenn man ſie und ihr Recht und ihre Nothwendigkeit nach den Weibern dieſer Ebengenannten ſchätzen wollte. Sie würden ſich überhaupt viel ſchlechter ſtehen, wenn die Mehrzahl ihres Zuſtandes auch noch auf der jetzigen Erde entſcheiden ſollte, und die Frage und die Klage über ſie wäre unter uns dann ganz kurz ſo abgemacht: Sperre ſie ein, ſo iſt die Unruhe und das Verderben der Geſellſchaft, worauf Du ſchiltſt, auf einmal völlig weggenommen. In der That, in unſerer Zeit, wo man wegen Atheiſterei der Grundſätze und wegen Geſetzloſigkeit des Herzens immer die äußerſten Enden der Dinge faſſet, hat es mehr als Einen gegeben, der auch hierin die Pluralität gelten laſſen möchte und die orientaliſche Weiſe als diejenige lobt, welche das Leben heiter und die Sitten rein erhalte. Man hört ganz geſcheute und wackere Leute, wenn man ſie fragt, warum ſie weib- und kinderlos leben, ganz klar antworten: „Ja Freund, ein „Weib möchte jeder wohl haben; aber unſre „Ehen — und zu allen den Spielen, und Eitel„keiten, und Unruhen, wozu der Mann mit ei„nem Weibe verdammt iſt, wer hat dazu das „Herz und die Zeit?“ Wir wollen uns an ihren Verſtand und Unverſtand nicht weiter kehren, ſondern fortſchiffen, wie der Wind uns grade in die Seegel bläſt.

Ich ſagte oben, daß, wenn man etwas unterſuchen und beſchreiben wolle, man die trefflichſten Muſter vor Augen haben müſſe; und dabei bleibt es: ſo daß in dieſer Anſicht der Dinge das wenige Gute und Schöne immer bedeutender und gewichtiger iſt, als das viele Schlechte und Garſtige. Sprechen wir von des Menſchen Höherem und Majeſtätiſcherem, ſo iſt freilich die weite Erde unſer Umblick, und die zahlreichen Mitgeſchlechter ſind unſere Propheten und Interpreten; aber die bildbarſte Erde und die gebildetſte Menſchheit iſt der Mittelpunkt, wovon wir ausgehen und wohin wir zurückgehen: denn an ihr und in ihr können die Licht- und Schattenſeiten der Dinge allein in den gehörigen Kontraſten erſcheinen. Die bildbarſte Erde kann allein diejenige ſein, deren eigene Kräfte und Erſcheinungen im ſchönen Gleichgewicht ſtehen, und wo des Menſchen Kräfte im Gleichgewicht entwickelt und gehalten werden können; die Grade von dem Mehr oder Weniger liegen umher: Wo die Sonne glühend brennt und wohllüſtig zur Faulheit reizt, wo die Vegetation im üppigen Ueberfluß ſchwellt, da zerfließet und verglühet der Menſch im ewigen Schwanken zwiſchen Faulheit und Genuß; wo Eis und Schnee nicht aufthauen, da erſtarrt er und darbt im Mangel des Genuſſes und der Triebe. Aber wo ein heiterer Himmel im Wechſel der Jahreszeiten Blumen und Gras, Weizen und Weintrauben, Obſt und Heerden zeugt, wo aber der fleißige und klugerefindende Menſch doch hinzutreten, ihr durch Arbeit helfen und für den Mangel des Winters und Frühlings ſorgen muß; da erwächſt zwiſchen Arbeit und Ruhe, Ernſt und Spiel, Leben und Denken ein Gleichgewicht, und wie die Tage und Jahre in gleichem Maaße hinrollen, ſo ſchwingen ſich auch die Leidenſchaften in ſanfterer Bewegung durch des Menſchen Bruſt auf und ab. Wo die Leidenſchaft immer herrſcht, da iſt ewige Unſicherheit und Anarchie, die, weil man doch etwas Feſtes haben muß, natürlich mit Deſpotismus endigt. Auch wenn der Menſch aus der erſten Roheit ſich zu einem mehr verwickelten Zuſtand erhebt, bleibt immer die Herrſchaft der Gewalt; denn was keine Vernunft vernehmen kann, muß vor der Gewalt zittern. Hier iſt das arme Weib Sklavin, weil es nichts anderes ſein kann. Es darf nicht frei herumgehen, weil es dann nichts als Streit und Mord geben würde; ſo wenig ſind die Menſchen ihrer Lüſte Meiſter. Wäre das Weib das ſtärkere, es würde die Männer eingeſperrt haben, wie es nun ſelbſt eingeſperrt iſt. Wendet man ein, dies ſei wohl keine Naturnothwendigkeit, ſondern nur etwas durch beibehaltene Ungerechtigkeit der früheſten Roheit Verewigtes, ſo brauche ich nur auf diejenigen hinzuweiſen, die das Leben und die

Sitten der europäiſchen Abkömmlinge in Goa, Kalkutta, Quito und Porto Ricco beſchreiben. Was iſt das freigelaſſene europäiſche Weib in jenen Klimaten geworden? Sind die verdorbenſten unſerer verdorbenen modernen Damen nicht weiße Lichtengel gegen die meſſaliniſchen Ungeheuer aller Wohlluſt, gegen die Gift- und Mord miſchenden Fredegunden, die hier geworden ſind, weil die chriſtlichen Europäer das Weib hier frei ließen, wo die Natur keine europäiſch geſellige Vermiſchung der beiden Geſchlechter erlaubt? Von dieſer Sklaverei der Natur wenden wir die Augen, und preiſen uns und unſere Weiber glücklich, daß wir nicht unter ſo böſen Sternen gebohren ſind, wo der Menſch immer nur ein Halbmenſch bleibt. — Auch werden unſere liebenswürdigen Sünderinnen, wie Du ſie nennſt, auf eine andere Freiheit nicht mit Wohlgefallen hinblicken, wobei ihre Würde und Herrſchaft wenig gewinnen würde, wenn man daraus ein Naturverhältniß der Geſchlechter zu einander machte: eine Freiheit, die ſich nur noch bei den roheſten Völkern findet. Man weiß, daß wie einige alles einſperren, andere alles frei laſſen. Es giebt Völker, wo die Jungfrauen, ſobald ſie mannbar werden, ſich zu jedem Manne legen, dem es mit ihnen gefällt, ohne daß dies etwas Anſtößiges hätte. Sie werden nachher Hausfrauen mit gleichen Ehren, wie die unſrigen, ja wohl noch mit größeren, wenn ſie ſchon bewieſen haben, daß ſie recht fruchtbar ſind; denn Kinder, viele Kinder will der natürliche Menſch: ſie ſind ſeine Stärke und ſein Schmuck. Es iſt Gaſtrecht, daß der Hausvater dem Fremdling die Tochter, oder auch das Weib zuführt, und ſich beleidigt findet, ſo er ihrer nicht genießen will. — Soll man das Verdorbenheit nennen? Das darf man nicht, denn es iſt keine Schuld und Sünde darin. — Aber will man dieſe Natürlichkeit geſetzlich und menſchlich nennen in unſerm Sinn? Das darf man auch nicht. Doch iſt es gut, mein Bruder, daß der vollbärtige und wirklich menſchlich gewordene Menſch an ſolche Natürlichkeiten zuweilen erinnert in einem Zeitalter, wo alles, was ewig und immer Naturleben und Naturverhältniß bleiben ſollte, in Fratzen von tugendloſer Tugend und äffiſcher Moralität verſtellt wird, und die abgelebte und verwelkte Welt ſich mit Zierlichkeiten und Zierereien behilft.

Alſo in den Sklavenklimaten wilder Triebe iſt das Weib Sklavin. In dem ſogenannten Naturſtande der Roheit und Gewalt war ſie es in allen Weltaltern und unter allen Völkern.

Sie iſt es noch unter vielen geſitteten Völkern. Selbſt bei uns Europäern, wo ſie vielen ſo überfrei und ſemperfrei ſcheint, iſt ſie es noch in vielen Stücken, und trägt noch Spuren des früheſten Verhältniſſes an ſich, während ſie in Dingen frei iſt und im Leben ſchaltet und waltet, wo ſie nur hätte von fern ſtehen und gehorchen ſollen. Und immer und ewig, welche Macht Sitte und Meinung auch in der Welt haben, bleibt der Zuſtand der Frau abhängig von dem Manne. Auch in Frankreich und Deutſchland kann das einzelne Weib noch die unglückliche Knechtin eines Barbaren ſein. Gewiß giebt es auch jetzt Hütten der Wilden, wo die Frau die Freude und Ehre des Mannes iſt, wo ſchon ein Strahl ſchönen Menſchengefühls das düſtere thieriſche Leben zwiſchen beiden zu einem menſchlichen erheitert, wo Gehorſam der Liebe für Gehorſam der Gewalt eintritt, und die zwei Hälften der Ungleichheit ſich zu einer glücklichen Gleichheit und Einheit des Lebens verbinden. Aber doch muß eine Ahndung von Geiſterleben, eine Dämmerung höherer Würde in dem Menſchen ſein, damit der Mann das Weib ſich gleichſtelle und es aus dem Drucke, worin er ſich ſelbſt erniedrigt, zu ſich emporhebe. Wir wollen die Verwandlungen des Weibes im geſitteten Zuſtande der Welt, und zwar in jenen Klimaten und Völkern, die mit unſerm Leben die meiſte Aehnlichkeit und die nächſte Bildungsverwandtſchaft haben, einmal flüchtig anſehen, und die jetzige europäiſche Weiberrepublik daran halten. Die Griechen und Römer ſind unſre Vormänner in der Kultur, ſie ſind auch die einzigen Völker der alten Welt, die uns in Werken und Geſchichten Bilder eines früheren Lebens hinterlaſſen haben, das mit unſerem europäiſchen zu vergleichen wäre.

Was war das Weib bei den Griechen? wie ward es geachtet? und wie lebte es?

Dieſe Fragen ſind ſehr weit, und würden einer langen Antwort bedürfen, wenn wir ſie ganz hiſtoriſch oder antiquariſch auflöſen wollten; denn die Griechen waren nicht immer daſſelbe Volk. Anders waren Orpheus und Linus, anders Homers und Heſiodus, anders Pythagoras und Sophokles, und anders Alexanders und Ariſtoteles Griechen; und alſo auch anders die Lage und Schätzung ihrer Weiber. Aber in allen Zeitaltern ſteht ſo viel feſt, daß das griechiſche Weib geehrt und geachtet, und ſeine Würde und ſein Gewicht in der Geſellſchaft ſchön erkannt ward. Was höchſte Kraft und Majeſtät der Frauen iſt;

Gewalt der Sitte und milden Ueberredung; Hinführung und Appellation beſchränkter Kraft an die allrichtenden und allwaltenden Götter; zartere Schätzung und Erhaltung alles Lebens und aller Keime des Lebens, weil ſie durch das Gebähren lernen, was ſie werth ſind; ſüße Einflößung ſtillerer Tugend in Männerbrüſte, die ohne Weiber eiſern und eiſig werden würden — wo ſind ſie reiner und einfältiger ausgedrückt, als in den Werken und Geſchichten der Griechen? Einige Staaten mit beſonderen Verfaſſungen ausgenommen, wo das Weib mehr vor den frechen Augen des äußeren Lebens auftrat und handelte, war ſein Leben faſt im Inneren des Hauſes, an dem ſtillen Herde der Zucht, und um die heiligen Penaten der Götter. Es war das reine, freie, ſtolze Weib tapferer und freier Bürger, und die Mutter künftiger Bürger, und pflegte der ſtillen Zucht des Hauſes, ohne welche kein Geſetz etwas vermag. Man kann wohl nicht ſagen, daß bei den Griechen orientaliſche Eiferſucht und Eunuchenbewachung der Weiber war — die kam erſt in ſpäteren verdorbenen Zeiten — aber die Sitte trieb die ehrlichen Frauen aus dem Getümmel des gemeinen Lebens der Gaſſen und Jahrmärkte und von den buhleriſchen Reizen üppiger Vergnügungen in die ſichere Einſamkeit der Häuſer und

Gärten, wo ſie die Mütter der Kinder waren, den Mägden das Geſpinnſt austheilten, und züchtig und herriſch geboten. Nur Sklavinnen durften öffentlich ſein und erſcheinen, wie unſere Weiber; aus ihnen und aus Fremden beſtand die zahlreiche Klaſſe der Buhlerinnen, welche den Tänzen und Freuden der Jugend dienten, und ſie durch den Kontraſt die ſittſame Tugend und ſtille Würde der Frauen deſto mehr ehren lehrten. Nur wenn die Himmliſchen mit in das Leben traten und von ihnen ein höherer Glanz darauf fiel, bei herrlichen Spielen, bei den Pompen und Proceſſionen der Götterfeſte, traten die Frauen Kraft ihres Bürgerrechtes auch hervor. Dann feierten ſie gemeinſchaftlich mit allen Bürgern, ſchritten mit um die Tempel und Altäre, und hatten ihre eigenen Myſterien und Heiligthümer, welchen kein Männeraug nahen durfte.

So war es in der beſſeren Griechenzeit, und daher war die Antwort auf die Frage: welche iſt die beſte Frau? ganz natürlich: die, welche man am wenigſten kennt und von welcher man am wenigſten ſpricht. Bildung nach unſerer neuſteuropäiſchen Art darf man bei den verehrlichen Griechinnen nicht ſuchen; ſie hatte nur das gemeine und leichte Völkchen der

Buhlerinnen, welche in allen Künſten liebenswürdiger und leichtfertiger Verführung wunderbar gebildet und geübt waren, und deswegen von den erſten Männern als Muſter des Ausdrucks und der Darſtellung in jeder ſchweren Kunſt des Lebens aufgeſucht wurden. Der Frauen Werk dagegen war, Reinheit und Keuſchheit des Lebens und Hoheit der Geſinnung im ſtillen Glanze der züchtigen Schaar und der verſchwiegenen Beſcheidenheit zu bewahren: die höchſte Gewalt, die in dem Buſen einer Frau liegt. Und dies erfüllten ſie, bis Verderbniß alles umſtürzte. Nach geiſtiger und moraliſcher Schätzung der Frau in unſerm Sinn und nach dem, was wir Liebe nennen, ſieht man ſich bei den Griechen vergebens um. So wie in den Staaten dieſes genialiſchen Volkes alles auf die Eine höchſte Kraft berechnet war, daß ein freier, herrlicher Bürgerſtand da ſei, ſo ſtand auch der Menſch tief unter dem Bürger. Das Weib und die Mutter freier Männer ſein, war alſo des Weibes einzige höchſte Ehre und Stolz. Wie ſie dieſen Zweck erfüllte, ward ſie geachtet. Dahin, als in den innerſten Brennpunkt ihres Lebens, fielen alle Strahlen ihrer Tugenden zurück. Als freundliche Verſchönerin, Geſellin, und Bildnerin des Lebens, als Begleiterin des Mannes draußen und auf Reiſen, als Geſellſchafterin und witzige Schwätzerin, oder ſpielender Singvogel war ſie gar nichts. Das wußten die Männer an den Frauen nicht zu ſchätzen, oder ſie wollten es nicht an ihnen; es war das Geſchäft junger Sklaven und Sklavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen.

Nichts iſt auch bei den Griechen zu finden von der geiſtigen, romantiſchen Anſicht des Weibes. Homer hat das Weib immer einfältig und lieb dargeſtellt im Leiden und Thun, Sophokles herrlich und würdig, Euripides zuweilen zart und mild, oft auch bitter und gehäſſig — weswegen ſeine Zeitgenoſſinnen ſchon ihm als Weiberfeind die Augen auskratzen wollten. Aber nirgends iſt geiſtige Sublimation und Anbetung ſichtbar; und wo ſie ſchwach erſcheint, da erſcheint ſie als Sublimation und Anbetung der Geſtalt oder der Schönheit, welche und deren Allmacht die Alten als die herrlichſte Gabe der Götter immer mit Entzücken preiſen. — Und Liebe? ach! arme Mädchen! da ſieht es ſchecht aus; nichts, nichts von Liebe für griechiſche Frauen. Die war nur in einigen Fabeln und Mythen, und faſt immer als die unſeligſte und verderblichſte Gewalt vorgeſtellt, die ſich des Sterblichen nur bemeiſtern könne, als ein Wahnſinn und eine Quaal, die mit Gräueln und Unheil ende. Was wie Liebe nennen; welch ein kluges oder dummes Ding es ſein mag, wollte der Grieche nicht anerkennen. Das Verkehr, was er in jüngern Jahren auf Theatern und bei Gelagen mit Buhlerinnen trieb, werden meine ſchönen Landsmänninnen auch nicht Liebe nennen wollen. In dem Verhältniß mit ſeiner Frau hatte die Liebe gar nichts zu thun. Da war bloß Ehe, man führte das Weib dem Manne zu, den ſie vielleicht zum zweitenmal in ihrem Leben ſah; ſie lag bei ihm, und ward Mutter von Bürgern: das war der ganze Proceß. Sie hatte Frauenehre im Hauſe, der Mann zeugte Kinder mit ihr; das war ſeine ganze Pflicht. Uebrigens war er durch die Ehe ungebunden. Der rechtlichſte Bürger durfte mit Buhlerinnen und anderm leichten Geſindel ſich erfreuen: dies war keine Schande, wenn gleich Enthaltſamkeit bei edlen Seelen immer und allenthalben Lob verdient hat. So ſtand die Regel des griechiſchen Lebens. Wenn edlere oder unedlere Gemüther darüber hinausgiengen, ſo bleibt doch das Bild im Ganzen daſſelbe.

Und die Römerin? Dieſe wohnte ſchon mehr gegen Abend, und lebte mehr abendlich nach unſerm Sinn. Ihr Leben war viel öffentlicher und freier, obgleich der ſtrengere römiſche Mann nie ſpielen durfte gleich dem Griechen. Die Römerin war im vollen Sinn die Mitherrin des Mannes im Hauſe, und ſeine Geſellſchafterin daheim und draußen, ſoweit Sitte und Frauenzuſtand es überall erlauben kann. In den älteren rohen Zeiten, als ſie noch Cincinnate, Atiller und Kamillen gebahren, hört man am wenigſten von römiſchen Weibern; doch erſcheint bei einzelnen Erzählungen und Begebenheiten ſo viel, daß ſie allenthalben mehr als die Griechinnen in das Leben eingriffen und mitten drinn ſtanden. So lange die Männer in roher, trotziger Freiheit lebten, und Arbeit hatten, die übrige Welt um ſich her zu unterjochen, lebten die meiſten Frauen wohl in ſtrenger, reiner Sitte, und gebahren Kämpfer und Würger, die den Vätern glichen. Aber ſo wie Weltſchätze und Weltverderben in Rom zuſammenſtrömten, gieng auch die alte Herrlichkeit der Sitten zu Grabe, und ſchon vor Sulla und Lukullus findet man mehrere Motionen, die Weiber einzuſchränken und mehr auf den ſtillen Kreis des Hauſes hinzuweiſen, als auf ihren natürlichen Wirkungskreis. Aber ſolche Motionen verfingen grade ſo viel, als unſre Sitten- und Aufwandsgeſetze: das herkömmliche Leben läßt ſich durch keine Dekrete ändern noch abſchaffen. Die Römerinnen lebten denn, wie ſie gelebt hatten, und blieben, wie ſie geweſen waren. Ja wäre es nur ſo geweſen! Nein, es gieng mit ihnen ſporenſtreichs zu aller Verwüſtung und Entartung, wie mit den Männern; und ſeit Cäſar und Katilina bis in das vierte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung iſt gewiß verſucht worden, was der Menſch in Scheußlichkeit und Liederlichkeit vermag. Selbſt wenn wir annehmen, daß Tacitus, Juvenal, und Petronius, und andere, die empfinden und mahlen konnten, die Dinge durch ein zu dunkles Glas angeſehen haben, und wenn wir viel abrechnen, ſo iſt es doch ein Unmaaß im Unnatürlichen und Gräulichen, wobei einen ekelt und ſchaudert. Was das Kapitel und Palais Royal ſeitdem auch gewagt haben mögen, nie haben ſie dieſe Höhe des Laſters erreicht. Und aus dem Volke und aus der Zeit iſt es ſehr erklärlich, daß es ſo ſein mußte.

Die Römer überſchwemmten und eroberten die Kultur, und empfiengen ſie als Barbaren; deswegen blieben ſie im Gebrauch und Genuß derſelben gewiſſermaaßen immer Barbaren. Die Griechen, welche ſie ihnen brachten, hatten ſie auf einem natürlichen Wege erhalten. Auch ſie hatten darnach geſucht und gerungen, waren darum nach dem Phaſis und nach Tyrus, nach

Babylon und Heliopolis gereiſt; aber alles hatte ſich bei ihnen ſanft und leicht entwickelt, im ſtillen und verborgenen Ablauf der Geſchlechter und in leiſer Vorbereitung und Milderung der Gemüther. So erwuchs Gleichmaaß und Schönheit unter ihnen, und kam in ihre Kunſt und ihr Leben. Der Römer ſchnallte ſein blutiges Schwerdt ab, als er auf dem Nacken der Welt ſtand, zog Purpurkleider an, ließ Sklaven und Sklavinnen Mimen und Tänze aufführen, Ariſtophanes und Sophokles von griechiſchen Vorleſern an der Tiber ableſen, und wollte das Gold und die Schönheit der Welt eben ſo genießen, als er ſie erobert hatte. Er war noch nicht entwildert, konnte vielleicht nie ſo vergeiſtigt werden, als der Grieche, und die noch übrige phyſiſche Barbarenkraft gab rohe Genüſſe ungern auf, um feinere deſto ſüßer zu genießen. Sein Leben war durch keine Kunſt, der Weiber Zucht nicht ſo durch Lebensſitte, als Lebensnoth gehalten geweſen. Ein zarterer, idealer Glanz, wie er über allen griechiſchen Thaten und Werken ſchwebt, hatte dieſes trotzige und ſpröde Volk nie umleuchtet. So fiel denn mit der weggeeroberten Armuth alle römiſche Tugend auf einmal zuſammen, und Männer und Weiber wetteiferten, in Schändlichkeiten es einander zu

vor

verzuthun. Das römiſche Weib iſt Gottlob von keinem Weibe übertroffen. Die proſaiſche Gemeinheit und Thierheit des Genuſſes dieſes im Ganzen unkünſtleriſchen und unpoetiſchen Volkes übertrifft alle Vorſtellung von Widerlichkeit. So endigte das römiſche Weib, das faſt wie unſere heutigen Europäerinnen frei war, und einſt keuſche und edle Vorbilder gezeigt hatte, in der völligſten Verworfenheit und Geſetzloſigkeit. Als die phyſiſche Kraft und der irdiſche Leib entnervt und verſiegen waren und Hämmlinge und Huren einhertraten, wo Kamille und Scipionen geboten und heilige Jungfrauen der Veſtaflamme gehütet hatten, da kamen friſche Barbaren und das Chriſtenthum über den blutigen und ſchmutzigen Schutt des Alten, und die neue Welt begann.

Achter Brief.

Deine Antwort auf meine drei letzten Briefe habe ich erhalten und mich daran herzlich ergötzt; ſo friſch biſt Du wieder in Deiner alten Welt und ihrer fröhlichen Leichtfertigkeit, und die Klagen und alle Oppoſitionsverbitterung ſind vergeſſen. Du lachſt ſogar darüber, daß ich Dir die Welt und das zweibeinigte, kahlgerupfte Hahnenvolk darin ſo mürb und weich vorgeſtellt habe, und ſcherzeſt ein Breites über die Plutzerl *) und Plutzerlſchädel: vortreffliche Worte aus unſerm weiland fröhlichen Wien, welche die Kürbisgeſtalt und Kürbiswäſſerigkeit der Köpfe beſſer beſchreiben, als lange Definitionen. Du meinſt ſogar, es ſei bequemer, mit ſolchen weichen Geſellen

---

*) In Oeſterreich ein Kürbiß und eine bauchige Flaſche.

durch das Leben zu wandeln, weil man nie in die Gefahr des thönernen Topfes kommen könne, der mit dem eiſernen auf Reiſen gieng, es ſei denn, daß man einmal zu hart auf die Kürbiſſe treffe und von dem unlieblichen Erguſſe ihres Bauches zu naß werde. Das Shakeſpeariſche Wort, das er von einem kühnen Mann gebraucht: der Welt einen Schub geben, und ſie aus dem Wege ſtoßen, ſoll uns indeſſen in Ehren bleiben. Denn zu thun hat man doch oft genug mit der mürben und ſchlaffen Menge, wenn ſie auch keinen raſchen und erfreuenden Kampf giebt. Sie liegt doch da, wie gefüllte Schanzkörbe oder Wollſäcke, und hält den Tapfern die Wirkung der Waffen und die Erkletterung der Burg auf.

Aber warte, Du Schelm! das will ich Dir eintränken, daß Du zu behaupten wagſt, die armen Weiber hätten an mir einen ſchlechten Kämpen gefunden; Alles, was ich bis jetzt philoſophirt und erzählt habe, beweiſe nur, daß ſie nothwendig immer entweder in trauriger Dienſtbarkeit, oder ausgelaſſener Freiheit gelebt hätten. Ich verſtehe Dich, und ich hoffe, Du ſollſt mich im Ernſt verſtehen, wenn Du Geduld haſt, mir den langen Umweg wieder auf den Punkt zu folgen, von welchem wir ausgiengen. Wenigſtens ſollen die neueſten Weiber in ihrer Freiheit ſich nicht ſündlicher zeigen, als Du in Deiner. So lies denn, was vor dieſem Blättchen ſchon geſchrieben war, und ſchäme Dich und widerrufe! Denn ich habe Dir zum Schluß ein Muſter irdiſcher Herrlichkeit ausgelegt, was Dein beſtes Herz nie widerlegen ſoll, und was den vorigen Sommer ſo lebendig in Dir lebte, als das Licht durch die bewußten Fenſter ſchimmerte und die Mondſcheibe plötzlich ſo wunderſchön und lieb, und ſelbſt das alte gothiſche Rathhaus intereſſant war, was es Dir ſonſt wohl nur geweſen iſt, wenn Du nach Mitternacht aus ſeinem Keller emporkletterteſt. Gehab Dich wohl und ſei friſch.

Neunter Brief.

Alſo ſo waren alle Römerinnen? Ei bewahre Gott! wer hat denn das geſagt? Dann hätte das römiſche Weſen ſich nicht drei Jahre tragen können, und es trug ſich, ſchleppte ſich wenigſtens noch drei bis vier Jahrhunderte ſo fort, ehe es völlig untergieng. Man muß die Dinge nicht immer zu ſpitz und allgemein nehmen. Von dem, was in einer Zeit herrſcht und verſcheint, nimmt man mit Recht das Bild der Zeit: was die Größten thun und leiden, das thun und leiden gewöhnlich auch die Kleinſten. Aber in der verdorbenſten Zeit gab es reine Herzen, in der größten Weichlichkeit und Knechtſchaft lebten trotzige und freie Seelen. Chriſtus lehrte und lebte unter Sklaven, Diogenes wälzte ſeine Tonne in Korinth, Thraſea und Helvidius Priskus ſprachen unter Neronen von Tugend und Freiheit und beſiegelten ihre Worte mit dem Tode. Ich nannte die Römer Barbaren im Gegenſatz gegen die Griechen, und hatte natürlich die Griechen der Bildung und Kunſt in Athen, Korinth, Epheſus und Miletus vor Augen, nicht die auf Lakoniens, Aetoliens und Macedoniens Bergen, welche mehr römergleich waren. Den fröhlichen Leichtſinn, den unſchuldigen Lebensmuth griechiſcher Ueppigkeit hatte man nie an der Tiber geſehen; ein Volk ſtrenger Diſciplin und rauhen Gemüthes konnte nicht unſündlich ſpielen, wie der Grieche, ſondern das Geſetz, wodurch der Römer als Bürger ſo herrlich geweſen war, ließ ihm ſelbſt in ſeiner ſchönſten, und kurz verfliegenden Kunſtepoche die Sünde und das Unrecht immer im Hintergrunde ſehen; er war ſich immer bewußt, wo jener genialiſche Thor und Gaukler begeiſtert ſchwärmte und genoß. Arm war der Römer, — denn mit Recht heißt arm, wer ſeiner Arbeit nicht froh wird — er kam nie zum fröhlichen Genuß ſeines Reichthums, ſondern dieſer Reichthum verrückte und verdarb ſchnell ſein Leben und ſeinen Staat, ohne daß er die Blüthenzeit auch nur Eines Jahrhunderts in Freude genoſſen hätte. Die Weltepoche nahete, wo die Herrſchaft der Gewalt und Naturkraft aufhören und die überflieſſende Sünde und ihre bittere Erkenntniß den Menſchen dem Mitleid und der Milde mit allen Lebendigen zuführen ſollte. In ernſten Römerſeelen, ſobald dieſes gewaltige Volk von dem Weltkampf und dem Lärm der Komitien und Triumphe zur Ruhe des Gedankens gekommen war, wurzelte eine Philoſophie, die, wenn ſie nicht auf das Chriſtenthum hinſpielte, ſich ſelbſt doch und ſeinen Sinn in daſſelbe hineinſpielen mußte: ich meine die ſtoiſche Philoſophie. Menſchen ſtarben groß durch ſie, die nicht mehr frei leben durften. Alle Zeichen der letzten Griechenzeit gleich nach Alexander, und der glorreichſten Römerzeit von Scipio dem Alten bis Cäſar ſagten, daß die Blüthe der alten Welt unrettbar welken würde, und daß für den neuen Zuſtand ein neues Weltgeſetz gefunden werden müßte. Dieſes entwickelte ſich aus dem Chriſtenthum, und iſt bis auf unſere Zeit durch den Ablauf von ein paar Jahrtauſenden gegangen. Denn leicht läßt ſich zeigen, daß ſeine Anfänge ſchon in Athen, Alexandrien und Antiochier waren, ehe Chriſtus gebohren wurde, deſſen große und göttliche Seele das Bedürfniß der Zeit heller faßte und begeiſterter darſtellte, und eine Flamme in die Welt warf, deren Feuer nie erlöſchen ſollte.

Konnte das Chriſtenthum die Welt begeiſtern und erneuen? So hat man oft gefragt und geſtritten, unverſtändig und zwecklos, wie bei allen allgemeinen Fragen. Wer will ihm Begeiſterung abſprechen, die geiſtigſte, mächtigſte Begeiſterung, die je in Geſchichten erſchienen iſt? Aber Kräftigung, Erneuung des Geſchlechts? Ja, das iſt etwas ſo Tiefes und Unaufgelöſtes, daß ſich bis jetzt nichts darauf antworten läßt. Ich denke, in einem gewiſſen Sinn erneuet alles geiſtige Leben; aber freilich eine ſchöne Welt ſtillen Gleichgewichtes und tapferer Glückſeligkeit zu bilden, dazu gehört viel Anderes. Das Chriſtenthum bekam eine entartete, entnervte und verkümmerte Welt; da war nicht viel zu kräftigen und freudigen, ſondern Sünder zu beichten und zu tröſten, die nicht herrlich leben, ſondern ſelig ſterben wollten. Mit jenem Geſchlechte war es ohne Rettung vorbei, es mußte vergehen, und das Chriſtenthum hatte es nur etwas ſanfter zur Ruhe zu bringen. Wer Geſchichte kennt, weiß, wie des Menſchen Religion und Götter immer Bilder ſeines Lebens geweſen ſind; ihre Geſtalt iſt öfter aus dem Zuſtande des Volkes hervorgegangen, als das Volk und ſein Leben durch ſie verwandelt iſt. Doch läßt das Letzte von einigen Nationen ſich nur mit

Einſchränkung ſagen. Das Chriſtenthum war ja nur Geiſt des Zeitalters, und mußte alſo das allgemeinſte Gefühl und Bild deſſelben an ſich tragen. Dieſe waren Wüſtenei und Ungeſtalt im Leben, Verzweiflung an der Erde, und alſo Aufblicken zum Himmel, und Hinüberblicken in eine künftige ſchönere Welt. Indeſſen das Milde des menſchlichen Gemüthes entwickelte ſich in dieſer ſchwachen Zeit mehr durch das Chriſtenthum. Als die Herrlichſten und Stolzeſten auf Erden ſich ſchon elend und nichtig fühlten, da wurden die Elenden und Zertretenen ihnen gleicher. Dieſe ſchienen ſich zu erheben, wie jene ſich hinabſenkten: es kam eine geiſtige Würdigung der Kraft und des Schickſals in die Welt. Nun ward der Sklave freier, das Weib gegen den Mann gleicher gewogen; es war Ein Geſchlecht des Unglücks und der Sünde. Dies hätte aber durchaus nichts weiter werden können, als die ganze Erde und ihr Leben in Ein großes Mönchskloſter und Eine lange Litanei zu verwandeln, wenn das Chriſtenthum bloß in der Verweſung der alten verdorbenen Welt hätte fortwurzeln ſollen. Zum Glücke kam die Reihe an die Barbaren, die auf den Trümmern der alten Kultur zu graſen begannen, und Städte baueten und Reiche gründeten. Dieſe brachten phyſiſches Vermögen und rohe Tugenden mit, und miſchten ſich mit den Reſten alter Kultur und dem Chriſtenthum, um nach langem und anarchiſchem Kampf von ſechs bis ſieben Jahrhunderten die erſten erfreuenden Lichtſtrahlen der Humanität hervorſchießen zu laſſen: eine Tugend, welche die alte Welt nicht kannte.

Es waren Germanen, welche die neue europäiſche Welt ſtifteten, wenigſtens in allen den Ländern, wo das Centrum der neuen Kultur, alſo das Centrum der neuen Herrſchaft der Erde geweſen iſt. Man macht herrliche Schilderungen von der Leibesſtärke, Tugend und Sittenreinheit dieſer Völker, von der Ehre und Keuſchheit ihrer Weiber, und von der Freudigkeit und Freiheit, worin alles lebte. Wie oft hat man Tacitus und Plinius darüber in Quartanten und Folianten kommentirt! Mag ſein, daß es ein tüchtiger und ſchöner Menſchenſtock war; aber bei ruhiger Betrachtung finden wir doch, daß ſie die Tugenden und Laſter hatten, welche Barbaren in ſolchem Klima und auf ſolcher geſellſchaftlichen Bildungsſtufe zu haben pflegen. Was durch Urbildung und Gewöhnung des Zufalls bei den Germanen beſſer war, als bei andern Völkern, ſollte man wenigſtens nicht geiſtig, noch weniger geiſtlich-chriſtlich ſchätzen: eine Schätzung, die das Leben und die Geſchichte verkehrt. Es galt auch bei den Germanen das Recht der Stärke, wie bei allen Barbaren von jeher; und wenn ſie das Weib nicht behandelten, wie der Hurone und Hottentott das ſeinige, ſo mußte es doch dienſtbar ſein im Bette, Hauſe und Felde, und ſorgen und arbeiten, wenn der gebietende Mann die Beſchwerden der Jagd und die Mühen und Gefahren eines Raubzuges auf der Bärenhaut ausſchlieſ. Da iſt nichts von jener ſeltenen Ehrfurcht vor dem weiblichen Geſchlechte, von jener Hingebung an daſſelbe, womit man uns ſpäter in ſchönen Romanen ergötzt hat, die auch wohl ſchöne Geſchichten geworden ſind. Was Tacitus von einer Velleda und Alrun erzählt; was von einzelnen herrlichen Frauen und Jungfrauen der Fürſten und Anführer gelten mochte; was man überall von größerer Mäßigkeit der Triebe der Menſchen ſagen kann, die im nördlichen Ocean und über den Alpen und Karpathen wohnten: eine Mäßigkeit, die das Weib nicht ſo unglücklich ſklaviſch machen konnte, als in heiſſeren Ländern — hätte man nicht ſo ſublimiren ſollen, als man gethan hat. Nachher in dem Anfang der chriſtlichen germaniſchen Welt ſehen wir kein ſo erfreuliches Bild des europäiſchen Lebens weder bei den Chri ſten noch Heiden; vielmehr iſt vom fünften bis zehnten Jahrhundert alles roh, wüſt und unhold, und die Wildheit kann ſelbſt durch die gewaltigſten Schranken des Aberglaubens nicht gebändigt werden. Ich gebe es zu — was alle Geſchichte beſtätigt — daß ein Volk nie ohnmächtiger, unglücklicher, und zugleich laſterhafter und ungeheurer erſcheine, als in den erſten Anfängen der Gründung eines feſten Bürgerlebens, wo alle phyſiſchen und geiſtigen Kräfte, alle Leidenſchaften und Bedürfniſſe mit einander ringen, und erſt nach langem Kampf ſich ins Gleichgewicht ſetzen ſollen. Aber wären die Germanen und ihre Weiber ſolche Heilige geweſen, als wozu die dummen Nachbeter alten Wahns ſie machen wollen, welche weder Lombarden- und Frankengeſchichten, noch ihre Staats- und Hofaktionen geleſen haben, ſo ſehe ich nicht, wie die Reſte römiſcher Verdorbenheit, die ſie mit römiſcher Kultur und mit dem Chriſtenthum empfingen, ſie plötzlich ſo hätten anſtecken können. Da iſt Weiberraub, Schändung der Jungfrauen, Entweihung heiliger Leiber ſelbſt an heiliger Stätte, Unkeuſchheit der Männer, und Ueppigkeit der Frauen an der Tagesordnung; und immer ſteht das arme Weib noch in einem knechtiſchen Verhältniß, bis der Mann den Knecht auszieht und durch Bildung ein Freier wird. Das Chriſtenthum mochte eine Gleichheit des ganzen Menſchengeſchlechts in Gemeinſchaft der Liebe, Gerechtigkeit, Milde gegen Knechte, Sanftheit und Güte gegen die Kindheit und das zartere Geſchlecht predigen — verſtockten Ohren und wilden Herzen blieb alles leerer Wortklang, und die Gewalt gehorchte nur, wenn ſie ermattet und abgelebt war, und kroch dann in das Mönchskleid und hinter die Sicherheit der Altäre und Reliquien, um für die Sünden Buße zu thun. Das Chriſtenthum hatte bis jetzt bloß eine fanatiſche und mönchiſche Begeiſterung gehabt, wobei alles Leben, üppiges und welkes, junges und altes, als ein Nichts einer überirdiſchen Macht geopfert ward. Die erſte, wirklich geiſtige und menſchliche Begeiſterung, welche das Menſchengeſchlecht erfreuen und befreien ſollte, konnte ſo früh nicht kommen. So wie der Glanz dieſes Götterlichtes aufgieng, blühte auch in Europa das erſte fröhliche Leben wieder aus friſchem Saft der Erde, und der neue Menſchenſtamm war von der erſten ſchweren Kette der Roheit und des Wahns gelöſt. Es war das elfte und zwölfte Jahrhundert, als dieſe Zeit eintrat, und dem Weibe geſichert zu werden anfieng, was das Chriſtenthum ihm ſo lange gelobt und aus der Ferne gezeigt hatte. Es war dies das Zeitalter des Romanzo und der Ritterlichkeit; und ich will Dich nur der Parodie wegen erinnern, daß unſere Romane und Galanterie davon noch übrig ſind: Dinge, deren Bedeutung wir bald ſehen werden.

In Südfrankreich gieng die erſte ſchönere Vergeiſtigung des neueuropäiſchen Menſchen auf. Das Klima weckte Liebe und Lebensreize, und in dem ſogenannten Romanzo ertönten Lieder der Liebe und Freude; der Geiſt des Chriſtenthums durchdrang den Inhalt dieſer Lieder, und mußte zarter und mitfühlender in Freude werden, jemehr der Menſch anfieng die kalte, eiſerne Schwere der Unhuld abzuwerfen und die Welt in freundlicherer Geſtalt zu ſehen. Dazu kam, daß die fanatiſche, auf ſich ſelbſt brütende Finſterniß des damaligen Chriſtenthums auf einen herrlichen Kampfplatz zu Thaten geriſſen ward. Die Periode der Kreuzzüge begann, und aus hohem und ſtolzen Heroismus entwickelte ſich die Geiſtigkeit des Chriſtenthums an ſtattlichen und würdigen Männern, und lag wie ein heiliger Glanz auf ihrer Thatenfülle. Eine ſchnelle und ungeheure Verwandlung der Europäer, die in ihren Wirkungen bald vom Aetna bis zum Heckla gefühlt ward. Geiſtige Würdigung der Dinge und milde mitfühlende Sympathie mit allen Lebendigen hatte bisher als ein verborgener Keim im Chriſtenthum gelegen; der Menſch mußte ſich erſt mildern, und ein äuſzeres Zuſammentreffen mehrerer Umſtände mußte hinzukommen, damit dies etwas Lebendiges würde. Das furchtbare Grauſen, womit der verfinſterte Menſch den Gott und die Geheimniſſe des Chriſtenthums bisher angeſtarrt hatte, ward nun ein ſchwärmeriſch geiſtiges Gefühl voll unausſprechlicher Liebe und ſtillerer Anbetung. Wie er zarter und milder geworden war, ſo trug er ſeines Lebens Geſtalt auf ſeine Religion über, und bekam ſie von ihr ſchöner und glänzender zurück. So giengen Himmel und Erde in ſüßer Schwärmerei und Liebe zuſammen, in einem ganz anderen Sinn, als das Alterthum es je gekannt hatte; und ſo, wie man anfieng zu ahnden, daß Zartheit und Milde innerſter Geiſt des Chriſtenthums ſei, erhielt alles Zarte und Milde auch auf Erden ſeine Würde und ward idealiſirt und vergöttert. Nun wurden die Frauen und Jungfrauen zuerſt anmuthigere und freiere Mithelferinnen und Halterinnen des trotzigeren und roheren Männergeſchlechts, die Stimme der Sitte entſchied für die Gewalt, die Liebe ſchlichtete blutige Fehden, und belohnte mit Liedern und Kränzen und dem ſüßen Dank eines Wortes herrlicher, als Reichthum und Glorie je einen Mann erfreuen kann. Die

Zartheit und Huld des Geſchlechtes zu vergöttern; ſeine Treue, Frömmigkeit und Freundlichkeit in Liedern zu preiſen; ſein ahndungsreiches, prophetiſches Himmelsgemüth, als Engeln und himmliſchen Geiſtern verwandter, anzubeten; ſeinen Wink als Befehl zu ehren, ſein freundliches Wort als Seligkeit zu empfangen — war nun das Geſetz jedes biedern und tapfern Mannes. Unter den ritterlichen Pflichten war Schutz und Ehre der Frauen eine der unerläßlichſten, und der Mann beugte ſich zum erſtenmal vor dem Weibe, durch langen und treuen Dienſt zu gewinnen, was Gewalt nicht mehr erobern durfte. Das Weib ſtand nun nicht allein geſichert, ſondern in Glorie da: die Mutter Gottes, und alle Heiligen hatten ihr von ihrem Glanz abgegeben.

Dies war der Sinn der Ritterlichkeit, und was in den Palläſten der Fürſten und auf den Schlöſſern der Baronen bei Tänzen und Turnieren, an den Höfen der Liebe, und bei den Blumenſpielen der neupoetiſchen Kunſt entſtanden und gebildet war, gieng mit dem Ablauf von Jahrhunderten in die Häuſer des Bürgers und die Hütten des Bauren über. Der geiſtigere Menſch lernte der Schwäche des Weibes ſchonen und ſich ſeiner Anmuth und Liebe freuen. Freilich die erſte Schwärmerei dieſer Ritterlichkeit der Männer

und

und Liebesvergötterung der Frauen erloſch ſchon nach zwei bis drei Jahrhunderten; aber der Sinn, woraus ſie entſprungen war, konnte nicht erlöſchen, ſo lange das Kreuz des Heils als Europens Banier der Bildung aufgerichtet ſtand; und die ſchöne Flamme, die einſt ſo hell geleuchtet hatte, glühete in edleren Brüſten in ſtillerem Glanze fort. Einzelne Beiſpiele chriſtlich heroiſcher Liebe und ſchwärmeriſcher Vergeiſtigung der Verbindung zwiſchen Männern und Weibern möchten ſich noch wohl im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte hie und da aufleſen laſſen; doch bleibt ſo viel gewiß, daß mit der Reformation, die eine ſo große Wetterſcheide unſerer Bildung iſt, auch hier allmälig neue Anſichten und Würdigungen kommen mußten. Sie ſind gekommen, und in unſerer merkwürdigen Zeit, wo wir auf dem Schutt und den Gräbern alles Alten ſtehen, immer zitternd, von ſeinen Ruinen mit verſchüttet zu werden, iſt auch hier die Unſicherheit und Verworrenheit doppelt groß geworden. Ich muß mich ein wenig erholen, um deſto friſcher weiter erzählen zu können.

Zehnter Brief.

Die herrlichſten Dinge in der Welt werden nichtig, das Schönſte wird häßlich und das Lebendigſte todt, ſobald die Zeit ihren Zweck mit ihnen erfüllt hat. So iſt es der Ritterlichkeit gegangen, und alles, was aus ihr entſprungen und entwickelt war, in ihr ſeine Haltung und Bedeutung hatte, iſt mit ihrem Untergange unſicher und verworren, oder wohl gar nichtig und verderblich geworden. Wie das Chriſtenthum im leiſen Gange der Zeit das Menſchengeſchlecht mehr gemildert und vergeiſtigt hat, ſo ſind die Einflüſſe der Ritterlichkeit mitgegangen, und haben in der äußeren Geſtalt unſeres Lebens ſich immer noch mit entwickelt. Aber der Männer Ritterlichkeit ſelbſt und ihre Vergötterung des Weibes, der Frauen zarte Richtung und Führung des Lebens und Pflegung der züchtigen Sitte und geiſtig chriſtlichen Jungfräulichkeit — wo ſind ſie? Was einſt in Begeiſterung da war, iſt Aefferei, was Götterſpiel war, iſt Poſſe, was fromme That war, iſt eitles Geſchwätz geworden. Der Grund des europäiſchen Lebens ruhet freilich auf Ritterlichkeit und Chriſtenthum; aber eine maaßloſe Zeit hat alle ihre Unmäßigkeit und Verwirrung mit eingemiſcht. Ich höre Deine Vorwürfe, verſtehe Deine Klagen, und kann, wie die Dinge jetzt ſtehen, nicht anders, als Dir Recht geben. Das ſchönſte Alte des Mittelalters iſt nun wirklich veraltet, und nur noch als hohle Form da; wir ſtehen vielleicht auf einer größeren Verwandlung der Zeit, als Luther und ſeine Zeitgenoſſen erlebten und machten. Die Bildung durch unendliche Geiſtigkeit hat den feſten Boden der Erde erſchüttert, und wir ſchwanken alle mit in dem Erdbeben. Die frühere Begeiſterung iſt dahin, die neue iſt in der Geburt, die Jetztlebenden ſind mit in ihren Wehen. Fühlend, daß das Alte nicht hält, flickt und pfuſcht man Aelteſtes und Neueſtes zuſammen, und hat die Sicherheit alles Naturſtandes und Naturverhältniſſes verlohren, wenn es je eine ſolche Sicherheit gab, deren Glauben die Beſſeren nicht aufgeben können.

Das franzöſiſche Volk, welchem Europa im Guten und Böſen ſo viel verdankt, entwickelte zuerſt die Ritterlichkeit, iſt nachher der leichteſte und liebenswürdigſte Träger und Darſteller derſelben geweſen und ſoll es nach der Meinung Vieler bis auf den heutigen Tag ſein. Es hat nun auch die ſchlechten Reſte ſchönerer Vergangenheit bis zum Grabe dargeſtellt. Seitdem bei Männern bloße Spiegelei der Ehre des zarteren Geſchlechts war, um deſto ſicherer zu verführen und zu genießen; ſeitdem die Weiber den heiligen Gürtel der Zucht verloren hatten und ſich mit kümmerlichen Zierrathen der Mode und Etikette behalfen, war auch dieſes ideale Leben vergangen und ward gemein und verworren; und gemein und verworren iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich ſpreche beſonders von den Ständen, die gebildet heißen und darſtellen. Es iſt ein albernes, ſinnloſes und geiſtloſes Leben, ohne Glorie, Liebe und Lebensreiz. Gemeiner Genuß, Verwirrung aller natürlicher Verhältniſſe, leeres Geſchwätz der Stutzerei, und leere Liebe der Empfindelei, Schwächlichkeit bei den Männern, und Gefühlloſigkeit bei den Frauen — ſiehe! ſo geht dies Leben ohne Maaß und Haltung, und alſo auch ohne Freude und Herrlichkeit einher, und macht Affenſprünge, wo die Väter als Menſchen genoſſen: in ewiger Geſelligkeit iſt man matt und faul, und ſelbſt der Reiz der Geſchlechter zu einander ſcheint alles zartere Spiel verloren zu haben. Weil man gefühlt hat, daß in dem todten Alten kein Grund des Lebens mehr ſein kann, ſo hat man neue Gründe genug aufgeſtellt, und das Weib iſt dabei zum Theil ganz gut bedacht worden, und mehr als einer hat verfochten, ſeines Lebens Geſetz und Recht ſeien mit denen des Mannes völlig gleich: ein Unſinn, den die Schönen als eine ritterliche Vertheidigung bekränzt haben, obgleich zwei verſchiedene Dinge wohl auch verſchiedene Geſetze haben müſſen. Denn wenn der Mann elendig iſt, welchem Muth und Luſt fehlt, aus dem Hauſe hinaus in des Lebens Weite zu bringen, ſo iſt das Weib verächtlich, das ſich ihm gleich in das Leben zu ſtürzen wagt, welches ſie nur zart berühren darf, um an den ſtillen Herd nicht Befleckung zurück zu bringen. Das Weib ſoll ſich nun im äußeren Leben halten durch Freiheit und Selbſtſtändigkeit gleich dem Manne, ſoll ſeinen eigenen Herrſcherwillen haben wie er, ſoll alle Bildung mit ihm gleich genießen, alles Daſeins blumige und dornigte Spitzen mit berühren dürfen, wie er, um endlich durch hohe Geiſtigkeit ſich zu reinigen und die geläuterte Sicherheit ihrer ſelbſt bewahren zu können.

Das klingt erhaben, aber es iſt ein weiberſchändender Unſinn. Andere Geſellen, die von Welt und Menſchen nichts wiſſen, ſpielen noch immer mit den alten Klängen und ſchildern in Romanen einen Liebestraum und ein Männer- und Weiberleben, wo ſich Heiliges und Unheiliges, Altes und Neues, Wahres und Falſches ſo bunt miſcht, daß es die Verwirrung der Herzen nothwendig vermehren muß. — Und die Aefferei der großen Geſellſchaft, wo jeder Mann klar weiß, daß er den andern betrügt, wo alles Ungeſtalt und Lüge geworden iſt, was ſonſt Schönheit und Wahrheit war — und die Romanentugend, woran unſere Jungfrauen den Spiegel ihres künftigen Lebens ſtellen ſollen — das alles ſoll ſie liebenswürdig und ſittlich machen? Denn die Religion der Großmütter und die guten, treuen Bibeln und Gebetbücher ſind zu alt und langweilig geworden. Wenn einzelne ſchöne Seelen ſich und ihres Lebens Reinheit und Ganzheit aus ſolcher Wüſtenei retten, ſollte man ſie nicht faſt als höhere Weſen anbeten?

Und hier ſoll ich hineingreifen, und mir die Plage meiner künftigen Tage ſuchen? rufſt Du. Geduld, mein Bruder! Wir haben nur die Leute der großen Landſtraße beſchrieben; noch giebt es der kleinen Seitenwege und engen Fußſteige genug, wo man mehr nach altväterlicher Art lebt und genießt, und wo noch Frauen einhergehen, die ihrer Männer Freude werden können. Freilich der allgemeine Geiſt iſt der oben beſchriebene, und kaum iſt wohl eine Hütte, wohin nicht etwas von ihm durchgedrungen wäre. Aber ſei nur ſelbſt tüchtig, ſei nur ein Mann — ein nicht ganz verkehrtes Weib wird ſich an Dir zurecht finden, und Liebe wird die Natur wiedergebähren. — Arme Weiber, freundliche und liebenswürdige Spielerinnen und Verſchönerinnen des Lebens, wie hat man euch in das Fremde hineingeriſſen, das euch und uns nichts nütz iſt, und euch den Preis und den Kranz genommen, der euch beſtimmt war! Ihr ſeid die Hälfte der Menſchheit, und wenn man ja wägen will, dem Manne gleich wiegend; euer Leben, mit dem ſeinigen verbunden, macht nur ein Ganzes; aber beide Leben haben verſchiedene Geſetze, und die Vermiſchung derſelben, die bei zu vieler Geſelligkeit unvermeidlich iſt, wo man nicht mit einander lebt, ſondern ſich mit einander herumtreibt, hat Männer zu Weibern und Weiber zu Männern gemacht, und das Glück zerſtört, und die Sitte geſchändet.

Wir ſprachen oben vom Naturſtand; mit ihm haben wir hier eigentlich nichts zu thun. Aber dürfen wir nicht auch Naturſtand nennen, was die Geſchlechter durch alle verſchiedene Stufen der menſchlichen Entwickelung als bleibendes Verhältniß und feſte Beſtimmung zeigen? Ich denke. Zwei Worte alſo von *dieſem* Naturſtande, wovon wir mehr wiſſen können, als von dem erſten. *Was muß das Weib thun, wenn ſie als Sklavin im Hauſe des Mannes iſt? was thut und leidet ſie in der Freiheit ſchönerer Verbindung, wo die Liebe ſie zur gleichen Genoſſin des Mannes erhoben hat? weswegen ſind die edelſten Frauen in Geſchichten geprieſen worden?*

Das Weib des Barbaren hütet und bewacht die Hütte, zündet das Feuer auf dem Herd, lebt ſtill in Arbeit, während er in Faulheit oder wildem Muth herumſchweift, liegt bei ihm, und gebiehrt ihm Kinder. Das Weib des Menſchen hütet und bewacht das Haus, zündet das Feuer auf dem Herd, ſorgt und wacht in liebender Thätigkeit für alles, ſchmeichelt und erquickt den von der Arbeit heimkehrenden Mann, freut ſich der Stille und Einſamkeit, und geht nur unter sei vom Schooß ins Leben hinaus, liegt bei ihm und gebiehret ihm Kinder, und erziehet ſie zur Tapferkeit und Zucht. So ſieht das gravitirende Weib aus, und wer — ſei er der wildeſte Mann — kann ſich enthalten, ein ſo anmuthiges Bild des ſtillen Lebens nicht mit Verehrung und Sehnſucht anzuſchauen?

Durch Stille und Sitte herrſcht das Weib, durch Freundlichkeit und Huld ſchimmert ſie als die letzte vollendende Blüthe in dem Kranz der Schöpfung. Was dieſe Herrſchaft und dieſen Glanz erhält, muß auch das Glück des Weibes und die Freude des Mannes erhalten. Wie des Mannes Herrlichkeit durch Kampf und Streben nach außen entwickelt wird, wie er das Leben an allen Enden anfaſſen und fühlen muß, um vollendet und in ſich ſelbſt geſchloſſen zu werden, ſo entwickelt das Weib ſich mehr in dem lieblichen Geheimniſſe der eignen Knoſpe, und die ſchöne Blume ſpringt erſt hervor, wenn der Mann die Knoſpe berührt, und die Jungfrau Weib wird. Die würdigſten und trefflichſten Frauen, welche die Welt erfreut und herrliche Söhne geboren und erzogen haben, waren in ſolcher Stille erwachſen. Feſt ſteht es, und wird es ſtehen, ſo lange Menſchen ſind, daß der Mann ſein Beſtes von außen, das Weib das Heilige von innen haben muß. Sie ſitzt mehr in frommer Genügſamkeit und Selbſtverläugnung auf ſich ſelbſt da, und deswegen hat der Mann in ſchönern Zeiten in dem Weibe immer etwas Göttergleiches und Prophetiſches verehrt. Sie iſt, was ſie iſt, in und durch ſich ſelbſt, und was ſie noch erwerben kann, können nur kleine Zierden ihres reichen Beſitzes werden, aber den Beſitz ſelbſt nicht vermehren. Giebt es auch für den Mann eine Zeit, wo ſeine Jugend im ſtillern und gleichern Schwunge des Lebens gehalten werden muß, damit er ſich künftig mit Luſt und Kraft in der freiern Weite bewegen könne, wie ſollte man denn nicht vielmehr das Weib anders erziehen, als man thut? Dürfen kleine Mädchen ſo in das Leben hinein, als wir ſie im zehnten, zwölften Jahre hineinführen, ja oft hineinwerfen? dürfen Jungfrauen im ſechszehnten, achtzehnten Jahre ſo in Geſellſchaften leben, als es am Tage iſt? Was ſind die Folgen ſolchen verworrenen Taumels? Ein verworrenes Leben. Wenn die Tugend ſich auch rettet, dieſe oft ſo unbedeutende Tugend, die man gewöhnlich nur meint, wo bleibt des Herzens Schönheit und Reichthum und des Lebens Sicherheit und Haltung? Wird nicht das Beſte verkommen im Nichts? Und die fromme Liebe und mütterliche tende Treue, wo ſollen ſie im Nichtigen wurzeln und blühen?

Und die Bildung der Frauen? Ja, ſchreit man, wir hören, wohin Du willſt, das Weib ſoll unmündig und roh bleiben, damit Du deſto beſſer Herr und Tyrann ſein könneſt; Du willſt es mit altem Wahn halten, während Du Dir ſelbſt neue Freiheit erlaubſt. Geduld! Geduld! ſo iſt es nicht gemeint. Wenn ich zuerſt ſage, daß die meiſte Bildung bei den meiſten Männern nichtig iſt, ſo mögen die Weiber mir daſſelbe Bekenntniß über ſich nicht übel nehmen. Wenn ich ferner ſage, daß ſie weniger lernen können und zu lernen bedürfen, als der Mann, weil ſie mehr von Natur ſind, was ſie ſind, ſo werden ſie das für keine Schmähung aufnehmen. Und wenn ich endlich behaupte, daß ihre Herrlichkeit in dem Sein und Mittelpunkt des Lebens iſt, und daß ſie in Thaten und Werken ſelten die Höhe des Mannes erreichen, ſo mögen ſie, wenn es ihnen gefällt, mit der Nothwendigkeit rechten, die ſie erſchuf. Uebrigens verſichere ich ehrlich und heilig, daß ich für meinen Theil keine rohe Geſellin im Hauſe und Bette wünſche. Aber zur Bildung gehört nicht ſo viele Angſt von Sprachengaben und gelehrten Kenntniſſen, nicht ſo viele Schärfe und Glanz des Witzes und der Zunge, als unſere Weiblein haben ſollen und haben wollen. Die Bildung und Mißbildung der Zeit bekommen die Weiber an ſich ſchon zu früh und zu leicht; das eignen ſie ſich mit ihrer Leichtigkeit gar bald an. Und gieb mir eine reine, fröhliche Jungfrau, und laß mich wirklich einen gebildeten Mann ſein und mit Gebildeten menſchlich leben, wie bald wird mein Leben und meine Bildung die ihrige ſein! Nur der Rohe mag ſich des Rohen freuen. Ich will das Schönſte und Beſte, was in meinem Volke und in meiner Zeit iſt, gern an meinem Weibe blühen ſehen; aber dieſe Blüthe wird durch Einfalt in Liebe am ſchönſten hervorgetrieben. Hat das Weib ein Talent, und hat ſie es geübt, ſo erfreue ſie mich damit, wie billig; ſpricht und empfindet ſie ihre Sprache rein, erkennt ſie den beſten Werth ihres Volkes in Thaten und Werken — es iſt ein ſchöner Zuſatz zur Freude: ihre lieblichſte Bildung beſchreibt ſich nicht. Aber das muß ich Dir ſagen, Bruder, und werde es Dir immer ſagen, die gelehrten Kennerinnen und philoſophiſchen Schwätzerinnen ſcheinen mir die Peſt des Lebens und der Geſellſchaft. Sie ſind von allen Grazien verlaſſen, und ängſtigen uns, die des Reizes und der Unruhe im Leben genug haben und in ihnen Ruhe und Erquickung finden wollen, durch ihre Eitelkeiten mit neuen Reizen und Stacheln. Es bleibt doch dabei: der Mann lernt ſein, das Weib iſt. Aber dem Weibe muß ein Mann gezeigt werden, damit es werde.

Aber ſo zerſtöre ich alle ſüßen Täuſchungen dieſer Zeit und ſchlage alle Romanenweſen todt? Was kann ich dafür, wenn es ſo ſein muß? Aber warum will man einen immer ſo ſtreng und zänkiſch verſtehen, wenn man bloß leicht und natürlich iſt? Ich ſehe das Leben gern mit dem Ernſt und der Würde an, die es hat, und kleine Thorenſpiele und Poſſen, die ſein Wechſel haben muß, ſind mir nur ſo wichtig nicht, als euch; ſie mögen in Gottesnamen auch ſein, wenn die erſten Dinge abgemacht ſind. Nur was man das jetzige Romantiſche nennt und meint, ekelt mich an: dieſe Pinſelei und Aefferei der Männer, und Albernheit und Empfindelei der Weiber. Und was ihr Liebe nennt? arme Thoren! das heiſſe, dürſtige Ding! Soll man mit dem Höchſten ſo ſpielen? Was Knaben und Mädchen von einander wollen und meinen im funfzehnten und ſiebenzehnten Jahre, wo ſie einander am wenigſten ſehen ſollten: dieſen Dunſt, welcher der Blüthe vorhergeht, dieſes kraftloſe und blind empfindende Vorſpiel von Leben und Würde ſpäterer Zeit — ſoll man dies als Geſetz der Geſchlechter heiligen? ſoll man ſo hoch ſtellen, was nachſichtig unſchuldiger Wahnſinn und kindiſches Spiel genannt wird, von welchem bloß in energiſchen Menſchen Spuren zurückbleiben, das die leichte Menge nachher faſt immer für Lügen erklärt, wofür ſie ſich damals in Feuertode ſtürzen und über alle Oronokos ſchwimmen wollte? So ſpringt ſie ſelbſt mit den Empfindungen um, welchen ſie Ewigkeit von Dauer gelobte. Wir machen es ganz kurz ab mit der Frage: Was will das Weib von dem Manne, und der Mann von dem Weibe, wenn ſie einander begehren? Die Natur führt beide durch den Trieb zuſammen, damit das Geſchlecht beſtehe. Das Weib will Kinder, wenn ſie den Mann anſieht; Kinder ſind ewig ihre höchſte Liebe. Der Mann kann ſein Weib mehr lieben, als ſeine Kinder, nie das Weib ihren Mann mehr. Wir ſprechen von keinem verkünſtelten und verdorbenen Weibe. Das Weib will Kinder, ſie will Schirm und Sicherheit in dem Mann, ſie will Ehre für ſich und ihre Kinder von ihm. In einen Knaben kann ſie ſich für Augenblicke vergaffen und verblenden; dem Mann, den ſie ſchätzen und ehren, von dem ſie hoffen kann, er könne Vater eines friſchen und tapfern Geſchlechts ſein, wird ſie nur ihren Leib hingeben wollen. Sie wird ſich ruhiger dem Manne gegenüber betrachten können, dem ſie in ihr Bett nehmen will; nicht ſo der Mann. Denn der Mann will nur das Weib; er ſoll lieben nach Naturgeſetz, heiß lieben, und ſich ſo zum Weibe legen, damit freudige, fröhliche und wackere Menſchen werden. Was er ſonſt an ihr hat und gewinnt, ſoll auf dieſer Wage alles klein wiegen. Für ihn iſt Amor der Ewigblinde, und er greift ſein Loos, wie er muß. Du hörſt wohl, Bruder, wir ſprechen hier nicht von unſerer Welt. Wenn die Beiden dann mit einander leben, des Lebens und der Freude genießen, Kinder zeugen und erziehen, ſo erhebt ſich über den edleren Menſchen ein zarter Schimmer höheren Daſeins, was was ich faſt himmliſche Liebe nennen möchte. Dieſen Schimmer des Lebens wünſche ich Dir und mir und jedem Ehrenmann, den der blinde Amor ins Brautbett geführt hat: die aber der blinde Plutus, oder noch was Schlechteres dahin führte, die Buben ſollen frieren und in eiferſüchtigen Krämpfen zittern.

Elfter Brief.

Nein, ſo war es nicht gemeint, Bruder, bewahre der Himmel! Weder ein Einſperrungs- noch Einſchreckungsſyſtem, ſondern freies, natürliches Leben, wie es des geiſtig vollbärtigen Menſchen würdig iſt, wollte ich. Ich wollte nur zeigen, was immer geweſen, und von den beſten und freieſten Menſchen für würdig und natürlich gehalten iſt. An Tugendzwang und irdiſche Gewalt, welche den hochgeiſtigen Menſchen gar nicht mehr halten kann, konnte ich nicht denken wollen. Aber ich möchte das Leben gern in Eine Kraft und Eine Einfalt zuſammenfließen ſehen, als die einzige göttliche Tugend, welche der Sterbliche erreichen kann: und wenn ich dies verlieren könnte, ſo möchte ich ſogleich ſterben. Ich ſollte das Romantiſche verdammen? ich, mit

mit meiner Lebensanſicht? Dann müßte ich Narr ja alles verdammen, was wir Schönſtes geweſen ſind, und alles, was wir dadurch wurden, und noch beſitzen. Denn wo noch blühender Geiſt iſt, wo wäre es nicht das Romantiſche, das uns das Schöne bringt?

Mit dem Weibe haben wir es abgeſchloſſen. Ihr Sinn und ihre Kraft liegt in der Jungfrau faſt verſchloſſen. Der Mann, der ihren Leib für Geburten aufſchließt, öffnet zuerſt die volle Blume ihres Daſeins; an ihm wird ihr Leben offenbart, an ihm bildet ſich die bleibende Geſtalt deſſelben. Iſt der Mann ein Halbling, ein eitler Schwächling, oder ein verworrener Narr, ſo kann kein Menſchenleben werden. Und weil wir meiſten Männer dies ſind, Schwätzer für Thäter, Empfindler für Verſtändige, Schmeichler für Freie, Lügner für Wahre, Gaukler für Spieler; weil wir ſelbſt keine Tugend darſtellen — wie ſoll ſie durch uns und an uns bei Weibern ſich bilden? Das ſteht feſt, der Europäer iſt zu geſellig geworden, oder er iſt doch zu früh geſellig; die Geſchlechter werden in den Jahren, wo ſie ſich wenig berühren ſollten, zu viel gemiſcht; der Mann lebt ſich als Jüngling zu ſehr ab in Geſellſchaft von Weibern, in ihrem Geſchwätz, ihren kleinen Zettelungen, und bunten Eitelkeiten: er verliert die ſtolze Würde, die feſte Geſtalt, wodurch er dem Weibe gefallen und gebieten ſoll, auch wenn ihm ein ſchönes Bild des Weibes ins Haus kömmt. Die Männlichkeit ſteht der Weiblichkeit nicht mehr als eine geſchiedene Welt gegenüber, damit beide ihre Mängel erkennen, in ſüßer Sehnſucht zu einander wollen, und aus zwei halben Leben Ein ganzes machen. In den Jahren, wo noch kein Trieb die Geſchlechter ſchärfer ſondert, mögen ſie einander im unſchuldigen Kinderſpiel bilden. Die Jungfrau werde mehr in die Einſamkeit des Hauſes zurückgezogen; der Jüngling komme ſeltener unter Weiber. Die Zeit von dem funfzehnten bis fünf und zwanzigſten Jahre ſoll er Freunde gewinnen, und mit Männern ſich für die That kräftigen. Sicherer gehe er nachher zu Frauen und Mädchen; nur daß er die Männer und Freunde nicht vergeſſe, auch dann nicht vergeſſe, wann er ſein Weib heimgeführt hat; von Männern muß er holen, wodurch er das Weib erfreuen und beherrſchen mag, Thatenmuth und Gedankenfülle. Da wird ihr Leben ſeine ſchöne Ergänzung. Wie ſie mit ihren Worten und Werken immer nur Hinſpielungen zu Gedanken und Thaten ſchafft, wie ſie alle Kraft gern im engeren Kreiſe hält, alles

Geſchaffene erhalten und verſchönern möchte; ſo giebt ſie durch ſtillen Reiz und leiſen Anflug der Grazie den Gedanken des Mannes Würde und Klarheit, und heiligt ſeinen Thatenmuth durch Milde und Barmherzigkeit.

Ich ſprach das Wort beherrſchen aus. Es war das Wort für den Barbaren, dem Weibe gegenüber, es iſt das Wort des gebildeten Mannes. Das Weib freut ſich, das einen tapfern Herrn hat, einen feſten, geſcheuten, vollgeſtalten Mann; ſie iſt ſtolz darauf, daß ſein Wille der erſte iſt, wo die Würde des Geſetzes behauptet, wo die Welt, der Staat und ihr Haus beſchützt werden ſoll. Weiß ſie es doch, daß ſie die Erhalterin und Pflegerin des höchſten Lebens iſt, daß ſie den gehorſamen und liebenden Mann dann ſo ſicher in den unſichtbaren Banden der Schönheit und Zucht hält; iſt ſie doch das Bild des Glückes und der Freude in der Welt, und neigt des Mannes Stärke ſich doch ſo gern vor des Weibes Milde.

Wir ſind zu weit vorwärts gegangen, wir können nicht zurück. Kann etwas uns erhalten und wieder zu menſchlichen Menſchen machen, ſo iſt es die Vergeiſtigung des Lebens und unſer

Selbſt bis zu dem Punkt, wo Himmel und Erde ſich berühren und der Menſch keine Jakobsleiter mehr nöthig hat, um auf- und abzuſteigen. Wir müſſen die Dinge mit der Würde und dem Glanz anſehen, wodurch wir uns ſelbſt würdiger und glorreicher fühlen. Das Weib muß es in uns gewiß ſein, ſie muß es in ihrem innigſten, tiefſten Herzen empfinden, daß ſie ein veredeltes und vergöttertes Geſchöpf iſt, das wir nicht bloß brauchen, um uns hauszuhalten und Kinder zu gebähren, ſondern das wir aus dem reinſten Gefühl unſers Bedürfniſſes an unſre beſte Bruſt drücken, um uns mit ihr zum Menſchen zu vollenden. Sie muß es innigſt und allenthalben fühlen, daß der freie Geiſt der Welt, der jetzt waltet, ſie frei gemacht hat, wo ſie frei ſein will und frei ſein darf; ſie muß es fühlen, daß wir ſie nicht durch Täuſchereien und Wahne halten wollen, ſondern durch uns ſelbſt und unſere Liebe uns deſſen getrauen. Männlichkeit, Beſonnenheit, Tapferkeit ſeien da, und jene ruhige Milde, die das Weib von ihrem Gemüthe auf uns übergeſpiegelt hat — und ihre leichte Natur wird ſich an der ſtarken halten. Was an ihr flattert und fliegt und im ewigen Spiele der Sehnſucht und Schwärmerei iſt, das faſſe ein höherer Geiſt, und tauche es in Himmelsgluth, daß es hell über dem Leben ſchwebe und zu einer ewigen, leuchtenden Begeiſterung werde. Dieſes Ideal, dieſe geiſtige Blüthe des Chriſtlichromantiſchen umwebe die heiligen Myſterien der Geſchlechter mit ewiger Jugend und Freude; ſo ſpiele anmuthiger Reiz mit ſicherer Tugend. Dieſe Liebe meine ich, wo das Weib in dem Manne die ſtarke und feſte Geſtalt einer geſchloſſenen Welt ſieht, und wo der veredelte Mann das Zarte und Spielende im Weibe als etwas Göttliches und Ueberirdiſches anbetet, was es iſt. Denn können die Menſchen ſich jetzt nicht vergöttern, ſo müſſen ſie eines von beiden ſeyn, dürre Gerippe, oder feiſte Thiere. Sieh Du nun zu, Liebſter, was Du thun willſt.

Zwölfter Brief.

Ich bin ſo voll von Deinem letzten Briefe, lieber W., daß ich darauf nichts zu ſchreiben weiß, ſo kömmſt Du mir mit Deiner fröhlichen und muthwilligen Laune entgegen, und giebſt mir bei reichem Scherz ſo reiche Gaben Deines Herzens. Und Dein plötzliches Fortſchießen aus Deinem ganzen Leben und allen Deinen Verhältniſſen? Wir haben oft davon geſprochen, und es hätte mir nicht unerwartet ſein ſollen. Aber wenn es da iſt, kömmt uns ſo vieles unerwartet, was, wenn man bloß davon ſpricht und davon denkt, gar leicht ſcheint. Dein Haus alſo verkauft? — wie wird der alte Großvater kopfſchüttelnd rundwandeln, wenn er mal aus der Geiſterwelt heraufkömmt, ſich umzuſehen, wo er einſt ſo gerührig war! — Deine Schiffsparten losgeſchlagen? alles zerriſſen und zerſprengt? und ſo über das Meer hinaus? und die Einladung an mich, über die Wellen mit Dir an die Themſe zu fliegen und die ſtolzen Britten zu betrachten? Wäre ich frei und hätte hier nichts zu thun, wer weiß, was ich thäte; aber ich bin feſt, und es iſt jetzt die Zeit nicht, die Bande, die einen halten, muthwillig zu zerreiſſen, und nur ſo mit dem lieben Zufall und der leichten Fortuna hinzufliegen. Wie die Dinge ſtehen, kann die Weltweite einem ehrlichen Mann wahrlich ſehr eng werden, wie unendlich ich ſie mir auch immer faſſen mag. Auch möchte es mit dem Golde, ohne welches man in London nichts werth iſt, nicht eben ſo vollklingend ſein; doch dazu würdeſt Du wohl Anſtalt machen. Und was ſoll ich des Umherfliegens und Wanderns noch mehr? Man ſollte ſich doch wohl zuletzt hinſetzen und was Tüchtiges thun und machen: ſterbliche Kinder, die vielen Erſchlagenen zu erſetzen, und unſterbliche, glänzende — o Bruder, wie ſüß! aber wie wenigen blühet dieſer Kranz! Das Leben iſt ſo kurz, und dieſe Zeit macht die Haare eher grau, als diejenige, wo unſre Väter ſich mit unſern Müttern erfreuten. Und ſprich, was ſollte ich bei den Britten, den ſtolzen, ſtummen und verſchloſſenen Menſchen, ich, der gegen ſolche alles dies ſogleich dreidoppelt bin? Zuweilen iſt es mir, als wäre das Volk mir eben ſo zuwider, als die Franzoſen. Sie äffen ſich und uns andere, und geben zu allem Schlechten, was geſchieht, wenigſtens ſchlechte Vorwände. Mit Dir iſt es ganz anders; Du kannſt Schädel beſehen und Narrenköpfe betaſten, und allenfalls einige franzöſiſche Kugeln aus angeſetzten Roſtbeefklumpen ausſchneiden. Aber wer nichts zu thun hat, als unter einem Volke leben und ſich herumtreiben, der muß in andern Zeiten reiſen, oder mit fröhlicherem Herzen. Mein Herz iſt freilich immer noch friſch und kühn, aber warum es luſtig ſchlagen ſollte, weiß ich wahrlich nicht. So von allem Liebſten getrennt ſein, alle beſten Hoffnungen ſeines Volkes aufgeben, und ſich mit einer Zukunft tröſten müſſen, die meine Augen vielleicht nicht ſehen, das könnte wohl klein oder knechtiſch machen, wie die meiſten Menſchen ſind. Das darf ich nun freilich nicht; eher tauſendmal den Tod! So hat mich meine Mutter gebohren, ſo haben Menſchen wie Du mich geliebt.

Und Du nennſt meine Ehe zu poetiſch, und meineſt, davor werde die Welt wohl ein Kreuz machen. Schlimm genug, Bruder; aber was ſoll die Ehe ſein, wenn ſie keine Poeſie iſt? oder wo in der Welt kann ſo viel Poeſie ſein, wenn man ſich das Paradies rein erhält? Dies nimm im Ernſt und Scherz, wie Du willſt; es iſt beides. Ueber alle Dinge ſprechen wir beide verſchieden; aber wenn wir uns in den Stern des Auges ſehen, meinen wir ſie gleich; und das eben iſt das Schöne, wenn Männer mit einander ſprechen. Durch Deine Leiblichkeit willſt Du die Weiber halten, durch ſie, und durch ſie allein? Du Schelm! Freilich wo die Leiblichkeit fehlt, ſteht die Geiſtigkeit ſchlecht. Aber darf man auf einem ſo gefährlichen Grund ſein Leben bauen? Da iſt es wahrlich beſſer, ſich nur ſo leiblich los zu halten, wie die meiſten Männer jetzt bedenklich thun; dann hat man endlich doch nur die Quaal ſeiner eignen Langenweile, und kann, ſo lange es kleckt, es mit neuer Leiblichkeit verſuchen. Mit der herrlichſten Leiblichkeit, auch wenn man ſie wunderſchön denkt, iſt es in einer geiſtigen Zeit bald aus, Runzeln kommen, die Haare werden grau, die Triebe matt. Wenn nicht ein leuchtendes Bild über dem Leben und im Herzen ſteht und durch unſterbliche Geiſtesjugend Erfriſchung und Belebung giebt, wie ſoll man ſich retten? Soll Tithonus Klage beginnen, daß Jugend und Liebe ſchön und vergänglich ſind? ſoll man ſich ſchmeicheln und vorlügen, daß noch iſt, was beide fühlen, daß es vergangen iſt? O Heuchelei und Elend, wie haſſe ich dich! Aber wer will Dir und Deinem Weibe jenes nehmen, wenn Ihr es beſeſſen habt, jenes, das ich Dir nicht weiter nennen will, wenn Du es nicht glauben willſt?

Du kömmſt mir für die geiſtige Vergötterung des Menſchen mit der Vergötterung des Leibes und des bloßen äußeren Lebens, und mahlſt mir das Bild ſo üppig und ſchwellend, die Kraft ſo friſch, und den Genuß ſo unvergänglich, daß ich es mit ſeiner vollen Farbengluth mehr als einmal an mein Herz gehalten und dieſes habe wärmer ſchlagen fühlen. Schon oben haben wir davon geſprochen, was Ideal der That und waidliches Leben Männern bedeuten ſolle. Aber unſer chriſtliches Zeitalter, Freund, und dieſe Zeit in dem Zeitalter? wo ſoll das Herrliche ſich befeſtigen, und wo die Jugend blühen unter der Verweſung rings umher? Nur im Geiſt iſt jetzt Rettung, auch für den nur, der den Leib für ewigen Genuß und unendliche That ausgerüſtet hat. Die Vergötterung des Leibes, wie die Alten ſie hatten, iſt mit ihrem Leben dahin. Faſt möchte ich ſagen, nie wird Bildhauerei wieder blühen, wie zu Skopas und

Phidias Zeit; die Glorie der Alcibiaden und Lais, wenn ſie ſo war, wie Du ſie glühend meineſt, wird nicht wieder auferſtehen. Aber geiſtiger Liebesreiz, Himmelsglanz, ausgegoſſen auf irdiſchen Genuß — es iſt das Unvergängliche in dem Vergänglichen.

So ziehe denn hin, mein Liebſter, friſcheſter Freund, und drücke die Welt noch einmal warm an Dein Herz. Du wirſt nicht finden, was Du ſo raſtlos ſuchſt, wirſt es nicht finden, wo Du es ſuchſt; Du wirſt an den Fremden nur ſehen, was Dir hier mißfällt, eben die Nichtigkeit und Eitelkeit, eben den ſchläfrigen Genuß und die ewige Jagd nach Vergnügen, eben die faule Thätigkeit und thätige Faulenzerei. Dann weine eine Thräne, und brich Deinen eignen Schatz an, und ſchwelge davon, bis das letzte Licht erliſcht: dann auf zu den Göttern! Setze alle Flügel des Herzens an, und laß ſie Dich luſtig in die Weite tragen. Der Mann muß die Thorheit ſehen und genießen bis zur Vollendung, damit er ſich der Weisheit freue. Wir werden Dich wieder haben, Dein deutſches Herz, was Du es auch ſchiltſt, wird es nirgends aushalten, als bei uns. Dann — o möchten wir auf den Trümmern der Welt und des Vaterlandes uns wieder umhalſen und gemeinſchaftlich eines tüchtigen Lebens genießen! Viele Flitter und Erbärmlichkeiten wird der Krieg wegſpülen, und die Noth wird neuen Armen Bahn machen. Dann laß uns gerüſtet ſein und arbeiten. Wir können das Morgenroth eines beſſeren Geſchlechtes noch anbrechen ſehen. Schwellet, Winde meines Glückes und meiner Hoffnungen, und traget ihn mit! Lebe wohl!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01904/011

Gedichte

von

ErNſt Moritz Arndt.

Greifswald,
gedruckt bei J. H. Eckhardt.
1811.

Das hab' ich was ich gelernt und erſtrebt und
mittelſt der Muſen
Heil'ges empfing; denn die Nichtigkeit faßt das
Glück und den Reichthum.

Krates von Theben.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zueignung. [illegible]
Meine Vögel. 5
Hermanns Siegeslied. 1787. 9
Freudenlied. 1793. 11
Freude. 1797. 12
Lied. 1798. 14
An Sie. 1799. 15
An meinen Genius. 1799. 17
Schickſal. 1799. 19
Dithyramben. 1799. 22
Amor. 1799. 29
An die Muſen. 1799. 33
Die Hoffnung. 1799. 35
Auf Franz Wilhelm Döhns Grabe. 1800. 37
Lehre an den Menſchen. 1800 39
Die neueſten Philoſophen. 1800. 42
Sei Mann! 1800. 46
Lebenslied. 1801. 49
Das Kind und das Röslein. 1801. 51
Des Schäfers Klage um ſeine Liebe. 1801. 52
Lebensmuth. 1801. 54

	Seite
Geſang der Schickſalsſchweſtern. 1801.	56
Der Schäferin Klage. 1801.	69
Meines Knaben Segen. 1801.	71
Das Waſſer. 1801.	74
Der Schäferin Wunſch. 1801.	76
Geſang der Töchter der See. 1801.	78
Der Knabe und die Jungfrau. 1801.	81
Die Fantaſie. 1801.	86
Ballade. 1801.	89
Liebesſtreit. 1801.	91
An Billroth. 1801.	95
Die Zaunranke und der Klee. 1801.	98
Klinglieder. 1801.	99
Dithyramben. 1802.	107
Das Monatslied. 1802.	113
Elegie. 1802.	118
Das Lied der Greiſen. 1802.	123
An Laidion.	125
Wunſch.	129
Ermannung.	131
Bekenntniß.	134
Klage.	136
Elegie an Mathildis.	139
An Melittion.	144
Die vier Elemente.	149
Die Ritter von Jomsburg.	161
Der König von Burgund.	164
Die Roſe und die Jungfrau.	174
Der Knabe am Meer.	176
Liebesgeflüſter.	178
Leben.	184
Die Mitte.	188
Die Biene und der Lenz.	192
Die fünf Gläſer.	195
Lob des Weins.	198
Geſicht.	200
Elegie.	204
An Eliſa.	208
Lob des Eiſens.	212
Weinlied.	215

Seite
Der erſte Mai 1807 in Stockholm. 217
Eliſens erſtes Lied. 219
Blumengeſpräch. 222
Lied für Otto Magnus Munck. 224
An die Geliebte. 228
Der Talisman. An Pſychidion. 230
An Marianne von Z. 233
Haſche die Zeit! 236
An Pſychidion zu ihrem Geburtstage. 238
Verwettetes Trinklied. 241
An Maria zum Marientage. 245
Frühlingsſpiel. 248
Frühlingslied von der Frau Nachtigall. 249
Fröhlichkeit in Treue. 251
Sehnſucht. 253
Liebeswehmuth. 255
Marienwürmchen. 256
Waldhochzeit. 258
Der kleine Unterirdiſche. 260
Beſſino der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge. 262
Liebesnähe. 265
Der Blumenknabe. 267
Das runde Lied. 271
An den Liebling. 274
Eliſens zweites Lied. 276
An die Entfernte. 279
Bajazzo der Vogel ſpricht. 281
Eliſens Geſpielen. 282
An Luiſe von Z. 284
Denkmal für Wilhelm Ramſay. 287
Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder. 289
An Eliſa. 300
An Lili. 302
Lied für den Wirth. 303
Romanze. 305
Laß klingen! 307
Ballade. 308
Ständchen. 310
Chorgebet. 312

	Seite
Gebet an die Liebe.	315
Erinnerung. An Pſychidion.	316
Heſekiel 21, 15.	317
Frühling und Liebe.	320
Klinglied.	324
Blumengruß an M.	325
Danklied.	327
Gebet.	329
Klinglieder.	331
Der Wanderer und die Blume.	334
Hymne.	336
Troſt.	339
An X.	341
Scherz.	344
Männerglück.	345
An Pſychidion.	347
Auf dem Rugard im Sept. 1810.	349
An den General Grafen Philipp Schwerin.	352
Pſychens Ankerplatz.	355
Die Tauben.	361
Die Lerche.	363
Frühling. An Gottsgab.	366
Der Stromgeiger auf Starkodders Grabe.	369

Subſcribentenverzeichniß.

	Ex.
Seine Durchlaucht der Herr Erbprinz von Mecklenburg Schwerin	1
Seine Durchlaucht der Herr Adolf Prinz von Mecklenburg Schwerin	1

A.

Herr	Ackermann Stud. Juris in Greiſswald	1
—	Ernſt Alban Stud. Juris in Roſtock	1
—	Alms Steuerkommiſſar in Neubrandenburg	1
—	Altvater Kreisrichter in Loitz	1
—	Wilhelm Anders zu Eiren in Pommern	1
—	J. H. Andorf Kaufmann in Roſtock.	1
—	Andorf akadem. Zeichenmeiſter in Roſtock	1
—	Arendt in Wismar	1
—	Karl Arndt zu Zipke in Pommern	1
—	F. Arndt Bürgermeiſter in Bergen	1
—	L. P. Arndt zu Redebas in Pommern	1
—	L. Arndt zu Trantow in Pommern	1
—	W. Arndt zu Putbus	1

		Ex.
Demoiſelle	Ch. G. Arndt zu Trantow	1
Frau	Sophie Aſcher zu Neuendorf in Pommern	1
Herr	Ave Kaufmann in Greifswald	1
—	Ave Lallemant Muſikdirektor in Greifswald	1

B.

		Ex.
Herr	Bahll Stud. in Greifswald	1
Frau	Baier in Greifswald	1
Herr	Kandidat Balthaſar zu Zarrentin in Pommern	1
—	Bamberg Gymnaſiaſt in Greifswald	1
—	Bardeleben Juſtizkommiſſarius in Frankfurt	1
—	Barkow Hauptpaſtor in Loitz und Konſiſtorialrath	1
—	Auguſt Barkow Stud. Jur. in Göttingen	1
—	A. von Barnekow zu Teſchvitz in Rügen	1
—	Bartholdi Schulrath in Stettin	1
Frau	Chriſtine Bartels in Wolgaſt	1
—	Lina Bartels in Wolgaſt	1
Herr	Baſch zu Katzenow in Pommern	1
—	Geheime Kammerrath von Baſſewitz in Neu Strelitz.	1
—	Forſtmeiſter von Baſſewitz zu Waltershauſen	1
Frau	Regierungspräſidentin von Baſſewitz in Potsdam	1
Fräulein	Sophie von Baſſewitz in Bützow	1
—	Graf Wolf von Baudiſſin in Stockholm	1
—	Kandidat Becker in Neu Strelitz	1
—	Behm Stud. Jur. in Roſtock	1
—	C. F. von Behr Stud. Jur. in Göttingen	1

		Ex.
Herr	Kandidat Behrens zu Gribow in Pommern	1
—	J. G. Benedix Dr. der Arzneik. in Grimmen	1
—	C. Bennin Stud. in Greifswald	1
—	Bennin in Stralſund	1
—	Hauptmann von Berg in Roſtock	1
—	Juſtizkommiſſarius von Berge in Stettin	1
—	Rath Berlin in Friedland	10
—	Bernhard Senator in Roſtock	1
—	Guſtav Beuge Kaufmann in Greifswald	1
—	H. Biederſtedt Doct. der Theol., Konſiſtorialrath, Prediger an Nikolai in Greifswald	1
—	C. F. Biel Kaufmann in Greifswald	1
—	Biel Juſtiziarius bei'm Königl. Kreisgericht in Bergen	1
—	J. C. Billroth Syndikus der Stadt Greifswald	1
—	Bindemann der Arzneik. Dr. in Barth	1
Demoiſelle	Charlotte Bindemann in Barth	1
Herr	Karl Binder akadem. Rentmeiſter in Greifswald	1
—	von Blandow in Wolgaſt	1
—	J. C. Böck in Greifswald	1
—	Sr. Excellence Herr Graf Karl von Bohlen, Reichsherr, Generallieutenant, Kommandör des Königl. Schwerdtordens mit dem Gr. Kreuz in Greifswald	1
—	L. von Bohlen Königl. Landvoigt und Kreisrichter in Bergen	1
—	Bollmann zu Meſekenhagen in Pommern	
Frau	Karoline von Bornſtedt geb. von Wolfradt auf Relzow in Pommern	
Herr	Auguſt Borries Königl. Landmeſſer i Barth	

	Ex.
Herr Karl Borries Regiſtrator bei'm Königl. Hofgericht in Greifswald	1
Demoiſelle Sophie Borries in Barth	1
Herr Kammerher Major von Both in Ludwigsluſt	1
Frau von Both, geb. von Barner in Roſtock	1
Fräulein Suſette von Both in Schwerin	1
Herr Brandt Juſtizkommiſſarius in Stettin	1
— H. A. Brandenburg Rathsherr in Stralſund	1
Demoiſelle Eleonore Brandenburg in Stralſund	1
Herr C. F. Braun Prediger in Grimmen	1
— F. Braun Kaufmann in Greifswald	1
— Karl von Breitenſtern Syndicus u. Königl. ſchwed. Juſtizrath in Wismar	1
Demoiſelle Henriette Breslach in Roſtock	1
Herr Heinrich Brieſt zu Allersdorf in Mecklenburg	1
— J. C. Brunſt Prediger zu Wilmnitz auf Rügen	1
— Kammerherr von Buch in Ludwigsluſt	1
Frau Landräthin von Bugenhagen auf Bugenhagen in Pommern	1

C.

Herr Karl Canoy in Leipzig	1
— S. F. Cnobloch in Leipzig	1
— J. D. Collaſius Paſtor zu Bisdorf in Pommern	1
— von Corswandt Direktor des Königl. Hofgerichts, Ritter vom Nordſternorden in Greifswald	1
— Cratzius Bürgermeiſter in Laſſahn	1

D.

	Ex.
Herr Dabel zu Cammin in Mecklenburg	1
— Dahlmann junior in Wismar	1
— Dalmer zu Schoritz auf Rügen	1
— Referendar Damerow in Stettin	1
— Kantor Dammas in Bergen	1
— J. G. Dankwardt Paſtor zu Bodſtede in Pommern	1
— Referendar Dänell in Stettin	1
Demoiſelle Wilhelmine Dänſen in Potsdam	1
Herr J. T. Dechow zu Lüdershagen in Pommern	1
Frau Demmin zu Rolofshagen in Pommern	1
Herr R. Deuerlich Buchhändler in Göttingen	
— Landrath von Dewitz auf Liger und Braunsberg in Mecklenburg	1
— Regierungsrath von Dewitz in Neu Strelitz	1
— Dieckmann zu Poſewald auf Rügen	1
— H. Dieterich Buchhändler in Göttingen	2
— Doct. F. Dietz, Rektor in Ratzeburg	2
— Magiſter Dohrn Prediger in Barth	1
— Friedrich Droyſen Prof. der Mathem. in Greifswald	1
— C. B. Droyſen Bürgerworthalter in Greifswald	1
— Archivar Droyſen in Stralſund	1
— Droyſen Probſt in Bergen	1
Frau Dunker zu Todenhagen in Pommern	1
Herr C. P. Düwel Stud. Theol. in Greifswald	1
— Moritz von Dyke General der Kavallerie und Kommandör des Schwerdtordens auf Loſentitz in Rügen	1

E.

Herr J. M. Ehle Paſtor zu Landow auf Rügen	1

Ex.

Herr Eggebrecht Inſpector zu Mederow in Pommern 1
— F. Eichſtedt Jur. Doct. Syndikus der Akadem. zu Greifswald 1
— von Ekenſteen akadem. Bereiter und Königl. Stallmeiſter in Greifswald 1
— Engel Rathsherr in Greifswald 1
— Hermann Erichſon Advokat in Stralſund 1
— Sekretär Friederich Erichſon Advokat in Stralſund 1
Demoiſelle Karoline Erichſon in Stralſund 1
Herr Juſtizkommiſſarius von Eſſen in Stettin 1
— Inſpektor Ewert zu Dumſewitz auf Rügen 1
— Eyller in Wismar 1
— Eyller Prediger in Güſtrow 1
— A. W. Eyting Kaufmann in Stralſund 2

F.

Herr Hofrath Fabricius Protonotär bei'm Königl. Hofgericht in Greifswald 1
— Mag. Finelius Prediger an Nikolai in Greifswald 1
— Fiſcher akadem. Amtshauptmann in Greifs- 1
wald 1
— Fleiſchmann Oberamtmann zu Clempenow 1
— Geheime Rath Formey in Berlin 1
— Altermann Frey in Bergen 1
— A. Friedrichs zu Silvitz auf Rügen 1
— Fromm Hof- und Landgerichtsaſſeſſor zu 1
Güſtrow 1

G.

Herr E. L. von Gagern Doktor Juris in Greifswald 1

	Ex.
Herr Gebhardi Dr. der Theol., Hauptpaſtor an Nikolai in Stralſund	1
— Mag. Gentzken Paſtor an Nikolai in Roſtock	1
— von Gentzkow auf Brook in Pommern	1
— Geppert Juſtizkommiſſarius in Stettin	1
— Wilhelm Gerhard in Leipzig	1
— C. F. Gering Rathsherr in Greifswald	1
— Mag. Hans Franz Gering Paſtor und Viceplebanus in Gützkow	1
— Kammerherr Baron von Gersdorf in Ludwigsluſt	1
— Geske in Franzburg	1
— C. Geſterding Dr. Juris, Syndikus in Greifswald	1
— Ph. von Gieſe auf Schönhof	1
— A. Gildemeiſter in Greifswald	1
— Kandidat Gleich zu Rantzin in Pommern	1
— Hauptmann von Glöden auf Gribow in Pommern	1
— H. C. Göbel Prediger zu Gingſt auf Rügen	1
— A. Grädener Kaufmann in Greifswald	1
— Kriminalrath Grano in Stettin	1
— Griewank in Wismar	1
— C. W. Groskurd Rathsherr in Stralſund	1
— Groth in Wismar	1
— J. J. Grümbke privatiſirender Gelehrter in Bergen	1
— Auguſt Grüner in Leipzig	1
— Subrektor Gſellius in Stralſund	1

H.

Herr Guſtav Haack Jur. Stud. in Greifswald	1
— Heinrich Haaſe Kaufmann in Stralſund	2
— C. G. Hackſtock Rathsherr in Stralſund	1

	Ex.
Herr F. W. Hagedorn in Leipzig	1
— E. Hagemeiſter Hofrath in Stralſund	1
— E. F. Hagemeiſter Oberappellationsrath und Ritter vom Nordſternorden in Greifswald	1
— Referendar Hahn in Stettin	1
— F. Häkermann Jur. Dr. in Greifswald	1
— C. D. E. Häkermann Paſtor zu Großen Bünſow in Pommern	1
— J. G. Hancke akadem. Forſtinſpektor in Greifswald	2
— Hardrat Juſtiziarius bei'm Königl. Kreisgericht in Loitz	1
Demoiſ. Wilhelmine Harrien in Stralſund	1
Herr G. P. von Haſelberg Oberappellationsrath in Greifswald	1
— Dr. L. W. von Haſelberg, Prof. der Arzneik., Direktor des Geſundheitscollegii, Königl. Archiater und Ritter vom Waſaorden	1
— Sekretär Haſſ in Wismar	1
— J. C. Haſſe Königl. ſchwed. Landrath in Wismar	1
— Profeſſor Haſſelbach in Stettin	5
Demoiſ. Charlotte Hauchecorne in Berlin	1
Herr Hecht der Handlung Befliſſener in Stettin	1
— Helleday in Greifswald	1
— Hellerung der Arzneik. Dr. in Wismar	1
— Helm Prediger in Berlin	1
Demoiſ. Sophie Helwig zu Roggenhagen in Mecklenburg	1
— Wilhelmine Helwig zu Dahlen in Mecklenburg	1
Herr F. Henning der Arzneik. Doktor und Aſſeſſor in Barth	1

	Ex.
Herr J. C. Henning Paſtor zu Wotenik in Pommern	1
— D. Henning Paſtor zu Vorland in Pommern	
— J. C. Henning Kamerarius in Wolgaſt	1
— A. A. Hennings Paſtor zu Ahrenshagen in Pommern	1
— Hingſt Kamerarius in Barth	1
— von Hintzenſtern zu Zarrentin	1
— Ferdinand Höck der Theologie Kandidat zu Lüſſow in Mecklenburg	1
— von Hochwächter auf Miltzow in Pommern	1
— Höfer Kandidat der Theol. in Greifswald	1
— M. J. Hollander Kaufmann in Greifswald	1
— von Homeyer zu Zarrentin in Pommern	1

J.

Demoiſ. Catharine Jannetzky in Roſtock	1
Herr J. C. Iſerdt in Leipzig	1
— Dr. Illies Prediger an Marien in Greifswald	1
— De Jong in Leipzig	1
— J. C. Jordan Jur. Dr. in Wismar	1
Demoiſ. Auguſte Iſrael in Stralſund	1

K.

Herr Kahl zu Roſſewitz in Mecklenburg	1
— Kahl zu Niex in Mecklenburg	1
— C. von Kahlden in Barth	1
— Hauptmann von Kahlden Normann in Bergen	1
— Mag. F. G. Kahlow Prediger in Stralſund	1

		Ex.
Herr	Jakob Kaskel in Leipzig	1
Frau	Charlotte von Kathen geb. von Mühlenfels zu Götemitz auf Rügen	1
—	Hofgerichtsräthin von Keffenbrink auf Oebelitz in Pommern	1
Herr	A. H. Keil Theol. Stud. in Göttingen	1
—	Kellman Paſtor zu Brandshagen in Pommern	1
Frau	Freyin von Kirchbach auf Hohenſee in Pommern	1
Herr	Kirchhof der Handlung Befliſſener in Stralſund	1
—	Mag. C. F. Kirchner Probſt in Grimmen	1
—	G. T. Klatt zu Müggenhall in Pommern	1
—	W. Baron Klot Trautvetter Jur. Stud. in Göttingen	1
—	M. F. Kluth in Greifswald	2
—	Rektor Koch in Bergen	1
—	Köneke Kantor an Marien in Roſtock	1
—	Köpke Prediger in Berlin	1
—	Gottfried Koſegarten der Philoſophie Dr. in Greifswald	1
—	L. Th. Koſegarten Dr. der Theol., Konſiſtorialrath, Paſtor zu Altenkirchen auf Rügen, und Profeſſor der Geſchichte in Greifswald	1
Demoiſ.	Charlotte Köſter in Roſtock	1
Herr	J. P. Köve Stadtkaſſenſekretär in Roſtock	1
—	C. von Kraſſow Stud. Jur. in Göttingen	1
—	G. F. Krauel Kaufmann in Roſtock	1
—	F. Krauſe Advokat in Greifswald	1
—	von Krauthoff auf Großen Bünſow in Pommern	1
—	Kriminalrath Kretſchmer in Stettin	1
—	Mag. Krey Paſtor an Petri in Roſtock	1
—	C. F. Krey Kaufmann in Greifswald	1

		Ex.
Herr	Hoffiskal Kröger in Stettin	1
—	Philipp Krüger Advokat in Güſtrow	1
—	Krüger der Arzneik. Dr. und Aſſeſſor in Bergen	1
—	A. J Kruſe in Stralſund	1
—	R. Kuiper in Leipzig	1
—	C. L. Kühl Jur. Stud. in Göttingen	1
—	Referendar Kuß in Stettin	1

L.

Herr	A. L. Langemak Kamerarius in Stralſund	1
—	C. F. Langemak Dr. Jur. Aſſeſſor und Protonotär beim hohen Tribunal in Greifswald	1
—	Karl Lappe Lehrer am Gymnaſium in Stralſund	1
—	Kandidat Lappe zu Rappenhagen in Pommern	1
—	Lemke Theol. Stud. in Roſtock	1
—	Leopold privatiſirender Gelehrter zu Karlsburg in Pommern	1
—	Hauptmann v. Lepel auf Bauer in Pommern	1
—	Levenhagen Kaufmann in Roſtock	1
—	L. Liedin Kreishauptmann in Greifswald	1
—	v. Linſtow auf Woggerſin in Mecklenburg	1
—	Juſtizrath Löſt in Stettin	1
—	Lorenz Kaufmann in Roſtock	1
Frau	Ludcke zu Hohen Brünzow in Pommern	1
Herr	W. Luhde der Theol. Kandidat zu Bärwalde in Pommern	1

M.

Herr	Markmüller in Leipzig	1
—	Mag. Martens in Greifswald	2
—	Mag. Maſius Rektor in Barth	1
Demoiſ.	Dorothea Maſius in Greifswald	1

	Ex.
Herr F. A. Matthäi Kandidat der Theol. in Grimmen	1
— Matthäi Gymnaſiaſt in Greifswald	1
Fräulein Wilhelmine von Mecklenburg aus dem Hauſe Zibühl	1
Herr S. J. Meyer Landrath und Bürgermeiſter in Greifswald	1
— Dr. A. C. Meier in Greifswald	1
— Gottfried Meinke zu Dabitz in Pommern	1
— C. Melms zu Müggenhall in Pommern	1
— Aſſeſſor L. Mende der Arzneik. Dr. und Adjunkt der medicin. Fakult. in Greifswald	1
— E. G. Menkow Jur. Stud. in Göttingen	1
— J. P. Michels Kaufmann in Greifswald	1
— G. Möller Aſſeſſor am Königl. Hofgericht zu Greifswald	1
— G. Monich Theol. Stud. in Roſtock	1
— A. F. Mohnike Kaufmann in Grimmen	1
— Konrektor Mohnike in Greifswald	1
— J. J. von Mühlenfels Präſident des hohen Tribunals und Ritter vom Nordſternorden in Greifswald	1
— Dr. Friedrich Muhrbeck Adjunkt der philoſ. Fakultät in Greifswald	1
— Müller privatiſirender Gelehrter in Leipzig	2
— v. Müller auf Rankendorf in Mecklenburg	1
Frau Rittmeiſterin von Müller in Dobberan	1
Demoiſ. Friederike Müller in Penzlin	1
Herr Baron O. M. Munck, vormals Oberhofmarſchall, Statthalter auf Stockholms Schloß, Oberſter, Ritter vom Schwerdtorden in Finnland	1
Frau Baronin E. M. Munck	1
Fräulein J. S. Munck aus Tawaſthus	1
— H. Munck aus Tawaſthus	1
Herr Kandidat Musculus zu Lewkendorf	1

N.

	Ex.
Frau Johanne Nernſt in Stockholm	1
Herr Neumann Kaufmann in Wolgaſt	1

O.

Herr A. Odebrecht Oberappellationsrath in Greifswald	1
-- G. E. Odebrecht Aſſeßor am Hofgericht in Greifswald	1
-- J. H. Odebrecht Bürgermeiſter in Greifswald	1
-- W. Okel Kaufmann in Barth	1
-- Oberamtmann Oldenburg in Wismar	1
-- Staatsminiſter von Oertzen Excellence in Neu Strelitz	1 1
-- Landrath von Oertzen auf Roggow in Mecklenburg	1 1
Fräulein Ida von Oertzen Hofdame Ihrer Durchlaucht der Frau Erbprinzeſſin von Mecklenburg Schwerin	1
Herr Otto der Arzneik.-Doct. und Profeſſor zu Frankfurt	1
-- L. Otto zu Frankfurt	1
-- Otto zu Dolgen in Pommern	1
-- Overkamp der Arzneik. Doct. und Profeſſor der Philoſophie in Greifswald	1
Frau von Owſtin, geb. von Wolfradt auf Quilow in Pommern	1

P.

Herr E. F. Paazig Kaufmann in Greifswald	1
-- J. E. Parow Doct. der Theol. und Prof. in Greifswald	1
-- von Parſenow auf Reudin in Pommern	1
-- Pauli Paſtor am Dom in Güſtrow	1
-- Mag. J. F. Peltz Paſtor zu Behrenhof in Pommern	1
-- E. H. Penſe Amtſchreiber zu Putbus	1

	Ex.
Herr Petri Advokat in Roſtock	1
-- F. A. Petſch in Leipzig	1
-- A. W. Picht Paſtor zu Gingſt auf Rügen	1
-- T. E. Piper Doct. der Theol. und Profeſſor in Greifswald	1
-- K. E. E. Piper Paſtor zu Guſtow auf Rügen	1
-- J. D. Piper zu Görmin in Pommern	1
-- Piper Paſtor zu Dahlen in Mecklenburg	1
Frau Charlotte Piſtorius zu Gartz auf Rügen	1
Herr W. Plank Doct. Jur. in Göttingen	1
-- von Platen zu Medow in Pommern	1
-- E. G. Plötz Stud. Jur. in Göttingen	1
-- J. Pluns zu Camitz in Pommern	1
-- Friedr. Pluns in Pommern	1
-- Kommerzienrath Pogge in Greifswald	1
-- Karl Pogge Kaufmann in Greifswald	1
-- Auguſt Preuſer in Leipzig	1
-- Profeſſor Pries in Roſtock	1
-- G. Puſt Kaufmann in Greifswald	1
-- G. Pyl Doct. Jur. und Aſſeßor in Greifswald	1

Q.

Herr Friedrich Quiſtorp Jur. Stud. in Göttingen	1
-- Heinrich Quiſtorp Landmeſſer in Greifswald	1
-- Doct. J. Quiſtorp Profeſſor in Greifswald	1

R.

Herr Jochim Range zu Gruel in Pommern	1
-- F. Ramelow Bürgermeiſter in Franzburg	1
-- Stallmeiſter von Rantzau in Ludwigsluſt	1
Die Regierungsbuchhandlung in Stralſund	1
Herr M. Rehfeldt Konſiſtorialſekretär in Greifswald	1
-- Juſtizkommiſſarius Reiche in Stettin	1
-- Reichardt Paſtor zu Schmarſow in Pommern	1
-- B. F. Reinke Kaufmann in Stralſund	1
-- S. F. Reinke Advokat in Stralſund	1
-- Retzius Sekretär bei'm Kreisgericht in Franzburg	1

	Ex.
Herr Johann Richter Jur. Stud. in Roſtock	1
-- Ritter Paſtor zu Drechow in Pommern	1
-- J. N. Rodbertus Kaufmann in Barth	1
-- Th. von Rodbertus zu Lüdershagen in Pommern	1
-- H. J. Roggenbau Bürgermeiſter in Greifswald	1
-- Röſe Kaufmann in Leipzig	1
-- M. Röſe Rathsherr in Barth	1
-- H. G. Roſenow Kaufmann in Greifswald	1
-- Karl von Roſenſtein der Theol. Doct. Biſchof über Oſtgothland, Mitglied vom Nordſternorden u. ſ. w. in Linköping	1
-- J. W. Rudelius in Frankfurt	1
-- Ernſt Rühs Kaufmann in Stralſund	1
-- C. F. Rüze Stud. Jur. in Göttingen	1

S.

Herr Acciſeinſpektor Sarnow in Barth	1
-- Juſtizrath von Schack in Schwerin	1
-- Hofrath Scharenberg in Roſtock	1
-- Legationsrath von Schaub auf Beldebuck in Mecklenburg	1
-- D. F. Schädtler in Leipzig	1
-- Schneppahn der Handlung Beſl. in Stettin	1
-- E. von Scheven Paſtor zu Zirkow auf Rugen	1
-- Kandidat Scheven in Greifswald	1
-- Dr. Schildener Prof. der Rechte in Greifswald	1
-- Schiller Jur. Stud. in Greifswald	1
Demoiſ. Theodora Schlegel in Greifswald	1
-- Sophie Schlegel in Greifswald	1
Herr Schliemann Prediger zu Pinnow in Pommern	1
-- Licentverwalter Schmidt in Barth	1
-- Schmidt Kaufmann in Wolgaſt	1
-- Eduard Schmidt Theol. Stud. in Greifswald	1
-- Schönrock Paſtor zu Richtenberg	1
-- Auguſt Schröder Prediger zu Medow bei Anclam	4
-- Schröder jun. zu Medow	1
-- Schröder zu Lewkendorf in Mecklenburg	1
-- Friedrich Schröder in Wismar	1

	Ex.
Herr Schröder Paſtor zu Prerow auf dem Dars	1
Demoiſ. Dorothea Schröder in Barth	1
Herr Referendar Schulz in Stettin	1
-- Fr. Schultz Theol. Stud. in Greifswald	1
-- Hofrath Schulze in Güſtrow	1
-- W. C. Schutte Jur. Stud. in Göttingen	1
-- C. H. Schütte	1
-- Schutze in Magdeburg	1
-- Schwanbeck in Stettin	1
-- Schwarz Advokat in Greifswald	1
-- Lieutenant Malthe von Schwarzer in Stralſund	1
-- Schweer Theol. Stud. in Roſtock	1
Frau Gräfin Charlotte Schwerin, geb. Gräfin Putbus, auf Husby in Oſtgothland	1
Herr von Seekt Gymnaſiaſt in Greifswald	1
-- Aſſeſſor Seifert der Arzneik. Dr. in Greifswald	1
-- Siewert Kaufmann in Wolgaſt	1
-- Friedrich Silverſtolpe Königl. Kammerherr in Stockholm	1
-- Simonis Advokat in Güſtrow	1
-- C. F. Sinnig Lehnſekretär und Poſtmeiſter in Greifswald	1
-- Karl Sommer Sekretär beim Kreisgericht in Bergen	1
-- G. C. Sonnenſchmidt Oberappellationsrath in Greifswald	1
-- Sparmann Paſtor zu Kenz in Pommern	1
-- Spieker Profeſſor der Theol. in Frankfurt	1
-- Inſpektor Sponholz in Loitz	1
-- Staven Jur. Dr. in Barth	1
-- Stever Stud. in Roſtock	1
-- C. M. Stever Paſtor an Nikolai in Roſtock	1
-- Protonotär Stever in Roſtock	1
-- Dr. Stever jun. in Roſtock	1
-- P. W. Stolting Kaufmann in Stralſund	2
-- Struck Kommerzienrath in Barth	1
-- Kamerarius Struck in Bergen	1
Frau Karoline Struck in Stralſund	1
Herr Aſſeſſor Stucker der Arzneik. Dr. in Grimmen	1
Demoiſ. Wilhelmine Stubenrauch in Berlin	1

	Ex.
Herr J. F. v. Stumpfeldt auf Bärwalde in Pommern	1
-- Suſemihl Kaufmann in Greifswald	1
-- H. Z. J. Suſemihl Kaufmann in Roſtock	1
-- Süßerott in Wismar	1

T.

Demoiſ. Sophie Taddel in Roſtock	1
Herr Taddel Advokat in Roſtock	1
-- Karl Tamms der Theol. Befl. in Greifswald	1
Demoiſ. Fanny Tarnow zu Rankendorf in Mecklenburg	1
Herr Probſt Teſchendorf in Franzburg	1
-- Thoms der Arzneikunde Dr. in Güſtrow	1
-- von Tigerſtröm auf Leverhof in Pommern	1
-- W. Tobold Theol. Stud. in Greifswald	1
Frau Trümpler in Güſtrow	1

U.

Herr Ferdinand von Ueſedom Jur. Stud. Göttingen	1

V.

Herr B. P. von Vahl in Greifswald	1
-- Gottfried von Vahl in Greifswald	1
-- Vermehren Prediger in Güſtrow	1
-- Vogel Stud. in Roſtock	1
-- Dr. C. F. Voigt Prof. der Rechte in Greifswald	1
-- Volkmann Kaufmann in Stralſund	1
-- W. Vollmer Stud. in Greifswald	1
-- C. W. Völſchow in Greifswald	1
-- Hauptmann von Voß auf Grabow in Mecklenburg	1
-- J. T. Voß Advokat in Greifswald	1

W.

Herr Sekretär Wannberg in Greifswald	1
-- Dr C. Warnekros Aſſeſſor Colleg. Sanitat. in Greifswald	1
-- Doktor Wasmuth in Güſtrow	1

	Ex.
Frau Profeſſerin Johanne Weber in Roſtock	1
Demoiſ. C. Weber in Roſtock	1
-- H. F. Weber Domina des Kloſters zum H. Kreuz in Roſtock	1
Herr Amtsauditor Weber in Güſtrow	1
-- Weber Stud. in Roſtock	1
-- Dr. C. C. von Weigel Profeſſor und Königl. Archiater in Greifswald	2
-- H. Weiſſenborn Kaufmann in Greifswald	1
Herr P. C. Weiſſenborn Kaufmann in Greifswald	1
-- Steuereinnehmer Wendt in Wolgaſt	1
-- Baron Guſtav Wetterſtedt, Hofkanzler und Kommandör des Nordſternordens in Stockholm	1
-- C. Wevergang Kaufmann in Greifswald	1
-- Sekretär Wiedbohm in Greifswald	1
-- Wittmütz auf Großen Kieſow in Pommern	1
-- Witzenhuſen Jur. Stud. in Göttingen	1
-- W. Wöldike Advokat in Greifswald	1
Fräulein von Wolfradt auf Lüſſow in Pommern	1
Herr G. von Wolfradt auf Lüſſow	1
-- Woltersdorf Kaufmann in Roſtock	1
-- Wörishöfer Salineninſpektor in Greifswald	1

Z.

Herr J. F. Zechin Königl. Juſtizrath in Greifswald	1
-- L. Zechin Jur. Stud. in Greifswald	1
Demoiſ. Dorothea Zeller in Penzlin	1
Herr C. Ziemſſen Dr. u. Prof. der Theol. in Greifsw.	1
-- C. Ziemſſen Kandidat der Theol. in Greifswald	1
-- L. Ziemſſen Dr. Jur. in Greifswald	1
-- W. Ziemſſen ordentl. Referendar am Königl. Hofgericht in Greifswald	1
-- Wendelin Zink Paſtor an der kathol Kirche in Stralſund	1
-- Kriminalrath Zitelmann in Stetttin	1
-- Hoffiskal Zitelmann in Stettin	1
-- Zoch in Wismar	1

Zueignung.

Wohin entflieht dem Pöbellärm der Menge
Die ſtille Wehmuth und der tieſe Schmerz?
Wohin entrettet aus dem Weltgedränge
Sein heilig Götterbild das bange Herz?
Wo weitert ſich des Lebens düſtre Enge
Zur Himmelbahn, und ſchwingt ſich himmelwärts?
Bei euch, Kronions Töchter, keuſche Muſen,
Findt ſüße Labung jeder wunde Buſen.

Vergänglich ſtämpelt Menſchenangeſichter,
Was irdiſch zu dem Trieb der Erde zieht;
Doch droben gehn die ewig hellen Lichter,
Bei denen Wonne überſchwänglich blüht:
Zu ihrem Glanz entflieht der fromme Dichter,
Aus Wolken tönt er hoch ſein kühnſtes Lied;

Prophetiſch gleich des Raben Klang und Schwingen
Von Sternen hört man's zu der Erde klingen.

Doch ſchreitet Gott nicht bloß im Blitz
und Wetter
Wird im Vulkan allein, im Sturm nicht kund;
Auch Veilchen haben Stimmen, auch die Blätter
Der Lilie ſprechen ihn mit ſüßem Mund;
Des Zephyrs Säuſeln und das Waldgeſchmetter
Verkündet auch den großen Geiſterbund:
So muß uns aus dem Zarten und dem Kleinen
Der Eine, Größte herrlich wiederſcheinen.

Wie Blumen ſtreut er aus die zarten Seelen,
Demüthig, kindlich in ſich ſelbſt verhüllt;
Im holden Schweigen müßen ſie erzählen,
Was durch die Bruſt des Weltenalles quillt:
So ſchuff er des Geſanges Philomelen,
Er ſchuff das ſtille, keuſche Frauenbild,
Das Heiligthum des Helden und des Dichters,
Den Spiegel unſers innern Herzenrichters.

Ihm ſelber wollt' im Buſen edler Frauen,
In dieſem Himmel heilig, rein und klar,
Er unſichtbaren Tempeldienſt erbauen
Für das was iſt, was ſeyn wird, und was war:

Daß wir auf das, was nie vergeht, vertrauen,
Lockt ſüße Liebe tief und wunderbar,
In ſtummer Wonne und in heißen Thränen
Faßt uns der Muth der Götter und ihr Sehnen.

Ich hatt' es einſt. In meiner Jugend Tagen
Erſchien es mir im leiſen Morgentraum —
Von Himmelſchöne darf kein Ird'ſcher ſagen —
Von oben kam's, und ging zum Sonnenraum;
Und all mein Wähnen, all mein Thun und Wagen
Umglänzt' hinfort ein lichter Aetherſaum:
Und wollten Trug und Thorheit mich umfaßen,
So blitzt' es auf, ſie mußten gleich mich laſſen.

Ich hab' es noch — erklinget ſtolze Saiten! —
Ich hab' es noch, es weicht nicht mehr von mir,
Als bunter Traum, als ernſtes Bild der Zeiten,
Als Wahrheit und als Dichtung folgt es mir,
Steht mir in Krieg und Aufruhr treu zur Seiten,
Iſt in der Luſt des Reigens meine Zier:
Geknüpft zugleich an Sonnen und an Erden,
Daß wir vom Staub zum Licht erlöſet werden.

Die wilde Kraft verfliegt im wilden Treiben,
Durch Eiſen ſtirbt, wer nach dem Eiſen greift,

Stahl muß den Stahl und Stein den Stein zerreiben,
Ermatten muß, was ohne Ruhe ſchweift;
Das Stille einzig mag beſtändig bleiben,
Was fromm ihm ſelber blühe, ihm ſelber reiſt:
Ich kenn' es wohl, doch darf ich's laut nicht nennen;
Armſelig ſind, die alles melden können.

Nimm, edles Weib, was dieſe Reime ſingen;
In edler Liebe blühte mir Geſang:
Sie trug den Müden oft mit Engelſchwingen
Zum Lichte empor, wann unten alles ſank;
Sie liſpelt' oft ihm zu von Wunderdingen
Der andern Welt geheimnißvollen Klang.
Sei mir gegrüßt, du lieblich Kind der Frommen!
Und bete, daß die Götter wiederkommen!

Meine Vögel.

Nun nur gemach! ihr ſprengt mir Fenſter und Gitter, ihr Wilden,
Sprengt mir ſchlimmer das Ohr durch das Geſchnatter faſt.
Lockt der Frühlingsreiz, die ſchmeichelnde Sonne, das Klingen
Rauſchender Waſſer, lockt jubelnder Stimmen Geſang
So allmächtig, daß ihr, die friedliche Stille verſchmähend,
In das Leben hinein, thörichte Kinder, begehrt?
Ach! ihr hört den melodiſchen Schwan, den Vogel Apollons,
Höret die Lerche nur, welche den Sternen tönt,

Höret die Allmacht nur, womit durch fühlende Buſen
Philomela klingt, nur was hinter ihr lauſcht.
Aber es lauſcht auch hinter den andern, und ſchallend Gelächter
Brauſet von Schimpf, wenn dort ſelige Wonne verſtummt.
Fragt den Raben, den Kauz, den Kibitz, den, der den Jungfrau'n
Kündet prophetiſch, wie lang' einſam bleibet ihr Schlaf —
Kark, Kiwitt, Kummit und Kuku hallet es äffend
Durch die Büſche, ſo klingt jeglicher Bube nach.
Und, wenn dies euch nicht ſchreckt, bedenkt die Schnäbel und Klauen,
Welche, auf Blut gezückt, ſelbſt kein Geſang verſöhnt:
Füchſe ſchleichen umher, es lauren Marder und Katzen,
Unter den Blumen ſelbſt lauret die Schlang' euch auf.

Alles vergeblich . . . o weh! hier weicht's und dort will es brechen —

Fliegt denn, Tolle, die Thür' öffn' ich euch, ſehet, wie weit!
Es iſt geſchehn, da fliegen ſie hin, auf Halmen und Zweigen
Träumt das Gefieder Lenz nur und Freiheit und Luſt.
Und ich ſchau' ihnen zärtlich noch nach — o kindiſche Liebe!
Weißt du die Sage nicht, welche vom Kukuk klingt?
Und du konnteſt die Brut, die gefährliche, nimmer verlaſſen?
Und nun träget ſie dir mit in das Leben den Schimpf.
Weh mir! da ſchnattert und ſchilt und krächzt und ſchimpft es erbärmlich:
Staare, Elſtern, und Kräh'n, Sperlinge brütet' ich aus.
Schlimmer Kukuk, o Muſe, was haſt du unter die Flügel
Mir geſchoben? wie ſchwer muß ich doch büſſen den Wahn!

Aber was ſeh ich? mir ſind im Käſicht die flüggeſten blieben.

Munterſte Kinder, warum floget auch ihr nicht heraus?
Und ſie weiſen nach oben, da kreiſt ein äugelnder Habicht —
Bleibt denn, ihr Kleinen, bei mir! bleibt, bis der Sommer kömmt!

Hermanns Siegeslied. 1787.

Wodan, Donnerer! ſie ſanken
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch der ſchlanken
Teutſchen Todesſpeer.

Ha! wie hieben löwenmuthig
Todeswunden wir!
Aechzend flohen ſie und blutig,
Jauchzend folgten wir.

Und die Feſſeln ferner Welten
Sind gerächt, und nie
Sehen wir an unſern Zelten,
Nie als Herren ſie.

Wodan, Dank! Thuiskons Söhne
Sind noch deiner werth,
Sieg klingt ihrer Schilde Tönen,
Tod ihr Heldenſchwerdt.

Um die ſchimmernden Altäre
Mit dem Eichenkranz
Tanzen wir zu deiner Ehre
Frei den Lanzentanz.

Adler mit den blutigen Schwingen,
Flögt ihr luft'gen Pfad,
Um zum Kapitol zu bringen,
Was der Teutſche that!

Denn es ſchweigt der Feldherrn Rufen,
Schweigt der kleinſte Mann;
Keiner, der auf Roßeshufen
Dieſer Schlacht entrann.

Wein' itzt alle deine Götter,
Auguſt, um dich her!
In der Nacht der Eichenblätter
Herrſchet Wodan mehr.

Freudenlied. 1793.

Freunde, genießet den Frühling des Lebens!
Denn in der Schatten Gebiet
Wünſcht ihr entflohene Freuden vergebens.
Bald iſt die Blume verblüht.

Jubelt beim luſtigen Nektar der Reben!
Schwinget, von Wonne durchglüht,
Mädchen im Tanze, ſo reitzend wie Heben!
Bald iſt die Blume verblüht.

Laſſet dem Alter die wolkigen Sorgen!
Küſſet, wann keiner es ſieht!
Heute iſt unſer, vielleicht iſt am Morgen
Uns ſchon die Blume verblüht.

Frühlinge welken, und Jahre verwallen,
Jugend und Freude entflieht;
Scherzet und ſpielet und ſinget es allen:
Bald iſt die Blume verblüht.

Freude. 1797.

Freundlich leuchten die Sonne, Mond und Sterne,
Freundlich ſchimmert das Blumenkleid der Erde,
Tiefer rauſchet das Meer mit ſeinen Wellen,
Furchtbar und lieblich.

Droben kreiſet in Sonnengluth der Adler,
Drunten ſumſet der Käfer und die Milbe,
Aus den Büſchen klingen der Nachtigallen
Zärtliche Lieder.

Ja, du biſt ſchön und golden, Mutter Erde,
Schön in deinen roſigen Abendlocken,
Duftig in deines Erwachens Silberſchimmer,
Bräutlich und züchtig.

Luſtig hüpfeſt du hin im Weltentanze,
Alle deine Kinder am warmen Herzen,
Wandelſt freudig dahin in deiner Sonne
Funkelndem Reigen.

Luſtig ſei und lachend des Menſchen Stirne!
Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens,
Dem Unſchuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter.

Lied. 1798.

Herrliche Sonne, du leuchteſt hier oben,
Mond und Geſtirne, ihr wandelt herab.
Weil ich denn lebe, ſo will ich euch loben;
Frühe beſcheint ihr des Schlummernden Grab.

Singe mir, heilige Stimme der Liebe,
Nachtigallkehle, den kurzen Geſang;
Riesle mir, murmelnde Quelle, bis trübe
Lethe mir reichet den traurigen Trank.

Spielet, ihr Götter der Freude, ihr loſen,
Freundlichen Knaben, im zarten Verein;
Kränzet die roſige Stirne mit Roſen,
Füllet den Becher mit goldenem Wein.

Führt in der Schönheit umſchmeichelnden Banden,
Muſen und Grazien, führt mich die Bahn;
Reich mit den Blüthen Mnemoſynens landen
Eure Geweihten im ſtygiſchen Kahn.

An Sie. 1799.

Wann freundlich meines Mädchens Aug
Mit ſüßem Gruß mir lächelt,
Und lieblicher als Roſenhauch
Ihr Frühlingsathem fächelt,
Und zärtlicher als Saitenlaut
Erklingt des Mundes Rede,
So biet' ich um die ſüße Braut
Auf Tod und Leben Fehde.

Sucht an des Kaukas tiefem Schnee,
Vom Oby bis zum Rheine,
Von London bis nach Ninive,
Ihr findet ſolche keine:
So jugendhell wie Morgenroth,
So hold wie Frühlingsbläue —
O Liebchen! Liebchen! bis zum Tod
Schwör' ich dir Lieb' und Treue.

Mag an Golkondas heißem Strand
Der hagre Geitz erblinden,
Nie wird er einen Diamant
Von ſolchem Werthe finden.
Die ſchönſten funkeln hart und kalt
In goldnen Königskronen;
Doch dieſer ſoll mit Allgewalt
In meinem Herzen wohnen.

Denn köſtlich mehr als goldner Wein
Iſt Frauenlieb' und Treue,
Sie leuchtet wie der Sternenſchein
Mit jedem Tag aufs neue;
Sie lächelt ſüß und ſchmeichelt ſüß
Und ſpielt um dich und ſcherzet.
O Thor! haſt du kein Paradies,
Wann dich Feinsliebchen herzet?

An meinen Genius.
Fragment. 1799.

Mein Genius, der mit mir lebt und ſtirbt,
So wie der Wurm mit ſeiner Blume
Zugleich entſteht, zugleich verdirbt;
Du, der im tiefſten Heiligthume
Des Buſens wie ein Unbekannter weilt,
Du Schöpfer meiner Freuden, meiner Fehden,
Du nimmer ſtiller Zerrer an den Fäden,
Die Lacheſis uns ſpinnt und Klotho knäult:
Mein Dämon, Flämmchen an dem Wege,
Das mich durchs Leben niederführt,
Du, der die Bruſt oft heiß wie Donnerſchläge,
Bis ſie in allen Röhren glüht, berührt,
Oft ſanfter als Aſkläpios weiche Hand
Den armen Kranken hegt und träget;
Raſtloſer Häusler in mir, der den Sand
Im Stundenglas mit Pepromenen beweget,
Es ſchüttelnd jetzt wie eine Urne ſchwingt,
Worin das Loos des Todes ſchrecklich rauſchet,

Jetzt jeglicher Erſchütt'rung neidiſch lauſchet,
Die ſeine Körner ſchnell zum Boden bringt:
Mein Genius, der mit mir kömmt und geht,
Sprich, holder Fremdling, was hat uns den Buſen
Vom hohen Helikon der Muſen
So oft der ſüße Hauch umweht?
Was ſumſen wir, wir kurze Sommerfliegen,
Nicht luſtig mit den andern durch die Luft
Und ſaugen uns der Jugend Roſenduft,
Der bald verwelkenden, in vollen Zügen?
Du rufſt mir zu: Freund, eine ſüße Gabe
Rinnt uns in dem pieriſchen Pokal;
Denn Größeres hielt nie, wer mit dem Herrſcherſtabe
Gefürchtet Tauſenden befahl.
Zwar köſtlich iſt des Goldes Habe
Und warm des Reichthums Sonnenſtrahl;
Wir aber ſpielen, wie der Knabe
Sich ſpielt mit ſeinem Schmetterling durchs Thal
Der Blumen hin, uns luſtig hin zum Grabe,
Und unſer Leben iſt ein ewiger Geſang.
Nun auf dein Wort! ſo laß uns ſpielen, laß uns dichten,
Bis wir mit Charons Ruderklang
Die Anker für das Reich der bleichen Schatten lichten.

Schickſal. 1799.

Es brauſt ein Strom mit düſtern Wellen,
Er reißt die Bäche und die Quellen
Verſchlingend fort in ſeine Bahn;
Er ruft den Eichen zu, den Fichten,
Die höhere Himmelslüfte lichten,
Er rufet Hannibals grauen Felſen:
Hinab mit mir zum Ocean!

Dann bebt des Adlers Sonnenflügel
Im Felſenneſt; den goldnen Spiegel
Des Tags verhüllt die alte Nacht,
Die trübe Schimmer bang durchzittern;
Die Berge krachen, Eichen ſplittern;
Es jubelt, drehend die ſchwarzen Strudel,
Der Strom in der Zerſtörung Pracht.

Bang flieht der Hirt zur Felſenſpitze,
Es leuchten über ihm die Blitze
Und unten heult der Wogen Wuth;
Entwurzelt ſchwimmen ſeine Bäume:
Des Lenzes und der Liebe Träume
Gedenkt er, brennende Thränen rinnen
Hinunter in die finſtre Fluth.

So horcht dem dumpfen Wellenſchlage
Des Schickſals, von dem dunkeln Tage
Geführt, der Menſch mit bangem Ohr.
Wem ziſchen jetzt die ſchwarzen Pfeile?
Wem raſſeln jetzt die Donnerkeile?
Wer ſinket jetzt von dem ſüßen Leben
Hinab zum grauſen Schattenthor?

Kein Erdenſohn zerbricht dies Siegel,
Zu dieſer Höhe rauſcht kein Flügel,
Kein Taucher taucht zu dieſem Schlund;
Die Sonne, die viel tauſend Jahre
Umleuchtet der Verweſung Baare,
Die Sonne ſelber, die alles ſiehet,
Sah nie hinab zu dieſem Grund.

Drob geht der Sterbliche mit Beben
Hindurch das irrwiſchvolle Leben,

So wie der Wandrer durch die Nacht;
Ihn ſchrecket jedes Blätterrauſchen,
Ihn ſchreckt des eignen Athems Lauſchen,
Er zittert jeglichem flieh'nden Schimmer,
Bis ihm der goldne Tag erwacht.

Friſchauf! ob aus den hohen Sitzen
Die Götter lächeln oder blitzen,
Du wandle wohlgemuth die Bahn!
Viel Holdes blüht am Pilgerwege,
Und gelten dich die Donnerſchläge,
Sie können nimmer dich tiefer ſchlagen,
Als bis zum unterird'ſchen Kahn.

Dithyramben. 1799.

1.

Zum Theil nach dem Franzöſiſchen.

Sobald des Morgens erſter Strahl
Die Fenſterſcheiben röthet,
Greif' ich zum fröhlichen Pokal,
Der alle Sorgen tödtet;
Dem Kaiſer und dem König gleich
In Bacchus freiem Reiche,
Ihr hohlen Köpfe, lach' ich euch,
Ihr ſchlaffen Waſſerſchläuche.

Auf Erden geht es wild herum
Auf Köpfen und auf Vieren,
Was ſoll der Erdenſohn ſich drum
Mit ernſter Narrheit zieren?

Ich leere muthig Glas auf Glas
Bis auf den letzten Tropfen;
Dann laß' ich in ein neues Faß
Der Freude Zapfen klopfen.

Sieh auf zum hellen' Firmament,
Wie dort an Mond und Sternen
Es taumelnd durch einander rennt!
Da kannſt du Weisheit lernen.
Sie trinken aus der Erde See'n
Sich glühend ihre Wangen,
Und ſind, viel tauſend Jahre ſchön
Im Taumel rund gegangen.

Bei meinem Faß wer iſt mir gleich
In Bacchus freien Staaten?
Wer iſt ſo groß, ſo freudenreich
Von allen Potentaten?
Ich lach' in meinem frohen Muth
Der Paule und der Franze,
Wann ich um deine Zauberfluth,
Du traute Tonne, tanze.

Im Keller, wo die Tonnen ſind,
Da ſoll man mich begraben,
Und, wenn ein Tropfen niederrinnt,

Soll er die Naſe laben;
Zum Zapfenloche legt mein Haupt,
Die Füße zu der Mauer,
Dann freut mich noch im Tode, glaubt,
Der ſüße Rebenſchauer.

Die Ecken von dem Leichentuch
Tragen vier Rubinennaſen,
Vier Trunkne ſtehn am heil'gen Buch,
Den Abzug abzublaſen;
Statt Fackeln und ſtatt Kerzenſchein
Glänzt, Becher, mir zur Seiten!
Und helle Flaſchen, voll von Wein,
Erklingt das Glockenläuten!

2

Zapft die Tonnen! füllt die Gläſer!
Heute laßt uns fröhlich ſeyn!
Ach! bald ſäuſeln grüne Gräſer
Auch um unſern grauen Stein.

Unſer Leben ſchwingt die Flügel,
Hinkend hohlt der Tod es ein;
Um der Gräber ſtille Hügel
Klingt kein Jubel, fließt kein Wein.

Sonn' und Sterne fliegen trunken
Durch des Himmels blaue Bahn,
Froh berauſchet läuten Unken,
Und begeiſtert ſingt der Schwan.
Wann die Nektarfluth der Tonne
In die blanken Becher fleußt,
Flieget über Mond und Sonne
Des entzückten Zechers Geiſt.

Evan, Heil dir, Sorgenbrecher!
Freudenbringer, Heil und Preis!
Du erlabſt den matten Lecher,
Du entflammſt des Alters Eis,
Rötheſt die gebleichten Wangen,
Stärkeſt das gebogne Knie,
Und erſchreckſt des Grames Schlangen
Durch der Lieder Melodie.

Heil Dir, Götterkind der Traube!
Jubelt, Saiten! Becher klingt!
Bis man mit dem Trauerlaube

Unſre Urnen ſtill umſchlingt.
Hier in Bacchus Heiligthume
Herrſche das Geſetz der Luſt!
Ach! es traurt der Jugend Blume
Bald verwelkt an unſrer Bruſt.

3.

Sammle Gold und trinke Waſſer,
Liege wie der hagre Greiſ,
Hungerleider, todtenblaßer
Geizhals, lieg dich krumm und ſteif!
Düſtrer Heuchler, ſchlage Kreuze,
Kreuze dir vor Stirn und Bruſt!
Wir verehren ſüß're Reitze,
Wir verſtehen beßre Luſt.

Sei gegrüßt mit Jubeltönen,
Cypris Acidalia!
Alles Holden, alles Schönen
Geberin, o ſei uns nah!
Bromios, der Gott der Reben,
Siehe! lenkt die Leu'n heran,

Und die Charitinnen ſchweben
Seinem Jubelzug voran.

Auf! entſiegelt mir der Kelter
Honigſüßen Rebenthau!
Friſch des Lebens Blume hält er,
Wie der Born die Wieſenau;
Aller Sorgen Gegenmittel
Und Nepenthes jeder Quaal
Zaubert er den Mann im Kittel
Flugs hinauf zum Götterſaal.

Nicht geſäumet! Süße Beute
Raubt von uns ein jeder Tag
Und dem Geſtern flieht das Heute
Aermer ſchon und älter nach,
Immer näher kömmt die ſchwarze
Straße, die zum Orkus irrt,
Und der Scheerenklang der Parze,
Die um unſer Leben klirrt.

Helden, ſchimmernde Tyrannen,
Kaiſer, Bettler, Arm und Reich
Macht das Bette von drei Spannen,
Macht die finſtre Grube gleich.
Keines Wonnetags Aurore

Ruft zu dieſem Schlaf: wach auf!
Keine Gnade ſchließt die Thore
Des Exils der Todten auf.

Klinget denn im Feſtgeläute!
Klinget, Becher! klinge, Lied!
Weil die Roſe junger Bräute
Noch um unſre Stirne blühe.
Weht, ihr Winde, weht die Sorgen
In das tiefe Meer hinab!
Nur der Thor verſchiebt auf Morgen
Süßes, was die Stunde gab.

Amor. 1799.

Mit Köcher und Bogen
Kömmt Amor geflogen,
Der luſtige Gott,
Mit ſchmeichelnder Rede,
Halb ſchalkiſch, halb blöde,
Und Mienen voll Spott.

Wie weiß mit Gefühlen
Er ſchelmiſch zu ſpielen!
Wie ſchwöret er dreiſt:
„Mein ewiges Liebchen!“
„Mein einziges Bübchen!“
Dann weiter gereiſt.

Bei Heißen und Kalten,
Bei Jungen und Alten
Er flattert herum;
Von oben nach unten

Geht alles im bunten
Gemiſche herum.

Hier machet ein Höcker
Manch Jüngferchen lecker,
Dort ladet ein Bein
Zu ſüßen Verbrechen,
Zu zärtlichen Schwächen
Die Lauſcherin ein.

Wer zählt die Triumphe
Am Mieder und Strumpfe,
Am zierlichen Schuh?
Unſchuldige Luken
Im Flore, Paruken
Selbſt ſtehlen die Ruh.

So übet er Schwänke
Vom Pallaſt zur Schenke,
So äfft er und prellt,
Wann leicht und behendchen
Sein roſiges Händchen
Die Pfeile verſchnellt.

Oft wirft er das Leibchen
In Panzer und Häubchen:
In mancherlei Tracht,
Auf Zweien und Vieren,
Man ſah ihn ſpazieren
Bei Tag und bei Nacht.

Dann tritt er gar leidig,
Gebückt und geſchmeidig
Als Wanderer ein:
So nehmen ihn viele,
Die Unruh der Pfühle,
Ins Kämmerchen ein.

Als Vöglein, das ſchnattert
Und pfeifet, er flattert
Den Mädchen in'n Schooß
Mit ſäuſelnder Schwinge:
Vom ſchlimmſten der Dinge
Wer machet ſie los?

Ein ruſſiger Springer
Bemüht er die Finger

Der Schönen anitzt.
Sie ſchmälen und kichern,
Er lächelt im Sichern —
Ihr wißt, wo er ſitzt.

Oft wartet der Kühne
In Blumen als Biene
Auf ſchelmiſche Luſt:
Da läßt er ſich pflücken,
Und lauſcht mit Entzücken
Im Strauſſe der Bruſt.

Gefährliches Pflücken!
Bald hohlt er zu Tücken
Den Stachel hervor;
Denn wiſſet, ihr Mühmchen,
Nie kehret das Blümchen,
Das hier ſich verlor.

An die Muſen. 1799.

Spindeln auch tragen die Muſen, ſie weben
Schimmernde Fädchen ins düſtere Leben;
Spinnerinnen, ſeid freundlich gegrüßt!
Lehrt in dem drückenden Netze uns ſpielen,
Welches auf Lacheſis webenden Stühlen
Schwarz das Geheimniß des Lebens umſchließt.

Grauſamer, als um die Beute die Diebe,
Schlagen ſich um uns die kämpfenden Triebe,
Stoſſen die Armen hinab und hinan;
Können wir bannen das loſe Geſindel,
Welches der Parzen gedrehete Spindel
In das Gewebe ſo innig verſpann?

Auf denn, ihr Holden, ihr Freundlichen, Schönen,
Lullt mit des Wohllauts bezaubernden Tönen.

Laſſet das böſe Geſindel uns ein!
Bringet den blumenbekränzeten Frieden,
Bringet ihn wieder, die drei Eumeniden
Jaget hinunter zur finſteren Pein.

Herrliches tragt ihr und Süßes und Holdes,
Darum o ſpinnet des ſchimmernden Goldes
Spinnet ein Fädchen ins Leben uns ein!
Jeglicher Lieblichkeit pflegt ihr die Blüthe,
Jugend und Schönheit bewahrt im Gemüthe,
Anmuth und Luſt euer roſiger Reih'n.

Die Hoffnung. 1799.

Von allen lieben, allen guten Gaben
Der Horen, die an unſrer Wiege ſtehn,
Iſt nichts ſo lieblich und ſo ſchön,
Selbſt jene nicht, um welche lächelnde Knaben
Mit Eros und der Charis ſtehn,
Als jenes freundliche Himmelsmädchen,
Die Hoffnung, Kronions zarteſtes Kind,
Das in das Garn der Parze Roſenfädchen
Und reine Goldesſchimmer ſpinnt.
Sie gab die Vorſicht uns zum Spielen
Als freundliche Geſellin zu,
Als Pflegerin den zarteſten Gefühlen,
Als Schatten dem ſchwülen Tag, als Traum
der ſüßen Ruh.
Sie pflegt die Blume ewiger Jugend
Selbſt in des wintrigen Alters Bruſt,

Verknüpft die Wohlluſt mit der Tugend,
Und reicht dem Gram den Kelch der Luſt;
Sie zeigt für einen glücklichern Lauf
Dem abgetakelten Schiff ſein Thule,
Und windet die abgelaufene Spule
Der Parzen ſchöner wieder auf;
Spinnt ihren goldgewobnen Faden
In die Unendlichkeit hinaus;
Löſcht, funkelnder Arktur, dich aus,
Um ſchöner dein Flammenhaar im Südpolmeer
zu baden.
O ſelig dreimal, wer zum Spielen
Die Leichte nur und Spielende empfängt,
Und nicht mit ſtürmiſchen Gefühlen
Sich zu der zarten Huldin drängt!
Wer leichter, als mit bebender Schwinge
An Frühlingsblumen Schmetterlinge,
An ihre Roſenflügel ſich hängt!
Doch wehe, wer in ihrem ſüßen Schaum
Sich wie im Kelch der Wirklichkeit berauſchet!
Denn weinen wird er, wenn der Traum,
Der ſpielend kam, auch ſpielend ihm entrauſchet.

Auf Franz Wilhelm Döhns Grabe. 1800.

Tretet, Freunde, fromm und ſtill
Zu den ſtillen Todten!
Denn hier ſchläft ein Biedermann
Unter'm grünen Boden.

Offnes Aug und offne Bruſt
Wies er uns vor Jahren,
Wie zu beßrer Väter Zeit
Biederleute waren.

Neben ſollen Roſen hier
Schweſterlich umfaßen,
Lieben ſoll ein jeder hier,
Aber keiner haßen;

Manches goldne Harfenſpiel
Soll hier hell erklingen,
Mancher Mund von Lieb und Wein
Hohe Wunder ſingen.

Ruhig liegt ſein Staub alsdann,
Denn er liebt' Cytheren
Und hielt dich, Lyäus, auch
Pflichtig ſtets in Ehren.

Tanz und Becherklang und Sang
Wird ihm drum vor allen
Unter ſeinem Hügel noch
Wunderbar gefallen;

Fröhlich wird ſich ſein Gebein
Noch im Grabe rühren,
Wenn wir frohe Reigen hier
Ihm zu Ehren führen.

Lehre an den Menſchen. 1800.

Thor, du weinſt? Laß Erd' und Himmel brechen!
Stürze mit! doch weine nicht!
Meere ſchlucken Strudel gleich den Bächen,
Mit den Zwergen fallen große Recken:
Um das Schickſal traure nicht.

Klarheit hat der Aether, Brand das Feuer,
Und Zerſtörung weht im Sturm.
Häßlich klinget mir die alte Leyer:
Wunder giebt es nicht und Ungeheuer,
Stehet gleich dem Felſenthurm.

Wie der Blitz mit ſeinen Flammenzacken,
Tauſendfach in ſich verſchürzt,
Grade trifft auf den geweihten Nacken,
Iſt der Mann, der nicht mit bleichen Backen
In den Kampf des Lebens ſtürzt.

Was er hofft, das hofft er von ihm ſelber,
Schwäche betet Fremdes an,
Haut Idole, gießet goldne Kälber,
Schreiet elend an die Sterngewölber,
Die ſie nicht erreichen kann.

Zwar der Tapfre nennt ſich Herr der Länder
Durch ſein Eiſen, durch ſein Blut;
Aber wie der Iris Farbenränder,
Wie des Himmels wechſelnde Gewänder,
Iſt die Erd' ein wechſelnd Gut.

Sie gehört den Meeren und Orkanen,
Sie der Veſta wilderm Herd,
Bebt vor irrenden Kometenbahnen,
Miſcht mit den Tropäen in Vulkanen
Den Erobrer und ſein Schwerdt.

Seit das Weib die Frucht der Luſt gebrochen,
Herrſcht der Böſe auf der Welt,
Und dem Menſchen iſt ſie abgeſprochen;
Doch ihn mahnet ſeines Buſens Pochen:
Herrſche über'm Sternenzelt!

Hier verwelkt die Roſe und die Jugend;
Wahrheit flicht man auf das Rad;

In der Acht ſind Tapferkeit und Tugend;
Und die Schwäche, in das Joch ſich fugend,
Ißt ſich unter Schrecken ſatt.

Funfzig Söhne machte der Alcide,
Funfzig, all' in Einer Nacht.
Der, ſo immer ſchläft, iſt immer müde;
Nur aus Streit erblüht der heil'ge Friede
Und aus Heldenmuth die Macht.

Sammle dich, auch du vom Götterſtamme!
Mächtig wie Nothwendigkeit,
Mächtig mehr iſt deines Geiſtes Flamme.
Wolle Großes! wolle Leid! verdamme
Trauer um Glückſeligkeit!

Was du nicht geſucht, das wirſt du finden,
Tönt des Schickſals ernſtes Wort.
Glück und Freude wohnen bei den Blinden,
Wie die Götter Sehenden verſchwinden:
Suchſt du ſie, ſo ſind ſie fort.

Die neueſten Philoſophen. 1800.

An Johann Jakob Strümbke.

Nicht jedes Huhn, das kakelt, legt ein Ei;
Die Tiefe wohnet in den ſtillen Flüßen.
Wo unſre Ohren immer hören müßen,
Da iſt gewiß Geklingel mit dabei.

Es ging der Tag, es wandelte der Mond,
Das Jahr verrollte wachſend zum Jahrhundert:
Ein jedes hat ſich eitel ſelbſt bewundert
Und der verſtorbnen Brüder nicht geſchont.
Wird nie die Blendung dir vom Auge gleiten,
Du Würmchen Menſch, das hier ſein Häuschen ſpinnt?
Du ſieheſt in den Spiegel aller Zeiten,
Doch bleibt dein Urtheil ewiglich ein Kind?
Noch ſpieleſt du mit Blumen, die in Eden

Schon Adam blühten? Suche doch die Frucht!
Geh hin und frage einen jeden
Moment der langen Zeitenflucht —
Was wird er dir für Antwort geben?

Ein Thor iſt, der im flüchtigen Leben
Das Bleibende zu haſchen meint.
Das ſüße Spiel der Jugendträume,
Die Blüthen ſeiner Frühlingsbäume
Hat jeder Sterbliche beweint.
Was Plato göttlich ſchwärmt, was größer mit dem Blute
Der freie Sokrates beweiſt;
Das Menſchliche, das Himmliſche, das Gute,
Was keiner kennt und jeder preiſt,
Das halte feſt mit edlem Muthe,
So du es haſt. Doch daß dirs jemand weiſt,
Das hoffe nicht. Es wohnt nicht unter den Leuten;
So wie in Felſen des Adlers Neſt,
Schweb'ts zwiſchen Himmel und Erde feſt,
Und nur der Geiſt kann dir es deuten.

So prediget der Tag, der alte und der junge.
In deinem Buſen iſt die Welt,
Wo, wie ein Meer im ewigen Schwunge,

Ein unbekannter Mond ſie ſinken heißt und
ſchwellt.
Dort frage die berufnen Zeugen
Und horche auf ihr ernſtes Wort,
Was ſie dir ſagen, bleibt dein eigen,
Das Fremde fliegt wie Töne fort;
Du zittre nicht, auch wenn ſie lange ſchweigen.
Es ſitzt der Geiſt, ein ritterlicher Hort,
Dein Freund und unbekannter Hüter;
Da ſchaue hin wie zum geweihten Ort,
Da glaube ganz; ſonſt ſchweiget der Gebieter:
Du rinnſt, verirrt aus deinem Bach,
Als Tropfen andern Strömen nach,
Und ſtirbſt, noch eh du ſie erronnen.
Trau denen nicht, die, Weisheit wie aus Tonnen
Eingießend, mit dem Trichter ſtehn,
Die das Geſpinſt, was ſie ſo klug geſponnen,
So thörigt auch um andre drehn.
Aus eigner Bruſt erblühen eigne Wonnen.
Erbebe vor der lockenden Philoſophie
Und ihrem ſüßen Feſttagsläuten!
Man findet dort in Löwenhäuten
Gar oft das ſchlechteſte Sattelvieh.
Denn ſeit Pythagoras, bei dem ein Huſter
Schon ein Verbrecher war, bis auf den
Sphärenklang,

In dem im Glanz zu Görlitz Schuſter
Gott Vater aus den Wolken ſprang,
Hat mancher Kant wie einen Mühlengang
Die Welt in ſich und um ſich rund getrieben.
Doch giebt's ein heilig Drei und heilige Sieben,
Die keiner löſt: wohl mancher wird ein Kauz,
Macht ein Geſicht ſich draus, und ſchaut's und ſchaut's,
Und ſtellet ſich, als ſtänd' er drüben
Am Strom; da ſtürzen viele hinein,
Und viele jämmerlich erſaufen.

Das Höchſte läßt ſich nicht erkaufen,
Es kömmt auf kein Beſchwören der Schrei'n;
Als Himmelsgabe iſt es dein,
Geknüpft an keine Erdenbande,
Wie Hoffnung unſichtbar und Glück,
Nicht bebend vor dem ſtygiſchen Strande,
Nicht vor dem webenden Geſchick.
Was mit Gewalt ſich hält und bindet
Das iſt ein ſchlecht und irdiſch Gut,
Allein das Himmliſche verkündet
Sich wie des Lichtes reine Gluth;
Es leuchtet, aber keiner faßet
Der zarten Flamme Fittich an.
Was das Geſchrei des Lebens haßet,
Bewahre ruhig, wer es kann.

Sei Mann!

An Thorild. 1801.

Wie zügelt der Bildner das Element?
Wie bannt er die flatternden Geiſter?
Wie wird er des Feuers, das ihn verbrennt
Des zitternden Feuers ein Meiſter?
Im ruhigen Ernſte liegt Heldenkraft
Und Muth des Mannes, der kämpfend ſchafft.

Die flackernde Lohe ziſcht kalt dahin —
O ſchau archimediſche Flammen!
Es mag der geſammelte Mannesſinn
Den Teufel zur Hölle verdammen;
Ergreif' ich das Wilde, ergreif' ich mich ſelbſt,
Bin dir ich nicht gleich, der du Himmel wölbſt?

Im Bündniß iſt Stärke, im Zügel Sieg,
Der Bogen hat Flügel des Strebens,

Es zeuget das Chaos nach langem Krieg
Durch Eintracht die Samen des Lebens:
Der Funke wird Sonne, Gebirg der Atom,
Und Flüchtlinge gründen das mächtige Rom.

Der Worte zu klingenden Liedern band,
Er band auch zu Mauren die Steine;
Es ſchenket Begeiſt'rung dieſelbige Hand
Und Wahnſinn im ſprudelnden Weine.
O Heil ihm dreimal, wer los und feſt
Sich weder zerreißen noch ketten läßt!

Kommt, freundliche Grazien, kommt, ihr Drei!
Und lehrt uns die Wildheit bezähmen!
Kommt, Muſen, und laßt uns im Einerlei
Des Lebens nicht peinlich vergrämen!
Kommt, herrlichſte Töchter des Zeus, herbei!
Und macht uns zu Menſchen! ſo ſind wir frei.

Es iſt die Freiheit an keinen Ort
Durch Schickſal noch Satzung gebunden.
Iſt aus den Herzen die Tugend fort,
Iſt ſie auch auf Erden verſchwunden.
Wo Kraft und Güte die Zügel hält,
Da blühet die beſte und freiſte Welt.

Es rinnet das Waſſer, der Adler fleucht,
Das Roß es ſchüttelt die Mähnen,
Der Sturmwind wehet, die Fichte weicht,
Den Menſchen verkünden die Thränen:
O heilige Liebe, du Abgrund der Luſt,
Verſiege nimmer in Menſchenbruſt!

Lebenslied. 1801.

Steh und falle mit eignem Kopfe!
Thu das Deine! und thu' es friſch!
Beſſer ſtolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tiſch.
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengeziſch.

Bau dein Neſt, weil der Frühling währet,
Luſtig bau's in die Welt hinein.
Hell der Himmel ſich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet.
Wage! dulde! die Welt iſt dein.

Steh nicht horchend, was Narren ſprechen;
Jedem blüht aus der Bruſt ſein Stern.
Schickſal webet an ſtyg'ſchen Bächen,
Feigen webet es ſchrecklich fern.
Steige hinnieder!
Faſſe die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

Wechſelnd geht unter Leid und Freuden,
Nicht mitfühlend, der ſchnelle Tag.
Jeder ſuche zum Kranz beſcheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach.

Das Kind und das Röslein. 1801.

Auf Dornen ein Röslein ſtand,
Kam eines Kindes Hand,
Röslein abzupflücken,
Aber Röslein ſtach —
Und das Kindlein weinend ſprach:
„Ach! du thuſt ſo weh,
„Schönes Röſelein!
„Weg mit der hohen Pein!
„An der Erde ich pflücken geh."

Freundlich ein Veilchen ſcheint
In des Kindleins Geſicht.
„Dieſes iſt mein Freund,
„Dieſes beißt mich nicht.
„Fahr wohl, Röslein roth!
„Mag dich nimmer haben."
Und die Hand es bot —
Doch den kleinen Knaben
Stach die Schlange todt.

Des Schäfers Klage um ſeine Liebe. 1801.

Süßer Frühling kömmſt du wieder?
Haſt du Blumen und Vögel für mich?
Haſt du Quellen und Nachtigallieder?
Ach! ich Armer! was hab' ich für dich?
Die ich gemeinet,
Meine Lieb' iſt todt.
Die Sonne ſcheinet,
Es wandeln die Sterne,
Sie färbet ſich nimmer roth.

Klaget, Turteltauben, klaget,
Flötet, Vöglein, ein trauerndes Lied,
Weinet, Blümlein der Auen, und ſaget:
Schönſte Roſe, auch du biſt verblüht?
Unter dem Steine
Sie ſchläfet ſtill.
Im Feld', im Haine

Es klinget ſo fröhlich;
Kein Klingen ſie wecken will.

O wo wohnſt du, ſchöne Seele?
Summſt du mit den Bienen am Baum?
Girrſt du zärtlich als Nachtigallkehle?
Säuſelſt leuchtend als himmliſcher Traum?
Heilige, ſteige
Zur Erd' herab!
Dem Buhlen zeige
Dein engliſches Antlitz!
Das irdiſche deckt das Grab.

Lebensmuth. 1801.

Tummle dich, mein junges Leben,
Vorwärts gleich dem raſchen Renner!
Mußt nicht vor dem Staube beben
In dem heißen Kampf der Männer;
Mußt nicht vor den Stürmen zittern,
Die die Starken niederſchmeißen,
Eichen aus den Felſen ſplittern
Und die Felſen ſelbſt zerreißen.

Friſch hinein! wo tauſend fallen,
Mögen zehnmaltauſend ſtehen.
Siegeslieder luſtig ſchallen,
Wo ſich Gräber ſchwarz erhöhen.
Die zu Bergen klimmen, brechen
Leicht die himmelkühnen Häupter;
Wohnt der Menſch auf grünen Flächen,
In der Fluth der Ströme bleibt er.

Was die heil'gen drei, die ſchwarzen
Schweſtern, unvermeidlich weben,
Das Geſetz der ſtrengen Parzen
Schlinget ſich um jedes Leben:
Was wir ſtreben, was wir wollen,
Hält die tiefe Kraft gefangen;
Heimarmenens Donner rollen,
Ziſchend ſprüh'n Erinnys Schlangen.

Kränze deiner Jugend Locken
Mit den ſchönſten Frühlingsblüthen,
Eh des Winters kalte Flocken
Um die kahle Scheitel wüthen.
Tapfer mußt du ſtehn und fallen,
Klanglos iſt der Tod der Matten;
Doch die Heldenſeelen wallen
Herrlich in das Reich der Schatten.

Geſang der Schickſalsſchweſtern. 1801.

Die Drei zuſammen.

Hört, ihr blühenden Geſchlechter,
Die die ſchöne Erde nährt,
Hört das Lied der Orkustöchter,
Welche nie der Tod verſehrt;
Die, im ernſten Bund verbunden,
Ferne von des Lichtes Bahn,
Weben das Gericht der Stunden
Und der Herzen ſüßen Wahn.

An des Schattenherrſchers Schwelle,
Die der ſtrenge Styx umflicht,
Ueben wir in dunkler Hölle
Unſers Amtes große Pflicht.
Des Olymps Uranionen,
Die, ſo Ceres Aehre ſpeiſt,
Fürchten in den lichten Zonen
Des Geſchicks verborgnen Geiſt.

Und er wandelt unvernommen
In der Zeiten heil'gen Lauf,
Macht des Donn'rers Bruſt beklommen,
Schreckt den Erdenſchläfer auf.
Schrecken, ſo die Augen ſchauen,
Waffnen großer Herzen Macht,
Aber ewig wandelt Grauen
Durch des Styx verbotne Nacht.

Nur das Land der Himmelslichter
Laſſet ihr in Freude blühn.
Kalt muß durch der Höllenrichter
Bruſt das Blut zum Herzen fliehn;
Runzlicht ſind der Parzen Wangen,
Keine Thräne näßt ihr Aug,
Und der Eumeniden Schlangen
Ziſchen durch der Fackeln Rauch.

Und doch wandelt alles Schöne
Ferne von dem Sonnengang.
Faßt man je der Saitentöne
Zaubervollen Wunderklang?
Gehen in der Schatten Stille
Götter nicht und Träume rund?
Ruht nicht ſelbſt der heil'ge Wille
In dem tiefſten Herzensgrund?

Hört denn, blühende Geſchlechter,
Deren Leben abwärts flieht,
Höret denn der Orkustöchter
Ernſtes, ſtillgeſungnes Lied.
Bei dem hohen Schickſalsklange
Schlage jeder Buſen weich!
Keiner Freude werde bange!
Keine Sünde werde bleich!

Lacheſis.

Die Vertheilerin heiß' ich, die ſchickt,
Was die Menſchen betrübt und beglückt;
Die erſte und geheimſte Macht,
Die wandelt durch der Herzen Nacht;
Die Göttin, die den ernſten Willen
Zwingt ſein Schickſal zu erfüllen.
Ewig meinend, er wandle frei,
Wächſt er fort in dem dunkeln Ei;
Luſtig er durch die Schale bricht;
Seine Federn wachſen am Sonnenlicht;
Muthig in der Herrſchaft Vergnügen
Will er der Götter Glanz erfliegen,
Bis ihn, wo er am höchſten fleucht,

Meiner Blitze Gewalt erweicht:
Ueber den Sternen wiehern die Pferde,
Aber Phaeton ſtürzt zur Erde.

Die Olympier auch bezwingt
Der Köcher, der mir auf dem Rücken klingt.
Was ſie mir und dem Styx geſchworen,
Führen ewig dahin die Horen.
Aurora klaget ihr langes Leid
Wohl über der Jugend Flüchtigkeit;
Adonis ſtirbt von des Ebers Hiebe,
Drob weinet ſelbſt die ſelige Liebe;
Zeus ſieht ſeine Luſt in Flammen vergehn,
Und es ſchwillt ihm die Bruſt vor Wehn.

Alſo wandl' ich in die Zeit,
Gefürchtet als Nothwendigkeit,
Die jedes Herz ſich anders deutet,
Die mächtig durch das Sonnenland ſchreitet,
Mit Köcher gerüſtet und Bogen
Durchfliegt das Land, den Himmel, die Wogen:
Der erhabene Geiſt der Welt,
Der ſie luſtig im Schweben hält,
Nirgends und allenthalben daheim,
Brütend des Lebens geheimen Keim.
Aber beſprechend das Geſchick

Wohn' ich fern von der Sonne Blick
Nächtlich in der Finſterniß Grauen
Als die erſte der ſtrengen Frauen.

Hier weih' ich furchtbar als Verhängniß,
Das in dem Styx mich ſelbſt umfließt,
Was dunkel in des Knäuls Gefängniß
Die Hand der Spinnerin verſchließt.
Es hallen dumpf wie Donners Töne
Die Sprüche meiner Macht empor.
Als Lacheſis, als Pepromene,
Als Furie ſchreit' ich ſtumm hervor.

Und es entwickeln ſich die Looſe,
Wie es mein tiefer Sinn gewollt,
Wenn, was geruht im Götterſchooße,
Das Leben aus einander rollt.
Es iſt entflohn aus meinen Händen,
Doch nicht entflohn aus meiner Pflicht;
Denn wie die Himmliſchen es wenden,
So folgt der Menſch, und weiß es nicht.

Doch heilig ſind des Guten Geber,
Mild iſt der Götter Majeſtät;
Kurz iſt der Weg, der durch die Gräber
Geflügelt zu den Schatten geht:

Der Schmetterling zerſprengt die Puppe
Und fliegt im ew'gen Sonnenlicht,
Und freundlich wird der Parzen Gruppe
Und frommer des Geſchicks' Gericht.

Klotho.

Was Lacheſis mir gegeben,
Das ſpinn' ich ins Leben
Mit unermüdlicher Hand;
Bin darum Klotho genannt,
Und Weberin und Spinnerin:
Auch wohl die ämſige Dienerin
Der mächtigen Schweſter ich heiß;
Muß es alles mit Fleiß,
Wie ſie es reichet den Händen,
In Gehorſam vollenden.

Alſo ball' ich jedem ſein Theil
Webend in den geheimen Knäul,
Und es ſchnurret der ſchnelle Faden,
Mit Freude und mit Leid beladen,
Und es tritt der verborgne Rath
Als Leben in den Sonnenpfad.

O über all das tiefe Weh,
Das wandelt zu der Erde Höh,
Gezeuget in dem ſtygiſchen Pfuhle,
Geſponnen auf der ſchwarzen Spule,
Das den Menſchen als böſer Stern
Begleitet immer nah und fern!
O über der Furien Schlangenliſt,
Die oft in meinem Gewebe iſt,
Wenn mit Alektos Locken hart
Der dünne Flachs verſpulet ward,
Und um die weiche Bruſt gelegt,
Die eine Mutter neun Monden trägt:
So werden giftige Tyrannen,
Die der Menſchheit Kraft entmannen,
Werden neroniſche Ungeheuer,
Des Krieges ſchimmernde Feuerſpeier,
Der Freiheit unverſchämte Diebe,
Und freche Schänder heiliger Liebe,
Und alles, was unhold vom Orkus fährt,
Das ſchöne Sternenland verheert.

O über all die bittern Thränen!
Des Buſens ungeſtilltes Sehnen!
Ueber der Jugend Flüchtigkeit!
Ueber der Freude Nichtigkeit!
Ueber das kugeltretende Glück!

Der Schönheit kurzen Sonnenblick!
Umſonſt verſchenkte mancher Mann
Das Leben, das er umſonſt gewann,
Das wie ein Sturm, dem er nicht wehrt,
Sauſend ihn auf und nieder fährt;
Das, was er am ſchönſten liebt und hegt,
Am frühſten in die Grube legt;
Ihm wenig giebt und vieles plündert,
Das reiche Herz ihm täglich mindert,
Ihm täglich beſchneidet die junge Luſt,
Bis kalt wird die gepreßte Bruſt.

Könnt' ich tragen mein böſes Theil,
Ewig zu ſpitzen den ſcharfen Pfeil,
Der zarter Weſen Herz durchſchneidet
Und keine Luſt beſtändig leidet?
Könnt' ichs tragen, der Allgewalt
Bilden zu helfen des Lebens Geſtalt,
Das Schickſal ewig drehen zu müßen,
Wenn ich müßte ſein Dunkles wißen?
Aber ich webe Luſt und Weh
Immerfort, das ich nicht verſteh;
Ahndung mir kaum den Buſen hellt
Deſſen, was geht durch die irdiſche Welt,
Seh mich ſelber als dunkles Bild,
Bin in der Tiefe mir ſelbſt verhüllt.

Sterbliche, denen die Sonne ſcheint,
Die ihr zärtlich liebet und weint,
Denen allein ein Sinn gegeben,
Mitzufühlen das fremde Leben,
Unſterblich zu leiden fremdes Leid
In der Liebe Unendlichkeit —
Wandelt luſtig im ſüßen Licht,
Bis der zerbrechliche Faden bricht!

Atropos.

Was die zweite Schweſter geſponnen
Und in den Knäul geheim verſchloß,
Wickelt mit ſeinen Leiden und Wonnen
Die dritte ab, heißt Atropos.
Beſtimmt liegt drinnen die Zahl der Sonnen,
Das frühe oder ſpäte Grab:
Sie thut nichts zu und nimmt nichts ab —
Gehorchen iſt das Loos der jüngern —
So rollet ſich das Schickſal ab
Selbſtmächtig unter ihren Fingern.
Doch nennet man mich Atropos,
Die Schlimme, Schreckliche, Unholde.
Ich büße, was die erſte beſchloß,

Und was, durchwebt mit glücklichem Golde,
Mit Eiſen, des Elends böſem Geſchoß,
Die zweite zum Verhängniß ſchloß.

Der Kindheit luſtige Blumenwelt
Zerblättert unter meinen Händen,
Die Schönheit wie die Roſe zerfällt;
Ich weine mit, und darf's nicht wenden —
Nur Menſchen üben, was gefällt —
Die Liebe ſammelt ſüße Aſchen
Still klagend von dem Rogus ein,
Durch Thränen wird die lange Pein,
Durch Jahre nicht hinweggewaſchen.
Ich ſehe der Jugend Frühlingskleid
Mit Jammern in die Grube tragen;
Sehe die Tugend im ſchlimmen Streit
Mit Schlangenliſten ſich zerſchlagen;
Sehe das kugelrollende Glück
Den einen faſſen bei'm Genick
Und jählings in die Tiefe ſtürzen,
Den andern unverſehrt und warm
Wie ein Kindlein wiegen im Arm
Und ihm bringen in vollen Schürzen,
Was begehret des Pöbels Schwarm;
Sehe die ſchimmernde Majeſtät
Fallen plötzlich mit blutigen Locken —

So ſich um den ſpinnenden Rocken
Das allmächtige Schickſal dreht —
Sehe blühend den grauen Sünder
Sein Jahrhundert durchleben friſch;
Freude ſitzet mit ihm zu Tiſch
Und der Scherz auch, der Wangenründer.

So den Wackern erlöſche der Muth
Und den Guten und Frommen
Würde die Hoffnung genommen,
Ginge kein Weg zur ſtygiſchen Fluth.
Doch die Sterne funkeln
Droben mild und ſchön;
In dem unbekannten, dunkeln
Lande Zweifel und Schrecken gehn:
Aus des Hades Rachen
Kam kein Wandrer zurück;
Unvernommen blieb das Geſchick
Hinter dem ſtygiſchen Nachen.
Doch es wandelt in liebender Macht
Durch das All die ewige Güte,
Die alles Leben wieder zur Blüthe,
Allen Winter zum Frühling macht.

Stehe denn der Himmliſchen Schluß!
Trage jeder des Lebens Schwere!

Klirre jedem gefürchtet die Scheere,
Welche den Faden zerſchneiden muß!
Daß er ihn eigenmächtig nicht drehe,
Daß er geduldig trage ſein Wehe,
Rauſche finſter der Höllenfluß!

Wie mich die Fabel geklungen,
Wie ich der Vorzeit Leben zerriß,
Werd ich dem Enkel geſungen,
Sitzend in Finſterniß,
Ohne Liebe, ohne Verlangen,
Ohne Thränen, ohne Leid,
Mit runzlichten Wangen,
Die graue Sibylle der Zeit.
So bleibt der unſterbliche Haß,
Das alte Schrecken:
Sie fürchten, nicht wiſſend was.
Und doch hab' ich Erde, ſie zu bedecken,
Erde mit Blumen und Gras.
Die Sonne geht auf und nieder
Im freudigen Schritt,
Kömmt immer wieder,
Und das Leben geht mit,
Bringt Freuden und Schmerzen
Für fühlende Herzen,
Und flieht zu den Schatten nieder.

Und das Geſpenſt, der Tod,
Zerrinnt vor dem Morgenroth,
Das anzündet den neuen Tag —
Und ſie, die ich wohl leiden mag,
Nennen mich unhold und häßlich?
Meinen, ſie können ſterben?
Nur der Staub iſt verweslich,
Das Schöne kann nie verderben.

Der Schäferin Klage. 1801.

Habe mir Blumen gepflückt,
Des Liebſten Grab zu beſtreuen.
Ach! wie wir ſpielten beglückt
Am fröhlichen Feſte der Maien!
Wie wir tanzten und ſangen!
Doch die Luſt iſt vergangen.
Kein Maitag wird mich erfreuen.

Klage mir, Nachtigall ſüß!
Mit Thränen bring' ich die Gabe;
Dieſe das Schickſal mir ließ,
Das Süßeſte, was ich noch habe.
Schwindet Blumen und Thränen!
Nimmer ſchwindet mein Sehnen.
Mein Liebſtes ſchlummert im Grabe.

Wandle, du freundliches Licht!
Geh, Sonne, auf und geh unter!
Sternlein, verdunkelt euch nicht,
Und haltet die Glücklichen munter!
Ich muß weinen und klagen
In den künftigen Tagen:
Es ging die Liebe mir unter.

Meines Knaben Segen. 1801.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm ſich luſtig bewegt!
Wie er ſtrebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den ſüßen
Taumel, der um ihn ſummt und ſchwirrt.
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung ſchweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau,
Mögte alles ſo gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Mögte in das fröhliche Leben
Mit den Schwalben und Bienen ſchweben,
Mögte ſich ſtürzen nimmer ſatt
In der Welten unendliches Bad. —

Kleiner Unſchuldiger, halte ſtill!
Dein Geſchlecht kann nicht, was es will.
O wie ſchimmert dir, ſüßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu faſſen mit inniger Luſt,
Alles zu ziehen in die Bruſt!
Wirſt den unendlichen Durſt nicht ſtillen,
Wirſt die unendliche Bruſt nicht füllen.
Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Winter die Blumen verſchneit,
Ehe die ſüße Nachtigall ſchweigt
Und der Sommer mit Wettern zeucht. –
O wie wirds dann in dem Buſen enge!
Wie wird auf dem Wege heiß das Gedränge!
Ein ewig Fluchen, Stoßen und Treiben —
Kannſt nicht fliehen, und kannſt nicht bleiben,
Darfſt nicht lieben, und ſollſt nicht haſſen:
Wo ſoll das geängſtete Herz ſich laſſen?
Flehend ſuchet das Aug umher,
Wie der Wehrloſe nach dem Speer:
Sehnſt dich hinaus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel,
Zu dem Steckenpferde, zum Ball;
Wünſcheſt, daß in der tiefen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelſchall,
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben geſetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig ſpielen ſoll.
Es gehe dem Unſchuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn dir, Erde du grüne!
Dir, leuchtender Himmel, liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verſchuldung böſen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt die Bruſt ihm fromm und weich.
Großes Schickſal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen geſtaltet,
Nimm die lächelnde Unſchuld hin!
Geſund iſt ſein Leib, geſund ſein Sinn,
Iſt in ſüßer Liebe gebohren:
Laß ihn freundlich führen die Horen.

Wir haben zu den Göttern gebetet.
Drum leiſe um das Kindlein tretet.
Er iſt von Himmel und Erde geſegnet,
Vom Schickſal, das uns ſtill begegnet.
Drum weicher als des Kranken Kiſſen
Sei um die Kindheit das Gewiſſen:
Sie gleichet wohl dem ſüßen Mai,
Liebt ſüße Geſänge, doch kein Geſchrei,
Mag gern ſtill ſchauend in Blumen liegen,
Und läßt ſich ſpielend in Schlummer wiegen.

Das Waſſer. 1801.

Wie ſchau ich ſtill und fromm hinab
In deiner Wellen ſtilles Grab!
O ist um das Herz mir ſüß und weh,
Und pochet, was ich nicht verſteh,
Du Fluth in tiefer See!

Dein Waſſer rinnet immerhin:
So rinnet auch des Menſchen Sinn,
Nimmt immer ab und immer zu,
Erlanget ſtets, hat doch nicht Ruh.
Sein Bild, o See, biſt du.

Tief aus der dunkeln Erde Schooß,
Aus Klippen reiſſeſt du dich los,
Jagſt ſchneller viel als Roßestrapp

Zum weiten Ocean hinab,
Erjagſt dein ewig Grab.

So jagt mit ſeinem kurzen Tag
Der Menſch auch bunten Schatten nach;
Im Sturm und Schnee, im Saus und Braus
Ihm läuft das ſüße Leben aus
Ins letzte, enge Haus.

So ſpiegelſt du vor meinem Blick
Mein eignes wechſelndes Geſchick;
In deiner Tiefe, deiner Höh
Ich meine Fluth und Ebbe ſeh,
Du Fluth in tiefer See!

Der Schäferin Wunſch. 1801.

Pflanzet mir Vergißmeinlein
Und Veilchen! hier will ich ſchlafen,
Neben dem Liebſten mein
Begraben, hier will ich ſchlafen,
Wo die hangenden Weiden
Ueber dem Bache ſtehn.
Hier wir ſpielten in Freuden,
Hier wir ſchlafen ſchön.

Unken, mich läutet ein!
Und Weiden rauſchet in Klage!
Lange mein Schlaf wird ſeyn
Und fern vom fröhlichen Tage:
Nie die Sterne mir ſcheinen,
Nimmer die Bäume blühn,
Denn ich muß zu dem Einen,
Zum Feinsliebſten ziehn.

Erde, hab' gute Nacht!
Mir ruft mein einzig Vergnügen;
Hat ſich ein Bett gemacht,
Drin läßt ſichs ſorgenfrei liegen;
Grüne Raſen es decken,
Blümelein wachſen drauf,
Vögel ſingen, doch wecken
Nicht die Todten auf.

Geſang der Töchter der See. 1801.

Wie ſchäumen die Wogen und wallen!
Den ſilberbemuſchelten Hallen
Entſteigen die Töchter der See;
Sie kommen mit Klang der Sirenen,
Sie kommen mit himmliſchen Tönen,
Und grüßen die leuchtende Höh.

Wie fliegen ſie leicht, wie vom Bogen
Der Pfeil, auf den wallenden Wogen
In tändelnden Spielen entlang!
Wie wehen die grünlichen Locken!
Wie leuchten die Augen! wie locken
Die Lippen mit Zaubergeſang!

Kommt, ſorgende Menſchen, ihr guten,
Zu ſchauen die Kinder der Fluthen,
Zu ſchauen die fröhliche Welt.

Wir dürfen nicht pflügen noch ſäen,
Wir dürfen nicht ärndten noch mähen;
Doch haben wir, was uns gefällt.

O ſehet die freundliche Sonne!
Hier gehet ſie ſchlafen mit Wonne,
Hier baden die Sternlein ihr Haar,
Sie kommen ſo ſtill und beſcheiden
Und baden die Locken in Freuden,
Und waſchen die Aeuglein ſich klar.

Drob ſtehen, von Wonne gefangen,
Die Horcher und ſchau'n mit Verlangen
Hinab in das wogende Grab:
Sie können nicht bleiben noch fliehen,
Wir ſtrecken die Arme und ziehen
Sie brünſtig zur Tiefe hinab.

Palläſte aus blauen Kryſtallen
Und Grotten und muſchlige Hallen
Stehn ſchimmernd im ſpiegelnden Grund.
Kaum kommen die Kinder der Auen
Die herrlichen Wunder zu ſchauen,
So ſind auch die Herzen geſund.

Wir kränzen mit Edelgeſteinen

Die Locken, wir kleiden die Feinen
Mit Perlen und güldnem Gewand;
Wir ſchaukeln ſie, wollen ſie liegen,
In bunten korallenen Wiegen,
Und ſtreicheln mit zärtlicher Hand.

Kommt, freundliche Mädchen und Knaben!
O kommt zu den lieblichen Gaben
Hinab in die wallende See!
Was bleibet ihr traurig am Lande?
Die Sterne ja kommen zum Strande
Hinab von der himmliſchen Höh.

Der Knabe und die Jungfrau. 1801.

Der Knabe ſprach zur Jungfrau ſchön
Nach ſüßem Liebesſcherz:
„Horch! ſchon die Morgenlüfte weh'n,
Süß Lieb, ich muß von hinnen gehn;
Leb wohl, du trautes Herz!"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Iſt dir das Bleiben Müh?
Noch ſtreifet nicht den Oſt der Tag,
Noch rufet nicht der Finken Schlag;
Was eileſt du ſo früh?"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird dir die Luſt ſchon alt?
Wie oft dein Herz an meinem lag,
Wann ſchon mit Licht der rothe Tag
Guckt' in den grünen Wald!"

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Die liebe Mutter ſchilt:
Was thuſt du, Knabe, früh aufſtehn?
Sieh, deine Wangen dir vergehn;
Siehſt wie ein Jammerbild.

Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Der Tag iſt heiß und lang
Und keinen Schlaf die Augen ſehn;
Ich muß des Vaters Schwate mähn,
Er hat mirs keinen Dank.

Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küßet mich dein Mündlein ſein,
Wann mir dein Brüſtlein weiß und rein
Wie Schnee entgegen wallt.

Doch ſüßer wär’ es tauſendmal,
Im eignen Kämmerlein
In ſtiller Nacht, beim Sonnenſtrahl,
Du meine Braut, ich dein Gemal,
Uns ſüßer Luſt zu freun.“

„Willſt du im eignen Kämmerlein
Nun ſchlafen gern bei mir,

So ſoll noch heute Hochzeit ſeyn,
So lieg' ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei dir."

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit ſeyn?
Wir ſind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäſte ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitwein?
Und wo dein Ehrenkleid?

„Die Gäſte längſt geladen ſind
Und zu dem Tanz bereit;
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne ſpinnt,
Das wird mein Ehrenkleid."

„Mein Kind, wie ſchmückeſt du dein Haar?
Wo iſt der goldne Ring,
Den mir und dir am Traualtar
Der Pfarrer ſegnend reichet dar?
Wo iſt er, liebes Ding?"

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen ſtehn;
Den goldnen Ring zum Traualtar

Ich flecht aus meinem goldnen Haar —
So macht die Braut ſich ſchön."

„Mein Kind, wo ſind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?"
„Die Spieler ſind die Vögel all,
Die Droſſel und die Nachtigall,
Sie können ſchönes Spiel."

„Mein Kind, wo nimmſt du Lampen her,
Zu leuchten in der Nacht?
„An Lampen fehlt's mir nimmermehr,
Der Mond und aller Sterne Heer
Sie leuchten in der Nacht."

„Wo wohnt dein Vater, Jungfrau ſchön?
Wo iſt der Hochzeitſaal?"
„Tief, tief, wo keine Winde weh'n,
Mußt du mit mir hinuntergehn;
Da iſt der Hochzeitſaal."

„Iſt ſchon geſchmückt dein Kämmerlein?
Gemacht dein Hochzeitbett?"
„Geſchmückt iſt ſchon das Kämmerlein
Mit Silber und mit Muſcheln fein,
Gemacht das Hochzeitbett."

„O Jungfrau, ſüße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit dir!
Wie ſchön muß da zu wohnen ſeyn!
Wie ſüß, in deinen Aermelein
Zu ſchlafen für und für!“

Und freundlich ſpringt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe, komm zum Glück!“
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun ſich weit die Wellen auf —
Er kömmt nicht mehr zurück.

Die Fantaſie. 1801.

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen,
Bin die Gemeinſchaft
Des hohen Olympus, der
Im Glanze die Götter wiegt,
Und des grünen Gefildes,
Das der Pflug bricht im Schweiß,
Die Sichel mähet im Schweiß
Der vielarbeitenden Menſchen.
Heiße droben die Spielerin,
Die geſtaltende Bildnerin,
Unten bei Menſchen Fantaſie,
Bin ſchlecht berufen
Bei langen Bärten,
Bei ſchwarzer Mäntel Ernſt:

Nennen mich Hexe und Hure
Und zeichnen mein Spielen,
Daß ich ihnen den Donner
Finſterer Wolken vergolde;
Daß die Blumen lieblicher
Duften durch mich, lieblicher
Tönt der Nachtigall Lied durch mich;
Daß ich die Jungfer Weisheit
Zu Wein und Roſen verlocke.

Der Weg, den ich wandle,
Steht nicht zwiſchen der Welt
Umrollenden Polen.
Doch wann ich luſtig bin,
Bau' ich am Himmel mir
Die Farbenbrücke,
Den Regenbogen.
Doch trägt ſie nur mich
Und die leicht ſind wie ich;
Nicht der Metaphyſik
Knarrenden Karren, der
Poſtillen ſchweres Geſchütz.

Bunt wie mein Weg bin ich,
An Farben wechſelnd,
Leicht von Gemüthe.

Wer mich zu fangen denkt,
Haſchet die Thetis nicht;
Doch wer mit mir ſpielen mag,
Bei dem bin ich gerne;
Jage mit Buben friſch
Ueber das Feld dahin,
Pflücke Konvallen und Veilchen
Mit blühenden Mägdlein;
Rupfe gleich willkommen
Amor, dem kleinen Muthwill,
Federn aus und Pfeile des Köchers,
Und ſpiele mit ſeines Papas
Wallendem Bart der Bruſt,
Mit dem zackigen Donner,
Und dem Scepter, worauf der Adler ſitzt.

Heil euch, ſorgende Menſchen!
Jagt doch das ſpielende Kind
Voll Luſt und Unſchuld,
Jagt mich nicht von euch!
Will euch ſchmücken das Leben,
Schmücken das Grab
Mit Blumen und ſüßen Gedanken,
Wie ich einſt mit den Träumen
Kam zur Wiege als Traum.

Ballade. 1801.

Bekränz dein Haar mit Weiden!
Der Liebſte dein iſt todt.
Ihm blüht kein Lenz in Freuden,
Ihn weckt kein Morgenroth.
Die böſen Stürme ſchlugen
Sein Schiff und ihn hinab.
Sechs Junggeſellen trugen
Am Ufer ihn ins Grab.

Laß Seid' und bunte Bänder
Und Blumen und Geſang!
Ich bringe die Gewänder,
In welchen er ertrank;
Ich bring' den Ring von Golde,
Den er am Finger trug.
Drum trage Leid, du Holde,
Und weine Thränen gnug!

Die Jungfrau ließ die Seide,
Die Blumen und den Tanz,
Und pflückte von der Weide
Den grauen Todtenkranz;
Und als mit bleichem Rande
Der Mond durch Wolken ſchien,
Da ging ſie hin zum Strande,
Zu ſeines Hügels Grün.

Sie neigte ſich zum Grabe
Mit Thränen ſtumm und ſtill,
Dann rief ſie: „ſchöner Knabe!
Dein Liebchen zu dir will,“
Sank hin mit matten Sinnen
Und ſeufzt noch einmal ſchwer —
Dann floh der Geiſt von hinnen,
Und kehrte nimmermehr.

Liebesſtreit. 1801.

„Sieh, ſüße Maid, wie die Bäume blühn!
Horch! wie die Waſſer klingen!
Noch iſt dir Jugend und Frühling grün
Zu lieben, ſüßen Dingen.
Komm! komm zum Wald! zum grünen Wald!
Du wirſt einſt alt.“

„Daß Frühling blühet und Jugend blüht,
Gehört zu ſüßen Dingen;
Doch ſollſt mich, wo mich nicht jeder ſieht,
Zum tiefen Wald nicht bringen.
Manch Bub' iſt gleich dem Taubenfalk,
Er iſt ein Schalk.“

„Sieh, ſüße Maid, wie das Roſenroth
Auf friſchen Wangen ſpielet!
Einſt wiſcht es ab der geſchwinde Tod,
Der alles Feuer kühlet.
Laß pflücken, Süße! pflücken jetzt!
Er pflückt zuletzt."

„Und pflückt der Tod auch die Roſe zart,
Die ich ſo fromm bewahre,
So wiß, die Roſe wird aufgeſpart
Dem Treuen vor'm Altare;
Sein harr' ich ſtill, und kömmt er nicht,
Sie keiner bricht."

„Sieh, ſüße Maid', wie die Augen klar
Ausſprechen ihr Verlangen:
Was kömmt vergebens das junge Jahr
Mit Blumen ſchön gegangen?
Sie winken ſüß mit Luſtgewalt
Zum grünen Wald."

„Laß winken lüſtern die Augen mein,
Ich will ſie nicht erhören;

Ihr Winken gleichet dem Irrlichtſchein,
Die Jungfrau zu bethören;
Trau nicht dem Schein des Augenlichts:
Du trauſt auf nichts."

„Sieh, ſüße Maid, wie ſo rund und knapp
Die Brüſtlein aufwärts drängen!
Laß, was Natur dir ſo luſtig gab,
Nicht traurig in den Engen.
Im Wald iſt Schatten überaus;
Auf! laß ſie aus."

„Du Schnöder deſſen Geſicht behext
Mein junges friſches Leben!
Was unterm Tuche des Buſens wächſt,
Das mag ich dir nicht geben;
Es wächſt, daß einſt der treuſte Mann
Sich freuen kann."

„O ſüße Maid, wie unſchuldig biſt,
Wie hold biſt du zu ſtrafen!
Laß den, der treu dir auf ewig iſt,
An deinem Herzen ſchlafen.

Er iſt nicht ſchlimm, er führt zur Trau
Die junge Frau.“

„Auf! junger Knab, wenn es ſo erſchallt,
Laß Gott erſt Amen ſagen,
Dann mag ich friſch in den grünen Wald
Mit dir ein Gänglein wagen;
Dann komm, o Knab, zum grünen Wald!
Wir werden alt.“

An Billroth. 1801.

Sieh auf! wie funkeln ſo mild
Die Sterne am himmliſchen Bogen!
Wie ſchwimmt durch die luftigen Wogen
Selenens ſüßtröſtendes Bild!
Es mahnt durch ſein liebliches Scheinen:
Ihr ſollet nicht weinen.

Sieh auf! es regnet und ſchloßt,
Die Himmel befruchten und thauen;
Dann grünen die irdiſchen Auen,
Daß Blume und Staude ſich ſproßt,
Daß Lerchen gen Himmel entfliehen,
Und Dankende knieen.

Hinab! hinab in die Nacht!
Hinab von den ſternigen Auen!
Da weben gewaltige Frauen
Des Schickſals verborgene Macht,
Da lauert Alekto, der Nattern
Die Locken durchflattern.

Einſt rollt der Knäuel ſich auf,
Geſchwängert mit künftigen Keimen;
So wandeln die ſtillen, geheimen
Drei Schweſtern vom Orkus herauf,
Und bringen zum Lichte der Sonnen,
Was unten geſponnen.

Hier in der Mitte bleib ſtehn!
Hier herrſchen die Mächte von oben;
Der Faden, der unten gewoben,
Wird hier ſich zum Leben dir drehn;
Hier wird ſich nach Zephyrn und Stürmen
Dein Hügel einſt thürmen.

Was fragſt du, Thörigter, viel?
Es kommen vom Schickſal gebunden,

Die Freuden und Leiden der Stunden,
Es ſteht dir vom Schickſal das Ziel.
Laß rollen den Wagen des Lebens!
Du hemmſt ihn vergebens.

Komm! trage Roſen zum Wein,
Die vollen Pokale zu kränzen!
Komm! bringe dein Mädchen zu Tänzen!
Der Tag nur iſt unſer allein;
Drum laß uns den flüchtigen, ſüßen
In Freude genießen!

Friſchauf! noch ſchäumet der Wein,
Noch locken die Vögel der Lüfte.
Die ſtillen Bewohner der Grüfte
Wiegt Liebe und Wonne nicht ein,
Wann wir mit den weiten Entwürfen
Vergeſſenheit ſchlürfen.

Die Zaunranke und der Klee. 1801.

Zum Klee die Zaunranke ſprach:
Nachbar, komm mir doch nach!
Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen;
Warum haſt du nicht mit mir wollen?

Lächelnd erwiedert der Klee:
Darfſt auf die ſtattliche Höh
Eben ſo trotzig nicht pochen.
Ich ſtehe, du biſt gekrochen.

Klinglieder. 1801.

a.

Die Theure, die ich ewig lieben werde,
Mein Einzigliebes nahm der ſchlimme Tod;
Die mir durch ſüße Liebe ſüß gebot,
Bedeckt gefühllos jetzt die kalte Erde.

Sie war das ſchönſte Kind der Jugendheerde.
War ihre Wange nicht wie Roſen roth?
Schien nicht ihr Auge wie das Morgenroth?
War ſie nicht hold an Anmuth und Gebehrde?

Doch daß ſie hold war, riß ſie in das Grab.
Es fällt ja von dem Leben alles Schöne
Am frühſten wie des Frühlings Roſen ab:

Kurz ſind der Nachtigallen ſüße Töne,
Kurz blüht die Lilie weiß an ihrem Stab.
Drum nicht des Schickſals feſte Regel höhne.

b.

Es geht die Zeit, der Frühling kehret wieder,
Die Bäche rinnen, und die Luft wird klar,
Die Roſen blühn, die Zephyrs Hauch gebahr,
Die Nachtigallen ſingen ihre Lieder:

Allein mein Frühling kehret nimmer wieder,
Nichts Schönes bringet mir das junge Jahr;
Denn ſie, die meines Lebens Frühling war,
Stieg in die dunkle Nacht der Schatten nieder.

Iſt in der Bruſt der ſüße Lenz verblüht,
So mag die Welt mit ihrer Schöne locken,
So mag das Glück auf ſeine Schätze pochen.

Der Frühling blühet, wo die Liebe blüht,
Und ohne Liebe wehen Winterflocken,
Wo Herkules die Aepfel einſt gebrochen.

c.

Die Erde ſprach zu meiner langen Klage:
Was weinſt du? hab' ich Blumen nicht und Gras?
Und blühe luſtig ohne Unterlaß?
Und bin nicht alt nach langem Lebenstage?

Sie ſchläft ja lieblich, deine ſüße Klage,
Ihr Grab umgrünet friſch das grüne Gras;
Was weinſt du, Armer, ohne Unterlaß?
Was weinſt du um die Freude deiner Tage?

Sieh, meine Blumen welken, blühen wieder,
Ich ſcheine alt, doch werd' ich immer jung,
Und in mir wächſt und über mir das Leben.

Sei froh! auch deine Liebe blühet wieder,
Dein alter Frühlingstag wird wieder jung,
Dein neu Elyſium hat neues Leben.

d.

O Erde, die du freundlich längſt getragen,
Wohl jetzt dein grüner Raſen tief bedeckt.

So vieles hält den Sterblichen verſteckt
Das Windelband von wenig kurzen Tagen.

Hat je ein holder Weib der Sonnenwagen
Mit ſeinem ſchönſten Morgenſtrahl geweckt?
Hat je der Fabel goldner Mund geheckt
So Liebliches in Reimen und in Sagen?

Doch iſt ſie todt mit ihrem frommen Herzen,
Mit ihres reichen Buſens Wünſchen all,
Mit unerfüllten Träumen ihrer Liebe.

Nie öffnet ſich der Roſenmund zu Scherzen,
Nie klingt die Lippe ſüßer Lieder Schall,
Nie bebt die Bruſt vom wonnevollen Triebe.

---

e.

Ihr Felder all, ihr Höhen und ihr Thäler,
Seid Mitbewußte meiner herben Pein,
Und Klage flüſtert durch das Laub im Hain
Und ſchilt den Tod, den harten Menſchenquäler.

Wohin ich trete, ſeh' ich ſüße Mähler
Der ſüßen Zeit, die nimmermehr wird ſeyn;
So wird der Baum, die Quelle und der Stein
Von alter Luſt ein freundlicher Erzähler.

Was mich umgiebt, empfänget Laut und Seele,
Das Todte die lebendige Geſtalt,
Das Kalte weichen Hauch und Lebenswärme:

O würd' ich ſelbſt die Echo in der Höhle,
Und riefe ſtets mit liebender Gewalt
Mein Liebſtes aus, drob ich mich ewig härme!

f.

Um den ſchönſten Kopf die ſchönſten Locken,
Blaue Augen, Roſenwangen rund,
Süßes Schelmenlächeln um den Mund,
Gleich geſchickt zu küſſen und zu locken;

Einen Leib wie Omphalens am Rocken,
Händchen fein wie Hebens vor dem Spund,

Füßchen, netter, als zum Liebesbund
Je ein Mädchen trugen auf den Socken:

Allen Jugendreiz, worin Cythere
Mit der Schwäne leichtem Flügelzug
Fuhr empor vom mütterlichen Meere;

Liebt' ich einſt in ihr, die nie genug
Klagt mein Lied und meine ſtille Zähre,
Und der Seufzer, den das Lüftchen trug.

8.

Luna, biſt du einſt hinabgeſtiegen
Aus dem ewigfrohen Götterſaal,
In des Tmolus ſüßverborgnem Thal
Irdiſch bei Endymion zu liegen?

Leuchtet das unſterbliche Vergnügen,
Das dem Himmel ſeine Flammen ſtahl,
Durch der langen Wehmuth ſtillen Strahl
Nicht zuweilen noch in hellern Zügen?

Luna, deine Lieb' iſt hingegangen,
Und dein holdes Antlitz geht erblaſſet
Durch die feuchten Nächte um.

Rede, Göttin mit den bleichen Wangen!
Blüht nicht unten, was dich einſt umfaſſet,
Blühet im Elyſium?

h.

Wohl viele ſind durch Liebe hoch geprieſen,
Der Thrakerfürſt, der mit dem Saitenklang
Den kalten Orkus ſelbſt zu Thränen zwang,
Und der, dem Hero durch das Meer gewieſen.

Noch klinget auf der Sorga Roſenwieſen
Dem Enkel oft der Lauriſche Geſang;
Noch weinet manches Auge ſüßen Dank
Des Mitleids Abelard und Heloiſen.

Und ſie, die frommſte aller frommen Frauen,
Die durch die Liebe alles überwand,
Geht ohne Lieder in des Orkus Grauen?

O ſchlüge doch die Leyer meine Hand,
Wie der, ſo vor dem Schattenkönig ſtand!
Dann ſollten Engel ſich in ihr beſchauen.

Dithyramben. 1802.

1.

Das blanke Eiſen, das junge Blut
Man muß es brauchen in Jahren.
Die Jugend locket mit friſchem Muth,
Wird friſch von hinnen auch fahren.
Was willſt du klagen, wann Runzeln gelb
Die Roſenwangen entfärben?
Wann ſpringt auf männlichem Hirngewölb
Das roſtige Eiſen in Scherben?

Drum bringt herbei mir das Mädlein hold!
Den Stahl der blitzenden Klinge!
Die Männerſchlacht und der Minneſold
Sind tapfre, freudige Dinge.

Es ſoll Kupido als Schenke friſch
Das Luſtgelag mir beſitzen,
Und Roſen ſollen am Jubeltiſch,
Cytherens Roſen, auch blitzen.

Doch ewig weg mit dem jungen Moſt!
Hinweg von roſigen Lippen!
Dem Waſſertrinker mit ſolcher Koſt
Füllt auf die ſpakrigen Rippen!
Beſtraft mit geſtern gepreßtem Wein
Des Trinkgelages Verſpötter!
Er zeigt als Irrwiſch der Lichter Schein,
Und unter dem Tiſche die Götter.

Doch mir mit Mädchen und Roſen jung
Den älteſten Greis aus dem Keller!
Sein' alte Jugend hat raſchen Schwung,
Mit jedem Jahre wird ſchneller:
Er hat in heiliger Bacchuswuth
Die Leu'n gebändigt vor Jahren.
Drum woll' der Himmel uns junges Blut
Und alte Weine bewahren!

2.

Des Lebens Jubel iſt erſchienen,
Man trägt die Tonnen ſchon herbei.
Kommt all, ihr Naſen mit Rubinen!
Und haltet uns die Lichter frei!

Um eure leuchtende Laterne
Verſammle ſich, was luſtig iſt,
Vor deren Glanz das Licht der Sterne
Und ſelbſt der Mond in Dunſt zerfließt.

Euch wuchs, aus hunderttauſend Weinen,
Was Hermes ſchwitzend oft verflucht,
Der ſchönſte von den Edelſteinen,
Die Geiz in tiefer Erde ſucht.

Herbei denn, ritterliche Blume!
Mit ſolchem Ehrenglanz geziert,
Wo Bacchus in dem Heiligthume
Mit allen Göttern präſidirt.

Nichts Großes ſchafft das Wörtlein nüchtern,
Kein Kloſter hegt's in ſeinem Raum.

Auch gilt bei Helden und bei Dichtern
Hoch Weiberlieb' und Rebenſchaum.

Wann Zeus auf Sternen rund gegangen
Im Reigen mit der Götterſchaar,
So färbt' ihm Rebenſaft die Wangen
Und Roſen kränzten ihm das Haar.

Nie iſt er im Olymp geſeſſen
Im ſchweren Herrſcherſtuhl allein;
Der Schmied muß ihm die Trauben preſſen,
Und Ganymedes ſchenkt ihm ein.

Nicht ſchlechter ſei es hier auf Erden!
Der Menſch hat den Olymp gebaut,
Und jeder kann ein Herrgott werden,
Der fleißig in die Becher ſchaut.

Er wirft das Blei der Lebensſchwere
Tief zu den Hefen in das Faß,
Und findet ſeines Taumels Sphäre
Mit Mädchen in dem grünen Gras.

Drum friſch! ihr Mondſcheinangeſichter!
Mit vollen Kehlen hoch gepreiſt,

Was durch das Freudenloch der Trichter
In klingende Pokale fleußt!

Es weiche keiner von dem Sitze —
Dies heilige Geſetz ſteh' feſt! —
Solange uns der Tonne Ritze
Noch Einen Tropfen fließen läßt.

3.

Hör' ich munter um die Tonnen ſingen,
Kannen klappern, Gläſer hell erklingen,
Dünkt es mich, ich hör' der Sphären Ton;
Muß ſogleich hinein in ſolchen Orden,
Bin einmal nun ſo gebohren worden,
Glaub' als Türk Prädeſtination.

Uebt dort oben ſich in Donnerklängen
Zeus und läßt die Wolken runzlicht hängen,
Meint ihr wohl, ich ſchlag' die Hände ſchon?
Trink' ihm tapfer zu in ſolchen Nöthen;
Einen Trunknen darf kein Donner tödten:
Zeus hat auch Prädeſtination.

Laß den alten Graubart immer toſen!
Mir bringt friſche Mädchen, friſche Roſen!
Tonnen, die mit Niederlagen drohn!
Muß ich dann gleich mit den Tapfern fallen,
Fange mich die lieblichſte von allen:
Das ſei mir Prädeſtination.
In ſo ſüßen Armen dann erwachen,
Die Tithonen zu Alciden machen,
Das iſt höher als der Olymp ſchon.
Alle Amorn geb' ich, alle Heben
Für dies ſüße Traubenliebesleben,
Meines Glücks Prädeſtination.
Laß die Thoren fliegen in die Fernen,
Laß das Heil ſie fragen von den Sternen,
Forſchen von dem tiefen Acheron;
In den Tonnen leſet die Planeten,
Seht am Hügel, wo ſich Trauben röthen,
Meines Sterns Prädeſtination.
Droht der bleiche Tod mit ſeiner Senſe,
Reit' ich's Leben doch auf Stang' und Trenſe,
Im Galopp, im Trotte ihm zum Hohn.
Vor der Stunde darf das Roß nicht ſtürzen,
Um Minuten darf er mir nichts kürzen:
Tod hat auch Prädeſtination.

Das Monatslied. 1802.

Zwölf Monden hat das Jahr.
Rücket, Brüder, zuſammen!
Bald kömmt das graue Haar,
Fehlen Athem und Flammen.
Laßt uns trinken zum letzten Stern,
Die Philiſter, die weiſen Herr'n,
Unſre Freude verdammen!

Kömmt mit dem Reifenbart
Januar, der beſchneite,
Zapft, die ich lang' geſpart,
Alle Fäßer mir heute!
Immer luſtig ſo aus und ein
Bis zum dreißigſten Tagesſchein!
Trink'n ihm dann das Geleite.

Lacht Februar, der Schelm,
Schon mit ſonnigen Blicken,
Trägt doch von Eis den Helm,
Leidig will er berücken;
Stell' ich aber die Kellerwehr,
Flaſchen, Gläſer, rings um mich her,
Muß er ſchämig ſich drücken.

März iſt ein lieber Mond,
Tag' und Nächte kann gleichen.
Du, der im Keller wohnt,
Sollſt des Weines mir reichen!
Daß er luſtig entfliehen mag,
Will ich gleichen der Nacht den Tag
Mit Pokalen und Schläuchen.

April, den Wankelmuth,
Hat der Taumel gebohren;
Auf! laßt das Rebenblut
Aller Fäßer uns bohren!
Von der Capſtadt zum teutſchen Rhein
Zapfet täglich mir andern Wein!
So ihn luſtig verloren.

Mai, kömmſt du wonniglich,
Alle Welt zu beglücken,

Will ich mich tonniglich
Zu dem Jubel auch ſchicken.
Roſen bringt mir und alten Wein!
Mädchen bringt mir, mit Sonnenſchein
Süßer Lieb' in den Blicken!

Der längſten Tage Pein
Wächſt mir auch zum Vergnügen.
Ich weiß den Sonnenſchein
Zu den Nächten zu fügen.
So berechn' ich ihr Längenmaaß,
Daß ich ziehe den Wein vom Faß
Auch in längeren Zügen.

Brennt heiß des Sirius
Stern, die Tollwürm' zu ſchneiden,
Muß man des Waſſers Fluß
Tollen Hunden gleich meiden;
Dann verſammle ſich zum Pokal
Alles, was an Capital:
Würmern fürchtet zu leiden!

Auguſt der durſtige
Trocknet Bäche und Seen,
Laut ſchreit der Froſch Au weh!
S' Waſſer will ihm vergehen.

Laß ihn ſchreien Koax Kerker,
Ich will trinken von dem Gewächs,
Das die Kelter geſehen.

September trüb und ſchwul
Sendet Leichen zur Tiefen,
Weil ſie zum Entenpfuhl
Waſſer holen ſich liefen.
Nicht des luſtigen Weins geſpart!
Weil die Kehle zur Röhre ward,
Muß ſie rinnen und triefen.

Weinmond, wie ſoll ich dich
Würdig, Süßer, begehen?
Trunken ich lege mich,
Trunken will ich erſtehen.
Vater Evan! du naheſt ſchon,
Meine Tonne mein Königsthron,
Tiſch' olympiſche Höhen —

November nichts als Wind,
Regenſchauer und Nebel.
Weil wir im Triefen ſind,
Netzet Kehlen und Schnäbel!
Alles lieget in Aſthenie

Und das Leben voll Gram und Müh
Braucht die Freude zum Hebel.

December, letzter Mond,
Tüchtig ſind wir geſchulet.
Was unterm Nordſtern wohnt,
Trinket wacker und julet;
Alſo halten wir mit den Jul,
Bis zur Wandrung zum ſchwarzen Pfuhl
Ab das Leben ſich ſpulet.

Elegie. 1802.

Blätter wehen vom Baum, laut plätſchert ſtürmender Regen
Auf die welken; ſie fliehn mit ihm ſchwimmend hinab,
Mit ihm ſchwimmend zum Strom; fern trägt der ſtarke zum Weltmeer,
Die im luſtigen Grün ſäuſelten Liebenden einſt,
Die des Vögeleins Neſt in ſtille Schatten geborgen,
Die des Vögeleins Lied weckten im ſpielenden Reitz.
Herbſt, wie lehnſt du dich ernſt auf deine traurende Urne!

Wie erweckſt du neu, was im Buſen ſchon ſchlief!
Scheint das fröhliche Leben nur grün im Spiegel des Todes?
Zeigt was nichts iſt nur, was ſo lieblich einſt war?
Stirbt in dem Leben ſelbſt des Lebens ſchönſtes Gedächtniß?
Gehn aus Verweſung nur Götter und Manen empor?
Süße Liebe, du klingſt mit den Schwanenflügeln des Lenzes
Jugendlich hell um das Ohr, lange des Klangs entwöhnt?
Süße Liebe, du ſchlingſt noch nie verblühende Roſen
Jugendlich friſch um die Stirn, welche die Trauer hüllt?
Ach! die holde Geſtalt, womit du einſt mich umfangen,
Liegt zerfallen als Staub unter den Modernden ſchon;
Blind wie lange das Aug, das mehr als Sterne des Himmels
Blickt' Entzücken und Ruh einſt in das ſtürmiſche Herz!

Und des Geſanges Born, die Kehle, mit Erdgefüllet,
Die Philomelen gleich Lenz und Liebe beſang!
Und die Lippen gebleicht wie lang', mit Küßen und Scherzen
Von den Grazien früh ſchon in der Wiege getränkt!
Ach! umſonſt lauſcht oft das Ohr, den Klang zu vernehmen;
Auch das göttliche Herz muſt' ins Dunkel hinab.
Komm, Erinnerung, denn mit aller lieblichen Wehmuth!
Urne, reiner entblüht deinem Staube die Huld;
Göttlich ſteiget das Bild hell leuchtend über den Lethe
Auf, wenn den irdiſchen Staub führte die Welle weg.

Aber weinen will ich in jedem blühenden Lenze:
Als die Roſe verdarb, ſtarb mir das liebende Weib;

Aber weinen will ich in jedem welkenden Herbſte:
Denn im Herbſt erſcheint, Tod, dein vielfaches Bild.
Blumen will ich dir weih'n, dir weih'n die Gabe der Locken,
Und wenn, Thränen, auch euch weiß die elyſiſche Welt,
Will ich das rieſelnde Gras des ſtillen Hügels benetzen,
Wann der einſame Mond ſieht nur mich und das Grab.
Ach! du wareſt ſo hold, hingſt lieb und liebend am Leben;
Doch Eileithyas Pfeil traff dich mit bitterm Schmerz.
Daß die Knoſpe würd', erſtarb die duftige Blume;
Für das liebliche Weib ward mir ein liebliches Kind.
Heil, ihr Todten, mit euch! ihr ſtillen, friedlichen Manen!
Heil euch! liebend und ſüß lockt ihr das Leben zu euch.
Wie die brünſtige Bruſt der Roſe ſchwillet zur Sonne,

Schwillt die ſterbliche Bruſt, ſelige Liebe, zu dir.
So umſpinnt ihr ſtilles Geheimniß die Spindel der Parzen:
Wo das Leben beginnt, ſuche den liebenden Tod

Das Lied der Greiſen. 1802.

Friſchauf! der Freude Vagabunden!
Friſchauf! im jubelvollen Klang!
Oft habt im Wein ihr Glück gefunden
Und Sorgentodtſchlag im Geſang.

Friſchauf! wir ſind der Tage Beute;
Auch uns die Parze webend ſaß.
Stets reißt das Leben in die Weite;
Auf! feſſelt hier es an das Faß!

Bedenkt, ihr kurzen Ephemeren,
Den frühen, jammervollen Tauſch.
Ihr mögt den ganzen Lethe leeren,
Und trinkt euch dennoch keinen Rauſch.

Verſammlet hier euch um die Tonne,
Und laßt die Gläſer luſtig gehn,

Solange wir dies Licht der Sonne
Und dieſe Himmelſterne ſehn.

Verlacht des Goldes feige Knechte,
Des Goldes, drob die Luſt erfriert,
Und preiſet, wer die Mitternächte
Beim Trunk dem Tag entgegen führt;

Und preiſet hoch die goldne Freiheit,
Des Lebens erſte Majeſtät,
Daß in Philiſtereinerleiheit
Der Jugend Blume nicht vergeht.

Seht auf den unbezwungnen Greifen,
Der durch die weite Wüſte fliegt;
Sein Leben iſt ein ewig Schweifen:
Drum lebt er frei und hochvergnügt.

Stürzt, Brüder, gleich dem freien Greifen
Euch muthig auf den ſüßen Raub,
Und tretet, wornach Narren greifen,
Und ſelbſt die Narren in den Staub.

An Laidion.

Zürne nicht, mein Liebling, vor den Flammen,
Die in deinem Buſen ſelig glühn.
Darf der Himmel neidiſch das verdammen,
Wodurch Sonnen ſich zu Sonnen ziehn?

Was des Hymnus Jubel Morgenröthen,
Hohen Einklang alle Sphären lehrt,
Und wodurch die Irre der Kometen
Regellos die höchſte Regel ehrt?

Wodurch Blumen ſich zu Blumen neigen?
Tropfe brünſtig zu dem Weltmeer jagt?
Wodurch Philomele in den Zweigen
Und der Schwan auf Frühlingswellen klagt?

Darf der Himmel ſein Geſetz verdammen,
Dann verdamme dieſe Liebe auch!

Stürze mit dem Weltenſchmuck zuſammen!
Stirb mit Sonnen dann in Einem Hauch!

Und in Einem ſchrecklich ſchönen Brande
Löſche Schönheit, löſche Liebe aus,
Fahr' auf ewig hin zum Schattenlande,
Zu des Orkus feſtverſchloßnem Haus!

Und auf fürchterlich erloſchnen Trümmern
Traure einſam der erhabne Geiſt,
Welchen nimmer Sonnen mehr umſchimmern,
Nimmer wieder Menſchenwonne preiſt!

Nein, hinweg der Bonzen ſchwarze Schrecken!
Hoffnung auf das Engelangeſicht!
Wenn auch Donnerwolken ihn bedecken,
Iſt ſein täglich Kleid doch Luſt und Licht.

Als er ſchuf, der langen Zwietracht Schlichter,
Als die alte Nacht zuſammenfiel,
Schuf er aus dem Haupt die Himmelslichter,
Menſchen aus des Herzens zartem Spiel:

Und die hohen Himmelslichter rollen
Ruhig fort in eigner Majeſtät,

Doch was Menſchen fühlen, ſehnen, wollen,
Erſt den weichen Weg des Herzens geht.

Und der Reitz der ſel'gen Sympathien,
Der durch Sonnen und durch Seelen wallt,
Läßt die Welt in Götterfreude blühen,
Schwellt die Bruſt mit himmliſcher Gewalt;

Sendet aufwärts ſeine ſchnellen Boten
Freudig zu dem Flammenurſprung hin;
Stürzt ſich abwärts in das Reich der Todten,
Denn die Liebe reichet auch dahin.

Und auf tauſendfach verſchlungnen Pfaden,
Wie der Blitz ſich in ſich ſelbſt verſchlingt,
Schlingt ſich durch das All ein zarter Faden,
Der zur Geiſterliebe herriſch zwingt.

Frühlingsſäuſel, Himmelſphärentöne,
Donnerſtimmen, Nachtigallenſang —
Liebling, alles Gute, Wahre, Schöne
Eine Liebe iſt es und Ein Klang.

In der Welten jubelnden Chorälen,
In der Sterne freudigem Geſang

Höre die Muſik entzückter Seelen,
Kenne deines Buſens Götterdrang.

Auf zu ihnen! liebe! hoffe! wähne!
Alles Andre flieht wie dünner Schaum.
Für die Erde gab dir Gott die Thräne,
Für den Himmel gab er dir den Traum.

Einſt, wann Welten aus einander ſtäuben,
Wann die letzte Sonne matt verblinkt,
Liebe wird als einz'ge Sonne bleiben,
Wann der Geiſt zum höchſten Geiſt verſinkt.

Einſt auch wird er unſer Schickſal lichten,
Furchtbar tönt es nicht ſein Weltgericht;
Durch das Herz wird er die Herzen richten:
Darum zittre vor dem Herzen nicht.

Wunſch.

Würdet ihr zu Nachtigallen,
Kleine leichte muntre Lieder,
Flöget zärtlich hin und wieder,
Könntet ſchmeicheln und gefallen —
O dann würde wohl der Schönen
Bald das hohe Herz verſinken,
Grauſam würde ſie es dünken,
Nicht zu weichen ſolchen Tönen.

Würdet ihr, o Blicke, Sterne,
Ihr, o Augen, Himmelslichter,
Zögt ihr alle Angeſichter,
Käm' auch ſie zum Glanze gerne;
Und, vom Schimmer erſt befangen,
Von des Lichts allmächt'gem Triebe,

Zündete die Bruſt die Liebe,
Und die Liebe das Verlangen.

Würdet ihr, o Seufzer ſtille,
Zähren heiße, zarte Blätter,
Blumen, wie das Maienwetter
Sie hervorlockt in der Fülle,
Ginge ſie wohl auch zu pflücken,
Was die Jugend freundlich ladet,
Und in Lenz und Luſt gebadet
Fänd' und gäbe ſie Entzücken.

Thränen, Seufzer, Lieder, Worte,
Vögel, Blumen, Himmelſterne,
Geiſter alle nah und ferne,
Helft mir! öffnet mir die Pforte
Zu dem grauſam ſtrengen Herzen!
Oder ſchier muß ich vergehen;
Denn von ſolcher Schönheit wehen
Feuerwonnen, Feuerſchmerzen.

Ermannung.

Was weinſt, du Thor? was du verloren,
Es iſt ein Nichts, es war nicht dein,
Aus buntem Lügenſchein gebohren
Entflieht es dir und wird zum Schein,
Emporgegaukelt aus der Hölle
Tauſcht es den Sinn und die Geſtalt;
Denn nie erwärmt' ein Herz die Stelle,
Wo du es ſuchteſt, ſie war kalt.

Was dir an Tagen und in Nächten
Ein göttergleiches Bild gehaucht,
Das war von unterird'ſchen Mächten
In ſchönen Himmelglanz getaucht,
Es konnte ſchmeicheln und betrügen
Und ſpielen wie ein liebes Kind,

Es konnte Huld und Unſchuld lügen,
Und freundlich ſeyn, wie Engel ſind.

Auf! faße wieder ſtolzes Leben!
Und was aus eig'nem Muthe quillt!
Und nimm zurück, was du gegeben,
Und trage heim dein Götterbild.
Was willſt du um Geſpenſter weinen?
Was wünſcheſt du den Trug zurück?
Du ſchmückteſt ihn mit deinen Scheinen,
In deinem Reichthum war dein Glück;

Ausgoſſeſt du den ganzen Himmel,
Daß ſie darin die Göttin ſei,
Und luſtig ſpielte das Gewimmel
Von Träumen ſüßer Täuſcherei:
Die Sterne all vom blauen Bogen
Und Sonn' und Mond in deinem Wahn
Sie kamen liebend hergezogen,
Das holde Bildniß zu umfahn.

Doch weine, daß das Schöne fliehet,
Daß ſelbſt den Wahn das Herz vergißt,
Daß alles Irdiſche verblühet,
Daß du allein unſterblich biſt;
Doch weine um die bunten Schatten

Und um ihr ſüßes Gaukelſpiel,
Denn was wir hier auf Erden hatten,
Das war im liebenden Gefühl.

Jetzt zwiſchen Himmel, zwiſchen Erde
Mußt du in Sehnſucht traurig gehn,
Und, daß dein Herz erlöſet werde,
Zum Götterreigen droben flehn;
Denn einſam ſeine Liebe tragen
Iſt ſelbſt dem Mächtigſten zu ſchwer
Der, blitzend von dem Donnerwagen,
Gebietet dem geſtirnten Heer.

Bekenntniß.

Ein Kindlein hatt' ich gefunden,
Ein Kindlein fromm und fein,
Das liebte mich alle Stunden
Und wollte ſtets bei mir ſeyn,
Es pflückte mir Blumen und Blätter
Und ſpielte gar freundlich um mich,
Ich frage die ſeligen Götter:
Wie? waren ſie froher als ich?

Nun iſt der Frühling vergangen,
Die Blumen ſind alle verblüht,
Entblättert die Zweigelein hangen,
Es klinget kein luſtiges Lied.
Mein Kindlein iſt weit in den Fernen,
Die Freuden flohen mit ihr;

Ich rufe den ewigen Sternen:
O zeigt die Entflohene mir!

Ach! Sterne können nicht fühlen,
Noch du, o Sonne und Mond,
Was in den ſtillen Gefühlen
Des ſehnenden Buſens wohnt;
Ach! Sterne können nicht heilen,
Noch du, o Sonne und Mond,
Wodurch mit brennenden Pfeilen
Die Liebe beſtraft und belohnt.

Du kennſt allein meine Schmerzen,
Du kleines freundliches Kind,
Was mir im liebenden Herzen
Für Sorgen gewachſen ſind.
Komm wieder, Holde und Feine!
Komm wieder! ſo bin ich geſund;
Denn dir, du Liebling, alleine
Iſt alles mein Leben kund.

Klage.

Mein Leid das will ich klagen,
Was mir das Herz betrübt.
Warum ſoll ich nicht ſagen,
Was meine Seele liebt?
Was mir im tiefen Herzen
Am Grunde webt und ſpinnt?
Ach! Liebe iſt mit Schmerzen
Wohl Einer Mutter Kind.

Es ſpricht das Thier der Haide,
Der Vogel in dem Wald
Sein Leid und ſeine Freude,
Daß laut es klingt und ſchallt;
Warum ſoll ich mich ſchämen,
Daß menſchlich ich gefühlt,

Mit Scheinen und mit Schemen
Im ſüßen Wahn geſpielt?

Du weißt es, ew'ge Sonne,
Du, goldnes Sternenlicht,
Ihr ſahet meine Wonne,
Saht, und verriethet nicht,
Du, Mond, haſt oft belauſchet,
Du ſtilles Herz der Nacht,
Worum der Menſch nicht tauſchet,
Was Götter ſelig macht.

Ihr wißt es, bunte Träume,
Du lichter Geiſterreih'n;
Ihr liſpelt es, o Bäume
Und Blumen in dem Hain;
Ihr Waſſer murmelt leiſe
Euch ſüße Stimmen zu:
Klingt all' die alte Weiſe,
Doch klingt mir keine Ruh.

Sie klingt nicht, ſie alleine,
Das holde Engelbild,
Die Himmliſche und Reine
Hat mir den Glanz verhüllt.
O ſüßes Götterleben!

O kurzes Erdenglück!
So ſeh ich dich entſchweben?
Du kehrſt nicht mehr zurück.

War das die feſte Treue?
Die Liebe, die nicht ſtirbt?
Der Stolz, der ſtets um neue
Und ſchön're Kronen wirbt?
O Falſchheit! ſchwarze Hölle!
War dies mein liebes Kind?
Sie fließt ja wie die Welle,
Und wehet wie der Wind.

O wär' ich doch geſtorben!
Ich wäre baß beſtellt,
Mir wäre nicht verdorben
Mein Kleinod auf der Welt,
Mein Glaube wäre blieben,
Der ſüße Himmelstraum,
Mein Sehnen und mein Lieben
Bis an des Grabes Saum.

Elegie an Mathildis.

Klingſt du, melodiſcher Schwan, mir wieder die Frühlingsklänge?
Philomela, und tönt wieder die Luſt aus dir?
Felder kleiden ſich grün und Blüthen entſtäuben den Bäumen,
Und der himmliſche Glanz wandelt in Wonne dahin.
Ach! mir grünet die Welt nicht mehr, mir klinget die Freude
Aus dem Geſang nicht mehr, ſchimmert im Glanz nicht mehr.
Beſſer ſteht meinem Glücke die Zeit des eiſigen Winters,
Beſſer, wann Regen und Wind künden den traurenden Herbſt.

Denn der Frohſinn entfloh mir längſt, der luſtige Flattrer,
Der auf Sonnenſtrahl leicht und auf Blüthen ſich wiegt;
Mitentflohn iſt die Jugend, der Scherz, der ſpielende Gaukler
Fantaſus mit, und all Cypriens holdes Geleit.
Denn mir welkte zuerſt die fröhliche Blume der Liebe,
Und die luſtige Schaar floh, die nur Glückliche ſucht;
Arm nun ſteh ich im Raum der rollenden Welten und einſam,
Alles bewegt ſich, nur ich wachſ' allmälig zu Stein:
Wen die Liebe verläßt, den läßet die Luſt und das Leben,
Und die fließende Kraft wird zu erſtarrendem Eis.

O der ſeligen Zeit, der ſeligen Freuden und Schmerzen,
Als Mathildis in dir ruhte mein frommes Geſchick,

Als dein Auge mir mehr als alle leuchtende Himmel
Leuchtete, als mir dein Herz ſchlug den Pulsſchlag der Welt!
Da verſtand ich die Götter in dir und Göttergeheimniß,
Geiſter wandelten da nieder zum Glücklichen oft,
Und ich rang mit den Geiſtern und ſchien mir groß wie die Götter,
Und mein Leben war Stahl, Stahl an Klang und an Macht.
Und du konnteſt den Gott vernichten, den du erſchaffen?
Das mir brannte in dir, löſchen, das blühende Licht?
Konnteſt die Sehnſucht all, die heiligen Wahne vergeſſen?
Konnteſt, Mathildis, dein Herz ſelber vergeſſen in mir?
O ich verdamme dich nicht, ich will der Geliebten nicht fluchen,
Andere, Mächtige ſind, welche mich rächen an dir:
Die Erinn'rung, die ſtill und traurend die Blumen zur Erde

Schüttet, die einſt in den Schooß wir ihr in Wonne gelegt;
Auch die Reue, die mahnt — denn wahrlich ſo liebet kein Mann dich
Wieder, Mathildis, als ich, hat kein Mann dich geliebt.
Dann vergebens ſtreckt die Sehnſucht ſchmachtende Arme
Aus in die Lüfte, ſie hält weichende Schatten nicht feſt;
Lieder klingen was war, es ruft's mit zärtlichen Namen
Oefter der Traum, du wachſt auf, und weineſt umſonſt.
Denn die Liebe mag nie zurück ſich wenden zur Liebe,
Wenn der zehrende Gram ſog aus den Adern das Blut,
Traurig flieſſet mit Schemen ſie hin, ein wimmernder Schemen,
Will die Zärtlichkeit nahn, meldet ſich warnend der Haß.

Weh mir! wie mich doch alles verläßt! für waidliche Stürme

Bleibet der Unruh auch nirgends im Leben ein Platz;
Denn das Vaterland liegt, es wohnt auf Gräbern der Männer,
Kümmerlich weidend in Noth, nur ein verweibtes Geſchlecht,
Das für das Eiſen das Gold den trotzigen Feinden gelernt hat
Reichen und ſchmeichelnd den Knecht ſpiegelt im dienenden Blick.
Schwerdt iſt der Männer Stolz, die letzte Hülfe und Treue,
Wenn es das Herz nicht beglückt, adelt es muthig den Sinn;
Aber wohin mit dem Schwerdt? wohin mit dem mächtigen Trotze?
Wiſſe, was graſen nur will, wecket die Peitſche nur auf.
Bäume dich denn umſonſt, du ſträubender Stolz! empöre,
Zärtliches Herz, umſonſt gegen den Wechſel dich!
Eins doch bleibt, Ein Troſt, wann nichts mehr hält: in das Leben
Führt Ein Weg nur hinein, tauſende führen heraus.

An Melittion.

1.

Man ſagt, daß die lieblichſte Blum' im Mai
Die Roſe, die Tochter der Liebe, ſei.
So iſt auch das Mädchen, das mir gefällt,
Die lieblichſte Jungfrau der ganzen Welt.

Und gälte mit Männern das Ritterſpiel,
Gern macht' ich die Rennbahn zum Todespfühl;
Und hielten ſie Zauber und Drachen feſt,
Wie ſüß ſich für Liebe das Leben läßt!

O Jungfrau, du ſüße! was ſchwellt den Muth
Mit alles durchdringender Liebesgluth?
Was wehet wie Winde und brauſt wie Meer
Lebendig im Buſen mir hin und her?

Ich höre die Klagen der Nachtigall,
Die Klagen der Liebe voll ſüßem Schall,
Ich ſehe es leben an Laub und Baum,
In tiefeſter Tiefe, im höchſten Raum.

O Jungfrau, du ſüße! es iſt nicht Schall
Der Liebe bewimmernden Nachtigall,
Es iſt nicht die Blüthe, das Blatt am Baum,
Was himmliſch begeiſtert den Göttertraum.

Still ruhet das Leben in tiefer Geſtalt
Und fluthet nach oben mit Liebesgewalt;
Es ſchwellen die Waßer zum Sonnenlicht,
Das Blut zu dem menſchlichen Angeſicht;

Es wandeln die Sterne zum Sonnenmeer
Im ewigen Reigentanz hin und her;
Es ziehen die Lüfte den Wolken zu,
Und ſuchen, und finden doch nie die Ruh.

So zieht es und ringt es nach Seligkeit
Auf Erden, im Himmel im ſteten Streit;
Und könnt' es in Ruhe zuſammen gehn,
Es müßten gleich Himmel und Erd vergehn.

2.

Um alle Blumen ſumſet die Biene,
Taucht in die Kelche, ſaugt von den Blättern;
Süßes bringt ſie, Süßes nimmt ſie,
Melittion!

Sumſe und ſinge, lieblicher Vogel,
Breite zur Sonne golden die Flügel.
Lenz iſt heute, Lenz verwelket,
Melittion!

Du, meines Lenzes ſumſende Biene,
Du, meiner Freude ſpielender Vogel,
Holdes Lenzkind! Maienliebling!
Melittion!

Liebliche, ſüße Tochter der Sonne,
Freundlich wie Sterne, lockend wie Lüfte,
Horche, Bienchen! Liebe ruft dich:
Melittion!

Hat um die Kinderſeele, die leichte,
Wieder der Lenz geworfen die Flügel,
Spiele! ſumſe! ſchlürfe Süßes!
Melittion!

Funken ſie flehen brünſtig zur Sonne,
Quellen und Wolken wallen zum Meere:
Alles Holde ſehnt zu dir ſich,
Meliſſion!

5.

Das Waſſer lockt aus dem tiefen Meer
Das Licht,
Es hebt ſich brünſtig hinauf, doch leer
Wirds nicht.
So iſt es auch mit der Liebe beſtellt.
Du Herz, das ſüße Empfindung ſchwellt,
Du deuteſt, was ſich nicht ſpricht.

Im Menſchenantlitz da locket tief
Die Gluth,
Die alles freudig zu Leben rief
Und Muth,
Die Sonnen ballte und Erden geſchmückt
Und Bäche ſtrudelnd zum Meer geſchickt,
Die Liebe, ſelig und gut.

O ſüße Gluth! die mich heiß verzehrt
In Pein,
O Licht! das hell ihr Geſicht verklärt
Mit Schein,
Dein Brennen, Leuchten ich alles verſeh,
Thut mir im tiefeſten Buſen weh
Die Jungfrau lieblich und fein.

Ihr Aug hat heller als Morgenroth
Den Strahl;
Ihr Zorn brennt heißer, als heißer Tod
Durch Stahl;
Und wem ſie einmal nur freundlich gelacht,
Verſchmähte um ſie, was unſterblich macht,
Den goldnen Götterpokal.

Doch trägt der Himmel des Auges Schmerz
Im Blick,
Gleich fliehet alles ins tiefe Herz
Zurück.
O Liebe, brünſtig wie Waſſer und Licht!
O ſüßer Schein vom Menſchengeſicht!
Wer ſpricht dein Weh und dein Glück?

Die vier Elemente.

an Melitten.

In allen Dingen groß und klein
Seh ich der Liebe Wiederſchein;
Iſt mir alſo der Sinn geſtellt,
Nur durch die Liebe kenn' ich die Welt.
Hat mancher Schnitzler an mir geputzt,
Hat mancher Doktor mich zugeſtutzt,
Hat manch Katheder mir hohl geklungen;
Doch in der Liebe nur hör ich Zungen,
Ward mir hell der dunkle Verſtand,
Zu ſehen der Dinge Macht und Band,
In Demuth zu glauben und zu hoffen;
Ward mir Paradies und Himmel offen.

Süße Liebe, durch deren Gunſt
Mir oft zerflogen der Erdendunſt,
Die oft mit himmliſcher Gewalt
Mir wie ein Kindlein zugelallt,

Mich, leitend an der frommen Hand,
Der holden Schönheit zugewandt:
Süße Liebe, durch die ich bin
Und habe, was Gutes ich hab' und bin,
Laß deine hohen Wunder mich preiſen
In ſchlichten und einfältigen Weiſen;
Laß mich im Spiegel der Dinge ſchauen
Das Bild der lieblichſten aller Frauen,
Die mich in ſüßen Banden hält,
Mir brünſtig den heißen Buſen ſchwellt,
In Fröhlichkeit und in Unſchuld
Die grimme Begier in Schlummer lullt.

Du aber, Auserwählte mein!
Meine ſüße Luſt! meine ſüße Pein!
Freundlich wie die ſchönſte der Horen,
Im friſchen Maienmond gebohren,
Werth eines beſſern Sängers Lieder,
Daß Orpheus käme zur Erde wieder,
Daß Sappho, der Nachtigallenmund,
Machte deine Huld und Schönheit kund:
Horch, wie ich in den Elementen find'
Deine holde Zier, du ſüßes Kind!

Zuerſt die Erde, die alles nährt,
Dein Bildniß ſtellt, du Jungfrau werth!

Die Erde, alt, und doch ewig jung
Erblühend aus der Entblätterung;
Neu lockend und von Blumen ſprieſſend,
Und Luſt und Liebe aus ſich gießend.
Es liegt in ihrem Schooß geheim
Voll Zauberei der Dinge Keim;
Es lodern aus verborgnen Tiefen
Die Kräfte, die Jahrtauſende ſchliefen:
So ſchwillt der Traube edles Blut,
So ſpeien die Berge Feuersgluth,
So wächſt die Eiche himmelan,
Die Aehre giebt das Mark dem Mann.
Alle Weſen ſie liebend trägt
Und endlich ins ſtille Bettlein legt.
Immer freundlich und fromm verborgen
Weiſt ſie hin auf den künftigen Morgen,
Treibt luſtig aus dem wechſelnden Tod
Ans Licht das wechſelnde Leben roth:
Das grüne Gras, die Roſe voll
Uns lehret,' wie man leben ſoll;
Der Wandel, worin alles beſteht,
Sich ewig erfriſchet und untergeht,
Iſt Lebens und Todes Majeſtät.

So biſt du, Weib, mit Blumen geſchmückt,
Mit Blumen der Jugend, die entzückt;

So ſtrahlt geheim aus deinem Blick
Etwas, höher als Erdenglück,
Voll Zauberei und tiefer Magie:
Mir wird dabei, ich weiß nicht wie,
Fühle die Kraft in mir zerronnen
Und aufgelöſet in Himmelswonnen.
Bald werd' ich wieder geſtählt und ſtark,
Die Liebe füllt mir die Bruſt mit Mark,
Ich fühl' im heiligen Zorn ſie lodern;
Könnte die Stärkſten zum Kampfe ſodern;
Könnte mich ſtürzen aus deinem Arm
In die Schlachten der Männer warm;
Könnte von Haufen blutiger Leichen
Dir die ſterbende Rechte reichen,
Und mit deinem Gedächtniß ſchön
Nieder ins Dunkel der Schatten gehn.

Waſſer, wie ſchlingeſt du brünſtiglich
Um die wandelnde Erde dich!
Immer wallend und leicht und zart,
Allbeweglich nach Weibesart.
Sehnſüchtig willſt du zu Sternen auf,
Aber nach unten fließt dein Lauf;
Wogend zwiſchen der Tief' und Höh
Bleibet dir ewig dein ſüßes Weh,
Bleibet dir ewig dein ſüßes Sehnen

Bild und Mutter der naſſen Thränen!
Waſſer, ſtilles, wie lieb' ich dich!
Waſſer, bewegliches, wie fürcht' ich dich!
Es wogen alle die dunkeln Triebe
Im tiefen Strudel, in tiefer Liebe;
Dort unten iſt Nacht und ſchwarzes Grauſen,
Wo in der Wellen verborgnem Sauſen
Die ernſten Geiſter der Tiefe hauſen.
Aber ſeh ich den glatten Spiegel,
Worauf ſtill ruhn des Maſtes Flügel,
Seh ich fließen dein dunkles Blau,
Den Mond drinn, die Sterne des Himmels genau,
Die hohen Wälder, die grünen Berge,
Die blühenden Büſche, des Forſtes Zwerge:
Mögt' ich in brennender Luſt hinab
Stürzen in dein geheimes Grab.
Deine Quellen ſprudeln und Bäche klingen
Frühlingsweiſen von ſüßen Dingen;
Tropfen, welche die Stern' entführen,
Müßen als Sterne die Blumen zieren;
Müßen, geläutert vom Sonnenſtrahl
Füllen mit Traubenſaft den Pokal;
Haben, mit blinkendem Erz gemiſcht,
Oft des Siechen Gebein erfriſcht.
So das Leben der Erd' erneuend,
Strömen ſie fort, ſich ſelbſt zerſtreuend;

Aber, wie Kinder zum Mutterblick,
Wollen ſie alle zum Meer zurück,
Finden in des Oceans Wiegen
Nur die Ruhe nach langen Zügen.
Alſo ſchlingſt du, holdſelig Weib,
Um den eiſernen Mann den Leib;
Immer geduldig, immer freudig;
Immer zerfließend und geſchmeidig;
Immer die heiße Sehnſucht fühlend,
Doch in luſtigen Wellen ſpielend;
Immer in andern dich tief begrabend,
Und in der Liebe Vernichtung labend.
Wie die Sterne den naßen Hauch
Ziehen, ziehet Thränen dein Aug;
Wie ſie thauen auf Blumen nieder,
Giebſt du alles dem Manne wieder:
Alles, was dunkler Schmerz gebahr,
Kömmt ihm im Lichtſchein hell und klar,
Daß er mögte in dich hinein
Ganz ſich dringen in Liebespein,
Dich in glühender Luſt verderben
Und in ſprudelnder Wonne ſterben.
Spieleſt lieblich beweglich umher,
Wie aus der Tiefe das blaue Meer,
Aber ſammleſt dich fromm in Treue,
Daß ſich der Selige liebend freue.

Leichter als Waſſer iſt die Luft,
Webt um die Sterne zarten Duft,
Webt um die Auen Sonnenſchimmer,
Sehnt ſich nach allem, und raſtet nimmer.
Wie ſie in lieblichen Wellen ſchwimmt,
Alles in liebende Arme nimmt,
Als Zephyr die Roſenknoſpe entfaltet
Und das Frühlingsleben geſtaltet;
Wie ſie verſendet das Licht der Welt,
Als Wind die ſchwirrenden Segel ſchwellt,
Als Sturm die trotzige Eiche bezwingt,
Allbeweglich alles durchdringt:
So iſt das Weib die leichte Geſtalt,
Die hold das irdiſche Rund umwallt,
Alles an brünſtige Brüſte drückend,
Alles beſeelend und erquickend,
Wie ein Zephyr um Blumen ſingend,
Doch durch ſüße Gewalten zwingend,
Stählerne Panzer durch Blicke ſprengend,
Welterweiternd und weltverengend.

Aber ſeh ich dein feines Leben,
Luft, dein Allesdurchdringen und Schweben,
Dein Fliegen fern zu Weltenenden,
Dein zaubriſches Schimmern und Verblenden;

Hör' ich es liſpeln im Wellenſchlag,
Hör' ich es ächzen im Laubendach,
Hör' ich es in den Felſen rauſchen,
In den lebendigen Wipfeln ſauſen,
Muß ich mit kurzem Athem lauſchen,
Und meine Haare richtet das Grauſen.
Magiſche Töne bezaubern mein Ohr,
Leichte Geſtalten wallen hervor
Aus dem einſamen Schweigen der Grüfte,
Aus den Kreiſen der Zauberklüfte;
Aus den Tiefen und von den Sternen
Klinget und ſcheinet es weit zur Fernen.
Alſo durchdringet mich Zauberei,
Seh ich die ſchöne Jungfrau treu.
Alles ſcheint anders und doch daſſelbe
An der Erd', an dem Himmelsgewölbe;
Weiß nicht, wie mir zu Muthe wird,
Wie mir das Auge verblendet irrt,
Hat das Liebſte, und will nicht trauen,
Meint behexende Wunder zu ſchauen;
All genießend das junge Leben
Will das zagende Herz mir beben;
Steigend zur heiligen Liebesteufe
Doch ich anderswo überſchweife:
So die Schöne, die lieb mir blüht,
Neue Welten in mir erzieht.

Luft, du giebeſt dem Donnerklang
Den erhabenen Wolkengeſang,
Giebſt der zärtlichen Nachtigall
Klagender Liebe Wiederhall;
Lehrſt die Blumen ſingen, die Büſche
Flüſtern in des Maienmonds Friſche;
Lehrſt die Lippen das ſüße Weh
Sprechen, das ſchwellet des Buſens Höh;
Lehrſt die zitternde Saite klingen
Töne von hohen Himmelsdingen.
Aber wenn du die Stimme biſt,
Wodurch die Schöpfung lebendig iſt,
So ſchließt die Auserwählte mein
Doch ſüßre Melodien ein,
Als die, wodurch des Orkus Ohr
Den unbezwungnen Grimm verlor,
Als die, wodurch die Steine flogen
Und ſich um Theben zu Mauren zogen.
Wenn ihre Engelſtimme klingt
Und alle Herzenswunder ſingt,
Wenn ihr girrende Luſt den Buſen ſchwellt,
Vernehm' ich die Melodien der Welt.

Feuer, Element der Flammen,
Aus welchem Götter und Menſchen ſtammen,
Daß etwas Großes werd' und ſei,

Bindſt in geheimer Liebe die drei.'
Ohne dich wäre ewiger Tod,
Kein Frühling und kein Morgenroth,
Kein Menſchentanz, kein Sternenreigen;
Denn dir iſt alles Schönſte eigen,
Alles Holdeſte blüht durch dich
Im göttlichen Leuchten ewiglich.
Als deine heilige Kraft noch ſchlief
An Jovis Stuhl verborgen tief,
Da lag die Natur im ſtummen Leide,
Den Menſchen fehlte die Liebesfreude,
Den Wolken der Donner, dem Himmel der Schwung,
Dem Frühling die Liederbegeiſterung.
Mit dir kam hohe Liebesgunſt,
Mit dir die Muſe, die himmliſche Kunſt:
Die Mauren wachſen, die Tempel ſteigen;
Vor Göttern ſich die Menſchen neigen;
Daß oben einſt ſie Götter werden,
Wandeln die Helden göttlich auf Erden,
Und ſchlagen mit deinem gebändigten Stahl
Die Ungeheuer und Rieſen zumal.

Feuer, du zündeſt die Sonnengluth,
Daß alles Leben ſich regt in Muth,
Färbeſt die Roſe mit hellem Licht,

Heller das menſchliche Angeſicht:
Heiliges, das die Adern der Welt
Mit erſchaffenden Flammen ſchwellt,
Erſter Beweger geheimer Triebe,
Gährend im brennenden Abgrund der Liebe,
Großes Herz des lebendigen Alls,
Puls des Wurms und des Sonnenballs,
Ich ahnde dich kaum, und bete an,
Was ich nicht wiſſen noch ſprechen kann.

Was ſtell ich auf dich dies vierte Bild',
Du ſüße Jungfrau, hold und mild?
Faß ich die Wunder der Welt zuſammen,
Sie blühen an dir in leuchtenden Flammen.
Was Leyern und Zungen nicht ſprechen können,
Seh' ich im funkelnden Auge brennen,
Seh' ich von ſchimmernden Wangen leuchten,
Die oft mir ſchimmernde Sterne däuchten:
All die zarte Liebesgeſtalt
Ziehet mich ſelig mit Allgewalt,
Wie die Blumenwieſe das Kind,
Hin, wo himmliſche Luſt ich find.

Lebensathem und Lebenslicht!
Lieblich lockendes Luſtgedicht!
Herrlichſte aller Blumen der Auen!

Glänzender Spiegel aller Frauen!
Die mich leitet an ſanfter Hand
Freundlich durch das irdiſche Land:
Leben mit dir iſt ſüßer Gewinn,
Sterben mit dir hat hohen Sinn,
Dulden für dich iſt leichtes Spiel,
Felſen mit dir ein Flaumenpfühl,
Schlaf in Banden die weichſte Wiege:
Alles iſt ſeliger Liebe Genüge.
Selbſt auf des Lebens grimmeſte Pein
Schimmert ihr luſtiger Sonnenſchein,
Blüht um die Locken der grauen Haare,
Blüht um die düſtere Todtenbaare:
Die Blumen und Sterne zuſammen bindet,
Leicht auch den Weg zum Aether findet.

Die Ritter von Jomsburg. (*)

Auffuhr bei dem Mahl,
Gleich dem himmliſchen Strahl
In wilden Gewittern,
Vor Knappen und Rittern
Oloff — und in Stille
Staunte die herrliche Schaar:
Die Vögel zittern dem Sonnenaar,
Und dem Meiſter der Ritter Wille.

(*) Jomsburg war eine Feſtung nordiſcher Wikingar am Ausfluß der Oder. Es war Geſetz, daß unter den Männern der Burg kein Weib ſeyn durfte.

Zu Sigurd er trat:
„Mann der ſchändlichen That!
Du liegeſt beim Weibe.
Dort ſteht ſie, von Leibe
Zierlich, mit den ſeinen
Locken, viel heller als Gold;
Dort Ivar iſt es, der Knabe hold,
Den du ſingſt in der Preußen Hainen.“

„Du lügſt in den Hals,
Wie die Stimme des Schalls.
Dafür will ich ſtreiten
Mit Bogen und breitem
Degen, und der ſpitzen
Lanze auf Leben und Tod,
Bis einer geht zu dem Gaſtgebot,
Wo die Tapfern um Odin ſitzen.

Sprach Sigurd. Mein Schwerdt
Iſt des deinen wohl werth;
Biſt mehr du dem Bogen
Und Speere gewogen,
Nimm ſie!“ — Und der Meiſter
Riß aus der Scheide den Stahl;
Drob wiegten luſtig ſich allzumal
Ueber Wolken der Helden Geiſter.

Und Sigurd haut wild,
Und zerſpaltet den Schild
Des Meiſters, und röthet
Den Panzer. „Dies tödtet
Helden für die Weiber,
Männer nicht, ſchreiet der Feind.
Wenn Oloffs Eiſen es ernſtlich meint,
Macht es Geiſter und todte Leiber.“

So treibt ihn die Wuth
Und er ſchwinget die Gluth
Des fallenden Degens
Voll Zaubers und Segens,
Hauet durch der Ketten
Dreimal verſchlungnes Geflecht,
Daß Sigurd rufet: „ich hab' mein Recht,
„Geht, mir, Brüder, das Grab zu betten.“

Drauf fliegt mit Geſchrei
Eilends Ivar herbei,
Der liebliche Knabe.
„Dir folg' ich zum Grabe,
Liebſter!“ — und ſie ſenket
Tief in den Buſen den Stahl —
„O Schwerdt, du bringſt auch das Weib zum Mahl,
Wo Iduna den Meth uns ſchenket.“

Der König von Burgund.

Es reit't mit ſtolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kömmt ein Knab gegangen
Und grüßt mit ſüßem Mund,

Und ſpricht: Gott grüß dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach' deine Feinde wenig!
Dich ſtark zu jeder Stund!

Und ſpricht: Gott lenk dir, König,
Zu mir den lieben Sinn!
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.

Der König ſpricht zum Knaben:
Was willſt du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

Was wagſt du, holder Knabe,
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg iſt dir zu hart.

Geh mit den feinen Füßen
Zurück ins Blumenthal,
Und horche dort dem ſüßen
Geſang der Nachtigall.

Pfleg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Rebenſtock,
Und netz' des Leines Enden
Für einen Schäferrock.

O König, zart von Leibe
Iſt meine Jugend wohl;
Doch ſie nicht von dir treibe,
Sie fühlt ſich Muthes voll.

Wohl Hunderttauſend ſitzen

So ſtolz um dich zu Roß,
Viel tauſend Schwerdter blitzen
Und Köcher voll Geſchoß:

Doch von den allen keiner
Iſt mehr dir zugethan
Als ich, hinfort dein kleiner
Dir dienender Kumpan;

Doch von den allen keinen
Bekümmert ſo dein Streit,
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut.

O Knabe, deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch wiß, die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich;

Die ſchönen blauen Augen
Verſöhnen keinen Feind,
Denn die, ſo Schwerdter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint.

O Herr! klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,

So wiß, in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

Laß ſich den Schein entfärben,
Der dieſe Wangen ſchmückt;
Ja laß mich für dich ſterben:
So dünk' ich mich beglückt.

O Knab, ſoll ich dich nehmen,
So melde, ob du kannſt,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannſt;

Womit im Brand der Sonne
Du mir die Schläfe kühlſt,
Und für der Träume Wonne
Mich ſanft in Schlummer ſpielſt.

Herr König, zwar geringe
Iſt meiner Gaben Loos;
Doch macht zu allem Dinge
Die fromme Liebe groß.

Ich kann die Laute ſchlagen,
Ich kann das Harfenſpiel,

Womit ſeit manchen Tagen
Ich vielen wohl gefiel;

Auch kann ich luſtig ſingen
Und zwitſchern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein;

Auch kann ich künſtlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerdter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring;

Auch weiß ich Wundermähren
Aus alter, grauer Zeit,
Die Sorgen zu bethören
Stracks durch Geſchwätzigkeit;

Auch richt' ich ſchnelle Falken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Marrſchalken
Haſt keinen flinkern du.

Der König nimmt den Knaben,
Und kleidet ihn in Stahl,

Und läßt ihn bei ſich traben
In Nacht und Sonnenſtrahl.

Sein Schwerdt muß er ihm tragen,
Ihm zäumen früh ſein Roß;
Iſt ihm in wenig Tagen
Der Liebſt' im ganzen Troß.

Beim Mahl muß er ihm ſingen
Zum goldnen Harfenſpiel,
Und oft von alten Dingen
Erzählen lang und viel.

Und wann von ſeinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
So muß der Knabe ſchlafen
Zunächſt an ſeinem Bett.

So zieht er als Begleiter
Des Zuges luſtig mit.
Einſt warnt das Horn die Streiter
Vor nahem Feindestritt;

Im Glanz der Waffen ſprengen
Die Reiſigen voran,

Und Heldenherzen drängen
Sich friſch zum Kampf heran.

Und König Rudolfs Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenſcherz;

Und Mütter müſſen weinen
Und Bräute, jung und hold,
Den Tag, der, zu beſcheinen
Die Todten, aufwärts rollt.

Da faßt ein ſtarker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zerſprengt den Schild in Scheiter,
Zerſplittert ſeine Wehr;

Trifft ihn mit ſtolzem Grimme —
Das Feld iſt Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Er fällt vom Roß herab.

Erbleichend hält der Knabe
Und ſpannet ſein Geſchoß —

„Nimm letzte Liebesgabe!“
Er ſchießt den Mann vom Roß;

Wirſt dann in heißen Thränen
Sich auf des Königs Leib,
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke ſchnell,
Damit das Blut zu ſtocken,
Das rinnt vom Panzer hell;

Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weißen Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von ſeines Buſens Schrein.

Und ſieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und ſieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Trug,

Das Lieb' in Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug:

Und faßt sie gar behende,
Und drückt sie an sein Herz,
Und ruft: hier, Treue, ende
Dein langer süßer Schmerz!

Und wärst in Bettlerhütten
Die kleinste Magd im Land,
Du bist durch Muth und Sitten
Mit Königsglanz verwandt.

Mein König, stammelt leise
Das holdverschämte Weib,
Vergieb mir meine Weise!
Mir hinfort gnädig bleib!

Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran;
Wohl aus der Fürsten Mitte
Erköhre sie ein Mann.

Mein Vater heißt Graf Walther,
Wohnt im Ardennerwald;

Doch zog mein junges Alter
Der Liebe Allgewalt.

Du weißt, wie ich geſühnet,
Wozu bei Tag und Nacht
Sich Liebesmuth erkühnet
In wilder Knabentracht.

Ich weiß es, es ſoll wiſſen
Das ganze Männerheer.
Du ſchläfſt auf deinem Kiſſen
Hinfort nicht einſam mehr.

In deinen ſüßen Armen,
Du ſüße Königin,
Laß ewig mich erwarmen
Im frommen Liebesſinn.

Die oft mein Roß gezäumet,
Mich oft in Schlummer ſang,
Nun bei mir ſchläft und träumet
Al, all ihr Lebenlang.

Die Roſe und die Jungfrau.

Was ſtichſt du mich, du Röslein roth?
Warum der Dorn bei ſolcher Zier?
Unſchuldig ich die Hand dir bot,
Wollt' dich pflücken in ſüßer Begier.

O ſchelte nicht, unſchuldig Kind!
Mit lieben Augen zu mir komm!
Meine ſüße Zier verweht der Wind,
Dornen ſtechen, ich ſelber bin fromm.

Von wilden Buben mich errett!
Und von des Reifen kalter Noth!
Dein frommes Herz mein Todtenbett —
Luſtigs Leben und luſtiger Tod!

Du Schönſte aus dem Blumenreich!
Was willſt du thun an meiner Bruſt?
Keine Blum' iſt dir auf Erden gleich,
Mußt auch ſterben in eigener Luſt.

Ich kann nicht ſterben mehr allein,
Einſt ſtand ich wie die Lilie bleich,
Da gab mir Liebe rothen Schein:
Bin an Sehnſucht der Liebe nun gleich.

Nun lockt mich Sonnenſtrahl und Mai,
Mir ſchwellt der Thau den brünſtigen Leib,
Kann nicht mehr leben und ſterben frei;
Komm mich pflücken, unſchuldiges Weib!

Die Jungfrau fromm die Roſe brach
Und Thränen auf die Blätter goß,
In Wehmuth ſinnend, was ſie ſprach,
Warm am Herzen die Schöne verſchloß.

Und eh des Abends Schein verging,
Die Jungfrau fromm war todt und kalt;
Die Blume, die ihr am Buſen hing,
Hielt noch luſtig die alte Geſtalt.

Der Knab' am Meer.

Stand ein Knab' am tiefen Meer,
Schöpfend mit der hohlen Hand;
Wollt es ſchöpfen waſſerleer:
Kindiſch will des Kinds Verſtand.
Aemſig ſchöpft er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Still ich ſah des Kindes Thun,
Kindiſch all, doch himmelwärts;
Nimmer raſten, nimmer ruhn
Will das eitle Menſchenherz:
Luſtig könnt' es am Bache ſpielen,
Muß in Arbeit ſein Müthchen kühlen.

Knabe, ſprach ich, Knabe, laß
Ab von deiner eitlen Pein!
Ehe wird das Sieb zum Faß,
Worin ſicher ruht der Wein,
Ehe fängſt du den Wind mit Netzen,
Als ſich trocken die Tiefen ſetzen.

Und der Knabe ſprach zu mir:
Weiche, böſer Feind, hinweg!
Laß mein ſüßes Spielen mir;
Ueber Bächen liegt ein Steg;
Quellen kann ich im Grunde ſchauen:
Auf die Tiefe nur will ich trauen.

Und er ſchöpfte luſtig fort,
Aber ich ging weinend weg —
Heil'ge Brunſt, wo iſt dein Ort?
Süßer Abgrund, wo dein Steg?
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Liebesgeflüſter.

Süß Liebchen, doch ſchweige! das Süße, Süße flieht;
So blühet die Blume, wie Liebe flüchtig blüht;
Sie duftet am Morgen, am Abend iſt ſie todt:
Reich her mir dein Mündlein voll Küſſe roſenroth!

Blüht Liebe, wie Blumen? o luſtig, luſtig Bild!
So küſſe die Lippe, die Liebe brünſtig füllt.
Stirbt Liebe wie Blumen, daß Liebe traurig ſei,

Die Blume, die welket, kömmt wieder friſch im Mai.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich dem Sonnenlichte,
Es locket ſo freundlich mit Roſenangeſicht,
Dann ſchwellen die Knoſpen, die Blumen brechen aus;
Doch löſcht eine Wolke die Tagesfackel aus.

Du Lieber, gleicht Liebe dem hellen Sonnenlicht,
So läßet die Sonne die Blumen nimmer nicht;
Die Wolke muß weichen, und friſcher ſteht die Welt.
Die Liebe läßt nimmer, was einmal ihr gefällt.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich der dünnen Luft,
Du willſt ſie wohl faſſen, und faſſeſt leichten Duſt;
Du willſt ſie wohl halten, wer hält die Winde feſt?

Im Klange, der liebend aus mir verklingen wird,
Wann ſelig mein letztes Leb wohl! die Zunge girrt.

Süß Liebchen, im Feuer die Liebe flammend blüht,
Im zehrenden Feuer, das heiß zu dir mich zieht;
Ich fühl' es gewaltig, ich fühl' es freudenvoll:
Doch ſprich, ob dies Feuer denn nie verlöſchen ſoll?

Du Lieber, dies Feuer iſt andrer, andrer Art,
Als das, wodurch Troja zum Aſchenhaufen ward;
Es lodert und brennet, und brennt ſich nimmer ſatt —
O himmliſche Flamme, wie ſelig, wer dich hat!

Süß Liebchen, dem Waſſer iſt gleich die Liebe auch,

Es ſpielet ſo leidig, und dampfet hin in Rauch,
Es kömmt wohl ſo fröhlich, und fließet wieder fort.
O Liebe, du ſüße, wo ſteht dein feſter Ort?

Ihr feſter Ort ſtehet im Waſſer ewiglich,
Wie Waſſer fließt, fließet mein Liebesſtrom um dich;
Wie Waſſer ſich ſchwellet, mir ſchwillt das volle Herz
Zur Sonne der Liebe, zum Manne, himmelwärts.

Süß Liebchen, die Liebe iſt unergründlich tief,
Wie Waſſer, worinnen manch ſchlimmes Scheuſal ſchlief.
Wie kühn iſt der Steiger, der ſteigt in ſolchen Grund!
Wohnt immer im Herzen, was ſpricht der ſchöne Mund?

Wohl brauſt unergründlich das tiefe, tiefe Meer,

Wohl fließet es immer, wird nimmer doch
nicht leer.
So ſchöpfeſt du nimmer des Herzens Tiefe
aus;
Die Tiefe der Liebe ſie ſchwillet überaus.

O liebliches Liebchen! wie tröſteſt, Süße,
mich!
Kommt, Flammen der Liebe! begrabet ſelig
mich!
Kommt, Fluthen des Waſſers, das nimmer,
nie verrinnt!
O Wonne, die alſo die tiefſte Tiefe findt!

Leben.

Ich war ein Kind.
Wie Frühlingsſäuſel flogen
Die Lebensſorgen ſpielend um meine Locken;
Das Gras gab weich die Blumendecke,
Der Himmel das ungemeſſene Auge;
Leben und Schlaf noch Eins:
Mich wiegte in beiden
Die Wiege der Liebe.

Ein Knabe ward ich.
Oft in den Hain der Eichen
Nahm mich mein Vater unter die heil'gen Lauben,
Legte hinter die Garben des Feldes
Oft des Müden Ohr an des Meeres Sauſen.

Ich bebte unter den regen Eichenwipfeln,
Weinte ob des Meeres Sauſen,
Drückte vor dem Donner des Himmels
Mit der Lerche, dem Reh mich hinter die Büſche.
Doch blühten mir Blumen;
Mir ſangen die Lüfte, die Vögel;
Warm ſchien die Sonne, der Fruchtbaum golden;
Still war das Meer oft des Schaukelnden Kahn.

Ich ward ein Jüngling.
Götter des Himmels all!
Ihr kamt herab mit eurem ſeligen Traum.
Schwellend ſtand ich am Meer wie Wogen,
Wollte fließen fort mit den Waſſern;
Stand lebendig unter dem Eichbaum,
Fühlte mich gefiedert wie Lüfte.
Adler des Himmels! ihr trugt mich oft
Glänzend in eure Donnerwolken,
In eurer Sonnen brünſtige Gluth;
Blumen der Erde! heiliger Mond!
Freundliche Nacht! wie liebt' ich euch,
Meine erſte Liebe, geheim!
Schimmernd floß mir des Lebens Wolke
Um die ſchuldloſen Locken noch;
Wie prophetiſcher Raben Silberklang
In einſamer Luft,

Umklangen mich Töne der Zukunft:
Ich lebt' und war glücklich.

Ich ward ein Mann.
Die himmliſchen Götter all,
Die ſpielenden all, in ernſter Geſtalt
Stehen ſie da: die Aegide
Schüttelt Minerva; zum hölliſchen Webſtuhl
Schaut' ich hinab ins Dunkel der Parzen:
Sie ſaßen und webten
Thränen und Freuden im ſchrecklichen Schweigen;
Und des Blutes geflügelte
Rächerinnen, die Eumeniden,
Standen umher; die grinſende Ate
Flocht verworrene Knoten der Schuld;
Und meinem Donner droben
Fehlte der Klang, doch fraß
Mir ſein Blitzſtrahl die Hütte.
Flehend ſah ich zum Himmel,
Wollte weinen, und konnt' es nicht —
Da nahm die Liebe den Mann
Freundlich an die milde Bruſt,
Füllt' ihm das Herz mit Jugend, das Aug mit Thränen,

Gab dem Himmel den Glanz
Wieder, den Blumen den Duft.
Und die Sünde ging unter in Liebe,
Und die Eumenis wandelte abwärts:
Blüthen kränzten das ſchuldige Haupt.

Die Mitte.

Wie der Geyer kreiſt
Aufwärts ſeinen Pfad zur Sonne!
Fröhlich kämpfend klatſcht ſein Flügel
Mit der Lerche frühem Liede
Hoch hinauf, froh hinauf.
Luſtig Fliegen durch die Lüfte!
Seine Kleinen ſieht er wieder
Sonnentrunken in dem Neſte,
Seine braune Felſenbrut;
Unter Blumen gehſt du wieder
Unten in des Pfluges Furchen,
Himmelsſängerin!

Göttergluth! ſelig Licht!
Ewig ſteigend, ewig ſinkend

Wallt das tieſe Meer zu dir,
Mit den Strömen, mit den Quellen;
Und der Blume Thau zieht lechzend
Zu dir auf, fröhlich auf;
Kleidet ſich um deine Sterne,
Deinen Mond und deine Sonne,
Dünkt ſich deines Gleichen dann.

Göttergluth! ſelig Licht!
Lockſt du mich wie Vogelfittich?
Ziehſt du mich wie brünſtig Waſſer?
Warum wuchſen mir nicht Federn?
Warum kann ich nicht in Dünſten
Aufwärts fliehn?
Brauſend heben ſich die Wogen,
Doch die Felſen ſtürzen nieder
Und die alten Fichtenſtämme
Tief zur Tiefe;
Sturmwind faßet ihre Wipfel,
Und ſie fliegen,
Um zu fallen.

Bäume, ſtille, fromme Weſen!
Meines Daſeyns klare Spiegel!
Sind wir alſo unten feſt?
Eure Zweige gehen aufwärts,

Eurer Blätter heiße Liebe,
Auf zur Sonne; doch nach unten
Zieht die Kraft der Wurzeln tief:
Vögel ſpielen auf den Gipfeln.
Lüfte ſpielen;
Doch ihr ſteht gebunden feſt,
Halb dem Himmel, halb der Erde
Unterthan.

Helden rangen
An des Nils geheimnißvoller
Fluth um Tod und Leben friſch,
Drängten ihre Rieſenleiber
Bis zu heißer Athemsohnmacht
Herkules, des Jovis Baſtard,
Und Antäus, Sohn der Erde.
Und es warf der Löwentödter
Oft den Aethiopen nieder;
Doch die Mutter
Füllt' mit Mark ihm das Gebein,
Und mit friſchen Armen rang er
Um verderbenvollen Sieg.
Bis ihn von der Mutter Brüſten
Jener liſtig weggehoben.
In den Lüften,
Zwiſchen Himmel, zwiſchen Erde,

Hängt er, eine blaſſe Leiche,
An des Götterſohnes Bruſt.

Und die Mutter nimmt ihn liebend
Zu ſich, wo er hergekommen,
In den ewig jungen Schooß.
Aber jener ſteigt aus Flammen,
Aus der Quaal des Feuertodes
Zu den alten Göttern auf.

Die Biene und der Lenz.

Ziehſt Du dein goldnes Röckchen an?
Die goldnen Stiefeln auch?
O Bienchen, Vöglein wohlgemuth,
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Was locket dich das Sonnenlicht?
Was lockt dich Blüthenhauch?

Was ſummſt du luſtig hin und her?
Haſt nie des Spieles gnug?
Der Lenz iſt kurz, o ſüßes Kind!
Dich zieht der Strom, dich nimmt der Wind,
Dich bringet um den Blumenraub
Der Menſchen Liſt und Trug.

Wohl zieh ich an den goldnen Rock,
Und kleid' in Gold den Fuß,
Leicht iſt mein Blut und leicht mein Sinn,
In Freuden ich gebohren bin;
Drum locket mich das Sonnenlicht
Und Blumenliebesgruß.

Der Lenz iſt kurz, das Leben ſchnell,
Drum flieg' ich ſchnell dahin;
Mein Frühlingsſchein, mein Blumenſpiel,
In jedem Kelch mein Bettchen kühl,
Auf jeder Flur mein Leben bunt:
Des trag' ich frohen Sinn.

O Bienchen, Vöglein wohlgemuth!
O ſüßes Frühlingskind!
Horch! horch! wie klagt die Nachtigall
Im Erlenbuſch mit Trauerſchall!
Auch ſie im Lenz gebohren iſt,
Doch nur auf Trauren ſinnt:

Wohl höre ich die Nachtigall,
Ihr Klagen fromm und ſtill;
Sie iſt die ſchmerzenvolle Frau,
Ihr Trauerkleid iſt dunkelgrau;

Doch ſprich, warum ich trauren ſoll,
Weil ſie nicht froh ſeyn will?

Sieh her, wie bebet Strauch und Laub
Im jungen Sonnenſchein!
Wie küſſen ſich die Blumen lieb!
Und locken: kleiner Honigdieb,
Komm, ſammle Blumenliebeskoſt,
Denn dieſer Lenz iſt dein!

O Vöglein, Vöglein wohlgemuth
Mit goldnem Flügelpaar!
O leichtes Leben frommer Bruſt!
Zieh mich zum Lenz, zu ſeiner Luſt,
Und mache mir mit Liebesglanz
Die trüben Augen klar.

Die fünf Gläſer.

Mein erſtes Glas, mein beſtes Glas,
Für des Gelags Genoſſen!
Für die viel tauſendmal das Faß
Sich luſtig leer gefloſſen,
Die vor dem Zapfenloch ſo gern
Gejubelt und geſündigt,
Und welchen oft der Morgenſtern
Beim Wein den Tag verkündigt.

Mein zweites Glas, mein ſchönſtes Glas,
Für Bacchus und Cytheren!
Wer je als Held beim Trunke ſaß,
Der hält ſie hoch in Ehren.

Kein Herz iſt feſt vor Hieb und Stich,
Das Bacchus Kraft bezwungen;
Doch haben ſie beim Meſſer ſich
Nie hohen Ruhm errungen.

Der Freundſchaft dieſes dritte Glas
Zur Heiligung des Feſtes!
Durch ſie bezwang der Hölle Haß
Wie Pylades Oreſtes,
Durch ſie iſt manche Männerbruſt
Zur Götterheimath worden,
Und ſie verſammelte in Luſt
Auch dieſen Zecherorden.

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas,
Soll vollen Klangs erſchallen
Für die, ſo im Tyrannenhaß
Für's Vaterland gefallen;
Für die auch, ſo im Sorgenhaß
Den Wein auf Ehre ſoffen
Und jubelnd bei dem vollen Glas
Hinſanken und erblaßten.

Mein fünftes Glas, mein leztes Glas.
Die heil'ge Fünfe lebe!

Es grün' und blüh' ohn' Unterlaß
Der ſüße Strauch der Rebe!
Es blühen Roſen, Mädchen jung
Mir noch bei grauem Haare!
Und Becherklang und Sang und Trunk
Begleiten mir die Jahre!

Lob des Weins.

Jeder mag das Seine loben,
Ich lob mir den Wein,
Nektar trinken Götter oben,
Menſchen unten Wein:
Hoch wie die dort oben wallen
Sie, wann die Pokale ſchallen.
Schenkt mir ein!

Schenkt mir ein! nach Feuerflammen
Dürſtet mein Gemüth;
Welche von Prometheus ſtammen,
Heiß in Wonne glüht!
Epheu her, mich zu bekränzen!

Mädchen mir zu raſchen Tänzen!
Jugend flieht.

Jugend flieht, es fliehn die Flammen,
Unſer Jubel iſt;
Klinget freudenreich zuſammen,
Was im Becher blitzt!
Wagt ihr ſeine Luſt zu leeren,
Seid ihr mehr, als der auf Sphären
Donnernd ſitzt.

Donnernd ſitzt. Auf! klingt dem Hohen!
Klingt zum Sternenreich!
Trinket euch den ewigfrohen
Göttern droben gleich!
Heil dir, Vater ſüßer Reben!
Denn du haſt uns Luſt gegeben.
Klingt zugleich!

Geſicht.

Es ſaß ein Kind mit goldnen Haaren
Bei uns am grünen Blumenrain
Und ſchaute in die Welt mit klaren
Und ſehnſuchtsvollen Augen n'ein;
Und in dem kindiſchen Gewimmel,
Womit das zarte Leben ſprang,
Wand oft es ernſten Blick zum Himmel
Und lauſchend Ohr zu fernem Klang.

Wann kaum die frühen Lerchen ſangen,
War es zu frohen Spielen auf,
Und führt' mit roſenrothen Wangen
Der Kindheit frommen Blumenlauf;
Und wann das leichte Volk der Neſter
Zu ſüßer Ruhe Heimath zog,

So ſang es bei der kleinen Schweſter,
Des kleinen Bruders Wiege noch.

Doch als der Tag mit kürzern Schatten
Den Kreis des Lichts zuſammenzog,
Als auf gemähten Wieſenmatten
Manch gelbes Blatt im Winde flog,
Als Lerchen über Stoppeln ſtrichen,
Bewimmernd Frühlingsſonnenglück,
Da war das ſüße Kind entwichen
Und kehrte nimmermehr zurück.

Und für die leichten Blumenſchritte,
Für Spiel und Tanz und für Geſang
Trat ernſt ein Weib in unſre Mitte
Und redte mit Prophetenklang;
Es ſtand mit ſtrengem Angeſichte,
Nicht niederblickend, nicht hinauf,
Und alle Strahlen floh'n vom Lichte,
Und Wolken thürmten Wetter auf.

Begeiſtert flogen ihre Locken,
So wie ſie dunkle Worte ſang
Und webend um den ſchwarzen Rocken
Des Schickſals ew'ge Fäden ſchlang;

Stumm ſaßen zwei an ihrer Seite,
Drei Schrecklichere ſchwangen roth
In Fackeln tiefes Weh der Bräute
Und ungeheuren Männertod.

Noch tönt das Raſſeln ihrer Spindel,
Noch ſchwingen ſie die Fackeln um;
Wild hat das hölliſche Geſindel
Verwüſtet mein Elyſium:
Umwölket hängt der Himmel droben,
Der Erde lichtes Grün iſt grau;
Die Bruſt, zu ſtetem Kampf gehoben,
Trieft von der Wunden blut'gem Thau.

Da kömmſt du mit verſchämten Wangen
In aller Schönheit Sonnenſchein
Und lullſt der Eumeniden Schlangen
Um meine Bruſt in Schlummer ein,
Und löſeſt mit den weichen Händen
Der Parzen eiſernes Geſetz,
Und machſt die ewig ungetrennten
Geſpinſte mir zum leichten Netz.

Bleib bei mir, Himmelstochter, Liebe!
Des Herzens Glück, des Lebens Zier!

Wer ohne deine Zauber hübe
Die ewigfeſte Höllenthür?
Wer ſtellte ohne dich die Leiter,
Wodurch man an die Engel reicht
Und immer höher, immer weiter
Ins ſel'ge Reich der Geiſter fleucht?

Elegie.

Biſt du es, Traum der Jugend, mit all' deinen lieblichen Blüthen,
Deiner ſproßenden Luſt, und deiner Hoffnungen Glanz?
Führſt du mit Wehmuth zurück im Schleier ſchimmernder Nächte
Holde Geſtalten, die längſt mit den Entſchlafenen ruhn?
Ach! oft ſchwirrt dein Laut ſüßtönend in goldene Saiten
Mir; von Thränen genetzt weigert die Laute den Klang;
Und es zittert die Hand, die Arme ſpreiten Umarmung

Aus: doch die weichende Luft nimmt ihre Schatten zurück.
Nein, ein grünendes Grab, von ſpäteren Raſen gewölbet,
Späteren Thränen benetzt, ſendet den liebenden Geiſt.
Ja, du biſt es, du Weib, das einſt mich gebohren, du kühnes,
Hohes und muthiges Herz, welches mich liebend umſchwebt.
Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwerdt und mit Leyer;
Für das Vaterland friſch nehm' ich den blutigen Tod.
Für die Tugend, das Mährchen der Schnöden, männlicher duldend,
Wandl' ich freudig den Pfad, welcher zu Himmliſchen führt.
Solches wehet von dir und ſtrömt aus heiliger Nähe,
Was du den Knaben oft, öfter den Jüngling gelehrt.
Herrliches Weib, wo iſt dein Leben nach der Verwandlung,
Welche, Tod genannt, friſcheres Leben verjüngt?

Biſt du die Stimme der Nacht, der Klang ſehnſüchtigen Lenzes,
Philomele, die ſonſt oft um den Schlaf dich betrog?
Biſt du der Blumen, der Nachtviolen, der züchtigen Veilchen,
Deren Geſpielin du oft wareſt in einſamer Nacht?
Oder der zärtliche Geiſt des Lüftchens, der, ſanft durch die Blätter
Rieſelnd, Demuth und Ernſt haucht in die lauſchende Bruſt?
Biſt du des Abendroths, der leuchtenden Flamme des Morgens
Ein lebendiger Theil, heiligſten Lebens ein Theil?
O du hubeſt mich oft, den lallenden Knaben, zum Lichte,
Zu den Göttern hinauf, ſegnend und betend zugleich,
Hingſt mit ſehnendem Blick demüthig hoffender Liebe,
Schauend ins tiefe Blau, ſelig am Sternenglanz.
Wo du auch biſt und was du auch biſt, dich ehren nicht Thränen;

Nein, ein männliches Herz; nein, ein rüſtiger Lauf.
Gieb dem Brennenden denn die heilige Weihe, daß oben
Bei den Himmliſchen einſt Licht ſich dem Lichte vereint.

An Eliſa.

Es brauſt der dunkle Strom der Zeiten,
Raſch wirbeln ſeine Wogen fort,
Und jedes Glockenſchlages Läuten
Klingt Tauſenden zum finſtern Ort.
Wer zählt die Blüthen der Sekunde,
Die in dem Lenz der Tod zerbricht?
Wem tönte aus dem Grabe Kunde
Mit ſüßem Klang empor ans Licht?

Wen trug vom Strand, wo's ewig nachtet,
Zurück der ſtille Ocean?
Ach! nur hinab geht ſchwer befrachtet,
Doch immer leer hinauf ſein Kahn.
Die ernſten Räthſel ſchließt ein Siegel,
Zerbrechlich keiner ird'ſchen Hand;

Selbſt Hoffnung mit dem Sonnenflügel
Wirft ſchwachen Schein ins Dämmerland.

Noch weben ſtumm die Drei im Dunkeln
Des Lebens buntverworrnes Knäul;
Noch brauſt mit rother Flamme Funkeln
Herauf der Eumeniden Eil:
Mit blut'gen Geiſſeln und mit Schlangen
Jagt wild das ſcheußliche Geſpann
Und weht der Freude Roſenwangen
Mit kalter Todesbläße an.

Wo geht ein Schiff durch dieſe Enge?
Wo führt ein Licht durch dieſe Nacht?
Wo wird im blutigen Gedränge
Der Friede langen Streits gemacht?
Ach! nicht im Himmel, nicht im Staube
Magſt du der Kämpfe Preis empfahn:
Des Menſchen Schickſal iſt ſein Glaube,
Sein Glück des Herzens tiefſter Wahn.

Da tönen wundervolle Glocken
Den hohen Klang der Ewigkeit:
Und leuchtend ſpinnt der Parze Rocken
Die Götterkraft Nothwendigkeit;

Und unverwelklich blüht das Leben,
Womit der Kahn vom Lande ſtößt,
Und alles tiefverworrne Streben
Wird göttlich in ihm ſelbſt gelöſt.

O ſelig ſeligen Lichtes Blüthe!
Dir fiel ein himmliſch Loos, o Weib!
Verſtand zu kindlichem Gemüthe,
Zu ſchöner Seele ſchöner Leib;
Und Unſchuld, deines Buſens Zierde,
Und deiner Augen heitres Licht
Verſcheuchet ewig die Begierde,
Doch Huld vom frommen Herzen nicht.

Ein Götterliebling in das Leben
Mit reichen Gaben gingſt du ein,
Was himmliſch iſt dir ſelbſt zu weben
Mit aller Schönheit Wunderſchein.
Kein Räuber greift nach dieſen Blüthen,
Kein Stürmer dringt in dies Verließ:
Des Schönen ſüßen Reitz zu hüten
Iſt ſchöner Herzen Paradies.

Gleichwie das Würmchen ſeltner Künſte
Sich ſelig in ſich ſelbſt begräbt

Und ſich aus ſeidnem Luſtgeſpinſte
Sein Grab der Auferſtehung webt,
So ziehe aus dem Weltgetümmel
Dich glücklich in dich ſelbſt zurück:
In deinem Glauben iſt dein Himmel,
In deinem Herzen dein Geſchick.

Lob des Eiſens.

Gold ſchreit die feige Welt,
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verſtellt
Und ſchwächt des Starken Rechte;
Für Gold mag keiner ſterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und Ehre zu erwerben
Machts nie den Degen ſcharf.

Drum preiſ' ich das Metall,
Das ſchwarze, braune Eiſen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es thut ſich herrlich weiſen,
Heilt mächtig alle Wunden,

Die jenes blanke macht:
Wär' Eiſen nicht gefunden,
Wir tappten noch in Nacht.

Es ſtellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen;
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf ſchnellen Meeresſchwingen,
Baut Menſchen feſte Sitze
Und führt die Kunſt ins Haus,
Und löſcht des Donn'rers Blitze
An einer Stange aus.

Und wenn die Sitte flieht
Und Männerarm' erſchlaffen,
Wenn Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wenn Deſpotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann ſchlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es ſchöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude;
Als Schwerdt, als Schild, als Speer,
Als feſtes Bruſtgeſchmeide

Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich.
Wir wären alle Sklaven,
O Eiſen, ohne dich!

Und ſieget Tyrannei
Und ſinkt das Glückes Wage,
So machſt du blutig frei
Mit Einem tapfern Schlage,
Zerhauſt die Schlangenknoten
Des Eumenidenwahns
Und ſchickſt den Weg der Todten
Des ſtillen Oceans.

Bleib, Eiſen, Männern hold!
Laß Knechte Gold begehren!
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum ſei dir Preis gegeben,
O Eiſen ſchwarz und ſchön!

Weinlied.

Von der Sonne gebohren glüht
Licht des Lebens im Pokale.
Was das Auge für Wunder ſieht,
Blitzen auf aus ſeinem Strahle:
Au'n und Bäume tanzen herum,
Aus dem Herzen blüht Elyſium,
Götter kommen,
Alle Frommen
Aus dem Himmel ſehn ſich um.

Seid gegrüßet, ihr Sel'gen, ſeid,
Heil'ge Väter, uns willkommen!
Habt im Leben euch baß gefreut,
Manches Räuſchchen mitgenommen:

Noah, Sokrat, Pythagoras,
Moſes, Solon füllten das Glas,
Zechten fröhlich,
Schlürfen ſelig
Nun mit Engeln Nektarnaß.

Brüder, munter! die Zeit iſt ſchnell,
Luſt und Jugend ſind vergänglich;
Aber ſchaut! in dem Becher hell
Blühet Wonne überſchwänglich.
Kränzt mit Roſen Stirnen und Haar,
Und im Weine ſchauet ſo klar
Himmel offen,
Was wir hoffen,
Trunkner, heil'ger Sel'gen Schaar.

Süßes, glühendes Sonnenkind!
Goldner Wein voll Lebensflammen!
Wodurch Menſchen verbrüdert ſind,
Bringeſt du in Luſt zuſammen;
Dein und Cypriens heißet die Nacht,
Die zu Göttern Sterbliche macht —
Heiſa munter!
Sonn' iſt unter;
Liebe glänzt und Sternenpracht.

Der erſte Mai 1807 in Stockholm.

Brüder! was ſizet ihr ſtumm und verſtändig?
Wiſſet, Verſtand macht die Sterblichen dumm.
Sonnen und Monden und Erden lebendig
Drehen in taumelnden Kreiſen ſich um:
Teiche und Seen,
Thäler und Höhen,
Blumen und Bäume,
Geiſter und Träume —
Alles friſche Leben geht luſtig herum.

Faßt euch zuſammen in heiliger Stunde,
Schwöret der Freude zu halten die Treu,
Daß in der ganzen geſtirneten Runde
Keiner der Seligen ſeliger ſei.
Götter und Sterne,

Himmliſche Ferne,
Unten auf Erden
Götter zu werden,
Machet alle heut des Verſtandes uns frei!

Ewige Jugend! komm, Bacchus! und winde
Mir um das Haupt den unſterblichen Kranz!
Schöpfer der Freiheit und Haſſer der Sünde,
Stelle das irdiſche Leben in Glanz!
Selige Höhen!
Was wir geſehen,
Was wir empfunden
Führen die Stunden;
Du nur macheſt Götter und Sterbliche ganz.

Zapft denn die Tonnen und laſſet ihn rinnen
Hell in die Becher den göttlichen Wein.
Wohl mir! ſchon lodert in allen fünf Sinnen
Seligen Wahnſinns unſterbliche Pein:
Faunen, Mänaden,
Alle geladen,
Jungfrau'n und Bräute —
Hochzeit iſt heute!
Hochzeit heute, Hochzeit! herein! nur herein!

Eliſens erſtes Lied.

Lockſt du mit deinem Wunderklange
Mich wieder, Göttin Fantaſie?
Im Herzen klopft es ſüß und bange,
Es will hinaus und weiß nicht wie.
So dehnt ſich mit erwachten Flügeln
Der Schmetterling zum Blumentanz,
Will ſich in Morgenröthen ſpiegeln
Und baden in der Sonne Glanz.

O Schein von meinem Roſenglücke!
O anmuthvolles Blumenreich!
Tragt ihr auf Iris bunter Brücke
Die Selige empor zu euch?
Mit allen frommen Kinderſpielen,
Mit allen ſüßen Gaukelei'n,

Mit allen göttlichen Gefühlen
Nimmt mich der alte Himmel ein?

Vergebens, Täuſcherin, vergebens!
Betrogen haſt du allzuoft
Die ſchönſten Wünſche meines Lebens,
Was ich geliebt, geſtrebt, gehofft;
Es blüht nicht in den Erdenſtürmen
Die zarte Blume deiner Luſt,
Und wo ſich ſtündlich Gräber thürmen,
Da blutet ſtündlich auch die Bruſt.

Dich grüß ich, Heimath meiner Träume,
Dich, goldnes, unbekanntes Land,
Elyſium der Blüthenbäume,
Und Lethens ſtillen Zauberſtrand,
Wo nimmer Gram die Wimpern feuchtet,
Wie Wolken über Wonnen ziehn,
Wo ewig klar die Sonne leuchtet,
Und ewig friſch die Blumen blühn.

Fahr wohl! du Trauerland der Thränen!
Du, Erde! mütterliche Flur!
Du giebſt das Lieben und das Sehnen
Zur Qual dem weichen Buſen nur,
Du lockſt uns mit Sirenentönen

Zu Wonnen, die unſterblich ſind,
Zeigſt uns ein lieblich Bild des Schönen,
Und führſt es ſchneller weg als Wind.

O thöricht, wer auf morſchen Grüften
Sein ſchönes Haus der Hoffnung baut
Und Jugendträumereien und Düften
Von bunten Frühlingsauen traut!
Die ernſte Göttin wird ihn faſſen,
Die mächtig unſer Schickſal flicht;
Was er geliebt das muß er laſſen,
Was er begehrt gewinnt er nicht.

Drum grüß' ich dich, du goldne Ferne,
Dich, meiner Träume Götterwahn.
Zieht mich empor, ihr lichten Sterne!
Empor zu eurer Sonnenbahn!
Verworren iſt es hier im Dunkeln
Und ſchwankend zwiſchen Luſt und Leid;
Wo eure heil'gen Lichter funkeln,
Wohnt Friede und Glückſeligkeit.

Blumengeſpräch.

Blumen, holde Sonnenkinder,
Süß gepflegt von Luft und Licht,
Bunt gefärbt von goldnen Strahlen,
Seid ſo ſchön, und hört mich nicht;

Seht ſo klug, und könnt nicht ſprechen,
Zittert, jedes Lüftchens Spiel;
Und, den Menſchen Wonne gebend,
Habt ihr ſelber kein Gefühl.

Menſch — ſo ſchütteln ſie die Köpfchen —
Stolzer! wes erkühnſt du dich?
Worte blühn in unſern Augen
Ewig klar und wonniglich.

Daß wir fühlen, daß wir wißen,
Was der Götter Leben heißt,
Sich, wie unſer Liebesbuſen
Ewig hin zur Sonne kreiſt.

Stumm ſind andre Sonnenkinder
Tief zum Erdenſchooß verflucht,
Die der Geiz mit harten Brüſten
Unter tauſend Quaalen ſucht:

Willſt du von den Steinen ſprechen,
Vom Opal und Diamant,
Sprichſt du näher von dir ſelber,
Deinem Trug und deinem Tand.

Unſer Leben, unſre Blüthe
Iſt dem eignen Himmel gleich,
Spricht zu wenig zarten Seelen
Und verweilet kurz bei euch.

Und ich ſah die Köpfchen winken
Hell beredter, voller Zier —
Blumen, holde Sonnenkinder,
Sprecht, wohin, wohin mit mir?

Lied, geſungen am Målare zu Edeby im Sept. 1807, für Baron Otto Magnus Munck.

Ihr krauſen Grillen weg! hinweg ihr düſtern Sorgen!
Tief in das Meer hinab! heut laßt uns fröhlich ſeyn!
Ein weiſes Schickſal deckt dem Sterblichen den Morgen.
Auf! halt die Stunde feſt! das Heute nur iſt dein.

Es ſpielt Vergänglichkeit mit Hütten und mit Thronen:
Denk Alexanders Loos, der vormals Magnus hieß.
Wo iſt der Heldentritt gewaltiger Ottonen?

Geh, ſuche ihren Staub, wohin der Wind ihn blies.

Sei du in Liebe groß, ſei du in Freude Kaiſer!
Bau in dem Herzen dir den ewig ſichern Thron!
Dies Heldenthum gilt mehr als blutige Lorbeerreiſer
Trotzt der Vergänglichkeit, und beut Tyrannen Hohn.

Herbei des alten Weins! und luſtig angeklungen!
Schling Roſen um das Haar! ſchling Roſen um den Wein!
Der Mann iſt auch ein Held und hat die Welt bezwungen,
Dem erſte Weisheit heißt mit Freunden froh zu ſeyn.

Drum, Liebe lebe hoch, die Königin des Lebens!
Und Freundſchaft, die den Haß an Männerbruſt erdrückt!

Wer dieſe zwei gewann, der lebte nicht vergebens
Der hat den höchſten Glanz der Erde abgepflückt.

Auch dir, o Vaterland, dir, Land der tapfern Gothen!
Klingt, Freunde, dreimal hoch! das Vaterland! es gilt!
Das Leben ſteht nur hoch auf Leben edler Todten —
Auf Vätertugend denn die Becher friſch gefüllt!

Und unſerm König auch, dem Heldenſohn, zu Ehren,
Der mit dem Schwerdte blitzt und mit dem Scepter dräut,
Will ich das vollſte Glas im vollſten Jubel leeren;
Heil ſei ſein Königswort, und Sieg ſein Männerſtreit!

Reicht, Freunde, euch die Hand! ſtolz ſchlägt die Bruſt gehoben;

Die Freude führet auch auf zur Unſterblichkeit —
Den letzten vollen Klang dem Ewigen dort oben
Für manchen ſchönen Tag, für dieſen ſchönen heut!

An die Geliebte.

Gieb mir die Leyer und das Schwerdt!
Mich reitzet ſüße Luſt;
Der Blitz, der durch die Himmel fährt,
Zuckt auch durch meine Bruſt;

Er ſchlängelt ohne Maaß und Ziel,
Nicht mißt er ſeinen Schlag.
So reiß' ich mich im Götterſpiel
Dem hohen Flieger nach.

Der Saitenklang, ein Wunderklang,
Wohl klingt er ſtolz und ſchön,
Wenn Erd' und Himmel im Geſang
Harmoniſch tanzend gehn;

Wenn tief hinab und hoch hinauf
Sein Adlerfittich rauſcht
Und heiß zu hohen Thaten auf
Der Hörer glüht und lauſcht.

Doch auch zu ſteh'n im blut'gen Feld,
Gegürtet mit dem Stahl,
Für Kind und Weib ein tapfrer Held,
Iſt beſſer tauſendmal;

Doch auch zu fallen blutig ſchön,
Das Eiſen in der Hand,
Zu fallen, wo die Beſten ſtehn,
Macht Göttern nächſt verwandt.

Drum, Heldenherz, ſchlag muthig ein!
Gieb Leyer mir und Schwerdt!
Und Flammen will ich um mich ſtreu'n,
Eh mir der Geiſt entfährt.

O Glorie! o Liebesglanz!
So leben und vergehn!
Dann ſollſt du einſt im Sternenkranz
Mir hell zur Seite ſtehn.

Der Talisman. An Pſychidion.

Von mir du einen Talisman?
Du, ſo an Zauber reich?
Nimm hin! ich gebe, was ich kann:
Weib, ſei dir ſelber gleich!

Auf eigne Herzensherrlichkeit,
Die mächtige, geſtützt,
Schau ſtolz hinaus, ob weit und breit
Es kracht und niederblitzt;

Ob ſelbſt das blaue Firmament
Mit allen Sternen bricht:
Was tief im tiefſten Buſen brennt,
Erliſcht und zittert nicht.

Geh, ſchau umher vom Sonnenring
Bis zu dem Milbenſand,
Schau das Geſetz, das jedes Ding
Flicht in das Weltenband;

Die wunderbare Sympathie
Der Weſen groß und klein,
Die tiefſte Liebe ſchau, und ſieh,
Und fühle, ſie iſt dein.

Nach Einheit ringt der Sphärengang,
Nach Einheit ringſt du ſelbſt,
Du Erſter, der im Donnerklang
Mit Wettern dich umwölbſt.

Auch unten, wo der Menſch ſich rührt
Im Staube voller Müh,
Dies heilige Geſetz ihn führt
Zur Geiſterſympathie;

Und muthig in dem Weltentanz
Er ſchwingt ſein Leben um,
Und greifet nach dem Götterglanz
Und träumt Elyſium;

Und wirft hinweg die kurze Pein,

Das mürbe Kleid aus Thon;
Bei Göttern will er göttlich ſeyn,
Er iſt ja Götterſohn.
Du kennſt, dem des Olympus Saal
Die ſchönſte Braut geſchmückt;
Den Römer kennſt du, der den Stahl
Aufs eigne Herz gezückt;
Die Römerfrau, die Kohlengluth
Mit ſtolzer Lippe trank,
Die Griechin, die zur ſtyg'ſchen Fluth
Für den Gemal verſank;
Den Hohen, der aufs kleine Ei
Die große Welt geſetzt;
Den Höchſten, welcher himmliſch frei
Das Kreuz mit Blut genetzt.
Nach, Liebling! nach! die Götterburg
Erſteiglich noch iſt ſie.
Durch Dunkel gehts zum Licht hindurch,
Zum Siege gehts durch Müh.
Dir ſelbſt vertrau! der Talisman
Verliert den Zauber nicht.
Wer ſelbſt mit Sternen funkeln kann,
Schau nicht nach fremdem Licht.

An Marianne von J. Antwort auf ein fröhliches Bild.

Du lockſt mich mit Früchten,
Mit fröhlichen Bildern,
Mit Blüthen und Trauben —
Uns duften ſie nicht;
Die Zeit denn ſie ſchreitet
Mit Speeren und Schildern
Und blutigen Hauben
Im Morden und Rauben
Einher zum Gericht.

Doch tönet die Lehre
Der Weiſen und Alten,
Wir ſollen genieſſen,
Das Leben iſt kurz.

Je ſchneller es wirbelt,
Des feſter gehalten
Die Trauben, die ſüßen,
Die Blumen, die ſprießen
Am ſtrudelnden Sturz.

Je lauter die Stimme
Der menſchlichen Klage,
Je tiefer ihr Wehe
Zur Trauer dich rührt;
Des mächtiger fliege
Vom irdiſchen Tage
Zur himmliſchen Höhe,
Und droben vergehe,
Was unten regiert.

Nur unter dem Schirme
Der züchtigen Muſen
Sind glückliche Zeiten
Den Menſchen vergönnt;
Sie halten die Jugend
Lebendig im Buſen;
Sie warnen und deuten,
Sie hemmen und leiten
Das Leben, das rennt.

Und über der Menſchen
Zerſtreutes Gewimmel,
Und über der Götter
Unſterblich Geſchlecht
Sie richten, die höchſten,
Und führen zum Himmel
Die Weiſen und Retter;
Doch Frevler und Spötter
Bindt unten das Recht.

Haſche die Zeit!

Trink!
Es verfliegen die ſprudelnden
Geiſter dir — trink!
Siehſt du im Schaume den Spiegel des Lebens?
Eile! der Geiſt iſt ein flüchtiges Ding;
Eile! du ſuchſt ſein Entzücken vergebens:
Waſſer nur bleibt, wann der mächtige ging.

Hell,
Sieh! er perlet der duftige
Nektar, und hell
Leuchten die Augen der Jugend und Liebe,
Winken und locken: komm! ſei mein Geſell!
Alles verrinnet wie Waſſer im Siebe;
Suchſt du Gewißes, hier fließet ſein Quell.

Drein
Setze muthig das wagende
Leben! und drein
Luſtig mit flatternden Segeln gefahren!
Fröhlicher Ocean brauſet der Wein:
Nur wer ſich gleichet den höchſten Gefahren,
Mag auch im Siege der Herrliche ſeyn.

Friſch!
Kömmſt du holde und ſelige
Freude mir? friſch!
O ich empfinde unſterbliche Nähen!
Bromios wandelt vom Rebengebüſch,
Cypris und Amor aus himmliſchen Höhen,
Götter, Göttinnen ſind mit mir zu Tiſch.

Kling!
Klinge! trinke! ermanne Dich!
Klingklang und Kling!
Heute iſt unſer und Feſttag iſt heute,
Glücklich geſchloßen der heilige Ring.
Darum mir Roſen und Bechergeläute!
Freude mit Freunden iſt fröhliches Ding.

An Pſychidion zu ihrem Geburtstage.

Einen ſüßen Klang, du goldne Leyer.
Einen ſüßen Klang der Lieblichkeit!
Denn mein Herz hat eine ſüße Feier:
Seine holde Freundin grüßt es heut.
Heute iſt ſie an das Licht gebohren.
Kränzt mit allen Blüthen, junge Horen,
Dieſen Tag, und hemmt die Zeit!

Und noch lange ſchwingt im Himmelsgleiſe
Ihr die Monden und die Jahre rund;
Sie auch hört den Klang der Sternenkreiſe,
Sie auch ſteht mit Himmliſchen im Bund,
Sie auch lauſcht den ſel'gen Harmonien,
Wodurch jubelnde Planeten fliehen
Um der Sonne leuchtend Rund.

Holder Zug der Sonnen und der Herzen!
Allgefühlte Weltenſympathie!
Spielſt du droben in den lichten Kerzen?
In des Aethers Göttermelodie?
Nein, auch hier, wo Schatten Schatten drängen,
Spielet in entzückten Geiſterklängen
Wunderbare Harmonie.

Hier auch mahnt die Bruſt ein zartes Sehnen
An des alten Himmels Blumenſpiel;
Hier auch ſpricht in Seufzern und in Thränen
Göttern gleich das göttliche Gefühl;
Hier auch hebt der Stolz der Menſchenrechte
Zu dem Glorienſchein der Himmelsmächte
Raub, der in die Gräber fiel.

Band der Menſchlichkeit, du weiße Treue!
Freundſchaft, alles Glücks Erhalterin!
Liebe, du, die Himmliſche, die Freie!
Aller Lieblichkeit Verwalterin!
Bei den Menſchen nur ſeid ihr entſproßen,
Traget täglich ſie auf Himmelsroſſen
Wieder zu den Göttern hin.

Alles Andre führt der Jahre Strudel,
Sichres wohnet nur im ſichern Sinn.

Lieblich gleich der Quelle Frühlingsſprudel,
Doch auch kurz wallt meine Jugend hin;
Leicht verwelklich ſind der Freude Roſen;
Leicht vergeſſen wie der Mägdlein Koſen
Was ich war und was ich bin.

O glückſelig, wer auf ſtillem Pfade
Stillen Glückes zarte Spuren ſucht!
Wen das Gold Golkondiſcher Geſtade
Und der Ehre Lockung nicht verſucht;
Wer ſich fern hält, wo der Pöbel lärmet,
Schmeichelei bethört und Neid ſich härmet,
Und gekränkte Hoffnung flucht.

Selig du, die aus dem Weltgewimmel
In des Herzens fromme Wohnung zieht!
Wolle nie heraus aus dieſem Himmel,
Der mit eignen Sternen prächtig glüht!
Hier, geſchirmt von ſtärkſten Götterwaffen,
Kannſt du dir ein Paradies erſchaffen:
Alles Andre fällt und flieht.

Verwettetes Trinklied für den Faſtnachtabend von 1808.

Friſch! Brüder! friſch! die Tage ſtehn nicht ſtill,
Schnell rollt das Leben hin und rollt die Freude;
Bald kömmt die Zeit, die bringt was ich nicht will,
Streicht frohe Rechnung durch mit ſchwarzer Kreide.
Heute und morgen
Geb' ich die Sorgen
Käuzen und Thoren,
Denn mir gebohren
Zur Wonne ward heute.

Her drum des Weins, des goldnen Freudenborns!

Tief aus dem Faß will ich die Wonne ſchöpfen.
Hoch ſteht im Glanz mein Helikon des Herns,
Hoch ſteht er kalten Thoren auf den Köpfen.
Jubeln und Singen
Muß mir gelingen,
Kreuzen und Beten
Aber vonnöthen
Iſt nüchternen Tröpfen.

Her drum das ſüße Kind des Frühlings mir!
Blume der Luſt, du Roſe, ſollſt mich kränzen!
Denn leuchtend ſchwebt die ſeligſte Begier
Gern um die Stirn, wo deine Blätter glänzen.
Satyrn und Faunen
Sehn mit Erſtaunen
Irdiſches Leben
Mächtig ſich heben
Zu himmliſchen Glänzen.

Weg, gleißend Gold! du kalter Satan, weg!
Ehre, du Peſt der Liebe und der Wonne!
Was frommt mir Gold auf meinem dunkeln Steg
Nieder zur Nacht der Schatten ohne Sonne?
Hier ſteht mein Leben,
Hier ſoll es ſchweben,
Bacchus iſt heiter,

Amor Begleiter,
Mein Haus iſt die Tonne.

Du kennſt den Mann, der frug den Weg
zum Mond,
Hannibal auch, das große Römerſchrecken —
Stumm liegt ihr Staub im Land', wo Freude
wohnt;
Nie mag der Ruf zur Luſt die Hohen wecken.
Weg mit Magnaten!
Weg mit Soldaten!
Ewiges Leben
Blühe nur in Reden
Den Friſchen und Kecken.

Hier winkt der Sieg, wornach der Tapfre
ringt;
Hier lockt der Preis, wornach die Liebe ſchmachtet;
Hier ſteht die Macht, die ſelbſt das Schickſal
zwingt,
Wenn man im Wein die Ewigkeit betrachtet.
Rollen und wanken
Sinn und Gedanken,
Schickſal und Sterne,
Flieh in die Ferne,
Wo Kummer nicht naget!

Freiheit begehrt, wer her von Adam ſtammt,
Freude begehrt, wer Evens Apfel ſchälet.
Sprudle denn, Wein, der mich zum Gott
entflammt!
Blühe denn, Luſt, die lieblich mich umſpielet!
Was ich jetzt habe,
Raubt einſt im Grabe;
Darum hier oben
Will ich euch loben,
Weil Jugend noch ſchön.

An Maria zum Marientage.

Frühlingsbote, kommſt du wieder?
Kommſt du wieder, ſchöner Tag?
Engel ſteigen jubelnd nieder
Und Propheten werden wach.
Tauſend Stimmen, tauſend Hände
Klingen in die Wonne ein:
Gnade waltet ſonder Ende
Und der Menſch ſoll göttlich ſeyn.

In erhobnen Fantaſien,
In dem ſel'gen Götterſpiel
Soll er muthig prophezeihen,
Was nicht von den Sternen fiel:
Was wir denken und empfinden,
Schürzt kein fremdes Schickſal auf.

In des eignen Herzens Gründen
Strömet ſein gewalt'ger Lauf.

Denn der Gott trat in das Leben,
Und die Götter ſind entflohn;
Allmacht ward auch uns gegeben,
Blitzend hoch vom eignen Thron:
Lieblich lockt des Lichtes Helle,
Schrecklich lockt das Reich der Nacht;
Halb zum Himmel, halb zur Hölle
Zieht die furchtbar dunkle Macht.

Wehe, wer auf buntem Wege
Tändelt fremden Geiſtern nach!
Sieh, des Blitzes Pfad iſt ſchräge,
Aber grade trifft ſein Schlag.
Halte muthig dich zuſammen,
Wie die Kraft auch Kriege dräut!
Und dein Leben blüht in Flammen,
Und dein Herz in Göttlichkeit.

Denn kein Himmel iſt verſunken
Und kein Paradies verblüht,
Wo der hohe Götterfunken
Züchtig in der Tiefe glüht,
Schönheit welkt und Jugend ſchwindet

Und des Lebens Roſe fällt,
Wo das Heilige nicht bindet,
Wo das Himmliſche nicht hält.

Freundin, friſch hinein! und lerne
Deines Schickſals Göttin ſeyn!
Und die ganze Macht der Sterne
Rollet dir ins Leben ein.
Was du biſt, ſei nicht aus Gnaden!
Wage, was die Seele liebt!
Eiſern fühlt den Parzenfaden,
Wer ſich der Gewalt ergiebt.

Frühlingsſpiel.

Leichter Scherz, leichtes Herz,
Lieb' und Luſt in der Bruſt —
So ſchwinden die Stunden mir nimmer bewußt.
Grüner Wald, nimmer alt,
Blum' und Strauch, wie dein Hauch
So grünet und duftet das Leben mir auch.

Was ich find jung geſinnt,
Wohlgeſtalt — o Gewalt,
Wie lockſt du die Liebenden tiefer zum Wald!
Liebchen mein, gieb dich drein!
Luft und Hain ſäuſeln drein,
Heut grünet der Frühling, und Hochzeit ſoll ſeyn.

Frühlingslied von der Frau Nachtigall.

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Laß klingen nun den frohen Schall!
Auch, Fink' und Amſel, ſinget laut!
Die Erde ſteht mit dem Frühling Braut,
Muſikanten und Schallmeien
Spielen auf zu ihrem Reihen,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Die Bäume grün und Blumen ſüß,
All Frühlingsluſt und Paradies:

Alle Knaben üben Tänze,
Alle Mädchen winden Kränze,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Laß klingen nun den frohen Schall!
Cecilia kömmt auch ins Grün,
Wann Vögel ſingen und Bäume blühn,
Fromme Kinder lehrt ſie Lieder,
Flieget dann zum Himmel wieder,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall.

Fröhlichkeit in Treue.

Leicht wie der Thau
Iſt das Herz mir gebohren,
Blumen der Au
Hab' ich luſtig erkohren,
Vöglein im Haine,
Sternlein mit Scheine
Zum Bild meiner Liebe.

Jäger ſpringt leicht
Ueber Thäler und Hügel;
Vöglein fliegt leicht
Mit dem flatternden Flügel;
Blümlein verwelken,

Roſen und Nelken:
Nicht ſo meine Liebe.

Komm, meine Luſt,
Komm doch einmal mir wieder!
Drück' an die Bruſt
Mich tapfer und bieder!
Fröhlich, beſtändig,
Nimmer abwendig
So heißt meine Liebe.

Sehnſucht.

Geliebtes Bild, das mir in ſüßen Träumen
Die Flammenſeele füllt,
Und wie ein Stern mit Sternen aus den Räumen
Des Aethers funkelnd quillt,

Das in des Mondes wehmuthvollem Schimmer
So mild hernieder blickt,
Im Blumenſäuſeln, Wellenliſpeln immer
Mir ſtille Seufzer ſchickt:

Dir ruft in dunkler Nacht die dunkle Trauer,
Dir ächzet nach die Luſt;

So ächzt der Vogel einſam, der im Bauer
Verlorner Liebe ruft.

O ſüßes Bild, in dir iſt meine Freude,
O Luſt, in dir mein Leid.
Klingt, ſtille Klagen, klingt im Liebesleide
Klingt bis in Ewigkeit!

Liebeswehmuth.

Vögelein, ſingſt du?
Lüftelein, klingſt du?
Singſt mir und klingſt mir nicht Ruh;
Blümelein freudig
Träumen ſo leidig,
Schließen die Aeugelein zu:
Mir nur alleine
Blühet im Haine
Nicht Liebe noch Ruh.
Sternlein, euch ſchwinget,
Leuchtet und bringet
Träume und Wonne zugleich;
Seufzet Geflüſter,
Zweigelein düſter:
Euch iſt der Traurende gleich;
Rauſchet im Leide,
Fern von der Freude
Entflieh ich zu euch.

Marienwürmchen.

Marienwürmchen, flieg weg,
Fliege nicht zu lange weg,
Ueber'n Zaun und über's Heck,
Ueber Vaters Garten weg,
In die Welt hinaus,
Vergiß nicht dein Haus,
Vergiß nicht die lieben Kinder,
Die Blumen ſind hier geſünder,
Die Sonne ſcheint hier heller;
Drum, Würmchen, fliege ſchneller
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Marienwürmchen, flieg weg,
Fliege nicht zu lange weg,

Weg iſt lang, und weht der Wind,
Acht' die Flügel, liebes Kind,
Und die Füßchen klein
Auch vor Schelmerei'n;
Denn Krötentücken und Spinnen
Auf dein Verderben nur ſinnen,
Doch hier dich alle lieben.
O wärſt du doch geblieben
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Marienwürmchen, komm wieder!
Dich rufen deine Brüder,
Brüderlein und Schweſterlein,
Und die kleinen Kinderlein,
Und Großmutter auch,
Und Großvater auch —
Sie ſitzen im ſchwarzen Rocke,
Der Küſter er zieht die Glocke,
Und ſoll die Trauer läuten.
O komm zu lieben Leuten
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Waldhochzeit.

Wann der Kukuk ſingt, wann der Kukuk ſingt,
Iſt Hochzeit im grünen Wald,
Und es tanzt und ſpringt, und es ſpielt und klingt
Die Liebe mit ſüßer Gewalt;
Die Knaben und Mädchen zu Zweien
Sie wandeln im fröhlichen Maien
Zum grünen, grünen Wald.

Und mit Heiſſahei und abermal Hei,
Die Liebe ſie ſpielet friſch,
Nach dem Tanze führt ſie je zwei und zwei
Die Spieler ins Schattengebüſch;
Da ſtreut ſie auf ſchwellenden Mooſen
Ein Bettchen von Veilchen und Roſen
Im grünen, grünen Wald.

Sei nicht bange, Mädel, es muß ſo ſeyn,
Die Liebe ſie liebt Gewalt,
Fähret gern mit Donnern und Blitzen drein
Und luſtig zur Hochzeit ſchallt.
Dein Blümchen magſt nimmer du retten,
Drum freu' dich der blumigen Betten
Im grünen, grünen Wald.

Auf! mein Kukuk, ſinge und klinge laut!
S'iſt Hochzeit im grünen Wald.
Auf! mein Himmel, Bräutigam kling' und Braut!
Und donn're der Luſt Gewalt!
Auf! Schweſtern! und ſchlinget den Reihen
Zu Zweien, zu Zweien, zu Zweien
Im grünen, grünen Wald!

Der kleine Unterirdiſche.

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Wo iſt der kleine Jakob gegangen?
Hat ihn ein Unterird'ſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen, und ſchenket
Wein ein, und denket:
Wäreſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach! armer Jakob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Bellino der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge.

Ich heiße Pipi,
Und bin als Genie
In manchen Geſtalten
Das Leben durchzogen,
Gekrochen, geflogen,
Auf Zweien und Vieren
Gegangen ſo unter den Menſchen als Thieren.
Doch immer gewogen
Dem Holden und Schönen,
Dem Spiel und den Tönen
Komm nun ich zu dir,
Du liebſte der Frauen,

Mein Jüngſtes zu ſchauen.
Empfange mit freundlichem Blick mich bei dir.

Zwar leicht und vermeſſen,
Wie Vögelein pflegen,
Doch kann ich ermeſſen
Die Anmuth und Güte,
Die liebend ſich regen
Im zarten Gemüthe.
Bei dir will ich leben,
Bei dir einſt erbleichen,
Stets höher zu ſchweben,
Bis Göttern wir gleichen.

O Metempſychoſe!
Bald Vogel, bald Roſe,
Bald fährt Philomele,
Die zärtliche Seele,
In Mägdeleinbruſt,
Und wird der Unſterblichen Irdiſchverwandte,
Der Sterblichen Luſt.

Du fühlſt meine Worte,
Sie klingen nicht feindlich;
Empfange mich freundlich,
Und laß durch die Pforte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01905/012

Den Spieler herein.
Auf luſtigen Schwingen
Bei waidlichen Dingen
Das Leben durchklingen,
Das bannet die Pein.
Piepvögelein heiß ich,
Viel Luſtiges weiß ich;
So nimm denn, du Freundliche, freundlich
mich ein.

Liebesnähe.

Lieb' ſei ferne,
Iſt doch immer da,
Gleich dem Licht der Sterne
Ewig fern und nah.

Schließt Gedanken
Wohl ein Kerker ein?
Glück und Stunden wanken;
Mein Gefühl iſt mein.

Leuchte, Sonne!
Wandle, frommer Mond!
Meines Buſens Wonne
Hoch mit Göttern thront.

Frühling, ſcheine!
Winter, ſtürme kalt!
In der Bruſt dies Eine
Nimmer wird es alt.

Holde Treue!
Weiß und engelrein!
Gleich des Himmels Bläue
Lockt dein zarter Schein.

Sei denn ferne
Liebe, ſei ſie nah,
Gleich dem Licht der Sterne
Immer iſt ſie da.

Der Blumenknabe.

Ich ging hinaus im grünen Mai,
Ein Kränzlein wollt' ich mir pflücken,
Und Blümlein bunt und mancherlei
Sie lockten und winkten Entzücken;
Und wie ich die ſüßen beſah und beſann,
So fingen die Köpfchen zu rühren ſich an
Und redten mit freundlichem Nicken.

Zuerſt die Roſe neigt' ihr Haupt,
Hub an alſo mir zu ſprechen:
Halt! raſcher Knabe! iſts erlaubt,
So ſorglos das Schöne zu brechen?
Vernimm erſt geduldig der Wörtchen zwei, drei;

Sonſt mögte im Herzen die bittere Reu'
Mit Thränen die Sterbende rächen.

Ich heiße Blumenkönigin,
Die Erſtlingstochter der Liebe,
Trag ſtolzen Muth und hohen Sinn,
Vereint mit zärtlichem Triebe.
Und hegeſt du Hoheit und Treu' in der Bruſt,
So pflücke den Liebling der Sonne mit Luſt,
So pflücke die Blume der Liebe.

Die Lilie ſprach: der Unſchuld Preis
Schmückt baß denn Perlen und Seiden;
Biſt innen du und auſſen weiß,
Wie Kindlein gut und beſcheiden,
So pflücke nur immer in Freuden mich ab,
So werde dein Buſen das züchtige Grab
Der weißeſten Blume der Haiden.

Das holde Veilchen auch herfür
Das Köpfchen regte zur Sonne,
Stand da in ſtiller Demuth Zier
Und hauchte himmliſche Wonne.
Doch was es geflüſtert, ich hab' nicht gefaßt;
Die Augen mir floßen, wie Brünnelein faſt
Entfließen der berſtenden Tonne.

Mit ihr kam auch das Schweſterherz,
Das Sinnbild heiliger Frommen,
Die Nachtviole grau, und Schmerz
Die Bruſt mir machte beklommen.
Was da mir geſchehen, verſtehe ich nicht,
Mir däuchte, ich ſähe ein Engelgeſicht
Mit liebenden Augen mir kommen.

Es ſprach: du ſiehſt dein Lebensbild
In ſüßen lieblichen Farben;
Denn was dem Frühling ſchön entquillt,
Das mähet der Sommer zu Garben.
Stets gehet und kehret der ſonnige Strahl,
Doch Menſchen vergehen wie Blumen im Thal,
Die kurz nur erblühten und ſtarben.

Schau, Liebestreu und Liebeshuld
Wie liegt ſie hin mit der Roſe!
Das Kind der Demuth und Geduld
Was ziehet das Veilchen für Looſe!
Die Lilie, die weiße Narciſſe zugleich,
Sie liegen verwelket, noch bleicher als bleich:
So ſchwindet das Schöne und Große.

Und weinend mußt' ich abwärts gehn,
Durft' keine Blume mir brechen;

Doch ſtanden alle fromm und ſchön
Und ſchienen ſo freundlich zu ſprechen.
Wann wird es im Herzen mir wieder geſund?
Wann wird mir der Maimond mit ſchmeichelndem Mund
Treulieb' und Blumen verſprechen?

Das runde Lied.

Brüder, gerüſtet das Herz und den Mund!
Heidniſche Weisheit und chriſtlicher Glaube
Sitzen in Eintracht beim Nektar der Traube.
Rund heißt die Loſung, auf! ſinget ſie rund!

Rund o du hohes und heiliges Wort!
Rund iſt — o ſelige Ründung! — die Tonne,
Rund iſt mein Mädchen und rund meine Sonne,
Rund iſt der Zapfen, der Tonnen durchbohrt.

Denken wir Großes, wir denken es rund;
Rund iſt die Erde mit rollenden Polen,
Rund iſt die Schönheit der Flaſchen und Bolen,
Wangen und Lippen der Liebe ſind rund.

Schaut ihr nach oben — ich ſinge nicht Spott —
Rund geht auf Sternen das Leben der Frommen,
Kugelrund heißet, was himmliſch vollkommen,
Kugelrund iſt der platoniſche Gott.

Hier auch auf Erden rollt kugelndes Spiel
Trotz den Platonen; doch deckt mit der Roſe
Süßeſtes gerne in Verſen und Proſe,
Wem es in ſeligen Ründungen fiel.

Heil mir! ich grüße dich, fließendes Gold!
Nektar der Rebe, dich Liebling der Sonne!
Grüße dich, Pokal! und grüße dich, Tonne!
Grüße dich, Trinker, der neben ihr rollt!

Laufen die Tage und Sterne denn rund,
Brauchet, ihr Brüder, die Freude der Trichter,
Rollet euch ſelig wie himmliſche Lichter,
Schlaft und erwachet am fröhlichen Spund.

Offen ſchon ſteht das olympiſche Haus,
Offen die Sphären, wo Götter ſich rollen,
Irdiſches Tichten und irdiſches Wollen
Flieget ſchon über die Himmel hinaus.

Eins noch! es gilt unſer heiligſtes
Rund!
Rund ſei die That uns und rund ſei die
Rede!
Rund ſei die Freundſchaft und rund ſei die
Fehde!
Klinget zuſammen und haltet den Bund!

An den Liebling.

Wär' ich ein Vögelein,
Flög' ich zu dir,
Wollte der erſte ſeyn
Heut an der Thür,
Schläg' mit den Flügelein
Fenſterchen auf,
Flög' in dein Bett hinein,
Weckte dich auf.

Wär' ich der Sonnenſtrahl,
Lieblicher Schein,
Guckt' ich viel tauſendmal
Zu dir hinein,
Küßte die Wängelein,
Roſigen Mund,

Grüßte dich, Engelein, —
Freundlich zur Stund.
Zephyr der Flatterer auch
Mögt' ich wohl ſeyn,
Wehte mit Blumenhauch
Zu dir hinein,
Wiegte mich, weiß wohl wo —
Himmliſche Luſt!
Nimmer mir wölbten ſo
Roſen die Bruſt.
Echo der Wiederhall
Wärſt du in mir,
Töne der Liebe all
Tönt' ich zu Ihr.
Aber nicht Ton und Klang
Klinget es aus;
Liebe und Liebesdank
Spricht ſich nicht aus:
Vöglein und Sonnenſtrahl,
Zephyr der Wind,
Echo im Felſenthal
Sind wohl geſchwind;
Doch iſt der Liebesgruß
Früher zur Stell,
Alles ihm weichen muß,
Nichts iſt ſo ſchnell.

Eliſens zweites Lied.

Kömmſt du mir wieder, Sohn der Sterne?
Du Flüchtling aus dem Götterland?
Kömmſt du mir, Frühling? O wie gerne
Geh ich an deiner Blumenhand!
Du Freund der Liebe und der Träume
Sei mir gegrüßet tauſendmal!
Du ſchmückſt mit Blüthen alle Bäume,
Mit Gras und Blumen Berg und Thal:

Du ſchmückſt den Himmel ſelbſt mit Schöne,
Die hohe Sternenblumenau
Klingt luſtiger die Sphärentöne,
Färbt leuchtender ihr ew'ges Blau;
Und von dem heitern Himmelsbogen
Gehn alle Götter niederwärts,

Und tauſendfältig angezogen
Steigt himmelan das Menſchenherz.

Natur, an dich mich fromm zu ſchmiegen,
An deinem Buſen, warm und voll,
Ein Kind an Mutterbruſt, zu liegen
Thut dem beklommnen Herzen wohl.
Der Blumen zarte Kinderſpiele,
Der Blätter Säuſel ſprechen ſtill:
Hier folge kindlichem Gefühle,
Hier thue, was der Buſen will.

Hier in dem Schutz der grünen Blätter,
Wo meiner Träume Wohnung iſt,
Belauſcht das freie Herz kein Spötter,
Die Unſchuld keine Hinterliſt;
In dieſen Lauben, dieſen Büſchen
Flucht nie der Ehrſucht rege Pein,
Die Schlange Neid darf hier nicht ziſchen,
Verleumdung hier nicht Gifte ſpei'n.

Hier glänzt das Land der Fantaſien,
Hier grünet mein Elyſium,
Und ſelig, wie die Blumen blühen,
Rollt hier der Stunden Lauf ſich um:
Mit meinen Bäumen, meinen Bächen,

Mit meiner Seen Wellenklang,
Mit Mond und Sternen mag ich ſprechen,
Was Süßes mir die Bruſt durchdrang.

O du, die Frommen Hütten bauet
Voll himmliſcher Zufriedenheit,
Nimm auch dein Kind, das dir vertrauet,
Mit ein in deine Seligkeit:
Natur, in deinen treuen Armen,
An deiner Liebesmutterbruſt
Findt auch der Sünder das Erbarmen
Und der Verzweifelnde die Luſt.

So laß mich ruhn in deinem Schooße,
An deinem Herzen fromm und rein;
Du wiegſt das Menſchenkind, die Roſe
Mit gleicher Mutterliebe ein;
Du rührſt der Sonnen Sphärenſpiele,
Der Nachtigallen Lenzgeſang,
Des Menſchen göttliche Gefühle
Zu Einem hohen Wunderklang.

An die Entfernte.

Ob ich liebe, fragſt du Holde?
Ob ich liebe treu und rein?
O nicht ächter glänzt im Golde
Ungefälſchter Treue Schein.

Ob ich ſehe in der Ferne,
In der Nähe einzig dich?
Sprächen Sonne, Mond und Sterne,
Sprechen könnten ſie für mich.

Ob ich deiner Huld mich preiſe,
Deiner Anmuth ſtill und fromm?
Komm, daß ſich die Wahrheit weiſe!
Sieh mich ſelber, Liebchen, komm!

Ob ich brünſtig oft mich ſehne?
Sehne nach verlornem Glück?
Sieh die Trauer, ſieh die Thräne,
Sieh mein Herz in meinem Blick!

In des wilden Tags Getümmel,
In des ſtillen Abends Ruh,
Einſam, oder im Gewimmel,
Dich nur ſeh ich, mein biſt du.

Selbſt wenn aus des Himmels Räumen
Süßer Schlummer niederwallt,
Beugſt du dich in Wonneträumen
Ueber mich als Lichtgeſtalt,

Lulleſt dann wie Engel milde
Meine Schmerzen zärtlich ein.
O wann wird vom ſüßen Bilde
Doch das Leben mich erfreu'n?

Bajazzo der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge.

Einen freundlichen Geſellen
Nahm dir, ſüße Frau, der Tod.
Längſt ſchon auf den ſchwarzen Wellen
Trug ſein Bildchen Charons Boot;
In Elyſiums grünen Auen
In dem ew'gen Frühlingsſtrahl
Singt er nun den ſchönen Frauen
Und den Mägdlein allzumal.

Nimm für ihn mein kleines Leben,
Meiner Kehle bunten Klang.
Zarten Herzen Luſt zu geben,
Ward mir luſtiger Geſang.
O wie will ich um dich ſpielen,
Singend, ſcherzend dich erfreun!
Deinen zärtlichſten Gefühlen
Sänger und Prophete ſeyn!

Eliſens Geſpielen.

Einfalt heißt das Himmelsmädchen,
Das mit Göttern räth und denket,
Das an unſichtbaren Fädchen
Stern' und Menſchenherzen lenket;
Einfalt heißt die weiße Taube,
Die den Pfad dem Wandrer weiſet,
Wo der Himmelsherold Glaube
Leuchtend hoch mit Sonnen kreiſet.

Unſchuld heißt die zarte Blume,
Ungeſehen, unvernommen,
Duftend ſtill im Heiligthume,
Daß wir in den Himmel kommen:
Engel lauſchen ſelig nieder,
Wo das holde Blümlein blühet,
Das uns von der Erde wieder
Zu den alten Göttern ziehet.

Frommes Herz im reichen Buſen,
Selig lebt, wem du beſchieden;
Du verſtehſt die Kunſt der Muſen
Und der Geiſter heil'gen Frieden,
Du verſtehſt die hohen Flammen,
Wodurch Menſchen Götter werden
Und in Einen Bund zuſammen
Luſtig Himmel gehn und Erden.

Laß die himmliſchen Geſpielen
Nie von dir, du Stille, weichen:
Höchſten Preis von höchſten Zielen
Mögen dieſe Drei nur reichen;
Laß das Faß der Danaiden
Eitle Thoren raſtlos füllen:
In des Buſens Götterfrieden
Halte feſt den frommen Willen.

An Luiſe von J. mit einem Roſenſtock.

Eine Roſe, ſüße Jungfrau, dir,
In der Knoſpe nach dem Licht ſich ſehnend.
Ach! wie viel in kindlicher Begier
Von dem künft'gen Sonnenleben wähnend!
Von dem Lüftchen, das ſie küſſen ſoll,
Von dem Thau, der ihre Schönheit letzet,
Von dem Herzen, das empfindungsvoll
An dem zarten Gleichniß ſich ergötzet!

Holde Blume, wird den ſüßen Traum
Je die goldne Sonne dir entbinden?
Wird dein Buſen in dem weiten Raum
Seiner Sehnſucht ſüße Liebe finden?
Wird das Lüftchen mit dem leichten Spiel,
Wird der Thau mit ſeinem zarten Leben,
Wird ein menſchlich Weſen voll Gefühl
Dir ein Bild des frommen Wahnes geben?

Frage. Ach! die Antwort bleibet aus.
Was du ſuchſt iſt draußen nicht zu finden.
Oeffne nie der ſüßen Träume Haus.
Für dein Lüftchen zitterſt du in Winden,
Für den Thau kömmt wilder Hagelſturm,
Deine Schönheit flattert hin mit Beben,
Oder ſchlimmer zehrt ein Todeswurm
Ueppig langſam auf dein ſüßes Leben.

Holde Jungfrau, ſieh dein eignes Bild,
Zartes Gleichniß deines zarten Lebens:
In der Freiheit drauſſen ſtürmt es wild;
Glück und Ruhe haſcheſt du vergebens;
Selbſt die Hoffnung, die ſo gerne weilt
Vor des frommen Herzens reinem Spiegel,
Rauſcht mit jener, die auf Kugeln eilt,
Mit Fortunen fort auf gleichem Flügel.

Selig du, die in des Buſens Haus,
In das ſichre, ſich zuſammendränget!
Wolle nie aus dieſem Schrein heraus,
Wo der Iſisſchleier heilig hänget;
Reiße nie die zarte Hülle durch,
Götterleben liegt in ihren Falten,
Und der Uraniden goldne Burg
Wimmelt nicht von ſeligern Gewalten.

Hier gebeut allmächtiges Geſetz,
Wodurch Sonnen rollen, Blumen blühen,
Und der Eitlen kindiſches Geſchwätz,
Ihre blanken Flitter, blanken Mühen,
Ihre Jubel, ihre bunte Luſt —
All die Nichtigkeit der nicht'gen Seelen —
Rauſchen machtlos hin an einer Bruſt,
Welche Engel gern zur Heimath wählen.

Nie wirds Friede in dem Lebensſtreit,
In der Wogen brandendem Gebrauſe;
Friede wohnet und Glückſeligkeit
In des Herzens friedlicher Karthauſe;
Himmliſch wandeln dort im Götterwahn
Herrliche Geſtalten, ſüße Töne.
Was der Fromme hofft, er wird empfahn.
Wer es glaubt der findet auch das Schöne.

Denkmal für Wilhelm Ramſay. 1808. *)

Eine Eiche pflanzt um dieſen Stein,
Künftige Geſchlechter zu bekränzen!
Schönſter Baum ſie ſoll in ihren Gränzen
Und ihr Laub der Schmuck der Freien ſeyn.

Denn es fiel für Recht und Vaterland
Hier ein edler Jüngling in dem Streite,

---

*) Baron Wilhelm Ramſay, aus einem alten ſchottiſchen Geſchlecht, war gebohren in Finnland, wo ſein Vater Landshauptmann war über Tawaſthuslän. In einem Treffen bei Åbo im Sommer 1808 ſtarb er als Major und Oberadjutant den Tod für ſein Vaterland, worin ein Bruder ihm voranging, ein zweiter — auch ein herrlicher Jüngling — ihm folgte. Der vierte und letzte Sohn des Geſchlechts kann die drei beweinen, weil ſeine Jugend noch nicht wehrhaft war.

Dem das friſche Herz noch in die Weite
Nach des Lebens ſüßen Gütern ſtand.

Alle ſeine Wünſche mit drei Schritt
Könnt ihr die verengten jetzt umſchreiten.
Doch wie ſelig, wo die Männer ſtreiten,
In dem Todtenreihen folgen mit!

Doch wie ſelig, für das Vaterland
Seiner Jugend volle Blume geben!
Ewig Freund von allen Guten leben!
Ewig allen Edlen ſeyn verwandt!

Um die Tapfern ſpielet gern das Lied,
Schwerdt und Leyer ſind Apollons Waffen.
Unvergänglich grünt, was dieſe ſchaffen;
Alles andre Irdiſche verblüht.

O ſo ſtimmet an dem Freund den Klang!
Stimmet an dem Tapfern ſüße Klage!
An dem Jüngling, der im Lenz der Tage,
Wo die Beſten fielen, blutig ſank!

Eine Eiche pflanzt um dieſen Stein!
Wachſe, freier Baum, in freiem Lande!
Wehe laute Schrecken blaſſer Schande!
Stille Säuſel heiligem Gebein!

Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder. 1808.

a.

Ein Blümlein ſteh' ich im Erdenthal,
Mich lockt die Sonne mit warmen Strahl,
Mit meinen Blättchen buhlet der Wind,
Der Zephyr nennt mich liebliches Kind,
Und Thau und Regen erquicken mich;
Wohl jung und luſtig und ſchön bin ich,
Doch muß ich welken und ſterben.

Und wann ich endlich geſtorben bin,
So ſchläft und träumet mein kleiner Sinn
Im Winterwiegelein ſtill und fromm;
Dann kömmt der Frühling und rufet: komm!
Wach, Kindlein! ruft die Sonne dazu,
Wach auf vom Schlummer! vorbei iſt die Ruh,
Sollſt wieder blühen in Freude.

b.

Zieh mich auf! zieh mich auf zu dir!
Du, der im Himmel wohnet.
O wie ſchön, o wie ſchön bei dir!
Der überſchwänglich lohnet.

Jugend flieht, Freude fliehet früh,
Glück wechſelt leicht abwendig:
Gott verſäumt, Gott vergißet nie,
Iſt immer gleich beſtändig.

Sei denn fromm, ſei denn ſtill in mir,
Mein Herz, in ſüßer Freude!
Denn er wohnt und er zieht in dir
Und kennt die Kindlein beide.

c.

Himmliſche Mächte,
Zieht mich zur Wonne,
Zieht mich zum Himmel hinauf!
Lehret mich das Rechte,
Kinder der Sonne,
Schließet die Wahrheit mir auf!

Seufzer und Thränen,
Fromme Gefühle

Winken zur Heimath zurück.
Stillet mein Sehnen,
Richtet zum Ziele,
Richtet, das Herz und den Blick.

Nichtig und trübe
Tappet das Leben
Hier auf der irdiſchen Flur.
Himmliſche Liebe
Mag es nur heben
Wieder zur Götternatur.

Denn in dem Staube
Schmachtet gefangen
Göttlicher Funke nach Licht.
Hoffnung und Glaube
Schärfen Verlangen,
Aber ſie ſtillen es nicht.

Engelein feine;
Kinder der Sonne,
Zieht mich, o zieht mich empor!
Ihr nur alleine
Kennet die Wonne,
Welche ich Arme verlor.

d.

Es ſaß ein Kindlein im weißen Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
Von Roſen und Lilien ſchön gewunden;
Solche Blumen ſind nicht auf Erden erfunden:
Auch war das Kindlein ſchön und ſüß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kindlein ſah,
Dem wunderbarliche Luſt geſchah,
Als wär' er zum Himmel ſchon hoch erhoben,
Und hörte Gott Vater von Engeln loben,
Und ſäh die Stern' im Jubelring
Laut preiſen den Schöpfer aller Ding.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
Alle Zwietracht plötzlichen Abſchied nahm,
Und Liebe und Friede und ſtille Freude,
Als wär' es ſchon Himmel, erfreut die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
Gleich Gottes Engel all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unſchuld heißt,
Im Himmel auch iſt es hoch gepreiſt
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den Höchſten im Lichte wohnen;

Steht Gott zunächſt zur rechten Hand
Und wird ſein Liebling dort genannt.

Denn alles Schöne geworden iſt
Durch Kindereinfalt zu jeder Friſt,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menſchenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Dies Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit ſeinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnſucht der ew'gen Liebe
Euch brünſtig zum Himmel der Freuden hübe.
Denn wer das Kindlein zu ſich hält,
Dem iſt das Herz gar wohl beſtellt.

Beſonders Kindelein fromm und zart
Und holden Mägdlein von ſtiller Art,
Auch freundlichen Spiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen geſtellt zu ſchauen,
Daß drein ſie ſpat und frühe ſehn
Und werden gleich der Unſchuld ſchön.

e.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Eh ich zu ſchauen
Ging das bethränte Erdenland,
Holde Geſpielen,
Engel des Himmels, kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch nur das kann ich.

Aber die Wonne
Seliger nur vorüberrauſcht,
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauſcht;
Hier, wo die Klage
Ueber der Todesurne ſchallt
Und mit dem Tage
Schönheit und Jugend vorüberwallt.

Traurig gefangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht,
Und ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht.
Leuchten die Sterne,

Schau' ich nach oben ſehnend hin;
Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen ſteht mein Sinn.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Werd' ich euch ſchauen,
Frei von dem eitlen Erdentand?
Süße Geſpielen
Himmliſcher Kindheit, Engelein,
Werd' ich bald ſpielen
Mit euch droben den Ringelreih'n?

Eija wie fröhlich
Geht mir im Buſen friſch das Herz!
Eija wie ſelig
Seh ich verſinken Erdenſchmerz!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensgluth auf mich?
Engelgeſichter,
Himmelgeſpielen, grüßt ihr mich?

f.

Unter Blumen ſpielen
Gern die kleinen Kinder,

Blumen ſind ſüß und ſchön.
Wie den Sonnenkindlein,
Wie den bunten Blumen,
Soll den Kindern das Herzchen ſtehn.

Denn die Blumen heben
Gern die Liebesäuglein
Liebend zum Lichte auf;
Wann die Sonne ſinket,
Sinken ſie in Schlummer,
Stehn zugleich mit der Sonne auf.

Wißt ihr, kleine Kinder,
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tauſendmal
Tauſend bunte Blumen
Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelsſaal.

Wann die Kinder ſchlafen,
Hängen ſie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Schließt der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

5.

Ein Kind wollt Blumen pflücken gehn
Des Morgens früh im Thaue,
Und tauſend Blümlein bunt und ſchön
Entblühten auf der Aue.
Lenz war es rings und Sonnenſchein
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in ſüßer Freude.

Und als das Kindlein tritt ins Feld,
Die Blümlein werden munter,
Und jedes gleich ſein Köpfchen hält
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindleins Händchen langt;
Und jedes Blümlein ſehr verlangt,
In ſeiner Hand zu ſterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwiſchen beide
Und ſpricht: gegrüßt der Jugend Preis!
Und Blümlein auf der Haide!
Voll Himmelsluſt und Himmelſchein!
Von innen und von auſſen rein!
Blumen ſchön und fromme Kinder!

Willkommen, Veilchen ſtill und zart!
Willkommen, Lilie reine!
Und du von Königinnenart
Und Königin alleine,
Du Roſe, hohes Purpurroth!
Euch Holde alle ſegne Gott,
Wie er dies Kindlein ſegnet!

Er drauf das Kindlein freundlich küßt
Und küßt die Blumen ſchöne;
Dann rauſcht er, wie er kommen iſt,
Dahin wie Saitentöne.
Das Kindlein blickt ihm brünſtig nach
Und lauſcht den Worten, die er ſprach,
Und ruft: ach! komm doch wieder!

Und als er doch nicht wieder kömmt,
So geht es traurig weiter,
Und nichts die heißen Thränen hemmt,
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen ringsumher:
Dem Kindlein wird das Herz ſo ſchwer
Und will ihm faſt zerbrechen.

Da ſiehe! wie ein Himmelsſchein
Fällt ihm ein Glanz entgegen,

Es ſchießt ein helles Kränzelein
Herab als Himmelsſegen,
Und fällt dem Kindlein in den Schooß;
Ihm wird das Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und dieſen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen,
So lang' es ging im Erdenland,
In Nächten und an Tagen;
Das Kränzlein ſchön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

So oft nun Kinder Blumen ſehn,
Sie ſoll'n des Engels denken,
Daß ihnen auch er wolle ſchön
Ein ſolches Kränzel ſchenken.
Mit Erdenblumen ſpielt der Wind,
Doch Blumen, die vom Himmel ſind,
Die blühen unvergänglich.

An Eliſa.

Bilder der Unſterblichkeit
Soll der Menſch ins Leben ſtellen,
Leuchtend auf den dunkeln Wellen
Flüchtiger Vergänglichkeit.

Hoch das Antlitz von der Erde,
Streb' auch er zum Sternenreich,
Daß er Uraniden gleich
Sei an Tugend und Gebehrde.

Zu dem Glück der Erdenflur
Geht der Weg nur durch die Himmel;
Sonſt im ſtaubigen Gewimmel
Findt er weder Steg noch Spur.

Als des Himmels ſüße Keime,
Seelen, ſich mit Staub umhüllt,

Heiſchte Zeus: „geh hin, mein Bild!
„Und nimm mit zwei Götterträume:

„Schönheit locke dich zurück
„Sehnſuchtsvoll zum Sternenlande,
„Daß am eitlen Erdentande
„Dir nicht klebe feſt der Blick;

„Aber irdiſch Glück zu fühlen,
„Geb' ich dir die Hoffnung bei,
„Und in holder Täuſcherei
„Soll die Thörin mit dir ſpielen.“

Du verſtehſt der Seelen Spiel,
Du die himmliſche Begleitung,
Und der Dinge höchſte Deutung,
Freundin, haſt du im Gefühl.

Spiele denn in Götterträumen
Luſtig hin durchs Land der Müh,
Und mit Engelfantaſie
Wiege dich in Aethers Räumen.

An Lili.

Es wächſt ein Blümlein Beſcheidenheit,
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid.
Wer ſolches Blümlein ſich friſch erhält,
Dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das Demuth heißt,
Als Schmuck der Mägdelein hoch gepreiſt;
Die Englein ſingend an Gottes Thron
Es trag'n als Demant in güldner Kron.

Ein drittes Blümlein, wo dieſe zwei
Nur ſtehen, immer iſt dicht dabei,
Heißt Unſchuld, ſiehet gar freundlich aus,
Das ſchönſte Blümchen im Frühlingsſtrauß.

So pflege, Mägdlein, der Blümlein drei
Mit frommer Sorge und ſtiller Treu.
Denn wer ſie wahret, wird nimmer alt;
Er trägt die himmliſche Wohlgeſtalt.

Lied für den Wirth. An Otto Magnus Munck. 1809.

Wer klingt der erſte bei'm fröhlichen Mahle?
Welcher der Götter? Sage mir an!
Bacchus beginnet im himmliſchen Saale,
Bacchus beginnet die Freude auf Erden;
Soll etwas Kühnes und Herrliches werden,
Er führet an.

Welchem der Götter zum Herrſcher der Reben,
Oder Göttinnen ertönt der Geſang?
Cypris, die Leuchte im irdiſchen Leben,
Cypris, die Spenderin ſüßeſter Wonnen,
Sing' ich, ſolange mir kreiſet der Sonnen
Wechſelnder Gang.

Wer iſt der dritte nach ſeligen Göttern?
Wer wird nach Bacchus und Venus gepreiſt?
Freundſchaft, die Stütze in brauſenden Wettern,
Freundſchaft, die Stärke der Tapfern und Guten,
Freundſchaft die reinſte der himmliſchen Gluthen,
Preiſe ich meiſt.

Wer klingt der vierte beim fröhlichen Mahle?
Wem wird das Letzte und Beſte zu Theil?
Hebet euch, Freunde, und ſchwingt die Pokale!
Auf mit dem Herzen, wer redlich es meinet!
Heil ihm, wer Freunde und Freuden vereinet!
Dreifaches Heil!

Romanze.

Saß ein Vögelein im Leide,
Hing das Köpfchen trüb und ſchwer,
Lenz gekommen war in Freude,
Bäum' und Blumen blühten ſehr.
Fliege, Vöglein, fliege ſchnelle!
Alle Gäſte ſind ſchon hier,
Und beſetzt iſt jede Stelle
Süßer Luſt und ſüßer Zier.

Wohin ſoll ich Armer fliegen?
Mag nicht in den Sträuchen gehn.
Bei den Roſen iſt Vergnügen,
Bei den Lilien weiß und ſchön;
Doch ſchon trägt die ſüße Roſe
Einen ſtärkern Freund, als ich,
In der Lilie weichem Schooße
Wiegt ſchon ein Beglückter ſich.

Von den Blumen, von den Bäumen
Fliegt das Vöglein traurig weg,
Nimmt zu hohen Himmelsräumen
Durch die Wolken ſeinen Weg,
Wohnet dort mit ſeinem Triebe
In der höchſten Luſt allein.
Denn glückſelig iſt die Liebe
Durch den eignen Wiederſchein.

Laß klingen!

Ich ſinge ein Liedel, juchheiſſa! juchhei!
Es ſäuſeln die Lüfte, es locket der Mai,
Die Quellen ſie rieſeln mit luſtigem Klang,
Die Büſche ſie ſpielen und flöten Geſang.

O liebliche Roſen, o Lilien weiß!
O dürfte ich ſingen die Luſt, die ich weiß!
O dürfte ich klagen, was ſüß und was weh
Im Buſen ſich regt, das ich ſelbſt nicht verſteh!

Vergebliche Sorge, du ſchelmiſches Kind!
Du haſcheſt das Lüftchen, du feſſelſt den Wind,
Du zähleſt die Blätter im Frühlingsgebüſch,
Du trägeſt in Netzen die Weine zu Tiſch.

Laß klingen was klinget, laß wehen was weht,
Du weißt nicht, von wannen, wohin daß es geht.
Der Vogel muß ſingen, das Lüftchen muß wehn;
Doch frage nicht, ob ſie die Klänge verſtehn.

Ballade.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du, der auf Wolken wohnt
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein

Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſteht, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Ständchen.

Es leuchtet ein Licht durch die weite Welt,
Das ſchönſte und hellſte von allen;
Es iſt nicht als Sonne zum Tag beſtellt,
Nicht als Mond die Nacht zu durchſtrahlen;
Blaß werden die Sternlein, die kleinen,
Vor ſeinem allmächtigen Scheinen.

Es dringet wie Blitze durch Eiſen und Stahl,
Kein Panzer mag feſt vor ihm ſtehen;
Doch dränget ſich jeder zum fährlichen Strahl,
Und ſollt' er zur Stunde vergehen.
O ſcheine, du ſüßes Verderben!
Wie lieblich, in Flammen zu ſterben!

Geh auf denn, mein Licht, geh wieder
zur Ruh!
Ich darf dich, du ſchönſtes, nicht nennen;
Doch ſtrömet mein Herze wie Waſſer dir zu,
Heiß fühl' ich es ſieden und brennen.
Auf! laßet es ſchmettern und klingen!
Es will mich die Wehmuth bezwingen.

Chorgebet.

Herrſcher der Dinge!
Selige Götter!
Deutet der Menſchen
Klügeln euch je?
Feuriger Schwinge
Fähret das Wetter
Schmetternd zur Erde,
Stiftend das Weh;

Und von dem Tage
Fliehet der Schimmer,
Und von den Nächten
Fliehet der Schlaf:
Denn von dem Schlage
Hebet ſich nimmer,
Wen es von Blitzen
Schrecklicher traf.

Bringet ihr wieder
Freundliche Sonnen,
Wandelt das Glück auch
Luſtig darein;
Locken uns Lieder,
Reihen uns Wonnen,
Blühet das Leben
Lieblich im Schein:

Und von den Blitzen
Und von dem Wehe
Rollender Wolken
Klingt es nicht mehr:
Leuchtenden Sitzen
Himmliſcher Höhe
Gleicht ſich in Freude
Irdiſches Heer.

Selige Götter,
Richtet mit Gnade,
Richtet der Menſchen
Flüchtig Geſchlecht.
Geht ihr im Wetter
Donnernde Pfade,
Träufelt ihr Segen,
Eu'r iſt das Recht.

Denn was im Staube
Wächſet und gehet,
Fliehet wie Sand im
Winde dahin;
Und gleich dem Laube,
Welches verwehet,
Wechſelt der Menſchen
Schickſal und Sinn.

Darum beſcheiden
Sollen ſie treten
Unter des Himmels
Leuchtendem Saal;
Blühend in Freuden
Sollen ſie beten,
Daß ſie nicht treffe
Freſſender Strahl.

S' wechſelt die Welle
Unten nach oben,
Spielet den Schwimmer
Rauf und hinab.
Heut iſt ſie helle,
Heut iſt er oben;
Morgen ſie reißt ihn
Brauſend ins Grab.

Gebet an die Liebe.

Blitzesſchnelle, Adlerſchwinge
Däucht der Liebe Macht geringe;
Große Mutter aller Dinge,
Gerne trag' ich deine Schuld,
Gerne will ich alles leiden,
Deine Schmerzen, deine Freuden:
Denn du miſcheſt mild zu beiden
Unausſprechlich ſüße Huld.

Erinnerung. An Pſychidion.

Was blickſt du ſehnend ſo zurück?
Der Tag er geht geſchwind,
Und Menſchenleben, Menſchenglück
Verwehen gleich dem Wind.

Doch wann die Zeit vergangen iſt
Und die Erinn'rung kömmt,
Wie alles dann ſo freundlich iſt,
Was nun das Herz beklemmt!

Wie alles dann ſo lieb und hold
Von ferne wiederſcheint!
Gleichwie der Mond am Himmel rollt,
Der Nächte ſtiller Freund.

Drück an die Bruſt den lieben Traum,
Das ſüße Kinderſpiel.
Für Freud' und Leid iſt weiter Raum
Im Herzen voll Gefühl.

Heſekiel XXI. v. 15. Ueberſetzung.

Ich will das Schwerdt laſſen klingen,
Die Herzen ſollen verzagen.
Wie Bliz auf feurigen Schwingen
Herbrauſen Reiter und Wagen,
Es ſchallen Donnergeſchoße,
Blut dürſten Männer und Roße.

So hat der Herr es geſprochen,
Der Schaffer, Helfer der Nöthen.
In Blut wird Sünde gebrochen,
Die Schmach das Eiſen muß tödten:
So tilgt er Weibergebehrde,
Und heilt die Welt mit dem Schwerdte.

Denn wollen Männer nicht ſterben,
Und Weiber Kindlein nicht wiegen,

Dann nahet Mord und Verderben,
Und Völker müßen erliegen,
Und Schlachten mähen das Alte,
Damit ſich Neues geſtalte.

Dann fahren durch die Verruchten,
Gott hat die Macht ihnen geben;
Und flehen lernen die fluchten,
Und Thoren Hände erheben;
Wild ſchnauben Räuber und Henker,
Sie meinen's, Er iſt der Lenker.

Drum laß es donnern und blitzen,
Du, Herr, bleibſt ewig derſelbe,
Du rollſt in leuchtenden Sitzen
Das hohe Himmelsgewölbe,
Du trägſt die Erde, die kleine,
Und nennſt ſie freundlich die deine.

Du hebeſt hoch vom Getümmel
Die Guten auf von der Erde,
Du hebſt ſie ſelbſt in den Himmel,
Daß unten herrlich ſie werde.
Das Leid es muß ja vergehen,
Das Glück muß wieder erſtehen.

O laß den himmliſchen Glauben,
Die ſüße Liebe uns halten!
Dann laß Tyrannen nur ſchnauben,
Wir ſtehn in höhern Gewalten;
Wir trotzen die bübiſchen Wichte,
Denn Gottes ſind die Gerichte.

Frühling und Liebe.

Der Frühling ſtellt ſich wieder ein,
Das merk ich an dem Grüne,
Es geht der Klang der Vögelein
Auf Zweiglein fein,
In Blumen ſummt die Biene.
O Frühling, ſüße Frühlingszeit!
O Wald ſo friſch und grüne!

Ich muß hinaus, das Herz mir ſchlägt,
Denn wann die Lerchen ſingen,
Sich alles Blut in mir bewegt
Und friſch erregt
Die Luſt zu ſüßen Dingen:
Und welcher ein Feinsliebchen hat,
Im Frühling muß ſie klingen.

So klinge, Herz, und werde laut,
Und klinge deine Triebe!

Der Hänfling hat ſein Neſt gebaut,
Und Mann und Braut
Spielt zarte Blumenliebe,
Der Bienchen Stachel fühlt es auch,
Der kleinen Honigdiebe.

Kommt her, ihr Bilder allzumal,
Ihr Frühlingskindlein feine!
Wie blitzet ihr am Sonnenſtrahl
In Feld und Thal!
Doch ſchöner, die ich meine,
Ein Garten ſüßer Blumen voll,
Die Minnigliche, Reine.

Denn ſeh ich deiner Farben Licht,
Du Roſe Königinne,
Du herrlich Sonnenangeſicht,
Da klingt und bricht
Ein Bild durch alle Sinne:
So blitzt der königliche Leib
Der Hohen, die ich minne.

Und wenn ich dich, du Unſchuld, ſeh
Der rothen Pracht zur Seite,
Dich Lilie keuſch und rein wie Schnee,
Dann tönt ſo weh,

So lieb ein fern Geläute:
Vergangenheit, wo flohſt du hin?
Wohin mit meiner Freude?

Und lockt mich deine bunte Zier,
Du muntre Tulipane,
So denke ich: ſie ſpielet hier
Und ſcherzt mit mir
Im holden Kinderwahne;
Denn Liebe geht als Zwillingskind
Mit Scherz auf Einem Plane.

Und winkt die kleine Demuth auch
Mit Augen wie der Kinder,
Der blaue, grüne Veilchenſtrauch,
Wie wird bei Hauch
Und Gruß der Muth mir minder!
So liebt mich ein demüthig Kind,
Und ach! ich bin ein Sünder.

Da ſteht ſein Mühmchen Ehrenpreis,
Will auch geliebet werden,
Des frommſten Weibes Bild und Preis,
Es neigt ſein Reis
Gar züchtig zu der Erden.

O Blümlein reich an mildem Saſt,
Lehr' uns wie Kinder werden.

Und dann zuletzt zur ſtillen Nacht
Blühn noch die Nachtviolen,
Sie haben bei ſich ſelbſt gedacht:
Des Tages Macht
Hat manche Huld geſtohlen.
O ſelig, wen zum ſüßen Bett
Solch Liebchen kömmt zu holen!

Gott grüß euch, Blümlein fromm und ſchön!
Euch, Vöglein hold und feine!
Ich muß im Frühling traurig gehn,
Muß weinend ſehn
Die grüne Luſt der Haine;
Denn meine Liebe wohnet fern,
Und kalt ſchlaf' ich alleine.

Klinglied.

Den tiefen Ernſt des Lebens zu verkünden
Gab uns der Herr allmächtige Geſchichten,
Die Vorwelt einzig darf die Nachwelt richten,
Die Gegenwart tappt taumelnd fort mit Blinden.

Nie mag den Weg zum Sternenlande finden,
Wer nicht, wann Wolken ſich für Donner dichten,
Auf Blitzen wagt dahin den Flug zu lichten,
Wo Tod und Leben in einander ſchwinden.

Drum ſtrebe, Muth, zum alten Götterhügel,
Dem ſtrahlenden der Sonnen, welche gingen,
Dem dämmernden der Sonnen, welche kommen:

Dort ſteht mein Bild im ungetrübten Spiegel,
Dort tragen mich der Muſe Aetherſchwingen
Empor ins Land der Tapfern und der Frommen.

Blumengruß an M.

Die letzten Kinder der Sommerau
Standen wir kleinen, uns fehlte der Thau,
Uns fehlte der freundliche Sonnenſtrahl,
Und auch das linde Lüftchen zumal.

Da kömmt ein ſinnender Wandersmann,
Und pflückt uns, und redet uns freundlich an,
Verſpricht uns Freude in fernem Land,
Und ſüße Pflege von Herz und Hand.

So kommen wir, holde Frau, zu dir,
Erbleicht und verwelkt und ohne Zier;
Doch trägeſt im Herzen du Liebe rein,
So wird es uns wieder lebendig ſeyn.

Denn Blumenleben iſt Liebe nur.
Die Sterne ſchmücken uns auf der Flur,
Das bunte Röckchen iſt Sonnenkleid,
Das Weiß hat Engelhand ausgeſtreut.

Und rührt ein liebendes Herz uns an,
Wie iſt uns ſelig im Sterben dann!
So nimm uns, Liebling, und birg uns ſchön,
Bis unſre Schweſterchen auferſtehn.

Danklied.

Friſchauf! mein Herz, und werde Klang!
Und Seele werde Lied!
Und Freude töne Lobgeſang,
Die mir im Buſen blüht!
Denn Er, der alle Himmel rollt
Und zählt das Sternenheer,
Denn Gott, der Vater fromm und hold,
Verläßt mich nimmermehr.

Ich lag umhüllt mit Finſterniß,
Die aus der Hölle kam,
Und durch die tiefſte Seele riß
Mit Tigerklau'n der Gram,
Gebrochen war mir alle Kraft,
Erloſchen aller Muth;
Da rief ich dem, der alles ſchafft:
Mach's, Vater, mach es gut!

Und plötzlich ward die Nacht zu Licht,
Zur Wonne ward das Leid,
Und wieder ſchaut' ich aufgericht't
Des Lebens Herrlichkeit,
Den blauen lichten Sonnenraum,
Das bunte Blumenfeld:
Da war mein Jammer nur ein Traum,
Die Welt die beſte Welt.

Drum dank' ich dem, der Wunder thut
Und Güte für und für,
Es rieſelt jeder Tropfen Blut
Den Lobgeſang in mir,
Es wird ein jeder Blick ein Strahl,
Der auf gen Himmel dringt,
Wo tauſend, tauſend, tauſend Mal
Das Heilig! Heilig! klingt.

Denn wie die Kindlein in dem Schooß
Die fromme Mutter hegt,
Läßt ſeine Treue nimmer los,
Die alles ſelig trägt;
Und ſeine Liebe lockt ſo ſüß,
Was Liebe mag verſtehn,
Daß wir zu ihm ins Paradies
Der Luſt und Unſchuld gehn.

Gebet.

Sinke, Erde, täuſchendes Nichts!
Glück und Ruhm, fahr hin, fahr hin!
Auf zum Glanz des ewigen Lichts,
Auf, mein himmelfroher Sinn!
Auf zum Born der ewigen Liebe!
Denn hier unten iſts kalt und trübe.

Wahre Freude wohnet bei dir,
Du, der hoch im Himmel wohnt,
O ſo zieh mich freundlich zu dir,
Du, der überſchwänglich lohnt;
Laß wie Engelgeſang mein Leben
Licht und ſelig zu dir entſchweben.

Ja, du hörſt mich, heiliger Hort,
Gott und Herr und Vater gut!
Licht des Lebens, tröſtendes Wort!

Stärke denn mir Sinn und Muth,
Daß ich mächtig auf Himmelſchwingen
Mag zum Lande der Freude dringen.

Locke nun, du wilde Begier!
Gaukle, Irrwiſch, farbiger Wahn!
Gott, mein Held, iſt ſchützend bei mir,
Lug und Trug darf nimmer nahn —
Denn ich ſtreite im heil'gen Orden,
Und die Erde iſt Himmel worden.

O wie wohl, wie ſelig iſt mir!
Gottes Kindlein bin ich nun,
Und er läßt mich für und für
Fromm in ſeinem Frieden ruhn,
Hält mich freundlich in Liebesbanden,
Keins der Kindlein kömmt ihm abhanden.

Klinglieder.

1.

Ich ſchwur es dir, und alle Sterne klangen
Mitwiſſend heller fort in ihrem Reigen,
Und Luna kam ſich freundlich herzuneigen,
Und röther glühten ihre keuſchen Wangen:

Da riefſt du: meine Liebe, mein Verlangen!
Sieh, dieſe lichten Götter ſollen zeugen,
Nie ſoll die Mutter Erde mehr mich ſäugen,
Iſt nicht in dir mir je ein Tag vergangen.

Ich nahm das Wort, und hielt es an den Himmel
Und hielt es an die ewig dunkle Hölle:
Die beide wurden unſrer Liebe Siegel:

Nun frag' ich: blieb im wechſelnden Getümmel
Des Lebens Herz und Wort auf alter Stelle?
Iſt deine Treue noch ein Engelſpiegel?

2.

Ein Räthſel tritt das Heilige ins Leben,
Ein Räthſel wohnt es in des Buſens Gründen,
Es wandelt, wo die Blitze Wolken zünden,
Geahndet kaum dahin im leiſen Schweben.

Daß wir die Herzen und die Händ' erheben
Und Unſichtbares brünſtiglich verkünden,
Muß alles, was wir irdiſch ſehn, verſchwinden:
Im freiſten Tode blühet freiſtes Leben.

So fahre hin, du Nichts, du dünner Schemen,
Der Leben heißt! und laß die hohen Bilder
Der ew'gen Liebe auf mit Göttern ſteigen!

Dich, Braut der Engel, will ich mit mir nehmen
Im Himmelsfluge, denn du leuchteſt milder
An Ruh und Glanz, als alle Stern' im Reigen.

3.

Woher, du ſüßes Bild, aus Licht gewoben,
Um das die Schönheit fließet, wie die Sterne
Umfließen jene Burg der blauen Ferne,
Wo Gott die Myriaden Geiſter loben?

Haſt du hieher, mein Engel, dich erhoben,
Daß ich den Himmel ſchon auf Erden lerne,
Demüthig lieb' und hoff' und dulde gerne,
Das heiſſe Herz ſehnſüchtig ſtets nach oben?

Du winkeſt mild, wie Himmelliebe winket,
Und weiſeſt auf die ewig hellen Kerzen
Dort oben, auf die bunten Blumen unten;

Und wie du Süße lächelſt, ſinkt und ſinket
Wie Sterne zu dem Meer ein Licht zum Herzen,
Und in Entzückung iſt das Leid verſchwunden.

Der Wandrer und die Blume.

Ging einſt ein Wandrer im Thale
Und ſah ein Blümlein ſtehn
Im Frühlingsſonnenſtrahle,
Demüthig, fromm und ſchön;
Mit Augen, wie Kinder ſehen,
Sah's in die Welt hinein,
Der Wandrer mogte nicht gehen
Mußt immer bei'm Blümchen ſeyn.

Er grüßt, es Abend und Morgen,
Er grüßt' es in ſtiller Nacht,
Und gab mit zärtlichen Sorgen
Nur auf das Blümlein Acht,
Er trug aus Bächen und Quellen
Ihm kühlende Labung zu;
Seine Thräne floß in die Wellen,
Doch trug er im Herzen Ruh.

Nun iſt der Winter gekommen,
Der Wandrer ſtehet ſo fern,
Er blickt zur Heimath der Frommen
Nach manchem freundlichen Stern,
Sein Auge dämmert in Thränen —
Wohin, o Wandrer? wohin?
Der Himmel ſtillet kein Sehnen,
Doch ſehnet die Liebe dahin.

O Liebe, ſprudelnder Bronnen,
Der wallet von Tiefe zur Höh,
Wie haſt du glühende Wonnen!
Wie haſt du kältendes Weh!
Es ſind der Wanderer viele,
Die ſehnend zu Sternen ſchau'n,
Wem mögen ſie ſchönſte Gefühle,
Als ſeligen Göttern vertrau'n?

O Liebe, alle die Lichter,
Viel tauſend und tauſend Mal,
Und alle die Kindergeſichter,
Die leuchten als Blumen im Thal,
Sie winken zu dir, ſie rannen
Als Tropfen von dir einſt aus;
Sie wollen wieder von dannen
Ins alte himmliſche Haus.

Hymne.

Klinget Lieder, klinget Freude,
Ihr Stimmen und ihr Herzen, heute!
Klingt Jubelklang dem höchſten Hort!
Singt dem Schöpfer, dem Erhalter!
Der Dinge heiligem Verwalter!
Er heißt die Kraft, er heißt das Wort,
Das Wort, das ewig ſteht,
Wann auch die Welt vergeht.
Hoſianna dem höchſten Hort!
Wir gehen fort,
Er bleibet ewig hier und dort.

Sonnen rollen, Erden kreiſen
In ewig gleich beſtimmten Weiſen,
Sein feſtes Maaß hat Nacht und Licht.
Dir auch iſt dein Ziel geſtellet,

O Menſch! was alle Himmel hellet,
Das ziehe Sinn und Angeſicht
Dahin, zum Sternenchor,
Zum Glanz, zu Gott empor!
Ringet! ringet! zum Vaterland!
Denn gleich dem Sand
Zerrinnt der Erde eitler Tand.

Preis und Lob ſei dir geſungen!
Du haſt mit Sehnſucht uns durchdrungen
Nach dem, was unvergänglich iſt;
Laß uns Heil'ger, laß uns brennen
In deiner Liebe, zu erkennen,
Was keine Menſchenſprache mißt.
Auf, Geiſter! auf zum Geiſt,
Den Wurm und Seraph preiſt!
Halleluja! die Kraft iſt ſein,
Durch ihn allein
Sind alle Geiſter groß und klein.

Geiſterheimath, Land der Frommen,
Zu dir ſoll alles wiederkommen,
Von dir ging alles Schöne aus.

Von Erkenntniß zu Erkenntniß!
Von Licht zu Licht! bis das Verſtändniß
Löſcht alle dunkeln Wahne aus.
Die Gottes Kinder heiſt,
Auf, Geiſter, auf zum Geiſt!
Preiſet! preiſet! denn er allein
Iſt gut und rein;
Was gut und rein iſt, das iſt ſein.

Troſt.

Was ſtürmſt du, Herz? und biſt ſo wild?
Iſt nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch
Er lebet und regieret noch,

Der alte Gott, der ſtarke Held,
Der Erd' und Himmel hingeſtellt,
Der ſchilt des Sturmes wilde Wuth,
Und ruft dem Meer: hier ſtehe, Fluth!

Zog er dir nicht die Rüſtung an,
Die kühn mit Geiſtern ringen kann?
Haucht' er dir nicht die Sehnſucht ein,
Des hohen Stolzes edle Pein?

Leid frißt das Herz und frißt den Muth:
Denk, dieſe Welt und du ſeiſt gut;
Leid löſcht die Kraft und den Verſtand,
Die Freud' iſt Gottes Feuerbrand.

Leid iſt der blanken Waffen Roſt,
Die Freude hoher Seelen Moſt;
Leid ſchleicht im Finſtern wie ein Dieb,
Der Freude iſt die Sonne lieb.

Drum hell den Blick und friſch die Hand!
Und ſchwinge Gottes Feuerbrand!
Berauſche dich im edlen Wein!
Und wandle froh im Sonnenſchein!

Und wenn auch Sturm die Woge treibt,
Der Pfad vom blut'gen Staube ſtäubt,
Hinein! und kömmſt du nicht heraus,
Wiſſ', hier und dort iſt Gottes Haus.

An T.

Ich ſahe dich, und alle Sterne gingen
Tief unter meiner Sonnenbahn,
Vom Blitze lieh ich ſeine Feuerſchwingen
Den Sturm vom Ocean.

Ich ſahe dich, und die verblühte Jugend
Stand wieder da im friſchen Grün,
Und mit Heroen maß ich meine Tugend,
Und rang mit Göttern kühn.

Ich ſahe dich, da ſchlug ein edles Feuer
In meine Bruſt wie Donnerſtrahl,
Ich träumte mich als Vaterlandsbefreier,
Und griff den freien Stahl,

Und durch Gewalt der Lanzen, Keulen,
Schwerdter,

Der Roß' und Männer drang ich durch,
Ich fiel mit Sieg, du führteſt mich verklärter
Empor zur Götterburg.

Ich ſahe dich — was hab' ich nicht geſehen?
Der ganze Himmel kam zu mir,
Und Seligkeit aus jenen lichten Höhen
Umſtrahlte mich in dir.

Da kniet' ich vor der Unſchuld, vor der Schöne
Hin in entzückter Herrlichkeit;
O klingt aus jener Zeit, Erinn'rungstöne!
Klingt, klingt in Ewigkeit!

Du fliehſt von mir, und alle Götterbilder
Ziehn wieder ihrer Heimath zu;
Von Sturm zu Sturme jage ich mich wilder,
Und finde keine Ruh.

Du fliehſt von mir, kannſt du von hinnen ſchweben,
Ein Gaukelbild mit leichtem Sinn,
Dann iſt Betrug das Feſteſte im Leben,
Und Lügen iſt Gewinn.

Du fliehſt von mir, kannſt du die Treue
brechen,
Iſt nur dein Wort wie Andrer Schwur,
Dann mag ich gegen Gott Empörung ſprechen,
Und fluchen der Natur;

Dann brauſet über mich, Vernichtungs-
wogen!
Verſchlingt mich in das ew'ge Nichts!
Verſinke Welt! zertrümm're Himmelsbogen!
Vertrockne Quell des Lichts!

Scherz.

Heiſſa! ihr luſtigen Vögel!
Spannet die Flügel als Segel!
Leben und Freude ſind Wind;
Spielet, und ſchlaget die Schwingen!
Denn was die Stunden uns bringen,
Iſt Wind, iſt Wind, iſt Wind.
Amor, er weiß es, der Kleine,
Flattert durch Büſche und Haine,
Flattert um Hütt' und Pallaſt,
Wählet ſich täglich das Neue,
Rufet dann fliehend: die Treue
Iſt Laſt, iſt Laſt, iſt Laſt.
Schelme ſind Vögel, ſie wandern
Luſtig von einem zum andern,
Sitzen auf Einem thut weh;
Wiegend die fröhlichen Schwingen
Necken ſie ſchalkiſch und klingen:
Ade! Ade! Ade!

Männerglück. An Wolf Grafen von Baudiſſin.

Was iſt herrlichſter Klang? iſt's, droben
Auf des Donnerers Stühlen ſitzen,
Und, von wolkiger Nacht umwoben,
Rings aus rollenden Wettern blitzen?
Brauſend in Hagelſchauern und Regen
Niederſenden Schrecken und Segen?
Iſt es der Klang?

Nein, wo Schwerdter auf Schwerdter klingen,
Fahnen rauſchen und Kugeln ziſchen,
Männer blutig mit Männern ringen,
Tod und Sieg ſich ſtäubend vermiſchen,
Dort, wann Trommeln, Pfeiffen erſchallen,
Für das geliebte Vaterland fallen
Das iſt der Klang.

Aber lieblich auch klingt der Reigen,
Den die Göttin des Reizes führet,
Die mit Flöten und ſüßen Geigen
Schön die Feſte der Menſchen zieret;
Bacchus und Phöbus folgen der Holden,
Friede bewohnt die Häuſer und golden
Winket die Ruh.

Selig, welchem die droben walten
Beides geben in gleicher Maaßen!
Denn wo Friede und Krieg ſich ſpalten,
Oeffnet Unheil die breiten Straßen.
Fertig zum Schwerdtertanze, zur Leyer
Haltet des Lebens würdige Feier,
Männer des Kampfs!

An Pſychidion.

Pſyche, Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vögelein mit den goldnen Flügeln,
Locket der Lenz dich wieder in die Freude?
Lockt dich die Liebe?

Locket dich mehr als Lenz und mehr als Liebe,
Wie ſie im Staub des Erdenthals gehört wird,
Lockt dich die Sehnſucht wieder zu der Heimath
Sel'gen Geſpielen?

Hin, wo das Heilig tönt um den, der war, iſt,
Seyn wird, des Name Liebe klingt und Freude,
Welcher die Seelen ausgoß aus der Urne,
Ausgoß die Sterne?

Laß ſie dich locken, laß die Engelflügel
Klingen zum Aether, alter Götterheimath,
Daß du uns unten das von oben deuteſt,
Himmliſche Träume;

Daß du uns lehrſt, warum die Demuth droben
Lieblingin Gottes herrſcht vor hohen Thronen,
Was in der Unſchuld ſchweigt, und was in holder
Schaam ſich verhüllet.

Aber fliege nicht von uns, ſüßer Vogel,
Komm zu der Erde grünen Fluren wieder,
Damit auch wir, was auf den Sternen wandelt,
Hoffen und ſehnen.

Pſyche, Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vöglein mit den goldnen Flügeln,
Möge liebende Sehnſucht nie dich laſſen!
Liebender Wahn nie!

Auf dem Rugard im September 1810.

An Charlotte von K.

Wohin, du freundlicher Strahl?
Wohin locket dein Frühlicht?
Wohin, dämmernder Morgen,
Spielet dein wechſelnder Schein?
Berge ſteigen unter der Berghöh,
Waldichte Hügel ſteigen
Duftig an dem Geſtade des Meers auf,
Wo ich als Knabe geſpielt.
Und es ſchwellet mir Sehnſucht
Leuchtende Augen,
Und es flüſtert ſüße Erinn'rung
Künftige Freuden
Mir ins lauſchende Ohr:

Thor, wohin mit der Unruh?
Kennſt du der Ferne äffendes Ziel nicht?
Weißt du nicht, was um Marmorpalläſte
Goldenen Trug ſpinnt?

Nicht, was an Thronen
Schüttelt mit blut'gem Verrath?
Hier eine Hütte, wo die liebliche Thalkluft
Gegen den ſüdlichen See
Abſchießt, wo an dem Waldberg
Nachtigalllieder der Frühling weckt;
Und ein Feldchen, an deſſen
Fernſter Gränze dein Weib dir
Von der Schwelle rufet: Spann' aus nun,
Denn das Mahl iſt bereit.

Aber ſiehe, die Nebel
Sinken hin vor der höheren Sonne.
Schaue, wie fliegen,
Wandernde Maſten
Hin durch die Fluth!
Taumelnde Berghöhn
Wandeln mit ihnen;
Schimmernde Thürme
Stattlicher Städte
Scheinen zu tanzen
Jenſeits im Blauen;
Und die Bewegung
Mächtigen Lebens
Brauſet auch mir in die
Flügel der Seele,

Lüftet des Buſens
Schwellende Segel.

Fahr wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr wohl, und
Weide in Freuden
Hinfort ein glücklich Geſchlecht!
Ich mag nicht bleiben,
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch ſtellt ſich
Blinkender Rüſtung
Rieſengeſtalt mir:
Arbeit bei Menſchen
Heißt ſie, den Göttern
Klingt ſie Minerva.
Drum muß ich hinnen;
Wo ſich die Länder
Hängen an Länder,
Wo ſich die Kämpfe
Drängender miſchen,
Da ſteht mein Leben —
Stille, fahr wohl!

An den General Grafen Philipp Schwerin.

Schwerdter ſollen helfen, meinſt du Stolzer?
Schwerdter? Was am Schwerdte blinkt, zerhied
Oft das Größte; was nicht Tugend ſchärfte,
Schändet im Eiſen.

Leuen löſe, Tigerrachen öffne,
Laß die Schlange ziſchen! Schlangengift,
Katzenbosheit reicht nicht an des Gräuels
Blutige Spitze,

Wann die Schaam ſich löſt, die ſchwarze Schande
Ihren Schmutz ergießt, daß aller Klang
Hoher Worte, aller Stolz des Buſens
Zürnend verſtummet.

Sieh umher, wo findeſt du die Männer,
Die ſo laut, wie nach der Mutter Bruſt
Schreit das Kind, die Zeit ruft? du erblaſſeſt:
Schweigen giebt Antwort.

Werde blaſſer noch! Wo ſind die Träume,
Die auch dich bethörten, dies Geſchlecht
Könne frei ſeyn, wolle frei ſeyn, Gecken
Fühlen was Mann iſt?

Ha! du fühlſt ihn, trägſt die hohen Bilder
In dem friſchen Schritt, im friſchern Ton,
In des Auges Zorn, und in der Locken
Fliegendem Wehen.

Auf denn! Lüge wird nicht freien Brüſten,
Was die Zeit verſchreit; das Deine bleibt
Gottgebohren: ſtehe denn ein Gleichniß
Edlerer Väter!

Steh olympiſch hell im Sonnenſchimmer,
Wann es unten nachtet! ſei dir gleich!
Denn olympiſch wird der Tag erſtehen,
Deſſen wir hoffen.

Her die Hand! und muthig laß uns ringen!
Gottes Krieger! auch des Wortes Stahl
Sprühet Blitze, hauet Schwerdteshiebe
Schartig auf Schande.

Gottes Krieger ſind wir, Feuertaufe
Hieß der Styx, worein man uns getaucht;
Durch die ſchwerſte Arbeit zu den Sternen
Sollen wir ſtreben.

Flammen zeugen Flammen, Seelen Seelen,
Wort wälzt Wort, und That die That — ſo brauſt
Männertugend voller Strom der Zukunft
Leuchtend entgegen

Pſychens Ankerplatz.

Schiff, mein Schiff, was willſt du treiben
Auf das wilde Meer hinaus?
Kannſt nicht in dem Hafen bleiben,
Sicher vor dem Sturmgebraus?
Horch! wie heult es um die Klippen!
Horch! wie toſt des Strudels Schwall!
Bebe! deine feſten Rippen
Wirft die Woge gleich dem Ball.

Ach! umſonſt ſind alle Worte!
Sieh! des Hafens ſichres Haus
Oeffnet ſchon die weite Pforte,
Und es fliegt ins Meer hinaus;
Buhlend ſpielen alle Winde
In der Segel vollem Schooß,
Alle Wellen flüſtern linde:
Friſche Jugend reiß dich los!

Und die Jugend löſt die Seile,
Kappt das letzte Ankertau,
Fliegt im Hui der frohen Eile
Durch die glatte Wogenau,
Möven jauchzen und Delphine
Tanzen gaukelnd vor der Bahn,
Freude folgt mit lichter Miene,
Und fantaſtiſch bunt der Wahn.

Aber weh! nach wenig Tagen
Reißt der Sturm ſich wüthend los,
Und die wilden Wellen ſchlägen
Berge aus der Tiefe Schooß,
Segel reiſſen, Maſten krachen,
Und das Steuer ſelbſt zerbricht,
In des Abgrunds weitem Rachen
Gründen Loth und Anker nicht.

Und zerſchellet und zerriſſen,
Auch noch als die Wuth ſich legt,
Wird es wie ein Span geſchmiſſen,
Wohin Wind und Welle trägt.
Wo iſt nun der Maſten Ehre?
Wo der Wimpel muntres Spiel?
Als ein Beiſpiel falſcher Meere
Fließet traurig heim der Kiel.

Solch ein Schiff mir ſpannt im Herzen
Alle Seelenflügel aus
Und mit heiſſer Sehnſucht Schmerzen
Treibt es in die Welt hinaus,
Tauſend Mächte und Gewalten,
Wahn und Thorheit und Begier,
Weben tauſendfach Geſtalten
Neuer Wunder auf in mir.

Und die Bruſt will ſchier zerſpringen,
Und die Unruh laſt ſich aus;
Und ſie brauſt auf ſchnellen Schwingen
In die Weite friſch hinaus,
Badet ſich in Mond und Sonne,
In der Erde Blumenbau;
Und vergißt vor eitel Wonne
Ihrer Kindheit ſtille Au.

Arme Pſyche, mußt du fliegen
Fremdem Schimmer nach auch du?
Gnug wohl findeſt du Vergnügen,
Aber Freude nicht und Ruh;
Und im Haſchen und im Schweifen
Auf dem Weltenocean
Wird dich Wehmuth bald ergreifen
Um den alten Kinderwahn.

Denn es ſinkt zuletzt der Flügel,
Für den kühnſten Flug geſpannt,
Sucht umſonſt ſich einen Hügel,
Nur der kahlſten Klippe Rand;
Doch nichts Feſtes will ſich zeigen,
Oede wächſt der Pfad und lang,
Und die matten Schwingen neigen
Schon ſich tief zum Untergang.

Und du klageſt: „ſüße Liebe,
Alſo findſt du deinen Schatz?
Alſo, ſchönſte Herzenstriebe,
Treibt ihr ohne Ankerplatz?
Sehnſucht, holdes Kind der Sterne,
Alſo ſchluckt die Fluth dich ein?
Ungewußt, in wüſter Ferne
Stirbſt du traurig und allein.

Und ihr alle, zarte Weſen
Reicher, frommer Phantaſie,
Sollt ihr nie des Grams geneſen,
Eurer tiefen Liebe nie?
Sollt ihr nie die Stätte finden,
Wo ſich luſtig wohnen läßt?
Ach! auf Wellen und auf Winden
Baute wer die Freude feſt?

Denn auf Wind und Wellen ſchweben
Däuchte meiner Thorheit ſüß,
Und ich riß das Kinderleben
Fern vom Blumenparadies,
Mich verlockt' ein hell Geläute,
Das der eigne Buſen rang,
In die fremde wilde Weite
Täuſchend gleich Sirenenklang.“

Klage, kleine Pſyche, klage! —
So nur lernſt du ganz dein Glück —
Dann ermanne dich und ſchlage
Auf dein altes Heim den Blick.
Nähe giebt es nicht und Weite
Dem, der Geiſtesflügel ſchwingt,
Ein Jahrtauſend fleucht wie heute,
Ewig bleibt, was Heute bringt.

Zu dir ſelber kehre wieder,
In dein eignes ſtilles Haus,
Und die Nebel ſinken nieder,
Und der lange Trug iſt aus;
Offen ſind noch alle Pforten,
Aller Fenſter goldner Schein
Klingt mit ſüßen Liebesworten:
„Holder Flüchtling, komm herein!

Hier allein iſt ſichre Stätte,
Wo ſich luſtig wohnen läßt;
Ohne Ankertau und Kette
Iſt das Leben los und feſt;
Hier zu allen frommen Wahnen,
Allen bunten Fantaſei'n
Brauſt von Wogen und Orkanen
Kaum ein ferner Klang herein.

Die Tauben.

Freundliche Vögel, o ſeid gegrüßt mir, Cypriens Tauben!
Einſt das Spiel meines Tags, jetzt das Spiel meiner Nacht,
Seid mir gegrüßt! ihr bringt mir immer ſo liebe Geſellſchaft,
Wann mir der Schlaf aufs Bett ſchleicht mit dem ſeligen Traum.
Dann kömmt mit zu dem Spiel die frommſte, zärtlichſte Mutter:
Kindiſch tändeln wir faſt, Tauben und Mutter und Sohn.
Alſo will es der Gott, der Erſtes bindet und Letztes,
Der in dem Herzen geheim Himmel und Erde verflicht.
Denn in der wimmelnden Schaar der Kindheitbilder als erſtes

Führt die Erinnerung ſtets luſtiges Taubenſpiel auf,
Stellet das Haus mir hin, den Garten, die Blumen, die Vögel
Alles im dämmernden Schein, ſo wie die Kindheit es liebt.
Schneeweiß flattern die Kleinen noch auf, und ſchneeweiß die Alten
Durch die Raute herein, welche zum Kämmerchen führt;
Mütterchen ſtreut noch das Korn, das Büblein klatſcht in die Hände;
Auch das Neſt im Kamin ſeh' ich wie damals noch heut.
Seid mir darum geliebt, ihr weißen freundlichen Boten
Aus der vergangenen Zeit! Boten vom Himmel geliebt!
Lehren will ich die Liebe den Sohn, er lehre die Söhne,
Daß noch das Enkelgeſchlecht ehre des Vaters Gebot.

Die Lerche.

Als man das achte Jahr zu achtzehnhundert nach Chriſti
Unſeres Herren Geburt zählte, zur Zeit, wo der Klang
Gehet der Sicheln ins Feld, da lag ich einſamen Schlummers
In dem Lande, wo Jo klinget zugleich mit dem Ja.
Da ward öfters der Fremdling beſucht von Träumen von jenſeits
Her des Waſſers von dem, was über Länder und Meer
Träget der Ruf, und von dem, was Liebe innigſt im Herzen
Von den Geliebten ſo ſüß, ſüßer vom Vaterland ſpinnt.

Einſt, als der Mond mit dem lieblichen Strahl ſchon bleicher und tiefer
Funkelte, ſchon ein Stern hinter dem andern erloſch,
Schlug es mit rauſchenden Flügeln faſt hart ans Fenſter, und rief mir:
Mache gleich auf! es iſt kalt, auch iſt der Falke nicht weit.
Ich aus dem Bett, und öffne das Fenſter, da flattert ein Vöglein
Schwirrend mir dicht in den Schooß, zitternd und wimmernd und naß.
Und ich ſehe das Vöglein an, da iſt es die Lerche;
Und ich denke bei mir: Vöglein, wo flatterſt du her?
Und es ſieht ſo bedeutend mich an, halb menſchlichen Blickes,
Spricht dann: kennſt du mich nicht? kennſt du den Vater nicht mehr?
Habe mich auch recht lieb und hege mich warm in dem Buſen;
Fern iſt der Weg, den ich flog, fern, den ich fliegen noch muß.
Und es fiel mir aufs Herz, es ſchoßen mir ſchwere Gedanken

Hin durch die Seele, und heiß floß aus den Augen ein Strom.
Wimmerndes Vöglein, du kamſt, ein Bote der Sehnſucht und Treue:
Alſo findet der Geiſt Boten der Liebe dem Geiſt;
Denn mein Vater verließ die irdiſche Heimath und grüßte
Wandelnd die himmliſche Fahrt noch den Entfernten durch dich.
O er war dir ja gleich an fröhlichen Liedern und Freude,
Liebte das glückliche Land, liebte die Felder wie du.
Heil dir, Herold des Himmels! und Heil dem frommen Geſchlechte,
Das in den Furchen ſein Neſt baut und die Halmen bewohnt!
Friede ſoll ewig beſtehn den ſpäteſten Enkeln von beiden,
Und es verdorre die Hand meines Geſchlechts, die den Tod
Schickt auf die deinen mit Blei, und Schlingen ſtellet und Netze,
Oder mit diebiſcher Luſt führt auf die zirpende Beut.

Frühling. An Gottsgab.

Luft weht ſo friſch;
Laulig und linde
Spielen die Winde
Hin durchs Gebüſch;
Knoſpen und Keime
Treiben die Bäume;
Liebende Klänge
Sprengen die enge
Wintrige Bruſt;
Schmachten und Sehnen
Melden in Thränen
Himmliſche Luſt;
Und um die Blümelein
Spielet der Sonnenſchein
Lieblich hinein.

Hörſt du's in Wellen,
Hörſt du's in Blättern
Klingen in hellen
Tönen von Göttern?
Siehe, des Himmels Haus
Sendet ſie alle aus:
Venus flicht Kränze;
Bacchus hält Tänze;
Amor der Schmetterling
Springet den Eiſenring;
Auch iſt der Fantaſus
Da mit dem Blumenkuß,
Fliegt mit dem Jäckchen bunt
Flatternd als Vogel rund,
Führet im Abendſchein
Träume und Geiſter drein;
Auch kömmt die Fabel,
Die Altfrau, wieder,
Trägt Gold im Schnabel
Und ſüße Lieder;
Und unter'm Mondenflor
Klinget der Geiſterchor
Hell durch die Zweigelein —
Hüte dich, Mädelein!
Thun dir ſo leicht was an,
Das ſich nicht beſſern kann.

Fröhliche Zeiten!
Liebliches Läuten
Himmliſcher Glocken!
Wirf nun den Rocken,
Klöpfel und Nadeln weg!
Kenne nicht Weg und Steg!
Kenne nicht Strom und Bach!
Folge der Wonne nach!
Hin, wo der Honigſeim
Triefet vom Frühlingskeim!
Hin in den lauten Hain!
Hüt' dich nicht, Mädelein!
Hin, wo die Biene fliegt,
Wo Philomele klingt!
Jugend iſt ſchnell verſiegt,
Liebe iſt leicht beſchwingt.

Der Stromgeiger *) auf Starkodburs Grabe.

Der Mond iſt aufgegangen,
Der Thurm hat zwölf geſchlagen,
Mit hunderttauſend Wagen
Rennt hell das Sterngeſpann;
Da taucht er aus den Fluthen
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß ſtill die Wellen gleiten,

---

*) Strömkarl heißt er im nordiſchen Mythus.

Der alte Geigenmann;
Ihm ſtrahlt ſein Haar in Gluthen,
Ihm klirrt ein Schwerdt zur Seiten,
Das Geyer kämpfend deuten:
Er iſt ein ſtolzer Mann.
Er ſchwingt ſich hoch mit Sauſen
Empor zum Felſenwalle,
Er haut mit lautem Schalle
Das Grab mit blankem Schwerdt,
Und dumpfe Schrecken brauſen
Die ſchwarzen Wellen alle
Aus ſeines Stromes Tiefe,
Wie's aus der Scheide fährt.
Er ruft mit heller Stimme:
Thu auf, Geſell der Jugend!
Mich lüſtet deiner Tugend,
Thu auf dein Felſenbett!

Nicht lang', es tönt im Grimme
Heraus vom harten Steine:
Wer iſt der Schalk, der meine
Ruhſtätte ſtören geht?
Ich leb' ihm, ich erſcheine
Auf leichter Geiſterſchwinge —

Weh ihm, wenn meiner Klinge
Er nicht gerüſtet ſteht!

Drauf klingt der Felſenboden
Gleich einem gläſern Berge,
Der für das Spiel der Zwerge
Um Mitternacht zerſpringt;
Er läßt den hohen Todten
Heraus mit blanken Waffen,
Er ſchwingt den Stahl in ſtraffen
Gewalt'gen Fäuſten, welcher
Durch alle Helme dringt;
Es wächſt ihm Haupt und Schulter,
Wie wenn in Mitternächten
Die Wolkengeiſter fechten
Und Zorn vom Himmel klingt.

Laß ab mit mir zu ſtreiten!
Wir ſind ja Waffenbrüder —
Kenn' deinen Ivar wieder!
Kenn' auch dies Falkenſchwerdt!
Dein Zorn macht Helden grauen —
O laß dich freundlich ſchauen,

Starkoddur, kühner Degen!
Du erſter Kämpfer werth!
O gieb mir deine Rechte,
Dem alten Streitgenoſſen!
Ich ſang viel tauſend Nächte
Seit deinem langen Schlaf,
Manch Waſſer iſt gefloſſen
Seitdem herab vom Berge,
Als mich vom falſchen Zwerge
Der böſe Zauber traf.
Nun muß ich einſam ſpielen
Dem leichten Nachtgeſindel
Dreihunderttauſend Sommer
Aus tiefem Waſſergrund.
O laß die Hand mich fühlen,
Verflucht von mancher Spindel,
Du Tapfrer und du Frommer!
Thu mir die Liebe kund!
Denn die hier oben weiden
Sind Söhne kleiner Männer,
Nicht kühne Lanzenrenner,
Nicht Reiter auf der See.

Und jener ſchlägt in Freuden
Auf ihn die dunklen Blicke,

Und neiget mild das Eiſen,
Und reicht die Hand ihm hin.
So ſtehen da die beiden
Im kurzen alten Glücke,
Dann tönt es: Ich muß reiſen,
Woher ich kommen bin.

Und plötzlich ſank er wieder
Zurück zum kalten Bette,
Zurück zur finſtern Nacht;
Es ſchloß der Stein ſich wieder,
Mit diamantner Kette
Band ihn der Tod ans Lager,
Daß laut empor es kracht.

Der Geiger ſchlägt die Saiten,
Er ſchlägt die goldnen Töne:
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht;
Und ſüße Thränen gleiten
Den längſt begrabnen Zeiten,
Und in dem grauen Buſen
Blüht alles friſch erwacht.

Da kam der flinke Reigen
Der Elfen aus den Zweigen,
Aus Bergen, und aus Quellen,
Und tanzten in der Nacht:
Sie tanzten; bis mit hellen
Geſängen Vögel klangen.
Da war die Zeit vergangen,
Da war das Leid vollbracht.

Druckfehler.

Seite 120 Zeile 1 für Erd' lies: Erde.
— 238 — 2 hinter Leyer ſetze für den Punkt ein Komma.
— 334 — 8 hinter gehen ſetze einen Punkt.
— — — 10 für grüßt, es lies: grüßt' es.
— 347 — 3 für Vögelein lies: Vöglein.

Katechismus

für den

teutſchen Kriegs- und Wehrmann,

worin gelehret wird,

wie ein chriſtlicher Wehrmann ſeyn
und mit Gott in den Streit
gehen ſoll.

> Fürchte dich nicht, liebes Land, ſondern ſey fröhlich und getroſt, denn der Herr kann auch große Dinge thun.
>
> Joel Kap. 2.

1813.

Vorrede.

Das teutſche Volk iſt in der Geſchichte uralt und vor mehr als zweitauſend Jahren ſchon geprieſen worden wegen ſeiner Tapferkeit, Redlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit; und iſt auch in den ſpäteren Zeiten immer ein herrliches, mächtiges und freies Volk geblieben, bis auf die letzten zehen Jahre, wo die hinterliſtigen Fremden haben ſeine Herren werden wollen. Vor etwa zweitauſend Jahren waren die Römer, die in Italien wohnten, das mächtigſte Volk der Welt, und hatten viele Länder und Völker bezwungen, und verſuchten auch an unſern Voraltern, ob ſie ſie zu ihren Knechten machen mögten; aber es wollte ihnen nicht gelingen. Und es ſind jetzt etwa achtzehenhundert Jahre, zu der Zeit, als unſer Herr Chriſtus als ein kleiner Knabe unter den Menſchenkindern wandelte, da ſetzten ſie mit unzähligen Heeren über den Rheinſtrom und ließen Flotten mit gewaltigem Zeug und Kriegsgeräth ins Meer, und gedachten die Völker um den Rhein und die Weſer und Elbe bis an die Küſten der Oſtſee zu bezwingen und zu ihren Sklaven zu machen. Das gefiel aber Gott nicht, ſondern er erweckte den Teutſchen einen gewaltigen Kriegsfürſten, einen Fürſten des Volkes, das um die Weſer und den Harz wohnete; und es war ein Jüngling, und hieß Arminius oder Hermann. Und es ſammelten ſich die Völker um ihn, und er vermahnete ſie, daß ſie die Freiheit, die ſie von ihren Vätern empfangen hatten, lieber haben ſollten, als das Leben; und er rief zu Gott und zur Gerechtigkeit, und ſchlug die Römer in vier Jahren in gewaltigen und blutigen Schlachten, und zermalmte ihre Macht, und machte ihnen auf immer eine Furcht vor den Teutſchen, und erhielt ſeinem Vaterlande die Freiheit. Und vierhundert und vierhundert und funfzig Jahre nach dieſen Geſchichten zerſtörten die Teutſchen Roms und der Römer Herrſchaft, und gründeten in römiſchen Landen viele mächtige Reiche. Und wurden nun die Teutſchen aus Heiden Chriſten, und auch die Teutſchen, welche in dem Lande ihrer Väter blieben, das Teutſchland heißt bis auf den heutigen Tag. Und etwa ſeit dem achthundertundvierzigſten Jahre nach Chriſti unſers Herrn Geburt ward das jetzige Teutſchland ein großes Reich unter einem Könige, der nachher Kaiſer genannt und viele Jahrhunderte als das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche und der höchſte Herrſcher des Abendlandes verehrt ward. Und es ſtand das teutſche Reich in Herrlichkeit, und waren die Teutſchen ein großes Volk, wegen ihrer Macht und Streitbarkeit gefürchtet, und wegen vieler löblichen Künſte und Erfindungen des Friedens geehrt.

Und dieſes Glück und dieſe Ehre erhielt ſich unangefochten bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein, wo Haß und Zwietracht von innen, und Neid und Hinterliſt von auſſen die Teutſchen zu verwandeln anfing. Es wurden aber ſeit dieſer Zeit die Franzoſen mächtig, ein immer eben ſo knechtiſches als unruhiges Volk, und ſäeten den Samen des Haſſes in Teutſchland aus, und ſuchten das Land zu verwirren und zu entzweien, und zwackten ihm viele herrliche

Städte und ſchöne Landſchaften ab; doch mogten ſie es nicht unterjochen. Und ſo haben wir dieſes treuloſe Volk, das vor unſern Vätern weiland zitterte, zu ſchlimmen Nachbarn und Feinden, die auf uns lauren, und uns durch ihre Liſten immer mehr geſchadet haben als durch Waffen, worin wir es wohl mit ihnen aufnehmen mögen.

Nachdem nun vor etwa fünfundzwanzig Jahren die gräuliche franzöſiſche Umkehrung und Verwirrung begann, die mit einem franzöſiſchen Namen Revolution genannt wird, und ihr Gift über die ganze Welt ausgoß, iſt es auch unſerm teutſchen Vaterlande in mancherlei Drangſalen von Kriegen und Nöthen hart ergangen, weil wir Teutſche nicht zu rechter Zeit alle für Einen Mann ſtehen und aufſtehen wollten. Am ſchlimmſten ward es aber für uns und für die Welt, als Napoleon Bonaparte im Jahr 1799 die Herrſchaft in Frankreich an ſich riß. Dieſem fürchterlichen und grauſamen Manne hat alles recht gedäucht wodurch die Macht wächſt, und durch Verrath und Gewalt und Lüge und Hinterliſt hat er alle

Länder und Völker betrogen und entzweiet und viele ihm unterworfen. Das geſchah auch unſerm lieben Vaterlande, Teutſchland, deſſen altes heiliges Reich er zerſprengte und einen verderblichen Bund ſtiftete, den er Rheinbund nannte, und womit er die letzten freien Völker und Herrſcher Teutſchlands und des ganzen Europa zu ſeinen Knechten zu machen gedachte, damit er zuletzt über alle als ein wilder Tyrann herrſchen könnte. — Und iſt dies eine ſcheußliche Zeit geweſen, und hat Teutſchland in acht Jahren ärgere Gräuelthaten geſehen, als vorher nicht in Jahrhunderten; und hat Gewalt für Recht, Lüge für Wahrheit, Schande für Ehre gegolten; und iſt viel unſchuldiges teutſches Blut in der Fremde vergoſſen, wohin er viele Zehntauſende teutſcher Jünglinge mit ſeinen Heeren hinausgetrieben hat; und hat er viele edle und wackere teutſche Männer, weil ihnen ihr Volk und Land lieb war und ſie ſeinen Gräueln nicht dienen wollten, in Kerker geworfen und auf Richtplätzen erſchießen laſſen; und hat mit Lüge und Hinterliſt und Mord fürchterlich gewüthet, und wird ſo wüthen, bis Gott der gerechte Richter ſieht, daß ſein Maaß voll iſt: dann wird er ihn zerbrechen.

So iſt es in Teutſchland ergangen ſeit dem unglücklichen Jahre 1805; und ſchon war die Furcht und Verzweiflung der meiſten Menſchen dahin gekommen, daß ſie meineten, dieſem Manne könne nichts widerſtehen. Aber Gott, der die Gerechtigkeit nicht gar untergehen laſſen wollte, verblendete ihn in der Bosheit ſeines Herzens, und er mußte ſich ſelbſt bereiten, was ihn verderben wird. Im Jahr 1808 hat er den König und die Prinzen von Hiſpanien mit treuloſer Freundlichkeit zu ſich nach Frankreich gelockt, ſie ins Gefängniß geworfen und von dem Thron geſtürzt, worauf er ſeinen Bruder Joſeph geſetzt hat. Und daher iſt in dem ſpaniſchen Lande mit den Hiſpaniern und Engländern ein ſchwerer und blutiger Krieg gegen ihn entſtanden, der ihm viele hunderttauſend Soldaten und viele hundert Millionen Reichsthaler gekoſtet hat; aber das Land hat er doch nicht gewinnen können. Und weil er dort unglücklich ſtritt und ſein Ruhm zu erlöſchen ſchien, ſo wandte er ſeine Augen gegen Oſten und gedachte in ſeinem Herzen:

Siehe ich muß den Völkern zeigen, daß ich noch da bin, und an der Weichſel und dem Dnepr große Thaten thun, damit ſie nicht hohnlachen und ſpotten, mein Glück ſei untergegangen.

Und er zog im Sommer 1812 aus mit einem zahlloſen Zeug von Reiſigen und Fußknechten, an die 400000 Mann, gegen den Kaiſer von Rußland, daß er ihn und ſein Land überzöge und unterjochte; aber es gerieth ihm nicht, wie er in ſeinem Hochmuth gedachte. So groß war die Standhaftigkeit des Kaiſers Alexander von Rußland, die Streitbarkeit der Heere und die Tapferkeit und Frömmigkeit des Volkes, die in einem allgemeinen Zorn gegen den gewaltigen Feind aufſtanden, daß er nach vielen verlornen Schlachten die ſchändlichſte Flucht nehmen mußte, und allen ſeinen Zeug, ſeine Kanonen, ſeine Waffen, ſeine Pferde, und ſein ganzes Heer verlor, bis auf 20000 Mann, die krank und elendiglich durch Polen und Teutſchland entflohen.

Nun hatte Gott den Weg gezeigt, und die Menſchen riefen: ſiehe, dies iſt Gottes Finger, er will den blutigen Tyrannen verderben. Und die Ruſſen zogen heran gegen die teutſchen Gränzen, und der König von Preußen zog ihnen zu mit ſeiner Heeresmacht, und die Völker und Städte ſtanden auf und griffen zu den Waffen, und riefen Rache und Freiheit, alſo daß es über ganz Teutſchland klang, und die Schurken erſchracken und die Redlichen jauchzeten; denn ſie dachten, wie der ſchreckliche Tyrann nun in die ſieben und acht Jahre gewüthet, und welch eine ſchändliche Sklaverei ſie hatten erdulden müſſen. — Und auf dieſe Weiſe iſt der große und heilige teutſche Krieg entſtanden, der jetzt mitten im Vaterlande brennet. Und iſt Gottes Wille, daß alle Lande und Völker Teutſchlands aufſtehen, des gerechten Zorns gedenken, und auf die Franzoſen und ihren Tyrannen ſchlagen, und Ehre und Freiheit wiedergewinnen, welche ſie von ihren Vätern geerbt, und welche die hinterliſtigen Wälſchen ihnen ſo treulos geſtohlen haben.

Damit nun den teutſchen Menſchen das rechte Herz des Krieges wachſe, und ſie wiſſen, was Gott will und was ſie thun ſollen — darum iſt dieſes Büchlein verfaſſet. Denn ſie ſind Kinder eines edlen Volkes, und wäre es eine ewige Schande, wenn ſie als Sklaven leben mözten; und ihr Land iſt ein herrliches Land, und wäre es eine Schmach, wenn ſie darin nicht gebieten ſollten. Und mag man von Teutſchland wohl ſagen, wie es ſteht im 5ten Buch Moſes Kap. 33. „Dein Land liegt im Segen des Herrn, da ſind edle Früchte vom Himmel, vom Thau und von der Tiefen, die unten liegt; da ſind edle Früchte von der Sonne und edle Früchte der Monden und von den hohen Bergen und von den Hügeln für und für, und edle Früchte von der Erden und was drinnen iſt.“

Gott, der die Herzen regiert und mit dem Geiſte des Muthes anbläſt, gebe, daß dies Büchlein viele Früchte trage und daß in den teutſchen Männern der Stolz und die Zuverſicht auf den Gewaltigſten erwachſe, wodurch der Tyrann zerſchmettert und die Peiniger, und Unterdrücker aus den teutſchen Gränzen vertrieben werden. Wahrlich, teutſche Männer, ich mögte zu euch reden, wie Moſes einſt zu den Kindern Iſrael redete, 5 B. M.

Kap. 6. Und dieſe Worte, die ich dir heute gebiete, ſollt du zu Herzen nehmen, und ſollt ſie deinen Kindern ſchärfen und davon reden, wenn du in deinem Hauſe ſitzeſt oder auf dem Wege geheſt, wenn du dich niederlegeſt oder aufſteheſt. Und ſollt ſie binden zum Zeichen auf deine Hand, und ſollen dir ein Denkmal vor deinen Augen ſeyn. Und ſollt ſie auf des Hauſes Pfoſten ſchreiben und auf die Thore: daß du und deine Kinder lange leben in dem Lande, das der Herr deinen Vätern geſchworen hat ihnen zu erhalten, ſo lange die Tage vom Himmel auf Erden währen.

So vernehmet denn alle dieſe Worte mit freudigem Muthe, und thut alſo, und lebet und ſterbet als ehrenwerthe und freie Männer; und Gott wird Teutſchland erhalten, und euren Kindern und Kindeskindern bis in das tauſendſte Glied Segen und Freiheit geben.

Erſtes Kapitel.

Von dem Böſen und vom Uebel.

Und es ſind viele Menſchen geweſen auf Erden von dem Anfang der Dinge her und haben gefragt: Hat Gott nicht alles gemacht, was im Himmel und auf Erden iſt? und iſt ohne ihn nichts, was da iſt? woher iſt denn das Böſe und das Uebel?

Iſt nicht Gott der Gütigſte, deſſen Güte reichet weiter, als die Himmel reichen, und die Sonne ſcheinet, und die Wurzeln in die Tiefen der Erde hinabſteigen?

Iſt nicht Gott der Heiligſte, in deſſen Weſen keine Lüge noch Sünde iſt?

Jſt Gott nicht, der da heißet hoch und tief, und unermeßlich und unergründlich, der weiſeſte und der allſehende?

Warum hat denn Gott das Böſe und das Uebel gemacht?

Und ſo haben ſie viel gefragt und geklügelt, und haben keinen Ausweg funden, und ſind Viele darüber zu Thoren und Narren geworden.

Ich aber ſage euch alſo:
Gott hat das Böſe und das Uebel nicht gemacht, ſondern es iſt, weil die geſchaffenen Dinge nicht ſo vollkommen ſeyn konnten als der Schöpfer, und weil die Menſchen, die er nach ſeinem Bilde ſchuf, dies Bild nicht bewahrten, ſondern abfielen und ſündigten.

Darum iſt das Böſe und das Uebel in die Welt kommen, und nicht durch Gott.

Gott hat es nicht gemacht, die Menſchen haben es gemacht.

Weil ſie den himmliſchen Urſprung verleugnet haben, müſſen ſie mit dem Böſen kämpfen ihr Lebenlang, und das Uebel begegnet ihnen auf den Landſtraßen, auch wo ſie es nicht ſuchen; und iſt ſeit Adams Fall keine vollkommene Freude mehr in der Welt geweſen.

Darum ſehen wir dieſes Leben nur als eine Wanderſchaft an, und der Himmel heißt unſer Vaterland und die Liebe Gottes das Ziel, wornach wir ſtreben ſollen.

Zweites Kapitel.

Von Zwietracht und Krieg.

Und Hader begann auf Erden, ſobald mehr Menſchen als zwei lebten, und ein Bruder erſchlug den andern, und mußte Kain unſtät und flüchtig werden, weil Abels Blut von ſeiner Keule troff.

Und es war Neid und Haß und Zwietracht und Mord und Krieg ſeit jenem Tag auf Erden, und iſt nicht geſtillt worden bis heute.

Und die ganze Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts redet nur von zerſtörten Völkern und Städten, von geſchleiften Mauern und erſchlagenen Männern, und wie die einen kommen und die andern verſchwinden, und die einen ſteigen und die andern ſinken — und erſcheint nichts Bleibendes auf Erden.

Doch hat Gott die Liebe des Friedens und die Sehnſucht nach Frieden in unſere Bruſt gepflanzt als ein Zeichen ſeines himmliſchen Ebenbildes; und das Chriſtenthum ermahnt uns, daß wir ſollen barmherzig und freundlich ſeyn gegen alle Menſchen, und unſern Nächſten lieben wie uns ſelbſt.

Wie darf denn Krieg ſeyn in der Welt?

Du Thörigter, geh hin und frage Gott und ſeine Geſchichte und Offenbarung, und ſie werden dir antworten; frage das Leben und die Erfahrung des Lebens, und ſie werden dir die Worte deuten.

Du ſollſt den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du ſollſt den Frieden lieben, aber die Welt haſſet die Ruhe. Darum iſt Krieg.

Durch Unglück und Noth ſollen wir lernen zum Himmel aufſchauen und bedenken, daß hienieden nicht unſers Bleibens iſt, ſondern daß wir das Unvergängliche ſuchen ſollen.

Durch Unglück und Noth werden unſere Kräfte geübt, daß wir Gott nicht vergeſſen und nicht in eitler Faulheit und Wolluſt vergehen.

Weil wir ſo böſe ſind, darum iſt Krieg, und weil wir ſo nichtig ſind, darum iſt das Uebel. Wehe aber dem Mann, der nach unſchuldigem Blute dürſtet, der unſchuldige Völker zu unterdrücken trachtet! Seine Bosheit fällt auf ſeinen Kopf zurück, und Gott im Himmel wird den Wütherich ſtrafen.

Drittes Kapitel.

Von des Menſchen Herrlichkeit.

Und du, der kleines Herzens iſt, ſieheſt alles ſo klein, und du, der leicht verzaget, magſt Gott nicht erkennen.

Darum klügelſt du viel mit den nichtigen

Worten und ſpielſt wie ein Kind mit Fragen und Räthſeln.

Und weißt du nicht, als Gott die Dinge ſchuf von Anfang, als er die Erde hob aus den Waſſern und die Himmel befeſtigte in den Höhen, und der Sonne und dem Mond ihre Bahn gab, und den Sternen wies, wo ſie wandeln ſollten;

Da machte er die Erde, daß ſie fruchtbar wäre, und Bäume und Pflanzen, daß ſie lieblich darauf grüneten und trügen Früchte jegliches zu ſeiner Zeit.

Und Gott erſchuf Thiere auf dem Felde und Vögel der Luft und Fiſche im Meer; und war alles weiſe und gut, was Gott geſchaffen hatte.

Und zuletzt ſchuf er den Menſchen, ſein Gleichniß, und blies ihm ſeinen Athem ein, daß er Göttliches begehrete.

Und es ward der Menſch wohl verführt von der böſen Schlange, und fiel ab und ſündigte. Doch Gott verſtieß ihn nicht ganz, ſondern erlöſete ihn durch Jeſum Chriſtum ſeinen einigen Sohn, und brachte die Lehre der Heiligung und die Botſchaft der Freude auf Erden.

Und iſt der Menſch der Erden Herr und ſoll herrſchen über die Thiere im Walde und über die Vögel des Himmels und über alles, was auf Erden iſt; daß ſie erkennen in ihm den

Schatten des Himmels und das Bildniß deſſen, der ewig bleibt.

Denn ihm ward das Antlitz zu den Geſtirnen gerichtet und die Sinne, daß ſie nach himmliſchen Dingen ſich ſehneten.

Und darum ſollen ſeine Gedanken-ſtolz ſeyn und ſein Herz freudig, daß er das Niedrige verſchmähe.

Und gefällt der Mann Gott nimmer, der im Staube kriecht oder aus geitziger Furcht redet, was ſein Herz nicht denkt.

Sondern ein edler Zorn iſt dem Herrn lieb und ein muthiger Stolz, der ſich nicht beugen läßt.

Denn der Herr will, daß den er zum Herrn machte herrlich ſei, und die dienen ſollen, das iſt ein anderes Geſchlecht.

Viertes Kapitel.

Von des Menſchen Verworfenheit.

Denn Gott hat Thiere geſchaffen dem Menſchen zum Nutz, und Wild in den Wüſten, und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen vom Anfang an eingegeben, daß ſie dem Menſchen dienen ſollen und zittern vor der Majeſtät, die trägt das Bild vom Angeſicht des Herrn.

Und ſehen die Thiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Menſchen Haupt iſt ſtolz zum Himmel gerichtet, damit er hinaufſchaue, wo ſeine Heimath iſt.

Und hätte Gott nur Thiere gewollt und ſolche, die ein dienſtbares Gemüth hätten, wozu machte er den Menſchen und drückte ihm das Siegel der Majeſtät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen thut, und was Gott ihm ins Herz geſchrieben vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das iſt ein Knecht, und wer aus Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüſte den Menſchen zum Thiere und in Geiz und Dienſtbarkeit iſt die Thierheit verſchloſſen. Der Menſch aber ſoll gehorchen mit Freiheit und das Rechte thun, weil es ſeinem Herzen gefällt.

Und es ſind viele Laſter ſchändlich zu nennen, doch das ſchändlichſte von allen iſt ein knechtiſcher Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden ſich an.

Wer mit hündiſchem Sinn das Rechte verſchweiget, der umſchleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Und ſo erwächſt der Geiz und die Lüge und der Neid und die Verleumdung und aller

Laſter die im Finſtern ſchleichen eine zahlloſe Menge, und iſt zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wenn ſolches geſchieht, ſo häufen die Menſchen die Sünden und das Gold, und zittern jeden Tag, und eſſen im Jammer ihr Brod, und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich ſeyn? und wer auf Tugend nicht getroſt iſt, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in den ſtolzen Herzen und für den niedrigen Sinn iſt der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demuth iſt ſtolz auf den Herrn, aber Sklavendienſt kriecht mit dem Gewürm im Staub.

Und Gott ſpricht: Ich habe die Verworfenen geſehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab ich ſie verkehrt, und weil ſie mit Fremden buhlten, hab ich ſie verworfen.

Und mag man heute wohl ſagen, wie der Prediger ſpricht: Es iſt ein groß Unglück, das ich ſah unter der Sonne, nemlich Unverſtand, der unter den Gewaltigen gemein iſt, daß ein Narr ſitzt in großer Würde und die Klugen unten ſitzen; ich ſah Knechte auf Roſſen, und Fürſten zu Fuße gehen wie Knechte.

Fünftes Kapitel.

Von gerechtem und ungerechtem Kriege.

Wenn nun die Herzen klein werden zum Dienſt und die Hohen nicht hoch und die Stolzen nicht ſtolz ſeyn wollen — dann kömmt das Elend über die Völker und Tyrannen wachſen wie die Drachen empor.

Und ſie ziſchen mit Mord und mit Blut und verwüſten die Welt, und ſchreien in ihrem trotzigen Glücke: Der Herr der Thronen hat uns zu Herrſchern geſetzt.

Und ſind doch die Treiber nicht her von Gott und die Plager gefallen dem Allmächtigen nicht; ſondern ſind die Brut der Bosheit der Menſchen und wachſen wie Unkraut aus der Schande empor; und gleichwie der Schlamm das Gewürm ausbrütet, ſo brütet die Sünde tyranniſche Frevler.

Wann nun die Blutigen Götter heiſſen wollen und die Ungerechten ſprechen: betet uns an, denn wir ſind von Gott — dann erhebe, o Mann, deinen Speer und ziehe das rächende Schwerdt aus der Scheide; dann verzage nicht zu ſterben im Streit und zu liegen als Leiche im Angeſichte des Himmels.

Denn wer Tyrannen bekämpft, iſt ein heiliger Mann, und wer Uebermuth ſteuert, thut Gottes Dienſt.

Das iſt der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das iſt das Blut, deſſen Tropfen Gott im Himmel zählt.

Und wer ſo mit den Vorderſten fällt in der Schlacht und mit den Tapferſten decket die Wege des Siegs, des Mannes ſpäteſtes Geſchlecht iſt geſegnet, und ſeine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm.

Und ſein Gedächtniß iſt heilig bei ſeinem Volke und ſeine Enkel beten an der Stätte, wo er für das Vaterland fiel.

So keimet unſterbliche Tugend aus Tugend und ein freies Geſchlecht erblühet aus redlichem Muth.

Darum ziehet getroſt in ſolchen Krieg und ſterbet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit.

Wer aber unter dem Tyrannen ficht und gegen die Gerechtigkeit das mordiſche Schwerdt zieht, des Name iſt verflucht bei ſeinem Volke und ſein Gedächtniß blüht nimmer unter den Menſchen.

Sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht, und auf dem Rabenſtein da glänzt ſeine Ehre.

Und wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht und damit unſchuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwerdt gegen Gott den Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft.

Denn früher oder ſpäter findet Gott den Uebermuth und miſſet jeglichem ſeinen gebührenden Lohn.

Und es gilt der alte Fluch gegen die Böſen, wie der Prophet ſpricht:

Wehe dir du Verſtörer! meinſt du, du werdeſt nicht verſtört werden? und du Verächter, meinſt du, ich werde dich nicht verachten? wann du das Verſtören vollendet haſt, ſo wirſt du auch verſtört werden; wann du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man dich wieder verachten.

Aber die Redlichen rufen mit dem Könige David:

Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in das Meer ſänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von ſeinem Ungeſtüm die Berge einfielen. Die Völker müſſen verzagen und die Königreiche fallen, das Erdreich muß vergehen, wann er ſich hören läßt, der den Krieg ſteuret in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerſchlägt und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid ſtille und erkennet, daß er Gott iſt.

Sechstes Kapitel.

Von dem großen Tyrannen.

Und der Abgrund hat ſich aufgethan, ſpricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgeſpieen und die Schlangen ausgelaſſen, die da giftig ſind.

Und es iſt ein Ungeheuer gebohren und ein blutgefleckter Gräuel aufgeſtanden.

Und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waiſen, ein Name, bei welchem ſie künftig Zeter ſchreien werden, wann arme Sünder zum Richtplatze gehen.

Doch haben viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier und den Mann, der da kömmt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöſe.

Und doch kenne ich ihn nicht, ſpricht Gott, und habe ihn verworfen und werde ihn verwerfen, und iſt kein Heil und keine Rettung und

Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott.

Sondern durch Lügen iſt er gewaltig geworden und durch Mord und Verrath hat er ſeinen Stuhl gebaut. Und iſt ein Zeichen der Zeit, wie ſündlich die Menſchen ſind und wie die Menſchenkinder fern wandeln vom richtigen Pfade, daß ſie die Knechtſchaft haben Errettung genannt und die Verruchtheit geprieſen als Tugend des Königs.

Und iſt ſolchen Recht geſchehen in ihrem bübiſchen Sinn und wird ihre Miſſethat fallen ſtrax auf ihr Haupt.

Denn wer den Wolf Lamm nennt, den zerreiſſe der Wolf, und wem die Schlange gütig dünkt, den beiße die Schlange.

Aber ich werde die Miſſethat zerſchmettern, und die Falſchheit zeigen, und die Lüge zerſtören, daß die Welt ſich freue.

Wenn die Sünde erfüllt iſt, dann werfe ich ihn weg; wenn des Unglücks genug iſt, dann offenbare ich, wie ſchändlich er war.

Und ich rufe es aus mit ſtarker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen ſind; ich ruf es aus zu den Völkern über dem Meer, und zu denen, die in fernen Landen wohnen:

Auf, ihr Völker! dieſen erſchlaget, denn er iſt verfluchet von mir, dieſen vertilget, denn er iſt ein Vertilger der Freiheit und des Rechts.

Und ſie werden ſich verſammeln von den Inſeln und von den Bergen, die ferne ſtehen, und die Völker werden zuhauf ſtrömen und mit ihm treffen und wird ſeyn viel Blutvergießens und Arbeit, bis das Heil komme.

Doch ſie ſollen nicht faul ſeyn mit dem Eiſen, damit bei ihren Enkeln die Freiheit blühe und Gerechtigkeit um die Hütten der Redlichen ſchwebe.

Siebentes Kapitel.

Von dem fremden Volke.

Höre du, der am Strande der Oſtſee wohnt und auf den höchſten Alpen ſeine Heerden weidet, der von der Elbe die Schiffe zu den Inſeln ſchickt und auf der Donau zu fernen Völkern fährt: höre du Volk, deſſen Väter ich geliebt habe, deſſen Land ich geheiligt habe zum Sitze der Freiheit.

Was willſt du länger trägen Sinnes ſeyn und nicht gedenken, wer deine Väter geweſen?

Die hatten die Gerechtigkeit lieber als Gold und Freiheit däuchte ihnen werther als köſtliche Steine.

Darum waren ihre Häuſer voll Glückſeſeligkeit und Freude fehlte nie bei ihren Feſten.

Denn der kühne Mann erfreut ſich des Lebens, und wer frei iſt, der hat der Güter genug.

Du aber haſt mit den Fremden gebuhlt und haſt dir Affen zu Götzen gemacht; du haſt nicht bedacht, wie verderblich der wälſche Tand dir iſt, und haſt der Ehren deiner Väter lange vergeſſen.

Deswegen iſt die Staupe über dich gekommen und die Knechtſchaft hat ſich dir auf den Nacken geſenkt.

Denn durch die Knechte verlernteſt du die Freiheit deiner Väter und durch die äffiſchen Menſchen was deimen Altvordern Zucht hieß; und lachteſt über das Heilige in deinem Volke und ward dir die Sitte deiner Väter zum Spott, und lachteſt auch über mich, der im Himmel wohnet.

Und tändelteſt in fremder Sprache fremden Lug nach und verſpielteſt die teutſche Treue in ſchlüpfrigen Worten.

Denn die, mit welchen du buhlteſt, kennen die Treue nicht und Zucht und Sitte heißt ihnen ein lächerliches Ding.

Und du haſt Wind geſäet mit ihnen, und Ungewitter geärndtet, und wirſt es ärndten, wenn du nicht abläſſeſt und dich wieder wendeſt auf den Weg deiner Väter.

Siehe dieſe ſäeten Gerechtigkeit, und ärndteten Liebe; ſie ſäeten Treue, und ärndteten Freiheit; du aber thuſt anders, du pflügeſt Böſes und ärndteſt Unheil und iſſeſt Lügenfrüchte.

Darum nicht länger ſollſt du das Kleinliche lieben und nicht nachäffen worin die Eitelkeit wohnt.

Denn du haſt wohl erfahren, was ein Franzoſe iſt und wie gütig die ſind, welche in Frankreich wohnen.

Ihre Worte ſind glatter als ein ſchlüpfriger Aal und ihre Gebehrden freundlich auf Betrug geſtellt.

Doch die Falſchheit laurt in dem trügeriſchen Schein, und in den freundlichen Blicken brütet das Unglück.

Und ihre Rede ſchmeichelt ſüßer als Honigſeim, und wenn ſie mit Liebe umhalſen, meinen ſie Arges.

Du aber ſollſt tragen ein männliches Herz, einen ernſten Blick, und ein redliches Wort.

Denn ein Mann ein Wort das hieß ſonſt der Teutſche, und er war ein geprieſenes Volk, eh er das Fremde gelernt.

Denn zum Tand hat Gott den Teutſchen nicht geſchaffen noch daß er durch Liſten die Herrſchaft gewinne; ſondern er gab ihm redlichen Zorn ins Herz, und Kraft in die Zunge und einen ſtarken Arm.

Wehe ihm aber, wenn er länger tändelt mit Tand und wenn ihm die Lüge der Fremden gefällt!

Dann verdamme ich ihn zum ewigen Knecht und ſeine Väter verfluchen ihn, die im Himmel ſind.

Und wird ſein Name nicht mehr ertönen im Lobe der Freien und ſein Ruhm ſchweigen, wo man von Tapferen ſpricht.

Achtes Kapitel.

Von der Sünde und dem Unglück.

Und es ſind viele, die da ſagen: unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weiſe ihm entrinnen mögen.

Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten beſtimmt, und kein Sterblicher mag ſeine Wege wiſſen und meiſtern.

Und wäre es doch alles geſchehen, wenn wir auch klüger geweſen, und wäre es geworden, wie es heute iſt, wenn wir auch in der Treue unſerer Väter gewandelt wären.

Denn Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt, wie der Herr will.

Ich aber ſage euch: ihr ſehet die Furchen noch friſch, worein ihr geſäet, und die Stricke ſind noch nicht verfault, worin ihr euch gefangen habt.

Denn eure Ausſaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wolluſt und Geiz.

Und war die Liebe von euch gewichen und der Haß hatte die Herzen erkältet und wußten nichts mehr von Teutſchland und dem Vaterlande und von der alten teutſchen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und gingen ein jeglicher ſeinen eigenen Weg, und trachteten nur nach Gold und wie ſie des Tages am beſten gebrauchten.

Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns, ſprachen ſie, und was hinter dieſem Leben liegt, das iſt dunkel.

Darum weil ſie Gott vergaſſen, hat Gott ſie vergeſſen, und weil ſie auf Nichtigkeit gebaut, ſind ſie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat ſie gegeiſſelt, und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen ſind ſie untergegangen.

Weil ſie nicht glaubten, darum verzagten ſie ſogleich und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Alſo gebahr die Sünde das Unglück und der Uebermuth brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürſten geſchah, was traurenden Wittwen geſchieht.

Wie der Prophet ſpricht: Ich will den Erdboden heimſuchen um ſeiner Bosheit willen, und die Gottloſen heimſuchen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen: daß ein Mann theurer ſoll ſeyn denn fein Gold und ein Menſch werther denn Goldſtücke aus Ophyr.

Wenn du dich aber bekehreſt und wieder zu Gott wendeſt, wird er ſich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir ins Herz rufen: Ich habe dich wider dies fremde Volk zur feſten ehernen Mauer gemacht; ob ſie wider dich ſtreiten, ſollen ſie dir doch nichts anhaben: denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretten aus der Hand der Böſen und erlöſen aus der Hand der Tyrannen.

Neuntes Kapitel.

Von dem Vertrauen auf Gott und von der Eintracht.

Und weil du nun ſieheſt, woher dein Unglück gekommen, und wie deine Schlechtigkeit und Zwietracht die Fremden zu deinen Herren gemacht, ſo mußt du zuvörderſt wieder ſchauen auf Gott und dem vertrauen, von welchem alle Dinge ſind.

Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder und die Zuverſicht auf den Himmel überwindet die Hölle.

Und dem Menſchen hilft keine Kraft ohne Gott, und eitel bleibt, was auf ſterblichen Künſten gebaut wird.

Denn ſo ſpricht der Herr, der Gewaltige:

Einem Krieger hilft nicht ſeine große Macht, ein Rieſe wird nicht errettet durch ſeine große Kraft, Roſſe helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht. Siehe des Herrn Auge ſieht auf die, ſo ihn fürchten und auf ſeine große Güte hoffen.

Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen ſtillen, freundlichen und feſten Geiſt, einen Geiſt des Friedens und der Liebe, daß du alle deine teutſchen Brüder zu dir verſammeln magſt, und ſie weinen, daß ſie geſchieden waren in ihren Herzen.

Denn durch der Herzen Zwietracht iſt das Unheil gekommen und durch die Thorheit der Feigen plagen fremde Henker dich.

Und ihr ſollet euch wieder brüderlich geſellen zu einander, alle, die ihr Teutſche heißet und in teutſcher Zunge redet, und den Trug bejammern, der euch ſo lange entzweit hat.

Und ſollet in Einmüthigkeit und Friedſeligkeit erkennen, daß ihr Einen Gott habet, den alten treuen Gott, und daß ihr Ein Vaterland habet, das alte treue Teutſchland.

Und ſollet gedenken, wie ihr ein freies Land von euren Vätern empfangen habet, und wie ihr euren Kindern und Kindeskindern die Freiheit hinterlaſſen müſſet.

Und ſo ſollet ihr die zerriſſene Treue und Liebe wieder zuſammenbinden und die einträchtige Freundſchaft brüderlich beſchwören.

Denn einer mag überwältigt werden, aber zwei mögen widerſtehen, denn eine dreifältige Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Und wann ihr den hohen und heiligen Schwur gethan Gott und dem Vaterlande, dann müſſet ihr jedermänniglich das Schwerdt ziehen gegen den tückiſchen Feind und auf ihn halten und ſchlagen in allen teutſchen Landen und ihn vertilgen mit der Schärfe des Schwerdts, ſo weit eure Gränzen ſtehen.

Und muß der Haß gegen die Franzoſen künftig euer Gränzhüter ſeyn, und Furcht vor eurer Stärke eure ſicherſte Feſte.

Wer aber hinfort noch mit den Feinden ſteht, den treffe Schande und Fluch und Acht, und verbannet ihn, er ſei Hoch oder Niedrig.

Denn die Redlichkeit ſoll in euren Häuſern wohnen und die Tapferkeit die Thore eurer Städte behüten.

Denn was die Liebe nicht bindet, das iſt ſchlecht gebunden, und was die Treue nicht ſchirmt, das beſchirmt kein Eid.

Zehntes Kapitel.

Von der Liebe und Verträglichkeit.

Es iſt kein köſtlicheres Ding als die Liebe, und mag die Liebe wohl die Herzenspförtnerin und Himmelspförtnerin heißen.

Denn ſie ſchließt der Menſchen Gedanken einander auf und verbrüdert die Herzen und bindet die Seelen an einander, und iſt keine Tugend auf Erden, die mit Gott ſo verwandt iſt und nach den himmliſchen Gütern ſo ſehnſüchtig macht, als die Liebe.

Denn ſie war Gottes Geſellin von Anfang, als er alle Dinge ſchuf, und noch täglich wirkt ihre heilige Kraft Wunder und Glauben.

Denn ohne die Liebe erſtürbe alles auf Erden und kröchen unſre Gedanken mit den Würmern im Staube.

Ohne die Liebe wäre Finſterniß Gottes Name und die Unſterblichkeit nichts als ein geſpenſtiſcher Traum.

Darum ſo ihr wieder Ein Volk werden wolſet und herzinniglich fühlen, daß alle Teutſche Brüder ſind, müſſet ihr vor allem nach der Liebe trachten und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmuth die teutſchen Herzen gewinnen möget.

Und ſollet ihr nicht mehr thun, wie ihr gethan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menſchen der einen teutſchen Landſchaft die Menſchen der andern Landſchaft haſſen und daß ein teutſcher Mann den andern verſpotte.

Denn dadurch ſeid ihr die Knechte der Knechte geworden und mußtet euch vor dem ſklaviſcheſten Volke auf Erden beugen;

Ihr mußtet kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln.

Sondern ſollet einander lieb und werth haben wie Brüder, alle, die in teutſcher Zunge reden, von der Oſtſee bis zu den Alpen und von der Nordſee bis zum Niemenfluß.

Daß hinfort nicht mehr gehört werde Oeſtreich und Preußen, Baiern und Tyrol, Sachſen und Weſtphalen, ſondern Teutſchland, teutſche Ehre, teutſche Freiheit, teutſche Tugend der allgemeine Klang ſei und die Loſung, die gegen die Franzoſen gerufen wird.

Daß ihr aber dies könnet, darum rufet Gott an, daß er euch die Liebe ins Herz ſenke und die Einmüthigkeit in eurer Bruſt pflanze.

Denn die Liebe verträget alles und hoffet alles und duldet alles, und iſt keine allmächtiger, gewaltige Dinge zu thun.

Darum, ſo eure Brüder in manchen Landſchaften andere Sitten und Bräuche haben als ihr, ſo ſollet ihr deß nicht ſpotten, ſondern alle Verſchiedenheit freundlich ertragen, und bedenken, welchen großen Krieg ihr führet und daß nur Einmüthigkeit euch ſiegreich machen kann.

Und ſollet es alles zum Beſten kehren, auch wo etwas ungleich und ungrad iſt, und gegen die Irrenden ſanftmüthig und gegen die Thörichten liebreich ſeyn.

Denn ein freundliches Herz gewinnt ſelbſt die Feinde, aber ein ſtörriſcher Sinn ſäet Zwietracht aus.

Und es wird der Satan der Bosheit nicht ſchlummern, und die Hinterliſt, die in euren Feinden lauret, nicht raſten.

Und ſie werden rufen: *Hie Pabſt! hie Luther! hie Kalvin! merkt auf, was ihr thut; horcht auf, was die wollen, die euch zum Krieg verſammeln.*

Und ſie mögten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuern, und euch die Hände in Bruderblut baden laſſen, damit ſie die Herren bleiben.

Ihr aber ſollet nicht hören auf dieſe, ſondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens ſind und mit einfältigen Sinnen ſich zu mir wenden.

Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen und ſie ſehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder ſtammeln ſie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln.

Darum ſollen ſie auch freundlich und verträglich ſeyn mit einander und der verſchiedenen Arten und Gottesdienſte nicht ſpotten.

Wer anders thut, werde wie ein Frevler geſtraft und wie ein Verräther aus ſeinem Volke vertilgt.

Denn durch die Eintracht will ich dein Heldenthum erneuen und durch die Liebe ſoll der Ruhm deiner Väter erſtehen.

Zwölftes Kapitel.

Von Soldatenehre.

Es ſind oft blutige und wilde Tyrannen geweſen, welche Freiheit und Gerechtigkeit zu vertilgen aufſtanden, und dieſe, haben ihren Leibwächter und Trabanten beigelegt, damit ſie ihren Leib gegen den Zorn ihrer Unterthanen beſchirmten, die ſie nicht als Menſchen, ſondern als Sklaven gebrauchten.

Solche Leibwächter haben ſie über alle andere Menſchen erhoben und Gnaden und Güter und großen Sold auf ſie gehäuft, damit ſie ihnen treu blieben.

Und ſind ſolche Söldner und Soldaten nicht anders geweſen denn reiſſende Thiere und Wölfe und Tiger, die da um Wohlluſt oder Gold das Schändliche thaten.

Und iſt das aller Tyrannen Art geweſen bis auf dieſen Tag, und iſt auch die Art deſſen, der jetzt euer Plager iſt.

Dieſe Soldaten haben ſolches wohl ihre Ehre genannt, und gemeint, es gebe für ſie eine andere Ehre als für andere Menſchen.

Und iſt doch nur Eine Ehre und Eine Tugend für alle Menſchen auf Erden.

Ich will euch lehren, was die rechte Soldatenehre iſt:

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann ſoll für ſeinen löblichen und gerechten König und Herrn und für ſein Reich und ſeinen Ruhm ſtreiten und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat ſoll ſein Vaterland und ſein Volk über alles lieben und gern ſeinen letzten Blutstropfen verſpritzen, wann das liebe Vaterland in Gefahr ſteht.

Ein wackerer Soldat ſoll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geſchrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat ſoll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für dieſe freudig das Schwerdt ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einſt von jedem Tropfen unſchuldig vergoſſenen Blutes Rechenſchaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat ſoll nicht prunken mit der äuſſeren Ehre noch ſich auf Eitelkeit blähen; ſondern die Treue gegen das Vaterland ſoll ſeine Ehre ſeyn und ſein ſtiller Muth ſeine höchſte Zierde.

Verflucht aber wird die Ehre des Mannes, der gegen ſein Vaterland ſtreitet und für den hinterliſtigen Tyrannen gegen die Freiheit in den Krieg zieht.

Wehe ihm, der ſich ſolches unterfängt! Gott im Himmel wird ihn ſtrafen, ſei er Fürſt oder Knecht.

Denn ſein Finger hat gewieſen, daß er uns erretten will, und ſein ſtarker Arm, daß ihm Uebermuth nicht lieb iſt.

Darum, teutſche Krieger, das ſoll eure Ehre ſeyn, daß ihr das Vaterland lieber habt, als Gold, und die teutſche Freiheit werther als das Leben, und die gottgefällige Tugend theurer als alle irdiſchen Güter.

Das ſoll eure Ehre ſeyn, daß keiner zweifle, Gott werde die Tapfern und Redlichen befreien; daß keiner verzage, in ſo heiligem Kampfe zu ſterben.

So werdet ihr von den Buben den Glanz nehmen, den ſie ſich geſtohlen, und werdet die Tyrannen vertilgen, und Ehre wird wieder Ehre heißen in euren Gränzen.

Zwölftes Kapitel.

Von Freiheit und Vaterland.

Und es ſind elende und kalte Klügler aufgeſtanden in dieſen Tagen, die ſprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

Vaterland und Freiheit leere Namen ohne Sinn, ſchöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört. Wo es dem Menſchen wohl geht, da iſt ſein Vaterland, wo er am wenigſten geplagt wird, da blüht ſeine Freiheit.

Dieſe ſind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und auf ſeine Gelüſte gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmliſchen Geiſtes.

Sie graſen wie das Vieh nur die Speiſe

des Tages, und was ihnen Wohlluſt bringt, däucht ihnen das Einziggewiſſe.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geſchwätz und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; ſolche Menſchen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Menſch aber ſoll lieben bis in den Tod und von ſeiner Liebe nimmer laſſen noch ſcheiden.

Das kann kein Thier, weil es leicht vergiſſet, und kein thieriſcher Menſch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Menſch, haſt du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wornach deine Sehnſucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerſt ſchien, wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten, wo ſeine Blitze dir zuerſt die Allmacht offenbarten und ſeine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauſeten, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Wo das erſte Menſchenaug ſich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Und ſeien es kahle Felſen und öde Inſeln und wohne Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du biſt ein Menſch, und ſollſt nicht vergeſſen, ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn, ſondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammeſt.

Da iſt Freiheit, wo du leben darfſt, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weiſen und Geſetzen deiner Väter leben darfſt; wo dich beglücket, was ſchon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremde Henker über dich gebieten und keine fremde Treiber dich treiben, wie man Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieſes Vaterland und dieſe Freiheit ſind das Allerheiligſte auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in ſich verſchließt, das edelſte Gut, was ein guter Menſch auf Erden beſitzt und zu beſitzen begehrt.

Darum auch ſind ſie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapferen heben ſie zum Himmel

empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Teutſcher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuverſicht und Muth.

Daß keine Liebe dir heiliger ſei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir ſüßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinneſt, worum dich Verräther betrogen, und mit Blut erwerbeſt, was Thoren verſäumten.

Denn der Sklav iſt ein liſtiges und geiziges Thier und der Menſch ohne Vaterland der unſeligſte von allen.

Dreizehntes Kapitel.

Von Beſcheidenheit und Demuth.

Zu der Zeit, als unſere Vorfahren am freieſten und glücklichſten lebten, gelobten die Männer und Ritter des Volkes, die ſich den Waffen weiheten, vor dem heiligen Altare Armuth und Keuſchheit und Demuth, und die durch die Macht die Herren waren, betrachteten ſich als die demüthigen Diener und Beſchützer der Kranken und Schwachen, der Hülfloſen und Unterdrückten, der Wittwen und Waiſen, und der Frauen und Jungfrauen.

Und war damals ein ritterlicher Mann und ein frommer Mann Eins.

Auch iſt von allen menſchlichen und chriſtlichen Tugenden keine lieblicher und werther noch hat im Himmel irgend eine einen größeren Preis, als die Beſcheidenheit und Demuth.

Und ſoll der rechte chriſtliche Soldat mild ſeyn wie ein Lamm und muthig wie ein Löwe.

Aber dieſes herrliche Ritterthum verfiel, und es kamen ganz gemeine Soldaten auf, die oft nichts weiter waren als blinde und willenloſe Werkzeuge der Willkühr und Gewalt.

Und dieſe Soldaten wußten wenig von Gott und von der alten Ritterlichkeit und Demuth; Freiheit und Gerechtigkeit hieß ihnen oft nur, was der Herr befahl, und die großen Heiligthümer eines edlen Menſchen, **Volk und Vaterland**, ſtellten ſie tief unter das prunkende Ding, was ſie **Soldatenehre** nannten.

Und ſie wurden oft gewaltthätig und einbildiſch, und meinten, ſie ſeien beſſer, als alle andere Mitbürger ihres Landes, und die Bauren und Bürger ſeien niedrigere Geſchöpfe und nur zum Laſttragen und Verhöhnen gebohren.

Daraus erwuchſen Trotz, Hoffart und Uebermuth; da hörte man hohe und laute Worte und ſah ſchlechte und gewaltſame Thaten, und ward der Name Soldat faſt ein kleiner Name.

Solches aber darf nimmer ſeyn bei einem braven Soldaten, der für ſein Vaterland und für die Freiheit in das Feld zieht.

Wer ſtark und gewaffnet iſt, dem ziemet die Freundlichkeit.

Darum iſt nichts lieblicher als ein Soldat, der gegen alle Menſchen der freundlichſte und gütigſte iſt, und ein ſtilles und langmüthiges Weſen ſteht einem tapfern Manne wohl.

Die aber in Worten ſo groß ſind, ſind in Thaten oft klein.

Nicht gegen den unbewehrten Bürger und Bauren, nicht gegen Greiſe und Weiber und Kinder ſoll der Soldat feurig, trotzig und wild ſeyn; wann der Feind nahet, dann zeige er, wie feurig, ungeſtüm und gewaltig er ſeyn kann.

Das übermüthige und prahleriſche Weſen aber kleidet den Tapferen übel und entehrt das Eiſen, welches ein Mann an den Hüften trägt.

Vierzehntes Kapitel.

Von Güte und Milde.

Beſcheidenheit iſt der Schmuck des Tapfern, und Demuth die Zierde des Starken; aber die Güte vor allen iſt des Soldaten Ehrenkleid und die Milde ſein undurchdringlichſter Harniſch.

Wer das Schwerdt trägt, der ſoll freundlich und fromm ſeyn wie ein unſchuldiges Kind; denn es ward ihm umgürtet zum Schirm der Schwachen und zur Demüthigung der Uebermüthigen.

Darum iſt in der Natur keine größere Schande als ein Krieger, der die Wehrloſen mishandelt, die Schwachen nöthet und die Niedergeſchlagenen in den Staub tritt.

Das iſt der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreißt wie ein ſchwellendes Waſſer, der aber in friedlichen Häuſern friedlich iſt wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild wie die Abendſonne des Sommers.

Denn der Krieg iſt ein Uebel und die Gewalt iſt das größte Uebel.

Darum ſollen die, welche für den Krieg gerüſtet ſind, die gütigſten und mildeſten ſeyn und wohl bedenken, daß einer im Himmel lebt, der die Gewaltigen zerſchmettern und die Trotzigen zermalmen kann.

Die Freundlichkeit aber bleibet in Ewigkeit und die Barmherzigkeit erlöſet von vielen Sünden.

Und wer ſein Herz aufthut in der Noth, dem wird von Gott auch der Himmel aufgethan.

Bedenke darum, o Menſch, welch ein fürchterliches Ding das Schwerdt iſt, und bändige den Trotz unter dem allmächtigen Gott, der auch die Trotzigen demüthigen kann.

Vergiß es nie, Soldat, daß du auch ein Menſch biſt und daß alles Menſchliche auch über dich verhängt werden kann.

Denn zu wem mag der Wütherich rufen in der Noth? und wie mag Gnade von Gott hoffen, wer nicht gnädig iſt?

So ſchone denn des Wehrloſen und hilf dem Schwachen und ſei gütig gegen den Bedrängten, und nur gegen das Schwerdt gebrauche das Schwerdt.

Funfzehntes Kapitel.

Von Habſucht und Grauſamkeit.

Der Soldat hat die Waffen angezogen,

daß er ſein Vaterland und deſſen Ehre und Freiheit vertheidige, ſeine Aeltern, Weiber und Kinder beſchirme, und den übermüthigen und treuloſen Feind, der ſein Land bedroht und angreift, zurücktreibe und ſchlage.

Dies iſt ein heiliger und hoher Beruf, und Stolz, Hochſinn und Gerechtigkeit müſſen daher in der Bruſt eines chriſtlichen Soldaten thronen und Ehrſucht, Geitz, Habſucht und alle Niedrigkeit austreiben.

Mühen und Beſchwerden, Hunger und Durſt, heiße und arbeitvolle Tage, kalte und ſchlummerloſe Nächte, Gefangenſchaft und Kerker, Wunden und Tod — dies alles erwartet den Mann, der für ſeinen Herrſcher, ſeine Freiheit und ſein Land ins Feld zieht.

Das alles ſoll er nicht achten, ſondern wie es Gott gefällt empfangen, und mit Gott in den Streit gehen; denn er geht auf dem Wege ſeiner Pflicht.

Das iſt aber ein ſchändlicher Mann und ein ſchändlicher Soldat, der da auszieht, wie Raubthiere ausziehen, der wie ein hinterliſtiger Tiger und eine unerſättliche Hyäne auf Raub lauert, den nach dem Hab und Gut und den Weibern und Jungfrauen der Fremden gelüſtet, und der meint, er dürfe alles, weil er die Macht hat, und das Schwerdt führt.

In einem raubſüchtigen, geitzigen und wohlläſtigen Menſchen kann Ehre und Treue nimmer wohnen, und auch Sieg und Glück werden von ihm weichen.

Gott ſucht zuletzt jede Miſſethat heim und beſtraft auch den verborgenſten Gräuel.

Denn der Geitz iſt eine Wurzel alles Uebels und aller Schande, und die andere plündern und ſchänden werden zuletzt ſelbſt die Geplünderten und Geſchändeten.

Ein ſolcher Soldat, der räuberiſch, hartherzig und grauſam iſt, heißt mit Recht viel ſchlechter als ein Straſſenräuber und ſollte wie andere Schandebuben mit Galgen und Rad beſtraft werden.

Denn er entehrt den heiligſten Stand des Bürgers und macht Stärke und Muth, welche die Menſchen beſchirmen ſollten, zu ihrem Fluch.

Ihr habt geſehen in dieſen Tagen, wer die Räuber ſind, über welche Gott Gericht gehalten hat.

Darum, teutſche Krieger, hütet euch, daß euch nicht Gleiches geſchehe, und beweiſet durch Gütigkeit und Freundlichkeit, daß ihr die Freiheit verdienet.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Mannszucht.

Laß den Sturm los, und er entwurzelt den Baum; reiſſe die Ufer nieder, und der Strom verwüſtet das Land.

Alſo läſſet auch der Krieg alle wildeſten Kräfte los und entbindet, was im Innerſten der Herzen Fürchterlichſtes brütet.

Darum iſt auch jeder Krieg, der nicht für Recht und Freiheit geführt wird, der größte Gräuel.

Aus der Ruhe werden die Stillen geriſſen, aus dem Frieden ihrer Häuſer werden die Sanftmüthigſten weggenommen. Sie ſollen alles wagen und dulden, was die Elemente Härteſtes haben und was menſchliche Liſt, Kunſt und Gewalt Grauſamſtes erfinden mögen.

In ſolchen Arbeiten und Gefahren wird der Sanftmüthige oft ungeduldig und der Stille wilder als recht iſt.

Wenn dies ſolchen begegnet, wie ſoll man diejenigen bändigen, welche von Natur unruhig, wild und gewaltſam ſind, daß ſie nicht thun, was ihre wüſten Herzen gelüſtet.

Damit dieſe nicht alle Schranken durchbrechen, deswegen iſt eine feſte Ordnung und eine ſtrenge Zucht und ein unverbrüchlicher

Gehorſam erfunden — und das nennen ſie die Mannszucht.

Und ohne dieſe Mannszucht mögte wohl niemand Zwanzigtauſenden und Hunderttauſenden befehlen, ſondern im Kriege würde alles durch Wildheit und Gewalt untergehen.

Dieſe Mannszucht muß bei teutſchen Soldaten jetzt die ſtrengeſte ſeyn; denn es wäre unlöblich, wenn ein Volk, deſſen Väter wegen Ehrbarkeit, Frömmigkeit und Treue in der Geſchichte geprieſen werden, ſich durch wüſte und unmenſchliche Thaten befleckte.

Das iſt aber die Zucht eines chriſtlichen Soldaten, daß der Soldat ſelbſt in der bitterſten Noth nie und nirgends etwas Anderes begehren und nehmen ſoll als Obdach und Speiſe, womit er ſich gegen das Wetter und gegen Hunger und Durſt ſchirme.

Und dieſes begehre und nehme er mit aller Freundlichkeit.

Wer etwas Anderes begehrt und raubt, wer lieber ein Dieb als ein Ehrenmann ſeyn will, den jage man ohne alles Erbarmen weg oder erſchieße ihn allen zum Beiſpiel und Abſcheu, wie man tolle Hunde erſchießt.

Denn kein teutſcher Soldat ſoll im Kriege reich werden an Silber und Gold noch an Wolluſt und Schwelgerei, ſondern die Gerechtigkeit ſoll ſein Ziel und die Ehre und Tugend ſein höchſter Lohn ſeyn.

Der Krieg iſt eine heilige Arbeit, damit die Freiheit gerettet werde; er ſoll kein Gewinn ſeyn, wodurch der Krieger dem Räuber gleich wird.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Gottesfurcht.

Der Soldat ſoll ein Chriſt ſeyn; er ſoll es tief in ſeinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und ſeinem Schickſal ein heiliges Weſen waltet, das zu ſeiner Zeit einem jeglichen geben wird, was ſeine Thaten verdient haben.

Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerhemd um die Bruſt gelegt und die rechten Waffen angethan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feſte Gewiſſen in einer treuen Bruſt.

Wer Gott fürchtet, über den iſt niemand; denn die Furcht Gottes gehet über alles. Wer dieſelbige feſt hält, wem kann man den vergleichen?

Gleichwie ein Haus, das feſt in einander verbunden ſteht, nicht zerfällt von dem Sturmwinde, alſo auch ein Herz, das ſeiner Sachen gewiß iſt, das fürchtet ſich vor keinen Schrecken.

Der Krieg iſt ein wildes getümmelvolles Weſen und reitzt alle Gelüſte und Triebe zur Wildheit und Bosheit; wer will den Soldaten zügeln, wenn es Gott nicht thut?

Der Krieg hat die größten Uebel und Plagen; nur ein frommer Sinn und die Zuverſicht auf Gott mögen den Muth und die Kraft immer aufrecht erhalten, daß ſie auch im größten Unglück nicht wanken noch zittern.

Der Krieg zeigt in jedem Augenblick Wunden, Verſtümmelungen, den Tod: Schmerzen und Quaalen, vor welchen die menſchliche Natur oft erſchrickt und erblaſſet; der Chriſt erſchrickt und erblaſſet davor nicht.

Sein Bewußtſeyn, daß er auf dem Wege der Pflicht wandelt, daß er für Recht und Freiheit ſtreitet, iſt ſein Schirm und Schild; ſein Glaube, daß Gott ihn hier und dort hält, ſein feſter Hort.

Der Chriſt weiß: dieſes Leben, auch wenn es am beſten war, iſt nur ein flüchtiger Traum, kaum ein Schatten des Glückes; er kennt keine Angſt, er zittert vor keinem Tode, denn er hat die Zuverſicht eines beſſeren Daſeyns.

Der Chriſt allein weiß, was iſt und was ſeyn wird, und die leeren Schrecken bewegen ſeine Seele nicht; denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und giebt Freude und Wonne ewiglich; wer den Herrn fürchtet, dem geht es wohl in der letzten Noth und er wird endlich den Segen behalten.

Der Chriſt iſt fröhlich im Leben, fröhlich im Tode, freundlich gegen die Freunde und muthig gegen die Feinde; der Chriſt hat allein den rechten Stahl der Seelen, die rechte eiſerne Feſtigkeit, welche Sieg und Glück bringt und ſelbſt das Unglück überwindet.

Denn im Unglück erſcheinet die Probe, was ein Mann iſt und wie er glaubt.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Hingebung.

Und ich ſprach: die Liebe iſt die Meiſterin und Schöpferin aller Dinge und Gottes älteſte Geſellin, und hat Gott alles mit der Liebe geſchaffen, und iſt nichts ohne die Liebe, was gut iſt, und wird ohne die Liebe nichts ſeyn.

Denn die Liebe giebt zu allen Dingen den einfältigen Sinn und den freudigen Muth und die hohen Gedanken, daß die Menſchen es vernehmen und ergreifen und fröhlich hinausführen.

Wer aber der Liebe mangelt, der iſt gleich einem kalten Winde und ſein Herz iſt leer wie eine tönende Schelle.

Und nach der Liebe werden wir genannt, weil wir Chriſten heißen, und unſre Religion heißt die Religion der Liebe, und Chriſtus gab ſich aus Liebe für uns in dieſes irdiſche Leben, und ſtarb aus Liebe für uns den bitterſten und ſchmählichſten Tod am Kreuze.

Alſo ſollen wir auch lieben, wie er geliebt hat, und thun, wie er gethan, und uns hingeben, und jede Stunde bereit ſeyn das Letzte zu thun und zu leiden, ehe wir in das Unrecht willigen.

Und wann die hohe Pflicht gebietet, ſollen wir nicht zittern noch zagen, ſondern freudig unſern Weg gehen und Gott vertrauen, und ihm, welcher die Himmel regiert, die Ausführung überlaſſen. Er wird es alles wohl machen.

Wohlauf denn, du treuer chriſtlicher Soldat! wohlauf du redlicher Teutſcher! dir erklingt der Zuruf: **ſteh für dein Vaterland auf und jage die blutdürſtigen Räuber aus dem Lande!**

Wohlauf, redlicher Teutſcher! mit fröhlichem Muth in den Krieg! und zittre nicht unter Kugeln und Schwerdtern.

Denn die Böſen wollten die Gerechtigkeit vertilgen und die Gottesverächter wollten die Freiheit tödten.

Darum frage nicht, ob du wieder zu Hauſe kömmſt, ſondern höre allein das Gebot deines Gottes: als ein ehrlicher Mann für dein Land und für die Deinigen im Felde zu ſtehen und als ein Streiter Gottes zu kämpfen im heiligen Kriege.

Darum frage nicht mehr nach Silber und Gold, nach Häuſern und Gütern, nach Spielen und Freuden, ſondern frage allein, was recht iſt, und thue das Rechte, und hoffe auf den, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge ſteht.

Und blaſe dir die rechte teutſche Liebe in dem Herzen auf und fühle, wie herrlich die Arbeit und Gefahr für das Gute iſt.

Und Gott wird mit dir ſeyn und dir das Herz ſtärken und den Arm ſtählen und dir den rechten Feuermuth in die Bruſt hauchen, daß du deine Sache tapfer gewinneſt.

Denn Gott und die Liebe überwinden alles und iſt auch der Tod ein Nichts vor ihnen.

Neunzehntes Kapitel.

Wie ein teutſcher Soldat jetzt ſeyn muß.

Siehe ich habe ſchöne Tugenden gewieſen, welche einen Chriſten und Soldaten zieren. Ich könnte noch mehrere weiſen; denn was irgend gut und löblich und ehrwürdig iſt, das ſtehet einem Soldaten wohl.

Wer aber ſein Vaterland über alles liebt, weſſen Herz für Freiheit und Ehre brennt, wer mit Beſcheidenheit und Demuth und Güte und Freundlichkeit und Gehorſam und Gottesfurcht geſchmückt iſt, der trägt wohl einen Kranz ſchöner Tugenden und mag ein biederer und ehrenfeſter Mann genannt werden.

Dieſen Spiegel eines chriſtlichen Soldaten habe ich hingeſtellt, auf daß alle teutſche Soldaten ſich durch den hohen Reiz der Ehre und Tugend locken laſſen, nicht den vergänglichen Glanz des Augenblicks, ſondern den unſterblichen Glanz der Ewigkeit zu begehren.

Ich habe ihn hingeſtellt, weil wir in merkwürdigen und gewaltigen Zeiten leben, wo Gott mit ſeinem Weltgericht ſichtbar über die Erde hinwandelt und wo ein jeglicher berufen iſt, durch edle Arbeiten und herrliche Gefahren darzuthun, ob er zu den Verworfenen oder zu den Redlichen gehört.

Dieſer hohe Ruf Gottes iſt auch an jeden teutſchen Mann ergangen. In Unehre und Elend liegt das heilige Vaterland, liegt das alte Germanien, das Land der Krieger, der uralte Sitz der Gerechtigkeit und Freiheit, erniedrigt und geſchändet, und grimmigen blutigen

Kampfes und brennenden Zorns bedarf es, daß es wieder aufgerichtet werde.

Teutſchland hofft auf ſeine Kinder, es hoffet, ja es flehet, daß ſie ſo uralten Ruhm, ſo heiligen Namen, ſo ehrwürdige Erinnerungen, als auf dieſem geweihten Boden ruhen, nicht untergehen laſſen.

Aber, teutſche Männer, wenn die Schande euch brennet und das Elend euch belaſtet, wenn ihr aufſtehen wollet und ſtreiten für euer Land, bis ihr es wiedergewinnet, oder in dem großen Kampf erlieget, ſo bedenket auch, welche Männer ihr ſeyn müſſet.

Nur durch redliche, freie, ehrenfeſte Männer wird das Vaterland gerettet werden.

Darum wenn ihr ſo Hohes wollet als die Auslöſchung der Schmach und die Abſchüttelung der Sklaverei, ſo müſſet ihr auch die Gedanken hoch ſtellen und mit ihnen zum Himmel hinaufſtreben, wo der höchſte Hort und Helfer iſt.

Neid und Haß, Eitelkeit und Ehrſucht, Geiz und Wohlluſt muß fern ſeyn von dem, welcher für die heilige Freiheit und Gerechtigkeit ſtreitet.

Denn warum verabſcheuet und haſſet ihr die Franzoſen ſo ſehr?

Nicht allein, weil ſie eures Landes und eurer Leiber und Geiſter Herren ſeyn wollen, ſondern weil ſie geizig, wohllüſtig, räuberiſch und grauſam ſind, weil ſie nicht für Recht und Freiheit, ſondern für Raub und Gewinn in den Streit ziehen.

Euch geziemt es alſo, alles Rohe, Wilde, Räuberiſche und Schändliche von euch zu thun und vor eurem Volke und vor allen Völkern im höchſten Glanz der Ehre da zu ſtehen, daß die ganze Welt bekenne, ihr ſeid würdig, freie und glückliche Männer zu ſeyn, jene Sklaven aber verdienen den böſen Despoten, der ſie mit eiſernem Scepter beherrſcht.

Denn wahrlich, waget ihr nicht beſſer zu ſeyn als ſie, ihr bleibet ihre Knechte in Ewigkeit.

Letztes Kapitel.

Troſt und Verkündigung.

Und wenn du ſo, wie ich es dir gezeigt habe, empfindeſt, denkeſt und handelſt, dann fürchte nicht, wackerer teutſcher Soldat, daß deine Kühnheit zu groß und der Kampf mit deinen Ueberliſtern und Ueberziehern zu ſchwer ſeyn wird.

Wahrlich, wenn alle teutſche Männer, die das Schwerdt ausziehen, nichts wollen als ihr Recht, ihre Freiheit und ihre Ehre, wenn ſie feſt entſchloſſen ſind, für die große

Sache zu ſiegen oder zu ſterben, nimmer werden ſie erliegen.

In einem redlichen und wackern Manne, der das Gute nur thut, weil es gut iſt, wohnet Gott wahrhaftig, es wohnt in ihm eine unermeßliche und überſchwängliche Kraft, die kein Teufel und keine Hölle beſiegen wird.

Das iſt der Preis der Tugend und der Ehrenſchein eines guten Gewiſſens, daß der Menſch an Antlitz und Gebehrde, an Sinn und Gedanken Gott ähnlich wird und göttliche und wunderbare Thaten vollbringt, die er ſelbſt nicht begreifen mag.

Drei Jahrhunderte hat der teutſche Löwe geſchlafen, drei unglückliche und verhängnißvolle Jahrhunderte. Er hat nicht mehr gefühlt, was ein Volk vermag, daß nur Ein Ziel, Einen Athem und Ein Leben hat.

Denn Zwietracht hatte ihn zerriſſen und Verrätherei hatte ihn geſchwächt, und Trug und Hinterliſt von eigenen und von fremden Buben hatte ein Netz des Unheils um ihn geſponnen.

Aber die Zeit iſt da, wo er wieder aufſtehen ſoll in ſeiner Herrlichkeit und allen zeigen, wer er iſt.

Er wird erwachen, ſeine Feſſeln zerbrechen und in fürchterlicher Herrlichkeit die Nichtigkeit und Elendigkeit derer offenbaren, die ihn in den Stricken der Hinterliſt und Büberei zu halten meinten.

Ja, teutſches Volk, Gott wird dir Liebe und Vertrauen geben, und du wirſt erkennen, wer du biſt und wer du ſeyn ſollſt.

Gott wird die Flammen in die Bruſt blaſen und den hohen und kühnen Geiſt der Freiheit in dir erwecken, der deine Feinde zerſchmettern wird.

Gott ſelbſt wird mit deinen Heeren ſeyn und dir als Streiter voranſchreiten und deine Fahnen mit Sieg und Wonne ſegnen, wenn du glaubeſt, daß eine ewige Gerechtigkeit iſt und daß im Himmel lebe, der die Tyrannen zermalmet.

Dann wird die Welt erſtaunen und ausrufen: Wie? iſt das daſſelbige Volk, dem man noch eben einen Strohwiſch hinſtellen konnte und ſprechen: dieſer bedeutet einen Franzoſen, dieſer bedeutet einen Befehl Napoleons, und das ſich davor bückte und ſtumm vorüberging?

Die Welt wird erſtaunen, denn ſie kannten dich nicht und wollten nicht wiſſen, wodurch das böſe Verhängniß dieſer Tage über dich gekommen iſt.

Dann, wenn ſolches geſchiehet und erſcheinet, wirſt du wieder ſeyn, was deine Väter waren, das Volk der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Begeiſterung.

Dann iſt der Hohn der Völker, die Schmach der Knechtſchaft, die ganze lange Elendigkeit dieſer matten Zeit vergangen.

Du blüheſt dann in Herrlichkeit, und deine Kinder werden in Herrlichkeit blühen

Auf denn, teutſcher Mann! auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtſchaft und Lüge! auf mit dem alten teutſchen Stolz, mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter! und fürchte dieſe Franzoſen nicht, welche nicht ehrlich durch die Waffen, ſondern bübiſch durch Hinterliſten und Lügen deine Herren geworden ſind.

Wahrlich die Franzoſen haben nur Schimmer, du aber haſt Flammen; ſie haben nur Geſchmeidigkeit, du haſt Kraft; ſie haben nur Lüge, du haſt Treue; ſie haben nur Prahlerei, du haſt Ehre; ſie haben nur Schein, du haſt That.

Darum fürchte ſie nicht, ſondern ſchaue kühnlich über ſie hin, als die da viel ſchlechter ſind als du.

Du wirſt ſie verwehen, wie der Wind Stoppeln verwehet, wann dein Geiſt in dir mächtig wird: ſie haben kaum die Geiſtloſen beſiegt.

Anhang von Liedern.

I. Geiſtliche Lieder.

Troſtlieder.

1. Anrufung Gottes.

Mel. Jeſu, hilf ſiegen, du Fürſte des Lebens.

Großer Immanuel, ſchaue von oben
Auf dein erlöſtes, erkauftes Geſchlecht.
Siehe doch, wie die Tyrannen noch toben,
Wie ſie verkehren die Wahrheit und Recht!
Lüge und Irrthum muß gelten auf Erden,
Unſchuld und Wahrheit muß landflüchtig werden.

Seelen, die ſonſten ſehr eifrig gerungen,
Werden jetzt müde und ſchlafen faſt ein;

Scheints doch, als wenn ſie der Arge bezwungen,
Weil ſie ſo eifrig im Kampf nicht mehr ſeyn.
Menſchenfurcht pflegt man als Weisheit zu preiſen,
Laulichkeit ſoll nun Verleugnung gar heiſſen.

Kinder, die bis zur Geburt ſind gekommen,
Sterben, weil Kraft zum Gebähren gebricht;
Jünglingen werden die Kräfte benommen,
Völlig zu brechen durchs Finſtre ans Licht;
Alles wird irre, weil Argwohn regieret
Und auch einfältige Herzen verführet.

Schmerzlich erfähret man, wie ſich jetzt trennen
Kinder der Mutter, die droben gebiehrt,
Wie ſich die Brüder einander nicht kennen,
Herzliche Freundſchaft ſich täglich verliert,
Viele ſich ſcheiden und viele ſich ſpalten,
Weil man die Liebe ſo läſſet erkalten.

Heiliger, wecke uns wieder die Liebe,
Lehre uns ſtreiten als Brüder vereint,
Senk' in die Buſen die himmliſchen Triebe,
Daß wir verderben den tückiſchen Feind,
Daß ſich durch Eintracht und redliche Treue
Freiheit und Tugend auf Erden erneue.

Dank wird und Preis dir, o Retter, dann
ſingen
Nach dem Triumphe die fröhliche Schaar,
Liebliche Lieder dann werden erklingen,
Weil es beginnet das ſelige Jahr,
Wo wir vereinet in Freude und Wonne
Wieder begrüßen als Freie die Sonne.

Anon.

2. Gebet.

Melod. Befiehl du deine Wege.

Du, der vom Joch der Knechte
Einſt in Aegyptenland
Durch ſeine ſtarke Rechte
Ein ſeufzend Volk entband;
Du, der den mächt'gen Rieſen
Durch Knabenhand gefällt,
Sei laut von uns geprieſen,
Du Herr der ganzen Welt!

Lang' ließeſt du uns bangen
In grauenvoller Nacht,
Durch die nur Seufzer drangen.
In feiger Bruſt erwacht.
Kein treuer Glaube kehrte
Die Blicke himmelwärts,

Denn ſchwerer Wahn bethörte
Das ſündenvolle Herz.

Da riſſeſt du den Schleier,
Der dich verbarg, entzwei,
Damit die Ausſicht freier
Ins Land der Hoffnung ſei;
Dein göttliches Erbarmen
Gab trägen Sinnen Gluth,
Gab Heldenkraft den Armen,
Den Buſen Löwenmuth.

O Herr, dich zu uns wende,
Verbirg dein Antlitz nicht!
Ins Herz der Schwachen ſende
Dein gnadenreiches Licht;
O woll' uns feſt vereinen,
Und wie das Loos auch fällt,
Hilf, Herr, der Schaar der Deinen
Hier und im Himmelszelt.

Fr.

Kurze und wahrhaftige

Erzählung

von

Napoleon Bonapartens verderblichen Anſchlägen, von ſeinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerſtörung ſeiner Heeresmacht, und von der Bedeutung des gegenwärtigen teutſchen Krieges:

ein Büchlein

dem

teutſchen Volke zum Troſt und zur Ermahnung

geſtellt.

Germanien 1813.

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren, in den Jahren 1788 und 1789, ging in Frankreich ein gewaltiges und ſchreckliches Feuer auf, welches ſeitdem mit Mord, Blut, Raub, und Tyrannei gewüthet hat, und bis auf den heutigen Tag immer noch fortwüthet. Dieſes Feuer ergriff zuerſt Frankreich, und breitete ſich in wenigen Jahren von da über alle angränzende Länder aus; Teutſchland, Italien, die Schweitz, die vereinigten Niederlande fühlten ſeine Wuth und ſein Verderben. Ja in den letzten Jahren iſt es bis in die fernſten Länder gekommen, ſo daß Hiſpanien und Portugal und Polen und Rußland es gefühlt haben. Nur einzelne Länder, als Schweden, Norwegen, England, wurden durch das Meer davor geſchützt; doch empfanden auch ſie durch manche Noth und manchen harten Krieg, wie unglücklich die Zeit war. Folgendes war aber die Urſache und der Verlauf des allgemeinen Unglücks.

Seit ungefähr hundert Jahren hatte ſich in Frankreich eine verruchte Rotte von Wollüſtlingen und Spöttern erhoben, welche über alles lachten, was den Menſchen je heilig und verehrlich war, welche alle Religion und allen Gottesdienſt für einen leeren Wahn erklärten, alle Geſchichte und alle Offenbarung Gottes leugneten, und geradezu bekannten: es gebe nichts Gewiſſes als die Wolluſt dieſes Lebens, nach dieſem Leben ſei alles Aſche und Staub, und bleibe es, Gott und Unſterblichkeit und Vergeltung ſeien Träume von Thoren. Das Gift dieſer verruchten Menſchen ergoß ſich über alle Länder, und kam auch nach unſerm Vaterlande, nach Teutſchland: Gleichgültigkeit gegen das Heilige und Ewige, Verachtung aller Sitten und Weiſen, eitle Klügelei für den himmliſchen Glauben, eitler Menſchenverſtand für Gottes Offenbarung, Begehrung der irdiſchen Güter ſtatt der überirdiſchen, Vergeſſen der alten teutſchen Treue und Redlichkeit — das iſt ſeit funfzig und vierzig Jahren eine gerechte Klage der Guten und Treuen geweſen; wir waren nicht mehr fromm und treu, wir liebten unſern Gott, unſer Vaterland, unſere teutſche Freiheit und Ehre nicht mehr ſo inbrünſtig, als unſere braven Vorväter ſie geliebt haben. So ſchlimm ſtand es bei uns, ſo ſchlimm bei den meiſten andern Völkern. Wann die Menſchen ſo ſind, dann iſt Gottes Strafe nah; er beweiſet ihnen dann, daß im Himmel Einer über allen lebt: ſie müſſen den Lohn ihrer böſen Herzen bezahlen. Gott ſtrafte die Welt durch ein leeres und wildes Geſchrei von Freiheit und Gleichheit, durch eine gaukeliſche Bethörung und Verblendung aller Herzen und Köpfe, und durch einen blutdürſtigen und unerſättlichen Tyrannen, den er als ein Ebenbild des Teufels und teufliſcher Hinterliſt und Gewalt aufſtehen ließ.

So wie die Menſchen ſich in Frankreich und in ganz Europa von Gott und von dem alten Glauben losriſſen und mit bunten Lügenſpielen ihrer Herzen ſpielten, meinten die thörigten und vermeſſenen auch, ſie ſeien jetzt in jeder Kunſt und Verſtändniß Gott gleich geworden, und können in einem Augenblick alles machen, was eine lange Geſchichte in Jahrhunderten bereitet oder Gott ſelbſt ihren beſſeren Vätern ins Herz gegeben hatte: ſie blieſen ſich auf in Uebermüthigkeit und Ueberklugheit, und gleichwie ſie über das heilige Evangelium und die göttliche Offenbarung ſpotteten, ſo erklärten ſie alle Einrichtungen und Ordnungen, welche in früheren Zeiten von weiſen und redlichen Männern geſtiftet waren, für dumm und abgeſchmackt, und prahlten mit einer Regierungsart und einer Freiheit und Glückſeligkeit, welche vor ihnen nimmer auf Erden geſehen worden. Damit bethörten ſie viele Herzen und verführten die leichtgläubige Menge, und endlich glaubten dieſe ſchlechten, ungehorſamen, und ſittenloſen Menſchen, ſie könnten durch bloße Begriffe und Klügeleien machen, was ihre Vorfahren in Treue und Tugend gegründet hatten. So geſchah es, daß ſeit dem Jahre 1780 das Geſchwätz von allgemeiner Gleichheit und Freiheit, von unverlierbaren Menſchenrechten, von der Majeſtät des Volks, und von andern rechten und unrechten Dingen überhand nahm; worin aber die rechte Freiheit und Gleichheit beſteht, was heilige Rechte des Menſchen ſind, wo das Volk als das Höchſte geachtet werden ſoll — das wußten ſie nicht. Endlich in den Jahren 1788 und 1789 kam das Feuer, das lange unter der Aſche geglommen hatte, zum Ausbruch und griff in Frankreich mit unwiderſtehlicher Wuth um ſich; und ſo groß war der Lügenſchein ſeines Verderbens, daß auch in andern Ländern viele davon bethört wurden; denn ſie waren dumm und ſchlecht wie dieſe. Und in wenigen Jahren war die ganze alte Ordnung der Dinge in Frankreich vernichtet, die Religion entheiligt, der König ermordet, Blut, Gewalt, und Verwüſtung rings verbreitet. Wenige kühne Böſewichter herrſchten durch Schrecken, und brauchten die Namen Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Wiederherſtellung, und Wiedergeburt als Gaukelei, womit ſie die Menſchen und Völker äfften und verführten. Zugleich verbreitete ſich aus Frankreich ein gewaltiger Krieg, der mit allen hölliſchen Kün ſten angeblaſen und geführt ward und über alle Länder Verheerung und Elend brachte; in Frankreich ſelbſt war die wildeſte Umkehrung, Parthei rottete ſich gegen Parthei, eine Verfaſſung löſte die andere ab, eine Schande ward durch die andere verdrängt; nichts war beſtändig und feſt bei denen, die verſprochen hatten, ſie wollten einen für alle Ewigkeit ſtehenden gerechten und freien Staat gründen. So wurden die meiſten der ſchändlichen Verbrecher und Mörder, die ein ſo großes Unglück über ihr Land gebracht hätten, durch ihre eigenen Lehren und Laſter geſtraft und vertilgt.

Als die Sachen ſo ſtanden, da erweckte Gott im vierten Jahre des Kriegs und im achten Jahre der franzöſiſchen Verwirrung einen Mann, welcher das Werk der Schande bekrönen und vor aller Welt offenbaren ſollte, welche Früchte die ungläubige und gottloſe Zeit tragen mußte: dieſer Mann hieß Napoleon Bonaparte. Er war geboren in der Inſel Korſika, die im mittelländiſchen Meere nahe an Italiens Küſten liegt und von einem wilden, räuberiſchen, und meuteriſchen Volke bewohnt wird. Schon vor mehr als 2000 Jahren war dieſe Inſel wegen Räuberei, Mord, Meineid, und Verruchtheit berüchtigt, und iſt es bis auf den heutigen Tag, ſo daß die Italiäner nicht gerne mit einem Korſen unter demſelben Dache ſind.

Dieſes an Räubern und Banditen reiche Land ſollte ein Ungeheuer aus ſeinem Schooße ausſenden, daß es die Welt für ihre Sünden ſtrafte: auch ein ſichtbares Zeichen, welchen Helden diejenigen verdient hatten, welche Napoleon den Befreier, den Wiederherſteller und Verjünger der Welt, und den Führer und Leitſtern des neunzehnten Jahrhunderts nannten.

Bonaparte begann ſeine Laufbahn im franzöſiſchen Revolutionskriege als Leutenant bei dem Geſchütz, und that ſich durch eine ungewöhnliche Geſchwindigkeit, Kühnheit, und Tapferkeit bei allen Gelegenheiten ſehr hervor; außerdem war er ſchlau, verſchwiegen, ſchmeichleriſch, und ehrſüchtig, und hängte ſich an alle, welche Macht und Einfluß hatten und ihn auf die Bahn ſetzen konnten. Dies that er unter andern bei Barras, einem Mann, der von 1795 bis 1799 in Frankreich ſehr mächtig war, heirathete deſſen Beiſchläferin, die Wittwe Joſophine Beauharnois, und ward durch ihn als Feldherr des franzöſiſchen Heers in Italien beſtellt. Dies geſchah im Frühling 1796 und war die erſte große Stufe ſeines hohen Glückes.

Bonaparte trat mit italiäniſcher Schlauheit, Kühnheit, und Geſchwindigkeit auf, und gewann über ſeine langſamen und uneinigen Feinde durch mörderiſche Schlachten, noch mehr durch trügeriſche Unterhandlungen große Vortheile. Viele meinten, er werde ein großer und außerordentlicher Mann und die Freude des Menſchengeſchlechts werden; wenige ſahen in ſeiner tiefen Liſt und ſpröden Härte, ja ſelbſt in ſeiner prunkenden Freundlichkeit ſchon den verſteckten Tiger, der die Klauen noch zuſammen gekrallt halte, aber ſie zu ſeiner Zeit ſchon heraus ſchnellen werde. Durch blutige Siege und durch Zertheilung der feindlichen Macht gewann Bonaparte Italien, und Oeſterreich ſchloß einen Waffenſtillſtand mit ihm, der in einen allgemeinen Frieden verwandelt werden ſollte. Mitten unter den Friedenshandlungen, die zu Raſtadt am Rhein gepflogen wurden, ſegelte Bonaparte im Frühlinge 1798 mit einer ſchönen Flotte und mit einem erleſenen Heer von 45000 Mann nach Aegypten, damit er das Land für Frankreich eroberte und in andern Welttheilen große Thaten thäte. Während er dort bald ſiegreich bald beſiegt mit wechſelndem Glücke kämpfte, brach in Europa der Krieg wieder aus, und ward für die Franzoſen ſehr unglücklich geführt, ſo daß ſie ganze Heere und den größten Theil der eroberten Lande wieder verloren und daß die Sterne ihres Glücks unterzugehen ſchienen. Aber was ſie durch die Waffen verloren hatten, das gewannen ſie durch die Zwietracht ihrer Feinde bald wieder; ſo waren die Herrſcher und Fürſten mit Blindheit geſchlagen, daß ſie nach einer zehnjährigen Erfahrung immer noch nicht begreifen konnten, welche Gefahren ihnen aus der franzöſiſchen Revolution droheten. Hätten ſie feſt zuſammen gehalten, nie wäre geſchehen, was uns alle die verfloſſenen Jahre ſo elend gemacht hat.

Als die Sachen in Frankreich am verwirrteſten waren, Unglück draußen, Aufruhr drinnen, kein Anſehen der Regierenden, kein Gehorſam der Gehorchenden, da kam im Herbſt 1799 der Feldherr Napoleon Bonaparte plötzlich aus Aegypten übers Meer; er hatte ſein Heer verlaſſen, damit er in Frankreich die Gelegenheit ergriffe und ſich zum Herrn machte. Wirklich ſtieß er bald die Herrſchaft derer um, die unter dem Namen Direktoren die höchſte Gewalt hatten, trieb die übrigen Mächtigen mit Soldaten aus einander, und ſtellte ſich mit dem Titel Erſter Konſul an die Spitze der Regierung. Darauf führte er den Krieg mit Macht, gewann große Schlachten, und erzwang von Teutſchland und den übrigen Mächten den Frieden, wodurch er von dem heiligen teutſchen Reiche viele ſchöne Landſchaften und Städte abriß und viele andere Länder von Frankreich abhängig machte. Nur das freie und kühne England ſtand allein unerſchütterlich da, und führte nach einem kurzen Frieden wieder Krieg mit den Franzoſen.

Bonaparte als er Erſter Konſul und Herr Frankreichs geworden, gaukelte und betrog immer noch mit den Worten Freiheit, Gerechtigkeit, Menſchlichkeit, und Friedensliebe, aber er zeigte von Jahr zu Jahr mehr und mehr, wer er war und was er wollte. Nie hat ein Mann auf Erden geherrſcht, der die Lüge ſo trefflich gebraucht und unter ihrem bunten Mantel alle Tugend und Wahrheit ſo geſchändet hat als er. Er verſammelte um ſich alle ſchlechteſten und verbrecheriſcheſten Menſchen, welche die franzöſiſche Revolution in allen Künſten des Laſters und der Verruchtheit geübt hatte, damit ſie ihm regieren und das Volk und die Völker unterjochen hülfen. Alles aber, was frei, gerecht, wahrhaftig, menſchlich und treu geſinnet war, das ward niedergeworfen, verwieſen, weggeführt, eingekerkert, hingerichtet. Schrecken und Gewalt regierten in ganz Frankreich, die Wahrheit verſtummte, die Gerechtigkeit entwich zum Himmel, und die Richtplätze und Kerker verdarben in wenigen Jahren mehr unglückliche Opfer, als unter der Herrſchaft von zehn Königen nicht gefallen waren. Außer dieſer blutigen Gewalt, wodurch er allen Muth und Geiſt der Menſchen ſchwächte und lähmte, ſchuf Bonaparte ſich ſo große und kriegeriſche Heere, daß alle andere

Herrſcher auch vor ſeiner Macht zittern mußten. Dazu verwandte er die Kräfte von ganz Frankreich, von Italien, von den Niederlanden, von einem Theil von Teutſchland, den er mitten im Frieden beſetzte und brandſchatzte und ausmärgelte, und den großen Zins, den Spanien und Portugal ihm bezahlten.

Wann dieſer herrſchſüchtige und blutdürſtige Mann ſolcher Männer, deren Tugend und Redlichkeit ihm gefährlich war, los ſeyn wollte, ſo brauchte er die hölliſchen Künſte ſeiner geheimen Polizei, welche Fouché ein Erzböſewicht verwaltete, und umzettelte ſie mit ſolchen Geſpinnſten von Hinterliſt und Verrath, daß ſie nicht entrinnen konnten. So wurden unter dem Titel Aufrührer gegen das Land und Nachſteller ſeiner Perſon viele hingerichtet, manche eingekerkert und geheim vertilgt, viele Hunderte über das Meer nach den Inſeln und Küſten Südamerikas gebracht, daß ſie dort ungewußt im Elende ſtürben. Das iſt auch ein Zeichen, wie mild und gerecht dieſer Mann regiert hat, daß in ganz Frankreich in allen Landſchaften neue Staatsgefängniſſe gebaut ſind, worin ſogenannte Staatsverbrecher aufbewahrt werden. — Bonaparte war mit dem Titel und der Macht eines Erſten Konſuls nicht zufrieden, ihn gelüſtete nach einem größeren Namen. Daß er dieſen annehmen und ſeine Herrſchaft noch mehr erweitern könnte, dazu wurden wieder Mord- und Blutanſchläge geſchmiedet und mit kühner Grauſamkeit durchgeführt. Zuerſt ließ er einen Prinzen vom alten königlichen Blute Frankreichs, den ſchönſten und tapferſten von allen, mitten im Frieden in Teutſchland von ſeinen Soldaten greifen und nahe bei Paris erſchießen. Dies war der Herzog von Enghien, ein Jüngling in der Blüthe ſeiner Jahre, der durch ſeine ſchöne Geſtalt und ſein muthiges Herz an den beſten König von Frankreich erinnerte. Bald erklang es aus Paris, eine gräuliche und abſcheuliche Verſchwörung gegen Frankreichs Glück und Freiheit und gegen das Leben des erſten Konſuls ſei entdeckt, viele bedeutende Männer ſeien darin verwickelt, unter andern die beiden berühmten Feldherren Pichegrü und Moreau. Eigentlich wollte er den General Moreau verderben, der wegen ſeiner großen Thaten und ſeines würdigen Karakters von allen franzöſiſchen Feldherrn der geliebteſte und ſeinem Entwurf einer willkührlichen Herrſchaft der gefährlichſte war. Die Unterſuchung gegen dieſe Männer ward unordentlich und gewaltſam eingeleitet, und eben ſo durchgeführt; Pichegrü ward im Gefängniß erwürgt, Moreau nach Amerika verbannt, von den übrigen wurden einige hingerichtet, die andern, welche man als Inſtrumente und Mitſpieler angeſtellt hatte, begnadigt. Bonaparte ließ ſich darauf zum Kaiſer von Frankreich ausrufen, bald zum König von

Italien erklären, und im Herſt 1804 in der Hauptkirche von Paris als Kaiſer krönen.

Während er ſo durch Grauſamkeit, Hinterliſt, und Gewalt im Innern zur Herrſchaft ſtieg und ſeine Macht auf den Künſten einer banditiſchen Polizei und auf fürſtlich belohnten Miniſtern, Räthen, Marſchällen, und Leibwachen gründete, fraß er wie ein gieriger Wolf auch draußen immer räuberiſcher um ſich, und verſchlang ein Land nach dem andern in den Abgrund ſeiner Herrſchſucht, und maaßte ſich über alle Länder und Herrſcher einen unerträglichen Stolz und Uebermuth an. Deswegen erhob ſich im Herbſt des Jahrs 1805 ein gewaltiger Krieg gegen ihn, woran England, Rußland, Oeſterreich, Schweden und andere Mächte Theil nahmen, und welcher ihn hätte dämpfen können, wenn die Herrſcher einiger und in Treue verbundener geweſen wären. Dieſer Krieg begann ſogleich mit einem unglücklichen Ereigniß: die Fürſten von Baiern, Würtemberg, Baden, und der Erzkanzler des Reichs Karl von Dalberg, der immer ein teutſcher Patriot hatte heißen wollen, wurden durch den gewaltigen Feind vom Reiche abgeriſſen, und zogen den Franzoſen zu, und ſtärkten ihre Heere. Oeſterreich ward geſchlagen, und machte einen Frieden, wodurch es ſein Kaiſerthum über Teutſchland, die Vormauer ſeiner Lande, Tyrol, und manche herrliche Landſchaften verlor; ganz Teutſchland lag dem räuberiſchen Sieger eſſen, und ward auf das grauſamſte und willkührlichſte von ihm behandelt, und endlich erklärte er ſich als den Stifter eines neuen teutſchen Bundes, womit Teutſchlands Freiheit und Glückſeligkeit beginnen ſolle und den er den Rheinbund nannte: es war aber kein Bund, ſondern eine ſchändliche Knechtſchaft, worin er ganz Südteutſchland zuſammen zog.

Dies war nur ein Anfang geweſen. Er griff nun immer weiter um ſich, und taſtete Nordteutſchland und unter andern Preußen ſo an, daß zwiſchen Krieg oder Unterwerfung keine Wahl blieb. Preußen führte dieſen Krieg ſehr unglücklich; durch die jetzt mit Frankreich verbundenen ſüdteutſchen Herrſcher wurden die letzten freien Länder und Städte des teutſchen Reiches unterjocht, und teutſche Brüder erſchlugen einander in brudermörderiſchen Schlachten und ſchmiedeten die eigenen Sklavenketten feſter zuſammen: ein altes teutſches Unglück; auch die meiſten Fürſten Nordteutſchlands mußten jetzt zu dem ſogenannten Rheinbund übertreten, und mit ihren Heeren und Hülfsmitteln den fremden Tyrannen verſtärken. Jetzt lag ganz Teutſchland dem Raube und der Gewalt offen, alle Städte, Feſten, und Küſten waren von den Fremden beſetzt, die Franzoſen und ihre Freunde fiengen an das Regiment zu führen, und redliche und treue teutſche Männer, weil ſie ihr Vaterland und Wahrheit und Gerechtigkeit lieb hatten, wurden in Kerker geſtoßen oder auf Richtplätzen ermordet, und Noth, Tyrannei, und Verzweiflung wuchs von Tage zu Tage. Der fremde Unterjocher ließ ſich von ſeinen Schmeichlern Friedenſtifter, Freiheitbringer, Weltbeglücker nennen. So groß war die Schande geworden, daß im Angeſicht Gottes und der Welt die Lüge ſich auf das frechſte als Wahrheit gebehrdete und vielen kaum noch Lüge zu ſeyn ſchien.

Das Glück, welches Bonaparten ſo geſchwind von Stufe zu Stufe geführt hatte, verblendete ihn endlich, und er wagte ſogleich nach dem Frieden von Tilſit, wodurch ganz Teutſchland in ſeine Gewalt kam, eine neue Hinterliſt und Gräuelthat, die ihm nicht ſo gut gelingen ſollte, als ſeine früheren. Spanien war durch einen elenden Günſtling, der an des Königs Statt regierte und der Friedensfürſt genannt ward, ganz wie an Frankreich verkauft und verrathen, ſeine Flotten, ſeine Heere, ſeine Schätze — alles ward willkührlich von Bonaparten gebraucht: es ſchien nur eine franzöſiſche Landſchaft zu ſeyn. Doch war ſeine unerſättliche Herrſchſucht damit nicht zufrieden, Spanien ſollte unterjocht und von franzöſiſchen Feldherrn und Statthaltern beherrſcht und von franzöſiſchen Soldaten und Dieben geplündert und verwüſtet, der Geiſt eines ſtolzen und großherzigen Volkes ſollte an

Schande und Knechtſchaft gewöhnt werden. Unter dem Vorwand, das engliſch geſinnte Portugal zu züchtigen, rückten im Herbſt 1807 franzöſiſche Heere in Spanien ein, und nahmen durch hinterliſtige Ueberrumpelung die beiden Hauptſchlüſſel Spaniens, Barcellona und Pampellona, weg. Zu gleicher Zeit ſpielten die pariſiſchen und bonapartiſchen Schlangenkünſte unſichtbar in Spanien, und ſäeten Argwohn, Zwietracht und Verrath. Aber der Zorn des ſpaniſchen Volkes, das man zu unterjochen meinte, erwachte endlich: der alte ſchwache König mußte die Regierung niederlegen, der Friedensfürſt, der Vaterlandsverräther, ward ins Gefängniß geworfen, und des Königs älteſter Sohn, der Prinz von Aſturien, ward unter dem Namen Ferdinand der Siebente auf den Thron geſetzt. Dies geſchah im Frühling 1808.

Wie unwillkommen dieſe Entwickelung der Dinge Bonaparten auch war, ſo geberdete er ſich doch ganz anders, und log gegen den jungen König von Spanien die freundlichſten Geſinnungen. Er lud ihn ein, zur Entſcheidung und Verſtändigung mancher Angelegenheiten ihn an den Gränzen Spaniens zu treffen. Ferdinand, der nichts Arges ahndete, reiſete ihm entgegen. Kaum war er der Gränze näher gekommen, ſo verhafteten ihn franzöſiſche Soldaten, und führten ihn mit Gewalt nach Bayonne, einer Stadt in Südfrankreich, wo Bonaparte angekommen war. Dort war er wie ein Gefangener; ſeine königlichen Aeltern, die übrigen Prinzen, und der Friedensfürſt wurden nachgeholt; die Abdankung des alten Königs ward für nichtig, Ferdinand der Siebente ward für einen Aufrührer erklärt; der alte König Karl übertrug dankbar und freiwillig — ſo hieß es — die Krone Spaniens und alle Majeſtätsrechte, die er nicht verſchenken konnte, ſeinem Freunde und Befreier Napoleon, und dieſer große Befreier und Wiederherſteller des ſpaniſchen Ruhmes und Glanzes ernannte an ſeiner Statt ſeinen Bruder Joſeph, den ſogenannten König von Neapel, zum König von Spanien. Die ſpaniſchen Könige und Fürſten wurden in Frankreich im Gefängniſſen behalten.

Kaum erſcholl in Spanien, was in Bayonne geſchehen war, als alles von Stolz, Wuth, und Rache entbrannte gegen den treuloſen Verräther, der ſich den Bundsgenoſſen des ſpaniſchen Volkes, den Freund der Könige, den Wiederherſteller der ſpaniſchen Ehre nannte. Der Hauptſtadt gebührte der Anfang: in Madrid brach im Monat Mai der edle Zorn zuerſt aus, bald war das ganze Volk gegen die Franzoſen unter den Waffen. Der Schwager Bonapartens, Prinz Murat, der damals noch Großherzog von Berg, bald König von Neapel hieß, ward mit ſeinen raubgierigen Banditen aus der Stadt vertrieben; lange darauf ergab ſich die franzöſiſche Flotte in Kadix; unweit Cordova ward ein franzöſiſches Heer von 25000 Mann geſchlagen und gefangen; Aufſtand, Rachegeſchrei, blutige Jagd auf die Franzoſen und ihre Anhänger in allen Landſchaften; bald mit Bonaparten erklärter Krieg, mit Großbrittannien offenes Bündniß; Portugal von einem gelandeten brittiſchen Heere erobert; in Arragonien erſchien der edle Palafox, ein gewaltiger Held, rief Himmel und Erde zu Zeugen der ſpaniſchen Schmach und der franzöſiſchen Verrätherei, und hauchte ſeinen Spaniern eine ſolche Seele des Muthes und der Rache ein, daß um Saragoſſa viele tauſend Franzoſen zerſchmettert wurden.

Eurova freuete ſich, Bonaparte erſtaunte und erſchrack. Er ſuchte das in Spanien drohende Ungewitter abzulenken, und richtete die ungeheuren Streitkräfte, die in dem unterjochten Teutſchland ſtanden, dahin. Die Spanier konnten ſeinen unzähligen Heeren nicht wehren, daß er nach ihrer Hauptſtadt Madrid kam und ſeinen verjagten Bruder Joſeph wieder auf den Thron ſetzte. Er verkündigte nun laut: die elenden und unkriegeriſchen Banden, die gegen ihren rechtmäßigen König Joſeph aufgeſtanden, ſeien zerſtreut und vernichtet, die Aufrührer (ſo nannte er ſie) werden keinen Krieg mehr erregen können, ein franzöſiſcher Lieutenant könne jetzt die Unterjochung Spaniens vollenden.

Bonaparte hatte nicht Zeit, lange in Spanien zu bleiben; vielleicht hatte er auch nicht Luſt. Er fürchtete den Zorn und die Rache eines edlen und ſtolzen Volkes, das er ſo ſchändlich verrathen und gemißhandelt hatte. Das Haus Oeſtreich fühlte ſeine Verluſte vom Jahr 1805, und beſchloß ſeine verlorne Herrlichkeit wieder zu gewinnen; im Frühling 1809 erklärte es Bonaparten den Krieg. Dieſer Krieg ward mit großer Ehre und mit wechſelndem Glück geführt; bei größerer Geſchwindigkeit und Thätigkeit, bei größerer Einheit der Entwürfe und Kühnheit der Ausführung, bei größerem Muth und Hochſinn, das teutſche Volk mit in den heiligen Kampf zu reiſſen, hätte das Vaterland dieſen Sommer gerettet werden können. Doch werden Wagram und Eßlingen, Sterzingen und Berg Iſel von teutſchen Männern immer mit Freuden genannt werden, die Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe der braven Oeſtreicher, der Heldenmuth der Tyroler und ihres unſterblichen Feldhauptmanns Andreas Hofer von Paſſeier, die Kühnheit und das Unglück Dörenbergs, die Tapferkeit und der Fall Schills, der Edelmuth und die Unerſchrockenheit Wilhelms von Braunſchweig, und ſo vieler andern teutſchen Männer unwürdig trauriges Schickſal werden unvergeßlich bleiben; auch den Schmerz wird ein redlicher Teutſcher ſchwer vergeſſen können, daß teutſche Heere gegen Oeſtreich und das teutſche Vaterland für die Franzoſen ſtreiten und die teutſche Ehre und Freiheit unterdrücken mußten: an 100000 Teutſche fochten unter Bonapartens Fahnen, und wurden in den Schlachten immer vorangeſchoben, damit ſie als die erſten fielen und die Franzoſen bedeckten.

In Spanien war unterdeſſen der Krieg immer mit mörderlichem und unerbittlichem Haß fortgeführt worden, die Franzoſen hatten wohl einige Feſtungen bezwungen, aber das ſpaniſche Volk und ſeinen ſtolzen und muthigen Geiſt, der in die Knechtſchaft nicht willigen wollte, konnten ſie nicht bezwingen. Nachdem Bonaparte den öſtreichiſchen Krieg ſchneller und glücklicher, als er hoffen durfte, geendigt hatte, überſchwemmte er Spanien mit neuen Heeren, drang tief bis an das ſüdliche Meer hinab, und legte ſich vor die Feſtung Kadix, welche dem Lande der Mohren gegenüber liegt. Dies geſchah im Herbſt 1809 und im Winter 1810.

Aber es waren in Spanien noch edle Männer, welche den Muth und Stolz des Volkes aufrecht erhielten. Palafox war in Saragoſſa, der Hauptſtadt Arragoniens, wie ein Held unerſchütterlich geſtanden, gefangen nach Frankreich geführt, und dort im Kerker erwürgt. Aber ſeine Tugend und die Tugend ſo vieler andern herrlichen Männer lebte in ſpaniſchen Herzen unvergänglich fort, und entzündete ſie zu jeder Kraft; unter den lebenden leuchteten allen voran der wackere Feldherr Graf Romana, der, damit er für die Freiheit des Vaterlandes ſtritte, ſein den Franzoſen dienſtbares Heer ihnen von den Küſten der Oſtſee entführt und an dem vaterländiſchen Strande gelandet hatte, die Herzoge von Albuquerque und Infantado, die Führer Odonel, Balleſteros, Campo Verde, Mina, Empecinado, Abbadia; und in dem Volke brannte eine Zuverſicht auf Gott und eine Begeiſterung für das Vaterland, die durch Gaukeleien nicht betrogen, durch Niederlagen nicht erſtickt, durch Grauſamkeiten und Hinrichtungen nicht erſchreckt werden konnten: der ſpaniſche Krieg war ein Krieg des ganzen Volkes geworden. Auch war auf dem ſpaniſchen Boden ein großer engliſcher Feldherr erſchienen, der Marquis Wellesley, der durch ſeine Siege über die Franzoſen nachher die Namen Lord Wellington und Herzog von Ciudad

Rodrigo erhalten hat. Dieſer ſchlug die Franzoſen in vielen Schlachten, und ermattete und zerſtörte ihre Kräfte noch mehr durch Klugheit und Liſt, und durch Hin- und Herzüge und Ueberfälle und Abſchneidungen der Hülfen und Zufuhren, ſo daß ihr Glück hier ſehr langſam vorwärts und oft ſehr geſchwind rückwärts ging.

Der ſpaniſche Krieg ward von Anfang an auf eine ganz eigene Weiſe geführt. Die Spanier waren für offene Feldſchlachten wenig geübt und geſchickt; aber ſie waren fürchterlich in kleinen und einzelnen Gefechten, Abſchneidungen, und Ueberfällen. Faſt in allen Landſchaften Spaniens führten einzelne Anführer mit Schaaren von 500 bis 5000 und 10000 Mann den Krieg gegen die Franzoſen auf ihre eigene Weiſe: Beunruhigungen des Feindes bei Tage und bei Nacht, plötzliche Angriffe, Ueberfälle, Aufhebung von Kourieren, Spionen, und Herumzüglern, Abſchneidung der Zufuhren, Verſchwinden, wann der Feind ſich zu mächtig geſammelt hatte, Wiedererſcheinen, wann er ſchwach war — das war der Krieg der edlen Spanier, welche Bonaparte verächtliche Banden und deren Anführer er Straßenräuber nannte. Weil die Bruſt der Menſchen für die Religion, die Freiheit, das Vaterland, und die uralte Ehre der Hiſpanier und Weſtgothen, ihrer Altvordern, Ja hier war es blutig hell, auf dem übrigen feſten Lande knechtiſch dunkel, und am dunkelſten in Teutſchland. Dieſes große, reiche und wenn es hätte einträchtig ſeyn wollen, mächtige Land, war durch die Zwietracht ſo tief gefallen, daß viele verzweifelten, es werde je wieder aufſtehen. Willkührlich und gewaltſam beherrſchte, verſchenkte, zerſtückelte der fremde Räuber die Länder, und ſchaltete über Habe, Ehre, und Leben teutſcher Menſchen, wie es ihm gefiel. Im Jahr 1806 ward der Buchhändler Palm von Nürnberg auf das gewaltthätigſte verhaftet und erſchoſſen; 1807 traf gleiches Schickſal mehrere brave preußiſche Officiere und Beamten, die ihr unglückliches Vaterland nicht hatten vergeſſen können; 1809 wie ward gewüthet! Marburg, Baireuth, Weſel troffen vom Blut teutſcher Männer, das fremde Henker vergoſſen; und was könnten die kalten und dunkeln Kerker nicht erzählen, wenn ihnen Sprache verliehen würde! Der tapfere Schill hatte viele gefangene franzöſiſche und weſtphäliſche Officiere frei gelaſſen auf ihr Ehrenwort, er war in Stralſund mit dem Säbel in der Hand gefallen, mehrere ſeiner wackeren Geſellen gefangen: von dieſen erſchoß der Wüthrich in Weſel zwölf Officiere und verdammte die Knechte zu den Galeeren. Die tapfern Tyroler waren für die teutſche Freiheit und das teutſche Vaterland aufgeſtanden; aus ihrer Mitte erhob ſich im Sommer 1809 ein Held, der durch ſeine angeborne Tugend über Fürſten und Feldherrn hinaus ſtieg: dies war Andreas Hofer, genannt der Sandwirth, ein geringer Gaſtwirth und Kaufmann aus Paſſeier. Er war furchtbar nach der Schlacht und gnädig nach dem Siege. Als ein unglucklicher Friede Oeſtreichs vergeblichen Kampf endigte, da ward auch für Tyrol Vergebung und Vergeſſung angekündigt, aber nicht gehalten; zu Hunderten wurden die braven Tyroler, die vom Streit abgelaſſen hatten, eingekerkert, erſchoſſen, und erhängt; auch Hofer ward endlich durch Verrätherei ergriffen, nach der Feſtung Mantua in Italien geſchleppt, und als ein Aufrührer gegen Teutſchlands Herrn, gegen Bonaparten, erſchoſſen. Er ſtarb als ein Held, wie er gelebt hatte. Ganz Teutſchland trauerte um den Tod dieſes freundlichen und heldenmüthigen Mannes.

Die Henker und Büttel herrſchten und geboten im teutſchen Lande, es herrſchten die Auflaurer und Späher und Ober- und Unteraufſeher, welche die Franzoſen aus den ſchändlichſten Buben des eigenen und des teutſchen Landes ausgeleſen hatten: ich ſage nur, daß die in Schuldthürmen und Zuchthäuſern Geſeſſenen und mit Brandmalen Gezeichneten häufig die Poſtmeiſter, Polizeimeiſter, und Zöllner teutſcher Städte wurden.

Teutſchlands Fürſten wurden von Bonaparten nicht als Fürſten behandelt: er richtete ihre Unterthanen hin, ohne ſie zu fragen; er beſetzte ihre Feſtungen und Hauptſtädte; er theilte und tauſchte ihre Lande hin und her; er ſetzte ihre Miniſter und Feldherrn ein und ab; er ſchickte ihre Heere, wohin er wollte, und ließ ſie ſcheußlich gegen Oeſtreich und Preußen, ſchändlich gegen die freien Spanier ſtreiten und aufreiben; er befleckte die älteſten Herrſcherhäuſer durch Vermählungen mit denen, die er Prinzen ſeines Hauſes nannte; er erhob dieſe zu Königen von Neapel, Holland, Weſtphalen, zu Vicekönigen von Italien, und Herzogen von Berg und Neufchatel; er nahm in Teutſchland immer mehr Städte und Lande ein, und ſog es mit ſeinen überſchwemmenden Heeren aus, und mit dieſen kam gleich den Heuſchrecken eine Menge Raubgeſindel aller Art, welches die unglücklichen Länder unter tauſend Titeln und Namen plagte.

Es war nicht bloß eine Zerſtörung des Wohlſtandes und der Freude, es war der ſcheußlichſte Druck der Worte und Gedanken. Was ſchlecht, was bübiſch, was ſklaviſch, was für Gold und Wolluſt feil war, das fanden die Franzoſen leicht heraus, und gebrauchten es für ſich; das Edle und Hochgeſinnte aber verſtummte und verbarg ſich, daß es nicht zu Kerker und Richtplatz geführt würde; viele brave Teutſche auch, damit ſie das Elend und die Schmach ihres Vaterlandes nicht ſo nahe ſähen, wurden landflüchtig, und lebten unter fremden Völkern oder fochten unter engliſchen und ſpaniſchen Fahnen für die Freiheit. Der Großbüttel Bonapartens aber für ganz Teutſchland war der Marſchall Davouſt, welcher auch Herzog von Auerſtädt und Prinz von Eckmühl heißt, ein grauſamer und wilder Menſch, dem Gewalt Gerechtigkeit hieß: unter ihm ſtand eine Schaar von Auflaurern, Angebern, Spionen, und Anzettlern, vor welchen keine Tugend und Ehre ſicher war.

Iſt dies Gemählde wahr? Nein. Das wahre läßt ſich nicht beſchreiben: unſere Enkel werden kaum glauben, daß wir ſolches erlebten. Dieß war der Zuſtand Teutſchlands in den Jahren 1808, 1809, 1810 und 1811; die Buben und Böſewichter triumphirten und herrſchten ſchon offen, und meinten, ſie und ihre Franzoſen werden für immer herrſchen; die Matten und Feigen dienten hoffnungslos und gedankenlos; viele Gute wollten ſchon verzweifeln; nur einige Wackere hofften: ſie ſahen die bodenloſe Unmäßigkeit des Laſters, ſie erkannten einen gerührigen und Neues ſchaffenden Geiſt in dem Zeitalter, ſie hielten den Kampf Englands und Spaniens gegen Frankreich nicht zweifelhaft, vor allen vertraueten ſie Gott und der Vergeltung, die durch die Geſchichte hinwandeln.

Viele ſahen nach Rußland hin, weil ſie wußten, Bonaparte werde im Oſten kein unabhängiges und freies Reich beſtehen laſſen wollen; beſonders richteten ſich die Augen darauf ſeit den Jahren 1810 und 1811. In den letzteren Jahren vermehrte ſich die franzöſiſche Macht in Teutſchland von Tage zu Tage; die Beſatzungen der Oderfeſtungen und der Stadt Danzig wurden verſtärkt; die Heere mehrerer Fürſten des Rheinbundes wurden auf den Kriegsfuß geſtellt; ſelbſt die öffentlichen und ſchmeichleriſchen Verſicherungen Bonapartens, nie ſei er mehr als jetzt Kaiſer Alexanders Freund geweſen, deuteten auf Feindſchaft und Krieg.

Im Anfang des Jahrs 1812 rückten die franzöſiſchen und verbündeten Haufen der Oder und Weichſel immer näher; Preußen mußte ein fürchterlich unglückliches Bündniß mit Bonaparten ſchließen; bald verſprach auch Oeſtreich Hülfstruppen; gegen den Sommer 1812 hatte Bonaparte um die Weichſel über 350000 Mann aufgeſtellt, und auf Hunderten von Meilen hinter ihm wimmelte es von Waffen und Männern. Endlich nach langen Ankündigungen erſchien er ſelbſt in Teutſchland, verweilte einige Tage in Dresden, und reiſte dann nach Polen ab.

Warum wollte Bonaparte Krieg? Theils wegen ſeiner angebornen blutigen Unruhe, theils wegen der Unfälle und Niederlagen ſeiner Heere in Spanien: er mußte etwas thun, wodurch dieſe vergeſſen wurden. Doch hätte er, damit er Preußen und Oeſtreich vorher völlig verſchlingen konnte, den Kaiſer von Rußland gern noch mit trügeriſchen Unterhandlungen und ſchmeichleriſchen Verſprechungen hingehalten; da der Kaiſer aber die Ehre voranſetzte, ſo war der Krieg ohne Erklärung erklärt. Um Johannis gingen die franzöſiſchen Schaaren über den Niemen.

Das Heer war an Männern, Roſſen, Geräth, Waffen, Geſchütz, Pracht, und Uebung das glänzendſte und zahlreichſte, das ſeit Jahrtauſenden in Europa geſehen worden, allein an Reiſigen zählte es 60000 Mann; die meiſten, die es erblickten, glaubten, es könne eine Welt erobern. So rückte Napoleon im Sommer 1812 ins Feld. Die Ruſſen waren weit geringer an Zahl, und ließen ſich deswegen in keine Hauptſchlacht ein, ſondern zogen ſich viele Meilen weit bis an den Strom Dnepr zurück, wo die alte ruſſiſche Gränze iſt. Aber bald ward ganz Rußland Ein Heer. Die Ruſſen hatten den Uebermuth und die Verachtung nicht vergeſſen, womit Bonaparte und ſeine Franzoſen von dem ruſſiſchen Lande und Volke geſprochen und verkündigt hatten; ſie hatten des Korſen treuloſe Politik lange gehaßt. Gleich nach dem Anfange der Feindlichkeiten erließ Kaiſer Alexander aus dem Lager von

Polocz an der Düna einen Aufruf an das ruſſiſche Volk, worin er ihnen erklärte, was der Feind ſo laut verkündigt hatte, ſie und ihr Vaterland ſollten der Raub der bonapartiſchen Herrſchſucht werden; worin er ſie aufforderte, ſolches nicht zu dulden, ſondern ſich im Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache zu ermannen, männiglich zu waffnen, und in allen Gränzen des weiten Reiches aufzuſtehen und auf den Feind zu ſchlagen, und worin er ihnen verſprach, in dem großen und heiligen Kampfe für das Vaterland als ein rechter Kaiſer von Rußland mit ihnen auszuhalten. Kaiſer Alexander reiſete bald darauf von dem Heere nach Moskau, und rief die alte und ehrwürdige Hauptſtadt der Ruſſen auf, allen übrigen Stadten und Landſchaften in Vaterlandsliebe und Aufopferung das Beiſpiel zu geben. Und auf dieſe Weiſe bereiſete er viele andere Landſchaften und ermahnte und ermunterte ſie. Sie aber bedurften keiner kaiſerlichen Ermahnung und Ermunterung, ſondern die Liebe zu ihrem Herrſcher und Vaterlande und der Abſcheu und Haß gegen den tückiſchen Feind trieben ſie von ſelbſt.

Seit der Mitte des Julius war ganz Rußland vom Süden bis zum Norden in einer lebendigen, fröhlichen, und kriegeriſchen Bewegung; aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe, ja aus jedem Hauſe gingen Vaterlandsvertheidiger hervor, welche vor Luſt brannten, in einem ſo heiligen Kriege ihr Blut zu vergießen; wohin man kam, ſah man die Wege und Straßen voll Soldaten, Freiwilliger, und Landwehr; in allen großen Dörfern Hunderte, oft Tauſende, die ſich entweder in den Waffen übten oder weiter zogen; in allen Städten Verſammlungen des umwohnenden Adels, der Reichen, und der kaiſerlichen Beamten, wahre Verbrüderungen der Beſſeren und Edleren, die ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes legten, ihre Leute in die Kreisſtadt brachten, Geld, Waffen, Kleider, Pflege für die Verwundeten lieferten. Alle Stände, alle Alter, alle Geſchlechter, alle Verſchiedenheiten der Geſellſchaft hatte die allgemeine Liebe des Vaterlandes und der allgemeine Haß der Franzoſen einander geglichen: da ſah man die edelſte Frau einen bärtigen Bauren umhalſen, ſich die rollenden Thränen abwiſchen, und ihm einige Silberrubel in den Hut werfen; da ſah man die züchtigſte Jungfrau an einem Wagen ſtill ſtehen, worauf verwundete Krieger zurück geführt wurden, und ſie küſſen und beſchenken, und ſich nicht ſchämen; da ſah man unbekannte Menſchen. die ſich nie geſehen hatten, einander um den Hals fallen und in athemloſer Liebe ſchluchzen, als hätten ein paar Jugendfreunde nach langer Trennung ſich an einem fremden Orte unerwartet wieder gefunden; da ſah man auf den Landſtraßen ganze Reihen Wagen, hunderte und zweihunderte, und ſie fuhren in einem Aufzuge einher, als ginge es zum Tanze, nicht zum Kriege.

So wimmelte Rußland von Wehrmännern, und ſolchen, die Wehrmänner werden wollten; ſo war in das ganze Volk Begeiſterung, Freudigkeit, und Zorn gefahren, und keiner wollte zurückbleiben in der frommen Arbeit und Hingebung für das geliebte Vaterland. Moskau und Petersburg, die beiden Hauptſtädte des unermeßlichen Reiches, verſprachen viele tauſend Mann gerüſtet und bewaffnet zu ſtellen; manche edle Prinzen und Grafen errichteten eigene Regimenter zu Fuß und zu Pferde — kurz alle brachten, gaben, und opferten, was ſie hatten: ſie wollten ihr Vaterland nicht in Knechtſchaft ſehen. Das Schönſte aber bei dieſem ſchönen Eifer war die Frömmigkeit und Demuth, womit jeder ſich zu dem heiligen Dienſte hingab: Senatoren und kaiſerliche Räthe, alte und junge verſtümmelte und verabſchiedete Officiere — alle kamen, durch ihr Herz gemahnt, und nahmen in der Landwehr jeden Rang und jede Stelle ein, wo ſie nützen konnten; ſie dienten nicht um Ehre und Sold, ſie dienten aus Liebe und Treue, ſie dienten für Gott und für die Freiheit.

Des Menſchen Arm iſt ſchwach, wenn Gott ihn nicht ſtärkt, und ſein Herz verzagt leicht, wenn ein unüberwindlicher Glaube es nicht entflammt. Die Ruſſen ſind ein frommes und gottesfürchtiges Volk, ſie führten dieſen gewaltigen Krieg mit Gott und für Gott; die Kirchen, die Bethäuſer, die heiligen Gräber wimmelten täglich von Menſchen; die Krieger des Vaterlandes weiheten ſich durch Gebet, zeichneten ſich mit dem Kreuze, ſegneten ihre Fahnen mit feierlichem Gottesdienſt ein, ſchwuren auf das Evangelium dem Kaiſer und dem Vaterlande, und zogen fröhlich aus, wie zu einem Jubelzuge. Ein ſolches Volk ſollte Bonaparte unterjochen, einen ſolchen frommen Muth ſollte er beſiegen.

Die ruſſiſchen Heere zogen ſich zurück, und ſchlugen alle Angriffe, welche die Franzoſen auf ſie machten, tapfer und blutig ab. Bei der Stadt Smolensk ward den 17. und 18. Auguſt zuerſt mörderiſch gefochten; die Ruſſen hatten an dieſen Tagen 15000 Todte und Verwundete, die Franzoſen über 20000. Doch gingen die Ruſſen immer weiter ins Innere ihres Landes, damit ſie die Franzoſen tiefer hinein lockten und ſie durch Ermattung, Mangel, Märſche, und Ueberfälle ſchwächten.

Während dies geſchah, waren die Augen und Herzen von ganz Europa auf die alte ehrwürdige Hauptſtadt des ruſſiſchen Volks, auf Moskau, gerichtet Von Moskau war bei den Eingebohrnen und bei den Fremden die Meinung, in ihr werde ſich eine Gewalt und ein Muth offenbaren, welche die Feinde erſchrecken und die Freunde ermuthigen müſſen. In Moskau führte den Befehl der Statthalter des Kaiſers, General Graf Roſtopſchin, ein entſchloſſener und kluger Mann. Dieſer Mann wußte zwei der ſchwerſten Dinge zu verbinden, die Menſchen aus dem Gewöhnlichen und Gemeinen heraus zu reißen und auf das Ungewöhnliche und Außerordentliche zu richten, und ſie doch in den Schranken des Gehorſams und in der Zucht der Geſetze zu halten. Ganz Moskau war ein Uebungsplatz, alle Werkſtätten waren Waffenſchmieden geworden, das ganze Volk war an die Gedanken von Krieg, Verderben, und Brand gewöhnt; das predigten und beteten die Prieſter, das deutete der Statthalter an: Moskau müſſe ein großes Beiſpiel geben, durch Moskau undfür Moskau müſſe etwas Großes geſchehen. Roſtopſchin befehligte hier an 50000 Bewaffnete; die Prieſter ſtanden ihm bei, ſie entflammten und mäßigten zugleich.

Von Smolensk bis Moskau ſind an 50 teutſche Meilen. Das ruſſiſche Heer zog ſich in langſamer und feſtgeſchloſſener Ordnung mit allen ſeinen Vorräthen zurück. Wie es abzog, zogen die meiſten Einwohner der Städte, Flecken, und Dörfer ihm nach; ſie ließen den Franzoſen nur leere Orte, abgebrannte Dörfer, verſengte Felder. Ein ſo ſtolzer Geiſt brannte in dieſem Volke. Das

Empfindlichſte aber war dem Feinde, daß mit dem Rückzuge aller Orten ſich die Obrigkeiten auflöſeten; er fand es anders als in dem geduldigen Teutſchland: kein Menſch, der ihm anordnen, ausſchreiben, regiſtriren, ſpioniren, lügen und trügen, und das Volk verwirren, verführen, zügeln, und unterjochen half; kein Späher, kein Dolmetſcher, kein Horcher und Schleicher zu finden. Das Volk war wie ein grimmiger Bienenſchwarm ohne Weiſer; man konnte ihn zerſtreuen, verſcheuchen, tödten, aber jeder Stachel ſtach, ſo lange Leben in ihm war.

Nachdem beide Heere ſich verſtärkt hatten, ward zwölf Meilen von Moskau bei Borodino eine mörderliche Schlacht gehalten, die blutigſte und gewaltigſte in dieſem Kriege. Den ſiebenten September, ehe der Tag grauete, zwiſchen vier und fünf Uhr, begannen die Franzoſen, von Dunkelheit und Nebel bedeckt, mit zahlreichen Haufen einen wüthenden Angriff auf die ſchwächeren Ruſſen, und wurden eben ſo wüthend empfangen. Es ward ein Mordkampf: 1800 bis 2000 Kanonen donnerten gegen einander, Reitergeſchwader, unter deren Hufen die Erde erbebte, als wenn ſie verſinken wollte, und Hunderttauſende von Männern trafen auf einander; von beiden Seiten ward mit unglaublicher Erbitterung geſtritten; Boden, Kanonen wurden gewonnen und verloren; Schanzen und Batterien gingen dreimal und viermal aus einer Hand in die andere; jeder Fußbreit Land ward mit Blut gefärbt; Kanonenkugeln flogen hier ſo dicht, als in andern Gefechten Flintenkugeln, doch behauptete das ruſſiſche Geſchütz auch in dieſer Schlacht ſeine überlegene Vorzüglichkeit über die franzöſiſche. Erſt die Nacht endigte das Treffen, die Franzoſen zogen ſich zehn Werſt (anderthalb teutſche Meilen) zurück, die Ruſſen behaupteten ihre Stellung und das Schlachtfeld. An dieſem blutigen Tage wurden in beiden Heeren zwiſchen 70000 und 80000 Mann getödtet und verwundet; die Ruſſen zählten über 1700 verwundete und todte Officiere, und mehrere Generale, die Franzoſen verloren über zwanzig Generale. Dies war die Schlacht bei Borodino oder Mojaisk, den 7ten September 1812, eine Rieſenſchlacht gleich der von Wagram. Rußland jauchzete ob der Unerſchütterlichkeit und Hartnäckigkeit ſeiner Krieger; der Kaiſer ernannte ſeinen Feldherrn, den Prinzen Kutuſow, zum Generalfeldmarſchall, beſchenkte ihn mit 100000, und jeden Gemeinen, der dieſer denkwürdigen Schlacht beigewohnt hatte, mit fünf Rubeln.

Beide Heere waren durch dieſe Schlacht unglaublich geſchwächt und ermattet. Bei den Franzoſen war noch immer die Ueberlegenheit der Zahl, denn der Feldmarſchall Kutuſow rechnete ſeine zwar begeiſterte aber ungeübte Landwehr in einer offenen Feldſchlacht wenig brauchbar. Der Feind ſuchte ſeinen linken Flügel zu umgehen; viele ſeiner Generale waren der Meinung, man müſſe vor den Mauern von Moskau noch eine Schlacht liefern, Kutuſow aber wollte das Reich nicht auf das Spiel ſetzen, er wollte ganz ſicher gehen, neue Verſtärkungen an ſich ziehen, die reichen und fruchtbaren ſüdlichen Landſchaften decken, und dann zu ſeiner Zeit dem Feinde zeigen, er ſei noch da. Er zog mit ſeinem Heere in einer Haltung ab, die den Feind erſchreckte. So ging er feſten Schrittes durch Moskau, und lagerte ſich auf der Straße von Tula und Kaluga. Von da ſchrieb er ſeinem Kaiſer den 16. September: Noch habe ich ein muthiges und tapferes Heer, der Verluſt von Moskau iſt nicht der Untergang des Vaterlandes.

Den 14 September, wie der ruſſiſche Hinterzug aus Moskau heraus zog, rückte der franzöſiſche Vorderzug ein. Die Stadt war wie ein ſtummes Grab, kein Laut, kein Schall, kein Menſch auf den Gaſſen, die wenigen in der Stadt Gebliebenen hatten ſich in ihren Häuſern dicht verrammelt und verſchloſſen. Bei dieſem Zuſtande der Dinge hielt Bonaparte vor dem Schlagbaum der Smolensker Vorſtadt. Dort erwartete er, daß die Obrigkeiten und der Stadtmagiſtrat ihm eine bewillkommende Sendſchaft entgegen ſchicken würden. Niemand kam. Er verſchob ſeinen Einzug bis auf den folgenden Tag, wo er hoffte, man werde ihm eine Bewillkommungsgeſandſchaft bereiten, wenn nicht von den Ruſſen, doch von den Franzoſen, Italiänern, und Teutſchen, die in Moskau lebten. Nichts von allem dieſem geſchah. Bonaparte zog den 15. September ohne Sang und Klang, ohne Trommeln und Trompeten durch öde Gaſſen in das alte kaiſerliche Schloß, den Kreml, ein. Es war Nachmittags zwei Uhr, ein neblichter Tag, und eine Todtenſtille. Kein Hurra und Huſſa, keine gaffende und mitſtrömende Menge bewillkommte ihn: ſtumm und düſter zog er ein, und Verlaſſenheit und Unheil ſchienen um ihn gelagert zu ſeyn.

Von 350000 Einwohnern, welche Moskau ſonſt ſelbſt im Sommer bewohnen, wo ſo viele Familien aufs Land ziehen, waren kaum 30000 in der Stadt geblieben. Aber wie viele Menſchen auch weggezogen, wie viele Schätze und Vorräthe und Waaren auch geflüchtet waren — eine Stadt wie Moskau, eine der reichſten Städte Europens, das große Herz Rußlands, und der Mittelpunkt ſeines aſiatiſchen und europäiſchen Landhandels, enthielt in ihren Häuſern und Magazinen noch unglaubliche Hülfsmittel, und ein Heer von 200000 Mann hätte bei mäßigen Zuſchüſſen dort immer noch fünf bis ſechs Monate winterquartieren können. Bonaparte erſtaunte freilich ob der ſtummen Leere der ungeheuren Stadt, deren leuchtende Zinnen und Thürme nur über Menſchengräbern zu ſchimmern ſchienen; aber noch däuchte ihm der Beſitz groß und die Hülfe unermeßlich. Schon ſeit Monaten hatte er die herrliche Stadt ſeinen räuberiſchen Soldaten als den Preis ſo vieler Mühen und Arbeiten und Schlachten gezeigt, als den Sitz ruhiger Winterquartiere, als das Unterpfand des Friedens, als eine reiche Mine des Geitzes und der Wolluſt: was die Franzoſen eine manierliche Plünderung, eine Erquickung und Erholung nach langen Anſtrengungen nennen, hätte er ihnen ſchon erlauben müſſen. Doch wollte er dies möglichſt ordentlich machen und die Stadt nicht geradezu zerſtören; deßwegen ließ er den größten Theil ſeines Heers kampiren, und rückte mit einer mäßigen Schaar in die Stadt ein. Aber alles gerieth ihm anders, als er gehofft hatte.

Schon in der Nacht vom 14. auf den 15. September, als Bonaparte vor den Thoren auf die Bewillkommungsſendſchaft aus der Stadt wartete, war in der Salenka, einem Quartier unweit dem Findelhauſe, Feuer ausgebrochen und nach einigen Stunden gelöſcht. Aber bald darauf war das Feuer auch in der Stadt an mehreren Stellen aufgegangen und nur unvollkommen gelöſcht worden. Darauf brannte es am hellen Tage wieder an mehreren Orten. Nur die ſtille Luft hielt dem allgemeinen Brand der Stadt auf; denn die Franzoſen, da ſie die Sorgloſigkeit der Einwohner ſahen, kümmerten ſich auch nicht darum, die Flammen zu hemmen. So verbreiteten ſie ſich mehr und mehr, und in den von dem Unglück entfernten Quartieren ſprach man ſo gleichgültig davon, als man in Petersburg von einem Brande in Liſſabon oder Erdbeben in Meſſina ſprechen würde.

So verging der Dienſtag (15. September) und die Nacht der Mittewoche. In der Mittewoche, den 16. September, des Morgens um neun Uhr, brach mit fürchterlicher Heftigkeit ein Sturm los, und nun begann der eigentliche große Brand, der viele Tage dauerte. Zuerſt ſtieg das Feuer auf jenſeits des Fluſſes weit hinter dem Kommiſſariat, und ſchoß dem Winde folgend immer weiter, und loderte binnen einer Stunde an zehen verſchiedenen Stellen, ſo daß die ganze unermeßliche Ebene, die ſich mit einer unabſehlichen Häuſerreihe längs dem Fluß hindehnt, nur Ein Flammenmeer war, deſſen Wogen ſich durch die Luft wälzten und Verwüſtung und Grauſen ringsum verbreiteten. Zu derſelben Zeit brach das Feuer von neuem und mit größerer Gewalt als die vorigen Tage in der Stadt aus, vorzüglich in dem Bezirk der Buden. Dort fand es in den verſchloſſenen und aufgehäuften Waaren eine ſehr lebendige Nahrung. Dieſer Umſtand, die Gewalt des Sturms, die Enge der Straßen hier, ferner daß die Flamme auch in andern Quartieren der Stadt wieder aufging, endlich der völlige Mangel an Löſchgeräth und Löſchanſtalten machten es unmöglich, das Feuer aufzuhalten. Man ſah ringsum nur Flammen, die ganze Atmoſphäre über der Stadt war ein brennendes Feuergewölbe, das von umher fliegenden Funken und Bränden ziſchte, und die von der Hitze ausgedehnte Luft machte den Sturm immer wüthender. Nein, nie zeigte der erzürnte Himmel den Menſchen ein grauſenderes Schauſpiel. Dieſer Brand, die Angſt der Flüchtenden, die Wehklage der Verbrannten; Pferde, Rinder, Hunde, Katzen, wüthend und wild in die Flammen hinein oder aus den Flammen heraus laufend; dazu die Plünderer, Gewaltthäter, Nothzüchter, welche Flüchtlinge verfolgten oder niederhieben, Thüren, Gewölbe, Keller mit den Kolben einſtießen, durch die Dächer und Fenſter ſchoſſen: Jammer, Noth, Mord, Wuth, Zerſtörung durch die Menſchen und durch die Elemente überall.

Bonaparte hatte aus den Fenſtern des Kremls den Anfängen und den Fortſchritten des Brandes mit den Augen folgen und über dieſe größte Niederlage Betrachtungen der menſchlichen Wechſel anſtellen können. Als man ihm meldete, daß man in dem Kreml ſelbſt Brandſtifter ergriffen und daß auch dort an einigen

Stellen das Feuer hatte ausbrechen wollen, däuchte es ihm in der Stadt nicht recht geheuer, und er zog in das kaiſerliche Luſtſchloß Petrovsky außerhalb der Stadt. Es iſt wahrſcheinlich, daß er dieſen ſchrecklichen Brand für eine ihn gelegte Schlinge hielt, welche die ungeheure Weite der Stadt ſehr gefährlich machte. Darum zog er auch ſeine Truppen zuſammen, und gebrauchte ſie nicht, einige Quartiere zu retten, was allerdings möglich war.

Was die Plünderung Moskaus ſo ſcheußlich machte, war die methodiſche Ordnung, womit die Reihe an alle verſchiedene Haufen des franzöſiſchen Heers kam. Der erſte Tag gehörte der alten Leibwache — es iſt billig, daß die erſten im Range in Wolluſt, Gold, und Schande die Vorleſe halten — der zweite Tag war der neuen Leibwache zugeſtanden, der dritte der Schaar des Marſchalls Davouſt; und ſo kamen alle verſchiedene Heerhaufen zur Plünderung, und die letzten waren viel wüthender als die erſten, weil die Jagd immer weniger ergiebig ward. So ging es über acht Tage in regelmäßiger Ordnung, aber auch die folgenden Wochen hörte es nie ganz auf, obgleich Verbote dagegen ergingen. Die Unordnung und Selbſtgewalt und auch die Noth war zu groß. Die meiſten Soldaten waren ohne Schuh, ohne Beinkleider, und überhaupt zerlumpt und abgeriſſen; nur die Leibwache zeichnete ſich noch durch einigen äußeren Glanz aus, die andern Krieger waren zuletzt ſo buntſcheckigt und abentheuerlich gekleidet, daß man ſie nur noch an ihren Waffen erkannte. Alles war in dieſem Heer von gleicher Raubſucht und Schande gebrandmarkt. Auch die Officiere gingen wie wüthende Hunde von Haus zu Haus und plünderten wie die Gemeinen. Andere, die noch einige Schaam fühlten, begnügten ſich in ihrem Quartier zu plündern. Dies thaten auch die Generale; ſie nahmen unter dem Titel: Bedürfniſſe für den Dienſt alles weg,, was ihnen in einem Hauſe anſtand. Hatten ſie ein Haus ausgeplündert, ſo ließen ſie ſich umquartieren, und fingen in der neuen Wohnung wieder von vorn an. Das iſt merkwürdig, daß die Habſucht bei den ſonſt ſo wollüſtigen Franzoſen alle anderen Triebe beſiegt hat: Gold ſuchen und begehren ſie dreimal mehr als Weiber.

Dieſe Plünderungen und Räubereien waren nicht ohne Blut und Mord von beiden Seiten. Als Folge des Brandes und der Wuth entſtand bald eine große Noth. Viele unglückliche Bewohner Moskaus ſind vor Angſt und Mangel in ihren verborgenen Schlupfwinkeln, Kellern, und unterirdiſchen Gemäuern umgekommen. Die Noth kam dahin, daß man ſich um ein Stück Brod ſchlug. Vorzüglich waren unaufhörliche Kämpfe zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen in den Gärten und auf den Feldern, wo Kohl und Kartoffeln ſtanden; da ward bei Tage und bei Nacht mit Ueberfällen und Ueberrumpelungen um das Leben geſtritten; viele wurden bei dem Raube, andere bei dem Heimtragen deſſelben erſchlagen.

Kurz, in und um Moskau regierte in dieſer ganzen Zeit Wuth und Wildheit; die Rache kannte kein Maaß, die Gewalt keine Zügel. Wo in der ſcheußlichſten Verwirrung alles unſicher war, wo das Leben jede Minute verloren ward, da wollte jeder des Vergänglichen genießen. Zwiſchen den ſchrecklichen Flammen, die ſich immer wieder erneuerten, ward geplündert, gemordet, geſchändet; hier ſah man bei hellem Tage oder bei dem Flammenſchein der erhellten Dunkelheit, was ſonſt die Nacht mit ihrem züchtigen Schleier verhüllt; rings lagen Leichen auf den Gaſſen, jammervolle Opfer der viehiſchen Soldaten; um die großen Palläſte und öffentlichen Gebäude, wo die Franzoſen einquartirt waren, auf den Höfen und Straßen eine Menge todter Weiber, welche die Gewalt weggeſchleppt, die Liſt und Wolluſt verlockt, die Wuth getödtet hatte; die Franzoſen füllten mit dieſen Leichen und mit den Leichen der Erſchlagenen und ihrer Sterbenden alle Brunnen, und verpeſteten das Waſſer; ſolchen Jammer und ſolches Wehgeſchrei der Entführten oder Geſchändeten unterbrachen nur die Gewimmer derer, die im nächtlichen Kampf auf den Gaſſen erſchlagen wurden, und das Geklirr und Geklitter der Waffen.

So ging es die erſten beiden Wochen, als der Brand und die Plünderung in Blüthe ſtanden; die heilloſe Wuth ward nicht geſättigt, ſie ermüdete nur, und ſtarb in ihr ſelbſt aus. Aber auch als Bonaparte einige Ruhe geſtiftet und die wenigen Zurückgebliebenen und Zurückgekommenen unter eine Art Schutz geſtellt hatte — auch da noch alle Nächte Schlachten, Ueberfälle, Morde, Plünderungen. Viele Ausgewanderte, die alle Schliche und Winkel der Stadt kannten, und der unverſöhnliche Haß der heimathloſen Bauern umher fielen in der Finſterniß in die Stadt, und mordeten Franzoſen, und wurden ermordet; täglich ward Moſkaus Schutt und Aſche mit friſchem Blute getränkt: man ſah Ermordete, Geſchändete, Verſtümmelte auf den Straßen liegen, manche Leichen erſchoſſener Ruſſen ein Gaukelſpiel der Winde an Gartengeländern, Fenſtergeſimſen, und Pfoſten zerſtörter Häuſer von den Franzoſen zum Spaß aufgehängt; manche Plätze und Gaſſen mit todten Leibern von Menſchen, Pferden, und Hunden ſo gefüllt, daß niemand über ihre Haufen fahren, ja kaum gehen konnte. Bonaparte mußte unter Trümmern, Aſchen, und Leichen wohnen.

Man hatte das Feuer in Moskau anfangs für ein zufälliges gehalten, durch die verlaſſenen

Feuerherde und durch die Ruchloſigkeit der Soldaten verurſacht; man entdeckte bald, wie ſehr es ein abſichtliches war. Viele erzählen, der erſte, welcher den fürchterlichen Brand den 16. September losließ, war ein reicher Mann, welcher in einer langen Gaſſe viele Wagenſchauer hatte, worin eine Unendlichkeit von Wagen zu jedem Gebrauch aufgereihet ſtanden; dieſer hielt mit eigener Hand die Fackel daran, und zerſtörte ſein Gut, damit es den Feinden nicht diente. So thaten manche Andere. Ueber zwei Drittel der größten europäiſchen Stadt wurden in Aſche verwandelt. Nur der Kreml und die nächſten Häuſer umher blieben ſtehen, nur ein Theil der jenſeits des Moskwafluſſes liegenden Häuſer um und neben dem Findelhauſe blieben verſchont, weil in jenem Umkreiſe Lazarethe und dichter beſetzte Quartiere der Franzoſen waren.

So verſank Moskau in Trümmer und Aſchen, ſeine glänzenden Zinnen und Knäufe, ſeine prangenden Thürme, ſeine goldblitzenden Dome, ſeine Tempel und Klöſter, ſeine Schlöſſer und Palläſte, ſeine Muſeen und Bibliotheken, ſeine Iſpahaniſchen und Schiraſiſchen Feengärten, ſeine Anſtalten der Kunſt und Wiſſenſchaft, die Sitze der Wolluſt und Freude, die Denkmäler vergangener Geſchlechter, die Arbeiten würdiger Herrſcher — alles war Schutt, Staub, Moder, und Tod. Aber die Flamme, welche die Hauptſtadt verzehrte, brannte in den Brüſten der Ruſſen fort, eine heilige Flamme der Rache und des Verderbens, wovor Bonaparte und die Franzoſen zitterten. Dieſe Flamme war durch die gläubige Geiſtlichkeit, durch den hundertjährigen Patriarchen Platon, durch das große Herz von Roſtopſchin, und durch ſo viele andere hochherzige und kräftige Männer gezündet und genähret; ſie brannte jetzt in dem ganzen Volke, ſie konnte nicht mehr gelöſcht werden. Es war nicht bloß Pöbel — wie die Franzoſen ſagten — es waren nicht losgelaſſene Mordbrenner, von dem tollen Roſtopſchin angeſtellte und aufgehetzte Böſewichter, welche das verderbliche Feuer weckten und unterhielten; es war das Herz des ganzen Volkes, es war die Hand des Edeln und des Leibeigenen, des Reichen und des Armen, welche den Himmel über Moskau mit Flammen rötheten. Nichts war dieſen begeiſterten Menſchen mehr theuer, nicht Weib und Kind, nicht Silber und Gold, nicht Hab und Gut, nicht Häuſer und Schlöſſer; ſie ſchlugen es freudig alles in die Schanze, damit ihr Name unbefleckt, ihr Muth ungebrochen, ihr Vaterland frei bliebe. Männer, die jüngſt noch Hunderttauſende, ja Millionen Rubel beſeſſen hatten, kamen in groben Kitteln, ja in Baſtſchuhen nach Petersburg und andern Städten; ſie klagten nicht, daß ihre Habe in Rauch verdunſtet war, ſie jauchzeten nur, daß die Franzoſen davon nichts bekommen hatten. So allmächtig iſt des Menſchen Herz, wenn er über dem Großen das Kleine zu vergeſſen wagt.

Bonaparte erſchoß die Ruſſen, welche in Moskau das Feuer ſchürten. Dies ſchreckte ſie nicht; ſie kamen mit immer wachſender Wuth wieder. Er drohete den Bauern, die in den Dörfern daſſelbe thaten, mit Martern und Tod, er ließ mehrere hinrichten; ſie wurden den Lebendigen ein Beiſpiel. So wie die ruſſiſchen Krieger wegen franzöſiſcher Uebermacht ein Dorf verließen, blieben die Einwohner nicht da als dienſtbare Haushälter und Hausknechte der Fremden, ſondern zogen alle mit ab; die Greiſe, die Mütter, die Säuglinge, und Gebrechlichen ſaßen auf Wagen oder wurden auf den Schultern getragen; an der einen Hand hielt der Bauer ſein Weib und ſeine Kinder, mit der andern ſchwang er den Feuerbrand gegen ſeine Habe, und ließ Häuſer, Scheunen, und Hausgeräth in Flammen aufgehen. So zogen ſie mit dem Heere, und ſandten die Ihrigen in entlegene Flecken und Dörfer; ſie aber fochten an der Seite der alten Krieger oder aus dem Hinterhalt der Wälder und der Trümmer ihrer Wohnungen mit unverſöhnlichem Grimm. Auch hier gab Roſtopſchin ein großes Beiſpiel: er hatte in der Nähe von Moskau ein prächtiges und reiches Schloß, dieſes zündete er mit eigenen Händen an, und ſprach: *dies Haus, worin bisher ehrliche Menſchen gewohnt haben, ſoll keinen Straßenräubern Obdach geben.*

Bonaparte hatte ſich verrechnet und betrögen; er kannte Rußland, er kannte die Ruſſen nicht; er wußte nicht, was Tugend und Glaube Wunderbares vollbringen können, die eine beſſere Seite des menſchlichen Gemüthes war ihm dunkel. Seine Späher und Helfer und Botſchafter hatten ihm gemeldet, Moskau ſei die eigentliche rechte Hauptſtadt der Ruſſen, Petersburg und alles was drinnen ſei ihnen verhaßt, ſelbſt die kaiſerliche Familie dünke ihnen Fremdlinge; Moskau ſei der Sitz vieler Mißvergnügten, der Sitz ſolcher Geſchlechter, welche das Andenken der Hofhaltungen der alten Czaren von Kind auf Kindeskind überliefern, welche noch nicht vergeſſen haben, was für Männer ihre Vorfahren geweſen, und daß in ihren Adern ächtes Czarenblut fließe; in Moskau laſſe ſich vielleicht eine Parthei bilden, wodurch die ruſſiſche Regierung zu allem geſchreckt und gezwungen werden könne. Auch müſſe man die Lage des kleinen Volkes benutzen, um Rußland in ihm ſelbſt aufzulöſen und zu zerrücken; weigere der Adel ſich, ſo müſſe man mit den Leibeigenen anfangen; der größte Theil der ruſſiſchen Kaufleute, faſt alle ruſſiſche Handwerker, alle Bauren in ganz Rußland ſeien Leibeigene, die ſich nach dem Augenblick ſehnen, der ihre Ketten zerbreche; alſo die Freiheit ausgerufen, die Knechtſchaft abgeſchafft, den Prinzen und Edelmann mit dem Kaiſer, den Knecht mit ſeinem Herrn entzweit, und ſo allgemeine Verwirrung, Mistrauen, Haß, und Zwietracht geſäet — und in Moskau müſſe Kaiſer Alexander und Rußlands Herrlichkeit untergehen.

Bonaparte fand eine leere Stadt. Das erſtaunte ihn zuerſt; doch bildete er ſich ein, Roſtopſchins oder des ruſſiſchen Feldmarſchalls Befehle, am meiſten vielleicht die Furcht vor den Ausſchweifungen und Mishandlungen des Pöbels haben die Hauptſtadt ſo ausgeleert. Wenigſtens erklärte er der Welt ſo, und erzählte in ſeinen Berichten nach Paris: Ordnung, Ruhe, Zucht, und Ueberfluß, die unzertrennlichen Begleiter der franzöſiſchen Heere, kehren allmählig zurück, die entflohenen oder verjagten Einwohner kommen zu Tauſenden wieder in ihre Häuſer, bald werden zwei Drittel derſelben wieder in Moskau ſeyn, und die Gewalt der Mordbrenner werde aufhören. Doch brannte Moskau und ward geplündert und die Menſchen kamen nicht wieder.

Bonaparte fand in Moskau keine unruhigen und auſſätzigen Edelleute, keine abtrünnigen Prieſter, keine nach franzöſiſcher Freiheit und Glückſeligkeit lüſternen Leibeigenen: was er ruſſiſche Dummheit und Barbarei nannte, das begriff nichts von dem bonapartiſchen Heil. Ihm half nichts, daß er diejenigen, welche zu Brand und Franzoſentodtſchlag in die Stadt kamen, zu zwanzigen erſchießen ließ; andere fielen nur wüthender wieder herein, und rächten den Tod ihrer Gefährten. Er ließ aus mehreren Dorfſchaften und Flecken die Aelteſten und Staroſten greifen, und auffordern, für ihn die Orte im Gehorſam zu halten und alles ordentlich zu verwalten. Sie weigerten ſich, dies zu geloben und zu beſchwören, und ſagten, ſie haben ſchon Einem Herrn geſchworen, nämlich ihrem Kaiſer Alexander, und können alſo keinem zweiten ſchwören. Nun ergiengen Drohungen, dann ward Gewalt gezeigt, und Grenadiere reiheten ſich mit geladenem Gewehr. Die redlichen Bauren blieben unerſchütterlich, nahmen das heilige Kreuz in die Hand, küßten es, drückten es an ihre Bruſt, und empfahlen ſich Gott im Himmel, der über allem iſt. So wurden von zwanzig Aelteſten, die eingeholt waren, einige erſchoſſen; da die übrigen unerſchrocken zu gleichem Tode bereit ſchienen, ſo mishandelte man ſie, kerkerte ſie ein, und ließ ſie endlich laufen.

So fand Bonaparte die Ruſſen und Moskau, eine öde Stadt, bald eine eingeäſcherte Stadt. Er war, nachdem die Wuth des großen Brandes meiſt erloſchen war, wieder in den Kreml gezogen, und mit geſperrten Thoren und rings von Kanonen umlagert ſaß er darin wie in einem Käficht. So allein und rathlos und hülflos fühlte ſich hier der unſterbliche und einzige Held und Heiland des neunzehnten Jahrhunderts, daß er die allerelendeſten Menſchen zu ſich holen ließ, damit ſie ihm Auskünfte und Anſchläge gäben; denn andere ließen ſich von ihm nicht gebrauchen.

Bonaparte bediente ſich in Moskau ſeiner gewöhnlichen Politik. Er bildete ſeinen Soldaten und den Ruſſen ein, er werde daſelbſt ſeine Winterquartiere halten; und alle glaubten, dies müſſe nothwendig Frieden bedeuten; er verbreitete, Riga ſei mit Sturm genommen, Macdonald ſei denſelben Tag, als Moskau beſetzt ward, in Petersburg eingerückt, und habe es verbrannt; der Weg von Wilna bis Smolensk ſei mit unzähligen Wagen bedeckt, die dem Heer Winterkleider und andere nothwendige Vorräthe zuführen; der Marſchall Victor ziehe mit großen Verſtärkungen heran; den nächſten Frühling werde das franzöſiſche Heer wieder eben ſo ſtark und wohl gerüſtet ins Feld rücken, als bei ſeinem Einzug in Rußland; machen die Ruſſen dieſen Winter keinen Frieden, ſo werde Napoleon einen Herzog von Smolensk und einen Herzog von Petersburg ausrufen, und nur in Aſien werde ein Rußland bleiben. — Dieſe und andere Mährchen und Lügen flogen durch einander wie die Schneeflocken im Winter umher. Es liegt in dieſen Lügen eine Kunſt, welche die Franzoſen zur Meiſterſchaft getrieben und womit ſie oft große Dinge ausgerichtet haben. Es galt hier, nicht allein ſein unzufriedenes und murrendes Heer mit fröhlichen Ausſichten zu tröſten, ſondern den ruſſiſchen Geiſt und Muth niederzuſchlagen und zu verpeſten, und dieſen ſo auf Petersburg rückwirken zu laſſen. Auf die Ruſſen wirkte dies wenig; ſie haßten die Franzoſen zu treu, als daß ſie glauben konnten.

Mit ſeinen Anträgen und Einleitungen zum Frieden war Bonaparte immer zurückgewieſen worden. Doch ſaß der Friedensgedanke feſt in ſeiner Seele; er bildete ſich immer noch ein, es werde ihm damit gelingen: was ihm nach dem Gewinn einer Schlacht ſo leicht geworden war, der Umſturz der preußiſchen Monarchie, was er in Wien zweimal erobert hatte, die Verkleinerung Oeſtreichs — das hatte ihm wegen Moskau einen Wahn befeſtigt, worauf er bei allen Unwahrſcheinlichkeiten immer noch rechnete. Daraus erklärt ſich die Faulheit und Ruhe, womit er eine unverlierbare und unwiederbringliche Zeit auf den Trümmern einer Stadt verſaß, die keine Stadt mehr war. Er war der verſtockte König Pharao, und ſollte die Wahrheit des ruſſiſchen Sprichworts beſtätigen: Gott iſt groß und Rußland.

Kutuſow hatte ſich meiſterhaft geſtellt. Er ſchwenkte ſich durch Moskau rechts ab gegen Süden, daß er die Straßen nach Kaluga, Tula, Orel, und nach den übrigen reichen ſüdlichen Landſchaften Rußlands deckte. Er nahm ſeinen Stand am rechten Ufer der Nara, bei dem Kirchdorfe Tarutina, wo er ſein Lager verſchanzte. Hier ſtrömte ihm der Ueberfluß aus den ſüdlichen Landſchaften ungehindert zu; hier ſtießen mehrere Regimenter Fußvolk, Landwehr, 24 neue Koſackenregimenter vom Don, viele wiederhergeſtellte Kranke und Verwundete, viele freiwillige Bauren zu ihm: er ſtand in dem Mittelpunkt der ruſſiſchen Stärke. Bonaparte hatte in Moskau keine Stärke gefunden, er hatte ſich ſogar — wenn wir die Oder als einen ſolchen Mittelpunkt annehmen wollen, was ſie nicht iſt — über zweihundert teutſche Meilen von der ſeinigen entfernt. In ſeiner Stellung bei Tarutina lähmte Kutuſow mit großer Geſchicklichkeit alle Bewegungen Bonapartens, drängte ihn in und um Moskau immer enger zuſammen, und plagte ſeine Menſchen und Pferde von Tage zu Tage mehr mit Mangel und Hunger.

Bonaparte, der ganz Europa mit dem Klang ſeiner außerordentlichen Siege und gewaltigen Thaten betäubte und den Ueberfluß von Moskau, den blühenden Zuſtand ſeines Heers, die Schwäche und Verwirrung Rußlands, die Flucht und Zerſtreuung der ruſſiſchen Heersmacht, und die Richtigkeit und Verächtlichkeit der Landwehr und des Aufgebots poſaunte, fühlte ſich in Moskau unbehaglich feſt gehalten, und ſah immer noch vergebens nach Frieden aus. Man merkte es jetzt ſeinen Berichten, ſeinen Verkündigungen, ſeinen Einleitungen und Anträgen, die er von Zeit zu Zeit machte, wohl an, daß er in unſchlüßiger Verlegenheit ſeine bedenkliche Lage fühlte, woran er durch die kürzeren Tage, den wachſenden Mangel, und die immer übermüthigere und dreiſtere Kühnheit der ruſſiſchen Partheigänger und Bauren recht unangenehm erinnert ward. Seine Truppen hatten weder bei Tage noch Nacht Ruhe, und wurden von allen Seiten von einer zahlreichen leichten ruſſiſchen Reiterei umſchwärmt, die das Einſammeln von Futter und Lebensmitteln hinderte. Dieſe brachten faſt täglich 200 bis 500 Gefangene ein. Bei dieſer Jagd auf die franzöſiſchen Herumſtreicher und auf einzelne Haufen thaten ſich die Wehrmänner und Bauren ſehr hervor; ſie zogen aus zu Fuß und zu Roß, ſie lagen in den Hohlwegen und Wäldern im Hinterhalt, ſie beſchlichen, aller Wege und Stege kundig, die Sicherheit und Stille der Nacht, und büßten ihre gerechte Rache in Franzoſenblut. So wurden viele Tauſende von Franzoſen vertilgt.

Fünf Wochen hatte Bonaparte in Moskau geſeſſen. Den funfzehnten September war er eingerückt, den ſiebenzehnten Oktober zog er ab, und ließ nur eine ſchwache Beſatzung von etwa 7000 bis 8000 Mann zurück. Aber die Wuth über ſo viele getäuſchte Hoffnungen mußte ein glänzendes Denkmal hinterlaſſen. Den Abend der Abreiſe kamen der Marſchall Mortier und Herr von Leſſeps, der das Amt eines Präfecten von Moskau verwaltet hatte, zum Herrn von Tutulmin, Direktor des Findelhauſes, und empfahlen der Menſchlichkeit der Ruſſen die franzöſiſchen Verwundeten, die ſie in dieſem Hauſe zurückließen, und verſprachen auf ihr Ehrenwort, der Stadt bei ihrem Abzuge nichts zu Leide zu thun. Sie logen: gegen acht Uhr ging im Kreml Feuer auf, bald darauf nahe am Thor von Kaluga, wo ſie heraus zogen, und im Kommiſſariat. Der Brand im Kreml griff immer weiter um ſich, das Schloß war niedergebrannt, und das Feuer leuchtete weit über der Stadt. Anfangs war Furcht und Schrecken allgemein, bald aber beruhigte man ſich, weil man begriff, das Feuer könne ſich nicht außerhalb der Ringmauern des Kremls verbreiten. So verging die Nacht, und der Morgen weckte die Menſchen durch ein neues Schrecken; in Zwiſchenräumen von einer halben Stunde ſprangen zwiſchen vier und ſechs Uhr früh fünf unter dem Kreml gelegte Minen, und zerſtörten viele Gebäude, Kirchen, Thürme, und den Schmuck der prächtigen Mauren und Zinnen. Kaum war es Tag, ſo eilte alles auf den Kreml zu. Bald erſchienen die erſten Koſacken und mit ihnen eine Menge Bauren, welche alle zurückgebliebenen und herumſtreifenden Franzoſen aufſuchten; ſie fanden ihrer viele in den Straßen und den Häuſern, und ſtießen ſie ohne Erbarmen nieder oder warfen ſie in die Kloake. Dies geſchah die Nacht und den Morgen des 18. Oktobers, welcher ein Freitag war.

So verging der Kreml, dieſes herrliche und in Europa einzige Denkmal von halb orientaliſcher, halb italiäniſcher Bauart, durch eine unnütze Wuth. Der Kreml war keine Feſtung; Bonaparte ſchwächte durch ſeine Zerſtörung nicht die ruſſiſche Macht, er zerſtörte bloß ein Gedächtniß der ruſſiſchen Geſchichte, die ehrwürdige Wohnung der alten Czaren und ein ſchönes Denkmal der Kunſt. Auch das kaiſerliche Schloß Petrovsky ließ er bei ſeinem Abzuge anzünden, und ein Theil davon brannte ab. Schon früher hatte er das vergoldete Kreuz des Thurms von Ivan Weliki, den Adler des Thors von Nikolski, und den Sankt Georg vom Senat abnehmen laſſen. Alle Welt ſollte ſehen, er ſei in Moskau geweſen, und die Pariſer ſollten ihren Witz und die teutſchen Schmeichler ihre Herleitungen und Hinleitungen daran üben. Aber Gott wollte es anders: weder dieſe heiligen Zeichen noch eine andere in Moskau bübiſch und franzöſiſch gemachte Beute, der tapfere General Winzingerode, blieben in den Händen des Feindes.

Bei dem Abzuge von Moskau ſagte Bonaparte zu ſeinen Soldaten: „Ich werde euch in „die Winterquartiere führen, finde ich die Ruſ„ſen auf meinem Wege, ſo ſchlage ich ſie; finde „ich ſie nicht, deſto beſſer für ſie.“ O er fand ſie, oder vielmehr ſie fanden ihn. — An demſelben 18. Oktober, wo er dieſe Worte ſagte, ließ der ruſſiſche Feldmarſchall den ſogenannten König von Neapel, Murat, 11 Meilen von Moskau bei Tarutina überfallen; der General Bennigſen jagte ihn in die geſchwindeſte Flucht; er verlor 38 Kanonen, 2000 Gefangene, und eben ſo viele Todte. Den 24ſten Oktober ſchlug der Feldmarſchall ſelbſt Bonaparten bei Malojaroslavetz, und vereitelte alle ſeine Plane und Liſten, wodurch er ihm etwas aufbinden wollte. Er mußte den Weg nehmen, den er ſelbſt verwüſtet hatte; Kutuſow warf ihn auf die große Straße von Smolensk zurück, und nahm für ſich und ſein großes Heer den Weg links derſelben, wo Lebensmittel und Futter in Fülle waren und wornach Bonaparten vergebens gelüſtet hatte. Den 26ſten Oktober trat das franzöſiſche Heer über Borovsk und Wereja nach Mojaisk ſeinen Rückzug an; Borovsk und alle Dörfer, wodurch es zog, ſteckte es in Brand, auch Malojaroslavetz war in Feuer aufgegangen. Dieſer Krieg ward mit Flammen geführt, aber Flammen der Rache blitzten auch hinter dem fremden Verderber her: ihm folgten 20 Koſackenregimenter unter dem Hettmann Platow und etwa 35000 Mann unter dem General Miloradovitſch als Vorderhut des großen Heers. Jetzt riefen die Ruſſen und ihr Feldherr den Fliehenden das Siegeshurra nach, und ſaßen ihnen mit den Pferdehufen auf den Ferſen und mit dem Eiſen in den Rippen, Kutuſow lobte ſein Heer und Gott in einem Heerbefehl vom letzten Oktober; Kaiſer Alexander dankte ſeinem Volke aus ſeinem Schloſſe in Petersburg den 15ten November: beide konnten jetzt einſtimmig rufen: Groß iſt Gott.

Die nächſten franzöſiſchen Magazine waren zu Smolenſk, funfzig teutſche Meilen von Malojaroslawetz, von wo Bonaparte auf die wüſte große Straße von Moſkau nach Smolenſk zurückgewieſen ward; hier, im Mangel an allem, im Herbſt, von grimmigen Soldaten, von grimmigeren Bauern verfolgt, ſollte das Heer ſeinen langen Rückzug halten. Jetzt ſollte Bonaparte beweiſen, ob er der größte aller Feldherrn ſei, wie ſeine Schmeichler ihn genannt haben, ob er die unermeßlichen, übermenſchlichen Hülfen und Fähigkeiten in ſich habe, wovon ſo laut geklungen worden.

Es währte nicht lange, ſo ſtieg Mangel und Elend in dem franzöſiſchen Heere zu einer fürchterlichen Höhe; Ordnung und Zucht löſten ſich auf; die verhungernden Menſchen waren nicht mehr bei den Fahnen zu halten; wild und wahnſinnig gleich den reißenden Thieren gingen ſie längs der Straße auf Raub aus, und plünderten und verwüſteten alles, was auf dem Zuge nach Moskau noch ganz geblieben war. Aber Koſacken und Bauren lauerten auf dieſe Unglücklichen und erſchlugen ihrer täglich viele Hunderte. Dieſe Erſten waren noch glücklich, daß ſie die Fülle des Elends und der Schande nicht miterlebten. Der gräßliche Hunger begann nun, die Pferde ſtarben zu Tauſenden, die Menſchen zu Hunderten; das Fleiſch der gefallenen oder erſtochenen Pferde war ihre Speiſe. Weil die Pferde mangelten, wurden täglich viele Wagen, viel Troß verbrannt; ſchon blieben Kanonen ſtehen und wurden Gewehre weggeworfen; das übrige Gepäck und Geſchütz zog ſo geſchwind es gehen konnte bei Tage und bei Nacht, die Nacht ſogar mit Laternen, welche nebſt den Sternen des Himmels nur Gräuel beleuchteten.

Schon hatten die Generale Platow und Orlow-Deniſow viele tauſend Franzoſen gefangen und niedergemetzelt, als den 3ten November der General Miloradowitſch die feindliche Hinterhut, welche der Marſchall Davouſt befehligte, bei Wiasma einholte, angriff, und nach einem hartnäckigen Widerſtande in die Flucht ſchlug; gleiches that Platow bald darauf dem Vicekönig von Italien bei Duckerſchine unweit Dorogobuſch, und nahm ihm ſeine ganze Artillerie ab. Die Franzoſen verloren in dieſen Gefechten über 10000 Mann und über 100 Kanonen. Doch die Kanonen, welche ſtehen blieben oder vergraben wurden, rechnete man nicht mehr, ſo wie die Tauſende von Menſchen und Pferden, die auf der Straße durch Hunger, durch die Lanzen der Koſacken und die Spieße und Senſen der Bauren fielen. Der Mangel und Hunger nahm täglich zu, die Tage wurden kürzer, die Nächte länger; der Winter kam mit früher bitterer Kälte. Die Menſchen waren ohne Pelze, die Pferde ohne Hufeiſen. Nichts hatte der größte aller Sterblichen, an den das Schickſal von Hunderttauſenden geknüpft war, vorgeſehen und vorbereitet. Hunderte von Menſchen ſtarben vor Froſt, Ermattung, und Hunger; neben ihnen ſtürzten die Genoſſen ihres Unglücks, die Pferde; Reiterei war faſt gar nicht mehr, außer ein paar Leibregimentern, die geſpart waren; die Kanonen blieben ſtecken, weil die magern unbeſchlagenen Thiere ſie nicht ziehen konnten; die Gewehre wurden weggeworfen, weil die erfrornen Hände ſie nicht tragen konnten; Leichen waren die Wegweiſer des groſſen und unüberwindlichen Heers, das verſprochen hatte, Europa von Rußlands verderblichem Einfluß zu erlöſen und die Künſte und Wiſſenſchaften des Abendlandes gegen die aſiatiſchen Halbbarbaren zu vertheidigen. Der Rückzug bis Smolenſk hatte Bonaparten an 60000 Mann gekoſtet, Getödtete, Gefangene, Verhungerte, und Erfrorne, nebſt 400 Kanonen, und einem großen Theil des Troſſes, der den Raub von Moſkau führte.

In Smolenſk waren noch Magazine, aber Ordnung und Gehorſam fehlten. Daher kamen ſie dem flüchtigen Heere wenig zu Gute; es mußte eilen, damit die Ruſſen ihm den Weg nicht abſchnitten. Bonaparte ließ dort viele Wagen, Koſtbarkeiten, und Geräth verbrennen und viele Pulverkarren in die Luft fliegen; doch fand Platow nach ſeinem Abzug von Smolenſk noch einen unermeßlichen Troß und 120 Kanonen: überdem waren viele Kanonen von den Franzoſen vergraben oder in Ströme und Bäche verſenkt, damit der Feind ſie nicht fände.

Bonaparte floh mit den Trümmern ſeines Heers, von welchem zwei Drittel die Waffen weggeworfen hatten, und welches faſt ohne Reiterei und mit wenigen Kanonen einherzog, eilends auf Krasnoi. Hier traf der Feldmarſchall Kutuſow, der ihn eingeholt hatte, auf ihn. Er war den 16ten November in Krasnoi eingerückt, den 17. ward er von Kutuſow angegriffen. Bonaparte leitete anfangs ſelbſt das Gefecht, und ſeine unglücklichen Soldaten ſchlugen die Frontangriffe der Ruſſen tapfer genug zurück; als ſie aber ihren rechten Flügel umgangen ſahen, da wurden ſie weich, und ihr Herr warf ſich aufs Pferd, und ſprengte außer Athem ſeinen Leibwachen nach, die er ſchon einige Meilen nach Lady vorausgeſchickt hatte. Er übergab den Befehl an Davouſt, der das Treffen fortſetzen und den Marſchall Ney, der den Hinterzug von Smolenſk heranführte, aufnehmen und unterſtützen ſollte. Aber die Sache war bald geendigt, Davouſt folgte ſeinem Kaiſer in geſprengter Flucht, und ließ ſeinen Marſchallſtab und das Heer und Ney im Stich; 9000 Mann ſtreckten das Gewehr, und mit ihnen fielen 25 Kanonen und viele Fahnen und Adler in die Hände der Sieger.

Den Tag nach der Schlacht bei Kraſnoi zog dann auch der Marſchall Ney mit der Hinterhut von etwa 15000 Mann heran. Er kam von Smolensk, wo er die alten Wälle und Baſteien noch in die Luft geſprengt hatte, und meinte Bonaparten und das franzöſiſche Heer noch in Kraſnoi zu finden. Er erſtaunte, als er gewahrte, daß es Ruſſen waren; doch hielt er ſie nur für einen kleinen ſtreifenden Haufen, und ſtürzte wüthend darauf, damit er ſich durchſchlüge. Das gelang aber nicht, weil es nicht gelingen konnte. Ney ahmte Davouſt nach, und jagte davon; von allen ſeinen Soldaten entkamen kaum ein paar hundert. 11000 Mann wurden gefangen, die übrigen waren getödtet. Bei dieſem Haufen war kein einziger Reiter und er führte nur 20 Kanonen.

Bonaparte war wegen Ney ſehr beſorgt, daß er gefangen oder getödtet ſei, und er rief einmal über das andere: „ſollte ich zwei Millionen geben, ich thäte es gern, Ney zu löſen." Ney hatte ſich nicht aufgehalten. Dieſe Marſchälle und Feldherren wie nichtswürdig, wie filzig mit dem Leben und mit der Ehre! Ja wenn nur Einer mit den unglücklichen Kriegern, die er führte, im Felde geblieben oder ehrlich gefangen wäre! So auch der herrliche

Kaiſer — wie viele Hunderttauſende hat er ſeiner Wuth geſchlachtet, bloß damit ſein Leben ſicher ſei! und wie rechenmeiſteriſch abſcheulich hat er ſie ausgegeben! Zuerſt die Teutſchen, Polen, Italiäner, Schweizer, Holländer, dann die Franzoſen; ſeine Leibwächter hatte er noch gar nicht angerühret, ſie hatten in dem ganzen Feldzuge noch keinen Schuß gethan, ſie ſind bloß für ſeinen Leib und ſein Leben da: davon gebührt aber ſeinem Heere nichts — alles für den großen Kaiſer, der Kaiſer für keinen, nicht einmal mit einem menſchlichen Gefühl, einer Thräne, geſchweige denn mit einem Tropfen Blut. So rechnet er, und die Völker und Menſchen wollen nicht rechnen lernen? Wahrlich ſie verdienen, daß er ſie wie Thiere treibe und wie Thiere ſchlachten läßt.

Nach dieſen glorreichen Tagen des 17ten und 18ten Novembers feierte Kutuſow den Abend des zweiten Siegestages ein ſolches Feſt. Unter den Trophäen waren mehrere prächtige Ehrenfahnen; dieſe ließ er, daß er die Sieger von Krasnoi ehrte, in das Lager der ruſſiſchen Leibwächter tragen und vor jedem Regiment tief zur Erde neigen. Bonapartens Sterne waren von den ruſſiſchen ausgeſchienen. Neben dem Stolz war im Heer des Feldmarſchalls die Freude der Beute. Dieſe war unermeßlich; der Raub aus allen Ländern fiel in die Hände der Koſacken, viel auch, was in Moskan erbeutet worden; mancher Koſack, ja mancher ruſſiſche Bauer hatte des Goldes ſo viel, daß er dem erſten beſten den er traf, ganze Hände voll zuwarf; die Koſacken ſchickten viele Wagen voll köſtlichen Geräthes in ihre Wohnſitze an dem Don. Das aber darf nicht verſchwiegen werden, daß ſie alles Silber und Gold, was den Kirchen und Klöſtern gehört hatte, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit auslaſen und zurückgaben; auch das nicht, daß ſie zum Glanz heiliger Orte und Bilder viele Pud*) Gold und Silber verehrten.

Ich habe von Schlachten erzählt, von franzöſiſchen Kriegern, die noch fechten konnten und mit dem Eiſen in der Hand erſchlagen oder gefangen wurden. Aber neben dieſen wie viele Tauſende, die vor Hunger und Froſt ſtarben! Zum Theil abgeriſſen und nackt, auch die beſtgekleideten dünn und ſommerlich bedeckt, wie ſollten ſie die ruſſiſchen Oktober- und Novembernächte aushalten! Des Tages marſchieren, des Nachts unter freiem Himmel liegen, und Regen, Schnee, Froſt dulden, dabei von magerm und widerlichem Pferdefleiſch leben, das vielen ſo zum Ekel ward, daß ſie lieber freiwillig todthungerten, einige kannibaliſch ſogar

---

*) Ein Pud iſt 40 Pfund.

Menſchenfleiſch aßen — das überſtieg die menſchlichen Kräfte. Sie ſanken zu Hunderten und Tauſenden hin, und ſtarben wie die Fliegen im November; wie Schatten der Unterwelt, blau, bleich, ſinnlos wanderten ſie umher, ohne Sprache, ohne Bewußtſeyn und Gefühl; die Koſacken und Bauren ließen ſolche ruhig gehen: ſie waren ſchon todt. Man ſah die Elenden über die geſtürzten Pferde herfallen und die lebendigen abſtechen, und ſich um die magern Stücken reißen. Man fand des Morgens in Scheunen und Ställen, hinter Wänden und Zäunen oft zehen und zwanzig, wie Schweine auf einen Klumpen gedrängt, daß ſie ſich erwärmten, ohne die Luſt, oder das Geräth, ſich Feuer anzumachen, in den tiefen Todesſchlaf geſunken; ähnliche Todtenverſammlungen fand man entſchlafen um ein erloſchnes Feuer; um todte Pferde lagen faſt immer todte Menſchen, die Hand hielt oft noch das Meſſer, womit ſie ein Stück Aas hatten ſchneiden wollen, oder einen benagten Knochen, worum der kalte Tod ſie zuſammen geklammert hatte; allenthalben, wo an den Straßen etwas Wärmendes und Schützendes war, ein Strohhaufen, ein Gemäuer, ein Backofen, der Reſt einer verbrannten Scheune oder eines abgedeckten Schuppen — da konnte man Leichen ſuchen. Bei dieſen traurigen Opfern der Verweſung war alles menſchliche Gefühl dahin; wie die Raben fielen die Lebendigen über die Todten her, und plünderten ſie, und balgten ſich um ihre Lumpen, die jetzt das Koſtlichſte waren; ſie ſaßen auf verreckten Pferden, auf Leichen ihrer Genoſſen, die ſich eben noch an demſelben Feuer gewärmt hatten: das Gräuliche war für dieſes Unglück kein Gräuel mehr. Ein ruſſiſcher Officier, der vom Heer nach Petersburg reiſet, hört abendlich in einem Walde am Wege etwas wimmern, ſteigt ab, und geht auf die Stimme zu. Er findet einen Heuhaufen, worin etwas wühlt und winſelt; er ruft, ein ganz nackter Franzos kriecht heraus; er wirft ihm ſeinen Mantel um, und da noch eine leiſe Stimme aus dem Heu ächzt, ſo fragt er ihn: „biſt du allein?“ „Nein — antwortet jener — unſer ſind drei, der eine iſt geſtorben, und der zweite will eben verſcheiden, denn er hat den Brand in beiden erfrornen Füßen.“ — Der mitleidige Officier eilt ſchnell von dem Grauſen weg, nimmt den Nackenden ins nächſte Wirthshaus mit, läßt ihn baden und kleiden, und übergiebt ihn frommen Leuten zur Pflege. — Ein Kurier fährt im Schneegeſtöber durch eine ganze Schaar ſolcher hülfloſen Verlaſſenen, die ſelbſt der Haß der ruſſiſchen Bauren nicht mehr anrührte; ſie ſchreien zu Himmel und Erde, er möge ſie mitnehmen, nur zu Menſchen nehmen, daß ſie ſich noch einmal wärmen und dann ſterben könnten; barmherzig nimmt er einige auf — ſogleich ſtürzen alle, die noch ſo geſchwind herankommen können, auf den Schlitten, und zerreißen den Mann faſt; er hat Eile, er muß ſie alle herunter werfen, und ſo jagt er weiter. In dieſen Tagen des größten menſchlichen Jammers ſah man Menſchen, die vor wenigen Monaten noch friſch und blühend und in Jugend und Wolluſt ſchwelgend geweſen waren, die Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden um ein Stücklein Brod als um die größte und köſtlichſte Gabe flehen; man ſah die jüngſt noch ſo trotzigen und übermüthigen Leib, Leben, alles, was ſie hatten oder vielmehr nicht hatten, anbieten, ja ewigen treuen Knechtedienſt geloben, wenn jemand ſie mitnehmen und retten wollte: es nahm ſie keiner mit.

Auch die Gefangenen, die noch gehen konnten, gingen faſt alle in einen gewiſſen Tod. Auf ihnen laſtete der ſchwere Fluch des Ungeheuers, das ſie über die Weichſel und den Dnepr getrieben hatte, und der ſchwere Zorn des Volks, das ſie hatten unterjochen wollen, dem ſie Dörfer und Städte verbrannt, Weiber und Kinder geſchändet, Kirchen und Altäre entheiligt, Gräber und Denkmäler verwüſtet hatten: daß zwei Millionen Ruſſen Hab und Gut, daß viele Hunderttauſende Ehre und Leben verloren hatten — das machte die Rache ſüß; die Rache iſt von Gott und Natur geboten, wenn ein Volk das andere unterjochen will — Ein Reiſender ſah 50 Gefangene durch etwa zwanzig mit Piken bewaffnete Weiber geleiten, eines der Weiber ſtieß einem matten Franzoſen, der lahm nachhinkte, mit einer verkehrten Miſtgabel in die Seite; der Mann, den dies jammerte, bat das Weib, menſchlich zu ſeyn; da ward ſie wüthend, und rief: habe ich meinen Mann nicht vor meinen Augen ermorden ſehen? haben ſie mein Haus nicht angezündet? und hieb ihm mit der ſcharfen Seite der Miſtgabel ſo lange auf den Kopf, und trat ihn dann ſo lange mit den Füßen, bis er todt war. — Ein Koſack führte mehrere Gefangene, ihn traf auf dem Wege ein Bauer, und fragte, was ein gefangener Franzos koſte? Dieſer antwortete ihm, ſie dingten, und der Bauer empfing ſeinen Raub. Er band ihn an einen Baum, und handelte nun mit dem Koſacken, daß er ihm die Lanze liehe; auch darüber wurden ſie eins. Kaum hatte der Bauer die Lanze, ſo fuhr die Wuth in ihn, und er durchbohrte ſeinen unglücklichen Sklaven mit ſechs Stichen; bei dem erſten Stich ſprach er: dies iſt für die heilige Mutter Gottes von Smolenſk, bei dem zweiten: dies iſt für Moſkau, bei dem dritten: dies iſt für mein verbranntes Haus, bei dem vierten: dies iſt für meinen Bruder, bei dem fünften: dies iſt für meine geſchändete Tochter, bei dem ſechsten: dies iſt für meinen ermordeten Vater. — So oder auf ähnliche Weiſe offenbarte ſich der Franzoſenhaß, der durch die natürlichſten Gefühle für die Religion, das Vaterland, und die Gefreundeten angefacht war und viele hundert Franzoſen vertilgte. Außer dieſem Haß verdarb die Franzoſen die ſchreckliche Jahrszeit und das rauhe Klima; ſie wurden alle weiter gegen Oſten und Norden geführt, zogen alſo immer grimmigerer Kälte entgegen, und wurden auf einem Wege von hundert und hundertfunfzig Meilen immer abgeriſſener. Dazu kam, daß ſie durch öde Orte zogen, auf Straßen, die durch Schlachten, Heereszüge, Brand, und Verwüſtung menſchenleer und heimathleer waren. In Gegenden, wo viele tauſend Ruſſen, aller ihrer Habe beraubt, ſich kaum des bitterſten Mangels erwehrten, mußten viele Fremde natürlich vor Hunger ſterben. Wenn ſie aber nicht verhungerten, ſo erfroren ſie; die Wohnungen der Menſchen lagen in Aſche, ſie mußten oft unter freiem Himmel ihr Nachtlager nehmen und ſich von ihren um die Feuer erſtarrten Geſellen ohne Thränen ſcheiden: ihr Elend hatte keine Thränen mehr. Auch wo noch Dörfer waren, ſcheuten die Lebendigen dieſe Halbtodten, und wollten ſie nicht in ihre Häuſer aufnehmen, denn ſie brachten die Peſt mit. So lagerten in der Nähe von Niſhnei-Nowogrod ungefär hundert Meilen von Smolenk, an 7000 Gefangene zwei Tage lang im ſtrengſten Winter unter offenem Himmel um angezündete Feuer, wo die eine Seite des Leibes Gluth, die andere Eis hatte; jeden Morgen fand man 500 bis 700 Erfrorne: dieſe ſchichteten die Lebendigen als eine Mauer auf, wohinter ſie ſich legten, daß ſie vor den ſchneidenden Nordoſtwinden Schutz hätten. Die wenigen dieſer Unglücklichen, die endlich an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten, ſtarben meiſt bald in den Spitälern; ſie trugen den Keim des Todes in der Bruſt, und kein Gott hätte ſie retten können: man ſah Menſchen, bleiblaue Pferdefleiſchfreſſer, ſo ausgehungert und aller kräftigen Speiſe unfähig, daß ſie nach dem Genuß von einigen Löffeln Suppe oder einigen Biſſen Fleiſch plötzlich wie erſtickten; viele aßen und tranken des Abends recht gut, legten ſich gleich andern Geſunden in warmen Zimmern nieder, und lagen des Morgens todt auf der Streu. Das iſt gewiß, daß von allen franzöſiſchen Soldaten, die im Herbſt und Winter gefangen ſind, im Frühling nicht mehr der zehnte Mann, vielleicht nicht der funfzehnte leben wird.

Dieſes ſchreckliche Schickſal, die warnende und richtende Hand des gerechten Himmels, machte hie und da alles gleich: Oberſten, Hauptleute, andere Befehlshaber, ihres Geldes beraubt, von ihren Kleidern entblößt, waren gegen Hunger und

Kälte nicht ſicherer als die Gemeinen; ſie blieben wie ſie auf dem Wege liegen, ſie fielen wie ſie um die Wachfeuer und in den Scheunen und Häuſern hin, ihnen erfroren wie dieſen Hände, Naſen, und Füße. Ein vornehmer ruſſiſcher Officier fährt durch Witepsk, und wird mit großer Heftigkeit von einem Bedienten angerufen, der ihn bittet, zu alten Bekannten zu kommen. Er tritt in ein Zimmer, woraus ihm der Dunſt eines faulen und abſcheulichen Geſtanks entgegen ſchlägt. Es war ein kleines ſchmutziges Loch, und kein Zimmer. Da ſieht er bleich, mager, mit den Zügen des Jammers zwei junge ſächſiſche Officiere, zwei Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion, Söhne aus zwei großen Familien. Er erkennt ſie anfangs nicht, ſie müſſen ihm ſagen, daß er ſie in Dresden geſehen und wer ſie ſind. Ihr Arzt ſagt: dem einen werde wohl eine Hand, dem andern wahrſcheinlich beide Füße abgeſägt werden müſſen. Der Officier hilft ihnen mit Empfehlungen und Geld, und weinend fährt er weiter. In Wilna, in Grodno, an mehreren Orten, durch welche nachher der Franzoſen ſchimpfliche Flucht ging, waren in manchem Zimmer drei, vier, fünf franzöſiſche oder teutſche Offiziere in ſolchem Zuſtande zuſammengepackt; einige ſtarben, andern verfaulten die Glieder, die Lebendigen waren ſo entkräftet, daß ſie die Leichen nicht heraus ſchaffen konnten, ſie lagen Stunden lang, Tage lang neben ihnen, bis ſie ſelbſt Leichen wurden.

Gerecht iſt Gott! Hört es, bepurpurte, und unbepurpurte Tyrannen! hört es, alle ihr Feigen und Feilen! hört es alle, Buben, Weichlinge und Verräther! hört es, und zittert! Zwanzig Jahre iſt er ſichtbar und vernehmlich unter den Menſchen umher gewandelt, und hat gewieſen, daß er noch der alte Gott iſt; daß er ſtraft und ſtrafen muß, wenn der Sünde und des Frevels zu viel wird — ihr ſeid blind und taub geweſen, und habt euch verſtockt und euch in Ungerechtigkeit und Weichlichkeit immer tiefer verſenkt, daß ihr ſein Angeſicht nicht ſähet. Jetzt kömmt er mit Donnern und Blitzen und zerreißt die Decken und Hüllen aller Schanden und Gräuel; das Weltgericht iſt da, die Böſen werden beſtraft werden, und die Gerechten werden in Freiheit blühen. Selig aber ſind die, welche von Eitelkeit und Geitz ungeblendet blieben und ihre Seelen von Lüge und Verrath unbefleckt erhielten.

Dies war der erſte Aufzug des bonapartiſchen Rückzugs; der zweite fängt bei Krasnoi an, und geht bis zur Bereſina. Dies iſt eine Entfernung von ungefähr 26 teutſchen Meilen, der halbe Weg zwiſchen Smolensk und Wilna.*) Bonaparte war mit ſeiner Leibwache und den kleinen Krümlein der übrigen Haufen, die ſich noch daran gehalten hatten, ſpornſtreichs weiter gelaufen, und hatte einen bedeutenden Vorſprung vor dem ruſſiſchen Heere gewonnen, welches durch die Gefechte mit Davouſt und Ney den 17. und 18. November und durch die immer wachſende Schwierigkeit der Verpflegung ſehr war aufgehalten worden. Er athmete wieder freier; auch gab ihm das mildere Wetter wieder Hoffnung und die Anſchließung an die Haufen von Victor und Dombrovsky und an die Trümmer der Oudinotſchen Soldaten. Dieſe waren an 35000 Mann ſtark, hatten ein ſehr zahlreiches Geſchütz, und waren durch Märſche und Hunger nicht ſo mitgenommen, als was er führte. Aber er mußte eilen, denn das Heer des Admirals Tſchitſchagow drang über Minsk herauf und Graf Wittgenſtein ſenkte ſich von Tſchasnik herunter. Es befehligte aber der Admiral Tſchitſchagow das ruſſiſche Donauheer, welches gegen die Türken gekriegt und nach geſchloſſenem Frieden ſeinen weiten Zug zum Norden hinauf gemacht hatte. Graf Wittgenſtein hatte an der Düna ein Heer von 30000 bis 40000 Mann geführt und gegen den franzöſiſchen Marſchällen Oudinot und Macdonald geſtanden.

---

*) Hier und weiterhin habe ich das Werk meines wackern Freundes, des Herrn Oberſtleutenants und Rit-

---

ters Ernſt von Pfuel, ſehr benutzt, welches unter dem Titel: Rückzug der Franzoſen erſchienen iſt.

Kein ruſſiſcher Feldherr hatte dieſen Sommer größere Ehre erworben als er; in fünf mörderiſchen und ſiegreichen Schlachten hatte er die überlegenen franzöſiſchen Geſchwader zerſchmettert und Lievland und Petersburg geſchützt und die Herzen des ruſſiſchen Volks geſtärkt. Er trieb jetzt den geſchlagenen Oudinot und Victor vor ſich her, und ſollte dem von dem Süden kommenden Tſchitſchagow dem Arm reichen und mit ihm den Feind in die Mitte nehmen. Die meiſten erwarteten an der Bereſina einen zweiten Tag von Krasnoi, einige wohl gar die völlige Zerſtörung des Heers von Bonaparte und ſeine Gefangenſchaft oder ſeinen Tod. Bonaparte vereinigte ſich mit den oben erwähnten 35000 Mann, ſtellte Victor gegen Wittgenſtein, und die Polen gegen Boriſow, wo Tſchitſchagow ſtand, und ſchlug den 25. November eine Brücke über den Fluß nahe bei Sembin, wo der Uebergang geſchehen ſollte. In den franzöſiſchen Soldaten war durch den Hunger und Froſt kein Herz mehr, die Hälfte ſelbſt der Leibwächter war ohne Gewehr, und bei dem bloßen Namen Ruß und Koſack zitterten dieſen Unüberwindlichen und Fürchterlichen alle Gebeine. Dieſer Uebergang über die Brücke geſchah von Anfang an mit der größten Unordnung und Selbſtgewalt; der Stärkere drängte den Schwächeren, der Schlechtere den Beſſeren, viele wurden ins Waſſer geworfen und ertranken oder erſtarrten. Wittgenſtein hatte Victor geſchlagen und die ihm entgegen geworfene Abtheilung des franzöſiſchen Generals Partonneaux von 7000 Mann und 5 Generalen gefangen genommen; er jagte Victor nun gegen die Bereſina und Tſchitſchagow trieb Dombrovsky auf das Hauptheer zurück; dieſe drängten an den Flanken, von hinten zogen der Hettmann Platow und der Generallieutenant Kutuſow heran. Als alle dieſe Schrecken und Geruchte mit Kanonendonner naheten, da löſte ſich alles in die wildeſte Verwirrung und Flucht auf; Geſchütz, Troß, Reiterei, Fußvolk— jeder wollte der erſte ſeyn: es war ein Kampf um das Leben, nicht um die Ehre. Hier ſtieß der Freund den Freund, der Gemeine den Befehlshaber zu Boden oder ins Waſſer, die Stehenden ſchritten über die Liegenden hin, bis ſie den Geiſt aushauchten: ſo wurden viele zertreten, manche von Pferden zerſtampft, viele auch von Kanonen gerädert; von denen, welche über das Eis entrinnen wollten oder gar den nicht breiten Strom zu überſchwimmen verſuchten, erſtarrten und ertranken die meiſten. In die Flüche und Bitten und Gewimmer der Brücke, in das Aechzen und Rufen der Erfrierenden und Verſinkenden klang endlich, als die Ruſſen die Brücke und beide Ufer zu beſchießen begannen, noch ein fürchterlicher Kanonendonner, der in dem dichten Walde, wo man ſich ängſtigte und ſchlug, ſchrecklich wiederhallete und durch die Splitter zerſchmetterter Tannen viele Franzoſen verwundete und tödtete. Bei dieſem Gefechte ſchoſſen einige Jägerregimenter der franzöſiſchen Leibwachen zuerſt ihre Gewehre in dieſem Kriege ab. An und um die Brücke verloren die Franzoſen an Todten, Erfrornen, und Gefangenen noch 5000 Mann und faſt ihren ganzen Troß und viel Geſchütz. Hier und in den Gefechten der vorigen Tage blieb größtentheils der letzte übrige Raub von Moskau, Wagen, Kirchengeräth, Silber, Pelzwerk in den Händen der Sieger. Bonaparte hatte an 60000 Mann gegen die Bereſina geführt, er brachte kaum 40000 Mann hinüber. Fürſt Schwarzenberg, der Feldherr des öſtreichiſchen Hülfsheers, rettete ihn durch eine Seitenbewegung und hielt die Hälfte des Tſchitſchagowſchen Heeres feſt.

Der dritte Aufzug des Rückzugs geht von der Bereſina bis zum Niemen, und von da weiter in Preußen hinein. Dieſer Rückzug war nichts als eine Jagd längs der großen Straße; Schlachten und Gefechte hatte, ein Ende, Gott ſchlug die Franzoſen, denn er ſchickte eine gewaltige Kälte über ſie, welche ſie vollends verdarb. Zucht, Gehorſam, Ehre, alles, wodurch der Befehl gebietend und der Dienſt unterwürfig iſt, war hin, alles Menſchliche, alle menſchliche Rückſichten und Gefühle hörten auf und erfroren. Faſt alle warfen jetzt die Waffen weg, die meiſten hatten weder Stiefeln noch Schuh, ſondern Decken, Torniſter, alte Hüte, Stücken Tuch um ihre Füße gebunden; jeder hatte das erſte beſte, was er gefunden, damit er gegen die grimmige Kälte eine Hülle mehr hätte, ſich um Kopf und Schultern gehängt: alte Stücke zerriſſener Strohmatten, friſch abgezogene Häute; glückſelig, die ein Stück Tuch oder Pelzwerk erbeutet hatten! Da ſah man die abentheuerlichſten Verkleidungen, die je für einen Maskenball erdacht worden ſind, Küraſſire mit einem übergeſchlagenen Weiberrock, Leibhuſaren in einem Prieſtermantel, Jäger in Rabbinentalaren: alle Farben, alle Trachten, alle Völker wanderten auf der Straße von der Bereſina nach Wilna. Das Elend war übermenſchlich, wie der Uebermuth übermenſchlich geweſen war, zur Erholung, zur ordentlichen Speiſung und Verpflegung fehlte Ordnung und Zeit: die Koſacken und die andern leichten Reiter des ruſſiſchen Heers jagten heiß hinterdrein. Dies war kein Zug von Weltbeſiegern mehr, dies war ein ſtummer, trauriger Leichenzug, ja ein Leichenzug, wie ihn die Hölle halten würde, denn auf Erden war ein ſolcher nie geſehen worden. Stumm wie das Grab war die franzöſiſche Lebendigkeit, gedankenvoll der Leichtſinn, demüthig der Trotz, nur einzelne

Seufzer und Flüche und der matte Tritt der Gehenden wurden gehört; wenige Pferdehufen und einige knarrende Karren unterbrachen die einförmig düſtere Stille; die Menſchen und Pferde ſtürzten; die meiſten Kanonen des noch ziemlich anſehnlichen Geſchützes, das über die Bereſina gegangen war, blieben ſtehen; der Troß, die tauſend Prachtwagen und Kutſchen Bonapartens und ſeiner Marſchälle und Feldherren waren lange ſchon von den Koſacken genommen oder in der Verzweiflung ihrer Erhaltung unterwegs zerſchlagen und verbrannt. Noch hatte Bonaparte ſeinen Wagen, den er ſorgfältig wie einen Schatz hütete und den er in der großen Angſt bei der Bereſina eigenhändig mit über die Brücke geſchoben hatte. In dieſem ſaß er wie der Teufel auf ſeinem hölliſchen Thron und ſah die Verwüſtung umher; vornauf und hintenauf ſaßen einige Generale, und ein kleines Reiterhäuflein auf erbärmlichen Pferden leitete ſeinen langſamen Gang. Er ſpricht davon ſelbſt alſo: „Unſere Reiterei hatte ſolchen Mangel an Pferden, daß man die Officiere, die noch ein Pferd hatten, vereinigen konnte, um vier Schwadronen, jede von 150 Mann, daraus zu bilden. Die Generale thaten dabei Hauptmanns- und die Officiere Unterofficierdienſte. Dieſes heilige Geſchwader unter dem Befehl des Generals Grouchy und dem Oberbefehl des Königs von Nea-

„vel verlor den Kaiſer bei allen Bewegungen „nicht aus den Augen.“ Dieſes heilige Geſchwader, das den heiligen Napoleon beſchützte, war der Reſt von 60000 Reitern, die im Sommer über den Niemen gegangen waren; es war binnen wenigen Tagen auch Reiterei zu Fuß, ſo wie zwei prächtige Regimenter neapolitaniſcher Leibwächter auf apuliſchen Hengſten, welche dem Kaiſer nahe vor Wilna entgegen kamen oder entgegen kommen wollten; denn am Tage ihres Ausmarſches aus der Stadt war 22 Grad Kälte: halb erſtarrt zogen die armen Südländer zum Thor hinaus, und nach wenigen Stunden kehrte ſchon der dritte Theil der ganzen Schaar halb todt zur Stadt zurück mit erfrornen Händen, Füßen, und Naſen; die übrigen begleiteten Bonapartens letzte Flucht durch Polen und wurden mit ihren Pferden durch Kälte und Ermattung aufgerieben. Welch ein Anblick auf der Straße zwiſchen der Bereſina und Wilna! mit untergeſchlagenen Armen und tief verhüllten Geſichtern zogen Officiere und Soldaten in dumpfer und ſtummer Betäubung neben einander her; den Leibwachen half nichts, daß ſie in allen Schlachten geſchont waren, Gott ſchonte dieſe größten Verbrecher und Henkersknechte eines Tyrannen nicht; wenn von Marengo und Auſterlitz, von Eilau und Wagram, van Talavera und Liſſabon einige übrig geblieben waren, ſo hatten ſie in ihren letzten langen Nächten Zeit über den Wechſel der menſchlichen Dinge und über jenes unendliche Weſen nachzudenken, welches früher oder ſpäter alle Schanden beſtraft; ſie waren jetzt den Schlechteſten gleich geworden, ſie unterſchieden ſich von ihnen in nichts mehr, ſie waren zerlumpt, verhungert, erfroren, entwaffnet wie ſie: unglücklicher als die, welche in den erſten Schlachten umkamen oder gefangen wurden; ſie ſollten ſich auf der langen Flucht in allem Unglück und Schimpf ſpiegeln, die je über ein Heer verhängt ſind, und dann vergehen. Alle Ordnung, alle Gegenwehr hatte aufgehört, der bloße Ruf Koſack brachte ganze Reihen in kurzen Trab, und mehrere Hunderte wurden oft von wenigen Koſacken gefangen. Dieſes faſt verdiente Schickſal hatten auch die meiſten noch übrigen Baiern, die gegen ihr eignes teutſches Vaterland lange mit unſeliger Tapferkeit geſtritten, die in dieſem Kriege immer tapfer gefochten und grauſam verheert hatten; ihrer wurden auf dieſer letzten Flucht über 3000 in verſchiedenen Gefechten gefangen und erſchlagen. — Der Weg, den das Heer zog, zeichnete ſich mit Leichen, und jedes Nachtlager glich den nächſten Morgen einem Schlachtfelde; ſo wie einer vor Ermattung hinſtürzte, fielen die nächſten über ihn her, und riſſen ihm, noch eh er todt war, ſeine Lumpen ab, daß ſie ſich damit behängten; in und hinter Häuſern, Scheunen, Zäunen, ja in Gerippen von geſtürzten Pferden ſuchten die Frierenden Schutz; Häuſer und Scheunen wurden verbrannt, und ſelbſt Bonapartens nächtlicher Aufenthalt ward mehr als einmal von ſolchen angetaſtet, die trocknes Holz zum Feuer abriſſen oder ſich ſelbſt darin lagern wollten; auf jeder Brandſtätte lagen Hauſen von Todten, die aus Mattigkeit den wachſenden Flammen nicht hatten entfliehen können. Die ganze Landſtraße wimmelte von Gefangenen, auf die niemand mehr achtete, und hier ſah man unerhörte Bilder des Gräuels, die dem, welcher ſie blos hört, unglaublich vorkommen müſſen, und die ſelbſt dem, der ſie miterlebte, nach Jahren wie ein Traum dünken werden: von Rauch und Schmutz ganz ſchwarz ſchlichen ſie wie dunkle Geiſter der Schattenwelt unter ihren todten Gefährten umher, bis ſie hinfielen und ſtarben; mit bloßen Füßen, in welchen der Brand ſchon war, humpelten manche auf dem Wege noch bewußtlos fort; andere hatten ſchon Sprache und Beſinnung verloren, und viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnſinniger Betäubung gefallen, in welcher ſie Leichname röſteten und verzehrten, oder ſich ſelbſt Arme und Hände benagten; manche waren ſchon ſo ſchwach, daß ſie nicht einmal mehr Holz herantragen konnten: dieſe ſaßen auf ihren todten Gefährten dicht gedrangt um irgend ein kleines Feuer, das ſie gefunden, herum, und erloſchen, wie dieſes erloſch; in inſektenartiger Bewußtloſigkeit krochen ſie der Wärme nach ins Feuer, und verbrannten und winſelten wie wimmernde Fliegen im Licht; andere krochen ihnen nach, und verbrannten ſich wie ſie. Je näher Wilna, deſto heftiger die Kälte, deſto dichter die Gräuel, deſto dichter die Leichen. Der General Loiſon hatte aus Königsberg dem Heer, das ſich noch immer das große nannte, 10000 Mann, meiſtens teutſche Jünglinge, als Verſtärkung zugeführt; dieſe kamen Bonaparten 7 Meilen vor Wilna bei Osmiana entgegen, daß ſie ſeinen Rückzug deckten; ſie waren in vier Tagen ohne das geringſte Gefecht durch Märſche und kalte Nachtläger bis auf 3000 Mann zuſammen geſchmolzen, und dieſe wurden vor Wilna theils zuſammen gehauen, theils gefangen. Das Schickſal der Neapolitaner iſt oben ſchon gemeldet.

Eine Vorſicht iſt bei dieſem ſchrecklichen Unglück und dieſem Vergeſſen aller Vorſicht zu loben, und ſollte von allen, welche mit Franzoſen Krieg führen, nachgeahmt werden, die Wachſamkeit ihrer Kriegspolizei, daß man überall, wo franzöſiſche Soldaten ſtanden, bis dahin auch nicht das Geringſte von der Vernichtung der bonapartiſchen Heeresmacht erfahren hatte. Wilna, der Mittelpunkt der neu verbündeten Landſchaften Polens und der Siz aller franzöſiſchen Behörden und fremden Geſandten, war unter eine vorzügliche Aufſicht geſtellt, und ward am längſten in Unwiſſenheit erhalten. Zwar liefen einzelne ſchlimme Gerüchte von verlornen Schlachten und von dem ſchlechten Zuſtande des franzöſiſchen Heers, aber der Herzog von Baſſano und Graf Hogendorp widerſprachen dieſen ſo ausdrücklich und hielten eine ſo zuverſichtliche Miene, daß alle ganz treuherzig an die Wahrhaftigkeit der bonapartiſchen Heerbefehle und Berichte glaubten. Man erſchrack zwar bei der Nachricht, Tſchitſchagow mit dem Donauheer habe Minsk genommen und ziehe gegen Boriſow; jedoch wurden die Gemüther wieder ruhiger durch die Erzählung der Wilnaer Zeitung, daß der Marſch jenes ruſſiſchen Heers ganz in dem Plan Napoleons liege und eine ihm gelegte Falle ſei. Doch da bald darauf alle Boten vom Heere ausblieben, ſo ward man wieder unruhig; nachdem man zwölf Tage aller Nachrichten entbehrt hatte, ſchickte der Herzog von Baſſano einen jungen Polen, als Weibsbild gekleidet, dem Heer entgegen. Dieſer kam nach fünf Tagen zurück, und brachte zur Freude aller Franzoſen und Franzöſiſchgeſinnten die Poſt mit, welche die Zeitungen ſogleich verbreiteten, er habe den Kaiſer an der Bereſina gefunden in der beſten Laune von der Welt, und im Begriff, den General Tſchitſchagow anzugreifen, der vollkommen in die ihm gelegte Falle gegangen ſei: der Kaiſer habe übrigens nur die eine Hälfte ſeines

Heers bei ſich, die andere habe er bei Smolenſk zurück gelaſſen. Den 2ten December ward das bonapartiſche Krönungsfeſt in Wilna mit großen Freuden, mit Tanz, und Erleuchtung gefeiert. Auf dem Ball zeigte Baſſano den fremden Geſandten an, der Kaiſer ſei glücklich über die Bereſina gegangen, habe Wittgenſtein und Tſchitſchagow völlig geſchlagen, und werde nächſtens in Wilna eintreffen. Aber die Wahrheit mußte endlich heraus: ſchon den folgenden Tag raunte eben dieſer Baſſano den Geſandten ins Ohr, ſie möchten ſich nach Warſchau begeben. Sie packten ein, und reiſeten, und Verwirrung und Getümmel und Angſt und Flucht aller, die ein böſes Gewiſſen oder Furcht vor wilden Auftritten in der Stadt hatten, war allgemein. Den 4ten, 5ten, 6ten December wurden auf den nächſten Stationen von Wilna viele Pferde todt gefahren. Den 7ten brachte endlich Bonaparte ſelbſt die große Gewißheit; aber er hütete ſich ſehr ſie zu zeigen, und ſchlich ſich ſtill durch die Stadt. Den 8ten floh er weiter, ohne daß in Wilna ein Menſch ſeine Anweſenheit, ohne daß ſeine Leibwachen ſeine Flucht in den erſten Tagen erfuhren. Wie ein nächtlicher Dieb mit einem böſen Gewiſſen ſchlich er ſich durch Teutſchland. Noch fand er keine rächende Hand, die ihn erſchlug; Gott bewahrte ihn noch für ein herberes Schickſal auf.

Wilna war in der wildeſten und bunteſten

Verwirrung, und der Maskenball des franzöſiſchen Heers zog auf in ihr. Der Befehl dieſes Heeres, das ſich das große Heer nannte, war dem Marſchall Ney übertragen. Nach und nach erſchienen auch die übrigen Marſchälle, Könige, und Prinzen, zum Theil eben ſo buntſchäckige ausſtaffiert, als die Soldaten, einige auch mit ſchwarzen erfrornen Naſen, der König von Neapel unter andern in ſeiner windbeuteliſchen Manier, mit bunten Shawls umwickelt und mit einem großen Knotenſtock in der Hand, pfeifend und tanzend, als ſei es eine Karnevalsluſtbarkeit. Vom 7ten bis 9ten December zogen die Franzoſen in der größten Unordnung durch die Stadt, und füllten alle Wege um die Stadt und alle Straßen der Stadt mit Leichen und Sterbenden. Als den 9ten endlich der Ruf Ruß und Koſack erſcholl, da begann die wildeſte Flucht, die völligſte Auflöſung; der Pöbel geſellte ſich zu den anrückenden Ruſſen, ſelbſt den Juden wuchs der Muth, aus Begier der Beute und der Rache gegen die bonapartiſchen Leibwächter, von welchen ſie am ärgſten waren gemißhandelt worden. Der kühne und geſchwinde Oberſt Tettenborn, den ſein Haß gegen die Franzoſen aus dem öſterreichiſchen Dienſt in den ruſſiſchen geführt hatte, und der Generallieutenant Kutuſow waren die erſten, die in Wilna einrückten. Da ſogleich überall Geſchrei, Plünderung, Gefangenſchwung, und Niedermetzelung der Franzoſen; die Juden und Judenbuben überall an der Spitze und die Franzoſen und ihre Anhänger weiſend und ſie aus den Häuſern heraus den Koſackenlanzen entgegen ſtoßend; ja als den folgenden Tag außerhalb der Stadt gefochten ward, ſetzten ſie mit der ihnen eigenen ſchreienden Lebendigkeit an die fliehenden Leibwächter, erſchlugen einige Hundert, und machten mehrere Hunderte zu Gefangenen.

So wechſelt Gott die menſchlichen Dinge und beſtraft den Uebermuth; Juden ſollten endlich diejenigen niedermachen und zu ihren Füßen um Erbarmen flehen ſehen, welche ſich in ihrem ſtolzen Wahn die Weltbezwinger nannten. Auch Folgendes gehört hieher: Als bei dem Lärmgeſchrei: die Koſacken zeigen ſich auf den Anhöhen, alle Franzoſen im Schrecken die Flucht ergriffen, verſuchte der Prinz Berthier die Fliehenden aufzuhalten und dem Feinde etwas entgegen zu werfen; mit Mühe ſammelte er endlich 60 Grenadiere, die noch Waffen hatten, und ſtellte ſich an ihre Spitze. Das mußte der Mann thun, welcher ſich ſo viele Jahre nur mit der Einrichtung von Heeren beſchäftigt hatte, die ganz Europa zittern machten: Bonaparte mußte durch Teutſchland reiſen wie ein Leutenant, Berthier hier den Dienſt eines Unterleutenants thun.

Die Stadt Wilna bekam in dieſen Tagen

des Gebäuds das Anſehen einer Mördergrube, das ſie noch viele Wochen behielt. In der Eile des Durchzuges blieb die Stadt von Plünderung und Brand verſchont, die erſte ſeit Moskau, welche auf der Straße des großen Heerzuges der Verwüſtung entging. Die Ruſſen erbeuteten unermeßliche Magazine, die Koſacken und Juden unzählige Dukaten; gefangen wurden in Wilna 7 Generale, 240 Offiziere, 9517 Gemeine, und 5139 Kranke, die auf den Landſtraßen und Straßen Sterbenden und Geſtorbenen wurden nicht gezählt. Bonaparte entkam mit ungefähr 40000 Mann über die Bereſina, Loiſon führte ihm 10000 Mann zu, einige Tage ſpäter zogen ihm drei neapolitaniſche Leibregimenter entgegen, zwei zu Pferde und eines zu Fuß: das macht ungefähr 55000 Mann. Von dieſen vergingen über 25000 Mann und der größte Theil des noch übrigen Geſchützes und Troſſes vor und um Wilna.

Auf dem Rückzuge von Moskau bis Wilna tödteten oder fingen die Ruſſen an 120000 Mann, worunter allein 30 Generale, und nahmen gegen 900 Kanonen.

Die Trümmer des Heers wurden von Wilna nach Kowno oder Kauen noch ziemlich heiß von den Koſacken gejagt, welche ihre letzten Kanonen nahmen, mehrere Tauſende fingen oder niederhieben, und über die auf dem Wege liegenden Ermatteten und Sterbenden wegritten, ohne daß ſie ihre Lanzen in ihrem bleichen Blute färbten. Nachher ging die Verfolgung langſamer, theils weil keine große Beute mehr zu machen war, denn die Reichſten waren voran geflohen, theils auch, weil die lange Jagd Menſchen und Pferde außerordentlich ermüdet hatte

Ueber den Niemen entkamen kaum 25000 Mann, ohne Pferde, ohne Kanonen, ohne Gewehre, ohne Kleider und Schuh, nicht Menſchen, ſondern Geſpenſter, nicht Soldaten, ſondern Bettler. Faſt alle humpelten, zerriſſen und in allen Farben und Lumpen der Welt gekleidet, auf den Straßen Preußens umher, und führten die große Tragikomödie des bonapartiſchen Heerzuges nach Moskau durch das Verhängniß Gottes an denſelben Orten auf, wo ſie vor einem halben Jahre ſo trotzig und prächtig durchgezogen waren. So gingen ſie durch Gumbinnen, ſo die wenigen Letzten durch die andern preußiſchen Städte gegen Danzig und gegen die Weichſel, und Tod und Plagen wanderten mit ihnen durch die Orte. Die meiſten ſtarben unterwegs oder bevölkerten die Lazarethe und bald die Kirchhöfe; wenige Tauſende von Hunderttauſenden, unter deren Fußtritten und deren Roſſeshufen die Erde noch vor wenigen Monaten faſt verſinken wollte, kamen bis zur Weichſel: auch ſie tragen den Tod in der Bruſt, und nur einzelne werden Frankreich wiederſehen und die Gräuel erzählen, die ſie gethan und erlitten haben.

Voran dieſen abentheuerlichen Schauſpielern, die ein Weihnachtskarneval des wechſelnden Schickſals aufführten, zogen die Marſchälle und Feldherren, dann die Oberſten und Officiere, ſo wie jeder am Range der höchſte war oder von dem nach Moskau mitgeſchleppten oder dort erbeuteten Raub der Länder am meiſten gerettet hatte; langſamer auf erfrornen Füßen und mit matten Gliedern kamen die Kleineren und Gemeinen in einzelnen Haufen von 10 und 20 bis zu 100 und 300 Mann nach. Die Marſchälle und Prinzen ohne Bedienten, ohne Trabanten, ohne Vorreiter und Anmelder und Vorbereiter, auf ärmlichen Bauerſchlitten ſchlichen ſie ſtill durch die Städte und Orte — wie verändert von jenen, die im Sommer mit 20, 30 Wagen, 50 und 100 Reitpferden, und Gott weiß wie vielen Leibheiducken und Leibwächtern durchgezogen waren! Hier ſah man in Gumbinnen und andern Stellen einen Marſchall, der ſonſt mit donnernder Stimme und geſchwungenem Säbel befohlen hatte, ganz klein um ein Stübchen und Süppchen, ganz artig um ein paar Pferde bitten, und ſich beſcheiden hinter dem Ofen auf einen Stuhl niederducken oder auf eine

Streu werfen. Ja dahin war es gekommen, daß mehrere von dieſen übermüthigen Satrapen ſich aus Furcht vor der gerechten Rache der Einwohner aus den ihnen angewieſenen Häuſern heimlich wegſchlichen, und, als ſeien ſie kleine Officiere oder Diener der Herren, ſich anderswo für Geld einquartierten: man ſah den Marſchall Victor in Gumbinnen ſein Haus verlaſſen und mit einem Strohbündel unterm Arm vor der Hütte eines armen Schuhmachers flehend erſcheinen, und ihm einen Dukaten bieten, daß er ihn hinter ſeinem Ofen auf dem Fußboden ſchlafen ließe. Da lag der Marſchall auf Stroh; dachte und träumte er nicht von Schanden und Miſſethaten, die er und ſeine Banditen in Spanien, Teutſchland, und Polen begangen hatten? O ein Marſchall von Frankreich hat keine ſo kleinlichen Gedanken! Er dachte an die verlorne Beute, an die geſtürzten Pferde, und an die verbrannten oder von den Koſacken genommenen Wagen.'

Uebrigens kam troz dieſer fürchterlich nackten Wahrheit auch in dem ſchrecklichen Unglück der Geiſt der Lüge und Gaukelei, jener teufliſche Geiſt, wodurch Bonaparte ſo groß und furchtbar geworden iſt, mit allen ſeinen Liſten und Künſten mit dieſen Marſchällen noch nach Gumbinnen und Königsberg. In Gumbinnen und der Gegend umher ſagten ſie Vorſpann, Quartier, und Verpflegung für 100000 Mann des großen Heeres an, und beſtimmten hinter einander die Tage, an welchen dieſe Hunderttauſend in Abtheilungen jede von 25000 Mann eintreffen würden: andere Hunderttauſend, erzählten ſie, würden um die Weichſel zwiſchen Warſchau, Poſen, und Thorn ihre Winterquartiere beziehen und ſich für neue Arbeiten des nächſten Feldzuges einige Monate ergänzen und erholen; ja als ihre letzten Reſte über die Weichſel gelaufen waren, gab der ſogenannte König von Neapel einen offenen Heerbefehl aus, der durch ganz Teutſchland, Italien, und Polen verbreitet und verkündigt ward, und wodurch er den einzelnen Heerhaufen und den Kolonnen dieſer Heerhaufen ihre Standorte und Verſammlungspunkte anwies — O hätte die ruſſiſche und polniſche und preußiſche Erde reden können, ſie würde verkündigt haben, wo dieſe Heerhaufen unbegraben liegen und verwittern. — So bethören ſie immer noch, ſo bethört ihr Gebieter, und hat bethört und wird bethören: die Dummen glauben aus Wahn, die Feigen aus Furcht — ſie ſehen die untergegangenen Heere, aber ihnen däucht, Bonaparte könne durch einen Fußtritt aus ihren Gebeinen ſogleich wieder Hunderttauſende ins Leben ſtampfen; und die Buben und Verräther, deren leider heimlich und offenbar zu viele ſind, verkündigen das bonapartiſche Evangelium, und ſprechen dem Volke von ſeinem einzigen Genie, von ſeinen unerſchöpflichen Schätzen, und von ſeinen unendlichen Hülfsmitteln.

Eine Schande, die ſchändlichſte aller Schanden, verleugneten die franzöſiſchen Großherren, Großmarſchälle, und Soldaten bis auf den letzten Augenblick nicht: den ſchnödeſten und ſchamloſeſten Geiz, und eine Habſucht, die allein über jedes Unglück erhaben war. Murat, der Großherzog von Berg hieß und jetzt König von Neapel heißt, ergötzte ſich auf der Flucht in ſeinen Nebenſtunden mit dem Einſchmelzen des Goldes und Silbers, das er in Kirchen und Klöſtern und in den Heiligthümern der Familien von den Bildern und Altären gebrochen hatte; Loiſon, lange in Königsberg als Oberbefehlshaber, erlaubte ſich jedes niederträchtigſte Mittel der Gewalt, des Betrugs, der Beſtechlichkeit, ja der Bettelei, Geld zuſammenzubringen; Macdonald, den man für einen der menſchlichſten und großmüthigſten der franzöſiſchen Feldherren hielt, hat in Kurland wie ein gemeiner Knecht geſtohlen und geplündert; ſelbſt der Generalintendant Dumas, der vielen Teutſchen eingebildet hatte, als lebe eine edlere Seele in ihm, hat ſich durch mehrere Züge der Gemeinheit befleckt. Geizig und nichtswürdig, wie die meiſten von ihnen in dieſem Kriege ihr Leben zu retten ſuchten, haben ſie am erſten getrachtet, ihr Gold und Silber zu flüchten: früher als jene letzten Abgeriſſenen kamen doch einzelne franzöſiſche Generale, Oberſten, und Stabsofficiere an, von welchen die Bedienten verriethen, die Pferde, welche ihre reichbeladenen Kutſchen zogen, ſeien von den Kanonen abgeſpannte Artilleriepferde oder geſtohlene Reiterpferde; unter den zerriſſenen Soldaten trugen doch mehrere noch Säcke, die ſie von Moskau her glücklich mitgeſchleppt hatten, Säcke voll geſchmolzenen Kirchenſilbers, köſtlichen Geſchmuckes und Geſchmeides, und auserleſener Zobelpelze: dieſe Eine Laſt war ihnen unter allen Laſten nicht zu ſchwer geworden; mancher bietete in Königsberg und an andern Orten ſein herrliches mehrere tauſend Thaler werthes Rauchwerk aus, und erzählte ganz gleichgültig, wie an dieſer und jener Stelle ein erfrorner Gefährte neben ihm hingefallen war: ſolche Ungeheuer macht der Geiz. Wirklich entführten viele noch unermeßliche Schätze; das iſt ein Troſt der Guten, daß ſie ihrer nicht lange genießen werden.

Dieſe Elenden, die ohne Kraft, ohne Waffen, ohne Muth, ja die meiſten ohne Hoffnung, nicht einherzogen, ſondern krochen, hätten der leichte Raub der Bauern von Maſuren und Litthauen werden können; dieſe hatten gerechte Rache nehmen können für ſo viele begangene Gräuel des Jahres 1807, für ſo viel Elend, ſo viele Mißhandlungen, Plünderungen, Erpreſſungen, Diebſtähle und Morde, die ſie im Sommer 1812, als ſie ihre Bundsgenoſſen genannt wurden, von ihnen litten: ſchimpften damals nicht alle Franzoſen auf ſie, auf ihr Heer, und ihren König? plünderten ſie nicht ihre Häuſer, verheerten ihre Felder, trieben ihre Heerden weg? ſtahlen ſie nicht aus dem einzigen Lande Preuſſen allein an 80000 Pferde? Die lebendigen Maſuren und tapfern Letten hatten wohl Luſt zuzuſchlagen und ihre Hände in dem Blut und Golde ihrer Räuber zu waſchen — ein Wink eines Beamten, und kein Franzöſe wäre lebendig vom Niemen zur Pregel gekommen. Kein Beamter winkte; der König und das Land waren durch das traurige Bündniß gebunden; die königliche Treue hielt alle feſt. Was würden die Franzoſen in ſolchem Falle, was alle andere Völker gethan haben? — Eben ſo treu und gutmüthig die Einwohner. Die Männer mit erfrornen Füßen und Händen, mit verröſteten Geſichtern und Naſen, ſtatt des Glanzes der Waffen Stöcke, ſtatt der prächtigen Kleider Lumpen tragend — dieſe elenden Verbrecher mit und ohne Sterne der Ehrenlegion, keiner mit einem Stern der Ehre im Herzen, brachten zu dem Andenken der früheren Unthaten und Uebel noch Seuchen und Peſten mit, welche viele tauſend Bewohner Preußens wegraffen ſollten; demüthig, als wenn ſie vorher freundlich geweſen, zutraulich, als wenn ſie Zutrauen verdienten, kamen ſie in den Städten zu ihren alten Wirthen, und dieſe, alles vergeſſend, ſelbſt der bedrängten Zeit vergeſſend, nahmen ſie mitleidig und gütig auf, pflegten ihre Wunden, ſtärkten ihre ſiechen und ausgehungerten Leiber, retteten die Gefangenen von dem ſichern Tode in Hoſpitälern und dem gerechten Zorn der ruſſiſchen Sieger, die ihnen bald nachrückten. O ihr treue und redliche, nur zu treue und redliche Teutſche, könnt ihr denn nie ergrimmen? könnt ihr aus dem Vergangenen, ja aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige nicht lernen? Wie klein, wie unterwürfig, wie furchtſam in Winken und Worten waren dieſe letzten Franzoſen in den erſten Tagen ihrer Flucht bei euch! und als ſie ſich nur ein paar Tage gewärmt und geſpeiſt und beſonnen hatten und die Koſacken nicht mehr heiß in den Ohren und Ferſen fühlten, wie ſogleich wieder übermüthig und trotzig! Sagten euch die wenigen von ihnen, welche noch nach Danzig und Berlin entlaufen konnten, beim Abſchiede nicht höhniſch: „Wir kennen euch Preußen wohl, ihr liebt uns „nicht; wartet nur! wir werden im Sommer „mit einem großen Heere an der Weichſel ſtehen, „dieſe elenden Ruſſen, die ſagen, ſie haben „uns beſiegt, ſchlagen, und euch züchtigen, „wie ihr es verdient." Glaubt ihr, die werden anders ſeyn, die ihr jetzt in ihrem Elende tröſtet und heilet? Ihr wärmt nur Schlangen, die erſtarrt ſind; wie ſie das Blut wieder fühlen, beißen ſie ihre Wohlthäter.

Will ich die Freundlichkeit und Gütigkeit an euch ſchelten, brave Preußen, und die Menſchlichkeit zu einem Verbrechen machen? Nein, wahrlich nicht. So überſchwänglich iſt die Fülle des Elends, daß ein Stein Thränen weinen und ein dummer und ſtummer Stock Töne gewinnen könnte; ich will nicht, daß ihr die Menſchen haſſet, aber die Franzoſen ſollet ihr haſſen: ihre dumme Eitelkeit, ihr ſchändlicher Geitz, ihre Verachtung teutſcher Treue und teutſchen Volkes — ihre ganze Verruchtheit und Nichtswürdigkeit ſoll eure Güte und Liebe nicht länger misbrauchen.

Bonaparte entfloh nach Paris; ohne Pomp, ohne Heer, ohne Verkündigungen und Vorbereitungen, ſtill wie ein Dieb in der Nacht, kam er an. Sogleich eine Menge Lügen, Gaukeleien, Entſtellungen und Verdrehungen der Wahrheit, und Bemäntelungen und Verſchleierungen ſeiner Schuld und Tollheit; endlich in dem 29ſten Bericht von dem großen Heer eine Art Sündenbekenntniß, worin vom Winter und Wetter und Glatteis viel, von der Schärfe des ruſſiſchen Glaubens und Schwerdtes wenig; auch, daß die Pferde zu Tauſenden geſtürzt, die Kanonen ſtehen geblieben; über die Menſchen ſelbſt eine gewiſſe

Dunkelheit geworfen: er ſtellt ſich, als wenn er nur Pferde bedürfe, und läßt ſich nicht merken, daß zugleich Kanonen und Gewehre, Menſchen und Thiere, Reiter und Fußvolk untergegangen ſind; bald liſt man Schmeichelei und Fuchsſchwänzerei mit der ſogenannten großen Nation, väterliche Bitten für das theuere und heilbringende Haupt und die zarte Jugend Sr. lallenden Majeſtät des Königs von Rom, erdichtete und erheuchelte Bittſchriften, Dankſagungen, freiwillige Opfer, Entzücken, Freudenthränen, Begeiſterung, und Wonne in ganz Frankreich an den Heiden und Wiederherſteller und für den Helden und Wiederherſteller; neue politiſche Giftmiſchungen der Lüge nach der großen bonapartiſchen Manier, Verkündigung von Wiederherſtellung des Papſtes und der Kirche, von Beruhigung und Befriedung Europens. Was Lug und Trug in einem Sterblichen ausbrüten und erſinden mag, das zeigt dieſer Virtuos der Lüge jeden Tag.

Bethöre und lüge, Bonaparte, brauche Menſchenkünſte und Menſchenliſten, ſo viel du willſt — du wirſt Gott und die Geſchichte nicht bethören; ſie haben dich beſtraft, ſie werden dich beſtrafen, deine Stunde hat geſchlagen — du wirſt fallen. Gott hat dich geſtraft durch das Laſter und die Verruchtheit, die dich und deine Feldherren blind und wahnwitzig ins Verderben trieben, durch die Standhaftigkeit und den Stolz, die er dem Kai ſer von Rußland, durch den Muth und die Streitbarkeit, die er dem ganzen ruſſiſchen Volke in die Bruſt blies, durch den ſtrengen Winter, den er ungewöhnlich früh und heftig über dich und dein Heer verhängte. Du ſollteſt endlich zittern lernen vor einer Allmacht, womit du immer gegaukelt und woran du nie geglaubt haſt: den Wölfen und Raben und Kirchhöfen ſind die Heere geopfert, womit du die Welt erobern wollteſt; du biſt zurückgeſunken auf den Punkt, von wo du vor 13 Jahren ausgingeſt, und mit Schande zurückgeſunken. Ich will dich nicht an alte und unzählige Verbrechen erinnern, ich rechne dir nur vor, wie viel Menſchenglück und Menſchenleben deine wilde Mordluſt und deine unerſättliche Herrſchſucht ermordet hat. In deinen Heeren haſt du 400000 Soldaten zerſtört, außer dieſen wenigſtens 100000 zum Heer gehörige und das Heer begleitende Menſchen jedes Alters und Geſchlechts; in den ruſſiſchen Heeren ſind durch Krankheiten, Wunden, und Eiſen wenigſtens 200000 Soldaten und Menſchen umgekommen: dies macht 700000 Menſchen. Rechne ich dazu die friedlichen Bauren und Bürger von Teutſchland, Polen, und Rußland, welche auf dem verwüſtenden Zuge deiner Heere und in den brennenden Städten und Dörfern getödtet, verſtümmelt, verbrannt, verhungert, und geſchändet ſind; rechne ich die Tauſende, welche die Peſt wegrafft, wohin deine gefangenen und fliehenden Heere kommen, ſo ſind 500000 Menſchen nicht zu viel: dieſer einzige Feldzug koſtet an anderthalb Millionen Menſchen das Leben; wie viele Millionen Leben und Glück er im Keim vertilgt, das kann keiner berechnen.

Haſt du je ſo gerechnet? haſt du hieran je gedacht? Nein, nicht ſo, wie Menſchen denken und rechnen; in deiner Bruſt iſt kein Funke menſchlichen Gefühls. Daß du gewiſſenlos, grauſam, und wahnſinnig ſo viele Hunderttauſende, die dich ihren Feldherrn nannten, hingeopfert haſt, das hat dich noch keinen Augenblick gegrämt. Das grämte und betrübte dich einige Wochen, daß du beſchimpft fliehen müßteſt; ſo lange wareſt du traurig, als du noch fürchten konnteſt, gefangen oder erſchlagen zu werden. Nach der Bereſina machteſt du wieder den Gleichgültigen, ja den Leichtſinnigen, ſcherzteſt mit den Mitgliedern des heiligen Geſchwaders, aßeſt, trankeſt, und ſchlieſeſt wie immer, und reiſeteſt geſund nach Paris: die Leichen, die um dich her lagen, waren für dich nur todte Leiber, ihre Geiſter beunruhigten deine Träume nicht, für ein eiſernes Gewiſſen ſteigen keine Geſpenſter und Schatten aus der Hölle empor. — Du biſt entronnen, du wirſt friſche Menſchenhaufen zuſammen treiben, du wirſt die blutige Arbeit wieder von vorn beginnen. Zittre! es lebt ein Gott, Gott hat dich zerſchmettert, Gott wird dich zerſchmettern. Der Kaiſer Napoleon Bonaparte hat aufgehört Europa zu regieren; er und ſeine ſchändlichen Großvezire und Baſchas ſind vom Schickſal nur aufgeſpart, daß ſie ſich vor der ganzen Welt in ihrer vollen Nichtswürdigkeit ſpiegeln und am langſameren Feuer der Schande gebraten werden. So iſt Gottes Gericht.

So verging durch die Verworfenheit und die Verblendung eines einzigen Mannes in ſechs Monaten die friſcheſte Blüthe von Frankreich, Italien, Teutſchland, und Polen, und wurden viele tauſend Kinder Waiſen, viele tauſend Weiber Wittwen, viele tauſend Aeltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß iſt das Schickſal, ſo unerhört die Niederlage, und ſo unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden und ausrufen muß: ſiehe hier iſt Gott! dies iſt Gottes Finger! Jenes Dunkle und Unbegreifliche, jene unendliche Macht über uns und in uns, die aus den Wolken und aus den Herzen blitzet, die wir Vorſehung, Schickſal, Vergeltung nennen, die vielnamig und vieldeutig in immer gleich furchtbarer Ferne und Nähe uns umgiebt, hat ein Weltgericht gehalten, wie Europa ſeit vielen Jahrhunderten nicht geſehen hat. Schuld und Unſchuld, Sünde und Irrthum, die Getriebenen und die Treiber, die, welchen Gewalt gethan ward, und die, welche Gewalt thaten und thun wollten — alle hat Ein Verhängniß gefaßt und zerſchmettert. Es ſcheint, des Verbrechens war mehr als der Unſchuld; doch wir wollen ſagen: dunkel ſind die Wege des Herrn und kein Sterblicher mag ſie richten noch meiſtern. Hier bei dem ſo großen Elend, daß der Haß ſelbſt ſeinen Stachel verliert und der Zorn entwaffnet wird, hier wo der Trotz ſtumm und der Stolz demüthig iſt, wo die wilde Tigergrauſamkeit und Wolfsgierigkeit als ein modernder Staub im Staube liegt, werden wir ermahnt, verſöhnlich zu ſeyn. Hier hinkt der Küraſſier ohne Roß, ohne Schwerdt, faſt ohne Blut und Leben, die erfrornen Füße mit Baſt und Lumpen umwunden, der Küraſſier, der vor ſechs Monaten den armen Bauren in Maſuren das letzte Brod nahm, es ſpaltete, und jede Seite zu einem Schuh aushöhlte, worauf er wie auf Holzſchuhen einherging; dort trägt einer, der grauſam nach fremdem Gut griff, die Stumpen der abgelöſten Hände umwunden, und empfängt mit der Zunge die traurige Gabe des Mitleids; hier flehet vergeblich um ein Stücklein Brod und bietet dafür Leben und Glieder zum ewigen Dienſt, welcher der Wittwe den letzten Biſſen verſchlang und dem Säugling die Milch in der Mutterbruſt verkümmerte; dort liegt ein anderer, der ein

Wolfsrachen der Wolluſt und des Geitzes war, ächzend und erfrierend am Wege, und hört die Wölfe ſchon die Zähne über ſeinem Gerippe fletſchen; hier ſtreckt einer, der Gott leugnete und denen, die ihn des großen Walters und Vergelters erinnerten, ſpottend zurief: Pah! was iſt euer Gott für ein Ding? die welken Arme vergebens zum Himmel, daß er ihn geſchwind von dem elenden Leben löſe; dort in der letzten Todesnoth will einer beten, der ſonſt nur fluchte, aber er hat keine Worte für Gott, er hat auf ſeinen Lippen überhaupt keine Sprache mehr: ſo ſchrecklich wird die Verruchtheit geſtraft.

So wimmert, ſo ſterbet ihr, ſo lieget ihr da, die aus dem Nil und dem Ebro, aus der Donau und der Weichſel getrunken haben, die Roms Kapitol und Numantias Trümmer, die des ſtolzen Philipps Eskorial und des unſterblichen Friederichs Sansſouci, die Rudolfs von Habsburg Kaiſerſitz und Moskvas heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger, ſchändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Thräne vergoſſen ward, worüber kein Gebet geſprochen ward, wobei Wölfe heulten und Raben krächzten und Hunde bellten und Menſchen fluchten.

So hat Gott gerichtet, ſo wird Gott richten.

Dieſes alles, was in' den letzten zwanzig Jahren ſo wild und gräulich und in dem letztverfloſſenen Jahre 1812. ſo groß und wunderbar geſchehen iſt, klingt gleich Fabeln und Mährchen, und doch iſt es wahr; ja die Wahrheit iſt ſo fürchterlich und ungeheuer, daß ſie ſich nimmer ſo erzählen läßt, wie ſie wirklich war. Napoleon Bonaparte dachte in ſeinem ſtolzen Sinn nichts Geringeres, als Herr der Länder und Völker zu werden, und tyranniſch und mörderiſch alles zu unterjochen, was ſich ihm widerſetzte. Dazu hat er Hinterliſt, Gewalt, Raub, Mord, Heuchelei, und Lüge, und alle teufliſcheſten Künſte der Hölle gebraucht, und lange haben viele blödſinnige und ſchlechte Menſchen geglaubt, daß es ihm mit Gott gelingen würde. So hat er in Frankreich viele Tauſende einkerkern, hinrichten, und vertilgen laſſen, damit er Herr und endlich Kaiſer hieße; in Spanien hat er die Könige hinterliſtig zu ſich gelockt und von dem Thron ins Gefängniß geworfen; Italien hat er an ſich geriſſen, die Herrſcher verjagt, die Freiſtaaten zerſtört, ja ſelbſt das heilige Oberhaupt der katholiſchen Kirche, den Pabſt in Rom, aller ſeiner Herrlichkeiten beraubt, und ihn auf das ſchmählichſte und unwürdigſte gemishandelt: doch will er ein katholiſcher und chriſtlicher Herr und Kaiſer heißen; die freien Schweizer hat er gleich Sklaven gebraucht, und gebraucht ſie bis dieſen Tag ſo; den Freiſtaat der vereinigten Niederlande hat er lange Zeit ausgeſogen und geplündert, darauf hat er ſeinen Bruder Ludwig dort mit Gewalt als König eingeſetzt, und, als dieſer gerecht und königlich regieren wollte, ihn eben ſo mit Gewalt verdrängt, und das Königreich Holland als ein erobertes Land mitten im Frieden weggenommen und mit Frankreich vereinigt; in Teutſchland hat er am ärgſten gewüthet, das alte heilige Reich zerſprengt, und unter dem Namen Rheinbund eine neue Knechtſchaft gebauet, Oeſtreich und Preußen verkleinert, viele Fürſten verjagt, die gebliebenen als unterworfene Vaſallen behandelt, viele Länder und Städte gewaltſam eingenommen und ſie ſeinen Brüdern und Schwägern und Marſchällen zur Herrſchaft und Unterdrückung überantwortet; in dieſer jammervollen Zeit ſind viele redliche und beherzte teutſche Männer verjagt, eingekerkert, weggeführt, hingerichtet wider Gott und alles Recht, wovon ein Tyrann nichts weiß: und iſt ein ſolcher Zuſtand der Schande und des Gräuels geweſen, daß die treueſten Teutſchen Schurken und Verräther, die Schelme aber ehrliche Männer hießen und mit und unter den Fremden das Land regierten. Und weil ihm alles gerieth, ſo hat er endlich Gewalt für Recht gehalten, und iſt übermüthig geworden, und hat auch das fernſte Rußland bezwingen, und dann ganz Europa mit ſeinen Verbrechen ſchänden wollen. Aber Gott hat gewieſen, daß er mächtiger iſt, als menſchliche Künſte und Liſten, und hat ihn binnen einem halben Jahre ſo zerſchmettert, daß er zu ſeiner vorigen Größe nimmer wieder aufſteigen wird.

Als er nun zerſchlagen war durch Gott und durch die Tapferkeit und Frömmigkeit der ruſſiſchen Krieger und des ganzen ruſſiſchen Volkes — da blickte die Welt wieder mit Hoffnung zum Himmel auf, es ermannten ſich die Herzen aller wackeren teutſchen Männer, ſie fühlten die verlorne Freiheit und Ehre, und Krieg! Krieg! Rache und Krieg! klang es mit hunderttauſend Stimmen. Und der König von Preußen hörte den Ruf, und er gefiel ihm wohl, und er vertrauete Gott und ſeinem Volke und ſeiner gerechten Sache, und ließ die Worte ertönen: Krieg gegen den treuloſen Bonaparte! Krieg gegen die hinterliſtigen Franzoſen: und alles preußiſche und teutſche Volk freuete ſich und frohlockte, und es wuchs den Menſchen das Herz bis in den fernſten Gränzen des teutſchen Landes. Und dem Panier, das der König von Preußen, der erſte Vorfechter der Freiheit Teutſchlands, als ein Zeichen der Rache und Ehre erhöhen ließ, ſtrömten aus allen Gegenden viele

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01906/013

tauſend Männer und Jünglinge zu, und wollte keiner der letzte ſeyn; und ſie haben Leib und Leben und Hab und Gut gegeben, damit das Vaterland gerettet würde; ſie haben ſich gerüſtet und bewaffnet, und rüſten und waffnen ſich jeden Tag, damit ſie die Wuth und den Uebermuth der frechen Unterdrücker brechen und bandigen. Und ſo iſt nebſt den ſiegreichen Heeren des Kaiſers von Rußland ein ſtolzes teutſches Heer ins Feld gerückt, und ſchon ſind ſie mit Gottes gnädiger Hülfe weit vorgeſchritten, und ſind ihnen ſchon mehrere unterdruckte Furſten und unterjochte Städte des teutſchen Reichs zugefallen, und brennt alles Volk in den Landſchaften ringsum vor Luſt, gegen die Franzoſen und ihren blutdürſtigen Tyrannen aufzuſtehen.

Bonaparte aber gebraucht ſeine alten Tücken und Lügen, wovon er nicht laſſen kann, und ſind noch immer einige Verräther, die ihm helfen, und einige Buben, die mit ihm im Finſtern ſpielen; doch ihr Werk wird ihnen nicht gelingen. Er fordert jetzt Himmel und Erde zu Zeugen auf, daß er gegen Rußlands Herrſchſucht für Teutſchland in den Streit ziehe, daß er für die teutſche Freiheit und die teutſchen Fürſten fechte, daß er nur Teutſchlands Ehre und Glück gewollt habe und jetzt wolle, und ſein rechter Kaiſer und Beſchützer ſei. Und unter dieſen Namen wüthet er, und meint ſeine wankende Macht durch Furcht und Gewalt zu halten; daher läßt er als Aufrührer greifen und wegführen, die da redliche und kühne Männer ſind, und als Empörer erſchießen, die für ihr Vaterland und ihr Volk aufſtehen. Aber ſeine Gaukelei hilft ihm nichts, denn niemand glaubt ihr; und ſeine Grauſamkeit iſt vergeblich, denn ſchon iſt der Zorn mächtiger, als die Furcht: und hinfort wird er mit einem ganzen Volke Krieg haben, und nicht mit einzelnen Soldaten, und die böſe Zauberei, womit er die Welt wie beſeſſen gehalten hat, wird mehr und mehr zerrinnen. Denn furchtbar iſt die Macht, die gegen ihn ſtreitet: da iſt der gewaltige und ſiegreiche Kaiſer von Rußland Alexander; da iſt der König von Preußen mit einem ſtolzen Heere; da iſt der Kronprinz von Schweden mit den tapferſten Kriegern; da iſt das freie England, das Heere ausrüſtet und beſoldet und Waffen und Kriegszeug und Geld ſendet; da ſind die unterdrückten Herrſcher und Fürſten des Vaterlandes, die ſich nun zur Sache Gottes und der Gerechtigkeit werden wenden; da iſt das ganze teutſche Volk, das durch langes Unglück gelernt hat, daß es brüderlich zuſammen halten und für Einen Mann ſtehen muß, wenn es nicht in ewiger Schande bleiben will; da iſt endlich der allmächtige und gerechte Gott, der die Freiheit liebt, der gewaltigſte und herrlichſte Streiter, der uns beiſtehen wird, wenn wir nicht für Tand und Ungerechtigkeit, ſondern für Ehre und Gerechtigkeit in den Krieg ziehen.

Wir können jetzt mit fröhlichen Augen und gläubigen Herzen zum Himmel aufblicken. Gott iſt da, Gott iſt mitten unter uns, Gott iſt gleichſam ſichtbar in die Weltgeſchichte getreten; Gott hat gewollt, Gott will: wir müſſen auch wollen. Dieſer alte treue Gott des teutſchen Vaterlandes, der unſere Vorfahren unter ſo vielen Wechſeln der Welt Jahrtauſende frei erhalten hat, iſt mit uns und wird mit uns ſeyn. Er hat auch den Herrſchern in das Herz gegeben, daß ſie nur für die Gerechtigkeit und durch die Gerechtigkeit ſiegreich ſeyn werden. Sie wollen nur befreien, ſie wollen nicht rauben und erobern; die Gränzen des teutſchen Volkes wollen ſie mit den Waffen wiedergewinnen, das Reich wieder herſtellen, und dann jeglicher in ſeine Heimath ziehen.

Groß iſt Gott, groß und wunderbar hat er ſich in dieſen letzten Tagen erwieſen; groß iſt die Zeit und ihre Beſtimmung, groß und herrlich wird ſeyn, was ſie aus ihrem dunkeln Schooße gebiehrt: es wird für uns ſeyn, es wird für das teutſche Vaterland ſeyn, wenn wir die vergeſſene teutſche Tugend und Treue wieder erfaſſen. Wir haben dann die gewiſſeſte

Hoffnung, daß ein ſo heiliger Krieg glücklich und ehrenvoll hindurchgeführt werden und daß Teutſchland eine Verfaſſung gewinnen wird, die es in feſterer Einheit bindet, und für lange Zeiten vor jenen unglücklichen Stürmen ſichert, die es ſo ſchrecklich erſchüttert haben

Dies alles habe ich den Menſchen vor Augen geſtellt und ſtelle es vor Augen, damit die Schwachen ſtark und die Faulen geſchwind und die Verzagten muthig werden, und damit die, welche noch in des Wütherichs Gewalt ſind, nach dem rechten Heil ausſehen, wo es wirklich iſt. Wehe aber denen, welche jetzt nicht fühlen, daß ein teutſches Vaterland iſt, welche jetzt nicht bereit ſind zu der heiligen Arbeit und ſchönen Gefahr, welche jetzt noch an den fremden Unterdrückern hangen! Gott hat ſie verworfen, ihr Volk verwirft ſie, die Geſchichte wird ſie verwerfen. Wehe auch allen teutſchen Buben und Verräthern, die noch mit den Fremden zetteln und ſpinnen! Der Tag der Rache iſt da, das teutſche Volk und die teutſche Ehre ſind erwacht, es wird vergehen, was ſie geſchandet hat und was ſie ſchänden will; ihre Schande wird auf ihren Kopf fallen, Gott wird über die Böſen Gericht halten, wie er in Rußland und Polen Gericht gehalten hat.

Alſo, teutſches Volk was wollet ihr? was müſſet ihr jetzt wollen? Höret mich.

Eure Altvordern, die Germanen, eure Vä

ter, die Teutſchen, waren wegen ihrer Tugend, Tapferkeit, Freiheit, und Gerechtigkeit das geprieſenſte Volk der Welt, ſie haben eine unvergängliche Geſchichte verdient. Wollt ihr ihre Ehre durch Schande beſchmutzen! wollt ihr die uralte teutſche Freiheit durch Knechtſchaft ſchänden? wollt ihr als Weichlinge und Sklaven auf ihren Gräbern graſen, bis ihre Gebeine ſich umwühlen vor Zorn und ihre Geſpenſter erſcheinen zur Rache, und euch verdammen und euch verfluchen, und ihr als ein beflecktes und verächtliches Volk aus der Geſchichte abſcheidet?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht. Eure Vorfahren waren ein mächtiges und gefürchtetes Volk, und ſtifteten einen Staat, dem unter dem Namen Kaiſer ein gewaltiger Herr vorſtand, und der durch ganz Europa nur *das Reich* genannt ward und beinahe ein Jahrtauſend in Ehre und Majeſtät beſtanden iſt. Jetzt ſprechen die Franzoſen und ihr blutiger Treiber nur von einem franzöſiſchen Reiche: *das große Volk, das große Reich, der große Kaiſer* — das müßet ihr täglich hören, und dieſe Götzen ſollet ihr anbeten. Freilich den Klang könntet ihr der Eitelkeit gönnen, denn groß iſt man darum noch nicht, weil man ſich ſelbſt groß nennt; aber die Fremden unterſtehen ſich, das uralte freie teutſche Land ihr Land, ihr unterjochtes Land zu nennen; ſie unterſtehen ſich Teutſchland Frankreich und

Teutſchlands Fürſten Frankreichs Vaſallen zu nennen; ihre Henker, die Generale Davouſt und Vandamme, wann ſie in Düſſeldorf, Hamburg, Braunſchweig, Lüneburg, Bremen, Oldenburg teutſche Männer einkerkern und hinrichten, nennen dieſe Städte franzöſiſche Städte, und dieſe unglücklichen Männer franzöſiſche Unterthanen. Dürfen ſie das? ſollen ſie das? wollet ihr das länger dulden?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Ihr hanget an euren Fürſten. Ihr thut Recht. Wir ſollen gehorchen denen, welchen Gott die Gewalt über uns gegeben hat. Aber die Fürſten haben die Gewalt von Gott nur für das teutſche Vaterland, nicht gegen das Vaterland. Auch befehlen ſie euch heute nicht als freie Männer und Herrſcher, ſondern als die unglücklichen Werkzeuge eines fremden und tyranniſchen Willens. Gezwungen gehorchen ſie dem grauſamen Unterdrücker der teutſchen Freiheit, gezwungen führen ſie eure blühende Jugend den franzöſiſchen Fahnen zu. Wie könnte ihr Herz franzöſiſch ſeyn, da ſie für teutſche Herrlichkeit und Ehre geboren ſind und die bonapartiſche und franzöſiſche Tücke und Treuloſigkeit wohl kennen? Denn gelängen Napoleon ſeine verruchten Entwürfe, wahrlich bald herrſchte kein teutſcher Fürſt mehr, er würde einen nach dem andern vom Thron ſtürzen, wie er ſchon vielen gethan hat, und franzöſiſche Statthalter und Marſchälle und Oberaufſeher würden teutſche Männer beherrſchen und plagen. Der Wolf findet ſo leicht Urſache am Schaafe, wenn er es zerreiſſen will. Wollet ihr franzöſiſche Sklaven ſeyn? wollet ihr franzöſiſche Feldherren, franzöſiſche Aufſeher, Zöllner, und Menſchenplager zu Herren haben? wollet ihr die Ehren eurer Fürſtengeſchlechter zuerſt mit Schande bedeckt, dann auf immer erniedrigt und vertilgt ſehen?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Ihr ſprechet eine ſtarke, ſchöne, klangreiche, und ſeelenreiche Sprache, eine Sprache ſo voll Tiefſinn und Hochſinn, ſo voll Klang und Innigkeit, daß die ſeligen Geiſter des Lichts ſie erfunden zu haben ſcheinen, eine keuſche, männliche, einfältige Sprache, worin der ſtolze. redliche, und reine Sinn eurer tapfern Ahnen ſich ſpiegelt. Lange iſt dieſe Herrlichkeit von euch nicht mehr geachtet worden; zu lange ſchon hat man an euren Hoflägern und in euren Geſellſchaften, ja auf euren Jahrmärkten und Gaſſen franzöſiſch geplappert, man hat die leichtfertige und verführeriſche Sprache der Fremden nachgeplappert; man hat ſich kaum geſchämt, teutſch weder ſprechen noch ſchreiben zu können. So hat die fremde Peſt gefallen, ſo hat die fremde Sprache mit ihren Schmeicheleien und Lügenkünſten gefallen, weil ſie ſo flach und üppig iſt und weil die alten teutſchen Tugenden ſeltener geworden ſind. —

Und jetzt! wie weit erfrecht ſich fremde Gewalt? Sie verbietet euch teutſch zu ſprechen und zu denken, ſie möchte mit eurer Sprache die letzten Erinnerungen eurer Geſchichte, die letzte teutſche Liebe auslöſchen. Die fremden Ueberzieher dringen euch ihre Elendigkeit auf, ſie ſchließen die teutſchen Schulen; ſie geben euch franzöſiſche Befehle und Geſetze; ſie beherrſchen euch durch franzöſiſche Feldherren und Miniſter; ihr ſollet elendig und knechtiſch werden wie ſie, ihr ſollet Franzoſen werden. Teutſche, wollet ihr das heiligſte Vermächtniß eurer Väter, wollet ihr das glanzendſte Gedächtniß eurer Geſchichte, wollet ihr die Wurzel eures Lebens euch rauben und abhauen laſſen? wollet ihr euch ſchämen, daß ihr Teutſche geweſen ſeid.

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Die Franzoſen ſind behend, gewandt, leichtfertig, gegen ſich und gegen andere treulos; ſie ſchmiegen ſich mit einer gewiſſen Biegſamkeit und Gefügigkeit in alles hinein, ſie ſtehlen ſich mit Lügen und Schmeichelern und Knechtsdienſten durch; ſie thun alles, dulden alles nach dem Wink eines fremden Willens, und geben ſich doch immer das Anſehen, als ſeien ſie die Herren; wie ihre Sprache im kleinlichen Geſchnatter und tonloſen Geſäuſel hinplappert und hinziſchelt, ſo iſt ihr Karakter kleinlich, eitel, und prahleriſch; weil ihnen der Stolz fehlt, ſo ſind ſie ſchlau, weil ihnen die Redlichkeit fehlt, ſo ſind ſie lügneriſch, weil ihnen die Gerechtigkeit fehlt, ſo ſind ſie blank: daher ihre Geſchicklichkeit, die Scheine aller Dinge und Tugenden darzuſtellen und mit Lügen und Täuſchungen zu gaukeln, wie kein anderes europäiſches Volk. Sagt, gefällt euch ſolcher Tand, ſolche Leichtfertigkeit und Knechtſchaft? Sollen ſolche Gaukler eure Herren ſeyn? wollt ihr ein ſolches Dienervolk, ein ſolches leichtes Geſindel werden? wollt ihr Lüge für Wahrheit, Schein für That, Gaukelei für Ehre, Knechtſchaft für Freiheit haben?

Nein, Teutſche, das woll't ihr nicht. Wind iſt das Element des Franzoſen, Waſſer und Schaum iſt ſein Gemüth. Bei unſern Vätern war der Name franzöſiſcher Windbeutel ein Schimpf; und auf dieſen leichten Wind ſoll die ſchwere teutſche Feſtigkeit und Treue hinfort ruhen? So weit der Himmel von der Erde iſt, ſo weit war verſchieden, was der Franzoſe und Teutſche ſonſt Treue, Beſtändigkeit, Ehre nannten. Was ſie ihre Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit heißen, das wollen wir ihnen nicht beneiden, wenn wir nur die Redlichkeit und den Ernſt haben, weswegen man einſt den teutſchen Namen pries. O mit den Moden und Sitten der Seine, und mit ihrer lügneriſchen, gaukeliſchen, und üppigen Sprache iſt eine Leichtfertigkeit und Flatterhaftigkeit zu uns gekommen, die unſern biedern Vätern fremd war. Dies alles muß vertilgt werden; in Teutſchland Franzoſen nachäffen, franzöſiſch ſprechen, und ſeine Kinder franzöſiſch vertändeln und entteutſchen muß bei jedermänniglich ein Schimpf werden. Das iſt die rechte Scheidewand, die zwiſchen den beiden Völkern ſtehen muß, das undurchbrechliche Bollwerk, das uns vor dem ſchmeichelnden und ſchleichenden Verderben ſchützt. — Oder, Teutſche, wollet ihr bleiben, wie ihr nun ſeid? wollet ihr nicht wieder werden, wie eure Väter weiland waren, und wie ihr ſeyn ſolltet? ſoll die alte teutſche Redlichkeit, Biederkeit, Beſtändigkeit, und Wahrhaftigkeit nur als ein dunkles Bild der Vergangenheit, als ein erhabener Traum großer Seelen da ſtehen? ſollen ſie nicht mehr lebendig in euren Herzen ſtehen? ſoll die Tugend noch länger Barbarei, ſoll die Lüge noch länger Artigkeit, ſoll die Untreue noch länger Liebenswürdigkeit heißen? Wollet ihr Franzoſen ſeyn?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Gefällt euch das Neue? euer junger Rheinbund? euer junges Glück? eure junge Verfaſſung? Gefallen euch die franzöſiſchen Geſetze, die Präfekten, die Maires, die Gensd'armes, alle die franzöſiſchen Plagen, Titel, und Namen? gefällt euch das ganze Geſchlepp von unteutſcher Tyrannei, das die Wälſchen euch gebracht haben? gefallen euch die willkührlichen Einkerkerungen, Entführungen, und Hinrichtungen teutſcher Männer, die in dem heiligen teutſchen Reiche gottlob ſonſt etwas Unerhörtes waren? gefällt euch, daß eure Fürſten von den übermüthigen Franzoſen gemishandelt werden? gefällt euch, daß eure Schriftſteller euch verkündigen, Bonaparte ſei der Weltbefreier und Weltbeglücker, der Liebling Gottes, der großmüthige und gerechte Wiederherſteller und Stifter Teutſchlands? gefällt euch, daß eure Zeitungen ihn euren Herrn und Kaiſer und Beſchützer nennen? kurz, gefällt euch die ganze ſchmeichelnde und kriechende und hündiſche Schande? gefällt euch die Knechtſchaft und Tyrannei der Franzoſen, die ſo alt iſt als ihre Geſchichte? wollt ihr Franzoſen ſeyn? wollt ihr Knechte der Franzoſen ſeyn? wollt ihr Knechte der Knechte ſeyn?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Fremde Gewalt hat den ehrlichen teutſchen Namen daheim und draußen geſchändet. Teutſche, man hat eure Kinder weggetrieben, und wegtreiben laſſen, wie man das unvernünftige Vieh treibt. Sie haben in Oeſtreich und Tyrol, in Schleſien und Preußen gegen ihre eigenen Brüder unſelig geſtritten, und ein ſchändliches Gerücht und gerechte Flüche verdient; das hochherzige Hiſpanien, das fromme Rußland haben über teutſche Krieger Gottes Rache vom Himmel herabgerufen. Redet! ſoll euer Name zugleich als ein verächtlicher und verfluchter Name aus der Geſchichte verklingen? wollt ihr für fremde Henker noch länger eure Ehre morden laſſen? wollt ihr länger dulden, daß man die Enkel des freieſten Volks der Erde wie Sklaven gebraucht und für Tyrannen ſchlachten läßt? wollt ihr länger für Franzoſen ſtreiten?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Wenn man ein Haus zerrütten will, ſtiftet man Hader; wann man ein Volk verderben will, ſtiftet man Zwietracht. Unſere Väter waren ein mächtiges Volk, wir waren Jahrhunderte das mächtigſte Volk Europens; wir könnten durch Eintracht noch heute das mächtigſte und glücklichſte ſeyn. Schon die Römer ſtreueten in Germanien Saamen der Zwietracht aus, Auguſtus und Tiberius und ihrer Nachfolger Künſte und Hinterliſten gegen unſere Altvordern, die Germanen, waren groß; oft gelang ihnen die Entzweiung, nie die Unterjochung derſelben: die Tugend jener Menſchen war größer, als ihre Verblendung. Im Mittelalter ſäete der Pabſt in Rom oft Zwietracht, und verwirrte und ſchwächte uns. Darauf kamen die Franzoſen. Dieſen hat ſeit drei Jahrhunderten unſere Freiheit und Gerechtigkeit zu glücklich gedäucht; ſie haben uns oft und viel hinterrückiſch belauert und angefallen; jetzt haben ſie ſich unterſtanden, uns zu beherrſchen. Dieſe, unſre ſchlimmſten Feinde, die das Geheimniß unſerer

Stärke und Schwäche wohl kennen, beten, wie die Römer weiland gegen die Germanen:

„O bleibe und daure den Teutſchen doch, wenn nicht Liebe zu uns, doch Haß gegen einander.“

Denn das iſt es: Unſere Uneinigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Vaterland hat uns verdorben, und uns dahin gebracht, wo wir jüngſt noch waren und woraus der gnädige Gott uns erretten will. Wollen wir künftig noch Land gegen Land ſtreiten laſſen? wollen wir länger dulden, daß Teutſche gegen die teutſche Freiheit zu Felde ziehen? wollen wir in unſern Geſchichten die traurige brudermörderiſche Unehre verewigen, daß Teutſche von teutſchem Eiſen durchbohrt werden, daß Teutſche über Teutſche Siegesfeſte feiern, und daß der tückiſche Feind ſich freuet, der nur auf dieſe Weiſe über ein tapferes und kriegeriſches Volk die Oberhand gewinnen und behalten kann? Wollen wir das? wollet ihr das?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Nein! nein! das alles wollet ihr nicht, und könnet ihr nicht wollen.

Ein freies und ruhmvolles Teutſchland, ein mächtiges und ſtolzes Vaterland, ein glänzendes teutſches Reich und einen gewaltigen teutſchen

Kaiſer, ein freies und gerechtes Volk müſſet ihr wollen.

Die Tugend, Redlichkeit, und Treue eurer Väter, die Liebe und Sehnſucht des Vergeſſenen und Verlornen, wodurch eure Vorfahren wackere und glückliche Männer waren — die müſſet ihr wollen.

Die Frömmigkeit und Gottesfurcht und das dem Himmel vertrauende Herz, welche eure Väter zu jeder edlen Geduld und Arbeit ſtärkten und gegen Laſter und Schande verwahrten — die müſſet ihr wollen.

Haß und Zorn gegen eure Unterdrücker, Haß und Zorn gegen ihren Tand, ihre Knechtſchaft, ihre Sprache, ihre Sitten und Moden, und gegen ihr ganzes blänkes, äffiſches, und buhleriſches Weſen, und gegen alle, die in Teutſchland ihre Affen und Sklaven ſeyn und bleiben wollen — den müſſet ihr wollen und gebieten, auf daß teutſche Ehre und teutſcher Stolz-dagegen wieder erſtehen.

Eintracht, Brüderlichkeit, Verträglichkeit, Verſöhnung aller Fehden und Unbille, ewiges Vergeſſen der jammervollen Zwietracht teutſcher Stämme und Lande gegen einander — das müſſet ihr wollen.

Durch tapfern Krieg, durch friſchen Muth, durch frohe Hingebung von Gut und Blut für das Vaterland müſſet ihr die Schande auslöſchen, die Freiheit wieder herſtellen, und das ehrwürdige und heilige Reich der Teutſchen wieder aufrichten, und einmüthiglich und trotziglich auf Gott und euer Recht die Waffen nehmen, und den Feind ſchlagen und vertilgen, ſo lange er in euren Gränzen ſitzt.

Wenn ihr das recht wollet und fühlet, wenn ihr das Unſterbliche und Gerechte, wenn ihr das alte Teutſchland wollet und fühlet, dann wird ein herrliches teutſches Zeitalter beginnen. Gott wird euch mit Sieg krönen, und euch Weisheit verleihen, wie ihr euer zerrüttetes und zerfallenes Vaterland wieder aufrichten möget.

Auf denn alle! auf mit Gott und mit dem Glauben an Ehre und Tugend! auf mit den himmliſchen Waffen gegen die hölliſchen Waffen! Waget Männer zu ſeyn, freie und ehrenwerthe Männer; waget euren Vätern zu gleichen; waget eure Feinde zu übertreffen; waget zu ſiegen oder zu ſterben — und die Geſchichte wird wieder von den lange verſchwiegenen und verhülleten teutſchen Ehren erklingen.

Geſchrieben zu Dresden in den erſten Tagen
des Aprils 1813.

Zwei Worte
über die
Entſtehung und Beſtimmung
der
Teutſchen Legion.

Die Freiheit iſt der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr der Braven,
Die Freien trägt der Sternenſaal,
Der Teufel herrſchet über Sklaven.

1813.

Zwei Worte
über die
Entſtehung und Beſtimmung
der
# teutſchen Legion.

Teutſchland war durch eine unſelige Verkettung unglücklicher Verhältniſſe und Begebenheiten, durch die Herzloſigkeit und Ehrloſigkeit ſeiner Herren und Fürſten und durch die Hinterliſt und den Trug einiger mit den Franzoſen und mit Frankreichs Tyrannen buhlenden und geheim zettelnden Verräther in Sklaverei gefallen, und fremde Satrapen, Zöllner und Henker beherrſchten, plagten und richteten die Enkel der Germanen, vor deren unüberwindlicher Streitbarkeit und Liebe zur Freiheit und Tugend die Römer in der Blüthe ihrer Macht gezittert hatten und die als Beginner und Anführer der neuen Geſchichte die höchſten Ehren des Abendlandes wegen ihrer Tapferkeit und Macht unbeſtritten und wegen ihrer Gerechtigkeit und Mäßigkeit auch unbeneidet getragen hatten. Doch konnte ein Volk, das den Sitz uralter Freiheit bewohnte, nicht plötzlich alle Erinnerungen ſeiner Geſchichte vergeſſen, es konnte nicht ganz vergeſſen, was es einſt geweſen war: viele dienten aus Feigheit oder Geiz als gemeine Knechte, die meiſten empörten ſich in ihren Herzen gegen die Schande, und hofften von Gott, von Zorn und Rache endlich Erweckung und Erlöſung. Es waren in der jammervollen Zeit, die zwiſchen den Anfang der Knechtſchaft, das Jahr 1800, und zwiſchen das Jahr 1812 fällt, mehrere Epochen eingetreten, welche Befreiung verſprachen, z. B. die Jahre 1809 und 1810, wo Spanien die Heerskraft des Unterdrükkers ableitete; aber bei den Führern des Volks fehlte der Stolz, der Muth und die Eintracht, wodurch Teutſchland ſich ſelbſt die Ehre und Freiheit hätte wieder erſtreiten können. In den zu traurigen Jahren von 1805 bis 1812 wurden Teutſchlands Ketten immer feſter geſchmiedet durch Teutſchlands Fürſten, die ohne ein teutſches Vaterland und ohne teutſche Liebe und Treue mit kleinen und gierigen Herzen einem fremden Tyrannen dienten, der ſich Kaiſer des Abendlandes und Befreier und Wiederherſteller Teutſchlands nannte. Auch das gehörte zur Schande, welche dieſe Fürſten über ihr Volk brachten, daß ſie nicht allein viele Tauſende ihrer ſogenannten getreuen Unterthanen und geliebten Kinder in fremden Ländern gegen die Freiheit ſtreiten und verflucht und verabſcheut von der Mitwelt und Nachwelt erſchlagen ließen, ſondern daß ſie gegen jedes teutſche und menſchliche Gefühl, gegen jeden ſtolzen Gedanken und jedes freie Wort für die Franzoſen die Auſlaurer, Schergen und Nachrichter machten und ſich zu Dienern der Finſterniß und Unterdrückern des Lichts erniedrigten.

So, mit immer getäuſchten Hoffnungen und mit dunkeln Ausſichten in die Zukunft kamen wir zu dem Jahr 1812. Ein ſchwarzes Gewitter hatte ſich um Europens Horizont zuſammengezogen und bräuete Schrecken und Verwüſtung. Es war kein Geheimniß, wohin ſeine Wolken ziehen und ſich entladen würden. Bonaparte hatte den Krieg von 1809 zweifelhaft geführt, er ward in jenem für Oeſtreichs Ehre unſterblichen Feldzuge nicht durch Siege, ſondern durch eine ſeltene Gunſt der Umſtände gerettet; er führte den Krieg mit den edlen und ſtolzen Hiſpaniern unglücklich, der unbezwingliche Muth des Volkes, die heiligen Manen und Erinnerungen von Palafox, Romana, Albuquerque, und die ewige Vorſehung, welche den Freien und Hochherzigen beiſteht, und Wellingtons, des engliſchen Feldherrn, kühner Genius ſtritten gewaltig gegen ihn: jedes Jahr fraß ihm mehr denn 100,000 Krieger, ſein blutrother Ruhm verdunkelte ſich im Weſten. Er mußte etwas thun dieſen Ruhm wieder aufzufriſchen, Stolz, Unruhe und Herrſchſucht trieben ihn und ſeine Schaaren gegen Oſten. Teutſchland ſollte völlig geſchändet und unterdrückt, die letzten Kräfte Preußens und Oeſtreichs ausgeſchöpft und verſchlungen, und dann ſollten beide Mächte, mit Schimpf und Elend beladen, ausgelöſcht werden; mit Rußland hoffte er für's Erſte noch Unterhandlungen einzuleiten und die Sachen vielleicht ein Jahr bis zwei Jahre hinzuhalten, und dann, an der Weichſel und an den Karpathen auf feſten ehernen Füſſen ſtehend, die immer mehr angeſchwollene und ſtärker gerüſtete Macht unwiderſieblich gegen den Oſten zu treiben und auch dort ſeine Wiederaufrichtung und Erlöſung der Welt zu verkündigen. Es war noch vielen dunkel, was das Jahr bringen und ob Kaiſer Alexander dem Truge und der Liſt Standhaftigkeit und Ehre entgegen ſetzen werde Krieg ſchien jedermänniglich unvermeidlich, aber wann und wie dieſer Krieg auflodern werde, das wußten die Herrſcher kaum, geſchweige denn die andern Sterblichen.

Als die Sachen im Winter und Frühling des Jahrs 1812 ſo ſtanden, da richteten ſich in Teutſchland die Herzen und Geſinnungen einiger freien und wackeren Männer auf und ſie ſahen nach der Himmelsgegend, wo die Sonne aufgeht, und hofften dort auch den Aufgang der Freiheit. Bei den meiſten aber war Feigheit größer als Tapferkeit und Geitz mächtiger als Ehre; ſie verzweifelten an der Freiheit und dem Vaterlande, weil ihre Herzen ungläubig und nichtig waren, und viele drängten ſich freiwillig zu den Bonapartiſchen Räuberfahnen, weil ſie Beute, Lohn und Ehrenſtellen, Gewißheit des Sieges und Leichtigkeit ſeines Genuſſes vorherſahen und vorherſagten und Bonaparten in ihren Herzen ſchon als ihren Herrn begrüßten. Jene Freien und Tapfern zogen denn gegen Oſten über das Meer und über die Weichſel; ſie zogen nicht ohne trübe Gefühle dahin: ſie hatten und liebten ein teutſches Vaterland und ein teutſches Volk — deswegen konnten ſie unter Knechten nicht wohnen; ſie fühlten wohl, als der Wind in ihre Segel blies, als der erſte ruſſiſche Zöllner ihnen den Schlagbaum der Gränze öffnete, welch einen

Abſchied ſie nahmen und mit wie ungewiſſen Hoffnungen ſie in das Elend gingen. Aber für freie und männliche Seelen giebt es keine Mittelwege zwiſchen Schande und Ehre und Freiheit und Sklaverei; ſie haben nur Einen Gott, Ein Gewißen und Ein Herz und müßen den Dienſt ihres Gottes, ihres Gewiſſens und ihres Herzens thun.

Mehrere teutſche Männer wanderten alſo aus, weil ihnen alles Elend und alle Noth lieber war als die Knechtſchaft; da ihnen ihr Vaterland genommen war, ſo kannten ſie kein anderes Vaterland als den heiligen Boden, wo gegen den grauſamſten und hinterliſtigſten aller Tyrannen für die Freiheit der Welt gefochten ward. Gottlob ſchon leuchteten teutſchen Männern glänzende Beiſpiele, ſchimmernde Zeichen der Ehre in dem allgemeinen Schmutz der Schande: viele edle teutſche Jünglinge, durch nichts als ihr Herz ermahnt, ſtritten ſchon ſeit drei und vier Jahren an dem Tajo und Guadalquivir unter Hiſpaniens und Brittanniens Fahnen für das höchſte Gut des Menſchen, für die Freiheit. Die neuen Auswanderer nach Rußland wurden von den Franzoſen und ihrem ſchändlichen Anhang in Teutſchland als Narren, als Verräther des Vaterlandes, als Aufrührer gegen ihre Herren, als ehrloſe und heimathloſe Vagabunden geſtämpelt. Das mußtet ihr hören, redlichſte und beherzteſte teutſche Männer? aber es war euch ein Klang des Ruhms, der bis zu der fernſten Nachwelt teutſcher Geſchichte tönen wird — das mußtet ihr hören, Freiherr von Stein, Graf Chaſot, Gneiſenau, Tidemann, Boſe, Tettenborn, Clauſewitz, ritterliche Grafen Dohna, und ſo viele andere edle teutſche Männer und Jünglinge, die ihr Vaterland und Ehrenſtellen, Schlöſſer, Güter und Häuſer, Weiber und Kinder verließet, weil ihr die Freiheit über alles liebtet; das krächzten die höhnenden Stimmen feiger und feiler Menſchen euch nach, die für eure Tugend und Ehre kein Maaß in ihrer Bruſt hatten.

Um die Mitte des Sommers brach der Krieg wirklich aus. Da erhielten die meiſten der Männer eine feſte Beſtimmung: ein Theil ſtellte ſich unmittelbar unter die ruſſiſchen Fahnen, ein anderer Theil ſchloß ſich zu einem heiligen Geſchwader zuſammen. Bonaparte hatte an 150000 Teutſche mit ſeinen banditiſchen Horden fortgetrieben; Kaiſer Alexander hoffte, dieſe Menſchen werden nicht vergeſſen haben, daß ſie einſt ein freies und glorreiches Vaterland hatten und daß jeder Schritt, der ſie weiter gegen Oſten führte, ein Schritt näher der ewigen Schande und Knechtſchaft ſei; er hoffte, ſie werden bei der erſten Gelegenheit die Paniere des Tyrannen verlaſſen und ſich zur Ehre und Gerechtigkeit wenden. So ward unter ſeinen Auſpicien und unter der Leitung eines edlen teutſchen Fürſten, welchem Ehre beſſer gefallen hatte als Sklaverei, der Name Teutſche Legion ausgeſprochen. Dieſer Name war in Spanien ſchon geheiligt, dort focht in das vierte Jahr eine Teutſche Legion für die Freiheit, die ſo hohe kriegeriſche Ehren gewonnen hat, als die andern Teutſchen, die von ihren Fürſten dorthin verrathen wurden, Schmach und Fläche verdient haben.

Der Name **Teutſche Legion** war ausgeſprochen und klang bis an die Nordſee und Schelde und Alpen, als ein Hoffnungsklang. Ueberläufer hatte man mehr gehofft, als kamen: der teutſche Soldat fühlte, wie er als ein Vieh in Tod und Schande getrieben ward; die teutſchen Officiere und Edelleute, die ihm befahlen, fühlten das zu wenig, bei ihnen war das Vaterland und der Adel lange ausgeſtorben, und ſie hielten die Gemeinen feſt. Der Geitz war ihre Ehre und Sicherheit der Schande ihr Stolz geworden; ſie meinten, Bonaparte ſei unbeſieglich, und für eine Tugend, die ſie nicht kannten, wollten ſie das elendige Leben nicht wagen. Es kamen nur wenige Ueberläufer. Am meiſten wuchs die teutſche Legion durch Gefangene. Dieſen legten brave Officiere das rechte teutſche Evangelium aus, daß die Freiheit das Heiligſte, daß die Gerechtigkeit das Höchſte, daß Gott im Himmel über Kaiſern und Königen iſt; ſie erhellten ihnen die Augen und die Herzen, und Thränen floſſen über die Wangen teutſcher Männer und Liebe quoll in den Brüſten teutſcher Krieger, die ſolche Worte vorher nicht gehört hatten. Mit einer Verblendung und Dummheit, die von Gott kam und die ihn verderben ſollte, hatte Bonaparte alles Glück ſeines Heers auf ein ungewiſſes Spiel geſetzt: der Bandit wußte nichts von Tugend, der Lügner nichts von dem Glauben an Gott — ruſſiſche Frömmigkeit und Tapferkeit zerſtörte ihn, binnen fünf Monaten verlor er durch das Schwerdt und durch Hunger und Froſt an 400,000 Mann, und etwa 10000 armſelige Flüchtlinge mit erfrornen Gliedern und mit Todeskrankheiten in den Eingeweiden entrannen über die Weichſel, damit ſie bald in Lazarethen ſtürben. Viele tauſend Teutſche wurden gefangen, mehrere Tauſende von dieſen wurden durch die Teutſche Legion vom Tode gerettet, der ſie bei den weiten Zügen gegen Oſten und den ſchrecklichen Wintertagen gewiß verzehrt haben würde. Viele teutſche Väter und Mütter werden auch deswegen die Teutſche Legion ſegnen, weil ſie ihnen die Söhne erhielt; aber bald wird das ganze Vaterland ſie ſegnen, wenn ſie auf Teutſchlands Feldern auftritt und auf franzöſiſche Schädel und Rücken die blutigen Siegel der Rache drückt.

So entſtand die Teutſche Legion. Weil Neid und Haß und Erbitterung von Franzoſenknechten und von ſolchen, die gern mit franzöſiſchen Orden geprahlt hätten, allerlei Mißdeutung und Verleumdung gegen ſie verbreitet [illegible], ſo müſſen über die Vorwände der Tadler und über die Beſtimmung der Legion noch einige Worte geſagt werden.

Sie haben die Officiere und Gemeinen der Teutſchen Legion *Abentheurer*, *Vagabunden*, *Aufrührer gegen ihre Fürſten und ihr Vaterland*, *Revolutionsſtifter*, *Knechte Englands und Rußlands* genannt; ſie haben geſagt, *ein Officier und Soldat müſſe ſeinem Fürſten blind gehorchen*, *ſobald er ſich eines Willens unterfange und nach dem Recht oder Unrecht einer Sache fragen wolle*, *löſen ſich die Bande alles Gehorſams und die Welt gehe unter*; ſie haben wie hinterliſtige Schlangen andere Anklagen und Entehrungen im Finſtern ſchleichen laſſen, wodurch ſie ihre Schande beſchönigen und die Ehre wackerer Männer beflecken wollten. Hierüber müſſen ein'ge kurze und wahre Worte geſagt werden.

Seit den Jahren 1805 und 1807, wo Teutſchlands Schändung und Unterjochung vollendet ward, war in vielen treuen und biederen teutſchen Herzen die Idee einer geheimen Propaganda der Tugend und Freiheit gebohren. Dieſe Idee trat im preußiſchen Staat unter dem Namen Tugendbund gleichſam mit einer anerkannten und geheiligten Oeffentlichkeit auf, ward aber durch das Geſchrei dummer Ariſtokraten und durch die wirkſamere Zuflüſterung des tugendleeren Spöttergeſchlechtes, welchem alles Heilige und Erhabene ein Gräuel iſt, bald als eine leere Gaukelei gewieſen, ja wohl als eine gefährliche Gaukelei, woraus franzöſiſche Revolutionen von Freiheit und Gleichheit brüten könnten. Der Bund blieb nur eine Idee. Vielleicht hielten einige ſeiner Mitglieder noch im Stillen zuſammen, nicht als durch eine äußere Verbindung, ſondern als durch eine Verbrüderung der Herzen. Weil aber bei dem äußeren eiſernen Druck und der tückiſchen und weitumgreifenden Spionerei der Franzoſen die Idee einer ſolchen Propaganda immer natürlicher und alſo auch immer glaublicher ward, ſo träumten viele Menſchen von einem durch ganz Teutſchland beſtehenden und feſt in einander geſchloſſenen Bund, die Guten mit einer geheimen Hoffnung, die Böſen mit einer Unglück ahndenden Furcht, die ſich unter Spott zu verhüllen ſuchte. Das war allerdings wahr, in jeder Landſchaft, in jeder Stadt Teutſchlands ſchloſſen ſich in dieſen Tagen des Unglücks die redlichen und ächten Männer enger zuſammen, die Geſinnung vereinigte ſie zu einem Bunde, der keine Regeln noch Weihen und Prieſter hatte, und im Stillen gährte und glomm ein heißer Haß gegen die Schildträger und Speichellecker der Unterdrücker und gegen die Knechte der Knechte des fremden Tyrannen: hinfort däuchte den Guten ein Verbrechen, ſich nicht von den Böſen zu ſcheiden, neutral ſeyn fieng bei ihnen an Schande zu werden, es konnte in Teutſchland nur noch zwei Menſchenarten geben, Vaterlandsfreunde und Franzoſendiener, die erſten gleich Biederleuten, die zweiten gleich Schelmen zu achten. Die Schelme rächten ſich alſo an den Biederleuten: er iſt ein Narr, ein Schwärmer, ein Vagabund, ein Jakobiner, ein Tugendbündner — das waren im Munde der nichtswürdigen und flachen Spötter Ehrentitel teutſcher Männer und die Franzoſenknechte und Franzoſenſpäher erzählten Wunder von Revolutionsplanen und mörderiſchen und mordbrenneriſchen Anſchlägen der Tugendbündner, die da alle teutſche Könige und Fürſten unter das Beil bringen und ganz Teutſchland mit Leichen und Aſchen bedecken wollen. Die Franzoſen ſchrieen dieſe Töne eifrig nach, und ihre Großhenker in Teutſchland, Davouſt und die Seinigen, nannten jeden teutſchen Mann, der noch ein Teutſchland fühlte und dem bei dem Namen Freiheit und Vaterland die Bruſt vor Liebe höher ſchlug, einen

Mordbrenner und Banditen. Solcher Spott und Hohn, der Beſchimpfung ſeyn ſollte, klang den teutſchen Männern, die nach Spanien und Rußland giengen, aus tauſend nichtswürdigen Kehlen nach. Auch leyerten ſie die gewöhnlichen pariſiſchen Beſchuldigungen nach, England beſolde in Teutſchland insgeheim eine jakobiniſche und mordbrenneriſche Parthei, für Englands ſchnödes Gold dienen teutſche Schreiber und Aufrufer und empören ſich teutſche Edelleute und Officiere gegen ihre Herren; Rußland auch biete ihnen ſeine Ehren und ſeine Knechtſchaft als Preis des Verraths an, und dergleichen mehr, was diejenigen ſchimpfen können, die ſich die Bonapartiſche Manier zum Muſter nehmen. So war die Welt umgedrehet worden, daß die vormaligen Jakobiner jeden freien und gerechten Mann einen Jakobiner nannten. Am meiſten Gewicht aber legten ſie auf den Titel Empörer und Meuterer; ſie nannten die Ausgewanderten Verräther der teutſchen Freiheit, Abtrünnige und Abfällige von ihren Fürſten, Verderber und Zerſtörer des Vaterlandes.

Hierüber muß Einiges erinnert werden: falſche Anſichten und Darſtellungen verwirren und bethören oft auch Treugeſinnte. So ſagen wir ihnen denn, was die Worte Vaterland, Fürſt und Gehorſam bedeuten.

Sein Vaterland nennt der Menſch nicht allein einen gewiſſen Boden, wo er gebohren iſt, ſondern in dieſes heilige und theure Wort ſchließt er einen unendlichen Schatz von Liebe, Treue und Freude ein. Der Menſch iſt kein Thier wie die herzloſe Katze, welches immer an demſelben Fleck liebt, ſondern nebſt der allerdings unnennbar lieben Natur von Himmel und Erde und Bergen und Thälern und Seen und Strömen, worin er ſpielen, arbeiten und ſich freuen lernte, liebt er in dem Begriff des Worts Vaterland ſeine größten Herrlichkeiten und Heiligthümer: er liebt und ehrt darin die Sitten und Geſetze, die Wiſſenſchaften und Künſte, die Spiele und Freuden, ja die Mühen und Arbeiten eines ganzen Volkes, das mit ihm durch das geiſtigſte und gewaltigſte Band aller Bande, durch die gemeinſame Sprache, vereinigt iſt. Demnach iſt des teutſchen Menſchen Vaterland kein anderes als das Land der teutſchen Zunge, in Königsberg oder München, in Wien oder Brüſſel, im Straßburg oder Hamburg, in Holſtein oder Schwaben fühlt der Teutſche ſich bald heimiſch, er iſt wie in ſeinem Vaterlande, denn er iſt in ſeinem Volke und lebt daſelbſt wie in dem Sinn und Geiſt ſeines Volkes. Daher iſt das Vaterland und die Freiheit, ohne welche kein Vaterland beſteht, nächſt Gott und dem Himmel auch der höchſte Gedanke des irdiſchen Menſchen.

Vaterland und Volk iſt in einem gewiſſen Sinn Eins. Wenn man Vaterland ſpricht, denkt man mehr an das Aeußere, wenn man Volk ſpricht, mehr an das Innere eines Landes. Was die Menſchen von Einer Zunge in Sitten, Leben, Thaten, Wiſſenſchaften und Künſten Gemeinſames hatten und thaten oder haben und thun — das heißt ein Volk: ſo giebt es ein ſpaniſches, teutſches, franzöſiſches, ruſſiſches Volk.

Damit nun das Heilige und Verehrliche, welches in einer großen Menge Menſchen gemeinſchaftlich lebt, damit das Große und Unſterbliche, was ein Volk gethan, gedacht, erfunden hat, oder thun, denken, erfinden kann, erhalten würde — darum wurden Geſetze gegeben, Ordnungen, Kaiſer, Könige, Fürſten und Obrigkeiten geſetzt, daß ſie ſolches an Gottes Statt erhielten und beſchützten.

Fürſten ſtehen alſo an Gottes Statt und tragen in ſeinem Namen das Schwerdt und Scepter der Gerechtigkeit und Gewalt und ſollen nach Gottes Gebot als heilige und unverletzliche Männer geachtet und geehrt werden; und wehe dem, der Hand und Herz gegen einen Geſalbten und Geheiligten des Herrn erhebt! Aber ein Sprichwort ſagt jeder Name hat ſein Amt. Die Fürſten haben heilige Rechte, aber ſie haben noch heiligere Pflichten. Sie ſind die erſten und höchſten Diener des Volkes und Vaterlandes und verwalten in Gottes Namen die Ehren und Herrlichkeiten des Volkes. So lange ſie das wirklich thun, iſt ihre Majeſtät ehrwürdig wie die göttliche; ſobald ſie aber ihre Pflicht brechen, verlieren ſie auch ihr Recht. Wenn die Fürſten das Vaterland unterdrücken, wenn ſie ſeine Ehre und Unabhängigkeit an Fremde verrathen und verkaufen, wenn ſie ihre Unterthanen wie das Vieh wegtreiben und abſchlachten laſſen, wenn ſie Gerechtigkeit und Ehre ſchänden, wenn ſie nicht tauſendmal lieber in Freiheit ſterben als in Unehre leben — ſo ſind ſie keine Bilder der göttlichen Majeſtät mehr, ſie ſind keine Geheiligte des Herrn mehr, ſie haben ſich ſelbſt zu Knechten und zu Pöbel erniedriget und dürfen nicht verlangen, daß freie und wackere Männer ihnen gehorchen ſollen. Denn das Vaterland wird als ein unvergängliches und das Volk als ein unſterbliches gedacht, aber der König und Fürſt ſtirbt und ein anderer oder gar keiner tritt in ſeine Stelle ein.

Wo ſind alſo Teutſchlands Fürſten? wo iſt das göttliche und unzerbrechliche Recht, durch welches ſie befehlen? wo iſt der heilige Gehorſam, den ſie fordern können? Seht euch um, teutſche Menſchen, hört mich, teutſche Soldaten — und dann richtet über Recht und Unrecht.

Nicht mit dem Vaterlande ſind Teutſchlands Fürſten geſtanden und gefallen. Unvergeſſen iſt das Jahr 1805, als die Fürſten von Baiern, von Wirtemberg, von Baden, und der verruchte Erzkanzler von Dalberg, der ſich jetzt Großherzog von Frankfurt betiteln läßt, in offener Empörung von Kaiſer und Reich abfielen und ihre armen Unterthanen gegen Teutſchland und gegen Teutſchlands Kaiſer für die Franzoſen ſtreiten ließen; unvergeſſen ſind die Jahre 1806 und 1807, als teutſche Fürſten Bonaparten die Schlachten bei Jena und Auerſtädt gewinnen halfen, als teutſche Krieger die ſchleſiſchen Feſtungen für die Franzoſen eroberten, als viele Zehentauſend Teutſche durch ihre Fürſten getrieben vor Danzigs Mauren und in den blutigen Feldern von Pultusk, Eilau, Heilsberg, Friedland erbleichen mußten: das nannten die teutſchen Fürſten Fürſten Teutſchlands Freiheit befeſtigen und es von Englands verderblichem Einfluß, von Oeſtreichs ſchlummerloſer Herrſchſucht, von Preußens gefährlichen Entwürfen erlöſen, daß ſie es den ländergierigen Franzoſen und dem blutdürſtigen und herrſchſüchtigen Bonaparte unterwarfen; unvergeſſen iſt die Schande des Jahres 1809, wo in Baiern, in Franken, in Oeſtreich, in Tyrol die teutſchen Fürſten gegen das Vaterland und für die Franzoſen unſchuldiges teutſches Blut vergoſſen; und ſoll Spanien erzählen, wie viele tauſend Teutſche dort ermordet ſind? ſoll Rußland ſeine Lazarethe und ſeine Gräber zeigen, euch teutſchen Menſchen die Hunderttauſende zeigen, die nimmer wieder erwachen? Haben eure Fürſten, hat der blutige Tyrann, dem ſie euch und eure Ehre verriethen, euch nicht immer vorangeſtoßen, daß ihr als die erſten fielet? ſo in Tyrol, ſo bei Wagram; ſo bei Smolenſk, ſo bei Borodino; wer beſchreibet den Jammer und die Noth, die durch ſie auf euch gekommen ſind? wer erzählet die Mishandlungen und Entehrungen? wer nennet die Richtplätze und Kerker, wo teutſche Fürſten ihre Unterthanen durch franzöſiſche Henker fangen und hinrichten ließen? was haben die Elenden für die Gerechtigkeit, Treue und Ehre ihres Volks je gethan? oder vielmehr, was haben ſie dagegen nicht gethan? Und ſolche wollen noch Gehorſam fordern? ſolche Aufrührer gegen das heilige teutſche Reich, ſolche Empörer gegen Tugend und Freiheit, ſolche Knechte der Furcht und des Geizes wollen Ehrenmänner Verräther nennen? Sie ſind keine Fürſten mehr, ſie haben ſich ſelbſt ihres Amtes entſetzt; wer ihnen gehorcht, der dient der Ungerechtigkeit, der Sklaverei und der Schande.

Gegen ſein Vaterland und gegen ſein Volk hat der Menſch frühere und unverbrüchlichere Pflichten, als gegen die Fürſten. Denn die Fürſten ſind nur Diener und Verwalter des Vaterlandes und des Volkes, ſie ſind nur für das Vaterland und das Volk da, nicht iſt ein Land und ein Volk, damit Fürſten ſeien. Wenn Fürſten alſo thun und gebieten, was gegen das Vaterland iſt, oder wenn ſie ſich gebärden, als müßten ſie ſolches thun, ſo ſind die Unterthanen von ihrem Eide gelöſt; denn ihr Eid und Gelübd gegen Vaterland und Volk iſt auch ungeſchworen unvergänglich wie gegen Gott ſelbſt, den Fürſten ſchwören ſie nur, weil ſie Pfleger der Gerechtigkeit und Beſchützer des Vaterlandes ſeyn ſollen.

Von keinem Dinge in der Welt haben die Menſchen ſo lächerliche und abgeſchmackte Vorſtellungen und Gedanken, als von dem was ſie ſoldatiſchen Gehorſam und ſoldatiſche Ehre nennen. Sie gebärden ſich, als ſei für dieſen Gehorſam ein eigenes Gewiſſen und als habe dieſe Ehre über allen andern Ehren eine eigne jungfräuliche Zartheit. Der Soldat ſoll blind gehorchen und ſeines Herrn Befehle blind ausführen — das iſt die Lehre der meiſten Menſchen, welche eine Mondur angezogen haben. Dieſe abſcheuliche Lehre iſt von Tyrannen und Despoten und von ihren Knechten erfunden, gerechte und tapfere Herrſcher bedürfen ihrer nicht; wenn ſie gelten ſollte, ſo müßten Gerechtigkeit, Freiheit und Ehre von der Erde verſchwinden. Denn wie mag ein Volk frei und glücklich bleiben und ſich gegen die Schlangenliſten der Tyrannei bewahren, wenn es einem Herrſcher gelingt die Ordnung einzuführen, daß alle Welt Soldat ſeyn muß, und wenn der Soldat auf dieſe Weiſe gehorchen ſoll? Hat nicht gerade durch dieſe Lehre und durch die Verwandluug eines ganzen Volkes in ſolche Soldaten Bonaparte die Erde in ihren Grundfeſten erſchüttert und das Glück nnd die Ehre von ganz Europa zerſtört? Dem Menſchen hat Gott Vernunft gegeben, daß er vernehme, und Gewiſſen, daß er Recht und Unrecht unterſcheide; er iſt mit himmliſchen Gedanken und Neigungen nach Gottes Ebenbilde geſchaffen und nicht wie das dumme Vieh mit niedrigen Lüſten und Begierden, daß er ſich treiben laſſe, wohin der Treiber will Auch ſagt die heilige Bibel und das Gewiſſen dem Menſchen, daß er lieber ſterben ſoll als Unrecht thun — und Fürſten ſollten Gewalt haben ihm zu befehlen, Schande zu üben und gegen das eigene Volk und gegen fremde Völker Henkersdienſt zu verrichten? Nimmermehr. — Das Soldatenweſen iſt das dummſte und ſchlechteſte auf der Erde, wenn der Menſch nicht Tugend und Ehre im Herzen hat und wenn er Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit die Unſterblichen nicht mehr liebt als Fürſten, welche ſterblich ſind. Das gemeine Soldatenweſen hat eine anſteckende Peſt in ſich, welche die meiſten Menſchen vergiftet und verdirbt; das ungemeine Soldatenweſen, wo der Krieger

A 5

für Gerechtigkeit und Vaterland ficht, iſt dagegen das Edelſte und Höchſte aller menſchlichen Dinge. Wie viele eitle und übermüthige Dummköpfe hat der Prunk der Paradeplätze und die bunte Zierlichkeit von Kleidern und Waffen nicht von jeher gemacht! wie hat dies in leerer Einbildung und hohlem Dünkel von jeher das bischen beweglichen Geiſt der meiſten Krieger verſtockt! wie liegt überhaupt in dem geſchloſſenen Zuſammenſeyn ohne ein hochſtrebendes und begeiſtertes Gefühl eine ermattende und tödtende Nichtigkeit! Und dann die Gewalt der Gewohnheit, die für die meiſten Sterblichen die mächtigſte Gewalt iſt? So wie Spießgeſellen von Räuberbanden durch Verbrechen und Miſſethaten immer feſter zuſammengekettet werden, ſo bindet ſelbſt der ungerechteſte und grauſamſte Tyrann mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Banden die Krieger an ſeine Perſon, wenn ſie lange mit ihm ausgezogen ſind: ſie nennen und glauben es zuletzt ihre Ehre, für einen Wütherich zu ſtreiten und für ihn Freiheit und Gerechtigkeit zu unterdrücken. Das iſt auch Soldatenehre; ja viele, die ſo laut mit Ehre prahlen, haben keine andere als dieſe. Haben wir nicht das friſcheſte Beiſpiel gehabt? haben wir es leider nicht noch? haben nicht viele teutſche Befehlshaber ſich gefliſſentlich zur Theilnahme an der Schande gedrängt? haben ſie nicht auch mit ihren Herzen unter Bonapartens Fahnen gefochten? Haben nicht teutſche Fürſten und Grafen und Freiherren und Edelleute damit geprahlt, daß ſie als gemeine Schergen eines blutdürſtigen Despoten gegen ihre Landsleute, ihr Vaterland und die Freiheit Bonapartiſche Ehren und Sterne der Ehrenlegion verdienten? Haben nicht Teutſche — hört es, Teutſche, und ergrimmet! — unter ihm verlernt, daß ſie einſt als ein biederes und gerechtes Volk geprieſen wurden? haben ſie nicht ihre Ehre und die heiligere und unverletzlichere Ehre ihrer Väter befleckt? ſind ſie nicht Nothzüchter, Räuber, Brandſtifter und Mörder geworden, und liegen nicht auch deswegen ihre Gebeine auf allen Gefilden Europens zerſtreut?

Das iſt das Geprieſene, das iſt der Soldatengehorſam und die Soldatenehre, dahin führen ſie. Nein dieſes Nichts wird vor dem beſſeren Geiſt verwehen und zerſtieben, der die teutſchen Brüſte wieder mit alter Ehre und Treue durchflammt; kommen wird die Zeit und iſt ſchon da, wo man die Ehrenlegionſterne unter dem Galgen verbrennen wird, wo man als Buben und Verräther aus Teutſchlands Gränzen vertilgen und ächten wird, die für die Franzoſen und gegen das Vaterland die Waffen ergreifen. Gott im Himmel hat Gericht gehalten, Gott im Himmel wird Gericht halten über die Böſen, und büßen werden, die gegen Ehre und Freiheit für die Fremden ſchalketen. Denn wo iſt eine Stadt und ein Dorf, ja wo iſt ein Weg und ein Steg in Teutſchlands weiten Gränzen, die nicht von franzöſiſchen Verbrechen befleckt wären? wo iſt eine Hütte und ein Haus, wo nicht über geſchändete Weiber und Töchter, über in die ferne Fremde weggetriebene und im

Elend geſtorbene oder auf Schlachtfeldern der Schande erſchlagene teutſche Brüder und Söhne gejammert würde? Die Fürſten können dem Vaterlande nicht mehr helfen; ſie wollen ihm nicht mehr helfen. Sie können nicht, weil ſie keine Ehre und keinen Muth haben und weil Glück und Sieg ſich nimmer an ſo viele Schande binden wird, als ſie gethan und erlitten haben; ſie wollen nicht, weil ſie kein teutſches Vaterland haben noch erkennen, weil ſie jeden Tag Leute und Länder wie das dumme und gemüthloſe Vieh vertauſchen und verkaufen können, weil ſie lange ſchon kein teutſches Herz und keine teutſche Seele mehr haben, ſondern nur das Wälſche und Franzöſiſche nachäffen, ehren und lieben.

Das teutſche Volk muß ihm ſelber helfen; es muß ſein altes freudiges Herz und ſeine begeiſterte Tapferkeit wieder erwecken; es muß in allen Landen, Kreiſen und Gauen einmüthig, einträchtig und gewaltig aufſtehen mit Gott und mit ſeiner Ehre und gegen die fremden Unterdrücker und die abſcheulichen Vaterlandsverräther in die Poſaune des Zorns blaſen und das Schwerdt der Rache ziehen: es muß nichts fühlen als Haß, heißen feurigen Haß gegen die Franzoſen und treue innige Liebe gegen die Teutſchen; nicht mehr Baier und Oeſtreicher, nicht mehr Preuße und Sachſe, nicht mehr Weſtphale und Schwabe, kein Volk, keine Landſchaft, kein Unterſchied werde hinfort gehört, ſondern Teutſchland, teutſches Volk, teutſche Ehre, teutſche Treue; auf ewig vergeſſen und erloſchen ſei die Zwietracht und das

Unglück, welche der Geitz und die Feigheit und der Ungehorſam der Fürſten über das Vaterland gebracht haben; als Freunde, als Brüder, als Kinder Eines Landes ſollen ſich alle die Herzen und die Hände reichen, und die Franzoſen werden vor der heiligen kriegeriſchen Wuth der Germanen zittern, wie ihre Vorfahren davor gezittert haben; nicht mehr gehört werden der Pabſt und Luther und Kalvin als Namen und Unterſchiede, welche uns entzweien und zerſtören: der alte Irrthum iſt vergangen, nicht um verſchiedene Meinungen und verſchiedene Geſtalten des Gottesdienſtes ſollen Teutſche ſich länger haſſen und zerreißen; die Welt wartet eines neuen Pabſtes und Luthers, der in künftigen lichteren Jahrhunderten die Kirche wieder in Einheit zuſammenbinden wird: ſiehe wir haben ja alle Ein Evangelium, Einen Gott, Eine Erlöſung, Eine Hoffnung des irdiſchen und Eine Zuverſicht des himmliſchen Lebens: das aber ſei jetzt unſer Evangelium und die fröhliche Botſchaft und Lehre des Heils und der Erlöſung, daß der Herr und der Knecht, der Edelmann und der Freie, der Bauer und der Bürger zum Schwerdt greife und gegen die Franzoſen ziehe und Teutſchland, Vaterland, Gerechtigkeit und Rache rufe. So werden unſre Ehren wieder auferſtehen und das Unheil und die Schmach der letzten Jahre abgewaſchen werden.

Auch die Teutſche Legion iſt beſtimmt, eine ſolche Vereinigung teutſcher Herzen und Kräfte zu befördern und die unſelige Trennung und Zerſpalſung teutſcher Menſchen aufzuheben. Ihr Name ſagt, daß ſie alle Teutſche umfaſſe, Tyroler und Brandenburger, Baiern und Sachſen, Holländer und Schweitzer, Ditmarſen und Staier, iſt irgend ein kleinſter teutſcher Stamm, ein kleinſter und verſteckteſter Gau des Vaterlandes. — in ihr iſt ein Vereinigungspunkt, wo ſie ſich ſammeln und lernen können, daß nur Ein Teutſchland iſt und ſeyn ſoll und daß die Gewalt und der Aufruhr der Fürſten gegen ihr Vaterland und ihr Volk aufhören muß. Die Teutſchen wollen keine franzöſiſche Empörung und Umkehrung, keine franzöſiſche Freiheit und Gleichheit, ſie wollen keine Könige und Fürſten ermorden; aber ſie wollen die Fürſten zum Gehorſam zwingen, ſie wollen den Trug und Verrath der teutſchen Buben ſtrafen, ſie wollen den Uebermuth der Franzoſen dämpfen, ſie wollen ihr Land von der Knechtſchaft erlöſen und Ordnungen ſtiften, wodurch die Freiheit zu lange Zeiten befeſtigt und beſchützt werden kann. Dies iſt ein heiliger Zweck und ein heiliger Krieg, und das Blut, das darin vergoſſen wird, gefällt Gott dem Herrn, dem Schöpfer und Beſchirmer der Freiheit, wohl.

Die Teutſche Legion ſteht da, ein heiliger Name und eine heilige Schaar, unter deren Panier alle ſich ſammeln können, deren Fürſten noch mit dem fremden Tyrannen ſtehen und auch die, welche fern von dem eigentlichen Teutſchland gebohren in den Teutſchen den Athem der Freiheit und Gerechtigkeit wieder wehen fühlen, wodurch germaniſche Männer einſt ſo herrlich waren; die Teutſche Legion ſteht da als eine Schaar, in welcher die kleinlichen Unterſchiede der Befehlenden und Gehorchenden aufhören, in welcher jeder teutſche Mann, der für das Vaterland ſtreitet, als ein Ehrenmann, als ein geliebter Freund und Bruder umfaßt und geachtet wird, in welcher derjenige vor Menſchen und vor Gott der Beſte und Herrlichſte heißt, der für das Vaterland das wärmſte und redlichſte Herz in der Bruſt trägt.

England, das freie, ſtolze und ritterliche England, das jetzt in die zwanzig Jahre gegen die franzöſiſche Bosheit und Tyrannei mit glücklichen Waffen ſtreitet, hat die Teutſche Legion in Sold genommen und wird ihr einen berühmten teutſchen Mann zum Feldherrn geben. Es iſt nimmer gemeint, daß ſie je außerhalb Teutſchlands Gränzen fechten ſoll, daß ſie, wie ihre Feinde und die Franzoſen ausbreiten werden, nach Afrika, nach Amerika und Oſtindien geſchickt werden mögte — nein, nur in Teutſchland, nur gegen die Franzoſen ſoll ſie ſtreiten, und nach wiedereroberten teutſchen Gränzen und wiedergewonnener teutſcher Ehre ſoll jeder, der einen ſo glorreichen Krieg überlebt, ruhig und glücklich in ſeine Heimath ziehen und dem Gott danken, der ihm die Freude beſcherte, ſein Vaterland wieder in Freiheit blühen zu ſehen.

Die Teutſche Legion hat ein Zeichen, das auf die Heiligkeit des Kampfes und auf das teutſche Vaterland anſpielt. In ihren mit Eichenlaub, dem Lorbeer teutſcher Helden, umſtickten Fahnen ſieht man den heiligen Georg, der den hölliſchen Lindwurm erſticht, und man lieſt darin die Reime;

Auf! auf! gekommen iſt die Zeit,
Es fällt der bunte Drache,
Aus allen Landen weit und breit
Erklingt der Ruf der Rache,

Dieſe wenigen Worte ſchrieb ein ehrlicher Teutſcher, dem die teutſche Legion zwar von ganzem Herzen angehört, der aber kein Mitglied von ihr iſt. Er mußte loben was lobenswürdig iſt, er mußte die ſchnöden Urtheile und die hinterrückiſchen Verleumdungen, wodurch man die treueſten und redlichſten teutſchen Männer, die nichts Theureres haben als teutſche Freiheit und nichts Schlechteres kennen als Knechtſchaft, zu verwunden und anzuſchwärzen ſucht; er mußte die verwirrten Herzen teutſcher Jünglinge und Männer, welche das Zeitalter und die Weltverhältniſſe und Gottes Verhängniſſe nicht zu deuten verſtehen, tröſten und aufhellen; er mußte zeigen, was allein ewig iſt und ewig ſeyn kann und ſeyn ſoll. Es iſt eine gewaltige Zeit, Gott der Rächer, Gott, der barmherzige und furchtbare Gott, iſt ſichtbarlich unter uns; er wird mit uns ſeyn und unſere Sache ausführen, wenn wir mit rechter teutſcher Treue in den Kampf ziehen. Was werden wird iſt dunkel, wie die Welt ſich wieder geſtalten wird iſt verborgen; aber das Alte iſt vergangen und etwas Neues muß werden. Was geſchehen muß iſt hell, was wir thun müſſen iſt keinem verborgen: wir müſſen das Rechte und Redliche thun, wir müſſen für das Vaterland und die Freiheit und Gerechtigkeit ſtreiten und ſterben, wir müſſen als Krieger Gottes und nicht als Krieger des Teufels ausziehen. Das Uebrige wird Gott richten und verwalten.

Des Teutſchen Vaterland.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſts Preußenland? iſts Schwabenland?
Iſts, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſts, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſts Baierland? iſts Staierland?
Iſts, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſts, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſts Pommerland? Weſtfalenland?
Iſts, wo der Sand der Dünen weht?
Iſts, wo die Donau brauſend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts Land der Schweitzer? iſts Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt das teutſche Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts, was der Fürſten Trug zerklaubt?
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt das teutſche Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den franſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutſcher heißet Freund,
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott vom Himmel ſieh' darein!
Und gieb uns rechten teutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Ueber
Volkshaß
und über den
Gebrauch einer fremden Sprache

von

E. M. Arndt.

Εἱς οἰωνος ἀριστος, ἀμυνεσθαι περι πατρης.

1813.

Bibl.
Univ.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ueber
Volkshaß.

Man will hier einen Gegenſtand, der unſtreitig einer der wichtigſten Gegenſtände der Geſchichte und auch der politiſchen Geſetzgebung iſt, keinesweges erſchöpfen — dann müßte man ein Buch ſchreiben — ſondern bloß einige Worte zur Verſtändigung ſprechen, einige leichte Gedanken hinwerfen, die über das Ganze wieder Gedanken erregen. Dies iſt das Leben fliegender Blätter.

In Zeiten von Krieg und Hader, beſonders in ſo unglücklichen Zeiten, wo einige Völker oder Ein Volk nach allgemeiner Herrſchaft ſtreben, andere vor der Schande der Knechtſchaft oder unter dieſer Knechtſchaft zittern, oder kämpfen, damit dieſe Schande nicht über ſie komme, oder damit die gekommene abgeſchüttelt werde — da wird natürlich oft geredet von dem, was man Volkshaß oder Nationalhaß nennt.

Die Einen ſagen denn: Volkshaß iſt ſo natürlich und nothwendig als das Leben, ja er iſt das Leben ſelbſt, denn ohne reinen Haß gegen Etwas iſt gar kein Leben, wenn anders nicht Faulheit, Geiſtloſigkeit, Schlaffheit, oder gar die wirkliche ſchändliche Knechtſchaft, deren Einleiterinnen jene drei erſten ſind, Leben genannt werden ſoll. Erdreiſtet ſich vollends ein Volk, mich und mein Volk unterjochen und zu einem Knecht machen zu wollen, ſo fordern alle Gefühle erlaubter Rache, die Gott zur Vertheidigung meines Daſeyns in meine Bruſt gepflanzt hat, ja alle Gefühle der Tugend mich auf, ſolches nicht zu leiden, ſondern gegen die Unterdrücker aufzuſtehen und durch alle mögliche Mittel zu ſchänden und zu verderben, die mich und mein Volk ſchänden und verderben wollen. Da iſt der Haß gegen das fremde Volk nicht allein erlaubt, ſondern geboten; denn die Knechtſchaft iſt die Amme aller Laſter und die Großmutter aller Lüge und Teufelei: ein Sklav kann ſein Angeſicht und ſeine Gedanken nicht zum Himmel erheben, er kann Gott nicht anbeten, er kann keine ſeiner Pflichten ſicher und würdig erfüllen, ein Sklav eines fremden Volkes kann überhaupt kein Menſch ſeyn.

Die Andern warnen dann: Haß, Rache, Rachekrieg, Krieg auf Leben und Tod, Aufforderung, alle Fremden, die des eigenen Landes Herren ſeyn wollen, ohne Gnade zu vertilgen, wo ſie ſich in deinen Gränzen finden — welche gräuelvolle und abſcheuliche Worte für einen Chriſten: wie klingen ſie gleichſam aus der alten lange verſchollenen heidniſchen Wildheit und Rohheit hervor, und wollen milde und geſittete Völker, ja gar chriſtliche Völker, wieder zu reißenden Thieren machen! Wir ſind Chriſten, wir haben die Lehre der Gnade und Freundlichkeit Gottes, wir haben das Evangelium von der Liebe, und wir ſollten eine ſolche verruchte Lehre von Haß und Rache unter uns predigen laſſen? Sagt nicht Chriſtus unſer Herr: Segnet, die euch fluchen, und thut wohl denen, die euch haſſen, und wir wollten bloß die wilden und unmenſchlichen Triebe walten laſſen, und noch hoffen, daß Gott uns bei ſolchen Empfindungen und Geſinnungen Glück und Sieg geben ſoll? Nimmermehr. Ihm müſſen wir die große Sache und ihre Entſcheidung anheimſtellen, ihm, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge iſt, und alles in Menſchlichkeit, Geduld, und Verträglichkeit ausführen und ausführen laſſen: denn der Sanftmüthigſte kann wohl der tapferſte ſeyn und der Mildeſte der unerſchrockenſte in der Schlacht, und wilde und racheluſtige Herzen haben nicht immer den größten Muth.

So ſtehen in Zeiten der Zwietracht und des Unglücks, wie die Zeit iſt, worin wir leben, zwei Partheien gegen einander, die in einem gewiſſen Sinn beide Recht haben, meiſtens aber leere Lufthiebe gegen einander thun, weil ſie von zu verſchiedenen Welten ſprechen. Jene Erſten haben unſtreitig Recht — das ſagt einem jeden tugendlich und frei geſinnten Mann ſein Gefühl; jene Zweiten haben es auch, wenn man die Sache bloß überirdiſch oder vielmehr außerweltlich anſieht. Wenn man aber das, was auf Erden wirklich iſt und geſchieht, wenn man die Menſchen, wie ſie ſind und ſeyn müſſen, betrachtet, ſo haben ſie völlig Unrecht. Sie vermiſchen zwei Welten, die geſchieden ſtehen und ewig geſchieden ſtehen werden, die kleine und die große, die irdiſche und die himmliſche Welt, und wollen für die erſte Grundſätze gelten laſſen, die nur für die zweite gelten ſollen. Ihr Chriſtenthum iſt nur ein ſchlecht verſtandenes Chriſtenthum: denn wenn wir glaubten und thäten, wie ſie meinen, ſo hätte Chriſtus das Evangelium der Faulheit gepredigt. Ich ſage, wie es iſt.

Der ſanftmüthigſte, mildeſte, frommſte Menſch, mit Einem Worte der Chriſt, iſt allerdings das Schönſte, was man denken oder ſehen kann, und ein ſolcher Menſch wird gewiß alle Pflichten des

Lebens zugleich auf das ſtillſte und tapferſte erfüllen: er wird im Unglück am feſteſten ſtehen, weil er Gott in ſeinem Herzen hat: er wird in der Schlacht wie ein unerſchütterlicher Fels ausharren, weil allein die Schande Schrecken für ihn hat und der Tod gar keine. Aber wie? ihr, die ihr ſo viel ſprechet von Chriſtenthum und von chriſtlicher Liebe, ſollte ein ſolcher ſanftmüthiger und frommer Chriſt gar nicht zürnen und ergrimmen können? O ihr irret: ihr kennet das Menſchliche nicht, weil ihr keine Menſchen mehr ſeyd, ſondern in Faulheit und Abgeſtorbenheit der edlen und kühnen Triebe der menſchlichen Natur untergehet. Ein Menſch, der die rechte Liebe hat, muß das Böſe haſſen, und haſſen bis in den Tod. Das hat Chriſtus gethan, welcher doch der Sanftmüthigſte war und wie ein himmliſches Kind in Freundlichkeit auf Erden wandelte. Wißt ihr nicht, wie er die heuchleriſchen und klügleriſchen Phariſäer ſchalt und verſpottete? wie er ergrimmte, als er den heiligen Tempel zu Jeruſalem entweiht ſah, und den Krämern und Wechslern die Tiſche umſtieß und ſie hinaustrieb? Könnt ihr fühlen, welch ein tiefer und hoher Zorn es war, der ihn am Kreuz über das Böſe und über die Sünde triumphiren ließ? Hat er euch nicht geſagt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern den Krieg? Hat er euch nicht gelehrt, haben ſeine Jünger und Boten nach ihm nicht gelehret, daß das ganze Leben des Menſchen und Chriſten ein ewiger Kampf und Krieg ſeyn ſoll gegen das Böſe? — Und iſt es dem Menſchen auf Erden gegeben, in unſchuldigem Frieden zu wohnen, er habe denn das Schwerdt in der Hand und im Herzen? Wann er durchaus allen Haß von ſich halten und ſich gegen Tyrannei und Verruchtheit nicht waffnen will, wird dieſe Tyrannei und Verruchtheit ihn nicht faſſen und mit Gewalt zur Unterdrückung und Schändung der Unſchuld und Gerechtigkeit treiben? — Alſo Krieg, blutiger Krieg gegen alle Schande und Ungerechtigkeit, und gegen alles, woraus Schande und Ungerechtigkeit brütet! Abſcheu vor der Sklaverei, weil der Sklave kein Menſch, ſondern ein kriechendes Thier iſt: Haß und Rache gegen die Tyrannei und gegen alle Tyrannen, weil ſie die Freiheit und Freude und jedes edle Gefühl und jeden göttlichen Gedanken von der Erde vertilgen wollen! Dieſen Haß den Enkeln und Urenkeln eingehaucht und überliefert, als ein Unterpfand der Tugend und der chriſtlichen und menſchlichen Liebe. Das iſt das rechte Chriſtenthum und die rechte Menſchlichkeit, das iſt die rechte alte teutſche Treue und Tugend. Wenn in ſo edlem Haß und ſo edlem Rachekrieg gegen das Unrecht und die Schande auch jede Art der Verwüſtung über ein Land kömmt, auch alle ſeine Bewohner in ſo heiligem Kampfe umkommen — ſtolze Streiter für Freiheit und Gerechtigkeit, das rechnet nicht, weil ihr das nicht rechnen könnet; das müſſet ihr Gott rechnen laſſen, ihr aber müſſet eure Pflicht thun. Glaubet jenen nicht, die euch eine Sanftmuth und Geduld predigen, welche wahrlich nicht chriſtlich ſind; glaubet euren eigenen Gefühlen, glaubet den Gefühlen, welche alle beſſere und edlere Menſchen von jeher gehabt haben und ewig haben werden. Auch dieſe Gefühle ſind von Gott in die Menſchenbruſt gepflanzt, ſie gebieten die größten Thaten und Tugenden, wie könnten ſie denn Sünde ſeyn? Sie und ihre Werke ſind das Einzige, warum wir die oft ſo ſchwermüthige und traurige Geſchichte ſtudieren, warum wir glauben, daß es werth iſt, Menſch zu ſeyn. — Und wir wollten leiden, daß man ſie uns als etwas Abſcheuliches und Unchriſtliches zeigte? Nein nimmermehr. Es iſt ein angebornes Gefühl, daß ſchon jedes Kind ſich des Unterdrückten gegen den Unterdrücker annimmt, daß es Thränen heiligen Zorns und heiligeren Mitleids vergießt, wenn die Tugend dem Laſter und die

Kraft der Hinterliſt erliegt. Warum ſollte der Mann ſich dieſer Empfindungen ſchämen, wenn er ein Mann iſt? Wir weinen in der Bibel über König Sauls Fall, welchen die Tücke Samuels und der Ehrgeitz Davids verdirbt; Tyrus, Karthago, Numantia, Hannibal, Mithridates, Kato dünken uns herrlichere Namen als Alexander, Rom, Scipio, Pompejus, Cäſar, weil ſie für die Tugend und die Gerechtigkeit untergingen. Wir würden nicht weinen und bis in das tiefſte Herz brennen, wenn ſie ſich wie die Schafe in Geduld hätten abſchlachten laſſen. Weil ſie ſich und ihr Leben, weil ſie Hab' und Gut, Weiber und Kinder, Feſtungen und Mauern lieber durch Feuer und Schwerdt fallen ſehen, als in die Knechtſchaft und Schande willigen wollten, darum weinen und glühen wir. Soll ich zur Gegenwart kommen? ſoll ich das Jüngſte nennen? ſoll ich mich auf die Gefühle berufen, welche alle edle Europäer die letzten Jahre gehabt haben und noch jeden Augenblick haben? Wer hätte es gewagt, die von Saragoſſa zu ſchelten, welche ſich unter Schutt und Flammen begruben? wer hat des hochherzigen Palafox Tugend und Geronas Stolz und Hoſtalrichs Standhaftigkeit vergeſſen? wer hat die Flammen von Smolensk und Moſkwa nicht bewundert? Wir wiſſen, wie die Spanier Krieg führen, wie die Ruſſen ihn geführt haben; wir haben gehört, was ſie begeiſterte. Wagen wir, dieſe Völker Wilde und Unchriſten zu nennen? Ich weiß wohl, was alle Beſſeren ſchlecht und unchriſtlich genannt haben; aber ich will alte und neue Schanden hier nicht wieder aufrufen.

Nein, das iſt menſchlich und chriſtlich, das Gute und Gerechte, oder das, was man für gut und gerecht hält, zu thun und dafür alles hinzugeben, und auch das Leben, welches ohne das Gefühl der Tugend und des Stolzes gar keinen Werth hat. Schändlich aber iſt es, wo die Pflicht gebietet, über den Ausgang und die Folgen zu klügeln, und immer zu fragen, wie viel man kann und was man ausrichten wird; man ſoll allein fragen, was man thun muß, und Gott die Ausführung überlaſſen. Das iſt die wahre Tugend und das wahre Chriſtenthum. Jene Prediger aber von ſogenannter chriſtlicher Geduld und Freundlichkeit und Verſöhnlichkeit wiſſen von dem chriſtlichen Gott und dem chriſtlichen Leben nichts, ſondern weil ihr Gemüth klein und feig und elendig iſt, darum haben ſie ſich auch einen weinerlichen und weichlichen Gott erfunden, welcher nicht zürnen noch ſtrafen kann. Der rechte Gott aber iſt auch ein zorniger und gewaltiger Gott, der das Böſe ewig ſtrafen muß und dem die faule Tugend und die mürbe Feigheit nicht gefällt, wodurch alle Redlichkeit und Freiheit von der Erde verſchwinden würde. Weil er der Gott der Liebe iſt, darum gefällt ihm Haß; weil er ein Gott der Freude iſt, darum gefällt ihm Muth: jenes Geſindel aber, welches weder liebt noch haßt, ſondern mit bunten Worten tändelt und mit eitlen Gedanken hin und her würfelt, hat ihm nimmer gefallen; denn Gott heißt nicht *der Hin und Her und der Geſtern und Heute*, ſondern *der Eine und Derſelbe*. Warum aber edle Völker oft den ſchlechten, warum redliche Männer oft den treuloſen unterliegen, oder vielmehr zu unterliegen ſcheinen, warum Hinterliſt und Verbrechen oft ſtärker ſcheint, als Treue und Tugend — das ſollen wir Gott nicht fragen, denn ſeine Wege ſind unerforſchlich.

Wo um die höchſten menſchlichen Dinge, wo um das Recht und die Freiheit der Kampf ſteht, da ſind Haß und Rache alſo erlaubt, weil der irdiſche Menſch ohne lebendige Gefühle nichts Lebendiges und Kühnes thun und wagen kann. Gott will dieſen Haß, ja er gebietet ihn. Er hat ſelbſt einen Haß geſetzt und in die ganze Natur gelegt. Schon die älteſten Weltweiſen ſagten: *aus Liebe und Haß ſeyen alle Dinge geboren*, und ihr Ausſpruch bleibt wahr bis auf dieſen Tag. Die ganze Natur, welche ein Ausfluß und ein Bild des verborgenen und unſichtbaren Gottes iſt, lebt allein und erſchaffet allein durch einen ewigen Krieg und Kampf der Kräfte, und würde ohne dieſen Krieg todt und geiſtlos und gefühllos ſeyn, ſie würde keine göttliche Natur mehr ſeyn. Gott hat daſſelbe mit dem Menſchen gewollt. Der Menſch iſt die zweite Natur, die zweite und höhere Natur, welche Gott hier auf unſerm Planeten gemacht hat, ein ſo reiches, herrliches, und mannigfaltiges Gebilde, daß er in ſeinen unendlichen Stufen und Verſchiedenheiten die ganze übrige Natur und ihre Bilder in ſich abgedruckt trägt. Damit dies ſeyn könnte, ſchuf Gott verſchiedene Klimate, und ſenkte verſchiedene Anlagen, Triebe, Neigungen, und Fertigkeiten in des Menſchen Bruſt; damit dies beſtehen könnte, ſchuf er verſchiedene Sprachen und ſtiftete Abneigungen, ja Feindſchaften zwiſchen den Völkern: doch ſo, daß es allgemeine Gefühle und Begriffe von Tugend und Gerechtigkeit giebt, welche allen Völkern der Erde gemein ſind und wodurch in einer höheren Eintracht und Uebereinſtimmung das verbunden wird, was man die Menſchheit nennt. Jene Menſchheit, jene heilige und göttliche Gemeinſchaft aller Völker und Länder, verehren und wollen auch wir; darin mag ſich der Geiſt des Chriſtenthums, der Geiſt der Menſchlichkeit und der Sanftmuth zeigen; da beginnt das heitere und fröhliche Reich der Liebe — nicht aber da, wo die matten und nervenloſen Seelen meinen, die von einer Tugend ohne Arbeit und Gefahr träumen.

In der ganzen Natur, welche eine Natur Gottes und ein wunderbares Weſen göttlicher Tiefe und Weisheit iſt, ſtößt und zieht Haß und Liebe von Ewigkeit her. Vieles haben die Forſcher uns davon erklären können, Manches werden unſere Enkel und Urenkel noch lernen, das tiefſte Leben der Geiſter, oder das Leben ſelbſt wird immer ein unergründliches Geheimniß bleiben. Wir wiſſen, wie Thiere beſondere Abneigungen und Feindſchaften gegen einander haben in ihren Geſchlechtern, und wie ſie ſich und ihr Daſeyn dadurch vertheidigen und beſchützen, daß ſie durch andere nicht untergehen; wir haben ſolche ſonderbare Feindſchaften und auch Freundſchaften unter den unvollkommener gebildeten Geſchöpfen, den Bäumen und Pflanzen und Gewürmen bemerkt. Gott hat die Verſchiedenheit gefallen, denn Gott gefällt das lebendige Leben und ein freier und luſtiger Wettkampf der Kräfte. Gott hat dieſe Verſchiedenheit auch unter den Menſchen gewollt, und deswegen hat er ſie geſtiftet: darum die verſchiedenen Völker, Länder, und Sprachen, und was ſich daraus wieder für eine Unendlichkeit von Verſchiedenheiten erzeugt.

Wer alſo von Einer Religion, von Einem Staate, von Einer Sprache. von Einem gebietenden Volke ſpricht, der ſpricht gegen Gott und ſeinen ewigen Willen. Wer alle Völker vereinigen, wer allen Völkern gebieten, wer die Verſchiedenheiten, die Gott geſchaffen hat, vertilgen will, der thut wider Gottes Willen: ein Eroberer, ein Völkervereiniger, ein Tyrann iſt nicht von Gott, ſondern, wann ein ſolcher erſcheint, ſo iſt das ein Zeichen, daß die Zeit ſchlecht, matt, und gleichgültig iſt, oder daß ſie einen großen Uebergang zu einem neuen Weltalter macht. Dieſe kleine Einheit der ſklaviſchen Verbrüderung und Geduld der Knechtſchaft, welche feige Seelen wohl auch als eine menſchliche und chriſtliche Geduld predigen, erſchafft nichts, als Dummheit, Faulheit, und Geiſtloſigkeit, ſie erſchafft jenes traurige Einerlei, welches in allen Deſpotenſtaaten Tod und Verweſung heißen kann und woraus alle Laſter und Schanden brüten. Damit nun ſolches nicht geſchehe, wenigſtens nicht leicht geſchehe; damit unheilige und frevelhafte Tyrannen nicht jedes Jahrzehend wie Pilze aus der Erde wachſen, hat Gott bei dem menſchlichen Geſchlecht in den unteren Trieben verſchiedene Liebe und verſchiedenen Haß geſetzt, welche ſtreiten und wirken, daß nicht alles in einander gemiſcht werde. Wir wollen einmal an einzelnen Beiſpielen ſehen.

Die großen Gegenſäze des Klimas geben die ungeheuerſte Verſchiedenheit, z. B. ob du in Petersburg oder Sevilla, in Smyrna oder Stockholm, am Nordkap oder am Senegal geboren biſt. Dieſe Menſchen tragen die verſchiedenſten Weltbilder, und gewöhnlich auch die verſchiedenſten Neigungen in ſich — doch dies wollen wir hier gar nicht ausführen, noch auch die Gegenſätze, welche lange gebrauchte und tief gewurzelte Geſetze, Religionen, und Sitten hervorbringen.

Das Größte und Bedeutendſte aber liegt in der Verſchiedenheit der Sprachen, weil jede Sprache das äußere Abbild des innerſten Gemüthes eines Volkes iſt, weil ſie die Form iſt, welche ſich von Kind auf des ganzen Menſchen, der ſie ſpricht, am gewaltigſten bemeiſtert, und ſeinem Geiſte und ſeiner Seele das Gepräge giebt, womit er empfinden, denken, lieben, und leben ſoll: ſie iſt der erſtarrte Geiſt der vergangenen Geſchlechter, den die Lippe aufthaut, wie ſie die Worte erfaßt. Darum iſt nichts trauriger und gefährlicher, als wenn ein Volk ſeine Sprache für eine fremde vergißt: dann begehrt es Sklav der Fremden zu werden. Aus dieſer Verſchiedenheit der Sprachen, und aus der eigenthümlichen Bildung, die mit einer jeden Sprache verknüpft iſt, und aus manchen theils ſichtbaren, theils unſichtbaren früheren oder ſpäteren Urſachen erwächſt der Widerwille und die Abneigung, welche die Völker in einzelnen Punkten gegen einander haben, und welche ihre Unabhängigkeit und Freiheit beſſer ſichern, als noch ſo viele befeſtigte Städte und gezückte Schwerdter.

Der Engländer und der Franzoſe wohnen nahe beiſammen, ſie wohnten vor vier und fünf Jahrhunderten politiſch noch viel näher, wo die Engländer in vielen franzöſiſchen Landſchaften herrſchten. Wären die Engländer eben ſo leicht, eben ſo luſtig, eben ſo tändeliſch und gaukeliſch, eben ſo wankelmüthig in Sitten und im Leben geweſen, als die Franzoſen, hätten ſie durch Derbheit, Schwerfälligkeit, Ungefälligkeit, ja ſelbſt durch das, was einem Engländer mit Recht Tugend heißt, durch Ernſt der Sitten und republikaniſche Strenge das franzöſiſche Gemüth nicht täglich verletzt, wer würde die Franzoſen damals von dem Joche Englands gerettet haben? Das Verſchiedenartige rettete ſie, denn es gab ihnen Volkshaß.

Hätten Roms Wollüſte und Schauſpiele und Thierhetzen, die Weichlichkeiten und Zierlichkeiten der Kaufleute und Krämer, die Salben und Balſame und Oele, die unter den Ruthen hervorblitzenden Beile, und die Rednerkünſte der Richter und Sachwalter den alten Germanen, unſern Vorvätern, gefallen, nie wäre der Held Arminius in Geſchichten gehört worden und die Teuteburger Schlacht und das Lechfeld und Hunnenfeld wären keine Namen. Sie liebten aber ihre Geſetze und Sitten und Sprache mehr, als was die Fremden ihnen bringen wollten, oder als Preis der Knechtſchaft aus der Ferne zeigten — und die Römer wurden geſchlagen und über den Rhein und die Donau getrieben, und Rom ging endlich durch germaniſche Tapferkeit zu Trümmern. Das war Volksliebe und Volkshaß.

Ich nenne noch Einiges, was unſern Vätern an ihren Nachbarn nicht gefiel, und wodurch ſie in Freiheit beſtanden ſind, weil es als entſchiedene Abneigung oder Haß ihnen gegen das Eindringen des Fremden oder Ungleichen eine Schutzwehr war. — Die Italiäner waren ihnen zu ernſt, zu tief, zu gewaltig, zu verſteckt, zu wenig äußerlich fröhlich; ſie ehrten viele italiäniſche Tugenden, aber fürchteten das dunkle ſüdliche Gemüth, das ihnen zu mächtig und zu verborgen war. Daher Abneigung gegen ſie. — Die Franzoſen waren ihnen zu leichtſinnig, zu flatterhaft, zu eitel, zu unſtät — auch ihre Hinterliſt hatten ſie zu oft erfahren — zu geſchwind im Gefälligen und zu träg im Ernſten; ſie däuchten ihnen kein freies und zuverläſſiges, kein feſtes und züchtiges Volk. Darum war ihr Gemüth von ihnen gewendet. — Die Wälſchen aber ihrerſeits ſchalten den Teutſchen als zu ſchwer, zu unbehülflich, zu plump, zu feierlich, zu kalt, und zu unempfindlich; ſie nannten ſeine Sitten ſteif und ungefällig, ſeinen Witz ſtumpf, ſein ganzes Leben matt und langweilig; ſie hielten ihn für dumm und kaum einem halben Menſchen vergleichlich, und die meiſten ihrer Nachkommen thun ſo bis dieſen Tag. Dies, worauf ich hier hinweiſe, könnte man an vielen andern Völkern der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten noch weiter zeigen, wenn es deſſen bedürfte. Genug, es iſt eine unumſtößliche Wahrheit, daß alles, was Leben und Beſtand haben ſoll, eine beſtimmte Abneigung, einen Gegenſatz, einen Haß haben muß; daß, wie jedes Volk ſein eigenes innigſtes Lebenselement hat, es eben ſo eine feſte Liebe und einen feſten Haß haben muß, wenn es nicht in gleichgültiger Nichtigkeit und Erbärmlichkeit vergehen und zuletzt mit Unterjochung endigen will. Ich könnte traurig hinweiſen, wodurch die letzten Jahre über Teutſchland gekommen ſind. Wir liebten und erkannten das Eigene nicht mehr, ſondern buhlten mit dem Fremden.

Jenen Haß, den ich eben berührt habe, der aus angebornen Verſchiedenheiten der Völker entſpringt, mogte ich einen äußerlichen Haß nennen; innerlich wird er, wenn ein Volk ſich einmal des Frevels unterſtanden hat, ſeine Nachbarn unterjochen zu wollen: dann brennt er bei edlen Völkern unauslöſchlich.

So muß bei den Teutſchen jetzt der Haß brennen gegen die Franzoſen, denn ſie haben ſich der Kühnheit erfrecht, ein Volk unterjochen zu wollen, das ſtärker und mächtiger wäre, als ſie, wenn ihre Hinterliſt nicht lange ſchon verſtanden hätte, es zu entzweien und zu zerreißen. Wir ſollen die Franzoſen nicht allein wegen deſſen haſſen, was ſie uns in den letzten zwanzig Jahren Uebels gethan haben, nicht wegen der Gräuel und Schanden allein, wodurch ſie die letzten acht Jahre unſere heilige Erde entheiligt haben und noch jede Stunde entheiligen; nein, wir ſollen ſie haſſen, weil ſie ſchon über drei Jahrhunderte unſere Freiheit hinterliſtig belauert haben, weil ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht raſtlos und planmäßig gearbeitet haben, dieſe Freiheit zu untergraben, bis ſie unter ihren letzten Banditenſtreichen hingefallen iſt. Die Franzoſen ſind unſere mächtigſten und gefährlichſten Nachbarn, und ſie werden es bleiben, auch wenn die Hand des Verhängniſſes den Giganten Napoleon und alle ſeine ſtolzen Entwürfe hingeſtreckt hat: ſie können nie aufhören, unruhig, eitel, herrſchſüchtig, und treulos zu ſeyn. Gottlob, die Zeit iſt erſchienen, wo der Widerwille, den das brave teutſche Volk immer noch gegen die Wälſchen und ihre Sitten empfunden hat, zu einem brennenden Haß werden kann, wo er in die Seelen der Kinder ſo eingepflanzt werden kann, daß er aus teutſchen Brüſten künftig nicht mehr auszurotten iſt; die Zeit iſt erſchienen, wo die allmächtige Meinung der Menſchen der franzöſiſchen Aefferei und Ziererei, und aller der eitlen Nichtigkeit, wodurch die ſogenannten gebildeten Teutſchen entteutſcht waren, das Todesurtheil ſpricht, wo das ehrliche Teutſche oben ſchwimmen wird und nicht das lügneriſche Wälſche.

Bis in den innerſten Kern vergiftet war das Teutſche von dem Fremden, die ernſte Männlichkeit zu Ziererei, die hohe Wahrheit zu Schmeichelei, der grade Verſtand zu ſchiefer Albernheit verdreht. Das iſt das unvermeidliche Schickſal eines Volkes, das dem Fremden bis zur Vergeſſenheit des Eigenen nachgebuhlt hat. Dahin waren wir Teutſche gekommen, daß wir nicht wußten, wieviel unſre Väter werth waren und wieviel wir werth ſeyn konnten. Das Unglück, worunter wir faſt erliegen, hat uns zur Beſinnung gebracht; wir fangen wenigſtens an, nach den Wurzeln unſers Uebels zu fragen. Wann der Haß gegen die böſen Nachbarn befeſtigt iſt für lange Zeiten, dann erſt wird uns recht klar werden, wie tief wir von den alten teutſchen Ehren und Tugenden herabgeſunken waren. Dieſer Haß wird uns wie ein heller Spiegel ſeyn, worin wir unſere Herrlichkeit wie unſer Verderben werden ſehen können; dieſer Haß wird uns und unſern Enkeln und Urenkeln nach uns immer ein Aufſchüttler ſeyn, daß wir im Glück und in der Sicherheit des Friedens nicht einſchlafen können; dieſer Haß wird uns grade durch die Verſchiedenheit zeigen, was uns und unſerm Gemüthe gleich und gerecht iſt; am hellſten wird er uns immer die Gefahr zeigen, wie ſehr das Franzöſiſche uns verderben und wie gar nichts es uns geben kann, weil wir die allerunfähigſten ſind, was in demſelben etwa Gutes iſt, in uns aufzunehmen und uns anzueignen.

Alſo doch möglich, daß die Franzoſen etwas Gutes hätten; ſonſt klingt es bey dir, als wären ſie ein durchaus verwerfliches und verächtliches Volk. — Nein, ich bin wohl zornig, aber verrückt bin ich nicht. Ich weiß recht gut, daß die meiſten menſchlichen Vorzüge und Mängel zeitlich und örtlich, kurz beziehlich ſind; ich habe, was ich ſage, auch nicht anders als in einer beſtimmten und nothwendigen Beziehung ausgeſprochen. Jedes Volk hat ſeine Tugenden und ſeine Gebrechen, ja, wie der Zuſtand der menſchlichen Dinge iſt, liegen gewiſſe Tugenden deſſelben ſogar nothwendig gewiſſen

Mängeln ganz nahe. Aber es giebt Stufen und Grade, und ich ſchäme mich nicht, den Glauben zu bekennen, daß das teutſche Volk in der Weltgeſchichte mehr bedeutet hat und mehr bedeuten wird, als das franzöſiſche. Doch dieſes Urtheil iſt thörigt ausgeſprochen: was beſteht, hat ein Recht zu beſtehen, und damit eine lebendige, reiche, und mannigfaltige Welt würde, hat Gott die Verſchiedenheit der Länder und Völker geſetzt. Wir dürfen nicht fragen: warum iſt der Türke und der Pole und der Spanier und Engländer da, ein ſo ganz verſchiedener, anders empfindender, anders denkender, und anders ſtrebender Menſch? ſondern wir müſſen meinen, daß ſie da ſeyn dürfen, weil ſie da ſind. Im Allgemeinen iſt die Frage thörigt, welches Volk beſſer ſey, der Engländer oder der Spanier, der Teutſche oder der Franzoſe, weil die Vergleichungen gewöhnlich einen lächerlichen Streit der Eitelkeit geben, ſo wie es thörigt iſt, wenn ich frage: iſt die Eiche beſſer als der Dornſtrauch, das Veilchen als der Schierling, die Diſtel als der Roſenbuſch? Aber wie? wenn es den Diſteln einfiele, ſich mit den edlen Kindern des Roſenbuſches vermählen zu wollen? ſollte der Roſenbuſch da ſeine Dornen nicht gebrauchen? Wie wenn wir der Roſenbuſch wären, und die Franzoſen die Diſteln? Auf jeden Fall ſchadet uns das Vorurtheil nicht, wir ſeyen es: wir wehren uns deſto baß der ungebührlichen Vermiſchung mit dem Ungleichen.

Grade die Vermiſchung mit dem Ungleichen — das iſt der Tod der groſen Tugend und die Geburt der Eitelkeit. Auch diejenigen Menſchen werden nichtig, ſchwächlich, und eitel, welche ſich nicht aus ihren eignen Anlagen herausarbeiten wollen, ſondern welchen es leichter däucht, andern nachzuahmen und ſich in fremde Naturen gleichſam hineinzuleben. Eben ſo iſt es mit den Völkern. Jedes Volk behalte das Seine und bilde es tüchtig aus, hüte ſich aber vor aller Buhlerei mit dem Fremden, weil es die Tugenden der Fremden dadurch nicht gewinnen kann, die eigenen Tugenden aber ſchwächt und verdunkelt: nur das Oberflächliche, Alberne, und Eitle gewinnt man von den Fremden. Wende ich das auf den Teutſchen an, ſo paßt es beſonders auf ihn, weil er, von Gott mit beſonderem Reichthum von Eigenheiten begabt, von Natur ungeſchickt iſt, ſich in fremden Geſtalten leicht, gefällig und liebenswürdig zu bewegen. Nur Völker, welche wenig eigene Tiefe haben, können das mit größerer Leichtigkeit, als er.

Ich will denn Haß, feſten und bleibenden Haß der Teutſchen gegen die Wälſchen und gegen ihr Weſen, weil mir die jämmerliche Aefferei und Zwitterei mißfällt, wodurch unſere Herrlichkeit entartet und verſtümpert und unſre Macht und Ehre den Fremden als Raub hingeworfen ward; ich will denn Haß, brennenden und blutigen Haß, weil die Fremden laut ausrufen, ſie ſeyen unſere Sieger und Herren von Rechtswegen, und weil wir das nicht leiden dürfen. Laß die Franzoſen in Frankreich Franzoſen ſeyn, in Teutſchland ſollen ſie es nicht ſeyn; da müſſen ſie und ihre Anhänger und Evangeliſten geächtet ſeyn und als Hochverräther an dem Lande und Volke beſtraft werden; da iſt die einzige Menſchlichkeit, diejenigen zu vertilgen, welche das göttliche und menſchliche Recht durchbrechen und ſich frevelhafter Tyrannei anmaßen; da iſt die einzige menſchliche und chriſtliche Pflicht, die Schande auszurotten, und den Frevel zu demüthigen, und das Eiſen den Evangeliſten der Freiheit ſeyn zu laſſen.

Ich will denn Haß gegen die Franzoſen, nicht bloß für dieſen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. Dann werden Teutſchlands Gränzen auch ohne künſtliche Wehren ſicher ſeyn, denn das Volk wird immer einen Vereinigungspunkt haben, ſobald die unruhigen und räuberiſchen Nachbarn darüber laufen wollen. Dieſer Haß glühe als die Religion des teutſchen Volkes, als ein heiliger Wahn in allen Herzen, und erhalte uns immer in unſerer Treue, Redlichkeit, und Tapferkeit; er mache Teutſchland den Franzoſen künftig zu einem unangenehmen Lande, wie England ihnen ein unangenehmes Land iſt. Die beiden Völker haben bei einander nichts zu thun, die Franzoſen haben bei ihnen ſelbſt Landes genug, wir haben es auch bei uns, und es wird kein groſer Verluſt für uns ſeyn, wenn die franzöſiſchen Sprachmeiſter, Tanzmeiſter, Abbés, Kammerdiener, Köche, Salbenkrämer, Kammerzoſen, und Gouvernantinnen unſerer Töchter und unſerer Bordelle das grobe Allemannien als ein unausſtehliches und abſcheuliches Land künftig fliehen. Wahrlich wir wären wieder Menſchen und Männer, hätten wir dieſe Peſt unſers Lebens und unſerer Sitten nie gekannt.

Aber die Menſchheit, die Gottheit, das Chriſtenthum, wie beſtehen die mit deiner wilden Lehre? Auch alle zarten Bande der Menſchheit, auch jene zarteſten, welche Künſte und Wiſſenſchaften zwiſchen den Ländern weben, zerreiſſeſt du. Barbaren oder Wilde mögten deine Lehre billigen, nicht ein gebildeter Europäer des neunzehnten Jahrhunderts. — Ich habe mich hierüber ſchon erklärt, und will es noch mit zwei Worten thun.

Die Gottheit, die Menſchheit, und die Religion der Liebe und Barmherzigkeit werden durch meine Lehre nicht gefährdet, noch werden Wiſſenſchaften und Künſte dadurch verdorben. Umgekehrt. Wo die Völker geſchieden ſtehen, jedes in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit, wo ein ſtolzer und edler Haß das Verſchiedene und Ungleiche trennt oder getrennt hält, da wird jedes ſich auf das volleſte, würdigſte, und eigenthümlichſte ausbilden, und alſo wird die große Aufgabe der Menſchheit und der klare Wille der Gottheit am beſten erfüllt werden. Auch das Chriſtenthum verdammt dieſe Lehre nicht, ſondern je ſtolzer, feſter, und auf ihm ſelbſt gegründeter ein Volk und ein Mann ſteht, deſto einfältiger, frommer, und chriſtlicher werden ſie ſeyn. Auch die Künſte und Wiſſenſchaften gewinnen dabei, weil aus dem Gemiſchten und Widerſtrebenden nichts Hohes und Reines hervorgehen kann, ſondern nur aus dem Einfachen und Uebereinſtimmenden, und weil bei der Nachäffung des Fremden mit eitlen Verſuchen und Beſtrebungen unglaublich viele Zeit und Kraft verloren wird. Was thut es dem Franzoſen, wenn der Teutſche ihn Windbeutel, Narr, Luftſpringer nennt, wenn er ihn für eitel, geckiſch, und untreu hält? Was thut es dem Teutſchen, wenn der Franzoſe ihn teutſches Rindvieh, Trunkenbold, Pedant nennt, wenn er ihn für plump, grob, ſteif, gefühllos, und geſchmacklos hält? Laß das ſtehen als eine wohlthätige Scheidewand, ja führe dieſe Scheidewand noch höher auf, welche die beiden Völker als Völker von einander trennt: ſie werden ſich beide wohl dabei befinden. Als ganzes Volk mit ganzem Volke werden ſie mit einander nie etwas zu thun haben, als mit den Waffen, wenn das eine Volk das andere bedrängen, oder gar unterjochen will. Und da iſt es gut für ſie und für die Welt, wenn ſie mit recht heißem Haß einander begegnen, und wehren, daß ſolches nicht geſchehe.

So bleibe denn der Haß als ein heiliger und ſchützender Wahn im Volke. Was durch Tugend, Wiſſenſchaft, und Kunſt bei dem einen Volke in ſeiner Art vortrefflich iſt, das Große und Menſchliche, was die erhabene Einheit und Göttlichkeit der Welt ausmacht, wird darum auch dem andern Volke angehören und als Gemeingut der Menſchheit von ihm angenommen und geehrt werden. Oder die ächten Franzoſenhaſſer, die Engländer, kennen ſie etwa nicht die Namen St. Bernhard, Ludwig der Heilige, Duguesclin, Bayard, Turenne, du Thou, de l'Hopital, Paſcal, Monteſquieu, und beten ſie ſie nicht an? Auf dieſer Höhe hört der Volkshaß auf; da beginnt die große Gemeinſchaft der Völker, die allgemeine Menſchheit, und da wird die Menſchlichkeit und Liebe nimmer fehlen, die uns alle zu Kindern Eines Gottes und Einer Erde macht. Jede Tugend und Größe durchbricht von ſelbſt die Schranken, welche zwiſchen Menſchen und Völkern ſtehen; wer da noch haſſen kann, der iſt ein Barbar oder ein Thier. Ein ſolcher bin ich nicht, wenn ſie auch ſagen, das ich es bin.

Dies ſind nur Einzelnheiten und Winke, welche Vorurtheilen begegnen ſollen, die mehr Vorurtheile der Faulheit und Feigheit als des Verſtandes ſind, aber doch mit Künſten ſpielen, die redliche Herzen zuweilen verwirren und bethören können. Wenn dieſe Kleinigkeit nicht mißfällt, ſo werden wir nächſtens zeigen, wie ein Volk, welchem die Freiheit lieb iſt, ſich vor dem Gebrauch der Sprachen der Nachbarvölker zu hüten hat.

Geſchrieben zu Berlin den 14. Junii 1813.

Ueber
den Gebrauch einer fremden Sprache.

Univ. Bibl. München

1. Moſ. Kap. 11.

1. Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache.

2. Da ſie nun zogen gegen Morgen, fanden ſie ein ebenes Land, im Lande Sinear, und wohneten daſelbſt,

3. Und ſprachen unter einander: Wohlauf, laſſet uns Ziegel ſtreichen und brennen. Und nahmen Ziegel zu Stein und Thon zu Kalk,

4. Und ſprachen: Wohlauf, laſſet uns eine Stadt und Thurm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen; denn wir werden vielleicht zerſtreuet in alle Länder.

5. Da fuhr der Herr hernieder, daß er ſähe die Stadt und den Thurm, die die Menſchenkinder baueten.

6. Und der Herr ſprach: Siehe, es iſt einerlei Volk, und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu thun; ſie werden nicht ablaſſen von allem, das ſie vorgenommen haben zu thun.

7. Wohlauf, laſſet uns hernieder fahren, und ihre Sprache daſelbſt verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme.

8. Alſo zerſtreuete ſie der Herr von dannen in alle Länder, daß ſie mußten aufhören die Stadt zu bauen.

9. Daher heißet ihr Name Babel, daß der Herr daſelbſt verwirret hatte aller Länder Sprache, und ſie zerſtreuet von dannen in alle Länder.

Will man einen künftigen Vagabunden machen, d. h. einen Menſchen, der kein Vaterland, keine Liebe, und keine Geſinnung hat, ſo reiſe man mit ſeinem Sohn von dem dritten bis zum vierzehnten Lebensjahre deſſelben von einem Lande in das andere durch fremde Völker, Sitten, und Sprachen hin: man gebe ihm eine reiſende Erziehung. Der unglückliche Menſch, deſſen zarter und weicher Seele zu viele bewegliche und immer erſcheinende und wieder untergehende Weltbilder vorgeführt und vorübergeführt werden, wird nie etwas Feſtes lieben noch halten, nie ein Ding oder einen Menſchen in die Tiefe ſeines Gemüthes hinabziehen und ſie dort wie einen Schatz hinlegen. Das Unſtäte und Ungleiche, das alles ergreifen und nichts halten, kurz das keinen Karakter haben wird ſein künftiger Karakter ſeyn; ihm iſt zu viel aufgedrückt und zu wenig eingedrückt: er iſt durch eine unſelige Flachheit und Abgeſchliffenheit für das ganze Leben neutraliſirt.

Etwas Aehnliches, jedoch in geringerem Maaße, widerfährt dem, welcher ſchon als Kind neben der Mutterſprache oder vielmehr über der Mutterſprache noch in fremden lebenden Sprachen lallen lernt; er ſieht und empfängt von Anfang an zu viel und zu wenig, und hat doch endlich nichts geſehen und empfangen. Denn was Gott ihm gegeben hatte, ward durch dieſes thörigte Treiben ſogleich verwirrt und verdunkelt und verkehrt entwickelt; ſeine Kindheit und Jugend bekamen die Nahrung nicht, die ſeiner Natur angemeſſen war, ſie wurden verkümmert und verkrüppelt, oder vielmehr zu früh gereizt und aus der unſchuldigen Knoſpe gelockt; und er mußte oft ein langes Leben durch Schwäche des Karakters und durch Wankelmuth, durch Ungleichheiten im Begehren und Denken, und durch die Unfähigkeit, die ſeligen und gemüthlichen Triebe des Menſchenherzens zu entwickeln oder aufzunehmen, für die thörigte und gleißende Eitelkeit büßen, wodurch man ſeiner Kindheit ſchon Fertigkeiten geben wollte, die der Jüngling kaum erwerben darf: auch er ward neutraliſirt.

Was ich hier an Einzelnen angedeutet habe und was das Leben uns auf jedem Schritte zeigt, gilt im geringeren Grade oft von ganzen Völkern, wenn ſie aus Eitelkeit oder aus Verkennung des Eigenen und Vergötterung des Ausländiſchen, oder endlich durch die Gewalt der Zeit und durch das Beiſpiel ihrer Führer bethört und mißgeleitet, mit den Fremden tändeln und buhlen. Sie werden neutraliſirt; ſie verlieren das beſondere und eigenthümliche Gepräge, das ſie als Volk vor allen andern Völkern auszeichnen ſollte; ſie verlieren alle Vorliebe für ſich und allen Stolz auf ſich als ein ſolches beſtimmtes Volk; ſie werden ein Allerweltsvolk, Allerweltmenſchen, was man mit einem prunkenden Namen Kosmopoliten genannt hat; ſie ſind aber bei einer ſolchen Verwirrung und Schwächung ihrer Eigenthümlichkeit auf dem geradeſten Wege, ſolche Allerweltmenſchen zu werden, die man Sklaven und Juden nennt.

Man hat uns Teutſchen vorzugsweiſe dieſe Ehre zugedacht, und uns Wunder wie ſehr zu loben gemeint, wenn man uns Kosmopoliten nannte. Der große Kaiſer Markus Aurelius Antoninus ſagt in ſeinen Selbſtbetrachtungen: Die Welt iſt mein Vaterland, und ich bin ein Bürger der Welt: aber er meinte es nicht, wie dieſe neuen Kosmopoliten ihren Ehrennamen Kosmopolit oder Weltbürger meinen, ſondern wie er ſich ſelbſt erklärt, der Menſch ſoll ſo handeln, daß er mit der Welt und ihren großen ewigen Geſetzen ſo in Uebereinſtimmung lebe, wie der Bürger einer wohl eingerichteten Stadt mit den Geſetzen ſeiner Stadt: er ſoll gütig, gerecht, und wahrhaftig ſeyn; von der neuen philoſophiſchpolitiſchen Gleichgültigkeit, von der neuen Gleichſchätzung und Zuſammenmiſchung aller Völker, worin dieſe Neuen ihr herrliches Weltbürgerthum ſetzen, davon wußte er nichts, und davon konnte ein ſo geſcheuter und weiſer Mann nichts wiſſen wollen, weil nichts die große Ordnung und Geſetzmäßigkeit der Welt, wie Gott ſie eingerichtet hat, mehr ſtört, als grade dies. Mannigfaltigkeit im Kleinen und Einzelnen, damit im Großen und Allgemeinen Einheit ſeyn könne, das iſt das Weltgeſetz der göttlichen Güte und Weisheit. Die Eiche heißt ein Baum, die Erle, die Fichte, die Linde heißen ſo, auch der Hagedorn und die Rebe werden zur Familie gerechnet: thörigt aber würde der Waldhäger oder Gärtner ſeyn, welcher verſuchte und arbeitete, aus allen dieſen verſchiedenen Arten Eine einzige Art zu machen, ja er würde verrucht ſeyn, weil er die anmuthige und ſchöne Mannigfaltigkeit Gottes aufheben und zerſtören wollte. Eben ſo thörigt und verrucht wäre der Gedanke und die That des Mannes, welcher alle verſchiedene Völker zuſammenzwingen und ihnen Ein Gepräge aufdrücken wollte. Tyrannen und Eroberer haben dergleichen zuweilen verſucht, aber es iſt ihnen nie gelungen, weil Gott und ſeine Ordnung mächtiger ſind, als Menſchen. Die Bäume im Walde und die Thiere auf dem Felde ſind in ihren Anlagen und Trieben von einander nicht verſchiedener, als die Menſchen in ihren verſchiedenen Geſchlechtern und die Völker in ihren Arten. Denn der Menſch war von Gott geſchaffen, daß er ein großes, allgemeines, allumfaſſendes Abbild der ganzen irdiſchen Natur wäre, ein reicher Spiegel des Ganzen, eine kleine Welt. Wie nichts langweiliger und ertödtender iſt, als eine Geſellſchaft, deren verſchiedene Theilnehmer alle einerlei Gefühl, einerlei Anſicht, und einerlei Ton haben oder zu haben heucheln, ſo würde dieſe Welt die dümmſte und langweiligſte werden, wenn von einem Pol bis zum andern einerlei Volk und Sprache lebte. Die Verſchiedenheit reizt die Geiſter und wecket die Seelen; darum hat die Verſchiedenheit Gott gefallen, deſſen Weſen eitel Geiſt und Seele iſt.

Alſo wir Teutſche ſind Kosmopoliten, oder ſollen es werden. Ich laſſe mir es gern gefallen, wenn wir das Lob verdienen, daß wir es in dem Sinn des großen Kaiſers Markus Aurelius ſind. Gott hat uns offenbar dazu beſtimmt, dem edlen Karakter eines allgemeinen Weltbürgers näher zu kommen, als viele andere Völker. Unſere Väter waren wegen ihrer Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Treue, und Wahrhaftigkeit geprieſen; auch in uns mehr ermatteten Enkeln ſind noch ſo viele ſchöne Spuren allgemeiner Menſchlichkeit und jenes aureliſchen Weltbürgerthums, daß wir nicht verzweifeln wollen, in einem neuen Geiſte einmal wieder zu werden, was unſre Väter weiland waren. Das Land, welches wir bewohnen, iſt zum Theil das Vaterland vieler Völker, welche in Europa mit Ehren genannt werden, und welche. mit fremdartigen Bildungskeimen zuſammengemiſcht, einen von uns verſchiedenen Stämpel erhalten haben. Es iſt bei uns Teutſchen, die noch das alte Mutterland bewohnen, eine ich mögte ſagen väterliche und mütterliche Neigung geblieben, jene unſere Stammgenoſſen und auch die andern Völker Europens und der Erde mit einer allgemeineren Liebe zu betrachten und aufzunehmen, als uns dies von ihnen vergolten wird; wir haben ein Gefühl für alle, eine gewiſſe Leichtigkeit und Fähigkeit, das Fremde zu verſtehen und uns anzueignen, ja wir haben ſogar die Neigung, das Fremde nachzuahmen. Dies alles iſt lobenswürdig, weil es aus Menſchlichkeit, Beſcheidenheit, und Demuth entſpringt: es iſt eine Quelle der Glückſeligkeit, weil das vielfachere Verſtändniß und Empfängniß der Dinge die lauterſte Seelenſpeiſe iſt; es iſt eine Erhebung über das Eigene und Volksthümliche hinaus, welche beide eines Menſchen und eines Chriſten würdig heißen kann. Aber wenn die Achtung und Verehrung des Fremden Verachtung und Schändung des Eigenen, wenn die Nachahmung Nachäfferei wird, dann iſt es das Unſeligſte und Tadelnswürdigſte ſowohl für uns als für andere.

Wir ſind von Gott in den Mittelpunkt Europens geſetzt, wir ſind das Herz unſers Welttheils, wir ſind auch der Mittelpunkt der neuen Geſchichte und der Kirche und des Chriſtenthums. Jene eben berührte angebohrne Neigung und Liebe zu allem, jene Leichtigkeit und Hingebung, zu verſtehen, anzunehmen, und nachzuahmen, jene Gerechtigkeit und Mäßigkeit in Urtheil und Anſicht gegen fremde Völker gehört uns recht eigentlich an, damit wir den Zweck unſers Daſeyns erfüllen. Aber wir ſollen Eines wohl beherzigen, daß wir auf unſerer Hut ſeyn müſſen, damit wir durch dieſe Hinneigung und Hingebung zu Fremden uns nicht ſelbſt zu der erhabenen Beſtimmung ungeſchickt machen, die Vermittler zwiſchen den Völkern und die Ausſpender und Ausſender des Geiſtes und des Chriſtenthums zu ſeyn. Grade weil wir in der Mitte liegen, ſtürmen und ſtrömen alle verſchiedenſten Völker Europens immer auf uns ein, und ſuchen uns wegzuſpülen und wegzudrängen; alle

Bewegungen der Welt wollen in unſerer Mitte ihre Ruhe finden; weil wir andere ſtillen ſollen, dürfen wir ſelbſt nie ſtill ſeyn. Wir haben alſo mehr als alle andere Völker Urſache, zu wachen, daß das Eigenthümliche und Beſondere, was uns als Teutſche, als ein beſtimmtes Volk mit einem beſtimmten Namen, auszeichnet, durch die Völkerfluth und Geiſtesfluth, die immer von uns und zu uns geht, nicht weggeſpült und weggewaſchen werde: wir müſſen dreifache und vierfache Bollwerke und Schanzen um uns aufführen, damit wir nicht zuletzt matte Bilder werden, welche Allem und Nichts ähnlich ſehen, und welche, weil ſie Geſtalt und Gepräge verloren haben, auch nichts Anderes geſtalten und bilden können; daß ich es mit Einem Worte ſage, damit der Teutſche der große geiſtige Spiegel der Welt bleiben könne, muß er ſeine Eigenthümlichkeit nicht verſchleifen noch vertändeln: er muß ein Teutſcher bleiben.

Ich nehme mir nicht heraus, durch dieſes Urtheil über die Weltbeſtimmung des teutſchen Volkes demſelben einen höheren Rang beizulegen, als andern Völkern: denn ich weiſe nur hin auf Verhältniſſe, die jetzt über tauſend Jahre beſtanden ſind und die ſich alſo hiſtoriſch darthun laſſen, wenn man das Einzelne weitläuftiger erörtern will, als hier geſchehen kann. Solche Verhältniſſe aber ſind oft nur als eine höhere Nothwendigkeit zu betrachten, oder, wenn man will, als ein Zufall; denn Nothwendigkeit und Zufall ſtehn auf gewiſſen Punkten in der nächſten Berührung. Wenn die Teutſchen Ungarn oder Spanien bewohnten, hätten ſie andere Anlagen und Neigungen, und dieſe Beſtimmung wäre ihnen dann ſicher nicht aufgetragen. Wer die Beſtimmung gab, gab auch die Fähigkeit. Und überhaupt, wenn man die Geſchichte und die Völker im Großen betrachtet, d. h. wenn man ſich in Geſinnung und Anſicht zur Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit erhebt, ſo iſt ein

Volk ſo gut als das andere, und hat gleiches Recht mit allen andern, wohin Gott es ſetzte, zu wohnen, und nach ſeiner Art zu leben und ſich einzurichten. Vor Gott, und vor dem Menſchen, welcher die Dinge im Sinne Gottes betrachtet und wägt, iſt der Dornſtrauch ſo gut als die Eiche, das Schneeblümchen ſo gut als die Roſe: vor ihm iſt der Hurone ſo viel werth als der Franzoſe, der Peſcherä als der Spanier, der Samojede als der Teutſche. Sie ſind alle ſeine Kinder, und weil ſie leben und ſind, dürfen ſie leben und ſeyn.

Damit nun die Welt Gottes hier auch in dem menſchlichen Geſchlechte eine reiche, mannigfaltige, lebendige, fröhliche, und ſelige Welt wäre, ſchuf Gott nicht allein verſchiedene Länder und Himmelsſtriche, und in den verſchiedenen Ländern und Himmelsſtrichen die größten Verſchiedenheiten der Gaben des Himmels und der Erde, ſondern er ſchuf das menſchliche Geſchlecht ſelbſt mit den verſchiedenſten Neigungen, Anlagen, Trieben, Fähigkeiten, und Sitten, und verordnete von dem Anfang der Dinge, daß grade dieſe Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Strebungen und Kräfte eine höhere Gemeinſchaft der Vereinigung fände und bildete, welche man die ganze Menſchheit nennen könnte. Zu dieſer vielartigen und vielſeitigen Entwickelung der Menſchen, zu dieſem ewigen wechſelwirkenden Anziehen und Abſtoßen der Völker gegen einander, zu der in mancher Hinſicht wohlthätigen und nothwendigen Trennung der unteren Kräfte, damit die oberen in einem höheren Verein aller zuſammenfließen könnten, wurden dem menſchlichen Geſchlechte auch die verſchiedenen Sprachen verliehen. Was in der Bibel als ein Babel, als eine Verwirrung geſchildert wird, was den einfältigen Menſchen der Urwelt ſo erſcheinen mußte, das ward eine Erhellung der kindiſchen Dumpfheit, eine Erlöſung des Menſchengeſchlechts von unbewußter Träumerei. Es geſchah dieſen Menſchen; die Völker werden ſollten, was Familien noch alle Tage widerfährt. Die Söhne Eines Vaters wohnen bis in das ſechszehnte, zwanzigſte Jahr fromm und ruhig in Einem Hauſe beiſammen. Dann ſtößt ſie der Vater aus dem glücklichen Neſte in die Welt hinaus, damit ſie lernen Männer werden. Sie müſſen zerſtreut und von einander geſchieden werden, oft lange Jahre geſchieden, damit jeder ſein Leben und ſeine Welt draußen finde; wann ſie ſich im lieben Vaterhauſe oder ſonſten in Gottes größerem Vaterhauſe einmal wieder treffen, werden ſie ſich nur deſto lieber haben: ſie ſind Brüder geblieben, aber verſchiedene Männer geworden, was ſie in dem engen Raum des väterlichen Hauſes nicht werden konnten. Wir entwickeln hier nicht, wie vieles eingefloſſen hat oder einfließet, verſchiedene Völker auf Erden zu machen; wir bleiben heute bloß bei der Sprache ſtehen, und werfen über die Bedeutung der Sprache überhaupt einige leichte Winke hin, worüber Andere wieder Neues winken mögen.

Mit Recht haben die Weiſen ſeit der älteſten Zeit unſerer Geſchichte geſagt, Sprache und Vernunft ſey Eins: dadurch unterſcheide ſich der Menſch von dem Thiere, daß der Menſch ſpreche, das Thier nur töne, wenigſtens nur in der Zuſammenknüpfung und Wechſelung weniger Töne das umſchließe, was man allenfalls auch Thierſprache nennen könnte. Die Gabe der Sprache und ihr Urſprung hat vielen vortrefflichen Männern etwas ſo Unergründliches und Unbegreifliches gedäucht, daß ſie ſich dieſelbe nicht anders als eine unmittelbare Eingebung und Mittheilung Gottes an die Menſchen denken konnten, und als weit erhaben über alles, was Menſchen aus eigenen Kräften hätten erfinden können. Und in der That, wenn man in den tiefen Geiſt der Sprachen hinabſteigen will, verwickelt man ſich in ſolche labyrinthiſche Dornengewinde, daß man endlich geſtehen muß: ich weiß es nicht, und kann es nicht begreifen. So viel ſteht feſt: faſt alle Sprachen haben Spuren einer gemeinſchaftlichen Urſprache und eines gemeinſchaftlichen Gefühls und einer gemeinſchaftlichen Anſicht der Menſchen, wornach ſie, was in ihnen vorging und was ſie wahrnahmen, ausdrückten; zu geſchweigen, daß in ſo vielen Sprachen der ſonſt verſchiedenſten Völker für ſo viele Gegenſtände ganz dieſelben Worte ſind. So wie der Leib die durchſcheinende Hülle der Seele iſt, ſo iſt die Sprache gleichſam der Leib aller innerlich im Menſchen bewegten Seelenkräfte, in wie fern ſie ſich äußerlich geſtalten wollen: ſie iſt der Durchbruch der Geiſter. Wenn wir nun finden, daß rohe Völker bei einfachen und wenig gebildeten Zuſtänden ſchon eine Sprache beſitzen, die auf tiefe Geiſter und im Innern vielfach bewegte und entwickelte Gemüthskräfte hindeutet; wenn wir zu unſerm Erſtaunen finden, daß ein Kind in dem Raum von zwei bis drei Jahren eine unendliche Mannigfaltigkeit von Geiſt und geiſtigem Verſtändniß richtig ausdrücken kann, ſo verſinken wir in tiefes Nachdenken: ob es Fabel ſeyn könne menſchlichen Gefühls, (wie denn die Späteren die Früheren und ihre Zeit ſich immer herrlicher vorſtellten, als ſich und ihre Zeit), daß die Menſchen uranfänglich reinere, edlere, geiſtigere, und göttlichere Weſen geweſen ſeyen, als ſpäter und als jetzt? ob Gott dem Menſchen die Sprache nicht durch ein Wunder als eine geiſtige Muſik der Seele gleichſam ſchon auf Noten geſetzt mitgegeben habe? ob das unglaublich geſchwinde und tiefe Verſtehen und Lernen der kleinen Kindlein in den erſten Lebensjahren, beſonders das leichte Verſtehenlernen und Sprechenlernen einer Sprache nicht darauf hindeute, daß die Kleinen in einem früheren Zuſtande ſchon entwickelte und gebildete Begriffe in dem neuen Leben nur wieder erwecken und ſo die alte nur verhüllte Geiſterwelt wieder hervorſteigen laſſen? Kurz, wir verſinken in Erſtaunen über das Erſtaunliche, und geſtehen uns, wir können es nicht begreifen.

Wie nun die Sprache der äußerlich werdende Klang und Ausbruch der Geiſter, die redende Vernunft iſt, ſo iſt die einzelne Sprache der Klang und Ausbruch der Geiſter des einzelnen Volkes, z. B. die franzöſiſche und ſchwediſche Sprache des franzöſiſchen und ſchwediſchen Volkes: in ihr muß nothwendig ein Gepräge abgedruckt ſeyn, das mich über viele Eigenſchaften des Volkes belehrt, welches ſie ſpricht; mit der Sprache des Volkes muß ich alſo über das Volk vieles lernen, wenn ich auch nie einen einzelnen Mann, der zu demſelben gehört, mit meinen Augen geſehen habe. Verſtehe ich z. B. das Lateiniſche und Griechiſche gründlich, ſo habe ich viele Aufſchlüſſe über das Gefühl, die Anſicht, den Geiſt, das Gemüth, und den Karakter der Lateiner und Griechen; verſtehe ich das Engliſche und Schwediſche recht, ſo weiß ich ſchon vieles von den Engländern und Schweden, ohne daß ich das Land und Volk jemals ſah. D. h. die Sprache iſt ein Spiegel des Volkes, das ſie ſpricht; aus der Sprache eines Volks erſcheint mir hell, was es will, wohin es ſtrebt, wohin es ſich neigt, was es am meiſten liebt und übt, kurz wohin ſein eigentliches Leben und Streben geht. Dies erſcheint im Allgemeinen aus jeder Sprache; im Beſonderen ſieht man, wenn man überhaupt ſehen kann, in den verſchiedenen Zeiten einer Sprache die Fortſchritte oder Rückſchritte, die Stärke oder Erſchlaffung, die Einfalt oder Verkünſtelung, die Lebendigkeit oder Erſtarrung eines Volkes.

So iſt jede Sprache der Ausdruck jedes Volkes, eine gleichſam in beweglichen Typen ausgedrückte leſerliche Geſchichte ſeines Lebens und Weſens. Auf dieſe Weiſe ſieht ſie der Erforſcher und Erkunder eines Volkes an. Das Volk ſelbſt aber muß ſeine Sprache als ſeine älteſte Ueberlieferung und als ſein heiligſtes Heiligthum ehren und bewahren: ſeine Sprache iſt auch ſeine früheſte

Geſchichte und ſein früheſtes Leben, und ſein jüngſtes Leben kann nur ein würdiges und glückliches Leben werden, in wie fern es mit dem früheſten Geiſt dieſer ſeiner Sprache in Uebereinſtimmung iſt, ſo wie man nur denjenigen einen glückſeligen Mann nennen kann, deſſen Jugend und Mannsalter mit ſeiner Kindheit in Gleichmaaß und Uebereinſtimmung fortgebildet ward. Weil denn die Sprache eines Volkes das innigſte Gemüth, die verborgene Geſchichte, die älteſte Entwickelung, kurz die ganze Art ſeines Empfindens, Denkens, Darſtellens, und Lebens verſchließt, ſo verändert, was die Sprache verändert, nothwendig auch das Volk: was die Sprache verwirrt und verrückt, mit Fremdartigem und Ungleichem vermengt, und auf irgend eine Weiſe den klaren und lauteren Fluß derſelben trübt, das hat auch den Einfluß der Verwirrung, Verrückung, Hemmung, und Trübung des ganzen Volkes. Denn ein geiſtigeres und innigeres Element des Lebens, als die Sprache, hat ein Volk nicht. Will alſo ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk iſt, will es ſeine Art mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten bewahren, ſo hat es auf nichts ſo ſehr zu wachen, als daß ihm ſeine Sprache nicht verderben und zerſtört werde.

Dieſe Verderbung und Zerſtörung einer Sprache geſchieht auf mehrere Weiſen. Sie geſchieht durch die Ueberſchwemmung des Landes von fremden Völkern, die als Sieger und Eroberer lange darin hauſen: ſie geſchieht durch die eigene Erſchlaffung, Verweichlichung, und Entartung des Volkes: denn wenn das Volk ſchlecht wird, muß nothwendig auch der Spiegel ſeines Innern, die Sprache, ſchlechter werden; ſie geſchieht am ſchlimmſten und für das Volk am ſchimpflichſten, wenn es, das Eigene verachtend und vergeſſend, mit dem Fremden und Ausländiſchen buhlt, und dadurch in eine Zwitterei und Nichtigkeit verfällt, welche auch die Sprache bitter fühlen muß. Wenn ein Volk ſo thörigt und unglücklich iſt, daß es eine fremde Sprache gar zu ſeiner vornehmen und gleichſam adlichen Sprache macht, und alles, was es künftig leiten und regieren ſoll, von Kind auf in dieſer fremden Sprache unterweiſen und bilden läßt, ſo weiß es nicht mehr, wo der Geiſt ſeines Lebens niedergelegt iſt, wo ſeine großen Heiligthümer ſind, worauf ſeine Stärke und ſeine Herrſchaft und die Gewalt der That und des Befehls ruht: es hat Luſt, zu vergehen und unterjocht zu werden.

Ich ſagte eben, die Sprache ſey der Spiegel und das Bild eines Volkes, der äußere Ausdruck ſeines innerſten Lebens, ſeine Geſchichte, ſeine Neigungen, ſeine Anlagen, ſeine Weltanſicht, und ſeine Liebe und ſein Haß — kurz, alles in allem ſey darin abgedrückt. Wenn dies wahr iſt, ſo iſt es auch unvermeidlich, daß jede Sprache ſich und die Geſtalt, welche ſie ausdrückt und abbildet, in dem Gemüthe deſſen abdrucke und auspräge, der ſie in ſeinen früheſten Jahren gebraucht. Wenn alſo z. B. ein teutſches Kind von ſeinem dritten und vierten Jahre an engliſch und franzöſiſch ſpricht, lieſt, und ſchreibt, ſo muß das Gepräge eines engliſchen und franzöſiſchen Gemüthes ſich mehr und mehr in ihm abdrucken, es muß zu dem Engliſchen und Franzöſiſchen eine Neigung, ja eine Vorliebe für daſſelbe erhalten, weil es ja das erſte geiſtige Leben war, womit man ſeine Kindheit ſpeiſete. Es iſt faſt unmöglich, daß es in ſeine eigene Sprache ſich je wieder ſo hineinleben und hineindenken könne, daß ihm von dem Gemüthe, der Geſchichte, und den innigſten Trieben und Künſten ſeines Volkes nicht für alle Zeit vieles dunkel bleibe; es iſt faſt unmöglich, daß es für das teutſche Leben und die teutſche Art je die lebendige Neigung und Liebe faſſe, welche allein aus dem lebendigen Mitgefühl und Mitverſtändniß des ganzen Volkes entſpringen können: ihm wurden gleich vom Anfang an die Schlüſſel verdreht, welche ihm das innigſte und heiligſte Verſtändniß ſeines Volkes öffnen konnten. Das Unglück widerfährt einem ſo erzogenen und gebildeten Menſchen, daß er nirgends recht klar wandelt und feſt auftritt, es ſey denn, daß Gott ihm einen unermeßlichen und unverwüſtlichen Geiſt zur Mitgift gegeben habe, der vieles vertragen und verarbeiten kann, worin mittelmäßige Geiſter untergehen müſſen; und doch auch der kräftigſte und reichſte Geiſt wird künftig durch Ungleichheiten und Sprünge in Neigungen, Trieben, und Arbeiten die Thorheit ſeiner Kinderjahre büßen müſſen. Wenn nun alſo ein teutſches Kind ganz engliſch oder franzöſiſch, oder ein franzöſiſches Kind ganz teutſch oder ſchwediſch erzogen und gebildet wird, ſo muß es freilich die Geſtalt der fremden Sprache, und alſo vieles von fremdem Leben und fremder Liebe annehmen; aber ſelten iſt dieſes Kind von Natur mit ſolcher geiſtigen Vielſeitigkeit geboren, daß es das Fremde ganz in ſich hinein verſchlingen kann: man wird an dem ſchwediſch redenden Franzoſen meiſtens ſehen, daß er an der Seine oder Garonne, an dem franzöſiſch redenden Teutſchen meiſtens ſehen, daß er an der Donau oder Elbe geboren war. Doch dies iſt noch nicht das Schlimmſte; ſchlimmer und gefährlicher und das Gemüth verdunkelnder und verwirrender und den Karakter zerſtörender iſt es, wenn von dem fünften bis ſechszehnten Jahre des Alters zwei, drei Sprachen zugleich geübt und geplappert werden: dann kömmt ein rechter unglücklicher Allerweltmenſch, ein vielfarbiges und vielſeitiges Chamäleon heraus, das nach allen Farben und Karaktern hinſpielt und keine einzige beſtändige Farbe noch ſtehenden Karakter hat.

Will man einen rechten ächten Mann haben, der ſein Volk verſtehe, erkenne, ehre, und liebe, ſo nähre man ſeine Jugend und Kindheit mit Einer Speiſe: mit der eigenen Sprache und der eigenen Geſchichte, vorzüglich mit der älteren Sprache und Geſchichte ſeines Volks; dann wird er auch das Jüngere und Jüngſte deſſelben würdig aufnehmen und verwalten. Neben dieſer eigenen Sprache mag er alte, nicht mehr ſprechende, Sprachen lernen, weil ſie als Geſtalten eines vergangenen und lange abgefloſſenen und abgeklärten Lebens gleichſam wie reine feſte Bilder der ewigen Menſchheit da ſtehen und für ihn nichts Verführeriſches und Verwirrendes haben, zumal da er auf dem Eigenen und Heimiſchen ſo feſt gegründet wird. Später beginne man die Uebung der neuen Sprachen, wenn er dieſe ja lernen ſoll: man mag ſie bis zum richtigen Verſtändniß üben, ſie zu ſprechen bedürfen wenige. Dies iſt in frühen Jahren auch gefährlich, weil grade durch das Sprechen die fremde Geſtalt und der fremde Geiſt und die fremde Art am lebendigſten in das Gemüth eingeht. Man darf im zehnten und vierzehnten Jahre nicht, was man im zwanzigſten darf. Dies ſollten gewiſſenhafte Erzieher wohl bedenken.

Wer das Fremde thörigt treibt und übt, der lernt das Eigene nicht oder er vergißt es. Sein Gemüth wird durch das Ungleiche und Verſchiedene zu früh verwirrt und verdunkelt und nach fremden Seiten hingelockt, er nimmt eine fremde Art, eine fremde Liebe, und einen fremden Haß an, und kann die Art und die Liebe des Eigenen und Volksthümlichen künftig nicht mehr mit voller Seele erfaſſen: er hat die Geſtalt ſeines inneren Lebens erhalten, unglücklicher Weiſe eine fremde Geſtalt, und hat die hohe Kraft und Herrlichkeit des Lebens verloren, womit er unter ſeinem Volke hätte kräftiglich ſtehen und wirken können. Aus einfachen Keimen entſtehet und gedeihet alles Große und Gewaltige: wer Eine Liebe, Einen Haß, Eine Anſicht, Eine Geſinnung hat, wer durch Ein großes helles Weltbild die Welt und die Völker anſchaut, der iſt ein rechter Mann und ein rechter Menſch. Wäre unſere Aefferei und Ziererei, unſer buntes Vielerlei von Bildung in allerlei Fertigkeiten, Sprachen, und Künſten etwas Menſchliches und Wirkliches, ſo müßten wir die Männer ſehen, die es ſchafft. Wir ſahen ſie nicht. Wir hatten andere Männer, feſtere und geſcheutere Männer, in den Zeiten, wo wir nichts als unſere Mutterſprache verſtanden und in den Schulen etwa acht bis zehn Jahre mit dem Latein geplagt wurden. Ich will nicht, daß man dahin zurückkehre; aber wir ſollen nach langem Irrthum lernen, wo das Maaß der Dinge iſt, die Gränze, wo das Zuviel und Zuwenig ſich ſcheiden. Alle ungebührliche Miſchung zeugt Eitelkeit, Gleichgültigkeit, Schwäche, Karakterloſigkeit, kurz jene elenden Mitteldinger, die weder lieben noch haſſen können und deren Zahl in unſern Zeiten bei den ſogenannten gebildeten Klaſſen Legion heißt.

Wenn, wie ich eben gezeigt habe, das ungebührliche Trachten nach dem Fremden, beſonders der zu frühe Gebrauch einer fremden Sprache auf den Einzelnen ſo neutraliſirend und ſchwächend wirkt, wie viel größer und verderblicher muß dieſe Wirkung auf ein ganzes Volk ſeyn! Wenn ein Volk ſo unglücklich iſt, ſich in eine fremde Sprache zu verlieben, ſo will es ſich ſelbſt und ſeine Eigenthümlichkeit und Art verlieren und in eine andere fremde übergehen. Begegnet ihm dieſes Unglück vollends mit der Sprache eines benachbarten Volkes, ſo läuft es Gefahr, von dieſem Volke, welchem es ſchon durch die Sprache und das Gemüth unterjocht iſt, gelegentlich auch durch die Waffen unterjocht zu werden. Ein ſo thörigtes Volk hat die Geſchichte vom Bau des Thurms zu Babel umſonſt geleſen, und nicht bedacht, daß Gott die Verſchiedenheit der Sprachen ſtiftete, damit verſchiedene Völker ſeien, daß alſo jeder, der Sprachmiſchungen macht, die Ordnung Gottes zu ſtören und ſeine mannigfaltige Welt zu verarmen trachtet. Daher ſollte jedes Volk, welchem ſeine Eigenthümlichkeit und Freiheit lieb iſt, das Geſetz machen, daß die lebende Sprache eines Nachbarvolkes bei ihm nimmer geſprochen werden dürfte, ſo daß man z. B. in Teutſchland wohl ruſſiſch und ſpaniſch und engliſch ſprechen dürfte, aber nicht polniſch, italiäniſch, noch franzöſiſch, weil man durch den Gebrauch der benachbarten Sprachen die Schlagbäume niederwirft, welche die Völker für das Glück und die Bildung der Welt wohlthätig und weiſe von einander trennen.

Man ſieht jetzt, wohin ich will. Ich will die Uebung und den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in Teutſchland abgeſchafft wiſſen. Man mag die franzöſiſche Sprache leſen und verſtehen wie andere Sprachen, damit man der Bildung, Wiſſenſchaft, Kunſt, und Art auch des franzöſiſchen Lebens genießen könne; aber ſprechen ſoll man ſie nicht. Gleiches würde ich rathen, und, wenn ich befehlen könnte, befehlen, in Hinſicht der polniſchen und italiäniſchen Sprache: ſie dürften in Teutſchland nicht als ſprechende Sprachen prangen, weil die Teutſchen ſo wenig Polen und Italiäner als Franzoſen werden ſollen.

Was uns der zu allgemeine Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in politiſcher Hinſicht geſchadet und was er den Franzoſen, unſern Feinden, gefrommt hat, das liegt in der Geſchichte der beiden letzten Jahrhunderte, vorzüglich in der Geſchichte der letzten zwanzig und zehen Jahre hell am Tage, alſo daß es meiner Erklärung nicht bedarf. Wir waren für das Unſrige gleichgültig und abgeſtorben, wir hatten unſre Liebe und Treue, unſre Ehre und unſern Stolz verloren, wir fühlten uns den Franzoſen gegenüber nicht als Volk, wir fühlten uns ihnen gegenüber nicht als beleidigte und gemishandelte Teutſche, ſondern nur als beleidigte und gemishandelte Menſchen. Wenn es ein Vorzug unſers Gemüthes iſt, daß wir den Menſchen immer mehr fühlen, als das Volk, ſo ſollen wir wohl bedenken und auch unſern Kindern und Kindeskindern einſchärfen, wie uns die letzten Jahre belehrt haben, daß es um die Menſchheit des Menſchen endlich ſchlecht ſteht, welcher das Volk nicht fühlen lernen will. Die Franzoſen fanden, wohin ſie kamen, bei den Teutſchen faſt ihr Land wieder; ihre Art und Eigenthümlichkeit bekannt; die Fertigkeit und Leichtigkeit, ſie zu begreifen, groß; die Biegſamkeit und Gefügigkeit, in ihre Plane und Anſichten einzugehen, nicht viel kleiner; ſie fanden an vielen Orten Vorliebe und Anhang, allenthalben aber fanden ſie durch die Allgemeinheit ihrer Sprache Helfer, Späher, Verſtändiger, Einrichter, und, was das Wichtigſte war, ſie konnten ſelbſt dem Unleidlichſten und Unerträglichſten, was ſie thaten und befahlen, eine ſanftere und leichtere Art geben, als ihnen in einem Lande möglich geweſen wäre, wo ſehr wenige ihre Sprache verſtanden hätten.

Doch nicht länger auf dieſem Abwege. Lieber zwei Worte von franzöſiſcher und teutſcher Sprache, und vom franzöſiſchen und teutſchen Volke, und ob es nicht eine Weltnothwendigkeit iſt, daß die franzöſiſche Sprache die allgemeine ſey, ob im franzöſiſchen und teutſchen Karakter nicht eine gewiſſe Verträglichkeit iſt, welche den gleichzeitigen und gleichwürdigen Gebrauch beider Sprachen ungefährlich macht.

Es iſt ein Gemeinſatz, und durch die vielen unbefugten Münde, die es gebraucht haben, ein Gemeinplatz geworden, zu ſagen: *Was herrſcht, das hat ein Recht zu herrſchen; in jedem Zeitalter führt das Gebildetſte und Geiſtvolleſte an; nur weil die Franzoſen den übrigen Völkern an Geiſt und Bildung voraus ſind, nur darum ſind ſie das erſte und anführende Volk geworden, und ſind es auch durch ihre Sprache, Sitten, und Weiſen.* Im Ganzen läßt ſich auch gegen dieſe Worte nicht viel einwenden; wir geben ſie im Allgemeinen ſogar zu, nur daß wir uns über den Grund der Herrſchaft und des Uebergewichts ein wenig mit einander verſtändigen.

Die Franzoſen haben faſt ſeit zweihundert Jahren geherrſcht, und herrſchen noch, weil ſie die Gebilderſten und Geiſtvolleſten waren, nicht überhaupt, ſondern für dieſes Zeitalter. Die Reformation ſpielte ihnen die Herrſchaft in die Hände. Die theologiſchen und philoſophiſchen Vorarbeiten, welche ſeit dieſem denkwürdigen Uebergang zu einer neuen Epoche geiſtiger und chriſtlicher Bildung länger als drei Jahrhunderte gemacht werden mußten, damit die Nichtigkeit des Verſtandes gewieſen würde, der ſich anmaßt, Vernunft zu ſeyn, konnten keinen andern als einen logiſchen und dialektiſchen Karakter haben: ſie fielen alſo vorzugsweiſe den Franzoſen zu, die ein logiſches und dialektiſches Volk ſind. Dieſe letzten Jahrhunderte gehörten den Franzoſen an; daß ſie ſich aber eingebildet haben, ſie ſeyen durch Geburtsrecht und von Gottes Gnaden die erſten Europäer und werden hinfort für alle Zeiten die Anführer bleiben, das iſt für die andern Völker ein unglücklicher Irrthum geworden, für ſie ſelbſt der unſeligſte. In dieſer Zeit waren ſie die Erſten, und in dem beſchränkten Sinn dieſer Zeit konnte man ſie allerdings die gebildetſten und geiſtvolleſten Europäer nennen; denn wenn gleich andere Völker neben ihnen auch nicht faul geweſen ſind, ſo haben ſie doch die letzten Jahrhunderte mehr oder weniger faſt alle in franzöſiſcher Geſtalt und im franzöſiſchen Sinn gearbeitet, ſelbſt diejenigen, welche ſich feierlichſt dagegen verwahrt haben: und darauf kömmt es eigentlich doch an. Ob dieſe Bildung, dieſe Art, dieſer Geiſt, worauf die Franzoſen ſich noch jetzt ſo viel einbilden, und worauf wir andern uns thörigt auch etwas eingebildet haben, überhaupt ſolcherlei ſind, daß ſie Bildung, Art, und Geiſt heißen können, das iſt eine ganz andere

Frage. In der Weltgeſchichte waren ſie nothwendig, weil ſie waren, und ſo haben ſie alſo ihre Beſtimmung erfüllt; aber etwas Stehendes ſind ſie nicht geweſen, und werden ſie nicht bleiben. In Epochen des Ueberganges von einem Zeitalter zum andern, was dieſe drei verfloſſenen Jahrhunderte offenbar ſind und auch die nächſten funfzig Jahre noch ſeyn werden, muß man die Arbeiten und Werke der Menſchen faſt anſehen wie ſchlechte Nothbrücken, die man zur Ueberfahrt über einen Strom ſchlägt, und die ſo lange befahren werden, bis die wirklich feſte und ſtattliche Brücke mit ihren ſtarken Gewölben und Bögen fertig iſt. Die nördlichen Völker Europens nebſt den Franzoſen ſind von dem Strom des Zeitalters mehr fortgetragen worden und haben tapfer und unverdroſſen mitgearbeitet; die ſüdlichen haben geſchlafen, weil es ihre Art iſt, immer aus dem Vollen und an dem Vollen zu arbeiten: Zeitalter, die am Einzelnen klauben, können ihr Zeitalter nicht ſeyn. Lange haben die Italiäner und Spanier in ſtolzer Faulheit auf ihrer Löwenhaut gelegen; die Zeit rüttelt ſie ſchon auf, ſie werden Herrliches und Gewaltiges zeigen, wann ſie einmal ganz im neuen Leben erwacht ſind. Es ſchlafen noch mehr Löwen mit ihnen.

Weil die Franzoſen die Anführung des Zeitalters hatten, darum ward auch ihre Sprache die herrſchende Sprache in Europa. Dergleichen macht ſich ſo ganz unwillkührlich von ſelbſt durch eine Gewalt, die den Zeitgenoſſen verborgen iſt; die Menſchen und Völker kommen in die Gewohnheit und Uebung hinein, ohne daß ſie wiſſen wie. Man hat freilich nebenher manche andere Gründe angegeben für die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache, die allerdings auch einiges Gewicht haben; aber das Hauptgewicht liegt in der verborgenen Ziehkraft des anführenden Geiſtes, mit deſſen Fluth die Völker fortfließen müſſen, ſie mögen wollen oder nicht. Man hat geſagt, weil die franzöſiſche Sprache ſich vor allen andern zu einer Weltſprache eigne, deswegen ſey ſie die Weltſprache geworden, und werde es bleiben, und die Teutſchen und alle andere Völker werden an dem Joche dieſer franzöſiſchen Weltherrſchaft vergebens rütteln; denn die franzöſiſche Sprache habe eine Leichtigkeit, Klarheit, Beſtimmtheit, und Ordnung, die ſie vor allen andern zu einer Weltſprache geſchickt machen. Dieſe angegebenen Eigenſchaften der franzöſiſchen Sprache ſind als anerkannte von jedermänniglich ſo herausgehoben, daß etwas Thörigtes zu thun ſcheint, wer dagegen einzuwenden wagt; doch muß ich dieſe Anſprüche der Sprache und Ausſprüche ihrer Beurtheiler mit einigen leichten Bemerkungen ein wenig beſtreifen.

Was man die Leichtigkeit der franzöſiſchen Sprache nennt, läßt ſich in mehr als Einem Sinn nehmen, und wird auch häufig ſo genommen. Meint man die Leichtigkeit dieſer Sprache für die Zunge, ſo iſt der Ruhm falſch; eine unmuſikaliſche Sprache, die ſo viel durch die Naſe und Kehle ſchnaubt und gurgelt, kann in Hinſicht der Ausſprache nicht leicht ſeyn, und in der That iſt ſie es nicht. Auch ſie hat ihre Nücken und Tücken, die den Fremden ſehr ſchwer zu überwinden ſind; ihr völliger Mangel an Ton und Accent, der wenigſtens faſt jedem fremden Ohre kaum als ein Anhauch erſcheint, mehret dieſe Schwierigkeiten noch, weil das Ohr durchaus durch die Geſellſchaft lernen muß und durch keine Regel lernen kann, wo und wann ein kleiner Anklang von Ton und Anfing von Accent ſeyn darf. — Verſteht man unter der Leichtigkeit ſo viel als die Geſchwindigkeit und das Fortrollen der Worte über die Zunge, das Wegziſcheln und Wegſäuſeln derſelben im Geſpräche, ſo iſt dieſe Leichtigkeit da, die allerdings für das geſellſchaftliche Geſchnatter ein Vorzug zu ſeyn ſcheint, ſonſt aber unſtreitig der größte Nachtheil der Sprache iſt. — Verſteht man unter der Leichtigkeit endlich die Leichtigkeit der Wortfügung und des Verſtändniſſes, ſo ſchwebt man in einem großen Irrthum über die Sprache, welche die wahren Kenner derſelben ſogleich widerlegen werden. Dieſe muß man fragen, nicht aber die, welche nur den Schein der Sprache kennen, nicht aber ihr Weſen und ihre eigenthümliche Art durchdrungen haben. Wenn jemand acht bis zehn Jahre dieſe Sprache von Jugend auf mit raſtloſem Fleiß geübt hat, und ſie nachher im geſelligen Umgange täglich gebraucht, und wenn dieſer ſo geübte Kenner derſelben ſelbſt geſteht, wie den Fremden auch in der Wortfügung zarte Feinheiten entgehen und viele unmerkliche Fehler ſich einſchleichen, wie man aber die geſellſchaftliche Bedeutung dieſer Sprache und die Rangordnung und den Wechſelwerth ihrer Worte gegen einander viel ſchwerer lerne, als in einer andern Sprache, eben weil die Worte durch den ewigen Zungengebrauch ſo unendlich viele Nebenbedeutungen, Schattirungen, und Anſpielungen haben, welche ſich in den meiſten andern Sprachen nicht finden, ſo wird man über dieſe ſcheinbare Leichtigkeit und ihre Täuſchungen etwas anders urtheilen: was die Einfachheit der Wortſetzung zu geben ſcheint, das nimmt die geſellſchaftliche Vieldeutigkeit wieder. Wenn man das Ruſſiſche und Teutſche oder welche Sprache ſonſt ſechs bis acht Jahre mit demſelben Fleiß für den Gebrauch übt und ſtudirt, wie man gewöhnlich mit dem Franzöſiſchen thut, wird man auch darin zu einer Fertigkeit gelangen, die der Sprache nicht als unmittelbare Eigenſchaft beilegen wird, was zunächſt der Uebung angehört.

Die Klarheit der franzöſiſchen Sprache wollen wir nicht leugnen. Dieſe aber liegt keineswegs ausſchließlich in ihr ſelbſt, ſondern iſt die nothwendige Folge ihres allgemeinen Gebrauchs geworden, wie ein Schlüſſel nicht roſten kann, den man immer in der Taſche umrollt, und wie die Münze blank bleibt, die nicht in Kaſten beigelegt wird. Sie war vor zweihundert Jahren ſo klar nicht, als ſie jetzt iſt. Doch dieſen Vorzug beide der Leichtigkeit und Klarheit ſtreiten ihr ſogleich ihre beiden ſüdeuropäiſchen Schweſtern ab, die italiäniſche und ſpaniſche Sprache, welche mit demſelben noch einen muſikaliſchen Wohllaut und eine großartige Majeſtät des Klanges verbinden, wovon die ärmere und kleinlichere franzöſiſche Sprache nichts weiß. Unſere teutſche Sprache ſteht der franzöſiſchen an Klarheit allerdings nach, nicht an ihr ſelbſt, ſondern durch den Misbrauch auf der einen und durch den Nichtgebrauch auf der andern Seite. Wir ſind ſeit hundert und funfzig Jahren durch das Vergeſſen und Abſterben des Eigenthümlichen, durch die Geſtalt, welche das teutſche Reich und die teutſche Art bekommen hatte, und durch die angeborne und uralte teutſche Neigung, die aus der großen und kalten Geſellſchaft immer in eine kleinere und luſtigere will, aus einem lebenden und redenden Volke immer mehr ein grübelndes und ſchreibendes Volk geworden. Unſere Sprache hat das empfindlich fühlen müſſen: das unmittelbar Lebendige, Heitere, und Helle iſt aus ihr ausgeſchieden, und kann nur durch ein kräftiges Thatenleben, deſſen wir ſehnſüchtig warten, wieder in ihr erweckt werden. Weil unſere Gelehrten meiſtens wie abgeſchiedene Geſpenſter außerhalb dem lebendigen Leben ſtanden, und weil unſere höheren Klaſſen die teutſche Sprache ſeit lange unverantwortlich vernachläſſigt und für ſie ſehr häufig die franzöſiſche Sprache gebraucht haben, ſo ſind viele Seiten und Verhältniſſe des Lebens und Gemüthes, unter andern alle die leichten und liebenswürdigen Geiſterchen, welche als bunte Seifenblaſen in der Geſellſchaft entſtehen und vergehen, lange unbeleuchtet und unerweckt geblieben; woher ſollte alſo da die Klarheit kommen?

Die Beſtimmtheit der franzöſiſchen Sprache? Die Franzoſen ſelbſt rufen uns das immer zu, aber da rufen wir ihnen laut entgegen: Ohe! Ohe! Da iſt die teutſche Sprache tauſendfältig ihre Meiſterin, wenn man ſie anders zu gebrauchen verſteht; und die meiſten übrigen Sprachen ſind es mit ihr Ich habe an teutſchen Worten, weil die teutſche Sprache ſo reich iſt, über doppelt ſo viel zu lernen, als an franzöſiſchen; aber mit den Worten verſtehe ich auch den inneren Sinn und die Bedeutung derſelben, in wie fern ich überhaupt in den teutſchen Sinn eindringen kann. Ganz anders verhält es ſich mit der franzöſiſchen Sprache. Freilich hat auch in ihr ein jedes Wort eine urſprüngliche, einzige Bedeutung, weil aber das Volk ein durchaus geſellſchaftliches und ſprechendes Volk iſt, ſo ſind an jedem Worte durch den unaufhörlichen Gebrauch tauſend Seiten abgeſchliffen, die demſelben in Zuſammenſetzung mit andern Worten eine Unendlichkeit von Nebenbedeutungen geben, an deren feiner Anwendung die Eigenen lange zu lernen haben und welche die Fremden nie auslernen. Durch dieſes einzige geſellſchaftliche Spiel mit der Sprache und durch die unaufhörliche Umrollung und Auswechſelung der Worte ſind den meiſten nicht nur Nebenbedeutungen angehängt, ſondern viele ſind durch die Vieldeutigkeit auch ſo erniedrigt, daß ſie im edlen Sinn gar nicht mehr gebraucht werden können. Nach den Graden der Geſellſchaft und nach den Graden der Dichtkunſt und Beredſamkeit haben die Worte wie ausgeprägtes Geld ihren verſchiedenen Gehalt und Wehrung, wornach ſie gebraucht und ausgegeben werden können. Dies iſt gottlob nur mit wenigen teutſchen Worten der Fall; durch täglichen gemeinen Gebrauch und durch Anſpielungen der Schlüpfrigkeit und des Schmutzes ſind wenige Worte bei uns ſo entadelt, daß ſie in der Geſellſchaft hohen Gefühls und edler Geſinnung nicht erſcheinen dürfen.

Die Ordnung der franzöſiſchen Sprache? Da meinen ſie die Leichtigkeit der Wortfügung, die faſt ihren abgemeſſenen Schritt und ihr gleiches Geleis hat, in welchen ſie gehen muß. Damit aber dieſe feſte und faſt knechtiſche Ordnung erhalten werden könne, muß der Franzoſe, welcher auch der Hülfe des Accents entbehrt, eine Menge Krücken und Flickwörter gebrauchen, die ihre ganz eignen Feinheiten und für den Fremden Schwierigkeiten haben, die er nur mit Mühe überwinden lernt. Freilich das Gute hat die enge franzöſiſche Ordnung in der Wortfügung, daß ſie den Ungeſtüm und den unmittelbaren Ausbruch kühner Sprünge des Gedankens und der Rede hemmt und zügelt; man kann ſich mit den Worten nicht ſo leicht abſchneiden und durchſchneiden, als im Teutſchen oder in andern Sprachen, welchen ein freierer und kühnerer Gang geſtattet iſt.

Wenn man dies alles zuſammenlegt, und noch Manches hinzurechnet, was ich hier weder habe aufrechnen können noch wollen, ſo wird die einzige und allgemeine Vorzüglichkeit der franzöſiſchen Sprache als Weltſprache in mancher Hinſicht erſchüttert. Weil ſie aber einmal im Beſitz iſt, ſo mag ſie auch darin bleiben bei abgelegenen Völkern, die einer ſolchen vermittelnden Weltſprache bedürfen; wir als das Mittelpunktsvolk bedürfen ihrer nicht: die zu den Schätzen wollen, welche wir beſitzen, müſſen unſere Sprache lernen. Daß wir aber franzöſiſch ſprechen und damit ſo viel Zeit und Geiſt vertändeln, iſt zu gleicher Zeit ungeſchickt und dumm: ungeſchickt, weil wir, was die Franzoſen uns geben können, durch das bloße Verſtehen ihrer Sprache empfangen; dumm, weil wir uns dadurch ihnen unterſtellen, und unſern mächtigſten und gefährlichſten Nachbarn ein Uebergewicht über uns geben, das ſie nun über zweihundert Jahre gegen uns gemisbraucht haben, und immer misbrauchen werden, wenn wir nicht ablaſſen von der eitlen Thorheit.

Sagt man, für die Diplomatik und die diplomatiſchen Geſchäfte müſſe man eine beſtimmte lebende Sprache haben, ſo leugne ich die Nothwendigkeit gradezu. Die Völker wurden nicht ſchlechter regiert und die Verträge nicht ſchlechter gehalten, als die lateiniſche Sprache die allgemeine diplomatiſche Sprache Europens war. Durch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache haben alle Völker ſich in eine Art Abhängigkeit von den Franzoſen geſetzt, theils in die Abhängigkeit der Meinung, welche unendlich viel bedeutet, theils in die Abhängigkeit des Geiſtes. Man ſchlage Europens Jahrbücher auf von den Weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen, wo die allgemeine Oberherrſchaft der franzöſiſchen Sprache begann, bis auf dieſe letzten Zeiten, und mache einmal einen Ueberſchlag im Großen, wie viel die franzöſiſche Gewandheit und Liſt dadurch gewonnen hat, daß ſie die wirkſamſte geiſtige Gewalt, die Gewalt der Sprache, vor allen andern gebrauchen konnte. Denn die Herren Diplomatiker aller Völker ſamt und ſonders mögen mir es nicht übel nehmen, wenn ich ihnen ſage, daß es wenigen Schweden, Engländern, und Teutſchen gelungen iſt, ſich des fremden Organs und des im demſelben lebenden Geiſtes vollkommen zu bemeiſtern, ſondern daß ſelbſt die Erzminiſter und Großbotſchafter gegen einen gewöhnlichen franzöſiſchen Notar und Schreiber in der Fertigkeit und Gewandheit meiſtens haben zurückbleiben müſſen. So iſt es denn geſchehen, was ſich ſogar geſchichtlich nachweiſen läßt, daß Unbehülflichkeit, Ungewandheit, und Schaam oft nachgegeben und zugeſtanden haben, was nimmer bewilligt wäre, wenn die Unterhändler z. B. auf Lateiniſch mit gleichen Waffen gekämpft hätten, oder wenn ſie die uralte und einzig würdige Art gebraucht hätten, bei feierlichen und öffentlichen Gelegenheiten durch Dolmetſcher zu reden, ſo daß jeder in der eigenen Sprache die Anreden hielt und die Antworten gab und ſein

Dolmetſcher ſie dem andern Theil überlieferte. In den Urkunden der Verträge könnten ja immer die beiden Sprachen der abſchließenden Theile einander gegenüber ſtehen, damit keiner ſich etwas zu vergeben ſchiene, und die lateiniſche Sprache ſtände endlich als die vermittelnde und entſcheidende diplomatiſche Grundſprache neben beiden.

Alles, was bisher geſprochen iſt, ſcheint gegen die franzöſiſche Sprache geſprochen zu ſeyn. So iſt es aber an ſich nicht gemeint; es ſoll nur eingewurzelten Vorurtheilen begegnen, und die Anſprüche der franzöſiſchen Sprache bekämpfen, in wie fern ſie ſich allgemeiner Herrſchaft anmaßet, nicht, in wie fern ſie überhaupt eine Sprache iſt: Ich habe meinen Grundſatz oben ausgeſprochen und ich wiederhole ihn hier jedes Misverſtandes wegen, daß bei der Betrachtung der Dinge aus einem höheren Geſichtspunkte jedes Ding, und alſo jedes Volk und jede Sprache, weil ſie ſind, ein unſtreitiges Recht haben zu ſeyn; daß alle Abwägungen und Vergleichungen thörigt ſind, wo ich im Allgemeinen zu beweiſen ſuche, daß z. B. das teutſche und engliſche Volk oder die teutſche und engliſche Sprache beſſer ſeyen, als das franzöſiſche Volk und die franzöſiſche Sprache. Denn wahrlich jedes iſt in ſeiner Art gut, wie es iſt. Wenn man aber von einem beſondern Falle ſpricht, ſo müſſen wir die Gegenſtände gegen einander ſtellen und vergleichen, wir müſſen das Einzelne beleuchten und die Vortheile und Nachtheile des Einzelnen herausheben, kurz, wir müſſen faſt in dem Glauben handeln, als wollten wir nur das beweiſen, daß das Eine beſſer ſey als das Andere.

Wir gehen jetzt über auf das Franzöſiſche und Teutſche insbeſondere, und ſtellen die beiden Völker und Sprachen in ihren Hauptverſchiedenheiten einander gegen über, damit wir wiſſen, ob diejenigen Unrecht haben, welche behaupten, der Franzoſe und ſeine Art und Sprache können den Teutſchen nur verderben, und nicht bilden.

Die beiden größten Verſchiedenheiten der beiden Völker ſprechen ſich alſo aus:

Der Franzoſe hat eine überwiegende Neigung zum Volke, der Teutſche hat eine überwiegende Neigung zum Menſchen.

Der Franzoſe iſt ein ſprechendes, der Teutſche iſt ein denkendes Volk.

Was heißt das: der Franzoſe hat eine überwiegende Neigung zum Volke, der Teutſche hat eine überwiegende Neigung zum Menſchen? Ich will verſuchen, es zu erklären, wie weit die innerſten Gemüthsanlagen der Völker in ihren Verſchiedenheiten ſich erklären laſſen. Der Franzoſe iſt von Gott ſo erſchaffen, daß er ſein Leben für ſich allein nicht lange ertragen kann; er will es unter Menſchen wiedergeſpiegelt ſehen, er will es in die Menge hineinſpielen, er will in andern leben, von andern bemerkt ſeyn, durch andere getragen ſeyn, für ſich allein fühlt er ſich unbehaglich und nichtig; in der Menge will er ſchwimmen und verſchwimmen, dahin ſind alle ſeine Triebe geſtellt; ohne beſtändige Geſellſchaft, wenigſtens ohne den Gedanken dieſer Geſellſchaft, ohne Volk iſt er nichts, athmet er nicht, empfindet er nicht, kurz lebt er nicht. Mit dem Teutſchen verhält es ſich faſt umgekehrt. Freilich iſt auch er geſellig, in wie fern der Menſch überhaupt ein geſelliges Weſen iſt, aber er hat in ſeiner Natur mehr angebohrne Neigung zum Menſchen, als zum Volk. So wie der Franzoſe keine Ruhe hat, er verliere ſich denn in andern, ſo hat der Teutſche keine Ruhe, er rette ſich denn von Zeit zu Zeit aus dem Volke und aus dem Gewühl, und kehre zu ſich ſelbſt, d. h. zum Menſchen, zurück. Der Franzoſe will das Gefühl des einzelnen Daſeyns, wo es ihn überfällt, auf das geſchwindeſte los ſeyn, weil es ihm ein läſtiges und quälendes Gefühl iſt; der Teutſche lechzt und ſchmachtet nach dem Gefühl dieſes einzelnen Daſeyns als nach der ſtillen und verborgenen Quelle aller reinen Glückſeligkeit, und achtet die Augenblicke für verlorne Augenblicke, welche ihm das Getümmel der Welt oder das Volk geraubt hat. Der Franzoſe bildet in ſich alles aus in Beziehung auf andere, er ſchließt ſeine Gefühle, Gedanken, Thaten, kurz ſein ganzes Leben andern an, die neben ihm ſind; der Teutſche bildet in ſich alles aus in Beziehung auf ſich, er mögte ſich gern von allen Banden des äußeren Lebens und der äußeren Verhältniſſe löſen, und allein in ſeinem Innern leben und genießen, und gleich dem Seidenwurm ſein buntes Fantaſienhaus und Fantaſiengrab um ſich zuſammenſpinnen. Daher iſt ihnen beiden geſchehen, was natürlich geſchehen mußte: daß der Franzoſe, mit dem zu großen Triebe der Geſelligkeit fortfließend, ſein ganzes Daſeyn in andern verſpielt und verliert, daß er gewöhnlich für ſich kein eigenes Gemüth noch eigenen Karakter hat: und daß der Teutſche, der zu großen Neigung zum einſamen Daſeyn und zu den verſchloſſenen Freuden des Herzens und Hauſes nachgebend, dasjenige zu ſehr verloren hat, was zu dem ganzen Volke übergehen und ſich in dem Volke verlieren ſoll, kurz was ihn mit der Menge in Verbindung ſetzt und erhält. Man könnte ſagen: der Franzoſe iſt ein Volk von Ameiſen und Bienen geworden, und der Teutſche ein Volk von Adlern und Raben. Dieſe Vergleichung iſt wirklich treffend, und paßt nach allen Seiten hingewandt; ſie paßt auch auf die Verfaſſung der beiden Völker. Durch ſeinen überwiegenden Trieb, ſich im Ganzen zu verlieren, iſt es dem Franzoſen ergangen, wie es Würmern und Inſekten ergeht; er hat alle einzelne Kraft und Gewalt, allen ſtill wirkenden und gegenwirkenden Widerſtand verloren, der im Gemüthe liegt: deswegen hat das franzöſiſche Volk gleich Bienen und Ameiſen ſchon lange deſpotiſche Herrſcher gehabt und dienet jetzt wieder der blindeſten und grauſamſten Willkühr. Sollte derjenige, der jetzt den Thron des Heiligen Ludwigs und des Vierten Heinrichs ſchändet, nicht mit einer innerlichen Schadenfreude, die auf das Volk anſpielt, die Bienen zu ſeinem Familienwappen gewählt haben? Durch ſeinen überwiegenden Trieb, ſich zu vereinzeln und von dem Ganzen abzuſondern, hat der Teutſche ſein Treffliches und ſein Elendiges geſchaffen, er hat dadurch auch die Auflöſung des Großen in viele kleine Staaten und Gemeinden, er hat die Zertheilung und Zerſplitterung ſeines Volkes und Reiches gewonnen, welche ihn in der letzten Zeit ſo unausſprechlich unglücklich gemacht hat.

In der Mitte liegt das Maaß der Dinge und das Glück und die Kraft. Der Franzoſe, welcher ſich in dem geſelligen Strom und Wirbel ewig umrollen und umſauſen läßt, kömmt nie zur frommen Beſchauung und ruhigen Beſinnung ſeiner ſelbſt: das Einfache, das Stätige, das Große, was man Stärke des Gemüthes und Karakters nennt, kann ſich in ihm nicht befeſtigen; er iſt immer nur ein Theil, und bleibt immer nur ein Theil, weil er ſich allem andern anſchließen will, ſchließt er ſich keinem feſt und ganz an: er kann daher nichts Ganzes zuſammenfügen und bilden, er iſt daher in fremde Herrſchaft und Willkühr gegeben, und keiner ruhigen Beſtändigkeit und Freiheit fähig. Der Teutſche, welcher dem Getümmel und Strudel des Volks entflieht, welcher ſein Gemüth und ſein Glück gern mit den engſten Schranken umſchließt, wird wieder zu vereinzelt, er wird oft faſt ein einödiſches Weſen, das ſich bloß mit der Welt der Geiſter und Träume weidet, das in Idealen lebt und mit Idealen ſpielt, und Volk und Herrſchaft und alles Leben um ſich her ſorglos untergehen läßt, bis ihn das Unglück, das auch an ſeine Thüre klopft, warnt und ermahnt, daß der Menſch auf dieſe Weiſe auf Erden nicht einſam glücklich ſeyn darf, daß er ſein Leben auch dem Ganzen hingeben, daß er ſich an das Ganze anſchließen und in das Ganze einſchließen, daß er ſich oft in dem Volke verlieren ſoll. Ein Volk, bei welchem der geſellige Trieb und der einſame Trieb im Gleichgewicht iſt, mag allein ein glückliches und gerechtes Volk genannt werden und wird die Freiheit zu ſchaffen und zu bewahren wiſſen. Wer immer bloß Volk ſeyn will, wird zuletzt ſo nichtig, als wer immer bloß Menſch ſeyn will. Wer den Menſchen und das Volk würdig zu vereinigen weiß, der wird ein Bürger, er wird, was die Alten im hohen Sinn *einen politiſchen Mann* nannten, ein Menſch, deſſen hohe Würdigkeit und Glückſeligkeit von den Unſrigen wenige begreifen können. An manchen Engländern und Schweden kann man ſchöne Schatten dieſes idealiſchen Bildes ſehen.

Der Franzoſe iſt ein ſprechendes, der Teutſche iſt ein denkendes Volk. Ich ſcheine mir mit dieſen Worten ſelbſt zu widerſprechen: Oben ſagte ich, Sprechen und Vernunft ſey in gewiſſem Sinn Eins; alſo muß das Sprechen und das Denken gewiſſermaßen auch Eins ſeyn. Was will ich alſo ſagen, wenn ich das ſprechende Volk und das denkende Volk einander gegenüber ſtelle? Ich will nicht ſagen, daß der Franzoſe von dem Teutſchen ſo verſchieden iſt, wie z. B. die Nachtigall von der Krähe, oder der Bär von dem Pferde, ſondern ich will damit nur eine Verſchiedenheit bezeichnen, welche das eine Volk als Volk dem andern doch ſehr entgegenſetzt. Das Sprechen iſt auch Denken, die Worte ſelbſt ſind verhärtete und verſteinerte Gedanken, von der Vorwelt überliefert, welche durch die Lippen der Sprechenden wieder in einen lebendigen Fluß gebracht werden; aber das iſt der Unterſchied: das Sprechen iſt ein leichtes und fliegendes Denken, das Denken ſelbſt, oder das Denken im engeren Verſtande, iſt ein ruhendes und verſinkendes Denken: das Eine geht in die Weite, das Andere dringt in die Tiefe. Weite und Tiefe in ihren beiden größten Gegenſätzen ſind auch die Gegenſätze der beiden Völker, von welchen wir handeln. Weil die Franzoſen, in der ewigen Ungenüge immer unruhig und unbefriedigt, nur in der Menge die Ruhe finden, ſo muß ſich ihr ganzes Weſen in geſelliger Mittheilung, es muß ſich im Sprechen auflöſen. Daher iſt alles, was aus dieſem Leben und ſeiner Art entſpringen mußte, bei ihnen entſtanden und ausgebildet: Gewandtheit, Leichtigkeit, Glätte, geſellige Vielſeitigkeit, das, was die große Welt Liebenswürdigkeit nennt, auch das, was dem Franzoſen esprit heißt und was ſeinen eigenthümlichen Geiſt und Witz bezeichnet; aber als Mangel auch eine gewiſſe nüchterne Breite und geregelte Abgemeſſenheit und methodiſche Oberflächlichkeit, welche eben ſo aus dieſem Triebe hervorgehen mußten; ſittlich die Dinge angeſehen, Flatterhaftigkeit, Unbeſtändigkeit, Unruhe, und Leidenſchaftlichkeit, die aber die Geſelligkeit ſo bändigt, daß ſie bei aller ſcheinbaren Heftigkeit ſich immer bewußt iſt und eine gewiſſe äußerliche Empfindſamkeit zeugt, die auch nur in Frankreich zu Hauſe iſt, und die von uns Teutſchen bloß auf einige Zeit aus nachbarlicher Gutmüthigkeit und verzeihlichem Irrthum als Anſiedlerin aufgenommen iſt, aber hoffentlich bald wieder in ihr Mutterland wird zurückgewieſen werden: endlich dadurch die große Gabe des Franzoſen, daß er in allen kleinen Dingen, Gefühlen, und Verhältniſſen äußerlich trefflich darſtellen kann, daß er da ein gemachter Schauſpieler iſt, weil die geſellſchaftliche Abſchleifung und Glättung die außerordentliche Fertigkeit giebt. — Der Franzoſe alſo iſt der leichte und fliegende Denker, der Teutſche der ruhende und verſinkende Denker. Der zoſe entwickelt zu viel, er verflüchtigt und verwäſſert den Kern und die Kraft: der Teutſche entwickelt zu wenig, er verdunkelt, er vergräbt, er verſenkt den Kern und die Kraft, und kann ſie, wenn es Noth thut, nicht mit der gehörigen Leichtigkeit und Geſchwindigkeit zu Licht und Leben hinausfördern. In ſeinem klausneriſchen, einſiedliſchen, und ſelbſtgenügſamen Leben, in ſeinen Träumen und Idealen verliert er das, wodurch das Volk und die Welt geleitet, verbunden, und beherrſcht werden: während er alles in der Idee erfaſſen will, entfliegt ihm alles in der Wirklichkeit. Der Franzoſe legt ſeinen Schatz aus, und prahlt damit vor aller Welt: er wird von allen Händen betaſtet, beſchmutzt, und abgegriffen, auch wohl, wie es zu geſchehen pflegt, zuweilen von Dieben geſtohlen; der Teutſche dagegen möchte den ſeinigen allen Augen und Gedanken der Menſchen verbergen, und vergräbt ihn deswegen oft ſo tief, daß er ihn ſelbſt nicht wiederfinden kann, oder daß, wie das Volksmährchen fabelt, die Unterirdiſchen ihn ſo ganz zur Tiefe hinabziehen, daß nur ein Teufelsbanner ihn wieder ans Licht hinausſtecken mag. Weil der Teutſche ſich und ſein Gemüth nicht gleich dem Franzoſen durch die Geſellſchaft entwickelt und bildet, und ſich überhaupt der geſelligen Mittheilung und der Verſchwimmung im Ganzen zu ſehr entzieht, ſo leidet er an Unbehülflichkeit, Schwere, Rauhheit, Ungefälligkeit, Dunkelheit, und Geſtaltloſigkeit: es geſchieht ihm, daß er, was man ſo ſagt, ſeine Gedanken nicht von ſich geben kann. Dieſe Unbehülflichkeit, Ungeſchliffenheit, Ungefälligkeit, und Geſtaltloſigkeit erſcheint nothwendig oft auch in ſeinen Sitten, und macht große Tugenden, die er von ſeinen Vätern empfangen hat, weniger anmuthig, als ſie ſonſt ſeyn würden. So wenig als der Menſch durch den bloßen Umgang mit Menſchen das Vollkommene erreichen und entwickeln kann, ſo wenig kann er es allein durch den Umgang mit Göttern und Geiſtern:

ja wenn er täglich und ſtündlich mit allen Himmliſchen lebte, er würde, von Menſchen abgeſchieden, doch zuletzt aller der wohlthätigen Organe entbehren, wodurch die gegenſeitige Mittheilung und Ergänzung des einen Menſchen an den andern und durch den andern allein möglich wird. Der Franzoſe iſt zu beweglich und leicht, der Teutſche zu ſtarr und ſchwer. Wenn aus beiden einer gemacht werden könnte, ſo mögte wohl etwas Vollkommenes herauskommen.

Wie die Völker gegen einander ſtehen, ſo ſteht auch die ſprechende Sprache der denkenden Sprache gegenüber.

In der franzöſiſchen Sprache iſt alles auf das vollkommenſte ausgebildet, was der Witz und Verſtand im Fluge haſcht und ſchießt, was als augenblicklicher Blitz und Schaum des Gemüthes in der Sekunde entſteht und vergeht; vielſeitig entwickelt iſt ſie, alle mannigfaltigſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe auszudrücken, und von den verſchiedenſten Seiten und mit den mannigfaltigſten Färbungen unb Beleuchtungen alles dasjenige zu zeigen, was als ein dünner Athem und Klang des Gefühls und der Geſinnung im gewöhnlichen Leben geſelligen Treibens über die Lippen rollen darf. Dadurch iſt aber auch geſchehen, weil man zu viel zuſammenlebt und alſo in Frankreich meiſtens ſprechend denkt, daß vieles von Gefühlen und Geſinnungen auf den Lippen umgerollt wird, was es eigentlich nicht dürfte: daher eine Entheiligung des Gemüthes, die ſich mit der falſchen und verbuhlten Schaam *) prüdet; daher eine gewiſſe Schlüpfrigkeit und bewußte und verzierte Unverſchämtheit der franzöſiſchen Sprache, die in keiner andern Sprache ſeyn

---

*) ſich prüden ein gutes altes teutſches Wort für ſich zieren, ſich äffen; im Saſſiſchen prüden, im Schwediſchen pryda.

darf. Die ganze Sprache iſt faſt bloß Geſellſchaftsſprache geworden, und manches Wort hat ſich dem Gemeinen bequemen müſſen, was bei einem mäßigen Gebrauch ungemein geblieben wäre; viele der heiligſten Worte ſind entadelt und befleckt, ſo wie es den Münzen geht, die durch alle Hände des Pöbels laufen: das Gepräge wird bekritzelt und endlich abgeſchliffen, aber blank bleibt die Münze, wenn ſie auch nicht vollwichtig bleibt. Das Zugeſellige ſteht dem Gemeinen, ſo wie das Zueinſame dem Uebermenſchlichen zu nah; eine Sprache, die ihren ganzen Vorrath immer über die Zungen laufen läßt, verliert die Würde und den Klang für Dichtkunſt und Saitenſpiel; wer ſeine Körner hundertmal über das Sieb ſpringen läßt, wird freilich der Spreu und des Staubes los, aber die Körner laufen ſich ab und werden ſelbſt Spreu. Wirklich entbehrt die franzöſiſche Sprache der Majeſtät des Sinnes und Klanges; ſie entbehrt ferner durch die zu große Geſelligkeit der Menſchen aller feſten Betonung, weil auch dieſe in dem geſellſchaftlichen Geflüſter und Geſchnatter untergehen mußte; ſie iſt endlich in demſelben Maaße, wie ſie ſich für den Bedarf des Aeußerlichen und Geſelligen bereichert und erweitert hat, für die Bezeichnung der innerlichen und höheren Dinge, für die Bezeichnung der idealiſchen und ſeligen Welt ärmer und enger geworden: oder vielmehr, weil das Volk von Anfang an den überwiegenden Trieb zur Geſelligkeit hatte, iſt ſie nie ſehr reich geweſen an Zeichen für die innerliche und göttliche Welt.

In der teutſchen Sprache iſt das am wenigſten angebauet, was die Geſellſchaft und das Zuſammenleben der Menſchen entwickelt und bildet, theils weil der Teutſche kein franzöſiſch geſelliges und ſprechendes Volk iſt, theils auch, weil die ſogenannte höhere und feinere Geſellſchaft, welche durch ein gewiſſes idealiſches Nichtsthun am meiſten Trieb und Zeit hat, die Sprache durch Sprechen auszubilden, ſich der teutſchen Mutterſprache ſehr entfremdet hatte, und oft lieber in einer fremden Sprache ſchlecht lallte und buchſtabirte, als die eigene zu einer Biegſamkeit, Glätte, und Gewandheit entwickelte, wodurch ſie auch ihr leichteres und idealiſcheres Leben, als die Menge haben kann, und die zarteren Verhältniſſe und feineren Farben und Schimmer deſſelben hätte ausdrücken können. Auf dieſer Seite liegt ein großer Sprachſchatz des Vaterlandes noch faſt unberührt und ungebraucht, wie gediegenes Erz zwiſchen ſeinen Felſen, das der Hand der Bergleute wartet, die es ans Licht hinauffördern ſollen. Reich iſt der andere Theil der teutſchen Sprache, welcher, vom geſelligen und toſenden und ſprechenden Leben abgewendet, in der Einſamkeit des Umgangs mit Göttern und Geiſtern pflegt, und in ſtiller und frommer Betrachtung das entwickelt, was die Natur dem Menſchen als Wunder offenbart, oder als hieroglyphiſches Räthſel zuflüſtert, oder was in jenen heiligen Augenblicken entſteht, wo die Seele ſich gleichſam ſelbſt belauſcht und wo das innere Leben wie blühende Inſeln voll lebendiger und lieblicher Schöpfungen aus den dunkeln und verborgenen Tiefen ihres Oceans aufſteigt und ſich von dem ſeligen Geiſte beleuchten und beſonnen läßt. Alle Bezeichnungen, welche ein unmittelbares Aug und Ohr für die innerſte Natur und ihre heiligen Geheimniſſe andeuten, alle Beſchreibungen des Gemüthslebens, und was die Götter und Geiſter in dem Licht und dem Klange und in der Wonne des Himmels und der Geſtirne von Seligkeit ſchlürfen — alles das iſt in der teutſchen Sprache mit einer Mannigfaltigkeit und einem Reichthum abgeſpiegelt und ausgedrückt, welchen ſich wenige Sprachen gleichſtellen können; ſo wie auch alles, was unmittelbar empfindet und denkt und was die Gründe und Verhältniſſe des Empfindungsvermögens und der Denkkraft beſchreibt, auf das reichſte und blühendſte entwickelt iſt.

Weil nun die Franzoſen mehr das Geſellſchaftliche und Fremde, wir mehr das Einſame und Eigene ausgebildet haben, ſo iſt ihnen geſchehen, daß der zu äußerliche Gebrauch viele ihrer Worte zu gemein und dick gemacht hat, uns hingegen iſt geſchehen, daß durch den zu innerlichen Gebrauch viele unſerer Worte zu zart und dünn geworden ſind: ſie haben ſie entadelt, wir haben ſie geſchwächt. Weil wir mehr das Denkorgan als das Lebensorgan geübt haben, ſo ſind viele kräftige und lebendige teutſche Worte, immer in abgezogenen Bedeutungen gemisbraucht, zuletzt dünnen und ſchwächlichen Geſpenſtern gleich geworden und haben für das Leben und für die Dichtkunſt ganz den vollen und tapfern Gehalt verloren. Bei uns hat häufig eine magere und dürftige Wortphiloſophie, die mit Wörtern und Formeln die Geiſter zu beſchwören und feſtzubannen meinte, geſündigt, wie bei ihnen das enge geſellige Geflatter und Geſchnatter ſündigte.

Dieſe Gegenſätze des Teutſchen und Franzöſiſchen in Sprache und Karakter, worüber ich ein kleines Lichtlein gehalten habe, ſind die, welche zunächſt am Tage liegen. Es ſind ihrer viel mehr, und ſie würden ſich auch in kleinen Beziehungen und Verhältniſſen gegen einander ſtellen und mit einander vergleichen laſſen, und gewiß oft mit ſo treffender Aehnlichkeit und Verſchiedenheit und mit ſo ächt komiſchem Spaß, daß die in allem, auch in den größten Kleinigkeiten, erſcheinenden Gegenſätze die innigſte Ergötzung des Betrachters hervorbringen müßten. — Doch haben Viele behauptet, die Franzoſen und Teutſchen ſtehen einander näher, als hier von mir angedeutet iſt; es ſey doch eine gewiſſe Verträglichkeit, eine gewiſſe Uebereinſtimmung, wenigſtens doch ein leichter Uebergang in Gefühlen und Anſichten zwiſchen ihnen, die ſich z. B. zwiſchen dem Franzoſen und Italiäner und dem Franzoſen und Spanier nicht finden, obgleich auch ſie als Nachbarn neben einander wohnen. Ich leugne den Schein nicht, woraus dieſe ziemlich gewöhnliche Behauptung fließt, aber ich leugne die Verträglichkeit und Uebereinſtimmung; doch gebe ich zu, daß der Teutſche ſich von den Franzoſen eine gewiſſe ihm fremde Farbe hat anſtreichen laſſen, die zuweilen täuſchen könnte, als ſey auch eine große innere Aehnlichkeit der Völker da. Ich ſage, wie es iſt.

Wie ſich mit den Gränzen der Sprachen Gemüth, Neigung, Art, Sitte von zwei faſt in gleichem Klima und in ſo vielen ähnlichen Verhältniſſen lebenden Völkern plötzlich abſtoßen, das iſt freilich etwas Wunderbares, aber es iſt wahr. Der Bewohner des franzöſiſchen Navarra und Languedoc hat mit dem jenſeits der pyrenäiſchen Berge wohnenden Spanier Manches gemein, weil ſeine gewöhnliche Volksſprache der ſpaniſchen ſehr ähnlich iſt: aus gleichen Urſachen hat der Provenzale Einiges von dem Italiäner und Spanier: aber ſonſt wie fern ſteht der Franzoſe dem Italiäner und Spanier! Dieſe beiden letztgenannten Völker laſſen nicht leicht etwas Fremdes an ſich kommen und in ſich eindringen: ſtolz wollen ſie immer nur ihnen ſelbſt ähnlich ſeyn, und verſchmähen und verwerfen alles, was den harmoniſchen Einklang ihres Lebens ſtören könnte; mit hartnäckiger Beſtändigkeit behaupten ſie, was ihnen gefällt, und keine eitle Neigung lockt ſie zu dem Fremden und Ausländiſchen. Dieſe Völker ſind von dem letzten dialektiſchen und klügliſchen Zeitalter, weil es ihr Zeitalter nicht war noch ſeyn konnte, nur leiſe berührt; die Franzoſen, welche in demſelben anführten, konnten alſo keinen herriſchen Einfluß auf ſie gewinnen. Aber an ſich ſchon iſt das ganze franzöſiſche Weſen ihnen eine Narrheit oder ein Gräuel. Auch ſie ſpielen gern mit dem Leben und mit der Fülle des Glanzes und Genuſſes des Lebens, ganz anders, als der Norden ſpielen kann: aber ſie ſind Schauſpieler mit dem ganzen Gemüthe und der vollen Seele: ſie ſind immer ganz, worin ſie ſind; ſie ſetzen immer das ganze Daſeyn drein, und machen das Spiel oft zu einem recht tragiſchen Ernſt: ſonſt ſpielen ſie lieber gar nicht. Der Franzoſe aber, auch Schauſpieler des Aeußeren, ſetzt von dem Inneren immer nur ſo viel drein, daß er morgen und übermorgen und nachübermorgen noch etwas übrig hat: er iſt immer der Bewußte, wie heiß und leidenſchaftlich er ſich auch gebehrde, und berechnet auch ſein Spiel. Dieſe Armuth des Lebens däucht aber dem reichen und muthigen Italiäner und Spanier mit Recht eine Sünde und Erbärmlichkeit, und daher hat er gegen das Franzöſiſche eine viel innerlichere Abneigung, ja einen viel innerlicheren Haß und eine ſtolzere Verachtung, als der Teutſche je haben kann, und iſt durch dieſe vor der franzöſiſchen Anſteckung und Verkünſtelung geſichert. Der Teutſche hat ſich von dem Franzoſen etwas aufbinden laſſen, er hat wohl für tiefen Ernſt der Empfindung genommen, was immer nur flacher Spaß und ſündliche Bewußtheit war. Ich will ſuchen, dieſe Erſcheinung zu erklären.

Teutſchland iſt das Mittelland von Europa: es iſt das Land, wohin die andern Völker Europas viele Aehnlichkeiten und Beziehungen lenken müſſen; es iſt der Mittelpunkt der neuen Geſchichte und des neuen Chriſtenthums: deswegen unſtreitig das bedeutendſte Land der Chriſtenheit. Weil der Teutſche zur Rolle eines Vermittlers und Verſtändigers beſtimmt iſt, ſo muß in dem Karakter ſeines Volks das Empfangende, Verſtehende, und Vermittelnde liegen, vermöge deſſen er ſein Leben und Weſen in andern verlieren und wenigſtens ſo lange verſenken kann, als der Fremde bedarf, daß er in dieſelben eingehe. Dies macht den Teutſchen fähiger zur Annahme fremder Farben und Geſtalten, als andere Völker, welche keine ſolche vermittelnde Beſtimmung der Weltgeſchichte haben. Neben dieſer allgemeinen Empfänglichkeit iſt dem

Teutſchen das Meiſte mit dem nordiſchen Karakter gemein. Obgleich in der Mitte Europens wohnend, gehört er doch dem Norden mehr an als dem Süden, und er muß alſo an ſich tragen, was das Gepräge nordiſcher Völker iſt. Der Süden hat Feſtigkeit, Klarheit, Beſtimmtheit, und ein Aug und Gemüth für Geſtalt und Maaß; der ſüdliche Menſch iſt klar, heiter, ihm ſelbſt gleich und ihm ſelbſt genügend in ſeiner Natur. Der Norden hat Unbeſtand, Trübe, Unbeſtimmtheit, Maaßloſigkeit, und Geſtaltloſigkeit; der nordiſche Menſch iſt daher häufig wankend, unklar, dämmernd, grübleriſch, geſtaltlos, und maaßlos. Schon das Chriſtenthum hat die feſte Geſtalt der inneren und äußeren Welt in eine mehr bewegliche verwandelt, die Welt iſt aus einer plaſtiſchen Welt eine muſikaliſche geworden. Weil aus Teutſchland und aus dem Teutſchen die tiefere und innerliche Entwickelung des Chriſtenthums für die abendliche Welt offenbar hervorgegangen iſt und hervorgehen wird, ſo fließt dieſe muſikaliſche Fluth innerer Anſchauungen und Geſtalten nothwendig in tieferen und mächtigeren Strömungen durch die teutſchen Brüſte, als durch die Herzen anderer Völker. Dazu kömmt auch das, was der Teutſche mit dem allgemeinen nordiſchen Karakter, den ich eben leicht gezeichnet habe, gemein hat. Kraft dieſer ſeiner innerlichen, ja innerlichſten Anlage hat er eine faſt zu große Empfänglichkeit, alles, was als eine gewiſſe Fluth von Empfindung und innerem Leben ihn anſpült, in ſich aufzunehmen. Daher hat eine Art franzöſiſcher Empfindungsfluth, die ich eine Sündfluth nennen will, ihn überſchwemmt, und noch liegt ihr zurückgebliebener Schlamm und Schmutz auf ihm, und er wartet des wohlthätigen Regens vom Himmel, der ihn abſpülen ſoll.

Frankreich ſcheint zum Süden Europens zu gehören; es bildet ſich ein, daß es dazu gehört, ja es bildet ſich ein, daß es die Krone des Südens iſt, und daß ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft und ſeine Art und ſein Leben das Spaniſche und Italiäniſche weit hinter ſich zurücklaſſen. Es iſt nur Ein Land in der Welt, nemlich Frankreich, und es iſt nur Ein großes und gebildetes Volk, nemlich die Franzoſen, ſo denkt und ſpricht nicht allein der franzöſiſche Edelmann, Künſtler, und Gelehrte, ſondern jeder franzöſiſche Sackträger und Mauleſeltreiber. Frankreich hat viel vom Süden, aber es erreicht die Ruhe und Genüge des Griechen, Italiäners, und Spaniers nicht; der Franzoſe muß hüpfen, wo jener ſpringt, ſchimmern, wo jener blitzt, Spaß treiben, wo jener im Ernſt ſpielt: er iſt der Strauß, jener iſt der Adler; er iſt der Bergſtrom, jener iſt der Ocean. Jener iſt, er muß ſcheinen. Frankreich gehört auch zum Norden: der Franzoſe über der Loire und den Bergen von Clermont und Auvergne hat mit den meiſten Teutſchen, Engländern, und Polen einerlei Klima; er hat alſo auch einen Uebergang zu dem Geſtaltloſen und Vorherrſchenden des innern Empfindungslebens des Nordländers. Aber auch hier ſteigt er nimmer bis zum gefährlichen nordiſchen Abgrund hinab, ſondern flattert und ſpielt auf der Oberfläche hin, ſo daß er auf der einen Seite mit dem Schweden, Teutſchen, und Engländer die immer fluthende Welt des Gemüthes in muſikaliſchen Strömungen darſtellen mögte, auf der andern Seite aber mit einer Art ſüdländiſcher Sprödigkeit, die immer das Klare und Feſte will, ſich wehrt und abängſtigt, daß dieſes Leben nicht zu tief in ihn einreiße, und es auf ſeine Weiſe mit einer gewiſſen Aeußerlichkeit einer Geſtalt verziert. Das Ueberſchwängliche und Unendliche, was als der nordiſche Helden- und Götterkarakter mit Wegwerfung alles äußeren Lebens und aller äußeren Geſtalt wie ein Meer durch das Gemüth hinbrauſt; das Ueberſchwängliche und Unendliche des muſikaliſchen Chriſtenthums, was auch in der ſpaniſchen

Poeſie ſo herrlich abgebildet lebt — das iſt ſeinem engen Maaße zu groß, und er kann es nicht hinfließen und hinbrauſen laſſen, weil er darin untergehen würde. Und mit ſeinem Gemüthe unterzugehen, dazu hat der Franzoſe nie das Herz: wenn es ja ſeyn muß, will er mit Verſtand untergehen: er will wiſſen, warum und wohin. — Und es hat ſo viele *Warum* und *Wohin*, in deren Glauben der Menſch das Menſchliche und Göttliche wagen muß.

In dieſem Gedränge, wo der Franzoſe zum Südländer nicht feſt genug, zum Nordländer nicht weich genug war, hat er eine eigne Art erſchaffen, wo die Empfindungen theils in nordiſcher Ungebundenheit hinzuflattern, theils in ſüdlicher Geſtalt gebunden zu ſeyn ſcheinen. Ich nenne dieſe Art mit einem kurzen Worte *franzöſiſche Empfindelei*. Es iſt ein bewußtes und ſündliches Spiel mit Empfindungen, und ein Ausſpielen der Empfindungen, was der franzöſiſche Schauſpieler oft ſo gut zu machen verſteht, daß es faſt wie natürlich und unſchuldig ausſieht.

Dieſe taſchenſpieleriſche Gaukelei mit Gedanken und Empfindungen, die oft für einerlei Münze ausgegeben werden, dieſe künſtelnde Empfindſamkeit und ſchauſpieleriſche Empfindelei hat der Franzoſe uns empfänglichen Teutſchen, die ſchon vorbereitet waren durch den allgemeinen Geiſt der Zeiten, wodurch die Franzoſen die geiſtige Oberherrſchaft für einige Jahrhunderte bekommen hatten, wie eine Peſt eingeimpft. Auch wir, ſonſt ein natürliches und unſchuldiges Volk, und im innerſten Grunde unſers Weſens einfältig und wahr, auch wir haben mit Empfindungen ſpielen und klingeln gelernt, und nicht gewußt, in welche Kleinlichkeit, Schwächlichkeit, und Sündlichkeit wir hineingetrieben waren. So allmächtig iſt die Zeit und ihre Herrſchaft Durch dieſe Art, die wir von den Franzoſen annahmen, und die in unſer Leben, unſere Kunſt, und unſere Litteratur überging, ward uns allerdings eine äußere franzöſiſche

Aehnlichkeit, ein franzöſiſcher Schein angeſtrichen, der flüchtige Augen täuſchen und ihnen einbilden konnte, es ſey eine größere Verwandſchaft und Verträglichkeit der Karaktere der beiden Völker, als wirklich da iſt. Oberflächlich wurden die beiden Völker wirklich mehr und mehr zuſammengeführt, aber in den Tiefen des Weſens und auch in den Tiefen der Sprachen, welche der Hauptausdruck und das bezeichnendſte Abbild des innerſten Weſens ſind, blieben die ungeheuren Abſtände und die nimmer zu vertragenden Unterſchiede. Wie ſehr wir durch dieſe franzöſiſche Art, durch dieſes zierliche und bunte Lügenſpiel mit Empfindungen und Gedanken von unſerer Wahrheit, Einfalt, Treue, und Tüchtigkeit entfremdet worden ſind, das kann ich hier nur andeuten; aber verſtändlich iſt es jedem, der teutſche Wiſſenſchaft und Kunſt ſtudirt, und mit bitterer Trauer oft empfunden hat, wie dieſes gaukliſche Unheil unſre treuen und fröhlichen Sitten verquändelt und vertändelt und unſere kräftige, wahre, und ſtarke Sprache geſchwächt und entnervt hat.

Wir verwahren uns alſo feierlich und feierlichſt gegen alle diejenigen, welche das Zufällige zu etwas Nothwendigem und das Zeitliche zu etwas Bleibendem machen wollen. Auch andere Völker ſind von den Franzoſen auf ähnliche Weiſe gefaßt worden und haben über die Einflüſſe ihres Weſens und ihrer Art Klagen zu führen; zu uns hatte die Peſt den leichteſten Uebergang, theils weil wir beſtimmt ſind, das Fremde und Verſchiedene mit Demuth und Liebe aufzunehmen und uns darüber zur Vermittelung zu verſtändigen, theils auch wegen der Nachbarſchaft des franzöſiſchen Volkes und der häufigen Gemeinſchaft in Krieg und Frieden, die wir nicht vermeiden konnten. Wenn alſo dadurch ein Schein von Verträglichkeit zwiſchen uns und ihnen entſtanden iſt, wenn wir dadurch eine Farbe und Geſtalt gewonnen haben, als gäbe es zwiſchen uns und ihnen eine angebohrne Verwandſchaft und Aehnlichkeit, ſo haben wir nichts Geſchwinderes und Nothwendigeres zu thun, als dieſen Schein zu vernichten, und dieſe Farbe und Geſtaltenähnlichkeit, die uns auf der Oberfläche angeſtrichen iſt, auszulöſchen; vor allen aber haben wir dahin zu trachten und Alt und Jung, Vornehm und Gering zu ermahnen, die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache bei uns für alle Zeiten zu vertilgen, damit wir künftig politiſch frei und innerlich und äußerlich ächt teutſch leben können, was nicht allein uns ſelbſt heilſam und erſprießlich, ſondern auch den Franzoſen das wohlthätigſte ſeyn wird. Wenn wir gegen ſie aufſtehen und uns in menſchlicher Widerſetzung gegen ſie harniſchen, werden auch ſie mehr auf ihren rechten Stand gerückt werden, ſie werden vieler leeren Einbildung und Eitelkeit los werden, und was wirklich gut und menſchlich in ihnen iſt, mit deſto glücklicherem Erfolg ausbilden. Wir werden uns dann in freierer Wechſelwirkung einander das mittheilen können, wodurch der große Menſchenbund und Völkerbund geknüpft wird: was jedes Volk aus ſeinem Beſonderſten und Eigenthümlichſten Tüchtiges und Treffliches erſchaffen und entwickelt hat. Buhlerei aber und Aefferei, welche Völker mit einander treiben, und alle Gaukelei und Spiegelfechterei der Eitelkeit können immer nur Unglück gebähren.

Dahin alſo führt dein geprieſenes Teutſches? ſo biſt du und dein Volk empfänglich, vermittelnd, alles Menſchliche und Göttliche der Welttheile, Länder, und Völker Aufnehmend, und weiterhin ausſpendend und ausſendend? wie man ein neugebohrnes Kindlein oder Pflänzlein vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem kalten Regen und Schneegeſtöber bewahren muß, ſo muß man euch auch hüten und verwahren, damit das Fremde eure angebohrne Vortrefflichkeit und Zartheit nicht verderbe? — Ja, ſo bin ich, ſo iſt mein Volk, eine ſo weiche und kindliche Zartheit und Verletzlichkeit haben wir, und ſo müſſen wir behütet werden. Aber ich ſage dir auch, der mir dies ſpottend entgegenwirft, allen andern Völkern widerfährt unter gleichen Umſtänden daſſelbe; wer ſich nicht hütet, die äußeren Geſtalten fremder Völker anzunehmen, der will als ein beſonderes Volk bald nicht mehr gehört werden. Was die fremde Sprache, die fremde Art, die fremden Moden und Sitten uns gebracht haben, was ſie in zweihundert Jahren aus uns gemacht haben, wie unteutſche, ungeſtalte, ſchwächliche, und nichtige Männer wir dadurch geworden ſind, das können wir fühlen und verſtehen, wenn wir uns die Zeit nehmen, einmal in unſere früheren Jahrhunderte zurückzublicken, und lebendig zu fühlen und zu verſtehen, welcherlei Männer die Teutſchen waren, die lange vor uns lebten. Wir haben nur noch die Aehnlichkeiten von ihnen, die Schatten; wenn wir wagen, das Fremde auszutreiben und das Eigene zu lieben, werden die Wirklichkeiten wieder erſcheinen. Ja, unſere wackern Väter verſtanden wohl, wo die teutſche Ehre war, wo das Geheimniß der teutſchen Größe oder Schwäche ſaß. Als im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, da Karl der Fünfte von Oeſtreich und Spanien teutſcher Kaiſer war, das Italiäniſche und Spaniſche in Europa vorherrſchte und in Teutſchland eindringen wollte, wie beſchwerten die Männer ſich über das Verderben wälſcher Moden, und über die Buhlerei und Nachäfferei, welche die teutſche Jugend mit dem Wälſchen trieb! wie ſchalten und klagten ſie! Häufiger wurden ihre Beſchwerden, bitterer ihre Klagen und Strafen, dunkler ihre Weiſſagungen einer unglücklichen teutſchen Zukunft, als nach Karls des Fünften Zeiten in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts und im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts die franzöſiſche Wuth einriß und Teutſchland zu überſchwemmen drohte, als die Söhne der teutſchen Fürſten, Grafen, und Freiherren anfingen für ihre letzte Bildung und Abglättung einen Ausflug nach Paris zu machen, als nur ſchön, liebenswürdig, gebildet, höfiſch, kunſtreich, und geiſtreich hieß, was Frankreich geſehen hatte, was in franzöſiſcher Sprache lautete, was ſich franzöſiſch gebehrdete, kleidete, und trug, und was mit franzöſiſchem Leichtſinn und mit franzöſiſcher Leichtfertigkeit der ehrbaren und einfältigen teutſchen Sitten und Weiſen ſpottete. Da erſchallten viele Stimmen lauter Klagen, Warnungen, und Verwünſchungen, aber die Gewalt der Thorheit war mächtiger, als die Kraft der Weisheit. Es waren nicht bloß Gelehrte, nicht dunkle und kleine Männer wie ich, welche etwa aus Eitelkeit für die Erhaltung der teutſchen Sprache und Wiſſenſchaft redeten und ſchrieben, nein es waren viele mächtige und treffliche teutſche Fürſten und Herren, welche gegen das buhleriſche Unweſen ihre Stimme erhoben, welche nicht bloß in ihren Palläſten und Sälen gegen den wäliſchen Tand eiferten, ſondern an großen und öffentlichen Tagen dagegen ſprachen, ſondern in ihren letzten Willen für ihre Kinder und Kindeskinder Sorge und Achtung für teutſche Art, Treue, und Sprache niederlegten. Darum ſoll ihr Andenken uns noch heute geſegnet ſeyn.

Wendet man ein, daß der Teutſche durch die Beſchränkung, welche ich hier begehre, aufhöre, ein allgemeines, alles Menſchliche empfindendes, alles Fremde verſtehendes, und alles Verſchiedenartigſte vermittelndes Volk zu ſeyn, ſo antworte ich: dies iſt nur ſcheinbar. Den Sinn eines Volkes aufnehmen und den Sinn eines Volkes verſtehen und andern auslegen, iſt etwas anderes, als dieſes Volk und ſein Weſen in ſich hineinleben und hineinlieben. Das iſt die ehrwürdige Vielartigkeit und Vielſeitigkeit des Teutſchen, ſeine demüthige Allempfänglichkeit und Menſchlichkeit, daß er dieſen Sinn aufnehmen und verſtehen will, daß er das Verſchiedene der

Völker erkennen und vermitteln will. Weil er durch einen böſen Misverſtand und eine thörigte Eitelkeit, die aus Verkennung ſeines Volks und ſeiner Würdigkeit entſprang, auch alles Aeußere aufnehmen wollte, iſt es ihm ergangen, wie einem, der, damit er recht ſtark werde, über das Maaß iſſet: ſiehe, er magert ab, weil er es nicht verdauen kann, oder er ſteht auch da wie ein Froſch, der ſich aufbläſt und ein Ochs ſeyn will. Selbſt wenn es recht wäre, das Aeußere von fremden Völkern nachahmen und ſich zueignen zu wollen, ſo iſt der Teutſche dazu doch viel zu ungeſchickt und unbehülflich, weil Gott ihm zu viele Eigenthümlichkeit und zu viel eigenen Grund gab, als daß er ſich ganz aufgeben und vergeſſen könnte. Es wird eine lächerliche und unſelige Halbheit und Mittelmäßigkeit, worüber man weinen könnte und weinen müßte, wenn Gott uns nicht eine wohlthätige Hülle über die Augen würfe, daß wir unſere Thorheit und Narrheit in ihrer ganzen kläglichen Erbärmlichkeit nicht ſehen können.

Aus allem, was bisher geſagt, beſtritten, gezeigt, und erklärt iſt, geht alſo hervor, daß jedes nur aus ſeinen eigenen Keimen nach ſeinen natürlichen Anlagen und Trieben entwickelt werden kann, und nicht aus fremden, wenn dieſe fremden auch viel vortrefflicher wären, wie Pindar ſingt:

> Angebohrener Adel bricht mächtig hindurch,
> Wer Gelerntes nur hat, iſt ein ſchwächlicher Mann.

Das fremde Innerliche bis zum Mitgefühl und Mitverſtändniß darf ſich jeder zueignen, wenn er kann; denn darin beſteht das allgemeine Menſchliche; wer das fremde Aeußerliche, die Geſtalt des fremden Seyns, in ſich aufnehmen will, treibt eine elende Aefferei, die ihm nie recht gelingen kann, und, wenn ſie ihm gelingt, ſein eigenes Leben ſchwächt und zerbricht, ſo daß dasjenige verloren geht, was man Tugend und Karakter eines Mannes nennen kann, um welche beiden höchſten Dinge es doch allein werth iſt, nach Kenntniß und Bildung zu ſtreben. Wir können daher jezt auch den leeren Streit dahin geſtellt ſeyn laſſen: welche von beiden Sprachen die beſte ſey, die franzöſiſche oder die teutſche? Die Antwort giebt ſich von ſelbſt: ſie ſind beide die beſten, die franzöſiſche Sprache für die Franzoſen und die teutſche Sprache für die Teutſchen. Europa ſteht gegenwärtig in einem Fegefeuer, wir Teutſche ſtehen darin; durch viele Verwandlungen wird die Welt gehen müſſen, ehe ſie ihre neue Geſtalt gewonnen hat. Unſere nächſte Arbeit iſt, daß wir uns durch die Waffen von der gräulichen franzöſiſchen Tyrannei befreien. Dazu mag Gott uns vielleicht Glück geben. Aber wir haben nichts gethan, wenn wir nicht auch die ungebührliche Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache aus unſern Gränzen treiben, wenn wir nicht durch lauten Ausſpruch und ſtille Uebereinkunft das Geſetz geben, die franzöſiſche Sprache ſoll in Teutſchland keine ſprechende Sprache mehr ſeyn. Sobald wir dieſen Sieg über verjährten Tand und buhleriſche Eitelkeit errungen haben, bricht der Tag unſerer Glorie wieder an, und nach wenigen Geſchlechtern werden wir wieder ein teutſches Volk, eine teutſche Art, und ein teutſches Leben ſehen. Gottlob, viele wackere teutſche Männer und Frauen empfinden ſchon, wo unſer tiefſtes Uebel und unſre gefährlichſte Knechtſchaft ſizt; ſie fühlen, was wir durch die eigene Thorheit gelitten haben und jezt durch den Uebermuth der Fremden leiden ſollten. Arbeiten die Franzoſen, wo ſie die Herren ſind, nicht planmäßig, unſre Sprache allmälig zu vertilgen und aufzufreſſen? haben nicht ſogar die Dänen, ein kleines ſchwaches Völkchen, das in der Weltgeſchichte kaum gehört worden iſt, ſich Aehnliches unterſtanden? Das durften ſie aber nur, weil wir uns ſelbſt nicht genug ehrten.

Oben ſchon iſt über unſere Sprache geſprochen. Hier noch einige Worte. Die teutſche Sprache iſt nach allgemeinem Eingeſtändniß eine der reichſten Sprachen der Welt, tief und ſchwer an Sinn und Geiſt, in ihren Geſtalten und Bildungen unendlich frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der inneren und äußeren Welt unendlich vielſeitig und mannigfaltig. Sie hat Ton, Accent, Muſik: der Teutſche iſt ein muſikaliſches Volk. Vieles hängt der Sprache von nordiſcher Rauhigkeit und Sprödigkeit an; aber Klang, Wohllaut, und Biegſamkeit gebricht ihr keineswegs. Sie iſt in dieſem Theile nur zu wenig entwickelt — ich habe oben auf die Urſachen hingedeutet — und mangelt der geſellſchaftlichen Ausbildung und Abglättung, die ſie allein durch die Abrollung der Worte auf den Zungen der höheren Stände erhalten kann. Dieſe Sprache hat einen Reichthum, den man wirklich unerſchöpflich nennen kann, und den ein Teutſcher mit dem angeſtrengteſten Studium eines langen Lebens nimmer umfaſſen mag. In zwei Hauptdialekte getheilt, welche wieder eine Menge Nebendialekte haben, ſelbſt das Däniſche, Schwediſche, Norwegiſche, Altengliſche zu Hülfe nehmen könnend, kann es ihr für keine neuen Dinge und Begriffe je an Zeichen fehlen. Jene beiden teutſchen Hauptdialekte, die wir den Saſſiſchen und den Allemanniſchen Dialekt nennen wollen, haben in ihrem innerlichen Weſen wieder zwei ſehr entgegengeſetzte Richtungen, welche auf entgegengeſetzte Triebe und Richtungen der Stämme deuten, die ſie gebrauchten und ausbildeten. Der ſaſſiſche Dialekt, welcher unſern nordiſchen Stammverwandten näher ſteht, und in den teutſchen Landen von Weſtfalen, Holſtein, Mecklenburg, Pommern, der Mark, dem Braunſchweigiſchen, und in einem Theil Schwabens und der Schweitz vorzüglich ſeinen Sitz hat, hat das äußerliche Geſellſchaftliche, und alles, was ſich äußerlich im kleinen

Leben, in kleineren Lebensverhältniſſen, und in kleinen und mehr äußerlichen Gemüthsbewegungen und Erſcheinungen darſtellt und offenbart, kurz er hat die kleinen und äußerlichen Scheine der Dinge mit einer unnachahmlichen Wahrheit und Natürlichkeit aufgegriffen, und in Namen, Worten, und Sprichwörtern niedergelegt: ſein Karakter iſt naiv und komiſch. Der allemanniſche Dialekt hat mehr eine innerliche Richtung, das Innere der Dinge, die inneren Verhältniſſe, die Bewegungen und Erſcheinungen des tiefſten Gemüthes, das was in der Einſamkeit mit Gott und den Seelen und dem geſtirnten Himmel ſich entwickelt, kurz das Geheime, Ernſte, und Große hat er mehr ausgebildet: ſein Karakter iſt erhaben und tragiſch.

So reich und vielſeitig iſt die teutſche Sprache in ihren Gründen und Quellen, ſo viele und große Anlagen zur Vortrefflichkeit hat ſie; aber keine Sprache iſt von den Eigenen ſo wenig ausgebildet und ſo ſehr vernachläſſigt, als die teutſche Sprache, ſo daß man Thränen weinen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Teutſche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geſchweige denn, daß ſie die innere Tiefe und den ſchweren Reichthum ahnden, der für ſie ein verſunkener Schatz iſt. Wer ſieht — ich frage euch, Teutſche, und erinnere euch daran, damit ihr euch ſchämet — wer ſieht anderswo die Erſcheinung, die wir jeden Tag ſehen können, daß von tauſend Teutſchen kaum einer richtig teutſch leſen und ausſprechen kann? So ſorglos ſind wir der eigenen Vortrefflichkeit bei der Jagd nach dem Fremden und bei der Ueberſchätzung des Fremden. Wenn ein gebildeter Schwede in Stockholm, ein gebildeter Franzoſe in Paris, und ein gebildeter Italiäner in Florenz ſo ſchwediſch, franzöſiſch, und italiäniſch ſprächen, als Männer unſerer gebildetſten Klaſſen in Zürich, Stutgardt, München, ja in Dresden, Berlin, und Hannover, wo ſie ſich auf ihre Ausſprache und Kunſt ſchon etwas einbilden, teutſch ſprechen, wohin ſollte er fliehen vor dem Spott und Gelächter der Zuhörer? Der teutſche Gelehrte, Künſtler, Graf, und Freiherr ſchämt ſich nicht, ſeine Mutterſprache zu ſprechen, wie ſein Bedienter und Kutſcher ſie ſprechen; er würde untröſtlich ſeyn und bis an die Ohren erröthen, wenn man ihm ſagte, er ſpreche franzöſiſch wie die Bauern von Auvergne und dem Franche Comté. Alles muß der Menſch lernen, der auf Bildung Anſpruch machen will; nur ſeine Sprache will der Teutſche nicht lernen, die ſoll ihm von ſelbſt kommen. Sechs bis acht Jahre quält ſich der junge Edelmann und Fürſtenſohn, daß er richtig franzöſiſch leſen und ſprechen lerne; zehn bis zwölf Jahre zerarbeitet der bürgerliche Schüler ſich, dem Griechiſchen und Lateiniſchen den rechten Ton und Hauch abzulauſchen, was bei einer todten Sprache doch nie zur Klarheit gebracht werden kann — das Teutſche iſt und bleibt ihnen eine Nebenſache. So iſt es natürlich gekommen, daß man der teutſchen Sprache Schuld gegeben hat, was die Schuld der Nachläſſigkeit, Verachtung, und Unwiſſenheit ihrer Ueber oder vielmehr ihrer Nichtüber iſt. Die Sprache heißt rauh und ſpröd, weil keiner ſich die Mühe giebt, ſie wohllautend und biegſam zu machen, noch ihr Wohllautendes und Biegſames aufzuſuchen; ſie heißt verworren und verwickelt, weil niemand ſtrebt, ihren tiefen Gedankenreichthum und ihre unendliche Beweglichkeit in Geſtalten und Biegungen bis zur Klarheit und Leichtigkeit durchzuarbeiten; ſie heißt unvollkommen und arm für den Gebrauch der feineren und höheren Geſellſchaft und für die Bezeichnung der Beziehungen und Verhältniſſe dieſer Geſellſchaft, weil dieſe Geſellſchaft das Unmögliche verlangt, daß die Sprache ſich ohne ihre Hülfe von ſelbſt für ſie machen und bilden ſoll, da ſie ſich doch mit einer unverantwortlichen Vernachläſſigung und Zurückſetzung ſo lange ſchon von ihr zu einer Fremden gewandt haben, welche ſie als etwas Vornehmeres über ſie ſtellen: die Sprache heißt unbehülflich für die Bezeichnung neuer Erfindungen und Gegenſtände, weil niemand ſie gründlich verſteht, und weil die ſchimpflichſte Faulheit es bequem findet, von den Franzoſen Benennungen zu borgen, welche ſie von den Todten, von den Lateinern und Griechen, geliehen und nach ihrer Weiſe aufgeſtutzt haben, und welche die Geläufigkeit ihrer Zungen in die eigene und in fremde Sprachen einführt.

Man ſage nicht, dies ſey bitter und ſcharf geſagt; es iſt wahrlich lange nicht ſcharf und wahr genug geſagt. Ich kann wohl fragen: wer verſteht noch teutſch? denn eine Sprache muß verarmen und ſich verdunkeln und verlöſchen, von welcher ganze Seiten geradezu brach liegen und nicht bearbeitet werden. Wenn unſere höhere Welt teutſch ſpricht, greift ſie nicht jeden Augenblick nach einem franzöſiſchen Worte und einer franzöſiſchen Wendung? wenn wir über Staatskunſt, Kriegsweſen, ja nur von einem Gefecht ſprechen oder es beſchreiben, gebehrden wir uns nicht, als hätten wir gar keine Sprache, als ſeyen wir ganz ohne Geiſt, ohne Begriffe, und ohne Zeichen für Geiſt und Begriffe? als ſeyen wir in den Anfängen unſerer Bildung, und müſſen alles von Fremden holen? wir Reichen, die vergeſſen haben, wie reich wir ſind? Wenn ein ſogenannter Gelehrter von ſeiner Wiſſenſchaft, ja wenn er nur von Kohl und Rüben und von ſchönem oder ſchlechtem Wetter ſpricht, klingt es nicht oft, als ſey ein Mann vom Mond heruntergefallen, der die Sprache der Menſchen nicht verſteht? ſo dunkel, unweltlich, und unmenſchlich, ſo kloſterartig und innungsartig ſtellt der arme Menſch ſein verödetes und verdumpftes Leben unter die Leute hin; von den neueſten und himmelſtürmenden Philoſophen will ich nicht einmal etwas ſagen. Ich kann mich nicht enthalten, ich muß hier einige Muſter geben, und ſie dann auf teutſch überſetzen *) Sollen wir nicht endlich wenigſtens lächerlich nennen, was jedes andere Volk ſchlecht nennen würde?

So iſt es. Nur ein ganzes Volk, nur ein ganzes großes Volk, immer im Gefühl, daß es ein glorreiches und mächtiges Volk iſt, nur ein ganzes Volk in dem wirklichen Beſitz und in der wirklichen Uebung eines lebendigen und freien politiſchen Lebens kann eine ganze Sprache haben. Der einzelne Menſch, wie viel Geiſt und Gemüth er immer für ſein Volk habe, kann die Sprache weder erfinden und machen, noch ſich in den Beſitz der erfundenen und gemachten Sprache ſetzen; nur der gemeinſchaftliche Gebrauch aller erhält ſie in Lebenswärme und Fluß; nur das Leben macht und erhält ſie lebendig. Oben iſt ſchon geklagt, wie der größte Theil der vornehmen Welt ſich von der Mutterſprache faſt abgeſondert gehalten hat, als wenn ſie für die Gefühle und Anſichten derſelben zu platt und gemein wäre, und welche bedeutende Seite des Lebens und der Sprache durch dieſen unſeligen Irrthum alſo dunkel geblieben iſt. Auf eine andere Weiſe haben die teutſchen Gelehrten und Philoſophen ihrerſeits die teutſche Sprache verdorben. Dieſe Klaſſe macht in allen Ländern die Sprachen matt und todt, wenn die feine und die grobe Welt, welche die Sprache eigentlich übt und ſpricht, nicht immer ergänzend dazwiſchen tritt und die Worte aus der uneigentlichen und geiſtigen Bedeutung, wohin die Gelehrten ſie nothwendig ziehen müſſen, immer wieder in die eigentliche Bedeutung und ihre lebendige Wehrung zurückzieht, kurz wenn dieſe das von den Gelehrten abgenutzte und zu leicht gewordene Geld nicht von Zeit zu Zeit wieder in die Münze bringt, damit es eingeſchmolzen und im vollen Gehalt wieder neu ausgeprägt und

---

*) Siehe die Beilage am Ende.

ausgegeben werde. Auf die teutſche Sprache hat dieſe Klaſſe noch verderblicher wirken müſſen, weil es im Volke gegen ſie gar kein Gewicht gab. Die höhere Klaſſe des Volks, welche darſtellen, regieren, ſprechen, und leben ſoll, hatte für ſich das Fremde beliebt: die untere Klaſſe, und das Volk überhaupt, ohne ſtändiſche Verfaſſung, ohne öffentliche Darſtellung, ohne alle Gelegenheit, das Sprechen in ein Reden zu verwandeln, und alſo die Sprache mit Kraft und Verſtand für einen höheren Zweck, als das gemeine Sprechen ſeyn kann, zu gebrauchen, konnte ſie auch nicht weiter führen: ja auch ſie führte bergab, weil die Zeit mit allem Teutſchen bergab ging. Zu dieſem allen kam noch die ſchon berührte Neigung des Teutſchen zum einſamen und einzelnen Leben, ſeine Vorliebe, ſich in Ideen und Träumen zu begraben, ſelbſt ſeine göttliche Anlage, in die Tiefen und Höhen der Geiſterwelt hinab und hinauf zu ſteigen. Der Gelehrte und der einſame Denker führte alſo ſeine Sprache aus dem Leben heraus, wie er ſich ſelbſt dem Leben entführte. Auf dieſe Weiſe iſt es ganz natürlich geſchehen, daß faſt zwei Drittel des reichen teutſchen Sprachvorraths in eigentlichſter Bedeutung des Worts verſunken ſind und von den Zeitgenoſſen faſt nicht gewußt werden. Grade das gediegenſte und gehaltreichſte Metall unſerer Sprache iſt aus dem Leben verſchwunden und verſunken, und kann nur durch ein kräftiges politiſches Leben wieder herausgefördert werden. Nur etwas, das alle Kräfte reizt und reibt und alle Männer in die friſche und lebendige Gewalt des ſtrömenden Lebens hineintreibt, kann die teutſche Sprache wieder zu dem machen, was ſie urſprünglich iſt und was ſie durch Bildung werden ſoll. Unſere vornehme Welt verſteht nur das für die gewöhnlichen Bedürfniſſe und Verhältniſſe Nothwendige, ſie hat für die feineren Bedürfniſſe und Verhältniſſe nur noch Weniges ausgebildet: der Bürger und Bauer will das Gemeine und Alltägliche um, und, da ihm Fröhlichkeit und Waidlichkeit des Sinnes und Lebens durch die ungebührliche Anſpannung der veralteten Staaten wenigſtens faſt ſchon ſeit hundert Jahren mehr und mehr verkümmert ſind, ſo hat auch er dasjenige, was in ſeinen Empfindungen und Anſchauungen ſich unmittelbar lebendig, freudig, und poetiſch in der Sprache bewegte, von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr verloren: der Gelehrte hat die Wörter, welche er faßte, durch den zu engen und geiſtigen Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, den er in einem nicht menſchlichen Leben mit ihnen trieb, zu leicht, dünn, und geſpenſtiſch gemacht: kommen ſie aus ſeinen Händen je einmal wieder unter das Volk, ſo ſind ſie ſo zerbraucht, daß das Volk ſie faſt wie falſche Münze wegwirft. Auch dieſe Gelehrten, die ſich wohl weitſehender und vielwiſſender dünken, als die Männer ihrer Klaſſe, welche vor einigen Jahrhunderten lebten, würden es grob finden, wenn ich ihnen ſagte, ſie drehen ſich in Vergleichung mit Martin Luther, Hans Sachs, Sebaſtian Brand, Moſcheroſch, und andern Ehrenmännern jener Zeiten in einem ſehr engen Kreiſe teutſcher Sprache und teutſcher Begriffe herum. Und doch iſt es wahr. Wer nicht in dem Volke lebt, wer nicht täglich von dem Volke empfängt und annimmt, wird immer dümmer und enger, wie klug und weit er ſich auch dünken mag.

Dies iſt die Wahrheit, und dies iſt das Schickſal unſerer trefflichen und immer noch zu ſehr verſäumten und verkannten Sprache. Wir waren nichtig geworden, weil wir unſere Sprache verachtet hatten; die Sprache war nichtig geworden, weil wir aufgehört hatten, ein Volk zu ſeyn. Dies iſt ein Zirkel, der ſich nirgends öffnet, ſo ſehr iſt Sprache und Volk innerlich Eins. Wir hoffen zu Gott, und können hoffen, daß wir aus den Getümmeln und Verwirrungen, worin wir noch befangen ſind, werden errettet werden, daß die fürchterliche und denkwürdige Zeit, worin wir leben, einmal eine teutſche Zeit genannt werden wird. Ich glaube, daß ſie der Anfang einer teutſchen Zeit iſt. Wir hoffen, und können hoffen, daß alle teutſche Männer erkennen werden, wie ſehr ſie in ſich das teutſche Vaterland verloren hatten, und wie ſie alſo auch kein tapferes und glückliches teutſches Vaterland haben durften. Durch den großen und heiligen Kampf, worin wir ſtehen, werden die Geiſter zu dem Vergeſſenen und Verlornen geweckt und gewendet werden: die Menſchen werden ſich mit neuer Liebe und Treue und mit neuen Hoffnungen und Arbeiten zu dem teutſchen Vaterlande wenden, und die alten Irrthümer bereuen, die ſie in die letzte Unſeligkeit brachten: der Adel und die Fürſten werden in teutſcher Sitte, Art, und Sprache ihre Ehre und Freude und ihren Glanz und Ruhm ſuchen und das zu lange geliebte Fremde verwerfen; die Gelehrten werden begreifen, daß ohne Leben die Wiſſenſchaft und Kenntniß nichtig iſt: die Träumer werden Thäter, die Schreiber werden Redner, die Stummen werden Sprecher werden, wir werden ein neues Volk werden. Dann wird auch für unſere Sprache eine neue Zeit beginnen. Doch für dieſes unſer größtes Heiligthum hoffe ich am meiſten von euch, teutſche Frauen und Jungfrauen, ihr Leiterinnen und Bildnerinnen der künftigen Geſchlechter. In eure Hand iſt Teutſchlands künftiges Glück oder Weh gegeben; ihr ſollt unſern Söhnen und Enkeln die Liebe und Treue in die Bruſt hauchen, welche nichts als das Vaterländiſche und Teutſche will, welche das Fremde und Ungleiche für das Eigene und Gleiche verwirft; ihr ſollt durch euren Beifall oder Tadel, durch eure Anerkennung oder Verwerfung dem ganzen Leben die Richtung und das Streben geben, die dem Vaterlande Heil und Ehre bringen. Die höchſte Gewalt, die ſtille Gewalt der Sitte und Meinung, die allmächtige Gewalt des Herzens iſt unter eure Obhut gethan: ihr werdet ſie für das Vaterland gebrauchen, denn ihr wollet ja die Mütter und Gattinnen freier und ſtolzer teutſcher Männer ſeyn. Darum bitte ich euch im Namen meines Volkes, und der höchſten Ehre des Volkes, der Sprache. Am meiſten aber bitte ich euch, fürſtliche und adliche Frauen und Jungfrauen, die ihr den glänzenden Reigen des höheren und idealiſcheren Lebens führet. Euch vor allen geziemt es, euch zu teutſchem Stolz und zu teutſcher Glorie zu erheben und dem Großen und Kleinen des Volks voran zu leuchten. Euer iſt die Aufgabe, zu beweiſen, daß die teutſche Sprache auch ihre Grazien und Muſen hat, die in Königsſälen und Fürſtenpaläſten erſcheinen dürfen. Nur durch euch können ſie die Anerkennung gewinnen, die keine Klagen und Beſchwerden der Beſſeren im Volke ihnen gewinnen werden. O hebet euch auf die Höhe, die euch gebühret: wollet teutſche Frauen ſeyn, wollet als teutſche Fürſtinnen und Herrſcherinnen glänzen, wollet das Teutſche als das Höchſte und Herrlichſte in eurer Nähe leuchten laſſen — und die Männer werden glauben, es ſey das Höchſte und Herrlichſte. Dann erſt wird die teutſche Sprache werden, was ſie ſeyn kann, und man wird ſie nicht mehr beſchuldigen, wie heute geſchieht, ſie könne nicht lieblich, anmuthig und zärtlich ſprechen, ſie könne nur mit dem Pöbel ſchelten und poltern und mit den Gelehrten verworrene Knoten dunkler und träumeriſcher Geſpinnſte ſchürzen.

Es werden kommen, die da ſchreien, dieſe Grundſätze ſeyen barbariſch, wie es denn viele kümmerliche und weichliche Menſchen giebt, die das Edlere und Heilige nicht erkennen können; es werden kommen, die da ſchreien, Barbarei, Kannibalismus, Jakobinismus, wie es denn im teutſchen Vaterlande immer noch zu viele verkappte und offenbare Franzoſenfreunde giebt, welche alle diejenigen für Aufrührer und Jakobiner erklären, die vor dem fremden Verderben warnen. Es nennt auch Napoleon alles, was vor ſeinen Künſten und Hinterliſten warnt, Aufrührer, Straſenräuber, Brandſtifter, Demokraten, Jakobiner. Dahin iſt es gekommen, daß in Teutſchland diejenigen Jakobiner genannt werden, welche die Umkehrung, Unterjochung, und Schändung des geliebten Vaterlandes abwenden mögten. Ich kann dieſer Schreier und Ankläger lachen, weil keine andere Leidenſchaft, als die Liebe zum teutſchen Volke und Lande, dieſe Worte hervorlockte. Ich weiß eben ſo gut, als dieſe Prediger eines ſchlaffen und ſklaviſchen Kosmopolitismus, als dieſe Poſaunenbläſer für Napoleon und die Franzoſen, dieſe Verkündiger des neuen Heils, das uns von der Seine kommen ſoll, daß der Boden von Grund aus erſchüttert iſt, worauf die alte Familieneintracht Europens ruhete; aber ich wünſche nicht wie ſie, daß ein wilder Eroberer durch die Waffen alle europäiſchen Völker zuſammentreibe und endlich auf ſeine Weiſe eine einzige europäiſche Familie ſtifte; denn bei Sklaven ſind keine Familienverhältniſſe denkbar. Jene groſe europäiſche Familie hat ſich in Zwietracht aufgelöſt, weil alle heiligen Bande gemeinſchaftlicher Religion, Sitte, und Gerechtigkeit, welche ſonſt jedes Glied derſelben in ſeinen gebührlichen Gränzen hielten, nach und nach erſchlafft waren. Neue Bande müſſen geknüpft werden, und Gott und die Zeit werden ſie knüpfen helfen, damit das Unheil, welches uns jetzt verwüſtet, von uns genommen werde. Damit aber die Verhältniſſe dieſer groſen europäiſchen Chriſtenfamilie würdig beſtehen können, müſſen wir auch die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit walten laſſen, welche Gott gefallen hat; wir müſſen jedem Theil derſelben die gebührliche Eigenthümlichkeit und die gebührliche Freiheit laſſen, damit das Ganze kräftig, lebendig, und fröhlich ſeyn könne. Nur die Einheit des Verſchiedenen giebt eine luſtige und göttliche Welt der Geiſter, nicht die Einheit des Einerlei, was gar nicht verbindbar iſt, man wolle denn eine blutige Deſpotengeißel ein würdiges und menſchliches Band nennen. Nimm zwei Kugeln, und rolle ſie gegen einander, ſie ſtoßen ſich entweder ab und laufen nimmer wieder zuſammen, oder ſie treffen mit gleicher Kraft auf einander und bleiben dann faul neben einander liegen; aber vergebens erwarteſt du, daß ſie ſich zuſammenfügen oder die Lücken füllen ſollen, welche zwiſchen ihren gleichen Oberflächen bleiben: ſiehe, ſie können das Unmögliche nicht, aber Körper mit verſchiedenen Flächen und Seiten mögen ſich zuſammenbinden und ihre gegenſeitigen Lücken füllen.

Dies ſey geſagt zur letzten Verſtändigung. Ich ſchließe mit dem herzlichen Wunſch, ja mit dem inbrünſtigen Gebet, daß Gott die Verſchiedenheit der Völker und die Abneigung der einen vor den andern erhalte, wodurch die Freiheit und Glückſeligkeit der Welt allein beſtehen kann. Niemand ſehnt ſich aber mehr als ich nach der Erneuung der zerriſſenen Familieneintracht, wo das Chriſtenthum als die milde Lenkerin und Verſöhnerin dazwiſchen tritt und die kleinen Zwiſte ſchlichtet und verträgt; niemand auch verehrt mehr als ich die heiligen Bande, wodurch in einem höheren Geiſte die Völker und Länder zuſammengeknüpft werden, und wodurch alles Gute, Wahre, und Schöne, wo es immer erwachſen und gebildet iſt, der ganzen Menſchheit Erbe wird, wodurch jene erhabene Liebe und Menſchlichkeit wird, von welcher weichliche und knechtiſche Seelen, die vor jeder ſtolzen Tugend zittern, nimmer eine Ahndung hatten.

Beilage.

a.

Ich wollte ein Stück aus den Schriften eines der neuen himmelſtürmenden Philoſophen nehmen, und daran zeigen, wie von dieſen die Mutterſprache gebraucht und gemisbraucht wird, und wie aus allen möglichen Sprachen der Welt Worte zuſammengetragen werden, damit der ſinnvolle Unſinn ja ein recht räthſelhaftes und übermenſchliches Anſehen gewinne. Allein bei näherer Betrachtung unterließ ich beides das Einrücken und das Ueberſetzen deſſelben ins Teutſche, theils weil die Art jedermänniglich zu bekannt iſt, theils weil ich verzweifelte, das Unerklärbare erklären und das Unüberſetzliche überſetzen zu können.

Doch damit man ſehe, wie unverantwortlich nachläſſig unſere beſten Schriftſteller ſind und ſeyn dürfen, rücke ich hier eine Stelle ein, die erſte beſte, die ich grade greife, aus den proſaiſchen Schriften eines unſerer Unſterblichen; ſie iſt genommen aus Schillers Abhandlung *über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen*. Ich habe die fremden Worte, die durch teutſche ſo leicht hätten erſetzt werden können, ohne alle weitere Erklärung bloß unterſtrichen. S. Kleine proſ. Schriften von Schiller, 2ter Theil S. 180 — 82. Leipzig bei Cruſius 1801.

„Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im Phyſiſchen als Moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Karakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zartere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Giganteſken und Abentheuerlichen und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden, auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der Karakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte. Daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichſte Karrikatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit gränzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Größe und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfänglich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verſcherzt er im Stande der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stande der Wildheit herüberbrachte.“

b.

(Ein Brief, wie viele ſchreiben, die da meinen, teutſch zu verſtehen.)

Anſtatt (a) ſelbſt zu kommen, mein theurer Graf, begnügen (a) Sie ſich, mir Ihren Sohn als einen kleinen postillion d'amour zu ſchicken, der mir zwar ſehr willkommen kömmt, aber in der That ich hätte vorgezogen (a) ſtatt ſeiner ſeinem Vater an der Treppe entgegen zu ſpringen. Sie wiſſen, ich liebe nicht (b) über das Geſchehene mich breit zu machen: alſo paſſiren (c) wir hierüber hin. Man hat hier ſehr beruhigende Nachrichten von unſern Armeen (d) und von den groſen

---

(a) Alle dieſe mit a bezeichneten Formen ſind Gallicismen, und ihrer werden unzählige von uns gebraucht, im Sprechen und Schreiben; ſie helfen uns beſonders zu dem häufigen Gebrauch unſers tonloſen und ſchleppenden Infinitivs, den jeder, der teutſch verſteht, vermeidet, wo er nur kann.

(b) Hier gilt, was bei a geſagt iſt.

(c) Warum ſpringen oder ſchlüpfen wir darüber nicht hin?

(d) Heeren.

,Succeſſen (e), welche die Armeen unter dem Kommando (f) des Generals Blücher und des Schwediſchen Kronprinzen gehabt haben. Gottlob die alte Ehre iſt erneuert, man hat ſich mit preußiſcher bravoure (g) geſchlagen, und dem Feinde Reſpekt eingeflößt. Die erſten Nachrichten hier waren allarmirend (h), wahrſcheinlich durch ſolche verbreitet, die ein Vergnügen finden, das Publikum zu beunruhigen, oder die in Napoleon noch immer den Meſſias ſehen, der die Welt zur Freiheit und Glückſeligkeit erlöſen und den ewigen Frieden der Schaafe ſtiften ſoll. Auch ich hatte ſchon meine mesures genommen zu einer anſtändigen retraite; und Sie wiſſen, daß ich nicht der Erſte bin zu fliehen (i). Uebrigens muß ich Ihnen ſagen, ſehe ich ruhig in die Zukunft, das Maaß des Verbrechers iſt voll, die Verblendung der Menſchen iſt entzaubert, die Völker fangen wieder an ſich zu fühlen, und auch Gott iſt mit uns, weil wir mit uns ſind. Selbſt nur die äußeren Verhältniſſe der Dinge anzuſehen (k), ſind wir im Vortheil. Alſo, mein lieber Graf, kommen Sie zu mir, denn nun fliehe ich nicht mehr rückwärts, und laſſen Sie uns bei einer Bole Punſch durch die Geſchichten des

---

(e) Vortheilen, die ſie gewonnen haben.

(f) Befehl.

(g) Tapferkeit, oder Bravheit. Brav, ſchwediſch bra, iſt übrigens ein altes teutſches Wort. Man hält viele Worte von den Franzoſen entlehnt, die ſie weiland aus Germanien mit nach Gallien nahmen.

(h) beunruhigend.

(i) Der Erſte zu fliehen; der Erſte zur Flucht.

(k) Wenn man nur die äußeren Verhältniſſe der Dinge anſieht.

Tages das alte Blut und die alten Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges wieder erwärmen.

Ihr ꝛc.

N. S.

Meine Tochter kömmt eben mir zu ſagen (l), daß man ihr aus Prag ſchreibt, das ganze Corps des Generals Vandamme iſt von unſrer combinirten Armee (m) aufgerieben, er ſelbſt mit mehreren Generalen gefangen, viele Kanonen und mehrere Fahnen und Adler erobert, ſchon mehr als 12000 Gefangene eingebracht. Alſo kommen Sie ſchnell. Wir wollen auf ſeine glückliche Reiſe nach Sibirien trinken. Eigentlich ſollten er und alle, die das Soldatenhandwerk zum Büttelhandwerk erniedrigen, in den Bergwerken zu Narſchinek unſchädlich gemacht, oder beſſer, ſie ſollten auf dem kürzeſten Wege an einem Hamansgalgen erhöhet werden.

C.

(Solche Kriegsberichte, wie dieſer folgende iſt, ſchreiben wir noch alle Tage, und zwar im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Solches könnte nicht ſeyn, wenn wir das Teutſche ſo viel achteten, daß wir teutſch lernten. Wenn unſere Offiziere die Bibel läſen, beſonders die Bücher der Richter, Samuels, der Könige, und der Maccabäer, wenn ſie die teutſchen Kroniken aus dem ſechszehnten und dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts von den niederländiſchen und ungriſchtürkiſchen Kriegen ſtudierten, und die Bücher, welche Frundsberg, Dürer, und andere vom Kriegsweſen und von der Kunſt der Waffen und Befeſtigungen geſchrieben haben, ſo würden ſie um teutſche Worte nicht verlegen ſeyn und ſich des fremden Kauderwälſch ſchämen.)

(l) Eben ſagt meine Tochter mir.

(m) vereinigtem Heer.

Ich habe die Ehre, mein Herr General, Sie hiedurch in aller Eile zu avertiren, daß wir geſtern, den 24. dieſes, einen der kompletteſten und eclatanteſten Siege über den Feind davon getragen haben. Er iſt total geſchlagen, 7000 bis 8000 Todte, 10000 Gefangene, 8 eroberte Fahnen, 70 genommene Kanonen, und eine unzählige Beute an Pferden, Waffen, Wagen, Bagage, ſind bis jetzt die Reſultate dieſes glorreichen Tages. Des Feindes retraite iſt keine retraite, ſondern eine komplette Flucht, ja eine Flucht en deroute. Unſere Kavallerie ſitzt ihm hart in den Ferſen, und wir dürſen noch viele Gefangene hoffen. Dieſer große Succeß unſerer Waffen iſt für uns wenig blutig geweſen; durch geſchickte und wohl abgemeſſene Manöver und vorzüglich durch die Operationen unſers linken Flügels, der den Feind tournirte und ihn im Rücken nahm, war das Treffen binnen 5 Stunden zu unſerer größten avantage entſchieden. Alles dies macht unſerer Armee um ſo größere Ehre, da der Feind die Vortheile der Poſition und der Zahl voraus hatte. Folgende ſind die Hauptmomente dieſer denkwürdigen Bataille:

Der Feind, etwa 80,000 Mann ſtark, ſtand in einer ſehr feſten Poſition bei Teres, ungefähr 2 Meilen dieſſeits des Fluſſes Bnu: ſein linker Flügel war an einen See gelehnt und die Fronte deſſelben war durch mehrere ſumpfige und von tiefen Gräben durchſchnittene Ravins gedeckt, abſcheuliche und faſt impraticable Wege, die von unſrer Seite zu dieſen Vertiefungen führten, machten hier jeden Angriff faſt unmöglich: ſein Centrum verdeckten drei einzelne kegelförmige Hügel, welche alle verſchanzt und mit Batterien verſehen waren; ſein rechter Flügel ſtand auf Anhöhen, welche die ganze unten liegende Ebene dominirten, und jeden Angriff in der Fronte äußerſt mißlich machten: an dieſen Höhen lief ein dichter meilenlanger Wald hin. Dieſe ſo geſtellte Armee ſollten wir mit unſern 60000 Mann entweder angreifen und ſchlagen, oder aus Mangel an Subſiſtenz im Angeſicht eines überlegenen Feindes eine gefährliche retraite machen. Ich wählte das Erſtere, und machte den Abend des 23. in aller Stille dieſem Entſchluß gemäß meine Diſpoſitionen, die gottlob ſo glücklich ausgeführt ſind, daß wir die größten Schwierigkeiten überwunden und die in jeder Hinſicht ſo ſehr ſuperieuren Streitkräfte des Feindes faſt vernichtet haben. Ein Haupttheil dieſer Diſpoſitionen beſtand in der Detaſchirung des Generals Porter mit 20000 Mann, welcher in der Nacht durch Hülfe der Dunkelheit und des Waldes den rechten Flügel des Feindes tourniren und ihn im Rücken bearbeiten ſollte, während wir ihn in der Fronte attaquiren. Dieſer Plan, die Feinde aus ihren Poſitionen herauszumanövriren, die wir mit der größten bravoure von vorn nicht zu forciren hoffen konnten, reuſſirte vollkommen durch jene Gewandheit und Geſchicklichkeit, die Sie an dieſem unternehmenden General kennen. Die Verabredung war, mit Tagesanbruch, des Morgens um 4 Uhr, zu gleicher Zeit im Centrum und im Rücken des Feindes den Angriff zu beginnen, doch ſo, daß wir den Feind mit kleinen Scharmützeln und Gefechten hinhielten durch Demonſtrationen auf ſein Centrum und ſeinen linken Flügel, bis die Kanonade auf ſeinem rechten Flügel uns meldete, das Treffen ſey dort begonnen. Dieſem Plan gemäß rückten wir den 24. in aller Frühe gegen das feindliche Centrum vor, in der Meinung, bloß die Aufmerkſamkeit des Feindes auf uns zu ziehen und bis zu dem verabredeten Zeitpunkt jedes ernſthafte engagement zu vermeiden. Siehe da debouchirte der Feind ganz unerwartet aus den Zwiſchenräumen der ſeinem Centrum vorliegenden drei Hügel, und deployirte eine doppelte Ueberlegenheit gegen uns, und ſtürzte mit ſolcher Gewalt auf uns, daß wir 2 Stunden ein ſehr zweifelhaftes Gefecht zu ſouteniren hatten. Da, als der Feind ſchon anfing Terrain über uns zu gewinnen, erſchienen zu rechter Zeit von unſern gegen den linken feindlichen Flügel detaſchirten Truppen 10000 Mann zum Soutien, und zugleich ließ ſich General Poplers Ankunft an dem Ort ſeiner Beſtimmung hören. Dieſer General war durch die Schwierigkeiten der Wege einige Stunden länger aufgehalten worden, als wir berechnet hatten. Kaum aber erſchien er im Rücken des Feindes, ſo wandte ſich das Glück des Tages ſchnell auf unſere Seite: er warf den rechten feindlichen Flügel, der in der wildeſten Unordnung floh, auf das feindliche Centrum, nahm ſtürmend alle Batterien, und drang gegen das Centrum vor. Auch wir griffen nun mit neuem Muthe an, bemächtigten uns der Batterien der Hügel, und ſahen den Feind bald in allgemeiner Verwirrung und Flucht. Das Defilee, welches die feindliche Poſition ſo ſtark gemacht hatte, ward nun das Verderben der feindlichen Armee: Flüchtlinge, Bagage, Artillerie, alles drängte und verwickelte ſich unter einander. Zwar machte der feindliche Feldherr noch einmal tête, und verſuchte mit der Elite ſeiner Grenadiere noch einen letzten verzweifelten Angriff, aber vergebens; unſre Infanterie ſtand inebranlable und zeigte ihnen die Spitzen der Bayonette, und die Kavallerie hieb bald mit ſolchem Ungeſtüm ein, daß ihr choc alles terraſſirte und der zerſprengte Feind à la debandade floh und größtentheils niedergehauen oder gefangen ward.

Eben kömmt die Nachricht, daß unſre leichte Kavallerie noch 7000 Gefangene gemacht und noch 15 Kanonen und viele Pulver- und Zeugwagen genommen hat: auch heißt es, daß ſich das befeſtigte Fort Klapp, welches die freie Fahrt auf dem Strom Bnu ſehr genirte, ergeben hat, ohne daß die Garniſon erwartete, daß Breſche geſchoſſen ward.

(Dieſer Bericht deutſch.)

Ich habe die Ehre, mein Herr General, Sie hiedurch in aller Eile zu benachrichtigen, daß wir geſtern, den 24. dieſes, einen der vollſtändigſten und glänzendſten Siege über den Feind erfochten haben. Er iſt gänzlich geſchlagen, 7000 bis 8000 Todte, die das Schlachtfeld bedecken, 10000 Gefangene, 8 eroberte Fahnen, 70 genommene Kanonen, und eine unzählige Beute an Pferden, Wagen, Waffen, Troß, ſind bis jetzt die Folgen dieſes glorreichen Tages. Des Feindes Rückzug iſt kein Rückzug, ſondern eine völlige Flucht, ja eine Flucht voll Verwirrung. Unſere Reiterei ſitzt ihnen hart in den Ferſen, und wir dürfen noch viele Gefangene hoffen. Dieſer große Erfolg unſerer Waffen iſt für uns wenig blutig geweſen; durch geſchickte und wohl abgemeſſene Manöver, und vorzüglich durch die wirkſamen Bewegungen unſers linken Flügels, der den Feind umging und im Rücken nahm, war das Treffen binnen 5 Stunden zu unſerm größten Vortheil entſchieden. Alles dies macht unſerm Heer um ſo größere Ehre, da der Feind die Vortheile der Stellung und der Zahl voraus hatte. Folgende ſind die Hauptmomente dieſer denkwürdigen Schlacht:

Der Feind, etwa 80000 Mann ſtark, ſtand in einer ſehr feſten Stellung bei Teres, ungefähr 2 Meilen dieſſeits des Fluſſes Bnu: ſein linker Flügel war an einen See gelehnt, und die Fronte deſſelben war durch mehrere ſumpfige und von tiefen Gräben durchſchnittene Schlüchte gedeckt, abſcheuliche und faſt unfahrbare Wege, die von unſerer Seite zu dieſen Vertiefungen führten, machten hier jeden Angriff faſt unmöglich: ſein Centrum verdeckten drei einzelne kegelförmige Hügel, welche alle verſchanzt und mit Batterien verſehen waren; ſein rechter Flügel ſtand auf Anhöhen, welche die ganze unten liegende Ebene beherrſchten und jeden Angriff in der Fronte äuſserſt mislich machten: an dieſen Anhöhen lief ein dichter meilenlanger Wald hin. Dieſes ſo geſtellte Heer ſollten wir mit unſern 60000 Mann entweder angreifen und ſchlagen, oder aus Mangel an Unterhalt im Angeſicht eines überlegenen Feindes einen gefährlichen Rückzug machen. Ich wählte das Erſtere, und machte den Abend des 23. in aller Stille dieſem Entſchluß gemäß meine Anordnungen, die gottlob ſo glücklich ausgeführt ſind, daß wir die größten Schwierigkeiten überwunden und die in jeder Hinſicht ſo ſehr überlegenen Streitkräfte des Feindes faſt vernichtet haben. Ein Haupttheil dieſer Anordnungen beſtand in der Entſendung des Generals Popler mit 20000 Mann, welcher in der Nacht durch Hülfe der Dunkelheit und des Waldes den rechten Flügel des Feindes umgehen und ihn im Rücken bearbeiten ſollte, während wir ihn in der Fronte angriffen. Dieſer Plan, die Feinde aus ihren Stellungen herauszumanövriren, welche wir mit der größten Tapferkeit von vorn nicht zu überwältigen (erzwingen) hoffen konnten, glückte vollkommen durch jene Gewandheit und Geſchicklichkeit, die Sie an dieſem unternehmenden General kennen. Die Verabredung war, mit Tagesanbruch, des Morgens um 4 Uhr, zu gleicher Zeit im Centrum und im Rücken des Feindes den Angriff zu beginnen, doch ſo, daß wir den Feind mit kleinen Scharmützeln und Gefechten hinhielten durch Anſpielungen auf ſein Centrum und ſeinen linken Flügel, bis die Kanonade auf ſeinem rechten Flügel uns meldete, das Treffen ſey dort begonnen.

Dieſem Plane gemäß rückten wir den 24. in aller Frühe gegen das feindliche Centrum vor, in der Meinung, bloß die Aufmerkſamkeit des Feindes auf uns zu ziehen und bis zu dem verabredeten Zeitpunkt durchaus nicht ernſtlich mit ihm anzubinden. Siehe da brach der Feind ganz unerwartet aus den Zwiſchenräumen der ſeinem Centrum vorliegenden drei Hügel hervor, und entfaltete eine doppelte Ueberlegenheit gegen uns, und ſtürzte mit ſolcher Gewalt auf uns, daß wir 2 Stunden ein ſehr zweifelhaftes Gefecht auszuhalten hatten. Da, als der Feind ſchon anfing Land über uns zu gewinnen, erſchienen zu rechter Zeit von unſern gegen den linken feindlichen Flügel entſendeten Truppen 10000 Mann zur Unterſtützung, und zugleich ließ ſich General Poplers Ankunft an dem Ort ſeiner Beſtimmung hören. Dieſer General war durch die Schwierigkeiten der Wege einige Stunden länger aufgehalten worden, als wir berechnet hatten. Kaum aber erſchien er im Rücken des Feindes, ſo wandte ſich das Glück des Tages ſchnell auf unſere Seite; er warf den rechten feindlichen Flügel, der in der wildeſten Unordnung floh, auf das feindliche Centrum, nahm ſtürmend alle Batterien, und drang gegen das Centrum vor. Auch wir griffen nun mit neuem Muthe an, bemächtigten uns der Batterien der Hügel und ſahen den Feind bald in allgemeiner Verwirrung und Flucht. Die Enge, welche die feindliche Stellung ſo ſtark gemacht hatte, ward nun das Verderben des feindlichen Heers: Flüchtlinge, Troß, Geſchütz, alles drängte und verwickelte ſich unter einander. Zwar ſetzte ſich der feindliche Feldherr noch einmal wieder, und verſuchte mit der Auswahl ſeiner Grenadiere noch einen letzten verzweifelten Angriff, aber vergebens; unſer Fußvolk ſtand unerſchütterlich, und zeigte ihnen die Spitzen der Bayonette, und die Reiterei hieb bald mit ſolchem Ungeſtüm ein, daß ihr

Stoß alles niederwarf und der zerſprengte Feind in völliger Auflöſung ſich und größtentheils niedergehauen oder gefangen ward.

Eben kömmt die Nachricht, daß unſere Reiterei noch 7000 Gefangene gemacht und noch 15 Kanonen und viele Pulver- und Zeugwagen genommen hat; auch heißt es, daß ſich das befeſtigte Schloß Klapp, welches die freie Fahrt auf dem Strom Bug ſehr erſchwerte, ergeben hat, ohne daß die Beſatzung erwartete, daß Lücke *) geſchoſſen ward.

---

*) *Breſche*: Bruch, Lücke, Riß. Dieſe drei Worte werden von unſern alten Schriftſtellern dafür gebraucht; daher: *in die Lücke treten*, *vor den Riß treten*, oder *ſtehen*.

Entwurf der Erziehung
und
Unterweiſung eines Fürſten.

Von

E. M. Arndt.

R

Berlin, 1813.
Im Verlage der Realſchul-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ihrer Majeſtät
der
regierenden Kaiſerin aller Reußen
Eliſabeth Alexievna
und
Ihrer Königlichen Hoheit
der
Herzogin von Würtemberg
Antonia Amalia

unterthänigſt geweihet.

Erhabenſte Frauen!

Sie kennen die zufällige Entſtehung dieſer Worte; Sie haben ſie mit gnädiger Nachſicht aufgenommen. Nehmen Sie im Namen der Welt den Dank und das Zeugniß des Glaubens und Stolzes, womit Sie gegen das Verbrechen und die Schande für die Tugend und Ehre geſtanden ſind. Gott verleihe Ihren edlen Herzen ein befriedetes Europa, ein glorreiches Vaterland und ein freies Teutſchland zu ſehen, das niemand reiner liebt, als Sie.

Ich erſterbe mit der tiefſten
Verehrung,
Erhabenſte Frauen,

Ihr unterthänigſter
E. M. Arndt.

⁂

Ein Adler flog ich einſt hinein ins Leben,
Ein Adler, ſonnenkühn und friſch und jung,
Der ſüße Trieb, den mir der Gott gegeben,
Erregte meiner Flügel muntern Schwung,
Die Erde ſah ich unter mir verſchweben,
Zum Himmel trug mich hoch Begeiſterung,
Aus fernen Welten tönten Wunderklänge
Und alle Sphären ſangen mir Geſänge.

O goldne Zeit! o ſel'ge Himmelshöhen!
O einzigſchönes Land der Fantaſien!
O hohe Wunder, die ich dort geſehen!
O Blumen, welche überirdiſch blühn!
O Lüfte, die wie Engelodem wehen!
O Träume, welche ſelbſt als Engel ziehn,
Als bunte Vögel zu der Zeit des Maien,
Wann alle Kreaturen ſich erfreuen!

O ſüße Fahrt auf deinen Oceanen,
Erhabner Walter, wunderbarer Geiſt,
Wo unermeßlich durch die Sonnenbahnen
Der Feuerſtrom des ew'gen Lebens fleußt,

Wo alle Sinne ſtolz zur Tugend mahnen,
Wo jede Hoffnung hält, was ſie verheißt,
O frommes Ahnden, unergründlich Lieben,
Unendlich Glauben, wo ſeid ihr geblieben?

Ihr ſeid dahin, und kehret nimmer wieder,
Nur einmal blühet eure Zauberwelt,
Der ſtolze Wahn ſinkt von dem Himmel nieder,
Er fühlet nun, wie tief der Gott hier fällt,
Die lahme Schwinge ſtreifet müd und müder
Am Boden hin, die einſt das Sternenzelt
Mit edler Kühnheit wagte zu durchmeſſen,
Hoch ob Olympen fliegend und Permeſſen.

Das war der Glanz von deiner ew'gen Schöne,
O Tugend, die mein kindlich Herz entzückt,
Das euer Klang, ihr hohen Wundertöne,
Die meine ſtillen Träume oft beglückt?
Das waret ihr, ihr ſtolzen Göttersöhne,
Heroen ihr, mit jedem Glanz geſchmückt?
So jäh warſt du, o Sturz von jenen Höhen,
Wo ich bei Göttern göttlich mich geſehen?

Selbſt du, des Liedes holde Wundergabe,
Selbſt du, der Rede himmliſche Gewalt,
Was mit beſeelten Lippen ſchon der Knabe,
Mit frohem Stammeln ſchon das Kind gelallt,
Apollon, ſelber deine ſüße Gabe
Erſtarret an des Tages Mordgeſtalt,
Wie welche das Meduſenbildniß ſahen
Von Eis und Stein ein kaltes Herz empfahen.

So klingt die Klage und ſie hat geklungen,
So lange Geiſter hier in Leibern gehn;
Vieltauſendmal haſt du dich rundgeſchwungen,
O Sonne, um der Alpen höchſte Höh'n,
Vieltauſendmal biſt du dem Meer entſprungen —
Doch haſt du Einen Glücklichen geſehn?
Von Millionen Menſchen auch nur Einen,
Den deine Strahlen lebenwarm beſcheinen?

Du kennſt die Wonne der erhabnen Seelen,
Erhabne Frau, du kennſt auch dieſen Klang;
Was Geiſter leiſe Geiſtern nur erzählen,
Das ſpricht in zarten Räthſeln der Geſang,
Er wohnt mit Herrſchern in den Kaiſerſälen,
Er ſpielt mit Hirten an des Hügels Hang,
In tauſend Bildern, Farben und Geſtalten
Darf er der Götter Wunderwelt entfalten.

Er klinget leicht, der Genius der Zeiten,
Er ſchreitet ſchwer, des Schickſals ernſtes Bild,
Was frei ertönt aus ſeinen goldnen Saiten,
Das hat ſich wahrlich je und je erfüllt,
Er iſt Prophet und kann Orakel deuten,
Wenn rein ſein Strom aus der Begeiſt'rung quillt,
Ein weißer Schwan erſchwingt er ſein Gefieder
Und ſingt den Himmel zu der Erde nieder.

Nimm dieſen Himmel, nimm die hohe Weihe,
Den Spruch des innern, heiligſten Gerichts,
Der Gott der Sterne iſt der Gott der Treue,
Der Gott der Sterne iſt der Gott des Lichts,

Vernimm es, daß ſich deine Seele freue:
Die ſchwarze Schande ſtürzet in ihr Nichts,
Gerechtigkeit wird um den Erdball walten
Und ſeine Welt wird Gott der Herr erhalten.

Es iſt kein Trug, was hohe Seelen ſchwellet,
Was kühne Geiſter denken, iſt kein Wahn,
Das Licht, das dir den tiefen Buſen hellet,
Blitzt durch der Götter Bruſt, der Sonnen Bahn,
Die Kraft, die Liſt und Lug und Schande fället,
Wird ihres Glaubens ſchönen Kranz empfahn,
Sie heißet Einfalt, Unſchuld, Demuth, Friede,
Und ſchirmt das Glück mit leuchtender Aegide.

⁂

Knabe war ich, es drang kein Ruf von gewaltigen Dingen
Unter das ſtrohene Dach, welches die Kindheit geſchützt,
Einfalt wohnte mit mir und ſtille freundliche Sitte,
Frömmigkeit lullte mich ein, Frömmigkeit weckte mich auf,
Liebe führte mich mild durch Büſche und Felder und Auen,
Liebe zeigte mir from̄m Götter und Sterne zuerſt;
Und es hüteten noch mit mir die Engel des Himmels
Heerden des Vaters im Hain, Heerden am brauſenden Meer,
Kamen als Träume herab, als ſchöne und helle Geſichte,
Wie in der älteſten Zeit, ſpielten als Kinder mit mir.
O was ruf' ich zurück in Tagen des Jammers, der Sünde,
O was ruf' ich zurück, Kindheit, dein ſeliges Bild,
Als mein Taubenſchlag noch die fliegendſten Wünſche begränzte,
Als mein Wäldchen mir noch däuchte die weiteſte Welt,
Als die Bibel mein Buch, mein einziges Buch und mein Licht war,
Und dein goldener Mund, Mutter, mein höchſtes Geſetz?
Ach! es rollte ſich bald die Hülle der Unſchuld herunter,
Frühe zeigte ſich mir mit der unendlichen Welt
Auch die unendliche Macht, die hoch über Donnern und Blitzen
Wettert und leuchtet — ich ſah, eiſernes Schickſal, dich früh,
Und ich trug es ſo jung dein unerbittlich Verhängniß;
Trug es im ſchweigenden Ernſt, trug es im traurenden Blick.
Oft ermahnte mich dann mein fröhlicher Vater: ſei fröhlich!

Oefter die Mutter und ſchalt: Bube warum ſo allein?
Wenn ich mit Arbeit den Tag, mit bretternem Lager die Nächte
Feierte, ſchüttelten ſie traurig das liebende Haupt;
Denn ſie meinten, es werde der Sohn, ein finſterer Träumer,
Sich und andern die Luſt tödten in künftiger Zeit.
Ich aber ſprach: wer weiß, wozu die Uebung mir frommet?
Ich aber ſprach: wer weiß, was mir das Schickſal beſtimmt?
Leichthin ſprach ichs, doch ſchwer erdrückten mich Laſten der Liebe,
Die nur ein eiſernes Herz, nimmer ein menſchliches trägt.
Abwärts weint' ich allein und traurig, daß ich ſo traurig
Machte, die zärtlich ihr Herz ſenkte in meines hinab.
Jahre, ihr ſeid nun verrollt, ihr ſchlimmen und trüblichen Jahre,
Lange erleuchtet iſt mir Schickſal und Menſchheit und Gott;
Aber gekommen iſt doch, was frühe den Knaben geahndet,
Arbeit und Noth und Gefahr, Unheil und Zwietracht und Krieg:
Nicht umſonſt warſt du, o Tag voll bitterer Kämpfe,
Nicht vergeblich dein Ernſt, ſtille und denkende Nacht;
Wohl bedurfte der Mann die feſte und ſtählerne Rüſtung,
Welche der Knabe ſich ſchon hart um die Brüſte gewölbt.
Freude gabeſt du mir, o Leben, Freude und Liebe,
Du, o reiche Natur, Freude und Segen genug;
Doch die Ahndung hat auch ihr dunkles Verhängniß erfüllet
Bis auf den heutigen Tag, alles mit Strenge erfüllt.
Zeugen mögt ihr mir nun, ihr heiligen Geiſter der Liebe,
Freundlicher Vater, und du, tapfere Mutter, mit ihm,

Zeugen möget ihr mir nun droben im ſternigen Reigen,
Wie ich die Zukunft gefühlt, wie ich das Schickſal gefühlt.
O ihr zeuget mir oft, ihr haucht wie heilige Lichter
Himmliſchen Athem mir ein, göttliche Wonne mir zu.

Tochter Germaniens, ſey gegrüßet mir, edele Fürſtin!
Nimm den prophetiſchen Klang, nimm das erröthende Herz,
Nimm das verhallende Wort, den flüchtigem Athem der Stunde —
O du biſt menſchlich und fromm — nimm denn das Menſchliche hin!
Kühnliches höreſt du gern und Tapferes kannſt du ertragen,
Nimmer in bänglicher Furcht zaget dein fürſtlicher Sinn,
Ueber den blutigen Staub und über die wilden Getümmel,
Welche der Augenblick tönt, hebt ſich dein freudiger Muth.
Laß ihn fliegen und leuchten und blitzen in heiligen Flammen!
Stolzem Vertrauen drückt gern göttliches Siegel ſich auf. —
Sieh ich verkünde es dir, ſo wahr mir der Gott in die Seele
Künftiger Tage Geſchick, Deutung der Zukunft gelegt:
Herrliches wirſt du noch ſehn, das heilige Volk der Germanen,
Wieder ein ritterlich Volk, ſtehen gerüſtet mit Kraft;
Herrliches wirſt du noch ſehn, die Heldengeſtalten der Väter
Wieder in Enkeln erblühn, blühn mit dem Scepter und Schwerdt.
Dann wird Freiheit den Erdball umwalten, Gerechtigkeit herrſchen,
Klingen gefürchtet das Wort, leuchten gefürchtet das Schwerdt,

Ueber den blutigen Staub und über die Lüge des Tages
Schweben die Wahrheit, das Recht, glänzende Engel, dahin.

Nimm denn die Wonne dir, nimm die Gewißheit mit liebendem Herzen,
Nimm den herrlichen Wahn, fürſtliche Seele, denn hin!
Selig, welche beſtanden und unbefleckt von der Schande
Hielten den heiligen Stolz, hielten den gläubigen Sinn!
Gott wird richten und hat gerichtet, der mächtige Walter.
Klinge prophetiſcher Klang! halle verfliegendes Wort.

Das Kind, welches einſt Fürſt und Herrſcher ſeyn ſoll, wird geboren wie andere Kinder, hat ein allen übrigen Sterblichen ähnliches Verhängniß, und iſt den meiſten Geſetzen äußerer und innerer Nothwendigkeit unterworfen, welche über uns andern walten. Mit Einem Worte, ein fürſtliches Kind iſt ein Menſch wie alle andern und ihnen allein darin ungleich, daß ſein Schickſal noch ernſter und gewaltiger iſt, als das, was über die niedrigeren Häupter hinwandelt: über ihm donnert es ſchon, wenn es ſich über dieſen kaum wölket. Auch dieſes Kind iſt ein Menſch und ſoll ein Menſch werden, es ſoll unter Menſchen leben und handeln, es ſoll einſt über Menſchen gebieten. Man muß ihm alſo die menſchliche Mitgift der Natur nicht verkümmern, wodurch es fröhlich und muthig unter Menſchen leben kann. Wodurch andere Menſchen glücklich und tüchtig werden, kann auch dieſer junge Menſch nur glücklich und tüchtig werden. Man muß ihn alſo erziehen, unterweiſen und bilden, wie wackere Aeltern den Kindern thun, an welchen ſie Freude, Tugend und Ruhm erleben wollen. Die Geſetze müſſen dieſelben bleiben für alle; nur das Maaß iſt verſchieden. Man muß ein größeres Maaß an den legen, der ſich künftig in den weiteſten Kreiſen bewegen ſoll.

Ueber das Leben gebieten drei große Mächte, ſie heißen Liebe, Nothwendigkeit, Freiheit: drei herrliche Geſchwiſter göttlicher Abkunft. Im Himmel beſtehet jede für ſich gleich hoch und gleich glückſelig; auf Erden müſſen ſie Hand in Hand wandeln, wenn ein glückliches und würdiges Leben ſeyn ſoll.

Dieſe drei himmliſche Schweſtern ſtehen drei Straßen vor, welche in das Leben und durch das Leben führen und welche die drei Landſtraßen des Lebens heißen könnten. Man könnte ſie Kaiſerſtraßen oder Königsſtraßen nennen, wie in gewiſſen Ländern die großen Wege genannt werden, auf deren Beunruhigung und Entfriedung eine hohe Strafe ſteht. Außer ihnen giebt es noch eine vierte Straße, die breiteſte und weiteſte von allen, ohne Meilenweiſer und Wegzeiger, ohne Brücken und Stege, ohne geſetzliche Beſſerung und Befriedigung, ja ohne

alle

alle beſtimmte Meſſung und Richtung; auf ihr liegt Dunſt und Nebel, um ſie flattern Geſpenſter und Irrlichter, Faulheit und Unwiſſenheit ſind auf ihr die Führerinnen, Wüſten und Sümpfe ſind ihr Ausgang. Und doch muß dieſe Straße die anziehendſte ſeyn, weil die meiſten Menſchen gedankenlos und ſorgenlos auf ihr einherſchlendern und worauf ſie wandeln nicht eher inne werden, als bis ſie in pfadloſen Wüſten und Steppen ſich verloren haben.

Dieſe drei Mächte und dieſe vier Landſtraßen wollen wir immer im Auge behalten, weil auf ſie alles bezogen werden muß, was Leben heißt und was Erziehung und Bildung für das Leben ſeyn ſoll. Wir betrachten die drei Mächte genauer. Durch dieſe Betrachtung werden wir auch die drei Landſtraßen erkennen, und endlich noch eine vierte Macht gewahr werden, eine verwahrloſete Baſtardſchweſter jener drei großen Parzen des Lebens, deren Name Eitelkeit oder Schwäche heißt und welche der weiten und breiten Straße der Menge vorſteht.

Wer biſt du, erſtgebohrne Schweſter? wer biſt du, himmliſche Liebe? wie ſoll ich dich nennen, Namenloſe? wie ſoll ich dich zeigen, Unſichtbare? Ebenbild Gottes, Puls und Athem aller Freude und alles Lebens, Urquell aller

Schönheit und aller Milde, Geſtaltloſe und doch alles Geſtaltende, Unbewußte und doch alles Wiſſende, Gottes Kind, Gottes Schweſter, Gottes Liebling, und Gottes Rath! Unſchuld und Demuth ſind deine Geſpielen, Kindlichkeit und Freude ſind dein Weſen. Die dich haben, kennen dich wohl; die dich nicht haben können dich durch Worte nicht lernen. Doch biſt du zu zart für dieſe Erde voll Staub und Blut und Arbeit und Streit; deswegen weiſeſt und ſehneſt du immer wieder zu dem Himmel empor, deswegen kannſt du hier unten in dem Lande der Unvollkommenheit und Zwietracht allein nicht beſtehen. Denn die eiſernen und ſteinernen Gewalten, die hier gebieten, würden dich zermalmen, wenn du nicht eine geharniſchte Geſellin hätteſt.

Dieſe Geſellin heißt Nothwendigkeit, ernſt, ſtreng, gewaltig in ihrem Wollen, unbeweglich und unerbittlich in ihren Beſchlüſſen, nicht die alles tragende, alles geſtaltende, erhaltende und verſöhnende Göttin wie die Liebe, ſondern die Züchtigerin und Zermalmerin, die weder links noch rechts blickt und mit eiſerner Kraft grade durchfährt, wohin ſie muß. Sie iſt nicht grauſam, nicht unerbittlich an ihr ſelbſt, aber ſie muß, weil ſie muß, und keine Gewalt mag ihr fürchterliches Verhängniß ablenken, als die Gewalt der Liebe. Dieſe ihre Lieblingsſchweſter füllt ihr die Bruſt mit Milde und das Auge mit Thränen und läßt ſie aus den Schollen und Felſen, woran ſie die irdiſche Arbeit vollbringt, zu dem Himmel aufblicken und zu dem, was beide himmliſcher Verwandtſchaft haben.

Doch daß dieſe beiden Geſchwiſter nicht zu entfernt von einander ſtänden und zuletzt einander gar entfremdet würden, mußte die dritte Schweſter zwiſchen ſie treten und ihre Wege, die ſonſt in gleicher Linie ewig neben einander hinlaufen würden, ſanft zu einander lenken, bis ſie endlich faſt in Einen zuſammenlaufen. Dieſe Schweſter iſt die Freiheit, welche die erhabene Beſtimmung hat, das Irdiſche und das Himmliſche, die Arbeit und die Freude zu verbinden. Deswegen iſt es ihr auch gegeben, in der Mitte zwiſchen jenen beiden ſtehend, das Maaß der unendlichen Harmonie zu halten und der Stundenweiſer der Zeiten und Orte zu ſeyn. Sie iſt nichts, ja ſie iſt gar nicht, ohne jene beiden; aber jene würden ohne ſie in halber Einzelnheit vergehen oder erſtarren. Durch ſie werden ſie immer erinnert, wer ſie ſind und wer ſie ſeyn ſollen und wie ſie nur durch Eintracht etwas Würdiges ſchaffen können.

Die erſten zwei Göttinnen wandeln lange und oft einzeln und auf jeder ihrer Straßen iſt nur ein einzelnes Leben des Sterblichen, das keine irdiſche Genüge noch Fülle gewinnen mag. Das aber iſt das wahre Leben und die wahre Lebensſtraße, wann die Freiheit endlich gebietet und die beiden Wege der Liebe und Nothwendigkeit ihr immer hart zur Seite laufen. Dann iſt ein wahrer und edler Menſch fertig, zugleich mild und unendlich wie die Liebe und ſtark und gemeſſen wie die Nothwendigkeit; es iſt ein freier Menſch, ein Gott auf Erden, fertig geworden: der Menſch wandelt zwiſchen Liebe und Nothwendigkeit unter dem Schirm der Freiheit.

Der Menſch wird nur ganz erzogen durch Liebe und Nothwendigkeit zugleich, halb erzogen durch eine von beiden. Der ganz erzogene Menſch betet endlich die Freiheit, als ſeine höchſte irdiſche Göttin an, der halb erzogene gelangt ſelten zu ihrer Ahndung, nie zu ihrem Beſitz, ſein Leben wird wankend, unglückſelig und zwieträchtig.

Wenn die Menſchen, welche erziehen ſollen, nicht wiſſen noch ahnden, was Liebe, was Nothwendigkeit, was Freiheit iſt, wenn ſie wegen Sündlichkeit und Unglauben die hohen überirdiſchen Geſtalten nicht mehr in ihrer Reinheit und Majeſtät anzuſchauen wagen, wenn die Liebe in bewußter Tändelei äffelt und empfindelt, die Nothwendigkeit faſelt und ſchulmeiſtert, wenn die Freiheit im fernen Hintergrunde nur als eine Halsbrecherin und Mordbrennerin gezeigt wird, dann gewinnt die Baſtardſchweſter der heiligen Drei die Herrſchaft: die Eitelkeit oder Schwäche, welche mit allen Larven tändelt und mit allen Geſtalten gaukelt; aber Ruhe, Freude, Stolz nimmer erkennen noch das feſthalten mag, wodurch das irdiſche Daſeyn ſchon ein himmliſches werden kann.

Liebe und Nothwendigkeit ſind die großen Erzieherinnen und Schöpferinnen des Menſchen und aller Dinge; beide vereint erziehen ganz, beide einzeln erziehen halb. Wer frei und freudig, muthig und ſtolz durch das Leben wandeln will, muß ſie beide innig empfunden und erkannt haben. Ich ſang einſt von ihnen, und wahr bleiben die Reime:

Zwei Töchter hat die Gottheit ausgeſchickt
Die Welten und die Herzen zu erſchaffen,
Die eine blicket ernſt und träget Waffen,
Die andre iſt mit Huld ſtatt aller Wehr geſchmückt;
Sie iſt die erſte, heißet Liebe,
Die zweite heißt Nothwendigkeit,

Sie wandeln Hand in Hand und kennen keinen Streit
Und einem unbekannten Triebe
Verdanken ſie die Einigkeit.
Durch ihre Eintracht leuchten alle Sonnen
Und laufen alle Erden um,
Durch ſie nur wird hier unten Luſt gewonnen
Und oben das Elyſium,
Sie kommen huldreich auf die Wiege
Herab beim erſten Sonnenſchein
Und ſegnen fromm die holden Züge
Des Säuglings für das Leben ein.

So wie der Menſch geboren wird, empfangen ihn dieſe beiden großen Göttinnen an der Schwelle des Lebens, oder vielmehr ihre irdiſchen Bilder empfangen ihn. Dieſe heißen Mann und Weib, oder richtiger Vater und Mutter: der Mann das Bild und der Vertreter der Nothwendigkeit, das Weib das Bild und die Vertreterin der Liebe. Zwiſchen dieſen beiden Geſtalten ſteht das Kind, und durch ſie wird es den beiden höheren Gewalten zugeführt, die es halten und tragen ſollen, wann dieſe erſten Stützen es nicht mehr können.

Wir wollen ſehen, wie die Natur den Menſchen erzieht und wie die Kunſt ihn erziehen ſoll.

Die Mutter iſt die Liebe. In ihr wohnen die Bilder der dunkeln und geheimen Kräfte Gottes und der Natur: alles Gebährende, Erhaltende, Verſöhnende, alles Fromme, Gläubige, Verborgene. Auf dem Mutterſchooße und an der Mutterbruſt empfängt das Kind den erſten Glauben, die erſte Religion, den erſten Muth des Unendlichen und Großen. Der Vater iſt die Nothwendigkeit. In ihm wohnen die Bilder der klaren und gemeſſenen Kräfte Gottes und der Natur: alles Geſtaltende, Ordnende, Verwandelnde, Zerſtörende, alles Feſte, Strenge, Fürchterliche. An dem Vater begreift das Kind die Gewalt des Maaßes und Geſetzes, es begreift an ihm den ſtrengen und furchtbaren Gott, der ſtrafen muß. Die Mutter iſt der Schatten der unendlichen Milde, der Vater der Schatten der unendlichen Heiligkeit; die Mutter iſt das Bild der inneren, der Vater iſt das Bild der äußeren Welt.

So ſcheint es und ſo iſt es in dem Leben natürlicher und kräftiger Menſchen.

Zwiſchen dieſen beiden Geſtalten und Mächten wandelt das Kind glücklich und unbewußt ſeine erſten Jahre der Unſchuld hin, am glücklichſten, wenn es ein Kind bleiben darf. Die erſten acht Jahre ſeines Lebens ſoll es nichts thun als leben und ſpielen. Seine Aeltern, Geſpielen gleiches Alters, und die heiligſte und frommſte Geſpielin, die Natur, ſollen allein mit ihm leben, mit ihm ſpielen und es unterweiſen. Das Kind wird noch nicht durch Buchſtaben unterwieſen, aber es lernt in dieſen erſten Lebensjahren unendlich viel: es lernt Gott, es lernt den Menſchen, es lernt das Leben kennen. Dieſer große Unterricht macht ſich von ſelbſt, wenn das Menſchenleben um das Kind wahr, züchtig und edel iſt, und wenn man Sonne und Luft, Blumen und Bäume, Vögel und Thiere mit ihm ſpielen läßt. In dieſen Jahren wird der große Bau des Lebens, worauf der künftige Mann mit feſten Füßen ſtattlich ſtehen ſoll, unſichtbar gegründet. Die Unterweiſung durch den Buchſtaben iſt in dieſer Zeit faſt immer vergeblich, häufig auch gefährlich, die Unterweiſer ſeien denn die kindlichſten und frommſten Seelen und der Untericht werde denn eine einzige goldmündige Fabel. Die Kinder werden durch dieſen voreiligen Unterricht leichtlich zu ſehr gereizt, zu früh ſich bewußt, alſo klügeliſch, geſchwätzig, eitel, einbildiſch; ſie verlieren die ſchöne Einfalt des Glaubens, die auch im Lernen und Begreifen Wunder thut; ſie werden dumm, weil man ſie ſo früh klug machen will. In dem funfzehnten, ſechszehnten Jahre werden ſie vielleicht als ſeltene Muſter von Geiſt und Bildung angeſtaunt werden, aber im fünfundzwanzigſten

Jahre würden ſie ſchon jedem Biedermann, die eitlen Thoren, oder die flachen Spötter und Witzbolde zur Schau ſtellen.

Von dem achten bis funfzehnten Jahre iſt das Knabenalter, ein fröhliches, muthiges Alter, wo die geiſtigen und leiblichen Kräfte mit Gewalt nach Entwickelung ſtreben und ſich in freudiger und genialiſcher Wildheit tummeln: eine glückſelige, ja eine wahrhaftig göttliche und bedürfnißloſe Zeit, welche alles Zarte und Milde des menſchlichen Gemüthes zu begraben ſcheint, da ſie es drinnen doch am kräftigſten ausbildet. Das Knabenalter iſt der unſichtbare Strom, der eine Zeitlang unter der Erde hinfließt, damit er bald deſto mächtiger wieder hervorbrauſe. Das Kind ſcheint ſich jetzt oft ſelbſt von der Liebe und von allen zarteren Geiſtern der Kindheit zu löſen, es ſcheint bloß wild, kalt, ſpröde. Aber es ſcheint nur ſo. Die Aeltern ſollen ſich das nicht irren noch grämen laſſen. Dieſes fröhliche Alter iſt die Zeit, wo die Uebungen und der Unterricht beginnen. Dieſe müſſen ernſt und ſtrenge getrieben und behandelt werden, denn der Knabe ſoll die Nothwendigkeit und Heiligkeit der Arbeit lernen. Aber zu waidlichen Spielen, zu allen leiblichen Künſten und zu allen wilden Entwickelungen, welche die Genoſſenſchaft gleiches

Alters liebt, ſoll reichlich Zeit und Raum gelaſſen werden. Wir wollen lieber ſolche Menſchen, die viel können und wagen, als die viel wiſſen und denken: im fünfundzwanzigſten und fünfunddreißigſten Jahre werden die Könnenden und Wagenden auch als die Wiſſendſten und Denkendſten erſcheinen. Uebrigens iſt der Unterricht bloß mythiſch, d. h. erzählend und weiſend, nicht logiſch, d. h. urtheilend und klügelnd. Solches gehört nicht für dieſes Alter und macht künftige Schwätzer oder Tröpfe. So mythiſch lehre man die Sprachen, ſo die Geſchichte, Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte, ſo, wie weit es angeht, ſelbſt die logiſche Mathematik. Die Knaben können ſehr viel lernen, aber ſie ſollen nicht wiſſen, was ſie gelernt haben.

Mit dem funfzehnten, ſechszehnten Jahre kömmt eine neue Epoche, die Epoche des Jünglingsalters. Der Strom, welcher ſieben, acht Jahre verborgen floß, dringt wieder an die Sonne hervor und brauſet in herrlicher Fülle dahin. In dem Jüngling verbinden ſich das Kind und der Mann, er iſt die Mitte von beiden. Nun bekömmt die Mutter ihren Sohn wieder: alle unergründlichen und unendlichen Gefühle, Triebe und Kräfte erwachen in ihm, er hat Thränen, er hat Milde, er hat Liebe, die er nicht laſſen kann, er ſinkt wieder an die liebende Mutterbruſt, und die Wildheit des Knaben wird ein ſtolzes Feuer, die Kälte deſſelben eine fromme Sehnſucht. Nun verlangt den Sohn nach dem Vater, er will ein klares Bild des Lebens, er will einen freudigen und ehrenfeſten Mann ſehen, er will lernen, wodurch Männertugend und Würde behauptet wird: die große Unterweiſung beginnt. Die Religion der kindlichen Liebe, die er zuerſt auf dem Mutterſchooße fühlte, die unbekannte Strenge des Schickſals, die ihm von der gebietenden Stirn des Vaters entgegen leuchtete, wollen jetzt ihr Maaß und ihr Verhältniß haben, oder der Jüngling wird ein wilder Wüſtling oder ein dumpfer Fantaſt. Nun iſt die Zeit da, wo die Seele durch Grundſätze geſtählt werden muß, damit ſie dem Laſter nicht erliege; wo die ewige und unſterbliche Geſchichte, männlich, herrlich und heilig, wie ſie iſt, gelehrt werden muß; wo der unbekannte Gott, den das Kindlein ahndete und wovon der Knabe kaum wußte, mit hohem chriſtlichen Sinn als der Halter alles Lebens gezeigt werden muß. Das Wort und die That, das Beiſpiel und die Lehre müſſen jetzt Hand in Hand gehen; friſche und reine Jünglinge, ernſte und tapfere Männer müſſen mit dem Jüngling leben; ſtrenge Uebungen, hohe Gefühle, gewaltige Gedanken müſſen in gleichem Maaße emporſteigen, wie wilde Leidenſchaften, fürchterliche Triebe, unbändiger Trotz ſich aufbäumen wollen. Führe den Jüngling ſo bis an das achtzehnte, zwanzigſte Jahr und laß ihn dann frei ins Leben hinein. Er wird viel ſtraucheln und ſündigen können, er wird doch zuletzt ein Mann ſeyn.

Ich habe dies Allgemeine hingeworfen, ein Bild eines würdigen Lebens, wie es mir vorſchwebt und wie ich ſein Gleichniß hie und da gottlob in der Erfahrung gefunden habe. Ich komme jetzt auf das Beſondere, auf die Frage: Wie ſoll man Fürſten erziehen? Ich ſagte gleich anfangs, auch für ſie müſſe gelten, was für alle gelte, weil ſie Menſchen ſind. Wenn wegen mancher unbiegſamen Verhältniſſe ſie andern Menſchen nicht gleich erzogen werden können, ſo bleibt es doch eine ewige Wahrheit, daß ſie am glücklichſten und tüchtigſten werden müſſen, je ähnlicher ſie andern wackern Menſchen erzogen ſind.

Hier ſage und bekenne ich zuvörderſt die traurige Wahrheit, daß ſehr wenigen Sterblichen das Loos fällt, nach dem Bilde erzogen zu werden, das ich oben aufgeſtellt habe. Zu einer ſolchen Glückſeligkeit wird ſo vieles erfordert, das ſich auf Erden ſelten beiſammen findet. Doch werden Viele in einer großen Annäherung zu den angegebenen Verhältniſſen und Forderungen erzogen. Das ſage ich auch und bekenne es der Menſchheit zum Troſt und Gott zu Ehren, daß in der Welt ſelbſt ſo viele unſichtbare Tugend, Treue und Zucht lebt und dem Menſchen von ſeinem himmliſchen Urſprung her noch innewohnt, daß Viele, welche nach gewöhnlichen Begriffen gar nicht erzogen heißen können, doch wirklich wohl erzogen ſcheinen: d. h. das Leben ſelbſt hat ſie erzogen. Dies ſage ich nicht umſonſt, denn es hat große Beiſpiele ſolcher Fürſten gegeben. Ich nenne nur den großen König Karl den Elften von Schweden, den ſeine Großmutter und die Reichsräthe, damit ſie ihn künftig leichter regieren könnten, in völlig roher Jugend aufwachſen ließen, und der doch der Ordner und Wiederherſteller des Reichs ward. An Peter den Großen will ich nicht erinnern, weil ein ſolches Genie ein ſeltener Komet iſt. Daraus ſpringt auch die große Wahrheit hervor, daß es viel beſſer iſt, den Menſchen von Gott, Natur und Leben (was die Leute gewöhnlich Zufall nennen) ohne alle Unterweiſung und alle Richtung erziehen zu laſſen, als ihn halb oder gar verworren zu unterweiſen und zu richten.

Die angeborne Kraft bleibt in dem erſten Fall oft herrlich lebendig und öffnet ſich doch groſſe Bahnen, in dem zweiten Fall wird ſie ermattet, verdunkelt, vereitelt.

Jetzt gehe ich grade auf die Sache und werfe den kurzen Entwurf hin, wie ich das Kind erzogen und gebildet wiſſen will, das für den erhabenen Beruf geboren iſt, einſt der Leiter, Beſchirmer und Beherrſcher von Hunderttauſenden, ja von Millionen Menſchen zu ſeyn.

Die Mutter des Prinzen hat keine ſüſſere noch höhere Pflicht, als ganz ſeine Mutter zu ſeyn; ſie ſoll es bleiben und wird es bleiben wollen. Wir haben alſo die Liebe für das Kind. Sein Vater kann ihm nur ſelten die Nothwendigkeit ſeyn; ſein hohes Amt wird ihn faſt immer daran hindern. Man ſuche alſo einen Mann, der dem Kinde ſeine Stelle erſetze, einen biedern, frommen, tapfern Mann, der, wenn nicht fürſtlich geboren, doch fürſtlich geſinnt iſt. Dieſem werde das Kind vertraut, als ſey es ſein eigenes Kind; er ſtehe als der Freund des Fürſten und der Fürſtin, als ein edles Glied des Hauſes da. Das Kind wird durch Liebe und Ehrfurcht bald wie ſein eigenes Kind ſeyn, wenn er von auſſen und innen der Mann iſt, wie wir ihn fordern.

Iſt dieſe Ordnung da, ſo ſtehe das Kind einfach und natürlich darin, ſpiele, lebe, freue ſich wie andere glückliche Kinder, genieße Licht und Luft, Sonnenſchein und Regen, Spiele und Scherze, wie es allen andern Sterblichen vergönnt iſt. Damit es ſich ſeine erſten acht Jahre frei und fröhlich entfalten könne, verſage man ihm nicht, was alle Kinder ſo heftig begehren und begehren müſſen: Geſellſchaft. Das Kind muß Geſpielen ſeines Alters haben und behalten. Drei bis vier geſunde und ſchöne Kinder werden ihm zugeſellet, durchlaufen mit ihm alle Stufen des Alters und der Entwickelung und Unterweiſung, und werden erſt in den Jahren entlaſſen, wo andere Kinder, die auch Genoſſen Eines Hauſes und Einer Erziehung geweſen ſind, ſich von einander zu trennen pflegen, damit jeder für ſich ſeinem beſondern Berufe folge. Dieſe junge Menſchengeſellſchaft iſt dem Prinzen zu einem luſtigen und freudigen Leben durchaus nothwendig; denn ſonſt würde ſein Daſeyn gleich im Anfange verkümmert und vereinzelt. Warum es in einem höheren Sinne nothwendig iſt, das werde ich bei dem Jünglingsalter klarer als die Sonne zeigen.

Eine Unbequemlichkeit indeſſen bleibt bei dieſem und dem folgenden Leben des Kindes immer, die, daß man es nicht ganz unbefangen leben laſſen darf. Sein Leben iſt ein theures und koſtbares Leben, es kann dem Zufall nicht preisgegeben werden, wie das Leben anderer Kinder; es muß mehr behütet und bewacht werden. Dies iſt wahr; doch läßt ſich dieſe Wache und Hut, wenn man die rechten Wächter und Hüter hinſtellt, ſo einrichten, daß das Kind mit der Natur und mit ſeinen Geſellen ſpielen, und ſich gleich den Blumen des Feldes in Freude und Luſt entfalten kann, ohne daß ſeiner unſchuldigen Unbewußtheit und Unbefangenheit zu ſehr geſchadet werde. Das iſt aber bei dieſer ungewöhnlichen Freiheit, worin wir den Prinzen, als in dem Element einer großen Seele, leben und weben laſſen wollen, am wenigſten zu fürchten, daß er der Verführung und dem Verderben zu früh preisgegeben werde. Die Welt Gottes iſt nicht ſo voll Sünde und Verderben, als diejenigen glauben, welche ſie nur aus der Ferne kennen. Iſt Liebe und Zucht im Hauſe, ſo löſcht ſie leicht die kleinen Flecken aus, die auf das reine Bild geſprüzt ſcheinen. Dies Bild iſt auch durch Gottes wunderbare und wunderweiſe Ordnung der Natur von der Art, daß die Flecken in dieſen Lebensaltern nicht leicht durch die Oberfläche dringen. Das iſt aber das

Un-

Unglücklichſte und heckt die Eitelkeit und Sünde aus, wenn der Menſch zu früh von den warmen und liebenden Brüſten der lebendigen Natur weggeriſſen wird.

Das Knabenalter des Prinzen wird gehalten und unterwieſen, wie ich oben von ſolchen Kindern gezeigt habe, welche Kinder freier und wohlhabender Aeltern ſind. Weil wir den Menſchen durchaus rein und ganz und heilig laſſen wollen, wie Gott ihn geſchaffen hat, ſo ſoll der Knabe ungeſtört bleiben, und kaum ahnden, wozu er beſtimmt iſt. Daß er einſt als ein hochgeſinnter Mann ſtehen ſoll, mag er frühe ahnden und wiſſen, damit ſeine Sinne und Gedanken wie junge Sonnenadler von Kindauf hoch ſtiegen. Er wird unterwieſen, wie ein edler Menſch unterwieſen werden muß. Er lernt auf die oben angegebene Weiſe ſo ſehr als möglich mythiſch Geſchichte, Erdkunde, Naturgeſchichte, Mathematik; er lernt ſeine Mutterſprache zuerſt und recht, auch das Latein, eine ſchöne Regel der Ordnung, des Ernſtes und der Kraft und eine Quelle großer Geſchichten und ſtolzer Muſter der Hoheit: Salluſtius und Tacitus werden dem Mann hohe Geſtalten zeigen können; er freut ſich wie andere Knaben an Mährchen und Liedern; er freut ſich, wenn er Talent hat, dieſer und jener ſchönen Kunſt. Der Unterricht und ſeine Art ſey ernſt und ſtreng, nicht tändelnd und ſpielend, wie die äffelnden und faſelnden Meiſter oft mit Fürſtenkindern thun. Das Kind ſoll früh lernen, wie heilig und würdig die Arbeit iſt. Die Spiele und Leibesübungen gehen mit dem Unterricht in gleichem Maaße und ſind frei und fürſtlich, daß ſich eine edle und feſte Geſtalt entwickeln könne. Wir wollen keinen eitlen Vielwiſſer, keinen beſtäubten Pedanten, ſondern wir wollen einen kräftigen, lebendigen Menſchen bilden. Der Unterricht und die Behandlung des Unterrichts und ſeiner Gegenſtände aber ſey durchaus ohne Wendung oder gar Verdrehung auf den künftigen Beruf hin. Daß der Knabe jenen Beruf einmal faſſen und erfüllen könne, muß er jetzt den ſüßen Beruf Menſch zu ſeyn einzig fühlen und empfinden.

Ich beſtehe nicht ohne guten Grund darauf, daß der fürſtliche Knabe nur ſeine Mutterſprache und allenfalls auch Latein lernen ſoll. Das Lernen vieler Sprachen im zarten Alter giebt zu vielerlei Anſichten und Bilder des Lebens, welche einander verſchieben und das Gemüth leicht verdunkeln oder ſchwächen, zumal, wenn die Sprachen ganz verſchiedenen Karakteren der Völker und Klimate angehören. Die Leute wiſſen nur nicht, welch ein ernſtes Ding eine Sprache iſt und daß man mit der Neigung und Auffaſſung derſelben auch nothwendig vieles von der Neigung und dem Gemüthe des Volkes, das ſie ſpricht, annehmen muß. Doch will ich das Aehnliche in dieſen Jahren nicht verbieten, ſondern nur das Ungleiche. Ein ſchwediſcher Prinz mag wohl ohne Schaden das Engliſche und Teutſche, ein teutſcher das Schwediſche und Engliſche lernen; wie aber, wenn er das Franzöſiſche und Italiäniſche zugleich neben ſeiner Mutterſprache übt? Sollte da, bei der zu frühen Miſchung ſo ganz verſchiedener Naturen und Karaktere, nicht Eitelkeit, Nichtigkeit, Sehnſucht nach dem Ausländiſchen und Verbotenen und Entfremdung und Vernichtung des Heimiſchen und Gegebenen ſich einniſten? Das thut es allerdings. Die eitle Tändelei der Kindheit büßt der Mann ſehr ernſthaft. Man ſehe ſich um, wie ſolche thörigte Erziehung in manchen Ländern aus Einem Volke oft zwei ganz verſchiedene Völker geſchaffen, von welchen der nach dem Fremden gebildete Theil von der Kraft und Art und Ehre des Eigenen und Vaterländiſchen kaum noch eine leiſe Ahndung hat und alſo in Zeiten der Noth und Gefahr, wo es gilt Menſchen fortzuſtoßen und zu beherrſchen, der lebendigen Gewalt der Mittheilung und Begeiſterung mangelt, die allein aus dem Gefühl und Sinn entſpringen kann, die in dem Volke leiben und leben, welchem man angehört. Dies iſt ein großer Punkt in der Erziehung, beſonders in der Erziehung ſolcher Menſchen, die einſt das Volk führen und regieren ſollen. Auch ein Baum des Treibhauſes gedeiht nicht, deſſen eine Seite afrikaniſche Hitze, die andere ſamojediſche Kälte anweht.

Wer ſoll unterweiſen? Jener, der an des fürſtlichen Vaters Stelle ſteht, mag es auch thun; die übrigen Gehülfen ſeyen wackere und geſcheute Männer, und keine Glückſucher noch Schmeichler. Jener erſte doch ſoll immer mehr durch das Beiſpiel und die That unterweiſen, als durch das Wort und die Lehre.

Frei, lebendig, glücklich haben wir das Kind ſpielen, den Knaben ſich tummeln und unterrichten laſſen. Reich an Freude, reich an Vertrauen zu Menſchen, reich an Liebe und Luſt ſoll unſer fürſtliches Kind ſeyn; denn wann ſein hohes Amt ihn zur Arbeit fordert, wird er am meiſten mit den ſpröden, kalten und eiſernen Kräften der Natur und des Lebens zu thun haben. Daß er dann, im Kampf mit dem Wilden und Böſen, was immer die Zucht und das Geſetz durchbrechen will, dann, wann das Feſte und Strenge alle Tage gefordert wird, mild und freundlich bleibe, bedarf er wohl der reichſten Mitgift von Liebe und Zuverſicht, damit ſeine Bruſt ſich nicht verhärte und an dem Schlechten erſtarre.

Der Knabe wird ein Jüngling, er iſt funfzehn, ſechszehn Jahr alt. Im edlen Wetteifer der höchſten Dinge, Gefühle und Gedanken wird er jetzt mit den Geſellen ſeiner früheren Jahre erzogen, die er noch nicht entbehren kann. Jetzt wird ſeinem Blick die Bahn geöffnet, worauf er künftig ſchreiten ſoll; jetzt wird ſein Herz mit dem gewaltigen Stolz genährt, wodurch er künftig der Segen oder Fluch von Millionen ſeyn ſoll. Das Höchſte, das Herrlichſte, das Gewaltigſte, was in Gott und in der Natur, in dem Menſchen und in der Geſchichte lebt, wird ihm vorgehalten, damit der junge Adler ſich nach der Sonne der Tugend und Unſterblichkeit ſehne und das Niedrige und Unwürdige verſchmähe. Jetzt, wo die ungeſtümſten Leidenſchaften durchbrechen wollen, wo Uebermuth, Zorn, Wohlluſt reitzen, werde die ſchöne Jugend am heiligſten gehalten und neben den hohen Seelenarbeiten der Leib in den freieſten und männlichſten Spielen geübt. Doch erziehen wir unſern Fürſten noch wie jeden andern Freigebornen, welchem Ehre über alles lieb ſeyn ſoll. Denn wer als der ehrenfeſteſte Menſch gebildet und unterwieſen wird, der wird auch ein würdiger Fürſt ſeyn.

Jetzt wird die Mutterſprache im höheren Styl gelehrt. Was in Dichtkunſt und Rede irgend lieblich und gewaltig iſt, des ſoll ſich auch der Fürſtenſohn erfreuen, damit die höchſten und muthigſten Gefühle und Klänge edler Geiſter friſch in ſeine jugendliche Bruſt eingehaucht werden und damit er verſtehen lerne, welch ein Uebergang von Herzen zu Herzen in der Gewalt der Rede iſt. Das iſt aber das höchſte Ziel dieſer Bildung in der Mutterſprache, weil jede Sprache das Abbild des Karakters und Sinns eines Volkes iſt und weil es keinem wichtiger iſt als dem künftigen Herrſcher, auf jede Weiſe in das Innere ſeines Volkes einzudringen. Ob ein Fürſt andere lebendige Sprachen lernen will, das hange von ihm und ſeiner Neigung ab; für ſein Amt bedarf er keiner, denn er ſoll kein Kaufmann, Dolmetſcher noch Botſchafter werden. Den Knaben wollte ich außer der Mutterſprache keine lebende Sprache lernen laſſen, oder doch nur das Aehnlichſte lernen laſſen, weil nichts Eitelkeit und Halbheit ſo ſehr befördert und die klare und reine Auffaſſung und Anſicht der Welt und des Lebens mehr hindert, als die frühe Miſchung des Vielerlei. Die alten Sprachen aber, das Lateiniſche und Griechiſche nemlich, wirken nicht ſo auf uns, weil ſie mehr als abgeſchiedene und leidenſchaftloſe Geſtalten eines vergangenen Lebens vor uns ſtehen, und weil ſie überhaupt einen mehr heroiſchen und jugendlichen Geiſt der Welt athmen.

Das große Studium des Prinzen wird jetzt das Studium der Geſchichte, der erhabenſten und göttlichſten Wiſſenſchaft, wenn ſie zugleich an die Erde und an den Himmel gehalten wird und oben das Verhängniß und die Vergeltung, unten das Menſchenherz und die Tugend zeigt. Alles, was ehrwürdig und löblich, was weiſe und gerecht, was ſtolz und muthig, was überſchwänglich und unſterblich iſt, kann in ihr wie in einem heitern Spiegel erſcheinen.

An die Geſchichte ſchließt ſich ihre Tochter oder Schweſter, die Politik, von ſelbſt an, oder vielmehr ſie ſpringt allmälig aus ihr hervor und ihre großen und einfachen Wahrheiten ſetzen ſich unbewußt als eine durchſichtige und feſte Kryſtalliſation in der Seele des Jünglings feſt. Anders kann ſie Jünglingen nicht gelehrt werden; ſie iſt die Wiſſenſchaft der Männer, die allein das Leben und die ruhigere und tiefere Betrachtung des Lebens lehrt. Auch ſteht die Politik nie als ein abgeſondertes Ding da, ſondern feſt von der Erfahrung und Geſchichte umſchloſſen: die höchſte Vergeiſtigung und Verallgemeinung des Einzelnen und Beſonderen, die Erhebung des Irdiſchen und Beſchränkten zu den großen Ideen, worin die Fürſtenſeele ſchwelgen ſoll als in ihrem Elemente.

Neben und mit der Geſchichte und Politik geht die Kriegskunſt und die Kriegsgeſchichte. Das Scepter des Fürſten lehnt ſich nur auf das Schwerdt; er ſoll in Noth und Gefahr den Seinigen voran ſtehen in der Schlacht, der erhabene Weiſer, der den Bienenſchwarm zuſammenhält und zu edlem Zorn begeiſtert. Aber der Feldherr wird geboren und nicht gemacht, er iſt eines der größten und ſeltenſten Werke, das die Natur hervorbringt, und ſetzt einen Aufwand und eine Fülle von Kräften und Tugenden voraus, die ſich ſelten beiſammen finden. Viele Könige und Fürſten werden geboren, die nicht Feldherren ſeyn können. Aber es giebt große Anſichten und Wahrheiten des Kriegs, die man jeden geſunden Verſtand lehren kann; es giebt ewige Grundſätze, die aus der Geſchichte und dem Menſchenherzen hervorquellen. Dieſe Wahrheiten und Grundſätze ſoll der Fürſt lernen, damit er das Rechte ergreife und die rechten Männer zu ſeinen Feldherren erwähle. Das Mechaniſche der Kriegskunſt, was gelernt werden muß, iſt im dritten und vierten Range auch nützlich und nothwendig; doch ſoll man damit den Geiſt nicht zu ſehr füllen und ermüden, damit er an dem Kleinen und Armſeligen nicht hangen bleibe.

Auch in der Rechtswiſſenſchaft pflegt man wohl junge Fürſten zu unterrichten, oft kleinlicher und ämſiger, als recht iſt. Den hohen graden Sinn der Gerechtigkeit muß der Fürſt allerdings verſtehen, aber dieſer wird durch Worte nicht gelehrt. Das Recht mögen andere verſtehen lernen; den Fürſten würde ſolche Wiſſenſchaft leicht beſchränken: er ſoll kein Präſident und Schreiber ſeyn, was in unſern Tagen leider viele geweſen ſind; aber die Präſidenten und Schreiber ſollen ſeine klare Anſicht und hohe Geſinnung fürchten. Große Lehren der Staatsverfaſſung und Verwaltung ſind allerdings eines Fürſten würdig, aber dieſe lehren Leben und Geſchäfte beſſer als der Buchſtabe. Der Jüngling beginnt erſt die großen Lehrjahre des Lebens, der Mann wird lernen, ſo lange Kraft und Tüchtigkeit in ihm iſt. Was das fünfundzwanzigſte und fünfunddreißigſte Lebensjahr verſteht, das kann und darf das funfzehnte und zwanzigſte noch nicht verſtehen.

Religion kann nicht gelehrt werden. Sie iſt das Urſprünglichſte und Angeborenſte in dem Menſchen; ſie und Gott ſind ihm uranfänglich eingepflanzt und weiſen auf den himmliſchen Urſprung hin. Religion wird ſtill gelehrt durch die Liebe und Sitte der Aeltern und derer, die an Aelternſtatt ſind. Als Fabel, als Wunder, in einzelnen Namen und Geſichten erſcheine ſie und werde ſie gezeigt dem Kinde und Knaben, am höchſten und tiefſten gezeigt durch die Frömmigkeit und Freudigkeit der Menſchen, welche mit ihm leben. Auch der Jüngling bei der Erwachung aller höheren Gefühle und Sehnſuchten trägt ſie als die ſchönſte und verhüllteſte Blume ſeines Daſeyns züchtig im Buſen, und kann das Erhabenſte durch keine Worte ausſprechen. Was über den Sternen leuchtet und blitzet, was in dem Wechſel der Jahreszeiten, in dem Kampf der Elemente, in der Lieblichkeit und Furchtbarkeit der Natur das Unendliche offenbaret, was in der tiefſten Tiefe des Buſens glühet und bei edlen Thaten und ſtolzen Worten über die Richtigkeit und Eitelkeit erhebt, das iſt Gott, das iſt Religion, davor fällt der Fürſt und der Bettler ſtammelnd in den Staub. Das aber wird durch Worte nicht gelehrt. Nur als ſtille Geſchichte ohne Deutelei und Klügelei weiſe und erkläre man, was in der Religion halb innerlich, halb äußerlich iſt, die frommen Ordnungen, Weiſen und Ceremonien: was ein Volk ſeine Kirche, auch wohl ſeinen Glauben nennt. Auf dieſelbe Weiſe unterrichte man den Jüngling in der Geſchichte ſeiner Kirche, daß er auch durch das Aeußere würdig und feierlich auf das Innere geführt werde, was ihm Gott vom Anfang der Dinge eingegeben hat.

Dieſes, was hier von den Studien des fürſtlichen Jünglings geſagt iſt, ſoll man verſtehen, wie ich es meine, und nicht misdeuten. Auch mir iſt die Kenntniß etwas ſehr Ehrwürdiges; aber die Kenntniß iſt keine Wiſſenſchaft und das Lernen kein Können. Damit der Knabe und Jüngling in der arbeitvollen Rennbahn des Lebens künftig wirklich als ein freudiger Mann einherſchreite, damit er, wann Kraft und Muth von ihm verlangt wird, wirklich etwas wiſſe und könne, darum ſondere ich das Große von dem Kleinen und das Zufällige von dem Nothwendigen, darum übereile ich nichts in der Erziehung und Bildung. Wie lebendig und friſch wir auch alles halten wollen, ſo muß vieles doch mechaniſch gelehrt werden; einzeln und trocken wie es oft iſt, muß es in die Seele des jungen Menſchen eingehen: er muß auch das Bittere und Herbe der Arbeit kennen lernen, das ſeit Adam jedes Sterblichen Loos iſt. Geduldig und fromm erwarten und hoffen wir das Verſtändniß der reiferen Jahre, wo ſich alles in einander binden, wo das Bittere und Herbe ſüße und liebliche Blüthen und Früchte tragen, wo, was wir dunkel geſäet haben, in lichter Herrlichkeit aufgehen wird. Die Sünde iſt leider nur zu häufig, daß man fürſtlichen Kindern, eben weil ſie eine große und hohe Beſtimmung haben, alles ſchon groß und hoch zeigen will, wann ihre zarten Seelchen es noch nicht faſſen können. Weil man Knaben von zwölf, vierzehn Jahren Geſchichte, Politik, Kriegskunſt, Staatsverfaſſung in einem Sinn vorträgt, als wären ſie reifer denn alle anderen Kinder, ſo verblendet man die Armen und verdunkelt ihnen auf ewig die Augen, daß ſie das Große, Einfache und Gewaltige, das in dieſen erhabenen Wiſſenſchaften liegt, hinfort nie begreifen. Sie werden eitel und befangen, ſchlau und geſchwätzig, klauben aus der Geſchichte einen künſtlichen

Zuſammenhang von Liſten und Berechnungen, der nie geweſen iſt, klauben aus der Politik eine Lehre von kleinlichen Pfiffen und Kniffen, wodurch alles Große und Göttliche entehrt wird, klauben aus der Kriegskunſt die Anſicht und Neigung für das Todte und Mechaniſche, für die Spielerei mit Formen und Paraden, die in dem großen ernſten Spiel des Schlachtfeldes zerrinnt. Sie lernen ein Vielerlei von Künſten und Geſchicklichkeiten als den Grund und die Haltung der Dinge glauben, und begreifen nie, weil ſie den verſteinernden Meduſenſchild zu früh ſahen, daß das ganze Leben auf drei, vier großen Wahrheiten ſtehet, daß mit drei, vier großen Wahrheiten, die ſein Leben und der Harniſch ſeines Lebens geworden ſind, der Mann ſtattlich und herrlich beſtehet, daß mit drei, vier großen Wahrheiten Scepter und Schwerdt glorreich geführt werden, und daß mit dreißig und vierzig, oder gar mit dreihundert und vierhundert Anſichten und Würdigungen der Dinge alles vergehet.

Ich habe bisher von der Erziehung geredet, wie die weiſe Natur ſie geſtiftet und vorgeſchrieben hat; ich habe auf dasjenige hingewieſen, was das Große und Edle im Menſchen beſchirmen und behüten, und ſanft und fromm allmälig an das Sonnenlicht des Lebens hervorlocken ſoll. Ich habe noch nicht davon geſagt, wie man Tugend lehren ſoll oder vielmehr die Tugenden, welche einem Fürſten die nothwendigſten ſind. Ich ſage denn: Tugend wird nur gelehrt wie Religion durch die Natur, durch die Liebe, durch das Beiſpiel, durch die Zucht. Das vernichtet den inneren Kern der hohen Seele und höhlt den Stolz des Muthes aus, wenn man mit Worten einätzen und eingraben will, was ſich nur durch Gott und das Leben befeſtigen läßt. Die gewöhnliche Tüncherei, Schnitzelei und Meißelei von moraliſchen Zierrathen, die den Schein der Tugend nachäffen, blättert und bröckelt bei dem erſten Ungewitter ab.

Ich habe die Tugend durch das Leben, das Beiſpiel, die Zucht und durch Gott lehren wollen. Deswegen habe ich das Kind ſeit der Wiege mit edlen Menſchen umgeben, deswegen habe ich ihm das Spiel mit der Natur nicht verſchloſſen, deswegen habe ich ihm Kinder gleichen Alters zu Geſpielen gegeben. Ueber dies Letzte, das Wichtigſte von allen Forderungen meiner Erziehung, müſſen einige Worte geſagt und einige gewöhnliche Einwürfe beantwortet werden. Der größte teutſche Dichter ſagt mit Recht: der Menſch erkennt ſich nur im

Menſchen, nur das Leben lehret jeden, wer er ſey, und: es bildet ein Talent ſich in der Stille, ſich ein Karakter in dem Lauf der Welt. Wir müſſen alſo Leben und Welt, wornach jedes Kind ſich auch ſo unendlich ſehnt, um daſſelbe ſtellen, damit es nicht verkümmert, ſelbſtſüchtig und dumm werde. Ja, auch das fürſtliche Kind ſoll damit anfangen mit ſeines Gleichen zu ſpielen und zu kämpfen, zu lieben und zu vertrauen, zu zürnen und zu haſſen, wie der Wechſel des Lebens iſt; es ſoll ſich früh in anderen verlieren und aufopfern, damit ihm die menſchlichſte Gewalt, die ſchönſte Allmacht, wodurch Menſchen regiert werden, nicht fremd bleibe. Ein Kind, das immer allein lebt, allein erzogen, unterwieſen und gebildet wird, wird leicht eitel, herzlos und dumm. Durch die Liebe, durch das Vertrauen, mit Einem Worte durch das Herz geht die leichteſte und untrüglichſte Erkenntniß des Menſchen; die Maaße der Brauchbarkeit und Tüchtigkeit eines Menſchen können vielfach verſchieden beurtheilt und gewürdigt werden, darin kann viel getäuſcht werden — nimmer die Würde noch mit der Würde des Herzens, ob der Menſch gut oder böſe ſey. Wenn der Urtheiler ſelbſt rein und gut iſt und keine Eitelkeit mitſpielt, wird er ſich da nimmer täuſchen: ſo hat Gott der Herr die Geſtalt und die Gebärde des Menſchen geſtellt und geſtempelt, und das Aeußere mit der Farbe des Innern gefärbt, daß aufrichtige Seelen nicht leichtlich betrogen werden können. Edler Wetteifer in Künſten und Uebungen, freier Kampf des Lebens mit ſeinen Geſpielen das ſoll einen fürſtlichen Mann machen. Die abgeſonderte Erziehung giebt leicht eine Härte und Beſchränktheit, die auf dem höchſten Stande des Lebens doppelt nachtheilig ſind. Der herzloſe Egoismus, der kalte Kopf kann vieles beurtheilen und wägen, den Menſchen beurtheilt und wägt er nur in ſeinen Mängeln recht, für das Größte bleibt er dumm. Dieſe Dummheit iſt die Strafe der Liebloſigkeit. So lehren die zugegebenen Geſpielen dem Fürſtenſohn auch die Tugend; denn welche Tugend iſt größer, als Vertrauen zu Menſchen und Menſchenverſtändniß durch das Herz?

Man wird hier, wenn man dies eben geſagte auch recht findet, einwenden: aber der Prinz bekömmt hier Freunde, die künftig gefährlich werden können, aus dieſen Geſpielen kann leicht ein Günſtling (was man gewöhnlich Favorit nennt) hervorgehen. Dieſes Geſpenſt von Fürſten-

freund-

freundſchaft und Favoritenfreundſchaft und das ganze lange und breite Geſchwätz darüber verlangt ein ernſtes Wort.

Es iſt, Gott weiß durch welchen albernen Unverſtand, die große Glocke der Zeit geworden, die Unmenſchlichkeit auszuſprechen, ein Fürſt dürfe und könne keinen Freund haben; er müſſe alle Menſchen, die ihm nahen, als Egoiſten anſehen, die nur ihren Vortheil oder gar die Herrſchaft über ihn wollen; jede Neigung in ſeiner Bruſt ſey ein Verbrechen, er müſſe ſich von keinem Sterblichen beherrſchen laſſen, ſondern ſobald irgend jemand Gewicht über ihn gewinnen wolle, ihn von ſich ſtoßen. Dieſe leeren Egoiſten oder dummen Klügler, die ſolches ausſprechen, wiſſen von der Welt und ihrer Regierung nichts. Freilich manche große Fürſten haben keinen Freund gehabt; ſie waren unglücklich, weil ſie kein Herz dazu hatten. Wer das Herz hat, wird immer Menſchen finden, die ſeiner würdig ſind. Viele der größten Männer haben ſie gefunden; ich nenne ſtatt alles Beweiſes nur Namen. Alexander hatte ſeinen Hephäſtion, Trajan ſeinen Plinius, Dietrich ſeinen Kaſſiodorus, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, der größte teutſche Kaiſer, ſeinen Peter von Vineis, Karl der Fünfte ſeinen Peſkara und Granvella den Aeltern, Heinrich der Vierte ſeinen Süll̄y, Ferdinand der Zweite ſeinen Dietrichſtein, Maria Thereſia ihren Wolfgang von Lichtenſtein und Kaunitz. Nicht wahr, dies waren unfähige Schwächlinge? O ſchämt euch! ſchämt euch, daß ihr ſo ſchlecht ſeid! Auch der größeſte und herrlichſte Menſch vermag einzeln ſo wenig; nur dadurch, daß er die beſten und muthigſten Köpfe und Herzen zu vereinigen und fortzuſchnellen weiß, iſt er ſo groß und herrlich. Glücklich, wenn er dies mit dem Gefühl der Liebe thun kann! Wer herrſchet allein — ich frage Geſchichte und Erfahrung — als der ungeduldige und liebeleere Tyrann, der für ſeine Zeit ephemeriſch ſchimmert, aber Erſchlaffung, Zerſtörung, Geiſtloſigkeit und Tod hinter ſich läßt? Ein edler Fürſt herrſcht über alle und herrſcht mit den Beſten; ein ſolcher bauet und erhält eine ſchöne und lebendige Welt. Der iſt wirklich ſtark und ſelbſtherrſchend, wer an Tugend glaubt und durch ſein Herz die Tugend in andern ergründet. Selten ſind die Regenten, welche wie eine Sonne durch ſich allein beſtehen und leuchten können; die meiſten werden mittelmäßig geboren. Aber ſie ſollen wiſſen, daß mit geſundem Verſtande und Herzen auch wohl regiert werden kann, wenn man die Beſten und Weiſeſten im Volke neben ſich walten und gebieten läßt. Wie viele wackere Fürſten ſind dadurch groß und berühmt geworden! Das war nicht die kleinſte von Karls des Fünften Tugenden, daß er ohne Neid unter ſeinen Feldherren und Räthen Männer ſich überlegen glaubte; dadurch war er der überlegene Herrſcher. Wie manche andere Fürſten könnte ich nennen, auch wehmüthige Erinnerungen der nächſten Vergangenheit, die dadurch untergegangen ſind, weil die Leiter ihrer Jugend ihnen Mistrauen gegen Menſchen lehrten, und die Worte Freund oder Günſtling als einen Gräuel ausſprachen! Auch der König und Fürſt muß den Mann anerkennen wollen, der beſſer und ſtärker iſt, als er ſelbſt; eben dadurch wird er doch beſſer und ſtärker, als ſein Helfer und Freund. Durch dieſe verkehrten Begriffe über Freundſchaft und Günſtlingſchaft entfernen mittelmäßige Fürſten alle große Tugend und Kraft von ſich, als worin eitel Peſt und Gefahr ſtekken, ſie werden von kleinlichen Schranzen und Schmeichlern und Knechtsgeſichtern umgeben, und doch gegängelt und beherrſcht, da ſie ſelbſt zu herrſchen ſich einbilden; und die Regierung und ihr Thron wird ein wankendes und wackelndes Ding, weil bei dem, der nichts Feſtes und

Geharniſchtes um ſich duldet, die Perſonen und die Rollen alle Augenblicke wechſeln müſſen.

Alſo der Fürſt ſoll einen Freund haben, meinetwegen auch einen Günſtling — denn der Schwache wird doch favoritiſch regieren — er ſoll die Tugenden braver Männer nicht allein ehren, ſondern auch lieben: der Fürſt ſoll ein Menſch ſeyn, und darf es ſeyn.

Das ſage ich aber denen zum Troſt, die gegen meine Jugendgeſpielen ſprechen, daß die ſogenannten Schulkameradſchaften und Schulfreundſchaften faſt immer mehr eine liebe Gewohnheit, mehr eine angenehme Erinnerung der froheſten Jahre, als eine heftige Leidenſchaft und Unterjochung des Gemüthes werden. Die Genoſſen der Jugend bleiben dem Menſchen lieb, aber freigelaſſen aus ihren Verhältniſſen ſucht er ſich häufig unter den Unbekannten ſeine Freunde; wie auch die Erfahrung alt iſt, daß Kinder verſchiedenen Geſchlechts und verſchiedener Aeltern, die gemeinſchaftlich in demſelben Hauſe erzogen worden, ſelten zu einander eine zärtliche Neigung faſſen.

Die Geſellſchaft, und nichts Anderes, erſchafft die Menſchenkenntniß, die Menſchenzuverſicht und die Menſchenliebe; ſie und ihr freier Kampf bildet auch die Grundlagen deſſen, was man Karakter zu nennen pflegt. So hohe Dinge, als dieſes iſt, kann das Wort nicht erzeugen, ſie werden durch Klügelei und Sittenrichterei nimmer gelehrt noch begründet. Das Wort iſt ein verſteinerter Gedanke, und, von ſteinernen Menſchen gebraucht, ſchafft es nur unbehülfliche Steine und Klötze; doch durch den lebendigen Fluß der Rede und den Klang einer reinen Bruſt wird es wieder ein lebendiger, ich mögte ſagen ein fühlender, Gedanke und bildet, züchtig und feurig gebraucht, mit dem Leben und wie das Leben, ja mehr als das Leben. Angeborne Kraft, veredelte Tugend, ſtille Pflege der Geſinnung, kühne Hoheit der Ausſicht und Anſicht des Lebens, ſtolze Poeſie, die immer nach dem Höchſten greift — das ſind die Erforderniſſe zu jener göttlichen Ausgleichung der menſchlichen Triebe, zu jener ſtätigen Harmonie der Kräfte, zu jenem ruhigen und feſten Kämpferſchritt des Mannes, dem man die große Tugend beilegt, daß man von ihm ſpricht: er hat Karakter. Den Mörtel zur Zuſammenfügung dieſer großen Quadern der Seelenſtärke geben viele kleine und große Dinge: Leidenſchaften, Schickſale, Erfahrung, kurz alles, was einem Sterblichen nur begegnen mag. Wer kräftig und frei erwachſen und erzogen iſt, und von der Natur ſelbſt nicht zu weich ausgeprägt ward, der mag wohl ſolche große Tugend erwerben.

Was ſoll ich ſagen von andern Tugenden, die einem Fürſten wohl ſtehen, oder vielmehr, ohne welche ein Fürſt nicht wohl ſteht: von der Wahrhaftigkeit, von dem Ernſt, von der Freundlichkeit, von der Frömmigkeit, von der Selbſtüberwindung, von der Enthaltſamkeit, von der Standhaftigkeit, von dem Hochſinn, der jedem Unglück Trotz bieten, der die Ehre nicht überleben, und mit Freuden in einen edlen Untergang gehen kann? Sie können nicht anders werden als durch eine freie und menſchliche Erziehung, und durch den Muth und den Stolz, die in den hohen Bildern der Geſchichte gezeigt werden. Doch werden alle dieſe Herrlichkeiten wie eben ſo viele Edelgeſteine eingefaßt von dem reinen Golde der Gottesfurcht und des Chriſtenthums.

Wir ſind Chriſten, wir ſind glückſelige Menſchen, daß die blühendſte und zarteſte Lehre der Begeiſterung, der Hoffnung und der Freude unſer Erbtheil iſt, daß die Welt durch Chriſtus von dem finſtern Ernſt erlöſt iſt, womit auch diejenigen befangen waren, welchen Enthaltſamkeit und Unſchuld der Sitten der herrlichſte Schmuck des Mannes däuchte; denn ſie errangen kaum durch harte Kämpfe, was wir durch die ſeligſte und fröhlichſte Anſicht des ganzen Lebens von Kindauf gewinnen können. Doch das verlangt das himmliſche und freie Chriſtenthum, daß wir ſchon in den zarteſten Jahren Geiſt und Licht zur Götterſpeiſe unſers Herzens machen und uns durch alle Himmel der ſüßeſten Gefühle und erhabenſten Ideen tragen laſſen, damit der kleinliche Genuß und die irdiſche Wohlluſt uns nicht zu tief in ihre Labyrinthe verlocken. Wer das Chriſtenthum nicht bei der höchſten Spitze ſeiner Geiſtigkeit zu faſſen, wer nicht zu der tiefſten Tiefe ſeiner unergründlichen Liebe hinabzuſteigen wagt, der wird durch einen halben Anflug von Geiſt und durch eine unbeſtimmte Träumerei leicht ein empfindelnder Schwächling oder ein leerer Halbling. Das Chriſtenthum hat nicht den eiſernen Harniſch der Grundſätze, welcher blutig drückend, doch großartig und herrlich ſich um die Bruſt edler Heiden legte; es hat und es ſoll haben eine geiſtige Beweglichkeit des Gemüthes, ein freies Spiel alles Schönen und Guten, wo Gott und Tugend, Himmel und Erde in einander rinnen: mit Einem Worte, es ſoll eine feſte Beweglichkeit haben, die eine ſüße Gewohnheit der Gerechtigkeit und Unſchuld wird. Demuth und Glauben, das ſind die himmliſchen Kinder, welche anders gewaffnete und gepanzerte Männer durchs Leben führen ſollen, als das Heidenthum konnte. So ſoll der Geiſt und die Stärke des Chriſtenthums ſeyn, deſſen Harniſch zugleich los und feſt iſt.

Man wird mir einwenden, dies ſey eine Idee des Chriſtenthums, die wie alle Ideen fliege; aber auf Erden ſey ſolches Chriſtenthum noch nie erſchienen. Das ſagt man unrecht, wiewohl ich nicht leugne, daß das höchſte und reinſte Leben ſich nie zeigen läßt denen, die nicht daran glauben. Wie mag die Tugend, die Geſpielin der Engel, erſcheinen auf den Landſtraßen? wie mögen gemeine Augen erblicken, was in der Demuth ſtill, in der Hoffnung fröhlich, in dem Glauben unerſchütterlich, in der Liebe überſchwänglich iſt? Es iſt geweſen, es iſt noch in vielen Gemüthern, es iſt noch der allgemeine idealiſche Strom des Lebens, der ſelbſt in dieſer wahnſinnigen Zeit die Völker und Länder trägt. Das Chriſtenthum war einſt die Begeiſterung der Helden, der Könige und Ritter und erzeugte wunderherrliche Geſtalten und Thaten; es muß auch künftig das ſeyn, wodurch die größten Männer zur Tugend und Unſterblichkeit ſtreben: denn es iſt der Athem und Geiſt der neuen Geſchichte. Dieſe Zeit iſt nicht ſtolz, nicht fromm noch gläubig; es iſt eine Zeit der Krankheit und Ermattung, eine Zeit des Ueberganges, wo alle Kräfte faul ſchlafen oder verworren ſtreiten. Nach der Erſcheinung des Nichtigen und Wilden ſoll man die Gegenwart nicht richten. Aber die Welt wird erlöſet werden, der Geiſt wird nicht erlahmen, die ſtille und ſelige Kraft des Glaubens wird fortwirken, und himmliſchere Erſcheinungen, als unſre Väter ſahen, werden unſre Enkel erfreuen. Noch dieſen Augenblick würde der Herrſcher der Held und Heiland Europens ſeyn, welcher mit wahrem chriſtlichen Glauben und ritterlichem Vertrauen auf Gott und Gottes Hülfe aufträte und als der Genius des Guten ſich und die Völker gegen den Genius des Böſen waffnete und begeiſterte. Wann ein ſolcher erſcheint, dann iſt die Zeit gerettet. Doch werden wir andere Heilige haben, als die verfloſſenen Jahrhunderte hatten: der Geiſt flieht nicht zurück, das mündige Chriſtenthum wird in lichteren Flammen leuchten und in ſtolzerem Bewußtſeyn wandeln, als das Heidenthum.

O herrliches Bild eines Mannes und Fürſten! wirſt du erſcheinen? wirſt du kommen, Held und Befreier? Du wirſt es. Schönes Bild! erhabener Traum der Vollkommenheit!

Mann, der liebt wie die Liebe und dräuet wie die Nothwendigkeit, der ritterlich und hochherzig alles Kleine verſchmähet und Zorn, Wohlluſt, Ehrſucht gewaltig überwindet, wie wirſt du dein heiliges Amt verwalten! wie wirſt du, durch das höchſte Geſetz gebunden, über den kleinen Dingen und ihren Verhältniſſen und Bedürfniſſen wie ein Gott ſchweben und die großen Dinge und Tugenden, Ehre, Stolz, Gerechtigkeit, Freiheit für die Erde vermitteln! Denn der Vermittler der irdiſchen und himmliſchen Dinge ſoll der chriſtliche Fürſt ſeyn, der große Träger und Verwalter der Gewalten, welche gewöhnliche Schranken nicht halten können, das Ebenbild Gottes und ſeiner Majeſtät, mit Scepter und Schwerdt gerüſtet an Gottes Statt, die kleinſten Dinge ſo groß verwaltend und ſo hoch ſtellend, daß durch den Stolz und die Hoheit, womit er handelt, in ihnen immer das Bild der größten erſcheinet.

Solch ein erhabenes Weſen, einen ſolchen milden und frommen, ritterlichen und geſtrengen Herrſcher, ſolch ein hohes Zeichen veredelter Menſchheit hatten wir im Auge, als wir an die Erziehung des Fürſten dachten. Auf unſere Weiſe, oder doch nur auf eine Weiſe, die der unſrigen die ähnlichſte iſt, glauben wir, daß die große Aufgabe am beſten gelöſt werden kann. Findet man dieſe Weiſe unpaſſend und unerbittlicher oder unerbittlich ſcheinender Verhältniſſe wegen unausführbar, ſo halte man ſich an der ſtrengen Weiſe, die zur Zeit unſerer Großväter in der Fürſtenerziehung galt. Darf man die Prinzen nicht wie freie Menſchen erziehen, ſo erziehe man ſie von der Wiege an wie höhere Weſen, wie heilige Opfer, die dem Verhängniß ihrer Geburt gebracht werden müſſen. Nichts von dem, oder ſo wenig als möglich von dem, was man gemein und gewöhnlich nennt, worin aber das Ungemeine und Ungewöhnliche verſchloſſen iſt, laſſe man an ſie kommen, ſondern halte ſie in einer ſtolzen und ernſten Abgeſchiedenheit von dem übrigen Leben. Mit unerläßlicher Strenge, mit ſchlummerloſer Wachſamkeit laſſe man ſie in den Schranken eiſerner Göttergröße einhergehen und kaum ahnden, welche Freuden, welche Genüſſe, welche Leidenſchaften ſich in dem Leben der Menſchen bewegen; nur das laſſe man ſie ahnden, wie tragiſch und gewaltig ihre Herrlichkeit einſt über den Häuptern von Millionen ſchweben ſoll: man laſſe ſie frühe die Mühe und die Wonne des höchſten irdiſchen Berufes ahnden.

Die Fürſtenkinder von gewöhnlichen Anlagen werden bei dieſer Erziehung freilich immer kalt, ſteif und unbehülflich bleiben; doch wird ſich eine äußere feſte Haltung der Hoheit und des Stolzes kryſtalliſiren, die, wenn nicht gebieten und herrſchen, doch ſcheinen kann, als gebiete und herrſche ſie. Und dieſer idealiſche Schein der Fürſtenhoheit erſetzt allerdings viele Mängel, läßt die Diener und Verwalter unter dem Fürſten die fürſtliche Gewalt und das Ziel ihrer Geſchäfte nicht vergeſſen, erhält den Glanz und die Macht äußerer Ordnung, ohne welche die innere nicht beſtehen kann, und iſt tauſendmal erſprießlicher und löblicher als das, was die jüngſte Zeit Leutſeligkeit und Liebenswürdigkeit der Fürſten genannt hat, was aber häufig Gleichmachung des Erhabenen mit dem Niedrigen war. Fürſtenkinder von großen Anlagen und feurigem Muthe aber werden, ſo erzogen und gehalten, eine fürchterliche Gewalt und Strenge des Gemüthes in ſich zuſammendrängen, ſie werden faſt ſtrenger werden als die Nothwendigkeit, deren Bild der Herrſcher ſeyn und ſcheinen muß; ernſt, verſchloſſen, ſtolz faſt über irdiſchem Maaße werden ſie herrſchen, leicht zu gewaltig und zu gebieteriſch, wenn ein günſtiges Geſchick die erhabene Abgeſchiedenheit des Herzens nicht mildert. An dieſer Erziehung hatte die eine zartere Genoſſin und Erzieherin der Sterblichen, die Liebe, einen zu geringen Theil. Doch kann ſie bei dem Jüngling und Mann vieles ausgleichen und die Härte zur Milde, das ſpröde Eiſen zum biegſamen Stahl machen, wenn der Fürſt ſo glücklich iſt, in unbefleckter Jugend eine hohe weibliche Geſtalt zu erblicken und zu lieben und in ihr ſeinen fürchterlichen Ernſt zu mildern. Wo Kraft iſt, kann das Meiſte noch herrlich und ſelbſt glückſelig werden; nur die Schwäche iſt unverbeſſerlich: an einen Sandhaufen kann Archimedes den Hebel nicht ſtützen, womit er die Welt aus ihren Angeln heben will.

In dieſen ewigen und großen Verhältniſſen ſteht das Menſchenleben und das Fürſtenleben. In der Erziehung entweder die erſte, mit Ernſt und Würde gepaarte, Milde und Freiheit, oder die zweite Strenge und Nothwendigkeit. Hier giebt es keine glückliche Mitte; es giebt faſt nirgends eine. Will man von beiden etwas nehmen, will man das Große und das Kleine vereinigen, will man kleines Glück und ſtolzes Fürſtenthum, kleine Tugend und hohen Sinn gleich von Anfang mit einander vertragen, ſo werden ſtatt ehrenfeſter und gebietender Männer ſchwächliche und eitle Zwitter. Wer die Welt kennt, verſteht, was ich meine; wer die Geſchichte begreift, deutet ſich ſelbſt, worauf ich hinweiſe.

Dies habe ich geſchrieben, daß ich zeigte, wie ein milder, frommer, chriſtlicher, tapferer und feſter Herr werden könne, die Freude und der Schirm der künftigen Geſchlechter. Ich habe ein Bild aufſtellen wollen des Schönen und Rechten; denn dahin ſoll alle Erziehung ſtreben. Wenige Menſchen ſind böſe, auch wenige Fürſten ſind es; aber Eitelkeit, Unglaube, Mistrauen und Vergeſſenheit der hohen Gefühle und Thaten laſſen bei allem guten Willen, wie die gutmüthige Menge es nennt, Glück und Ehre untergehen. Gut ſeyn iſt das Höchſte auf Erden, aber gut ſeyn kann man nur mit Kraft und Feſtigkeit. Dann gilt die ewige Lehre des Gewiſſens und der Geſchichte, daß das Gute das Böſe überwindet.

Das Böſe iſt auf Erden neben dem Guten, ja es wandelt ihm, damit es ſich nicht verſäume, unabläßig zur Seite; es iſt ein vollkommenes Böſes, das mit fürchterlicher Gewalt herrſchen kann. Wir haben es in der Geſchichte geſehen; wir ſehen es grade in dieſen Tagen am glänzendſten; ja wir wiſſen, wodurch es ſo gewaltig herrſcht. In die Elemente der Erde, in die Elemente des Menſchen iſt das Böſe gemiſcht, und ungeheure Kräfte ſind da, welche ihm zur Herrſchaft dienſtbar werden können. Wer ſich entſchloſſen hat, ganz böſe zu ſeyn, wer alle fürchterliche Gefühlloſigkeit der Elemente, wer alle Leidenſchaften, Schwächen und Gebrechen der Menſchen mit der erbarmungsloſeſten Grauſamkeit gebrauchen will, vor dem muß alles in den Staub, nur nicht die Tugend und die Kraft: wer ganz gut zu ſeyn wagt, wird ihn beſiegen. Dies ſei das letzte Wort und der letzte Troſt für hochherzige Menſchen und Fürſten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Klage um Liebe und Freiheit. 1801.

Willſt du, o junge Welt, dich früh entfärben?
Du, ſüßer Lenz, mit deinem Roſenſchein?
Muß Schönheit mir nur winken, um zu ſterben?
Wächſt mir aus kurzer Luſt die lange Pein?
Du glänzend Glück, ſo fliegeſt du in Scherben?
Auch du, o Freude, fliehſt mit deinem Reih'n?
Doch prangt Natur mit bunten Blumenmatten;
Nur mich allein umwölkt des Unglücks Schatten!

Das war es, was die Parze mir geſungen,
Als man ins Windelband den Säugling fing;
Das war es, was des Knaben Bruſt durchklungen,
Wann er am Meer, im Haine traurig ging;
Damit hat oft der Jüngling heiß gerungen,
Wie Iſrael Jehovah einſt umfing:
So wandeln vor dem ſterblichen Geſchlechte
Verhüllt die Bilder unſichtbarer Mächte.

Das war es, was der ſtrenge Ernſt bedeutet,
Womit ich blutig um die Tugend rang;
Die Wohlluſt ward von andern friſch erbeutet,
Ich wandte von ihr einſam meinen Gang:
So wird das Schickſal warnend vorgeläutet,
O Herz, in deinem dunkeln Glockenklang;
Und wie des Buſens Saiten drinnen klingen,
So müſſen wir es draußen all vollbringen.

Hier ſteh ich nun an deiner Blumenſchwelle,
Du ſüße Jugend, fahre ewig wohl!
In dieſer Bruſt wirds nimmer wieder helle,
Sie iſt des Nordens düſtrer Winterpol:
Da weht kein Blatt, da rauſchet keine Welle,
Nur Winde pfeifen durch die Nächte hohl,
Nur öder Geiſter fürchterliches Grauen
Umſchwebt die ewig ſtarren Eiſesauen.

Wo biſt du, ſüßer Inhalt meiner Lieder?
Wo biſt du, meiner Jugend ſchöner Geiſt?
Die Sonne flieht, und kehret ewig wieder,
Doch du biſt ewig in die Nacht gereiſt;
Nie kehret zu des Lichtes Fluren wieder,
Was unerbittlich ſtreng der Styx umfleußt,
Nie kam ein Wandrer von den ſtillen Seelen
Hier oben uns die Kunde zu erzählen.

Wo biſt du, meine Liebe, mein Verlangen,
Wornach die kranke Sehnſucht ächzend ruft?
Wir ſahen dich noch jüngſt ſo luſtig prangen,
Nun blühen Blumen ſchon auf deiner Gruft;
In Träumen nur willſt oft du mich umfangen,
Und hauchſt mich lieblich an wie Himmelsduft,
Durchleuchteſt mir das Herz mit heil'gen Wahnen,
Zum Stolz der Tugend meine Kraft zu mahnen.

Da klingſt du mächtig oft mit Geiſterſtimme:
Auf zu den Sternen! auf das Angeſicht!
Daß dir die kühne Sehnſucht nie verglimme,
Ward dir der Geiſt gewebt aus Luft und Licht:
Drum blaſe wie der Sturm im raſchen Grimme,
Drum brenne wie die Gluth, und zittre nicht
Durch Arbeit und Gefahr zu allen Göttern
Mit Jovis Sohn den Himmel zu erklettern.

Dahin? dahin? ſo ſoll ich mich ermannen?
In Eiſen kleiden meinen wunden Gram?
Die milden Geiſter ſoll ich alle bannen,
Nicht fühlen, was der Tod mir Armen nahm?
Dein Elend nur, mein Volk der Allemannen,
Das ſoll ich fühlen, das, und meine Schaam?
Die Freiheit auch iſt dieſes Jahr begraben,
Um ihre Leiche krächzen fremde Raben.

Du Land der Eichen, wo das Ja ertönet,
Germania, mein herrlich Vaterland,
Du Rächerin, wie liegeſt du verhöhnet!
Du Kriegerin, wie blickſt du abgewandt!
Du, die die Schmach der alten Welt verſöhnet,
Die einen Weg zu Romas Schickſal fand,
Du Pflegerin der Tapfern und der Guten
Weinſt Thränen in des fremden Rheines Fluthen?

Doch daß er fremd iſt, werden alle büßen,
Die es verſchuldet — rechnendes Geſchick,
Du wandelſt leiſe, doch auf ehrnen Füßen,
Und hältſt die Schuld am bebenden Genick;
Wie Felſen Ströme hoch aus Wolken gießen,
So ſtrömſt du aus der Völker wechſelnd Glück,
Machſt Fürſten blind und Könige zu Kindern,
Wann's dir gefällt das Große zu vermindern.

Doch wird der Rache Tag ſich düſter bläuen,
Geladen mit des Zorns Gewittergluth,
Wie Spreu im Winde wirſt du dann zerſtreuen
Die eitlen Franzen, heil'ge teutſche Wuth;
Denn unbezwinglich gleich der Kraft der Leuen,
Denn unbeſieglich iſt der Frommen Muth,
Macht Knechte zittern und zermalmt Tyrannen:
Das glaube feſt, du Volk der Allemannen.

So will ich dich als letztes Anker halten,
O Hoffnung — fahre hin, du glattes Glück!
Zu euren Sternen ewige Gewalten,
Zu eurem Stolz erheb' ich kühn den Blick;
Wo Luſt ſich treibt in gaukelnden Geſtalten,
Zum ſüßen Irrthum will ich nicht zurück:
Dir will ich, Vaterland, dein Opfer weihen,
Und ſterben oder ſiegen mit den Freien.

Teutſches Kriegslied. 1806.

Friſchauf! es ruft das Vaterland
Die Männer in die Schlacht.
Friſchauf! zu dämpfen Trug und Schand,
Heran mit Macht! mit Macht!

Heran! und braucht den Männerleib,
Wozu ihn Gott gebaut,
Zum Schirm der Jungfrau und dem Weib,
Dem Säugling und der Braut!

Denn ein Tyrann mit Lügenwort
Und Strick und Henkerſchwerdt
Uebt in dem Vaterlande Mord,
Und ſchändet Thron und Herd,

Und will, ſo weit die Sonne ſcheint,
Der einz'ge König ſeyn;
Ein Menſchenfeind, ein Freiheitsfeind
Spricht er: die Welt iſt mein.

Verhüt es Gott und Hermanns Blut!
Nie werde ſolches wahr!
Erwache, alter teutſcher Muth,
Der Recht und Licht gebahr!

Erwache! ſonder Raſt und Ruh
Schlag' jeden, der dir droht,
Und ruf ihm teutſche Loſung zu:
Sieg gelt' es oder Tod!

Tod oder Freiheit ſoll es ſeyn!
Hinweg mit Trug und Liſt!
Den Fremdling deckt kein Leichenſtein,
Wo er gebohren iſt,

Den Adlern breiten wir das Mahl
Von ſeinen Schädeln aus,
Und von dem hohen Himmelsſaal
Schau'n hohe Seelen aus:

Voran dem Reih'n der teutſche Held,
Der Römerheere ſchlug,
Und Kaiſer, Herren einer Welt,
Und edle Fürſten gnug.

Und ſtrahlenhell im Waffenglanz
Ein ritterlich Geſchlecht,
Das freudig flog zum Lanzentanz
Und jauchzend zum Gefecht.

Sie rufen: Kinder, friſch hinein!
Siegt oder ſterbet frei!
Gebt neuen Namen hellen Schein!
Macht alte Namen neu!

Sie rufen: ſchöner iſt kein Tod,
Als Tod für's Vaterland;
Doch ewig bleibt des Sklaven Noth,
Unſterblich ſeine Schand.

Wohlauf! Kanonendonnerklang
Hallt zu dem blut'gen Kampf,
Die Fahnen weh'n die Reih'n entlang,
Die Roſſe wirbeln Dampf —

Hinein! hinein! wo Eiſen klirrt,
Wo Tod in Kugeln fleucht!
Dem Mann, der heut begraben wird,
Dem ſey die Erde leicht!

Ein anderes. 1807.

Die Sonn' iſt auf, der Feind iſt da,
Auf, Brüder! auf zum Streit!
Wer je dem Tod in's Auge ſah,
Der thu es kühner heut.

Der Trommeln und der Pfeifen Spiel
Klingt luſtig durch die Reih'n,
Und Männer drängen im Gewühl,
S' will keiner hinten ſeyn;

Und Roſſe wiehern muthig hell,
Sie wiehern nach dem Kampf,
Und ſtampfen mit den Hufen ſchnell
Empor den heißen Dampf.

Heran, du hüpfender Franzos!
Du Männlein voller Tand!
Du Länderdieb, du Ohnehos!
Heut gilt's das Vaterland;

Heut gilts den Herrn, es gilt den Knecht,
Die Jungfrau und die Braut,
Und teutſchen Namen, teutſches Recht,
Wovor dir Sklaven graut.

Und freier Männer freie Bruſt
Schlägt muthiger darob,
Und wird't im Heldenſiege Luſt,
Im Heldentode Lob.

Der ſonſt aus vollen Backen blies,
Hier ſchweige, franſcher Wind!
Kein Mack, der dir den Rücken wies,
Iſt hier zur Flucht geſchwind;

Kein Auſterlitz, kein Jena wird
Gekräht von fremdem Hohn;
Was hell an teutſchen Hüften klirrt,
Zahlt bittrer Schande Lohn.

Drum friſch, ihr Brüder insgemein!
Du altes teutſches Blut!
Und faßt das Schwerdt, und ſchlaget drein!
Und ſiegt und ſterbt mit Muth;

Und jagt die Franzen über'n Rhein
Im Lauf, und nicht im Schritt.
Wer lebt, der trinke ſeinen Wein,
Wer ſtirbt, den ſalbt damit.

Und wer geſtorben iſt, der heißt
Ein rechter Biedermann;
Er wird von Alt und Jung gepreiſt,
Man ſieht ihn brünſtig an.

An die Teutſchen. 1806.

Keine Thräne, Hermann, für dein Volk!
Keine Thräne? und die Schande brennet,
Und der Feind gebietet, wo die Freien
Siegten und fielen?

Keine Stimme laut, wo Luther ſprach?
Alle Donner, die der Himmel ſendet,
Sollten rufen: Volk, erwache! feiges,
Greiſe zum Schwerdte!

Rache! Rache! heißen blut'gen Tod
Sklavenfürſten und dem Knecht, der fliehet!
Männerwort gefürchtet, und geprieſen
Männliche Tugend!

Ach wohin? wo Winkelried erlag,
Wilhelm ſchlug, und Rupter tapfer ſiegte,
Auf den höchſten Alpen, in den tiefſten
Sümpfen iſt Knechtſchaft.

Auch du, Hermanns, auch du, kühnes Volk?
Auf! erwache! ſchüttle deine Ketten,
Daß die Schmach die Welt vernehme, bald auch
Blutige Rache.

Lieder helfen hier und Mäler nicht.
Mäler? tief im Herzen ſey das Denkmal,
An dem Thurm der ſelbſtgebohrnen Tugend
Hebe dich, Jüngling!

Und voran geworfen kühn die Bruſt!
Und empor das Auge zu dem Himmel!
Hoch die Fahnen! hoch zum Himmel! höher
Flammende Herzen!

Tod, du ſüßer, für das Vaterland,
Süßer, als der Brautgruß, als das Lallen
Auf dem Mutterſchooß des erſten Kindes,
Sey mir willkommen!

Was das Lied nicht löſet, löſt das Schwerdt —
Blinkend Heil, umgürte meine Hüften!
Von der Schande kannſt du Tapfre retten,
Zierde der Tapfern.

Lob des Eiſens. 1807.

Gold ſchreit die feige Welt,
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verſtiebt,
Und ſchwächt des Starken Rechte;

Für Gold mag keiner ſterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und Ehre zu erwerben
Macht's nie den Degen ſcharf.

Drum preiſ' ich das Metall,
Das ſchwarze, braune Eiſen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es thut ſich herrlich weiſen,
Heilt mächtig alle Wunden,
Die jenes blanke macht;
Wär' Eiſen nicht gefunden,
Noch tappten wir in Nacht.

Es ſtellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf ſchnellen Meeresſchwingen,
Baut Menſchen feſte Sitze
Und führt die Kunſt ins Haus,
Und löſcht des Donn'rers Blitze
An einer Stange aus.

Und wann die Sitte flieht
Und Männerarm' erſchlaffen,
Wann Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,

Wenn Deſpotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann ſchlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es ſchöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude;
Als Schwerdt, als Schild, als Speer,
Als feſtes Bruſtgeſchmeide
Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich:
Wir wären alle Sklaven
Ohn' Eiſen ſicherlich.

Und ſieget Tyrannei
Und ſinkt des Glückes Wage,
So macht es blutig frei
Mit Einem tapfern Schlage,
Zerhaut die Schlangenknoten
Des Eumenidenwahns,
Und ſchickt den Weg der Todten
Des ſtillen Oceans.

Bleib, Eiſen, Männern hold,
Laß Knechte Gold begehren,
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,

Der wußte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum ſey dir Preis gegeben,
O Eiſen ſchwarz und ſchön!

Epiſtel an Eliſa. 1807.

Ich ſaß ſo ſtumm, wie in dem ſchwarzen
Gericht des Orkus Rhadamanth,
Und wog auf ſchwerer Schickſalshand
Die Schuld und Unſchuld mit den Parzen,
Las in der blutigen Schrift der Zeit
Der Thronen Sturz, und Königsmorde,
Und ſiegreich die Banditenhorde,
Die einer Welt mit Knechtſchaft dräut:
Da dacht' ich an die großen Seelen,
Die, keinem Schickſal unterthan,
Den Weg zum ſtillen Ocean
Sich durch das freie Eiſen wählen.
Denn Eines, Herr ſeyn, oder Knecht,
Iſt jedem Sterblichen gegeben;
Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte heißt Geſetz und Recht.

Und wenn nur Knechte und Despoten
Auf Erden graſen matt und dumm,
Dann rollt die alte Welt ſich um,
Und Leben blühet aus dem Todten
Stets in der Zeiten Wechſellauf,
Daß edlere Geſchlechter werden;
Und ſprängen ſie aus Stein und Erden
Durch Kadmen und durch Pyrrhen auf. —
So ſaß ich, hielt die letzten Enden
Der Dinge wägend in der Hand,
Und ſchaute ſtumm das dunkle Land,
Von wannen nimmer Wandrer wenden;
Da rief mich deine Stimme ſüß,
O Freundin, in das friſche Leben,
Mit Blumenduft und Weſtwindſchweben
Ins volle Frühlingsparadies.

O Freundſchaft, holde Wunderſaite,
Die lieblich durch den Buſen klingt,
Und alles Schöne wiederbringt,
Der Kindheit Traum, der Jugend Freude,
Du Männerſtahl und Frauenſchutz,
Das Herz zur Tugend zu ermannen,
Zu groß für Sklaven und Tyrannen,
Beutſt du gemeinen Thoren Trutz.

Und ſchwingſt unſterblich durch das Leben,
Wie ein Geſtirn den Feuerglanz,
Von Sphärentanz zu Sphärentanz
Uns aufwärts, wo die Götter ſchweben.
Ich höre deinen Zauberklang,
Der Gram entflieht ins öde Dunkel,
Der Himmel leuchtet, Ein Karfunkel,
Die ganze Erde wird Geſang;
Und Guillottinen und Banditen,
Tyrannenſeelen groß und klein
Verſinken von des Lichtes Schein
Hin, wo die Teufel Höllen hüten;
Und in der Freude freiem Schlag
Hebt ſich die Bruſt dem Licht entgegen,
Und jedes Unheil wird ein Segen,
Ein Wonneruf wird jedes Ach.

So lieb und wunderbar getroffen
Hat mich, o Freundin, jedes Wort:
Das wüſte Heer der Nacht iſt fort,
Der ganze Himmel ſteht mir offen,
Die Erde ſinkt, das kleine Nichts,
Worum ſich Thorne blutig ſchlagen,
Nur denen eigen, die ſie tragen
Empor ins Sonnenreich des Lichts.

Ja, Freundin, welche ferne Lande
Mein Fuß auch noch durchwandern muß,
Eh' ich den letzten Obolus
Bezahle an dem ſtygiſchen Strande,
Ich ſchwör' es dir und jener Gluth,
Die edle Herzen ewig zündet,
Was ſich unſterblich mir verkündet,
Das halt ich feſt mit Männermuth,
Und kein Deſpot ſoll mir es rauben;
Und drückt es mich zu ſchwer hinab,
So öffn' ich durch das Schwerdt mein Grab,
Und nehme in das Grab den Glauben.

Doch heute lacht der Lenz noch mild,
Geführt von Grazien und Scherzen,
Und zeiget jedem Menſchenherzen
Der Freude anmuthvolles Bild.
O möge er mit zarten Schwingen
Dich wie ein Blumenhauch umweh'n,
Und friſch und jugendlich und ſchön
Der Kindheit Träume wiederbringen!
Was du geweſen, was du biſt,
Das iſt der Gott in deinem Buſen:
Orakel hat und Klang der Muſen
Nur, welcher gleich ihm ſelber iſt.

Aufruf an die Teutſchen bei der Nachricht von Schills Fall. 1809.

O Teutſche, nicht mehr Teutſche,
Nicht Männer, eitel Weiber!
Was krümmt ihr tief die Leiber
Dem Schlag der Sklavenpeitſche?
Was kriecht ihr gleich dem Hunde
Vor Henkern und Banditen,
Und lernt die Worte hüten
Des Zorns vom freien Munde?

O eure tapfern Väter!
O eure großen Ahnen!
Die Helden! die Germanen!
Das waren kühne Thäter,
Nicht ſchöner Worte Sprecher,
Nein, ſtolzer Freiheit Kinder,
Tyrannenüberwinder,
Entnervter Tugend Rächer.

Ihr aber, Sklavenhorden,
Wie macht ihr Eiſen blutig?
Wie ſeyd ihr kühn und muthig?
Ach! nur, euch ſelbſt zu morden:

Feil ſteht ihr dem Tyrannen
Zum Brudermorde fertig,
Steht ſeines Winks gewärtig,
Euch ſelber zu entmannen.

O Sonne, die noch ſcheinet!
O Himmel, der noch rollet!
Verſteht ihr, was ihr wollet?
Weint eurem Wahnſinn, weinet!
Verflucht den Trug, die Schande,
Womit ihr euch zerreiſſet,
Womit ihr Knechte heißet
In freier Väter Lande.

Zuſammen! riſch zuſammen!
Es will die Welt vergehen,
Iht ſeht ſie ſchon verwehen
In hellen, lichten Flammen.
Ihr habt den Brand gezündet,
Ihr müßt mit Blut ihn dämpfen,
Und mit den Räubern kämpfen,
Bis ihr die Freiheit findet.

Dann, auf gethürmten Leichen
Der Schänder ſchreitend, pflücket
Den Schmuck, der Freie ſchmücket,
Das Laub der teutſchen Eichen;

Dann ſchwört den Schwur der Treue
Dem lieben Vaterlande,
Daß nie Deſpotenſchande
Die heilige Erd entweihe,

Gebet. 1810.

Du, der ewig waltend ſteht,
Höre, Vater, mein Gebet.
Denn mich drückt die böſe Stunde,
Denn mich brennt die heiße Wunde,
Tief im Herzen brennt ſie ſehr;
Wärſt du nicht, ich wär' nicht mehr.

Denn du alter treuer Gott,
Alter lieber teutſcher Gott
Haſt mit Männern und mit Roſſen
Ueber mich dich ausgegoſſen,
Mich in Staub getreten ſehr,
Und ich bin kein Freier mehr.

Und ein eitles, ſchlechtes Volk
Dräut mit Henkerbeil und Dolch,
Dräut mit Galgen und mit Stricken,
Und ich muß mich ſchweigend bücken:
Die vor meinen Vätern flohn,
Sprechen meiner Ehre Hohn.

Und die Eignen ſtehn dabei,
Freveln mit in Büberei,
Knechtiſch wedeln teutſche Hunde,
Wedeln ſich das Brod zum Munde,
Schreien gegen Vaterland,
Gegen dich in Trug und Schand;

Schelten gegen Recht und Licht
Mit dem Weiberangeſicht,
Mit den ſchwachen Weiberhänden,
Werth die Spindel umzuwenden.
O die Buben! daß dein Strahl
Sie zerſchmettre tauſendmal!

Denn wann der Bandit ſich kränzt
Und der Pöbel hundeſchwänzt,
Thoren Kron' und Scepter halten,
Dann verſtehen wir dein Walten:
Tod und Jammer überall
Deutet's mit verborgnem Schall.

Aber züchtigſt du gleich ſchwer,
Läßt du uns doch nimmermehr,
Haſt die Sehnſucht uns gegeben
Nach dem lichten Götterleben,
Nach dem hochgebohrenen Recht,
Nennſt uns ſelber dein Geſchlecht.

Auf zur Tugend und zum Licht
Haſt du uns das Herz gericht't,
Freier Athem, freie Rede,
Für die Wahrheit offne Fehde,
Fehd auf Leben und auf Tod!
Alſo klinget dein Gebot.

Denn des Mannes ganzen Werth
Hält die Zunge und das Schwerdt;
Will das letzte nicht mehr ſchneiden,
Muß die erſte ſchon es leiden:
Männerarm und Männerwort
Iſt der Glücks- und Freiheitshort.

Ja du, der den Lug zerbricht,
Läſſeſt die dich fürchten nicht,
Du wirſt mächtig mich erwecken,
Wann die Schanden Gräber decken:
Zittert, Frevler, zittert dann!
Gott der Rächer zieht heran.

Gottes Gericht. 1810.

Ich will das Schwerdt laſſen klingen,
Die Herzen ſollen verzagen;
Wie Blitz auf feurigen Schwingen
Herbrauſen Reiter und Wagen,

Es ſchallen Donnergeſchoſſe,
Blut dürſten Männer und Roſſe.

So hat der Herr es geſprochen,
Der Freuden ſchaffet und Nöthen.
In Blut wird Sünde gebrochen,
Die Schmach muß Eiſen ertödten:
So tilgt er Weibergebärde,
Und heilt die Welt mit dem Schwerdte.

Denn wollen Männer nicht ſterben
Und Weiber Kindlein nicht wiegen,
Dann nahet Mord und Verderben,
Und Völker müſſen erliegen,
Und Schlachten mähen das Alte,
Damit ſich Neues geſtalte.

Dann fahren durch die Verruchten,
Gott hat die Macht ihnen geben,
Und flehen lernen die fluchten
Und Thoren Hände erheben,
Wild ſchnauben Räuber und Henker,
Sie meinens, Er iſt der Lenker.

Drum mag es donnern und blitzen,
Du Herr bleibſt ewig derſelbe,
Du rollſt in leuchtenden Sitzen
Das hohe Himmelsgewölbe,

Du trägſt die Erde die kleine
Und nennſt ſie freundlich die deine.

Du hebſt aus wildem Getümmel
Die Guten hoch von der Erde,
Du hebſt ſie ſelbſt in den Himmel,
Daß unten herrlich ſie werde,
Das Leid es muß ja vergehen,
Das Glück muß wieder erſtehen.

O laß den himmliſchen Glauben,
Die ſüße Liebe uns halten,
Dann laß Tyrannen nur ſchnauben,
Wir ſtehn in höhern Gewalten,
Wir trotzen die bübiſchen Wichte;
Denn Gottes ſind die Gerichte.

Schlachtgeſang. 1810.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen,
Auf, Männer, auf! und ſchlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen,
Die Freiheit ſoll die Leſung ſeyn.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Die Arme müſſen ſich erſtraffen,
Und ſtählern alle Brüſte ſeyn,
Voll Wuth der Tiger und Hyänen;
Von dieſen Augen keine Thränen,
Bis unſer iſt der teutſche Rhein!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit den wälſchen Affen!
Das alte Land ſoll unſer ſeyn!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt, Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen,
Komm, Hölle, thu den Abgrund auf!
Heut ſchicken viele tauſend Gäſte
Wir hin zu Satans düſterm Neſte,
Heut hört die lange Schande auf.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen,
Weht, Fahnen, weht! Trompeten klingt!
In teutſcher Treue alle Brüder!
Hinein! es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hauſe bringt.

Männerglück. 1811.

Was iſt herrlichſter Klang? iſt's, droben
Auf des Donnerers Stühlen ſitzen,
Und, von wolkiger Nacht umwoben,
Rings aus rollenden Wettern blitzen?
Brauſend in Hagelſchauern und Regen
Niederſenden Schrecken und Segen?
Iſt es der Klang?

Nein, wo Schwerdter auf Schwerdter klingen,
Fahnen rauſchen und Kugeln ziſchen,
Männer blutig mit Männern ringen,
Tod und Sieg ſich ſtäubend vermiſchen,
Dort, wann Trommeln, Pfeifen erſchallen,
Für das geliebte Vaterland fallen
Das iſt der Klang.

Aber lieblich auch klingt der Reigen,
Den die Göttin des Reitzes führet,
Die mit Flöten und ſüßen Geigen
Schön die Feſte der Menſchen zieret;
Bacchus und Phöbus folgen der Holden,
Friede bewohnt die Häuſer, und golden
Winket die Ruh.

Selig, welchem die droben walten
Beides geben in gleicher Maaßen!
Denn wo Friede und Krieg ſich ſpalten,
Oeffnet Unheil die breiten Straßen.
Fertig zum Schwerdtertanze, zur Leyer,
Haltet des Lebens würdige Feier,
Männer des Kampfs!

Neujahrswunſch. 1812.

Glück auf, o Freund, zum neuen Jahr!
Laß uns die Blicke fröhlich heben!
Die Freundſchaft lebe treu und wahr!
Die Freiheit ſoll am höchſten leben!

Die Freiheit iſt der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr der Braven;
Die Freien trägt der Sternenſaal,
Der Teufel herrſchet über Sklaven.

Ein freies Wort, ein freier Mann
Iſt hoher Klang für Engelohren;
Wer ſolchen Klang nicht fühlen kann,
Dem ging der Himmel ſchon verloren.

Friſchauf den großen Wunſch und Klang!
Der ganzen Hölle Trotz geboten!
Dem feigen Laſter Untergang
Und allen Teufeln und Deſpoten!

Willſt du nur ſehen das was iſt?
Du ſiehſt, ſo weit die Sonnenpferde
Rundwandeln, Lug und Hinterliſt,
Und Knechte graſen auf der Erde.

Sieh weiter, Freund! uns wird noch ſchön
Der Menſchheit Morgen wieder dämmern,
Die Freiheit kann nicht untergehn,
So lange Schmiede Eiſen hämmern.

Drum Eiſen lebe mehr als Gold!
Und Eiſenmänner ſollen leben,
Die, wie Fortunens Kugel rollt,
Nicht ſinken oder ſich erheben!

Zuruf des Führers. 1812.

Friſch, mein Häuflein! die Sonn' iſt auf,
Friſch mit Roſſen und Schwerdtern auf!
Friſcher mit muthigen Herzen!
Heute gilt es das Vaterland,
Gilt zerreiſſen Tyrannenband,
Tilgen die ſchmählichen Schmerzen.

Friſch! es walte der ſtarke Gott!
Heute zahlen wir Hohn und Spott,
Lügen und bübiſche Tücken,
Zahlen den Franzen die Henkerwuth
Mit der rächenden Schwerdter Gluth
Blutig auf fliehenden Rücken.

Ha! die Buben! ſie prangen her —
Rüſtig, Brüder, zu tapfrer Wehr!
Rüſtig, ihr Männer, in Freuden!
Gott iſt unſer und ſteht uns bei,
Freiheit klinge das Feldgeſchrei,
Freiheit können's nicht leiden.

Luſtig, Häuflein! und ſchwinge dich!
Luſtig, Eiſen! und klinge dich
Hell mit den feindlichen Waffen!
Dieſen Tag muß geſchlagen ſeyn,
Morgen trinken wir Freudenwein
Ueber den Tapfern, die ſchlafen,

Zuverſicht auf Gott. 1813.

Nun walt' es Gott, der alles kann!
Der große, ſtarke Held!
Mit ihm friſchauf ſo Roß als Mann!
Friſchauf! ins Feld! ins Feld!

Friſchauf! und wäre Feindeszahl
Wie Sand, wie Sand am Meer —
Wer ſeine Sache Gott befahl,
Für den wird Gott ein Heer.

Er ſtreut den Sand im Sturm dahin,
Verweht des Herbſtes Laub;
So weht er auch Tyrannen hin
Und Henker in den Staub.

Drum, friſch, ihr Brüder insgemein!
Es gilt das Vaterland.
Mit Gott dem Helfer froh hinein
Für's heil'ge teutſche Land!

Mit Gott dem Helfer froh hinein
In Dampf und Pulverrauch!
Das alte Land ſoll unſer ſeyn,
Die alte Freiheit auch!

Hinein! und färbt die Schwerdter roth!
Die Roſſeshufen roth!
Schlagt alle Franzen mauſetodt!
Schlagt alle Buben todt!

Hinein! und laßt die Fahnen wehn!
Gott, Freiheit, Vaterland!
Es lebet und es ſtirbet ſchön,
Wer dieſen Klang verſtand.

Kriegslied. 1812.

Friſchauf! und ziehet die Schwerdter aus!
Und ſpornet die ſtampfenden Pferde!
Tyrannen erbrüſten ſich überaus
Und ſchänden mit Sklaven die Erde,
Sie tilgen die Freiheit, ſie löſchen das Licht,
Wetzt ihr zur Erlöſung das Eiſen nicht;

Wetzt ihr zur Rache nicht Männermuth,
Der ſchärfer noch ſchneidet als Eiſen,
Blitzt ihr vom Auge nicht Feuergluth,
Drin Tod und Verderben ſich weiſen,
Setzt ihr nicht den heiligen Schwur darein:
Wir wollen heut frei oder Leichen ſeyn.

Friſchauf! und bindet die Herzen feſt
In dem großen, dem heiligen Bunde!
Vertilgt das tyranniſche Schlangenneſt,
Und ſchlaget wie wüthende Hunde
Den Buben, der ſchalket, den Knecht, der dient,
Den Fremdling, der frech ſich des Herrn erkühnt.

Sie wollen uns rauben das Vaterland,
Uns rauben die Ehre, die Treue,
Uns wickeln franzöſiſch in Lug und Tand,
Daß Zwietracht die Starken entzweie,

Sie wollen uns rauben das waldliche Wort,
Das ſchärfer als Pfeile die Schande durchbohrt,

Sie wellen uns rauben den ewigen Gott,
Den Geiſt, den allmächtigen Walter,
Die gaukelnden Affen — o Hohn und Spott!
Wir greifen zum Schwerdt, dem Erhalter,
Wir waſchen die Schanden uns ab in Blut:
Das blinkende Eiſen macht alles gut.

Drum friſch! es walte des Gott der Herr,
Der Vater der Tapfern und Freien!
Sein heißt die Rüſtung und ſein die Wehr,
Er kann uns den Sieg nur verleihen:
Wer Gott ſich vertrauet, der iſt der Mann,
Der fröhlich ſich ſchlagen und ſterben kann.

Soldatenlied. 1812.

Auf, Soldaten! Kameraden!
Auf! und friſch ins Feld!
Trommeln ſchallen, Fahnen wallen,
Schlacht iſt aufgeſtellt.

Auf, ihr Schläger! auf, ihr Jäger!
Auf zur frohen Jagd!
Wölfe, Füchſe, Tiger, Lüchſe
Tödtet unverzagt;

Drachenzähnen und Hyänen
Weiſt den ſcharfen Stahl,
Unbegraben laßt den Raben
Sie zum fetten Mahl.

Die ich meine, wahrlich keine
Tiger ſind ſo ſchlimm,
Wolfesrachen, Gift der Drachen
Hinter ihrem Grimm;

Die ich meine, wahrlich keine
Haſen ſind ſo ſchnell,
Wenn ihr muthig, wenn ihr blutig
Brennet auf ihr Fell.

Auf! Franzoſen, Ohnehoſen
Schlagt die Schelme todt!
Jede Stunde wie die Hunde
Schlagt die Büttel todt!

Auf! Soldaten! Kameraden!
Fröhlich, friſch hinein!
Treue lebe! Freiheit ſchwebe
Ob dem Todesreih'n!

Der Mann. 1812.

Brauſet, Winde! ſchäume, Meer!
Mit im Herzen brauſt es mehr.

Schlage, Unglückswetter, ein!
Muth will trotzig oben ſeyn.

Schwillt die Fluth ins Himmelshaus,
Keine Anker wirft er aus,
Schmettern Blitze höllentief,
Blickt ſein freies Aug nicht ſchief.

Freudig ſchießt er auf Gefahr
Wie auf Raub der Sonnenaar,
Stürzt mit Wangen friſch und roth
Kühn hinein in tiefſten Tod;

Froh für Recht und Vaterland
Faßt das Eiſen ſeine Hand,
Für das Laſter feig und feil
Wird ſein Mund ein Donnerkeil.

Seine Rüſtung heißet Gott,
Darum iſt die Furcht ihm Spott;
Freiheit klingt ſein Feldgeſchrei,
Darum haßt er Tyrannei.

Solche Rüſtung, ſolcher Haß
Macht die Knechte todtenblaß,
Bleicht Tyrannenangeſicht
Wie der Blitze ſtrafend Licht.

Solche Rüſtung machet ſtark.
Solcher Haß erfüllt mit Mark,

Zieht mit Stahl die Seelen an,
Den kein Schickſal brechen kann.

O wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Du, Gefahr, biſt meine Braut,
Treue, du mir angetraut!

Freiheit, du biſt mir Panier!
Alle Tapfern her zu mir!
Für das Vaterland hinein
In den blut'gen Todesreih'n!

O wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Muth, du biſt mir Sonnenſchein,
Muth, du biſt wie edler Wein!

Sonnenſchein behält ſein Licht,
Edle Rebe altet nicht:
So erliſcht nicht kühner Muth,
So erbleicht nicht Heldenblut.

Will die Welt zu Scheitern gehn,
Muth allein bleibt ruhig ſtehn;
Ja fällt ſelbſt der Himmel ein,
Muth wird Gott mit Göttern ſeyn.

Lied der Rache. 1812.

Auf zur Rache! auf zur Rache!
Erwache, edles Volk! erwache!
Erhebe lautes Siegsgeſchrei!
Laß in Thälern, laß auf Höhen
Der Freiheit ſtolze Fahnen wehen,
Die Schandeketten brich entzwei!

Denn der Satan iſt gekommen,
Er hat ſich Fleiſch und Bein genommen,
Und will der Herr der Erde ſeyn;
Und die Weisheit tappt geblendet,
Und Muth und Ehre kriecht geſchändet,
Und will nicht in den Tod hinein;

Und die Wahrheit trauert verſtummet,
Die brandgemahlte Lüge kommet
Frech jede große Tugend an;
Nichts als Henker, Peitſchen, Beile —
Des Zornes heil'ge Donnerkeile
Nicht mehr die Zunge ſchwingen kann.

Drum zur Rache auf! zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Und tilge weg des Teufels Spott!

Schlage! reiße! tödte! raſe!
Zur Flamme werde! brenne, blaſe
In jeden Buſen ein den Gott!

Jenen Gott, dem Teufel zittern,
Wann wild in Schlachtenungewittern
Der Donner durch die Reihen fähret,
Wann die Freien fröhlich ſterben,
Tyrannenſchädel gleich den Scherben
Zerfliegen durch der Tapfern Schwerdt.

Auf! es gilt die höchſten Fehden,
Die tauben Stöcke mögten reden,
Der ſtumme Stein Poſaune ſeyn,
Faule Berge ſich bewegen —
Und ihr nur greifet nicht zum Degen?
Ihr wollet faul zum Kampfe ſeyn?

Auf! die Stunde hat geſchlagen —
Mit Gott dem Herrn wir wollen's wagen,
Friſch in den heil'gen Krieg hinein!
Laßt Trommelſchall und Pfeifen gehen,
Die Fahnen hoch zum Himmel wehen!
Die Freiheit ſoll die Loſung ſeyn!

An den Teutſchen. 1812.

Und hörſt du nicht? und ſiehſt du nicht?
Und willſt den Schimpf nicht fühlen?
Und läſſeſt den Franzoſenwicht,
Den Affen, mit dir ſpielen,
Den Ehrendieb, den Freiheitsdieb?
Haſt du ſo ſehr die Schande lieb?
Der helle Klang der Schwerter
War deinen Vätern werther.

Auf deine Wagen ſetzt er ſich,
Du mußt zu Fuße gehen;
In deinen Betten legt er ſich,
Du mußt als Schildwach ſtehen;
Dein Silber und dein rothes Gold
Er höhnend ſich ins Täſchchen rollt,
Und willſt du zürnend blicken,
So bläut er dir den Rücken.

So hat er ſich mit Trug und Tand
Der Herrſchaft unterwunden,
Er hält das heil'ge teutſche Land
In Knechtſchaft angebunden,

Der Wahrheit ſchlägt er auf den Mund,
Die Ehre kuſchet wie ein Hund,
Mit Knochen und mit Brocken
Faſt ſtündlich angelocket.

Kommt das von ihm? es kommt von dir,
Du haſt es angerichtet,
Du haſt dein Schwerdt und dein Panier
Für ihn zur Schlacht gerichtet,
Du, Teutſcher, ſparteſt deinen Muth,
Das kühne freies teutſches Blut,
Du ſchlugeſt — o der Schande! —
Dein Vaterland in Bande.

Durch deine Zwietracht wird er ſtark,
Durch deine Schande ehrlich,
Durch deiner Arme Heldenmark
Machſt du den Schwachen wehrlich;
Nun glitzert er im Löwenſchein,
Und krähet wie der Hahn darein:
Ich trage die Gebärde,
Zu ſeyn der Herr der Erde.

Das hörſt du nicht, und ſiehſt du nicht,
Und willſt den Schimpf nicht fühlen,
Und läßt den argen Böſewicht,
Den Affen, mit dir ſpielen.

Dein freies Volk, dein freies Land
Blickt fluchend von dir abgewandt,
Und ſchreiet Mord und Zeter
Dem Sklaven und Verräther.

Denn wollen wir Franzoſen ſeyn,
Und dennoch Teutſche heißen?
Und unſrer Väter Ehrenſchein
Beflecken und zerreißen?
Herz gegen Herz, Schwerdt gegen Schwerdt
So hat uns Gott der Herr verkehrt,
So mußten wir in Sünden
Für unſern Feind erblinden.

Nicht mehr! gekommen iſt die Zeit,
Es fällt der bunte Drache,
Aus allen Landen weit und breit
Erklingt der Ruf der Rache,
Zuſammen tritt das teutſche Wort
Und weht die fremden Buben fort
Im Schlachtendonnerwetter,
Wie Herbſtwind dürre Blätter.

Wohlauf, ihr Männer insgemein!
Ihr Einer Mutter Kinder!
Wohlauf! und laßt uns Brüder ſeyn!
So ſind wir Ueberwinder.

Wohlauf! zu rächen unſern Fluch!
Des böſen Irrthums iſt genug;
Zuſammen nun, daß Ehre
Das hohe Land bewehre!

Friſch drein! und ſchlagt die Fremden todt,
Die unſre Kraft zerhadern!
Friſch drein! und färbt die Schwerdter roth
In ihren Lebensadern!
Hinein! wo Schlacht am dickſten ſteht!
Mit Schwerdt und Säbel friſch gemäht!
Die Henker zu der Erden!
Roth muß die Aerndte werden!

Hinein mit Luſt! und unverzagt!
Hinein auf Tod und Leben!
Den muntern Todtentanz gewagt,
Daß alle Schurken beben!
Heut hält der alte Gott Gericht,
Doch wackre Herzen zittern nicht;
Friſch in den blut'gen Reihen!
Wir woll'n das Land befreien.

Frei wollen wir das Vaterland,
Sonſt liegen wir als Leichen.
Steht, Männer, gleich der Felſenwand,
Vor welcher Ströme weichen!

Den Stahl gefaßt! und haltet aus!
Zermalmt die Tyrannei zu Graus!
Zermalmet alle Knechte
Mit Gott und eurem Rechte!

Laßt hoch der Freiheit Fahnen wehn!
Laßt hoch Trompeten klingen!
Laßt Tod und Schrecken bei euch ſtehn!
Und lehrt die Springer ſpringen!
Und hetzet heiß die Rache nach,
Daß jeder Strom und jeder Bach,
Daß jede kleinſte Quelle
Nur fließt mit rother Welle.

So über Berg und über Thal
Und über Wald und Höhen,
Bis wir im hellen Sonnenſtrahl
Des Rheines Reben ſehen;
Dann über'n Rhein die laute Jagd
Ins Feindes eignes Land gebracht,
Daß er vertilget werde
Auch jenſeits teutſcher Erde.

Dann brauſe teutſche Siegesfluth,
Paris, an deine Mauren,
Dann lerne, frecher Uebermuth,
Mit Schlangenkünſten lauren;

Jn Flammen laſt das Satansneſt
Der ganzen freien Welt zum Feſt
Zerfallen laßt's in Trümmer!
Sein Tag erſtehe nimmer!

So wohlgemuth, ſo friſch darein
Für Freiheit und für Ehre!
Daß ſich für bittre Sklavenpein
Die ſtolze Freude mehre,
Daß wir, in unſern Hütten frei,
Dem heil'gen Vaterlande treu,
Den feſten Glauben halten:
Gott wird es wohl verwalten.

Soldatenlied. 1812.

Friſchauf! Soldat ins Feld!
Friſchauf mit freiem Herzen!
Wem Krieg und Schlacht gefällt,
Der kann mit allem ſcherzen;
Soldatenherz iſt gut
Gleich gegen Stich und Hieb,
Es ſchont nicht Leib noch Blut,
Jhm iſt die Ehre lieb.

Die Ehr' iſt ſeine Braut,
Ihm angetraut vom Himmel,
Die Ehre rufe ihm laut:
Wohlauf! ins Schlachtgetümmel!
Wohlauf! mein Herzgeſell!
Nun weiſe, wer du biſt!
Die Trommel klinget hell,
Der Feind im Anzug iſt.

Feinsliebchen, rufſt du ſo?
Ich will dich nicht beſchämen,
Ich will das Eiſen froh
In dieſe Rechte nehmen;
Wo es von Kugeln ziſcht,
Da will ich friſch hinein;
Wo Staub und Tod ſich miſcht,
Soll mir's am liebſten ſeyn.

Feinsliebchen, rufſt du ſo?
Dann zittert, ihr Franzoſen!
Dann ſchreit Kiwi! Hoho!
Wir ſtreu'n euch rothe Roſen,
Wir treiben euch ins Gras,
Das ſteht ſo dunkelroth.
Sprecht, wie gefällt euch das?
Heut ſeid ihr alle todt.

Heut klingt’s nicht: „nur herein!
„Die Tiſche ſind bereitet,
„Sie werden müde ſeyn,
„Die Decken ſind geſpreitet.“
Haha! die Koſt iſt hart,
Die ihr verdauen müßt,
Die Braut iſt kalter Art,
Bei der ihr ſchlafen müßt.

Sie hoch das Kränzel hält
Auf Schwerdtern und auf Lanzen;
Muſik iſt ſchon beſtellt,
Und luſtig ſollt ihr tanzen;
Schnell geht der Fiedelſtrich,
Der Fiedler heißt der Tod,
Es tanzen viele ſich
Vor lauter Freuden todt.

Und muß ich mit hinaus,
Wo tapfre Männer fallen,
So wird noch um mein Grab
Ein froher Klang erſchallen,
Der Trommeln, Pfeifen Klang,
Die Flinten ſchmettern drein;
Das ſoll mir Luſtgeſang
Für meine Seele ſeyn.

Drum friſch, Soldat, ins Feld!
Für Freiheit und für Ehre!
Der Herr iſt unſer Held,
Der Gott der Himmelsheere;
Fürs liebe Vaterland,
Für Weib und Kind friſchauf!
Hinab Franzoſentand!
Und teutſcher Ruhm herauf!

Der Soldat. 1812.

Was iſt des Soldaten Luſt?
Durchs Leben ſich drängen und ſchlagen,
Mit Schwerdtern und Piken und Lanzen
Die wilde Fortuna kuranzen,
Bis Sinn ihr und Athem verſagen.
Das iſt des Soldaten Luſt.

Was iſt des Soldaten Glück?
Sein luſtiges Herz iſt nicht wenig,
Damit iſt er beſſer berathen,
Als andre mit Gold und Dukaten,
Damit iſt er Kaiſer und König.
Das iſt des Soldaten Glück.

Was iſt des Soldaten Schatz?
Die heute ihn küßt und nicht morgen,
Sein Lieben iſt Kommen und Wandern,
Geht immer von einer zur andern,
Und kann für die Zukunft nicht ſorgen.
Das iſt des Soldaten Schatz.

Was iſt des Soldaten Braut?
Eine ſtolzige Jungfer, heißt Ehre,
Sie ſtreichelt mit eiſernen Händen
Und kleidet in Stahl ihre Lenden,
Daß Kühnheit und Mannheit ſich mehre.
Das iſt des Soldaten Braut.

Was iſt des Soldaten Muſik?
Die luſtigen Trommeln und Pfeifen,
Der Schwerdter und Säbel Geklitter,
Das laute Kanonengewitter,
Wann Kugeln an Kugeln ſich ſtreifen.
Das iſt des Soldaten Muſik.

Was iſt des Soldaten Bett?
Die Erde iſt Pfühl ihm und Kiſſen,
Sein Oberbett decket der Himmel,
Sein Nachtlicht das Sternengewimmel,
Sein Wächter ein feſtes Gewiſſen.
Das iſt des Soldaten Bett.

Was iſt des Soldaten Schutz?
Sein Muth und das blinkende Eiſen
Als ſicherſte Rüſtung ihn zieret,
Und Gott, der die Kugeln regieret,
Daß an ihm vorüber ſie reiſen.
Das iſt des Soldaten Schutz.

Was iſt des Soldaten Lohn?
Am Abend und Morgen Beſchwerde,
Und Wunden und bleierne Bohnen —
So thut man Soldaten belohnen;
Zum Schluſſe drei Ellen lang Erde.
Das iſt des Soldaten Lohn.

Friſchauf! 1807.

Die Fahnen wehen, friſchauf zur Schlacht!
Schlagt muthig drein!
Es klingt Muſik, die uns fröhlich macht,
Ins Herz hinein,
Die Pfeifen und Trommeln mit ſüßem Klang
Das Feld entlang.
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Wer mögte bleiben, wann's luſtig geht,
Im ſtillen Haus?
Wohlauf! wem Jugend in Blüthe ſteht,

Hinaus, hinaus,
Wo friſch und munter das Leben fliegt!
Wen das vergnügt,
In die Schlacht, in die Schlacht hinaus!

Wer mögte bleiben, wann alles klingt
In Saus und Braus?
Wann Ruhm die ſilbernen Glocken ringt
In die Welt hinaus?
Wer ſäße mit Weibern am Herde dann?
Das kann kein Mann.
In die Schlacht, in die Schlacht hinaus!

Ein Königsleben, Soldaten Gut,
Muß unſer ſeyn;
Wir tragen blanker den kühnen Muth
Als Schwerdtesſchein,
Und wer in dem fröhlichen Streite fällt,
Der heißt ein Held.
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Dem klingt Muſik, die er leiden mag,
Gar luſtig drein;
Nicht ſchöner klingt es am jüngſten Tag
Ins Grab hinein.
O ſeliger Tod der Soldaten Tod!
Noch ſind wir roth —
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Gebet.

Hilf, Herr, wir haben viel geſündigt,
Drum drückt uns Schmach und Unglück ſchwer;
Dein heilig Wort, das du verkündigt,
Das kannten wir im Trug nicht mehr,
Des Glaubens ſüßes Himmelslicht
Schien unſern blinden Herzen nicht.

Umnebelt waren wir von Dünſten,
Vom gaukliſch bunten Höllenſchein,
Und ſpannen uns mit eitlen Künſten
Stets dichter in die Lüge ein,
Das Leben ſchwankte ohne Ziel,
Und jeder that, was ihm gefiel.

Die fromme Liebe war erkaltet,
Die ſtille Demuth war dahin;
Was droben über Sternen waltet,
Erkannte nicht der trübe Sinn,
Von eigner Weisheit aufgebläht
Vergaß er Gottes Majeſtät.

Drum liegen wir ſo tief darnieder,
Drum plagt uns fremde Tyrannei,
Daß Gott der Herr mit Schrecken wieder
Geſuchet und gefürchtet ſey,

Daß wir erkennen, wie wir ſind
Vor ihm wie Sand und Spreu im Wind.

Du Höchſter in den Himmelshöhen,
Des Name Huld und Gnade heißt,
O laß uns doch nicht gar vergehen!
O ſende deinen treuen Geiſt!
Erleucht' uns mit des Glaubens Schein!
Und hauch' uns deine Liebe ein!

Dann ſtehn wir wieder auf in Freuden,
Dann kömmt uns Glück und Sieg zurück,
Dann heben wir aus langen Leiden
Empor zu dir den frohen Blick,
Dann klingen und dann ſingen wir:
Gott bleibt der Helfer für und für!

Troſtlieder.

1.

Gott, du biſt meine Zuverſicht,
Mein Schirm und meine Waffen,
Du haſt den heil'gen Trieb nach Licht
Und Recht in mir geſchaffen;
Du großer Gott,
In Noth und Tod

Ich will an dir mich halten,
Du wirſt es wohl verwalten.

Und wenn die ſchwarze Hölle ſich
Mit ihrem Gift ergöße
Und trotziglich und mörderlich
Durch alle Länder flöße,
Gott bleibt mein Muth,
Gott macht es gut
Im Tode und im Leben,
Sein Recht wird oben ſchweben.

Und wenn die Welt in Finſterniß
Und Unheil ſich verſenkte,
Mir bleibt das feſte Wort gewiß,
Das Ewigkeiten lenkte,
Das ew'ge Wort
Bleibt doch mein Hort:
Laßt nur den Teufel trügen,
Die Guten ſollen ſiegen.

O großes Wort! o feſter Stahl!
O Harniſch ſonder gleichen!
Was Gott verſprach, was Gott befahl,
Das läßt mich nicht erbleichen:
Die ſtolze Pflicht
Erzittert nicht,

Mag Land und Meer vergehen,
Sie wird mit Gott beſtehen.

Drum walt' es Gott, der alles kann,
Der Vater in den Höhen!
Er iſt der rechte Held und Mann,
Und wird es wohl verſtehen;
Wer ihm vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Tode und im Leben:
Sein Recht wird oben ſchweben.

2.

Es ſpricht der freche Böſewicht:
Ich bin durch mich geworden,
Und macht die Welt zum Hochgericht,
Und lüſtet nur nach Morden,
Und ruft in ſeinem eitlen Wahn:
Die Länder ſind mir unterthan,
Ich bin der Herr der Erde;

Und weiß nicht, daß den Sternenſitz
Der höchſte Meiſter lenket,
Der ſchneller als ſein Flammenblitz
Die Ewigkeiten denket,
Der Tyrannei wie Spreu verweht,
Sein heißt die erſte Majeſtät,
Sein Walten iſt ohn' Ende.

Er ſprach: Ihr ſollt das Rechte thun,
Und tauſendmal vergehen,
Und wird auch immerfort und nun
Mit allen Guten ſtehen,
Für Pflicht und Recht und Vaterland
Stärkt er der Schwachen Herz und Hand
Und heißt die Starken fliehen.

Der zieht die rechten Waffen an,
Wer ihm allein vertrauet,
Dem Helden, welcher helfen kann,
Wann Tod und Furcht ergrauet;
Wer ſich auf ſolchen Schutz verläßt,
Der ſteht im Glück und Unglück feſt,
Kein Teufel mag ihn ſchrecken.

Drum unverzagt und wohlgemuth,
Wer Freiheit liebt und Ehre!
Ein recht Gewiſſen ſtreitet gut,
Und ſchlägt die größten Heere,
Ein treuer Sinn iſt ächter Stahl,
Und überwindet tauſendmal
Was Gott den Herrn nicht fürchtet.

So knieet hin, und betet an,
Und ſchwört die rechte Treue,
Daß ſich in jedem teutſchen Mann
Der alte Troſt erneue,

Daß wir den Glauben halten feſt,
Daß Gott uns nimmermehr verläßt,
Wenn wir ihn nicht verlaſſen.

3.

Wann beginnt das Heil zu tagen?
Es brauſt mit Roſſen und mit Wagen
Wild durch die weite Welt der Krieg,
Brandgemahlte Teufel ſcherzen
Mit Menſchenrechten, Menſchenherzen,
Die ſchwarze Hölle hat den Sieg;
Sie rufen trotzig aus
In alle Welt hinaus:
Jauchzet! jauchzet! das Heil iſt da!
Die Freiheit da!
Nun iſt der goldne Friede nah!

Doch die Wahrheit ſteht und ſchweiget,
Die ſtolze Freiheit traurt, und zeuget
Des Satans glatten Worten nicht,
Die Ehre fliehet von der Schande,
Die Treue räumet flugs die Lande,
Sie wohnet nur mit Recht und Pflicht.
Die hohen Zeugen all
Erklingen lauten Schall:

Nimmer, nimmer war Gottes Reich
Der Hölle gleich,
Ihr Bund iſt Elend, Trug ihr Steig.

Seid gegrüßt, ihr edle Zeugen!
Der höchſte Richter wird nicht ſchweigen,
Der waltend hoch auf Sonnen geht,
Der die lichten Himmelskerzen
Entzündet, der die Menſchenherzen
Mit ſeines Athems Kraft durchweht.
Er iſt der rechte Mann,
Der einzig helfen kann.
Preis dem Mächtigen! Preis dem Hort!
Es ſteht ſein Wort:
Das Gute ſieget hier und dort.

Tobe Satan! ſey verwegen!
Vor dieſer Macht zerſplittern Degen,
Zerſpringt der diamantne Stahl;
Gott will Recht und Ehre ſchützen
Und Trug und Bosheit niederblitzen
Mit ſeiner Rache Donnerſtrahl:
Der ſtarke große Held,
Der Erd' und Himmel hält,
Schmettert Schande hinab ins Nichts,
Der Gott des Lichts
Iſt nicht ein Gott des Böſewichts.

Darum himmelan, Gedanken!
Mit Gott dem Helfer in die Schranken
Für Freiheit, Recht, und Vaterland!
So ihr's meint mit rechten Treuen,
Bläſt Gott euch an mit Muth der Leuen,
Und ſtärkt mit Kraft die ſchwächſte Hand.
Der gute fromme Gott
Er bleibt in Noth und Tod.
Fallet nieder! und betet an!
Der helfen kann,
Er ficht als Streiter euch voran.

Ermunterungslieder.

1.

Flammet Herzen! wehet Fahnen!
Flammet! wehet himmelan!
Denn die Wonne der Germanen,
Denn die Schlacht ſie hebet an,
Und es tilgt der ſcharfe Stahl
Lange Schande, lange Qual.

Klingt Trompeten! klingt Poſaunen!
Trommel ſchmettre wirbelnd drein!
Schrecken fliege und Erſtaunen
Mit uns furchtbar durch die Reih'n!

Vorderſt leuchtend ſchwebe, Sieg!
Denn wir zieh'n in heil'gen Krieg.

Auch iſt einer mitgezogen,
Der am beſten ſtreiten kann,
Hat der Rache Schwerdt gezogen,
Einer, ein gewalt'ger Mann —
Hört! ſein Name klinget Gott,
Und der Feinde Trotz wird Spott.

Denn er heißt der Freiheit Retter,
Und der Treue feſter Hort,
Weht, wie Sturmwind dürre Blätter,
Lug und Trug der Buben fort;
Gott iſt unſer Heil und Sieg,
Denn wir zieh'n in heil'gen Krieg;

Ziehen aus für teutſche Treue,
Ziehen aus für teutſches Land,
Daß ſich teutſcher Ruhm erneue,
Daß vergehe wälſcher Tand,
Daß erſtehe Ehr' und Recht.
Zittre drum, Tyrann und Knecht!

Zittre! denn wir wollen ſterben,
Sterben all' im tapfern Muth,
Oder auch das Land erwerben
Mit dem Eiſen, mit dem Blut:

Teutſchland iſt's der Freiheit Land,
Tapfrer Männer Vaterland.

Darum, Herzen, werdet Flammen!
Darum, Fahnen, himmelan!
Teutſchlands Kinder, friſch zuſammen!
In dem Freiheitskampf voran!
Brecht der Knechtſchaft ſchnödes Joch!
Gott im Himmel lebet noch.

Hebt die Hände! laßt uns ſchwören!
Für das heil'ge teutſche Land,
Für der Väter hohe Ehren
Herz und Schwerdt zum Sieg gewandt!
Laßt uns tilgen Hohn und Spott!
Betet alle: groß iſt Gott.

2.

Hinein in die Schlacht!
Hinein in die Reihen!
Wir wollen befreien
Das heilige Land;
Die Ehre zu rächen,
Die Schande zu brechen
Sind Herzen und Schwerdter
Zum Streite gewandt.

Hinein in die Schlacht!
Auf! ſlattert, ihr Fahnen,
Zur Ehre zu mahnen,
Zur Ehre, zum Sieg!
Auf klinget Trompeten
Und Trommeln und Flöten
Zum fröhlichen Reigen,
Zum heiligen Krieg!

Hinein in die Schlacht!
Auf! weibliche Herzen!
Heut tilget die Schmerzen
Der brennenden Schmach;
Heut färbet die Eiſen,
Und laſſet uns weiſen,
Germaniſche Männer,
Was Treue vermag.

Hinein in die Schlacht!
Zu ringen, zu ſtreben
Auf Tod und auf Leben
Für Freiheit und Recht!
Die Ehre erſtehe!
Die Schande vergehe!
Der Bube erblaſſe!
Es zittre der Knecht!

Hinein in die Schlacht!
Mit fröhlichem Herzen
Gleich flammenden Kerzen
Die Schwerdter heraus!
Die Blicke gehoben
Zum Helfer nach oben!
Er ſchirmet die Freien,
Er führet es aus.

3.

Auf! die Schwerdter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben!
Noch ſteht Gottes Himmelhaus,
Noch ſchwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Laßt die Fahnen luſtig wehn!
Laßt die Trommeln muthig klingen!
Gott der Herr wird mit uns ſtehn
Und den Blitz der Rache ſchwingen,
Gott verläßt die Guten nicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Tobe nur du Höllenheer!
Wüthet, mordet nur Tyrannen!
Gott weht gleichwie Sand am Meer
Trug und Büberei von dannen,

Gott beſtraft den Böſewicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.
Auf! mit Gott zum Heldenſtreit!
Auf für Freiheit und für Ehre!
Daß auf Erden weit und breit
Teutſche Redlichkeit ſich mehre!
Männer, auf für Recht und Pflicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.
Auf! für's alte teutſche Land!
Auf für alte teutſche Treue!
Daß ſich Schwerdt und Herz und Hand
Dieſem heil'gen Kampfe weihe:
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.
Klingt denn Trommeln! Fahnen weht!
Herzen wehe in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein! und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

4.

Friſchauf! ihr teutſchen Brüder!
Friſchauf zum heil'gen Streit!
Der Satan drückt uns nieder,
Und wüthet weit und breit.

Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüſte machen,
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur.

Er will die Freiheit morden
Und brechen jedes Recht,
Der Trug iſt Herr geworden,
Es dient der Muth als Knecht,
Die Wahrheit fliehet fern
Vom blutigen Gewimmel
Hoch in den lichten Himmel,
Da klagt es Gott dem Herrn.

Drum auf, ihr teutſchen Brüder!
Es hat's der Herr gehört;
Auf! ſchlagt die Schande nieder,
Die Recht und Licht zerſtört,
Auf! waffnet Herz und Hand
Mit alter teutſcher Treue,
Daß Redlichkeit ſich freue
Und bebe Lug und Tand.

Auf! mit dem Herrn der Schaaren!
Wohlauf in Noth und Tod!
Er wird euch wohl bewahren
Der alte treue Gott;

Von ihm kömmt alles her,
Zu ihm geht alles wieder:
Drum zagt nicht, teutſche Brüder!
Gott ſteht mit euch im Heer.

Gott ſteht mit euch im Leben,
Gott ſteht mit euch im Tod;
Will Gott den Arm erheben,
Wo bleibet, was euch droht?
Mit Gott das Schwerdt zur Hand!
Mit Gott hineingefallen!
Und laßt die Loſung ſchallen
Gott, Freiheit, Vaterland!

Danklieder.

1.

Groß iſt Gott!
Es klingt ſein mächtig Werde,
Die Himmel wölben ſich,
Mit Blumen ſteigt empor die Erde,
Die Tiefe ſetzet ſich!
Der Jubelklang der Sterne,
Des Menſchen froher Lobgeſang
Tönt durch die Nähe, durch die Ferne
Den hohen Klang:
Groß iſt Gott, unendlich groß.

Allmächtig iſt Gott!
Er hebet aus dem Staube
Was niedrig iſt und klein,
Verwehet gleich dem Sand, dem Laube,
Was waget frech zu ſeyn,
Er ſchlägt die ſchnöden Spötter,
Ihr ſtolzer Muth wird eitel Nichts,
Er iſt der höchſte Gott der Götter,
Der Gott des Lichts.
Allmächtig iſt Gott, der ſtarke Gott.

Allmächtig iſt Gott.
Er zog in wilden Haufen
Die Hölle trotzig aus,
Sie prahlte: meine Roſſe ſaufen
Die tiefſten Ströme aus;
Sie prahlte: meinen Schaaren
Sind Meer und Länder unterthan.
Da kam der Himmelsheld gefahren —
Es lag ihr Wahn.
Allmächtig iſt Gott, der ſtarke Gott.

Barmherzig iſt Gott.
Er hat den Feind geſchlagen,
Er hat mir Sieg verlieh'n;
Was trotzig war, das muß verzagen,
Was ſchwach war, das iſt kühn;

Er bricht die ſchweren Bande,
Er tilgt die fremde Tyrannei,
Er rettet mich von Trug und Schande,
Er macht mich frei.
Barmherzig iſt Gott, der fromme Gott.

Danket Gott!
Er will ſich gnädig weiſen,
Er führet unſern Krieg,
Nicht unſre Hände, unſre Eiſen,
Der Herr gab uns den Sieg.
Drum fallet fröhlich nieder!
Und ſingt ihm lauten Lobgeſang!
Durch alle Herzen klinge wieder
Der hohe Klang:
Groß iſt Gott, unendlich groß!

2.

Wohlauf mit Herz und Muth!
Wohlauf! dem Herren zu danken,
Der große Wunder thut,
Und herrſchet ohne Schranken.
Auf! bringet Lob und Preis
Dem höchſten Gott und Herrn,
Der alles ſieht und weiß,
Was nah iſt und was fern.

Er iſt der große Held,
Der hoch auf Sonnen wohnet,
Der Unſchuld trägt und hält
Und Trug mit Schande lohnet;
Er iſt der ſtarke Hort
Der Freiheit und des Rechts,
Weht Liſt des Buben fort
Und Rath des feigen Knechts.

Sein heißt die Majeſtät,
Die Thronen ſein, die Lande,
Er ſtürzt was trotzig geht
In Elend und in Schande,
Was niedrig iſt und klein
Das hebt er aus dem Nichts
Zu hellem Ehrenſchein,
Der Gott des Weltgerichts.

Er half uns wunderbar,
Er war der Schwachen Streiter:
Wild ſchnob der Feinde Schaar,
Wild ſchnoben Roſſ' und Reiter;
Sie brauſten ohne Zahl
Daher wie Fluth vom Meer,
Sie ſchlug nicht unſer Stahl,
Gott, Gott war unſer Heer.

Drum bringet Freudenklang,
Drum bringet Jubellieder,
Und fallt mit Lobgeſang
Vor ſeinem Throne nieder;
Auf! dankt ihm für und für!
Auf! dankt, und betet an!
Gott, Gott iſt's dort und hier,
Der einzig helfen kann.

3.

Auf! danket Gott, und betet an
Den Helden aller Helden,
Vor dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden;
Auf! werdet heute Ein Geſang,
Auf! klinget heute Einen Klang:
Gott ſey allein die Ehre!

Denn trotzig gleich der Meeresfluth,
Wann wilde Stürme ſauſen,
Ergoß ſich grimmer Feinde Wuth
Mit Schrecken, Angſt, und Grauſen,
Wenn zog Hunger, Peſt, und Tod,
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu ſtreiten?

Da ließ der Herr vom Himmelsſaal
Die Donnerſtrahlen ſchallen,
Sie ſchlug nicht unſer Arm noch Stahl,
Sie ſind durch Gott gefallen,
Der Held der Helden hat's gethan,
Im Staub zerſchmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz iſt ſtummes Schweigen.

Drum danket Gott, und betet an
Den Helden aller Helden,
Und laſſet Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden,
Drum ſinget frohen Lobgeſang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gott ſey allein die Ehre!

Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache!
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!
Schwöret bei dem Ruhm der Ahnen,
Bei der teutſchen Redlichkeit,
Bei der Freiheit der Germanen,
Bei dem Höchſten ſchwöret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd' und Himmel ſoll ihn hören
Unſern hohen Schwur der Ehren,
Unſern Schwur fürs Vaterland.
Glorreich ſchwebe, ſtolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner ſoll von hinnen weichen,
Wo ſich dies Panier erhöht!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne!
Daß ſich jede Bruſt ermahne
Für das heil'ge Vaterland.
Mache, ſtolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfeſt,
Daß ſie tauſendmal erbleichen,
Eh nur einer dich verläßt.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieſer Ehrenweihe!
Ewig lebe, teutſche Treue!
Ewig blühe, teutſches Land!
Freiheit, teutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Lug und Trug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre, Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Himmel Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdentand!
Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken, Wort, und That!
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Menſch beſchloſſen hat!

Gebet bei der Wehrhaftmachung eines teutſchen Jünglings.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet,
Daß ſein Herz, ſein Eiſen heilig werde!
Küße, Knabe, fröhlich dieſe Erde,
Denn ſie iſt der Freiheit heil'ges Land.
Willſt du ſeinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Teutſchland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Macht den Klang unſterblich ſeinen Ohren!
Teutſcher Jüngling! frei biſt du gebohren,
Freiheit ſey dein Glanz! dein höchſtes Gut!
Ihr ſollſt du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein beſtes Herzensblut.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer ſtolzer Waffenzier;
Auch ſein teutſches Herz zu weihen
Mit den ächten teutſchen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Schwöre denn, jetzt Mann und nicht mehr Knabe!
Schwöre deinem Lande bis zum Grabe,
Schwöre ſeiner Freiheit treue Huld!
Amen ſoll der Höchſte ſprechen!
Jeden Meineid wird er rächen,
Jeder Schande feige Schuld.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet,
Und er hat den höchſten Schwur geſchworen.
Hier und dort ſey ihm das Heil verloren,
Wenn er dieſe Worte jemals ſchwächt!
Erd und Himmel ſollen zeugen!
Dienen müß' er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Jetzt biſt du geweihet, edle Klinge!
Fliege leuchtend gleich des Blitzes Schwinge,

Fliege ſchrecklich durch die Todesreih'n!
Daß die feige Schande bebe!
Daß die Ehre oben ſchwebe!
Daß die Freien ſich erfreu'n!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Eiſen, könnte Untreu dieſen ſchänden,
Dann empöre dich in ſeinen Händen,
Kehre gegen ſeine Bruſt die Gluth!
Dulde nimmer, Schwerdt der Ehren,
Daß Verräther bei dir ſchwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Stehe auf, umgürtet mit dem Stahle!
Stehe auf! es ſchau'n vom Himmelsſaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Feſt,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfeſt.

Betet, Männer, heiligſtes Gebet!
Gott im höchſten Himmel gebe Segen
Dieſem freien Mann und ſeinem Degen,
Daß er Blitz in teutſchen Schlachten ſey!
Gott behüte unſre Lande,
Unſre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Teutſchland frei!

Die alten und die neuen Teutſchen.

Es wurden die Väter geprieſen
Als muthige Löwen im Streit,
Die Weichlinge nannten ſie Rieſen,
Ihr Schwerdthieb ging tief und ging weit,
Ihr Speer ſchlug durch Roß und durch Reiter,
Durch Panzer und Schild wie der Blitz,
Sie fürchteten Gott, und nichts weiter,
Und hielten nur Tugend für Witz.

Es plagten blutdürſtige Räuber
In Rom die verknechtete Welt,
Sie waren auf Wein und auf Weiber,
Auf Gold nur und Lüſte geſtellt,
Sie prahlten, Gott habe die Erde
Für Römer und Rom nur gemacht,
Und trugen Tyrannengebärde,
Und nannten ſich Herrſcher der Schlacht.

Da kamen die freien Germanen
Herab von der Donau, dem Rhein,
Und brachen mit fliegenden Fahnen,
Mit klingendem Spiel durch die Reih'n,

Sie zogen zum Krieg wie zum Tanze,
Die Wigande *) tapfer und gut,
Und färbten die reiſige Lanze,
Den mächtigen Degen mit Blut.

Sie ſtritten für Freiheit und Ehre,
Für Gott und ihr Recht und ihr Land;
Drum ſtoben die bübiſchen Heere
Vor ihnen dahin wie der Sand;
Sie brachen die ſklaviſchen Bande
Der ſtönenden Völker entzwei,
Vertilgten die Sünde und Schande,
Und bauten die Erde ſich neu.

So waren ſie weiland, die Teutſchen,
Und du? was, ihr Enkel, biſt du?
Du läſſeſt gleich Hunden dich peitſchen,
Und wedelſt recht hündiſch dazu;
Du zitterſt, erbärmliche Memme,
Zu ſterben den männlichen Tod,
Und iſſeſt in bänglicher Klemme,
Umſtellet von Treibern, dein Brod.

So dienſt du dem tückiſchen Franzen,
Dem gauklichen Affengeſicht;
Er läſſet wie Bären dich tanzen,
Du tanzeſt, und brummeſt ihm nicht;

---

*) Wigand: Kriegsheld, von wig Krieg und and Geiſt.

Er legt dir den Ring in die Naſe,
Er legt dir den Maulkorb ums Maul:
So ward aus dem Löwen ein Haſe,
So ward aus dem Streitroß ein Gaul.

Nicht länger! zu Waffen! zu Waffen!
Zum rettenden Eiſen geſchwind!
Die Freiheit dir wieder zu ſchaffen,
Zur blutigen Rache geſchwind!
Enthülle die fliegenden Fahnen!
Enthülle das blinkende Schwerdt!
Und zeige der herrlichen Ahnen,
Der freien Germanen dich werth.

Nicht länger! laß ſauſen! laß brauſen!
Laß lodern den heiligen Zorn!
Und ſtoße dem Dränger zum Grauſen
Auf Bergen und Höhen ins Horn,
Und blaſe der Rache Poſaunen,
Und ringe die Glocken vom Thurm,
Und ſchmettre den Klang der Karthaunen
Ihm nach im gewaltigen Sturm.

So treibe den ſchändlichen Treiber,
So jage die fröhliche Jagd,
Und hetze den diebiſchen Räuber
Mit Schrecken bei Tag und bei Nacht;

Nie ſtecke dein Schwerdt in die Scheide,
Als jenſeits des heiligen Rheins,
Da knüpfe in Freiheit und Freude
Die Bande des teutſchen Vereins.

Bundeslied.

Auf! teutſche Brüder! auf und zuſammen!
Auf zum Rachekriege auf!
Alle, die Teut und Mannus entſtammen,
Reiſig, mächtig, tapfer auf!
Steht feſt geſchloſſen, feſt gleich den Bergen,
Schlagt eure Schergen,
Schlagt ſie!
Tilgt Tyrannenſchande weg!

Schwinget die Säbel, zücket die Degen!
Bäumt den ſchweren Todesſpeer!
Recht macht zu kühner Tugend verwegen,
Recht ficht mit euch in dem Heer,
Gott wird die treuen Streiter nicht laſſen,
Wagt ihr zu haſſen
Teufel,
Fremde Teufel, fremde Liſt.

Hell laſſet Trommeln, Pfeifen erklingen!
Freiheit, Freiheit lebe hoch!
Schimpf ſoll auf Säbelſpitzen zerſpringen,
Brechen ſoll das Sklavenjoch.
Auf, teutſche Brüder, friſch mit dem Eiſen!
Laſſet uns weiſen
Alle
Heut, was teutſches Blut vermag.

Noch einen Klang dem heiligen Boden,
Teutſches Vaterland, auch dir!
Klang auch den Ehren herrlicher Todten,
Einſt des Volkes Schutz und Zier!
Hermann du Freier, muthiger Degen,
Hauche den Segen
Brennend
Uns wie Flammen in das Herz.

Nun denn, ſo ziehet, reiſige Streiter,
Ziehet aus zum heil'gen Krieg;
Gott iſt der Helfer, Gott iſt der Leiter,
Gottes Hand giebt Glück und Sieg.
Wagt ihr um höchſte Preiſe zu kämpfen,
Werdet ihr dämpfen
Mächtig
Feinde teutſcher Herrlichkeit.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwerdt, und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir was Gott gewollt
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im teutſchen Lande nicht
Mit teutſchen Männern erben.

O Teutſchland, heil'ges Vaterland!
O teutſche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir aufs neue:

Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der ſpeiſe Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Teutſchen, alle Mann für Mann
Zum heil'gen Krieg zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Teutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen;

Auf! fliege hohes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

Gottes Gericht.

Es wirbeln die Trommeln: Heraus! heraus!
Der Feind iſt vergangen mit Mann und Maus,
Da liegt er, zerſchmettert durch Gottes Hand,
Und ſeine Gebeine bedeckt kein Sand.

Die Raben ſie krächzen, die Krähen ſind laut,
Der Winter hat Brücken von Eis gebaut,
Der Hunger iſt bitter, und tief der Schnee —
Was will das bedeuten? o weh! o weh!

Vierhundertmaltauſend zu Roß und Fuß
Gingen über die Weichſel, den Niemenfluß,
Vierhundertmaltauſend — o welch ein Heer!
Gott hat ſie zerſtört und der Ruſſen Wehr.

Napoleon hat auf den Teufel gebaut,
Alexander der Kaiſer hat Gott vertraut,
Die Franzen verehrten Wolluſt und Geiz,
Die Ruſſen verehrten das heilige Kreuz.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01907/014

Die Franzen ſie prahlten im trotzigen Muth,
Die Ruſſen ſie brannten von frommer Gluth,
Die Franzen ſie ſtritten für Lug und Wind,
Die Ruſſen ſie ſtritten für Weib und Kind.

Drum wurden die Franzen wie Sand verweht,
Wann Sturmwind hinunter hinüber geht;
Ihr Grab iſt das Waſſer, der Schnee ihr Bett,
Sie machen die Wölfe und Raben fett.

Es wirbeln die Trommeln: Heraus! heraus!
Zum Kriege der Rache ins Feld hinaus!
Die Franzen ſie fliehen! friſch hinterdrein!
Wer wollte wohl heute der Letzte ſeyn!

Auf! friſche Geſellen! und greift die Wehr!
Auf! über die ſchnöden Banditen her!
Färbt Lanzen und Schwerdter im Blute roth,
Und ſchlaget die Schelmenfranzoſen todt.

So hetzet ſie munter zum Rhein, zum Rhein,
Und über den Rhein, und über den Rhein;
Wo Worte der Treue der Teutſche ſpricht,
Da wohne franzöſiſche Lüge nicht.

Die Raben ſie krächzen, die Krähen ſind laut,
Der Winter hat Brücken von Eis gebaut,
Der Hunger iſt bitter und tief der Schnee —
Was will das bedeuten? o weh! o weh!

Marſch.

Friſchauf, ihr Kamraden! wir ziehen in das Feld,
Wir haben unſer Herz auf Franzoſen geſtellt,
Die Wehr und der Muth ſind geſchliffen und blank,
Drum her mit Franzoſen! die Zeit wird uns lang.
Hurra, ihr Kamraden! hurra, ihr Soldaten!
Hurra iſt Franzoſen ein tödtlicher Klang.

Heraus alle, welchen die Freiheit gefällt!
Gott ſchuf für die Freiheit und Tugend die Welt;
Die Freiheit ſie lebe, das heiligſte Gut!
Für Freiheit, ihr Brüder, da ſchonet kein Blut!
Hurra, ihr Kamraden! hurra, ihr Soldaten!
Hurra! und vertilget die teufliſche Brut!

Heraus auch für Teutſchland, das heilige Land!
Vertilget den wälſchen, den teufliſchen Tand!
Auf tapferer Väter vermorſchtem Gebein
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi mehr ſchrei'n.
Hurra, ihr Kamraden! hurra, ihr Soldaten!
Dem Werda der Teutſchen iſt Kiwi zu ſein.

Heraus für die Aeltern, für Weib und für Kind,
Für Jungfrau'n und Bräute zur Rache geſchwind!
Das ſtärket die Arme, das ſtählet den Muth,
Drob ſtreitet man fröhlich, drob ſtreitet man gut.
Hurra, ihr Kamraden! hurra ihr Soldaten!
Das locket das Eiſen zum feindlichen Blut.

Heraus alle! rufet am lauteſten Gott!
Und machet die ſchnöden Tyrannen zu Spott;
Mit Schwerdtern und Lanzen in blutiger Jagd
So jaget die Räuber bei Tag und bei Nacht!
Hurra, ihr Kamraden! hurra, ihr Soldaten!
Haſaſa! Trarara! die fröhliche Jagd!

Auf! ſpielet, Kanonen, zum luſtigen Tanz!
Auf! blitzet, ihr Säbel, den blinkenden Glanz!
Auf! wirbelt, ihr Trommeln, im Saus und im Braus!
Auf! wehet, ihr Fahnen, zum Himmel hinaus!
Hurra, ihr Kamraden! hurra, ihr Soldaten!
Wir ziehen zum Sieg oder Tod heut hinaus.

Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte ſechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürſteten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Roſſen im Schritt
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit,
Ihr Schützen, Gott ſegne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblaſſen muß!

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzoſen ſchlagen ſich will;
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus,
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit franzöſiſchem Blut,
Zweitauſend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf ſtürmten ſie Dömitz das feſte Haus,
Und jagten die Schelmenfranzoſen hinaus,
Dann zogen ſie luſtig ins Pommerland ein,
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi mehr ſchrei'n.

Auf Stralſund ſtürmet der reiſige Zug,
O Franzoſen, verſtündet ihr Vogelflug!
O wüchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenſtein weiland belagert hat,
Wo der Zwölfte Karolus im Thore ſchlief;
Jetzt liegen ihre Thürme und Mauren tief.

O weh euch, Franzoſen! jetzt ſeyd ihr todt,
Ihr färbet die Säbel der Reiter roth,
Die Reiter ſie fühlen das teutſche Blut,
Franzoſen zu tödten das däucht ihnen gut.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was ſind dir für bübiſche Netze geſtellt?
Viele ziehen zu Lande, es ſchleichet vom Meer
Der Däne, die tückiſche Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was ſprengeſt du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was ſchließeſt in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralſund da ſollſt du begraben ſeyn.

O Stralſund, du trauriges Straleſund,
In dir geht das tapferſte Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das redlichſte Herz,
Und Buben ſie treiben mit Tapfern Scherz.

Da ſchreit ein franzöſiſcher Schelmenmund,
„Man ſoll ihn begraben wie einen Hund,
„Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
„Schon fütterte Krähen und Raben ſatt.“

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenſpiel und ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmuſik, ohne Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie ſchnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab,
Und legten den Leib in ein ſchlechtes Grab;
Da ſchläft er nun bis an den jüngſten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da ſchläft der Schill, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß geſtellt;
Doch hat er [illegible] ſeinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſeyn.

Denn zäumet ein Reiter ſein ſchnelles Pferd,
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwerdt,
So ruft er immer: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzoſen rächen euch will.

Das Lied vom Gneiſenau.

Bei Colberg auf der grünen Au
Juchheidibei! Juchheidibei!
Geht's mit dem Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Da donnert's von Kanonen,
Da ſä't man blaue Bohnen,
Die nimmer Stängel treiben,
Bei Colberg auf der Au.

Bei Colberg hat es flinken Tanz,
Juchheidibei! Juchheidibei!
Um Mau'r und Graben, um Wall und Schanz,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Sie tanzen alſo munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz todt getragen,
Bei Colberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei! Juchheididei!
Um die ſo mancher tanzend fällt?
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Stadt Colberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wornach die Tänzer tanzen
Auf Colbergs grüner Au.

Wie heißt ihr ſchöner Bräutigam?
Juchheididei! Juchheididei!
Es iſt ein Held vom teutſchen Stamm,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Ein Held von ächten Treuen,
Daß ſich die Teutſchen freuen,
Und Gneiſenau klingt ſein Name
Auf Colbergs grüner Au.

Bei Colberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Da tanzt der tapfre Gneiſenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Voran zu ſchnellen Saiten.
Was ſoll der Tanz bedeuten?
Franzoſen ſollen ſterben
Auf Colbergs grüner Au.

So ging's auf Colbergs grüner Au
Juchheididei! Juchheididei!
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Und manchen Franzmann haben
Sie nach dem Tanz begraben,
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Colbergs grüner Au.

Doch als es ſtill wird auf der Au
Vom Heididei! Juchheididei!
Da däucht es ſchlecht dem Gneiſenau,
Er ſpricht: Ei ei! ei ei!
Er haſſet die Franzoſen,
Die argen Ohnehoſen,
Nach England thut er reiſen
Von Colbergs grüner Au.

Komm nun zurück, du frommer Held!
Juchheididei! Juchheididei!
Und zieh mit Teutſchen froh ins Feld,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Thu einen Tanz noch wagen,
Wir woll'n die Franzen ſchlagen
Mit dir und deinem Degen
Auf Teutſchlands grüner Au.
Komm nun zurück aus Engelland,
Juchheididei! Juchheididei!
Das Glück hat alles umgewandt,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Komm! laß dein Spiel erklingen,
Komm! laß die Franzen ſpringen,
Wie du ſie ſpringen lehrteſt
Auf Colbergs grüner Au.

Das Lied vom Dörnberg.

Es war ein Freiherr fromm und gut
Vom Kattenland und Kattenblut,
O tapfres Land der Heſſen!
Der haßte tief den wälſchen Tand,
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergeſſen.
Es hatt' auf den Landgrafenthron
Den Bruder ſein Napoleon
Im Kaiſerſtolz geſetzet;
Der Bruder hieß Hieronymus,
Ein Weichling, der am Weiberkuß
Und Wein ſich nur ergötzet.

Das däucht dem edlen Dörnberg ſchlimm,
Er rüſtet ſich im Heldengrimm,
Den Buben will er ſchlagen,
Die Franzen will der Ritter werth
Mit Spieß und Stange, Kolb und Schwerdt
Weit über'n Rhein verjagen.

Schon hat er klug ſein Netz geſpannt,
Schon hält er's Schwerdt in tapfrer Hand,
Schon warten ſeine Treuen,
Sie brennen all von teutſchem Muth,
Sie dürſten all Franzoſenblut,
Sie woll'n das Land befreien.

Das däuchte einem Schelm nicht recht:
Ein Teutſcher, doch von Sinn ein Knecht,
Herr Malsburg ſchlecht gebohren,
Der ſagt's dem König alles aus;
Er rüſtet ſich, und ſchirmt ſein Haus
Mit Wehr an Thürm'n und Thoren.

Da muß der edle Dörnberg fliehn,
Verräther ſpähen hinter ihm,
Sie wollen ihn erlauſchen;
Er auf der Flucht muß ab und an
Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauſchen:

Bis er den wackern Braunſchweig findt,
Der Welfen ächtgebohrnes Kind,
Den treuen teutſchen Degen,
Da muß noch mancher frenſche Hund
Sich blutig auf den grünen Grund
Durch ſeinen Säbel legen.

Sie hauen ſich wie Männer durch,
Dann ſegeln ſie zur Freiheitsburg,
Altengelland mit Namen;
Da ruhen ſie vom harten Strauß
Die müden wunden Glieder aus,
Und ſprechen fröhlich Amen.

Nun, Teutſche, hört die neue Mähr,
Der Dörnberg ziehet wieder her,
Er führet tapfre Reiter,
Er ſchwinget ein geſchliffnes Schwerdt,
Er reitet ein geſchwindes Pferd,
Und Gott iſt ſein Geleiter.

Gott ſegne unſern Rittersmann,
Der ſolch ein frommes Herz gewann!
Gott ſegne ſeine Treue!
Gott ſegne ſeinen freien Muth,
Daß bald ſich im Franzoſenblut
Sein teutſches Herz erfreue!

Das Lied vom Grafen Chaſot.

In Teutſchland lebt' ein edler Graf,
Eine freie Stadt war ſein Vaterland,
Ein rechter Ritter fromm und brav,
Seine Seele trug er in ſeiner Hand:
Die Stadt heißt Lübeck von altem Namen,
Der Graf heißt Chaſot von edlem Samen.

Dem freien reichsgebohrnen Mann
Gefiel die Schande des Reiches ſchlecht,
In ſeinen Adern Ehre rann,
Drum haßte er durſtig den Schelm und Knecht,
Ein Freund von redlichen Biederleuten,
Ein Feind von Sklaven, die Knechtſchaft leiden.

Drum war er mit dem Degen riſch.
Wo gegen Franzoſen die Trommel klang;
Das macht' ihm Muth und Seele friſch,
Das war ihm höchſter Freudenklang,
Da mußt' er hin über Land und Waſſer,
Der tapfre und kühne Franzoſenhaſſer.

Als nun die Poſt aus Rußland ſcholl,
Der Kaiſer von Rußland ziehe aus;
Das däucht dem edlen Grafen wohl,
Da kann er nicht ſitzen ſtill zu Haus,

Da muß er ſein Blut und Leben wagen,
Er muß ſich mit den Franzoſen ſchlagen.

Durch Buben und Verräther ſchleicht
Viel hundert Meilen der Grafenſohn,
Wo's ſeinem Herzen luſtig däucht,
Wo klinget das Krieges Poſaunenton,
Wo Alexander die Männer rüſtet
Und muthige Ruſſen nach Streit gelüſtet.

Bald brauſt auf ſie wie wildes Meer
Franzöſiſcher Rotten gewaltige Fluth,
Sie ziehen trotziglich daher,
Und prahlen ſtolz im Uebermuth:
Hieher! wer ſtehet vor unſern Heeren?
Wer mag uns die Herrſchaft der Erde wehren?

Doch Gott im Himmel ſah darein
Und der Ruſſen mächtige Heldenfauſt,
Wie Herbſtwind ſchüttelt das Laub im Hain,
So hat ſie der Sturmwind der Schlacht zerzauſt:
Sie ſollten Raben und Wölfe füttern,
In Rußland ſollt' ihr Gebein verwittern.

Der edle Graf in mancher Schlacht,
In manchem blutigen Männerſtrauß
Sich gegen die Schelme luſtig macht,
Er ſieht ſie zerſtieben zu Staub und Graus,

Er ſieht ſie fliehen, er ſieht ſie fallen;
Das däucht ihm der luſtigſte Fall von allen.

Drauf reiſt er hin nach Petersburg,
An Hoffnungen und an Freuden reich,
Eine Zierde für die Kaiſerburg,
Ein ſchöner Sprößling aus teutſchem Reich;
Dort ſoll er des Vaterlands heil'gen Waffen
Erleſene Schaaren von Männern ſchaffen.

Dort hebt die Teutſche Legion
Für Freiheit und Ehre das Siegspanier,
Sie brennet gegen Schmach und Hohn
Und gegen Franzoſen von Kriegsbegier,
Sie brennet von Sehnſucht der ſüßen Stunde,
Wo Rache klinget von Mund zu Munde.

Sie ſchauet auf des Grafen Schwerdt,
Und auf ſein frommes und teutſches Herz;
Er dünket ihr vor allen werth,
Voranzuſpielen im Schlachtenſcherz,
Voranzuſchreiten dem kühnen Reihen
Als Held und Führer der teutſchen Freien.

Du edler Graf, wo ziehſt du hin?
Wo ziehſt du hin im Winter und Schnee?
Auf Teutſchland ſteht dir nur der Sinn,
Dir thun die armen Gefangenen weh,

Die armen Gefangenen, die die Franzoſen.
Haben in den Tod und das Elend geſtoßen.

Du edler Graf, wo ziehſt du hin?
Wo ziehſt du hin im Winter und Schnee?
Auf Teutſchland ſteht dir nur der Sinn,
Drum ziehſt du nach Pleskow am Peipusſee;
Da willſt du die armen Gefangnen erlöſen,
Und willſt ſie bewaffnen gegen die Böſen.

O Pleskow, Stadt am Peipusſee!
Wann hört die Klage der Freien auf?
Wann ſauſt nicht mehr ein dumpfes Weh
In deines Stromes ächzendem Lauf?
In dir ſoll der Bravſte von allen Braven,
In dir ſoll der edle Graf Chaſot ſchlafen.

Der Ritter, der die Kranken pflegt
Und der Verwundeten Schmerz verbindt,
Wird in die dunkle Gruft gelegt,
Schon ſpielt um ſeinen Hügel der Wind,
Die irdiſche Sonne wird nimmer ihm ſcheinen,
Doch werden ihn ewig die Freien beweinen.

Denn einen freiern teutſchern Mann,
Als Chaſot war der viel edle Graf,
Nie Teutſchland je gebähren kann,
An Leib und Seele ſo feſt und brav,

Ein Kind in Liebe, ein Held in Treuen,
Ein Herz, wie die Herzen der edlen Leuen.

Drum ſetzen wir dieſen Leichenſtein,
Drum ſingen wir dieſes Trauerlied.
Solange grünt eine Eich' im Hain,
Solang' eine Blume auf Auen blüht,
Eine Liebe noch glühet in teutſchen Seelen,
Sollen Kränze und Thränen ihm nimmer fehlen.

Des Teutſchen Vaterland.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweitzer? iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's, was der Fürſten Trug zerklaubt?
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt des Teutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt des Teutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott vom Himmel, ſieh darein!
Und gieb uns rechten teutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Des teutſchen Knaben Robert Schwur.

Der Knabe Robert feſt und werth
Hält in der Hand ein blankes Schwerdt,
Er legt das Schwerdt auf den Altar,
Und ſchwört bei'm Himmel treu und wahr:

Ich ſchwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwerdt in feſter Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir hold zu ſeyn.

Ich ſchwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch,
Mit Leib und Seele, Muth und Blut:
Du biſt des Menſchen höchſtes Gut.

Auch ſchwör' ich heißen, blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem wälſchen Tand,
Daß nie ſie ſchänden teutſches Land.

Du droben in dem Himmelzelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o ſteh mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu!

Daß ich, vom Lug und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge ſeyn!
Daß dieſes Eiſen ehrenwerth
Für's Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh ich's gegen's Vaterland
Und Gott, dann welke, hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Aſt!
Dann ſey ein Halm dir Zentnerlaſt!

O nein! o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Bube ſeyn,
Der Robert ſchwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt ſein Stern.

An Rügen.

Geliebtes Eiland, mütterliche Erde,
Wo ich von acht und zehen ſchönen Lenzen
Die Bäume und die Hügel ſah bekränzen,
O Rügen, Land voll lieblicher Gebärde!

Sprich, ob ich je die Thaten ſehen werde,
Wovon die Bilder alſo herrlich glänzen,
Daß ich in andern Völkern, andern Gränzen
Stets jagen muß nach Arbeit und Beſchwerde?

All deine ſüße Schöne mußt' ich laſſen,
All deine holde Stille mußt' ich fliehen,
Ich mußt' ein größres Vaterland mir ſuchen.

O dieſen Stolz werd' ich ihn je erfaſſen?
Wirſt du, Germanien, noch in Freiheit blühen,
Wo Sklaven ſtöhnen und Tyrannen fluchen?

Klage.

So willſt du, Leben, ſtets mich weiter tragen
Von einer immer zu der andern Stelle?
Wie Wind den Vogel treibt, das Schiff die Welle,
So werd' ich viel und weit umhergeſchlagen.

Sprich, wird dem heißen Kämpfer nimmer tagen
Der leuchtenden Erfüllung ſüße Helle?
Wie? oder muß er bis zur Grabesſchwelle
Stets wanken zwiſchen Hoffen und Verſagen?

O daß ich an die ſchweren Erdenklötze
Des Himmels leichte Geiſter wollte hängen!
Daß ich der Faulheit wollte Flügel machen!

Wo Gott der Harmonien Urgeſetze
Erklingen läßt in ſternigen Geſängen,
Da wird mein Träumen himmliſches Erwachen.

Der Freudenklang.

Durch Teutſchland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Iſt laut geklungen worden:
Der Wüthrich iſt gefallen,
Durch Gott den Herren gefallen
Mit ſeinen Henkerhorden.

Drum auf, ihr Männer! auf ins Feld!
Drum auf, ihr teutſchen Brüder!
Die Böſen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück erſteht nicht wieder;
Friſchauf mit Jubelſchalle!
Und ruft und ſchwöret alle:
Wir ſind und bleiben Brüder:

Nicht Baiern und nicht Sachſen mehr,
Nicht Oeſtreich oder Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer:
Wir wollen Teutſche heißen;
Als ächte teutſche Brüder
Hau'n wir die Feinde nieder,
Die unſre Ehr zerreiſſen.

In gleicher Liebe feſt und treu,
In Einem Bund geſchloſſen,
Ihr Wälſchen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Roſſen:
Wie Herbſtesſtürme brauſen
Und wilde Meere ſauſen,
So kommen wir gefloſſen.

So kommen wir, ſo brauſen wir,
Und ſchwören rothe Rache,
Und Gott der Herr iſt mit uns hier
Und hält die rechte Sache;
Der Herr der Himmelsſchaaren
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit dieſem Glauben ziehn wir aus
Als rechte teutſche Brüder;
In Teutſchland ſtand der Freiheit Haus,
Wir bau'n es tapfer wieder,
In Fahr und Todesflammen
Da bau'n wir's kühn zuſammen,
Kein Teufel reißt es nieder.

Einladung zum Tanz.

Das Schwerdt iſt gefeget,
Der Säbel iſt blank,
Der Speer iſt umleget
Mit Stahl breit und lang,
Der Muth iſt gewetzet,
Das Herz ſich erletzet
Bei Trommeln und Pfeiſen
Am kriegriſchen Klang.
Nun her, ihr Franzoſen,
Hieher in das Feld!
Hier tanzet auf Roſen,
Muſik iſt beſtellt;
Schon klingen die Saiten
Des Reigens von weiten;
Verſuchet, wer heute
Den Vortanz erhält.
Die Braut heißet Ehre,
Sie führet den Tanz,
Und ſchreitet dem Heere
Voran mit dem Kranz;
Sie mahnet zur Rache
Für heilige Sache,
Und hat ihn gefärbet
Mit blutigem Glanz.

Das Brautmädchen ſpringet
So tapfer daher,
Heißt Freiheit, und ſchwinget
Den mächtigen Speer;
Sie kann nicht erbleichen,
Auf Trümmern und Leichen
Da führt ſie als Heldin
Das vorderſte Heer.

Drum friſch, Kameraden!
Wer greifet den Kranz?
Seid alle geladen
Zum Spiel und zum Tanz;
Die Trommeln erklingen,
Die Säbel ſich ſchwingen —
Die andern ſind halb nur,
Der Krieger iſt ganz.

Der Waffenſchmidt*) der teutſchen Freiheit.

Wem gebührt der höchſte Preis?
Nur dem Mann, der ſtill erſchafft,
Der in Mühen ſchwer und heiß
Nie verzagt und nie erſchlafft,

---

*) Hier kann nicht geſagt werden, unter wie ſchweren und gefährlichen Verhältniſſen der ſtille und feſte Mann, der hier gelobt wird, vorzüglich wieder eine preußiſche Heereskraft ſchuf, die erſte Stütze künftiger Freiheit.

Der im Drange von Gefahren
Fühlt, wer ſeine Väter waren;

Der ſelbſt mit dem Schelm und Knecht,
Mit dem Buben glatt und blank
Immer wahr und immer recht
Geht der Ehre feſten Gang,
Der demüthig und beſcheiden
Alles kann um Tugend leiden;

Den der Ehre Gaukelſpiel
Und das Gold nicht lockt und hält,
Der auf Ein Gefühl, Ein Ziel
Alle Kräfte mächtig ſtellt,
Schandeketten zu zerbrechen
Und den wälſchen Trug zu rächen;

Der, wenn Memmen matt und feig
Dingen um der Knechtſchaft Lohn,
Nimmer müde, nimmer bleich
Trotzt der Spötter ſchnödem Hohn,
Der, wann alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Nenne ihn, damit der Kranz
Ihn umlaube ſchön und grün;
Weiſe ihn, damit im Glanz
Alle Augen ſchauen ihn,

Damit ſolcher Tugend Kunde
Leb' in aller Männer Munde.

Scharnhorſt heißt der edle Mann,
Teutſcher Freiheit Waffenſchmidt,
Der nie wankend ab und an
Ging den feſten Heldenſchritt,
Der im Stillen hat geſchaffen
Roß' und Männer, Krieg und Waffen.

Scharnhorſt heißt der edle Mann,
Teutſcher Freiheit Waffenſchmidt,
Der auf Rettung raſtlos ſann,
Vieles that und vieles litt,
Daß er könnte teutſche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns ſteht ums höchſte Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuren Heldenblut:
Allen Tapfern rann's zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Darum Klang, der Freiheit klingt,
Kling' ihn hell wie Orgelton;
Darum, Lied, das Ehre ſingt,
Singe Teutſchlands tapfern Sohn,

Zeig' ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beſſrer Zeiten.

Treuer, biedrer, teutſcher Held,
Gott mit uns und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält,
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandserrettern,
Nimm den Kranz von Eichenblättern.

Noth des Vaterlandes.

Noch ſind die Furien nicht ſatt,
Noch iſt die Hölle nicht gefüllet;
Noch wälzt das Glück ſein blutig Rad,
Das nimmer ſeine Rollung ſtillet;

Noch hat Germanien nicht genug
Der Faulheit Sünden abgebüßet,
Wo Schmach aus Schmach und Lug aus Lug
Gleich Kröten aus den Sümpfen ſprießet;

Noch will kein Hermann uns erſtehn,
Noch winkt kein Retter mit dem Schwerdte;
Der Lüge bunte Fahnen wehn,
Und Frevler folgen ihrer Fährte;

Und Knechte krächzen Dohlen gleich:
Hieher! hier herrſcht der Freiheit Freude,
Dem Korſen gab der Herr das Reich,
Daß er die Völker herrlich weide;
Und Fürſten zittern blaß und bleich
Des Wälſchen fürchterlichem Willen,
Er winkt — ſein Wink trifft Dolchen gleich,
Und ſeine Augen ſind Baſtillen.
So dient das Volk, ſo dient das Land,
Das in der Ahnen großen Tagen
Mit ſtolzem Muth und ſtarker Hand
Der Römer langes Glück zerſchlagen;
Das auf dem Schutt der alten Welt
Der Freiheit neue Tempel weihte
Und nur den Herrn im Sternenzelt
Und keine andre Herren ſcheute.
Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann
So hat es einſt bei uns geklungen;
Was nie ein Eidſchwur binden kann,
Das hielt die Treue feſt verſchlungen;
Jetzt brüten wir Verräther aus
Und feile Vaterlandsverächter,
Zertrümmert liegt der Freiheit Haus,
Zermürbt die mächtigen Geſchlechter:

Zu Xerxes und Sardanapal
Da ſuche Enkel tapfrer Väter,
Bei'm Balle, in dem Maskenſaal
Da ſind ſie großer Thaten Thäter,

Auf weichgeſchwellnem Eiderflaum,
Wo Wohlluſt unter Roſen lauert,
Da träumen ſie den Heldentraum
Von dem, was durch die Zeiten dauert:

Drum iſt das Scepter und der Stahl
In ihrer Hand wie Rohr zerbrochen,
Drum hat der Herr im Sternenſaal
Das Donnerwort ſeid nichts! geſprochen.

Doch ſtille dich, du teutſcher Zorn!
Es dürfen auf den grünen Höhen
Um das Parnaſſus Doppelhorn
Nur heitre Geiſter wandeln gehen.

Drum ſchweige von der ſchwarzen Schmach,
Drum ſchweige von dem Ungeheuer,
Und ſtimme an Kaſtaliens Bach
Für ſanftre Töne deine Leyer:

Es flieht die Grauſen der Geſang,
Die in der Hölle düſter wohnen,
Ihr Saitenſpiel iſt Kettenklang,
Und ihre Muſen ſind Kanonen.

H

Teutſcher Troſt.

Teutſches Herz verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn von Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwerdt, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Wälſchen Meuchelei,
Du ſey redlich, fromm, und frei;
Laß den Wälſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſey mit dir.

Teutſche Freiheit, teutſcher Gott,
Teutſcher Glaube ohne Spott,

Teutſches Herz, und teutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal:

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht:
Die allmächtige Natur
Hält dir ewig ihren Schwur.

Auf Scharnhorſts Tod *).

Wen erleſt ihr für die großen Todten,
Die einſt ritterlich fürs teutſche Land
Ihre Bruſt dem Eiſen boten?
Wen erleſt ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Wer iſt würdig, ſolche Mähr zu bringen:
Aufgeſtanden ſind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unſre Schandeketten ſollen ſpringen,
Auch der Donner klingts des Streits?

*) Dieſer herrliche und allen redlichen Teutſchen unvergeßliche Mann ſtarb in Prag an den Folgen ſeiner bei Lützen oder Groß Görſchen erhaltenen Wunde, die man anfangs ungefährlich hielt.

Wer mag Hermann ſeine Rechte reichen
Und der Väter Angeſichter ſchau'n?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind ſtreichen:
Die zermalmte ſchier das Grau'n.

Nur ein Held mag Helden Botſchaft tragen,
Darum muß Germaniens beſter Mann,
Scharnhorſt muß die Botſchaft tragen:
Unſer Joch das wollen wir zerſchlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Heil dir, edler Bote! hohe Weihe
Giebt dein Gang dem teutſchen Waffenſpiel,
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird für's Vaterland ein Leue,
Wann ein ſolcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerſpiegel,
Biedermann aus alter teutſcher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm ſchlägt ſeine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit;

Und er ſteht uns wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes, feſtes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterlande grüner Eichen,
Von dem teutſchen Vaterland.

Wann einſt fromme Herzen teutſch ſich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck
Werden hier ſie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitkränze winden,
Blühet hier der Ehrenſchmuck.
Wann ſich Männer nächtlich ſtill verſchwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtſchaft lehren,
Hieher lenken ſie den Pfad.
Will der Vater ſeinen Sohn bewehren,
Hieher führt er ihn im Abendſchein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn ſchwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu ſeyn.
So blüht Tugend aus der Tugend Samen
Herrlich durch die Säkeln ohne Ziel;
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorſt wie ein Amen
Für das göttlichſte Gefühl.

Der feſte Mann.

Wer iſt ein Mann? der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? der glauben kann
Inbrünſtig, wahr, und frei;
Denn dieſe Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Menſch entzwei.

Wer iſt ein Mann? der lieben kann
Von Herzen fromm und warm,
Die heilge Gluth giebt hohen Muth
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt,
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit, Pflicht, und Recht,
Dem frommen Muth däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, teutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer ſeyn,
Von Gott kömmt Glück und Sieg.

Reiterlied.

Schnaubet, ſchnaubet, meine Pferde,
Stampfet mit den hellen Hufen!
Denn es ſtönt die teutſche Erde,
Und die teutſchen Geiſter rufen,
Rufen Rache, rufen Wehe
Ueber Faulheit, über Schande,
Daß der teutſche Muth erſtehe
Und zerbreche Sklavenbande.

Blitze hell, mein Säbel, blitze!
Klinge ſtolz, mein Eiſen, klinge!
Führe Tod auf ſcharfer Spitze,
Führe Tod in feſter Klinge;
Will der Kampf uns nicht gelingen,
Will das Glück den Stolz nicht lohnen,
Sollſt du mich mit Ehren bringen
Hin, wo tapfre Väter wohnen.

Klirret, klirret, meine Sporen!
Füße, Arme, werdet Stürme!
Denn die Freiheit ging verloren,
Ehre kriechet gleich Gewürme,
Und das teutſche Wort, das hohe,
Wird als Schmeichler gar erfunden,
Und der teutſchen Seelen Lohe
Halten Lug und Trug gebunden.

Brennet, meine Lippen, brennet!
Flammt, Gebete, auf zur Höhe!
Du, den alles Heiland nennet,
Hilf, daß gar ich nicht vergehe!
Du, durch den die Donner rollen,
Steure mit dem ſtarken Arme
Allen, die uns übel wollen,
Vater, dich des Volks erbarme!

Auf die Schlacht bei Groß-Görſchen, oder Lützen, den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen
Und die goldnen Flügel ſchwingt?
Wie der Schande Centnerſchwere
Sich von Teutſchlands Nacken löſt,
Und die alte teutſche Ehre
Hell in Kriegspoſaunen ſtößt?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preußen! Preußen! klingt der Klang;
Tauſend Stimmen rufen Amen,
Tauſend Herzen glühen Dank,

Millioenn Kniee ſinken
Freudig betend vor dem Herrn,
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesſtern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer! —
Dieſer Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr erſten Renner
Auf der teutſchen Ehrenbahn,
Die der ſüße Reitz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Roſenjugend
Lockt der Wonnefackel Roth.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Heldenmänner, ſeyd gegrüßt!
Beſte Teutſche ſollt ihr heißen,
Wann der neue Bund ſich ſchließt,
Wann die alte Liebe wieder
Brüder feſt zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grauſe Hyder
In dem Staub erwürget liegt.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg verſöhnt,
Teutſchlands Retter ſollt ihr heißen,
Wo nur teutſche Sprache tönt,

In der Enkel fernſten Tagen,
Durch der Säkeln Nacht hinaus,
Soll noch jeder Teutſche ſagen:
Dieſe fochten's muthig aus.

Jetzt die edlen Heldenſchatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz beſtatten
In des Schlachtfelds blut'gem Ring;
Auf! und thürmt den Berg von Steinen!
Thürmt ein teutſches Heldenmal!
Sonne, komm' mit hellſten Scheinen,
Leuchte drauf den ſchönſten Strahl!

Auf! und pflanzet grüner Eichen
Ernſte Haine rings umher!
Betet, daß in teutſchen Reichen
Buben freveln nimmermehr!
Betet, fluchet, daß die Sklaven,
Die den heil'gen Todten nah'n,
Plötzlich alle Himmelsſtrafen
Auf das ſchuld'ge Haupt empfahn!

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geiſter wandeln gehen,
Alles ſchauet, alles kennt,

Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längſt geſchieden ſeid,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch teutſcher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf dieſen Auen
Jüngrer Schlachten Staub erregt,
Und mit Schrecken, Tod, und Grauen
Reihen gegen Reih'n bewegt,
Guſtav, großer Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenſtein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor dieſem Ehrenſchein.

Denn das Lied muß ſchwarz ſich kleiden,
Welches euch beſingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Thaten ſtill,
Und Germanien mag wohl klagen
Um den ſchweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr ſo groß geworden ſeid.

Aber ſelig wer in dieſen
Hehren Gottesſchlachten fällt!
Der wird ewig hoch geprieſen
Als ein Heiland, als ein Held;

Auf der Freiheit Siegesſtätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen da zu beten,
Engel kommen da zu knie'n.

Als Kaiſer Franz den Franzoſen den Krieg erklärte.

Der Kaiſer hat geredet,
Der alte teutſche Kaiſer Franz:
Auf! Frankreich ſei befehdet!
Und friſch erneuet Teutſchlands Glanz!
Auf! auf! mit hellen Wehren
Für Teutſchlands Ruhm und Preis!
Und waſcht die teutſchen Ehren
Von allen Flecken weiß!

Drum auf, ihr teutſche Fürſten!
Drum auf für's teutſche Vaterland!
Nun lernt nach Ehre dürſten,
Und nehmt der Rache Schwerdt zur Hand!
Ihr lage' lang' in Banden,
Nun ſeid ihr wieder frei;
Auf! ruft in allen Landen
Der Freiheit Feldgeſchrei!

Drum auf, ihr teutſche Ritter!
Drum auf! für euren Kaiſer auf!
Und ſauſt wie Ungewitter,
Und brauſt daher wie Wogenlauf,
Wann ſich aus Wolkengrauen
Des Himmels Zorn entlud;
Auf! röthet Teutſchlands Auen
Mit eurer Plager Blut!

Auf! teutſche Männer alle!
Für Einen alle insgemein!
Und ruft mit lautem Schalle:
Franziſkus ſoll der Kaiſer ſeyn!
Und faßt das blanke Eiſen,
Und braucht's nach teutſcher Art,
Daß noch die Enkel preiſen,
Was jetzt begonnen ward.

Auf! teutſche Männer alle!
Was nur in teutſcher Zunge ſpricht!
Hebt hoch bei'm Wonneſchalle
Zum Himmel Herz und Angeſicht!
Und ſchwöret bei dem Namen
Franziſkus Treu und Huld!
Gott ſelber ſpricht das Amen,
Und löſt die lange Schuld.

Nun denn mit Gott dem Starken,
Dem Hort der Freiheit, in den Krieg!
Und ruft in allen Marken:
Heraus! heraus! zu Tod und Sieg!
Die Schande ſoll vergehen,
Der Wälſchen Liſt und Trug!
Die Ehre ſoll erſtehen,
Wo Hermann Römer ſchlug!

Nun denn mit Gott dem Frommen,
Dem Helden, welcher ewig lebt,
Das Kreuz des Heils genommen,
Und glänzend ins Panier gewebt!
Der Doppeladler neige
Ihm tief die Flügel ſein,
Daß er's dem Volke zeige:
Gott ſoll der Retter ſeyn!

So laßt aus allen Gränzen
Uns auf die Feinde freudig zieh'n,
Bis wir die Sieger kränzen
Am Rhein mit friſchem Rebengrün,
Bis wir zur Freiheit wieder
Erlöſen insgeſammt
Die abgerißnen Brüder,
Was nur dem Teut entſtammt.

Nun noch ein hohes Lebe
Dem rechten teutſchen Herrn zuletzt!
Franziskus herrſche, lebe,
Der ſeinen Stolz auf Gott geſetzt!
Der ſeinen teutſchen Degen
Dem Vaterlande weiht!
Mit ihm ſey Gottes Segen
Heut und zu aller Zeit!

Lob der Freiheit.

Was ſingeſt du, mein Hochgeſang?
Was iſt dein höchſter Freudenklang?
Was iſt dein hellſter Strahlenſchein?
Was ſtellſt du höchſt im Götterreih'n?

Die Freiheit iſt der Hochgeſang,
Die Freiheit iſt der Freudenklang,
Die Freiheit iſt der hellſte Schein,
Die Freiheit thront im Götterreih'n.

Als Gott der Vater Schöpfer war,
Da ſtand ſie vor ihm licht und klar,
Demüthig wie ein liebes Kind,
Von Stärke groß, von Herzen lind,

Als drauf er ſchuf der Schöpfung Kranz,
Den Menſchen, ſeines Weſens Glanz,
Sie milden Rathes mit ihm pflog,
Und ſo ſprach Gott im Himmel hoch:

Weil du mein Gleichniß alſo liebſt
Und fromm dich ihm in Liebe giebſt,
So geh mit ihm, mein ſüßer Strahl,
Hinab zum dunkeln Erdenthal.

Und drauf das Kind des Himmels ging
Hinab vom goldnen Sternenring,
In Freuden ging das ſüße Blut,
Zu ſeyn des Menſchen treue Hut.

Sie gab bei Tage und bei Nacht
Auf jeden ſeiner Schritte Acht,
Sie wies ihm Wahrheit, Recht, und Licht,
Und ſchirmt' ihn vor dem Höllenwicht;

Sie füllte ihm das Herz mit Gluth,
Mit rechtem feſten Löwenmuth,
Sie blies ihn an mit Himmelshauch,
Und wuſch ihm allen Trug vom Aug.

Und wo ſie mit ihm wandeln ging,
Ihn eitel Kraft und Luſt umfing:
Der Leib geſund, die Seele rein
Sie mogten des wohl Zeugniß ſeyn.

Doch wann er ſich verlocken ließ,
Und ſie von ſeiner Thüre wies,
Da faßte ihn die Lüge gleich,
Und riß ihn in ihr Jammerreich.

Sie trat daher ſo glatt und blank
Mit Hurenblick und Hurengang,
Klang ſüßen Klang, ſchien bunten Schein,
Und macht' ihm Herz und Seele klein.

Sie brach ihm ſeinen tapfern Muth,
Daß er vergaß das höchſte Gut;
Sie trübte ihm den reinen Sinn,
Daß er nicht ſah zum Himmel hin.

Er war vom böſen Wahn bezecht,
Drum ging er traurig wie ein Knecht,
Drum plagt' er ſich mit Liſt und Geitz,
Und trug das ſchwere Sklavenkreuz.

Wie's damals zu geſchehen pflag,
So geht es noch bis dieſen Tag,
Daß, wer nicht an der Freiheit hält,
In Elend, Trug, und Schande fällt.

Drum bitten wir den lieben Geiſt,
Der unſer lieber Vater heißt,
Der aller Himmel Himmel führt,
Und unſre Herzen ſtark regiert,

Daß er uns mache fromm und treu,
Damit die Freude mit uns ſei,
Damit die Freiheit bei uns ſteh,
Und alle Lüge ſtrax vergeh;

Damit wir ſtolz und heldenkühn
Dem blut'gen Tod entgegen zieh'n,
Wann Freiheit uns, die Himmelsmaid,
Vorantritt in dem harten Streit;

Damit wir all für Einen Mann
Sie ſchau'n als unſre Heldin an,
Als unſre Wehr und ſtarken Schild,
Das Himmelsmädchen fromm und mild.

Geſangesluſt.

Wem rühren die Saiten den goldenen Klang?
Wen grüßen die hohen Verwalter der Töne,
Apoll und die Muſen, in himmliſcher Schöne?
Wen meint der Geſang?

Er meinet nicht Hoheit, er meinet nicht Gold,
Er meint nicht das Nichts, welchem ſklaviſche Rücken
In geizigen Aengſten des Dienſtes ſich bücken,
Er klingt nicht um Sold;

Er ſendet die Pfeile der Worte nicht aus,
Unſterblicher Ehren unſterbliche Boten,
Für grauſe Tyrannen und wilde Despoten
In Säkeln hinaus.

Doch was in den Tiefen das göttliche Herz
Zu leuchtenden Höhen der Sterne beflügelt,
Was ſchweigende Seelen zur Sprache entſiegelt
Im himmliſchen Schmerz;

Was ernſt als das heiligſte Männergebot
Umwölket die Stirn der Katonen mit Trauer,
Was Hektorn, das Bollwerk der troiſchen Mauer,
Hinaustreibt zum Tod;

Was Kolen geſetzt auf das ſtehende Ei,
Was Newton im fallenden Apfel gemeſſen,
Was Portia lächelnd in Kohlen gegeſſen,
Voll Stolz und voll Treu. —

Das rühret der Saiten pieriſchen Ton,
Das ſchüttert die zitternde Seele der Leyer,
Das ladet die Götter und Geiſter zur Feier,
Das klingt ohne Lohn;

Das blitzt aus dem Liede ein ſtrahlendes Bild,
Wie Pallas der Stirne des Vaters im Glanze
Entblitzte, gewaffnet mit Schwerdt und mit Lanze,
Mit Panzer und Schild.

O heiliger Wahnſinn der ſchwellenden Bruſt!
O brauſende Stürme der wehenden Töne!
O himmliſcher Tugend unſterbliche Schöne!
Unſterbliche Luſt!

Wohin mit dem ſeligen Sänger? wohin?
Wie lodert die mächtige Flamme im Buſen!
Wie brennt euer Athem, gewaltige Muſen!
Wohin? o wohin?

Was donnert? So tönt's vom Olympus nicht her,
So brauſet das Wetter von Mars und Bellonen,
So wiehert's von Roſſen, ſo hallt's von Kanonen,
So donnert ein Heer.

O Vaterland ſüßes! dich meldet der Klang,
Germaniens Söhne ſind mächtig erſtanden,
Zu tilgen den Trug der tyranniſchen Schanden.
Das klinge, Geſang!

Die Leipziger Schlacht.

Wo kömmſt du her in dem rothen Kleid,
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerſtreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müßen die Weiber und Bräute klagen.
Da ward ich ſo roth.

Sag' an, Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauret das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tauſenden mußte der Athem ſtocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie hieß'n, die zogen ins Todesfeld,
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt,
Und zogen gegen Franzoſen aus,
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfern Preußen,
Und die nach dem Kaiſer von Oeſtreich heißen,
Die zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eiſenhand?
Die Wälſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Wälſchen hat Gott verweht wie den Sand,
Viel Tauſende decken den grünen Raſen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn, habe Dank, Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Cymbeln hell,
Hab Dank der Mähr von dem blut'gen Streit!

Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenſtadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal,
Solange rollet der Säkeln Rad,
Solange ſcheinet der Sonnenſtrahl;
Solange die Ströme zum Meere reiſen,
Wird noch der ſpäteſte Enkel preiſen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, gaſtlich verſammelſt du
Aus allen Enden der Völker Schaar:
Auf! ruf's dem Oſten und Weſten zu,
Daß Gott der Helfer der Freiheit war,
Daß Gott des Tyrannen Gewalt zerſtoben —
Damit ſie im Oſten und Weſten loben
Die Leipziger Schlacht.

Schlachtlied des Kallinus.

Bis wann ſchlafet ihr? wann erfaſt ihr gewaltigen Muth euch,
Jünglinge? ſchämt ihr euch nicht vor euren Nachbarn umher?

Solcher Faulheit euch nicht? Ihr meinet aber in Frieden
Hinzuſitzen, doch Krieg wüthet im Vaterland rings —
— — — — — — —

O wie ehrenvoll iſts, wie glorreich dem Manne, zu ſtreiten
Für ſeine Kinder, ſein Land, und ſein jungfräuliches Weib
Mit den Feinden! der Tod er kömmt einſt, wann es die Parzen
Alſo webten — wohlan! friſch gehe jeder drauf ein,
Hochaufbäumend den Speer und dicht mit dem Schilde das tapfre
Herz umwölbend, alsbald miſcht ſich die wogende Schlacht;
Denn dem Tod entrinnen iſt nie einem Manne verhänget,
Selbſt nicht, wann ſein Geſchlecht himmliſchen Ahnen entſproß:
Oft dem Schlachtengewühl entrinnend und Klirren der Lanzen
Kehrt er, aber daheim faßt ihn des Todes Geſchick.
Dieſer aber hat gar bei'm Volke nicht Liebe noch Sehnſucht,
Jenen aber beweint Groß und Klein, wann er fällt.

Denn bei dem ganzen Volk iſt Sehnſucht des tapferen Mannes,
Wann er ſtirbt; wann er lebt, gilt er Unſterblichen gleich:
Denn ſie ſchauen auf ihn wie auf eine Burg mit den Augen,
Weil er allein vollbringt Gleiches, als viele zuſamm'n.

Lieder des Tyrtäus.

1.

Sterben iſt wahrlich ſchön, bei den vorderſten Streitern erliegend,
Schön dem tapferen Mann, welcher für's Vaterland ficht;
Aber die Vaterſtadt verlaſſend und fette Gefilde
Streunen als Bettler das iſt wahrlich vor allem betrübt,
Irrend umher mit der zärtlichen Mutter, dem greiſenden Vater,
Mit den Kindelein klein, und dem jungfräulichen Weib.
Denn verhaßt wird er ſeyn bei denen, wohin er gelanget,
Sklave der Armuth, gebeugt tief von der bitteren Noth.
Er beſchimpft ſein Geſchlecht, befleckt ſein herrliches Antlitz,

Jegliche Schande folgt, jegliches Elend ihm nach.
Wenn denn dem ſtreunenden Mann nie keinerlei Achtung erwächſet,
Noch ihm in künftiger Zeit jemals die Ehre erſteht,
Auf! laßt muthig uns ſtreiten für dieſes Land, und für unſre
Kinder ſterben, und nicht ſchonen des Lebens in uns!
Jünglinge, auf denn zum Streit! und feſt bei einander beharrend
Weder des Schreckens beginnt noch der beſchimpfenden Flucht,
Sondern gewaltig entflammt und mächtig im Herzen den Muth euch,
Achtet das Leben für nichts, wenn ihr mit Männern euch ſchlagt.
Laßet die Aelteren, welchen die Kniee nicht leicht ſich bewegen,
Hinter euch nimmer im Stich, rennt ihnen rüſtig voraus;
Denn es wäre ein Schimpf, wenn neben den vorderſten Streitern
Läge gefallen ein Greis, weit vor den Jünglingen hin,
Welcher den freudigen Muth im Staube hätte verhauchet,
Schon mit ſchneeweißem Haupt und mit ergrauetem Bart,

Mit ſeinen Händen haltend die blutige Schaam, die ſo gerne
Zucht verhüllet und nicht läſſet die Augen erſchau'n,
Und mit nackendem Leib. Doch alles noch ziemet dem Jüngling,
Weil er der Jugendkraft ſchimmernde Blume noch trägt,
Lieblich ſterblichen Männern zu ſchau'n zugleich und den Weibern,
Wann er lebet, auch ſchön, fallend im vorderſten Streit.
Muthig ſchreite denn jeder, und halte wohl aus, mit den beiden
Füßen am Boden geſtemmt, beißend die Lipp mit dem Zahn.

2.

Auf! denn ihr ſeid das Geſchlecht des unbeſiegten Heraklês,
Muthig hinein! noch trägt Zeus nicht den Nacken gebeugt;
Nicht ob der Menge der Männer erſchrecket, erzittert darob nicht,
Strax auf den vorderſten Reih'n halte der Mann ſeinen Schild,
Achtend ſein Leben für nichts und die dunkeln Parzen des Todes

Gleich des ſonnigen Lichts Strahlen erfreulich und lieb.
Denn ihr wiſſet, wie glänzend die Thaten des wehreichen Arás,
Ihr verſtehet die Wuth wohl des gewaltigen Kriegs;
Denn mit den Flüchtlingen ſeid ihr geweſen und mit den Verfolgern,
Jünglinge, hattet es oft beides zum Ueberdruß ſatt.
Welche mit feſt in einander geſchloſſenen Reihen ſich ſtürzen
Kühn in den Fauſtkampf hinein und in die vorderſte Schlacht,
Weniger fallen davon, ſie befreien das Volk für die Zukunft,
Aber den Feigen verdirbt jegliche Tugend und Kraft.
Denn wer ſpräch' es wohl aus, wer mögt' es alles erzählen,
Wie viele Uebel den Mann treffen, der Schande erlitt?
O hartſelig wohl iſts dem Flüchtling im tobenden Kriege,
Wenn ihm von hinten das Schwerdt kerbend die Schultern zerhaut;
Schändlich auch heißet der Todte, daniedergeſtreckt in dem Staube,
Welchem die Spitze des Speers hinten den Rücken durchſtach.
Muthig ſchreite denn jeder, und halte wohl aus, mit den beiden

Füßen am Boden geſtemmt, beißend die Lipp mit dem Zahn,
Und um die Hüften, die Schenkel nach unten, die Bruſt, und die Schultern
Hüllend des mächtigen Schilds bauchige Wölbung ringsum;
Und mit der Rechten da ſchwinge er hoch die gewaltige Lanze,
Und von dem Haupte herab nicke der furchtbare Buſch,
Und durch gewaltiger Thaten Vollbringung lerne er kriegen,
Auſſer der Pfeile Bereich ſteh er nicht da mit dem Schild,
Sondern hart anſchreitend und nah mit dem mächtigen Speere
Oder dem Schwerdt ſchlag' er zu, fälle den feindlichen Mann,
Setze Fuß gegen Fuß, und hebe Schild gegen Schild auf,
Helm treffe gegen den Helm, Buſch nicke gegen den Buſch,
Bruſt ſtoße ſchütternd die Bruſt: ſo, Streiter, ficht mit den Feinden,
Faſſend des Schwerdtes Griff oder den reiſigen Speer.
Ihr aber, Leichtbewaffnete, dukt bald hiehin, bald dorthin

Unter den Schilden, und werft wichtige Steine auf ſie,
Daß ſie wanken, und ſchießt geglättete Speere darunter,
Schließend der feſteren Schaar völliger Rüſtung euch an.

3.

Wahrlich nicht preiſ' ich den Mann noch halt ich ihn jemals in Ehren,
Sei er im Laufe geſchwind, ſei er im Ringen geübt,
Sei er Cyklopen gleich an Größe des Leibes und Stärke,
Sieg' er dem Boreas ob, welcher in Thracien wohnt,
Sei von Geſtalt anmuthiger er, als weiland Tithonos,
Reicher, als Midas einſt oder als Kinyras war,
Sei er herriſcher noch, als Pelops der Tantalide,
Honigſüß in der Stimm' und im Geſang wie Adraſt,
Hab' er jegliches Lob, nur nicht des feurigen Muthes —
Denn im Kriege wird nie dieſer ein tapferer Mann,
Der nicht kühn kann ſchauen hinein in das blut'ge Gemetzel,
Den nicht gelüſtet im Streit hart an den Feinden zu ſtehn.
Denn den herrlichſten Preis hat unter den Menſchen die Tugend,

Sie iſt der ſchönſte, den trägt jemals ein Jüngling davon;
Und ein gemeinſames Gut iſt dies dem Staat und dem Volke,
Wenn vorſchreitend ein Mann aushält im vorderſten Streit
Unerſchütterlich feſt, und der ſchimpflichen Flucht nicht gedenket,
Setzend das muthige Herz, ſetzend das Leben darein,
Und auch den Mann, bei welchem er ſteht, zum Tode erkühnet,
Dies iſt der tapfere Mann, dies iſt der gute im Krieg;
Denn er wendet alsbald der Feinde gewaltige Schaaren,
Und durch den feurigen Muth hält er die Wogen der Schlacht,
Und ſo fällt er mit vorderſten Streitern, und läßet das Leben,
Macht ſeine Stadt und ſein Volk und ſeinen Vater berühmt
Durch die Wunden, die viel durch die Bruſt und den bucklichten Schild ihm
Wurden geſchlagen und durch Panzer und Harniſch von vorn.
Ihn beweinen gleich ſehr die Jünglinge und auch die Greiſe,

Jeglicher Bürger beweint ihn mit dem innigſten Gram,
Und ſein Grab, ſeine Kinder ſind glorreich unter den Menſchen,
Und ſeine Enkel, und fernhin ſein zukünft'ges Geſchlecht.
Nimmer verwelket ſein herrlicher Ruhm noch Namensgedächtniß,
Auch in dem Grabe noch bleibt der ein unſterblicher Mann,
Den als den tapferſten und ſtandhaftigſten Streiter im Kampfe
Für ſeine Kinder, ſein Land Arês der grimme verdirbt.
Und entrinnt er der Parze des ſtarrhinſtreckenden Todes,
Und erringt er des Siegs leuchtende Ehren für ſich,
Ehren ihn all' insgeſammt, die Jünglinge gleichwie die Greiſe,
Und nach dem holdeſten Glück geht er zum Aïdês hinab.
Greiſend ſtrahlet er hell vor den Bürgern, und keiner erfrecht ſich
Ihn zu verletzen mit Schimpf noch vor dem Richter mit Zank;

Alle ſtehn von den Sitzen ihm auf und räumen ihm Platz ein,
Jünglinge, und die gleich alt ſind, und die älter, als er.
Strebe denn jeglicher Mann zum Gipfel ſo herrlicher Tugend
Aufzuklimmen und feſt halt' er den Muth ſich des Kriegs.

Ueber

U852-2

das Verhältniß

Englands und Frankreichs

zu

Europa

von

E. M. Arndt.

1813.

Ch. 32 2518

Altbestand 1132

Wir ſind frei, wir athmen wieder. Wenn wir unſer Glück ganz fühlen könnten, wenn der Sterbliche überhaupt das Fröhliche ſo tief in ſich hineinſenken könnte, als das Traurige, ſo müßte die Wonne des neuen Daſeyns den Faden unſers Lebens zerreißen, wir müßten in dem Augenblicke unſerer Rettung ſterben, und den Seligen droben verkündigen, was unten auf Erden geſchehen iſt. Wir ſind freie Männer, freie Menſchen; wir können die teutſche Eiche wieder anſehen als den Baum, wovon unſere Kinder und Enkel ſich Kränze brechen dürfen; wir können die Sonne wieder anſehen als das Licht, welches Ehre und Tugend wieder beſcheinen wird. O in welche Zeiten waren wir gefallen! welche zwanzig Jahre haben wir durchlebt! erſt zehen Jahre der Wildheit, der Verruchtheit, der Verblendung und Bethörung, dann zehen Jahre der Knechtſchaft und Tyrannei, wie Europa in Jahrtauſenden nicht geſehen hat. Wo iſt der Mann, welcher dreißig oder vierzig Jahre gelebt hat, ja wo iſt der Knabe, und Säugling, der die fürchterliche Zeit nicht gefühlt hätte? Wie viel zerſtörtes Glück, wie viele entweihte Gerechtigkeit, wie viele geſchändete Tugend! wie viele Sterbliche haben in dieſen Tagen des Unheils auf blutigen Schlachtfeldern durch das Eiſen, oder auf den Schwellen ihrer Häuſer, oder an den Flammen ihrer Herde durch Gewalt, oder auf jammervollen Siechbetten durch Seuchen, durch Gram, durch Verzweiflung ihre Augen geſchloſſen! wie vielen derer, die noch übrig ſind, haben die Gräuel, die ſie ſahen und erlitten, die Herzen ſo erkältet und verſteint, daß ſie ſich für die heitere Freude und für den lichten Sonnenſchein des Glücks nimmer wieder aufſchließen und erweichen werden! Dieſe Zeit, die alle Ordnung der Welt und der Geſellſchaft umzukehren drohete, riß mehrere Stufen, der menſchlichen Alter ganz hinweg: die Menſchen, welche nicht kräftig genug waren, durch Hoffnung und Zorn mit einzugreifen zu wagen, welche aber noch kräftig genug waren, den allgemeinen Jammer und die ſchändliche Schmach zu empfinden und zu verſtehen, die meiſten Menſchen zwiſchen dem fünfundfunfzigſten und ſiebenzigſten Lebensjahre ſind geſchwind weggeräumt, und um den letzten milden Abendſonnenſchein des Lebens betrogen worden. Viele von uns beweinen geliebte Aeltern mit dem bittern Gefühl, daß wir ihnen die ſüßeſte Schuld von allen, die Schuld der kindlichen Dankbarkeit, nicht haben bezahlen können. Nur die noch nichts verſtanden, oder die nicht mehr fühlten, die Säuglinge in der Wiege, die Greiſe, die ſich überreif zum Grabe neigten, ſind in dieſen Tagen die Glücklichen geweſen, wo ſie nicht haben hungern müſſen. Wir anderen alle ſind um den ſchönſten Theil unſerer Jugend betrogen, freudenlos, thatenlos, zuletzt faſt ehrlos, viele leblos und geiſtlos, — denn der Menſch ſucht in der Betäubung ſeinen Troſt — dieſe letzten nicht die unglücklichſten. Wir ſind frühe alt geworden, wir ſind Greiſe geworden, und nicht Jünglinge geweſen. O wenn uns bloß die Locken zehen oder funfzehen Jahre zu früh grau geworden wären! wie vielen ſind auch die Herzen ergrauet! Jenes Zeitalter wollte der Fürchterliche, der ſich unſrer Herrſchaft anmaßte, uns bereiten, in welchem die Römer unter Nero und Domitianus in Furcht und Angſt zittern mußten, und wovon Tacitus, als er unter Nerva und Trajanus wieder denken und ſprechen durfte, in ſeinem Leben des Agricola in folgenden Worten ſpricht:

> „Wir leſen, daß es dem Arulenus Ruſticus und Herennius Senecio ein Todesverbrechen ward, daß dieſer den Priscus Helvidius, jener den Pätus Thraſea gelobt hatte, und daß nicht bloß gegen die Verfaſſer, ſondern auch gegen ihre Bücher gewüthet ward, indem an die Triumvirn der Befehl ergieng, daß die Denkmäler der trefflichſten Genien auf den öffentlichen Plätzen verbrannt werden ſollten. Denn die Tyrannen glaubten, daß durch jene Flammen die Stimme des Römiſchen Volks, der

„Freimuth des Senats, und das Mitwiſſen
„des menſchlichen Geſchlechts vernichtet würden;
„auch wurden alle Lehrer der Weisheit verjagt,
„und jede Tugend und Kunſt ins Elend verwieſen,
„damit ihnen das Edle nirgends in den
„Weg träte. Wir haben gewiß ein großes
„Beiſpiel der Geduld gegeben,
„und wenn die frühere Zeit in der
„Freiheit den höchſten Gipfel ſah, ſo
„haben wir den höchſten Gipfel der
„Knechtſchaft geſehen, ſo daß die Spionereien
„uns die Mittheilung durch
„die Rede und das Gehör nahmen. Ja
„Gedächtniß und Sprache hätten wir
„verloren, wenn es ſo in unſerer Gewalt
„ſtünde, zu vergeſſen, als zu
„ſchweigen. Jetzt endlich kehrt uns die Beſinnung
„zurück, und wiewohl der Cäſar Nerva
„ſogleich bei dem erſten Aufgange des glückſeligſten
„Jahrhunderts früher unverträgliche Dinge
„vereinigt hat, die Herrſchaft und die Freiheit,
„und Nerva Trajanus die Milde ſeiner Regierung
„täglich vermehrt, und die öffentliche Sicherheit
„ſich nicht nur die Hoffnung und den Wunſch,
„ſondern auch die Zuverſicht und Macht des Wunſches
„genommen hat, ſo ſind doch durch die
„Natur der menſchlichen Schwachheit
„die Heilmittel langſamer, als die
„Uebel; und wie die Leiber langſam
„wachſen, ſchnell vergehen, ſo mag

„man auch die Geiſter und Wiſſenſchaften leichter unterdrücken, als wiedererwecken; denn es ſchleicht ſich auch die Süßigkeit ſogar der Faulheit ein, und das anfangs verhaßte Nichtsthun wird zuletzt geliebt. Sind nicht in dem Ablauf von funfzehen Jahren — ein großer Raum des ſterblichen Lebens — viele durch ungefähre Zufälle, jeder Kräftigſte durch die Grauſamkeit des Herrſchers untergegangen? Wenige haben wir gewiſſermaßen nicht nur die andern, ſondern auch uns ſelbſt überlebt, denn aus unſerm Leben ſind ſo viele Jahre herausgeriſſen, in welchen wir als Jünglinge zum Greiſesalter, als Greiſe faſt zu den Gränzmarken des Lebens im ſtummen Schweigen gekommen ſind."

Was Tacitus hier klagt, iſt unſere Klage; jener ſchreckliche Zuſtand der Römer unter Domitianus war unſer Zuſtand unter Napoleon. Wir haben uns ſelbſt überlebt, wir ſind Greiſe geworden ohne Jugend. Auch die Folgen des langen Unglücks werden nicht ſo bald mit ihren Spuren ausgelöſcht werden. Freilich ſcheinen wir herrlicher aufzuſtehen denn je, und die Waffen und die Geiſter zugleich zu ſchütteln; aber von der Peſt, die ſich eingeſchlichen hat, werden in vielen Orten des teutſchen

Vaterlandes noch lange die ſchleichenden Gifte bleiben. Viele Geiſter haben ihre Schnellkraft verloren, und mögen ſich nimmer wieder zu der alten Kraft und Freude ſpannen; viele ſind ermattet oder verfault; viele andere entwürdigt und befleckt; ja es ſind auch, welchen die Faulheit der Knechtſchaft, das ſtumme Schweigen der Geduld, der thieriſche Befehl, und der thieriſche Gehorſam, und der leichte und ſchwelgeriſche Genuß, den ſie als die dienſtbaren Schergen übermüthiger Satrapen durch Lug und Trug ohne Arbeit an ſich reißen konnten, endlich leicht erworbene Titel und Würden, Preiſe der Schande und des Verbrechens, mehr gefallen haben, als ſie teutſchen Seelen hätten gefallen ſollen. Der Freiheit iſt eigen, in Armuth glückſelig zu ſeyn, die Sklaverei muß nach Reichthum und Schimmer trachten; wer einmal der Wohlluſt und des Goldes Knecht geworden, wird nicht leichtlich wieder erlöſt. Wir wollen uns nicht täuſchen: die bereitwilligen Diener der Fremden, die ſich zur Ausführung jeder Schande und Bosheit grbrauchen ließen, die feilen Seelen, welchen alles gut däuchte, wodurch ſie unter ihnen herrſchen und ihr Volk plagen und verderben konnten, das zahlloſe Geſindel von Dieben und Diebshehlern, von Auflaurern und Spähern der Wälſchen, all der ſchmutzige Auswurf unſers Volks, welchen die zierliche Liederlichkeit und die unrechtliche und prahleriſche Großmuth der Franzoſen bequemer und angenehmer ſchien, als teutſcher Ernſt und feſte Gerechtigkeit — weſſen Bruſt faſſet eine ſo weite

Hoffnung, daß dieſe bei der neuen Umrollung der europäiſchen Dinge plötzlich wie durch einen Zauberſchlag treue, biedere, und redliche teutſche Männer werden ſollten? Ehe glaube ich dem Mährchen, daß die garſtigſte Kröte durch eine plötzliche Verwandlung die reitzendſte Prinzeſſin, als daß ein Bube oder Schuſt ein Biedermann wird. Funfzehen Jahre und zehen Jahre ſind eine lange Zeit des menſchlichen Lebens: was die Menge erdulden gelernt hat, was Viele zuerſt gleichgültig anzuſehen, dann lieben gelernt haben, das ſchwindet nicht in einem Augenblick aus den Gemüthern. Alle gemeinſten Leidenſchaften und Begierden, alle Laſter und Verbrechen hat der fürchterliche Mann, durch welchen die Tugend und Freiheit mager wurden, mit dem Blute und Vermögen der Menſchen genährt. Dieſe werden die Tage ihres Glücks und ihrer Herrlichkeit wieder zurückwünſchen, ſie werden die Veränderung des europäiſchen Zuſtandes und den Fall des großen Weltbeglückers als ein Unglück der Welt anklagen; und auch bei uns werden wir nach Jahrzehenden noch mit Tacitus ſagen können: *man mag die Geiſter leichter unterdrücken als wieder erwecken; die Heilmittel ſind langſamer, als die Uebel.*

Doch es ſcheint unheilig und iſt vielleicht unheilig, die Freude dieſer neuen Zeit, ja dieſes neu aufgehenden Jahrhunderts der Freiheit durch traurige Betrachtungen zu ſtören. Wir wenden uns lieber im kindlichen Vertrauen zu jener höchſten Gewalt der Dinge, die ſo viel für uns gethan hat, und die auch ferner die Begebenheiten herbeiführen wird, wodurch wir Teutſche als ein würdiges, tapferes, von allen Flecken rein gewaſchenes und neu geadeltes Volk wieder werden in den Reihen der Geſchichte eintreten können. Gott hat alles gethan, er wird alles thun. O wie viel glücklicher ſind wir, als der große Mann, deſſen Worte ich eben angeführt habe! Der Glanz der römiſchen Tugend war zu ſeiner Zeit vergangen, nur wenige Edle, die ihm glichen, trugen ſie in ihrer tapfern Bruſt. Weil aber draußen im Leben und im Staate alles veraltet, abgeſtorben, verwelkt, und geſchändet war, und ſelbſt Männer wie Trajanus das Todte nicht wieder beleben konnten, weil der Jupiter Kapitolinus nicht mehr donnerte, die Viktoria nicht mehr leuchtete, und das Veſtafeuer nicht mehr in reinen Flammen loderte, weil die ſibylliniſchen Bücher geſchloſſen waren, und die Augurien und Auſpicien nicht mehr weiſſagten, ſo legte gerade der einzelne Götterſchatten dieſer Tugend ſich wie ein erhabenes und traurendes Schickſal, wie ein durch ſtummes Schweigen orakelndes Fatum auf die Außenwelt, und ſpiegelte ſein Dunkel wieder in die große Seele zurück, wovon er ausgefloſſen war. Auch uns, den wenigen, die ſich und ihr Zeitalter überlebt haben, dämmerte vor nicht lange noch ein ſolcher furchtbarer Schickſalsſchatten, ein ſolcher tragiſcher Wiederſchein der beſſeren Seele von den Dingen zurück; es ſchien nur noch die einſame Tugend auf der Erde zu ſeyn, Gott und ſeine Freude ſchien das Menſchengeſchlecht verlaſſen zu haben. Aber jetzt iſt Gott wiedergekommen. In Spanien zuerſt zeigte er ſich nach langer Verdunkelung wieder in freundlicher Geſtalt; er begeiſterte die Palafoxe und Albuquerque, leuchtete um die Fahnen des heiligen Kreuzes, und zerſchmetterte die ſtolzen Legionen des Unterdrückers. Darauf erſchien er in Rußland, blies ein ganzes großes Volk mit Heldenmuth an, ſchürte aus den Aſchen von Smolensk und Moskau die Rachegeiſter auf, und vernichtete eine halbe Million Männer, die nicht unter ſeinen Panieren ausgezogen waren. Von da ging er nach Teutſchland, auch wir ſollten ihn wieder als den einzigen Gewaltigen fürchten und anbeten lernen, und der früheren Schrecken lachen, womit die teufliſchen Künſte der Lüge unſre ungläubigen Herzen bethört gehalten hatten Er erfüllte den preußiſchen Herrſcher und das preußiſche Volk mit Vertrauen und Muth, und verwandelte in wenigen Monaten die Menſchen ſo, daß die Welt erſtaunt iſt, und daß auch die Kleingläubigſten ausgerufen haben: es war Gott, und Gottes Kraft, die uns die Siege gegeben haben, wodurch wir freie Menſchen ſind.

Es mögte einigen unzeitig ſcheinen, daß ich dieſes Große und Heilige ſo vorangeſchickt habe, da der Gegenſtand, den ich berühren will, ſolchem nicht gleich iſt; aber ich glaube, man muß jetzt bei jeder Gelegenheit dasjenige zu zeigen ſuchen, was der Geiſt der neuen Weltgeſchichte und der Geiſt der

Stunde iſt, worin wir leben. Freilich iſt es durch eine weiſe Ordnung der menſchlichen Natur den Sterblichen nicht gegeben, ſich ſelbſt und ihr Zeitalter in völliger Klarheit anzuſchauen — ſie würden nicht handeln, wenn ſie ſich ganz erkenneten, wer ſie ſind und worin ſie ſind — aber daß Viele ungefähr verſtehen lernen, was alle empfinden, dazu ward einigen die Gabe und Luſt, die Zeit zu betrachten und ihren verborgenen Gang anzudeuten. Nicht genug aber können die Beſten und Biederſten der Teutſchen, die wünſchen, daß der teutſche Name auch nach Jahrhunderten noch mit Ehren gehört werde, daran erinnert werden, daß es in ihre Hände gegeben iſt, was die künftigen Geſchlechter thun und leiden werden, daß es bei ihnen ſteht, welche Männer ihre Kinder und Enkel nach ihnen ſeyn ſollen. Zwei große Dinge machen die Geſchichte der Völker und ihr Glück und Unglück. Das Erſte und Größte iſt Gott oder die Vorſehung; das Zweite ſind feſte Grundſätze und Lehren der Menſchen. Wir bewundern den Geſetzgeber auf dem Sinai und ſein allen Wechſeln und Zeiten trotzendes Werk; wir bewundern die römiſche Großheit und Gewalt, obgleich wir ſie nicht lieben können: was Schwerdter gewinnen, zerrinnt, wie das Blut trocknet, das ſie vergoſſen; nur was der Geiſt will und bauet, iſt das Ewige. Glaube, wolle, denke immer daſſelbe, denke es dir bis zur gräßlichſten Furchtbarkeit, bis zum tiefſten Abgrund des Verderbens, treibe es in alle Säfte und Adern deines Lebens, treibe es in alle Regungen deines Gefühls hinein — und du ſteheſt über der Welt und ihren Schrecken, du beherrſcheſt die Welt. Ein feſter Sinn macht Hunderttauſende feſt, ein wankender Muth verdirbt Zehentauſende. Durch Fabius, Marcellus, und Scipio ward Hannibal nicht beſiegt; der Senat in Rom beſiegte ihn ohne Waffen durch das Wort und die Meinung. Attila, den jedes gezückte Eiſen nur verderblicher machte, kehrte vor dem Kreuz und den Reliquien des Pabſtes von Rom um. Kaiſer Heinrich der Vierte ſtand unter Kanoſſas Mauren baarfuß vor Gregor dem Siebenten, der keine Heere hatte. Das iſt die Macht der Meinung und der Grundſätze. Dahin müſſen auch wir ſchauen, dies müſſen auch wir uns jetzt aus der Zeit nehmen. Ich will nicht wehmüthig daran erinnern, wie teutſche Genien, die allen Geiſt hatten, nur nicht den Geiſt der Tugend, durch ihren Unglauben und ihre Verzweiflung an dem Volke und durch das unverſchämte Bekenntniß dieſes Unglaubens das Volk vielfältiglich geirrt und verführet haben. Sie ruhen ſchon im Staube oder ſie kriechen jetzt in den Staub mit ihrer knechtiſchen Geſinnung. Wie wackere Väter ihren Kinder lehren, ſo laſſet uns dem teutſchen Volke lehren, was teutſche Liebe, Treue, und Tapferkeit iſt, und ein herrliches und freies teutſches Geſchlecht wird wieder erſtehen. Du biſt gut, du biſt fromm, du biſt ſanftmüthig, du biſt gehorſam, denn du biſt von Gott ſo erſchaffen, denn du biſt ein Menſch — das lehre ich meinem Sohn, ſo behandle ich ihn, ich erziehe ihn zur Tugend durch den Glauben an die Tugend. Du biſt frei, tapfer, fromm, menſchlich, redlich und keuſch, teutſches Volk — das glaubt, und bekennet, und ſaget es allem Volke, und behandelt es als ſolches, und ihr werdet freie, fromme, tapfere, menſchliche, keuſche, und redliche teutſche Männer ſehen. Was die Beſten glauben und bekennen — das thut die Menge immer — nur müſſen die Beſten immer daſſelbe glauben und bekennen, immer daſſelbe wollen; denn nur das Feſte bauet das Feſte. Die Liebe iſt wie der Frühling, ſie ſchafft und zeugt eine friſche und lebendige Welt; ihre Gewalt iſt unendlich, denn ſie iſt Eins mit Gott. Die Strafe kann nichts ſchaffen, ja ſie vernichtet durch ſich ſelbſt die Gewalt, die ſie hat; das ſollten Deſpoten bedenken, wenn diejenigen denken könnten, die alle Gedanken zerſtören wollen.

Der Gegenſtand, deſſen Behandlung ich mir heute vorgeſetzt habe, iſt in den letzten Jahren genug berührt worden; er betrifft diejenigen beiden Völker, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren die meiſten Zungen und Herzen in Bewegung geſetzt haben: die Engländer und die Franzoſen. Ich will dieſe beiden gewaltigen Kämpfer, welche die Welt wie Erdbeben erſchüttert haben, in ihrer nächſten Beziehung auf uns andere Europäer, und dann auch in Beziehung auf mein teutſches Vaterland betrachten. Dieſe Betrachtung wird bloß die Hauptſeiten des großen Gegenſtandes zu berühren ſuchen, theils weil die Zeit zu langen und breiten Unterſuchungen keinen Athem läßt, theils weil man den Menſchen erlauben muß, wenn man die Hauptgedanken hingeworfen hat, ſich das Uebrige hinzuzudenken und die leeren Lücken beliebig auszufüllen. Die Orakel der Sibylle von Kumä weheten in Blättern im Winde umher, und doch trugen ſie den ſchweren Inhalt des Schickſals der Welt und jenes gewaltigen Volkes, das in künftigen Jahrhunderten die Welt beherrſchen ſollte. Es ſind viele Dinge, wovon der Philoſophie nichts träumt, am wenigſten der teutſchen Philoſophie. Manches zuckt geſchwind wie Blitze dahin und flattert leicht wie Vögel durch die Luft, und kann wie Blitze und Vögel bloß an dem Leuchten und an den Fittichen gewieſen werden. Dies iſt vorzüglich der Fall mit dem, was man politiſche Wahrheiten und Politik überhaupt nennt: zu grob für die Feinſten und zu fein für die Groben ſchwebt und blitzt es in einer Mittelwelt, von welcher man andern nimmer genau die Achſe zeigen kann, worum ſie rollt, noch den Atlas oder Herkules, der ſie auf ſeinen Schultern trägt. Was den tiefſten Grund hat, läßt ſich nicht ergründen. Um die ſo viel geprieſene teutſche Gründlichkeit iſt es oft ein wunderliches Ding; ſie ſinkt leider häufig wie Blei unter, damit ſie nimmer wieder empor komme, und wir haben überhaupt ſo viele bleierne Gelehrte und bleierne Gelehrſamkeit, daß unſre Gold- und Silberminen durch ſie faſt verſchüttet ſind: Jenes Weite und Breite, worauf wir uns häufig ſo viel einbilden, fließt wie Waſſer nach allen Seiten über; und iſt gewöhnlich unbeſchriebenen Strömen gleich, die aus ihren Ufern treten und die fruchtbaren Felder mit Sand und Gries bedecken. Alſo wollen wir über die Urtheile dieſer unſerer breiten und gründlichen Laſtträger der Gelehrſamkeit einmal friſch wegſehen, und in der lichten Mittelwelt, worauf wir angeſpielt haben, uns gleich Vogelſchwingen wiegen, und den großen Gegenſtand, worauf es ankömmt, mehr beſtreifen, als durchdringen. Dies ſollen fliegende Worte ſeyn, die hie und da in ein Ohr klingen und ein Herz rühren, und dann mit ſo vielen andern geflügelten Worten in die ewige Vergeſſenheit hinüberflattern. Wenn unter dieſen fliegenden Blättern nur einige ſo ſchwer ſind, daß ſie wie die ſibylliniſchen verdienen, von ſinnigen Gemüthern geſammelt und befragt zu werden, ſo ſind wir für das Spiel einiger ledigen Stunden belohnt genug.

Ich deute an, daß die politiſchen Dinge einer Mittelwelt angehören, die zwiſchen der ſchweren irdiſchen und der leichten idealiſchen Welt, bald von der einen bald von der andern gezogen, ſich in kometiſchen Bahnen bewegt, und weder ſo gefaßt noch gezeigt werden kann, als die, worauf wir mit den Füßen zu ſtehen meinen und wovon wir doch nach dem Ablauf ſo vieler Jahrtauſende unſers Geſchlechtes ſo wenig wiſſen. Von dieſer Mittelwelt iſt nicht leicht zu reden, weil ſo wenige ſind, die für das Leben und die Bedeutung derſelben ein ſicheres Urtheil haben, und weil ſelbſt die Sprache für vieles, was man in Hinſicht derſelben bezeichnen mögte, der Worte mangelt. Es muß nothwendig oft geſchehen, daß hier die einen die Worte zu dick, die andern zu dünn nehmen, und dem Sprechenden einen ganz andern Sinn unterſchieben, als was er hat ſagen wollen. Die politiſche Welt iſt das ewiglich Wechſelnde und Bewegte des Lebens in der Mitte zwiſchen den geiſtigen und leiblichen Ziehpunkten, unbeſtimmt und unbeſtimmbar wie alles Lebendige und Umrollende, auch in Hinſicht ihres Feſten und Bleibenden nicht ſo dick zu erfaſſen, wie Steine, die man hinſetzen, und Klötze, die man behauen kann: ſie iſt ein Gleichniß des Lebens ſelbſt, und wie dieſes bloß durch ſeine Wechſel und Geſtalten erklärlich iſt, ſeinen Grund aber, ſein eigentliches Selbſt, von keinem Sterblichen je erhaſchen läßt, ſo iſt es auch mit dem Politiſchen. Wer nicht durch Ein großes Gefühl, welches der Mittelpunkt ſeines Daſeyns geworden, die Dinge erfaßt, wer nicht durch Einen großen Blick die weiteſten Fernen zu überſchauen und die tiefſten Tiefen zu durchdringen wagt, kurz wer nicht ſo kühn iſt, alle einzelnen kleinen Fäden und Stricke zu zerreißen und zu zerhauen, und ſich von dem großen Seil, woran Jupiter Himmel und Erde hält, in die Lüfte aufziehen zu laſſen, der mag über das Kleinpolitiſche der Kaffehäuſer und Kabinette viel klügeln und orakeln lernen, nimmer aber wird er ahnden, was das iſt, wodurch die Götter zu herrſchen geglaubt werden und wodurch großartige Menſchen herrſchen. Man hat mich wohl, und nicht immer mit Unrecht, beſchuldigt, ich ſey oft zu heiß — ein Fehler, deſſen man Teutſche ſelten beſchuldigen kann — ich will bei dem Gegenſtande, den ich hier behandle, ſuchen, nicht zu vergeſſen, daß auch ich mich in der halb idealiſchen Mittelwelt befinde, wo man nicht zu feſt lieben und haſſen ſoll, ich will ſtreben, mich von Liebe und Haß nicht wegtreiben zu laſſen, und kühl ſeyn, wie man kühl ſeyn kann. Dies wird mir vielleicht gelingen, weil hier mehr von Sachen und Eigenſchaften als von Perſonen und Thaten die Rede ſeyn wird; denn wenn auch von Perſonen geredet wird, ſo werden ſie doch mehr in der Allgemeinheit faſt den Sachen gleich betrachtet, ſie werden mehr als für das Ganze darſtellende und beſtimmende, denn als im Einzelnen wirkende und handelnde betrachtet: Menſchen aber, ſelbſt noch lebende, als Darſteller und Bilder von Völkern und Zeiten genommen, werden angeſchaut, als die da geſtorben ſind, ſie ſind in die Schattenwelt der Geſchichte hinabgezogen, oder vielmehr in die hohe Schattenwelt des Ideals hinaufgezogen, und Liebe und Zorn haben an ihnen in demſelben Augenblick das Recht verloren.

Wir wollen demnach reden über das Verhältniß Frankreichs und Englands zu Europa und unſerm Vaterlande, wie weit ſo feine Dinge, die unmittelbar in das ganze Leben der Welt überfließen, und die leicht beweglichen und verflatternden Geiſter der verſchiedenen Völker und Zeiten ſich zeigen laſſen; denn das Feinſte werden wir nicht zeigen können, ſondern nur das Aeußerliche und einige Lichtſtreifen des Innerlichen, wodurch von dem tiefer liegenden Verborgenen Einiges errathen werden mag. Damit dieſes Verhältniß einigermaßen erſcheinen könne, müſſen wir die beiden Völker in ihren Verſchiedenheiten einander gegenüber ſtellen, im Allgemeinen auf ihre Geſchichte und ihr Leben hinweiſen, und dadurch zu dem Beſonderen den Uebergang machen. Dieſes Beſondere wird die Wirkung betreffen, welche die beiden Völker auf die Geſchichte und Bildung Europens gehabt haben, und endlich werden wir den Einfluß und die Gewalt berühren müſſen, welche ſie in den letzten zwanzig Jahren auf uns behauptet haben, und den Standpunkt zeigen, auf welchem ſie in der gegenwärtigen Stunde zu uns ſtehen. Wir laſſen bei dieſen Betrachtungen die Schale ſich neigen, wohin ſie will, falls ſie ſich auf die Seite der Inſulaner neigen ſollte, der gewöhnlichen Beſchuldigung aus den Thuilerien unbekümmert, daß, wer die Franzoſen nicht über alles erhebt, nothwendig durch engliſches Gold erkauft ſeyn müſſe; uns hat man nie goldene Sporen zu geben bedurft, wir haben immer gemeint, die goldene Wahrheit wiege ſchwerer als Guineen und Napoleonsd'or.

Die gewöhnlichen Eigenſchaften des Franzoſen (wir ſprechen hier und nachher bei den Engländern, wie die meiſten erſcheinen) ſind von einem andern

Volke, das als Zuſchauer und Beobachter hinzutritt, leicht aufzufaſſen. Er erſcheint leicht und beweglich an Leib und Seele, iſt luſtig, flatterhaft, leichtſinnig, witzig, offen, und heftig, leicht in Flammen auflodernd, und geſchwind zu Aſchen niederbrennend, nach allem greifend, und nichts feſthaltend, ſelbſt alle möglichen Scheine darſtellend, und doch ewig von allen möglichen Scheinen betrogen, immer mit der Seele auf der Zunge, aber faſt nie mit der Zunge in der Seele; kurz, er iſt ein Bild der raſtloſen Bewegung und des ewigen Wechſels, Wind und Unruhe ſind ſein Element. Weil er ſich und alle ſeine Triebe und Kräfte in einer unaufhörlichen Geſchäftigkeit und Thätigkeit umtreibt und ſo viel er kann mit allen Menſchen und Dingen in Berührung ſetzt, ſo iſt in ihm alles, was ſich auf das Aeuſſere und die Auſſenwelt bezieht, ſehr geübt, abgeglättet, und ausgebildet; eine große Gewandheit und ſchmiegſame Biegſamkeit, in fremde Geſtalten und Weiſen — nicht aber in fremde Geiſter und Gemüther — einzuſpringen; eine ſchmeichelnde Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit, wie er ſie nennt, für die kleinen Nichts der Geſellſchaft, worin viele Menſchen das kleinliche und enge Ding ſetzen, was ſie ihr Leben nennen; ein leicht auffaſſender Verſtand für den Mechanismus der Auſſenwelt, und für Menſchen, ſo weit ſie als Inſtrumente zu behandeln und anzuſtellen ſind; ein ſeltener Takt, die Gränzen nicht zu überſchreiten, welchen dieſes unaufhörliche Herumtappen und Herumtaſten an allen Menſchen und Sachen giebt: ein Takt, der oft tiefer Menſchenkenntniß und Karakterkenntniß ähnlich ſieht, da er im Ganzen doch nur was immer äuſſerlich erſcheint, die Oberfläche und ihre Schatten, und beſonders was aus Lüſten und Mängeln der menſchlichen Natur hervorſpringt, erlauſcht und ergriffen hat. Dieſer Menſch, dieſes leichte, luſtige, und in tauſend wechſelnden Farben des umrollenden Lebens ſpielende Chamäleon; dieſes wunderbare Ding, das allenthalben und nirgends, das Alles und Nichts iſt; dieſer ſo auf alles übergehende und überfließende, aber in Weniges eingehende und eindringende Menſch — iſt nicht allein ein geſelliges Weſen, ſondern ein Geſellſchaftsweſen: Geſellſchaftlichkeit das iſt ſein Karakter, allein iſt er nichts, kann er nichts ſeyn, allein verliert er ſogleich faſt das Gefühl des Daſeyns, nur in andern lebt er, nur in der Menge iſt er; ein einſames Ganzes zu ſeyn findet er langweilig und lächerlich, ein geſelliges Theilchen, das bunt und ſchimmernd immer unter andere Theile ſpringt und mit ihnen augenblickliche Zuſammenſetzungen macht, die wie ein Ganzes ausſehen, das liebt er, das will er, das iſt er, das iſt der Franzoſe.

Der Engländer dagegen gemeſſen, ernſt, ſchwer, ſtumm, oft düſter, trotzig, ſtolz, treu, weder rechts noch links blickend, ſondern ſeinen Weg ſtrax vor ſich hingehend, als gebe es nur Einen Weg in der Welt, und Einen Wanderer darauf, ihn ſelbſt; keine Bewegung umſonſt noch ohne ein Ziel; keine Unruhe, von andern bemerkt zu werden, oder ſich in andern zu ſpiegeln, oder gar in andern nur zu leben — doch zuweilen wandelt es ihn an, auch den Engländer zeigen zu wollen; er blitzt ſelten, er fährt ſelten auf etwas los, aber wann er blitzt, ſo donnert es auch, und wann er losbricht, ſo fällt etwas; er brauſt langſam auf, und ſinkt langſam nieder; er gelobt wenig, und giebt ſchwer die Treue, aber was er gelobt, iſt ein Wort, und die Treue hält er, weil ſie ſein Glück iſt; nicht alles ergreift er, aber was er ergriffen hat, das hält er feſt bis zur Narrheit, ja bis zur Raſerei: ſo groß däucht ihm die Tugend der Beſtändigkeit, daß ſelbſt den Irrthum mit wahnſinniger Liebe behaupten das Gemüth noch adele; wie der Franzoſe in Allem iſt und lebt, ſo iſt und lebt der Engländer in Einem, oft ſo hartnäckig, daß er Jahre lang nichts anderes ſieht, hört, ſinnt, und denkt, als Eines: daher iſt er häufig der Stumme und Verſchloſſene, dem man in Monaten oft nicht ſo viele Worte ablocken kann, als dem Franzoſen in Minuten, daher wird Eines, nemlich er ſelbſt, ihm oft das einzige wirkliche Ding in der Welt, und daher verſinkt er ſo häufig in den Abgrund ſeines eigenen tiefen Gemüthes, und kömmt nimmer wieder in das leicht bewegliche Leben der Auſſenwelt zurück; Schwärmer, Narren, und Verrückte hat England von jeher viele gehabt. Der Engländer hat oft zu großen Stolz, ihm ſelbſt zu genügen, der Franzoſe haſſet das Selbſt, das auf Ihm allein ruhen will; der Engländer kann der

Einſeitige, der Franzoſe der Vielſeitige genannt werden: hier iſt die Beſchränkung durch das Zuviel, dort iſt ſie durch das Zuwenig. Durch ſein geſellſchaftliches Talent taſtet der Franzoſe Vieles heraus, und gewinnt oft einen Schein idealiſcher Ergründung und gemüthlicher Ergreifung der Dinge; er ſcheint unendlichen Verſtand zu haben, aber dieſer ſteht immer vor ſeinen beſtimmten Schlagbäumen ſtill, und jenſeits derſelben iſt Finſterniß: es ſind keine Uebergänge von Licht und Schatten, es ſind auf ewig geſchiedene Welten; die unruhige und unbeſtändige Flatterhaftigkeit mangelt der begeiſterten Liebe und Treue, welche zu dem Todesſprung in den dunkeln Abgrund der unendlichen Welt der Vernunft allein die Kühnheit geben können. Durch ſeine eiſerne Hartnäckigkeit im Denken und Wollen bricht der Engländer irgendwo durch, und mit ihm bricht eine Lichtmaſſe über die Gegenſtände, zu welchen er hinabſteigt; er iſt der verſinkende Phaeton, welchem eine Sonne nachſtürzt, der Franzoſe iſt der gaukelnde Spieler, der ſich Johanniswürmchen als eine Laterne auf den Kopf geſetzt hat. Darum ſcheint der Engländer in Einigem ſicherer, der Franzoſe in Allem gewandter. Der erſte iſt in vielen Dingen wirklich dumm, und weiß nichts davon, der zweite weiß von allem etwas; der erſte iſt an den meiſten fremden Stellen anfangs wie verkauft, der Franzoſe iſt ſogleich allenthalben zu Hauſe; der erſte weiß etwas tüchtig, der zweite weiß vieles halb; der erſte kann aber alles lernen, weil er ſich ſelbſt lernen will, der zweite lernt nichts ganz, weil er ihm ſelbſt entflieht; der erſte will immer ein Ganzes ſeyn, und wird darüber oft zu einem ſcharfeckigen und ſchroffen Theil, der ſich nirgends einfügt, der zweite will immer Theil ſeyn, und ſpringt im ewigen Wechſel ſo viel von einer Fuge in die andere, bis er ſich ſo abreibt, daß er zuletzt wie ein Sonnenſtäubchen weggeblaſen werden kann; der erſte ſchätzt das Wirkliche, was er geſucht und gefunden hat, oft ſo ſehr, daß er die Majeſtät des Scheins nicht genug ehrt, der zweite ſucht von Anfang an ſo ſehr den bloßen Schein, daß der Schein ihm die Sache wird: er ſtellt zuletzt den Schein auf den Schein und den Schatten auf das Bild, und ſpielt ſo lange mit dieſer täuſchenden Gaukelei, bis ſie endlich mit ihm ſpielt; er wird eitel auf Eitelkeit, der Engländer wird eitel auf Stolz.

Doch genug des Spiels, ſonſt ſpielen auch wir zuletzt Scheine aus Scheinen und Schatten aus Bildern heraus. So ungefähr erſcheinen die beiden Völker als Menſchen in ihren größten Gegenſätzen. Wie erſcheinen ſie im Staate als Bürger? was haben ſie geſchaffen und gewirkt bei ſich und bei andern? wohin ging ihr Streben? wohin geht es?

Zuerſt die Franzoſen. Ihr geſellſchaftlicher Karakter iſt auch in ihren politiſchen Einrichtungen und in ihrem ganzen Staatsweſen unverkennbar. Das Spiel mit Scheinen und zu Scheinen hin reicht in vielen kleinen und mittelmäßigen Dingen und Verhältniſſen des gewöhnlichen Menſchenlebens und Weltweſens oft aus, wenigſtens betrügt man ſich oft leichtfertig und leidlich genug um ſein bischen Daſeyn, dem man ein fantaſtiſches Mährchen nachſingen oder einen letzten leichten Sprung nachhüpfen kann; aber der Staat und ſein Weſen iſt ein ſehr tiefes und ernſtes Ding, wo die mittelbaren und unmittelbaren Kräfte der Welt und die himmliſchen und irdiſchen Strebungen und Mächte vielfach gegen einander gewogen und geprüft ſeyn wollen. Damit ein guter und lebendiger Staat werde, ſind zwei Dinge erforderlich: erſtlich ein gewaltiges Streben der Kräfte nach auſſen hin, ein großer äuſſerer Reiz zu Thaten, der die Menſchen aus dem Gefühl des Einzelnen und überhaupt aus dem einzelnen Daſeyn herausreißt, zweitens, daß die Menſchen, die den Staat ausmachen ſollen, in dem Einzelnen feſt gegründet und in ihnen ſelbſt und ihrer eigenen Natur mit gediegener Schwere ruhend ſeien — einzelne Bildung jedes Einzelnen aus ſich ſelbſt heraus, und dann gemeinſames Streben aller nach Einer Richtung für ein Ganzes das ſind die unerlaßlichen Erforderniße zu einem vollkommenen Staate, zu einem Gemeinweſen, das ein würdiges und menſchliches heißen kann. Eine dieſer nothwendigen Bedingungen geht den Franzoſen völlig ab, die Bildung aus ihnen ſelbſt heraus, das Ruhen auf der eigenen Kraft: ſie ſind nur in andern. Wenn man dieſe ihre Eigenheit nun an die Idee des Staats hält, ſo werden ſie wie Würmer und Inſekten erfunden, die immer unter einander kriechen und wurmen müſſen, wie Ameiſen und Bienen; und ihr Staat muß ein Bienenſtaat werden, d. h. ein Staat des wurmartigen Gehorſams in Despotien: ſie müſſen einen Weiſer haben, und, wie er auffliegt, ihm nachſchwärmen — das iſt eine Nothwendigkeit ihrer Natur. Ihre Geſchichte weiſt dies auch, und hat es in unſern Tagen wieder gewieſen; ja ihr jüngſter Herr hat anſpielend die Bienen ſogar ins franzöſiſche Wappen gebracht. Auch bei ihnen — wie ſie denn geſchwind feuerfangend und auflodernd ſind — hat es von Zeit zu Zeit nicht an Verſuchen gefehlt, ſich einen ordentlichen Staat einzurichten; aber dieſe Verſuche ſind immer durch Uebertreibung und Unmäßigkeit geſcheitert, es hat ihnen immer die hemmende Schwerkraft gefehlt: ſie haben eine Zeitlang mit Scheinen und Klängen geſpielt, und dann iſt die Sache geblieben, wie ſie war, oder gar in das Schlimmere verſunken. Man muß bei der Betrachtung der franzöſiſchen Geſchichte dieſe Gaukelei mit dem Schein und dieſe Verblendung durch den Schein überhaupt nie vergeſſen, weil alles ihr Größtes und Kleinſtes nur dadurch erklärlich iſt. Für Augenblicke leuchtet es oft hell auf in ihrer Geſchichte, aber es ſind immer Sternſchnuppen, die zerfliegen, oder Meteore, die mit einem leeren Knall zerplatzen, aber ſelten als Blitze zünden oder als Sonnen wärmen. Dieſes Volk, das ſich durch die unaufhörliche Uebung und Umrollung des Aeußerlichen und in dem Aeußerlichen auf der Oberfläche der Dinge das verſtändigſte Volk Europens nennt und es in dem Kleinen unſtreitig iſt, hat doch häufig die wunderlichſten und tollſten Fantaſieſprünge gemacht, eben weil ihr Verſtand ihrer Fantaſie nicht gewachſen war, oder vielmehr weil der Verſtand der Fantaſie nie gewachſen iſt, die mit ihm immer durchgehen muß und nur durch die Vernunft geleitet und gezügelt werden kann. Die Franzoſen können Vieles verſtehen, aber Weniges vernehmen; ſie haben mit der Fantaſie oft das Größte und Edelſte erfaßt, aber haben es immer bald zu dem Kleinſten und Gemeinſten verſinken laſſen, weil ſie des Maaßes mangelten, das es tragen konnte; ja die größten Gräuel haben ſie durch dieſe Fantaſie begangen und ungeſtraft vor ihren Augen begehen laſſen, ohne daß ſie dabei ſo große Schuld hatten, als andere ernſtere und beſtändigere Völker in ähnlichen Fällen gehabt haben würden. Die Kreuzzüge, der Mord der Tempelherren, die Bartholomäusnacht, die Fronde, die Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten, die jüngſte Revolution — was ſoll ich noch mehr nennen? Oft große Gründe und große Anfänge der Dinge, und ein kleines und unſeliges Ende.

Weil ſie alſo immer unſtät, wankeliſch, und unruhig ſind, ſo müſſen ſie gleich Würmern durch einen inſtinktartigen Gehorſam zuſammengehalten und gezügelt werden, ſie müſſen Einen haben, dem ſie blind gehorchen: *wer nicht ruhig ſeyn kann, kann nicht frei ſeyn.* Es wird alſo, wenn nicht außerordentliche Weltbegebenheiten das

Ungewöhnlichſte und Außerordentlichſte herbeiführen, alle ihre Bewegung nach außen hin nicht aus ihnen ſelbſt entſpringen, ſondern von dem Weiſer abhangen. Man nannte vormals die Franzoſen mit Recht ein königiſches Volk, und den König von Frankreich den rechten König; daher das teutſche Sprichwort: leben wie der König in Frankreich. Iſt in dieſem allmächtigen Bienenweiſer ein Geiſt der Unruhe und Herrſchſucht, ſo mögen die Nachbarn ſich vor dem wilden Gewürm und Geſchwürm hüten; denn es iſt nichts, was ſie hemme und zurückhalte. Die Franzoſen haben unter muthigen und kriegeriſchen Fürſten mehr als irgend ein Volk den Karakter von Eroberern, und werden ihn immer haben. Ihre Beweglichkeit macht ihnen den Krieg luſtig und ihr Leichtſinn die Plagen und Gefahren gleichgültig; die Wahnehre und die geſellſchaftliche Meinung, die ihre höchſte Tugend iſt, macht ſie tapfer und heldenmüthig, oft faſt denen gleich, die für die höchſten Güter der Menſchheit ſtreiten. Auch haben ſie, ſo alt ihre Geſchichte iſt, ihre Nachbarn immer beunruhigt, und ſie plündern und unterdrücken wollen; Freiheit aber und Bürgerlichkeit und die ewigen Grundſätze des Rechts haben ihre Nachbarn nie von ihnen erhalten, noch durch die traurige Gemeinſchaft, worin Kriege und Eroberungsverſuche ſie mit ihnen ſetzten, von ihnen lernen können: wo Einer willkührlich gebietet, da können Lehren und Muſter der Verfaſſungen ſelten gehört werden.

Alſo der Karakter der Franzoſen als Bürger iſt der Karakter von Inſekten, dieſes in dem natürlichſten Sinn genommen. Sie erfüllen die Beſtimmung ihrer Natur, wenn ſie ſind, wie Gott ſie gemacht hat, und haben bloß darin Unrecht gehabt, daß ſie ihnen ſelbſt und uns andern oft etwas vorfantaſirt haben. Die Idee des Gehorſams iſt auch in ihren ordentlichen Zeiten, wo ſie nicht durch ungeheure Revolutionen aus ihrer Bahn geriſſen werden, die höchſte Idee: vormals der Idee jeder Ehre und Tugend gleich. Der Franzoſe war ſonſt ganz in ſeinem Könige, dieſer war ſein irdiſcher Gott; doch hat Napoleon darum nicht Recht gehabt, in ſeinen Despotenkatechismus die gotteslaͤſterlichen Worte zu ſetzen: den Kaiſer verehren und Gott anbeten iſt Ein Dienſt. Der Franzoſen geſellſchaftlicher Karakter und ihr Bienengehorſam gegen den Weiſer — das ſind die beiden Hauptſchlüſſel zur Erklärung aller Erſcheinungen ihrer Geſchichte, ihres Lebens, und ihrer Litteratur. Das Schimmernde und Abgeſchliffene der Geſellſchaftlichkeit haben ſie mit der Idee ihres Königs und des Glanzes und der Majeſtät ſeines Königthums zuſammengemiſcht, und daraus jenes gebildet, was in den drei Worten Höfling, Höflichkeit, und Höfiſchheit ſich ausſpricht. Der Franzoſe als Bürger und Menſch iſt Höfling, oder will wenigſtens Höfling ſeyn. Ich nehme hier das Wort in dem rechten und edlen Sinn, wo Höfling mit Königsdiener und Königsfreund eins iſt und keine verächtliche Nebenbedeutung enthält. Das Ideal eines gebildeten Franzoſen iſt der Karakter eines Höflings; in dem Streben nach dieſem Ideal bringen es manche durch Unvollkommenheit ihrer Natur und Ungunſt ihrer Verhältniſſe natürlich nur bis zum Hoflakaien oder Kammerdiener. Jeder Franzoſe ſoll daher kraft dieſer Anſprüche höflich ſeyn und Höflichkeit üben. Dies trieben ſie vor der Revolution noch bis zum höchſten Grade, und werden es künftig wieder thun. Die Fremden, ihrer Art, und beſonders der Quelle dieſer Höflichkeit unwiſſend, haben ſie hier oft der Falſchheit und Lüge beſchuldigt, wo keine iſt; ſie wollten und konnten nicht begreifen, daß des Franzoſen Weſen der Schein iſt, daß er ſein Lebenlang nach der Darſtellung des höchſten äußeren Scheins, des idealen Hofſcheins, trachtet, daß er ſich Göttern und Königen gleich ſtellt, die alle Gebete und Wünſche der Sterblichen freilich nicht erhören können, doch aber immer gedacht werden, als entlaſſen ſie die Bittenden freundlich und winken ihnen mit Hoffnungen und Scheinen aus der Ferne. Die Fremden nehmen für Wirklichkeit, was bei dem Franzoſen bloſe Darſtellung, und zwar bewußte und geſellſchaftlich angenommene Darſtellung iſt; daher verlangen ſie für den Schein Thaten und für die Worte Treue. Sie haben Unrecht, und werden mit dem Franzoſen immer Unrecht haben. Er bezahlt ſich ſelbſt damit wie mit einer Wirklichkeit, und iſt zufrieden; wie kann denn der Fremde mehr verlangen? wie kann er leichte Wechſel, die bloß durch eine geſellſchaftliche Uebereinkunft als eine angenehme Täuſchung für den Augenblick ausgeſtellt werden und nachher nichts mehr bedeuten ſollen als leeres Papier, in baares Geld verwandeln wollen? Ein veredelter franzöſiſcher Karakter, der den höchſten Gipfel jener Tugend erlangt hatte, worin dem Franzoſen alles beſchloſſen liegt, war ein höfiſcher, er hatte Höfiſchheit: ein altes vergeſſenes teutſches Wort, das ich wieder aufnehmen muß. Dieſe Höfiſchheit nannte er mit verſchiedenen Schattirungen courtoisie, galanterie, esprit de chevalerie, und alles Edle und Hohe war in dieſen Namen eingefaßt.

Einen Beweis der Richtigkeit dieſer Grundlinien des franzöſiſchen Menſchenweſens und Bürgerweſens giebt ihre Geſchichte. Es iſt in ihr wenig Einzelnhervortretendes, wenig Unmittelbares und Allgemeines, ſo daß es aus dem Volke oder der Menſchheit, die als ſolche gedacht werden, hervorgehe; ſondern auch die größten franzöſiſchen Menſchen und Begebenheiten hangen an den Fäden geſellſchaftlicher und höfiſcher Verhältniße. Im Ganzen iſt die franzöſiſche Geſchichte daher eine Geſchichte des Hofes und der Hauptſtadt. Selbſt die jüngſte gräuelvolle Revolution verläugnet dieſen Karakter nicht.

Daſſelbe gilt von der franzöſiſchen Kunſt und Litteratur. Es iſt eine Kunſt und Litteratur nicht des idealiſchen und olympiſchen Scheins, wo die Götter und Geiſter im Glanze wohnen, ſondern des kleinen Scheins, wozu der Franzoſe ſein Leben verſpielt hat. Dieſem Schein hat der Franzoſe durch die Spiegelglätte der Geſelligkeit und durch eine gewiſſe Beweglichkeit des Witzes einen Glanz zu geben gewußt, welcher Glasperlen oft für oſtindiſche Perlen verkauft. Aber die Kunſt kann nicht lange in der unſeligen Mitte ſchweben, worin das gewöhnliche Leben wandelt, ſei dieſe Mitte auch durch die täuſchendſten Scheine idealiſirt: ſie will entweder die olympiſchen Götter, oder die reinen Menſchen, die auch Götter ſind, ſie will die Urgeſtalten des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Fantaſie, und dieſe kann ein Volk nicht mehr empfangen, das nicht Zeit hat, die Götter zu erkennen, die nur den Einſamen beſuchen, und nicht Kraft noch Einfalt hat, den Urmenſchen zu erblicken; der nur den Starken und Einfältigen nicht beſchämt. Hier iſt ihnen vorzüglich begegnet, was ich oben ſagte: ſie haben Scheine auf Scheine geſtellt. Ich weiß es nicht klarer auszudrücken.

Aber, mögte einer mir ſagen, wenn dem ſo iſt, wenn hier ein kümmerliches Taſchenſpiel der Fantaſie geſpielt wird, wenn dieſer Schimmer und Schein in ihrer Kunſt und Litteratur eine künſtlich angeblaſene Begeiſterung iſt, die weder die höchſte Kunſt erfliegt noch zur einfältigſten Natur hinabſteigt, welche beide ſich an ihren Enden nothwendig begegnen müſſen, wie hat es denn geſchehen können, daß dieſer Schein in ſeinen Wirkungen ſo allmächtig geweſen iſt, und daß wir Europäer zwei Jahrhunderte geglaubt haben, nur das Franzöſiſche ſei das Kunſtreiche, Gebildete, Menſchliche, und Schöne? Was ſo geherrſcht hat wie das Franzöſiſche, nicht durch die Gewalt der Waffen, ſondern durch die ſtille Gewalt der Sprache, Sitten, Künſte, und Wiſſenſchaften, mußte etwas Treffliches und Herrliches in ſich haben, es mußte eine Vorzüglichkeit haben, die den andern mangelte. Denn daß die Fremden Jahre lang geblendet und getäuſcht ſeyn konnten, geſtehe ich zu; aber eine Täuſchung und Verblendung von Jahrhunderten weiſt auf eine große Wirklichkeit hin.

Ganz recht. Die Franzoſen hatten allerdings das große Herriſche und Wirkliche; aber dieſes war darum nicht nothwendig auch das Vollendete und Vortreffliche. Wir, die der Erfüllung der drei letzten Jahrhunderte ſeit Luthers Reformation nahe ſind, können jetzt ziemlich begreifen, was unſern Großvätern und Vätern widerfahren iſt und widerfahren mußte: die jüngſte Geſchichte hat alle Rollen dieſer Jahrhunderte wie einen Teppich vor uns ausgebreitet; wer Augen hat zu leſen, kann ſie verſtehen. Mit der Reformation trat das logiſche und dialektiſche Zeitalter ein, welches die letzten Streite zwiſchen dem Verſtande und der Vernunft vermitteln, die Verſuche und Anſprüche des Verſtandes, der Vernunft ſeyn will, zeigen, und jedem ſein gebührliches Gebiet abmarken ſollte. Ein ſolches Zeitalter konnte kein Zeitalter hoher Idealität, heroiſchen Lebens, und olympiſcher Kunſt ſeyn, weil der arme und nüchterne Verſtand, welcher darin herrſchen ſollte, das Höchſte und Ueberſchwängliche, was nur im Reiche der Vernunft angeſchaut und vernommen werden kann, zu ſeiner Erde hinabzog und es dort mit ſeinem kleinen Maaße zu meſſen meinte. Daher verſtummten ſeit dieſer Zeit auch einige Völker in der europäiſchen Weltgeſchichte, welche nicht in dem Einzelnen und Abgerißenen leben, ſondern nur in der Fülle des ganzen Gemüthes blühen können: die Italiäner und Spanier. Ihre Epoche war geſchloſſen, wie dieſe Epoche begann; bald wird die Zeit kommen, wo ſie wieder zum Leben erwachen werden. Dem Norden Europens fiel die Verarbeitung dieſer drei Jahrhunderte zu, deren letzte trübe und blutige Hefen wir getrunken haben und noch trinken müſſen. Vor allen aber bemächtigte ſich dieſer Zeit, weil ſie ſeine Zeit war, der Franzoſe, der in der Region des Verſtandes heimiſch iſt und deſſen Stärke in dem Dialektiſchen und Logiſchen liegt. Er gewann über die andern das Uebergewicht, worüber ſo viel geſcholten und geklagt iſt, und ſie erkannten ſeinen Vorrang an, theils weil der Geiſt, der gerade in der Zeit lebt, eine nothwendige unſichtbare Herrſchaft über alles üben muß, theils auch, weil das Künſtleriſche, Gemüthliche, und Idealiſche, was früher in ihnen geblüht hatte, von ſelbſt abgeſtanden war, als das grübleriſche, klaubende, und haarſpaltende Zeitalter des Verſtandes begann. Da ſie nichts Herrliches und Lebendiges hatten, ſo mußte ihnen das Leben, das in den

Franzoſen war, natürlich das Höchſte ſcheinen, um ſo mehr, da der Franzoſe, für welchen dieſes Zeitalter ein lebendiges war, allen ſeinen Spielen und Scheinen etwas gegeben hatte, das faſt idealiſch ausſah. Denn die Götter und Geiſter freilich konnte der leichte Gaukler, der im Kleinen und Luſtigen oft recht anmuthig war, nie in ſeine enge Welt hinabziehen: die laſſen ſich nur von denen laden, welche die gewaltigen Schlüſſel der Tiefen und Höhen haben. Hiedurch, am meiſten durch das Allmächtige, welches unſichtbar und von wenigen vernommen durch die Zeiten hinwandelt, herrſchten die Franzoſen, und bildeten ihnen ſelbſt und andern ein, es ſei nur Eine Kunſt, Ein Leben, Eine Bildung, Eine Art, die franzöſiſche; ja ſo übermüthig wurden ſie, daß ſie zweifelten, ob die Griechen und Römer mit dem Zeitalter ihres Ludwigs des Vierzehnten zu vergleichen ſeien, und ob etwas bedeute, was die Italiäner, Spanier, und Engländer vor zwei, drei Jahrhunderten in den bildenden und redenden Künſten gewagt hatten. Die Menge der Europäer lallete ihnen ihre Urtheile nach, und äffte ihnen in ſteifer, verzierter, und kümmerlicher Knechtſchaft nach; denn die Leichtigkeit und Beweglichkeit, womit die Franzoſen zugleich alles und nichts ſind, konnten ſie doch nicht erreichen.

Dieſe Franzoſenwuth, die in ganz Europa herrſchte und in manchen Ländern noch ungebührlich herrſcht, dieſe traurige Aefferei, wodurch die trefflichſten und kräftigſten Völker ihre eigenen Gaben und Tugenden vertändelten, und was in den Franzoſen Leichtes und Gefälliges iſt, doch nicht gewannen, wodurch Sprache, Sitte, Kunſt, ja ſelbſt die Verfaſſung und Freiheit in vielen Ländern verdorben und zerrüttet ward, kann man an ſich weder loben noch tadeln; am wenigſten kann man die Franzoſen dafür in Anſpruch nehmen: höchſtens kann man ihre Eitelkeit und Prahlerei ſchelten, daß ſie meinten und laut bekannten, ſie ſeien die Erſten und Unübertrefflichen. Uebrigens haben ſie den andern nichts aufgedrungen. Aber wenn wir Rechnung halten über die Wirkungen der Franzoſen auf uns und über ihre Verdienſte um uns, ſo können wir uns freilich deſſen, was ſie uns gebracht haben, weder tröſten noch loben. Schon das franzöſiſche Leben, weil des Volks Karakter ganz ein geſellſchaftlicher iſt, heißt Manier und Uebereinkunft, wie die Geſellſchaft ſie gebiert. Dieſes wunderſame franzöſiſche Weſen ward durch die ihnen angebohrne Leichtigkeit und Lebendigkeit äußerlich doch oft anmuthig abgeglättet und verziert, und erhielt durch die tauſend Scheine, womit ſie ſpielen können, einen Anſtrich von Geiſtesfreiheit und Genialität, der anfangs täuſchen konnte. Bei den Fremden aber, die den Franzoſen äffiſch nachſtümperten, blieb es eine todte und kalte Manier und Uebereinkunft, und erſchuf in den Sitten und Weiſen eine lächerliche Aefferei, und in der Kunſt eine froſtige und ſteife Nüchternheit und Abgemeſſenheit, vor welchen alle Muſen und Apolle ſich auf ihrem Pegaſus ſo geſchwind und ſo weit als möglich entſchwangen. Was die Engländer, Teutſchen, Schweden, und andere Völker Racine und Boileau, Voltaire und Crebillon nachfranzöſirt haben, mögen ſie ohne Gewiſſensbiſſe zuſammen auf Einen großen Scheiterhaufen werfen, und verbrennen; es iſt Stoff für die ewige Vergeſſenheit.

So ward Leben und Kunſt in Europa eine ſteife und lächerliche Manierirerei, die lebendigen Geiſter der Völker wurden in Zwangſtiefeln geſchnürt, oder mußten auf Stelzen treten lernen, worauf ſie ſich nicht ſchwingen konnten. Dieſer Schaden mogte der kleinſte ſeyn, ſchlimmer und verderblicher war das fremde Uebel für die Sitten. Zuerſt, wann die Geiſter eines Volks erſtarren und nicht im eigenen kräftigen Leben blühen, ſo verlernen alle kühne und muthige Triebe den olympiſchen Götterflug. Aber ſie können ihrer Natur nach nicht faul ſeyn, ſie müſſen ſich doch regen und bewegen; wenn das Große und Hohe ihnen verſagt iſt, werfen ſie ſich auf das Kleine und Gemeine. Auch daher iſt Unſitte und Unzucht gekommen, daß die Menſchen nichts Herrliches und Gewaltiges hatten, womit ſie das Fliegende und Aetheriſche des Gemüthes beſchäftigen konnten. Zweitens zerbricht jede Aefferei mit dem Fremden und Ausländiſchen die Kraft der eigenen Art und Tugend; denn jedem Volke iſt nur gegeben, in eigener Art und Kunſt groß zu ſeyn: wer das Eigene verachtet oder nicht achtet, der verliert auch das Maaß für alles Schöne und Gute und iſt der Wildheit und Leidenſchaftlichkeit der

Triebe hingegeben. Drittens war in dem Leichten und Beweglichen des Franzoſen eine große Gefahr für die Sitten und ihre ſtrenge Zucht. Dieſes Leichte und Bewegliche iſt bei ihm nicht immer das Leichtfertige und Liederliche — es giebt auch bei ihm feſte, ſittliche, und keuſche Menſchen — es wird dies aber leicht bei nordlichen Menſchen. Der mehr nach dem Süden hin wohnende Menſch hat größere Schnellkraft, er kann viele Schwingungen hin und her machen, und ſchwingt ſich von Zeit zu Zeit immer wieder in ſeine ruhige Lage zurück. Der Nordländer ruht mehr auf einer gewiſſen angebohrnen Schwere, welche man immer einen Mangel nennen mag, worin aber ſeine ſchönſten Tugenden verſchloſſen ſind, und welche er alſo nicht ſo ſehr bewegen darf. Setzt er dieſe Schwere in Schwingung, ſo treibt ihre Gewalt ihn oft kometiſch auf immer aus ſeiner Bahn heraus, und er mag ſie nicht leicht wieder zur Ruhe bringen; er darf nicht flattern und fliegen wie ſüdliche Menſchen, weil er auf dieſe Weiſe ſein Trefflichſtes und Schönſtes leicht verflattert und verſpielt. O die ernſten und feſten Schweden, Teutſchen, und Engländer wie lächerliche Dinger, wenn ſie den Franzoſen gleich beweglich ſeyn wollen! und wie ſchwächliche und ſchlechte Dinger endlich!

Dies haben die Franzoſen den Europäern gebracht, dies uns Teutſchen faſt am meiſten, weil wir ihre nächſten und zugänglichſten Nachbarn ſind. Die Italiäner und Spanier rettete eine mächtige

Natur und eine gediegene Beſtändigkeit und Eigenthümlichkeit des Karakters und ein uralter Widerwille gegen das Franzöſiſche mehr vor der Aefferei, obgleich auch ſie ihren Zins haben bezahlen müſſen. Wir, wie ungleich wir den Franzoſen äußerlich auch ſind, und wie wenig Anlage wir auch haben, ihr Leichtes und Spielendes nachzuahmen, haben mit ihnen doch eine gewiſſe Neigung zur Empfindſamkeit und zur Verzierung der Sünde und Eitelkeit, kurz eine gewiſſe Halbheit des Karakters, gemein, die die ſich andern leichter als recht hingeben will; daher vertheidigten wir uns auch gegen ſie nicht genug. So kam uns denn Steifheit und Erſtarrung und Verkünſtelung in Sitte und Kunſt von der Seine her, eine weiche Weinerlichkeit, eine ſündliche Erbärmlichkeit, eine Tändelei und Ziererei mit Gefühlen, die nicht germaniſche Gefühle waren, und die auf die Verderbniß unſers Weſens und Karakters viel ſchlimmer wirkten, als die offenſte und unverſchämteſte Sünde hätte thun können; in den Sitten Schlaffheit, Wankelmuth, Unzucht: man nannte Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit, was unſern Vorfahren Laſter geheißen hatte; über die Weiſen und Tugenden unſerer Väter, ſelbſt über Gott lernten wir lachen. Dies Uebel von der Seine kam uns nicht durch die Schuld der Franzoſen, ſondern durch die Schuld des Zeitalters und durch unſre Thorheit. Was die Sitten verdirbt, zerrüttet zuerſt die Häuſer, dann den Staat. Durch die Buhlerei und Aefferei mit dem Fremden ward das Vaterländiſche und

Teutſche, was unſern wunderſamen Staat, welcher Kaiſer und Reich hieß, durch Gewohnheit und Wahn noch erhalten und verbunden hatte, immer mehr geſchwächt und vertilgt; die teutſche Treue und Liebe verſchwand aus den Herzen, ſo wie das Eigenthümliche und Volksthümliche verſpielt und vertändelt ward. Wir ſchwatzten und klügelten, wo unſere Väter handelten und ergrimmten; wir ſpotteten deſſen, wovor unſere Väter angebetet hatten; wir waren keine Teutſche, wir waren kein Volk mehr; wir waren durch die Verachtung und Aufgebung des Eigenen Allem und Nichts ähnlich: uns mußte zuletzt nothwendig geſchehen, was wir in den jüngſten Jahrzehenden gelitten haben. Alles dies auch haben wir von unſern Nachbarn, die ſich rühmen, ſie haben uns gebildet und aus Barbaren Menſchen gemacht — alle dieſe Plagen, und dazu noch die Plage, daß die unruhigen Geſellen uns immer haben erobern und unterjochen wollen. Daß ſie als Staat durch weiſere Geſetze und Verfaſſungen uns nichts haben geben können, iſt oben angedeutet.

Jetzt zwei Worte über den Engländer, über ſeine Art und Weiſe, und über ſeine Beſtimmung für die Weltgeſchichte, und ſein Verhältniß zum feſten Lande.

Ich habe oben, ſo weit die feinſten Unterſchiede und Aehnlichkeiten ſich zeigen laſſen, zu zeigen verſucht, wie die Franzoſen und Engländer als Menſchen einander gegenüber ſtehen. Gerade ſo, man mögte ſagen noch mehr, ſtehen ſie einander als Bürger gegenüber. Der Engländer als Menſch ſtrebt ſich auch ſchroff und trotzig auf mächtiger Perſönlichkeit zu begründen; der Franzoſe trachtet nach Vielſeitigkeit, ja Allſeitigkeit, ſo weit ein zufälliges All um ihn her rollt, denn nach dem allgemeinen All greift er nicht: er trachtet nach einer vielſeitigen Perſönlichkeit, ſo daß er nicht ſowohl Eine Perſon als alle Perſonen ſeyn mögte; er zerſtückelt und zerreißt ſich für andere. Jeder Engländer iſt ein ſchwerer und derber Theil, den man faſt ein Ganzes nennen mögte, dieſer ein leichtes und ſchimmerndes Theilchen eines Ganzen. Ich ſagte oben, was die Bedingungen ſind, wodurch ein vollkommener und rechter Staat werden könne: gediegene Begründung und Ausbildung der Menſchen in ihnen ſelbſt und aus ihnen ſelbſt, und eine lebendige Anziehung und Reitzung zur Thätigkeit nach auſſen hin. Die Engländer hatten das Erſte durch ihr Gemüth, das Zweite gab ihnen das muthige Element des Meers, deſſen freies und friſches Leben Verweichlichung und Verfaulung unmöglich macht. Daher findet man bei den Engländern von den Anfängen ihrer Geſchichte her das Streben, daß jeder einzeln für ſich nicht nur Menſch, ſondern auch Bürger ſeyn will: das Entgegengeſetzte des Inſektenvolks und Inſektenſtaats, das Freie und Republikaniſche. Dieſe Menſchen haben weiſe Geſetze und Verfaſſungen zu ſchaffen und die geſchaffenen zu behaupten gewußt; wie ſie in ihnen feſt begründet ſind, ſo haben ſie ihr Gemeinweſen felſenfeſt gebaut, und dann als den höchſten Glanz einen König über alles geſetzt, der auch gewaltig gebietet: aber zwiſchen ihm und dem Volke ſteht ein Heiligthum, das Geſetz heißt und das zu überſchreiten beide mit gleicher Ehrfurcht ſcheuen. Weil der Franzoſe immer perſönlich, aber doch nimmer ganz Perſon ſeyn will, ſo iſt er am Ende nichts. Es iſt herrlich, auf dem großen Eigenen ruhen, und ſich darin ſpiegeln, weil man zugleich in den Spiegel Gottes und der Welt ſieht; aber es giebt etwas größeres Allgemeines, welchem man ſich auch hingeben muß, wenn man das Schönſte und Herrlichſte des Eigenen und Einzelnen begreifen will. Wer ſich aber immer in dem kleinen Eigenen oder Fremden ſpiegelt und allem Allgemeinen und der Betrachtung deſſelben entflieht, der muß zuletzt eitel, dumm, und knechtiſch werden. Weil die Engländer reiche und volle Perſönlichkeit hatten, ſo haben ſie die Kraft gehabt, ſich einer Sache hinzugeben und ſich in ihr zu verlieren: der Staat und das Geſetz iſt ihr Höchſtes geworden. Wie ſehr jeder tüchtige und geſcheute Engländer als ein eigenes Weſen, als eine einzelne auf ſich ruhende Perſon ausſieht, ſo ſehr hat er doch ein allgemeines Gepräge, welches man das Gepräge des Republikaners oder vielmehr des Bürgers nennen mögte. Will man die grellſten Unterſchiede von drei großen Völkern auf drei Worte zuſammenziehen, ſo kann man ſagen: der Franzoſe will Höfling, der Engländer Bürger, der

Teutſche Menſch ſeyn. Der mittelſte von den Dreien geht am ſicherſten; denn wie ſchlecht man ſich ſtehen kann, wenn man über dem Trachten nach dem Höfling und Menſchen dem Bürger verbeiläuft, das hat die franzöſiſche und teutſche Geſchichte ſattſam bewieſen. Dieſes Gepräge des Engländers als Bürger iſt ſo allgemein, daß es vom erſten Lord bis zum unterſten Kohlenträger erſcheint: Beſcheidenheit liegt neben dem Stolz, Gehorſam neben dem Befehl; man kann es nicht näher beſchreiben, aber man ſieht es.

Wie dieſer Geiſt der Bürgerlichkeit geworden und das engliſche Gemeinweſen entſtanden iſt, das iſt eines der würdigſten und belohnendſten Studien der Weltgeſchichte. Wenn man die Wechſel und Begebenheiten und die Folgen und Ausſprünge der engliſchen Geſchichte durch die Jahrhunderte verfolgt, wenn man die große Weltwirkſamkeit und Weltthätigkeit des freien und tapfern Volkes ſeinem Geiſt vorüberwandeln läßt, wenn man dann erwägt, was es die letzten zwanzig Jahre für ſich und für alle mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Beharrlichkeit gethan hat, ſo mögte einem faſt dünken, kaum habe, wie alt die Geſchichte iſt, ein glücklicheres Volk gelebt oder eine beſſere Verfaſſung beſtanden. Athen und Sparta nach langen und blutigen Vorbereitungen der Freiheit beſaßen das Glück und die Würde einer freien Verfaſſung einige Jahrhunderte, und wurden dann bei verfallenden Geſetzen und Sitten durch innere Aufruhre und Zerrüttungen zerſtört; das weltbeherrſchende Rom beſtand auch nur durch Sklaven und Unterworfene, hatte nie ein allgemeines Glück der Freiheit, ſchwankte auch in ſeiner glücklichſten Zeit, die nur kurz war, zwiſchen ewigen Partheiungen hin und her, badete ſich ſein letztes Jahrhundert der ſogenannten Freiheit gräßlich in Bürgerblut, und rottete in inneren Erſchütterungen mit aller Wuth des Haſſes und der Verruchtheit ſeine herrlichſten Geſchlechter aus, und endlich diente es ſeine letzten fünf Jahrhunderte den ſcheußlichſten und verworfenſten aller Tyrannen, welche je die Jahrbücher der Welt befleckten. Venedig, Genua, Mailand, Florenz hatten glorreiche Epochen und einzelne große Männer, aber nie hatten ſie eine in gleicher Linie fortlaufende Reihe von Glück und Freiheit: Verrathe, Aufruhre, blutige Gräuel und Verbrechen ſchänden zu häufig die Annalen ihrer Kraft und Stärke. Auch England hat Erſchütterungen gehabt, aber vorübergehende, aber wenige, die aus bloßer Wüſtheit der Herzen und Wildheit der Leidenſchaften entſprangen; ſeine mächtigſte Leidenſchaft iſt immer die Freiheit geweſen, und alle Erſchütterungen haben nur gedient, dieſe Freiheit größer und feſter zu machen. Aus Germaniens Wäldern und Sümpfen ſchifften die Angeln, Sachſen, und Jüten übers Meer, und brachten nach Brittannien Sitten, Bräuche, und Geſetze mit, die freier Männer würdig waren. Sie nahmen ein Land ein, das durch ſeinen Himmel und ſein Element Ernſt, Trotz, Kühnheit, und Tapferkeit erzeugen mußte. Die vorigen Bewohner dieſes Landes, von welchen in dem Kampfe mit den neuen Ankömmlingen wenige übrig blieben, werden uns von den Römern als Männer mit dieſen Eigenſchaften geſchildert. In dieſem Lande entwickelte ſich das germaniſche Volk unter mancherlei Wechſeln und Stürmen von innen und von auſſen während ſechs Jahrhunderten theils nach den Verhältniſſen, welche Boden und Himmel gaben, theils nach den Keimen von Freiheit und Verfaſſung, die es aus dem alten Mutterlande mitgebracht hatte. Nach oft wiederholten Stürmen vom Nordoſten, von den kriegeriſchen Normännern und Dänen, den Halbbrüdern der Angeln und Sachſen, kam endlich ein kurzer Sturm vom Süden her, die normänniſchen Herrſcher aus Frankreich, welche ſich der Herrſchaft bemächtigten, auch ein germaniſcher Heldenſtamm, durch den die Freiheit nicht untergehen konnte. Doch war die Herrſchaft der erſten dreißig Jahre drückend, und ein knechtiſches Lehnweſen ward eingeführt, was die Angeln und Sachſen vorher nicht gekannt hatten. Doch der angebohrne Karakter des Volkes ſiegte allmälig wieder, nach zwei Jahrhunderten waren die ſchwerſten Ketten gebrochen, und das Normänniſche ward mit dem Eigenen ſo zuſammengearbeitet, daß es endlich ein friſches und freudiges Gemeinweſen bildete. Von dem dreizehnten bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert entwickelte ſich die engliſche Verfaſſung immer mehr zu Ordnung und Bürgerlichkeit, und einzelne kleine Rückgänge wurden bald wieder nachgeholt. Um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, nachdem es in dem übrigen Europa ausgegährt hatte, kamen England und Schottland nach. Es entſtand ein fürchterlicher Kampf feindſeliger Kräfte; zugleich ward um wirkliche Güter der Freiheit geſtritten. Karl der Erſte, ein redlicher König, verlor durch eine fanatiſche Rotte auf der Todesbühne das Leben; einige Böſewichter hatten einige Jahre die Oberhand. Doch zuletzt gebot allen Oliver Cromwell, ein gewaltiger Mann, durch welchen England mächtig und allen Nachbarn furchtbar ward. Indeſſen iſt dieſer engliſche Freiheitskampf nicht durch die Schanden und Gräuel entehrt worden, welche unſere Tage ſo ſcheußlich gemacht haben; auch die Schlechteſten durften nicht das Böſeſte, weil das Volk zu ſehr an Sitte und Geſetz gewöhnt war. Des gemordeten Königs Sohn herrſchte zehen Jahre nach ſeinem Tode wieder über das engliſche Volk; er und ſein Bruder regierten es dreißig Jahre, nicht als engliſche Könige, noch als Männer, die durch das Unglück ihrer Jugend weiſe geworden waren. Doch wuchs auch unter ihnen die Freiheit; ſo gewaltig war im Volke ihr Trieb. Als endlich der letzte von ihnen, Jakob der Zweite, ein ſonſt redlicher Fürſt, aus Vorliebe für die katholiſche Religion über die Grundpfeiler der engliſchen Verfaſſung hinaushüpfen wollte, da duldete es das Volk nicht, ſondern entſetzte ihn des Throns, machte ſeine älteſte Tochter Maria und ihren Gemahl Wilhelm den Dritten, Prinzen von Oranien und Erbſtatthalter der Vereinigten Niederlande, zu Königen, und befeſtigte ſein Kleinod, die Freiheit, durch neue Geſetze. Dieſe iſt auch in den 125 Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, unerſchütterlich beſtanden, und hat ſich unter allen Wechſeln der Menſchen und Jahre in ihr ſelbſt mehr befeſtigt und ausgebildet, und dem ganzen engliſchen Volke einen Trotz und einen Stolz gegeben, die ſie oben gehalten haben, als alle andere Völker durch die Stürme des Zeitalters umgewehet ſind.

Von der Eigenthümlichkeit des engliſchen Karakters iſt oben geſprochen; auch iſt weiter unten geſagt, wie der engliſche Menſch in dem Bürger untergeht, und ſeine Perſönlichkeit in der Sache verliert, d. h. in der Freiheit. Dieſer Menſch und Bürger ſind in England ſo dicht in einander verwachſen und ſo ganz einander einverleibt, daß ſie ſich gar nicht mehr ſcheiden laſſen, ſelbſt in der Betrachtung und Beſchreibung nicht, weil es ſchwer iſt zu ſagen, was denn eigentlich dem Menſchen und was dem Bürger beſonders angehört. Still, feſt, ernſt, trotzig, und ſtolz iſt der Engländer als Menſch; ſtill, feſt, ernſt, trotzig, und ſtolz macht die kühne und männliche Freiheit: der Menſch hat die Geſetze gebohren. Die Richtung des Gemüthes auf das Große und Allgemeine, das Gefühl für das Ewige und Unſterbliche aller Zeiten, weil der freie Menſch ſich mit Beiſpielen der Geſchichte nähren muß, die lebendige Theilnahme an allem, was Geſetz und Verfaſſung des Vaterlandes heißt, und das ernſte Studium der Geſchichte laſſen den engliſchen Mann nicht viel tändeln und flattern. Er hat, nachdem er das Kleine für das Haus gethan und gedacht hat, das Große für den Staat zu thun und zu denken. Daher eine gewiſſe Beſtimmtheit, Regelmäßigkeit, und Strenge in den Sitten, eine gewiſſe gleiche Einfachheit, welche den Menſchen vom feſten Lande oft langweilige Einförmigkeit heißt. Wie das Leben der Männer durch Gemüth und Staat beſtimmt ſteht, ſo ſteht auch das Verhältniß der Weiber zu ihren Männern und zur Geſellſchaft. Die engliſche Frau ſoll nie vergeſſen, daß ſie eine freie Bürgerin iſt, und daß ſie freie Bürger gebähren und erziehen ſoll. Der Engländer verlangt Stille und Ordnung von ſeiner Frau; dieſe achtet er größer als alle leichten und liebenswürdigen Talente, die den Franzoſen und auch den Teutſchen an ſeinen Weibern ergötzen. Das weibliche Geſchlecht in England iſt von ſtrengerer Zucht und Sitte umſchloſſen, als in andern Ländern; es entbehrt vielleicht einiger Zierrathen und Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, aber die wirkliche Ehre und die wahre Achtung der Männer hat es in einem reicheren Maaße, als die Weiber irgendwo anders in der Welt. Wer Stolz in der Seele tragen darf und freie und ſtattliche Männer zu Gemalen und Söhnen haben kann, ſollte wohl vieler Flitter des Lebens entbehren können.

Weil der Engländer ſich und das Leben und Geſellſchaft und Staat feſt und ernſt betrachten und halten muß, weil er nicht mit leeren Scheinen bezahlen kann, ſondern die gediegene Wirklichkeit geben muß, ſo iſt in ſeinen Arbeiten und Werken Gediegenheit und Gründlichkeit recht eigentlich ſein Karakter. Weil ſeine Freiheit der Geſchichte und des Alterthums nicht entbehren kann — denn nur Sklaven können mit den Lehren des Augenblicks ausreichen — ſo iſt ſeine ganze Erziehung auf den Griechen und Römern gegründet; er lernt als Knabe ſchon, wodurch für das Vaterland würdig gelebt und geſtorben werden kann, und lernt durch die hohe und männliche Anſicht der Welt und ihrer Begebenheiten ſo viel Anderes obenein. Ich bedarf nicht aufzurechnen, wie viel und wie groß dies Volk für die Wiſſenſchaften gearbeitet hat. Auch in den Künſten, vorzüglich in der Beredſamkeit und Dichtkunſt, hat es viel geleiſtet, und ſtellt auch darin eine republikaniſche und inſulariſche Eigenthümlichkeit der Kraft und Würde dar, auſſer jenen dunkeln und romantiſchen Dämmergeiſtern, die ſeiner Geſchichte und ſeinem Himmel angehören. Oft mögte einem indeſſen dünken, daß die Engländer für die leichten Spiele der Kunſt faſt zu ſchwer ſind; ja in den letzten funfzig Jahren ſind ſie beinahe ſchwerfällig geworden, was aber wohl mehr aus der ſchweren Zeit, als aus ihrem Karakter herzuleiten iſt. Die gewaltigen Arbeiten und Anſtrengungen, worin dieſes Volk ſeit 45 Jahren befangen geweſen iſt, haben die zarten Blüthen nicht aufkeimen laſſen, woraus die leichten und bunten

Geiſter der Kunſt allein ihren Honig ſaugen können.

Nun einige Worte von Englands Einfluß auf Europa und auf unſer Vaterland.

Englands Sitten und Künſte haben nie einen ſo nahen Einfluß auf Europa behauptet, als welchen die Franzoſen ſich nun ſchon ſeit zweihundert, ja faſt ſeit dreihundert Jahren genommen haben. Es iſt möglich, daß ſie ihn einmal haben werden, aber noch iſt die Zeit nicht erſchienen. Ich habe oben zu zeigen geſucht, wodurch vorzüglich das Franzöſiſche allherrſchend geworden iſt. Es trieb mit dem breiten Strom des allgemeinen Zeitalters, es mußte herrſchen durch die Nothwendigkeit der Weltbildung. Aber der Franzoſe hat auſſerdem in der äuſſeren Darſtellung und Erſcheinung ſeines Weſens und Wirkens mehr Allgemeines, als der Engländer, wenn es gleich ein flaches Allgemeines iſt; er hat in den tauſend Scheinen und Arten, womit er tändelt und ſpielt, welche freilich immer nur Eine Art und Ein Schein ſind, nemlich die franzöſiſchen, doch die Aehnlichkeiten allgemeiner Arten und Scheine, er hat einen Schein der Scheine, wodurch er täuſcht und beſticht, und den Menſchen einbildet, er beſitze, was alle gebrauchen können. Der Engländer dagegen, in ſeiner Art und Eigenthümlichkeit feſt abgeſchloſſen, durch ſein Leben und ſeinen Staat auf das Wahre und Wirkliche hingewieſen, den Reitz und die Luſtigkeit des ſchönen Scheins vielleicht oft zu wenig achtend, durch ſeinen Himmel, ſein Meer, ſeine Verfaſſung, und ſein Gemüth abgeſondert und geſchieden von den meiſten, hatte äuſſerlich nichts, was zu allen überfließen und ſich allen leicht mittheilen konnte. Die Wirkung ſeiner Art und Sitte und Kunſt auf Europa und Teutſchland iſt immer mehr fern geweſen, immer leiſer und langſamer, aber gewiß wohlthätiger, als die Wirkung des Franzöſiſchen. Hier konnte wer wollte wenigſtens lernen, was Beſtändigkeit, Feſtigkeit, und Kraft in der Weltgeſchichte und im Leben bedeuten; hier konnte das erſchlaffte und entartete Europa wenigſtens der ewigen Grundſätze der Menſchheit wieder erinnert werden, welche die Franzoſen wegklügelten und wegſpöttelten.

Aber ganz anders fällt unſer Urtheil und viel weiter müſſen wir unſere ſtaunenden Blicke werfen, wenn wir erfaſſen wollen, was England als Staat durch ſeine Verfaſſung, ſeine politiſchen Verhältniſſe, und durch ſeine Schiffahrt und ſeinen Handel auf die Welt gewirkt hat.

Englands Verfaſſung iſt freilich etwas Eigenthümliches und Einzelnes, wie jede gute Verfaſſung ſeyn muß, aus Lage, Boden, Himmel, Volk, und Verhältniſſen zu den umliegenden Völkern entſtanden und entwickelt. Die vollkommenſten Verfaſſungen auf dem Papiere, die über alle äuſſerlichen Verhältniſſe und Bedürfniſſe weghüpfen, und aus dem bloßen Begriff ſchaffen, was durch alle Zeiten dauren ſoll, hat der ruhige und ſichere Verſtand des Engländers immer verſchmäht; es war den Franzoſen vorbehalten, damit einige Jahre zu ſcherzen und dann den ganzen blutigen Scherz als eine Albernheit zu beſchließen. Englands Verfaſſung iſt für England die beſte Verfaſſung, und nicht für andere Staaten. Dies kann nicht genug geſagt werden; weil es auch unter uns Menſchen gegeben hat, die meinen, wenn ſie alles engliſiren, das Vollkommenſte zu machen. Aber in dieſer Verfaſſung, vorzüglich aber in der Freiheit, die ſie heiligt, und in der Ungebundenheit der Geiſter, die, wenn ſie ſich im genialiſchen Muthwillen zu weit überfliegen, ſich ſelbſt immer wieder zur Ordnung weiſen, iſt eine leiſe für Europa wohlthätige Wirkung geweſen; die übrigen Völker ſind durch dieſe abgeſchloſſenen Inſulaner von Zeit zu Zeit ihrer Mängel, oft auch ihrer Schmach und ihres Elends erinnert worden. England hat durch die hohe Oeffentlichkeit ſeiner Rede und Schrift, durch die Majeſtät ſeiner großen Verhandlungen die unſterblichen Ideen und Grundſätze immer lebendig erhalten, ohne welche Europa wohl früher ſchon ſklaviſch geworden wäre; England hat die Bücher immer aufgeſchlagen gehalten, welche Auguſtus und Nero, Ludwig der Vierzehnte und Napoleon gern hätten vertilgen mögen, wenn ſolches in der Macht auch der Gewaltigſten ſtände. Was Plato, Thucydides, Xenophon, Salluſtius, Tacitus, Machiavelli, und Grotius über Verfaſſungen gedacht und unterſucht, was Moſes, Solon, Lykurg, Numa, Alfred, Sidney entworfen haben —

die großen Erfahrungen der Geſchichte, die großen Lehren und Geſetze der Welt, darüber iſt in den Parlamenten zu London nie geſchwiegen, und immer ſind einzelne kräftige Laute, die ihre Ohren und Herzen fanden, von der Inſel zu dem feſten Lande hinübergeklungen. So hat England durch Beiſpiel und Lehre als eine Lichtſonne der Freiheit wohlthätig auf die Welt gewirkt; wer kann die zarten Ausſtrömungen der Strahlen zählen und weiſen, welche dieſe Sonne leicht und unſichtbar auf uns ausgegoſſen hat? Auf uns Teutſche hätte dieſes Land doppelt wirken ſollen, weil ſeine Freiheit urſprünglich germaniſch, aus germaniſchen Bräuchen und Weiſen erwachſen, auch nachher aus germaniſchen Beſtandtheilen der Völker und Geſetze größtentheils entwickelt iſt. Dies war ſeit Jahrhunderten Englands Wirkung auf Europa; die Zeit iſt wahrſcheinlich nicht fern, wo es durch ſeine Verfaſſung noch viel lebendiger auf daſſelbe wirken wird. England ſcheint als eine Inſel an den äußerſten Enden Europens recht eigentlich hingeſäet zu ſeyn, damit etwas ſei, was in feſt abgeſchloſſener und abgeſchiedener Eigenthümlichkeit als ein Beſonderes für ſich allein da ſtehe und durch angebohrne Kraft, Verſtand, und Würde die großen und einfachen Lehren der Geſchichte und Geſetzgebung bewahre. Die Staaten und Völker des feſten Landes werden unaufhörlich auf einander getrieben, reiben ſich und ihre verſchiedene Eigenthümlichkeit an einander ab, ja verwiſchen ihr Gepräge oft ſo, daß ſie zuletzt als ein unkenntlicher und geiſtloſer Klumpen zuſammenfallen; ſie überſchwemmen einander ſo mit ihrem Guten und Böſen, daß alles lange in Einer großen Knechtſchaft gleich gemacht wäre, wenn nicht wären, die, durch das ſchützende Bollwerk des Meers gegen ähnliche Ueberſchwemmungen und Wegſchwemmungen geſichert, ihnen die ewige Regel und das feſte Maaß des Erhaltenden und Schirmenden vorhielten.

Aber nicht allein die Lehren und Regeln haben die Engländer den andern vorgehalten; ſie haben ſie auch mit dem Scepter und Degen gehalten. Ihnen verdankt Europa ſeit zweihundertfunfzig Jahren, daß noch nicht Einer oder Zwei über alle herrſchen, und daß bis jetzt die Zeiten ſelten geweſen ſind, wo geſchehen konnte, was vor 1800 und 1700 Jahren in Rom geſchah, daß ein Tyrann wie Nero und Domitianus alle Geiſter unterdrücken und alle Tugend und Freiheit von der Erde vertilgen konnte. Die Franzoſen haben ſeit drei Jahrhunderten Eroberer und Gleichgewichtszerſtörer ſeyn wollen, ſie haben vorzüglich ſeit Heinrich dem Vierten darauf gedacht, wie Teutſchland am leichteſten zerriſſen und unterjocht werden könnte; die Engländer ſind gegen ſie die Gleichgewichtshalter geweſen, durch ſie vorzüglich ſind wir Teutſche bis auf die letzten unſeligen Tage, die gottlob nun auch vergangen ſind, als ein eigenes Volk beſtanden. Wer hielt Teutſchland und Spanien vor hundertfunfzig und hundertzwanzig Jahren gegen die wilden Verſuche des ehrſüchtigen und herrſchſüchtigen Ludwig des Vierzehnten? wer rettete das Haus Oeſtreich, dieſes für Teutſchlands Selbſtſtändigkeit ſo nothwendige Haus, vor ſiebenzig Jahren gegen die Anzettelungen derſelben Franzoſen? war es nicht England? England liegt gleichſam als ein Nebengewicht neben den Wagſchaalen Europas, neigt die eine Schaale ſich zu ſehr, ſo legt es ſich ſogleich in die andere Schaale, und ſtellt das aufgehobene Gleichgewicht wieder her. Dies hier Behauptete bedarf keines breiten Beweiſes; die Geſchichte redet für England: wer ſie kennt, verſteht, was ich ſage. England als ein Handelsſtaat hat immer die Aufforderung, dieſe Rolle zu ſpielen; es hat als ein Seeſtaat, beſonders als ein Inſelſtaat, die größte Leichtigkeit, dies zu thun: Vortheil, Ehre, und Leichtigkeit treffen hier auf eine ganz beſondere Weiſe zuſammen. England iſt eine abgeſchloſſene Welt für ſich, eine Inſel, mächtig genug, jeden Verſuch der Feinde auf ſeine Küſten zu vereiteln, nicht mächtig genug, auf dem feſten Lande bleibende Eroberungen machen zu können. Nie hat Europa die Gefahr zu fürchten, von den Engländern als von Eroberern angegriffen zu werden. Ein Volk wie das franzöſiſche mit willkührlicher Herrſchaft und unruhigem Geiſt hat immer die Neigung anzugreifen und zu erobern; ein Deſpotenſtaat wird durch keine Zügel der Ehre und Gerechtigkeit gehalten, er hat keine andere Rückſichten als ſeine wilden Triebe, er läßt alles zerreiſſen und untergehen, wenn nur ſein Wille durchgeſetzt wird. Ein freier Handelsſtaat aber wie der engliſche muß Freundſchaft und Vertrauen mit allen Völkern wollen; er muß erhalten und erbauen wollen, wo der Deſpotenſtaat zerſtören und niederreiſſen will: er hat allenthalben Häuſer, Güter, und Beſitz; der eigene Vortheil alſo fordert ihn auf zur Schonung und Erhaltung. weil in ihm nie der freche Begriff und die unverſchämte Lehre der Gewalt aufkommen kann, daß die Länder mit allen ihren Gütern bloß eines einzigen Deſpoten und ſeiner Soldaten ſeyn können. Auch andere Völker, welche eine vernünftige Politik begreifen können, haben zwar dieſelbe Anforderung, das Gleichgewicht der andern Staaten durch das Uebergewicht eines einzigen nicht aufheben zu laſſen; aber Lage und Entfernung, und Schwierigkeit die Hülfemittel herbeizuſchaffen und die Bewegung zu beſchleunigen, machen es ihnen oft unmöglich, zu rechter Zeit das Rechte zu thun. Ein Seeſtaat dagegen, deſſen Straßen die Wellen ſind, macht mit ſeinen Heeren und Hülfen eine Strecke von hundert Meilen ſo geſchwind, als ein Landſtaat die Strecke von zehen Meilen; er kann allenthalben ſeyn, allenthalben drein ſehen, allenthalben helfen. Auch England kann zuweilen einer verkehrten und kleinlichen Politik folgen, es kann uns verletzen und beeinträchtigen wollen; nimmer kann es uns unterjochen wollen. Durch die Weisheit und Geſetzlichkeit ſeiner Verfaſſung, durch die Grundſätze von Ordnung und Recht, die von freien und edlen Männern täglich gelehrt und bekannt werden, durch die Verbindung mit allen Völkern, ja durch die Abhängigkeit, worin es von allen iſt und worin alle von ihm ſind, alſo durch den eigenen Vortheil, der in politiſchen Dingen immer der beſte Mahner iſt, wird es immer wieder zur Mäßigung und Billigkeit verwieſen werden.

Dieſe Anſichten und Betrachtungen, welche die allgemeinen Verhältniſſe der beiden großen Völker zum feſten Lande und zu uns Teutſchen betreffen, könnten, wenn es deſſen bedürfte, noch viel weiter durchgeführt und weit mehr im Einzelnen gezeigt werden. Doch wir wollen unſere Leſer nicht durch Breite ermüden. Vielmehr eilen wir jetzt zu dem großen Punkt, worauf es eigentlich ankömmt, auf die letzte denkwürdige Zeit, und weiſen, was beide Völker Europa haben ſeyn wollen, und was ſie ihm geweſen ſind.

Wir wiſſen, welch ein Getümmel die Franzoſen vor zwanzig und mehreren Jahren an der Seine begannen, und welche Klänge von Freiheit, Gleichheit, Glückſeligkeit, und Wiedergeburt der Welt ſie in alle Länder ſchickten. Wir wiſſen auch, mit wie großen Erwartungen und Hoffnungen dieſe Zauberklänge von den Zeitgenoſſen aufgenommen wurden. Die meiſten Franzoſen waren damals berauſcht und verrückt und die Zeitgenoſſen waren es mit ihnen. Dieſer Rauſch, dieſe Aehnlichkeit einer Begeiſterung, die doch menſchlich war und die man deswegen nicht geradezu als Schande und Verbrechen verdammen kann, dauerte etwa vier Jahre. Da waren die

Franzoſen entgeiſtert, und die meiſten Thoren draußen, die von ihnen getäuſcht waren, beweinten betrogene Hoffnungen. Die verworfenſten Böſewichter hatten ſich aus den Trümmern und den Gräueln Frankreichs erhoben, beherrſchten das Volk, und beunruhigten und verwüſteten die Nachbarländer. Die großen Worte des Tages Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung der Völker, ewiger Friede, und unſtörbares Glück klangen noch immer in die Ferne über die Länder; ſie gaukelten mit den heiligſten Dingen, aber ſchon ſeit den Jahren 1794 und 1795 meinten ſie Plünderung, Schändung, und Unterjochung ihrer Nachbarn, und verfolgten ihre Entwürfe mit der größten Beſtändigkeit und Kühnheit, durch alle möglichen Mittel der Lüge und Gaukelei zum Ziel zu ſtreben. Ihre Heere fochten noch mit fanatiſchem Geiſt für Hirngeſpinſte; ſie ſelbſt aber wußten ſchon die Bedeutung dieſer Hirngeſpinſte. Was dieſe verruchte Rotte von Böſewichtern, dieſe befleckte Ausgeburt der franzöſiſchen Revolution dem eignen Lande, Europa, und uns für Leid gethan hat, was ſoll ich den alten Schmerz wieder in der Erinnerung erneuen? Nach langen Wechſeln und Stürmen drinnen und draußen, welche auch die meiſten Häupter und Helden der Revolution ſelbſt vernichtet hatten, ſchien endlich mit dem Herbſt 1799 für Frankreich Ruhe zu kommen. Ein kühner und feſter Mann, der ſeit dem Frühlinge 1796 in Italien wie ein alter Römerfeldherr aufgetreten war und den Krieg dort in einem großen und ungewöhnlichen Stil geführt hatte, der Korſe Napoleon Bonaparte, bemächtigte ſich im November 1799 der Herrſchaft, und verſprach der ermatteten und verbluteten Welt den Frieden. Er ſchloß auch Frieden mit den Mächten, die noch mit Frankreich im Kriege waren, benutzte aber die wenigen Jahre dieſes Friedens nur zu Verrüſtungen und Vorbereitungen, um die franzöſiſche Revolution zu einer europäiſchen zu machen. Was er von dem Jahre 1803 bis zum Jahr 1812 gethan hat, iſt friſch vor unſern Augen und in unſern Herzen. Gott und die Zeit haben ſein Glück wieder bergab gerollt, und er wird es nimmer wieder auf den vorigen Gipfel bringen. Weil aber Viele gemeint und geweiſſagt haben, und Manche noch immer weiſſagen, die Franzoſen und Napoleon könnten ein zweites Rom gründen, ſo müſſen wir zu dieſen Meinungen und Weiſſagungen einige Anmerkungen machen. Man kann nicht genug rütteln an der Leerheit und Nichtigkeit der politiſchen Ausleger und Wäſcher, welche ohne alle Kenntniß der Geſchichte und der Verhältniſſe der Völker und Zeiten ins Blaue hineinſchießen und die Herzen der Menge durch Täuſchung und Furcht verwirren.

Schon in den erſten Jahren der Revolution legten die Franzoſen ſich ſelbſt den Namen der neuen Römer bei, und nannten England das grauſame Karthago, welches ſeinem Golddurſt das Glück der Länder und Völker opfere; aber dieſes Karthago ſei ſeinem Untergange nahe, es werde dem Schwerdt ihrer Scipionen nicht entrinnen. Die Franzoſen konnten durch Tapferkeit dieſen Namen einige Jahre verewigen, aber kriegeriſcher Muth allein macht noch keine Römer. Man muß leichtſinnig ſeyn wie die Franzoſen und dumm wie ihre Nachbeter, um mit großen Namen und Erinnerungen ſo zu ſpielen. Als nachher Napoleon kam und zur Sicherung ſeines Throns und Begründung der neuen Knechtſchaft den erhaltenden Senat und den Staatsrath und andere Rüſtzeuge ſeiner Herrſchaft ſtiftete, die man ewige und unerſchütterliche Pfeiler des franzöſiſchen Glücks und der franzöſiſchen Freiheit nannte, da bildeten viele Schriftſteller und Zeichendeuter der Zeit den übrigen Europäern ein: nun ſei es um die andern Staaten Europens geſchehen, hier werde durch die beiden Köpfe Frankreichs eine Staatshierarchie gebildet werden, welcher die Weltherrſchaft nicht fehlen könne; Feſthaltung des Geſichtspunkts, Verfolgung Eines Ziels, und Ueberlieferung der immer mehr entwickelten Grundſätze machen Europa dieſen zu einem unentfliehbaren Raube. Wirklich wenn man die Dinge nur ſo äuſſerlich nach der oberflächlichen Erſcheinung anſah, konnte man ſelbſt einen Augenblick geängſtet werden. Es erſchien Kühnheit und Feſtigkeit und eine Planmäßigkeit und Reihenfolge der Entwürfe und ihrer Ausführung, wie bei den Römern zur Zeit eines Paul Aemil und Scipio. Eben ſo liſtig, trügeriſch, und grauſam, wie die Römer erſt durch Bündniſſe und Verträge, dann durch Schmeichelei und Täuſchung.

zuletzt durch Trug und Gewalt die Länder und Herrſcher um ihre Freiheit und Majeſtät betrogen, thaten dies dieſe neuen Römer: ſie hatten die feſteſten und beſtändigſten Grundſätze des Böſen, ſie waren durch die finſterſten Gräuel und Verbrechen zu der Würdigkeit geadelt, daß ſie Räthe und Miniſter des Volks und des Herrſchers ſeyn konnten. Ein vollendeter Böſewicht bringt es geſchwind zu einer Einheit im Handeln, die der tapferſte und tugendhafteſte Mann nur durch lange und ſchwere Uebung erwerben kann; wer einmal das erhabene Ziel hat, immer das Treuloſeſte und Böſeſte zu thun, der kann nicht aus ſeiner Bahn weichen. Wenn dies Römer machte, ſo konnten die Franzoſen allerdings Römer genannt werden. Aber die Römer, welche zweihundert und hundert Jahre vor unſers Herrn Geburt die Könige in Triumphen aufführten und die Länder unterjochten, dieſe trügeriſcheſten, hinterliſtigſten, und treuloſeſten aller Sterblichen gegen fremde Völker und Menſchen, waren doch andere Männer, als die Sieyes und Barrere, Fouché und Talleyrand. Von dieſen neuen Römern, wie weit zu den Tugenden jenes Fabricius, der das Gift gegen den König Pyrrhus verboten hatte, jenes Regulus, der nach Karthago zu Marter und Tod zurückging, jenes Kato des Cenſors, der bei'm Anfang jeder Senatsſitzung ſeinen Spruch wiederholte ich meine aber, Karthago muß zerſtört werden, jenes Popilius, der im Sande um Könige einen Kreis zog, den Schooß ſeines Gewandes zuſammen legte, und die gewaltigen Worte ſagte: wählet! aus dieſem Schooß ſchütte ich Frieden oder Krieg! Die Römer, als ſie die Welt eroberten, hatten zu Hauſe große Tugenden, Großheit der Geſinnungen, Strenge der Sitten, Liebe der Freiheit und Gerechtigkeit, ſtahlgehärtete Seelen gegen die Gefahren, welche in Gold und Wolluſt reitzen. Das alles hatten dieſe Franzoſen nicht; in den Jahrhunderten der Nerone und Elagabale da hätten ſie ihr Rom gefunden, als die Enkel der Furier und Cornelier in den Vorſälen der Narciſſe, Tigelline, und Pallas gebückt ſtanden; unter ſolchen Günſtlingen der ſcheußlichſten Tyrannen da hätten ſie auch für große Männer gelten können; unter den Prokuratoren, Landpflegern, und Schatzmeiſtern des Zeitalters der Gordiane und Valentiniane da hätten ſie ihre Muſter gefunden — ſie waren die Römer des dritten und vierten Jahrhunderts. Solche neue Römer konnten keine Weltherrſchaft gründen. Böſewichter können nur den Schein von Grundſätzen haben, ſie haben nur einen Inſtinkt, der durch die immer gleiche Einheit im Handeln einem Grundſatz ähnlich ſieht: den Inſtinkt, das Böſeſte zu thun. Solche konnten zehen oder zwanzig Jahre erſchrecken, aber nicht funfzig oder hundert Jahre herrſchen.

Andere, die in den anführenden und mitherrſchenden Franzoſen, welche die Revolution aus dem Staube erhoben hatte, nicht grade römiſche Gleichheit und Beſtändigkeit der Grundſätze, und alſo keine römiſche Gefahren erblickten, ſprachen doch ungefähr ſo von dem franzöſiſchen Volke:

Das franzöſiſche Volk, welches in ſo ungeheurer Lebendigkeit und Th[illegible]nkraft aufgeſtanden iſt und in wenigen Jahren ganz Europa umgekehrt hat, wird gewiß auch in Zukunft in unſerm Welttheil eine große und herrſchende Rolle ſpielen. Es hat einmal den Geiſt der neuen Zeit gefaßt, es wird durch dieſen immer weiter getrieben werden, und endlich alle anderen Völkern, die nicht ſo begeiſtert ſind, wie ein Sturmwind zuſammenblaſen und verwehen, wohin es ihm gefällt.

Dies meinten und weiſſagten Viele, und entdeckten und zeigten in den Franzoſen und in ihrem Karakter tauſend Seiten, welche dieſe Meinungen und Weiſſagungen beſtätigen ſollten. Dieſen Menſchen das Wahre der Dinge anzudeuten wird ſchwer ſeyn, weil ſie das Zeitalter und ſeine Entwickelung bis hieher und ſeinen künftigen Gang nicht begreifen können. Daß die Franzoſen in den letzten Jahrhunderten geführt und geherrſcht haben, leiten dieſe auch von dieſer und jener großen Anlage und Trefflichkeit des Volkes her, lieber als daß ſie das tiefere Wie und Warum dieſer Herrſchaft ſuchen. Ich habe oben darauf hingeſpielt, was es war, das die Franzoſen ſeit Luther veranſtaltete. Weil ſie berufen waren zur geiſtigen Entwickelung der drei letzten Jahrhunderte die Hauptarbeit zu thun, ſo fiel ihnen auch der Schluß dieſer Jahrhunderte zu. Dieſen haben ſie mit ihrer Revolution gemacht auf eine Weiſe, die offenbarte, was für Früchte tragen mußte, daß man damit prahlte, daß man keine Götter glaube und den Himmel mit der Erde in gleiche Fläche gebracht habe. In dieſer Revolution, die den Schluß der alten Zeit und den Uebergang zu der neuen macht, hat ſich das gezeigt, was in Krankheiten erſcheint vor dem, was man die Entſcheidung nennt, nemlich ein gewaltiger Kampf der Kräfte. Jetzt iſt der Kampf größtentheils ausgekämpft, und die Ermattung und Erſchöpfung tritt ein. Es wird ſich nun offenbaren, ob die Franzoſen aus dieſer Erſchöpfung wieder zu einem friſchen und freudigen Zuſtande ſich erholen werden. Ich zweifle ſehr. Ich will ſagen, warum ich zweifle.

Bis zum Jahre 1800 waren die Franzoſen noch in ihrer Zeit, weil der Wahn und die Täuſchung der alten Zeit, die ſich auch die neue nennen wollte, noch alle Herzen und Köpfe befangen hielt. Seitdem aber auch viele Kurzſichtige gewahrt haben, daß eine neue Zeit werden ſolle, und zwar eine ganz andere neue Zeit, als die Franzoſen meinten, ſeitdem die Meiſten begriffen haben, daß alles, was die Franzoſen als den Gipfel ihrer politiſchen Weisheit auspoſaunten, nichts als Schwindelei und Gaukelei, nichts als die Geburt des gewiſſenloſeſten Leichtſinns und der dummſten Unwiſſenheit war, fingen ſchon Viele an zu zweifeln, daß die Franzoſen die Rolle würden halten können, die ſie ſich genommen haben. Denn das ahnden Viele, daß die hohen Fragen von Verfaſſungen und Religionen, die faſt ſeit vierzig Jahren von allen beſten und edelſten Menſchen mit ſo gewaltiger Theilnahme erregt ſind, nicht umſonſt gefragt wurden, daß vielmehr ein tieferer Geiſt in der Menſchheit ſpielen und wirken müſſe, der alle Herzen darauf richte; denn von ungefär bewegt ſich die Welt nicht in ſolchen Erdbeben aller Gefühle und Gedanken: das Große kömmt von Gott, die Art, wie es von den Menſchen empfangen und behandelt wird, gehört den Menſchen, und da werden Herrlichkeiten oder Gräuel, Tugenden oder Verbrechen genannt. Die Menſchen erkannten auch immer mehr, daß die Franzoſen von dem tiefen Sinn des Zeitalters, das ſie anzuführen meinen, kaum eine dunkle Ahndung, geſchweige denn einen klaren Begriff haben, ja daß ſie gar keine Achtung und Ehrfurcht vor dem haben, was ſich in den Herzen und Gedanken aller edleren Europäer als das Heilige und Große dieſer Zeit bewegt. Ach! die armen Gaukler! man mögte Thränen über ſie weinen, wenn man ihr Schickſal bedenkt. Ihre Zeit iſt geſchloſſen. Durch eine letzte große geiſtige Bewegung, welche ſie blutig erſchütterte und alle ihre Kräfte aufregte, ward ihnen eingebildet, ſie werden ein neues Zeitalter machen, das franzöſiſche Zeitalter — und ſiehe ſie werden zuletzt da ſtehen unglücklich und entgeiſtert, beladen mit dem Haß und dem Fluch aller Völker, zugleich ein Zeichen des Gräuels und des Jammers. Ihre letzten Geiſter von einem wilden Eroberer ausgeſchöpft, auch ihre leiblichen Kräfte und ihr Glück in den blutigen Kriegen vergeudet, in welchen er ſie durch alle Länder getrieben hat; endlich noch das traurige Bewußtſeyn, daß nicht ſie es waren, welche die Zeit wollte, daß andere berufen ſind, die höheren Geiſter auf die Erde herabzuführen, welche die Zukunft leiten und bilden ſollen. Solches wird ihr endliches Schickſal ſeyn, ſolche werden diejenigen ſeyn, welche Weltherrſcher und Römer zu ſeyn gelobten. Wahrlich es können Zeiten kommen, wo uns diejenigen jammern werden, welche wir eben noch als unſere Plager und Henker verfluchten. Denn die franzöſiſche Zeit iſt vergangen, ſo wie die Vernunft ausgeſprochen hat, daß der Verſtand nur der Meiſter der kleinen und irdiſchen Dinge iſt; in den Abgrund der Ideen hinabzuſtürzen, zu den Höhen der Vernunft und des heiligen Wahns emporzufliegen, dazu fehlt den Franzoſen der Muth: durch Fäuſte aber und Peitſchen kann das Zeitalter nicht beherrſcht werden, dazu waren zu viele flatternde Geiſter in die Welt ausgeflogen.

Auch Napoleon Bonaparte iſt gezeigt worden als der Gründer des glänzenden Elends eines neuen Weltreichs, ſelbſt von großen und berühmten Namen, welche ſagten, ſie verſtehen die Geſchichte, aber welche ihr Zeitalter nicht verſtanden. Wäre Napoleon ein Alexander, oder Cäſar, oder — wenn ein größerer Sterblicher als dieſe lebte — dieſer größere Menſch geweſen, ſo konnte, wer die Entwickelung der Zeiten begleitet, und die gerührigen und lebendigen Geiſter, die in unſern Tagen in dem Innerſten der Gemüther wach ſind, gefühlt und vernommen hat, nimmer glauben, daß jetzt einem Manne das verbrecheriſche Werk gelingen werde, eine allgemeine Welttyrannei der Dummheit und Faulheit zu gründen. Wann alle groſe Geiſter die Flügel ſenken, wann Feigheit, Wolluſt, Weichlichkeit, und Unredlichkeit alle Nerven der Völker zerfreſſen haben, dann glaube, daß einem Mann das ungeheure Werk gelingen kann, Einer über alle zu herrſchen. Zwar waren auch in Europa ſolche Zeichen nicht ſelten, aber ſie waren noch nicht bis zum Volke hinab das Allgemeine geworden; vielmehr war das Zeitalter ſeit dem Jahr 1780 abwärts immer noch viel lebendiger geworden, als es von 1700 bis dahin geweſen war, und die Flügelſchläge einzelner hoher Genien, die ein neues Zeitalter weiſſagten, tönten als olympiſche Götterorakel hell durch das wüſte Mord- und Blutgetümmel, und ermahnten die Sterblichen für Neues und Gröſſeres wach zu ſeyn. Denn die Matten und Faulen und Wohllüſtigen, die bloß in dem Tage das Leben ſuchen, und deren auch jetzt ſehr viele waren, gehörten am wenigſten den letzten drei Jahrzehenden an, ſie waren früher gebohren: die von 1770 und 1780, und 1790 her fühlten meiſtens die höhere Beſtimmung der Zeit und daß ſie zu Arbeit und Tugend berufen waren. Beſonders blitzte aus der jüngſten teutſchen Narrheit und Verrücktheit, die aus Mangel an politiſchem Leben ſich in den Abgrund der überſinnlichen Welt ſtürzte, doch etwas Muthiges und Gewaltiges, was nicht zu bloßer Gaukelei- und Tändelei verdeutet werden konnte. Viele klagten zwar „wir haben die Zeiten wieder, welche beweint wurden, als Tiberius und Nero und Domitianus Tyrannen waren: Gleichgültigkeit gegen das Alte und Heilige, Scheu vor Arbeit und Gefahr, Liebe zu Genuß und Wolluſt, Spielerei und Gaukelei mit unſichtbaren nnd unbegreiflichen Dingen, mit Geheimniſſen, welche die Natur den frechen Augen der unruhigen Sterblichen wohlthätig verhüllt hat; daher ſo viele Myſterien, Weihen, und Orden, und ein vielfach verdecktes Spiel mit geheimen Wiſſenſchaften und Geſellſchaften: die Chaldäer, die Iſisprieſter, der Wunderglaube und die Wunderthäter jenes unſeligen Jahrhunderts ſind wieder da; auch ihre Knechtſchaft uud Schande wird nicht fern ſeyn. Wann der Menſch die Kraft und Würde des Lebens verloren hat, dann ſucht er nach unſichtbaren Gütern, die auf Erden nicht gefunden werden; die Schwäche will immer den Himmel zur Erde hinabziehen, weil ſie die Erde nicht zum Himmel emportragen kann: wem die Erde nie genügt, der kann ſie auch nicht beherrſchen.“ — Dieſen konnte man freilich eine gewiſſe Aehnlichkeit des Scheins nicht ableugnen. Nur das war der große Unterſchied zwiſchen dieſer Zeit und jener römiſchen, deren Wiederkehr ſie fürchteten, daß ſelbſt in dieſen Narrheiten ein heiliger Ernſt und eine Geduld der Arbeit erſchien, welche jenes römiſche Jahrhundert nicht gekannt hatte. Das aber tröſtete vorzüglich die Männer, welchen vor der franzöſiſchen Sklaverei grauete, daß die Teutſchen, die Spanier, und andere Völker, welche doch unterjocht werden mußten, wenn die Anſchläge der Weltherrſchaft gelingen ſollten, in allen Kriegen mit einer Tapferkeit fochten, die kein Zeichen untergehender Freiheit zu ſeyn pflegt.

Aber hätte Napoleon auch das für ſeine Plane bereiteſte und leichteſte Zeitalter gefunden, ſo war er doch nicht der Mann, eine Weltherrſchaft zu ſtiften. Wir haben dieſes ungeheure Zeichen der Zeit oft und von verſchiedenen Seiten betrachtet und beleuchtet; wir wollen ihn einmal in Beziehung auf dieſen Entwurf anſehen. Wenn dann ſein Karakter überhaupt und auch ſeine Handlungen darthun, daß er dieſer Rolle, welche ihm ſo viele beilegten, nicht gewachſen iſt, mögten einige beruhigt werden, die ihn nach einigen Jahren immer noch an der Neva und am Helleſpont und an den Ufern der Themſe zu erblicken fürchten; und wir hätten alſo nichts Ueberflüſſiges gethan.

Erſtlich wird nie Herr von allen werden, welchen alle haſſen. Furcht und Schrecken ſind mürbe Bande der Herrſchaft; ein groſer Umſchlag des Glücks, und die bangen Seelen ſind aus ihrem Zauberbann erlöſt. Sie freuen ſich, daß ſie haſſen, und daß ſie zeigen dürfen, wie ſie haſſen. Der Haß giebt Muth und Zorn, das Bewußtſeyn der Unverſöhnlichkeit des Feindes ſtählt diejenigen mit

Verzweiflung, welchen keine Rückkehr möglich iſt: ſie müſſen hindurch zum Sieg oder zum Untergang. Alle Männer, die als Weltherrſcher aufgetreten ſind, waren größere Kriegsfürſten als Napoleon; aber ſie waren auch großpolitiſche und liebenswürdige Menſchen: das aber iſt Napoleon nie geweſen. Cyrus, Alexander, Cäſar, Timur welche Namen! Lies die Leben und Thaten dieſer Männer, Anſtauner und Bewunderer Napoleons, und ſchäme dich, daß du uns in dieſem Manne eine Furcht zeigteſt, die uns hätte zu Knechten machen können, wenn nicht noch Völker und Männer in Europa geweſen wären, welche um ſich ſahen, die Jahrbücher der früheren Geſchichte befragten, und die Geheimniſſe des bonapartiſchen Herzens und die Tiefen ſeiner Abſichten aufblätterten. Napoleon wußte wohl, daß durch die Ohren der Menſchen auch die Herzen beſiegt werden, daß die meiſten Menſchen von Natur ſo beſchaffen ſind, daß was ſie oft gehört und gedacht haben, ihnen zuletzt etwas Feſtes und Ausgemachtes wird. Er iſt nicht allein von Thoren und Memmen als der geborne Weltherr und Zeitführer geprieſen worden, nein er hat ſich recht abſichtlich und planmäßig zeigen und ausrufen laſſen als den, welchen Gott zum Leiter und Schöpfer des neuen Jahrhunderts und zum Schiedsrichter und Herrſcher der Völker beſtimmt habe. Aber wenn er nach der Erfüllung dieſer Rolle ſtrebte, wenn er der weiſe und weitſchauende Mann war, der die Zeiten und Begebenheiten verſtand, wie konnte er denn nie begreifen, daß Waffen nur den Augenblick beſiegen, daß aber ein Zeitalter nur durch Liebe beſiegt wird? Dieſer ungeduldige und grauſame Mann mangelte der Ruhe, ſeinen Stand zu begreifen; er hat immer gemeint, er habe uns betrogen, und ſiehe er hat nur ſich ſelbſt betrogen: wir haben ihn erkannt, er hat uns nicht erkannt, und deswegen iſt er an der Zeit geſcheitert, die er matter und elendiger glaubte, als ſie war. Er hat immer nur die Böſewichter und die Memmen gekannt, nie die Menſchen und die Männer. Napoleon konnte nach meiner Ueberzeugung auf die Länge die lebendigen Geiſter der Zeit nicht unterjochen, aber er hätte vielleicht auf fünfundzwanzig und dreißig Jahre für ſein Leben eine leichte Herrſchaft über Europa gewonnen, wenn er irgend ein Gefühl für Liebe gehabt hätte. Ich meine hier keine edle Liebe, ich meine nur überhaupt, was Zuneigung der Menſchen erwirbt. Es war offenbar ein gewiſſer eigennütziger und genußliebender Krämergeiſt in der großen und bedeutenden Mittelklaſſe der Völker, welche die Gefühle und Geſinnungen der Menge am meiſten ſtimmt. Hätte er dieſem Krämergeiſt nur irgend geſchmeichelt, hätte er dieſen entarteten und verweichlichten Menſchen nur irgend Sicherheit der Reichthümer und Wohllüſte auch in der Knechtſchaft gezeigt, ſo hätten wir das Joch ſo leicht nicht zerbrochen, das er für unſere Nacken zurichtete. Er iſt ſo trotzig geweſen, daß er auch die Weichlichſten und Feigſten hat zu Feinden haben wollen; er hat ſelbſt die Faulheit zum Zorn und die Weichlichkeit zur Rache empört. Ein ſolcher Mann konnte jetzt die Welt nicht beherrſchen, ein ſolcher Mann wird ſie nimmer beherrſchen.

Zweitens iſt dieſer gewaltige Mann keinesweges der Tiefdringende und Weitſchauende, wie Schmeichler und Tröpfe ihn genannt haben. Die meiſten der Zeitgenoſſen, weil die feſten Grundſätze unſterblicher Tugend und Kraft eine Zeitlang vergeſſen waren, und man dahin getrieben war, immer nur die Noth des Augenblicks zu kehren und für die Stunde zu denken und zu ſorgen, waren durch Angſt und Betäubung zu geblendet, als daß ſie die Erſcheinung hätten deuten können. Es war in Napoleon offenbar etwas dem Idealiſchen Aehnliches, aber dies war nur die Idealität des Böſen. Das Böſe, wenn man es bis zu ſeinem Gipfel treibt, hat den Schein des Idealen, beſonders in ſchwächlichen Zeiten, wo ſeine Nacht nicht von dem Glanz großer Tugenden beſchienen wird; aber es iſt ſeiner Natur nach keiner Idee fähig. Das höchſte Bild des Böſen, der Teufel, hat keine Idee; er hat Wuth, Grimm, Tücke, Schadenfreude, er iſt der Darſteller der Verwirrung und Leidenſchaftlichkeit. Leidenſchaftlichkeit aber und Idee ſind unverträgliche Dinge; die Beſonnenheit ſteht neben der Idee. Der Teufel iſt nie beſonnen, denn die Ruhe, die zu Liſten und Hinterliſten vorausgeſetzt wird, bedarf keiner großen Gedanken: das Reich des Zufalls, der Verwirrung, und Finſterniß — das iſt das hölliſche Reich, und da iſt der Teufel Gebieter. Auch Napoleon, der durch das Böſe herrſchen wollte, hat nie eine große Idee gehabt. Ich beweiſe meine Behauptung.

Als der ſiebenundzwanzigjährige Jüngling als Feldherr des franzöſiſchen Heers in Italien ſeine Laufbahn begann, da that er freilich Thaten, welche die Welt erſtaunten, aber keine Thaten, aus ungewöhnlichen Ideen, ſondern aus ſeltener und kühner Naturkraft gebohren. Die Korſen ſind ein kräftiges und ſtreitluſtiges, an Kampf, Wildheit, und Getümmel gewöhntes Volk, ewig in Feindſchaft, und unerſättlich in Rache; ſie tragen heute noch den Karakter, den die Menſchen, die vor zweitauſend Jahren lebten, in ihnen ſchilderten. Aus ihnen trat ein Jüngling mit ſeltener Jugendfülle und Kraft hervor, ward durch die ungeheure Zeit, worein er fiel, begeiſtert und getragen, und hatte Greiſe von ſechszig und ſiebenzig Jahren, welche für dieſe Zeit veraltet waren, zu Gegnern, die er allein durch Jugend ſchon überwinden konnte. Er hatte aber viele andere große Hülfen, welche ſeinen Gegnern fehlten: ein Heer, in welchem ein neuer Geiſt lebte, die Bequemlichkeit, welche die republikaniſchen Franzoſen ſich nahmen, über alle Rückſichten und Formen wegzuſpringen und alle Menſchen und Sachen wie ihnen gefiel zu Mitteln ihres Zwecks zu machen, kurz alles, wodurch Niederlagen vergütet und Siege beſchleunigt werden, ſtand ihm ohne Einſchränkung zu Gebote. Durch die gediegene Kraft und ſtolze

Kühnheit, die ihn hier begleitet hatte, ward er im Herbſt des Jahrs 1799 Herr von Frankreich, und hat ſeitdem das ſchlecht verbundene und entgeiſterte Europa durch den Wahn des Zeitalters, durch die Uebermacht der Heere und Hülfsmittel, und durch Einheit des Ziels umgerannt. Er hat alle Zeitgenoſſen an Schnellkraft und Gediegenheit übertreffen, er hat an feſter Abgeſchloſſenheit ſeines Gleichen nicht gehabt; an Gedanken und Ideen ſind viele reicher geweſen als er. Durch die ſtählerne Kraft ſeiner Natur, durch das Eiſerne und Feſte hat er geſiegt, als die Geiſter der übrigen Völker noch im dumpfen Traum ſchliefen und vom böſen Wahn franzöſiſcher Vortrefflichkeit und Unbeſieglichkeit bezaubert waren. Banditiſch iſt ſeine Kraft, ein banditiſcher Soldat iſt er, der alles wagt, um alles zu gewinnen, der alles auf Ein großes Würfelſpiel des Glücks ſetzt, und ſolange gewinnt, als die Gegenſpieler voll Schrecken und ohne Vertrauen zum Glück ſind. So kam er heraus 1797 aus Oeſtreich, 1805 aus Mähren, 1807 nach den Schlachten von Pultuſk und Eylau aus Polen. Sobald die Geiſter erwacht ſind, iſt er in Spanien und Rußland beſiegt worden mehr durch die Menſchen, als durch die Feldherren: der beſte Beweis, daß er durch die Idee nicht groß iſt. Sein Karakter iſt, wie geſagt, der Karakter eines banditiſchen Soldaten, eines kräftigen und kühnen Räuberhauptmanns: ein ſolcher Karakter aber iſt dem Glück nur gewachſen, ſolange die Jugend im Leibe iſt; es giebt Halbgeiſter, die ich leibliche Geiſter nennen mögte und die mit dem Leibe alten, was aber geiſtiger Geiſt iſt, das dient den Jahren wenig. Die alte Geſchichte hatte einen Mann, der ihm in vielem gleich war, aber mehr Leichtigkeit hatte, Agathokles des Töpfers Sohn, zuerſt gemeiner Soldat, dann Tyrann von Syrakus, eine Zeitlang das Schrecken Italiens und Karthagos, dann durch viele Wechſel und Abentheuer hin und her geworfen, zuletzt kleinlich endigend. Auch Napoleons Geſchichte iſt ſeit dem Jahr 1808 immer mehr abentheuerlich geworden, ſeit dem Jahr 1812 und 1813 dünkt er uns ſelbſt ein Abentheurer. Kein ungewöhnliches Genie, keine gewaltige Ideen haben uns jetzt den Mann gezeigt, den ſeine Schmeichler über die Cäſare und Hannibale hinausſetzten. Die Einheit, welche einige in ſeinen Entwürfen und Thaten gefunden haben, beruht einzig auf jenem Schein, deſſen ich oben erwähnte, und den derjenige nothwendig von ſich wirft, welcher auf das kühnſte das Böſe thut. Nur was auf Schwächen und Gebrechen der Menſchheit, was auf Laſtern und Verbrechen gebaut werden kann, das hat er, wie Leidenſchaft, Glück, und Zufall im Wechſel der Menſchen und Dinge trieben, immer mit einer Beſtändigkeit gethan, die faſt einer Beſtändigkeit von Grundſatzen ähnlich ſieht. Dabei hat er aber überſehen, daß er ſich ſelbſt und alle ſeine Entwürfe untergraben und gefährliche Tugenden geweckt hat, die er liſtiger und ſchmeichleriſcher durch eine leiſere und mildere Täuſcherei der Knechtſchaft hätte erſchlaffen ſollen. In Schlachten iſt er oft groß und gewaltig erſchienen gerade durch das gediegene Eiſen und die feſte Abgeſchloſſenheit ſeiner Natur; in ſeinen politiſchen Verhandlungen und Einrichtungen, die man nicht nach der Gaukelei ſeiner Verkündigungen und Manifeſte meſſen muß, erſcheint nichts Feſtes und Gleiches; da wanket und ſpringt er immer hin und her, thut das Meiſte halb, und läßt es dann liegen, und fährt auf etwas Neues, ehe noch das Alte abgemacht iſt. Nie hat er etwas Ganzes ins Auge faſſen, nie etwas Ganzes überſehen können; er hat immer nur Entwürfe gehabt, nie einen vollen Plan; er hat immer nur Entwürfe gehabt für ſich, für ſeine Perſon, für die Noth des Augenblicks, nie aber eine Idee gefaßt, worin ſein Volk, ſeine Zeit, und die künftigen Geſchlechter berechnet waren: für den Tag hat er gerechnet, nicht für die Jahrhunderte und die Jahrtauſende. Und ein ſolcher, der nie aus ſich heraustreten, der wie Archimedes ſich nie außerhalb ſeiner Welt ſtellen konnte, um ſie mit den allmächtigen Hebeln des Genius zu bewegen, ein ſolcher ſollte uns zu einem Weltreiche zuſammenzwingen? Setze Cäſarn, ſetze Friedrich den Zweiten in ſeine Stelle, gieb ihnen alle die ungeheuren Hülfsmittel und Gelegenheiten der Zeit, und auch den bonapartiſchen Willen, die Länder und Völker zu unterjochen, ſie würden unſere Schwächen anders angegriffen haben. Zum Aufräumer und Zerſtörer der Dinge war er gebohren, nicht, daß er etwas ſtiftete und bauete. Das iſt ſein

Karakter, daß er nie ſich ſelbſt in einer Idee hat verlieren und die Sache über die Perſon ſtellen können. Ein ſolcher Mann kann die Welt nicht faſſen, er kann ſie alſo auch nicht beherrſchen.

Drittens hat Napoleon durch Leidenſchaftlichkeit alles das Glück, was Zufall und Waffen ihm verſchafften, vernichtet und verſchüttet, er hat immer gegen ſich ſelbſt gearbeitet. Man führe mir nicht die äußere Ruhe und Kälte an, die er oft im Gewimmel der Menſchen und auf Schlachtfeldern zeigt. Das beweiſt nicht viel. Er hat die Naturſtärke des ſüdlichen Menſchen, äußerlich Stille zu zeigen, wann der Vulkan innerlich gährt; aber er iſt der ewig Unruhige und Wilde, bei welchem aller Geiſt in den Leib und in die leiblichen Triebe getreten iſt, als da ſind Geiz, Ehrgeiz, Stolz, Rachſucht, und Grauſamkeit; und wegen dieſer Unruhe iſt er keiner leichten und allgemeinen Gedanken fähig. Und doch wiſſen wir, wie dieſer Mann, der äußerlich oft ſo ſtill und beſonnen erſcheint, ſich in Worten und Handlungen alle Augenblicke vergißt, wo auf die Behauptung der Ruhe ein Preis ſteht: Napoleon der Kaiſer von Frankreich und der Weltherrſcher wird öfter als recht wieder Bonaparte, der korſiſche Leutnant. War das ein ruhiger Mann, vergaß derjenige ſeinen hohen Zweck nie, der alle Herrſcher und Fürſten durch perſönliche Schimpfe reizte, der die ſpaniſchen Könige und Prinzen zu früh einkerkerte, der in Teutſchland verhaftete, ächtete, und hinrichtete, als er das Meiſte noch hätte müſſen durchſchlüpfen laſſen? war der zum Weltherrſcher beſtimmt, der nicht bloß die Regierungen, ſondern auch die Völker verunglimpfte und reitzte, der die Engländer, Ruſſen, und Spanier, ja der ſelbſt die zu geduldigen Teutſchen bei jeder Gelegenheit verhöhnte, und ihnen die Franzoſen nicht nur als ihre Sieger, ſondern überhaupt als ihre gebohrnen Meiſter und Herren wies? Aber auch wahre Tollheiten müſſen erzählt werden: er iſt nicht bloß in wilden Leidenſchaften hingefahren, er hat auch überlegte Tollheiten begangen. Unterſuche die Geſetze und Ordnungen, nach welchen er Frankreich regiert, vorzüglich diejenigen, nach welchen er die Verhältniſſe des Handels und Ackerbaues eingerichtet hat; unterſuche, wie er die ungeheuren Hülfsmittel ſeines Landes und der andern Länder benutzt hat, und du wirſt den allumfaſſenden und tiefen Genius nirgends finden, in welchem, wie ſeine Schmeichler verkündigen, der bloße Gedanke eine unſterbliche That, ja der Traum ſeiner Seele der Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts gleich iſt. Aber durch Eines hat er ſich den Tollheiten der Kaligula und Elagabale gleich geſtellt, durch ſeine berühmten Handelsbeſchlüſſe. Sein Zorn fuhr auf England, welches als Schildhalter der Freiheit ihm das verhaßteſte Land war, er wollte England vernichten, und er vernichtete ſich ſelbſt. Für dieſe Beſchlüſſe muß ganz Europa ihm danken, ſie waren der Anfang der Freiheit, denn ſie belebten den Zorn und Haß der Welt.

Bei Vielen war leider jener Zuſtand, worauf ich oben hinſpielte, jene Erſtarrung und Ermattung des Mittelſtandes der Völker, den ich nicht beſſer beſchreiben kann, als wenn ich ihn Krämergeiſt nenne. Dieſer herrſchte über die meiſten der ſogenannten Gelehrten, Edelleute, und des beſſeren Bürgerſtandes. Jeder wollte nur erhalten und genießen, nicht mit großem Geiſt etwas wagen und dulden, nicht mit großer Gefahr auf etwas Neues und Kühnes ſinnen; die kleinlichen Geiſter, die kleinlichen Genüße, die berechnet werden — das dachten und wollten dieſe Menſchen: ſie wollten in einem matten Traum des Daſeyns ſo hindämmern und das matte und ſchlaffe Leben ſeinen ebenen Gang ſo fortſchlendern laſſen. Dies nannten ſie ihre Bildung, ihre Aufklärung, dies das Glück und die Höhe des Zeitalters; dies hieß ihnen Toleranz, Eleganz, Urbanität, Liberalität, und damit das Geſchlepp ausländiſcher Aeffereien und Untugenden und halber Begriffe, die ſich mit fremden Namen am beſten ausdrücken laſſen, voll würde, mit Einem vornehmen Worte Humanität. Es war eben jenes erbärmliche halb zierliche und halb knechtiſche Weſen, wovon Tacitus ſagt: „Die Unwiſſenden nannten das Humanität, da es doch ein „Theil der Knechtſchaft war.“ *) Dieſe knechtiſche

---

*) Id apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset.

Humanität, die ſeinen Entwürfen ſo willkommen ſeyn mußte, ſuchte Napoleon nicht durch neue Freuden, Wollüſte, und Bequemlichkeiten noch zu mehren und zu befördern, ſondern er griff ſie in ihren Quellen an, und leitete ihr die Waſſer ab, die ihr Nahrung gaben; er rührte ein Weſpenneſt um, aus welchem viele Stacheln geflogen ſind, die er gefühlt hat und fühlen wird; er zwang die Kleinkrämer des Lebens Helden zu werden, und viele ſind Helden geworden gegen ihn. Er hatte einmal die Worte eines Deſpoten geſprochen: ich brauche keine andere Menſchen als Bauren und Soldaten, und alle Faule und Weichlinge, die keine andere Götter kannten als Gold und Wolluſt, hatten ihr Todesurtheil gehört. Dieſes Urtheil ward auch vollzogen durch die Armuth, die er nun recht planmäßig über das feſte Land zu bringen ſuchte. Er vernichtete, ſoviel an ihm war, den Handel, trocknete die Quellen des Reichthums aus, und ſchnitt ſich und allen Menſchen die Hülfsmittel ab. Und dieſer Mann hatte im glücklichſten Fall, ſelbſt wenn ihm das Unglaubliche gelang, wenigſtens noch zehenjährige Kriege zu führen, wenn er ganz Europa ſein Land und alle Völker ſeine Sklaven nennen wollte. Wie ganz anders wäre es um uns geſtanden, wenn er den Krämern geſchmeichelt, und, wie Cyrus in Lydien und die Römer in Hiſpanien und Gallien und Brittannien weiland, auch die wenigen muthigen und trotzigen Seelen durch neue Künſte der Wolluſt und Weichlichkeit und durch Schmeichelung der ſinnlichen Triebe angegriffen und gebrochen hätte?

Dies iſt Napoleon der Einzige, der Unvergleichliche, der größte aller Helden und Geſetzgeber, die jemals geweſen ſind; ſo hat er geſtanden in ſeinem Verhältniß zu ſeinen Entwürfen und zu Europa. Jetzt werfen wir ſchließlich noch einen Blick auf dasjenige, was in ihm, in ſeinen Helfern, ſeinen Senatoren, und Geheimen Rathen Einheit und Beſtändigkeit der Grundſätze, wodurch Europa unterjocht werden ſollte, genannt worden iſt: es heißt das Böſe. Ja das Böſeſte und Treuloſeſte zu wollen und es auf das geſchwindeſte und kühnſte zu thun, das war das große Geheimniß, wodurch diejenigen drinnen und draußen gewaltig wurden, welche von 1793 bis 1799 Frankreich regierten. Mit den kühnſten und geſchickteſten von dieſen ſetzte Napoleon ſich im Herbſt 1799 zuſammen, und begann ſein großes Werk. Auch die letzt verfloſſenen dreizehen Jahre ſind ſie in den Spuren getreten, worin ſie ihren Lauf begannen, immer kühner und verwegener, denn die böſen Leidenſchaften wachſen durch ſich ſelbſt, wie die Giftkräuter durch die eigenen Säfte immer breiter und dicker ſchwellen. Durch keine Tugenden des Heldenthums, der Großherzigkeit, Milde, und Gerechtigkeit, ſondern durch die hinterliſtigſte Belauſchung aller Schwächen und Schanden der menſchlichen Natur, durch den Gebrauch der abſcheulichſten Mittel und der befleckteſten Menſchen zu Hauſe und in der Fremde iſt ihnen gelungen, einen großen Theil Europens zu ſchänden und zu verwüſten. Da ſuche die Großthaten der Franzoſen und Napoleons, da ſuche die Geheimniſſe jener Weisheit und Geſchicklichkeit, welche den Gang der gegenwärtigen Zeit belauſchen und die noch verſchloſſenen Thore der künftigen Jahrhunderte ſprengen. Aber dieſes Böſe, wodurch ſie andere unterjochen und beherrſchen wollten, hat ſie ſelbſt unterjocht, ja vernichtet: alle edlen Geiſter, alle höhere Kühnheit des Willens, alle Herrlichkeit, die aus irgend einer Eigenthümlichkeit des Karakters entſpringt, ſind in Laſtern und Schanden verwelkt. Dies iſt an den franzöſiſchen Feldherren erſchienen, dies an dem Heere, und an dem ganzen Volke: das Volk iſt von Böſewichtern verſtockt und verſteinert, es iſt von Laſtern aufgelöſt und verfault, und trägt dazu das Unglück von Gott und den Haß von den Menſchen. Verfinſterung des Gemüthes, Lähmung des Verſtandes, Verfolgung aller edlen Tugenden, Künſte, und Wiſſenſchaften, Abſchneidung aller rechtlichen Wege zu Glück und Ehre, Verhöhnung und Unterdrückung aller Freiheit und Gerechtigkeit, Vergötterung der gedankenloſen Faulheit und der wüſten und blinden Tyrannei — wo das herrſcht, da müſſen die Menſchen dummen oder reißenden Beſtien gleich werden. So iſt Frankreichs Zuſtand. Uns aber, die draußen ſind, iſt dieſer Zuſtand am hellſten erſchienen in der Art und in dem Schickſal der franzöſiſchen Heere in dieſen letzten großen Jahren 1812 und 1813.

Napoleon empfing ein durch die Revolution verwildertes Volk, er empfing ein auf Siege und groſſe Kriegsthaten ſtolzes Heer, bei welchem ſich doch noch viel Sinn für Menſchlichkeit und Ehre erhalten hatte. Ihm iſt es in vierzehen Jahren geglückt, dieſes Heer in die zügelloſeſten Banditen zu verwandeln. Dieſe Banditen zerſtörten durch die grauſamſte Verleugnung aller göttlichen und menſchlichen Gefühle und Triebe anfangs nur diejenigen, über deren Länder und Güter ſie hingetrieben wurden; ſie haben in den letzten Jahren ſich ſelbſt zerſtört. Das iſt die groſſe Gerechtigkeit Gottes, daß jede Schande in ihr ſelbſt endlich ihre Strafe findet. Als die franzöſiſchen Schaaren im Frühling und Sommer 1812 gegen Rußland auszogen, da bemerkten alle geſcheute Männer, wie groß der Unterſchied geworden war ſeit den Jahren 1807 und 1809. Es waren keine Heere mehr wie die republikaniſchen, welche Moreau und Pichegrü in den Jahren 1794 und 1796 ins Feld geführt hatten; es war ein wüſter, roher, grauſamer, von Verbrechen und Gräueln befleckter Menſchenſchwarm, der ſich ſchon in einem Zuſtande der Unordnung und Auflöſung befand, wie man ſich die weiland Heere des Xerxes und Darius denkt. Durch dieſe in ihnen ſelbſt liegende Fäulniß des Laſters und durch die völlig entmenſchten Ungeheuer, welchen die Verwaltung und Verpflegung aufgetragen war, iſt die ungeheure Macht eben ſo ſehr untergangen, als durch das Schwerdt der Ruſſen und die Rache

Gottes. Dieſen Sommer, ja die nächſt verfloſſenen Wochen haben wir daſſelbe Schauſpiel geſehen. In Schleſien, in Sachſen, in den fruchtbarſten Ländern, ſind viele tauſend Franzoſen vor Hunger umgekommen, weil Befehlshaber, Verpfleger, Lazarethaufſeher von der ſchändlichſten Unrechtlichkeit und der ſchnödeſten Habſucht angefreſſen ſind, und ohne Gefühl für Pflicht und Menſchlichkeit alles, und auch das Leben des Soldaten verkaufen. Er verhungert auf den Märſchen, er verſchmachtet in den Lazarethen, er erfriert, weil er nicht gekleidet iſt. Nur die Leibwächter, welche unmittelbar für die Perſon des Gebieters beſtimmt ſind, hatten noch ein ſtattliches und männliches Anſehen; von den andern ſahen die meiſten, abgeriſſen und abgemagert, mehr als Bettler aus, denn als ſolche, welche die Völker wieder vor Napoleon zittern machen ſollten. Auf dieſe Weiſe iſt es geſchehen, daß die Lazarethe ohne die vielen Verwundeten mit Zwanzigtauſenden und Dreißigtauſenden von Kranken überfüllt geweſen ſind, die ſchnell die Kirchhöfe füllten; ſo iſt es geſchehen, daß die Straßen, auf welchen die Franzoſen von Leipzig bis Mainz geflohen ſind, mit Tauſenden von Ermatteten und Sterbenden bedeckt geweſen ſind: es iſt faſt ein zweiter Marſch von Smolensk bis Wilna geweſen. So ſorgt Napoleon für diejenigen, die er die Unüberwindlichen, die er die erſten Soldaten der Welt nennt, und mit welchen er ſtehen oder fallen muß. Ein gräßlicher Spiegel der Zeit, und der Menſchen, die ſo groß genannt worden ſind; ſie haben ſich durch die ſcheußlichſte Beſtechlichkeit, Verkäuflichkeit, Habſucht, und Grauſamkeit an den Eigenen verſündigt, wie an uns Fremden. Alles dies Unheil hängt an Einer langen Kette.

Dies haben die Franzoſen in den letzten zwanzig Jahren gethan und gewollt; dies werden ſie immer thun und wollen müſſen, weil ihre Natur ſie nicht ruhig läßt. Jetzt betrachten wir die Engländer ihnen und uns gegenüber. Andre mögen dann die Vergleichung weiter führen, und die Folgen und Ausſprünge herausziehen, die hier nur angedeutet werden.

Auch in England waren im Anfange der franzöſiſchen Revolution viele Köpfe von dem allgemeinen Schwindel und Taumel ergriffen, der von Frankreich ausging; ja ſogar hier, wo durch die große und öffentliche Verhandlung der Geſchäfte die richtige Anſicht und Einſicht in politiſchen Dingen die größte war, ließen ſich auch Viele von neuen und eitlen Hoffnungen täuſchen und erwarteten große Herrlichkeiten von dem Freiheitsgetümmel an der Seine. So allmächtig iſt die Zeit, und ſo gewaltig fließt der Strom, womit ſie die Menſchen faſt wider ihren Willen fortreibt. England ward in den allgemeinen Krieg gegen die neue franzöſiſche Republik bald mit hineingeriſſen, und durch dieſen Krieg, durch die Aufklärung, welche die Franzoſen der ganzen Welt bald gaben von dem, was ſie wollten und konnten, und durch die allmälige Abkühlung der allgemeinen Entzündung der Herzen wurden die engliſchen Geiſter bald wieder in ihre ruhige Lage geſetzt, daß ſie ſchätzen konnten, welche Güter der Freiheit ſie beſaßen, die die leichtſinnigen Thoren jenſeits des Kanals vergebens zu erwerben ſuchten. England war in dieſen Jahren regiert von Wilhelm Pitt, dem jüngſten Sohn jenes unſterblichen Chatam, den es vor vierzig Jahren als einen ſeiner vortrefflichſten und größten Bürger geliebt und bewundert hatte. Seines Vaters Geiſt ruhete dreifach auf ihm. Schon als Jüngling war er in die höchſten Stellen des Vaterlandes getreten, und hatte in einem Alter, wo die meiſten Menſchen kaum zu denken anfangen, in ſeinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre, bei unbeſtechlicher und unverrücklicher Tugend ſolche Einſicht und Weisheit gezeigt, daß alle ihn der Ehren, womit er bekleidet war, würdig hielten. Seit dem Schluße jenes für Großbrittannien traurigen Krieges, wodurch die meiſten engliſchen Landſchaften von Nordamerika als ein eigener Freiſtaat in die Reihe der Staaten eingeführet wurden, regierte er England mit Glück und Ruhm. Er trat ſogleich auf als ein erklärter und unverſöhnlicher Feind der neuen franzöſiſchen Freiheit, und ward von den Europäern, welche die Erſcheinungen und Auftritte an der Seine mit dem größten Beifall empfingen, häufig ein Tyrannendiener und Freiheitsfeind genannt. Das kümmerte den ruhigen und feſten Mann nicht, der ſich bewußt war, welche

Freiheit er liebte und ehrte, und der unverholen im Angeſicht von ganz Europa bekannte, daß er von den franzöſiſchen Wundern nach dem leichtſinnigen Karakter des Volks, und nach den Erſcheinungen, die er ſahe, nichts als Unglück, Verwirrung, und Tyrannei für die Welt erwarte. England trat durch ſeine Seemacht, wodurch es die Meere beherrſchte und die Welttheile verband, und durch ſeine Reichthümer bei dem großen Kriege gegen Frankreich gewiſſermaßen in die erſte Stelle: durch Bezahlung von Hülfsgeldern und Anleihen erleichterte es den Mächten des feſten Landes die Rüſtungen und die Führung des Kriegs. Dies war ein Krieg neuer Art, ein ganz anderer Krieg, als diejenigen Kriege geweſen, die man ſeit vielen Jahrhunderten in Europa geführet hatte; denn die Franzoſen trieben nicht einzelne Heere ins Feld, ſondern ein ganzes bewaffnetes Volk, und dieſes Volk wie von einem Wahnſinn des Muths und des Todes berauſcht. Gegen dieſe reichten die gewöhnlichen Arten und Mittel nicht aus, auch durften ſich die Mächte bei den gewöhnlichen Rückſichten nicht aufhalten noch in den gewöhnlichen Verhältniſſen ſtehen bleiben, wenn ſie vor den jugendlichen Freiheitsmännern, die alles, was zum Zwecke führte, erlaubt erklärten, nicht unterliegen wollten. Durch das Ungewöhnliche und Ungeheure dieſes Krieges, der alles überſpannte und zerriß und die alten Maaße der Dinge aufhob, müſſen auch manche Thaten der Engländer entſchuldigt werden, die in andern Zeiten Gewaltthaten geheißen hätten. Wir dürfen nie loben, was ungerecht iſt: es giebt nur Eine Gerechtigkeit; aber daran müſſen die Teutſchen beſonders bei ihren Urtheilen über politiſche Verhältniſſe und Handlungen erinnert werden, daß für die große Politik und die kleine Bürgerlichkeit nicht Ein Maaßſtab des Rechts iſt. Wie es ein Reich der Schönheit giebt, das unmittelbar unter das Gefühl und Urtheil der Götter geſtellt wird und deſſen Marken nie genau zu beſtimmen ſind, ſo liegt auch in unbeſtimmbaren Gränzen ein Reich der Politik, in welchem an keinen andern Gerichtshof als an den der Götter appellirt werden darf. Das iſt das Traurige in der Politik, daß man oft ſelbſt ſeyn muß und thun muß, was der Gegner iſt und thut: wer gegen einen Straßenräuber auszieht, darf nicht treu und offen ſeyn, wie wenn gegen einen ritterlichen Gegner der Kampf ſteht; gegen den, der mit Steinen wirft, kömmt zu kurz, wer ihn mit Erdklößen zu vertreiben meint. So entſprang aus Ueberſpannung Wildheit, aus Wildheit Gewalt, aus Gewalt Anklagen auf beiden Seiten, welche die Zeitgenoſſen nach der Liebe und dem Haß, die ſie gegen einen von beiden Streitern tragen, wiederholten. Auch die Engländer können nicht in allem entſchuldigt werden; doch hieß bei ihnen Gewalt noch nicht Recht, die Lüge durfte in Weſtminſter nicht poetiſch gaukeln, und von Gründlichen war zur Mäßigkeit und Gerechtigkeit einmal Rückſicht zu hoffen: die Scham beſchönigte hier das Schlechte wenigſtens noch mit der

Noth, und verſprach Beſſerung, ſobald die neue Wuth, welche die Welt überfahren wollte, eingeſchränkt ſei. Pitt und ſeine Engländer ſtritten gegen die Franzoſen wie immer, d. h. auf Leben und Tod: bald waren keine franzöſiſche Flotten, und in wenigen Jahren faſt keine franzöſiſche Kolonien mehr, und zu den wenigen übrigen war der Zugang verſperrt. Daß die engliſche Politik alle Unternehmungen immer richtig geleitet, daß ſie bei der Führung und Verwaltung der Angelegenheiten des feſten Landes nicht große Misgriffe gethan habe, leugnen wir nicht. Das lag aber eben ſo ſehr in unſeligen Verhältniſſen, als in Schlaffheit oder Unkunde. Das war gewiß kein Misgriff, daß Pitt, Burke, und ſo viele andere weiſe und patriotiſche Männer Englands Krieg! Krieg! und wieder Krieg! rieſen. Pitt iſt von kurzſichtigen Beurtheilern der Zeit und ihrer Begebenheiten angeklagt worden, er trage die Hauptſchuld von dem Elende Frankreichs und dem Unglück Europens und ſeines eigenen Vaterlandes; er durch ſeine Erbitterung und Hartnäckigkeit, und durch die Aufwiegelung und Erkaufung aller Welt gegen Frankreich habe den Funken zu einer Flamme aufgeblaſen, er habe dieſe verderbliche Flamme, die ohne ihn in Frankreich in ſich ſelbſt niedergebrannt ſeyn würde, über alle Länder zerſtreut, und den Franzoſen durch die Noth, worein er ſie gebracht, zuerſt das Geheimniß ihrer Stärke gelehrt: ohne Pitt und ſeinen wahnſinnigen Haß hätten wir Frieden behalten oder ſicherer und glücklicher Frieden wiedergewinnen können. Der groſſe Miniſter kümmerte ſich nicht um dies Geſchrei, das nicht allein über die Nordſee und den Kanal nach England hinübertönte, ſondern hie und da auch in den Klubs und Kaffehäuſern von London erklang. Er wußte, die franzöſiſche Flamme war von der Natur, die in ihr ſelbſt nicht erlöſcht, ſondern die alles Brennbare ergreifen will, die über die Welt fahren will. Er that alſo recht, daß er das wilde Verderben mit der volleſten Kraft erſticken wollte; er that recht, wann er ganz Europa zurief: das ſchleichende und ſchmeichelnde Ungeheuer, das an der Seine aus tauſend Köpfen ziſcht und brüllt, iſt nur unſchädlich, wann es todt iſt — alſo Kampf auf Leben und Tod! Kampf bis zum Verderben! Aber das Ungeheuer war ſiegreich durch die Kühnheit ſeiner Entwürfe, durch die Leichtigkeit und Gewiſſenloſigkeit, alle Hülfsmittel an ſich zu reißen und alle Länder als ſeine Kriegsmagazine zu betrachten, durch den Geiſt des franzöſiſchen Volks, welcher friſch und muthig war, da die meiſten ſeiner Gegner durch veraltete Formen verſtockt oder durch enge Rückſichten gelähmt waren, und da Viele, welche Eines wollen ſollen, nie ſo einträchtig und mächtig wirken können, als Einer, der Eines will. England hatte ungeheure Kräfte angewandt, hatte außerordentliche Hülfen gegeben, und ſah ſich endlich von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, welche unglückliche Frieden ſchloſſen. Nach der langen Gaukelei von Vielen, welche in Frankreich eine Freiheit ſtiften wollten, die Franzoſen nicht ertragen konnten, erſchien im Herbſt des Jahrs 1799, im achten Jahre des Kriegs, Einer, welcher eine Herrſchaft ſtiften wollte, die ſie ertragen mußten. Dieſer verkündigte ſogleich, ſein einziges Ziel ſei die Beruhigung und Wiederherſtellung Frankreichs und die Beglückung und Befreiung Europens. Vergebens warnte Pitt gegen die Treue der Franzoſen und Napoleons, und erklärte, ein ſicherer Krieg ſei beſſer, als ein treuloſer Friede; es waren in England zu viele, die Ruhe wünſchten und von Napoleon Ruhe hofften: der Miniſter trat von ſeinem hohen Poſten ab, und ein anderer ſchloß Frieden mit Frankreich. Noch waren in Europa Viele für Frankreich, doch erkannten Manche ſchon, daß England freilich zunächſt für den eigenen Vortheil und die eigene Noth, am meiſten aber für die Freiheit des Welttheils geſtritten habe.

Pitts Weiſſagung erfüllte ſich zu bald. Der Friede erſchien nur als ein Waffenſtillſtand, und ſeine Unſicherheit ward wieder in die ſichere Offenheit des Kriegs verwandelt, welchen alle Engländer wieder mit lautem Zorn verlangt hatten. Sie verlangten auch den alten Steuermann wieder, der ihnen den fürchterlichen Stürmen der Zeit allein gewachſen däuchte. Pitt beſchützte und erhielt ſein Vaterland, aber erlebte noch kein Glück, oder ſolche Zeichen, die ein baldiges Ende des Unheils verkündigten. In dem unglücklichen Kriege vom Herbſt 1805 verlor Oeſtreich ſeine Macht und Herrlichkeit, und Napoleon ward in Italien, in Teutſchland, ja in allen Ländern allmächtig. Pitt ſtarb vor Gram, und nahm die Trauer und Sehnſucht ſeines Volks und die Achtung Europens mit ins Grab. Ein Mann altrömiſcher Tugend und Trefflichkeit, und jener Geſinnung, die ein ganzes Leben einem großen Zweck opfern kann. Die Nachwelt wird ihm ſeine Stelle anweiſen; wer wie er der Wolluſt, der Faulheit, und dem Geitze überlegen iſt, der iſt einer Stelle in dem Pantheon der Weltgeſchichte gewiß. Das iſt ſein größtes Lob, daß den Todten öffentlich bewunderten und beweinten, welche den Lebenden gefürchtet und bekämpft hatten.

Pitt hatte nicht erkannt, wie viel ſein Vaterland vermogte, und wie allmächtig die Freiheit iſt, welche ſich nicht unterjochen laſſen will. Die Noth der folgenden Jahre offenbarte dies, und kleinere Männer fürchteten das von den Franzoſen nicht mehr, was den größten brittiſchen Mann ſo früh ins Grab gelegt hatte. Die Jahre 1806 und 1807 ſtürzten Preußens Macht, und brachten alle Länder und Küſten in Napoleons Gewalt. Er wollte England jetzt durch Einen groſſen Todesſtreich verderben, er gab ſeine Handelsbeſchlüſſe. England iſt beſtanden, und er iſt untergegangen. Dieſe Jahre der Noth haben Brittannien ſeine Kräfte gelehrt: ein fleißiges, geſchicktes, tapferes, und mächtiges Volk, das allerdings das allgemeine Elend auch fühlte, hat für alles Mittel und Auswege gefunden, und iſt nun ſeit Pitts Tode faſt in acht Jahren mitten in dem Ruin der Verwüſtung und Schande als ein Pfeiler der Freiheit geſtanden. Was Napoleon geweiſſagt hatte, was die meiſten Europäer glaubten, England müſſe in Ermattung und im völligen Bankerott in Trümmern zuſammenſtürzen, iſt nicht geſchehen. Die Erfahrung dieſer letzten ſieben Jahre hat dem groſſen Volke eine Zuverſicht und einen Muth gegeben, daß ſie, wenn auch eine Welt auf ſie ſtürmt, nicht untergehen können, wenn ſie einträchtig und feſt in ſich zuſammengeſchloſſen bleiben. So groß iſt das Glück der wahren Freiheit, und ſo gewaltig iſt der Stolz und die Standhaftigkeit, die ſie giebt. Ja das iſt die herrlichſte Erſcheinung dieſer letzten ſieben Jahre, daß England auch ohne ſeinen Pitt, ja oft ohne irgend ein Haupt, das Haupt heiſſen konnte, nicht nur beſtanden iſt, ſondern geſiegt hat, weil alle Britten vaterländiſche Herzen haben, und weil jeder Engländer ſich einbildet, er müſſe für das Vaterland auch ein Haupt ſeyn, und denken und rathen helfen. Wo die Seele des Staats in allen lebt, da bedarf es oft kaum einer Regierung, das Volk treibt ſich durch ſich ſelbſt zu Glück und Ruhm. Manches auch, z. B. die ſchwächlichen Unternehmungen auf Aegypten und Konſtantinopel im Jahr 1807; der Schlummer des Winters von 1807, deſſen Gunſt England verſaß, da doch in Napoleons Rücken in Teutſchland ſo Groſſes und Verderbliches hätte geſchehen können; die halbausgeführte Unternehmung auf Seeland und Kopenhagen im Herbſt deſſelben Jahres; die Landung eines bedeutenden Heers in Portugal im Sommer des Jahrs 1808 und die Ueberführung des franzöſiſchen Generals Junot mit ſeinem Heer von 20000 Mann auf dem geſchwinden Wege des Meers zu dem franzöſiſchen groſen Pyrenäenheer, das gegen Spanien zog; der beiſpielloſe Misbrauch der mächtigen Ausrüſtung, welche Lord Chatam im Sommer 1809 gegen die Küſten der Niederlande führte — alles dies iſt von der Regierung und ihren Helfern nicht auf das kräftigſte geleitet und ausgeführt, aber der Geiſt und Muth des ganzen Volkes hat es immer wieder gebeſſert und hergeſtellt.

England hat ſeit 1793 für die europäiſche Freiheit und Ehre geſtritten; aber Tröpfe und Gaukler konnten gegen die Würde ſeiner erhabenen Rolle bei manchen Schwachen noch Zweifel erregen, ſie konnten Vielen ſogar einbilden, England ſtreite gegen Recht und Ehre, indem es gegen die Franzoſen ſtritt. Ja es waren, welche behaupteten, und Anhänger fanden, die ihre Behauptung nachbeteten, England ſei es vorzüglich, welchem Europa ſein Unglück, ſeine Umkehrung und Verwüſtung von einem Ende bis zum andern, und ſeine traurige Knechtſchaft verdanke; England habe die ſinkenden Flammen der franzöſiſchen Revolution immer wieder angeſchürt, England habe den ſchlafenden Löwen Napoleon aufgeweckt, welcher ohne ſeine Reitzungen mild und ſtill geweſen ſeyn würde. Thörigte Beſchuldigung! als ob das franzöſiſche Revolutionsfeuer von der Art geweſen wäre, daß in ihm ſelbſt ſich verzehren kann; als ob die Unruhe und Herrſchſucht, die in Napoleons Bruſt gähren, jemals einſchlafen könnten. Weil Napoleon wach und auf Raub gerüſtet war, ſo mußte England wach und rüſtig ſeyn, und es war unſtreitig klüger gethan, ſelbſt den Löwen zu jagen, als ſich von ihm jagen zu laſſen. Seit dem Jahr 1808 aber trat England mit einer Würde auf, die ſelbſt die unverſchämteſten Tadler verlegen machte. Napoleon hatte das ſpaniſche Königshaus und das ſpaniſche Volk, die ihm und Frankreich ſeit dreizehen Jahren ſo viel Glück und Ruhm geopfert hatten, auf das treuloſeſte und verrätheriſcheſte angetaſtet: das Königshaus ſollte entthront und vertilgt, das Volk entehrt und unterjocht, die pyrenäiſche Halbinſel ſollte eine franzöſiſche Landſchaft werden. Das verrathene Spanien ſchloß ſich ſogleich an England, und es geht jetzt in das ſechſte Jahr, daß engliſche Flotten und Heere für die Enkel der alten Iberier, Sueven, und Weſtgothen ſtreiten. Ich brauche hier nicht zu erzählen, mit welchem Geiſt dieſer große und heilige Krieg geführt worden, wie große und herrliche Männer aufgetreten, und wie auſſerordentliche Thaten des Heldenmuthes und der Begeiſterung auf dieſem klaſſiſchen Boden der Freiheit gethan ſind; ich brauche die Namen Palafox, Albuquerque, Romana, Mina, Empecinado, Moore, Wellington, Hill, Graham nicht wieder vor den Zeitgenoſſen aufzurufen: ſie leben friſch in dem Gedächtniß der Menſchen, und werden in den goldenen Rollen der Weltgeſchichte unſterblich glänzen. Dieſer große Kampf für Spaniens Freiheit war auch der Kampf für ganz Europa, nicht allein dadurch, daß Spanien und Portugal befreit wurden, ſondern daß die Geiſter der Freiheit bei den andern Völkern wach blieben. Das war das Größte; denn wann die Gedanken der Menſchen unterjocht werden, dann erſt iſt die Herrſchaft eines Tyrannen vollendet. Die Engländer haben Spanien gerettet, ſie haben die Geiſter lebendig erhalten, ſie haben in dieſem Kriege Napoleons alte Heere, die Stützen ſeiner Macht und des franzöſiſchen Ruhms, vertilgt, und ſeine Schätze erſchöpft; ſie ſtehen unter ihrem großen Feldherrn Wellington jetzt ſchon auf den Pyrenäen, ja ſchon auf dem Boden jenes Frankreichs, das ſich jüngſt noch den König und Herrſcher der Länder und das allmächtige und unüberwindliche nannte. Es ſchien in Europa dahin zu kommen, daß die Freiheit aus den Augen der Menſchen entrückt würde — da ging in Spanien das neue Licht auf, woran Millionen Herzen ſich erwärmten und der Zorn und die Hoffnung der beſſeren und kühneren Europäer ſich immer erfriſchten. Jener Geiſt, welcher die Spanier aus jeder Niederlage muthiger erhob und ein Häuflein von 40000 Engländern unter einem großen Feldherrn zu einer undurchdringlichen und unerſchütterlichen Phalanx des Siegs machte, hat in ſechs Jahren in ganz Europa Heere gegen Napoleon geſchaffen, welche, ſobald ſie Waffen ergriffen, Helden geworden ſind;

er iſt nach Rußland übergegangen, und hat dort ſeine Legionen vernichtet; er hat die Brüſte der tapfern Preußen mit Zorn und mit Gott entzündet; er flammt jetzt in allen Teutſchen, damit ſo viele Schmach gerächt und ſo viel Hohn bezahlt werde.

Dies hat Brittannien gethan, und thut es. Der ſpaniſche Krieg iſt einer der ſchwerſten und größten Kriege, die je geführt worden, wegen der Menge und Hülfsmittel des Feindes, wegen der Verwirrung, Auflöſung, und Zwietracht der Spanier, und wegen der ungeheuren Ausgaben, die er dem engliſchen Schatz verurſacht. Große Flotten und Heere haben die Engländer ausgerüſtet, ungeheure Vorräthe von Kriegszeug und Mundbedürfniſſen haben ſie ſich immer auf vielen hundert Schiffen nachführen laſſen, 150000 Engländer, Portugieſen, und Spanier haben ſie beſoldet; unter den mislichſten und gefährlichſten Verhältniſſen, oft faſt unter Umſtänden von Hoffnungsloſigkeit haben ſie nie abgelaſſen noch an der großen Sache verzweifelt. England iſt mit Schulden überhäuft, die engliſchen Bürger ſind täglich ſchwerer belaſtet, ihr Vermögen, ihr Kredit iſt in dem fremden Lande verſchwendet worden — und nicht bloß ein Miniſter hat erklärt, die Liebe und Begeiſterung eines edlen und tapfern Volks für ihren König und ihre Regierung bringe alle dieſe Opfer mit Freuden; nein, das ganze Volk ſelbſt, mit hunderttauſend Stimmen, und mit den gewichtigen Stimmen, die in der ehrwürdigſten und erhabenſten Verſammlung der Welt, in dem engliſchen Parlament, erklingen, hat immer Krieg und Spanien gerufen, und nicht allein gebilligt, was geſchah, ſondern auch befohlen, daß es weiter und kräftiger durchgeführt, und daß das Aeuſſerſte dran geſetzt werden ſollte, damit Spanien und Europa nicht in Knechtſchaft fielen. Kaum erſcholl aus Rußland die Botſchaft des unvermeidlichen Krieges, ſo wandte ſich England auch dahin als Freund, und reichte dem Kaiſer Alexander die Hand zum gemeinſchaftlichen Kampf gegen den verderblichen Feind Europens. Kaum rührte ſich Preußen und ſchüttelte an dem Joche, ſo war England da mit Zeug, mit Rüſtungen, und Waffen. Man kann ſagen, England iſt die Seele der europäiſchen Freiheit, und England hat ſeine Seele für die Freiheit gegeben. Ja dies bleibt wahr ſelbſt bei denen, die da ſagen, Englands Seele ſei das Gold.

So ſtehſt du da, ſtolzes und freies Brittannien, in dieſer erhabenen Rolle, nach dem längſten und ſchwerſten Kampfe, den je ein hochherziges und tapferes Volk ausgehalten hat, gerettet und rettend, leuchtend von Ruhm, leuchtend von Ehre und Gerechtigkeit, leuchtend von vielen herrlichen Namen, wenn wir und die andern Europäer in zwanzig Jahren kaum Einen Unſterblichen im Felde oder Rathe dem Gedächtniß der künftigen Jahrhunderte übergeben haben. Die freien Niederländer ſind vergangen, weil die Enkel die Geiſter verſäumt hatten, welche die Naſſaue, Trompe, Ruyter, de Witte, und Grotius beſeelten; die Schweitz unter ihren ewigen Bergen iſt einer franzöſiſchen Landſchaft gleich geworden, weil Reichthümer und Weichlichkeit größere Güter ſchienen, als worum bei Sempach und Murten geſtritten ward; Venedig iſt ausgelöſcht, nachdem ihr Ruhm ſeit einem Jahrhundert ſeicht geworden war wie ihre Lagunen. Es iſt nichts beſtanden, was frei hieß; du allein ſtehſt da, Brittannien, und haſt durch die großen Thaten und Erinnerungen dieſer Jahre die Beſiegelung größeren künftigen Glückes, denn je vorher; du ſtehſt da als die Schirmerin und Retterin unſers Welttheils. Du haſt unſre Freiheit durch die Waffen gerettet, größer und herrlicher iſt ſie durch die ewigen Lehren und Grundſätze der Weisheit und Gerechtigkeit von dir vertheidigt worden, durch das lebendige Wort und die beſeelende Meinung. Du haſt nicht bloß unſre Hoffnungen, du haſt auch unſre Gedanken gerettet: daß wir in knechtiſcher Geduld und Verſtummung nicht dem dummen Vieh gleich geworden ſind, daß wir noch lieben und haſſen, daß wir noch empfinden und denken können, ja daß wir wieder Gott glauben und anbeten können — das danken wir deiner Standhaftigkeit und deinem Stolz. Die Fremden verklagen dich, auch du ſeieſt entartet und habeſt der Tugenden deiner Väter vergeſſen. Antworte ihnen nicht, nenne ihnen die Namen der Männer, die jüngſt noch in dir lebten und noch leben: Burke, Pitt, Fox, Sheridan, Bedford, Nelſon, Abercromby, Moore, Wellington, Hill, Graham — fordere ſie auf, daß ſie ihre Unſterblichen gegen dieſe ſtellen, daß ſie dir nennen, die zu leben und zu ſterben verſtehen wie dieſe: ſie ſchweigen, ſie haben keine, und dieſe und ihre Thaten vertheidigen dich. Dein großer Feind hat für die Leiber gearbeitet, er hat alle Laſter und Gelüſte zum Raub und Genuß der Welt herausgefordert, er hat alles gethan und verſucht, wodurch die Gemüther den gemeinſten Trieben dienſtbar werden. Du haſt dir das Reich der Geiſter genommen. O wie du liegſt als ein wohlthätiges Gewicht neben den Wagſchaalen Europens, damit du dich geſchwind in die Schaale legen kannſt, welche zu hoch aufgeſchnellt wird, ſo halte auch immer die erhabene Beſtimmung feſt, daß, wann alle Welt ſklaviſch werden will, du bei dir pflegeſt und bewahreſt, wodurch die großen Seelen, ohne welche keine Geſchichte ſeyn würde, von jeher über Glück und Unglück erhaben geweſen ſind.

Viele werden dieſes Lobes ſpotten, ſie werden ſagen: England hat bloß für ſich und für ſeinen Eigennutz geſtritten, nicht, daß es uns und die Welt rettete und befreiete; es hat aus dem gemeinſten Triebe gehandelt, und beſtochene Stimmen wollen edel nennen, was durchaus gemein iſt. Ja ſie werden wohl die gewöhnliche franzöſiſche Beſchuldigung nachbeten, daß wer nicht für Frankreich ſpricht im engliſchen Solde ſtehe. Dies kann derjenige verachten, deſſen Stimme für Gold nie heller klingen wird. Wir können dieſen Anklägern Englands Recht geben, ohne daß England dabei verliere. Freilich hat England aus Eigennutz geſtritten, es hat geglaubt, daß, was irgendwo in Europa geſchieht, ſeinen Vortheilen nicht fremd ſei, daß alles, was verheert, geplündert, und unterjocht wird, ſein zerſtörtes Gut ſei. England hat für ſeine Vortheile geſtritten, aber zugleich für die Vortheile der Welt; denn ſo ſind die menſchlichen Dinge eingerichtet, daß, wer für die Gerechtigkeit und die Ehre kämpft, auch ſeinen Eigennutz fördert. Wollte Gott, auch wir hätten aus dieſem Geitz und Eigennutz früher das Rechte gethan und unſre Ehre und Güter den Fremden nicht ſo leichtſinnig und gewiſſenlos hingegeben! Die Franzoſen haben die Engländer nichtswürdige, habſüchtige, räuberiſche, und grauſame Kaufleute genannt, welche die Welt verwüſten, wenn ſie nur reich werden, dieſe Franzoſen, deren Großmuth, Uneigennützigkeit, und Menſchlichkeit wir bewundern gelernt haben; ſie haben darauf hingeſpielt, daß ein Volk, das alle hohen und tapfern Gefühle durch kleinlichen Geitz erſtickt habe, franzöſiſchem Muth und Hochſinn nicht gewachſen ſeyn werde; ſie haben England Karthago und die Engländer Karthager genannt, als wenn in dieſem Namen ein Schimpf läge. Karthago iſt durch Roms Glück und Feſtigkeit zermalmt worden, aber Karthago bleibt ein großer und ehrwürdiger Name in der Weltgeſchichte — die dadurch zu ſchimpfen meinen, wiſſen nicht, welche Männer die von Sidon und Tyrus in der Weltgeſchichte waren, ſie wiſſen nicht, was die Römer von karthagiſchen Feldherren erzählen mußten und welche Schrecken ihnen von den Hamilkaren und Hannibalen kamen, ſie wiſſen nicht, daß Städte, die wie Tyrus und Karthago endigen, nicht zerſtört ſind, auch wenn man nicht einen einzigen Stein ihrer Trümmer mehr finden kann. Sie haben die Engländer ein Krämervolk genannt, und geprahlt, wie dieſe vor ihren unüberwindlichen Legionen zerſtieben ſollten. Die Krämer ſtehen noch hoch, ſie aber ſinken. Dieſe Krämer haben die Franzoſen auf dem Lande und auf dem Meer immer und allenthalben geſchlagen, Syrien und Aegypten erzählen von ihrem Glück über die Franzoſen, die Waſſerſtraße zwiſchen Spanien und Afrika und die zwiſchen England und Frankreich meldet davon, die Klüfte der Sierra Morena und der Pyrenäen hallen nur von engliſchen Siegen wieder, und jetzt lagern des großen Wellingtons Schaaren auf Südfrankreichs Boden. Das haben die Krämer gethan, nicht durch die Menge, ſondern durch den Geiſt.

Es iſt Mode geworden, die Wörter Handelsvolk und Handelſtaat als einen Schimpf auszuſprechen, als wenn unvermeidlich wäre, daß, wer für Gold und Silber vieles umtauſcht, auch eine goldene und ſilberne Seele erhalte, die mit metalliſcher Schwere in dem Gemeinen unterſinken müſſe. Dieſe Schimpfer haben vergeſſen, daß die Völker, von welchen die Geſchichte die nützlichſten und ſchönſten Erfindungen und Künſte des Menſchengeſchlechts melden kann, gewöhnlich Handelsſtaaten waren. Ich nenne nur Babel und Tyrus und das ägyptiſche Theben aus der früheſten Zeit; Miletus, Athen, Korinth, Syrakus, Pflegerinnen der Künſte und Wiſſenſchaften; Venedig, Genua, Florenz in Blüthe jeder Ehre, Freude, und Kunſt, als Italien durch Handel und Schiffahrt mächtig war; die teutſchen Städtebünde im Mittelalter, dann die vereinigten Niederlande, endlich England, ſo viel Schönes und Großes erſchaffend, weil ſie handelten. Auch Männer, groß in jeder Kraft und Tugend haben ſolchen Staaten nimmer gefehlt; ja die Helden und Sehrmänner der rohen und kunſtloſen Völker würden ohne ſie nicht gehabt haben, welche ihre Namen der Nachwelt überlieferten. In den Worten Handel und Schiffahrt liegt die Weltweite und die Weltverbindung, ſie ſind die Wiege der Menſchlichkeit und Kunſt und jeder Anmuth und Huld des Lebens, und wenn ſie manche kleine Seelen durch Geitz und Goldgier verengen, ſo dehnen ſie dagegen die großen Seelen mit dreifacher Spannkraft aus. England hat den Welthandel, es beherrſcht alle Meere. Ueber diejenigen, welche ſo hoch ſtehen, kann es an Klagen nicht fehlen, Klagen des Neides und der Eiferſucht, auch gerechte Klagen, denn wer ſo mächtig iſt, wird oft ungerecht ſeyn. Auch wollen wir nicht leugnen, England habe oft das Maaß überſchritten, es habe vielleicht ſein Maaß überſchritten; noch wollen wir die Sorge ganz eitel nennen, womit einige ſchrecken, wie denn die Rückkehr ſich machen ſoll aus dieſer Ueberſpannung aller Dinge, wie man England zurückführen ſoll auf den Standpunkt, wo es 1780 und 1790 ſtand. Die Nothwendigkeit der Begebenheiten reißt die Menſchen und Völker oft aus ihrer Bahn, und das iſt dabei noch das Traurigſte, daß ſie nicht ſo zurückgehen können, wie ſie vorwärts getrieben ſind: wie wenig eine geworfene Kugel durch ſich ſelbſt in ihre alte Lage zurückſpringt, ſo wenig thut dies ein Volk, ja kann dies ein Volk thun. Wir müſſen von künftigen Begebenheiten hoffen, daß ſie wieder ausgleichen werden, was die jüngſten Begebenheiten ungleich gemacht haben; die Franzoſen aber und ihren Herrn wollen wir uns als die Ausgleicher verbitten: wir haben genug erfahren, was ſie mit der Ausgleichung und Wiederherſtellung der Welt meinten. Mag Englands Verhältniß als Seeſtaat zur übrigen Welt immer ein ungleiches und überſpanntes ſeyn, wir haben wenigſtens den Troſt, daß der eigene Vortheil England die Mäßigung lehren wird, welche wir nicht erzwingen können, und daß England nimmer die Rolle kann ſpielen wollen, die Frankreich ſpielen wollte und immer wird ſpielen wollen. Das Geſchrei übrigens, daß England den Handel aller andern Völker zerſtöre, ihre Manufakturen und Fabriken untergrabe, und ſie alle zu Bettlern mache, iſt ein lächerliches und leeres. Wir waren reich, als wir mit England den freien Verkehr hatten; wir ſind ſeitdem arm geworden durch diejenigen, welche verſprachen, Englands verderblichen Einfluß auf unſre Gewerbe abzuſchneiden und die Epoche der Blüthe unſerer Betriebſamkeit zu beginnen. Es iſt oft viel Feines und Unfindbares in Dingen, worüber jeder meint urtheilen und aburtheilen zu können: Handel, Geld, Papiergeld, Kredit ſind eben ſo verſteckte Dinge als das Leben; ihre feinen Verhältniſſe, ihre Vortheile und Nachtheile, die Geheimniſſe ihres Zuſammenhanges und ihrer Wechſelwirkung auf einander werden nimmer ergründet werden trotz aller Berechnungen und Abhandlungen, die man über ſie anſtellt und ausgehen läßt; ſie ſind lebendig, allſeitig, und allwirkend wie das Leben, und in immer neuen Erſcheinungen und Beziehungen auftretend, ſo daß niemand ihre ewigen Wechſel erfaſſen noch ſagen mag, was ſie ſind. Und würden wir wirklich verletzt und beeinträchtigt durch England, ſo ſage ich doch geradezu, daß es der Menſchheit nicht am meiſten ankömmt auf die Preiſe von Zucker und Kaffe, und auf Seiden- und Baumwollenmanufakturen, noch auf einige Tauſende abgemagerter Fabrikanten, daß darin nicht die Würde der Menſchengeſchichte noch die Ehre der Völker beſteht, ſondern in der Tapferkeit und in der Freiheit. Nicht daß die meiſten und reichſten Menſchen in einem Staate leben, iſt die Aufgabe, ſondern die gerechteſten und tapferſten. Wir waren vorher reich, aber wir waren die ächten Kleinkrämer, nicht die Engländer. Weil wir unſern Beſitz mit kleinlichem Geitz erhalten und vertheidigen wollten, deswegen haben wir alles verloren. Wir müſſen von vorn wieder anfangen; aber wir ſind glückliche Männer, wenn wir durch unſer Unglück, und durch die Armuth, die uns ſonſt das größte aller Uebel ſchien, gelernt haben, daß die Schande und die Knechtſchaft die einzigen fürchterlichen und zuletzt unheilbaren Uebel ſind.

Doch wären wir die Schlechteſten, wenn wir es duldeten, daß man die Engländer mit den Worten: *o es iſt ein kleinliches und engherziges Volk, nichts als Kaufleute, nichts als Kaufmannsgeiſt und Eigennutz* bei uns länger verhöhnet; wir wären die Undankbarſten, denn dieſe Kaufleute haben uns die Freiheit gerettet, dieſe groſſen Kaufleute, welche die Welt von einem Pol bis zum andern umfaſſen und ihr Glück zu vertheidigen und als Helden zu ſterben wiſſen. Dieſe Kaufleute und Schiffer ſind das wirklich große, freie, und gewaltige Volk, nicht die Franzoſen, die ſich ſelbſt in eitler Aufgeblaſenheit nur *die große Nation* nennen. Wie klein werden die Franzoſen, wie klein werden ſelbſt wir Teutſche in der Weltgeſchichte, wenn wir nur einen Blick auf die Landkarte werfen und die Weite der Länder und Meere vor unſern Augen ausbreiten, und über die werdenden Geburten der Zeiten ſinnen! Da ſind die Engländer das größte Volk in der neuen Geſchichte, und werden es in den künftigen Jahrhunderten ſeyn. Sieh die Welttheile, und reiße deine Gedanken von dem kleinen Getümmel des Augenblicks los: die Hälfte von Amerika engliſch;

Auſtralien, die kleinen und großen Inſeln des Südmeers, zweimal ſo groß als Europa, engliſch: was in Afrika, in Aſia einſt anführen wird, vielleicht engliſch: engliſche Sprache, engliſche Sitten, engliſche Geſetze, engliſche Freiheit an beiden Polen — welche Ausſicht! Gott ſcheint zwei der edelſten Völker Europas für die beiden neuen Welttheile zu der erhabenen Rolle beſtimmt zu haben, daß ſie ihre Bevölkerer, Einrichter, und Bildner ſeyn ſollen: die Engländer und die Spanier. Ihnen ward auch in Europa jetzt die Rolle zugetheilt, daß unſers Welttheils Glück und Freiheit zunächſt bei ihnen ſtehen ſollte. Den Britten vor allen gebühret die Ehre, daß ſie, die Beharrlichſten und Feſteſten in dem großen Kampfe gegen den franzöſiſchen Uebermuth, auch als die Glänzendſten und Siegreichſten erſcheinen, als diejenigen, welche dem Unheil den letzten Todesſtoß geben. Wir blicken auf die Pyrenäen und auf Wellington hin; wir werden auch hier, wann der große Kampf ausgeſtritten ſeyn wird, ausrufen müſſen: Gerecht iſt Gott!

Du aber, uraltes Germanien, mein Vaterland, und meine ſüßeſte Liebe und Hoffnung, weiland der Sitz einer weltberühmten Tugend und Freiheit, weiland die Mutter tapferer und freier Wilden, welche nichts fürchteten als Gott im Himmel, dann die ſanftere und mildere Mutter von Geſetzen, Künſten, und Erfindungen, wodurch das Leben Glanz und Schönheit erhält, endlich in den letzten Zeiten durch Weichlichkeit der Sitten, Gleichgültigkeit gegen die Ehre des Vaterlandes, und Vergeſſen der glorreichen Erinnerungen der Vorfahren faſt bis zum Nichts hinabgeſunken — auch du vernahmeſt den Klang deſſen, der vom Himmel geblitzt und gedonnert und die Völker zu Arbeiten und Gefahren für die Freiheit aufgerufen hat, auch du erhebſt dich aus der Schmach, und willſt die ſchmählichen Bande zerreißen, worin wälſche Hinterliſt dich geſchlagen hatte. Du haſt Geiſt, du haſt Geiſter, du ahndeſt das Geheime und Gewaltige, was unter den Strudeln dieſer Tage in den tiefſten Tiefen leiſer hinfließet. O ich mögte dir weiſſagen! aber ich fürchte mich faſt vor dem gewaltigen Gott der Zeit; denn Weiſſagungen werden nur erfüllt von dem, der ſie ſich nimmt. Die fliegenden und ſtürmenden Geiſter flattern und brauſen noch über einer Sündfluth, wie Noahs Tauben finden ſie nirgends einen Zweig, worauf ſie ſich ſetzen mögen: ſie flattern ins Wilde hinein. Bei dir ſteht es, ob ſie ſich in nichtigen Spielen und Verſuchen verflattern ſollen. Es iſt der Geiſt, der die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts macht; es ſind die Geiſter, die wir mitten in den Gräueln und Verwüſtungen ſuchen, wodurch die Jahrbücher der Welt geſchändet ſind. Wenn das auch nichts wird, was ſich jetzt regt und bewegt, ja was ſich ſeit zwanzig Jahren geregt hat, und was die Franzoſen in ihre Schanden mit hineingeriſſen und entweiht haben, dann mögte der Glaube an die Menſchen vergehen. Strebet denn, alle teutſche Menſchen, die noch ſtreben können, damit wir glauben dürfen. Die große Zeit, worin wir leben, der große Kampf für teutſche Ehre und Herrlichkeit können uns die Gediegenheit und Leiblichkeit, ja den Verſtand der irdiſchen und politiſchen Dinge wiedergeben, die wir faſt verloren hatten, ſie können uns die politiſche Feſtigkeit und Haltung des Karakters geben, woran die leichten Geiſter ſich binden können: Germanien kann glänzender als je aus den Aſchen und Trümmern dieſer Verwüſtung aufblühen, wenn ihr es wollet, teutſche Menſchen, wenn ihr die Gaben erfaſſet, die Gott euch darreichet. Damit ihr dies könnet, iſt das Erſte, daß ihr wiedernehmet, was der fremde Tand und die fremden Sprachen und Sitten, womit ihr buhltet, euch entwendet haben, den Stolz auf teutſche Ehre und Treue, auf teutſchen Ernſt und teutſche Strenge, die ſtarke und ſtählerne Tugend eurer Väter. Wollet nicht leicht und gaukelnd ſeyn, wollet nicht ſchimmernd und zierlich ſeyn! — das könnt ihr nicht — laßt die ſüdlichen Menſchen ſpielen und flattern. Ihr müßet ſchwer ſeyn wollen an Ernſt, Redlichkeit, Tapferkeit, und Freiheit. Mögen die jenſeitigen Menſchen euch immer plump und unhold ſchelten — laßt ſie das thun: wer das Wirkliche hat, kann das Eitle entbehren. Das Zweite iſt, das ihr einträchtig ſeyd, daß ihr brüderlich zuſammenhaltet, und daß ihr ſchwöret, auch künftig brüderlich zuſammenzuhalten gegen den Feind, der euch von außen drohet. Gott und die Zeit werden euch dazu helfen, und jener Drang der

Umſtände, den veränderte Weltverhältniſſe unvermeidlich herbeiführen werden. Ihr waret durch eure Liebloſigkeit und Zwietracht dahin gekommen, daß ihr die Verachtung und den Hohn der Völker tragen mußtet, daß man euch, das größte Volk Europens, behandeln durfte, wie man die Hülfloſen und Unmündigen behandelt. Die Noth hat euch zerriſſene und entzweiete wieder zuſammengebracht, die Noth wird euch zuſammenhalten. Dies iſt mein Troſt und meine Hoffnung. Das Größte ſteht bei Gott, welcher die Zeiten und Völker führet; aber viel können die Menſchen, welche Gottes Willen erfaſſen, und die Worte ſprechen: Was Gott will, wollen auch wir.

Das
preußiſche
Volk und Heer
im
Jahr 1813.

Von

E. M. Arndt.

1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Auf die Schlacht bei Groß-Görſchen oder Lützen, den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen,
Und die goldnen Flügel ſchwingt?
Wie der Schande Centnerſchwere
Sich von Teutſchlands Nacken löſt,
Und die alte teutſche Ehre
Hell in Kriegspoſaunen ſtößt?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preußen, Preußen klingt der Klang;
Tauſend Stimmen rufen Amen,
Tauſend Herzen glühen Dank,
Millionen Kniee ſinken
Freudig betend vor dem Herrn,
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesſtern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer —
Dieſer Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr erſten Renner
Auf der teutſchen Ehrenbahn,
Die der ſüße Reitz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Roſenjugend
Lockt der Wonnefackel Roth.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Heldenmänner ſeyd gegrüßt!
Beſte Teutſche ſollt ihr heißen,
Wann der neue Bund ſich ſchließt,
Wann die alte Liebe wieder
Brüder feſt zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grauſe Hyder
In dem Staub erwürget liegt.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg verſöhnt,
Teutſchlands Retter ſollt ihr heißen,
Wo nur teutſche Sprache tönt;
In der Enkel fernſten Tagen,
Durch der Säkeln Nacht hinaus,
Soll noch jeder Teutſche ſagen:
Dieſe fochten's muthig aus.

Jetzt die edlen Heldenſchatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz beſtatten
In des Schlachtfelds blut'gem Ring:

Auf! und thürmt ein Mal von Steinen!
Thürmt ein teutſches Heldenmal!
Sonne, komm mit hellſten Scheinen,
Leuchte drauf den ſchönſten Strahl.

Auf! und pflanzet grüner Eichen
Ernſte Haine rings umher;
Betet, daß in teutſchen Reichen
Buben freveln nimmermehr;
Betet, fluchet, daß die Sklaven,
Die den heil'gen Todten nah'n,
Plötzlich alle Himmelsſtrafen
Auf das ſchuld'ge Haupt empfah'n.

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geiſter wandeln gehen,
Alles ſchauet, alles kennt,
Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längſt geſchieden ſeyd,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch teutſcher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf dieſen Auen
Jüngrer Schlachten Staub erregt,
Und mit Schrecken, Tod, und Grauen
Reihen gegen Reih'n bewegt,
Guſtav, großer Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenſtein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor dieſem Ehrenſchein.

Denn das Lied muß ſchwarz ſich kleiden,
Welches euch beſingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Thaten ſtill,
Und Germanien mag wohl klagen
Um den ſchweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr ſo groß geworden ſeyd.

Aber ſelig, wer in dieſen
Hehren Gottesſchlachten fällt,
Der wird ewig hoch geprieſen
Als ein Heiland, als ein Held;
Auf der Freiheit Siegesſtätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen da zu beten,
Engel kommen da zu knie'n.

Es iſt keine tragiſchere und menſchlichere Trauer, als wenn ein Menſch von großem Gemüthe und ſeltenen Anlagen durch ein unwürdiges Schickſal oder durch eine Ungleichheit und Schwäche des Karakters in den Schlamm der Gemeinheit und Schande zu verſinken ſcheint. Dann trauren die Götter und die Geiſter, und das Erhabene und Hohe, was wir in der menſchlichen Natur gewahren, ſcheint uns bei der Betrachtung ſolches Verſinkens wohl einen Augenblick unter den Zufall geſtellt zu werden, ja die größten Tugenden und Herrlichkeiten unſers Geſchlechts ſcheinen uns ſelbſt Zufall zu werden. Aber wie tief dieſe Trauer iſt, ſo groß iſt auch die Freude, wann jener Verſunkene ſich wieder erhebt, den Schlamm und die Schlacken der Schande abſchüttelt, und vor aller Welt in dem angebohrenen Lichte des Ruhms und der Wonne ſtrahlt. Dieſes tragiſche Gefühl empfanden die Zeitgenoſſen, als der preußiſche Staat vor ſechs Jahren durch ein unſeliges Verhängniß von ſeiner glorreichen Höhe ſo tief herabſank, daß viele verzweifelten, er werde je wieder aufleben. Auch die früher an ſeinem Leben und an ſeiner Ehre wenig Theil genommen hatten, wurden durch ſein plötzliches und beiſpielloſes Unglück gerührt. Es war nicht allein Teutſchland, nicht Teutſchlands Freiheit und Glück, welche mit Preußen zuſammenſtürzten, was alle Herzen ſo ſehr bewegte, es war die große Tragödie ſelbſt, die aufgeführt ward. So wie, wenn ein edler Menſch durch Unglück oder Schwäche untergeht, alles Frühere, wodurch er erfreut hat, die Hoffnungen ſeiner Kindheit, die Ausblitzungen ſeiner Jugend, die Trefflichkeiten ſeiner männlichen Jahre mit doppeltem Glanz und dreifacher Wehmuth wieder vor das Gedächtniß treten, ſo ſtanden vor den erſtaunten und erſchütterten Zeitgenoſſen alle große Erinnerungen Preußens wieder auf; was ſo viele große Könige und Helden gethan und geſchaffen hatten, die unſterblichen Werke, die unvergeßlichen Siege, was ſo viele Geſchlechter der Menſchen in Künſten und Wiſſenſchaften und Erfindungen Gewaltiges und Ewiges gewirkt hatten, ſelbſt was nur gehofft und gewollt war — ward betrauert, als wäre es wirklich geweſen. So war das allgemeine Gefühl in den Jahren 1806 und 1807, ſo war es bis zum Frühlinge 1813. Wie iſt es heute, da ich dieſes ſchreibe? wie iſt es am Schluß des Oktobers des Jahres 1813? Wer mag Germaniens Freude beſchreiben über das gerettete Preußen, das zugleich ein rettendes iſt? Dieſes Jahr wird der Gipfel der preußiſchen Tugend; es giebt ihm eine Ehre und Geſchichte, deren es vorher noch mangelte; es führt es unter die erhabenen Völker ein, welche die Freiheit der Welt gerettet haben, es führt es unter die Wohlthäter der Menſchheit ein. Auch Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt, auch die Könige Friedrich der Erſte und Friedrich Wilhelm der Erſte haben am Rhein, an den Alpen, und am Po für die Freiheit Europens und des teutſchen Vaterlandes gefochten, aber für eine Freiheit, die nicht in ſo brennender Gefahr ſtand, als die Freiheit des gegenwärtigen Geſchlechts. Der Ruhm mißt ſein Maaß an der Gefahr.

Doch wir ſpringen von dieſen Betrachtungen ab, und werfen einen kurzen Blick rückwärts auf das, was war, damit wir deſſen, was iſt, uns in ganzer Fülle freuen können.

Die franzöſiſche Revolution kehrte die Welt um. Viele ſagen, ſie habe auch die Herzen umgekehrt. Ich ſage, das that ſie nicht, ſondern weil die Herzen Europens umgekehrt, oder vielmehr verkehrt waren, darum ward die Revolution, und darum ging ſie über die Länder. Es vergingen fünf Jahre, und zehen Jahre, ja funfzehen Jahre, ſeit dem erſten Ausbruch der neuen Ungeheuer an der Seine, und die Völker und Menſchen ſtaunten und gafften, aber ſie begriffen immer noch nicht, was ihnen geſchah; und darum konnten ſie auch nicht abwenden, was ihnen geſchehen ſollte. Erſtaunt und beſtürzt waren alle, beſonnen und feſt war faſt keiner. So durften die Franzoſen durchfahren und alles niederreißen; ſo durfte Napoleon Bonaparte, der ſich durch ſeltene Liſt und Geſchicklichkeit zu ihrem Herrſcher aufgeſchwungen hatte, alle Länder und Völker überfahren und unterdrücken. Die wenigen, die in dieſem Zuſtande allgemeiner Betäubung und Beſtürzung Stimmen der Warnung und Poſaunen des Muthes werden wollten, wurden nicht vernommen. Das iſt überhaupt das Schickſal der Menſchen und Völker, daß Lehren, die nur gehört werden, auf die wenigſten wirken; nur Lehren, die ſie auch fühlen, werden für die meiſten wirkliche Lehren, nur ein großes Verhängniß oder irgend ein außerordentlicher und ungeheurer Wechſel beſſert die Einzelnen und die Völker. So mußten denn die Franzoſen und Napoleon von allen gefühlt werden, damit ſie begriffen, wer ſie waren, und was ſie wollten.

Wenn etwas Ungeheures geſchehen iſt, kommen gewöhnlich die Erklärer und Ausleger mit Deutungen und Nutzanwendungen nach: nichts iſt bequemer, als aus dem Nachher das Vorher erweiſen. Auch dem preußiſchen Staat iſt ſolches widerfahren; er iſt nach ſeinem Fall nicht bloß betrauert, ſondern auch recht methodiſch bis zu ſeiner Gruft hingedeutet und hingerichtet worden: ſelbſt Schimpf und Hohn hat in manchen Urtheilen und Nachrichtungen nicht gefehlt. Unleugbar war eine gewiſſe Erſtarrung und Verſtockung da, nicht allein veranlaßt durch das Erſtaunen und die Beſtürzung über die großen Begebenheiten und Wechſel, die rings umher erſchienen, ſondern tiefer liegend, theils in den alten inneren Verhältniſſen des Staates ſelbſt, theils in dem, was die Menſchen das Zeitalter zu nennen pflegen. Denn ſo iſt es von jeher geweſen: ſoll etwas Ungeheures geſchehen und etwas Neues werden, ſo erſtarren die lebendigen Kräfte in ihnen ſelbſt, es wird matt, was lebendig, feig, was muthig, dumm, was geiſtvoll war: es geht dann in den Staaten das vor, was in Menſchen vorgeht einige Stunden oder Tage vor dem Punkt, wo ſie in eine ſchwere Krankheit fallen ſollen. Der große Uebergang der Zeiten, die große Scheidung des Alten und Neuen wird immer ſo gemacht. Darum ſoll man in gewiſſen Epochen die einzelnen Menſchen nicht zu ſchwer anklagen, ſondern den geheim webenden und waltenden Geiſt der Zeiten, der die dunkeln Geburten der Geſchlechter und Säkeln regiert, und wenn er neue Schöpfungen machen will das Alte augenblicklich lähmt und verſteinert, damit es durch geſchwinden Sturz die Formen zerbreche und den Elementen zu neuen Geſtaltungen den Stoff wieder zurückgebe. Wenige Sterbliche aber ſind ſo groß geſchaffen, daß ſie dieſe innerlich zermalmende Gewalt des Zeitgeiſtes nicht fühlen ſollten. Wenn wir ſolche geheim wirkende Kraft nicht annehmen, wenn wir nicht glauben, daß in Europa eine ſolche werdende Geburt der neuen Zeit iſt, ſo können wir kaum begreifen, was wir in den letzten beiden Jahrzehenden erlebt und erlitten haben, wo wir nicht einen tückiſchen Dämon glauben, der die Völker ordentlich behext habe, damit den Verruchteſten ihre Frevel gelängen. Nur aus einem ſolchen allgemeinen Verhängniß der Weltgeſchichte, aus einem ſolchen tiefer und höher waltenden Geiſt des Zeitalters laſſen ſich auch die preußiſchen Unfälle erklären, die Hülfloſigkeit der Räthe, die Unentſchloſſenheit der Feldherren, die Flucht und Gefangenſchaft der Heere ohne Niederlag[illegible], die Uebergabe der Feſtungen ohne Kanonenſchüſſe — kurz der Sturz eines Staates, welcher durch kriegeriſchen Sinn gegründet war, und von welchem alle gehofft hatten, er werde ſich durch kriegeriſchen Sinn auch zu behaupten wiſſen.

Unvermeidliche Verhängniſſe und unſelige Verhältniſſe brachten im Sommer des Jahrs 1807 die Noth des Friedens von Tilſit. Preußen verlor die Hälfte ſeiner Beſitzungen, und bekam die andere Hälfte nur auf dem Papier zum Scheine zurück, in der That aber nicht. Die Elbe, die Oder; und Weichſel, die eigentlichen Lebensadern des Staats, blieben in den Händen der Fremden durch die beſetzten Feſtnngen Magdeburg, Stettin, Küſtrin, Glogau, und Danzig. So blieb auch das Land in ihrer Gewalt. Der tückiſche Feind, für welchen Preußen ſo viel geopfert, mit welchem es jetzt einen ſo unglücklichen Frieden geſchloſſen hatte, ließ trotz aller Verträge zahlloſe Haufen ſeiner Krieger in den preußiſchen Landſchaften ſtehen, und ſog ihnen mit methodiſcher Bosheit das letzte Mark aus, was der ſchwere Krieg und die Durchzüge und Forderungen und Verheerungen von Hunderttauſenden noch übrig gelaſſen hatten. Damit dem unglücklichen Lande auch die Erhohlung und Wiederbelebung unmöglich würde, wurden alle Häfen geſperrt, und Schiffahrt und Handel, die ſonſt ſo bedeutenden, gehemmt. Außerdem verſchaffte der Sieger ſich eine Schuldforderung an Preußen von 25 Millionen Reichsthaler, deren Unerſchwinglichkeit in dem jetzigen Zuſtande ihm gelegentlich zu jeden Unbillen und Beleidigungen ſcheinbare Rechte gab. Der Sieg legt keine Rechenſchaft ab; ein frevelhafter Sieger, der aller göttlichen und menſchlichen Rechte ſpottet, glaubt weder der Mitwelt noch Nachwelt Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn, er ſchlägt an ſein Schwerdt, und ſpricht: dieſes iſt der rechte Ausleger der Verträge, die ich mit den Schwächeren geſchloſſen habe, die Eide ſind für die Dummen, und für die, welche die Götter fürchten. Damit auch durch Heersmacht Preußen die künftige Erhebung unmöglich würde, war vorgeſchrieben, wie viele bewaffnete Männer es künftig unterhalten dürfe; die Anlage von Feſtungen, ja nur von Schanzen, wodurch der letzte Reſt des Reichs hätte geſtärkt werden können, war unter den ſpioniſchen Augen der Franzoſen und ihrer Helfer unausführbar.

Es war das Jahr 1809 gekommen. Napoleon ſtand mit den treulos angetaſteten und überfallenen Spaniern in einem ſchweren Kampfe. Auch Oeſtreich hatte gewagt ſich zu ermannen und die verlornen Ehren und Länder wieder zu gewinnen. Preußen und Teutſchland hofften Errettung. Sie hofften vergebens. Oeſtreich ſchloß einen unglücklichen Frieden, und Teutſchland blieb in Frankreichs Gewalt. Das Unglück dieſes Jahres und der traurige Zuſtand des Vaterlandes in den folgenden Trauerjahren iſt nicht zu beſchreiben, und bedarf nicht beſchrieben zu werden: die Erinnerung deſſen, was wir gefühlt und gelitten haben, iſt zu friſch, unſre Wunden ſind noch unbenarbt. Alle Teutſche hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Geſetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbniß der Sitten, die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und ſeine Herrlichkeit hatten viele teutſche Herzen ſchon lange nicht wie ſie ſollten gefühlt; was ſollten ſie betrauern, was ſie kaum gekannt hatten? Die meiſten hatten ſich vereinzelt, als Bürger kleiner Staaten, als Theilnehmer kleiner Verhältniſſe, Geſchäfte, und Anſichten, hätten ſie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigeren zu folgen und durch die

Beſchlüſſe der großen teutſchen Staaten beſtimmt zu werden, empfanden viele die neue Herrſchaft der Fremden kaum als Unglück; ſie fühlten ſie nur als ein Unglück, nicht weil ſie unteutſch war, ſondern weil ſie Tyrannei ward und Tyrannei bleiben zu wollen verſprach. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unſterblichen Ruhm verloren; ſie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich ſeyn. Auch die vor einigen Jahren noch ſo mit hingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der ſchweren Starrſucht erwacht; alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten ſie die Schande: ſie trauerten, aber ſie zürnten noch mehr.

Napoleon hatte gemeint, der preußiſche Staat ſey durch die grauſamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er ſich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerriſſen nun ſo liegen laſſen, bis die Zeit da ſey, ihn ganz zu vernichten; Napoleon hatte Recht, ſo weit ein gemüthloſer Menſch, der die Menſchheit nur nach ihren Schwächen und Laſtern beurtheilen kann, die Welt verſteht; er hatte zermalmt, und zermalmte, was zermalmt werden konnte: die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos geweſen iſt, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles meſſen, nur nicht, wie weit die Geiſter ſich beherrſchen laſſen. Darum war er an Spaniens Stolz geſcheitert, und ſollte einmal an Preußens Zorn einen ſcharfen Eckſtein finden. In demſelben Maaße, wie in Teutſchland die Matten und Feigen verzagten, je härter und grauſamer die fremde Herrſchaft wüthete, und je ſicherer ſie ſich ihres Beſitzes dünkte, deſto kühner richteten ſich alle tapfere und freie Männer auf; und viele erwachten zuerſt zum Zorn, dann zum Gedanken, darauf zur Hoffnung, endlich zu Gott, der die größten Gedanken und Hoffnungen giebt. Es waren aber, die 1809 und 1810 zu hoffen anfingen, was ſie in den Jahren 1793 und 1794, als das Vaterland noch ganz ſchien, kaum gewagt hatten zu denken, geſchweige denn zu hoffen, ja die binnen wenigen Jahren den Fall des unerſättlichen Unterdrückers weiſſagten. Was die Beſten und Tapferſten ſo weiſſagen, das wird immer erfüllt, ſelbſt durch ihren Tod erfüllt. So gerecht iſt Gott und ſeine Geſchichte.

Hier muß angedeutet werden, was von dem Jahre 1808 bis zu dem Schickſalsjahre 1812 gethan worden iſt, damit Preußen wieder aufgerichtet würde. Es iſt nothwendig, daß das Erhaltende gezeigt werde, damit die Kleinſten Muth faſſen, größer werden zu können, und damit die Größten ſich nicht verſäumen, noch das verſchlafen, was allein durch ſtete Lebendigkeit und Wachſamkeit bewahrt werden kann.

Der König von Preußen konnte ſeine großen Ahnherren nicht vergeſſen, das preußiſche Volk konnte ſeinen Namen nicht vergeſſen. Darum verzweifelten ſie nicht an dem Vaterlande und an ſeiner Wiederherſtellung. Die Hälfte des Landes war verloren, der Staat verſchuldet und verheert, Handel und Schiffahrt geſperrt, das Heer vernichtet, die Schlüſſel des Landes, die Feſtungen, von Fremden beſetzt, und auf alles vergangene und gegenwärtige Unglück hatte die ſchadenfrohe Tücke des übermüthigen Siegers eine drückende Schuld gewälzt, die unter den jetzigen Umſtänden unabbürdlich ſchien. Da galt es Muth und Entſchloſſenheit, nicht alles für verloren zu halten. Man griff das Werk raſch an. Die ganze Verfaſſung im Innern ſollte neu geſtaltet und der Zeit und ihren Forderungen ſo angemeſſen werden, daß die Geiſter geweckt und ermuthigt würden; die noch übrigen Feſtungen ſollten wieder ausgebeſſert und mit dem nothwendigen Geſchütz verſehen werden; ein neues beweglicheres und ſtreitfertigeres Heer ſollte unter der fremden Aufſicht gebildet; endlich die Staatsſchuld ſollte nach und nach abgetragen, und ſo ſollten die Feſtungen, welche die Franzoſen unter dem Titel eines Pfandes dafür behalten hatten, allmälig wieder gewonnen werden. Dieſes alles, dieſes ſo Verſchiedene, Vielfache, und in den Verhältniſſen, worin man war, ſo Schwere, ſollte in wenigen Jahren vollendet werden; denn das fühlten die Männer wohl, daß die Zeit und Napoleon ihnen zu langſamen Entwürfen und Arbeiten nicht den Athem laſſen würden. Vieles hievon ward freilich vergeblich verſucht und wegen innerer und äußerer Schwierigkeiten nur halb ausgeführt, Anderes ward durch den Eifer der Menſchen und die Treue und Hingebung der Unterthanen weiter gebracht, als die, welche nicht in der Nähe waren, glauben konnten. Zwei Dinge vor allen ließen diejenigen nicht aus den Augen, welche in dieſen Jahren auf die großen Geſchäfte Preußens einen entſcheidenden Einfluß hatten: die beiden Dinge, wodurch der Staat aus einem kleinen und ſchwachen ein großer und mächtiger geworden war, *den Geiſt frei zu laſſen und das Volk kriegsgeübt zu machen.* Der König ließ die Entwürfe und Einſichten ſeiner beſſeren Männer walten, und fürchtete ſich nicht vor dem, worin Schwächlinge, die das teutſche Volk nicht kannten, Gefahren zeigten; deswegen ſoll er vor ganz Europa geprieſen werden. Viele Völker können als Maſſe etwas bedeuten; auch Menſchen giebt es, die durch die Maſſe der Darſtellung ſich etwas zu ſeyn dünken: wem die Dicke des Leibes fehlt, der muß ſich durch den Geiſt vergrößern; der Kleine iſt nichts, wenn er nicht wagt viel zu ſeyn. Der preußiſche Staat iſt durch die Idee geworden, was er war: er mußte durch die Idee wieder werden wollen, was er nicht mehr war.

So geſchah es denn, daß zu derſelben Zeit, als man in vielen teutſchen Staaten, damit neue Regimenter errichtet, neue Hofwürden geſchaffen, und prächtigere Hofhaltungen geſtiftet werden konnten, die Anſtalten der Bildung und Wiſſenſchaft verringerte und ſchmälerte und dem Geiſt ſein Gebiet einſchränkte, die preußiſche Regierung ſich betrug, als ſey ſie nie reicher geweſen als jetzt an Hülfsmitteln für Künſte und Wiſſenſchaften. Ich erinnere an die Univerſitäten zu Berlin und Breslau und an ſo viele andere neue Einrichtungen, die in einer Zeit gemacht ſind, wo der Staat bankrott hieß und es gewiſſermaßen war; aber er war an Liebe und Treue noch nicht bankrott geworden. Auch das muß gerühmt werden, daß, als in allen Marken Teutſchlands die ängſtlichſte und gehäßigſte Jagd war auf alle großherzigen Gefühle und kühnen Gedanken, in Preußen noch eine Freiheit herrſchte, wie ſie unter der laurenden Eiferſucht der Fremden irgend ſeyn durfte.

Dem Staate, der vor wenigen Jahren noch ein ſtehendes Heer von 250,000 Kriegern zählte, war durch den Tilſiter Frieden vorgeſchrieben, wie viele Bewaffnete er unterhalten durfte. Napoleon war gegen Preußen grauſamer, als Rom weiland gegen Karthago; aber Preußen war gegen Frankreich kein Karthago geweſen. Die vorgeſchriebene Zahl blieb zwiſchen 40,000 und 50,000 Mann ſtehen. Dieſe durfte man nicht wohl überſchreiten, ohne dem aufmerkſamen Argwohn Veranlaſſung zu Klagen, und dann, da die Gewalt bei ihm war, zu neuen Bedrängungen zu geben; aber helfen durfte der Unterdrückte ſich, wie er konnte. Man hatte und fand den einzigen Ausweg, die geübten Jünglinge ſchnell in die Heimath zu entlaſſen, und für ſie neue und rohe unter die Waffen zu ziehen. Durch dieſe baldige Entlaſſung der Fertigen erreichte man, daß, wenn eine günſtige Zeit der Rettung erſchien, man in den vielen Geübten ein ſchlagfertiges Heer bereit hatte. Außer dieſer ſtillen Sorge für die Freiheit ward in der Einrichtung und Bildung des preußiſchen Heeres vieles anders gemacht, als es früher geweſen war; die ſchreckliche Zeit hatte über manche Irrthümer belehrt, und manche Veraltungen offenbart, die man in den Jahren 1805 und 1806 noch nicht Veraltungen nennen durfte. Unter den wackeren Männern, die an der Wiedergeburt des preußiſchen Heers, das auch den Staat nur wiedergebähren konnte, einen großen Antheil hatten, gebührte dem General von Scharnhorſt die erſte Stelle, auch deswegen, weil er unter den ſchwierigſten und mißlichſten Verhältniſſen durch eine unſtörbare Ruhe und unſcheinbare Beſcheidenheit ſtill und verborgen zu bereiten und ſchaffen wußte, was laut und offen nicht bereitet und geſchafft werden durfte, weil er alle Perſönlichkeit dem großen Zwecke hingab; denn nur der Menſch iſt würdig, der ſich und ſeine Eigenliebe für die Sache opfert. Auch das Lob gebührt ihm und ſeine dankbaren Freunde und Schüler rufen es ſeinem glänzenden Gedächtniß nach, daß er einer von den wenigen Feldherren war, die den Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit und Anſpruchloſigkeit unter den Officieren beförderten. Was dieſer ſtille, fromme, und redliche teutſche Mann, der nur Ein

Ziel des Lebens hatte, das Vaterland von der fremden Schmach zu retten, durch Rath und That, durch Lehre und Beiſpiel gewirkt hat, das hat auch die Siege mit erfochten, wodurch wir jetzt freie Männer ſind und über unſer Glück frei reden dürfen. Er iſt gefallen eines der erſten Opfer für die größte Sache, die ſeit 1600 Jahren auf Teutſchlands Feldern verfochten iſt. Friede ſeinem Gedächtniß, Ehre ſeinem Namen, und Glück und Freiheit allen, die ſolche Tugend verſtehen können und die groß genug ſind, ſie nicht zu beneiden!

So arbeiteten und wirkten im preußiſchen Staate redliche, geiſtreiche, und tapfere Männer für Freiheit und Wiederherſtellung unter den ungünſtigſten Umſtänden, worunter jemals ein Volk erlegen war. Napoleon achtete darauf nicht; Preußen ſchien ihm zu klein und ſeines baldigen gänzlichen Unterganges zu gewiß, als daß Furcht ſeine Blicke dahin gelenkt hätte. Auch die übrigen Zeitgenoſſen achteten wenig darauf; ſie waren der ewigen papiernen Veränderungen der Verfaſſungen zu gewohnt geworden, ſie waren gewohnt, in allen Enden Teutſchlands und Europens alles Alte vernichten und zerſtören, und neue Knechtſchaft und neues Elend unter der Aufſchrift neuer Geſetze, Bildungen, und Verfaſſungen als die Glorie der Zeit und als den Abglanz des franzöſiſchen Weſens und bonapartiſchen Willens auspoſaunen zu hören: es war ihnen zu verzeihen, wenn ſie meinten, auch im preußiſchen Staate werde unter dem Klange herrlicher Verkündigungen blos Aehnliches gemacht. Die Männer aber, welche dort thätig waren, und wußten, wofür ſie thätig waren, hofften jedes Jahr vergebens eine ſolche Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe, daß Preußen wieder in ſeine Stelle treten und für ſo viele Entehrungen und Mißhandlungen, die es von den fremden Ueberziehern erlitten hatte, gerechte Rache nehmen könnte. Eine ſolche Entwickelung kam nicht. Preußen hatte gegen Frankreich alle ſeine Verbindlichkeiten mit der größten Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, ſelbſt dasjenige erfüllt, was wider alle Verträge die offenſte Gewalt auch nach dem Tilſiter Frieden aufgedrungen hatte: es hatte den größten Theil ſeiner fürchterlich aufgelegten Staatsſchuld abgetragen; Frankreich ſollte dafür beſetzte Feſtungen zurückgeben: es gab keine zurück, wohl aber beleidigte es die Majeſtät des Throns und die Ehre des Volks durch immer neue Verletzungen und Bedrückungen. Was Wunder, daß in den meiſten Brüſten der verhohlene Zorn gegen die Franzoſen und alles Franzöſiſche deſto tiefer glimmte, und manche in Ungeduld und Erbitterung weiter trieb, als ſie nach den Umſtänden durften. Alle ſehnten ſich, bald gegen die Franzoſen ihre Schwerdter zu ziehen, und ein herbes Schickſal wollte zum Uebermaß des Schmerzes, daß ſie ſie für die Franzoſen gebrauchen mußten.

Das Jahr 1811 war gekommen, der politiſche Horizont verfinſterte ſich im Oſten: es war nicht mehr zweifelhaft, daß Frankreich und Rußland bald brechen würden. Aeußere Zeichen erſchienen viele; den Preußen erſchien auch das, ja es ward ſchrecklich von ihnen gefühlt, daß die Beſatzungen in den Oderfeſtungen und in Danzig ſehr verſtärkt wurden, und daß ungeheure Züge von Geſchütz und Kriegsvorrath gegen Oſten gingen, welche ihre unglücklichen Bauern fahren mußten. Endlich mit dem Jahr 1812 brach das lange verhaltene Ungewitter los, die franzöſiſchen Heere überſchwemmten Teutſchland, die Truppen der Rheiniſchen Bundesfürſten wurden zuſammengezogen, und in Marſch geſetzt; Preußen, von allen Seiten umſtellt, mußte mit Napoleon ein trauriges Bündniß ſchließen. Bald waren alle ſeine Lande von Hunderttauſenden überſchwemmt, und dieſe neuen Bundsgenoſſen behandelten ſie härter und übermüthiger, als wenn ſie als Feinde gekommen wären. Verrätheriſch, wie er mit den Spaniern gethan hatte, bemächtigte der Bundsgenoß Napoleon ſich zweier preußiſcher Feſtungen: dies war das Handgeld der neuen Freundſchaft, mit welcher, wie er verkündigte, die Epoche von Preußens neuer Größe und Glückſeligkeit beginnen ſollte; willkührlich trieb er wider die Uebereinkunft zwei preußiſche Reiterregimenter und mehrere Batterien Artillerie mit ſeinen Schaaren nach Rußland; willkührlich und gewaltſam plünderten und verheerten ſeine Heere das preußiſche Land. Nach langen Vorſpielen und mancherlei Vorſpiegelungen und Gaukeleien brach endlich im Sommer 1812 zwiſchen Napoleon und Kaiſer Alexander der Krieg aus: 20,000 tapfere Preußen, die andere Feinde begehrt hatten, mußten als Hülfsvolk mit den Franzoſen ziehen, außer denen, welche Gewalt eigenmächtig mit weggeriſſen hatte.

Wie dieſer Krieg geendigt hat, wodurch Napoleon die Befreiung Europens von ruſſiſcher und aſiatiſcher Barbarei, die endliche Demüthigung Englands, die Glorie der Welt, und das Glück eines unſtörbaren europäiſchen Friedens verſprach; wie die Ruſſen durch Gott und ihr Schwerdt und die Gerechtigkeit ihrer Sache ein Heer von 400,000 Mann vertilgt haben — wer hat die wunderbaren Geſchichten des verfloſſenen Jahres nicht vernommen, die wie Mährchen und Fabeln klingen, und doch die wahrſte Wahrheit ſind? alſo daß ich nicht zu erzählen bedarf, wenn die Erinnerung in allen Herzen noch ſo jung iſt. Im Junius des Jahrs 1812 drang Napoleon in die ruſſiſchen Gränzen ein mit einer Heersmacht und einem Zeuge, wie Europa ſeit Jahrtauſenden nicht geſehen hatte; im December deſſelben Jahres entfloh er durch Polen und Teutſchland einſam nach Frankreich: von einer halben Million Männer, die er bewaffnet mit ſich getrieben und ſpäter ſich nachgeriſſen hatte, entkamen etwa 30,000 armſelige Flüchtlinge dem Eiſen, dem Hunger, und dem Froſt. So hatte Gott Gericht gehalten: das Maaß des Uebermuths war voll gemeſſen.

Durch Preußens Gränzen war bei dem Zuge gegen Rußland der Glanz der bonapartiſchen Macht hingezogen; ihre Schmach ſollte auch durch ſie zurückfliehen: das wunderbarſte Karneval des Glücksſpiels, das je geſehen worden, in den mannigfaltigſten und poſſenhafteſten Verlarvungen und Verkleidungen ging durch alle preußiſchen Städte von Gumbinnen bis Königsberg, und von Danzig bis Berlin, und ſo weiter gegen Weſten, und offenbarte den Menſchen mitten durch alle franzöſiſchen Gaukeleien und Bemäntelungen was geſchehen war, und was jetzt geſchehen durfte. Nie hat das bitterſte Elend der närriſcheſten Poſſe ähnlicher geſehen, als hier das franzöſiſche, und doch ſtieg ſein Jammer über Thränen hinaus.

Die Preußen waren der Erniedrigung des Vaterlandes und der Bundesgenoſſenſchaft mit ihrem Unterdrücker die ungeduldigſten geweſen. Sie waren die erſten, die ſich zur Rache aufrichteten, und den übrigen Teutſchen ein Beiſpiel gaben, dem ſie nachfolgen ſollten. Zuerſt vor allen andern nahm ein preußiſcher Feldherr die Geſinnung ſeines Königs und das Gefühl ſeines Volks voraus, und offenbarte, daß er den teutſchen Namen und die preußiſche Ehre fühlte. Kaum naheten die ſiegenden Ruſſen den Gränzen Preußens, ſo wendete der preußiſche General von York, welcher die preußiſchen Bundestruppen dieſen Sommer mit großer Ehre befehligt hatte, ſich mit ſeiner Schaar von dem Panier der Franzoſen ab, und fiel denen zu, welche kamen, Teutſchland zur Freiheit aufzurufen. Das preußiſche Volk jauchzte der Kühnheit des Feldherrn zu, die hoffende Welt lauſchte. Nicht lange, und der König von Preußen reiſte von Berlin nach Breslau, und erließ einen Aufruf an die preußiſche Jugend, ſich freiwillig zu rüſten und unter die vaterländiſchen Fahnen zu ſtellen. Noch waren einige ſchwache Seelen, die weiſſagten, dieſer königliche Ruf werde nur gehört, aber nicht verſtanden werden; ſie weiſſagten, was ſie immer orakelt hatten, der Teutſche ſey keiner Aufloderung und Begeiſterung fähig, (ſo ſehr waren die teutſchen Geſchichten vergeſſen) und verkündeten wie der Prophet Habacuc: wehe, wer zum Holz ſpricht: wache auf! und zum ſtummen Stein: ſtehe auf! Die Jünglinge widerlegten dieſe Zweifler, ſie verſtanden den Ruf, und Schaaren von Tauſenden und Zehentauſenden ſtrömten von allen Seiten dem Heere zu und ſtellten ſich als Freiwillige in die Regimenter ein. Damit man auch bei einem Kriege, den man bei der willkührlichen Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit des franzöſiſchen Gebieters und bei ſeinen immer noch groſſen Hülfsmitteln keineswegs als ein leichtes und ſchnell zu beendigendes Spiel anſehen durfte, der Zahl nicht zu ſehr mangelte, erließ die preußiſche Regierung Verordnungen über die allgemeine Errichtung einer Landwehr und eines Landſturms, beide zur Ergänzung des ordentlichen Heeres, zur Erweckung des kriegeriſchen Geiſtes, und zur Wiederbelebung jenes zu lange vergeſſenen Gefühls, daß in großen Gefahren des Vaterlandes jeder freie Mann auf der Schwelle ſeines Hauſes oder in den Thoren ſeiner Stadt als Leiche liegen müſſe, ehe ein Feind eingehen dürfe. Am wenigſten durften Preußen das verſäumen, wodurch ihr Name vor funfzig, ja noch vor fünfundzwanzig Jahren der größte in Europa geweſen war. Auch war der Befehl des Königs und der Wille des Volks Eins: das ganze preußiſche Land ward Ein Uebungsplatz, alle Preußen wurden Soldaten, nicht bloß durch das königliche Wort, ſondern durch das ſtolze Herz, das ſich lange vergebens geſehnt hatte, gegen Franzoſen zu ſtreiten.

Mitten unter dieſen Vorrüſtungen und Vorbereitungen zu dem heiligen Kriege ging die noch nicht ſtarke preußiſche Kriegsmacht, die unter den Waffen ſtand, und was von ruſſiſchen Bundsgenoſſen in Teutſchland eingerückt war, gegen das Ende des Monats März über die Elbe, und drang in Sachſen und Thüringen vor. Weiter durften ſie nicht gehen, weil ſie durch die vielen Feſtungen, die in ihrem Rücken immer noch in feindlicher Gewalt waren, und die ſie hatten umrennen müſſen, zu ſehr geſchwächt waren, und weil auch alle Elbfeſtungen Napoleon noch gehorchten.

Bei der Vorrückung ihres Heers hatten die verbündeten Herrſcher beſonders darauf gerechnet, daß die verbündeten Fürſten des Rheinbundes, des fremden Druckes müde, ſich für ſie erklären und durch Anſchlieſung ihrer Heersmacht ſie ſtärken würden. Am meiſten aber rechneten ſie auf den Beitritt des Herrſchers von Sachſen, von deſſen Landen ſie vier Fünftel beſetzt hatten, und hofften, er wurde ſich für die Sache Gottes und des Vaterlandes erklären, und ihnen durch ſeinen Beitritt genug Stärke und Sicherheit geben, daß ſie weiter vorwärts nach Franken, Heſſen, und den Hannöverſchen Landen wirken, die Völker in die Waffen rufen, und ſo Napoleon endlich auch durch die Menge die Spitze bieten könnten. Friedrich Auguſt zögerte, und ſchien mehr an Napoleons Glück als an Teutſchlands Rettung zu glauben. Er hatte mit einigen Regimentern Reiterei und mit ſeinen Schätzen das Land verlaſſen, und war zuerſt nach Baiern, dann nach Böhmen geflohen. Sein Heer ſtand etwa 12000 Mann ſtark unter dem Befehl des Generals Thielmann in und um die Feſtung Torgau; eine kleinere Abtheilung lag noch in polniſchen Feſtungen an der Weichſel begraben. Das ganze ſächſiſche Volk, der größte Theil des Heeres, die Befehlshaber in Torgau — alle wünſchten und fleheten, daß ihr Herrſcher zurückkommen und den Verbündeten beitreten mögte. Er kam nicht.

Während die Macht der Ruſſen und Preuſſen und das Glück der großen Sache durch dieſe unſeligen Verhältniſſe gehemmt und gelähmt war, hatte Napoleon wieder zahlreiche Menſchenhaufen zuſammengetrieben, die er in verſchiedenen Abtheilungen durch Franken und Heſſen gegen die Thüringiſche Saale hin richtete. Gegen das Ende des Aprils ſtand er den Verbündeten mit einem Heere gegenüber, das ihnen an Streitbarkeit und Geiſt nicht vergleichlich, an Menge aber faſt doppelt überlegen war. Den 2. Mai ward auf den Feldern zwiſchen Leipzig und Weißenfels, wo in früheren Tagen ſchon ſo viele blutige Kämpfe ausgefochten waren, eine gewaltige Schlacht gehalten, worin die Ruſſen mit gewohnter Tapferkeit ſtritten, die Preußen gegen die ſchreckliche Uebermacht wie eine eiſerne Todesmauer ſtanden: die franzöſiſche Prahlerei lernte fürchten, von denen ſie eben noch geweiſſagt hatte, ſie würden bei dem erſten Kanonenſchuß wie gezüchtigte Schulbuben davon laufen. Napoleon ward auf allen Punkten mit ungeheurem Verluſt zurückgeſchlagen, die Verbündeten behaupteten das Schlachtfeld; aber wegen der Unſicherheit im Rücken und wegen der unverhältnißmäßigen Ueberzahl der Feinde zogen ſie ſich hinter die Elbe nach der Lauſitz zurück. Friedrich Auguſt kam auf die Nachricht von dieſer Schlacht ſogleich von Prag nach Dresden, und übergab ſich, ſeine Feſtungen, ſein Geſchütz, und ſein Heer an Napoleon. Die unglücklichen Sachſen, die von Begierde brannten, für Teutſchland zu ſtreiten, ſollten durch unſägliche Plagen, Plünderungen, und Verheerungen, durch die Zertretung ihrer Felder, die Verwüſtung ihrer Dörfer, und die Einäſcherung ihrer Städte lernen, was die Bundesgenoſſenſchaft mit dem großen und unüberwindlichen Napoleon bedeutete. Kaum hatten ſie die Leichen der Ihrigen betrauert, die auf Polens und Rußlands Gefilden unbegraben verwitterten, ſo begann das neue Unheil. Dieſer unſelige Entſchluß ihres Herrſchers koſtet gewiß einer halben Million teutſcher Menſchen das Leben; wie viele Unglückliche er gemacht hat, und machen wird — wer kann das Ungeheure berechnen? Wie ganz anders, wenn er im April der gerechten Sache beifiel! Seine Feſtungen und ſein Heer gaben den Verbündeten Halt; durch den vortrefflichen Geiſt und brennenden Haß der tapfern Sachſen gegen die Franzoſen konnte ſeine Heeresmacht binnen wenigen Wochen um 20000 und 30000 Mann vermehret werden. Dieſer Zuſchuß an Streitern machte den Verbündeten kühnere Plane möglich; Sachſen ward von der Laſt und dem Elend des Kriegs und Teutſchland ward fünf Monate früher von dem Druck ſeiner Tyrannen befreit. Doch — — —

Nach dem Uebergang über die Elbe ward den 20. Mai bei Bautzen eine zweite große Schlacht gehalten Den 5. Junii ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, damit über den Frieden unterhandelt werden könnte. Doch wie konnte man an einen ſichern Frieden glauben, ſo lange Napoleon das Schwerdt in der Hand hielt?

Die Aufgebote des Königs von Preuſſen wegen der Landwehr und des Landſturms waren Funken, die in ein Pulverfaß fielen. Man kann ſagen, das ganze preußiſche Volk flog auf wie Pulver. Unvergeßlich jedem, dem ein teutſches Herz in der Bruſt ſchlägt, wird der Frühling und Sommer des Jahres 1813 bleiben. Wir können nun zu jeder Stunde ſterben, wir haben auch in Teutſchland das geſehen, weswegen es allein werth iſt zu leben, daß Menſchen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigſten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als ſeien ſie nichts. Kaum war der königliche Wille erſchollen, ſo erkannte das Volk ihn durch die Art, wie es gehorchte, ja wie es dem königlichen Befehl vorauslief, als ſeinen Willen. Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war nur Eine Stimme, Ein Gefühl, Ein Zorn, und Eine Liebe, das Vaterland zu retten, Teutſchland zu befreien, und den franzöſiſchen Uebermuth einzuſchränken. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Officiere, die wegen Wunden und Verſtümmelungen lange ehrenvoll entlaſſen waren, reiche Gutsbeſitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläuftiger Geſchäfte, in Hinſicht jedes Kriegsdienſtes entſchuldigt, wollten ſich ſelbſt nicht entſchuldigen; ja ſelbſt Jungfrauen unter mancherlei Verſtellungen und Verlarvungen drängten ſich zu den Waffen: alle wollten ſich üben, rüſten, und für das Vaterland ſtreiten und ſterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches ſeine Dichter es einſt beſangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf ſchallte von Kriegsluſt und Kriegsmuſik, und war in einen Uebungsplatz und Waffenplatz verwandelt; jede Feuereſſe ward eine Waffenſchmiede. Das war das Schönſte bei dieſem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterſchiede von Ständen und Klaſſen, von Altern und Stufen vergeſſen und aufgehoben waren, daß jeder ſich demüthigte und hingab zu dem Geſchäft und Dienſt, wo er der brauchbarſte war, daß das Eine große Gefühl des Vaterlandes und ſeiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verſchlang, alle anderen ſonſt erlaubten Rückſichten und löblichen Verhältniſſe aufhob. Die Menſchen fühlten es, ſie waren gleich geworden durch das lange Unglück, ſie wollten auch gleich ſeyn im Dienſt und im Gehorſam. Und ſo ſehr erhob die große Pflicht und das gemeinſame Streben, wovon ſie beſeelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine, und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine ſo weite Bahn geöffnet iſt, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeiſterung dieſer unvergeßlichen Tage iſt durch keine Ausſchweifung und Wildheit entweiht worden: es war, als fühlte auch der Kleinſte, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Beſcheidenheit, und Rechtlichkeit ſeyn müſſe, wenn er den Uebermuth, die Unzucht, und Prahlerei beſiegen wollte, die er an den Franzoſen ſo ſehr verabſcheut hatte. Was die Männer ſo unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geſchlecht der Frauen durch ſtille Gebete, brünſtige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menſchliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken, und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben dieſes großen Sommers zählen, die zum Theil unter den rührendſten Umſtänden dargebracht ſind? wer kann die dem Vaterlande ewig theuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäuſern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen geſpeiſt, die Kranken gepflegt, und die Verwundeten verbunden haben? So geſchah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang: ſie hat bewieſen, daß ſie verdient, der Sitz ihrer Herrſcher zu ſeyn. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt! die alten Sünden ſind verſöhnt, die alten Unbille vergeſſen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnſitz bei dir aufſchlagen. Ich ſage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erſtanden.

Es iſt nicht genug, daß man erzähle, aus welchen Gefühlen die Menſchen gehandelt und gewirkt haben: man muß auch die Umſtände bedenken, unter welchen ſie es gethan haben. Das preußiſche Land, im Ganzen keines der reichſten und fruchtbarſten Länder des teutſchen Vaterlandes, war in dem Kriege der Jahre 1806 und 1807, und auch das ganze Jahr 1808, und den Anfang des Jahrs 1809 noch auf das ſchändlichſte geplündert, verwüſtet, und ausgeſogen, am ſchändlichſten und methodiſcheſten verwüſtet und ausgeſogen nach dem Tilſiter Frieden, wo die übermüthigen franzöſiſchen Schaaren ſich in ſeinen Landſchaften recht nach Gefallen ausbreiten und jeden erdenklichen Uebermuth und Hohn üben konnten. Auch die folgenden Jahre noch blieben ihnen die franzöſiſchen Beſatzungen in den beſetzten Feſtungen, die ſie verſorgen und verpflegen mußten; es blieben jährlich die drückendſten Kriegsſchulden abzubezahlen; es blieben die unaufhörlichen Hin- und Herzüge von Franzoſen nach den Oderfeſtungen und nach Danzig und dem Großherzogthum Warſchau; und ſeit dem Jahr 1811 kamen dazu noch die ewigen Züge von Geſchütz und Kriegsvorrath, dann auch viele Krieger, welche alle der unglückliche preußiſche Bauer weiter führen und verpflegen mußte. Endlich mit dem Jahr 1812 bei dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland goß ſich ein Heer von beinahe einer halben Million Männer mit einem zahlloſen Geſchlepp von Zeug, Troſſ, und Angeſtellten über das gequälte Land hin, und ſpülte wie eine verheerende Fluth ſeinen letzten Wohlſtand weg. So groß waren die Lieferungen für dieſe Räuber, die ſich jetzt Bundsgenoſſen Preußens nannten, daß Preußen am Ende des Jahrs 1812 an Frankreich dafür eine Forderung von mehr als 30 Millionen Reichsthaler hatte, die undie Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld ſchickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Ich kann erzählen, was ich geſehen habe. Als den zweiten Pfingſttag Nachmittag die Nachricht von dem mit Napoleon abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Geſichter blaß, alle Herzen wie vom Donnerſtrahl getroffen, bange Todesſtille war in der eben noch ſo fröhlichen Menge der wandelnden Menſchen, die Sonne des ſchönen Frühlingstages ſchien nur auf Verzweifelnde: bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie verſteint und verdonnert. Alles was Preuße hieß und ſeinen Namen fühlte, wollte lieber den geſchwindeſten Untergang, als einen unrühmlichen Frieden. Und doch, wenn man die Dinge kühl erwog und die Kräfte gegen einander ſtellte, wenn man die Hülfsmittel des Feindes, ſeine Bundesgenoſſen, ſeine Waffenplätze und Feſtungen rechnete, wenn man die Einheit ſeiner Entwürfe und die Geſchwindigkeit ihrer Ausführung bedachte, und wie viel Fürchterliches und Zerſchmetterndes in einem über alle Bedenklichkeiten und Rückſichten grauſam wegſchreitenden Manne liegt, ſo mogte man eine Zeitlang wanken. Wenn man aber den Muth ſah, der ſiegen oder untergehen wollte, ſo erkannte man eine höhere Gewalt in den Menſchen, als die von Tyrannen beſiegt werden kann, man erkannte, der Muth und Zorn für das Vaterland werde ſeine Gelübde erfüllen. Auch hat er ſie glorreich erfüllt.

Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet; es war kein Friede geworden, weil Napoleon verweigerte, wodurch Friede beſtehen kann. Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet, auf beiden Seiten hatte man viele Tauſende von Männern und Roſſen gerüſtet, die Stärke der Verbündeten war durch Oeſtreich um 150,000 Mann vermehrt; der 17. Auguſt war der Tag, wo die Preußen wieder gegen die Franzoſen ziehen durften. Zwei Monate ſind ſeitdem verfloſſen, und welche Thaten ſind in dieſen zwei Monaten gethan! Die Ufer der Katzbach und des Bobers, die Elbe, die Parthe, und die Pleiſſe, die Fluren von Groß-Beeren, Dennevitz, Kulm, Wartburg, und Leipzig — kann man für ſo viele Siege, als Wochen verfloſſen ſind, an allen Stellen Denkmäler erbauen? Tapfre Preußen, die Teutſchen werden euch in ihrem Herzen ein Denkmal erbauen, das keine Zeit zerſtören wird. Oft ſind Leipzigs Felder in früheren Tagen von dem Blute tapferer Männer geröthet, nie in einem heiligeren Kriege: dieſe Schlacht bei Leipzig iſt die denkwürdigſte Schlacht für Teutſchland ſeit den Tagen, worin Hermann an der Weſer und dem Rhein mit den Römern ſchlug. Die Preußen ſind dem ganzen teutſchen Volke nicht allein die Anführer zur Freiheit geweſen, ſie ſind ihnen auch ein Muſter der Tapferkeit, Zucht, Beſcheidenheit, und Menſchlichkeit; ſie ſind rechte Krieger Gottes, wie der jetzige Krieg, wovon das teutſche Vaterland brennt, ein rechter Gotteskrieg genannt werden kann. Jene Begeiſterung, womit ſie ſich dem Tode fürs Vaterland weihen, macht ſie auch ſtark zu jeder hohen Geduld und zu jeder menſchlichen Milde: ſie ſind in der Schlacht wie verzehrendes Feuer, und wie erquickender Sonnenſchein, wann die Schwerdter ruhen.

Und was hatte der ſchöne Eifer der Menſchen und die Treue und Liebe für König und Vaterland möglich gemacht während dem Waffenſtillſtande! Fünf Millionen Menſchen, die durch den eiſernen Druck und die unbeſchreiblichen Plagen von ſieben Jahren ermattet und erſchöpft heißen konnten, ſtellten 250,000 Mann ins Feld, gerüſtete, gekleidete, bewaffnete Krieger, und ſie gaben ihnen jenen hohen Geiſt mit, daß die Jüngſten unerſchütterlich ſtanden, wie die feſten Reihen bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland, daß die Ungeübten oft nur durch wildere Kühnheit von den Erfahrnen unterſchieden wurden: der ſchlechteſte Mann war ein Held, das ganze Volk war ein Volk von Soldaten geworden. So zogen ſie aus mit dem Stolz, daß keiner heimkehren wollte, er bringe denn den Sieg und einen glorreichen Frieden zu Hauſe. Viele ſind gefallen in dem heiligen Streite, die Edelſten und Beſten als Opfer der Freiheit, viele werden noch fallen, ehe die große Sache ausgeſtritten wird; aber ihre Namen werden unſterblich fortleben in dem Gedächtniß der ſpäteſten teutſchen

Enkel und ihre Tugend wird die künftigen Geſchlechter erbauen: aus ſolchen Aſchen ſpringen Helden empor, wie aus Kadmus Knochenſaat Männer. Das aber kann man ſagen, und muß man ſagen, damit die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen alle Brüſte entzünde, daß die neue Geſchichte kaum ein Beiſpiel hat, daß ein Volk in ſolcher Lage mit ſolcher Geſchwindigkeit ſo Großes und ſo Herrliches gewagt und vollendet hätte, als dieſes Volk. Denn es kämpften nicht allein die, welche unter den Waffen ſtanden, das ganze Volk arbeitet, wirkt, und lebt nur für den Krieg. Frage nach der Bekleidung, der Bewaffnung, und Verpflegung des Heers, beſuche die Rüſthäuſer und Waffenplätze, beſuche die Krankenhäuſer und die Lazarethe — das Volk, das ganze hochherzige Volk handelt, wirkt, ſorgt, und erhält: es iſt ein wirklicher Staat geworden, der König und die Unterthanen ſind Eins geworden; wo ſolche Liebe herrſcht, da hören die Befehle auf.

Braves und tapferes Volk, nimm dir denn den Preis, der dir gebührt; nimm die demüthige Anerkennung und das beſcheidene Bewußtſeyn, daß Gott gefallen hat, was du wagteſt; nimm dir die ſchöne Hoffnung, daß du deine Kühnheit auch hindurchführen wirſt. Mögen viele zierlichere und blankere Völker dich arm nennen, mögen ſie dich rauh und ungebildet nennen — wer die Freiheit vertheidigen kann, der hat der Güter genug; wer ſterben kann für Ehre und Pflicht, der bedarf keiner äußeren Zierlichkeit, wer Frevler züchtigen und Tyrannen zermalmen kann, der lächle über den Vorwurf, wann Weichlinge ihn rauh nennen. Ernſter und ehrenfeſter Märker, treuer und kriegsluſtiger Pommer, tapfrer und redlicher Preuße, freundlicher und kunſtreicher Schleſier, duldet es, daß die andern mit allen Gütern der Welt prahlen, haltet ihr das feſt, wodurch eure Väter gelobt wurden, und ihr habt, was Männer glückſelig macht. Ihr habt alles geopfert, ihr habt alles hingegeben, ihr ſeyd alle arm geworden. Wahrlich ich ſage euch, dieſe eure Armuth iſt reicher, als der größte Reichthum, den ihr jemals beſeſſen habt. Der Freie mag alles mit Freuden wieder erwerben, er mag vieles entbehren, was der faule Sklav gebraucht; aber Ehre, die aus Geitz und Feigheit verloren ward, erwirbt ſich nimmer wieder.

Aber Worte preiſen nicht würdig, was über jedes Lob der Worte erhaben iſt; die Zunge kann nicht ausſprechen, was wie ein Wunder erſchienen iſt, und was unbegreiflich iſt wie alle Wunder. Als ihr auftratet und dem Winke eures Herrſchers gehörchtet, da dachtet ihr, da dachte alle Welt, die Preußen würden ſich tapfer ſchlagen, ſie würden ihren gerechten Zorn gegen ihre Unterdrücker die Franzoſen redlich abbüßen; aber daß ihr ſolche Männer ſeyn würdet, als ihr erſchienen ſeyd, das dachtet ihr nicht, und das dachten wir nicht, und konnten es nicht denken. Das iſt die Gewalt des überſchwänglichen Geiſtes, die Gewalt Gottes, die über die Menſchen kömmt, daß ſie aus ihnen ſelbſt heraus und über ſich ſelbſt empor gehoben werden, und dann nicht mehr fühlen, wer ſie geweſen ſind, ja kaum fühlen, wer ſie ſind, wenn das Höchſte ſie beherrſcht. Ihr tapfere und fromme Kämpfer, wie oft habt ihr im Erſtaunen ſelbſt ausrufen müſſen: *das haben wir nicht gethan, das waren wir nicht, das hat Gott gethan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, wir haben wollen müſſen.*

Ja, brave Männer, ihr redet und glaubet recht. Gott war in euch, und iſt in euch, und wird in euch und mit euch ſeyn. Gott hat ſich gegen den Lug und Trug erhoben, Gott will die Schande und den Frevel verderben, und die Ehre und Freiheit der Welt wiederherſtellen. Vor jenem heiligen Kreuze, womit ihr gezeichnet auszoget, ſind die zahlloſen Schaaren des gewaltigen Unterdrückers der Fürſten und Völker in Spanien und Rußland in den Staub geſunken, und haben die Wölfe und Raben gefüttert; vor dieſem göttlichen Zeichen ſanken die trotzigen Legionen, die ſich die Weltbezwinger nannten, auch auf Teutſchlands entweihten Gefilden in das Nichts. Gott gab euch das Glück und den Sieg; von Gott kömmt es her, und von niemand anders, daß ihr ſo fromm, ſo geduldig, ſo züchtig, und ſo menſchlich ſeyd. Vertrauet dieſem euren gewaltigſten Hort, vertrauet dieſem euren mächtigſten Bundsgenoſſen, betet zu ihm, daß er euch im Glück beſcheiden und mild erhalte, wie ihr im Unglück tapfer und unerſchütterlich geweſen ſeyd — und ihr werdet glücklich hindurchführen, was ihr euch als den Preis ſo herrlicher Mühen und Arbeiten vorgeſetzt habt. Denn tauſend Zeichen ſind da, und ſind ſchon ſeit Jahren da geweſen, daß Gott Großes will mit der Menſchheit und mit dem teutſchen Volke. Selig, die darauf merken und in dieſem Vertrauen unwankend auf der Bahn bleiben, worauf ſie durch Gott geſetzt ſind!

So hat das preußiſche Volk und Heer ſich offenbart; ſo ſind die Wunder, die uns Teutſchen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dneper und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; ſo iſt Gott, und Gottes Kraft, und eine Begeiſterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erſchienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochſtädt, Turin und Malplaquet, ſie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — ſie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görſchen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn ſie haben nie vorher mit einem ſo großen Geiſt noch für eine ſo große Sache das Schwerdt gezogen. Daß wir jetzt frei athmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unſere Kinder wieder mit Freuden anſehen können, als die da künftig freie Männer ſeyn werden — das danken wir nächſt Gott dieſen Beginnern der teutſchen Herrlichkeit; ſie ſind uns übrigen Teutſchen, wie verſchiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erſte Beiſpiel der Freiheit und Ehre geworden. Unſere Pflicht wird nun, dieſen erſten Kämpfern auf der teutſchen Ehrenbahn mit gleichem Sinn und Muth nachzufolgen. Wenn wir dies recht wollen, wenn wir recht fühlen, wie groß der Kampf und ſein Preis iſt, worum wir ringen ſollen, wenn wir recht innig glauben, daß er nur mit Gott vollendet werden kann, wenn wir unſre Herzen zu den Erinnerungen und den Thaten unſrer glorreichen Ahnen erheben, und ſchwören, nicht ſchlechter ſeyn zu wollen, als unſre freien Väter, die Germanen, ſo wird Gott mit uns ſeyn, und auch durch uns vollbringen, was ſo tapfer begonnen iſt. Das iſt aber das Erſte und Größte, worum alle Teutſche, die von dem unerträglichen und ſchmählichen Joche der fremden Plager frei ſeyn wollen, Gott bitten müſſen, daß er ihnen nicht allein den Geiſt der Tapferkeit und Männlichkeit gebe, ſondern vor allen andern Dingen den Geiſt der Sanftmuth und Eintracht, wodurch ſie mit Freuden erkennen, daß alle Teutſche von Natur Brüder ſind und Kinder Eines Volkes, die einander lieben und ehren und gegen fremde Tyrannei einmüthiglich und trotziglich alle für Einen Mann ſtehen ſollen. Dies muß die allgemeine teutſche Geſinnung und Treue werden, dies muß die Lehre werden, die uns gegen alle Feinde zu einer eiſernen und undurchdringlichen Mauer macht; dahin müſſen alle redliche Teutſche ſtreben, daß die unſelige Zwietracht aus unſern Gränzen vertilgt, daß aller Groll und Hader vergeſſen und mit Liebe zugedeckt werde, daß künftig wie ein Abſcheu und ein Gräuel angeſehen werde, wer die einen Teutſchen gegen die andern entzweien und jene Zwieſpalte wieder herbeiführen will, wodurch wir in dieſen jüngſten Tagen ſo elend geworden ſind. Denn wir waren auf dem geradeſten Wege, unterzugehen und aus dem Buche der Weltgeſchichte in Schande ausgelöſcht zu werden, wenn Gott nicht dazwiſchen getreten wäre und den Trug zerſchmettert hätte, der uns verwirrt und umſponnen hielt. Auch darin müßen wir die wackern Preußen nachahmen, daß wir aller Welt die teutſchen Tugenden der Beſcheidenheit, Zucht, und Menſchlichkeit zeigen, und dadurch die große Sache ehren, für welche wir ins Feld ziehen. Kommen wir nicht als Chriſten und Menſchen, kommen wir als Räuber und Diebe, als Plünderer und Verheerer, kommen wir mit der Geſinnung, wodurch diejenigen uns ein Gräuel waren, gegen welche wir ausziehen, ſo wird alle unſere Arbeit vergeblich ſeyn, und Gott und ſeine Geſchichte werden ewig ihr Angeſicht von uns wenden. Schwer und blutig wird der Streit ſeyn um die Freiheit und Selbſtſtändigkeit unſers Namens — Gott giebt die höchſten Güter nicht umſonſt — viele treffliche Männer werden noch als Leichen liegen, ehe alle teutſche Brüder befreit und unſers Volkes uralte Gränzen bis zu der Schelde und den Ardennen von Dünkirchen bis Baſel hinauf wieder gewonnen werden. Darum je ſchwerer die Arbeit und je größer die Gefahr, deſto höher muß auch der teutſche Stolz und die teutſche Tugend ſtreben. Jahre lang haben andere Völker gezweifelt, ob wir unſer Unglück und unſre Schande fühlten; wir müſſen jetzt nicht bloß als tapfere Männer für unſer Vaterland ſtreiten, nein, wir müſſen noch mehr durch unſer Betragen beweiſen, daß wir der Freiheit würdig ſind; dahin müſſen wir trachten, daß wir uns von den Franzoſen und dem franzöſiſchen Tand nicht bloß durch die Sprache, ſondern auch durch die Treue und die Sitten unterſcheiden.

Gott iſt mit den Preußen, Gott iſt mit den Teutſchen, Gott iſt unter uns getreten, Gott hat die großen Thaten gethan, wodurch die Bahn der Freiheit geöffnet iſt, und nicht wir — ſo hat jeder Soldat des preußiſchen Heers geſprochen, das haben ſelbſt gleichgültige Zweifler und Hohnlächler bekennen müſſen. Aber wodurch iſt Gott über das preußiſche Heer gekommen? wodurch iſt die unüberwindliche Kraft und der überſchwängliche Glaube gebohren, welche die Schaaren des Feindes zerſchmettert und die preußiſchen Adler mit Sieg gekrönt haben?

Das Erſte und Größte wiſſen wir nicht, und dürfen es nicht erklären, weil wir an das Geheime und Unendliche glauben, das ſich zu ſeiner Zeit in Zeichen und Wundern dem Menſchengeſchlechte bezeugt, damit ſie lernen Gerechtigkeit üben, und vor Freveln zittern, die früher oder ſpäter unerbittlich heimgeſucht werden. Das Zweite und Kleinere wiſſen wir, und dürfen es erklären.

Auf dieſes Zweite und Kleinere haben wir eben hingeſpielt, es heißt der Geiſt, es heißt die Freiheit des Geiſtes. Wir ſagten, die preußiſche Regierung habe nicht vergeſſen, daß es allein die Idee war, welche Preußen ſo groß gemacht hat, der König von Preußen habe im ſtolzen Gefühl ſeiner Hoheit und im edlen Vertrauen auf ſein Volk die Geiſter frei gelaſſen, als man allenthalben eine kindiſche und tyranniſche Jagd auf ſie machte. Wie der Uebermuth des Geiſtes ſeit zwei Jahrhunderten gefrevelt hat und noch frevelt, wie er allen heiligen Wahn und allen unendlichen Glauben weggeſpöttelt und ſo viel Treffliches und Verehrliches entweiht und geſtürzt hat — das wiſſen wir alle, und haben es bitter abgebüßt. Das Feuer, welches wärmt, verbrennt auch: wir ſind faſt noch in der Epoche, wo die meiſten nur die verzehrende Gluth fühlen, wenige ſchon von milderen Flammen erquickt werden. Aber wir müſſen hindurch: was uns zerſtört hat, muß uns wieder heilen. Als wenig ein dreißigjähriger Mann wieder zu der unmündigen und ſeligen Unſchuld ſeines dritten und fünften Lebensjahrs zurückkehren mag, ſo wenig können wir durch Hofbefehle und Bannbullen zu der alten Stille des

Glaubens, zu der alten kindlichen Seligkeit des unmittelbaren Gefühls zurückgeführt werden. Was vergangen iſt, das iſt vergangen, die quicken und feurigen Geiſter müſſen durch Flammen und Abgründe ihren leuchtenden Olympus mit uns erklimmen, wohinter die Götterwelt eines neuen Lebens, einer neuen Religion, und eines neuen Glücks liegt. Recht hat Friedrich Wilhelm gethan, würdig und königlich hat er dem Zeitalter und ſeinem Volke vertrauet, als er das Licht nicht bedecken wollte, welches grade dadurch ſpäterhin ein verderbliches Feuer geworden ſeyn würde. Die Geiſter, die er frei hat fliegen laſſen, haben Gott zu ſeinem Bundesgenoſſen gemacht, und ſeine Heere mit dem Athem der Begeiſterung angeweht, wodurch die Feſſeln zerſprungen ſind, die uns ſchmerzten. Was wäre es geworden, wenn zu dem unſäglichen Unglück des Landes, zu dem eiſernen Druck des Volkes, zu der brennenden Demüthigung und Zerknirſchung der preußiſchen Herzen noch das gekommen wäre, daß dieſe Menſchen nicht hätten denken, daß ſie nicht hätten ſprechen noch für die Zeit und ihr Leid und ihre Hoffnungen hätten auslegen dürfen? Dann wäre es nur eine dicke, faule Maſſe geworden, eine ſtarre Leiche voll Schmutz und Sünde; der preußiſche Staat wäre dann wirklich todt geweſen; wie Viel wäre der traurige Reſt zuſammengeſunken, hätte nur ſeine Schwere gefühlt, und nichts weiter; und vergebens hätte das königliche Scepter im Frühſing 1813 auf die bleiernen Sklaven geſchlagen, ſie wären wie dumme und ſtumme Klötze in ihrer Faulheit liegen geblieben. Gott, der unſichtbar und geheim wirkende, das ungeheure Unglück des Staats, das die Herzen erſchütterte, der Zorn und Haß gegen die Fremden, der den preußiſchen Muth und Stolz reizte, das Größte und Gewaltigſte zu wollen — das hat Preußen gerettet. Aber alles dies wäre nicht ſo lebendig geweſen, wenn eine kleinliche Furcht oder eine bängliche Anſicht des Zeitalters den freien Flug des Geiſtes gefeſſelt und den Gedanken die Flügel beſchnitten hätte. Daß Preußen wieder da ſteht, daß Teutſchland erſtehen wird, daß das glorreiche Geſchlecht des Hauſes Hohenzollern auch künftig im Glanz herrſchen wird — das alles verdanken wir nächſt Gott der geiſtigen Freiheit, die der König ſeinen Unterthanen unverkümmert ließ.

Wenn man bei der ruhigen Betrachtung der Zeit und ihrer wunderbaren Erſcheinungen dies ſo vor ſich überwallen läßt, und jenes Unſichtbare anbetet, welches die verborgenen Fäden der Dinge und Begebenheiten lenkt, ſo wird man oft recht unangenehm geſtört durch einen dummen Lärm und eine ängſtliche Jagd auf das unruhige und wilde Ding, was man Geiſt nennt. Ja, wäre dies in menſchlicher Gewalt, ſo möchte man den Menſchen ſolche Thorheit noch verzeihen; aber es iſt nichts Anderes, als die göttliche Gewalt der Zeiten ſelbſt, und vergebens will der Sterbliche ihren brauſenden Strom und wehenden Flug hemmen. Ich könnte ſchmerzlich hinweiſen auf manche Seiten unſerer Tage, die dunkel ſind, ich könnte auf manche Staaten hinweiſen, die aus kleinlicher Furcht vor dieſem Geiſt dasjenige gelähmt und ertödtet haben, wodurch ſie in die erſte Stelle hätten treten, und den Preis des Zeitalters erfaſſen können, welchen ſie Geringeren erlaubt haben. Warum Napoleon und ſeine Helfer dies Geſchrei angeſtimmt und dieſe Jagd angeſtellt haben, das begreife ich: wer herrſchen will, wie er, der muß die Menſchen haſſen, welche zu denken wagen. Aber daß nach der Erfahrung von zwanzig Jahren noch ſo viele andere bange Zeichendeuter und Zeterſchreier ſind, die vor Aufruhren des teutſchen Volks, vor Predigern der Freiheit und Gleichheit, vor teutſchen Jakobinern und Revolutionärs warnen — das erſtaunt mich. Viele von dieſen ſind wirklich in ehrlicher Dummheit befangen; andere gaukeln, und wiſſen, wofür. Die Geſchichte iſt das Weltgericht der Völker. Schlagt die teutſche Geſchichte auf, und leſet, thörigte Ankläger und Warner, ja Verbrecher gegen euer Volk, die ihr den Königen und Herrſchern vor ihm bange macht; ſchlagt die teutſche Geſchichte auf, und leſt ſie von Julius Cäſar bis auf die Pflanzung der franzöſiſchen Freiheitsbäume — und zeigt mir Auftritte und Begebenheiten, die den franzöſiſchen und italiäniſchen Umkehrungen und dem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit, was in unſern Tagen geklungen hat, ähnlich ſehen. Das teutſche Volk liebt Freiheit und Geſetzlichkeit, Ordnung und Sittlichkeit, aber keine Wildheit und kein Blut. Es giebt in Teutſchland wie allenthalben einige verrückte Thoren, welche die Welt und die Geſchichte nicht kennen, einige überſpannte

Jünglinge, die mit Träumen ſpielen und mit Worten klingeln: ſolche ſind immer geweſen, aber ſolche haben nie Revolutionen gemacht noch Verfaſſungen vernichtet und Thronen umgeſtürzt. Das teutſche Volk an ſich iſt ruhig, treu, redlich, dankbar, ſeinen Herrſchern bis in den Tod anhangend. Und ein ſolches Volk und diejenigen ſeiner Männer, die eines ſolchen Volks lebendige Geiſter gegen eine ſcheußliche fremde Tyrannei erwecken wollen, wagt man mit dem Namen Aufrührer und Jakobiner zu brandmarken? Ich ſage, Teutſchland hat keine anderen Jakobiner und Umkehrer, als die zerbrochenen Seelen, die vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen That zittern, als die bübiſchen Verräther, die für Napoleon und ſeine Franzoſen arbeiten und den matten Wiegenſchlaf der Sklaverei immer wieder einleyern möchten. Als Napoleon und Davouſt und andere ſeiner Trabanten in Teutſchland auf jede Art eine feſt gegliederte und verbrüderte Propaganda für die Knechtſchaft zu ſtiften ſuchten, da ſtellte man ein Geſpenſt auf, mit welchem man alle Regierungen zu ſchrecken ſuchte, und welches nicht weniger im Schilde führen ſollte, als Mord, Blut, Verrath, Auflöſung der Ordnung, Vernichtung der Verfaſſung, und Umſturz der Thronen. Dieſes blutige Geſpenſt taufte man mit dem Namen Tugendbund, weil in Preußen bald nach dem Tilſiter Frieden die Idee eines vaterländiſchen Bundes der Gemeinſchaft der beſſeren und geſcheuteren Männer, die für die Wiederauferſtehung des Vaterlandes wirken könnten, entſtanden war. Wer in Teutſchland als ein Proteſtant gegen Napoleons Weltherrſchaft und gegen die Tyrannei von fremden Sprachen, Sitten, und Geſetzen auftrat; wer irgend eine That, irgend ein Gefühl offenbarte, was einem teutſchen, einem freien und kühnen Mann anſtand; wer noch die Hoffnung bekannte, die Schmach könne nicht ewig ſeyn, ſo ſeien nicht der Gott und die Beſtimmung des Zeitalters, daß den leichten Flatterern an der Seine die Herrſchaft von Rechtswegen gebühren, ſo ſey nicht der Genius Napoleons, daß er ein Zeitalter aufführen und eine neue Menſchheit machen könne — der war ein Tugendbündner, ein Aufrührer, ein Jakobiner. Daß Schelme und Verräther ſolches ſagten, war in ihrer Rolle richtig und natürlich; daß aber manche ehrliche Männer dies nachbeteten und ſich mit leeren Schrecken, die nirgends waren, abängſteten, war von allen lächerlichen Dingen das lächerlichſte. So ſpuken Geſpenſter immer noch fort, wann ihr Wahn auch tauſendmal entlarvt iſt: der Glaube kömmt immer wieder, er läßt ſich ſo leicht nicht ausrotten. Die man aber mit jenen Namen zu ſchänden meint, mögen ſich tröſten: ſie ſind gewiß nicht die ſchlechteſten Teutſchen. Denn wenn alle Jakobiner heißen, welche gegen die fremde Sprache und die unteutſchen Sitten ſich auflehnen; welche auf das Vaterländiſche und Teutſche und auf die Wiedererhebung und Wiederbelebung des Vaterländiſchen und Teutſchen hinweiſen als auf das Einzige, was unſre Freiheit auch für die Zukunft ſichern kann; welche gegen Napoleon und die Franzoſen zu den Waffen und zur Rache rufen — ſo hoffe ich, daß die meiſten Teutſchen mit Recht Jakobiner genannt werden, ſo iſt der König von Preußen, welcher zuerſt den Stolz und Muth der Rettung ergriff, Teutſchlands erſter Jakobiner, und faſt alle teutſche Fürſten ſind es nach ihm geworden.

Alſo nur immer friſch und getroſt, braver König von Preußen! Zittre nicht vor dem Volke, es hat nie etwas anderes gewollt als deine und ſeine Ehre, und kann nichts anderes wollen. Immer getroſt und friſch, ihr anderen Herrſcher! und laſſet und rufet alle muthigſten und ſtolzeſten Geiſter eures Volks mit jeder Kühnheit und Tugend in die Rennbahn, ſchließt den groſſen Tugendbund des tapfern und treuen teutſchen Volkes gegen die wälſche Tyrannei immer enger zuſammen. Denn nur ſo werdet ihr mit Ehren und Herrlichkeit beſtehen.

Allen Feigen und Matten aber ſage ich, daß Donnerſtrahlen anfaſſen, die den fließenden und fliegenden Geiſt der Zeit hemmen wollen. Er wird ſeinen ſtolzen Lauf fortbrauſen und alles verſchlingen und zermalmen, was ihn aufhalten will. Denn freilich ſind gewaltige Revolutionen im Werden, umſonſt ſind ſo ungeheure Thaten nicht geſchehen, ſo ungeheure Verhängniſſe nicht erlebt, umſonſt iſt Gott mit ſeinem Weltgericht nicht ſichtbar unter die Völker gewandelt. Aber dieſe Revolutionen ſind anderer Art, als diejenigen, vor welchen ihr warnt: ſie zerrütten keine Völker, ſie ſtürzen keine Thronen um; ihr Gebiet iſt über der Erde, ihre Donnerwolken laden ſich in den Lüften des Aethers aus, wenn thörigte Furcht ſie nicht mit Gewalt nach unten hinabzieht. Wir leben in einer neuen Zeit; wir warten einer neuen Zeit, wir warten einer neuen teutſchen Herrlichkeit, wie ſeit Jahrhunderten nicht geweſen iſt; aber wir wollen und können ſie nicht durch die wilden Revolutionen der Mirabeau, Danton, Robespierre, und Sieyes gewinnen. Solche Tollheit iſt nicht teutſche Art, für ſolches Unglück iſt unſre Schuld zu klein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Grundlinien
einer
# teutſchen Kriegsordnung

von

E. M. Arndt.

Und wenn der Mann nicht die Waffen trägt,
Und das Weib ſich nicht fleißig am Herde regt,
So kann's auf die Länge nicht richtig ſtehn,
Und Haus und Reich muß zu Grunde geh'n.

1815.

Bibl. Acad. Lund.

Universitäts-Bibliothek München

Dem Manne,

der

an teutſcher Tugend

und

am teutſchen Vaterlande

nie verzweifelt hat,

dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein,

weihet dieſe Blätter

der Verfaſſer.

Vorrede.

Dieſe Grundlinien hat die Noth und Erfahrung der jüngſten Zeiten und die Sorge und Liebe für das teutſche Vaterland gebohren. Sie ruhen aber, wie ich hoffe, auf der Erfahrung aller Zeiten und auf der Einrichtung der menſchlichen Natur, und ich bilde mir ein, daß ein Unbefangener ihre Richtigkeit und Gültigkeit nicht leicht beſtreiten wird. Sie bedürfen keiner beſonderen Vorausſetzungen noch beſtimmter Verhältniſſe von Zahlen und Orten; ſie ſind allenthalben und auf jeden Staat gleich anwendbar, ſo für den, welcher 200,000 Einwohner zählt, als für den, welcher zwanzig Millionen enthält. Durch ihre Ausführung werden zwei gleich wichtige Zwecke erfüllt, erſtlich, daß die Menſchen zum Schutz und Schirm des Vaterlandes geſchickt gemacht, zweitens, daß die eingeſchlafenen männlichen Tugenden wieder erweckt werden: es werden tapfere und gute Männer durch ſie.

Die beiden vorgeſetzten Kapitel ſind aus den Papieren eines Freundes, mit welchem ich oft über dieſen großen Gegenſtand gehandelt habe. Er hat ſeine Gedanken in Fantaſien eingekleidet, und ſich einen Zuſtand des teutſchen Vaterlandes eingebildet, der noch nicht iſt: er hat ſich nemlich Teutſchland gedacht als eine mehr geſchloſſene Einheit unter Einem gebietendem Oberhaupte und mit einer über das ganze Reich gehenden gleichförmigen Kriegsordnung aller Fürſtenthümer und Landſchaften. Ich nehme mit ſeiner Erlaubniß aus dieſen Fantaſien zwei Kapitel vom teutſchen Kriegsweſen, die als eine einleitende muſikaliſche Fantaſie, als ein Vorſpiel betrachtet werden können, weil vieles, was ſie enthalten, auch meine Ideen ſind, wenn ich gleich bei der Anwendung und Ausführung oft verſchiedener Meinung ſeyn mögte. Gedanken ſind ein unſchuldiges Ding, ſie können ſich nicht aufdringen; ſie kommen auf leichten Flügeln, und fliegen, wenn man ſie nicht hauſen will, eben ſo leicht wieder weg. Anders kommen auch dieſe Gedanken nicht, welche wir lieber Fantaſien nennen wollen, den kleinen Seelen zu Gefallen, die alles, was über das Gewöhnliche und Gemeine hinausfliegt, mit den Worten Fantaſien, Hirngeſpinſte, Träume kurz abfertigen. Schließlich ſagen wir beſcheiden mit dem Apoſtel Paulus: Prüfet alles, und behaltet das Beſte.

Kap. 38. *).

Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen.

Und ich will, daß du ein ſtreitbares und kriegeriſches Volk ſeyn ſollſt, wie deine Väter vor dir waren, und ablegen die Faulheit und Weichlichkeit, worin deine Ehre und Kraft untergegangen iſt. Und ſollſt dich nicht mehr auf geworbene Soldaten verlaſſen, ſondern ein ganzes Volk von Soldaten ſeyn: alſo daß in Zeit der Noth jeder rüſtige und geſunde Mann von dem achtzehnten bis ſechszigſten Jahre aufſtehen könne und den Feind abſchlagen von ſeinen Gränzen, wenn er ſie anzutaſten wagt.

Denn du biſt unglücklich geworden, weil du dein Vertrauen allein auf Soldaten geſetzt hatteſt. Du hatteſt die Waffen von dir an Söldner abgegeben, und ihre Uebung und ihren Gebrauch verlernt, und unterhielteſt ſie im Frieden mit ſchweren Koſten; und im Kriege konnten ſie dich nicht vertheidigen. Und biſt ſo den Fremden ein leichter Raub geworden.

Das ſoll aber künftig nicht mehr geſchehen, ſondern dies ſoll die Ordnung ſeyn:

---

*) Fantaſien für das künftige Teutſchland von E. v. S.

In deinem ganzen weiten Lande haſt du ein ſtehendes Heer von nicht mehr als 100,000 Mann Fußvolk, damit die Feſtungen beſetzt, und die Gränzen bewacht, und die Dienſte des Königs gethan werden mögen. Mehr ſtehendes Fußvolk bedarfſt du nicht; denn alle deine Jünglinge und Männer ſind geübte Krieger und Schützen, und in der Zeit des Krieges haſt du ſie nur einzuſtellen.

Dagegen unterhälteſt du eine reiſige Schaar von 70 000 Mann immer in vollkommener Uebung und Rüſtung, denn ein Reiter mit ſeiner Rüſtung und ſeinem Pferde iſt gleich einem Schiffe, wo, damit das Ganze tauge, Holz, Mann, Segel und Takelei ſtets in gleicher Ordnung und Bewegung ſeyn müſſen.

Auch haſt du an allen feſten Orten deines Landes eine auserleſene Schaar, die das große Geſchütz und was zu Befeſtigungen und Belagerungen gehört, kennen und verwalten; ſo daß du es darin auch den geübteſten und geſchickteſten Völkern zuvorthun könneſt.

Auch verordneſt du in allen deinen Gränzen Kriegsſchulen und Kriegsübungen, damit es dir nie an Männern mangle, welche anzuführen und zu befehlen verſtehen.

Zu dieſem allen wirſt du leicht Rath finden, und dein Volk nicht plagen dürfen, weil dein ſtehendes Heer ſo viel weniger iſt, als es ſonſt war, da die teutſchen Herren und Fürſten weit über eine halbe Million Soldaten hielten.

In deinem Fußvolk ſollen alle teutſche Männer wenigſtens ein Jahr *) dienen, und ſoll keine Aus-

---

*) Dies würde nach der Vorausſetzung nicht nützlich ſeyn, weil die Zahl der jedes Jahr eintretenden

nahme gelten von Geburt und Stand, und Geſchäften; denn alle ſind gebohren, für ihr Vaterland zu ſtreiten, und kein Stand und keine Arbeit iſt ſo ehrenvoll, als für die Freiheit zu fechten.

Und ſoll dieſer Dienſt ſeyn zwiſchen dem dreiundzwanzigſten bis fünfundzwanzigſten Jahre. Denn dann iſt der Menſch kräftig und tüchtig, und haben die meiſten ihre Lehrjahre und Studien geendigt: alſo daß ſie keine Entſchuldigung haben mögen.

Und ſoll dies eine Pflicht ſeyn für alle, die nicht gebrechlich und krüppelhaft ſind und die die Waffen zu führen taugen.

Und über alle, die entlaſſen ſind oder dienen, ſollſt du Rollen halten, über alle Männer von dreiundzwanzig bis fünfundvierzig Jahren; und ſollen, wenn das Vaterland ihrer bedarf, aufgerufen werden, und mit ins Feld ziehen; und ſollen die Jüngſten zuerſt ins Feld ziehen, und ſofort nach den Stufen des Alters.

Und wenn große Gefahr iſt, ſollen alle Männer, auch die älter ſind als fünfundvierzig Jahre, aufſtehen, und auf den Feind ſchlagen, und ihn verjagen und zerſchmettern, daß Furcht und Schrecken ſeine Gränzen von den deinigen ſcheide.

Neulinge zu groß ſeyn würde, wenn das ſtehende Fußvolk nur zu 100,000 Mann angenommen wird; denn es müßte doch wenigſtens ein Drittel des alten Stammes bleiben, damit die neuen Jünglinge abgerichtet und gebildet werden könnten. Dieſer allgemeine Dienſt in Friedenszeiten iſt aber gar nicht nöthig: bei den Einrichtungen und Uebungen, die wir vorſchlagen, kann man ein trefflicher Soldat für den Krieg ſeyn, ohne je geweſen zu ſeyn, was man einen Friedensſoldaten nennt.

Und damit dein Volk ein rechtes Volk ſey — denn ein kriegeriſches Volk mag allein ein Volk heißen — ſollſt du in deinen Städten die alten Ordnungen wieder erneuen, und auf dem Lande, wo keine ſind, neue ſtiften.

Dies aber ſoll die Ordnung in den Städten ſeyn: Die Schießplätze und die Schießübungen mögen ſie ferner als Feſtorte und Luſtbarkeiten anſehen und feiern; denn die Waffen ſind ein waidliches und luſtiges Ding. Aber ſie ſollen auch jeden Bürger dazu pflichtig machen.

Keiner mag Bürger werden, er trete denn in eigener Rüſtung, mit Wehr und Waffen wohl verſehen, auf. Und ſoll er die Kriegsübungen und Schießübungen mitzuhalten gebunden ſeyn bis in ſein fünfundvierzigſtes Jahr, und ſollen nur große Geſchäfte und Krankheit ihn davon entſchuldigen können.

Alle Bürger ſollen in beſondere Schaaren als Fußvolk getheilt ſeyn, und alljährlich ſechs Wochen, drei Frühlingswochen und drei Herbſtwochen, jeden Tag eine Stunde in Kriegsbewegungen ſich üben; vier Monate lang aber ſollen alle wöchentlich einen Nachmittag nach der Scheibe zielen, und ſoll jeglicher ſeine eigene Büchſe mitbringen.

Das Schießen aber nach der Scheibe oder dem Vogel um Ehren und Preiſe mögen ſie jährlich einmal oder zweimal als ein Volksfeſt anſtellen; und werde, wer den höchſten Preis erſchießt, von ihnen ein Jahr lang mit Recht als der Schützenkönig geehrt.

Und ſollen in deinen Städten auch für die Geſellen und Lehrlinge, die ſiebenzehn Jahre und darüber alt ſind, eigene Schießplätze eingerichtet werden, wo ſie unter Aufſicht der Schützenälteſten geübt werden. Und ſoll die Gemeinde ihnen die Koſten tragen.

Auch ſollſt du in jeder großen Stadt deines Landes die Ballhäuſer wieder öffnen, und öffentliche Fechtmeiſter und Spielmeiſter mit ihren Geſellen verordnen, welche die ärmere Jugend in den Waffenſpielen und Leibeskünſten unentgeldlich unterweiſen müſſen.

Und mag jede Stadt ſonſt noch nach ihrem Gefallen für die Jugend ſich andere Kämpfe und Spiele einrichten, wodurch Kraft geübt und Tugend erweckt werden kann. Denn es iſt nichts löblicher als Spiele und Uebungen im Freien, giebt auch nichts ſo frohen Muth und ſo klaren und heitern Sinn.

Du aber wirſt bald muthige und luſtige Städte haben, daß auch deine Nachbarn ſich wundern und erſtaunen werden, welch ein ſtattliches und mannhaftes Volk du geworden biſt.

Kap. 39.

Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen.

Und du ſollſt auf dem Lande eine ähnliche Einrichtung treffen, damit auch dort die Jugend in kriegeriſchen Dingen geübt und auf ſtolze und muthige Thaten der Sinn gerichtet werde.

Zuerſt muß auch dort, wie in den Städten, ein jeder, der ſich in den Hausvaterſtand begiebt, mit gutem Ober und Untergewehr verſehen ſeyn; und müſſen die Landpfleger der Landſchaft und die Vögte in den

Bezirken und Kreiſen ein genaues Auge darauf haben, daß ſolchem nachgelebt werde.

Denn bei euren Altvordern war auch kein Jüngling ohne ſeine Rüſtung; und muß bei euch dieſe löbliche Sitte wieder aufgelebt werden.

Ferner ſollſt du in jedem großen Kirchſpiele oder ſonſt in zwei, drei kleinen, die nicht zu weit von einander liegen, Folgendes einrichten:

In der Mitte des Kirchſpiels oder der Kirchſpiele wird ein bequemer Platz ausgeſucht, der zu Spielen und Leibesübungen ſchicklich iſt, und ſoll dieſer die Rennbahn oder der Schießplatz ſeyn.

Die ganze männliche Jugend dieſer Kirchſpiele ſoll auf dieſem Platze im Schießen, im Springen, im Ringen, im Steinwerfen, im Lanzenwerfen, im Klettern, im Wettlauf, und in andern freien und männlichen Künſten geübt werden.

Die Uebungszeit ſind ſechs Monate im Jahre, von dem erſten April bis zum letzten September, wo alle Sonntagnachmittage von drei Uhr bis Sonnenuntergang die Jünglinge verſammelt ſeyn müſſen.

Pflichtig dazu ſind ohne Ausnahme alle Jünglinge aus der Gemeinde von dem ſechszehnten bis zum dreiundzwanzigſten Jahre, und entſchuldigt das Ausbleiben nichts als Krankheit oder einige Wochen der Aerndte.

Wer eine Stunde zu ſpät kömmt, bezahlt eine kleine, wer gar nicht kömmt, nach Verhältniß ſeines Vermögens eine ſo große Buße, daß er nicht gern wieder fehlen wird.

Damit dieſe Spiele ordentlich und ſittlich gehalten werden und damit Unfug und Unzucht ſie nicht entweihen, werden aus jedem Kirchſpiele, oder aus mehreren vereinigten Kirchſpielen zwölf angeſehene und wohlberüchtigte Männer erwählt, von welchen jeden Tag zwei in ihrer Reiſe anweſend ſeyn müſſen; und heißen dieſe die Spielrichter.

Großer Meiſter bedarf es nicht, wenn nur das nothwendige Geräth da iſt. Die Jugend übt ſich ſelbſt ein, wenn nur die Anfänge gezeigt werden, und durch den Trieb und Eifer werden Geſchicklichkeit und Meiſterſchaft ſich ſelbſt erzeugen, ſo daß unter den älteren Jünglingen ſich immer finden, welche die jüngeren unterweiſen können.

Auch die Koſten dieſer Spiele werden nicht groß ſeyn. Eines weiten Raumes zum Kampfplatz bedarf es nicht; das Geräth iſt einfach und nicht koſtbar: ein bis zwei Dutzend gute Büchſen und Pulver und Kugeln ſchaffet und hält die ganze Gemeinde, und wird das die größte Auslage ſeyn.

Wenn ſchon Uebung gewonnen iſt, hält jedes Kirchſpiel einmal oder zweimal im Jahre Wettſpiele, wo die Geſchickteſten ſich zeigen und um ausgeſetzte Preiſe kämpfen ſollen, und wozu auch die kampfluſtige Jugend der benachbarten Kirchſpiele eingeladen wird.

Dieſe Preiſe, die nicht groß zu ſeyn bedürfen, ſondern durch ihre Bedeutung am meiſten ehren, ſchaffet auch die Gemeinde. Es werden ſich auch wohl wackere Männer im Volke finden, welche ſolche Spiele befördern; und auch die Väter werden gern etwas zuſchießen, welche ſehen, wie ſie durch ſolche Uebungen rüſtige und tapfere Söhne bekommen.

Und wird auf dieſe Weiſe auch auf dem Lande ein hurtigeres, freudigeres, und lebendigeres Leben werden.

Dieſe Wettſpiele werden nach alter teutſcher Sitte mit Tanz und Geſang beſchloſſen, und die Frauen und Jungfrauen zur Freude geladen; und welche die erſten Preiſe gewonnen haben, ſind gebührlich Könige des Tages, und führen den Reigen.

Zu den Gemeindeſpielen mag auch nach den pflichtigen ſechs Jahren ein jeder kommen, ſo lange es ihm gefällt. Und gewiß Viele werden ſie länger mithalten, Aber wenn deine Jugend nur dieſe ſechs Jahre ſo geübt iſt und dann noch Ein Jahr unter dem Fußvolk Dienſt thut, ſo kann es dir nimmer an ſtreitbaren und furchtbaren Kriegsleuten fehlen.

Dann darfſt du nicht fürchten, daß Fremde dich anfallen; aber du mußt zu Gott beten, daß er dich vor dem Uebermuth bewahre, Fremde unterjochen zu wollen.

Und wenn du dies alles geordnet haſt in deinen Landen, ſollſt du auch für die Feſtungen ſorgen, und ſie rüſten mit Mannſchaft und Geſchütz und allem Zubehör, daß ſie bei einbrechender Gefahr ſogleich fertig ſeyen.

Und ſollen die an dem gefährlichſten Nachbar liegenden auch in Friedenszeiten mit Geſchütz und Mannſchaft und Vorräthen ſo verſehen ſeyn, daß ſie binnen wenigen Tagen gegen jeden Angriff haltbar gemacht werden können.

Und iſt es gut, wenn du viele haltbare Städte und Feſtungen haſt und wenn in jeder Landſchaft wenigſtens Ein feſter Waffenplatz iſt, wohin die Kriegsvorräthe geflüchtet und wo die Waffen verwahrt werden können, wenn ja der Feind plötzlich hereinbrechen ſollte.

Und muß der König, der Herr alles Kriegsweſens, von ſeinen Feldhauptleuten und Kriegsoberſten in die verſchiedenen Landſchaften ſchicken, daß ſie zuſehen, ob über den Geſetzen gehalten wird, und ob die Spiele und Uebungen in der Art getrieben werden, wie ich ſie dir eben beſchrieben habe.

Denn du ſollſt ein kriegeriſches Volk ſeyn und dein Herz immer auf die Künſte des Krieges gerichtet halten, damit die Furcht dir die Gränzen behüte.

Das menſchliche Geſchlecht durchläuft in ſeiner Bildung eine ewig beſtimmte Bahn, deren verſchiedene Stadien in der Geſchichte der meiſten Völker ziemlich genau abgeſchnitten ſind. Jenes ſchöne und himmliſche Urbild der Menſchheit, wo Unſchuld und Freude und unmittelbare Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge noch der Beſitz unſers Geſchlechts waren — denn was ſich immer und ewiglich im Herzen bezeugt und erzeugt, das muß auch einmal geweſen ſeyn — erſcheint in der Erfahrung nirgends. Als das erſte Stadium ſahen wir die Wüſtheit und das Unglück halber Wilden; denn ganze Wilden haben wir nicht geſehen, wenn man Uebertreibungen einzelner Beſchreiber auf ihr Maaß zurückführt. Dieſe halben Wilden können ſich Jahrhunderte, ja Jahrtauſende im unſtäten Leben ſo herumtreiben, ohne daß ihr Zuſtand und ihre Bildungsſtufe ſich merklich ändert. Jagd und Fiſchfang und was die freigebige Natur ohne Arbeit von ſelbſt giebt, iſt ihr ungewiſſer Beſitz: wie die Wälder und Berge ſich erſtrecken, die Wohnungen der wilden Thiere, wie die Seen und Ströme laufen, ſo ziehen ſie von Ort zu Ort hin und her, oft ſo im Ueberfluß aller Dinge, daß die Götter nur auf dieſe Glückſeligen hinabzuſchauen ſcheinen, die nicht einmal eines Wunſches bedürftig ſind, dann wieder im Mangel aller Dinge die elendeſten aller Sterblichen, welche bei der kindiſchen Sorgloſigkeit und Hülfloſigkeit Hunger, Seuchen, Ermattung bei der raſtloſen Jagd nach dem Nothwendigſten, und bei allen dieſen Uebeln auch die grimmigſte Wuth unerſättlicher Feinde verfolgt, und oft bis zur Vertilgung. Wie ihnen keine Sitze feſt, kein Beſitz ſicher, wie ihnen bei dem unſtäten Leben die ganze Erde, ſo weit ſie wandern wollen, zu gehören ſcheint, und ſie die Wohnung leichter wechſeln, als wir die Länder, ſo ſtehen ihnen auch die Triebe unſtät und unſicher, umhertaſtend in dem ewigen Krieg und Aufruhr der wilden Elemente, als deren Bild ihnen nur die Natur erſcheint, die ſie mehr mit Furcht und Grauſen, als mit Liebe und Freude umfängt: die Götter kennen ſie nur durch jenes Geheime, welches als blinde Gewalt mit Schrecken durch das All der Dinge hinwandelt; die Sterne über ihrem Haupt und die Gedanken in ihrer Bruſt ſind noch nicht befeſtigt. Dies ſind die Menſchen, welche Viele im Irrthum die Freieſten und Glückſeligſten genannt haben. Die Armen kennen nur den duldenden Gehorſam gegen die Noth, nicht den wollenden Gehorſam gegen die Nothwendigkeit. Milder und menſchlicher ſind die Hirtenvölker, doch noch unſtät und vielen Zufällen preisgegeben; auch können die höchſten Aufgaben der Menſchheit von ihnen nie gelöſt werden. Endlich kömmt eine wohlthätige Gottheit oder ein gottähnlicher Genius in Menſchengeſtalt und bezwingt die unſtäten und ungehorſamen Triebe zur feſten Arbeit: der Menſch wird ein Bauer, er ſäet die Früchte in das Feld, er lernt Bäume pflanzen, und des Weinſtocks pflegen; er bauet ſich ein Haus und verbrennt die Strohpfähle der wandernden Hütte zum erſten Dankopfer auf dem Altar des häuslichen Herdes; er macht ſich Ordnungen und Geſetze, und gehorcht, weil er will. Aber viele Stufen liegen zwiſchen dem Zuſtande, wo der Menſch den erſten Baum pflanzt und die erſten Pflugſterze behauet, und jener Höhe, wo ſeine Sehnſucht nach dem verborgenen Urſprung der Dinge fragt; wo er die Bahnen der Geſtirne berechnet, und die Bahnen Gottes und des Weltlaufs berechnen möchte, wenn er könnte; wo er in idealiſchen Bildern die Götter und Geiſter vor ſich hinſtellt und die Gewalt und Wildheit der Naturtriebe durch die ſüßen Schmeicheleien der Schönheit mildert. Aber traurig iſt die Erfahrung, daß dieſe Epoche des höchſten Glanzes und der lieblichſten Blüthe unſers Geſchlechts auch gewöhnlich der Uebergang zur Weichlichkeit, Faulheit, Knechtſchaft, und endlich zum Untergang der Völker geweſen iſt. Bisher hat die Geſchichte immer dieſen Zirkel der menſchlichen Entwickelung zeichnen müſſen; ich glaube aber, daß der Menſch künftig ſeine Linie immer grade fortlaufen kann, daß ſein Leibliches und ſeine leiblichen Triebe ſo mit Geiſt durchdrungen, ja Geſättigt werden können, daß ſie durch die Reize und Schmeicheleien des Schönheitstriebes nicht mehr den Lüſten und dann der Verfaulung rettungslos hingegeben werden; ich glaube, der gebildete und durch Geiſt erhabene und befreiete Menſch kann ſich nach langen Verſuchen und Prüfungen und Durchbildungen endlich Gränzen ſetzen, worin er auf dem höchſten Punkt der Bildung durch Schönheit und Anmuth der Sitten das bewahren kann, was der rohe Menſch umſonſt hatte und was er deswegen nicht zu ſchätzen wußte: Stärke des Leibes und Trotz der Seele, ohne welche beiden Eigenſchaften Menſchen nicht frei und glücklich ſeyn können.

Das gegenwärtige Geſchlecht hat nur Getümmel und Krieg geſehen und gehört, und iſt unter den fürchterlichſten Erſchütterungen und Umkehrungen unſers Welttheils unter Auftritten von Blut, Mord, und Verrath erwachſen. Krieg! Krieg! tönt es noch über ganz Europa von dem Ural, dem Gränzgürtel der Erde zwiſchen Europa und Aſia, bis zur Herkuliſchen Meerenge, wohin die Fabel einſt das Ende der weſtlichen Welt ſetzte. Krieg iſt die Loſung des Tages, aber Krieg wird immer die Loſung des menſchlichen Geſchlechts ſeyn, obgleich das Bild des Friedens als das Bild der Gottheit und Glückſeligkeit unauslöſchlich in unſere Bruſt gegraben iſt. Durch Krieg und Kampf beſteht dieſe Welt; es ſterbe ſogleich, was hier nur ruhen will. Gerüſtet und gewaffnet ſollen wir immer ſeyn, immer ſchlagfertig, immer als die dem Feinde begegnen ſollen: wir ſollen Krieger ſeyn. Der Naturmenſch iſt dies von ſelbſt, weil er immer jagt oder gejagt wird; aber er iſt nur ein Räuber. Der Kunſtmenſch, der Bürger, ſoll ein Kriegsmann ſeyn, mild und feſt, liebend und haſſend, aufklärend und verfinſternd, wie es die Zeit und das Verhältniß der Dinge giebt. Wehe ihm aber, wenn er meint, er brauche drinnen mit den Tugenden des Kriegs nicht gerüſtet zu ſeyn, mit Standhaftigkeit, Geduld, Tapferkeit, Todesverachtung, er brauche draußen mit den Wafſen nicht gerüſtet zu ſeyn! — dann geht er unter, zuerſt als ein Knecht ſeiner Lüſte, dann als ein Sklave gerüſteter Völker. Kriegeriſch ſoll der Bürger ſeyn, nicht, damit Blut und Mord die ewige Geſchichte des Tages ſey, ſondern damit Ordnung, Zucht, und Friede beſtehen könne. Wer das Leben verlieren will, der wird es gewinnen. Der Bürger muß ein Mann ſeyn, er muß es innerlich und außerlich empfinden, daß er es iſt, damit er würdig und tapfer leben, Freude und Kunſt erſchaffen, Gott recht verehren, und die Erde nach dem Ebenbilde Gottes beherrſchen kann. Alſo alle Erziehung auf den Krieg geſtellt, alle Knaben zu Spartern und Römern gemacht — ſie werden darum nicht grauſam und roh ſeyn — damit die Gegenwart aus dem Schutt aufgebauet und die Zukunft erhalten werden könne! Wir müſſen die Bürger zu Kriegern erziehen. Ueber dieſe Erziehung und die Möglichkeit ihrer Ausführung hier einige Worte; ſie bedürfen nicht breit zu ſeyn, der Wahrheit iſt eigen, daß ſie kurz ſeyn darf: nur was wir nicht wiſſen oder halb wiſſen, oder was wir verſtellen wollen, macht dicke Bücher.

Unſer Gedachtnis trägt die letzten fünfundzwanzig Jahre und ihre Erſcheinungen und Begebenheiten friſch in ſich, ja ſie ſind jedes Jahr mit Blut ſo aufgefriſcht worden, daß ſelbſt, wer nur funfzehen oder zwanzig Jahre gelebt und alſo das Wenigſte des Geſchehenen erlebt hat, ſogleich verſteht woher und wohin die Glocke klingt, die in unſern Tagen angeſchlagen wird. Dieſe fürchterliche Zeit hat uns grauſam geplagt und tief gebeugt, aber ſie hat uns auch Lehren gegeben, die unſere Väter in drei Jahrhunderten nicht erwerben konnten: ſie hat uns die Geſchichten aufgeſchloſſen, ſie hat uns unſer Glück aufgeſchloſſen, wenn wir es nicht von uns ſtoßen. Das iſt menſchlich, nicht daß wir ſtaunen und gaffen bei dem Ungeheuren, nicht daß wir heulen und wehklagen, nein, daß wir heiter in das Ungewitter ſehen, daß wir lernen, woher die Donnerwolken ziehen und wohin die Blitze fahren, damit wir zugleich lernen, wie wir uns künftig ſchützen mögen. Wenn die tapfern und biedern teutſchen Männer dies wollen und gebieten, wenn alle, welche durch Rath, That, Verſtand, und Tugend etwas können, nicht an dem Vaterlande verzweifeln, ſondern unverwandten Blickes ſchauen, woher das Uebel kam, und woher die Heilung kommen kann — ſo kann uns aus dem Unglück, was wir erlebt und erlitten haben, binnen zehen und zwanzig Jahren eine Kraft und Glückſeligkeit blühen, welche unſere Väter nur als einen Traum der früheſten germaniſchen Zeit ahndeten.

Zu den größten und wohlthätigſten Lehren, welche dieſe Jahre des Unheils uns gaben, gehört unſtreitig die, daß ein Staat durch ſtehende Heere zu wenig beſchützt wird. Ueber die Plage und das Unglück der zu großen ſtehenden Heere iſt von allen europäiſchen Biedermannern, welchen die Menſchheit lieb war, ſeit hundertundfunfzig Jahren genug geklagt worden; aber nie haben Klagen abgeſchafft, was allein die Noth, oder Beweis, den die Noth führt, abſchaffen kann. Dieſe Noth hat bewieſen, daß jeder Menſch Soldat ſeyn kann, der den rechten Muth hat; ſie hat alſo bewieſen, daß das Volk jener ungeheuren Heere nicht bedarf, die im Frieden ſtehen, daß vielmehr alle Menſchen leicht zu Kriegern gebildet werden können, die im Kriege eben ſo gut ſtehen, als die im Frieden ſtehenden: ſie hat beide die Unzulänglichkeit und die Unnöthigkeit der ſtehenden Heere bewieſen. Zuerſt belehrten uns die Franzoſen, wild und wüthend in ihren Schaaren, die gegen uns ſtritten, wilder und fanatiſcher in ihren innerlichen Kriegen der Vendee und Chouans; darauf kamen die Kalabreſen mit italiſcher Rache und Grauſamkeit, nicht glücklich; die Tyroler dann frei, fromm, gewaltig, nicht glücklich; gleichzeitig ihnen die Enkel der Celtiberier und Weſtgothen, die Spanier, ſtolz, gottbegeiſtert, unverſöhnlich, wie Parther immer fliehend und wiederkehrend, aber Heere ihrer Tyrannen vertilgend; endlich vor einem Jahre kam es an die Ruſſen: Frömmigkeit und Tapferkeit, und Gott, der immer der Bundsgenoß dieſer Tugenden iſt, thaten in fünf Monaten Unglaubliches; eine halbe Million Männer verging vor ihnen, und die Welt rief: das hat das Volk gethan! die jüngſten ſind die Preußen geweſen, ſie haben Muth und Begeiſterung mit germaniſcher Menſchlichkeit und Milde verbunden, das ganze Volk iſt Soldat geworden, hat auf dem Schlachtfelde geſtritten, wie Helden ſtreiten, und iſt nach der Schlacht gut und freundlich geweſen, wie Teutſche und Chriſten ſeyn ſollen. Dies iſt in Europa erlebt ſeit zwanzig Jahren: die Völker haben wir unbeſiegt geſehen, die ſtehenden Heere, und die Staaten, welche ſich auf ſtehende Heere verließen, haben es nicht aushalten können. Wie wenn wir aus der Erfahrung dieſer blutigen Tage uns die Mitte nähmen? wenn wir ein mäßiges ſtehendes Heer behielten als Stamm und als Muſter, gleichſam ein ſtehendes Bild des Kriegs für die andern? und wenn wir dabei alle Männer zwiſchen 18 und 43 Jahren in Soldaten verwandelten? Das, was die Franzoſen Konſkription nennen, was nur für Deſpotenſtaaten taugt, und was freie Völker immer als ein Unglück verabſcheuen müſſen, jene tyranniſche und ſeelenverkäuferiſche Jagd auf Menſchen, welche die Schriftſteller der Jahrhunderte der römiſchen Imperatoren uns mit ſo ſcheußlicher Beredſamkeit ſchildern, und deren ganze Scheußlichkeit uns Frankreich hat ſehen und fühlen laſſen — eine ſolche Einrichtung für die Willkühr und Gewalt, welche alle Ehre, Kunſt, und Wiſſenſchaft tödtet und die Menſchen zu Thieren erniedrigt, können Teutſche nimmer wollen. Dieſes Despotiſche wollen wir nicht, aber wir wollen etwas Aehnliches, etwas Sanftes und faſt Freiwilliges im Frieden, das aber im Kriege, wo das Vaterland in Gefahr kömmt, als das Strengſte und Gewaltigſte erſcheinen muß; denn dann ſollen alle fühlen, daß ſie ſich für das Vaterland opfern müſſen. In Zeiten des Kriegs nehmen wir die wehrhaften Kräfte, wie wir ſie bedürfen, aber, damit Gerechtigkeit ſey, ohne Unterſchied und Anſehen von Rang und Klaſſen; in Zeiten des Friedens erſcheinen wir nur einige Wochen als Soldaten, damit wir der Kunſt und des Zwecks erinnert werden, da legen wir mit den Waffen den Schein ab, bewaffnet genug, weil die Herzen bewaffnet ſind.

Nun ein Wort über die ſtehenden Heere und ihren Einfluß auf Europa.

Es war ſeit funfzig Jahren der Ton geworden, alles, was Deſpoten zuweilen haben misbrauchen können, ſo darzuſtellen, als wenn es durch Deſpotenliſt vom Anfang eingerichtet und gegründet ſey. Das iſt aber nicht wahr, und die ganze Geſchichte widerlegt es. Das Meiſte, was die Menſchen zuletzt betrübt hat, iſt durch einen Zuſammenfluß vieler Umſtände und Begebenheiten geworden, und ſpätere Deutelei hat ihm oft einen Urſprung beigelegt, woran früher gar nicht gedacht werden konnte. Stehende Heere ſind nicht bloß in den letzten Jahrhunderten entſtanden und erfunden. Auch bei den Staaten des Alterthums finden wir in Friedenszeiten ſtehende Heere, meiſtens aber nur bei ſolchen, die nicht bloß einen Staat des eigenen Volkes ausmachten, ſondern die auch unterworfene Länder und Völker zu zügeln halten. Solche Heere hielten die Perſer in Kleinaſien, Syrien, und Aegypten, die Karthager in Sicilien, Sardinien, und Spanien. Zu dem Uebel dieſer Plage für die fremden Länder kam für die Staaten, die es unterhielten, noch das Uebel hinzu, daß dieſe Heere häufig geworbene waren, eine Miſchung aller Völker, ohne Liebe, Treue, und Vaterland. Als die Romer nach der Bezwingung und Vereinigung Italiens die Länder eroberten, entſtanden auch bei ihnen ſtehende Heere mit allen den unendlichen Bedrückungen, Plagen, Aufruhren, und Gräueln, die in Deſpotenſtaaten, wie der römiſche ſeit Auguſtus ward, von jeher natürlich geweſen ſind. Dieſe ſtehenden Heere, ein wildes Gemiſch aller Völker — denn Italien war an Helden und Männern erſchöpft — entweiheten Roms vier letzte Jahrhunderte, aber konnten es von dem unvermeidlichen Schickſal nicht retten; es fiel gegen das Ende des fünften Jahrhunderts durch das Schwerdt unſerer Vorfahren, welche noch natürliche Soldaten waren. Im Mittelalter ſah man hie und da nur kleine unbedeutende Leibwachen der Fürſten, nirgends ſtehende Heere: beim Ausbruch eines Kriegs waren die Edlen und Freien eines Landes die gebohrnen Soldaten, wurden aufgeboten, rüſteten ſich ſelbſt, und gingen nach der Vollendung der gewöhnlich kurzen Feldzüge jeder wieder in ſeine Heimath und zu ſeinen friedlichen Geſchäften und Gewerben. Gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, wo der ganze Zuſtand Europens durch die ungeheuerſten Begebenheiten und Wechſel der Dinge verwandelt zu werden begann, ward auch dies anders. In vielen groſſen Staaten unſers Welttheils erhoben ſich nach langer Vielherrſchaft gewaltige Könige, welche die Einheit der Macht und des Befehls von Tage zu Tage mehr an ſich riſſen, und ſich die Mittel zu verſchaffen wußten, auch im Frieden gröſſere Schaaren von Bewaffneten zu unterhalten. Doch ſtanden dieſe Schaaren noch in den Zahlen von 10,000 und 20,000 Mann, wo in den folgenden Zeiten auch im tiefſten Frieden 200,000 und 300,000 Mann Soldaten gehört werden ſollten. Die veränderten Weltverhältniſſe, die häufigere und geſchicktere Anwendung des Schießpulvers, die langen Kriege nicht mehr um einzelne Landſchaften, ſondern um ganze Länder, wie z. B. der Krieg um das Erbe des Hauſes Burgund, der Spaniſche Krieg um die Barbarei, der funfzigjährige Krieg um Italien, auch die in fürchterlicher Streitbarkeit gerüſtete Macht der Osmaniſchen Türken gewöhnten die Völker mehr und mehr auch im Frieden Heere zu unterhalten. Was den groſſen Königen und Freiſtaaten gefallen hatte, das ahmten kleine Fürſten nach: mancher hielt hinfort 5000 und 10,000 Mann, der früher mit einer Leibwache von 25 oder 50 Mann zufrieden war und im Kriege oder bei feierlichen und feſtlichen Gelegenheiten mit der Pracht ſeiner ſelbſt gerüſteten Ritter und Männer erſchien, die damals noch in ſtolzer Männlichkeit aufritten und durch kleinen Dienſt und drückende Auflagen noch nicht geſchwächt und erſchöpft waren. Doch unter den Haupturſachen, warum die monarchiſche Gewalt ſo geſchwind wuchs, die Völker zu allem geduldig, und die ſtehenden Heere allgemein wurden, mögte ich die Erfindung und Anwendung des Schießpulvers rechnen. Manche kleine Stadt hinter ihren Mauern und Wällen, mancher kleine Herr auf ſeinem Schloſſe hatte früher oft den Mächtigſten trotzen können. Dies ward jetzt von Tage zu Tage ſchwerer. Die einzelne Freiheit war nicht mehr haltbar: bald ſtürzte die allgemeine ihr nach. Auch der Stolz der Gemüther, die Luſt an waidlichen und ritterlichen Dingen, und an Waffen und an Waffenübungen, da durch das Pulver der Schwächſte dem Starkſten gleich zu werden ſchien, ſanken mehr und mehr: die Menſchen verloren nicht allein die früheren Güter, ſie verloren auch die früheren Gefühle; das Alte war ohne Rettung dahin. So wuchs das Neue durch das ganze ſechszehnte und die erſte Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, bis Ludwig der Vierzehnte von Frankreich in die Schranken trat. Der gewaltige Miniſter ſeines Vaters, Ludwigs des Dreizehnten, der Kardinal Richelieu, hatte in ſechszehen Jahren den Konig von Frankreich allmächtig gemacht; nach ihm durften die Könige und ihre Miniſter thun, was ihnen gefiel. Ludwig der Vierzehnte nach langer Minderjährigkeit trat mit dem Jahr 1660 ſelbſt ſeine Regierung an. Die Franzoſen und ihr Geiſt ſtanden in der Blüthe des Zeitalters und hatten in Wiſſenſchaften und

Gewerben und im Rath und Felde große Männer. Alle dieſe konnte ein ſtolzer und herrſchſüchtiger König mit der großen Kraft eines zahlreichen und kriegeriſchen Volkes auf das willkührlichſte gebrauchen. Ludwig that das, und arbeitete vierzig Jahre lang, ſeine Nachbarn zu unterjochen. Er vermehrte ſeine Heeresmacht auf eine in Europa bis dahin unerhörte Weiſe, ſo daß er oft an fünf verſchiedenen Orten Heere hatte, von welchen jedes allein größer war, als die ganze franzöſiſche Kriegsmacht unter Ludwig den Elften und Zwölften auch in gefährlichen Kriegen geweſen war; er unterhielt an 200,000 bis 250,000 Mann, und zwang durch ſeine unaufhörlichen Eroberungsverſuche die übrigen Staaten, in gleichem Maaße gegen ihn an zu arbeiten. Dieſe Noth der großen ſtehenden Heere wuchs durch das ganze achtzehnte Jahrhundert. Man maß die Völker und ihre Macht und Würde nur noch nach der Menge Soldaten, die bei ihnen unterhalten wurden. Kein Fürſt trieb dies weiter, als der große Friedrich der Zweite von Preußen, Beherrſcher eines im Ganzen kleinen und an Hülfsmitteln nicht reichen Staates. Er hielt bei einer Volksmenge von 5 Millionen Menſchen in Friedenszeiten 200,000 Soldaten, die im Kriege auf 250,000 Mann vermehrt werden konnten. Drei Jahre nach ſeinem Tode begann die franzöſiſche Revolution, welche alles Alte umgekehrt hat. Dieſe hat gewieſen, daß gegen bewaffnete Völker ſtehende Heere nichts ſind. Andere Länder haben durch die Noth denſelben Beweis führen müſſen, und ſo haben wir die Dinge wieder natürlich anſehen gelernt, und werden ſie künftig wieder natürlich einrichten können.

Dem Volke war durch die ſtehenden Heere das Schlimmſte widerfahren, ſie hatten die männlichen Uebungen und Tugenden verlernt, ſie hatten kein rechtes Maaß mehr für Leben, Kunſt, und Tugend. Deswegen wurden ſie auch, ſo wie ihre Heere geſchlagen waren, wie Schaafe und Rinder zuſammengetrieben und von wenigen Fremdlingen mit dem Stecken und der Peitſche beherrſcht, bis Noth Gedanken, Gedanken Zorn, Zorn Muth, und Muth Glück gebracht haben. Das erſte große Uebel kam von dem Schießpulver: mit ihm ſchienen Leibesübungen und Leibesſtärke ihren Werth verloren zu haben; das zweite kam von der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen politiſche Dinge, welche reißend zunahm, jemehr in den meiſten Ländern die natürliche und öffentliche Verhandlung der Staatsgeſchäfte abgeſchafft ward; mit den großen Gedanken ſinkt der Stolz, und mit dem Stolz erſtirbt die Sorge für alles friſche Leben, ja ſelbſt die Sorge für den Leib und die leiblichen Dinge; das dritte kam von den ſtehenden Heeren, die zum Theil wieder in den erſten beiden Uebeln ihren Urſprung hatten: es ward allen verkündigt, die Soldaten ſeien für alle bewaffnet, dafür werden ſie unterhalten, daß ſie für ſie ſtritten; die Künſte des Krieges gehen die übrigen Einwohner des Landes nichts an, ihre Kämpfe können ſie mit Strohhalmen und Stecken auskämpfen. Hiemit wiegte man ſich ein, und wer nicht eine Montur trug, der ward in den meiſten Staten einem wehrloſen Menſchen gleich geachtet, der wie ein geduldiges Schaaf den Bewaffneten mit ſeinem Leben und Gut ſchalten laſſen und das Uebrige auf Gott ſchieben müſſe. Leerer Genuß, läppiſche und weibiſche Vergnügungen, Faulheit und Feigheit wurden uns andern, die nicht eingekleidet waren, von den früheſten Jahren her eingeimpft; ja in Europa lebten in manchen Staaten viele hunderttauſend Männer, die nie gefühlt hatten, warum Gott ihnen Nerven und Knochen gegeben: denn wenn ſie nicht Bauern oder Treiber von ſchweren und handfeſten Gewerben waren, ſo war nach den Knabenſpielen, wozu die Luſt des Lebens alle lockt, der Tanz in einigen Jahren der Jugend oft die einzige Uebung und Anſtrengung, wodurch ſie gefühlt hatten, daß ſie in Leibern ſteckten. So verfaulten im eigentlichen Sinn die Leiber, und die Geiſter mußten mit verfaulen, denn das Leben beſteht hier nur in gediegener Einheit von Leib und Geiſt.

Uns als vernünftigen Menſchen liegt es nun ob, daß wir uns zu Nutzen machen, was uns die Zeit durch ſo bittere Erfahrungen aufgedrungen hat, und beide die übergroße Laſt der ſtehenden Heere und die noch unglücklichere Schwere der feigen Faulheit von uns abzuwälzen ſuchen. Das heißt, wir müſſen von Jugend auf uns zu einem kriegeriſchen Volke machen, wir müſſen immer gerüſtet ſeyn, als die da jeden Tag ins Feld rücken ſollen. So halten wir das gewiſſeſte Unterpfand des Friedens. Was in Tyrol, in Kalabrien, in Spanien, in Rußland, was im Jahr 1809 in Oeſtreich und Böhmen, und dieſes Jahr in allen preußiſchen Landen ſo herrlich geſchehen iſt — das ſei nicht verloren für die Geſchichte weder als Ehre noch als Lehre der Völker. Wie viel die tapfern Jünglinge und Männer dieſer Länder, die meiſten ohne hinreichende Uebung in den Waffen, durch bloßen Muth und Geiſt vollbracht haben, das erkennen wir mit dankbarer Be-

Univ. Bibl. München

wunderung. Welch ein anderes Heer aber werden wir ſehen, wenn alles, was männlich iſt vom ſiebenzehnten bis dreißigſten Lebensjahre immer geübt und durch die geſellige Uebung der Waffen und tapferer Spiele mit jenem Seelenſtahl des Stolzes gehärtet wird, welchen kein Eroberer zerbrechen kann? Das werden andere Soldaten ſeyn, als die ein wilder Tyrann durch ſeine Schergen, zum Theil in Ketten und Banden, wegführt und zuſammentreibt, einige Wochen abrichtet, mit einigen blanken Worten von Ruhm und Heldengröße berauſcht, und dann gegen die Kanonen ſchickt. Dieſe neue Art, welche ich meine, macht auch einen kleinen Staat für die Zukunft ſicher; ein Staat, der nur drei bis vier Millionen Menſchen zählt, kann ſo geübt und gerüſtet Monate lang gegen einen zehnmal größeren Staat in Waffen aushalten, und wird nicht fallen, ehe er durch die gemeinſchaftliche Theilnahme anderer Völker, die in unſerm Welttheile nie fehlen kann, Hülfe findet. Dies iſt aber unmöglich, wenn die Sicherheit eines ſolchen Staates bloß auf ſtehenden Heere geſtellt iſt — da verſchlingt eine Macht, die 300,000 Mann ſtark ausrücken kann, in wenigen Wochen den Staat, der nur 80,000 bis 100,000 Krieger ins Feld ſtellt.

Alſo eine kriegeriſche Erziehung und Uebung der Jugend will ich als Einleitung und Vorbereitung zum Kriegsdienſt. Die Kindheit und das Knabenalter laſſen wir den Aeltern, haben aber auch da die Hoffnung, daß die große und gewaltige Zeit, worin wir leben, unſern Kleinſten, die nach zehen und zwanzig Jahren für teutſche Ehre ſtehen ſollen, einen andern Geiſt anhauchen wird, als der unſre Wiegen und Kinderſpieſe umwehete, daß die älteren Menſchen, von welchen ſie die Beiſpiele des Lebens und die Vermahnungen der Zukunft empfangen, ihnen Lehren des Haſſes und der Liebe in die Bruſt flößen werden, welche als feſte Grundſätze ihre Herzen panzern und allen künftigen Stürmen und Wechſeln gewachſen ſind. Die Jünglinge aber nehmen wir für den Staat in Beſchlag. Folgendes iſt mein Vorſchlag. Viele werden finden, daß die Mittel klein, der Aufwand gering, die ganze Sache einfach iſt, faſt wie ein Spiel; aber ich hoffe, die Folgen davon werden die größeſten ſeyn.

Damit ein männliches und ſtreitbares Geſchlecht erwachſe, richtet man in allen Landen Waffenplätze ein, und verordnet Leibesübungen und Waffenſpiele, die mit großem Ernſt und gewiſſenhafter Strenge gehalten werden, und zwar auf dieſe Weiſe:

Ein Kreis oder Bezirk der Landſchaft wird in mehrere Unterkreiſe oder Unterbezirke getheilt, ſo daß z. B. zwei bis drei Kirchſpiele vereinigt werden.

Dieſe Unterkreiſe heißen Waffenkreiſe.

In der Mitte dieſer Waffenkreiſe wird ein Waffenplatz abgeſteckt. eine Rennbahn für die Jugend, die keines weiten Umfangs bedarf.

Was man von Vorrüſtungen und Geräth und Waffen zu den Uebungen gebraucht, wird auf Koſten der Gemeinde des Waffenkreiſes geſchafft.

Auch wird ein Waffenhaus gebaut, das unten ein Schießhaus und Waffenhaus, oben ein Ballſaal iſt.

Die Spiele beſtehen in allen Leibesübungen, welche geſchwind und geſchickt, ſtark und kühn machen und zu dem großen Geſchäfft des Kriegers vorbereiten, z. B. im Springen, Ringen, Steinwerfen, Steinſtoßen, Lanzenwerfen, Klettern, Schwingen, Laufen, Schwimmen, Schießen; nach den Umſtänden auch im Fechten und in allen andern Uebungen, welche die Leiber kräftigen und die Geiſter wecken.

Zuerſt bedarf es einiger Spielmeiſter, die einrichten und weiſen, wie es ſeyn ſoll; nachher gehen die Spielmeiſter aus der Anſtalt ſelbſt hervor: die Geſchickteſten und Bravſten, welche von den Spielrichtern für Meiſter erklärt werden, bilden die Rohen, und in ihren verſchiedenen Stufen bildet immer der Stärkere den Schwächeren.

Pflichtig, dieſe Spiele mitzuhalten, ſind ohne Ausnahme alle Jünglinge eines Bezirks von dem funfzehnten bis zweiundzwanzigſten Lebensjahre. Wer aber auch in ſpäteren Jahren noch dabei erſcheinen und ſich üben und zeigen, und die Jüngeren durch ſein Beiſpiel ermuntern will, dem ſteht es frei, zu kommen, wann er will.

Die Uebungszeit ſind ſechs Monate im Jahre, nemlich die längſten Tage von dem erſten April bis zum letzten September.

Die Uebungstage ſind alle Sonntagnachmittage von drei Uhr bis Sonnenuntergang.

Alle Jünglinge des vorbemeldeten Alters müſſen mit dem Glockenſchlage drei Nachmittag auf ihrem Waffenplatze ſeyn. Das Ausbleiben wird nur durch Krankheit oder einige Wochen der hilleſten Aerndte entſchuldigt.

Wer eine Stunde zu ſpät kömmt, bezahlt eine kleine, wer gar nicht kömmt, bezahlt nach dem Verhältniß ſeines Vermögens eine ſo große Buße, daß er nicht gern wieder fehlen wird. Die größte Strafe aber wird der Schimpf ſeyn, daß man als ein Ungehorſamer und Fauler von allen Genoſſen mit Fingern gezeigt wird.

Herren, die ihr übungspflichtiges Geſinde vom Beſuch des Waffenplatzes zurückhalten, bezahlen die Buße des Ausbleibens nicht nach dem Maaß des Vermögens dieſes Geſindes, ſondern nach dem Maaß ihres Vermögens.

Damit Ordnung und Sittlichkeit die Spiele regieren und damit aller Unfug und alle Unzucht von einer Uebung fern ſey, die für das Vaterland und für die Tugend iſt, werden Kampfrichter oder Spielrichter erwählt, ernſte, würdige, und verſtändige Männer, adliche und bürgerliche Landleute und Bauern, die auf eigenem freiem Grunde wohnen.

Ihrer ſollen in jedem Waffenkreiſe zwölf ſeyn.

Jeden Sonntag müſſen zwei von ihnen auf dem Waffenplatz anweſend ſeyn, die Erſten und die Letzten, als Muſter, Ermunterer, Warner, und, wann es noth thut, als ſtrenge Richter. Die Jünglinge müſſen früh lernen, was Zucht und Gehorſam iſt. Die Spiele ſind ein Bild des großen und herrlichen Lebens und müſſen alſo die beiden Hauptſeiten des Lebens darſtellen, nemlich Freude und Ernſt.

Die Uebungen werden den Jünglingen meiſtens dargeſtellt als Spiel und Luſt und Freude, was ſie für die Jugend ſind, aber zuweilen wird auch der hohe Ernſt angedeutet, worauf ſie zielen.

Wann den Richtern es ſo dünkt oder wann eine große Gelegenheit eine Aufforderung dazu giebt, ſo werden ſie mit einer feierlichen Rede und Vermahnung, oder mit einem hohen Liede beſchloſſen, das unter freiem Himmel geſchwinder zu Gott dringt und Gott zu der Jugend herunterbringt, mit einem Liede, das die Freiheit, das Vaterland, die Keuſchheit, die Tapferkeit, oder Gott und die Natur beſingt.

Straſen wird es kaum bedürfen, wann die Meiſter und Richter die rechten ſind. Die unverdorbene Jugend hat eine ſo zarte Ehre, daß ſie nur zurechtgewinkt werden bedarf. Man hemme nur nicht den Geiſt der Wahrheit und Rechtlichkeit, und laſſe ſie ſelbſt richten über die Vergehen. Sie werden immer die gerechteſten Urtheile fällen.

Wann die Kampfſpiele im Gange ſind und ſchon Uebung gewonnen iſt, hält jeder Waffenkreis einmal oder zweimal im Jahre an beſonderen Tagen öffentliche Wettſpiele, wo die Geſchickteſten ſich zeigen und um ausgeſetzte Preiſe kämpfen ſollen. Zu dieſen Wettſpielen wird auch die kampfluſtige Jugend der benachbarten Bezirke geladen.

Die ausgeſetzten Preiſe, welche nicht in dem Inhalt ihren Werth haben, ſondern durch die Bedeutung am meiſten ehren, ſchaffet auch die Gemeinde. An freiwilligen Gaben dazu wird es hoffentlich auch nicht fehlen von Biedermännern aus dem Volke, welche die Jugend gern fröhlich ſehen, und von Vätern, die ſich der Schönheit und Tugend ihrer Söhne freuen.

Die Wettſpiele werden als ein menſchliches und chriſtliches Feſt mit Gottesdienſt und Geſang feierlich eröffnet; denn zuweilen ſollen die Jünglinge recht lebendig erinnert werden, wie viel ſie dem Vaterlande werth ſind und was ihre Spiele bedeuten.

Die Wettſpiele werden nach alter teutſcher Sitte mit Tanz und Geſang beſchloſſen, und werden die

Frauen und Jungfrauen der nächſten Waffenkreiſe zum Tanz geladen.

Die Feierlichkeit des Tages, die hohe Freude, die Väter und Mütter, die gegenwärtig ſind, der Ernſt und das Anſehen aller Spielrichter, von welchen bei dieſem Feſte keiner fehlen wird, werden alles Unſittliche und Wilde fern halten.

Auf dieſe Weiſe und mit dieſer Zucht werden die Uebungen allenthalben auf dem Lande beſtellt.

Städte haben ihre beſonderen Uebungsplätze, die ungefähr gleicher Art ſind. Ihre Spielrichter werden aus den würdigſten und ehrenfeſteſten Bürgern gewählt. Das Uebrige iſt faſt gleich.

Dies hier iſt klein, einfach, und unſcheinbar, es ſieht faſt wie ein Spiel aus, und ſoll auch nur ein Spiel ſeyn, aber ein ernſtes freies Spiel, wie das Leben iſt. Aber aus dieſem Kleinen und Unſcheinbaren wird Großes und Vortreffliches hervorgehen, wenn man es mit Ernſt und Beharrlichkeit übt und treibt. Ich will nur auf einige große und wohlthätige Folgen dieſes meines Spiels aufmerkſam machen.

Leib und Geiſt ſtehen in der innigſten Verbindung, alſo daß dem einen kaum wohl iſt, wann der andere Schmerzen hat; im lebendigen und glücklichen Daſeynsgefühl ſind ſie ſo ſehr Eins, daß der ganze Menſch keinen von beiden allein fühlt, ſondern, weil er ganz iſt, durch ſie beide ganz iſt. Man kann dem Menſchen keine erfreulichere Mitgift für das Leben geben, als einen geſunden, ſtarken, und allen Arbeiten und Gefahren gewachſenen Leib. Dieſer macht gelegentlich auch eine ſtarke Seele, ſo wie die Seele durch ihre großen Vermahnungen, oder nur durch ihre innige

Thätigkeit den faulen Leib treibt und den müden ſtärkt. Gefährlich ſind die Jugendjahre zwiſchen dem funfzehnten und zwanzigſten Jahre des Lebens. Der Leib, wann er nicht durch Schweiß und Arbeit geübt wird, zehrt ſich in dieſer Lebensperiode häufig ab durch heiße Träume der Fantaſie, durch leere Sehnſucht, oft durch ungeſtüme Triebe, welche durch gute Gedanken und fromme Gebete nicht gebändigt werden können, ſondern welche Faſten und Arbeit nur austreibt. Auch wann dies nicht iſt, ſo geſchieht etwas Anderes, deſſen Folgen für die künftigen Jahre nicht weniger ſchlimm ſind. Der Ueberfluß der Leibesſäfte und Lebensgeiſter verſtockt ſich bei einem ſitzenden und faulen Leben in ihm ſelbſt; es geſchieht den Menſchen, was jungen Bäumen oft geſchieht, bei welchen der Ueberfluß ſich in Knarren und Auswüchſen offenbart: Leib und Seele verdicken und verdüſtern ſich in ihnen ſelbſt, und gewinnen für ein lichtes und geiſtiges Daſeyn und eine leichte Beweglichkeit eine bleierne Schwere und eine nervenloſe Mattigkeit, die ſie durch ein langes Leben ſo hinſchleppen müſſen. Aber eine in freien Spielen und Uebungen verlebte Jugend erfriſcht die Leiber und klärt die dumpfen Geiſter ab. Dieſe Uebungen ſind die Winde, welche die Nebelwolken vom Himmel wegrollen und die faulen Waſſer der Seen aufſchütteln, welche ſonſt Seuchen und Tod gebrütet hätten; ſie machen freudige und rüſtige Menſchen.

Ich habe nur von gefährlichen Trieben und Leidenſchaften der Jugend geſprochen, die ein faules, ſtillſitzendes und brütendes Leben ausheckt. Dieſe werden oft Laſter. Mit den Jahren der Mannbarkeit, wo im Menſchen das geſchieht, was in den Bäumen im Frühlinge, und was der Gärtner das Eintreten des Saftes in die Bäume nennt, erwachen mit allen Geiſtern auch die heftigſten Triebe, beſonders der ungeſtümſte von allen, der Trieb der Wolluſt. Gefährlich iſt es dann, den Jüngling mit ihm ſelbſt und ſeiner ſpinnenden Fantaſie allein zu laſſen; er muß oft mit Gewalt hinausgetrieben werden in das Leben und in die eigentliche Rennbahn des Lebens, ſein Herz muß auf ein hohes Ziel geſtellt, ſein Leib muß durch männliche Uebungen zerarbeitet und ermattet werden, kurz Geiſt und Leib, die im ungleichen Kampfe einander immer aufwippen wollen, müſſen durch Zucht und Kunſt der Männer ins Gleichgewicht gebracht werden. Man erkläre dem Jüngling noch ſo viel, was er als Menſch und als Chriſt ſeyn ſoll, wie löblich die Zucht, wie preislich die Keuſchheit, welch ein köſtliches Gut die Geſundheit, wie auch die Geiſter durch die Entzügelung der wilden Triebe mit verſchüttet werden; man führe ihn vor die Tugend und vor Gott, man halte Bußübungen und Betſtunden mit ihm, man lege ihm das Wort des Apoſtels der Leib eines Chriſten ſoll ein Tempel Gottes ſeyn hundertmal und tauſendmal nach allen Seiten aus — die Natur iſt allmächtiger, als alle Lehren und Gebete. Hier gilt es nicht, zu ſchwatzen und zu belehren — der Jüngling weiß ſo gut als der Mann und Greis, was recht iſt — denkt und handelt für ihn, und die überflüſſigen Worte könnt ihr bei euch behalten. Heraus mit dem Jüngling ins Freie! laßt ihn arbeiten, laufen, ſpringen, klettern, ſchwimmen, fechten, und haltet ihn ſonſt mäßig und züchtig, und ein tüchtiger Schlaf wird ihn oft ohne Träume aufs Bett legen, und der lichte Morgen wird ihn immer fröhlich erwecken. Es iſt hier aber nicht allein die Arbeit, was behütet; es iſt die Friſche des Lebens, die Geſellſchaft, die gegenſeitigen Mittheilungen und Reitze, welche das Gemüth aus ſeinen Flammen herausreißen, worin es ſich verbrennen will; es iſt die Richtung auf viele Ziele des Lebens, die in der Ferne gezeigt werden. Das iſt überhaupt die ganze Aufgabe für die Erziehung des Jünglings, daß er in der Nähe Arbeit für den Leib habe, daß ſeine Geiſter zu der Höhe der Ideen gehoben, und ſeine Träume in die weiteſten Fernen gerückt werden.

Vor vielem Schlechten und Verderblichen, was die Blüthe der Jugend antaſten und beflecken kann, wird der Jüngling hier ſchon durch Stolz behütet. Durch die Fertigkeiten, die er erlangt, gewinnt er einen löblichen Ehrgeiz immer weiter zu ſchreiten; durch die Geſchwindigkeit, Geſchmeidigkeit, und Stärke ſeines Leibes, lernt er eine innige Freudigkeit des Daſeyns kennen, die in ihr ſelbſt ihren Preis hat; Schönheit und Stärke, deren Bild er in ſich und in andern erblickt, reitzen, ſo herrliche Gaben nicht faul oder nichtswürdig zu vergeuden; auch das Lob wackerer Jünglinge und Männer, die Auszeichnungen, welche die Spielrichter und das Urtheil der Genoſſen allein den Würdigſten geben, und daß Freiheit, Ehre, Vaterland, und alles Hohe in der Ferne als Ziel gewieſen werden, laſſen nicht in Gemeinheit verſinken. So gewinnen wir ein ſchönes, ſtarkes, ſtattliches, und durch den höchſten Reitz der Männlichkeit vor Weichlichkeit und Wolluſt bewahrtes Geſchlecht.

Aber meine Uebungen ſtärken nicht allein die Leiber und bewahren die Geiſter unbefleckt, ſie ſind auch eine ächte ſpartiſche Schule der Kraft und Weisheit. Auf dieſem Kampfplatz erſcheint der Aermſte wie der Reichſte, der Sohn des Tagelöhners wie der Sohn des Grafen; ſie ſind gleich durch eine glückliche Jugend, die von dem Ehrgeitz und Streit der ſpäteren Jahre noch nichts weiß; ſie fühlen ſich gleich durch Freude und Freiheit, und werden einander am gleichſten gerückt durch die gemeinſchaftliche Beſtimmung, die ihnen vorgehalten wird, daß ſie alle einſt würdig ſeyn ſollen, als gerüſtete Männer aufzutreten und als Bollwerke für das Vaterland ſich dem Tode entgegenzuwerfen. Hier in dieſem jugendlichen und freien Staate, wo kein Zwang die Klaſſen und Arten von einander ſcheidet, theilt jeder ſich und das Seinige dem andern mit, und ſo bilden ſie einander. Denn man glaube nicht, daß bloß diejenigen lehren können, welche methodiſch gelernt haben; Gott, die Natur, und die Liebe unterweiſen viele Menſchen beſſer, als ſie durch ihre Meiſter unterwieſen werden können, und mancher Sohn eines Tagelöhners oder Bauern, der weder ſchreiben noch leſen kann, iſt oft in einer beſſeren Schule der Weisheit geweſen, als der Sohn des Grafen und Freiherrn, der mit einer Mabonne begann, und mit einem von Gelehrſamkeit ſtäubenden Magiſter aller freien Künſte ſchloß. Hier wird aus der freien Uebung und der hohen Geſinnung mancher Blitz der jungen Seelen von ſelbſt hervorſchlagen und in den andern zünden; es wird, was als Volkswitz, Sprichwort, Fabel, und Lied hie und da einzeln lebte, aller Gemeingut werden; es wird durch die Reibung der mancherlei Klaſſen an einander etwas Gemeinſames, was allen gehört, etwas Volksthümliches hervorſpringen, ſie werden ſich in einander hineinlieben und hineinleben, ſie werden ein kleiner politiſcher Staat werden. Zu geſchweigen, daß auch die roheſten Geiſter durch die Geſellſchaft werden erweckt, und daß auch den Aermſten und Bedrückteſten des Volks manche Gaben der Lehre und Bildung werden mitgetheilt werden, die für die Zukunft mehr werth ſind als Geld.

Ich ſage: es wird ein kleiner politiſcher Staat werden. Auf das Wort lege ich viel Gewicht; darauf kömmt es mir am meiſten an. Wir Teutſche haben uns gerühmt, wir ſeien keine Politiker, wir ſeien Kosmopoliten oder vielmehr Kosmopolitiker; und wir meinten uns mit dieſer Benennung ganz beſonders hoch zu ſtellen. Die Zeit hat uns gewieſen, wie tief wir ſtanden, und wir haben durch Gottes gnädige Hülfe eben jetzt einige Wochen Zeit gehabt, die Abgründe unter unſern Füßen zu betrachten. Wenn ein ganzes Volk von ſich rühmt, es ſei nicht politiſch, ſo rühmt es ſich der Dummheit. Denn die Politik iſt nichts anderes, als die feinſte Kunſt, die äußerſten Fäden des Außenlebens, die zerriſſen oder in einander verwirrt ſind, wieder zuſammenzuknüpfen oder zu entwirren; ſie iſt die höhere Schätzung und Berechnung der äußeren Dinge, wo die Mittelglieder fehlen, und wo man wie Leibnitz und Newton ins Unendliche Sprünge machen muß, um die verborgene Wahrheit zu finden. Dahin hatten wir uns verſpielt, daß wir alles wußten und alles berechnen und beklügeln konnten, nur nicht, wie die Erde regiert und die Herrlichkeit der Völker erhalten wird. Es thut uns wahrlich noth, daß wir die verachtete und verlorne Kunſt wieder hervorſuchen; und dies kann nicht durch die papierne Weisheit geſchehen, die auf dem Katheder ſo breit gelehrt wird, ſondern allein durch ein freies und kräftiges Zuſammenleben des Volks und ſeiner verſchiedenen Klaſſen und Arten; denn das allein hat politiſche Völker gemacht. So waren die Holländer einſt politiſch, als die de Witte und Grotius unter ihnen lebten, ſo ſind es die Engländer bis dieſen Tag.

Aber nicht allein den politiſchen Sinn werden dieſe feiernden Geſellſchaften wecken; ſie werden auch ein teutſches Volk, ächte teutſche Männer werden ſie erwecken. Auf dieſen Waffenplätzen ſtehen die bravſten und biederſten Männer der Gemeinde vor; viele Gute und Würdige werden als Zuſchauer, als Freunde der Jugend und Freude, als Ermunterer und Warner nie fehlen. Leiſe und ſtill wird durch Beiſpiel und Lehre manches Treffliche in die jungen Seelen geträufelt, und geht nimmer verloren, weil es nicht als Gelehrſamkeit erworben ward. Bei den männlichen Uebungen und der Richtung der Gemüther auf das Tapfere und Ernſte, bei der Hinweiſung auf ein fernes Ziel, das um ſo höher ſchwebt, je ferner es ſteht, werden alle die muthigen und waidlichen Geiſter lebendig werden, die aus teutſchen Menſchen hervorſprudeln können. Die Jünglinge werden ſich ſelbſt zu teutſchen Männern bilden, ſie werden ein Bild der Wahrheit, Tüchtigkeit, Zucht, und Treue mit in ihre Häuſer und Hütten nehmen, die von ihnen wieder auf das Ganze übergehen. So werden ſie Volk werden. Es bedarf hier keiner Lehrer und Meiſter der ſogenannten Teutſchheit; die Uebungen und das Leben lehren ſie; ein Klang, ein

Wink, ein fliegendes Wort zuweilen iſt genug, und die jungen Herzen ſchießen von ſelbſt auf ihrer Bahn fort. Das iſt das Vortreffliche, wenn viele zuſammen gebildet werden, wenn nur der Geiſt irgend auf etwas Großes und Ernſtes gerichtet wird, was man jedem Muthigen als Preis der eigenen Kühnheit zeigt. So wird eine rechte Geſellſchaft, ein Volk. Es giebt Orden, die keine Bullen aufheben können, weil ſie keine Weihen und Geheimniſſe haben. Dieſe braucht, Zeitgenoſſen, ſie ſind die beſten, ja die einzigen.

Ich habe ungefähr gezeichnet, was werden kann, und was verſtändigere und weiſere Männer, welchen ihr Vaterland und die Ehre des teutſchen Namens lieb iſt, einrichten mögen. Die Anfänge werden klein und vielen, die nur immer das Aeußere ſehen, lächerlich ſeyn, aber Männer werden aus dieſen Schulen hervorgehen, wenn ſie erſt den Geiſt des Volks gefaßt haben und nachher durch den Beifall und die Liebe des ganzen Volks getragen werden. Der Leib des Menſchen, dieſes göttliche Meiſterſtück von Schönheit, Stärke, und Ausdauer iſt in den letzten Jahrhunderten bei allen Völkern mehr als recht verſäumt worden, und auch deswegen ſind wir in Weichlichkeit und Faulheit und zuletzt in Unglück und Knechtſchaft gefallen. Was einſt in Elis und zu Korinth bekränzt ward, was in den Gymnaſien zu Kreta und Syrakus, was in den Rennbahnen zu Sparta und Theben die Augen und Herzen vergötterten, was noch jetzt ein Häuflein von 15,000 Montenegrinern unüberwindlich macht, und viele Schweizer und Tyroler als Rieſen vor uns hinſtellt — dieſelben

Spiele und Kämpfe können ein neues Menſchengeſchlecht bereiten. Wir werden klein beginnen, aber ſollen wir darum zweifeln, daß wir nach einigen Jahren nicht Jünglinge haben, Darſteller jeder Stärke und Schönheit und Meiſter jeder Ringfertigkeit und Kunſtreichheit? ſollen wir immer und ewig wie dummes und plumpes Vieh am Boden liegen, und uns ſelbſt zu den [illegible] treiben laſſen, wenn Tacitus erzählt, daß unſre Altvordern nackt zwiſchen gezückten Speeren und Lanzen tanzten und über die tödtlichen Spitzen im Scherz hinſchlüpften? Der Menſch kann unendlich viel, wenn er die Faulheit abgeſchüttelt hat, und ſich vertraut, daß ihm gelingen muß, was er ernſtlich will. Die Stunden, welche ich auf ſechs Monate geordnet habe, möchten manchem wohl zu wenig dünken; aber ich habe dieſe, und nur dieſe wählen müſſen, damit die bürgerliche Ordnung und Arbeit nicht zu ſehr geſtört würde. Aber wie die Natur der Jugend iſt, kann ich beſtimmt darauf rechnen, daß, wenn der Stoß einmal gegeben worden, die Jünglinge durch ſich ſelbſt und auf mancherlei Weiſe die Uebungen auch in andern Stunden fortſetzen und ſo durch eignen Trieb vollenden werden, was die Haushaltung mit der Zeit auf den öffentlichen Spielplätzen nicht erlaubte. Die Hauptſache iſt mir auch hiebei, daß die Geiſter geweckt und gelöſt werden. Es iſt ein wunderbares Ding um den Menſchen, und ſelbſt um den menſchlichen Leib; er iſt oft einer Blume zu vergleichen, worüber der Gärtner eine Scherbe oder ein Glas geſtellt hat, damit Luft und Froſt ſie nicht berühren; ſie kriecht matt am Boden hin. Sind ihr Luft und

Licht, und in wenigen Tagen breitet ſie ſich mit allen üppigen Blättern gegen die himmliſche Höhe aus. So iſt der menſchliche Leib und Geiſt jeder in ſeiner Art. Gieb dem Geiſte einen Stoß, ſchnelle ihn mit irgend einem lebendigen Triebe fort, wehe die trüben Wolken der Dumpfheit von ihm, und der Leib entwickelt ſich wunderbar unter dem heitern Himmel des Geiſtes. Alſo immer friſch! übe den Leib männlich und tapfer, und du übſt zugleich eine mannliche und tapfere Seele.

Dieſe Uebungen, welche als allgemein menſchliche Uebungen für die Bildung und Schönheit der Leiber und Geiſter betrachtet werden können, ſind zugleich kriegeriſche Uebungen. Alles, was die Leiber ſtark und geſchwind und die Geiſter frei und entſchloſſen macht, ſchafft auch treffliche Soldaten. Dieſe meine Jünglinge dürfen nur unter die alten geübten Krieger eingeſtellt und einige Wochen in den gewöhnlichen Bewegungen und Handgriffen unterwieſen werden, ſo ſind ſie fertige Krieger. Auch daß dies eine Vorübung des Krieges würde, hatte ich im Auge; aber jenes Erſte, vortreffliche Menſchen zu machen, war mir immer das Gröſte.

Ich bin feſt überzeugt, daß der Kriegskunſt in den nächſten Zeiten eine groſe Veränderung bevorſteht; durch Jugendübungen dieſer Art würde ſie am geſchwindeſten kommen. Das ſchwere Geſchütz und ſein Gebrauch iſt zu der Leichtigkeit und Vollkommenheit gediehen, daß es ſich grade dadurch vernichten muß; man muß darauf ſinnen, dieſes Mordſpiel, was Kanonen und Kartätſchen jetzt mit dem Menſchen treiben, durch ein anderes Spiel zu zerſtören, und man wird es dadurch zerſtören Für Feſtungen und Gebirge, für geſchloſſene Päſſe und Schlüchte wird das ſchwere Geſchütz immer ſeine Vorzüglichkeit behaupten. Aber Feſtungen werden durch gleiches Geſchütz beſchoſſen und genommen oder ausgehungert; Heere in Gebirgen und Päſſen können oft umgangen, und ſo aus dem Vortheil ihrer Stellungen geſetzt werden: und iſt das nicht, ſo können ſie nicht immer dort ſtehen; ſie wollen leben, ſie müſſen auf die Ebene herunter, wo Vieh, Korn, und Wein wächſt, und müſſen um ihren Beſitz ſchlagen. Da nun droht dem ſchweren Geſchütz ein Feind, der gewiß kommen wird. Wir ſehen eine halbe Million Männer zwiſchen achtzehn und fünfundvierzig Jahren, deren Jugend auf die vorbeſchriebene Weiſe geübt worden iſt. Ich wähle mir aus dieſen ein Zehntel aus, d. h. 50,000, die ſtärkſten, gewandteſten, und geſchwindeſten Männer, welche Lanze und Schwerdt zu handhaben und auf fünfhundert bis tauſend Schritt den Pferden faſt gleich zu laufen wiſſen. Dieſe ſind in meinen Schlachten, was die Römer Tertiarii nannten, die dritte Linie, der gewaltige Rückhalt. Sie ſind für die großen Schläge beſtimmt, und werden, ſo lange die Schlacht ſich mit dem Feinde nur noch betaſtet, und die Anfänge verſucht, und die Gelegenheiten und Stellungen prüft, außer der Schußweite gehalten; wann aber irgend ein großer Augenblick der Entſcheidung erſcheint, dann rennen ſie mit und gleich den Reitern vor, werfen, zertrümmern, nehmen das Geſchütz: ſie vernichten. Dieſe Entwickelung oder etwas ihr Aehnliches ſehe ich im Geiſte voraus, wodurch eben die Furchtbarkeit des großen Geſchützes durch perſönliche Geſchwindigkeit und Kühnheit zum großen Theil vereitelt werden und Stärke und Muth wieder ihre alte Stelle erhalten müſſen. Wir wiſſen, wie die Aufſtänder der Vendee, die Neger auf Hiſpaniela, ja auch die Tyroler Kanonen genommen haben. Durch ſo geſchwinde und ſtarke Krieger wird, wenn bei ihnen die rechte Kühnheit iſt und ſie einen den Augenblick faſſenden Führer haben, oft in zwei drei Stunden entſchieden werden können, was man jetzt in zwei drei Tagen mörderlicher, und nicht ſo luſtig und menſchlich, methodiſch abkanonirt. Ich ſetze unendliches Vertrauen in Lanzen von ſtarken Armen geführt und auf ſchnellen Füßen fortgetragen; ſie müßten in wenigen Stunden ein Schlachtfeld rein fegen. Freilich in der Hand eines dickbäuchigen Bürgers und langſamen Bauren, wie ſie nur ſind, welche nach einem Lauf von funfzig Schritt fünf Minuten Athem holen müſſen, iſt Lanze und Spieß, gegen Feuergewehr gebraucht, eine lächerliche Waffe; aber in den rechten Händen müßten ſie jetzt wirken, wie vormals, zumal wenn man bedenkt, wie wenige Kugeln treffen. Im Gebirgkriege, gegen zerſtreute Truppen, und Jäger würden die Lanzen weniger anwendbar ſeyn; dort vertauſchten ihre Träger ſie gebührlich mit Büchſen oder Flinten. Wenn die teutſchen Beine in der Jugend laufen und die teutſchen Brüſte in der Rennbahn Athem holen lernen, ſo ſollten teutſche Fäuſte mit dieſen Waffen den leichten Franzoſen wohl einmal etwas aufgeben, und wir würden von dem alten furor tedesco der Lanzknechte des Jakob Emſer und Georg Frendsberg, wovon Machiavelli und Guicciardini ſo viele Wunder zu erzählen wiſſen, noch einmal ſingen und ſagen. Die Zeit wird viel Neues bringen in der Kriegskunſt wie in allem; glücklich, wenn wir auf alles bereit ſind und die Geiſter auf männliche Künſte und Tugenden rüſten!

Ich komme jetzt zu dem, worauf dies alles, wenn gleich aus einiger Entfernung, auch hingeſpielt hat, auf die Einrichtung des eigentlichen Kriegsweſens in einem kleineren oder gröſſeren teutſchen Staate; denn auf die Vorausſetzung einer beſtimmten Gröſſe kömmt es mir hier nicht an. Fürs Erſte ſchneide ich durch meine Einrichtung neun Zehntel des ganzen ſtehenden Fußvolks weg, und bringe das hervor, daß nur einige Wochen im Jahre das ganze Volk ſich zum gewaltigſten Kriege zu rüſten ſcheint, dann aber die verſammelte Menge ſich wieder in den Geſtalten und Geſchäften des Friedens verliert. Ein Groſſes, was ich dadurch gewinne, iſt eine auſſerordentliche Erſparung von Mitteln. Ich erleichtere dem Staat und ſeinen Bürgern die Laſt, worunter ſie ächzen; denn bei der bisherigen Verfaſſung waren es die ſtehenden Heere, wofür auch im Frieden die meiſten Auflagen gemacht werden mußten. Mein gröſter Gewinn aber iſt für die Sitten; denn ſtehende Heere ſind in Friedenszeiten ſtockenden Lachen gleich, woraus Fäulniß und Ungezieſer brütet: der Paradendienſt, der viele Müſſiggang, und das dichte Zuſammenleben im geſchäftigen Nichtsthun müſſen die Jugend nothwendig vielen Lüſten und Laſtern preisgeben. Was ich hier wegen des Fußvolks vorſchlagen werde, iſt im Ganzen gar nichts Neues; mehrere Völker haben ähnliche Einrichtungen gehabt, und noch beſteht eine ſolche Einrichtung bei zwei Völkern, welche nebſt den Schotten unſtreitig das erſte Fußvolk der Welt ſind, bei den Schweden und Normännern. Schweden unterhielt vor ſieben Jahren 50,000 bis 60,000 Mann Fußvolk in Friedenszeit. Wie das Verhältniß ſeit den letzten drei Jahren ſteht, weiß ich nicht. Von dieſen 50,000 bis 60,000 Mann waren etwa 5000 Mann (nemlich die Leibwächter und einige andere Regimenter in Feſtungen) geworbene und zugleich ſtehende Soldaten. Die übrigen erſchienen nur etwa drei Wochen im Jahre ſo, wann ſie ihre Uebungen hielten; dann verſchwanden ſie wieder gleich allen andern Bürgern unter dem Volke. Man nannte dieſe auf ſo wenige Wochen erſcheinende Soldaten eingetheilte Regimenter, und ſah ſie als den eigentlichen Kern der ſchwediſchen Macht und Ehre an. Der Name und die Einrichtung gehört Karl dem Eilften, einem der größten und weiſeſten Könige Schwedens. Er machte einen Anſchlag über das ganze ſchwediſche und gothiſche Reich, wie viele Regimenter Fußvolk und Reiterei jede Landſchaft halten könnte, vertheilte auf die Grundſtücke, wie viele Soldaten jedes Gut und jede Herrſchaft halten ſollte, und ſchlug zur Beſoldung des Befehls Ländereien von Staatsgütern an. Dieſe jedem Regiment zugetheilten Ländereien, welche als die Beſoldung der Officiere und Unterofficiere betrachtet werden können, heißen in Schweden Wohnſtellen (Boställen). Auch den Gemeinen wurden kleine Vortheile zugeſtanden, z. B. eine Wohnung, ein Gärtchen, ein Morgen Landes zu beſäen, freie Weide für eine Kuh, freies Holz. Im Frühlinge verſammelt ſich jedes Regiment etwa drei

Wochen lang, und macht ſeine Uebungen: je alle fünf oder zehen Jahre werden auch wohl größere Uebungen gemacht, zu welchen die Regimenter mehrerer Landſchaften zuſammenſtoßen. Etwa einmal oder zweimal monatlich halten die Officiere in den einzelnen Kirchſpielen eine Art Schau, die ſie Kirchenparade nennen. Man hat dieſe Regimenter, wiewohl ſie keine täglichen Wachparaden halten, nie beſchuldigt, daß ſie ſich ſchlechter ſchlagen, als die königlichen Leibwachen und andere geworbene Regimenter.

Ich habe eben geſagt, ich bedürfe keiner beſtimmten Vorausſetzung noch einen gegebenen Staat für meine Einrichtung, weil ſie auf das Kleine wie auf das Große paſſe; aber das Gegebene erklärt beſſer: und ich nehme mir deswegen etwas Beſtimmtes. Dieſes Beſtimmte ſei der preußiſche Staat, wie er im September 1806 war.

Dieſer Staat von ungefähr 10 Millionen Einwohnern ſoll in Friedenszeiten alſo gerüſtet ſeyn, daß er, ſo wie das Wort Krieg erſchallt, 300,000 Mann Fußvolk, 50,000 Reiter, und 25,000 Mann für das Geſchütz und die Feſtungskunſt in wenigen Wochen fertig ſtehen hat.

300,000 Mann Fußvolk iſt für die Friedens- und Kriegszeit mein feſtſtehendes Simplum.

Von dieſen 300 000 Mann ſind etwa 20,000 Mann ſtehende Soldaten, für den Dienſt und Glanz des Herrſchers. Die übrigen werden nur während der Uebungen jährlich einige Wochen in ihren Darſtellern geſehen.

Meine Fahne (Regiment, oder Stab) Fußvolk beſteht aus 2500 Mann.

Dieſe Fahne iſt getheilt in 10 Fähnlein (manipuli, Kompagnien), jedes Fähnlein von 250 Mann.

Ich habe alſo 120 Fahnen Fußvolk.

Von dieſen ſind 8 Fahnen, oder 20,000 Mann, ſtehende Soldaten.

Mir bleiben alſo 112 Fahnen jenes Fußvolks, welches im Frieden kaum geſehen werden ſoll.

Für dieſe beſteht folgende Einrichtung:

Ich ſchlage über mein ganzes Land ein Netz, und theile es nach dem Maaße der Bevölkerung in 112 Kreiſe oder Bezirke, was man ſonſt Cantons nannte.

Jeder Fahne wird ihr Kreis zugetheilt, und ihr Hauptort angewieſen, wo ſie ihre Verſammlungen und Uebungen hält und nach welchen ſie benannt wird. Denn nach Zahlen nenne ich Menſchen nicht gern, z. B. die zehnte oder dreißigſte Fahne. Zahlen ſind todte Dinge, Namen von Orten ſind lebendig; denn Namen von Orten und Menſchen erinnern an Tugenden, die an dieſer oder jener Stelle einſt heimiſch waren, und erwecken neue Tugenden: z. B. das Regiment Anſpach Baireuth, das Anklammer Regiment, das Colberger Regiment jetzt — welche Namen und Erinnerungen!

Alle dieſe auf dieſe Weiſe eingetheilten Fahnen heißen Kreisfahnen zum Unterſchiede von den ſtehenden Fahnen.

Bei jeder Fahne ſind der Stab, die Hauptleute der Fähnlein, und außer dem Hauptmann bei jedem Fähnlein ein Leutnant, ein Feldwebel und ein Unterofficier, welche mit dem Hauptmann die polizeilichen Geſchäfte des

Fähnleins, z. B. die Haltung der Rollen und Verzeichniſſe, die Kirchenparaden u. ſ. w. beſorgen, nach dem Kriegsſtaat ordentlich beſoldet.

Außer dieſen ſind aber bei der Mannſchaft, die unter Einer Fahne ſteht, noch viele Officiere und Unterofficiere angeſtellt, welche für Ehre und Vaterland umſonſt dienen, übrigens aber mit den Beſoldeten nach ihren Graden ganz gleichen Rang haben. Man kann nicht genug Männer haben, welche befehlen können. In Kriegszeiten werden diejenigen von ihnen, die man zum Dienſt bedarf, ordentlich beſoldet.

Den Stab der Fahne ernennt der Herrſcher. der aber gern auf ihre Wünſche hören wird. Die Hauptleute und den ganzen Unterbefehl wählt die Fahne aus ſich ſelbſt nach Stimmenmehrheit, und der Herrſcher beſtätigt die Gewählten.

Soldaten der Kreisfahne ſind alle männliche Einwohner des Kreiſes zwiſchen dem ſiebenzehnten und fünfundvierzigſten Lebensjahre.

Vom Dienſt befreiet nur:

1) Gebrechlichkeit, alſo Untauglichkeit.
2) Beſtimmte Anſtellung in einem Amte. das ſeinen Mann auch im Kriege nicht entbehren kann.
3) Dienſt in dem ſtehenden Heere.

Uebungen hält die Fahne zweimal im Jahre:

das erſte Mal gegen den Ausgang des Winters, vor dem Anfange der Ackerarbeit, drei Wochen lang;

das zweite Mal im Herbſt nach beſtellter Winterſaat, wieder drei Wochen.

Bei dieſen Uebungen müſſen unweigerlich alle erſcheinen, welche pflichtig ſind ſie mitzuhalten; doch ſo, daß die eine Hälfte für die Frühlingsübungen, die andere für die Herbſtübungen genommen wird; denn wir wollen den Gang der nethwendigen Arbeiten und Geſchäfte des Lebens ſo wenig als möglich ſtören.

Einſtellen müſſen ſich an dem Tage, wo die Uebungen beginnen, alle wehrhafte Jünglinge und Männer von dem ſiebenzehnten bis zum fünfundvierzigſten Lebensjahre. Dann wird über alle Waffenſchau gehalten.

Entlaſſen werden aber ſogleich den dritten und vierten Tag alle, die von achtundzwanzig bis vierzig Jahre alt ſind.

Die vom ſiebenzehnten Jahre aber bis zum achtundzwanzigſten müſſen die Uebungen volle drei Wochen mithalten.

Monatlich einmal halten die Hauptleute, jeder in ſeinem kleineren Bezirk, in irgend einem Dorfe oder einer Stadt ihres Mittelpunkts außer dieſen großen Uebungen Kirchenparade ihres Fähnleins.

Jede Fahne hat auch ihren beſoldeten Feldprediger.

Der Anfang und die Auflöſung der Verſammlung zu den Uebungen werden, weil die Menſchen für einen hohen Zweck zuſammenkommen, mit feierlichem Gottesdienſt begonnen und geſchloſſen.

Jeden Tag beſchließt auch ein kurzes Gebet und ein frommes Lied, unter freiem Himmel geſprochen und geſungen, die Waffenarbeit. Denn die Menſchen müſſen beſonders dann an Gott erinnert werden, wo es bloß auf den Leib und die leiblichen Kräfte anzukommen ſcheint und wo die leiblichen Begierden ſo gern wild werden wollen.

Die ganze Schaar, die zu einer Fahne gehört, wird nach ihrer Neigung und Tauglichkeit eingetheilt in Granadiere, Flintner, und Jäger oder Scharfſchützen; vielleicht kommen einmal auch noch Lanzenknechte hinzu.

Sie werden dieſer Eintheilung gemäß verſchieden bewaffnet.

Die Kleidung iſt gleichförmig, nicht ärmlich von Anſehen und Zuſchnitt, aber einfach und tüchtig, wie die Tracht kriegeriſcher Männer ſeyn ſoll.

Die Vermögenden kleiden ſich ſelbſt, die Armen werden von der Gemeinde gekleidet.

Die Kleider dieſer Armen werden von dem Feldwebel jedes Fähnleins in einer beſondern Kleiderkammer verwahrt und ihren Trägern bloß für die Uebungszeit und die Kirchenparaden abgereicht.

Die Waffen ſchaffen und halten die Vermögenden ſich ſelbſt nach den vorgeſchriebenen Muſtern, den Aermeren reicht ſie der Staat.

Während der dreiwöchentlichen Uebungszeit unterhält jede Gemeinde die Unvermögenden, die von ihr ausgehen; aber die Vermögenden unterhalten ſich ſelbſt.

Wann Krieg entſteht, ſo füllt ſich die Fahne von 2500 Mann, falls ſie vollſtändig gebraucht wird, zuerſt von den Männern zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren, ſo daß vom zwanzigſten bis dreißigſten Jahre fortgeſchritten wird, z. B. Aushebung der Jünglinge von dem zwanzigſten bis zweiundzwanzigſten Jahre, und ſo weiter. Doch wird keinem Freiwilligen zwiſchen zwanzig und fünfundvierzig Jahren verwehrt mitzugehen.

Iſt ſo gefährlicher Krieg, daß das Simplum um die Hälfte vermehrt werden und alſo 450,000 Mann Fußvolk ausrücken müſſen, oder bedarf man gar das Duplum, oder 600,000 Mann, und reichen die zwiſchen dem zwanzigſten und dreißigſten Jahre nicht zu, ſo nimmt man auch die Jünglinge zwiſchen dem ſiebenzehnten und zwanzigſten Jahre, doch nicht vom ſiebenzehnten bis zwanzigſten Jahre aufſteigend, ſondern vom zwanzigſten bis ſiebenzehnten Jahre hinunterſteigend: ſo daß die vom zwanzigſten bis neunzehnten Jahre zuerſt, dann die vom neunzehnten bis achtzehnten, zuletzt die vom achtzehnten bis ſiebenzehnten Jahre kommen. Denn in unſerm Norden iſt die Jugend zwiſchen dem ſiebenzehnten und zwanzigſten Jahre faſt noch zu grün und ſaftig; ſie kann Muth und Stärke haben wie die andern Männer, aber ſie iſt den Beſchwerden und Mühſeligkeiten nicht ſo gewachſen, und wird mehr durch Krankheiten als durch das Schwerdt aufgerieben. Die rechten Jahre der Kraft und Ausdauer ſind die Jahre zwiſchen dem fünfundzwanzigſten und funfzigſten Jahre. Die letzten, die an den Aufruf kommen, ſind die zwiſchen dem dreißigſten und fünfundvierzigſten Jahre Wenn aber die größte Gefahr iſt und Knechtſchaft und Unterjochung gedroht wird, ſo rücken alle Männer, die ſich noch bewegen können, ins Feld, auch die Sechszigjährigen und die Aelteren, und ſchlagen auf den Feind, und zermalmen ihn. Da Geſchicklichkeit und Wille von Jugend auf geübt und beſeelt ſind, ſo werden alle dem Vaterlande ſowohl helfen können als wollen.

Wenn auf dieſe Weiſe ein ganzes wehrhaftes Volk geübtes Fußvolk iſt, wenn die Jugendſpiele und dieſe allgemeinen Kriegsübungen auch den Geiſt eingegeben haben, worauf es ankömmt, ſo wird es ſelten mehr als das Simplum vom 300,000 Mann bedürfen, um jedes fremde Volk in Ehrfurcht zu erhalten. Iſt aber ja ein Feind übermüthig, ſo nehme man die ganze Kraft des Volkes, wälze ſie auf ihn, und zerſchmettre ihn. Oft ſind die Umſtände ſo, daß dies bald thunlich und rathlich iſt. Schrecken und Furcht ſind überhaupt die einzigen ſicheren Vertheidiger eines Volks und die beſten Bürgen für ſeine Ehre und Freiheit. Ein Volk ohne Waffen ruft vergebens die Gerechtigkeit an, Gott und Menſchen helfen dem nicht, der verſäumt hat, was Gott ihm zum Schutz gab. Kann man durch die Menge geſchwinde Schläge thun und das Uebel an der Wurzel abhauen, ſo iſt es allerdings vortheilhafter, 600,000 Mann auf drei Wochen als 50,000 Mann auf drei Jahre zu gebrauchen.

Dieſem allem, was in ſeinem Zuſammenhange ſo natürlich und einfach und in ſeiner Ausführung ſo leicht iſt, werden viele doch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenſchieben. Alte Gewohnheit und Wahn, Dummheit, Faulheit, und Eigennutz werden ein Zetergeſchrei anſtimmen. Das muß die Regierung nicht kümmern, ſie muß die Gewohnheit und den Wahn belehren, die Dummheit zwingen, die Faulheit aufſchütteln, und den Eigennutz ſtrafen. Der allgemeine Vortheil gewinnt unendlich, der Staat bürdet ſich wenigſtens zwei Drittel der

Ausgaben ab, die ihm ein ſtehendes Heer von 200,000 Mann Fußvolk koſten würde, der einzelne Eigennutz darf alſo dagegen nicht ſchreien, weil alle Bürger des Landes dabei gewinnen. Die Dummheit gehorcht nur der Strenge, und die Faulheit will geſtoßen werden; die Regierung muß die Dummen flink und die Faulen rüſtig und lebendig zu machen ſuchen. Sie muß auf das Ganze ſehen, und uns ſo führen, daß wir endlich die wahre Freiheit und Herrſchaft ertragen können. Damit wir freie und ehrenwerthe Bürger ſeyn können, müſſen wir uns für das Große einem ſtrengen Befehl unterwerfen: der freie Mann muß am freieſten gehorchen lernen.

Was die welterobernden Römer Konſkription nannten und was die Franzoſen unſerer Tage eben ſo genannt und mit dreifacher Willkühr bei ſich eingeführt haben, wollen wir nicht haben; freiwillig wollen wir im Frieden für den Krieg gerüſtet ſeyn. Nur wann der Krieg da iſt, ſtellen wir uns, wie die Sparter weiland, wie die Römer in ihrer beſten Zeit, wie die Britten noch jetzt, unter die volleſte Gewalt unſers Herrſchers, dann gehorchen wir unbedingt, daß er uns gebrauche für das Vaterland. Was der Staat in Friedenszeiten von ſtehenden Truppen unterhält, ſind keine Ausgehobene, ſondern Geworbene, die ſich in Menge finden werden, da das ſtehende Heer im Verhältniß zur Bevölkerung ſo klein iſt; denn wir halten auf 10 Millionen Menſchen nur etwa 100,000 Mann.

Die Erſparung von Mitteln, welche wir durch die Einrichtung unſers Fußvolks gewinnen, macht es möglich, daß der Staat mehr wenden kann auf das, was auch im Frieden immer bereitet, geübt, und bewegt werden muß.

Es wird ein ſehr zahlreicher Generalſtab gehalten von gebildeten, geübten, und kenntnißreichen Officieren.

Alle die Geräthe, Sammlungen, und Einrichtungen, die für eine ſolche Geſellſchaft gehören, werden auf das freigebigſte geſchafft und angeordnet.

Wie ausgezeichnete Studenten Reiſeſtipendien haben, ſo giebt man ausgezeichneten Köpfen dieſer erleſenen Innung Hülfen zu Reiſen für ihre Kunſt, daß ſie, was in andern Ländern und bei fremden Völkern von Kriegseinrichtungen und Erfindungen Löbliches und Zweckmäßiges iſt, lernen, und in ihr Vaterland bringen. Andere, welche Luſt haben, ſchickt man mit Unterſtützung zu fremden kriegführenden Heeren, wann man ſelbſt im Frieden ſitzt, damit die lebendige Uebung nicht ermatte, und was Zeit und Völker immer Neues gebähren, nicht ungewußt ſei. Auch ein tapferes und kriegeriſches Volk kann im langen Frieden zu ſehr das Wirkliche und Brauchbare vergeſſen oder mit Veraltetem ſpielen.

Es werden in mehreren Landſchaften Kriegsſchulen geſtiftet, nicht eben ſolche, wie etwa die jetzigen Kadettenhäuſer, die man oft faſt Waiſenhäuſer nennen mögte, ſondern gleich andern Gymnaſien, offene Schulen für jeden, der ſich in den Kriegswiſſenſchaften unterrichten will, oder der ſich ausſchließend für den Soldatenſtand als für ſein künftiges Gewerbe beſtimmt. Für die mathematiſchen Wiſſenſchaften und was als

Beiſache dahin gehört, und für Erdkunde. Naturgeſchichte, und Geſchichte werden die tüchtigſten Männer, welche das Volk hat, hier angeſtellt. Dieſe Lehrſtellen ſind nicht wie jetzt ſchlecht bedachte Wartungsſtellen, ſondern ſolche, mit welchen die gebührliche Entſchädigung und Ehre der Arbeit verknüpft iſt. Weil die Geſchichte eigentlich des Soldaten, ich mögte ſagen auch des Menſchen und Chriſten zweite Bibel iſt, ſo trägt man den beſten und teutſcheſten Männer dieſe große Sache auf, damit ſie in die jungen Seelen gießen, was nie vergeht und für Gefahr luſtig und für den Tod unerſchütterlich macht: Gefühle unſterblicher Ehre, Grundſätze politiſcher Weisheit, Lehren, wodurch Freiheit und Vaterland erhalten werden.

Auf Feſtungen, Zeughäuſer, und Geſchütz wird die größte Sorge gewandt. Alle Geräthe des Kriegs müſſen die vollkommenſten ſeyn, weil jeder einzelne Menſch im Staate gedacht wird, als der da mehr werth ſei denn eine ganze Feſtung oder Zeughaus, und weil der Menſch durch die ſchlechte Rüſtung und die ſchlechten Waffen preisgegeben wird, wie die tüchtigen ihn beſchützen.

Die Reiterei von 30,000 Mann und die 25,000 Mann für das Geſchütz und die Feſtungskunſt, ſo wie die 20,000 Mann ſtehendes Fußvolk werden ordentlich geworben.

Der Reiter und ſein Pferd iſt einer zuſammengeſetzten Maſchine gleich, die Kunſt der Befeſtigung und des Geſchützes iſt eine ſinnige und große Kunſt: beide können nie genug geübt werden.

Daher wendet der Staat an was er kann, daß die Reiterei trefflich gerüſtet, beritten, und das ganze Jahr geübt ſei. Ein Reiter iſt einem Matroſen gleich, ſein Pferd iſt ſein Schiff, Waffen und Zeug ſind Segel und Takelei des Schiffes; hier muß alles immer in Bewegung ſeyn. Die Reiterei hat in Teutſchland Pappenheime, Geßler, Ziethen, Seidlitze, Laudone gehabt; in den letzten zwanzig Jahren ſcheint ſie nicht mehr geweſen zu ſeyn, was ſie in den Jahren 1740 und 1760 war. — Auch das ſchwere Geſchütz und ſein Gebrauch wird nur durch die unaufhörliche Uebung und Fertigkeit ſeiner Handlanger vervollkommnet: eine Artillerie, welche vier fünf Monate im Jahr Schießübungen und große Bewegungen macht und bei welcher man im Frieden das Pulver nicht ſpart, wird im Kriege Wunder thun.

Wie geſagt, ſind die Leute von der Reiterei und dem Geſchütz Geworbene, weil im Frieden auch kein Schatten von Soldatenzwang oder Konſkription erſcheinen ſoll. Doch können auch dieſe beiden Waffenarten im Frieden ihre Kreisſoldaten haben, die man zugewandte oder vielmehr freiwillige Schaaren nennen mögte.

Jedem Staatsbürger nemlich, der zur Reiterei oder zum Geſchütz Luſt hat, ſteht es frei, ſich dieſen zuzugeſellen, und iſt er dadurch von der Verbindlichkeit des Dienſtes und der Uebungen in einer Kreisfahne gelöſt.

Die Bedingungen, unter welchen er dies darf, ſind folgende:

Der freiwillige Reiter muß ſich ſelbſt mit Zeug, Waffen, und Pferd völlig rüſten.

Er muß jährlich ſechs Wochen die Uebungen der Reiterei der Standarte, welcher er ſich anſchließt, auf ſeine eigene Koſten mithalten, und ſo bis in das fünfunddreißigſte Lebensjahr fortfahren.

Sein Pferd und Waffen und Zeug müſſen bei der Schau untadelich erfunden werden

Wenn er dies erfüllt, gehört er als freiwilliger zugeſellter Officier oder Gemeiner der Standarte an, und zieht bei'm Ausbruch des Krieges mit ihr aus.

Der freiwillige Artilleriſt muß ſich ſelbſt Waffen und Rüſtung ſchaffen.

Er muß die großen Uebungen ſeiner Schaar jährlich zwei Monate mithalten.

Er muß ſich dabei auf ſeine Koſten unterhalten.

Wenn er dies erfüllt, gehört er nach dem Maaße ſeiner Kenntniſſe als freiwilliger zugeſellter Officier oder Gemeiner der Artillerieſchaar an.

In Feſtungen wird es folgendermaßen gehalten:

Die Bürgerſchaft darin wird als der Beſatzung zugehörig geachtet.

Sie iſt in beſondere Fahnen oder Fähnlein getheilt, je nachdem die Feſtung mehr oder weniger Einwohner hat.

Ein Theil ſind Scharfſchützen, ein Theil Artilleriſten, jeder nach ſeiner Neigung und Tauglichkeit.

Dieſe Bürger ſind alſo von dem Dienſt und der Pflicht der Kreisfahnen ausgenommen.

Dies aber bezieht ſich bloß auf die Bürger, und geht die andere junge Mannſchaft der Feſtungen nichts an, welche auch den Kreisfahnen angehören.

Die Bürger halten beſtimmte Wochen ihre Uebungen mit denen von der Beſatzung zuſammen.

Dient die Beſatzung, wann die Feſtung vom Sitz des Kriegs entlegen iſt, außerhalb der Feſtung, ſo ziehen die Bürger mit ins Feld, deren Alter ſie dienſtpflichtig macht, nach dem Maaße der Jahre, von welchen das Aufgebot über das ganze Volk ergangen iſt.

Uebrigens wird es hinfort nach alter teutſcher Weiſe gehalten:

1) Jeder Mann, der den Bürgereid leiſtet, muß mit Ober- und Untergewehr bewaffnet ſeyn, die ihm gehören, und eine gute Büchſe beſitzen.
2) Er gehört bis in ſein fünfundfunfzigſtes Jahr zur Schützengilde, und muß alle ihre Uebungen mithalten.
3) Dieſe Uebungen werden drei Sommermonate, im Junius, Julius, und Auguſt, gehalten, und nicht als Spiele getrieben.

Zwei Nachmittage in jeder Woche dieſer drei Monate müſſen alle Bürger ohne Unterſchied ſich auf dem Schießplatze einfinden, und die Schießübungen vier volle Stunden mithalten.

Wer nicht erſcheint, giebt eine Strafe, die ihm das Wegbleiben verleidet.

Gewählte Schützenälteſten halten auf Ordnung und Zucht.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01908/015

An welchen Tagen oder ob die Bürger ſich dieſe Uebungen auch zur Luſt und Feier machen und ſich zum Schluß derſelben mit ihren Frauen und Töchtern mit Tanz, Geſang, und Saitenſpiel ergötzen wollen, das ſoll von ihnen abhangen. Wann aber die Spiele als Feſte gefeiert werden, muß alles feſtlich hergehen, d. h. zugleich ernſt und fröhlich. Es liegt der Obrigkeit ob, darauf zu halten, daß kein Feſt des Volks eine bloße Poſſe wird.

Gegen dieſes und gegen manches Andere, was uns gefällt, wird man aus wirthſchaftlichen und polizeilichen Rückſichten die gewöhnlichen abgedroſchenen Einwendungen machen, daß es die Menſchen an Wildheit und Verſchwendung gewöhne und ſie den nothwendigen Arbeiten entziehe. Ein elender Tadel. Der tüchtige Menſch, der mit nichtswürdigen Vergnügungen und gedankenloſer Faulheit ſeine Zeit nicht vertändelt, hat viele Stunden zu Uebungen übrig, die ihn geſund, muthig, und männlich machen. Ich führe dieſen Einwendern bloß zu Gemüthe, wie viele köſtliche Stunden die meiſten Menſchen im nichtsnützigen und ſchlaffen Herumtreiben verlieren; wie viele Bürger und Bauren nicht bloß ſtundenlang, ſondern tagelang bei dem Bierkruge, der Tabakspfeiſe, und den Karten ſitzen, und faule Glieder und dicke Bäuche, ungeſunde Säfte, und ungeſundere Empfindungen und Gedanken zu Hauſe tragen; wie viele Jünglinge ſich anderswo nicht ſittlicher und kräftiger herumtreiben. Wer ſolche auf die Rennbahn treibt, thut Gott und der Menſchheit und dem Staat den größten Dienſt. Und ſelbſt wenn dieſe ökonomiſchen Warner Recht hätten, ſo bleibt mein Recht doch beſſer, als das ihrige. Das iſt nicht die höchſte Beſtimmung des Staats, daß wöchentlich einige Schuhe und Strümpfe mehr verfertigt und einige Furchen mehr gepflügt werden, ſondern daß ſeine Bürger ein an Leib und Seele geſundes, kräftiges, muthiges, und geſchicktes Volk ſeien. Uns, auch wenn wir den Menſchen nur als eine Waare oder wenigſtens nur als einen Waarenerzeuger anſehen, kömmt es gar nicht auf die Vielheit, es kömmt uns am meiſten auf die Güte der Waare an: unſer Staat iſt, nicht, damit die meiſten, ſondern damit die beſten Menſchen leben.

Schließlich komme ich auf einige Worte meiner Einleitung zurück. und führe ſie hier wieder an, weil ich ihren Sinn auslegen will. Ich ſagte:

„Traurig iſt die Erfahrung, daß die Epoche des höchſten Glanzes und der lieblichſten Blüthe unſers Geſchlechts auch gewöhnlich der Uebergang zur Weichlichkeit, Faulheit, Knechtſchaft, und endlich zum Untergang der Völker geweſen iſt. Bisher hat die Geſchichte immer dieſen Zirkel der menſchlichen Entwickelung zeichnen müſſen; ich glaube aber. daß der Menſch ſeine Linie künftig immer gerade fortlaufen kann, daß ſein Leibliches und ſeine leiblichen Triebe ſo mit Geiſt durchdrungen, ja geſättigt werden können, daß ſie durch die Reize und Schmeicheleien des Schönheitstriebes nicht mehr den Lüſten und dann der Verfaulung rettungslos hingegeben werden; ich glaube, der gebildete und durch Geiſt erhabene und befreiete Menſch kann ſich nach langen Verſuchen und Prüfungen und Durchbildungen endlich Gränzen ſe-

„tzen, worin er auf dem höchſten Punkt der Bil-
„dung durch Schönheit und Anmuth der Sitten
„das bewahren kann, was der rohe Menſch umſonſt
„hatte und was er deswegen nicht zu ſchätzen wußte:
„Stahl des Leibes und Trotz der Seele, ohne welche
„beide Eigenſchaften Menſchen nicht frei und glück-
„lich ſeyn können.“

Man könnte dieſe Werte misdeuten, beſonders, was ich von den Reitzen und Schmeicheleien des Schönheitstriebes ſage, als ob ich meine, der Trieb der Schönheit führe unmittelbar zum Laſter, ich, der eben nichts will, als Leben und Schönheit. Deswegen erkläre ich mich kurz.

Wann der Menſch viele Stufen der Milderung der Roheit durchlaufen hat, lichtet ſich die Dämmerung der idealiſchen Welt, die er von ſeinem himmliſchen Urſprung her in ſich trägt, allmälig zur Heiterkeit und Klarheit auf, das Geſchöpf ſeines häuslichen und ſittlichen Lebens, die Kunſt, ſchafft und wirkt Vollkommneres und Trefflicheres, als ſie bisher mogte. Nachdem ſie ihre Vorübungen gemacht hat, tritt ſie auf in Kraft und Majeſtät, großartig wie die Natur, und gewaltig wie die Götter, die hinter dem Teppich der Natur ſpielen. Aber dieſe Periode der Kraft geht vorüber, und es kömmt die Periode der Schönheit, wo der Glanz der Huld und Lieblichkeit die Züge der Gewalt und Kraft mildert. Aber nicht lange, und dieſe Schönheit wird Weichlichkeit im Leben und in der Kunſt. Die Menſchen nennen ſie noch immer Schönheit, aber ſie iſt die gefällige und ſchmeichleriſche Buhlerin aller Lüſte und Begierden geworden, und ſchmeichelt die Menſchen gar leiſe und ſanft zur Knechtſchaft der Laſter und zur Knechtſchaft der Deſpoten hinüber. So iſt der Gang der Völker geweſen bis dieſen Tag, langſam von der Wildheit des unſtäten Lebens zu feſten Sitzen und wurzelnden Sitten, dann durch viele Stufen der Roheit zur Bildung, darauf die liebliche Blüthe der Kunſt aus dem Gipfel dieſer Bildung hervorbrechend und Götterglanz und Götterglück in hohen Bildern auf Erden wiederſpiegelnd, aber bald auch die Wolluſt, die Schlaffheit, und Faulheit mit jedem Verderben als nothwendiges Gefolge hinter ihr her tretend, und eine zweite Wüſtenei der Menſchheit zeigend, die viel jammervoller iſt, als die Wüſtenei des Barbaren. Viele haben in dieſen Tagen geweißagt, auch wir Europäer würden jetzt die alte Erfahrung der Geſchichte beſtätigen, wir würden das endliche Schickſal der Babylonier, Griechen, und Römer wiederholen, durch Faulheit und Weichlichkeit entnervt, ohne Trotz und Stolz der Seelen, uns der Knechtſchaft zu erwehren, zuerſt der Raub eines wilden Deſpoten, dann ein ſchmutziger und trauriger Schutthaufe der Menſchheit, wie die römiſche Welt im dritten und vierten Jahrhundert war, endlich bis auf die Namen aus der Geſchichte ausgelöſcht, indem jugendlichere Barbaren ſich zuletzt auf dem Schutt lagerten, ein neues Leben baueten, und nach einigen Jahrhunderten, erſchlafft und abgelebt wie wir, uns ins Nichts nachſänken. Auch der Schatten einer ſolchen Furcht könnte edle Gemüther ſchon verdunkeln; ich werfe daher einige kurze und leichte Bemerkungen über dieſe gewöhnliche Entwickelung der menſchlichen Dinge hin.

Die Kunſt in ihrer Vollendung iſt immer das Zeichen der höchſten Vollendung eines Volks. Kraft iſt ihr erſter Karakter, wo ſie Kunſt heißen kann. In ſolcher Periode ſind die Leiber noch mächtig, freudig, und markvoll, die Geiſter noch rauh, trotzig, und ſtolz: der Menſch trägt noch die einfachen Bilder der großen Natur in ſich, er hat das Gefühl eines gewaltigen Daſeyns. Darauf erſcheint ihm die Schönheit, die den ſeligen Athem der Götterwelt in die Bruſt des Menſchen haucht und den vollen olympiſchen Glanz über ſeine Werke ausgießt. Sie, die himmliſcheſte aller himmliſcher Weſen, ſtellt den heitern Spiel deſſen, was ewig und unvergänglich iſt, vor den Augen des Sterblichen hin, und bändigt ſeine wilden und rohen Triebe durch Gefühle und Geſtalten, die wie Wunder in ſeinem ahndenden Gemüthe aufgehen. Sie ſtellt ihn auf die höchſte Stufe, die er irdiſch erreichen kann, Huld und Stärke, Milde und Kraft, Weichheit und Feſtigkeit, Leib und Seele im volleſten Vereine — das iſt die Schönheit, das iſt ſie, das ſchafft ſie. Aber bald wird das Milde mächtiger, als das Kräftige, das Weiche reitzender, als das Feſte, das Neblichte lieblicher als das Klare: die Gefühle wollen ſich von den Gedanken nicht meiſtern laſſen und verlaufen ſich in die Welt der Irrwiſche und Geſpenſter, die ſie Olympier betiteln. Die Schönheit ſieht die unſelige Verblendung ihres Lieblings des Menſchen, ſie beweint ihn, daß er ſie zuletzt über allen den Truggeſtalten nicht mehr erkennen konnte, und ſich von ihrer Aeffin täuſchen ließ, ſie wirft den letzten Thränenblick auf die Erde, und fliegt wieder in ihren Himmel zurück. Ihre Aeffin, die den Menſchen mit ihren Schimmern und

Aehnlichkeiten täuſchet, heißt Zierlichkeit, wird aber von den bethörten Menſchen Schönheit genannt. Sie verkleinert das hohe Götterleben der Kraft und Schönheit mit ihrem pygmäiſchen Maaße, und ſtellt es ganz tief unten auf dem Boden der Erde in das Kleine und Gemeine hinein; ſie ſchmeichelt allen Leidenſchaften und Lüſten, und weiß ſie ſo auszuſchmücken, daß die Sünde endlich der Tugend gleich ſieht; ſie arbeitet zuerſt für die Bequemlichkeit der Menſchen, zuletzt für die Faulheit und Luxus; ſie macht ſie zu Knechten am meiſten dadurch, daß ſie die ſtarken Geiſter austreibt. Dann iſt ein verzierter und verkünſtelter Menſch fertig geworden, es iſt ein Menſchenaffe geworden. Auch in dem heroiſchen Zeitalter der Kraft und Schönheit herrſcht Wolluſt und Laſter, aber fröhlicher und natürlicher und den Menſchen nicht ſo entehrend, als die berechneten Laſter der Bequemlichkeit und Faulheit, wo er ſeine wolluſtigen Genüſſe wäget und mißt, ja wo er zuletzt ſo ſchlaff wird, daß er nicht mehr kräftig ſündigen kann. Denn der Tod der Geiſter iſt der Tod des Lebens und der Freiheit. Es bleiben auch in Sklavenzeiten ſtarke und plumpe Leiber genug. Rom unter den Imperatoren hatte Syrer und Kappadocier, deren Schultern trugen, was Achill und Milon hatten tragen können; es hatte Gladiatoren, welche die unglaublichſten Uebungen der Stärke und Gewandheit zeigten, aber es hatte doch kein kühnes und edles Leben mehr, weil der Glanz ſtarker und kühner Seelen nicht durchleuchtete. Iſt die Epoche der Weichlichkeit und Schlaffheit eingetreten, ſo iſt das Eigenthümliche und Erfinderiſche, was allein Leben heißen kann, entflohen: die Künſtler zerarbeiten ſich in dem Zierlichen, Mühevollen, und Manierirten; die Gelehrten in raſtloſer Mühe häufen Schutt für die Jahrhunderte auf, nagen an den Büchern und Rollen der vergangenen Zeit wie ächte Bücherwürmer, und ſind nichts weiter als papierne Männchen ohne Saft und Kraft, ja ſie verwehen mit ihren unſterblichen Werken gleich ihren Papierſchnitzeln, weil ſie aller Schwere und Gediegenheit des Lebens mangeln; die Bürger ſammeln Gold und Silber, und wiſſen ſich keine Luſt und Waidlichkeit daraus zu bereiten; kurz alle in ſogenannter geduldiger Tugend und tugendhafter Geduld thun, wie ſie meinen und ſagen, alles für das Gute und Schöne. aber die Kühnheit und der Muth fehlt, das irdiſche Leben durch That und Genuß zu einem göttlichen Leben zu machen.

Wir Zeitgenoſſen ſind in dieſer Epoche geſtanden, die meiſten von uns ſtehen noch darin: wir ſind eine Schattenwelt unſerer Väter geworden, wir ſcheinen zu leben, und leben doch nicht. Soll ſich in uns der alte traurige Zirkel der Weltgeſchichte auch wiederholen? ſollen auch wir beſtätigen, daß zuletzt eine unheilbare Faulheit und Schlaffheit kömmt, welche die Gemüther ſo anfrißt, daß alle Gefühle der Wahrheit und Schönheit und aller Stolz und Muth, auf welchen auch die politiſche Freiheit der Völker allein ruhen kann, nicht wieder zu erwecken ſind? ſollen wir, die Enkel der Germanen, einſt als ein Geſindel gezeigt werden wie die entarteten Enkel der Männer von Miletus, Athen und Korinthus? Nein, das wollen wir nicht. Wir leben in anderer Zeit, wir haben einen anderen Geiſt empfangen; wir wären die unwürdigſten und elendeſten, wenn uns widerführe mit unſerer Schuld, was jenen widerfahren mußte ohne ihre Schuld. Hört mich!

Das Chriſtenthum hat eine neue Zeit gebracht, und einen neuen Geiſt, wovon die Alten nichts wußten. Dieſer Geiſt wohnet jetzt licht und klar in Tauſenden, wo er in der alten Zeit in Zehnen kaum dämmerte. Wir ſind Menſchen des Gedankens und des Bewußtſeyns geworden, wir ſollten es werden; darum ward unſre Religion die Religion des Lichts genannt. Auch wir ſind durch lange und mühſelige Jahrhunderte, damit wir zur geiſtigen Mündigkeit gelangten, zerarbeitet und zerſchlagen worden, wie man Metall in dem Mörſer zerſtößt. Wir beſitzen unſre Mündigkeit noch nicht, aber wir ſtehen in den Vorhallen des Tempels, wo ſie ausgeſprochen werden wird. So weit ſollen die lichten Geiſter des Chriſtenthums unſer Geſchlecht führen, daß es auf ihren Sonnenflügeln wieder das Land der Urkraft und der Urſchönheit der Menſchheit erfliegt; wir ſollen durch Kunſt die Natur wieder erfaſſen. Wenn wir begriffen haben, was Geiſt und Leib der Welt und des Menſchen eigentlich bedeuten, wie ſie ſich im ewigen Wechſelleben reitzen und vermählen und durchdringen, und wie allein durch ihr richtiges Ebenmaaß das Große und Würdige geſchaffen und erhalten werden kann — ſo werden wir, jeder für ſich und die Weiſeſten für alle, ſolche Einrichtungen treffen, daß wir die leibliche Kraft und Freiheit unſerer mit Recht geprieſenen Väter neben den Gütern des künſtlichen und gebildeten Zuſtandes werden zu erſchaffen und zu bewahren wiſſen. Sonſt muß das Unvermeidliche geſchehen, daß wir von Kraft zur Schönheit, von Schönheit zur Zierlichkeit, von Zierlichkeit zur Weichlichkeit und Faulheit, von dieſen zur Gedankenloſigkeit und Mattigkeit aller Triebe und Geiſter, dann zur

Knechtſchaft, und durch die Schande der Knechtſchaft endlich zum rohen und thieriſchen Nichts zurückfallen, wo wir nur Zahlen ſind, und keine Namen.

Bei dem Bewußtſeyn des waltenden und erhaltenden Geiſtes, wohin das Chriſtenthum das menſchliche Geſchlecht geführt hat und weiter führen wird, dringen ſich uns zwei große Lehren auf. Sie heißen:

> Die erſte: Je unabhängiger du im Geiſt ſeyn willſt, deſto unabhängiger mache den Leib von Bedürfniſſen.
>
> Die zweite: Je ſtärker und mächtiger du deine Seele wünſcheſt, deſto ſtärker und mächtiger mache den Leib.

Dieſe Lehren ſind für jeden einzelnen Menſchen und für ganze Völker gleich gültig, beſonders muß der Mann ſie ſich merken, der durch politiſche Einrichtungen ein Volk frei und glücklich machen will.

Gymnaſtiſche und männliche Uebungen müſſen bei dem künſtlichen Menſchen allgemein werden. Er muß durch Kunſt und Gedanken erſchaffen, wozu Noth und Leben den natürlichen Menſchen zwingt: ein kräftiges, ſchönes, und kühnes Geſchlecht. Wenn dieſe Uebungen durch Geiſt beſeelt werden, wenn irgend ein hohes Ziel der Tugend und Herrlichkeit in der Ferne gezeigt wird, dann kömmt den Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts, die durch Faulheit und Weichlichkeit erſchlafft waren, jener aus Leib und Seele zuſammengegoſſene Ernſt und Trotz, jener Stolz des Daſeyns wieder, der dem Leben Würde und Freiheit und der Kunſt Kraft und Schönheit zurückbringt.

Dies wollte ich zum Schluß andeuten. Es war das Erſte, was ich in dieſen fliegenden Blättern meinte.

Beherzigungen

vor dem

Wiener Kongreß.

Von

E. M.

X. Y. Z.

Arndt.

H.C.Tann:

> Welche ſich vor dem Reif ſcheuen,
> über die wird der Schnee kommen.
>
> Job. 6, 16.

1814.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Die öffentliche Meinung.

Des Volkes Stimme Gottes Stimme iſt ein uralter Spruch, der oft vergeſſen, doch immer wieder hervorgeholt werden muß. Wer an dieſen Spruch nicht glaubt, iſt entweder ſehr unglücklich oder ſehr unwürdig: unglücklich weil er das Höchſte der Menſchheit nicht erkannt hat, unwürdig weil er das Heiligſte nicht verehrt. Deſpoten, und Deſpotenhunde, die wedelnd von ihren Füßen den Staub auflecken, haben dieſen Spruch immer geleugnet, aber in großen Nöthen, wo alle Fäden gewöhnlicher Künſte und Verhältniſſe riſſen, und wo die Pfiffe und Kniffe laurender Tyrannei oder abgelebter Schwäche nicht ausreichen mogten, hat die gewaltige Majeſtät der Völker den Spruch immer wieder in Erinnerung gebracht. Auch jetzt in den letzten glücklichen Jahren, die wir verlebt haben, hat er von allen Lippen getönt, und iſt er durch alle Herzen geklungen. Als die Spanier im Mai des Jahrs 1808 ſich in Madrid erhoben, und auf Leben und Tod mit den Mördern und Räubern aus Frankreich ſchlugen, als der Klang dieſer That bald in Sevilla und Toledo und Salamanka und Burgos wiederhallte und neue Thaten gebahr, als die Kanonen um Saragoſſa donnerten und um deine unſterbliche Tugend, heiliger Palafox, als bald die Geiſter von Numantia und Saguntus ſich um die Trümmer und Leichen der hohen Stadt lagerten, da rief die ganze Welt der Kühnheit und dem Stolz der Hiſpanier Heil zu: was alle Hiſpanier fühlten und wollten und ausſprachen, das hieß die Stimme des Volks, die Begeiſterung Gottes. Als die Angelegenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel vielen Engländern in Verwirrung zu wanken ſchienen, und als ſie meinten, England müſſe Spanien aufgeben, weil Bonapartens Hülfsquellen und Streitkräfte zu groß und die Spanier zu wenig ſtreitfähig wären, und als doch die meiſten Mitglieder des Parlaments und bald das ganze Volk ſich laut erklärten, man müſſe dort auf Leben und Tod für die Freiheit und Gerechtigkeit der Welt ſtreiten und engliſches Gold und Blut nicht ſchonen noch Spanien ſinken laſſen, da klang das wie die Stimme Gottes über ganz Europa. Als der groſſe Würger und Dränger Europas Bonaparte mit Schaaren wie Sand am Meer gegen Oſten brauſte und den Thron der alten Czaren zu zertrümmern und die Ruſſen zu zerſtückeln und zu unterjochen drohete, da gedachten alle deſſen, der im Himmel waltet und die Trotzigen demüthigen und die Kleinen erheben kann, ſie weiheten ihren Auszug und ihre Waffen mit Gelübden und Gebeten, ſie zeichneten ihre Bruſt und ihre Stirn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und gelobten, daß ſie, dieſes Zeichens froh, für das Vaterland ſiegen oder ſterben wollten. Als von Smolensk bis Moskwa die Dörfer verlaſſen, die Felder verbrannt, die Vorräthe und die Habe zerſtört wurden, damit der Feind ihrer nicht genöße; als Moskwa ſelbſt, der ganzen europäiſchen Welt ein Feuerzeichen der Erlöſung, in Flammen aufloderte und ſein blutrother Nordſchein weit über alle Länder leuchtete; als endlich in letzter Erkühnung alle Männer ringsum aufſtanden, und auf die Räuberſchaaren des fremden Tyrannen ſchlugen, und als dieſe durch die ſchändlichſte und jammervolleſte Flucht vergingen und den Wölfen und Raben zur Speiſe da lagen, da riefen alle: Das hat Gott gethan, das hat das Volk gethan. Auch du biſt nicht hinten geblieben, mein tapferes und braves teutſches Volk, ihr aber ſchrittet den Germanen voran, unſterbliche Preuſſen. Als Bonaparte durch

Teutſchland nach Frankreich floh, als die letzten zerriſſenen Reſte ſeines Heers, traurige Denkzeichen der Rache des Ewigen, die ſchwer auf die Böſen gefallen war, hie und da als Krüppel oder Bettler durchzogen, da tönte es von Memel bis Glatz und von Demmin bis über die Elbe hinaus: Laſſet uns aufſtehen und uns rüſten und rächen an unſern Tyrannen, und als der König das Wort Krieg ſprach, wie ſtanden ſie auf! Männer und Jünglinge, ja Greiſe und Knaben, und, damit auch das zartere Geſchlecht ſo heiligen Mühen nicht fehlte, und damit die Spanierinnen nicht behielten, weſſen ſie ſich vor den Teutſchen rühmen könnten, Weiber und Jungfrauen halfen mit Waffen und Zeug und Rüſtung und Verpflegung, und hätten die Männer gewinkt, alle wären ihnen gleich auch auf Schlachtfeldern dem Tode entgegen gegangen. Und es kam zu den Schlachten, und die mit dem heiligen Kreuze bezeichneten Männer und Jünglinge beteten vor dem Anfall und nach der Vollbringung jedesmal mit frommer Inbrunſt, als wenn es ein heiliger Gotteskrieg geweſen wäre, und ſie waren züchtig und menſchlich, und gebrauchten nach dem Kampfe eben ſo ſehr der Milde, als ſie im Streite gewaltig geweſen. Und als die Menſchen geſehen hatten, wie die Jünglinge, die eben die Studierſtube und die Werkſtätte und den Pflug verlaſſen, bei Lützen und Bautzen gewaltig geweſen, wie an der Katzbach der übermüthige und geübte Feind auch durch Landwehren zermalmt ward, die zum Theil ungekleidet ſechs Tage im ſchrecklichſten Regen fochten, als Dennewitz, Wartburg, Leipzig durch ſolche Krieger ewige Namen wurden, als die hehre Gluth, die hier zuerſt aufgegangen, wie eine himmliſche Gewalt in allen Gauen und Marken des Vaterlandes aufloderte, als alles, was in teutſcher Zunge ſpricht, rief: *Auf! und die Franzoſen verjagt und vertilgt aus dem Lande der Freiheit! auf zu Tod und Verderben; und nimmer Frieden gemacht, bis die Schmach gerächt iſt, bis die unterdrückten Brüder befreit ſind!* und als dieſe Gluth nimmer ausbrannte und durch keine Ströme und Berge gelöſcht und gehemmt ward, ſondern bei Brienne und Laon, bei la Fere champenoiſe und an dem Montmartre wie eine Todesflamme die Franzoſen verzehrte — da erſtaunte die ſchon an Wunder gewöhnte Welt zum dritten Male, und rief: *Des Volkes Wille Gottes Wille.*

Dies haben wir geſehen, und dies beurkundet die alte und die neue Geſchichte auf jedem Blatte. Aber dies, was in dem Großen und Glänzenden ſo leuchtet, erſcheint auch täglich in der ſtillen That und in dem ſtillen Worte des Kleinen, es lebt und es wandelt in der Menge um, und weil es in der Menge wandelt, ſo heißen die Menſchen ein göttliches Geſchlecht. Die Alten erzählen uns oft von einem paniſchen Schrecken, von einem unbekannten Grauſen, das plötzlich wie durch einen Gott erregt ſich aus der Menge erhebe, die Menge ergreife und ſie unaufhaltſam zu ſchimpflicher Flucht und ſchimpflichem Tode forttreibe. Eine ſolche unſichtbare Gewalt, nenne man ſie die Gewalt Gottes oder die Gewalt der Natur, wehet und athmet in dem Volke, ja ſie brauſet und flammet durch daſſelbe hin. Wie es eine Luft und einen Athem giebt, die wir die phyſiſche Luft und den phyſiſchen Athem zu nennen pflegen, wodurch und durch das ſelige Licht wir glauben, daß die Thiere und Pflanzen leben und gedeihen, ſo giebt es gewiß eine geiſtige Luft und einen geiſtigen Athem, wodurch die Menſchen als Menſchen leben und gedeihen. Dieſe geiſtige, aus Licht und Gott gemiſchte Lebensluft wehet da am reinſten, wo die geiſtigen und göttlichen Urkräfte Einfalt, Wahrheit, Treue, Liebe und Frömmigkeit am verhüllteſten und unbewußteſten ruhen: in der großen Menge. Und damit auch der größte und klarſte und weiſeſte der Sterblichen Demuth lerne, und erkenne, wie er einzeln ohne dieſe Vielen ſo gar nichts iſt und nichts kann, ſpreche ich hier die Erfahrung und den Glauben aller guten und hellen Menſchen aus, daß auch den erſten der Menſchen unbewußt und oft kaum geahndet das Anwehen des göttlichen Geiſtes, die Aufregung und Belebung der himmliſchen Kräfte, kürz daß alle Eingeiſtung und Erleuchtung, wodurch ſie Herrliches empfinden, denken, thun und ſchaffen, ihnen zuerſt und zuletzt aus der Menge kömmt, aus dem geiſtigen Gemeingefühl und Gemeinleben aller: d. h. die paniſche Begeiſterung oder Entgeiſterung kömmt aus dem Volke.

Das, wodurch der Menſch bloß phyſiſch gewaltige Thaten der Stärke und Geduld zu thun ſcheint, das auch, wodurch er als Künſtler die überſchwänglichen und unendlichen Urbilder ſeines Innern hinſtellt und unſterbliche Werke und Arbeiten ſchafft, mögte über den Siyn des eben Ausgeſprochenen noch Zweifel zulaſſen, weil die Kraft, die ſolches hervorbringt, von vielen als eine bloß phyſiſche oder doch als eine zwiſchen dem Leiblichen und Geiſtigen in der Mitte ſchwebende Kraft gedeutet werden könnte; aber wenn man nach dem fragt, was allen vernehmlich aber keinem erklärlich Religion, Sittlichkeit, Wahrheit genannt wird, ſo verſchwinden augenblicklich alle Zweifel und Ungewißheiten vor dem göttlichen Lichte der Gewißheit. Dieſe lebendigſten Borne des inneren Menſchen ſpringen gleich Moſes Wunderquell aus dem Felſen bei dem erſten Schlage mit dem Stabe der Liebe und des Glaubens aus den einfältigen und reinen Brüſten der

Niedrigen und Verachteten im Volke hervor, und der höchſte Geiſt und die heiterſte Seele muß da vor etwas Heiligem knieen und anbeten. Kurz daß ich meine Meinung und Anſicht zuſammenfaſſe und ausſpreche: die gediegene Weltempfindung, der gediegene Weltverſtand, und die lauterſte Himmels- und Gottesvernunft ruhet allein in der Menge und ſendet von dieſer Menge ihre Geiſter zu den Einzelnen aus. Man verſuche ſich nur mit den einfachen Fragen von Recht und Unrecht, von Gut und Böſe, von Fromm und Gottlos an den verſchiedenen Klaſſen der Menſchen, man frage einen Stubengelehrten, einen Advokaten, einen Staatsminiſter, und gehe dann in die Werkſtätte eines Schuſters oder in die Hütte eines Webers und Taglöhners, und die letzten werden in wenigen einfachen Worten immer das Lautere und Grade, die erſten mit vielen Erklärungen und Umſchreibungen und Ausnahmen häufig das Künſtliche und Ungrade ſagen.

Die kleinen Menſchen, von welchen hier die Rede iſt, verſtehen auch das äuſſere Weltleben, die verflochtenen Weltverhältniſſe, und die politiſchen Dinge beſſer, als viele der Uebergebildeten und Uebergelehrten ſich einbilden. Es wäre ſchlimm und wäre nicht recht von Gott gemacht, wenn die Thiere, die unvollkommneren Geſchöpfe, in ihrem Inſtinkt eine Art geiſtiges Organ hätten, durch welches ihr Leben gleichwie durch ein Gleichniß des Verſtandes geleitet und geſichert und beglückt würde, und wenn der Menſch, der Herr der Schöpfung, hier in dem Lande ſeiner Verweiſung faſt immer im Verworrenen und Dunkeln hin und her tappen ſollte. Nein, Gott hat es wohl gemacht, es iſt nicht ſo, wie ſchlaue Miniſter der Welt einbilden, wie dumme Profeſſoren vom Katheder heraborakeln, und wie pfiffige Advokaten, von Liſten und Ränken bethört, meinen. Auch in der Auſſenwelt ſieht die Menge hell, oft heller als zehn Staatsminiſter und Feldmarſchälle zuſammen, ſie hat faſt immer das richtige Gefühl, was in Sachen, welche Klugheit und Verſtand entſcheiden, zu thun und zu laſſen iſt, und alſo muß auch in politiſchen Dingen ihre Stimme gehört werden, ja ſie muß eine laute politiſche Stimme haben.

Die Stimme der Menge muß auch in politiſchen Dingen gehört werden, ja ſie muß eine laute politiſche Stimme haben. Gegen dieſe Worte werden viele Tröpfe und Schelme und ohne Unterſchied alle Deſpoten und alles hundiſche Deſpotengeſindel aufſchreien als gegen verruchte und jakobiniſche Worte. Sie werden ſagen: Da haben wir's! dieſe Menge, dieſe tauſendhälſige, tauſendköpfige, tauſendwillige Menge, die von jedem leichteſten Lüftchen der Meinung hin und her bewegt wird, die ſoll über politiſche Dinge, über Staatsverfaſſungen, über Rechte und Pflichten der Völker und Herrſcher, und über ſo viele andere große und ſchwere Angelegenheiten mit richten und mit entſcheiden. Da werden wir die blutigen Demagogen und den blutigen Pöbel Athens und Syrakuſäs, da werden wir die jüngſt noch geſehenen und verabſcheuten Jakobiner und Klubbiſten und Damen der Halle wiederſehen, und die ehrlichen Leute mögen ihre Köpfe nur fertig machen; denn das Laterniſiren und Septembriſiren wird nicht ausbleiben. Der Pöbel freut ſich des Böſen von Natur, er iſt wie der Teufel in der Hölle unbändig, blutdürſtig und unerſättlich: gieb ihm einen Tropfen Blut, und gleich will er auch deine Seele haben.

Ich antworte dieſen, die mit Namen und dunkeln Begriffen, wie Don Quixote weiland mit ſeinen Windmühlen, kämpfen, ungefähr ſo:

Ihr Ankläger des Jakobinismus und der Pöbelherrſchaft macht es euch bequem, weil ihr Reines und Unreines, Heiliges und Unheiliges, Vornehmes und Geringes unter einander werfet, und Fragen, die klar erörtert werden ſollten, mit Gemeinſprüchen und Geſchrei abfertigt. Volk, Menge, Pöbel, das iſt euch Ein Begriff, entweder weil ihr ſelbſt keine Begriffe habet, oder weil ihr gleich hinterliſtigen Advokaten euch gebärdet, als könnet ihr die Worte und Gedanken eurer Gegner nicht begreifen. Ich ſage euch denn noch einmal, in dem Volke und in der Menge iſt alles Große, Gute, Verſtändige und Geiſtvolle, das Volk, die Menge, kurz, die meiſten Menſchen ſind von Gott ſo geſchaffen, daß ſie das Rechte, Verſtändige und Gerechte durch ihre Natur verſtehen und durch den Trieb ihrer Natur auch thun müſſen, weil ſie nicht anders können. Ganz etwas anderes als die Wörter Volk, Menge, die Meiſten bedeutet das Wort Pöbel. Dieſer Pöbel bedeutet die beiden Spitzen des Volks: ein Volk iſt einem Baume gleich; es verdorren Zweige auf dem Gipfel, es faulen einzelne Wurzeln, und werden, ſo lange Triebkraft in den Säften iſt, durch neue Schößlinge erſetzt. Was die Natur hier abſondert und ausſtößt und durch neuen Wuchs erſetzt, das muß ein Volk aus ſich abzuſondern und auszuſtoßen ſuchen. Dies kann es aber nur, wenn es daſſelbe thut, was der Baum thut, wenn es die lebendigen Säfte ſeines Triebes in Bewegung erhält. Der Umtrieb der lebendigen Säfte eines Staates heißt die öffentliche Meinung, die Stimme des Volks, die ſich vernehmen läßt.

Ich ſage dieſen Anklägern des Volks und derer, welche für die Würde und Mündigkeit des Volks ſprechen, daß ihr Geſchrei von Jakobinern, Demokraten, Aufrührern und Umkehrern ein rechtes Pöbelgeſchrei iſt. Denn es giebt zweierlei Pöbel, von welchem ſchwer zu ſagen iſt, welcher von beiden Arten der ſchlechteſte iſt. Ich will ſuchen dieſen Wirrköpfen die dunkeln Winkel ihrer leeren Hirnſchädel ein wenig zu erleuchten.

Pöbel heißt im Staate jeder Menſch, der keinem Geſetze gehorchen will: die eine Klaſſe iſt ungehorſam aus Uebermuth, die andere iſt ungehorſam aus Ehrloſigkeit. Beide Klaſſen ſind die einzigen ächten Jakobiner, welche die Begriffe von Gottheit und Menſchheit und von Recht und Unrecht verkehren, die gräulichſten Umwälzungen veranlaſſen, Thronen umkehren, Städte in Schutthaufen verwandeln und Guillotinen und Henkerbeile zu bleibenden Regenten machen. Die erſte Klaſſe, die aus Uebermuth keinem Geſetz gehorchen will, iſt diejenige, welche alle ehrliche Leute, die an die Heiligkeit der Geſetze und an die Nothwendigkeit der öffentlichen Meinung erinnern, gern für Pöbel und Jakobiner erklären. Solche haben weiland die Befehle der Tiberius und Domitiane als Götterorakel geprieſen, ſolche haben an Napoleon Bonapartens Fußſchemel gekrochen und die Worte ſeines Mundes als trajaniſche und aurelianiſche auspoſaunt, ſolche ſitzen auch jetzt an den Höfen kleiner Tyrannen, und mögten gern in jedem freien Worte einen Verrath und in jedem menſchlichen Gefühl eine Gefahr zeigen. Die zweite Klaſſe iſt der untere Auswurf des Volks, wie man die erſte den Abſchaum deſſelben nennen könnte, weil er gewöhnlich als das Fett aller Laſter und Schanden gebildeter Völker oben ſchwimmend abgeſchäumt werden kann. Dieſer Auswurf beſteht aus dem faulen, ſpitzbübiſchen und liederlichen Geſindel, das jeden Zügel des Staats als eine Kette fühlt, weil es ohne Arbeit und Mühe leben und genieſſen will. Wer im Staate nicht ſein tägliches Brod erwerben mag, der iſt nichtswürdig und ehrlos, der iſt aller Neuerungen begierig und aller Umkehrungen lüſtern. Je größer die Verwirrung, je wilder das Unheil iſt, deſto wohler iſt ihm, weil er nur durch Unrecht gewinnen kann und gewinnen will, ein ſolcher ſieht die Majeſtät fallen, und höhnet darüber, er ſieht alles Heilige ſchänden, und ſpottet, er ſieht Blut der Unſchuldigen flieſſen wie Waſſerbäche, und wälzt ſich darin, wie die Sau ſich im Koth wälzt.

Wo hat ſolcher Pöbel geherrſcht und gewüthet? 1) In Staaten, die, weiland frei, durch Laſter der Weichlichkeit und Ueppigkeit aufgelöſt, das Gleichgewicht verloren. 2) In Staaten, wo ein Tyrann mit ſeinen gebrandmarkten Schergen in güldenen Kleidern und in blanker Majeſtät gebot, und wo es der Hofton war, das ganze zertretene Volk als eine Heerde Vieh, als Pöbel zu betrachten, die nur durch das ſtumme Schweigen der Erſtarrung und durch die Geißel der Treiber in

Ordnung gehalten werden könnten. So ſtehen Athen, Syrakuſä, Sybaris und Kroton in ihrer Entartung da, ſo erſcheint das ſcheußliche Rom ſeit Marius und Sulla durch die ſchändliche Familie der Cäſarn hindurch bis zu der verhängnißvollen Zeit hin, wo die Germanen für eine neue Welt die alte Schande wegräumten; ſo iſt der Hof der Habsburger und Bourbonen in Spanien zuweilen, ſo iſt der Hof der Bourbonen in Paris oft geſehen worden. Und die Frucht iſt geworden, wie die Blüthe geweſen, damit die Sterblichen erkenneten, daß Recht und Geſetz die einzigen Pfeiler ſind, worauf die Völker und die Reiche ruhen können.

Der Pöbel, der immer vom Pöbel ſchreit, weil er den Pöbel im Herzen trägt, wird ſich hier auf die franzöſiſche Umwälzung berufen, und meinen, wie er mich damit ohne weiters ſchon widerlegt und überwunden habe. Ich aber ſage ihm, er ſoll mir da, wo über ſo heilige Dinge als Geſetze und Verfaſſungen und Volk und Freiheit ſind, geredet wird, nun und immer mit Franzoſen und Polen vom Leibe bleiben. Dieſer vom Pöbel ſchreiende Pöbel iſt nämlich nichts anders als ein nachgeäffter und nachgefratzter Franzoſe, der, in den Vorurtheilen und Gaukeleien des Deſpotismus und in den Erbärmlichkeiten und Sünden des ſogenannten feinen und hohen Lebens von Kindauf gewiegt und genährt, für das Freie keinen Muth und für das Göttliche keinen Sinn in der Bruſt hat. Die Franzoſen mußten eine ſolche Umwälzung haben, wie wir ſie erlebt und verabſcheut haben; ſie werden unter ähnlichen Verhältniſſen künftig wieder eine ähnliche haben. Denn die Menge der Franzoſen war kein Volk, es war Pöbel, es war das tauſendhälſige, tauſendköpfige, tauſendwillige Ungeheuer, das der Ankläger oben verklagte. Die, welche der Menge, die ſie Pöbel nannten, und die ſie ſeit zwei Jahrhunderten als Pöbel behandelt und geplagt hatten, auf den Nacken ſtanden, waren ein verweichlichtes, entnervtes und abgelebtes Geſindel, das weder den Muth zu herrſchen noch zu ſterben hatte. Als die Zeit unruhig ward, fielen die Zügel der Regierung, die ſie nicht feſthalten konnten, aus ihren ſchwachen Händen; der Pöbel, welchen ſie eben noch unter den Füßen zerquetſchten, richtete ſich auf, zerbrach ſeine Ketten, und ſchlug in wilder Wuth mit den gelöſten Fäuſten um ſich, die ſtärker aber eben ſo unheilig waren, als die, welche die Zügel fahren gelaſſen. Dieſe Menſchen, die Beſtien gleich gehalten waren, konnten Freiheit und Gerechtigkeit weder gründen noch erhalten, ihre Worte und ihre Thaten, auch das, was ſie Stimme des Volks und öffentliche Meinung nannten, haben alles Menſchliche und Göttliche entwürdigt und entheiligt. Deſpoten und Sklaven können nicht Volk heißen, bei Franzoſen darf man nicht ſagen: Des Volkes Stimme Gottes Stimme.

Aber des Volkes Stimme Gottes Stimme, das ſage ich, wenn ich von dir ſpreche, teutſches Volk, das ſage ich mit Stolz und Wonne, wenn ich von meinem Volke ſpreche. Ihr fromme, tapfere, redliche, treue, gehorſame, geſetzliche Menſchen, ihr teutſche Menſchen, habt auch euren Pöbel, oben den verweichlichten und übermüthigen, unten den nichtswürdigen und ehrloſen, aber eure Menge, euer Volk iſt bis dieſen Tag ehrenfeſt und ehrenwerth, das weder die hundiſchkriechende Sklaverei der Franzoſen duldet, noch die übermüthige Frechheit billigt, welche Sklaven ſo gern mit dem hohen Namen Freiheit adeln mögten. Eure Stimme iſt Stimme Gottes, und ſoll gleich der Stimme Gottes geachtet werden, eure Meinung ſoll ſich laut und öffentlich erklären und ausſprechen dürfen, damit jedermänniglich vernehme, was eure gerechte Forderung und was eure dringende Noth iſt.

Des Volkes Stimme Gottes Stimme, das hat ſich offenbart in dem allgemeinen Jauchzen und Frohlocken, als die ſcheußliche franzöſiſche Tyrannei zuſammenfiel, das hat ſich offenbart in den Aufopferungen und Großthaten des ganzen teutſchen Volkes; das offenbart ſich auch in den politiſchen Meinungen und Urtheilen deſſelben. Obgleich die Teutſchen vor dreißig Jahren kaum eine politiſche Meinung hatten, obgleich ſie nun in die zehen Jahre unter dem abſcheulichſten Geiſtesdruck niedergequetſcht geweſen ſind, ſo wird man über das Weſentliche unſerer Angelegenheiten und über die erſten Forderungen und Bedürfniſſe der Gegenwart bei der Menge doch das richtige Gefühl und die wahre Anſicht finden. Wir Teutſche können auch wirklich nicht eher wieder werden, was wir einſt waren, ein einiges, mächtiges und herrliches Volk, bis die meiſten von uns in die lebendigſte Theilnahme an dem öffentlichen Leben und den großen Angelegenheiten unſers gemeinſamen Vaterlandes hineingeriſſen ſind, bis wir alle ohne Unterſchied unſern Willen und unſere Noth vor der ganzen Welt auszuſprechen wagen.

Warnt der hohe und niedere Pöbel dagegen als gegen etwas, das zu Aufruhren und Meutereien und fürchterlichen Erſchütterungen und Umwälzungen führe, ſo ſtellen wir ihm den frommen, ſtillen und gerechten Karakter der Teutſchen entgegen, wir ſtellen ihm die ganze teutſche Geſchichte entgegen, die von wälſchen Verräthereien und Blutbädern und Hinrichtungen nichts weiß. Wahrlich läge in unſerem Karakter, was der Italiäner und Franzoſe unter ähnlichen Verhältniſſen immer gezeigt hat, es hätte in dieſem Jahre nach dem Sturz der franzöſiſchen Tyrannei wohl an mehreren Orten erſcheinen müſſen, denn Veranlaſſung zum Mißvergnügen und zur Empörung und zur Aufwallung zu mancherlei Ausſchweifung und Selbſtgewalt iſt den Menſchen leider genug gegeben worden. Aber geduldig und gehorſam haben ſie auf Erlöſung gehofft, und wollen lieber durch die Gewalt der öffentlichen Meinung als durch eigenmächtiges Zugreifen ihr gebührliches Recht und die Wiederherſtellung des Vaterlandes in einen geſetzlichen Zuſtand erwarten.

Dieſem edlen und braven Volke müſſen alſo alle geſcheute und redliche teutſche Männer helfen, daß es ſeinen Willen und ſeine Meinung recht deutlich und kräftig ausſprechen lerne, daß ſeine Stimme als eine Stimme Gottes denen recht laut und vernehmlich ertöne, die das Wohl und das Weh der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit für den Augenblick in den Händen haben. Ich ſage es für dieſes Volk und im Namen dieſes Volks, wenn wir aus dem langen Unglück der letzten zwanzig Jahre nicht die Oeffentlichkeit der Meinung und die freie Erörterung unſerer Angelegenheiten vor dem Richtſtuhle der weiſeren und beſſeren teutſchen Männer herausbringen, ſo haben wir nichts gewonnen. Wir ſind bis dieſen Tag noch ein zerriſſenes Volk, wir mangeln noch aller feſten Geſtalt und geſetzlichen

Verfaſſung, aller gemeinſamen Bande der Stärke und Sicherheit. Alles dies können wir auch durch die reifſten und weiſeſten Entwürfe und Einrichtungen auf dem Papiere allein nicht erlangen, ſondern nur eine allgemeine treu und wahr ausgeſprochene Geſinnung, eine allen gemeine Liebe und ein allen gemeiner Haß, die ſich laut erklären dürfen, nur dieſe können Geiſt und Leben in uns bringen und die beſtäubten Tugenden und vergeſſenen Erinnerungen unſers Volks wieder beleben. Die öffentliche Meinung allein, die mit edlem Stolz und freier Sicherheit auf den Willen eines großen und wackern Volks geſtützt iſt, wenn ſie auf dieſe Weiſe das Vaterländiſche und Teutſche wieder erweckt und belebt, kann allein das Fremde und Wälſche, das uns verpeſtet und zerſtört, aus uns vertilgen, und den Verräthern unſrer Ehre ein Schrecken und allen großen und kleinen Buben und Verbrechern ein Zaum und Gebiß werden. Darum müſſen wir freie und geſetzliche Teutſche, welchen Aufruhre und Getümmel nie gefallen haben, auf die Preßfreiheit beſtehen.

2.

Die Preßfreiheit.

Der Mann, welcher in Mainz zuerſt Buchſtaben an einander ſetzte, Schwärze darüber ſtrich, und ſie als lebendige Worte auf das Papier druckte, veränderte den Weltlauf und gab ihm einen neuen mächtigeren und geſchwinderen Schwung.

Oder bekennen wir lieber, was die Geſchichte des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts auf jedem ihrer Blätter beurkundet: weil der tiefe Geiſt, der die Zeiten dunkel und wunderbar leitet, ein neues Weltalter beginnen wollte, ſo kam dieſe Erfindung noch zu ſo vielen andern auſſerordentlichen Begebenheiten, Erſcheinungen und Erfindungen, welche jene denkwürdigen Jahrhunderte verherrlichen.

Durch die Kunſt von Guttenberg ward die geiſtige Fluth, die bisher im leiſen Wellenſchlage fortgerollt war, die ungeſtümſte Brandung.

Dieſe Brandung hat mit einer ungeheuren Gewalt in drei Jahrhunderten das meiſte Alte weggeſpült, und jetzt erſt, da der Geiſt ſein ungeſtümes Brauſen meiſt vollendet und ſeinem Meere ein weiteres Becken ausgehöhlt hat, als das alte war, ſcheint er ſich auch wieder auf ſtilleeren Fluthen durch die kommenden Jahrhunderte fortwiegen zu können und zu wollen. Wenigſtens wünſchen und hoffen wir das, welche zwanzig Jahre ohne Ruhe und Genuß, ja faſt ohne Bewußtſeyn und Beſinnung in den Strudeln ſo mit fortgewirbelt worden ſind.

Aber eindämmen läßt ſich die Fluth nicht, hemmen läßt ſie ſich nicht, daß ſie faule und ſtocke wie in früherer Zeit. Wehe dem, der ſo Thörichtes und Kindiſches wagte!

Sie wird durchbrechen mit unaufhaltſamer Wuth, und grimmige Verwüſtung und Zerſtörung wird den Unverſtand zeigen.

Der Geiſt muß frei ſtrömen und wehen, wohin er will. Guttenbergs Jünger müſſen ungehindert ihre göttliche Kunſt fortreiben können.

Es muß die uneingeſchränkteſte Preßfreiheit ſeyn.

Denn wo der Menſch nicht denken und ſeine Gedanken nicht ausſprechen darf, da kann keine Freiheit und Gerechtigkeit ſeyn.

Die Preßfreiheit giebt dem Volk eine achtbare und hörbare Stimme, welcher auch der mächtigſte Herrſcher ſein Ohr nicht ungeſtraft verſchlieſſen darf.

Die Preßfreiheit erweckt die Geiſter der Menſchen zu allen großen und kühnen Dingen, und richtet ſie auf das Vaterland.

Die Preßfreiheit iſt der Schirm des Schwachen und Unterdrückten.

Die Preßfreiheit iſt das Schrecken des Frevlers und Böſewichts, und durch ſie richtet die Meinung der Menſchen einen Galgen auf, von welchem die Schande und das Verbrechen durch keine Majeſtätsbefehle wieder herabgenommen werden kann.

Die Preßfreiheit warnt den Staat vor Dummheit und Uebermuth, ſie ſetzt Staatsminiſter und Feldhauptleute ein und ab, und hat ganze Völker oft aus den größten Gefahren gerettet.

Die Preßfreiheit iſt das rechte Obergericht und der erſte Geheime Rath einer Regierung.

Denn durch ſie allein kann die warnende und leitende Stimme Gottes, die Stimme des Volks, zu rechter Zeit ertönen.

Die Preßfreiheit iſt zugleich Kanzel und Beichtſtuhl für die Gewiſſen der Menſchen; die Beladenen werden durch ſie erleichtert und die Sünder gewarnt.

Die Ausſchweifungen und Frechheiten, die man fürchtet, ſind leere Geſpenſter, nach welchen man leere Luſthiebe thut; nur die Dummheit und die Schlechtigkeit ſchiebt ſie vor, weil dieſe allein jede Freiheit und Kühnheit fürchten muß.

Wo eine Stimme und Meinung des Volkes iſt, da zügelt ſie das Freche und Uebermüthige. Bei der Preßfreiheit liegen Gift und Gegengift immer neben einander, ein Schwerdt hält das andere in der Scheide.

Wer nicht von ſeinem Volke verachtet und ausgeſtoßen ſeyn will, der muß die Zunge ſchon bändigen, daß ſie die Ehre nicht ſchände und das Heiligthum nicht entweihe.

Denn wer Heiliges zu entweihen wagt, den verklage und beſtrafe das Geſetz, und von dem Lügner und Verleumder fordere der Belogene und Verleumdete vor dem Richter ſein Recht.

Wenn wir alſo Freiheit und Gerechtigkeit wollen, und daß unſer Volk durch ſtolze und edle Ideen zu Ruhm und Macht erſtarken ſoll, ſo müſſen wir die Preßfreiheit wollen.

Bei der Entwerfung und Begründung der künftigen Verfaſſung Teutſchlands muß die allgemeine Preßfreiheit durch ein Reichsgeſetz geheiligt und geboten werden.

3.

Wie die Väter für die Geiſter ſorgten. Fromme Wünſche.

Unſern Vorfahren hatte Gott vom Himmel die Milde und die Gerechtigkeit und die Weisheit eingegeben, und ſie machten und ordneten Manches, was die Thorheit und Schlechtigkeit der Enkel in unſern Tagen abgeſchafft hat. Sie wußten oft nicht, was ſie thaten und warum ſie es thaten, aber der reine und angeborne Trieb leitete ſie ſicherer, als uns die klügelnde und ſpitzbübelnde Klugheit.

Zu den menſchlichen und löblichen Einrichtungen unſerer Väter gehörte unter andern die Begünſtigung der Wiſſenſchaften und der Pfleger der Wiſſenſchaften durch groſe und durch kleine Anſtalten.

Zu den kleinen Anſtalten rechne ich die Poſten und Zölle.

Vor zehen und funfzehen Jahren noch bezahlte in manchen Landen Teutſchlands der reiſende Student nur das halbe Poſtgeld, Studentengut war zollfrei, Bücher und Druckſachen hatten das Privilegium, weniger Poſtfracht zu koſten, als andere Sachen.

Jetzt iſt alles anders. Die ſchändliche franzöſiſche Regierung hatte alles planmäßig berechnet auf die Herabwürdigung und Verdummung und Verfinſterung der Völker. Poſtgeld und Brieffracht und anderes, was die Verbindung und den Verkehr der Menſchen unterhält und erleichtert, war von dieſer Regierung und von vielen der von ihr abhängenden Regierungen auf das dreifache und vierfache gegen vormals erhöht; daß den Büchern das Reiſen ſo ſehr als möglich erſchwert ward, lag ganz im Sinn des Deſpotismus, denn nichts haſſen Tyrannen ſo ſehr als die Verbindung und Mittheilung der Menſchen durch Rede und Schrift.

Ja wir waren wirklich dahin gekommen, daß wir unſere entfernten Freunde bitten mußten, uns auf das ſeltenſte und auf das ſchmalſte zu ſchreiben; denn ein ausgebreiteter Briefwechſel konnte einen Mann mit beſchränkten Einkünften verderben. Das war berechnet, Sprache, Rede, Gedanken ſollten wir verlieren und zuletzt wie das dumme Vieh graſen und uns treiben und hetzen laſſen.

Dieſer Unfug muß im Reiche abgeſtellt werden, man muß für die wiſſenſchaftlichen Menſchen und für den wiſſenſchaftlichen Verkehr die alten löblichen Einrichtungen wieder herſtellen.

Ich ſage hier ein Wort, das wohl beherzigt werden ſoll:

Alles, was die Verbindung und den Verkehr der Menſchen mit einander und die Mittheilung der Gedanken unnöthig erſchwert, iſt unrecht, und muß abgethan werden.

Kein Staat ſoll auf Poſten und auf Schüttwege oder Hochſtraßen etwas gewinnen.

Er mag die Abgabe von Brod und Wein eher erhöhen, als das Poſtgeld oder Wegegeld ſteigern.

Denn Poſten und Landſtraßen ſind unmittelbare Anſtalten menſchlicher Bildung und geiſtiger Entwickelung.

Solche Anſtalten dürfen nicht beſchatzt noch zu Zweigen des Kammerertrags geſtämpelt werden.

Der Grundſatz ſteht feſt: Auf Poſten und Landſtraßen darf der Staat durchaus nichts gewinnen, ſondern nur ſo viele Entſchädigung ſeiner Auslagen darf er nehmen, daß dieſe Anſtalten ſich ſelbſt tragen.

Wir müſſen unſer Reich wieder menſchlich und teutſch einrichten und alles auf das Billige ſtellen.

Es iſt daher von der größten Nothwendigkeit, daß bei der neuen Ordnung des Reichs auch der Poſten und Landſtraßen und Zölle und Geleite übertriebene Plackereien und Hudeleien abgeſchafft werden.

4.

Die Polizei.

Es war eine glückliche Zeit die Zeit vor zwanzig und funfzehn Jahren. Da konnte man durch das heilige teutſche Reich von einem Ende bis zum andern, von Stralſund bis Trieſt und von Rendsburg bis Konſtanz reiſen, und der Paß blieb ruhig in der Taſche ſtecken. Und die Straßen waren damals eben ſo ſicher vor Räubern und Mördern als jetzt und das Leben war viel luſtiger.

Seitdem iſt es alles anders, es iſt viel ſchlechter geworden, und auch das verdanken wir den ſpitzbübiſchen Franzoſen.

Vormals glaubte man der Menſch ſey gut, bis er ſich als einen Schelm oder Böſewicht hingeſtellt hatte; jetzt ſoll man jeden ohne weiteres wie einen Spitzbuben anſehen und ihn als ſolchen beobachten und vor ihm ſich hüten. Dieſe ſchändlichen Lehren haben auch die ſpitzbübiſchen Franzoſen zu den redlichen Teutſchen gebracht.

Weil denn alle Menſchen Spitzbuben ſeyn ſollen, ſo hat man Spitzbubenpolizeien geſtiftet, die mit einem vornehmen Namen geheime Polizeien genannt werden.

Jeder große und kleine Staat Teutſchlands hat nun ſolche franzöſiſche Anſtalten, die vor zehen Jahren in den meiſten Landen unſers Volks etwas Unerhörtes waren.

Dieſe geheimen Polizeien kann man die Wiegen aller Laſter, die Pflanzſchulen aller Bosheit und Niederträchtigkeit, und die Hebammen des Deſpotismus nennen.

Die Geheimniſſe der Familien und der Geſchlechter belauſchen, unſchuldige Menſchen zuſammenhetzen, Verbrechen und Vergehen veranlaſſen, damit man ſeine Bedeutſamkeit und Wichtigkeit beurkunde, bis in den Frieden des Hauſes und in die Verſchwiegenheit des Ehebettes den Verdacht und Verrath bringen, Briefe auf den öffentlichen Poſten erbrechen oder unterſchlagen, die Redlichkeit, die Treue, die Ehre der Menſchen durch Gefühle des Argwohns und des Haſſes vergiften — das und mehr dergleichen ſchaffen dieſe teufliſchen Anſtalten, die ſich ſehr wichtig machen, wenn ſie ja zuweilen einen armen Sünder mehr der Gerechtigkeit überliefern.

Dieſe Peſten der Geſellſchaft führen immer gern die Aufſchrift: Zum Wohl des Staats und zur Sicherheit des Herrſchers.

Tyrannen gebrauchen ſie und bei Sklavenvölkern können ſie nicht entbehrt werden. Bei den Franzoſen ſind ſie erfunden und ausgebildet, die mögen ſie auch für ſich behalten.

Freien Völkern ſind ſie ein Abſcheu und eine unnütze und verderbliche Laſt. Die Engländer, die Schweden, die Teutſchen haben ſie vor dieſer franzöſiſchen Zeit nie gekannt.

Teutſche Menſchen und teutſche Fürſten bedürfen ihrer nicht zu ihrer Sicherheit, es ſey denn, daß ihnen Tyrannei gefalle.

Die geheime Polizei hat Napoleon Bonaparten und ſeiner Banditenrotte genutzt zur perſönlichen Sicherheit, weil ſie verſchmäheten durch Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit zu herrſchen; für die Kunde der auswärtigen Geſchäfte und Verhältniſſe und für das Politiſche überhaupt iſt die Meinung größer geweſen als die That. Ein geheimer Polizeimeiſter und Polizeiminiſter aber wird immer ſo klug ſeyn, dem, der ihn angeſtellt hat, einzubilden, er halte die Fäden aller Weltverhältniſſe und könne die Puppen tanzen laſſen, wie er wolle; das iſt aber nicht wahr.

Bei einem Volke, welches Freiheit und Ehre liebt, iſt die geheime Polizei beides unnöthig und unerlaubt.

Nur in Kriegszeiten muß ſie für den Augenblick eingerichtet werden an den Gränzen des Kriegsſchauplatzes und in den Heerlägern. Sonſt muß die Polizei offen ſeyn.

Dieſe offene Polizei hat für die Kehlen und Magen der Menſchen, für die Geſundheit der Leiber, für die Sicherheit der Häuſer und Straßen, und für andere löbliche und nöthige Dinge zu ſorgen, und dieſe Polizei allein wollen wir haben.

5.

Die Regierung.

Die Idee des Staats iſt Leben. Der beſte Staat iſt derjenige, welcher das meiſte freie Leben erweckt und entwickelt, und von dieſem Leben doch nicht aus den Fugen getrieben wird.

In einem guten Staate muß Welle auf Welle ſtürzen, Rad auf Rad treiben, Kraft auf Kraft ſtoßen. Tropfen werden Quellen, Quellen rieſeln in Bächen weiter, Bäche verſammeln Ströme, Ströme brauſen die freudige Kraft zu einem Meer zuſammen.

Wer mit dem Tropfen knickert, der zittert vor dem Meer; wer die kleine Kraft fürchtet, den zerſchmettert die große.

Aus unſern meiſten Staaten war das Leben verſchwunden, ſie waren todte Maſchinen, und wurden als ſolche geſtellt. Aber die Maſchinen rieben ſich ab, und die Staaten gingen unter. Es müſſen neue Staaten gebaut werden.

Aber das Leben, das wieder jung werden ſoll, muß man aus den Tiefen ſchöpfen; denn oben iſt es lange abgeſchöpft. Man muß das Einfache und Kräftige wieder ſuchen und ergreifen, das Volk muß wieder mitrathen und mitregieren, damit ſich wieder rüſtige und weiſe politiſche Männer bilden, die in Gefahren vor den Riß treten und halten und helfen können.

Darum muß ſich künftig jede Landſchaft in ihren Ständen verſammeln, die über die nächſten Angelegenheiten rathſchlagen.

Jede Landſchaft wählt ſich ſelbſt ihre unteren Richter in Städten und auf dem Lande.

Jede Landſchaft wählt ſich für ihre Verwaltung und Polizei beſondere Räthe, welche als ordentliche Kollegien zuſammengeſetzt ſind. Ihren Präſidenten ernennt immer der Herrſcher.

Jede Landſchaft ſucht bei ſich das Oertliche und Eigenthümliche in Verfaſſung und Sitte zu erhalten, wenn es mit dem Allgemeinen irgend zuſammengeht; denn aus dem vielen Oertlichen und Eigenthümlichen, woran Sitte und Recht gebunden iſt, erblühet die Freiheit, welche nichts anders iſt als Gleichmaaß, aus dem Wettkampfe lebendiger Kräfte entſprungen.

Die geſammten Stände der Landſchaften ſchicken wieder ihre beſonderen Boten, welche mit dem Miniſter rathſchlagen.

Der Miniſter iſt dem Volke verantwortlich. Denn wenn Miniſter ungeſtraft feige Knechte ſeyn dürfen, dann werden die Herrſcher und Fürſten Tyrannen.

Der Herrſcher aber als der höchſte Glanz ſchwebt leuchtend über Allem. Er iſt eine geheiligte und unverletzliche Perſon, und wird unſchuldig gedacht und als der da nur Gutes thun könne.

Dies iſt eine Regierung, aber eine Regierung, welche vielen mühevoll und unbequem däucht. In ihr muß der Miniſter arbeiten und ſtreiten, denken und ſorgen: das Papier, welches mit ſeiner Namensunterſchrift von ſeinem Schreibtiſche wehet, iſt kein Götterſpruch. In ihr darf der Fürſt nicht thun, was er will, ſondern er muß thun, was er ſoll.

Es giebt eine andere Regierung, die leichteſte und bequemſte von allen, die Regierung der Schreibfeder und der Schreiber. In der Kunſtſprache nennen ſie ſie Bureaukratie.

Welchen dieſe behagt, die ſagen: „Die Vereinfachung, die Centraliſirung der Geſchäfte iſt die größte Kunſt des Miniſters.“

„Wer alles unter Formeln ſtellen und in Tabellen bringen kann, der hat den geſchwinden Ueberblick, der hält alle einzelne Fäden des ganzen Staatsgewebes in ſeiner Hand, der regiert, der iſt Miniſter.“

„Ständeverſammlungen und ſtändiſche Berathſchlagung und Verhandlung der Geſchäfte ſind lächerliche Reſte der faulen barbariſchen Zeit; ſie ſchleppen alles in Langſamkeit hin und hemmen die Ausführung: unſere geſchwinde Zeit aber begehrt geſchwinden Entſchluß und geſchwinde That.“

„Zuſammengeſetzten Kollegien wohnt Pedanterei, Rechthaberei und Unbehülflichkeit bei. Wo jedem Zweige der Verwaltung ein befehlendes Haupt vorſteht und die übrigen ſchreiben und ausfertigen müſſen, da iſt die Schnellkraft und das Leben, da wird mit den kleinſten Mitteln das Größte vollendet.“

Die ſo ſprechen, haben Präfekten, Intendanten, Maires, ſie putzen ſtattliche Gendarmes aus, die rechten Darſteller der Majeſtät, welche mit dem Säbel in der Hand umherreiten und den Befehlen Ehrfurcht verſchaffen.

Und ihr Staat wird ein Staat von Schreibern, welche knechtiſch gehorchen und knechtiſch gebieten, und die tüchtigen und rüſtigen Männer verſchwinden, und die Freiheit und die Eigenthümlichkeit der Menſchen wird durch den Buchſtaben getödtet.

Und da ſie alles in Tabellen faſſen und alles zu Papier bringen wollen, ſo hat es der Eintheilungen der Verwaltung und der Angeſtellten kein Ende, und jede Ordnung der Schreiber zeugt aus ſich wieder eine andere Ordnung, und in Papierballen verliert ſich die Weisheit und Gerechtigkeit und hinter Papierballen verſchanzt ſich der Rank und der Betrug.

Solcher papierne Deſpotismus iſt oft geweſen und hat ſich mit ſchönen Titeln breit gemacht. Nie aber war einer ärger, als der jetzige des baieriſchen Miniſters, der auch die Ueberſchrift Staatswohl, Aufklärung und Einfachheit führt.

Es iſt aber ein verworrenes und jämmerliches Ding, wohinter die Dummheit blinzelt und die Willkühr lauert. Alle Kraft aber und Tugend der Männer wird unter Papier begraben.

6.

Der Fürſt.

Der Fürſt iſt das Ebenbild der göttlichen Majeſtät auf Erden. Gerechtigkeit heißt ſein Name und Milde heißt ſeine Wehr.

Weil er die göttliche Ordnung und Zucht auf Erden darſtellt, ſo ſoll das Volk in ihm Gottes Ebenbild ehren.

Als Zeichen der Macht und Majeſtät trägt er das Schwerdt und das Scepter. Mit dem Schwerdt ſoll er die Feinde ſchlagen, die von auſſen andrängen, und die Aufrührer und Meuterer ſtrafen, die das Innere zerrütten wollen; das Scepter aber ſoll er halten, zugleich ein milder und ein ſtrenger Vater, über dem Recht und über der Zucht ſeines Landes.

Gott iſt heilig und gerecht, weil er ſeiner Natur nach heilig und gerecht ſeyn muß. Dieſes Müſſen iſt die göttliche Nothwendigkeit.

Der Fürſt, das Gleichniß Gottes, ſoll heilig und gerecht ſeyn. Er muß ſich *ſein Muß* ſetzen, er muß zwiſchen ſich und ſein Volk das Geſetz ſtellen, das heilige und unverletzliche, das ihn zügele und das Volk ſchirme. *Die fürſtliche Nothwendigkeit, das Geſetz, muß über dem Fürſten ſeyn.*

Wo der Fürſt kein Geſetz erkennt, da will das Volk bald auch keinen Gehorſam erkennen. Die Willkühr flicht den Strang und ſchärft das Beil, wie ihr gefällt, läßt die Hetzpeitſche hinfallen, wohin die Laune ſie lenkt, aber ihr wird auch der Strang geflochten und das Beil geſchärft, und Peitſchen anderer Treiber könnten einſt als Warner knallen, wenn ſie nicht umkehren und Buße thun will.

Tiberius, Nero, Domitianus herrſchten gewaltig, und ſagten im Uebermuth: *Die Kaiſerlaune iſt Gottes Gebot.* Der ſterbende Tiberius ward in der letzten Stunde von ſeinen Sklaven verlaſſen und von ſeinem Großneffen Kaligula mit einem Kiſſen erſtickt, Nero mußte wie ein Geächteter aus Rom fliehen, und ward wie ein gemeiner Räuber in einer Erdhöhle erſchlagen; Domitian ward in den Zimmern ſeines Pallaſtes ermordet.

Ihr Kleinen, die ihr Tiberier und Neronen und Domitiane ſeyn möget, ſpiegelt euch daran, und beſſert euch. Was einſt geſchah, kann wieder geſchehen.

Ein Fürſt, der unter das Geſetz geſtellt iſt, der über den Weg des Geſetzes auch nicht Eine Linie hinausgeht, iſt eine heilige, unverletzliche, unſchuldige Perſon, er wird gedacht als einer, der ſeiner Natur nach nichts Böſes und Unrechtes thun kann, und wird als ſolcher geehrt.

Darum müſſen wir unſern Fürſten die verderbliche und gefährliche Laſt der Selbſtgewalt und Willkühr nehmen, welche ihre feigen Schranzen ihnen unter dem wälſchen Namen Souveraineté als die höchſte irdiſche Majeſtät vorſpiegeln; wir müſſen ihnen Geſetze ſchaffen, welchen ſie gehorchen müſſen wie wir, damit ſie nicht zuerſt tyranniſch, dann vogelfrei werden. Denn es iſt billig, daß den kein Geſetz ſchirme, der ſich gegen andere durch kein Geſetz gebunden glaubt.

Wir haben das Beiſpiel ſo jung, woran alle ſich ſpiegeln können: Napoleon Bonaparte. Wie viele, die ſich auch mächtig dünken, haben ſich noch vor einem Jahre vor ihm bis in den Staub gebückt! Und vor drei Monaten ward dem jüngſt noch ſo Gewaltigen der Gehorſam aufgeſagt, und er wäre gewiß wie ein vogelfreier Mann getödtet, wenn die hohen verbündeten

Herrſcher gegen ihn nicht gnädiger geweſen wären, als er verdient hatte. "

Das widerfuhr mit Recht dem Uebermuth, der keinen Gott und kein Geſetz erkennen wollte als ſeinen eiſernen und blutigen Willen.

7.

Der Miniſter.

Ich ſehe den Kardinal Richelieu beſonnen, feſt, gewandt, muthig ſechszehen Jahre nach einem Ziele hinſteuern, ſeinen ſchwachen König tyranniſiren, ſeine Feinde niederwerfen, verbannen, einkerkern, enthaupten, die Großen verkleinern, das Volk unterwerfen, den König von Frankreich zu einem Deſpoten und Frankreich ſelbſt zu einem furchtbaren Staate machen; ich ſehe dieſen gewaltigen Mann das eigene Land und Europa allenthalben mit den Netzen ſeiner Politik umſpinnen und über alle Rückſichten und Tugenden und Geſetze, welche andere hemmen könnten, kühn wegſchreiten, und durch Laſter und Verbrechen ſeinen Zweck raſtlos verfolgen bis ans Ende. Ich zittre und verabſcheue, aber ich muß ſagen: das war ein Miniſter.

Ich ſehe Wilhelm Pitt, klar, feſt, geſchickt und muthig, brennend von Liebe zu ſeinem Volke und Lande, gehorſam ſeinem Könige, den Geſetzen gehorſamer, ein großes Volk und Reich durch fünfundzwanzig denkwürdige Jahre, die ſtürmiſcheſte und gefährlichſte Epoche, welche die neuere Geſchichte kennt, mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit und Tugend lenken und halten. Er beſchwört die Stürme, welche von auſſen drohen; er widerſteht den Feinden, welche ihn von innen bekämpfen; er wird durch kein Mißgeſchick der Waffen, durch keinen Haß und Neid ſeiner Widerſacher, er wird durch die ſchlimmeren Feinde, die Ehrſucht, die Habſucht, die Wolluſt nicht beſiegt: nur die Arbeit und die Sorge für ſein Land beſiegt ihn, und legt ihn in den Jahren ins Grab, welche andere die Jahre der kräftigſten Männlichkeit nennen. Ich verehre und liebe: das war ein Miniſter.

Wollt ihr einen kleinen Miniſter ſehen, ein Exemplar jener kleinen teutſchen und italiäniſchen Duodezhöfe, die ſich wie jener Froſch in der Fabel mit dem Glanz einer flitternden Majeſtät ſo gern gegen die Hofhaltung eines Königs Georg und Kaiſers Alexander anblähen? Ihr ſeht ein wunderliches Ding, einen Miſchling, der ausſieht, als habe man die Naturen eines Advokaten, Kammerdieners und Fähnrichs zuſammengemiſcht, und in dem medeiſchen Keſſel einen beſondern Menſchen daraus zuſammengeſotten. Zugleich übermüthig und kriechend, befehlend und aufhorchend, trippelnd und ſchreitend, drohend und kuppelnd, pfiffig und dumm erſcheint das wunderliche Kamäleon, das in der Regel wirklich doch nichts anderes iſt als der Kammerdiener ſeines Fürſten, und das nach den hochfürſtlichen Launen jeden Augenblick eine andere Farbe und Geſtalt annehmen und ſeine Rollen und Geſchäfte tauſendfältig wechſeln muß. Ein ſolches armes Thierchen von tauſend Farben und Geſtalten, ohne Tugend, ohne Würde, ohne allen Willen und allen Karakter, ein ſolches puppiges und dienerliches Geſchöpf heißt auch Miniſter, trägt Orden, fährt mit Sechſen, läßt Läufer vorausſpringen, und wird von kleineren und gebückteren Dienern Ihro Herrlichkeit angeſchrieen.

Ernſthaft geſprochen, wir haben dieſe Menſchenart, welche Miniſter heiſſen, in unſerm vielherriſchen und vielgradigen Vaterlande von allen Klaſſen. Für das Erbärmliche und Lächerliche iſt da immer geſorgt geweſen, für das Schlechte und Schändliche waren wir vor funfzig, ja noch vor zwanzig Jahren gottlob viel ärmer als jetzt. Es iſt eine Zeit der Wahrheit, und ich will die Wahrheit ſagen, und erzählen, wie es iſt. Was den Franzoſen am nächſten lag, das iſt durch ihr Beiſpiel und ihren Einfluß aus dem Kleinlichen und Lächerlichen recht ſchlecht und ſchändlich geworden. Ich ſpreche aus, was jeder weiß, der Teutſchland kennt, die norddeutſchen Fürſten und ihre Miniſter ſind viel beſſer und unbefleckter geblieben, als die Höfe und Diener, welche am Rhein oder doch nicht über 15 und 20 Meilen Entfernung vom Rhein ſind. Da hat ſich in den Hofſchranzen und Miniſtern ein Geſchmeiß gebildet und zum Theil mit franzöſiſchen Abentheurern und Weibern zuſammengeſetzt und vermählt, das in unſerm Volke lange noch wie eine verderbliche Peſt wühlen wird.

Welches Mittel giebt es gegen dieſe Peſt von unteutſchen und franzöſiſchgeſinnten Höflingen und Miniſtern?

Ein Mittel iſt ſchon genannt. Es heißt die öffentliche Meinung, die Preßfreiheit. Dies thut Wunder, es iſt das beſte Rattenpulver gegen die unverſchämten Ratten und Mäuſe, welche die teutſche Ehre und Tugend benagen.

Das zweite Mittel iſt die Verantwortlichkeit.

Es hilft dem Räuber nicht, der auf Mord und Brand ertappt wird, daß er ſich entſchuldigt, er habe ſeinem Hauptmann den Eid geleiſtet, und er thue nur ſeine Pflicht, wenn er deſſen Befehle ausführe; man faßt und zwickt und rädert ihn doch, und ruft ihm das evangeliſche Gebot zu: Du ſollſt Gott mehr gehorchen denn den Menſchen. Eben ſo faſſe man die Miniſter und halte ſie unerbittlich feſt für das, was ſie unterſchrieben oder ausgeführt haben. Wenn jetzt in einem Staate was Ungrades oder gar Tyranniſches geſchieht, ſo ſind alle Hehler und Stehler zu gleicher Zeit, der Fürſt ſchiebt es ſo gern auf die Miniſter und die Miniſter ſchieben es auf den Fürſten, und ſo treiben ſie einander in dem dummen Zirkel herum; das Unrecht und die Schande aber bleibt.

Wir haben unſern Fürſten, gut oder ſchlecht, geſcheut oder beſchränkt, für eine unſchuldige und unverletzliche Perſon erklärt, die gar nichts Böſes thun kann. Wenn alſo Böſes oder Ungerechtes geſchieht, ſo faſſen wir die Miniſter bei den Schultern und halten ihre Köpfe, bis ſie entſchuldigt ſind, oder der Gerechtigkeit als Sühnopfer fallen. Dies iſt das einzige rechte Mittel, die Diebshehlerei der Schande und Tyrannei auf immer aus unſern Gränzen zu vertilgen.

Es geſchiehe alſo hinfort im teutſchen Lande, was in allen freien Ländern von jeher beſtanden hat, und was in England und Schweden bis dieſen Tag beſteht: die Miniſter werden verantwortlich gemacht für das, was im Umfang ihrer Behörde im Namen des Herrſchers ausgeht und gethan wird. Gebietet er Unrechtliches oder Tyranniſches, ſo können und müſſen ſie ihm den Dienſt weigern. Auf andere Weiſe werden wir der Schändlichkeit und Willkühr nie los, welche die Wälſchen in unſer Land eingeſchwärzt haben, und welche in dem Maaße, als die Herrſchaft geringer iſt, immer am ärgſten und wildeſten wüthen.

8.

Die fremde Werbetrommel.

Wanderer, geh nach dem Kap, nach Batavia, nach Kanada, geh an den Delaware und an die Cheſapeakebai, ſchiffe zu den Peſtküſten und Peſtinſeln Weſtindiens — allenthalben wirſt du die Gebeine teutſcher Krieger aufleſen. Und welcher Krieger? Etwa ſolcher, die als Soldaten des Glücks, ferner Abentheuer und fremder Welten lüſtern, aus der Heimath auswanderten und in der wüſten und liebeleeren Fremde erſchlagen wurden? Nein, nicht dieſer Krieger, ſondern ſolcher, welche Fürſten und Miniſter um ſchnödes Geld verkauften, daß ſie nimmer das Land wiederſähen, wo ſie geboren waren, daß ihre letzten Stunden von keinen liebenden Worten getröſtet, ihre brechenden Augen von keinen liebenden Händen zugedrückt würden.

Heſſen, Wirtemberg, Braunſchweig, Anſpach, und wie manche andere teutſche Regierungen waren durch dieſen abſcheulichen Menſchenhandel einſt geſchändet und verflucht. Schon klingt aus mehreren teutſchen Landſchaften die Glocke wieder, daß die Holländer und Engländer teutſche Regimenter in Sold nehmen und von teutſchen Fürſten kaufen wollen. Dies iſt nicht unglaublich, weil man immer eher das Böſe fürchten, als das Gute hoffen muß, wo der Reiz des teufliſchen Goldes und Habſucht und Ehrſucht ſo ſehr mit drein ſpielen. Damit aber wo möglich die öffentliche Schande und der allgemeine Abſcheu die Begehung dieſes Gräuels gegen das teutſche Volk hemme, ſtelle ich die Sache hier noch einmal kurz und einfach hin, wie ſie iſt, und laſſe dann die Beſſeren entſcheiden, ob wir Teutſche länger dulden ſollen, daß fremde Völker die Werbetrommel bei uns rühren, oder daß unſere Fürſten ihre Unterthanen verkaufen wie man Vieh verkauft.

Beförderer dieſes Soldatenſklavenhandels ſind:

1) Habſüchtige oder verſchuldete Fürſten. Oft haben Beiſchläferinnen und Spieltiſche den Blutſold verſchlungen, oder Juden waren mit ihren Vorſchüſſen darauf ſchon angewieſen. Wie aber bei dem jüngſten Gericht die Thränen der Aeltern und Bräute brennen werden, denen man

ihre Liebe entführte — davor zu zittern hat der buhleriſche Weichling und der ſchnöde Geitzhals bei ſeinen irdiſchen Gelüſten keine Zeit.

2) Miniſter und Kommiſſarien. Bei ſolchem Handel mit den Seelenkäufern fällt ſeitweges für die Unterhändler und Beförderer des Menſchenraubs immer etwas Erkleckliches ab.

3) Officiere. Damit die Sache ſüß ſey, werden von den Fremden den Officieren alle mögliche Vortheile zugeſtanden: doppelter und dreifacher Sold gegen den gewöhnlichen, Jahrgelder nach kurzem Dienſt, auch wohl Uebertragung derſelben nach ihrem Tode auf die Frauen, wenn ſie deren haben. Dieſe Officiere haben in dieſen Vortheilen nicht nur den Reitz des Gewinns, ſondern auch die nöthigen Hülfsmittel, ſich gegen die Uebel und Seuchen der fremden und feindſeligen Klimate zu verwahren.

Das Scheußlichſte bei dem ganzen Gräuel aber iſt die Art, wie mit dem gemeinen Soldaten verfahren wird. Er iſt für den Dienſt des Vaterlandes entweder freiwillig geworben oder nach geſetzlichen Beſtimmungen und Verfaſſungen ausgehoben. Nun wird er wider Recht und Pflicht, ja allen göttlichen und menſchlichen Gefühlen zum Trotz, fern von ſeiner Heimath und ſeinen Geliebten in die wilde Fremde weggetrieben und wegverkauft — und wird ſie nimmer wieder ſehen. In jenen Peſtländern, wohin die

Seelenkäufer dieſe Regimenter ſenden, hat der arme Gemeine gegen das Klima in ſeinem kärglichen Solde keinen hinlänglichen Schutz. Daher ſterben in den erſten zwei Jahren gewöhnlich zwei Drittel der neuen Ankömmlinge durch Seuchen; von dem übrigen Drittel geht in den folgenden Jahren die Hälfte ab; und das letzte durchgeſeuchte Sechstel des Ganzen läßt ſich endlich gewöhnlich die ſchon angewöhnte Fremde gefallen, und von Tauſenden ſehen wenige Einzelne ihr Vaterland wieder.

Dies, Germanien, iſt das Schickſal deiner unglücklichen Kinder, die ſie nach Afrika, Amerika und Indien verkaufen.

In dieſem verruchten Menſchenhandel ſtehen Schande und Unrecht auf einer Linie neben einander. Darum muß er im Reiche abgeſchafft werden, und ein ausdrückliches Geſetz muß für Teutſchlands Kinder ſorgen, und verbieten, daß Fürſten und ihre Günſtlinge hinfort nicht Menſchen um Sold verkaufen dürfen.

Nicht nur in der Art, wie er bis jetzt getrieben iſt, darf dieſer Verkauf teutſcher Menſchen nicht geduldet werden, ſondern auch das Werben fremder Mächte in unſern Gränzmarken darf künftig durchaus nicht zugeſtanden werden: welcher Engländer, Holländer, Amerikaner, Franzoſe, oder wie er ſonſt heißt, bei uns die Werbetrommel rührt oder durch Verſprechungen und

Verlockungen Menſchen zur Auswanderung verleitet, der ſey, wo man ihn auf ſolcher That betrifft, augenblicklich des Todes ſchuldig. Solchen Unfug duldet kein anderes Volk als wir: in England, in Schweden, in den meiſten Ländern ſteht der Tod darauf. Wir müſſen daher abſtellen, was unſere Ehre als Volk verletzt und viele Unſchuldige und Unerfahrne in das ferne Verderben lockt.

Sagt man, dieſe Werbetrommel ſey ein Ableiter des ſchlechten und ungeſunden Stoffes im Volke, ſo iſt das nicht wahr. Die gegebene Gelegenheit iſt ein gewaltiges Ding, und das Vaterland verliert eben ſo leicht die muthigſten und kräftigſten ſeiner Söhne, als die ſchlechteſten und unnützeſten. Ich will übrigens dem teutſchen Menſchen die Erde nicht verbieten, welche allerdings ſein groſſes Vaterland iſt und es bleiben ſoll. Ungerecht und unmenſchlich däucht mir das Geſetz, welches das Auswandern verbietet und den Menſchen an der Scholle, wo er geboren iſt, feſthält, wie der Baum von den Wurzeln an dem Boden feſtgehalten wird, woraus er hervorſchoß. Teutſche Menſchen, welche neuer oder fremder Dinge begierig oder welche überhaupt unruhig, unſtät und mit ihrer Heimath unzufrieden ſind, mögen ungehindert in alle Länder und Welttheile gehen; nur darf das Vaterland nie geſtatten, daß in ſeinen Gränzen etwas Tyranniſches und Ungerechtes oder Unehrliches und dem teutſchen Namen Schimpfliches geſchehe.

Denn der Verkauf von teutſchen Regimentern an fremde Völker iſt eine Tyrannei und Ungerechtigkeit, und Werber und Verführer in unſern Städten, die für England, Holland und Amerika die Trommel rühren oder das Gold hinhalten, ſind ein unerträglicher Schimpf und Unehre.

Dies habe ich geſagt, weil es geſagt werden mußte. Wehe uns aber, die wir nun wieder die freien Teutſchen genannt werden, wenn künftig noch geſchehen darf, was zwei Jahrhunderte zu unſerer Schande hat geſchehen dürfen!

9.

Der Soldat.

„Nein, meine Herren, das muß man doch
„ſagen, es iſt alles nichts gegen die Franzoſen;
„die Franzoſen allein verſtehen den Krieg, die
„Franzoſen allein wiſſen, was ein Soldat iſt und
„was er werth iſt. Napoleon iſt und bleibt doch
„der einzige Feldherr der Zeit, unter ihm allein

„iſt es eine Luſt zu dienen.“ So ſprach den Mittag des 27. Märzes dieſes Jahr in Darmſtadt im Gaſthauſe zum Erbprinzen ein großherzoglich darmſtädtiſcher Major mit dem rothen Napoleonsbande im Knopfloch, das er wahrſcheinlich in Schlachten gegen ſeine teutſchen Brüder gewonnen hat. Beiläufig geſagt, die Officiere der meiſten ehemaligen Rheinbundsfürſten tragen dieſes Schandezeichen immer noch als ein Ehrenzeichen. In dieſe Worte des hohen Sprechers ſtimmten viele der übrigen Officiere ein, von welchen einige auch die rothe Blutſchande an der Bruſt trugen, und ähnliche Aeuſſerungen lieſen einige Minuten über den Tiſch hin und her. Endlich ward mir indeſſen die Bruſt zu heiß und der Zorn lief in dieſen Worten über: „Was Sie „da ſprechen, meine Herren, beweiſt nur den „alten Satz, daß der Soldat von allen Gewohnheitsthieren das erſte iſt; Sie wünſchen ſich den „großen Bullenbeiſſer wieder, damit er die kleinen Hunde treiben kann, daß ſie wieder andere „beiſſen; das iſt in dieſer Zeit wahrhaftig in „Teutſchland eine würdige Geſinnung.“ — Sie ſteckten die Worte ein, und ſchwiegen, wahrſcheinlich weil unten am Tiſche neben mir ein Officier vom öſterreichiſchen Generalſtabe ſaß, und weil ihnen dünken mogte, ihre Sache und Napoleons dürfe unter teutſchen Menſchen jetzt doch nicht öffentlich vertheidigt werden.

Leider iſt dieſe Geſchichte nur eine von vielen, die ich erlebt habe. Sie beweiſt die uralte Erfahrung, daß der Lohnſoldat gewöhnlich der willenloſeſte und knechtiſcheſte aller Menſchen wird. Das gemeine Sprichwort: *Weſſen Brod ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge*, findet in keinem Stande ſo ſeine Erklärung als in dem Stande des ſtehenden Soldaten. Räuber und Banditen hangen nicht feſter an ihrem Bluthauptmann, als die Soldaten ſich an den kletten, der ſie nur mit einigem Glück und Glanz anführt; Affen lernen nicht geſchwinder die Männchen und Gramanzen, die man ihnen vormacht, als der Soldat die Art und Weiſe, ja das ganze Gemüth deſſen oder derer annimmt, mit welchen er in Lägern und auf Heerzügen zuſammen lebt. Ich habe dies in allen teutſchen Landen dieſes letzte Jahr oft mit Kummer, öfter mit Ingrimm geſehen. Die meiſten teutſchen Officiere, welche die letzten Jahre unter den Franzoſen den ſchändlichen und hündiſchen Hetzdienſt gethan haben, tragen in ihrem ganzen Weſen bis dieſen Tag immer noch viel Franzöſiſches zur Schau; von vielen Gemeinen kann man daſſelbe ſagen: ja mehrmals iſt mir zu meinem Aerger begegnet, daß ich teutſche Soldaten wegen ihres Ausdrucks, ihres Blicks und ihrer Haltung für gefangene Franzoſen gehalten habe. Viele von denen, welche das Aeuſſere der böſen Wälſchen ſo angezogen haben, ſind im Innern nicht beſſer beſtellt, und manche Jahre werden vergehen müſſen, ehe die Peſt, welche das franzöſiſch-teutſche Soldatenweſen in unſer Vaterland gebracht hat, ausgerottet wird.

Aus dieſer jüngſten Erfahrung und aus andern Erfahrungen, die man früher angeſtellt hat und noch täglich anſtellen kann, geht hervor, daß es mit dem ſogenannten ſtehenden Soldaten ein eigenes Ding iſt. Ich wenigſtens weiß, daß, wenn ich zehen Söhne hätte, ich nicht gern ſehen würde, daß einer von ihnen im Frieden Soldat wäre, es ſey denn in den Zweigen der Kriegskunſt, die allein durch wiſſenſchaftliche Bildung und durch ernſtes wiſſenſchaftliches Studium aufrecht erhalten werden können.

Das Leben des ſtehenden Soldaten iſt gewöhnlich nichts als eine leere und bunte Eitelkeit und Gaukelei, welche in dem Kleinen und Kleinlichen bethört, und aus den Jünglingen häufig Stutzer, aus den Männern häufig Pedanten macht, welche viele Thore und Anſichten des Lebens ganz ſperrt, und das Herz für die edelſten Gefühle und ſtolzeſten Geſinnungen unempfindlich und unzugänglich macht. Eine Puppe, eine Maſchine, ein Soldat, das ſind häufig gleichbedeutende Dinge. Nach der Erfahrung meines Lebens muß ich wenigſtens ſagen, daß ich den für einen ganzen Mann halte, der, wenn er zehen Jahre die Uniform getragen hat, die Welt und ihre Verhältniſſe noch mit klaren und unverſchobenen Augen anſchaut.

Denn

1) Der ſtehende Soldat verliert den Willen. Wie mancher iſt mit dem freieſten Gemüthe und mit den menſchlichſten Geſinnungen in den Krieg gezogen, nichts als Ehre, Menſchlichkeit, Ritterlichkeit, Freiheit ſinnend und wollend. Und das erſte Jahr nach dem Auszuge war er ſchon ein halber Knecht, das zweite Jahr war er der willenloſe und blinde Diener der Gewalt, unter deren Führung er auszog. Die Maſchine Soldat ſchlägt ſich gleich freudig für einen Napoleon und einen Friedrich den Zweiten, für einen Karakalla und einen Trajan, und meint, er thue damit vor Gott und vor den Menſchen ſeine Pflicht.

2) Die Lehre des blinden Gehorſams, die bei ſtehenden Heeren faſt eine nothwendige Lehre iſt, macht taub, blind und toll für alles. Laß den Anführer und Herrn befehlen, der Soldat thut; er hat ja gehört und er betet das Gehörte wieder nach: Ein Soldat ſoll nicht fragen noch unterſuchen. So raubt und mordet, ſengt und brennt er, wenn der Befehl von oben kömmt. Der Herr mag es verantworten, er iſt nur zum Gehorchen da. Auf dieſe Weiſe wird der Soldat eine dumme und ſklaviſche Be-

ſie; auf eigenen Willen und eigenes Gewiſſen hat er Verzicht gethan.

3) Die blanke Zierlichkeit der Aufzüge und Uebungen, der nur halb beſchäftigte und weichliche Müſſigang, welcher aller Liederlichkeit die Thür öffnet, der Glanz von Kleidern, Farben, Rüſtungen, Namen und Orden hecken allerlei Eitelkeit und Einbildung, und ſetzen den Soldaten bald den Hochmuth ins Herz, daß ſie ſich für den erſten Stand der Welt halten, und auf alle ihre Mitbürger als auf untergeordnete Klaſſen der Geſellſchaft herabſehen, als die zum gemeinen Dienſt und zur mühſeligen Arbeit geboren ſeyen.

Daher haben Völker, welchen die Freiheit und der Muth das höchſte Gut des Lebens däuchte, große ſtehende Heere immer als ein Uebel und eine Gefahr angeſehen, woraus Knechtſchaft, Dummheit, Feigheit und Ehrvergeſſenheit der Völker und alles größte Elend der menſchlichen Geſellſchaft brüte.

Wir hoffen, indem wir das glänzende Elend der Vergangenheit und die Eitelkeit und Nichtigkeit der ſtehenden Heere noch einmal vor unſrer Seele vorübergehen laſſen, daß die Geſchichte unſrer Thorheit und unſers Unglücks an ihrer Gränze ſteht, und daß wir an dem Eingange einer glücklicheren Zeit ſind. Durch Gottes Gnade und durch die himmliſche Begeiſterung, womit er die Herzen unſrer Krieger entflammt hat, iſt bewieſen worden, daß der Bürger und Bauer, der von der Werkſtätte und vom Pfluge aufſieht und die Waffen ergreift, binnen wenigen Wochen ein eben ſo freudiger und feſter Soldat iſt, als derjenige, welcher Jahrelang die Aufzüge der Eitelkeit aufführte. Wir bedürfen alſo nur einer zahlreichen immer geübten Reiterei, eines wohl geordneten und reichlich bedienten und beſetzten Geſchützes, und eines ſehr mäßigen ſtehenden Fußvolks von Flintnern, Schützen und Lanzenträgern; denn unſer ganzes Volk von dem achtzehenten bis zum ſechszigſten Jahre kann durch die leichteſten Mittel und Einrichtungen in ein wohlgeübtes und wohlgerüſtetes Fußvolk verwandelt werden.

10.

Der Wehrmann.

Dich meine ich, redlicher, frommer, und treuer teutſcher Wehrmann, dich meine ich, und keinen andern. Du ſollſt den ſtehenden Soldaten und das ſtehende Soldatenelend und den ſchimmernden Soldatenprunk des Friedens allmälich abſchaffen, oder doch ſo einſchränken, daß der

Soldat als ein beſonderer Stand in Friedenszeiten kaum noch geſehen werde. Durch die Noth der Zeit und durch die Einſicht der Beſſeren iſt die alte teutſche Geſchichte wieder aufgelebt, das älteſte Männerrecht, für Weib und Kind und Freiheit und Vaterland die Waffen zu ergreifen, iſt wieder hervorgeſucht, und mit dieſem Rechte iſt der teutſche Ruhm und die teutſche Ehre auch wiedergekehrt. Bei unſern Vätern war es einem freien Manne eine Schande, nicht für das Vaterland ins Feld zu ziehen, wenn es angegriffen ward; nur die Sklaven ſaßen ſtill, als welchen das Vaterland weniger gehörte, da ſie im ſchlimmſten Falle mehr die Herren als das Glück wechſelten. Wir haben keine Sklaven mehr, wir ſind alle Freie, wir müſſen alle für das Vaterland gewaffnet ſeyn.

Die Worte Landſturm und Landwehr, nach langer Zeit wieder in Teutſchland ausgeſprochen, haben eine große Bedeutung in unſre jüngſte Geſchichte gebracht: ſie haben Sieg in die Schlachtenreihen und Gott in die Herzen der Menſchen gebracht. Dieſe großen Worte und die Einrichtungen, die für ſie begonnen ſind, müſſen lebendig erhalten und weiter gepflegt werden, damit immer ein freudiges und gerüſtetes teutſches Volk da ſtehe, das jedem Feinde des teutſchen Namens die eiſerne Spitze bieten kann. Dies iſt im ganzen Reiche nothwendig für die Pflege der männlichen Tugend und männlichen Geſinnung, dies iſt das nothwendigſte in den rheiniſchen Landen wegen der Füchſe, der Franzoſen, welche immer nach den Trauben unſers herrlichen Stroms gelüſten wird. Hier am Rhein müſſen wir ſo eingerichtet ſeyn, daß wir bei dem erſten Hörnerklang des warnenden Wächters in die Waffen zuſammenlaufen und ausziehen können.

Landwehr und Landſturm, wodurch das Vaterland nächſt Gott gerettet worden iſt, ſind nur in der Unvollkommenheit jedes Anfangs erſchienen. Sie können und müſſen, wann uns mehr Zeit gegeben wird, eine ganz andere Geſtalt und Ausbildung gewinnen. Wenn unſere Jünglinge von dem ſiebenzehenten bis zu dem achtundzwanzigſten Jahre jährlich einige Wochen und ein halbes Jahr einige Stunden die Sonntagnachmittage geübt werden, und wenn wir in Städten und auf dem Lande Schützengeſellſchaften einrichten und ordentliche Schießübungen ſtiften, ſo braucht es für die folgenden Jahre keiner regelmäßigen Uebungen mehr: was durch zehen Jahre geübt iſt, wird nicht mehr vergeſſen. Nur Waffenſchau und Männerſchau wird alljährlich über jedermänniglich gehalten von dem achtzehenten bis zu dem ſechszigſten Jahre des Alters. Sobald es Krieg ſchallt, ſind die jüngeren Männer auf, und ziehen in das Feld gegen den Feind;

die älteren bleiben daheim und warten des Hauſes und Landes, und ſtellen und ſchlagen nur auf den Feind, wann er in ihre Heimath kömmt. Dieſe werden der Landſturm genannt, jene erſten ſind die Landwehr. Die Landwehr iſt des Vaterlandes rechtes gebornes Fußheer; wann alle Jünglinge und Männer in den friſchen und rüſtigen Jahren des Lebens geübte Krieger ſind, ſo bedürfen die Staaten kein ſtehendes Fußheer zu unterhalten.

Die Vortheile dieſer ſo leichten und natürlichen Einrichtungen ſind auſſerordentlich. Ich rechne nur einige auf:

1) Das Vaterland gewinnt durch die Landwehr ein Bollwerk, das auch der mächtigſte und grimmigſte Feind nicht durchbrechen kann.

2) Die Männer werden wieder in ihre Würde eingeſetzt. Die männlichen Uebungen und die Theilnahme an den öffentlichen Dingen treiben viele elendige Leerheit und Eitelkeit aus den Herzen, und die männlichen Künſte und Tugenden erheben ſich wieder, ſo wie das Unmännliche und Weichliche verbannt wird: Stolz, Karakter, Wille, dieſe Elemente eines tüchtigen und hohen Daſeyns, welche bei den meiſten verſchwunden waren, werden wieder genannte Männertugenden; der Teutſche wird zu einer eignen Geſtalt ausgeprägt, er wird wieder zu einem Manne geſtämpelt werden.

3) Auf dieſem Boden, der die männlichen Tugenden und Geſinnungen hervortreibt, erblüht auch die Freiheit. Männer, die ſich rüſtig fühlen, für das Vaterland zu ſterben, werden auch helfen und rathen können, daß es aus langer Zerrüttung allmälig zu einem hohen und freien Gemeinweſen aufgebaut werde.

4) Mit den übergroßen ſtehenden Heeren in Friedenszeit verſchwindet viele Weichlichkeit, Liederlichkeit und Elend, die ihr nothwendiges Gefolg waren. Die ſogenannten Standſoldaten, in großen und kleinen Städten als Beſatzungen aufgehäuft, waren im Volke ſtehenden Sümpfen und Lachen gleich, aus welchen Peſt hauchet, ſie trugen Sittenverderbniß und Liederlichkeit durch das ganze Volk umher, verführten die Weiber und entnervten die Männer.

5) Wir werden, wenn das ganze Volk bewehrt und rüſtig gemacht wird, einer bedeutenden Laſt von Auflagen los, die ſonſt für die Unterhaltung und das Bedürfniß der ſtehenden Heere nöthig waren. Wenn in allen Ländern auch nur die Hälfte des ſonſt ſtehenden Friedensheers eingezogen wird, welch eine Erleichterung für die armen Einwohner! Wie kann da freier geathmet und gewirkt werden!

Zum Beweiſe, wie richtig das Volk allenthalben die Stimme Gottes, den Ruf des Vaterlandes, die Noth der Zeit, und ſeine eignen Vortheile verſtanden hat, dient die Bereitwilligkeit, ja ſelbſt die Freudigkeit, mit welcher es in allen Landen teutſcher Zunge die Anordnung und Einrichtung des Landſturms und der Landwehr aufgenommen hat, ſelbſt da, wo die Regierungen abſichtlich und hinterliſtig dasjenige ſchwer und unerträglich machten, was mit gutem Willen der Oberen ſo leicht und natürlich hätte gemacht werden können.

Feinde dieſer löblichen und nothwendigen Einrichtung ſind:

1) Alte verjährte Vorurtheile, die auch in den Köpfen mancher Redlichen ſpuken. daß das Volk in Waffen üben und ihm die Waffen in die Hand geben eben ſo viel ſey, als den Sturz der Regierungen vorbereiten. Dieſe verwechſeln die Wörter Volk und Pöbel mit einander, auch kennen ſie ihr Volk nicht, das von Natur treu, ſtill und gehorſam, gegen gerechte Regierungen nie aufgeſtanden iſt, und ſelbſt die ungerechteſten Regierungen mit der beharrlichſten Geduld erträgt.

2) Schlechte Miniſter und Fürſten, die ein böſes Gewiſſen haben, und, wann ſie ſich in die Bruſt greifen, fühlen, daß ſie von ihrem Volke nicht geliebt ſind. Dieſen kann freilich nichts gefallen als die willenloſen und ſtockgeduldigen, eingekleideten Söldner, ſie müſſen alles fürchten, was den Menſchen höhere Geſinnung und lebendigeres Gefühl von Gott, Tugend, Kraft und Le-

ben giebt; denn nur über Dummheit und Feigheit kann die ſchleichende Schlangenliſt und die würgende Tigerwuth ſich eine bleibende Herrſchaft verſprechen.

3) Die meiſten Soldaten vom Handwerk, welche fürchten, daß ihre Herrlichkeit, als ein beſonderer Stand im Staate zu prangen, ein Ende nehmen wird, und welche ihre Paradeplätze und die einträgliche Kantonseinrichtung nicht vergeſſen können.

4) Die Dummen und Weichlinge und Zagen, welche vor dem Eiſen und vor dem Tode zittern, mehr aber vor der Noth zittern, daß ſie aus ihrer gemeinen Faulheit herausgetrieben und ihren zierlichen und weichlichen Vergnügungen entriſſen werden ſollen. Dieſe mögten ſich gern wieder von dem gewöhnlichen Stockſoldaten zertreten und ſchänden und als feiges und weichliches Geſindel behandeln laſſen, ſie mögten gern ferner noch unter zerwalmenden Auflagen ſtönen, wenn es nur nie andere Krieger gäbe, als die, welche ſich für das Todtſchlagen bezahlen laſſen.

11.

Die Fürſten des Rheinbundes und ihre Miniſter.

Man ſieht nicht beſſer, wie verderblich und zerſtörend das franzöſiſche Gift in das Mark unſers Landes und Volkes eingedrungen iſt, als wenn man ſich den Gränzen des Rheins nähert. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, und die ſich jedem nur einigermaßen Klarſehenden von ſelbſt aufdringen, iſt der Unterſchied zwiſchen Nordteutſchland und Südteutſchland in Hinſicht des Einfluſſes und der Wirkung der Franzoſenpeſt der ungeheuerſte. Man muß es den meiſten nordteutſchen Rheinbundsfürſten zum Ruhm nachſagen, daß ſie das Franzöſiſche und die bonapartiſche ſogenannte Souverainetät mehr aus Zwang annahmen, als mit Liebe ergriffen und übten. Bei den ſüdteutſchen aber wie anders! Mit welcher Vorliebe und Dienſtfertigkeit haben ſich die meiſten Höfe und ihre Miniſter und Räthe dem ganzen wälſchen Unweſen hingegeben! Wie haben viele recht planmäßig und tückiſch dahin gearbeitet, die letzten Spuren teutſcher Ehre, Art und Verfaſſung zu vertilgen und das Franzöſiſche an die Stelle des Teutſchen zu ſetzen! Mit welchem ſchreienden Hohn und Uebermuth haben ſie die mediatiſirten Fürſten, Grafen und Herren behandelt, die jüngſt mit vielen von ihnen auf Einer Linie ſtanden, und die durch Napoleons Wuth ihrer Willkühr unterworfen wurden! *) Mit welcher ſardanapaliſchen Ueppigkeit und Verſchwendung haben ſie Hof gehalten in der Zeit allgemeinen Unglücks und Jammers, die durch die Tyrannei der Fremden und durch die unerſchwinglichen Forderungen derſelben an Lieferungen und Mannſchaft über das Vaterland kamen, in der Zeit, wo die mächtigſten und zur Herrſchaft berufenen Herrſcher Teutſchlands, der Kaiſer von Oeſterreich und der König von

---

*) Ein Herr von Almendingen hat eine ſehr pfiffige Advokatenſchrift für die kleinen Souveraine geſchrieben; er hat nur nicht bewieſen — was er eigentlich beweiſen geſollt hätte und beweiſen wollte — daß ſie Souveraine bleiben müſſen, ſondern alle geſcheute Leute folgern aus ſeiner Schrift: Da ſo viele unabhängige und freie teutſche Herren unter kleine Schergen eines fremden Deſpoten geſtellt ſind, ſo iſt es jetzt an der Reihe, daß dieſe Herren befreit und unter die Hut ſchirmender Geſetze geſtellt werden, den kleinen Schergen ſelbſt aber muß Aehnliches geſchehen: ſie müſſen von Geſetzen und von mächtigen teutſchen Herrſchern, die dem Reiche helfen können, abhängig gemacht werden. Gegen die Souverainetätstollheit erheben ſich alle teutſche Menſchen.

Preuſſen, unter ihren Unterthanen wie die ſtillſten Privatleute lebten und ſich ſogar die Freuden und Vergnügungen verſagten und abſchnitten, welche die Menſchen ihren Herrſchern ſo gern gönnen! Und hat die groſe Zeit ſie gebeſſert? haben ſie im Angeſicht der fremden Herrſcher und Heere und des ganzen braven gegen den Rhein und gegen die Franzoſen anſtürmenden teutſchen Volkes ſich geſchämt? Mit nichten: ſie leben fort, wie ſie gelebt haben, und haben nur das Eine betrauert, daß ihr Held und Helfer Napoleon gefallen iſt, daß an ihren Höfen keine franzöſiſche Marſchälle und Geſandten mehr gebieten, und daß manche teutſche Männer anfangen ſich der Kühnheit zu unterſtehen, wieder vom teutſchen Vaterlande und von teutſcher Ehre und Freiheit zu ſprechen, und das franzöſiſche Weſen und Treiben als ein verworfenes und aus der Finſterniß der Hölle ſtammendes Weſen zu ſchildern. Ehre dem Ehre gebührt und Ehrfurcht und Gehorſam dem Fürſten, welcher Fürſt iſt! aber ſollen unchriſtliche Gräuel und unteutſche Laſter verſchwiegen oder wohl gar als Zubehöre der Herrſchaft gelobt werden, weil ihre Thäter und Inhaber von erlauchten Geſchlechtern ſtammen, oder weil ſie von dem Großmeiſter aller Tyrannei, von Napoleon Bonaparte, das Recht erbettelten, Menſchen wie Thiere zu behandeln, und nach ihren Lüſten zu thun, was ihnen gefällt?

Wie der Herr, ſo der Diener, dieſes alte Sprichwort gilt nirgends mehr als hier, wenn man von dem mächtigſten anfängt und mit dem kleinſten aufhört. Ja man ſollte eigentlich ſagen: Wie die Diener, ſo der Herr; denn viele Herren werden durch die allerſchlechteſten und verworfenſten Diener ſo ſchlecht, oder müſſen ſo ſchlecht erſcheinen, als ſie ſind. Dieſe Diener und Miniſter der kleinen Höfe Südteutſchlands kann man wohl die Auswahl der teutſchen Unehre und Schlechtigkeit nennen, die ſich durch ihre eigene Erbärmlichkeit und Schändlichkeit zuſammenfanden, wie Krähen und Raben um ein Aas — denn das teutſche Vaterland war das Aas, das ſie mit den Fremden theilen und auffreſſen wollten — und ſich an die Franzoſen hängten, oder die von den Franzoſen im eigentlichen Sinne ausgeſucht und den Fürſten zu Helfern und Räthen empfohlen und befohlen wurden. Nach der Leipziger Schlacht, als die hohen Herrſcher die Fürſten des Rheinbundes begnadigten, hätten ſie es ihnen zur unerlaßlichen Bedingung machen ſollen, ohne Unterſchied alle bisherige unter franzöſiſchem Einfluß beſtandene Miniſter auf der Stelle abzudanken oder wegzujagen; Unrecht wäre dabei wenigen geſchehen, denn kaum wäre unter funfzig Weggejagten hie und da ein Gerechter und Redlicher erfunden worden, und dieſer hätte ſich damit tröſten können, daß die

Maaßregel dem Ganzen ſo heilſam geweſen. Ich ſage dies alles nur, damit der große und ewige Grundſatz befeſtigt werde, daß die Miniſter mit ihrem Kopf und ihrem Vermögen dem Volke einſtehen ſollen für das, was ſie verfügen und ausführen. Die Entſchuldigung: Der Herr hat es ſo gewollt, der Herr hat es befohlen, darf nicht gelten; denn wenn keine Hehler wären, ſo gäbe es auch keine Stehler, und darum ſollte das Geſetz den Hehler härter beſtrafen als den Dieb.

Dies ſind Anklagen, die keines Beweiſes bedürfen, denn ganz Teutſchland weiß ſie, und hat ſie leider gefühlt, und fühlt ſie bis dieſen Tag: aber doch gebe ich einige beiläufige Bemerkungen und Geſchichten, wozu jeder die ſeinigen, welche reichlich genug zuſtrömen werden, nach Gefallen fügen kann.

Einer der größten und ſchändlichſten Verbrecher war der erſte Erzbiſchof und Kurfürſt des Reichs und Erzkanzler, Karl Freiherr von Dalberg, ein ſchlaffer und zierlicher und aufgeblaſener Weichling und Stutzerling, der durch Eitelkeit und Einbildung einiges Gute, aber durch eben dieſe Laſter unſäglich viel Böſes gethan hat: ein Menſch ohne Würde, Karakter und Willen, dem teutſche Poeten und Philoſophen einbilden konnten, er ſey ein großer Mann und ein ſeltener Geiſt, und den die Franzoſen wie einen albernen

Knaben äfften und verblendeten, und ihn ſo von einer Anzettelung zur andern und von einem Verrath zum andern gegen das Vaterland verleiteten. Dieſer eitle und abgelebte Weichling, der mit allem geſpielt hatte, wovon die Glocke des Tages eben erklang, und mit deſſen Elendigkeit nachher wieder von andern geſpielt ward, fiel zuletzt in das Gelüſt hinein, in welches alle ſchwache und mittelmäßige Seelen ſo leicht hineingetrieben werden: ihn kitzelte die Rolle eines Deſpoten, und er berief ſich gern auf ſeinen großen Kaiſer in Paris, der ihn zum Gewaltherrſcher erklärt hatte. In Frankfurt, Aſchaffenburg und Fulda muß man geweſen ſeyn, und gehört haben, in welchem Stil dieſer Prieſtergroßherzog regiert, und wie er alle Rechte gebrochen und alle Güter der Lande auf das ſchaamloſeſte verſchwendet hat. Er erklärte geradezu: Kraft der Souverainetät ſeyen die Lande und die Menſchen und Güter ſein Eigenthum, und er könne damit ſchalten und walten, wie er wolle; ja der Stadt Frankfurt, als ſie ſich einmal auf Veranlaſſung einer neuen drückenden Auflage über einen ſchlimmen Eingriff in das Recht beſchwerte, deutete er zornig an: er ſey der Herr, und ihm müſſe blind gehorcht werden; wolle die Stadt nicht zu Kreuze kriechen, ſo werde er ſich von ſeinem erhabenen Kaiſer und Beſchützer 10000 Franzoſen ausbitten und ſie ein Paar Jahre in Frankfurt Quartier nehmen laſſen. Es iſt eine Schande, daß ein ſolcher verworfener Weichling und Vaterlandsverräther noch auf teutſcher Erde leben darf und vielleicht einſt in teutſcher Erde begraben wird. Zu ſeinen Franzoſen müßte man ihn ſchicken und unter ihnen müßte er ſein würdiges Grab finden.

Wie dieſer würdige Herr, ſo waren die Diener, weichliche und zierliche Mitteldinger zwiſchen Teutſchen und Franzoſen, halb metaphyſiſche und halb äſthetiſche Dunſtköpfe, von allen Ideen umnebelt, aber von keiner Tugend durchleuchtet, kurz recht eigentlich gemacht, dem blanken und lügneriſchen, und knechtiſchen franzöſiſchen Unweſen Thüre und Thor bei uns zu öffnen. Die Namen Graf Benzel Sternau und Freiherren von der Tann *) und Eberſtein, und mehrere von kleine-

---

*) Herr von der Tann war Polizeimeiſter zu Hanau. In der Nachbarſchaft dieſer Stadt war in einem Wäldchen hart an der Heerſtraße ein todter Handwerksburſch gefunden, auf deſſen zerlumptem Rock ſich zufällig ein Knöpfchen befand, welches das franzöſiſche Knopfwappen trug. Ungeachtet der Todte nicht die mindeſte Spur von Verletzung an ſich trug, ſo beliebte es dennoch dem Herrn von der Tann, Kraft ſeines Amtes an die franzöſiſche Behörde einzuberichten, daß ſich eine gewaltige Gährung gegen die Franzoſen zeige, daß bereits einige Ermordete gefunden ſeyen, die, nach dem Rockknopf zu ſchlieſſen, franzöſiſche Soldaten gewe-

rem Schlage, die alle Welt kennt, belegen die dalbergiſche Regierungsart und Regierungsgrundſätze auf das gültigſte; die Metaphyſik und Politik derſelben hat Graf Benzel in ſeinem geprieſenen Jaſon auf das unverſchämteſte ausgeſprochen. Dieſe Rotte von elenden Franzoſenknechten und politiſchen Neblern könnte von denen, welche den Sachen fern ſtehen, bloß für Verblendete und Betrogene gehalten werden, und ſo könnte man

---

ſen ſeyn müßten, und daß er daher antrage die reichſten Leute des Landes unverzüglich einzufangen und in Frankreich entweder als Geiſſeln zu behalten oder zum warnenden Beiſpiel für andere einige davon dort erſchieſſen zu laſſen. Wirklich wurden dieſem Vorſchlage des dienſtbefliſſenen primatiſchen Leibſchergen gemäß ſowohl in den Städten als auf dem Lande zehen bis zwölf brave Bürgers- und Bauersleute eingefangen und als Opfer der emporſtrebenden Niederträchtigkeit nach Mainz abgeführt. Unfehlbar wären einige von ihnen hingeopfert werden, wenn nicht der franzöſiſche General Souham, welchem die nähere Unterſuchung dieſer Sache übertragen ward, ſich von der Unſtatthaftigkeit des Tannſchen Verfahrens und der Tannſchen Anklage überzeugt und ſich der Eingekerkerten und des Landes angenommen hätte. Von der Tann und ſein Helfer Rief erhielten für ihren blutdurſtigen und ehrendurſtigen Eifer vom Großherzog den Konkordienorden, den er gleich andern ſeines Gelichters noch dieſen Tag tragen ſoll.

Einiges entſchuldigen wollen; aber da ſie die irdiſchen Vortheile ſo gut verſtanden und mit der bodenloſeſten Unverſchämtheit und der durſtigſten Habſucht für ſich ſorgten, ſo kann man ſie wahrlich keines edlen Wahns beſchuldigen. Verſchwendung und Nepotismus, Laſter, deren man früher ſchon manche geiſtliche Regierung angeklagt hat, hatten in Aſchaffenburg und Frankfurt ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Wie der Dalberg für ſeine Vettern und Neffen verrathen, betrogen und geplündert hat, das bezeugen die in der teutſchen Geſchichte jetzt gebrandmalten Namen des Ducs und Pairs von Frankreich Dalberg und des Fürſten von der Leyen, das bezeugt der Mulattenfranzoſe, Monſieur Taſcher, der auch in das ſchlechte Dalbergiſche Blut geheirathet hat: dieſer Taſcher ward zum Statthalter der Stadt Frankfurt ernannt, und bezog in der bedrängteſten Zeit des armen kleinen Landes ein Gehalt von 40000 Gulden, wofür er nichts that als prangen und ſtolzieren und Bürger, die jüngſt noch des heiligen Reichs freie Männer hieſſen, verhöhnen. Die Miniſter dieſes großen Fürſten, der 250000 Seelen beherrſchte, hatten Gehalte von 20000 bis 25000 Gulden — ſo ſind die Miniſter der größten Monarchien kaum beſoldet. — Aber dies war noch nicht genug, ſondern gelegentlich lieſſen ſie ſich wegen ihrer unſterblichen Verdienſte um den Herrn und um den Staat Geſchenke von

20,000 und 40,000 Gulden machen. Ja ſelbſt Weiber bekamen in der Zeit des allgemeinen Jammers ſolche Spenden der großherzoglichen Großmuth: ſo z. B. erhielt die Frau des Herrn von Eberſtein, eine Franzöſin und ehemalige Nonne, die man dem elenden Schwächling in Paris angeheftet hatte, zu einer Reiſe nach Paris nicht weniger als das Sümmchen von 20,000 Gulden aus dem reichen Staatsſchatz ausbezahlt.

Kurz der alte Ausruf bei der teutſchen Kaiſerweihe: *Iſt kein Dalberg da?* muß künftig, wann einer oder ein paar Vaterlandsverräther an den Galgen gehängt werden ſollen, ſo ausgeſchrieen werden: *Iſt kein Dalberg da, den man mithänge?*

Cosi fan tutti. Der G. H. von D. zu D. iſt abgelebt und erkaltet, hat aber doch Feuer genug, an Schauſpielerinnen und Beiſchläferinnen ungeheure Summen zu verſchwenden. Auch hat dieſer ſonſt ſo willenloſe Mann, der die Welt auf drei und auf vier Füßen laufen läßt, wie ſie laufen kann, den kleinlichen Herrſchteufel im höchſten Grade. Er hat einmal öffentlich an ſeinem Hofe geſagt: *Napoleon iſt mein Freund, ich bin ihm Dank ſchuldig, und ich werde ihm dankbar ſeyn, ſo lange ich lebe.* Er hat ein andermal geſagt, als ihm wegen eines willkührlichen Befehls Vorſtellungen gemacht, und als die Deſpotenohren verhaßten

Worte Recht und Staat genannt wurden: Was Recht und Staat? Bin ich nicht ſouverainer Herr? in mir iſt alles Recht und der ganze Staat.

Das iſt die natürliche Folge der Willkühr, die wie ein Schlangengift auch ſelbſt gute und freundliche Gemüther verpeſtet. Durch die Wuth, Gott ähnlich und ſelbſtherriſch zu ſeyn; fiel ja der unſchuldig und rein geſchaffene Adam, wie ſollten in Sünden geborne Fürſtenſöhne, die kein Geſetz zügelt, dieſem Kitzel widerſtehen können? Dieſe Luſt der Willkühr zeigt ſich auch in dem Uebermuth, mit welchem dieſe kleinen Herrſcher die ſonſt unmittelbaren Fürſten, Grafen und Herren des Reichs behandeln, die der ſchadenfrohe Napoleon ihrer Raubſucht als Beute hinwarf.

Man kann dieſen Fürſten, der doch von einer ſehr ſoldatiſchen Familie herſtammt, mit allem Recht den Unzugänglichen nennen. Keiner ſeiner Unterthanen, nicht einmal die oberen Beamten, gelangt dazu, ihn zu ſprechen. Nur Officiere, Miniſter und Schauſpieler haben dieſen Vorzug, denn auf dieſen beruht die Majeſtät des Hofes.

Die Hauptquellen der Verſchwendung ſind das Theater, das Muſeum, und der Marſtall.

Erſteres wegen der Menge der wohlbeſoldeten Schauſpieler, wegen der koſtbar gemahlten und königlich bezahlten Dekorationen, wegen der ſtarken Jahrgelder, welche an geliebte Schauſpielerinnen, oft auch an auswärtige Virtuoſen gegeben werden.

Das Muſeum, weil ohne Geſchmack und Kenntniß viel geſammelt, dabei auch jedem Künſtler, der ſeine oft ſchlechte Waare darbietet, ſolche mit königlicher Freigebigkeit bezahlt wird.

Der Marſtall iſt überfüllt mit Reit- und Zugpferden, ja die Pferde ſind in D. ſo bedeutende Perſonen, daß häufig die erſte Frage der Einwohner an die Fremden iſt: Haben Sie ſchon die acht ſchneeweiſſen Schimmel der G. H — in geſehen ?. Wer nur an den Hof riechen kann, erhält freien Hofwagen, ſelbſt Schauſpielerinnen. Jede Meſſe werden in Leipzig große Ankäufe von Pferden gemacht.

Der Geiſt des Elendigen und Schwächlichen herrſcht hier, doch in einigen auch der Geiſt des Böſen, z. B. im erſten Leibarzt und geheimen Rath Wedekind, einem der hinterliſtigſten und wälſchgeſinnteſten Menſchen in Teutſchland, vormaligem Mitgliede des berüchtigten Jakobinerklubs in Mainz, wo er unter vielen Wohlmeinenden aber Verblendeten ſchon als ein Abgrund des Schlechten bekannt war.

Das Finanzweſen iſt in den ſchlechteſten Händen. Im ganzen Lande wird geſagt, von einem Gulden, der für die Staatskaſſe erhoben werde, kommen nur 15 Kreuzer hinein und 45 bleiben an den Händen der Unterbeamten und Finanzdirectoren hangen.

Der G. H. von B. zu C. hat das Unglück, daß ſeine vielen Geſchwiſter alle durch reine Geſinnungen und hohe Tugenden ausgezeichnet ſind. Er hat ſich dem Gemeinen ergeben, iſt ſorglos, verſchwenderiſch und ausſchweifend, und verſteht bei allem dem ſeine Höflinge und Günſtlinge in Kleinigkeiten mit einem rechten Tyrannenkitzel zu peinigen, während er nur thut, was ſeinen Lüſten beliebt. Die ihn näher kennen, behaupten, er treibe ſein Weſen mit einer Art Karakter. Ein ſchlimmes Zeichen; denn wie ſöllte es dann je beſſer werden?

Ohne Scheu für Anſtand und Sitte und ohne einen Gedanken an das Wohl ſeiner armen Unterthanen, die an ſeinem Großvater einen Vater hatten, und an ſeinem Vater, wenn er gelebt hätte, einen Vater gehabt haben würden, überläßt er ſich der bodenloſeſten Verſchwendung und Ueppigkeit. Dieſer Fürſt giebt in dieſer Zeit franzöſiſchen Hofdamen, die mit ſeinen Günſtlingen verkuppelt werden, Ausſtattungen von 50000 und 60000 Gulden, er hat dieſen Frühling in Frankreich 400000 Gulden verſpielt, er macht eine

Menge Generale und Jahrgeldner, damit die Unterthanen ja recht fühlen, daß ſie von einem ſouverainen Fürſten regiert werden. Seine Faſanerie iſt ein Circepark, den niemand bei ſchwerer Strafe betreten darf, da treibt der Oberforſtmeiſter von H . . . , der die geheimen Freuden ſeines Herrn beſorgt, ihm das Wildpret zuſammen.

Ein ſolcher Herr, ſeine Frau, welche eine Franzöſin iſt, die meiſten ſeiner Generale und Miniſter und Beamten müſſen wohl franzöſiſch ſeyn, und ſie ſind es ganz laut. Es war allen vaterländiſchen Menſchen ein Gräuel, den vorigen Winter in den Reſidenzen D. und C. zu ſehen, wie die Schlechten bei den Nachrichten frohlockten, die verbündeten Heere müſſen ſich zurückziehen, und ihr Napoleon werde bald wieder am Rhein ſeyn. Da war lautes Freudengeſchrei auf den Gaſſen, da waren Umarmungen mit frohem Schluchzen und mit Freudenthränen in den Augen. Ihr hattet Recht, elende Knechte und Helfer der wälſchen Tyrannei und Schande; unter Napoleon war die goldene Zeit der Beamten ohne Tugend und Ehre, und kömmt nimmer ſo wieder.

In einem ſolchen kleinen Staate und bei einem ſo ſorgloſen und willkührlichen Herrn läßt ſich von den höheren Beamten nicht viel Gutes erwarten. Schon daß man nichts von ihnen ſagt, iſt hier einem Lobe gleich. Der ſchlechteſte von allen iſt der Polizeiminiſter von Hainau, der Baſtard eines teutſchen Fürſten, ein blinder Diener und Verehrer der Franzoſen, ein Menſch, der für jeden nichtswürdigen Vortheil dem Teufel ſeine Seele verkauft. Von der Unendlichkeit beſoldeter Generale muß der Generalmajor von Rauenſtein doch als ein teutſchgeſinnter Mann genannt werden. Der Miniſter von Reitzenſtein iſt ein redlicher und geſcheuter Mann, Haſſer der Fremden und Böſen, und Freund ſeines Vaterlandes.

Wirtemberg glänzt unter den übrigen Kleinen in jeder Art von Tyrannei und Willkühr als ein Stern erſter Größe vor, wie der Mond unter den kleineren Himmelslichtern; Wirtemberg war ſonſt ein Land, das durch ſeine tüchtige und freie landſtändiſche Verfaſſung, ſeine trefflichen Schulen, und durch die vielen großen und gelehrten Männer, die es dem teutſchen Vaterlande gegeben hat, die Achtung und Liebe aller redlichen Teutſchen in einem hohen Grade beſaß. Darum, und weil es im neuen Stil ein Tyrannenmuſterſtaat iſt, wollen wir uns ein wenig weitläuftiger darüber verbreiten.

Die kleine Herrſchaft Wirtemberg wuchs nach und nach zum Herzogthum an, theils daß die Dynaſten erbten und als Ritter eroberten, theils daß ſie — und dies war der Haupterwerbszweig — in Gemeinſchaft mit ihren Mannen Länder kauften. Es war eine Art Handelsgeſellſchaft, die ſich mit einander verſtand und aus der ſich die Landſtände herausbildeten: nicht ſo, daß dieſe ſich erſt neue Rechte erworben und den Fürſten abgehandelt hätten — nein, grade zur Zeit der rüſtigſten Grafen war dieſe Geſellſchaft im höchſten Flor, und nur dann erſt wurde dieſes Recht des Landes ſich den Fürſten gegenüber zu ſtellen angefochten, als die Räthe verſchlechtert, und die Herrſcher regiert, oder, um nicht regiert zu werden, unter mittelmäßigen Kaiſern zum Deſpotismus verleitet wurden.

Enslin verblutete lange nicht ſo viele Sünden, als die Grävenitz unter Eberhard Ludwig oder Montmartin unter Karl zu verbüßen gehabt hätten, und Jude Süß Oppenheimer im Eiſenkäfich *) iſt ein Ehrenmann gegen die Herren von X. Y. mit dem Verdienſtorden.

Der erſte Orden, den ein Herzog im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (1702) ſtiftete, war ein Jagdorden.

Auch Edelleute waren früher Mitlandſtände. Allein da ſie auch mit an den Laſten tragen ſoll-

---

*) Hing noch im Jahr 1782 am Galgen zwiſchen Stuttgardt und Ludwigsburg.

ten, fielen ſie ab und gingen zu der Reichsritterſchaft über. Dies iſt der Grund, warum die Junker aus Mecklenburg und Sachſen ſo viel Glück im Lande machten und als adliche Forſtmeiſter und Jagdjunker ausſchließlich zu Schutzpatronen der wilden Säue und Hirſche berufen ſchienen. Ihnen weideten dieſe Günſtlinge des fürſtlichen Herzens keine Aerndten ab. Jetzt, da keine Reichsritterſchaft mehr iſt, kommen auch dieſe Junker wieder herbei.

Prälaten bildeten die erſte Ordnung der Landſtände und werden in der kaiſerlichen Beſtätigung des Tübinger Vertrags von 1520 ein löbliches Kleinod des Fürſtenthums genannt.

Des tollen Herzogs Ulrich trefflicher Sohn Chriſtoph erhielt für Kirchen und Schulen die Einkünfte von vierzehen Manns- und drei Frauenklöſtern, auch von fünf Kollegiatſtiftern ſorgfältig zuſammen; und dieſe ſehr bedeutenden Einkünfte wurden von einem eigenen Kollegium als Kirchengut verwaltet. Jetzt ſind ſie mit der Kammer vereinigt, und es giebt kein Kirchengut, kein Schulvermögen mehr; vierzehen Prälaten ſind auf drei vier zuſammengeſchmolzen, aber zum Erſatz dürfen dieſe wenigen ein vergoldetes Kreuz tragen und ihrem werthen Namen ein Von vorſetzen.

Aus vier Kloſterſchulen ſind zwei geworden, und Bebenhauſen, Blaubeuren und Denkendorf, wo ſo viele groſe Männer gebildet wurden, ſind in Jagdſtälle, Reiterkaſernen und Runkelrübenzuckerfabriken verwandelt.

In dem Tübinger Vertrag und den Landtagsabſchieden von 1591, 1619, 1633, 1652 iſt das Recht des Kriegs ſehr vernünftig beſchränkt und Auswahlen zu Soldaten ſind im Landtagsabſchiede von 1770 ganz verboten. Jetzt iſt die hölliſche Konſkription ſtrenger als unter Napoleon eingeführt; ſelbſt willkührlich zeichnet Se. königl. M. Namen von Jünglingen auf, die auſſer der Ordnung gemeine Soldaten werden müſſen. So wurden z. B. im Jahr 1812 für den ruſſiſchen Krieg 32 Studenten willkührlich zu Soldaten gezwungen, und fanden ſämmtlich in Rußland ihren Tod. Ueberhaupt haben J. M. um Ihrer Königskrone Ehre zu machen, 40000 Jünglinge für Napoleons blutige Plane geopfert. Vor zwei Jahren wurden die angehenden Schulmeiſter vorzugsweiſe zu Dragonern gemacht. *)

---

*) Ueberhaupt herrſcht hier die verruchteſte Willkühr. Ein Jüngling guter Geburt war aufgehoben. Ein Freund erbietet ſich für ihn einzutreten. Der zürnende König ſagt: Gut! wenn er Luſt hat, mag er auch dienen. So waren ſie beide Soldaten. Wie viel edler handelte jener wie eine Tyrannenfabel verſchriene Deſpot von Syrakus, Dionyſius der Alte, gegen die beiden Freunde, von welchen der eine für den andern zum Tode verurtheilten bürgte, und dieſer ſich zu rechter Zeit ſtellte. Dionyſius gab beide frei, lobte ſie, und beſchenkte ſie.

Nach dem Tübinger Vertrag iſt jeder Würtemberger abzugsfrei, auch nach dem Landtagsabſchied vom Jahr 1739. Jetzt müſſen im Auslande Angeſtellte in die Knechtſchaft zurück, und ſelbſt die Unglücklichen, die ohne Urſache ihrer Stellen im Lande entſetzt ſind, (z. B. daß ſie vor königl. M. nicht vom Pferde geſtiegen, ſich verheirathet — königl. M. lieben ſolche Bündniſſe nicht — einen Brief nicht der Reichspoſt anvertraut, oder einen tollen Jagdhund, ohne ſich vorher mit dem Oberforſtmeiſter zu verſtändigen, todtgeſchlagen haben ꝛc.) dürfen im Auslande nicht ihr Unterkommen ſuchen. Der ſouveraine König duldet ſolchen Trotz nicht.

Hat der König einen Befehl zu verſchicken, ſo wird, wie unbedeutend der Gegenſtand auch ſeyn mag, dem Kurier bei ſchwerer Strafe die Minute vorgeſchrieben, in welcher er ankommen muß. Daß faſt alle Kurierpferde ſtürzen, thut nichts; der Poſtmeiſter bekömmt keinen Erſatz. Ueberhaupt wenn der König reiſt, um ſich an der öſtlichen Gränze des Reichs oder ſonſt einer der entlegenſten Landſchaften mit Jagen zu ergötzen, müſſen die Unterthanen das Geſchlepp (den königl. Wagen allein ausgenommen) in der Frohn fahren; den Zug bezeichnet Blut und Sturz der übertriebenen Pferde, von zwanzig ſtürzen gewöhnlich über die Hälfte, aber an Erſatz iſt nicht zu denken.

Die geplagteſten Menſchen des Landes ſind die Oberamtmänner. Keiner weiß, ob er den folgenden Tag noch auf ſeiner Stelle ſteht. Damit ſie an ihrem Wohnorte nicht zu bekannt werden, verſetzt die Willkühr ſie nach Laune von einem Ende des Landes bis zum andern. Wie Beduinen ſieht man ſie herumziehen und die Weideplätze wechſeln. Die Reiſekoſten werden nicht vergütet; es iſt ja doch nur ein Schreiber, der zu Grunde geht. Dies Wort Schreiber iſt ein Lieblingsausdruck für alles, was nicht zum Heer und Hofe gehört.

Als Autor iſt der König nicht weiter bekannt, als daß er Höchſtſelbſt zwei Rangordnungen verfaßt hat.

Eigene Anſichten von ihm ſind:

1) daß für ein Heer von 12000 bis 15000 Mann drei Feldmarſchälle angeſtellt ſind;

2) daß, wenn Se. M. ſich geirrt und dieſen Irrthum einzuſehen geruht haben, Sie Ihren begangenen Fehler nicht gut machen, weil ein König nie zurücknehmen darf, was er einmal gethan hat, zumal er von Gott eingeſetzt iſt, und alſo ohne Irrthum und Fehl gedacht werden muß.

Einige wahre Anekdoten.

1) Zu einer Jagd im Oberforſt R . . g, wo ein Junker aus Mecklenburg K . . . . n hauſt,

wurden hohenlohiſche Bauern, die jetzt das Glück haben, zur Krone Wirtemberg zu gehören, befehligt. Nachdem die Unglücklichen fünf bis ſechs Tage fern von ihrer Heimath — verſteht ſich auf eigene Koſten — dem Treiben der wilden Säue obgelegen haben, führt ſie der Rückweg am Fuße des Berges vorüber, wo der gnädige Herr Oberforſtmeiſter reſidirt. War es Zufall oder Einfall des Gnädigen, der Jagdhund des Nimrods fällt den einen der Bauern feindlich an, ſo daß Gegenwehr eintreten mußte. Dies ſah Herr von K. von ſeinem Luginsland herab, ergrimmte über die Unverſchämtheit des Bauern, und kam dem geliebten Köter zu Hülfe, dergeſtalt, daß ohne weitere Herausforderung Herr von K. den Hirſchfänger zog und einen der Bauern verwundete. Hierauf entſtand nun ein Strauß, worin der gnädige Herr den Kürzern zog, und waidlich mit Prügeln heimgeſucht ward. Fröhlich zogen die Sieger ab. Der Oberforſtmeiſter klagte, und Se. M. ſchickten einen Kommiſſarius, welcher den Geprügelten für ſchuldiger erkannte als die Prügelnden. Allein Se. M. griffen gnädigſt durch, und die Bauern mit Einſchluß des Verwundeten büßten ihre Nothwehr auf der Feſtung ab.

2) Zwei Soldaten, gebohrne Ellwanger, kamen aus Frankreich zurück, mußten aber wegen Krankheit etwa zehen Meilen vor ihrer Heimath

liegen bleiben. Von hier aus gaben ſie den Ihrigen von ihrem elenden Zuſtande Nachricht. Dieſe armen Leute ſammelten ein wenig Geld, Kleider, Hemden ꝛc., und ſchickten dies Päckchen durch einen Tagelöhner ab, der aus Menſchlichkeit dieſen Dienſt umſonſt leiſtete. Unglücklicher Weiſe hält ein Landdragoner den Kurier an, und unterſucht ihn und das Päckchen. Dieſer Poſtbetrugsfall wird bei der Behörde pflichtmäßig angezeigt, unterſucht, und vom Reichspoſtmeiſter Freiherrn von G . . . r von Rechtswegen erkannt: daß da nach der Allerhöchſten Poſtordnung das Päckchen dem königlichen Poſtwagen hätte ſollen anvertraut werden, der Delinquent ſchuldig ſey, praevia confiscatione den hundertfachen Werth zu erſetzen. Der König genehmigte dieſen Spruch allergnädigſt, ungeachtet der Oberamtmann berichtet hatte, daß die Geber, der Träger und die Soldaten insgeſammt Bettler ſeyen. Doch wurden die kranken Krieger und die Geber mit aller Strafe verſchont; der Kurier aber muß ſeine Strafe mit perſönlicher Arbeit abverdienen.

3) In E . . . . n ließ der Landvogt einen tollgewordenen Jagdhund todtſchlagen. Darüber verklagte ihn der Herr Oberforſtmeiſter von J. mit dem Erfolg, daß der Landvogt ohne weiters verſetzt ward.

4) Auf dem Schwarzwalde ſindet man das Geweih eines Hirſches von 20 Enden und ſendet es der Seltenheit wegen ein. Plötzlich fähret der Jagdzeug einher, und man macht in dem Walde eines Bauern, wo ſich der Hirſch aufhielt, ein eingerichtetes Jagen. Dieſer Burſche, der aber unglücklicher Weiſe dieſes Jahr nur 16 Enden aufgeſetzt hatte, wird mit zwei ſeiner Unglücksgefährten eingefangen, und ſodann der Befehl gegeben, daß man nun um dieſe drei Thiere einen Zaun von Holz verfertigen und ſie auf dieſe Weiſe einſperren ſoll. Zu dem Ende hieb man daher dem armen Bauern dreiſſigjährige Tannen nieder, um die Pfoſten zum Zaun zu gewinnen. Auf ſeinen Einwand dagegen erwiederte man ihm, der König ſey Grund- und Jagdherr. Als es aber auch an die alten Tannen gehen ſollte, um von ihnen die Zaunſtaketen zu gewinnen, erbot ſich der Bauer, Bretter dazu herzugeben, nämlich gegen Bezahlung. Der Oberjägermeiſter von Lützow berichtete aber, daß der Bauer ſie unentgeldlich abliefern wolle, und dies wurde angenommen, und der Zaun verfertigt. Bereits haben die lieben Thierchen 40 Scheffel Hafer aufgefreſſen, und hätten noch wohl zu mehr Appetit gehabt, wenn man nicht zur Beförderung des königlichen Intereſſe die Vorſicht gebraucht hätte, zehn Morgen andern Bauern gehöriges Feld einzuſchlieſſen.

5) Der Sohn des noch lebenden Profeſſors der Rechte zu Tübingen Gmelin wurde von dem Könige zu Sulz am Neckar als Poſtmeiſter angeſtellt. Bei einer Reiſe des Königs in dieſe Gegend ritt der junge Poſtmeiſter, *ein ſehr ſchöner Mann*, dem Könige vor, und gefiel ſo ſehr auch als guter Reiter, daß S. M. gnädigſt geruhten, ihn ſeines Poſtmeiſteramts ohne weiters zu entledigen, und den jungen ſich keiner Schuld bewußten Mann als gemeinen Reiter unter die gardes du corps zu ſtecken. Alle Vorſtellungen blieben umſonſt, und noch nach Jahren iſt Herr Expoſtmeiſter Gmelin nicht mehr Gemeiner, aber Unterofficier. Höheres Vorrücken würde ſeine Ehre ſchänden.

6) Des Königs Günſtling, Graf Dillen, ein ehemaliger Reitknecht (auch ein Leider), iſt auf Befehl des Königs mit dem militairiſchen Verdienſtorden geziert worden, obgleich er nie eine Kugel hat pfeifen hören.

Es ſcheint, S. M. trauen dem Landfrieden nicht mehr recht, und fangen daher jetzt an Schätze zu ſammeln, ſo daß bereits eine Million Gulden auſſer Umlauf iſt.

Wenn dieſer König mit einer grauſamen Willenskraft und mit Laſtern, die dem Norden ewig fremd bleiben ſollten, Herr eines großen Reiches wäre, er würde die Welt von ſich ſprechen machen, vielleicht würde auch ſein Deſpotengemüth bei einem größern Kreiſe des Wirkens ſich nicht ſo ſehr als fratzenhafte Verzerrung zeigen. Herrſchſucht, Stolz, Wohlluſt und Grauſamkeit ſind ſein Karakter. Dieſer König, in welchem ein Tiberius untergegangen iſt, Herr von anderthalb Millionen Menſchen, gebärdet ſich, als ob er über 20 Millionen gebiete. Er hat eine Menge Feldmarſchälle und Miniſter *) und den glänzendſten Hofprunk, er hat gute Städte, Freihäfen, Großbotſchafter, Konſuln und Agenten überall, er hat eine Hofordnung und ein Hofceremoniel, als wenn er der Urenkel des Großmoguls wäre. Geſchändet iſt ſein Hof und entehrt die teutſche Sitte durch den Glauben, daß Schönheit nur die Männer befördere, daß unter dieſer Regierung nur die Leider (pathici) die Thäter werden. Dieſer ungeduldige und grauſame Deſpot, deſſen kleines Gebiet in dem großen Teutſchlande wie ein Tropfen im Ocean verſchwimmt, will doch durchaus als ein Selbſtherrſcher und Alleinherrſcher erſcheinen, ſeine Unterthanen ſollen ihm blind und gedankenlos wie das dumme Vieh gehorchen, und keinen andern Willen haben als den ſeinigen. Man leſe hier noch folgende Briefe abgedruckt, um zu ſehen, wie er iſt.

---

*) Daß ſeine Miniſter nichts als dumme und knechtiſche Maſchinen ſeyn dürfen, begreift ſich leicht.

Schreiben des Landvogts, Herrn von Jaſmund, an den König von Wirtemberg, als dieſer ihm den Auftrag gab, mit dem General Fresnel wegen der Zulaſſung zur Verbindung mit den drei Herrſchern zu unterhandeln.

„Ew. königl. Maj. lege ich meinen allerunterthänigſten Dank ehrfurchtsvoll zu Füßen, daß Allerhöchſtdieſelben in einem der wichtigſten Augenblicke für das Schickſal Wirtembergs mich würdig erfunden haben, die erſten Schritte zu thun, um dieſes ſchöne Land wieder mit dem heiligen Intereſſe Teutſchlands zu verbinden.“

„Wenn es mir bisher nur erlaubt war, Wünſche für das Gelingen der allgemeinen guten Sache zu hegen, ſo geben mir Ew. königl. Maj. durch dieſen ehrenvollen Auftrag die ſchönſten Mittel an die Hand, meine Geſinnungen für die Befreiung Teutſchlands von dem fremden Joche aufs herrlichſte zu bethätigen; und nie war ich ſtolzer auf dieſe Geſinnungen als jetzt, wo ſie mir das beneidenswerthe Loos verſchaffen, mir die Zufriedenheit meines Königs und den Beifall meines teutſchen Vaterlandes zu erwerben.“

„Mit dieſem Gefühle beginne ich das große Werk, zu welchem mich das Vertrauen Ew. kön. Maj. berufen hat; ich bin um ſo mehr eines glücklichen Erfolges gewiß, als Dienſtpflicht und eigene innere Ueberzeugung gemeinſchaftlich alle meine Schritte dabei leiten werden. Ich erſterbe ꝛc. ꝛc."

„Ellwangen, den 14. Oktober 1813.
von Jasmund,
königl. wirtembergiſcher Landvogt."

Hierauf erhielt Herr von Jasmund folgende officielle Antwort.

„Ew. Hochwohlgeboren ſoll ich auf allerhöchſten Befehl Folgendes auf Dero Schreiben vom 14. Oktober erwiedern."

„Se. königl. Maj. hätten daſſelbige erhalten, müßten aber darüber ihr gerechtes Mißfallen äuſſern, indem es einen Geiſt verriethe, welcher zwar entfernte und benachbarte Mächte ergriffen habe, welchen aber Ihre königl. Maj. in dem Ihrigen zu unterdrücken wiſſen würden; Se. kön. Maj. fordern von Ihren Dienern nur Intereſſe für ihren König und Sein Reich, und jedes allgemeine Intereſſe enthalte eine ſtrafbare Einmiſchung in die Abſichten des Gouvernements."

„Endlich ſey es die Pflicht eines jeden getreuen Dieners, nur *die* Sache, für welche ihr Souverain ſich erklärt habe, als die wahre gute Sache anzuſehen, und Se. königl. Maj. ertheilten daher nicht nur dem von Jasmund einen ernſtlichen Verweis, ſondern werden auch, da Sie jetzt von ſeinen Geſinnungen unterrichtet ſind, ihn für die Zukunft dahin zu ſtellen wiſſen, wo dergleichen überſpannte Ideen unſchädlich werden.“

„Ich bedaure, daß ich Ew. Hochwohlgeboren dieſe Aeuſſerungen des allerhöchſten Mißfallens mittheilen mußte, füge jedoch noch die Verſicherung der unbegränzten Hochachtung hinzu, womit ꝛc. ꝛc.“

„Stuttgart, den 20 Oktober 1813.“

Die Fürſtin Pauline von der Lippe, welche wie Semiramis weiland ſich an die Spitze ihrer Soldaten zu ſtellen und ſie für ihren großen Napoleon und ſeine welterhaltenden und weltbefreienden Plane zu begeiſtern pflegte, ſtehe hier nach dem großen und glänzenden Virtuoſen des Rheinbundes als ein kleineres Zeichen, das auf die großen Zeichen hinweiſt. Ein gewiſſer Freiherr von Haxthauſen hatte ſich im Herbſt 1813 in ihrer Reſidenz ziemlich laut vernehmen laſſen, Napoleons Glück gehe auf die Neige und ſein ſcheußlicher Thron werde zuſammenſtürzen. Die Fürſtin, damit ſie ihren Glauben beweiſe, ließ dieſen Mann greifen und als einen Verrückten ins Irrenhaus ſetzen. Er geht ſeit der Leipziger Schlacht frei herum, und hat dieſen Winter als preußiſcher Generalſtabsofficier mit fürs Vaterland gefochten.

So iſt die Art, und ſo verkünden ſich das Glück und die Grundſätze des jüngſt noch ſo geprieſenen Rheinbundes, und die Geſinnung, die ſeine Glieder gegen das Vaterland tragen. Teutſchland, das teutſche Volk, die teutſche Ehre und Freiheit haben ihnen nie etwas bedeutet, und bedeuten ihnen bis dieſen Tag nichts; wenn ſie nur herrſchen und ſouveraine Fürſten heißen, gleichviel ob ſie über teutſche Menſchen oder über Mongolen und Irokeſen herrſchen, das iſt ihr einziger Trieb und ihre einzige Luſt. Man weiß beſtimmt, daß beide, Baiern und Wirtemberg, bei der Anknüpfung der Unterhandlungen mit den hohen Herrſchern alles Mögliche thaten, um den Beſtand des ſchändlichen Rheinbundes zu erhalten; man weiß von vielen der Rheinbundsfürſten, daß ſie mit ihrem Götzen Napoleon immer noch in Verbindung blieben. Das war aber das Unverſchämteſte, daß ſie, nachdem der König von Preußen und mehrere nordteutſche Fürſten erklärt hatten, daß ſie für die Befreiung Teutſchlands und die Wiederherſtellung des teutſchen Volks auf Leben und Tod in den großen Kampf gehen, unverholen verkündeten, ſie verlaſſen Frankreich und ihren Napoleon und das verfluchte Syſtem der Schande nur ungern und gezwungen; von Buße und Reue über das Vergangene, von Anerkennung ihrer Schuld und Schmach, von dem Unglück und Elend des Vaterlandes, von der Ehre des teutſchen Volkes und Reiches, und von dem Glauben und der Hülfe

Gottes erklang auch kein Wort. Dahin waren ſie gekommen, daß ſie nicht mehr wußten, was teutſcher Fürſten Ehre und Pflicht war. Ich ſetze nur die Erklärung des Herrn von Montgelas hieher und die des Großherzogs von Baden, und laſſe die teutſchen Menſchen über die Geſinnung und den Ausdruck derſelben urtheilen.

Baieriſche Erklärung.

„Die Verhältniſſe, welche ſeit acht Jahren Baiern mit Frankreich verbanden, ſind eben ſo allgemein bekannt, als die Beweggründe, die ſolche herbeiführten, und die gewiſſenhafte Treue, mit welcher der König die Bedingungen derſelben erfüllte.“

„Nach und nach vereinten ſich auch andere Staaten mit den erſten Verbündeten des franzöſiſchen Reichs. Dieſe Vereinigung der Souveraine nahm die Form eines Bundes an, wovon die Geſchichte Germaniens mehr als ein Beiſpiel darbietet.“

„Die zu Paris am 12. Juli 1806 unterzeichnete Bundesakte ſetzte, wiewohl unvollkommen, die gegenſeitigen Verhältniſſe feſt, welche zwiſchen den verbündeten Staaten und Sr. Maj. dem Kaiſer der Franzoſen, als Beſchützer dieſes Bundes, beſtehen ſollten.“

„Die Grundlage dieſer gegenſeitigen Verbindung beruhte auf dem Intereſſe beider Theile; es konnte keine andere beſtehen, ſonſt würde dieſe Bundesakte nichts weiter als eine Akte der gänzlichen Unterwerfung geweſen ſeyn. In der That ſcheint es, die franzöſiſche Regierung hat ſie nur aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, und in allen Verhältniſſen, welche dieſer feierlichen Verbindung folgten, bei der Anwendung des Grundſatzes, der die Kriege auf dem feſten Lande für die kontrahirenden Theile gemeinſchaftlich machte, weder den Geiſt noch den Zweck in Erwägung gezogen, der ihre Feſtſetzung herbeigeführt hatte, und indem die franzöſiſche Regierung nach ihrer Willkühr derſelben den ausgedehnteſten Sinn gab, verlangte ſie nach ihrem Gefallen die Truppen der Bundesſtaaten zu Kriegen, die den Intereſſen derſelben ganz fremd waren, und deren Grund ihnen vorher nie bekannt gemacht wurde.“

„Baiern, von welchem Frankreich als eine daſſelbe vorzüglich ſtützende Macht angeſehen wurde, und das über dieſe Unregelmäßigkeiten hinwegging, deren Princip jedoch die ernſthafteſten Beſorgniſſe erregte, hat mit Eifer und mit größter Loyalität alle ſeine Verpflichtungen gegen Frankreich erfüllt, und kein Opfer war ihm zu theuer, um den Abſichten ſeines Alliirten zu entſprechen und zur Wiederherſtellung des Kontinentalfriedens beizutragen, welcher der angekündigte Zweck ſeiner erneuerten Unternehmungen war. Seine Maaßregeln in Handlungsgegenſtänden, ſeine politiſchen Verhältniſſe wurden gänzlich nach denen von Frankreich abgemeſſen, ſo viele Opfer ſolche auch der Wohlfahrt des Landes oder den beſondern Neigungen des Souverains koſten mochten.“

„Als im Jahr 1812 der Kaiſer Napoleon den Entſchluß faßte, Rußland den Krieg zu erklären, ſo forderte er von Baiern die Stellung des Maximums ſeines Kontingents. Gewiß war dieſer Krieg dem Intereſſe Baierns ſehr fremd; es war ihm aus allen Rückſichten ſchmerzlich, ſeine Macht gegen einen von jeher freundſchaftlich gegen ihn geſinnten Staat, den vormaligen Gewährleiſter ſeiner Unabhängigkeit und gegen einen Fürſten zu wenden, den die Bande einer doppelten Verwandtſchaft an die königliche Familie knüpften.“

„Schon waren von dem franzöſiſchen Miniſterium ſehr beunruhigende Aeuſſerungen geſchehen, und im Angeſichte Europas in diplomatiſchen Urkunden ausgeſprochen worden; dieſe Aeuſſerungen beabſichtigten nichts Geringeres als die Bundesſtaaten für Frankreichs Vaſallen anſehen zu wollen, und die Fürſten, welche ſolche regierten, bei Strafe der Felonie, als gehalten, alles zu thun, was Sr. Maj. dem Kaiſer gefiele, von ihnen alle Veränderungen zu verlangen, die nach dem Willen des Kaiſers in einem Bundesſtaate als Angelegenheiten im Innern des Reichs und gleichſam als häusliche Angelegenheiten geſchehen ſollten, worin keine Macht das Recht hat, ſich einzumiſchen.“

„So empfindlich die Aeuſſerung dieſer Grundſätze war, da ſie ſich auf kein Recht gründeten, und man ſie nur noch als Mißbräuche und nicht als Regel anſehen konnte, ſo entſchloß ſich Baiern doch, 30000 Mann Truppen zu der franzöſiſchen Armee ſtoßen zu laſſen.“

„Das unerhörte Unglück, welches jenen Feldzug denkwürdig macht, iſt zu bekannt, als daß es nothwendig ſey, die ſchmerzliche Schilderung deſſelben hier hinzuzufügen.“

„Die ganze baieriſche Armee, nebſt 8000 Mann Verſtärkungstruppen, welche im Laufe des Oktobers dazu geſtoßen waren, ward vernichtet; es ſind wenig Familien, welche durch dieſes grauſame Schickſal nicht in Trauer gebracht worden wären, was Sr. königlichen Majeſtät väterliches Herz um ſo mehr angriff, als alles dieſes Blut für eine keineswegs nationale Angelegenheit floß.“

„Indeſſen ſtand ein neuer Feldzug bevor, und Baiern, ſeinem Bundesgenoſſen um ſo treuer, je unglücklicher er war, zauderte nicht, durch eine neue Diviſion die ſchwachen Reſte eines

Korps von 38000 Baiern zu erſetzen, welche den franzöſiſchen Fahnen gefolgt waren.“

„Glänzende Siege krönten im Anfang des Feldzugs die ſchon oft ſiegreichen Waffen des Kaiſers Napoleon. Teutſchland und ganz Europa glaubten, der Kaiſer werde in dieſer Lage, worin er ſich gemäßigt zeigen konnte, ohne in den Verdacht der Schwäche zu kommen, die von Oeſterreich in den großmüthigſten und weiſeſten Abſichten dargebotene Vermittelung benutzen, um der Welt oder wenigſtens dem feſten Lande Frieden zu geben. Dieſe ſüße Hoffnung ward getäuſcht, und weit entfernt davon ſah Frankreich die Zahl ſeiner Feinde durch den furchtbaren Beitritt Oeſterreichs zu der ſchon gegen den Kaiſer Napoleon gebildeten Koalition vermehrt.“

„Seit dieſem Augenblick ward Baierns Lage auſſerordentlich gefahrvoll; in der That hatte die Energie der baieriſchen Regierung und die Ergebenheit einer Nation, der keine Opfer zu ſchwer ſcheinen, wenn es darauf ankömmt, ihre Liebe für ihren angebeteten Monarchen zu beweiſen, gleichſam wie durch Zauberei, eine neue Armee geſchaffen, die gegen die öſterreichiſche Gränze rückte; aber die franzöſiſche Armee, welcher der Kaiſer den Namen der Obſervationsarmee von Baiern beigelegt, und welche ſich zu Würzburg und in den angränzenden Landen verſammelt hatte, erhielt, anſtatt die baieriſche Armee zu unterſtützen, und ihre Operationen mit der letztern zu vereinigen, plötzlich eine andere Beſtimmung, ſo daß die baieriſche Armee, in einer Entfernung von mehr als 60 Stunden von den franzöſiſchen Armeen in Italien und Teutſchland, allein und ohne alle Verbindung mit der erſtern, den Angriffen der weit beträchtlichern Heere ausgeſetzt ſtand, welche Oeſterreich gegen ſie marſchiren laſſen, oder zu Einfällen gebrauchen konnte, die den gänzlichen Ruin des Landes herbeigeführt haben würden.“

„In dieſer gefahrvollen Lage unterließ der Kaiſer ſogar, ſich mit den Mitteln zu beſchäftigen, ſeinen getreueſten Alliirten zu retten oder zu beſchützen. Man vernahm kein Wort, keine Maaßregel, keine beruhigende Zuſicherung von ſeiner Seite, welche die Unruhe der Regierung hätte entfernen können. Noch mehr, die zweite Obſervationsarmee, die ſich unter dem Befehl des Marſchalls Augereau verſammeln ſollte, fand nicht Statt, und der ſchwache Kern derſelben, welcher ſich noch zu Würzburg befand, verſchwand zuletzt gänzlich.“

„Auf dieſe Weiſe ganz verlaſſen, würden Se. Majeſtät Ihre heiligſte Pflicht verletzt haben, wenn Sie, dem täglich ſtärker ausgeſprochenen Wunſche Ihrer getreuen Unterthanen nachgebend, nicht geſucht hätten, dieſelben vom gewiſſen Untergange zu retten, und von Baiern das Unglück abzuhalten, das auf keine Weiſe der Sache Frankreichs eine größere Stärke gegeben hätte.“

„Die gegen Lezteres verbündeten Souveraine zögerten nicht, die baieriſche Regierung mit den gemäßigten Grundſätzen bekannt zu machen, von welchen ſie beſeelt ſind, und ihr die förmliche Garantie der Integrität des Königreichs Baiern nach ſeiner ganzen gegenwärtigen Ausdehnung unter der Bedingung zuzuſichern, daß der König ſeine Truppen mit den ihrigen vereinige, nicht um gegen Frankreich einen Krieg aus Ehrgeiz oder aus Eroberungsabſichten zu führen, ſondern um die Unabhängigkeit der germaniſchen Nation und der Staaten zu ſichern, aus welchen ſie beſteht, und den Kaiſer Napoleon zur Unterzeichnung eines ehrenvollen und feſten Friedens zu bringen, der einem Jeden den Beſtand ſeiner theuerſten Rechte, und Europa eine dauerhafte Ruhe gewährt.“

„Se. Maj. konnten Anträge dieſer Art nicht zurückweiſen, ohne ſich gegen ihre eigenen Unterthanen ſchuldig zu machen, und die geheiligten Grundſätze zu verkennen, auf denen allein ihre Wohlfahrt beruhte.“

„Voll Vertrauen in dieſe eben ſo offenen als großmüthigen Anträge haben Se. Majeſtät ſich entſchloſſen, ſolche in ihrer ganzen Ausdehnung anzunehmen, und mit den gegen die dargelegten weitausſehenden Plane der franzöſiſchen Regierung verbündeten drei Mächten eine Allianz abzuſchlieſſen, zu deren glücklichem Erfolge Sie alle Ihre Kräfte anſtrengen werden."

„Se. Majeſtät wünſchen, ein ſchneller Friede möge bald jene Verhältniſſe wieder herſtellen, auf welche Sie nur Verzicht leiſteten, nachdem die gemißbrauchte Ausdehnung einer Gewalt, welche täglich drückender wurde, und die gänzliche Verlaſſenheit mitten in der bedenklichſten Lage, worin Baiern ſich jemals befand, Ihnen die ergriffene Parthie zur Pflicht und zum Bedürfniß machten."

„In Zukunft, aus Intereſſe und Neigung mit den erhabenen und mächtigen Alliirten verbunden, werden Se. königl. Majeſtät von Baiern nichts vernachläſſigen, was dazu beitragen kann, um die Bande enger zu knüpfen, welche Sie mit ihnen verbinden, und den Triumph der ſchönſten und edelſten Sache bereiten helfen."

„München, den 14. Oktober 1813."

Aufruf an Baden.

„Dem Beiſpiel meines erhabenen Anherrn, der mir in der Regierung vorging, zufolge, machte ich es mir zur unverbrüchlichen Pflicht, das Wohl und das Glück meiner Unterthanen zu befördern, und die Erhaltung Badens zu ſichern. Die von dem höchſtſeligen Großherzog bei ſeinem Eintritt in den rheiniſchen Bund eingegangenen Verbindlichkeiten gegen Frankreich, die auf mich übergiengen, waren mir heilig, weil ich in ſtrenger Erfüllung derſelben die Ruhe meines Volkes und die Erhaltung meines Landes zu begründen hoffte, und obgleich die Drangſale langwieriger Kriege, in welchen ich, den mit Frankreich beſtehenden Verbindungen gemäß, ein bedeutendes Truppencorps zu den franzöſiſchen Armeen ſtellen mußte, ſowohl, als die Sperre alles Handels dem Vaterlande bedeutende Wunden ſchlugen, ſo war mein einziger Troſt die Hoffnung, daß ein endlicher Friede mir einſt die Gelegenheit darbieten würde, meinem Volke, durch meine Fürſorge, für das Erlittene Erſatz zu gewähren. Die allwaltende Vorſehung, die das Schickſal der Völker und der Heere lenket, hat die Siegesfahne den franzöſiſchen Waffen entrücket, und ſie den Händen der für die Sache Teutſchlands kämpfenden alliirten Armeen anvertraut, indem ſie der franzöſiſchen Uebermacht Gränzen feſtzuſetzen für nöthig erachtete. Von den Ufern der Elbe bis an die des Rheins drangen unaufhaltſam die verbündeten Mächte ſiegreich heran; den letzten Verſuch unternahm ich nun, um dem nunmehr durch die Annäherung des Kriegsſchauplatzes bedrohten Vaterlande Ruhe und Sicherheit zu gewähren; ich ſuchte eine Neutralität von dem franzöſiſchen Kaiſer für Baden zu erhalten, in der Hoffnung, daß die allerhöchſten verbündeten Mächte gleichfalls ihrer Seits ihre höchſte Einwilligung dazu geben würden; allein der Erfolg war dieſer Erwartung nicht entſprechend; und da ich auf dieſe Art Badens Ruhe nicht begründen konnte, ſo finde ich mich nunmehr bewogen, den mit Frankreich im Kriege ſtehenden und gegen daſſelbe verbündeten Mächten beizutreten, und ſo die Sache des Vaterlandes mit der ihrigen zu verbinden.“

„Die Erhaltung Badens, die Erkämpfung teutſcher Freiheit und Unabhängigkeit iſt nun das große Ziel, welches zu erreichen wir uns beſtreben müſſen, und was im Einklange mit den hohen Verbündeten wir zu erlangen die gerechte Hoffnung nähren dürfen. Ich kann euch nicht verhehlen, daß unſere geographiſche Lage, als Gränzbewohner Frankreichs, unſern dermaligen Stand, im Verhältniß zu den übrigen alliirten Staaten Teutſchlands, zu einem der wichtigſten macht, folglich auch alle Opfer erheiſcht, welche die Nothwendigkeit der Vertheidigung eures Vaterlandes, eures Herdes, eurer Familie erfordert; daß alſo Anſtrengungen jeder Art nothwendig werden, um unſerer Seits zur Herſtellung eines allgemeinen Friedens, zur Begründung eines deſſen Dauer ſichernden politiſchen Gleichgewichts, welches, die Freiheit des Handels ſchützend, die Nationalinduſtrie neu belebt und den geſunkenen Wohlſtand wieder aufrichtet, alles beizutragen.“

„Bewohner Badens, vertraut eurem Fürſten! Das hohe Ziel: Vertheidigung des Vaterlandes und teutſcher Freiheit, erhebe eure Bruſt mit dem heiligſten Enthuſiasmus für das allgemeine Wohl, und durchdringe euch mit dem rühmlichen Eifer, auf meinen Aufruf und nach den deshalb von mir getroffen werdenden Verfügungen, euch freiwillig unter die Fahne des Vaterlandes zu ſtellen, und euch des ſchönen Beiſpiels würdig zu machen, mit dem eure badiſchen Waffenbrüder ſeit langen Jahren ungetheilt auf dem Felde der Ehre euch vorangiengen! Der Freund meines Volkes, werde ich überall, wo Gefahr drohet, ſie mit euch theilen, bis einſt nach erkämpftem Ziele ein dauernder Friede mir das Glück gewähren wird, euren Wohlſtand für die Zukunft feſt zu begründen, und die Ruhe des Vaterlandes vor jedem Sturm geſichert zu wiſſen.“

„Karlsruhe, den 20. November 1813.

Karl.“

Am klarſten aber und unverhohlenſten hat ſich die Art und Geſinnung dieſer Regierungen ausgeſprochen bei den Bewaffnungen und Rüſtungen, die ſie für die gute Sache machen mußten. Da iſt recht erſchienen, was ſie fürchten und was ſie lieben; vor allem aber hat ſich offenbaret, daß ihnen nichts verhaßter iſt, als der Name Volk und alles, was an Gefühl, Ehre und Freiheit des Volks erinnert. In dem preuſſiſchen Staate und in mehreren kleineren Herrſchaften und Städten Teutſchlands war im Vertrauen auf Gott und das Volk der verderbliche Kampf mit dem fremden Tyrannen gewagt, und das Volk unter dem Namen Freiwillige, Landwehr, Landſturm war für das Vaterland in die Waffen gebracht worden, und hatte Wunder der Tapferkeit gethan und den Feind zerſchmettert. Als die ſiegreichen Heere der Verbündeten gegen den Rhein zogen und die Rheinbundesfürſten als Begnadigte angenommen wurden, da ward ihnen unter andern der Befehl gegeben, ihr Volk für das teutſche Vaterland zu bewaffnen, und es in den verſchiedenen Ordnungen als Freiwillige, Landwehr und Landſturm ſich rüſten, und theils gegen Frankreich ins Feld ziehen, theils daheim die Heimath bewachen zu laſſen. Dieſer Befehl war ihnen ein Donnerſchlag, denn ſie fürchteten, der freie und männliche Geiſt der Tugend und des Muthes würde alles ergreifen, und ſie würden hinfort nicht über geduldige Sklaven herrſchen können. Zu allen möglichen Anſtrengungen waren ſie erbötig, aber dieſe verdrießlichen Namen und Arten wollten ſie nicht: Linientruppen, ſogenannte ordentliche und ſtehende Soldaten wollten ſie nach der Möglichkeit aufrichten, weil ſie wohl wußten, daß bei dieſen die Geiſter leicht und bald in die gehörigen Zwangſtiefeln eingeſchnürt werden können. Als ſie aber thun mußten, was befohlen war, da legten ſie den Freiwilligen alle erdenkliche Hinderniſſe in den Weg, um ſie für ihren teutſchen Patriotismus (ſie wollten aber nur Fürſtenpatriotismus) recht büßen zu laſſen, die Errichtung des Landſturms aber ſuchten die meiſten aufzuſchieben oder gar zu umgehen; viele erklärten auch laut und insgeheim, der Landſturm ſey eine gefährliche und anarchiſche Maaßregel und werde Aufruhr und Unglück im Reiche entzünden. Dies ſagten aber beſonders die, welche tyranniſch regierten und von ihrem böſen Gewiſſen gemahnt wurden; gerechte und gute Fürſten haben von dem gerechten und guten teutſchen Volke nimmer etwas zu fürchten, und wenn ſie ihm alle Mordwaffen der Welt in die Hände geben. Vor allem haben ſich in Widerſpenſtigkeit hierin die Regierungen von Stuttgardt und Karlsruhe ausgezeichnet; von den übrigen haben wenige mit Ernſt, die andern doch ſo viel als der Schein verlangte, gethan. Ich führe Beiſpiele an.

Baden hat ſeinen Beitrag an ordentlichen Truppen den Verbündeten richtig geſtellt, 18000 Mann, die Landwehr vom beſten Geiſte erfüllt, die Linientruppen tapfer, aber ſehr zuchtlos. Geleiſtet haben ſie wenig. Dafür können ſie nicht, aber der Anführer, der Graf von Hochberg, ein Sproß des Herrſcherhauſes, und unteutſcher Mann. Hochberg hätte im Elſaß ſehr viel wirken können, aber er hat das Gegentheil gethan. Im Anfange hat er die Bauren gar nicht entwaffnet; als er das nicht mehr vermeiden konnte, nahm er nur die kalibrirten Gewehre und ließ ihnen die Stutzen, ihre eigentliche Waffe. Das hat vielen Teutſchen das Leben gekoſtet. Im Elſaß bezahlte er alles, in Speier nichts, und ſchickte dort ſogar ſeinen Waſchzettel auf die Municipalität.

Gegen die Freiwilligen zeigte der Großherzog von Anfang bis zu Ende den böſeſten Willen, und ließ ſie fühlen, daß ſie ihm ein Dorn im Auge waren. Als ein gutes Zeichen bekamen ſie den Major und Flügeladjutanten von Holzing zum Befehlshaber, der zu derſelben Zeit eine franzöſiſche Hofdame heirathete. Damit ſo wenige als möglich in dieſe Ehrenſchaar eintreten könnten, und damit die Eintretenden durch die Ausrüſtung zu Grunde gerichtet würden, ward dieſe auf das koſtbarſte anbefohlen: allein der Chako eines Gemeinen koſtete ſo viel als ſonſt eine volle Montur. Das aber war das Uebermaaß der Tücke, daß viele dieſer Jünglinge, welche brannten, ſich mit den Feinden des teutſchen Reichs zu ſchlagen, auf ihrem erſten Waffenzuge gegen unterdrückte teutſche Brüder als Straftruppen befehligt wurden: ſie wurden gegen Werthheim geſchickt, welches ſich gegen immer erneuerte und vermehrte Plackereien der Badener Regierung ſträubte.

Der Landſturm iſt aufgerufen, aber nicht organiſirt. Nur zwei Brigaden, die von Karlsruhe und Mannheim, hatten am 1. Junii Offiziere. Geübt haben dieſe gar nicht; das iſt nur hie und da einzeln geſchehen. Aber für 25000 Gulden rothgelbe Bänder um den Arm hat man bei Karlsruher Poſamentiren für den Landſturm machen laſſen.

Für die Begeiſterung und den Unterricht des Volks iſt auch gar nichts geſchehen. Sie ſollten von Vaterland und Teutſchland und von der jungen Freiheit nichts wiſſen, damit ſie ſich deſto geduldiger hudeln lieſſen. Kein Wink, kein Wort erſchien von der Regierung; Prediger haben alle Miniſterien daran erinnert, und ſind ohne Beſcheid geblieben; Schriften dieſer Art ſind als ruheſtörend und landesverrätheriſch unterdrückt. Die Aufforderung zum Landſturm ſchließt ſich mit den Worten: „daß dieſer mit dem Frieden ſich von ſelbſt auflöſe.“

Der König von Wirtemberg erklärte denen, die in ſeinem Lande für die heilige teutſche Sache als freiwillige Kämpfer auftreten wollten, ungefähr in dem Sinn, wie er an den Landvogt von Jasmund geſchrieben: Es ſolle nur Einen Willen geben, den Willen des Königs, er wolle der einzige Freiwillige ſeyn und bleiben.

Der wirtembergiſche Landſturm beſtand bloß in Zeitungsartikeln, anderswo war er nirgends zu finden. Seine Koſten beliefen ſich auf 80000 Gulden für Piken und für Armbinden, die bei'm Frieden mit 15 Kreuzer Vergütung für jede Binde wieder eingefordert wurden. Auf dieſe Weiſe ward es eine ordentliche Auflage auf das arme Volk. Hier iſt nicht nur durchaus nichts gethan, die Piken ſind nie ausgegeben worden, ſondern der Landſturm iſt recht eigentlich benutzt, um dem Volke ſeine letzten Waffen zu entwenden. Unter ſeiner Vorſchützung mußten im ganzen Lande alle Gewehre aufgezeichnet und abgeliefert werden, und man hat ſie zurückbehalten; ja jedes verſchwiegene Terzerol bringt unvermeidlich auf den Aſperg.

Nun führe ich als Beleg, wie dieſe Regierungen die Befehle der hohen Herrſcher umgangen und verſpottet haben, ihre eigenen Verkündigungen an.

So lautet es in der Stuttgardter Hofzeitung vom 22. Februar:

„Die Landesbewaffnung iſt bereits organiſirt, in Bataillons und Kompagnieen eingetheilt, die Officiersſtellen beſetzt, die Bewaffnung derſelben größtentheils bereits erfolgt und bis auf den 5ten März beendigt. Es beſteht dieſelbe in 4 Diviſionen aus 110 Bataillonen, welche zuſammen 110,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavalerie ausmachen, ſo daß der ganze bewaffnete

Zuſtand des Königreichs, mit Einſchluß der ſämmtlichen königlichen Garden und Beſatzung der Feſtungswerke, beſtehet in 5000 Mann Kavallerie, 40 mobilen Piecen, ohne das Poſitions- und Feſtungsgeſchütz, 27000 Mann regulairer Infanterie und Artillerie, und 112,000 Mann Landſturm. Eine Zahl, die für einen Staat, der nicht 1,400,000 Einwohner hat, gewiß als beträchtlich angeſehen werden kann.“

So läßt ſich die Karlsruher vernehmen vom 2. März:

„Am 12. Februar haben Se. königliche Hoheit der Großherzog durch eine im Druck erſchienene Verordnung eine allgemeine Landesbewaffnung, unter dem Namen Landſturm, befohlen, welche in der Mitte des Monats März völlig disponibel ſeyn muß. Sie wird aus 9 Brigaden und 92 Bataillonen, jedes zu 1000, 1500 bis 2000 Mann, beſtehen, die mit Einſchluß der Kavallerie eine Macht von mehr als 100,000 Mann ausmachen werden. Rechnet man hierzu die ſeit längerer Zeit im Felde befindlichen 18000 Mann regulairer Truppen und die Reſerve von 7000 Mann, ſo ergiebt ſich, daß in Zeit von einigen Monaten das Großherzogthum Baden für die allgemeine Sache mehr als 125,000 Mann geſtellt hat, welches bei der Population von kaum einer Million unſtreitig eine Anſtrengung iſt, die einzig in ihrer Art genannt werden muß.“

In dieſem Sinne iſt leider in dieſer heiligen teutſchen Zeit an vielen Orten gehandelt worden, nur nicht mit dieſer Frechheit. Die Landwehr und die Freiwilligen haben es oft genug erfahren müſſen, daß ſie den Regierungen eine Furcht und den gewöhnlichen Paradeſoldaten vom Handwerk und ihren Anführern ein Dorn im Auge ſind; ſo ſind ſie häufig zurückgeſetzt und gemißhandelt worden, wo ſie wegen ihres tapfern und teutſchen Betragens alles Lob verdient hätten. Ich führe ſtatt aller Beiſpiele nur eines an: wenn Freiwillige unter dem Befehl eines Prinzen ihres regierenden Hauſes gemißhandelt werden durften, wie wird es nicht andern ergangen ſeyn?

Der Prinz Emil von Darmſtadt, als Franzoſenfreund bekannt, befehligte die Truppen ſeines Vaters unter dem Oberbefehl des öſterreichiſchen Generals, Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg. Unter dieſen Truppen befand ſich auch eine freudige Schaar von 700 freiwilligen Jägern, meiſtens Jünglinge und Männer aus den gebildeteren Klaſſen des Volks, welche aus reiner Liebe zum teutſchen Vaterlande die Waffen ergriffen hatten. Dieſe bemerkten bald, daß der Prinz ſie mit ſchiefen Augen anſah, und ihnen bei jeder Gelegenheit fühlbar machte, wie weit beſſere Männer ihm ſeine Linientruppen dünken. In Frankreich ward dies immer auffallender, denn er ſchien ſeine geliebten Franzoſen ordentlicher Weiſe gegen ſie zu beſchützen, und ſie mußten bei allen Händeln Unrecht haben. In Lyon indeſſen begab ſich zuerſt, wodurch das Ding richtig platzte. Während der Abweſenheit des Prinzen, der nach der Einnahme von Paris eine Reiſe nach Marſeille gemacht hatte, entſtanden zwiſchen den Franzoſen und Teutſchen häufigere Händel, wozu die erſten durch ihre Tücke Veranlaſſung gaben, indem franzöſiſche Officiere und Unterofficiere in bürgerlichen Kleidern ſchaarenweiſe in die Stadt kamen und einzelne teutſche Officiere und Gemeine mißhandelten. Bei ſolchen Gelegenheiten waren denn die braven heſſiſchen Freiwilligen immer die Vorderſten, den Angegriffenen beizuſpringen und die Angreifer zu ſtrafen; ſie hatten auch Unbille abzuwehren, die ihnen ſelbſt widerfuhren. Ihre Landgräfin hatte ihnen grüne Eichenblätter, Zeichen der Freiheit, an den Huth geheftet. Dieſe verdroſſen die Franzoſen, die da meinten, es ſollen dieſe Blätter Zeichen ſeyn des Triumphs über ſie. Als die Freiwilligen dies merkten, kränzten ſie ihre Hüte häufig mit größeren grünen Zweigen, denn ſie meinten allerdings, die Teutſchen ſeyen Sieger der Franzoſen. Darüber kam es zu vielen Händeln, worin die Franzoſen immer den Kürzern zogen und mehrere von ihnen erſchlagen wurden. Als der Prinz zurückkam, gab er einen Befehl heraus, worin er öffentlich die Parthei der Franzoſen nahm, und erklärte, die Freiwilligen hätten dem Namen der tapfern Heſſen Unehre gemacht, er betrug ſich überhaupt ſo gegen ſie und neckte und mißhandelte ſie bei jeder Gelegenheit ſo, als wenn ſie Franzoſen und Fremdlinge, die Franzoſen aber Teutſche und Landsleute geweſen wären. Sie aber thaten den Schwur, daß ſie unter einem ſolchen Prinzen nimmer wieder für das Vaterland in das Feld ziehen wollten.

Auch im Großherzogthum Naſſau zeigte ſich hie und da derſelbe Geiſt des ſchlimmen Vorurtheils oder des böſen Willens, obgleich dieſe Regierung den Befehl wegen des Landſturms und der Landwehr ſehr pünktlich ausgeführt hat.

Auf einer Auſſenwacht bei Geiſenheim, welches von freiwilligen Jägern und Soldaten des dritten Regiments beſetzt war, brannte eines Mittags die Hütte der letzteren ab. Ein Officier des dritten Regiments machte dem Oberjäger, der die Auſſenwacht befehligte, Grobheiten, worüber dieſer ſich bei dem zufällig dazu kommenden Major von Nauendorf beſchwerte und Genugthuung verlangte. Der groſe Herr Major aber zog ſtatt aller Antwort ſeinen Säbel, und hieb den Oberjäger nicht nur jämmerlich zuſammen, ſondern verwundete ihn auch noch durch einen Stich in den Rücken. Erſt auf die dringendſten Bitten wurde der Verwundete abgelöſt, und erſt als die ganze Kompagnie mit Ungeſtüm ihren

Abſchied forderte, wurde über den Major Nauendorf ein Kriegsgericht gehalten, worin er mit 24 Stunden Verhaft davon kam.

In gewiſſen Fällen, wo Freiwillige des Landwehrregiments bei den Uebungen kleine Fehler machten, ſchämte ſich der Oberſt von Müllmann nicht und vergaß ſich gegen alle Verordnungen und frühere Verſprechungen ſo weit, daß er laut erklärte, er wolle dieſem Geſindel und dieſen Hunden bald auf eine ganz andere Art zeigen, was Freiwillige ſeyen und was ſie zu thun haben; ja er äuſſerte, daß er im Stande ſey, ihre Verweiſung aus dem Lande zu bewirken. Dieſer Herr von Müllmann iſt derſelbe, welcher im Namen ſeines Herrn den Unterthanen, die gottlob keine Leibeigene waren, einmal erklärte: ſie hätten durchaus kein Eigenthum, ihr Fürſt ſey Souverain und unumſchränkter Deſpot, und es hange bloß von ſeinem Gefallen ab, ihnen etwas zu laſſen oder alles zu nehmen. Alle gutgeſinnte Menſchen waren entrüſtet, als dieſer erklärteſte Anhänger der Franzoſen, der auch durch ſeine ſchmutzigen Sitten ihrer ganz würdig iſt, bei den letzten Rüſtungen gegen Napoleon von dem Fürſten zum Oberſten der Freiwilligen ernannt ward. Dieſer Menſch iſt von der verworfenſten Liederlichkeit, der vor ſeinem Regiment, dem er ein Beiſpiel des Strengen und Ordentlichen geben ſoll, allen Mädchen und Weibern im Felde nachſprengt und ſie auf die ungeheuerſte Weiſe ängſtigt. Dies geſchah ſogar bei der Fahnenweihe.

Ein Bube von 18 Jahren Namens von Fürſtenrecht, ein freiwilliger Jäger, nöthete ein zehenjähriges Mädchen jenſeits des Rheins zu Tode. Der Oberſt der freiwilligen Jäger Namens Winzingerode wollte die Sache ſchleichen laſſen; ein preuſſiſcher Oberſt zwang ihn, dieſe Schandthat zu unterſuchen und zu beſtrafen. Winzingerode mußte ihn alſo vor ein Kriegsgericht ſtellen und das Urtheil ſprechen laſſen. Aber es that ihm leid. Er ſetzte ſich daher mit dem Schandebuben in einen Wagen, und fuhr nach Uſingen zum Herzog, und verſuchte mit dem geheimen Rath von T . . . . ihm gänzliche Verzeihung zu erwirken. Der Herzog fühlt indeſſen ein großes Gefühl, was ihm als Fürſten und Richter zukomme, er verweiſt es dem Oberſten von Winzingerode hart, daß er mit dieſem Elenden in einem Wagen gefahren iſt, und verurtheilt den Verbrecher zu einer zehenjährigen Feſtungsſtrafe auf der Marxburg.

Auch in dem Kleinſten wiederholen ſich dieſe oder ähnliche Geſchichten, ſelbſt in der nun wieder freien Reichsſtadt Frankfurt iſt ſolches erlebt. Hier, hätte man denken ſollen, würde bei dem zerbrochenen Joche der Schande der Bürgergeiſt mit Gewalt durchſchlagen und die neuen teutſchen Bewaffnungsordnungen, als die einzigen ſicheren

Bürgen künftiger Freiheit und Ehre, mit der größten Willigkeit und Freude ergriffen werden. Aber es geſchah anders; der freudige Wille der guten und rechtlichen Bürger, deren es in dieſer braven und ſittlichen Stadt ſehr viele giebt, ward durch wenige Böſe unterdrückt, die, in der dalbergiſch-franzöſiſchen Schule erzogen und an die dalbergiſche Klicke gelehnt, in Alles Hemmungen und Schwierigkeiten zu bringen wußten; ſo daß es leider langſam genug ging. Als Hemmer und Hinderer dieſer nothwendigen und ächt teutſchen Anſtalt hat ſich beſonders einer der Bürgermeiſter thätig erwieſen, der die im franzöſiſch-bonapartiſchen Sinn errichtete Nationalgarde befehligte, dieſe Anſtalt der Knechtſchaft, wodurch den Bürgern die Eitelkeit und das Franzoſenthum eingeimpft werden ſollte, und welche die guten Bürger jetzt aufgehoben wünſchten. Noch bis dieſen Tag hat er ſich gegen das Gute gewehrt, und die allgemeine Bewaffnung, Uebung und Bewehrung der Bürger theils als etwas Lächerliches und Unnützes, theils als etwas Zeitfreſſendes und Sittenverderbliches hinzuſtellen geſucht. Solche Menſchen, die nicht einmal die Stunde, worin ſie leben, noch ihre Bedeutung verſtehen, wiſſen nichts von den Ehren und Thaten der Väter noch von den Künſten und Uebungen, wodurch ſie einſt ihre Wälle und Mauern ſchirmten und mächtigen Fürſten fürchterlich waren.

Ich habe dieſe einzelnen Züge und Thaten erzählt, dieſes Unglück und dieſe Verbrechen geſchildert, damit wir ſehen, wie ſehr wir im Argen liegen, und erkennen, wohin wir ſtreben ſollen. Kein Haß und keine Schadenfreude gegen Einzelne treibt mich; denn beſonders hat mir keiner von allen je etwas zu Leide gethan. Aber ein allgemeiner Haß treibt mich, denn im Ganzen haben mich alle dieſe Sünder und Verbrecher gegen das Vaterland ſchwer verletzt und beſchädigt. Das Volk muß ſehen, welches Unglück und Unheil aus der Willkühr und Geſetzloſigkeit brütet: tyranniſche und frevelnde Herren und hündiſche und zu jedem Dienſt der Schande und des Laſters gefällige Diener. Soll ein teutſcher Mann, deſſen Herz bei glücklicheren Zeichen ſeines Volks ſo gern vor Liebe und Wonne zerflöße, nicht fragen, in welcher Zeit wir leben? O glaubt mir, ihr, die ihr redlich ſeyd und ein Vaterland fühlet und ehret, glaubt mir, daß mir das Herz oft vor Ingrimm und Jammer zerberſten will, wenn ich bedenke, wie ein treues, tapferes, edles und gehorſames Volk gemißhandelt wird; glaubt mir, daß ich in dieſer Stunde gern durch die gräulichſte Hinrichtung ſterben will, wenn dadurch alle diejenigen von uns genommen würden, welche unſer Vaterland verrathen, unſere Ehre geſchändet, und unſer Glück zertreten haben. O nicht umſonſt ſind dieſe Blätter geſchrieben, wenn dadurch die große Wahrheit immer eindringlicher und gewaltiger wird, daß für Teutſchland kein Heil ſey, dann, ehe die Fürſten unter ſtrenge Zucht von Geſetzen geſtellt werden, und die dienſtbaren Lakaien, die ſich Miniſter nennen, mit Kopf und Kragen für das einſtehen müſſen, was ſie unterſchreiben oder thun.

12.

Das Syſtem der Rundheit.

Ein armer Haſe, welcher den ganzen Tag von Jagdhunden geängſtigt worden war, kam endlich gegen den Sonnenuntergang in dem Kohlgarten eines Bauern an, und ließ ſich unter den luſtigen Stauden nieder. Er glaubte ſich ſicher, und war ſicher, denn das Jagdgetöſe war verhallt, und liſtig hatte er auf ſeiner Flucht ſich durch eine Schaafheerde hingeſtohlen, die ſeinen Feinden die Fährte nahm, und ſo war er mit manchen Rückſprüngen zu dem Garten des Bauern gelangt. Als der Hungrige ſich hier die ſaftigen Blätter wohl ſchmecken ließ, trat ſein alter Bekannter der Schweinigel heran, und bot ihm einen guten Abend. Dieſer, als er ſeinen Freund noch zittern und die Flanken ſchlagen ſah, hub von ſeinem Glücke an, als welcher rings gepanzert in ſeiner Heimath von 500 Schritt Länge und Breite ein ſicheres Leben führe, da jener mit ſeinen ſchnellen Füßen in Angſt und Schrecken an Einem Tage oft 20 bis 25 Meilen laufen müſſe, und beide auf der Erde und in der Luft doch Feinde habe, die ihn einholen können. Der Haſe, bei'm grünen Mahle jetzt wieder guter Dinge, lächelte, und ſagte: Prahle nicht, ſtachlichter Freund, Gefahr und Tod ſind, ſo weit die Erde reicht; es iſt doch beſſer, ſich in die Weite ausdehnen und kämpfen können, als gleich einem todten Kloß da liegen, den jeder ungeſtraft hin und her ſtoßen kann, und der auch einmal ſeine Axt findet, die ihn zerſpaltet. Als er dies kaum geſagt hatte, kam ein muthwilliger Bube in den Garten geſprengt. Der Haſe war mit zwei Sprüngen in Sicherheit, und lauſchte hinter einer Hecke dem Schickſal ſeines Nachbarn. Dieſer wollte ſich über den Weg rollen, aber der Bube holte ihn ein, und ſchlug mit einem Stecken auf ihn ſo unbarmherzig, daß er ihm viele Stacheln zerbrach. Als er dies eine Weile gethan hatte, faßte er ihn mit dem Stecken und rollte ihn in einen nahen Teich. Da mußte der arme Igel, wenn er nicht erſaufen wollte, ſein Knaul ſchon aufrollen und ſchwimmen; und dieſe Schwimmübung mußte er eine gute Viertelſtunde fortſetzen, denn der Bube ſtieß ihn immer wieder ins Waſſer, wann er ans Land ſchwamm. Als dieſer endlich von ihm abließ, ſiehe da ſchoß eine Waſſerſchlange, die im Verborgenen gelauert hatte, auf ihn, und faßte den armen Schwimmer unten am Bauche an den verwundlichen Theilen; und mit Einem Biſſe war ſein Leben entflohen, und die Stacheln ſeines Rückens halfen ihm nichts. Der lauſchende Haſe ſah aus der Ferne den Ausgang nicht ohne Thränen, und rief: Dumm, dumm, Schweinigelpolitik! lieber im Kampf und auf der Flucht das Leben verloren, als ſo in ſicherer Faulheit verderben. Und er ging hin, und tröſtete ſeine Kinder und Vettern, und ſprach: Seyd wohlgemuth! es giebt viele, die unglücklicher und unſicherer ſind, als wir.

Kugelrund iſt die Erde, deßwegen können die Länder nicht kugelrund ſeyn.

Ein Kugel iſt, ſagt man, die vollkommenſte in ſich abgeſchloſſene Geſtalt.

Eine Kugel kann an allen ihren Punkten abſtoßen, aber ſie kann auch an allen Punkten angeſtoßen werden, und muß dann rollen.

Wäre ein Staat bloß für ſich allein, und nicht auch für die Welt da, müßte er nicht auch in anderen Staaten leben und in andere Staaten eingreifen, ſo mögte die Kugelgeſtalt wohl gut ſeyn.

Aber der Staat ſoll gleich einem eigenſüchtigen und geitzigen Menſchen nicht eigenſüchtig in ihm ſelbſt abgeſchloſſen ſeyn, er ſoll ein Geſammtleben empfinden und führen.

Der Maurer läßt am Schluß ſeiner Mauern, die er weiter fortführen oder mit neuem Werk verbinden will, hervorragende Zacken oder Einbiſſe ſtehen, dem Menſchen hat die Natur Arme und Füße gegeben, daß er ſich bewegen und mit der übrigen lebendigen Welt verbinden könne; auch der Staat muß ſeine Einbiſſe haben, gleichſam ſeine Arme und Füße, womit er ſich in die Welt hinein ausdehnen und mit andern in Verbindung ſetzen kann.

Die Dummheit iſt auch eine runde Kugel, und rollt, von andern geſtoßen und zerſtoßen, faſt leblos und gefühllos durch die Welt hin.

Wer klug werden will, muß oft aus ſich herausrollen, er muß ſich aus ihm ſelbſt aufrollen, damit die dicht verſchloſſene Finſterniß einmal vom Lichte erhellt werde.

So wie der Menſch in Liebe und Sehnſucht oder in Zorn und Haß ſeine Arme ausſtreckt, daß er etwas erfaſſe, ſo muß ſich auch der Staat ausſtrecken in ſeiner Liebe.

Die Liebe des Staates, der nicht in ſtarrer Faulheit hinbrüten, ſondern Leben und Liebe empfinden will, iſt Meer und Küſten.

Pflanze junge Bäume, welche gleich groß und ſtark ſind, zu gleicher Zeit, und ſetze die einen im freien Licht, die andern hinter einem Gebäude, das ihnen den größten Theil des Tages die Sonne nimmt. Siehe die im freien Lichte ſtehenden werden nach allen Seiten ihre Zweige ausſenden, und mehr kraus in die Breite, als ſchlank in die Höhe wachſen; jene im Schatten aber werden ewig ſuchen, was ihnen fehlt, und in Schlankheit nach dem Himmel ſtrebend über dem Gebäude ihr mangelndes Licht ſuchen.

So ſoll der Inſtinkt eines klugen Staates ſeyn, das Verbindende, das Belebende, das Bildende ſoll er ſuchen. Dies iſt das Meer, dies ſind Ströme und Küſten. Nach dieſen muß er ringen, wenn er ſich auch vielarmig ausſtrecken und aus ſeiner Kugelgeſtalt herausgeben muß.

Tyrannen haben die Lehre der Abründung und andere abentheuerliche Lehren erfunden, und Dummköpfe haben ſie ihnen gedankenlos nachgebetet. Tyrannen ſchlagen die Länder gern zu einem runden Brei zuſammen, aber in ihrer Rundheit ſitzt auch die Faulheit und die Verweſung.

Nicht Rußlands Rundheit, nicht Chinas, nicht Oeſterreichs iſt die vollkommenſte und glücklichſte für einen Staat, ſondern in dem Schmalen und Allenthalbenzugänglichen, in dem vom Meer und von Meerbuſen Gezackten und Zerſchnittenen, in dem in Inſeln Getheilten, da iſt das Leben, die Bewegung und die Bildung. Griechenland und Kleinaſien mit ihren Inſeln und Küſten. Brittanniens Inſeln, Italien, Spanien — ſolche vom Meere vielfach durchſchnittene und faſt ringsum vom Meere umfloſſene Länder — das ſind die glücklichen und lebendigen. An meergleichen Strömen, wie der Nil, der Indus, der Euphrat, an Küſten und auf Inſeln da wiegt ſich eine rege Fantaſie mit Adlerflügeln über das Weltall hin, da locken ſich alle himmliſche Geiſter aus dem Menſchen heraus, da hat die erſte Wiege der Kunſt und Bildung geſtanden.

Länder können zu rund ſeyn und zu dick. In ſolchen erſtarrt oder fault die Mitte. Freilich auch zu lang und zu dünn können die Arme und Füße ſeyn, womit ein Land in andere Länder und Staaten hineingreift und hineinläuft oder an ihnen hinläuft. Ein Land, das über 200 Meilen lang und breit iſt, mögte für einen Staat leicht zu groß ſeyn, weil das Herzblut des Centralpunktes — ich meine die Regierung — nicht mit gehöriger Schnellkraft zu den äuſſerſten Enden hingetrieben werden kann, und weil irdiſchen Augen ihr größtes Maaß von Ueberſicht und Ausſicht eines Ganzen geſetzt iſt.

13.

Ein Staat, der etwas werden will, oder Baierns Politik.

Was hier geſagt wird, ſoll nicht gegen die Baiern geſagt ſeyn, ein braves und tapferes und teutſches Volk, das wir herzlich lieben und ehren, ſondern gegen eine Regierung, die wir mit allen rechtlichen Teutſchen nicht loben können, weil ſie unteutſch iſt in Art und Geſinnung und weil ſie unſtatthafte und unteutſche Anſprüche macht, die auf keinen Verdienſten um das Vaterland ruhen, die den politiſchen Verhältniſſen und Vortheilen des Vaterlandes fremd ſind, und die alſo zurückgewieſen werden müſſen.

Baiern iſt groß geworden durch Verrath gegen Teutſchland. Es ſollte dahin ſtreben, ſeine Sünden vergeſſen zu machen, ſtatt daß es auf ſein Unrecht pocht, und meint, vier Monate, wo es nur gezwungen ſeine Schuldigkeit gethan hat, können das Andenken von langer Untreue auslöſchen. Wer Buße thut, dem ſoll man vergeben, wer aber frech auf Raub und Unehre pocht, der ſoll gezüchtigt werden. Wir überſehen das Betragen, die Verhältniſſe, die Anſprüche, und laſſen billige Richter entſcheiden.

Baiern wuchs zuerſt durch einen Hausverrath unter der Regierung jenes feſten und klugen Max, welcher das Unglück des jammervollen dreißigjährigen Krieges einleitete und von allen Fürſten, ſeinen Zeitgenoſſen, auch faſt allein das Ende deſſelben erlebte. Dieſer erwarb über ſeine unglücklichen Vettern, die Kurfürſten der Rheinpfalz, die Oberpfalz und die Kurwürde. Gegen den Ausgang des dreißigjährigen Krieges ſuchte die laurende franzöſiſche Schlangenpolitik ſchon Fäden teutſcher Verwirrung mit Baiern anzuzetteln und es gegen Oeſterreich zu gebrauchen. In dem folgenden halben Jahrhundert waren Erzbiſchöffe und Biſchöffe am Rheinſtrom aus dem baieriſchen Hauſe mehrmals in offenem Aufruhr gegen das Reich und im Bündniß mit Teutſchlands Verwüſter und Brandſtifter, dem König Ludwig dem Vierzehenten von Frankreich.

Im ſpaniſchen Erbfolgekriege vom Jahr 1700 bis 1714 trat Baiern mit unverſchämter Oeffentlichkeit als Bundsgenoſſe deſſelben Ludwigs des Vierzehnten gegen Kaiſer und Reich auf, und vereinigte ſeine Krieger mit den Franzoſen zu einer Zeit, als ganz Teutſchland ſich rüſtete, den ſtolzen Ludwig für vierzigjährigen Uebermuth und für vierzigjährige Drangſale und Gräuelthaten zu ſtrafen. Die Franzoſen kamen durch Baierns Aufruhr bis in das Herz von Teutſchland und nur die Helden Marlborough und Eugenius retteten das Vaterland durch den Sieg bei Hochſtedt und Blenheim von dem Verderben.

Nach dem Tode des teutſchen Kaiſers Karls des Sechsten von Oeſterreich, im Jahr 1740, brachten franzöſiſche Ränke und baieriſche Ehrſucht die Kaiſerkrone auf das Haupt des ſchwachen Kurfürſten Karl, deſſen trauriges Andenken in der teutſchen Geſchichte mit dem Namen Karls des Siebenten bezeichnet wird. Dieſer Karl wollte in Verbindung mit den Franzoſen nichts Geringeres als das herrliche habsburgiſche Erbe zerſtückeln und das Haus Habsburg-Oeſterreich von der Rolle der Herrſcherhäuſer Europas wegſtreichen. Er entzündete einen dem Vaterlande verderblichen achtjährigen Krieg, der zuletzt die meiſten Länder Europas ergriff, die Franzoſen kamen durch ihn wieder bis in das Herz von Teutſchland, bis in Prag und Eger, und nur der Stolz und die Hoheit Thereſiens, der großen Tochter Karls des Sechsten, retteten nach ſchwerem Kampfe Oeſterreich und Teutſchland vom Verderben.

Dies ſind alte Geſchichten, dies ſind Sünden, die lange abgebüßt, Wunden, die lange verharſcht ſind; aber man ſieht immer das unteutſche und dem Vaterlande verderbliche Streben. Dick und ſchwarz iſt das Regiſter der jüngſten Sünden und Verbrechen der baieriſchen Regierung gegen Teutſchlands Ehre und Freiheit. Wir erzählen nach der Wahrheit die Geſchichte der letzten neun Jahre.

Als im Sommer des Jahrs 1805 die mächtigſten Herrſcher Europas ſich gegen Napoleons unerträglichen Uebermuth und Ehrgeiz verbündet hatten, und als um den Herbſt die öſterreichiſchen Heere gegen Baiern vorrückten und unterhandelten, und erwarteten, daß die baieriſche Kriegsmacht zu ihnen ſtoßen und am Rhein den tückiſchen Feinden Teutſchlands begegnen würde — ſiehe da zogen ſich die Baiern ſeitwärts ab, öffneten den Franzoſen ihre Feſtungen, und vereinigten ſich, 30000 Mann ſtark, mit ihnen. Dieſes böſe Beiſpiel riß ſchwächere Fürſten den Baiern nach, und durch die erſte Verrätherei, die durch den baieriſchen Miniſter, Herrn von Montgelas, und durch den Reichserzkanzler, Karl von Dalberg, mit den Franzoſen lange ſchon vorbereitet und angeſponnen war, wurden immer neue Verräthereien gebohren. Die Baiern fochten in dieſem Feldzuge auf das tapferſte gegen Oeſterreich und gegen Teutſchland, und durch ſie am meiſten ward das Reich zerſprengt, die Kaiſerwürde von Oeſterreich genommen, und der ſchändliche Rheinbund, den die Verräther den Beginn der neuen teutſchen Glorie nannten, geſtiftet, und das unſägliche Unheil, das namenloſe Elend und die dunkle Schande über Teutſchland verbreitet. Sie aber fingen nun an von einem groſen Königreich Baiern zu ſprechen, weil der fremde Tyrann ihnen von dem Raube auch ihr Stückchen hinwarf.

Eben ſo tapfer, als den vorigen Herbſt gegen Oeſterreich, fochten die Baiern im Herbſt und Winter 1806 und 1807 in Sachſen, Schleſien und Polen, und halfen auf eine in den Jahrbüchern unſers Unglücks unſterbliche Weiſe auch die nordteutſchen Länder und Fürſten den Fremden unterjochen und des Vaterlandes Ketten immer feſter ſchmieden. Sie zeigten durch die Plünderungen und Verwüſtungen, die ſie in Schleſien und andern Landſchaften trieben, daß ſie auch in dieſer Tugend den Franzoſen bald würden an die Seite geſtellt werden können.

Doch die größte Sünde gegen das Vaterland und das glänzendſte Verdienſt um die Franzoſen und den franzöſiſchen Tyrannen erwarb Montgelas ſich im Sommer des Jahrs 1809. Napoleons Tollheit hatte ihn in einen gefährlichen Krieg mit den edlen Spaniern verwickelt. Die Umſtände ſchienen ſo zu ſeyn, daß Oeſterreich hoffen durfte, ſeine verlorne Herrlichkeit wiedergewinnen und Teutſchlands Ehre und Macht wieder aufrichten zu können. Oeſterreich begann den Kampf mit hohem Ernſt und mit göttlicher Begeiſterung; es hoffte, die teutſchen Fürſten würden noch einmal ein teutſches Vaterland fühlen und ſich und ihre Heeresmacht an Kaiſer Franz Krieger ſchlieſſen: es hoffte vergebens. Auch in dieſem Kriege von 1809 focht die baieriſche Tapferkeit die ſchlechte Sache der Franzoſen am meiſten aus, ohne ſie wäre Napoleon wahrſcheinlich ſchon damals zu Grunde gegangen. Für ihre großen Verdienſte um ihn und um die Franzoſen bekamen Montgelas und Wrede neue Würden und reiche Schenkungen: Wrede die ſeinigen, damit Oeſterreich der baieriſchen Untreue immer erinnert würde, auf altöſterreichiſchem Boden. Ein redlicher Teutſcher, wenn er dieſe jammervollen nun auch vergangenen Jahre in ſein Gedächtniß zurückruft, kann ſich doch des Gedankens nicht erwehren, wie viel Glück unzerſtört, wie viele Schande ungethan und ungelitten ſeyn würde, wie viele edle und treffliche Menſchen noch leben würden, wenn Montgelas im Jahr 1809 hätte fühlen können, was die Welt von Ehrenmännern erwartete und von verkauften Trabanten der fremden Tyrannei nicht erwarten konnte.

Das Jahr 1812 kam. Bonaparte zog nach Rußland. Baiern ſchickte 35000 Jünglinge für den Tyrannen in einen Krieg, der es nichts anging. Dreiviertel dieſer Mannſchaft vergingen durch Schlachten, Hunger und Kälte. Gegen das Ende des Monats März 1813 gingen verbündete ruſſiſche und preuſſiſche Heere über die Elbe, und erwarteten, viele teutſche Fürſten, die ſie zur Abſchüttelung des wälſchen Joches aufgerufen hatten, würden ihnen zufallen. Nur ein paar nördliche Fürſten erklärten ſich, den ſüdlichen allen, den mächtigſten, welche hätten den Ausſchlag geben können, gefiel die franzöſiſche Schande immer noch beſſer, als die teutſche Ehre; ſie zitterten noch immer vor dem Napoleon, deſſen Glück und Heereskraft Gott vernichtet hatte, und wollten für Teutſchland nichts wagen, das ſie nie gekannt noch anerkannt hatten. Auch fürchteten ſie die Verbündeten, denn es däuchte ihnen, dieſe mögen dem Volke und Vaterlande vielleicht die Freiheit bringen, aber die Selbſtgewalt und die Willkühr möge durch ſie wohl eingeſchränkt werden; ſie liebten aber den von Napoleon gegebenen Namen Souverain über alle Namen. Baiern begann in ſeinen Gränzen allenthalben neue Bewaffnungen, und der baieriſche General Raglovich befehligte in Thüringen und Sachſen die Hülfsſchaar, welche Napoleon zugezogen war. Auch dieſe Baiern ſchlugen ſich dieſen Sommer auf das hartnäckigſte gegen ihre teutſchen Landsleute und gegen die Ruſſen, welche Teutſchland zu befreien ins Feld gezogen waren; ihr letzter Reſt ward in der blutigen Schlacht bei Dennewitz von den Preuſſen faſt gänzlich zuſammengehauen, und ihr General ging nach Baiern zurück.

Schon im Frühlinge war mehreren Fürſten des Rheinbundes, welche einen gänzlichen Umſchlag des bonapartiſchen Glücks zu fürchten anfingen, ſehr ſchwul geworden, und ſie hatten politiſch hin und her getaſtet. Wirtemberg hatte deswegen einen heimlichen Lauſcher und Unterhändler nach Wien geſchickt, und als Baiern davon Wind bekam, begann es auch ſich zu regen, damit der Nachbar ihm nicht zuvorkäme. Als aber die Schlacht von Lützen geſchlagen war, mußte der Wirtemberger über Hals und Kopf von Wien abreiſen, und auch Baiern beruhigte ſich wieder in frohen Hoffnungen für Napoleon. Während dem Waffenſtillſtande rüſtete Baiern ſich auf das thätigſte, und beobachtete Oeſterreich, welches, im Fall Napoleon alle Friedensbedingungen ausſchlagen ſollte, ſchien zu Preuſſen und Rußland übertreten zu wollen. Gegen Oeſterreich ward ein baieriſcher Heerhaufen aufgeſtellt, unter dem Befehl des Generals Wrede, welchem ein ähnlicher öſterreichiſcher ſich gegenüber ſtellte. Dieſe beobachteten einander auch nach dem wieder begonnenen Kriege, wo Oeſterreich auch gegen Napoleon das Schwerdt zog, ein paar Monate lang, ohne daß nur ein Schuß fiel; nebenher ward zwiſchen Baiern und Oeſterreich über Bündniß und Frieden unterhandelt. So viel erſchien allen, daß Montgelas hinterliſtig auf den Ausgang der großen Schlachten in Schleſien, Böhmen und Sachſen lauerte, um nach den Umſtänden ſeinen Entſchluß nehmen zu können. Erſt den 8. Oktober ſchloß Oeſterreich, zu gnädig und großmüthig und aller Unbille und Mißhandlungen und Ueberziehungen von Baiern vergeſſend, mit dem baieriſchen Miniſterium den Vertrag von Ried ab, kraft deſſen Baiern zu Gnaden aufgenommen werden und mit in die Reihen treten ſollte, die unter den Fahnen der drei Herrſcher fochten. General Wrede vereinigte ſich mit den ihm gegenüber ſtehenden Oeſterreichern, und marſchirte weſtlich gegen den Main und Rhein ab. Unterdeſſen fiel die große Leipziger Schlacht, wodurch Teutſchland befreiet ward. Man kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß, wäre dieſe Schlacht anders ausgefallen, Montgelas Wreden ſogleich befohlen hätte, zu den Franzoſen zu ſtoßen, und daß ſein geſchicktes und gewandtes Benehmen, womit er unter ſo mißlichen Umſtänden die Sachen hingehalten hatte, von Napoleon gelobt worden wäre. Wrede verlor bei der Einnahme der Stadt Würzburg, die ohne die Feſtung von keiner großen Bedeutung war, ein paar koſtbare Tage, und ſetzte dann ſeinen Zug gegen Frankfurt und Hanau fort, der Meinung, dem auf der Straße von Leipzig nach Frankfurt ziehenden franzöſiſchen Heere von vorn die Spitze zu bieten, während die Verbündeten ihm von hinten heiß in den Ferſen waren. Er wählte ſich bei Hanau ſein Schlachtfeld auf eine Weiſe, welche von ſeinen geprieſenen Kriegstalenten keinen vortheilhaften Begriff gab. Er ſtellte ſich in der unvortheilhafteſten Stellung mit der breiteſten Blöße vor den Franzoſen hin, welche die letzten Tage des Oktobers mit Ueberlegenheit auf ihn trafen, und trotz der ausgezeichneten Tapferkeit ſeiner Truppen ihn aus dem Felde ſchlugen und ſich die Straße auf Frankfurt öffneten. Er ſelbſt ward ſchwer verwundet, und verlor an Todten, Bewundeten und Gefangenen 8000 Mann. Alle tadelten ihn, daß er nicht ein paar Meilen hinter Hanau die Engen bei Gelnhauſen beſetzt hatte. Dann hätte er den Franzoſen richtig den Weg geſperrt, und ſie hätten mit großem Verluſt und Zurücklaſſung ihres Geſchützes und Troſſes über den Vogelsberg und die naſſauiſchen Berge auf unfahrbaren Straßen und durch öde Gegenden die Flucht nach dem Rhein nehmen müſſen. — In dem folgenden dreimonatlichen Feldzuge in Frankreich hat das baieriſche Heer von 50000 Mann unter dem Befehl eben dieſes Generals Wrede ſeinen alten Waffenruhm behauptet.

Jetzt ſehen wir, wie Baiern durch die Friedensverträge mit Napoleon in den letzten fünfzehn Jahren an Macht und Land gewachſen iſt.

Baierns Geſammtlande, nachdem die Lande beider Wittelsbachiſchen Hauptlinien im Jahr 1777 vereinigt worden, hatten vor dem Revolutionskriege im Jahr 1792, ungefähr 2 Millionen 500000 Seelen Bevölkerung.

Durch den Lüneviller Frieden und deſſen Folgen verlor Baiern in den Jahren 1801 bis 1803 an Frankreich alle Lande der Rheinpfalz des jenſeitigen Ufers, Jülich, Zweibrücken, und die einzelnen Herrſchaften im Elſaß, in Lothringen und Belgien, und trat die dieſſeitigen Lande der Rheinpfalz an benachbarte teutſche Fürſten ab. Für dieſen auf etwa 220 Quadratmeilen und 730,000 Seelen geſchätzten Verluſt erhielt es Folgendes als Entſchädigung:

1) Die Bisthümer Würzburg mit 265,000, Bamberg mit 195,000, Augsburg mit 80 000, Kempten mit 42,000, Freiſingen mit 25,000, das obere Hochſtift Eichſtädt mit 18,000, und einen Theil von Paſſau nebſt Neuburg mit 20,000 Einwohnern, zuſammen 645,000 Seelen.

2) Die Abteien Waldſaßen mit 18 000, Ottobeuren mit 12,000, Kaiſersheim mit 10,000, Irſee mit 4200, Roggenburg mit 5000, Elchingen mit 4000, Söflingen mit 3800, St. Ulrich mit 5000, Wangen mit 4000, Wettenhauſen mit 5400, und Urſperg mit 3000 Einwohnern, zuſammen . . . . . 74,400 —

3) Die Reichsſtädte Ulm mit 38,000, Rothenburg mit 20,000,

Transp. 719,400 —

Transp.	719,400 Seelen.
Memmingen mit 12,000, Schweinfurt mit 7000, Kaufbeuren mit 6900, Nördlingen mit 8000, Dinkelsbühl mit 7800, Weiſſenburg mit 6000, Windsheim mit 4500, Kempten mit 3200, Wangen mit 3000, Ravensburg mit 4500, Bopfingen mit 1600, Leutkirch mit 1300, und Buchhorn mit 800 Einwohnern, zuſammen	123,600 —
Das Ganze	843,000 Seelen.

Baiern gewann alſo an Volksmenge ungefähr 110,000 Seelen; mehr gewann es an Stärke, weil es für zerſtückelte Beſitzungen mehr zuſammenhangende bekam.

Für den Beiſtand, den Baiern im Jahr 1805 den Franzoſen gegen Teutſchland und Oeſterreich leiſtete, erhielt es:

1) Die Markgrafſchaft Burgau mit	42,000 Einw.
2) Das Fürſtenthum Eichſtädt mit	40,000 —
3) Den ſalzburgiſchen Antheil von Paſſau mit . .	24,000 —
4) Tirol nebſt Brixen und Trient mit	618,890 —
Transp.	724,890 —

Transp.	724,890	Einw.
5) Das Vorarlberg mit .	90,230	—
6) Die Herrſchaften Tettnang, Argen und Königseck Rothenfels mit	23,328	—
7) Die Stadt Lindau nebſt Gebiet	7000	—
8) Die Reichsſtadt Augsburg mit	28,000	—
	873,448	Einw.

Da Baiern dagegen an den Kurfürſten von Salzburg, Erzherzog Ferdinand, Würzburg mit 265,000 Seelen abtreten mußte, ſo blieben ihm etwas über 600,000 Seelen reiner Gewinn, wozu noch die eingeklammerten Beſitzungen der Reichsritterſchaft kamen, deren Ueberziehung Napoleon ſchon im December 1805 ſeinen neuen Trabanten von Baiern, Wirtemberg und Baden erlaubte. Das folgende Jahr vertauſchte Baiern ſein entfernt liegendes Herzogthum Berg gegen das ihm bequeme Anſpach.

Im Sommer 1806 fiel Baiern neuer Raub zu, nämlich die Reichsſtadt Nürnberg und ihr Gebiet mit 80,000 Einwohnern, und viele unmittelbare Reichslande, die dem jetzt ſouverainen König von Baiern unterworfen wurden, als z. B. die Beſitzungen des Fürſten von Schwarzenberg, der Fürſten von Oettingen, einiger Fürſten von

Hohenlohe, ein Theil der Lande des Fürſten von Thurn und Taxis, ferner Beſitzungen der Grafen Fugger und Schönborn, die Grafſchaft Caſtell, und mehrere andere Herrſchaften. Dieſer Raub machte eine Volksmenge von ungefähr 200,000 Seelen.

Im Jahr 1808 berechnete man Baierns Größe auf 1637 Quadratmeilen und 3 Mill. 230,000 Seelen. Baiern war alſo ſeit dem Jahr 1801 durch Beraubung und Unterdrückung des Reichs und ſeiner Mitſtände beinahe um eine Million Einwohner gewachſen.

Durch das für Teutſchland ſo unglückliche und ſchmachvolle Jahr 1809 erhielt Baiern von Oeſterreich:

1) Salzburg und Berchtesgaden mit	196 200 Einw.
2) Das Inviertel mit .	122,710 —
3) Einen Theil des Hausruckviertels mit . . .	96,000 —
Auſſerdem gab Napoleon ihm das ſeit dem Jahr 1806 beſetzte Baireuth mit . .	251,000 —
und das Fürſtenthum Regensburg mit . . .	32,000 Einw.

Dieſe Lande nebſt andern Kleinigkeiten machten über 700,000 Seelen aus. Dagegen muſte Baiern von Tirol an Italien und Illyrien, und von ſeinen weſtlichen Landen an Wirtemberg und

Würzburg bedeutende Landſtriche abtreten, deren Volksmenge ſich an 500,000 Seelen belief. Es gewann alſo im Jahr 1809, wo man es mit der Hälfte Oeſterreichs wenigſtens gefödert hatte, in der That nur etwas über 200,000 Seelen.

Nach dem Jahr 1809 konnte man demnach Baierns Volksmenge beinahe auf viertehalb Millionen rechnen. So war es in vier Jahren durch Ungerechtigkeiten geſchwollen.

Jetzt geht es dieſem Staate, wie es einem Menſchen geht, der ſich das ſtarke Freſſen angewöhnt hat. Man kann ihn nicht auf einmal zur Naturordnung zurückbringen, man muß ſeine Portionen in langſamer Abnahme verkleinern, bis ſein Magen wieder iſt, wie der Magen eines gewöhnlichen Eſſers. Der baieriſche Magen iſt durch die franzöſiſche Verwöhnung noch heißhungrig, und hat ungefähr das Gefühl eines Menſchen, der Steine und Kieſel verdaut. Man muß ihm ſeinen großen Appetit, welchen alles, was ihm vorkommt, zu verſchlingen gelüſtet, fürs erſte nicht übel nehmen, ſondern ihn durch eine vernünftige Behandlung allmählig zur Regel zurückführen. Dieſer Länderappetit hat ſich verlauten laſſen, wenn er den halben Rheinſtrom und den ganzen Mainſtrom ausſöffe und die Lande und Wälder und Berge bis an die Lahn auf der einen Seite des Mains und bis an die Weſel auf der andern Seite verſchlänge, dann dünke ihm ſein beſcheidenes Theil zu haben, und dann könne er ſich einige Zeit hinlegen und verdauen und wiederkäuen. Mit dieſem Appetit iſt der General Wrede wie ein Wallfiſch und mit Wallfiſchgeſchwindigkeit auf die Feſtung Mainz losgefahren; dieſe war aber unter guter Hut, und der Gierige mußte zurückprellen. Mit dieſem Appetit hat Baiern zuerſt vor allen andern teutſchen Fürſten von Würzburg und Aſchaffenburg ſchon den Beſitz ergriffen. Mit dieſem gefräßigen Appetit belauert es das fuldiſche Land, die ſchönen Rheinlande, die Feſtung Mainz, und vor allen die reiche Stadt Frankfurt, wo es noch viel zu ſchöpfen und zu ſchröpfen gäbe, und welche ihm in wenigen Jahren ſchon gelingen würde gleich Nürnberg und Augsburg mager zu ſaugen. So groß iſt der Heißhunger; aber man muß ihn nicht zu hart beurtheilen; der ſelbige Napoleon iſt ſchuld daran, dieſer hat den baieriſchen Magen durch die franzöſiſche Küche zu ſehr verwöhnt; da er aber abgenommen hat, ſo wird der übermäßige Appetit hoffentlich mit der Zeit auch abnehmen.

Ernſtlich, die Anſprüche dieſes kleinen Staats, der ſeit lange nur als ein Unglück Teutſchlands gehört worden iſt, ſind ungeheuer, und unglaublich iſt die Thätigkeit, mit welcher er ſie vortreibt. Dieſer Staat und ſein erſter Miniſter und erſter General, die in die acht Jahre gegen das teutſche

Vaterland gewirkt haben, gebärden ſich, als können ehrenwerthe Anſtrengungen von drei Monaten, wo 30,000 Baiern einmal wieder für Teutſchlands Freiheit und Europas Gerechtigkeit geſtritten haben, nicht nur alle vergangene Sünden auslöſchen — was hingehen mögte — ſondern auch auf die größten Belohnungen Rechte geben. Sie gebärden ſich, als hätten ſie am meiſten Teutſchland gerettet und zur großen Entſcheidung beigetragen, da ſie doch den hohen Verbündeten erſt beitraten, als ſie alle mögliche Sicherheit des Erfolgs ſahen, und da ſie beſtimmt die erſten wieder abgefallen ſeyn würden, wenn die Schlacht bei Leipzig, bis zu welcher Zeit ſie immer noch für die Franzoſen gefochten hatten, anders ausgefallen wäre. Sie ſtellen ſich gern als eine Macht erſten Ranges neben die drei Herrſcher; Montgelas und Wrede werden nun auch als große teutſche Männer und Helden bei ihnen genannt; und Baiern wird immer vorausgeſetzt als eine bedeutende Macht, die in Teutſchland mitherrſchen, und vor allen Dingen Teutſchlands Angelegenheiten mitberathen und mitentſcheiden müſſe. Mit welcher Keckheit die Baiern auf Mainz losgefahren ſind, und allenthalben zutaſten und zutappen, wo Hoffnung einiger Beute iſt, das haben wir die letzten acht Wochen ſattſam geſehen. So iſt es im Kleinen und im Großen, und in allem erſcheint zugleich die Montgelaſiſche und Bonapartiſche Manier, recht friſch über alle Erinnerungen und über alle Rechte wegzuſchreiten. Schon haben die Baiern, kaum im Beſitz von Aſchaffenburg, das Kompoſtell und anderes vormals Erzbiſchöfliches von der freien Stadt Frankfurt zurückgefordert — (Frankfurt könnte es ihnen gern geben, wenn, was der letzte Fürſt von Aſchaffenburg, Karl von Dalberg, von der Stadt Gütern und Forſten willkührlich verkauft und entwendet hat, von ihnen auch wiedererſtattet würde) und ſchon taſten ſie mit gierigen Armen über den Main, ja über den Rhein hinaus. Schon hat der General Wrede einen franzöſiſchen Marſchallskniff gewagt, der ihm aber nicht gelungen. Die Freiwilligen der Stadt Frankfurt und der fuldiſchen und aſchaffenburgiſchen Lande kamen aus Frankreich zurück. Von dieſen ſuchte Wrede, als er das Aſchaffenburger Land beſetzt hatte, ſogleich die Aſchaffenburger zu verführen, und in den baieriſchen Dienſt hinüberzuziehen, obgleich ſie unter dem Befehl des öſterreichiſchen Generals Prinzen von Heſſen-Homburg ſtanden. Er hatte deswegen mehrere Officiere abgeſchickt, um den Befehlshaber dieſes Trupps, den Grafen von Baſſenheim, zu beſchwatzen, oder im Nothfall auch durch Drohungen zu verführen, und ſich auf dieſe Weiſe der Leute zu bemächtigen. Da aber der brave und ächte teutſche Graf dieſe Anſchläge gemerkt und ſeine Vorkehrungen getroffen hatte, ſo mußten die Baiern unverrichteter Sachen wieder abziehen. Eine ſolche Keckheit und franzöſiſche Frechheit, die Recht und Unrecht zu unterſcheiden verlernt hat, bezeichnet die Menſchen, welche Baiern regieren, auf allen Schritten.

Wir machen noch ein paar Bemerkungen über die Anſprüche dieſer Regierung, über die Rechte, worauf ſie pocht, und über Baierns Verhältniſſe zu Teutſchland und deſſen übrigen Staaten.

Ich habe oben ſchon geſagt, Baiern müßte demüthig und ſtill ſeyn; es müßte beſchämt ſchweigen und warten, wo es jetzt pocht und vortritt: es müßte durch eine aufrichtige Reue über das Geſchehene und Vergangene die Gegenwart mit ſich auszuſöhnen ſuchen. Da es aber das große Wort führen und ſich neben die Unſchuldigen und Gerechten hinſtellen will, ſo muß man dem Uebermüthigen ein wenig zu Gemüth führen, auf welcher Stelle es eigentlich ſtehen ſollte, und auf welcher Stelle es allein ſtehen darf. Denn auf welcher Stelle würde Baiern ſtehen, wenn Oeſterreich im Jahr 1813 nicht zu gnädig geweſen wäre?

Oeſterreich hatte alle mögliche Urſache, den ſüdteutſchen Rheinbundsſtaaten, Baiern, Wirtemberg und Baden, gram zu ſeyn; am meiſten aber hatte es Urſache, Baiern gram zu ſeyn;

denn durch Baiern vorzüglich war es um ſeine Ehre und Herrſchaft betrogen und faſt in die Gefahr des Untergangs gekommen. Wenn nun Oeſterreich im Sommer 1813, wo dieſe Staaten immer noch feſt an Napoleon und ſeinem abſcheulichen Syſtem hielten, Recht für Gnade walten ließ, wenn es die Tyroler und Vorarlberger aufforderte und ihnen Waffen und Kriegsvorrath lieferte, wenn es die ſonſt ritterſchaftlichen und ſtiftiſchen und teutſchherriſchen Lande, die freien Reichsſtädte, die brandenburgiſchen Lande in Franken, mit einem Worte, wenn es alle Unterdrückte zur Rache und Freiheit aufrief, und das teutſche Reich und das teutſche Volk allem voranſtellte, ſo war der Rheinbund zerſprengt und die kleinen Herren verwehet; und aus den teutſchen Männern dieſer Lande, die ſich für das Vaterland erhoben, bildeten ſich unter Oeſterreichs und Preuſſens Fahnen zahlreichere Heere, als dieſe Fürſten nachher gegen Frankreich haben ins Feld ſtellen müſſen, und noch muthigere Heere, weil ſie die Freiheit, wofür ſie fochten, lebendiger und beſtimmter fühlten.

Wenn Oeſterreich dies that, wenn es Tyrol, Vorarlberg, Salzburg, das Breisgau, die Markgrafſchaft Burgau und ſeine anderen Lande wieder nahm, wenn es die Unterdrückten wiederherſtellte, wenn es Baiern, Wirtemberg und Baden auf den Fuß von 1792 ſetzte, ſo that es weder an der Welt noch an dem teutſchen Vaterlande ein Unrecht; denn dieſe hatten mit recht ſchadenfroher Gefliſſenheit mehr als einmal an ſeinem Verderben gearbeitet. Baiern darf alſo auf die Begnadigung keine Forderung gründen, ſondern muß Gott und Oeſterreich danken, daß ſo vieles vergeſſen ward, und daß Oeſterreich in dem Vertrage bei Ried den ſanften Gang der verzeihenden Politik ging; denn wenn es die volle Kraft der Meinung, den Zorn der Völker, und die Gewalt des Schwerdtes gebrauchen wollte, war Baiern verloren. Viele teutſche Menſchen hatten ſich eben nicht dies, aber doch etwas Aehnliches gedacht, ich ſpreche ihre Erwartungen und Anſichten hier aus. Sie ſagten:

Oeſterreich kann ſich freilich um das karpathiſche Gebirg, und an beiden Ufern der Donau und oben um das adriatiſche Meer und zu beiden Seiten der Alpen bis an die Ufer des Po, ja allenfalls bis an den Fuß des Apennins abrunden, und einen ganz furchtbaren, an Hülfsmitteln und Vertheidigungsmitteln reichen und in ſich feſt verſchloſſenen Staat gründen; aber Oeſterreich muß anderer Rückſichten wegen ſeine Gedanken und ſeine Arme auch wieder gegen Weſten ausſtrecken.

In jener angedeuteten Rundung hat Oeſterreich, wenn man den Mangel an Küſten nicht hoch anſchlägt, allerdings einen tüchtigen politiſchen Leib, der in ihm ſelbſt immer mehr Stärke und Kern gewinnen kann; aber ihm fehlt in demſelben noch die lebendige Seele. Dieſe lebendige Seele, den rechten feſten Halt, kann jener runde Staat nur von den Teutſchen bekommen. Er muß ſich alſo, um dieſe Seele zu haſchen, ſchon gefallen laſſen, in Teutſchland hinein mit einem eckigen Zahn oder einer zackigen Spitze auszulaufen; er muß ſich durch Baiern und Schwaben wieder den Weg über den Rhein hinaus bahnen, und darf keinesweges Baiern als eine dicke und geſchloſſene Lichtſperre des germaniſchen Geiſtes vor ſich liegen laſſen. Teutſchland hat dem Hauſe Oeſterreich viel zu danken, dieſes iſt ihm in den gefährlichen Zeiten des ſechszehenten und ſiebenzehenten Jahrhunderts gegen Oſten und Weſten ein ſtarkes und feſtes Bollwerk geweſen; aber Oeſterreich verdankt auch Teutſchland viel. Die Teutſchen haben Oeſterreichs Lande zwei Jahrhunderte tapfer vertheidigen und die verlornen wieder erobern geholfen; durch Teutſche iſt im ſiebenzehenten und achtzehenten Jahrhundert Frankreichs Tücke, welche immer auf die Verkleinerung und Zerſtückelung des Hauſes Habsburg ſann, kräftig gewehrt worden. Alſo daß man bei dieſer Betrachtung und bei andern Betrachtungen wohl ſagen mag, Oeſterreich und Teutſchland ſtehen in ſo natürlichen und unzertrennlichen Verwandtſchaftsverhältniſſen, daß ſie einander gar nicht entbehren mögen. Warum aber Oeſterreich Teutſchland am allernöthigſten und unentbehrlichſten hat, das iſt wegen des teutſchen Geiſtes und der teutſchen Seele, womit es ſeinen runden Leib durchſtrömen muß, damit er wacker und lebendig werde und ſich in Herrlichkeit bewege. Oeſterreich in jener gedachten Ründung um die Alpen, das adriatiſche Meer, die Donau und die Karpathen ſchließt ein ungeheures und ſeltſames Gemiſch ſehr verſchiedenartiger Völkerſchaften ein, welche alle zu einzeln und bruchſtückig ſind, um einen großen gemeinſam waltenden Geiſt zu erzeugen, oder welche überhaupt der Fähigkeit mangeln, Geiſt zu erzeugen oder zu beleben. Vormals, als es ſein Belgien und ſeine weſtlichen Vorlande noch beſaß, und, mit der Kaiſerwürde bekleidet, ſo viele edle Geſchlechter und ausgezeichnete Männer Teutſchlands an ſich zog, war es Teutſchland, welches den Geiſt in die Maſſe ſtrömte und das Ganze belebte. Dieſes belebenden Stoffes kann Oeſtereich nicht entbehren, wenn es in der Reihe der Staaten nicht zurückbleiben, und entweder an dumpfer Erſtarrung oder an aus der Dumpfheit brütenden Verwirrung und Meuterei des ſo ſehr Verſchiedenartigen ſeiner Beſtandtheile ſterben will.

Aus dieſen Gründen wird Oeſterreich ſein Tyrol und ſeine Vorlande wieder nehmen, und die durch Ungerechtigkeit und Raub gewachſenen Fürſten in Baiern und Schwaben auf ihr gebührendes Maaß zurückführen; es wird bei der erſten Gunſt der Umſtände ſein altes Elſaß und das Sundgau und Lothringen und Belgien wieder nehmen, damit es eine Ader des Lebens und des Geiſtes habe, die durch ganz Südteutſchland hinſtröme und als Ebbe und Fluth beide von ihm ausflieſſe und zu ihm zurückflieſſe. Dann ſteht es ſtark durch Geiſt und durch die Liebe der Völker da, denen es nach allen Seiten, nach Weſten und Oſten hin, den hülfreichen Arm reichen kann.

Die Unſtatthaftigkeit der übertriebenen Anſprüche Baierns iſt oben gewieſen. Auf Rechte endlich kann es gar nicht pochen. Baiern müßte zufrieden ſeyn, ja ſich als ſehr begnadigt anſehen, wenn man ihm nicht mehr Gebiet lieſſe, als was es kraft des Friedens von Luneville und des Reichstagsabſchieds von 1803 erhielt. Den Raub, den es für den Kampf und die Arbeit gegen Teutſchlands heiligſte Vortheile durch die Franzoſen gewonnen, könnte man ihm mit allem Recht wieder abnehmen, und es könnte über keine Verletzung klagen. Wenn man ihm dieſen aus Gnaden läßt, ſo ſollte es durch immer erneuete Forderungen nicht reitzen, daß man ihm die alten und die jungen Sünden wieder ins Gedächtniß ruft. Nach achtjährigen Verbrechen gegen Teutſchland und Europa gebärdet es ſich mit ſeinen Anſprüchen, als wenn es durch viermonatliche Anſtrengungen für die gerechte Sache am meiſten die Welt gerettet hätte.

Baierns Verhältniſſe zu Teutſchland ſind auch nicht der Natur, daß man ihm Vergrößerungen erlauben darf, zumal da es ſeine Macht durch Anzettelungen und Bündniſſe mit dem Reichsfeinde nun ſchon ſo lange gegen Teutſchland gemißbraucht hat, und da es auch ſeiner phyſiſchen Lage nach als ein Staat des fünften Ranges, wenn es eine eigene Rolle ſpielen will, dieſe nur durch Verrath gegen das Vaterland und gegen deſſen ſchützende Mächte ſpielen kann. Ich ſage es unumwunden, es wäre meine Freude, wenn es im Vaterlande nur eine einzige Macht gäbe, ſo mächtig und gewaltig, daß ſie zur unbeſtrittenen Schirmherrſchaft über Teutſchland berufen wäre, und wenn die andern Fürſten an Macht und Gebiet alle ſo mittelmäßig und beſchränkt wären, daß keiner je an die Oberherrſchaft zu denken wagte, ſondern daß jeder froh wäre, unter dem Schirm des Mächtigſten Geſetzen zu gehorchen und nach Geſetzen von dieſem Mächtigſten aufgeboten und befehligt zu werden. Dies iſt aber leider nicht: durch unvermeidliche Verhängniſſe ſind zwei mächtige Staaten entſtanden, einer im Süden und einer im Norden des Reichs, nämlich Oeſterreich und

Preuſſen, von welchen der erſte durch uraltes Glück und große Ländermaſſen, der zweite durch eine vortheilhafte Herrſchaft an weiten Küſten und großen Strömen und durch ein kriegeriſches Volk und durch die Erinnerungen großer Thaten und Könige und Feldherren getragen wird. Dieſe beide laſſen ſich nun nicht mehr wegſtoßen, und ſie ſind durch ihre Lage und ihre Macht zu Vorfechtern des Reichs gegen Frankreich berufen: Preuſſen für Nordteutſchland am Niederrhein bis an den Main, ſo daß Mainz ſeine ſüdöſtlichſte Gränzfeſtung wird, und Oeſterreich für Südteutſchland am Oberrhein mit den Feſtungen Strasburg, Landau, Metz, Luxemburg, Lille ꝛc. bis ans Nordmeer hin. Die kleinen Fürſten werden, wann dieſe beiden Mächtigen die Auſſenwerke des Vaterlandes gegen Frankreich ſo feſt umfaßt haben, gehörig in die Mitte genommen und unter durch Geſetze beſtimmte und geſchirmte Abhängigkeit geſtellt, daß ſie gegen alle Ueberziehungen von auſſen vertheidigt ſind, und daß ſie gar nicht in die Möglichkeit kommen können, mit Fremden Bündniſſe zu ſchlieſſen und mit den Feinden Teutſchlands Verräthereien gegen daſſelbe anzuzetteln.

So ſagten und meinten ſie.

Ich ſagte eben, Baiern könne ſeiner phyſiſchen Lage nach als ein Staat des fünften Ranges, wenn es eine eigene Rolle ſpielen wolle, dieſe Rolle nur durch Verrath gegen das Vaterland und gegen deſſen ſchützende Mächte ſpielen. Baiern hat in ſeiner Lage keine Selbſtvertheidigung und keine Selbſtmacht. Von Süden her iſt es von Tyrol beherrſcht, von Oſten her von Böhmen, von Norden her vom Thüringer Walde — kurz es iſt gleich einer ſeichten Waſſerfläche zwiſchen Bergen, auf welcher man, wenn das Waſſer einmal austrocknet, weder gehen noch ſchiffen kann. Wenn ein ſolcher Staat etwas bedeuten will, ſo iſt er in der Lage eines ehrgeizigen und eitlen Menſchen, der wenig Kenntniſſe und Talente hat. So wie dieſer nur durch Streiche der Kabale und Lüge zu etwas emporklimmen kann, ſo kann ein Staat, welchem die natürlichen Anlagen zur Herrſchaft fehlen, nur durch Stiftung von Zwietrachten unter den Nachbarn, durch Verbindung mit den Fremden gegen die Eigenen, und durch andere ähnliche Künſte etwas werden.

Ich ſage es daher grade heraus — und mögen meine Worte beherzigt werden — es iſt ein großes Unglück, wenn man jetzt, da wir zwei mächtige Schirmſtaaten haben, um welche der germaniſche Bund zuſammengeflochten werden kann, die kleinen Staaten noch mächtiger machen will, als ſie vorher waren, beſonders ſolche kleine Staaten, welche Anlage und Neigung zum Abfall und Aufruhr gegen das Vaterland haben, und welche die Lehre: Was mir nützt, das iſt mein Recht, immer anwenden. Man darf alſo Baiern durchaus nicht größer machen. Man darf Baiern, dieſen Emporſtreber durch alle mögliche Mittel zur Herrſchaft, durchaus nicht an den Rhein laſſen, viel weniger aber ihm Feſtungen am Rhein eingeben, ſondern hinter dem Odenwald und Speſſart muß man es halten; denn bei dem erſten Kriege mit Frankreich und bei dem erſten Unfall der teutſchen Waffen würde es dem Erbfeinde des Reichs wieder zufallen und ihn in das Herz unſers Landes hineinführen.

Wer mit dem raſtloſeſten Ehrgeitz und der brennendſten Herrſchſucht wie Baiern durchaus emporklimmen und etwas werden will, der fragt nicht lange nach Recht und Unrecht; er ſteckt ſein Gewiſſen in die Seitentaſche, und, wie die Gunſt der Umſtände ſtrömt, wird er unaufhaltſam in wilder Leidenſchaft mit fortgetrieben. Baiern hat dieſes Streben gegenwärtig mehr als jeder andere Staat durch ſeinen erſten Miniſter Montgelas und durch die Klicke, welche mit ihm das Land beherrſcht. Herr von Montgelas, deſſen Würden und Titel jedes Jahr mit größeren vertauſcht werden, ſtammt aus Savoyen, er iſt alſo kaum ein Halbteutſcher, und hat als ein ganz Fremder gegen Teutſchland gehandelt, und wird immer ſo handeln. Er iſt aus einer guten Schule hervorgegangen, aus der Schule der Illuminaten, die dem Vaterlande die Dalberge, Benzel Sternaue, und andere würdige Männer gebildet hat. Man erinnert ſich noch der Zeit im Anfange der franzöſiſchen Revolution, als dieſer Herr von Montgelas, Herr von Zwack, und einige andere Zöglinge der berühmten Schule, die der Regierung verdächtig geworden waren, an der äuſſerſten Gränze Teutſchlands unſtät herumſchweiſen mußten. Montgelas kam mit dem jetzigen Könige, welchen er ganz in ſeiner Gewalt hat, und in deſſen Namen er Baiern mit blinder Willkühr regiert, als ein armer verſchuldeter Edelmann wieder nach Baiern; jetzt zählt dieſer Mann Millionen, und ſpricht durch die offenſte Sittenloſigkeit und Liederlichkeit allen Geſetzen teutſcher Ehrbarkeit Hohn. Von Karakter iſt er gewandt, leichtſinnig, üppig, habſüchtig und verſchwenderiſch, und darin ſehr gefährlich, daß er und ſein Anhang mit raſtloſer Unermüdlichkeit durch alle Hinderniſſe hindurch zum Ziele ſtreben. Seine Regierung iſt von allen rechtlichen Baiern verflucht, denn ihre Ueberſchrift heißt Unrechtlichkeit und Aufklärerei; ihre Richtung geht dahin, auf dem Prokruſtisbette des bequemſten und flachſten Miniſterdeſpotismus alles in allgemeine Formen zuſammenzuzwingen, alle Religion und alle Sitte zu untergraben, und alles Volksthümliche und Urteutſche zu vertilgen: kurz nirgends iſt eine mehr papierne

Regierung, die man eine Regierung der Schreiber nennen könnte. Dieſer Mann iſt von allen rechtlichen Teutſchen verflucht als mit den Franzoſen einer der Hauptſtifter und Anzetteler des teutſchen Verderbens. Es iſt ein ſchlimmes Zeichen der Zeit, daß ein ſolcher Mann noch erſter Miniſter heiſſen darf. Das wäre gerecht geweſen, wenn Kaiſer Franz und Kaiſer Alexander, als ſie Baiern zu Gnaden annahmen, dem Könige von Baiern geboten hätten, dieſe tückiſche Schlange in den Staub zu treten, woraus ſie zum Unglück des Vaterlandes emporgekrochen war. Läßt man ſie leben, ſo wird ſie wieder beiſſen.

14.

Die Hoffnung.

Doch wir dürfen nicht verzweifeln; unſer Uebel kam nicht auf einmal, ſo kann auch die Heilung nicht in Einem Augenblick vollendet werden. Wir müſſen hoffen, daß die nächſten Monate dem Reiche und uns Ordnung und Geſetzlichkeit bringen werden, wodurch die Regierung ſolcher Miniſter, als der eben beſchriebene iſt, unmöglich gemacht wird; wir müſſen hoffen, daß, nachdem der große Satan von ſeinem Stuhl herabgeſtürzt iſt, auch ſeine kleinen Schergen in das Nichts der Schande werden geſchleudert werden. Es blickt durch das Dunkel der Gegenwart hie und da doch ein milder Stern, der die Herzen mit Freude belebt. Wir wiſſen, daß Baierns Kronprinz nur das Gute und Gerechte will, daß er allen Einrichtungen und Geſetzen, welche dem Vaterlande Sicherheit und Macht geben, ſich gern unterordnen will: ſein Stolz iſt, ein Teutſcher zu ſeyn und ein teutſcher Fürſt genannt zu werden. Wir wiſſen, daß der Kronprinz von Wirtemberg dieſelben Geſinnungen hegt, dieſer freudige junge Held, bei deſſen Namen die Franzoſen dieſen Winter zittern gelernt haben. Wir kennen andere teutſche Fürſten, die dieſen wohl an Einfluß, nicht aber an Tugend nachſtehen. Das große Zeitalter und der große Gott, der ſich in ihm offenbart hat, werden andere Brüſte mit ähnlichen Gefühlen und Geſinnungen entflammen, ſie werden beſonders die der Begeiſterung fähige Jugend beſeelen, und Fürſten und Volk als eine einträchtige und verbrüderte Gemeinde werden in Ehre und Freiheit wandeln.

15.

Die beiden Verfälſcher, oder Admiral Lord Cochrane und Miniſter Graf Benzel-Sternau.

So lautet es in einer engliſchen Zeitung:

Am 21. Julii iſt das Urtheil über Lord Cochrane und über die Herren Berenger, Richard Butt, Thomas Holloway, Ralph Sandow und Henry Lyte wegen des auf der Stockbörſe geſpielten Betrugs oder des falſchen Gerüchts von Bonapartens Tode gefällt worden. Dieſes ſtrenge Urtheil, welches das erſte in ſeiner Art iſt, lautet alſo:

„Daß Lord Cochrane, Richard Butt und Karl Berenger eine Stunde lang der Stockbörſe gegenüber am Schandpfahl ausgeſtellt werden ſollen, daß dieſelben nachher auf zwölf Monate im Gefängniß der Kingsbench verhaftet werden, und daß Lord Cochrane und Richard Butt eine Geldſtrafe von 1000 Pfund Sterling erlegen ſollen; daß Thomas Holloway, Ralph Sandow, und Henry Lyte zwölf Monate im Gefängniß ſitzen, und daß Holloway eine Geldſtrafe von 500 Pfund Sterling bezahlen ſoll.“

Die Vertheidigungsrede des Lord Cochrane blieb ohne Erfolg.

Herr Cochrane Johnſtone, Parlamentsglied, und Herr M'Crae, Aktienhändler, welche gleichfalls überwieſen waren, haben ſich nach Frankreich geflüchtet.

Zur Geſchichte dieſes Handels gehört Folgendes: Der Betrug, die Staatspapiere in die Höhe zu treiben, wurde im Februar dieſes Jahrs geſpielt. Aus der Anklageakte und den Zeugenausſagen gingen folgende Umſtände hervor:

Schon ſeit längerer Zeit ſtand Berenger mit Admiral Cochrane in Verbindung, und dieſer konnte für ein ſolches Unternehmen an der Börſe nicht leicht einen geſchickteren Mann finden, es auszuführen. Von dem 16. auf den 24. Februar verſchaffte ſich Herr Berenger eine ganz vollſtändige engliſche Officieruniform, mit allem, was nur immer dazu gehört; einen Schnurrbart hatte er ſich ſchon vorher wachſen laſſen. Mit dieſen Zubereitungen verſchwand er in London, und begab ſich heimlich auf einen Punkt der Küſte von Dover. In der Nacht vom 21. auf den 22. Februar kömmt er plötzlich in dieſer Stadt an, und zwar auf eine Aufſehen und Lärm erregende Art, und fragt nach einem Wirthshauſe. So wie er dieſes betreten hat, giebt er dem Wirth ſogleich den Auftrag, ihm einen Reiſewagen für vier Perſonen nach London zu beſtellen. Dieſe Ungeduld und Schleunigkeit in allem und ſeine abgebrochenen Reden erregen die Neugier der Menſchen.

Er macht ihnen auf ihre Fragen gar kein Geheimniß aus ſeiner Sendung, und erzählt: in Frankreich ſey alles beendigt, Bonapartens Heer ſey vernichtet, er ſelbſt auf der Flucht von den Koſaken eingeholt und niedergehauen; dieſe unerwarteten glücklichen Nachrichten bringe er, und ſey eben im Begriff, an die Admiralität nach Deal zu ſchreiben, um dem Hofe und der Regierung dieſe auſſerordentlichen Ereigniſſe ungeſäumt durch den Telegraphen bekannt zu machen.

Der Brief an die Admiralität nach Deal wird unverzüglich abgeſchickt. Der vorgebliche engliſche Officier reiſet bald darauf nach London ab; er ſtellt ſich große Eile zu haben, giebt auf jeder Station dem Poſtillon eine Guinee Trinkgeld, findet aber immer Mittel, einige Verzögerungen herbei zu führen, und nutzt unterwegs jeden Augenblick, um ſeine wichtigen Nachrichten jedermann zu erzählen und ſie auf alle Art zu verbreiten. Was ihn beunruhigt, iſt das neblichte Wetter, welches das Spiel der Telegraphen verhindert; mit ſichtbarer Verlegenheit erkundigt er ſich oft, ob man nicht ſehe, daß die Telegraphen in Bewegung ſeyen? Indeſſen wird die Nachricht nach dem Wunſche des Herrn Berenger noch vor ſeiner Ankunft in London daſelbſt bekannt. Er begiebt ſich heimlich in die Stadt, hat eine geheime Unterredung mit ſeinen Geſellen, verändert ſeine Kleidung, und erſcheint hierauf öffentlich. Nun ſucht er überall die Wahrſcheinlichkeit oder, vielmehr die Gewißheit der in Umlauf geſetzten Gerüchte zu beſtätigen, und ſtellt ſich, als wenn er keinen Augenblick an der Wahrheit derſelben zweifle. Die vorgeblichen großen Ereigniſſe waren natürlicher Weiſe auch auf der Börſe bekannt geworden, und bewirkten ſogleich eine große Bewegung unter den Inhabern der Staatspapiere; dieſe fingen nun an zu ſteigen, und die Agenten Lord Cochranes machten bedeutende Geſchäfte: ſie wurden während ein paar Stunden gleichſam der Mittelpunkt des ganzen Börſenbetriebs. Noch den nämlichen Nachmittag ſtieg das Omnium abermals um zwei Procent. Zum Glück für manchen ehrlichen Mann war der Nebel immer dichter geworden, ſo daß man ſich der Telegraphen nicht bedienen konnte, und da auch der vorgebliche Kurier bei der Regierung immer noch nicht angekommen war, ſo erkannte man gegen Abend die ganze Falſchheit des Gerüchts, und die öffentlichen Fonds fielen wieder auf ihren vorigen Stand zurück. Man rechnet, daß Lord Cochrane an 10,000 Pfund gewonnen, und daß er 100,000 Pfund würde gewonnen haben, wenn die Telegraphen gleich anfangs die ausgeſonnene Liſt hätten unterſtützen können.

Dies iſt die ganze Geſchichte. Ein engliſcher Admiral, ein Lord, ein Mann, wegen ſeiner edlen Arbeiten und glorreichen Thaten für ſein

Vaterland ſonſt geprieſen, Cochrane, durch viele Seeſiege glänzend, am meiſten glänzend durch die Vernichtung der halben franzöſiſchen Flotte bei der Inſel Oleron und in der Gironde, wird, weil er auf eine unerlaubte Art durch Steigerung der öffentlichen Fonds hat gewinnen wollen, verurtheilt, daß man ihn ſeiner Würde als Admiral entkleide, daß man ihn unfähig erkläre, je als Volksvertreter im Unterhauſe gewählt werden zu können, und daß er gleich anderen gemeinen Verbrechern an den Pranger geſtellt und ein ganzes Jahr im Gefängniß gehalten werde.

So wird dieſer Mann, dieſer wegen herrlicher Waffenthaten und Siege um ſein Vaterland verdiente Mann beſtraft, und das Volk findet die Strafe billig. Dies iſt ein engliſcher Verfälſcher (falsarius); wir wollen einmal einen teutſchen Verfälſcher dagegen ſtellen. Wir greifen aus der großen Menge, woran wir leider zu reich ſind, beſonders in den letzten Zeiten geworden ſind, den Erſten Beſten heraus: es ſey der Graf Benzel-Sternau, vor einem halben Jahre noch Finanzminiſter des weiland Großherzogs von Frankfurt.

Der Vater dieſes Mannes war Kanzler in Mainz, und von ſeinen Zeitgenoſſen als ein braver und teutſcher Ehrenmann gekannt. Der Sohn iſt durch die große Zeit, worin ſeine Bildung gefallen iſt, ſchlecht erzogen worden: die großen

Begebenheiten und die großen Ideen, die in ihr entwickelt ſind, haben ihn nicht ergriffen; von dem Eitlen und Scharfen und Böſen, was ihr angehört, iſt er genug ergriffen worden. Er iſt einer von den Menſchen, die mit Talenten gebohren ſind, die aber im Innern der feſten Unterlage mangeln, worauf ſo gefährliche Gaben ruhen können. Darum ſind ſie ihm und andern zum Verderben geworden. Er iſt ein mit Worten und Begriffen würfelnder Höhner und Spötter, einer von den unſeligen Menſchen, welche eine falſche Geiſtigkeit in ſteter Unruhe und Eitelkeit umtreibt; ſein Herz iſt ihm in den Kopf getreten, und hat den Kopf heiß gemacht, während es ſelbſt erſtarrt. Als Beamter hat dieſer Menſch auf das heilloſeſte gewirthſchaftet und mit den Staatsgütern und mit dem Eigenthum der Stadt Frankfurt mit Juden und Judengenoſſen geſchwindelt und gezettelt; wäre Benzel noch ein Jahr Finanzminiſter geblieben, die Stadt hätte keine Hütte behalten, die ſie ihre nennen konnte. Als Schriftſteller hat er, wie er gekonnt hat, alles Heilige, Fromme und Gläubige der Menſchheit verſpottet und entweihet, und durch eine ſchale und nicht einmal geiſtvolle Vernünftelei vergiftet. Als politiſcher Schriftſteller hat er als ein kriechender und hündiſcher Laternenträger der Franzoſen und ihres abſcheulichen Tyrannen auf das gefliſſentlichſte gearbeitet, alles, was teutſch, vaterländiſch und volksthümlich war, als nichtig und verächtlich hinzuſtellen, alles Bonapartiſche und Franzöſiſche hingegen bis in den Himmel zu erheben. Er hat auf hundert und aber hundert Stellen zu beweiſen geſucht, daß wir Teutſche dumm, abgelebt, kindiſch und hülflos ſind, daß die Franzoſen berufen ſind uns zu beherrſchen, daß Bonaparte allein der Mann iſt, uns zu beglücken und wiederherzuſtellen. Kurz, dieſer elende Schmeichler und Lobpreiſer der Fremden hat die Knechtſchaft Freiheit, die Schande Ehre, die Unterdrückung Glückſeligkeit genannt; er hat gejauchzt, daß Preuſſen und Oeſterreich zerſtört wurden, er hat Spaniens Ueberziehung eine Verjüngung, Hollands Verſchlingung ein Glück, des Pabſtes Erniedrigung das Heil der Welt, die Geburt des Königs von Rom das Zeichen der zweiten Weltſchöpfung genannt; er hat England und Spanien das böſe Princip des Zeitalters genannt, welches ſeine Wiedergeburt noch aufhalte. Doch man leſe hier einige Worte von ihm, und man wird ungefähr ſehen, wie er iſt.

Jaſon. 1808.

Denn zwei große Gepräge trägt unter andern die napoleoniſche Epoche für den Menſchenweltbürger: *ſie regenerirt die Gemüthskraft, ſie erſchafft Bürger.*

Willkommen, jugendliches Weſtphalen, Geniustochter am Rieſenmonument! willkommen dem kosmopolitiſchen Patrioten! der nicht nach dem Vaterlande des Prometheusfunkens forſcht, weil er ihn himmliſch fühlt, und ſich ſeiner für die Maſſe erfreut, welche deſſen bedurfte und entbehrte.

Auch du reiheſt dich an die aufblühende Staatengenoſſenſchaft unter dem Schutz der Naturkunſt im Geleite der Thatkraft neuem Einzel- und Staatsleben entgegen.

Zum erſtenmal (er ſpricht vom Königreiche Weſtphalen) ſeit Jahrhunderten erhält das ſtets um ſeine Erfüllung getäuſchte Bedürfniß des Teutſchen nach einem Vaterlande, ſeine warme, gegenſtandloſe Liebe zu demſelben, ſeine mit voller Anhänglichkeit ſtets verbundene treue Hingebung, und ſein thätiger Gemeinſinn einen feſten, dichten, belebenden, beſeelenden Punkt; ſein bisher richtungsloſes Streben, ſein raſtloſer Fleiß, ſein Dichten und Trachten nach beharrlich geliebtem Zweck erhält Erwiederung, ſein eigenſtes Weſen die erſehnte Befriedigung. An der Stätte, wo unter Hermann das Werk der Teutſchheit lebte und webte, wird es wieder aufleben, und der edle Zweig aus dem Stamm des Weltbürgers auf dem Throne, der dies neue Leben in die verſunkenen Fluren bringt, wird edle Früchte tragen, Glück geben, Liebe und Dank empfangen.

Ich trenne mich mit Mühe von dem reichen Ueberblick der neuen herrlichen, dem ächten Teutſchen willkommenen Erſcheinung im Vaterlande, von der erſten Nationalverfaſſung, die an allen Hülfsmitteln der Kultur in unſerer Heimath aufblüht, ſeit an dem Streben nach Kultur jeder Reſt alter Naturverfaſſung verblühte. Oft werde ich zu dem einzelnen Reichthum zurückkehren, und an der Hand freier Ueberzeugung und rein bewußter Prüfung ſeine Fülle zu entwickeln ſuchen: zu ihr zurückkehren, der hehren Gabe der napoleoniſchen Epoche, der Gemüthskraft erweckenden und Bürger ſchaffenden.

Können verwickelte Verfaſſungen — politiſche Nebukadnezarsbildſäulen — neben der einfachen Verfaſſung einer an Macht jeder Art und Geiſtesſchwung aller Art überwiegend reichen Nation beſtehen?

Dem Genius, welcher berufen war, die Entwickelung der menſchlichen und geſelligen Kultur mit der Natur des Menſchen und der Verhältniſſe und mit den Bedingniſſen der Ausführbarkeit zu vereinigen, dem in ſeinen Faſſungen hohen, in ihrer Ausbildung weiſen, in ihrer Verwirklichung ruhig feſten Geiſte, welchem nicht der für ſein Umfaſſen zu dürftige Name des Wiederherſtellers, ſondern der gerechte Name des Umſchaffers gebührt — ihm war es auch vorbehalten, ſo wie ſo viele politiſche Welt- und Zeiträthſel aufzulöſen, ſo auch die ſchön große Verſchmelzung des perſönlichen Verdienſtadels mit dem vor dem Geſetz dem unbetitelten Bürger gleich bleibenden Erbadel und die Inhaber der Ehren- und Erbtitel mit dem lebendigen Ganzen des bürgerlichen Lebens, Daſeyns und Geiſtes unauflöslich und heilſam zu bewirken.

O teutſcher Nachahmungsgeiſt, warum wählſt du ſo gerne Namen und Formen, das Weſen vernachläſſigend oder verlaſſend, und den Geiſt bannend mit dem alten Vorurtheil, das nun lärmend in die entgeiſterte Geſtalt zieht? Welche Wirkungen großer Beiſpiele ſoll man noch hoffen, wenn du Frankreichs großgeiſtiger alles Patriotenverdienſt in ſeinem Schooße vereinigenden Ehrenlegion gegenüber immer noch Verdienſtorden für einzelne Kaſten ſtifteſt [illegible]d die Hoforden durch ängſtliche Abſonderung oder künſtliche Halbnäherung höher ſtellſt als das Verdienſt!

Sollte aber nicht jeder Einzelne, dem der Menſchheit und des Vaterlandes Gedeihen am Herzen liegt, tief und unerſchütterlich fühlen, daß es Pflicht für das Heil der Nachwelt und unabſehlicher Zukunft iſt, ſich mit Geiſt und Gemüth an Werk und Plan des Einzigen zu ſchlieſſen, welchen die Vorſehung unſerem Zeitalter gab, indem ſie ihn für alle Zeitalter berief? (???)

Fragt man, warum die Privatſtimme auch dem Publikum einen Entwurf vorträgt, deſſen Wichtigkeit ihn nur zum Vortrag an die Regierung eignet, ſo ſtehe hier die leicht zu gebende Antwort: Seit Napoleon die Freiheit des Gedankens feierlich erklärte und heiligte, gehört auch der Privatſtimme das unleugbare Recht, ihre Meinung laut zu bekennen. (???)

Kein Sterblicher bis jetzt ſtand auf der Stufe, die Napoleon beſitzt. Dieſe Gröſſe macht ihn zum Ordner der Weltangelegenheiten, zum Schöpfer einer neuen bis jetzt einzigen Aera. Denn bis jetzt kam zu einem Reichthum an Stoff, wie ihn die [illegible]ige Erdenkultur giebt, keine ſolche Geniuskraft, wie ſie ihm beiwohnt.

Um deßwillen ſollte man ſeine Schöpfungen zum Wohl der groſſen Staatenfamilie in ihrem ächten Geiſte da nachbilden, wo es Noth thut. (Und wo thut es nicht Noth?) So wie der Genius nur das Univerſum zum Vaterlande hat, ſo iſt auch das Geniale in jedem Verhältniſſe der Welt einheimiſch.

Jaſon. 1809.

Napoleons großes, immer und allenthalben ſich gleich weiſe und urkräftig ausſprechendes Wollen regenerirt Gemüthskraft, erſchafft Bürger — nun auch in Spanien, das beides ſo ſehr bedarf, das beider ſo ſehr fähig iſt. Der Geiſt der Thatkraft erwacht an ſeinem Hauche. Theilen müſſen ihn die Zweige des Geſchlechtes oder ihm erliegen. Die Künſtelei verſiecht vor dem Bunde der wahren Kunſt mit der Natur. Und wo ſie ihm, ihn nicht theilend, erlag, da geht neue, heilende nicht nur, ſondern mächtig wirkende Ordnung hervor.

Auch Spanien reiht ſich an die aufblühende Staatengenoſſenſchaft unter dem Schutz der Naturkunſt im Geleite der Thatkraft neuem Einzel- und Staatsleben entgegen.

Und Napoleons Genius ſchaffe und erhalte fort und ferner, wo es deſſen bedarf: „denn „Gott gab ihm die Kraft und den Willen, alles „Hinderniß zu überſteigen, welches die Böſen „dem Guten in den Weg legen."

Teutſchland findet in der den Gang gewöhnlicher Jahrhunderte reich belehrend zuſammendrängenden Geſchichte der zwei letzten Decennien Frankreichs jeden Schatz der Erfahrung; in den Reſultaten derſelben und dem hohen ſchöpferiſchen Werke Napoleons jeden Schatz der Lehre und des Beiſpiels; und in der von dem erhabenen Genius gegründeten Verfaſſung Weſtphalens die treue Wegweiſerin auf dem Pfade zur Nachbildung des Größeren für das Kleinere.

Frankreichs Grundverfaſſung iſt das allgemeine Ideal: ſo wie die von ihrem erhabenen Urheber ſelbſt bewirkte Anwendung derſelben auf Weſtphalen das beſondere Ideal für die Konſtitutionsbeſtrebungen anderer teutſchen Staaten.

Auch das vor zwanzig Jahren nicht mehr Neue wird beachtungswerth auf der Gränzſcheide zweier Zeitalter und im letzten Kampfe des Dunkels mit dem Lichte — ein Kampf, deſſen Mißlingen alle Gräuel der Verwilderung über Jahrhunderte lagern würde, ſo wie Nebeldünſte, welche dem Sonnenſtrahl widerſtanden, dumpfer und peſtilenzialiſcher werden. Gott erhalte den Mann der Menſchheit! Gott erhalte den Kaiſer κατ' ἐξοχὴν!

Am neunten April dieſes Jahrs (1809) erfolgte aus dem Palaſte der Tuilerien, von welchem ſo viel Großes, Weiſes und Wohlthätiges ausgeht, ein Beſchluß Napoleons des Allumfaſſenden*), (wer war durch Blick, Kraft und That dieſes Namens würdiger als er?)

Heil dem großen Manne, deſſen erhabne Geiſteskraft Licht, deſſen unerreichteſte Willenskraft That allenthalben erſchafft, und den nur der Gegner von Licht und That nicht ſegnen mag.

Oeſterreichs Werden, Steigen, Sinken und Fallen, (geſchrieben zu Ende des Aprils 1809.)

(Dieſer ſchändliche Aufſatz iſt in jenem Jahre, wo alle gute Teutſche durch Oeſterreich die Wiederaufrichtung des Vaterlandes hofften, ganz in der Abſicht geſchrieben, Oeſterreich in den Augen des Volks als elendig und verloren zu ſchildern, das ihm ſelbſt und andern nicht helfen könne. So lautet der Schluß:)

Von neuem geht Oeſterreich in den Kampf, mit Rüſtungen belaſtet, und doch waffenlos; mit

---

*) O der elenden Schmeichelei! Die alten Schweden hatten in ihrer Heidenzeit einen Eroberer, der hieß Ivar der Weitumfaſſende, aber der endigte auch wie ein König, weil er recht faſſen konnte. Der Benzelſche Allumfaſſer iſt der Petrarchiſche: er umfaßt alles, aber hält nichts feſt.

Eroberungsplanen erfüllt und doch der Selbſtzerrüttung nah.

Es geht in den Kampf mit Mitteln, die es auf Eine Linie mit Spaniens fanatiſchen Mönchen ſtellen: Aufruhr predigend und Revolutionsſtürme zu ſeinen Bundsgenoſſen aufrufend.

In den Kampf geht es ſo mit dem eignen Intereſſe, mit Europas Wohl und Kultur.

Aber es beginnt dieſen Kampf mit dem Helden und Ordner Europas, des Zeitalters, der Welt.

Und darum liegt im Beginnen ſchon die Entſcheidung.

(Nach einer allgemeinen Beſchreibung und Ueberſicht der einzelnen Theile des Erzherzogthums Oeſterreich heißt es:)

Beinah jeder dieſer einzelnen Theile des Erzherzogthums Oeſterreich in größerm und kleinerm Umfange hatte zu irgend einer Zeit ſeine eigne abgeſonderte, wie ſpäter die vereinbarte Exiſtenz. Dieſes von der Geſchichte abgelegte Zeugniß der Abſonderungsmöglichkeit, ſo wie der eben auf den ſtatiſtiſchen Hauptgehalt geworfene Blick führen auf die zweite Möglichkeit einer zeitgemäßen Erneuerung dieſer Abſonderung (hört ihn!), oder einer Umgeſtaltung des vereinzelten Hauptlandes. Die Sicherheitsintereſſen der Königreiche Baiern und Italien führen es in die Reihe der Möglichkeiten auf, daß ihnen jene Theile zufallen könnten, welche zu ihrer politiſchen und militairiſchen Zurundung und Befeſtigung dienen mögen. Es bleibt auch dann noch Stoff zu einem größeren oder mehreren kleineren ſelbſtſtändigen Ganzen.

Der hohe Geiſt politiſcher Anordnung, welcher ſich dem hohen Genius des Feldherrn in Weſtens großem Kaiſer vereinbart, hat wahrſcheinlich über alle wichtige Intereſſen dieſes Gegenſtandes ſchon entſchieden. Gewohnt auf die Siege über feindliche Heere die fruchtbare Entwickelung der Geſchäftsverhältniſſe folgen zu laſſen, hat er Zwecke und Mittel bereits abgewogen. Oeſterreichs Zukunft iſt entſchieden (dies war im Julius geſchrieben); und ſo wie das Königreich Preuſſen im engern Sinne durch Beſchränkung der preuſſiſchen Monarchie nicht minder gewann, (Wirklich?) als jeder Nachbarſtaat dieſer letztern, ſo wird auch Oeſterreichs ächter Wohlſtand und die Ruhe ſeiner Nachbarn unendlich unter der Aufhebung eines Bandes gewinnen, welches ſeit Jahrhunderten das Opfer der theuerſten Menſchenverhältniſſe für Namen forderte.

(Zum Schluß der bonapartiſchen Aufforderung der Ungarn zum Aufruhr ſagt Herr von Benzel:)

Eine blühende Welt entwickelt ſich bei der Stimme des Weltgeiſtes aus dem Kerker unächter Staatskunſt. Ungarns Kraft wird ſich dem Rufe des großen Herſtellers erheben, und Ungarns neue künftige Glorie an den großen europäiſchen Staatenbund ſich anſchlieſſen.

(Jaſon. Aug. 1809.)

Er ſteht an der Spitze, der Große, deſſen reichen Werth der Kleine nicht erkennt, der Böſe mißkennt. Er, der die Kraft der überſtrömenden Gährung faßte. den Fanatism band, Menſchenrecht ſicherte, auf deſſen Granit das Bürgerrecht gründete, den edlen Enthuſiasm, die heilige Flamme im Heiligthum des Willens, pflegte. Er hält Meduſenhaupt und Feuerſchwerdt gegen die Geſpenſter einer einſinkenden Vorwelt in der Heroenhand.

Ihm laßt uns vertrauen, uns anſchlieſſen, mit ihm für des Menſchen Edelſtes kämpfen und ſiegen.

„Frankreichs Krieg trägt das Gepräge des allgemeinſten Intereſſe; dies Gepräge macht dieſen Krieg zur Gemeinſache aller Nationen Europas. Ein weſentliches Gut entſpringt dem Edelſtreben ſo vieler biedern Krieger. Und dies allgemeine Intereſſe iſt Bürge des Siegs. — Wie ſchwer laſtet das Lächerliche auf dem Kriegsvorwande der Freiheit, wenn er ge-

„gen die einzige Nation gerichtet iſt, die allenthalben,
„wo ihre Fahnen wehen, des Lehnweſens
„Joch zerbricht, Leibeigenſchaft vernichtet, allen
„Glaubensbekenntniſſen gleichen Schutz, allen
„Menſchen gleiche Rechte gewährt.“

„Mit Bankzetteln, deren nicht geſchont werden
„darf, laſſen ſich wohl Schmähſchriften und
„Soldaten miethen, alle Abentheurer Europas
„beſolden und bewaffnen; aber mit allen Bankzetteln
„der Welt erkauft ſich weder das Recht
„der guten Sache, noch der begeiſterte Schwung,
„die Tapferkeit des Kriegers, noch endlich der
„Genius des Feldherrn und Sieggebers.“

Gewißheit.

Er, der Einziggroße, der Mann der Welt und der Genius der Zeit, geht ſchöpferiſch erhaben und unwandelbar den Herosgang zum Koloſſalziele, und der Vergangenheit Meiſter, der Gegenwart Bildner, der Zukunft Vater, gründet und ſichert er die Aera der Menſchenkultur durch Staaten- und Bürgerveredlung.

Jaſon. 1810.

Dieſer Mittelpunkt (der politiſchen Geſammtheit) beſteht wirklich: kein redliches und kluges Aug mag ſich der Thatſache verſchlieſſen.

Er findet ſich (Befangenheit, Vorurtheil, Leidenſchaft, und Kleinlichkeit ſchweige!) in Frankreich.

Kräftig verjüngt durch ſeine Umwälzung, mächtig wiedergeboren durch Schöpfergeiſt, hohe Weisheit, Urgrundſätze und zahlloſen Sieg Napoleons des Großen; in der Mitte des kultivirten Europas gelegen, reich an Bevölkerung, Produktion, Induſtrie, Talenten, Wiſſenſchaft, Kunſt; reich vor allen durch das, was allein dieſe ſämmtlichen Schätze geltend macht, durch einen großen Monarchen, treffliche Staatsmänner und Krieger, und wahrhaften Nationalgeiſt und Gemeinſinn, baut es den feſten Ruhe- und Stützpunkt für die Geſammtheit.

Wahrlich ſo wie der Krieger Napoleons Feldzüge, die Geſchichte ſeiner Treffen, und — was daſſelbe iſt — ſeiner Siege nicht unabläſſig und tief genug ſtudieren kann, ſo ſoll auch der Staatsmann Napoleons Regierungshandlungen, die Geſchichte ſeiner Siege über politiſche Geſetzgebungs- und Verwaltungsſchwierigkeiten mit unermüdetem Fleiße und tief in die reiche Fülle eindringender Erwägung ſtudieren. Wie verſchwinden an der hohen Klarheit dieſer Strahlen, welche ganze, ausgebreitete Länder und die verwickeltſten Verhältniſſe auf einmal wohlthätig erhellen und mit beſtimmten Grundformen verſehen, wie verſchwinden gegen ſie die Lämpchen kleinlicher Anordnung, befangener Umbildung, und in ſich ſelbſt verwirrter Armuth an Grundſätzen, Einſicht, und Willenskraft!

Jaſon. 1811.

Das feſte Land, in der Mehrheit ſeiner vernünftigen und prüfenden Bewohner repräſentirt, muß es fühlen, daß Frankreichs einmal vorhandene Größe erfolgen mußte, und daß ihr Daſeyn für Europa nothwendig war.

Erfolgen mußte ſie am Ende eines Zeitraums unendlicher Befehdungen, ſtets wieder auflebender Kriege, voll unaufhörlichem Schwanken, das aus einem ſogenannten Syſteme gewährten Gleichgewichts hervorging, und beladen mit alten mürbgewordenen Einrichtungen. Am meiſten hatte Frankreich in dieſem Zeitraume und durch dieſe Beſchaffenheit deſſelben gelitten. Seine Umwälzung war die nothwendige Folge eines ſolchen, hauptſächlich auf ihm laſtenden Druckes; ſeine kräftige Verjüngung mußte die Folge dieſer Umwälzung werden, und ſein ſchnelles Aufſteigen zu vorherrſchender Größe an der Hand des Genius konnte dem von jeher in ſeinen Elementen, in ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Nationalkräften höchſt vermögenden, nunmehr auch verjüngten, nicht gebrechen. Die es umgebenden Staaten krankten noch alle an den Folgen des eben ſcheidenden Zeitraums; am meiſten ſeine nächſten Nachbarn, das in Apathie geſpaltene Italien, das in ſyſtematiſcher Anarchie aufgelöſte Teutſchland, das in Betäubung ſchlummernde Spanien, das ſchnell verblühte Holland. Dennoch bekämpften eben ſie den mit neuer Kraft ſich erhebenden Koloß am erſten und verblendetſten.

Das Daſeyn dieſer Größe war für Europa nothwendig. — Was Teutſchland im Mittelalter war, das wurde Europa ſpäter, ein Ball der Anarchie. Das alte teutſche Fauſtrecht war nun in ein europäiſches verwandelt; der dreißigjährige Krieg wurde ſeine Wiege; der berühmte Waffenſtillſtand, gewöhnlich weſtphäliſcher Friede genannt, ſein Pflegevater; Preuſſens junge und nahrungsbedürftige Monarchie ſeine Wärterin; Englands argliſtige Allianzmäkelei ſeine Erzieherin. Das achtzehente Jahrhundert insbeſondere wird einſt, vor den ruhigern und klarern Augen weiſerer Enkel ſtreng und ächt gewürdigt, furchtbares Zeugniß für dieſe Wahrheit ablegen. Ohne einen feſten, überwiegenden, einenden Zentralpunkt konnte Europas Ruhe und Ordnung nicht gedeihen. Was in Teutſchlands Fehdezeiten das Brechen der Burgen war, das leiſtete in Europas zerfallenden Fehdezeiten das Brechen der

Koalitionen. Die Selbſtſtändigkeit des Ganzen und ſeiner Kultur erheiſchte unwiderſtehlich Opfer an der Selbſtſtändigkeit der Einzelnen. Die Einzelnen widerſtrebten dem groſſen Ganzen der Natur und der Weltordnung; ſie büßen durch ihren Fall. Nach den ewigen Geſetzen dieſer Natur gewann die ſiegende Kraft immer neue Kraft durch den Sieg, und immer feſter gründete ſich der Centralpunkt, welcher von nun an der neuen Ordnung der Dinge, welche die Welt leitet, immer noch feſtere Gewährleiſtungen verſchaffen wird, und nach dieſen ewigen Geſetzen verſchaffen muß.

Die Stunde der Völker ſchlägt, wie jene der Individuen. England will ſich dem neuen Syſteme Europas entgegenſtämmen, und England wird von dem mächtigen unaufhaltſamen zermalmt werden.

Die übrigen Völker Europas und ihre Regierungen müſſen — oder ſollten wenigſtens — dies einſehen, und das Intereſſe ihrer Kultur in dem feſten Anſchlieſſen an ein Syſtem finden, welches ihnen Frieden, fruchtbare Ruhe, gedeihliche und ſelbſtſtändige Entwickelung ihrer Kräfte ſichert. *)

---

*) Der geprieſene teutſche Patriot, Herr Becker in Gotha, der Verleger des herrlichen Jaſon, dem die Franzoſen für ſeine Verdienſte um ſie wohl eher

ein Jahrgeld hätten geben ſollen, als ihn ins Gefängniß werfen, hat ſich in der Beſchreibung ſeiner ſogenannten Leiden und Freuden ſelbſt an den Pranger geſtellt, als einen, der Bonaparten und ſeinen Franzoſen nach ſeinem bischen Vermögen gern auch hat helfen wollen. Man leſe nur ſeine Freuden und Leiden, und ſehe, wie unwiderſprechlich und mit wie unwiderſprechlicher Dummheit er darthut, wie er ſeit manchen Jahren ſchon im franzöſiſchen Syſtem gewirkt und geſchrieben habe. Es erſcheinen jetzt viele Gelegenheitspatrioten und Maulpatrioten wie Herr Becker, die auch teutſche Ehrenmänner heiſſen, ja die wohl gar die Theilnahme des Volks in Anſpruch nehmen wollen. So lauten die ſauberen Worte:

„Zur Zeit der erſten Coalition gegen Frankreich, da man in einigen Gegenden Deutſchlands Volksbewaffnungen veranſtaltet hatte, ſind in dieſen Blättern (Nationalzeitung der Teutſchen und Reichsanzeiger) ſo ſtarke Aeuſſerungen gegen dieſe Maaßregel vorgekommen, daß ich mir dadurch Feindſchaft und Verfolgungen zugezogen habe, als ſey ich von Vorliebe für die franzöſiſche Nation eingenommen. Unter mehrern in dieſe Blätter aufgenommenen, im Sinne der franzöſiſchen Regierung abgefaßten Aufſätzen, befand ſich 1810 eine ſo lichtvolle als kräftige Darſtellung der Nachtheile der engliſchen Manufakturwaaren für die teutſche Induſtrie, in welcher der Verfaſſer das Verbrennen dieſer Waaren, als das einzig wirkſame Mittel der Einfuhr derſelben Schranken zu ſetzen vorſchlägt, noch ehe dieſe Maaßregel dagegen von den Regierungen des Rheinbundes ergriffen wurde."

„Auch erkühnte ich mich 1807, während des preuſſiſchen Krieges, an Se. Majeſtät den Kaiſer der Franzoſen eine Vorſtellung zu richten, worin ich meine Blätter zum Dienſt der franzöſiſchen Armeen für die Gegenſtände der Polizei und öffentlichen Sicherheit anbot. Doch, dieß iſt noch nicht Alles.“

„Von 1808 an bis zur Epoche meiner Verhaftung habe ich in meines Buchhandlung eine Zeitſchrift verlegt, Jaſon betitelt, deren Hauptzweck iſt, die teutſche Nation über das wahre Intereſſe der Menſchheit bei den groſſen Ereigniſſen unſerer Zeit, welche die entfernteſte Nachwelt bewundern wird, aufzuklären. Dieſe Zeitſchrift, deren Verfaſſer der Graf von Benzel-Sternau, Finanzminiſter Sr. kön. Hoh. des Großherzogs von Frankfurt iſt, enthält nicht weniger als acht und ſechzig längere und kürzere Aufſätze, welche alle die Tendenz haben, den Blick des Leſers zur Höhe der Anſichten und umfaſſenden Plane des größten gekrönten Genies zu erheben; die Vortheile für das Menſchengeſchlecht zu entwickeln, die aus dieſer politiſchen Wiedergeburt Europas, bewirkt durch Thaten ohne Beiſpiel in den Archiven der Geſchichte, entſpringen, und das Glück der Völker, als natürliche Frucht einer vollendeten geſetzgebenden und verwaltenden Weisheit, vorkoſten zu laſſen. Auch verſäumt der Verfaſſer nicht, im Einzelnen zu zeigen, wie die teutſchen Staaten, nach Verſchiedenheit ihrer Ausdehnung, dieſes Glücks theilhaft werden können, durch treue Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem, und durch Annahme jenes Geſetzbuches und jener Staatsverwaltungsgrundſätze, die aus der Natur des bürgerlichen Vereins geſchöpft und den Fortſchritten der Einſichten des Jahrhunderts angemeſſen ſind. Die erhabene Schreibart, die Klarheit der Ideen und die Kraft des Ausdrucks dieſes berühmten Schriftſtellers entſprechen vollkommen der Würde der Gegenſtände, die er abhandelt.“

Die Engländer ſtellen einen ſiegreichen Helden, weil er auf Staatspapiere durch unerlaubte Künſte hat gewinnen wollen, als einen Betrüger und Verfälſcher an den Pranger. Unſer Verbrecher Benzel-Sternau aber, der alles vergiftet und verfälſcht hat, was einem Volke das Erſte und Heiligſte iſt, lebt ruhig und unangetaſtet in Aſchaffenburg, und wartet der Stunde, wo er wieder als Miniſter eintreten und ſein altes Unweſen von vorne anfangen kann. Dieſer ſchändliche und freche Cham, der alle teutſche Ehre und Freiheit vogelfrei machen wollte, iſt nicht vogelfrei erklärt. So erkläre ihn denn die Meinung vogelfrei!

16.

Die Miniſter und Generale des Rheinbundes.

Es iſt eine Luſt zu ſehen, wie die Mäuſe und Ratten, jetzt da die Gefahr vorüber ſcheint, bei dem jungen Sonnenſchein aus ihren Löchern und Ritzen hervorgucken und hervorkriechen, und ſich gebärden, als hätten ſie den Tiger mit fällen helfen. Sie, die vorher mit den tückiſchen Fremdlingen die Ehre und Freiheit des Vaterlandes hatten mit zernagen und zerſchneiden helfen, ja die den Räubern und Dieben unſers Glückes und unſerer Herrlichkeit den Eingang zuerſt recht weit hatten machen helfen, ſie wollen jetzt auch Retter und Befreier des Vaterlandes heiſſen. Wie mancher Miniſter und General, der ſieben, acht Jahre, ja zehen Jahre der fremden Schande und Tyrannei den Weg gebahnt und die Netze und Ketten unſers Unglücks mit gezettelt und geſchmiedet hat, möchte jetzt mit Einem Male den Menſchen Sinn und Gedächtniß rauben, und als ein Ehrenmann, ein Biedermann, ein teutſcher Patriot vor der Welt da ſtehen. O nein! nein! elende und nichtswürdige Sklavenſeelen ohne Liebe und Vaterland! ſo leicht gewinnlich iſt der Ruhm nicht, ſo ganz gedächtnißlos iſt die Geſchichte nicht. Sie, die unerbittliche Richterin und Vergelterin, faſſet jede ſchwarze That und jedes glänzende Verbrechen, und ſtellt ſie an ihren gebührlichen Platz. Ihr Montgelas und Genoſſen, ihr Marſchälle und Generale W. und H. und N., und ihr übrigen Sünder und Verbrecher gegen das Vaterland, die ihr Teutſchlands Ehre und Glück verrathen und verkauft, die ihr Teutſchlands Städte und Dörfer geplündert und verbrannt, die ihr Teutſchlands Weiber und Jungfrauen beſchimpft und entehrt, die ihr von dem fremden Tyrannen Orden und Schenkungen und andern Schandelohn empfangen habt und ſie bis auf den heutigen Tag gleichſam als ein wohl erworbenes Eigenthum beſitzet, anders müſſet ihr Buße thun, länger müſſet ihr Beweiſe geben, daß eure Verbrechen euch gereuen, als ihr in vier Monaten habet geben können, wo ihr der gerechten Sache mehr aus Zwang als aus Neigung gedient habt. Die Namen: Teutſcher Mann, teutſcher Patriot, patriotiſcher Miniſter, teutſcher Heldenfürſt, und welche andere ungebührliche Titel mehr ihr euch beileget, können lange Sünden und Schanden nicht vergüten, noch Glauben an eure Treue und Redlichkeit geben. Ein altes teutſches Sprichwort ſagt: Ein ehrlicher Mann wird nie ein Schelm, und wir ſollen uns einbilden, daß ſolche wie ihr, ſo leicht abfällige und verkäufliche Seelen, in künftigen Stürmen, die über das Vaterland hinbrauſen können, feſt und ſicher ſtehen werden?

Nein, ſo können wir nicht glauben, ſo wohlfeil kann Ruhm und Ehre nicht erworben werden. Wenn Geſellen eures Gelichters, die bei gedrehtem Winde auch nur die Segel gedreht haben, ſchon große und ehrwürdige teutſche Männer heiſſen wollen, zu welchen Geſtirnen ſollen wir euch erheben, Stein, Scharnhorſt, Blücher, Gneiſenau, Boyen, Grollmann, deren ſtille und feſte Tugend, von Rückſichten des ſchnöden Goldes und der vergänglichen Ehren ungeblendet, ſo manche Jahre unüberwunden beſtanden hat?

17.

Der teutſche Prinz, der etwas werden will.

Unter den teutſchen Prinzen, die bei Napoleon und den Franzoſen die Rolle ſpielten, wodurch Segeſtes und Flavius, der Schwäher und der Bruder des Helden Hermann, von den Römern weiland Schenkungen und Jahrgelder und Orden und goldene Ketten und Armbänder als Preiſe ihres Verraths gegen das Vaterland gewannen, ſteht ein gewiſſer Prinz E. von D.

ebenan. Als ein blinder Anhänger Napoleons, als ein Emporſtreber, der durch Zerſtörung anderer Herrſcher etwas werden wollte, war er Jedermänniglich bekannt, und hat ſeine Verehrung gegen den Weltbeglücker und ſeine Vorliebe für die Franzoſen mehr als einmal laut ausgeſprochen, und ſelbſt dieſen Winter und Frühling noch ſich auf eine Art merken laſſen, die mehrere ſeiner wohlgeſinnten Krieger empört hat. Als Bonaparte im Frühling 1813 von ſeiner Mutter Abſchied nahm, ſagte er ihr: Bei meiner Rückkunft werde ich Ihnen eine Königskrone mitbringen. In der Schlacht bei Leipzig rief er dem Prinzen zu: Avance, roi de Prusse! (Vorwärts, König von Preuſſen!) Es ging auch allgemein die Sage, dieſem jungen Ehrgeizigen ſey ein Theil der Mark Brandenburg verſprochen, ſo wie unter dem preuſſiſchen Volke das Gerede allgemein war, Bonaparte habe ſeinem Heere erklärt, im Fall des Siegs ſolle jeder Franzoſe von preuſſiſchen Gütern und Häuſern das behalten, was er zuerſt einnehmen würde.

Darum ſtehe zum Schluß noch eine Anekdote hier, die ſich darauf bezieht:

Den 19ten Oktober 1813, den letzten Tag der Leipziger Schlacht, geht der Profeſſor K. daſelbſt um die Mittagszeit aus dem Rannſtädter Thor, und ſieht einen pommerſchen Grenadier mit einem ſchadenfrohen Lächeln neben einem Franzoſen ſtehen, der mit einem zerſchmetterten Beine da liegt. Als er dieſen des menſchlichen Schickſals, und daß ihm Gleiches widerfahren könne, erinnert, antwortet er ganz naiv: „Dat ſchadt den Kerl nicks, he hett ſegt, he will Burgemeiſter in Berlin waden.“

18.

Der franzöſiſche Prinz, der etwas werden will.

Es giebt einen franzöſiſchen Prinzen von halb mulattiſcher Herkunft, welcher Eugen Beauharnois heißt. Sein Vater fiel in der franzöſiſchen Revolution unter der Guillotine; ſeine Mutter, eine ſchöne Frau, gefiel dem damals übermächtigen Barras, einem der fünf Direktoren Frankreichs, und dieſer vermählte ſie mit ſeinem Geſchöpfe, dem General Bonaparte. Als dieſer Bonaparte Konſul und Kaiſer von Frankreich ward, da ſtieg das Glück ſeiner ganzen Familie mit ihm aus dem Staube empor. Der Sohn ſeiner Gemahlin, der junge Eugen Beauharnois, ward bald General, darauf Marſchall und Vicekönig von Italien, und der Kurfürſt von Baiern, der ſeit dem Jahr 1806 König genannt ward, mußte ſeine Tochter mit ihm verwählen. Solchen Hohn trieb der franzöſiſche Uebermuth mit den älteſten teutſchen Fürſtenhäuſern. Eugen hat ſich ſeit dem Anfange ſeiner Laufbahn als den treueſten Anhänger Bonapartens betragen, er hat als ſolcher, als alles ſchon von ihm abgefallen war, bis ans Ende ausgehalten. Das mag ihm von Einigen zum Lobe und Verdienſt gerechnet werden; wir Teutſche können es ihm nicht zum Lobe und Verdienſte rechnen. Eben ſo wenig hat er durch die Waffenthaten, die er gegen Preuſſen und Oeſterreich und andere teutſche Herrſcher gethan, noch durch die abgebrannten teutſchen Flecken und Dörfer und durch die geplünderten Städte und Landſchaften, die unter ſeine franzöſiſche Marſchallsfauſt fielen, noch durch die teutſchen Weiber und Mädchen, die der liebenswürdige Franzoſe (ſo nennen ihn ſeine Lobpreiſer) verführt hat, Verdienſte um Teutſchland erworben. Doch haben mehrere pariſer Blätter uns berichtet, und teutſche Blätter haben es nacherzählt, und dabei zugleich viel von den Tugenden und Liebenswürdigkeiten dieſes Emporkömmlings gemeldet, Eugen Beauharnois ſolle ein teutſcher Fürſt werden, über teutſche Menſchen herrſchen, und in Teutſchland entſchädigt werden. Wir können unmöglich glauben, daß an dieſen Gerüchten etwas Wahres und Ernſtes ſey. Wie kann es einem Franzoſen, der uns fünfzehen Jahre mit hat plündern und unterjochen helfen, einfallen, daß wir ihn zur Dankbarkeit dafür auf einen teutſchen Fürſtenſtuhl ſetzen ſollen? wie kann ein Menſch von Entſchädigung ſprechen, deſſen dunkle Jugend die eines armen Privatmanns war, der durch einen ſeltenen Zuſammenfluß von Glückswechſeln groß und reich geworden iſt, und von deſſen großen Reichthümern Italien, Teutſchland und Frankreich wohl kleine Abziehungen fordern könnten, da die Hände ihres Verleihers mit Blut und Unrecht beſudelt waren? Nein, redliche und brave Teutſche, weg mit dieſem unteutſchen Geſchlecht aus euren Gränzen! weg mit dieſem liebenswürdigen Franzoſen, der einer eurer Räuber iſt! So tief ſeyd ihr noch nicht geſunken, daß ſolche hoffen dürfen, mit über euch zu herrſchen. Dies wäre wirklich himmelſchreiend, und dann wäre es endlich kein Wunder, daß wir die ganze ſaubere Familie der Bonaparte zur Verſorgung auf den Hals bekämen, daß Ludwig von Holland mit ſeiner Hortenſia, der abſcheuliche Hieronymus mit ſeiner Wirtembergerin, und Borgheſe und Baciochi, und endlich der Mordſtifter bei Leipzig Arrighi, der jüngſt noch Herzog von Padua hieß, bei uns, den durch ihre Gräuel und Unthaten Geſchändeten und Zertretenen, Entſchädigung ſuchten und fänden, da ſie doch genug geraubt und geplündert haben, wovon ſie, die nichts waren, immer noch fürſtlich leben können. Nein! ruft dazu jeder teutſche Menſch, und wieder Nein!

19.

Das politiſche Teſtament jedes Teutſchen.

Kato der Alte, der in der Geſchichte Kato der Cenſor heißt, ſagte bei jedem Eintritt in den Senat: Ego quidem censeo Carthaginem esse delendam, d. i.: Ich ſtimme dafür, Karthago muß vernichtet werden. Eben ſo ſage ich, der weder ein Kato noch ein Cenſor iſt: Ich ſtimme dafür, jeder Teutſche muß ſich vor den Franzoſen in Acht nehmen. Sie ſinnen auf ihren Vortheil und auf ihre alten Tücken gegen uns, ohne daß ſie Ehre und Gerechtigkeit fragen; ſie ſind voll Grimms, daß wir als Sieger in ihre Hauptſtadt und ihre größten Städte eingezogen ſind, und lauren nur auf die Gelegenheit, wo ſie uns wieder beſchädigen und durch Anzettelungen und Verhetzungen hinterrückiſch über uns herfallen können. Wir predigen mit dieſer Lehre: Achte dich vor den Franzoſen! keinen unſterblichen Haß, ſondern nur die nothwendige und unerlaßliche Nothwehr. Denn wie ſie gegen uns geſinnt ſind, das haben ſie nach dem Frieden, wo wir ſie viel zu gnädig behandelt haben, gegen unſere unglücklichen Kranken, und gegen einzelne Einherziehende bewieſen, die ſie auf das unmenſchlichſte gemißhandelt, und wovon ſie hie und da auch viele ermordet haben; das beweiſen ſie noch alle Tage gegen Teutſche, die in ihre Gränzen kommen: das aber haben ſie gar nicht hehl, daß ſie binnen zwei Jahren wieder in Mainz und Weſel zu befehlen hoffen. Die Gedemüthigten ſchnauben Rache und Krieg, und es wird ſich zeigen, ob die Hände der Bourbonen ſtark genug ſind, ſie zu zügeln.

Hieraus, teutſcher Menſch, entſpringen für dich folgende Gebote:

1) Halte ſie für deine Feinde, und traue ihnen nicht.

2) Uebe dich in den Waffen, und ſey auf Gefahren gerüſtet, ſo werden die Gefahren dir nichts anhaben.

3) Sey einträchtig, und binde dich in Liebe mit allen deinen teutſchen Brüdern, damit du gewaltig und mächtig gegen ihnen ſtehen, und, wenn ſie nicht ruhig ſeyn wollen, zum zweiten Mal nach Paris kommen kannſt.

4) Verbanne aus deiner Geſellſchaft, deiner Sprache und deiner Sitte alles Wälſche und Franzöſiſche als eine giftige Peſt deines Volks, und übe in Erziehung und Leben das Eigenthümliche und Teutſche.

5) Endlich vertraue Gott, der dich wunderbarlich befreit hat, der deinen Kriegern den gewaltigen Geiſt gegeben hat, welcher die Macht deiner Feinde zerbrach.

Dies alles thue ſelbſt, und lehre es deinen Kindern und Kindeskindern, daß ſie es immer im Herzen behalten. Vor allen aber führe ihnen das Sprichwort: Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben zu Gemüthe. In politiſcher Hinſicht iſt vieles aufgeſchoben worden, was jetzt hätte abgemacht werden können, wir müſſen aber mit dem alten Kato ſagen und immer wieder ſagen: Es iſt nicht aufgehoben. Vor den Franzoſen werden wir keine Ruhe haben, weder wir noch unſere Kinder, bis wir ſie durchaus bändigen können, bis ſie Frieden halten müſſen aus Furcht. Bändigen aber können wir ſie erſt dann, wann wir in feſten Gränzen gegen ihnen liegen. Alſo, teutſcher Vater und Lehrer, dies lehre deinem Sohn und Zögling, und laß es ihn als das politiſche Teſtament jedes Teutſchen wieder den Enkeln überliefern:

1) Teutſchland hat ſeine gebührlichen vormaligen Gränzen gegen Frankreich noch nicht wieder, von der Wiedererlangung dieſer Gränzen darf der Teutſche aber nimmer ablaſſen, ſondern er muß den Gedanken daran von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen. Dieſe Gränze läuft von Dünkirken gegen Oſten auf dem Kamm der Ardennen und des Waſgau fort bis Baſel an den Rhein: das Elſaß, Teutſchlothringen mit Metz, Luxemburg mit ſeinen von den Franzoſen abgeriſſenen drei Außenwerken, (Diedenhofen, Longwy und

Montmedy) fallen in dieſe Gränze hinein, welche zu gleicher Zeit die teutſche und flamländiſche Sprache von der franzöſiſchen ſcheidet.

a) Teutſchlands beide Baſteien, Holland und die Schweiz, einſt ſeine Landſchaften und durch traurige Händel vom Reiche getrennt, müſſen wieder mit dem großen germaniſchen Bunde verknüpft werden. Teutſchland kann es unmöglich dulden, daß dieſe Lande, die ihm als Oberhüter ſeiner Gränzen gebieten ſollten, ſich an fremde Mächte hängen, oder unter den Fahnen fremder Mächte wohl gar gegen Teutſchland fechten. Schon ſieht man, daß die Schweiz ſich wieder zu franzöſiſchem Golde und zu franzöſiſcher Art neigt, und von ihrer Ehre und von dem Volke, dem ſie entſproſſen iſt, abtrünnig wird.

20.

Gebet und Wunſch.

Und ich könnte beten und wünſchen, und ich habe gebetet und gewünſcht, daß ſolche Worte als dieſe hier nimmer geſchrieben werden müßten. Ich weiß wohl, daß es viel luſtiger iſt, als liebende Nachtigall zu ſingen, denn als ein warnender Rabe mit einſamen Klängen durch die Luft hinzurauſchen. O wie gern möchte ich nur die lie bende und erfreuende Nachtigall meines Volks ſeyn! denn lieben iſt tauſendmal ſüßer als haſſen, und loben tauſendmal ſüßer als ſchelten

Ihr aber redliche und fromme Teutſche, welchen bei dem hohen Namen Vaterland und Freiheit das Herz feuriger und geſchwinder ſchlägt, gebt mir den Handſchlag, und wenn ich es unehrlich meine, wenn Groll und Feindſchaft meine Worte treibt, ſo verdorre meine Hand und werden dieſe Worte mir ſelber zum Fluch! Du aber, der oben den Sternenreigen und unten die kleine Erde führet und der die Menſchenherzen erreget und ausgieſſet wie Waſſer, gieb uns frommen und treuen Muth, gieb uns feſte Geduld und unverzagte Sinne, daß wir es alles tapfer hindurchführen, und daß wir, über deren Jugend die Zeit wie ein Sturmwind weggeſauſet iſt, noch einen heitern und ſtillen Abend erleben und Gerechtigkeit und Ehre für Frevel und Schande herrſchen ſehen.

Gott ſegne und behüte die Kaiſer und Könige, die jetzt über das Schickſal unſerer Kinder und Enkel entſcheiden ſollen! Gott ſegne ihre Freunde und Räthe! Gott ſegne jeden Biedermann, der ein Vaterland haben will!

Ein Wort
über
# die Feier
der
Leipziger Schlacht.

Von

E. M. Arndt.

⁂

Frankfurt am Main,
bei P. W. Eichenberg.
1814

86

Das teutſche Volk hat, auſſer den durch die göttliche Offenbarung geheiligten Zeiten, keine feſtlicheren Tage, als die glücklichen Tage, an welchen den verfloſſenen Herbſt die Leipziger Schlacht gefochten ward. Dieſer Tage ſind drei, nämlich vom 16ten bis 19ten Oktober. Wir unglückliche Teutſche waren ſeit ſieben acht Jahren mehr und mehr entzweiet, zerriſſen, zerſtückelt, und geſchändet; immer ſtrenger ward die Aufſicht der ſpitzbübiſchen Spionerei, immer ſchwerer ward der Druck der fremden Tyrannei, immer unverſchämter ward ihre Wuth, unſre Sitten und Geſetze, ja, wo möglich, unſer größtes Kleinod, ſelbſt unſre Sprache, auszurotten, und unſre letzte Tüchtigkeit und Kraft in wälſche Nichtigkeit und Erbärmlichkeit zu verwandeln: wir hätten, wäre es ſo fortgegangen, endlich aufgehört ein Volk zu ſeyn. Da griff Gott der Herr, der wegen unſerer Sünden lange geſchwiegen hatte, mit ſeinem allmächtigen Arm darein, er erweckte den Geiſt der Völker und Herrſcher, beſeelte die Heere mit ſeiner Zuverſicht, und zerſchmetterte den wilden Tyrannen und ſeine gräulichen Räuberhorden. Die Schlacht bei Leipzig rettete unſer Land und Volk von dem abſcheulichen Joche der franzöſiſchen Tyrannei, und ſtellte in Europa die Weltordnung der Gerechtigkeit wieder her. Daß wir wieder ein ganzes Volk werden können, daß unſer Name von den Rollen der Weltgeſchichte nicht mit Schande weggelöſcht worden, das danken wir jenen ewig denkwürdigen Tagen. Darum müſſen ſie auch nun und zu allen Zeiten große teutſche Feſttage bleiben.

Nach vielen blutigen und gewaltigen Schlachten, die ſeit dem 19ten Auguſt 1813 in Schleſien, den Marken, und an den Gränzen Böhmens zwiſchen den Franzoſen und den hohen verbündeten Kaiſern und Königen gehalten, und worin die Franzoſen immer geſchlagen waren, zogen ſich die beiderſeitigen Heere endlich im Anfange des Oktobers nach der Gegend von Leipzig hin. Der Kaiſer Napoleon Bonaparte hatte Dresden verlaſſen, und war gegen die Mulde und Pleiße hinabgezogen; die verbündeten Heere zogen ihm nach, und ſchlugen von allen Seiten gleichſam ein Netz um ihn. Das große Heer, unter dem Befehl der drei Herrſcher und unter der Führung des öſterreichiſchen Feldmarſchalls, Fürſten von Schwarzenberg, hatte ſich aus den Bergen Böhmens allmälig in Thüringen und Sachſen hinabgeſenkt; das ſchleſiſche Heer unter dem tapfern preuſſiſchen Feldmarſchall Blücher hatte an einem ſehr blutigen Tage unweit Wittenberg den Uebergang über die Elbe erzwungen, das ihm entgegengeſetzte franzöſiſche Heer bei Wartburg überwältigt und in die Flucht gejagt, und war dann weiter in die Ebene vorgedrungen; der Kronprinz von Schweden mit 25000 Schweden und 40000 Preuſſen war gleichfalls über die Elbe gegangen, und hatte ſich dem Kampfplatze genähert; auch ein neues ruſſiſches Heer unter dem Befehl des Generals Bennigſen war im Anzuge. Den 15ten Oktober ſtieſſen die groſſen Heere zuerſt auf einander; es waren aber nur Scharmützel und leichte Gefechte, wo man ſich prüfte und die Stellungen und Stärken erkundete. Der 16te Oktober war der erſte mörderiſche Schlachttag. Im Süden von

Leipzig ward an dieſem Tage unentſchieden gefochten zwiſchen dem großen verbündeten Heere unter dem Fürſten von Schwarzenberg und zwiſchen Napoleon ſelbſt; im Norden ſchlug General Blücher drei franzöſiſche Heerabtheilungen, tödtete ihnen viele Menſchen, nahm 30 Kanonen, machte 4000 Gefangene, und trieb ſie zwei Meilen weit bis in die Vorſtädte von Leipzig zurück. Den 17ten Oktober war wie durch gemeinſchaftliches Uebereinkommniß Raſttag, wie es zwiſchen gewaltigen Stürmen eine ruhige Pauſe giebt, wo die Winde zu neuem Blaſen gleichſam Athem holen. An dieſem Tage rückten der Kronprinz von Schweden und der General Bennigſen mit ihren Heeren mit in die Schlachtlinie. Der 18te Oktober war der blutigſte und entſcheidendſte Tag, und es ward eine Schlacht gehalten, worüber Wittwen und Waiſen noch lange Jahre wehklagen und wovon die ſpäteſten Enkel noch die Mähr erzählen werden. Eine halbe Million bewaffneter Männer ſtand auf der Ebene von Leipzig im erbitterten Streit einander gegenüber, und mehr als 1500 Kanonen verbreiteten ringsumher Schrecken und Tod. Es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen und der jüngſte Tag kommen ſollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der verbündeten Heere ward der wilde Wütherich aufs Haupt geſchlagen, und ſchon den Nachmittag des 18ten Oktobers floh ſein Heer in der verworrenſten Flucht. Den Vormittag des folgenden 19ten Oktobers nahmen die Verbündeten die Stadt Leipzig, worin der Feind zur Deckung ſeines Rückzugs eine ſtarke Mannſchaft geworfen hatte, mit Sturm ein, ſprengten viele Tauſende fliehender Franzoſen in die Pleiße und in andere Waſſer, machten 35000 Gefangene, eroberten über 300 Kanonen, und ſetzten auf mehreren Straßen dem fliehenden Feinde nach. Bonaparte verlor in dieſer Schlacht faſt ſein ganzes Geſchütz und unzähliges Kriegsgeräth, und mehr als 100,000 Mann an Verwundeten, Todten, Gefangenen und Verſprengten; auſſerdem ließ er alle ſeine Lazarethe hinter ſich voll von 15000 und 20000 Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten, welche faſt alle Opfer des Todes wurden. Auf ſeiner langen Flucht von Leipzig nach Mainz büßte er durch Gefechte, Ermattung und Hunger faſt noch die Hälfte ſeines übrigen Heeres ein, und brachte von 400,000 Mann, die er ſeit dem verfloſſenen Winter, der ſeine Macht in Rußland und Polen zerſtört hatte, zuſammengetrieben, nicht mehr als 70000 Mann über den Rhein in einem ſo elenden Zuſtande, daß die Hälfte von ihnen auch in den Lazarethen umgekommen iſt.

Und Teutſchland war wieder ein freies Land geworden ſeit dem 19ten Oktober 1813, und die Freude und das Jauchzen der Redlichen und Treuen war in allen Kreiſen und Gauen des Vaterlandes allgemein, und die Schelme und Vaterlandsverräther und Franzoſenfreunde erſchracken und fürchteten ſich; aber in dem Getümmel und Gewirr und Elend der Zeit konnten die glorreichen Tage noch nicht gefeiert werden, wie ſie hätten gefeiert werden ſollen. Jetzt aber können ſie gefeiert werden und müſſen ſie gefeiert werden durch ganz Teutſchland von einem Ende bis zum andern: nach langer Zeit das erſte große Gemeinſame, das uns allen angehört, und ein ſtarkes und mächtiges Bindungsmittel aller Teutſchen in ächter und alter teutſcher Brüderlichkeit und Redlichkeit.

Welche Tage ſoll man feiern?

Alle vier Schlachttage verdienten wohl die laute und allgemeine Feier, aber im Monat Oktober würden ſo viele Tage den gewöhnlichen Arbeiten und Geſchäften der Menſchen nicht ohne Nachtheil entzogen werden können, und das Zuviele würde die Feier eher klein und matt als groß und lebendig machen. Dem Einzelnen bleibt natürlich frei, jeden dieſer Tage zu einem Feſttag zu machen; das Ganze macht den 19ten Oktober zu einem großen und ſtehenden Feſttag, und fügt den Nachmittag des 18ten Oktobers, des eigentlich entſcheidenden Tages, als Vorabend des Feſtes hinzu.

Wie wird der erſte Tag (der 18te Oktober) gefeiert?

Mit dem Schlage zwölf Uhr werden alle gewöhnliche Sorgen und Arbeiten bei Seite gelegt, die feſtliche Welt beginnt, und das feſtliche Kleid und Gemüth zieht ſich an: alles Volk ſchickt ſich zur Freude. Dieſer Feſtnachmittag und Feſtabend und ſeine Freuden ſind faſt allein dem Volke anheim geſtellt, wie es ſie feiern und begehen will; die Regierungen und Obrigkeiten nehmen als ſolche kaum Theil daran, auf die Weiſe, daß ſie ſie einrichten und leiten hülfen. Ich würde Folgendes vorſchlagen:

Der Schall und das Licht ſind die geſchwindeſten Boten, die man ausſenden kann von Memel bis Luxemburg, auf den Spitzen der Berge und wo dieſe fehlen, auf Hügeln und Anhöhen und Thürmen Feuer angezündet und bis gegen die Mitternacht unterhalten. Dieſe laufen als Boten in die Ferne und als Liebeszeichen und Freudenzeichen, und verkünden allen Nachbarn ringsum, daß jetzt bei allen teutſchen Menſchen nur Ein Gefühl und Ein Gedanke iſt. Hier aber um den heiligen Rhein von den Bergen über Düſſeldorf bis zu den Bergen über Baſel und dann auf dem Hundsrück und Donnersberg ſollen ſie unſern uralten Neidern und Widerſachern entgegenflammen und ihnen melden, welches Feſt in Teutſchland begangen wird; ſie ſollen flammen leuchtende Siegesboten, ſie ſollen flammen Mahner und Verkündiger an unſere Brüder, die in den Vogeſen und Ardennen wohnen und nicht mehr von den Fittichen des germaniſchen Adlers beſchirmt werden — dieſe ſollen ſie ermahnen und bitten: Brüder, bei dieſem Zeichen gedenkt unſerer Gemeinſchaft und Brüderſchaft, welche nimmer ganz zerreiſſen darf, Brüder, vergeſſet der Brüder nicht; dieſen ſollen ſie anſagen und verbürgen: Brüder, wir wollen euer nicht vergeſſen, wir wollen der Treue und Brüderſchaft redlich gedenken, und wie ihr einſt unſer waret und künftig wieder unſer ſeyn ſollet — den Wälſchen aber ſollen ſie flammen, Erinnerer deſſen, was ihr Uebermuth verbrochen hat und was ihrem Uebermuth widerfahren iſt, und was ihm immer widerfahren wird, wenn ſie wieder gegen unſere Ehre und Freiheit zu freveln wagen.

Um dieſe Feuer verſammeln ſich die Menſchenkinder in feſtlichen Kleidern, die Hüte und Locken mit grünem Eichenlaub und die Herzen mit grünen Gedanken umkränzt; ſie erzählen einander, was an dieſen Tagen geſchehen iſt, ſie halten Reigen und Gaſtmäler, und danken in ihrer Freude dem Gott, der ihnen gnädig verliehen hat, wieder in teutſchen Tönen die Wonne und den Stolz der Freiheit auszujauchzen. In den Städten und Dörfern aber läuten die Glocken mit hellen Klängen den morgenden Feſttag ein.

Wie wird der zweite Tag (der 19te Oktober) gefeiert?

Der 19te Oktober iſt der groſe feierliche Tag, welchen auch die Obrigkeiten aller Orten als einen Feſttag halten und begehen. Der Vormittag iſt prangenden Aufzügen der Gewalten und Behörden, Verſammlungen in den

Kirchen und Dankgebeten und Lobliedern zu Gott geheiligt. Der Nachmittag iſt weltlichen Freuden und Feſten hingegeben und kann auf mancherlei Weiſe fröhlich und würdig begangen werden, ſo daß er beide Zwecke zugleich erfüllt, alle Herzen mit Freude zu durchdringen und ihnen das Gedächtniß des Geſchehenen tief einzudrücken. Dahin aber müſſen dieſe Feſte in allen Landſchaften Teutſchlands vorzüglich gerichtet werden, daß das Gemeinſame und Vaterländiſche, das eigentliche ächte Teutſche dabei vorangeſtellt und hervorgehoben werde, daß alle erinnert werden, wodurch der Leipziger Tag gewonnen ward, daß alle erinnert werden, daß ſie Brüder Eines Stammes und Einer Liebe ſind und daß ſie hinfort teutſche Liebe und Treue nächſt Gott als das Heiligſte und Höchſte zu achten und zu lieben haben.

Sehr gut wäre es dieſemnach auch, wenn man in Zukunft an dieſen Tagen noch anordnete, was alle Teutſche auch äuſſerlich als teutſche Menſchen von allen andern Völkern unterſchiede, wenn alle (Männer und Weiber) dabei in einer gemeinſamen teutſchen Volkstracht erſchienen, welche Schönheit und Würde mit Beſcheidenheit und Ehrbarkeit verbände: Tugenden, welche unſerm Volke ſo wohl ſtehen und in welchen kein anderes Volk uns übertreffen wird. Dieſe teutſche Tracht *) gehört zu den nothwendigſten und unerlaßlichſten Dingen, die wir uns beilegen müſſen, wenn wir mehr und mehr wieder ein Brüdervolk werden wollen, was wir aufgehört hatten zu ſeyn.

---

*) Mehrere haben mich ſchon für einen raſenden Narren und Thoren erklärt, daß ich immer denſelben Kukuksgeſang ſinge; ich kann es wohl dulden, hier für einen Narren zu gelten. Man kann der teutſchen Trägheit und Langſamkeit, die nicht leicht ergreift, aber, wann ſie ergriffen hat, auch feſt hält, manche Gegenſtände nicht oft genug zu Gemüth führen. Der alte Kato der Cenſor fing in jeder Senatsſitzung immer mit den Worten an: Meine Meinung geht aber dahin, daß Karthago zerſtört werden muß — und Karthago ward zerſtört. So hat der redliche Teutſche auch ſein Karthago, wogegen er ſtreiten und ſprechen muß, ſo lange es ſteht. Dieſes Karthago heißt franzöſiſche Art, Mode, Tracht, und Sprache in Teutſchland. Gegen dieſe werde ich bei jeder Gelegenheit ſtreiten mein Lebenlang, weil ich ſie für das ärgſte Gift und ſchlimmſte Uebel teutſcher Kraft und Tugend halte — und ſollte ich deswegen auch von allen Weiſen und Narren ohne Unterſchied für einen Narren gehalten werden.

O wie unendlich viel wäre gewonnen, wenn wir nur erſt äuſſerlich hätten, was uns von allen wälſchen Menſchen unterſchiede! wenn die Meinung erſt ſo allmächtig bei uns wäre, daß jeder und jede unter uns, die ſich mit wälſcher Aefferei gebärdeten, kleideten und trügen, für einen ganzen Gecken und eine ganze Geckin oder für einen halben Verräther und eine halbe Verrätherin des Vaterlandes und der vaterländiſchen Art und Tugend angeſehen würden!

Was durch Reden und Lieder und Uebungen und Spiele an dieſen Tagen zur Belebung und Begeiſterung des Volkes und zur Erfriſchung und Freudigung teutſcher Tugend noch gethan und veranſtaltet werden könnte, wie kann ich es hier alles hinſtellen und beſchreiben? Aber ich ſage, wenn ein böſes Verhängniß und unſere Trägheit und unſer Unverſtand uns nicht ganz wieder in das Elendige und Zwieträchtige zurückwerfen, ſo werden dieſe hehren Tage nach zehen Jahren anders gefeiert werden können, als jetzt. Wann die Kriegsordnung und Waffenordnung für ganz Teutſchland beſtimmt iſt, wann in den großen Städten und bei allen größeren Schulen und Gymnaſien und hie und da ſelbſt auf dem Lande die Jugend in ſchönen und männlichen Uebungen und Fertigkeiten gerüſtet und gewandt ſeyn wird; wann endlich in allerlei Geſchicklichkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft der Seele und des Leibes öffentliche Spiele des teutſchen Volkes angeordnet ſeyn werden — dann erſt werden dieſe Tage ihren rechten vollen Glanz erhalten und würdig gefeiert werden können. Denn für welche Tage mögte man wohl lieber das Schönſte und Herrlichſte des Volks verſammeln, als grade für dieſe unſterblichen Siegestage?

Manches Kleine und Nebendingliche können und müſſen wir indeſſen auch jetzt ſchon thun, damit die Erinnerung und Freude dieſer Zeit auf vielerlei Arten dem Volke, ich mögte ſagen, unſterblich und unauslöſchlich ins Gemüth eingebrannt werde.

Dahin gehört wohl als das Erſte und Natürlichſte, daß die Kriegsleute und alle waffenfähige Männer ohne Unterſchied ſich wohl gerüſtet und geſchmückt und gewaffnet in ihren Ordnungen verſammeln und im feierlichen Aufzuge zu Lob und Dank in die Tempel Gottes ziehen.

Eben ſo natürlich iſt zweitens, daß alle Männer und Jünglinge, welche den heiligen Krieg der Jahre 1813 und 1814 für das Vaterland mitgefochten haben, vor allen übrigen geehrt werden.

Drittens verſteht es ſich von ſelbſt, daß für die verwundeten und verkrüppelten Krieger dieſer Jahre beſondere Ehrengaſtmäler angeordnet, und daß für die Armen unter ihnen Sammlungen veranſtaltet werden.

Ueber ganz Teutſchland werden dieſe Tage zur Würde eines Kinderfeſtes erhoben. Man macht an ihnen den Kindern Freuden und Geſchenke, und erzählt ihnen in einfältiger Sprache die Geſchichten derſelben und die hohe Bedeutung des Feſtes; zugleich von Gott, von Gottes Hülfe und Stärke in Gefahren und Schlachten, von den Wundern, welche er in den letzten ſechs Jahren gethan, auch von Vaterland und Freiheit und von teutſcher Tugend und was im Tode für das Vaterland Erhabenes und Göttliches iſt — klingen ihnen die erſten Töne. Was die Kindheit und Jugend mit Seele und Liebe erfaßt, das laſſen die ſpäteren Jahre nimmer los.

Wann dieſes Feſt als ein großes teutſches Volksfeſt über das ganze Vaterland für alle Zeiten eingeſetzt wird, ſo können die Bauersleute, welche gewöhnlich im Herbſt ihre Hochzeiten halten, und auch andere redliche Teutſche die Tage vom 16ten bis 19ten Oktober wohl kaum würdiger weihen, als daß ſie an einem derſelben die ernſteſte Verbindung ſchließen, die im Leben geſchloſſen werden kann. Von welcher Zeit könnte ein Teutſcher wohl das höchſte Glück ſeines Lebens beſſer rechnen, als eben von dieſer Zeit?

Damit auch die Kreaturen empfinden, wie fröhliche Tage den teutſchen Menſchen aufgegangen ſind, ſo wird nicht bloß der Menſch, ſondern auch alles Lebendige, was dem Menſchen hilft und dient, beſſer als gewöhnlich gehalten und gepflegt. Der Haushund und Jagdhund bekömmt beſſere Biſſen, die Kuh und der Ochs vom beſten Heu, das Pferd reinen Hafer u. ſ. w. So hielten es unſere Vorfahren weiland an feſtlichen Tagen, ſo halten es die Schweden und Schotten noch, und iſt dies wohl ein feiner und menſchlicher Brauch.

Hieran wollte ich mit dieſen wenigen leichten Worten erinnern. Die Sache ſpricht ſich für ſich ſelbſt aus. Glücklich, wenn alle Teutſche fühlen, was ſie ſind, und was ſie ſeyn könnten, und was ihr Volk als Volk werth iſt. Dann werden in Zukunft im Herzen von Teutſchland nimmer Schlachten geſchlagen werden, die gefeiert werden müßen, wie die Leipziger Schlacht.

Ueber ein

Denkmal bei Leipzig.

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem ſpäteſten Enkel noch ſage, was daſelbſt im Oktober des Jahres 1813 geſchehen, darüber iſt in ganz Teutſchland, ja wohl faſt in der ganzen Welt nur Eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieſes Denkmal errichtet werden ſoll, darüber werden die Stimmen gewiß eben ſo verſchieden lauten, als ſie über das Erſte einig ſind. Ein kleines unſcheinbares Denkmal, das ſich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, thut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig ſelbſt auf irgend einem Platz hingeſtellt, würde in ſeiner Armſeligkeit von der großen That, wodurch die Welt von dem abſcheulichſten aller Tyrannen und dem tückiſcheſten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu ſehr beſchämt werden. Das Denkmal muß draußen ſtehen, wo ſo viel Blut floß; es muß ſo ſtehen, daß es ringkum von allen Straßen geſehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entſcheidung herangezogen. Soll es geſehen werden, ſo muß es groß und herrlich ſeyn, wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln. Aber ſolches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen fehlt uns das Geld und das Geſchick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Aehnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich ſchlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunſt keine Aeffereien anbringen und wogegen unſer nordiſcher allen Denkmälern ſo feindſeliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tauſend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin, und laſſe ſie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe aufthürmen. Auf den Erdhügel werden Feldſteine gewälzt, und über dieſen wird ein koloſſales aus Eiſen gegoſſenes und mit mancherlei Anſpielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrſcher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große vergoldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt, mit Wall und Graben eingefaßt, und mit Eichen bepflanzt. — Dieſer Hügel, dieſes Kreuz, und dieſe Bäume wären zugleich ein ächt germaniſches und ein ächt chriſtliches Denkmal, wohin unſere Urenkel noch wallfahrten gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof großer teutſcher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterland gebliebener Helden und anderer um das Vaterland hochverdienter Lehrmänner Leichen begraben würden; denn es iſt der Beſten würdig, in heiliger Erde zu ruhen.

Anſichten
und
Ausſichten
der
Teutſchen Geſchichte

von

E. M. Arndt.

Erſter Theil.

Leipzig, 1814.
bei Wilhelm Rein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dieſe Ueberſicht erklärt ihren Zweck aus ihr ſelbſt ſo, daß ſie keiner Vorrede bedarf. Sie iſt in mehreren Jahren durch das Gefühl der Zeit entſtanden, und im Frühling des Jahrs

1813 zu Breslau auf der Flucht des Lebens verfaſſet.

Erſter Theil.

Vom teutſchen Lande und Namen.

Das Land, welches jetzt Teutſchland heißt, hieß früher Germanien; ſeine Bewohner, welche ſich jetzt Teutſche nennen, welche bei den Franzoſen Allemannen, bei den Italiänern, Spaniern und Engländern Teutſche und Germanen, bei den Skandinaviſchen Brüdern Teutſche, bei den Slaviſchen Nachbaren Njemetzi heißen, wurden einſt mit einem allgemeinen Namen Germanen genannt. Dieſen Namen gaben ihnen die benachbarten Gallier wegen ihrer Tugend und Streitbarkeit, der ſie nicht widerſtehen mogten. Von ihnen kam er auf die Römer, welche uns die alten Geſchichten des Landes und Volkes überliefert haben. Die Teutſchen aber ließen ihnen ſelbſt den Namen gern gefallen, als worin ein großes Lob war.

Von den älteſten Begebenheiten und Schickſalen dieſes großen Landes und Volkes weiß die Geſchichte nichts. Um das Jahr 320 vor unſers Herrn Geburt lernte Pytheas von Maſſilia, ein berühmter Schiffer und Sternkundiger, an der Oſtſee Gothinen und Teutonen kennen; als die

Gallier mit gewaltiger Heeresmacht gegen Italien und den Oſten ſtürmten, hört man Namen unter ihnen, die germaniſch klingen, und darauf hinweiſen, daß dieſe gewaltigen Völkerſtrömungen auch germaniſche Stämme und Fürſten mit ſich fortrollten: aber dieſe Nachrichten ſind im Ganzen unfruchtbar, ſie tönten nur als einzelne Aehnlichkeiten durch die lange und dunkle Nacht der nordweſtlichen Welt zu dem helleren Oſten und Süden hindurch: aber ſie blieben deswegen auch Aehnlichkeiten und Klänge, die man deuten kann und die nichts Gewiſſes geben. In Angſt und Gefahr ſchrieben die Römer die erſten Schrecken und Getümmel von den Germanen auf, und in Angſt und Gefahr mußten ſie ihre Thaten verfolgen bis zu dem fürchterlichen Ziele, wo ſie aus der Weltgeſchichte abſcheiden, jene aber in ihre Stelle treten ſollten. Widerſtrebend — denn wer lobt gern ſeinen Feind? — mußten ſie hier Tugenden bekennen, die ihnen fehlten, und in der friſchen Jugend dieſes Volkes eine Kraft ſchildern, die einſt in den Quiriten war, welche Hetrurien und Samnium und Pyrrhus bezwangen, welche über den Schutt von Karthago, Numantia und Korinthus; welche über die Leichen ſo großer Feldherren, über die Köpfe ſo vieler Könige, welche über die verſchlagenen Griechen, die kriegeriſchen Hiſpanier, die feurigen Gallier zur blutigen Herrſchaft geſchritten waren. Wir folgen ihren Erzählungen, das ausleſend, was für unſern Zweck dient, damit, wenn wir nicht ſind, wie unſre Väter waren, wir uns ſchämen, daß die Feinde von ihnen rühmen mußten, was wir von uns nicht rühmen können.

Cimbern und Teutonen J. 113 v.Chr.

Es war das hundertdreizehnte Jahr vor Chriſti unſers Herrn Geburt, als ein wildes und unbekanntes Volk an den Alpen erſchien, welche die Natur zwiſchen die nördlichen Länder und Italien als Bollwerk hingeworfen hat. Sein Name ward den Römern fürchterlich bekannt durch die Schlacht, worin ſie in demſelben Jahr den Konſul Papirius Carbo ſchlugen. Dies geſchah bei Noreja in dem Lande Norikum, in den Bergen, welche jetzt die ſtairiſchen heißen. Woher die wilden Schaaren ſich ergoſſen hatten, wußte keiner: die Sage, welche in den römiſchen Geſchichtſchreibern fortlebte, läßt ſie von dem weſtlichen und nördlichen Ocean, welche jetzt die Nordſee und Oſtſee genannt werden, zu der Donau und zu den Alpen hinabziehen, durch Naturrevolutionen und Ueberſchwemmungen des räuberiſchen Meeres vielleicht zu Auswanderungen gezwungen, oder weil im langen Frieden ihrer kriegsluſtigen Jugend ſo viel geworden war, daß ſie ſich zu Hauſe nicht bändigen ließ und alſo in der Fremde neue Sitze ſuchen mußte; andere Spätere, auch Spuren von Sagen und Erzählungen der Alten folgend, haben gemeint, weil der Strom der großen Völkerzüge nach Europa immer von Oſten nach Weſten gefloſſen ſei längs der Donau oder nördlich den Karpathen, ſie ſeien aus dem Oſten gekommen, aus dem weiten Lande, das nördlich über dem ſchwarzen Meere liegt. Sie hießen aber Cimbern und Teutonen, und werden von den Römern die erſten Germanen genannt, mit welchen ſie geſtritten. Nach der Schlacht bei Noreja weideten ſie mehrere Jahre in den fruchtbaren Ländern, welche zwiſchen der Donau und den Alpen liegen, und bewegten ſich langſam gegen Weſten, und wälzten ſich in ihrem Zuge immer größer, gleich einem Schneeball, der vom Berge klein beginnt und in der Ebene Menſchen, Vieh, Bäume und Häuſer mit ſich fortrollt. So zogen mehrere teutſche und galliſche Völker, die in dieſen Gegenden ſaßen, mit ihnen. Sie verſuchten nun von dem Rheinſtrom her durch Belgien in Gallien und nach dem Süden vorzudringen; vergeblich: die kriegeriſchen Belgen ließen ſie nicht durch. Sie wandten ſich darauf wieder, und gingen an den Gränzen der Helvetier hin, von welchen viele ihnen folgten, bis ſie in das Gebiet der Römer gelangten.

Sie hatten aber nach Rom Botſchafter geſandt, daß ſie für ſich und ihre Weiber und Kinder und Heerden Land begehrten, wo ſie wohnen mögten; denn ſie waren ausgezogen mit allem ihrem Volk. Aber die Römer hatten es ihnen verweigert, und ihnen geboten zurückzuweichen von ihrem Lande und von dem Lande ihrer Befreundeten der Gallier. Sie aber gehorchten ihnen nicht, ſondern gingen in das römiſche Gallien ein, und trafen auf den römiſchen Konſul Junius Silanus, und jagten ihn in die Flucht, und erſchlugen viel des Volks, das mit ihm war. Und ſie überſchwemmten das Land rings umher, und das Schrecken vor ihnen war ſehr groß. Und dies geſchah im dritten Jahr, nachdem ſie mit den Römern bei Noreja geſtritten hatten. Und die Römer ſammelten ſich wieder, und brachten ein Heer zuſammen, daß es die Länder ſchützte; und ihr Feldhauptmann hieß Lucius Caſſius Longinus. Und er ſtritt mit ihnen und mit ihren Bundesgenoſſen den Tigurinern, die aus dem helvetiſchen Lande mit ihnen gezogen ſeyn ſollen; und der Streit war hart, und die Römer flohen, und Caſſius ward erſchlagen, und der Seinen blieben wenige übrig, und dieſe fingen ſie und machten ſie zu Sklaven. Und es war noch ein römiſcher Feldhauptmann Markus Aurelius Skaurus, und ſie ſchlugen ſein Heer, ihn ſelbſt aber fingen und tödteten ſie. Und dies war im ſechsten Jahr, nachdem ſie nach Norikum gekommen waren. Den Römern aber däuchte es faſt ſchimpflich, daß ſie in mitten ſo großer Siege über alle Völker vor denen hatten fliehen müſſen, deren Namen ſie kaum kannten; und ſie rüſteten abermal ein großes Heer aus, und ſandten es nach Gallien über die Berge, und die Fürſten des Heeres hießen Cnejus Manlius und Quintus Servilius Cäpio; und ſie dachten, dieſe würden ſie nicht beſiegen. Es geſchah aber anders. Denn unter den Feldhauptleuten war Zwietracht, und wollte der eine nie, was dem andern gefiel. Und die Fremden ſetzten hart an ſie, und ſchlugen ſie, und erſtiegen zwei ihrer Läger, und erbeuteten großes Gut. Es waren aber der erſchlagenen Römer und ihrer Bundesgenoſſen an dieſem Tage 80000, und der getödteten Knechte, welche über das Gezeug und die Wagen geſetzt waren, 40000. Und die Römer erſchracken ſehr, und ergrimmten über Servilius Cäpio den Feldhauptmann, und ſchalten ihn, daß durch ſeine Dummkühnheit die Schlacht verloren war; und ſie nahmen ihm die Hauptmannſchaft, und ſtraften ihn um all ſein Gut. Und das war nicht geſchehen ſeit 404 Jahren, da ſie ihren König Tarquinius den Tyrannen vertrieben.

Es war aber in der ganzen Welt eine große Angſt vor den Cimbern und Teutonen, daß ihrer mehr ſei als Sand am Meer, und über 300000 ſtreitbare Männer, die das Schwerdt ziehen können; und die in Rom fürchteten ſich ſehr, und ſprachen: ſiehe es iſt ein ſchlimmes Volk, und kann mit uns thun, wie Brennus der Gallier that in den Tagen unſerer Väter, und wie Hannibal der Punier; und wenn ſie über die Berge dringen, wer mag ihnen wehren, daß ſie nicht vor unſere Stadt ziehen und uns belegen und das Land aufrühren und von uns abwenden? Denn ſie wußten wohl, daß die, welche in Italien wohneten, neuer Dinge gelüſtete wegen der harten und unaufhörlichen Kriege, worin ſie über das Meer und die Alpen in ferne Länder ziehen mußten, und wegen der Herrſchaft, welche die Römer allein für ſich behielten; auch, daß die Griechen und Aſiaten ungern dienten, und die Hiſpanier, welchen Freiheit immer beſſer gedäucht als Leben, aufſätzig waren. Und als die, welche aus den Niederlagen des Manlius und Cäpio entronnen, heimkehrten, und erzählten, wie fürchterlich die Fremdlinge ſeien, wie wild von Muth, wie hoch von Gliedern, wie trotzig in dem Tode, und was ſonſt alles die Furcht vergrößert — da wuchs die Angſt noch, und es ging eine Wehklage durch die Stadt Rom, als wären die Feinde ſchon auf dem Kapitolium. Dies war ein Berg, wo ſie die Tempel ihrer Götter hatten, des Jupiter Kapitolinus und des Mars und der Veſta und der Fortuna Victrix, welchen ſie am meiſten vertraueten, und der Berg war nie eingenommen worden von irgend einem Volke. Die Römer aber, das Volk und der hohe Rath, wählten den Cajus Marius, daß er Feldhauptmann wäre des Heers, das ſie nach Gallien ſenden wollten. Dieſer Marius war ein Feind der alten Geſchlechter, und ſie haßten ihn ſehr; denn er war von dunkeln Aeltern gebohren und der erſte Mann ſeines Namens, und war rauh und ſtolz und trotzig, aber ein großer Kriegsmann; und ſeine Tugend hatte ihn erhoben, und ſie hatten keinen Mann, auf den das Volk vertrauete, wie auf ihn.

Und Marius rüſtete ſich, und verſammelte ſein Heer, und lagerte ſich in Gallien an dem Rhodanus, (Rhone) und befeſtigte ſein Lager ſehr nach römiſcher Weiſe; und er führte viele Speiſe hinein auf manche Monate, damit er nicht aus Hunger etwa ſtreiten müßte mit dem Feind und eine Schlacht wagen. Die Cimbern und Teutonen aber ſtreiften zwei Jahre herum, und plünderten Gallien, und das Schrecken vor ihnen war ſo groß, daß ſie in einigen Städten Menſchen aßen, ehe ſie ſich ihnen ergaben; dann zogen ſie über die

Berge in Hiſpanien, konnten es aber nicht gewinnen, ſondern mußten zurückziehen. Die aber im römiſchen Heere lernten auf Marius vertrauen, und gedachten, wie ſeine furchtbare Geſtalt und ſeine Strenge auch dem Feinde furchtbar ſeyn werde, und lobten ihn, weil er auf alte römiſche Zucht und Tugend hielt und gegen Große und Kleine gleich gerecht war. Auch erzählten ſie ſich, was Scipio der Jüngere, als ſie vor Numantia lagen, von ihm geſagt hatte. Als nemlich einer der Oberſten des Heers ihn gefragt: wann er hinſcheide, was dann aus ihnen werden würde, was aus Rom, wer nach ihm ihr Feldherr ſeyn könne? da hatte er dem jungen Marius, der neben ihm lag, ſachte auf die Schulter geklopft; und geſagt; vielleicht dieſer. Solches alles tröſtete ſie. Er aber, als die Feinde das zweite Jahr an ſein Lager rückten, hielt ſeine Leute immer drinnen, daß er ſie an die großen Leiber, an die wilden Töne, und an die Waffen und Art zu fechten der Fremdlinge gewöhnte. Darüber wurden ſie faſt ungeduldig, und murreten, daß er ſie gleich Weibern und Weichlingen mit Wällen und Gräben umſchließe und die Feinde täglich anlaufen und ſchimpfen laſſe. Ihn aber bewegte das nicht.

Die Fremden aber hatten ſich in zwei Schaaren getheilt, die Cimbern waren an dem Rhodanus und Jura hinauf gen Norden gezogen und die Teutonen und Ambronen lagen vor Marius. Als dieſe ſahen, daß er nicht ſtreiten wollte, machten ſie ſich auf, und zogen an ſein Lager hin, daß ſie den Weg nach Italien nähmen, und fragten höhniſch die im Lager, ob ſie an ihre Weiber etwas zu beſtellen hätten. Da brach auch er ſein Lager auf, daß er ihnen zuvorkäme. Er zog aber an ihrer Seite hin in unzugänglichen und bergigten Orten, damit ſie ihm nichts angewönnen des Tages noch ihn überfielen des Nachts: denn er ſah wohl, mit welchen fürchterlichen Männern er zu ſtreiten hatte. Und er lagerte ſich ihnen gegenüber, und der Ort, wo er lag, hieß Aquä Sextiä, und war eine römiſche Kolonie, und es waren dort warme Bäder. Da war gleich den erſten Tag ein Gefecht, und die Ligurer und einige Römer ſchlugen die Ambronen, deren 30000 Mann waren, tödteten ihrer viele, und jagten die übrigen bis in ihr Lager und ihre Wagenburg; dort entſtand ein wüthender Kampf mit den Weibern, welche mit Schwerdtern und Beilen und furchtbarem Geheul herausſtürzten, und zugleich auf die Fliehenden und die Verfolgenden hieben, auf jene als auf Verräther, auf dieſe als auf Feinde. Dieſes Gefecht war nur ein zufälliges, woran das groſe Heer nicht Theil hatte. Die Nacht darauf war grauenvoll; in dem Lager der Fremdlinge war ein unendliches Gewimmel und Getümmel, und ein Geſchrei, das nicht Winſeln oder Wehklagen glich, ſondern einem dumpfen und thieriſchen Gebrülle, wovon die Berge ringsum und die Thäler des Stroms ſchrecklich wiederhalleten. Und die Römer ergriff Furcht und Marius Bangigkeit; denn ſein Lager war nicht befeſtigt, und er fürchtete, der Feind mögte ihn des Nachts anfallen, wo alles unordentlich, verwirrt, und ungewiß wird, und Feigheit und Tugend gleich tapfer ſcheinen können. Aber ſie thaten das nicht, ſondern lagen ſtill.

Schlacht bei Aquä Sextiä J. 102 vor Chr.

Und den andern Morgen, als es tagte, gebot er ſeinem Heere auszurücken, und ſtellte das Fußvolk vor dem Wall auf, die Pferde aber ließ er aufs Blachfeld reiten. Er hatte aber den Claudius Marcellus abgeſchickt mit 3000 Schwerbewaffneten, daß er ſich in den Hinterhalt legte, und wann der Streit begonnen den Feinden in dem Rücken erſchiene; denn über den Feinden waren quellenreiche Berghänge und mit Gebüſch bewachſene Schlüchte: dahin legte er ſich. Die Teutonen, als ſie die Römer ausrücken ſahen, warteten nicht, daß ſie auf die Ebene herabkämen, und ſie ſo mit gleichen Vortheilen föchten, ſondern waffneten ſich eilends, und liefen wüthend gegen die Anhöhen. Marius aber hielt die Seinigen in Ordnung, und gebot ihnen, ſie herzhaft zu empfangen, die athemlos und unordentlich auf dem unebenen Boden heranliefen. Und ſie thaten das, und ſtürzten auf ſie, und trieben ſie zurück, und begann nun das Gefecht auf der Ebene. Dieſer entſcheidende Augenblick entging dem Marcellus nicht, ſondern er fiel nun aus dem Hinterhalt herab, und traf auf den feindlichen Hinterzug. Und ſie wurden alſo von vorn und hinten hart gedrängt, und Schrecken ergriff ſie und löſte die Reihen auf, und ſie nahmen die Flucht; die Römer aber verfolgten ſie und tödteten und fingen ihrer über hunderttauſend. Andere aber erzählen, es ſeien 200000 erſchlagen und 80000 gefangen, und das Volk der Teutonen ſei vertilgt an dieſem Tage; ſpäter aber hätten die von Maſſilia ihre Weinberge mit den Gebeinen des Schlachtfeldes eingehägt. Der König der Teutonen Teutobod ward gefangen und zierte Marius Triumph, ein Mann ſo gewandt, daß er über vier bis ſechs Pferde ſpringen konnte, ſo ſchlank, daß er über die Tropäen ragte. So erzählt Florus. Nach Oroſius ward er erſchlagen, doch entflohen 3000 Teutonen. Dieſe blutige Schlacht war im Jahr 102 vor Chriſti Geburt, im eilften Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Die Cimbern, die ſich an dem Rhodanus von den Teutonen getrennt hatten, waren unterdeſſen hinaufgezogen gegen die nördlichen Alpen, und ſuchten durch Norikum in Italien einzudringen. Gegen ſie hatten die Römer, daß er die Gränzen beſchirmte, den Quintus Catulus geſchickt, der zugleich mit Marius Konſul war. Er aber getraute ſich nicht mit ihnen im offenen Felde zu ſchlagen noch alle Alpenſchlüchte zu beſetzen; denn er gedachte: theile ich mein Heer, ſo fallen ſie über die einzelnen Haufen her und verderben ſie, und kommen doch nach Italien. Und er zog ſich hinter die Atheſis, die jetzt Etſch heißt, und verſah den Strom mit Wällen und Verſchanzungen, und dachte ſie ſo abzuhalten, daß ſie das Land nicht überſchwemmten. Sie aber kamen doch über das Waſſer, denn die Römer wichen zurück, und hielten ihren Anblick nicht aus, als ſie ſahen, wie ſie Bäume und Felsſtücken hinwälzten und gleich den Giganten Hügel abtrugen und eine Schütte aufwarfen, womit ſie den Strom zu ſtauen meinten. Und es war ein Kaſtell an der Atheſis, dieſes hatten die Römer beſetzt, und die darinnen ſtritten als wackere Männer, und die Cimbern bewunderten ihre Tapferkeit und wie ſie für ihr Vaterland das Leben drein ſetzten, und boten ihnen freien Abzug und ſicheres Geleit, und ſchwuren es bei ihrem ehernen Stier, der ihr höchſtes Kriegszeichen war; und jene zogen ab. Sie aber ergoſſen ſich nun über das ganze ebene Land, und weideten dort und erfriſchten ſich, und gedachten nicht, wo der geradeſte Weg nach Rom ging. Catulus aber hatte ſich hinter den Padus gezogen. Jetzt zog auch Marius heran mit ſeinem Heer, das aus Gallien gekommen war, und die beiden Konſuln vereinigten ſich und gingen über den Strom. Die Cimbern, als ſie ſolches vernahmen, verſammelten ihre zerſtreuten Haufen, und ſandten Boten an Marius, daß ſie noch einmal Land begehrten von den Römern für ſich und ihre Weiber und Kinder und Heerden, auch für ihre Brüder die Teutonen. Und Marius verhöhnete ſie, und ſprach: ihre Brüder die Teutonen hätten ſchon Landes genug, das ſollten ſie auch haben; und, damit ſie wüßten, was er meinte, ließ er die gefeſſelten Könige der Teutonen vor ſie führen. Dieſe waren auf der Flucht in den Bergen von den Sequanern in Gallien ergriffen und den Römern überliefert. Die Cimbern, als ſie ſolches hörten und ſahen, ergrimmten, aber fürchteten ſich nicht.

Schlacht bei Vercellä Jahr 101 vor Chr.

Und ſie zogen ſtrax gegen die Römer, und Bojorix ihr König ritt mit einigen Reitern heran an das Lager, und forderte Marius heraus, daß er Tag und Ort beſtimme, herauszurücken und es auszukämpfen um das Land; Marius aber antwortete ihm, die Römer pflegen ihre Feinde nicht um Rath zu fragen wegen der Schlacht, doch wolle er auch hierin den Cimbern gefällig ſeyn. Und ſie ſetzten zum Schlachttag den dritten Tag und zum Wahlplatz die Ebene bei Vercellä, die von einigen das Raudiniſche Feld genannt wird. Und nach dieſem rüſteten ſich beide Theile zur Schlacht, und Marius opferte ſeinen Göttern, und wuſch ſeine Hände, und hub ſie gen Himmel, und als ſeine Prieſter ihm die Eingeweide der Opferthiere zeigten, rief er mit lauter Stimme, ſo daß alles Volk es hörte: *mein iſt der Sieg!* Und das tröſtete ſie ſehr; und es war faſt ein Gleiches geſchehen vor der Schlacht bei Aquä Sextiä, wo Marius ſich von einem ſyriſchen Weibe Namens Martha hatte Glück weiſſagen laſſen. Und die Cimbern zogen heran, unzählig wie die Schneeflocken im Winter, und goſſen ſich aus vor den Römern. Sie griffen aber nicht grade die Stirn des Heers an, ſondern wandten ſich mit geſchwinder und geſchickter Bewegung rechts, der Meinung, die Mitte der Römer zu zerſprengen und ihren linken Flügel von der Seite zu faſſen; und Marius bewunderte ihre weiſe Ordnung, und begegnete ihr. Und der Streit begann, und ſie fochten wie tapfere Männer, und es war ein ſehr heißer Tag; denn es war der Monat Auguſtus, wo es in Italien am heißeſten iſt. Und die Cimbern hatten Marius und die Sonne und den Staub gegen ſich, und wurden geſchlagen. Und es lagen ihre Reihen hingeſtreckt, als wären ſie an der Schnur gezogen geweſen: ſie hatten ſich aber, damit ihre Linie ſich nicht auflöſete, vor der Schlacht mit Stricken an einander gebunden. Und die Uebrigen flohen in die Wagenburg, und die Römer verfolgten ſie; die Weiber aber ſtanden auf den Wagen, und hatten Trauerkleider angethan, und tödteten die Fliehenden, ihre Männer und Brüder und Väter, und erwürgten ihre kleinen Kinder, und warfen ſie unter die Räder und unter die Füße der Saumthiere; ſich ſelbſt aber entleibten ſie, und viele erhänkten ſich an den Wagen mit Stricken, die ſie aus ihren eigenen Locken geflochten hatten: und däuchte dieſen ſtolzen Seelen der Tod ſüßer, als die Knechtſchaft. Auch viele Männer, als ſie ſahen, daß ſie nicht entrinnen konnten, tödteten ſich ſelbſt. Doch erzählen die Römer uns, ſie haben 60000 Gefangene gehabt, der Erſchlagenen aber ſeien zweimal ſo viel geweſen; ja einige vergrößern ihre Zahl zu 140000 und 160000 Mann. Die helvetiſchen Tiguriner entflohen durch die Berge, und zerſtreueten ſich. Als die in Rom vernahmen, wie die Feinde vernichtet ſeien, war große Freude, und ſie nannten Marius den dritten Stifter der Stadt, und er feierte nach einander zwei Triumphe. Aber die Jünglinge und Knaben der Cimbern und Teutonen, die gefangen worden, rächten nachher das

Blut ihrer Brüder und Väter in vielen Schlachten, als Crixus und Spartakus in Italien die Sclaven zum Aufſtand brachten, und ſie erſchlugen viele tauſend Römer. Das Jahr, wo bei Vercellä gefochten ward, war das Jahr 101 vor Unſers Herrn Geburt.

Julius Cäſars Kriege in Gallien und Germanien J. 58—50 v. Chr.

Nach dieſen blutigen Getümmeln der Cimbern und Teutonen hörte man den Namen der Germanen nur aus der Ferne, bis Cajus Julius Cäſar nach Gallien zog, das Land zu unterjochen. Dieſer Mann war aber ein großer Kriegsfürſt, klug, beredt, ſcheu, geſchwind, tapfer, freigebig, kurz mit allen Tugenden und Künſten geſchmückt, nur nicht mit der Tugend der Gerechtigkeit. Gebohren und erzogen mitten in blutigen Kämpfen, um die Herrſchaft ſah und litt er mehr Böſes als Gutes, und Cornelius Sulla ſchenkte ſeinen Kopf denen, die für ihn baten, nur mit den warnenden Worten: *ihr wiſſet nicht, was ihr bittet, wahrlich ich ſage euch, in dieſem Jünglinge ſind mehr als zehen Marius.* Rom hatte die Welt erobert und die Laſter der Welt in ſich verſammelt, es konnte nicht mehr frei ſeyn; es kam auf das Glück an, ob der Beſte oder Schlechteſte ſein Herr ſeyn ſollte. Aber den beſten Herrn verdiente das Volk nicht, das mit unglaublichem Geiz durch Hinterliſt, Lüge, Verrath, und Mord alle Länder unterjocht hatte, und die, welche noch frei waren, unterjochen wollte: Gott mußte die Räuber ſtrafen, die zu Hauſe lange ſtreng und gerecht, gegen Fremde immer grauſam und ungerecht waren. Cäſar aber entwich freiwillig von Rom, weil er keinen Gleichen ertragen konnte, und doch einige Männer kannte, denen er nicht gleich war. Er bedurfte, damit er Herr von Rom wurde, eines Heers. Daher ſchloß er ein Bündniß mit zwei in Rom gewaltigen Männern, mit Pompejus und Craſſus und ließ ſich zum Landpfleger in Gallien ernennen. Daſelbſt fand er Krieg, und zettelte Krieg aus Krieg in die acht Jahre, und ſchuf ſich auf dieſe Weiſe Geld und Zeug und Reiſige und Knechte, und daheim in Rom ſchuf er ſich Freunde und Späher, die für ihn arbeiteten und lauſchten. Das alles mußten die Tempel der Götter hergeben, die er beraubte, und die unglücklichen Völker, die er plünderte.

Es war das achtundfunfzigſte Jahr vor Chriſti Geburt und das zweiundvierzigſte nach der Schlacht auf den Raudiniſchen Feldern, als Cäſar mit einem Heere über die Alpen zog; und es war acht Jahre ſpäter, als er an der Gränze des Ciſalpiniſchen Galliens über den Rubikon ging, und ausrief: Friſch auf Glück! die Würfel ſind geworfen. Es war aber die ſogenannte Römiſche Provinz jenſeits der Berge nur noch klein, etwa der fünfte Theil des großen galliſchen Landes: was von dem Lemaniſchen (Genfer) See zwiſchen dem Rhodanus und den Alpen zum Mittelmeer hinabläuft, und jenſeits des Rhodanus der Strich, der ſich um den Buſen des Meeres biegt zwiſchen den Gevenner Bergen bis an den Urſprung der Garunna. Ueber dieſes Land war Cäſar Landpfleger und über das Ciſalpiniſche Gallien zwiſchen den Alpen und an beiden Ufern des Padus, (Po). Das übrige Gallien war von drei großen Völkern bewohnt, oben von den Aquitanen, in der Mitte von den Galliern oder Celten, und unten bis an den Rhein hin von den Belgen, welche jenſeits der Sequana (Seine) anfingen, und in den Orten, wo die Maaß und die Moſel im Vogeſiſchen Gebirge entſpringen. Dieſe drei Völker zerſpalteten ſich wieder in vielarmige Völkerſchaften, welche von eignen Obrigkeiten, Fürſten, oder Königen regiert wurden. Wie er ſie nach ſchweren Kriegen und mancherlei Wechſeln und Aufruhren bezwungen, wie er das von römiſchen Augen noch nie geſehene Brittannien beunruhigt hat, das mögen diejenigen beſchreiben, welchen die galliſchen Geſchichten am Herzen liegen. Wir ſagen das Eine, ſie wurden unterjocht, weil ſie nicht zuſammenhielten. Doch iſt es unrecht, daß der Eburone Ambiorix, welcher Belgiens Viriathus, der Arverner Vercingetorix, welcher Galliens Arminius werden wollte, allein von Cäſar genannt werden. Wer tapfer und klug für die Freiheit ficht, ſoll auch unglücklich nicht verſchwiegen werden, wenn das Gerücht den Namen des glücklichen Eroberers ausruft, der die Freiheit vertilgte.

Es ſaß aber im nordöſtlichen Gallien ein germaniſcher Fürſt, der hieß Arioviſtus, und war ein gewaltiger Kriegsmann und beſchatzte die Völker, die am Jura und an den beiden Ufern des Arar (Saone) wohnten, und drängte ſie ſehr. Und ſie ſandten Boten zu Cäſar, der die Helvetier beſiegt und wieder in ihr Land zurückgetrieben hatte, und ſie ſchrien ihn um Hülfe an. Es hatten aber die galliſchen Sequaner dieſe Fremdlinge gerufen, daß ſie ihnen beiſtänden gegen ihre Nachbarn, die Aeduer, die ihnen zu mächtig waren. Und ſie hatten die Aeduer geſchlagen; aber ſie waren nicht wieder abgezogen, ſondern ſaßen im Lande, und immer zogen ihnen neue Haufen von den Ihrigen zu, welchen das ſchöne Land gefiel, und plagten die Einheimiſchen, und wurden aus Helfern die Herren. Darum ſoll man gegen die Eigenen, ſo man einen Streit mit ihnen hat, keine Fremdlinge rufen, denn es bringt Unheil. Und Cäſar nahm die Boten freundlich auf und tröſtete ſie und verhieß ihnen Hülfe gegen die Germanen, und befahl ihnen, was ſie an Reiſigen und Fußknechten und was an Zeug und Speiſe ihm zuführen ſollten; denn er freute ſich, daß er Gelegenheit bekam, ſich in ihre Händel zu miſchen. Und er ſchickte Botſchaft zu Arioviſtus, die von ihm begehrte, daß er abziehe und die Bundsgenoſſen Roms nicht beſchwere; auch ſchalt er ihn undankbar, daß er die Hoheit Roms antaſte, welches ihn Freund und Bundsgenoß genannt habe: die Römer aber pflegten dieſen Titel, womit ſie die Könige und Völker doch allmälig in die Knechtſchaft hineinbetrogen, den Menſchen als eine große Ehre einzubilden. Aber Arioviſtus rüſtete ſich, und zog ſeine Schaaren zuſammen, und antwortete ihm trotzig: den Namen Freund und Bundsgenoß habe er von den Römern nicht begehrt, noch glaube er ihnen dadurch zum Gehorſam gebunden zu ſeyn; in Gallien ſtehe er mit demſelben Rechte, womit die Römer und Cäſar dahin gekommen; er beſchatze, die er mit dem Schwerdte bezwungen, und werde ſie beſchatzen; Cäſar möge kommen und mit ihm treffen, er werde ſehen, was die unbeſiegten Germanen, die waffengeübteſten, die in die vierzehn Jahre unter offenem Himmel gelagert haben, in Streitbarkeit vermögen.

Dieſe Antwort däuchte Cäſar nicht gut, und er verſuchte noch einmal, ob er Arioviſtus ohne Krieg wieder über den Rhein bringen mögte; aber vergebens. Da rüſtete er ſich mit aller Macht und Geſchwindigkeit, und eilte Arioviſtus zuvorzukommen, und Veſontio zu beſetzen, das ihm als Waffenplatz und wegen der Zufuhren ſehr wichtig war; und es gelang ihm. Veſontio war eine Stadt, wo jetzt Beſançon im Burgunderlande liegt. Und Arioviſtus rüſtete ſich auch, und zog viele germaniſche Völker an ſich, die an dem Rhein hinauf wohnten, von da, wo jetzt Baſel liegt, bis wo der Main in ihn einfließt; auch waren andere im Anzuge von jenſeits des Rheins her. Aber im römiſchen Lager entſtand Zittern und Zagen, und das Volk war faſt unmuthig gegen die Germanen zu ſtreiten. Denn ſie hatten als Kinder wohl gehört, welche Männer die Cimbern und Teutonen geweſen waren und wie Rom vor vierzig Jahren gebebt hatte. Jetzt kamen die Gallier ins Lager, welche gewohnt waren, vor den Germanen zu fliehen, und die Kaufleute, welche des Handels wegen oft an und über den Rhein gezogen waren. Dieſe erzählten wunderbare und erſtaunliche Dinge von der unüberwindlichen Stärke, Kriegsübung, und Tapferkeit der Feinde, und von ihrem hohen Wuchs, woran die römiſche Kleinheit nicht reichen könne. Und es war eine allgemeine Traurigkeit und Stille im Lager, als wenn zum gewiſſen Tode gegangen würde, und zuletzt lautes Geheul und Wehklage, daß auch die Schaam ſie nicht mehr hielt. Und viele, die nur aus Freundſchaft mit Cäſar gereiſet waren und damit ſie ſeine Perſon ehrten und damit ſie als Freiwillige den Krieg lernten, ſchoben allerlei Urſachen vor, bekamen Briefe aus Italien, Krankheiten, und was alles die Furcht erdichtet, damit ſie die Erlaubniß der Heimreiſe erhielten. Und es wurden in allen Zelten Teſtamente verſiegelt, letzte Worte geſprochen, letzte Küſſe gegeben und genommen; und hatte die Angſt alle Scheu der Ehre ausgetrieben.

Als Cäſar dies gewahrte, ward er zornig, und verſammelte das Heer, und ſchalt, die kleinmüthig und verzagt waren, erklärte auch, es mögten reiſen, die unter ihm ſich nicht getrauten die Germanen zu beſiegen. Fürchterlichere und größere Schaaren ſeien zur Zeit ihrer Väter vernichtet durch römiſches Glück und römiſches Eiſen; in dem italiſchen Sklavenkriege habe man es jüngſt mit demſelben Feinde verſucht, einem Feinde, der ſchon von den Römern Kriegszucht gelernt hatte. Arioviſt ſei nicht ſo muthig, als ſie verzagt, er traue den Seinen nicht ſo viel zu, als ſie ihnen ſelbſt wenig zutrauen; darum habe er ſich weiter zum Rhein hin gezogen, und weiche dem Treffen aus. Ob ſie glauben, über den Feldzug und ſeine Art entſcheiden zu wollen? ob ſie glauben, er werde ſie in eine unvermeidliche Gefahr führen, er, unter dem ſie noch jüngſt weit größere Haufen der Helvetier geſchlagen haben, welche ſelbſt die Germanen ihnen gleich achten? Dieſe Rede beſchämte und tröſtete ſie, und ſie toſeten mit lauter Stimme, und verlangten gegen den Feind geführt zu werden. Und Cäſar brach ſein Lager auf, und rückte näher dahin, wo die Germanen ſtanden, und lagerte ihnen gegenüber. Aber Arioviſtus vermied jedes Haupttreffen, und ließ nur ſeine Reiter mit den römiſchen und galliſchen ſcharmützeln, welchen ſie überlegen waren. — Es war aber die germaniſche Art zu ſtreiten dieſe: Einer Schaar Reiſiger war eben ſo viel Fußvolk zugeſtellt, die hurtigſten und ſtärkſten; dieſe hatten ſie jeglicher aus der ganzen Schaar ſich gewählt zum Schutz; mit dieſen tummelten ſie ſich in dem Treffen, zu dieſen zogen ſie ſich zurück; dieſe ſtellten ſich zuſammen, wann es gefährlicher ward; ſie bedeckten, welche ſchon verwundet vem Pferde fielen; galt es, ſehr weit vorzurennen, oder ſehr geſchwind ſich zurückzuziehen, ſo war ihre Schnelligkeit durch Uebung ſo groß, daß ſie, an den Mähnen ſich lichtend, es dem Laufe der Pferde gleich thaten.

Cäſar ſchlägt Arioviſtus.

Cäſar konnte nicht begreifen, warum Arioviſtus nicht durch eine Schlacht entſcheiden wollte, da doch die Barbaren ſonſt eher zu geſchwind als zu langſam ſind; und er fragte einige Geſanjene nach der Urſache, und lernte von ihnen, Arioviſtus dürfe nicht ſchlagen vor den weiſen Frauen, welche die zukünftigen Dinge offenbaren, denn ſie ſagten, die Germanen mögten nimmer überwinden, wenn ſie vor dem Neumond eine Schlacht hielten. Nun beſchloß er, Arioviſtus zum Treffen zu zwingen, und rückte hart an das Lager der Feinde, daß ſie es nicht vermeiden konnten. Und ſie rückten nun auch aus, und ordneten und ſchaareten ſich nach den Völkerſchaften, und umzingelten ihre ganze Schlacht mit Wagen und Karren, daß ihnen keine Hoffnung für die Flucht bliebe; und ſie ſetzten ihre Weiber darauf, welche ſie, als ſie in den Streit zogen, mit gerungenen Händen weinend baten, daß ſie ſie den Römern nicht in die Knechtſchaft gäben. Und der Tag war heiß, und die Germanen, in dichten Schaaren zuſammengedrängt, ſtanden lange undurchdringlich, bis endlich ihr linker Flügel zu weichen begann; auf dem rechten aber drängten ſie die Römer. Da auf einmal fiel P. Craſſus, der die Reiſigen führte, als er ſie wanken ſah, mit der dritten noch friſchen Schlacht ſo ungeſtüm in die Feinde, daß alle die Rücken wandten und gegen den Rhein flohen. Es war aber der Wahlplatz ungefär Dreiviertelmeilen von dem Rhein. Wenige entrannen über den Strom durch Schwimmen oder in Kähnen, unter dieſen auch Arioviſtus; die andern alle hieben die Reiter nieder. Auch Arioviſtus beide Frauen kamen um auf der Flucht, und von ſeinen zwei Töchtern ward die eine getödtet, die andre gefangen. Als die Nachricht von dieſer Schlacht über den Rhein erſcholl, da wandten die Sueven, die an die Ufer des Rheins gekommen waren, um nach Hauſe. Es war aber Arioviſtus ein ſueviſcher König.

So erzählt Cäſar den Krieg mit Arioviſtus. Hätten die Germanen damals ſchreiben können, ſie würden ihn wohl anders erzählt haben. Daß die Römer ſiegten, iſt gewiß: daß die meiſten Germanen umkamen, iſt nicht wahrſcheinlich, weil Wald und Gebirge ihnen ſo nahe waren, die der Gegend kundigen Flüchtlinge aufzunehmen. Feinde, die bis auf den letzten Mann erſchlagen ſind, ſtehen nicht wieder auf; – aber alle die Völkerſchaften am Rhein, welche der Römer in dieſer Schlacht mit aufführt, traten bald nachher wieder auf den Platz.

Belgiſche Völker.

Dies war die einzige große Schlacht, die Cäſar mit den Germanen hielt; doch ſtritte er oft mit großer Gefahr mit den Belgen, den tapferſten Bewohnern Galliens, in welchen er germaniſche Tapferkeit erkannte. Denn dieſe Belgen waren faſt alle germaniſchen Stammes, und in früheren Zeiten über den Rhein gegangen; doch hatten ſie ſich etwas mit dem Galliſchen gemiſcht. Die Nervier aber waren die ſtreitbarſten von ihnen und hatten die Freiheit am liebſten; ſie ſaßen in einem fruchtbaren Lande, zwiſchen der Maaß und Schelde ſüdlich, doch näher der Schelde, wo jetzt Flandern und Hennegau iſt. Faſt eben ſo tapfer und frei weideten längs der Maaß und Neer die Eburonen; auf den Ebenen über ihnen und den Nerviern ſaßen die Aduatiker: was jetzt Brabant heißt; an den Ufern der Moſel bis in die Ardennen waren die Trevirer berühmt, ein kühnes Fußvolk, aber mächtiger durch Reiterei; die Bellovaker aber nördlich von der Seine in den fetten Gefilden zwiſchen der Saone und Oiſe waren die zahlreichſten aller Belgen. Zunächſt aber den Ufern des Rheins an der galliſchen Seite wohnten reine Germanen; die Mattiaken, wo der Rhein ins Meer fällt; die Ubier bis hin, wo er die Moſel in ſich aufnimmt: dann den Rhein hinauf, bis wo der Jura und Vogeſus faſt zuſammenſtoßen, die Vangionen, Nemeter, und Tribocker, kleine Völker, welche alle in Arioviſtus Heer mitfochten.

Es kamen aber außer den Germanen, welche ſchon an der galliſchen Seite des Rheins wohnten, oft große Haufen herüber, theils gelockt durch die Gerüchte der fürchterlichen Kriege, die Cäſar in dieſen Landen führte, theils, daß ſie Beute machten, theils auch, daß ſie neue Sitze ſuchten. Dies Letzte wollten die Tenkterer und Uſipier, welche in dem erſten belgiſchen Kriege über den Rhein gingen hart an ſeinem Ausfluſſe ins Meer, wo die Menapier wohnten. Sie ſagten, ſie würden von den Sueven gedrängt, daß ſie auswandern müßten. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Heerden bei ſich, und machten 430000 Köpfe. Cäſar aber verweigerte ihnen den Aufenthalt, und ſagte, es ſei ſein Land, ſie ſollten zurückgehen, wo ſie hergekommen. Da antworteten ihm ihre Botſchafter: die Germanen greifen nicht zuerſt das römiſche

Volk mit Krieg an, aber doch ſcheuen ſie ſich nicht, wenn man ſie antaſte, mit den Waffen zu ſtreiten; denn das ſei germaniſcher von den Altvordern überlieferter Brauch, denen, die ihnen Krieg bringen, zu widerſtehen und ihn nicht abzubitten. Doch müſſen ſie ſagen, ſie kommen gezwungen, aus ihrer Heimath verjagt; wenn die Römer ihre Huld wollten, könnten ſie ihnen nützliche Freunde ſeyn, ſie mögen ihnen nun Felder zutheilen oder die behalten laſſen, welche ſie mit den Waffen eingenommen; den einzigen Sueven weichen ſie, mit welchen ſelbſt die unſterblichen Götter nicht ſtreiten mögten: ſonſt ſei auf Erden keiner, den ſie nicht überwinden könnten. Doch überwand Cäſar ſie, aber durch italiäniſche Hinterliſt. Es iſt glücklich für die Römer, daß in ihrer Zeit ſie allein Geſchichte geſchrieben haben; wenn wir alle Schanden wüßten, wodurch ſie die Fremden unterjochten, ſo würde ſelbſt ihr Beſtes uns anekeln. Cäſar unter dem Schein von Unterhandlungen lockte die Fürſten und Führer des Volks zu ſich, und behielt ſie zurück; dann überfiel er plötzlich die Unbereiteten, welche meinten, es werde im Lager unterhandelt, zerſprengte die ohne Führer waren, und hieb alles zuſammen, ſo daß das Schwerdt und der Strom die meiſten Fliehenden verdarb. In dem zweiten belgiſchen Kriege des Ambiorix kamen auch einige tauſend Sikambrer über den Rhein, und hatten Uſipier und Tenkterer mit ſich. Es war ihrer alſo doch übrig geblieben, und ſie wurden den Römern durch plötzlichen Anfall ſehr gefährlich.

Cäſar ging zweimal über den Rhein. Er hatte nicht Luſt zu einem germaniſchen Kriege, denn er hatte in Gallien Arbeit genug; auch fürchtete er die Streitbarkeit der Völker jenſeits des Rheins. Aber er wollte ſie ſchrecken, damit ſie nicht kämen und ihn in ſeinen Eroberungen aufhielten. Und er ſchlug eine Brücke über den Strom bei den Ubiern, und gab dieſen den Namen römiſcher Bundesgenoſſen. Sie wurden nachher den Römern zinsbar, welche in ihrer Mark eine Kolonie gründeten, die Colonia Agrippina genannt ward. Aus dieſer Kolonie wuchs eine große und berühmte Stadt, die jetzt Cölln heißt. Cäſar ſah das Land und die Wälder nur an, denn die Menſchen hatten ſich zurückgezogen; er verheerte die nächſten Felder, ſteckte einige Hütten der Sikambrer in Brand, und ging dann wieder zurück, nachdem er vierzehn Tage den Wehrloſen gegenüber geprangt hatte. Er glaubte, wie er ſagt, für den Ruhm und Vortheil genug gethan zu haben. So prangten in unſern Tagen die Franzoſen in Boulogne gegen Brittannien und in Kalabrien gegen Sicilien. Das zweite Mal guckte er nur über den Rhein, doch erzählt er uns, daß das Schrecken ſeiner Waffen durch Arioviſtus Niederlage und die galliſchen, brittaniſchen, und belgiſchen Siege ſo groß geworden war, daß die mächtigſten Völker der Sueven ſich weiter gegen Oſten zogen jenſeits des Waldes Bacenis, den die Natur zwiſchen ihnen und den Cheruskern als eine Mauer aufgeführt hatte. Unter dieſem Walde verſteht Cäſar wohl die Kette von Bergen, welche von dem Odenwald durch den Thüringerwald und das Eichsfeld ſich bis zum Harz fortſetzt.

Jetzt wenige Worte von dem Volke und Lande der Germanen überhaupt, wie ſie zu Cäſars Zeit waren, oder wie Cäſar ſie kannte. Zuerſt ſpricht er von den Sueven alſo:

Von dem Lande und Volke der Germanen zu Cäſars Zeit.

„Das Volk der Sueven iſt bei weitem das größeſte und kriegeriſcheſte Volk aller Germanen. Man ſagt, ſie haben hundert Gauen, woraus ſie jährlich aus jeglichem tauſend Streiter in den Krieg außerhalb ihrer Gränzen führen; die übrigen, die zu Hauſe bleiben, unterhalten ſich und jene. Dieſe ſind wieder das folgende Jahr in ihrer Reihe in den Waffen, jene bleiben zu Hauſe. So leidet weder der Ackerbau noch die Art und das Bedürfniß des Krieges. — Eigenthümlicher oder abgetheilter Acker aber iſt bei ihnen gar nicht, auch dürfen ſie des Anbaues wegen nicht länger als ein Jahr an demſelben Orte bleiben. Sie leben auch nicht viel vom Getraide, ſondern meiſtens von Milch und Vieh, und ſind viel auf der Jagd, welche Beſchäftigung durch die Art der Speiſe, durch die tägliche Uebung, und das freie Leben (weil ſie, von Kindauf an keinen Dienſt und an keine Zucht gewöhnt, durchaus nichts wider ihren Willen thun) die Kräfte nähret und Menſchen von ungeheurer Leibesgröße macht. So haben ſie ſich gewöhnt, daß ſie an den kälteſten Orten von Kleidern nichts als Felle haben, bei deren Kleinheit ein großer Theil des Leibes bloß iſt, und daß ſie in Flüſſen baden. — In Reitertreffen ſpringen ſie oft von den Pferden, und ſtreiten zu Fuß, und gewöhnen die Pferde, auf derſelben Stelle ſtehen zu bleiben; zu ihnen ziehen ſie ſich, wann es noth thut, geſchwind zurück. Auch wird nach ihren Sitten nichts ſchändlicher und weichlicher gehalten, als Sättel zu gebrauchen; daher getrauen ſie ſich, wie wenig ihrer ſeien, jede noch ſo große Zahl von Sattelreitern anzugreifen. Wein laſſen ſie gar nicht zu ſich einführen, weil ſie glauben, die Menſchen werden dadurch zur Ertragung von Beſchwerden weichlich und weibiſch. Für das Volk halten ſie es den größten Ruhm, wann das Gebiet an ihren Gränzen weit und breit wüſt liegt; das zeige an, eine große Menge Völker habe ihrer Gewalt nicht widerſtehen können. Daher ſollen an der einen Seite von den Sueven die Gefilde auf 600000 Schritt wüſt liegen.“

Alſo ſpricht er von den Germanen insgemein:

„Die Germanen weichen ſehr ab von den Galliern, denn weder haben ſie Druiden, welche die göttlichen Dinge verwalten, noch ſind ſie fleißige Opferer. Unter die Götter rechnen ſie alle die, welche ſie ſehen und welche ſich ihnen offenbar hülfreich erweiſen: Sol und Vulkanus und Luna; (Sonne, Mond, Feuer) die andern kennen ſie nicht einmal durch das Gerücht. Ihr ganzes Leben beſteht in Jagden und in Kriegsübungen; von Kindauf befleißigen ſie ſich der Abhärtung und Beſchwerde. Die am längſten keuſch geblieben, haben unter den Ihrigen das größte Lob: dies, glauben ſie, nähre den Wuchs, nähre die

Kräfte, ſtärke den Mann; vor dem zwanzigſten Jahre aber ein Weib erkannt zu haben, gilt ihnen für eines der ſchändlichſten Dinge. Dies läßt ſich nicht verbergen, weil ſie gemeinſchaftlich in Flüſſen baden und Felle oder kurze Pelze gebrauchen, wobei der größte Theil des Leibes bloß iſt.

Des Ackerbaus befleißigen ſie ſich nicht, und der größte Theil ihrer Speiſe beſteht in Milch und Käſe und Fleiſch. Auch hat niemand ein beſtimmtes Feldmaaß noch einige Gränzen, ſondern die Oberſten und Fürſten theilen den Familien und Freundſchaften der Menſchen, die ſich zuſammengethan haben, alljährlich ſo viel Land zu, als und wo es ihnen gut däucht, und nöthigen ſie das nächſte Jahr anderswohin zu gehen. Für dieſes Verfahren führen ſie viele Gründe an, damit die bleibende Gewohnheit ſie nicht befange, daß ſie die Luſt zum Kriege mit dem Ackerbau vertauſchen, damit ſie nicht weite Gebiete erwerben wollen, und die Mächtigen alſo die Kleinen aus ihren Beſitzungen verdrängen, damit ſie gegen Kälte und Hitze nicht zierliche Häuſer bauen, damit keine Geldgier entſtehe, woraus Partheiungen und Spaltungen erwachſen, damit ſie durch Billigkeit das Volk zügeln, da jeder ſich den Mächtigſten gleich behandeln ſieht.

Den Völkerſchaften iſt es das größte Lob, an ihren Marken weit und breit Wüſten zu haben. Dies däucht ihnen ein Kennzeichen der Tapferkeit, daß die Nachbaren von ihren Gefilden vertrieben weichen, daß keiner ſich neben ihnen anzuſiedeln wagt; auch glauben ſie dadurch ſicherer zu ſeyn, da die Furcht vor einem plötzlichen Einfall weg iſt. Hat eine Völkerſchaft einen Vertheidigungs- oder Angriffskrieg, ſo wählen ſie Anführer, die in dem Kriege befehlen, mit Gewalt über Leben und Tod; im Frieden giebt es keine allgemeine Obrigkeit, ſondern die Fürſten der Landſchaften und Gaue ſprechen unter den Ihrigen das Recht und ſchlichten die Händel. Auf Räubereien, die außerhalb den Marken einer Völkerſchaft geſchehen, haftet keine Schande: dieſe ſind da, behaupten ſie, daß die Jugend geübt und die Faulheit vertrieben werde. Und wo jemand der Fürſten in der Verſammlung geſagt hat, er wolle Führer ſeyn, die folgen wollen mögen ſich bekennen, ſo ſtehen diejenigen auf, welchen die Sache und der Mann gefällt, und geloben ihm Hülfe, und werden von der Menge gerühmt; die von ihnen nicht gefolgt ſind, werden als Ueberläufer und Verräther angeſehen, und das Vertrauen in allen Dingen iſt ihnen künftig abgeſprochen. Fremdlinge verletzen, halten ſie ſehr unrecht; die, aus welcherlei Gegend es ſei, zu ihnen gekommen ſind, ſchützen ſie vor Unglimpf, und halten ſie heilig, ihnen ſtehen alle Häuſer offen, alle Tiſche ſind auch für ſie gedeckt."

Das Land, welches dieſes freie, tapfere, keuſche, und gerechte Volk bewohnte, war noch rauh und wild und voll Wälder und Sümpfe. So beſchreibt es Cäſar nach dem Gerüchte, und daß es ſo war, erhellet auch daraus, daß die

Menſchen wenig vom Ackerbau und meiſt von Jagd und Viehzucht lebten. Dies weiſen auch die Thiere, die damals dort weideten und jetzt nicht mehr gefunden werden, die Elenne, die Auerochſen, vielleicht gar die Rene. Welche hohe Meinung der römiſche Feldherr von der Tugend der Germanen hegte, ſpricht er auf jeder Seite ſeiner Bücher aus. Er ſchuf ſich bald germaniſche Reiter und Fußvolk unter ſeinen Legionen; ſie halfen ihm die Gallier bezwingen; mit ihnen widerſtand er Afranius und Petrejus tapfern Legionen und durchbrach die unwiderſtehlichen hiſpaniſchen Geſchwader, die unter jenen beiden Feldherrn für Pompejus Magnus ſtritten; ſie waren bei Dyrrachium ſein Schutz; als durch die Schlacht bei Pharſalus endlich der erſte römiſche Kaiſer gemacht werden ſollte, waren ſie ſeine Stärke, und jagten die zahlloſen Reiterſchaaren des Feindes in die Flucht, aber Cäſar hatte ihnen auch zugerufen: *Geſell, hau immer nach dem Geſichte!* das konnten die feinen und zierlichen Söhne der Senatoren und Ritter nicht vertragen — ſie fochten mit ihm in Afrika gegen Juba, Scipio, und Cato; und gegen Pompejus Söhne bei Munda, wo der Streit ſo heiß war, daß die Schlacht lange wankte, und Cäſar ſchon an ſein Schwerd griff, damit er nicht lebendig in die Gewalt ſeiner Feinde käme.

Cäſars Tod Auguſtus wird Herr von Rom.

Cajus Julius Cäſar kriegte in Gallien acht Jahre, von dem Jahre 58 bis zum Jahr 50 vor Chriſti Geburt. Darauf kriegte er noch, fünf Jahre in Italien, Hiſpanien, Illyrien, Griechenland, Aegypten, Aſien, Afrika um die Herrſchaft von Rom, und das Jahr nach der Beendigung des hiſpaniſchen Krieges ward er mit dreiundzwanzig Wunden von denen getödtet, welche ein freies Vaterland und keine Tyrannei wollten. Nach ſeinem Tode waren lange blutige Wechſel und Kämpfe, weil Mehrere nach der Herrſchaft ſtrebten. Was die gracchiſchen Unruhen, der italiſche Krieg um die römiſchen Bürgerrechte, was die gräulichen Getümmel von Cinna, Marius, und Sylla, die fürchterlichen Sklavenkriege des Eunus, Crixus, und Spartakus, und die Beile der Henker von den freien und wackern Geſchlechtern noch übrig gelaſſen hatten, dies vergieng jetzt; und der große Sklavenhaufe konnte Deſpoten ertragen. Auch bekam er ſo ſcheußliche Deſpoten, daß die unterjochten Völker ſich freuen konnten, weil Rom in dem allgemeinen Elende noch elender war als ſie. Im vierzehnten Jahre nach Cäſars Tode ward der grauſamſte und liſtigſte der Triumvirn Herr von Rom und von ſeinen Ländern. Er war Cäſars Großneffe, nannte ſich zuerſt Oktavianus, dann Cäſar, zuletzt, als er allein herrſchte, Cäſar Auguſtus. Die ſpäteren Germanen dachten bei dem Namen Kaiſer, wornach ſie lange Zeit ihre Herrlichkeit vor allen Völkern Europens maßen, nicht mehr daran, wie ſehr ihre glorreichen Ahnen die erſten Cäſare oft verflucht hatten. So gehen in dem Gedächtniſſe der Menſchen Namen und Dinge unter, und ſelbſt der Haß ſtirbt, das einzig unſterblich zu behütende Veſtafeuer, ohne welches kein

Menſch und kein Volk auf Erden beſtehen kann. Auguſtus herrſchte nach der Ueberliſtung und Unterdrückung ſeiner Gegner in Rom noch 44 Jahre allein, und ſtarb 58 Jahre nach Cäſars Ermordung.

In den unruhigen Jahren, wo Cäſar und Auguſtus und die Triumvirn um die Herrſchaft Roms und der Welt ſtritten, war es im Norden der Alpen ruhig. Die Gallier hatten ſchon dienen gelernt, und ertrugen geduldig die römiſchen Feldherren und Groß- und Kleinſchatzmeiſter und Ober- und Unteraufſeher, die ihnen von Rom geſchickt wurden. Die große Arbeit der Römer war jetzt, nicht, wie ſie ſich vor Aufſtände der Gallier hüteten, ſondern wie ſich vor Anfällen der Germanen ſchützen mögten. Daher war das ganze galliſche Rheinufer wie zu einer einzigen Feſtung gemacht, und mit Schlöſſern, Thürmen, Schanzen, Deichen, und Brückenköpfen verwahrt. Hier lagen gewöhnlich an 50000 Mann der beſten römiſchen Kriegsleute in Beſatzung, welche im Kriege, wo alle Bundsgenoſſen und Hülfsvölker zuziehen mußten, auf die doppelte und über die doppelte Zahl gebracht wurden. Wenn in dieſer Zeit Krieg am Rheinſtrom gehört wird, ſo waren es Streifereien und Anfälle einzelner Stämme, leichte und unblutige Scharmützel mit den Römern, Verheerungen einzelner Felder, Verbrennungen einzelner Hütten, oder es waren innere Kriege zwiſchen den Völkerſchaften ſelbſt, welche die Römer erweckten und welchen ſie ſicher und ſchadenfroh aus der Ferne zuſahen; oder es ward ein ernſthafter und doch gefahrloſer Krieg geführt, den das italiſche Volk immer am beſten verſtanden hat: durch den Namen Freund und Bundesgenoß, die man gab, durch den Sold, den man einzelnen Fürſten bezahlte, durch die Einſchleichung in die geheimen Verhältniſſe der verſchiedenen Völkerſchaften, durch verborgene Anzettelungen, Verdachte und Aufhetzungen. Aeuſſerlich ſtand es am Rhein faſt ſo, wie Cäſar es verlaſſen hatte; der einzige Unterſchied war, daß das Verderben der Gränze näher gerückt worden, und daß die Römer lüſterner nach dem Norden ſahen, als welcher ihnen nach dem bezwungenen Süden jetzt eine ſichere Beute däuchte.

Auguſtus war kein Kriegsmann und liebte den Krieg nicht; er war nur groß in den ſtillen Künſten. Antonius der Triumvir ſpottete einmal über ihn, ſprechend, er habe nie grade in eine Feldſchlacht ſehen können, ſondern die Augen zugethan, wie gewiſſes Federvieh den Kopf verſteckt, wenn der Falke über ihnen ſchwebt. Aber die Römer mußten, damit ſie daheim ruhig wären, draußen Krieg haben. Den Pöbel, und alle, welche in Weichlichkeit und Faulheit der alten Tugend vergeſſen hatten, fütterte der Despot mit Brod, und unterhielt ſie mit Schauſpielen und Thierhetzen, auch wohl, damit einem ehrlichen und gefährlichen Manne der Hals gebrochen würde, zuweilen mit Verſchwörungen; die kriegsluſtige Jugend aber mußte in die Fremde geſchickt werden, damit die junge Herrſchaft nicht immer zu nahe beſichtigt würde. So war denn Krieg in Hiſpanien, wo die letzten freien Männer der Kantabrer und Aſturier bezwungen wurden; ſo war in Aquitanien noch etwas zu unterjochen; ſo ward auf die furchtbaren Parther hingewieſen; die ſchwierigen Dalmaten, Pannonier, Möſier mußten beſiegt oder beobachtet werden.

Die eigentliche Vorarbeit des großen germaniſchen Krieges fällt in das funfzehnte Jahr der auguſtiſchen Alleinherrſchaft, welches auch das funfzehnte Jahr vor unſerer Zeitrechnung iſt. Gott hatte zwiſchen dem Süden und Norden eine Mauer hingeworfen, die bis an den Himmel reichte, damit menſchlicher Uebermuth und Geiz unerſättlicher Eroberer die Welttheile und Völker nicht zuſammenmiſchten, welche getrennt bleiben ſollten. Dieſe Mauer waren die Alpen, deren mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen als Warnungspfeiler über die Länder ſcheinen, damit die Sterblichen im Gefühl ihrer Vergänglichkeit das Maaß und die Gerechtigkeit lernen. In ihnen ſaßen die Rhätier und Vindeliker, ein uraltes, freies und tapferes Volk, von welchem vor langen Zeiten bis an den Padus und Apenninus und das hetruriſche Meer Anſiedler ausgegangen waren. Auch dieſe ſollten dienen. Auguſtus ſandte ſeine Stiefſöhne, die kriegeriſchen Claudier Druſus und Tiberius gegen ſie. Sie umzingelten mit unzähligen Schaaren die Berge, welche Gott frei gewollt hatte. Die Menge, die Ueberliſtung, das Schwerdt, und der Hunger vertilgten ihrer mehr, als ſie bezwangen. So groß war die heilige Wuth für die Freiheit, daß die Mütter, als ihnen Speere und Pfeile ausgingen, gleich wüthenden Löwinnen, die ihre eigenen Jungen zerreiſſen, ihre Kinder, die als Knechte nicht leben ſollten, nahmen, und ſie den Feinden ins Angeſicht ſchleuderten. Das Land, wo ſo herrlich geſtritten ward, heißt jetzt Tyrol und Graubündten.

Anfang des groſen germaniſchen Krieges.

Als dies geſchah, regte es ſich auch am Rhein. Die Germanen konnten es nicht gleichgültig anſehen, daß die ausgerottet würden, welche Italien von ihnen ableiteten. Sie ſchlugen dem römiſchen Feldherren Marcus Lollius in die ſchimpflichſte Flucht, und jagten ihn blutig über den Rhein, einen gierigen Plünderer, der unter dem Mantel der Tugend die gröſten Laſter verbarg. Dies zu rächen ward Druſus Claudius geſandt; er kriegte drei Jahre mit den Völkern, welche zwiſchen dem Rhein, der Nordſee und der Weſer wohnten und deren öſtliche Gränzen an dem Harz und Odenwald hinablieſen. Die Römer ſagen, er beſiegte die Uſipier, Tenkterer, Katten, Cherusker, Sikambern, Sueven. Freilich kam er im zweiten Jahr bis an die Weſer, und im dritten, wie einige meinen, ſogar bis an die Elbe; aber groſe Schlachten werden nicht erzählt. Es ſcheint, die Germanen fochten gegen ihn, wie der Eburone Ambiorix gegen Cäſar, ſie beſetzten die Sümpfe, die Wälder, die Ströme, die Berge, ſchnitten die Zufuhren ab, verdarben die Wege, welche die Römer ziehen mußten, überfielen die einzelnen Haufen, und zerſtörten ſo in vielen kleinen Gefechten, welchen ſie in der groſen Schlacht nicht gewachſen waren. Wenigſtens mußte Druſus häufige Aushebungen machen, und ſein letzter Rückzug war wie eine Flucht; auf dieſer ſtürzte er auch mit dem Pferde unweit Moguntiacum (Mainz), brach ein Bein, und ſtarb nach wenigen Wochen. Dies geſchah im Jahr 9 vor Chriſti Geburt.

Den germaniſchen Krieg erbte von ihm ſein Bruder Tiberius Nero, ein in vielen Kriegen glücklich verſuchter Feldherr. Dieſer beruhigte hier die Gränzen, pflanzte 40000 Sikambrer und Ubier als Gränzhüter an der galliſchen Seite an, und ging dann nach Rhodus ins Exil, damit ſeine Mutter Livia Auguſtus Enkel deſto verdachtloſer wegſchaffen könnte. Am Rhein brannte aber der Krieg immerfort an die zehen Jahre, und es ward immer gefährlich, oft zweifelhaft geſtritten. Im zweiten Jahre nach Chriſti Unſers Herrn Geburt waren die Römer ſehr im Gedränge, und widerſtanden kaum; und Auguſtus ſandte ſeinen Tiberius zum zweiten Mal, daß er den germaniſchen Krieg führte. Der Mann, der ſeine Feldzüge jenſeits des Rheins beſchrieben hat, heißt Vellejus Paterculus. Er war Kriegsmann, und begleitete Tiberius. Keiner konnte alſo den Krieg beſſer als er erzählen. Aber er iſt Tiberius Lobredner, und deswegen müſſen wir glauben, daß er Größeres erzählt, als gethan ward. Dies ſind ſeine Worte:

„Das Vaterland ließ den ſchützenden Rächer nicht lange in der Stadt, ſondern ſchickte ihn ſogleich nach Germanien, wo vor drei Jahren unter Marcus Vinicius ein gewaltiger Krieg entbrannt war. Dieſen hatte er an einigen Orten glücklich geführt, an einigen aufgehalten. Sogleich wird in Germanien eingedrungen; bezwungen werden die Kanninefaten, die Attuarier, die Brukterer; die Cherusker huldigen: gräuliche Völker, und bald durch unſere Niederlagen berühmt; es wird über die Weſer gegangen und in das Entlegnere eingedrungen: und zwar nimmt Tiberius die Hauptlaſt des fürchterlichſten und gefährlichſten Krieges auf ſich, und trägt was von geringerer Bedeutung iſt, dem Sentius Saturninus auf, der ſeines Vaters Unterfeldherr in Germanien geweſen war. Der bis ſpät in den Herbſt verzogene Sommerfeldzug erhöhte noch die Vortheile des Sieges. Sein kindliches Gefühl zog den Cäſar nach Rom über die durch den Winter faſt geſperrten Alpen, aber die Hut des Reichs führte ihn im Anfange des Frühlings wieder nach Germanien zurück, wo er bei ſeiner Abreiſe mitten im Lande am Urſprunge der Lippe, die Winterquartiere aufgeſchlagen hatte. O ihr gnädigen Götter! wie große Thaten haben wir unter des Cäſars Tiberius Anführung den folgenden Sommer gethan! ganz Germanien iſt mit Waffen heimgeſucht; kaum dem Namen nach bekannte Völker beſiegt; die Völkerſchaften der Chauken haben gehuldigt, ihre ganze Jugend, unendlich an Zahl, ungeheuer von Leibern, durch die Lage der Orte die ſicherſte, hat die Waffen übergeben und, von den glänzenden und bewaffneten Schaaren unſerer Krieger eingehägt, vor dem Herrſcherſtuhl unſers Feldherren niedergekniet; die Longobarden gebrochen, ein Volk noch wilder als die germaniſche

Wildheit; endlich — was vorher nie in der Hoffnung empfangen, geſchweige denn mit der That verſucht war — das römiſche Heer fünfunddreißig germaniſche Meilen von dem Rhein bis zur Elbe geführt, welche an den Gränzen der Semnonen und Hermundurer hinfließt: und eben dahin fuhr durch ein wunderbares Glück, durch des Feldherrn Fürſorge, und durch Wahrnehmung der Winde die Flotte, welche die Buchten des Oceans umſegelt hatte, aus einem vorher unbekannten und unerhörten Meere in die Elbe ein, nach der Beſiegung vieler Völker, mit der reichlichſten Fülle aller Dinge, und vereinigte ſich mit dem Heere und mit dem Cäſar."

Auch in dieſem Kriege des Tiberius ward keine große Schlacht gehalten; doch ließen die Völker ihn gewiß nicht ungeſtört ziehen. Pomphaft klingt es bei Vellejus: „Sieger aller Völker und Orte, denen er ſich genahet, führete Cäſar ſein unbeſchädigtes und unverſehrtes Heer, das die Feinde zu ihrer großen Niederlage nur einmal mit Hinterliſt verſucht hatten, in die Winterquartiere zurück."

Der folgende Feldzug ſollte gegen die öſtlichen Germanen begonnen werden, worüber Marbod als König gewaltig herrſchte. Einen Theil der Rheinlegionen ſollte Sentius Saturninus durch das Land der Katten und den Odenwald längs dem Main nach Böheim führen, denn dies war die Hauptſtärke der Lande Marbods; Tiberius ſelbſt aber wollte von Carnuntum aus, welches Schloß unweit dem jetzigen Presburg im Gebiet von Norikum lag, das in Illyrien ſtehende Heer gegen den Feind führen. Schon waren beide auf dem Zuge, damit ſie ſich vereinigten, als ein furchtbarer Aufruhr vieler Völker ausbrach, die nördlich und ſüdlich an beiden Ufern der öſtlichen Donau wohnten: der Pannonier, der Dalmaten, der Illyrier und derer, die in den Bergen Macedoniens ſaßen. Sie verſammelten 200000 Mann Fußvolk und 9000 Reiſige, und wollten Italien ſtürmen. In dieſem ſchweren Krieg führte Tiberius funfzehn Legionen und eben ſo viele Hülfsvölker. Dies erzähle ich, damit man über die zahlloſen Heere unſerer Tage nicht erſtaune. Die Führung und der Ausgang dieſes Krieges liegt außer unſerem Wege; wir hören lieber, was Vellejus von Marbod erzählt:

Marbod König der Markomannen.

„Nichts war in Germanien, was noch beſiegt werden konnte, außer dem Volke der Markomannen, das unter Marbods Anführung aus ſeinen Sitzen aufgeregt und in das Innere zurückfliehend die von dem hercyniſchen Walde umgürteten Gefilde bebaute. Ueber dieſen Mann darf nicht ſo leicht hingeſchlüpft werden. Marbod von Geſtalt adelich, von Leibe ſehr rüſtig, von Muth trotzig, mehr ſeinem Volke als ſeinem Verſtande nach Barbar, hatte unter den Seinigen nicht eine tumultuariſche noch zufällige noch ſchwankende und durch den Willen der Gehorchenden beſtehende Herrſchaft erworben, ſondern eine feſte Regierung; und nach der Erringung der königlichen Gewalt beſchloß er im Herzen, ſein Volk fern von den Römern wegzuziehen, und dahin vorzudringen, wo, da er wegen mächtiger Waffen floh, er die ſeinigen zu den mächtigſten machen könnte.

Nachdem er alſo die obbenannten Orte eingenommen, bezwang er alle Nachbarn entweder im Kriege oder machte ſie durch Verträge zu ſeinen Leuten. Seinen Staat, durch ſeine feſte Lage geſchützt, durch den Befehl und durch beſtändige Waffenübungen faſt nach römiſcher Ordnung eingerichtet, erhob er in kurzem auf einen hohen und auch unſerer Herrſchaft furchtbaren Gipfel; und betrug ſich ſo gegen die Römer, daß er uns nicht mit Krieg zwackte, wann er aber gezwackt ward, offenbarte, daß Macht und Wille des Widerſtandes in ihm ſei. Die Botſchaften, die er an die Cäſare ſandte, empfahlen ihn zuweilen als einen Unterwürfigen, zuweilen redeten ſie wie von ſeines Gleichen. Die Völker und Männer, die von uns abfielen, fanden bei ihm immer Zuflucht, und er ſpielte ohne Hehl den offenen Nebenbuhler, und übte ſein Heer, das er 70000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß ſtark geſchaffen hatte, in unaufhörlichen Kriegen gegen die Nachbarn, und bereitete es ſo zu einer größeren Arbeit, als worin er war. Und er war auch deswegen furchtbar, weil er Germanien zur Linken und von vorn, Pannonien zur Rechten, Norikum im Rücken ſeiner Länder hatte, und alſo alle vor ihm zitterten, als der immer augenblicklich zu allen kommen konnte. Auch durfte Italien ſeines Anwachſes nicht unbeſorgt ſeyn, zumal da von den höchſten Alpenbergen, welche Italiens Gränze machen, der Anfang ſeines Gebietes nicht viel weiter als etwa ſiebenzehn germaniſche Meilen entfernt war. Dieſen Mann und dieſes Land beſchloß Tiberius das folgende Jahr von verſchiedenen Seiten anzugreifen.“

So blieb Oſtgermanien ruhig, aber in Weſtgermanien war groſſes Getümmel, als Tiberius die Pannonier und Dalmaten kaum beruhigt hatte; denn es lag ein ganzes römiſches Heer erſchlagen, und das Schrecken war groß in Rom und in Italien, und die Menſchen fürchteten ſchon, die Cimbern und Teutonen werden wiederkommen. Folgende waren aber die Urſache und der Ausgang des Krieges:

Quinctilius Varus röm. Feldherr.

Druſus und Tiberius hatten das Land zwiſchen dem Rhein und der Weſer mehr durchſtreift, als erobert; doch waren die römiſchen Vorpoſten und Schlöſſer bis an die Lippe und Ems gerückt, und die Römer betrachteten das Land als ihre Landſchaft, und behandelten es als ſolche; aber hier erſchien, daß es leichter iſt, eine Landſchaft machen als behaupten. Die römiſchen Legionen befehligte jetzt Quinctilius Varus, ein Mann von mildem und ſanftem Gemüthe, aber an Leib und Geiſt ſteif und gemeſſen, für die Geſchäfte des Friedens geſchickter als für die des Krieges, auch das Geld mehr als recht liebend. Dieſem Manne däuchte alles, weil es gehorchte, auch gebändigt, und er ſaß unter den Germanen zu Gericht, als wäre es auf dem römiſchen Marktplatz geweſen, und richtete die Männer in einer Sprache, die ſie nicht verſtanden, nach Geſetzen, die ſie nicht kannten, nach einer Ordnung, die für ihren Zuſtand nicht paßte. Jetzt erwachten alle, die man mit ſanften Namen und gelinder

Behandlung als Freunde und Bundsgenoſſen angezogen hatte; tief aber ergrimmten alle, welche beſiegt nur gehorchten, weil ſie mußten: denn nichts iſt freien Menſchen ſchmerzlicher, als Befehle in fremden Sprachen hören müſſen, und nach Geſetzen gerichtet werden, die ſie ſich nicht gegeben haben. Die Männer ſahen ſich nach einem Mann um, der ſie anführen könnte, und die Völkerſchaften thaten ſich zuſammen, damit ſie widerſtehen könnten. Und Gott wollte nicht, daß die Germanen Knechte werden ſollten, und er hatte einen Jüngling erweckt unter ihnen, der ſie erlöſen ſollte, und dieſer Jüngling hieß Arminius oder Hermann.

Arminius, Fürſt und Kriegsfürſt der Germanen.

Es war aber Arminius ein Fürſt aus dem Volke der Cherusker, welche wohnten in dem Lande zwiſchen dem Harz und der Weſer; und er hatte einen hohen und kühnen Muth, und verſtand auch den Krieg, wie die Römer ihn führten: denn er war als Kriegsmann unter ihnen geweſen und Freund und Ritter genannt worden von ihnen; und war gar ein behender, geſchickter, und kluger Jüngling. Und er ergrimmte in ſeinem Herzen, als er ſah, wie ſein freies Volk unterdrückt ward und wie freie Männer, die nichts fürchteten als Gott, vor römiſchen Sachwaltern und Beilen zittern mußten; und er entwich in die Orte und redete zu den Fürſten und den Aelteſten, wie ſie ſich verbinden mögten und die Römer erſchlagen und die Schmach der Knechtſchaft abthun von ihrem Lande. Und ſie traten zuſammen, und rathſchlageten, und ſchloſſen einen Bund, und gelobten vor Gott einander treu zu ſeyn; denn es ſei beſſer einmal ehrlich ſterben, als lange in Schande leben. Und es ward dem Varus angeſagt, und denen, die mit ihm waren: ſiehe es iſt unruhig im Lande, darum ſei auf deiner Hut, auch achte dich vor dem Arminius und denen, die mit ihm ſind: denn ſie meinen Arges in ihren Herzen gegen die von Rom. Denn unter den Germanen waren Verräther, die mehr hielten von den Fremden als von den Ihrigen und denen die Römer Gnadengelder bezahlten; und unter dieſen war ein germaniſcher Fürſt, der hieß Segeſtes, und war ein Erzböſewicht gegen ſein Land bis an ſeinen Tod. Dieſer warnete Varus noch den Tag vor dem Unglück; er aber glaubte ihm nicht, denn er dachte in ſeinem Herzen: dieſe werden ſich nicht rühren, die ſo bleich werden vor den Beilen meiner Schergen. Denn ſo iſt es: will Gott das Glück wegwenden, ſo verwirrt er die Rathſchläge, und verblendet die Augen, daß ſie nicht ſehen, und liegt doch das offene Verderben vor ihnen.

Varus Niederlage u. Tod, J. Chr. 9. Arminius aber hatte ſeine Völker verſammelt, denn er wußte, daß Varus ſicher war, und ihnen in Wäldern und Sümpfen ihre Stellen angewieſen, wo ſie im Hinterhalt liegen ſollten; und ſie ſagen, daß er ſelbſt Unruhen entſtehen ließ in dem Lande, das gegen die See liegt, und daß er Varus, der gegen die Aufrührer zog, begleitete, und den Weg belauſchte, und dann entwich zu den Seinen. Varus aber zog in aller Sicherheit durch einen tiefen Bergwald, und der

Wald lag in dem Lande, wo die Ems der Lippe am nächſten fließt, und hieß der Teutoburger Wald; und Varus lagerte in ihm. Und als er den nächſten Morgen aufbrechen wollte aus ſeinem Lager, daß er weiter zöge, ſiehe da ſah er alle Anhöhen mit feindlichen Schaaren beſetzt und Arminius an ihrer Spitze; und war nirgends ein Ausweg: denn wo nicht Wald war, da war Sumpf. Und der Weg, wo die Römer ziehen ſollten, war eng, und ſie drängten ſich ſehr; jene aber warfen ihre Geſchoſſe von oben herab auf die dichten, und trafen leicht; dieſe aber konnten ihnen wenig ſchaden, die da hinter Bäumen und Steinen ſtanden: auch konnten ſie nicht hinaufklimmen, denn es war ſteil und ſchlüpfrig und regnete ſehr. Und es entfiel ihnen der Muth, da ſie zugleich ziehen und ſtreiten ſollten, und daß es ſo regnete. Und der Abend kam, und ward Nacht, und ſie ſchlugen ihr Lager auf, und es war eine düſtere und grauenvolle Nacht. Varus aber, damit er leichter ziehen mögte, ließ viele Wagen und Karren und Gepäck verbrennen, und nahm die Troßbuben und Weiber und Kinder in die Mitte; denn es waren ihrer viele mit, und waren nicht ausgezogen wie zum Kriege. Und den zweiten Tag, als es licht ward, kamen ſie zuerſt auf ein kleines offenes Feld, dann mußten ſie wieder durch Wald ziehen, und der Regen fiel dicht vom Himmel herab, und es wehte ein gewaltiger Wind, ſo daß ſie ihre Waffen nicht gebrauchen und in ihrer ſchweren Rüſtung auf dem ſchlüpfrigen Wege weder vor- noch rückwärts gehen konnten. — Und die Germanen freueten ſich, und riefen: ſiehe! das thut unſer Gott, der uns heute rächen will an unſern Feinden. Sie zogen aber den Römern immer zur Seite im Walde, und waren ihrer noch mehr denn geſtern; denn auf die Nachricht, Varus ſei umzingelt, liefen immer neue Schaaren herbei, daß ſie an dem Sieg und an der Beute Theil hätten. Und als ſie ſahen, daß die Römer faſt ermatteten, ſetzten ſie tapfer an, und trafen auf ſie, und durchbrachen ihre Reihen; und wurden alle Römer zerſchlagen bis auf wenige, die entrannen oder die ſie lebendig ließen. Es waren aber drei Legionen, mit dem Hülfsvolk an 35000 Mann, die auserleſenſte Schaar, die Rom hatte; denn die ſtellten ſie immer gegen die Germanen. Varus der Feldherr, als er ſah, daß die Seinen erſchlagen wurden, da er ſelbſt ſchon hart verwundet war, ſtürzte ſich in ſein Schwerdt, und ſtarb; und viele der Fürſten des Heers ſtarben ſo durch ihr eigenes Schwerdt. Hermann aber ließ ihm das Haupt abhauen, und ſie trugen es zu Marbdo, der Marko-Mannen König: dieſer aber ſandte es an den Kaiſer Auguſtus nach Rom, daß er es legen ließe in das Begräbniß ſeiner Väter. Und die Germanen waren grauſam gegen die Gefangenen, und wütheten am meiſten gegen die römiſchen Richter, und gegen die, welche vor Gericht die Sprecher ſind, und zerſtachen ſie, und ſchnitten ihnen die Zungen aus, hielten ſie in der Hand und höhneten: nun ziſche, römiſche Natter! Dieſe Schlacht geſchah im Jahr 9.

Und es wurden in allen Gränzen der Germanen über dem Rhein alle Römer gegriffen und getödtet, die Kaufleute und die Vögte und die Schatzmeiſter, auch die als Auflauer und Späher von Auguſtus geſchickt worden, damit ſie die Völker belauſcheten; und die Schanzen wurden zerhackt und die Schlöſſer und Feſten geſchleift, und ſollte kein Denkmal der Schande übrig bleiben dieſſeits des Stroms, als die Gebeine derer, die erſchlagen waren. Die Römer aber, die am Rhein zurückgeblieben waren, liefen zuſammen und ſtärkten ſich in ihren Feſten; denn die Furcht war faſt groß im ganzen römiſchen Reiche. Und Auguſtus der Kaiſer zitterte in ſeiner Stadt Rom, die ſich die Königin und Herrſcherin der Länder nannte; und gedachte: wie, wenn die Gallier aufſtänden und die Hiſpanier ſich erregten und die Pannonier und Dalmaten wieder zu den Waffen griffen? und fürchtete ſich ſehr. Und er gebot dem Hauptmann ſeiner Leibwächter, daß er, damit kein Aufruhr entſtände, Wachen rundgehen ließe durch die Stadt; allen Landvögten aber in den Landſchaften verlängerte er die Herrſchaft, damit ſie die Unterworfenen zügeln konnten, weil die Erfahrenen und Bekannten am leichteſten gehorchen; und Jupiter ſeinem Gott gelobte er große Spiele, wenn ſein Regiment glücklicher würde. Das alles war auch geſchehen im Cimbriſchen und Marſiſchen Kriege. Und er war ſo betrübt, daß er mehrere Monate ſeinen Bart und ſein Haupt-

Haar ungeſchmückt hängen ließ, und oft auch mit dem Kopf gegen die Thür rannte, und rief: Quinctilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder! und den Tag der Niederlage beging er alle Jahre wie einen Trauertag. Er hieß auch ſofort alle Trabanten von ihm thun, die in Germanien gebohren waren; denn er trauete ihnen nicht mehr.

Aber das Unglück ward nicht ſo groß, als man gefürchtet hatte. Die germaniſchen Völker zerſtreueten ſich wieder jegliches in ſeine Heimath, zufrieden, daß die Römer über den Rhein zurückgezwungen waren. Arminius wäre gewiß gern mit Heereskraft weiter gezogen, und hätte Gallien aufgeregt, die nicht lange bezwungenen Rhätier und Vindeliker zur Freiheit aufgerufen, und ſo auf Italien geſtürmt; woher den Völkern alles Unheil kam; aber er hatte die Macht nicht bei ſeinem Volke. Nur die Noth hatte die Germanen verbunden, das Glück zog ſie wieder aus einander: ſie hatten nur geſtritten, daß ſie frei blieben, nicht, daß ſie andern das Land nähmen. Auch wären unter ihnen viele Fürſten, die es mit den Römern hielten, durch Titel und Gold geblendet, einige jetzt auch durch Neid über Arminius, der über alle hervorzuragen anfing. Dieſe hemmeten in der Gemeinde die kriegeriſche Wuth, und verriethen den Feinden die Anſchläge. Auguſtus ſandte zwar ſeinen Stiefſohn Tiberius Nero mit einem Heer nach Germanien, aber dieſem war es genug, die Gränzen zu bewachen, theils weil er, von Natur vorſichtig, das Sichere liebte und lieber durch Unterhandlungen ſiegte als durch die Waffen, theils auch weil die öſtliche Seite nicht zuverläſſig war, wo Marbod der Markomanen König ſich für große Dinge bereitete; und die Pannonier und Dalmaten ſträubend dienten; endlich auch weil Auguſtus alt war und hochbetagt, und weil derjenige, der zu Hauſe nach der Herrſchaft ſtrebte, die auswärtigen Kriege verſchieben mußte.

Völker im nordweſtlichen Germanien.

Weil aber der Krieg bald wieder ausbrechen ſoll in denſelben Gegenden, wo Druſus und Tiberius früher gekriegt hatten, ſo rechnen wir die Völker auf, welche dort wohneten, und welche ſo tapfer ſtritten, daß, hätten ſie die Freiheit weniger geliebt, in dieſem Lande wohl heute nicht teutſch geſprochen würde. Es war aber das Land, was die Elbe und der Rhein einſchließen gegen Mitternacht und Mittag, was gegen Abend an dem Weſtmeer oder Nordmeer und gegen Morgen an dem Harz und Odenwald hinſtreicht, bis wo der Main ſich in den Rhein gießt. Das erſte Volk ſüdöſtlich waren die Katten; gefährlichere Nachbarn hatten die Römer nicht, noch die mit unbezwinglicherer Liebe für die Freiheit brannten; ihre Jünglinge trugen an ihren Fingern einen Eiſenring als Reiz und als Schimpf, bis ſie das Zeichen durch einen erſchlagenen Feind löſeten. Sie wohnten in hohem und gebirgigem Lande um die Lahn und Eder und Fulde bis an die Weſer. Ueber ihnen in den Wäldern des Harzes und um die Aller und Leine bis an die Elbe ſaßen die Cherusken, durch Arminius Tugend weit bekannt, nach ihm ausgeartet und von den Nachbarn verſchlungen. An dieſen und an den Katten hin zog ſich in einem langen krummen Bogen das zahlreiche, tapfere, und gerechte Volk der Chauken an beiden Ufern der Weſer bis an den Ocean. Weſtlich neben ihnen beweideten bis zu den Batarern hin, welche ſchon Bundesgenoſſen der Römer waren, die Frieſen die flachen Ebenen und Sümpfe längs den Küſten. Unter den Chauken an der Ems erſtreckten ſich die Chamaver und Angrivarier, dann näher der Lippe die ſtreitbaren Brukterer und Marſen, einſt auch die Sikambern, ehe die Römer ſie über den Rhein verpflanzten. Zwiſchen der Lippe und Sieg aber waren die nächſten Nachbarn der Römer die Uſipier und Tenkterer, eben ſo furchtbar berühmt zu Roß, als die Katten zu Fuß. Dies waren die großen Völker dieſes Landes; neben ihnen noch mehr kleine mit verſchiedenen Namen.

Kriege zwiſchen Germanikus und Arminius.

Im fünften Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde ſtarb der Kaiſer Auguſtus, und ihm folgte im Reiche ſein Stiefſohn Tiberius Nero, der hinfort nicht mehr aus den Gränzen Italiens ging, ſondern daheim der Herrſchaft hütete. Es waren aber bei ſeinem Antritt gefährliche Empörungen unter den Kriegsleuten, die an der Donau und am Rhein die Gränzen des Reichs bewachten. An dem Rheinſtrom befahl Tiberius Neffe, Druſus Germanikus, Sohn jenes Claudius Druſus, der vor dreiundzwanzig Jahren dort mit den Germanen gekriegt hatte. Germanikus war ein edler Jüngling, beredt, feurig, geſchwind, jedes Ruhms und jeder Tugend begierig. Sein Großvater Auguſtus hatte ihn hingeſandt, damit er durch die Furcht des Namens die Kriegsleute in Gehorſam und die Germanen in Ruhe erhielte. Dies war geſchehen einige Monate vor ſeinem Tode. Als nun die Nachricht erſcholl, Auguſtus ſei geſtorben und die Regierung an Tiberius gekommen, da entſtanden in den Lägern am Rhein vielfache Gemurmel und Klagen, dann Drohungen und Empörungen, zuletzt Wuth und Mord. Es verlangte aber viele nach Hauſe und daß ſie nach langem Dienſt ihren Gnadenſold bekämen, und klagten, ſie hätten die größte Arbeit und Gefahr, die in Rom die größte Ehre und Lohn; doch könnten ſie Narben zeigen, jene keine; andere verlangten nach neuen Dingen, die Strenge des neuen Herrn fürchtend; und wollten Germanikus zum Kaiſer machen, und forderten, daß er ſich aufmachte mit ihnen nach Italien und den Oheim von der Herrſchaft treibe. Germanikus aber wehrte ihnen und ſtrafte hart, welche die Rädleinführer geweſen; und damit ſie Gelegenheit gewönnen, die ſchlechten Thaten durch gute zu verſöhnen, beſchloß er ſie über den Rhein zu führen gegen die germaniſchen Feinde. Dem Kaiſer Tiberius aber ſtellte er vor, dies ſei nothwendig, auf daß der Geiſt des Aufruhrs abgeleitet werde und ſich in Schlachten verblute; aber daß er ſeine Jugend nicht in unberühmter Faulheit verſitzen und den Namen Druſus wieder erwecken wollte in den Orten, wo ſein Vater gefochten hatte, das war die Urſache.

Er ließ ſogleich nach geſtilltem Aufruhr eine Brücke über den Rhein ſchlagen, und ging hinüber, damit er die Germanen beunruhigte, welche ſich der Botſchaft freueten, daß die römiſchen Legionen einander ermordeten. Er kam zuerſt zu den Marſen, verheerte ihr Land, zerſtreute den berühmten Tempel der Tanfana, hieb Weiber und Kinder ohne Erbarmen nieder, und wüthete rings mit Feuer und Schwerdt. Da ſtellten ſich ihre Nachbarn zuſammen, die Brukterer, die Uſipier, die Tenkterer und beſetzten die Päſſe, wodurch das römiſche Heer zum Rhein zurückgehen mußte. Germanikus aber öffnete ſich mit dem Schwerdte den Weg durch ſie, und führte die Seinigen glücklich in die Winterquartiere.

Segeſtes, ein teutſcher Fürſt und Vaterlandsverräther.

Es war aber Zwietracht unter den Feinden, und hielten ſchlecht zuſammen; darauf rechneten die Römer. Denn Segeſtes, ein teutſcher Fürſt und der Römer Freund, hatte einen ſtarken Anhang; den Arminius hatte er immer gehaßt, war ihm aber noch feinder geworden, ſeit dieſer ihm ſeine Tochter entführt hatte; ſie war aber einem andern verlobt geweſen. Gleich im Frühlinge that Germanikus einen Zug gegen die Katten, verheerte ihr Land, und verbrannte Mattiakum, ihren Hauptort; ſie aber zerſtreuten ſich in die Wälder. Auch die Marſen wurden von Cäcina dem Unterfeldherrn zurückgeſchlagen. Dies aber that Germanikus ſo früh, daß er dieſe erſt wegräumte, damit er Raum gewönne für das, was er für den Sommer bereitet hatte. Bald darauf kamen Boten von Segeſtes und baten um Hülfe gegen die Gewalt ſeiner Landsleute, von welchen er belagert war; denn Arminius, weil er zum Kriege rieth, war mächtiger bei ihnen. Segeſtes hatte den Boten ſeinen Sohn mitgegeben, der hieß Siegmund; und der Jüngling war zaghaft, weil er in dem Jahre, wo Germanien abfiel, die römiſche Prieſterkappe weggeworfen hatte und zu den Aufrührern entflohen war: aber Germanikus empfing ihn ſehr gütig. Und er wandte ſein Heer, und focht gegen die Belagerer, und befreiete Segeſtes mit einer großen Schaar ſeiner Verwandten und Vaſallen. Es waren drinnen edle Frauen, unter dieſen Thusnelda, Arminius Gemahlin und Segeſtes Tochter, mit dem Herzen mehr ihres Gemahls als ihres Vaters, nicht zu Thränen beſiegt, nicht in Worten unterwürfig, die Hände in den Schooß gedrückt, auf ihren ſchwangern Leib ſchauend. Auch Beute aus Varus Niederlage ward herbeigebracht. Zugleich Segeſtes ſelbſt ſtattlich von Anſehen und im Bewußtſeyn guter Genoſſenſchaft unverzagt. Dies waren ſeine Worte:

„Nicht dies iſt meiner Treue und Beſtändigkeit gegen das römiſche Volk erſter Tag. Seit ich von dem göttlichen Auguſtus mit dem römiſchen Bürgerrecht begabt bin, habe ich Freunde und Feinde nach eurem Vortheil gewählt, und nicht aus Haß gegen das Vaterland — die Verräther ſind auch denen verhaßt, welche ſie befördern — ſondern weil ich fand, Römern und Germanen fromme daſſelbe, und Frieden mehr als Krieg. Daher gab ich den Entführer meiner Tochter, den Verletzer eures Bundes, Arminius, bei Varus an, der damals dem Heere vorſtand. Zurückgewieſen durch die dumme Sorgloſigkeit des Feldherrn, drang ich in ihn, mich und Arminius und die Verſchwornen zu verhaften. Zeugin iſt jene Nacht; o wäre ſie meine letzte geweſen! Was darauf folgte, kann mehr beweint als vertheidigt werden. Uebrigens habe ich Arminius Ketten angelegt und die von ſeiner Parthei angelegten erlitten. Aber alsbald ich dich erreichen kann, ziehe ich das Alte dem Neuen, das Ruhige dem Getümmelvollen vor; und zwar nicht um Lohn, ſondern daß ich mich von der Treuloſigkeit löſe: zugleich dem Volke der Germanen ein brauchbarer Friedenſtifter, wann es Reue lieber will als Verderben. Für die Jugend und das Vergehen meines Sohnes bitte ich um Gnade; meine Tochter iſt nur gezwungen hier, geſtehe ich: du magſt entſcheiden, welches mehr gilt, daß ſie von Arminius empfangen hat, oder daß ſie von mir gezeugt iſt.“

Dieſe Rede, die klingt, als habe Karl von Dalberg oder Graf M. und H. ſie in unſern Tagen zu denen geſprochen, die auch als Feinde über den Rhein nach Germanien kamen, nahm Germanikus ſehr gnädig auf, verſprach ſeinen Kindern und Verwandten Sicherheit, ihm einen Sitz im römiſchen Gebiete. Arminius Gemahlin, Thusnelda, ward als Gefangener nach Italien geführt; ſie gebahr einen Knaben, der in Ravenna erzogen ward: die Bücher, die ſein Schickſal erzählt haben, ſind verloren.

Arminius, als er vernahm, wie Segeſtes befreit und empfangen, wie ſein ſchwangeres Weib als eine Sklavin hinweggeführt ſei, fachte den angebohrnen Muth zur Wuth auf, und flog durch die Cherusker, Krieg gegen Segeſtes, Krieg gegen den Cäſar fordernd, und nicht mild waren ſeine Worte: „der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! wo ſo viele Hände Ein Weiblein weggeſchleppt haben! vor ihm ſeien drei Legionen, eben ſo viele Unterfeldherren hingeſunken. Auch führe er den Krieg nicht durch Verrath noch gegen ſchwangere Weiber, ſondern offenbar, gegen Bewaffnete. Noch ſehe man in den Hainen der Germanen die römiſchen Kriegszeichen, die er den heimiſchen Göttern geweiht habe. Segeſtes möge an dem unterjochten Ufer wohnen, ſeinem Sohn die Prieſterwürde wieder verſchaffen: die Germanen werden den Mann nie davon weiß brennen können, daß ſie zwiſchen der Elbe und dem Rhein Ruthen und Beile und das römiſche Kleid geſehen haben; andere Völker, bei der Unkunde des römiſchen Reichs, ſeien der Hinrichtungen unerfahren, der Schatzungen unwiſſend: da ſie dieſe abgeſchüttelt und jener unter den Göttern geweihte Auguſtus, jener auserwählte Tiberius an ihnen geſcheitert ſeien, ſollten ſie vor einem unerfahrnen Jüngling, vor einem meuteriſchen Heere nicht zittern. Wenn ſie Vaterland, Verwandte, Altes lieber hätten, als Tyrannen und neue Kolonien, ſollten ſie vielmehr Arminius folgen, der zu Ruhm und Freiheit, als Segeſtes, der zu Schande und Knechtſchaft führe.“ — So entflammte er nicht nur die Cheruſker, ſondern auch die benachbarten Völker; und auch Inguiomerus trat zu ihm, Arminius Oheim, bei den Römern von altgegründetem Anſehen. Daher fürchtete der Cäſar ſich mehr.

Germanikus beſucht das Schlachtfeld, wo Varus gefallen.

Dies war aber die Ordnung des Zuges in Germanikus Heere, nachdem er ſeine Schaaren von den Gränzen der Katten und von der Burg zurückgeführt hatte, worin Segeſtes belagert worden. Damit der Krieg nicht mit Einer gewaltigen Laſt auf ihn fiele, ſandte er Cäcina mit vierzig römiſchen Kohorten, daß er den Feind aus einander zöge, durch das Gebiet der Brukterer an die Ems; Pedo, der Reiſigen Hauptmann, führte dieſelben durch die Marken der Frieſen; er ſelbſt aber führte vier Legionen auf Schiffen durch die Seen: und ſo ſtießen Fußvolk, Reiterei, Flotte an beſagtem Strom zugleich zuſammen. Die Chauken, welche Hülfsvolk verſprachen, nahm man mit in den Zug auf; die Brukterer, die ihr Land verbrannten, ſchlug, von Germanikus abgeſchickt, Lucius Stertinius mit einem fliegenden Haufen, und unter den Erſchlagenen und der Beute fand er den mit Varus verlornen Adler der neunzehnten Legion. Darauf ging der Zug zu den äußerſten Marken der Brukterer, und was zwiſchen der Ems und Lippe liegt, ward verwüſtet: nicht weit vom Teutoburger Walde, wo die Reſte von Varus und den Legionen unbegraben liegen ſollten. Alſo ergriff den Cäſar die Begier, den Kriegern und ihrem Führer die letzten Ehren zu bezahlen, und war das ganze Heer, das da war, zum Mitleid bewegt ob den Verwandten und Freunden, endlich ob den Wechſeln der Kriege und den Schickſalen der Menſchen. Cäcina ward vorausgeſchickt, daß er die Schlüchte der Waldberge erkundete und Brücken und Deiche legte über die quebbichten Sümpfe und trügeriſchen Felder; dann beſchritten ſie die traurigen durch ihr Anſehen und durch die Erinnerung grauſenvollen Orte. Varus erſtes Lager verrieth durch ſeinen weiten Umfang und die abgemeſſenen Hauptſtände die Heerſchaar von drei Legionen; darauf an dem halb eingeſunkenen Walle und dem niedrigen Graben erſah man, daß die zuſammengeſchmolzenen Reſte dort gelagert; in der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie ſie geflohen, wie ſie Stand gehalten hatten, zerſtreut oder aufgehäuft; daneben lagen Lanzenſplitter, Pferdeknochen, und an Baumſtämme genagelte Köpfe; in den nahen Hainen germaniſche Altäre, bei welchen ſie Tribunen und Centurionen der erſten Ordnungen geſchlachtet hatten. Und die jene Niederlage überlebten und der Schlacht oder der Gefangenſchaft entronnen waren, erzählten: hier ſei der Feldherr gefallen; dort die Adler entführt; wo Varus die erſte Wunde bekommen; wo er durch ſeine unſelige Hand, durch den eigenen Stoß den Tod gefunden; von wo Arminius als Feldherr geredet; wie viele Galgen für die Gefangenen, wie viele Gruben; und wie er die Zeichen und Adler im Uebermuth verhöhet. So beſtattete das römiſche Heer das ſechſte Jahr nach der Niederlage die Gebeine der drei Legionen, und keiner wußte, ob er fremde Reſte oder die der Seinigen mit Erde bedeckte, alle wie Verwandte, wie Blutsfreunde, alle mit wachſendem Grimm gegen den Feind, zugleich traurig nnd erbittert. Den erſten Raſen zur Erhöhung des Grabhügels legte der Cäſar, die ſüßeſte Gabe für die Todten, den Anweſenden Theilnehmer der Trauer.

Germanikus trifft mit Arminius. Cäcinas trauriger Rückzug.

Hierauf zog Germanikus gegen Arminius, der ein Treffen auf dem Blachfelde vermied und die Seinen ſich in den Wäldern und Sümpfen halten und die Durchgänge beſetzen hieß. Als die Römer ihm hier mehr heiß als vorſichtig nachſetzten, fiel er aus dem Hinterhalt heraus, ſchlug die feindliche Reiterei, und trieb ſie auf das Fußvolk; und ſie wurden in einen Moraſt gedrängt und hart mitgenommen. Aber als Germanikus aufzog und die Legionen ordnete, ließ er ab; und ſo ſchied ſich das Treffen. Und Cäſar führte hierauf ſein Heer zur Ems zurück. Dort ſchiffte er ſeine Legionen wieder ein, einen Theil der Reiter hieß er längs dem Meergeſtade zum Rhein ziehen, und Cäcina ſollte mit ſeiner Schaar von vier Legionen durch das Land gehen auf einem Wege, der pontes longi, oder die langen Brücken hieß. Dieſer Weg war ſchmal, lief durch unüberſehliche Moräſte; und war einſt von C. Domitius aufgedeicht; das Uebrige Klaiboden von ſchwerem und zähem Thon, oder quebbicht von Bächen; ringsum ſanft aufſteigende Wälder: dieſe hatte Arminius beſetzt, und war auf Fußſteigen und mit leichten Haufen dem mit Gepäck und Waffen beladenen Soldaten zuvorgekommen. Nun war die Brücke vor Alter zerfallen; dieſe ſollte wieder hergeſtellt, ein Lager ſollte aufgeworfen, der Feind ſollte abgewehrt werden. Dieſer griff wüthend an, durchbrach die Linien, und hatte durch die Größe ſeiner Leiber, durch ſeine langen Speere, und durch die Kenntniß und Gewohnheit des Landes großen Vortheil über den Römer, der mit ſeiner ſchweren Rüſtung im Moraſt verſank, oder auf dem ſchlüpfrigen Boden ſich nicht bewegen noch die Lanze leicht ſchwingen konnte. Es war um ihn geſchehen, hätte nicht die Nacht die wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht gerettet. Dazu kam noch, daß die Germanen, ob ihrem glücklichen Erfolg unermüdet, ſich auch da keine Ruhe nahmen und was von Waſſern auf den rings aufſteigenden Höhen entſpringt, auf das untere Land leiteten: dieſes wurde überſchwemmt, was den Tag fertig geworden, verſchüttet, und dem Krieger die Arbeit verdoppelt.

Es war das vierzigſte Jahr, daß Cäcina im Dienſt gehorcht oder befohlen hatte; er ließ den Muth nicht ſinken, verfügte was in der Noth das zweckmäßigſte war, und ſetzte auf ſeiner Linken und Rechten je eine Legion, daß ſie den Feind in dem Walde zurückhielten, bis die Verwundeten und der ſchwere Troß etwas vorausgegangen wären. Die Nacht war auf verſchiedene Weiſe unruhig. Die Barbaren füllten mit feſtlichen Schmäuſen, fröhlichen Liedern, und graunvollem Klange die untenliegenden Thäler und wiederhallenden Schlüchte; bei den Römern ſchwache Feuer, abgebrochene Stimmen, und lagen ſie hie und da

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01909/016

an dem Wall umher, und irreten unter den Gezelten, mehr ſchlaflos als wachend. Und den Führer erſchreckte ein grauſer Traum. Denn ihm däuchte, wie er Quinctilius Varus mit Blut beſprützt und aus Moräſten emporgeſtiegen ſah, und hörte, als wenn er ihm riefe, ihm aber doch nicht gehorchte, und, als er ihn faſſen wollte, ihn zurückſtieß. Als es tagte, da verließen die auf die Seiten abgeſchickten Legionen aus Furcht oder Ungehorſam ihre Stellung und nahmen geſchwind ein Feld ein jenſeits der Moräſte. Doch brach Arminius, obgleich der Anfall frei war, nicht ſogleich hervor, ſondern als der Troß in dem Koth und den Gräben ſteckte, die Kriegsleute rings beſtürzt, die Reihen in Unordnung, und wie in ſolchen Augenblicken jeder für ſich hinzittert und die Ohren für Befehle taub ſind — da hieß er die Germanen einbrechen und rief: Hie Varus! und wieder durch ein gleiches Geſchick die Legionen beſiegt! Und mit dieſen Worten durchbricht er mit Erleſenen die Reihen, und verwundet am meiſten die Pferde: dieſe gleiten in ihrem Blute und auf dem ſchlüpfrigen Sumpfboden aus, werfen die Reiter ab, zerſprengen was vor ihnen iſt, zertreten, was liegt. Der heiſeſte Streit iſt um die Adler, die weder gegen den ungeſtümen Angriff des Feindes geführt, noch in dem leimigen Boden befeſtigt werden konnten. Cäcina, dieweil er die Schlacht aufrecht hält, ſtürzt mit ſeinem durchbohrten Pferde hin, und wäre umzingelt, hätte die erſte Legion ſich nicht vorgeworfen. Es half die Gierigkeit der Feinde, die vom Morden ablaſſend nach Beute trachteten; und die Legionen gelangten mit der Abenddämmerung auf das Freie und Feſte.

Dies war noch nicht das Ende des Elends. Es ſollte ein Lager bereitet, ein Wall aufgeworfen werden, aber das Geräth dazu war größtentheils verloren; keine Gezelte für die Fähnlein, keine Binden für die Verwundeten; wie ſie die von Koth oder Blut beſchmutzten Speiſen austheilten, bejammerten ſie die unſelige Dunkelheit und daß ſo vielen Tauſenden nur noch ein Tag übrig. Ja als ein Pferd, das ſich losgeriſſen hatte und durch das Geſchrei erſchreckt war, einige im Wege Stehende umlief, da glaubten ſie, die Germanen ſeien hereingebrochen, und ſo groß war das Schrecken, daß alle zu den Thoren ſtürzten, vorzüglich zu dem Hauptthore, welches von dem Feinde abgewandt dem Fliehenden das ſicherſte ſchien. Cäcina, da er ſah, daß weder Anſehen noch Bitten noch Streiche halfen, warf ſich zuletzt mitten im Thore nieder, und ſchloß durch Mitleid den Weg, weil ſie über den Leib des Feldherrn gehen mußten. Er ſchalt ſie darauf hart, vermahnte ſie römiſch, und bedeute ihnen, durch feſte Entſchloſſenheit allein ſei aus dieſen Moräſten und Wäldern zum Rhein zu gelangen. Und ſo zog er ſie ſtill zurück hinter ſeine Schanzen, als ob die Furcht ſie verberge, und bereitete und ordnete alles zu einem kühnen Ausfall für den folgenden Tag. Arminius, dergleichen ahnend, wollte ſie in ihren Wällen nicht ſtören, ſondern ſie da erwarten, wo es moraſtig und abgeſchnitten wär; aber Inguiomerus, der das Kühnere rieth, gefiel mehr. Daher als der Tag anbrach, ſchütteten ſie die Gräben zu, warfen Reisbündel hinein, und erſtiegen die Höhe des Walles, wo ſich wenige Kriegsleute zeigten, als ob ſie ſich aus Furcht enthielten. Da fielen die Römer wohl geordnet mit hellen Haufen heraus, und riefen: hier ſind keine Wälder und Sümpfe, auf günſtigem Boden ſind die Götter günſtig, und ſchlugen auf ſie, die ſolches nicht erwarteten, und es fielen ihrer viele; auch Arminius floh, und Inguiomerus der Urheber des Unheils mit einer ſchweren Wunde. Gegen die Nacht waren die Legionen zur Stelle.

Das Gerücht hatte ſich unterdeſſen verbreitet, das Heer ſei umzingelt und die Germanen rücken mit feindlichen Schaaren gegen Gallien; und hätte nicht Agrippina, Germanicus Gemahlin, das Abbrechen der Rheinbrücke verboten, ſo wären, die aus Angſt dieſen Schimpf gewagt hätten; aber die hochherzige Frau übernahm an dieſen Tagen das Amt eines Feldherrn, und theilte den ermatteten oder verwundeten Kriegern Kleider und Pflege mit. Wie viele von Cäcinas Legionen in ihre Winterquartiere zurückgekommen, hat Tacitus nicht erzählt.

Vitellus unglücklicher Zug längs dem Meere.

Mit größerer Gefahr noch kämpfte Vitellius, der die Reiter längs der Küſte zum Rhein führen ſollte. Anfangs war der Weg trocken und der Zug glücklich; aber ſiehe! es wachte plötzlich ein gewaltiger Nordwind auf und die Meersbrandung ſchwoll zu einer fürchterlichen Höhe; denn es war die Zeit der Nachtgleichen; Meer, Geſtade, Gefilde — alles gleich; man mogte das Unſichere nicht von dem Feſten, das Seichte nicht von dem Tiefen unterſcheiden; Pferde, Gepäck, Leichen, alles floß unter einander, auf einander; die Fähnlein verwirrten ſich in einander, bald bis zur Bruſt, bald bis zum Munde hervorragend, zuweilen auf dem verſinkenden Boden aus einander geriſſen oder verſchlungen. Hier halfen keine Worte, keine gegenſeitigen Vermahnungen gegen die feindſeligen Wogen; hier war der Raſche dem Feigen, der Weiſe dem Thoren, die Geſchicklichkeit dem Zufall gleich; alles rollte Eine Gewalt durch einander. Endlich gelangte Vitellius auf Anhöhen, und führte den ganzen Zug dahin. Dort übernachteten ſie ohne Geräth, ohne Feuer, der größte Theil nackt oder mit zerſtelletem Leibe: nicht weniger elend, als die der Feind belagert; denn jenen ſteht doch ein ſchneller Tod offen, dieſen nur ein unrühmlicher Untergang. Doch drangen ſie glücklich durch, wohin der Cäſar mit der Flotte geſegelt war, und er nahm ſie auf ſeine Schiffe.

Stertinius, abgeſchickt, Segeſtes Bruder, Segimer und ſeinen Sohn als Uebertreter zu den Römern zu empfangen, hatte ſie ins Gebiet der Ubier gebracht. Beiden wurde Begnadigung gegeben, Segimern leicht, ſeinem Sohn zögernder, weil er Quinctilius Varus Leichnam verhöhnt haben ſollte. Uebrigens zur Ergänzung der Verluſte des Heers wetteiferten Gallien, Hiſpanien, Italien, Pferde, Waffen, Geld, was jedes bereit hatte, darbietend. Germanikus lobte ihren Eifer, nahm nur die Pferde und Waffen zum Kriege, und unterſtützte mit dem eigenen Gelde die Krieger; und damit er die Erinnerung des Unglücks auch durch Leutſeligkeit milderte, beſuchte er die Verwundeten, erhob eines jeden einzelne Thaten, beſah die Wunden, und ſtärkte die einen durch Hoffnung, die andern durch Ruhm, alle durch Ermunterung und Fürſorge für ſich und für die Schlacht.

Dies war der Ausgang ſeines zweiten Feldzuges gegen Germanien. Das dritte Jahr begann wieder früh mit einer Streiferei gegen die Katten, und mit einem Zuge gegen die Lippe, wo die Germanen das Schloß Aliſo belagerten; auch hatten ſie den Grabhügel abgeworfen, den Germanikus den vorigen Sommer dem Varus und ſeinen Legionen aufführte, und einen ſeinem Vater Druſus geweihten Altar umgeſtürzt. Gegen die Katten ward wegen vielen Regens nichts ausgerichtet, das Schloß ward entſetzt, der Grabhügel und Altar wurden wieder hergeſtellt. Die Anſtalten für den großen Feldzug waren nun fertig. Germanikus hatte gelernt, wie gefährlich der Zug durch das von Wäldern und Moräſten durchſchnittene Land war; wie viele Pferde und Menſchen auch ohne Schlacht durch die Beſchwerden darauf gingen; wie viele Vortheile dem der Wege und Stege kundigen Feind allenthalben gegeben werden müßten. Daher beſchloß er ſein ganzes Heer einzuſchiffen, und es den nächſten und bequemſten Weg dahin zu führen, wohin er den Krieg beſtimmt hatte. Zu dieſem Behufe waren an der ganzen Küſte von Gallien tauſend Schiffe theils neu gebaut, theils ausgerüſtet, und die Inſel der Bataver war ihnen als Sammelplatz angewieſen. Dort ſchiffte er ſein ganzes Heer ein, lief durch den ſogenannten Druſusgraben ins Meer, und landete nach einer glücklichen Fahrt an dem Ausfluß der Ems, wo die Flotte blieb. Hier erfuhr er, die Angrivarier ſeien ihm im Rücken abgefallen, und ſchickte ſogleich den Stertinius ab mit Reiterei und Leichtbewaffneten, welcher die Treuloſigkeit mit Feuer und Schwerdt rächte.

Arminius Geſpräch mit ſeinem verrätheriſchen Bruder Flavius.

Der Weſerſtrom floß zwiſchen den Römern und Cheruskern. An ſeinem Ufer ſtand mit den übrigen Fürſten Arminius, und fragte, ob der Cäſar gekommen ſei? Als man ihm dies bejahte, begehrte er, daß er mit ſeinem Bruder ſprechen dürfte. Dieſer war in dem römiſchen Heere, namens Flavius, ausgezeichnet durch ſeine Treue und durch Einäugigkeit, die er unter Tiberius durch einen Hieb erhalten hatte. Es ward zugeſtanden, er trat heraus, und ward von Arminius begrüßt. Dieſer entfernte ſeine Begleiter, und verlangte, unſern von dem Ufer aufgeſtellte Schützen mögten zurückweichen. Als dieſe weg ſind, fragt er ſeinen Bruder, woher jene Entſtellung des Geſichts; als dieſer ihm Ort und Treffen angiebt, forſcht er, welchen Lohn er empfangen. Flavius rechnet ihm erhöheten Sold, Halsketten, Kronen und andere Kriegsgeſchenke auf; Arminius aber verſpottet dieſe niedrigen Preiſe der Knechtſchaft. Darauf ſtellen ſie gegen einander, dieſer die römiſche Größe, des Cäſars Macht, die ſchweren Strafen für die Beſiegten, die den zur Uebergabe Kommenden bereite Gnade; auch die nicht feindliche Behandlung ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes: jener die heilige Pflicht gegen das Vaterland, die uralte Freiheit, die heimiſchen Götter Germaniens, ihre Mutter, ſeiner Gebete Genoſſin; daß er doch ſeiner Verwandten und Befreundeten, ja ſeines Vaterlandes Verräther und Vorläufer nicht lieber ſeyn wolle, als ihr Feldherr. Allmälig von dannen zum Unglimpf fortſchreitend, hätte ſelbſt der zwiſchenfließende Strom ſie nicht gehindert einen Zweikampf zu beginnen, wäre nicht Stertinius hinzugeeilt und hätte den vor Zorn knirſchenden und Waffen und Pferde fordernden Flavius zurückgehalten. Gegenüber ſah man Arminius drohend und zum Kampfe herausfordernd; denn er warf in lateiniſcher Sprache vieles dazwiſchen, zumal da er als Feldherr ſeiner Landsleute unter den Römern gedient hatte.

Am folgenden Tag ſtand die Schlachtlinie der Germanen jenſeits der Weſer. Bald war ein heißes Reitergefecht, worin die Bataver ſich von den Cheruskern zu weit verlocken ließen; ihr Führer Katualda fiel, und viele der Edelſten fielen um ihn. Germanikus ſchlug eine Brücke, und ging über die Weſer. Hier erfuhr er von einem Ueberläufer, Arminius habe ſein Schlachtfeld gewählt; es haben ſich auch andere Völker in einem dem Kriegsgott geheiligten Hain verſammelt, und werden einen nächtlichen Sturm auf das Lager wagen. Wirklich wollten ſie auch um die dritte Nachtwache das Lager beſtürmen, aber kein Speer ward hineingeworfen, da ſie merkten, daß Germanikus alles wohl verwahrt hatte. Als es aber zur Schlacht kommen ſollte, redeten die beiden Feldherrn zu ihrem Heere. Dies waren Germanikus Worte:

Reden des Germanikus und Arminius vor der Schlacht.

Nicht allein Blachfelder ſind dem römiſchen Krieger zum Treffen gut, ſondern, wann Verſtand waltet, auch Wälder und Sümpfe; denn der Barbaren ungeheure Schilde, ihre unmäßigen Lanzen handhaben ſich zwiſchen Baumſtämmen und Geſtrüpp nicht wie Speere und Schwerdter und an den Leib anſchließende Schirmwaffen. Verdoppelt die Streiche, hauet mit den Schneiden nach den Geſichtern: der Germane hat keinen Panzer, keinen Helm; nicht einmal feſte Schilde von Eiſen oder Häuten, ſondern Weidengeflechte, ſondern dünne bemahlte Bretter; höchſtens die erſte Linie trägt Lanzen, die übrigen bloß vorgebrannte oder kurze Spieße; auch ihr Leib, wie er gräulich von Anſehen und nur für einen kurzen Anfall ausdaurend, ſo auch ohne alle Geduld der Wunden; ohne Schaam vor Schande, ohne Scheu vor ihren Führern laufen ſie davon, fliehen ſie, im Unglück verzagt, im Glücke nicht göttlichen, nicht menſchlichen Rechtes eingedenk. Wünſcht ihr überdrüßig der Märſche und des Meers ein Ende, durch die Schlacht gewinnet ihr es. Schon iſt die Elbe näher als der Rhein, und weiterhin kein Krieg; nur daß ihr mich in demſelben Lande, wo mein Vater, wo mein Oheim geſchritten ſind, zum Sieger machet.

Der Rede des Feldherrn folgte der Soldaten Kampfluſt. Auch Arminius und die übrigen Fürſten der Germanen unterließen nicht jeder den Seinigen zuzurufen: dies ſeien die Römer in Varus Heer die erſten zur Flucht, die, damit ſie den Krieg nicht ausſtänden, Meutereien begonnen hätten, deren ein Theil die mit Wunden gekerbten Rücken, ein anderer die von Fluthen und Orkanen zerbrochenen Glieder wieder ergrimmten Feinden im Zorn der Götter entgegenwerfen, ohne die mindeſte Hoffnung des Glücks; darum haben ſie eine Flotte geſchaffen und das unwirthliche Meer beſchifft, daß den Heranziehenden keiner begegne, die Geſchlagenen keiner dränge: aber wenn ſie die Hände gemiſcht, dann ſei dem Beſiegten der Winde und Ruder Hülfe eitel; ſie mögten nur der Habſucht, der Grauſamkeit, der Tyrannei gedenken; ſei ihnen etwas Anderes übrig, als die Freiheit feſthalten, oder ſterben vor der Knechtſchaft?

Schlacht bei Idiſtaviſus.

Die alſo entflammten und die Schlacht fordernden Krieger führten ſie auf ein Feld herab, welches Idiſtaviſus heißt; und beide Feldherren ordneten ihre Treffen, und fuhren wüthend auf einander; aber die Germanen mußten nach langem und heißem Streit den Römern weichen, welche den Cheruskiſchen Ungeſtüm mit Reitern überflügelten, und den Feind von den Hügeln herunterwarfen, die das Schlachtfeld beherrſchten. Dies und die rhätiſche und vindelikiſche Tapferkeit, die der nicht lange noch frei jetzt gegen die Freiheit gebraucht ward, entſchied die Schlacht. Der verwundete Arminius entkam durch ſeine Gewandheit und die Geſchwindigkeit ſeines Pferdes, mit blutbeſtrichenem Geſichte, damit er nicht erkannt würde. Einige haben erzählt, er ſei von den Chauken, die den Römern als Hülfsvolk dienten, erkannt und durchgelaſſen. Dieſelbe Tapferkeit oder Verrätherei ließ Inguiomerus entrinnen. Die übrigen wurden rings umher niedergehauen, und die meiſten, die durch die Weſer zu ſchwimmen verſuchten, bedeckten die geworfenen Geſchoſſe oder die Gewalt des Stroms, endlich das Gedränge der Hineinſtürzenden und die einfallenden Ufer; einige, die in ſchimpflicher Flucht auf Bäume klommen und ſich in den Zweigen verſteckten, wurden von den Schützen zum Spaß heruntergeſchoſſen; andere zerſchmetterten umgehauene Bäume. Dieſer Sieg war groß und für die Römer nicht blutig. Von der fünften Stunde des Tages bis in die Nacht wurden die Feinde niedergemetzelt und bedeckten zehntauſend Schritt mit Leichen und Waffen; unter der Beute von ihnen fand man Ketten, die ſie als bei einem unzweifelhaften Erfolg für die Römer mitgenommen hatten. Das Heer thürmte auf dem Wahlplatze einen Erdhügel auf, worauf es Waffen gleich Trophäen ſtellte mit den Inſchriften der beſiegten Völkerſchaften.

Dieſe Beſchreibung klingt bei Tacitus als Vernichtung des arminiſchen Heeres; aber bald ein neuer Angriff, und eine zweite Schlacht, die gewiß unentſchieden war, wenn man den römiſchen Beſchreiber zu deuten verſteht.

Zweite blutige Schlacht.

Nicht die Wunden, das Gemetzel, die gefallenen Freunde betrübten und erzürnten die Germanen ſo ſehr, als dieſer Anblick; die eben noch ihre Sitze zu verlaſſen, über die Elbe zurückzuweichen gedachten, wollen den Kampf, greifen zu den Waffen; das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greiſe fallen plötzlich den römiſchen Zug an und beunruhigen ihn; endlich erwählen ſie einen Ort, von einem Fluß und von Wäldern umſchloſſen, mit einer engen und moraſtigen Ebene drinnen: auch um den Wald lief ein tiefer Moraſt, außer daß die Angrivarier, damit ſie von den Cheruskern geſchieden würden, eine Seite durch einen breiten Deich erhöht hätten. Hierauf ſtand das Fußvolk; die Reiterei deckten ſie durch die nahen Haine, daß ſie dem in den Wald eindringenden Legionen im Rücken wäre. Nichts von dieſem war dem Cäſar unbekannt; die Anſchläge, die Stellungen, das Augenblickliche, das Verborgene wußte er, und wandte der Feinde Liſt ihnen ſelbſt zum Verderben. Dem Sejus Tubero, ſeinem Unterfeldherrn, übergiebt er die Reiſigen und das Blachfeld; die Schlacht des Fußvolks ordnete er ſo, daß ein Theil, wo der Zugang bequem war, in den Wald drang, ein Theil den vorliegenden Deich erklimmte; dies als das Schwere überließ er ſich, das Andere den Unterfeldherren. Welchen das Ebene zugefallen war, die drangen leicht ein; aber welche den Deich zu beſtürmen hatten, die kämpften, als rennten ſie an einer Mauer an, mit gefährlichen Streichen von oben herab. Der Feldherr bemerkte, wie ungleich das Gefecht in der Nähe war; er führte allmälig die Legionen weg, und hieß die Schleuderer und Schützen Geſchoſſe ſchleudern und den Feind beunruhigen. Aus den Wurfſtücken wurden Speere geſchleudert, und je glänzender die Vorfechter, mit deſto mehrern Wunden ſtürzten ſie hinab. Zuerſt nahm der Cäſar mit den Leibcohorten den Wall, und that einen Angriff auf die Wälder. Da ward Fauſt gegen Fauſt geſtritten; den Feind ſchloß im Rücken der Moraſt, die Römer ſchloſſen der Strom oder Berge ein: beiden war Nothwendigkeit in der Stellung, Hoffnung in der Tapferkeit, Rettung im Siege.

Auch war der Muth bei den Germanen nicht geringer, ſondern ſie wurden durch die Art des Gefechtes und der Waffen überwunden, da die große Menge in den engen Stellungen ihre langen Lanzen nicht vorſtrecken, nicht zurückziehen, und, zu einem ſtätigen Treffen gezwungen, nicht die Einſprünge und Hurtigkeit der Leiber gebrauchen konnte; der Römer hingegen, dem der Schild an die Bruſt ſchloß, die Fauſt an dem Griff lag, die breiten Glieder der Barbaren und ihre nackten Geſichter zerfleiſchte und ſich über die Leichen der Feinde den Weg bahnte: Arminius war wenig raſch, entweder wegen der unaufhörlichen Gefahren, oder weil ihn ſeine jüngſt erhaltene Wunde ſäumte; auch den Inguiomerus, der durch die Reihen hin und her flog, verließ mehr das Glück als der Muth. Und Germanikus, damit er kenntlicher wäre, hatte ſeinen Helm vom Haupt gezogen, und bat, ſie mögten riſch ſeyn im Morden, Gefangene brauche man nicht, nur die Vertilgung des Volkes würde das Ende des Kriegs ſeyn. Und erſt ſpät am Tage führte er eine Legion aus dem Streit, das Lager zu machen; die übrigen ſättigten ſich bis in die Nacht im Feindesblut. Die Reiſigen ſtritten zweifelhaft.

Darauf lobte der Cäſar die Sieger feierlich, und thürmte ein Geſchmuck von Waffen auf mit dem ſtolzen Titel: Nach Beſiegung der Völker zwiſchen dem Rhein und der Elbe weihet des Cäſars Tiberius Heer dieſes Denkmal dem Mars und Jupiter und Auguſtus. Alsdann trug er dem Stertinius den Krieg gegen die Angrivarier auf, wo ſie nicht die Uebergabe beſchleunigten; aber ſie, unterwürfig, nichts verweigernd, erhielten Vergebung für alles. Aber weil es ſchon hoch im Sommer war, ſo wurden einige Legionen zu Lande in die Winterquartiere zurückgeſchickt, die meiſten ſchiffte der Cäſar auf die Flotte ein, und fuhr aus der Ems aufs Meer. Dort überfiel ihn ein wüthender Sturm, der die Flotte zerſtreuete, viele Schiffe weithin verſchlug, die meiſten an den brittanniſchen und germaniſchen Küſten zerſchellete. Der Feldherr, der ſich ſo großen Unglücks ſchuldig hielt, wollte in der Verzweiflung ſich ſelbſt entleiben, was ſeine Freunde kaum wehrten; die von den Verſchlagenen wieder kamen, erzählten Schiffermährchen, Wunderdinge, gewaltige Strudel, unerhörte Vögel, Meerungeheuer, Menſchen, die halb Fiſch halb Thier: auch das ſollte den Seeabentheuern ähnlich ſeyn. Germanikus kehrte nur mit den Trümmern ſeiner Flotte zurück, und endigte das Jahr, damit die Römer über dem Neueſten das Neue vergäßen, mit einem Streifzuge gegen die Marſen und Katten.

Ende dieſes Krieges Germanikus reiſt ab.

So kriegte Germanikus, unſtreitig ein großer Kriegsfürſt, drei Sommer mit den Germanen. Ich habe dieſen Krieg ausführlicher erzählt, theils weil der Reiz ſo groß war, des größten und trefflichſten Mannes jener Zeit, Tacitus, Worte abzuſchreiben, theils damit aus der Beſchreibung ſelbſt erhelle, wie das Zeitalter, das Land, und die Menſchen waren; theils auch, damit der unwürdige Wahn verſchwinde, es gebe etwas der größten Tapferkeit und glühendſten Freiheit Unüberwindliches und Unbeſiegliches; endlich damit die Menſchen ſich zu Gott wenden und auf ihn bauen, der die es redlich meinen nie verläßt. Denn, wenn irgendwo ſonſt, erſcheint in dieſem Kriege, wie Gott der Tapfern und Freien Schirm ſeyn wollte, der da Regen und Wind ſandte, diejenigen zu verderben, welche nach fremdem Gute trachteten. Und werden Muth, Geſchicklichkeit, und Abſicht, werden Zahl und Bewaffnung, natürliche und künſtliche Vortheile gerechnet, ſo bleibt es kaum zweifelhaft, wer größer war, Germanikus oder Arminius. Die Römer auf dem Gipfel ihrer Macht hatten reiche Länder hinter ſich, woher ſie Geld, Menſchen, Pferde, Vorräthe, Flotten ziehen konnten; der germaniſche Feldherr befahl in einem Ländchen, das kaum ſo groß war, als der ſechste Theil des Landes, welches ſpäter Teutſchland hieß; und nicht einmal dieſes Ländchens Kraft war verbunden: manche ſaßen zu Hauſe, wann die andern fochten, manche gar ſtritten unter römiſchen Fahnen. Auch an Zahl der Streiter war Arminius alſo immer unterlegen; dies ſagt uns der Zuſtand des Landes, worin geſtritten ward — es war meiſt Sumpf und Wald — beſſer ſagt es das Stillſchweigen der Römer, welche gern die beſiegen, die dreimal und viermal ſtärker ausrücken als ſie. Dies ſoll uns auch ein Troſt ſey, daß es nicht auf die Menge ankommt, ſondern auf den Geiſt, womit geſtritten wird. — Dieſer Krieg war der letzte römiſche Verſuch, Germanien zu unterjochen; nachher ward nur gekämpft gegen die Unterjochung, die aus Germanien in Italien einbrechen wollte. Tiberius, ungewiß, ob aus Neid über ſeinen Neffen oder aus Ueberzeugung, Germanien könne durch ſolchen Krieg nicht bezwungen werden, ſchrieb ihm einen Brief über den andern: er möge kommen zu dem bewilligten Triumphe; es ſei genug der Abentheuer, genug der Unfälle; glücklich und groß ſeien ſeine Schlachten, doch möge er auch der Verluſte gedenken, die nicht die Schuld des Feldherrn, ſondern Winde und Fluthen doch ſchrecklich und grauenvoll verhängt haben; er, von dem göttlichen Auguſtus neunmal nach Germanien geſchickt, habe mehr durch Klugheit als durch Gewalt vollbracht: So haben die Sigambrer ſich unterworfen, ſo ſeien die Sueven und der König Marbod durch Frieden umſtrickt; auch die Cherusker und die übrigen aufrühriſchen Völkerſchaften, nachdem der römiſchen Rache genug gethan, können innern Zwieſpalten überlaſſen werden. — Germanikus mußte ſeinen lieben Rhein verlaſſen, und ward als Oberlandpfleger nach Aſien geſchickt, und dort durch die Ränke ſeiner Großmutter Livia vergiftet.

Hier ſtehen wir eine Weile ſtill, und laſſen uns wieder von Tacitus erzählen, welch ein tapferes, freies, kriegeriſches, züchtiges, gerechtes, und waidliches Volk unſre Vorfahren waren. Er hat von Germanien ein eignes Büchlein geſchrieben, woraus wir das für uns Paſſende nehmen. In dieſem Büchlein ſtellte er ſeinem Volke den Römern einen Spiegel auf, worin ſie ihr Verderben erkennen ſollten; ſein großes Herz lobte die Tugend der Feinde, damit das Laſter der Freunde erſchräcke; aber er fühlte nur zu gut, und mit tiefer Trauer in ſeinem Gemüthe, daß die römiſche Verruchtheit ſo groß war, daß ſie mit dem Schwerdt von der Erde vertilgt werden mußte; und er kannte das Volk, das dieſes Schwerdt führen würde, ja ſchon führte, und traurend über Roms Fall ſchrieb er ſeine Geſchichten, die allenthalben mit der tiefen Schwermuth einer großen Seele wie mit einem Schickſalsſchatten bedeckt ſind. Denn Tacitus war ein edler Menſch; darum liebte er ſein Volk. Und doch regierte, als er dieſe Geſchichte ſchrieb, über die römiſche Welt der beſte, tapferſte und glücklichſte Kaiſer, aus deſſen Tugend wieder Hoffnung blühen konnte: der Hiſpanier Trajanus, ein Mann, den Italien von Hiſpanien nicht verdient hatte.

Er regierte aber im Anfange des zweiten Jahrhunderts unſers Herrn, damit wir wiſſen, aus welcher Zeit unſre Väter und ihr Land hier beſchrieben werden. Es haben zwar noch andere als Tacitus von den Germanen und von Germanien gemeldet, z. B. Plinius, Ptolomäus, Strabo, Mela; ſie haben auch wohl manches von Tacitus Verſchiedene und Lehrreiche erzählt, aber alles Einzelne von dem Lande und Volke zu ſammeln liegt außer unſerm Zweck. Wir wollen das Große, das Herzige, das Gemüthliche des Volkes, wir wollen ſeine Seele und ſein Leben erkennen: da iſt Tacitus einzig, und deswegen ſoll er unſer Führer bleiben.

Von Germanien und ſeinen Völkern.

Von dem Namen der Germanen iſt oben gehört. Das Alter des Volkes verſchwindet in den grauen Zeiten der kindlichen Welt, wo die Völker noch keine klare Geſchichte hatten, ſondern in dunkeln Sagen lalleten. Dieſe Sagen, die ſpärlich ſind, der Sprachenſtamm, woraus ſich mehr ſchließen läßt, und welcher in unſern Zeiten eifriger erforſcht wird, Volksähnlichkeiten hie und da zwiſchen dem Nordoſten und dem Oſten, die mehr als bloße Zeichen ſind, endlich der Strom der Geſchichte, der von Morgen gegen Abend fließt, beweiſen den Urſprung unſerer Vorfahren aus Aſien. Wann ſie gegen Weſten gezogen ſind, davon ſchweigt die Geſchichte, und die Zeit wird kein Späterer herausfinden; aber ſo jung iſt ihr Einzug gewiß nicht, als einige uns einbilden wollen. Gleichlinig neben ihnen gegen Abend hinlaufend hatten vom Anfange der

Geſchlchten galliſche Völkerſchaften geſeſſen, die mit einem gemeinſchaftlichen Namen oft Celten genannt werden; ob dieſe zu gleicher Zeit mit ihnen oder früher oder ſpäter ausgegangen, iſt unbekannt; aber die Römer ſagen uns, ſie haben vormahls viel höher über der Donau und dem Rhein gewohnt, ſo daß das Land, welches jetzt Franken heißt, und was, von dem Rieſengebirg eingeſchloſſen, Böheim genannt wird, vor noch nicht lange von Galliern beſeſſen worden. Dies macht es wahrſcheinlich, daß ihr Zug zuerſt nordweſtlich zum baltiſchen Meere ging, und daß ſie die Gegend um die Weichſel, Oder und Elbe längs den Küſten beſetzten, nebſt den Inſeln und Halbinſeln, die in jenem Meere bis zu dem höchſten Norden hinauf gingen, und daß ſie in dem Maaße, wie ihre Schaaren ſich mehrten bei Einfalt der Sitten durch ſchnelle Zeugungen, oder durch Einrücken neuer Stämmlinge von Oſten her, und wie die Gallier weichlicher und unkriegeriſcher wurden, – dieſe immer weiter gegen Süden drängten. Dies meinen faſt alle nordiſchen Geſchichtforſcher, die ſtolz darauf ſind, daß ſie die meiſten aſiatiſchen Spuren haben, und die ſich deswegen das Aelteſte anmaaßen. Und weder die Geſchichte noch die Erfahrung widerſprechen ihnen gradezu. Wenn nicht, wie es auch oft ſcheint, eine gebildetere Prieſterkaſte aus der Fremde kam und ihre Roheit durch Religion ſchneller an Ordnung und Geſetz gewöhnte, als viele andere der Brüderſtämme, ſo mußte eine lange Zeit vergehen, ehe ſie in einem Lande, wie

Schweden und Norwegen iſt, zu der Zucht im Regiment gelangten, die Tacitus ſchon kannte und die neun Jahrhunderte nach ihm die Geſchichte beſtätigte. Daß aus dem engen Raum der Küſten der Oſtſee und aus ihren Inſeln die Heerſchaaren nicht ausgezogen ſeyn könnten, die nachher den Süden erſchreckten und eroberten, iſt eine Einwendung, ich weiß nicht, ob lächerlicher oder dummer. Dieſe Schaaren werden ſehr mäßig, wenn wir die von den Römern angegebenen Zahlen mit vier oder fünf theilen; denn, damit ihre Siege mehr glänzend, ihre Niederlagen weniger ſchimpflich wären, nannten ſie gerne 50000 für 10000 und 400000 für 100000. Auch erſchrecken uns die Zahlen, weil wir immer unſere Zeit und Art denken. Damals war in dem Alter von achtzehn bis ſechszig Jahrrn alles Kriegsmann, und ein Volk, das nur 200000 Menſchen zählte, hatte 20000 bis 30000 Streiter.

Zu Tacitus Zeit waren Germaniens Gränzen gegen Mittag die Donau und der Rhein; gegen Abend die Nordſee, gegen Mitternacht das Eismeer oder die unzugänglichen Sümpfe einiger wandelnden Lappen, die ihre Rennthiere in den Wüſten weideten, wo die Sonne im Winter manche Tage nicht auf-, im Sommer manche Tage nicht untergeht; gegen Oſten die Gegend um die Weichſel und an der Küſte hinauf der Riemen, ferner die Karpathen, und unter den Karpathen der Fluß Gran. In dieſem weiten Umfange wohnten Germanen. Aber gegen Oſten läßt Tacitus die Gränze unbeſtimmt, nicht deswegen, weil ſie ihm unbekannt, ſondern weil ſie nicht genau beſtimmbar war, da die Germanen hier mit fremdartigen Völkerſchaften in einander floſſen und ſich miſchten, und einzelne Stämme auch wohl ganz unter Fremden ſaßen, wie die Avarisker unter den Pannoniern. Dies ſind ſeine Worte: „Bishieher iſt Suevien; ob ich die Völker der Peuciner und Veneder und Fennen zu den Germanen oder Sarmaten rechnen ſoll, weiß ich nicht, obgleich die Peuciner, welche einige Baſtarner nennen, in Sprache, Art, Sitten, und Wohnungen wie Germanen leben: Schmutz bei allen und Faulheit; durch der Vornehmern vermiſchte Vermählungen ſind ſie etwas nach ſarmatiſcher Weiſe geſchändet. Die Veneder haben viel von ihren Sitten angenommen; denn was zwiſchen den Peucinern und Fennen von Wäldern und Gebirgen ſich erhebt, durchſtreifen ſie mit ihren Räubereien: doch werden dieſe billiger unter die Germanen gerechnet, weil ſie Häuſer bauen, Schilde tragen und ſich des Gebrauchs und der Hurtigkeit des Fußvolks erfreuen, welches alles von den Sarmaten verſchieden iſt, die auf Wagen und Pferden leben. Bei den Fennen eine ungeheure Rohheit, eine ſcheußliche Armuth: nicht Waffen, nicht Pferde, nicht Herd; Kraut ihre Speiſe, Felle ihre Kleider, die Erde ihr Bett; in Pfeilen, die ſie aus Mangel an Eiſen mit Knochen ſpitzen, ihre einzige Hoffnung: dieſelbe Jagd ernährt Männer und Weiber gleich, denn dieſe laufen ſo mit und erhaſchen einen Theil der Beute; auch den Kindern gegen wilde Thiere und Regen keine andere Zuflucht als ein Ueberdach aus geflochtenen Zweigen. Dies iſt der Jünglinge Heimath, dies der Greiſe Zuflucht; aber ſie halten es glückſeliger, als auf Aeckern ſtönen, in den Häuſern arbeiten, eigene und fremde Glücksgüter unter Hoffnung und Furcht verwalten. Unabhängig von den Menſchen, unabhängig von den Göttern haben ſie das Schwerſte erlangt, daß ſie nicht einmal eines Wunſches bedürfen. Weiterhin liegt das Land der Mährchen.“

Auch die Rheingränze Germaniens war nur römiſch beſtimmt. Wir haben ſchon von Cäſar gelernt, daß bis in den Vogeſus und Ardennerwald und dieſſeits der Schelde und Somme bis an den Ocean teutſche Stämme das Land erobert hatten, hie und da an den Gränzen, wie es geſchieht, mit galliſcher Sprache und Sitten angeſteckt. Alſo ſpricht Tacitus von einigen derſelben: „Die Trevirer und Nervier ſind ſehr eiferſüchtig auf den Anſpruch germaniſcher Abkunft, als wenn dieſer Ruhm des Blutes ſie von der Aehnlichkeit und Feigheit der Gallier ſchiede. Das Rheinufer ſelbſt bewohnen unbezweifelt germaniſche Völker, Vangionen, Tribocken, Nemeter; ſogar die Ubier, wiewohl ſie römiſche Kolonie zu ſeyn verdient haben und nach des Stifters Namen lieber Agrippiner heißen, ſchämen ſich ihrer Abkunft nicht, weiland übergewandert und wegen ihrer erprobten Treue hart an dem Ufer angeſiedelt, daß ſie es ſchützten, nicht, daß ſie bewacht würden. Vor allen dieſen Völkern ſind die

Bataver durch Tapferkeit herrlich, nicht weit vom Ufer, ſondern ſie bewohnen die Inſel des Rheinſtroms, einſt ein kattiſches Volk und bei einem inneren Aufruhr in jene Sitze hinübergewandert, worin ſie ein Theil des römiſchen Reichs werden ſollten. Noch dauert ihre Ehre und die Auszeichnung der alten Bundesgenoſſenſchaft; denn weder werden ſie durch Schatzungen beſchimpft noch durch Zöllner zertreten, von Laſten und Auflagen befreiet und nur zum Behuf der Schlachten zurückgelegt, werden ſie gleich Waffen und Zeug für Kriege aufgeſpart. In demſelben Gehorſam iſt auch das Volk der Mattiaken; denn die Größe des römiſchen Volkes dehnte über den Rhein und über die alten Gränzen die Majeſtät des Reichs aus: daher leben ſie mit der Heimath und dem Gebiet an ihrem Geſtade, mit dem Herzen und Gemüthe bei uns, ſonſt den Batavern ähnlich, außer daß ſie durch ihres Landes Boden und Himmel noch feurigeren Muthes ſind.“

Von den Völkern, die in der Gegend weideten, wo Druſus, Germanikus und Arminius kriegten, waren die Chauken die mächtigſten und gerechteſten, die Cherusker durch Arminius eine kurze Zeit die berühmteſten, die Marſen und Katten die ſtreitbarſten. Doch vor allen rühmt Tacitus die Katten: „Jenſeits des Rheins und „Mains beginnt das Gebiet der Katten von dem „hercyniſchen Walde, nicht mit ſo flachen und „ſumpfigen Orten, wie das übrige Germanien, „denn es läuft in Hügeln fort, die allmälig dünner werden, und der hercyniſche Wald begleitet

„zugleich ſeine Katten und ſenkt ſie herab. Das
„Volk hat ſehr ausdaurende Leiber, nervigte
„Glieder, einen dräuenden Blick, und ungewöhnlichen Geiſtesmuth, für Germanen viel Verſtand
„und Witz: ſo ſetzen ſie Auserleſene vor, gehorchen den Vorgeſetzten, halten die Linie, verſtehen ſich auf Gelegenheiten, verſchieben die Angriffe, beherrſchen den Tag, verſchanzen die
„Nacht, zählen das Glück unter die zufälligen,
„die Tapferkeit unter die gewiſſen Dinge; und
„— was ſehr ſelten und nur durch Anerkennung
„der Mannszucht gewonnen iſt — ſie ſetzen mehr
„in dem Feldherrn, als in dem Heere. Ihre
„ganze Stärke iſt im Fußvolk, das ſie außer den
„Waffen auch mit Eiſenzeug und Vorrath beladen. Andere magſt du zum Treffen gehen ſehen,
„die Katten zum Kriege: ſelten Scharmützel und
„zufälliges Gefecht. Allerdings iſt das der Reiterei eigen, ſchnell den Sieg zu gewinnen, ſchnell
„zu weichen: Geſchwindigkeit ſteht neben der
„Furcht, Langſamkeit iſt der Standhaftigkeit näher. Auch bei andern germaniſchen Völkern iſt es
„gebräuchlich, daß wohl ein Einzelner ſich deſſen
„zuweilen erkühnt, bei den Katten iſt es gemeiner Trauch geworden, mit dem Jünglingsalter
„Haare und Bart herabhängen zu laſſen, und
„nur nach einem erſchlagenen Feinde dieſe der
„Tapferkeit gelobte und verpflichtete Tracht des
„Geſichts abzulegen; über der Leiche und der Waffenbeute enthüllen ſie die Stirn und rühmen
„ſich dann erſt den Lohn für das Leben bezahlt
„zu haben und des Vaterlandes und der Aeltern

„würdig zu ſeyn: den Feigen und Unkriegeriſchen „bleibt die Entſtellung. Jeder Tapferſte trägt „außerdem einen Eiſenring (ein Schimpf bei dem „Volke) als ein Band, bis er ſich durch Erlegung eines Feindes löſet. Den meiſten Katten „gefällt dieſer Brauch, und ſie greiſen mit dem „Zeichen, zugleich den Feinden und den Ihrigen „kenntlich: bei dieſen ſind die Anfänge aller „Schlachten, dies iſt immer die erſte Linie, fürchterlich von Anſehen. Keiner hat ein Haus noch „Acker noch irgend eine Sorge: zu wem ſie eben „kommen, der ſpeiſt ſie; verſchwenderiſch mit dem „Fremden, Verächter des Eigenen, bis das kraftloſe Alter ſie ſo harter Tugend unterlegen „macht.“

Die andern zwiſchen der Elbe und dem Rhein in Weſtgermanien wohnenden Völker ſind oben ſchon genannt. Den Cheruskern zunächſt an der Elbe hin ſaßen die Foſer und an dem Meere die Cimbern. „Dies iſt jetzt eine kleine Völkerſchaft „— ſagt Tacitus — aber ihr Ruhm groß; noch „ſind die Spuren jenes alten Ruhmes weit umher, an beiden Ufern Läger und Räume, an deren Umfange man noch jetzt die Menge und „Streitkraft des Volks und die Glaubwürdigkeit „eines ſo großen Heeres meſſen kann. Es war „das ſechshundertvierzigſte Jahr der Stadt Rom, „da zuerſt die Waffen der Cimbern gehört ſind, „als Cäcilius Metellus und Papirius Carbo Conſuln waren. Wenn wir von da bis zu Trajanus zweitem Konſulat rechnen, ſo kommen ungefär 210 Jahre heraus. So lange wird

„Germanien beſiegt. In einem ſo langen Zeitraum auf beiden Seiten viele Verluſte. Nicht die Samnier, nicht die Punier, nicht Hiſpanien noch Gallien, ſelbſt die Parther nicht haben uns öfter erinnert; denn feuriger als Arſaces Monarchie iſt die Freiheit der Germanen. Denn was anders als Kraſſus Tod, wobei auch Pacorus ſelbſt blieb, könnte uns der ſeit Ventidius gedemüthigte Orient vorwerfen? Aber die Germanen, welche Carbo und Caſſius und Skaurus Aurelius und Servilius Cäpio, auch Cnejus Manlius ſchlugen oder fingen, haben dem römiſchen Volke nach einander fünf konſulariſche Heere, Varus und mit ihm drei Legionen ſogar dem Auguſtus vernichtet; und nicht ungeſtraft hat Cajus Marius ſie in Italien, Julius Cäſar in Gallien, haben Druſus und Tiberius und Germanikus ſie in ihren Sitzen angegriffen. Darauf wurden Cajus Caligulas gewaltige Drohungen zu Spott; dann Ruhe, bis bei unſern Zwieſpalten und Bürgerkriegen ſie die Läger der Legionen erſtürmten und nach Gallien trachteten: daraus wieder vertrieben ſind ſie in den letzten Zeiten mehr betriumphirt als beſiegt.“

Alles, was von feſtem Lande und Inſeln dieſen Gränzen öſtlich und der Donau nördlich ſich in einem weiten Umfange bis in die Karpathen und an die Weichſel und jenſeits des baltiſchen Meeres erſtreckt, nennen die Römer mit einem allgemeinen Namen das Volk der Sueven, worunter viele Völkerſchaften mit beſondern Namen begriffen ſind. Es iſt dem Volke eigen, das Haar aufzuſchlagen und in einem Schopf zuſammenzubinden. So werden die Sueven von den übrigen Germanen, ſo der Sueven Freie von den Knechten unterſchieden. Bei den andern Völkerſchaften geſchieht dies aus irgend einer Verwandſchaft mit den Sueven, oder (was oft der Fall iſt) aus Nachahmung, doch ſelten, und bloß in der Jugendzeit; bei den Sueven ſchlagen ſie bis zum Greiſenalter das Haar zurück, und neſteln es oft allein grade auf dem Wirbel: die Fürſten haben es auch zierlicher. So weit die Sorge für die Geſtalt, aber eine unſchuldige; denn nicht um Liebe und Gegenliebe, nein zur Erhöhung der Geſtalt, zum Schrecken, wann ſie in den Krieg ziehen, und zwar den Augen der Feinde, ſchmücken ſie ſich ſo. — Für die älteſten und edelſten der Sueven geben ſich die Semnonen aus, ein zahlreiches Volk, das in hundert Gauen wohnt — Neben ihnen ſitzen die Longobarden, gering an Zahl, furchtbar durch Tapferkeit — Darauf die Reudinger, die Avionen, die Angeln, die Variner, die Eudoſer, die Suardonen, und Nuithonen, durch Ströme oder Wälder geſchirmt; bei den einzelnen iſt nichts merkwürdig, als daß ſie gemeinſchaftlich die Hertha (d. i. die Mutter Erde) verehren. — Der Donau und den Römern näher wohnen die Hermunduren längs dem Fichtelberge und bis in den Thüringer Wald, große Freunde der Römer, die bis an Italiens Gränzen vertrauten Verkehr mit ihnen haben; neben ihnen die Narisker — Darauf die Markomannen und Quaden, von Königen beherrſcht; hinter ihnen die Marſigner, die Gothinen, die Oſer, die Burier, zum Theil ſchon mit Galliſchem und Pannoniſchem gemiſcht, ein Theil von den Sarmaten, ein Theil von den Quaden beſchatzt. — Dann das zahlreiche Volk der Lygier, das viele mächtige Stämme zählt — Ueber den Lygiern die Gothen, von Königen ſchon etwas ſtraffer beherrſcht, als die übrigen Völker der Germanen, doch nicht über die Freiheit hinaus — Darauf am Meer fortlaufend die Rugier und Lemovier. Und aller dieſer Völker Zeichen ſind runde Schilde, kurze Schwerdter, und Gehorſam gegen Könige.

Hierauf die Völkerſchaften der Suionen mitten im Ocean, außer Männern und Waffen durch Flotten mächtig. Bei ihnen giebt Vermögen ſchon Ehre; daher herrſchet Einer ohne Schranken, nicht mit erbetteltem Recht auf Gehorſam; auch ſind nicht wie bei den andern Germanen die Waffen für einen jeden, ſondern unter der Hut eines Wächters, und zwar eines Sklaven: denn plötzliche Anfälle von Feinden hält der Ocean ab und müßige Hände der Bewaffneten muthwillen leicht. Ueber den Suionen ein anderes Meer, ſtarr und faſt unbeweglich. Daß dies den Erdkreis umgürte und umſchließe, iſt daher glaublich, weil der ſinkenden Sonne letzter Glanz bis zum Aufgang dauert, ſo hell, daß er die Sterne verdunkelt; auch werde bei ihrem Aufgang ein Klang gehört und Göttergeſtalten und Strahlen um das Haupt geſehen, ſetzt der Glaube hinzu. Nur bis dahin (und die Sage iſt wahr) die Natur. —

Von hier rechts werden von des Sueviſchen Meeres Fluthen die Völker der Aeſtier angeſpült; dieſe ſammeln den Bernſtein, welchen ſie Glas nennen, zwiſchen den Sandbänken und am Geſtade ſelbſt. — Von den Suionen laufen die Völkerſchaften der Sitonen aus, im Uebrigen ihnen gleich, in Einem verſchieden, daß eine Frau gebietet; ſo ſehr arten ſie nicht allein von der Freiheit, ſondern auch von der Knechtſchaft aus. Hier iſt Sueviens Ende.

Die Germanen waren ein uraltes, reines, ungemiſchtes Volk, nicht aus einer Sündfluth vieler Völker geworden, welche Zufall, Noth, oder Schwerdt oft zuſammentrieben. Sie waren nur ihnen ſelbſt gleich; wie alles, was aus einfachen Keimen entſproſſen iſt, aufrichtig, tüchtig, einfältig, mit treuem Sinn und hellem Geiſt, die da Gott und die Natur erkennen und in ihrer Sprache und in ihren Werken darſtellen konnten: ein glückſeliges Volk, wenn nicht ſelbſt das Beſte auch einmal ſein Verderben haben müßte. Daher auch die Geſtalt der Leiber, wiewohl in einer ſo großen Menſchenzahl, bei allen dieſelbe: trotzige und blaue Augen, goldgelbe Haare, große und nur zum Angriff kräftige Leiber; für Beſchwerden und Arbeiten nicht dieſelbe Ausdauer, und Hunger und Durſt, Kälte und Hitze zu ertragen, keinesweges durch Himmel oder Boden gewöhnt.

Das Land, obgleich im Aeußern etwas verſchieden, war im Ganzen doch durch Wälder oder Sümpfe rauh und ungeſchlacht, feuchter und niedriger gegen Nordweſten, höher und trockner gegen Norikum und Pannonien; fruchtbar an Getreide; noch ohne Fruchtbäume und Reben; reich an Vieh, das aber meiſtens klein war und ohne den Schmuck der Stirn, die Hörner: dies war ihr einziger und liebſter Reichthum. Das Wild ihrer Berge und Wälder hat uns Cäſar ſchon erzählt; was für Thiere bei ihnen lebten, die Felle und Rauchwerk gaben, können wir aus dem ſchlieſſen, was der Jäger jetzt in den Wäldern von Samegitien und Litthauen und Wärmland erbeutet. Die Silberminen lagen noch ungeöffnet; auch kannte das Volk glücklich den Werth des Silbers und Goldes noch nicht: denn man ſah bei ihnen ſilberne Gefäße, die ihre Botſchafter und Fürſten als Ehrengeſchenke erhalten, nicht beſſer geachtet, als irdene. Doch die dem Rhein und der Donau näher wohnten, lernten durch den Handel Gold und Silber kennen und begehren. Auch des Eiſens hatten ſie nicht eben viel: dies erhellet aus der Art ihrer Waffen.

Kein germaniſches Volk wohnte damals in Städten; doch ſcheinen ſie allerdings verſchanzte Läger oder eine Art Burgen gehabt zu haben, wohin ſie in getümmelvollen und kriegiſchen Zeiten ihre Weiber und Kinder, oft auch ihre Heerden brachten. Sie duldeten nicht einmal dicht zuſammenhängende Wohnſitze, ſondern wohnten einzeln und geſchieden, wie eine Quelle, ein Feld, ein Wald ihnen gefiel. Die Dörfer legten ſie nicht ſo, daß Haus an Haus ſtand, ſondern jeder hatte um ſein Haus einen freien Raum, gegen

Feuersgefahr vortrefflich. Mörtel und Ziegel kannten ſie nicht, ſondern legten grobbehauene Balken auf einander, und fügten ſie ſchlicht und recht zuſammen. Doch ſtrichen ſie einige Stellen ſäuberlich mit ſo reiner und glänzender Erde an, daß ſie mit Farben bemahlt ſchienen. Auch pflegten ſie ſich Höhlen unter der Erde zu graben, die ſie mit vielem Dünger beſchütteten, Zuflucht für den Winter und Behälter für das Getraide: in ſie drang die ſtrenge Kälte nicht ein, auch waren ſie gut, wann der Feind anrückte, der das Verborgene und Vergrabene nicht ſo leicht finden konnte.

Die Aecker wurden nach der Zahl der Bauren nach der Reihe eingenommen, und theilten ſie dann unter ſich nach der Würde; die Leichtigkeit des Theilens gaben die weiten Räume der Felder. Jährlich änderten ſie die Schläge, und es blieb des Ackers genug übrig; denn mit der Fruchtbarkeit und Weite des Bodens rangen ſie nicht in Arbeit, daß ſie Baumpflanzungen reiheten und Wieſen einhägten und Gärten wäſſerten: nur Korn forderten ſie von der Erde. Auch hatten ſie nur Begriff und Namen für drei Jahreszeiten, den Winter, den Frühling und den Sommer; vom Herbſt kannten ſie ſo wenig den Namen, als die Gaben.

Ihre Bekleidung war für alle ein weiter Rock, mit einer Gurt zugeſchnallt; ſonſt unbedeckt lagen ſie ganze Tage um den Feuerherd. Die Reichſten waren durch ein Kleid ausgezeichnet, das nicht den Leib umfloß wie des Sarmaten und Parthers, ſondern eng anſchließend jedes Glied ausdrückte. Sie trugen auch Thierpelze, die dem Rhein zunächſt wohnenden ohne Staat, die weiterhin ausgeſuchter, als welchen der Handel keinen andern Schmuck gab. Sie hatten ſchon die Sitte, die bei uns noch vor funfzig Jahren häufiger war als jetzt, daß ſie dieſes Pelzwerk mit Flecken und Fellen ſolcher Thiere bunt machten, die man ſelten fing, oder die in fernen Ländern lebten. Die Weiber hatten keine andere Tracht als die Männer, doch brauchten ſie häufiger linnene Kleider, die ſie mit Purpur verbrämten. Auch hatten ihre Kleider keine Aermel, ſondern die Arme und ein Theil der Bruſt waren bloß.

Selten gebrauchten ſie Schwerdter oder größere Lanzen; ſie trugen Speere (mit ihrer Benennung Pfriemen) mit einem ſchmalen und kurzen, aber ſo ſcharfen und zum Gebrauch handlichen Eiſen, daß ſie mit denſelben Waffen, wie es eben noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Und zwar war der Reiter mit dem Schilde und Pfriemen zufrieden; das Fußvolk warf auch Wurfgeſchoſſe, jeder ſchleuderte mehrere, und auf eine unglaubliche Weite, nackt oder im leichten Rock; mit Schmuck keine Prahlerei, bloß die Schilde bemahlten ſie mit den auserleſenſten Farben; wenige trugen Panzer, kaum einer oder der andere einen Helm oder eine Haube. Ihre Pferde waren nicht durch Schönheit, nicht durch Geſchwindigkeit ausgezeichnet, wurden auch nicht in manigfaltigen Wendungen nach unſerer Weiſe ſich zu ſchwenken abgerichtet: gradaus, oder mit

Einer Schwenkung rechts lenkten ſie ſie mit ſo feſtgeſchloſſenem Gliede, daß keiner zurück blieb. Ueberhaupt war ihre Stärke mehr im Fußvolk; daher ſtritten ſie gemiſcht, und war die Hurtigkeit des Fußvolks, das ſie aus der ganzen Jugend auslaſen und ins Vordertreffen ſtellten, dem Reitergefecht angepaßt und angemeſſen. Auch die Zahl war beſtimmt; aus jedem Gau waren hundert, und wurden darnach benannt unter den Ihrigen, und ward ein Ehrentitel, was zuerſt die Zahl bezeichnete. Ihre Schlachtordnung ward nach keilförmigen Kolonnen geordnet. Den Platz verlaſſen, wenn man nur wieder anſetzte, dduchte ihnen mehr klug, als feig. Die Leichen der Ihrigen trugen ſie auch in zweifelhaften Gefechten weg. Den Schild im Stich laſſen, war eine unauslöſchliche Schande; weder dem Gottesdienſt beiwohnen noch in der Gemeinde erſcheinen durfte der ſo beſchimpfte, und Manche, welche Kriege überlebten, endigten die Schande durch den Strick.

Sie hatten auch Schlachtlieder, durch deren Abſingung, welche ſie Barbit nannten, ſie die Gemüther entflammten, und des künftigen Treffens Ausgang durch den Geſang ſelbſt weiſſagten; denn ſie erſchreckten oder zitterten, je nachdem die Schlacht tönte, und es ſchienen nicht ſowohl Stimmen, als eine Muſik der Tapferkeit zu ſeyn. Es ward vorzüglich nach Rauhigkeit des Klanges und einem gebrochenen Getöſe getrachtet, und deswegen hielten ſie die Schilde vor dem

Mund, damit die Stimme durch den Wiederhall voller und gewaltiger ſchwölle.

Könige wählten ſie nach dem Adel, Heerführer nach der Tapferkeit. Auch war der Könige Macht nicht unbeſchränkt oder willkührlich, und die Heerführer mehr durch Beiſpiel als Befehl, wenn ſie geſchwind, wenn ſie vorſchimmernd, wenn ſie ſich vörderſt in den Schlachtreihen tummelten — durch Bewunderung geboten ſie. Uebrigens war weder das Strafen noch Verhaften, ja nicht einmal das Schlagen erlaubt, es ſei denn den Prieſtern: nicht wie zur Strafe noch auf des Heerführers Befehl, ſondern gleichſam auf Gottes Gebot, welchen ſie im Streit gegenwärtig glaubten; und ſie führten Bilder und einige aus den Hainen genommene Heiligthümer mit in die Schlacht. Und — was ein vorzüglicher Sporn zur Tapferkeit war — nicht der Zufall oder ein ungefähres Zuſammenthun machte das Geſchwader oder den Keil, ſondern die Familien und Verwandſchaften; und ihr Liebſtes war ihnen ſo nah, daß ſie das Geheul ihrer Weiber, das Gewimmer ihrer Kinder hören konnten; dieſe jeglichem die heiligſten Zeugen, dieſe die größten Lober. Zu den Müttern, zu den Weibern führten ſie die Wunden, und jene erblaßten nicht die Streiche zu zählen oder zu unterſuchen. Und ſie brachten den Streitern Erfriſchungen und Ermunterungen. Man erzählt, einige ſchon weichende und wankende Schlachten haben Weiber wieder hergeſtellt durch ihr ſtandhaftes Flehen, durch ihre vorgeworfenen Brüſte, und durch die nahe gezeigte Gefangenſchaft, die ſie ihrer Weiber wegen weit mehr fürchteten: ſo daß die Gemüther der Völkerſchaften kräftiger verpflichtet wurden, von welchen man unter den Geißeln auch adlige Jungfrauen verlangte. Ja ſie glaubten, es ſei in ihnen etwas Heiliges und Ahndungsvolles, und weder verſchmäheten ſie ihre Rathſchläge noch überhörten ſie ihre Antworten. Man ſah zu Kaiſer Veſpaſians Zeit die Velleda, welche die meiſten lange wie eine Gottheit achteten; und vormals hatten ſie die Aurinia (Alrun) und mehre andere verehrt, nicht aus Schmeichelei noch als machten ſie ſie zu Göttinnen.

Ueber geringere Geſchäfte rathſchlagten die Fürſten, über größere alle: doch ſo, daß auch das, worüber dem Volk die Entſcheidung zuſtand, bei den Fürſten weiter überlegt ward. Sie verſammelten ſich, wenn nicht etwas Ungefähres oder Plötzliches eingetreten war, an gewiſſen Tagen entweder bei'm Neumond oder Vollmond; denn zur Verhandlung von Geſchäften hielten ſie dies für den glücklichſten Anfang. Auch rechneten ſie nicht wie wir die Zahl der Tage, ſondern der Nächte. So beſchloſſen ſie, ſo beraumten ſie: die Nacht ſchien den Tag zu führen. Jenes Gebrechen entſprang aus der Freiheit, daß ſie nicht zugleich noch wie befohlen zuſammenkamen, ſondern der zweite und dritte Tag ging durch Säumniß der ſich verſammelnden verloren. Däuchte ihnen die Menge groß genug, ſo lagerten ſie ſich bewaffnet. Schweigen ward durch die Prieſter geboten, welche auch dann das Recht der Züchtigung hatten. Darauf ward der König oder Fürſt, nachdem eines jeden Alter, nachdem Adel, nachdem Ruhm in Kriegen, nachdem Beredſamkeit war, gehört, mehr durch das Anſehen zu rathen als durch die Macht zu befehlen. Misfiel der Vorſchlag, ſo verwarfen ſie ihn durch Ziſchen; gefiel er, ſo klirrten ſie mit den Pfriemen: die ehrenvolleſte Art des Beifalls war mit den Waffen loben.

Bei der Volksverſammlung durfte man auch anklagen und auf Leben und Tod antaſten. Der Unterſchied der Strafen war nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer henkten ſie an Bäume; Weichlinge und Feige und am Leibe Geſchändete verſenkten ſie in Schlamm und Moraſt, und warfen Hürden darüber. Dieſe Verſchiedenheit der Strafen deutet dahin, als müßten bei der Beſtrafung Verbrechen gezeigt, Schanden verhüllt werden. Kleinere Vergehungen wurden nach Verhältniß geſtraft: die Ueberwieſenen büßten mit einigen Pferden oder Schaafen; ein Theil der Buße fiel dem Könige oder dem Staate, ein Theil dem Verletzten oder ſeinen Verwandten zu. Bei dieſen Verſammlungen wurden auch die Fürſten gewählt, die in den Gauen und Dörfern Recht ſprachen. Hundert aus dem Volke ſaßen jeglichem bei, zugleich als Rath und als Macht.

Nichts aber weder in öffentlichen noch in eigenen Geſchäften thaten ſie unbewaffnet. Aber Waffen tragen durfte eher keiner, als bis das Volk, er ſei ihnen gewachſen, geprüft hatte. Dann ſchmückte in der Volksverſammlung ſelbſt entweder einer der Fürſten oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Pfriemen. Dies war bei ihnen das Männerkleid, dies die erſte Ehre der Jugend; vorher ſchienen ſie nur ein Theil des Hauſes, hinfort des Vaterlandes. Glänzender Adel oder große Verdienſte der Väter ſicherten auch Jünglingen die Fürſtenwürde; die übrigen ſchloſſen ſich den Stärkeren und längſtgeprüften an, und es war kein Schimpf, unter Folgern zu erſcheinen. Auch das Gefolg ſelbſt hatte ſeine Grade, nach dem Urtheil deſſen, dem ſie anhingen; unter den Folgern war ein großer Wetteifer, welche bei ihrem Fürſten die erſte Stelle, unter den Fürſten, welche die meiſten und tapferſten Folger hätten. Dies war Würde, dies Macht, immer von einer großen Schaar erleſener Jünglinge umringt zu ſeyn; im Frieden Glanz, im Kriege Schirm. Und nicht allein bei ſeinem Volke einem jeglichen, ſondern auch bei den benachbarten Völkerſchaften war das Name, das Ruhm, wann er durch Zahl und Tapferkeit des Gefolges glänzte; denn ihrer begehrte man durch Botſchaften, und ehrte ſie mit Geſchenken, und ſie hielten durch den bloßen Ruf meiſtens die Kriege von ſich.

14. Wann es zur Schlacht kam, war es dem Fürſten Schande, an Tapferkeit beſiegt zu werden, dem Gefolge Schande, es der Tapferkeit des Fürſten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber Schimpf und Schande, ſeinen Fürſten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu ſeyn. Ihn vertheidigen, beſchirmen, die eigenen

tapfern Thaten ſeinem Ruhm zulegen, war die heiligſte Pflicht. Die Fürſten ſtritten für den Sieg, das Gefolg für den Fürſten. Wann die Völkerſchaft, welcher ſie angehörten, in einem langen und faulen Frieden ſaß, zogen die meiſten der edlen Jünglinge freiwillig zu den Völkerſchaften, die dann einen Krieg führten; weil dem Volke nicht allein die Ruhe verhaßt war, ſondern weil ſie unter Gefahren auch leichter berühmt wurden, und weil man ein großes Gefolg allein durch Gewalt und Krieg unterhalten konnte: denn ſie forderten von ihres Fürſten Freigebigkeit jenes kriegeriſche Roß, jenen blutigen und ſiegreichen Pfriem. Die Schmäuſe und wenn gleich einfachen doch reichlichen Gaſtmäler waren ſtatt des Soldes; Stoff zu Geſchenken gab Krieg und Raub. Auch mogte man ſie nicht ſo leicht dahin bringen, das Land zu pflügen und auf die Aerndte zu hoffen, als den Feind herauszufordern und ſich Wunden zu holen; denn es däuchte ihnen faul und feig, durch Schweiß zu erwerben, was man durch Blut gewinnen konnte.

Wann ſie nicht in den Krieg zogen, waren ſie viel auf der Jagd, mehr Zeit ſchlenderten ſie in Muße ſo hin, dem Schlaf und der Tafel ergeben. Jeder Tapferſte und Kriegliſcheſte lebte ſo in Faulheit hin, und überließ die Sorge für Haus und Hof und Feld den Weibern und den Schwächſten in der Familie. Es war gebräuchlich, daß jede Völkerſchaft freiwillig und Mann für Mann den Fürſten von ihren Heerden und Früchten brachten: dies, als eine Ehrengabe aufgenommen, half auch ihren Bedürfniſſen ab. Hohen Werth legten ſie auf Geſchenke benachbarter Völker, die nicht von Einzelnen, ſondern von Staatswegen geſchickt würden: auserleſene Pferde, köſtliche Waffen, Geſchirre, und Geſchmeide. Schon haben wir ſie auch Geld annehmen gelehrt.

Die Ehen wurden ſtrenge gehalten, und kein Theil ihrer Sitten war löblicher; denn faſt allein von allen Barbaren hatte bei ihnen jeder Mann nur Eine Frau, ſehr wenige ausgenommen, die nicht aus Wohlluſt, ſondern wegen der Adlichkeit von mehren Gemahlinnen geworben wurden. Die Brautgabe brachte nicht die Frau dem Manne, ſondern der Mann der Frau zu. Die Aeltern und Verwandten waren dabei, und prüften die Geſchenke: Geſchenke nicht für weibliche Niedlichkeiten ausgeſucht noch zum Schmuck der Neuvermählten, ſondern Rinder und ein gezäumtes Roß und ein Schild nebſt Pfriem und Schwerdt. Gegen dieſe Geſchenke ward das Weib empfangen, und auch ſie brachte dem Manne etwas von Waffen zu. Dies däuchte ihnen das feſteſte Band, dies die geheime Weihe, dies die ehelichen Götter. Damit das Weib ſich nicht außerhalb der männlichen Geſinnungen, außerhalb den Wechſel des Krieges däuchte, ward ſie grade durch die heiligen Zeichen der beginnenden Ehe vermahnt, ſie komme Geſellin der Arbeiten und Gefahren, die daſſelbe im Frieden, daſſelbe in der Schlacht leiden und wagen ſolle: dies ſagten ihr die zuſammengejochten Rinder, dies das gerüſtete Pferd, dies die geſchenkten Waffen. So müſſe ſie leben, ſo ſterben; ſie empfange, was ſie unverletzt und würdig ihren Kindern übergeben ſolle, was ihre Schnüre empfangen und wieder den Enkeln überliefern ſollen.

Alſo lebten ſie in umſchloſſener Zucht, durch keine Lockungen von Schauſpielen, durch keine Reitzungen von Gaſtmählern verdorben. Von Geheimniſſen der Briefe wußten Männer und Weiber gleich wenig. Sehr ſelten bei einem ſo zahlreichen Volke Ehebrüche: ihre Strafe war augenblicklich und den Männern überlaſſen. Mit geſchornem Haupt und nackt in Gegenwart der Verwandten jagte der Mann ſie aus dem Hauſe und trieb ſie durch das ganze Dorf mit Schlägen hin. Denn die entweihte Zucht fand keine Vergebung; nicht durch Schönheit, nicht durch Jugend, nicht durch Reichthum hätte ſie einen Mann gefunden. Denn niemand lächelte dort über Laſter und verderben und ſich verderben laſſen hieß nicht Welt. Beſſer noch ſtand es bei den Völkerſchaften, bei welchen nur Jungfrauen heiratheten und die Frau einmal für alle ihre Hoffnung und ihr Gelübde abmachte. So empfingen ſie Einen Gemahl wie Einen Leib und Ein Leben, damit kein Gedanke, keine Begierde weiter flöge, damit ſie nicht ſowohl den Gemahl als die Ehe liebten. Die Zahl der Kinder beſchränken oder von den Zugebohrnen jemand tödten hielt man für eine Schandthat; und mehr vermogten dort gute Sitten, als anderswo gute Geſetze.

Gewöhnlich ohne Kleider, ohne Wartung wuchſen ſie in den Häuſern zu jenen Gliedern, zu jenen Leibern auf, welche die Römer erſtaunten.

Jeden nährte ſeine Mutter an ihren Brüſten, und er ward nicht Mägden und Ammen übergeben. Den Herrn und den Knecht konnte man durch keine Weichlichkeit in der Erziehung unterſcheiden. Spät pflegten die Jünglinge der Liebe, daher unerſchöpfte Manneskraft; auch die Jungfrauen wurden nicht übereilt: gleiche Jugendfülle, derſelbe hohe Wuchs — ſo vermiſchten ſich Gleichheit und Kraft, und die Stärke der Aeltern bezeugten die Kinder. Die Kinder der Schweſtern genoſſen bei dem Oheim gleicher Ehre als bei dem Vater. Einige hielten dieſes Blutsband heiliger und enger, und verlangten ſolche lieber zu Geißeln, als wenn ſie das Herz feſter und das Haus weiter umfaßten. Doch Erben und Nachfolger waren jedem ſeine Kinder, und kein Teſtament. Waren keine Kinder, ſo nahm der nächſte Grad Beſitz: Bruder, Vaterbruder, Mutterbrüder. Jemehr der Verwandten, je größer die Zahl der Befreundeten, deſto freudenvoller das Alter; Kinderloſigkeit hatte gar keinen Lohn.

Man mußte ſowohl die Feindſchaften als die Freundſchaften ſeines Vaters oder Verwandten übernehmen; doch währten ſie nicht unverſöhnlich. Denn ſogar der Todtſchlag ward mit einer beſtimmten Zahl Rinder und Schaafe gelöſt, und das ganze Haus nahm die Söhne an. Dies war für das Ganze nützlich, weil Feindſchaften bei Freiheit gefährlicher ſind.

Kein Volk lebte ſo viel und ſo gaſtlich beiſammen. Einen Menſchen wer es auch war aus dem Hauſe weiſen hielten ſie ſündlich; nach ſeinem Vermögen nahm ihn jeder am gedeckten Tiſche auf. War nichts mehr da, ſo ward der eben noch Wirth war der Wegweiſer und Geleiter des Fremdlings, und ungeladen giengen ſie in das erſte beſte Haus; das that nichts, ſie wurden gleich freundlich empfangen: den Bekannten oder Unbekannten was das Gaſtrecht betraf unterſchied niemand. Dem Abreiſenden ward was er nur begehrte gegeben, und der Geber ſeiner Seits begehrte eben ſo ungezwungen. Sie freueten ſich über Geſchenke, aber rechneten weder die gegebenen an, noch wurden ſie durch die empfangenen verpflichtet. Das Leben unter Freunden war luſtig.

Gleich nach dem Schlafe, den ſie bis in den Tag hinein zogen, badeten ſie ſich gewöhnlich mit warmem Waſſer, zumal da es bei ihnen die meiſte Zeit Winter war. Darauf aßen ſie, und hatten jeder ſeinen eignen Stuhl und eignen Tiſch. Dann ſchritten ſie bewaffnet zu Geſchäften und nicht weniger oft zu Gaſtmälern. Tag und Nacht in Einem fort zechen, war keinem ſchimpflich. Die zumal unter Berauſchten häufigen Händel wurden ſelten durch Schimpfworte, öfter durch Blut und Wunden geſchlichtet. Aber auch über zu verſöhnende gegenſeitige Feinde und zu knüpfende Freundſchaften und zu wählende Fürſten, über Frieden endlich und über Krieg rathſchlagten ſie meiſtens bei ihren Gaſtmählern, als wenn zu keiner Zeit das Herz für einfältige Gedanken offener und für große glühender wäre. Ein nicht hinterliſtiges noch verſchlagenes Volk öffnete noch die Geheimniſſe der Bruſt in dem fröhlichen Muthwillen des Scherzes. Doch ward das enthüllte und nackte Gemüth aller den folgenden Tag wieder befragt, und ungebunden ſtand beider Zeiten Verhältniß. Sie rathſchlagten, wann ſie ſich nicht verſtellen konnten, ſie beſchloſſen, wann ſie nicht irren konnten.

Ihr Getränk war Bier, aus Gerſte oder Weitzen gebraut; die den Römern Nächſten kauften auch Wein. Ihre Speiſen waren einfach, wilde Aepfel, friſches Wildpret, oder geronnene Milch. Ohne feine Leckereien und Würzen ſtillten ſie den Hunger. Im Trunk war nicht dieſelbe Mäßigkeit. Wenn man Ihrer Völlerei ſo viel ſie begehrte zutrug, mogte man ſie eben ſo leicht durch dieſes Laſter als durch die Waffen beſiegen. Sie hatten eine Art Schauſpiel, und in jeder Geſellſchaft immer daſſelbe. Nackte Jünglinge, welchen es ein Scherz war, ſprangen tanzend zwiſchen gezückten Schwerdtern und Pfriemen hin und her. Dies machte Uebung zur Kunſt, Kunſt zur Ehre; doch nicht um Gewinnſt oder Sold: dieſes faſt kühnen Muthwillens Preis war das Vergnügen der Zuſchauer. Das Würfelſpiel trieben ſie auch nüchtern mit dem größten Ernſt, mit einer ſolchen Wuth um Gewinn und Verluſt, daß, wenn alles weg war, ſie den letzten Wurf um Freiheit und Perſon wagten. Der Verlierer zog in die freiwillige Knechtſchaft; wenn gleich jünger, wenn gleich ſtärker, ließ er ſich binden und verkaufen; ſo feſt hielten ſie in einer ſchlechten Sache: ſie nannten das Treue. Sklaven dieſer Gattung gaben ſie durch den Handel weg, damit ſie ſich auch von der Schaam über den Gewinnſt löſeten.

Ihre anderen Knechte gebrauchten ſie ganz anders als die Römer, bei welchen ihnen in den Haushaltungen beſtimmte Ausrichtungen zugetheilt waren. Jeder hatte Haus und Hof, die er verwaltete. Der Herr legte ihm eine beſtimmte Abgabe an Korn oder Vieh oder Geſpinſt auf; und ſo weit war der Knecht unterthänig. Die übrigen Geſchäfte des Hauſes verrichteten ſein Weib und ſeine Kinder. Daß ſie einen Knecht ſchlugen und in Banden und auf Arbeit ſetzten, geſchah ſelten; wohl erſchlügen ſie ihn zuweilen, nicht in Züchtigung und Strenge, ſondern im Jachzorn gleich einem Feind; nur daß es ungeſtraft blieb. Freigelaſſene waren nicht viel über Knechten, ſelten von einiger Bedeutung im Hauſe, nie im Staate, nur diejenigen Völkerſchaften ausgenommen, bei welchen Könige herrſchten; denn da ſtiegen ſie wohl über die Freien und die Edeln empor: bei den andern waren die untergeordneten Freigelaſſenen ein Beweis für die Freiheit. — Auf Zinſen leihen und Wucher treiben kannten ſie nicht.

Bei den Begräbniſſen war kein Gepränge. Das allein ward beobachtet, daß die Leiber berühmter Männer mit gewiſſen Holzen verbrannt wurden. Die Scheiterhaufen bedeckten ſie weder mit Teppichen noch mit Wohlgerüchen; jedem wurden ſeine Waffen, einigen auch ihr Pferd mit in die Flamme geworfen. Das Grabmahl erhob der Raſen; die mühevolle und prächtige Ehre der Denkmähler verſchmäheten ſie als den Todten läſtig; Wehklagen und Thränen legten ſie bald, Trauer und Traurigkeit ſpät ab: den Frauen war Trauer geziemend, den Männern Erinnerung.

Was unſere Vorfahren von den göttlichen und himmliſchen Dingen verſtanden und glaubten; wie ſie dieſelben auf Erden darſtellten; wie ſie die Götter anbeteten und verehrten; was aus der Dunkelheit der heiligen Haine ihnen Ueberirdiſches und Unbegreifliches rauſchte; welches der Dienſt, welcher der Rang der Prieſter, das Verhältniß derſelben zu den Königen, den Fürſten, dem Volke; welches das Geheimniß der Opfer, das ſtumme Schweigen der Gebete — davon und von vielen andern Dingen, die wir gern wiſſen mögten, haben die Alten uns zu wenig erzählt. Doch läßt Tacitus uns an mehr als Einer Stelle durchſehen, daß tiefe Ehrfurcht vor dem göttlichen Weſen und gewaltige Scheu vor den Prieſtern bei den Völkern der Germanen war; denn die Prieſter durften den Trotz ſtrafen, welcher Fürſten zu mächtig war, die Freiheit zügeln, die irdiſchen Herren überlegen ſchien. Wir müſſen aber glauben, daß dieſes Volk vor allen andern Völkern die Götter verehrte, welchen es in der ganzen Welt Denkmähler ihrer Herrlichkeit und ſeiner Frömmigkeit errichtet hat, die der Nachwelt ſagen werden, was es einſt war. Der Münſter zu Strasburg, die Stephanskirche in Wien, die Dome zu Ulm und zu Mailand, und ſo viele andere Werke göttlicher Geſinnung ſind in teutſchen Herzen gebohren in einem Zeitalter, welches aberwitzige und eingebildete Enkel das düſtere und barbariſche Zeitalter genannt haben.

Tacitus ſagt: „die Germanen feiern in alten Liedern den Gott Thuiskon, den Sohn der Erde, und ſeinen Sohn Mannus, den Urſprung und die Stifter des Volks; auch erzählen ſie, Herkules und Ulyſſes ſeien auf ihren Wanderungen bis zu ihnen gekommen.“ — An einer andern Stelle: „Von den Göttern ehren ſie vor allen den Merkurius, dem ſie an beſtimmten Tagen auch Menſchenopfer darzubringen erlaubt halten; den Herkules und Mars verſöhnen ſie mit erlaubten Thieren; ein Theil der Sueven opfert auch der Iſis. Woher die Veranlaſſung und der Urſprung des fremden Dienſtes, weiß man nicht; außer daß das Bild, in Geſtalt eines Nachens geformt, darauf hinweiſt, die Verehrung ſei aus der Fremde gekommen. Uebrigens glauben ſie es der Majeſtät der Himmliſchen ungeziemend, Götter zwiſchen Wänden einzuſchließen oder irgend einer Aehnlichkeit menſchlichen Antlitzes nachzubilden; Haine und Wälder weihen ſie, und nennen mit der Götter Namen jenes Geheimnißvolle, was ſie bloß durch die Anbetung ſehen.“

Auch dies Wenige iſt herrlich; wir ſehen, wie der Römer den tiefen Sinn unſrer Altvordern erkannte, die nicht an Steinen und Mauern und Bildern hängen blieben, ſondern durch die Natur zu Gott gingen. In den Namen Thuiskon, Mannus, Herkules, Ulyſſes, Merkurius, Mars und Iſis finden wir auch eine leichte Erklärung, die uns genügen muß. Was Geſchäfte des Kriegs und Friedens, was Zuſtand des Landes, was Regiment, Staat und Haus der Germanen anging, das konnten die Römer leicht wiſſen; und daß ſie es wußten, lehren uns ihre Bücher. Aber die inneren Dinge, Gott, Religion, Prieſterthum liegen tiefſt in der Sprache und Sitte vergraben und werden durch ihre eigene Natur und durch die Eiferſucht und das Schweigen ihrer Verwalter dem Fremdling noch tiefer verhüllt: er lernt gewöhnlich nur, was auch als Geſchichte und Sage durch die Münde der Menſchen umher fliegt, oder was als äußerer Dienſt allen Augen erſcheinen darf. Mehr hatten auch Cäſar und Tacitus nicht gelernt. Zuerſt Thuiskon und Mannus ſind vielleicht Erfindungen des Volkes, das immer gern den Urſprung von Namen erklären will, die ſich nicht erklären laſſen; ſo wurden die nie lebten zu Göttern. Ferner iſt Merkurius Odin oder Wodan, der vielgereiſte Zaubermeiſter und Tauſendkünſtler; in Herkules und Ulyſſes und Mars ſtecken die Thaten der Stärke, die Schlachten, die Abentheuer, und bis zu den Weltenenden die Wanderungen des Thors der Edda; Iſis wird leicht zur Freya, Frigga, oder Hertha. Dies iſt die Deutung: bloß Ueberſetzung der Namen.

Schon oben iſt erwähnt, wie ein Theil der nördlichen Suevenvölker, die Reudigner, Avionen, Angler, Variner, Eudoſer, Suardonen und Nuithonen einen gemeinſchaftlichen Dienſt hatten, nemlich den Dienſt der Göttin Hertha oder Nutterde. So wird der Ort und der Dienſt beſchrieben:

„Es iſt auf einer Inſel im Meer ein heiliger Hain, und in demſelben ein geweihter mit Teppichen bedeckter Wagen. Dieſen darf allein der Prieſter berühren. Er vernimmt die Ankunft der Göttin in dem Heiligthum, und begleitet die von Kühen gezogene mit tiefer Ehrfurcht. Dann ſind die Tage fröhlich, die Orte feſtlich, die ſie ihrer Gegenwart und ihres Beſuches würdigt. Sie ziehen in keinen Krieg, ſie ergreifen keine Waffen, verſchloſſen ruht alles Eiſen: man kennt alsdann nur Friede und Ruhe, liebt ſie allein, bis derſelbe Prieſter die des Umgangs der Sterblichen geſättigte Göttin dem Tempel wiedergiebt. Darauf wird der Wagen und Teppich und, wenn man es glauben will, die Göttin ſelbſt in einem geheimen See gebadet; Sklaven verrichten den Dienſt, die ſogleich derſelbe See verſchlingt. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwiſſenheit, was das ſeyn möge, das nur die ſterben müſſen erblicken."

Jene Inſel des heiligen Haines ſteht noch im Meere, das lieblichſte Eiland der ganzen Oſtſee. Ihr Name heißt Rügen, und noch wird germaniſch in ihr geſprochen. Ein anderes Geſchlecht und ein anderer Gott haben die alten verdrängt, aber die unſterbliche Sage bleibt lebendig, und gewinnt neues Leben durch die Feindſeligkeit, womit ein kleines Menſchenalter verachtet, was auf Sage und Glauben gebaut wird. Noch zeigt der Eingebohrne dem Fremdling den heiligen Hain, wo einſt freudige und freie Menſchen ſich zum Frühlingsfeſt der Mutter Erde verſammelten und der Prieſter mit dem Wagen den fröhlichen Umzug hielt; noch ruht der Herthaſee mit ſeinen tiefen Waſſern, zirkelrund, von mooſigen Hügeln umſchloſſen und von dunkeln Buchen beſchattet; heilige Schauer wehen um ihn, ſtille Füße umwandeln ihn; nur die Glocken der Heerden oder eine Ente oder ein Taucher, der aus den Binſen aufrauſcht, ſtören die feierliche Stille; an ſeinem nördlichen Ende liegt mit hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward; auch ſie jetzt mit Buchen bewachſen; umgeſtürzte Altäre und Opferſteine erinnern an frühere Zeiten; tauſend Schritt davon das offene Meer, wo die Schiffe und die herrliche Stubbenkammer und der Königsſtuhl mit ſeinen erhabenen Pfeilern: auch ſie und der Wald umher mit Feuer und Beil von den franzöſiſchen Fremdlingen geſchändet, die alles Heilige entweihen. Erſtehet, ihr Rächerſeelen der Helden!

Auch auf Weißagungen und Looſe hielten ſie ſehr viel. Sie zerſchnitten einen von einem Fruchtbaum gebrochenen Zweig in mehrere Stückchen, unterſchieden ſie durch beſondere Zeichen, und ſtreuten ſie, wie Zufall und Ungefär ſie fallen ließ, auf eine weiße Decke aus. Dann nahm, wenn im Namen des Staats gefragt ward, ein Prieſter des Volkes, wenn für Einzelne, der Hausvater, zu den Göttern betend und gen Himmel ſchauend, jedes Stücklein dreimal auf, und legte es aus nach dem vorher daran gemachten

Zeichen. Verboten ſie es, ſo war über die Sache für den Tag keine Rathſchlagung; erlaubten ſie es, ſo ward noch eine Beglaubigung durch Weißagungen erfordert. Denn auch das war dort bekannt, den Flug und die Stimmen der Vögel zu befragen. Eigen war es den Germanen, auch der Pferde Vorahndungen und Winke zu belauſchen; ſie wurden auf öffentliche Koſten in denſelben Wäldern und Hainen gehalten, ſchneeweiß und von keiner gemeinen Arbeit berührt; vor dem heiligen Wagen geſpannt, wurden ſie von dem Prieſter und König oder Fürſten des Volks begleitet, welche auf ihr Wiehern und Brenſchen achteten. Und keine Weißagung hatte größeren Glauben, nicht nur bei dem Volke, ſondern auch bei den Vornehmen und Prieſtern. Denn ſich hielten ſie für Diener der Götter, jene für ihre Verkrauten. (Wer denkt hiebei nicht an die Perſer?) Sie brauchten noch eine andere Art Weiſſagung, wodurch ſie die Erfolge gefährlicher Kriege belauſchten. Von dem Volke, mit welchem ſie Krieg hatten, ließen ſie einen Gefangenen mit einem Erleſenen von ihren Landsleuten, jeden mit ſeinen vaterländiſchen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg von dieſem oder jenem ward als eine Vorbedeutung aufgenommen. (Wer denkt hiebei nicht an Hannibal, der dies Orakel fragte, als er über die Alpen ging?)

Der germaniſche Krieg zwiſchen Arminius und Germanikus nahm ſein Ende im dritten Jahr der Regierung des Kaiſers Tiberius Nero. Die Gefahr, worein die Freiheit kam, und die große

Tugend, wodurch Arminius über alle Fürſten hervorragte, hatte die weſtlichen Völker Germaniens verbunden. Zwiſchen dieſen und den öſtlichen, oder vielmehr zwiſchen dem Fürſten Arminius und dem König der Markomannen Marbod entſtand nun ein Krieg. Welches Spiel römiſche Botſchafter und römiſches Geld dabei ſpielten, wiſſen wir nicht; aber daß es Tiberius Freude war, die Fürſten und die Völker zuſammenzuhetzen, damit ſie ſich unter einander aufrieben, das wiſſen wir. Er rühmte ſich ſelbſt im Senat, wie er ohne Waffen die großen Entwürfe Marbods zerſtört, und die Gefahren, die von ſeiner Macht und ſeinem Ehrgeitz droheten, von Italien abgewandt habe. Dieſes alte Katzenſpiel erinnert an das neue, welches heute mit Germaniens Fürſten und Völkern geſpielt wird. Arminius war durch ſeine Thaten zu groß geworden, als daß er im ſtillen Frieden hätte vergehen können. Nicht allein ſeine Cherusker und ihre Bundsgenoſſen führten dieſen Krieg mit Marbod, ſondern auch ſueviſche Völker fielen ihm zu, unter andern die mächtigen Semnonen und die kriegeriſchen Longobarden. Aber ſein Oheim Inguiomerus, ſein treueſter Freund und Genoſſe aller ſeiner Kämpfe für das Vaterland, ging nebſt ſeinem Gefolge zu Marbod über und ſtärkte ihn, aus keiner andern Urſache, als weil es ihn verdroß, daß ſeines Bruders Sohn, ein Jüngling, ihm befehlen ſollte. Und es ward eine blutige Schlacht gehalten, die unentſchieden blieb; doch verließ Marbod den Wahlplatz und ſchlug auf Hügeln ſein Lager, und als viele der Seinigen zu Arminius überliefen, entwich er in ſein Land, und ſandte Botſchafter zu Tiberius, daß ſie ihn um Hülfe bäten. Dieſer aber antwortete, wie er die Römer um Hülfe bitten könne gegen die Cheruſker, da er ihnen nicht geholfen habe, als ſie gegen Arminius ſtritten? Doch ſandte er ſeinen Sohn Druſus als Friedenſtifter.

Dieſer aber ſtiftete den Frieden auf römiſche Weiſe, und ſäete Zwietracht aus in Oſtgermanien, wodurch Marbod unter dem Schein der Freundſchaft ins Verderben geſtürzt ward. Es war unter den Gothonen ein edler Jüngling, namens Katualda, der vormals vor Marbods Gewalt entfloh, jetzt, als ſeine Macht wankte, die Rache wagte. An dieſen hiengen ſich die Fürſten, er nahm die Burg ein, wo die uralte Beute der Sueven und Marbods Schätze verwahrt wurden. Marbod, von den Seinigen verlaſſen, floh über die Donau, und ſchrieb an Tiberius um Hülfe. Dieſer antwortete dem ſehr freundlich, welchen ſeine Hinterliſt geſtürzt hatte, und wies ihm ſeinen Aufenthalt in Ravenna an. Dort lebte er als ein Schreckbild für die Sueven, wenn ſie zu übermüthig würden, als könne er wieder auf den Thron geſetzt werden; aber er kam in achtzehen Jahren nicht aus Italien, und ward alt, und ſein Ruhm nahm ſehr ab, weil er zu lange leben wollte. Katualdas Schickſal war daſſelbe, und auch er hatte keine andere Zuflucht, bald darauf von den Hermunduren unter Vibillius Anführung vertrieben. Man nahm ihn auf, und ſchickte ihn zu dem Städtchen Forum Julium in Gallien am mittelländiſchen Meere, wo er verſuchen konnte, ob Mandelbäume und Pommeranzendüfte unter Sklaven für die verlorne Herrſchaft über freie Männer entſchädigen. Das Gefolge, welches dieſen unglücklichen Fürſten begleitete, wurde über der Donau zwiſchen den Flüſſen Marus und Cuſus (March und Wage) angeſiedelt, und Tiberius gab ihnen Vannius vom Volke der Quaden zum König.

Doch damit wir Tiberius von der Schande erlöſen, als ſei er gegen fremde Völker eben ſo verrucht geweſen, als in unſern Tagen derjenige iſt, der ſeine Tugenden, ſeine Laſter, ja ſelbſt ſeinen Namen Cäſar an ſich geriſſen hat, ſo dürfen wir nicht verſchweigen, was Tacitus in ſeiner Jahrbücher zweitem Buche Kap. 88 von ihm erzählt: „Ich finde bei Schriftſtellern und Senatoren aus jenen Zeiten, es ſeien des Fürſten der Katten Adgandeſtrius Briefe im Senat verleſen, worin er Arminius Tod verſprach, wenn ihm zur Vollführung der Unthat Gift geſchickt würde, und es ſei geantwortet: nicht durch Trug noch Hinterliſt, ſondern offen und durch Waffen räche das römiſche Volk ſich an ſeinen Feinden. Durch dieſen Ruhm glich ſich Tiberius den alten Feldherrn, die Gift gegen den König Pyrrhus verboten und verrathen hatten.“

Arminius Geſchichte beſchließt Tacitus ſo: „Arminius aber, als die Römer aus dem Lande und Marbod vertrieben war, ſtrebte nach der Herrſchaft, und hatte die Freiheit ſeiner Landsleute gegen ſich, mit Waffen angegriffen, da er mit wechſelndem Glücke ſtritt, fiel er durch Verrath ſeiner Verwandten. Unbezweifelt Germaniens Befreier, und der nicht, wie andere Könige und Heerführer, die Anfänge des römiſchen Volkes, ſondern das blühendſte Reich angetaſtet hat: in Schlachten zuweilen unterliegend, im Kriege unbeſiegt. Sein Leben füllten ſiebenunddreißig Jahre, zwölf ſeine Macht; und er wird noch beſungen bei den barbariſchen Völkerſchaften, den Jahrbüchern der Griechen unbekannt, die nur das Ihrige bewundern, bei den Römern nicht genug berühmt, die in der Ueberſchätzung des Alten des Neuen nicht achten.“

Arminius Tod.

So ſtarb Arminius, auf deſſen Haupt das Schickſal viel Glückliches und viel Bitteres verſammelt hatte. Ein glücklicher Mann, denn er vernichtete römiſche Heere, rief ſein Vaterland zur Freiheit auf, und vertheidigte dieſe Freiheit in drei ſchweren und wechſelvollen Jahren gegen einen der mächtigſten und geſchickteſten römiſchen Feldherren: ein unglücklicher Mann in ſeinem Hauſe und ſeiner Verwandſchaft; Flavius ſein Bruder den Römern verkauft und mit römiſchen Reitern Germanen niederhauend; Inguiomerus ſein Oheim, lange ſein treueſter Freund und in allen Gefahren ſein Rath und ſeine Stütze für das Vaterland, zuletzt zu Marbod übergehend und gegen ihn ſtreitend; ſein Schwäher Segeſtes, römiſcher Späher, Verräther des Vaterlandes und des Eidams bitterſter Feind. Thusnelda ſein Weib in der Feinde Gewalt gefallen, in Rom des Auguſtus Sklaven als Sklavin gezeigt; ſein Sohn, von ihr in Italien gebohren, ein Spiel des gaukelnden Zufalls; endlich das Bitterſte — germaniſche Haufen unter römiſchen Fahnen gegen ihn und ihre Brüder ſtreitend. Oder hatte Gott ihm auch dieſes ſo viele und ſo dichte Unglück geſetzt, damit er bewieſe, was Tugend über Schickſal, was unerſchütterlicher Muth und feſte Geſinnung über dasjenige vermögen, worin die meiſten Sterblichen ſtehen, was ſie ihr Leben nennen. Wenn wir was groß und ewig iſt in ſolchen Männern bewundern, ſo ſollten wir die große Tragödie des Lebens, wo Völker ſinken oder ſteigen, wo Könige fallen, Thronen umgekehrt werden, wo ungewöhnliche Tugenden und Verbrechen mit einander ringen, auch nie von ihrer Höhe hinab in das Kleine hineinſtellen, was auch lieb und gut und menſchlich im Hauſe entſteht und vergeht, aber nicht in der Geſchichte gehört wird. Will man Arminius Letztes, ſeinen Kampf mit Marbod, ſein Streben nach Herrſchaft zweifelhaft nennen, ſo nimmt man der Größe des Mannes doch nichts. Es giebt Kräfte in der Natur, zu lebendig, als daß ſie ſtill ſtehen könnten, und die zerſtören und wegräumen müſſen, was ihnen faul und nichtig im Wege liegt. Vielleicht war Arminius auch darin glücklich, daß die Völker, worüber er herrſchen wollte, ſo ungeduldig und trotzig waren, und daß über die unbezwingliche Freiheit nicht leicht hinausgeſtrebt werden konnte.

Was die Germanen von ſelbſt thaten und was die Römer von dem ſchlauen und geſchickten

Tiberius gelernt hatten unter ihnen anzuzetteln, das hielt Roms Schickſal noch einige Jahrhunderte länger auf. Alsbald die Völker gewußt hätten, was ſie vereinigt vermogten, wäre Rom auch verloren geweſen. Tacitus ſpricht Roms Lage und der Römer Wunſch im 33. Kapitel ſeiner Beſchreibung Germaniens ſo klar aus, daß ich ſeine Worte für alle anderen hieher ſetze: „Neben den Tenkterern ſaßen vormals die Brukterer, jetzt haben die Chamaver und Angrivarier ihr Land beſetzt, denn die Brukterer wurden ganz ausgerottet durch Zuſammenverſchwörungen der benachbarten Völkerſchaften, entweder aus Haß ihres Uebermuthes, oder aus Reitz der Beute, oder aus Gunſt der Götter gegen uns: denn nicht einmal das Schauſpiel der Schlacht haben ſie uns beneidet: über 60000 fielen, nicht durch römiſche Waffen und Geſchoſſe, ſondern — was luſtiger iſt — zu unſerer Augenweide und Ergötzung. O bleibe und währe jenen Völkern doch, wenn nicht Liebe zu uns, doch Haß gegen ſich! da uns bei den drängenden Schickſalen des Reichs das Glück nichts Größeres verleihen kann, als die Zwietracht der Feinde!“

Germanien hatte nun lange Ruhe; die großen Verſuche hatten die Römer gemacht und ſtörten nicht mehr muthwillig in das Weſpenneſt, das, wenn ihm kein äußerer Feind gezeigt ward, ſich ſelbſt vertilgte. Krieg war nicht mehr, ſondern nur kleine Befehdungen und Streifereien, oder wo die Völkerſchaften ſich einander drängten, verſuchte Auswanderungen oder Unruhen an den

Gränzen. Der tolle Kaiſer Cajus Caligula, Germanikus Sohn, der nach Tiberius in Rom herrſchte vom Jahr 37 bis 41 nach Chriſti Geburt, kam auf den Einfall, Brittannien und Germanien mit Krieg zu überziehen, ging mit großem Lärm und Dräuen an den Rhein und Kanal, füllte am Meere die Helme ſeiner Soldaten mit Muſcheln, kleidete einige germaniſche Geißeln als Gefangene aus, und triumphirte in Rom über die bezwungenen Völker. Unter der Regierung ſeines Oheims und Nachfolgers Claudius verheerten die Chauken die römiſchen Gränzorte am Rhein, und fuhren mit Schiffen zu den galliſchen Küſten, die ſie plünderten; auch die Frieſen rührten ſich, nachdem ſie die Römer geſchlagen. Der tapfere römiſche Feldherr Corbulo züchtigte beide, aber Claudius verbot den Krieg über den Rhein zu führen, damit die Gefahr die Völker nicht verbände. Von den Frieſen erzählt uns Tacitus eine herrliche Geſchichte, die ich herſetze als einen Beweis, mit welchem Stolz unſre Ahnen ſich ſelbſt ſchätzten.

Die Fürſten der Frieſen in Rom.

Weil die Römer immer ſtill ſaßen, ſo glaubten die Frieſen dem Gerücht, das ſich verbreitet hatte, den Feldherren ſei verboten, das Heer gegen den Feind zu führen. Daher wanderten die Frieſen mit Weib und Kind zu dem Rheinſtrom, und beſetzten die leeren und für die Bedürfniſſe der römiſchen Kriegsleute beſtimmten Aecker, unter Verritus und Malorix Anführung, welche jene Völkerſchaft regierten, ſo weit die Germanen beherrſcht wurden. Und ſchon hatten ſie Häuſer aufgeſchlagen, und die Felder beſäet, und bearbeiteten ſie als ihren väterlichen Boden, als Dubius Avitus, der nach Paullinus den Befehl übernommen hatte, den Frieſen mit der römiſchen Macht dräuete, wenn ſie nicht wieder in die alten Gegenden entwichen, oder von dem Kaiſer ſich einen neuen Sitz erbäten. Dies bewog Verritus und Malorix nach Rom zu reiſen, und darum anzuhalten. Und ſie reiſeten nach Rom, und als ſie dort den Kaiſer Nero, der durch andere Geſchäfte abgehalten ward, erwarteten, traten ſie, die Merkwürdigkeiten, die man Fremden zeigt, betrachtend, unter andern in Pompejus Theater, damit ſie die Größe des römiſchen Volkes ſähen. Dort bei der Langenweile — denn das Schauſpiel ergötzte die der Sprache Unkundigen nicht — da ſie nach der Einrichtung der Sitze, dem Unterſchied der Ordnungen, welche die Ritter, wo der Senat, forſchten, bemerkten ſie einige Männer in fremder Tracht auf den Sitzen der Senatoren, und fragten, wer ſie wären. Als ſie hörten, dieſe Ehre widerfahre den Botſchaftern der Völker, welche Tapferkeit und Freundſchaft gegen Rom auszeichne, riefen ſie aus: in Waffen und Redlichkeit iſt keiner über Germanen! und ſtanden auf, und ſetzten ſich unter die Senatoren. Dies nahmen, die es ſahen, freundlich auf, als Aufwallung eines edlen Zorns und Nacheifers. Nero ſchenkte beiden das römiſche Bürgerrecht, und hieß die Frieſen die eingenommenen Aecker räumen. Sie gehorchten nicht und wurden mit Gewalt vertrieben.

Aufruhr der Bataver unter Civilis. J. n. Chr. 68 bis 70.

Nachdem im Jahr 68 mit Domitius Nero des Auguſtus ſcheußliche Familie in Rom ausgerottet worden, kämpften Galba, Otho, Vitellius, Veſpaſianus um die Herrſchaft, welche endlich der letzte behauptete. In dieſer unruhigen und blutigen Zeit war ein großer Theil der Rheinlegionen mit Vitellius über die Alpen nach Italien gezogen, und die römiſche Stärke am Rhein ſehr geſchwächt. Da erhob ſich durch die Bataver unter Claudius Civilis Anführung ein fürchterlicher Aufſtand. Die Bataver, vormals ein Theil des kattiſchen Volkes, waren bei einem innerlichen Kriege vertrieben, und hatten an dem Meere die Inſeln beſetzt, welche der Rhein ſeinem Ausfluſſe nahe mit ſeinen verſchiedenen Armen bildete und umſchloß. Sie waren die treueſten Bundesgenoſſen der Römer geworden, und hatten ihnen durch ihre vortreffliche Reiterei in den germaniſchen und brittaniſchen Kriegen große Dienſte gethan. Ihre Vornehmſten wären in dieſer Zeit Julius Paulus und Claudius Civilis aus königlichem Stamm. Paulus war von dem römiſchen Feldherrn Fontejus Capito durch eine erdichtete Anklage des Aufruhrs hingerichtet; Civilis, in Ketten zu Nero geſchickt, und von Galba freigeſprochen, kam unter Vitellius wieder in Gefahr, ſeinen Kopf zu verlieren, da das Heer ſeinen Tod verlangte. Daher der Groll, und Hoffnung aus dem römiſchen Unheil. Doch verſtellte Civilis ſeinen Haß und ſeinen Ehrgeitz, und verhüllte ſeine Bewegungen anfangs unter dem Schein, daß er Veſpaſians Sache ſtatt Vitellius ergriffen habe und unterſtützen wolle. Die Römer halfen ihm durch ihre Schändlichkeit. Auf Vitellius Befehl ward die Jugend der Bataver zur Aushebung gerufen. Dieſen ſeiner Natur nach gehäſſigen Auftrag machten die Verordneten durch Habſucht und Wohlluſt noch verhaßter, dadurch daß ſie Greiſe und Schwächlinge aushoben, die ſich loskaufen mußten, oder auch daß ſie die noch zu jung aber ſchön von Geſtalt waren — denn die meiſten Knaben waren dort ſchlank aufgeſchaſſen — zur Schändung fortſchleppten. Daher die Aufſätzigkeit; und die den Plan zum Aufſtande entworfen, hetzten ſie auf, daß ſie die Aushebung verweigerten. Civilis berief die Fürſten des Volks und die Raſcheſten in der Gemeinde unter dem Schein eines Gaſtmahls in einen heiligen Hain. Als er ſie von der Nacht und von der Freude durchglüht ſah, da hub er an von dem Preiſe und Ruhm des Volkes, und rechnete ihnen alle Unbille und Gewaltthaten und die andern Uebel der Knechtſchaft vor:

Es ſei keine Bundsgenoſſenſchaft wie vormals, ſondern ſie würden gleich Sklaven gehalten. Wenn noch ein Feldherr, mit einem freilich läſtigen Gefolge und ſtrengen Befehl, käme? aber ſie werden Intendanten und Hauptleuten überliefert; haben ſie dieſe mit Raub und Blut gefüllt, ſo werden ſie verſetzt, und man erfinde neue Wege zu ihren Geldbeuteln und vielerlei Namen für das Stehlen; jetzt drohe die Aushebung, wodurch die Kinder von den Aeltern, die Brüder von den Brüdern wie zum letzten Abſchiede weggeriſſen werden. Nie ſei der römiſche Staat mehr zerrüttet geweſen und in den Lägern nichts als Beute und Greiſe. Sie ſollten doch die Augen aufſchlagen und vor den leeren Namen der Legionen nicht zittern; ſie ſeien mächtig an Fußvolk und Reiterei, die Germanen ihre Blutsfreunde, die Gallier daſſelbe wünſchend; ſelbſt den Römern komme dieſer Krieg willkommen, ſeinen unglücklichen Ausgang werden ſie Vespaſian entgelten laſſen — der Sieg lege keine Rechnung ab.

Mit großem Beifall angehört verpflichtete er alle durch ihre heiligen Weiſen und üblichen Verwünſchungen. Auch zog er die Kaninefaten an ſich, eine Völkerſchaft, die einen Theil der bataviſchen Inſel bewohnte, an Abſtammung, Sprache, Tapferkeit den Batavern gleich, an Zahl geringer. Dieſe wählten einen tollkühnen Wagehals namens Bruno zum Führer, indem ſie ihn nach heimiſcher Sitte auf den Schild hoben und ſo auf den Schultern in die Luft warfen: eine Weiſe, wodurch die Schweden und Ruſſen noch heute ihre Befehlshaber ehren. Auch die Frieſen jenſeits des Rheins vereinigten ſich mit ihm, und bald verlockte er durch geheime Botſchaften die brittanniſchen Hülfsvölker und die bataviſchen Kohorten, die damals in Moguntiacum (Mainz) lagen. Nachdem er ſeine Haufen geordnet, hielt er bald eine Schlacht mit den Römern an dem Niederrhein, worin dieſe, von Feinden und Bundsgenoſſen zugleich angegriffen, faſt ohne Verluſt von ihm aufgerieben wurden. Die Kohorte der Tungrer ging gleich im Anfange des Treffens zu ihm über, und brachte Schrecken und Verwirrung in die römiſche Linie; eine ganze Flotte von 24 Segeln that daſſelbe oder ward auch genommen; denn die meiſten Matroſen waren Bataver, die ihre Befehlshaber niedermachten, wenn ſie nicht thun wollten wie ſie. Durch dieſen Sieg gewann Civilis zuerſt das Größte, Ruhm, der die Völker reizte, zweitens Waffen und Pferde und Zeug, die er nöthig hatte.

Von dieſem Siege erſcholl alsbald durch Gallien und Germanien ein großes Gerücht. Germanien ſchickte ſogleich Botſchafter, welche Hülfe antrugen; den Beitritt Galliens ſuchte Civilis durch Kunſt und durch Geſchenke zu gewinnen, da er die gefangenen Befehlshaber der Kohorten frei in ihr Land entließ, und den Kohorten die Freiheit gab, ob ſie gehen oder bleiben wollten; den Bleibenden ward ein ehrenvoller Kriegsdienſt, den Abgehenden Beute von den Römern dargeboten. Zugleich erinnerte er ſie der Uebel, die ſie ſo viele Jahre erduldet, *da ſie die elende Knechtſchaft mit dem unrechten Namen Frieden nannten.* Die Bataver, obgleich von Abgaben frei, haben gegen die gemeinſchaftlichen Tyrannen die Waffen ergriffen; in der erſten Feldſchlacht ſeien die Römer geſchlagen und beſiegt. Wie? wenn Gallien das Joch abſchüttele? wie viel ſei in Italien übrig? Durch das Blut der Provinzen werden die Provinzen beſiegt. Sie ſollten nicht denken an Julius Vindex Schlacht; (der in Gallien mit Galliern gegen Nero unglücklich aufgeſtanden war) durch bataviſche Reiter ſeien die Aeduer und Arverner niedergemacht, unter Verginius Hülfstruppen ſeine Belgen geweſen, und — bedächten ſie es recht — durch ſeine Kräfte ſei Gallien gefallen. Jetzt ſtreben alle nach Einem Ziele, und es ſei noch hinzugekommen, was an Kriegszucht in den Lägern der Römer das Kräftigſte geweſen: er habe Veteranenkohorten mit ſich, vor welchen Othos Legionen jüngſt in den Staub geſunken. Syrien und Aſien und der an Könige gewöhnte Orient möge dienen; in Gallien leben noch viele vor den Schatzungen Gebohrne. Sei doch jüngſt durch Quinctilius Varus Niederlage aus Germanien die Knechtſchaft verjagt; und nicht ein Kaiſer Vitellius, Kaiſer Auguſtus ſei mit Krieg herausgefordert. Freiheit habe die Natur auch den ſtummen Thieren gegeben; die Tapferkeit ſei des Menſchen eigenthümliches Gut. Die Götter ſtehen den Tapfern bei. Wohlan denn! ſie ſollten über ſie herfallen, Ungehemmte über Beſchäftigte, Friſche über Ermattete; während einige Vespaſianus, andere Vitellius begünſtigen, ſei Raum geöffnet gegen beide.

Der Römer Oberbefehlshaber war Hordeonius Flaccus, ein Greis, der ſeine Kraft überlebt hatte, furchtſam und unſchlüßig, immer das Halbe thuend, und in dieſen aufrühriſchen Zeiten weder fremden Gefahren noch eigenen Kriegsleuten gewachſen. Daher geſchah es, daß, da er dem Einzelnen halb zu helfen ſuchte, das Ganze zuſammenfiel. Auf die Botſchaft von Civilis Kriege wandten die bataviſchen und kaninefatiſchen Kohorten, die auf dem Zuge nach Italien waren, ſtrax um, ſchlugen bei Bonn eine römiſche Legion, die ihnen den Weg ſperren wollte, erſtürmten ihr Lager, und hieben ſie in die Pfanne. Darauf ſtießen ſie zu Civilis bei einem Ort, der Vetera Caſtra oder das Alte Lager hieß, und worin er 6000 Römer eingeſchloßen hielt, den Reſt von zwei von ihm geſchlagenen Legionen, die ſich dahinein geflüchtet hatten. Civilis ſtellte ſich übrigens immer noch, als thue er dies alles für Veſpaſian, und forderte die drinnen auf, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen; ſie aber antworteten, ſie werden für Vitellius ihren Fürſten bis zum letzten Athemzug ſtreiten, ein bataviſcher Verräther ſolle ſie nicht wankend machen noch ſich anmaßen über römiſche Dinge zu entſcheiden. Darauf bot Civilis alle Bataver auf, und ſtärkte ſich mit Brukterern und Tenkterern. Dieſe wagten zweimal den Sturm auf das Lager, und wurden zweimal abgeſchlagen. Endlich warf Vocula, ein römiſcher Anführer, mit großem Verluſt neue Stärke hinein, größere Schwächung als Hülfe; denn ihr Vorrath war gering. Unter den Römern aber war allenthalben Ungehorſam und Aufruhr; doch hatten die unter Hordeonius und Vocula endlich dem Veſpaſianus als ihrem Kaiſer geſchworen. Dies aber gereuete ſie bald, und es ward ein fürchterliches Getümmel, und ſie erſchlugen Hordeonius ihren Feldherrn, und Vocula entwich ihrer Wuth mit nächtlicher Flucht. Und die Völker ringsum bewegten ſich bei dem Gerücht römiſcher Niederlagen und Aufſtände, auch auf die Sage, die durch die Welt erſcholl, die römiſchen Dinge nahen ihrem Ende; denn das Kapitolium; worin das Geheimniß der Herrſchaft Roms geglaubt ward, war in dem Bürgerkriege der Vitellianer und Veſpaſianer verbrannt, und die Herzen wurden, je nachdem jeder wünſchte, mit Schrecken oder Hoffnungen erfüllt. Auch die Katten, Uſipier, Mattiaken hatten weit und breit um Moguntiacum und bis längs der Moſel geheert und geplündert und große Beute mitgeſchleppt. Die Belgen, die noch im römiſchen Heere waren, verſchworen ſich zu Cölln; Anführer waren Claſſicus und Julius Tutor, Trevirer, und Julius-Sabinus, ein Lingone: auch einige Ubier und Tungrer waren dabei. Sie nahmen nebſt den Ihrigen ein eigenes von den Römern geſchiedenes Lager, und ſuchten die römiſchen Kriegsleute zu verführen. Es gelang: Vocula ward ermordet, die beiden Befehlshaber Herennius und Numiſius gebunden, das römiſche Heer ſchwur auf Galliens Rache.

Die in Vetera Caſtra Belegten waren bis zu der Noth gekommen, daß ſie alle ihre Pferde und auch die Thiere, wovor der Menſchenmund ſonſt einen Abſcheu hat, aufgeſpeiſt hatten. Sie mußten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, und leiſteten auch den galliſchen Schwur. Sie wurden doch von den wilden Germanen theils niedergehauen, theils in dem angeſteckten Lager verbrannt. Nach dieſer Niederlage der Legionen ſchlug Civilis ſein wildhängendes Haupthaar zurück, denn er hatte ſein Gelübde gelöſt, das er gethan, als er gegen die Römer die Waffen ergriff. Uebrigens ſchwur weder er ſelbſt noch ließ er irgend einen Bataver für Gallien ſchwören, ſtolz auf die Macht und Herrlichkeit der Germanen, und, wenn gegen die Gallier um die Herrſchaft geſtritten werden müßte, ſtrahlend von Ruhm und gewaltiger. Den Befehlshaber einer Legion Mummius Luperkus ſchickte er unter andern Geſchenken der Veleda. Dieſe Jungfrau, des Volks der Brukterer, befahl weit und breit, nach einer bei den Germanen alten Sitte, die in vielen Weibern die Sehergabe glaubten und ſie bei wachſendem Wahn faſt gleich Göttinnen verehrten. Jetzt aber wuchs der Veleda Anſehen, denn ſie hatte den Germanen Sieg und den Legionen Untergang geweißagt. Sie wohnte auf einem hohen Thurm, und ließ niemand zu ſich treten noch mit ſich reden; ſie hielt ſie fern von ihrem Anblick, damit die Ehrfurcht größer wäre: irgend einer ihrer Verwandten trug wie ein Bote der Gottheit die Fragen und Antworten hin und her. Nun ſchwuren ohne Scheu und Furcht viele Römer an allen Orten zu Civilis und Claſſicus Fahnen; auch die belgiſchen Nervier und Tungrer gingen über, und die Ubier mußten ſich ergeben. Die wilden Tenkterer wollten durchaus die ſchöne agrippiniſche Stadt derſelben zerſtört haben, die ſie ein Neſt der Wohlluſt und Knechtſchaft ſchalten; denn der Rhein müſſe hinfort keine Spuren der römiſchen Feſſeln tragen. Das konnte Civilis kaum hindern; wirkſamer hinderte es Veleda, an welche die Agrippiner ihre Noth brachten.

Man rief nun die Mächtigſten der Gallier zur Rache und Herrſchaft auf, und ſandte Boten an die Sequaner und Rhemer, daß ſie das Joch abſchüttelten und ihres Landes eigene Herren würden; aber dieſen verweichlichten Römlingen gefiel fauler Friede beſſer als wagende Kühnheit. Dies verdarb Civilis großes Unternehmen nicht, denn ſolche hätten ihm gedient, wie ſie den Römern dienten; ſondern das verdarb es, daß in Entwurf und Ausführung nicht Eintracht war unter den Führern. So ward zwar viel Kleines oft glücklich gewagt, aber das Große, da es Zeit war, verſäumt. Die Römer ſchickten neue Legionen, und ihr Feldherr war Petilius Cerealis, ein Mann wie gebohren für ſolche Partheikriege, geſchwind, tollkühn, glücklich, eben ſo viel durch den Anblick und durch das Wort ſiegend als durch das Schwerdt. Dieſem fielen ſogleich die meiſten römiſchen Kriegsleute wieder zu, und verſtärkten ſein Heer. Zuerſt ſchlug er die Trevirer, die ihr Anführer Tullius Valentinus zu kühn einzeln wagte. Gefangen, als er ſterben ſollte, fragten die Feinde ihn höhniſch, was ihn von dem Tode dünke? der iſt jetzt mein Troſt, antwortete er, und ſtarb wie ein Mann. Tutor und Claſicus und Civilis ſuchten die zerrinnenden Dinge zuſammenzuhalten, und riefen die Gallier für die Freiheit, die Bataver für den Ruhm, die Germanen für die Beute auf. Hartnäckig und wechſelnd war der Kampf zwiſchen ihnen und Cerealis, am hartnäckigſten, als er auf die Inſel der Bataver verpflanzt ward. Da war Cerealis einmal umſtellt wie Varus im

Teutoburger Walde; aber er hatte andere Waffen gebraucht, als Civilis: die Germanen wurden abgeſondert, Veleda und ihre Verwandte weißagten nun auch für ihn. Civilis ſchloß Frieden mit ihm. Dies geſchah im Jahr 70, im zweiten Jahre des Krieges.

Dies ſind die Anfänge des Volkes, welche uns diejenigen aufbewahrt haben, gegen welchen es von ſeinem erſten geſchichtlichen Anlauf an als Feind geſtanden iſt. Ich habe ſie ausführlicher erzählt, theils, damit wir wiſſen, von welchen wir herſtammen, theils und am meiſten deswegen, weil, wie die erſten drei oder ſechs Jahre jedes einzelnen Menſchen für das ganze künftige Leben die entſcheidendſten und bedeutendſten zu ſeyn pflegen, ſo auch in der Kindheit der Völker das Glück oder Unglück, das Schlechte oder das Gute meiſtens verſchloſſen liegt, wodurch ſie künftig in der Geſchichte gekannt ſeyn werden. Ueber das Folgende können wir geſchwinder hingehen; am geſchwindeſten faſt über die Zeit von dem Jahr 1000 bis zum Jahr 1500. Dies war die Blüthenzeit Germaniens. Beide das Glück und die Tugend haben das gemein, daß ſich von ihnen wenig mehr ſagen läßt, als daß ſie da waren; ſo geht auch Gott ſtill vorüber mitten durch das Getümmel und Elend, das die Menſchen machen; unſer Unglück und unſere Laſter haben die Geſchichte dick gemacht. Die letzten Jahrhunderte müſſen uns länger verweilen, nicht weil ſie uns näher ſind, ſondern weil in ihnen das Unheil beginnt. Einige nennen dies ſchon das Ende der germaniſchen

Zeit, und fürchten, eine ſchlechte neuromaniſche werde auf ihren Trümmern beginnen. Das fürchten wir nicht; aber wir mögten alle ermahnen, daß ſie als Männer mit dem Herzen und dem Eiſen das Ihrige thun, damit dieſe Zeit nicht über Europa komme.

Nach Neros Tode ward das römiſche Volk wider ſein Verdienſt 110 Jahre lang meiſtens glücklich und tüchtig regiert. In dieſe lange Zeit fällt ein einziger großer germaniſcher Krieg, welcher der markomanniſche genannt wird. Dieſer ward mit wechſelndem Glücke und mit ſo gefährlichen Umſchlägen geführt, daß der Kaiſer Markus Aurelius Antoninus, der ſeiner Tugend und Kenntniſſe wegen auch der Philoſoph zubenannt wird, alle Kräfte des Staates anſtrengen mußte. Was der Kaiſer und die Kaiſerin von Kleinodien hatten, was von Silber und Gold und Geſchmeiden als Ehrengabe oder als Raub der Länder bei den alten Familien geſammelt lag, alles mußte hergegeben werden, damit die Fremden, die nicht fern von dem Padus lagerten, nicht über den Apenninus nach Rom kämen. In dieſem Kriege ſcheinen viele germaniſche Völkerſchaften ſich zuſammenverſchworen zu haben. Markus Aurelius ſtarb mitten im Kriege an den Ufern der Donau. Dieſer Krieg war aber gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts.

So dämpfte Rom kaum den feurigen und jugendlichen Muth dieſer friſchen und freien Völker, und dachte im Norden nicht mehr über ſeine Gränzen hinaus, ſondern ſuchte ſie durch Läger, Feſtungen, Brückenköpfe, Deiche, Dämme, und Kolonien mehr und mehr zu ſchützen, einſt von den Germanen verabſcheute Zeichen und Denkmähler der Knechtſchaft, ſpäterhin ausgeſäete Keime neuer Bildung, woraus die erſten Städte Teutſchlands und Sitze eines feſteren Lebens erblühen ſollten. Schon Julius Cäſar und Auguſtus hatten germaniſche Leibwächter und Söldner gehabt. Als nach Erlöſchung der edlen Familie Nervas und Trajans das Reich an wilde und rohe Soldatengünſtlinge kam, wie Septimius Severus, Caracalla, Maximinus Thrax, und ganz in orientaliſchen Despotismus ausartete, da wurden die römiſchen Heere immer mehr durch Barbaren ergänzt; beſonders machten ſie die Germanen gern zu Trabanten und Leibwächtern, theils wegen der Stattlichkeit und Stärke ihrer Leiber, theils wegen ihrer Treue und Redlichkeit: Caracalla nannte ſeine germaniſchen Leibwächter ſeine tapfern Löwen, und ſchmeichelte ihnen auf jede Weiſe. Alle dieſe Fürſten, und ihre Nachfolger, obgleich ſie mit einigen germaniſchen Völkern Krieg führten, hatten doch mit andern Frieden und Bündniß.

Verfall des römiſchen Reichs im dritten und vierten Jahrhundert.

In dem dritten Jahrhunderte in dem Maaße, wie das Römiſche ſank, ſtieg das Germaniſche und trat an dem Rhein und an der Donau unter neuen Namen fürchterlicher auf. An dem Rhein waren damals drei Völker gewaltig. An dem oberen Rhein an den Gränzen der Helvetier hin ſaßen die Allemannen, ein Völkergemiſch, das noch in den Römerzeiten zuſammengewachſen war und auch einige Gallier enthielt; dieſe Allemannen, zahlreich und kriegeriſch, breiteten ſich nach und nach bis in die Berge hinein aus, und ſtiegen oft über die Alpen in die Ebenen von Ciſalpinien hinab, ja kamen zuweilen über den Padus bis an den Apenninus; öfter fielen ſie in das unkriegeriſche Gallien ein. Ihnen weſtlich wohnten die Franken an dem Niederrhein bis in die Inſel der Bataver, ein wahrſcheinlich aus mehren untergegangenen Namen erwachſener Völkerbund. Längs den Meeresküſten über den Frieſen wurden jetzt die Sachſen berühmt. Wie bei der Schwäche und Unordnung des römiſchen Regiments die Franken Gallien oft mit Feuer und Schwerd verheerten und ſogar einmal bis über die Pyrenäen drangen, ſo plünderten die Sachſen als Seeräuber die Küſten des wehrloſen Galliens, des entwaffneten Brittanniens, und des dienenden Hiſpaniens bis in das Mittelmeer hinein. Noch fürchterlicher aber durch Niederlagen und durch Plünderungen wurden den Römern die Gothen bekannt. Dieſes Volk, das früher mehr nördlich geſeſſen hatte in den Gegenden, wo die Oder und Weichſel ins Meer fließen, und auch auf den nördlichſten Inſeln und Halbinſeln, ward meiſtens von Königen regiert, und begriff viele Völkerſchaften unter ſich, auch ſolche, die nicht germaniſchen Stammes waren. Die Gothen herrſchten im dritten Jahrhundert über alles Land, was zwiſchen dem Tanais und Pannonien lag. Um die Mitte dieſes Jahrhunderts fielen ſie zuerſt über die Donau den Römern in das Land, auf der einen Seite bis an die Halbinſel vordringend, welche die Griechen Pelops Inſel nannten und welche jetzt Morea heißt, auf der andern mit Schiffen über das Meer fahrend und die ſchönen Küſten Kleinaſiens bis an die Berge Ciliciens und Cariens plündernd.

Rom, von faulen oder tyranniſchen Fürſten immer gleich unglücklich regiert, von einem Sklavengeſindel bewohnt, das nur nach Schauſpielen und Menſchen- und Thierhetzen und nach Brod ſchrie und weder arbeiten noch fechten wollte, von den Kriegsleuten beherrſcht, die meiſtens Fremdlinge ſeine Götter und ſeine Geſetze nicht ehrten — Rom ſchien jetzt auf den Punkt gekommen zu ſein, wovon Scipio Afrikanus geweiſſagt hatte, als er auf Karthagos rauchenden Trümmern die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge bedachte. Denn er weinte über die Stadt und die Männer, die als Schutt und Leichen vor ihm lagen, und ſprach den homeriſchen Vers:

Einſt wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinfällt,
Und Priamos und Priamos Volk, der reich iſt an Gütern.

Da fragte den Weinenden und Sprechenden ſein Freund Polybius, was die Worte meinen? und er antwortete ihm: ich dachte an mein Vaterland und wie alle irdiſchen Dinge wechſeln — Auch verdiente ein Volk nicht ewig zu leben, das ſo betrügen und zerſtören konnte, wie die Römer mit Korinthus und Karthago und Numantia thaten. Doch ward Rom diesmal noch gerettet durch zwei tapfere Krieger, die Kaiſer Aurelianus und Diokletianus, welche beide gegen das Ende des dritten Jahrhunderts herrſchten und das aus einander Fallende wieder zuſammenbanden. So weit aber war Roms Herrlichkeit geſunken, daß Diokletianus den letzten römiſchen Schein zerſtören durfte und daß er die Enkel der Fabier und Cornelier orientaliſch vor ſich im Staube anbeten ließ.

Ausbreitung und Herrſchaft des Chriſtenthums.

Im Anfange des vierten Jahrhunderts ward Konſtantinus, den man den Großen genannt hat, durch viele Geſchicklichkeit, viel Glück, und große Verbrechen Alleinherr der römiſchen Welt. Mit ihm beſtieg das Chriſtenthum den Thron der Herrſchaft; auf welchem es die künftigen Jahrhunderte ſitzen ſollte. Aber nicht durch des Kaiſers Macht ſiegte das Chriſtenthum, ſondern der Kaiſer ward ſiegreich durch die Macht der Chriſten. Die meiſten Länder und Völker, wo die lateiniſche und griechiſche Sprache geredet wurden, waren im dritten Jahrhundert größtentheils chriſtlich geworden. Ausgegangen von einem verachteten und verſpotteten Volke, das den Fremdlingen der Abſcheu des Menſchengeſchlechts däuchte, armſelig und unſcheinbar war das Chriſtenthum in die Welt getreten, in Druck und Verfolgung war es gewachſen, durch das Wort, nicht durch das Schwerdt. Dieſes ſtille Wort, das den lauten Klang der Weltweiſen beſiegte, dieſer unſcheinbare Schein, der den Glanz der Eitelkeit überſtrahlte, ſagten und glaubten die Menſchen ſeien von Gott, und ſie nannten Chriſtus den

Gekreuzigten den Urheber der neuen Lehre, und beteten ihn an. Die Lehre ſelbſt aber hieß das Evangelium oder die frohe Botſchaft, denn ſie verkündigte, es ſei Friede geſchloſſen zwiſchen dem Menſchen, der Sünde, und dem Zorn Gottes; Friede und Freude und Unſchuld ſollen hinfort auf Erden herrſchen für Bangigkeit und Zwietracht und Verruchtheit; Gleichheit ſolle ſein aller Menſchen vor Gott, des Schwächſten und Sündigſten wie des Stärkſten und Reinſten: darum hieß ſie auch die Lehre von der Liebe. Der Mann, der ſo göttlich gelebt und geſtorben, die Thaten und Worte, wodurch die Welt ohne Waffen überwunden ward, ſind ſpäterhin bezweifelt und beklügelt worden als Erdichtung oder Erhöhung, ob ſie überhaupt geweſen oder ſo göttlich geweſen, wie ſie uns erzählt ſind. Denn es giebt Zeiten des Menſchengeſchlechts, wo ſie ſich ſelbſt blenden; dann dünken ſie ſich klug und glücklich, da ſie doch dumm und elend ſind; dann wollen ſie ohne Glauben Gott durch die Natur und die Natur durch Gott deuten: ſie wiſſen aber nicht, wie Gott durch die Natur wandelt, und wie er, wann große Durchgänge der Menſchheit im Werke ſind, in Menſchengeſtalt herabſteigt, daß er ſich ihnen offenbare.

Das verachtete und verſpottete Volk, welches den Abſcheu und Haß des Menſchengeſchlechts trug und von welchem das Chriſtenthum ausging, waren die Hebräer oder Juden, die über die Welt zerſtreut noch heute verachtet und gemißhandelt werden. Und doch iſt die Geſchichte dieſes kleipen Volkes eine der tragiſcheſten und denkwürdigſten, und ſein Schickſal und ſeine Beſtimmung hat einen Ernſt und eine Weite für die Weltgeſchichte, die allen Spott ausſchließen. Der menſchliche Menſch muß die Juden als Opfer anſehen, und ſie wenigſtens bedauren, wenn er ſie nicht ehren kann. Ihre große Geſchichte beginnt mit ihrem Stifter Moſes, einem der außerordentlichſten Männer und erhabenſten Geſetzgeber, die je gelebt haben. Dieſer kühne und tiefe Mann faßte einen Gedanken, der über ſeinem Weltalter war: er wollte den verborgenen und geheimen Gott, den die Weiſen ſeiner Zeit unter Myſterien und Hieroglyphen verhüllten, zum Volksgott erheben; er wollte ſeinem Volke nur Einen lichten und feurigen Weg zum Himmel laſſen, und alle die luſtigen und blumigen Seitenwege und Pfade abſchneiden, auf welchen ſo viele auch unbewußt ſich zum höchſten Urſprung aller Dinge oft hinauf ſpielten und ſcherzten. Jehovah, der reine geſtaltloſe, der einzige höchſte Gott, den kein Bild und Gleichniß den jugendlichen Herzen verſinnlichen durfte, ſollte der Gott der Juden ſein, und kein anderer. Dieſe von allem Leben abgeſchiedene Idee, da ſie dem jugendlichen Weltalter zu mächtig war, konnte nur durch Furcht und Schrecken herrſchen. Auch erſtarrte, verſteinerte, und verſteckte ſie das Volk, das die Gewalt der Natur und Zeit oft wieder in das fröhliche und vielgöttiſche Heidenthum zurückriß, zumal da dieſe Sünde in jedem Unglück, das es traf, als Strafe und Rache des zürnenden Gottes gedeuket ward. Auch daher das Spröde, Störriſche, Abgeſchloſſene, und Feindſelige dieſes Volkes, das nicht ſpielen durfte, als die ganze Welt noch ſpielte; nicht allein aus früherem Unglück, das ſie in Aegyptenland hart getroffen hatte, oder aus angebohrner Störrigkeit und Verworfenheit des Karakters, womit es einige belaſten, die nicht bedenken wollen, daß die Juden die Opfer einer höheren Nothwendigkeit waren, welche Großes mit ihnen im Sinn hatte. Sie mußten den Haß und Abſcheu der Völker tragen, weil eine große Idee als Same künftiger Zeiten erhalten, und bei vielen nicht bloß als etwas Innerliches verhüllt; ſondern als etwas Aeußerliches dargeſtellt werden ſollte; ſie mußten den Jehovah, den ſie nicht erkannten, viele Jahrhunderte ohne Liebe und Freude mit Angſt und Zittern anbeten, damit ſpätere Geſchlechter ihn einſt mit Liebe und Freude annehmen und erkennen könnten. Als die Zeit erfüllet war, da erſchien Jeſus Chriſtus, und predigte von dem einigen Gott und Vater aller Menſchen; die Juden wurden die erſten Boten und Verkündiger der neuen Lehre des Heils, weil ſie lange als vor einem kalten Gedanken vor dem gezittert hatten, was jetzt als der warme liebende Geiſt über die Zeiten und Völker hinwehen und aus den Trümmern und dem Schutt des begrabenen Heidenthums ſüße und liebliche Blüthen eines neuen Frühlings der Welt aufhauchen ſollte.

Kein größerer Gedanke blitzt je in den Herzen der Sterblichen auf, als die Zeit zu betrachten wie einen raſtlos fortrollenden Strom der Gottheit, und die Geſchlechter und Völker auf dieſer göttlichen Fluth durch die Ewigkeit der Säkeln mit fortgetragen zu denken. Die Geſchichte hat für den ſinnenden Menſchen keine höhere Aufgabe und für den erfindenden Genius keine innigere Luſt, als hie und da die Erfüllung der Zeiten zu erblicken, jene unendliche Kette der Weltgeſchichte zuweilen in ihrer herrlichen Gliederung und Fortſetzung zu erblicken, da ſie an den meiſten Stellen ſo zerriſſen iſt, daß nur der Glaube eines frommen und kindlichen Herzens ſie wieder zuſammenreihen kann. Die jüdiſchen Propheten und das Evangelium verkündigen und preiſen dieſe Erfüllung der Zeiten; die jüdiſche Geſchichte und ſelbſt das letzte traurige Schickſal des denkwürdigen Volkes beweiſen ſie. Joſephs Zwiſt mit ſeinen Brüdern, die Schandthat dieſer Brüder an ihm, die Hungersnoth im Lande Kanaan, Moſes wunderbare Kindheit und Jugend, die Drangſale des Volks in Aegypten, die Flucht aus dem Lande der Plager, und in den Steppen Arabiens am Horeb und Sinai, den erhabenen Säulen der Ewigkeit, die Stiftung einer dieſem Zeitalter zu lichten und zu ätheriſchen Religion, die Verhärtung und Verſtockung der Juden auch durch dieſe Religion, die Wurzelung derſelben nur durch die grauſamſte Prieſterſtrenge und den ſklaviſcheſten Ceremoniendienſt bewirkt; dann die Auflöſung des Staates und Volkes, und ſeine Verpflanzung und Verjagung in alle Länder umher, nach Aſſyrien, Perſien, Medien, bis zum beſchneiten Kaukaſus und heißen Nil hinauf, deſſen tyranniſche Ufer ihre Vorfahren vor Jahrhunderten mit Verwünſchungen verlaſſen hatten. Sie ſollten alle Sprachen, alle Weiſen, alle Sitten, alle Religionen und Philoſophien der verſchiedenſten Völker lernen, ſie ſollten vorbereitet werden zu Dolmetſchern und Predigern der großen künftigen Geheimniſſe, wovon ihre Propheten geweißagt hatten. Endlich kam Jeſus Chriſtus, der eingebohrne Sohn des lebendigen Gottes, lebte, liebte, lehrte, ward verfolgt, gemartert, gekreuzigt, ſtand von den Todten auf, goß ſeinen tröſtenden Geiſt über ſeine Jünger aus, und ging wieder zum Vater. Die zerſtreuten Juden thaten ihr Amt im Abendlande und in Afrika, wie im Morgenlande; auch das Chriſtenthum ward ihnen noch zum Verbrechen gerechnet, weil man lange Zeit alle Chriſten für Judenproſeliten hielt, auch dafür wurden ſie verfolgt und geplagt, bis ſie endlich als Volk ganz untergingen. Wenn wir durch dieſe heilige Lehre der Liebe beſeligte Sterbliche nun vor der ewigen Weisheit und Gnade Gottes knieen, ſollen Moſes und Chriſtus und ſo viele erhabene und göttliche Seher, Propheten, und Apoſtel dieſes Volkes uns nicht zur Milde und Freundlichkeit gegen ſie ermahnen? ſollen wir ein Volk nicht wenigſtens bedauern, worauf eine ſo große Beſtimmung laſtete, und welches ein ſo gewaltiges Schickſal zermalmt hat? ſollen wir auf dem Schutt und den Trümmern, aus deren Steinen und Pilaſtern ein ſo herrlicher neuer Tempel für alle Völker der Welt erbaut iſt, nicht wenigſtens eine Thräne der Barmherzigkeit für diejenigen weinen, die immer noch hartnäckig meinen aus den übrigen Steinen und Säulen zu ihrer Zeit auf der Höhe von Sion auch ihnen wieder einen eignen Tempel erbauen zu dürfen? Wir ſollen es, wir müſſen es.

Dieſes Chriſtenthum, das Konſtantinus öffentlich annahm, veränderte auch die ganze äußere Ordnung und Geſtalt der damaligen Welt. Schon Kaiſer Diokletianus, der vor ihm regierte, hatte die römiſche Einfachheit mit orientaliſcher Pracht vertauſcht, entweder weil ſie ihm gefiel, oder weil er glaubte, durch den Schein werde über Sklaven am ſicherſten geherrſcht. Unter Konſtantinus kamen, faſt ein Nachbild der chriſtlichen Hierarchie und mit ihr gewiß verwandter, als manche glauben, dieſe neue Weiſen und Einrichtungen und Namen und Titel auf, welche zum Theil noch heutiges Tages unter den Völkern dauern. Er machte auch, entweder weil im Oſten an der Donau die Gefahr von den Fremden am ſchwerſten drückte, oder weil er fern von dem Kapitolium und von den alten Erinnerungen und Göttern das Neue am leichteſten ſchaffen zu können glaubte, eine neue Hauptſtadt neben der alten: nemlich Byzantium an dem Helleſpont, die er nach ſeinem Namen Konſtantinopolis nannte, durch ihre Lage eine Stadt, die herrſchen mußte. Das alte römiſche Volk, das ſich Quiriten nannte, war lange nicht mehr geweſen; Syrer, Afrikaner, Griechen, Pannonier, Hiſpanier, Gallier — alle Völker der Welt waren hineingemiſcht. Doch iſt geklagt worden, auch das Chriſtenthum habe Rom ſchneller zerſtört. Das mag wahr ſein, doch es iſt kein Unglück; denn in dem, was man damals Römer nannte, waren die friſchen und einfältigen Keime nicht woraus die Blüthe des Chriſtenthums hätte in Herrlichkeit ſproſſen können. Auch Germanen waren ſchon unter den Römern, nicht bloß die im Heere und in der Leibwache dienten, ſondern unter ihnen lebende und wohnende. Denn ſeit Markus Aurelius waren von Zeit zu Zeit einzelne Haufen, vorzüglich damit ſie Gränzhüter wären, bei ihnen angeſiedelt; und auch von dieſen waren viele chriſtlich geworden. Dies waren ſchon im dritten und vierten Jahrhundert die meiſten Gothen; daher unſtreitig früh eines der menſchlichſten und geſittetſten Völker der Germanen.

Auch Konſtantinus und ſeine Söhne und deren Nachfolger führten mit dieſen Germanen viele und ſchwere Kriege am Rhein und an der Donau. Doch wechſelten die Verhältniſſe häufig, und für blutige Kriege waren oft Freundſchaft und Bündniß; Geſchenke, Zins unter dem Namen Kriegsgelder, ſelbſt römiſche Titel mußten die Fremden gewinnen, und die entfernteſten Völkerſchaften fochten unter den römiſchen Fahnen: ſo daß die Trachten derer, die an der Nordſee und Oſtſee, ja jenſeits der Oſtſee wohnten in Konſtantinopel geſehen und von den römiſchen und griechiſchen Weichlingen wegen ihrer Schönheit oder wegen des kriegeriſchen Ruhms ihrer Träger nachgeahmt wurden. Denn ſeit den Gothiſchen Zeiten zog die kriegsluſtige Jugend von dem Norden häufig nach dem Süden, und diente in Konſtantinopel für Geld und Ehre und Abentheuer. So im ſteten Wechſel zwiſchen Frieden und Krieg kamen die Völker bis zum Jahr unſers Herrn 375, als plötzlich von Oſten her ein Getümmel einbrach, welches das Ende der römiſchen Dinge beſchleunigte. Dieſes Getümmel kam von einem fernen Volke, deſſen Namen man bisher nur im Orient dunkel gehört hatte, von den Hunnen, und mit ihm beginnt man in der Geſchichte gewöhnlich die Epoche, welche die Völkerwanderung heißt. Dieſe Hunnen waren Brüder des großen oſtaſiatiſchen Steppenvolks, welches jetzt Mandſcheu und Kalmücken genannt wird. So beſchreibt ſie Ammianus Marcellinus, ein zuverläſſiger Zeuge, der das Unglück, das ſie über den römiſchen Staat brachten, mit erlebte:

Die Hunnen.

„Das Volk der Hunnen, in älteſten Geſchichten flüchtig bezeichnet, wohnt jenſeits der mäotiſchen Sümpfe (Aſower Meer) bis hin an das Eismeer und überſchreitet jedes Maaß von Wildheit. Weil man alsbald nach der Geburt die Wangen der Kinder tief mit Eiſen furcht, damit der jugendlich hervorſproſſende Haarwuchs durch die zuſammenlaufenden Narben geſchwächt werde, ſo bleiben ſie gleich den Hämmlingen bartlos und garſtig bis zum Greiſesalter. Alle ſind von gedrungenen und feſten Gliedern und dicken Hälſen, von ungeſchlachter und breit aus einander fließender Geſtalt, daß man ſie für zwiebeinigte Thiere halten mögte oder für ſolche Pfoſten, die man grobausgehauen als Brückengeländer hinſtellt. Bei dieſer allerdings unholden Geſtalt ſind ſie ſo roh, daß ſie weder des Feuers noch bereiteter Speiſen bedürfen, ſondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleiſch des erſten beſten Viehes eſſen, das ſie unter ſich auf den Pferderücken legen und ſo ein wenig mürben. Nie ſind ſie von Häuſern beſchirmt, ſondern ſcheuen ſie als vom Leben abgeſchiedene Gräber; denn nicht einmal eine mit Rohr gedeckte Hütte findet man bei ihnen, ſondern Berge und Wälder unſtät durchſchweifend lernen ſie ſeit der Wiege Froſt, Hunger, und Durſt ertragen. Sehr ungern, und nur wann die äußerſte Noth ſie zwingt, gehen ſie in Häuſer ein, weil es ihnen da nicht geheuer däucht. Sie kleiden ſich in linnene Kittel oder in aus Mäuſefellen zuſammengenähete Pelze und haben kein anderes Alltags- kein anderes Feſttagskleid. Ihre Köpfe bedecken ſie mit überhangenden Mützen, ihre Lenden mit Bockshäuten. Ihre ungeſchlacht gemachten Stiefeln hindern ſie mit freiem Schritt zu ſchreiten; deswegen taugen ſie wenig für Fußgefechte, ſondern beinahe feſtgewachſen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich ſind, verrichten ſie ihre gewöhnlichen Geſchäfte. Auf ihnen kauft und verkauft ein jeglicher dieſes Volks bei Tage und bei Nacht, auf ihnen iſſet und trinkt er, und auf den ſchnellen Hals des Gauls gelehnt ſinkt er in tiefen Schlaf bis zur Gaukelei der Träume; und iſt über ernſte Geſchäfte Rathſchlagung vor, ſo rathſchlagt jedermänniglich in dieſem Aufzuge.

Keine königliche Strenge lenkt ſie, ſondern mit der tumultuariſchen Führung ihrer Großen zufrieden durchbrechen ſie, worauf ſie treffen. Zuweilen fechten ſie auch gereizt, aber beginnen die Schlachten geſchwaderweiſe mit einem vieltönigen ſcheußlichen Geheul. Und wie ſie zur Geſchwindigkeit leicht und plötzlich ſind, ſo zerſtreuen ſie ſich planmäßig in demſelben Augenblick, und kommen raſch wieder, und ſchweifen ſo ohne geordnete Schlachtreihen im unſtäten Morden hin und her, und ehe man ſie über ihrer außerordentlichen Schnelligkeit erblickt, ſtürmen ſie ſchon den Wall oder plündern das feindliche Lager. Und deswegen mag man ſie wohl die ſtreitbarſten Krieger nennen, weil ſie in der Ferne mit Wurfgeſchoſſen, deren Spitzen mit seltener Kunſt ſtatt der Schneide ſehr ſauber mit Knochen beſetzt ſind, in der Nähe ohne Rückſicht auf ſich mit dem Säbel fechten, und die Feinde, unterdeſſen ſie ihren Hieben ausweichen, mit Schlingen feſſeln, und bei ſo beſtrickten Gliedern ihnen die Möglichkeit des Reitens oder Schreitens nehmen. Niemand pflügt bei ihnen oder rührt je die Sterze an. Denn alle ſtreunen umher, ohne feſte Sitze, ohne Heimath noch Geſetz noch ſtehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich, mit den Wagen, worauf ſie wohnen, worauf die Weiber ihre groben Kleider weben, bei ihnen liegen und gebähren, und bis zur Mannbarkeit die Knaben groß ziehen. Auf die Frage, woher er iſt, kann bei ihnen keiner antworten, anderswo entſtanden, fernhin gebohren, und weiterhin erzogen. Treue der Verträge kennen ſie nicht, unbeſtändig und bei jedem Lüftchen einer neu winkenden Hoffnung wankeliſch, ganz mit der ungeſtümſten Wuth hinfahrend; gleich den unvernünftigen Thieren von Recht und Unrecht nichts wiſſend; zweizüngiſch und vieldeutiſch; durch Scheu vor keiner Religion, vor keinem Aberglauben je zurückgehalten; von unerſättlicher Goldgier brennend; ſo veränderlich und jähzornig, daß ſie zuweilen an demſelben Tage ohne die geringſte Beleidigung von ihren Bundsgenoſſen abfallen und eben ſo ohne alle Beſänftigung ſich wieder ausſöhnen. Dieſe leichtgerüſtete und unbändige Menſchenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, durch die Verheerungen und Niederlagen der Nachbarvölker fortwüthend, gelangten bis zu den Alanen, den alten Maſſagoten."

Die Gothen.

Die Hunnen, nachdem ſie über den Rha (Wolga) gebrochen, goſſen ſich aus über das ſchöne Land, welches dem Kaukaſus nördlich zwiſchen dem Rha und Tanais (Don) lag, und überſchwemmten alles gleich einem wilden Bergſtrom. Hier trafen ſie auf ein ſchön gebildetes und ſtreitbares Volk, das auch noch roh, aber mildere Gegenden bewohnend ſchon milderen Gemüthes war, auf die Alanen, in deren Beſchreibung man Brüder des zweiten großen mittelaſiatiſchen Stammes, des Stammes der Tataren und Türken, erkennt. Dieſe rollten ſie mit ſich vorwärts, wenige ausgenommen, die in die kaukaſiſchen Berge wichen, und trieben ſie auf die Gothen. Ueber die Gothen aber herrſchte damals Hermanrich, ein ſehr kriegeriſcher König vieler Völker, die von dem nördlichen Meere bis zu dem ſchwarzen wohnten. Er war aber jetzt alt und hoch betagt, und als er vernahm, die Alanen und Hunnen ſeien über den Tanais gedrungen und haben die Gothen geſchlagen, da verzweifelte er an ſeinem Königthum und ſtürzte ſich in ſein Schwerdt. Der König Vidimer, der ihm nachfolgte, widerſtand den wilden Alanen eine Zeit mit Hülfe anderer Hunnen, die er ſich durch Geld gewonnen hatte; aber auch er blieb nach vielen Niederlagen zuletzt in einem Treffen. Nach ſeinem Fall zog ſein Volk unter Alatheus und Saphrax, ſeines Sohnes Viderich Vormündern, weiter weſtlich an den Dneſter; und Athanarich, der König der Thervinger, die auch Weſtgothen genannt wurden, entwich in die Berge und Wälder über der Donau.

Da es hier aber an Raum gebrach für die Menſchen und für die Heerden, und ſie nicht fanden, wovon ſie leben konnten, auch das ebene Land vor den Hunnen nirgends ſicher ſchien, ſo ſahen ſie mit Wohlgefallen auf das Land jenſeits der Donau, zwiſchen dem Strom und dem Berge Hämus, wo ſie mit den Römern oft blutige Kriege geführt, und begehrten das Land von den Römern, wo ſie Weide hätten für ihr Vieh und Schutz gegen die Feinde. Und die Römer nahmen ſie gern auf, daß ſie als ein Bollwerk des Kriegs vor ihnen lägen; denn ſie hatten vernommen, wie alle Völker, die vom Ural und Tanais bis an den hercyniſchen Wald wohnen, von einem Wirbelwind ungeheurer Bewegungen von

Oſten her erſchüttert ſeien. Ihre Fürſten hießen Alavivus und Frithigern, und der Kaiſer zu Konſtantinopel, der ſie in ſeinem Lande aufnahm, hieß Valens. Athanarich aber der Weſtgothen König ging immer tiefer in das Gebirg ein, und verdrängte die Sarmaten daraus. Auch der Oſtgothen König Viderich verlangte Land von den Römern; ſie aber weigerten ihm das.

Schlacht bei Adrianopel J. 378.

Es währte aber nur eine kleine Zeit, daß Friede war zwiſchen den Weſtgothen und den Römern. Denn da im Lande Theurung entſtand wegen der vielen Menſchen und des Viehes, die hineingekommen waren, und weil Gott jenes Jahr wenig Getraide hatte wachſen laſſen, ſo ſuchten die Römer, und die, welche zu den öffentlichen Kornſpeichern die Schlüſſel hatten, zu gewinnen von den Fremdlingen, und nahmen ihr Silber und Gold und ihre Heerden, und als ſie deren nicht mehr hatten, tauſchten ſie auch für Menſchen; und ihre Unerſättlichkeit war ſo groß, daß ſie ſich für einen Hund einen Menſchen geben ließen, und wurden alſo auch die Kinder der Großen zu ihnen gebracht. Da dies und mehr dergleichen oft geſchah, ſo ergrimmten endlich die Fürſten und das Volk, und nahmen von den Einwohnern, wo ſie etwas fanden, und plünderten die Dörfer und Felder; und entſtand ſo Krieg zwiſchen ihnen, und wurden auf beiden Seiten viele erſchlagen, und die Gothen drangen raubend und verwüſtend bis in die Berge Macedoniens und Theſſaliens. Da das Kaiſer Valens vernahm, der in Konſtantinopel regierte, hieß er ſein Kriegsvolk ſich verſammeln und rüſten, und ſchrieb an ſeinen Neffen den Kaiſer Gratianus, der im Abendlande herrſchte, und an deſſen Feldherren, daß ſie ihm zuzögen zur Donau, denn die Fremden wollten faſt übergewaltig werden. Die Gothen, als ſie dies hörten, zogen all ihr Volk zuhauf, und Fritbigern hatte zu Alatheus und Saphrax geſchickt, und ſie kamen mit Reitern und Alanen; auch kamen viele Hunnen mit, daß ſie Beute machten von den Römern. Außer dieſen ſtießen bei Adrianopel noch zwei Fürſten der Gothen zu ihnen, die hießen Sueridus und Kolidas. Dieſe waren in dieſen Gränzen lange vor dieſer Zeit aufgenommen, und hatten bei den Römern gewohnt, welche auch ſie jetzt hinterliſtig angegriffen hatten. Deswegen wurden ſie aus Freunden Feinde, und verbanden ſich mit ihren Landsleuten. Und dieſes ganze Heer verſammelte ſich um Adrianopel, und Kaiſer Valens zog gegen ſie. Es baten ihn aber ſeine Fürſten und Feldhauptleute, daß er nicht ſchlüge, ſondern ſich in den Bergen hielte, bis ſein Neffe und ſeines Neffen Feldherren zum Entſatz kämen; auch werde der Hunger die Gothen bald aus einander treiben, denn ſie haben keine Zufuhr; auch verſtehen ſie nicht die feſten Orte einzunehmen noch zu belagern. Er aber gehorchte ihnen nicht, denn er fürchtete, die Welt werde ſagen, ſein Neffe habe die Gothen geſchlagen, und nicht er: denn er war ſehr neidiſch und eiferſüchtig. Und die Römer wagten die Schlacht, und verloren ſie nach einem ſehr harten Streit, und die Ueberlebenden verglichen die Niederlage derjenigen, welche ihre Vorfahren bei Cannä von Hannibal erlitten hatten, und zwei Drittheile des Heers lagen auf dem Wahlplatze, an die 80000 Mann. Der Kaiſer Valens aber ward nach der Schlacht nirgends gefunden, und war entweder des Abends unter den Flüchtlingen erſchlagen und zertreten, daß ihn niemand erkannte, oder ward auch in einem kleinen Hauſe verbrannt, wohin er ſich geflüchtet haben ſoll, und welches die Feinde anzündeten. Dieſe Schlacht heißt die Schlacht von Adrianopel, und ſie geſchah im dritten Jahre, daß die Hunnen und Alanen über den Tanais gegangen waren, nemlich im Jahr 378.

Und die Sachen der Römer geriethen in große Verwirrung, und die Beſtürzung und Angſt war allgemein, und die folgenden Jahre folgten Kriege und Aufruhre dicht auf einander, bis der Hiſpanier Theodoſius die Feinde beſiegte und drinnen und draußen Ruhe ſtiftete. Dieſer Kaiſer, der ein großer Kriegsfürſt war, ſtarb im Jahr 395, und hinterließ das römiſche Reich ſeinen beiden Söhnen Arkadius und Honorius, von welchen der ältere das Morgenland, der jüngere das Abendland regieren ſollte. Da ſie aber beide noch ſehr jung und unerfahren waren, ſo gab er ihnen jeglichem noch einen Mann bei, der im Kriege und Frieden ihr Rath ſein und ihnen beiſtehen ſollte; und hatte Arkadius einen Gallier, der hieß Rufinus, und Honorius einen Germanen, der hieß Stiliko. Es ſollten aber die beiden Reiche, das abendländiſche und das morgenländiſche, angeſehen werden wie Ein Reich, und die beiden Kaiſer einander brüderlich helfen, und die beiden Räthe und Verweſer einander einträchtig die Hände bieten. So hatte es der alte Kaiſer gemeint bei ſeinem Sterben. Aber die beiden Reichsverweſer hatten ſich lange ſchon tödtlich gehaßt, und hatten es nur verborgen, weil der alte Kaiſer lebte. Und wäre dies auch nicht geweſen, ſo wäre es wohl geworden, denn die Herrſchaft iſt der Natur, daß keiner mit dem andern theilen will, ſondern jeder alles haben. Darum ſoll man nicht zwei neben einander ſtellen, ſondern iſt beſſer, Einem alles geben, damit Eintracht in der Regierung ſei. Es war aber Stiliko der Vandale ein beſſerer Kriegsmann, ſonſt ſpröd, ſtolz, grauſam; Rufinus hingegen größer in den Künſten des Hofes, thätig, ſchlau, hinterliſtig: ein ſolcher, der unter Lächeln Verrath und Mord verhehlen konnte. Das Schlimmſte war, daß die beiden Kaiſer nie mündig wurden und ſelbſt regieren konnten; denn ſie waren unter Mönchen, Verſchnittenen, und Weibern erzogen, und beſchloſſen auch unter ihnen ihr unrühmliches Leben. Denn darin hatte Theodoſius gefehlt, daß er ſeine Söhne nicht unter den Waffen erziehen ließ, wie Fürſten erzogen werden müſſen, ſondern ſie der Herrſchſucht der Pfaffen und der Weichlichkeit der Hofſchranzen übergab.

Die Völkerwanderung.

Die Fremden fühlten bald an dem ſchlaffen Regiment, daß Theodoſius nicht mehr lebte, und ſahen mit Freuden, daß Stiliko und Rufinus ſich haßten; deswegen wurden ſie übermüthig, und traten mit neuen Forderungen und Anſprüchen hervor. Ueber die Weſtgothen, die unter dem Titel Bundsgenoſſen noch dieſſeits der Donau auf römiſchem Gebiete wohnten, herrſchte jetzt Alarich, ein ſtaatskluger und kriegeriſcher Fürſt. Da man ihm was er verlangte nicht bewilligen konnte, ſo ward Krieg zwiſchen ihm und den Römern, und er faßte den kühnen Vorſatz, in Italien einzubrechen; doch mußte er diesmal vergeblich abziehen, denn Stiliko ſchlug ihn bei Verona. Dies geſchah im Jahr 403. Das folgende Jahr ward Italien wieder von einem Schwarm von Fremden überſchwemmt, der zahllos war wie der Sand am Meer. Es war, ſagen die Erzähler, ein Gemiſch vieler Völker, und man wußte nicht, woher ſie kamen; doch meinte man, auch dies war eine Folge des Völkergedränges, das durch die Bewegungen der Hunnen und Alanen veranlaßt worden. Ihr Anführer hieß Radagaiſus, und er führte ſie langſam über den Padus und Apenninus, daß er auch die ſüdlichen Länder einnähme und Rom gewönne und plünderte. Doch hielt ihn Fäſolä (jetzt Fieſoli) auf, eine hetruriſche Stadt unter dem Apennin, eine halbe Meile von Florenz; dieſe lag ſehr feſt auf einer Berghöhe, und Radagaiſus hatte ſie berennt, und belagerte ſie. Hier überfiel ihn Stiliko, der wieder ein Heer verſammelt hatte, plötzlich, und ſchlug ihn aufs Haupt, und ward ſein Name hinfort nicht mehr gehört. Die Römer erzählen, das ganze Gefild ſei mit Leichen bedeckt geweſen, und ſei faſt keiner entronnen, und die Gefangenen, an die 80000 Mann, habe man ſo wohlfeil kaufen können, daß ſie faſt Schaafen und Kälbern gleich geſchätzt wären.

Die Burgunder Sueven ꝛc.

Stiliko, damit er Alarich und Radagaiſus bezwingen könnte, hatte aus Brittannien und von dem Rheinſtrom faſt alle Beſatzungen weggezogen und die Gränzen entblößt. Seit den Jahren 406 und 407 finden wir alſo Gallien von einem Ende bis zum andern von mancherlei fremden Völkern durchſtreift, die entweder über den Rhein gegangen oder einige vielleicht von Radagaiſus Haufen durch die Alpen gegen Weſten gewandert waren. Von dieſen nahmen die Burgunder das Land ein um den obern Rhodanus und Arar (Rhone, Saone) und um das Gebirge Jura, wo ihre Nachkommen wohnen bis auf den heutigen Tag. Andere gingen weiter gegen Süden, und drangen über die Pyrenäen nach Hiſpanien, gerufen, ſagt man, von einem verrätheriſchen römiſchen Landpfleger. Dieſe blieben in Hiſpanien ſitzen, und beſetzten das nordweſtliche und ſüdweſtliche Land jenſeits des Iberus, ſo daß den Römern nur blieb, was zunächſt den Pyrenäen liegt, und an der ſüdöſtlichen Küſte die feſten Städte, welche von der See her Zugang hatten. Dieſe Völker theilten das Land unter ſich, ſo daß die Sueven und Vandalen im Norden, die Alanen im Süden herrſchten, und ein Theil Silinger und Vandalen die Seite beſetzten längs dem Bätisſtrom, der jetzt Guadalquivir heißt. Dieſes ſchöne Land wird nach ihnen bis dieſen Tag Andaluſien genannt. Es ging aber ſiebenzehen Jahre ſpäter ein König der Vandalen mit einer kleinen Heerſchaar über das Meer nach Afrika, geladen von einem aufrühriſchen römiſchen Statthalter, dem Grafen Bonifacius, und eroberte binnen wenigen Jahren die ſchöne Küſte von dem atlantiſchen Meere bis zu den Syrten und ſtiftete ein Königreich Vandalien, deſſen Hauptſtadt Karthago war. Aber dieſes Reich währte nicht lange, denn nach hundert Jahren zerſtörte es Beliſarius, des konſtantinopolitaniſchen Kaiſers Juſtinian Feldhauptmann.

Die Weſtgothen in Italien und Südgallien.

Während dies hier vorfiel, gingen neue und ſchwere Schickſale über Italien und Gallien. Stiliko hatte den ſinkenden Staat gehalten, wie er gehalten werden konute. Dieſer große Mann ward im Jahr 408 im Pallaſt zu Ravenna ermordet, wohin er gerufen war unter dem Schein, eine große Ehrenbotſchaft nach Konſtantinopel auszurichten. Dies geſchah unter den Augen und mit dem Wiſſen des elenden Kaiſers Honorius, der zu nichts taugte als aus dem Fenſter zu gucken und Kapaunen zu füttern. Honorius war auch ſein Eidam; aber nach des Vaters Tode verſtieß er die Tochter. Auf die Nachricht von Stilikos Tode kam Alarich, der kühne Weſtgothe, wieder, und belagerte die Stadt Rom, welche mit ſchwerem Gelde den Frieden kaufen mußte. Da Honorius ihm aber was ihm gelobt worden nicht hielt, ſondern ihm Feinde in den Rücken zu locken ſuchte, ſo kam er das Jahr 409 grimmig zurück, rückte auf Rom, belegte die Stadt, und gewann ſie in kurzer Zeit. Damit er Honorius ſchreckte, ſetzte er einen elenden Weichling namens Attalus zum Gegenkaiſer. Doch er ſtieß ihn das folgende Jahr wieder in den Staub, und nahm Rom mit Sturm ein, welche eine ſchwere Plünderung erlitt; doch fühlten die Römer ſehr, daß die Gothen ſeit langer Zeit Chriſten geworden. Alarich handelte jetzt mit Honorius viel hin und her, welcher in Ravenna wie in ſeinem Kerker eingeſchloſſen ſaß, immer tückiſch, immer treulos und hinterrückiſch, wie alte Weiber von den Sternen hoffend, was Männer durch das Schwerdt gewinnen oder verlieren ſollen. In des Weſtgothen großer Seele reifte ein kühner Plan, Sicilien und von daher Afrika zu gewinnen, denn er begriff, daß er Schiffe bedurfte, um eine weite Herrſchaft am Mittelmeer feſt zu halten: Herr einer Flotte konnte er auch Herr von Italien und Hiſpanien werden. Aber der Tod riß ihn aus ſeinen großen Entwürfen weg. Er ſtarb in der Kraft ſeines Lebens Meſſina gegenüber. Da bereiteten ſeine Gothen ihm ein denkwürdiges Grab: ſie leiteten, damit der Haß der Italier ſeine Gebeine nicht ſchändete, einen Strom ab, und begruben ihren König in ſeinem Grunde in voller Rüſtung und mit ſeinem Streitroſſe; dann ließen ſie die Waſſer wieder über ihn fließen. Der Strom, worin die Gebeine dieſes großen Weſtgothenkönigs ruhen, heißt jetzt Buſento. Adolf, Alarichs Gefreundter, führte das weſtgothiſche Volk im Jahr 412 aus Italien. Er vermählte ſich mit Honorius Schweſter Placidia, und nahm das ſchöne Südgallien ein jenſeits des Rhodanus und des öſtlichen Spaniens; und Toloſa ward der Sitz des weſtgothiſchen Reichs.

Etzel oder Attila, König vieler Völker.

So wild und unglücklich, unter kleinen und großen Umwälzungen, draußen von dem Schwerdt der Barbaren, drinnen von unheilbaren Laſtern angefochten, trieb der weſtrömiſche Staat gleich einem in Orkanen geſcheiterten Schiffe mit ſeinen Trümmern umher, und über die letzten entarteten Sprößlinge unſterblicher Namen, über die letzten unſeligen Sklaven der Imperatoren ergieng ein furchtbares Weltgericht. Auch das oſtrömiſche Reich war nicht glücklicher, nur daß durch das Bollwerk des Hämus und durch Meere der Sitz ſeines Lebens den Barbaren unzugänglicher war. Dort wüthete ſeit fünf Jahren der große Hunnenkönig Etzel oder Attila, der von dem Don bis zur Donau gewaltig gebot: wann er ſein Schwerdt, das ſein Gott war, in die Erde ſtieß, ſo fielen hundert Völker in den Staub und Konſtantinopel und Rom erbebten in ihren Grundfeſten. Dieſer gewaltige Mann wandte ſich um das Jahr 450 gegen Weſten, und wälzte wie ein wilder Bergſtrom ſeine Völker vor ſich her. Sein Weg hieß Vernichtung; was nicht entfliehen konnte, mußte ihm folgen. So drang er verwüſtend und zertrümmernd zwiſchen den Gränzen der Franken und Burgunder in Gallien ein, und gelobte nicht eher ſtill zu ſtehen als am äuſſerſten Meer. Doch ſtand er ſtill an dem Liger (Loire), wo die Stadt Aureliani (Orleans) dem Verheerer einen unerwarteten Widerſtand leiſtete. Das Schrecken dieſer fürchterlichen Waffen und die gemeinſchaftliche Gefahr des Unterganges vereinigten Rom und die Könige der Germanen. Aetius, der Römer Feldhauptmann, die weſtgothiſchen Könige aus Südgallien, auch Heerhaufen der Burgunder und Franken trafen mit Alarich auf den katalauniſchen (Chalons) Feldern in einer mörderlichen zweitägigen Schlacht, worin die Hälfte der Streiter erſchlagen ward. Die Weſtgothen verloren ihren König, welcher den Sieg entſchieden hatte; Attila, der ſehr geſchwächt worden, zog wieder gegen Oſten. Das folgende Jahr fiel er von neuem mit einem wilden und wüthenden Schwarm in Italien ein, wohin ſein Ehrgeitz und Kaiſer Valentinians üppige Schweſter Honoria, die ihm einen Brautring geſandt hatte, ihn lockten. Auf dem Wege nach Rom erſchrack er wunderbar und unbegreiflich vor dem Biſchof von Rom, der ihm im feierlichen Aufzuge mit ſeiner Geiſtlichkeit und ſeinen Heiligthümern und dem Klange heiliger Hymnen entgegenzog, und kehrte eilends in ſein Land zurück, und Rom war gerettet. Er ſtarb bald darauf im Jahr 453, als er mit einem neuen Weibe eine Brautnacht feierte, wahrſcheinlich vergiftet oder erſtochen.

Dieſer plötzliche Tod hinderte vielleicht, daß in Weſteuropa nicht Mongolen herrſchend wurden. Mit dem gewaltigen Attila ſtarb auch der Hunnen Glück, welche er zu neuer Macht und Ehre erhoben hatte. Seine Nachfolger wütheten in innerer Zwietracht gegen einander, die fremden Völker riſſen ſich los, und nach zwanzig Jahren ward das Hunnenſchrecken nur noch als eine

Vergangenheit gehört; das Volk verlor ſich unter andern Völkern oder entwich auch weiter gegen Oſten. Italien ward indeſſen bald wieder von einem eben ſo ſchlimmen Feinde heimgeſucht, als Attila hätte werden können, von dem Könige der Vandalen Genſerich, von welchem wir erzählt haben, daß er im Jahr 429 nach Afrika ging und dort ein kurzlebendes vandaliſches Reich gründete. Der Sieger von Katalaunum Aetius war von Valentinian ermordet, wie Stiliko von Honorius; den Kaiſer traf bald gleiches Schickſal, und ſeine Gemahlin Eudoxia, damit ſie an Petronius Maximus, der ihren Gemahl erſchlagen und ſich auf ſeinen Stuhl geſetzt und in ihr Bett gelegt hatte, den Tod des Kaiſers rächte, rief Genſerich aus Afrika übers Meer. Dieſer kam mit großem Zeug, belagerte und eroberte Rom, und ließ ſeine germaniſchen und afrikaniſchen Barbaren plündern. Dies ward die eigentliche Plünderung Roms, eine ſo ſcheußliche, daß man bei ihrer Erzählung doch über das Schickſal der Stadt weinen mögte, die über den Untergang anderer nie Erbarmen gefühlt hatte. Die Ehren, Leben, und Güter der Menſchen, die Tempel und Altäre, die alten und die neuen Götter, jedes Alter, jedes Geſchlecht wurden geſchändet, geplündert, verwüſtet, und auf ganzen Flotten ſchiffte Genſerich den Raub ein. Aber die alten Götter Roms ſchienen noch einmal zu erwachen: Karthago ſollte nach ſeinem Tode keinen glänzenden Triumph über Rom feiern. Stürme zerſtreueten und zertrümmerten den größten

Theil der Flotte, über die Denkmähler der Kunſt und die Heiligthümer der Menſchen rollen jetzt die Wellen des mittelländiſchen Meeres hin; Genſerich entkam mit wenigen Räubern nach Afrika.

Ende der Herrſchaft Roms. J. Chr. 476.

So lag Italien um die Mitte des fünften Jahrhunderts da, entehrt, zertreten, verwüſtet. Seine ſibylliniſchen Bücher waren geſchloſſen, ſeine Augurien weiſſagten nicht mehr; das Vergangene konnte kein Gott wieder beleben. Ein geiſtliches Rom, ohne Schwerdt gewaltiger als das weltliche, ſollte 600 Jahre ſpäter unter Gregor dem Siebenten den Erdball beherrſchen. Was jenſeits der Alpen und des adriatiſchen Meers lag war verloren; es diente fremden Völkern oder den griechiſchen Römern in Konſtantinopel, welche vom Tage zu Tage mehr Fremden gleich wurden. Afrika war vandaliſch, Hiſpanien ſueviſch und weſtgothiſch, Gallien größtentheils weſtgothiſch und burgundiſch geworden; Brittannien hatten ſeit dem Jahr 449 die gegenüber wohnenden Angeln und Sachſen beſetzt, und kriegten mit den Eingebohrnen, wer dienen oder herrſchen ſollte. Die letzten traurigen Tage Roms und der Wechſel ſeiner unwürdigen Regenten waren noch mit Verbrechen und Schanden bezeichnet, die ſeit fünf Jahrhunderten auf dieſem klaſſiſchen Boden klaſſiſch geworden waren. Endlich kam der Mann, der auch den letzten Schatten der Herrſchaft von ſeinem ſchuldigen Haupte nehmen ſollte. Dies war Odoaker, König der Rugier und Heruler und Bundsgenöſſiſcher Feldherr der Römer. Dieſer ſtieß im Jahr Chriſti 476 den jungen Kaiſer Romulus Auguſtulus von dem Thron, und ſetzte ſich ſelbſt darauf.

Ludwig der Franken König wird Herr von Gallien im J. 486 ꝛc.

Sonderbar genug zehen Jahre länger als Rom dauerte in Nordgallien ein kleiner Stadt fort, deſſen römiſcher Statthalter Siagrius hieß, über dem Liger und um die Sequana (Loire, Seine) immer enger eingeklemmt, weſtlich von Britten in Armorikum, öſtlich von Burgundern, nördlich von Franken. Wir kommen nun auf die Franken, welche in dieſen Gegenden und auch in den Ländern über dem Rhein bis an die Elbe und den Inn binnen drei Jahrhunderten die Herren werden ſollten. Dieſes große Volk, wahrſcheinlich aus mehreren germaniſchen Völkerſchaften mit einem neuen gemeinſchaftlichen Bundesnamen erwachſen, hatte ſeit dem Anfange des dritten Jahrhunderts ſich den Römern furchtbar gemacht und bei der nachherigen Schwäche Roms ſich in dem weſtlichen Belgien zwiſchen der Maas und der Schelde immer weiter ausgedehnt. Doch war es faſt eines der ſpäteſten Völker, die in den ſchlecht vertheidigten oder verlaſſenen römiſchen Landen Reiche zu gründen wagten. Dieſe Erſcheinung läßt ſich theils aus ſeinen innern Verhältniſſen, theils aus der Gelegenheit des Landes, worin es wohnte, erklären. Die Franken, wiewohl ein mächtiges und zahlreiches Volk, waren wieder in viele Stämme getheilt, deren jeder ſeinen eignen König oder Fürſten hatte. Dies, was die Freiheit im Innern vielleicht beförderte, minderte die Macht nach auſſen hin: nur große Gefahr verband das ganze Volk zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung, damit ſie fremde Angriffe abwehrten; Fremde von ſelbſt anzugreifen und ihr Land zu erobern dazu waren ſie ſchwer zu gewinnen. Auch die Gelegenheit ihres Landes hielt ſie länger als andere in ihrem alten Zuſtand feſt. Die Völkerſtürme, die über den Rhein einherbrauſeten, erſchütterten ſie faſt nicht; denn ſie fuhren zwiſchen dem Rhein und dem Ardennerwalde, der ihre öſtliche Seite deckte, nach dem Süden hinunter. Südlich vor ihnen hatte Gallien die feſteſte Gränze, die nicht leicht zu durchbrechen war; denn die Römer, lange von ihren Anfällen geneckt, hatten eine ganze Reihe Feſtungen gegen ſie aufgeführt. So ſaßen ſie freiwillig, zufällig, und gezwungen ſtill, bis, als die Zeit zur Aerndte reif war, in Chlodwig oder Ludwig, einem ihrer Fürſten, ein Mann gebohren ward, der ſie zu einem großen Volke machen ſollte. Dieſer Ludwig hatte wie die meiſten Erobererſeelen mehr von Satan als von Gott. Alle Wege, wenn ſie nur zur Herrſchaft führten, däuchten ihm gleich gut: durch Tapferkeit, Hurtigkeit, Klugheit gewann er das Volk, durch Gift, Dolch, Verrath rottete er die Fürſten der Stämme aus, und ward auf ſolche Weiſe Alleinherrſcher aller Franken. Als ſo der Weg gebahnt war, da hielt er ſich nicht auf, ſondern führte Schlag auf Schlag ſeine großen Entwürfe durch.

Die Weſtgothen in Hiſpanien.

Zuerſt ſchloß er, damit er den Rücken ſicher hätte, ein Bündniß mit den Britten, die ſeit lange in Armorikum zwiſchen dem Liger und der Sequana an den Küſten ſaßen, und jüngſt, da die

Sachſen Brittannien überwältigten, von daher viele Verſtärkung an Volk erhalten hatten. Darauf griff er den römiſchen Landpfleger Siagrius an, deſſen nordgalliſcher Staat bis an ſeine Ardennen ſtieß, ſchlug ihn bei Sigdunum (Soiſſons) aufs Haupt, und nahm das letzte romaniſche Land ein bis an die Gränzen der Weſtgothen, und theilte es unter ſeine Franken. Dieſe entſcheidende Schlacht war im Jahr 486, zehen Jahre nach Romulus Auguſtulus Abſetzung. Alsbald nach dieſer Schlacht mußte Ludwig mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Allemannen ziehen, die, des Glückes ihrer Feinde der Franken eiferſüchtig, in ihr Land einzufallen droheten. Bei Zülpich unweit des Rheins trafen die beiden Völker wüthend auf einander, und ſtritten mit ſcharfer Erbitterung; denn es galt um die Herrſchaft. Schon wankte der Sieg zu den Allemannen hin; da that Ludwig das Gelübde, wenn Gott ihm Sieg verleihe, Chriſt zu werden und ſich taufen zu laſſen, und in demſelben Augenblick wichen die Allemannen wie vom Schrecken Gottes ergriffen, und die Kraft ihres Volkes blieb auf dem Wahlplatz. Ludwig ließ ſich taufen und mit ihm dreitauſend Franken. Er ward hinfort der Allerchriſtlichſte König genannt, und auch ſeine Nachfolger nannten ſich ſo, aber ſie waren es nicht; die Allemannen aber wurden den Franken zinsbar. Bald fühlten auch die Britten in Armorikum, daß man ſchwerlich frei bleibt, wenn man Einen Nachbarn über alle mächtig werden läßt. Auch über die Weſtgothen gewann Ludwig im Jahr 507 eine groſse Schlacht und erweiterte ſein Land bis an die Garunna und die Sevennen. Jene aber, von ihm gedrängt, rückten immer tiefer in Hiſpanien hinein, wo ſie endlich ſeit dem Jahre 585 des ganzen Landes Herren wurden, ſo daß auch das ſueviſche und vandaliſche Spanien zuletzt ein weſtgothiſches genannt ward. Daß der Eroberer Ludwig nicht noch weiter um ſich griff und alle ſeine Nachbarn beraubte, das hinderte der weiſe und kriegeriſche König der Oſtgothen Dietrich. Dieſer Held heißt von ſeinem Siege bei Verona auch Dietrich von Bern, und, in Liedern und Mährchen vielfältig beſungen und erzählt, lebt er als eine mythiſche Heldengeſtalt ſeines Volkes in den Sagen und Geſängen der meiſten Germanen unſterblich fort.

Die Oſtgothen und Longobarden in Italien, Jahr Chr. 492 und 568.

Nachdem die groſse Herrſchaft der Gothen durch Hermanrichs freiwilligen Tod und Vidimers Niederlagen zerfallen war, hatte ſich das Volk der Oſtgothen an und in die Karpathen gezogen. Nach Attilas Tode ſaßen ſie über der Donau in einem Theil Pannoniens; bald gingen ſie unter ihren Königen auch über die Donau, wo ſie wechſelsweiſe Feinde oder Bundsgenoſſen der Oſtrömer weideten. Dietrich, der Sohn eines ihrer Könige, ward unter dieſen Verhältniſſen als Geiſel nach Konſtantinopel geſchickt, wo der Jüngling die Ränke und Künſte lernte, wodurch Herrſchaften wachſen und vergehen, aber nicht die Laſter, welche rohen Menſchen gefährlicher ſind als gebildeten. Nach dem Tode ſeines Vaters und ſeiner Oheime ward er alleiniger König, und ließ ſich von dem Kaiſer in Konſtantinopel Italien anweiſen, daß er es beſäße als ſein Erbe und es einnähme als einen Sold für geleiſtete Dienſte oder als Bezahlung ſchuldiger Hülfsgelder: denn die in Konſtantinopel waren froh, daß ein ſo mächtiger König weit wegzog von ihren Gränzen. Er machte ſich denn auf mit ſeinen Gothen, zog von der Donau nach Süden, ging durch die Alpen, und hielt bei Verona die erſte Schlacht mit Odoaker, die er gewann; die zweite war bei Pavia, worin er Odoaker belagerte; im Jahr 493 ergab ſich Odoaker ihm nebſt der Feſtung Ravenna, und ward ermordet. So endigte das Reich der Heruler und Rugier im ſiebenzehnten Jahr ihrer Herrſchaft, und die Oſtgothen wurden die Herren Italiens.

Dietrich beherrſchte ſechsunddreißig Jahre mit Weisheit und Kraft einen großen und ſchönen Staat, der in Südeuropa vielleicht noch leben würde, hätte er einen Nachfolger gehabt, ihm an Tugend gleich, der eben ſo lange regiert hätte. Italien, die ſchönen Alpenländer, was in Südgallien die Rhone umſchließt, und ein großer Theil der Länder, die damals Norikum, Pannonien, und Illyrikum genannt wurden, bis an die Donau ehrten Dietrich als ihren Herrn. So hoch ragte ſeine Tugend über alle ſeine Zeitgenoſſen, daß ſein bloßes Wort Frieden und Krieg gebot und daß die fernſten Völkerſchaften ihn als Freund und Schiedsrichter und Rath mit Botſchaften ſuchten oder mit Geſchenken ehrten. Dieſer große und weiſe König ſtarb im Jahr 526, und mit ihm ſtarb der Ruhm ſeines Volkes. Siebenundzwanzig Jahre voll Getümmel, Verrath, Aufruhr, und Mord folgten auf ſeine ſchönen Zeiten, und in einem Kriege voll der ungeheuerſten Wechſel und Thaten wurden die Gothen durch griechiſche Tapferkeit und Hinterliſt und durch ungermaniſche Treuloſigkeit ihrer fränkiſchen Nachbarn nicht beſiegt, ſondern ausgerottet. Ihre Rache und ein großes Gebiet ihres Landes nahmen funfzehen Jahre nach ihrem Untergange die Longobarden, ein tapferes und wildes germaniſches Volk, nach welchem das obere Italien zum Theil heute noch die Lombardei genannt wird.

Ludwigs des Franken Nachkommen.

Ludwigs des Franken Geſchlecht war des Vaters würdig. Durch die ſcheußlichſten und unerhörteſten Gräuel, durch alles, was Wolluſt, Verrath, Mord, Hinterliſt, Schändliches und Grauſames haben, wüthete dieſes durch ſolche Künſte geſtiftete Herrſcherhaus in ſeinen eigenen und in des Volkes Eingeweiden fort, bis die letzten des Geſchlechts durch die Schanden der Väter ſo ermattet waren, daß ſie nicht einmal Verbrechen begehen konnten. Alle Uebergänge, wo die Völker den rohen Zuſtand mit einem mehr künſtlichen und geſitteten vertauſchen wollen, ſind mit Kämpfen zwieträchtiger Kräfte und mit Verbrechen bezeichnet: auch die Griechen hatten ihre Gräuel der Kadmiden und Atriden. Aehnliches muß man auch den Franken verzeihen; nicht aber das, daß auch ihre erſte Geſchichte die Geſchichten aller andern Germanen an Verruchtheit übertrifft. Man ſieht die Bartholomäusnächte, die Septembertage, die gefühlloſe Tyrannei, die ſtaubleckende Knechtſchaft frühe vorgebildet. Doch will die alberne Welt noch nicht glauben, was ſchon vor dreizehn Jahrhunderten offenbart iſt. Nach vielfachen Familiengräueln, Schändungen, und Zerſplitterungen des Staats und des Volkes wuchs Ludwigs Reich auch nach ſeinem Tode noch durch die uralte Treuloſigkeit der Franken und durch die Schwäche der einzelnen Völker, die ſich nicht zu verbinden wußten. Schon ſeine Söhne wurden durch den verruchteſten Verrath Herren aller Burgunden, deren verſchwiegertes Königshaus ſie vertilgten; nach Dietrichs von Bern Tode nahmen die Franken von den Oſtgothen das Land zwiſchen der Rhone und den Alpen; jenſeits des Rheins waren die Allemannen ſchon ſeit Ludwig dem Erſten zinsbar; in den folgenden Zeiten wurden die Hermunduren in Franken, auch die Katten und Thüringer beſiegt; mit den übrigen germaniſchen Völkern bald Kriege, bald Stillſtände, immer wechſelndes Glück.

Pipin und ſeine Nachkommen.

Aber im Innern zerfiel das große Frankenreich völlig, und wäre durch Zerrüttung des Regiments, durch Ungehorſam der großen Vaſallen, durch Sklaverei des kleinen Volkes, und durch Untugend und Faulheit der Herrſcher gewiß untergegangen, hätte die Vorſehung in einem neuen Stamm nicht neues Leben erweckt. Dies war das Haus Pipins von Herſtall, der Major Domus oder Reichsverweſer des Frankenlandes war, ſich von dem großen Biſchof Arnulf von Metz herleitete, und um die Maas in der Gegend von Aachen und kůttlch große Beſitzungen hatte. Dieſes Haus hatte — was ſelten iſt — in Einer Reihe vier große Männer, deren Tugend und Geſchicklichkeit es zu einer Größe der Macht und des Ruhms emportrieb, die noch kein germaniſches Fürſtenhaus erreicht hatte. Schon die beiden erſten, Pipin und ſein Sohn Karl Martell, regierten das Reich ohne den Königsnamen, als ob ſie Könige waren. Karl Martell verehrte das ganze chriſtliche Europa als ſeinen Retter, weil er die muhammedaniſchen Saracenen ſchlug, die zugleich von den Pyrenäen und vom mittelländiſchen Meere und dem Archipelagus her den Weſten überſchwemmen wollten. Karl Markells Sohn, Pipin der Kleine, ſtieß endlich den letzten Schattenkönig der Merovinger vom Thron, und ſetzte ſich darauf. Daß das Unrecht geheiligt würde, dazu ſtand ihm der heilige Bonifacius bei, welcher der Apoſtel der Teutſchen hieß, und der Pabſt, der ihn und ſeine Söhne zu St. Denis bei Paris ſalbte. Dieſe Salbung geſchah im Jahr 754. Der Pabſt aber bedurfte ſein gegen die Longobarden, die den Biſchof, der nach der Herrſchaft der Welt trachtete, zwingen wollten, Unterthan zu ſeyn.

Karl der Große v. J 770 bis 814.

Auf Pipin folgte im Jahr 770 ſein Sohn Karl, ein Eroberer und Zuſammenwickler der Völker, der wegen ſeiner großen Eigenſchaften Karl der Große genannt worden iſt, nie zu entſchuldigen wegen der Art, wie er das verwandte Haus der Longobarden ausrottete, wie er die Söhne ſeines Bruders Karlmann verſchwinden ließ — auch traf dieſer Fluch ſein Haus — wie er den

Herzog der Baiern Thaſſilo in den Kerker brachte; aber ſehr zu loben, daß er viel Böſes, das er thun durfte, nicht gethan hat. Sein Leben iſt ein ewiger Krieg, den er zuerſt ſelbſt, dann meiſt durch ſeine Feldherren und Söhne führte; aber doch arbeitete er daheim und im Innern ſeiner weiten Herrſchaft tüchtig und unabläſſig an ſeines Lebens großem Entwurf, ein gewaltiges germaniſches Reich zu ſtiften, das alle Völker dieſes Stammes, die auf dem feſten Lande Europens wohnten, umfaſſen ſollte. Auch hatte er ſie alle ſeinem Scepter unterworfen, bis auf die Skandinavier auf den nördlichen Inſeln und Halbinſeln, und bis auf die Weſtgothen, die er den Arabern nicht abgewinnen konnte. Dieſes Reich ſollte ächt germaniſch werden und bleiben; denn Karl war kein romaniſirter Franke, ſondern ein germaniſcher, und hielt vor allen ſeinen Zeitgenoſſen auf des Volkes Urſprache, Sitten, und Weiſen. Aber ihm iſt es ergangen wie allen Welteroberern, entweder weil Gott die Eitelkeit aller menſchlichen Dinge immer in dem Sturz des Glänzendſten beweiſen will, oder weil ſo große Staaten als Karls nicht beſtehen dürfen, als welche Ungerechtigkeit, Knechtſchaft, und Faulheit in ihnen eingewickelt tragen. Die Keime dieſes großen Staats, die zu Einem Leben zuſammenwachſen ſollten, waren zu ungleich, die Anziehungen und Abſtoßungen ihrer Triebe zu gewaltſam, endlich Karls Nachfolger zu unfähig, als daß ſie ſeinen großen Bau hätten weiter führen, geſchweige denn erhalten können; denn was nicht weiter geführt werden kann, das kann auch nicht erhalten werden, es muß ſterben.

In den Jahren 773 und 774 beſiegte Karl zuerſt die Longobarden, und ward Herr von ganz Italien bis auf die ſüdöſtlichen Küſten und Sicilien, wo Griechen und Saracenen herrſchten: ſeinen Schwäher Deſiderius und deſſen Kinder ſtieß er in Kloſtermauren, wo ſie von dem Angeſicht des Lebens verſchwanden. Durch ähnliche Künſte machte er das mächtige und wenig gehorchende Volk der Baiern völlig abhängig. Aber mehr als dreißig Jahre und zahlreiche Heere und geliebte Feldherren koſtete ihm der ſchwere und blutige Krieg mit dem tapfern Volke der Sachſen, das er durch Gewalt der Waffen zu ſeinen Unterthanen und zu Chriſten machen wollte. Dieſe Sachſen bewohnten den heiligen Boden, wo einſt die Marſen, die Katten, die Cherusker, die Chauken, die Brukterer ſo tapfer und unbezwinglich für die Freiheit geſtritten hatten, wo Varus erſchlagen war, wo Arminius gefochten hatte, worauf Druſus und Germanikus mehr als einmal geflohen waren. Es lebte in den Urenkeln noch das alte Feuer, die alte göttliche Wuth für die Freiheit, welche die Urväter ſo groß und ſo glücklich gemacht hatten. Schon die Merovinger in früheren Zeiten, jüngſt noch Karl Martell und Pipin der Kleine hatten ſich an dieſem freien Lande und ſeinen kriegeriſchen Bewohnern oft vergeblich verſucht; ihre Unabhängigkeit blieb unangetaſtet, nur ein Theil der Frieſen war dienſtbar und chriſtlich geworden. Auch endigte dieſer lange dreißigjährige Krieg nicht mit der Unterjochung der Sachſen, (wozu Frieſen, Engern, Oſt- und Weſtfalen gehörten) ſondern nur mit ihrer Anſchließung an das große Karolingiſche Reich. Sie wurden ein Theil deſſelben, und ließen ſich taufen, aber behielten größtentheils ihre Geſetze, ihre Verfaſſung, und ihre eigenen Fürſten.

Nicht ſo lange, aber auch oft zweifelhaft und gefährlich, wurde im äußerſten Oſten mit den Avaren und im unterſten Weſten mit den Saracenen gekriegt. Die Avaren, ein wilder aſiatiſcher Stamm, hatten ſich längs den Karpathen und der Donau den alten Völkerweg von Oſten nach Weſten gezogen und das ſchöne Land um die Donau beſetzt, wo ſeit vier Jahrhunderten ſo viele Völker ſich hin und her getrieben hatten und noch einige Jahrhunderte hin und her treiben ſollten, ehe es ruhig werden konnte. Von hieraus fielen ſie mit leichtberittenen Schaaren gleich den alten Hunnen häufig in die weſtlichen und ſüdlichen Länder, raubten Silber und Gold, ſchleppten Menſchen und Vieh weg, und verwüſteten das Land. Dieſe ſchlug endlich Karls Sohn Pipin an der Theiße aufs Haupt, und der Weſten hatte Ruhe: Die Raab ward die öſtlichſte Gränze der Karolingiſchen Monarchie. Kaum durch die ganze Gewalt des großen Karls, der von ſeinem tüchtigen Zuſchlagen den Beinamen der Hammer erhielt, waren die Saracenen abgehalten worden, daß ſie nicht unwiderſtehlich bis an den Rhein und die Donau vordrängen. Dieſe, die aus Aſien in Afrika eindrangen und bald die ganze Küſte bis an den atlantiſchen Ocean überſchwemmten, gingen im Jahr 711 über die herkuliſche Meerenge, die jetzt die Meerenge von Gibraltar heißt, ſchlugen die ſpaniſchen Weſtgothen bei Xeres de la Frontera in einer heißen Schlacht, und erſchlugen ihren König Roderich, und ſtanden das folgende Jahr ſchon ſiegreich auf den Pyrenäen, ja an den Sevennen und an der Garunna, den äuſſerſten Gränzen der Weſtgothen. Auch nach Karl Martells Siegen und unter ſeinem Sohn Pipin ſaßen ſie immer noch in dieſen feſten und gebirgigten Gegenden, und mehr als zwanzig Jahre hat Karl der Große mit ihnen gekriegt, und nicht mehr gewonnen als die ſogenannte Spaniſche Mark, die etwa zehen bis funfzehen Meilen weit jenſeits der Pyrenäen laufen mogte. Wie hartnäckig, tapfer und ritterlich, mit welchen Abentheuern, Zweikämpfen, und ungeheuren Wechſeln des Glücks und Unglücks hier gefochten ſeyn muß, das bezeuget am beſten, daß dieſer Feldzug gegen die Saracenen zum Mährchen geworden iſt und daß die Berge und Schluchte der Pyrenäen und die Thäler von Ronceval das Feld ſind, worauf ſich die Rieſenſtärke von Karls Neffen Roland und der Muth der übrigen Paladine herumtummelte. Große Thaten des Heldenmuths ſcheinen einmal auf dieſe heilige Gegend vererbt zu ſeyn.

Was Karl ſonſt im Innern ſeines Reichs für Einrichtungen machte, wodurch er ein gewaltiger Herr und Gebieter war; wie er die großen Tage und Verſammlungen des Volkes hielt; wie er das

Heer verſammelte und ordnete; wie er durch ſeine Verwaltungsart die Großen abhängig und die Kleinen zufrieden machte; wie er alle Theile ſeines weiten Staats überſchauete und die Befehlshaber und Verwalter ſchlau und ſtreng belauſchte; wie er ſelbſt die Prieſter beherrſchte — dies und was die Sitten, die Geſetze, die Religion, die Bildung, und Ordnung des Volkes, den Ackerbau, die Haushaltung, und überhaupt den Zuſtand des Landes angeht, wäre hier zu weitläuftig abzuhandeln. Was davon den Theil des germaniſchen Volks, bei welchem wir bald allein ſtehen bleiben, berührt, das werden wir zu ſeiner Zeit erzählen. Endlich, daß Karl ſich vierzehn Jahre vor ſeinem Tode im Jahr 800 zum Kaiſer von Rom krönen ließ, bedeutete für die Meinung der Welt viel, für die Macht wenig. Wie viel es dem Volke, welches wir bald im engeren Sinn unſer Volk nennen müſſen, bedeutet hat, werden wir weiter unten lernen.

Ludwig der Fromme J. 814 bis 840.

Karls des Großen Sohn Ludwig war nicht beſtimmt geweſen das Scepter und den Degen zu führen; ſein Gemüth zog ihn zu geiſtlichen Dingen, und er wandte ſich nur zu den weltlichen, als ſeine Brüder vor dem Vater hinſtarben. Er führt in der Geſchichte den Beinamen des Frommen, ein Beinamen, der bei Ludwig kein Lob bedeuten ſoll; man könnte ihn überſetzen: der keinem was zu Leide thut, der ſich alles gefallen läßt. Seine ſechsundzwanzigjährige Regierung von 814 bis 840 war ein einziges Gewebe von Schwäche und Unglück, wozwiſchen ſeine zweite Gemahlin Judith, ſeine Söhne, und die Prieſter die Spieler waren. Weil er nicht herrſchen konnte, ſo wollte jeder herrſchen, der Staat wankte ſchon nach allen Seiten, und da Ludwig ihn überdies unter ſeine Söhne theilte, ſo war vorher zu ſehen, daß die ſchwachen Bande, die das Loſe zuſammenhalten ſollten, bald zerreißen würden.

Teutſchland ein beſonderes Reich.

In drei Theile ward das große Frankenreich getheilt, und der König des nordöſtlichen Theils, das der Franken Volk hinfort Allemannien, ſeine Bewohner mit einem alten Namen Teutſchland nannten, ward Ludwig des Frommen zweiter Sohn, welcher Ludwig der Teutſche genannt wird. Unter ihm und ſeinen Söhnen ſetzte ſich die weſtliche Gränze feſt längs den Ardennen und dem Vogeſus bis ans Meer hin: die Sitze der alten Belgen wurden wieder teutſch. Die Franken aber wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr ungermaniſch und galliſch und römiſch: Sprache, Gemüth, Sitte, dann der Haß baueten eine Scheidewand zwiſchen Ländern, die für Einen Herrn zu groß waren. Glücklich für Beide, wenn ſie nie überſchritten wäre! Teutſchlands andere Gränzen aber wurden in dieſer Zeit noch nicht fertig. Im Norden über der Elbe und im Oſten jenſeits der Saale und des Böhmerwaldes wohnten unbezwungene Wenden und Slaven, welche ſeit der Völkerwanderung, die den Norden ausleerte, dort eingerückt waren; und im Südoſten löſeten Avarer, Slaven, Magyaren einander in der Herrſchaft ab, und waren mit den Normännern, die von den Inſeln und Halbinſeln der Oſtſee kamen, im neunten und zehnten Jahrhundert eine arge Plage Teutſchlands. Das Königreich Teutſchland war ſchwach durch ſeine Zuſammenſetzung, und durch ſeine Könige, auf welchen der Fluch der Gräuelthaten Karls ruhete. Der letzte Karolinge auf dem teutſchen Thron war Ludwig das Kind, der im Jahr 911 ſtarb. In Frankreich endigten die Karolinger ſechsundſiebenzig Jahre ſpäter, noch elendiger als in Teutſchland.

Teutſchlands ſächſiſche Könige und Kaiſer J. 918–1024.

Die Teutſchen ſchufen ſich nun Könige aus ihrem Volke, und Gott gab ihnen tüchtige Männer, die das Land löblich regierten, die Feinde des Reichs ſchlugen und bezwangen. und die Gränzen erweiterten. Nach Konrad dem Franken, der das Reich nur ſechs unruhevolle Jahre regierte, herrſchten in Teutſchland vom Jahr 918 bis 1024 über ein Jahrhundert Könige und Kaiſer aus ſächſiſchem Stamm. Heinrich der Erſte, der auch Heinrich der Vogler heißt, war ein weiſer und ſiegreicher Herr, wie auch ſein Sohn Otto der Erſte; die drei letzten waren mittelmäßige Männer. Heinrich kriegte glücklich gegen die Slaven und Normänner, die er ſelbſt in Jütland heimſuchte. Daß er die Magyaren oder Ungarn noch bei Merſeburg aufs Haupt ſchlagen mußte, beweiſt, wie fürchterlich dieſe Krieger für Teutſchland waren. Gegen ſie bauete er Städte und Feſten, ſchuf ſich eine hurtigere Reiterei, und ſtiftete im Reiche viele löbliche Ordnungen und Einrichtungen. Sein Sohn Otto der Erſte trat in ſeine Spuren, und hielt das Regiment tüchtig zuſammen; er bezwang die Aufrührer im Innern, bändigte die Wenden und Slaven, ſtiftete Markgrafſchaften gegen ſie, und ſchlug die Ungarn im Jahr 955 in der Schlacht am Lech dergeſtalt, daß ſie Teutſchlands Gränzen nimmer wieder zu beunruhigen wagten; noch zeigt der Urenkel dem Wanderer in Franken und an der Donau Gefilde, die Hunnenfelder genannt werden. Seit dieſer Schlacht blieben ſie in ihrem Lande, und ließen ſich taufen: Teutſchland erhielt gegen Südoſten ſeine feſte Gränze.

Aber nach Süden gab Ottos Regierung dem Volke einen neuen Zug, der drei Jahrhunderte gewaltig, nachher leiſer auf die beiden Länder wirkte, und deſſen letzte äußere Verhältniſſe erſt vor wenigen Jahren aufgelöſt ſind. Karl der Große hatte ſich im Jahr 800 die Kaiſerkrone aufgeſetzt; ſeine Nachkommen trugen dieſe Krone nicht mit ſeiner Würde beinahe hundert Jahre; dann ging ſie faſt ohne Glanz von einem Haupte auf das andere zwiſchen lombardiſchen und burgundiſchen Fürſten wechſelnd hin und her, bis Otto um die Mitte des zehnten Jahrhunderts ſich das Königreich Italien unterwarf und im Jahr 962 ſich in Rom als Kaiſer ausrufen ließ. Seit dieſem Tage haben die Könige von Teutſchland auch Könige von Italien und römiſche Kaiſer geheißen bis auf das traurige Jahr 1805. Manche haben über dieſe Verbindung zwiſchen Teutſchland und Italien geklagt, und behauptet, ſie habe dem teutſchen Volke geſchadet, ſeine Kraft zerſplittert, jenſeits der Alpen viel teutſches Blut umſonſt vergoſſen, und zwiſchen ſo verſchiedenen Völkern und zwiſchen Kirche und Staat viele vergebliche Kämpfe und Zwietrachten geſtiftet, die glücklicher vermieden wären. Wie ruhig in ſich ſelbſt geſchloſſen habe Teutſchland ſeinen Boden bebauen und ſein Gemeinweſen verwalten können ohne dieſe immer erneuerten Arbeiten und Verſuche, die Herrſchaft hinaus zu treiben, wohin ſie nicht durfte! Klagen mehr wohl gemeint als weiſe. Man kann auch zeigen, wie dieſe Reibungen mit dem Süden auf Teutſchland wohlthätig zurückwirkten und ſeine Trägheit aus dem Schlafe aufſchüttelten; wie auch vieles, was nicht vergeblich war, über die Alpen ging und zurückkam. Selbſt der Name Kaiſer und Schirmherr der Kirche blieb für Teutſchland lange von hoher Bedeutung: es ziemte den Germanen, die in ſich rein und ungemiſcht geblieben waren, vor ihren Brüdern die höchſten Ehren zu tragen und ſelbſt mit der Kirche am verderblichſten zu kämpfen; von ihnen ging ſpäter der Sturz der alten Kirche aus, ihre, der gemüthvolleſten und geiſtigſten Europäer, Arbeit wird es künftig ſein, eine neue unvergänglicher wieder zu begründen. — Auch ſoll man nicht vergeſſen, daß Teutſchland ſolcher Kämpfe bedurfte; nachher fand es leider zu wenig Kampf, und ward ſchwach, da die andern Völker ſich durch Wechſelkämpfe ſtärkten.

Dies waren Heinrichs und Ottos des Erſten äußere Thaten. Ihre Nachfolger herrſchten auf ihrer Größe fort, nicht mit ihrem Geiſt: Händel mit den Großen und mit Rom und den Päbſten und unbedeutende Kriege mit den Slaven und Saracenen ſind für unſere Geſchichte zu klein.

Zuſtand des teutſchen Volkes u. Landes im neunten u. zehnten Jahrhundert.

Nach dieſem flüchtigen hiſtoriſchen Ueberblick thun wir einen Sprung zurück, und ſehen, wie der Zuſtand des Landes und Volkes war von dem Ende des achten bis zum Anfang des elften chriſtlichen Jahrhunderts; wie das Chriſtenthum das Heidenthum abgelöſt hatte; was die Prieſter waren; was der König; was die Fürſten und Großen; wie die Freien und Halbfreien und Knechte zu einander ſtanden; was die Städte bedeuteten und die Bürger in den Städten; wie die Bewaffnung geordnet, und wie der Kriegsdienſt geleiſtet; wie die Gerechtigkeit geübt und wie die Regierung verwaltet ward. Viele Fragen, worauf wir nur ſchlecht antworten können, weil in den Anfängen dieſes jungen Staates vieles verworren, manches überhaupt unbeſtimmt und dunkel ſeyn oder uns wenigſtens ſo überliefert werden mußte, da das Meiſte nicht nach geſchriebener, ſondern nach herkömmlicher Ordnung geübt und verwaltet ward, und gar vieles nur aus früheren Aehnlichkeiten oder ſpäteren Andeutungen und Beziehungen einzeln aufgeleſen werden muß. Denn diejenigen begehen in der teutſchen Geſchichte einen großen Irrthum, welche die älteſte Geſchichte des fränkiſchen Reichs von Ludwig dem Erſten bis Karl den Großen und ſelbſt die Geſchichte deſſelben zu Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Zeit auch auf das Land anwenden, welches nachher Teutſchland hieß und von ſeinen beſonderen Königen regiert ward. Aehnlichkeiten ſind allerdings da und Beziehungen, die aus früherer Gleichheit der Bildung und aus Verwandſchaft des Stammes entſprangen; manche Einrichtungen, die aus alten germaniſchen Gebräuchen und überhaupt aus dem vormals gleich rohen Zuſtande hervorgingen; manche Erſcheinungen beiden gemein, welche alle Völker bei dem Uebergange zu einem mehr künſtlichen Leben offenbaren; anderes, was das gemeinſchaftliche Chriſtenthum bei den meiſten Völkern gemeinſchaftlich erzeugte. Dergleichen täuſchet leicht, das fränkiſche und das teutſche Weſen faſt für einerlei zu nehmen, da doch weder das Land noch der Himmel noch die äußeren Gelegenheiten und Verhältniſſe noch endlich — was ſo viel bedeutet — die Zeiten zuſammentreffen. So daß man ſich — was viele nicht gethan haben — ſehr hüten muß, das Ungleiche für gleich und das Entfernte für gleichzeitig zu halten.

Denn als die Franken Gallien eroberten, war es ſchon ſeit lange ein geordnetes und angebautes Land geweſen, freilich in den letzten Jahrhunderten arg verwüſtet und verheert, doch mit der wilden und rohen Natürlichkeit des alten Germaniens jenſeits des Rheins keinesweges vergleichlich. Dies und ſeine mehr ſüdliche Lage gab ihm einen viel milderen Himmel und natürlich manche Triebe und Reitze, die jenſeits nicht ſein konnten. Schon dies mußte zwiſchen denen, die dieſſeits und jenſeits wohnten, eine große Verſchiedenheit erzeugen; größer ward die Verſchiedenheit der beiden Völker durch die Gelegenheiten und Verhältniſſe. Die Franken eroberten nicht allein das Land, ſondern auch die Menſchen, die darin wohnten, und dieſe waren gewiß zweimal ſo zahlreich als ſie ſelbſt. Dieſe, ein Gemiſch aus Galliern und Römern, — wir können ſie Romanen nennen — wurden unter die Eroberer getheilt als mehr oder minder dienſtbare Knechte, ſo daß von dem Könige der Franken herab bis auf den geringſten der Freien ein jeder ſein Loos Land und Leute bekam. In dem Lande ſelbſt fanden ſie Reſte alter Bildung und Verfeinerung, mehr Reſte alter Sklaverei und Verdorbenheit; ſie fanden eine Lebensweiſe und eine Sprache ganz anders als die ihrigen; ſie fanden — was das Größte war — das Chriſtenthum, und nahmen es an. Alles dies, bloß gehört, nicht einmal einzeln näher erwogen, welche unendliche Verſchiedenheit zwiſchen den Franken und Teutſchen, welche Menge von Reitzen, Strebungen, Verführungen, Kämpfen, und Entwickelungen mußte es geben und herbeiführen, die jenſeits des Rheins ganz anders oder nie gekommen ſind! Die Franken brachten ihre Leibeigenen mit, ſie bekamen eine große Menge galliſcher; ſie lernten manche Gelüſte und Genüſſe früher kennen, als ihr Gemüth eine geiſtige Stärke gewonnen hatte, ſie zu beherrſchen; ſie wurden mit einem fremden Volke gemiſcht, das ſie freilich Knechte nannten, aber das ſie an Liſten und Geſchicklichkeit eben ſo ſehr übertraf, als es ihnen an Tapferkeit und Tugend nachſtand, und mußten in dieſen, mit der Tracht der Kanzler und Miniſter oder mit der prieſterlichen Tiara geſchmückt, bald wieder ihre Herren erkennen; nach ein paar Jahrhunderten banden ſchon Befreiungen der Knechte, gegenſeitige Vermählungen, Zuſammenſchmelzung der Sitten, Zuſammenfluß der germaniſchen und galliſchen Sprache die Eroberer und die Eroberten mehr zuſammen. Hier alſo frühere Verdorbenheit, frühere Streite mit Sünden und Verbrechen, mehr Uebermuth und Verruchtheit bei der größeren Zahl der Knechte, und bei der Meinung, der Romane ſei ein viel ſchlechterer Menſch als der Franke. Dies erklärt die fränkiſchen Gräuel, welche unſre teutſche Geſchichte nicht entehren, auch die weit länger währende franzöſiſche Nichtigkeit, wovon ſie glücklich gleichfalls nichts weiß.

Dies hier Geſagte gilt von dem eigentlichen Gallien, welches zwiſchen der Garonne, den Bergen von Auvergne, der Rhone und Saone, und dem Vogeſus und den Ardennen liegt und deſſen Hauptſtadt Paris geworden iſt. Dieſes Galliſche mit dem Fränkiſchen vermiſcht, hat das wunderliche, leichtfertige und närriſche Völkchen hervorgebracht, das man heute Franzoſen nennt und das ſich ſelbſt wohlgefällig das große Volk betitelt: ein Ding, das man weder feſthalten noch erklären kann, das aber allen galliſchen Wind und Leichtfertigkeit und Treuloſigkeit dreifach in ſich enthält. In den Alpen und zwiſchen den Alpen und der Rhone und dem Jura und der Saone wohnten die Burgunder, ein Volk, das gedrängter zuſammen ſitzen geblieben, auch ſiebenzig Jahre früher eingerückt war, als die Franken;

daher war wenig Romaniſches in den Landſchaften geblieben, welche ſie einnahmen, ſondern hatte ſich vor den Schrecken ihrer Waffen weiter gegen Weſten in das Mittelland geflüchtet. Die Burgunder blieben alſo reiner und ungemiſchter, und ſind bis dieſen Tag außer der Sprache durch gleicheres Weſen, gutmüthigere Treue, und ernſtere Sitten Germanen. Auch an die Küſten und bis zu dem äußerſten Süden war weder das Galliſche durchgedrungen noch drang das Fränkiſche weiter durch als mit der Herrſchaft, nicht mit dem Volke; auch das erſcheint bis auf den heutigen Tag. Das alte Belgien, von jeher germaniſch, und von Galliſchem und Romaniſchem wenig angeſteckt, ward nun ſeit den großen Völkerzügen mehr und mehr ganz wieder germaniſch.

Wir ſchelten alſo diejenigen hart, welche uns die Gräuel und Verruchtheiten und Tyranneien der älteſten franzöſiſchen Geſchichten gleichſam als den Anfang unſrer neuen und chriſtlichen Geſchichte mit aufladen wollen. Gott hatte uns verliehen, uns glücklicher und gerechter aus uns ſelbſt zu entwickeln: wir ſollten ein reines Volk bleiben. Denn nur an unſern Oſtgränzen iſt etwas Slaviſches mit uns vermiſcht, nicht aber ſind wir wie die jetzigen Franzoſen und andere unglückliche Völker aus vier fünf verſchiedenen Völkern gemiſcht, noch haben wir wie ſie mit zwei Dritteln dienſtbarer Knechte aus einem andern Volke die Geduld der Knechtſchaft für alle Zeiten empfangen. Auch ſelbſt das Ueberrheiniſche, was mit dem Fränkiſchen früher verbunden war, muß man ſich nicht ſo verbunden denken, als wenn jetzt von einer zubehörigen oder zinsbaren Landſchaft die Rede iſt. Die Stärke der Franken zerfiel bald nach Ludwig dem Erſten und ward nur von den Pipiniden etwa für hundert Jahre wieder aufgerichtet. Aber die drei erſten von dieſen hatten zu kämpfen, daß ſie die Herrſchaft begründeten und daß die Saracenen im Süden nicht zu gewaltig würden; der Norden und Nordweſten lag vor ihnen meiſtens ruhig. Nur Karl der Große konnte erſt ſeine Waffen dahin wenden, und alle germaniſchen Stämme wirklich unter Eine Herrſchaft nöthigen. Was alſo in dem ſechsten, ſiebenten, achten Jahrhundert in Francien ſchwach geſchah, das mußte jenſeits des Rheins viel ſchwächer geſchehen, ja es geſchah wohl faſt gar nicht. Wie ſollte eine Regierung, die zu Hauſe auf das eigene Volk nicht drücken konnte, in der Ferne auf ein ganz anderes Volk haben drücken können? Wenn man nun das frühe entwickelte oder verdorbene Galliſche und Romaniſche, deſſen Einfluß auf die Franken und ihr Weſen und Regiment allerdings der größeſte war, auch noch wegdenkt, ſo blieben die den Franken zinsbaren Allemannen, Baiern, Franken, Thüringer meiſtens in freier und ſelbſtthätiger Verwaltung und Entwickelung, und die Einwirkungen der neufränkiſchen oder franzöſiſchen Art konnten wenigſtens nur ſehr gering ſein, und allenfalls einige Aehnlichkeiten erzeugen. Denn wenn auch die Franken zuweilen im Regiment etwas verfügten und bei großen Heereszügen auch die zinsbaren Völker unter ihrem Oberbefehl auszogen, ſo war die Wirkung nur augenblicklich und zeitlich. Aber man weiß, daß ſie erſt dann bedeutend wird, wann die Regierung und Verwaltung auf das Ganze ſchlau berechnet iſt oder wenn die Anführung durch viele Jahrzehende fortwährt. Beides war aber in dieſer Zeit nicht, und loſe wie der Befehl waren auch die Völker verbunden. Selbſt das Chriſtenthum, das die neue Welt bilden und richten ſollte, kam einige Jahrhunderte ſpäter zu den Allemannen, Baiern, und Thüringern, als zu den Franken, und bei den Frieſen und Sachſen blieb es faſt drei Jahrhunderte länger aus. Welche Verſchiedenheit der Zeiten giebt ſchon allein dies? und wie kann man das Ungleiche ſo als gleich zuſammenmiſchen wollen?

Noch im Anfange des neunten Jahrhunderts war Teutſchland ein rohes, wildes, und wenig bebautes Land. Nur die Gegenden um den Rhein hatten durch die Römer ſchon früher eine freundlichere Geſtalt gewonnen, und die Hügel des Stroms waren mit Fruchtbäumen und Reben bepflanzt, und einige Städte und Schlöſſer ſpiegelten ſich in ſeinen Wellen, einſt verabſcheute Zeichen der wälſchen Knechtſchaft und Ermahnungen zur Freiheit: aus römiſchen Lägern, Feſtungen, und Kolonien entſtanden, jetzt als Beiſpiele eines feineren Lebens und als Sitze der teutſchen Obergeiſtlichen, wohlthätige Hülfen der Bildung. Das übrige Land, wenig zum Ackerbau bezwungen, lag noch ſehr in Wäldern, Sümpfen, und Haiden, und Viehzucht war der Haupterwerb und das Hauptvermögen der Menſchen, die Pflege ihrer Heerden und die Jagd ihre Hauptbeſchäftigung. Man ſieht die Verhältniſſe dieſer Dinge aus den Kapitularien Karls des Großen, und erkennt den Zuſtand des Landes in den Feldzügen Karls gegen die Sachſen wieder, wo er und ſeine Feldherren auf dieſelben Schwierigkeiten ſtießen, woran Druſus und Germanikus geſcheitert waren. Das ſoll uns nicht wundern, obgleich 700 Jahre verfloſſen waren, ſeitdem Tacitus das Land und das Volk beſchrieben. Rohe Völker, die in keine Schule der Noth gethan werden, wo ſie durch Gewalt Neues lernen und wollen müſſen, oder die der gewaltige Weltgeiſt mit einem göttlichen Triebe nicht im innerſten Herzen ergreift, daß ſie aus ihnen ſelbſt plötzlich ein neues Leben hervorbilden müſſen, können von ſich ſagen; wie Gott ſagt: *Ein Jahrtauſend iſt mir wie ein Tag und ein Jahr wie ein Augenblick, der nicht mehr iſt.* Sorgenlos und gedankenlos weiden ſie Jahrhunderte in demſelben Zuſtande fort, und rechnen die Zeit nur nach ihren Kindern, die gebohren werden, und nach ihren Greiſen, die ſie begraben. Daß wir aber ſchon hundert und zweihundert Jahre nach der Einführung des Chriſtenthums und Begründung eines teutſchen Königthums unter den letzten Karlingern und unter den Sachſenkönigen alles ſo ſehr verändert finden, muß uns auch nicht wundern, denn die Kräfte, die damals vereinigt auf das Volk wirkten, waren gewaltig, und mußken plötzlich etwas ganz Neues gebähren, um ſo geſchwinder, je fähiger und freudiger die Keime waren, woraus gebildet ward.

Die merkwürdigſte Erſcheinung dieſer Zeit iſt die allmälige Entwickelung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe oder der verſchiedenen Stände zu jenem wunderbaren Zuſammenhange, den man das Lehnweſen genannt hat, worin das Knechtiſche und das Freie, das Menſchliche und das Grauſame ſo bunt in einander gewickelt liegen, und welches überhaupt in den verſchiedenen Landſchaften ſo mannigfaltige und abweichende Geſtalten trägt, daß viele es eben ſo ſehr gelobt, als andere es getadelt haben. Und auch das iſt bei dieſer Erſcheinung wunderbar, daß ihr Anfang ſich nie völlig zeigen noch ihr Zuſammenhang aus einander ſetzen läßt. Man verſteht beide nicht durch die Worte, ſondern nur durch die Vertrautheit mit dem ganzen Sinn und der innigſten Art jener jetzt für uns auch meiſtens vergangenen Welt. Wie Chriſtenthum und Hierarchie, wie die Unmündigkeit und Unbehülflichkeit des Volkes in ſeinen neuen Anfängen, wie die eigene ältere Verfaſſung und das Beiſpiel fränkiſcher Einrichtungen jenſeits des Rheins, hie und da das Beiſpiel fränkiſchromaniſcher Verdorbenheit auch wohl auf die Germanen dieſſeits des Stroms verſchieden gewirkt hat, das alles läßt ſich im Ganzen andeuten, im Einzelnen nicht weiſen. Es war ja zu ſeiner Zeit ein lebendiges Leben, und muß daher wie alles Leben in ſeinen innigſten Keimen verhüllt und verborgen bleiben, weil die Enden auch die Anfänge ſind. Das ſoll man aber nicht ſagen, daß das Chriſtenthum und römiſche Verdorbenheit oder wenigſtens Unzweckmäßigkeit und Ungehörigkeit die alte germaniſche Freiheit zerbrochen und halb oder ganz knechtiſch gemacht habe; ſie diente nur, den Uebergang zu beſchleunigen: gekommen wäre er doch einmal, und ohne das Chriſtenthum mit einer gewiß viel ſchlimmern Knechtſchaft. Denn wie es zweierlei Unſchuld giebt, ſo giebt es auch zweierlei Freiheit. Die erſte Unſchuld und Freiheit werden durch das Gefühl beſeſſen und durch das Gefühl vertheidigt, es ſind die der Kindheit, und ihre Art iſt lieblich wie die Art der Kindheit, und ſie ſcheinen dadurch noch herrlicher, als ſie ſind. Die zweite Art der Unſchuld und Freiheit kommt nach der Erkenntniß der Sünde und des Verderbens wieder, und wird nicht ſo geſchwind gewonnen, als ſie verloren wird; ſie wird mehr durch Bewußtſein beſeſſen und durch Bewußtſein vertheidigt. Alle Völker hatten durch Gräuel und Knechtſchaft ihren Uebergang aus der kindlichen Freiheit zu den Anfängen jener zweiten Freiheit. Alle Völker, die nicht von Anfang an mit überwiegenden Anlagen zur Sklaverei geſchaffen waren, hatten in dem rohen Zuſtande etwas Aehnliches wie die germaniſchen Gefolge zu Cäſars und Tacitus Zeit: Könige, welche durch Gerechtigkeit befahlen, Fürſten und Große, welche die Anführer im Kriege waren und welchen die Edelſten und Freieſten des Volks ſich frei zugeſelleten. Bis dahin ein ſtolzes, kriegeriſches, muthiges, freies, und gleiches Leben. Dann der Anfang eines neuen Zuſtandes; feſte Sitze: Dienſtbarkeit, und Feſſelung an die Erdſcholle durch den Ackerbau; Städte, das Bild des Erblichen und Bleibenden, gegründet; jetzt in jedem die Begier zu beſitzen, zu verdrängen, zu unterjochen; auch die Nothwendigkeit neuer Ordnungen und Geſetze, die, in ihnen ſelbſt ungewogen, weder den Befehlenden ein Maaß der Gerechtigkeit noch den Gehorchenden einen Punkt des Widerſtandes geben. Alles Proben, Verſuche, dunkle Triebe, wilde Leidenſchaften, blutige Zuſammenſtöße, alles in Verwirrung, Hülfloſigkeit, Uebermuth, Elend über einander, in einander ſtürzend. So iſt Griechenlands Geſchichte von dem zehnten bis zum ſechsten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung; ſo war Roms Geſchichte unter und zunächſt nach den Königen.

Ich habe feſte Sitze und Ackerbau genannt, und dieſe Worte enthalten die Haupterklärung. In demſelben Augenblick, wo die Felder und Wälder feſt vertheilt werden, wo der Pflug anfängt das Gebiet des Hirten und Jägers einzuſchränken, ſtirbt die fröhliche und bewegliche Freiheit für lange Zeit, eine ernſtere und feſtere muß von den Enkeln wieder geſucht werden. Die Könige und Fürſten ſelbſt müſſen dann darauf ſinnen, wie ſie ihr Gefolg und den Gehorſam deſſelben ſich bleibend ſichern, und das Gefolge muß wieder nach Dienſtleuten ſtreben; denn ohne ſtrengen Dienſt läßt das Leben ſich nicht mehr halten. Die Beute der Siege und des Kriegs verſchwindet mehr und mehr, wie die Völker ſo befeſtigt werden, die Beute der Jagd und des freien Lebens wird unergiebiger, ja die bloße muthige Freiheit für ſich ohne Reichthum und Beſitz wird bald ein leeres, ja ſogar ein gefährliches Ding. Alſo die Lehre: greife zu und unterdrücke, oder: laß dich greifen und unterdrücken. Jene Gerechtigkeit, wo alles nach Thaten und Ehren beurtheilt und belohnt wird, verliert ſich, wie Gelegenheit zu hohen Kriegsthaten und Ehren ſeltener wird: alſo: ſuche erblichen Reichthum, erblichen Dienſt, oder deine Herrlichkeit und Freiheit iſt dahin. Dieſes Geſetz galt in den neuen germaniſchen Anfängen von dem Könige bis zu dem kleinſten Freien. Die Merovinger gingen auch dadurch unter, daß ſie ihr Erbgut zu früh dem Gefolge gegeben hatten und zeitlichen Beſitz zu erblichen werden ließen. Die Pipiniden wurden nicht allein durch ihre Tapferkeit die Herren, ſondern mehr noch durch ihren Reichthum an Land, daß ſie ein großes Gefolge beſolden konnten.

Das Fränkiſchromaniſche liegt unſerem Zweck zu fern, wie es kam, daß die Könige bald ohnmächtige Puppen wurden und die Großen unter mancherlei Namen das Volk plagten und unterdrückten und den Herren nicht gehorchten. Strenger herrſchten die Pipiniden, die erſten gemäßigter, weil die alten Könige mit ihren Anſprüchen noch lebten, die beiden letzten, ſeitdem der Pabſt das Unrecht geſalbt hatte, kühner. In Karls Regierung erkennt man klar den Plan, daß er durch das Volk die Großen verkleinern wollte, damit ſeine Nachfolger als unumſchränkte Könige endlich über alle herrſchen könnten. Er ſchaffte die mächtigen Herzoge weg, wie er konnte, hielt die großen Beamten unter der ſtrengſten Aufſicht, nicht bloß wegen der Gerechtigkeit, ſondern auch wegen der Herrſchaft, und in ſeinen Volksverſammlungen behauptete er durch die mittleren Freien, deren Macht ungefährlich war, über die mächtigeren ein drückendes Gewicht: über ſeine Prieſter und Biſchöfe herrſchte er durch Koncilien, und war der Pabſt ihrer Beſchlüſſe. Auch war das ſchon lange Sitte, daß Abkömmlinge von Römlingen und Söhne von halben oder ganzen Knechten durch Hofgunſt und Hofdienſt zu den höchſten Ehren ſteigen konnten. Uebrigens erinnere ich, daß man die Geſchichte aus den Geſchichten und nicht aus ſchimmernden Verordnungen und ſchönen Geſetzen erklären ſoll. Das Leben tödtet oder macht lebendig, das Geſchriebene und Geredete bleibt todt, wenn es nicht ins Leben übergehen kann. Karl hat das Glück gehabt, daß die Nachkommen auch ſein Todtes für Lebendiges erklärt haben. Immerwährende vierzigjährige Kriege, gefährliche und blutige Kriege, die bis zum Ebro und Garigliano, zur Theiſſe und Elbe geführt wurden, ließen wohl die Einrichtungen des Friedens nicht befeſtigen noch die Künſte des Friedens bauen. Karl war ein unerſättlicher Eroberer und wollte draußen und drinnen glänzen, er trieb, ſo lange er regierte, ſeine Völker athemlos durch die Welt umher, hinterließ einen großen Namen und einen geſchwächten Staat, und zerſtörte geſchwinder die übrigen germaniſchen Freien. Die Früchte ſeiner Ausſaat ärndteten ſein Sohn und ſeine Enkel. An dieſen Früchten ſoll man ihn erkennen.

Als ſeit dem achten und neunten Jahrhundert die Teutſchen ſich mehr und mehr an ein ſtätiges Leben und einen fleißigeren Ackerbau gewöhnten und die unſtäte und arme Freiheit täglich ſeltener ward, da ſchon mußte das Verhältniß des Fürſten und Freien, des Herrn und ſeines Gefolges ſich mächtig ändern. In dem Maaße wie der ganze bürgerliche Zuſtand vielſeitiger und verflochtener ward, kam auch in ihr Verhältniß mehr Unbeſtimmtheit und Streit. Als endlich die Könige der Franken über allen Könige ſein wollten, und das Anſehen der Fürſten und Großen zu ſinken begann, wie ihr Anſehen ſtieg, da ſuchten dieſe Höheren, wie es geſchehen mogte, durch Ungerechtigkeit und Unterdrückung der Kleinen ihre Macht gegen die größere königliche ſicherer zu ſtellen; oder ſie hängten ſich auch an die Könige, wurden Hofdiener und Ausführer des königlichen Willens, und ſchmälerten durch die höchſte Gewalt häufig die Freiheit, lernten wenigſtens, wenn ſie dies noch nicht durften, jenſeits des Rheins, wie ſie geſchmälert werden konnte. Zu dieſen ganz natürlichen und in den Dingen ſelbſt liegenden Entwickelungen kam ſo viel Neues, glückliches und unglückliches Neues, daß das Alte nothwendig zu Grunde gehen mußte. Die unaufhörlichen Kriegszüge in die entfernteſten Länder unter Karls Regierung, die nachherige Schwäche des teutſchen Regiments bis auf Heinrich den Vogler, die fürchterlichen Einfälle und Verheerungen der Avaren, Slaven, Normänner, und Magyaren, dazu noch Hungerjahre, Peſten, Schrecken des Himmels und der Kirche — alles dieſes zuſammen wirkte dahin, daß gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts nicht nur der alte freie Stolz und Muth, ſondern auch die meiſten freien Männer der Germanen verſchwunden waren.

Karls Heerbann war gewiß ſehr drückend. Nach alter teutſcher Sitte gehörte der Krieg den Freien an. Aber ſolche Kriege hatten ſie ſonſt nicht geführt, hatten auch zu Hauſe keine ſolche Wirthſchaft hinter ſich gelaſſen, die des Hausvaters nicht entbehren kann; auch waren ihrer damals weit mehr geweſen. Denn durch mancherlei Gebundenheit und Verpflichtungen waren viele von ihnen in die Klaſſen der Abhängigen, der Halbfreien, oder Dienſtmannen übergegangen, und hatten ſich dem ſchweren Kriegsdienſt entzogen. Wie viele Männer die Züge gegen die Avaren gekoſtet haben, wie viele um die Pyrenäen geblieben ſind, wie viele in dem dreißigjährigen Sachſenkriege gegenſeitig erſchlagen worden, — das hat die Geſchichte nicht aufgerechnet. Gewiß aber gaben ſich in dieſer hartſeligen Zeit viele freie Männer mit Leib und Gut Großen und Vornehmen als Dienſtleute oder Vaſallen unter, damit ſie einigen Schutz gegen den König und ſeine Feldherren hätten, welche ſie ihr lebenlang aus einer Schlacht in die andere treiben.

Bei der folgenden unglücklichen Schwäche und Verwirrung geſchah dies gewiß aus ähnlichen Gründen, damit ſie Schutz hätten gegen fremde Plünderer und eigene Dränger; viele Kleine ſind in dieſer wilden Zeit gewiß auch mit Gewalt um ihre freie Ehre gekommen, denn es war eine Zeit des Zugreifens und Umkehrens. Was aber allen unmündigen und ungeordneten Völkern in neuen Zuſtänden immer begegnet iſt, das begegnete auch der teutſchen Freiheit. Ohne Ordnung im Regiment und ohne Polizei waren die Länder dahingegeben, wenn Gott ſie mit theuren Jahren oder Seuchen heimſuchte. Dieſe im Anfange des ſogenannten Mittelalters alltäglichen Plagen machten viele freie Menſchen zu Knechten, die, damit ſie nicht vor Hunger ſtürben, ſich, ihre Kinder, und ihre Güter um eine Kleinigkeit an Herren und Stifter hingaben. Von Kirchen und Klöſtern auch ſind viele Tauſende abhängig geworden, weil ſie es für ein Verdienſt um Gott hielten, ſich und ihre Habe ſeinem Altar zu ſchenken, oder weil ſie ihre Seele zu löſen meinten, wenn ſie bei ihrem Tode alles den Heiligen weiheten.

Es hatte aber dieſe Abhängigkeit, Hörigkeit, Pflichtigkeit, und Knechtſchaft, die mit Einem Namen oft viel zu allgemein Lehnweſen genannt wird, tauſenderlei Arten und Stuffen, ſo daß alle Namen oder Grade aufzuzählen ein unmögliches Ding wäre. Einige waren mehr, andere weniger abhängig und beſchatzt, viele aber dienten in ſo tiefer Schmach, daß ihr Daſein wohl unſelig zu nennen war. Im allgemeinen kann man ſagen, daß die unter Kirchen und Prieſtern wohnenden am mildeſten gebraucht wurden; daher man faſt ſprüchwörtlich ſagt: unter dem Krummſtab iſt gut wohnen. Am härteſten und ſchnödeſten war die Knechtſchaft in den Landen Teutſchlands, wo ſonſt Slaven und Wenden gewohnt hatten, die von dem zehnten bis zwölften Jahrhundert entweder ausgerottet oder verdrängt wurden. Dies geſchah, entweder weil die Gewalt das Recht nicht aufkommen ließ, oder, wie einige meinen, weil das Slaviſche von Natur knechtiſcher iſt, als das Germaniſche; ja viele glauben, daß das Wort Sklav und Slav im Teutſchen daſſelbe bedeutet: noch jetzt heißt in den vormals ſlaviſchen Landen Teutſchlands ſlaven ſo viel als ſchwere Arbeit thun, und die Schande der Leibeigenſchaft hat dort am längſten geſeſſen. Doch wie traurig der Zuſtand der Kleinen im Volke auch war von dem neunten bis zum zwölften Jahrhundert, ſo muß man ihn auch nicht ſo grauſam denken, als manche ihn im übertriebenen Eifer für Gerechtigkeit gemacht haben, noch ſo gräuelvoll, als er in Gallien und Italien unter den Franken und Langobarden anfangs erſcheinen mußte. In Teutſchland waren Herren und Knechte doch Ein Volk, und der alte treue, tüchtige, und redliche Sinn der Fürſten und Großen, wiewohl er durch den neuen Zuſtand verändert und häufig verdorben ward, war doch nicht bis zum Untergang aller Milde und Gerechtigkeit ausgeartet. Bei den meiſten war es gewiß ein gemäßigtes und väterliches Verhältniß, wie das, welches Tacitus als das Verhältniß der Freien und Knechte zu einander ſchildert; aber für das Ganze freilich ſchlimm: denn wer den Stolz und Muth auf Freiheit verlor, der hat das Beſte verloren. Bei andern war allerdings wohl die Härte und der Uebermuth, die, weil alles erlaubt iſt, ſich auch alles erlaubt hielten; beſonders mußte ſolcher Uebermuth und ſolches Unglück groß ſein, wann die Regierung ſchwach verwaltet ward und fremde Heerſchaaren das Land überſchwemmten und plünderten. Aber es gab auch eine mächtige Linderung des Harten und Grauſamen, und dieſe war in dem Chriſtenthum, das oft mit Unrecht beſchuldigt worden iſt, es habe den Stahl der ſtolzen Seelen zerbrochen und die Freiheit auch zerſtört. Wie dies wohlthätig wirkte, werde ich weiter unten erzählen.

Viele alte teutſche Völkerſchaften hatten erbliche Könige, einige auch wohl erbliche Fürſten; beſtimmte Macht ruhte nicht in dem Namen, jeder mußte ihn durch ſeine Tugend würdig erhalten. Daß ein Volk ſich zu alten Geſchlechtern hält, iſt ſo natürlich, als daß der Sohn ſeines Vaters Haus und das Feld und den Wald, wo er gebohren iſt und die er kennt, mehr liebt als andere: der Menſch wäre nicht Menſch, wenn er ſich nicht an das Feſte gewöhnte; auch iſt der Glaube ſo ſüß, daß Würdiges von Würdigem und Hohes von Hohem gebohren wird. So gab es auch bei den Germanen ſehr alte Geſchlechter. Nur in größten Gefahren galt höchſte Tapferkeit mehr als Geburt; dann befahl allen, wer der tüchtigſte war. Als Teutſchland Ein Staat ward, hatte er erbliche Könige, die Karlinger. Als ihr Stamm bei ihnen erloſch, wählten ſie aus den Fürſten ihres Volkes zuerſt Konrad aus den Franken, dann Heinrich aus den Sachſen. Dieſem folgten vier ſeiner Nachkommen. Man kann wohl kaum ſagen: ſie wurden von den Fürſten und dem Volke gewählt — eher: ſie wurden ihnen gezeigt, und von ihnen angenommen und beſtätigt. Dieſer Könige Macht war ſehr unbeſtimmt; es war in Teutſchland immer noch ein Gleichniß der früheſten Zeit, weil das Meiſte Brauch und Herkommen, Weniges Geſetz und Beſchreibung war. Unter den ſchwachen Karlingern hatten die Groſſen, die Herzoge, Grafen, Landgrafen, Markgrafen, Pfalzgrafen, und andere Fürſten des Volks, die zum Theil nur Dienſtmannen und Amtleute des Königs waren, gleich den franzöſiſchen Großen ſich faſt wie Erbherren anſehen gewollt und das Amt in eine Herrſchaft zu verwandeln geſucht. Konrad dem Franken wurde ſchlecht gehorcht, ſelbſt Heinrich der Vogler und Otto der Erſte, ſo tüchtige und mächtige Herren, hatten mit gefährlichen Aufſtänden der Fürſten zu kämpfen; doch mußten dieſe wieder gehorchen lernen. Die größten Völkernamen hatten gewöhnlich einen Herzog, den der König einſetzte oder beſtätigte; an den Gränzen gegen die Dänen, Slaven, und Ungarn waren Markgrafen ernannt; Pfalzgrafen, Burggrafen, Grafen pflegten der hohen Gerichte in den Landſchaften und Gauen. Alle dieſe ſetzte oder beſtätigte der König; aber abſetzen mogte er nicht wohl jemand ohne ein Gericht noch ohne daß das Volk auch ohne Gericht den Abgeſetzten und Geſtraften ſchuldig erkannt hatte. Es war — ſieht man — dem alten Teutſchen gleich, ſchwankend zwiſchen Erblichkeit und Nichterblichkeit: das Unbeſtimmte, was zwiſchen der Gewohnheit und der Macht in der Mitte liegt.

Der Gerichte über die Freien pflegten im Namen des Königs die Pfalzgrafen und Grafen, die ſich ihre Schöppen wählten. Ueber die Dienſtbaren und Knechte hielt jeder Herr ſein eigenes Gericht, ſo der König wie der kleinſte Lehnsherr. Allgemeine Geſetze für ganz Teutſchland gab es nicht; beſondere Sitten, Herkommen, und alte Ordnungen ſchlichteten und entſchieden in jeder Landſchaft: doch erſchien in allem die Verwandtſchaft des ganzen Volkes. Verrätherei, Mord, und Schande ward nach alter Weiſe beſtraft; jählingen Todtſchlag verſöhnte Buße an die Verwandten und den König; es war ein Wehrgeld geſetzt, das der Todtſchläger erlegen mußte, geringſt für den Knecht, größer für den Halbknecht, dann für den Freien, den Geiſtlichen, den Fürſten, den Biſchof immer ſteigend: in den Stuffen des Wehrgelds erſchien die Schätzung der Menſchen. Verletzungen und Verſtümmelungen wurden in ihren verſchiedenen Graden nach der Abſicht des Verletzers und dem Schaden des Verletzten geringer gebüßt. Verworrene Sachen und ſchwere Anklagen verborgener Verbrechen brachte der fromme Glaube vor Gott, daß er ſie entſchiede; ein ſolches Gottesurtheil haben alle Völker in ihren jugendlichen Zeiten gehabt. Durch das heilige Kreuz, durch das Waſſer, durch das Feuer, durch glühendes Eiſen, durch Zweikampf ſollte Gott richten: er hat mit dem Schwerdt gewiß oft gerecht gerichtet durch die Gewiſſen, auch hat verzeihlicher Betrug manchen Unſchuldigen gerettet. Die Strafen waren oft ſehr hart, wie die Zeit rauh war; es giebt weiche Zeiten, wo ſie zu weich werden.

Der Kriegszug ward durch die Könige befohlen; die Herzoge und Grafen boten in ihren Landen und Gauen auf, und zogen ihm zu. Die Großen und Herren und ihre freieſt Vaſallen wurden nur noch als Zahl gerechnet und ſtritten in Reiterrüſtung. Ein freies Volk war kaum mehr; darum ſagte man: ein Heer von 6000 oder 12000 Lanzen: es konnten aber noch 40000 oder 80000 Fußknechte mit ſein; die rechnete man nicht, man zählte ſie kaum. Es waren Dienſtleute oder Knechte, ſchlecht bewaffnet und gerüſtet, ſchlechter geachtet. Dahin war die alte germaniſche Freiheit gekommen; das war jenes fürchterliche Fußvolk geworden, wovor Germanikus und Julianus gezittert hatten.

Alte Städte waren die rheiniſchen und einige an der Donau; jetzt hatten Heinrich und Otto auch viele gegen die Slaven und Magyaren gegründet. Sie wurden als des Königs Städte angeſehen, ihre Bewohner als ſeine Leute; auch waren die erſten, die ſich in Städten verſammelten, wohl größtentheils dienſtbare Leute: der König ſetzte ſeine Beamten und Richter über ſie, wie über ſein anderes Eigenthum. Später wurden dieſe Städte Wiegen der neuen Freiheit und zum Theil der Sitz und die Zuflucht der edelſten Geſchlechter.

Das Chriſtenthum und Prieſterthum iſt durch die Schuld oder überhaupt durch den Gang der Entwickelung und Meinung ſpäterer Zeiten mit Vorwürfen und Beſchuldigungen belaſtet worden, die es nie verdient hat. Als es ſich im Abendlande in mehrere äußere Partheien zerſpaltet hatte, da vergaßen die Jüngeren ganz, daß, wenn vor ihnen nicht edle und für die Liebe Gottes und des Menſchen kräftig empfindende und wirkende Menſchen gelebt hätten, ſelbſt das nimmer hätte entſtehen können, was ſie ihr Glück und ihre Weisheit nannten. Als Gleichgültigkeit gegen alle Religion entſtand, da traten Hohnlächler auf, die alle Schanden und Gräuel, welche die Menſchen ohne dieſe heiligen Bande noch gräuelvoller und verruchter geübt haben würden, auf das Chriſtenthum und ſeine Prieſter wälzten, ja welche ſelbſt das Herrlichſte und Höchſte des Mittelalters zu Albernheit und Thorheit umdeuteten. Endlich als die dritte Zeit kam, wo die Grübler und Klügler und Ueberſchauer der Dinge laut wurden, da betrachtete man, was in ſeiner Zeit lebendig gelebt hatte, als ein Ding für ſich, und überſchätzte oder vielmehr verſchätzte alles im Guten und im Böſen. Das Chriſtenthum aber kam eben ſo nothwendig, als das Leben jener Jahrhunderte war, in welchen es entſtand; wie die damaligen Geſchlechter ihre Welt ausfüllen ſollten, ſo hatte es auch die ſeinigen auszufüllen. Was an Pfaffenkönigen und Prieſtern und Mönchen und an allem, was der ſichtbaren Kirche Aeußerliches ankleben mußte, Verkehrtes oder Schlechtes oder gar Schändliches erſchienen iſt, warum wollen die Menſchen es an das Chriſtenthum heften, welches doch mit irdiſchen Trieben und Leidenſchaften und Genüſſen nichts zu thun hat? warum heften ſie es nicht an die Sündlichkeit und Unvollkommenheit jener Zeit oder der Menſchen überhaupt? Die Prieſter waren doch mit ihnen einerlei Art und nicht von einem andern Planeten zu ihnen hinunter gewohnt. Dieſe Urtheile und Klagen ſind auch ein plattes Nachgericht von Nachrichtern des letzten Jahrhunderts, die nur das platte Aeußere der Dinge ſahen und von dem innern Leben Gottes und der Geſchichte nichts vernehmen konnten. Auch das äußere Chriſtenthum und Prieſterthum hatten allerdings Gebrechliches und Sündliches genug, doch ward der wilde Trotz, die rohe Grauſamkeit, das räuberiſche Unrecht durch nichts ſo ſehr gebändigt, als durch dieſe. Wie viele vortreffliche Muſter jeder Tugend bei großen und kleinen Prieſtern kann uns jene mittlere Zeit aufweiſen! Prieſter baueten Städte und Dörfer, trockneten Sümpfe aus, machten Felder urbar, lehrten Künſte und Handwerke, richteten Schulen ein, pflegten und tröſteten die Armen, befreieten die Gefangenen, erlöſeten die Sklaven, waren unerſchrockene Fürſprecher und Beſchirmer der Bedrängten, und ſtifteten neben manchem Wahn, der aber nicht bloß Wahn iſt, ſo viele weiſe und treffliche Einrichtungen, welche das reißende Unrecht aufhielten und die geſchwinde Macht lähmten. Durch die Würde ihres heiligen Amtes, die durch perſönliche Tugend allmächtig ward, ſchlichteten ſie Unheil und Fehden und vertraten oft die heiligſte Sache des Rechts und der Freiheit. Ihre Milde, ihre Lehre und Vermahnung löſeten ſo oft die ſtrengen Bande der Hörigkeit und Leibeigenſchaft; ihr Regiment ſelbſt gab ein Beiſpiel größerer Sanftheit. Die Gottesurtheile, welche ſo oft großes Unheil verhüteten, ſtanden unter ihrer Aufſicht; der Gottesfriede und die Beſtimmung heiliger Tage, wo jedem Unruhigen und Ueberzieher der Zorn der Kirche angekündigt ward, und ſo manche andere für die Roheit und Unmündigkeit unſerer Väter wohlthätige Stiftungen waren Erfindungen von Prieſtern. Uebrigens ſtand die teutſche Hierarchie in dieſem Zeitalter meiſt unter den Kaiſern; auch die Päbſte in Rom waren ihre Vaſallen und wurden von ihnen ein- und abgeſetzt. Es ſchien ſich alles zu einem kräftigen, einträchtigen, und doch freien teutſchen Gemeinweſen bilden zu wollen.

Das aber iſt ein Adel unſers Volkes, der nicht verſchwiegen werden darf, daß wir raſcher und glücklicher, als die andern Zeitgenoſſen und Stammgenoſſen, durch die Verpuppung und Todesſchwäche der neuen Verwandlung zum Ziel geſchritten ſind. Wir haben keine ſo lange Elendigkeit und träumeriſche Erſtarrung durchlebt, als die andern Germanen in den romaniſchen Landen.

Dieſe waren Jahrhunderte früher als wir Chriſten und empfingen von ihren Beſiegten manche Reſte der Bildung, Städte, und angebauete Länder. Wir gingen in zwei arbeitvollen und unglücklichen Jahrhunderten durch die große Verwandlung des Chriſtenthums, wir hatten Wälder auszurotten, Sümpfe zu trocknen, Städte zu bauen: das vollbrachten wir meiſt in dieſer Zeit, Eine Elendigkeit, wie die franzöſiſche vom ſechsten bis achten und vom neunten bis elften Jahrhundert war, haben wir nie gehabt. Nur hundert Jahre, von Ludwig dem Teutſchen bis Heinrich den Vogler waren wir ſchwach, dann das unbeſtritten ſtärkſte Reich im Abendlande. Nie haben wir eine Epoche gehabt, wo die meiſten unſerer Könige und Fürſten mit dem Beinamen der Faule, der Dicke, der Kahle, der Einfältige genannt wurden. Wir brachten eine reine unverdorbene Jugend in die Schule; deswegen konnten wir eher dadurch gehen.

Die Saliſchen Kaiſer und ihre Macht.

Auf die ſächſiſchen Kaiſer, welche ausſtarben, folgten die ſogenannten Salier oder die Franken, der erſte, Konrad von Franken oder Konrad der Zweite, gewählt, die übrigen vom Vater auf Sohn angenommen. Sie regierten vom Jahr 1024 bis 1125, hundert Jahre lang, glorreich und gewaltig beginnend, kleiner endigend, faſt wie das Geſchlecht Heinrichs des Voglers. Konrad und ſein Sohn Heinrich der Dritte oder der Schwarze arbeiteten planvoll, kühn, und mächtig darauf hin, die Fürſten mehr und mehr abhängig zu machen, beſonders die großen Herzogthümer ganz unter ihre Gewalt zu bringen, ſie mit ihren Anhängern oder mit Herren aus ihrem Hauſe zu beſetzen, ja wohl gar zuweilen ledig zu laſſen. Heinrich der Schwarze vorzüglich, vom Jahr 1039 bis 1056, herrſchte in allen Gränzen ſeines weiten Reiches ſo gewaltig, wie einſt Karl der Große. Die Fürſten fürchteten, das Volk liebte ihn; er bändigte die Böhmen, entſchied die ungariſchen Sachen, herrſchte in den Burgundiſchen Landen, die ſein Vater für das Reich erworben hatte, und in Italien als mächtiger König, und regierte Rom und die Pabſtwahlen mit ſolcher Gewalt, daß er einen Pabſt nach dem andern ſetzte; aber ſeine Päbſte ließen die Italiäner geſchwind hinter einander ſterben. Hätte dieſer Kaiſer zehn oder zwanzig Jahre länger gelebt und ſeine Arbeit mehr begründen und ſeinen Sohn ſelbſt erziehen können, vielleicht hätten die teutſchen Dinge ein anderes Anſehen und das teutſche Reich eine ganz andere Entwickelung gewonnen. Er ſtarb in der Mitte großer Entwürfe und Arbeiten und hinterließ ſeinen Sohn Heinrich, ein vierjähriges Kind, als anerkannten König. Schon die Jugend dieſes nachher ſo unglücklichen Mannes, der funfzig Jahre durch die ungeheuerſten Wechſel des Glücks umhergetrieben werden ſollte, ward ein Spielball in den Händen der Großen. Sie hatten ſeinem Vater nur gehorcht, weil ſie mußten, und wollten ſich nun einen nichtigen und ſchwachen König erziehen, unter welchem ſie das Verlorne wieder nachholen konnten. Hanno, Erzbiſchof von Cöln und der tapfere und kühne

Graf Otto von Nordheim, dem Heinrichs Mutter, damit ſie ihn gewönne, das Herzogthum Baiern ertheilt hatte, entführten ihn in ſeinem zwölften Jahre der Kaiſerin Agnes, und konnten nun durch das Anſehen ſeines Namens im Reiche Manches entſcheiden und unter der Zuchtruthe ſein Gemüth zerbrechen. Dieſen entführte ihn wieder Erzbiſchof Albert von Bremen, ein prächtiger, wohllüſtiger, hochſtrebender, und despotiſcher Mann, der des Jünglings Gelüſten den Zügel ließ und ſeinen Groll und Haß gegen die Großen nährte. Die Uebermacht dieſer aber zwang ihn, Albert von ſich zu entlaſſen und ſich in ſeinem ſechszehnten Jahre, als er ſchon wehrhaft war, wieder in Hannos Hände zu liefern. So zwiſchen Härte und Wohlluſt hin und her geriſſen, mit Tücke und Argliſt früher als mit Güte und Tugend bekannt, gewann Heinrich nie die feſte Ruhe und Mäßigkeit, welche die höchſte Majeſtät der Könige iſt: große Anlagen, feuriger Muth, Geſchwindigkeit des Entſchluſſes, ritterlicher Stolz wurden in ihm mit ſo vieler Ungleichheit, Läſſigkeit, und Sorgloſigkeit gemiſcht, daß ſein Gemüth eben ſo bunt war als ſein Schickſal. Wenige Jahre, nachdem er die Regierung angetreten hatte, war er mit den Sachſen im offenen brennenden Kriege; die Jahrbücher erzählen, Albert habe ihm gegen dieſe teutſche Völkerſchaft recht gefliſſentlich Haß eingeflößt. Dieſen Krieg führte Heinrich lange zweifelhaft; endlich ſchlug die fürchterliche Schlacht an der Unſtrut die Sachſen nieder und brachte die meiſten ſächſiſchen Großen in des Kaiſers Gewalt. Er wies ſich ſtrenge gegen ſie, brach ihre Burgen und Feſten, und verheerte das Land. Die ſächſiſchen Großen wurden hiedurch noch mehr geſchreckt und erbittert; auch die Nichtſachſen in Teutſchland fürchteten, wohin dies bei Heinrichs jäher und durchgreifender Natur führen würde.

Gründung der päbſtlichen Herrſchaft.

Da trat ein Zwiſchenſpieler darein, der die Augen aller Welt auf ſich wendete und eine Herrſchaft gründete, welche drei vier Jahrhunderte gewaltiger gebot, als alle Kaiſer und Könige. Dies war der vormalige Diakonus und Kardinal des römiſchen Stuhls Hildebrand, ein geborner Burgunde, ſeit dem Jahr 1073 mit dem Namen Gregor der Siebente Pabſt in Rom. Hildebrand hatte frühe in des Kaiſers burgundiſcher Kanzlei gedient, war dann in mancherlei Botſchaften und Geſchäften in den meiſten Landen Burgundiens, Frankreichs, und Teutſchlands herumgefahren, und kannte der Länder Gelegenheiten, Verbindungen, Verhältniſſe, und Stimmungen. Kaum war der gewaltige Heinrich der Schwarze todt, ſo begann die Einleitung zu der neuen Ordnung. Schon damals lenkte Gregor in Rom alles, und überſah mit kühnem Blick die Gegenwart und die Zukunft. Unter Stephan dem Neunten gab er Verbote wider die Simonie und Prieſterehe; unter Nikolaus dem Zweiten ſtiftete er das Kardinalkollegium, das künftig allein die Päbſte wählen ſollte. Noch ſuchte man bei dem jungen teutſchen Könige die Beſtätigung. Dies that Gregors Vorgänger Alexander der Zweite nicht mehr.

Als Gregor nun alles vorbereitet hatte, und ſah, wie wankend und verworren die teutſchen Dinge waren, und wie ungeſchickt der junge Heinrich, ſie feſt und ruhig zu lenken, da trat er mit dem Letzten Größten hervor, das ungefär in Folgendem enthalten iſt:

Kein Geiſtlicher mag von einem Laien ſeine Stelle annehmen: nur durch freie Wahl der Stiftsgeiſtlichen wird ein rechtmäßiger Prälat, Biſchof, oder Pabſt; es iſt unwürdig, nach geſchehener Ernennung durch die Stiftsgeiſtlichen von einer unheiligen weltlichen Hand in die Würde und die Güter eingeführt und eingeſetzt zu werden; auch der Pfarrer wird von der höheren Geiſtlichkeit ernannt, und darf keines Weibes Mann ſeyn; durch Simonie erlangte Aemter ſind ein Fluch und haben keine Gültigkeit; weil der Pabſt Gottes Stellvertreter auf Erden und der Darſteller der unſichtbaren und geiſtlichen Macht iſt, ſo geht ſein Reich auch über alle Reiche der Welt, und der Kaiſer iſt vor dem Pabſt, wie der Mond vor der Sonne, von welcher er nur ſein Licht hat.

Gregor hatte das Aeußere berechnet, wie ein Mann thun muß, der die Welt beherrſchen will; in dem Innern trieb ihn ſeine Ueberzeugung, ein hoher Sinn, und ein unerſchütterlicher Muth. Heinrich den Vierten, deſſen Vater einen Pabſt nach dem andern wie er wollte auf den Stuhl ſetzte, klagte er der Simonie an, that ihn in den Bann, als der da unrechtmäßige Gewalt übe, und entband alle ſeine Unterthanen des Eides und der Treue. Heinrich, gegen welchen die Sachſen ſich wieder bewegten und ihm Rudolf Herzog von Schwaben als Gegenkaiſer zeigten, zog über die Alpen, und erflehete in der Stellung und Tracht eines Büßenden mitten im Winter baarfuß und knieend von Gregor die Löſung von dem Banne. Doch ward der Zwieſpalt nicht geſchlichtet, und konnte ſo leicht nicht geſchlichtet werden. Heinrichs Glück riß ihn wieder aus der Demüthigung, und ſein Feind Rudolf ward beſiegt und erſchlagen durch Gott, dem ſein Meineid gegen ſeinen Kaiſer nicht gefiel. Heinrich ließ nun Gegenpäbſte wählen, wie Gregor Gegenkaiſer. Dieſer große Pabſt ſtarb im Elende in Apulien, im Lande der Normänner, ſeiner Vaſallen; aber ſein Werk ſtarb nicht mit ihm. Heinrich trieb ſich herum zwiſchen den Ränken und Zettelungen ſeiner Großen und der Päbſte zu Rom; ſelbſt ſeine Söhne — ſo groß war ſein Unglück — empörten ſich wider ihn, und er ſtarb vor Gram im Jahr 1106. In ſeinen letzten Jahren begannen die Kreuzzüge, die nicht durch Aſien Europa umgeſtalteten, ſondern, weil die Keime großer Entwickelungen reif waren, Europens Völker auf Aſien ſtürmen ließen.

Heinrich der Fünfte ſchloß endlich den langen Kampf um das Kirchenregiment, nicht um die Herrſchaft. Die auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1122 abgeſchloſſenen Konkordate ſtellten die geiſtlichen Fürſten und Prälaten mehr außer des Kaiſers Gewalt; nur für das Weltliche blieb ihm die Belehnung mit dem Scepter, die Belehnung mit Ring und Stab, als Zeichen der geiſtlichen Obergewalt, ward von ihm genommen. Künftig kam es darauf an, wie weit Kaiſer durch Geſchicklichkeit und Macht auf die Wahlen Einfluß üben konnten; den Päbſten war zu immer neuen Anſprüchen und auch zu Beſchatzungen des teutſchen Volkes unter mancherlei Titeln der Weg geöffnet. Heinrich der Fünfte, auf dem ſeines Vaters Fluch lag, ſtarb ohne Kinder.

Die teutſchen Fürſten, damit ſie zeigten, daß ſie ſich nicht an Familien binden, wählten nach der Erlöſchung der Salier nicht von deren Vettern, den mächtigen Hohenſtaufen, einen Kaiſer, ſondern ſetzten Lothar, Herzog von Sachſen, auf den kaiſerlichen Stuhl, welcher zwölf Jahre ohne große Thaten regierte. Lothars Eidam, Herzog Heinrich der Stolze von Baiern, ward nicht Kaiſer, weil er zu übermüthig und mächtig ſchien, ſondern nun beſtieg Konrad von Hohenſtaufen den Thron, den er und ſein Geſchlecht 117 Jahre beſaßen, vom Jahre 1137 bis zum Jahr 1254: gewaltige Männer; doch waren die Päbſte und die Liebe der Freiheit gewaltiger.

Zwölftes und dreizehntes Jahrhundert. Die Hohenſtaufen Kaiſer.

Dieſer Konrad führte ſchwere Kriege mit den bairiſchen Herzogen, die er demüthigte und verkleinerte, und that einen Zug nach dem gelobten Lande gegen die Heiden. Ihm folgte ſein Neffe, Friedrich der Erſte, Herzog von Schwaben, der acht und dreißig Jahre das Reich regierte, vom Jahr 1152 bis zum Jahr 1190. Er wandte ſein Aug von der Herrſchaft Teutſchlands auf die Herrſchaft Italiens, und ließ die teutſchen Fürſten ungeſchmälert, ja vermehrte ſie noch, damit ſie ihm Italien bezwingen hülfen. Deswegen ſetzte er, damit er ihn zum Freund und Helfer hätte, Heinrichs des Stolzen Sohn, Heinrich den Löwen, wieder in ſein verlornes Herzogthum Baiern ein. In Italien waren ſeit zwei Jahrhunderten durch Handel und Fleiß gewaltige Städte entſtanden, die auch den umliegenden Adel in ihre Mauren genöthigt und verſammelt hatten und durch Freiheitsſinn und Ritterlichkeit als Bürger und als Krieger gleich herrlich waren. Alle erkannten den teutſchen Kaiſer als ihren Oberherrn und König; aber die freien Männer hatten ſich Manches eingerichtet und zugeeignet, wovon der Kaiſer ſagte: ſie dürfen es nur durch mich und haben es nur von mir. Mit dem Glanz und Reichthum wuchs der Geiſt des Trotzes und Muthes, auch wohl des Uebermuthes; denn die groſſen Städte wollten ſich über die kleinen ſtellen und ihre Herren ſein. Für dieſe konnte Friedrich als Beſchützer auftreten und durch ſie ſich die großen unterwerfen. Gelang es ihm, auf dieſe Weiſe Herr des italiäniſchen Reichthums zu werden, was konnte er dann nicht in Teutſchland, da Franken faſt wie der Hohenſtaufen ſaliſches Erbgut betrachtet ward, da ſie in den burgundiſchen Landen durch Güter und Städte gewaltig waren, und da das Herzogthum Schwaben bei ihrem Hauſe war! Auch bezwang Friedrich bei ſeinem erſten Zuge die mächtige Stadt Mailand, und ließ auf den Roncaliſchen Feldern nach den römiſchen Rechten, wodurch ihm Meer und Land zufiel, die Kaiſergewalt auslegen. Aber die Mailänder ſteckten bald wieder das Panier des Aufruhrs auf, und jagten die kaiſerlichen Statthalter und Beamten aus der Stadt. Zu gleicher Zeit ward der furchtbare Alexander der Dritte zum Pabſt gewählt, ein Mann von Gregors Muth und Kraft, der erkannte, daß mit der Freiheit der italiäniſchen Städte auch die römiſche Macht zuſammenfalle. Er ſchloß ſich an die Städte, und hielt aus, wiewohl der Kaiſer in Rom Gegenpäbſte aufſtellte. Ihn ſchützten gegen den kaiſerlichen Zorn ſeine normänniſchen Vaſallen, die Könige von Apulien und Sicilien, wie ſie Gregor den Siebenten weiland geſchützt hatten. Der Kaiſer bezwang auch diesmal Mailand, und ließ auf ihre Trümmer und Aſchen Salz ſtreuen, zum Zeichen, daß ſie nie wieder eine Stadt werden ſollte. Dies erbitterte mehr, als es erſchreckte. Doch unterwarfen ſich die Italiäner im Jahr 1162, und erkannten die Gültigkeit der Roncaliſchen Schlüſſe — Indeſſen im Jahr 1167 ſchloſſen die Lombarden und Venedig und Pabſt Alexander gegen den Druck der Fremden ein Bündniß, und waren ſo ſtark, daß Friedrich über die Berge nach Teutſchland entweichen mußte. Er wagte noch einen dritten Zug gegen das ſchöne Land; aber als Heinrich der Löwe und viele Fürſten mit ihrem Volk von ihm zogen, ſchlugen die Verbündeten ihn bei Lignano aufs Haupt, und ſieben Jahre ſpäter, auf dem Reichstage zu Konſtanz im Jahr 1183, mußte er ihnen die billige Freiheit laſſen, ſie aber erkannten ihn für ihren Kaiſer und Oberherrn. Friedrich rächte ſich an dem mächtigen Heinrich von Baiern und Sachſen, der in ganz Nordteutſchland wie ein König gebot; denn der Schimpf von Lignano ſchmerzte. Er verſammelte die Fürſten des Reichs und Heinrichs eigene Vaſallen gegen ihn, ſchlug ihn, thät ihn in die Acht, und hieß ihn auf mehrere Jahre ins Elend gehen; auch wurden die beiden großen Herzogthümer von ihm genommen. In England lebte er im Elende; ſeine Urenkel ſitzen dort jetzt auf dem Thron. So wechſeln die Schickſale und die Rollen der Geſchlechter. Friedrich zog, nachdem er Italien und das Reich beruhigt hatte, ins gelobte Land, und ſtarb nach einem kalten Bade im Fluſſe Seleph, ehe er hingelangte.

Sein Nachfolger war ſein Sohn Heinrich der Sechste. Durch Vermählung mit der ſiciliſchen Prinzeſſin Konſtanzia ward er auch König von Apulien und Sicilien: ein ſtrenger, geitziger, und grauſamer Mann; er ſtarb in dem ſiebenten Jahre ſeiner Regierung an Gift. Sein Sohn Friedrich war ſchon als Kind als ſein Nachfolger erkannt; aber die Päbſte, die Fürſten, und die Städte fürchteten der Hohenſtaufen Macht: bald ſah man in Teutſchland Philipp von Hohenſtaufen, des jungen Friedrichs Oheim, und Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, als Nebenbuhler, Philipp von alter Gewohnheit und Macht, Otto von der päbſtlichen Parthei unterſtützt. Als Philipp im Jahr 1212 von Otto von Wittelsbach ermordet war, wollte Otto allein Kaiſer ſeyn, und auch gegen den Pabſt. Dieſer erklärte ihn in die Acht, und rief nun den Jüngling Friedrich von

Hohenſtaufen, Heinrichs des Sechsten und Konſtanzias Sohn, zur Herrſchaft. Dieſer ward Kaiſer im Jahr 1212, Ottos Macht ſank ſeit dieſem Tage, und er ſtarb nach ſechs Jahren als ein Schattenkaiſer.

Friedrich der Hohenſtaufe wollte kein Schattenkaiſer ſein, ſondern der Geiſt und Stolz ſeiner Ahnen und hohe Gaben von Gott wohnten dreifach in ſeiner Bruſt. Daher bald wieder Zwieſpalt, Krieg, und Kampf mit dem Pabſt, der auf ſeinem Thron bebte, und mit den lombardiſchen Städten, die für ihre Freiheit zitterten. Denn Friedrich wollte Herr ſein über die Geiſtlichkeit, mehr als dem Pabſt gut däuchte, und er forderte von den Städten Gaben, die ſie ſonſt geleiſtet, und Reichsgüter, die ſie vom Reich entwendet hatten. Das nannte der Pabſt Trotz gegen Gott, die Städte nannten es Unterdrückung der Freiheit. Friedrich war glücklich, er überwand alle päbſtlichen Bannflüche, er ſchlug die Heere der Städte, und regierte alle ſeine Länder mit Weisheit und Gerechtigkeit. Schon diente alles bis auf Breſcia und Mailand. Dieſe ſollten ſich unbedingt unterwerfen, von Mailand aus, als ſeiner Hauptſtadt, wollte er die Länder dieſſeits und jenſeits der Alpen beherrſchen. Das forderte der ſtolze Kaiſer. Sie trotzten, ſich lieber unter Schutt begraben zu laſſen. Friedrich konnte ſie nicht bezwingen. Aber auch ihn konnten ſeine aufrühriſchen Söhne, die päbſtlichen Bannſtrahlen, die Beſchlüſſe der Koncilien, ja die Ränke der Hölle nicht beſiegen. Viele ächte und uneheliche Söhne fochten in ſeinen letzten Jahren ihm zur Seite, ſein hoher Sinn ſchuf Helden aus kleinen Männern um ihn; es war ein herrliches und muthiges Zeitalter. Dieſer beredteſte, gelehrteſte, heldenmüthigſte, und gewaltigſte Kaiſer ſtarb durch Gift im Jahr 1250. Daß ein ſolcher Mann die Städte und den Pabſt nicht dienſtbar machte, beweiſt, was Gregors Tiefſinn erkannt hatte, und wie unvertilglich die Freiheit iſt, die ſich fühlt.

Mit ihm fiel ſein Geſchlecht. Sein Sohn und Nachfolger Konrad der Vierte ſtarb an Gift; viele ſeiner natürlichen Söhne blieben im Felde oder vergingen in Kerkern; ſeine Anhänger von Städten und Fürſten wurden nach ſeinem Tode unterdrückt: die Päbſte empörten die Welt zum Untergange der Hohenſtaufen. Manfred, der Baſtard, der nach Konrads Tode in Apulien und Sicilien herrſchte, blieb in einer Schlacht; und Friedrichs Enkel Konradin, Konrads des vierten Sohn, ward im Jahr 1268, als er aus Teutſchland nach Italien hinabzog, daß er ſein Erbtheil wieder gewönne, von Karl von Anjou bei Aquila geſchlagen und gefangen, und das folgende Jahr durch Haß und Furcht der Päbſte in ſeiner Hauptſtadt Neapel auf dem Blutgerüſt hingerichtet. So endigten die Hohenſtaufen.

Daß ſo mächtige Geſchlechter, und ſo viele große und gewaltige Männer, als die Salier und Hohenſtaufen aus ſich zeugten, Teutſchland und Italien nicht zur Monarchie machen konnten, ja daß ſie erloſchen, ohne daß die Erbliche ſeit der Herrſchaft ſtiller dazu ſchleichen konnte, beweiſt, daß das Zertheilte aber Freie Gott mehr gefiel, als das Verbundene und Strenge. So mächtige Kaiſer ſahen die folgenden Jahrhunderte weder in Teutſchland noch in Italien; als Oeſterreich ſtark ward, war eine neue Weltordnung eingetreten, die Zeit war vergangen, wo durch Wahn, Gewohnheit, und Unbeſtimmtheit des Rechts Reiche gemacht wurden.

Teutſchland hatte in dieſer Zeit ſeine Gränzen gewonnen, ja mehr als ſeine Gränzen; denn jenſeits des Vogeſus und Jura und ſüdlich den Alpen waren Burgunder, Longobarden, Tuſcier, und Ligurer dem Reiche hörig, und von der Weichſel bis zur Newa hatten ſeit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die teutſchen Kreuzherren und Schwerdtbrüder den mächtigen Ritterſtaat von Preußen, Kurland, Liefland, und Eſthland geſtiftet, wo ſie Städte bauten und teutſche Krieger und Koloniſten anſiedelten. Sie erkannten das teutſche Reich und den Kaiſer als ihre Oberen: ſo weit herrſchte der teutſche Name. Was aber in Teutſchlands ordentlichen Gränzen eingeſchloſſen war, diente und hieng dem Reiche an. Der ſlaviſche König von Böheim, die ſlaviſchen Piaſtenfürſten in Schleſien gehorchten teutſchen Kaiſern; an der Oſtſee hatte Heinrich der Löwe die letzten Wenden bezwungen, und teutſche Krieger nahmen die eroberten Lande ein, teutſche Bürger gründeten mächtige Städte: die wendiſche Sprache und die wendiſchen Namen entwichen aus dieſen Gegenden. Auch war in

Teutſchlands äußerer Zuſtand vom zwölften bis funfzehnten Jahrhundert.

den Ländern zwiſchen der Oder und Elbe der Krieg für die Freiheit ſo tapfer geführt worden, daß die Wenden faſt nicht beſiegt, ſondern vertilgt wurden. In dieſem weiten und herrlichen Reiche war, ſeit der Demüthigung der Magyaren und ſeit ſie in Pannonien friedliche Sitze eingenommen hatten, keine äußere Gefahr mehr; denn die Mongolen ſtürmten in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nur einige Jahre an der Oder, und entwichen bald wieder in den äußerſten Oſt Europens. Teutſchland wohnte von Otto dem Großen bis auf Karl den Fünften, 560 Jahre lang, in einer beneidenswerthen Sicherheit. Zweihundert Jahre nach Otto hatte es noch mit Schwächeren zu kämpfen; dann bis zur Zeit der Türkengefahr nur kleine innere Streite, die das Volk mehr übten, als aufrieben; und zuweilen die Römerzüge der Kaiſer nach Italien, die unter den Saliern und Hohenſtaufen noch kriegeriſch und blutig, nachher nichts als Gepränge waren. So mußte, da bei dem freien Volke jeder Einzelne nach Unabhängigkeit und Freiheit für ſich ſtrebte, jene wunderbare und krauſe Zuſammenſetzung der vielen kleinen und großen Staaten und Mächte entſtehen, deren Vielſeitigkeit und doch Zuſammenhang ſich eher im Ganzen vor das Aug halten als darſtellen läßt. Und weil das Volk von außen nicht gedrängt ward, ſo konnte durch lange und gefährliche Kriege gegen Fremde der Kaiſer nicht das Schwerdt in die Hand bekommen über alle, wie mancher Herrſchluſtige wohl gewünſcht hätte; denn nur das Schwerdt macht die gewaltigen Herren. Jedem mußte die kleine Freiheit gefallen, ſo lange ſie ſicher war; denn ſie war die wohlfeilſte, und bei der Aehnlichkeit, die ſie oft mit einem ſittlichen Hausvaterſtande hatte, die anmuthigſte und gemüthlichſte.

Heinrich der Dritte, der zweite und gewaltigſte Kaiſer des ſaliſchen Hauſes, wollte ein Karl der Große werden, und wäre es vielleicht geworden, wenn er zwanzig Jahre länger gelebt, und wenn er ſeinen Sohn für den großen Plan hätte ſelbſt bilden können, und wenn Gregor der Siebente nicht die geiſtlichen Donnerkeile geſchärft hätte. Denn immer bleibt es zweifelhaft, ob irgend eine irdiſche Macht, auch die kühnſte und geſchwindeſte, dieſe Waffen je hätte zerbrechen können. Die beiden großen Friedriche von Hohenſtaufen mögen da Zeichen ſein. Heinrich arbeitete ſichtlich dahin, die Herzoge allmälig wegzuſchaffen und ihre Stellen wieder als kaiſerliche Aemter, die er willkührlich beſetzen möge, anſehen zu laſſen. Das entgalt ſein Sohn Heinrich der Vierte, und Gregor gebrauchte den Haß der erbitterten Fürſten für ſich. Seitdem wurden die Fürſten faſt wie erbliche Herren der Lande geachtet; am Ende dieſes Zeitraums waren ſie wirkliche Erb- und Landherren. Und auch viele kleine Aemter, als da ſind die Burggrafen, Gaugrafen ꝛc. hatten kaiſerliche Rechte und kaiſerliches Gut zu ihrem Eigenthum gewendet; denn die Hohenſtaufen, die um Italien ſtritten, konnten auf das Teutſche nicht ſehen. Die Zerſplitterung der großen Macht Heinrichs des Löwen in Nordteutſchland durch den Neid und Haß ſeiner Vaſallen, die mit Friedrich Rothbart gegen ihn aufſtanden, und der Fall der gewaltigen Hohenſtauſen erlöſeten viele kleine geiſtliche und weltliche Herren und Städte, daß ſie nicht einem mächtigen Fürſten gleich einem Könige gehorchten, ſondern unter dem weiten Schatten des ſchirmenden kaiſerlichen Namens künftig in Freiheit herrſchen mogten. Weil nach der Vertilgung der Hohenſtaufen in den Herzogthümern Franken, Schwaben, Elſaß kein vorragend mächtiges Fürſtenhaus war, ſo breitete ſich da vorzüglich die kleine Freiheit aus in einer Unendlichkeit von Reichsſtädten, Stiftern, und Reichsritterſchaften, die bis auf die letzten Zeiten beſtanden ſind. Alles dies, wie es geſchehen iſt, beweiſet zugleich von innen ein Streben der Einzelnen nach Freiheit, und von außen eine Gnade Gottes, welcher das vielfältige Freie noch manche Jahrhunderte beſtehen laſſen wollte, damit die höheren Zwecke der allgemeinen Freiheit befördert würden. Auch die geiſtlichen Fürſten erweiterten ſich gleich den weltlichen auf Koſten von Kaiſer und Reich; wie der Pabſt ſie gelöſt hatte, iſt oben erzählt. Doch waren ſie immer noch Teutſche, und blieben es, und hielten ſich gebührlich zu Kaiſer und Reich. Die Perſönlichkeit jedes Kaiſers ſollte künftig entſcheiden, wie weit er über ſie und durch ſie herrſchen könnte; denn waffenloſer als die großen Weltlichen waren ſie und die Städte der kaiſerlichen Hoheit zugethaner, weil das Wehrloſere mehr durch Anſehen und Recht beſteht.

Die Städte waren in den beiden letzten Jahrhunderten auf eine wunderbare Weiſe gewachſen, und wuchſen die beiden folgenden Jahrhunderte, welche die Zeit ihres höchſten Glanzes waren, noch immerfort. Die meiſten von ihnen begannen aus ſchwachen und geringen Anfängen; ſie waren königliche oder biſchöfliche Villen und Burgen, und ihre erſten Bewohner faſt lauter hörige Leute, ihre Richter und Schultheiße herrſchaftliche Beamte, ihre Rechte und die Verwaltung derſelben in fremden Händen. Aber der wachſende Handel und Flor Italiens breitete ſich über ſie aus; die Kreuzzüge brachten neue Reitze des Ziehens und Strebens, welche auch in Teutſchland gefühlt wurden; der Sinn für Freiheit erwachte auch bei den Kleinſten mehr und mehr; und ſelbſt viele Reiche und Angeſehene flüchteten ſich, damit ſie Schutz hätten, hinter den Schirm ihrer Mauren, und vergrößerten ihr Weſen. Schon unter Friedrich dem Erſten ſaßen Städte mit bei den Reichsverſammlungen. Nachher ſeit dem dreizehnten Jahrhundert blüheten ſie von der Schelde bis zur Neva und von der Oſtſee bis zu den Alpen mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit und Triebkraft zu Glück und Freiheit auf. Viele freie und edle Geſchlechter ſiedelten ſich an in ihnen, andere zwangen ſie wegen gefährlicher Nachbarſchaft ſich und ihre Güter ihnen einzuverleiben. Auf dieſe Weiſe gewannen ſie viele ritterliche Geſchlechter, die ihren Glanz und ihr Anſehen vermehrten. Reichsgüter erwarben viele von den Kaiſern, nahmen einige in Zeiten der Verwirrung. Die kaiſerlichen Gerichte, Zölle, Münzrecht, und andere Herrlichkeiten bekamen ſie für geleiſtete Dienſte geſchenkt, oder pfändeten und kauften ſie von geldarmen oder geldſüchtigen Herren. Wie ſie ſelbſt in ihren Arten und Einrichtungen eben ſo unendlich mannigfaltig und verſchieden waren, als die griechiſchen Städte in ihrer blühenden Zeit — nur daß teutſche Sitte und Oberherrlichkeit alle verband — ſo war in ihnen wieder eine Menge kleiner Staaten, geiſtliche und weltliche, unter dem Namen Brüderſchaften und Schweſterſchaften, Gilden, Zünfte, Mittel, und Innungen, die wieder kleine Gemeinweſen für ſich bildeten. Dieſe alle, in Einer großen Ordnung zuſammengefaßt, machten das ganze Stadtweſen aus; ſo daß im Mittelalter eine Stadt ein ächtes Bild des großen Reiches war, eben ſo viele kleine Körper in ſich ſchließend, als Kaiſer und Reich Herzoge, Fürſten, Biſchöfe, Städte, Ritter, Grafen, und Freie zählten.

Die Kreuzzüge und jenes von innen hervorſprudelnde und rege chriſtliche Leben, welches gegen das Ende des elften Jahrhunderts die gerüſteten und bewaffneten Wallfahrten nach dem gelobten Lande veranlaßte, veränderten binnen einem Jahrhundert den äußeren Zuſtand von ganz Europa, und hatten auch auf Teutſchland den geſchwindeſten Einfluß. Italien, das ſchon früher blühende Städte und mancherlei Schiffahrt und Verkehr mit den konſtantinopolitaniſchen Griechen und Römern gehabt hatte, wuchs plötzlich an Handel, Reichthum, Macht, und Freiheit. Wir haben geſehen, wie die mächtigen Hohenſtaufen mit den lombardiſchen Städten vergeblich kämpften. Dies wirkte auf Teutſchland zurück durch die politiſche Verbindung beider Reiche, noch mehr durch die geographiſche Lage der Länder. Italien und Teutſchland waren die großen Handels- und Fabrikländer der Welt bis auf das ſechszehnte Jahrhundert. Ich erinnere nur, welch ein geſchwinder Trieb des Guten, Schönen, und Freien in dem reingermaniſchen Teutſchen lag, das ſich hierin wie in allem andern offenbarte. Durch den lebendigen und glühenden Geiſt, den die Kreuzzüge erregten und unterhielten, durch die großen Thaten und Abentheuer, die beſtanden, ſelbſt durch die Fabeln und Mährchen, die aus der Ferne erzählt wurden, durch den Anblick unbekannter Menſchen, Länder, und Welttheile, und durch den ganzen gewaltigen Strom und Strudel der Dinge, worin alle Triebe und Leidenſchaften der Menſchen umgetrieben wurden, entſtand ein neues Menſchengeſchlecht. Ein langer Traum mit ſeinen magiſchen Dämmergeſtalten entfloh von den Augen, und ſie ſahen klar in ein neues Leben hinein, woraus zu ſeiner Zeit wieder Träume und Dämmerungen aufſteigen ſollten. Jetzt regten ſich viele mildere Triebe und feinere Künſte: Dichtkunſt und Saitenſpiel, Gott und die heilige Jungfrau, und alle Heiligen und Helden des Chriſtenthums, und alle irdiſche und himmliſche Liebe, und aller fromme Glaube und aller dunkle Wahn wurden in einem wunderſamen Bündniß zuſammengebunden, verſchönerten das Leben, und erſchufen das Ritterthum und die Ritterlichkeit. Manche Unhuld und Härte des früheren Zuſtandes verſchwand durch dieſe edlere Schwärmerei, die wenigſtens drei Jahrhunderte lebendig fortlebte und nachher mehr und mehr zu eitler Einbildung und lügenhafter Ziererei erſtarrte: ein Schickſal, das den beſten und größten menſchlichen Dingen begegnet.

Das germaniſche Weib und ihr Verhältniß zum Manne war immer in Würden geweſen. Schon Tacitus erzählt, wie unſere Altvordern in dem Weibe die leiſen und verborgenen Kräfte Gottes und der Natur gewahrten und das Prophetiſche und Weiſſagende in ihr verehrten. Das war einem Volke natürlich, welches eine ſo tiefe Anlage in ſich trug die inneren und gemüthlichen Dinge zu ahnden und zu verſtehen. Als das Chriſtenthum den Thron der Welt beſtieg und das Milde und Zarte über das Strenge und Rohe ſtellte, da trat das Weib in neue Rechte: die Welt der himmliſchen Träume, die Welt der Sehnſucht und Liebe begann; das Ahndungsvolle und Ueberſchwängliche, im tiefen Glauben geſchaut, ſollte die Götterſpeiſe der künftigen Geſchlechter ſein. Kaum erwachte im elften, zwölften Jahrhundert die zarte Geiſtigkeit des Chriſtenthums, ſo war auch ein Paradies von Liebe und Schwärmerei aufgeſchloſſen, worin die weibliche Liebenswürdigkeit und Anmuth und der ſehnſüchtige Himmelsſinn als die Göttinnen des neuen Lebens wohnten: das Weib ward zu einem Himmel von Reinheit, Huld, und Schönheit erhoben, wo ſie mit der Mutter Gottes und mit allen Heiligen in Einer Reihe ſaß. Tiefſte und innigſte Verehrung des Geheimen in der weiblichen Natur ward die heiligſte Pflicht der Ritter und Männer. So entſtand mit der hohen Schwärmerei des Ritterthums ein angebetetes und vergöttertes Frauenthum, deſſen unſichtbare Gewalt ſich über das ganze Leben jener Zeit verbreitete, und was würdig, keuſch, ſittig, und anmuthig im Weibe iſt wie mit einem überirdiſchen Heiligenſchein weihete. Dieſes Frauenthum, beide aus dem germaniſchen Gemüthe und dem vergeiſtigenden Chriſtenthum geboren, blieb nicht allein in den höheren Ständen der Geſellſchaft ſtehen, ſondern ward auch in den niederen lebendig. Gottlob ſelbſt in dem Leben und den Sitten unſerer Zeit ſind noch Spuren davon übrig, wieviel wir auch mit wälſcher Ziererei und franzöſiſcher Lüge getändelt haben, die germaniſche Reinheit und Einfalt zu verfälſchen und zu beſchmitzen.

Allein nicht bloß ein Ritterthum und veredeltes und vergeiſtigtes Frauenthum entſtand in dieſer Zeit, ſondern auch eine politiſche Ritterſchaft, die ſogenannte Reichsritterſchaft. Solange die Macht der teutſchen Kaiſer im Glanz ſtand, blühete auch der teutſche Adel in Herrlichkeit: da waren auch die teutſchen Fürſten nur Edelleute. Aber als ſich die Herrlichkeit der Kaiſer ſchwächte, da rundeten einzelne Fürſten ihre Herrſchaften in größeren Maſſen ab, und die kleinen Herren mußten manche Verträge der Abhängigkeit unterſchreiben. In allen Landen Teutſchlands, z. B.

in Thüringen, Weſtfalen, Niederſachſen wie viele edle Grafengeſchlechter ſind unterdrückt oder erloſchen, deren Güter und Schlöſſer die mächtigeren Fürſten einnahmen und mit ihrem Lande vereinigten. Der kleine Adel alſo, damit er ſich gegen die großen Unterdrücker ſchirmte, that ſich in manchen Gauen zuſammen, und bildete Genoſſenſchaften. Dieſe wurden nachher unmittelbare Glieder des Reichs, und hatten oft Männer unter ſich, die durch ihre Tugend und Ritterlichkeit es mit der Macht großer Fürſten aufnehmen konnten. Das gehörte auch dem Zeitalter und Volke, daß es ritterliche Bünde und Hanſen gab, nur eine andere Art Gilden und Innungen, als die der Bürger in den Städten. Solcher beſonderen Genoſſenſchaften ſind im teutſchen Reiche, vorzüglich in Südteutſchland, viele geweſen, z. B. die Schlegler, die Martinsvögel, die mit den rothen Aermeln. Dieſe hatten ihre beſtimmten Tage, wo ſie ſich verſammelten, und Zeichen und Sinnbilder, woran ſie erkannt wurden; ſie hielten bei Zwiſten zuſammen, und ſtanden für Einen Mann, und gaben Fehden und endeten Fehden.

Auch der Zuſtand der Abhängigen, Hörigen, und Leibeigenen beſſerte ſich in dieſem Zeitraum. Die Städte mit der Sicherheit ihrer Mauren wurden Pflegerinnen der Freiheit; ſie ſchirmten viele, welche ſonſt dienſtbar waren, und zwangen die Herren milder zu ſeyn, damit die gedrückten Knechte nicht zu ihnen entwichen. Mehr thaten die Kreuzzüge: wer auf ſeine Bruſt das Kreuz nähete und gelobte in das heilige Land zu ziehen und gegen die Heiden zu fechten, den durfte niemand feſthalten, er mogte Herr oder Knecht ſeyn. Viele hunderttauſend Dienſtbare entliefen ſo, und ganze Bezirke wurden öde von Bauren. Damit die übrigen nicht eben ſo thäten, mußten die Herren ſanfter regieren. Manche auch kauften ſich nach und nach los von Zins, Pflicht, und Hörigkeit, und erlangten wieder eine Art Freiheit; über alle aber begann nach dem langen Druck ein menſchlicheres Geſetz zu walten. Das iſt das Glück in einem gemiſchten und eidgenoſſiſchen Staate, daß man von dem einen Herrn zu dem andern entrinnen kann, und das war oft der Stolz der freien Städte, daß ſie die ſich in ihren Schutz gaben gegen mächtige Dränger beſchirmten.

Von Konrads des Vierten Tode bis zum Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, wo eine neue Zeit begann, ſind 250 Jahre. Dies iſt vielleicht die ſtillſte Zeit, welche Germanien jemals erlebt hat; die Verbindung und das Verhältniß zwiſchen Italien und Teutſchland und zwiſchen dem Pabſt und Kaiſer meiſtens feſtgeſetzt: viele kleine Händel und Neckereien noch, keine blutige Kriege mehr noch Kämpfe auf Leben und Tod; in Teutſchland ſelbſt unwichtige Streite und Zwiſte: nur die Kriege der Schweitzer mit den Erzherzögen von Oeſtreich, herrlich durch den Sinn, womit ſie geführt wurden, traurig für Teutſchlands Sicherheit, weil künftig eines ſeiner Bollwerke gegen die Fremden ſich losreißen ſollte; nur die unſeligen Huſſitenkriege, zehen Jahre mit der Tücke und Wuth geführt, womit Johann Huß bei dem Koncilium von

Koſtnitz von ſeinen Feinden auf den Scheiterhauſen gebracht ward; von auſſen keine Gefahr noch irgend ein Volk ſo mächtig, daß es ſich mit dem teutſchen Volke meſſen konnte. In glücklicher Freiheit ründete ſich jedes Land, jede Stadt, jeder Gau zu einem eigenen Gemeinweſen ab, und das Reichsband, das alle zuſammenhalten und umſchlingen ſollte, mußte von Jahrhundert zu Jahrhundert loſer und weiter werden. Wie das Reich bei der Erlöſchung der Hohenſtaufen ſtand, iſt ungefär gezeigt worden. Nach ihnen war eine zwanzigjährige Zeit faſt herrenlos. Die Teutſchen nannten Alfonſus den Weiſen von Kaſtilien und Richard Prinzen von England ihre Könige, von welchen aber der letzte nur einige Monate, der erſte nie in Teutſchlands Gränzen geſehen iſt. Dieſe zwanzig Jahre ohne Kaiſer hat man das Zwiſchenreich genannt. Dieſes Zwiſchenreich diente den Fürſten und Herren, um ſich zu greifen, ihre Macht noch mehr zu befeſtigen, und ſich von dem Raub des Reichs und den Gütern der Hohenſtaufen zu ſtärken. Doch ward Uebermuth, Selbſtgewalt, und Verwirrung in Teutſchland und Italien endlich ſo groß, daß beide Fürſten und Pabſt das Bedürfniß eines Kaiſers fühlten. Damit aber jeder ſeine Macht und Freiheit deſto gewiſſer bliebe, hüteten ſie ſich hinfort wohl, die Kaiſer immer aus Einer Familie zu wählen noch ſehr mächtige Herren auf den Thron zu ſetzen. Im Jahr 1273 ward der Graf Rudolf von Habsburg gewählt, und ſchloß das lange Zwiſchenreich. Er iſt der Stifter der öſtreichiſchen Macht. Von der kaiſerlichen Herrlichkeit und den eigentlichen Reichslanden war faſt nichts mehr übrig: die oberſten Gerichte, die Judenſteuer — denn die Juden waren des Kaiſers leibeigene Knechte — einige Gaben und Verleihungen, einige Zölle, Standeserhöhungen, und manche kleine Dinge — dies gab die Einkünfte deſſen, der für den gewaltigſten und mächtigſten Herrſcher der Chriſtenheit gehalten ward; und jeder Kaiſer beeiferte ſich noch, durch Verſchenkungen, Verpfändungen, Tauſche, Verkaufe, und Verleihungen, die er ſeinem Erbhauſe zuwandte, dieſen letzten Reſt zu ſchmälern. Es war der Glanz der Ehre und der hohe Wahn, welche dieſe Würde begehrlich machten; doch war in dem Wahn und in ſeiner Unbeſtimmtheit vieles, wodurch der Name Kaiſer in großen Zeiten und durch große Männer wieder mehr als bloßer Name ſeyn konnte. In dieſen friedlichen und nur durch die eigene Kraft und Lebendigkeit des Volkes zuweilen getümmelvollen Jahrhunderten war der Kaiſer der oberſte Richter und freundliche Vater tapferer und freier Söhne, welche, in genügſamer Freiheit bei ſich zufrieden wohnend, allen andern Völkern gleiches Glück gönnten und keinem einzigen Volke Krieg und Unfrieden brachten. In Italien aber dauerten die Wirkungen der Saliſchen und Hohenſtaufiſchen Züge immer noch fort; dort erſchien auch bei dem ſchönen und edlen Kampf um die Freiheit, was das heißere Blut des Südens immer hervorbringt: gewaltigere und blutigere Kriege und grimmigere Feindſchaften und Verfolgungen; dort lebten die alten Geſchichten der griechiſchen Städte und Tyrannen wieder auf. Die Namen aber Waiblinger und Welfen deuteten auf die vergangenen Zeiten hin, wo das mächtige Haus der Welfen und die Päbſte für die Freiheit ſtanden gegen die Hohenſtaufen, deren Stammſchloß Waiblingen in Schwaben war.

Teutſchland war ſeit Heinrich dem Fünften immer mehr Wahlreich geworden; aber die Fürſten und Herren waren und wurden ſeit dieſer Zeit immer mehr unbeſtrittene Erbherren ihrer Länder und Richter und Verwalter derſelben. Doch waren nach teutſcher Weiſe allenthalben Landſtände von Adel, Prälaten, und Städten, in manchen auch von freien Bauren; und kein Fürſt durfte alles durch ſich. Nicht die kleinſte Steuer oder Zulage mogte er fordern, das Land habe ſie ihm denn bewilligt. Von ſeinen Gütern, von einigen Gerichten und Zöllen, von den Forſten und Bergwerken, wenn deren im Lande waren, mußten Hof und Staat unterhalten werden. Der Fürſt war noch nicht mächtig durch Soldaten, ſondern allein durch die Liebe und Treue ſeiner Städte und freien Männer. Am wenigſten vermogten die Fürſten, deren Lande in der Nachbarſchaft großer Reichsſtädte oder Hanſeſtädte lagen, oder die dergleichen Städte gar zu ihren Städten rechnen wollten. — Die erſten Fürſten des teutſchen Reichs heißen jetzt die ſieben Kurfürſten, geiſtliche und weltliche. In der früheren Zeit waren die Herzoge an der Spitze der großen Volksgeſchäfte geſtanden und hatten dem Volke die Kaiſer zur Wahl oder Anerkennung gewieſen. Als aber dieſe Herzoge und ihre Würden zerfallen waren, da kam dies mit den ſogenannten Erzwürden auf gewiſſe mächtige Herrſcherhäuſer, und auf die drei rheiniſchen Erzſtifter, deren Anſehen im teutſchen Reiche ſehr alt war. Im vierzehnten Jahrhundert wurden dieſe Sieben durch Karls des Vierten goldene Bulle mit großen Vorrechten und Herrlichkeiten öffentlich anerkannt. Bei ihnen war hinfort die Wahl der Kaiſer, bei ihnen meiſtens die Leitung der Reichstage und Reichsangelegenheiten, und immer neue Vorzüge ließen ſie ſich durch die ſogenannten Willnbriefe, die der Kaiſer bei'm Antritt ſeiner Regierung beſtätigen mußte, beilegen und bebriefen. Die anderen Stände des Reichs murreten und ſträubten ſich oft, und nannten ihren Beſitz unrechtlich erworben; aber ſie behaupteten ſich darinn: denn wer die Macht behauptet, behauptet das Recht.

Das Glück, der Reichthum, die Macht, und die Kunſt und der Glanz waren in dieſem Zeitraum bei den Städten. Es war das goldene Zeitalter der Freiheit und Bürgerſchaft, das ſie ſeitdem nie wieder erlangt haben. Von dem Kaiſer hatten ſie nach und nach alle Herrlichkeiten gelöſt und ausgepfändet: Gerichte und Hochgerichte, Grafſchaften und Burggrafſchaften, Reichsvogteien, Zölle, Gülten, Münze, und wie die mancherlei Namen der Hoheit hießen, waren endlich ihre, und ſie richteten ſich fürſtlich und ritterlich ein mit Feſten und Thürmen und mit einem ſo ſtreitbaren Zeuge und Wehr, daß eine

Stadt, die in ihren Mauren nur 10000 freie Männer hegte, es mit vier, fünf großen Fürſten, wie ſie damals waren, im Felde wagen durfte. Ja es riſſen ſich manche Städte, die von Fürſten gegründet worden, völlig los aus der fürſtlichen Pflicht, und ſahen ſich als unmittelbare Reichsſtädte an; was beſonders den Fürſten Nordteutſchlands widerfuhr, deren Städte der Hanſe anhingen: ſo daß die Fürſten darüber faſt arm und ohnmächtig wurden. Weltbekannt wurden die großen Städtebünde, die Hanſe und die rheiniſchen und donauiſchen Städte, welche von Fleiß, Kunſt, Gewerben, und Manufakturen blüheten und den ganzen Handel des Nordens und Oſten in ihren Händen hatten. Denn Hiſpanien war in einem ſchweren Kampf mit den Mohren, England und Frankreich arbeiteten einander Jahrhunderte in blutigen Kriegen ab, Rußland und Polen waren barbariſch und zum Theil unter aſiatiſcher Herrſchaft, und der ſkandinaviſche Norden hatte ſeinen Reitz zur Weltthätigkeit noch nicht erhalten. Die Blüthe und der Reichthum waren vom zwölften bis ſechszehnten Jahrhundert bei Italien und Teutſchland. Die mancherlei Verfaſſungen und Ordnungen dieſer Städte ſind wieder faſt eben ſo verſchieden, als ihrer Namen waren; und auch ihre Bünde ſind ein eben ſo unbeſtimmtes und unbeſchreibliches Weſen als das ganze teutſche Gemeinweſen dieſer Zeit war. Das Herkommen, die Sitte, die Treue des Volkes regierten und ſchlichteten damals das Meiſte; des Beſtimmten und Geſchriebenen war weniger: davor entſetzt ſich die Freiheit, weil es durch Erſtarrung die Knechtſchaft einzuleiten pflegt. Alles gebahr, fügte, und ordnete ſich, wie die lebendige Natur in fröhlicher Jahrszeit alles in einander und aus einander erſchaffet und erhält, ohne daß man ſagen könnte, welches das Erſte und welches das Letzte iſt. Jenes Zeitalter war wie die ſprießende Kraft des Frühlings. So erwuchſen die Bundesordnungen und die Schöppenſtühle und ſo manche löbliche und weiſe Einrichtungen durch die Freiheit und Biederkeit der Menſchen von ſelbſt, und für das, was in der Lebendigkeit des ganzen ſchaffenden Lebens ſo geworden war, konnten die ſpäteren Menſchen, die nur durch den todten Buchſtaben Geſchichte zuſammenzureihen verſtanden, keine Verbriefung und Urkunde finden. Auch das hatte die teutſche Freiheit, daß in den Städten zuweilen Aufruhre und Verwirrungen entſtanden, wobei die Gemeinde gegen die Obrigkeiten, oder die Zünfte gegen einander, oder die Weltlichkeit gegen die Prieſter im Harniſch waren. Daß dabei Blut vergoſſen ward und das Henkerbeil zuweilen entblößt werden mußte, war unvermeidlich. Aber dies war ſchöner, als die Todtenſtille, die eine ſpioniſche Polizei ſchafft, und als die Ordnung, die das Soldatenthum ſtiftet. Im Zuchthauſe iſt es am ſtillſten; aber wer mag im Zuchthauſe wohnen? In des Gärtners Garten ſtehen die Bäume pfeilgerade an Stäben gereihet und ſollen ſo nach der Regel wachſen; im Walde wachſen ſie nur durch Gott, manche wirft auch der Wind um, aber die ſtehenden ſtehen kühner und gewaltiger. Doch war teutſche Treue nie ſo mordiſch und blutig, als italiſche Tücke, noch ſo wild und unruhig, als griechiſche Heftigkeit. Einige fielen bei ſolchen Bewegungen als Schuldige oder als Opfer, und dann ſtellte die Unruhe das zerrüttete Gleichgewicht wieder her.

Die Gerechtigkeit ward verwaltet nach den alten teutſchen Geſetzen und Ordnungen, die in den verſchiedenen Landen galten. Die Städte ſchufen ſich aus dieſen und aus Aehnlichkeiten und Bedürfniſſen neue Beliebungen und Satzungen. Auch aus dem römiſchen Rechte, das unter dem Namen Kaiſerrecht mit jedem Jahrhunderte bekannter und umgreifender ward, nahm man immer mehr auf, theils weil die geſellſchaftlichen Verhältniſſe mit der größeren Ausbildung wirklich verwickelter und künſtlicher wurden, theils auch nur, weil die Gewohnheit oft ohne Sinn und Bedürfniß Gutes und Böſes zugleich einſchleichen läßt. Die alten kaiſerlichen Pfalzgrafen und Gaugrafen und die Centgerichte waren an vielen Orten verſchwunden, weil die meiſten Lande Eigenthum der Fürſten geworden und dieſe in ihrem Namen die Gerichte verwalteten; doch waren noch immer einige kaiſerliche Land- Hof- und Burggerichte. Alles dies gilt nur von den älteſten teutſchen Landen; die nördlichen und öſtlichen, ſonſt wendiſchen und ſlaviſchen, Länder waren den Fürſten von Anfang an unmittelbarer unterworfen; der Adel war dort nicht ſo frei, das Volk war oder ward völlig leibeigen; nur die Städte erhuben ſich auch da durch die Hanſe zu einer Freiheit, die zum Theil herrlicher war, als die ſüdteutſche: Breslau, Danzig, Lübeck, Riga, Stralſund konnten ſich wohl gegen Augsburg, Zürich, Cöln, und Strasburg ſtellen. Die Städte pflogen ihrer Gerichte faſt allein durch ſich ſelbſt, und ſtifteten Obergerichte, wohin ſie wetteten, welche zuerſt die Gewohnheit zeigte, nachher die Ehrfurcht heiligte. Solche waren die Schöppenſtühle in Magdeburg, Cöln, Lübeck ꝛc. Oft geſchah es aber auch, daß die Bürger einer großen Stadt an das Gericht einer kleinen Bundesſtadt wetteten und von ihr Recht nahmen — Große Händel zwiſchen den Fürſten, oder zwiſchen Reichsſtädten, oder zwiſchen Städten und Landſchaften und Fürſten pflegte man durch Austräge oder Schiedmänner zu ſchlichten; und geſchah es oft, daß große Fürſten, ja daß ganze Lande und Fürſten im Streit ihre Händel der Obrigkeit einer Stadt zur Entſcheidung auftrugen, und ſchwuren, ſie wollen bei dem fallenden Ausſpruch ſtehen; ja es ward wohl in ſolchen Fällen, wo kein geſchriebener Buchſtab, ſondern das mitgebohrne Geſetz des Herzens entſcheiden muß, irgend ein Fürſt oder Burgemeiſter oder anderer Biedermann, der als ſolcher von dem Volke erkannt war, von den Streitenden zum Schiedmann gewählt; und ging auf dieſe Weiſe die Treue und Redlichkeit wieder zu der älteſten Art zurück, die im Stande der Unverdorbenheit faſt die einzige geweſen war.

Es war uralter teutſcher Freiheitsbrauch, von ſeines Gleichen gerichtet zu werden. Aus dieſem Brauch entſprang ganz natürlich die Sitte der Austräge und Schiedmannſchaften, welche unter Maximilian dem Erſten geſetzlich geheiligt ward, ſo daß von dieſem Vergleichsgericht an das Kammergericht nicht gewettet werden durfte. Das römiſche Recht wollte in dieſes und in manche andere ehrwürdige Herkommen des teutſchen Volkes immer ſiegreicher einbrechen. Oft war Klage über dieſes Recht und über die Verwirrung, worin römiſche und teutſche Geſetze unter einander lagen, ſo wie über manche andere Unzulänglichkeit der alten gerichtlichen Verfaſſung, die durch Willkühr und Selbſtgewalt gefährdet ward; aber es blieb lange bei Klagen. Seit dem dreizehnten Jahrhundert ſaß im Namen des Kaiſers ein gewiſſer Hofrichter, ein Mann hohen Ranges, welchem Beiſitzer zugegeben wurden, die laufenden Sachen abzumachen; außer ihm waren einzelne kaiſerliche Landgerichte und Hofgerichte. Oft waren Vorſchläge gethan, wie die teutſche Gerichtspflege verbeſſert werden könnte, unter andern unter Albrecht dem Zweiten und Friedrich dem Dritten; aber erſt unter Maximilian im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts kam die neue Ordnung der teutſchen Gerichte zu Stande, deren Art faſt unverändert bis auf unſere Zeiten beſtanden iſt.

Die peinlichen Gerichte waren hart, die Rache der Beleidigten, wenn ſie ihrer Dränger habhaft wurden, oft fürchterlich; alles dies willkührlich, wie die Menſchen, welche ſolche Verbrechen begehen oder in ſolchen Händeln befangen ſind, nicht mehr in den gewöhnlichen Geſetzen ſtehen. Die Menſchen jener Zeit leitete ihr natürliches Gefühl beſſer, als uns die weiche Weinerlichkeit, die gar nicht mehr ſtrafen kann; nur gingen ſie oft zu weit. Die Gottesurtheile wurden von Tage zu Tage ſeltener, und hörten endlich ganz auf, theils weil das Geſchlecht mündiger, theils weil der Glaube an den unmittelbaren Eintritt Gottes ſchwächer ward. Aber ein merkwürdiges Hochgericht entſtand in dieſer Zeit, das ſogenannte geheime Gericht, oder die Vehme, welche verborgene Sünden und Todesverbrechen eben ſo dunkel richtete, als dunkel ſie verübt waren, und durch das Unſichtbare und Nächtliche ihrer Strafen fürchterlicher war, als durch den Strang ſelbſt. Dieſer Gerichte Freigrafen und Schöffen waren in allen Landen des ſüdweſtlichen Teutſchlands, eine unſichtbare, ſtreng in ſich verhüllte und verſchloſſene Macht, die ihre geheimen Sitzungen hielt und die Verbrecher geheim und unvermeidlich richtete. Welcherlei ihre Art, ihre Bräuche, ihre Weihen waren, weiß man nur dunkel. Das Feierliche und Nächtliche dieſer Hochgerichte hätte man immer behalten ſollen; denn ein Menſchenleben iſt ein ernſtes Ding, und der Ernſt und das Grauſen der Strafen ſchrecket die meiſten Menſchen mehr, als das fantaſieloſe Beil und der nackte Strang. Auch dieſe Gerichte wurden gegen den Ausgang des funfzehnten und den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts abgeſchafft, weil mit dem alten Glauben auch die alte Art fallen mußte, und weil die Freigrafen, wenn auch ihnen Glaube und Gewiſſen verging, furchtbare Tyrannen werden mußten.

Das Mittelalter iſt das Zeitalter der Fehden. Die jetzigen Menſchen denken bei dem Worte Fehde faſt daſſelbe, als wenn man ihnen von Räuberbanden und Spitzbubenſchaaren erzählt, welche ſtehlen, morden, brandſtiften, und alle ſcheußlichſten Gräuel der Natur begehen. Es iſt das Fehdeweſen auch häufig ſo dargeſtellt worden. Wenn das aber das Alltägliche jener Zeit geweſen wäre, wie hätten Freiheit und Blüthe des Volks beſtehen können, die doch damals viel herrlicher waren, als zwei oder drei Jahrhunderte ſpäter? Freilich als noch keine Söldner die Thore bewachten und keine Regierungen unter dem Schein der Sicherheit durch zu fein ausgeſponnene Ordnung und Polizei die Menſchen zu Weichlingen und Knechten machten, war die Selbſthülfe und Selbſtrache und ſelbſt der Muthwille und Uebermuth häufiger, als jetzt; der unruhige und kriegeriſche Sinn, die Liebe der Waffen und des Getümmels, die reitzbarere und kühnere Jugend des Zeitalters, ſelbſt das Abentheuerliche und Ritterliche, was in dem Aufſuchen der Gefahr lag: auch die Leichtigkeit, die jeder freie Mann vor dem Gebrauch des Pulvers hatte, ſich in ſeinem Schloſſe oder hinter den Wällen ſeiner Burg zu vertheidigen — alles das reitzte zu Ueberziehungen und Fehden, die man mehr als Uebungen der Tapferkeit denn als ein ehrloſes Räuberhandwerk betrachtete. Nie war eine Zeit, wo es an kleinen Kriegen, Ueberfällen, Plünderungen, und Räubereien fehlte; zuweilen, wann dies Weſen zu wild zu werden drohete, mußten Bündniſſe und Bewaffnungen geſtiftet werden, um die kriegsluſtige und getümmelvolle Jugend wieder zur Ordnung zu weiſen. Zuweilen geſchah es auch wohl, daß ſchändliche und wirklich räuberiſche Geſellen das Befehden und Ueberziehen zu einem Handwerk machten und rechte Räuber wurden; dieſe endigten aber gleich Räubern an dem Galgen oder auf dem Scheiterhauſen. Bei den andern ging es gewöhnlich ehrlich und ordentlich zu durch Abſage- und Aufſagebriefe, und Beſtimmung des Tages und der Stunde, wo man als Feind auftreten wolle; denn das däuchte ihnen nach altem teutſchen Brauch jedes freien und wehrhaften Mannes Recht zu ſeyn, daß er ſeinen Feinden abſagen und ſie bekriegen mögte, wann, wo, und wie er konnte und wollte. Nicht bloß Fürſten gegen Fürſten, Städte gegen Städte, oder einzelne Ritter gegen eine Stadt, einen Biſchof, einen Fürſten, ſondern einzelne Bürger ſagten oft einer ganzen Stadt oder einem ganzen Lande den Frieden auf. Dies war uralte Weiſe. Es gab aber hier auch Geſetze des Herkommens, und wer ſeinen Feind völlig Geſetzlos überfiel und behandelte, der ward auch, wenn man ihn fing, wie ein ehrloſer Bube behandelt. Unſere leidenden Bürger und Bauern, an lange und mürbe Faulheit der Knechtſchaft gewöhnt, denken, wenn ſie die Geſchichten jener Zeit hören, immer an ihren kümmerlichen und wehrloſen Zuſtand; ſie meinen, es wären eitel adliche Räuber und Ritter, die ſich in Fehden zerbalgten und andern das Gut und das Leben plünderten. O wie mancher freche Geſell aus den Städten und vom Lande, der die rege Kraft nicht zu laſſen wußte, zog aus und that ein Gleiches. Wie können die Menſchen überall glauben, daß ein ſo treues, frommes, freundliches, kunſtreiches, und tapferes Volk, deſſen Geſetze alle auf löbliche Freiheit und freudiges Leben zielten, ſo lange ein Weſen bei ſich geduldet hätte, das nichts als Gewalt und Räuberei geweſen wäre? Dieſe Waffenfreiheit und dieſer brennende Thatentrieb bei unſern Vätern hatten ihr Läſtiges und Unbequemes; aber freien Menſchen thut es ſo weh, alles einzuſchränken, wodurch Muth und Tapferkeit zugleich mit geſtraft wird: ſie duldeten das kleinere Uebel für das größere Gut, für die Freiheit. Wäre aber — wie viele ſich einbilden — das Land voll eitel Räuber und Banditen geweſen, wie hätte es ſo mächtig und blühend ſeyn können, als es war?

Nein, in dieſen Fehden ſprach ſich noch täglich der alte kriegeriſche Sinn aus, und jene freie und tüchtige Vergeltungsart, die ihre Klage ſo ungern unter die Klauberei der Schriftgelehrten und unter die Tücke des todten Buchſtaben ſtellt; aber offen und ritterlich, nicht meuchliſch und hinterrückiſch ſollten die Fehden angekündigt und geführet werden. So lange der Geiſt des Ritterthums beſtand, ſo lange der Gottesfriede, der geheime Glaube an eine dunkle, aber gewiſſe Vergeltung, die Macht der Prieſter und Altäre und ihr Bann über die Herzen Gewalt hatten, gab es Zügel genug, die wilde Kraft zu bändigen und den jugendlichen Uebermuth zu zerknirſchen. Dies und die ganze natürlich ritterliche und prieſterliche Art und das ganze Leben des Mittelalters überhaupt muß man ſich vor das Gemüth ſtellen können, wenn man das Vergangene begreifen und beurtheilen will. Was in dunkeln und kindlichen Zeiten dunkel und unentwickelt mit einander beſtehen und leben kann, das darf freilich nicht mehr ſeyn, wenn das Menſchenalter mündig oder nur hell wird; will man es dann noch behalten, ſo wird es ein Aberglaube oder Gräuel.

Die Hierarchie und das Prieſterthum blieb zu dem Kaiſer und Reiche wie zu dem Volke ungefähr auch jetzt noch in denſelben Verhältniſſen, worein es durch die ſiegreichen Geſetze Gregors und durch andere große Kirchenvorſteher geſtellt worden war, und worin es der Natur des Chriſtenthums und der Bildung des Volks nach ſtehen mußte. In Teutſchland wurden jetzt keine großen Veränderungen erlebt, doch aus der Kirche ſelbſt und aus andern bedeutenden Zeichen und Erſcheinungen, die ſich am Horizont dieſes Jahrhunderts zeigten, konnte man weiſſagen, daß es nicht lange mehr ſo bleiben würde. Die päbſtliche Macht, worauf als auf dem eigentlichen Grundſtein das ganze Gebäude der damaligen Kirche ruhete, hatte gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihren höchſten Punkt erreicht, und ging ſeitdem abwärts; nie hat ſie wieder geherrſcht, wie von Alexander dem Dritten bis auf Innocenz den Dritten. So ſcheint das Verhängniß aller menſchlichen Dinge zu ſeyn, oder beſtehen ſie überhaupt nur im Kampfe lebendig und ſtark? Die Päbſte konnten ausruhen auf den Arbeiten ihrer Vorfahren, als keine Friedriche von Hohenſtaufen mehr zu fürchten waren; die Anſpannung ließ nach, und die Macht löſte ſich mehr auf. Auch das verdarb die Päbſte, daß, was die Geiſtlichkeit weder aufhalten konnte noch wollte, die freien Städte und die nun ſchon reiche und gebildete Weltlichkeit in Muth und Freiheit und Kunſt immer friſcher fortſtrebten, ſie aber und die ganze Hierarchie in ihrem Weſen und Seyn eiſern und ſtarr bleiben und nicht mitgehen wollten. Und das wäre noch verzeihlich geweſen, aber ſie gingen mit in Lüſten und Begierden und Genüſſen; die Heiligkeit und der Ernſt wurden abgelegt, und kein neuer Harniſch angethan, der die Augen des Volks hätte blenden oder die Mängel bedecken können. Aber am meiſten ſchadete den Päbſten, daß ſie ſich durch die Schlauheit des böſen Königs von Frankreich Philipp des Schönen im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nach der Stadt Avignon in Südfrankreich bringen ließen, wo ſie 72 Jahre, bis zum Jahre 1378, ſaßen, und ſich und ihr ganzes Verhältniß und Weſen von der europäiſchen Welt zu nahe beleuchten, auch ſich durch die franzöſiſche Politik in manche Verhältniſſe einklemmen ließen, die ihnen nicht immer das Rechte und Politiſche zu thun erlaubten. Dieſe Entfernung von Rom, und manche andere Unvorſichtigkeiten und Nachläſſigkeiten veranlaßten die lange Kirchenſpaltung, wo die Chriſtenheit ſich zwiſchen zwei und drei Päbſten theilte, und wo man in 39 Jahren nicht wußte, wer in Rom denn eigentlich der Herr ſei. Dieſe für den päbſtlichen Stuhl traurige Zeit hatte im Innern der Kirche faſt dieſelben Folgen, welche das zwanzigjährige Zwiſchenreich zwiſchen Konrad dem Vierten und Rudolf von Habsburg in Teutſchland für die kaiſerliche Macht gehabt hatte: Verwirrung, Spaltung, entweihte Kirchengewalt, und Bannflüche der Päbſte gegen einander: die Laien lernten nun an der Untrüglichkeit zweifeln, und ſahen, daß die geſchleuderten Donnerkeile nicht immer trafen; Auflöſung der Kirchenzucht, Verfall des Glaubens, Krieg unter den Mönchsorden, Macht, die der weltliche Arm ſich nehmen mußte, da der geiſtliche ſein Amt nicht verwalten konnte. Das Schlimmſte war die Schlichtung dieſer geiſtlichen Vielherrſchaft oder Hirtenloſigkeit. Sie geſchah durch die beiden Koncilien, die in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu Konſtanz und Baſel gehalten wurden. Dieſe Koncilien ſollten auch die Kirche ordnen und beſſern, alle Misbräuche und alles läſterliche und ſchandbare Weſen wegthun, und die Eingriffe der Päbſte in die Rechte der Völker und Herrſcher zurückweiſen; aber von allem dieſem geſchah faſt nichts, die Päbſte und die italiäniſche Schlauheit täuſchten alle, und äuſſerlich blieben die Päbſte noch Päbſte. Innerlich ward es aber ganz anders: was der Gedanke durchſchaut und begriffen hat, das kann nicht wieder getödtet werden. In den langen Jahren, als dieſe Koncilien ſaßen, wozu die hohe Geiſtlichkeit aller chriſtlichen Länder berufen war, ward vieles begriffen, erklärt, und ausgeſprochen über die Gewalt der Kirche und des Pabſtes, und über Misbräuche und Gräuel aller Art, die ſich eingeſchlichen hatten; über Regierung, Freiheit, Fürſten- und Pabſtrecht wurden kühne und freie Begriffe ausgebreitet, die jeder Abreiſende mit in ſeine Heimath nahm. Die Schwäche der Hierarchie war aufgedeckt, was man aus der Ferne angebetet hatte, war zu nah geſehen worden: man zitterte nicht mehr vor dem Bann, und glaubte nicht mehr an die Unfehlbarkeit der Nachfolger des heiligen Petrus.

Bei der Geiſtlichkeit war auch der Unterricht und die Unterweiſung der Menge; die Kloſterſchulen, die Univerſitäten, kurz alles, was zur Gelehrſamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntniſſe weniger, daß der Unterricht ſteifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die luſtigſten waren, darüber iſt das ſpätere Geſchlecht nur Einer Meinung; und es kann wirklich nicht geleugnet werden, daß es ſo war. Aber ſo leer, ſo arm, und geiſtlos konnte es nicht ſein, als viele meinen; denn wie ſollten ſo viele gelehrte, geſchickte, geiſtreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere, und kühnere Männer, als dieſes ſich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anſtalten hervorgegangen ſein, wenn alles ſo gar todt und dürftig geweſen wäre? Nein, das war es gewiß nicht. Jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieſer unglücklichen fehlt, und was Friſche und Saft auf das Dürreſte und Lebloſeſte goß und es mit Geiſt und Athem beſeelte: ſie hatte einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott, die Religion war von Kind auf in das ganze Leben und in all ſein Thun und Leiden geflochten, eine kindliche und unbewußte Religion; und dieſe höchſte Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit, und Geſchicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen, und wirkte aus ihnen heraus ſchöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menſchen folgten ihrem Triebe, wie die Bienen und Ameiſen und Schwalben, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuſer mauern, und nicht wiſſen, wodurch noch warum ſie es thun.

Dieſer lebendige, geſchäftige, und einfältige Geiſt der Frömmigkeit und der göttlichen Liebe blühete in jenen herrlichen jetzt vergangenen Menſchengeſchlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unſere Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnſucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachſene an die früheſten Tage ſeiner Jugend zurückdenkt und der vielerfahrne Mann vor der Unſchuld des Kindes anbetet. Durch dieſe Kraft ſchufen ſie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künſtliche Geſetze; durch dieſe waren ſie Dichter und Saitenſpieler und Bildner und

Baumeiſter, und wußten nicht, daß ſie es waren, ſondern hielten ſich für gemeine Menſchen gleich allen anderen. Es war aber dieſes Heilige und Fromme in dem teutſchen Volke uralt, und weil das Volk ſo rein und einfältig war, darum trug es ſo liebliche Früchte. Hier auf dieſem Boden, wo ihre rauhen Altvordern in Wäldern und Bergen das Elenn und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des Ewigen geweſen, wo keine frühern Völker Zeichen und Bilder zurückgelaſſen hatten, woran die ſpäteren ſich erwecken und entzünden konnten, hier ohne Meiſter als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, ſchufen, bildeten, und erfanden ſie, was uns als etwas Unbegreifliches und Ueberſchwängliches erſtaunt. Auch das iſt eine Ehre unſers Volkes und ein Beweis für dieſe Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute dem Wanderer erzählen: man weiß den Meiſter und Erbauer nicht, aber die Sage geht, es war ein Teutſcher. Und wer will alle die Erfindungen und Künſte herzählen, die dieſes ſinnvolle, geduldige, und fromme Volk erſonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verſchönert und die Sitte befeſtigt hat?

Das iſt aber klar, wenn man dieſe Zeit aus ihren Werken und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht ſtehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der früheſten Zeit geworfen, eine uralte geiſtreiche und ſeelenvolle Religion und Gottesglaube, die aus Aſien in die Wälder Germaniens eingewandert waren, die innigſte und tiefſte Weltanſchauung und Weltdurchdringung, die ſich in tauſend Zeichen und Bildern in der früheſten Sprache wiederſpiegelt, einer Sprache, welche die Geiſter des Lichts erfunden haben – alles dies muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das ſie im neunten Jahrhundert noch Barbaren nannten, im zwölften und dreizehnten ſchon ſo herrliches ſchaffen und bilden konnte. Woher iſt alles das Namenloſe und Unendliche, was jene früheſte Zeit geboren hat? aus welcher Bruſt klang zuerſt das herrliche Nibelungenlied und ſo viele ſüße Volksgeſänge, die, mit dem Volke geboren, nur verhallen werden, wann das letzte teutſchen Sinnes und teutſcher Tugend ausgeſtorben iſt? wer hat die Dome in Mailand, Ulm, Cöln, Wien, Strasburg, Auxerre, Piſa gebaut? woher entſprangen die unendlichen Bilder, gleichſam aller Weltkräfte Spiegel, die in tauſend Geſtalten uns wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder wie Andeutungen und Weißagungen aus einer fernhin zukünftigen Zeit zu umflattern ſcheinen? Wahrlich dieſe Werke und Bilder ſind beides, denn dieſe freudigen Menſchen lebten mitten in Gott, und er ſelbſt ſchuf aus ihnen.

Ein Wunder bleibt dies immer, wie alles höhere Daſein ein Wunder iſt. Darum nennen die einen es eine Narrheit und die andern eine

Herrlichkeit; die einen mögten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder einem kindlichen Bilde, die andern schreien: dummes myſtiſches und mönchiſches Zeug! nichts als Verworrenheit und Geſtaltloſigkeit! Das iſt aber wahr und bleibt wahr, wer nicht durch das Chriſtenthum und ſeine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Werke erkennen kann, dem bleiben ſie ein verſchloſſenes Räthſel oder eine bunte Albernheit; viele ſtellen ſich aber, als verſtänden ſie es, und verſtehen es doch nicht, ſondern ſind nur Stauner und Nachbeter. Und wer nur das klare und heitere Heidenthum erkennt und darin gelebt hat, dem iſt der Sinn oft ſo zugeſchloſſen, in dieſe Heiligthümer einzudringen, daß, wenn ſie ihm auch lieblich dünken, ſie ihn doch immer bänglich und halb verworren und faſt mit einem Gefühl von Sünde gehen laſſen. Das iſt aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig ſei und lebendig und gläubig in dem Chriſtenthum, ſo daß es, wiewohl in einer andern Geſtalt, noch in uns lebet und wirket; dann ſehen wir in dieſen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das ganze Leben jener Zeit, die Hierarchie, das Kaiſerthum, die weltliche Waidlichkeit, und die geiſtliche Demuth, und es ſteht eine lebendige, volle, und mächtige Welt vor uns, wie keine Geſchichtbücher ſie mahlen, die immer nur das Einzelne und dieſes nur nach einander zeigen können. Wer baut jetzt ſolche Mauren, wölbt ſolche Pfeiler und Dome, und treibt ſolche Thürme in die Luft? Das kann kein Menſch, ſondern allein Gott, durch welchen die Herzen jener Frommen ſo hoch in die Lüfte zum Himmel emporſchlugen. Wer ſchnitzelt und meißelt und gräbt und mahlt ſolche fromme, freundliche, und kindliche Bilder? aus weſſen Herzen ſtrömen ſolche Weltfantaſien? Wahrlich, nicht aus dem Herzen eines der Jetztlebenden. Daß einer fromm ſei und kindlich und einfältig, thut es nicht, ſondern es iſt die Seele des ganzen Volkes, die ſolche Werke ſchaffet; denn was kann auch der herrlichſte und göttlichſte Menſch, es ſei denn des ganzen Volkes Sinn oder Gott in ihm, die ihn treiben? Wie aber, wenn ein Volk keinen Sinn hat und an keinen Gott glaubt?

Das iſt aber die ganze Erklärung der Kunſt dieſer Zeit, die von Kunſt nichts wußte: ſie war ein Bild des Chriſtenthums, das blühende Chriſtenthum hatte ſich in ihr ordentlich abgedruckt, und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtloſigkeit — dieſe Zeichen tragen alle Werke jener Menſchen; aber wo das Herz höher ſtreben und die Fantaſie mannigfaltiger ſpielen durfte, da fällſt du vor der Unendlichkeit und Unermeßkichkeit des Chriſtenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, Ueberſchwängliche, das keinen irdiſchen Glanz noch weltlichen Schein, noch irgend eine äußere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut; in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tauſend Bildern und Blüthen hinwehet, und doch nirgends in Geſtalt ſchließet noch beſtimmt: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Chriſtenthums, alles kraus, bunt, durch einander gewebt; was man das Romantiſche genannt hat. Wie willſt du dieſe Schnörkel und Zierrathen, dieſe Mannigfaltigkeit von Natur- und Fantaſiegeſtalten, dieſes bedeutungsvolle Bedeutungsloſe, dieſes alles, worin tauſend Geſtalten ſich zu bilden ſcheinen und worin keine iſt — wie willſt du es erklären. nicht in den Bildern allein, ſondern aus dem Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubeſt, es iſt wie ein muſikaliſches Vorſpiel aller Welt und aller Schöpfung und Geſtaltung der Welt, das der Seele des Frommen von Engeln eingehaucht ward, ein zartes und nach allen Geſtalten hinſpielendes Vorbild jenes Chriſtenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geſchloſſenen und klaren Geſtalt aufhören und erſtarren ſoll, ſondern wie ein lebendiger Strom aller Geiſter und aller Geſtalten und wie eine Fluth aller Bilder von Geiſtern und Geſtalten fortfließen ſoll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir ſpielen im dritten oder fünften Jahre, und du haſt ein Bild deſſen, was jene Menſchen waren und was ihr Wirken und Bilden bedeutete. Wie klar und beſonnen iſt die eine Seite der Kleinen! wie ruhig, friedlich, klug, und geſchickt leben ſie mit einander, wenn ſie das Bedürfniß der Geſellſchaft haben! wie umgehen ſie ſich, weichen einander aus, belauſchen was jedem gefällt mit einer Kunſt, die allein Gott ihnen gelehrt hat! ſie leben ſo geſcheut und tüchtig mit einander, als hätten ſie das Weltweſen und ſeine Anſtöße und Triebe ſchon einige Jahrhunderte mit durchgelebt. Aber die andere Seite iſt verhüllt und eingeſchloſſen, wie die Keime der Frucht von Blüthen und Blättern umhüllt ſind; da iſt ein dunkles und dämmerndes Land der Träume und Fantaſien. Dahin ſtelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willſt. Welche wunderbare Andeutungen und Anſpielungen, welche Fantaſien wie aus fernen Landen und Zeiten! welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die das Kühnſte und Leichteſte der Erwachſenen oft überfliegen! Solche Kinder waren jene Menſchen, hell, klar, beſonnen, friſch, und fröhlich im Leben, dunkel, myſtiſch, verhüllt, romantiſch im Glauben und in der Kunſt. Eine arme Zeit begreift nicht, wie beides bei einander ſein kann.

Das Leben jener Zeit hatte allerdings ſeine Härten und Sprödigkeiten, wie ſie kräftigen Zeitaltern natürlich ſind und weichlichen unausſtehlich dünken. Wer bloß in unſerer Feinheit gelebt hat, kann die Großheit jener Menſchen nicht begreifen. Die Jugend und die Freiheit hatten ihren Muthwillen und ihre Ausgelaſſenheiten; aber über das Ganze neigte ſich der Gottesglaube und die himmliſche Freundlichkeit, und beruhigten die Wildheit, wie eine liebliche Jungfrau ſich über einen wilden Buben neigt und ihn mit Mährchen und Fabeln in den Schlaf lullt. Jenes Ernſte und Feierliche und doch wieder Luſtige und Kindliche, was in den Liedern und Sagen klingt und in den Bilderchen und Zierrathen der Tempel ſpielt, war die Geſtalt des ganzen Lebens geworden. So war das Haus beſtellt, ſo der Hausrath, ſo die Kleidung, ſo Schritt und Haltung der Menſchen: alles Eines Lebens und Triebes; deswegen ein anmuthiges, friedſeliges, und einträchtiges Weſen, bei deſſen Betrachtung einem wohl ums Herz wird. Strenge und Stattlichkeit und Freundlichkeit und Demuth, Ernſt und Feierlichkeit und Spiel und Muthwille wohnten ungeſtört und geſchwiſterlich neben einander, und die bürgerliche Langſamkeit und fromme Bedächtigkeit des gewöhnlichen Lebens ward in Kriegen und Gefahren zu einer Geſchwindigkeit und Entſchloſſenheit, die nur das Herz erzeugt. Nichts Finſteres, nichts Mürriſches in den Sitten, ſondern Freude und Wohlleben; aber Zucht im Hauſe, Zucht in der Gemeinde, Würde bei der Obrigkeit, eine feſte Ordnung bei jedem Mann, der auf einer öffentlichen Stelle ſtand. Dort Strenge, dort Unerbittlichkeit, wann gefehlt ward. Jedem ſeine Geburt, ſein Anſehn, ſeine Stelle im Volke beſtimmt; aber keine Stelle im Volke verachtet noch ehrlos. Es waren freie und gewaffnete Menſchen, jeder hielt auf ſich, jeder ſchirmte ſich ſelbſt, und gab Ehre, und empfing Ehre. Das Gemeinweſen gemeſſen, würdevoll, und prangend, die Geſellſchaft ernſt und feierlich, und mit Ernſt und mit Gott beginnend, dann in Luſt, Saitenſpiel, und fröhlichen Muthwillen zerfließend. Noch heute ſind die Teutſchen wohl das fröhlichſte europäiſche Volk. Und es war Reichthum und Fülle bei dem Geſchlechte, und es konnte ſpielen und ſich freuen, und auf Werke ſinnen, die den Nachkommen verkündeten, welch ein teutſches Volk einſt gelebt habe.

Wie kraus und bunt und vielfältig in einander verflochten, wie in tauſend Geſtalten hinſpielend, durch tauſend verſchiedene Strebungen und Fantaſien doch zu Einem Ziele ſtrebend das Chriſtenthum und die aus ihm und dem frommen Volke geborne Kunſt war, ſo bunt, ſo vielfältig, und tauſendfältig einander durchkreuzend und doch einander haltend ſtand auch das ganze politiſche Leben des Volkes, eine äußerliche Hierarchie Gottes, worauf oben ſchon oft hingewieſen iſt. Dieſes Kaiſerthum, bunt wie der Mantel, den der Kaiſer am Krönungstage gleichſam ſymboliſch umhing, war die Geſtalt des weiten Reiches. Wie vielerlei Ordnungen von Fürſten und Herren, und in jedem beſonderen Lande wie wieder ein verſchiedenes Geſetz und eine verſchiedene Art! die Städte wie viele kleine Freiſtaaten! und in jeder Stadt beſondere Bräuche, Einrichtungen, Sitten, und jedes, auch das kleinſte, Gemeinweſen wieder aus fünf, ſechs, ja wohl funfzehn, ſechszehn kleiner Staaten zuſammengeſetzt! ich meine die Brüderſchaften und Zünfte und Gilden, die in jener lebendigen Zeit noch nicht zur Gaukelei und Spielerei ausgeartet waren, was ſie ſpäter oft geweſen ſind. Auch dies war eine Art Ritterthum, eine für ſich geſchloſſene verbündete Geſellſchaft, die ihre Bräuche, Geheimniſſe, und ſogar Weihen hatte. Darauf bei dem kleinſten Bürger ein Stolz und dafür ein Gehorſam, wie nur bei dem edelſten Ritter; daran die Satzungen der Gemeinde, die Ehre des Hauſes, die Erziehung der Kinder, die Zucht der Ehen geknüpft; ſogar eine bürgerliche Ahnenprobe, die nichts Unehrliches und Unebenbürtiges zuließ; aller Schimpf und Schande mit unerbittlicher Strenge ausgeſtoßen. Dieſer mannigfaltig zertheilte und zerſplitterte Geiſt bildete in dem großen Reiche ſo viele kleine Staaten, und band ſich doch durch einen allgemeinen Sinn für Tugend und Recht und Ehrbarkeit wieder ſo zuſammen, daß man nur dadurch begreift, wie ein ſo tauſendfältig Getrenntes und ſo unſichtbar Verbundenes ſo manche Jahrhunderte hat beſtehen können. Wann aber das Leben aus dieſen Geſtalten verſchwunden iſt, und die Bewegung, die das bunte Räderwerk lebendig durch einander treibt, ſtill ſteht, dann wiſſe, die Zeit der Aufräumung iſt da: du ſollſt die alten Gerüſte zerſchlagen, auf daß ein neuer Bau beginnen könne.

Wenn man bedenkt, wie fromm, züchtig, löblich, und doch wie friſch, tapfer, geſchwind dieſes Leben aus jugendlicher Kraft und lebendigem Chriſtenthum erwachſen war, wenn man empfindet, wie tief die Kunſt dieſer Menſchen die Natur und Gott ergriffen und in unvergänglichen Bildern hingeſtellt hat, ſo wird man von einer ſtillen Wehmuth befallen, daß ein ſo glückliches und freudiges Weſen doch auch vergehen mußte. Wenn man ſieht, wie dieſe kindlichen und von Gott geleiteten und getriebenen Menſchen ohne Kenntniß und Wiſſenſchaft ſo Großes und Mächtiges konnten, ſo will der Wunſch nicht ſchweigen: o wäre doch nichts Fremdes dazwiſchen gekommen! hätte dieſes kindliche, demüthige, und fromme Leben ſich doch durch ſich ſelbſt zwar langſamer aber ſicherer zur Mündigkeit und zum Bewußtſein durchgearbeitet! vieles Leid und viele Gräuel wären vielleicht weniger geweſen; das Leben und ſeine Beſtrebungen wären nie ſo zerſplittert worden; Hader, Zwietracht, Verkehrtheit, die aus einer verkehrten Nachahmung des Veralteten und Heidniſchen entſprangen, hätten die Menſchen nicht ſo zerriſſen und verführt. Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn dieſes Geſchlecht mit dem Mönchslatein und ſeiner Bibel ohne die Griechen und Römer ſich ſo ſelbſt entwickelt und fortgebildet hätte, wie es im dreizehnten, vierzehnten, und noch in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts auf dem Wege war? Den Homer der Niebelungen hatten wir auch ohne Homer, die Spanier ihren Cid ohne klaſſiſche Heldengeſchichte; liebliche Lieder wurden geſungen, ehe man wußte, daß Anakreon und Katullus und Pindarus in der Welt geweſen; die Dome in Strasburg und Mailand ſtanden, ehe die Tempel des olympiſchen Jupiters und der epheſiniſchen Diana gehört waren; vor Thucydides und Livius und Tacitus gab es bei uns gewaltigere und edlere Männer, Feldherren, Könige, Stifter, und Vertheidiger der Freiheit, als nach ihnen. Und wie viel Aeffiſches und Verkehrtes iſt ſeit dem ſiebenzehnten, achtzehnten Jahrhundert in die Kunſt und das Leben der Europäer gekommen, weil man nach dem Todten das Lebendige hat bilden wollen, und weil man gemeint hat, Phidias und Homer und Sophokles könnten in ihrer alten Geſtalt wieder auferſtehen! — Vergebliche Klage, und thörigtes Unterfangen! Es däucht uns oft luſtig, zu unterſuchen und zu vergleichen, wenn dies und jenes nicht geſchehen, oder wenn es anders geſchehen wäre, wie dieſer oder jener Menſch, dieſes oder jenes Zeitalter, dieſe oder jene Begebenheit dann eine ganz andere Bahn, anderes Streben, und anderen Ausgang gewonnen haben würde; aber nie erreicht bei dieſen Unterſuchungen und Vergleichungen die menſchliche Kurzſichtigkeit Schluß noch Ziel. Das Ziel iſt: falle nieder und bete an vor der unbegreiflichen Gewalt, welche durch die Zeiten und Geſchlechter dunkel hinwandelt und waltet, mit dem Glauben flattre wie Noahs Taube mit dem Oelblatt über der Sündfluth der Geſchichte, mit der Demuth verehre den ſtillen und frommen Geiſt, der doch aus allem Lebendigen wehet und athmet, und wann das Herrlichſte zerfällt und das Unſchuldigſte vergeht, und das Tapferſte beſiegt wird, und das Freieſte dient — dann weine, und ſchweige, und erkenne, daß über den Wolken etwas lebt und richtet, deſſen Wege du nicht meiſtern darfſt.

So blühete Teutſchland gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, reich an Volk und Städten, an Künſten und Freiheit, herrlich durch den Namen des Kaiſers, von der Trebbia bis zur Eider, von der Rhone bis zur Neva herrſchend, als das freieſte, ſtärkſte, ſtreitbarſte Volk berühmt. Die Menſchen jenſeits der Alpen und Ardennen ſahen in den teutſchen Lanzenknechten noch die Rieſengeſtalten, die einſt Marius und Cäſars Heere erſchreckt hatten, und erſtaunten vor ihrer Ordnung und Tapferkeit. Man dachte ſich jenſeits der Berge alles noch viel größer und mächtiger, als es war, einen Glanz der Freiheit, eine Volksmenge, einen kriegeriſchen Sinn, wogegen ganz Europa nichts vermöge. Die Teutſchen hießen nur das kriegeriſcheſte, unüberwindliche, gewaltige Volk, das jeden Augenblick Hunderttauſende von Kriegsmännern ausſenden könne, wie der Winter Schneeflocken ausſtreuet; und das war die größte Ehre dieſes Volkes, daß ſein Glück nur beneidet, nicht gefürchtet wurde: denn es war das gerechteſte Volk, es wollte keinen drängen noch erobern. Wirklich war Teutſchland ſtark durch Treue und Biederſinn, durch Freiheit und Freiheitsmuth, und durch einen edlen Stolz, den es auf ſeine Ehre und ſeinen Namen hatte. Jede Stadt war eine Feſtung, jede Bürgerſchaft eine Beſatzung, über deren Leichen zur Eroberung gegangen werden mußte; die Kriegsordnung wohl geſtellt, jede Innung in Genoſſenſchaften geſchaart, Zeugmeiſter und Feuerwerker verordnet, und ein ſtattlicher Zeug eingerichtet, Vorräthe auf mehrere Monate in den großen Städten immer in Bereitſchaft. Auch das Land wimmelte von Menſchen, und Dörfer reiheten ſich an Dörfer: in den folgenden Unglückszeiten ſind viele Orte und

Namen verſchwunden, die nimmer wieder erſtehen ſollten. Aber doch war Teutſchland ſtärker durch die Meinung, als in der Wirklichkeit; es kam auf die Probe an, wann eine wirkliche Gefahr andrang, wann ein mächtiger Feind mit geſchloſſener Kraft, die geſchwind zu Einem Ziel gerichtet werden konnte, Verſuche gegen Teutſchland machte, wie es dann zuſammenhalten und ſeine Stärke offenbaren würde. Ein Kaiſer, der bei dem höchſten Glanz der Ehre ſo wenig wirkliche Gewalt hatte; die Fürſten, immer gieriger, alle Hoheitsrechte an ſich zu reißen, immer eiferſüchtiger auf den großen Oberherrn, und die letzten Reſte ſeiner Macht bei jeder neuen Wahl mit neuen Schranken einſchließend; die Städte, reich, fleißig, mächtig, in beſonderen Bänden zuſammenſtehend, unter dem allgemeinen Schirm des Kaiſers gehalten, aber wohl fühlend, wie ſie gegen den Neid und die Habſucht der großen Fürſten am meiſten durch ſich ſelbſt beſtanden; die hohe Geiſtlichkeit, zweien Herren dienend und oft dem Pabſt mehr als dem Kaiſer, durch den Vortheil und das Gefühl des mittleren Adels, aus welchem ihre Glieder häufig hervorgingen, an das Volk und den Kaiſer und an die wahren Vortheile des Reiches mehr gebunden, als die andern, aber auch der ohnmächtigſte Theil, weil, wo Prieſter beten, die Waffenkünſte ſchweigen; auch der Adel, ſchon lange von dem Kaiſer mehr gelöſt: der in den Landen der Fürſten angeſeßnen mußte ſich den Fürſten meiſtens unterwerfen, die ſogenannte Reichsritterſchaft war mehr des Kaiſers Ritterſchaft, doch durch die Unabhängigkeit der Stifter ſeit dem zwölften Jahrhunderte auch unabhängiger. Dieſes ſo Vielfache, ſo Streitende, mit ſo verſchiedenen Vortheilen und Trieben nach ſo verſchiedenen Seiten hin Strebende zu verbinden und ſeine Langſamkeit und Unbehülflichkeit zu geſchwinden Thaten zu bewegen, dazu bedurfte es immer außerordentlicher Menſchen und außerordentlicher Gefahren. Und wie? nach der langen Entwöhnung von mehr als drei Jahrhunderten ſollte die rüſtige und waffengeübte Kraft des Reichs von Kurfürſten, Fürſten, Städten, Biſchöfen, Rittern, und Herren ſich wieder einträchtig unter den Kaiſer ſtellen und den allgebietenden Oberherrn wieder durch die That im Gehorſam anerkennen? Das war kaum zu hoffen; auch geſchah es anders. Die ſpäteren Kaiſer mußten bitten, wo die früheren befohlen hatten.

In der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, als Friedrich der Dritte von Oeſtreich und ſein Sohn Maximilianus der Erſte teutſche Kaiſer waren, ließ Gott viele Zeichen geſchehen und viele Offenbarungen kommen, daß ein ganz anderes Zeitalter beginnen würde, als ſeit fünfhundert Jahren geweſen war. Denn ſoll etwas Neues in der Welt werden, ſo müſſen Schlag auf Schlag viele außerordentliche Erſcheinungen kommen, und wann, was aus ihnen allen hervorgeht, endlich in Einem Punkt zuſammentrifft, ſo iſt die neue Geburt fertig, und das Erſtaunen und Schrecken der Menſchen wird gebohren. Darum kann eine neue Weltepoche den Menſchen nicht anders als ein Wunder kommen. Gegen den Ausgang des funfzehnten und den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts trafen aber ſo viele Begebenheiten zuſammen, daß man neuer Dinge warten konnte; und funfzig und ſiebenzig Jahre nach jener Zeit, damals als Luther geſtorben und Karl der Fünfte vom Thron geſtiegen war, erſchien auch denen, die immer noch gehofft hatten, das Alte werde erhalten werden können, wie der Lauf der Welt und der Wille Gottes allmächtiger iſt, als alle Wünſche und Gebete, ja als alle Arbeiten und Widerſtrebungen der Menſchen.

Der Reichthum und Glanz des äußeren Lebens in den großen Freiſtaaten und Städten Italiens und Teutſchlands ſtrebten in dieſer Zeit in Kunſt und Wiſſenſchaft immer weiter und fingen an die nackte Unwiſſenheit und plumpe Liederlichkeit in der Geiſtlichkeit zuerſt zu belächeln, dann zu verachten: der Uebergang zu einer neuen Geſinnung erſchien, die Weltlichkeit wollte vor der Geiſtlichkeit herrſchen. Da kamen viele griechiſche Flüchtlinge nach Italien, und als im Jahr 1453 das griechiſche Reich zu Konſtantinopel zerſtört worden, landeten neue Meiſter der griechiſchen Sprache und Wiſſenſchaft. Jetzt ward das Studium der Griechen und Römer mit einem Leben und einem Geiſt entzündet, die ein Jahrhundert lang brannten, wie nie nachher wieder, und allen Beſtrebungen, Neigungen, und Anſichten der Menſchen eine neue Richtung gaben, welche die folgende Zeit gebähren half. Auch war in dieſem Jahrhundert von teutſchen Männern die Buchdruckerkunſt erfunden, welche den Wiſſenſchaften und allen menſchlichen Gedanken und Worten eine Geſchwindigkeit der Mittheilung und Verbreitung verſchaffte, die allmächtiger war, als alle Künſte von Deſpoten und Pfaffen, die ſie haben hemmen wollen — Das Schießpulver, das man wohl ſchon zwei Jahrhunderte kannte, aber bisher wenig gebraucht hatte, fing an die ganze Kriegsart zu verändern und der einzelnen Freiheit und Tapferkeit den Untergang zu drohen — Im Jahr 1492 entdeckte der Genueſe Colombo die Neue Welt für die Spanier, und bald darauf ſegelten die Portugieſen unter Vaſco di Gama um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Oſtindien. Dieſe kühnen Schiffer veränderten das ganze Verhältniß der Welt und der Länder — Ja, damit die neue Geburt der Zeit nicht ohne Wehen wäre, erſchien ſogar eine neue fürchterliche Krankheit, welche die Teutſchen die Franzoſen nannten, welche ſchrecklich wüthete, und wogegen man lange keine Hülfe kannte — Und damit es an äußerem Gedränge von Kriegen und Revolutionen nicht fehlte, hatte Gott es ſo geſtellt, daß in Südeuropa ſo mächtige Staaten entſtanden waren, als man ſeit vielen Jahrhunderten nicht geſehen hatte, und daß herrſchſüchtige und kriegsluſtige Könige, Räthe, und Feldherren an ihrer Spitze ſtanden.

Auch in Teutſchland waren manche Zeichen erſchienen, die auf einen neuen Zuſtand deuteten. Man war mit dem Alten nicht zufrieden, und es trug ſich auch nicht mehr, weil größere Bildung und Verfeinerung die alte Einfalt und Schlichtheit zu verdrängen anfing. Die Verhältniſſe der Menſchen und Stände und Staaten wurden vielſeitiger und verwickelter und reichten mit den alten Ordnungen und Einrichtungen nicht mehr aus. Das römiſche Recht ward immer allgemeiner und geltender, wenigſtens ſchlichen ſeine Grundſätze ſich ſtillſchweigend mehr ein. Dieſes, und das eifrige Studium der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, und die Lebensart und Geſinnung und Kunſt der Wälſchen, welche die teutſchen Jünglinge, die nach Venedig, Padua, Bologna, Rom, und Florenz zogen, dort ſahen und lernten, veranlaßten neue Strebungen und Reitze und richteten das Leben und die Neigung der Menſchen zu neuen Dingen hin. Manche neue Ordnungen, welche die Fürſten und Städte für ſich, und Kaiſer und Reich für alle jetzt machten, bewieſen auch, daß das Alte entweder nicht mehr zulange, oder nicht mehr gefalle. So hatte man den ſchwäbiſchen Bund geſtiftet, damit in Schwaben und den Rheingegenden die Befehdungen und Ueberziehungen gebändigt würden. Unter Maximilianus ward im Jahr 1495 durch eine allgemeine Beliebung der Landfriede durch ganz Teutſchland feſtgeſtellt. Bald richtete derſelbige Kaiſer unter dem Namen Reichskammergericht ein oberſtes kaiſerliches Reichsgericht ein, das aber lange noch nicht geordnet war, und eigentlich, wie es ſollte, nie geordnet worden iſt. Auch theilte er, damit Friede und Ordnung beſſer verwaltet werden könnte, das ganze Reich in Kreiſe, und errichtete einen Reichshofrath, vorzüglich für ſeine Erblande, der nachher auch Reichsſachen ſchlichtete.

In dieſer Zeit, nach dem Untergange der Hohenſtaufen im zweihundert und achten Jahre, erwuchs in Teutſchland wieder ein mächtiges Herrenhaus, das Haus Oeſtreich oder Habsburg. Rudolf von Habsburg machte es zuerſt groß; aber die Verhältniſſe des Reichs, und das Glück, und in ſeinen Nachfolgern eine Herrſchſucht, die oft feuriger als beſonnen war, ließen es nicht mächtiger werden, ſondern ſchwächten es vielmehr, und durch Theilungen der Lande ward es oft den geringeren Häuſern gleich. Am meiſten aber brachen das Haus Habsburg die Kriege mit den Schweitzern, wodurch gerechte Anſprüche verloren gingen, ungerechte nichtig gezeigt wurden. Oeſtreich war eine kleine, durch die mächtigen Könige von Ungarn und Böheim bedrängte, und von dem Neide der Nachbarn belauſchte Macht, als der Tod des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund den Anfang ſeiner Erhöhung machte, die nachher auf das geſchwindeſte ſtieg. Karl der Kühne war Herzog von Burgund geworden nach ſeinem Vater Philipp dem Gütigen im Jahr 1467, und zehen Jahre darauf in der Schlacht bei Nancy gegen die Schweitzer erſchlagen. Durch Glück, Tapferkeit, Weisheit, und Mäßigkeit hatten ſeine Vorfahren eine wahrhaft königliche Macht geſtiftet. Sie waren die Herren des größten Theils der burgundiſchen Lande jenſeits des Jura, und auch in dem ſchönen Lande, das unter den letzten Karlingern Lotharingien, bei den Spätern die Niederlande genannt ward, gehorchten ihnen die meiſten Herzogthümer und Fürſtenthümer: ein reiches, fruchtbares, mächtiges Land, voll ſtolzer ritterlicher Geſchlechter, voll ſtattlicher Burgen und Schlöſſer, und voll freier und in allen Künſten des Friedens wirkſamer und blühender Städte. Mit Philipp dem Gütigen, Herzog von Burgund, der vor Karl regierte, durfte ſich kein König meſſen; weil Karl über Kaiſern und Königen ſein wollte, beſtand die Herrſchaft nicht. Muthig, tapfer, kriegserfahren, hochherzig, arbeitſam, kurz alles, wodurch Herrſcher und Helden geachtet und gefürchtet ſein können, war Karl der Kühne; aber er war zu heftig, zu ungeduldig, zu offen, und wollte in Jahren gewinnen, was ſich oft in Jahrhunderten nicht erwerben läßt. Nach dem teutſchen Purpur und nach Teutſchlands Herrſchaft, nach Italiens Beſitz, nach der Demüthigung des franzöſiſchen Königs, nach der Unterjochung der Schweitz trachtete dieſer feurige Heldenmuth, und weil er zu vieles zugleich wollte, verdarb er alles. Teutſchland war ſtark durch die Unabhängigkeit und die Kraft ſeiner Städte, die Schweitz ward durch die Freiheit und durch die Alpen vertheidigt, in dem Könige von Frankreich Ludwig dem Eilften belauerte Karls Entwürfe eine Argliſt und Tücke, wegegen ſeine offene Ritterlichkeit ſcheitern mußte. Die Schweitzer ſchlugen ihn, durch Ludwig den Eilften ging er unter. Dieſer hatte in Karls Heere Verräther gekauft und die Schweizer durch Geld über die Berge gelockt; er war auf den Erfolg gerüſtet, griff zu, und gedachte die burgundiſchen Lande zu gewinnen. Aber er riß nur einen Theil ab; das Uebrige vertheidigten die Herren und Städte für Karls Tochter, die burgundiſche Maria, die ſich mit des Kaiſers Friedrich von Oeſtreich Sohn, mit dem Erzherzog Maximilianus, vermählte. So ward Burgund öſterreichiſch. Daß Oeſtreich noch größer würde, vermählte Philipp der Schöne, Maximilians Sohn, Erzherzog von Oeſtreich und Herzog von Burgund, ſich mit der Prinzeſſin Johanna von Hiſpanien. Von Maximilians Enkeln ward Karl, der älteſte, König von Hiſpanien, Indien, Sicilien, und Apulien, und Herzog von Burgund, Ferdinand, der jüngere, Erzherzog von Oeſtreich, und ſeit dem Jahr 1526 König von Böheim und Ungarn. Auch darin ſorgte Gott für Teutſchland, daß er dieſes mächtige Haus im Oſten ſeiner Gränzen erwachſen ließ; denn von Oſten drang mit den türkiſchen Eroberern jetzt die größte Gefahr heran.

Die Schweizerkriege, die blutigen huſſitiſchen Unruhen, die Feldzüge und der Fall Karls des Kühnen, ein Krieg Maximilians und des Schwäbiſchen Bundes gegen die Schweiz, der unbedeutende Krieg deſſelben Kaiſers gegen Venedig — dies waren die einzigen großen Unruhen, welche Teutſchland im funfzehnten Jahrhundert und in den erſten Jahren des ſechszehnten erfuhr. Aber die meiſten europäiſchen Staaten hatten ſich in dieſer Zeit geſtärkt und ihre inneren Kräfte feſter verbunden; Teutſchland, deſſen Reichskraft immer mehr aus einander ging, durfte nicht hoffen, daß es noch lange ſo ruhig ſitzen würde, wie es die letzten Jahrhunderte geſeſſen hatte. Spanien war Ein Staat geworden durch den langen Kampf mit den Mohren und Saracenen, die am Ende des funfzehnten Jahrhunderts bezwungen wurden; Frankreich hatte ſeine Kraft verſammelt und die mächtigen Herrenhäuſer vertilgt durch die langen und blutigen Kriege um die Herrſchaft des Landes, die es mit England führen mußte: die Argliſt und Geſchicklichkeit Ludwigs des Elften that das Letzte, er hinterließ einen mächtigen Staat, und ein beſoldetes Heer, wie damals kein Fürſt hatte. Auch England hatte jener Kampf nicht geſchadet; in blutigen Getümmeln und fürchterlichen Wechſeln waren ſeine lebendigen Kräfte in Reibung geblieben, und immer noch ward von dem kühnen und freigeſinnten Volke freudig nach Freiheit und Geſetzlichkeit geſtrebt. Den Norden berührte Europa nur noch durch die Hierarchie und den Handel der Hanſe. Im Oſten war Barbarei, Knechtſchaft, und Geſetzloſigkeit. Italien und Teutſchland, die blühendſten, die freieſten, die kunſtreichſten, und gebildetſten Länder, hatten eine bunte und wunderbare Vielherrſchaft; in einem andern Weltalter und unter anderen äußeren Einflüſſen erneueten ſie faſt die Geſchichte Griechenlands von dem ſechsten bis zweiten Jahrhundert vor Chriſti Geburt; ihr Glück, ihre Verbindung mit einander, und ihr Schickſal ſollte noch mehr daran erinnern.

Griechenland war Italien gezeigt worden, Italien ward Teutſchland vorgehalten; doch wollte man nie weiſe werden, und eine Ungebundenheit, die man Freiheit nannte, gefiel hinfort beſſer, als ein Gehorſam, wodurch nur Freiheit beſteht.

In Italien war es faſt wie in Teutſchland, viele Könige, Fürſten, Freiſtaaten, und Herren; nur daß der Kaiſer aus der Ferne faſt gar nicht, der Pabſt nicht mehr wie vor zwei Jahrhunderten herrſchte. Die Mächtigſten waren damals der Pabſt, die Republik Venedig, die Republik Florenz, der Herzog von Mailand, der Herzog von Savoyen, der König von Neapel, und der König von Hiſpanien in Sicilien. Ihre Zwietracht und Eiferſucht gegen einander, vorzüglich die Verruchtheit des Pabſtes Alexander des Sechsten und ſeines Sohnes Cäſar Borgia und des Herzogs Ludwig Moro von Mailand zogen die Fremden in das ſchöne Land. Im Jahr 1494 zog Karl der Achte, König von Frankreich, wie in einem Siegeszuge durch Italien. Ludwig Moro, die Florentiner, Alexander der Sechste gaben ihm Feſtungen ein und zahlten ihm Millionen Hülfsgelder; in wenigen Monaten war er im Beſitz des Königreichs Apulien, worauf er Anſprüche machte. Bald in ganz Italien Erſtaunen und Schrecken, dann Erwachen und Beſinnung, daß ſo mächtige Nachbarn der Freiheit gefährlich werden würden. Die venetiſche Klugheit errichtete ein Bündniß, und verſammelte ein Heer, die Franzoſen ſchlugen ſich an der Trebbia bei Fuornovo durch, und gingen über die Alpen wieder in ihr Land. Dies geſchah ein Jahr nach dem Einfall Karls in Italien. Jetzt war das Geheimniß der Schwäche Italiens aufgedeckt, denn was Karl mit 15000 bis 20000 Mann gekonnt hatte, getrauten ſich andere tüchtigere Feldherren wohl beſſer zu können. Bald waren die Franzoſen wieder in Italien, bald auch die Spanier. Krieg wuchs aus Krieg, Aufruhr aus Aufruhr, Betrug aus Betrug. Spanier, Franzoſen, Teutſche, Schweitzer wurden über die Alpen und das Meer geführt. So ward geſtritten bis zum Jahr 1514; die Spanier blieben die mächtigſten im Lande. Die folgenden Jahre 1515 und 1516 traten neue Könige in die Bahn, Franz der Erſte in Frankreich und Karl der Erſte in Spanien. Die erſten Jahre Vorbereitungen, Lauſchungen, Nebenbuhlerei, endlich offene Entzweiung, ſeit Karl im Jahr 1519 die teutſche Kaiſerwürde über Franz gewann. Er folgte ſeinem Großvater Maximilian in der Regierung, und heißt in der teutſchen Geſchichte Karl der Fünfte. Auch Franz hatte durch Unterhandlungen und Beſtechungen um dieſe höchſte Ehre der Chriſtenheit gebuhlt, aber die Teutſchen fürchteten mit Recht die franzöſiſche Argliſt und Länderbegier, und wählten den erſten und weiſen Bewerber um die teutſche Krone, Karl, König von Hiſpanien und Indien, Herzog von Burgund und Erzherzog von Oeſtreich, den mächtigſten Fürſten, der ſeit Heinrich dem Schwarzen aus dem Hauſe der Salier in Europa regiert hatte. Seit dieſer Zeit hörte der Krieg nicht auf, bis den Fürſten die Kraft erloſch. Die Friedensſchlüſſe waren

Waffenſtillſtände. Gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier Herren der Lombardei und Süditaliens; das übrige Italien hing an ihrem Wink: um das Glück und die Freiheit des Landes war es für lange Zeiten geſchehen. Noch blüheten Kunſt und Wiſſenſchaft ein Jahrhundert; nachher verfielen auch dieſe mehr und mehr, denn mit dem Stolz und Muth der Freiheit verfällt alles Große.

Doktor Martin Luther.

Zwei Jahre vor Karls Antritt der teutſchen Regierung entzündete ſich in Teutſchland anſcheinlich aus einem kleinen Funken eine Flamme, welche die ganze Welt ergriff. Ein Mann mit der Bibel in der Hand und dem Vertrauen auf Gott und auf die Wahrheit that größere Dinge, als die Kaiſer und Könige mit allen ihren Kriegen und Eroberungen, er veränderte die Welt. Dieſer Mann war Martin Luther, Auguſtinermönch und Profeſſor der Theologie zu Wittenberg. Es war ein Misverhältniß eingetreten zwiſchen der Lehre und dem Leben, zwiſchen der Geiſtlichkeit und der Weltlichkeit, das ſich nicht leicht mehr heben ließ. Wäre bei der Geiſtlichkeit größere Zucht, ernſteres Halten auf Sittlichkeit und Mäßigkeit, wäre bei den Oberprieſtern lebendigeres Streben nach Weisheit und Frömmigkeit geweſen, dann hätte freilich eine Kirchenſpaltung nicht kommen können, wie Luther ſie veranlaßte; denn die Kirche wäre nichts Eiſernes und Todtes geworden, ſondern das lebendige Leben ſelbſt, welches dem kleinen Leben erſt ſeine Bedeutung geben ſollte. Sie wäre nicht ſtehen geblieben, ſondern mitgewandelt, und auf andere ſanftere und unblutigere Weiſe wären wir vielleicht etwas langſamer zu der Epoche gelangt, wo wir gegenwärtig ſtehen. Zum nüchternen Bewußtſein, zur kalten Gedankenwelt wollte die allmächtige Zeit, damit ſie nach durchſchrittenen Stufen von Nichtigkeit aus der Tiefe der Idee ein höheres Chriſtenthum zu ſeiner Zeit wieder ans Licht hinaufförderte. Aber die Geiſtlichen thaten von dieſem nichts; als eine eiſerne und unverrückliche Ordnung ſollte die Kirche in ihrem äußeren Bau ſtehen bleiben, ſie ſelbſt aber wollten keine Prieſter mehr ſein, ſondern es den Kindern der Welt gleich thun, ja zuvorthun. Das ertrugen die Menſchen, als es zu arg ward, nicht länger, Luther ſprach nur ihre Gefühle aus, und weil die meiſten empfanden und dachten wie er, ſo that er den Willen Gottes, denn er that den Willen des Volks.

Die neuen Studien der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller waren der Hierarchie in mehr als Einer Rückſicht gefährlich geworden. Schon ſeit hundertfunfzig Jahren war ihr Anſehen und der blinde Glaube an die Unfehlbarkeit der Päbſte geſunken; die beiden Koncilien und manche öffentlich dargeſtellte Aergerniſſe der Kirche hatten mächtig gewirkt; als vollends der Sinn und das Leben des Alterthums und Heidenthums die Herzen und Köpfe ergriff, da bildete ſich eine ganz neue Anſicht und ein neues Urtheil über die geiſtlichen Dinge, und ſelbſt das Heilige und Unendliche des Chriſtenthums ward als ein Kleines angeſehen. So groß war die Begeiſterung und Bezauberung der Menſchen durch die griechiſche Kunſt und Philoſophie, daß ſeit dem Jahr 1460 mitten in Italien, in der Nähe Roms, wo der heilige Vater ſaß, ja in Rom ſelbſt ſich ein neues Heidenthum bildete, welchem das Chriſtenthum und alles Chriſtliche ein der Einfalt aufgebundenes Mährchen und eine platte Albernheit däuchte. Wer in Rom, Venedig, Florenz, Ferrara, Bologna die neue Gelehrſamkeit nicht hatte noch liebte, galt für einen Barbaren; wer ſich ein Chriſt nannte, hieß ein Tropf. Glatt, hell, und licht ſollte das Krauſe, Dunkle, und Unbegreifliche werden, durchſichtig und heiter wie die Geſtalten des griechiſchen Heidenthums, deſſen eigentlichen Sinn man doch nur halb ahnete. So ſank das Anſehn der Geiſtlichkeit zuerſt durch das Urtheil der Menſchen, es ſank noch mehr durch das Heidenthum in den Sitten. Die italiſchen Prieſter, durch langen Beſitz der Herrſchaft ſicher, wollten nicht ſchlechter ſein, als die andern; ſie ſetzten das Chriſtliche völlig hintan, ihre Bildung und ihr Gemüth war weltlich und heidniſch, ihr Leben ſchlimmer als heidniſch. Erzprieſter und Kardinäle dichteten wie Katullus und Petronius weiland, und ſchämten ſich nicht Bücher drucken zu laſſen, die alle Ehrbarkeit und Schaamhaftigkeit ausgezogen hatten; Päbſte und Kardinäle erneueten, was Tacitus und Suetonius von Tiberius und Nero erzählt haben, mit altrömiſcher Scheußlichkeit und Verruchtheit: die italiſche Schwere verſank von jeher tief in die Lüſte, über welche griechiſche Leichtigkeit höchſtens als Leichtfertigkeit hingeflattert war. Alexander der Sechste und ſein Sohn Cäſar und ſeine Tochter Lucretia, dann die Kardinäle von Medicis und ihr Pabſt Leo der Zehnte welche Gräuel waren ſie in chriſtlichen Staaten! Das erlöſet ſie nicht, daß man ſagt, ſie thaten Großes für die Kunſt und die Wiſſenſchaften. Denn in den Lüſten und Verruchtheiten, woran ſie das Volk gewöhnten, verging auch die Kunſt: Rafael und Michel Angelo und Arioſto waren von frommen und züchtigen Aeltern gebohren. Daß die Päbſte durch Ablaß, durch vorgeſpiegelte Kreuzzüge, und durch Erpreſſungen und Betteleien aus allen Ländern für ihre Tempel und Werke Geld und Silber zuſammenbrachten — wie konnte von Chriſten entſchuldigt werden, was aus gar keinem chriſtlichen Sinn entſprungen war? Nicht Luther, nicht Zwingli, nicht Kalvinus, und Socinus ſollen verklagt werden, ſondern die Prieſter und Erzprieſter ſelbſt; ſie haben durch Unheiligkeit und Läſterlichkeit den Brand in die Kirche geworfen, der ſie ſelbſt und viele tauſend Andere verzehren ſollte. Gelehrt, gebildet, beredt, der griechiſchen und römiſchen Sprache und Geſchichten kundig waren die Männer, aber vom Chriſtenthum, von chriſtlicher Theologie, von chriſtlicher Zucht — davon wußten ſie nichts, und wollten ſie nichts wiſſen; ja ſie hohnlächelten und ſpotteten über das, wodurch ſie ſo viel bedeuteten. Die niedere Geiſtlichkeit, wie es geſchieht, ahmte die Leichtfertigkeit und Verruchtheit der Großen nach, ohne daß ſie ihre Gelehrſamkeit und Bildung hatte; die größte Ausgelaſſenheit und Unzucht bei der tiefſten Unwiſſenheit und Aufgeblaſenheit. Solche Pfeiler ſollten die Kirche halten, die ſich Kirche Chriſti nannte.

So war es im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, ſo fand Luther ſelbſt die römiſche Geiſtlichkeit, ſo fanden ſie alle ſeine Zeitgenoſſen, welche Italien beſuchten. Doch ſie ſelbſt iſt ihr beſter Zeuge und Beſchreiber: die Bücher, die Gedichte, die Gemählde, das Leben in Rom und Florenz und Ferrara verkündigen uns alles. Durfte ſolches ohne Scheu und Schaam geſchehen, ſo war das Chriſtenthum verſchwunden, und Luther ſprach mit Recht: fort mit dieſer Kirche, die eine heidniſche Buhlerin, die die Hure von Babylon geworden iſt. Und nach dem Maaße, wie es in Italien war, trieb man es im geringeren Grade natürlich auch in andern Ländern. Erſt als die teutſchen Sachen gefährlich zu werden begannen, dachte man wieder auf Ernſt und Zucht und befliß ſich einiger chriſtlichen Gelehrſamkeit. Dies und Ignatius Loyolas Orden retteten die letzten Trümmer der alten Kirche vom völligen Untergange.

Anfang der großen Kirchenveränderung.

Ganz Teutſchland war ſchon lange empört, und ſchon über Jahrhunderte alt war die Klage, wie Rom und die Päbſte immer neue Namen erfinden, das Land von ſeinem Silber und Golde zu plündern. Auf den Koncilien, ſpäter durch beſondere Verhandlungen zwiſchen dem Kaiſer Friedrich dem Dritten und Rom hatte das Uebel ausgekehrt werden ſollen, aber es war geblieben, und die Beſchatzungen und Erpreſſungen des römiſchen Stuhls waren von Jahrzehend zu Jahrzehend drückender geworden. Dieſe Beſchwerden des Volkes, die ſchändlichen und heidniſchen Sitten der Päbſte und Prieſter, und die Leichtigkeit, alle Gedanken und Meinungen durch die Druckerpreſſe zu verbreiten, droheten einen Sturm, welchen viele, nur nicht die Prieſter, von Anfang an für den gefährlichſten hielten. Doktor Martin Luther, im Jahr 1483 zu Eisleben in der Grafſchaft Mansfeld gebohren, war von Kindauf durch wunderbare Schickungen Gottes gegangen, oder ſein feſtes gläubiges Gemüth hatte, was gewöhnlichen Menſchen gewöhnlich geſchieht und vorübergeht, unmittelbar auf Gott bezogen. Feurig, kraftvoll, und ſinnlich hatte er ſich ganz der Strenge der Ordensgelübde und ernſten Betrachtungen und Studien hingegeben; er kämpfte mit dem Satan, der in Lüſten und Begierden drohet, wie ein rechter chriſtlicher Ritter; wie ſollte er ſich denn vor den kleinen Teufeln gefürchtet haben? In dieſem Mönche war ein hoher, lebendiger, freudiger Sinn, durch die Enthaltſamkeit und Verſchließung des Jugendfeuers fürchterlicher, wenn ihm eine Bahn geöffnet wurde; ein unerſchütterlicher Glaube an den unmittelbar allgegenwärtigen Gott und an eine ewige Wahrheit und ein ewiges Recht; dazu Fröhlichkeit, Männlichkeit, und Beredſamkeit, eine Zunge, die mit Donnerſtimmen reden konnte, die Gabe des Saitenſpiels und der Dichtkunſt: der Mann war groß gebohren. Er trat im Jahr 1517 öffentlich auf gegen die Ablaßkrämerei, welche der Dominikaner Johann Tetzel mit der öffentlichſten Unverſchämtheit trieb, und ſchlug 95 Sätze an, worüber geſtritten werden ſollte. Der Dominikaner und ſein General nahmen es vornehm, und ſtellten ſich hinter der ganzen Bruſtwehr der Kirche und ihres untrüglichen Anſehens. Das Mönchlein ſollte in Sack und Aſchen Buße thun und ohne alle Widerrede widerrufen. Das verlangte auch der päbſtliche Legat, der Kardinal von Gaeta; aber Luther wankte nicht, ſondern ſchritt auf ſeiner Bahn immer weiter, wie ſein Herz und der Streit ihn trieben, ſo daß er am Ende nicht mehr ſah, wovon er ausgegangen war. So iſt der Lauf aller außerordentlichen Menſchen.

Die Hetzereien der Dominikaner; die Zumuthungen des Kardinals von Gaeta; die Disputationen mit ihm und dem Doktor Eck; die über ihn und ſeine Anhänger ohne Urtheil ausgeſprochenen Bannflüche; der Beifall, den er bei allem Volk fand, und der Muth, den Kleine und Große ihm zuwinkten; ſelbſt ſeine Streitigkeiten mit Erasmus, dem Helden der Gelehrten, und mit Heinrich dem Achten, König von England — riſſen den heiſſen und kühnen Mann unwiderſtehlich weiter, und aus dem im Anfange Furchtſamen und Befangenen ward zuletzt ein unbezwinglicher Löwe, den Teufel und Hölle nicht überwältigen mogten. So entwickelten ſich auch ſeine Grundſätze und ſeine Lehre. So wie die Scheu vor der alten heiligen Kirche und manche Mönchsvorurtheile ſich von ihm löſten, ward er kühner und kühner, und ließ ſich jetzt nicht mehr abdringen, was er, hätte man ihn ruhig gelaſſen, anfangs gern zugeſtanden hätte. Er bekämpfte mit den ſchärfſten Waffen der Philoſophie und Theologie, beſonders mit der Bibel, die er ſeine einzige Richtſchnur nannte, die ganze äußerliche Kirche, den Pabſt, die Hohenprieſter, das eitle Gepränge, und alle ihre Misbräuche und Laſter als vom Teufel und nicht von Gott, und wies auf die Strenge und Ordnung der alten Kirche zurück — Auf Karls des Fünften erſten Reichstage zu Worms im Jahr 1521 gewann er öffentliche Achtung bei dem ganzen teutſchen Volke durch die beſcheidene und muthige Art, mit welcher er vor dem Kaiſer und vor Kurfürſten und Fürſten und Kardinälen und Rittern ſtand. Kühn erklärte er dort, Gott ſei über allen, und ſein Gewiſſen ſein höchſter Richter; er dürfe und könne nicht widerrufen, bevor man ihm nicht beweiſe, daß die Bibel lüge oder daß er die Bibel nicht verſtehe. Nicht Drohungen, nicht Bitten, nicht Geſpräche, und Unterhandlungen fruchteten bei ihm. Doch ward durch den Kaiſer die Reichsacht über ihn ausgeſprochen, und auch ſeine Lehre ſollte geächtet und verbannt ſein. Aber viele Fürſten, die meiſten Städte, die muthigſten und freieſten Männer des Volkes hingen ihm an, und er durfte das Aeußerſte nicht fürchten. Viele boten ihm Zufluchtsorte, viele wollten mit Reiſigen kommen, und ihn geleiten und beſchirmen. Sein Herr, de die Volkswuth fortgetrieben ſein, und was würde Schwärmerei und Gewalt gegen Kaiſer und Reich gefrevelt haben, wenn er ſich nicht als ein Fels gegengeworfen hätte? Viele Fürſten wußten es wohl, und dankten ihm dafür. Sein Wort aber und ſein Name gingen aus über alle Länder, und ſeine Schriften und die überſetzte Bibel, und die Bücher und Predigten ſeiner Freunde, ja ſelbſt die Bücher und Verhandlungen ſeiner Feinde gewannen ihm täglich einen größeren Anhang. Bald traten mehrere der erſten Reichsfürſten öffentlich zu ſeiner Lehre über, und richteten nach ihrer Art die Kirchen und den Gottesdienſt ein, hoben die Stifter und Klöſter auf, und ſchalteten über die geiſtlichen Dinge und Geſchäfte, wie ſonſt der Pabſt geſchaltet hatte; vorzüglich aber verbreitete die neue Lehre ſich in den Reichsſtädten, und wo die Herrſchaft bei den Bürgern war; viele vom Adel aber und die Domherren und Prälaten fürchteten ſie, als welche ihnen die geiſtlichen Pfründen und ein reiches und weichliches Leben rauben wollte. Weltliches wirkte auf beiden Seiten mit ein; denn der Schauplatz dieſer Begebenheiten war ja die Erde. Und es entzweieten oder verbündeten ſich viele Fürſten und Städte, und ſtifteten Feindſchaften oder ſchloſſen Freundſchaften, und war viel Beſchuldigung und Hader und Zwieſpalt im Reiche. Der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen waren die erſten mächtigen Freunde Luthers. Der Kaiſer Karl aber war nicht ſein Freund noch der mächtige König Franz von Frankreich. Denn dem Kaiſer däuchte der Hader im Reiche ſchlimm, und er fürchtete, es würde Schlimmeres daraus erwachſen; auch konnte er die teutſchen Hülfen gegen die Türken und die Zuzüge nach Italien, wie er wünſchte, nicht erlangen; und war oft große Widerſpenſtigkeit und Widerſetzlichkeit der Fürſten und Städte, weil ſie meinten, der Kaiſer wolle die neue Lehre unterdrücken. Er aber verfolgte in den Niederlanden ſeine Unterthanen hart, die ſich zu ihr hielten, Franz von Frankreich aber grauſam, wie denn die ſüdlichen Menſchen grauſamer ſind, als die nördlichen. Karl hätte auch wohl einen größeren Ernſt und Nachdruck gezeigt zur Beruhigung des Reiches, wenn die Kriege mit Frankreich, die Händel mit dem Pabſt, und die gefährlichen Türkenkriege in Ungarn und Afrika und auf dem Mittelmeer nicht geweſen wären. Die ließen ihm aber ſelten freie Hand, in Teutſchland ſeinen Willen durchzuführen. Doch ward auf dem Reichstage zu Speier im Jahr 1529 das lutherſche Weſen noch viel ſtrenger verboten; aber die Fürſten und Städte, welche Luther anhingen, verwahrten ſich dagegen, und verließen die Sitzungen. Da nannte man ſie Widerſprecher oder **Proteſtanten**, und ſie haben dieſen Namen behalten als einen Ehrennamen bis auf dieſen Tag. Viele aber nannten ſie auch die **Lutherſchen** oder **Lutheraner**, oder **die Parthei der Reformirten**; ſpäter aber nannte man Reformirte die Anhänger Zwinglis und Kalvins, welche in einigen Punkten von Luther abwichen. Das folgende Jahr 1530 übergaben die Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augsburg feierlich und öffentlich ihr Glaubensbekenntniß. Man verſuchte wieder eine Vereinigung der Partheien und eine Ausſöhnung und Vertragung mit der alten Kirche; aber alles vergebens. Karl verſprach ein Koncilium und Abhelfung vieler Beſchwerden, und erließ drohende Worte und Befehle, die aber nichts wirkten; viele Fürſten und Herren aber, nachdem ſie die Lehre der Proteſtanten vorleſen gehört, fanden ſie nicht ſo arg und gottlos, als man ſie vorgeſtellt hatte, fanden Manches wohl gar löblich und geziemlich, und ſelbſt die auch künftig noch in der katholiſchen Kirche blieben, dachten billiger von Neuerungen, die man abſcheuliche Ketzereien nannte.

Schmalkaldiſcher Bund J. 1530. Nicht lange nach dieſem Reichstage ſchloſſen die Proteſtanten, damit ſie nicht leicht und plötzlich überfallen und unterdrückt werden könnten, ſich enger zuſammen, und ſtifteten ein Schutz- und Trutzbündniß, das unter dem Namen des Schmalkaldiſchen Bundes bekannt iſt. Dieſes fürchtend und vor den Franzoſen und Türken nie ruhig, bewilligte Kaiſer Karl im Jahr 1532 einen Religionsvergleich, kraft deſſen alles in dem bisherigen Stande bleiben, und die Proteſtanten wegen ihrer Religion vor dem Reichsgericht nicht angetaſtet werden ſollten, bis ein allgemeines Koncilium, das der Kaiſer berufen wolle, den Misbräuchen der Kirche abhelfe und die jetzigen Irrungen und Spaltungen vertrage und beruhige. Aber bei der allgemeinen Gährung der Gemüther und dem Haß und der Erbitterung der Partheien konnte es an Händeln und Aufruhren im Reiche nicht fehlen, da die einen erhalten, die andern zerſtören, die einen beſitzen, die andern aufheben wollten. Bei dieſen Händeln waren die Proteſtanten die glücklichſten, weil ſie die ſtärkſten waren, und in dem Landgrafen Philipp einen kühnen und unternehmenden Mann beſaßen, der ſich nicht angreifen ließ, ſondern angriff, was einer thun muß, wer den Sieg gewinnen will. Die Katholiſchen ſtifteten zwar einen Gegenbund, den ſie die Liga nannten; aber dieſer war ſchwach und konnte nichts. Luther ſtand auch in Mitten dieſer Aufruhre und Getümmel wie ein ernſter und ſtiller Mann Gottes, der Frieden im Vaterlande, Gehorſam gegen den geſalbten Kaiſer, und teutſche Treue predigte und gebot. Nicht durch das Schwerdt ſolle gelten und ausgebreitet werden, was von Gott komme, ſondern durch die ſanfte Gewalt des Wortes und die unſichtbare Kraft des Glaubens. Die letzte Zeit des Mannes war ſchwer: vieles war ſtürmiſcher gegangen, als er gewollt hatte; manches hatte der Eifer der Feinde, mehr noch der Eifer der Freunde verkehrt; Habſucht that oft, was nur Frömmigkeit hätte thun dürfen; weltliche Rückſichten wollten ſo oft meiſtern, was nur Gott entſcheiden ſollte; Unfriede wollte ſtärker werden als Friede, Gewalt vertrauete ſich mehr als Demuth. Nach einem arbeitvollen und thatenvollen Leben, von Mühen und Sorgen und von der finſteren Ausſicht eines teutſchen Krieges für ſeine Sache niedergedrückt, ſank Luther ins Grab, nicht ſo ſchwer an Jahren als an Gram. Das wollte Gott ihn nicht ſehen laſſen, daß für ſein Evangelium mit dem Schwerdt gefochten werden ſollte.

Luthers Karakter.

Luther war ein Mann Gottes, ein teutſcher Mann, dem Ernſt vor Tand, Wahrheit vor Betrug, Gott vor dem Teufel galt. Scheu und furchtſam, nicht trauend ſeinen Kräften, oft zweifelnd, ob von Gott oder dem Teufel ſei, was ihn treibe, betrat er die Bahn, und wie er weiter ſchritt, ward er immer ſtärker und gewaltiger, ihm wuchſen Leib und Gebärde und Herz und Muth, daß auch die ihn früher gekannt hatten erſtaunten, wodurch dem demüthigen Mönchlein ſolche Stattlichkeit und Mannhaftigkeit gekommen ſei; und da er ſah, wie das Volk ihm zufiel, und wie die Weiſeſten und Beſten ihm zuriefen: verzage nicht, und welch ein züchtiges, kräftiges, und fröhliches Leben in die Menſchen fuhr, die ſeiner Lehre anhingen, zweifelte er nicht mehr, ſondern vertrauete, Gott wolle es, und er ſei nur ſein unwürdiges Werkzeug. Nur ein ſo eiſerner, feuriger, und unbezwinglicher Geiſt, wie er war, nur ein Mann, in welchem Muth, Scharfſinn, Beredſamkeit, Sprache, und Wiſſenſchaft ſich vereinigten, wie in ihm, konnte ein ſo ungeheures Werk angreifen und durchführen. Er war heftig, gewaltig, zornig, aber er war nie falſch, argliſtig, lügneriſch. Wie dieſer zermalmende und zerſtörende Feuergeiſt auch kindlich, lieblich, weich, und demüthig ſein konnte, ja wie Kraft, Glaube, und Demuth der blanke Harniſch und die volle Rüſtung ſeines Lebens war, das lernt man, wenn man ſeine Bücher und die Erzählungen und Beſchreibungen ſeiner Freunde lieſt, mit welchen er lebte und vor welchen er nichts hehl hatte. Als Gelehrter, als Theolog, als Dichter, als Redner, als Staatsmann ein ſeltener Menſch, auch dann noch Herr über ſich, wann er vor Zorn zu ſprudeln ſchien. Aber er war ein Begeiſterter, er glaubte Gott und ſeine Winke und Regungen unmittelbar in ſich, er kämpfte mit dem Teufel und dem ganzen hölliſchen Heer als mit gegenwärtigen Streitern, und in dieſem Sinn und Gefühl ſah er die Gewalt und Heftigkeit, womit er durchfuhr und was ihm widerſtehen wollte niederwarf, auch für eine Kraft Gottes und für ſein gebührliches Recht an. Und was würde er ausgerichtet haben, wäre dieſer Glaube nicht in ihm geweſen? Aber das bleibt ſeine unſterbliche Ehre, daß er gutmüthig, zutraulich, fröhlich, und redlich war, wie nur die beſten Teutſchen geweſen ſind, daß er Ehre und Treue dem teutſchen Vaterlande, Gehorſam und Pflicht dem Kaiſer, Haß der italiäniſchen Argliſt, und Furcht vor der franzöſiſchen Trüglichkeit predigte, und wie er konnte aufrecht erhielt. Oft war unter den proteſtantiſchen Fürſten die Rede, ob man ſich mit dem Könige Franz gegen Kaiſer Karl verbinden und ſtärken mögte; dann ermahnte er zum Gehorſam gegen den Kaiſer, und warnte, man ſolle franzöſiſchen Füchſen nicht trauen, auch wenn ſie den Fuchsſchwanz abgehauen hätten. So lange teutſches Volk lebt und teutſche

Sprache erklingt, wird Luther leben und erklingen — Und es war das Werk Gottes, was er that, ohne Trug und Gewalt, ohne Hinterliſt und Waſſen, durch die allmächtige Zeit, die ihm den Weg bereitet hatte. So vollführte er den Willen einer höheren Gewalt. Seine Geſinnung, ſein Glaube, ſeine Treue muß gewogen werden, nicht das Gute oder Böſe, was aus ſeiner Ausſaat erwachſen iſt. Denn kein Sterblicher weiß, was er ſäet; aber wie er es ſäet, das weiß er. Luther ſtand als eine letzte ſchöne Blüthe an der Spitze eines vergehenden Zeitalters; er glaubte, es ſei der Anfang einer neuen Zeit: es war nur der Anfang eines langen, lahmen, und traurigen Ueberganges zu einer neuen herrlicheren Zeit des Chriſtenthums, die künftig werden ſoll. Drei ſchwere, mühevolle, blutige, und freudenloſe Jahrhunderte liegen hinter ſeinem Streben; noch iſt die Zeit nicht da, aber aus dem blutigen Staube der Gegenwart dämmert die Morgenröthe, die er ſchon zu ſehen glaubte und die nur in ſeinem himmelhellen und freudigen Gemüthe leuchtete. Was Luther lehrte und wollte, iſt bis dieſen Tag von wenigen verſtanden; ſeine Zeitgenoſſen verſtanden ihn nicht, er ſelbſt verſtand ſich nicht: denn er ſtand mitten im reißenden Strom ſeiner Zeit, und war der Begeiſterte. Jenes feurige, leibloſe, und geſtaltloſe Chriſtenthum, das nichts ſein ſollte als Feuer und Geiſt, jenen von Chriſtus verheißenen, alles durchdringenden und entflammenden Geiſt, jene Gewalt der Sünde, und jene höhere Gewalt der Erlöſung, jene Freude auf Erden, und jenes Leben im Himmel, dieſes tiefſt im Menſchen und in Gott zugleich Ruhende, was nur die Vernunft verſteht und was ſelbſt nichts als die höchſte heiterſte, und ſeligſte Vernunft iſt — dies ſah und ahnete Luther, dieſe Begeiſterung entflammte ihn, er glaubte, ſein Zeitalter könne ſo viel Seele ertragen. Aber das Zeitalter war noch nicht reif für dieſe Vernunft, es ward wieder zu dem nüchternen Verſtande verſtoßen, und ſchon nach wenigen Jahrzehenden begann auch das Lutherthum wieder in der Form zu erſtarren und Sekte und Aberglaube zu werden. — Doch Friede ſei mit deiner Aſche, großer teutſcher Mann! und deine Mängel bedecke die Erde und deine Fehler die chriſtliche Liebe! uns aber erwecke Gott in dieſen Zeiten, welche die letzten Jahre der Faulheit und Starrſucht ſein müſten, einen muthigen, gläubigen und frommen Mann, teutſch geſinnt wie du und durch Gott und das Volk alles hindurchführend! So lebe dein Gedächtniß wieder auf!

Religionskrieg J. 1547.

Bald nach Luthers Tode, im Jahr 1547, kam es zu offenem Kriege zwiſchen dem Schmalkaldiſchen Bunde und dem Kaiſer Karl. Die Proteſtanten trotzten auf ihre Macht, und konnten darauf trotzen. Der unternehmende Philipp von Heſſen hatte alle Feinde des Bundes hart gezüchtigt, zum Theil widerrechtlich überfahren; das zeugte Mistrauen und Groll. Die Bundesfürſten weigerten ſich hartnäckig, das vom Kaiſer mit unſäglicher Mühe endlich zuſammengebrachte Koncilium von Trident zu beſuchen; das machte Verdruß und Aerger, da Karl fühlte, daß er redlich den Frieden ſtiften und die Streite beilegen wollte: auch war dieſer Aerger alt, denn wie viele große Entwürfe des Kaiſers, wie viele kühne Thaten waren unausgeführt und ungethan geblieben, weil die Proteſtanten nie leiſteten, was Karl von ihnen gehofft hatte! Da hatten ſie immer die Religion, und die Händel im Reiche vorgeſchoben, und andere Beſchwerden, wie es jedem zu ſeiner Entſchuldigung am beſten gedäucht, und Karl hatte von dem mächtigen Reiche wenig Hülfe erlangen können. Jetzt hatte er Ruhe gewonnen, der lange Streit um Italien war zu Ende, die Türken ſaßen ſtill, König Franz von Frankreich war geſtorben, er gedachte nun ſein Koncilium zu halten, lud auch die Proteſtanten dazu, und drohete, da ſie ſich weigerten. Philipp von Heſſen wünſchte den Krieg, die übrigen Proteſtanten wollten ihn ungern, fürchteten aber, daß er unvermeidlich ſei. Doch verſammelte man die Heerskraft, am Lech ſollte der Sammelplatz ſein. Das Heer der Städte und der ſchwäbiſchen Fürſten unter dem Befehl des tapfern Ritters Schärtlin allein war viel ſtärker als Karls Macht; als die Heſſen und Sachſen dazu ſtießen, war es eine Heerskraft, wie Teutſchland ſeit langen Zeiten nicht geſehen hatte. Philipp wollte raſch zuſchlagen, den Kaiſer jagen, das Koncilium ſprengen, den Freunden Luft machen, und die katholiſchen Stifter reformiren. Das war geſcheut; denn ſoll Krieg ſein, muß er wie Krieg geführt werden. Wer hätte den Proteſtanten widerſtehen mögen?

Bei der Stimmung des Volks hätte das Lutherthum allenthalben geſiegt, und aus der langen Zwietracht wäre durch kühne Gewalt eine neue Eintracht gebaut werden. Mit Karln und der Kaiſerwürde hoffte Philipp es zu vertragen, denn Karl war der Parthei nicht ſowohl aus Ueberzeugung, als deswegen gram, weil er glaubte, ſie ſäe Zwietracht und durchkreuze ſeine politiſchen Plane. Und endlich, wer die Macht und das Schwerdt in der Hand hat, der ſtiftet auch mit dem Zornigen leicht gute Verträge. Aber die andern waren nicht wie Philipp: Johann Friedrich von Sachſen bedächtlich zagend, nach dem erſten Schritt den zweiten und dritten zu thun, auch wohl eiferſüchtig des Ruhms von Kraft und Muth, den Philipp bei der Parthei behauptete, Ihm und vielen andern war der Name Kaiſer auch ein Geſpenſt, das ſie ſchreckte, ein heiliges; aber wenn ſie das fühlten, hätten ſie dagegen nicht aufſtehen ſollen. Dieſe wollten nicht den Schein von Krieg und Ungehorſam geben, ſie wollten nicht zuerſt angreifen, und ſolche Thorheiten mehr, wie diejenigen täglich begehen, welche das kleine und das große Leben, das Bürgerliche und das Fürſtliche nicht von einander zu ſcheiden wiſſen. Auf dieſe Weiſe ſchwankte man lange hin und her, und zuletzt war Uneinigkeit, Zaghaftigkeit, Unentſchloſſenheit im Heer. Karl verſtärkte ſich unterdeſſen, der mit ihm verbündete Herzog Moritz von Sachſen fiel in ſeines Vetters des Kurfürſten Lande ein, Johann Friedrich ging zu Hauſe, die meiſten Andern thaten daſſelbe. So zerfloß eine herrliche und gerüſtete Macht, die, wenn ſie nicht ſchlagen wollte, doch ſogleich für lange Zeit hätte Ordnung ſtiften und Frieden gebieten können. Der Krieg duldet nichts Halbes, am wenigſten duldet er viele Befehlshaber. Karl zog aus Italien Spanier und aus Burgund Walloniſche Regimenter an ſich, und trat nun als der erzürnte und beleidigte Herr auf. Nachdem das bündiſche Heer ſich zerſtreut hatte, lag Oberteutſchland dem Kaiſer offen; er ſtrafte die Städte und Fürſten um Geld, Geſchütz, und Vorräthe, und legte ſein Heer bei ihnen ein; dem Bunde mußten ſie entſagen. Darauf fuhr er den folgenden Frühling mit Blitzesgeſchwindigkeit auf den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen los, und ſchlug und fing ihn bei Mühlberg an der Elbe. Der Kurfürſt übergab ſeine Feſtung Wittenberg, und verlor einen großen Theil ſeiner Länder und die Kur; welches alles dem Herzog Moritz von Sachſen als Lohn der Verrätherei gegen ſeinen Vetter gegeben ward. Philipp von Heſſen, nur diesmal nicht klug, gab ſich, von ſeinen Freunden überredet, in des Kaiſers Hände, und wurde hart gehalten.

Das Interim, und der Religionsfriede.

Karl hoffte jetzt Frieden ſtiften zu können. Er beraumte einen Reichstag nach Augsburg an, dem ſeine Spanier und Wallonen Anſehen gaben, und worauf im Sommer 1548 nun auch die meiſten proteſtantiſchen Fürſten erſchienen. Jetzt wollte er wegen des Kirchenfriedens und Konciliums alles ordnen, nöthigte alle Stände, was ſie auch verſprachen, das Koncilium zu beſchicken, und gab über die Reichsſachen und über das Verhältniß der Partheien zu einander das ſogenannte Interim, das, wie es allen Interims geht, weder den Katholiken noch Proteſtanten gefallen konnte. Darauf die folgenden Jahre mancherlei Unterhandlungen, damit er ſeinem Sohn Philipp die Nachfolge im teutſchen Reiche verſchaffte: dagegen heimliche Arbeit ſeines Bruders, des Königs Ferdinand von Teutſchland, der auch in Ungern und Böheim König war; im Reiche immerfort Unruhen wegen des Interims, und ein fürchterlicher Krieg der theologiſchen Schreibfedern, der auch ein Krieg aller Weltlichen ward; Unzufriedenheit und Furcht der Stände, weil die gefangenen Fürſten nicht reichsfürſtlich gehalten wurden; bittere Klagen und Vorwürfe gegen den auch proteſtantiſchen Kurfürſten Moritz von Sachſen, er ſei ein Verräther der Freiheit und des Glaubens und habe die Fürſten in die Gefangenſchaft und das Reich in alles dieſes Unglück gebracht; Moritz ſelbſt misvergnügt, weil er behauptete, Karl halte ihm ſein Kaiſerwort nicht wegen ſeines Schwähers des Landgrafen Philipp von Heſſen, deſſen Gefangenſchaft blos ein kurzer Schein habe ſein ſollen. Dieſer Moritz iſt wieder der Liſtige und Geſchwinde, er ſchließt heimlich einen Bund mit dem König Heinrich dem Zweiten von Frankreich, Franzens Sohn und Nachfolger, fällt im Jahre 1552 in Schwaben ein, verſtärkt ſich dort, und ſtürmt die Ehrenburger Klauſe im Tyrol; Kaiſer Karl entflieht über die Berge, die Sachſen finden ſeine Stätte noch warm, und das Koncilium in Trident ergreift die erwünſchte Gelegenheit, aus einander zu laufen; bald darauf Unterhandlungen zu Paſſau, wo die Proteſtanten den Katholiſchen gegenüber zum erſten Mal als gleiche Parthei behandelt werden; das folgende Jahr bleibt Moritz in einem Treffen gegen ſeinen ſonſtigen Freund, den unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Karl gab vieles nach, und ließ es alles ſo gehen, damit er Frankreichs Habſucht züchtigen könnte, welches ſich der teutſch-burgundiſchen Stifter und Reichsſtädte Metz, Toul, und Verdun während dieſer teutſchen Unruhen bemächtigt hatte; aber Karl war nicht ſiegreich, er verlor vor Metz, welches er belegte, viel Volk und noch mehr Ruhm; die Franzoſen behielten die Lande. Er ließ nun auch geſchehen, daß auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1555 ein Religionsfriede geſchloſſen wurde, welcher beiden Partheien den Beſitzſtand ſicherte, die Proteſtanten von der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe befreiete, und ihren ganzen Zuſtand zu einem anerkannt rechtlichen machte. Aber als ein Zunder künftigen Unfriedens ward der ſogenannte geiſtliche Vorbehalt eingeſchoben, wogegen die Proteſtanten ſich feierlichſt verwahrten, welcher aber bewies, daß jede Parthei glaubte, auch künftig vor der andern auf ihrer Hut ſein zu müſſen. Dieſer Religionsfriede galt nur für die Lutherſchen; der Reformirten ward kaum gedacht, ſie waren den Lutherſchen eben ſo verhaßt, wo nicht verhaßter, als die Katholiſchen. So iſt der Menſch: ein kleiner Zwieſpalt mit einem Bruder oder andern Blutsfreund oder nur mit einem ihm an Gemüth ſehr ähnlichen Menſchen reißt viel tiefer, als ein großer mit Fremden oder Unähnlichen.

Karl legt das Regiment nieder und ſtirbt 1558.

Karl, nicht von Jahren, ſondern von Arbeiten, Mühen, Widerwärtigkeiten, und Krankheiten ermüdet, faßte den ſeltenen Entſchluß, ſich aller ſeiner Würden zu entkleiden und nach ſo großen Thaten und Geſchäften den Reſt ſeiner Tage wie ein anderer Mann zu beſchließen. Dies führte er auch aus im Jahr 1556, und ging in der ſpaniſchen Landſchaft Eſtremadura in ein anmuthiges Kloſter, wo er noch zwei Jahre ſeinen Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller Dinge nachhängen konnte; dort ſtarb er im Jahr 1558. Dieſer Kaiſer machte den Namen Kaiſer wieder groß, und ſeit manchen Jahrhunderten war er nicht ſo bedeutend gehört worden. Viele haben auch gemeint, er habe Karls des Großen Gedanken gefaßt, ganz Europa als Kaiſer zu beherrſchen. Das hätte er vielleicht gewollt, wenn er gekonnt hätte; denn ſo iſt eines unternehmenden und ſtrebenden Mannes Natur. Karl iſt beſchuldigt worden, er habe die teutſche Freiheit unterdrücken wollen; mit Unrecht, er hat ſich immer weiſe und mäßig und gerecht gezeigt: er wußte, daß er ſie nicht unterdrücken konnte, deswegen verſuchte der kluge Mann nichts Vergebliches. Aber freilich, daß Teutſchland durch die neue Lehre und die Widerſpenſtigkeit der Fürſten zerriſſen war, das war ſein Aerger; er hätte die Macht des Reichs gern vereint gegen die Türken und Franzoſen gebraucht, er hätte ſie gern auch zuweilen für ſich gebraucht, denn er war ja der Kaiſer. Karl hatte eine Rennbahn, wie das Schickſal ſie wenigen Herrſchern geöffnet hat: Kaiſer von Teutſchland, die höchſte Ehre in Europa, ein Name, dem ein ſtarker Mann immer noch Bedeutung geben konnte; denn wieweit geherrſcht und gehorcht werden ſollte, war nirgends beſchrieben: Herzog des mächtigen Burgund, bald der Lombardei, König von Apulien und Sicilien, König des tapfern Hiſpaniens, und Herr der Lande und Inſeln in der Neuen Welt: als Oberhaupt der Kirche und als Erzherzog von Oeſtreich Vorfechter gegen die türkiſche Wuth. Aber die Franzoſen hatten einen tapfern und unternehmenden König; die Türken hatten ſeit Muhamed dem Zweiten, dem Eroberer Konſtantinopels, keinen ſo glücklichen und gewaltigen Kaiſer gehabt, als den großen Suleymann; Teutſchland war voll Gährungen und Spaltungen; Venedig voll Eiferſucht für die Freiheit; der Pabſt wollte keinen zu mächtigen Kaiſer, der auch Herr von Italien wäre: dies ging ſo weit, daß man in Rom den Proteſtanten oft Sieg wünſchte gegen Karln, und es gern ſah, wenn ſie zu Hülfen ſaumſelig und widerſtrebend waren; der heilige Vater war oft Proteſtant. So ward denn Karls Leben eine lange und ſchwere Kette von Kriegen, Aufruhren, und Unterhandlungen. Franzoſen, Türken; Pabſt, Proteſtanten wickelten ſich mit den ſtreitenden oder zuſammenlaufenden Vortheilen und Verhältniſſen oft ſo bunt und vielfach durch einander, daß ein Mann von Karls Klugheit, Geduld, und Geſchmeidigkeit dazu gehörte, dieſes verworrene Knäul aufzulöſen. Karl war ein ſchöner und ſtattlicher Mann; ſein Vater Philipp war der ſchönſte Fürſt ſeiner Zeit geweſen. Unter niederländiſchen Ernſt und Bedächtigkeit verhüllte er ein tiefes Gemüth, Klugheit, Verſchlagenheit, Kühnheit, und Herrſchſucht; doch war eine Treue und Redlichkeit in ihm, die nur nach vielen bitteren Erfahrungen in den ſpäteren Jahren durch Argwohn und Verſchloſſenheit bedeckt ward. Er war doch ein teutſcher Mann, der Wahrheit, Gerechtigkeit, und Mäßigkeit lieb hatte. Im Rath bedächtig, im Felde geſchwind, allen großen und ſchweren Dingen gewachſen, arbeitſam, freigebig, ja ein königlicher Geber gegen ſeine Räthe, Feldherren, und Diener, nie fremden Verdienſtes und Ruhmes neidiſch, ſondern jedem ſeine Tugend und ſeine Ehre gönnend — wie weit hätte er ſeine Herrſchaft treiben können, wenn ihm nicht mächtige und müthige Gegner, und ein Zeitalter, das die Freiheit noch nicht vergeſſen hatte, gegenüber geſtanden wären?

Die Regierung dieſes Kaiſers war die letzte Blüthenzeit des alten Teutſchlands; ſchon trockneten einige Blätter, aber der äußere Schein blieb noch. Dieſer äußere Schein liegt auch noch auf den folgenden funfzig Jahren, wo aber der Tod des Alten und die erſte ſchwächliche Geburt des Neuen immer deutlicher hervortritt. Es iſt mit einem abgeſchiedenen Zeitalter wie mit einem Menſchen, welcher ſterben will, oder mit einer Blume, die ihre höchſte Blüthe erreicht hat; denn mit dieſer beginnt auch das Verblühen: der lichteſte und ſeelenvollſte Blick der Augen gleichſam wie aus der Geiſterwelt her, der letzte ſüßeſte Duft — und beide ſind dahin. Für die geiſtige und politiſche Freiheit ein lebendiger und kühner Sinn, wie nie vorher; aber man hatte ſie früher ſicherer beſeſſen. Wie frei ein teutſcher Mann war, wie hoch ein Ritter ſtand, wie viel eines jeden Einzelnen Recht neben Kaiſern und Fürſten galt, das beweiſt Luthers Auftritt zu Worms und ſein ganzes Leben, das beweiſen Ulrichs von Hutten Briefe an das teutſche Volk und an den Kaiſer, das beweiſen Männer wie Sickingen, Frondsberg, Hartmuth von Cronenburg, und viele andere, deren Enkel kleinen Fürſten dienen mußten. Es ſollte in Europa bald die Zeit kommen, daß man einen freien Mann, einen Edelmann und Ritter ohne Gericht und Spruch in Baſtillen, Vincenniſche Kerker, und Feſtungen zu H. und M. ſtecken durfte. Das gaffte das Volk nur an, als wäre ein Vöglein eingefangen worden. So ſehr ſollte die Freiheit verfallen — Beredſamkeit, Dichtkunſt, teutſche Sprache, ſchöne lebendige Wiſſenſchaft, herrliche Kunſt — alles in voller Beweglichkeit und Freude. Erasmus, Reuchlin, Melanchthon, Hutten, Luther, Pirkheimer, Dürer, Holbein, Cranach, und bald der gewaltige Sonnenmeiſter Keppler — ſo viele und ſo große Namen zu manchen andern würdigen, die im Rath, im Felde, in der Kirche, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt glänzten! Dieſe glorreiche Zeit war nur ein Schluß und ein Uebergang. —

Und die Fürſten und Ritter, Kaiſer Maximilianus, Ferdinand der Katholiſche, Lorenzo von Medicis, Alexander der Sechſte, Julius der Dritte, Leo der Zehnte, Karl der Fünfte, Franz der Erſte, Suleymann der Große, Heinrich der Achte, Guſtav Waſa, Chriſtian der Zweite von Dänemark, Friedrich der Weiſe, Georg von Sachſen, Philipp von Heſſen, Heinrich von Braunſchweig, Moritz von Sachſen, Joachim von Brandenburg, Buslaf von Pommern, Albrecht von Mainz, ſelbſt die Unruhigen Ulrich von Wirtemberg und Albrecht von Brandenburg, die Kardinäle Ximenes und Wolſey, Gonſalvo von Cordova, Gaſton de Foix, der Marcheſe von Peſcara, der Herzog von Alba, die beiden Granvella, Fabricius Collonna, Bayard, Jakob Emſer, Georg von Frondsberg, Schärtlin, Sickingen, Karl von Bourbon, und die Naſſauer — wahrlich in ganz Europa war in einem halben Jahrhundert ein herrliches Gewimmel edler und großer Kräfte, wobei alles, was kühn, wild, friſch, und heldenmüthig war, ſprießen und blühen mußte. Selbſt in dem Böſen und Schlechten war eine Kraft des Karakters, die in den folgenden Jahrhunderten ſelten ward.

Entſtehung der Geſellſchaft Jeſu.

In den verfloſſenen ſechszig Jahren war für die ganze Welt ein neuer Zuſtand eingetreten, welcher von innen und außen gefühlt werden mußte. Durch die Griechen und Römer eine neue Weltanſicht und Würdigung der Dinge, deren Einfluß ſich mehr und mehr offenbarte; durch die Reformation die Kirche zerriſſen, ihre Macht gebrochen, ihre Gebrechen und Mängel vor der ganzen Welt aufgedeckt, der Samen mannigfaltiger Gährungen ausgeſäet, welche Frankreich, Niederland, Teutſchland, England, Schottland, Ungarn nach einander in Flammen ſetzten: dem ſkandinaviſchen Norden hat die Reformation kein Blut gekoſtet, nicht, weil die Menſchen dort kühler und dienſtbarer ſind — ſie ſind die heißeſten für die Freiheit — ſondern weil er den Einwirkungen und Gegenwirkungen der Fremden glücklich entfernt lag und ſeine Sachen für ſich ſchlichten konnte; die Neue Welt entdeckt, der Weg zur See nach Afrika und Oſtindien gefunden, der ganze Handel und das Verhältniß der Länder und Völker zu einander in dieſer Zeit verändert. Alles dies hatte ſtill gewirkt; das Geheimſte, was die Menſchen mit Ehrfurcht Schickſal oder Gott nennen und was unſichtbar durch die Jahrhunderte hinwandelt, hatte die noch leiſere Arbeit gethan. Seit Karl dem Fünften ſteht ein ganz anderes Geſchlecht in der Bahn. Man kann ſolches ſehen, wenn es nun da iſt; wie es geworden, kann man nicht zeigen, höchſtens andeuten. Damit aber dieſes Neue nicht zu reißend hindurchführe und gleich einem wilden Bergſtrom das Alte hinwegſpülte, erweckte Gott einen ſpaniſchen Mann, in deſſen Kopf ein ungeheurer Gedanke aufſtieg, welchen andere weiter entwickelten. Ignatius Loyola, ein Cataloniſcher Edelmann, war im Kriege ſchwer verwundet worden, und vertauſchte das Weltliche mit dem Geiſtlichen. Er entwarf zur Vertheidigung und Rettung der alten Kirche den Plan der Geſellſchaft Jeſu, die als Vorfechterin des Pabſtes und der Kirche ſtreiten ſollte. Der Entwurf war kühn, groß, umfaſſend; der Pabſt beſtätigte ihn, und bald ſtand eine gerüſtete Schaar von Streitern da, die zugleich begeiſtert und wiſſend unglaubliche Thaten vollbrachte. Sie banden wirklich das Zerriſſene zuſammen, und ſtützten das Wankende wieder. Wo ein Talent, eine Wiſſenſchaft, wo Reichthum, Geburt, Einfluß, wo Beredſamkeit, Schönheit, Liebenswürdigkeit war, — ſie bemeiſterten ſich deſſelben, ſie zogen es an ſich, und bildeten es für ihren Zweck; und als die Proteſtanten in ihrem Eifer ſchon lange lau geworden, waren ſie noch immer heiß. Was Menſchen durch Einheit des Ziels, durch Geduld und Beharrlichkeit, durch Klugheit und Liſt, durch wirkliche und ſcheinbare Tugenden vermögen; was Gewaltiges und Unbeſiegliches in einer geſchloſſenen Gemeinde iſt, die von allen irdiſchen Banden und Verhältniſſen und Rückſichten frei, allein für Einen Gedanken thätig iſt, das haben die Jeſuiten bewieſen, aber auch, welch ein ſchwarzer Teufel in allen geheimen Geſellſchaften lauren könne. Ohne ſie wäre das ganze nördliche und mittlere Europa gewiß proteſtantiſch geworden; der Süden wäre wohl der alten Kirche treu geblieben, denn ſie war ſeine Kirche.

Als dieſer neue Orden von Vorſtreitern für die alte Kirche entſtand, verging ein Orden, der durch Thaten des Krieges und Werke des Friedens drei Jahrhunderte herrlich geweſen war und durch das Schwerdt und das Evangelium einen Staat geſtiftet hatte, der 200 Meilen lang und

20 bis 80 Meilen breit von der Wartha bis zum Ladoga an den Küſten der Oſtſee hinlief und mit den mächtigſten Reichen verglichen werden konnte. Als die heilige Begeiſterung für das gelobte Land und das Grab Chriſti die Tempelherren und die Hoſpitalherren von St. Johann, die nachher Rhodiſer und Maltheſer hießen, geſtiftet hatte, ſchuf ſie bald auch einen Orden teutſcher Herren, die ſich die Ritter der heiligen Jungfrau nannten und in Paläſtina und Teutſchland bald große Ehren und Güter gewannen. Dieſen wies im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als das gelobte Land durch die Verbrechen und Zwietrachten der Chriſten wieder in die Gewalt der Ungläubigen gekommen war, Kaiſer Friedrich der Zweite die noch heidniſchen Küſten der ſüdöſtlichen Oſtſee an als einen würdigen Kampfplatz, wo ſie das Kreuz des Heils erhöhen und im großen Dienſt des Erlöſers ſterben mögten; denn die ſchon chriſtlichen Herzoge von Maſovien und Könige von Polen, welche von den preußiſchen und lettiſchen Heiden gedrängt wurden, hatten das Oberhaupt der Chriſtenheit um Hülfe angerufen. Binnen funfzig Jahren gründeten ſie dorten einen mächtigen teutſchen Staat, baueten Städte und Feſtungen, und erwarben auch Lievland und Eſthland, wo die erſten Samen des Chriſtenthums ſchon früher ausgeſtreut waren und eine andere Rittergeſellſchaft Chriſti unter dem Namen Brüder des Schwerdts für den Glauben Länder erobert hatte. Ein Großmeiſter des Ordens, der in dem teutſchen Kaiſer ſeinen Oberlehnsherrn ver-

ehrte, regierte den mächtigen Staat, und die jüngeren Söhne der fürſtlichen und ritterlichen Geſchlechter Teutſchlands fanden hier immer Kämpfe, Ehren und Würden, und, wenn Gott es wollte, einen rühmlichen Tod. Zwei Jahrhunderte beſtand dieſes ſchöne Weſen durch gewaltige Thaten, weiſe und freie Geſetze, und ſtrenge und chriſtliche Zucht in Kraft und Macht; ſein drittes Jahrhundert ward ſchon kleiner und dunkler. Dann kam die Reformation, und löſte alles auf: dem Großmeiſter Albert von Brandenburg, der in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts regierte, däuchte für die Seinigen einzelne Landſchaften erwerben größer, als das Ganze erhalten. So geſchah bald, daß Polen, Dänen, Schweden, und Ruſſen den letzten zerriſſenen Raub des weiland ſo glorreichen Ritterreiches wechſelsweiſe verſchlangen. So iſt das Schickſal aller menſchlichen Dinge. Das Meiſte, was unſer Wahn und unſere Liebe ewig nennen und glauben mögte, hat ſeine unentfliehbare Zeit. Alles wird nur als Same ausgeſtreut für die Zukunft. Was hohe und kühne Begeiſterung ſo herrlich geſchaffen hatte, das ſollte als Bildungskeim für andere Völker und Zeiten wieder untergepflügt werden, damit es zu ſeiner Zeit für neue Geſtaltung und Belebung der Welt wieder aufginge. So ſteht das Verhängniß; aber wir dürfen weinen, wenn das Herrliche vergeht.

Abnahme Teutſchlands nach Karl dem Fünften.

In den ſechszig Jahren, die nach Karls des Fünften Abdankung des Regiments verfloſſen, ward es immer ſchwerer, Kaiſer von Teutſchland zu ſein. Die Fürſten ſtärkten ſich durch Einziehung geiſtlicher Güter, durch Bezwingung großer Städte, durch Zuſammenziehung der Lande mehrerer Linien, durch immer gemeiner werdende Einführung des Erſtgeburtsrechts, durch Anlegung von Feſtungen und Errichtung ſtehender Heere; die kaiſerliche Macht dagegen ward faſt bei jeder neuen Wahl mehr eingeſchränkt: auch durch die neue Lehre, welche Teutſchland zerrüttete, gewann ſie nicht. Gehäſſig ſtanden jetzt zwei, ja zuletzt drei Partheien einander gegenüber, und, ſolange die Religion kein kalter politiſcher Vorwand war, wünſchten ſie ſich auch für den Glauben zu verderben. Wenn nun der Kaiſer das Gebührliche für die Ordnung des Reichs, wenn er Hülfe und Beſſerung der Polizei und Gerichte, wenn er Beiſtand gegen die gefährlichen Türken verlangte, ſogleich ſteckte die Faulheit oder der böſe Wille ſich hinter die Religion und ihre Angelegenheiten oder Händel; und ſo ward das alte herrliche Reich der Teutſchen den Fremden immer mehr in ſeinem Zwieſpalt und ſeiner Ohnmacht aufgedeckt. Daß dieſer Zuſtand immer ſchwieriger und verderblicher ward, daß der Haß und Argwohn wuchs und die Liebe und Treue abnahm, dazu halfen die Zuflüſterungen und Einblaſungen der Hofprieſter und der Eifer und die Ränke der Jeſuiten, ſo viel ſie vermogten. Und ward alſo nach und nach ein unleidlicher, verleumderiſcher, argliſtiger Zuſtand in Teutſchland, daß die alte Redlichkeit und Offenheit und das alte Zutrauliche und fröhliche Weſen der Fürſten mit einander faſt zu verſchwinden anfing, und alle auf einander lauerten und ihnen tauſend Aengſten und Sorgen machten. Und war doch das Meiſte nicht wahr, was ihnen eingeraunt ward; aber die Lüge machte dadurch, daß ſie die Gemüther immer mehr von einander entfernte und abwandte, daß es endlich wahr werden mußte. Denn was der Menſch lange als Gedanken getragen hat, das gebiehrt er zuletzt als That.

Des teutſchen Adels goldene Zeit war hin. Unter Karl dem Fünften hatten ſie ihren letzten ſchönen und kühnen Schwanengeſang geſungen. Die romantiſche und ritterliche Zeit verging mit der Unſchuld und dem Glauben der alten Kirche; man ſah nur noch einzelne Nachblüthen, lieblicher und wohlgefälliger, weil der herbſtliche Frühling ſo ſchön däucht. Der neue Glaube und die neuen Studien; das Streben nach einer allgemeinen Freiheit, weil man die einzelne Freiheit nicht mehr zu beſchirmen wußte; die neue Reichsordnung und ſtrenge Polizei; auch die Bildung, welche das Hauſen auf Burgen und in Wäldern und Bergen und das freie tüchtige Leben Unhuld und Wildheit ſchalt; endlich jenes Unnennbare und Dunkelwaltende, welches von innen die Kräfte tödtet, wodurch das Alte gelebt hat — alles dieſes zuſammen veränderte die Art und das Leben, und zerbrach den Sinn und Stolz des Adels. Sein fürchterlichſter Feind aber ward das Schießpulver, welches die ganze Kriegsordnung und Waffenrüſtung und alſo alles Leben und alle Verhältniſſe änderte, und von welchem es ſchwer iſt zu ſagen, ob es mehr die Ordnung zu befördern oder die Freiheit zu zerſtören erfunden iſt. Alle edlere Zeitgenoſſen ohne Ausnahme ſchalten das Pulver eine Erfindung des Teufels und Ausgeburt der Hölle, die der Feind der Freiheit und Gerechtigkeit zum Verderben des menſchlichen Geſchlechts erſonnen habe. Allerdings die einzelne Freiheit konnte nicht mehr beſtehen wie vormals, der Ritter in ſeiner Burg, die kleine Stadt in ihren Wällen und Thürmen, jeder kleine Staat überhaupt war nicht mehr ſo ſicher; die Kühnheit, die Tapferkeit, der Ruhm der Stärke und Uebung in männlichen Künſten wurden gefährdet; das ſchadete aber hoher Geſinnung und adlichem Leben am meiſten, daß die alten Waffenübungen und ritterlichen Ordnungen nun ihren Werth verloren, daß mit der Büchſe der feigſte Wicht und elendeſte Schwächling ſo ſehr Mann zu ſein ſchien, als der waidlichſte und raſcheſte Krieger. Wenn das Pulver nicht unmittelbar der Sklaverei diente, ſo diente es ihr durch Verweichlichung der Sitten, wodurch die Freiheit am ſicherſten untergraben wird. Hierüber klagten die Zeitgenoſſen laut, als über ein Unglück, wann ſie von der Erziehung der fürſtlichen und adlichen Söhne ſprachen, wie auch darüber, daß ſie zu ſehr auf das Fremde und Ausländiſche gerichtet ſei und ſich von teutſcher Treue und Tugend und Redlichkeit zu fremder Zierlichkeit, Flatterhaſtigkeit, und Trüglichkeit wende. Das nannte die Biederkeit jener Zeit wälſche Künſte und wälſchen Trug; denn die Franzoſen und Italiäner hießen den Teutſchen ſeit uralten Zeiten die Wälſchen und das Land hinter den Alpen und Ardennen hieß Wälſchland. Man ſpielte aber viel mit hiſpaniſchen, italiſchen, und franzöſiſchen Moden und Weiſen und Gebehrden, und mit mancherlei Leichtfertigkeit, die dem teutſchen Ernſt nicht wohl ſteht. Solches alles geſchieht, wann das eigene Land verfallen will und kein lebendigſter Lebensreitz mehr in ihm iſt. Uebrigens iſt die Liebe zum Fremden und die Nachahmung des Ausländiſchen bei den Teutſchen ſo alt, als ihr Name: ſie wollen alles wiſſen und kennen; aber ſie ſollten auch das Eigene und Einheimiſche darüber nicht vergeſſen, ſondern durch Erkenntniß fremder Eitelkeit und Falſchheit noch lieber haben.

Verfall der Städte.

Nichts fühlte die neue Zeit ſchmerzlicher, als die Städte. Was von der inneren Umbildung der Welt und der Kirchenverändererung alle berühren mußte, das berührte auch ſie, und berührte ſie mehr als die andern, weil in den freien Bürgern eigentlich der Kern und die Kraft und der Sinn und die Kunſt des teutſchen Volkes war. Aber eben ſo gewaltig wirkte das Aeußere. Zuerſt die neue Kriegskunſt: auch ſie waren darauf gerüſtet, aber ihre Mauern und Thürme konnten dem Angreifer vormals länger widerſtehen; die kolumbiſche Neue Welt, das entdeckte und eroberte alte Indien, der Handel von Südoſten her, deſſen großer Stapelplatz für den Norden und Weſten Teutſchland ſonſt geweſen, nach Südweſten, nach Hiſpanien und Portugal, dann nach England, Frankreich, und Niederland verpflanzt;

im Norden große Umkehrungen und Veränderungen der Dinge: die Ruſſen unter Iwan Waſiljewitſch und ſeinen Nachfolgern jagten die Mongolen aus Europa, und wurden ihres Landes Herren, und wollten auch mehr des Handels Herren ſein; in Schweden, in Dänemark, in Norwegen die Reformation, neue Königsgeſchlechter, neue Geſetze und Ordnungen: die Hanſe muß ihre Vorrechte aufgeben; die ehrwürdige teutſche Ritterſchaft von Preußen, Lievland, und Kurland zerſprengt, von dem Reiche getrennt, die Lande zum Theil unteutſchen Herren unterworfen; der freie Handel und Gewerbe durch immer neue Zölle geſperrt: am ſchlimmſten für Südteutſchland der niederländiſche Krieg, wo die verbündeten Staaten den Rhein zuſchloſſen; die Bünde der Städte, die ſonſt ſo kräftigen, allmälig ſich ſelbſt auflöſend. Doch blühete in Teutſchland und in ſeinen Städten noch Kunſt und Fleiß und Wohlſtand, aber die Freiheit war ſtiller, der Glanz des Reichthums matter, der Stolz und Trotz auf die Macht war entwichen. Doch waren die Teutſchen noch in ganz Europa die berühmteſten in allerlei Kunſt, Handwerk, und Arbeit; in London, in Venedig, in Rom, in Florenz, in Paris, in Lyon teutſcher Fleiß und Geſchicklichkeit und teutſche Treue immer gelobt und das Volk wegen ſeiner Stille und Gutmüthigkeit angenehm. Ihre Buchdrucker, Kupferſtecher, Goldſchmiede, Uhrmacher, Steinmetzen, Schreiner, und andre künſtliche Arbeiter wohnten in allen Ländern; beſonders waren ſie ſchnell, in Eiſen und allerlei

Metall ſinnreich und kunſtreich zu arbeiten. Nach Polen und Rußland und dem ganzen Norden ſandten ſie ihre Waaren, ja Frankreich, England, Italien, und Spanien empfingen noch vieles von ihnen.

Noch war bei den Fremden die Meinung von der Streitbarkeit, der Volksmenge, dem Reichthum, und der Macht des teutſchen Volkes ſehr groß; aber die ſie in der Nähe ſahen, glaubten nicht mehr ſo ſehr daran, als die zur Zeit des Aeneas Sylvius und Macchiavelli gelebt haben. Es war vormals auch wahrer, als jetzt. Doch ſagte der damals lebende Franzoſe Bodin in ſeinem Buche von der Staatsverfaſſung noch von den Teutſchen: „faſt alle auswärtige Völker ſcheinen ſie an Größe der Städte, an Volksmenge, an Kriegsruhm, an häuslicher Zucht, und Mannigfaltigkeit der Künſte zu übertreffen.“ — Ihre Gutmüthigkeit und Redlichkeit ward auch von den Wälſchen anerkannt; Viele nannten das aber *teutſche Dummheit*: mögte die uns immer geblieben ſein! Bei Gelagen und Hochzeiten und Feſten die alte Fröhlichkeit, wohl Ausgelaſſenheit. Sie tranken ihre eigenen rheiniſchen Weine, und keine andern; ſie tranken noch oft zu viel: deswegen ſchalten die nüchternen Franzoſen ſie Trunkenbolde, die Italiäner brauchten das teutſche Wort Trinken für Saufen. Liſtige und ſpitzbübiſche Menſchen dürfen ſich nicht berauſchen: unter Fehlern kann eine Tugend und unter der Mäßigkeit ein Laſter verhüllt ſein.

Die Wiſſenſchaften, die Philoſophie, die Sprache, und Dichtkunſt hatten zur Zeit Luthers und Melanchthons in Teutſchland einen kühnen und ſchönen Aufflug genommen. Es ward nicht weiter geflogen, ſondern ſtill geſtanden, entweder weil etwas Lahmes in der Zeit lag, oder auch weil die Schultheologen wieder über das Lebendige zu herrſchen begannen. Luther und die Seinigen ſchufen den Bau einer feſten Kirchenordnung, eine äußerliche Zucht, weil nichts Menſchliches ohne ſie beſtehen mag; aber da ſie die Satzungen und den blinden Gehorſam gegen eine blinde Macht verrieſen, ſo ſollte auch der Geiſt und ſein unendliches Walten frei bleiben. Aber das blieb er leider nicht, ſondern ward von dem Gerüſt und dem äußeren Bau umſchloſſen und eingefangen, und verhärtete und verpuppte ſich darin. Was Luthern als unergründlicher in Ewigkeit fortfließender Strom heiliger und himmliſcher Vernunft zu rauſchen gedäucht hatte, was ihm in der geiſtigen Beweglichkeit des Lebens keinen Stillſtand gehabt hatte, das erſtarrte zu faulem Eiſe, und auch bei den Proteſtanten ward Pfaffenthum bald wieder gewaltiger, als chriſtliche Freiheit. Das lag nicht nothwendig in ihnen, ſondern die gerüſteten und beſeelteren Jeſuiten trieben ſie faſt mit Gewalt auf dieſe ſandigen Untiefen; denn dieſe wollten nicht das Große erſchaffen, ſie wollten das Kleine nur erhalten, und ſchoben das Große zum Schein vor. So ward denn wieder lange Zeit um das Kleine geſtritten, und das Große vergeſſen. Dieſe theologiſchen Streitigkeiten und alle die unwürdigen Hetzereien und Verleumdungen und Verketzerungen, wo alle Kraft auf dialektiſche und ſophiſtiſche Künſte und Ränke gewandt, alle Wiſſenſchaft und alles Talent dafür beſchlagen und dahin gelenkt ward, ließen das Muthige, Freie, und Schöne nicht aufkommen, was lieblich und mächtig hätte durch das Volk hinwandeln und ſeinen edleren Sinn bewegen können. So ward ſein Reichthum an Geiſt in dem Nichtigen und Vergänglichen zerarbeitet und konnte das Unſterbliche und Göttergleiche nicht erzeugen.

Nach Karl dem Fünften regierte in Teutſchland ſein Bruder Ferdinand, welcher lange ſchon römiſcher König geheißen hatte, ein billiger, mäßiger, und gutmüthiger Fürſt, durch ſein Gemüth und durch die äußere Lage der Geſchäfte von allen Gewaltthätigkeiten entfernt. Da er ſeit dem Jahr 1526 auch König von Böheim und Ungarn war und die Türken zu fürchterlichen Nachbarn hatte, ſo war er der Hülfe der teutſchen Fürſten immer bedürftig, und durfte ſie nicht verletzen noch auf die Religionsangelegenheiten zu ſehr drücken. Denn ſeitdem der gewaltige Eroberer und Kriegsheld Muhamed der Zweite im Jahr 1453 Konſtantinopel erobert und das griechiſche Reich zerſtört hatte, beinahe tauſend Jahre ſpäter, als das altrömiſche Reich in Italien von Odoaker zerſtört worden war, hatte die Macht der türkiſchen Osmanen ſich in Europa und Aſia reiſſend ausgebreitet; nie aber war ſie den Gränzen Teutſchlands ſo nah gekommen, als unter Sulepmann dem Prächtigen, der von einigen auch der Große genannt worden iſt. Vor ihm fielen in den erſten Jahren ſeiner Regierung die gewaltigen Feſtungen Belgrad und Rhodus, die Bollwerke der Chriſtenheit, und im Jahr 1526 ſchlug und erſchlug er den König Ludwig von Ungarn in der Schlacht bei Mohacz, und warf ſich zum Herrn und Schiedsrichter der Länder auf. Seit dieſer Zeit führten Karl der Fünfte und ſein Bruder Ferdinand lange und viele Kriege mit ihm um die Herrſchaft Ungarns und die Sicherheit Teutſchlands. Im Jahr 1529 drang er wüthend und verheerend in Teutſchlands Gränzen vor, und legte ſich mit einem gewaltigen Heer und Zeug vor Wien; aber die Tapferkeit der Bürger und die aus allen Gegenden Teutſchlands herbeieilenden Hülfen retteten des Vaterlandes Vormauer und jagten die Türken mit großem Schimpf und größerem Verluſt tief nach Ungarn zurück. Noch in ſeinem hohen Alter belegte Suleymann die ungriſche Gränzfeſtung Sigeth, und ſtarb in der Belagerung. Dieſer Tod Suleymanns und der große Entſchluß, ſich und die Stadt nicht in die Hände der Ungläubigen zu geben, ſondern wie ein Chriſt und Held mit den Waffen in der Hand zu ſterben, machte den Befehlshaber in der Stadt, den edlen Grafen Niklas Zrini, unſterblich; das macht ihn unſterblicher, daß er für ſein Land und für die Freiheit ſtarb. Zwanzig Stürme der Ungläubigen hatte er abgeſchlagen; dann, als er ſah, daß die Stadt ſich nicht mehr halten konnte, nahm er das Schwerdt, womit ſein Vater ſeine Jugend wehrhaft gemacht hatte, betete dazu, und fiel mit ſeinen ſechshundert übrigen Streitern in den Feind, und mordete fürchterlich, bis ſie alle erſchlagen waren. Dieſe große That geſchah den ſiebenten des Monats September 1556, vier Tage nach Suleymanns Tode. Es war das Zeitalter großer Menſchen. Auch Rhodus und Maltha waren durch ihre Vertheidigung unſterblich geworden. So gewaltig waren in dieſer Zeit die Türken, daß Ferdinand in Ungarn wenig Herr war und in den alten Erblanden des Hauſes Oeſtreich zittern mußte.

Nach Ferdinand regierte in Teutſchland ſein Sohn Maximilianus der Zweite von dem Jahre 1564 bis 1576, ein Mann, der den Teutſchen ſehr lieb ward und die Erinnerung des Namens wieder angenehm erneuete; denn auch ſein Urgroßvater Maximilianus der Erſte war ihnen ſehr lieb geweſen. Er war gütig, freundlich, mäßig, weiſe, und gerecht, und lenkte in der Regierung und in den Reichsordnungen alles zu Frieden und Freuden, lebte auch auf ſolche Weiſe mit den Fürſten und dem Volke, daß viele ihn den letzten teutſchen Kaiſer genannt haben. Das war auch glückſelig in ihm, daß er, der doch ein frommer und gottesfürchtiger Herr war, kein Prieſterkaiſer ward, wiewohl er mit ſeinem Vetter Philipp dem Zweiten erzogen war und lange in Spanien gelebt hatte. Was die Menſchen glaubten, das ließ er Gott richten; er richtete, was ſie thaten. Deswegen waren ihm die Jeſuiten feind, die für die alte Kirche Flamme und Schwerdt leuchten ſehen wollten. Dieſer freundliche, ſanftmüthige, und kluge Kaiſer regierte nur zwölf Jahre, und ſtarb im Jahr 1576, als vor wenigen Jahren durch Tyrannei und Pfaffenthum in den weſtlichen Gränzen Teutſchlands ein gewaltiges Feuer aufgegangen war, welches wilde Wuth ſo anſchürte, daß es nimmer wieder gelöſcht werden konnte.

Aufruhr in den Niederlanden.

Kaiſer Maximilianus der Erſte vermählte ſich im Jahr 1477 mit der Burgundiſchen Herzogin Maria, der Tochter und Erbin Karls des Kühnen. Sein Sohn war Philipp der Schöne, deſſen Söhne Karl der Fünfte und Ferdinand der Erſte. Karl der Fünfte vermehrte noch die Burgundiſchen Lande, ſo daß ſie ein geſchloſſenes und zuſammenhängendes Ganzes wurden. Doch wurden ſie nicht ein ſolches Ganzes, wie diejenigen wünſchen, welche gern unumſchränkt herrſchen wollen. Denn jede Landſchaft, jedes Herzogthum und Fürſtenthum hatte immer noch ſeine beſonderen Rechte, Geſetze und Verfaſſungen; ſo daß ſie im Einzelnen unendlich verſchieden und nur durch die Liebe des gemeinſchaftlichen Herrn und größtentheils auch durch die Sprache Eins waren. Karl hatte ſie auch faſt gerecht und löblich regiert, und ſie hatten viel für ihn gethan. Sein Sohn Philipp verſuchte, ob ſie nicht durch Furcht leichter zu regieren wären, als durch Liebe, und es gelang ihm nicht. Karl, damit ſein dem mächtigen Frankreich, das ſchon lange darnach gelüſtet hatte, ſo nahes Burgund mehr Kraft und Rückhalt hätte, vielleicht auch, damit ſein Sohn Philipp, auf den er die höchſte Gewalt in Teutſchland zu bringen ſuchte, mit Recht ein teutſcher Fürſt hieße, hatte die burgundiſchen Lande wieder näher mit Teutſchland verbunden und denſelben unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes einverleibt; denn viele Landſchaften Burgunds waren in den letzten drei Jahrhunderten Teutſchland faſt entfremdet. Philipp der Zweite, ſein Nachfolger, ein Mann hohen Geiſtes und Verſtandes, hatte doch ſeines Vaters mäßige und gütige Art nicht; von jeher ſpröd und ſtreng zog er ſich ſeit dem Jahre 1570 mehr und mehr in die engen Mauren ſeines Pallaſtes und in die engeren und dunkleren Mauren ſeiner Bruſt zurück, und regierte ſeine großen Länder wie ein orientaliſcher Deſpot. Karl der Fünfte war in ſeinen Erblanden gegen die neue Lehre und ihre Anhänger hart geweſen; Philipp ward grauſam gegen ſie. Grade ſie wollte er zum Vorwande gebrauchen, den Niederlanden ihre Geſetze und Freiheiten zu ſchmälern. Zwölf Biſthümer ſollten in den burgundiſchen Landen eingerichtet werden, damit er das Ganze beſſer zügelte, und an den Biſchöfen, die von ihm abhingen, willigere Diener hätte; die Schlüſſe des Tridentiniſchen Konciliums ſollten gelten; alles dies ſollte auf Koſten der ſtändiſchen Verfaſſung und der Gewiſſensfreiheit durchgeſetzt und eingerichtet werden. Bald gab es Klagen, Gährungen, Sendungen, und Vorſtellungen bei dem Könige. Er blieb unerſchütterlich, und ſchickte ihnen 1567 an der Spitze eines Heeres ſeinen großen Feldherrn Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, mit voller Gewalt als Statthalter. Dieſer errichtete alsbald einen peinlichen Gerichtshof von zwölf Richtern, deren Haupt der Spanier Vargas war, ein jäher, wilder Mann; dadurch ſollten die Widerſpänſtigen gedemüthigt und die Ketzer vertilgt werden. Damit das Schrecken größer wäre, ließ Alba zwei Grafen, Egmont und Horn, beide Männer höchſter ſpaniſcher und burgundiſcher Ehren, weil ſie kühn für des Vaterlandes Freiheit geſprochen hatten, verhaften und hinrichten, und das Feuer und das Beil ſo wüthen, daß er ſich rühmen durfte, er habe binnen zwei Jahren das Blut von 18000 Ketzern vergoſſen. Außer dieſen Schrecken und Gräueln lagen in den Städten Burgunds verhaßte Fremdlinge als eine plagende Beſatzung, neue Citadellen wurden gebaut, willkührliche Auflagen aufgelegt; Furcht, Unglück, Verfolgung, und Tod überall: viele entflohen aus dem unglücklichen und nicht mehr freien Vaterlande.

Zwei Brüder, welche in den Niederlanden große Würden und Güter hatten, die Prinzen Wilhelm und Ludwig von Naſſau-Oranien hatten den Grafen Egmont vor Alba's Tücken gewarnt, und waren nach Teutſchland entflohen. Dieſe, als die Dinge zur Empörung und zum Aufſtande reif waren, kamen im Jahr 1572 wieder, und die Stände der Grafſchaft Holland wählten Wilhelm von Oranien zu Dordrecht zu ihrem Statthalter. Auch hatten die armen niederländiſchen Flüchtlinge, die an den Küſten und Inſeln mit Schiffen hin und her ſchweiften, ſich grade zu derſelben Zeit des feſten Seeplatzes und Hafens Briel bemächtigt. Die Tyrannen nannten ſie Gueuſen oder Lumpenpack; denn Spitzbuben und Bettler nennen die Unterdrücker gern die Geplünderten und Zertretenen, wenn dieſe gegen die Gewalt zum Schwerdt greifen. Bald Aufruhr und Krieg in allen Landſchaften Burgunds; die ſpaniſche Kriegsordnung ſiegte im Felde, doch wurden die Gueuſen nicht beſiegt. Im Jahr 1573 ward Alba abgerufen. Glücklicher als er war der ſanftere und menſchlichere Graf Requeſens, der aber nach wenigen Jahren ſtarb. Philipp ſchickte darauf ſeinen Bruder, den großen Baſtard Karls des Fünften, Johann von Oeſtreich, welcher zugleich gegen die Aufrührer und den Neid ſeines Bruders, des Königs, zu kämpfen hatte. Wilhelm von Oranien ward nun auch zum Ruwart, oder Oberbefehlshaber von Brabant gewählt. Doch die ſüdlichen Lande, wo die alte Lehre noch die herrſchende war, ſchloſſen ſich nach und nach wieder an Spanien an; die nördlichen ſtifteten aber im Jahre 1579 den Verein von Utrecht, welcher ſpäter die Grundlage des Vereins der freien Niederlande ward. Das folgende Jahr erklärte Philipp der Zweite den Prinzen Wilhelm von Oranien vogelfrei, und bald darauf ſagten ihm zehen ſeiner Landſchaften den Gehorſam auf, und wählten, damit ſie von Frankreich Schutz hätten, des franzöſiſchen Königs Bruder, den Herzog von Anjou, zum Fürſten der Lande. Dieſer aber, ein eitler, übermüthiger, und gewaltſamer Jüngling, und des Geiſtes und Mathes völlig mangelnd, wodurch ein freies Volk beſchützt und regiert werden kann, entfloh im zweiten Jahre ſeiner Herrlichkeit, im Jahr 1583, nach Frankreich, nachdem er die Freiheit, die er zu beſchützen verſprochen, angetaſtet hatte. Die Niederländer waren nun in einer ſchweren Lage; doch verzweifelten ſie nicht. Es war ein ungeordnetes Regiment, Zwietracht zwiſchen einzelnen Landſchaften, und zwiſchen den Fürſten, und der größte Kriegsmann, den das Zeitalter kannte, Karls des Fünften Enkel, Alexander Herzog von Parma, befahl ſeit Johanns von Oeſtreich Tode, ſeit dem Jahr 1578, gegen ſie. Aber alles überwand das trotzige und tapfere Volk und die zähe und feſte Klugheit Wilhelms von Oranien. Als dieſer große Mann im Jahr 1584 durch einen Meuchelmörder fiel, als Antwerpen im Jahr 1585 nach einer ewig denkwürdigen Belagerung an die Spanier überging, da ſchien doch der Freiheit das Letzte zu drohen. Freilich war Moritz von Naſſau da, Wilhelms Sohn, ein kühner, feuriger Jüngling; aber der Kampf mit der überlegenen Geſchicklichkeit und Macht ward täglich zweifelhafter. In dieſer Noth bot man ſich dem Könige von Frankreich an, man trug der Königin Eliſabeth von England das Land und alle Herrlichkeit auf. Sie dankten für das gefährliche Geſchenk. Doch ſandte Eliſabeth den Niederländern Hülfsvolk unter dem Befehl ihres Günſtlings, des Grafen von Leiceſter. Dieſer aber war mehr ein eitler und ſchöner als ein gewaltiger und kühner Mann; der junge Fürſt Moritz und der große

Landſyndikus von Holland, Olden Barneveld, thaten das Beſte. Moritz gewann es durch ſeine Kriegstugend und das Gedächtniß ſeines Vaters, daß alle Landſchaften ihn allmälig zu ihrem Statthalter ernannten.

Das Jahr 1588 hatte der ſtolze König Philipp auserſehen, die Freiheit zu vertilgen und alle ſeine Feinde zu zerſchmettern. Eine Flotte ward ausgerüſtet, eine ſo gewaltige, das ſie als die unüberwindliche vorher verkündigt ward; 40000 Spanier, die ſich damals auch die Unbeſieglichen nannten und es waren, wurden eingeſchifft; der Herzog Alexander von Parma hielt am Kanal 30000 andere bereit, welche dazu ſtoßen ſollten. Die große Königin der Ketzer, Eliſabeth von England, ſollte entthront und in England ſollte das empörte Niederland bezwungen werden. Aber Gott gefiel es anders, als dem König Philipp: Stürme zerſchlugen die unüberwindliche Flotte, die engliſchen und holländiſchen Seehelden thaten das Uebrige; nach Spanien entrannen nur Trümmer eines Heers, deſſen gleichen der nördliche Ocean nie geſehen hatte. Dies gab den Niederländern Luſt; bald darauf zog Alexander gegen den König von Frankreich Heinrich den Vierten in den Krieg, und ſtarb im Jahr 1592. Da hatte die Freiheit nichts mehr zu fürchten. Schon wurden die Niederländer Herren des Nordmeers, und der Küſten und Inſeln Oſtindiens, welche die Portugieſen ſonſt beſeſſen hatten, zu reich und trotzig, als daß das verarmende Spanien ſie hätte bezwingen können. Im Jahr 1609 ward zwiſchen ihnen und Spanien auf zwölf Jahre ein Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Dieſer kleine Staat, welcher ſich die ſieben vereinigten Landſchaften nannte, ward an Macht und Reichthum bald den größten Staaten gleich, und ſtand von dieſen Tagen an hundert Jahre als ein Pfeiler europäiſcher Freiheit. Nachher wollte er bloß in Ruhe genießen, was die Väter in Gefahr erworben und behauptet hatten, ſchlief ein, ward unbedeutend, zuerſt verachtet, dann unterdrückt. Teutſchland aber verlor durch Philipps Grauſamkeit einen köſtlichen Theil ſeiner Lande, und die Niederländer, jüngſt noch eine mit ihm verbundene Landſchaft, bezolleten ſeine Ströme. So wenig aber war Kraft und Zuſammenhang in dem großen Reiche, daß wohl einzelne Fürſten Vertrag zu ſtiften ſuchten, auch dem einen oder andern Theil Hülfe ſandten, nicht aber allen zugleich Frieden geboten, und bei dem Reiche erhielten, was des Reiches war. Denn wie Philipps Tyrannei hätte gewehrt werden ſollen, ſo durften auch die Niederländer nicht ihren Selbſtwillen haben, wenn Teutſchland ein Staat war, der zugleich ſchirmen und zwingen konnte.

Verwirrung in Teutſchland gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

In dieſem letzten Drittel des ſechszehnten Jahrhunderts, nachdem in Frankreich die neue Lehre zu Scheußlichkeiten gemisbraucht, in den Niederlanden durch ſie die Freiheit geſtiftet worden, und England und Schottland nach langen Erſchütterungen nur durch Eliſabeths Weisheit ruhig erhalten werden konnten, kam das Unheil auch Teutſchland immer näher: Teutſchland, der

Anfang und Mittelpunkt dieſer Weltbewegungen, ſollte ſie endlich auch am blutigſten bezahlen. Der liebenswürdige und weiſe Kaiſer Maximilianus hatte keine Söhne, die ihm gleich waren. Sein älteſter Sohn Rudolf folgte ihm als König von Ungarn und Böheim und Kaiſer von Teutſchland; aber er war leider kein Rudolf von Habsburg: eines ſolchen aber hätte das Zeitalter bedurft. Rudolf war von Jeſuiten erzogen zu einem Gelehrten und Betbruder, nicht zu einem Kaiſer. Er war wie ſein Vater gütig und mild, aber nicht ſtreng und ernſt, wo er es ſein mußte; das Schwerdt und Scepter hat er nie geführt, daher ward es ihm, als er es feſthalten wollte, in der Hand zerbrochen. Unbekümmert der großen Begebenheiten Europens, der großen Geſchäfte in ſeinen Staaten, und der immer mislicheren und ſchwierigeren Angelegenheiten des Reichs, ſaß er wie ein ſtummer und tauber Götze in ſeiner Stadt Prag, welche er vor allen ſeinen Städten liebte, fütterte weiße und ſchöne Pferde, ſammelte Bücher, Bilder, und Gemmen, und vertiefte ſich in den geheimen Wiſſenſchaften der Chemie, Aſtronomie, und Aſtrologie. Während er mit Tycho Brahe und Keppler Sonnen und Sterne ausmaß, und belauſchte, was ihm die Aſpekten bedeuteten, wußte er nicht, was in irdiſchen Dingen geſchah. Daß er die Wiſſenſchaften liebte, daß Tycho Brahe, Keppler, und andere herrliche Männer als Freunde mit ihm lebten — das wäre ſein Ruhm geweſen, wenn er die kaiſerlichen Pflichten erfüllt hätte; wer nichts als Fremdes thut, deſſen Leben wird mit Recht Spielerei genannt.

Die Jeſuiten hatten das Koncilium zu Trient regiert, ſie hatten ſich der Herzen vieler Fürſten bemeiſtert, ſie erzogen die Söhne der Prinzen und Herren, denn ſie wollten auch in der Zukunft herrſchen; ſie hetzten die Gemüther zuſammen, blieſen jedes Fünkchen zu einer Flamme auf, und blieben — was das Geheimniß der Brandſtifter iſt — ſo hinter dem Vorhang ſtehen, daß, wann der Brand aufging, ſie Gewalt ſchreien und als die Verletzten erſcheinen konnten. Sie konnten unter Rudolf thun, was ihnen gefiel, vor ihm durften ſie alles, er liebte ſie, und ließ alles geſchehen; doch er that nichts für ſie, denn er konnte für niemand etwas thun, ja nicht einmal für ſich ſelbſt. Das kam den Jeſuiten am gelegenſten, daß unter den Proteſtanten, die bei weitem ſtärker waren, als die Katholiſchen, zwei Partheien da ſtanden, die lutherſche und reformirte, und daß dieſe durch die Schuld der Prieſter einander faſt bitterer haßten, als die Katholiſchen; dazwiſchen lag ein herrliches Spiel, und die Väter von der Geſellſchaft Jeſu verſtanden es zu ſpielen, ſie verſtanden auch lutherſche Hofprediger für den Pabſt und die alte Kirche zu gebrauchen. Die Katholiſchen ſiegten, als Erzbiſchof Gebhard von Cöln mit den meiſten Domherren das Land reformiren wollte: er ward abgeſetzt und mußte landflüchtig werden; die Katholiſchen ſiegten in der Stadt Aachen, gegen welche die Reichsacht erging, über die Proteſtanten im Rath und in der Bürgerſchaft; die Katholiſchen ſiegten in Straßburg, wo die proteſtantiſchen Domherren einen lutherſchen, die katholiſchen einen katholiſchen Biſchof wählten. Das mochte bang und furchtſam: aber unter den mächtigſten proteſtantiſchen Fürſten fehlte der große Mann, der alle hätte in Einheit verbinden und ſich an die Spitze ſtellen können. Freilich hatten viele proteſtantiſche Fürſten unter der Anführung von Kurpfalz im Jahr 1598 in Frankfurt eine Art Bündniß geſchloſſen, aber es war keine gebietende Seele und alſo auch kein Zuſammenhang darin. Darum ward auch die Reichsſtadt Donauwörth im Jahr 1606 auf die empörendſte Weiſe zuerſt von den Jeſuiten gereizt und verwirrt, dann geächtet, und endlich von dem jeſuitiſchen Herzog Maximillianus von Baiern der Reichsfreiheit beraubt und zu einer baieriſchen Landſtadt erniedrigt. Die Proteſtanten ſchrieen, droheten, und thaten nichts. Dieſen unſeligen und zwieträchtigen Zuſtand, wo in Teutſchland ein ſchwacher Kaiſer nach den Sternen guckte, die Jeſuiten die katholiſchen Höfe, Beichtväter die proteſtantiſchen Fürſten, Haß und Neid und Vergeſſenheit des Vaterlandes alle beherrſchten, belauerten die Franzoſen, jenes unruhige und ſchadenfrohe Nachbarvolk, das immer fremden Glückes neidiſch und fremden Gutes begierig iſt.

Heinrichs des Vierten von Frankreich Entwurf.

Frankreich war durch das ganze ſechszehnte Jahrhundert ſehr unglücklich. Zuerſt Ludwig der Zwölfte, ein biederer und freundlicher König, aber während ſeiner Regierung ein immerwährender menſchenfreſſender Krieg in Italien; dann der ritterliche, ehrſüchtige, wohllüſtige Franz, auf Abentheuer und Wunder lüſtern, ein planloſer Verſchwender, oft ein Spiel von Günſtlingen und

Weibern, ein Verbrenner ſeiner kalviniſchen Unterthanen, außerdem vier unglückliche Kriege um Italien mit Karl dem Fünften; Heinrich ſein Sohn nicht beſſer und nicht glücklicher: doch hatten dieſe beide noch geherrſcht; von dem Jahre 1559 bis 1589, 35 Jahre lang, ſchändliche Regierungen, verderbliche Zerrüttungen und Kriege: Katharine von Medicis und ihre drei elenden Söhne, Franz, Karl, und Heinrich, der Ehrgeiz der Herzoge von Guiſe aus dem Hauſe Lothringen, die Eiferſucht der Prinzen vom Blute, die Hinterliſt Philipps des Zweiten von Spanien, und die Leichtfertigkeit und Treuloſigkeit des Volkes, ferner alles, was in Weibern, welche Ehre und Schaam ausgezogen haben, Tückiſches und Verderbliches brütet, zerwarfen und zerriſſen Frankreich in allen ſeinen Gränzen. Die Herrſchſucht und die Wohlluſt trieben das böſe und abſcheuliche Spiel, die Religion ward als Mantel darüber gedeckt; auch Geſetz und Recht und Freiheit ward mit darein gerufen, aber mit der Leichtfertigkeit und Gewiſſenloſigkeit, wie die Franzoſen ſo heilige Dinge zu behandeln und zu behaupten wiſſen: alle ihre Umwälzungen, die darnach getrachtet haben, ſind ein Nichts geworden, weil nicht aus dem ganzen Volke, ſondern faſt immer nur aus der Hauptſtadt, oft nur aus einzelnen Kabalen und Partheien des Hofes ſolche Bewegungen entſprungen ſind. Die ganze franzöſiſche Geſchichte iſt faſt nur Hof- und Hauptſtadtsgeſchichte; deswegen reich für den Verſtand, arm für das Herz. In dieſen ſogenannten franzöſiſchen Religionskriegen wechſelte und wimmelte es von Siegen und Niederlagen, von Verrath und Mord. Die ſcheußlichſte That geſchah in der Nacht des 24ſten Auguſti des Jahrs 1772 5, welche die Bartholomäusnacht heißt. Die Hochzeitfeier des Hauptes der Proteſtanten, Heinrichs Königs von Navarra, mit Katharinens reitzender Tochter Margarethe von Valois ward in dieſer ewig verfluchten Nacht mit der Ermordung vieler tauſend Reformirten in Paris und in ganz Frankreich beſchloſſen. Das Blut löſchte den Brand nicht; ihn löſchte, nachdem der letzte Valois auf dem Thron ermordet worden, Heinrich der Vierte, König von Navarra, erſt im Jahr 1596. Dieſer gute und tapfere König heilte wieder die Wunden des Staats, und gab ihm friſche Kraft und neues Leben. Er, das geſchwächte Spanien, das hauptloſe Oeſtreich, das zerſplitterte Teutſchland und Italien, das ſeit dem Tode der großen Eliſabeth einſchlafende England betrachtend, entwarf einen großen Plan einer ſogenannten europäiſchen Republik, von welchem er allgemeine Freiheit und Glückſeligkeit gelobte. Natürlich ſollte, damit dieſe Republik werden könnte, das habsburgiſche Haus von Oeſtreich und Spanien vermindert und geplündert, und alles in kleine Staaten getheilt werden; nur Frankreich wollte als der große Schiedsrichter und Lenker in der Mitte ſitzen, und Weisheit und Gerechtigkeit über alle ausgießen. Schon hatten die Franzoſen vieles angeſponnen und gezettelt, ſchon ſahen ſie mit lauſchender Schadenfreude die Zwietracht in Teutſchland wachſen, und den Ausbruch größerer Verwirrungen und Getümmel nahe, vorzüglich durch das Erlöſchen des mächtigen Hauſes der Herzoge von Cleve, Jülich, und Berg, auf deſſen Lande viele teutſche Fürſten Erbrecht behaupteten, als der große König Heinrich im Frühling 1610 von dem Meſſer eines Mörders getödtet ward. Doch war Heinrichs Plan für das Zeitalter und ſeine Kräfte zu abentheuerlich; er würde die allgemeine Verwirrung nur um einige Jahre beſchleunigt, aber ſeine geträumte Franzoſenrepublik, die alle Welt beglücken ſollte, nicht vollendet haben. Doch iſt es gut, zu zeigen, wie frühe die franzöſiſche Liſt unter dem ſchönen Schein von Gerechtigkeit und Glückſeligkeit der Freiheit anderer Völker ſchon Schlingen geſtellt hat.

Proteſtantiſcher Verein.

Im Jahr 1608 war das Band des ſogenannten proteſtantiſchen Vereins etwas feſter zuſammengezogen. Heinrich der Vierte machte große Anträge, vorzüglich dem Kurfürſten von der Pfalz. Dazu ward der Fürſt Chriſtian von Anhalt gebraucht, der Frankreich, wo er im Kriege gedient hatte, wohl kannte. Indeſſen viele teutſche Fürſten hielt die Ehrfurcht vor dem kaiſerlichen Oeſtreich, auch wohl ein geheimes Grauen vor franzöſiſcher Falſchheit zurück, und mehrere, unter andern Wirtemberg, warnten vor der Löwengenoſſenſchaft und erinnerten an den äſopiſchen Eſel. Die Verſammlung der Fürſten des Vereins war zu Kloſter Auhauſen in Anſpach; die Religion ward nicht beſonders als das Erſte vorangeſetzt, ſondern überhaupt die allgemeine Vertheidigung der

Rechte eines jeden, die Aufrechthaltung der Reichsfreiheit, und die Abhelfung willkührlicher Entſcheidungen des Kaiſers und ſeiner Gerichte. Der Verein ward auf zehen Jahre geſchloſſen. Theilnehmer waren: der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen von Brandenburg Chriſtian und Joachim Ernſt, der Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg, und der Markgraf Georg Friedrich zu Baden. Auf der Verſammlung zu Rothenburg wählten ſie Joachim Ernſt von Brandenburg zu ihrem General und Chriſtian von Anhalt zu ihrem Generalleutnant.

Katholiſche Liga.

Dieſem Bunde ſtellten die Katholiſchen im Jahr 1610 zu Würzburg ihre heilige Liga entgegen. Theilnehmer waren: der Herzog Maximilianus von Baiern und die meiſten ſüdteutſchen Biſchöfe. Dort war mehr Macht, hier mehr Kraft. Maximilianus war Oberſter, ein kühner und kluger Mann, der wußte, was er wollte. Auch war in dem Proteſtantismus nichts ſo Bindendes und Zuſammenhaltendes, als die Jeſuiten dem Katholicismus wieder gegeben hatten.

Die Zwietracht und das Mistrauen und der Argwohn, die von Tage zu Tage wuchſen, waren auch in den Landen des Kaiſers und in ſeinem Hauſe. Bei weitem der größere Theil von Rudolfs Unterthanen waren proteſtantiſch. Dieſe hatten viele Beſchwerden, denn ſogleich in den erſten Jahren des Kaiſers hatten die Jeſuiten geſorgt, daß in den ſtändiſchen Regierungen und bei den Univerſitäten keine Proteſtanten wieder angeſtellt würden, und auch ſonſt hatten ſie genug gezwickt und geneckt. Die Prinzen des Hauſes waren unzufrieden, daß Rudolf den Proteſtanten doch noch zu vielen Willen laſſe, daß die Regierung verfalle, und für die Nachfolge nicht geſorgt werde. Es hatte aber Rudolf nie weder ſich ſelbſt vermählt noch aus den vielen Brüdern und Vettern einen als ſeinen Nachfolger erkieſen laſſen wollen. Er war frühe mit Iſabellen, Philipps des Zweiten von Spanien Tochter, verlobt, wollte aber die Vermählung nimmer vollziehen, denn er hatte in ſeinen Sternen geleſen, daß ihm von ſeinem nächſten Blute Gefahr drohe. Das erklärte er auf ſeine Kinder und nächſten Blutsfreunde, und er ſollte Recht haben; denn er half den Geſtirnen zur Wahrheit. Rudolf hatte den Proteſtanten in Ungarn volle Religionsfreiheit bewilligen müſſen, er hatte denen in Oeſtreich immer mehr nachſehen müſſen. Das verdroß die Jeſuiten, und mehrere Erzherzoge, vorzüglich den brennend katholiſchen Ferdinand von Grätz. Draußen droheten Türken und Franzoſen, der proteſtantiſche Verein ſchreckte, Spanier und Holländer ſpielten bei den Jülich-Cleviſchen Angelegenheiten mit in die Geſchäfte des Reichs hinein: eine bedenkliche Zukunft lag vor den Augen der Klugen offen. Da traten die Erzherzoge zuſammen, und wählten Maximilianus zweiten Sohn und Kaiſer Rudolfs älteſten Bruder, den Erzherzog Matthias, zum Haupt ihres Hauſes. Im Jahr 1608 erzwang Matthias von dem ſchwachen Rudolf die Abtretung Oeſtreichs, auch ward er König in Ungarn, wo er den Lutherſchen und Reformirten mehr nachgab. Regent war der Kardinal Melchior Kleſel, eines Beckers Sohn, der ſich durch Geſchicklichkeit und Kenntniſſe zu ſo hohen Ehren emporgeſchwungen hatte. Dieſer ward nun Biſchof in Wien, und hetzte auf; doch mußte Matthias ſchonen, weil die Proteſtanten die mächtigeren und zahlreicheren waren und weil Kaiſer Rudolf noch lebte: ſie konnten den neuen Herrn verwerfen und den alten wieder haben wollen. Rudolfs Schwäche benützten das folgende Jahr 1609 die gedrückten Proteſtanten in Böhmen. Fürſt Roſenberg, Graf Heinrich Matthios von Thurn, und Colon von Fels ſetzten ſich an ihre Spitze, und ließen durch den ausgeſtellten Majeſtätsbrief ihre Rechte und ihre Religionsfreiheit ſichern: Jeſuiten ſollten in Böheim nimmer geduldet werden.

Der arme Rudolf in dieſem Gedränge ſann auf einen großen Friedensorden zur Erhaltung der Gewiſſensfreiheit, worin er alle Verehrer Chriſti ohne Unterſchied der Religion aufnehmen wollte. Zugleich brütete er über einem andern Entwurf, ſeinen Bruder Matthias, und ſeinen Vetter Ferdinand von Grätz, deſſen Feuereifer und Kühnheit er haßte, von der Erbfolge in Böheim, Schleſien, Lauſitz, Mähren, und durch Verhandlung mit den übrigen Erzherzogen auch in den andern Landen auszuſchließen. Dagegen gedachte er des letzteren milderen und freundlicheren Bruder Leopold, der zu Strasburg und Paſſau Biſchof war, dazu zu befördern. Allein dies alles gelang nicht, denn Rudolf konnte nichts durchſetzen;

vielmehr kam ihm aus Paſſau der letzte Stoß des Verderbens. Dort hatte ſich unter dem Feldhauptmann Rorne Kriegsvolk verſammelt, vielleicht — wie einige flüſterten — für Rudolfs und Leopolds geheime Zwecke. Dieſe Soldaten, als ſie nicht zu leben hatten, fielen in Böheim ein, beſetzten Budweiß, und verübten viele Ausſchweiſungen. Das wußte Rudolf weder noch konnte er es hindern; doch ſchoben ſeine Feinde es auf ihn, und verläſterten ihn, und trieben ihn dahin, daß er auch Böheim und die andern Lande an Matthias abgeben mußte. Da verfluchte er Prag, ſeine Lieblingin, die er mit ſo vielen Herrlichkeiten geſchmückt hatte, und ſtarb ſechszig Jahr alt im Elend und Gram, wie die letzten Karlinger und Heinrich der Vierte geſtorben waren. Dies geſchah im Jahr 1612, und war das unwürdige Schickſal des Kaiſers eine Vorbedeutung des Unheils, welches bald über das teutſche Volk und das Reich herfahren ſollte, und hatten Prag und ganz Böheim bald Gelegenheit, die Zeit zu beweinen, wo der gute und freundliche Rudolf auf der Sternwarte geſeſſen hatte und ſie in Glück und Frieden wohnten. Sechsunddreißig Jahre nach ſeinem Tode eroberten die Schweden einen Theil der Stadt, und nahmen viele Bücher und Bilder und andere Koſtbarkeiten, welche Rudolf geſammelt hatte, mit ſich hinweg in ihr Land. Ihre Feldherren waren wie jener Römer Mummius, der Korinth gewann und zerſtörte: die herrlichſten Bilder von Titian und Korreggio wurden vor die zerſchlagenen Fenſter des königlichen

Marſtalls in Stockholm geſtellt, daß ſie Regen und Wind abwehrten.

In Oeſtreich und Teutſchland fingen alle an auf den Erzherzog Ferdinand zu ſehen, welcher gewöhnlich Ferdinand von Grätz genannt ward; denn dieſen beſtimmten alle Erzherzoge von Oeſtreich nach Rudolfs Tode zu ihrem Haupte. Es war dieſer Ferdinand ein Enkel Kaiſer Ferdinands des Erſten. Sein Vater Karl, Ferdinands jüngſter Sohn, war Herzog von Steiermark, Kärnthen, und Krain geweſen, und hatte zu Grätz gewohnt. Als dieſer im Jahr 1590 ſtarb, ward der Knabe von ſeiner Mutter, Maria von Baiern, nach Ingolſtadt geſchickt, daß er dort unter der Obhut ſeines Oheims Wilhelm von Baiern erzogen würde. Dieſer Wilhelm war Albrechts des Fünften Sohn, und ward in Teutſchland als das Haupt der Katholiſchen und als der Beſchützer der Jeſuiten angeſehen. Was in Wilhelm war, das lebte nachher in ſeinem Sohn Maximilianus und in ſeinem Neffen Ferdinand fort; denn er erzog ſie zu ſtrengkatholiſchen Fürſten, und trat, damit das jugendliche Feuer muthiger und freier wirken könnte, ſchon im Jahr 1596 die Regierung ſeiner Lande an ſeinen Sohn ab. Aber er blieb noch fünfundzwanzig Jahre die innere Seele aller großen Bewegungen der Katholiſchen, und ſtärkte auch in den größten Gefahren Ferdinands Muth durch Rath und Ermunterung, daß er nicht wiche, ſondern es durchführte für den Glauben. Ferdinand war in Ingolſtadt bis in ſein achtzehntes Jahr von Jeſuiten erzogen worden.

Man kann auf dieſem Gränzpunkt großer Veränderungen ſich des Gedankens nicht erwehren, wie alles anders geworden wäre, wenn Ferdinands kühner, feuriger, und feſter Sinn unter freien Männern und in einem Kriegslager ſich entwickelt hätte, wenn das Großartige und Muthige in ihm nicht durch Pfaffen beſchränkt wäre, daß er die Zeit und ihren Trieb frei hätte erkennen mögen. Dieſer Trieb war offenbar faſt in ganz Teutſchland und auch in den Erblanden proteſtantiſch. Welche Arbeiten und Gefahren und auch welche Verluſte erregte ſich das Haus Oeſtreich dadurch, daß es wider den Strom ſchwamm! wenn es mitgefloſſen wäre oder die wilden Waſſer nur hätte laufen laſſen, welche Herrſchaft, welche Macht war ihm bereitet! wie konnte es die Kräfte für ſich gebrauchen, die es thörigt zu ſeiner Schwächung anwandte! Ein Mann wie Ferdinand, ſanft, freundlich, muthig, und unternehmend von Natur — hätte er die Lande und Völker nicht unter ſeine Flügel verſammeln und Herr ſein können durch Liebe, was er durch Furcht nicht vermogte? Gewiß hätte Teutſchland ſeinen Religionsſturm gehabt, wie die andern Länder, aber keinen ſo fürchterlichen und verheerenden, deſſen Folgen es nimmer wieder verwunden hat. Doch Gott wollte es anders; weltliche Thorheit und geiſtlicher Wahnſinn waren mächtiger, als alle Gebete der Guten; ſelbſt das Heiligſte, die Ueberzeugung und der Glaube, ward von den meiſten zur Lüge verkehrt, von Ferdinand nie.

Auf dieſen ſtolzen, klugen, und kraftvollen Jüngling wieſen die Jeſuiten als auf den Glanz ihrer Künſte, die Katholiſchen als auf ihren Schutz, die Proteſtanten als auf ihr Schrecken. Als er gegen das Jahr 1600 in ſeinen Erbſtaaten die Regierung übernahm, waren zwei Drittel ſeiner Unterthanen proteſtantiſch und faſt alle Aemter und Stellen mit Proteſtanten beſetzt. Er unterdrückte ſie völlig, und reinigte das Land von Ketzerei; wenigſtens verſtummte ſie: wer die lutherſche Lehre laut bekennen wollte, hatte Erlaubniß, in ein anderes Land zu ziehen, aber ziehen mußte er. Die meiſten dieſer Proteſtanten entflohen nach Oeſtreich, Ungarn, und Böheim, und trugen dahin die Furcht vor Ferdinands Namen und die Keime größerer Bewegungen. Als die Unterhandlungen wegen der Erbfolge unter den Erzherzogen und mit dem Kaiſer Matthias und Spanien beendigt waren, machten die anderen mit den Ländern weit größere Schwierigkeiten. Denn daß Ferdinand herriſch und gewaltig regieren würde, hatte er gezeigt, und was die Proteſtanten zu fürchten hatten, lag offen vor aller Welt da. Nach langen und oft laut ausgeſprochenen Zweifeln und Bedenklichkeiten ward Ferdinand endlich im Jahr 1617 von Böheim und den zubehörigen Landſchaften als ihr künftiger König erkannt, und beſchwur ihnen ihre Rechte und die Gewiſſensfreiheit; erſt das folgende Jahr gelang dies bei den Ungarn, welchen auch Gelobungen gemacht werden mußten; die Oeſtreicher ſollten den gebornen Erbherrn von ſelbſt annehmen, waren aber auch mistrauiſch und ſchwierig. Und ſie hatten ſich alle nicht geirrt. Der ſchwache Matthias, der nur ſolange, als Rudolfs Nichtigkeit noch da ſtand, ein Mann geſchienen hatte, war ſchon ſeit einigen Jahren von Ferdinand und deſſen Männern beherrſcht. Er durfte nicht thun, was ihm gefiel; doch war der Kardinal Kloſel gewaltig bei ihm, und dieſer wollte gegen die Proteſtanten gelinder ſein, als Ferdinand und den Jeſuiten gut däuchte. Da thaten ſie dem Kaiſer Matthias, wie ſie Rudolf gethan hatten, griffen ſeinen geliebten Kloſel, entführten ihn, und ſetzten ihn feſt. Er ward nachher wieder frei aus ſeiner Haft, und ſah noch manche Jahre die traurigen Folgen der Gewalt mit an. Matthias aber erhielt ſeine Vergeltung für die Untreue gegen ſeinen Bruder Rudolf; ſeine letzten Jahre waren verachtet, wie Rudolfs Jahre geweſen waren.

Aufruhr in Böheim J. 1618.

Mitten in dieſen Geſchichten brach der Anfang des Krieges aus, den man den dreißigjährigen Krieg genannt hat. Die Jeſuiten begannen in Böhmen Hader zu ſtiften, und hetzten und neckten die Proteſtanten auf mancherlei Weiſe. Selbſt Winke und Worte und Anſpielungen und Andeutungen, die unter andern Regierungen nichts bedeutet hätten, wurden unter dem König Ferdinand als wichtig genommen. Wo Argwohn das Neſt voll Eier gelegt hat, da brütet bald Haß ſie aus. Den Majeſtätsbrief, welcher nach der Meinung der Katholiſchen eigentlich nur für die Utraquiſten (die nach dem auf dem Koncilium zu Koſtanz verbrannten Huß auch Huſſiten genannt wurden) gelten ſollte, wandten die dieſen ſo verwandten andern Proteſtanten auch auf ſich an, und nahmen ſich alle Vorrechte deſſelben, und auch das, ſich wo ſie wollten neue Kirchen zu bauen. Dies hatten die Unterthanen des Abts zu Braunau und die des Erzbiſchofs zu Prag im Städtchen Kloſtergrab gethan; die Herren aber ließen ſie niederreißen. Darauf Verſammlungen der Landſtände, freie und kühne Vorſtellungen an den König, und Berufung auf den Majeſtätsbrief; bald warnende und drohende Antwort durch den Mund der Prager Statthalterſchaft, in Prag Geſchrei und Aufruhr, Sturm auf das Schloß, wo die kaiſerlichen Räthe ſitzen, und Graf Martinez und Slowata, welche man böſer Geſinnungen gegen die Freiheit beſchuldigte, vierzig Ellen hoch aus dem Fenſter geworfen. Sie fielen glücklich auf einen weichen Miſthaufen, und entliefen der Gefahr; aber unter der Parthei war Bewegung und Waffenrüſtung in allen Gränzen des Landes, Böheim entbrannte von Zorn gegen Ferdinand und von Eifer für die Freiheit. Dies geſchah den 23. Mai des Jahrs 1618.

Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Aber das war Böheims Unglück, daß das Land keinen großen Mann hatte, welcher Führer ſein konnte. Unter den Großen nur Ehrgeitz, Wildheit, Anmaßungen: Graf Thurn, welchem das Erſte zuzufallen ſchien, nichts weiter als ein wilder und unruhiger Kopf, mit gutem Willen, aber ohne Feſtigkeit. Auch die Fürſten, welche in Teutſchland durch Macht und Anſehen an der Spitze der Proteſtanten hätten ſtehen ſollen, waren alle weniger als mittelmäßig: ein ſolcher der junge Friedrich von der Pfalz, Haupt des Vereins, ſolche die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg. Sachſens Johann Georg hatte ſich immer hartnäckig aller Theilnahme am Verein geweigert, ja er ſchien ihm ſogar feindſelig zu ſein; ihn beherrſchte ein Pfaffe, Hoe von Hohenegg, in der Geſchichte dieſer Zeit ein vielbedeutender Mann, ein geborner Oeſterreicher; er war des Kurfürſten Oberhofprediger und Beichtvater. Die Welt hat ihn der Beſtechlichkeit beſchuldigt, und daß er durch jeſuitiſches Gold erkauft geweſen ſei; aber es mogte bei ihm wohl nur reiner lutherſcher Haß gegen die Reformirten wirken. Auch die Böhmen wandten ſich an Sachſen um Hülfe, boten ſogar die Krone ihrer ſchönen Lande an; die konnte freilich ein Johann Georg nicht behaupten: alſo war es klug, daß er die gefährliche Gabe abwies. Die Böhmen, obwohl Ungarn und die öſtreichiſchen Lande unruhig waren, verzweifelnd, ihre Sache ohne fremden Beiſtand gegen ihren König durchführen zu können, trugen die Krone dem Kurfürſten von der Pfalz an; ſie rechneten auf ſeine Macht und auf die Hülfe des Vereins, auch auf den mächtigen König von England und Schottland Jakob, welcher des Kurfürſten von der Pfalz Schwäher war. Friedrich wankte, denn er war auch nicht der Mann nach Kronen zu greifen; aber ſeine Gemahlin Eliſabeth, welche die Königstochter fühlte, und ſein Beichtvater Scultetus, welcher dies als eine heilige Sache für die Proteſtanten anſah, machten ihm Muth: er nahm im Jahre 1619 die Krone von Böheim und ſeinen Landen an.

Mitten unter dieſen Getümmeln war Kaiſer Matthias aus Angſt der Gefahren und aus Gram über ſeinen entführten Kleſel geſtorben, und hatte dem Könige Ferdinand viele Anſprüche, aber alle ſeine Länder im Aufruhr hinterlaſſen. Da bewies dieſer König und ſein Vetter Maximilianus, was es bedeutet, auch bei geringer Macht nur feſt und geſchwind zu ſein. Dieſe beiden Männer wußten immer, wohin ſie wollten, ſie hatten immer ein feſtes Ziel; ihre Gegner wankten hin und her, und verdarben ſich und ihr Glück. Nicht allein Böheim war in offenem Aufruhr, und ſetzte ſich einen andern König; auch in Ungarn ſuhr der wilde Fürſt Bethlem Gabor auf, ſchloß einen Bund mit den Böhmen, und wollte Ferdinand das Land entreißen und gegen Wien rücken; die Oeſtreicher waren im offenen Aufſtande, und verweigerten die Huldigung. Da galt es, Stärke zu zeigen, und Stärke des Gemüthes rettete Ferdinand. Er verdiente Kaiſer zu ſein, und ward auch mitten in dieſen Gefahren zum Kaiſer gewählt; denn Baiern und die geiſtlichen Fürſten hielten feſt zuſammen, der proteſtantiſche Verein löſte ſich auf, Sachſen war für Oeſtreich, und zog die norddeutſchen Fürſten ſich nach; auf die Widerſprüche von der Pfalz und von Böheim ward nicht geachtet. Zweimal ward Ferdinand während dieſer Zeit in Wien belagert. Wien war der große Punkt ſeiner Herrſchaft: das fühlte er, und wollte die Stadt behalten oder darin ſterben. Dieſe Fürſtlichkeit verdient ein unſterbliches Lob. Bei der zweiten Belagerung der öſtreichiſchen Hauptſtadt war auch Bethlem-Gabor. Schon ſchien alles ſich zum Untergange zu neigen, als plötzlich 500 Küraſſiere auf der Donau auf Schiffen in die Stadt ſchwammen, die wankenden Sachen aufrichteten, und den zwieträchtigen Feind zum Abzug nöthigten. Das Regiment, welches dies that, heißt noch heute wie damals Hohenzollern, und hat vor allen öſtreichiſchen Regimentern das Vorrecht, bei ſeinem Einzuge in die Hauptſtadt mit klingendem Spiel auf dem kaiſerlichen Burgplatz zu halten und die Werbetrommel zu rühren.

Die beiden erſten Jahre treiben ſich die Anführer der böhmiſchen Empörer und der Graf Ernſt von Mansfeld und Bethlem Gabor mit zwieträchtigen Anſichten und Entwürfen in allerlei Unternehmungen herum. Wäre ihre Macht ſogleich unter Einem Haupte verbunden geweſen, hätte der kühne Mansfeld allen befohlen, ſo ward Wien leicht erobert, und bei der Stimmung der Menſchen und der Mehrzahl der Proteſtanten war die alte Kirche in Teutſchland überwunden. Dieſer Ernſt von Mansfeld, ein tapferer und geſchwinder Krieger, war der Sohn des Glückes. Er hatte zuerſt dem Erzherzog Leopold, Biſchof von Strasburg, in den Elſaſſiſchen und Jülichcleviſchen Kriegen gedient; darauf trat er zu den Fürſten vom Verein über, und ward ein eifriger Proteſtant. Mehrmals führte er mit ihrer Bewilligung dem Herzog Karl von Savoyen gegen die Spanier Kriegsſchaaren zu. Als er eben wieder

4000 Mann zu einem ähnlichen Zuge beiſammen hatte, da erſcholl die Botſchaft des böhmiſchen Aufſtandes; Mansfeld wandte ſich mit dieſen ſtrax nach Böheim, nahm das feſte Pilſen, und entwarf viele raſche Thaten, die aber weder von den Böhmen noch von den Vereinten recht unterſtützt wurden. Von der Jugend dieſes Feldherrn wußte man wenig, nicht einmal, ob er ächter oder natürlicher Sohn von Karl von Mansfeld war; ihn adelte ſein Degen am meiſten. Sein Vater Karl von Mansfeld hatte zuerſt den Katholiſchen in Frankreich teutſche Hülfen zugeführt, darauf unter Alexander von Parma in den Niederlanden gefochten, nach deſſen Tode eine Zeitlang das ſpaniſche Heer befehligt, und war im Jahre 1595 als kaiſerlicher Oberfeldherr in Ungarn bei der Belagerung der Feſtung Gran geſtorben.

Schlacht am weißen Berge.

Noch ſchlechter als hier ging es mit dem Verein. Da war keine Führung, keine Uebereinſtimmung, kein Geiſt, kein Ziel; da war alles wankend und unordentlich, bei dem Oberſten der Liga alles feſt und gerüſtet. Anfangs hatten ſie gedrohet; aber als Maximilianus ſchlagfertiger auftrat, denn ſie geglaubt, da zweifelte und wankte alles. Als vollends die Nachricht kam, auch Spinola ziehe aus den Niederlanden mit 20000 Spaniern gegen den Rhein heran, da ſchloſſen ſie zu Ulm einen Neutralitätsvertrag mit der Liga, d. h. in politiſcher Sprache: ſie wollten ſtill ſitzen und ihre Freunde erſt ſchlagen und ausplündern laſſen, damit der Sieger ſeine zermalmende Gewalt nachher deſto zerſchmetternder über ſie hinwälzen könne. Als die Furcht dieſe beruhigt und entwaffnet hatte und der immer wankelmüthige Gabor von Oeſtreichs Gränzen abgezogen war, da bezwang der Herzog von Baiern zuerſt die Oeſtreicher, und rückte dann mit ſeinem muthigen und begeiſterten Heere und der ferdinandiſchen Kriegsmacht geſchwind nach Böheim vor, wo der König Friedrich von der Pfalz nichts Tüchtiges that, und die Feldherren Chriſtian von Anhalt, Hohenlohe, Thurn, und Mansfeld in einer Zwietracht waren, die wenig Glück weiſſagte. So wie Maximilianus vom Süden anzog, drangen die Sachſen als Ferdinands Bundsgenoſſen vom Norden in die Lauſitz und Schleſien ein: ſo viel vermogte der Prieſter Hoe von Hohenegg und Johann Georgs Neid über Friedrichs Größe. Dafür wurden in Sachſen ſpäter drei Hauptſchlachten geliefert und das Land ward der Mittelpunkt des teutſchen Kriegszuges vom Süden nach dem Norden. Das ligiſtiſche Heer zeigte übrigens gleich anfangs den Geiſt, womit dieſer fürchterliche Krieg geführt werden ſollte; in den böhmiſchen Städten Prachadiz und Piſeck, welche es mit ſtürmender Hand gewann, wurden Soldaten und Bürger ohne Unterſchied niedergehauen, beſonders von den wilden Wallonen. Den 8. November des Jahres 1620 trafen Maximilianus und Friedrich von der Pfalz an dem weißen Berge bei Prag auf einander, und nach einer Stunde hatten die Wallonen alles durchbrochen und die ligiſtiſchen das Feld gewonnen: es war keine Schlacht, es war eine Jagd. Dieſe Schlacht entſchied das

Schickſal Böheims: Friedrich, welchem in dieſem für den Vertheidigungskrieg ſo vortrefflichen Lande noch ſo vieles übrig blieb, nahm die geſchwindeſte Flucht, und hatte nicht eher Ruhe, als bis er bei ſeinem Vetter dem Erbſtatthalter im Haag war. Erſt auf der Reiſe verlor er die Krone, um welche ein muthigerer Mann noch manche Jahre hätte ſtreiten können: weil er entfloh, ſchien er abzudanken, und viele ſeiner Freunde, die ſonſt ausgehalten und ſein Glück wieder gehoben hätten, ſuchten jetzt durch ſchnellere Unterwerfung die Gnade des Siegers.

Nach der Schlacht auf dem weißen Berge gingen des Kaiſers Gerichte aus. Zuerſt wurden die Fürſten Chriſtian von Anhalt und Georg Friedrich von Hohenlohe und Johann Georg, Markgraf von Brandenburg und Herzog von Jägerndorf, geächtet. Schon den vorigen Sommer hatte man dieſen Gewaltſtreich wagen wollen, aber der bedächtige Johann Georg von Sachſen hatte ihm abgerathen, weil der Ausführung noch die Macht fehlte. Der neutrale proteſtantiſche Verein, damit er Schlimmerem entginge, löſte ſich jetzt völlig auf. Das unglückliche Böheim, ihm ſelbſt überlaſſen, fühlte den beleidigten Herrn, den ſtrengen Katholiken, und den übermüthigen Sieger. Seine alten Landesfreiheiten wurden vernichtet, der Majeſtätsbrief ward zerriſſen, und die Freiheit der Gewiſſen widerrufen; wie jemand von der Gegenparthei durch Ehrenſtellen, Geburt, Vermögen hervorragte, deſto grauſamer ward er verfolgt; viele entflohen, noch wurden 27 Männer, die jetzt Aufrührer hießen, hingerichtet, manche geächtet, alle Proteſtanten aus dem Lande gejagt, und ihre Kirchen niedergeriſſen oder umgeweihet: die Jeſuiten zogen immer den Spuren des ſiegenden Heeres nach. Als dieſes ſchwere Schickſal über Böheim erging, wo Ferdinand vergaß, daß ſeine Vorfahren das Land nur durch Liebe erworben, wütheten die Spanier mit ſcheußlichen Gräueln in der Rheinpfalz, wo ſie für den Kaiſer gegen den Pfalzgrafen Friedrich den Rachekrieg führten; noch heute ſtehen Trümmer an dem heiligen Rhein, welche von ihrer ſchrecklichen Gegenwart zeugen. Doch zogen die meiſten Spanier das folgende Jahr 1621 ab, wo der zwölfjährige Waffenſtillſtand zwiſchen den Spaniern und den vereinigten Niederlanden abgelaufen war und der ſtolze Krieg um die Freiheit wieder begann.

Der kühne Ernſt von Mansfeld war nicht in der Prager Schlacht geweſen, er trotzte noch lange in Pilſen; auch des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf Muth war unbezwungen. Bald hatte Ernſt in der Oberpfalz wieder 20000 Mann beiſammen, meiſtens Reiter; mit dieſen zog er vor des ligiſtiſchen Feldherrn Tilly überlegener Macht in geſchwinden Märſchen gegen den Rhein in die Unterpfalz, ſchlug die Spanier heraus, und verſtärkte und verpflegte ſeine Krieger im Elſaß und in den biſchöflichen Landen, die er hart heimſuchte. Mit ihm zugleich rückte Gabor, von Thurn und Jägerndorf erregt, gegen Oeſtreich heran; aber dieſer machte bald wieder Frieden, der freudige Jägerndorf ward unterdrückt, und

Chriſtian von Anhalt vertrug ſich. Wäre nur einer der mächtigen proteſtantiſchen Herren ein Mann geweſen, wie Mansfeld, die Sache wäre anders geſchlichtet und der Uebermuth der Katholiſchen hätte die Fremden nicht ins Land gebracht.

Das Jahr 1622 ſchlug Mansfeld den Tilly bei Wiſſeloch am Rhein, und vereinigte ſich bald darauf mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden, der ein ſtattliches Heer gerüſtet hatte. Als ſie ſich aber trennten, benutzte der verſtärkte Tilly das, und ſchlug den Markgrafen bei Wimpfen aufs Haupt. — Jetzt hatte die Zeit, die nichts als Kriegsleute gebähren ſollte, einen neuen Kämpfer aufgeſtellt aus dem kriegeriſchen welfiſchen Hauſe. Dies war der proteſtantiſche Biſchof von Halberſtadt Chriſtian Ernſt von Braunſchweig, ein ritterlicher und begeiſterter Jüngling. Er nannte ſich den Kämpfer der Königin Eliſabeth von Böheim, Gemahlin Friedrichs von der Pfalz, und trug den Wahlſpruch: *alles für Gott und für ſie* — wunderbar genug, denn von ihr und den Welfen ſollten künftige Könige von England kommen — und aus dem Golde und Silber der katholiſchen Klöſter und Kirchen ließ er Münzen ſchlagen mit der Inſchrift: *Gottes Freund, der Pfaffen Feind.* Er hatte bald eine Schaar von 15000 bis 20000 Mann, traf bei Höchſt mit Tilly, verlor das Treffen, und vereinigte ſich mit dem Mansfelder. Dieſe beiden kühnen Männer würden dem Tilly fürchterlich auf den Leib gefallen ſein, wenn fremde Dummheit ſie nicht unthätig gemacht hätte. König Jakob von England meinte alles mit der Feder und dem Wort ausrichten zu können; er bedachte nicht, daß der Waffenloſe immer ſchlecht unterhandelt. Oeſtreich hatte ihm zu verſtehen gegeben, die Sache ſeines Eidams Friedrich von der Pfalz würde leicht beigelegt werden, wenn die bewaffneten Haufen, die in ſeinem Namen ſtritten, abgedankt würden. So erging denn das Gebot der Abdankung von Jakobs Weisheit an Ernſt und Chriſtian. Sie, jetzt ohne öffentlichen Namen, wodurch ſie ſich ſchirmen mogten, zogen aus den rheiniſchen Landen in das Niederland, und ſchlugen ſich bei Fleurus durch die Spanier zu den Holländern durch.

Wallenſtein tritt auf Jahr 1626.

Kaiſer Ferdinand hatte bald nach der Prager Schlacht den König Friedrich in die Acht gethan und ſeine Kurwürde und die Oberpfalz zur Entſchädigung der Kriegskoſten auf den Herzog von Baiern übertragen. Jetzt belieh er dieſen erblich mit beiden, und verſagte dem Pfalzgrafen ſchlechterdings alle Wiederherſtellung. Sachſen hatte zum Sündenlohn die Lauſitz als Pfand bekommen. Willkühr galt auch bei dem Reichsgerichte für Recht, und als Mansfeld und Braunſchweig bald wieder auf den Kampfplatz traten, zog das ligiſtiſche Heer immer weiter gegen Nordweſten. Jetzt endlich ward es dem zögernden Jakob ein Ernſt. Durch die Gefahr des Kriegsbrandes der immer näher wüthete, und der jeſuitiſchen Nachſuchungen der Kirchengüter, und durch König Jakobs Unterhandlungen mit dem Könige von Dänemark trat der Niederſächſiſche

Kreis im Jahr 1625 in ein Vertheidigungsbündniß zuſammen, und wählte den König Chriſtian den Vierten von Dänemark, Herzog von Holſtein, zum Kriegsoberſten. Aber trotz der engliſchen Hülfsgelder und Hülfsvölker, und der Schaaren, welche Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig noch führten, geſchah nichts Kühnes und Geſchwindes, wodurch man den Krieg hätte zu dem Süden hinabwälzen können. Es trat inzwiſchen ein neuer Mann in die Bahn, der alle Namen, die bisher genannt waren, verdunkeln ſollte: dies war Albrecht von Waldſtein, gewöhnlich Wallenſtein genannt. Geboren als ein kleiner böhmiſcher Edelmann und Proteſtant hatte er ſeine Jugend in mancherlei Wechſeln und Abentheuern verlebt; bald Student, bald Page, darauf katholiſch, nahm er zuletzt Kriegsdienſte, ward durch eine reiche Heirath unabhängig, und befehligte dann ein Reiterregiment. Ein hochſinniger, dunkler, gewaltiger Menſch trug er ſelbſt äußerlich eine Geſtalt, die ein großes Gemüth verhüllte. Dieſer emporſtrebende Mann hatte die Freundſchaft des Fürſten von Eggenberg gewonnen, welcher bei dem Kaiſer Ferdinand in großer Gunſt ſtand. Eggenberg trug ihn ſeinem Herrn als Feldherrn an, und zwar als einen ſolchen, der nichts als eine kaiſerliche Vollmacht begehre und auf ſeinen Namen ein Heer verſammeln wolle. Das kam dem Kaiſer gelegen; denn das ligiſtiſche Heer gehörte nicht ihm, und er fühlte es oft mit Aerger, wie ſehr er von der Parthei abhing, welche es aufgeſtellt hatte. Er gab Wallenſtein die Vollmacht, die Räthe aber lächelten, wohin ſeine groſſen Verſprechen fahren würden. Und ſiehe, ehe denn vier Monden abliefen, hatte Wallenſtein 40000 Mann beiſammen, und zog das Jahr 1626 wohlgerüſtet ins Feld.

Bald traf Wallenſtein auf den unermüdlichen Mansfeld, ſchlug ihn an der Deſſauer Brücke, und verfolgte ihn durch Schleſien bis an die ungariſche Gränze. Mansfeld hatte auf Bethlem Gabor gerechnet, der wieder unter den Waffen ſtand; aber Gabor ſchloß Frieden. Ernſt ging nun nach Dalmatien hinauf, damit er in Italien gegen Oeſtreich fechten könnte; aber Beſchwerden, und Aerger über Bethlem, und die höchſte Macht, welche über das Leben waltet, ließen ihn nicht weiter kommen, als bis zur Stadt Zara am adriatiſchen Meere. An der Spitze ſeines Heers aufgerichtet ſtehend, auf zwei ſeiner Krieger geſtützt, ſtarb er, wie ein Feldhauptmann ſterben ſoll: ein groſſer Mann, wenn nicht ſo viele groſſe auf ihn gefolgt wären und wenn er ſein unbezwingliches Herz in einem dem Vaterlande erfreulicheren Kampfe hätte offenbaren können. Daſſelbe Jahr ſtarb in der Blüthe der Jugend auch ſein Freund, der feurige und ritterliche Chriſtian von Braunſchweig, und der edle Herzog Johann Ernſt von Weimar, welchen Mansfeld in Schleſien zurückgelaſſen, wo er tapfer für die Sache ſtritt. Dieſes Jahr war überhaupt für die Proteſtanten ein ſchwarzes Jahr. Tilly ſchlug auch den König von Dänemark bei Lutter auf das Haupt, und er weſtlich und Wallenſtein öſtlich überſtrömten mit

Schaaren, welche der Krieg ernähren ſollte, das nördliche Teutſchland, ein ſchönes, reiches, durch lange Ruhe und den vor nicht lange noch großen Welthandel der Hanſeaten mit Städten, Dörfern, und Wohlſtand geſegnetes Land. Jetzt ward alles unter willkührliche Schatzung geſtellt, viele Fürſten geächtet, die proteſtantiſch gewordenen Biſthümer wieder mit Katholiken beſetzt, Wallenſtein Herzog von Mecklenburg und Reichsadmiral der Oſtſee; die einzige Hanſeſtadt Stralſund, durch tapfere Bürger und fünfhundert Dänen und Schweden von ſeinem Stolz nicht beſiegt; König Chriſtian im Jahr 1629 zum Frieden gezwungen; dann Druck, Uebermuth, Gewalt überall: Freund und Feind mit gleicher Schnödigkeit behandelt; bald das kaiſerliche Wiederherſtellungsgebot für die Katholiſchen; des Kaiſers Söhne in die reichen den Proteſtanten entriſſenen Biſthümer eingeſetzt. Auch die Katholiſchen fingen an Ferdinand zu fürchten; mehr noch fürchteten ſie den Wallenſtein. Der Kaiſer ließ ſeine Stütze fallen: Wallenſtein ward durch den Haß der Fürſten und den Neid der Liga, beſonders durch den Neid ihres Oberſten, des Herzogs von Baiern, entlaſſen; er zog ruhig auf ſeine Schlöſſer in Böheim, und lauſchte unterdeſſen in den Sternen, was die Zukunft Neues weiſſagte.

Als Wallenſtein abdanken mußte und Oeſtreich auf dem Gipfel der Macht ſtand, kam ein Mann nach Teutſchland, den man ſpöttiſch einen kleinen Schneekönig nannte, warf Oeſtreichs Glück zu Boden, zerſprengte das ligiſtiſche Heer, und entzündete einen allgemeinen Krieg, der noch achtzehen Jahre dauerte. Dieſer Mann war Guſtav Adolf, König von Schweden. Die Südteutſchen kannten Schweden und ſeinen König nicht; er ſollte ſie zuerſt Europa kennen lehren; die Nordteutſchen kannten ſie wohl durch die Nachbarſchaft, durch die alten Verbindungen der Hanſe, noch immer durch den Handel und die Schiffahrt, und jetzt durch die groſſen Gerüchte von ſchwediſchen Siegen über die Ruſſen und Polen. Wie und wann in den früheſten Zeiten die Schweden und Gothen aus Aſien in ihre groſse Halbinſel und die Inſeln eingewandert; wie weit die Reiſen und Züge und Siege der Oſt- und Weſtgothen, die im dritten Jahrhundert über der Donau und dem ſchwarzen Meer erſchienen, ihnen angehören; wie ſie als Warāger nach Konſtantinopel und als Wikingar gegen Brittannien und Frankreich gezogen ſind — das alles und ihre Götter- und Heldenſagen liegen dunkel zwiſchen der Geſchichte und Fabel. Drei Jahrhunderte etwa, nachdem ſie Chriſten geworden, von dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts bis zum Verein von Calmar, wurde ihr Name kaum in Europa gehört; ſie waren nur dem teutſchen Schiffer und Kaufmann bekannt, und den Finnen und Ruſſen, die damals noch keine Geſchichte hatten. In dieſer Zeit waren auch in Schweden Erſcheinungen, welche alle zu einer neuen Bildung fortſchreitenden Völker erfahren müſſen: Aufruhre, Entthronungen, Gift, Meuchelei, Verrathe, Brudermorde, und Hungerthürme. Das machte dieſe Wechſel gräuelvoller, daß lange Zeit zwei Häuſer waren, eines bei den Gothen und eines bei den Schweden, aus welchen die Könige gewählt wurden. Doch wohnte das Volk frei und ſtolz nach altem germaniſchen Herkommen und Geſetz, ein ſchönes, ſtarkes, tapferes, ungemiſchtes Geſchlecht; in Wäldern, an Seen und Küſten, auf Hügeln und Bergen wohnten ſie, in einem mühevollen und nicht reichen Lande, aber welches Gott mit mancherlei Schönheit und Naturreitz geſchmückt, und mit Erz unter dem Boden, und mit Geſundheit und Stärke geſegnet hatte: ein Land, für das Glück und die Freiheit reich genug, geliebter, weil es nicht ohne Arbeit umſonſt ſeine Gaben verleihet. Darauf von dem Kalmarſchen Verein bis auf Guſtav Waſa 127 getümmelvolle Jahre: die Zeit der wilden Jugend in der neuen ſchwediſchen Geſchichte, woraus das freudige Mannesalter hervorgehen ſollte. Das Däniſche und Schwediſche, ſchlecht verbunden, ſchuf Zwietracht: man ſah ſchwache und ohnmächtige Könige, aufſätzige Große, ein muthiges, freiheitliebendes Volk, Streben mehrerer Familien gegen einander um die Herrſchaft, ja um die höchſte Würde; dazwiſchen verhaßte däniſche Vögte, teutſche Söldner und Ritter, und die Hanſe mit ihren Vorrechten und mit größeren Anſprüchen. Die Schweden haben dieſe 127 Jahre unglückliche Jahre genannt, nicht bedenkend, daß wilde Luſt und vergebliches Getümmel immer der ſtätigen Kraft und Stärke vorangehen muß. Im Jahr 1524 ward Guſtav Waſa König und herrſchte 36 Jahre. Er zerriß das Band des nordiſchen Vereins, reformirte das Land, und gewann durch die Einziehung der reichen Kirchengüter Stärke, gab weiſe Geſetze, befreiete Schweden von dem Handelsdruck der Hanſe, und ſtiftete löbliche Anſtalten für die Erziehung und Bildung ſeines Volkes. Unter ihm und ſeinen drei Söhnen, die von 1560 bis 1611, eine Zeit von 51 Jahren, nach einander regierten, wandte ſich die ſchwediſche Geſchichte gegen Oſten. Die Ruſſen hatten gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts die lange Mongolenſchande von ſich abgewälzt und begannen gegen die Neva und Düna zu ſtürmen. Da lag Finland, ein ſchwediſches Land, nicht fern; da lag Eſthland und Lievland, durch Eine Gefahr und Einen Glauben mit Schweden verbündet. Daher mannigfaltige Kriege und Niederlagen und Siege in dieſen Gränzen: doch gewannen die Schweden Eſthland. Im Jahr 1611 war Guſtav Adolf ſeinem Vater Karl dem Neunten als Jüngling in der Regierung gefolgt, und regierte und verwaltete das Land und den Krieg wie ein reifer und erfahrner Mann. Er hatte weiſe Reichsordnungen gemacht, von den Ruſſen hatte er Ingermanland und Karelen, von den Polen Lievland und einen großen Theil Preußens gewonnen. Doch nannte man ihn einen kleinen König, weil ſein Volk nicht zwei Millionen Menſchen zählte und ſeine Heere nur 30000 bis 35000 Mann ſtark waren. Man ſang draußen von den Schweden den ſpöttiſchen Vers: im Frieden leiden wir Noth, im Kriege haben wir Brod; man hätte auch das ſchwediſche Sprichwort ſingen ſollen: Der Teufel mag ſtreiten gegen die, welche Holz eſſen. *) Man iſt nicht ſchwach, weil man arm iſt, noch ein ſchlechter Soldat, weil man hungern und durſten gelernt hat.

Guſtav Adolf war vom Kaiſer Ferdinand vielfach gereizt und verletzt. Er hatte Vorſtellungen gethan wegen der Bedrückungen der Proteſtanten, und wegen ſeiner Vettern, der beraubten und geächteten Herzoge von Mecklenburg, er hatte die Friedensunterhandlungen mit Dänemark beſchicken und vermitteln wollen; man hatte ihn verſchmähet und verachtet, ja Wallenſtein hatte den Polen 10000 Mann zugeſchickt, daß ſie ihn aus Preußen vertreiben hülfen. Das alles, und die große Sache der Proteſtanten, und die Gefahr, daß an der Oſtſee eine neue gewaltige Macht entſtehen könnte, war Grund genug zum Kriege. Was der ruhmbegierige König ſonſt noch wünſchte und was der kluge Staatsmann in Teutſchland für ſich bereit ſah, das läßt ſich mehr ungefähr vorausſetzen, als klar ausſprechen. Auch das iſt kein Tadel Guſtav Adolfs, daß er ſein Volk in fremde Händel riß. Es giebt Weltbewegungen, die ſo allgemein ſind, daß, wer nur dahin gelangen kann, daran Theil nehmen muß; wer dann ſtill ſitzen will, wird ſchwächlich, und wann er endlich nicht mit Gewalt hineingetrieben wird, ſo erfaſſen den Faulen und Ungerüſteten die Folgen und Nachwehen der Erſchütterungen, und er ver-

---

*) Fanen må strida mot dem, som äta träd

dirbt in Schimpf, wann der Mithandelnde durch Ehre geſtärkt wird. Guſtav Adolfs Kriege machten Schweden groß, ſchufen ihm große Männer und Helden und Könige, und — was das Herrlichſte iſt — eine unſterbliche Ehre, die von keiner Schande und Freiheitsräuberei befleckt iſt. Daß die Schweden nach achtzig Jahren wieder ſanken, das lag in unabwendbaren Verhängniſſen; aber ſie hatten eine herrliche Geſchichte, ſie hatten ewige Denkmäler und Erinnerungen, woran ſie ſich wieder erheben können; auch im ſtillen Frieden würden ſie klein geworden ſein, vielleicht für längere Zeiten.

Guſtav Adolf in Teutſchland J. 1630.

Als Guſtav Adolf dies alles von dem Kaiſer und von den Kaiſerlichen erlitten hatte, auch ſah, wie das teutſche Reich zerriſſen und durch Meinungen und Partheiungen zerſpaltet war, da ſchloß er einen Waffenſtillſtand mit Polen, nahm einige Hülfsgelder von Frankreich, welches raſtlos arbeitete die habsburgiſche Größe klein zu machen, ſtieg den 24. Junii des Jahrs 1630 in Pommern mit 14000 Mann ans Land, ſagte dem Kaiſer Ferdinand den Krieg an, und forderte die Proteſtanten zur Vereinigung auf. Aber dieſe waren lange zaghaft, theils verzweifelnd, daß Ferdinands Glück zerbrechlich ſei, theils fremder Habſucht beſorgt, theils auch aus einer löblichen Gewohnheit durch den Namen Kaiſer und durch das, was ein frommer Wahn daran knüpfte, vom Bündniß mit Fremden zurückgehalten. O wäre dieſe Gewohnheit und dieſer heilige Wahn den Teutſchen immer doch geblieben!

Dies war aber die Lage der Mächtigſten:

Kurpfalz lag unterdrückt; Brandenburg unter dem Markgrafen Georg Wilhelm, einem ſchwachen Herrn, war durch ſeinen Miniſter Schwarzenberg an Oeſtreich verkauft; Sachſen immer öſterreichiſch, jetzt doch der Gefahren bange, welche von Oeſtreichs Uebergewalt droheten, aber neidiſch, da es ſelbſt nicht der Erſte der Proteſtanten zu ſein wagte, daß ein anderer, ja gar ein fremder Fürſt, in Teutſchland der Erſte der Proteſtanten ſein wollte. Sachſen, obgleich es ſich aus kleinlichen und pfäffiſchen Rückſichten der Hauptmannſchaft lange begeben hatte, konnte nicht vergeſſen, daß es einſt das Haupt des ſchmalkaldiſchen Bundes geheißen hatte. Von den kleinen Fürſten ſahen viele auf die großen, und erwarteten, was ſie thun würden; die meiſten aber waren von den Kaiſerlichen ſo umſtellt, daß ſie ſich nicht rühren konnten. Mit dieſen unterhandelte Guſtav Adolf, gewann die wichtige Oderfeſtung Stettin und andere wichtige Plätze an der Oder und Peene, und ward durch Werbung und Zulauf aus allen Völkern verſtärkt; denn ſein großer Kriegsname, der über die ganze Welt erſchollen war, klang als die hellſte Werbtrommel: auch geſchah, daß die Wallenſteiniſchen, wie ſie zerſtreut oder geſchlagen wurden, dem zuliefen, welcher der Glücklichſte war. Dies war und blieb die Art dieſes Krieges; freilich waren die Religion und der Glaube im Allgemeinen der Zunder der Zeit, der von jedem Funken leicht entbrannte, ſie lebten lebendig in der Bruſt der Beſten:

die meiſten folgten, wie es von jeher geſchah, dem Siege und der Macht. Auch Guſtav hatte einige Katholiken in ſeinem Heer; bei den Wallenſteiniſchen und Kaiſerlichen aber dienten eine Menge Proteſtanten. Langſam nur konnte Guſtav den Herzog von Pommern, ſpäter das ſchwache Brandenburg, freier Heſſenkaſſel an ſich ziehen; Sachſen wankte und zögerte immer noch.

Magdeburgs Zerſtörung, u. Schlacht bei Leipzig J. 1631.

Unterdeſſen war Tilly mit einem ſtarken Heer herangezogen, hatte einige ſchwediſche Poſten an der Elbe und Havel überfallen und die Schweden weiter zur Oder gedrängt, und belagerte endlich das feſte und wichtige Magdeburg, welches die Bürger der Stadt, einige von dem Adminiſtrator des Erzſtiftes Chriſtian von Brandenburg zuſammengeraffte Soldaten, und wenige hundert Schweden unter Melcher Falkenberg vertheidigen ſollten. Dieſe feſte Stadt überrumpelten Pappenheim und Tilly durch die Sorgloſigkeit der Bürger und durch Verrätherei in ihren Mauren, und machten ſie zu einem ſcheußlichen Denkmal der Grauſamkeit, und zu einer Warnung, was alle widerſpänſtige und Schweden anhängiſche Städte und Fürſten zu hoffen hätten. Feuer und Schwerdt, und alle Gräuel und Schanden, welche Ausgelaſſenheit und Wuth erzeugen, wütheten bis zur Sättigung: die Stadt ward bis auf den Dom und wenige Häuſer in Schutt und Aſchen verwandelt; mehr als 20000 Menſchen, Männer, Weiber, Kinder, Greiſe, und Säuglinge, ſelbſt die Verräther, welche ihre Häuſer vergebens mit Zeichen unterſchieden hatten, vertilgten die Flammen und das Eiſen; wenige Tauſende rettete der Dom, in deſſen Heiligthum ſie ſich flüchteten, und das Mitleid oder die Habſucht der Kriegsleute. Tilly hatte ſich ſelbſt den trefflichſten Waffenplatz zerſtört und ſeine Ehre und ſein Glück geſchändet. Auch entwich das Glück von ſeinen Fahnen, und kam ihm nimmer wieder bis an ſeinen Tod. Nach dieſer Zerſtörung Magdeburgs wandte ſich der eiſerne Tilly nach Sachſen, belegte und nahm Leipzig, und zwang dadurch Johann Georg ſich mit dem König von Schweden zu verbinden. Den 7. September des Jahrs 1631 trafen die beiden großen Feldherren mit einander auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld bei Leipzig; die Sachſen, welche den linken Flügel hatten, wurden ſogleich zerſprengt, doch ſiegte die Zucht und neue Kriegsordnung des ſchwediſchen Heers, Tilly ward zum erſten Male gänzlich geſchlagen, und die Lande lagen dem königlichen Sieger offen.

Nun wuchs der proteſtantiſche Bund, Fürſten, Städte, Länder ſchloſſen ſich jeden Tag neu an, der König durchzog die Länder, nicht wie im Kriege, ſondern wie in einem Triumphzuge; am Rhein und in Schwaben wurden feſte Stellungen genommen; die Katholiſchen und Biſchöflichen mußten das ſiegreiche Heer beſolden, kleiden, und verpflegen: doch hielt der König die ſtrengſte Mannszucht, ſo daß auch der Feind in ſeinem Lager ſicherer war, als bei andern der Freund. Das folgende Jahr 1632 als Tilly wieder ein Heer verſammelt hatte, zog der König gegen ihn und Altringer an den Lechſtrom, griff ſie an, und ſchlug ſie. Tilly ward tödtlich verwundet und ſtarb, die Ligiſten flohen, und Guſtav drang in Baiern ein. Der Kurfürſt Maximilianus, deſſen Hauptſtadt München von den Schweden ausgeräumt und deſſen Feſtung Ingolſtadt belagert ward, ſchrie lange Zeit vergebens nach dem Wallenſtein. Dieſer freuete ſich, daß ſein Feind im Gedränge war, durch welchen er vor drei Jahren den Feldherrnſtab verloren hatte, und zog langſam wie ein Gewitter herbei.

Schlacht bei Lützen, Guſtavs Tod Jahr 1632.

Wallenſtein war durch die Klagen der Fürſten und den Neid und Haß des Kurfürſten von Baiern und der heiligen Liga in Ruhe geſetzt. Als die Gefahr des Krieges näher kam und die Sachſen nach der Leipziger Schlacht in Böhmen und Schleſien einfielen, ward er dem Kaiſer als der einzige Mann gezeigt, der ſein ſinkendes Glück wieder aufrichten könnte. Wallenſtein, wie allem Ehrgeitz abgeſtorben und aller weltlichen Dinge vergeſſen, ließ ſich lange bitten, und übernahm den Befehl nur unter Bedingungen, wie ein Fürſt ſie dem Fürſten, nicht, wie ein Vaſall ſie dem Herrn machen würde: Unterfeldherrn, Beamte, kurz alle Befehlshaber ſtanden unter ihm, alle Ordnung und Verwaltung ſtand bei ihm. Mit des Kaiſers Vollmacht und mit ſeinem Namen blies er bald ein Heer von 60000 Mann zuſammen und rüſtete es königlich; keiner belohnte wie er, und keiner erlaubte dem Heere ſo viel: das nannte er Soldatenfreiheit, die andern ſchalten es Ausgelaſſenheit; in ſeinem Lager bei Nürnberg waren über 15000 Weiber: er meinte, wie Cäſar weiland, daß die liederlichſten Soldaten ſich am tapferſten ſchlügen; Religion, Geſetz, Verfaſſung, alles was förmlich, geregelt, beſchränkend war — das achtete er nicht: Ein Ziel war ſein, immer den kürzeſten Weg zum Ziel zu laufen. Als Wallenſtein die Sachſen, die es nie recht ernſtlich gegen Oeſtreich gemeint hatten, aus Schleſien gejagt hatte, zog er langſam gegen Weſten, und lag unter mancherlei Vorwänden lange in Böheim ſtill, ſchadenfroh der Noth ſeines Feindes des Baierfürſten, welchen Guſtav Adolf an der Donau und am Lech hart drängte. Endlich ging er durch die Oberpfalz gegen Nürnberg, wo der Kurfürſt von Baiern ſich mit ihm vereinigte. Dort hielt Guſtav eine blutige und entſchiedene Schlacht mit ihm, und nachdem die Heere mehrere Wochen einander gegenüber geſtanden, brach der König gegen Weſten auf, und Wallenſtein zog in das fruchtbare Sachſenland, wo er zu überwintern gedachte. Damit dieſes nicht geſchähe noch der immer zweifelhafte Kurfürſt von ihm abfiele, wandte der König von Schweden ſich wieder mit einer geſchwinden Bewegung gegen Norden, und kam ſo plötzlich über Wallenſtein, daß er ſeine Schaaren kaum verſammeln konnte. Den 6. November lieferte der König die Schlacht bei Lützen, und fiel gleich im Anfange derſelben; ungewiß, ob nicht durch Verrätherei. Die Schweden aber, von ſeinem Zögling dem Herzog Bernhard von Weimar geführt, rächten den Tod ihres Königs in Feindes Blut, die Wallenſteiniſchen wichen und nahmen die Flucht; Nachmittag kam noch der große Reiterhauptmann, Graf Pappenheim, mit 9000 Reiſigen von Halle, und erneuete die Schlacht: auch er fiel als ein Todesopfer für die Leiche des großen Königs, die Seinigen wurden erſchlagen oder gefangen.

So ſtarb Guſtav Adolf den 6. November 1632, zwei Jahre und fünf Monate nach ſeiner Landung in Pommern, ein großer König, ein unbeſiegter und glücklicher Feldherr, ein ſchöner und ſtattlicher Mann, ein milder, freundlicher, gerechter Menſch, ein frommer und gläubiger Chriſt. So viele waren ſeiner großen Fähigkeiten und Tugenden, daß er ſo früh fallen mußte, wenn Gott noch eine Aehnlichkeit des alten teutſchen Zuſtandes erhalten wollte. Das ehrt ihn am meiſten, daß er Größe und Wahrheit neben ſich duldete und daß er Freiheit leiden konnte. Durch die ſtrenge Zucht, die er in ſeinem Heere hielt, und durch chriſtliche Frömmigkeit und ungeheuchelte Gottesfurcht ward er der Ueberwinder aller ſeiner Feinde. Späterer Unglaube hat auch dies zur Heuchelei machen wollen; aber ein Heuchler darf nicht mit ſeinen Kriegsleuten unter freiem Himmel vor den Fahnen Betſtunde halten und Lieder abſingen: wagte er das, er würde ſicherer geſchlagen. Flache Menſchen begreifen nicht, wie bei der Begeiſterung und dem tiefen Glauben großer Seelen auch die Feinheit und Klugheit ſein kann, welche die weltlichen und politiſchen Dinge kalt wägen und ordnen. Selbſt ſeine Feinde beweinten den König, das that auch der große Kaiſer Ferdinand; ſeiner kleinlichen Feinde Aerger war auch das, daß ſie wenig Flecken an ihm finden konnten. Guſtavs Zeitalter iſt durch viele große ſchwediſche Männer berühmt, unter ſeinen Nachfolgern wurden ſie ſeltener. Man ſagt: ein großer Mann treibt ein ganzes Volk zur Blüthe empor, und alles muß mit ihm zum Himmel hineinſtreben. Das iſt in gewiſſem Sinn wahr; aber wahrer iſt, daß jedes Volk Zeiten hat, wo alles nach oben will. So war für Schweden die Zeit Guſtav Adolfs und Karl Guſtavs. Doch war auch die Erziehung der ſchwediſchen Männer damals trefflich: Latein, ja wohl Griechiſch lernten die Söhne der Grafen und Freiherren, und ſtudierten dann zwei bis vier Jahre, viele auch auf teutſchen Univerſitäten. Das gab einem kühnen und freien Volke Gefühle und Gedanken großer Thaten und Bilder großer Menſchen: die Oxenſtierna, Torſtenſone, Banere, Horne, Gyllenhjelme, Karl Guſtave waren in ihrer Jugend nicht durch die franzöſiſche modiſche Weichlichkeit, Flatterhaftigkeit, und Leichtfertigkeit gegangen, welche die folgenden nordiſchen und teutſchen Fürſten- und Herrengeſchlechter verdarben. Dieſe Männer wußten etwas; jene ſpäteren glauben, ſie wiſſen alles, weil ſie franzöſiſch tändeln, witzeln und plappern können. So iſt der Wechſel der Zeiten und das Verhängniß der Geſchlechter.

Wallenſteins Tod.

Noch ſtanden die Schweden in allen Gränzen Teutſchlands durch Siege und Bundsgenoſſenſchaften ſtark; aber das Haupt war gefallen, und Vieles ward jetzt unſchlüſſig und zweifelhaft, Einiges zeigte auch Unzufriedenheit und Widerſpen-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01910/017

ſtigkeit. Alles dieſes zum Theil ſo Verſchiedene und Widerſtrebende ſuchte der ſchwediſche Reichskanzler Axel Oxenſtierna, ein eben ſo großer Soldat als Feldherr, zuſammenzuhalten und wieder zu befeſtigen. Er gründete auch im Frühlinge 1633 den Heilbronner Bund, der den Mangel des ſichtbaren Oberhaupts erſetzen ſollte. Aber ſie merkten, daß der König fehlte, und waren auf den Kanzler neidiſch, beſonders Kurſachſen. So ging alles freilich noch fort, aber es ging auch eben nur; erſt mit größerer Gefahr kam größere Eintracht. Dieſen wankenden Zuſtand der Proteſtanten hätte Wallenſtein benutzen und eine große Wendung der Dinge veranlaſſen können; aber er that nichts als Schleſien und Böhmen reinigen und ſein Heer rüſten und verſtärken, die Schwediſchen aber unter Horn und Bernhardt von Weimar und ihre Verbündeten ſpielten noch immer im ganzen Reiche den Meiſter. Ja Wallenſtein kam durch ſeine Säumniß und durch manche andere Umſtände in den Verdacht, als habe er weite und gefährliche Dinge vor, und als wolle er ſein Heer gegen ſeinen Herrn, gewiß aber dazu gebrauchen, daß er ihm ſelbſt eine Herrſchaft gründete; auch beſchuldigten ſeine Feinde ihn, er habe mit den Schweden und andern Reichsfeinden Unterhandlungen gepflogen und geheime Bedingniſſe gemacht. Mitten, wenn nicht in ſolchen, doch in großen und weiten Entwürfen ward Wallenſtein, während er in den Sternen das Weltſchickſal leſen wollte, den 11. Januar des Jahrs 1634 in der böhmiſchen Feſtung Eger ermordet.

Er hatte ein großes Vertrauen geſetzt auf den Italiäner Octavio Piccolomini, nicht nur, weil dieſer Feldherr tapfer und unerſchrocken war, ſondern weil er glaubte, ſie beide ſeien unter Einer Konſtellation gebohren und müßten durch die Sterne Ein Gemüth und Ein Schickſal haben. Dieſem und dem Gallas entblößte Wallenſtein ſich, die andern Feldherren und Befehlshaber wurden mit in den Rath gezogen; aber als ſie ſeine Entwürfe und Geheimniſſe erlauſcht hatten, entdeckten ſie alles, und umſtellten ihn mit Hinterliſt, weil gegen den von ſeinen Soldaten angebeteten Feldhauptmann offene Gewalt gefährlich ſchien. Dieſe beiden und Altringer und Colloredo wurden wegen ihrer Treue gegen ihren Herrn und Kaiſer mit Wallenſteins Gütern und mit andern Gütern und Schlöſſern belohnt.

So ſtarb Albrecht von Wallenſtein, wenn er ein gebohrner mächtiger Fürſt Teutſchlands geweſen wäre, unſtreitig ein Mann, der das Reich von den Fremden hätte reinigen und durch die Gunſt der Umſtände vielleicht alle Fürſten hätte unter ſeine Gewalt beugen können. Was Muth und Unerſchrockenheit Großes, was Herrſchaft und Befehl Strenges und Gebieteriſches, und was Freundlichkeit und Freigebigkeit Liebliches und Herzgewinnendes haben; was in der Geſchwindigkeit und Kühnheit begeiſtert, in der Feſtigkeit ſtählt, und in der Zuverſicht ermuthigt — das alles, und eine ſtattliche Geſtalt, einen herriſchen Blick, und einen königlichen Anſtand hatte die Natur in dieſem Einen Manne vereinigt.

Dazu ein Reichthum von Kenntniſſen und ein tiefer unergründlicher Sinn, ein dunkler und geheimer Aberglaube, der aus den Geſtirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geſchichten deuten wollte. Weil Wallenſtein in ſeinem großen Gemüthe und in ſeinen Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen und beſonnenen Menſchen überliſtet und ermordet werden. Welche ſeine Plane, wie weit gereift, wohin ſie zielten, ob er nicht eben ſo gut für das teutſche Vaterland und Kaiſer Ferdinand, als gegen ſie, einlenken konnte, ob ſeiner Seele in den Sternen ſeines Herzens alles ſchon bis zum Entſchluß klar und enthüllt war — das deckte die Nacht zu, die ihn in ſeinem Blute ſchwimmen ſah. Hinter ſolchem Morde ſind die Anklagen leicht: die ihn verklagten, erſchienen als niederträchtige Feinde, weil ſie Jahrgelder nahmen und ſich mit ſeinen Schlöſſern und Gütern beſchenken ließen; Briefe, Verhandlungen, Zeugniſſe fehlen ſo weit, daß ſie Anklagen ſein könnten.

Schlacht bei Nördlingen.

k 34

Ein Theil des Wallenſteiniſchen Heers ward ſogleich den Baiern zu Hülfe geſchickt; die andern, nebſt neu geworbenen Haufen, zuſammen ein bedeutendes Heer, wurden unter den Sohn des Kaiſers, den Erzherzog Ferdinand, geſtellt und mit 15,000 Spaniern vereinigt, die von Italien heraufzogen und ins Niederland gehen ſollten. Zuerſt befreiete Erzherzog Ferdinand Baiern, und trieb die Proteſtanten heraus, dann griff er ſie den 6ten September bei Nördlingen an, welches ſie belagerten, und ſchlug ſie ſo fürchterlich, daß es um die ſchwediſche Macht gethan ſchien. Die Schweden verloren an Todten und Gefangenen 20,000 Mann; unter den Gefangenen war der große Feldmarſchall Guſtav Horn und der Reiterfeldherr Cratz, derſelbige, der in der Schlacht am weißen Berge bei Prag mit ſeinen Küraſſieren Friedrichs Schlachtlinien zuerſt durchbrochen hatte: er diente damals der Liga, jetzt den Schweden. Dieſes Nördlingiſche Unglück verſchuldete der Ungeſtüm des Herzogs Bernhard von Weimar; die Verbündeten konnten das Treffen vermeiden, aber Bernhard wollte nicht weichen, er riß die Beſonnenheit Horns mit fort, welcher den Ausgang weiſſagte, aber diesmal nicht feſt genug war. Bernhard zog ſich mit den Trümmern des Heers tief in Schwaben gegen den Rhein, die meiſten feſten Plätze, welche die Schweden inne hatten, fielen in die Gewalt der Katholiſchen, und ihr letztes Häuflein ward bis zu dem Ausfluß der Oder und an die Küſten der Oſtſee hinabgeworfen. Bald riß ſich Sachſen, welches lange vergebens auf die Gelegenheit gelauert hatte, aus dem Proteſtantiſchen Bunde los, und ſchloß im Frühling 1635 einen ſchlechten Frieden, wodurch es ſich den feſten Beſitz der Lauſitz und eines Theils des Magdeburgiſchen ausbedang; auch dieſen Abfall von der proteſtantiſchen Sache mußte es ſchwer büßen.

Jetzt trat der ſchlaue franzöſiſche Miniſter, Kardinal Richelieu, welcher ſchon ſo lange hinter dem Teppich geſpielt und die Fäden des europäiſchen und teutſchen Unglücks gezerrt hatte, endlich offen hervor, und gab, damit vor Oeſtreichs Gewalt nicht alles zuſammenfiele, dem Herzog Bernhard von Weimar, welcher ein beſonderes Heer führen ſollte, und den Schweden größere Hülfsgelder; zugleich unterhandelte er, damit Schweden mit ganzer Macht auf Teutſchland drücken könnte, die Verlängerung des Waffenſtillſtandes zwiſchen Schweden und Polen, und erklärte Oeſtreichs Bundsgenoſſen, Spanien, den Krieg: ſo daß in und um Teutſchland das Reich, Oeſtreich, Schweden, die Niederlande, Spanien, und Frankreich kriegten, und über das heilige Land, welches ſo manche Jahrhunderte keine Fremdlinge auf ſeinem Boden geſehen hatte, alle Völker Europens ausgegoſſen waren. Denn es fochten endlich viele Schotten, welche die Religionshändel aus ihrem Lande getrieben, und Engländer, Ungarn, Polen, Italiäner mit unter den Streitenden; alles auch, was nach Abentheuern gelüſtete, zog in den teutſchen Krieg, der wie ein Gigantenkrieg und als ob die Welt untergehen ſollte nun ſchon ſechszehn Jahre geführt ward. Dieſe thätige Theilnahme Frankreichs, und einige ſchwediſche Verſtärkungen, die über's Meer kamen, veränderten bald wieder das Kriegsglück. Schon im September des Jahres 1636 überraſchte Horns Nachfolger im Befehl, der ungeſtüme und wilde Baner, deſſen Geſchwindigkeit immer den Augenblick faßte, die Kaiſerlichen und Sachſen bei Wittſtock, ſchlug ſie hart, und rieb ihnen im Nachſetzen das halbe Heer auf. In Sachſen nahm er ſeine Winterquartiere, und ließ das Land fühlen, daß ein abtrünniger Freund heißer gehaßt wird, als ein alter Feind.

Im Anfange des folgenden Jahres 1637 ſtarb Kaiſer Ferdinand der Zweite mitten im Getümmel des Kriegs, deſſen Ausbruch er mit veranlaßt hatte und deſſen Ende er nicht ſehen ſollte. Aber er behielt ſeine Zuverſicht und ſeinen unzerbrechlichen Muth: ein vortrefflicher und ſeltener Mann, wenn ſeine Feſtigkeit in Einem Punkte weniger eiſern geweſen wäre. Er war ein freundlicher, gerechter, und prächtiger Herr, der ſeine Diener fürſtlich begabte und große Menſchen um ſich duldete. Damals ſagte ein Sprichwort, der Kaiſer habe in ſeinem Lande drei große Berge, Eggenberg, Werdenberg, und Queſtenberg, und drei edle Steine, Dietrichſtein, Lichtenſtein, und Wallenſtein. Dieſe ſechs Männer waren ſeine Räthe und Feldherren. Mit dem Wallenſtein fiel ein Stein entzwei; aber ſein Sturz war ſo gewaltig, daß er einen der Berge mitriß: Eggenberg, der immer Wallenſteins Fürſprecher geweſen, verlor des Kaiſers Gnade, und ſtarb bald darauf vor Gram. Von den übrigen war Karl Lichtenſtein ein biederer und treuer, der Kardinal von Dietrichſtein ein gewaltiger und großer Mann. Auch der jüngere Maximilianus Graf von Trautmannsdorf gehört in Ferdinands Zeit, ein vorzüglicher und großdenkender Mann.

Der Krieg ging auch unter ſeinem Sohn und Nachfolger, Ferdinand dem Dritten, mit wechſelndem Glücke fort, doch ſo, daß die Kaiſerlichen und Ligiſtiſchen keinen Nördlingiſchen Sieg wieder erfochten. Aber im Jahre 1638 begann Bernhard am Rhein und in Schwaben gewaltig zu werden, er überfiel die Ligiſtiſchen bei Rheinfelden, zerſprengte ihr Heer, und machte vier Generale, den Duca di

Savelli, den vortrefflichen Johann de Werth, und Enkefordt und Sperreuter gefangen; bald belagerte er Breiſach, ſchlug den zum Entſatz anrückenden General Götz und den Herzog von Lothringen, und gewann die Stadt. Nach ſo großen Thaten Eines Sommers erkrankte Bernhard plötzlich, und ſtarb den 18. July: nebſt Wallenſtein und Guſtav der größte Feldherr, der in dieſer Zeit Heere befehligte. Die Welt flüſterte, Bernhard ſei an franzöſiſchem Kardinalgift geſtorben, weil er Wallenſteiniſche Hoffnungen gefaßt und am Rhein ein mächtiges Fürſtenthum habe gründen wollen. Wann große Menſchen ungewöhnlich ſterben, glaubt man gern an ungeheure Urſachen, aber hier beſtätigte Folgendes den Glauben: Richelieu, der immer ärmer an Geld als an Rath war, ſchien alles für einen ſolchen Fall bereitet zu haben. Kaum war der Herzog erblaßt, ſo waren auch franzöſiſche Abgeſandte im bernhardiſchen Lager, und kauften das Heer und die Feſtungen; nur drei ſchwediſche Regimenter verſchmäheten den teufliſchen Sold, und ſchlugen ſich, als man ſie mit Gewalt halten wollte, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel durch, bis ſie zu den Ihrigen gelangten. Ueber Bernhards Heer ward der General Graf Guebriant geſetzt, der einige franzöſiſche Regimenter damit vereinigte, und ſich auf den alten Feldern dieſes Heers, in Schwaben und am Rheinſtrom, tummelte.

Doch dieſer dreißigjährige Krieg gewinnt jetzt ſo ſehr Eine Farbe, daß es ermüdend ſein würde, ſeine wechſelnden Begebenheiten und Waffenthaten noch länger ausführlich zu erzählen. Viele große

Männer waren geſtorben oder durch ſeine Wuth zerſtört; doch ließ er noch nicht nach. Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig waren die erſten; dann Tilly, Guſtav Adolf, und ſein Begleiter Graf Pappenheim; bald Wallenſtein ermordet, und Altringer bei Landshut gegen Herzog Bernhard gefallen; darauf Kaiſer Ferdinands Tod, und Bernhards Vergiftung; nach dieſen ſtarb Baner im Jahr 1641, Richelieu und der Marſchall Guebriant im folgenden Jahre; im Jahr 1645 blieb Götz bei Jankau in Böheim, und der große ligiſtiſche Feldherr Mercy in Schwaben. So traten faſt alle, die das Feuer angeſchürt und unterhalten hatten, vor ſeinem Erlöſchen von der Bahn ab, und was groß und vortrefflich war endigte geſchwinder als in irgend einem Kriege durch natürlichen oder gewaltſamen Tod; nur Maximilianus von Baiern, der zäheſte und unfreundlichſte aller, überlebte das Ende des Unglücks. Gegen das Jahr 1640 dachte man wirklich ernſtlich daran, das Unheil durch Frieden zu beruhigen; aber wo und wie ſollte man den Faden der Verwirrung anfaſſen? Mehrere Zwiſchenpunkte traten ein, welche eine Auflöſung verſprachen, Guſtavs Fall, Sachſens Trennung vom proteſtantiſchen Bunde nach der Nördlinger Schlacht, Ferdinands Tod, der Tod des franzöſiſchen Kardinals, der ſchwediſch-däniſche Krieg. Aber die Schweden und Franzoſen blieben die Mächtigeren; denn auf Baner war Torſtenſon gefolgt, ein Feldherr, der Bajazeths Beinamen Ilderim oder Blitz verdiente; Geſchwinderes und Gewandteres war in dieſem Kriege nicht erſchienen: von der Donau zum Belt und wieder zurück flog er mit Heeren wie in einem Tanze, und zerſchmetterte, wo er traf: Leipzig, Jütland, Jankau, Böheim, Schleſien, Mähren bezeugen, was eine große Seele in einem gebrechlichen Leibe vermag. Nach ihm befehligten Guſtav Wrangel, der teutſche Graf Königsmark, und Guſtav Adolfs Neffe, der heldenmüthige Pfalzgraf Karl Guſtav, die ſchwediſchen Heere. Sachſen war zum Frieden gezwungen, Baiern lag entwaffnet, die Schweden belagerten Prag, und nahmen einen Theil der Stadt — da erſcholl aus Weſtfalen die fröhliche Poſt: es iſt Friede! Dies war im Jahr 1648.

Weſtphäliſcher Friede J. 1648.

Schon länger als drei vier Jahre vor dem Frieden war über manche Kleinigkeiten und Einleitungen, über das Aeußere, den Rang, und die Ordnung, und die Orte der Friedenshandlungen geſtritten und unterhandelt; endlich ſetzte man Münſter und Osnabrück feſt, und nach langen Streiten und Zwieſpalten und Zögerungen, die für beſondere Vortheile und Rückſichten angezettelt und zwiſchengeſchoben wurden, mußte endlich Oeſtreich noch verſuchen, was es retten könne, und den Schweden und Franzoſen den Willen laſſen. Doch war Oeſtreich und die katholiſche Parthei hier glücklicher, als im Felde. Die Macht und Gewalt war durchaus bei den Schweden und Proteſtanten; Oeſtreichs Heere und Feldherren waren erſchlagen; Baiern und Sachſen lagen entkräftet, geplündert, und zerriſſen; Spanien war in dem niederländiſchen Kriege feſtgebunden; ſelbſt Frankreich, wenn es auch gegen Schweden hätte wirken wollen, vermogte grade in dieſen Jahren nichts, denn es gährte in ſeinem Innern und brach ſchon bei dem Schluß des Krieges in offenem Aufruhr aus. Was wäre Deſtreich geworden, wenn für Guſtavs Tochter Chriſtine der kühne Karl Guſtav ſchon geherrſcht hätte, und wenn die Schweden ſo geſchickte Unterhändler gehabt hätten, als die Franzoſen, ja wenn ſie überhaupt irgend eine feſte Idee gehabt hätten? Aber Axel Oxenſtierna ſchickte ſeinen Sohn Johann Oxenſtierna, den er ſelbſt für einfältig hielt. Man zeigt in Schweden auf dem Gute Fyholm in Südermanland, wo der Graf wohnte, noch heute ein langes Gebäude, das zum Haupttheil eines Schloſſes beſtimmt war. Dieſes war grade vollendet, als der junge Johann von ſeinen Reiſen in Italien und Frankreich heimkehrte; der Vater fragte den Sohn, was ihm von dem Bau dünke? und als jener ihm kurz antwortete: es iſt ein Viehhaus, da fluchte der erzürnte Alte: Und ein Rindvieh wird es auch künftig bewohnen. Aber Axel war müde von Jahren, und ließ die Geſchäfte auch deswegen zuweilen laufen, wie ſie wollten, weil die leichtſinnige Verſchwendung und die wechſelnden Launen der jungen Königin, den Neid und die Ränke der übrigen Räthe, die Kabalen der Günſtlinge alle zu beſiegen und zu regieren Einem Manne zu ſchwer ward; von dem Vorwurf der Unredlichkeit und Beſtechlichkeit iſt dieſer große Mann unbefleckt geblieben. Johann Oxenſtierna, ungeſchickt und ungewandt, war in Osnabrück nur eine hohle Maſke; die Behandlung und Ausführung der Dinge war bei ſeinem Rath Adler Salvius, einem mehr liſtigen als durchdringenden Kopf / und welcher dem Gelde nicht widerſtehen konnte. Dazu kam, daß die junge und verſchwenderiſche Königin Chriſtine, die immer in

Geldnoth war, dem begünſtigten Salvius Anweiſungen auf Auszahlungen gab, die er von teutſchen Fürſten einziehen ſollte: ſo war der ſchlechte Diener entſchuldigt. Daher erhielt Schweden nach dem Maaße der Arbeiten und des Aufwandes in dieſem Kriege ſo unbedeutende Entſchädigung und Frankreich ſo große. Dieſes hatte auch in dem Grafen d' Avaux und dem Rath Servien zwei unermüdliche und erfindungsreiche Unterhändler geſchickt, welche, in Richelieus Künſten gebildet, alle überliſteten, und wirklich den Gang der Geſchäfte lenkten und entſchieden. Doch war die Krone der Geſandſchaften der kaiſerliche Bevollmächtigte, Graf von Trautmansdorf, der durch Offenheit, Hoheit, und Großherzigkeit alles überſtrahlte.

Frankreich bekam ganz Elſaß, ſo weit es Oeſterreichs geweſen, den Sundgau, und die Feſtungen Breiſach und Philippsburg; und damit ſie den Rhein am Horn hielten, und jeden Tag, wann es ihnen gefiele, in das wehrloſe Teutſchland eindringen könnten, bedangen ſie, daß die Werke von Benfeld, Rhinau, Zabern, und Neuburg am Rhein geſchleift und von Baſel bis Philippsburg keine neue Feſtungen angelegt werden ſollten. Außer dieſen trat das Reich ihm die Städte und Gebiete von Metz, Toul, und Verdun ab — Schweden erhielt das arme und kleine Vorpommern und Stettin nebſt der Inſel Rügen, in Mecklenburg die Stadt Wismar nebſt einigem Gebiet, und an der Weſer die Bremiſchen und Verdenſchen Lande: zerſtreute Beſitzungen, die wenige Hülfsquellen hatten, und die Macht, die ſie befeſtigen ſollten, zertheilten — Die übrigen Fürſten, welche in dieſen Ländern Gebiet verloren oder durch

Treue gegen die Fremden doch Entſchädigung verdient hatten, wurden mit geiſtlichen Stiftern und Gütern abgefunden, die man verweltlichte und ihnen übergab. — Die Kinder des unglücklichen Friedrich von der Pfalz und von Böheim wurden wieder in ihr väterliches Erbe eingeſetzt; doch behielt Baiern die Oberpfalz und die alte Kurwürde: für ſie ward eine neue, nun die jüngſte, geſtiftet — Schweden erhielt endlich noch, damit es das Kriegsvolk beſolden und abdanken könnte, fünf Millionen Thaler: eine große Summe für das verheerte Reich, und, da die meiſten ſich von dem Beitrag dazu noch ausſchloſſen, doppelt drückend für die wenigen, die ſie aufbringen mußten — Das Religionsweſen ward feſt wieder beſtimmt, wie im Religionsfrieden zu Paſſau im Jahr 1555; die Rechte der Partheien wurden mehr verbrieft; man nahm das Jahr 1624 zum beſtimmenden Jahr, ſo daß in jedem Lande die Religionen, welche damals die herrſchenden geweſen, es auch künftig bleiben ſollten: doch weigerte ſich Oeſtreich vom Anfang bis zum Ende, ſich in Hinſicht ſeiner nichtkatholiſchen Unterthanen irgend etwas vorſchreiben zu laſſen, noch wollte es da von Entſchädigungen und Wiederherſtellungen hören — Den Ständen des Reichs ward die Landeshoheit und das Recht des Kriegs und Friedens und der Bündniſſe zugeſtanden, wenn ſie nur nicht zum Nachtheil des Reiches ſeien — Der Kaiſer ſollte das Haupt und die Majeſtät ſein über allen, künftig wie früher; aber wie viele bewaffnete und beſchriebene Wächter hatte man jetzt neben ihn geſtellt! Manche andere große und kleine Verhältniſſe, die Ordnung der Reichsgerichte, die Zügelung des Uebermuths und die Abwehr des Unrechts, die Verſammlungen der Stände, die Verwaltung der Geſchäfte, die Bewaffnung und Führung der Kriege wurden auch noch beſtimmt, und dann endlich alle entlaſſen, die meiſten in ihren Hoffnungen und Wünſchen getäuſcht, einige ſchadenfroh, viele ingrimmig, wenige Edlere, welche aus der Gegenwart die Zukunft deuteten, über des bisher unbezwungenen und jetzt nur durch ſich ſelbſt bezwungenen Germaniens Verhängniſſe traurend.

Bei dieſen Verhandlungen endigten auch Spanien und die vereinigten Niederlande ihre lange Fehde. Spanien erkannte die Freiheit und Unabhängigkeit der Niederländer, und Teutſchland entließ ſie der Reichspflicht: ein ſchwerer Verluſt, denn ſie beherrſchten ſeine ſüdlichen Ströme und ſeinen Handel. Zugleich ward die ſchweitzeriſche Eidgenoſſenſchaft hier zuerſt als ein von dem Reiche unabhängiger Staat anerkannt; denn auch das war Frankreichs geheime Arbeit, von Teutſchland abzutrennen, was ſich trennen ließ, damit auf ſolche Weiſe das Starke ſchwächer würde. Spanien, das mit Frankreich Krieg führte, wollte mit ſeinen burgundiſchen Landen, und dem Herzog von Lothringen, der ſich wie ein teutſcher Fürſt betrachten wollte, für ſich und ſein Land in den Frieden eingeſchloſſen ſein. Dies hielten auch die Fürſten billig, da Burgund ſeit Karl dem Fünften wieder ein Theil des Reiches ſei, und Oeſtreich unterſtützte es kräftig, und auch Schweden fand es anfangs recht und natürlich; aber die franzöſiſche Liſt und das franzöſiſche Gold ſiegten auch hier. Oeſtreich allein konnte die Sache nicht emporhalten, und ſie blieben verlaſſen, und von den Unterhandlungen ausgeſchloſſen; denn das gierige

Frankreich hoffte noch Beute von ihnen zu machen. Dies war des Ruhms der Schweden und ihrer gebietenden Stellung unwürdig, und beides ungerecht und unweiſe, Frankreich, das ſeine Länderſucht ſo offen darlegte, mit dem Reiche und den Nachbarn ſo frei ſchalten zu laſſen. Dieſes ſpielte überhaupt eine eben ſo kluge und hohe, als Schweden eine ſchwache und untergeordnete Rolle. Was hätte Schweden bei ſeiner Macht für ſeine Freunde thun können? und es ließ, außer Heſſen, die meiſten Proteſtanten misvergnügt. Frankreich aber ſuchte ſich in Teutſchland Anhang und Freundſchaft; es beförderte Baiern, deſſen künftige Brauchbarkeit gegen Oeſtreich es ahnete, und zettelte mit den katholiſchen Erzbiſchöfen, Biſchöfen, und Domherren durch Verſprechungen und Beſtechungen ſo insgeheim und offenbar, daß Oeſtreich fürchtete und ſelbſt die blinden Schweden zuletzt argwöhniſch wurden. Die franzöſiſche Treue und Wortſpielerei, da was ſie heute bejahet ſie morgen verneinten, und immer neue Wendungen und Einleitungen machten, ward auch ſeit dieſen Unterhandlungen ſo verrufen, daß niemand ihnen trauete, als wer ſchändlichen Gewinn gegen das Vaterland durch ſie ſuchte. Daher ſagte der kaiſerliche Rath Vollmar faſt laut: er glaube den Schweden auf ihr bloßes Wort mehr, als den Franzoſen auf tauſend Schwüre — Und noch, wie wenig Oeſtreich hier auch zu entſcheiden ſchien, kann man fragen: was würde ſchon damals aus Teutſchland geworden ſein, wenn das Haus Oeſtreich weniger mächtig oder die franzöſiſche Macht ſchon erwachſen geweſen wäre?

So ward auf den heiligen Gefilden, wo Varus gefallen war, wo Arminius geſiegt hatte, wo Karls des großen Heere ſo oft zerſchmettert geflohen waren, von Fremden teutſcher Schimpf beſiegelt, und geboten, wie Teutſchland künftig regiert und verwaltet werden ſollte: und damit das Maaß voll würde, im Namen zweier Weiber ward befohlen, der Königin Anna von Frankreich und der Königin Chriſtina von Schweden. Die Schweden und Franzoſen wurden auch zu Reichshütern geſetzt; ſie nannten ſich Bürgen für die teutſche Verfaſſung, und für alles, was auf den vielen Tagen zu Münſter und zu Osnabrück beſchloſſen worden: da konnte man ſagen: den Bock zum Gärtner, und den Wolf zum Hüter der Schaafe. Freilich wenn man das Ganze betrachtet, ſo blieb, außer der Abſonderung der vereinigten Niederlande vom Reiche, die aber in der That ſchon vor ſiebenzig Jahren geſchehen war, und außer dem, was Frankreich vom Reichsgebiet abgeriſſen hatte, das Meiſte noch in der alten Ordnung, und dem Scheine nach waren in der Verfaſſung keine große Veränderungen gemacht. Aber das war das Bedeutende, daß die kaiſerliche Majeſtät in ihrer Nichtigkeit offenbart und die Ohnmacht und Hülfloſigkeit des teutſchen Reichskörpers allen aufgedeckt geworden war: die Scheu der Fremden vor der teutſchen Unüberwindlichkeit war verſchwunden, und die Begierde der Raubluſtigen gewachſen. Aber das war das Unglücklichſte, daß bebrieft und beſiegelt werden mußte, was ſonſt zwiſchen Geſetz und Gewohnheit in der Mitte geſchwebt hatte. Was geſchrieben iſt, das iſt geſchrieben, und das beurkundete Wort iſt ein böſes Wort: es ſtiftet Hader, oder es hemmt die lebendige Entwickelung der Kräfte, es iſt der verſteinerte Geiſt, der wieder verſteinert. Hinfort galt des Apoſtels Paulus Wort durch das Geſetz iſt die Sünde in die Welt kommen ganz eigentlich von Teutſchland: wie die Fürſten künftig auch gegen den Kaiſer, das Vaterland, die teutſche Ehre ſündigten, ſie hatten in dem Geſchriebenen tauſend Schlupfwinkel und Ausflüchte — denn die Worte ſchämen ſich nicht — und ſie konnten mit dem Reichsfeind anſtiften und anzetteln und einlegen; immer bewieſen ſie durch Schriften, ſie haben nur ihr Recht und Teutſchlands Freiheit vertheidigt. Darum graute den alten Teutſchen ſo ſehr vor dem Buchſtaben, als der da Unheil und Knechtſchaft ſtifte, und durch ein dunkles Gefühl hatten die Weiſeſten und Biederſten des Volkes auch in den letzten Jahrhunderten ſich immer gefürchtet, die Kaiſer- und Fürſtenrechte und das innerliche Verhältniß des Reichs genau abzuſtecken; wie weit befohlen werden dürfe und wie weit gehorcht werden müſſe, das hatte man mit bewußter Furcht oder heiliger Scheu umgangen: Herkommen, Gewohnheit, Wahn, und die beſten Erhalter, teutſche Sitten und teutſcher Sinn, mußten das Unbeſtimmte, ja Unbeſtimmbare zuſammenhalten, denn auch zu Münſter und Osnabrück ward es nur beſtimmt, wie weit ſo Feines und Hohes ſich beſtimmen läßt. Denn auch in Staaten, wo die Verfaſſung die geſetzlichſte und das Wort das kühnſte iſt, wo keiner ſich ſcheuet, des andern Rechte zu unterſuchen, weil jeder fühlt, er könne und werde die eigenen vertheidigen, liegt in der Mitte zwiſchen den Befehlenden und Gehorchenden ein heiliges Gebiet, was beide gern umgehen oder nur heimlich betreten: das ſind die ſogenannten Hoheitsrechte. Denn der Menſch hat von jeher durch Inſtinkt gefühlt, es laſſe ſich das Unendliche nicht beſtimmen, wo der König als ein Gleichniß Gottes unter dem höchſten, nicht mit Buchſtaben ſchreiblichen, Geſetze ſteht, und nur durch die Anerkennung, nicht durch das Wort in die rechte Bahn gewieſen werden kann. In Teutſchland war die Verfaſſung erwachſen aus einem kühnen, redlichen, freien, und tapfern Volke, und weiter ausgebildet nach den löblichen Gebräuchen der Vorfahren und den neuen Einrichtungen der chriſtlichen Kirche. Der Kaiſer, zuweilen ein ſtrenger Herr und der auch wohl allein durch Macht gebieten wollte, befahl doch meiſtens durch liebe Gewohnheit und freundliche Zurechtweiſung: er war das Oberhaupt der Chriſtenheit, der König der Teutſchen, er war auch ihr Vater. Väterlich und patriarchaliſch war das ganze Verhältniß; kein zufahrendes wild ergreifendes und ſtrafendes Gericht; keine Ausſtoßung irgend eines Gliedes der Familie, ohne daß die Weiſeſten und Beſten der ganzen Freundſchaft gehört wurden und ihren Rath und Beifall dazu gaben; keine Helfer und Schiedsrichter von Nachbarn und Fremden gerufen, ſondern aus den Eigenen die Gerechteſten und Mildeſten gewählt. Daher ſo viele Tage und Reichstage und Beſchickungen und Austräge, wo durch Zuſpruch und Vermahnung, wo durch Erinnerung an die Waiſe der Vorältern, durch Beſchwörung bei den heiligen Namen Vaterland und Reich, wo durch Liebe und Güte geſchlichtet ward, was ſie anderswo durch Machtſprüche oder Kerker oder wild durch Spaltungen und Aufruhre entſchieden. In dieſem Sinn auch die großen Tage, die Kaiſer- und Königswahlen, und die öffentlichen Verhandlungen. Wie ein freundlicher und majeſtätiſcher Vater, gleichſam ein irdiſcher Gott, ſaß der Kaiſer da; um ihn ſeine Kurfürſten, Fürſten, Herren, und Männer, tapfere, freie, gerechte, und herrliche Männer, deren geringſter das Wort nehmen und über die Angelegenheiten des Reichs kühn und offen reden mogte: doch knieeten die größten Fürſten an den Stuffen des Thrones, und erkannten die kaiſerliche Macht ſo groß, ſo weit und hoch über aller irdiſchen Macht, daß ſie von ihr kaum zu ſprechen wagten. Es war gar ein ernſtes und hohes und doch ein väterliches und fröhliches Weſen, denn Gottesfurcht und Kaiſerfurcht, der hohe Name Vaterland und der heilige Name Reich waren noch Eins: der Buchſtab, der alles Heilige zu Nichts macht, hatte dies noch nicht erklärt. Da, wo alle Beſten und Weiſeſten und Mächtigſten des Landes verſammelt waren, lernte auch der Schlechte und Uebermüthige, was Gerechtigkeit, und der Unruhige und Haderiſche, was Gehorſam iſt; denn unter ſo vielen traten die Würdigſten und Weiſeſten vor, und in allen ward ein edler Wetteifer entzündet, ſolcher Ehre und Würde gleich zu werden; da lernte das Reich ſich und ſeine Edelſten kennen und erkennen, und die entfernteſten Gränzen des großen Volkes knüpften ſich an einander; da wurden Verabredungen getroffen und Freundſchaften geſchloſſen; da ward nach alter Sitte ſelbſt bei Pokalen über ernſte und hochwichtige Dinge gerathſchlagt. Als aber die Zeit kam, wo man nur Botſchafter ſchickte, da kam auch die Anmaßung, der Hochmuth, die Kälte, die Zertrennung, und endlich Vaterlandsvergeſſenheit und Zwietracht; jeder trieb ſein Weſen von Tage zu Tage mehr, als wenn kein Reich geweſen wäre; jeder dünkte ſich zu Hauſe ein gewaltiger Herrſcher, und wollte nicht mehr gehorchen; alle meinten größer zu werden, weil der Glanz der kaiſerlichen Hoheit ſie nie nahe beſchattete, und alle wurden kleiner, ſchlechter, verächtlicher, endlich das Spiel und die Beute der Fremden.

Unglücklich, aber nicht ruhmlos ſchied das alte Germanien aus dieſem langen und verderblichen Kampfe. Ich habe Namen genug genannt, ſolche Namen, die unſterblich in der Geſchichte leuchten. Es war ein wahres Heroen- und Titanenalter: ſo waren alle Verhältniſſe gelöſt, alle gewöhnliche Bande zerriſſen, und alle bürgerliche Rückſichten zurückgeſchoben, daß noch einmal ein wildes und kühnes Jugendgeſchlecht der Germanen auf den Plan zu treten ſchien, kein anderes Recht erkennend als den Willen des Herzens und die Kraft der Fäuſte. Fragt man, wozu dies alles, wozu ſo viel Muthiges, Gewaltiges, und Herrliches, wozu Ferdinands eiſerne Feſtigkeit, Guſtav Adolfs heldenmüthige Gottesfurcht, Wallenſteins gewaltiger Tiefſinn, und Bernhards geſchwinde Entſchloſſenheit? wozu die feurigen und kühnen Seelen eines Ernſt, Chriſtian, Pappenheim, Torſtenſon, Johann de Werth, wenn faſt nur das Alte wiederkehren ſollte, und zwar nichtiger, als es vorher geweſen? wozu der ganze dreißigjährige Streit, ein rechter Streit um Nichts? ſo hole man ſich die Antwort von der unſichtbaren Gewalt, welche über den Sternen wohnt und die Schickſale der Könige und der Völker richtet. Du blinder Sterblicher, weißt du ſchon, was die Vulkane und Windsbräute und Orkane bedeuten? wodurch das Sonnenlicht leuchtet und wärmt? warum die Nordlichter und die Sonnenaufgänge des nordiſchen Winters zugleich leuchten und donnern? Klügle dann nicht zu viel über die unbegreiflichen und dunkeln Revolutionen deines Geſchlechts, und lerne wieder glauben, und anbeten, und erkenne, daß hier im Staube nur Eines unſterblich iſt wie Gott ſelbſt: die Tugend und die Gerechtigkeit. Schon waren die meiſten Völker erſchüttert durch Unglück und innere Zwieſpalte; auch Teutſchlands Zeit war gekommen. Doch wiſſen wir jetzt, warum ſie kommen mußte; wenige hellſehende Männer ahndeten es ſchon vor einem halben Jahrhundert. Das Alte konnte nicht erhalten und behauptet werden, die Vorbereitungen einer neuen Weltordnung waren gemacht; auch ſtiller und ruhiger wären wir Teutſche doch zur Nichtigkeit hinübergegangen: Gott wollte uns im Donner und Wetterleuchten etwas geſchwinder führen, und gab uns bei allem dem Unglück und Elend doch den Troſt, daß Großes und Herrliches aus uns gebohren werden könnte, er gab uns die Bilder gewaltiger Männer für die Zukunft, zur Nachahmung und Kräftigung teutſcher Tugend aufgeſtellt, wann die Zeit wirklich da ſein wird; über den Schutt und das Blut fließt ein Glanz unvergänglicher Namen hin, die uns tröſten, was wir hätten ſein können, wenn Gott ſchon gewollt hätte, daß wir es werden ſollten. So ſpielt auch nach langer Dürre manche düſtre Wetterwolke fürchterlich ſchön mit Donnern und Blitzen, wirft Schloßen herab, zerſchmettert Felſen, und zündet die Thürme der Städte und die Häuſer der Menſchen, aber bringt keinen Regen.

Teutſchlands Zuſtand.

Dieſer ſchreckliche Krieg, der das Land von den Alpen und dem Rhein bis zur Oſtſee und Nordſee und bis an die Gränzen der Polen und Ungarn ſo viele Jahre verwüſtend durchzogen, hatte den Glanz, den Reichthum, die Volksmenge, wodurch Teutſchland ſonſt über den meiſten Ländern ſtand, von ihm genommen. Mitten unter Gräueln und Verwüſtungen war ein zaghaftes, gedrücktes, und verkümmertes Geſchlecht aufgewachſen, das ſich zu dem Stolz der früheren Freiheit nicht mehr erheben konnte; viele auch waren völlig verwildert oder ächte Kinder des Krieges und der Ausgelaſſenheit, im Lager empfangen und gebohren, im Lager erzogen, im Lager durch die Lehrjahre der Waffen gehend. Denn es war die Sitte, daß der Soldat Weib und Kind mit ſich herumführte und von dem armen Bürger und Bauren füttern ließ; oft zogen 10000 und 15000 Weiber, Wiegen, Kindergeſchrei, Schulmeiſter mit dem Heere: der Krieg ward in der wilden Zeit häusliches Leben. Vom Anfang an ward er grauſam geführt durch Partheiwuth und Religionshaß, hart und drückend durch die Wildheit und Ausſchweifung ſo großer Schaaren, zuletzt immer plagender durch die Noth und Armuth; denn die Wuth hatte ihre eigene Nahrung aufgefreſſen. Zu dieſen Verheerungen geſellten ſich häufig Hunger und Peſt und Miswachs, und vertilgten, was das Schwerdt noch verſchont hatte. Die Heere wurden durch Ausſchreibungen und Einlagerungen erhalten; die Feſtungen waren Löwenhöhlen und Raubneſtern gleich, die alles rings umher in Wüſten verwandelten: verrufen waren unter den ſchwediſchen Hanau und Hohentwiel, unter den kaiſerlichen Wolfenbüttel, Wilzburg, und Nienburg. Unſere Zeit hat uns das Elend und die Mishandlung jener Unglücklichen verſtehen gelehrt. Städte, die ſonſt blühend und frei waren, lagen in Schutt und Aſchen darnieder; Flecken und Dörfer verſchwanden ſo, daß man nach zwanzig Jahren ihre Stätte nicht mehr kannte, jetzt auch ihre Namen verſchollen ſind; manche Gegenden waren ſo verheert, daß ſie kaum ein Viertel, einige nur ein Achtel ihrer vorigen Bewohner enthielten. Alle dieſe ſo große Drangſale, ſo unermeßliche Verluſte, ſo brennende Wunden wurden gebeſſert und geheilt; ſchon um die Jahre 1670 und 1680 ſagten und ſchrieben viele, Teutſchland ſtehe wieder grün und mächtig da wie vormals, und kaum erſcheine noch, wie unglücklich die Großväter und Väter des gegenwärtigen Geſchlechts gelebt haben. Aber ſie täuſchten ſich; nie ſeit jenen unſeligen Tagen gelangte Teutſchland wieder zu dem Glanz und der Stärke ſeiner Städte, noch überhaupt zu der wimmelnden Volkskraft und Volksmenge, die es vor dem dreißigjährigen Kriege noch hatte; Mäßigkeit, Fleiß, Arbeit konnten Vieles erſetzen und herſtellen, die alte Waidlichkeit, Freudigkeit, und Fröhlichkeit war dahin, und kam nimmer wieder: das Volk hatte ſeine Unſchuld und ſein Vertrauen verloren. Durch Arbeit und Mühſeligkeit läßt ſich etwas erringen, und das errangen die Teutſchen; aber das Arbeitſelige und Mühſelige ſtand den folgenden Zeiten auf der Stirn geſchrieben, und dieſes Zeichen trugen auch die Teutſchen.

Wie Kaiſer, Kurfürſten, Fürſten, und Herren von einander geſchieden und getrennt, und das ſonſt einträchtige und mächtige Reich durch Hochmuth, Ungehorſam, Neid, Haß, und Künſte der Fremden zerſpalten und zerriſſen worden, iſt oben an mehreren Stellen ſattſam gewieſen. Dies blieb nicht nur, ſondern gieng immer fort; je kleiner das Reich ward, deſto größer glaubten die Fürſten zu werden. Trug, Liſt, Ungerechtigkeit, Weichlichkeit für Treue, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, und Strenge; ſtehende Söldner und bunte Hofhaltungen; viel Dienſtbarkeit, wenig Freiheit — das hieß nun Ordnung ſtiften und das Regiment verwalten. So erhoben ſich jetzt die mächtigen Fürſten in der Meinung und den Stolz auch weit über die geringeren: auch da verſchwand die Vertraulichkeit und Freundlichkeit, die oft auch das ganze Volk hatte zuſammenbinden helfen können. Neue Namen, wie alte Tugenden ſtarben, Gepränge, Rangſtreite, Hoftitel, Durchlauchtigkeiten, Vortrefflichkeiten, Erhabenheiten, Ehrwürdigkeiten; und keine Durchlauchtigkeit, Vortrefflichkeit, Erhabenheit, Ehrwürdigkeit des Reichs ſollte mehr ſein. Die Städte, verarmt, entvölkert, mit niedergeriſſenen Mauern und Thürmen und mit geſchändeter Ehre und Freiheit, ſtiegen nimmer wieder zu ihrem alten Anſehen auf; viele wurden von den Fürſten bezwungen, andere unterwarfen ſich freiwillig; die übrigen, welche unmittelbar zum Reiche gehörten und ſich Reichsſtädte nannten, trugen mehr den Namen als die That; wenige wurden wieder blühend, die meiſten lebten nur in alten Erinnerungen, bald ſtarben auch dieſe: in alter Freiheit und Gerechtigkeit und in hohem Muth und Trotz blühte keine wieder. Die Zeit der Fürſten und Soldaten war gekommen, die Zeit der freien Städte und Genoſſenſchaften war vergangen. Der Adel ward dienſtbar, wie die Fürſten herriſcher wurden; als er das Alte vergeſſen hatte, glaubte er auch, er ſei adlicher geworden: das iſt der Fluch der Knechtſchaft, daß ſie Flitter für Edelgeſteine anſieht und die einfachen und ewigen Gedanken verkehrt. Für die ritterlichen Waffenkünſte, für die kühne Freiheit, für das hohe Wort, das ſonſt aus eines teutſchen Edelmanns Munde den Fürſten Gerechtigkeit lehrte und die Kaiſer zur Weisheit ermahnte, weichliche Zierlichkeiten, fremde Sitten, bunte Titel, albernes Gepränge. Wie die Fürſten ſich vom Volke geſchieden hatten, ſchieden ſie auch den Adel davon: das Beiſpiel verführte die Kleineren; als die gebohrne Tugend ausgezogen war, da erſt galt die gebohrne Geburt, Hochmuth galt für Stolz: der Stolz iſt Fürſten unbequem, welche nur herrſchen wollen. Auf dieſe Weiſe entſtand auch Haß zwiſchen dem Edelmann und dem Bürger. Dies verdarb den Sinn und das Gemüth des ganzen Volks. Solange die Städte mächtig und herrlich ſtanden, war auch der Adel herrlich; eine Kraft trieb die andere, keine durfte zurück bleiben, in allen Tugenden und edlen Künſten mußte um die Wette gerungen werden, wer der Herrlichſte und Beſte würde: und die ritterlichen Männer, die Frondsberge, Hutten, Sickingen, Cronenburge waren gleich edlen Bürgern, biedere, treue, freundliche, allen gleiche teutſche Männer. Solchen Adel hatte Teutſchland gewollt, und ehrte ihn gern, ſolchen, der in Geſang, That, Gefühl in ſeinem Volke lebte, nicht dieſen, der jetzt ward, voll unleidlichen Hochmuths auf die nichtige tugendleere Geburt, mit fremden Sitten, mit fremder Buhlerei und Aefferei behaftet; den Fürſten gefiel er: wer das Kleine liebt, iſt der Dienſtbarſte, und wer in dem Eitlen hängt, der Geduldigſte. Auf dieſe Weiſe durch die unſeligſte Verblendung kleinlicher Eitelkeit wurden die Fürſten und Herren, und durch ſie ihr Volk verdorben. Nur ein Theil des katholiſchen Adels, der auf die reichen Stifter hoffte, und einige reichbeſeſſene Familien, welche kleine Herren verſchmäheten, hielten ſich mehr unmittelbar zum Reiche und zur kaiſerlichen Majeſtät, ſie waren weniger demüthig und abhängig; aber das Ausländiſche und Eitle ergriff auch ſie. Das Vaterland und der Stolz auf den teutſchen Namen und ſeine Herrlichkeit ward mehr und mehr ein Klang vergangener Zeiten. Das ganze teutſche Volk, im Elende lange alles Gefühls des Widerſtandes und der Kraft beraubt, ließ ſich hinfort von Fürſten und Soldaten, von Freunden und Feinden mit Auflagen, Zöllen, Steuern, und Ausſchreibungen beſchatzen und plagen, und war noch freundlich, wann der Herr es nur gnädig machte. Als man durch Arbeit nicht mehr frei und geehrt ward, hieß es die größte Freiheit, am wenigſten arbeiten und am meiſten genießen; doch ſchämten die Menſchen ſich dies zu bekennen, aber viele fingen ſchon an ſo zu leben.

Seit dieſen Tagen verfiel die Kunſt des teutſchen Volkes mit ſeiner Freiheit, und es iſt in den folgenden Jahrhunderten nichts gemacht worden, was an die Werke der Väter reichte. Auch die Sprache war anders geworden, flüſſiger und prunkender und breiter und ausländiſcher, auch ſchon mit vielen fremden Worten als mit Zierrathen aufgeſchmückt, nicht mehr die alte kurze, feſte, körnige, und einfältige Sprache, auch der Ernſt, die Freundlichkeit, und Kindlichkeit nicht mehr in ihr, welche in Luthers und Huttens Zeit noch ſo mächtig und lieblich waren. Wie ſollte dies auch anders ſein? Was der Menſch in Stein und Erz und Thon wirkt, was er in Bildern hinſtellt, was er als luſtige Blumen ſeiner Geſinnungen und Gedanken in Reden und Liedern hinſpielt, das iſt ja der Spiegel ſeines Lebens; nun kann aber der Spiegel nicht anders ſein, als das Leben iſt. Wenn Einfalt, Treue, und Unſchuld ſelten werden; wann das ſonſt freie und fröhliche Geſchlecht in Arbeit, Kummer, und Mühſeligkeit ſtönt und ſchmachtet, nicht daß es Freuden, ſondern daß es nur Brod gewinne — dann wird das Werk klein und zierlich und knechtiſch, und das Bild und der Gedanke kümmerlich und mühſelig, wie es der Menſch iſt. Die Blüthe der Teutſchheit, woraus nur die Blüthe der Kunſt ſproſſen konnte, war verwelkt: Freiheit, Stolz, Freude waren dahin. Manches Gute und Wackere bewahrte das gute Volk, Ehrbarkeit, Redlichkeit, Fleiß, Tapferkeit; aber wie ſein heiliges Reich, ſo hatte auch ſein Gemüth den vereinigenden Mittelpunkt und das alle Kräfte zuſammenhaltende Gleichgewicht verloren. Damit es das herrliche Alte leichter untergehen ſähe, blendete ihm Gott die Augen; es erkannte ſich nicht, was es geweſen, was es noch war, und griff nach fremden Lügen und Täuſchereien. Nun beginnt die Abgötterei und Hurerei mit dem Franzöſiſchen, die Reiſen des teutſchen Adels und der teutſchen Prinzen nach Paris; nun klang Frankreich die Schule der Freiheit, der Ritterlichkeit, ja der Tugend; franzöſiſche Sprachmeiſter, franzöſiſche Tänzer, franzöſiſche Moden, ſelbſt franzöſiſche Leichtfertigkeit, welche Liebenswürdigkeit genannt ward, holte man über den Rhein. Die Kleinen und Mittleren im Volke bewahrten ſich lange rein von dieſer Unzucht; doch ſtaunten ſie als etwas Großes an, worauf die Großen einen ſo hohen Werth legten. Jenes Lebendige und Schaffende, woraus wie aus lebendigen Quellen ſein Muthigſtes und Schönſtes hervorſprudelt, hatte kurz vor und in dem dreißigjährigen Kriege in den hohen Heldengeſtalten gleichſam einen letzten Ueberfluß gezeigt, nachher ſchien es faſt verſiegt. Was die Teutſchen in den hundert Jahren nach dem dreißigjährigen Kriege in Werken und Bildern und Worten geſchaffen haben, iſt theils eine ſchwächliche Nachgeburt und ein kalter Nachklang der Vergangenheit, theils unteutſche Ziererei oder nüchterne Arbeitſeligkeit, es trägt den Stämpel der Zeit.

Frankreich Europas Plage.

Nachdem dieſe erſte Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts für Teutſchland ſo unglücklich geweſen war, hatte auch die zweite keine Ruhe, die geſchlagenen Schäden und Wunden ſtill zu heilen, ſondern ward von der Treuloſigkeit und Habſucht der Franzoſen immer in Arbeit und Getümmel gehalten. Die Franzoſen haben dieſe Zeit das Jahrhundert Ludewigs des Vierzehnten genannt, mit dem Deſpotismus, womit ſie beherrſcht wurden, prahlend, weil er durch ihre Siege auch fremder Freiheit gefährlich ward; wir Teutſche haben es weder durch Gutes noch Böſes das Zeitalter Leopolds nennen können, welcher vom Jahr 1658 bis zum Jahr 1705 beinahe ein halbes Jahrhundert als teutſcher Kaiſer und König von Ungarn und Böheim regiert hat. Das Reich der Franzoſen war unter den letzten Karlingern ſchwach und zerrüttet; wenige Meilen von Paris, zwiſchen der Seine und Loire, hatten normänniſche Seeräuber einen mächtigen Staat gegründet, welchem das ſchöne Land Bretagne als Afterlehen diente; an der Saone, dem Jura, und der Rhone entſtanden unabhängige Reiche der Burgunder, von welchen der größte Theil im zwölften Jahrhundert an das teutſche Reich fiel; was in Süden unter den Sevennen und der Garonne lag, beſtand theils aus unabhängigen Fürſtenthümern, theils diente es den mauriſchen und dann den ſpaniſchen Herrſchern. Als ſeit dem Ausgange des elften Jahrhunderts das Geſchlecht der normanniſchen Herzoge den engliſchen Thron beſtieg und bald durch Heirathen an den franzöſiſchen Weſtküſten ſeine Macht vermehrte, erregten Eiferſucht, Neid, und Gefahr unaufhörliche Kriege, in welchen die Engländer oft ſo ſiegten, daß Frankreich eine Landſchaft Englands zu werden ſchien. Dieſe vierhundertjährigen Kriege erzeugten zwiſchen den Engländern und Franzoſen den wohlthätigen Volkshaß, der bis dieſe Stunde noch lebt, hielten das Volk zuſammen, daß es in Faulheit nicht auseinander fließen konnte, und gaben den Königen als Oberanführern Gelegenheit, die Großen zu ſchwächen und das Reich zu ſtärken; ohne ſie hätte Frankreich auf ſeine Weiſe vielleicht eine ähnliche Vielherrſchaft gewonnen, wie Teutſchland und Italien. Auſſer dieſen das Volk vereinigenden Kriegen, die um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts mit der Vertreibung der Engländer endigten, arbeiteten einige geſchickte und verbrecheriſche Könige, wie Philipp der Schöne und Ludwig der Elfte, durch Gefängniſſe, Hinrichtungen, Mord, und Gewalt für die Herrſchaft. Gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts war Frankreich ſtark durch ſeinen Umfang, ſeine Volksmenge, ſeine Hülfsquellen, ſelbſt durch ſeine Dienſtbarkeit, weil ein unternehmender Fürſt alle Kräfte willkührlicher und geſchwinder gebrauchen konnte. Das zeigten Ludwig der Elfte, Karl der Achte, Ludwig der Zwölfte, und Franz der Erſte in den Kriegen um die Herrſchaft Burgunds und Italiens. Nach dieſen Kriegen war ein Stillſtand durch die fürchterlichen Religionskriege, Frankreich zerriß und zerbrach ſich in ihm ſelbſt, wie ſo viele andere Länder thaten. Heinrich den Vierten raffte Ravaillacs Mordmeſſer aus großen Entwürfen hinweg; darauf die erſten vierzehn Jahre zuerſt der Unmündigkeit, dann der Schwäche ſeines Sohns, ein Gewebe kleiner Kabalen, Unruhen, und Verwirrungen, worin die ſchwache Königin Mutter, die Prinzen, die Günſtlinge, und die Weiber die Spieler ſind. Dann von dem Jahre 1624 bis zum Jahr 1642, achtzehen Jahre lang, eine ſtarke und gewaltige Regierung, wo der Kardinal Richelieu durch Hinterliſt, Gewalt, Vergrößerung und Erweiterung der Königsmacht, und durch letzte Unterdrückung der Großen und des Volks die Vorbereitung und Einleitung zu der Regierung Ludwigs des Vierzehnten machte. Dieſer ſtarke und kühne Menſch, bei welchem Klugheit eben ſo groß war als Liſt, beherrſchte ganz Frankreich, und ſelbſt ſeinen Herrn, den ſchwachen König Ludwig den Dreizehnten, durch Schrecken, entwaffnete die Reformirten, welchen er ihre Sicherheitsplätze nahm, ſchlug alle Verſchwörungen gegen ſeine Macht nieder, und ließ die Günſtlinge, die Prinzen, und die Großen vor ſich zittern. Er brach die letzten Schranken nieder, die noch zwiſchen dem Geſetz und dem Despotismus ſtanden, und erreichte, was Heinrich der Vierte und ſein Sully vergebens gewünſcht hatten, daß Oeſtreich geſchwächt und Spanien gedemüthigt ward. Als er im Jahr 1642 ſtarb, ſtanden Schweden und Franzoſen ſiegreich auf teutſchen Boden, und die Spanier hielten ſich kaum; denn die Niederländer waren mächtig, Portugal hatte ſich empört, und Katalonien war aufgeſtanden.

Nach ſeinem und Ludwigs des Dreizehnten Tode regierte die Königin Anna von Oeſtreich, eine ſpaniſche Prinzeſſin, als Vormünderin und Regentin im Namen Ludwigs des Vierzehnten, der noch ein unmündiges Kind war; aber die Führung und Entſcheidung der Geſchäfte war bei dem Italiäner Mazarin, welchen Richelieu zugezogen und auf ſeinem Sterbebette empfohlen hatte. Dies war ein hurtiger und kluger Mann, der nach Richelieu grade richtig eintrat, und durch Biegſamkeit mehr durchſetzte, als ſein Vorgänger durch Gewalt. Unter dieſer Regentſchaft brachen grade zu der Zeit, als der Friede zu Münſter und Osnabrück abgeſchloſſen ward, in Paris Unruhen aus, woran faſt ganz Frankreich und die meiſten Großen Theil nahmen und welche in einen gefährlichen Bürgerkrieg auszuarten droheten. Abſchaffung der Misbräuche, Einſchränkung des Despotismus, eine geſetzmäßige Regierung, Wiederherſtellung der ſtändiſchen Verſammlungen, und andere löbliche Dinge wurden dem Volke vorgehalten; aber alle dieſe Bewegungen, welche in der Geſchichte die Fronde genannt werden, waren eine Freiheitsgaukelei und ein leeres Spiel mit hohen Klängen, worin die Franzoſen immer groß geweſen ſind: zur Freiheit haben ſie wohl oft Luſt und Ungeſtüm, aber nie Ernſt und Ausdauer gezeigt, wodurch allein Freiheit behauptet werden mag. Der unruhige Ehrgeitz und die Herrſchſucht der Großen brauchten unter der Minderjährigkeit wirkliche Misbräuche und den Haß gegen den ausländiſchen Kardinal zum Vorwande, ihre Entwürfe durchzuſetzen; und dieſes planloſe und thörigte Spiel, das aus keinem edlen Grunde entſprungen war, endigte mit dreifacher Knechtſchaft und verſtärkter Gewalt Mazarins. Die Teutſchen hatten umſonſt gehofft, die Franzoſen würden für die Ränke, womit ſie ihr Land umwickelt hatten, ſich ſelbſt bezahlen. Mazarin führte nach dieſen Unruhen den Krieg in den ſpaniſchen Niederlanden glücklich, und gewann durch den Frieden mit Spanien im Jahr 1659 an den Pyrenäen und der Somme und den Ardennen ſchöne Länder, und eine ſpaniſche Infantin, die älteſte Tochter Philipps des Vierten, als Gemahlin für ſeinen König. Sogar zum teutſchen Kaiſer hatte er ihn zu machen geſucht; aber das war nicht gelungen: die beſſeren teutſchen Fürſten hatten die franzöſiſche Gierigkeit genug erkannt. Doch gewann er für ihn unter den rheiniſchen Fürſten immer mehr Anhang.

Im Jahr 1660 ſtarb Mazarin. Der junge König Ludewig der Vierzehnte war jetzt 22 Jahre alt, und wollte ſelbſt, und, wie er ſagte, allein regieren. Er hatte ein mächtiges Volk, das an blinden Gehorſam und deſpotiſche Willkühr gewöhnt war, ein ſtehendes Heer, das jedes Jahr noch vergrößert ward, und zwei vortreffliche Feldherren, den Prinzen von Condé und den Marſchall von Turenne, beide Zöglinge des dreißigjährigen Krieges; in Colbert fand er einen ſeltenen Finanzminiſter, und in Louvois einen Kriegsminiſter, wie er für einen ehrſüchtigen und herrſchſüchtigen Deſpoten taugte. Auſſerdem war offenbahr ein großes Streben und Leben im Volke, wenigſtens ein ſo großes, als dies bei Franzoſen ſein kann. Sie haben die Regierung dieſes Ludwigs das goldene Zeitalter ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft genannt. Es war freilich ein flittergoldenes, aber es täuſchte ſie und die Fremden, denn das Zeitalter war flitterhaft und flatterhaft geworden. Still konnten die Franzoſen nicht ſein, Richelieu und Mazarin hatten die Richtung gegeben, Ludwig blieb in ihren Spuren.

Als die Infantin, welche die Spanier ungern hingaben, Ludwig dem Vierzehnten überliefert ward, entſagten ſie und er für ſich und ihre Nachkommen allen Rechten und Anſprüchen, die ſie an Spanien und ſeinen Landen zu haben noch machen könnten. Kaum aber war Philipp der Vierte geſtorben, ſo ließ Ludwig zwei Heere marſchieren, wovon das eine die Grafſchaft Burgund, das andere die Niederlande anfiel. Zugleich erſchien ein Manifeſt, worin die Königin von Frankreich, Philipps älteſte Tochter, kraft eines ſogenannten Anfallsrecht auf die Grafſchaft Burgund und mehrere niederländiſche Fürſtenthümer Anſprüche machte. Diesmal hemmte die Feder den Degen, was ſie ſelten vermag. Der vortreffliche und patriotiſche Botſchafter des Königs von England bei den Generalſtaaten im Haag, Ritter Temple, dachte nicht an ſeinen Herrn, den König Karl von England, ſondern an ſein freigeſinntes Volk, und ſchloß auf die erſte Nachricht von den gewaltſamen Einbrüchen der Franzoſen mit den Generalſtaaten und mit Schweden gegen Frankreichs Herrſchſucht das dreifache Bündniß, und Ludwig ließ ſich den Aachener Frieden gefallen, und behielt von ſeinen zweijährigen Eroberungen nur einige niederländiſche Städte. Dies geſchah im Jahr 1668.

Der ſtolze König empfand es bitter, daß die kleine Republick der Niederlande, die erſt vor zwanzig Jahren als ein Staat anerkannt war, dem mächtigſten Herrſcher Geſetze vorſchreiben wollte; größer war wohl die Erbitterung, welche ein deſpotiſcher König unwillkührlich gegen das Freie und Volkliche hat. Er beſchloß ſich zu rächen und das ſeemächtige England gegen die Niederländer zu gewinnen. Dies war aber in jener Zeit die Lage und Regierung Englands:

Die Angeln, Sachſen, und Jüten gingen um die Mitte des fünften Jahrhunderts nach dem von den Römern verlaſſenen Brittanien hinüber, beſiegten oder verdrängten die Eingebohrnen, und gründeten mehrere von einander unabhängige, aber durch gemeinſchaftliche Sprache, Geſetze, Gebräuche, zuweilen auch durch gemeinſchaftliche Zuſammenkünfte verbundene Reiche. Zur Zeit Ludwigs des Frommen, im neunten Jahrhundert, wurden alle dieſe kleinen Staaten unter dem König Egbert von Weſt- und Südſachſen vereinigt, und dies war grade die rechte Zeit, denn ſonſt wären die Sachſen und Angeln von ihren Halbbrüdern, den Dänen und Normännern, unterjocht worden. Dieſe fingen um jene Zeit ihre großen Seezüge gegen Südweſten an, und hatten ſich auf den Inſeln und Küſten von Schottland und auch in Nordengland feſtgeſetzt, wo ſie ihre Schifflagen und Feſten und Schanzen hatten, worinnen ſie die Sturm- und Winterzeit ſtill lagen und von wo ſie gegen den Frühling die Länder zu verheeren und zu plündern auszogen. Die Angeln und Sachſen brachten aus Germanien einen kühnen und freien Sinn, züchtige Sitten, und ſolche Ordnungen und Gebräuche mit nach Brittannien, wodurch die Freiheit beſtehen kann. Dieſes alles und ihre ganze bürgerliche Einrichtung und Geſetzgebung ordnete gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts, mitten unter gefährlichen Kriegen und wilden Getümmeln mit den Dänen, ihr großer König Alfred, der wegen ſeiner Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, und Gelehrſamkeit der Große heißt, einer der edelſten Menſchen aus germaniſchem Blute, ſeinen Zeitgenoſſen mit Recht wie ein Wunder Gottes erſchienen. Nach Alfred, dem großen Stifter und Befreier des Volks, verfloſſen 165 wechſelvolle und unglückliche Jahre, worin die Engländer gegen die Dänen oft unterlagen, zuweilen von ihnen beherrſcht wurden, und ihnen Zins und Huldigung geben mußten.

Nach dieſen Geſchichten mit dem Jahr 1066; als Gregor der Siebente die römiſche Herrſchaft gründete, wurden die normanniſchen Herzoge Herren von England, welches Wilhelm der Baſtard, der auch Wilhelm der Eroberer genannt wird, in der Schlacht bei Haſtings über Harald von normanniſchen Stamm gewann. Er regierte das Land zwanzig Jahre mit Strenge und Härte, und verlieh ſeinen normanniſchen, flandriſchen, und franzöſiſchen Baronen, welche den Zug mit ihm machten, Leute und Lande: die Lehnsverfaſſung ward eingeführt, und die Unterworfenen wurden als Unfreie behandelt. Seit dieſer Zeit ward auch die normanniſch-franzöſiſche Sprache in Südengland bei Hofe, bei den Großen, und in öffentlichen Geſchäften neben der lateiniſchen die geltende, und als im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert das Sächſiſche und Engliſche in Sprache und Freiheit wieder ſiegte, hatte ſie ſehr viel von dem Ihrigen eingemiſcht, ſo daß man die engliſche Sprache als ein Gemiſch des Sächſiſchen, Normanniſchen, und Romaniſchen anſehen kann, doch weniger romaniſirt, als was in Südeuropa unter den Alpen, Ardennen, und Pyrenäen wohnt. England bekam nun durch die gewaltigen Kriege mit Frankreich und Schottland, durch die Eroberung Irlands, und die Bezwingung von Wales eine große und herrliche Geſchichte. Dieſe und die Naturanlage des Volkes und das jede Thätigkeit und Kraft erweckende und ſpornende Klima, nebſt dem kräftigen Element des Meers, löſten bald die ſtrenge Knechtſchaft wieder, und ſchufen ſchon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts unter den ſchwachen Königen Johann ohne Land und ſeinem Sohn Heinrich dem Dritten durch den großen von den Königen beſiegelten Freiheitsbrief eine herrliche Wiederherſtellung. Es war auch die Freiheit des Volks anfangs nur ſehr gedrückt, doch nie unterdrückt worden, die alten Volksgeſetze und Geſchwornengerichte der Zwölfe, ächt ſächſiſchen Urſprungs, hatten nie ganz aufgehört; nur war die baroniſche Willkühr im Anfange oft etwas roh und wild hindurch gefahren.

Die folgenden Jahrhunderte immer wachſende Kraft und Blüthe des Volkes, hoher Bürgerſtolz, ritterliche Tapferkeit, Kriege mit den Franzoſen und die Herrſchaft ihres Landes; daher ein unauslöſchlicher Haß, der die Engländer nicht einſchlafen ließ; dann innere Kriege, Vertilgung von zwei Königshäuſern, und endlich nach langer Verwirrung und Verblutung der edelſten Säfte und nach dem Verluſt aller Länder jenſeits des Kanals eine Ruhe, die ſich ſo viel gefallen ließ, daß die andern Völker ſagten, die Engländer hätten dienen gelernt. So ſchien es wirklich zur Zeit Karls des Fünften, als der launiſche, wohllüſtige, und deſpotiſche Heinrich der Achte in England regierte. Heinrich der Achte hatte den Pabſt geſpielt, ſich zum Haupt der engliſchen Kirche erklärt, und eine Art Reformation und Kirchenordnung eingeführt, die weder Luther noch Kalvin noch die alte Kirche billigten. Doch hingen die meiſten Bewohner Englands der neuen Lehre an. Unter der ſechsjährigen Regierung Eduards des Sechsten, des minderjährigen Sohns von Heinrich dem Achten, vom Jahr 1547 bis 1553, ward reformirt. Dies wollte, als der Jüngling geſtorben war, ſeine Schweſter die Königin Maria wieder umſtoßen, und durch Kerker, Strang, und Scheiterhaufen zur alten Kirche zurückführen. Aber es gelang ihr nicht; ſie ſtiftete in ihrer fünfjährigen Regierung nur Unglück und Verwirrung, und ſtarb ſelbſt unglücklich. Ihr folgte ihre große Schweſter Eliſabeth, Heinrichs des Achten jüngſte Tochter, welche 45 Jahre bis zum Jahr 1603 mit einer Kraft, einem Glück, und einem Ruhm regierte, wie wenige Könige von England vor ihr und keiner nach ihr. Sie ſuchte das beunruhigte und erſchütterte Reich zu befriedigen und eine Reichsordnung zu ſtiften, die allen Partheien gefiele. Ihre ſogenannte biſchöfliche Kirche behielt vieles von dem äußerlichen Gepränge der alten Kirche, war aber in der Lehre und im Weſen völlig die neue. Dieſe Einrichtung genügte keiner Parthei ganz, außer der großen Geiſtlichkeit, welche die reichen Pfründen hatte; doch war Eliſabeth die Königin, die, was ſie geſtiftet und befohlen hatte, vertheidigen konnte. Indeſſen hatte ſie mit mancherlei Bewegungen und Unruhen der Katholiſchen, mit der Furcht vor der ſchottländiſchen Maria, ihrer Muhme, die ſie unwürdig hinrichten ließ, und, als Philipp von Spanien ſeine unüberwindliche Flotte ausgerüſtet hatte, mit drohenden Gefahren zu kämpfen. Aber ihre Feſtigkeit, der Stolz des engliſchen Volkes, und Gott, der die Stürme ſandte und Philipps fürchterliche Armada zerſtören half, überwanden alles. Seit dem Jahr 1588, nach der Zerſtörung der Anſchläge Philipps des Zweiten, nichts als Glück und Ruhm, und Sieg auf Sieg folgend: Weltumſegler, Helden, Philoſophen, Dichter verherrlichten die große Zeit — Lord Howard, Sidney, Graf Eſſex, Franz Drake, Walter Raleigh, Baco von Verulam, Wilhelm Shakeſpeare, welche unſterbliche Namen!

Im Jahr 1603 beſtieg König Jakob von Schottland den engliſchen Thron, Eliſabeths Vetter, und Sohn der unglücklichen Königin von Schottland Maria Stuart, welche ſie hatte hinrichten laſſen. Er verband England und Schottland, und ſtärkte das große Inſelreich, das künftig durch fremde Einblaſungen nicht mehr ſo leicht gegen einander in die Waffen gebracht werden konnte; denn das war immer Frankreichs Politik geweſen, daß, ſobald es mit England Krieg hatte, das ſchwächere Schottland auch zum Angriff gereizt wurde. Jakob, welcher 22 Jahre regierte, war ein guter und gerechter König, gegen die Katholiſchen in ſeinem Lande gelinder, als heftigen Proteſtanten lieb war. Aber das Volk zu regieren wie Eliſabeth, und durch Klugheit und Sparſamkeit den König vom Volke unabhängig zu erhalten wie Eliſabeth, das verſtand Jakob nicht; noch verſtand er, den hohen Ruhm und mächtigen Einfluß zu behaupten, den ſeine Vorgängerin auf die großen Verhandlungen und Begebenheiten in Spanien, Frankreich, und Niederland behauptet hatte. Seine Einrichtungen im Innern des Staats ſind weiſe, ſein Betragen in den äußeren Angelegenheiten iſt ſchwach. Jakob war in einer theologiſchen Zeit erzogen, und gebildet, nicht als wenn er Schwerdt und Scepter führen, ſondern als wenn er auf der Kanzel und dem Katheder ſeine Ehre ſuchen ſollte. Er war ein gelehrter, grübleriſcher, bibliſcher, und ſcholaſtiſcher König, der herrliche Reden halten und gelehrte Abhandlungen ſchreiben, aber kein blankes Schwerdt ſehen noch Männern gebieten konnte. Daher ward er von Günſtlingen gegängelt, war in ſeinem königlichen Amte unſtät und ungleich, und unterſuchte und bewies, daß die königliche Gewalt unmittelbar von Gott ſei und von keinem andern, und daß alle Vorrechte und Freiheiten, worauf das Volk poche, nichts ſeien als Ausflüſſe königlicher Gnade. Beſſer hätte er gethan, wenn er die königliche Macht durch die That geführt und geſtärkt, und in die Seele ſeines Sohnes nicht Grundſätze geſenkt hätte, die bei der Stimmung der Zeit, bei den brütenden Keimen der Gährung im Volke, und bei der brittiſchen Freiheit ſein Verderben werden mußten.

Jakobs Sohn, Karl der Erſte Stuart, ein treuer, frommer, redlicher, und tapferer Mann, aber ſteif und ungewandt, nicht ſtark genug, den Stürmen, die auf ihn einbrauſeten, zu begegnen, noch biegſam genug, ihnen auszuweichen, regierte nicht grauſam wie ein Deſpot, aber doch willführlicher und das Aeußere weniger achtend und ſchonend, als ein König darf, der einem freien Volke gebietet. Er hatte ſeines Vaters Grundſätze von der königlichen Gewalt, aber ihm fehlte Eliſabeths Klugheit, die Scheine der Gewalt zu verhüllen, was ſelbſt der grimmigſte Tyrann thun muß, wenn er nicht gelegentlich vergiftet oder erwürgt werden will. Jakob haßte die düſtere und ſtrenge presbyteriſche Kirche Schottlands, die anfangs allerdings herb und hart und unleidlich war, die aber ſpäter durch Ernſt, Zucht, und Gelehrſamkeit vor den meiſten Kirchen Europens herrlich geworden iſt. Unter dem Vorwand der Religion war er in ſeiner Kindheit und Jugend von Parthei zu Parthei wie ein Ball umhergetrieben, entführt, und gemishandelt, ja oft in Lebensgefahr gebracht; von eben dieſen wüthenden Partheien ſah er ſeine Mutter entſetzt, verjagt, dann in England hingerichtet. Ihm blieb alſo, ſo lange er lebte, ein entſchiedener Widerwille gegen ſie, und nicht weniger waren ihm die engliſchen ſogenannten Nonkonformiſten, Presbyterianer, und Puritaner verdächtig, welche ſich nicht zu Eliſabeths biſchöflicher Kirche hielten, weil ſie dieſe unrein und unheilig, noch voll papiſtiſcher Ceremonien und Gräuel, und die Erzbiſchöfe und Biſchöfe faule und üppige Baalspfaffen nannten. Dieſen Haß und Widerwillen erbte Karl Stuart und war wie ſein Vater faſt mehr als prieſterlicher Epiſkopaliſt; ſo daß jene Feuereiferer für den reinen Glauben ihn einen heimlichen Katholiken ſchalten. Auch dem weiſeſten und mäßigſten Könige würde es nicht leicht geweſen ſein, ſo viele verſchiedene und ſo brennbare Partheien auszugleichen, und auf eine Weiſe zu zügeln und zu dämpfen, daß das Reich nicht erſchüttert wurde. Karl aber legte willkührliche Auflagen oder erhöhete doch die alten, machte Neuerungen in Kirchenſachen, und ließ ſein höchſtes Gericht und die verhaßte Sternkammer, ein höchſtes peinliches Hofgericht, öfter Sprüche thun, als ein freies Volk ihm gefallen läßt. Schon war es dahin gekommen, daß er ſich hatte ſchwach zeigen müſſen. Bei ſeinem dritten Parlamente im Jahr 1628 mußte er doch zuletzt die Bittſchrift wegen der Rechte (Petition of rights) unterſchreiben, welche die Stände ihm vorlegten, und worin die perſönlichen und eigenthümlichen Rechte der Engländer ſcharf beſtimmt waren. Nach dieſer Probe wollte Karl noch in Schottland die ſtrenge Kirche abſchaffen und eine neue der engliſchen ähnlichere Ordnung einführen. Die Schotten wurden darüber wild, ſtanden auf, und griffen zu den Waffen.

Der König im Gedränge mußte im Jahr 1640 ein Parlament berufen. Hier erſchienen die Puritaner gerüſtet, zugleich für die weltliche und geiſtliche Freiheit zu kämpfen: fürchterliche Gährung, Argwohn, Haß, glühender Enthuſiasmus, und kalte Ränke — alles ſo lange und ſo ſchmerzlich Zurückgepreßte auf einmal frei, das Wort, die Schrift, die Rede auf den Kanzeln und im Parlament. Sie ſtürmten ſogleich gegen die königliche Gewalt; denn ſie ließen den Grafen von

Strafford und den Erzbiſchof Laud, die man des Königs Günſtlinge und Verräther der Freiheit und des Vaterlandes nannte, in den Kerker werfen und anklagen. Karl ſtand in dieſem Sturm nicht feſt genug, er unterzeichnete Straffords Todesurtheil, und in dieſem ſein Unglück. Denn Strafford war der Mann, welcher Karln hätte aufrecht halten oder den ſinkenden aufrichten können: als Feldherr, als Staatsmann, als Redner der größte Engländer. Daß er ſeinem Könige und Herrn treu blieb, war keine Schande; daß er ſeinem Vaterlande und ſeines Vaterlandes Geſetzen untreu geweſen, konnten ſelbſt ſeine Feinde nicht beweiſen: er fiel als ein Opfer des Partheihaſſes. Als dieſer große Mann ins Dunkle gebracht war, da riß ſich alles immer wüthender los: mit der Furcht, die Straffords gewaltiges Gemüth einflößte, war die Schonung dahin, man griff nicht mehr des Königs Eingriffe in die Verfaſſung, man griff das alte engliſche Königthum ſelbſt an. Die Mäßigen und Gerechten, welchen Freiheit, aber nicht Wuth gefiel, ſuchten den brauſenden Strom vergebens zu hemmen; aber der Lauf war zu gewaltig, und ſtieß ſie nieder oder riß ſie mit ſich fort. Im Jahr 1642 entwich der König aus London, und es ward Krieg. Die beiden Partheien hielten Schlachten, Siege und Niederlagen wechſelten, der Krieg ward, wie unter ſolchen Feinden, nicht unedel geführt. Noch wünſchten und hofften viele, das Blut und die Zwietracht zu ſtillen, da trat eine fürchterliche Gewalt dazwiſchen, und riß alles aus einander. Dieſe Gewalt hieß Oliver Cromwell. Cromwell war ein armer engliſcher Edelmann, der bei den Bewegungen des Vaterlandes in Karls erſten Jahren, und als durch Straffords Geſchicklichkeit und Tapferkeit das königliche Glück unerſchütterlich ſchien, nach der Neuen Welt, der Zuflucht ſo vieler Misvergnügten und Abentheurer, auswandern wollte. Das aber gelang ihm nicht; denn man hielt im Hafen zu Portsmouth das Schiff an, worauf er mit andern Auswanderern ſich befand, und ließ ſie nicht nach Amerika ſegeln. Jetzt ward er Mitglied des Parlaments, dann Officier, bald Feldherr. Sobald er mit an die Spitze der Heere trat, ward das Kriegsſpiel fürchterlicher Ernſt: in der Schlacht bei Naſeby in Nordengland wurden die Königiſchen ſo hart geſchlagen, daß ſie nicht wieder aufſtehen mogten; der König entfloh zu den Schotten, dieſe aber lieferten ihn dem engliſchen Parlament aus, und er ward auf Schloß Holdenby geſetzt.

Im Parlament hatten die Presbyterianer und Puritaner die Oberhand, und wollten ihren König wieder haben, aber ſie wollten auch ihre Verfaſſung und Geſetze genau beſtimmt und beſiegelt. Das gefiel Cromwell nicht, noch der wilden Parthei derer, die unter dem Namen der Unabhängigen und Gleichmacher (Independents, Levellers) im Heere ſtark waren. Dieſe zogen mit dem Heere nach London, und ſchreckten das Parlament mit dem Schwerdt. Da entwichen viele aus dem Hauſe, und von den Ihrigen nahmen ihre Stelle ein. Unter den heiligen Scheinen der

Freiheit und Religion und unter Bußübungen und Gebeten ward die Gewalt und Herrſchſucht verſteckt. Noch rührten ſich die Schotten, die Walliſer, daß das Parlament nicht unterdrückt und der König nicht entthront würde. Cromwell wie ein Blitz fährt über ſie, ſchlägt, bezwingt ſie, zieht dann wieder nach London. Nun im Jahr 1648 wird im Namen Gottes und der Freiheit eine Parlamentsreinigung vorgenommen, und von den Wüthenden ein Ausſchuß niedergeſetzt, der den König richtet, ihn als einen Tyrannen, Friedenbrecher, und Beſchirmer des Katholicismus verdammt, und den 30. Januar des Jahrs 1649 hinrichtet. Dies war Englands Religionskrieg, kein ſo unglücklicher, als der teutſche, denn aus ihm blühete nach langen Erſchütterungen eine feſte Freiheit.

Nach Karls Tode die folgenden Jahre Aufſtände in Irland, ſein Sohn Karl in Schottland zum König ausgerufen, Bewegungen und Zwieſpalte im Parlament. Die Aufſtände ſchlägt Cromwell blutig nieder, Karln vertreibt er, das Parlament, das noch immer keine Verfaſſung fertig hat, jagt er aus einander, und entwirft im Jahr 1653 mit wenigen ſeiner Treuen einen neuen Plan, durch welchen er auf Lebenszeit zum Reichsprotektor ernannt wird, d. h. zum König unter einem andern Namen. Damit die wilde Kraft des Volks beſchäftigt würde und nicht auf ihn führe, begann er blutigen Seekrieg mit den Niederländern, den er glücklich endigte; ſchloß dann mit Frankreich ein Bündniß gegen Spanien, wodurch er es auf dem Mittelmeer zittern machte und Jamaika von ihm eroberte; unterhandelte mit dem großen und kriegeriſchen König Karl Guſtav von Schweden über das Schickſal von Dänemark, Nordteutſchland, und Niederland; gab das berühmte Schiffahrtsgeſetz, wodurch die Engländer die erſte Seemacht wurden; und herrſchte und wirkte ſo klug, ſo geſchwind, und ſo gewaltig, daß das ſeit der Königin Eliſabeth faſt klein geachtete England unter ihm der Glanz und das Schrecken aller Länder ward. Aber wie fürchterlich Cromwell auch allen ſeinen Nachbarn war, ihm war die engliſche Freiheit fürchterlicher. Alle ſeine Verſuche, ſie zu durchbrechen, ſcheiterten; mehrmals langte er wie Cäſar nach dem Diadem, fand auch ſeinen Antonius, der es ihm aufſetzen wollte, aber das Volk ſah ernſt dazu, und Cromwell ließ es fallen. Kein königlicher Glanz, keine Leibwachen, kein Gepränge um ſeine Perſon; wie ein anderer Mann im Volke wohnte er in London in einem ſchlechten Hauſe, ungehütet, als durch einige Freunde; da änderte er dionyſiſch jede Nacht ſeine Schlafſtelle; da lief er, den Kanonendonner nie bleich gemacht hatte, bei dem geringſten Lärm auf den Gaſſen in die Winkel und auf die Dächer. Das iſt die gerechte Strafe der Tyrannen: die niemand Ruhe laſſen, dürfen nicht ſicher ſchlafen noch ruhig ſein. Dieſer gewaltige Mann ſtarb im Jahr 1658 aus großen Entwürfen weg. Er iſt, wie alle außerodentliche Menſchen, ungleich beurtheilet worden; doch war er nicht der ſchwarze Gräuel, wozu viele ihn gemacht haben. Tiefſinnig, düſter verſchloſſen von Natur hatte er nichts Liebenswürdiges und Freundliches, ſelbſt die Rede mangelte ihm: er ſtammelte, wann er heftig ward; aber eine eiſerne Feſtigkeit, ein unverrückliches Hinſtreben zu dem Ziele, das er ſich geſetzt hatte, ein dunkler Aberglaube, der ihn anfangs mit fortriß, dann, als es ihm klarer ward, zuweilen zum Betruge dienen mußte, aber der ihn bis an das Ende ſeiner Tage nie verließ, machten ihn zu einem herriſchen und zermalmenden Manne. Nach den erſten großen Schlägen, wodurch er der Herr ward, regierte er England löblich, und machte es mächtig; bei einem an Dienſtbarkeit gewöhnten Volke hätte Cromwell ein gräulicher Tyrann werden können.

So erſchütterte die neue Lehre alle Länder, nicht weil das nothwendig in ihr lag, ſondern weil allmälig eine neue Weltgeſchichte vorbereitet werden ſollte. In ſolchen Epochen regt ſich der geheime Geiſt, der im Innern der Herzen und der Welt, unſern Augen verborgen, unſichtbar alles verwaltet; und wie Erdbeben oft von einem Ende der Erde zum andern zittern, Vulkane ſpringen laſſen, Berge und Thürme zur Tiefe verſenken, und neue Inſeln aus der Tiefe emporheben, ſo wird durch Kriege, Aufruhre, Verwüſtungen, und Umwälzungen aller Art auch das menſchliche Geſchlecht umgeſtaltet. Doch wie wild in Brittannien Partheihaß auch brannte, wie fürchterlich ſeit Cromwells Auftreten in Schlachten auch gewüthet ward, doch zeigte ſich darin das durch Freiheit und Gerechtigkeit geadelte Volk, daß durch Beil und Strang wenige unkamen: man unterdrückte die Gegner, aber man ermordete ſie nicht. Aus unſchuldigem Blut, das Henker vergießen, wächſt immer blutdürſtige Tyrannei, welche die Freiheit vertilgt.

Im zweiten Jahre nach Cromwells Tode beſtieg des ermordeten Königs älteſter Sohn den Thron von England, Schottland, und Irland; er heißt in der engliſchen Geſchichte Karl der Zweite. Die wilde Kraft hatte ausgegohren, Cromwell hatte alle wieder an Gehorſam und Zucht gewöhnt, ja an eine Strenge, welche die weiche Leichtfertigkeit des jungen Königs zuerſt lieb machte. Die Engländer hatten nur ihre Freiheit feſt und ſicher gewollt; dies hatten ſie erlangt: ſie kehrten nun wieder zu ihrem alten Königsgeſchlechte zurück. Karl der Zweite war ein unwürdiger König, nichts als ein witziger Spötter und leichtfertiger Wüſtling, die ſchlechteſte Menſchenart, welche es giebt. Ihm hatte das Unglück keinen Ernſt gegeben: ſein Reich, ſein Volk, die königliche Ehre, der Ruhm Englands, die Sicherheit Europens, das Urtheil der Nachwelt waren ihm gleichgültig. Doch wäre er gerne Deſpot geworden, ſo weit ſeine Sorgloſigkeit und Faulheit das zuließ; dazu haben auch die ſchlechteſten Könige noch Thätigkeit. Nichtswürdig verkaufte er, damit er für ſeine Wohllüſte Geld hätte, gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung die mächtige Feſtung Dünkerken an Frankreich; unter nichtigen Vorwänden griff er die Niederländer an, und führte einen unglücklichen Krieg mit ihnen; endlich, damit das Maaß voll würde, verband er ſich im Jahr 1772 mit ſeinem Vetter Ludwig dem Vierzehnten, die freien Niederlande zu unterdrücken und das ſchon zu mächtige Frankreich zu vergrößern. Alles dieß gegen das Volk, ja gegen das erzürnte Volk; aber nach vierzigjährigen Bewegungen waren die Engländer zwanzig Jahre ruhig zu halten. König Ludwig, damit er ihn verſtrickte, ſandte Karls geliebte Schweſter, Henriette Herzogin von Orleans, nach England; dieſe nahm einige ſchöne Weiber mit, aus welchen Karl ſich eine Beiſchläferin wählte. So groß war die Schande, daß Karl, damit er ſeine königliche Pflicht nicht thäte, von Frankreich ordentliche Jahrgelder erhielt. So nichtswürdig handelte ein König von England, der in der Schule des Unglücks erzogen war und von Land zu Land wie ein Bettler hatte fliehen müſſen, ein König von ſolcher Macht und Ehre, daß er an die Spitze Teutſchlands und der Proteſtanten ſich hätte ſtellen und die ſtolzen Worte ſagen können: *bis hieher, König Ludwig, und nicht weiter!*

Als Ludwig Karls des zweiten, der nach dem Wunſch und Vortheil ſeines Volks ſein mächtigſter Gegner hätte ſein ſollen, als mächtigen Bundsgenoſſen gewiß war, da ſtürmte er im Jahr 1772 ſo fürchterlich unaufhaltſam gegen die Niederlande, das ganze Europa erſtaunte und für ſeine Freiheit zitterte. Auch waren die Niederländer nicht bereitet noch ſo gerüſtet und verfaſſet, daß ſie dem Könige den Sieg erſchweren konnten. Schon in ihrem erſten Kriege für die

Freiheit gegen Spanien waren ſie ein ſeemächtiges, am Ende deſſelben ſchon ein reiches Volk geworden; ſie hatten die meiſten Beſitzungen der Portugieſen in Oſtindien erobert, und die Schätze Aſiens und Indiens gingen durch ihre Hände. In dem zweiten Kriege wuchs ihre Macht und ihr Anſehen in Europa, Tromp konnte ſich unter Cromwell mit dem engliſchen Seehelden Blake meſſen; Tromp und Opdam retteten bald darauf Dännemark von Karl Guſtav von Schweden; Ruyter ſchlug die Flotten Karls des zweiten von England; und der Großpenſionarius von Holland Johann de Witt gebot im Jahr 1663 durch den berühmten Dreibund den Frieden zu Aachen. 332 Das Innere dieſes kleinen, aber mächtigen Staates ward nach alten Ordnungen und Verfaſſungen regiert; jede Landſchaft hatte ihre eigene Regierung, und ſchickte nach dem Haag ihre Bothſchafter, damit ſie über das, was allen gemein war, riethen und beſchlöſſen: dieſe verſammelte Boten hießen die Generalſtaaten. Oberfeldherren im Kriege, mit manchen Herrlichkeiten auch in Zeiten des Friedens, aber auch mit vielen unbeſtimmten Anſprüchen, waren die Generalſtatthalter aus dem Hauſe Wilhelms von Naſſau-Oranien. Schon der große Prinz Moritz von Naſſau hatte während dem Waffenſtillſtande mit Spanien nach größerer Gewalt getrachtet, und dazu den Zwieſpalt von zwei Religionspartheien benutzt, deren einer er ſich anhängte. Das koſtete einigen biedern und herrlichen Männern Leben oder Vaterland; doch konnte Moritz nichts über die Freiheit gewinnen. Glücklich im Kriege wie er und mild im Frieden war ſein großer Bruder Friedrich Heinrich. Dieſe beiden Brüder, und ihr großer Vater, der erſte Freiheitsverfechter, waren ſolche Männer, daß ſie jeden Namen unſterblich gemacht hätten. Friedrich Heinrichs Sohn, Wilhelm der Zweite, regierte nicht lange, und hinterließ ein Kind, das drei Tage nach ſeinem Tode, im Jahr 1650, gebohren ward. Dieſes Kind war zu einer erhabenen Rolle beſtimmt.

Jetzt, da von den glorreichen Naſſauern nur ein einziger unmündiger Säugling übrig war, däuchte denen, welchen ein Erbſtatthalter der Freiheit gefährlich ſchien, der Augenblick da zu ſein, die niederländiſchen Sachen ſo zu ordnen, daß künftige Eingriffe in die Rechte, wie die letzten Erbſtatthalter allerdings gewagt hatten, unmöglich würden. Sie nahmen die Statthaltervorrechte an ſich; ſchafften die Statthalterwürde ab, ordneten das Religions- und Kriegsweſen, und ſchufen jede Stadt zu einem unabhängigen Gemeinweſen. Die Seele dieſer Einrichtungen und das namenloſe Haupt des Staates war der Landſyndikus von Holland Johann de Witt, der das Land zwanzig Jahre mit Ruhm regierte. Doch hatte das Haus Naſſau noch einen großen Anhang, und viele Liebe im Volke, die ſich, als der junge Prinz Wilhelm erwuchs, mehr und mehr offenbarten. Damit dieſe Liebe ihnen nicht gefährlich würde, hatten de Witt und ſeine Freunde die Landmacht faſt auf Nichts herabgeſetzt und die feſten Plätze und Rüſtungen verfallen laſſen. Daher, als Ludwig der Vierzehnte losbrach, alles ſogleich in ſeiner Gewalt, Ströme, Kanäle, Städte, Feſtungen; es ſchien nur ein Siegesmarſch nach Amſterdam zu ſein, und ſicher wäre Ludwig nach Amſterdam gekommen und hätte alles unterdrückt, wenn ſeine Eitelkeit ſich nicht mit Gaukeleien, Huldigungen, und Gepränge aufgehalten hätte. Die Niederländer, in dieſer Noth vor Verzweiflung wüthend, fühlend, daß ein Mittelpunkt fehle, worum die letzten Kräfte ſich verſammeln könnten, beſchuldigten ihre Gewalthaber, ſie hätten das Vaterland verrathen, zerriſſen den trefflichen Johann de Witt und ſeinen Bruder Kornelius, und wählten den Prinzen Wilhelm von Naſſau zu ihrem Feldherrn. Glücklich behauptete er durch die Säumniß der Franzoſen Amſterdam und die Küſtenländer, verſah und ſtärkte die übrigen Feſtungen, und, als dies geſchehen, kam ein Zeichen von Gott, daß die Freiheit nicht fallen ſolle: Sieg! Sieg! klang es von allen Küſten und wimpelte und flaggete es von allen Schiffen und Thürmen; denn der große Ruyter hatte die vereinigte engliſchfranzöſiſche Flotte geſchlagen, und dreihundert reichbeladene Indienfahrer liefen in den Hafen ein, und brachten Muth und Hülfe.

Folgende waren die Feinde, welche die Niederlande angriffen: Frankreich und England, und zwei von Frankreich für Geld gedungene teutſche Fürſten, der Erzbiſchof von Kölln, und der Biſchof von Münſter Bernhard von Galen — Zuerſt half ihnen ihr Nachbar der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der das Feuer, das an ſeinen Gränzen brannte, löſchen wollte. Die Franzoſen aber fielen zu mächtig auf ihn, er mußte Frieden ſchließen und Holland verlaſſen. Da aber alle Mächte fühlten, daß dieſe Gewalt Ludwigs, die mitten aus dem Frieden wie ein plötzliches Gewitter aus heiterer Luft hervorbrach, gegen alle gerichtet ſei, und nach der freien Niederlande Fall keiner ſicher ſein würde, ſo erklärten Spanien, der Kaiſer, und manche teutſche Fürſten Frankreich den Krieg. Das engliſche Volk, das die Freiheit nicht unterdrücken laſſen wollte, zwang endlich ſeinen König von dem franzöſiſchen Bunde abzuſtehen; doch ward ihm immer noch ſein franzöſiſches Jahrgeld bezahlt. Doch zog Frankreich in den letzten Jahren dieſes Krieges die ſchwediſchen Reichsräthe zu ſich, und der junge König von Schweden, Karl der Elfte, mußte die Dänen und Brandenburger daheim beſchäftigen, damit ſie gegen Frankreich keine Hülfe an den Rhein ſchicken könnten. Der Jüngling Wilhelm von Naſſau zeigte ſich der Stelle würdig, wozu die Noth des Landes ihn erhoben hatte. Er erwarb bald die Erbſtatthalterſchaft in allen Landſchaften, er vermittelte alle Unterhandlungen, er band Oeſtreich, Spanien, die Reichsfürſten zuletzt ſo feſt zuſammen, als es bei ſo verſchieden ſtrebenden Theilen möglich war; oft geſchlagen, ſtand er immer unüberwunden da, gegen franzöſiſche Herrſchſucht und Ludwigs Uebermuth von ſo heißem Haß entbrannt, daß keine noch ſo lockende Verſprechungen ihn bethören, nach ſo täuſchende Vorſpiegelungen ihn beſtricken mogten. Der Friede zu Nimwegen im Jahr 1678 endigte dieſen Krieg. Die vereinigten Niederlande wurden ganz wiederhergeſtellt, Spanien verlor die Grafſchaft Burgund und mehrere Gränzplätze ſeiner Niederlande.

Der ſtolze Ludwig ſah dieſen Frieden nur wie einen Waffenſtillſtand an, ſeine Entwürfe waren nur aufgeſchoben, nicht aufgehoben. England ward durch ſeinen König gehemmt, Spanien war ohnmächtig, Oeſtreich in Händeln mit ſeinen ungriſchen Unterthanen, bald in einem gefährlichen Krieg mit den Türken. Ludwig trat ſogleich wieder mit neuen Anſprüchen auf, beſetzte unter dem Titel von Reunionen niederländiſche und teutſche Lande, und behielt durch einen im Jahr 1684 geſchloſſenen Waffenſtillſtand die wichtigen Städte Straßburg und Luxemburg. Noch hatte er größere Plane mit England. Karl, der im Grunde eben ſo feig als wohllüſtig war, hatte ſich in ſeinen letzten Jahren von den freigeſinnten Engländern ſchrecken laſſen; durch die Teſtacte, durch die Habeascorpusacte war die alte brittiſche Freiheit noch mehr befeſtigt; und der elende König mußte endlich dem Volke ſeinen Willen laſſen, wenn er ihn auch nicht that. Nach ſeinem Tode hatte ſein Bruder Jakob den Thron beſtiegen, ein erklärter Katholik, und deßwegen den Freunden der Freiheit verdächtig. Nicht ohne Grund; denn er ſetzte ſich ſogleich mit Ludwig dem Vierzehnten zuſammen, die proteſtantiſche Religion ſollte unterdrückt und dann die vereinigte Macht Englands und Frankreich gegen die ketzeriſchen Niederländer und gegen Spanien und Teutſchland gebraucht werden. Dies, und andere Unterhandlungen und Durchſtechereien wurden gepflogen, und ein allgemeiner Krieg war unvermeidlich, als die Engländer, durch Jakobs Begünſtigung der Katholiken und durch Würkliches und Vorgeſpiegeltes geſchreckt, Jakobs proteſtantiſchen Eidam, den Erbſtatthalter Wilhelm, riefen. Wilhelm landete in England mit 8000 Mann den 6ten November des Jahres 1688, und ſchon im December floh König Jakob nach Frankreich. Die Engländer erklärten, er habe böslich den Thron verlaſſen, ſchloſſen ihn, und ſeinen Sohn, den ſie nicht als ächt erkennen wollten, davon aus, und riefen ſeine Tochter Maria und ihren Gemahl Wilhelm von Naſſau zu ihren Königen aus, und ließen ſie zu ihren alten Geſetzen neue Rechte beſchwören, welche die bill of rights enthielt. Dies war die große Loſung zum allgemeinen Kriege, England, das Niederland, Spanien, Teutſchland, Oeſtreich, Savoyen traten gegen das hinterliſtige und räuberiſche Frankreich in einen Bund. Ludwig begann dieſen Krig auf eine kannibaliſche Weiſe, welche das Volk ſchändete, das ſich ſo gern das feinſte, gebildetſte, und menſchlichſte nennt und zu allen Zeiten gegen ſich ſelbſt und gegen Fremde das grauſamſte und treuloſeſte geweſen iſt. Zornig, daß die Teutſchen ſeinen Schildträger, den Kardinal von Fürſtenberg, nicht zum Kurfürſten von Cöln gemacht, daß ſie ſeine windigen Anſprüche, die er im Namen ſeiner Schwiegerin Eliſabeth, Herzogin von Orleans, gebohrner Pfalzgräfin vom Rhein, auf einen großen Theil der Rheinpfalz machte, nicht gelten ließen, vielleicht auch, damit er gleich anfangs alle ſchreckte, und durch Furcht zurückhielte, welche Liebe nicht gewinnen konnte, gab er ſeinen Feldherren Befehle, die teutſchen Länder in der Pfalz und am Rhein zu verwüſten; und ſie thaten dies auf eine ſo abſcheuliche Weiſe, daß der franzöſiſche Name allen Völkern ein Abſcheu ward. Städte, Dörfer, Flecken wurden verbrannt und in Schutt verwandelt, die Einwohner geplündert, beraubt, genöthet, die Felder und Fluren verwüſtet, ſelbſt an den Tempeln und Gräbern, vor welchen Barbaren oft Scheu haben, vergriff ſich die wüthende Raubſucht: die Gebeine der alten Kaiſer in Speyer, der alten Pfalzgrafen in Heidelberg wurden ans Licht heraus gewühlt, und ihre Aſchen in die Winde verſtreut. Doch verfehlte Ludwig ſeinen Zweck; es empörte nur, was hatte ſchrecken ſollen: ſelbſt ſeine Freunde in Teutſchland ſchämten ſich, und durften ihm nun nicht beiſtehen.

Dieſer Krieg währte neun Jahre, von dem Jahre 1688 bis 1697, und ward im Kanal und in Irland gegen England, in den Pyrenäen und Niederlanden gegen Spanien und Holland, auf den Alpen gegen Savoyen, am Rhein gegen Teutſchland geführt. Jakobs des Zweiten Verſuche, ſein Reich wieder zu gewinnen, waren vergeblich, und nach der Zerſtörung der franzöſiſchen Flotte in der Schlacht bei la Hogue im Jahr 1692 unmöglich. Schon offenbarte ſich an manchen Zeichen, wie Frankreich durch die unaufhörlichen Anſtrengungen geſchwächt worden; auch fühlte es, daß der grauſame König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes aufgehoben und die Reformirten in ſeinem Reiche friedlos und vogelfrei erklärt hatte; manche ſeiner treueſten und fleißigſten Unterthanen hatte er durch Dragonaden und Scheiterhaufen hinrichten laſſen, viele Hunderttauſende entflohen, und trugen ihre Schätze und ihren Fleiß in Länder, wo ſie Gott nach ihrer Ueberzeugung anbeten durften. Der König ſelbſt, durch Wohllüſte und Stolz verhärtet und verſteint, durch ſein knechtiſches Volk, durch ſeine Hofſchranzen, Prieſter, und Poeten vergöttert, ſaß wie ein gefühlloſer Götze mitten im Unglück, und ergab ſich, nachdem er durch alle Wohllüſte gegangen und viele Ehebetten ſeiner Prinzen und Baronen befleckt hatte, einer alten büßenden und heuchleriſchen Betſchweſter, der Maintenon, und ſeinen jeſuitiſchen Beichtvätern. Seine größten Feldherren, ſein großer Colbert waren todt, der grauſame Louvois, der Brandſtifter in der Pfalz, war im Anfange dieſes Krieges geſtorben; noch hielten Luxemburg und Catinat und Vendome das Kriegsglück aufrecht, aber ſo gewaltige Siege konnten ſie nicht erfechten, als ihre Vorgänger. Draußen ſchien noch Glanz und Macht, drinnen war ſchon Schwäche und Verderben. Herrlich aber ſtand Wilhelm der Dritte da, der neue König von England und der geliebte und geehrte Statthalter von Holland, ein Mann, der durch ſeinen Muth, ſeine Geduld, ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit und unüberwindliche Standhaftigkeit von keinen Verluſten niedergeſchlagen, von keinen Siegen aufgeblähet ward, ein Naſſau, ein Oranien, ein Retter ſeines Vaterlandes, ja ein Retter Europens, darin ein beneidenswerther Mann, daß er für die Freiheit ſtritt. Wäre dieſer nicht geweſen, was wäre bei Frankreichs Hinterliſt aus den Niederlanden, aus Spanien, und Teutſchland, ja, was wäre aus Europa geworden? Von ihm kann man rühmen: er ſchändete ſeine großen Tugenden durch kein einziges Laſter, er ſchirmte Europens Gleichgewicht, und ſtellte nach einem dreißigjährigen Kampfe die Freiheit wieder her. Durch den Frieden zu Ryswik, den er im Jahr 1697 erzwang, mußte Frankreich Einiges abtreten; das Größte aber war, daß England nicht mehr von Frankreich gemisbraucht werden konnte.

Außer dieſen Kriegen mit den Franzoſen, die am Rhein ſchwer und zuletzt grauſam geführt wurden, ward Teutſchland um die Jahre 1656 und 1676 durch ſchwediſche Kriege gegen Dänemark und Brandenburg zweimal leicht beunruhigt; größere Gefahr drohete um das Jahr 1686 wieder von Oſten her durch die Türken. Kaiſer Leopold war ein ſehr mittelmäßiger Herr, und durch ſeinen unzeitigen Religionseifer recht gemacht, ſein Reich zu verderben; und dennoch wuchs der Staat unter ihm: ſo groß war Oeſtreichs Glück. Leopold hatte von Ferdinands vielen Tugenden nur etwas Standhaftigkeit, aber ſeine ganze katholiſche Frömmigkeit, die von Prieſtern und Jeſuiten und Weibern beherrſcht ward. Im Anfange ſeiner Regierung, nachdem die von Karl Guſtav König in Schweden erregten Unruhen in Nordteutſchland und Dänemark durch deſſen frühen Tod beigelegt waren, führte Leopold durch ſeinen großen Feldherrn Montecuculi einen nicht unrühmlichen Krieg gegen die Türken, und endigte dieſen im Jahr 1664 durch einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand. Die Verſuche, die Ungarn zu unterdrücken und die lutherſchen und reformirten Kirchen dort auszurotten, waren unſelig; dagegen Verſchwörungen, mehrere edelſte Ungarn ſtarben im Jahr 1670 auf der Henkerbühne; darauf, als Gelegenheit zu Anklagen und Strafen gegeben war, die Willkühr immer eigenmächtiger, die Jeſuiten immer gewaltſamer; endlich ſteht Emmerich Tökely auf, und durch Muth, welchen Freiheit, Religion, und Verzweiflung geben, iſt er und ſeine Parthei nicht ſo leicht beſieglich, als man ſich eingebildet hatte. Auch fürchtete man die Franzoſen, welche in Konſtantinopel gegen Oeſtreich unterhandelten, und den allgemeinen Haß der Ungarn, der unter der Aſche glimmte. Im Jahr 1683 auf dem Reichstage zu Oedenburg mußten die Jeſuiten ihr Unrecht widerrufen, die Freiheiten des Volks anerkennen, die Reichsſtellen wieder beſetzen, die Religionsfreiheit der Proteſtanten ehren, ja ihnen die meiſten der weggenommenen Kirchen wiedergeben. Das hatte der Kaiſer nach funfzehen unſeligen Jahren gewonnen, und daß er hier das Blut ſeiner Edlen und ſo vieler tapferen Kriegsleute und treuen Unterthanen verſpillt und durch einen verderblichen innerlichen Krieg die Kräfte zerbrochen hatte, die zur Dämpfung der Franzoſen und zur Behauptung des kaiſerlichen Anſehens in Teutſchland und Italien, ja in allen Ländern, ſo nöthig geweſen wären. So wirkte Kaiſer Leopolds Frömmigkeit und katholiſcher Eifer gegen ſeine eigene Macht. Man kann ſolches an Kaiſern und Königen nicht loben, welche die Gerechtigkeit mit Güte verwalten, und die Prieſter, wann ſie mitherrſchen wollen, erinnern ſollen, daß ihr Amt Demuth heißt, und daß ihr Reich nicht von dieſer Welt iſt.

Endlich gegen die Zeit des Ablaufs des im Jahr 1664 mit den Türken geſchloſſenen Waffenſtillſtandes ward es in Konſtantinopel unruhig, und Frankreich, das am Rhein ſeine Reunionen machen wollte, trieb die Türken noch früher zum Kriege gegen Oeſtreich. Sie brachen im Jahr 1683 mit einer fürchterlichen Macht heran, warfen alles vor ſich nieder, und belagerten die kaiſerliche Hauptſtadt Wien, die ſie ſo gewaltig drängten, daß ſie ohne Stahrenbergs Muth und die Tapferkeit der edlen Wiener Bürger verloren geweſen wäre. Der König Johann von Polen, der Herzog Karl von Lothringen, und die Eile der teutſchen Fürſten, für welche Wiens Fall auch eine Gefahr war, ſchlugen die Türken glücklich ab, und unterſtützten den Kaiſer ſo thätig und kräftig, daß er von Sieg zu Sieg vorſchreiten konnte. Durch die glücklichen Thaten Karls von Lothringen, Ludwigs von Baden, und Eugens von Savoyen ward Siebenbürgen unterworfen, ganz Ungarn befreit, und ſeit Belgrads Fall im Jahr 1688 Bosnien, Albanien, Servien, und ein Theil der Wallachei erobert. Ohne die Jeſuiten hätten dieſe ſchönen Lande Oeſtreich gern gedient; aber als dieſe den ſiegreichen Heeren nachrückten, und die Kirchen zuſchloſſen, und die Altäre umweiheten, und die Glocken umtauften, da däuchte den Einwohnern der türkiſche Deſpotismus beſſer, der ihnen doch ihren Gottesdienſt frei ließ. So zerſtörten die Prieſter, was die Feldherren gewonnen hatten: das war ſeit Maximilianus des Zweiten Tode das Schickſal des Habsburgiſchen Hauſes. Doch behielt Oeſtreich durch den Karlowitzer Waffenſtillſtand vom Jahr 1699 Ungarn und Siebenbürgen. Es währte nicht lange, ſo ſtand in Ungarn, weil die Rechte des Volks gekränkt und die Proteſtanten immer noch von den Jeſuiten bedrängt wurden, in dem kühnen Franz Rakotzi ein neues Volkshaupt auf, das Oeſtreich in der wichtigſten Epoche ſeiner Geſchichte zehen Jahre lang abmattete. Wenn man dies in einer fortlaufenden Ueberſicht ſo verfolgt, dieſe Verſtocktheit und Blindheit mit Frankreichs Gewandtheit und Schlauheit vergleicht, wenn man gegen Leopolds Verdienſte den Eifer der teutſchen Fürſten ihm zu helfen, wenn man gegen ſeine klein denkenden und klein rathenden Jeſuiten ſeine großen Feldherren hält, und doch ſieht, wie die Erfolge immer noch über der Erwartung ſind, ſo wird man faſt zweifelhaft an der Geſchichte ſelbſt, und fragt ſich: iſt denn Glück wirklich mächtiger, als Thorheit?

Spaniens Zuſtand gegen d. J. 1700.

Nach dem Frieden zu Ryswik waren die Augen von ganz Europa auf Spanien gerichtet. Dort regierte ſchon hinfällig und kinderlos Karl der Zweite, und die Furcht oder Hoffnung war, wer ihm nachfolgen würde. Manche behaupten, Wilhelm der Dritte von England und Ludwig der Vierzehnte ſeien bei dem Ryswiker Friedensſchluß auch deswegen nachgiebiger geweſen, damit ſie dieſe große Angelegenheit im Frieden leichter entſcheiden könnten. Spanien war, nachdem es gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts die Mohren bezwungen und alle ſeine verſchiedenen Reiche unter Einem Könige vereinigt hatte, unter Ferdinand dem Katholiſchen und Karl dem Fünften gewaltig aufgetreten. Der Stolz und die Ritterlichkeit des Volkes, die Uebung und Tapferkeit der Heere, welche lange die Unüberwindlichen hießen, der Glanz ſo großer Siege, die Eroberung ſo weiter Länder, ferner auch ihre Neue Welt mit ihren Wundern und ihren Gold- und Silbergruben — alles dies machte die Spanier ein Jahrhundert zu dem Volke, welches die Blicke aller Völker auf ſich zog. Aber ſchon unter Philipp dem Zweiten verfiel die Macht und die Meinung, entweder weil ſeine Herrſchſucht zu viel umfaſſen wollte, oder weil Amerika, das man für eine Vermehrung der Stärke achtete, durch Auswanderungen und durch Veränderung der Sitten und des Lebens eine Verminderung derſelben ward, oder endlich weil es Stillſtände und Rückgänge der Völker giebt, die da tiefer liegen, als alle äußern Verhältniſſe und Umwälzungen. Wenn Philipp der Zweite, gegen ſeine Unterthanen oft zu grauſam, gegen die Fremden oft zu heftig, nicht immer löblich regierte und die menſchlichen Kräfte zuweilen durch ſeinen Stolz übermaß, ſo regierten ſeine drei Nachfolger, die letzten habsburgiſchburgundiſchen Fürſten, faſt gar nicht mehr. Der Hof ſtand im orientaliſchen Gepränge fern von dem Volke, und ein allgebietender Großveſſir, den Dummdreiſtigkeit und Laune eben ſo oft erhoben hatte, als Geſchicklichkeit und Verdienſt, beherrſchte gewöhnlich im Namen des Königs die edlen Spanier. Spanien verlor im ſiebenzehnten Jahrhundert die vereinigten Niederlande, es verlor das unter Philipp dem Zweiten mit ihm glücklich verbundene Portugal, es ſah oft ſeine eigenen Lande im Aufruhr, und würde auch die übrigen Niederlande und in Italien alle ſeine Landſchaften verloren haben, wenn nicht grade die freien Niederlande und England und Teutſchland es gegen das jetzt mächtige Frankreich unterſtützt hätten. Dahin war der ſpaniſche Stolz und das Schrecken vor den ſpaniſchen Heeren gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts gekommen.

Als nun der kränkliche Karl der Zweite ſchien nicht lange mehr leben zu können, da ward über das herrliche ſpaniſche Erbe viel hin und her gehandelt. Zuerſt ſchien es durch Wilhelms des Dritten Bemühungen beſtimmt zu ſein, daß der junge Kurprinz von Baiern, Karls Großneffe, ſein Nachfolger werden und die übrigen Anſprecher mit einigen ſpaniſchen Landen außerhalb Spanien abgefunden werden ſollten: dieſe aber waren nach alten Hausverträgen der Kaiſer Leopold und ſeine Söhne, der Herzog von Savoyen, und Ludwigs des Vierzehnten Sohn, der Delphin von Frankreich, obgleich Ludwigs Gemahlin bei ihrer Auslieferung an die Franzoſen alle ihre etwanigen Anſprüche auf Spanien und ſeine Lande abgeſchworen hatte. Als aber der junge Kurprinz plötzlich ſtarb, da ward die lange Arbeit und der kluge Rath König Wilhelms, der in ſeinen alten und ſchwachen Tagen Europa gern befriedet ſehen wollte, wieder verſchüttet, und die Verhandlungen, Hetzereien, Ränke, und Beſtechungen wegen der ſpaniſchen Thronfolge begannen von neuem. Gewiß wäre ein Prinz von Oeſtreich König von Spanien geworden, wenn Leopold dieſe große Sache nicht mit zu viel Unentſchloſſenheit, Sorgloſigkeit, und Geitz behandelt hätte. Oft hatte ſein Vetter der König Karl ihn aufgefordert, ihm ſeinen jüngſten Sohn, den Erzherzog Karl, nach Spanien zu ſchicken, daß er ihn dem Volke zeigte und als ſeinen künftigen König hinſtellte; aber eine kleinliche Zärtlichkeit, und unkluge Sicherheit, Spaniens Krone könne den Oeſtreichern nicht entgehen, hatten immer gezaudert. Auch war der öſtreichiſche Miniſter Graf Harrach nicht mit jenem Rath ausgerüſtet, welcher bei ſchweren Unterhandlungen oft am ſicherſten gewinnt: es fehlte ihm immer am Gelde, die nothwendigen Späher und Kundſchafter zu haben, auch ſolche, die für Geld alles thun, an ſich zu ziehen. So geſchah es denn, daß zum Erſtaunen von ganz Europa und von Oeſtreich ſelbſt König Karl von dem franzöſiſchen Botſchafter und deſſen Anhang überwältigt ward, und wider ſeine Neigung ſeinen Schweſterenkel, den Herzog von Anjou, einen franzöſiſchen Prinzen, zu ſeinem Nachfolger ernannte. Der ſchwache Karl ſtarb im November des Jahrs 1700 und anderthalb Jahre nach ihm ſtarb, der ſeinen Thron allein gehalten hatte, Wilhelm der Dritte, König von England und Erbſtatthalter der Niederlande, nicht durch Alter — denn er war nur 52 Jahr alt — ſondern durch Sorgen und Arbeiten für die Freiheit Europens aufgerieben.

Spaniſcher Erbfolgekrieg.

In Frankreich war man doch noch unſchlüſſig, ob man Karls Teſtament wirklich annehmen ſollte, weil man fürchtete, einen gefährlichen Krieg damit anzunehmen; doch faßte der alte Ludwig ſich endlich wieder einen Muth, erkannte ſeinen Enkel Philipp als König von Spanien, ließ ihn durch ſeine Heere geleiten und unterſtützen, und Philipp beſtieg den Thron und ward in allen ſpaniſchen Landen anerkannt. Da endlich zu ſpät erhob ſich das gereitzte Oeſtreich; aber wie ſollte es gegen Frankreich und Spanien die Sache allein durchfechten? König Ludwig aber half ihm. Nach des großen Wilhelms Tode erkannte er den Sohn des in St. Germain geſtorbenen Jakob des Zweiten als König von England. Gleich darauf Kriegserklärung der erzürnten Britten, die vereinigten Niederlande folgen, Portugal, Savopen, ein Theil der Reichsſtände traten zu, die öſtreichiſche Parthei in Spanien bewegt ſich. Jetzt erſchien, daß Ludwigs Bedenklichkeit, ob er ſeinen Enkel als König von Spanien anerkennen und ihm als ſolchem helfen ſollte, nicht thörigt geweſen war. Nach einigen Jahren zitterte ſein Thron, keine Flotten, geſchlagene Heere, keine Feldherren, keine Miniſter, keine Hülfsquellen mehr, im Innern Frankreichs Zerrüttung, Bürgerkrieg, Verzweiflung. Das war ein verdienter Lohn für ſo viel Uebermuth, und für die Wuth, die Welt erobern zu wollen, daß Ludwig im Haag bei den Generalſtaaten, die er einſt als eine kleine Zugift ſeiner Sklaven anſah, auf die demüthigendſten Bedingungen um Frieden betteln mußte, und ihn doch nicht gewann. Dahin hatten ihn die großen Feldherren Eugen und Marlborough, die Tage bei Hochſtedt, Turin, Malplaquet, Ramillies, und die Reichthümer der Engländer und Holländer gebracht. Doch rettete ihn im Jahr 1709 eine wohlthätige Ohrfeige, welche die Herzogin von Marlborough in Gegenwart der Königin Anna von England einer Hofdame gab, die ihr den niedergefallenen Handſchuh nicht aufnehmen wollte. Die erzürnte Königin, bei welcher die Herzogin ſonſt in höchſter Gunſt ſtand, wandte ſich von den Marlboroughs zu einer andern Parthei; dieſe trat mit den vereinigten Niederlanden von dem großen Bunde ab, und ſchrieb den Frieden vor, wie er ſein ſollte; und durch die Utrechter und Raſtadter Verhandlungen von den Jahren 1713 und 1714 blieb

Philipp von Anjou König von Spanien und Indien; von dem, was Spanien in den Niederlanden und in Italien beſeſſen, erhielt Oeſtreich das Meiſte und Savoyen einen großen Theil. England ward ſeit dieſer Zeit durch Seemacht und Handel der gewaltigſte europäiſche Staat, Frankreich aber war geſchwächt und zerrüttet. Das hatte Ludwig der Vierzehnte ausgerichtet in 55 unruhigen und ungerechten Jahren, daß Millionen ſeiner Unterthanen den ſterbenden Greis verfluchten, wenige, durch äußerliche Flitter des Zeitalters getäuſcht, ihn den Großen nannten. Die Spanier aber waren geachtet worden, als wenn Fremde über ihr Schickſal entſcheiden und über ihre Länder das Loos werfen könnten. So wechſelten die menſchlichen Dinge und die Rollen der Spieler.

Schwedens Sinken, Rußlands Steigen.

Als Spanien ſo von andern beſtimmt und getheilt ward, erfuhren auch die uralten Brüder der Spanier, die Schweden und die Oſt- und Weſtgothen, daß die Herrſchaft nicht beſtändig bei Einem bleibet. Wir haben geſehen, wie herrlich und mit welchen Helden und Männern die Schweden unter Guſtav Adolf in Polen und Teutſchland auftraten. Dieſe kriegeriſche und lebendige Bewegung, und die Kraft, welche große Menſchen gebiehrt, währte auch noch nach ihm. Seine Tochter Chriſtina, vom Jahr 1632 bis zum Jahr 1654, war als Königin zu unſtät, als hohe Frau mit ſeltnem Geiſt und Schönheit begabt. Die drei Zweibrücker, Karl Guſtav, Karl der Elfte, und Karl der Zwölfte, ſind ſolche Könige, daß kein Volk eine Reihe von ſo außerordentlichen Herrſchern nach einander aufzuweiſen hat; ja ſelbſt, wenn wir von Guſtav Waſa, Erich dem Vierzehnten, und, Johann überſpringend, Karl dem Neunten, Guſtav Adolfs Vater, beginnen. Solche Erſcheinung iſt kein Zufall, oder ein Glück und Unglück, das Gott den Völkern geben will; ſondern wann ſo Großes und Seltenes auf einander folgt, ſo iſt gewiſt innerſt in dem ganzen Volke ein Leben, das nur an den höchſten Spitzen die ſchimmerndſten Blüthen hervortreibt: es blühet aber dann der ganze Baum. — Bald nach dem dreißigjährigen Kriege, als Chriſtina abgedankt hatte, führte der Pfalzgraf Karl Guſtav, Adolfs Schweſterſohn, das Regiment mit ſtarkem und kriegeriſchem Arm. Er bezwang Polen, belagerte Kopenhagen, nahm Schonen, Halland, und Blekingen, und einen Theil Norwegens, und hätte aus den Inſeln und Halbinſeln und Küſtenländern gewiß einen großen nordiſchen Staat geſtiftet, wenn der Tod ihm ſo hohe Herrſchaft gegönnt hätte. Das behielt Schweden von Karl Guſtavs Eroberungen, wodurch das alte Stammland in ſeinen Gränzen beſſer abgeſchloſſen ward. — Sein Sohn Karl der Elfte, welcher von dem Jahre 1660 bis 1697 regierte, war bei ſeinem Tode ein Wiegenkind. Die königlichen Frauen und die Räthe regierten und verwalteten während ſeiner Minderjährigkeit das Reich ſo ſchlecht, daß ſein Anſehen bei den Fremden fiel, und Karl der Elfte bei dem Kriege, wozu ſeine unerfahrne Jugend im Jahr 1675 von den franzöſiſch geſinnten und franzöſiſch bezahlten Räthen verleitet war, ſich kaum der Brandenburger und Dänen, die vor ſeinem Vater gezittert hatten, erwehren konnte. Karl war abſichtlich ſo erzogen worden, daß unter ſeinem Namen andere auch künftig regieren könnten; aber ſein geſunder Verſtand und die Stärke ſeines Gemüthes erſetzten, was Erziehung verſäumt hatte. Er lernte die Mängel und Gebrechen ſeines Reichs kennen; er lernte, wie die Güter und Einkünfte der Krone von den Regierenden vertauſcht, verſchenkt, verpfändet, und auf alle Art wider ausdrückliches Geſetz unlöblich verthan waren. Darauf zwang er ſie durch eine ſtrenge Einziehung wieder herbei, und regierte überhaupt wie ein König, den die Kleinen wegen der Gerechtigkeit lieben und die Großen wegen der Strenge fürchten müſſen. Weil bei jener nothwendigen und geſetzlichen Einziehung viele der erſten Familien Schwedens arm und unglücklich wurden und die Söhne für die Sünden der Väter und Großväter büßen mußten, ging das Geſchrei von Karls des Elften Tyrannei über ganz Europa, und lebt noch in vielen Geſchichten. Doch brach dieſer König, den der Adel einen Tyrannen nannte, die alte ſchwediſche Ordnung und das alte ſchwediſche Geſetz nicht. Nur das konnte der Adel ihm nie vergeben, daß ſeine Räthe nur rathen und nicht herrſchen ſollten. Doch ſchuf Karl viele löbliche Einrichtungen, beförderte den Handel und Ackerbau, befreiete das Land von Schulden, und ſammelte einen Schatz, richtete eine ſtattliche Flotte und ein Heer von

70000 Mann ein, und misbrauchte dieſe Stärke zu keinem Kriege. Ein großer und gerechter König, der für ſeines Vaterlandes Glück zu früh in der Kraft ſeiner Jahre wahrſcheinlich an Gift ſtarb.

Was der Vater durch Arbeit und Fleiß gebaut hatte, das ſollte der Sohn wieder niederreißen. Karl der Zwölfte war funfzehen Jahre alt, als er König ward, und achtzehen, als die Könige von Polen und Dänemark und der Czar Peter von Rußland ihn angriffen. Der Jüngling, deſſen Jugend ſie leicht zu beſiegen gehofft hatten, ſchlug und demüthigte alle ſeine Feinde, und zog ſeit dem Jahr 1700 von Sieg zu Sieg und von Abentheuer zu Abentheuer, ſo wunderbar, daß die Welt erſtaunte, und glaubte, die alte Fabelzeit wolle wiederkehren. Wirklich war Karl der Zwölfte kein König des achtzehnten Jahrhunderts, er war ein nordiſcher Held, wie ſie im ſiebenten, neunten Jahrhundert um Sieg und Ruhm von der Neva nach Konſtantinopel und von dem Mälare und Sunde nach den Hebriden und Orkneys gefahren waren. Eine Jugendlichkeit, eine Freundlichkeit, Güte, und Treue, wie die des Heidenalters; eine Gerechtigkeit und ein Zorn, das Unrecht zu ſtrafen, wie ſie bei Königen nicht ſein dürfen und bei Einzelnen oft nicht ſein können: Karl der Zwölfte war ein nordiſcher Achilles, und wußte ſo ſterben. Des großen Czaren Peters Feſtigkeit, Geduld, und Arbeit, und der letzte Richter menſchlicher Dinge, das Schickſal, ſtürzten Karls Glück in der Schlacht bei Pultava im Jahr 1709. Als er in der Schule des Unglücks weiſe geworden, den höchſten Muth in einen hohen verwandelt, und die menſchlichen Dinge mehr in ihrer irdiſchen Noth betrachten gelernt hatte, als er das geſchwächte Reich mit ſeinem Heldenarm wieder herſtellen wollte, da traf ihn im Jahr 1718 vor der Feſtung Friedrichshall in Norwegen eine meuchliſche Kugel. Mit ihm fiel Schwedens hoher Ruhm und Macht auf lange Zeit; es verlor bis auf einen unbedeutenden Reſt von Pommern ſeine ſchönen auswärtigen Beſitzungen und einen Theil Finlands. Sie ſtifteten ſich nach der Ermordung dieſes großen Königs in Schweden eine Regierung, die ſie eine freie Verfaſſung nannten, die aber am meiſten für die Vortheile des Adels berechnet war. Rußland trat hinfort in die Stelle der Schweden und ward die Hauptmacht im Norden. Der weiſe und kühne Peter der Erſte, der mit Recht Peter der Große genannt wird, bauete ſich an der Oſtſee eine neue Hauptſtadt, ſchuf ſich Seehäfen, Feſtungen, Kanäle, Flotten, und Heere, und ſuchte ſein immer noch barbariſches Volk zu europäiſiren. Er iſt der dritte Stifter des Ruſſiſchen Reichs, und ſeit ihm ſind die ruſſiſchen Czaren Kaiſer genannt worden.

Dies waren die bedeutendſten Begebenheiten und Schickſale Europens während der ſiebenzig Jahre von 1650 bis 1720. Immer noch große Könige, große Feldherren, einige Freiheitsbeſchützer und Freiheitsgründer, Ein Staatenſtifter, der große Peter; auch in den Wiſſenſchaften einige herrliche Lichter, weniger in der Kunſt: denn dieſe liebliche Himmelstochter entwich mehr und mehr, da ſtrenge Regierungen, ein angeſpannter und mühevoller Zuſtand, die immer vergrößerten ſtehenden Heere, und die mit ihnen wachſenden Steuren und Auflagen die Waidlichkeit und Fröhlichkeit der Menſchen und den Stolz und die Gemüthlichkeit der Bürger von Jahr zu Jahr ſeltener machten. Das aber war die wunderbarſte Erſcheinung, wie alle Völker Europens jetzt anfingen, das Franzöſiſche nachzuäffen und faſt zu vergöttern. Aus Frankreich holte man Freiheit und Sitte, in Frankreich lernte man Witz und Liebenswürdigkeit, in Frankreich war der tiefſte Geiſt, die vollendete Kunſt, franzöſiſche Sprache wollte jeder plappern, franzöſiſche Kleider und Paruken jeder tragen, franzöſiſche Sprünge und Tänze jeder nachhüpfen. Dieſe Wuth ergriff die Völker von dem Ladoga und Mälare bis zum Ebro und zur Tiber, doch die ſüdlichen weniger, weil ſie auf ihrer eigenen Natur feſter gegründet ſtehen. Dieſe Liebe zu dem Franzöſiſchen, die in ganz Europa herrſchend ward, war nicht ſowohl eine Folge ſeiner Vortrefflichkeit, als ſeiner Nüchternheit und Plattheit, denn das Zeitalter begann ein nüchternes und plattes zu werden: das Zierliche fing an vor dem Starken, das Feine vor dem Großen, das Künſtliche vor dem Einfältigen, das Irdiſche vor dem Göttlichen zu gelten. Die politiſche Macht ging im achtzehnten Jahrhundert von den Franzoſen zu den Engländern über. Die

Franzoſen nennen gern die letzte Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, oder die Regierung Ludwigs des Vierzehnten ihre goldene Zeit; aber eigentlich iſt das achtzehnte Jahrhundert die rechte franzöſiſche Zeit und ſollte deswegen das franzöſiſche Jahrhundert genannt werden.

Die Zeit von dem Jahre 1720 bis 1740 iſt klein durch die Menſchen und die Begebenheiten. Die Verhandlungen, die Kriege, die Friedensſchlüſſe, die Verluſte und Gewinnſte von Ländern ſind unbedeutend, wie die meiſten der Männer, welche damals die europäiſchen Geſchäfte verwalteten: Frankreich ward ſchändlich, England feel, Spanien von den Burboniden nicht kräftiger regiert, als von den letzten Habsburgern; Schweden prahlte auf Freiheit, und war weder glücklich noch mächtig; Rußland durchlief nach Peters Tode manche wilde Wechſel, doch wuchs das Volk und die Macht immerfort; Polen war ſeit 150 Jahren zerrüttet und wild, und wollte ſich nicht beſſern; das vereinigte Niederland und die Schweitz und Venedig ſchlieſen auf den großen Thaten der Väter: ein politiſcher Schlaf iſt der unſicherſte, man erwacht daraus immer zum Unglück; Portugal und Dänemark bedeuteten nichts; des Pabſtes Herrlichkeit ward immer mehr eine heilige Reliquie, die zuweilen dem Volk gewieſen, aber wenig angebetet wird; die osmaniſchen Türken, immer noch furchtbar, wollten mit der Zeit nicht weiſer werden, noch ihre veraltete Kriegsart verändern: ſie ſtürmten nicht mehr gegen Weſten; Italien wechſelte im Kleinen und Großen oft die

Herren, nicht ſein Schickſal: ſeit Ferdinand dem Katholiſchen war es Fremden dienſtbar; Teutſchland hatte ſich mehr, als es nach dem dreißigjährigen Kriege hoffen konnte, faſt wieder in die alten Verhältniſſe geſetzt, alte Gewohnheit und Liebe hatten ſelbſt die mächtigen Fürſten wieder mehr zu Oeſtreich hingezogen — nur einige rheiniſche Fürſten und die Baiern buhlten zuweilen mit Frankreich gegen das Reich und den Kaiſer — und als um das Jahr 1715 Frankreichs Macht gedemüthigt und Schwedens geſunken war, da ſchien ein tüchtiger Kaiſer wieder gewaltig werden zu können: Doch war es nicht unbedeutend, daß der neue Kurfürſt von Hanover König von England, der Kurfürſt von Sachſen König von Polen war, und daß der Kurfürſt von Brandenburg ſeit dem Jahr 1700 König von Preußen hieß: Prinz Eugen von Savoyen hatte klug in die Zukunft geſehen, als er ſagte, der Kaiſer müſſe die Miniſter aufhängen laſſen, die ihm gerathen, den kleinen König von Preußen anzuerkennen. Oeſtreich ſollte fühlen, daß Namen nicht immer etwas Leeres ſind.

Nach Leopold und deſſen älteſtem Sohn Joſeph, der zu kurz lebte, war Kaiſer in Teutſchland und Herr der großen öſtreichiſchen Länder Leopolds jüngſter Sohn, Karl der Sechste, der neben Philipp von Anjou auch einige Jahre König von Spanien geheißen hatte, ein gutmüthiger, frommer, und ſchwacher Herr. In Unterhandlungen, in Kriegen mit Frankreich und Spanien um Italien und Lothringen, im erneuerten

Kriege mit den Türken verlor er Ehren und Lande; die Einkünfte ſeiner reichen Länder wurden ſchlecht verwaltet; und ſein unter Eugen ſo ſiegreiches und herrliches Heer verfiel. Karl der Sechſte hatte keine Söhne, er ließ ſeine älteſte Tochter Maria Thereſia als ſeine Erbin und Nachfolgerin in allen ſeinen Reichen und Landen erkennen, und unterhandelte für den künftigen ſichern Beſitz dieſer geliebten Tochter mit England, Spanien, und Frankreich, und gab Städte und Länder dafür hin, daß ſie ihm ſeine pragmatiſche Sanktion beſiegelten: ſo hieß die Urkunde, wodurch über die Nachfolge in den öſtreichiſchen Landen entſchieden ward; für das einzige unzerbrechliche Siegel, was der alte Prinz Eugen ihm gezeigt hatte, ſorgte er nicht, für ein mächtiges und gerüſtetes Heer und für einen gefüllten Schatz. Geſchriebenes Papier reißt leicht, wenn es nicht auf Schwerdter geklebt wird.

Friedrich der Zweite und ſein Zeitalter.

Kaum hatte Karl der Sechſte die Augen zugethan, ſo lag ſeine Sanctio pragmatica mit ihm begraben, und ward nicht anders als eine Todte geachtet. Frankreich wollte wieder verſuchen, Oeſtreich zu verkleinern, machte durch ſein Gold und ſeine Ränke den Kurfürſten von Baiern zum Kaiſer, und unterſtützte ihn in Anſprüchen, die er kraft ſeiner Ahnherrin Anna, Kaiſer Ferdinands des Erſten Tochter, auf die öſtreichiſchen und böhmiſchen Lande machte; Spanien und die ſpaniſchitaliäniſchen Prinzen griffen zu den Waffen, und wollten von Oeſtreichs Ländern gewinnen; und der Kurfürſt von Brandenburg und König von Preußen, Friedrich der Zweite, ein junger freudiger und ſieghafter Kriegsheld, rückte mit 50000 Mann in Schleſien ein, ſchlug Thereſiens Heere, und eroberte das Land: er behauptete aber Rechte auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer von ſeinen Vorfahren geerbt zu haben. In dieſem Gedränge wies ſich die junge Königin als eine herrliche und muthige Frau, und daß die welfiſche Mutter mehr in ihrer Bruſt lebte, als der habsburgiſche Vater. Ihre Standhaftigkeit, ihre Beharrlichkeit, ihre Freundlichkeit, und Schönheit begeiſterten das Volk und vertheidigten die Lande, zuerſt noch zweifelhaft, dann, nachdem der König von England und Kurfürſt von Hanover, Georg der Zweite, ein Heer über's Meer brachte und Bundsgenoſſen für ſie erwarb, ſicherer. Einen achtjährigen Krieg endigte der Friede zu Aachen im Jahr 1748: Maria Thereſia verlor in Italien an einen ſpaniſchen Prinzen ein paar kleine Landſchaften, Parma und Piacenza, und an den König von Preußen das reiche und fruchtbare Schleſien.

Dieſer junge König, der zugleich mit ihr in die Bahn trat und ſie nur ſechs Jahre überlebte, war das Erſtaunen und die Bewunderung der Zeitgenoſſen geworden, und ward hinfort bis an ſeinen Tod der Mittelpunkt der teutſchen Geſchichte und das große Zeichen, worauf alle ſahen. Durch Kühnheit und Geſchwindigkeit, durch Ernſt im Regiment und Tapferkeit im Kriege, durch Achtung für das, was das Zeitalter ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt nannte, auch dadurch, daß er durch Briefwechſel und Schmeicheleien und Jahrgelder die Franzoſen gewann, welche das große Wort des Tages führten, machte er den kaum bekannten Namen Preußen zu dem genannteſten Namen in Europa. Doch hatten große Fürſten vor ihm regiert, und gearbeitet, daß der Urenkel und Sohn ſo herrlich erſcheinen und ſo große Dinge vollbringen konnte. Der erſte, der durch ſein Gemüth, ſeine tüchtigen Einrichtungen, und großen Thaten Brandenburg mächtig machte und ein lebendiges Streben immer nach Höherem erregte, war der Mann, der mit Recht der große Kurfürſt heißt, nemlich Friedrich Wilhelm, der von dem Jahre 1640 bis 1688, beinahe ein halbes Jahrhundert, regierte. Er empfing bei'm Schluſſe des dreißigjährigen Krieges ein verwüſtetes Land, bekam für gerechte Anſprüche wohl ſchöne und fruchtbare Fürſtenthümer, aber zugleich an den Schweden fürchterliche Nachbarn. Erſt nach Karl Guſtavs frühem Tode im Jahr 1660 durfte Friedrich Wilhelm frei athmen. Dieſer herrliche Fürſt heilte die Schäden, die der Krieg dem Lande geſchlagen, verband, ſo ſehr es damals möglich war, ſeine Länder, ſtand ein tapferer Feldherr mit dem großen Wilhelm von Naſſau als ein unerſchütterlicher Held für die Sache der Freiheit gegen Frankreichs Eroberungswuth, erſchuf ein Heer von 40000 Mann, das im Jahr 1675 ſchon die allgefürchteten Schweden ſchlagen konnte und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Siege bei Hochſtedt und Turin und Malplaquet erfechten half, und war durch Weisheit, Gerechtigkeit, und Strenge, womit er alles leitete und verwaltete, die begeiſternde Seele eines Staates, der, als er Kurfürſt ward, verfallene Städte, verbrannte Dörfer, entvölkertes Land, und nur 4000 ſchlecht bewaffnete Krieger hatte. Sein Sohn Friedrich, eitel und ſchwach, ſetzte ſich im Anfange des Jahrs 1700 die Krone eines Königs von Preußen auf; er ging nicht in den Spuren ſeines großen Vaters, aber der einmal gegebene Trieb ſtrebte fort, und der Wuchs, der im Volke war, ward wenigſtens nicht zurückgedrängt. Friedrichs des Erſten Sohn Friedrich Wilhelm war ein tüchtiger, aber wunderlicher Fürſt; durch Ernſt in Sitten, durch ſtrenge Gerechtigkeit, durch Sparſamkeit, Arbeitſamkeit, Treue, Gottesfurcht, und durch die Liebe, die er zu allem Teutſchen und Vaterländiſchen trug, den beſten teutſchen Fürſten gleich; wieder aber durch ſeine geſchmackloſen Geſellſchaften, durch Einfälle und Launen des Augenblicks, die er auf der Stelle ausführte, durch plötzliche Aufwallungen des Zorns, die ſonderbare Züchtigungen begleiteten, durch das faſt bäuriſche Regiment, welches er in ſeinem Hauſe übte, und durch hundert andern Eigenheiten ein halber Barbar, ja in ſolchen Sonderbarkeiten ſeinem großen Zeitgenoßen Peter von Rußland faſt ähnlich. Aber dieſer König liebte ſein teutſches Vaterland, er liebte Gerechtigkeit, Zucht, und Frieden, machte ſein Land blühend, ſein Heer in einem ſo kleinen Staate unglaublich bis zu der Zahl von 80000 der beſten Streiter mächtig, und hinterließ einen anſehnlichen Schatz. Deswegen muß man ſeiner Verkehrtheiten nicht gedenken.

Dieſer geduldige und arbeitſame Haushalter hatte einem ehrgeitzigen und feurigen Jünglinge die Bahn geöffnet, und ſein Sohn Friedrich, der den Namen König fühlte, griff ſogleich mit ſtolzer Kühnheit zu, und machte den König von Preußen, der unter ſeines Gleichen doch immer noch keinen königlichen Rang gehabt hatte. Nachdem ſeine Tapferkeit und Geſchwindigkeit ihm das ſchöne Schleſien erworben hatte, arbeitete er raſtlos in den Spuren ſeiner großen Vorfahren. Durch Sparſamkeit und Mäßigkeit, durch feſte Anſtrengung aller Kräfte, und durch geſchickte Benutzung ſeiner fleißigen und tüchtigen Unterthanen machte dieſer König möglich, was dreimal und viermal ſo große Staaten nicht vermogten. Er ſammelte Geld, bauete Feſtungen, grub Kanäle, trocknete Moräſte, deichte Ströme und Seen ein, und unterhielt ein Heer von 150000 Mann, das in den letzten zwanzig Jahren ſeiner Regierung über 200000 Mann vermehrt ward. Doch ward er mitten in dieſen Arbeiten bald wieder unterbrochen; denn der gefährliche ſiebenjährige Krieg begann, der in den Zeiten unſerer Väter als ein Weltwunder gehört worden iſt. Oeſtreich, Rußland, und Kurſachſen waren in ſehr enge Verbindung getreten; Friedrich glaubte, ſie ſei gegen ihn gerichtet, und, damit die reiſe Uebermacht ihn nicht bei dem erſten Schlage zerſchmetterte, ward er der Anfänger des Kriegs, fiel in Sachſen ein, und entwaffnete das ſächſiſche Heer.

Dies geſchah im Sommer 1756. Bald an allen Enden der Welt ein brennender Krieg: gegen Friedrich Maria Thereſia, Eliſabeth von Rußland, die er durch ein leichtfertiges Wort verletzt hatte, Sachſen, bald auch Frankreich, unnatürlich, ſagten die Zeitgenoſſen, mit Oeſtreich verbündet, und, von Frankreich erregt, auch Schweden, das aber nichts thun wollte; für den König ſtanden ſein Muth, das ſeemächtige England, das ihm Hülfen und Gelder ſandte, und die teutſche Kriegsmacht von Hanover, Braunſchweig, und Heſſen: die Laſt des Krieges aber unterhielt er am meiſten durch das fruchtbare Sachſen. In Indien und Amerika zwiſchen den Engländern und Franzoſen eben ſo blutiger Krieg, als in Europa, worin das engliſche Waffenglück einen engliſch-indiſchen Staat gründete, der viermal ſo groß war, als ihr europäiſcher. In den beiden letzten Jahren des Kriegs auch noch Portugal und Spanien hineingeriſſen, Spanien, damit es an England ſeine Flotten und Schätze verlöre, von Frankreich aufgehetzt. Aber der große Schauplatz des Kriegs, worauf eine halbe Million Männer ſich ſieben Jahre in blutigen Wechſeln tummelten, war das arme Teutſchland, und das Ziel und das große Zeichen war der König Friedrich von Preuſſen. Alle Welt verzweifelte diesmal an ſeinem Glücke, der Kampf ſchien zu ungleich und auch die größte Tapferkeit und Geſchicklichkeit ſchien endlich unterliegen zu müſſen. Der König ſelbſt war mehr als einmal auf ſeinen Tod gerüſtet, denn ſeinen Fall wollte er nicht überleben, ſondern Eiſen oder Gift ſollten ihn der Schadenfreude ſeiner Feinde entziehen. Das war königlich gedacht, denn ein König kann nur herrlich und ſiegreich ſein oder er muß ſterben wollen; und weil Friedrich das Königthum ſo fühlte, darum konnte er in ſo vielen Stürmen feſt ſtehen und das Unglück überwinden. Er hatte den römiſchen Grundſatz, der für alle Könige und Völker ein ewiger ſein muß, nach verlornen Schlachten nicht um Frieden zu betteln, ſondern auf Sieg und Herſtellung zu denken. Doch ſchrieb er von Schlachtfeldern oft an ſeine Freunde als dem Tode nahe, und ſcherzte, es ſei natürlich, daß ein Mann erliegen müſſe, der zwei Weiber und die Franzoſen auf dem Halſe habe. Nach Schlachten, wie die bei Kollin und Kunersdorf, ſah ihn auch die Welt für verloren an; aber ſeine Feſtigkeit und Geſchwindigkeit, die ſeltene Kunſt, alle Mittel des Kriegs mit einer unglaublichen Thätigkeit an ſich zu reißen, am meiſten aber die Planloſigkeit und Zwietracht ſeiner Feinde, ein Fluch, der auf allen verbündeten Heeren liegt, wenn nicht Einer als großer Gebieter ſie führt, retteten den König. Endlich als ſein Volk und die Kraft ſeines Heers zu erlahmen und zu ermatten begann, als die alten Feldherren geſtorben oder in Schlachten gefallen, die Blüthe ſeiner herrlichen Soldaten und Officiere geblieben war, und ein bunter aus Fremdlingen zuſammengeſetzter Haufe das preußiſche Heer hieß, das nur der Name Friedrich zuſammenhielt und das ſich bei dem erſten großen Unfall aufgelöſt haben würde; als ſeine erſchöpften, geplünderten, und verſengten Lande, und das verarmte Sachſen mit allen ihren Hülfen faſt verſiegen wollten, da ſtarb ſeine bittere Feindin, die Kaiſerin Eliſabeth, die Ruſſen wurden ſeine Freunde, die Schweden machten Frieden, Frankreich und England waren des Krieges müde, und im Jahr 1763 ward der lange Kampf geſchloſſen: Friedrich behielt ſein Schleſien, und England ward in fernen Welttheilen allmächtig.

Friedrich hatte ſich in dieſem Kriege mit unſterblichem Ruhm bekränzt, mit ſo kleinen Kräften ſo Großes vollbringend, im Unglück unbeſiegt, im Glücke nie faul, durch Kunſt die Uebermacht überwindend, und durch Geſchwindigkeit die dickſten Maſſen zerſprengend, endlich durch hohen Geiſt und Stolz die Herzen an ſich reißend, gab er das ſeltene Beiſpiel, welches den Menſchen ſo werth iſt, daß es eine Kraft giebt, die ſelbſt das Schickſal ſo zu feſſeln ſcheint, daß es ſeine Tücken nicht mehr üben kann. Nicht durch ſeine Schlachten noch durch die Wechſel, womit er Niederlagen durch Siege vergütete, durch die eiſerne Feſtigkeit, als König zu leben und zu ſterben, hatte er den Namen des Großen verdient. Seit dem Jahr 1760 erzählten die Syrer, die Marokkaner, ja die Irokeſen und Tunguſen von dem König Friedrich. Und die Teutſchen, wie theuer ſie dieſen langen und verderblichen Krieg auch bezahlen mußten, rechneten ſich doch die Ehre Friedrichs an, und daß ihre Feldherren und Krieger im öſtreichiſchen, preußiſchen, und engliſchbraunſchweigiſchen Heere die ruhmvollen und ſiegreichen geweſen. Noch einmal erklang es, nach Teutſchland, nach Berlin, und Wien müſſe man reiſen, wenn man das Große des Kriegshandwerks lernen und große Feldherren ſehen wolle. So ging Friedrich aus dieſem Kriege, anerkannt, ja angebetet von der Zeit, deren glänzendſter Punkt er war, und die in ſeinem Karakter wirklich ihre ganze Erklärung hat: er war der größte Menſch der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein rechtes Zeichen, und er und ſein Zeitalter haben ſich gegenſeitig ſo gemacht, daß man bei der Deutung in einem wahren Zirkel befangen iſt, wo was die Urſache, was das Verurſachte, ſchwer zu finden iſt.

Friedrich regierte auch die vierundzwanzig Jahre, die er nach dem Frieden von Hubertsburg noch lebte, in dem ſtrengen und gerechten Sinn der Ordnung fort, die er von ſeinen Vätern ſchon überkommen hatte, die aber in der Maaße immer mehr angeſtrengt ward, als alle Macht dem Herrn zufiel und das Unglück der ſtehenden Heere ſich mehrte. Daß den Menſchen Luft und Licht blieb, war etwas, daß man ihnen Wort und Gedanken frei ließ, war eine große Gabe, aber Glück und Freiheit und Menſchlichkeit, wie man dieſes zugleich gebundene und ungebundene Weſen nannte, waren darin nicht: die hatten einer kräftigeren und gemüthvolleren Zeit angehört. Auch war die Gabe der geiſtigen Freiheit, welche König Friedrich gab, keine reine Gabe, nicht aus Begeiſterung für einen hohen Adel des Geſchlechts; nicht aus tiefer Anbetung des Göttlichen und Unſterblichen, was in der menſchlichen Bruſt liegt, nicht aus der Anerkennung des heiligen Strebens der Geiſter entſprungen, ſondern aus der Modewuth, durch frechen Witz das Höchſte zu erniedrigen und das Heiligſte zu beflecken, und aus der Eitelkeit, von franzöſiſchen Witzlingen und Wüſtlingen Philoſophenkönig genannt zu werden. Verſtand, Scharfſinn, Witz genug, auch Seele, Tiefſinn, Ernſt genung, doch dieſer, als wären ſie das Kleine, ſich faſt ſchämend: auch darin war der König, wie die Zeit. Dieſer König, auf welchen ganz Europa ſah, wie hätte er es aufbauen, beſeelen, und begeiſtern, wie hätte er das teutſche Vaterland zu allem Hohen und Schönen und Großen erregen und entflammen können, wenn ein frommer und fröhlicher teutſcher Sinn in ſeiner großen Bruſt gelebt hätte! Alle wären ſeiner Spur gefolgt, alle, Groß und Klein, hätten ſich geſchämt, einem ſolchen Muſter nicht nachzueifern, und mit Recht hätte die Geſchichte einmal ein Zeitalter Friedrichs des Großen genannt. Aber Gott hatte ſein Herz von dem Könige gewandt, und er war verſtockt und erblindet, und erkannte nie die Treue, den Glauben, und den Tiefſinn ſeines Volkes, ſondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit; daher ward ſein Name Teutſchland zum Verderben und ſein Gedächtniß ſeinem Volke zur Trauer.

Dies klingt hart, und iſt hart; auch ſoll es kein Tadel der Perſon ſein, ſondern ein Tadel der Zeit. Das war ihr Geiſt, daß ihr Lebendigſtes und Kühnſtes nur zum Zerſtören da war: die ſeelenvollen Triebe und die gemüthlichen Kräfte hatten lange geſchlafen, und ſollten noch faſt ein halbes Jahrhundert ſchlafen; zum Klügeln, zum Zerreißen, und Zerklauben war dieſes Zeitalter gebohren, nicht zum Verbinden, zum Vereinigen, und zum Geſtalten. Was im Witz ſcharf, in der Betrachtung folgerecht, in der Zuſammenſetzung künſtlich iſt, das verſtand man. Daher der Menſch eine Maſchine, die Welt eine Maſchine, der Staat eine Maſchine, Gott ſelbſt eine todte Maſchine: ſo klang es in Büchern, Edikten, und Manifeſten. Das iſt des großen Königs Entſchuldigung, daß er, was die Zeit liebte und ſtrebte, in der glänzendſten Richtigkeit an ſich trug. Woher ſollte ein freundlicher, gütiger, und gläubiger Held kommen, da die Welt keine Freundlichkeit, Milde, und Glauben mehr hatte, ſondern alles in Nüchternheit, Armuth, und Witzklauberei unterging? Auch die größten Menſchen ſind nur eine Geburt der Zeit, worin ſie leben. Alſo das Strenge, Scharfe, Zerſtörende, und Gemüthloſe hatte Friedrich im Ganzen mit ſeinen Zeitgenoſſen gemein, und in ihm ward oft Tugend genannt, was früheren Zeitaltern ein Abſcheu geweſen wäre. Doch auch ihr Schlechtes glänzte an dem Geiſtreichſten am hellſten, und Zufälliges kam hinzu, daß des Königs geiſtiges Wirken verderblicher ward.

Friedrich zeigte von Kindauf einen kühnen, feurigen, und aufſtrebenden Geiſt, und Neigung zu allerlei Künſten und Wiſſenſchaften, deren

Uebung ſeinem rohen Vater unköniglich oder pedantiſch däuchte; das Geiſtreiche, das Witzige, und Scharfe zog den Knaben frühe an, ſeine ſchlaue und ränkevolle Mutter half dies ausbilden, bald faßte ihn alles Franzöſiſche durch das Blendende und Schimmernde, was in ihm liegt, mit einem unwiderſtehlichen Reitz. Dieß verdroß ſeinen Vater, der alles Franzöſiſche haßte und dem ſelbſt das plumpe Teutſche angenehm war, und er weiſſagte, der Fritz möge immer viel Witz und Kopf haben und latein und franzöſiſch wie ein Schulmeiſter ſchreiben können, aber er werde ſein Volk verderben. Ein ſolches Vorgefühl, das in dem Vater war, die ewigen Unruhen, welche die Lügen und Durchſtechereien und Verhandlungen der ränkevollen Mutter in dem königlichen Hauſe und der ganzen Freundſchaft erregten, dann des Vaters Wunderlichkeit und oft Unleidlichkeit, endlich was zwiſchen Vater und Sohn von Natur als eine weite Kluft ſtand — alles dieſes ſtiftete Groll und Feindſchaft, und hätte Friedrich durch den väterlichen Zorn faſt auf die Todesbühne gebracht. Auch daher bei ihm der heftige Widerwille gegen das Teutſche, was ihm nur Grobheit und Geſchmackloſigkeit, mitleidig Dummheit und Gutmüthigkeit däuchte; an der Seine alle Freiheit, aller Witz, aller Geſchmack, dort eine klare Philoſophie und eine feſte Kunſt, dort die teutſche Steifheit mit den Blumen der Grazien, die ſchwerfällige teutſche Gründlichkeit mit den Scherzen des Momus umwunden. So gerieth denn der Prinz bald in die Hände von Berliner Franzoſen, die ihm nicht bloß mit Büchern, ſondern für ſeine Verſchwendungen und Ausſchweifungen auch mit Geld aushalfen. Das aber machte Friedrichs Natur völlig ſcharf, daß ſeine Jugendblüthe durch zu frühe Liederlichkeit befleckt ward. Er hatte den höchſten Lebensreitz, die Luſt der Liebe, zu früh verloren; als Mann liebte er die Weiber nicht mehr, der Menſch liebte bald auch die Menſchen nicht mehr. Wie kann ein Gemüth, das der Liebe mangelt, und wäre es ſonſt reich wie das Gemüth eines Gottes, die Welt erhalten, oder eine neue aufbauen? Das iſt das größte Unglück bei der frühen Wohlluſt, nicht, daß der Leib geſchwächt wird — was nicht immer geſchieht — ſondern daß die fröhliche Fantaſie, die reiche blumenvolle Liebe, das ſich allem Schönen und Freundlichen hingebende Herz ausgetrocknet werden, und bei reichen Naturen nichts als eine zehrende Geiſtigkeit, eine feurige Wolfskraft, bei armen nichts als Faulheit übrig bleibt. So ſind aber nur wenige Sterbliche geſchaffen, daß ſie alles ertragen können und doch ganz bleiben.

Dieſe Jugend des Königs, und dieſe frühe Auslebung, mit natürlicher Anlage verbunden, erklären, was nachher in ſeinem Karakter feſt ſteht. Er war als Krieger groß, als Herrſcher erfüllte er ſeine Pflichten ernſt und ſtreng; aber er war in vielen Dingen hart und eiſern, und entſprach nicht immer dem Bilde eines Philoſophenkönigs. Doch das Eiſerne entſchuldige auch die Größe und Feſtigkeit, womit er, wie wenig

Sterbliche gethan haben, in ſieben ſchweren Jahren gegen das Schickſal ringen mußte. Bei dem Schluß des ſiebenjährigen Krieges war er nur funfzig Jahr alt, aber ſein Herz war ſehr alt, er liebte die Menſchen nicht, er verachtete ſie; kalt und ſtarr hielt er durch eine gewaltige Ordnung und Reihenfolge der Arbeiten und Entwürfe alles zuſammen, er war der Meiſter und Beweger einer ſehr künſtlichen Maſchine, aber er war nicht der Meiſter und Beweger eines lebendigen Lebens. Ja er mußte in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens, wo ſeine Seele mehr und mehr verarmte und in kalter Abgeſchiedenheit zuſammenſchrumpfte, ſchmerzlich erfahren, daß ſelbſt ſeine Maſchine, jenes bewunderte Werk, was alle anſtaunten, nicht mehr ſo friſch gehen wollte, als in vorigen Tagen. Alle Künſtlichkeit hat ihr Ziel, nur die fortſchreitende und fortwirkende Natur in Liebe und Freude ſchafft unvergängliches Leben. In allem dem Geſchrei von Philoſophie und Geiſt und Preßfreiheit, was aus Berlin ſcholl, war doch das Meiſte leerer Klang; es verſtockte und verſteinerte ſich mehr und mehr, was ſonſt frei und lebendig geweſen, alles wie die ſteifen Zöpfe und Stiefeln und Monturen über Einem Leiſten geſchlagen; ſelbſt die Geſichter jener Zeit dem Alten, der regierte, immer ähnlicher werdend: auch die Idee war erſtarrt. Wann das geſchehen konnte, ſo war es auch nichts als hohle Worte, Eitelkeit, Aufgeblaſenheit, und zuletzt Dummheit. Und wirklich dieſe Welt ging nicht fort, es ſei denn in witzelndem Unglauben und platter Verruchtheit; ſie blieb ſtehen, wie ſie ſchon im Jahr 1750 war. Das Kleine (ſtrenge Verwaltung des Regiments, Beförderung nützlicher Arbeiten, Aufhelfung verarmter Unterthanen, Urbarmachung und Anbau wüſter Gegenden Abdeichung von Moräſten, Verſchönerung von verfallenden Städten, und dergleichen) geſchah noch immer ordentlich, genau, und löblich; aber wo war das Große? wo war das, was man fordern konnte von einem Könige, der ſich das Anſehen gab, er verſtehe und erwäge, was die edelſten und ſeelenvolleſten Menſchen über Geſetzgebung, Verfaſſungen, Menſchenrechte gedacht und geſchrieben haben? König Friedrich duldete eine abſcheuliche und dumm machende Ariſtokratie im Heere und unter den Beamten, er erkannte eine zum Befehlen gebohrne Kaſte an; König Friedrich, der alle Abſcheulichkeit und Verruchtheit gegen die Sitten und gegen Gott frei ließ, duldete in allen ſeinen Staaten die ſchmähliche Leibeigenſchaft. Was hätte dieſer Eine große Mann gekonnt, wenn er um 1765 und 1775 die höheren und lichteren Ideen einer ewigen Gerechtigkeit, und jene Menſchenrechte, die wirklich unverlierbar heißen können, durch ſtille Aenderungen in der Staatsverfaſſung anerkannt hätte! wie hätte er uns von vielem Schwindel und Elend erretten, wie hätte er uns von dem abſcheulichen Wohlgefallen, das manche Jahre ſo viele Teutſche an der franzöſiſchen Raſerei hatten, erlöſen und durch ein höheres, menſchlicheres Streben uns zu der Kraft ſtählen können, wodurch wir

Anläufen hätten widerſtehen können, die uns jetzt umgerannt haben!

Aber für ſolche Freiheit, für ſolche Volksehre, für ſolches teutſche Leben hat König Friedrich nie eine Stunde gedacht noch gearbeitet. Er ſtand doch da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unſeliger und von Gott verlaſſener Geiſt in der kalten Einſamkeit ſeiner Hölle. Er bildete ſich ein, beſſer und größer zu ſein, als ſeine Zeitgenoſſen, und ſie verachten zu dürfen, weil er den göttlichen Trieb nie in voller Lebendigkeit fühlte, ihr Lichtführer und Freiheitsfürſt zu ſein. Wie konnte er das, er, dem das Fremde gefiel, der ſich von den elendeſten franzöſiſchen Witzbolden gängeln und necken ließ, er, deſſen tiefe Hoheit ihnen fremd blieb und hinter dem Rücken ihr Geſpött ward, und der von ſeinem eignen Volke nichts wiſſen wollte! Denn verflucht iſt, wer von ſeinem Volke läſſet, und elendig geräth das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat. Was die Franzoſen, dieſe herzloſen, ſeelenarmen, knechtiſchen, und witzelnden Geſellen Aufklärung und Freiheit nannten, das wollte er ſeinem Volke auch geben, damit wollte er das germaniſche Blei verqueckſilbern, die teutſche Finſterniß erleuchten, daß ſie über Gott, und Unſterblichkeit, und über alles, was in Sitten und Wort und Ehe heilig iſt, ſpotten und hohnlächeln lernten; daß jeder heilige Wahn, jeder unergründliche Glaube zum Aberglauben und Pfaffenbetrug geſtämpelt und das ganze Leben zu einem leeren, platten, und todten Nichts gedeutet wurde. Das däuchte jenem Zeitalter Erlöſung; es war die Losſprechung von aller Tugend und die Vergötterung der nichtigſten Verruchtheit. Aus ſolchen Lichtern und Klängen der Aufklärung und Befreiung ſollten tapfere Helden und herrliche Männer kommen. Nichts iſt daraus gekommen, als Aufgeblaſenheit, Elend, und Schande. Die Männer, welche Friederich groß machen halfen, waren aus einer beſſeren Zeit; er hat keinen einzigen großen Feldherrn oder Staatsmann hinterlaſſen. So ſtraft ſich die verlaſſene Tugend, und jene deſpotiſche Ungeduld, die keine freien und lebendig wirkenden Kräfte neben ſich duldet: es werden Stöcke und Steine, die um den kalten und verachtenden Königsſtolz wirken ſollen, ſie haben das Meduſenhaupt geſehen; oder auch die zu geiſtige Kraft frißt wie ein feuerſpeiender Vulkan alles auf, was in ihren Strudel fällt, und verwandelt es in Aſche. Hinter Deſpoten und Tyrannen treten immer Schwächlinge und Dummköpfe ein. Karl der Fünfte, Guſtav Adolf, Alexander konnten große Menſchen hinterlaſſen, kein ſolcher Alleinherrſcher, als Friedrich ſeyn wollte.

Man hat Friedrichs Einfluß auf teutſche Kunſt und Wiſſenſchaft wohlthätig genannt. Dieſen Irrthum haben die jüngſten funfzehen Jahre widerlegt. Was an keine unmittelbare Offenbarung Gottes und des Herzens glaubt, was nicht von Liebe und Sehnſucht nach dem Unendlichen und Ueberſchwänglichen brennt, ja was alles Streben darnach als Wahn und Aberglauben verlachen lehrt, das zerſtört auch die Keime, woraus die hohen Schöpfer und Stifter in Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgehen. Wie? dieſer König hätte das gekonnt, der alles Teutſche verachtete, der mitten in Berlin eine franzöſiſche Akademie ſtiftete, und durch die Gnaden und Ehren, die er zum Theil elendigen und flachen Ausländern erwies, offenbarte, daß ihm die teutſche Herrlichkeit verſchloſſen und die Verdienſte der Teutſchen unbekannt waren? Es war ſelbſt in der Idee ſeines Staates und in der ganzen getriebenen und geſpannten Art deſſelben etwas ſo Freudenloſes und Unteutſches, daß den meiſten teutſchen Städten und Landen vor dem Gedanken grauete, unter die Flügel des preußiſchen Adlers zu kommen. Gewiß, bei dem Ruhm, den der große Mann ſich erfochten, bei den vielen außerordentlichen und herrlichen Tugenden und Eigenſchaften, die er offenbart und wodurch er die Welt für ſich gefangen hatte — er hätte in Teutſchland weit um ſich greifen, er hätte vielleicht die ganze alte bröcklichte Verfaſſung umſtürzen, und eine neue feſtere bauen können, wenn er in dem Sinn und dem Leben des teutſchen Volkes geſtanden, wenn er ein ächter teutſcher Mann und König geweſen wäre. Aber ſo war auch er nur beſtimmt, als ein wunderbares Meteor aufzuleuchten, und keine Fruchtbarkeit und Lieblichkeit hinter ſich zu laſſen. Weil er alles nur deſpotiſch würdigte und behandelte, weil der Menſch als Menſch, die Welt als Leben Gottes ihm nichts war, weil er die lebendigen Kräfte nur als todtes Räderwerk zuſammenſetzte und bewegte, ſo ließ er den hohlen, klappernden Tod hinter ſich; doch ſo groß war der König geweſen, daß die Meinung viel höher ſtand, als die That.

Auf Teutſchland ſelbſt wirkte der König nur verderblich. Alte Gewohnheit, und der heilige Wahn von Kaiſer und Reich, das Einzige, was die ſonderbare teutſche Verfaſſung noch zuſammenhalten konnte, hatten ſelbſt nach dem weſtfäliſchen Frieden die meiſten Fürſten wieder zu Oeſtreich hingezogen. Oeſtreichs Größe war nicht allein wegen der Kaiſerwürde, ſondern wegen der Verhältniſſe des übrigen Europa auch Teutſchlands Größe und Sicherheit. Alle einzeln zu ſchwach, einem kühnen Angreifer und Eroberer widerſtehen zu können, fanden in Oeſtreichs Macht den Stützpunkt und Vereinigungspunkt, und ſolange das Reich und ſo mächtige Kaiſer nicht zwieſpältig waren, durften die Fremden daran nicht denken, Teutſchlands Gränzen ſchmälern zu wollen. Dieſes Band, das einzige wirkliche, welches die mancherlei teutſchen Staaten zuſammenknüpfte, zerriß Friedrichs hoher Geiſt, und wußte kein neues zu knüpfen, wodurch das zerriſſene erſetzt würde. Seines Großvaters und Vaters Heere hatten noch für Oeſtreich geſtritten, er eroberte von Oeſtreich Länder, zog einen Theil der Fürſten zu ſich, und ſtellte durch die Art und die Verhandlungen ein Beiſpiel auf, was gegen das teutſche Oberhaupt, alſo auch gegen die teutſche Verfaſſung und Freiheit erlaubt ſei. Nun wollte das neu geſchaffene Preußen eben ſo unabhängig, eben ſo mächtig und glänzend da ſtehen, als das alte Oeſtreich;

nun hieß teutſche Freiheit, teutſche Verfaſſung verletzen, was dem König von Preußen ſchwächer oder was Oeſtreich mächtiger machte: denn auch das ward nun Preußens Schaden. Die unheilbare Zwietracht, die traurige Nebenbuhlerei war gekommen, und die Edleren und Klügeren des Volkes konnten bei dem erſten großen Sturm der Auflöſung warten. Der Haß und die Eiferſucht der beiden großen Staaten ging auch auf die kleinen über; daher Gleichgültigkeit, Widerwille, Aufſätzigkeit, und Entzweiung in allen teutſchen Gränzen. Solche Geſinnung ausſäen und verewigen nannten ſie Bollwerke der teutſchen Freiheit aufführen und das Vaterland gegen Deſpotismus ſichern. Aus dieſer zarten Sorge für Teutſchlands Freiheit hinderte Friedrich die Vereinigung Baierns mit Oeſtreich und ſeine Austauſchung gegen die Niederlande, wodurch Oeſtreich in ganz Südteutſchland bis zum Rhein gewaltig geworden wäre; deswegen ſtiftete er ein Jahr vor ſeinem Tode den Fürſtenbund, der bald nach ihm ſanft wieder entſchlief, weil er bloß ein papiernes Leben gehabt hatte.

Schilderung des Zeitalters Friedrichs des Zweiten.

Doch über das Unteutſche des Königs kein zu hartes Urtheil. Die meiſten Teutſchen waren unteutſch geworden, wenn nicht in der Geſinnung, doch in der Bildung und Anſicht, wodurch zuletzt auch die Geſinnung verkehrt wird; die franzöſiſche Wuth hatte alles ergriffen, und auch die, welche ihr Verderben und ihre Nichtigkeit zu erkennen meinten, waren doch durch den Sinn der Menge angeſteckt; denn wer mag außerhalb ſeiner Zeitgenoſſen ſtehen? Das Franzöſiſche und die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache beginnt nicht lange nach Luther, und hat von dem ſiebenzehnten Jahrhundert geherrſcht bis dieſen Tag; jetzt aber, da die Franzoſen mit den Waffen die Welt zu bezwingen meinen, geht ſie zu Ende, und auch die Herrſchaft durch die Waffen wird bald zerbrochen werden. Denn jetzt erſt haben die Beſſeren und Edleren der Teutſchen es erkannt, was es iſt; die Menge wandelt zwar noch im alten Wahn fort, aber die neue teutſche Liebe wird mit dem neuen Geiſt der Zeit hervorbrechen: denn grade aus bitterſtem Haß und grimmigſter Tyrannei wird die Liebe gebohren werden, die uns wieder ſtark und herrlich machen ſoll. Was Luther geahndet und gehofft hatte, ward nicht durch die Reformation: kein Zeitalter friſcher Begeiſterung ſollte werden, ſondern ein Zeitalter kalter Nüchternheit. Seine Ideen von der wunderbaren und geheimen Kraft der Gottheit, die in den Menſchen überfließt, von der Gewalt des Geiſtes über die Natur und über die Sünde, von dem Glauben und von der Rechtfertigung zog ein krittelndes und wortklaubendes Geſchlecht wieder in den Staub hinab, und machte ſie zu prieſterlichen Verſteinerungen, die ſie bis heute geblieben ſind. Luther glaubte, was jeder Lebendige glaubt, der mit dem Muthe friſch fortſchreitet, es beginne eine neue Zeit. So glaubte Luther allerdings, aber die neue Zeit konnte ſein hohes Gemüth nicht aufnehmen, ſondern ſie füllte den Raum, der er ihr gemacht, mit ihrem kleinen. Was er gearbeitet, gedacht, und aus Gottbegeiſterung hingeſtellt, das hing an einem langen Seile, deſſen eines Ende die Vergangenheit, das andere die ferne Zukunft berührte; die nächſten Jahrhunderte konnten nicht ſehen, was das Seil hielt, denn ſie waren im Albernen erblindet. Das ward die Richtung von drei Jahrhunderten, daß, was bisher ungetrennt im Glauben und Gemüthe beiſammen geweſen war, nun zerlegt, unterſucht, begriffen, und verſtändigt werden ſollte. Aber es erging dieſen Geſchlechtern, wie es immer geht, wenn man zu übermüthig wird; nicht allein das Kleine und Aeußerliche, was unter den klaubenden Verſtand geſtellt werden mag, auch das Große und Innerliche zogen ſie unter den vermittelnden Begriff, und wenn es ſeinem Maaße zu groß ward, ſo zerſtückelten und verkleinerten ſie es, daß es hineinpaßte, oder ſie verwarfen es als etwas Nichtiges und Albernes. So geſchah es, daß die Narrheit dieſer Menſchen ihr Götze ward, Gott aber, und die Natur, und der Glaube, und jedes überſchwängliche und unausſprechliche Leben wurden in ein kaltes und ödes Nichts verwandelt.

Das war es eigentlich: Luthern hatte gedäucht, das Reich der Vernunft, der Begeiſterung, der Vergöttlichung des Chriſtenthums durch die höchſte Idee, d. h. durch den Glauben, könne mit ihm ſchon beginnen. Er, wie alle wirklich große und edle Menſchen, hoffte von ſeinem Geſchlechte mehr, als es ertrug. Seine lichte Sonnenhöhe war ihnen zu hoch, und ward nach

Jahrhunderten wieder in Nebel gehüllt, damit ſie, von dem erhabenen Reitz nicht verlockt, in glücklicher Täuſchung die kleinen und mühſeligen Vorarbeiten thun könnten. Das war die Aufgabe, die er unbewußt und gottbegeiſtert auflöſen wollte, das äußerlich gewordene Chriſtenthum zu einem innerlichen zu machen, das von den heiligen und reinen Seelen bis dahin kindlich vernommene und angenommene zu einem ſtolzen Bewußtſein der Vernunft zu bringen, wo Wiſſen und Glauben zuſammengehen, wo der Geiſt und die Seele, der Gott und der Menſch in dem höchſten Leben nur Eins ſind, wo die Sehnſucht geſtillt iſt, wo die Wunder aufhören, weil das ganze begeiſterte Leben ein unaufhörliches Wunder iſt. Daß dieſes Leben höchſter Vernunft, dieſer durch die Menſchheit freudig hinwandelnde Gott von allen vernommen und mit unverlierbarer Sicherheit bewahrt werden könnte, dazu mußte erſt der Verſtand ſeine traurigen und verwirrenden Proben machen; er, der Probierer deſſen, was drauſſen gilt, was die äußeren Sinne vernehmen und wodurch die äußeren Dinge verſtanden und verwaltet werden, mußte ſein kleines Maaß auch an die innerlichen und himmliſchen Dinge legen, er mußte die Künſte ſeiner Eitelkeit und ſeines Uebermuthes ſo oft und von ſo verſchiedenen Seiten wiederholen, daß die Menſchen endlich enttäuſcht wurden, und lernten, daß es ohne Glauben nichts giebt, daß alles Leben von Anfang an nur auf Glauben und Liebe ruhet, daß wir nicht wiſſen weder woher wir kommen noch wohin wir gehen, wenn wir das wegwerfen, wornach alle heilige, tapfere, und heldenmüthige Menſchen von jeher muthiger und ſicherer gelebt haben, als wir mit unſerer leeren und öden Klügelei, wobei nichts übrig bleibt und wobei wir ſelbſt endlich ohnmächtige und träumeriſche Geſpenſter werden. Die Nichtigkeit des Verſtandes, welcher Vernunft ſein will, ſollte in der Theologie, Philoſophie, und Politik, kurz in allen höchſten menſchlichen Dingen, bis zur klaren Albernheit bewieſen werden. Iſt dies vollbracht, dann tritt der alte Luther wieder ein, dann beginnt wahrhaftig die Reformation, dann verſteint ſich das Wort und die Formel nicht mehr, ſondern das Wort iſt Gedanke, und die Formel iſt Leben, und der Menſch wandelt in göttlicher Freiheit auf Erden, und miſchet nicht mehr das Reich des Verſtandes und der Vernunft. Dieſe ſoll im Himmel herrſchen und in der Idee, die ihr Himmel iſt; auf Erden und in irdiſchen Verhältniſſen mag jener unter ihrer Aufſicht ſein kluges Polizeiregiment verwalten.

Warum die Franzoſen das Zeitalter anführten.

Damit wir die Geſchichte verſtehen, und uns nicht wundern, wie unſere Väter und wir ſelbſt uns ſo bethören laſſen konnten, habe ich dies als Erklärung vorausgeſchickt; auch, damit wir lernen, daß das Sinken und Steigen der Völker, ihr Stillſtand und ihre Bewegung nicht ſo äußerlich iſt, als es oft ſcheint, nicht an einer neu entdeckten Handelsſtraße oder ein paar gewonnenen oder verlorenen Schlachten hängt, ſondern daß es allein der Geiſt iſt, der da lebendig macht, das tieſer waltende Schickſal, die geheimſte Entwickelung der Zeiten, welche durch die Weltgeſchichte wandelt. Zu dieſer Kabbaliſterei und Sophiſterei des Verſtandes, zu dieſer Würfelei mit Begriffen, die nun gemacht werden ſollte, waren die Franzoſen die geſchickteſten. Deswegen wurden ſie im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Erſten. Sie ſcheinen es noch zu ſein, aber ihr Untergang iſt nahe; und wann andere Völker mit der neuen Zeit emporſtreben, werden ſie ſo tief im Staube kriechen, daß unſere Nachkommen über ihre Aermlichkeit und Elendigkeit Thränen weinen können. Sie ſelbſt werden das nicht thun, denn ſie ſind Aefflein; ſie werden in Tändelei und Eitelkeit, die ihr Leben ſind, doch mit ſich vergnügt ſein. Nicht die Freiheit und Zierlichkeit ihrer Sitten, nicht eine gewiſſe Glätte und Schlüpfrigkeit ihrer Sprache, nicht irgend etwas Vorſchimmerndes in ihrer Kunſt und ihrem Wiſſen täuſchte die andern Völker am meiſten, und bildete ihnen alles Franzöſiſche herrlicher ein, als das Ihrige, ſondern das große Wirkliche zog ſie zu ihnen: die Franzoſen hatten ſich des Organs der damaligen Weltbildung bemeiſtert, und bei ihnen alles nach dieſem Organ gebildet; wo aber das iſt, dahin muß immer die große Völkerfluth rollen. Das Logiſche, das Dialektiſche, das Mathematiſche, was ſich berechnen läßt, kurz der Verſtand und die Bearbeitung der äußeren Dinge hat den Franzoſen von jeher angehört: das Innerliche haben ſie von jeher auch durch die Inſtrumente des Aeußerlichen erklären und behandeln wollen. Sie waren gemacht für die Zeit, die damals beginnen ſollte, ſo wie diejenigen Völker, welche bei größerer Tiefe wenigſtens ein mehr wägendes und kühles Gemüth mit ihnen gemein haben. Dieſe wurden auch von ihnen und von dem beiden gemeinſchaftlichen Geiſte am meiſten gefaßt. Alle Weltbewegung entwich mehr nach Norden, Südeuropa ſchlief ein: es wird gewiß fürchterlich erwachen, wann das ſeelenvolle und gemüthvolle Zeitalter das logiſche und dialektiſche ablöſt.

Das Genaue, Beſtimmte, und Helle hat allerdings einen hohen Werth, aber nie kann es den höchſten haben noch den Mangel höherer Gaben erſetzen. Ernſt, Tiefſinn, Glaube, Schwärmerei, das ſind die tiefen Brunnen des menſchlichen Gemüthes, woraus in Wiſſenſchaft, Kunſt, und Heldenthum alles Ueberſchwängliche und Göttliche geſchöpft wird. Wo dieſe fehlen, da kann viel Glattes, Zierliches und Bewegliches ſein, aber die Einfalt, der Stolz, die Ruhe, welche auf Götterthat und Götterwerk liegen, werden dort nimmer erſcheinen. Das Leichte, das Niedliche, das Leichtfertige, alles was auf der Oberfläche leichtbeweglich tändelt und ſchimmert, mögen diejenigen wohl erſchaffen und darſtellen, welche mit dem Aeußeren und Oberflächlichen ſpielen; aber wann ſie das Höhere und Tiefere darſtellen wollen, wird ihre Armuth erſcheinen. Blank und unruhig und leichtfertig war das franzöſiſche Volk von jeher, ein Volk wie ein Vorgemach voll zuſammengebrachter und zierlich geputzter Diener vornehmer Herren: auch iſt ihre Kunſt und Geſchichte eine blanke und dienerliche, und nichts weiter; die Einfalt und Majeſtät hohen Lebens und

Strebens und die ſtille Stätigkeit der Freiheit hat ihnen je und je gefehlt. Noch war ihr thörigtes und ſchimmerndes Affenſpiel mehr unſchuldig, die Lüge und Eitelkeit, die darin lag, war noch nicht ins Bewußtſein getreten, ſie waren noch nicht eitel geworden auf das Eitle. Da kam die fünfundfunfzigjährige Regierung Ludwigs des Vierzehnten, und machte das Loſe feſt und das Leichtfertige ſündlich. Die Franzoſen nennen ſein Zeitalter ihr auguſtiſches und goldenes; die eitlen Thoren wiſſen nicht was ſie thun: kein König hat ihnen mehr geſchadet, und ſie von Grund aus mehr verdorben; er hat durch den Glanz und Schimmer, den er auf die Schanden der Knechtſchaft und des Laſters warf, eine Verſteinerung beide des Elendigen und des Böſen hervorgebracht, wovon ſie ſich nicht mehr erlöſen können. Sie haben ſeit dem Jahre 1715 nichts gethan, als daß ſie die Ausrufer jener Zeit geweſen, und wie ſie ſich ſeit zwanzig Jahren auch anders gebärden wollen, ihr Streben geht nur immer dahin, den Jahren 1670 und 1690 wieder ähnlich zu werden; ſelbſt der gewaltige und fürchterliche Deſpot, der ihnen heute mit eiſernem Scepter gebietet, mögte mit ſeiner Art unter den Franzoſen, mit ſeiner Hofhaltung, und mit ſeinem Gepränge wieder zu dem großen Ludwig zurück, entweder weil die Gewalt franzöſiſcher Eitelkeit ſtärker als der Stärkſte iſt, oder weil etwas Anders den Mann leiſe erinnert, daß ſie ſo am leichteſten als Sklaven gegängelt werden. Seit Ludwigs Zeit iſt Tod und Erſtarrung in ihnen und in ihrem Weſen und Leben, und Tod wird es bleiben, und Tod wird es werden. Denn wer einmal ſagt und glaubt: ich habe das Höchſte erlangt, der geht von dieſem Augenblick an wieder zu dem Kleinen zurück.

Wirkungen Ludwigs des Vierzehnten Zeitalter.

Früher habe ich geſagt, die franzöſiſche Geſchichte ſei eine Hof- und Hauptſtadtgeſchichte; eben habe ich geſagt, das franzöſiſche Volk ſei ein blankes und dienerliches Volk. Das läßt ſich nachweiſen. Von dem vierzehnten Jahrhundert an dreht ſich die ganze franzöſiſche Geſchichte um die Kabalen des Hofes und die Unruhen der Hauptſtadt. Was man Volksbewegungen für die Gerechtigkeit, edle Aufwallungen für die Freiheit, und Streben für das Glück des Volkes genannt hat, beginnt immer mit dem Hofe und mit der Hauptſtadt, und ſchließt damit, wohllüſtige und herrſchſüchtige Weiber, ehrgeizige Prinzen und Magnaten, unruhige Köpfe, die für ſich etwas gewinnen wollten, ſchoben freilich höhere Dinge und Namen vor, damit ſie ihre kleinen Zwecke und Triebe verhüllten, aber klein wie der Urſprung war immer das Ende. So waren im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die Händel unter dem ſchwachen Karl dem Sechsten, ſo die blutigen Verwirrungen der Religionskriege, ſo die zu lange Poſſe der Fronde unter Mazarin: kein feſter und ernſter Volksgeiſt, kein allgemeines Streben und Verlangen nach Freiheit, keine Geduld, für das Gute durch Arbeit und Unglück zu gehen; wohl aber Heftigkeit, Ungeſtüm, und Grauſamkeit genug, woraus aber nie Freiheit erwachſen kann. Als Ludwig der Vierzehnte König ward, hatten die beiden Kardinäle Richelieu und Mazarin den letzten Geiſt des Widerſtandes unterdrückt, Frankreich lag nun dem Könige zu Füßen, die Großen und Kleinen waren Knechte geworden; doch wollten ſie als Knechte mit einer gewiſſen Manier behandelt ſein: auch dieſe Elendigkeit ſollte ihre Form des Anſtandes haben. Seit jener Zeit lag die ganze Herrlichkeit, Bildung, und Gewalt allein in dem Könige und in der Stadt Paris, und man zitterte, zu thun, was dieſen nicht gefiel, zu billigen und zu lieben, was von dieſen nicht ausgieng. Es war nun alles verknechtet, befangen, und vermanierirt — und Europa konnte meinen, was die verdorbenſte Stadt, was Gelehrte und Künſtler, die auch nur blanke Hofdiener zu ſein wünſchten, was ein deſpotiſcher Hof voll orientaliſchen Prunkes und orientaliſcher Willkühr erzeugten und erfanden — das, aus keiner Tugend, keiner Freiheit, und keiner Begeiſterung gebohren, könne tugendlich, edel, vortreflich ſein? wie mag ein bitteres Holz ſüße Früchte tragen und wie mögen Feigen wachſen auf den Dornen?

Wenn man König Ludwigs Hofhaltung, ſeine Familiengeſchichten, die Knechtſchaft der Männer, und die Ausgelaſſenheit der Weiber, wenn man alle Ränke und Kabalen nicht kennt, wodurch Ehebrecherinnen, Beiſchläferinnen, Betſchweſtern, Miniſter, Feldherren, Beichtväter, ja Poeten und Schauſpieler unter dieſem Könige mitſpielten, ſo kann man auch die franzöſiſchen Sitten und Moden und die franzöſiſche Sprache und Kunſt nicht beurtheilen, noch den Einfluß würdigen, den ſie auf das übrige Europa behauptet haben. Die kleinſte und erbärmlichſte Geſinnung beſaß jener Deſpot, der ſich von ſeiner Zeit vergöttern ließ; ſo klein war der König, daß er auch das, was die gutmüthige Welt großen Königen als eine kleine Entſchädigung ihrer raſtloſen Mühen gern verzeiht, verhüllte und bemäntelte: der alles Geſetz durchbrechende Wohllüſtling bedeckte ſeine Lüſte und Ausſchweifungen mit dem Lügenmantel des Wohlſtandes, er war ein Heuchler; der ſich gegen die Sitten alles erlaubte, wollte doch ein Sittenverehrer, ja ein Sittenrichter ſcheinen: der luſtige und leichtfertige Muthwille ſeines Volkes mußte ehrbar und fromm thun. Dieſes Unglück gieng in die Sprache und alſo in das ganze Volk über: nun ward ſelbſt die Eitelkeit eitel auf ſich, die Peſt war ins Blut getreten, die Sünde war ſich ihrer bewußt worden, und die Sündlichkeit war vollendet. Dieſes Uebel wuchs immerfort, je älter der König ward, und jemehr die alte Betſchweſter, ſonſt Buhlſchweſter, Maintenon, und die Jeſuiten ſich ſeiner bemeiſterten, und ihn zu Dragonaden gegen die unſchuldigen Hugonotten, zu königlichen Edikten und päbſtlichen Bullen gegen die Janſeniſten, und zu andern Pfaffenſtreichen verleiteten, welche Zunder der Zwietracht unter das Volk ſäeten, und die Frömmelei und das Laſter, welche ſich verſöhnend Tugend heißen wollten, in den wunderlichſten Kontraſten zeigten. Ludwig der Vierzehnte war Auguſtus und Tiberius geweſen, ſein genialiſcher Nachfolger, der Regent Philipp von Orleans, ward Nero, und zeigte das Laſter, das heuchleriſch im Dunkeln geſchlichen und gekrochen war, an dem hellſten Sonnenlicht; die Unverſchämtheit und Frechheit ſeiner Jahre wird nur durch die Lüge und Heuchelei der ludwigiſchen erklärlich. Dieſe beiden übertraf die lange Schande von Ludwigs Urenkel, Ludwig dem Funfzehnten, der als ein fühlloſer und wohllüſtiger orientaliſcher

Deſpot ſein Volk über ein halbes Jahrhundert durch Beiſchläferinnen und Günſtlinge mißhandeln und unterdrücken ließ. Auch das iſt ein Ruhm unſerer teutſchen Geſchichten und ein Lob unſerer Fürſtengeſchlechter, daß wir ſolche Hof- und Staatsbegebenheiten nicht zu erzählen haben: ſo tief hat die teutſche Ehrbarkeit, Keuſchheit, und Freiheit nie ſinken können, und wird ſie mit Gottes Hülfe nie ſinken.

Dieſer Lügenanſtand, wodurch das Laſter den Schein der Tugend gewinnen ſollte, und alle die kleinen Dienſtbarkeiten und Aufmerkſamkeiten, alles das leiſe Flüſtern, das Accentloſe und Bedeutungsloſe in der Rede, was an Höfen ſein muß, wo die Diener auf den Wink des Gebieters lauſchen, überhaupt alle die vielfachen Verhüllungen und Verbrämungen, welche in der feineren und verdorbenen Welt herrſchen müſſen, waren in die Sprache übergegangen, ja ſie waren die Sprache ſelbſt geworden: daher ihr Reichthum in allem, was geſellſchaftliches Geplapper und Geziſchel erzeugt, und in allen Wendungen und Schattirungen, wodurch Lug und Trug bemäntelt und Schande und Unehrbarkeit unter leichten Hüllen verdeckt werden; daher das Vorherrſchende des Weiblichen und Weibiſchen in ihr, weil die Weiber, durch die franzöſiſchen Sitten und durch das Leben des Hofes und der Hauptſtadt aus ihrer Stille in das Verderben und den Misbrauch ihrer Beſtimmung geriſſen, nicht allein den Wohllüſten dienten, ſondern auch in politiſchen und wiſſenſchaftlichen Dingen mit entſchieden, die doch allein den Männern gehören ſollten. Dieſes Weiberweſen in Leben, Kunſt, und Wiſſenſchaft iſt auch nicht allein in Frankreich geblieben, ſondern hat bei den andern Völkern eben ſo verderblich gewirkt zur Verkehrung der natürlichen Geſchäfte und Verhältniſſe, und zu geſellſchaftlichen Anmaßungen, die das Männliche weibiſch und das Einfältige empfindſam gemacht haben. Das nannte dieſe nüchterne Zeit ihre Ritterlichkeit. Alles dieſes zuſammen, was von dem Hofe und ſeiner Dienſtbarkeit, von dem Laſter und ſeiner Lügenzierlichkeit, von der Wohlluſt der Weiber und ihren Zierereien ausging, floß nun mit der urſprünglichen franzöſiſchen Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit, und Dünnheit zuſammen, und bildete die Sprache und Kunſt des ludwigiſchen Zeitalters. Als die Verruchtheit der Sitten ſich ſchaamlos enthüllt hatte, da ſchämte ſich auch das Wort und die Schrift nicht mehr. Dieſe Schande der franzöſiſchen Litteratur, die von den Zeitgenoſſen Geiſtigkeit und Glanz genannt ward und worin die größten Männer, wie ein Friedrich der zweite, die Wohlluſt ihrer ledigen Stunden fanden, beginnt recht eigentlich mit Voltaire, und läuft in die Narrheiten und Gräuel der franzöſiſchen Revolution mit hinein.

Was den Königen und Deſpoten gefallen hatte, was eitle und wohllüſtige Weiber und hinterliſtige Pfaffen und ſchmeichleriſche Hofſchranzen und dem Hofe nachäffende Pariſer Weichlinge als das Lieblichſte, Vollkommenſte, und Schönſte geſtämpelt hatten — das fingen jetzt die Dichter und Redner auf, ja ſelbſt diejenigen, welche ſich Philoſophen und Theologen nannten. Die fauniſche und irdiſche Natur der Franzoſen und ihre platte und gemeine Art offenbart ſich darin am meiſten, daß ſie nur witzig geweſen ſind, um Scenen der Wohlluſt zu ſchildern, und geiſtreich, um zu beweiſen, daß kein Gott, keine Unſterblichkeit, keine Begeiſterung iſt, daß alles Mährchen und Fabel und Wahn und Aberglaube iſt, was ſich nicht logiſch zeigen und beweiſen läßt: kurz, daß ihre Größe die war, darzuthun, daß die Tugend ein Hirngeſpinnſt, die Welt ein todtes erſtarrtes Ding, eine Maſchine, der Menſch ſelbſt ein abſcheuliches Mittelding von Geiſt und Thier, das Laſter ſo weit erlaubt iſt, als es zum Genuß nicht unfähig macht. Dieß war die große Lehre des Tages, dies nannten die Zeitgenoſſen ihre Aufklärung, ihre Befreiung vom Aberglauben und Prieſterwahn, die Wiedergeburt einer neuen Zeit; Menſchlichkeit, Verſtand, Vernunft, Moral, und welche heilige und unheilige Namen mehr man aufrief, ſollten künftig ſtatt der Wahne und Weiſen regieren; alles wollte der mündige Menſch ſetzen: was nach ihm kommen würde, ſollte herrlich werden, nur was vor ihm geweſen, hieß eitel Nichts und Betrug und Albernheit. Dieſes Geſchlecht, das auf keiner Vergangenheit ſtehen wollte, verdiente keine Zukunft zu haben, und wird auch nur als eine wahnſinnige Scheußlichkeit in der Erinnerung bleiben. Dieſes Gefühl und dieſe Anſicht, welche von Voltaire und von den Encyclopädiſten ausging und in dem goldenen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten gebohren war, dieſes flache und gemeine Weſen ſteckte auch die ernſteren und beſſeren Franzoſen an. Unglaube und Verſpottung der Offenbarung war die allgemeine Peſt; ſie erſcheint ſelbſt in dem tiefen Rouſſeau aus Genf, den man ein Mittelding eines Franzoſen und Teutſchen nennen mögte. Auch er begriff nicht, daß Gott ſich den Menſchen nur durch die Geſchichte offenbart hat; daß alles Wahn wird, wenn man in den Sitten, Religionen, und Verfaſſungen der Menſchen keinen heiligen Wahn ehren will; daß das Gegenwärtige überall nur einen Werth, eine Bedeutung, ja überhaupt ein Daſein hat, in wie fern es auf der Vergangenheit gegründet ſteht; daß die Weiſeſten und Beſten aller Zeiten, die Helden, die Stifter, die Geſetzgeber, die Gottesboten und Seher nur dadurch ſolche genannt worden ſind, daß ſie in der Reihe der Dinge blieben; daß aber derjenige ein Verwirrer und Verderber wird, der aus dieſer Reihe gewaltſam herausſpringen und alles neu und anders machen will, als das Frühere geweſen. Daher neben ſo vielen herrlichen Anſichten und Ideen über Staaten und Verfaſſungen auch das Wilde und Ungebundene, was ſpäter zu den tolleſten Verſuchen gemißbraucht ward.

In dem Leichten und Leichtfertigen, in allem, was tändelt und hüpft und über die Oberfläche hingaukelt, haben die Franzoſen immer eine gewiſſe Niedlichkeit und Beweglichkeit gehabt, welche Unerfahrne als etwas Idealiſches täuſchen konnte: einen Schein aller Scheine, eine Geſtalt aller Geſtalten, eine glänzende Gaukelei, die einem äffiſchen und gaukleriſchen Volke natürlich iſt und die in einem ſchlüpfrigen und gottvergeſſenen Zeitalter reitzen und verführen mußte. Aber wo ihr Leben und ihre Kunſt das Ernſte und Tiefe erfaſſen und darſtellen und bilden will, da verläßt Gott ſie, weil ſie ihn verlaſſen haben; denn ſolches vollbringt kein Menſch ohne Gott und ohne einfältigen Glauben und reine Begeiſterung. In den Werken ihrer Sprache iſt das

Gemeſſene, Tanzmeiſteriſche, Bewußte, was ſich immer ſelbſt hört: das kleine Geſchnatter und Geſchnarr ihres gewöhnlichen Lebens kann zu keinem tiefen Sauſen noch erhabenen Donnerklang der Rede werden, woraus die Geiſter und Götter wiederklingen. Auch in ihren Bildwerken lächelt uns die flache Zierlichkeit oder die lügneriſche Sündlichkeit, oder eine übertriebene Fratzerei der Leidenſchaftlichkeit an, welche die kleinlichen Empfindungen gern mit Gewalt wegarbeiten mögte. Das Ganze iſt ein pomphaftes, prangendes, ſchimmerndes, und eitles Ding voll Aufgeblaſenheit, Lüge, und Sünde, das ſich auf die logiſche Abgemeſſenheit, die nüchterne Zierlichkeit, den höfiſchen Paßgängerſchritt des Anſtandes, und auf die Künſtlichkeit der Zuſammenfügung wieder viel einbildet, und vor lauter Einbildung den leeren Tod nicht ſieht, der darin iſt.

Dieſes Franzoſenweſen ging nicht wegen ſeiner Vortrefflichkeit über alle Welt, ſondern wegen der kalten, nüchternen, und abgelebten Zeit, welcher grade das franzöſiſche logiſche Maaß, die ſeichte franzöſiſche Beſonnenheit, und ſündliche Bewußtheit gefiel, welcher die kalte franzöſiſche Armuth, die immer aufſchreit und aufſpringt, damit ſie den Leuten einbilde, ſie ſei ſo warm als der glühendere Grieche, Italiäner, und Spanier, welcher ein äffiſches blankes Leben ohne Freiheit und Tugend, eine Kunſt ohne Begeiſterung, eine Poeſie ohne Fantaſie, eine Sprache ohne Tiefe und Klang genügen konnten. Dahin war es gekommen durch die geheime Entwickelung der Zeit, welche alle tieferen Kräfte ſchlummern ließ, daß ſolche Armuth als Reichthum, ſolche Nüchternheit als Begeiſterung geachtet ward;

daß man die ewige Lüge dieſer Affen, welche ſelbſt, wo ſie außer ſich ſcheinen, immer bewußt ſind und ein ſich beſpiegelndes Gaukelſpiel treiben, für Wahrheit annahm; und daß alle Völker den eigenen Reichthum und die heimiſche Vortrefflichkeit entweder ganz vergaßen oder doch falſch würdigten. Wo die Bildung der andern auch nicht grade in Einer Linie mit den Franzoſen lief, da ward ſie doch gehemmt und verwirrt, und das Fremde zerſchnitt und lähmte oft die herrlichſten eigenen Kräfte. Doch iſt es zweifelhaft geblieben, ob dieſe Allgemeinheit des Franzoſenthums den Fremden oder ihnen ſelbſt verderblicher geworden iſt. Sie ſind dadurch offenbar in der Einbildung verſtockt, daß ihr Leben, ihre Sprache, ihre Kunſt die einzig vortrefflichen ſeien oder doch geweſen ſein: wer ſich etwas einbildet, ſchreitet nicht vor, ſondern geht zurück. Die Franzoſen ſind das einzige Volk in der Welt, die es dem Hahn nachmachen, den man an einer fremden Stelle aus dem Hünerkorb ſchüttet; ſo wie dieſer ſogleich krähet, ſo thut der Franzoſe auch: verſetze ihn dreihundert, ja ſechshundert Meilen weit nach Stockholm, Konſtantinopel, und Iſpahan, und den Augenblick krähet er ohne Verlegenheit ſein Franzöſiſch heraus, und muthet jedem, den er trifft, zu, daß er ihm franzöſiſch antworte; denn nicht franzöſiſch verſtehen und ein Barbar ſein däucht dieſem eitlen Volke gleich. Wahrlich wir hätten eine andere Kunſt und Bildung, wenn uns dieſes kleinliche und armſelige Volk nicht ſo lange behext gehalten hätte.

In dem teutſchen Vaterlande griff das Franzöſiſche wegen der Nachbarſchaft ſchnell genug um ſich, obgleich in den Teutſchen ein verjährter Haß gegen die tückiſchen Nachbarn war und obgleich ſich die teutſche Ehrbarkeit und Treue und ſelbſt die teutſche Langſamkeit gegen das Unkeuſche, Lügneriſche, und Queckſilbrige länger hätte wehren ſollen. Seit dem dreißigjährigen Kriege war es ein Schimpf für die Kinder eines Fürſten oder Reichsgrafen, nicht franzöſiſch zu verſtehen; ſeit dem ſiebenjährigen Kriege mußte alles, was nicht ganz ungebildet und roh geſcholten werden wollte, franzöſiſch leſen und plappern. Und die Meiſter und Meiſterinnen dieſer Vortrefflichkeit, dieſer feinſten Weltbildung, wie man ſie nannte, waren gewöhnlich der Ausſchuß des franzöſiſchen Volks: Windbeutel, Abentheurer, Schwindler, Haarkräusler, Salbenkähe, Tanzmeiſter, unglückliche oder verlorne Dirnen, daheim für nichts geachtet oder gar geſchändet, kamen über den Rhein, die plumpen, bleiernen, und groben Allemannen ein wenig abzuglätten und aus dem Groben zu ſchnitzeln. Dieſe Tollheit verdarb unſere Sitten, unſere Sprache, unſre Redlichkeit, und den letzten Reſt von teutſchem Stolz, ja ſie warf zuletzt eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen die Fürſten und Großen und das Volk. Daß man teutſch weder ſchreiben noch ſprechen konnte, des ſchämte man ſich nicht; daß man aber einen franzöſiſchen Sprachſchnitzer beging, achtete man gleich einer Todſünde. In der vornehmen Welt war ſchon lange alles Hofgeſchnatter und alles geſellſchaftliche Geplapper franzöſiſch; das Teutſche fand man zu plump, zu gemein, zu unwitzig: freilich für die Lüge und Schmeichelei und die Bemäntelung des Laſters ſehr unbrauchbar und unbequem. Was das für Fürſten und Männer werden mußten, die nun im Regiment und Rath ſitzen und teutſche Menſchen auf teutſch regieren und beherrſchen ſollten? Wie kann ein Fürſt und ein Mann groß und herrlich ſein, wie kann, was in der Tugend Unüberwindliches, in der Begeiſterung Allmächtiges iſt, diejenigen beſeelen, welchen das erſte Organ aller höheren Mittheilung fehlt? Die Sprache eines Volkes iſt der hellſte Spiegel ſeines Gemüthes und ſeines geiſtigen Lebens; wer ſich der Sprache ſeines Volkes entfremdet, entfremdet ſich dem Volke ſelbſt. Wie gut er es auch meinen mag, nie kann er es gewaltig führen und leiten, nie kann er es begeiſtern und erheben. Was aber ein Mann als Held, als Künſtler, als Geſetzgeber, als Erfinder Großes thut, bildet, denket, und erfindet — das alles kömmt ihm nur aus dem Volke. Da iſt die Kraft, die Einfalt, die Majeſtät; in den Wurzeln und dem kräftigen Sinn der Gemeinde lebt, was den einzelen Großen als die Blüthe aller auf dem Wipfel des ganzen großen Volkes ſchimmern läßt. Die teutſchen Fürſten und Baronen wurden freilich keine Franzoſen, ſelbſt der außerordentliche Friedrich ward es nicht; aber ſie blieben auch keine Teutſche. Die nicht mit außerordentlicher Naturkraft gebohren waren, wurden elende Mitteldinger, verſteinerte Figuranten, ſeelenloſe und nüchterne Hohlköpfe, und klappernde Wetterhähne, die jeder Wind umdrehen konnte. Wir wiſſen, was wir erlebt haben. In einer fremden Bildung erſtarrten ſie; die Liebe, die Freude, die Begeiſterung, die unvergängliche Treue und der heilige Zorn für das Vaterland und für die Landsleute, die in ihnen brennen ſollten, wo blieben ſie? Was ich nicht geliebt habe, dafür kann ich nicht zürnen noch mich in Gefahr und Tod ſtürzen. Sie waren durch ihre Erziehung, durch ihr Leben, und durch den gewöhnlichen Ton der Geſellſchaft ſchon neutraliſirt; kam ihnen eine fremde Schande vollends unter franzöſiſcher Geſtalt oder gar mit franzöſiſcher Leibhaftigkeit, ſo widerfuhr ihnen nichts Neues: ſie blieben nur in einer knechtiſchen und äffiſchen Dienſtbarkeit, deren Sklaven ſie von Kindauf geweſen; viele freueten ſich vielleicht, daß die franzöſiſche Liebenswürdigkeit, Feinheit, und Gaukelei künftig auch bei ihnen ihren beſtändigen Wohnſitz aufſchlagen werde; was das Volk fühlte und litt, wie das arme zertretene und geſchändete Volk zürnte und ergrimmte, davon hatten ſie keine Ahndung, denn das größte Heiligthum, wofür ein Volk am längſten kämpft, die teutſche Sprache, war nie ihre Mutterſprache geweſen: die hatten ſie nur angeſehen als die Sprache der Bettler und Soldaten, mit welchen ſie teutſch reden mußten; die Beſſeren und Edleren wurden durch das Franzöſiſche geehrt.

Ich habe dies nur auf dem höchſten Punkt von außen angeſehen; wie viel es von innen, in der tiefſten Wurzel des teutſchen Volkes, für die Sitten, für die Weltanſicht, und für das Urtheil bedeutet hat, iſt unbeſchreiblich; denn jede Sprache bemeiſtert ſich durch ihre Art und ihren Sinn endlich des Gemüthes, dem ſie die gewöhnliche iſt. Dies brachte Zwietracht in das teutſche Leben, Trennung zwiſchen die Großen und Kleinen, Entfremdung der Fürſten und Herren vom Volke, Vergeſſen der alten teutſchen Tugend, Strenge, und Treue, und gab den immer ſchon gefährlichen und treuloſen Nachbarn ein Uebergewicht und einen Eingang, die ſie ſonſt nimmer gewonnen hätten. Und durch das Beiſpiel der Höheren wirkte dieſes Unweſen wie eine ſchleichende Peſt verderblich und zerſtörend auf den Theil des Volkes, worin eigentlich das Beſchützende und Erhaltende der Sitten und Weiſen eines Volkes am meiſten ruhet, auf den beſſeren Mittelſtand und Bürgerſtand. Da ward auch loſe und locker, was ſonſt feſt und ſpröd geweſen war: Leichtfertigkeit hieß nun Liebenswürdigkeit, Geſchwätz Weisheit, Zierlichkeit Tüchtigkeit, und es ſtand von Tage zu Tage ſchlimmer um die Einfalt und Treue und Redlichkeit, wodurch die alten Teutſchen ſo geprieſen waren. Auch war die Streitbarkeit und Tapferkeit und die freudige und feurige germaniſche Waffenluſt nicht mehr bei dem Volke, wie in den Tagen der Väter. Denn die Fürſten hatten den Männern die Waffen entwendet, und die Bürger zu weichlichen und muthloſen Handwerkern erniedrigt, und ihnen bloß die kleinlichen Künſte des Gewinns gelaſſen; und waren alle männliche Uebungen und die männliche Freiheit von Tage zu Tage ſeltener geworden, und es ſtönte und ächzte das Volk in Noth und Mühſeligkeit, damit es für Weiber und Kinder und auch für die Steuren und Auflagen Rath fände. Denn die Fürſten und Herren hielten prächtigen Hof und blanke und prächtige Schaaren von Soldaten, und ſtolzierten ſehr, und ſprachen in ihren Herzen: ſolange wir dieſe haben, wer will uns widerſtehen? was ſollten wir mit trotzigen und bewaffneten Bürgern und Bauren machen? die würden nach ungebührlicher Freiheit ſtreben, da wäre das Land im Frieden voll Unruhe und das Regiment voll Mühe, und wären ſie doch im Kriege keine Wehr und kein Schutz. Sie irrten aber ſehr, die alſo meinten.

Auch die Schriftſteller und Gelehrten und Prieſter und Propheten im Volke gingen auf demſelben Wege des Irrthums und der Verblendung. Zwar die meiſten von ihnen leugneten, ſie ſeien Franzoſenfreunde und lieben das Franzöſiſche; auch ſchimpften und ſpotteten ſie bei Gelegenheit viel über franzöſiſche Albernheit und Gaukelei und Flatterhaftigkeit, und ſetzten teutſchen Ernſt und Fleiß und teutſche Gründlichkeit gern dagegen: aber ſehr viele thaten doch, wie die Franzoſen thaten, und war ihre Art und ihr Leben faſt daſſelbe, und ihr Streben und ihre Richtung in Kunſt und Wiſſenſchaft dem franzöſiſchen Unweſen faſt ähnlich, und hatte auch bei vielen von ihnen ſeichte Oberflächlichkeit, leere Verruchtheit, und öder Unglaube die einfältige Frömmigkeit und den fröhlichen Glauben der Väter vertilgt, und nahm Liebe und Treue täglich ab, und Hochmuth und Gleichgültigkeit nahm zu. Und wurden ihre Herzen verſtockt gegen Gott und gegen die Tugend ihrer Väter, daß ſie nicht mehr unterſcheiden konnten, was gut und was böſe, was ſchön und was häßlich, was wahrhaftig und was falſch war; und däuchte ihnen ihr Machwerk und ihr Leben und Treiben alles gar ſchön und vollkommen, und lachten über die Werke ihrer Väter, als die da kindiſch und abgeſchmackt ſeien: und ſteckten doch in der Lüge, denn die Einfalt und Schönheit und den Muth und Stolz ihrer Väter mogten ſie nicht erreichen, und war leere Zierlichkeit und kalte Glätte das Höchſte, wohin ſie gelangten. Und das war ein Zeichen, wie ſchlimm es um ſie beſtellt war, daß das Wüſte und Leichtfertige und Prunkende anfing ihnen zu gefallen. Und die auch ein innerliches Gefühl von teutſcher Vortrefflichkeit hatten und gern teutſch ſein wollten, fanden die freudige und lebendige Sprache und den waidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein Künſtlerleben und eine ſtolze Wiſſenſchaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus allen, und einer ſo hoch, daß er in dieſer kalten und leeren Zeit wie ein göttliches Wunder ſteht. Dies iſt Göthe der Dichter, nicht aus dieſer Zeit gebohren, ſondern auf der einen Seite ein Bild der teutſchen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft. Wann ſolche Zeichen kommen, dann iſt die Zukunft nicht fern. Schiller aber und Klopſtock und Herder, ſo groß ſie waren, ſtanden doch zu ſehr mit in der kranken und ungeſunden Gegenwart, und erinnern zu oft an das Eitle, Geſpannte, und Empfindſame derſelben. — Und es ward auch in Teutſchland der Unglaube allmächtig, und die Theologen lehrten, daß es keine Wunder gebe und daß der Geiſt ein eitel begreifliches und gewöhnliches Ding ſei; und die Philoſophen ſtümperten und klaubten an einer todten und verſteinerten Natur: und beide erſchufen ärmliche Götzen für den hohen chriſtlichen Gott und für die Heiligung des Geiſtes und die Zuverſicht des Glaubens, und ſtellten elendige Stützen hin, woran die Menſchen ſich durch das erblindete und verarmte Leben ſo forthelfen ſollten; und meinten alle, die ſich weiſe dünkten, gleich dem franzöſiſchen Uebermuth, das Alte ſei nichts und müſſe auf das geſchwindeſte weggeräumt werden, und müſſe der mündige und vom Wahn und Aberglauben erlöſte Menſch ſich einen andern Gott und einen andern Staat erfinden, und ſie anders lehren und verwalten, als die Väter gethan hatten. Und ſie verführten und bethörten ſo endlich auch das Volk, daß es an nichts Göttliches und Heiliges mehr glaubte, und die Verruchtheit und der Hochmuth der Menſchen wuchs immer mehr. Es war aber dieſe unſelige Tollheit am unverſchämteſten von den Jahren 1780 bis 1795. Nachher ſind viele anderes Sinnes geworden, und haben erkannt, wie thörigt ſie meinten; manche andere hat das Elend bekehrt, und wird ſie noch bekehren.

Wie allmächtig der Strom des Zeitalters floß, das alles Einzelne verallgemeinen und alles Alte zerbrechen und verjüngen wollte, das erſcheint am beſten daraus, daß er auch einen Orden vernichtete, der über zwei Jahrhunderte die Welt mitregiert hatte: den Orden der Geſellſchaft Jeſu. Wenn dieſe Geſellſchaft gleich alles für erlaubt gehalten, was zu ihren Zwecken führte, wenn ſie gleich durch Liſt und Gewalt, durch Heuchelei und Schmeichelei, durch eine loſe Sittenlehre und eine bunte Betünchung des Laſters, kurz durch Lügen und Verbrechen oft zu ihrem Ziele geſtrebt hatte, ſo war bei ihr wieder eine Feſtigkeit der Grundſätze, eine Großheit der Geſinnung, eine Hingebung des Eigenen für das Allgemeine, kurz eine ſolche Aehnlichkeit deſſen, wodurch die größten Menſchen aller Zeiten von der Menge unterſchieden worden ſind, daß man oft bewundern mußte, die man hätte haſſen mögen. Bei ihrem Fall ſchien ihr Früheres durch dasjenige entſündigt zu werden, was man als eine unſchuldige Schuld auf ſie wälzte: ungerechte Strafen und Hinrichtungen haben oft Verbrechen verſöhnt, die nicht beſtraft worden. Die Jeſuiten hatten in den weiten Landen Südamerikas, die ſich an den großen Paraguayſtrom hinaufſtrecken, zwiſchen dem Gebiet der Spanier und Portugieſen, dieſen faſt unbewußt, einen mächtigen Staat gegründet, den ſie als ihren Staat hätten behaupten mögen. Durch Tugenden, die das Evangelium preiſt, durch Freundlichkeit, Güte, und Geduld waren ſie die Lehrer und Väter vieler Wilden geworden; durch Tugenden, die ihrem Orden gehörten, durch raſtloſe Thätigkeit und feſte Beharrlichkeit, begannen Glück und Menſchlichkeit auf einem Boden zu blühen, der in Europa ungehört war. Die Regierungen wurden aufmerkſam, die Stiftung ward ein Verbrechen genannt, durch ſchwere Anklagen von Mord und Verrath, die nicht erwieſen ſind, wurden die Jeſuiten in Liſſabon von dem herrſchſüchtigen und grauſamen Miniſter Pombal gebrandmarkt; mehrere ihrer Obern wurden hingerichtet, die übrigen von der Geſellſchaft aus Portugal und Spanien verbannt; bald ward der Orden auch in Italien und Frankreich verfolgt; endlich durch eine Bulle des Pabſtes aufgehoben. Die Welt klatſchte in die Hände zu ihrem Unglück, Voltaire und ſeine Encyklopädiſten, die Prediger des neuen Heils, jauchzeten, als ſei ein ungeheures Scheuſal der Menſchheit vertilgt. Wirklich war dies der größte Sieg, den die Meinung jemals mit ſolcher Leichtigkeit über die ſeltenſte Feſtigkeit der Grundſätze errungen hatte. Das aber hätten die Zeitgenoſſen zu Herzen nehmen ſollen, daß dieſer Fall ſolcher Männer eine große Warnung war für alle. Wenn dieſe durch Machtſprüche und Gewaltſtreiche ſo gleichſam weggeblaſen werden konnten, was ſollte das übrige Alte halten, welches bloß durch Gewohnheit vertheidigt ward? Die Aufhebung des Jeſuitenordens war eine europäiſche Revolution. Die unglücklichen Väter nahmen bei ihrer Auflöſung wenn nicht die Liebe doch die Bewunderung einiger Wenigen mit, die ahnden können, was das iſt, wodurch Männer herrſchen. Der Pabſt aber, der ſie aufhob, riß die letzten Pfeiler der alten Kirche nieder.

Wenn nun die Welt ſo ſteht, wenn Laſter der Tugend, Verruchtheit dem Glauben, Aufgeblaſenheit der Tüchtigkeit, Neuerungswuth der Liebe des Alten gleich geachtet wird, dann iſt die Zeit der Heimſuchung nahe, das Geſchlecht brütet ſein eigenes Verderben aus, eine Geißel Gottes, ein Weltgericht, eine Sündfluth, ein Tyrann, den ſie als das Ebenbild des Teufels verfluchen – ſolches erſcheint, ſie zu ſtrafen. Dann, zu ſpät, ſchreien ſie zu dem Himmel: er hört ſie nicht, und kann ſie nicht hören. Sie müſſen abbüßen, was ſie verſchuldet, und die Ungebundenheit und der Ungehorſam und Unglaube gegen Gott und Sitte muß in Blut vertilgt werden.

Ueber Gute und Böſe, über Schuldige und Unſchuldige ergehet dann Ein Gericht, damit alle inne werden, daß es einen vergeltenden Gott und eine wahre Geſchichte giebt, daß Menſchenwahn und Menſchengedanken wie Spreu im Winde zerſtieben, und daß nichts bleiben darf, als was Einfalt und Treue gebohren haben. Sie aber ſonneten ſich an ihrer Thorheit und Nichtigkeit, und lachten über den Glauben und die Werke ihrer Väter, und meinten, wie gebildet, aufgeklärt, und herrlich ſie ſeien, und wie das güldene Zeitalter bald anheben werde; und ahndeten nicht, daß ſie mit Lügengeſpinſten umſponnen waren, und daß der Teufel ſie zu verderben mit Mord und Verrath und Schrecken im Hinterhalt laure. Einige Gute aber ſtraften und warnten ſie ihrer eitlen Hoffnungen, und weiſſagten, daß die Frucht faul ſein würde wie die Blüthe; aber ſie glaubeten nicht. Daß aber was Neues bevorſtehe,ahndete alle, und hatte ſich ſchon in vielen Vorſpielen und Zeichen offenbart.

Dieſe Strafe mußte eine politiſche ſein. Eine glänzende Erſcheinung, den lügenhaften Herzen und Gedanken dieſer Menſchen gleich, mußte erſt alle locken und bethören, ſie mußten ſich noch einige Jahre in ihrem böſen Wahn ſpiegeln und daran ergötzen; dann aber mußte das Trugbild ſich in eine Furie verwandeln, die Pforten der Hölle aufthun, und Wahnſinn, Verrath, Wuth, und Mord auslaſſen auf die Welt, damit alle endlich ihrer Narrheit und Sündlichkeit inne würden. Weil die Franzoſen in den beiden letzten

Jahrhunderten die Führer und Verführer geweſen waren, ſo gebührte ihnen der Anfang: in Paris, woher dieſem Geſchlechte alles Heil zu kommen gedäucht hatte, mußte das glänzende Meteor aufgehen. Die wilden und überfliegenden Gedanken dieſer Menſchen waren ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren vorzüglich auf das Politiſche gerichtet; je mürber ihre Kräfte, je loſer ihre Geſinnungen, je dünner ihre Tugenden wurden, deſto mehr misfiel ihnen ihr alter Zuſtand; wie der alte Gott und der alte Glaube ihnen kindiſch däuchten, ſo fanden ſie auch ſelbſt die löblichen Ordnungen, die ihre Väter geſtiftet hatten, albern und abgeſchmackt: Misbräuche und weiſe Satzungen alles ſollte zugleich weg, aus reinem Verſtande, aus reinſter Vernunft ſollten Ideale von Verfaſſungen hingeſtellt werden, dergleichen die früheren Alter nicht geſehen hatten. Bei dieſen erhabenen Träumen vergoßen ſie ganz, daß ſie Menſchen waren, und welche Menſchen! und wie ungebundene Menſchen! und meinten ſich doch allein durch geiſtige Zügel lenken laſſen zu können. Der amerikaniſche Freiheitskampf zwiſchen den Engländern und ihren Kolonien vom Jahr 1774 bis 1783 offenbarte die Gedanken und Wünſche der Menſchen und ward ein Wetzſtein, woran die politiſchen Ideen ſich rieben. Damals ſchon hätten die Könige und Fürſten an der Art, wie die Menſchen jene Händel anſahen und beurtheilten, ahnden können, was auch Europa bald bevorſtehen werde. Noch ehe dieſe Unruhen beendigt waren, wollte Kaiſer Joſeph vom Jahr 1780 bis 1790 in ſeinen Staaten plötzlich alles Alte neu machen, und verfuhr dabei, wie nur der wildeſte Demagog hätte verfahren können. In den vereinigten und in den öſtreichiſchen Niederlanden, in Ungarn, in Lüttich, in Aachen, und an andern Orten waren in dieſen Jahren Bewegungen und Aufwallungen für die Freiheit, wie die Leute ſie nannten, welche nach dem Urtheil und der Anſicht des Zeitalters hergeleitet, begründet, und entſchuldigt wurden, und in die heißen Köpfe immer mehr Feuer brachten. Endlich eröffnete Frankreich das große Schauſpiel, und zog alle übrigen Funken in ſeine gewaltige Flamme.

Zuſtand Frankreichs nach Ludwig dem Vierzehnten.

Wie Ludwig der Vierzehnte regierte, wie er das Meiſte auf Schein, Weniges auf Wirklichkeit wandte, wie er durch die Wuth Eroberer zu ſein zuletzt den mächtigen Staat ſchwächte, wie er durch Frömmelei, Heuchelei, und Deſpotismus die letzte Freiheit und die Sitten zerſtörte und die Geſinnungen untergrub, iſt ungefär gezeigt worden. Nach ſeinem Tode, als ſein Urenkel Ludwig der Funfzehnte noch Kind und Knabe war, regierte ſein Neffe, der fröhliche, tapfere, und geiſtreiche, aber durch Wohllüſte verdorbene Herzog Philipp von Orleans als Regent von Frankreich. Dieſer parodierte durch eine neroniſche Offenheit und Nacktheit des Laſters das Leben Ludwigs des Vierzehnten. Nach ihm führte einige Jahre die Zügel des Reichs der Herzog von Bourbon-Condé; und nach dieſem ſeit dem Jahr 1726, etwa funfzehen Jahre, der Lehrer des jungen Königs, der alte Kardinal Fleury, löblich und haushälteriſch, ſo daß der ermattete Staat anfing ſich zu erholen. Nach ihm aber brach das noch aufgehaltene Unheil wie ein Strom herein. Ludwig der Funfzehnte ward ſeit dem Jahr 1740 ein bodenloſer Wohllüſtling, ein gefühlloſer Deſpot, der unter ſeinen Weibern und Höflingen es ſich wohl ſein läßt, wenn auch die Welt umher vergehen ſollte. Seine beiden berühmteſten Beiſchläferinnen, die Pompadour und die du Barry, elende Miniſter, unfähige Feldherren, Beſtechlichkeit, Sittenloſigkeit, und Schaamloſigkeit ohne Maaß, grauſame Unterdrückung des Volkes, Gewalt gegen die Parlamente, unglücklich, ja ſchimpflich geführte Kriege, Verwirrung, Verſchwendung, Räuberei allenthalben, wachſende Schulden, wachſendes Elend, wachſende Verruchtheit — das iſt die Ueberſchrift der langen Regierung, die von dieſem unſeligen Könige den Namen hat. Dazwiſchen ſpielt der Uebermuth und die Frechheit Voltaires und der Encyklopädiſten: eben ſo verdorbene, knechtiſche, und ſittenloſe Geſellen, als die andern, die ſich aber gern ein hohes Anſehen gaben, und, da ſie das Einzelne nicht antaſten durften, mit Ideen ſpielten, die ſie allgemeine Ideen nannten. Dies iſt ein treffliches Wort zur Bezeichnung der Nichtigkeit, womit ſie ſich ſelbſt und andere getäuſcht haben. Grade dieſe Allgemeinheit machte dieſe Ideen zu raſenden, ſobald von ſo zuſammengeſetzten Dingen als Staat, Verfaſſung, und Geſetzgebung die Rede war. Auch dort ſind die Grundlagen wenige klare und ewige Ideen, aber ſo wie es zur Ausführung und Anwendung kömmt, muß jenes Allgemeine zurücktreten, und das recht eigentlich Beſondere eintreten, weil Verhältniſſe, Gelegenheiten, Klima, Volkskarakter, Verderbenheit oder Unſchuld der Sitten, feſtgewurzelte Gebräuche und Weiſen, und tauſend andere Dinge jene geprieſene Allgemeinheit tauſendfältig durchbrechen.

Auf Ludwig den Funfzehnten folgte ſein Enkel Ludwig der Sechszehnte, ein guter, frommer, treuer König, auch nicht ohne Einſicht, aber leider ohne die Feſtigkeit, das Unheil auszurotten, das ſich ſeit ſeinem Urgroßvater Ludwig dem Vierzehnten immer gehäuft hatte, und ohne die Kraft, auf den Vulkanen und in den Orkanen feſt zu ſtehen, die ohne ſeine Schuld ſeine letzten Jahre erſchütterten. Nie hat ein König gelebt, der dem Elend und der Unterdrückung lieber gewehrt hätte, als Ludwig, der jedem ſeiner ärmſten Unterthanen lieber jeden Sonntag ein Huhn mit Reis im Topf gegönnt hätte, als dieſer redliche Mann; aber der Thron war von der Verderbenheit ſo feſt umſponnen, das Unheil ſteckte ſo tief und verwickelt in der ganzen Verfaſſung, daß nur ein außerordentlicher Menſch, mit der ganzen königlichen Macht und Weisheit gewaffnet, hätte durchdringen und das Beſſere erſchaffen können. Das Uebel hatte zu tiefe Wurzeln geſchlagen; es hätte nicht nur ausgerottet, es hätte ausgebrannt werden müſſen. Frankreichs großer Adel war ſeit Jahrhunderten vom Volke geſchieden, und nichts als Hofadel geworden, der in Eitelkeiten und Flittern ſetzte, was die Vorfahren in Arbeiten und Tugenden gelegt hatten, der nur knechtiſchen Dienſt, aber auch alle Anſprüche knechtiſcher Seelen kannte, und mit dem Königthum auf das engſte zuſammengewachſen war. Pracht, Verſchwendung, Gewiſſenloſigkeit, Liederlichkeit, Frechheit ohne Gränzen — das alles ward mit zu der Königswürde und zu der glänzenden Hofhaltung eines Königs von Frankreich gerechnet: alle dieſe Sünden und Verbrechen nichtswürdiger Satrapen, und den Haß, der ihnen folgte, mußte der König mit auf ſeine Schultern nehmen. Ludwig liebte Ordnung und Mäßigkeit, er haßte allen Prunk: aber er konnte die Art des Hofes und ſeine Sitten nicht ändern: ſelbſt ſeine Brüder und ſeine Königin konnte er darin nicht beherrſchen. Es ward aber aller Glanz und alle Ueppigkeit von Tage zu Tage verhaßter, jemehr das Elend des Volks zunahm. — Der König von Frankreich hieß bei fremden Völkern ein Deſpot, der mit ſeinem unterwürfigen und dienſtbaren Volke willkührlich thun und ſchalten könne, wie es ihm gefalle. Aber durch Gewohnheit und durch tauſend andere Bande hatten die Prinzen und alten Geſchlechter ſich wie Dornen und Neſſeln und anderes Unkraut um den Thron gerankt, und umwucherten die königliche Macht. Die reichen Quellen des Reichs ſogen Generalpächter aus, die mit der ganzen Magnatenkaſte in der engſten Verbindung ſtanden, und durch Vorſchüſſe und Anleihen nicht allein ihres Beſitzes ſicher waren, ſondern auch das Vertrauen auf die Staatspapiere und den Gang und Ausgang der meiſten

Staatseinrichtungen, beſonders der Finanzverfügungen, lenkten. Was alſo auch verſucht ward, das Uebel zu beſſern, die Misbräuche auszurotten, dem Volke Erleichterung zu verſchaffen — an dieſer Zuſammenkettung mußte alles ſcheitern. Durften ſie dem königlichen Willen und der tüchtigen Geſinnung und Kraft eines treuen und weiſen Miniſters auch nicht gradezu widerſprechen und widerſtreben, ſo brachten ſie doch ſo viele Hemmung und Stockung und böſes Blut in alles, daß es bleiben mußte, wie es geweſen war. König Ludwig ſuchte wackere, einſichtsvolle, und unbeſtechliche Miniſter und Räthe: er fand einige. Dieſe, durch des guten Königs Treue geſpornt, wollten durchgreifen, aber lernten bald, daß nur die Böſen auf dieſem Felde ringen konnten, und traten mit getäuſchten Hoffnungen zurück. Ein ſo ſcheußliches und vielfaches Schlangengewirr des Geizes, des Hochmuths, der Herrſchſucht, der Wohlluſt hatte den Thron umſchlungen und ſich um alle lebendige und kraftvolle Adern des Staats gewickelt, daß der König ein Alexander hätte ſein müſſen, um den Gordiſchen Knoten zu zerhauen, oder ein Herkules, um die Ungeheuer mit der Keule zu vertilgen. Mit gewöhnlichen Kräften, mit einem guten Willen, und treuen Fleiße war dies unmöglich.

Ludwig hatte von ſeinem Großvater eine Schuldenlaſt von 1000 Millionen Reichsthaler geerbt, der amerikaniſche Freiheitskampf, den er gegen England unterſtützte, hatte dieſe noch vermehrt; doch waren die Schulden für ein ſo groſes und an Hülfsquellen ſo reiches Land, als Frankreich iſt, ſo unerſchwinglich nicht, daß der Staat darüber hätte zu Trümmern gehen müſſen. Hätte Ludwig durchgreifen und die alten Ketten zerſprengen können, ſo wäre da wohl Rath geworden. Aber ein Finanzminiſter folgte dem andern: Turgot, Clugny, Taboureau, Necker, dann im Jahr 1783 Calonne, welcher Wunder verſprach, allerlei kühne Sprünge machte, aber die Dinge noch mehr in einander ſchob und verwirrte. Nun, als alles Zerfall drohet, im Jahr 1787 eine Verſammlung der ſogenannten Notabeln (Hochanſehnlichen) und Graf Calonne, welcher die bevorrechteten Stände mit zur Beiſteuer herangezogen haben wollte, abgedankt. Sein Nachfolger, der Erzbiſchof von Sens, Herr von Brienne, macht mit den Herren nach alter Weiſe neue Steuern. Da tritt das Parlament von Paris ein, und erklärt mit einer lange nicht gehörten, alſo gleichſam neuen Lehre, allein die Reichsſtände können neue Steuern bewilligen. Der Miniſter hebt durch einen königlichen Machtſpruch alle Parlamente in ganz Frankreich auf, und richtet einen ſogenannten Hochmögenden Hof ein, ein rechtes Deſpotengericht, das ſie erſetzen ſoll. Zuerſt Geziſchel und Gemurr, dann Geſchrei, Lärm, Raſerei in allen Gränzen des Landes; alle wollen die Zuſammenberufung der Stände des Reichs, damit über den allgemeinen Jammer gerathſchlagt werde. Der Hof erklärt ſich endlich, wie das Volk will, Herr von Brienne dankt ab, ſein hochmögender

Hof verſchwindet vor den wiederhergeſtellten Parlamenten, und Herr Necker aus der Schweitz, den man für einen großen Finanzmann hielt, nimmt ſeine Stelle ein als Direktor der Finanzen.

Als die Nachricht erſcholl, der allgemeine Reichstag ſei beſchloſſen, war in ganz Frankreich nur Ein Jubel und Freudengeſchrei: es war, als wäre mit dieſer Poſt alles Glück vom Himmel gefallen und der Tag der Erlöſung und Glückſeligkeit erſchienen. Ein wilder Enthuſiasmus, ein glühender und ſchäumender Geiſt, der in Schriften und Reden ausſtrömte, die Stiftung von einer Menge Geſellſchaften und Verbrüderungen, die ſich für das Vaterland, die Verfaſſung, und Freiheit verſammelt, und verbunden nannten; mancherlei Entwürfe, Vorſchläge, und Ideen; mancherlei tolle und wüſte Auftritte bei den Wahlen der Volksvertreter; dann *die allgemeinen Ideen* der Philoſophen und Encyklopädiſten, die in allen Köpfen gährten, und die kühnen Hoffnungen, die darauf gegründet wurden — mußten die Regierung warnen und auf ihre Hut ſtellen, daß ſie Vorbeugungen und Auswege träfe, einem ungeſtümen und gewaltigen Kampfe wilder Kräfte, der bevorſtand, begegnen zu können. Auch das wußte ſie — was das Bedeutendſte war — daß das lange gepreßte und geplagte Volk, von ſeinen Führern verhetzt und erbittert, einen brennenden Haß gegen den hohen Adel und die ganze große Zuſammenſchwörung der Generalpächter trug; daß dieſer Haß bei den meiſten mehr wirken würde, als die Liebe der Freiheit; ja daß er ſelbſt in den reinſten Herzen, welche nur Freiheit und Gerechtigkeit und nichts für ſich ſelbſt aus Herrſchſucht oder Habſucht wünſchten, die Mäßigkeit und Ruhe über die Gränzen treiben würde. Genug bekannt war die Stimmung und Gährung des Volkes, unverborgen waren die Entwürfe und Anſchläge derer, die in dieſem großen Spiel eine Rolle zu ſpielen wünſchten; doch ließ die Regierung ſich gutmüthig und ſchwach treiben. Der eitle Necker, der ſich wie ein Pfau in ſeiner Selbſtgefälligkeit ſpiegelte, und nicht wußte, daß er und ſein König auf einem gährenden Vulkan ſaß, ließ dem Volke, das ihn als den Freiheitsgötzen und Verjünger des Vaterlandes austrompetete und poſaunte, alles hingehen und hingeben; er verſäumte, durch Geld, durch Zwiſchenſpieler, durch Spione, und durch andere Mittel, die in ſo gefährlichen Zeiten, wo jeder ein umkehrendes Spiel treibt, der Regierung erlaubt ſind, die Volksgeſellſchaften und Wahlen zu lenken und zu beſtimmen: ja, er dachte nicht an das Allererſte, an den Ort der Verſammlung. Dieſen mußte er wählen in einer Landſchaft, wo die mäßigſten und ruhigſten Menſchen wohnten, etwa in einer mittelmäßigen Burgundiſchen Stadt, dreißig bis vierzig Meilen von Paris. Aber Herr Necker kannte die franzöſiſche Geſchichte nicht, er kannte den unſeligen Einfluß einer ſolchen Hauptſtadt nicht, er wußte nicht, welch ein gefährliches Feuer unter der Aſche glimmte, ja ſchon brannte, und den Staat, den

König, ihn ſelbſt mit aller ſeiner eitlen Weisheit wie leichte Spreu wegblaſen konnte. Er ließ geſchehen, daß man die Stadt Verſailles drei Meilen von Paris zum Sitz des Reichstags wählte.

Wie unglücklich der König mit dieſem ſorgloſen, aufgeblaſenen, und in ſich ſelbſt verliebten Miniſter war, ſo unglücklich, ja noch unglücklicher war er mit den Prinzen vom Blute, und mit den großen Familien Frankreichs, die ſeit Jahrhunderten dem Thron am nächſten geſtanden waren. Das war ein eitles, mattes, abgelebtes, entartetes Geſchlecht: keine Weisheit, kein Muth, keine Geſchicklichkeit, kein Rath, kein Anſehen bei ihnen, keine Helden und Männer unter ihnen, welche die Achtung und Liebe des Volks beſaßen und den wilden Pöbel und den Pöbelſinn der nachherigen Verſammlung durch ihr Anſehen und ihren Ernſt hätten bändigen können. O man beſchuldige nicht immer das Volk des Ungehorſams und der Meuterei: dieſe entſtehen nur, wo der Herrſchaft die Tugend fehlt: das Volk verehrt ſo gern Herren und Fürſten, wenn ſie wirklich herriſch und fürſtlich ſind. Aufhetzen und erbittern konnten ſie den König, ängſtigen und ſchrecken konnten ſie ihn, mit Haß und Argwohn konnten ſie ſeine treue Seele füllen, wähnen konnten ſie bis auf den letzten Augenblick, ihre bloße Gegenwart, der Glanz ihrer Darſtellung, die Hoheit ihrer Geburt werden die aufrühriſchen Pöbelführer, wie ſie ihre Feinde nannten, vor ihnen in den Staub werfen; rathen, helfen, arbeiten, wagen konnten ſie nicht, mit einem großen Beiſpiel nicht einmal ſtreiten und ſterben konnten ſie, als der Pöbel an den Thron drang und ihn zertrümmern wollte. Sie entflohen bald aus den vaterländiſchen Gränzen, und ſchrieen über ganz Europa Gewalt und Hochverrath, und forderten alle Könige und Fürſten auf, zuſammen zu treten und das fürchterliche Feuer zu dämpfen, was ihre und ihrer Väter Sünden angezündet hatten. Der treue und redliche Ludwig ſtand hülflos und rathlos mitten in den Stürmen allein, und ſchwankte hin und her. Er und die Seinigen thaten nichts; aber in der Hauptſtadt und in allen Städten und Landſchaften bildeten ſich furchtbare Geſellſchaften: Gährungen, Anſtiftungen, Aufhetzungen, Verblendung der Bürger, und Abwendung des Heers das waren die geheimen und öffentlichen Arbeiten einer unermüdeten und fürchterlichen Parthei, die, von dem allgemeinen Geiſt der Zeit angeblaſen, in Paris noch durch die ſchrecklichſten Kabalen gegen den König und ſein ganzes Haus entflammt ward. Dort ſtand der Herzog Philipp von Orleans, der reichſte Mann Frankreichs, ein Prinz vom Blute, des Königs geſchworner Feind, durch alle Laſter und Schanden gebrandmarkt, an der Spitze einer düſtern Kabale, die ihm den Thron aus der Ferne zeigte, aber den feigen und ränkevollen Dummkopf nur gebrauchte, um durch ſein Gold zu wirken.

Franzöſiſche Umkehrung.

So kam der Sommer des Jahrs 1789 herbei, von welchem man die franzöſiſche Revolution datirt, die nun eine europäiſche geworden iſt. Die drei Stände, Adel, Prieſterſchaft, und Bürger, verſammelten ſich in Verſailles. Sogleich in den erſten Tagen erſchien, wie ſehr Necker und die Königiſchen ſich geirrt hatten. Die Volksvertreter waren nicht gekommen, bloß die Finanzvorſchläge des allweiſen Miniſters anzuhören und darüber zu rathſchlagen, nein, das ganze Reich an Haupt und Gliedern zu unterſuchen und zu beſſern, und nach den Rechten des Königs und der Großen wie nach den Rechten des Volks zu fragen; erſt wollten ſie einen Staat machen, dann wollten ſie zuſehen, wie er ſich unterhalten könne. Dies ward ſo laut und ſo kühn ausgeſprochen, und die Parthei, die es ausſprach, war ſo vorbereitet und gerüſtet, auch durch Zahl und Geſchicklichkeit ſo überlegen, daß der König und die Ariſtokraten erſchracken. Jene ließen ihnen nicht Zeit, ſich zu beſinnen, ſie benutzten ihre Zahl und ihr Gewicht, zerſprengten die alte Art, nach Ständen zu rathſchlagen, und hießen alle eine einzige Verſammlung ausmachen: Adel, Prieſterſchaft, Dritter Stand wurden nun Eins, nicht die Klaſſen entſchieden, ſondern die Mehrheit der Stimmen galt. Die Revolution war gemacht, die verſammelten Stände, jetzt in Einer Kammer vereinigt, nannten ſich Nationalkonvent. Dies geſchah den 17. Juny des Jahrs 1789.

Bald ließen die in Paris, welche hinter dem Teppich ſpielten, eine fürchterliche Mine ſpringen, damit, ſagten ſie, der hohe Sinn des Volks offenbar und der Stolz der Freiheit belebt würde. Den 13. July war daſelbſt ein fürchterlicher Aufſtand und allgemeine

Zuſammenrottung und Bewaffnung; den 14. July ſtürmten dieſe wilden Haufen die berüchtigte und dem Volke verhaßte Baſtille, eroberten ſie nach einem großen Blutbade, machten den Kommandanten und den größten Theil der Beſatzung nieder, hänkten und enthaupteten an Stangen und Laternenpfählen, die ihnen Deſpotenknechte däuchten, und befreieten die Gefangenen, zum Theil arge Verbrecher, zu Ehren der jungen Freiheit. Von der Baſtille blieben nur Schutt und Steinhaufen; doch baueten ſie mitten auf dem Platze, wo ſie geſtanden, einen Brunnen, den ſie den Brunnen der Freiheit nannten. Durch alle Lande Frankreichs eine gleiche Raſerei, ein gleicher Enthuſiasmus, gleiche Aufſtände, Ausſchweifungen, Brandſtiftungen, Morde. Das nannten dieſe Menſchen Freiheit und Freude, und jubelten, daß ſie dieſen Tag erlebt hatten. Die Guten zitterten, und die Weiſen weiſſagten nicht mehr. Die Volksboten in Verſailles in demſelben Sinn, alles Alte verrufen und weggeſchafft, kein Adel, kein Prieſterthum, keine Vorrechte und Kaſten ſollten mehr ſein, alles gleich, alles frei, alles Theilhaber der einzigen Majeſtät, die allein bei dem Volke ruhe. Zugleich ein immerwährendes und noch nicht aufgedecktes und vielleicht nimmer aufdeckliches Spiel der Partheien zwiſchen und gegen einander, und ein Fließen und Rückfließen der Meinungen, Anſichten, und Entwürfe, wie das Fließen der Ebbe und Fluth. Vieles davon iſt allen Revolutionen gemein, Manches war abſichtlich, das Meiſte gewiß zufällig. Deswegen liegen Plan und Ungefär, Ueberlegung und Begeiſterung, eigenes Wirken und fremdes Eingreifen, Unſchuld und Schuld ſo in einander gewickelt, daß dieſes Revolutionsweſen der erſten zwei Jahre wohl ewig unauflöslich bleiben wird. Das Eine aber muß geſagt werden, daß wenige beſonnen und mäßig waren, und erkannten, aus welchen Elementen ein Staat gebaut werden müſſe, und daß noch nie eine Verfaſſung aus *reinen Grundſätzen* geworden ſei; die meiſten waren wilde Enthuſiaſten, auch die Gutmeinenden von Haß gegen die allerdings abſcheuliche franzöſiſche Ariſtokratie weiter fortgeriſſen, als ſie anfangs gewollt hatten; von ſtiller Tugend, von beſcheidener Anerkennung und Abwägung aller irdiſchen Dinge, und wie alles Beſte, was Menſchen machen und was für Menſchen gemacht wird, damit es beſtehen könne und damit es Haltung und Schwerkraft gewinne, auch an das Unvollkommene und Mittelmäßige geknüpft werden muß; von dem großen Soloniſchen Grundſatz: *nicht das Vollkommenſte, ſondern das Vollkommene, was die Zeit und das Volk eben ertragen, zu machen* — davon wußten wenige; Verruchtheit, geiſtiger Hochmuth, Vergeſſenheit der Liebe zu den Menſchen und des Glaubens an Gott, kurz teufliſcher Selbſtdünkel war bei den meiſten; jene Gerechtigkeit, die verzeihen, jene Milde, die barmherzig ſein kann, fehlte faſt allen: was ſie ihre Aufklärung, ihre Freiheit, ihre Menſchenrechte, ihre Allgemeinheit des Gottesdienſtes nannten — war nichts als eidie teufliſche und gemüthloſe Geiſtigkeit, ohne Wärme und Licht, aber voll Hitze und Schimmer. Wie dieſe Kraft ſich ſelbſt verzehrt, ſo ſollten ſie einander auffreſſen, und eine Revolution die andere, eine Verfaſſung die andere verſchlingen; endlich bei vollendeter Ermattung der Kräfte, bei unauflöslicher und wüſter Verwirrung und Hülfsloſigkeit ſollte ein liſtiger und blutdürſtiger Tyrann kommen und die Ermatteten und Eingeſchüchterten mit ſeinem eiſernen Scepter zu elenderen Knechten ſchlagen, als ſie vorher geweſen.

Die Vorrüſtungen und Vorſpiele des Nationalkonvents endigten im Anfange Oktobers. Den 5. Oktober um Nachmittag kamen in zuſammengerotteten Volkshaufen viele Tauſende im fürchterlichſten Regenwetter von Paris zu Verſailles an. Alles, was Armuth, Liederlichkeit, und Verruchtheit in großen Städten Scheußlichſtes erzeugen, auch viele durch die Revolution von Ketten und Banden gelöſte Scheuſale, viele Zwiſchenſpieler und Aufhetzer der wüthenden Partheien, ſelbſt, wie einige behaupten, Konventsglieder und vornehme Magnaten, verkleidet und in Weiberröcken — ein ſolcher wüſter, wilder, und geſetzloſer Hauſe, zum Theil in den abentheuerlichſten Verlarvungen, zum Theil mit ſeinem gewöhnlichen Schmutz und Lumpen bedeckt, einige ordentlich bewaffnet, andere mit Spießen und Kolben und Stangen, erſchien vor den Schranken des Nationalkonvents und vor dem königlichen Schloſſe, und nannte ſich das gute und getreue Volk von Paris, das ſeinen Konvent begrüſſe und ſeinen

König einlade, in ſeiner alten Herrſcherſtadt ſeinen Sitz zu nehmen. So geſtiegen waren die Anſprüche des Pöbels, ſo geſunken das Anſehen der Beſſeren, und derjenigen, welche das Volk vorſtellen ſollten, oder auch, damit die Königiſchen in größere Noth kämen, abſichtlich ſo hingegeben, daß man dieſes Schandegeſindel als Volk aufnahm; daß der Präſident und die Mitglieder einer Verſammlung, die ein großes Reich beſſern und wiederherſtellen wollte, ſich mit ihnen umarmten und ihre ſtinkenden Bruderküſſe empfingen; daß der König und die Königin ihnen ſchmeicheln und ſich vor ihnen verneigen mußten, als auf welche ihre Majeſtät nun überzugehen anfing. Dieſe jubelten und toſeten in Verſailles auf allen Gaſſen und in allen Häuſern, und erſt als Müdigkeit, Wein, und Ausſchweifungen die wilden Sinne ermattet hatten, begaben ſie ſich zur Ruhe. Aber den andern Morgen früh um 5 Uhr waren die gräulichen Schaaren ſchon wieder wach, und mit ihnen war Geheul, Wuth, und Raſerei erwacht. Bald ächzete das Gewimmer der königlichen Leibwächter, die ſie in ihren Quartieren überfielen und ermordeten; und in wenig Minuten rings um nur Ein Toſen und Wimmern des Jammers, der Wildheit, und Mordluſt; dazwiſchen das fürchterliche Dunkel einer regnigten Nacht, welche Sieger und Beſiegte, Mörder und Ermordete, Verfolger und Verfolgte bedeckte, welche alles ungewiß, und Rath, Hülfe, Hemmung des Unheils faſt unmöglich machte. Zuletzt war die Wuth auch in das königliche Schloß gedrungen, die Königin und die königlichen Kinder hatten ſich vor den Spießen, Meſſern, und Dolchen kaum aus ihren Zimmern gerettet; da ſtellten ſich viele der Mitglieder des Konvents und andere zum Schirm um ſie, das dämmernde Licht fiel heller auf die Wuth und die Schande, ſie zogen ſich kniriſchend und beſchämt zurück: doch ſcholl, als der König und die Königin mit den königlichen Kindern ſich auf dem Erker des Schloſſes der Menge zeigten, zur Königin drohender Schimpf hinauf, von noch drohenderen Geberden begleitet. Diesmal war der ſchwarze Anſchlag noch nicht gelungen, den König und die Königin und die königlichen Kinder zu ermorden; aber es gelang der wilden Rotte, ſie und den Konvent nach Paris zu ſchleppen, wohin ſie unter dem würdigen Geleite des Pöbels zogen: es war ein wahrer Triumphzug, wo die Schlechteſten des Volks über die gefallene Majeſtät triumphirten. Der König ging einen großen Theil des Weges zu Fuß im abſcheulichſten Kothe und dichten Regen, und zog unter dem Hurra des wilden Haufens in Paris ein; gegen die Königin klangen wiederholt gräßliche Schmähungen. So groß war die Kraftloſigkeit der Regierung, die Verblendung des Konvents, die Elendigkeit des Generals la Fayette, der in Paris befahl, daß ein Hauſe von 20000 bis 30000 Pöbel, von einigen ſchändlichen Böſewichtern angeführt, ſolches ungeſtraft wagen durfte. Warum nahm man nicht die letzte Kraft zuſammen und zerſchmetterte dieſe ganze Schaar? da wäre wenigſtens kein unſchuldiges Blut vergoſſen; warum ſetzte man nicht gleich die letzte Ehre und das Leben drein? Sie fühlten zu, und lernten, wie viel ſie durften, und ſollten bald kühner vorſchreiten.

Jetzt war der König und der Konvent in der Gewalt der Pariſer, und allen Bewegungen und Aufruhren hingegeben, und von allen Anſtößen fortgetrieben, welche den Partheien gefielen. Was in Verſailles noch ſchonend und glimpflich geſchehen war, das geſchah hier frech und gewaltthätig; ein Uebel erwuchs aus dem andern, eine Frechheit gebahr die andere, ein Schrecken jagte das andere: man bewilligte und gab hin, aber die Ankläger und Forderer wurden nie geſättigt; *Freiheit, Vernunft, Moral, Menſchlichkeit, Aufklärung, unveräußerliche Menſchenrechte, und unverletzliche Volksmajeſtät* — das waren die großen Klänge, womit man das Volk betäubte und bethörte; dazu alles, was in Reden, Manifeſten, Verkündigungen, und Schriften Frechſtes und Wüthendſtes iſt, durch weitgreifende Geſellſchaften und Verbrüderungen planmäßig über das ganze Reich ausgebreitet, und mit allen Mitteln der Hölle, mit Spionen, Aufhetzern, Böſewichtern, mit Beſtechungen durch Gold oder Ehre, die man zeigte, geſpielt, damit der alte Gott, der alte Glaube, der alte Pabſt, und der alte König zu Nichts würden. Dieſen aber fehlte alle Vertheidigung. So ward die Lehnsverfaſſung und das Prieſterthum zerſtört, die Gewalt des Pabſtes verrufen, und die Grundfeſte der katholiſchen Kirche zerſprengt; dem Adel wurden ſeine Vorrechte, dem Könige ſeine Ehren und Herrlichkeiten genommen, ja ſeine eigenen alten Schlöſſer, ſeine kapetingiſchen Erbgüter: alles das ward für Volkseigenthum erklärt. In allen Städten und Flecken pflanzte man bunte Freiheitsbäume, die man mit Blut begoß, und tanzte darum, wie einſt Iſrael um das güldene Kalb; man errichtete der Göttin Vernunft, der Göttin Moral Tempel und Altäre, und taufte alle Plätze und Gaſſen, ja ſelbſt die Namen der Menſchen in Frankreich nach Märtyrern und Helden der Freiheit, und nach Tugenden um, die jetzt die herrſchenden ſein ſollten; Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung des ganzen Menſchengeſchlechts — das war die Loſung des Tages, die an der Seine klang und an der Weichſel, der Themſe, der Donau, und dem Mälare mit Entzücken gehört ward: ſo verblendet war das Zeitalter. Woran alle Europäer ſo lebendig Theil nahmen, das mußten alle einſt mitfühlen: ſo hat es von jeher das Schickſal geſetzt. In dieſer wilden Fluth von verworrenen Ideen und Gefühlen, in dieſen gewaltigen Treiben und Stoßen der Partheien, welchem Gedränge der König mit ſeiner Familie einmal vergeblich durch die Flucht zu entrinnen verſuchte, hatte der Nationalkonvent die neue Verfaſſung vollendet, wodurch eine immerwährende das Volk vertretende und vorſtellende Volksverſammlung als rathender, bewilligender, und geſetzgebender Körper eingeſetzt und die ausführende Gewalt der königlichen Würde beigelegt ward. Keine Stände, keine Stuffen mehr, kein Hoch oder Niedrig, Vornehm oder Gering: es waren alle Franzoſen, lauter majeſtätiſche, freie, und gleiche Bürger. Aber die ganze Verfaſſung hatte zu viel Ungewogenes und Unhaltbares, ſie war zu wenig mit irdiſchen Elementen und irdiſcher Schwere, worauf ein ſo ſchweres Ding, als der Staat iſt, gegründet ſtehen muß, verſetzt; ſie hatte wie das Zeitalter nur eine fortſchießende und zerſtörende, aber keine hemmende und erhaltende Gewalt. Auch dem Könige, bei welchem die Ausführung ſein ſollte, war aus Haß, Mistrauen, und böſem Willen derer, die Neues aus Neuem wollten, nur ein Schatten von Macht gelaſſen; er war ſo umſchränkt und umſtellt, daß die Partheien ihn mit Spott auch nur den König Veto nannten; kurz, er war in die unſelige Stellung geſetzt, daß alles Gute nicht von ihm zu kommen, alles Schlechte aber, was geſchah, ein Werk ſeines böſen Willens zu ſein ſchien; alle Mittel und Hülfen, auch ihm eine Parthei zu ſchaffen und durch Kampf und Gegenkampf, durch Einwirkung und Druck auf die Verſammlung das ächte lebendige Leben eines freien Staates hervorzubringen — dieſe hatte man ihm völlig abgeſchnitten. Auch den Beſten und Geſcheuteſten fehlte es an klaren Ideen über Geſetzgebung; ſie wußten nicht, daß jeder Staat durch Ausgelaſſenheit oder Knechtſchaft ſtirbt, wo man nicht zwei mit aller Macht, die ihnen zu Gebote ſteht, gegen einander ſtrebende und auf einander wirkende Kräfte einrichtet. Was kann aber werden, wenn die eine Kraft bewaffnet und beweglich immer zum Angreifen und Zuſchlagen gerüſtet iſt, die andere wehrlos und ſtarr da ſteht und über die Angriffe und Streiche, die ſie empfängt, nicht einmal klagen darf?

Auf dieſe Weiſe war die neue franzöſiſche Freiheit geſchwind genug fertig geworden; Europa klatſchte in die Hände und jauchzete ſeinen unverſtändigen Beifall. So gleich, ſo frei, ſo glücklich, als nach der Idee noch nie ein Volk geweſen war, wollten dieſe Franzoſen werden; und die thörigte Welt glaubte, ſie könnten es werden, dieſe Menſchen ohne Mäßigkeit, ohne Gerechtigkeit, ohne Gottesfurcht, ohne alle hohe Tugend der Sittlichkeit und der Treue. Die Freiheit, welches hohe Gut Gott immer nur den beſten, tapferſten, fleißigſten, mäßigſten, und gehorſamſten Völkern gegeben hatte, welche die Weiſeſten und Edelſten von jeher faſt als eine unmittelbare Gabe des Himmels angeſehen und verehrt hatten, die ſollte aus einem Klingklang hoher Worte und einem Dunſt metaphyſiſcher Aufgeblaſenheit gebohren ſein? die ſollte bei den eitelſten, flatterhafteſten, ſittenloſeſten, unmäßigſten, und verruchteſten aller Menſchen ihren Sitz aufſchlagen, und von ihnen ſich über alle Länder verbreiten? Die dies hofften, waren nicht allein bethört; ſie waren auch unwiſſend und ſchlecht, ſie kannten keine Geſchichte, ſie kannten Gott und ſeine Gerechtigkeit nicht, ſie wußten nicht, welch ein Teufel in dieſen ſogenannten hohen und allgemeinen Ideen, in dieſen blutigen und gräuelvollen Anfängen der jungen Freiheit heckte.

Im September des Jahrs 1791 nahm Ludwig der Sechszehnte die neue Verfaſſung an. Er hatte ſich lange geweigert; wohl nicht aus Widerſetzlichkeit, denn er liebte ſein Volk, ſondern aus der Ueberzeugung, dieſes Machwerk werde nicht beſtehen und ihn und ſein Volk in mancherlei Elend und Zwietracht verwirren. Den 30. September löſte ſich der erſte Nationalkonvent auf, der ſich die konſtituirende Nationalverſammlung genannt hatte, und ging aus einander, und die neue Verſammlung, die ſich die geſetzgebende nannte, trat in ſeine Stelle. Durch ein dummes und unüberlegtes Geſetz hatte der erſte Konvent verboten, kein einziges Mitglied von ihm dürfe zu dieſer zweiten Verſammlung gewählt werden, und hatte ſich alſo von aller Mitwirkung und Theilnahme daran ausgeſchloſſen. Das war ein großes Unglück für Frankreich und für ganz Europa. Unter jenen erſten hatten doch die vorzüglichſten Köpfe und Herzen des Volks mit im Rath geſeſſen, freilich wenige mit politiſcher Mäſſigkeit und Weisheit, die meiſten mit überfliegenden und überſpannten Ideen von menſchlicher Freiheit und von Staatsverfaſſungen und Geſetzgebungen, doch viele, welche ihr Vaterland durch Verbrechen und Schanden nicht zu verbeſſern und zu befreien wähnten. Dieſe alle gingen nun ab, und verließen zum Theil bald nachher ihr unglückliches, geſchändetes, und zerriſſenes Land, und 747 neue Geſetzgeber traten für ſie ein. Die meiſten dieſer neuen Geſetzgeber waren ohne Bildung und Geſchicklichkeit in öffentlichen Dingen zu rathen und zu wirken; viele, und zwar die kühnſten von ihnen, kamen ſogleich mit dem Vorſatz, das eben gebauete Werk wieder umzuſtoßen, die kleinen Reſte der königlichen Gewalt zu zermalmen, und eine des Zeitalters würdige freie und gleiche Republik zu erſchaffen. Die wüthende Parthei hatte nicht geſchlafen, als jene Glieder der erſten Verſammlung ihre Macht und ihren Einfluß ſo thörigt aufgaben, ſie hatte die tolleſten Brauſeköpfe und die wildeſten Freiheitsſchreier mit in dieſe Verſammlung gebracht. Schon war der Name Jakobiner ein Name geworden, wobei fromme Herzen erſchracken; jetzt ſprach man von dem Berge, von den Feuillans, von den Raſenden, von Klubs, Rotten, und Verſammlungen in allen Landſchaften, welche ihre Blutdürſtigen Hyderköpfe von Tage zu Tage grimmiger und giftiger aufrichteten. Was ſich vorher vor höheren Kräften und Thaten noch geſchämt und ſeine teufliſchen Netze höchſtens im Finſtern ausgeſpannt hatte, trat jetzt als das Herrſchende auf.

Nun erſt kam der arme Ludwig der Sechszehnte mit den Seinigen in eine wirklich bejammernswürdige Lage. Was er auch thun und wie er ſich gebärden mogte, es war einmal die Religion der herrſchenden Parthei, zu glauben und glaublich zu machen, der König und der Hof, und alle, die nur von fern dazu gehörten, ſeien von Grundaus treulos und feindſelig, und ſinnen auf nichts Anderes, als die junge Freiheit zu untergraben. Freilich wie ſie eingeklemmt und erniedrigt waren, wie der König von Tage zu Tage mehr als ein bloßes Gaukelſpiel der Partheien angeſehen und behandelt wurde, wie die Bosheit und Verruchtheit auf den König, und auf die, welche ihm die nächſten waren, beſonders auf ſeine Gemahlin, alles Gift der Hölle und alle erdenklichen Schanden ausſpie, kann man es wohl natürlich finden, daß ſie in ſolcher Gefahr ſich nach jeder treibenden Trümmer umſahen, worauf ſie ſich aus der wüthenden Brandung retten mögten. Es iſt dem Sterblichen das Schwerſte, die Herrſchaft, die er beſeſſen hat, aufzugeben; ſie mit Gewalt aufgeben müſſen und von ſchadenfrohen Hohnlächlern und grauſamen Feinden umlauert ſein, iſt gewiß das härteſte Schickſal. Zu dieſen traurigen Verhältniſſen und natürlichen Empfindungen der Herrſcher Frankreichs kamen die Bewegungen und Rüſtungen und Vorſtellungen der fremden Höfe, und die Einflüſterungen und Anblaſungen und Prahlereien der Prinzen und Großen, welche ausgewandert waren und droheten ihr Vaterland mit dem Degen in der Hand wieder zu erobern. Alles dies vermehrte auf beiden Seiten die Beſorgniſſe, die Hoffnungen, die Argwohne, und machte des Königs Lage von Tage zu Tage mißlicher. Der König, damit er ſich vor den Verleumdungen und Anklagen rettete, wählte im Monat März 1792 alle ſeine Miniſter aus den Jakobinern. Dieſe erklärten ſchon im April an Oeſtreich den Krieg, und ſetzten den

König mit den fremden Mächten, mit dem franzöſiſchen Volke, und der geſetzgebenden Verſammlung recht gefliſſentlich in eine ſo ſchlimme Lage, und kabalirten und zettelten ſo gegen ihn, in deſ- Namen alle ihre Handlungen doch ausgingen, daß er ſie nach drei Monaten wieder abdanken mußte. Dies, und daß der König die grauſamen Beſchlüſſe gegen die ungeſchwornen Prieſter nicht beſtätigen wollte, ward als ein Hochverrath angeſehen, und der Pöbel wieder zuſammengehetzt. Aber der König wies ſich hier ſtandhaft, und noch ſaß er einige Wochen auf ſeinem Thron.

Weil nun aber die Kriegserklärung gegen Oeſtreich das Zeichen zu einem allgemeinen Kriege gab und der Anfang der europäiſchen Revolution ward, ſo überblicken wir kurz die Stimmung der Länder, ihren damaligen Zuſtand, und wie ſie regiert wurden, damit wir begreifen, wie alles geworden iſt, wie es nun am Tage liegt.

In Teutſchland war die Stimmung überhaupt für die Franzoſen, die meiſten Zeitgenoſſen nahmen ihre Freiheit und Gleichheit noch lange Zeit für baare Münze, als wenige Geſcheute ſchon begriffen hatten, wohin die ganze Narrheit und Ueberſpannung führen werde: Freiheit über die ganze Welt, Abſchaffung der Eroberungskriege, Abdankung der ſtehenden Heere, Befreiung der Rede und des Gedankens, Untergang aller Ariſtokratie und Tyrannei — das waren die herrlichen Klänge, die man den Ausrufern an der Seine glaubte und nachklingelte. Wer anders meinte, hieß ein verſtockter Dummkopf, ein knechtiſcher Fürſtendiener. So ſchändlich war die Vorliebe, für die Franzoſen und ſo groß der Wahn von ihrer republikaniſchen und weltbürgerlichen Herrlichkeit, daß, als im Sommer 1792 die teutſchen Heere gegen Frankreich auszogen, die meiſten ihrer Landsleute ihnen wahrlich kein Glück gegen die Franzoſen wünſchten — In Oeſtreich hatte Maria Thereſia, eine tapfere und gute Frau, auch die Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege immer noch weiſe und gerecht regiert. Sie ſtarb im Jahr 1780 und ihr älteſter Sohn, der teutſche Kaiſer Joſeph, ward Herr ihrer weiten Lande, ein edler wohl meinender Herrſcher, der aber zu raſch durchfuhr und alles mit Einem Male umgeſtalten und von ſeiner Ausſaat ſogleich die Früchte ſehen wollte. Er war ein rechtes Bild des Zeitalters, das nichts aufbauen, ſondern nur zerſtören konnte; auch ſchuf er wenig, weil er auf einmal zu vieles umfaßte. Der Geiſtlichkeit die Vorrechte ſchmälern und Abteien und Klöſter aufheben, die Leibeigenſchaft verrufen, allen ſeinen durch Völker, Sprachen, Klima, Sitten, Geſetze verſchiedenen Landen Eine Sprache und Eine Verfaſſung aufdringen wollen, und dazu noch einen unüberlegten Krieg mit den Türken beginnen — das konnte in zehen Jahren nicht glücken. Kaiſer Joſeph, deſſen Herz ein beſſeres Schickſal verdient hätte, ſah ſein Heer geſchlagen, die Ungarn voll Widerſpenſtigkeit, die Niederländer im Aufruhr, die Prieſterſchaft und den Pabſt in Widerſetzlichkeit: ſo ſtarb dieſer edle Mann vor Gram, in dem Gefühl, nichts gethan zu haben, eine rechte Tragödie der Zeit; denn was iſt tragiſcher, als das Gute gewollt und verfehlt zu haben? und dadurch unterzugehen? Ihm folgte als Kaiſer von Teutſchland und Herrſcher der öſtreichiſchen Lande ſein beſonnener und mäßiger Bruder Leopold, vorher als Großherzog von Toſcana durch Weisheit und Gerechtigkeit berühmt. Als er mit Preuſſen und mehreren Fürſten über die franzöſiſchen Sachen ſchon in allerlei Unterhandlungen und Verbindungen eingegangen war, ſtarb er plötzlich im Winter 1792. Ihm folgte in allen ſeinen Würden ſein älteſter Sohn, der Erzherzog Franz, welchem die Franzoſen bald nach ſeinem Regierungsantritt, den 20. April, ſchon den Krieg erklärten — In Preußen regierte ſeit dem Tode des großen Friedrich, ſeit dem Jahre 1786, ſein Neffe, Friedrich Wilhelm, ein ſtattlicher, ſchöner, und tapferer Mann, eine rechte Königsgeſtalt, wie ſo viele Hohenzollern getragen hatten; aber herrliche Naturgaben hatte die Wohlluſt in ihm zerſtört. Er war gutmüthig, ſorglos, verſchwenderiſch, und unter Günſtlingen und Weibern der hohen Ehren und Pflichten vergeſſen, die einem Könige geziemen. Schon ſein Oheim hatte die großen Geſchäfte Europens in ſeinen letzten Jahren faſt zu gleichgültig und ſorglos behandelt; dieſer kümmerte ſich noch weniger darum. In den Jahren 1789 und 1790 war die Zeit gekommen, wo er zwiſchen ſich und Rußland eine gewaltige Vormauer hätte aufführen, auch gegen Oeſtreich, wenn es deſſen bedurft hätte, einen Freund gewinnen können. Friedrich Wilhelm ließ die Polen fallen, und mußte nachher das Land theilen helfen. Gegen Oſten mußte er vorbauen, gegen Weſten ſich ausbreiten, denn da gewann er in dem gleichſtämmigen Volke mehr Stärke. Das war Preuſſens Politik, wenn es eine von Teutſchland verſchiedene Politik haben wollte; was es allerdings wollte. Noch ſchien der preußiſche Staat kräftig, doch herrſchten Weiber und Schwächlinge, die Ehre und der Stolz verfielen ſchon, der von Friedrich hinterlaſſene Schatz ward ausgeleert, die Verwaltung war ſchlaffer: lauter Zeichen des Sinkens; doch hatte Friedrich Wilhelm alles dies nicht verſchuldet, Manches hatte er mitgeerbt. Die übrigen Stände und Fürſten des heiligen römiſchen Reichs teutſcher Nation ſchwammen nach Gewohnheit zwiſchen den beiden großen Staaten und ihrer Anziehung in der Mitte. Das Volk aber wartete großer und neuer Dinge, welche ihm auch kamen, nicht wie es gehofft hatte, ſondern wie dem lüſternen Hunde die heiße Brühe auf den Kopf gegoſſen wird.

Polen war in drei Jahrhunderten immer mehr zurück gegangen. Ein wilder, leichtſinniger, ungehorſamer, und verſchwenderiſcher Adel, der allein Volk heißen und weder Königen noch Geſetzen gehorchen und keine freien Bürger und Bauren dulden wollte, verdarb ein zahlreiches und kriegeriſches Volk von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr, und in dem Maaße, wie die Nachbarn ſtiegen, ſanken die Polen. Schon im ſechszehnten, ſiebenzehnten Jahrhundert zitterten die Polen vor den Schweden und Ruſſen und Türken, und verloren an jedes dieſer Völker ſchöne Lande; im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ſchaltete der König von Schweden, der nur drittehalb Millionen Menſchen beherrſchte, über ein Land, das von mehr als zwölf Millionen bewohnt war. Nach Schwedens Fall ward Rußland im Norden allmächtig, beſtimmte Polens Schickſal, und gab ihm ſeine Könige. Im Jahr 1772 hatten Rußland und Preußen und Oeſtreich, damit ſie das unruhige und meuteriſche Volk, wie es hieß, an Ordnung und Geſetzlichkeit gewöhnten, über ein Viertel des ganzen Landes an ſich genommen und unter ſich getheilt: auch hatte Rußland befohlen, wie Polen hinfort regiert werden ſollte. Endlich mitten in der brennenden franzöſiſchen Revolution that Katharina von Rußland das Letzte: Polen ward unterdrückt, ſie nahm den größten Theil des Landes für ſich, und gab das Uebrige an Preußen und Oeſtreich. So endigt ein Staat, der Freiheit und Gerechtigkeit nicht liebt und über Habſucht und Zwieſpalt Treue und Vaterland vergißt.

Auch die Osmanen ſchliefen auf den großen Thaten ihrer kriegeriſchen Väter, ein ſtarkes, mannliches und ſtreitbares Volk, im Beſitz der herrlichſten Länder der Welt und der reichſten Hülfsquellen: ſie ſchienen aber zurückzugehen, weil ſie europäiſche Art nicht annehmen noch die Fortſchritte europäiſcher Kriegskunſt für ſich benutzen wollten. Die Ruſſen hatten die Nordküſte des ſchwarzen Meers und die reiche Krimm und mit beiden die beſten Häfen und die Herrſchaft jenes Meers erobert; aus ihren Landſchaften und Feſtungen ertönte es nur noch Europa hinüber von Aufſtänden, Verrathen, Morden, und inneren Kriegen. Doch halten die andern Europäer ſie weniger gefährlich, als ſie ſind. Wenn einmal ein Held unter ihnen aufſteht, gewaltig genug, daß ſie vor ihm zittern und ihm gehorchen müſſen, oder wenn das Reich durch die Ungläubigen wirklich einmal in Gefahr kömmt, dann werden ſie offenbaren, daß in dem türkiſchen Namen noch unbekannte Schrecken liegen. Noch iſt jeder Türke ein Mann, weil die europäiſche Weiblichkeit der neuen Zeiten, was einige Schwärmer grade das herrliche und erfreuliche Zeichen des Zeitalters nennen, nicht zu ihnen gekommen iſt, und weil alle unſere Weichlichkeit, Zierlichkeit, und Empfindelei ihre Art nimmer verpeſten kann.

Die lebendige Bewegung des ruſſiſchen Volkes, die einen Mann wie Peter den Großen erzeugt hatte und die eben dieſer Peter noch lebensdiger machte, hörte auch unter den folgenden Regierungen nicht auf. Verſchwenderiſche und aſiatiſche Hofhaltungen, das Regiment ſorgenloſer und wohllüſtiger Kaiſerinnen, viele thörigte Unternehmungen, und zwecklos und blutig geführte Kriege, konnten das Streben und Wachsthum, welches einmal im Volke war, nicht hemmen. Noch ſaß Katharine die Zweite, eine geborene Prinzeſſin von Anhalt, auf dem ruſſiſchen Thron, eine Frau von außerordentlichen Gaben, welche männliche Stärke und weibliche Liſt, Milde und

Strenge, Zartheit und Gewalt gleich geſchickt zu gebrauchen verſtand. Sie hatte Polen einen König gegeben und ſeine Länder getheilt, ſie hatte die Türken beſiegt, den Aufruhr des fürchterlichen Pugatſchew unterdrückt, den Schweden widerſtanden, die Nordküſten des ſchwarzen Meers und dadurch treffliche Häfen zu weiten Handel gewonnen; in Petersburg regierte ſie mit orientaliſcher Pracht und Ueppigkeit, die nordiſche Semiramis, von einigen ſo ſehr gehaßt, als von vielen geliebt, gefürchtet von allen. So ſtark war das Volk und ſo wachſend die Macht auch wegen der Schwäche der Nachbarn, daß das weſtliche Europa die Ruſſen zu fürchten begann. Das haben ſie bewieſen und werden ſie beweiſen, wie fürchterlich unter gewiſſen Umſtänden ein Volk iſt, deſſen Gehorchende feſte Tapferkeit mit blindem Gehorſam vereinigen und deſſen Befehlende die Feinheit und Gewandheit von Gebildeten haben.

Schweden war durch Karls des Zwölften altnordiſchen Heldenſinn, der tauſend Jahre zu ſpät oder ein Jahrhundert zu früh kam, und durch den Abfall der Großen von ihm, die ihn ermorden ließen, als er das Reich wieder herſtellen wollte, tief herunter geſunken von der hohen Macht, die es ſeit Guſtav Adolf und Karl Guſtav im Norden behauptet hatte. Die Zeit von dem Jahre 1720 bis 1772 haben die Schweden die Freiheitsepoche genannt. Sie hatten Könige, die bloß als leere Schatten über dem Ganzen ſchimmerten; die Gewalt war bei einem ariſtokratiſchen Reichsrath, der zwiſchen Rußland und Frankreich im Wechſel der Partheien ſchwankte, aber ſich mehr gegen Frankreich neigte. Doch war ſo viel Freiheitsſinn, Treue und Tapferkeit in dem edlen Volke, daß es im Sturm der Partheien nicht untergehen konnte. Guſtav der Dritte, ein feuriger, geiſtreicher, beredter, und liebenswürdiger Mann, ſtellte im Jahr 1772 die königliche Gewalt wieder her, und regierte nach Schwedens alten Geſetzen, doch nicht ſo frei, als die früheren Guſtave und Karle regiert hatten. Lange war er der Günſtling, ja der Liebling ſeines Volkes und Europens; denn er hatte den Geiſt, den Witz, die Gewandtheit, ſelbſt vieles von der Leichtfertigkeit, welche dem Zeitalter gefielen. Der ſchwediſche Adel hatte ſeinem Könige das Jahr 1772 nie ganz vergeben; als der König im Jahr 1788 Rußland den Krieg erklärte, den er anfangs nicht zu führen verſtand, aber zuletzt wie ein König durchfocht, da rottete ein Theil des Adels ſich wider ihn zuſammen, und ſchloß unter ſich und mit der Kaiſerin Katharina Verbände ab. Guſtav, den ſie ſeit mehreren Jahren durch Weichlichkeiten erſchlafft geglaubt hatten, zeigte ſich hier zugleich als ein heldenmüthiger Mann und ein gnädiger König: im Rath, im Felde, auf der Rednerbühne begegnete er allen Gefahren, und verzieh faſt allen Verſchwörern gegen ſich und das Vaterland. Er demüthigte in dieſem Kampfe den Adel durch den Beiſtand der andern Stände, die er für ſich gewann, und erwarb auf dem Reichstage zu Stockholm im Jahr 1789 faſt die Fülle der königlichen Macht. Als er im ganzen Ernſt darauf ſann, Schweden eine Verfaſſung zu geben, die eines freien und tapfern Volkes würdig war, ward er im Frühling des Jahrs 1792 nach dem Reichstage zu Geſle durch eine Verſchwörung ermordet. Dadurch ward ihm auch die Rolle genommen, die er übernommen haben ſoll, im Fall der Krieg der Könige gegen die neufränkiſche Republik an der Seine ausbräche. Nach ihm regierte während der Minderjährigkeit ſeines Sohns Guſtav Adolf ſein älteſter Bruder, der Herzog Karl von Södermanland, ein Prinz von perſönlichem Muth und hellem Blick, der aber Bequemlichkeit und Frieden liebte. In Schweden war unter allen Ständen des Volks viele Vorliebe für die neue franzöſiſche Freiheit.

Dänemark war ſeit Chriſtians des Vierten Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege ſtill in ſich zurückgetreten, und in Europa nicht gehört worden. Die Dänen ſind ein ſchwaches Völkchen, das mit ſeinen Inſeln faſt wegſchwimmt, doch voll Volkseinbildung, aber ohne Volksfreiheit; was auf dem feſten Lande unter däniſchem Scepter wohnt, iſt meiſt teutſch, und gehört dem teutſchen Reiche an; Norwegen kann man wie einen für ſich beſtehenden Staat herrlicher und freier Männer betrachten. Daher kam es, daß Dänemark über hundertundfunfzig Jahre lang keine Geſchichte hatte. Solcher Mangel macht langen Frieden zu keinem Glück. Entweder lebe, oder ſei ganz todt! das gilt für den Einzelnen, wie für die Völker und Staaten.

Auch die vereinigten Niederlande, funfzig Jahre ſo herrlich als die Vertheidiger der Freiheit Europens, dieſes kleine Land, von kaum drei Millionen Menſchen bewohnt, einſt wimmelnd von großen Helden, Staatsmännern, Gelehrten, und Erfindern, wimmelnd von allen ſchönſten und edelſten Bewegungen, ſchlief ſeit dem Jahre 1715 auf ſeinem Ruhm und ſeinen Schätzen ein, und ward endlich klein, weil es mit den Großen nicht groß zu ſein wagte. Seit dem Jahre 1747 hatte das Land wieder einen Erbſtatthalter; denn ſeit Wilhelm dem Dritten, mit welchem die alte Linie der Erbſtatthalter ausſtarb, war keiner gewählt worden. Daher nun wieder häufige Bewegungen und Unruhen zwiſchen den oraniſchen und republikaniſchen Niederländern. Auch in den auswärtigen Geſchäften war kein Anſehen und kein Nachdruck mehr. Im Jahr 1780 traten die Niederländer dem amerikaniſchen Bunde nur bei, damit ſie geplündert und geſchlagen würden; im Jahr 1784 wurden ſie vom Kaiſer Joſeph, 1787 von Friedrich Wilhelm von Preußen wie ein kleiner unbedeutender Staat behandelt. Es war nicht recht, daß dieſe Fürſten vergaßen, wie viel die Niederländer für ihre Vorfahren gethan hatten. Aber den Niederländern ſelbſt geſchah recht: denn wer aus Faulheit und Geitz ſchwach und ungerüſtet iſt, der klage nicht über Gewalt und Ueberfahrung. Aber dem Generalſtatthalter konnten ſie nicht vergeben, daß ſein Schwager der König von Preußen ſie für ihn und ſeine ſogenannten Rechte mit einem bewaffneten Heere überfallen hatte.

Viele freueten ſich des Freiheitsgetümmels in Frankreich, und warteten mit Freuden des Augenblicks, wo es an ihre Gränzen käme, damit ſie ſich an den Oraniſchen rächen mögten.

Den Schweizerſtaaten widerfuhr daſſelbe, was den Niederländern; auch ſie ſchliefen auf den Lorbeern großer Väter: doch hatten ſie nicht ſo viele Aufforderung noch Kraft als die Niederländer, ſich in der großen europäiſchen Bewegung mit umzutummeln. Daß ſie aber an den größten Dingen keinen Theil nahmen, daß ſie den dreißigjährigen Krieg ſtill an ſich vorüberziehen ließen, daß ſie Ludwig den Vierzehnten alle Länder überziehen und ſelbſt ihre Vormauer die Grafſchaft Burgund, für deren Freiheit und alte Verfaſſung ſie Bürgen waren, von ihm niederreißen ließen — das war weder löblich noch klug. Wer ruhig ſchlafen will, wann des Nachbarn Haus brennt, wer in Frieden ſitzen will, wann alle andere in Noth ſind, der kann gewiß ſein, daß er durch ſolche Ruhe weder ſtärker noch glücklicher wird, und daß das Unheil über den Unvorbereiteten einſt deſto ſchrecklicher herfallen wird. Auch in der Schweitz waren ſchon Menſchen genug, welchen das Alte und Väterliche nicht mehr gefiel, welche auch gerechte ariſtokratiſche Regierungen drückende Tyrannei ſchalten, und durch das Volk und ſeine unendliche Majeſtät alles wie in Frankreich gleich und frei zu machen predigten. Deſto feſter hielten die Altväteriſchen und deſto ſtrenger die Ariſtokratiſchen in Bern, Freiburg, Lucern, Solothurn, und andern Orten die Zügel. Jetzt aber wäre vor allen Eintracht noth geweſen, Erneuung der eidgenoſſiſchen Begeiſterung, Rüſtung und Uebung in den Waffen, ja lebendige Theilnahme an einem Kriege, der den Klagen durch manche Zeichen ſehr bald offenbarte, daß er nicht an den Ardennen und am Rheinſtrom ſtehen bleiben, ſondern über die Länder gehen würde.

Großbrittannien, das freie, ſeemächtige, und länderreiche, ſchien in dem letzten gefährlichen und koſtbaren amerikaniſchen Kriege, worin ſeine eigenen Kolonien und Frankreich, Spanien, und die Niederlande ſich gegen daſſelbe vereinigten, und ein großer Theil ſeiner nordamerikaniſchen Landſchaften und Kolonien ſich wirklich von ihm losriß, einen gewaltigen Stoß erhalten zu haben. Aber die Freiheit, und die Kraft, die in einem freien und ungehemmten Volke wohnt, ferner der Muth und die Reichthümer, welche der Welthandel giebt, heilten alle Schäden leicht aus. England hatte unermeßliche Schulden, alle Welt verkündigte und ſchrieb, es müſte darüber zu Grunde gehen, und ſiehe es wuchs und blühete von Jahr zu Jahr, und ward immer mächtiger durch Volksmenge, Fleiß, und Gewerbſamkeit; denn die meiſten Zinſen dieſer Schulden bezahlte es ſeinen eigenen Einwohnern. Damals regierte als erſter Miniſter in England Wilhelm Pitt, der jüngſte Sohn des vormaligen großen Miniſter und Patrioten Lord Chatam, in den Jünglingsjahren ſchon ein reifer Mann, kalt und feurig, leicht und tief zugleich, beredt, gewandt, großmüthig, uneigennützig, mit den größten Kenntniſſen der

Verfaſſung und den tiefſten Einſichten der Finanzen gerüſtet, ohne andere Neigung noch Ziel, als für ſein Vaterland zu arbeiten. Doch war er ehrgeitzig, und wollte herrſchen; das ärgerte ſeine Feinde am meiſten, daß ſie das nicht konnten wie er. England war durch ſeine Lage, ſeine Hülfsmittel, und ſeine Verfaſſung noch immer das feſteſte und mächtigſte Reich in Europa. Es ſollte zehen und zwanzig Jahre ſpäter ſich ſelbſt wundern, wie gewaltig ſeine Kraft war; es wußte es damals noch nicht. Auch in England glüheten viele tauſend Herzen für das, was in Verſailles und Paris geſchah, und ſie weiſſagten aus den franzöſiſchen Bewegungen Glück und Freiheit.

Spanien ward von den Burboniden nicht beſſer regiert, als von den letzten Habsburgern: das Veraltete ward nicht weggeräumt, das Neue war nicht lebendig, die Könige waren orientaliſche Sultane, die Miniſter Großveſſire, häufig Abentheurer und Glücksritter; Spanien behauptete auch im achtzehnten Jahrhundert in Europa den Rang nicht, den es nach ſeinen Hülfsquellen hätte behaupten müſſen. Wenn auch im Innern manches Gute geſchah und ausgeführt ward, ſo ward doch weder durch eine allgemeine freie Verfaſſung, noch durch jene neue Ordnung in den andern Ländern, welche viele Menſchen Regierungen nach Grundſätzen, einige Deſpotismus nannten, nichts zu einem Ganzen verbunden oder auf ein gemeinſames Ziel gerichtet. Weil Spanien unter einem Zeitalter, das nicht ſein Zeitalter war, faul und ruhig liegen blieb, ſo hielten die Fremden dort alles erſtorbener, veralteter, nichtiger, als es war; ſie bedachten nicht, daß in dem Ruhenden und von dem übrigen Europa Abgeſchloſſenen vielleicht eine Kraft ſchlummere, die einmal furchtbar hervorbrechen werde: ſie kannten weder das Land noch das Volk. Weil Spanien in den großen politiſchen Geſchäften und in Kriegen und in Friedensſchlüſſen nicht vorleuchtete, ſo ſchien es ihnen auch nichts zu ſein, ja gar nicht zu ſein. Als die Aufklärerei und das Freiheitsgeſchrei vollends überhand nahm, da träumte man in Spanien nur elende Knechte und verdumpfte Pfaffen. Daß das herrliche Volk ſich von jeher als frei, tapfer, hochherzig, großmüthig, treu, wahrhaftig, fromm, und aller Ehre und Biederkeit begierig gezeigt hatte, das hatten alle vergeſſen. Die Spanier thaten den Fremden eben ſo; ſie wußten von dem übrigen Europa nicht viel, und an den neuen franzöſiſchen Dingen fanden ſie gar kein Wohlgefallen.

An Spanien lag Portugal, am Ausgange des funfzehnten und bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ein weltberühmtes und weltentdeckendes Land, darauf kleiner, bald eine ſpaniſche Landſchaft, was es zum Glücke der großen pyrenäiſchen Halbinſel immer hätte bleiben ſollen, dann wieder losgeriſſen, aber nimmer wieder etwas bedeutend. Es hielt ſich, daß es gegen Spanien Schutz hätte, an England, und hing ſeit dem ſpaniſchen Erbfolgekriege faſt von England ab.

Auch Italiens Zeit war lange vergangen. Weder in die Art noch in die Gefühle und Anſichten der gegenwärtigen Zeit ging es ſo ein, daß man glauben konnte, es werde ſich bald aufraffen. Seit drei Jahrhunderten Fremden dienſtbar athmete es nicht mehr mit eigenem Leben, und die lebendige Kraft und Begeiſterung, die es im vierzehnten, funfzehnten, und ſechszehnten Jahrhundert noch erregte, war ermattet — Im Norden herrſchte Oeſtreich nicht ſtrenge über unterworfene Landſchaften — Der König von Sardinien hatte die Alpenſchlüſſel und eine furchtbare Reihe Feſtungen und ein Heer von 40000 Mann; aber der hohe und kriegeriſche Geiſt, der die kleinen Grafen von Savoyen einſt ſo groß machte, hatte die mächtigeren Könige von Sardinien verlaſſen — Venedig, die ſich einſt die Königin der Inſeln und Meere nannte, die ſich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts noch herrlicher Siege zu Lande und Waſſer über die Osmanen rühmen konnte, war zufrieden die alten Ordnungen und Polizeien größerer Väter kümmerlich zu erhalten und geiſtlos zu üben, und zählte etwa 15000 ſchlechte Soldaten, einige elende und halbverfaulte Fregatten und Galeeren, und immer noch ſtolze Bürger, die aber in der allgemeinen europäiſchen Weichlichkeit auch nicht mehr die Waffen zu führen verſtanden. — Der heilige Vater in Rom war ſeit der großen Kirchenſpaltung und ſeit der Reformation im ſechszehnten Jahrhundert nie wieder zu dem früheren Anſehen gelangt. Als die allmächtige Zeit, die alles Alte und alle Bollwerke des Alten niederzureißen ſtrebte, die Jeſuiten aufhob, da bekam er einen neuen Todesſtoß. Seitdem ward bei den Fürſten, ſelbſt bei den weniger mächtigen, Gewohnheit, was ſonſt noch außerordentliche Kühnheit geheißen hatte. Unter Joſephs des zweiten Regierung, reiſte Pabſt Pius der Sechſte von Rom nach Wien, damit er den Kaiſer in ſeinen Neuerungen dämpfte; er gewann nichts, als daß er die Prieſter gegen ihn etwas widerſpänſtiger machte. Von Parma, von Neapel, ſelbſt von dem gläubigen Spanien und Portugal hatte der Pabſt Demüthigungen und Kränkungen erlitten; die ſchlimmſten kamen durch die übermüthigen Schreibfedern. Auch der weltliche Staat des heiligen Vaters war in einem ſchlechten Zuſtande, und ward gewiſſenlos und ſchlaff verwaltet. — Süditaliens Paradies, die Königreiche Apulien und Sicilien, waren durch die Lehnverfaſſung, durch den Verfall ſtrenger Geſetzgebung, wie ſie dieſes Klima und dieſer Karakter bedarf, durch die Herrſchaft fremder Völker, dann durch ſchlechte Verwaltung und Regierung eigener Fürſten in einem traurigen Zuſtande. Ein Land unter dem glücklichſten Himmel und mit der vortheilhafteſten Lage in der Mitte des Mittelmeers, vor welchem Europa, Afrika, und Aſien wie ein Teppich ausgebreitet liegen, mit allen Hülfsmitteln begabt, welche die Natur nur verleihen kann, von einem freudigen, geiſtreichen, tapfern Volke bewohnt, hatte nur Deſpotismus und Elend 40000 ſchlechte Soldaten, einige ſchlecht gerüſtete und ſchlecht bemannte Kriegsſchiffe, viele Bettler und Banditen, und keinen Geiſt, der einem Sturm von außen widerſtehen konnte. So elend, und ſchwach war ein von ſechs Millionen Menſchen bewohntes Land, daß es in Europa kaum gehört ward. Ein König, wie Friedrich der Zweite von Preußen, hätte es in dieſer Zeit reich gemacht und ein Heer von 150000 Mann und eine Flotte von 40 Kriegsſchiffen unterhalten. Aber die großen geiſtigen Bewegungen der Welt gingen über Italien hin, und deswegen hatte es auch kein politiſches Leben, das aus ihm ſelbſt kam — Die übrigen kleinen Fürſten von Toskana, Modena, Parma waren durch Befreundung meiſt öſtreichiſch — Die kleinen Freiſtaaten ſchienen noch in einem eigenen politiſchen Leben zu beſtehen, weil niemand ſie ſtörte. — Die Fremden verachteten Italien häufig aus Unkunde wie ein ausgeartetes Land voll Sklaven, Giftmiſcher, und Banditen, und wollten die Feſtigkeit, den Geiſt, und den Muth ungern anerkennen, welche einſt eine Welt unterjocht und beherrſcht haben, welche noch leben, aber ſchlummern, und welche der Zeit warten, die ſie erwecken ſoll. Uebrigens brannte Italien von nicht ſo heißer Theilnahme für die Franzoſen und für die franzöſiſche Freiheit, als das nördliche Europa.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druckfehler.

S. 17 Z. 12 l. ſchön f. ſchen
ſ 23 ſ 18 l. zugeſellt f. zugeſtellt
ſ 35 ſ 13 l. Aufſtänden f. Aufſtände
ſ 38 ſ 10 l. den römiſchen f. dem römiſchen
ſ 43 ſ 21 l. bereitete f. bereite
ſ 48 ſ 23 l. Marbod f. Marbds
ſ 52 ſ 7 l. Bataver f. Batarer
ſ 53 ſ 16 l. andere verlangte f. andere verlangten
ſ 54 ſ 6 l. zerſtörte f. zerſtreuet
ſ 59 ſ 30 l. verhöhnt f. verhöhet
ſ 63 ſ 18 l. den Fliehenden f. dem Fliehenden
ſ — ſ 24 l. bedeutete f. bedeute
ſ 65 ſ 17 l. zerſchelletem f. zerſtelletem
ſ 71 ſ 28 l. Tropäen f. Trophäen
ſ 73 ſ 9 l. Leibkohorten f. Leibchohorten
ſ 89 ſ 14 l. zuſammentreiben f. zuſammentrieben
ſ 91 ſ 28 l. einen Gurt f. einer Gurt
ſ 99 ſ 25 l. Wechſeln f. Wechſel
ſ 107 ſ 31 l. Mutter Erde f. Mutterde
ſ 112 ſ 16 l. hängten f. hingen
ſ 115 ſ 10 l. ſetzen f. ſtehen
ſ 123 ſ 2 l. ſeien f. ſeine
ſ 171 ſ 31 l. Avaren f. Avarer
ſ 189 ſ 32 l. trieben f. treiben
ſ 197 ſ 13 l. gewehet f. gewohnt
ſ 225 ſ 13 l. Willebrieſe f. Willnbrieſe
ſ 252 ſ 30 l. angeſeſſene f. angeſeßnen
ſ 259 ſ 21 l. Eroberern f. Eroberer
ſ 275 ſ 10 l. immer f. einer
ſ 324 ſ 7 und 11 l. Kieſel f. Kioſel
ſ 347 ſ 15 l. unentſchiedene f. entſchiedene
ſ 361 ſ 15 l. faſt f. feſt
ſ 382 ſ 25 l. je f. zu
ſ 386 ſ 18 l. um f. und
ſ 398 ſ 28 l. ganz f. ganze
ſ 403 ſ 1 l. noch f. nach
ſ 448 ſ 16 l. Feinheit f. Freiheit
ſ 501 ſ 22 l. Verbünde f. Verbände
ſ 505 ſ 4 l. Klugen f. Klagen

Folgende neue intereſſante Schriften ſind in allen Buchhandlungen und bei Wilhelm Rein in Leipzig für die beigeſetzten Preiſe zu bekommen:

Das goldene Zeitalter Teutſchlands	12 Gr.
Spaziergänge in St. Petersburg. Enthaltend eine Beſchreibung dieſer Hauptſtadt und eine Schilderung der Ruſſen. brochirt	1 Thlr. 8 Gr.
Deutſchlands Wiedergeburt, verkündigt und gefeiert durch eine Reihe evangeliſcher Reden im Laufe des unvergeßlichen Jahres 1813 von J. H. B. Dräſeke. 1s Hft.	1 Thlr. 8 Gr.
Der Rhein, Teutſchlands Strom, aber nicht Teutſchlands Gränze. Von E. M. Arndt.	12 Gr.
An die Teutſchen und an die teutſchen Fürſten, vom Hofrath Ritter von Genz.	4 Gr.
Die Glocke der Stunde, in drei Zügen. Von E. M. Arndt.	8 Gr.
Was war Teutſchland? — Was iſt es jetzt? — Was darf es von der Zukunft hoffen? —	4 Gr.
Der Rückzug der Franzoſen, nebſt einer Liſte der gefangenen franzöſiſchen Generale, einem Aufruf an die Deutſchen, einer Tabelle von der Stärke der franz. Armee bei Eröffnung des Feldzugs und ihres Verluſtes und dem Lobgeſang des franzöſiſchen Bivouaks auf dem Rückzuge von Moscau, mit 1 ſatyriſchen Kupfer.	8 Gr.
Was bedeutet Landſturm und Landwehr? von E. M. Arndt. Nebſt einer Aufforderung an deutſche Jünglinge und Männer zum Kampfe für Teutſchlands Freiheit. Von Juſtus von Gruner, kaiſerl. ruß. Etatsrath.	4 Gr.
Bericht an Se. Maj. den König von Schweden abgeſtattet zu Stockholm den 7. Jan. 1813. von ſeinem Staatsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten und auf Befehl Sr. Maj. bekannt gemacht. Nebſt dem Briefe Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Schweden an Napoleon.	8 Gr.
Ein Wort über das Verhältniß des ſächſiſchen Kabinets zu den hohen verbündeten Mächten im Frühling und Sommer 1813.	2 Gr.
Zwei Worte über die Entſtehung und Beſtimmung der deutſchen Legion. Von E. M. Arndt.	4 Gr.
Die Großthaten Napoleons und ſein Ruhm als Feldherr, neue ſtark vermehrte Auflage mit 1 Kupfer.	12 Gr.
Was muß geſchehen um Teutſchlands Ruhe zu ſichern?	3 Gr.
Noch ein Wort über die Franzoſen und über uns, von E. M. Arndt.	4 Gr.
Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Kriegswiſſenſchaften. Ein Programm vom Profeſſor Krug.	2 Gr.
Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens, von A. v. Feuerbach.	4 Gr.
Anekdoten zur Charakteriſtick Napoleons, ſeiner Dynaſtie, Marſchälle, Generale und Zeitgenoſſen, mit 1 Kpfr.	8 Gr.
Kaiſer Alexander und Bonaparte, von dem Grafen Suwaroff	4 Gr.
Gemälde aus der Geſchichte der Völker, von W. A. Lindau.	1 Thlr.

Entwurf
einer
# teutſchen Geſellſchaft.

Von

E. M. Arndt.

⁂

Frankfurt am Main,
bei P. W. Eichenberg.
1814.

Es klang von hohen Ehren
Ein heller Wunderklang,
Wie längſt verſchollne Mähren
Er durch die Seelen drang,
Wie Waſſer aus den Tiefen
Zum Himmel ſchäumend ſprühn,
Wie Geiſter, welche ſchliefen,
Die Mitternacht durchziehn.

So faßt es alle Herzen,
So klangs durch jede Bruſt,
Voll heiſſer Weheſchmerzen,
Voll heiſſer Wonneluſt,
Wie Menſchen in Gewittern
Den Glanz des Höchſten ſehn,
Mit Freude und mit Zittern
In ſeiner Macht vergehn.

Denn Gott, der alte Retter,
Der droben wandeln geht,
Erſchien im Blitz und Wetter
In hehrer Majeſtät;
Als Richter wollt er kommen
Herab vom Himmelreich:
Drum freut euch all' ihr Frommen,
Ihr Frevler werdet bleich.

Wer kann die Thaten ſprechen,
Die Gott der Herr gethan,
Wodurch er Schanden brechen
Und Ehren lohnen kann?
Wer zählt die edlen Todten,
Die trotzig auf das Kreutz
Sich kühn zur Sühnung boten
Im ſüßen Himmelreitz?

Wer zählt die Wunderthaten,
Die Preiſe mannigfalt,
Die alſo ſchön gerathen
Durch Gottes Allgewalt?
Der Wahn iſt nun zerſtoben,
Zermalmt die Tyrannei,
Der Menſch blickt hin nach oben,
Und jauchzet: Wir ſind frei.

Das war der Klang der Ehren,
Das war die Wunderzeit,
Die, ſelig im Gebahren,
Sich ihrer Wehen freut;
Das brauſet in den Tiefen,
Das blitzt am Firmament:
Die Geiſter, welche ſchliefen,
Jetzt jedes Kind erkennt.

Sie ſchreiten ſchön gerüſtet
Daher im Himmelſchein,
Und jedes Herz gelüſtet
In ihrer Schaar zu ſeyn:
So wie die Kindlein eigen
Der lieben Mutter ſind,
Naht ihnen frommes Neigen
Ein jedes Menſchenkind.

Der erſte iſt der Glaube,
Er tragt den Kreuzesbaum
Und blicket von dem Staube
Hinauf zum Sternenraum:
Hienieden iſt ſein Sehnen
Und ſeine Freude nicht,
Der Himmel nur lockt Thränen
Von ſeinem Angeſicht.

Von allen Himmelsbräuten
Das allerſchönſte Kind
Geht Hoffnung ihm zur Seiten,
Gar lieblich, zart und lind:
Sie weiß nichts von der Erden
Noch von der Erdenfreud,
Will gern ein Engel werden,
Und trägt ein grünes Kleid.

Die dritte heißt die Liebe,
Trägt einen Dornenſtrauch,
Und ſaugt mit ſüßem Triebe
Der rothen Roſen Hauch:
Sie meldet, daß im Leide
Die höchſte Wonne blüht,
Drum Wehmuth mit der Freude
Ihr als Geleite zieht.

Es wandeln ſtill und leiſe
Die Himmelsboten drei,
Gar hold iſt ihre Weiſe
Wie Kinderſpiel im Mai,
Sie ſpielen tauſendfaltig
Dahin im Ernſt und Scherz,
Daß Gottes Kraft gewaltig
Entflammt das Menſchenherz.

Und mit Poſaunenſchalle
Ertoſt es durch die Welt:
Ihr Völker kommet alle!
Gott führet an, der Held.
Hinein, hinein mit Freuden!
Hinein ins blut'ge Feld,
Für Recht und Licht zu ſtreiten!
Gott führet an, der Held.

Du haſt es wohl vernommen,
Mein heil'ges teutſches Land;
Du Vaterland der Frommen,
Nach Helden viel genannt,
Du zogſt den kühnen Degen
Mit Gott für heil'gen Krieg,
Und über dir war Segen,
Und neben dir ſtand Sieg.

O Land der alten Treue!
Mein teutſches Vaterland!
Du haſt des Himmels Weihe,
Du haſt ſein Unterpfand:
Halt feſt mit ſtarkem Sinne,
Was Gott der Herr dir gab,
Des Himmels reine Minne,
Die iſt der Heere Stab,

6

Die iſt der Herre Fahne,
Ihr Stahl und ihre Burg,
Und ficht im hehren Wahne
Die Todesſchlachten durch;
Die ſey in allen Tagen
Im Frieden und im Streit
Dein Wollen und dein Wagen
Nun und in Ewigkeit.

Als ich im Frühlinge dieſes Jahres in Koblenz lebte und aus meinem einſamen Zimmerchen zugleich mit Ingrimm und Trauer auf die Trümmer der Feſtung Ehrenbreitſtein ſchauete, meine täglichen und ſtündlichen Ermahner zum Franzoſenhaſſe, da trat unerwartet ein lieber Freund zu mir ein, und warf mit bitterm Lächeln eine Handvoll Saubohnen auf den Tiſch, mit der Frage: Rathe einmal, wo dieſe gewachſen ſind. Als ich die Möglichkeit, dies zu rathen, verneinte, und zugleich ſagte, es könne mir gleichviel ſeyn, wo er die Bohnen gepflückt habe, rief er faſt wie im Zorn aus: „Hier haſt du das ganze heilige römiſche Reich der Teutſchen im grünen Bilde; „dieſe Saubohnen ſind gewachſen auf dem „Stuhl zu Renſe am Rhein, worauf einſt „Germaniens Könige erhöht wurden; die Zerſtörer unſerer Herrlichkeit, die Franzoſen, „haben ihn abgebrochen, ein neuer Schüttweg

„läuft über einen Theil ſeines Kammes hin, „der andere iſt mit Bohnen beſäet; das iſt „das heilige teutſche Reich, von deſſen Glorie „und Majeſtät ſo viele neue teutſche Ritter „und Seher predigen, als wenn ſie je wieder „werden könnten, wie ſie vormals geweſen. „Die alten Denkmäler und Heiligthümer „des Volkes ſind von den Fremden und Eigenen entweihet und zerbrochen, wir müſſen „neue bauen und gründen."

Als er dies geſagt, raffte er ſeine Bohnen wieder von dem Tiſch zuſammen, las eine davon aus, und warf ſie mir hin mit den Worten: „Dieſe behalte zum Andenken an den „alten Königsſtuhl, die andern will ich den „Ritterromandichtern ſchicken," — und geſchwind war er mit ſeiner gewöhnlichen ſtürmiſchen Eile aus der Thüre heraus.

Ich unmuthig und traurig ſah lange Zeit ſtarr vor mich hin, dann betrachtete ich bald meine Saubohne, bald Ehrenbreitſtein, und tauſend fliegende Bilder vergangener und gegenwärtiger Dinge rollten ſich durch meine Seele, und tauſend Flüche gegen die ſchändlichen Wälſchen brachen wie dunkle Wetter aus meinem Herzen. Auch ich bin gewiß einer von denen, die das Alte ehren und lieben, ich ſchaue oft mit wehmüthiger Sehnſucht zu der verſchwundenen Herrlichkeit des teutſchen Reichs zurück; aber bei allen lieblichen Fantaſien und Träumen, womit ich mich in der Betrachtung der ſchönen Kindheit und Jugend meines Volks wiege, drängt ſich mir endlich doch immer die gewaltige Wahrheit auf: Vergangen iſt vergangen, und die Zeiten und die Ströme flieſſen nimmer zu ihren Quellen zurück.

Schon unſre Großväter hätten den Verfall der teutſchen Art und des teutſchen Reichs beweinen müſſen, wenn ſie Augen gehabt hätten für das Verderben. Wir haben den Untergang derſelben geſehen; ja wir leben recht mitten drinnen, und noch iſt nicht klar, was aus der Verwirrung hervorgehen wird. Herrlich, ja herrlichſt hat ſich das teutſche Volk in den Waffen offenbart, als ein Volk, das durch Tapferkeit, Frömmigkeit, Großherzigkeit und Hingebung aller höchſten Güter der Ehre und Freiheit würdig iſt; aber auch hier allein iſt die teutſche Gröſſe und Trefflichkeit erſchienen, in allem andern zeigt ſich eine bejammernswürdige Nichtigkeit und Haltloſigkeit. Alle andere Nachbarvölker haben durch unſre Kriegsthaten drinnen und drauſſen Ruhe, Glück und Sicherheit gewonnen, viele kleine Staaten haben Verfaſſung, Ehre, Land und

Macht dadurch gewonnen; wir allein ſind verſäumt und vergeſſen worden, weil es uns an Einheit der Kraft und des Willens fehlte, und weil diejenigen, die für uns rathen und ſprechen ſollten, nicht gerathen und geſprochen haben. Die Franzoſen waren beſiegt, ihre Heere zerſtreuet, ihr Geſchütz genommen, ihre Hauptſtadt beſetzt; wir ſtanden als die Sieger auf dem Boden der tückiſchen Wälſchen, die da jüngſt noch geprahlt hatten, Frankreich könne es allenfalls mit einer verbündeten Welt aufnehmen, der Macht und Uebung ſeiner Heere werden die Barbaren des Oſten und des Norden nicht widerſtehen. Die Teutſchen in Paris und in Teutſchland erwarteten mit Recht, nicht, daß man nach franzöſiſcher Weiſe rauben, plündern, und ſengen und brennen ſollte, ſondern daß man für ſo viele Schimpfe und Unbille doch wenigſtens eine gebührliche Genugthuung und Entſchädigung und ein feſtes und ſicheres Unterpfand des künftigen Friedens von ihnen nehmen würde: ſie erwarteten, die Franzoſen würden an Oeſterreich und Preuſſen wenigſtens 200 Millionen Reichsthaler Kriegsbeitrag zahlen müſſen — eine kleine Wiedererſtattung für die ungeheuren Geldſummen und Lieferungen, die ſie aus jenen Ländern erpreßt haben — ſie würden die entwendeten und in Paris aufgeſtellten Denkmäler, Sammlungen und Bibliotheken auf ihre Koſten wieder nach den Orten bringen müſſen, von welchen ſie dieſelben einſt entführt; ſie würden für Hamburg und Dresden und Wittenberg und Ulm und Ehrenbreitſtein und Philippsburg, und für ſo viele andere von ihnen verwüſtete oder zerſtörte teutſche Städte und Feſtungen wenigſtens 50 Millionen Reichsthaler zu einer kleinen Ausgleichung des gemachten Schadens herausgeben müſſen; ſie würden den Kamm der Ardennen und Vogeſen als urſprüngliche und natürliche Gränze zwiſchen Frankreich und Teutſchland anerkennen, und demnach einen großen Theil der von dem länderſüchtigen Ludwig dem Vierzehnten abgeriſſenen Niederlande und Elſaß und Teutſchlothringen nebſt Metz abtreten müſſen. Aber zum Erſtaunen der Welt geſchah von allem dieſem nichts, und zum Uebermaaß teutſchen Schimpfes und zum unſäglichen Jammer teutſcher Menſchen wurden in dem in Paris abgeſchloſſenen Frieden mehrere teutſche und belgiſche Städte und Ortſchaften von den Siegern wieder an die Beſiegten abgetreten, und dieſe Franzoſen, die wegen aller Schanden und Gräuel der Tyrannei in allen Marken Teutſchlands eben noch als die abſcheulichſten, habſüchtigſten und grauſamſten aller Menſchen gehaßt und verflucht worden waren, wurden durch die Art, wie man ſie behandelte und wie man mit ihnen unterhandelte, in der Meinung derer, die ſie nicht näher kannten, gleichſam als ein ehrenwerthes und gerechtes Volk hingeſtellt; man gebärdete ſich, als ſeyen alle Schanden, die ſie länger als zwanzig Jahre bei ſich und in allen Ländern Europas geübt haben, von Gott und von den Menſchen vergeben und vergeſſen.

Bei dieſer traurigen Erfahrung der letzten Monate, wodurch die Erfahrungen von drei Jahrhunderten nur beſtätigt werden, fragt man ſich billig, woher kömmt dies immer wiederholte Unglück der Teutſchen? Die Antwort iſt leicht: dies Unglück kömmt daher, weil ſie kein in Einheit zuſammenhangendes Volk ſind, weil ſie keine Fürſprecher und Vertreter haben, und weil ſie das Eigene verachten und mit dem Fremden buhlen; denn die Früchte müſſen ſeyn, wie die Ausſaat iſt.

Wir ſind ſeit mehr als drei Jahrhunderten ein zerriſſenes und ſchwaches Volk geweſen, wir waren durch unſere Zwietracht und Vaterlandsvergeſſenheit ganz nah daran als Volk aus den Rollen der Weltgeſchichte ausgeſtrichen zu werden, jeder unter uns ging ſeinen eignen Weg, jeder wollte für ſich ſorgen, jeder für ſich herrſchen, und auf dieſe Weiſe hätten wir alle die Herrſchaft verloren, wenn nicht Gott und die beiſpielloſe Begeiſterung und Treue unſers Volks die Schmach getilgt und das Joch der Wälſchen zerbrochen hätten. Durch unſere Waffenthaten haben wir vor Gott und vor der Welt die Ehre und das Glück verdient, wieder als ein gewaltiges und glorreiches Volk in der Weltgeſchichte aufzutreten; aber unſerm Auftreten fehlt bis dieſen Tag die Würde und Großheit, wodurch, wenn die Waffen auch das Einzelne tapfer entſcheiden und ausfechten, das Politiſche und Allgemeine allein gewonnen und behauptet werden kann. Daß wir noch kein Volk ſind, wird am beſten bewieſen durch die Unwirkſamkeit der öffentlichen Stimme, was man die öffentliche Meinung zu nennen pflegt. Dieſe öffentliche Meinung war vor fünfzig und fünf und zwanzig Jahren in Teutſchland kaum, weil durch Nachäfferei fremden Tandes und durch Studien und Strebungen, die dem Vaterlande und dem Vaterländiſchen auch fremd waren, alles Gemeinſame, Teutſche und Volksthümliche völlig verſäumt und vergeſſen war. Unter der Herrſchaft der Franzoſen, als dieſe öffentliche Meinung entſtehen wollte, als die Noth den Menſchen endlich wieder lehrte, auf etwas Gemeinſames, das allen gehöre und allen helfen könne, zu ſchauen, durfte wegen ſtrenger Aufſicht und überall auflaurender Spionerei kein menſchliches und freies Wort hervorbrechen, daß es nicht wie Aufruhr und Meuterei gedeutet und beſtraft ward. Als die weltbefreiende Leipziger Schlacht im Oktober 1813 endlich die franzöſiſche Gewalt in Teutſchland zerſchmetterte und den teutſchen Menſchen die Herzen und die Münde wieder für Freude und Freiheit öffnete, da erſchien allerdings ſogleich ein allgemeiner Volkswille, da ließ die öffentliche Meinung ſich von den Ufern der Elbe bis zu den Felſen Tyrols hören, mit den Franzoſen müſſe auf Leben und Tod der Krieg geführt werden, alle Franzoſen müſſen aus Teutſchland verjagt und ihre Anhänger und Helfer im Vaterlande müſſen beſtraft werden. Mit unerhörtem Eifer war das teutſche Volk trotz alles Elends der Zeit in allen Landſchaften auf, und rüſtete und waffnete ſich zu dieſem Kriege, der ihm ein heiliger Krieg däuchte, und hätten nicht manche Fürſten und die Miniſter und Räthe, welche unter dem Schutz der Franzoſen in Teutſchland regiert hatten, die Schelme und Vaterlandsverräther geſchirmt, ſo würden aus Furcht vor dieſer öffentlichen Meinung und vor dem gerechten Zorn des Volkes viele Hunderte derſelben mit den Franzoſen über den Rhein gelaufen ſeyn. Auch über das teutſche Vaterland, über ſeine künftige Verfaſſung und Einrichtung, über die Sicherheit ſeiner Gränzen, über die Einrichtung und Verwaltung der Lande, über die Nothwendigkeit, die Willkühr und Selbſtgewalt der Fürſten einzuſchränken und die Großen und Kleinen wieder unter allgemeine Geſetze zu ſtellen, und über viele andere Punkte begannen die Meinungen nun in vielen Büchern und Abhandlungen mit mancherlei Urtheilen und Anſichten ſich vernehmen zu laſſen; und aus dem Vielen und Verſchiedenen konnten geſcheute Männer bald das Geltende und Bleibende herausnehmen, ſo daß es nach der Zerſtörung Bonapartens und der Demüthigung der Franzoſen im Anfange des Monats April wenigen, unbekannt war, worin die Hauptpunkte der teutſchen Angelegenheiten beſtanden. Wenn die Mehrheit der geſcheuten und biederen Männer Teutſchlands über den Frieden und über die billigen Forderungen des Vaterlandes in Frankreich entſchieden hätte, gewiß hätten wir Siegreiche gewonnen, was die Franzoſen uns nicht verwehren konnten; aber die öffentliche Meinung, wie richtig ſie im Ganzen auch war, mangelte immer noch der mit Macht und Anſchen gerüſteten Vertreter aus dem Volke. Dahin war es gekommen bei den Enkeln der Germanen, daß ſie keine andere Vertreter hatten, als die Fürſten, und von dieſen Fürſten ſtanden die meiſten mehr aus Zwang als aus Geſinnung mit den hohen verbündeten Herrſchern. Man konnte alſo nicht hoffen, daß diejenigen, welche manches Tüchtige und Kräftige im Volke, was gegen die Franzoſen rüſtig ſeyn wollte, hemmten und unterdrückten, für die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes beſonders wach und thätig ſeyn würden. Auch ſind ſie es leider nicht geweſen. Als die Franzoſen bei dem zerfallenen Glück ihrer Waffen, nachdem die Hälfte ihres Landes von den ſiegreichen Heeren der Verbündeten beſetzt und Paris eingenommen war, ſich mit der planmäßigſten und ſchleichendſten Gewandheit und Liſt zuſammenſetzten, um wo möglich auch diesmal wieder die Welt zu täuſchen und uns Teutſche beide um die Ehre und den Gewinn unſerer Siege zu betrügen, da hätten Teutſchlands Sprecher und Vertreter, da hätten die teutſchen Fürſten vortreten und das Gebührliche verlangen und das Unerlaßliche feſthalten ſollen. Wenn der teutſche Fürſtenſenat in Perſon in Paris erſchienen wäre — was er thun mußte, wenn das Vaterlandsgefühl in ihm ſo lebendig war, als in den Kleinen und Geringen im Volke — und Teutſchlands Anſprüche und Bedürfniſſe mit Kühnheit vertheidigt hätte. wenn er die alten Gränzen des Reichs, Entſchädigung wegen des Raubs und der Zerſtörung im Reiche, die Schweiz und die vereinigten Niederlande, die beiden Baſteien des Vaterlandes, als nothwendige Mitglieder des künftigen germaniſchen Bundes, gefordert und immer und immer gefordert hätte — gewiß hätte Teutſchland dann erhalten, was es bei dem hohen Stande des Waffenglücks, worauf es ſich befand, erhalten mußte. Aber wer von dieſen unſern Stellvertretern hat im Namen Teutſchlands in Paris die Meinung und Liebe des Volks und die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes öffentlich vertreten und behauptet? Kaum einer und der andere insgeheim, ſo daß von dem teutſchen Willen und der teutſchen Noth nichts laut werden konnte, während die Engländer, Spanier, Italiäner, Holländer, Schweizer, ja ſelbſt die beſiegten Franzoſen ihre Anſprüche und Vortheile vor aller Welt offen darlegten und verfochten. So unglücklich ſind wir auch jetzt noch geweſen: für die allgemeinen Vortheile und Ehren des Reichs hat niemand von den Herrſchern und Fürſten mit hartnäckigem Stolze gearbeitet und gekämpft; wann es aber gelten wird, die kleinen Geſchäfte im Innern des Vaterlandes abzumachen, wann von den einzelnen Vortheilen und Entſchädigungen die Rede ſeyn wird, wann über die noch ledigen Lande das Loos geworfen werden ſoll, dann werden ſie, damit jeder für ſich das Möglichgrößte gewinne, um die Wette wach und thätig ſeyn, für ſich und für ſeine kleinen Vortheile wird dann jeder laut ſchreien, da für das Ganze nur wenige kaum leiſe geflüſtert haben.

So jammervoll iſt unſer Zuſtand, ſo groß iſt unſer Unglück bis dieſen Tag, daß wir der Gewalt mangeln, die alle Kräfte unſers Landes und Volkes mächtig zuſammenhalten und auf Ein Ziel richten könnte. Dieſe Gewalt kann nur ſeyn bei Einheit der Herrſchaft, oder in bündiſchen Staaten bei einer ſtändiſchen Vertretung und Vertheidigung der Rechte und Ehren des Vaterlandes, wodurch die öffentliche Meinung, d. h. das, was alle wünſchen und verlangen, auch bewaffnet auftreten kann. Die aber bei uns das Volk vertreten ſollen, ſind wenige, die theils unter ſich mit verſchiedenen kleinen Vortheilen in ganz verſchiedenen Richtungen aus einander laufen, theils auch ganz andere Rückſichten und Vortheile zu haben meinen, als das Vaterland hat, theils überhaupt durch Erziehung und Art unfähig ſind, mit großer Geſinnung und edlem Stolz für das Vaterland in die Bahn zu treten. Wir dürfen uns nicht wundern, ja wir dürfen uns kaum beklagen, daß unſre Fürſten in den letzten zwanzig Jahren des Unglücks und jetzt in den jüngſten neun Monaten des Glücks ſich ſo ſchlecht und gleichgültig gegen das Vaterland gezeigt haben. Unſer, des Volkes, iſt die Schuld. Wir haben uns erſtlich die jämmerliche und vereinzelnde Vielherrſchaft gefallen laſſen, ja wir haben ſie wohl gar als den Gipfel teutſcher Art und als die Herrlichkeit teutſcher Bildung geprieſen, und durch dieſe Vielherrſchaft iſt die Geſinnung für das Allgemeine ausgeſtorben, die Fürſten hat aus dem Volke und aus der Art und Kraft des Volkes von Jahrhundert zu Jahrhundert weniger Athem des Stolzes und der Hoheit angeweht, ſie ſind in dem Kleinlichen und in den Lüſten kleinlicher Herrſchaft immer mehr verſtockt, und alle Nücken und Tücken kleiner Tyrannen, die immer aus Kleinſtaaten brüten müſſen, haben in den letzten unſeligen Jahren unter der Herrſchaft Napoleons und der Franzoſen einen recht luſtigen Spielraum für ſich gehabt und wollen immer noch nicht von der beliebten Art laſſen. Wir haben es zweitens geduldet, daß die Erziehung der Fürſten und Herren, die im Reiche einmal gebieten ſollten, durchaus eine wälſche und franzöſiſche war, daß wälſche Art, Sitte, Kleidertracht und Sprache mit aller Buhlerei und Aefferei des Auslands in den Palläſten und an den Hoflägern der Fürſten übermüthig und unverſchämt vor dem Teutſchen herrſchten. Alſo müſſen wir es ſehr natürlich finden, daß unſere Fürſten kein teutſches Vaterland kennen und anerkennen, daß ſie für kein Vaterland Zorn noch Stolz fühlen, daß ihnen die Franzoſen, woran ſie von Kind auf gewöhnt ſind, beſſer gefallen, als die Teutſchen, und daß ſie alſo mit oder wider ihren Willen ſich und das Vaterland von ihnen betrügen und zerhadern laſſen.

Alſo die Verwunderung über das, was uns widerfahren iſt und noch widerfährt, eingehalten, die Klage gehemmt, den Blick über die Jämmerlichkeit und Elendigkeit des Tages hinaus in die Zukunft gerichtet, und mit Herz, Muth und Kraft vorwärts geſtrebt, damit endlich die vernehmliche Stimme des Volkes und die Meinung und der Wille der Beſten das Werk der teutſchen Feſtigkeit, Herrlichkeit und Freiheit vollende, das unſere Hoffnung uns oft zu nah rückte, weil wir zu oft vergaſſen, welcherlei Menſchen diejenigen waren, die uns und unſer Schickſal zunächſt vertreten. Wir haben in dieſen Tagen doch Herrliches erlebt, und mögen uns mit Recht glücklich preiſen, daß wir in ſo großer und denkwürdiger Zeit geboren ſind. Die teutſche Ehre, die ohne des Volkes Schuld einige Jahrzehende getrübt war, hat heller und reiner denn je zuvor aus der Prüfung hervorgeglänzt; die Teutſchen haben nach Jahrhunderten zum erſtenmal wieder fühlen gelernt, was ſie ſeyn können und ſeyn ſollen; ein gemeinſames Gefühl der Brüderſchaft, eine gemeinſame Liebe und Treue, die alle Teutſche zu einander haben ſollen, eine allgemein verſtandene und ausgeſprochene Nothwendigkeit von Einheit, Geſetzlichkeit und Verfaſſung, welche allen Teutſchen Schirm und Ehre geben, iſt von Tage zu Tage mehr erſchienen; die Wiederaufſuchung des Eigenthümlichen und Volksthümlichen, die Sehnſucht nach dem Alten, ohne welche kein Neues würdig werden kann, der Haß gegen das Fremde und Wälſche, die Hinneigung zur eigenen Sitte und Art ſind erfreuliche Zeichen der Zeit; eine allgemeine Stimme, eine feſtere Meinung, ein allen begreifliches Gefühl deſſen, worauf es jetzt ankömmt, offenbart ſich in allen Landen der teutſchen Zunge immer lauter und lebendiger, und tauſend Zwietrachten ſind verſöhnt, tauſend Vorurtheile verſchwunden, tauſend Bande geſprengt, wodurch wir ſonſt ſo unglücklich waren: wir ſind, wenn von den Beſten und Weiſeſten mit tüchtigem Ernſt noch einige Jahrzehende geſtrebt wird, auf dem Wege, ein Volk zu werden; das Erfreulichſte und Stolzeſte aber, was uns begegnet, iſt die unerſchütterliche Ueberzeugung, welche die letzten Jahre in jedem Teutſchen erneut haben müſſen, daß die teutſche Art, Treue und Redlichkeit, ewig und unverwüſtlich wie die Natur ſelbſt, aller Verderbniß trotzt, und wenn Stamm und Zweige auch geſchält und geſchändet ſind, immer friſches Leben aus den Wurzeln treibt. In ſolchem Volke leben iſt Stolz, für ſolches Volk wirken iſt Wonne.

Wir haben Jahrhunderte geſchlafen und geträumt, wir könnten wieder ſchlafen und träumen, denn unſere angeborne Gemüthlichkeit und Ueberſinnlichkeit läßt uns über dem Innern das Aeuſſere und über dem Himmliſchen das Irdiſche ſo leicht vergeſſen. Dieſe Neigung zum Träumen und Schlafen müſſen wir bekämpfen, damit das Erwachen, wozu die fürchterliche Zeit uns gebracht hat, ein lebendiges, freudiges und thätiges Wachen bleibe.

Wann wir die beiden großen Dinge erlangt haben, worin die ganze Aufgabe eines edlen und würdigen Menſchenlebens liegt, innerlich unendlich und überſchwänglich und äuſſerlich klar und gemeſſen zu ſeyn, wenn wir das irdiſche und das himmliſche, das politiſche und das menſchliche Leben in rechte Uebereinſtimmung gebracht haben, dann erſt werden wir wirklich als ein ſtarkes und herrliches Volk da ſtehen. Wir müſſen alſo, da wir durch die großen Verhängniſſe und Nöthen der Zeit in die bewegte Rennbahn des Lebens getrieben ſind, darauf bleiben, und uns drauſſen und im Kampf des äuſſeren Lebens und der äuſſerlichen Kräfte zu wirklich politiſchen Männern bilden. Sind wir dies geworden, dann wird die im innern Buſen blühende und leuchtende Welt der Götter und Geiſter auch drauſſen ihr Maaß und ihre Wonne erhalten, es wird ein ſtolzes geharniſchtes Leben da ſtehen. Damit ein Volk werde, damit die öffentliche Meinung allmächtig wirke, damit alle vom Fürſten bis zum Bettler von dem großen Gefühl, das Vaterland gehört allen und alle gehören dem Vaterlande, durchdrungen werden, dafür müſſen in Teutſchland tugendliche, kräftige und einſichtige Männer geſchloſſen zuſammentreten, und jeder in ſeinem Kreiſe und nach ſeinen

Gaben wirken, daß das Kleinliche und Fremde vertilgt und das Großartige und Heimiſche belebt werde. Das iſt die große Forderung, welche das Zeitalter an uns alle macht, daß wir das Eigenthümliche, Volksthümliche und Teutſche pflegen und entwickeln, und das Fremde, Wälſche und Unteutſche verbannen und vertilgen. Wie der Bauer traut, daß ſeinem Acker gedeihliche und reiche Früchte entwachſen werden, wenn er das Unkraut ausrottet, ſo trauen wir, daß das Freudige, Starke, Treue und Ehrenfeſte, das in den Tiefen unſers Volkes liegt, hervorſchieſſen werde, ſo bald wir das Lügenhafte, Eitle, Treuloſe und Unehrliche, das uns aus der Fremde gekommen, ausgerottet haben. Alſo Erziehung und Unterweiſung des Volks durch That und durch Beiſpiel, Richtung und Wendung aller edelſten und lebendigſten teutſchen Kräfte dahin, daß die wälſche Art und Sprache bei uns verachtet und ausgerottet und die teutſche Art und Sprache geehrt und gepflegt werde, das iſt die nächſte Aufgabe, welche die Wackeren und Friſchen zu löſen haben. Wenn dann die Teutſchen unter eigenem Licht und Sonnenſchein aus eigenen Keimen nicht gedeihen wollen, ſo ſind ſie ein abgelebtes und zum Untergange verdammtes

Volk. Wir glauben aber, daß ſie das nicht ſind, und deswegen mögten wir eine Anſtalt ſtiften oder vielmehr zu ſtiften vorſchlagen, von welcher wir uns die erſprießlichſten Folgen verſprechen. Dieſe Anſtalt, deren Gründung und Erhaltung ſehr einfach iſt, nennen wir die teutſche Geſellſchaft.

Wir haben bei uns ſo viele Verbindungen und Geſellſchaften geſehen, und ſehen ſie noch bei uns, öffentliche und geheime, die mit mancherlei Namen genannt werden und genannt wurden: Freimaurer, Illuminaten, Roſenkränzler, Klubbiſten, Aſſembleiſten, Reſſurciſten, Muſeiſten, Caſiniſten, die ſchon in ihren Namen faſt alle auf fremde Zeichen und Zwecke hinweiſen: Sie ſind für Gaukeleien und Spielereien der Eitelkeit und Schwärmerei, ſie ſind für Schmäuſe und Trinkgelage, für Kartenſpiel und Kegelſchub, für Bälle und Leſerei geſtiftet. Wir wollen einmal eine Verbindung für das Vaterland ſtiften, eine teutſche Geſellſchaft *), die keine an-

---

*) Dieſe Idee iſt von einem biedern Kurſachſen in mir erweckt und geſtärkt worden, einem der wackerſten und ächteſten Männer des Vaterlandes, deſſen Namen zu nennen mir die Beſcheidenheit verbietet. Lieſt er dieſe Worte, ſo wünſche ich, daß er ſeine Gedanken darin wieder finden möge.

dere Weihen, Gelübde und Geheimniſſe hat, als die teutſche Liebe und Treue, und deren Art und Leben alle Augen ſehen und alle Ohren hören dürfen. Unſers Volkes fröhlicher Muth und ſein Trieb zu ſolchen Geſellungen und Einigungen oder Innungen iſt uralt: der Teutſche will ſich in allem innen, er will ſein Weſen in alles hineinlegen, er iſt ein inniger und innungsluſtiger Menſch. Bis dieſen Tag ſtellt der teutſche Bauer, Bürger, Student und Soldat dieſes Bild dar: es iſt immer noch das alte Germanien, wie es vor achtzehnhundert Jahren von unſern Feinden gelernt und beſchrieben ward, das heilige Land der Begeiſterung und der Freude, wo der lebenkühne Menſch noch täglich die engen Feſſeln des geſellſchaftlichen Zuſtandes zerbricht, damit er nichts fühle und kenne als die Wonne des Lebens, das nichts als Leben will. Bei'm herzigen Trunke, bei Meth und Wein hielten unſere Urväter und Großväter Rath, ſie hatten tauſendfältige Geſellſchaften, Kalande, Innungen, Trinkſtuben, Zunftſtuben, Genoſſenſchaften und Verſammlungen für jeden Stand und jeden Zweck, wo über die wichtigſten Dinge berathſchlagt und beſchloſſen ward. Solche Einigungen, ächte Einigungen teutſcher Herzen und Grundſätze, wollen wir machen und die zu lange vergeſſene und verſchwiegene Herrlichkeit und Ehre unſers Volkes wieder erwecken.

Unſre teutſche Geſellſchaft wird gebildet für alle Teutſche ohne Unterſchied der Religion und Regierung, ſie erſtreckt ſich, ſo weit der ſchirmende Reichsadler ſeine mächtigen Flügel ausſpreitet. Ihr Zweck iſt Verbannung und Vertilgung der franzöſiſchen Art und Sprache, Belebung und Erhaltung teutſcher Art und teutſchen Sinnes, Erweckung teutſcher Kraft und Zucht, und Erneuung der alten und jungen Erinnerungen, die unſere Geſchichte verherrlichen. Denn die teutſche Geſchichte; die faſt niemand mehr kennt und fühlt, muß wieder lebendig in das Leben hineingeſprochen und hineingelebt werden. Solches geſchieht aber nicht durch Bücherſchreiber und Buchdrucker, ſondern durch die unmittelbare Gewalt, die, wie es der Augenblick giebt, ungelehrt und unbewußt aus Worten und Thaten hervorſtrömt.

Dieſe teutſche Geſellſchaft bildet und verſammelt ſich in allen größeren Städten des Vaterlandes, wo ſich eine hinreichende Zahl gebildeter Männer findet, welche leiten und führen und die Menge befeuern und beleben können.

In ihre heilige Gemeinſchaft wird von dem Bürger und Bauer an bis zu dem Fürſten und Grafen hinauf jeder teutſche Mann aufgenommen, der einen unbeſcholtenen Ruf und guten Leumund unter ſeinen Mitbürgern hat. Das Wilde, Unſittliche und Unteutſche iſt von ſelbſt ausgeſchloſſen aus einer Verſammlung, deren Zweck höchſte und reinſte teutſche Tugend iſt.

Die teutſche Geſellſchaft trägt ihren Zweck in ihrem Namen; ſie will nur das, was allen Menſchen angehört und was allen teutſchen Menſchen angehören ſoll: ſie bedarf daher keiner Weihen und Geheimniſſe. Sollte es jemals jemand einfallen, ihr dergleichen anſchwatzen zu wollen, ſo werde er ſogleich aus ihr ausgeſtoßen als einer, der ſie verderben und zuerſt dem Verdacht und der Verleumdung, dann der Verfolgung und Zerſtörung preisgeben will.

Weil ohne feſte Ordnung nichts beſteht, ſo wählt ſich die Geſellſchaft ihre Sittenrichter, Vorſteher und Schreiber, und kömmt über die Zucht überein, die in ihr gehalten werden ſoll.

Der Vorſteher wählt jede Geſellſchaft fünf, beſonnene, achtbare und ſittliche Männer. Von dieſen fünf Männern heißt einer der Vorſteher im eigentlichen Sinn, und vier heiſſen die Rüger. Bei dem Vorſteher iſt vorzüglich die Sorge des Aeuſſeren, bei den Rügern aber die Sorge des Inneren der Geſellſchaft. Dieſe fünf ſitzen der Geſellſchaft vor und ordnen und lenken ſie, ſie zügeln das zu heiſſe Wort, hemmen die ungebührliche Rede, und ſtrafen die ungebührliche oder unſittliche That; ſie ſorgen dafür, daß Schande und Laſter nie in ihre Gemeinſchaft eindringen, oder daß die eingedrungenen auf das geſchwindeſte herausgeſtoſſen werden; am härteſten aber und unerbittlichſten ſtrafen ſie die unteutſche Geſinnung und That und die Aefferei und Hurerei mit dem Ausländiſchen und Franzöſiſchen.

Weil die teutſche Geſellſchaft keine geheime Geſellſchaft, ſondern eine volkliche iſt, ſo muß ſie offen ausſprechen, was ſie will. Sie will nichts anders, als teutſche Tugend und Art beleben und fremdes Laſter und fremde Unart vertilgen. Daher wacht ſie an ihrem Ort über allem, was löblich, vaterländiſch, tüchtig und männlich iſt, züchtigt wälſche Zierlichkeit und Ueppigkeit, bezeichnet unteutſche Schanden und Weichlichkeiten, und ſucht durch die Stattlichkeit und Würdigkeit, worin ſie ſich hält, eine öffentliche Meinung zu begründen, deren Gewalt über die meiſten Menſchen mächtiger iſt, als die Gewalt aller Geſetze.

Die Geſellſchaft verſammelt ſich je alle Monate zweimal und verkündet acht Tage vor der Zuſammenkunft den Tag der Verſammlung in den öffentlichen Blättern der Landſchaft, damit die in den kleinen Städten und auf dem Lande wohnenden Mitglieder ſich gebührlich einſtellen können.

Weil die Geſellſchaft einen ernſten und heiligen Zweck hat, ſo ſind die gewöhnlichen ſonſt auch erlaubten Zeitvertreibe und Vergnügungen in ihr durchaus verboten. Die Männer ſollen ſich bloß mit dem beſchäftigen und über das unterhalten, was dem Herzen jedes Teutſchen das Nächſte ſeyn muß. Iſt die Stimmung der Verſammlung hehr, der Tag feierlich, oder hat jemand etwas allen Gemeinſames mit beſonderer Begeiſterung und Freude auszuſprechen, ſo ſey ihm erlaubt, für alle zu allen zu reden. Dieſes Recht ſteht jedem Mitgliede ohne Unterſchied zu; und gewiß wird es etwas Erquickliches und Erbauliches ſeyn, wenn Männer, welche die Gabe der Wohlredenheit und Kunde teutſcher Art und Geſchichte haben, in gebundenen oder ungebundenen Worten teutſche Gefühle und Geſinnungen ausſprechen. Was aber jemand öffentlich reden oder vorleſen will, das muß vorher durchaus den vier Rügern gezeigt und von ihnen gebilligt ſeyn.

Die einzige Sprache, die in der teutſchen Geſellſchaft geſprochen werden darf, iſt die teutſche Sprache; denn auch dahin zielt ſie vorzüglich, daß die unmittelbare Kraft des Lebens und die große Gewalt der Seele lebendig werde, daß die Menſchen aus Schreibern Sprecher und aus Träumern Thäter werden: wer nicht ſprechen kann, entbehrt eines der gewaltigſten Hülfsmittel, Menſchen zu bewegen, und, wenn es ſeyn muß, zu beherrſchen, die Zunge iſt eine der mächtigſten Gewalten, die es giebt. Wer ſich erfrecht in ihr franzöſiſch zu ſprechen, wird als ein Frevler ausgeſtoßen; wer eine andere fremde Sprache ſpricht, wird einem eitlen Thoren gleich geachtet, und muß eine anſehnliche Geldſtrafe erlegen. Denn genug haben wir erfahren, welche unſelige Früchte uns die Verſäumung und Verachtung unſerer herrlichen Mutterſprache getragen hat. Wer ſeine Sprache nicht achtet und liebt, kann auch ſein Volk nicht achten und lieben; wer ſeine Sprache nicht verſteht, verſteht auch ſein Volk nicht, und kann nie fühlen, was die rechte teutſche Tugend und Herrlichkeit iſt; denn in den Tiefen der Sprache liegt alles innere Verſtändniß und alle eigenſte Eigenthümlichkeit des Volkes verhüllt. Darum, teutſche Männer, ſprechet teutſch, und recht gut und ächt teutſch, und ihr werdet durch eine ſtille geiſtige Verwandelung, die von ſelbſt in euch vorgeht, bald ganz andere Männer ſeyn, als ihr jetzt ſeyd.

Fröhliche Gaſtmäler beſchließen die Verſammlung, bei großen Gelegenheiten auch Tanz und Saitenſpiel; auch fromme, herzige und vaterländiſche Lieder werden geſungen, denn der Teutſche liebt den Geſang bei'm Becher.

Die teutſche Geſellſchaft begeht auf das feierlichſte heilige Feſte des ganzen teutſchen Namens, z. B. ein Feſt der Hermannsſchlacht, ein Feſt der Leipziger Schlacht, ein Feſt zum Andenken der für das Vaterland gefallenen großen Männer, und andere löbliche Feſte, die den Geiſt und das Herz der Menſchen ergreifen, und die von teutſchen Menſchen zu dieſem edlen Zweck erdacht und verordnet werden können.

Den Jahrestag der Teutoburger Schlacht, wodurch Hermann unſer Vaterland einſt vom Römerjoche befreiete, aus den römiſchen Geſchichtſchreibern herauszufinden würde unmöglich ſeyn. Ich würde vorſchlagen, die Hermannsſchlacht um die Sonnengicht (Johannis) zu feiern, zumal da dieſem heiligen und längſten Tage in vielen Gegenden Teutſchlands immer noch Freudenfeuer angezündet werden und da er mit Gelagen und Tänzen von den Menſchen begangen wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Hermanns Thaten an dem feſtlichen Tage erzählt werden und daß ſein Name bei Saitenſpiel und Becherklang vielhallend herumgeht.

Die Leipziger Schlacht iſt unſere Hermannsſchlacht. Wäre ſie anders gefallen, würden dieſe Worte jetzt wahrſcheinlich in Teutſchland weder geſprochen noch gehört. Sie iſt ein groſſes Feſt, das drei Feiertage hat, wie an drei Tagen gefochten ward, nämlich den 16., 18. und 19. Oktober. Dieſes Feſt muß von uns, welche die Schlacht von einem ſchändlichen Joche erlöſte, auf das feierlichſte und fröhlichſte gehalten werden. Meint man, drei Feiertage ſey zu viel, ſo würde ich den 18ten Oktober, als den entſcheidenden Tag der Rieſenſchlacht, für die Feier beſtimmen. Dieſe Ehrenſchlacht muß auſſer der Feier der Erinnerung der Enkel auch noch durch ein hohes und würdiges Denkmal überliefert werden. *)

---

*) S. weiter unten.

Ein Feſt der edlen Todten wird geſtiftet zum Andenken der teutſchen Männer, die glücklich oder unglücklich im Kampfe für das Vaterland gefallen oder wegen des kühnen Wagniſſes oder nur wegen Gedanken der Freiheit von unſern abſcheulichen Tyrannen ermordet oder hingerichtet ſind. Dafür wäre der Tag der ſchickliche Tag, an welchem der herrliche Tyroler Feldhauptmann Andreas Hofer im Winter 1810 in Mantua erſchoſſen iſt. Er, der brave Schill und ſeine Todesgefährten, die Männer, welche in den Jahren 1809 und 1813 in Marburg, Caſſel, Baireuth, Tyrol, Weſel und Bremen ermordet ſind, weil ſie ihr Vaterland lieber hatten als ſeine Räuber und die Freiheit lieber hatten als die Knechtſchaft, der bei Groß-Görſchen gebliebene General Scharnhorſt, der Wiederaufrichter und Beleber des preuſſiſchen Heers — dieſe und andere leuchtende Ehren des teutſchen Namens würden an dieſem Tage geprieſen und gefeiert. Auf dieſe Weiſe allein tritt die Geſchichte in das Leben und wird das Leben Geſchichte.

Es verſtehe ſich bei Chriſten von ſelbſt, das die Feſtlichkeit immer mit ſtillem Gebet und frommem Gottesdienſt begonnen wird. Am Feſte der Hermannsſchlacht und der Leipziger

Schlacht würde ein Eichenblatt am Hute der Männer das Zeichen ſeyn; am Hoferstage würden ſie ſich mit einem Kreuze zeichnen: denn dieſer Held und die Spanier waren die erſten Streiter für die Ehre und Freiheit Europas, die dem Kreuze und ſeiner Kraft mehr vertraueten, als der Fauſt und der Gewalt des Eiſens, und nach ihnen haben die Ruſſen und Preuſſen unter dieſem Zeichen die unglaublichen Thaten der Frömmigkeit und Begeiſterung vollbracht.

Dies iſt meine teutſche Geſellſchaft, die ich meine, dies iſt mein liebes und heiliges teutſches Vaterland, an welches ich denke, dies ſind meine treuen, tapfern und redlichen Teutſchen, die ich liebe und ehre. Mögen die Guten in dieſen leichten Worten einiges finden, das an ihre Herzen klingt! und möge das ganze groſſe teutſche Volk durch Eintracht, Liebe und Treue bald nur eine einzige brüderliche Geſellſchaft ſeyn! Dann ſind die innigſten Gebete und die heiligſten Träume meines Herzens erfüllt.

Ueber ein

Denkmal bei Leipzig.

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem ſpäteſten Enkel noch ſage, was daſelbſt im Oktober des Jahrs 1813 geſchehen, darüber iſt in ganz Teutſchland, ja wohl faſt in der ganzen Welt nur Eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieſes Denkmal errichtet werden ſoll, darüber werden die Stimmen gewiß eben ſo verſchieden lauten, als ſie über das Erſte einig ſind. Ein kleines unſcheinbares Denkmal, das ſich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, thut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig ſelbſt auf irgend einem Platz hingeſtellt, würde in ſeiner Armſeligkeit von der großen That, wodurch die Welt von dem abſcheulichſten aller Tyrannen und dem tückiſcheſten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu ſehr beſchämt werden. Das Denkmal muß drauſſen ſtehen, wo ſo viel Blut floß; es muß ſo ſtehen, daß es ringsum von allen Straßen geſehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entſcheidung heranzogen. Soll es geſchehen werden, ſo muß es groß und herrlich ſeyn, wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln. Aber ſolches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen fehlt uns das Geld und das Geſchick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Aehnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich ſchlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunſt keine Aeffereien anbringen und wogegen unſer nordiſcher allen Denkmälern ſo feindſeliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tauſend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin, und laſſe ſie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe aufthürmen. Auf den Erdhügel werden Feldſteine gewälzt, und über dieſen wird ein koloſſales aus Eiſen gegoſſenes und mit mancherlei Anſpielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrſcher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große vergoldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 16 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt, mit Wall und Graben eingefaßt, und mit Eichen bepflanzt. — Dieſer Hügel, dieſes Kreuz, und dieſe Bäume wären zugleich ein ächt germaniſches und ein ächt chriſtliches Denkmal, wohin unſere Urenkel noch wallfahrten gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof groſser teutſcher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterland gebliebener Helden Leichen begraben würden; denn es iſt der Beſten würdig, in heiliger Erde zu ruhen.

Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Teutſchland

von

E. M. Arndt.

Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte, heiße Geſetz und Recht.

1814.

Wir leben in einer neuen Geburt der Zeiten. Zwanzig ſchreckliche Jahre des Jammers und der Wehen haben wir verlebt, die letztn zehen Jahre faſt Jahre der Hoffnungsloſigkeit; wo das Menſchengeſchlecht in Schande und Tyrannei zu vergehen ſchien. Jetzt iſt ein helles und ſchönes Licht der Rettung aufgegangen, und hat alle Herzen erfriſcht und erquickt; ja, Millionen Stimmen rufen: Wir ſind ſchon gerettet, und ein ſchöneres und glückſeligeres Leben wird nun beginnen. Auch ich freue mich dieſer Zeit und ſtimme mit ganzem Gemüthe in den brauſenden Jubel der Fröhlichen ein; aber doch ſage ich, die meiſten dieſer Rufer ſind in einem großen Irrthum. Sie ſehen das Glück der verbündeten Waffen, ſie ſehen den hohen, frommen, und tapfern Geiſt des teutſchen Volkes auf dem Kriegsfelde, ſie ſehen faſt die Gewißheit des endlichen Sieges über die übermüthigen und räuberiſchen Plager, unter deren bübiſchem Druck wir funfzehn Jahre geſtönt haben; und gutmüthig meinen ſie, das große Leid und die große Arbeit ſey jetzt vorbei. Ich würde das mit ihnen meinen, wenn ich in denen, welche die Leiter der Zeit ſeyn können und ſollen, den Ernſt, die Kraft, die Liebe des Vaterlandes, die Kunde der Zeit und des Volkes ſähe, wodurch ſicheres Glück allein gemacht und erhalten werden kann. Aber ich muß ein ſchweres Bekenntniß ausſprechen, weswegen meine Seele oft Thränen weint, und weswegen ich die Gegenwart nicht ſo fröhlich und muthig empfangen kann, als die meiſten andern: ich ſehe jenen Ernſt, jene Kraft, jene Liebe des Vaterlandes, jene Sorge und Kunde des Zeitalters bei ſehr wenigen. Die meiſten auch von denen, welchen die Leitung und Beglückung des Volkes und die Bereitung einer feſteren und kräftigeren Zukunft obliegt, ſchwimmen mit der Zeit gedankenlos hin, und treiben und ſorgen ganz etwas Anderes, als daß ſie in dem Einen Triebe und der Einen Sorge ganz verloren ſeyn ſollten; ſie verſchließen die Augen vor den Arbeiten und Gefahren, die ihnen doch zuweilen erſcheinen müſſen, und rufen mit der gläubigen und gutmüthigen Menge aus: *Nun Gott hat ſo viel für uns gethan, er wird auch das Uebrige thun*; ſie bedenken aber nicht, daß Gott nur durch die Menſchen etwas thut, und daß, wenn es auf Erden gut werden ſoll, die Menſchen auch durch Gott etwas thun müſſen. Daß ein Volk von einem edlen und hohen Geiſt ergriffen und entflammt wird, daß es ſich durch die Waffen aus großer Noth reißt, iſt freilich etwas Großes und Herrliches, und muß wegen der Bewegung aller Kräfte, wegen der Majeſtät der verſammelten Gewalt, und wegen des Glanzes der Thaten als das Größte und Herrlichſte erſcheinen; aber das Größte und Herrlichſte iſt es nicht, weil es zuweilen faſt das Werk des Augenblicks, oft wenigſtens das Werk einiger Jahre ſeyn kann. Die größten und herrlichſten Thaten des Menſchen ſind die Thaten des Geiſtes, die in Einer Arbeit nach Einem Ziele über alle Hinderniſſe fortſtrebende Tugend; die lange und ſchwere Geduld, welche Geſetz, Zucht, und Ordnung ſchafft; die große Selbſtüberwindung, welche, mit dem Geiz, der Faulheit, der Dummheit, dem Aberglauben, und mit allen offenen und verlarvten Vorurtheilen im ungleichen Kampfe, nicht ermattet; das unerkannte und unſcheinbare Wirken, die leiſen und ſtillen Geiſter der Zeit und des Volkes zu faſſen, zu wecken, und endlich mit neuen Geſtalten umhüllt in das lebendige Leben einzuführen: ich meine hier *die politiſche Tugend*, ohne welche alles Glück der Waffen eben ſo leicht verloren als gewonnen wird. Dieſe politiſche Tugend erſcheint noch nicht bei uns, und deswegen iſt mir oft bange, ob wir das von Gott gegebene Glück werden feſthalten und recht gebrauchen können.

Wir waren ein abgeſtandenes und abgelebtes Volk geworden, matte und entfärbte Bilder, in Rahmen eingefaßt, die aus einander fallen wollten; wir waren kein Staat, kein Reich, und kein Volk mehr und hatten allen Sinn des Allgemeinen und Politiſchen verloren. Ein leichter Wind kam, die wurmſtichigen und brüchigen Rahmen gingen aus den Fugen, und die Bilder wurden in den Koth getreten, und werden noch getreten.

Man könnte glauben, die letzten zwanzig Jahre haben uns weiſer gemacht und uns auf das Nothwendige und Unvermeidliche hingewieſen. Man hat geſagt, alle Welt ſey ſeit der franzöſiſchen Revolution politiſch geworden; aber man hat nichts Großes gemeint, weil man den großen Inhalt des Worts politiſch nicht verſteht: man meinte nur, die Leute haben die Zeitungen begieriger als früher geleſen, und in Geſellſchaften und Kaffehäuſern mehr von politiſchen Dingen geſprochen als ſonſt. Das macht aber noch keine politiſche Menſchen.

Nein, ich muß leider geſtehen, wir ſind nicht ſo viel weiter geſchritten, als manche ſich einbilden; noch iſt die große Zeit, die werden ſoll, ja die ſchon iſt, bei wenigen in das innerſte Mark ihres Lebens gedrungen, ſo daß ſie ihr einziges Gefühl und ihr einziger Gedanke und daß wir der Freiheit noch nicht unfähig ſind; feige Völker kann kein Gott zu Freien machen.

Politiſcher Unverſtand offenbart ſich in Reden, Schriften, und Anordnungen, in leerer Gedankenloſigkeit, die noch mit Seifenblaſen ſpielen kann, welche gleich Gedanken ausſehen, aber keine Gedanken ſind; wir ſehen immer das Entfernte und Schimmernde, weil wir das Nahe und Wahre zu ſehen nicht den Muth haben. So ſehr ſind wir von der Würde und Freiheit unſerer Altvordern ausgeartet.

Bei den Gelehrten offenbart ſich dieſer Unverſtand theils als Uebermuth, theils als Faulheit. Der Uebermuth gefällt ſich in künſtlichen und verworrenen Geſpinnſten von Verfaſſungen, welche die Erde entweder nie tragen kann oder erſt nach dem Ablauf von Jahrhunderten oder Jahrtauſenden wird tragen können; vornehm ſieht er über das Gegenwärtige hin, als welches ihm zu gering iſt. Die Faulheit, welche alles Irdiſche unter die Füße tritt, ſpielt mit metaphyſiſchen, theoſophiſchen, und myſtiſchen Gaukeleien, und gebärdet ſich, als thue ſie etwas Ueberſchwängliches, da doch die Gegenwart die Arbeiten und Sorgen jedes Biedermannes fordert. Das Lächerlichſte iſt, daß dieſe Faulen immer nur Ideale und Idealität des Lebens im Munde führen; und wiſſen doch nicht, welche hohe Idealität ein edler Menſch auch in ſein äuſſeres Wirken legen kann und ſoll.

Bei allen dieſen Gebildeten ſammt und ſonders zeigt ſich die heilloſeſte Vergeſſenheit männlicher Künſte und Tugenden. Durch eine flache und nichtige Geſelligkeit faſt bloß mit Weibern, die ſie eine idealiſche zu nennen belieben, die aber keine ſolche iſt, ſind die Männer verweibt und die Weiber nicht beglückt, welche allein durch männliche und kräftige Männer glücklich werden können; der große Sinn und die ſtolze Kraft der Wahrheit im Leben und Denken aber iſt dadurch untergegangen. So ſind die meiſten von uns, daß ſie lieber von Weibern gelöbt, als von Männern geachtet ſeyn wollen. Das Erſte iſt ſehr ſüß, aber das Zweite ſollte ſüßer ſeyn.

Noch immer mangeln wir des heiligen Ernſtes und edlen Zorns für unſere Ehre und Freiheit, der Liebe für unſer Vaterland, unſre Sitte, und unſre Sprache. Buhlerei und Aefferei mit dem Wälſchen und Ausländiſchen, dieſen Tod unſerer Tugend, ſehen wir, ohne daß wir zürnen; entſchuldigen hören wir die abſcheulichſten Gräuel, entſchuldigen hören wir die fremden Tyrannen und die eigenen Buben und Verräther, ohne daß wir die Entſchuldiger ſtrafen und beſchämen: ja dieſe eigenen Buben und Verräther bleiben ſorgenlos unter uns, und winken und flüſtern insgeheim für ihren großen Napoleon und für ihre liebenswürdigen und geiſtreichen Franzoſen, ohne daß ſie eine gerechte Strafe fürchten. Ja ſo geduldig ſind noch viele von uns, daß wir, damit die früheren Schandeverhältniſſe und die wunden Stellen ihrer Gewiſſen (wir meinen, ſolche haben Gewiſſen) nicht berührt werden, ſogar fürchten, in ihrer Gegenwart von dem Neueſten zu ſprechen. Nur bei uns dürfen die Beamten und Schrifſteller, die uns durch Thaten und Schriften den Fremden verrathen, verkauft, und betrogen haben, ruhig ſitzen bleiben, und ſich gebärden, als können Schelme je ehrliche Männer werden. Ich will dieſe Blätter durch ihre ſchändlichen Namen nicht beſchmutzen. Bei welchem Volke hätten ſie Aehnliches gedurft? Wahrlich jedes andere Volk hätte ſie zugleich mit den Franzoſen über den Rhein gejagt. Das thun wir gutmüthige und langmüthige Teutſche nicht, wir laſſen das feile und feige Schlangengeſchmeiß, das bei jedem erſten Unfall unſerer Waffen dem Vaterlande und ſeinen Freunden wieder in die Ferſen beißen würde, unter uns wohnen und die friſchen Geiſter lähmen und die guten vergiften. Wir haben keinen Stolz auf uns und auf unſer Volk und unſere Ehre, wir haben keine öffentliche Meinung, welche in andern Ländern die Buben härter ſtraft als alle Hochgerichte. Auch des Stolzes, der Kraft, der Lebendigkeit, des freudigen

Thatentriebes nach außen hin mangeln wir noch, wodurch allein politiſche Männer werden können, ſolche Männen, welche die Welt ordnen und geſtalten und das Vaterland in würdiger Geſetzlichkeit und hoher Freiheit wieder aufrichten können.

Kurz, ſo abgelebt ſind wir als Volk, ſo alles Stolzen und Politiſchen vergeſſen, daß wir kaum noch eine Ahndung haben von der Tüchtigkeit, Feſtigkeit, und Männlichkeit unſerer Väter. Weichlichkeit und Faulheit iſt der Karakter der Zeit, und iſt auch unſer Karakter. Hoffen wie die Thoren, träumen und idealiſiren das können wir; zu leben, zu herrſchen, die Welt zu regieren, das haben wir verlernt, und nur die Noth, die beſte Meiſterin aller Dinge, kann uns wieder zu Männern machen.

Doch wenn wir gleich ſo ſind, wenn ich gleich ſelbſt an der Seele, die in meinem Blute fließt und oft gern auch über meine beßere Seele herrſchen mögte, fühle, daß wir ſo ſind — ſo müſſen wir uns doch an das erinnern, was wir ſeyn ſollen, an das ermahnen, was wir werden ſollen. Und deswegen werfe ich einige Gedanken aufs Papier, die unſre nächſte Noth und unſre nächſte Zukunft betreffen: ich gebe einige leichte Winke über die Art und über die Nothwendigkeit ſtändiſcher Verfaſſungen in teutſchen Landen.

Das Recht zu ſtändiſchen Verfaſſungen könwir darthun aus unſerer Geſchichte; und wäre das auch nicht, wir können es darthun aus unſerm Gemüthe und aus dem Gemüthe des Menſchen überhaupt. Der Gott, der uns den Geiſt gab, der uns zu Chriſten einweihete, der uns den himmliſchen Reitz des Gedankens einpflanzte, gab uns auch das Recht, als edle und freie Menſchen regiert zu werden, d. h. uns ſelbſt regieren zu helfen, zumal da es unmöglich iſt, daß einer, der willkührliche Gewalt über allen hat, würdig herrſchen und gerecht befehlen könne.

Wie frei und gerecht unſere Altvordern, die Germanen, waren, das haben uns ihre Feinde erzählt, die mit den Waffen in der Hand gegen ihnen ſtanden. Als wir ein eigenes germaniſches oder teutſches Reich wurden, ſeit dem neunten chriſtlichen Jahrhundert und in den folgenden Jahrhunderten, da bildeten ſich neben einander und aus einander die verſchiedenen Ordnungen des Volks, welche Stände des Reichs genannt wurden: geiſtliche und weltliche Fürſten, Adel, freie Männer, Städte. In den erſten Jahrhunderten dieſes Reiches waren die Fürſten nur ein Theil des Volkes und gleich allen Uebrigen des Kaiſers Unterthanen. Diejenigen von ihnen, welche Herzoge, Landgrafen, Pfalzgrafen, Markgrafen, Erzbiſchöffe, Biſchöffe u. ſ. w. hießen, waren Beamte des Kaiſers und Reichs, und neben ſolchen Großbeamten aus den älteſten Geſchlechtern ſtanden oft die jüngſten Männer (homines novissimi), die Anfänger ihres Geſchlechts, in den höchſten Würden. Späterhin, als bei der Zwietracht im Reiche und dem Verfall der kaiſerlichen Macht dieſe Reichsbeamten verſtanden ſich in ihren Stellen erblich zu machen, und die Menſchen, die ſie bisher im Namen des Kaiſers und Reichs regiert hatten, von Tage zu Tage mehr als ihre eigenen Unterthanen anzuſehen und zu regieren, blieb doch in allen kleinen und großen Landen des Vaterlandes neben den Fürſten eine geheiligte Macht ſtehen, nemlich Stände, ohne deren Bewilligung und Einſtimmung dieſelben keine Geſchäfte und Unternehmungen von Wichtigkeit wagen noch neue Einrichtungen und Geſetze machen durften. Dieſe ſtändiſche Verfaſſung war in den verſchiedenen Landſchaften und Fürſtenthümern des Vaterlandes ſehr ungleich, doch leuchtete die große Idee vom teutſchen Reiche über allen als ein Bild des Maaßes und Geſetzes, und daher waren in allen noch ſo verſchiedenen Verfaſſungen doch immer einige Linien der Aehnlichkeit mit dem großen Ganzen. In den letzten beiden Jahrhunderten aber, vorzüglich ſeit dem unſeligen dreiſſigjährigen teutſchen Kriege, ſind die alten Ordnungen und Verfaſſungen des Vaterlandes immer mehr durchbrochen und vernichtet; ſo wie die kaiſerliche Gewalt abgenommen, hat die Gewalt der Fürſten zugenommen; die Religion hat immer mehr ihre irdiſche und politiſche Gewalt verloren; die ſtehenden Heere haben die Freudigkeit und den Muth der Menſchen untergraben; der Adel hat den hohen Stolz und Trotz, die er ſonſt auf das ganze Volk und Reich hatte, geſenkt, und iſt in den meiſten Landen ein kleinlicher und unterwürfiger Hofdiener geworden; den Städten ſind ihre republikaniſchen und zünftigen Geſetze vielfältiglich genommen und von den Fürſten oft willkührliche Beamte und Befehlshaber geſetzt; wann es den Erſten ſo erging, läßt ſich das Loos derer, die in unſern Staaten die Letzten heißen — ich meine die Bauren — leicht denken. Kurz, durch Abſterbung oder Untergrabung des Alten und durch die immer wachſenden ſtehenden Heere und durch die mit ihnen wachſenden Steuern und Auflagen ſind alle zur Weichlichkeit und Knechtſchaft vorbereitet worden.

So ſtand es im Anfange dieſes neunzehnten Jahrhunderts: auch in den beſten Staaten war das Meiſte wurmſtichig, brüchig, und veraltet; die Gerüſte und Skelette ſtanden noch, aber das Leben und der Geiſt war entwichen. Da blies kein Sturmwind, nein, ein Hauch blies von jenſeits des Rheins her, und alles ſtürzte zuſammen.

Ich ſpreche hier von unſern jüngſten Jahrzehenden. Die noch übrigen wenigen Trümmer des alten heiligen Reichs der Teutſchen ſind in ihnen völlig zerbrochen und abgebrochen, und in dem Lande, welches weiland das tapferſte und freieſte Volk auf der Erde bewohnte, hat die geſetzloſeſte und wildeſte Gewalt und Tyrannei gewüthet, bis Gott, welchem die Knechtſchaft nicht gefällt, die Kette zerbrochen und uns die Hoffnung gezeigt hat, daß wir unſre ſchwere Schmach werden abſchütteln und wieder mit Ehren in die Reihe der Völker treten können. Napoleon Bonaparte, von welchem als der großen Seele des Böſen alle Verruchtheiten und Gräuel der letzten zehen Jahre ausgehen, erklärte durch ein wohl berechnetes Machtwort die teutſchen Fürſten ſeines Rheinbundes für alleingewaltige und ſchrankenlos gebietende Herren ihrer Lande, in ſeiner verſtockten Argliſt wohl überlegend, daß er ſie und das teutſche Volk auf ſolche Weiſe am willkührlichſten und ungehindertſten für ſich und ſeine Zwecke gebrauchen und vorzüglich ſie und ihr Verhängniß durch den Haß und Zorn, den dies im teutſchen Volke gegen ſie erregen mußte, am feſteſten an ſich binden könnte; denn den Lohn des Böſen berechnet der Argliſtige immer voraus. Die meiſten der Fürſten, welche er die Glieder des Rheinbundes nannte, gewahrten nicht den Trug und die Tücke, die unter ſchönen Scheinen im Hintergrunde lauerten, ſondern griffen mit gieriger Lüſternheit nach dem prunkenden Titel Souverän, als ſeyen dieſe ſouveränen Herrſcher, wie ſie ſich jetzt wähnten, ganz andere und herrlichere Herren geworden, als die weiland in den Schranken der Geſetze regierenden und durch Geſetze geſchirmten Fürſten des Reichs. Sie wollten nicht ſehen, daß man ihnen die Willkühr nur gegeben hatte über ihre ſogenannten lieben und getreuen Unterthanen, damit ſie ſelbſt und die Ihrigen durch die ſchnödeſte Willkühr gemißhandelt und geſchändet würden. Welche Feder mag die Schmach und das Elend der letzten acht teutſchen Jahre mit genug ſtarken Zügen beſchreiben? jedes Bild bleibt als ein matter Schatten hinter der Wahrheit dieſer ſchrecklichen Zeit. Die letzten freien Reichsſtädte, die Ritterſchaften wurden zerſtört und zu ſklaviſchen Unterwürfigen gemacht; viele große Geſchlechter von Fürſten, Grafen und Herren des Reichs wurden von Napoleon mit der ſchreiendſten Willkühr, oft mit recht tückiſcher und ſchadenfroher Ausrechnung der Erniedrigung ſeinen Rheinbündnern unterworfen, deren viele ſonſt nur ihres Gleichen waren; teutſche Ehre, teutſches Geſetz und teutſche Sitte wurden recht planmäßig unterdrückt und geſchändet; ja ſelbſt das erſte Heiligthum des Volkes, die Sprache, ſollte ausgerottet werden; während von den Lippen vieler hundert teutſchen Schelmen und Buben die Namen Wiedergeburt, Wiederherſtellung, Befreiung, Glück, und Glorie des Vaterlandes tönten, wurden alle Länder von den Franzoſen und ihren *Helfern* auf das unverſchämteſte und räuberiſcheſte geplündert: viele Einkünfte behielt ſich der Tyrann vor, der ſich Beſchützer Germaniens nannte; mit Schlöſſern, Gütern, und Forſten teutſcher Lande wurden ſeine Marſchälle, Miniſter, und Intendanten beliehen, was ſie die Schenkungen nannten; Jahrgelder wurden auf teutſche Länder angewieſen und franzöſiſche Taugenichtſe oder Croſſiane wurden in neu geſtifteten Fürſtenthümern zur Abfütterung und Beſoldung aufgedrungen. Buben, Abentheurer, und Windbeutel wurden häufig die Erſten Miniſter und Räthe der ſouveränen *Herrſcher*, und machten unter franzöſiſchem Einfluß und nach franzöſiſchem Zuſchnitt faſt jedes Jahr neue Proben von Geſetzen und Verfaſſungen, die zum Theil auch auf Plünderung und Zertretung des Volks berechnet waren und wobei die letzten an ihm noch ganzen Glieder zerriſſen und zerbrochen wurden; mit dem Glanze der neuen Gewaltherrſchaft der Fürſten mußten auch die ſtehenden *Heere* vermehrt, mußte der Prunk der *Hofhaltungen* erhöhet werden: *Hunderttauſende* ſeiner blühendſten Jugend hat das Vaterland gegen ſeine Ehre und Freiheit kämpfen und verflucht von fremden Völkern auf allen Schlachtfeldern und in allen Lazarethen der Welt als Leichen aufthürmen ſehen; kleine *Höfe*, z. B. die von Kaſſel und Frankfurt und andere, hat es mit einer alles Mark und alle Freude der Menſchen verſchlingenden Pracht und Verſchwendung halten und Miniſter und Hofmarſchälle und Oberkammerjunker belohnen ſehen, als hätten ihnen die Schätze des Sultans von Stambul zu Gebote geſtanden; neben dieſem unerhörten leiblichen Elende iſt auf jeden freien und treuen teutſchen Mann, auf jedes kühne Wort und jeden hohen Gedanken, ja auf jedes menſchliche Gefühl die ſcheußlichſte Jagd geſtellt worden, und neue Polizeiminiſter und Polizeimeiſter, ſonſt bei uns faſt unerhörte Namen, haben in allen teutſchen Staaten fur Napoleon und ſeine weltumfaſſenden und weltbeglückenden Plane ſchändliche Heere von Spionen organiſiren und unterhalten müſſen.

Dies war das neue Glück und die neue Herrlichkeit Teutſchlands, ſo ſtand die unumſchränkte und alleinherrſchende Gewalt der neuen Könige, Großherzoge, und Fürſten: ſie waren zu Napoleons Präfekten erniedrigt, und würden auch das nicht einmal geblieben ſeyn, wenn ihm ſeine verbrecheriſchen Anſchläge gegen die Freiheit Europas gelungen wären. Viele von ihnen ſcheinen ihren ſchmählichen Zuſtand gefühlt und ſich auch deßwegen in die bodenloſe Sündfluth gedankenloſer Ueppigkeit und Pracht geſtürzt zu haben, damit ſie der Vergangenheit nicht gedächten, die Gegenwart nicht ſähen, und vor der Zukunft nicht zitterten.

Gott hat Gericht gehalten, alle Schande ſteht entlarvt da, die Feſſeln der Tyrannei, die uns umſchlungen hielten, ſind zerſprengt, und Gerechtigkeit und Ehre dürfen wieder ihre Stimme erheben.

Was ſagen dieſe beiden höchſten Richterinnen und Verwalterinnen der Dinge? Sagen ſie, daß unſer Zuſtand ſo bleiben kann und darf, wie er heute noch iſt? Sagen ſie, daß beſtehen darf, was Napoleon und ſeine Helfer bei uns für die Knechtſchaft eingerichtet haben und einrichten wollten? Nein, mit Donnerſtimmen ſagen ſie das Gegentheil. Sie zeigen den Untergang des Vaterlandes neben der Schande, das Verderben neben der Knechtſchaft; ſie berufen ſich auf das Recht der Freiheit, das wir durch Gott und durch unſere frühern Verfaſſungen haben; ſie berufen ſich auf die Nothwendigkeit der Freiheit und geſetzlicher Ordnungen im Vaterlande, ohne welche wir auf dem Punkt ſtehen, aus der Reihe der Völker ausgeſtrichen zu werden.

Ich will über das, was bei dem neuen Heil, das uns erſchienen iſt, ungefär werden kann und ſoll, einige leichte Gedanken hinwerfen, die wieder auf neue Gedanken führen. Wir ſind noch nicht ſo weit, daß wir von dem Beſonderen, was zur Wiederherſtellung und Beglückung des lieben Vaterlandes gemacht und begründet werden kann, beſtimmt ſprechen können; wir bleiben alſo bei dem Allgemeinen ſtehen, und ſtreuen einige Lichtfunken aus, wodurch über die Pfade, welche wir zu gehen haben, einige Helle verbreitet werden mag. Vor allen aber bezwecken wir hiebei, den Menſchen in Hinſicht der Behandlung und Einrichtung der politiſchen Dinge die großen Unterſchiede der Zeiten anzudeuten, was vormals zweckmäſſig und möglich war und was jetzt zweckmäſſig und möglich iſt, damit nicht vergebliche Liebe und Sehnſucht des Vergangenen uns irre und damit nicht wilde und ſtürmiſche Wuth des Neuen uns zu weit treibe. So iſt das Zeitalter geſtellt, daß auch mit den beſten Abſichten und redlichſten Herzen viele Proben gemacht werden müſſen, bis wir uns in die neue Zeit und in die unabänderlichen Verhältniſſe, welche ſie bringt, finden lernen.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre, die wir haben vorüberfließen oder vielmehr vorüberbrauſen ſehen, haben uns über die Dinge, von welchen wir uns hier unterhalten wollen. die wichtigſten Lehren gegeben, die wir, wenn wir weiſe ſind, zu unſerm Glücke und zum Glücke unſerer Nachkommen werden anwenden können. Was die größten und trefflichſten Geſetzgeber und Stifter früherer Jahrhunderte und Jahrtauſende gewollt haben, und auch die Schickſale und Entwickelungen der Menſchheit, die in den Rollen der Geſchichte zum Theil dunkel verhüllt lagen, haben dieſe verhängnißvollen Jahre vor uns aufgedeckt. Auch das hat die fürchterliche franzöſiſche Revolution, die wir jetzt unſere, die europäiſche Revolution nennen müſſen, und heller als das Sonnenlicht gezeigt, daß der alte Zuſtand Europens vergangen war und vergangen iſt, daß wir in den Vorhallen einer neuen Zeit ſtehen. Bald achtzehenhundert Jahre hat die chriſtliche Religion, welche dem unmündigen Menſchengeſchlechte zu Liebe einen irdiſchen Leib um ihren feurigen Geiſt gekleidet hatte, die Völker als milde Amme, Schützerin, Warnerin, und Erzieherin gehegt und gepflegt; die Europäer hatten in jener langen Zeit in einer Art von väterlichem und mütterlichem Hausſtande gelebt, der zuweilen wohl durch Stürme geſtört, aber durch Liebe und Treue immer wieder zuſammenverbunden war. Endlich aber haben die Kinder gefühlt, daß ſie erwachſen waren, ſie haben ſich den mütterlichen Banden der Liebe entwunden und durch eigenen Verſtand und eigene Kraft das Leben prüfen und halten und die Rechte ihrer Mündigkeit behaupten wollen: ſeit drei Jahrhunderten haben die meiſten Völker ſich der leitenden und haltenden Gewalt der chriſtlichen Kirche mehr und mehr entzogen und verſucht ſich auf eine neue Art einzurichten; oder auch, ſie ſind, von dieſen Banden gelöſt, wie der aus der Obhut des väterlichen Hauſes entlaſſene Jüngling vom ſiebenzehnten bis fünfundzwanzigſten Jahre oft zu thun pflegt, wild in das Leben hinein- und durch das Leben hindurchgefahren, ohne daß ſie bis jetzt Stätigkeit, Ordnung, Zucht, und Geſetz, alſo ohne daß ſie Glück und Freiheit gefunden hätten. Dies iſt das Schickſal der meiſten Europäer geweſen ſeit dem Zeitalter Luthers; die meiſten ſind in den veralteten, todten Formen ſelbſt gleichſam getödtet und erſtarret, einige andere haben in neuen Formen vergebens Macht und Gleichgewicht der Kräfte geſucht, wenige haben nur noch wie in wirklichen und lebendigen Staaten gelebt. Endlich mit den Jahren 1788 und 1789 iſt die vulkaniſche Bewegung in Frankreich ausgebrochen, deren feurige und blutige Zuckungen noch nicht geſtillt ſind.

Die das kennen, was ich früher bekannt habe, und die mich und das kennen, was ich jetzt bekenne und bin, werden mich ſchwerlich beſchuldigen, daß ich jemals ein Anhänger der Franzoſen und ihrer Revolution geweſen, noch daß ich die Grundſätze je gebilligt und anerkannt habe, aus welchen die Anführer und Anfänger dieſer Revolution Verfaſſungen und Staaten haben bauen wollen; aber ich würde ſehr undankbar und zugleich ein Heuchler ſeyn, wenn ich nicht offen geſtände, daß wir dieſer wilden und tollen Revolution unendlich viel verdanken, daß ſie ein reiches Feuermeer des Geiſtes ausgegoſſen hat, woraus jeder nicht lichtſcheue Mann ſein Theil hat ſchöpfen können, daß ſie Ideen in die Köpfe und Herzen gebracht hat, die zur Begründung der Zukunft die nothwendigſten ſind und die zu faſſen vor zwanzig und dreißig Jahren die meiſten Menſchen noch zitterten: ſie hat jenen geiſtigen Gährungsprozeß beſchleunigt, durch welchen wir als durch unſer Fegefeuer gehen mußten, wenn wir zu den Himmelspforten des neuen Zuſtandes gelangen wollten; ſie hat gewieſen, wie weit der menſchliche Geiſt ſich in irdiſchen Dingen vermeſſen darf, alles zu wollen und zu wagen, was er in ihm ſelbſt als ewige Aufgabe der Vernunft gegründet findet. Es wird künftig unſere eigene Schuld ſeyn, wenn wir den glücklichen Mittelweg nicht zu halten verſtehen, der uns zwiſchen der unendlichen Theorie und der beſchränkten Praxis allein durch die politiſchen Gefahren hindurchführen kann; wir haben durch ſie gelernt, wo wir der Erde und den irdiſchen Gewalten und Trieben in uns und außer uns dienen und gehorchen müſſen: nicht allein durch das unſägliche Unglück, das wir erlitten haben, nein noch mehr durch die Unklugheit, womit der geiſtige Uebermuth die Erde einrichten und verwalten zu können gemeint hat, haben wir wieder Demuth und Glauben, Gehorſam gegen Gott und Anerkennung unſerer Unvollkommenheit und Beſchränktheit gelernt.

In dem Uebermuth unſers Geiſtes, in der

Unklugheit, womit wir uns und unſere Kräfte überſchätzten — darin liegt die Erklärung des jüngſtverfloſſenen Jahrhunderts und der Aufſchluß der Tollheiten und Gräuel, die wir gewagt und erlitten haben. Wir waren die Dümmeſten geworden, da wir uns die Weiſeſten dünkten; der Vermeſſenheit folgte die Strafe auf dem Fuße nach, denn Gott duldet die Uebermüthigen nicht. Geiſt, und wieder Geiſt, und immer Geiſt, alles geiſtig verſtanden, geiſtig eingerichtet, für den Geiſt bereitet, durch den Geiſt gehalten — ſo klang es, und das meinten wir, und verſchloſſen die Augen vor allen Mängeln und Gebrechlichkeiten unſerer irdiſchen Natur, als wären wir mit Einem Male höhere Weſen geworden, auf welche der Stoff, und die Leidenſchaften und Gelüſte, die mit dem groben Stoff verſchwiſtert ſind, keinen Einfluß mehr hätten. Wir geiſterten mit uns und mit allen Dingen; aber die irdiſche Schwere behauptete ihr Recht, ging mit dem leichten Geiſte durch, wie ein Mühlſtein mit einer ihm angehängten Feder vom Berge herunterläuft, und zerſchmettert lagen wir da. Alles ſollte in ſeine Urbeſtandtheile zerſetzt und von den groben Hefen geſchieden werden; aus reiner Vernunft, aus reiner Idee, aus von Ewigkeit her eingepflanzten Anlagen des Gemüthes ſollten auch die Staaten künftig geordnet werden; was der Idee irgend widerſprach, ward für unſinnig und für abſcheulich erklärt. Aber dieſe reinſten Theoriſten, die alles nach Urbegriffen ordnen und ſchaffen wollten, erſchienen bald nicht nur als die Unwiſſendſten und Ohnmächtigſten in der Ordnung und Leitung der großen Geſchäfte, ſondern auch als die Unreinſten und Gräuelvolleſten. Sie brachten es dahin, daß viele Redliche zweifelten, ob es nicht überhaupt beſſer ſey, daß der Menſch mit dem blinden Ungefär und dem blindeſten Glauben, der auch dem Ungefär ähnlich wird, ſich ſo forttreiben laſſe, und allen Geiſt und alle Gedanken, als die gefährlichſten Vögel, die aus der geöffneten Pandorenbüchſe geflogen, unter der dumpfen Anſtarrung der Dinge gefangen nehme.

Man fragt ſich billig: Woher kam jener Uebermuth des Geiſtes und jene Vermeſſenheit des Gedankens? Die Antwort iſt: Sie kam daher, daß alle leibliche Gerüſte und Formen, worin die Geiſter als in irdiſchen Banden ſonſt eingefaßt geweſen, abgelebt und veraltet waren. Daher gewöhnte ſich der Geiſt zuerſt, alles Leibliche als etwas Ueberflüſſiges, ja als etwas Hemmendes und Knechtiſches anzuſehen, und zuletzt erfrechte er ſich es zu verachten. Man hat den Spruch nicht heute erſt ausgeſprochen, ſondern er iſt ſo alt als die Philoſophie: was der Menſch in der Idee denken kann, das kann er in der That machen. Ein Weſen, das an den

Götterurſprung des Geiſtes und der Seele glaubt, darf dieſen Spruch nicht ableugnen. Aber der Menſch iſt, wie ſein Gemüth und ſeine Religion ihn lehrt, ein doppeltes Weſen, das zwei Reichen angehört, dem irdiſchen und vergänglichen Reiche und dem himmliſchen und unvergänglichen Reiche. Viele Ideen und Urbilder und Uranſchauungen bringt er aus dem Götterlande mit hieher und nimmt er von hier einſt wieder in die reine Heimath der Geiſter; und ſie wurden ihm nur gegeben, damit er dieſes ſchwermüthige Nebelland der trüben Vergänglichkeit und Hinfälligkeit ſich mit einigen himmliſchen Sternen beleuchtete. Wehe dem Armen aber, wenn er meint, ſeine hohen Götterwahne und ätheriſchen Gebilde der überſchwänglichen Tugend und Schönheit können auf Erden jemals verwirklicht werden! früher oder ſpäter wird er die irdiſche Ungenüge und Nichtigkeit erkennen und über ſeine Irthümer und Thorheiten bittere Thränen der Reue weinen. Freilich in den Brüſten jedes Guten und Redlichen wohnen unvergängliche Bilder von Tugend, Schönheit, und Gerechtigkeit, die, weil ſie mit Flammenzügen in der Seele geſchrieben ſtehen, gewiß irgendwo ſind; ja in den Stunden ruhiger Betrachtung und Beſchauung, wann wir von der Verwirrung der Leidenſchaften losgeſtrickt und vom Kampf des Lebens erlöſt ſind, bilden ſich dieſe hohen Geſtalten der unendlichen

Welt mit allen ihren Umriſſen ſo in uns ab, daß ſie wirklich in uns ſind: es erblühen aus den Abgründen unſers Gemüthes die gerechteſten und vollkommenſten Republiken der Menſchenwelt und der Sittenwelt. Aber wie anders, wenn wir dieſe Urbilder der ewigen und göttlichen Wahrheit auf der Erde anwenden wollen? Da müſſen wir an die erbarmungsloſe Unbarmherzigkeit aller irdiſchen und leiblichen Elemente denken, an die zwingenden Geſetze der Körperwelt, an unſre Mängel und Gebrechen, an unſre Begierden und Gelüſte, an alle die bittere und böſe Herrſchaft, welche der irdiſche Stoff über den eingekerkerten Geiſte ausübt. Wir dürfen die Gewalt der leiblichen Kräfte und Leidenſchaften nicht überſehen, ſonſt geſchieht, was in unſern Tagen geſchehen iſt: der ungebundene Geiſt verfliegt ſich in der Luft und der entgeiſterte Leib bleibt als ein faules und todtes Aas am Boden liegen, woraus Schlangen und Kröten und Ungeheuer brüten.

Dies erklärt ſich am beſten durch ein Gleichniß. Es wohnt in der Seele des geiſtigen Menſchen gewiß irgend ein Bild des ſchönſten und anmuthigſten Hauſes, deſſen Geſtalt die vollkommenſte ſeyn muß. Wie aber, wenn der Menſch dieſe Geſtalt nun allenthalben aus ſich erſchüfe und hinſtellte? wenn er am Senegal und Ob, in Meſſina und Drontheim, in London und Kairo immer dieſelbe Art Häuſer bauete! Wehe ihren armen Bewohnern! die einen würden vor Hitze, die andern vor Kälte umkommen, die dritten von Schnee und Regen leiden, die vierten vielleicht würden ſich vor Gewürm und Ungeziefer nicht zu laſſen wiſſen. Im Lande der Tſchuktſchen und Samojeden kriecht der Menſch im Winter unter Schnee und Erde, der Kalmücke und Kirgiſe wohnt unter Filzhütten, der Menſch von Borneo und Caraccas in leicht zuſammengefügten Holzen, der Smyrnäer und Italiäner hat flache, der Schwede und Schotte ſpitze Dächer. Hitze, Kälte, Regen, Schnee, Näſſe, Dürre, Stürme — das alles muß der Menſch mit berechnen, wenn er ſich Häuſer baut. Mit Recht hielten wir den Schweden verrückt, wenn er ſich ein leichtes und dünnes japaniſches Glockenhäuschen zur Wohnung bauete, den Permier für toll, wenn er in einer leichten italiäniſchen Villa ſeine neun Monate Winter auszubauren meinte. Der Noth und dem Bedürfniſſe muß gehorcht werden, das Schöne muß dem Zweckmäßigen dienen. Nicht anders iſt es mit Geſetzen und Verfaſſungen: nicht das Vollkommenſte und Geiſtigſte, nicht was als Urbild der Gerechtigkeit im innerſten Gemüthe ſteht muß der Geſetzgeber immer machen wollen, ſondern das Beſte und Vollkommenſte, was nach der Lage, den Verhältniſſen und Bedürfniſſen des gegebenen Landes, nach der Bildung, den Trieben und

Neigungen des gegebenen Volkes werden und beſtehen kann: d. h. er muß aus den Elementen ſchaffen, welche ſind, er muß die Art, die Beſchaffenheit, und die Brauchbarkeit des Stoffes berechnen, aus welchem er einen Staat bauen ſoll. Thut er das nicht, ſo bläſt der erſte Wind ſein zu dünnes und zu geiſtiges Geſpinſt um. Er muß den Menſchen überhaupt betrachten, was er iſt und will und was er wollen kann; dann muß er ſein Land und ſein Volk betrachten, und ſo das Geiſtige und Leichte an das Irdiſche und Schwere hängen. So haben Solon, Lykurgus, Moſes, und alle große Völkerſtifter gethan, und ſo muß ein jeder thun, der ein ſo zuſammengeſetztes Ding, als der Staat iſt, machen will.

Jetzt nach dieſen allgemeinen Betrachtungen werfen wir einen Blick auf unſer Vaterland, auf Teutſchland, welches im gegenwärtigen Augenblicke entweder ohne Verfaſſungen hinſchwankt oder auch nach Gutdünken willkührlich regiert wird, und welches mit Sehnſucht einer freieren und menſchlicheren Ordnung entgegenblickt.

Zuvörderſt ſetzen wir Folgendes voraus:

Die Stellung aller teutſchen Fürſten und Lande unter Ein gemeinſames Oberhaupt, welches Kaiſer oder König genannt wird.

Die Einrichtung einer durch das ganze Reich gehenden kriegeriſchen Erziehung und feſten Kriegsordnung und Kriegsübung, welche den Befehl geſchwind und den Gehorſam bereit machen, und welche den Fremden auf ewig die Gedanken nehmen, von einem Ende des Landes bis zum andern über unſere Gränzen zu laufen, wie in dieſen Tagen geſchehen iſt.

Die Entwerfung und Begründung teutſcher Geſetze, welche über das ganze Reich gelten; wobei man ſo ſehr als möglich die alten teutſchen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfniſſe des Volkes und Landes im Auge hat.

Die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majeſtät der Gerechtigkeit und mit der Zahl der Ober- und Unterrichter, daß Beide die Heiligkeit der höchſten Angelegenheiten des Volkes erſcheine und die geſchwindeſte Schlichtung der Zwiſte und Händel möglich ſey.

Die Verordnung eines teutſchen Reichstages, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landſchaften und Staaten des Reichs gewählt werden. Dieſe halten wenigſtens die Hälfte des Jahrs ihre Sitzungen, und werden je alle fünf oder ſechs Jahre neu gewählt. Ihr Amt iſt, über die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zu rathſchlagen. Ihren Vorſitzer oder Sprecher ernennt der Kaiſer oder König. Beſondere Anliegen der Fürſten werden durch beſonders ernannte Geſandte beſorgt, deren Anweſenheit aber nur für den einzelnen Auftrag und nicht für immer iſt.

Die Verhandlungen des Reichstags ſind die öffentlichſten, weil er das Palladium des Glücks und der Freiheit ſeyn ſoll: der Mund herrſcht ſtatt der Schreibfeder, und die Rede ſtatt des Papiers. Durch die zu viele Schreiberei haben wir den großen Sinn und die Kraft und Klarheit der politiſchen Dinge verloren, und verworrene und ſchwächliche Männer mit halben oder mit gar keinen Begriffen haben im Reiche regieren und rathen dürfen, deren Unfähigkeit und Untüchtigkeit bei ſtolzer Oeffentlichkeit der Verhandlungen und bei Erörterung der Geſchäfte durch die unmittelbare Rede jedermänniglich und ihnen ſelbſt endlich kund geworden wäre. Der Sitz dieſer Reichsverſammlungen wird, ſo ſehr es möglich iſt, in die Mitte des Vaterlandes verlegt.

Die unbeſchränkteſte Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht beſtehen kann. Bei ihr liegen Gift und Gegengift des menſchlichen Geiſtes immer neben einander.

Einerlei Münze, Maaß, und Gewicht; Abſchaffung der Abzugs-, Durchzugs- und Geleitegelder, der inneren Land- und Stromzölle, und anderer Plackereien, welche die Teutſchen der einen Landſchaft von den Teutſchen der andern Landſchaft entfernt und entfremdet und das Bruderband des Volkes aufgelöſt und zerriſſen haben.

Wann dieſe und andere nothwendige Erforderniſſe, ohne welche das Ganze gar nicht beſtehen kann, abgemacht und feſtgeſtellt ſind, reihen ſich die einzelnen Herrſchaften und Lande darunter. Dieſe ſtellen im Kleinen eine Aehnlichkeit des großen Bildes dar, in ihnen wird in engeren Kreiſen mit teutſchem Ernſt und teutſcher Gerechtigkeit das bereitet, wodurch das Große in Ehre und Freiheit beſtehen kann: d. h. auch in ihnen wird eine freie und menſchliche Verfaſſung begründet, auf den Elementen gebaut, die bisher noch bei uns waren und zum Theil noch ſind. Dieſe Verfaſſung wird alſo eine dargeſtellte oder ſtändiſche Verfaſſung ſeyn; und wir betrachten billig die einzelnen Stoffe derſelben, oder die verſchiedenen Stände.

Dieſe waren bisher die Geiſtlichkeit, der Adel, die Bürger, die Bauern.

Seit einem Jahrhundert iſt es der große Ton geworden, daß keiner ein großer Geiſt genannt werden konnte, welcher nicht der Geiſtlichkeit und der Einrichtungen und Thaten der Geiſtlichen ſpottete: kein verruchter Aberglaube, kein finſterer Gedanke, und keine finſtere That iſt geweſen, deren man die Geiſtlichkeit und die Kirche nicht beſchuldigt hätte. Erſt ſeit den beiden letzten Jahrzehenden, jemehr die europäiſchen Dinge die letzte Haltung verloren und jemehr in der allgemeinen Hülfloſigkeit und dem allgemeinen Jammer die Menſchen des Troſtes bedürftig wurden, hat man angefangen umzulenken und die Geiſtlichen und die Kirche aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten. Eben ſo viel aber als die Begebenheiten und Entwickelungen des Zeitalters haben zu dieſer ganz veränderten Anſicht einige große Schriftſteller mitgewirkt, unter welchen der unſterbliche Beſchreiber der Schweitzergeſchichte, Johannes Müller *), obenan ſteht. Dieſe wieſen, wie im Mittelalter die Kirche die nothwendige und wohlthätige Erzieherin, Leiterin, und Vormünderin der Völker geweſen ſey. Vor allen aber

---

*) Dieſer in ſo vielen Hinſichten außerordentliche Mann ward von der guten alten Zeit, und von allen großen und lieblichen Geiſtern, die in ihr geblüht hatten, mit deſto tieferer Gewalt gefaßt und gezogen, je weniger er ſein klügelndes und klaubendes Jahrhundert begreifen konnte. Mehr und mehr irre aber ward er an demſelben, als die Vorſpiele der Geburt einer neuen Zeit begannen. In der Vergangenheit wandelte keiner klarer und fröhlicher als Müller; die Erſcheinungen der Gegenwart aber blieben ihm verſchloſſene Räthſel, die er immer falſch deutete. In ſolcher Zeit und in ſolchem Lande, als worin er lebte, mußte er ewig ein erwachſenes Kind bleiben, das immer nach Idealen taſtete und dem ſeine Ideale immer entflogen. Daraus entſprangen auch ſeine Irrthümer und ſeine Fehler, und das war ſein Grab: man darf ſagen, er iſt an ſeiner Zeit geſtorben, er iſt vor Gram geſtorben; denn er ſuchte allenthalben Gott und Licht, und fand ſie endlich nicht mehr.

that das Johannes Müller, welcher ſich im wahren Gegenſatze gegen ſeiner Zeit befand, deren Richtung und Bedeutung ihm nie klar werden wollte, und woran er im eigentlichen Sinn geſtorben iſt, weil dem edlen Menſchen das Wohl und Weh ſeines Geſchlechts eine der heiligſten Angelegenheiten war. Dieſen großen Mann in Teutſchland und Burke in England kann man als die geiſtreichſten und genialiſcheſten Vertheidiger der alten Zeit und des alten Syſtems anſehen, und aus ihren Geiſtesſtrömen haben viele hundert andere Schriftſteller Goldkörner gewaſchen. Man darf aber, ohne dieſen trefflichen Männern, welche die ewigen Lehren der Erfahrung und Politik den Zeitgenoſſen wieder lebendig gemacht haben, zu nahe zu treten, behaupten, daß ſie nicht gewagt haben, in die ganze Furchtbarkeit der nächſten Zukunft zu blicken und die Arbeiten und Gefahren, die uns zur Begründung einer neuen Zeit obliegen, ſich in voller Klarheit vorzuſtellen. Sie meinten, was Jahrhunderte lang ſo wohlthätig auf die menſchliche Geſellſchaft und auf

---

Friede ſeinem Gedächtniß, und allen, die ſo tapfer und redlich, wie er, nach einem hohen Ziele ringen! Wehe aber den Gauklern, die bei dem Bewußtſeyn, was ſie thaten und warum ſie es thaten, Täuſcherei und Schlechtigkeit mit großen Namen und Beiſpielen bedecken wollen!

den Zuſammenhalt der Staaten gewirkt habe, werde auch künftig gleiche Wirkungen äuſſern müſſen; ſie meinten, die Kirche könne wieder zu ihrer alten politiſchen Macht und Würde zurückgeführt werden, die chriſtliche Religion, feſter zuſammengebunden und gehalten, könne wieder die erſte Helferin und Dienerin der Politik werden; ſie klagten über die zu große Vergeiſtigung und Verquickung aller Dinge, und wollten auch der Kirche wieder mehr Leiblichkeit und Körperlichkeit gegeben wiſſen. Viele andere haben ihnen ſo nachgemeint und nachgeurtheilt, und manche, welchen der Muth fehlte, durch die Trümmer und Flammen der Gegenwart unverwandten Blickes der Zukunft entgegenzuſchreiten, ſind in kleinlicher Verzagtheit ſtill geſtanden; andere voll Bangigkeit haben ſich in die Vergangenheit geflüchtet, und unter heiligen Ruinen der Vorzeit ſtehend und mit Zeichen und Bildern und Träumen des Geweſenen ſpielend mögten ſie uns einbilden, ihnen ſey dort wohl und ſicher, und der ganzen Geſellſchaft könne dort wohl und ſicher ſeyn. Doch bedenken ſie die furchtbare Lehre der Erfahrung nicht, daß die Zeit nimmer ihren Strom zurückfließt und daß der Greis nimmer wieder ein Kind werden kann. Wie wir mit Recht den Verluſt der kindlichen Unſchuld beweinen, ſo müſſen wir auch die vergangene Zeit als eine ewig vergangene betrauren, auch wenn ſie die freieſte und menſchlichſte und frommſte geweſen iſt.

Ich ſage es geradezu: die alte chriſtliche Zeit der Kirche iſt vergangen, und auf ewig vergangen, und kein Gott wird ſie wieder ins Leben zurückrufen. Feuer und Licht haben Chriſtus und ſeine Jünger als das Symbol ihrer Lehre genannt: deswegen heißt die chriſtliche Religion die Religion des Lichts; ſiebenzehen Jahrhunderte und funfzehen Jahrhunderte iſt die Welt in dem Ablaufe vieler Geſchlechter ſo mit Feuer und Geiſt geſättigt und durchdrungen, daß ein ganz anderes Geſchlecht da ſteht, als das war, vor welchem St. Paulus, St. Bonifazius, St. Bernhard, und Luther und Kalvin predigten. Das unmündige Menſchengeſchlecht zu führen, umkleidete ſich die geiſtige Lichtreligion Chriſti für Jahrhunderte mit einem dicken äuſſerlichen Leibe, und nahm eine irdiſche Geſtalt an, damit die Menſchen ihren Glanz ertragen könnten. Jetzt iſt dieſer Leib der Kirche größtentheils veraltet und verweſet, und die Religion ſchwebt faſt ganz geiſtig in den Lüften, ſo daß viele kaum ihren Flug vernehmen können, andere wieder von dem zu nahen Glanze zu ſehr geblendet werden. Ich ſage nicht, daß der gegenwärtige Zuſtand ein Glück iſt; ich weiß, daß die Religion nicht beſtehen kann ohne irgend eine Geſtalt einer äuſſerlichen Kirche, ohne irgend einen Leib, oder doch Aehnlichkeit eines

Leibes. Aber dieſer Leib muß zarter und durchſichtiger ſeyn, je feiner und ätheriſcher das Feuer und Licht geworden iſt, deſſen Führer Jeſus Chriſtus war. Mit dem Irdiſchen und mit dem Politiſchen, welches auch aus derben irdiſchen Beſtandtheilen beſteht, wird die chriſtliche Religion nicht mehr unmittelbar leiblich verbunden werden können, ſondern von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr ein Reich werden über und außer allen Reichen. Sehen wir uns um: was iſt die katholiſche Kirche? und wo iſt ſie? wo iſt ihr lebendiges Leben und ihre innerlich lebendige Kraft? Wahrlich wäre dieſe noch ſo in ihr, wie man vorausſetzt, nimmer hätte man wagen dürfen, was man gewagt hat, noch freveln dürfen, was man gefrevelt hat gegen den Pabſt und gegen die Kirche. Man würde eine Welt von Zorn und Waffen gegen ſich empört haben und unter Trümmern begraben ſeyn. Aber wenige haben ſich bewegt, und dieſe nicht glücklich *). —

---

*) Iſt nicht die ganze katholiſche Chriſtenheit in Italien, und Teutſchland, und Frankreich (doch darf man Frankreich nennen, wo von Religion geſprochen wird?) ruhig geblieben? und hat geklagt, und geſeufzet, und gebetet, aber nichts gethan? Auf Spanien und Tyrol mögte man ſich berufen; aber das erſte Gefühl dieſer tapfern Männer in ihrem heiligen Kampfe, ſelbſt das Gefühl der Prieſter war Freiheit,

Wo ſtehen die proteſtantiſchen Kirchen? Ich ſehe ſie nicht. Aber beſtehen kann die Welt nicht lange mehr ſo, wie ſie ſeit beinahe hundert Jahren fortgewankt hat; eine neue chriſtliche Kirche wird ſich bilden, das unvergängliche Chriſtenthum wird ſich eine dünnere und ätheriſchere Geſtalt umkleiden, und ſo die künftigen Geſchlechter leiten und beglücken.

Brauchbar dem Staate als ein leiblicher Körper deſſelben, ja als ein politiſcher Theil und Stand wird künftig die Kirche nicht mehr ſeyn. Die Zeit iſt da, wo man in den meiſten Ländern ſagen kann von den Geiſtlichen: ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt; zu fein, zu heilig, und zu überirdiſch ſind die religiöſen Geiſter geworden, als daß man ſie unmittelbar an die grobe Erde binden, daß man ſie zu politiſchen Geiſtern machen könnte, die doch zur Hälfte immer irdiſche Geiſter ſeyn müſſen. Man berufe ſich, um dieß zu widerlegen, nicht auf England und Schweden; noch auf einige andere Länder, wo die Geiſtlichkeit noch als Reichsſtand auftritt oder vor nicht lange noch aufgetreten iſt. Dieß waren Ueberbleibſel der alten

---

Stolz, und Rache; erſt das zweite Gefühl war die Religion. Daß dieſe zu Hülfe gerufen ward, war natürlich; denn wo entwarf und vollbrachte der Menſch etwas Edles und Herrliches ohne dieſe erhabene Mitſtreiterin?

Zeit, ein Anſehen und eine Würde, die mag der Kirche für frühere Arbeiten und Dienſte, die ſie dem Staate gethan, noch erhielt; aber die politiſche Einwirkung der Kirche in die Weltgeſchichte, ihr unmittelbares politiſches Leben in den Ländern iſt in dem letzten Jahrhundert faſt nicht mehr erſchienen, ſelbſt bei den Völkern nicht erſchienen, wo die größte und freieſte Bewegung war. Erfahrung und Geſchichte führen hier den beſten Beweis.

Die Welt wird fortſchreiten auf dem Wege, worauf ſie geht; die Kirche wird mit ihrem unmittelbar irdiſchen Einfluß auf die äuſſeren und politiſchen Dinge von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr ausſcheiden, damit ſie die überirdiſchen und himmliſchen Güter in voller Reinheit und Unſchuld verwalten und den mühebeladenen Sterblichen austheilen könne. Aber weil die chriſtliche Religion als das Licht dieſer Welt den Menſchen von der Wiege bis ans Grab durch das Leben geleitet, ſo wird die Kirche, wenn ſie auch nicht grade an dem ſchweren Kabelthaue des Staates mitzieht, doch noch immer die Mitregentin, ja die Oberherrſcherin der Welt bleiben, weil in chriſtlichen Staaten auf ſie und auf ihren Geiſt und Sinn zuerſt und zuletzt alles bezogen werden muß, und weil nichts Hohes und Ueberſchwängliches empfunden, nichts Großes und Gewaltiges gedacht, und nichts Unvergängliches und Unſterbliches gethan werhin kann, ohne daß ihre Geiſter gefragt werden. Denn alle jetzt waltende Geiſter der Welt ſind chriſtliche Geiſter. Unter leiſere und zartere Obhut, als bisher geſchah, wird der Staat die immer ätheriſcher und himmliſcher werdende Fremdlingin, die Religion und Kirche, nehmen, und ihr irdiſches Polizeiregiment verwalten, während ihre höchſte Herrſchaft ſeinem Gebiete entflogen iſt. Sie dagegen wird mit ſtillerer Sprache, ernſterer Vermahnung, feurigerer Geſinnung, und unſichtbarerer Wirkung mehr und mehr alle ſeine leiblichen und groben Stoffe durchdringen und ſeine irdiſche Schwere beflügeln.

Ich habe in Hinſicht der Kirche geſagt, was ich meine, und angedeutet, wie mir die Entwickelung und Erfüllung der Zeiten erſcheint. Ich preiſe mich ſelig, daß ich ein Chriſt bin, daß ich von der ewigen Angſt vor der Sünde erlöſet bin; aber wenn ich das arme Volk anſehe, die gute und gläubige Menge, ſo möchte ich in tiefſter Seele weinen, wenn ich gewahre, wie ſo viele verlaſſen und troſtlos faſt wie in der Irre wandeln, ohne eine ſichere äußerlich gezeigte Gewißheit und ohne eine feſte Kirche. Doch hoffe ich, daß unſere Kinder und Enkel eine Kirche haben werden, die für die neuen Zeiten eine wahrhaftig chriſtliche Kirche genannt werden kann.

Ich brauchte oben das Gleichniß von der

Kirche, daß ſie gleichſam die Mutter und der Vater des menſchlichen Geſchlechts geweſen, daß ſie die unmündige Menſchheit in Liebe und Vertrauen ohne feſte Geſetze bloß durch die Verhältniſſe, welche das Haus und die Familie entwickeln, viele Jahrhunderte geführt habe. Jene Verhältniſſe haben aufgehört, der Sohn hat nicht länger unter der ſtillen Hut des Hauſes bleiben wollen, die Kirche hat ihre weltliche Macht verloren. So alt die Geſchichte iſt, geſchah dies oder Aehnliches bei edlen Völkern immer; aber matte und mittelmäßige Völker konnten aus den warmen, aber doch immer beſchränkenden Windeln von dieſer Art Hauszuſtand nicht entwachſen: ſie wurden ägyptiſche Mumien, todte Figuren wie die Diener des Fo, oder wie die zitternden Knechte des Lama in Tibet. Sie wurden erſtarrt: Chineſen, launiſch wie ihre Schnörkel und Zierrathen, und leblos und geregelt wie ihre Pagoden. Die Perſer, die Griechen, die Römer, alle edlere Völker haben auf der erſten Stufe höherer geſellſchaftlicher Entwickelung mit einer Art Theokratie begonnen; aber mit der Kraft der Jugend hörte dieſer Zuſtand auf: zur zweiten Stufe der Geſellſchaft gelangt zerſprengten ſie dieſe Schranken, und die unmittelbare Gewalt der Götter und Geiſter trat hinter den Staat, oder vielmehr erhob ſich über den Staat, und lenkte mit mehr unſichtbarem Zügel das Irdiſche; denn die höchſte Gewalt der Dinge konnte ihre Herrſchaft nie ganz verlieren.

Ich bleibe im dem Gleichniſſe des Familienverhältniſſes ſtehen, weil es nach allen Seiten hin trefflich paßt. Seit zwei Jahrhunderten, in welchen die Kirche aus den politiſchen und irdiſchen Dingen mehr und mehr ausgeſchieden iſt, mußte den Völkern geſchehen, was den Söhnen geſchieht, welche die ſtillen Schranken des väterlichen Hauſes verlaſſen und ſich in die wilde Weite der Welt werfen. Bei der Sehnſucht nach größerer Freiheit und Selbſtthätigkeit von den unmittelbar haltenden und tragenden Banden der Frömmigkeit, Liebe, und Treue, worin ein Haus beſteht, gelöſt; haben ſie nach vielen Anſtößen und ſchweren Erfahrungen lernen müſſen ſich ein ſtrenges und ernſtes Geſetz auflegen, das ſie zugleich zügele und ſichere. Viele Völker haben in den letzten Jahrhunderten noch ſo hingeſchwankt in unbeſtimmten Gränzen zwiſchen häuslicher und eigener Gewalt, zwiſchen Wahn und zwiſchen Geſetz; viele, in dieſer unglücklichen Mitte ſchwankend, ſind faſt knechtiſch geworden. Nur die Kräftigſten, die nicht in vergeblicher Sehnſucht nach dem Verlaſſenen und Verlorenen zurückſchaueten, ſondern das Gegenwärtige erfaßten, haben den Muth und das Geſchick gehabt, das Ungleiche und Verworrene alsbald von einander zu ſondern, und haben Glück und Freiheit gewonnen; das häusliche

Verhältniß, welches nicht mehr war, haben ſie in ein rechtliches verwandelt: ſie ſind faſt demokratiſch geworden.

Zum Erweis dieſer Behauptung zeige ich den Denkenden und Verſtehenden von unſern Staaten England, Schweden, die Vereinigten Niederlande, einen Theil der Schweitz, die Republik Genf. In mehreren dieſer Länder ſtand die Kirche freilich noch als ein darſtellender und ſinnlicher Körper da, aber wahrlich mehr als eine Ruine denn als eine Wirklichkeit; die Nothwendigkeit beſtimmter Rechte ſtatt der ungeſchriebenen Sitte und des Brauchs der Familie, ſtrenger Geſetze ſtatt der liebenden Willkühr des Vaters und der Mutter, die ſonſt geboten, hatte ſich den Menſchen unwillkührlich aufgedrungen: ſie konnten die wilde Freiheit nicht ertragen, die ohne den Zaum der Geſetze immer Sklaverei wird. Daher war der Geiſt dieſer Völker und ihrer Regierungen demokratiſch geworden, jemehr die Kirche die Gewalt verlor, auch das Unbeſtimmte und Ungleiche allein durch Liebe und Glauben zu beſtimmen und auszugleichen.

Wir ſtellen hier die thörigte Unterſuchung nicht an, welche Regierung von beiden die beſte war, jene unbeſtimmte und mütterliche Regierung der Kirche oder dieſe ſtrenge ernſte Regierung des Menſchen, der Bürger ſeyn, der frei und würdig ſeyn, und draußen lieber alles

Leidſal und alle Gefahr beſtehen und alle möglichen Aufopferungen darbringen, als in die unſchuldige Sicherheit und Beſchränktheit jenes häuslichen Zuſtandes zurückkehren will. Die Geſchichte wandelt ihren Weg nicht wieder zurück, und der Menſch wird nicht wieder, was er geweſen iſt. Alſo weg mit den vergeblichen Wünſchen, und das Leben ergriffen und die Welt gebaut, wie ſie ergriffen und gebaut werden können und müſſen! Die Ausſcheidung der Kirche als politiſcher Beſtandtheil des Staats macht ſtrengere Ordnungen, feſtere Geſetze, freieren Kampf der Kräfte nothwendig: alſo werden die verſchiedenen Gewalten des Staats, die verſchiedenen Klaſſen und Stände, die ſich einander reiben und bearbeiten, feſter in ihnen ſelbſt gegründet, beſtimmter einander gegenüber geſetzt, und kühner und beweglicher gegen einander gewogen werden müſſen; alle Staaten, auch die noch keine Demokratien ſind, werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr demokratiſch werden.

Daß man mir vor dem unſchuldigen Worte nicht erſchrecke! Demokrat, demokratiſch, Demokratie ſind durch die Klänge der letzten zwanzig Jahre und durch den Misbrauch, den man mit dieſen Klängen getrieben hat, für die Herzen und Ohren aller Guten eine Art Rattenpulver geworden; in ihnen ſelbſt liegt nichts Abſcheuliches, ſie beziehen ſich allein auf das Große und Allgemeine, was man Volk nennt, und die beſten Kaiſer und Könige und alle edle Menſchen haben ja auch immer nur bekannt, daß ſie für das Volk da ſind und für das Volk und mit dem Volke regieren. Das Volk iſt eben ſo heilig, als der Pöbel unheilig iſt: jemand, der wünſcht, daß für das Volk und durch das Volk geherrſcht werde, heißt Demokrat; jemand, der wünſcht, daß durch den Pöbel und mit dem Pöbel geherrſcht werde, heißt Ochlokrat. Ein ſolcher iſt redlichen Herzen nicht nur Rattenpulver, ſondern ſie mögten auch, daß ihm Rattenpulver gegeben würde, damit die Geſellſchaft des Ungeziefers los werde, das nur blutige und gräuelvolle Thaten erzeugen kann. Jedes Volk, das darſtellende und ſtändiſche Verfaſſungen hat, die aus allen Klaſſen der Einwohner zuſammengeſetzt ſind, hat dadurch ſchon demokratiſche Verfaſſungen; denn wo der Bauer und Bürger, dieſer größte und ehrwürdigſte Theil jedes Volkes, öffentlich vertreten wird, da kann man die Verfaſſung ſchon demokratiſch nennen, weil der Geiſt und die Gewalt der Menge, welche in dieſen beiden ausgedrückt werden, auch unwillkührlich die übrigen Stände ergreift und ihnen zuerſt eine volkähnliche Färbung, dann auch eine volkliche Geſinnung giebt. Die engliſche Verfaſſung iſt ſchon länger als ein Jahrhundert eine demokratiſche geweſen, weil auch der erſte Prinz und

Herr des Reichs wie ein Mann vom Volke ausſieht, darſtellt, und empfindet; und doch wo iſt das Recht und die Herrlichkeit der Königlichen Majeſtät mit allen von ihr ausgehenden Gewalten größer, als eben in England?

Dieſes Demokratiſche in der Art und der Darſtellung, welche wieder eine Art und Darſtellung der innerſten Geſinnung der Zeit und der Menſchen iſt, meinte ich mit dem Worte demokratiſch. Die Kirche mit ihrem ätheriſchen Götterſchein erhebt ſich mehr und mehr in die Lüfte über die Bedürfniſſe und Sorgen des Irdiſchen und Politiſchen hinaus; der Adel ſelbſt wird immer mehr ſeinen einzelnen Standesglanz ablegen, und auf das Ganze übergehen, von welchem er ſonſt mehr geſchieden war; die beſſeren Edelleute ſind in der Idee ſchon Volk, auch unſere beſten Reichsfürſten und Reichsgrafen werden äußerlich einſt ausſehen, wie die Eſſexe, Bedforde, und Shelburne. Der Glanz und Schein der Dinge ſind für die Kindheit und Jugend; das Mannesalter will Geſonnenheit, Kraft, und Licht. Wir treten jetzt in die Epoche der Mannheit ein, nach einigen Jahrhunderten wird der europäiſche Mann fertig ſeyn. Wann Wahn und Schein verſchwinden, dann kommen Maaß und Geſetz; Maaß und Geſetz aber iſt etwas Allgemeines, es iſt demokratiſch. Demokratie, aber keine Demokratie; wie die letzte franzöſiſche war, die wir verflucht haben, wird trotz allen thörigten Gegenurſachen und Gegenwirkungen endlich in allen chriſtlichen Staaten werden; aber in dem Sinn, wie ich es angedeutet habe.

Der Adel ward durch das Chriſtenthum in eine Art Hierarchie verwandelt, er ward durch die Stiftung und Einrichtung des Ritterthums eine vollkommene, in ihm ſelbſt geordnete und gegliederte Hierarchie, von welcher die letzten Trümmer erſt in unſerer Zeit zerſtört worden ſind. Soll Adel beſtehen, ſo muß er durch feſt ausgeſprochene und gehaltene Grundſätze wieder mehr als eine beſondere Kaſte umſchloſſen und alles Fremdartige, Kleinliche, und Aermliche muß aus ihm ausgeſondert werden.

Man hat viel gefragt und geklagt, ob es ſich mit der Würde und Hoheit der menſchlichen Natur und mit der Idee des Staats überhaupt vertrage, daß Adel ſey. Bei dieſer Frage und Klage hatte man gewöhnlich den ſchlechteſten und unrechtlichſten Adel im Auge, wie er in manchen Ländern einſt war und in einigen noch gern ſeyn mögte, jenen Adel, der ſich alle bürgerlichen und politiſchen Rechte vorweggenommen hatte und alle andere Menſchen ſeines Landes nur als für ihn gemachte und geborne Laſtträger und Sklaven anſah. Dieſe Art Tyrannenadel hat auch den Haß und die Erbitterung der unterdrückten Maſſen gegen den Adel überhaupt und ſelbſt gegen die Idee alles Adels erregt. Das nichts verderblicher und die Geſellſchaft mehr auflöſend ſeyn kann, als eine ſolche über alle Geſetze hinausſteigende Kaſte, die immer nur von Vorrechten, nie aber von Obliegenheiten ſpricht, darüber iſt jeder rechtliche Mann mit mir wohl Einer Meinung; aber es hat Adel gegeben und giebt Adel, der in beſtimmten Pflichten und Rechten, in beſtimmten Verhältniſſen geſchloſſen ſtand und ſteht, und von dieſem Adel ſprechen wir. Bis jetzt hat die Geſchichte noch keinen Staat ohne Adel geſehen, wenn man einige völlig geſetzloſe Deſpotien Aſias und Afrikas ausnimmt, in welchen nur Ein Deſpot in dem blutrothen Zornrock und mit dem blutrothen Zornherzen gebietet, und die Millionen gebückter Sklaven den Staub zu ſeinen Füßen auflecken, und halb erſticken, weil ſie nicht zu athmen wagen, wo ein ſolcher thront.

Auch über unſern teutſchen Adel iſt in den letzten funfzig Jahren viel geklagt, und nicht immer mit Unrecht. Das Ritterthum mit ſeinen Ritterſchaften war abgelebt; die Grundſätze waren aufgelöſt oder vergeſſen, die alten geſchloſſenen Schranken der ritterlichen Ehrenbahn waren durchbrochen, und das Gemeinſte und Schlechteſte miſchte ſich ungehindert und ungeſcheut unter das Edelſte und Unbefleckteſte. Auch in den Landen und Fürſtenthümern, wo ſonſt noch eine Art Freiheit und Selbſtſtändigkeit und politiſche

Verfaſſung beſtanden war, ward das immer ſeltener; der Adel mußte faſt allenthalben dienſtbar werden: aus dem, der das ganze Reich und die Glorie von Kaiſer und Reich ſonſt in ſeiner Bruſt getragen hatte, ward in Geſinnung und Gebärde ein rechter kleiner Hofdiener. Bei der Anſpannung und dem Druck der meiſten Regierungen ſuchte der Adel, der dem Hofe und Fürſten am nächſten ſtand, oft ſelbſt durch kleine Künſte für ſich zu retten, was zu retten war, und erſchlich ſich oft Gnaden und Gunſte, die ihm der Bürger und Bauer unter ihm beneideten. Am bitterſten aber fühlten dieſe beide den Anſpruch des Edelmanns, allein ihr gebohrener Offizier ſeyn und ſie zu ächten Kriegern einprügeln zu wollen. Zur größeren Entwürdigung und Entartung des Adels in Teutſchland diente erſtlich die zu große Theilbarkeit der Güter, wodurch er verarmte; zweitens die Gefälligkeit der Fürſten, welche häufig verdiente, aber arme Männer nebſt ihrer Familie zu Edelleuten ſtämpelten, ohne ſie auf liegendem Vermögen zu begründen; drittens die Leichtigkeit, womit oft jeder Unwürdigſte und Elendeſte, welcher hundert Dukaten daran zu wenden hatte, ſich adliche Rechte und Wappen kaufen konnte. Auch ſchadete dem teutſchen Adel und dem Begriff von Adel überhaupt die Willkühr, womit in mehreren vormals von den Slaven eroberten Landen, z. B. in Mecklenburg, Pommern, Schleſien, der Lauſitz, die Edelleute noch vor fünfundzwanzig und dreiſſig Jahren ihre Leibeignen häufig behandeln durften: wer Menſchen knechtiſch gebrauchen darf, wird ſelbſt ein Knechtsgemüth und verliert den Aufflug der höheren Geiſter. Doch am meiſten ſank der Adel durch Aefferei mit dem Wälſchen, durch franzöſiſche Sprache, Sitte, und Leichtfertigkeit, welche ihm das Heiligenbild des teutſchen Volkes und die Ehre und Treue des teutſchen Namens von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr verdunkelten und den Stolz auf Redlichkeit und Biederkeit zerbrachen. Aus dieſen und aus mehreren anderen Urſachen iſt der Adel ſowohl in ſeinem Weſen als in der Meinung der Menſchen immer mehr gefallen, und die franzöſiſche Revolution ſchien ihn völlig auskehren zu wollen.

Doch nach ein paar ſtürmiſchen und blutigen Jahrzehenden fangen die Herzen und Köpfe an ſich abzukühlen, und vieles ſieht man in einem anderen Lichte und muß es in einem anderen Lichte ſehen, als man noch vor fünf Jahren that. Die Auflöſung und Ausartung und der Verfall des Adels iſt ſo wenig ein Geheimniß, als die ähnliche Erſcheinung bei den übrigen Klaſſen des Volks. Es fragt ſich nun: *Wie iſt Wiederherſtellung und Reinigung des Adels möglich, ſo daß er wieder als etwas Würdiges erſcheinen könne?* Um dieſe Frage beantworten zu können, müſſen wir zuerſt andeuten, was Adel iſt und bedeutet.

Der Adel ſtellt vor altes Geſchlecht, alten Beſitz, altes Recht, alte Sitte, und alte Ehre.

Der Begriff des alten Geſchlechts liegt ſchon in den Worten Adel und adelig *), er iſt mit dem Weſen und Leben des Adels nothwendig Eins. Stammbäume, Ahnen, Bilder, Wappen finden wir bei allen Völkern, welche Adel hatten. Daher eine gewiſſe Sorge für die Reinheit des Bluts und ein gewiſſer Stolz auf eine lange in die ferne Vergangenheit zurücklaufende Geſchlechtsreihe.

Ohne alten Beſitz iſt gar kein Adel. Feſte Begründung auf Schlöſſern und Gütern, die unmittelbar bei der Familie bleiben, wie die Familie ſelbſt bleibt, das macht den rechten Edelmann. Er muß ein Landherr ſeyn, er muß eine feſte Stätte haben, die er ſein nennt, wo er ſich frei und unabhängig fühlt wie ſein Kaiſer oder König, wo er an den Bildern ſeiner Ahnherren den Stolz nährt und an den Denkmälern der Vergangenheit die Kraft ſtählt, welche das Idealiſche und Hohe des Lebens erſchaffen und vertheidigen ſollen. Aus dieſem alten Beſitz, und aus dem Gefühl von Würde

---

*) Von Ad, Aett: Stamm, Geſchlecht, Nachkommenſchaft.

und Freiheit, welches er giebt, entſpringt der Eifer und die Achtung für das Recht.

Der Begriff des Rechts iſt ein geſellſchaftlicher Begriff und wird nicht auf einmal in der Welt gefunden. Er wurzelt in der Menſchenbruſt, ſo wie die Geſellſchaft tiefer wurzelt; er befeſtigt ſich mit dem Beſitz. Der alte Edelmann, der auf alten von Urahnen her geerbten und geheiligten Grundſtücken wohnt, iſt der natürlichſte und feſteſte Vertreter und hartnäckigſte Vertheidiger des alten Rechts; er ſträubt ſich gegen das Neue und gegen die Neuſucht, welche das alte zerſtören will; er iſt beides als Edelmann und als Bauer der natürliche Gegner jener der Ruhe des Beſitzes entgegenſtrebenden Beweglichkeit der Kräfte, welche in Städten und durch die ſtädtiſchen Gewerbe und Triebe gebohren wird und welche die Dinge und die Maaße und Geſtalten der Dinge ewig zu verwandeln ſucht.

Der Adel ſtellt die alte Sitte und alte Ehre. Nur was in ſeiner Art und in ſeinem Beſitz feſt iſt, kann das Feſte behaupten; wo alles täglich wechſelt und wandelt, da wird die Sitte zur Mode. Der Menſch, welcher allein auf der alten Zeit ruhet und mit Stolz auf den längſt vergangenen Geſchlechtern weilt, iſt vor allen andern berufen, die vaterländiſche Sitte, Sprache, und Art zu lieben und zu bewahren, ohne welche der Stolz auf ſeine Ahnherren eine leere und aufgeblaſene Eitelkeit wird. (Was mußte aus unſerm Adel werden, ſeitdem er mit fremder Sprache und Art gebuhlt hat?) Eben ſo, und noch mehr iſt der Edelmann angewieſen, was in Grundſätzen von Vaterland, Freiheit, und Ehre ewig und unvergänglich iſt zu verkündigen und zu beſchirmen. Er kann ohne die Ehre ſeines Volkes und ſeines Vaterlandes nicht leben wollen; die Ehre muß ſein einziger lichteſter Stern ſeyn, der ihn nie rechts noch links vom graden Wege ablenken läßt, ſondern ihn durch alle Täuſchungen und Irrwiſche der Wohlluſt, Habſucht, Ehrſucht, und Eitelkeit unverſehrt hindurchführt.

Damit nun der Adel wieder zu ſeiner Würde zurückgeführt und ein wirklicher Adel werde, iſt Folgendes durchaus nothwendig:

Ein Edelmann muß ein freier unabhängiger Mann ſeyn; er muß des Herrendienſtes und anderer Abhängigkeit nicht bedürfen zu ſeinem Unterhalt; von kleinlichen Sorgen und Verdrüſſen der Nahrung unangefochten muß er Zeit haben für das Große und Allgemeine und für die großen und allgemeinen Ideen zu leben, d. h. er muß wenigſtens ein Vermögen haben, das ihm ein jährliches Einkommen von 15000 Reichsthalern ſichert; denn, wie die Verhältniſſe der Geſellſchaft ſtehen, hat er immer auch den äußern Glanz der weltlichen Dinge darzuſtellen.

Dieſes ſein Vermögen muß auf Landgütern gegründet und gegen den Wechſel und Wandel der Dinge ſo geſichert ſeyn, daß es immer untheilbar und unveräußerlich bei der Familie bleibt: der Beſitz des Edelmanns muß Majorat ſeyn.

Nur ſolche Familien, die, von 15000 Reichsthalern jährlicher Einkünfte hinaufſteigend, Majorate beſitzen, werden als wirkliche adlige Familien angeſehen, und ſtellen durch die Familienhäupter als einen eigenen Landſtand den Adel dar.

Auch die jüngeren Söhne dieſer Familien werden nicht als Adel betrachtet, ſondern nur zum Volke gerechnet.

Aller andere Adel, außer dieſem auf Grundbeſitz ruhenden Majoratadel, reich oder arm, alten Geſchlechts oder in den letzten Jahrhunderten geſtämpelt, fällt dem Volke zu und wird nach ſeinem Beſitz oder Gewerbe entweder zum Bauer- oder Bürgerſtande gezählt.

Die Beſtimmung des Adels als Landſtand iſt gewiſſermaßen eine vermittelnde. In zwei Eigenſchaften verbindet er die beiden äußerſten Spitzen der Geſellſchaft mit einander. Als Landbeſitzer iſt er ein reicher Bauer und ſtellt die einfachen und ruhigen Kräfte und Geſchäfte der Welt dar; als Edelmann iſt er der Träger des Glanzes und der Ehren des Volks, und ſtellt das Idealiſche und Schimmernde dar, und was auf Leben und Tod bewaffnet dem Feinde des Vaterlandes die Spitze bieten ſoll. Er füllt den Abſtand zwiſchen dem Volke und den Fürſten aus, und da er für das ganze Reich geſtämpelt iſt, ſo ſoll er immer der erhabene Sonnenweiſer der Ehre und der Herrlichkeit des Reichs ſeyn; er ſoll über ſeinen Fürſten hinaus immer auf das allgemeine große teutſche Vaterland blicken, er ſoll nicht allein die Seelen der Bürger und Bauren, ſondern auch die Seelen der Fürſten ſelbſt aus dem engen Kreiſe des Einzelnen zu dem Allgemeinen empor treiben: er ſoll den Gedanken immer lebendig erhalten, daß, wenn nicht alle etwas Größeres und Mächtigeres haben und anerkennen, als ihr einzelnes Land und Fürſtenthum, im gemeinſamen Vaterlande keine Ehre und Sicherheit beſtehen kann. Alſo indem der Edelmann in dem eigenen Lande und unter und mit dem eigenen Fürſten Darſteller und Vertreter ſeines Standes und der Rechte und Pflichten deſſelben iſt, ſoll er zu gleicher Zeit der Darſteller der allgemeinen Ehren des Reiches ſeyn, gleichſam ein Wächter der Verfaſſung und ein Erinnerer und Vermahner der Pflichten, die jeder Teutſche, außer den Pflichten gegen das Einzelne und Kleine, noch gegen das Allgemeine und Große hat.

Wer dieſe ſtolze und hohe Beſtimmung erfüllen ſoll, der muß reich und unabhängig ſeyn.

Deßwegen iſt ein armer oder zwiſchen Reichthum und Armuth hin und her ſchwankender Adel ein Nichts und widerſpricht durchaus der Idee des Adels.

Auf den Adel folgt in natürlicher Linie der Bauerſtand. Bauer heißt mir im weiteſten Sinne des Wortes jeder Mann, der eigenen Grundbeſitz hat. Zum Bauerſtande gehören alſo, außer dem Majoratadel, der einen Stand für ſich darſtellt, alle adlige und bürgerliche Landbeſitzer und der Bauer im eigentlichen Sinn, der ſelbſt die Pflugſterze in den Furchen lenkt und ſein Korn auf der Tenne mit driſchet. Dieſer Bauerſtand iſt der Natur der menſchlichen Dinge nach beides die zahlreichſte und ehrenwertheſte Klaſſe des Volks. In ihr wohnt mehr als in andern Klaſſen des Volks die urſprüngliche und gediegene Naturkraft, die Reinheit der Sitten, die Treue und Redlichkeit der Geſinnung; in ihr wohnt der Muth und die Ausdauer, welche die tapferſten und rüſtigſten Vertheidiger des Vaterlandes geben. Der Staat hat alſo vor allen Dingen darauf zu ſehen, daß dieſer ſo ehrwürdige und große Theil des Volkes nicht ausarte oder untergehe. Dieſe Ausartung und dieſer Untergang geſchieht auf zweierlei Weiſe, erſtlich durch die Anhäufung zu großen Reichthums in einzelnen Familien, welche die kleinen Landbeſitzer durch mancherlei Erwerbarten in ſich verſchlingen, und ſo den

Bauer im eigentlichſten Sinn zerſtören, zweitens durch Unterdrückung und Verknechtung der kleinen Landbeſitzer, die ſich in Zeiten der Noth und Unordnung gegen die Uebermüthigen und Mächtigen nicht vertheidigen können. Auf beiden Wegen iſt, wie uns die Geſchichte lehrt, der eigentliche ächte Bauerſtand oft zerſtört und das nothwendige innere Gleichgewicht der Staaten aufgehoben worden.

Die Geſetzgeber der beſten Staaten des Alterthums wußten recht wohl, wie viel darauf beruhet, daß der Beſitz der Grundſtücke einigermaßen gleich vertheilt ſey, und daß es viele mittelmäßige und kleine Landeigenthümer gebe, die in dem einfachſten Verhältniſſe zu Gott und zur Natur ſtehen und urſprüngliche Sitte, Stärke, Tapferkeit, und Ehre in ihrem Schooße hegen und pflegen. Dieſe weiſen und weitſehenden Männer hatten überhaupt den Geſichtspunkt, daß es dem Staate mehr fromme, daß er gute und tapfere, denn daß er viele und reiche Einwohner habe. Moſes, Lykurgus, Solon, und Numa gründeten ihre Staaten recht eigentlich auf Ackergeſetzen. Unſere Vorfahren, die freien und tapfern Germanen, erhielten, als ſie das Chriſtenthum und einen Anfang größerer politiſcher Entwickelung und Bildung bekamen, keine ſo feſte und geregelte Geſetzgebung, als manche Staaten des Alterthums gehabt hatten. Unter der Obhut und

Aufſicht der Kirche, welche die große Vormünderin und Leiterin des Menſchengeſchlechts war, entwickelten ſie ſich Jahrhunderte lang aus dem natürlichen Keimen, welche der Bildungsgrad der Geſellſchaft, der Geiſt des Chriſtenthums, die Lage und Anlage ihres Landes, und eigenthümliche Neigungen und Triebe enthielten. Es trat ein Zuſtand ein, welcher alle Völker auf den erſten Stufen zur höheren geſellſchaftlichen Entwickelung einmal haben durchlaufen müſſen, ein Zuſtand faſt allgemeiner Verſklavung und Unterdrückung der kleinen Freien und der kleinen Gutsbeſitzer. Allmälig indeſſen, beſonders ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, ward das unvermeidliche Joch mehr und mehr gelichtet und gelüftet; doch blieben bis auf das letzte Jahrzehend Landſchaften in Teutſchland, wo der kleine Landbewohner faſt durchaus leibeigen und unterwürfig war und wo die Edelleute faſt die einzigen Freien auf dem Lande genannt werden konnten: ja ſo ungleich war das Verhältniß, daß in einigen Landen der kleine teutſche Bauer Landſtand war, während man ihn in anderen mehr und mehr ausrottete.

Ich mag nicht gern das Anſehen ſolcher haben, welche Schlöſſer in der Luft bauen und Geſpinſte ſpinnen, worin man nicht einmal eine Fliege, geſchweige denn Menſchen fangen kann. Man darf den einmal beſtehenden Beſitz nicht umkehren. Doch wünſchte ich, daß Folgendes nicht überſehen würde:

Es iſt meine innigſte Ueberzeugung, die ich aus dem Studium der alten Geſchichte und aus der Betrachtung der Verhältniſſe und Begebenheiten meines eignen Vaterlandes hole, daß zum rechten Beſtand und Wohlſeyn auch der neuen Staaten Ackergeſetze nothwendig ſind: nicht eben jene ſtrengen der alten Welt, die nur in ſehr beſchränkten Staaten und in den erſten Graden der politiſchen und geſellſchaftlichen Entwickelung der Völker möglich waren, aber doch ſolche, die wenigſtens die Hälfte aller Grundſtücke für feſte und unveränderliche Verhältniſſe binden. Ich erkläre mich näher.

Den erſten und vornehmſten Bauer, den rechten Edelmann, habe ich ſchon auf Majoraten befeſtigt; auch den kleinen Bauer will ich auf einer Art Majorat, das man meinethalben auch Bauerlehen nennen kann, gegründet wiſſen.

Zuvörderſt wünſche ich, damit ein rechter Kern des Volkes ſey und werde, daß in allen teutſchen Landen die Hälfte aller Ländereien von freien Bauern bewohnt und beſeſſen ſey.

In den Landſchaften, wo der Bauren mit eigenthümlichem Beſitz unverhältnißmäßig wenige ſind, ließen ſie ſich erſchaffen durch Zerſtückelung der Staatsgüter oder ſogenannten Herrengüter (Domänen), welche die Regierungen in Theile von einer bis drei Hufen Landes zerſchneiden und als Bauerlehen des Staats den Meiſtbietenden verkaufen könnten; ſo daß der Staat bei der Gründung dieſer nützlichen Anſtalt im Grunde wenig aufopferte.

Dieſe alſo geſchaffenen Bauerhöfe und die übrigen freien Bauergüter im Lande würden zu einer Art Bauermajorate erklärt.

Sie würden immer nur von Einem aus der Familie beſeſſen, welcher ſeinen übrigen Geſchwiſtern nur eine leidliche beſtimmte Abfindung und Ausſtattung gäbe, er ſelbſt aber das Haupterbe behielte und beſäße.

Sie wären untheilbar. Nichts iſt dem Staate in der Regel verderblicher, als die übertriebene Zertheilung der Grundſtücke; ſie macht Bettler und Vagabunden, und ſchafft Geſindel, wo nur treue und redliche Menſchen wohnen ſollen.

Niemand mag zu gleicher Zeit mehr als Einen dieſer Höfe beſitzen. Wer durch Erbſchaft oder Heirath zu dem ſeinigen noch einen oder mehrere derſelben erwirbt, der hat die überzähligen zu veräuſſern. Denn es war die Abſicht des Staates bei dieſer Einrichtung, daß viele freie und unabhängige kleine Grundbeſitzer und Bauern als rechte Nährer und Erhalter der Tüchtigkeit und Tapferkeit des Volkes da ſeyn ſollten. Wenn aber mehrere dieſer Höfe vereinigt oder nur zugleich von Einem Beſitzer beſeſſen werden könnten, ſo ginge die Abſicht verloren und aus dem Bauer würde ein Herr.

Dieſe oder eine ähnliche Einrichtung ſcheint mir nothwendig zur Befeſtigung jedes Staates und zur Erhaltung des achtbarſten und kräftigſten Theils eines Volkes. Denn wenn der Staat nicht ſolche Vorkehrungen macht, ſo werden früher oder ſpäter Umſtände und Verhältniſſe eintreten, welche die kleinen Beſitzer der Erde vertilgen und alle Landbewohner in Eine große Maſſe von Herren, Pachtern, und Tagelöhnern verwandeln; wobei die Gediegenheit und Würdigkeit des Volkes, die ſich grade aus dem Bauerſtande immer ergänzen ſoll, ſehr leiden würde. Dies iſt zum Theil in England geſchehen, wo in vielen Landſchaften die kleinen Landbeſitzer (Yeomen) durch den überſchwemmenden Reichthum einzelner Familien faſt ganz weggeſpült ſind; und auch England würde ein ſolches Misverhältniß ſchmerzlich fühlen, wenn nicht das Element des Meeres, die Thätigkeit, Kraft, und Freiheit, die es hervorruft, das hohe Recht, das auch über dem kleinſten engliſchen Mann waltet, und ſo viele andere Verhältniſſe, die nicht die unſrigen ſind und nie die unſrigen ſeyn werden, dort weniger verderblich machten, was an allen andern Orten das verderblichſte iſt.

Ich meine hier, wie es einigen ſcheinen mögte, nicht bloß das Aeußerliche, das Wohlſeyn und Glück dieſer großen Menſchenklaſſe, ſondern mein Vorſchlag entſpringt aus dem innerlichſten Gefühl und der innerlichſten Anſicht des Staates. Ich wünſche den natürlichen und ſicheren Grund zu befeſtigen, worauf der Staat in der Länge allein ruhen und dauern kann.

Die Erde und die Geſchäfte, welche ſich zunächſt und unmittelbar auf ihren Anbau beziehen, ſind das Ruhende und Bleibende im Staate, das Bild des Feſten und Ewigen; ſie ſind dem Wandelbaren und Unruhigen entgegengeſetzt, was das Leben der Städte und der ſtädtiſchen Gewerbe iſt. An dem feſten und ſichern Beſitz des Bodens durch lange Geſchlechter von dem Urahn bis zum letzten Enkel hinab befeſtigt ſich die Sitte, das Geſetz, die Ehre, die Treue, die Liebe: der Bauer iſt des Vaterlandes erſter Sohn; wann er ein Knecht wird, wann ſein Herz kalt und ſein Arm ſchlaff wird für das Vaterland, dann iſt es wahrhaftig untergegangen. Wer alſo ein feſtes und glorreiches Vaterland will, der macht feſten Beſitz und feſte Bauern. Die Erde muß nicht wie eine Kolonialwaare aus einer Hand in die andere gehen, des Landmanns Haus muß kein Taubenſchlag ſeyn, woraus mit leichtfertigem Herzen aus und ein geflogen wird. Wo das iſt, da ſtirbt Sitte, Ehre, und Treue, da ſtirbt zuletzt das Vaterland. Wenn auch des Landmanns Triebe vagabundiſch werden, dann kann kein Gott die Menſchen von Sklaverei retten. Und haben wir in den lezten drei Jahrzehenden den Adel in vielen teutſchen Landen nicht in der Rolle von Gütermäklern und Kaufleuten geſehen? haben nicht viele ſogar die Sitze ihrer Ahnherren, die Wiege ihrer Kindheit an Fremde zu verkaufen das Herz gehabt?

Wenn ich auf dieſe Weiſe meinen Adel auf Majoraten und meine Bauern auf einer Art Majorate gegründet und ungefähr drei Viertel meines Landes mit feſtem Beſitz gebunden und dem Wandel und Wechſel entriſſen habe, und wann meine Verfaſſung von den Weiſeſten und Tüchtigſten bewacht wird, und wann der Vortheil in ihr ſich ſelbſt bewacht, dann habe ich ein ſchweres und auf ihm ſelbſt ruhendes Gewicht im Staate hingelegt, worum die leichteren Triebe der Geſellſchaft flattern und in welchem ſie ihren Mittelpunkt finden können. Das übrige Viertel meines Landes mag dann ohne Schaden des Ganzen mehr der Willkühr und dem Wechſel des Beſitzers preisgegeben werden.

Dem Ruhenden und Gleichen des Landes und des Bauern in Beſitz, Leben, Trieben, und Geſchäften iſt das Unruhige und Ungleiche der Stadt und des Bürgers entgegengeſetzt. Unter dem Wort Bürger im Gegenſatz gegen Bauer verſtehe ich im weiteſten Sinn des Wortes, was man ſonſt auch Stadtbewohner und ſtädtiſche Gewerbtreiber nennt. Zwar möchte man mir einwenden, eine Stadt mit ihren alten Gebäuden, Kirchen, Thürmen, und Mauern, dieſer gleichſam als eine Mumie und Erſtarrung des Lebens in die Ewigkeit hinaus blickende Steinhaufen, ſey mehr ein Bild der Ruhe, als das in ſo vielen und mannigfaltigen Wechſeln der Elemente und Jahreszeiten ſpielende Land, und müſſe alſo die Menſchen mehr an das Gleiche und Stille gewöhnen; aber die Steine allein thun es nicht, ſondern die lebendigen Geiſter, die in ihnen hauſen. Der Bürger tritt aus dem unmittelbaren Verhältniß mit der Natur heraus; in ſeinem Geſchäft und Gewerbe ſteht er ihr oft nur im weiten, ja öfters kaum im dreiſſigſten Grade nahe, und wird, von ihrem ſtillen Wirken und Leben entfernt, leicht maaßlos in die wilde Welle der Gefühle und Empfindungen hineingeriſſen. Der Bauer lebt mit dem Einfachen und Natürlichen, er ſchafft das Einfache und Natürliche; der Bürger lebt mit dem Zuſammengeſetzten und Künſtlichen, er ſchafft das Zuſammengeſetzte und Künſtliche. Je weiter er es bringt in der Kunſt, je weiter er ſich von dem Einfachen und Großen der Natur entfernt und das Vielfache und Feine zuſammenſetzen, bilden, und geſtalten lernt, deſto weiter thut ſich ihm das unendliche und maaßloſe Reich der Geiſter auf: ſeine Gefühle werden heftiger, ſeine Anſichten des Lebens vielfacher, der Kampf mit künſtlichen Kräften und mit dem künſtelten Menſchen wird immer heißer ſein ganzes Gemüth wird leichter und beweglicher. Da ſein nächſtes Geſchäft das Zerlegen und Zerſtören der einfachen Erzeugniſſe der Natur iſt, damit er aus dem Zerlegen und Zerſtörten wieder neues ſchaffe, ſo widerfährt ihm unvermeidlich, was allen beſchränkten Weſen widerfahren muß: der Geiſt ſeines Geſchäftes geht auf ihn ſelbſt über; er wird vielbegehrend, vielgereizt, vielſeitig, abgeſchliffen, gleich dem künſtlichen Geräthe oder Werke, das er als Schöpfer ins Leben ruft, er wird mehr und mehr ein künſtlicher Menſch. Wenn der Menſch erſt ſo weit aus den natürlichſten Schranken des Lebens herausgeſchritten iſt, ſo liegt ihm das Nächſte nicht fern, nemlich das Lüſterne, Unſtäte, Flatterhafte, in Neigung und Geſinnung. Dies wächſt in furchtbarer Fortſchreitung, je mehr der Menſch Maſchine wird, d. h. je mehr er durch Maſchinen arbeitet; je weniger er da als Menſch wirklich thut und kann, deſto mehr glaubt er zu thun und zu können und deſto dünkelhafter und übermüthiger wird er. Vor allem aber wirkt zur Verflüchtigung der Triebe und zur Verzwickung des ſchweren und feſten Sinnes der halb irdiſch, halb geiſtige Dämon, Geld genannt, welcher als ein wunderbares Geheimniß der Geſellſchaft, zugleich ein ſichtbares und unſichtbares Zeichen, nun ſchon Jahrtauſende ſein Weſen getrieben hat, ohne daß man des jetzt beſtimmt ſagen konnte, was er eigentlich iſt und wie er in den verſchiednen Zeiten und Völkern wirkte. Manches von dem Guten und Böſen, das er geſchaffen hat, kann man freilich in einzelnen Erſcheinungen zeigen, aber ſein inneres Leben iſt verhüllt wie das Leben ſelbſt; man glaubt den Proteus zuweilen zu haſchen, aber in tauſend Geſtalten ſich verlarvend entflieht er immer, und wann er es am argliſtigſten meint, wandelt er ſich wie jener Alte wieder in Waſſer und plätſchert mit höhniſchem Wellengelächter dahin.

Wir faſſen dieſe Andeutungen; Gedankenſpiele, und Bilder in einem kurzen Ernſt zuſammen, und ſagen: Die bürgerlichen Gewerbe und Thätigkeiten, die Fabriken, der Handel, das Geld als ein alles verflüchtigender Dämon dazwiſchenſpielend, ferner das gedrängte Zuſammenleben, die vermehrten natürlichen und künſtlichen Bedürfniſſe, die Reibung der Leiber und Geiſter an einander — alles dieſes ſchaffet das Hin- und Herſpielende im Gemüthe, das Flatterhafte, Wandelbare, Neuſüchtige: endlich ſchafft es bei dem Menſchen das Schlimmſte, die Einbildung, er könne durch Kunſt und Geiſt alles machen, halten, und regieren. Wenn dieſe Menſchen, welche die Städte, die ſtädtiſchen Gewerbe, und Handel und Fabriken und Künſte ſchaffen, das einzige Gewicht in der Waagſchale eines Staates wären, ſo müßte er durch

Ueberfluß an Geiſt und geiſtigen Trieben überwippen, er müßte durch den ewigen Wechſel und durch die zu viele Reibung der Kräfte zerſtört werden: die Welt würde wie ein Waarenhaus, die Tugenden und Kräfte des Menſchen würden wie Waaren, der Staat wie eine Renterei, und die Staatsaufgaben wie Rechnungsexempel behandelt werden. (Ich frage: ſind viele die letzten funfzig, ſechzig Jahre nicht ſo behandelt?) Kurz, von nichts als Bildern und Scheinen der Dinge umgaukelt, von nichts als Scheinen lebend, und von Scheinen und Schatten geſpeiſet, würde der Staat bald der bethörte Hund auf dem Stege des Baches werden, der ſein Fleiſch aus dem Maul fallen läßt und nach dem Schatten deſſelben ſchnappt.

Alſo das immer Bewegliche und Wandelbare, das Geiſtige und Künſtliche, den Wechſel der Dinge und den Wechſel in den Dingen ſtellt das ſtädtiſche Leben vor. Daher nennt man das ſtädtiſche Leben auch häufig Verkehr, weil vieles darin hin und her geht. Bei dieſen Geſchäften verflüchtigen und verflattern ſich die menſchlichen Triebe leicht und werden ungleich und unſtät, die Sitte weicht der Mode, die Beſtändigkeit dem Leichtſinn, die Treue ſelbſt wird zuletzt wie Geld gewechſelt. Daher entſteht nie auf dem Lande, häufig aber in Städten ein leichtfertiges, ſittenloſes, zuchtloſes, und üppiges Geſindel, ohne Karackter und Geſinnung: was man Pöbel zu nennen pflegt; ja der verdorbene Kutſchmenſch auch der oberſten Stufen der Geſellſchaft, wann er allen einfachen Gefühlen und Gedanken entfremdet iſt, gehört zu derſelben Klaſſe und verdient denſelben Namen. Wer nichts Ruhiges und Feſtes mehr in ſich hat, ſondern immer von dem einen auf das andere fährt und von einem zum andern flattert, der iſt vom Pöbel, ja der iſt Pöbel.

Damit nun bei der zu großen Flüchtigkeit und dem zu geſchwinden Wechſel der Dinge im ſtädtiſchen Leben, und bei der Wirkung, welche dieſe Art nothwendig auf das Gemüth der Menſchen haben muß, aller Grund von Sitte und Geſetz nicht erſchüttert und endlich verſchüttet und der Menſch nicht in Wildheit und Unglück der Triebe hineingeriſſen würde, ſuchten alle wohl geordnete Staaten ein Gegengewicht gegen dieſe zu große Leichtigkeit und Flüchtigkeit, und auch unſere Vorfahren haben das gethan: ſie ſchufen etwas, daß die wilden Triebe zügeln und die flatterhaften Geiſter ſich ſeln könnte, nemlich Innungen, Zünfte, und Gilden. Ich weiß wohl, daß die Theorie der Freiheit unſerer Tage dieſe Ordnungen als Gängelbände der Unmündigkeit verlacht und als Nothbehelfe der Barbarei des Mittelalters verſpottet hat, deren unſelige Reſte auf das geſchwindeſte weggeſchafft werden müßten, damit die mündige Menſchheit in ungefeſſelter und würdiger Freiheit wandeln könne; aber ich habe den Begriff von der mündigen Menſchheit nicht, den gewiſſe Herren von ihr hegen. Ich weiß wohl, daß wir den Menſchen, die vor tauſend und vor zweitauſend Jahren lebten, an Geiſt unendlich überlegen ſind; aber daß unſer Staat ſo ganz ohne Ballaſt auf gut Glück durch die Lüfte ſegeln und den Stürmen überlaſſen werden dürfe, das weiß ich nicht. Wie der Menſch nun einmal geſchaffen iſt, mit ſeinen Trieben und Leidenſchaften und ſeinen Kräften und Anlagen zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend und halb dem Himmel halb der Erde angehörend, ſchießt er durchaus in das Bodenloſe und Maaßloſe hinein, wenn man ihm nicht irgendwo einen Mittelpunkt giebt, wohin ihn eine unbewußte Schwere nach langem Flattern immer zurückträgt, wenn man ihn nicht irgendwo durch Sitte und Gebrauch befeſtigt, welche immer beſſer halten, als alle geiſtigen Künſte und Lehren.

Wollen wir alſo ein feſtes, frommes, ehrbares, und gehaltenes Bürgerweſen haben, ſo müſſen wir unſere Bürgerſchaften nach alter Weiſe unſerer Väter wieder in ſichere Schranken von Innungen und Zünften ſchließen.

Aus dieſen wiederhergeſtellten und erfriſchten Einrichtungen, welche ächt germaniſchen Stammes ſind, räumen wir alles Nichtige und Todte weg, das für unſere Zeit nicht paßt, die unnützen Misbräuche und Hemmungen menſchlicher Kräfte und Entwickelungen.

Man befeſtige aber dreifach, was die Menſchen als Gemeinheiten zuſammenbindet und was den gemeinſamen Geiſt des Volks reizt und erweckt.

Man knüpfe daran, wie weiland geſchah, die Erziehung der Jugend und die Sorge für die Sitten.

Man knüpfe wieder daran die Heiligkeit des Lebens und der Ehe, und wähle in jeder Innung Aelteſte, welche über alles Läſterliche, Ausgelaſſene, und Unchriſtliche zu wachen haben.

Man verbinde mit dieſer Einſchlieſſung der Menſchen in feſter Ordnung und Sitte die alten männlichen und kriegeriſchen Uebungen und Einrichtungen, wodurch teutſche Bürger vor vierhundert, ja noch vor zweihundert Jahren ganz andere Männer waren, als die jetzigen.

Man ordne anderes Löbliches und Männliches an, wodurch das Tüchtige als das Beſte, das Ehrliche als das Bleibende, das Teutſche und Vaterländiſche als das Liebſte und Preiswürdigſte gezeigt wird.

Kurz, durch Sittlichkeit, Mannhaftigkeit, und Wehrlichkeit mache man den Bürger wieder zu dem achtbaren und ehrenwerthen Manne, welcher er ſeyn ſoll, und bändige die Sündfluth der Flatterhaftigkeit und Nichtigkeit unſerer Zage, die alles Verehrliche und Heilige in Sitten und Weiſen unſers Volks weggeſpült hat.

Thut man dies oder Aehnliches nicht, ſo treiben wir als ſchwächliche und geſtaltloſe Sklaven aller Begierden dem Unglück und der Knechtſchaft immer ſteuerloſer entgegen. Denn wir Teutſche beſonders haben durch unſere Lage und durch unſer Verhältniß zu den übrigen Völkern mehr als jedes andere Volk die Aufforderung, uns in uns ſelbſt durch feſte und geſchloſſene Einrichtungen und Ordnungen auf das ſtärkſte in einander zu binden. Da wir das Mittelpunktsvolk Europens ſind, ſo reiben alle Bewegungen der Welt ſich an uns, alle Stürme und Ströme der anderen Völker brauſen auf uns ein, und wir müſſen unvermeidlich fliegender Staub und Schaum werden, wenn wir gegen dieſe Reibungen und Bewegungen nicht Bollwerke und Wehren ſchaffen, die uns ſichern.

So haben wir denn drei Stände in teutſchen Landen, den Adel, den Bauer, und den Bürger. Wo noch Prälaten mit Standesrechten ſind, mag man ſie beibehalten; doch ſage ich vorher, daß ihre Wirkung auf das Ganze gering ſeyn wird. In dem Bürger und Bauer liegt ein natürlicher Gegenſatz, welcher Kämpfe hervorbringen wird: ohne lebendigen Kampf iſt keine Freiheit. Die ruhenden und die beweglichen, die ſittlichen und die wilden, die leiblichen und die geiſtigen Kräfte der Welt ſind in dieſen beiden Urſtänden der Geſellſchaft einander ſo gegenüber geſtellt, daß es an lebendigem Wettſtreit, d. h. an rechtem politiſchen Leben nicht fehlen wird. Neben dieſen beiden Ständen ſteht der Adel, näher dem Bauer, doch auch dem Bürger nicht ganz fremd. In wie weit er durch feſten Grundbeſitz Bauer iſt, haben wir oben angedeutet; durch eine größere Beweglichkeit des Geiſtes, als der Bauer hat und in der Regel haben darf, ſpielt er auch zum Bürger hin: aber er ſpielt nur hin. Seine geiſtige Beweglichkeit und Kühnheit ſoll bloß die Ehre und Gefahr ins Aug faſſen; die geiſtige Kühnheit und Beweglichkeit faßt öfter den Gewinn und den Wechſel als bloßen Wechſel. Der Adel behält auf der Stufe der geſellſchaftlichen Entwickelung, auf welcher wir jetzt ſtehen, die Rolle eines Vermittlers zwiſchen dem Volke und den Fürſten und zwiſchen den Fürſten und dem Oberhaupte des Reichs. Er ſoll gewiſſermaßen ein kriegeriſcher Gährungsſtoff der Ehre ſeyn, der die Kräfte aufbrauſen und zuweilen über die Höhe des Gemeinen und Gewöhnlichen emporſteigen läßt; er ſoll die Ideen des Großen und Hohen, ja ſelbſt des Kühnen und Gefährlichen in dem Volke lebendig erhalten; durch ſeine ehrenvolle und unabhängige Stellung im Staate ſoll er die Fürſten zu Edelmuth und Hochherzigkeit emportreiben, und, wenn ſie ja nicht Fürſten ſeyn wollen, mit Ernſt und Würde ſie ihrer Pflichtigkeit gegen das Allgemeine, gegen das Reich, erinnern, ohne welches ſie nichts ſeyn würden.

Dieſe drei Stände haben in allen Geſchäften und Bedürfniſſen des Landes die rathſchlagende und mitregirende Macht; die ausführende Gewalt ſteht bei den Fürſten in den Gränzen, welche durch die allgemeinen Geſetze Teutſchlands beſtimmt ſind.

Der Fürſt wird angeſehen als eine heilige, unverletzliche, und unſchuldige Perſon, die nicht ſündigen kann. Seine Räthe und Miniſter ſind aber verantwortlich. Geſchieht Ungeſetzliches und Frevelhaftes in Verordnungen und Ausführungen, ſo werden ſie von den Ständen zur Rechenſchaft gezogen, und, wenn ſie ſchuldig ſind, beſtraft.

Bei einer ſolchen Verfaſſung, die menſchlich und edel iſt, kann man einen Fürſten faſt einen glückſeligen Mann nennen. Gott giebt ſeinen Geiſt nicht nach dem Maaße noch nach Erbſchaft und Stammbäumen: nicht alle Fürſten werden als große und geiſtreiche Männer gebohren, auch nicht alle als gute und menſchenfreundliche Männer. Wie glücklich, wenn die ſchwachen und mittelmäßigen Hülfe haben in der Ordnung der Geſellſchaft, welche durch die innige Theilnahme aller Mitbürger an ihrem lebendigen Staate und durch die Oeffentlichkeit und Würde der Verhandlungen immer die fähigſten und geiſtreichſten Männer an die Spitze der Geſchäfte bringt und eine Menge geſetzkundiger, geübter, und geſchickter Männer bildet, die in Zeiten der Noth dem Fürſten und dem Vaterlande helfen können! Wie glücklich, wenn die böſen und tyranniſchen durch Geſetze gezügelt werden, daß ſie nicht in Gewalt und Uebermuth hinfahren noch die Gräuel der Willkühr üben können! Wie glücklich aber die Fürſten von Geiſt und Kraft! ſie finden ein gehorſames, gebildetes, ſtolzes, und freies Volk, worüber ſie die Sonnenſtröme ihres Kopfes und Herzens ausgießen können; ſie finden in der Verfaſſung kein einziges Hinderniß gegen das Gute und Große, ſie finden nur Hinderniſſe gegen das Schlechte und Unwürdige. Solche Herrſcher werden ſich auch in ſolchen Staaten auf das freieſte bewegen können, denn ſie wollen nur frei ſeyn, wie Gott frei iſt, das Menſchliche und das Vortreffliche zu fördern und hervorzubringen. Der Adel in ſeiner höchſten Idee ſtellt gleichſam den Himmliſchen Glanz des Staates dar, der Fürſt iſt dieſer Himmel ſelbſt, der höchſte Schein der menſchlichen Dinge, das höchſte Bild der Majeſtät und Gerechtigkeit auf Erden. Oft ſteht dieſer Glanz und dieſer höchſte Schein der Dinge der Erde ferne, ja es ſcheint faſt, als bedürften die Menſchen ihrer nicht; aber ich ſage, alles würde in Dumpfheit, Verwirrung, und Zwietracht vergehen, wenn dieſer beinahe körperloſe Glanz, der ohne ſichtbare Bande ſo feſt bindet, ſich nicht über dem Ganzen wölbete und das Ganze unwölbend umſchlöſſe. So wie Gott immer unſichtbar, in gewißen Zeiten in ſeinen Wirkungen kaum ſichtbar geglaubt, doch das All erhält und beſchirmt, in ſolcher Nähe und Ferne zugleich ſoll die Majeſtät des Fürſten über dem Ganzen ſchweben und das Ganze zuſammenhaltend und beſchirmend gedacht werden.

Der Adel als Glanzgeber und Ehrenträger des Volkes und als Emportreiber der fürſtlichen Seelen zu hohen Ideen, endlich als Ermahner und Hinweiſer auf das Allgemeine, iſt in kleinen Staaten, wie wir mehrere teutſche Staaten vorausſetzen, noch ein weit nothwendigerer Theil des Volkes, als in großen. Denn da in kleinen und ſchmalen Staaten der Hof und die Verhältniſſe und Einflüſſe des Hofes allen Bewohnern derſelben die nächſten ſind und da geſellſchaftliche und höfiſche Rückſichten das Bürgerliche und Politiſche allenthalben überſchatten und befangen, ſo würde unter dieſen Umſtänden alle Freiheit des Muthes und des Mundes untergehen, wenn nicht freie und unabhängige Männer für eine höhere Ehre des ganzen Reiches geſtämpelt wären, welche das ganze Volk zu edlem Stolz und Freimuth emporhüben und es von der kleinlichen Furcht und dem kleinlichen Geiz erlöſeten, die für knechtiſche Dienſtbarkeit die Gemüther binden.

Dieſe ſind meine gegebenen und natürlichen Beſtandtheile zu einer freien und teutſchen ſtändiſchen Verfaſſung: dieſe, und keine andere. Doch ſind geſcheute Männer, die da meinen, auch von andern beſonderen Theilen des Volks, z. B. vom Kriegsſtande, von der Geiſtlichkeit, von den Gelehrten, und von anderen einzelnen Ordnungen des Staates müſſen Landboten und Vertreter an öffentlichen Tagen mit erſcheinen. Ich meine anders, und ich gebe ganz kurz meine Gründe an.

Man muß, wenn man das eigentliche Leben eines jeden lebendigen Dinges recht erkunden und in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen begreifen und betrachten will, dies hiſtoriſch oder vielmehr naturhiſtoriſch thun. Man muß das Ding oder die Einrichtung, die man unterſuchen will, durch alle mannigfaltigen Uebergänge und Durchgänge der Entwickelung verfolgen von ihrer Wiege bis zu ihrem Grabe, wenn das Grab ſchon da iſt. Man wird dann, nachdem man tauſendfältig geſchieden und verbunden, zerlegt und zuſammengeſetzt hat, nachdem man oft geglaubt hat, dies und jenes ſchon feſt und ſicher zu halten, nachdem man tauſend glänzende und täuſchende Irrthümer und Vorausſetzungen angenommen und wieder weggeworfen hat, faſt immer die endliche Wahrheit finden, daß das, was im Anfange eines jeden Dinges das Leben und den Beſtand deſſelben machte, auch bis ans Ende das Leben und den Beſtand deſſelben machen muß: daß hingegen alles, was Aberwitz und Ueberklugheit als Hülfe oder als Bindungsmittel und Ergänzungsmittel mit hinein ſchoben, früher oder ſpäter als etwas Fremdartiges ausgeſtoßen wird oder auch als ein fremder Körper in den geſunden Theilen Zuckungen, Krankheit, Fäulniß, und endlich den Tod verurſacht. Dieſes Beiſpiel ſoll mir recht eigentlich auf das Politiſche paſſen.

Die Noth verband die Menſchen zu Geſellſchaften und Staaten, ſie geben die wilde und unſichere Freiheit auf, damit ſie die zahme und ſichere Freiheit beſitzen könnten. Was wollten die Menſchen zunächſt, als ſie zu einem Staate zuſammentraten? Sicherheit des Lebens, und Sicherheit des Beſitzes, oder Sicherheit der Güter und Sachen, wodurch das Leben erhalten wird. Urſprünglich ſind alle gute Staaten auf dieſen beiden großen Punkten gegründet und alle darſtellende und ſtändiſche Verfaſſungen beziehen ſich zunächſt immer auf ſie. Dies, was in dem Wiegenzuſtande aller menſchlichen Geſellſchaft ſchon die Grundlage der Staaten und ihrer Vertretungen war, muß auch in dem viel gebildeten und entwickelten Zuſtande derſelben, das Maaß und die Regel bleiben, wornach man die Verfaſſungen beſtimmen, meſſen, und wägen kann. Wann aber der traurige Zeitpunkt eintritt, daß die Verfaſſungen überſtürzen und ihre ungleichen Theile ſich überwippen wollen; wann das gegenwiegende und erhaltende Gleichgewicht aufzuhören anfängt; wenn die Menſchen von der Kunſt zur Künſtlichkeit und von der Bildung zur Verfeinerung übergehen — dann beginnen leider die natürlichen Dinge und ihre Verhältniſſe und die Begriffe über dieſe Dinge und Verhältniſſe ſich zu verwirren. Wenn man gewöhnlich ſagt: der Menſch ſoll den Leib geſund erhalten durch friſches Leben und durch lebendige Uebung, damit auch der Seele wohl ſeyn könne, ſo kann man viel eigentlicher und richtiger ſagen: der Staat ſoll vorzüglich auf ſeinen Leib und auf das Wohlſeyn und auf die richtige Zuſammenſetzung und Zuſammenhaltung ſeiner leiblichen Beſtandtheile achten, damit ſein Geiſt geſund ſey; er ſoll im hoch entwickelten Zuſtande der Geſellſchaft nicht zu vornehm und zu fein ſeyn und die irdiſchen Dinge und die leiblichen Beſtandtheile, woraus ſein Leben eigentlich beſteht, nicht zu vornehm und zu fein behandeln wollen, damit er nicht zu gleicher Zeit beides das Grobe und das Feine verliere. Je mehr die Menſchen in ſolchem gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft alles mit dem Geiſt erfaſſen und aufnehmen, mit dem Geiſt behandeln, und im Geiſt ſchätzen und würdigen, deſto mehr müſſen ſie den einfachen

Boden des Lebens mit tauſend Wurzeln an die alte ſichere Erde befeſtigen, damit der Geiſt nicht mit ihnen und ihrem Staate in die Luft fliege und endlich dort oben in zu großer Sonnennähe alles Leibliche und Irdiſche in Rauch, Dunſt, und Flammen aufgehe.

Ich brauche dieſes Bild nicht umſonſt: die meiſten Staaten ſind vergangen und zerſtoben, weil ſie es verſäumten, ſich immer in den einfachen Elementen der Verfaſſungen zu begründen und zu halten; ſie brachten zu den erſten und einfachen Kräften und Gewalten des politiſchen Lebens endlich ſo viele Gewalten des zweiten und dritten Ranges, die ſchon mehr geiſtig ſpielten und kämpften, daß zuerſt die Begriffe ſich überſprangen und verwirrten, darauf die geiſtigen Gewalten die einfachen Beſtandtheile durchlöcherten und aushölten, und endlich das ganze ausgehölte und durchfreſſene Machwerk, das immer noch Staat hieß, leicht wie eine Feder in die Luft flog, und ohne Schwerkraft ſolange umher getrieben ward, bis es ganz zu Scheitern ging. Uebermuth des Geiſtes, der die rechten und natürlichen Gleichgewichte aufhob, hat alle Staaten zerfreſſen und zerſtört. Darum will ich, daß man bei der Verfaſſung und Vertretung des Staates ſich immer an den erſten und urſprünglichen Elementen deſſelben halte. Der Staat iſt urſprünglich ein ſehr liebliches Ding, aus ſehr lieblichen

Bedürfniſſen, Leidenſchaften, und Verhältniſſen entſtanden; er muß es zum Glück der Menſchheit immer bleiben. Er muß wenigſtens drei Viertel Erde als Ballaſt enthalten, und ſelbſt dem vierten Viertel Geiſt, das in ihm lebt, muß er ſo ſehr möglich die Natur irdiſcher Dämonen geben, damit ihm nirgends wohler und heimiſcher ſey, als in der irdiſchen Behauſung. Wer die zu leichten ätheriſchen und himmliſchen Geiſter mit in den Leib des Staates hineinbannen will, weiß nicht, welche Thorheit und welchen Frevel er wagt: er macht die Erde zu leicht und unſtät, und nimmt dem Himmel den Glanz, weil er nichts Feſtes behält, worin er ſich ſpiegeln oder vielmehr, worauf er ſein Bild werfen und durch deſſen Schatten er ſeine Schönheit färben kann.

So iſt es. Im gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft iſt der Menſch, die Erde, und ſind alle irdiſchen und leiblichen Dinge und Verhältniſſe auf das vielfachſte, ja auf das tauſendfältigſte ſchon mit Geiſt erfüllt und durchdrungen; man bedarf alſo, damit ſie hier unten richtig beſtehen, nicht ſowohl Geiſt zuzuſchütten als vielmehr Geiſt wegzunehmen. Wann die leiblichen Dinge faſt ſchon zu viel Geiſt enthalten, ſo iſt man unklug, wenn man die Geiſter noch als Geiſter in die Reihe dieſer leiblichen Dinge mit hinein ſtellt. Will man den Staat auf das ſicherſte aufreiben und zerrütten, ſo hat man in ſolchen Zeiten der Bildung, als in welchen wir leben, nur alle geiſtigen Elemente des Lebens mit zu unmittelbaren Elementen der Staatsverfaſſung zu machen. Nein, keine Prieſter, keine Gelehrte, kein Kriegsſtand als ſolche müſſen unmittelbare Stellvertreter unter den Ständen haben, welche den Staat darſtellen, oder man verliert die erſten und letzten einfachen Begriffe und Verhältniſſe der politiſchen Geſellſchaft und ſchafft aus lauter Streben nach reiner Vernunft die reine Unvernunft. Haben ſie ja einmal in ihren beſondern Angelegenheiten den Staaten etwas Hochwichtiges vorzutragen, ſo bleibt ihnen das durch Einlagen und Bitten immer unverwehrt.

Wirft man mir ein, mein leiblicher und auf leiblichen Bedingniſſen und Gründen gebauter und geſtifteter Staat ſey ein rohes und gemeines Ding, ſo kümmert mich das nicht; ich will nicht edler ſeyn und nichts Edleres und Feineres machen, als die ſchwere und grobe Erde und was wir von ihren ſchweren und groben Stoffen in uns tragen es erlaubt. Ich weiß eben ſo gut, als dieſe feinen Gegenredner und Tadler, daß des Menſchen Leben und alles Leben überhaupt nur im Geiſt und in der Bewegung des Geiſtes beſteht; daß alles Edle und Hohe nur nach dem Geiſt gemeſſen wird; aber ich weiß auch, daß der Geiſt, wenn man der Erde die wohlthätige

Schwere nimmt, wie ein leichter Flatterer die Erde verläßt und zuletzt von Stürmen in Wolken und Lüfte fortgetragen wird und nimmer wiederkömmt. Die naturhiſtoriſch gefundenen Uridee des Staats leibliche Sicherheit und leiblicher Beſitz muß bis in dem letzten und feinſten Zuſtande der Geſellſchaft feſtgehalten werden. Sichere nur den Leib, ſichere nur die leiblichen Kräfte, gieb nur leibliche Wonne und Weide und leibliches Wohlſeyn, und in dieſem fetten und üppigen Boden werden die Geiſter ſchon von ſelbſt wachſen und wuchern, und je tiefer ſie ihre Wurzeln in die Erde hinabtreiben, deſto höher mit ihren Zweigen zum Himmel emporſtreben!

Diejenigen welche wollen, daß man auch alle geiſtigen Kräfte und Körperſchaften der Geſellſchaft im Staate vertreten laſſen ſoll, haben ſich das Verhältniß des Geiſtes und Leibes weder bei der Erde noch bei dem Menſchen klar gedacht; ſonſt würden ſie den Geiſt nicht doppelt und dreifach dargeſtellt wiſſen wollen. Der Geiſt wird im Staate ſchon dargeſtellt und vertreten theils durch die Kräfte, die in Bewegung ſind, theils durch die Menſchen, welche ihn tragen und darſtellen. Bei einer freien und würdigen Verfaſſung, wie wir ſie künftig in unſerm wieder geretteten Vaterlande vorausſetzen, werden nicht die dummſten und unfähigſten, ſondern häufig die geiſtreichſten und geſchickteſten Männer aus allen Klaſſen zu Landboten und Volksvertreter gewählt werden. Dieſe werden bei ihren Sorgen zunächſt für die Erde und für die irdiſchen und leiblichen Dinge und Verhältniſſe den Geiſt und die Angelegenheiten des Geiſtes, die Erziehung, die Sitte und Sprache, die Kunſt und Wiſſenſchaft des Volkes nicht vergeſſen, weil ſie wohl fühlen, daß ohne die Blüthe dieſer hohen und heiligen

Dinge auch die unterſte und irdiſcheſte Freiheit nicht beſtehen und der Genuß auch der gemeinen Güter des Lebens nicht geſichert werden könnte. Aber dem Geiſte und denjenigen Ständen, welche unmittelbar berufen ſind die geiſtigen Kräfte des Volkes lebendig zu erhalten und an alle zu vertheilen und auszuſpenden, iſt die größte und heilſamſte Wirkſamkeit auf den Staat und auf alle Verhältniſſe deſſelben verliehen durch die Preßfreiheit, welche wir als das Paladium aller menſchlichen Bildung und Freiheit gleich anfangs am unbeſchränkteſten vorausgeſetzt haben. Wo Rede und Schrift frei walten dürfen, dieſe große Zeichen der göttlichen Majeſtät, da darf man nicht fürchten, daß die Geiſter die Flügel ſenken und einſchlafen. — Den Geiſtlichen und Prieſtern vollends muß in unſern chriſtlichen Staaten immer der gewaltigſte und allmächtigſte Einfluß bleiben, wann ſie wirklich werden, was ſie ſeyn ſollen, ein hoch über der Erde und über den gewöhnlichen irdiſchen Verhältniſſen und Sorgen ſtehender idealiſcher Prieſterorden, welcher den Himmel und die himmliſchen Güter verwaltet und den mit Mühen und Sünden beladenen Sterblichen die höhere Freude und den überſchwänglichen Troſt ſpendet, die von oben kommen. Nicht als ein irdiſcher Reichsſtand werden die Prieſter künftig noch lange beſtehen — dazu iſt die Religion zu ätheriſch geworden — aber vielfach werden ſie mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Fäden das Leben ziehen und halten, vielfach werden ſie auch durch löbliche Einrichtungen, die theils noch beſtehen theils bei erneuerter Freiheit wieder geſtiftet werden müſſen, in die Verhältniſſe des Staates eingreifen: als Erzieher und Bildner, als Tröſter und Vermahner, als Warner und Sittenrichter des Menſchengeſchlechts, ja, wenn ſie wirklich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01911/018

edle und fromme Männer ſind, faſt als überirdiſche Boten Gottes werden auch ſie in dem Staate ihre Stelle einnehmen und am mächtigſten regieren, wann ſie am wenigſten zu regieren ſcheinen.

Was ſind dieſe Worte? was wollen ſie? Sie ſind Winke, ſie wollen nur winken; weiter vermeſſen ſie ſich nichts. Ich habe ohngefähr zeigen wollen, wie die Verhältniſſe der Dinge und Menſchen, kurz wie die Verhältniſſe unſerer Bildung und Geſellſchaft jetzt ſind und was demnach aus den vorhandenen Stoffen ungefähr eingerichtet und gemacht werden könnte. Ich weiß, daß die Erde nichts Vollkommenſtes duldet, daß die Welt und der Staat der Idee, welche ein edler Menſch in ſeinem Herzen trägt, hier unten nie zu verwirklichen iſt, aber ich glaube, daß die Aufgabe der Vernunft darinn beſteht, ſich ihnen zu nähern. Tauſend Dinge und Verhältniſſe ſind, welche auf einen Staat einfließen und welche ihn ſo oder anders geſtalten müſſen, je nachdem ſie grade in der Zeit beſtehen. Die Anlagen und Neigungen eines Volkes und eines Landes, die Beſchaffenheiten und Eigenſchaften der Nebenländer, die Reinheit oder Verdorbenheit der Sitten, der höhere oder niedrigere Stand der Bildung und Wiſſenſchaft, endlich die Neigungen und Strebungen, welche grade in dem Zeitalter ſind, in welchem etwas geordnet werden ſoll — dies und tauſend andere Umſtände, Verhältniſſe, und Beziehungen müſſen betrachtet und erwogen werden, wann ein Volk ſeine politiſchen Einrichtungen ordnen will: es kann auf Erden nichts rein vollkommen werden, wie es in dem Himmel des Gemüthes ſteht, ſondern nur ſo gut, als die Mängel und Gebrechen der Erde und des Menſchen es erlauben. So iſt es mit den höchſten und heiligſten Dingen, von welchen hier auf Erden nur die Scheine und Schatten geſehen werden können, mit der Sittlichkeit, der Religion, und dem Staate Nie, ſolange die Erde ſteht und die Menſchen bleiben, wie ſie, wird etwas von dieſen größten Angelegenheiten der Menſchheit, ihm ſelbſt gleich und einſtimmig gemacht, immer auf derſelben Linie ſtehen und in derſelben Linie fortlaufen, ſondern vielfach hin und her wankend und wechſelnd werden bald die leiblichen bald die geiſtigen, bald die irdiſchen bald die himmliſchen Kräfte das Uebergewicht haben. Das Bild der Erde iſt Wechſel und Kampf der Kräfte, daher Arbeit und Unruhe; der himmliſche Friede glänzt nur als ein weit zurückgetretenes Bild in dem innerſten Heiligthume der reinſten Gemüther, äußerlich kann er ſelten erſcheinen. Wäre Gerechtigkeit die herrſchende Gottheit auf Erden, wäre Recht, dieſes nur in der Geſellſchaft gebohrne Kind, etwas von allen gleich Angenommenes und gleich Verehrtes, ſo wären ja alle Regierungen überflüſſig, ſo wären Stände und Stellvertreter des Volks und Worte und Winke über ſtändiſche Verfaſſungen das Ueberflüſſigſte: die erhabene Idee, die hienieden wirklich geworden wäre, würde auch wirklich regieren. Kampf um Recht und Beſitz heißt der Begriff meines Staates; auch in den am vollkommenſten eingerichteten Staaten wird nur nach der Gerechtigkeit geſtrebt und um das Recht geſtritten. Nie auch in den beſten Staaten läuft das Recht grade durch, wie die Idee vom Recht bedeutet, ſondern nach vielen Irrungen und Abſchweifungen rechts und links vom graden Wege wird zuweilen wieder eingelenkt. Wenn aber keine darſtellende Gewalten wären, die das Gleichgewicht der Kräfte erhielten, und keine Macht, die zum Gehorſam gegen das Recht zwingen könnte, ſo würde ſich endlich alles in Verwirrung und Elend verlaufen.

Bei dieſem Zuſtande der Unvollkommenheit aller irdiſchen und menſchlichen Dinge bleibt die platoniſche Republik, der vollkommene Staat, ein idealiſcher Traum. Hier wird nichts auf die Unvergänglichkeit gebaut, ja das lebloſe Kunſtwerk des Menſchen überdauert immer das lebendige: noch ſtehen die Pyramiden Aegyptens, aber wo iſt das Volk geblieben, das ſie bauete? Der Laokoon und Apoll von Marmor haben die Römer und Griechen überlebt; auch unſere Dome von Köln und Strasburg mögen vielleicht einſt länger gezeigt werden, als unſer Volk. So iſt die ſchwermüthige Tragödie des Schickſals und der Geſchichte. Staaten wurden zerſtört durch Leidenſchaften der Menſchen, durch Geitz, Wolluſt, Herrſchſucht, Eroberungsluſt, durch Gewalt der Natur und Gewalt anderer Völker, am ſicherſten durch Weichlichkeit und Wolluſt, welche die ſchändliche Knechtſchaft, bald den unvermeidlichen Tod gebähren; aber auch die beſten Staaten können ſich ableben und vor Alter ſterben, wann das Zeitalter oder der Muth fehlen, das Verſteinerte oder Verknöcherte, worin der Tod ſitzt, wegzuräumen, oder wann dem Volke die Kraft fehlt, das Harte wieder weich und das Dürre und Welke wieder grün und ſaftig zu machen; endlich können ſelbſt dieſe beſten Staaten, wenn ſie auch am glücklichſten ſind, von Zeit zu Zeit ſolchen Erſchütterungen nicht entgehen, welche man Umwälzungen oder Revolutionen zu nennen pflegt. Dieſe Umwälzungen kommen entweder von außen als Gewalt der Natur oder fremder Völker, oder von innen, theils durch den Geiſt des grade gebietenden oder leitenden Zeitalters, theils durch die Anhäufung zu großer Maſſen von Geſetzen, Formen und Gerüſten, welche faſt nie anders als durch große Erſchütterungen wegzuräumen ſind, wodurch man mittelſt einer wohlthätigen Nothwendigkeit dahin geführt wird, das Meiſte, was die Staatsverfaſſung betrifft, wieder von vorn anzufangen. Alſo nirgends ein feſter Beſtand und ſichere Ruhe in irdiſchen Dingen, ſondern Wandel und Wechſel hin und her und oft die wildeſten und blutigſten Veränderungen und Umkehrungen, welche Glück, Freude, und Leben der Menſchen auf das unbarmherzigſte verwüſten und zerſtören.

Viele haben aus Furcht vor den von Zeit zu Zeit erfolgenden Erſchütterungen und Umwälzungen der Staaten, deren Aehnlichkeit wenigſtens da erſcheinen muß, wo lebendige Bewegung der Kräfte, d. h. wo Freiheit und freie ſtändiſche Verfaſſung iſt, dem dicken und dumpfen politiſchen Tode, dem Deſpotismus, das Wort geredet; ſie haben die Zuchthausordnung eines deſpotiſchen Staates als das größte Glück und die einzige Freude des menſchlichen Geſchlechts geprieſen. Aber ein ſolcher Zuſtand der Erſtarrung oder Verfaulung iſt immer doch unſeliger, als die wildeſte Bewegung auch der übermüthigſten Geiſtigkeit, weil alles Menſchliche und alles Göttliche, kurz weil alles Leben und alle Kraft in ihm untergeht. Nichtswürdige Faulheit, hündiſcher Knechtsſinn, ſchmutzige Wolluſt, ſchnöden Geiz, tigerartige Grauſamkeit, thieriſche Stumpfheit, düſtre Unwiſſenheit, Ertödtung alles Geiſtes und aller Freude — das heißt die Ueberſchrift dieſes Zuchthauſes, das Frieden und Ordnung verſpricht. Nicht bloß die Geiſter verſchwinden, auch die Leiber ſterben ab, und ohne Stolz, Ehre, und Hochſinn ſtürzen ſolche Staaten bei dem erſten heftigen Anlauf und Sturm von auſſen nach kurzer Dauer gewöhnlich auf immer zuſammen. Werden einige dieſer Deſpotien durch die Gunſt beſonderer Umſtände, durch ihre geographiſche Lage, und durch eigenthümliche Weltverhältniſſe gerettet, ſo werden ſie todte Verpuppungen und Mumien von Staaten gleich China, von welchem der Pater dû Halde ſagte, die einzige Springfeder ſeiner Regierung ſey der Stock, deſſen gleichförmige und geprieſene Ruhe gewiß kein Europäer beneiden wird.

Unter dummen und faulen Menſchen und unter ſolchen, welchen das Kurze und Müheloſe gefällt, das allerdings da iſt, wo gar kein Wettkampf lebendiger Kräfte Statt findet, wird der Deſpotismus immer Vertheidiger finden; ihnen däucht es ſo bequem, den ganzen Staat in ein großes Tabellenwerk zu verwandeln, ja ein Maſchinenwerk von Puppen daraus zu machen, wo ſie nur einen Faden anzuziehen bedürfen, damit alle Puppen tanzen; ſie und manche kleine und große Deſpotenköpfe mögten gern gleich Napoléon durch Befehle herrſchen, welche knechtiſche Schergen unter dem Namen Präfekten, Intendanten, Maires, und Gensd'armes mit dem blindeſten Gehorſam ausführen; ſie mögten gern den Säbel eines Gensd'armes, wie der Pater dû Halde den chineſiſchen Stock, zur erſten und letzten Springfeder einer Regierung machen. Aber teutſche Vernunft und teutſche Ehre werden es hoffentlich dahin nicht kommen laſſen, daß wir ferner von ſolchen Schergen der Willkühr getrieben werden, ſondern alle insgeſammt, Fürſten und Volk, werden durch die große Zeit lernen, daß nur das teutſche Ordnung heißt, Geſetzen gehorchen und nach Geſetzen regieren, und daß wir den Schimpf ſolcher Einrichtungen nicht dulten müſſen, welche nicht Freien geziemen, ſondern Knechten.

Ueber
Sitte, Mode und Kleidertracht.

Ein Wort aus der Zeit

von

E. M. Arndt.

◆

Fein ſittiglich, fein ſittiglich
Hält Seel' und Leib zuſammen,
Doch wälſch und leicht und liederlich
Das löſcht der Tugend Flammen:
Bedenk dies wohl, und halt daran,
Du, welcher teutſch gebohren,
Durch Wälſches ging gar mancher Mann,
Gar manches Weib verloren.

Frankfurt am Main, 1814.
bei Bernhard Körner.

Vorwort.

Dieſe flüchtigen Worte wollen nichts bedeuten, ſie winken nur: Worte ſind überhaupt nur Winke, Gott aber iſt der Redner und der Thäter. Gott ſpricht, und hat geſprochen, der Donner ſeiner Gerichte hallt über die Welt, und wird die Menſchen durch Furcht zur Noth, durch Noth zu Gedanken, durch Gedanken zur Erkenntniß, und durch Erkenntniß zur That bringen; wir werden wohl begreifen müſſen, daß es nicht genug iſt, ſich in eitler Selbſtgefälligkeit auf den weichen Lotterbetten ſchöner Geiſterei zu ſonnen, daß der Menſch beide als Menſch und als Bürger wieder in irdiſcher Tüchtigkeit leben und mit Leib und Seele zugleich bezahlen muß, wenn ihm nicht alle Kraft und alles Glück auf immer zerrinnen ſoll.

Ich habe einige Worte angehängt von Biederleuten, die vor zweihundert und vor einhundertundfunfzig Jahren lebten, zur Zeit, als das teutſche Unweſen und die jammervolle Aefferei und Buhlerei mit dem fremden Götzen begann, deren letzte blutige Hefen wir hoffentlich jetzt trinken. Dieſe Worte ſind Weiſſagungen geworden; denn alles wird einmal Geſchichte, was aus einem muthigen und redlichen Sinn entſprang. Ich habe jene Alte ſprechen laſſen, weil die längſtgeſtorbenen den Zorn nicht reitzen wie die Lebendigen. Doch ſage ich, was ſie um die Jahre 1620 und 1650 ſagten: Wir Teutſche bleiben elende Knechte, wenn wir die fremde Art, Sitte, und Sprache nicht aus unſern Gränzen vertilgen, und auf unſer Volk, unſere Art, und Sitte uns den Stolz erfaſſen, den ſie verdienen.

Viele haben in unſerer Zeit angefangen in die Tiefen der Welt, der Gottheit, und der Menſchheit tiefer und gefährlicher hinabzuſteigen, als ſeit langen Jahrhunderten geſchehen; ſie haben gewagt ſich in den innerſten Kern hineinzubohren und aus dieſem Kern heraus wieder an das Licht und an die Oberfläche des Lebens zu bringen. Dieſes große Wagniß haben ſie beſtanden, damit ſie zuerſt fühlen lernten, wie es einem drinnen und draußen zu Muthe iſt, und damit ſie dann erkenneten; denn durch das Gefühl geht alle Erkenntniß. Bei dieſen muthigen und gefährlichen Verſuchen hat man die alte faſt verlorne Wahrheit auch wieder finden müſſen, daß der Menſch nicht ſo ohne Wurzel auf der Erde ſteht noch ſtehen kann, als viele in geiſtigem Uebermuth und in teufliſcher Dünkelei geglaubt haben, ſondern daß der Beweglichere und Leichtere mit ſeinen Füßen und mit den zarteſten Faſern ſeines Herzens allenthalben eben ſo an dem irdiſchen Boden feſt ſteht, als der Eichbaum und der Roſenſtrauch; daß das Würmchen, das in der Sonne fliegt; und der Seher, der über alle Sonnen hinausfliegen mögte, Einem Geſetz gehorchen; kurz daß die männigfaltige und ſchöne Welt Gottes für alle Weſen nur Eine Welt iſt. Die Erde und den Himmel, den Gott und den Menſchen, das Freie und das Dienſtbare, und endlich die ganze unendliche Zuſammenverſchlingung und Zuſammenwachſung, das ewige Ineinanderſeyn und Durcheinanderſeyn der Dinge — alles dieſes hat man anfangs mit Neugierde geſucht und betrachtet, nachher mit Anbetung erkannt und bewundert. Der Europäer, welcher faſt ein übermüthiger, gottloſer, und liebloſer Gaukler geworden war und im vermeſſenen Wahn ſich über jeden Gott und jede Welt hinausgeſetzt hatte, hat angefangen ſeine Sünde und ſein Elend zu erkennen, und wendet ſich in Glauben und Treue wieder zu der Natur, die ihm allein Erkenntniß, Troſt, und Liebe geben kann. Weil er dieſe Natur wieder als die ewige, heilige, und lebendige Mitgeſpielin Gottes verehren gelernt hat, ſind ihm in den letzten Jahrzehenden die Augen über vieles aufgethan, was der höhnelnde ſonſt entweder als ein unauflösliches Räthſel wegwarf oder als ein kinbiſches Mährchen verſpottete. Durch dieſe neue lebendige Anſicht der Welt und Findung und Anbetung Gottes in der Natur hat der Menſch auch wieder angefangen die Geſchichte zu verſtehen und was in den verſchiedenen Zeiten, Ländern, und Völkern das Feſte und Ewige und was das Wandelbare und Zufällige iſt zu unterſcheiden. Merkwürdige Fünde in dieſer Hinſicht liegen ſchon am Tageslichte, merkwürdigere werden die nächſten Decennien hinauffördern.

So ſind wir als einzelne Menſchen mit der Zeit und der Erde, worinn und wo wir grade ſind, wieder in Gemeinſchaft, ich mögte faſt ſagen, in liebende Ehe geſetzt; ſo ſind wir als Völker in unſern verſchiednen Verhältniſſen von Geiſtigkeit und Leiblichkeit, von Freiheit und Dienſtbarkeit beleuchtet worden, und die beiden gleich unwürdigen und unheiligen Wahne ſind verſchwunden, als ob wir nichts, oder als ob wir alles wären: denn der Menſch, der alles zu ſeyn meint, iſt auch nichts. Man hat wieder geſehen, wie die Zeit und die Geſchichte von Oſten gegen Weſten gewandelt ſind, wie der Oſten von jeher mehr geruhet und gedacht, der Weſten mehr gearbeitet und gelebt hat.

Jetzt ſteht der Oſten in den Ländern, auf welchem die Geſchichte der früheren Menſchenalter mit der größten Liebe verweilte, faſt ſtill und gebärdet ſich, als ſey die Erfüllung ſeiner Zeit für immer da geweſen, und als werden hinfort keine Götter und Geiſter mehr aus ſeinem Schooße hervorſteigen; der Weſten hingegen iſt in der unruhigſten geiſtigen Beweglichkeit und iſt es ſeit Jahrhunderten geweſen. Ich glaube, man braucht kein Prophet zu ſeyn, um zu weißagen, daß es bei uns auch künftig ſo ſeyn werde. Von Milthiades und Themiſtokles bis Kolumbus, in jener Zeit wo Kadix und Island noch die Weltgränzen waren und hießen, war in Europa das große Leben; mit dem Chriſtenthum endlich waren alle Geiſter dahin gezogen: Europa war das Herz der Weltgeſchichte geworden, ehe es wirklich das Herz war; durch Kolumbus und Cook iſt es in den Mittelpunkt der Welt geſetzt, es iſt auch leiblich das Herz geworden. Man kann faſt mit Gewißheit ſagen, es werde für alle Zeiten das leibliche nnd geiſtige Herz dieſer Welt bleiben. Von dem Herzen ſtrömen alle Bewegungen des Lebens aus und fließen dahin zurück: das Herz muß alſo das Bewegteſte ſeyn. Schlage die erſte beſte Landkarte auf, du, der dir dieſe Worte deutlich machen will, und ſchaue und betrachte Europa. Es iſt die Mitte der Erde gegen Oſten, gegen Weſten bewegt es ſich mit der größten

Geſchwindigkeit zu den äußerſten Enden unſers Planeten; es iſt mit Meeren, Buſen, und Strömen wie mit eben ſo vielen Puls- und Blutadern allenthalben durchriſſen; zu allen ſeinen Theilen können die Säfte und Geiſter der übrigen Welttheile mit der größten Leichtigkeit dringen: es iſt das Herz der Welt.

Still ſteht der Oſt in Art, Sitte, Geſetz, Weltanſicht, Gottesdienſt, er ſteht lange ſchon ſtill in einer Beſtändigkeit, die man faſt eine Erſtarrung nennen mögte: er iſt das Bild der Gleichheit, der Einförmigkeit. Beweglich iſt der Weſten, beweglich iſt Europa, ja es iſt das bewegteſte: es wechſelt in Art, Sitte, Geſetz, Weltanſicht, Gottesdienſt, es ſtrudelt lange ſchon in Bewegungen fort, die man faſt eine Auflöſung nennen könnte, es iſt das Bild der Unbeſtändigkeit und Ungleichheit. Dieſe Gegenſätze der Länder und Welttheile ſind theils klimatiſch theils zeitlich. Auf der einen Seite ſtellt der europäiſche Menſch nach einer inneren und äuſſeren Nothwendigkeit das Bild ſeines Himmels und ſeines Landes dar: eine Natur, die mehr Wechſel und Beweglichkeit und Vielſeitigkeit hat, als die aſiatiſche und afrikaniſche, ja eine ſolche, die man faſt eine Inſelnatur nennen mögte, macht auch ihren erſten Abdruck, den Menſchen, wechſelnder, beweglicher, vielſeitiger; auf der andern Seite iſt der große Geiſt der Weltgeſchichte, das eigentliche Leben der Zeit, in dieſen Welttheil eingezogen: das Chriſtenthum wirkt und lebt in ihm, und giebt ihm eine geiſtige Beweglichkeit, welche die früheren Weltalter nicht kannten. Hier iſt nicht der Ort, weit auszuführen, was das Weſen des Chriſtenthums iſt und wie es beſonders auf die Welt und auf die Menſchheit gewirkt hat, noch iſt hier Raum ſeine Entwickelung und Durchbildung und endliche Richtung zu zeigen; aber das Gefühl und der Glaube aller ſtimmt mir leichtlich bei, daß die höchſte und tiefſte Geiſtigkeit, ein Schwung und eine Flügelkraft des Gemüthes, wie ſie früher nie war, dem Chriſtenthum recht eigentlich angehöre. Jetzt ſtehen wir grade auf dem Punkt des Zeitalters, wo dieſe angebohrne Schnellkraft und Beweglichkeit des Chriſtenthums und ſeiner Weltbildung die größte iſt, ja wo die Welt, faſt in bloßes Licht und Luft aufgelößt, vielen zu zerfließen und unterzugehen ſcheint. Wir ſind bis zu dem Grade der Geiſtigkeit gekommen, über welchen nicht hinausgegangen werden kann: wir werden zurückgehen müſſen. So waren in dem Ablauf von einigen Jahrhunderten die Dinge und die Menſchen mit Geiſt angefüllt, daß man glaubte, alles beſtehe allein aus Geiſt und könne durch Geiſt geſchaffen und erhalten werden, und daß die meiſten Menſchen in geiſtiger Einbildung und in luftigem Uebermuth ſelbſt ihre Meiſter und Götter zu ſeyn meinten und alle andere gemüthliche oder irdiſche Kräfte verachteten und als die veralteten und überflüſſigen wegwarfen. Durch dieſen Wahn ſind wir unbeſchreiblich unglücklich geworden, und haben, weil unſer Luftſchiff keinen irdiſchen Ballaſt eingenommen hatte, die Erde unter den Füßen verloren und den Himmel nicht erfliegen können. Sitte, Geſetz, Staat, Religion, kurz ohne Ausnahme alles, was der Halt und die Kraft des Lebens iſt, war bey den meiſten Europäern in geiſtiger Spielerei und Gaukelei aufgelöſt; und da ſie ſich kindiſch freueten, daß alles Alte in Trümmern und Flammen hinſtob und aufloderte, meinten ſie durch eben dieſe Geiſtigkeit, die alles zerſtört und verflüchtigt hatte, die neue Herrlichkeit, die ſie weiſſagten, wieder aufzubauen und zu erhalten. Wir haben die Proben geſehen, wir werden ähnliche ſehen; doch ſchon beginnen die meiſten inne zu werden, daß es auf dieſe Weiſe nicht fortgehen kann, ſondern daß der Menſch der Erde und den irdiſchen Bedürfniſſen und der irdiſchen Abhängigkeit ihr Recht geben muß, daß er erkennen und daß er anerkennen muß, wie weit er Herr und wie weil er Knecht iſt. Aber wenn der Menſch auch wieder lernt die irdiſchen und die geiſtigen Dinge, Verhältniſſe, und Kräfte mit einander in Verſöhnung und Gleichgewicht zu bringen; wenn die ungebührliche Verflüchtigung und Vergeiſtigung der Triebe und des Gemüthes, und der Uebemuth und die Eitelkeit, welche ſie erzeugten, auch erkannt werden als das, was ſie waren — immer wird Europa der vielfach bewegte Welttheil, immer wird der Europäer der vielfach bewegte, vielſeitig gebildete, und allbegehrende Menſch bleiben, immer wird das Herz der Erde am geſchwindeſten pulſen und das hochgeiſtige Leben des Chriſtenthums durch die Himmel der Himmel fliegen wollen; und in den unteren Trieben, wo das Geiſtige und Leibliche mit einander noch im Zweikampf ſteht, werden ſeine Geiſter ſtürmen und brauſen. Die Menſchen werden erkennen durch die Noth, welche immer die beſte Erkenntniß bringt, und durch Gott, der ſie durch die Noth unterweiſt, daß ſie in derſelben Maaße, wie die Geiſter ſie von dem ſichern und freundlichen Boden der Erde weg in die Luft heben wollen, ja wie ſie die Erde ſelbſt in die Luft ſprengen wollen, ſich an dieſe Erde und an ihre bleierne und ſteinerne Schwere recht feſt ketten müſſen, wenn ſie anders glücklich ſeyn wollen. Die gewaltige Zeit, worinn wir leben, wird vielen, die eitel und elend waren, weil ſie eine Zeitlang meinen konnten, in ihnen ſelbſt ſey alle Genüge und alles Glück, wieder Demuth, Glauben, Liebe, und Vertrauen auf Gott lehren. Es giebt eine Unzucht der Geiſter wie der Leiber, und dieſe geiſtige Unzucht iſt, weil ſie einbildiſch iſt, viel ſchwerer heilbar, als die leibliche: die Menſchen werden wieder lernen, was Zucht und Sitte bedeuten, und wie ſteuerlos und zügellos das Leben hinfährt, wenn es nicht in irdiſchen Schranken geht. Auch dies ſollten uns die letzten fünfundzwanzig Jahre lehren, nicht daß ſie den Muth und die Kühnheit auf das Große und Göttliche niederſchlügen, ſondern daß ſie dieſelben von dem Eitlen und Gaukeliſchen auf das Wahre und Einfache richteten.

Europa iſt alſo der Mittelpunkt der Erde, ihr lebendigſter, wärmſter, beweglichſter Theil; das Chriſtenthum bleibt die große Lichtſonne aller Bildung und alles Lebens, von welcher alle zündende Strahlen ausfließen; Geiſtigkeit und geiſtiges Streben iſt und bleibt der Karakter der Gegenwart und der Zukunft. In Europa, dieſem Herzen der Erde, iſt Teutſchland das Herz, es iſt der Mittelpunkt Europas und des Chriſtenthums. Teutſchland iſt die hohe Schule der Philoſophie, der Wiſſenſchaft, der

Kirche; von Teutſchland gingen die Propheten und Weiſſager der neuen Welt aus, ſie gehen noch davon aus, ſie werden künftig davon ausgehen. Jede große geiſtige Bewegung der Welt, welche, da das Chriſtenthum der Grundſtoff der neuen Geſchichte iſt, auch eine chriſtliche Bewegung heißen kann, zog der Teutſche, auch wenn ſie nicht grade bei ihm entſtand, in die Tiefen ſeines Gemüthes hinab, und ſtieg erſt nach langer Umrollung mit ihr wieder an das Licht empor: in der Welt der Geiſter und Ideen iſt ihm nie etwas fremd geblieben und wird ihm nie etwas fremd bleiben.* Der Teutſche wohnt in der Mitte des Planeten und iſt zum Vermittler beſtimmt, zum Lehrer und Propheten der Völker, zum Verſtändiger des Streitigen, zum Ausgleicher des Verſchiednen, zum Erklärer des Verborgenen, und zum Deuter des Unſichtlichen. Damit er dieſe hohe Beſtimmung würdig erfüllen könne, hat Gott ihm von Anbeginn Beſcheidenheit Demuth, Ernſt, und Tiefſinn gegeben. Wer die Zeiten, die Länder, die Völker, und ihre Verſchiedenheiten anſchauen und erkennen und andern auslegen und vermitteln ſoll, der muß in dem Eigenen und Eigenthümlichen und in der Eitelkeit des Eigenen und Eigenthümlichen nicht zu feſt verwachſen noch in ſeiner eige nen Geſtalt verhärtet ſeyn. Daher hat der Teutſche bei allem ſeinem Ernſt und bei einer gewiſſen leiblichen Unbehülflichkeit und Sprödigkeit eine ſeltene geiſtige Beweglichkeit, Leichtigkeit, und Biegſamkeit, wodurch er das Fernſte verſtehen, das Fremdeſte empfangen, und das Ungleichſte verbinden kann. Dieſe Gabe Gottes, fremdes Leben zu verſtehen und ſich in anderen Leben zu verlieren iſt allerdings eine der köſtlichſten Gaben, und das Volk, das ſie beſitzt, mögte das glückſeligſte genannt werden, weil nach dieſem Maaße der Erkenntniß am ſicherſten auch das Glück eines geiſtigen Weſens gemeſſen wird; aber der Teutſche hat die Gabe ſehr theuer bezahlen müſſen. Freilich war er ein Spiegel der Welt geworden, worin alle andere Völker leſen, und, wenn ſie wollten, ſich erkennen konnten; aber dieſer Spiegel, deſſen Glanz die andern erfreuete, hat für ihn wenig Licht behalten; er hat endlich kaum noch gehabt, worinn er ſehen konnte, wer er war und wer er ſeyn konnte und ſeyn ſollte: man kann im eigenſten Sinn von ihm ſagen, die andern Völker fraßen ſein Licht auf und verdunkelten ihn. Gefährlich war das Amt der Propheten von jeher, die Gaben der Tireſias und Kaſſandren haben auch viele alte Menſchen für einen Unſegen und einen Fluch angeſehen; wer in die hohe Gewalt der Geiſter tritt, muß den Leibern abſagen; er iſt gleichſam ein Verlobter des Herrn geworden und muß vielen irdiſchen Genüſſen ſeine Sinne verſperren. Gefährliches iſt dieſes Amt, wenn ein ganzes Volk Prophet ſeyn ſoll. Der Teutſche iſt in der That fremden Mächten hingegeben worden auch wegen dieſes Prophetenamtes, aber nicht allein geiſtigen Mächten, ſondern zum Theil recht gemeinen, ja teufliſchen. Weil er alles Fremde und Verſchiedene erkennen, verſtehen, und würdigen ſollte, ſo war er zuerſt unſeitig überhaupt, nachher ward er durch den beſchleichenden Irrthum der Gewohnheit unſeitig gegen ſich ſelbſt. Eine ſolche Unſeitigkeit iſt aber ſehr traurig; wer ſich ihrer bewußt iſt, ja wer gar eitel darauf iſt, der prahlt mit ſeiner Dummheit: denn ſo aus ſich ſelbſt herausgehen und ſich ſelbſt aufgeben kann der Menſch nicht, ohne daß er ohnmächtig und dumm werde. Auf dieſer Höhe der Unſeitigkeit, welche der Teutſche Allſeitigkeit nannte, erkannte er ſich zuerſt nicht mehr, zuletzt verkannte er ſich, ohne Trotz und Stolz auf ſeine Eigenthümlichkeit, ohne Gefühl ſeiner Güte und Trefflichkeit, ohne Glauben an ſeine Treue und Redlichkeit, endlich ohne Kraft und Zorn, ohne Liebe und Haß iſt er beinahe in Allem und im Nichts verſchwommen, und beginnt kaum in unſern Tagen zu ahnden, in welcher Sündfluth er begraben lag. Ohne hohes Selbſtgefühl und feſten Karakter erſchien er den Fremdlingen, ja ſelbſt den erbärmlichſten Fremdlingen als ein elendiges und zertretenes Bruchſtück von einem Volke, das man nach Belieben entweder zu Staub und Moder zerſchlagen oder neu behauen und in einen friſchen Bau einfügen könnte: er däuchte ihnen einer ſchlechten Scheidemünze ohne Gepräge, er däuchte ihnen faſt einem Nichts gleich. So fiel das Urtheil der Europäer über die Enkel der gewaltigen Germanen; von dem Schloſſe bis zur Bettlerhütte, von dem Fürſten bis zum Tagelöhner erſchien kaum noch, das an etwas Altes, Feſtes, Herkömmliches, das an etwas Großes, Volksthümliches, und Unvergängliches erinnerte; alle Arten, Sitten, Sprachen, Trachten, und Moden, endlich alle Befehle, Geſetze, und Verfaſſungen der Fremden nannte der unglückliche Teutſche ſein und tändelte damit; er zerſetzte und zerfetzte ſich in dieſer Buhlerei mit fremder Art und Eitelkeit zu einem wahren Lappen, der leicht und durchſichtig wie Luft nirgends zu einem Segel aufgeſpannt werden konnte, ſondern gleich einer Feder mit jedem Winde dahinflog; er äffte mit kindiſcher Gedankenloſigkeit alles Fremde und

Ausländiſche nach, und kannte die herrlichen Tugenden und Künſte ſeiner Väter nicht oder verlachte und verhöhnte ſie wie verlebte und unmodiſche Alterthümer, die das mündige und vorgeſchrittene Geſchlecht allenfalls wiſſen könne, aber nicht nachahmen müſſe. Endlich kam ein blutiger und wilder Tyrann, und nahm den armen Affen, und zergeiſſelte ihn ſo, daß er anfängt zu fühlen, ſein Thun und Treiben, worauf er ſich jüngſt noch ſo viel einbildete, ſey nicht recht geheuer geweſen; durch unſägliches Unglück belehrt, hat er rückwärts und vorwärts blicken müſſen, und fängt ſeit einigen Jahren wieder an von Teutſchheit, von Teutſchland, von Vaterland, von Freiheit, und von den Ehren und Thaten ſeiner Vorfahren zu ſprechen: er fühlt, daß er, wie voll ſeine Großſprecher und Meiſter die Backen auch nehmen, ſeit anderthalb Jahrhunderten keine Geſchichte mehr hatte. Gott gebe, daß dieſe Rückkehr zu ihm ſelbſt und Einkehr in ſich ſelbſt die alte Gediegenheit und Stattlichkeit der teutſchen Gemüther wieder hervortreibe, daß alle durch die große Zeit inne werden, daß nur aus eigenen Keimen das Gewaltige und Tugendliche erblühen kann und daß von allen Sünden die Aefferei mit dem Fremden die größte Sünde iſt.

Bewegt, geängſtigt, und zerrüttet ſeit drei

Jahrhunderten ſind alle Völker zur Ungebühr; das Gleichgewicht der irdiſchen und himmliſchen Dinge, der Geiſter und der Leiber, und der geiſtigen und leiblichen Verhältniſſe ward mehr und mehr aufgehoben, und in unſern jüngſtverfloſſenen Tagen ſind alle Gewichte übergeſchlagen und die Dinge ſelbſt über und unter einander gerollt. So iſt es von jeher geſchehen, wann große Perioden der Durchbildung der Menſchheit da ſind. Wir ſtehen jetzt auf einem ſolchen Entſcheidungspunkte: ein neues Zeitalter beginnt, welches ſeit drei Jahrhunderten vorbereitet worden, und wir müſſen zu ſeiner Geburt die ſchweren Koſten hergeben. Mögten wir es doch mit Liebe und Freundlichkeit thun! ſo wird es uns leichter werden. Bei dieſem außerordentlichen Stande der Dinge ſind alle Kräfte aufgeregt, alle Verhältniſſe zerrüttet, alle Gemüther unnatürlich geſpannt oder zerriſſen. Es kann nicht anders ſeyn, und man verzeihe deswegen vielen Sterblichen die Klage. Aber auch wann die Zeit ſich wieder zur Ruhe ſetzt und im ſtilleren Leben zartere Keime und Blüthen treibt, als die unter Umwälzungen oder auf Schlachtfeldern ſprießen, wird der rege Geiſt nicht ſchlafen, deſſen Flug höher und höher ſtrebt. Aber die Völker werden lernen, daß der Menſch etwas Ewiges anerkennen und vor etwas Ueberſchwänglichem zittern muß; daß er ihm allein nicht vertrauen darf; daß er über die Erde ſo hoch nicht hinausfliegen darf, bis ſie ſeinen Blicken verſchwindet; ſie werden mit Demuth erkennen, daß der Menſch ſich hier unten mit ſeiner Heimath recht inniglich und treulich zuſammenleben und zuſammenleiden muß, daß er ſich mit tauſend Fäden der Vertraulichkeit und Liebe an ſie knüpfen muß, damit er im thörigten Wahn der Eitelkeit und Vermeſſenheit nicht über ſich und über ſein Glück hinaus wolle. Wenn dies allen europäiſchen Völkern obliegt, ſo liegt es vorzüglich dem Teutſchen ob, der ſich ſo leicht mit den Geiſtern in Höhen verfliegt oder in Abgründe verſchießt, aus welchen die Rückkehr zur Erde nicht leicht iſt. Mir aber ſteht es bei dieſer großen Aufgabe der Zeit, das [illegible] Gleichgewicht zwiſchen Himmel und Erde [illegible] zu ſuchen, wohl frei, einige leichte [illegible] zu laſſen, die auf dieſen Gegenſtand hinſpielen.

Alſo einige leichte Winke über Sitte und Mode, einige kleine Andeutungen, wie dieſe mit dem, wovon wir ſprechen, zuſammenhangen. Wir wollen den Grund nicht ergründen, wir wollen nur darauf hindeuten, ſo daß aus dieſem leichten und kurzen Spiele in ernſten Gemüthern der Ernſt der Gedanken erwachſen könne.

Sitte und Geſetz ſind nahe Blutsfreunde, aus einem Stamm entſproſſen. Sie ſtehen oft brüderlich neben einander, zuweilen auch gleichſam fremder einander gegenüber. Man mögte ſagen, ſie verhalten ſich wie ihre Verwandte, die beiden Wörter ſitzen und ſetzen. Sitzen bedeutet ſtill ſeyn, ſetzen ſtill machen; die Sitte iſt das Sanftere, das Geſetz das Härtere; die Gewalt der Sitte iſt mild, die Gewalt des Geſetzes iſt ſtreng; die Sitte herſcht mehr durch die Gewohnheit und die Meinung, das Geſetz herrſcht durch den Befehl und den Zwang. So ſtehen die beiden Verwandten gegen einander und über einander in oft geſchiednen und kalten, aber doch ſo nahen und natürlichen Verhältniſſen, daß ſie einander nicht entbehren können, wenn es anders wohl um ſie ſtehen ſoll. Die Sitte als dasjenige, was auf faſt unbewußter Uebung und Gewohnheit beruhet, was in ihm ſelbſt ſtill iſt und ſtill fortlebt, was an ſich unſcheinbar und gewöhnlich doch das Trefflichſte und Ungewöhnlichſte erzeugt und erhält, bedarf doch einer höheren und ernſteren Majeſtät, die den vielen Kleinen und Einzelnen, worin ſie oft nur zu beſtehen ſcheint, in der Ferne eine Würde und Bedeutung zeigt, wodurch es nicht nur aus der trägen Faulheit des Gewöhnlichen hinausgereitzt, ſondern auch als ein recht würdiger und unentbehrlicher Theil des Großen und Ganzen gewieſen wird. Das Geſetz befiehlt freilich, wo die Sitte nur bittet, drohet, wo die Sitte kaum winkt, ſtößt fort, wo die Sitte leitet, aber doch iſt ſeine Macht weit geringer, als die Macht der Sitte. Auf tauſend ſchmalen Steigen und Fußpfaden, auf tauſend kleinen und kaum gewußten Seitenwegen, die oft durch Luſthaine und Blumenfelder laufen, führt ſie den Menſchen der großen und breiten Straße des Geſetzes entgegen, worauf in Schweiß und Mühe, ja oft in Furcht und Angſt nicht ſo luſtig gewandelt wird. Wie der Strom ein trockenes und flaches Nichts ſeyn würde ohne die hundert und tauſend Quellen und Bäche, die ihm ihre Waſſer zuführen, ſo würde das Geſetz ohne die Vorbereitungen, Vorarbeiten, und Hülfen der Sitte ein erſtarrtes und todtes Nichts ſeyn, das in den Herzen der Menſchen nicht lebendig würde. Es kann dräuen und ſtrafen, hängen und köpfen, ſpießen und vierteln, es kann ſchrecklich und furchtbar ſeyn auch ohne die Sitte; aber allein kann es den Menſchen gut weder machen noch erhalten. Die Strenge, welche keine mildere Geſellin hat, zerbricht ſich in ihr ſelbſt, der Vater, der lieber mit der Fauſt und dem Zorn als mit dem Munde und dem Beiſpiele ſtraft, über den widerſpänſtiſch und ſtörriſch gemachten Sohn bald die Gewalt verliert: das Geſetz iſt nichts ohne die Liebe, die Sitte iſt die Liebe des Geſetzes, welche durch tauſend Stufen die Menſchen ſanfter dahin führt, daß ſie die erhabene Fruchtbarkeit und Majeſtät des Geſetzes anerkennen und zuletzt lieben können. Man kann gradezu behaupten: wo keine Gewalt der Sitte iſt, da iſt auch keine Gewalt des Geſetzes; wer in dem Kleinen des Lebens und Gemüthes im ungebundnen Taumel und Wechſel hin und her flattert, der kann das Große nicht faſſen noch halten, er iſt in ſeinen Trieben und in ſeinen Verfaſſungen ein Knecht und muß als ein Knecht durch Furcht und Schrecken regiert werden: das Geſetz, das durch keine Liebe getragen wird, muß ein grauſamer Deſpot ſeyn, und ſein Verwalter muß die Sklaven mit willkührlicher Macht beherrſchen.

Der Menſch gewöhnt ſich, es iſt etwas Heiliges in ihm, daß er ſich gewöhnen kann. Auch das Thier gewöhnt ſich, der Ochs lernt ſeine Krippe kennen, das Pferd lernt den Gehorſam des Sattels und des Zügels, der treue Hund verläßt ſeinen Herrn nimmer, und ſteht ihm bis in den Tod bei; aber weg ſind die Schranken der thieriſchen Welt, und wenig freuet man ſich bei näherer Betrachtung dieſer

Gewohnheit, die in der Ferne oft faſt als eine innige Gemüthlichkeit erſcheint, weil man in den Thieren den Stolz und die Freiheit nicht gewahret, welche die Schranken durchbrechen oder darüber hinausſpringen könnten, welche dies aber unterlaſſen, als die das Glück und die Pflicht des Gehorſams anerkannt haben. Gewohnheit bei den Menſchen verhält ſich zur Sitte, wie die Sitte ſich zum Geſetze verhält: ſie iſt die Vorbereiterin und Pflegerin der Sitte. Auch ihr Urſprung iſt ſelbſt in der Bedeutung des Worts dem Urſprunge der Sitte auf das nächſte verwandt. Das Wort gewohnen oder gewöhnen ſteht dem Worte wohnen offenbar ſehr nahe, und dieſes letztere wieder den Wörtern Sitte und ſitzen. Der Menſch gewohnt ſich heißt urſprünglich: der Menſch befeſtigt ſeine Gedanken und ſeine Liebe um ſeine Wohnung, er gewinnt etwas Feſtes und Sicheres lieb, er giebt das Unſtäte und Unheimiſche auf. Die Gewohnheit bezieht ſich alſo zunächſt auf ſeine Wohnung und ſein Haus, und da mögte man in einer gemeinen Anſicht ſagen, wie der Ochs ſeine Krippe kennt und das Pferd ſeinen Stall, ſo kennt der Menſch die Stätte, wo er ſchläft, iſſet, und trinkt: und wirklich iſt es in dem Kleinſten ſo. Der Menſch liebt ein Haus mehr als andere

Häuſer, weil es ſein Haus und ſeines Vaters Haus iſt, worin er gebohren ward und worin er ſo viel Fröhliches und Trauriges erlebte; er liebt das Bett, worin er manche Jahre geſchlafen, den Stuhl, worauf er geſeſſen, den Baum, worunter er als Knabe geſpielt hat, den Bach, worin er gebadet oder gefiſcht hat; er kann bei dem Anblicke eines elenden und zerbrechlichen Geräthes Thränen vergießen, weil es ihn an lebende und liebende Geiſter erinnert, die einſt darum ſpielten und flatterten. So enge an das Irdiſche gebunden iſt auch der Menſch, und er muß ſich ſo gebunden fühlen, wenn er glücklich ſeyn will. Wir wollen beſcheiden ſeyn: nicht ſo thieriſch ſind die Thiere, als ſie uns dünken; viele von ihnen zieht nicht bloß der Bauch und die Begierden des Bauches, nein ſie zieht eine Art Liebe und Dankbarkeit, die wir gern Inſtinkt nennen, weil wir das Innige darin nicht anerkennen wollen. Auch der Menſch, der in liebender Wehmuth der Träume und Erinnerungen an Stein und Holz und Erde gebunden ſcheint, hangt nicht an dieſem Vergänglichen, ſondern an dem Unvergänglichen, das darinn lebt und athmet. Lache, du flacher und auf deine Geiſtigkeit eingebildeter Thor, über das, was ich ſagen will — mich lacheſt du nicht aus, ſondern dich ſelbſt.

der du ſo elend biſt, nicht an alles Blüthenranken der Liebe hängen zu können. Nie ſehe ich einen mit Flachs umwundenen Spinnrocken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten, denn dann kömmt mir meine freundliche Mutter wieder, die mit den Händen und mit dem Herzen ſo viel geſponnen hat, die an dem ſchnurrenden Spinnrocken ſitzend mir Fabel und Mährchen und Lehre geweſen iſt für alle Zeit; nie thürmt ſich ein Gewitter auf, nie ſchaue ich in die ſinkende Abendſonne, ohne daß mein frommer und fröhlicher Vater mit ſeiner ganzen Geſtalt voll Kraft und Güte vor mir ſtehe: denn wann die Sommerwolken ſich düſterten, mußte er hinaus in Regen und Blitzen, und ſich Gottes und der Natur freuen, und in den Schein der ſinkenden Sonne wie vielmal hat er ſeine Buben in ſchweigender Anbetung Gottes geführt; nie erblicke ich einen Taubenſchlag, ohne daß ein ganzer Schwarm von Erinnerungen und Freuden der früheſten Jahre mit dem wimmelnden Schwarm der Vögel auffliege, ohne daß meine ganze Kindheit mit ihren Träumen und Ahndungen wieder erwache. So iſt der Menſch, und ſo ſoll der Menſch ſeyn; auch das Todte und Vergangene ſoll ihm lebendig ſeyn, der Stein, das Holz ſoll zu ihm ſprechen, wie vielmehr das Lebendige. Gewohnheit gewöhnt an das Kleine, ja an das Kleinſte, ſie befeſtigt daran, aber aus ihr erwachſen tauſend Ranken des innigſten Gemüthes, die ſich auch um das Große und das Größte ſchlingen und es mit dem Kleinen und dem Kleinſten in die nothwendigſte und wohlthätigſte Verbindung ſetzen. Aus der Gewohnheit geht die Sitte hervor, jenes wunderbare geiſtige Etwas im Gemüthe, was beides das Gemeine und das Ungemeine umfaßt und mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Fäden der Liebe ſo innig umflicht, daß der Menſch ſich von ihnen nicht löſen kann, er zerreiße und zerſprenge denn ſein ganzes Leben. Sitte iſt, was ſich in dem Menſchen feſtſetzt und was ihn feſtſetzt; ihre Herrſchaft beginnt von dem Seſſel, worauf er ſitzt, von dem Topf, worin er kocht, von dem Wams, das er trägt, von der Verbeugung, womit er grüßt, und redet in jenen erhabenen Weiſen, wodurch er mit den Himmliſchen über den Sternen umgeht. Es ſind in dem göttlichen Menſchen wilde und ungeſtüme Triebe, dunkle und irdiſche Leidenſchaften, unbändige und zügelloſe Gelüſte und Begierden: tauſend laurende Ungeheuer des Laſters mit Tiger- und Wolfs- und Affennaturen, welche raſtlos kämpfen, das Göttliche und Himmliſche, was in ihm lebt, zu verwüſten und zu verſchlingen. Dieſe Ungeheuer können nie ganz vertilgt werden, ſie müſſen an Ketten gelegt, ſie müſſen durch ſtillende und beſänftigende Mittel in Schlaf eingelullt werden, wie jener dreiköpfige Hund, der an den Höllenthoren liegt, durch Zauberei und Mohnſaft eingelullt ward, damit die bangen Seelen durch den Eingang wandeln konnten. Dieſes Fürchterliche und Wilde in dem Menſchen wird allein beruhigt und eingeſchläfert durch das Kleine und Gewöhnliche, was in dem Hauſe und um das Haus lebt, durch tauſend und aber tauſend unſcheinbare und unſichtbare Arten und Gewalten, die man faſt nirgends zeigen kann, die darum aber nicht weniger da ſind. Mehr noch wird es beruhigt und eingelullt durch die mittleren Kräfte des Menſchen, durch die mittleren Anlagen des menſchlichen Gemüthes, welche zwiſchen der Thierwelt und der Geiſterwelt, zwiſchen dem Irdiſchen und dem Himmliſchen in der Mitte ſchweben, und welche durch eine ſchöne Täuſchung die Triebe beſänftigen, ungefär auf die Weiſe, wie es mit den wilden Beſtien geſchieht. Sie ſcheinen ihrer Gier bloß irdiſches Futter hinzuwerfen, aber indem jene mit der Stillung des gemeinen Bedürfniſſes beſchäftigt ſind, werfen ſie ihnen geiſtige Feſſeln um und ziehen dieſe Feſſeln durch die Gewohnheit immer enger an. Ich ſpreche in Gleichniſſen und ſcheine in Räthſeln zu ſprechen, aber wer den Menſchen je in ihm ſelbſt gefühlt hat, wird mich verſtehen. Gewohnheit ſcheint bei dem Menſchen oft auch etwas Thieriſches, auch die unteren Grade der Sitte ſcheinen es zu ſeyn, aber ſie ſcheinen es nur; mit ihnen beginnt ſchon das lichte und ſelige Reich des Gemüthes, der Vertrag und die Eintracht, welche zwiſchen den irdiſchen und himmliſchen Kräften und Strebungen geſtiftet werden. Bei den unteren Stufen der Geſellſchaft können auch nur die unteren Grade der Sitte ſeyn; ſo wie aber die Bruſt des Menſchen ſich mehr und mehr lichtet und lüftet, wie die Urbilder des alten Himmels und der verlornen himmliſchen Schönheit und Glückſeligkeit mehr und mehr wieder in ihm aufdämmern und aus der ſchweren und dunkeln Maſſe der Körperwelt ſich emporwinden, wird die Gewalt reiner und geiſtiger, welche ſich als die ſchützende und haltende Wehr um das Leben legt: Schönheit und Anmuth verſchwiſtern ſich mit dem Irdiſchen und Gemeinen und geben auch den kleinlichen und thieriſchen Bedürfniſſen und Leidenſchaften des Menſchen einen Götterſchimmer. Endlich kömmt der dritte und letzte Grad: auch was über dem Gemeinen und Gewöhnlichen, über der Erde und dem Irdiſchen zu ſchweben und zu walten ſcheint, wird von der Sitte gebunden, als ſtehe es mit ſeinen Wurzeln in der Erde feſt: damit dem Menſchen wohl ſeyn könne, wird der Geiſt ſelbſt, die innigſte Seele und Tugend des Menſchen, durch die Sitte an das Aeuſſere und Leibliche gebunden, ja dem Leibe der Welt recht eigentlich einverleibt.

Dies hier iſt das Größte, und hierauf wollte ich dieſe Betrachtungen recht eigentlich hinführen. Dem Menſchen, einem Weſen, deſſen Urſprung der Himmel iſt, ward die Erde hier unten zur Heimath angewieſen, und zwiſchen Himmel und Erde ſollte ſeine Sehnſucht im ewigen Streben hin und her wandeln. Sollte er alſo glücklich ſeyn und ſein irdiſches Daſeyn erfüllen, ſo mußte dieſes ewige Streben ſo ſehr als möglich ins Gleichgewicht gebracht werden, es mußten viele himmliſche Kräfte an die Erde gebunden werden, damit dieſe ſeine Heimath ihm lieb und anmuthig würde. Dieſe große Aufgabe hat die Sitte gelöſt. Es ſind Zeiten geweſen und es iſt jetzt eine Zeit noch nicht abgelaufen, wo der Menſch das Irdiſche und das Himmliſche, den Leib und den Geiſt der Erde und ſeines Selbſt geſchieden und getrennt hat; wo er es für kindiſch gehalten hat, daß er das Gemeine und Leibliche mit Geiſt gleichſam umwickelte und feſſelte; wo er es für unwürdig gehalten hat, zu geſtehen, daß er ſein Gemüth und die Heiligthümer ſeines Gemüthes, wenn ſie ihm hier unten zur Freude werden ſollten, an den irdiſchen Stoff wie an einen ſteinernen Block feſſeln mußte. Die Lehre des Uebermuthes iſt tauſendſtimmig ausgeſprochen worden, das Kleine und Gemeine ſey nichts als Erde und Thierheit und vergänglicher Stoff, und müſſe als ſolches zertreten und verachtet werden; die freien Geiſter, von allem Irdiſchen und Vergänglichen gelöſt, können und dürfen gleich dem ſchaffenden Gotte über dem Stoff und der faulen Maſſe ſchweben, und, wann ſie wollen, ſie beleben oder todt liegen laſſen; das ſey des Menſchen höchſtes Ziel, ſich ſchon auf der Erde von der Erde zu befreien. In ſolchem thörigten Uebermuth hat der Menſch und das Leben des Menſchen alles Gleichgewicht verloren, und iſt das traurige Spiel des Wechſels und des Zufalls geworden; die Erde iſt ohne Wonne und Herrlichkeit geblieben; und die Geiſter in ihren Lüften ohne Trieb und Liebe ſind in dem Oeden und Geſtaltloſen vergangen. Es giebt hienieden kein Glück ohne gleiche Miſchung und gleiches Gewicht beider Kräfte; es giebt keine Tugend, die nicht auch an den warmen Brüſten der Erde groß geſäugt ſey; es giebt keine Tugend ohne Sitte. Je höher die Geiſter fliegen wollen, deſto feſter muß man die Fäden machen, die ſie an der Erde halten; dieſe Fäden webt und ſchlingt die Sitte um ſie. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Die Sitte hat wieder mannigfaltige Grade und Stufen, welche man mit eigenen Namen benennt, und welche zwar unter ihren allgemeinen Begriff gehören, doch aber zuweilen auch, faſt als für ſich beſtehend, neben ſie geſtellt werden. So ſpricht man z. B. von Arten, Gebräuchen, Weiſen, und Moden. Wir wollen dieſe Unterordnungen oder Nebenordnungen der Sitte hier nicht erörtern, ſondern uns bloß an dem Wörtlein Mode halten. Was man Weiſen und Moden nennt, iſt das Leichteſte und Dünneſte in der Sitte, das am wenigſten Feſte und Beſtändige, kurz das auch in der Sitte immer Schwebende, Bewegliche, und Wechſelnde. Dies iſt an ſich nichts Schuldiges, ſondern etwas Natürliches, denn in allem Wirklichlebendigen und Nichterſtarrten muß der Wechſel und die Veränderung wenigſtens als ein leichtes Spiel erſcheinen. Wo ein Volk noch nicht abgeſtanden und verſteint iſt, wie die Chineſen, wird und muß Mode immer neben Sitte ſeyn; aber die Mode ſoll von der Sitte beherrſcht werden, ſchlimm, ſehr ſchlimm iſt es, wann die Mode über die Sitte geſtellt wird. Man hat das menſchliche Leben ſehr häufig mit dem Reihentanze der Jahrszeiten verglichen. Ewig ſchreitet das Jahr mit gleichem Gange unter leichten immer wieder in die Geſtalt des Ganzen einſpringenden Wechſeln dahin: ſo wird auch das menſchliche Leben glückſelig gedacht, das in ſeinem ſtillen und feſten Geleiſe fortwandelt, wo die Sitte als milde Nothwendigkeit, die Tugend ſelbſt als ſüße Uebung erſcheint, wo nur den leichten und unteren Trieben erlaubt wird, ſeitweges die luſtigen Flatterer und Wechsler zu ſeyn, die aber immer wieder in die grade Bahn zurückkommen müſſen. Unglücklich und unfrüchtbar iſt das Jahr, das von Orkanen, Erdbeben, Wolkenbrüchen, Gewittern, Dürre, Kälte, Näſſe zu viel heimgeſucht wird; unglücklich und unfruchtbar iſt der Menſch, freudenlos und thatenlos iſt ſein Leben, welchem ewige Wechſel von auſſen und Stürme von innen den heitern Blick über die Welt verwirren und die Stärke des Karakters zerbrechen. Dieſes Unglücks eine große Urſächerin iſt die Mode, der gefährlichſte Vogel, den die geöffnete Pandorenbüchſe hat fliegen laſſen. Sie iſt eine luſtige und liebenswürdige Spielerin und Gauklerin, ſo lange die Sitte im Leben und in der Geſellſchaft die Vorherrſchaft führt; dann ſieht der Menſch ſie an für das, was ſie iſt, für eine bunte, leichtfertige, und ewig bewegliche Geſellin, die mit tauſend Scheinen und Geſtalten immer neue Luſtſpiele und Poſſenſpiele darſtellen und an der Landſtraße des Lebens mit ihren Thorenſpielen hin und her flattern und den ernſten Wanderer auf der ſtaubigen Bahn des mühſeligen und kämpfevollen Lebens ergötzen ſoll. Sie wird eine gefährliche Verführerin, eine verweichlichende Buhlerin, eine verwirrende und verwüſtende Zerſtörerin aller Männlichkeit und alles Ernſtes, wann ſie ſich anmaßt mehr zu ſeyn, als ſie iſt, nemlich die leichtfertige und gaukelnde Spielerin; wenn ſie die Leiterin und Herrſcherin des Lebens ſeyn will. Dieſe Zeit haben wir erlebt. Thorheiten haben den meiſten wichtigen Angelegenheiten, Poſſen haben Tugenden, Kindereien und Lügen haben idealiſches und göttergleiches Leben geheißen; aber wenn man die dünnen Geſtalten dieſer Zeit und das matte und dünne Leben etwas näher beleuchtete, ſo hat ſich das blanke Elend dieſer unſeligen Nichtigkeit und Täuſcherei nicht lange verſtecken können. Gelungen iſt es der Mode in den meiſten Ländern, die Sitte zuerſt lächerlich zu machen und als eine alte runzlichte und grämliche Großbaſe hinzuſtellen, welche für dieſe Welt nicht mehr paſſe; endlich hat ſie alle Sitte zerſtört, und den Leuten eingebildet, ſie können ohne die unbequemen und langweiligen Feſſeln derſelben bloß durch Bildung und Geiſtigkeit das Leben halten und die Triebe ſo zügeln, daß ſie für die Freude luſtig und für den Genuß immer fertig ſeyen; die Bande, womit ſie umſchlinge, ſeyen die einzig glückſeligen Bande, Ketten aus Blumen geflochten, die man jeden Tag wieder auflöſe und an ihrer Statt aus friſchen Blumen neue flechte; Wechſel ſey die große Idee der ganzen Schöpfung, Wechſel das Geheimniß aller Kraft und alles Lebens; durch Wechſel ſtärken ſich die Geiſter, erfriſchen ſich die Leiber; der Gedanke eines ruhenden und ſtillen Gottes und einer ruhenden und ſtillen Glückſeligkeit ſey ein Ungedanke, von faulen und dickbäuchigen Pfaffen oder von verlebten und murrköpfiſchen Sittenrichtern erfunden. So ſprach ſie, aber ihre Früchte waren nicht wie ihre Worte; ſie hat den armen Sterblichen drinnen und draußen alles Maaß, alle Ruhe, und alle Freude verſchüttet und zerrüttet, ſie mit bunten und leeren Gaukeleien geäfft, und ihnen gleichſehr die Kraft des Lebens, die Freude des Genuſſes, und die Würde der Tugend genommen. Wir müſſen alſo zurück aus dieſem jammervollen Zuſtande der Verwüſtung, wir müſſen das Stille und Feſte wieder ſuchen, was die unſtäten und leichtfertigen Triebe unſerer

Bruſt binden und dem Leben wieder Haltung und Stätigkeit geben kann. Damit dies möglich ſey, müſſen wir die Sitte wieder in ihre Majeſtätsrechte einſetzen. Iſt dies geſchehen, dann mag auch die Mode ihre leichten Scherze und Gaukeleien um uns treiben, ein Bild deſſen, was in der Welt wechſelnd und beweglich und gleich Schatten und Seifenblaſen hinſchimmernd, zerflatternd, und zerfließend iſt. Mannigfaltig mag das Kleine, mögen die kleinen Geſtalten und Aeußerlichkeiten des Lebens immerhin wechſeln, aber das Große ſtehe unerſchütterlich feſt wie der Fels im Meer, um welchen die Wellen mit lieblichem Geräuſche ſpielen und plätſchern. Nicht vertilgt ſoll die Mode werden, ſondern dienen ſoll ſie der Sitte.

Wir ſehen einmal einige Folgen der Mode, welche die Oberherrſcherin, ja die Alleinherrſcherin des Lebens geworden iſt. Die Zeichnung iſt leicht, weil dem Zeichner allenthalben lebendige Muſter ſitzen und ſtehen. Wir beſchreiben das Elend, das wir geſehen und erlebt haben und das wir noch alle Tage ſehen und erleben.

Zuerſt die Sitte iſt eine tüchtige und ehrſame Frau, welche ſtattliche Söhne und liebliche Töchter gebohren hat, die Verwalterin des Hauſes, die Mutter der Kinder, durch ihre anerkannte Thätigkeit und Würdigkeit ſchweigend oder redend in der Geſellſchaft geehrt. Weil ſie viel gethan und gelitten, viel erkannt und gelebt, viel gehofft und geliebt hat, ſo ſteht das Leben in ſeiner Klarheit und Wahrheit treu und gediegen vor ihr; mit dem, was ſie feſt und heiter umfaßt und hält, treibt ſie keine Tändelei und Spielerei; ſie buhlt mit keinen Halbheiten und Scheinen, und will keine Blüthen und Früchte von dem Leben pflücken, als die wirklichen. Daher kennt ſie keine Gaukelei und Ziererei, keine Aefferei mit Tugenden, welche keine Tugenden ſind; ſie kennt und will nur das Wahre und Rechte, ſie iſt das Bild der Wahrheit und Rechtlichkeit ſelbſt, und in Empfindung und Gedanken, in Rede und That tritt ſie klar und offen vor aller Welt hin: keine zimperliche und prüdliche alte Jungfer, ſondern die beherzte und muthige Frau, mit ſolcher Majeſtät der Zucht, daß alles Freche und Ausgelaſſene vor ihrer Hoheit in den Staub fallen muß. — Wie ganz anders die Mode! Ihrer Natur nach iſt ſie keine Sünderin. Gott hat viel Leichtes, Flatterndes, und Bewegliches erſchaffen, was beides in der Auſſenwelt und in der Bruſt des Menſchen ſeinen erlaubten Wohnſitz hat, und erlaubt iſt, weil es geſchaffen iſt. Die Mode ſoll eine Spielerin und Tändlerin ſeyn, ſie darf zuweilen ſogar eine Gauklerin und Täuſcherin ſeyn, damit die zu ſchroffe Strenge und der zu ſpröde Ernſt des Lebens aufgelöſt und erheitert werde; aber ſie wird eine Sünderin, wenn ſie ſich Ungebührliches und Ungehöriges anmaßt. Dieſe Ungebührliche Anmaſſung iſt da, wann ſie ſich der Sitte gleich ſtellt, oder wann ſie ſich gar über die Sitte hinaus ſtellt. Dann wird die Spielerin eine Betrügerin, die leichtfertige Thörin eine bewußte Sünderin. Die Mode will dann mehr, als ſie kann; ſie will zugleich das Feſte und das Bewegliche, den Ernſt und das Spiel, die Ehrbarkeit und den Leichtſinn, den Verſtand und die Thorheit darſtellen: ſie will das Unmögliche. In dem Gefühl, daß ſie das nicht kann, ſperrt und ziert und prüdet und zermartert ſie ſich in tauſend Affenſprüngen und Affenkünſten; ſie zieht eine fremde Art und ein fremdes Gewand an, ſie wird eine bewußte Sünderin, ſie will täuſchen: ſie täuſcht nicht aus Muthwillen ihrer Natur ſondern aus Vorſatz ihres Willens; ſie muß eine Wichtigkeit, einen Anſtand, einen Ernſt heucheln, die ihr unnatürlich ſind. Jetzt iſt die Lüge fertig, die immer ein Kind der Schwäche und Ohnmacht iſt, und mit ihr öffnet ſich eine weite Bahn des Laſters und Unheils. In der heiligen Schrift heißt die Lüge ein Kind des Teufels; man ſpricht auch von einer Großmutter des Teufels: ich mögte glauben, die Lüge ſey die Großmutter des Teufels, denn Aergeres und Boshafteres als ſie giebt es in der ganzen Natur nicht. Die Lüge iſt die Oberhofmeiſterin der Mode, welche auch Sitte ſeyn will; Ziererei, Aefferei, und Buhlerei heißen ihre Hoffräulein; und die zippe Jungfer, falſche Schaam genannt, iſt ihre erſte Kammerjungfer.

Die Lüge und die falſche Schaam, dieſe beiden Großdamen der Mode, ſehen gottlob ſo aus, als wenn ſie auf germaniſchem Boden nicht gebohren ſind. Daß ſie weiland bei unſern Urgroßvätern und Urgroßmüttern nicht heimiſch waren, bezeugt uns deren Geſchichte. Eine Lüge hielten ſie für eine ſolche Sünde und den Namen Lügner für einen ſolchen Schandfleck, daß die Beſchuldigung davon nur mit Blut abgewaſchen werden konnte, und daß ehrlos war, wer ſolche Makel auf ſich ſitzen ließ. Die falſche Schaam war ihnen eine völlige Unbekannte und Fremdlingin, deren Namen ſie erſt in den letzten Jahrhunderten gelernt haben: jene Menſchen hüteten ſich zu begehen, deſſen ſie ſich ſchämen mußten; des Natürlichen oder Zufälligen ſchämt ſich der Menſch überhaupt nicht, oder er ſchämt ſich friſch und kurzweg, und verziert die erröthende Empfindung oder Verlegenheit, worein er geräth, nicht mit leerer Prüderei von Worten. Lüge iſt verderblich, weil ſie ſchlecht macht, falſche Schaam iſt verderblich, weil ſie ſchwach macht. Wer immer zittert, daß ihn jemand Lügen ſtrafe, wer ſich mit kleinlichen Nöthen ängſtigt, deſſen ganzes Leben muß mit Vorrüſtungen und Zurüſtungen des Kleinen hingehen, ſein Muth wird zerknickt und ſeine Kraft zerſtückelt, er wird und bleibt ein ſchwirrender Wetterhahn und eine erbärmliche Memme. In dem Kleinen und Einzelnen ſitzt er feſt, und kann ſich davon nicht erlöſen, in dem Kleinen und Einzelnen ſchämt er ſich und zittert er, wie ein Sklave zittert. Ein ſolcher thut das Böſe nicht aus Freude an dem Böſen — gottlob das thun wenige Menſchen — ſondern er thut es häufig ſeiner modiſchen und geſellſchaftlichen Schicklichkeit wegen; er zertritt und entweihet die Tugend nicht aus Wohlgefallen am Laſter, ſondern wann er ſich ihrer ſchämen muß. Dahin, zu der Elendigkeit kömmt der verzierte und verweichlichte Menſch, daß tüchtig wollen und thun für eine Albernheit und Narrheit gehalten wird. Ueberhaupt wer nicht dulden kann, von vielen ein Narr genannt zu werden, der mag ſchwerlich lange ein tugendhafter Mann bleiben.

Die Mode mit ihren eben genannten Geſellinnen macht zu eitel, d. h. ſie macht eitel auf das Eitle. Ich bin kein grießgrämiſcher Richter und Verdammer der Freude, ich weiß, wie viel Gott uns erlaubt hat und wie viel das fröhliche Evangelium des Heils uns erlaubt. Die Eitelkeit und die Luſt an dem Eitlen und Vergänglichen ſind eine wohlthätige Mitgift der Natur, damit wir über das viele Traurige und Bittere des Lebens deſto leichter hinhüpfen; aber unſelig iſt unſer Loos, wenn die Eitelkeit, die höchſtens drauſſen um uns ſpielen ſoll, drinnen in uns ihre Wohnung aufſchlägt. Sobald wir beginnen mit dem Leichten, Schimmernden, und Vergänglichen Ernſt zu treiben; wenn wir es zur großen und wichtigen Angelegenheit unſers Lebens machen; wenn es mehr mit uns bedeuten ſoll als ſpielen — fahrwohl Waidlichkeit und Muth des Lebens! und willkommen Kleinlichkeit, Zierlichkeit, und Bangigkeit! Die unſchuldige Eitelkeit kann man höchſtens ein kindiſches Kind nennen, die bewußte Eitelkeit, die auf ſich ſelbſt und auf ihre Herrlichkeiten eitle Eitelkeit iſt ein verzogenes Kind voll Launen und Tücken. Leichtſinn und Flatterhaftigkeit ſind in der Natur gegründet, ſie haben ein Recht zu ſeyn, weil ſie ſind, und wenn man nicht wünſcht, von ihnen wild fortgetragen zu werden, ſo hat es doch Augenblicke, wo man ſich freuen kann, wenn ſie gleich Schmetterlingen und Vögeln durch die weiten Lüfte ſegeln und ſich von allen Winden luſtig in das Reich des Ungefärs tragen laſſen. Was thut die Eitelkeit? Sie bindet den leichten Fliegern Fäden an die Füße, damit ſie nicht höher und weiter fliegen können, als ihr gefällt; ſie hat es ausgerechnet, wie weit man üppig und übermüthig ſeyn darf: wer Ueppigkeit und Uebermuth berechnen kann, darf gar nicht üppig und übermüthig ſeyn. So wird hier methodiſch und mit jüdiſchem Geitz und jüdiſcher Berechnung des Maaßes und Uebermaaßes geſündigt: die methodiſche Sünde das iſt die rechte Sünde.

In der Sitte, wie wir gehört haben, iſt beides das Aeuſſere und das Innere, das Weſen und die Geſtalt, die Seele und der Leib des Menſchen; die Mode gebärdet ſich nur innerlich zu ſeyn, ſie ſpielt alles Innerliche in das Aeuſſerliche hinaus, die Art, das Gemüth, die Tugend des Menſchen behandelt ſie wie ein Kleid das der Schneider nach Laune ſo oder anders zuſchneiden und zuſtutzen kann. Wo ſie gebietet, da kann der Menſch nicht bei ihm ſelbſt bleiben, nie kann er ſich in der ruhigen Betrachtung der Welt noch in der Anſchauung ſeines Gemüthes verlieren, ſondern wird durch den verwirrenden Wechſel der Geſtalten und Gelüſte unaufhörlich hin und her geriſſen, und nimmer wird ihm ſo viel Zeit, daß ſich ein ſtilles heiteres Bild der Welt und des Lebens vor ihm ſetzen kann. Die Folge dieſes Zuſtandes, worin ihn die Mode erhält, iſt Flatterhaftigkeit und Flachheit, und eine Schwächlichkeit und Dünnheit des Innern, welche gar nichts Starkes und Ernſtes aufnehmen noch feſthalten kann. Ein Menſch, den dieſe launiſche und unbeſtändige Tyrannin beherrſcht, erlangt nie jenes göttliche Bewußtſeyn von Kraft, jenes Gefühl von innerlichem Stahl der Seele, welches man Karakter nennt und welches wohl das größte Gut eines Menſchen heißen mag. Von dieſer großen Tugend und von der Einkehr der Himmliſchen in die Heimath ſeiner Bruſt weiß der armſelige Flatterer nichts; ſein Blick und ſeine Begierden werden mehr und mehr auf die Erde und auf das Vergängliche und Nichtige gekehrt; das Erhabene, das Stille, das Fromme — alles, was man als die unvergänglichen und überirdiſchen Güter preiſet und anbetet, mag und kann mit dem Kleinlichen und Gaukeliſchen nicht wohnen. So flattert und tändelt der Menſch die Blüthenzeit ſeiner Jugend durch, die leiblichen Kräfte und Freuden nehmen endſich ab, die tantaliſchen Gelüſte aber wachſen: ewige Ungenüge, ewiges Misbehagen, und launiſches Schmollen über die Menſchen und über die Welt, ewige Klage über Nichterfüllung, ewig ſich ſelbſt ſchärfende Stacheln des kleinen Geitzes und Ehrgeitzes martern den Unglücklichen, und in dem wüſten und ſteuerloſen Treiben auf der wechſelnden Wage des Lebens hat er das nie gefühlt, wodurch von den Guten die Götter geglaubt und angeſchaut werden.

Eine nichtsthuende Geſchäftigkeit, ein Alleswollen und nichtsvollbringen, ein Allesbegehren und Nichtserlangen — das iſt die Ueberſchrift auf dem Leben desjenigen, der ſich der Eitelkeit der Mode ergeben hat. Ein Menſch, der in ſich alles Feſte gelöſt und gebrochen und alles Starke verweichlicht und verweibt hat, weiß nimmer, was die Selbſtherrlichkeit und Hoheit eines freien nnd männlichen Gemüthes iſt; er iſt der Knecht aller Erbärmlichkeiten, Sorgen, und Aengſten geworden, und wird in dieſer Knechtſchaft athemlos fortgetrieben bis ans Ende ſeiner Bahn. Drinnen und draußen, in ihm und um ihm herrſcht die ewige Unruhe und der unſtäte Wechſel der Dinge. Wer ſich dieſer Unruhe und dieſem Wechſel hingiebt, der wird einem fliegenden Blatt im Sturmwinde und einem bangen Häslein gleich, das nirgends eine ſichere Stätte hat: ſein ganzes Leben wird eine kleinliche Jagd; denn nur aus Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten beſteht demjenigen endlich das Leben, der in ihm ſelbſt nicht einen großen Mittelpunkt zu ſetzen weiß, um welchen die kleinen und im ewigen Wechſel und Strudel bewegten Dinge rollen müſſen. Der Menſch, welcher in ihm ſelbſt nichts Feſtes und Sicheres hat, welcher in ſeinem Herzen kein Orakel gebaut hat, das er in Zweifeln und Gefahren um Auflöſung und Troſt befragen kann, muß in unaufhörlicher Furcht und Angſt leben beides vor den Dingen und vor den Menſchen. Die Dinge ſind ſeine Tyrannen, da ſie doch ſeine Sklaven ſeyn ſollten; die Geſichter oder die Winke der Menſchen ſind ſeine Richter, weil er in ſich keinen Richter ehrt. In dem Einzelnen lebt der Arme, von dem Einzelnen wird er geängſtet und gejagt, vor dem Einzelnen zittert er: wer ſich ſelbſt nicht erfaſſen kann, der kann auch die Welt und ihr künftiges und glückliches Seyn nicht erfaſſen und flattert und zerflattert in windigen Lüſten und Wünſchen. Sieh die eitlen und modeſüchtigen Europäer an, welcherlei ſie ſind, und welches Leben ſie führen, oder vielmehr von welchem Leben ſie geführt werden, und antworte mir, was du geſehen haſt. Nicht für irgend eine ſtille Gottheit, nicht für irgend einen hohen Wahn, nicht für irgend eine ſtarke Tugend leben ſie ein gleiches, waidliches, und fröhliches Leben, ſondern für vergängliche Scheine der Dinge und für den leeren Beifall oder Tadel der Menge treiben ſie ſich im matten Thun und Nichtsthun ihre fünfzig oder ſiebenzig Jahre ſo durch. So wenig kennen ſie die wahre Freude und die wahre Tugend, ſo wenig kennen ſie den hohen Werth der flüchtigen Zeit des kurzen Lebens, daß fünfzehen Sechszehntel der Menſchen nicht für ſich, ſondern für andere zu leben ſcheinen. Sie leben aber nicht ſo für andere, daß ſie andern dienen oder helfen, ſondern damit ihre prunkende Leerheit und Armſeligkeit von ihnen nicht getadelt werde.

In dem ſteten Wechſel der Mode gehn die Treue und die Liebe unter, die nur mit den Feſten und Frommen wohnen mögen. Wer alles ergreifen will und nichts feſthält, wer immer das Neue über dem Neueſten vergiſſet, der kann dieſe heiligſten und erſten Göttinnen des Lebens nicht bewahren. *Blanke Kleider leere Herzen* iſt faſt zum Sprichwort geworden. Die Menſchenbruſt wird zu eng und zu flach, als daß ſie für diejenigen Raum behielte, welche Stille und Gemüthlichkeit verlangen. Was iſt das Leben aber ohne Treue und Liebe? Ein hohles Nichts, das derjenige, welcher es erkannt hat, den Augenblick wegwerfen würde. Wer ſich ſelbſt nicht bewahren kann, der kann auch ſeine Liebe nicht bewahren, der kann nicht glücklich ſeyn; im ſteten Taumel von Begierden und Wünſchen umhergetrieben, immer ſuchend und nie findend, immer begehrend und nie geſättigt, jagt er leeren Seifenblaſen nach, und verkennt die reinen und unverſiegenden Güter der Seligkeit, die aus einem lichten und liebenden Herzen geſchöpft werden. Schon die gewöhnliche irdiſche Liebe geht in dieſer Unbeſtändigkeit und Wildheit der Wünſche und Ausſichten des Lebens unter, wie vielmehr die chriſtliche Liebe, die ſtille und freundliche Caritas, welche ich die Huld nennen mögte, die ſanfte Weckerin, die liebliche Verjüngerin, und die treue Tröſterin des Menſchen, von welcher der Apoſtel ſagt: 1. Cor. XIII, 4. ff. 4. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht.

5. Sie ſtellet ſich nicht ungebärdig, ſie ſuchet nicht das Ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden,

6. Sie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit,

7. Sie verträgt alles, ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles.

8. Die Liebe höret nimmer auf, ſo doch die Weiſſagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird.

So viel Nichtigkeit und Jammer liegt in dem Wankelmuth und in der Unbeſtändigkeit, welche die Mode erzeugt. Sie entführet den Menſchen ſeiner Liebe und ſeinem Glücke; ſie äfft ihn mit vergänglichen Gütern, wann ſie ihm die unvergänglichen raubt; ſie giebt ihm die Lüge für die Wahrheit, den Schein für den Glanz, die Hitze für die Wärme, die Unruhe für die Ruhe, die Furcht für den Muth, die Knechtſchaft für die Freiheit; ſie macht ihn dumm, flatterhaft, trügeriſch, feig, weibiſch, und weichlich: kurz ſie iſt die größte Jägerin, Plagerin, und Henkerin des Lebens, die je hätte erfunden werden können. Endlich — was ihr größtes Elend iſt — ſie bindet den Menſchen ganz an die Erde und an die irdiſchen Güter; ſie macht ihn zu einem Sklaven deſſen, was der Göttersohn beherrſchen ſollte; ſie lehret ihn dieſes Leben und die Eitelkeiten und Nichtigkeiten deſſelben als das Erſte, ja als das Einzige betrachten, weil ſie bloß darin ihre Spielerei mit dem Thoren treibe: der Eitle fürchtet ſich vor dem Tode; wer ſich aber vor dem Tode fürchtet, der muß ſein ganzes Leben ein Knecht ſeyn.

Den Tod aber fürchtet nur als ein Schrecken, wer in ſeiner tiefen Bruſt nie empfunden hat, welche unvergängliche und unſterbliche Freude über dieſem kleinen Außenleben und jenſeits dieſes Lebens wohnt.

Doch genug dieſes Spiels. In einer Unendlichkeit von Beziehungen ſowohl auf das äußere als auf das innere Leben könnte die Mode noch betrachtet werden, und man würde die Vielſeitigkeit nicht erſchöpfen. Wenn wir aber wieder kräftige Männer und holdſelige Weiber haben wollen, ſo müſſen wir jeder an ſeinem Theile ſtreben, daß die ungebührliche Herrſchaft des unaufhörlich wechſelnden Nichts mehr und mehr eingeſchränkt werde. Die für die Tugend des teutſchen Geſchlechts zunächſt wichtigſten Dinge wären für das Innerliche und Aeußerliche eine teutſche Sprache und eine teutſche Kleidertracht. Ich ſage eine teutſche Sprache, denn die leere Aefferei mit fremden Sprachen, beſonders mit der franzöſiſchen Sprache, und die Verſäumung und Hintanſetzung der trefflichen Mutterſprache iſt bei uns die unwürdigſte und größte. Ich ſage eine teutſche Kleidertracht; wir hatten einmal eine eigene Tracht, ſeit zwei Jahrhunderten ſind wir die Affen fremder Völker geweſen. Eine ſtehende Kleidertracht, deren Hauptgeſtalt feſt wäre, würde für die Sitten das Erſprießlichſte ſeyn. Es iſt eine wunderſame Erſcheinung, die dem beweglichen und wechſelvollen Europäer wenig Ehre macht, daß er in ſeinen Kleidern kaum ſcheint erfinden zu können, was für die Bedürfniſſe ſeines Himmels das Zweckmäßigſte und für die Geſtalt ſeines Leibes das Schönſte iſt, da doch dem Orientalen noch heute die Trachten gefallen, die ſchon vor viertauſend Jahren am Euphrat und Indus getragen wurden. Von allen Europäern ſind wir Teutſche faſt diejenigen, welche auch hier am meiſten vom Wechſel und von den Launen und Thorheiten fremder Völker abhangen. Abgeſchmackter, lächerlicher, und zweckwidriger kann nichts ſeyn, als wie ein europäiſcher Mann, vorzüglich wenn er ſtattlich und feierlich ſeyn ſoll, ſeit zwei Jahrhunderten auftritt. Wenn man ſeine verſchnittene und verſtümmelte Kleidung ſieht, ſollte man glauben, ſie ſey Hunden und Affen ausgezogen, die ein Gaukler mit der Peitſche in der Hand dem Pöbel zum Tanze aufführt, und aus Verſehen auf ſeinen Leib gethan: da iſt alles für das Lächerliche und Häßliche, für die Geſundheit, die Schönheit, den Wohlſtand auch faſt nichts. Wir würden vieler kleinen und eitlen Sorgen los, unſre Jugend würde von vieler Geckerei und Gaukelei errettet, wenn wir von der Tracht unſerer Vorfahren uns das Natürliche und Männliche wieder nähmen, das ſie vor zweihundert und dreihundert Jahren noch hatte. Ich mache hier einen Vorſchlag einer ſolchen allgemeinen Volkstracht für Männer, wie ich glaube, daß ſie für unſer Land, unſer Gemüth, und die Geſtalt des menſchlichen Leibes überhaupt ſchicklich wäre.

Der teutſche Mann trägt gewöhnlich Stiefeln, die höchſtens bis an die Kniebeuge hinaufgehen; bei feierlichſten Gelegenheiten nur trägt er Schuhe.

Seine Beinkleider halten die Mitte zwiſchen zu eng und zu weit.

Um den Leib und halb über die Arme bis an den Ellenbogen trägt er in der kälteren Jahrszeit einen kurzen, den ganzen Leib umſchließenden und bis auf die Hüften hinabgehenden Wams. Damit er ſich auf das leichteſte und bequemſte bewegen könne, mag er ſich bei Arbeiten und Leibesübungen bis auf dieſen entkleiden.

Sein gewöhnliches Kleid iſt der alte deutſche Leibrock, welcher, nirgends ausgeſchnitten, ſchlicht herabfällt, ſo daß er die Hälfte der Schenkel über dem Knie bedeckt.

Wann er bewaffnet einhergeht, iſt um denſelben das Wehrgehäng, ſonſt ein leichter Gürtel geſchnallt.

Bei feierlichen Gelegenheiten trägt er immer ein Schwerdt, und hängt über dieſen Leibrock einen leichten Mantel, der etwas über die Knie hinabreicht.

Den Hals befreit er von dem knechtiſchen Tuche und läſſet den Hemdkragen über den kurzen Rockkragen auf die Schultern fallen.

Bei Feierlichkeiten und Feſten wird ein Federhut mit den Volksfarben getragen; ſonſt mag er ſeinen Kopf bedecken und ſchmücken, wie es ihm gefällt.

In ſolcher beſtimmten Tracht, welche alle Männer tragen müßten, die ihre eigne Herren ſind, würden die teutſchen Männer wieder ſtattlich, ernſt, und würdig erſcheinen.

Auch für die teutſchen Frauen in ihrem Geſchlecht müßte eine Volkstracht erfunden werden, welche die angemeſſenſte, ſchönſte, und züchtigſte wäre. Ich wage keine vorzuſchlagen. Ihr Schönheitsſinn mag ſie ſelbſt erfinden, und in den Wechſeln und Aenderungen des kleinen Schmucks und der beweglichen Zierrathen mag man ihnen die Freiheit laſſen, welche man dem ſpielenden und zarten Geſchlechte nicht nehmen darf.

Viele werden über den Ernſt lächeln, den ich in eine Sache lege, die den meiſten ſo unbedeutend ſcheint. Mir ſcheint ſie die bedeutenſie für die Sitte und für das Leben, und ein großer Schritt vorwärts, damit uns nach und nach eine Eigenthümlichkeit und Gediegenheit wiederkehre, die wir als Volk leider verlohren haben. Man ſagt im gemeinen Sprichwort Kleider machen Leute, ich ſage Kleider machen Menſchen. Wo der Menſch in dem Gewöhnlichen und Alltäglichen jede Woche und jeden Monat wechſelt, da bemächtigt ſich das Unſtäte, Wilde, und Launiſche des Gemüthes, und raubt ihm die Beſtändigkeit und die Freiheit.

Mit dieſem Vorſchlage wende ich mich an keine Regierungen, ſondern an die beſſern Männer des Volks, und vor allen an die Frauen und Jungfrauen. Dieſe haben durch die Modetändelei am meiſten verloren; ihre heilige Herrſchaft über das Leben und ihre ſtille Gewalt über die Männer iſt durch den Wechſel am unſeligſten gefährdet. Liebe iſt ihr Weſen, Liebe ſoll der Anfang und Liebe das Ende ihres Lebens ſeyn; Liebe wurzelt nur, wo die Sitte feſt ſteht. Die Weiber müſſen ſeyn, wie die Männer ſind, und die Männer ſind, wie die Weiber ſie wollen. Wenn ſie an Männern und Jünglingen die Geckerei und Stutzerei und alle armſelige Nichtigkeit und Ziererei unerbittlich verdammen, wenn ſie das Ernſte, das Einfache, das Gleiche gebieten, dann wird wieder menſchlich gelebt und geliebt werden. Bei der Flatterei und Flitterei, welche die Mode zur Mode gemacht hatte, waren ſie es, die am meiſten verloren, weil Treue und Liebe und Beſtändigkeit der Herzen bis in den Tod von Tage zu Tage ſeltener wurden. Was half es ihnen, daß ſie ſich ungebührlich auf die wilden Wogen des Zufalls und in den Sturm des äußeren Lebens hinaus wagten? daß ſie, deren ſtille Gewalt in den Häuſern und den umſchloſſenen Blumengärten ſeyn ſoll, auch draußen ſuchten, was dieſe jüngſten Zeiten Freude genannt haben? Auf dieſer Rennbahn mußten ſie gegen den Mann zu kurz kommen. Erſt zehen oder zwanzig Jahre der Unruhe und des Taumels; dann ein langweiliges, mattes, launiſches, und überdrüßiges Leben ohne Liebe und Göttlichkeit — das iſt das Loos vieler Frauen geweſen; die Männer aber, welche federleichte und dünne Schattengeſtalten ſie auch waren, fanden ſich draußen in dem wilden und wechſelnden Getümmel mehr in ihrem Elemente. Die Frauen müſſen ſich durch Beſtändigkeit, Frömmigkeit, und Gleichheit des Gemüthes wieder zur Stille, zur Demuth, und Liebe zurückführen; ſie müſſen wieder ein himmliſches Bild der unſterblichen Liebe und des holdſeligen Lebens darſtellen — und die Männer werden draußen feſter und männlicher, im Hauſe freundlicher und zärtlicher werden. Frauen, ihr ſeyd die Halterinnen der Geſellſchaft, die Mütter der Kinder, die Weiſerinnen und Erzieherinnen derer, die für das Vaterland künftig rathen und ſtreiten ſollen; euer eigenes Glück iſt in eure Hände gethan, aber auch das Glück der Zukunft; ihr beherrſchet die Welt durch die Meinung, und ſollt ſie durch die Meinung beherrſchen, aber meinet und lobet hinfort das Würdige und Menſchliche, nicht das Leichtfertige und Aeffiſche.

Zwei Kapitel. *)

1.

Von dem Alten.

Und ich ſehe, die da naſerümpfen und hohnlächeln, und ſprechen: Was iſt dies für eine wunderliche Lehre? Alles Alte, und wieder das Alte, und immer das Alte? Da ſollten wir auch wieder in unſerer Großmütter Kleider kriechen, und unſers Urältervaters Rock anziehen, und uns gebärden wie die, welche längſt geſtorben ſind.

So ſpöttelt dieſes Geſchlecht, das ſo grün und jung ausſieht, daß es nicht feſt noch alt werden kann.

Ja, ihr Elendigen! wenn ihr mit eurer

---

*) Aus den Fantaſien für ein künftiges Teutſchland, von E. von S., in deren Beſitz ich bin und die ich künftig einmal herausgeben werde.

Großmutter Kleidern wieder der Großmutter Zucht, und mit des Urältervaters Rock auch ſeine Tüchtigkeit anziehen könntet, ſo werfet ſie nur flugs von euch. Aber leider ſo leichten Preiſes möget ihr nicht werden, wie die waren, welche längſt geſtorben ſind.

Ich ſpreche es, welcher der Aelteſte iſt, welcher war von Anfang, und war ohne mich nichts. Auch nennen ſie mich den alten Gott, und mahlen mich wie einen Greis. Aber erſt in dieſen Tagen haben ſie mich zu einem alten Mann gemacht, der nicht mehr blaſen noch auf den Füßen ſtehen, geſchweige denn ſtrafen und das Regiment verwalten kann, elendig, wie ſie ſelbſt elendig ſind.

Ich ſpreche es, der Aelteſte: es iſt in dem Alter eine Jugend, und ſoll auch in der Jugend ein Alter ſeyn. Wo das nicht iſt, da iſt kein Leben. Aber das verſtehen ſie nicht, und ſind doch ſo klug.

Denn das Leben ſoll ſeyn wie alter Wein, und ſoll auch der Staat ein ſolcher ſeyn, worin Ruhe zugleich und Feuer iſt. Denn der junge Moſt gähret über, aber der alte ſtehet ſtill und leuchtet im Becher gleich der Sonne.

Denn ich frage dich: biſt du von geſtern her? und iſt das Geſchlecht, das jetzt auf Erden lebt, von ehegeſtern?

Aber ſie gebärden ſich ſo, weil ſie kindiſch ſind, und bäumen ſich über, weil ſie die Zucht nicht kennen.

Denn was ſie Gutes haben, das haben ſie von ihren Vätern empfangen, und was ſie Weiſes wiſſen, iſt ihnen von Gott geweiſſagt worden. Und gehet ſo die Geſchichte und Offenbarung fort bis auf dieſen Tag; und wenn ſie die Geſchichte nicht wiſſen, verſtehen ſie auch mich nicht, ſpricht der Herr.

Darum, ſo ſie etwas Neues machen wollen, muß es an das Alte gehängt werden, und ſo ſie etwas Bleibendes ſtiften wollen, müſſen ſie kennen, was vor ihnen war.

Denn es ſcheint vieles alt, was nicht alt werden kann, und ſieht vieles aus wie Thorheit, und iſt doch Weisheit darin.

Und die alles neu machen wollen ſind die ſchlechteſten Männer, und bei denen alles jung ſeyn ſoll die Unweiſeſten im Volke.

Und es verdreußt mich dieſes Geſchlechts, daß es nicht unterſcheiden kann und daß es alles unter einander miſchet. Denn mit dem Veralteten ſpielen ſie genug, und tändeln damit, wie die Kindlein mit der Puppe; aber das Alte kennen ſie nicht. Und wenn ſie es erkenneten, würden ſie erſchrecken, wie ein Zwerglein erſchrickt, wann es eines Rieſen Schwerdt erblickt.

Und ſie verwechſeln die Zeit, die da wandeln ſoll, und die Ewigkeit, die da ſtehen ſoll. Denn die Geſinnung ſey alt wie ein rüſtiger Greis, und die Empfindung friſch wie ein Jüngling, der in Blüthe ſteht.

Darum hat auch ihre Jugend keine Blüthenzeit, und ihr Alter fährt ohne Kraft und Freude dahin.

Ich aber ſage euch und vermahne euch: Spielet nicht länger mit den hohlen Larven und Verpuppungen der Dinge, denn die frommen euch zu nichts und ſind wirklich veraltet und vermodert, und wird dadurch kein Leben gebracht in das Lahme und Starre.

Aber jenes Alte ſuchet wieder, was aus eurem Volke innigſt gebohren ward und ſich für euer Land ſchicket. Denn das iſt das Alte, von dem ich ſagte, es könne nicht alten.

Jenes Alte ſuchet wieder, was durch die Jahre von außen immer grauer und von innen immer feſter wird, wie die Kirchen und Schlöſſer, die eure Väter baueten: die Geſinnung und die Tugend, die gleich altem Wein immer ſtiller und immer feuriger werden.

Denn wie eure Werke hinbrökeln vor den Werken eurer Väter, ſo beſtehen auch eure Thaten nicht vor ihren Thaten.

Doch das todte Alte gefällt mir nicht,

und Geſpenſter und Spuke ſind mir ein Gräuel.

Ihr aber rufet Geſpenſter und Spuke aus den Gräbern der alten Zeit herauf, und ſie ſollen euch die Tugend und Kraft eurer Väter auch heraufſchwören helfen. Denn ihr ſeyd ein faules Geſchlecht und wollet alles ohne Schweiß und Arbeit gewinnen.

Aber das lebendige Alte ſoll auch ewig das Alte bleiben, denn es iſt nicht älter, als ich bin; und doch bin ich der Aelteſte und der Jüngſte, und iſt keiner mir gleich an Geſchwindigkeit und Stärke.

Darum ſollt ihr alle fromme Zucht und einfältige Sitte eurer Väter wieder hervorſuchen, welche viel beſſer iſt als euer Getändel und Geflitter, und ſollet das Alte nicht verachten. Denn es haben viele Jahrtauſende gearbeitet und gewirkt und gedacht und erfunden, damit ihr würdet, was ihr jetzt ſeyd.

Und wenn ihr das Neue nicht machet, daß es dem Alten ähnlich ſey, ſo ſeyd ihr eitle Narren; und es wird hinfahren in Nichts, wie alle Werke der Eitlen.

Denn nur das Kleid der Dinge verwandelt ſich und durch die Geſtalten wandelt die Zeit dahin, aber das Weſen der Dinge bleibet in Ewigkeit.

Und es bedenken die Neumacher und Umkehrer nicht, wie freventlich ſie thun, denn ſie rotten die Liebe aus und den Glauben; und ſind dieſe doch das Höchſte und Feſteſte, worauf ein Volk ſtehen mag, und mag es ohne ſie gar nicht beſtehen.

Und ſie thun gleich denen, die im Walde die hohen Bäume fällen, auf welchen die Vögel des Himmels niſten; und die Vögel ziehen weg, und wenden ihre Gedanken anderswohin, und kehren nimmer wieder zu dem alten Ort.

So wenden die Menſchen auch ihre Gedanken weg, wenn du ihnen die Stätten nimmſt, worauf ſie geruht haben, und wenden ſie oft auf das Schlimmſte. Und magſt du ſie nicht wieder zurückholen, wann ſie einmal unruhig und ſchwärmiſch geworden ſind.

Darum mußt du alles erhalten, worauf die Liebe der Menſchen ruhet, wie der Vögel Liebe auf ihren Bäumen und Neſtern, und mußt wieder pflanzen, woran ſie ranken und ſich befeſtigen kann. Denn ohne dieſe kindliche Liebe zu ihrem Lande und Volke wird nichts Herrliches und Gewaltiges erblühen unter den Menſchen.

Und ſcheue dich nicht auch das zu ſchonen und zu ſchirmen, was viele Kluge Thorheit und Vorurtheil und Aberglauben ſchelten. Denn dieſe Klugen wiſſen von dem Heiligen nichts und haben keinen Gott im Herzen als ſich ſelbſt.

Denn heilig ſoll dem Menſchen die Stätte ſeyn, wo er gebohren iſt, und ehrwürdig bleiben das, woran ſeine Kindheit erwuchs. Und du ſollſt ihm das Gleichgültige und Unſchädliche nicht verweigern, und ihm nicht verkümmern, was ihm wohlgefällig und unſchuldig iſt.

Denn das Land iſt wohl beſtellt und ſteht feſt auf ſeinen Bürgern, wo jedem zuerſt ſein Haus, und der Garten und die Bäume um ſein Haus, dann ſeine Nachbarn und die Felder ſeiner Nachbarn, dann die nächſte Stadt und ihr Kreis das Liebſte ſind und das Beſte dünken in der Welt.

Siehe ein ſolcher hat eine reiche Liebe, wovon er viel abgeben kann, und wird auch das größere Vaterland von ganzem Herzen lieb haben und beſchützen helfen.

Nimmſt du ihm aber alles weg, und verlacheſt ihm ſeine Liebe zu Wahn, dann ſtehet er wie ein Baum in der Luft, dem unten die Wurzeln abgehauen ſind, und der erſte Wind wird ihn fällen.

Und es iſt weggenommen und die Wurzel der Liebe iſt gelöſt worden, und du haſt geſehen, wie ſie gefallen ſind und noch fallen; und doch glaubeſt du meinen Worten kaum.

Willſt du alſo glücklich ſeyn und gerecht, ſo laß jeder Landſchaft und jedem Völkchen in dir das, was ihnen als ihre Sitte und Liebe theuer iſt, und ſchilt es ihnen nicht Narrheit und Vorurtheil. Und ſo es dir auch thörigt däucht, ſchweige doch lieber davon, und laß die Menſchen mit kleinen Thorheiten ſpielen; denn dann werden ſie weniger große begehen.

Denn ich bin ein Gott, dem ſolches gefällt, und habe in meiner ſchönen Welt zu vielen Spielen Raum gegeben, und verweigere es den Menſchen nicht, daß ſie auch zuweilen kindiſch ſind. Und ſollſt du nicht unfreundlicher ſeyn über ſolches, als ich bin, ſpricht der Herr.

2.

Von Kleidern und Moden.

Und wenn ich betrachte, wie du dich trägeſt in dieſer Zeit und kleideſt, ſo muß ich wieder das Alte rühmen und das Neue ſchelten.

Denn du biſt ſo wunderlich aufgeſtutzt und ſo abentheuerlich ausſtaffiert, und änderſt alle Tage deine Art und Weiſe ſo, daß es oft ſchwer iſt zu ſagen, ob in ſolcher Tracht ein Menſch oder ein ſeltenes Thier ſtecke, das man den Leuten zum Scherz jeden Tag anders ſtaffieret.

Denn der Menſch ſollte das Gleiche und Rechte lieben, und nicht thun, als wenn jeder Glockenſchlag eine andere Zeit brächte. Du aber verziereſt und verkleideſt und verlarveſt dich jede Stunde anders, und iſt gar ein flatterhaftiges Weſen in dir.

Und du nenneſt das Niedlichkeit und Geſchmack und Schönheitsſinn, und was für wunderliche Namen mehr du deinem wunderlichen Thun umhängſt. Und heißt die Art deiner Großväter und Großmütter dir ſteif und ſchwer und ungeſchickt; und waren ſie doch viel geſchwindere und waidlichere und geſchicktere Menſchen, als du biſt mit aller deiner Zierlichkeit.

Und biſt du ſo ein abgeglätteter Affe und Narr, daß kaum ein Bild von dir gemacht werden kann, und ſiehſt immer albern und verſchnitten aus, wie dein Zeitalter iſt.

Und auch dieſe Aefferei haſt du den leichtfertigen Franzoſen zu danken, von welchen von jeher dein größtes Unglück gekommen iſt, und auch den Engländern. Denn du biſt ein Affe alles Fremden geworden und haſt das Eigene lange verachtet.

Und glaube nicht, daß dies etwas Gleichgültiges iſt und was jenſeits des Geſetzes liegt, und daß die Mode nur ein unſchuldiges Spiel iſt, welches die Sitte nicht berührt.

Bei deinen Vorfahren galt eine Tracht ein Menſchenalter, ja wohl drei, vier Menſchenalter hinter einander, und eben ſo gleich und beſtändig ſtand bei dieſen tüchtigen Menſchen die Sitte und Treue; bei dir aber wechſelt die Mode jeden Monat und jedes Jahr, und eben ſo gaukeliſch und vagabundiſch iſt dein Sinn geworden.

Darum ſage mir nicht, die Mode ſey ein gleichgültiges Ding, und was du an der Oberfläche thueſt, gehe das Innere nichts an.

Das iſt nicht wahr. Denn grade das Kleine, worin der Menſch täglich lebt, das Unbedeutende, was nur eine Stunde herrſchen will — das erzieht und verzieht auch das Große und Bedeutende, und er muß es, damit es ihn nicht verderbe, unter die Sitte ſtellen.

Denn die Mode iſt ein unruhiges, gaukeliſches, launiſches, und üppiges Ding, gleich einer Buhlerin, die noch unſchuldig ſcheint und grade durch dieſen Schein am meiſten verführt.

Darum ſollſt du dir eine Volkstracht ſetzen, die für dein Gemüth und dein Land und deinen Himmel paſſe und die an Feſttagen und in Verſammlungen als ein Feierkleid getragen werde;

und zwar beide für Männer und Weiber nach ihrem Geſchlecht.

Und ſollen alle Bürger in deinen Städten, und alle angeſehene Männer und freie Bauern, die auf dem Lande leben, in dieſer Tracht einhergehen, und alle ehrliche Frauen, die nicht für ſchlecht gehalten werden wollen.

Und ſollſt du darauf halten, daß an feſtlichen Tagen und in Verſammlungen alle alſo gekleidet erſcheinen; und ſoll ein Schimpf ſeyn, ſich franzöſiſch oder engliſch oder überhaupt ausländiſch zu kleiden, und ſollſt du den, der dawider verbricht, um Geld ſtrafen.

Und ſoll dieſe Tracht für alle teutſche Männer und Frauen gelten, von dem Könige und der Königin an, die auf dem Thron ſitzen, bis zu dem Bauren und der Bäuerin unter dem Strohdache.

Ich meine aber nur den Schnitt und die Art der Kleider; denn die kleinen Verzierungen mögen wohl verſchieden ſeyn, daß man die Ordnungen und Stuffen des Volks daran erkennen: und mag ſich die Mode an dieſen Verzierungen immer noch üben.

Und ſollſt auch hierin beweiſen, daß du ein eigenes Volk biſt.

Denn bedenke, wie lächerlich es iſt, daß die Europäer in Jahrtauſenden kein Kleid haden finden können, das für ihren Himmel und ihr Land paßt; und der Perſer und Araber kleidet ſich noch heute, wie er zu Cyrus und Abrahams Zeiten that.

Du bedarfſt aber nicht zu den Griechen zu gehen noch die römiſchen Bildſäulen abzuzeichnen, damit du findeſt, was ſchön und wohlgefällig iſt; ſondern wenn du zwei, drei Jahrhunderte zurückgeheſt zu den Trachten deiner Vorfahren, magſt du wohl finden, was zugleich leicht und ſtattlich teutſchem Ernſt und Sinn und überhaupt einem freien Volke wohl ſtehet. Daraus wähle dann, was Frauen züchtig und lieblich und Männern tüchtig und würdig iſt, und füge hinzu, was die jetzige Zeit verlangt.

Denn daß du grade das Alte nachmachen ſollſt, das will ich nicht, ſondern nur, daß die loſe Unbeſtändigkeit und elende Gaukelei aufhöre; denn es muß doch eine Tracht ſeyn, die dir und dem teutſchen Himmel zu allen Zeiten am beſten paſſet und ſtehet, und die zugleich bequem, anſtändig, und ſchön iſt; dieſe ſollſt du auswählen und behalten.

Allmodiſcher Kleiderteufel,

von Johann Ellinger, Kaplan zu Arheiligen,
Frankfurt am Main 1629.

Seite 17. Ich glaube ganz und gar, ſolange die allmodiſche Kleiderpracht, daran man vor zwanzig, ja zehen Jahren nichts geſehen, und die alten Teutſchen nichts gewußt haben, ſich nicht leget und durch die Obrigkeit abgeſchaffet wird, ſolange iſt auch kein Friede in Teutſchland nicht.

Wollen wir Teutſchen Affen ja ſo thörigt ſeyn und allerlei frembder Nationen und Völker Trachten und Kleider uns belieben laſſen, wohlan ſo ſchicket uns Gott ſolche Völker auf unſern teutſchen Boden, von denen man vor dieſem nicht gern hören ſagen, will geſchweigen mitten in unſerm geliebten Vaterlande geſehen und gehöret hätte; die wiſſen uns dann das allmodiſche Muſter dermaßen anzumeſſen, daß mit Haufen das Blut über den Kopf abfleußet und das Geld aus dem Beutel geſchneutzet wird, und wir tolle närriſche Teutſche das Nachſehen und den Schaden behalten.

S. 18. Man lieſet in Hiſtorien, daß ein türkiſcher Kaiſer einmal von einem kunſtreichen Maler, den er am Hofe gehabt, begehret, er ſollte ihm allerlei Manier und Kleiderpracht der Völker unter der Sonnen abmalen, wie eine jegliche Nation ſich kleidete und einherginge. Da hat er einen nach dem andern in ſeinem Habit entworfen, den Türken auf Türkiſch, den Tataren Tatariſch, den Perſer Perſiſch, den Griechen Griechiſch, den Italiäner Italiäniſch, den Spanier Spaniſch, den Franzoſen Franzöſiſch, den Engelländer Engelländiſch, den Ungarn Ungariſch, ſumma einen jeden mit ſeiner Tracht. Letztlich hat er einen nackenden Mann gemalt mit einem Ballen Tuch unter dem Arm. Dann der Kaiſer einen nach dem andern beſichtigt, läßt er es ihm gefallen; allein da er an den nackenden Mann gelanget, bei welchem nicht geſchrieben, hat er gefraget, wer dieſer ſey. Darum der Maler geantwortet: es iſt ein Teutſcher, und vermeldet, er wiſſe ihm keine eigene Tracht abzumalen, da er nicht bei der alten Kleidung bleibe, ſondern gleichſam aller andern Nationen Affe ſey, bald ſo bald anders ſich kleide. Darum er ihm einen Ballen Tuchs gemalet, daraus ſeines Gefallens er ihm ein Kleid, wie er wollte, machen laſſen mögte; er wüßte ihm kein gewiß Muſter zu geben.

Wenn dieſer Maler heutiges Tages noch lebete, er würde ſolchem nackenden Teutſchen auch den Ballen Tuchs nicht laſſen, ſondern ganz bloß unter einem Badhemdlein oder Niederkleid unter die Allmodiſche, wunderbarlicher Weiſe zerfetzte, zerſchnitzelte, verneſtelte, breithütige, ſpitzbärtige, lätzbegichte, großkrägiche Junkerlein dahin ſtellen, wie jener ſeine Kupferſtecher in ſeinem Gemälde, mit dem Beſcheid: Es gefällt mir der keine.

S: 23. Das Laſter der Mode iſt deswegen zu fliehen und zu meiden, weil gemeiniglich der ſtolze allmodiſche Kleiderteufel, wo er einzeucht, nicht allein zu kommen pflegt, ſondern noch ſieben andere Teufel, die ärger ſind als er ſelbſt, zu Geſellſchaft mitbringt und nimmt.

Philander von der Sittewalt

Wunderliche wahrhaftige Geſichte.

Zweiter Theil. Straßburg, 1666.

S. 78. Sollteſt du ein Teutſcher ſeyn? Was für ein Wams iſt das? was für Hoſen und Strümpfe? Ich glaube, daß du allererſt mit von Paris kommeſt. Ein wohl thörigter Tauſch, den ihr da thut gegen ſolche neue Dinge! das alte teutſche Geld wird häßlich umgetauſcht; aber recht, die Wälſchen können es ihnen fein zu Nutz machen. Meint ihr, wann der Teutſchen ſauer erworbenes Gut nicht alles nach Paris für ſolche närriſche neue Trachten übermacht würde, es könnte ſonſt nicht werthan werden? Habt ihr Teutſche (wenn du je einer von unſern ungeſchlachten Nachkömmlingen biſt) nicht in der Erfahrung, daß, welchen Völfern ihr euch in Kleidung alſo gleich ſtellet und ſie nachäffet, daß dieſelbige dermalen euch und eure Herzen bezwingen, euch unterdrücken und zur Dienſtbarkeit ziehen werden? Dann ſie ja ſchon eure Herzen, das beſte Bollwerk, die Schanzen der Augen, und Außenwerke der Sinne untergraben, eingenommen, und gewonnen haben. Iſt euch denn nimmermehr etwas gut genug, das aus eurem Vaterlande kömmt? Man ſpüret wohl, daß ihr Verächter eures Vaterlandes ſeyd und deſſen Verräther. Wo iſt ein Volk unter der Sonnen, als die ungerathene Teutſche jetzt ſind, in ihren Kleidertrachten ſo unbeſtändig, ſo eckel, ſo närriſch? wo ſiehet man desgleichen bei euren Nachbauren geſchehen?

Ich lob die Polen in ihrer Zier,
Sie bleiben bei der alten Manier,
Bekleiden ſich nach Landesbrauch,
Der Türk und Moſkowiter auch.

Aber ihr in dem teutſchen Land
In Kleidung habet keinen Beſtand,
Darum man euch mit mehrerm Grund
Wie andre Völker kennen kunt.

Sondern ihr ſeyd recht wie Affen,
Nach Wälſchen und Franzoſen gaffen,
Sowohl nach Böhmen und dergleichen,
Die ihrer Lande Gränz' erreichen.

Was die an Rüſtung, Roß, und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müſſen Jungfrauen, Männer, Knaben
Auch allenthalben um ſich haben.

O ſollte Kaiſer Karl der Große, Kaiſer Ludwig, und Otto, die ſolche fremde Trachten einzubringen mit Ernſt und Eifer hochſträflichen verboten, deine à la mode Hoſen und Wammes ſehen, ſie würden dich als einen wälſchen Laſterbalg aus dem Lande jagen.

Die Teutſchen und Franken, nachdem ſie gemeiniglich unter den Walen und Galliern zu kriegen pflegten, nahmen ſie zurhand derſelbigen kurze Mäntel und Röcklein an. Da ſolches ſahe Kaiſer Karl, ward er zornig und ſchriee: O ihr teutſchen und freie Franken, wie ſeyd ihr alſo unbeſonnen und unbeſtändig, daß ihr deren Kleidung, die ihr überwunden und beſtritten habt, derer ihr Herren ſeyd, annehmen? Iſt nicht ein gut Zeichen, bedeutet nichts

Gutes. Ihr nehmet ihnen ihre Kleidung ſo werden ſie auch eure Herzen nehmen. Was ſollen dieſe wälſchen Flecken und Hadern? decken den ganzen Leib nicht, laſſen ihn wohl halb bloß, ſind weder für Hitz noch für Kälte gut, für Regen noch für Wind; und wo einer im Felde ſeines Gemachs, mit Züchten zu melden, muß thun, bedecken's einen nicht, erfrören die Beine: kaum halb deckt der franzöſiſche Rock den Hintern. Ließ demnach ein Landgebot ausgehen, daß man ſolche franzöſiſche Kleider weder kaufen noch verkaufen ſollte.

S. 92. Ihr Teutſchlinge! ihr ungerathnen Nachkömmlinge! was hilft euch ſolche neue Unart? Altes Weſen her! alte Gebärden her! In Hitz und Froſt übet euch, nicht in Schminken und Schmücken. Alte Herzen her! alt Geld her!

Wo iſt euer alt Geld hinkommen, als daß ihr ſolche neue Trachten und Poſſen darum erkaufet, und den Ausländiſchen alle eure Mittel zuführet, ohne welche ſonſt ſie euch nimmermehr würden bekriegen, unterdrücken, und bezwingen können?

All ſolch Bücken und Ritſchen, ſolch Händ- und Fußküſſen iſt erzwungen Werk. Wer ſich ſo gar zimperlich ſtellet, der iſt ein Heuchler: entweder fürchtet er ſich, oder will etwas betteln, oder hat ein bös Stück im Sinn; unter dieſen Decken iſt allezeit eins gewiß. Wer aufrecht und von Herzen durchgehet, was darf er allererſt ſich alſo verſtellen? Die Reverenzen ſind eine Farb des Herzens, ein Anſtrich; alles, was angeſtrichen iſt, das iſt falſch und nichts werth: was offen iſt, das gehet ſchlecht zu, darf Betrugs gar nicht.

Solches Gaukeln mit Hand und Füßen iſt keinem Teutſchen angebohren. Es iſt unteutſch, untreulich. Dieſe Gebärden und Gramanzen nehmen alle Vertraulichkeit hinweg, indem einer nicht trauen darf mit dem andern keck, herzlich, und vertraulich zu reden, weil man allezeit fürchten und ſorgen muß, er ſpotte unſer, er verſuche einen nur, er verlache einen, wenn man rede nicht recht, man titulire, man verkehre ſich nicht recht.

Denn einmal läßt ſich alte teutſche Redlichkeit und Aufrichtigkeit nicht bergen noch vertuſchen. Einmal weiß man, daß dieſe gramanziſche Sucht den Teutſchen nicht angebohren. Einmal weiß man, daß allen ritterlichen Teutſchen, Alten und Neuen, allezeit ſolche ſcheinende Falſchheit zuwider geweſen. Einmal weiß man, daß die teutſche Tapferkeit je und allezeit ſo redlich geweſen, die das Gute gut und das Böſe bös vor jedermänniglich hat mennen dürfen. Einmal weiß man, daß die Gleisnerei, das Heucheln, das Schmeicheln dem teutſchen Blut und Sitten nicht anders als das Feuer dem Waſſer geweſen. Einmal ſiehet und ſpüret mans noch alle Tage an allen redlichen teutſchen Herzen, an welchen dieſes Gift noch kein Theil hat gewinnen mögen, daß ihnen nichts mehr zuwieder als eben dieſe Aufſchneiderien in Worten und in Gebärden. Einmal weiß man, daß die teutſche Redlichkeit jederzeit hat Mund und Herz bei einander gehabt; welches doch das große Gebrall und Gramanzen nicht zuläſſet. Einmal weiß man, daß das hochedele teutſche Blut keiner Nation ſpinnen feinder, als eben denjenigen jederzeit geweſen und noch iſt, die der ſcheinbaren Heuchelei in Worten und Sitten ergeben. Einmal erfährt man, daß ſolche Herzen untüchtig ſind und in der Heuchelei alſo erweichet, daß ſie zu was Tapfern ſchwerlich mehr mögen angezogen werden. Weich in Worten, weich in Sitten und Gebärden, weich am Herzen; was iſt weicher dann jener Leib, der keine andere denn eitel weiche Gebärden hat.

Was iſt das neue Weltabentheuer, das gar ungeſtalte und gar zu gemeine jetzige Neigen und Bücken, Hände und Füßeküſſen anders denn eine überaus groſe weibiſche und kindiſche Weichheit und gaukleriſche Gelenke des Leibes? Was iſt weicher in den Männern denn allein das verſtellte weibiſche Lächeln und heuchelnden Geſicht und Augen? was iſt weicher als allein jenes Gemüth, das ſich nach jedes Willen und Gefallen biegen und wenden thut? Was ſind unſre von den Franzoſen kommende und zu den Franzoſen ziehende und die Franzoſen liebende Teutſchlinge anders als effeminatissima virorum pectora *) — Gott verzeihe mir, daß ich dieſe uns feindſelige Sprach mit untermiſche — welche kein eignes Herz, keinen eignen Willen, keine eigene Sprache haben; ſondern der Wälſchen Willen ihr Willen, der Wälſchen Meinung ihre Meinung, der Wälſchen Rede, Eſſen, Trinken, Sitten und Gebärden ihr Reden, ihr Eſſen und Trinken, ihre Sitten und Gebärden, ſie ſeyen nun gut oder bös.

O der teigigen feigen Weichheit, daraus eitel furchtſam verzagte Weichlinge und nichtsgültige Weiberherzen werden, die nicht gut noch tauglich, ihre weibiſche Weiber, geſchweige denn Stadt oder Land zu regieren. Denn wenn ein ſolcher Weichling gegen niemand ſeine Meinung und die Wahrheit mit Ernſt und männlich re-

---

*) Die weibiſcheſten Mägen.

hen darf, wie wird er dürfen die Wehr zucken, wann die offenbaren Feinde das Vaterland angreifen? wie denn ein jeder Ehrenmann von Gott und ſeinem Blute ſchuldig iſt.

Woher kommt es jetzt in unſerm betrübten Lande, daß man Stätte und Feſtungen ſo freventlich und ohne Verſchulden angreift, auch dieſelben den Erb- und anderen Feinden ſo willig aufgiebt? Allein aus dieſer Weichheit.

Woher kommt es, daß mancher Fürſt und Potentat faſt nirgends keinen redlichen aufrichtigen Diener bekommen kann, welchem er nicht mit großer Sorge vertrauen müſſe? Kommt alles aus dieſer abſcheulichen Sucht und aus dieſer Weichheit her.

Woher kommt es, daß mancher Fürſt und Potentat faſt keinen redlichen gewiſſenhaften Diener mehr kann leiden und behaſten, oder denſelben ſeiner treuen Dienſte wegen will erkennen? Kommt eben aus dieſer verdammten und landverderblichen Sucht und Weichheit her, daß die Herrſchaften von Weichlingen, von Fuchsſchwänzern, Aufſchneidern, Sitten- und Gebärdennarren ſich einnehmen und wider diejenigen, ſo Redlichkeit, Aufrichtigkeit, und Wahrheit lieb haben, verleiten laſſen.

Wehe dem Diener, der an ſeinem Herrn und Vaterlande untreu und ein Verräther wird!

wie können ſeine Kinder einige Hoffnung haben der Wohlfahrt?

Wehe der Herrſchaft, die einen gewiſſenhaften Diener wegen der ungemeiſterten und unüberwindlichen Wahrheit von ſich läſſet! Wie kann es anders ſeyn, als daß ihr armes Land endlich durch die lügenhaften Fuchsſchwänzer muß zu Grund und in das Verderben kommen.

Die Hunde fuchsſchwänzen ihren Herren oder zu rechter Maaß und Gebühr; denn auch, wann ihr Herr ihnen zu ſcharf oder etwas wider billige Gewohnheit thun will, ſo zeigen ſie ihm die Zähne ſtatt des Wadels. Solche Geſellen aber ſind mehr denn hündiſch; ſie wedeln ihren Wadel zu allen Dingen, ohne einigen Unterſchied oder Gewiſſen der Wahrheit oder Lüge; Gutes oder Böſes ꝛc.

O alte Mannheit, o alte teutſche Tapferkeit und Redlichkeit wo biſt du hingeflogen?

Von der Wälſchen Weichheit kommt es her, daß man ſich in allem alſo verhalten will, daß man Dank habe vor der Welt, Gott gebe, was die Seele davon trage.

Ob ein Ding dem Gemeinnutz heilſam oder ſchädlich ſey, da fraget ein alamodiſcher Weichling nichts nach, wann nur ſeiner Gelegenheit, ſeinem Anſehen nichts geſchieht oder abgeht.

Wann ſie nur ihren Namen bei gemeinen und mehreren heilloſen Leuten nicht verlieren, da laſſen Sie alles gehen und walten; da will und mag ſich keiner mit der Mannheit und mannlichen teutſchen Tapferkeit bei den Halsſtarrigen oder auch bei den Anſehnlichen feindſelig machen; da will keiner das Unrecht zu ſtrafen angreifen; da will keiner das Gute mit ſeinem Beiſpiel zu fördern der erſte werden. Wann es aber zum Dankverdienen, zum Geſchenknehmen, zum Lehenbetteln kommt, da will ein jeder der Beſte und Nächſte daran ſeyn, da ſtreitet man mit einander, welcher ſich mit Schmeicheln hinzu machen oder das gemeine Lob der im Gewiſſen ſich übel bewußten gewinnen möge. Und merken dieſe Weichlinge durch Strafe Gottes nicht, daß eben dadurch ſie ihr Anſehen und rechten Reſpekt bei ehrliebenden Leuten verlieren.

O Pfui dich, Teufel! Pfui dich! Was würden ſolche alamodiſche Weichlinge erſt thun, wann ſie von den Feinden des Vaterlands mit hohen Aemtern, mit centneriſchen Geſchenken gelocket und gereitzet werden ſollten? O wehe! da würde man groß Wunder ſehen und ihrer viele von den öffentlichen Feinden und Verräthern an Redlichkeit übertroffen werden, deren die meiſten in ihrer Tyrannei weit tapferer und männlicher als viele alamodiſche Weichlinge in ihrem Leben und Thun ſich verhalten.

Und o, noch einmal, du alte Mannheit, du alte teutſche Tapferkeit und Redlichkeit, wo biſt du hingeflogen?

S. 113 Wie kommt es, daß alle Neuerungen von den Wälſchen müſſen hergenommen werden? ſogar, daß ihr euch befleißiget ihnen auch in den Laſtern gleich zu ſeyn? In Freſſen und Saufen, in Fluchen und Spielen, in Gott ſchänden und gar verleugnen, in Huren und Buben? alles muß auf wälſche Weiſe, auf wälſche Façon, auf Alamode hergehen: in Reden und Schwätzen, in Zählen und Schreien, in Ränken und Schwänken, in guten Worten, in böſem Herzen.

Ja ihr Teutſche ſelbſt, auf daß ihr euch deſto eher unter einander aufreibet, müßt euch mit Sold und Geld erkaufen laſſen, damit ihr euer eigen Vaterland, euere eigene Freunde quälen, unterdrücken, ausſäckeln, verderben, und in Dienſtbarkeit bringen möget.

S. 114. Die Alten habens für die größte Verrätherei gehalten, wo einer wider ſeinen Herrn, wider ſeine Heimath und ſein Vaterland einem fremden Herrn zuzog, wie unſere Teutſche dem Könige von Frankreich. Iſt es eine Verrätherei, wenn einer einen einigen Menſchen verräth, ſo iſts vielmehr, wo einer eine ganze Nation, ſein Vaterland; ſo vjel an ihm iſt, verläßt und ſich zu deſſen offenbarem Feind hält; für welches doch ein jeglicher eher ſein Leib und Leben ſetzen ſoll. Darum ein jeglicher, er ſey wer er wolle, Geiſtlich oder Weltlich, ein Fürſt oder ein Biſchof, der ſich ſeiner Nation oder ſeines Königes Feinde verbindet oder zuziehet, ſoll Leib und Leben verwirkt haben.

S. 120. So du nun ein gebohrner Teutſcher biſt, oder ja ſeyn willſt, was haſt du denn für eine Weiſe und Manier zu ſchreiben? — Iſt euch das wälſche Gewäſch mehr angelegen, als die männliche Heldenſprache eurer Vorfahren? was haſt du mit wälſchen, lateiniſchen, griechiſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen Worten und Sprüchen alſo um dich zu werfen? meinſt du, daß man darum glaube, daß du alle ſolche Sprachen gelernt? warum legſt du dich nicht dieſelbige Zeit auch auf deine Mutterſprache, ſolche in einen Ruf und rechten Gebrauch zu bringen, vielmehr als einer ausländiſchen Zunge alſo zu Dienſten zu ſeyn?

Solche Sprachverkätzerung iſt Anzeigung genug der Untreu, die du deinem Vaterlande erweiſeſt. Deine ehrliche Vorfahren ſind keine ſolche Miſchmäſcher geweſen, wje ihr faſt mit einander jetzt ſeyd. Wer wollte nicht Urſach genug haben zu ſchelten, daß ihr eure Werke alſo mit allerhand fremden Sprachen (und dazu derjenigen Völker, die euch ſo liſtig und grauſamlich nach eurer alten teutſchen durch eure Vorfahren erhaltenen und angebohrnen Freiheit ſtellen und trachtet) verderbet? da doch eure werthe Mutterſprache den andern nicht würde nachgeben, indem die wälſchen Sprachen ihren Urſprung meiſtentheils von der lateiniſchen haben, die unſrige aber von Anfang her von unſerm Urahnherrn Thuiſko als eine wahre Haupt- und Heldenſprache von ſich ſelbſt beſtehet.

Ich will euch meinen Teutſchen hiemit geweißagt haben:

Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich ſind, wann das teutſche Reich ſoll zu Grunde gehen; dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde ſtreiten und ſich ermorden, und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprache verachten und der Wälſchen Gewäſch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewiſſen dienen. Und alsdann wird das Reich, das mächtigſte Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher

Sprache ſie ſich ſo gekützelt haben, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprache wieder ihre Maaß ſetze, ſie durch gelehrte Leute aufbringen, und die wälſchelnden Stümpler nach Verdienſt abſtrafe. O Gott, welchen Helden haſt du dir hiezu erwählet? treibe ihn, auf daß dies Werk einen ſeligen Fortgang habe!

Der wär' ein Narr, der ſchiffen wollt,
Obſchon das Schiff wär voller Gold,
Sollt aber gehn zu Stücken:
Alſo teutſch Herz und wälſches Maul,
Ein ſtarker Mann und lahmer Gaul
Zuſammen ſich nicht ſchicken.

S. 124. Iſt es nicht eine Schande zu hören, einem fremden Volke zu Belieben ſein eigen Heil und Wohlfahrt verachten?

Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! welches unvernünftige Thier iſt doch, das dem andern zu Gefallen ſeine Sprache oder Stimme nur änderte? Haſt du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zu Liebe miaulen hören? Nun ſind wahrhaftig in ſeiner Natur ein teutſches feſtes Gemüth und ein ſchlüpferiger wälſcher Sinn anders nicht als Hunde und Katzen gegen einander geartet. Und gleichwohl wollet ihr unverſtändiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Haſt du je einen Vogel blären, eine Kuh pfeifen gehört? Und ihr wollet die edele Sprach, die euch angebohren, ſo gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande? Pfui dich der Schande!

Hie in Teutſchland ſind Schulen und gute Künſte. In Teutſchland kannſt du Tugend lernen; darfſt nicht allererſt in die wälſchen Lande laufen, da die Tugend vor langen Jahren ſchon ihre Endſchaft genommen, oder, ſo noch was von Tugend daſelbſt übrig zu finden, doch mit Laſtern dermaßen beflecket und beſudelt iſt, daß man das Gute vor dem Böſen, die Freundlichkeit vor der Hurerei, den Ernſt vor der Tyrannei, die Häuslichkeit vor der Dieberei, gute Worte vor der Betrügerei, den Glauben vor der Heuchelei, den Gottesdienſt vor der Abgötterei, das Chriſtenthum vor dem Heidenthum ſchwerlich wirſt erkennen.

Und das noch mehr iſt, ſo ſind die edlen Künſte in Teutſchland dermaßen im Aufnehmen, daß du thörigt thuſt, dieſelbigen anderswo zu ſuchen; ja die Künſte ſteigen allererſt von Tage zu Tage alſo hoch, daß es das Anſehen hat; ſie ſeyen noch im vollen Aufgehen, und künftiger Zeit ſo weit kommen mögte, daß auch die Kinder werden von großer Wiſſenſchaft reden und beides die Wälſchen und die Griechen in ihren Aufſchneidereien überweiſen können. Laß dich alſo genügen an dem, was dir dein Vaterland durch der Voraltern Fleiß ſelbſt mit beiden Händen und mit höchſter Treu darbietet.

S. 142. Der erſte rechte wahre Urſprung der Kleidung kommt von unſerer Untugend, Sünde, und Laſtern her. Adam und Eva, unſere Großältern, werden mir deſſen Zeugniß geben, ohne welcher grauſamen Fall wir der Kleider niemals bedurft hätten. So iſt es auch nochmals faſt mit allen Stücken, die wir am Leibe tragen, ergangen, da aus Noth und wegen eines ſündlichen Schandfleckens jemand zur Bemäntelung und Beſchönung deſſelben was von Tracht aufgebracht, ein anderer aber, der ſolchen Mangel nicht hatte, gleichwohl darauf gefallen und es nachgeäffet. Daher dann der Alamode urſprünglich entſtanden.

Die Kröſe oder Krauſen ſind anfangs von denjenigen erdacht worden, welche nach eingeriſſener franzöſiſchen Seuche in Teutſchland die überbliebenen Schandflecken am Halſe bedecken wollten; und gleichwohl ſind andere, die ſolche wüſte Flecken nicht am Leibe hatten, zugefahren, und je eines einen größeren koſtbareren Kragen haben wollen.

Alſo heutiges Tags ein wüſtes, ungeſtaltes, verhöhntes, beflecktes Jungfrauengeſicht hat zur Beſchönung und Bemäntelung ſolcher Unſtalt die Maſken und den Flor erdacht, damit ſie ihr Geſicht dahinter verbergen mögte. Ein ſchönes, wohlgeſtaltetes, himmliſches, engeliſches Bild und Geſicht hat ſolche Thorheit geſehen und gleich alſobald nachgeäffet, und nicht betrachtet, warum der andere Unluſt ſolche Thorheit erfunden hatte, da ſie vielmehr alle Maſken und Tücher vom Geſicht ſollte wegkauft haben, nur daß man das ſchöne Geſicht hätte ſehen und loben und lieben mögen.

Alſo eine Ungeſtalte, Höckerigte, Buckligte hat anfangs die großen weiten Aermel aufgebracht, mit dem ſchmalen Rücken, damit ſie den Hoſſer alſo darunter verbekgen mögen. Andere, die von geradem wohlgeſtaltem Leibe waren und ſolche Tracht nachmachen laſſen, ſind deſto thörigter geweſen, weil ſie den Männern Urſache des Verdachts geben, als ſollten ſie mit gleicher ungeſtalten Krümme am Leibe verſtellet ſeyn.

Alſo eine loſe Metze, die mit einem unehlichen Kinde ſchwanger gegangen und ſolche ihre unehrliche Ründung vor der Welt verdecken wollen, hat die großen Gepolſter und Reifſchürzen anfangs erdacht und aufgebracht. Und eine ehrliche Jungfrau, die von keinem Manne wußte ein ehrliches Eheweib, das ihren ſchwangern Leib von Gottes Gnaden und mit Ehren trug, hat ſolche ehrloſe Tracht nachgemacht, und nicht betrachtet die Urſache, warum es die erſte erfunden hatte. Iſt das nicht zum Erbarmen? Dannenhero die Franzoſen ſelbſt ſolche gepolſterte Weiberkleidungen Cachebatards oder Blinde Baſtarde haben zu nennen pflegen.

Alſo gewiß die meiſten Alamode-Trachten und Neuerungen in Kleidung von unehrlichen Stücken und Urſachen ihren Urſprung genommen haben. Und haben auch die Männer gleiche und wohl größere Thorheiten wegen des Alamode begangen, als die Weiber.

S. 152. Die Franzoſen wollen das Wort Compliment zu Complementem deuten als, Completamentum, ex completa mente; eine vollkommene Gemüthserklärung. Aber ich wollt' es beweißlicher herbringen von completum mendacium, vollkommene Lüge. Denn es ſind ja freilich anders nichts, als große Worte ohne Nachdruck, Aufſchneidereien, Lügen.

Ja es iſt recht nachdenkliche Kraft in dieſem Wort verborgen. Complimenteur: un accompli menteur, ein prächtiger, höflicher Redner, Großſprecher, ein Aufſchneider und Lügner. Dann wie kann es immer möglich ſeyn, daß ein Teutſcher, der von Art nicht viele Worte macht, nicht viel Schwätzens und Großſprechens achtet, ſeiner Natur zuwieder es mit ſo läppiſchen Babbeleien recht meinen ſollte? Wahrlich dieſes Wort Complement, deſſen Wirkung jetzt im höchſten Grad ſtehet, giebt zu erkennen, was wir für Zeiten haben. Denn auch in den Worten eine ſolche heimliche Kraft und Nachdruck zu Zeiten ſtecket, daß große Dinge daraus können erſehen und erkundigt werden!

Wie die Zeiten ſind, ſo ſind die Worte, und wiederum wie die Worte ſind, ſo ſind auch die Zeiten. Verba ut nummi, die Worte wie das Geld. Es iſt unſere Sprache diesmal in ein recht Kipperjahr gerathen; jeder beſchneidet, beſtümmelt dieſelbe, wie er will, giebt ihr einen Halt und Zuſatz, wie er will. Und wie ſolche leichte Münzen, wie weich ſie auch geſotten ſind, dennoch anders nichts in ſich haben als Kupfer im Halt, alſo alle ſolche heutige Aufſchneidereien, wie ſchön ſie äußerlichem Ton nach lauten, ſind im Herzen doch nicht eines Drecks werth; und wann ſie am beſten ſind, und du meinſt, du habeſt nun alles, was du begehreſt, ſo weißeſt du im Auskehren weder das, was du begehret; noch das, was man dir gegeben, von einander zu erkennen: denn der Wind führet die Worte davon, und ſo wenig als du den Weg eines Vogels wirſt finden können, in der Luft, ſo wenig wirſt du den Nachdruck ſolcher Aufſchneidereien ſpüren mögen.

Von demſelben Verfaſſer und bei demſelben Verleger iſt zu haben:

Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſung in Teutſchland; 8. broch. 1814. 36 kr.

Gedruckt bei Kriſt. Fried. Bauch.

1.

Blick

aus der Zeit auf die Zeit.

Von

E. M. Arndt.

*

Germanien, 1814.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein tapferer und kühner Führer wirft die Fahne oft in die dichteſte Schaar der Feinde hinein, damit die Seinigen, der hohen Ehre gemahnt, dieſer Braut des Regiments nachfliegen und für ſie ſich jeder Gefahr und jedem Tode mit Luſt entgegenſtürzen. So muß es der Schriftner auch häufig machen, wenn er diejenigen noch unſchlüſſig wanken und wie in der Irre hin und her tappen ſieht, welche über das, was zu thun iſt, nicht mehr ungewiß ſeyn ſollten.

Man beſchuldigt die politiſchen teutſchen Schriftner gewöhnlich, und man hat auch mich oft beſchuldigt, daß wir unſtät und ohne Mittelpunkt des Urtheils hin und her ſchwanken, daß wir nicht wiſſen, was wir wollen, daß die Anſichten, Entwürfe und Vorſchläge, womit wir auftreten, wie vom Monde heruntergefallen ſind, daß wir zuviel begehren und alles übertreiben, und was dergleichen wahre und falſche Beſchuldigungen mehr ſind. Ich leugne das alles nicht, aber ich muß auch andeuten, in welcher Lage wir ſind.

Leicht iſt es in England und in andern wohl eingerichteten Staaten mit klarem Verſtande und ruhigem Maaße über politiſche Gegenſtände zu ſchreiben, weil man immer neben dem, was da iſt, hergehen, und ſich an dem geſchichtlichen Maaße deſſelben berichtigen und halten kann. Bei uns können wir Manches nicht ſagen aus Mangel an politiſcher Haltung und Einſicht, bei uns dürfen wir Manches nicht ſagen aus Mangel an politiſcher Freiheit. Wir dürfen Vieles nur andeuten, oder müſſen es, damit der ſchreckliche Staatscenſor nicht über uns komme, in dunkeln und allgemeinen Sätzen einer metaphyſiſchen Hyperpolitik ſo hoch hinausſpielen, daß es zuletzt weder der Erde noch dem Himmel angehört.

Da wir in Teutſchland noch nirgends ein feſtes politiſches Ziel haben, ſondern das Ziel erſt ſuchen, ſo müſſen viele politiſche Pfeile in die öde Weite auf Gewinn und Verluſt abgeſchoſſen werden; und ſelten erfahren wir, ob ſie getroffen haben. In einer andern Rückſicht ſind wir mit unſerm lieben Vaterlande daran, wie ein Arzt mit einem wahnſinnigen Kranken, der oft völlig verworren iſt und nur einzelne helle Zwiſchenräume des Uebels hat. Wenn man mit Wahnwitzigen ſpricht, ſo muß man in Worten und Reden oft die kühnſten und wildeſten Sprünge machen, man muß ihnen faſt gleich oft wie halb toll reden und urtheilen, damit man nur die Stellen findet, wo ſie zu faſſen ſind und wo ein kleines Lichtlein von Vernunft wieder angezündet werden kann. Wir müſſen bei einem Volke, das allen großen politiſchen Takt verloren hat, vielfach hin und her fühlen und verſuchen, ob und wo wir ihm irgend eine Klarheit anzünden können. Daher das Vielfache, Schwankende und Widerſprechende in vielen unſerer Vorſchläge und Anſichten. Man verſucht es nach allen Seiten, wohinaus es denn endlich gehen will, und ob ſich nicht irgendwo etwas Feſtes anſetzen will, das wieder ein klares Bild und eine ſtattliche Geſtalt des Lebens gewinnen kann. Unſere teutſche Politik iſt nothwendig eine atomiſtiſche, weil die ſchaffenden Geiſter noch über dem Chaos ſchweben. Jetzt darf daher noch nicht Narrheit genannt werden, was mit Recht als Narrheit geſcholten würde, wenn unſer politiſcher Leib ſich ſchon auf irgend eine Weiſe geſtaltet hätte. Daher thut man darin vielen politiſchen Schriftnern Unrecht, wenn man das, was ſie ſagen und entwerfen, immer als ihre unmittelbare Meinung aufnimmt und als ſolche lobt oder tadelt. Sie meinen damit oft gar nichts weiter, als daß ſie politiſche Vorſpiele machen wollen und Hinſpiele auf das, was einſt werden kann. Die Zeit iſt jetzt ſo, daß ein geſcheidter Mann bloß Ideen ausſäen darf aus der Luſt des Säens, und weil er die

Nothwendigkeit begriffen hat, daß die in mancher Hinſicht noch immer zu trägen germaniſchen Geiſter aufgeſchüttelt werden müſſen.

Was endlich die Uebertreibungen und Wiederholungen anlangt, weswegen man uns ſo ſehr tadelt, ſo antworte ich, daß wir auch da in dem Verhältniſſe des Arztes ſtehen, der ſeinen Kranken nach ihren verſchiedenen Temperamenten verſchiedene Giften *) von Arzeneien reicht. Man hat in der ſchwediſchen Sprache ein ſehr paſſendes Sprichwort, um zu ſagen, daß etwas nicht verfängt; es heißt: Waſſer auf die Gans gieſſen. Dieſe Gans, die ſehr fette und glatte Federn hat, haben die teutſchen Politiker zu begieſſen: man kann fünf, ja zehen Aufgüſſe thun, und es dringt doch nicht bis auf das Leben durch. Das teutſche Volk verträgt ſtarke Giften.

Dieſe Andeutungen ſtehen hier für dieſe Blätter und für frühere. Denn wir und unſere Mitbrüder wollen doch nicht gern vor allem Volke immer noch als die Tollen und Verrückten angeſehen werden, die nicht wiſſen, was ſie thun und warum ſie es thun.

---

*) Die Gift, plur. die Giften, entſpricht ganz dem Worte Doſis (δόσις). Es wird gewöhnlich nur von dem jedesmaligen Futtermaße gebraucht, das man dem Vieh vorwirft. Mit ihm von Einem Stamm iſt das Gift, die Gifte. Das Verb von beiden heißt geben.

1.

Bemerkungen über Teutſchlands Lage im November 1814.

Es iſt der achte Monat ſeit dem Frieden in Paris. Die teutſchen Schwerdter haben gefochten und die edelſte und ſchönſte teutſche Jugend hat geblutet, der Welt Ruhe zu verſchaffen; die meiſten Länder Europas ſind beruhigt und haben ſich geordnet oder beginnen ſich kräftig und glücklich zu ordnen; nur Teutſchland ſelbſt liegt in einem völligen Chaos über und unter einander geworfen, und alle Elemente des Verworrenen und Böſen, auch die nimmer ruhende noch raſtende Argliſt unſerer Feinde haben Zeit, neue Zwietracht und blutiges Verderben auszubrüten. Schon zeigen ſich an mehr als Einem Orte und in mehr als Einem Kopfe und Herzen die drohenden Vorboten und Zeichen davon, und nirgends erſcheint die waltende Macht und Weisheit, welche aus der matt faulenden Maſſe und der wild brauſenden Lava eine neue kräftige Geſtalt bilden könnte. Wenn Gott, der auf eine wunderbarliche Weiſe ſo viel für uns gethan hat, uns nicht hilft, ſo ſcheinen wir ſo fortgetrieben werden zu wollen, wie der Zufall eben bläſt. Schon beginnt der Himmel ſich hie und da zu ſchwärzen und düſtre Gewitterwolken ſteigen am politiſchen Horizont auf, wo es vor einem halben Jahre noch ganz heiter war; obgleich viele ſchon im verfloſſenen Frühlinge weiſſagten, daß es ſo leicht und freundlich nicht aus einander gehen würde, als die Herrſcher, die an der Spitze des Zeitalters ſtehen, zu glauben ſcheinen. Gleich die erſten Wochen des Aprils, als man in Teutſchland von den pariſer Nachrichten hörte und wie gnädig und großmüthig mit den beſiegten Franzoſen verfahren werde, trauerten viele biedere Teutſche, wahrlich nicht aus Blutdurſt und Rachſucht, ſondern weil der Wille der Vorſehung, welche die Böſen zu beſtrafen und die Guten zu belohnen gebietet, unerfüllt zu bleiben, weil die hohe Gerechtigkeit des gewaltigen Gottes, welcher Begeiſterung und Sieg gegeben hatte, nicht gepflegt zu werden, und weil für die Ehre des teutſchen Namens und für die Sicherheit der teutſchen Gränzen nicht genug geſorgt zu werden ſchien. Aber zu banger Angſt und zum Vorgefühl künftigen Unheils und naher Verwirrung ward dieſe Trauer, als es erſcholl, die Heere der Verbündeten werden Frankreich in der kürzeſten Zeit räumen, und erſt im Herbſt werde man anfangen, über die Angelegenheiten Teutſchlands zu rathſchlagen. Als dieſe Heere wirklich bald von allen Seiten her über den Rheinſtrom zurückfloſſen, o wie viele Sorgen, Klagen, und Weiſſagungen der Redlichen und Guten, daß ſolche unzeitige Milde dem Vaterlande nichts Gutes bedeuten werde! Das hatten ſie gehofft, daß man ſo lange mit dem gezückten Schwerdt in der Hand in Paris bleiben würde, bis das Groſſe und Allgemeine der teutſchen Angelegenheiten, die Vertheilung und Beſtimmung der Lande, die groſſe politiſche Verfaſſung, das Verhältniß der Fürſten und des Volks zu einander, die bindende und zuſammenhaltende Gewalt der Schirmherrſchaft und der Kriegsordnung, kurz bis das Erſte und Nothwendigſte, der Hauptzuſchnitt und die Haupteintheilung und Haupteinrichtung Teutſchlands feſtgeſetzt und abgemacht wären. Denn ſie fürchteten mit Recht, daß, da die Teutſchen wieder die letzten ſeyn ſollten, an welche die Reihe käme, die unglücklichen Teutſchen, um welche ſich zuerſt zehen und dreißig eigene Herrſcher und dann alle Mächte Europas, die auf ihre Koſten immer zu gewinnen hoffen, vertragen ſollen, ſie von den verſchiedenen Partheien und Vortheilen der Unterhandelnden vielfach beſtrickt, zerhadert und gemißhandelt werden würden, zumal da den eigenen und fremden Feinden volle Zeit gelaſſen würde, alle Gewebe der Hinterliſt, des Geitzes und der Herrſchſucht einzufädeln und durch einander zu zetteln. Denn daß jene Verhältniſſe von Freundlichkeit, Zartheit und Ritterlichkeit, welche die Kaiſer und Könige unauflöslich an einander zu knüpfen und aus den Völkern Europas gleichſam Eine Familie zu machen ſchienen, trotz allen Reibungen und Gegenſtößen und Mißtrauen erregenden Zuflüſterungen unzertrennlich ſeyn würden, konnten ſie kaum hoffen, da der Reitz und die Macht der Sachen und ihrer Nothwendigkeit immer wirkſamer zu ſeyn pflegt als alles, was man auf Perſönlichkeiten bauen kann. Freilich ſcheint bis jetzt die That alle ihre Beſorgniſſe zu widerlegen und auch von Wien her hört man dieſelben Glocken läuten, die von Paris erklangen: nichts als Eintracht, Freundſchaft, Brüderlichkeit und Ritterlichkeit, nichts als Feſte und feſtliche Geſinnungen; es ſcheint ein großes langes Friedensfeſt zu ſeyn, eine innige und fröhliche Vermählung aller Herrſcher und Herrſcherinnen mit einander, es ſcheint ein allgemeiner europäiſcher Hochzeitball zu ſeyn, wo die dauernde Familieneintracht und Glückſeligkeit der Völker eingetanzt wird. Dies iſt der Klang und der Schein; aber was die Beobachter und Zuſchauer erlauſchen und winken, das klingt und ſcheint ſchon etwas anders; und auch, was wir andern, die aus der Ferne lauſchen und ſchauen und denen der zu nahe Schimmer Augen und Herzen nicht ganz verblendet, hie und da vernehmen und gewahren, iſt nicht bloß das harmoniſche Saitenſpiel eines Hochzeitballes, ſondern Seufzer und Klagen, auch zuweilen Flüche, und ſogar einige Klänge von Kanonen aus der Ferne laſſen ſich hören, und hinter den bunten Vorhängen des Theaters und den blanken und freundlichen Geſichtern lauern mancherlei verlarvte und verkappte Geſellen, die da Arges treiben und Unheil und Verwirrung zetteln. Ja viele fürchten ſchon, was wir nicht ausſprechen wollen, der luſtige Freudenball werde ſich in Haber und Zwietracht auflöſen.

Wir ſitzen nun zwar nicht in dem Ei, das ausgebrütet werden ſoll, ſo daß wir das Wachſen des Küchleins und die Zeit, wo ſein Schnabel die Schale durchbrechen ſoll, jeden Tag beobachten könnten, aber doch kommt uns Manches zu Ohren und zu Herzen, was wieder allerlei Gefühle und Gedanken erweckt, und es mögte wohl nichts Unzeitiges und Ueberflüſſiges ſeyn, über die Sorgen und Hoffnungen und Wünſche des teutſchen Volkes und über die Anſichten von Glück und Unglück, die ſich ihm zeigen, ſo wie über die Verhältniſſe, Entwürfe, und Strebungen der bedeutendſten teutſchen Mächte, hier einige Winke zu geben. Denn wer kann es uns verdenken, daß wir nach ſo großen Arbeiten und Opfern, die faſt jeder mit redlichem Muth und treuer Geſinnung dem Vaterlande gebracht hat, auch ungefähr wiſſen wollen, was wir denn von Gott und von unſern Herrſchern zunächſt zu hoffen und wohin wir unſere Blicke zu richten haben. Das Vaterland und die Ehre und Herrlichkeit des Vaterlandes und Volkes iſt uns allen gezeigt durch die Wunder, welche Gott für uns gethan hat, und durch die Verſprechungen, welche die Kaiſer und Könige uns gemacht haben; ſo müſſen wir denn auch auf das Vaterland und ſeine Zukunft ſchauen und es als die theuerſte und heiligſte Angelegenheit des Augenblicks betrachten.

Wir ſehen demnach zuerſt, was die Beſſeren und Weiſeren unter den teutſchen Menſchen hoffen und wünſchen. Dann betrachten wir die Anſichten, Beſtrebungen und Verhältniſſe der Hauptmächte Teutſchlands und der fremden Kabinette, die auf daſſelbe den mächtigſten Einfluß haben. Und endlich werfen wir einen Blick auf unſere nächſte Zukunft.

Alle gute und wackere Teutſche, die ein Vaterland im Herzen tragen, hoffen von dem Gott, der uns ſo wunderbarlich und ſo gewaltiglich aus Elend und Schande erlöſt hat, daß er uns auch in unſern politiſchen Dingen und Verhältniſſen ſelbſt da helfen und beſchirmen werde, wo Hülfe, Rath und Schirm unſern Augen oft ganz verborgen iſt. Es kann unmöglich ſein Wille ſeyn, daß dasjenige Volk, welches für alle andere Völker das denkende, ſchaffende, und bildende iſt, wie Spreu und Staub in der Geſchichte verweht werden ſoll; ſondern am meiſten auf ihn, den wir ſo mächtig in uns gefühlt, ja den wir wie mit unſern Augen mitten unter uns geſehen haben, müſſen wir unſere Hoffnungen gründen, daß aus allen dieſen Getümmeln und Verwirrungen, worin wir noch hin und her geſchüttelt werden, das Herrlichſte und Fröhlichſte für uns entſpringen wird. Von den Herrſchern aber, bei welchen unſer Schickſal und die Entſcheidung der Geſchichte des Tages vorzüglich ſteht, wünſchen ſie Folgendes :

1) Eine ſchirmende und ſchützende und die einzelnen Theile des teutſchen Reichs zuſammenhaltende und, wenn es noth iſt, allenfalls zuſammenzwingende Macht. Sie hoffen, Oeſtreich werde die teutſche Kaiſerwürde wieder annehmen, verſteht ſich mit anderer Machtfülle, als es dieſelbe die letzten Jahrhunderte getragen hat. Sollte es das aber nicht wollen, oder ſollten demſelben in den politiſchen Anſichten und in den Verhältniſſen der Gegenwart unbekannte Hinderniſſe im Wege ſtehen, ſo hoffen ſie doch, daß ein Verhältniß ausgemittelt werde, durch welches Oeſtreich und Preuſſen, als die beiden Mächte, worauf Teutſchland allein als auf ſeinen Säulen ſtehen und den Gefahren von auſſen widerſtehen kann, über alle andere teutſche Fürſten erhöht und geſtellt werden, ſo daß dieſe ihnen beiden für das geſammte Reich Folge und Gehorſam ſchuldig ſind. Doch muß das Band, das ſie beide verbindet und die übrigen Lande und Fürſtenthümer gleichſam um ſie flicht oder ihnen unterordnet, ſo in einander gewebt ſeyn, daß die Zerſpaltung des teutſchen Volkes zwiſchen Südteutſchland und Nordteutſchland daraus nicht erfolgt. Damit

die Gränzen gegen Teutſchlands gefährlichſten Feind, gegen Frankreich, gehörig geſchirmt ſeyen, herrſcht Preuſſen am Mittelrhein und Niederrhein, Oeſtreich am Oberrhein. Mittelmäßige oder ſchwache Fürſten dürfen an den Thoren des Reichs nicht als Wächter geſtellt werden — ſie würden in der erſten Noth, vielleicht auch ohne Noth, dem Feinde wieder gegen das Vaterland dienen — ſondern ſie müſſen hinter und zwiſchen dieſe Mächtigſten weiter in die Mitte zurückgeſchoben werden. Man muß ſie in die Lage ſetzen, daß ſie auch wider ihren Willen für die Sicherheit und Ehre des Reichs dienen müſſen.

2) Abſchaffung der ſchändlichen ſogenannten Souverainetät, welche Bonaparte den Rheinbundsfürſten als einen Köder der Knechtſchaft und Schande hingeworfen hat, und von deren Süßigkeit und Zauber ſie ſelbſt und ihre Miniſter und Räthe ſich noch nicht losmachen können. Die Fürſten müſſen unter ſtrenge Geſetze geſtellt werden; auch jenes unſelige Recht, mit fremden Mächten Bündniſſe zu ſchlieſſen, an fremden Höfen Geſandte zu halten, und gleichſam ſelbſtſtändig und wie von dem Reiche geſchieden auf eignen Füßen zu ſtehen, wie die erſte Quelle unſers langen Unglücks, der Weſtfäliſche Friede, es beſiegelt hat, muß ihnen genommen werden; ſie müſſen gegen das Reich und ſeine beiden Schirmherren, Oeſtreich und Preuſſen, ungefähr auf den Stand zurückgeführt werden, worauf ſie im

elften und zwölften Jahrhundert ſtanden. Wo alle Fürſten ſelbſtmächtige und unabhängige Herren ſeyn wollen, in dem Staate kann Ehre und Freiheit nicht lange beſtehen. Die Oberrichter und die Oberverwalter der Lande ſollen ſie ſeyn, nicht die Oberherren: wer die Macht nicht hat zu herrſchen, der ſoll die Tugend haben, für das Vaterland zu dienen.

3) Wiederherſtellung freier Verfaſſung, Wiederherſtellung der Landſtände und vieler freien Reichsſtädte in allen Kreiſen Teutſchlands. Dies iſt urgebohrnes und angebohrnes Menſchenrecht, dies iſt urgebohrnes und angebohrnes Recht des teutſchen Volkes, das weiland als das freieſte und gerechteſte geprieſen, aber in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr unterdrückt und in manchen Fürſtenthümern faſt willkührlich regiert worden. Ohne ſtändiſche Verfaſſung kann uns nie Heil kommen, ohne ſie kann der hohe und muthige Geiſt, der uns in dieſen Tagen errettet hat und der allein unſere Ehre in der Zukunft ſichert, nicht genährt und erhalten werden. Die freien Reichsſtädte aber werden die rechten Mütter und Pflegerinnen der Künſte und jener ſtillen und hehren Wiſſenſchaften und Tugenden ſeyn, die unſer Mittelalter ſo ſehr verherrlichten.

4) Errichtung eines Bundesrathes, der nicht wie jener zuletzt faſt todte Sumpf zu Regensburg in papierner Langſamkeit ſtockt und fault, ſondern immer in lebendiger Bewegung gehalten wird. Die

dazu abgeſandten Botſchafter und Großbotſchafter der Fürſten und Städte verſammeln ſich in beſtimmten Zeiten; unter auſſerordentlichen Umſtänden werden auch auſſerordentliche Verſammlungen ausgeſchrieben. Der Sitz dieſes Rathes iſt in der Mitte Teutſchlands, etwa in Nürnberg oder Bamberg; ſolche Stadt und ihr Gebiet umher iſt heilig, ſie wird zu einer unmittelbaren Reichsſtadt erklärt.

5) Errichtung von zwei Oberreichsgerichten, eines für den Süden und eines für den Norden, mit der Einrichtung und mit der Zahl von Räthen und Beiſitzern, daß die Gerechtigkeit ſchnell gepflegt werden kann, und daß die unabgemachten Streite und Händel nicht wie ſonſt auf die Urenkel forterben. Auſſerdem muß noch ein Austragsgericht oder Vergleichsgericht angeordnet werden, wo die Streite der Fürſten und Lande und Städte, welche mehr politiſcher Natur ſind und welche der bloße Buchſtabe des Geſetzes nie entſcheiden kann, unter einander geſchlichtet werden. Auſſerordentliche Fälle, z. B. Hochverrath und Abfall der Fürſten oder einzelner bedeutender Männer, drohende Gefahren und Umkehrungen, die ſich drinnen und drauſſen zeigen, und andere ſchleunige Dinge werden vor den Bundesrath gebracht, der zur Unterſuchung, Abwendung und Richtung einen Ausſchuß ernennt. Als Grundſatz gilt das judicium parium: jeder ſoll von ſeines Gleichen gerichtet werden.

6) Uneingeſchränkte Preßfreiheit, das Palladium aller Freiheit und die Pflegemutter jeder ſtolzen Tugend, Kühnheit und Herrlichkeit. Der freie teutſche Geiſt darf nicht einmal von fern die Scheere ſehen, die ihm gelegentlich die Flügelſpitzen beſchneiden könnte. Nur die Dummheit und Bosheit und Tyrannei zittern vor einer Freiheit und Beweglichkeit, die den Teutſchen und den Chriſten ſo nothwendig iſt als die Luft und das Licht, welche ſie ſchlürfen und athmen.

7) Gleiche Münze, gleiches Maaß, gleiches Gewicht über das ganze Reich.

8) Abſchaffung alles deſſen, was den freien Verkehr und die menſchliche Bewegung des Volkes hindert und alſo auch ſeine Bildung und Entwickelung hemmt. Die Zölle und Accisen, die Durchgangs-, Geleits-, Wege- und Poſtgelder müſſen gleichmäßig durch das ganze Reich vertheilt und der drückende Ueberfluß davon weggeſchnitten werden. In vielen teutſchen Landen iſt es dahin gekommen, daß die Menſchen kaum noch reiſen und ſich Briefe ſchreiben können, ſo vielfach und übertrieben ſind die Plackereien und Abgaben. Die unſelige Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit, die in dieſen Dingen herrſcht, iſt gewiß keiner der hunderttauſend aufgezählten Vorzüge und Vortheile der Vielherrſchaft in Teutſchland.

9) Eine über das ganze Reich, über alle Fürſtenthümer, Lande und Städte gehende Kriegsord-

nung, die unter dem Reichsfeldmarſchall und unter dem wiederherzuſtellenden und in neuer Ordnung einzurichtenden teutſchen Orden ſteht. Dieſe Kriegsordnung befördert zuerſt die kriegeriſche Erziehung, indem ſie für die rechten vaterländiſchen Seelen- und Leibesübungen ſorgt; ſie wacht, daß in Friedenszeiten alle wehrhafte Männer kriegsgeübt ſeyen und daß der rechte Geiſt unterhalten werde; ſie hat in allen Landen die Oberaufſicht über das Kriegsweſen und die Feſtungen; ſie arbeitet aber am meiſten dahin, daß die kleine Eitelkeit der einzelnen Namen in den Gemüthern der Menſchen vertilgt werde, daß man nicht mehr von wirtembergiſchen, baieriſchen, darmſtädtiſchen, naſſauiſchen, mecklenburgiſchen Heeren höre, ſondern daß der Name Teutſcher vor allen Namen klinge und bedeute.

Jetzt betrachten wir die Mächte in und auſſer Teutſchland, die auf unſer Schickſal einen entſcheidenden Einfluß haben können und haben werden.

Oeſtreich.

Man hatte erwartet, und o wie viele teutſche Herzen hatten dafür brennende Gelübde und Gebete zum Himmel geſchickt, daß Oeſtreich bei dem großen Kriege, woran es endlich Theil nahm, ſeine Blicke mehr gegen Weſten als gegen Oſten und Süden gerichtet habe; man meinte, es ſähe nach ſeinem alten Belgien, nach dem einſt lothringiſchen und habsburgiſchen Lothringen, Elſaß und der

Schweitz hin, und werde mit der kräftigeren Erfaſſung dieſer Lande auch die Kaiſerkrone wieder mit mächtigerer Hand faſſen, als es dieſelbe die letzten Jahrhunderte getragen. Der pariſer Friede und ſein Inhalt riß die Wünſchenden und Hoffenden aus ihrem ſüßen Wahn, und man ſah das Meiſte anders werden, als man ſich den Ausgang und das Ziel des heiligen und von Gott ſo wunderbar geſegneten Krieges gedacht hatte. Als man nun ſah, daß Belgien mit Holland verbunden werden und Lothringen und das Elſaß und andere vom Reiche abgeriſſene teutſche Orte Frankreich bleiben ſollten, daß man auch der Schweitz wieder erlaubte, nach wie vor Söldner der Franzoſen zu ſeyn, da meinte man doch immer noch, Oeſtreich werde die Würde und die Idee des Kaiſers, woraus mit Gunſt der Umſtände in einer kräftigen Hand immer noch ſo viel zu machen ſey, nicht leichtſinnig wie eine Kleinigkeit aufgeben, ſondern den jetzigen Bau Teutſchlands um dieſelbe zuſammenzufügen ſuchen. Man meinte alſo, Oeſtreich werde ſein Tyrol und Südſchwaben wiedernehmen, werde durch Umtauſche die badenſchen Lande und die Rheinpfalz erwerben, und von dort auf den künftigen Erwerb des Elſaßes und der Schweitz, welche der nothwendige Schlußſtein unſerer Südgränze ſind, hinſchauen, indem es ſich als Wächter und Gränzhüter am Rhein lagere. Aber wie man hört und wie manche ſichtbare Zeichen es deuten, ſo ſcheint Oeſtreich ſich mehr und mehr aus Teutſchland zurückzuziehen und ſich gegen Oſten hin und über die Alpen hinaus auf fremde und unteutſche Völker ausdehnen zu wollen. Es ſcheint ſich in ein geprieſenes ſogenanntes Syſtem der Abrundung des politiſchen Leibes verliebt zu haben, das allerdings ſehr große Vortheile hat, wenn die Völker und Länder, die es umſchließt, harmoniſch zu einander paſſen, das aber nichtig iſt, wenn unverträgliche Theile dadurch zuſammengezwungen werden ſollen; denn es giebt Dinge und Verhältniſſe, die ſich nie vereinigen und vertragen laſſen, oder die wenigſtens ſo loſe zuſammenhangen, daß der erſte mächtige Stoß ſie aus einander treibt. Die Vertheidiger des neuen Syſtems der öſtreichiſchen Abrundung und der größeren Abſonderung und Ausſcheidung aus den Angelegenheiten des teutſchen Reiches ſprechen etwa folgendermaßen:

Die Kaiſerkrone, welche viele als eine Verherrlichung des alten Stammes der Habsburge wieder auf Oeſtreichs Haupt wünſchen, iſt eine leere und bedeutungsloſe Zier, die lange ſchon mehr geſchimmert als gewärmt hat. Oeſtreich iſt dadurch häufig in vielfältige und gefährliche Verhältniſſe und Händel gebracht und verwickelt worden und hat von der nichtigen Majeſtät lange ſchon mehr Ungemach und Nachtheil als Freude und Vortheil gehabt. Es verliert nichts, wenn es nicht mehr beſitzt, was weniger als nichts werth war. Auch ohne dieſe Krone und ihren Namen behält es durch ſeine Hausmacht einen gewaltigen Einfluß auf Teutſchland und deſſen Angelegenheiten.

Mit den Gränzen der Monarchie über den Rhein und bis an die Nordſee nach Dünkerken und Oſtende vorzugehen, davor mußte die Erfahrung der früheren Zeit warnen. Von dem öſtlichen Pruth bis dahin iſt die Linie zu lang, und gerade da, wo es an dem nebenbuhlenden Frankreich den mächtigen und nahen Feind hatte, konnte es doch nie mit der gehörigen Kraft und Geſchwindigkeit wirken. Jetzt, in dem Beſitz des ſchönen Oberitaliens und der ehemaligen venetiſchen Landſchaften an beiden Küſten des adriatiſchen Meers, mit der Ausſicht, ſich auch ſüdlich in den fruchtbaren Landen an der Donau auf Koſten der Osmanen zu erweitern, bildet es mit dieſen und mit ſeinen alten Hauslanden einen runden in ſich geſchloſſenen Staat, in welchem der Geiſt und das Leben, kurz alles Blut und aller Saft des Reichs geſchwind bis zu den äuſſerſten Theilen rundlaufen und ſich im Mittelpunkt immer leicht wieder ſammeln können. Es ſteht in ſeiner runden Lage ſo glücklich da, daß es für ſeine Sicherheit niemand verletzen noch fürchten darf. Sonſt ward es faſt in alle Kriege Europas mit verwickelt, jetzt wird es viele Stürme, welche die andern erſchüttern, neben ſich hinbrauſen laſſen und aus ſicherer Ruhe in die wilde Bewegung hinausblicken können.

In Hinſicht Teutſchlands, da Oeſtreich das unmittelbare Stehen in demſelben und auf demſelben ſeinen Vortheilen nicht angemeſſen hält, und da es ihm alſo fremder wird, als es vorher war, hat es folgende Politik zu beobachten:

Preuſſen ſteht ihm mächtig gegenüber, nicht ſowohl durch gleichen Umfang der Länder und der Volksmenge, als durch ſeine Regſamkeit und Thätigkeit, durch den Muth und Geiſt ſeiner Herrſcher und Unterthanen, und durch das lebendige Streben nach immer Höherem und Größerem, als es ſchon erreicht hat, und durch das Fürſtenthum des Lichts, wo es die Liebe und Neigung vieler teutſchen Menſchen, die auch nicht ſeine Unterthanen ſind, gewonnen hat. Dieſes Preuſſen, das vielleicht an Oeſtreichs Statt gerne vorträte und die übrigen Fürſten und Lande unter ſeinem Schutz und ſeiner Anführung zuſammenzöge, muß nach der Möglichkeit gehemmt werden; Oeſtreich muß die anderen bedeutenden teutſchen Staaten mächtiger machen, damit Preuſſen in ſeinem friſchen und lebendigen Strom einen Gegenhalt und Gegenſtoß finde und damit die Vereinigung teutſcher Kräfte unter ſeinem Panier unmöglich werde. Denn nicht bloß durch die irdiſche Gewalt droht dieſes Reich fürchterlich zu werden, ſondern noch mehr durch die geiſtige, wodurch es Funken ausſtreut, die ſelbſt in dem Schooße der öſtreichiſchen Monarchie einmal gefährliche Flammen werden können.

Auf dieſes Letzte muß Oeſtreich vorzüglich achten. Jenen Brennſtoff, der ſeit dreißig Jahren ſo viele Köpfe und Herzen entzündet, und ſo gewaltige Umwälzungen und Erſchütterungen veranlaßt hat, muß es von ſich auf das fernſte halten, weil es weniger als andere Staaten, die aus Einem Leben und Streben zuſammengegoſſen ſind, Erſchütterungen vertragen kann. Da es aus den verſchiedenartigſten Völkern mit den verſchiedenſten Anlagen, Neigungen, Strebungen, Sitten und Verfaſſungen zuſammengeſetzt iſt, ſo muß es vor allen Dingen dahin ſehen, daß unter dieſe Maſſe nichts Gährendes komme, das ſie in ihre verſchiedenen Beſtandtheile auflöſen könne. Oeſtreichs ganzes Beſtreben muß dahin gehen, alles ſo ſehr als möglich beim Alten zu laſſen und als Beſchirmer der alten Kirche und der alten Staatsordnung da zu ſtehen. Es iſt der natürliche Feind alles Neuen und Unruhigen, und muß ihm einen ewigen und unverſöhnlichen Krieg erklären; ſein Element muß die Ruhe ſeyn, wie Preuſſens Element die Bewegung iſt.

Dieſe Anſichten und Urtheile der Abrunder und die Handlungsart der öſtreichiſchen Regierung, die daraus folgen muß, ſind in einem beſchränkten Sinn allerdings wahr und richtig, aber in dieſer Zeit, worin wir leben, und in dem weiteren und höheren politiſchen Sinn, den ſie uns zumuthet, ſind ſie kleinlich und unrichtig, und führen den

Staat, den ſie erhalten wollen, offenbar ins Verderben, und viel geſchwinder, als manche wähnen. Zwar hat es immer geheiſſen: wer nicht vorwärts geht, der geht zurück; aber dieſe Zeit brauſt wie ein aus ſeinen Ufern getretener Strom im Sturmſchritt fort, und wer nicht mit ihr flieſſen will, den ſpült ſie weg und reißt ihn zerſchmetternd und verſchlingend in die Abgründe hinab. Wir machen hier einige leichte Anmerkungen dazu, die jeder nach ſeiner Weiſe ſich deuten und weiter ausſpinnen kann.

Die Kaiſerwürde iſt keinesweges eine leere und bedeutungsloſe Zier, eine machtloſe Majeſtät. Durch ſie, und durch nichts anderes, iſt das Haus Habsburg ſo mächtig geworden, als es heute erſcheint; durch ſie allein hat es ſeine verlornen Erblande im Oſten wiedergewonnen und ſeine im Süden und Weſten angefochtenen Landſchaften vertheidigt; durch ihren heiligen Wahn hat es, auch ohne wirkliche Macht, oft unendlich viel bedeutet, und auch da ſchwer gewogen, wo es oft recht leicht war: und hätte es dieſe Würde, und den Wahn, der auf ihr ruhete, klug und tapfer und zu rechter Zeit zu gebrauchen verſtanden, es hätte nimmer in ſolche Lagen kommen können, als worin es dieſe letzten zwanzig Jahre geweſen iſt; das Größte aber iſt, daß durch ſie im ganzen teutſchen Reiche ſo viele herrliche Geſchlechter und vortreffliche Männer an Oeſtreich und an Oeſtreichs Glanz und Ehre gewieſen und gekettet waren, welche es mit gehoben und gehalten haben: die teutſche Kaiſerkrone brachte ihm Herzen und Geiſter, deren wohlthätige Wirkungen auf die Monarchie gar nicht zu berechnen ſind. Und dies alles wollte es jetzt wie eine Kleinigkeit wegwerfen, und das Teutſchland, welchem es ſo viel verdankt und ohne welches es nicht wohl beſtehen kann, als eine Nebenſache behandeln und in hülfloſer Verwirrung liegen laſſen? Man kann unmöglich glauben, daß es ſo wichtige Dinge mit ſo engem Maaße miſſet und wägt.

Was in Hinſicht öſtreichiſcher Beſitzungen am Rhein und jenſeits des Rheins bis an die Nordſee und Lis und Somme geſagt wird, hält eben ſo wenig die nähere und ſchärfere Beleuchtung aus. Wenn auch das Ziel erreicht werden könnte, worauf man hinſpielt, der erwünſchte und lange Friede, ſo muß jeder Staat wohl bedenken, daß die bewegungsloſe Ruhe, die von keinem geweckt und geſtört wird, wahrlich nicht das höchſte Ziel des menſchlichen Lebens und alſo auch nicht das höchſte Ziel eines glücklichen Staates iſt. So wie der Menſch lebendig Theil nehmen muß an dem, was um ihn vorgeht, ſo wie er im lebendigen Gewimmel der Kräfte und Thaten bleiben muß, wenn er nicht verfaulen und abſterben will, ſo muß der Staat, der doch nur eine Geſammtheit von Menſchen iſt, dies nach gleichem Geſetze thun. Freilich ſoll er die unaufhörliche Unruhe und den ewigen

Krieg nicht als ſeine Beſtimmung anſehen, aber er ſoll ſich nie auſſer dem Bereich alles deſſen ſtellen, was anderen Völkern begegnen kann. Wahrlich weſſen höchſter und einziger Gedanke iſt, in Frieden zu bleiben, grade der wird den verderblichſten Krieg haben. Immer muß der Staat an den tüchtigen Krieg denken, damit er den ſicheren Frieden habe. Und troꜩ aller ſeiner geſchloſſenen Rundheit wird Oeſtreich dem Kriege und ſeinen Gefahren nicht entgehen. Jene Lande aber, welche wir ihm oben als ſeine Beſtimmung anwieſen, ſind keinesweges ein ſchmaler Streif, den jeder Nachbar ungeſtraft faſſen und durchreiſſen kann; nein ſie bieten durch ihre reichen Hülfsquellen, durch ihre vortheilhafte Lage, durch die leibliche Stärke und den kriegeriſchen Geiſt ihrer Bewohner eine Vertheidigung dar, die, von den Erblanden im Rücken nur etwas geſtützt, ihr ſelbſt genügt. Dieſe Maſſe von fünf bis ſechs Millionen Einwohnern, wohl geordnet und regiert, mit dem gehörigen Kriegsvorrath und den nöthigen Feſtungen verſehen, würde als eine unerſchütterliche und unüberſteigliche Vormauer vor dem Reiche und vor Oeſtreich gelegen haben. Was aber in ihnen das Bedeutendſte und für Oeſtreich das Unentbehrlichſte war, das ſind die Menſchen. Was Oeſtreich in der Regel ſonſt Tüchtigſtes und Geiſtreichſtes in ſeinen Heeren und unter ſeinen hohen Beamten hatte, das erhielt es meiſtens aus dem Reiche und aus dieſen Landen. Dieſes geiſtigen Zufluſſes, wodurch die ſtarre und ſtockende Maſſe ſeiner übrigen Länder erquickt und bewegt ward, kann es nicht entbehren, es fühlt dieſe Entbehrung ſchon, und wird ſie künftig noch empfindlicher fühlen. Was hilft ihm die dicke und runde Maſſe, die keinen Geiſt und kein Herz oder wenigſtens für Oeſtreich keinen Geiſt und kein Herz hat? Das Haltende, Bindende und Belebende der öſtreichiſchen Monarchie war ſonſt das Teutſche. Deſſen bleibt ihr ſehr wenig, wenn ſie, wie es ſcheint, ſich von Teutſchland und teutſchen Landen mehr und mehr abwenden und ausſchlieſſen will. Ganz reine teutſche Unterthanen des Kaiſers von Oeſtreich ſind nur die Tyroler und Oberöſtreicher und ein Theil der Stairer und Kärnther; alles andere teutſche Land Oeſtreichs iſt mehr oder weniger mit dem Slavoniſchen gemiſcht und zeugt die teutſche Art, Kraft und Tugend nicht mehr in ihrer Aechtheit und Gediegenheit; die übrigen ſind Slaven von mancherlei Art und Namen, Magyaren, Wlachen, Raitzen, Italier, die in fremdartigen Vermiſchungen und zum Theil mit faſt feindſeligen Zuſammenſetzungen unter einander liegen. Das ſchöne italiſche Land jenſeits der Alpen und an dem adriatiſchen Meere vollends dient dem fremden Volke äuſſerſt ungern, und hat eine unverkennbare Neigung, in eigener Unabhängigkeit für ſich zu beſtehen oder wenigſtens italiſchen Herrſchern von verwandter Art zugetheilt zu werden; Oeſtreich wird ſchwer haden bei ſeinen Regierungsgrundſätzen, die von denen der jüngſten Zeit ſo ganz verſchieden ſind, dieſes Volk je für ſich zu gewinnen, oder das durch die letzten zwanzig Jahre auf eine ſo vielfache Weiſe erregte und aufgeſchürtelte wieder in den alten Zuſtand von 1790 zurückzuwiegen: die ſcheinbare Stärke alſo, die in dem Beſitz dieſer Lande liegt, wird in der That mehr eine Schwächung der Macht ſeyn, da Oeſtreich mehr die eigenen Kräfte wird anwenden müſſen, um die aufſtrebenden Italiäner zu zügeln, als es die italiſchen Kräfte ungehindert für ſich gebrauchen kann.

Daß Oeſtreich, wenn es ſich dieſem thörigten runden Syſtem ergeben ſollte, gegen Preuſſen arbeiten muß, iſt in dem Sinn und der Anſicht der kleinlichen Politik, die daraus folgt, freilich ganz natürlich. Wer nicht ſelbſt der Erſte und Höchſte zu ſeyn wagt, den ängſtigt gewöhnlich ein quälender Neid gegen den, der ſolche Kühnheit ſtatt ſeiner ergreift. Es war freilich jammervoll für Teutſchland, daß Oeſtreich mit den ſüdteutſchen Fürſten, die es von ſeiner Höhe herab geſtürzt und in mehreren Epochen faſt in den Abgrund geriſſen hatten, mit einer banglichen und beklommenen Politik verfuhr, da es gegen die nun geſtürzten Anhänger Bonapartens und gegen ihre heilloſen Plane zu Teutſchlands Verderben das große Recht der Macht und der Gerechtigkeit hätte gebrauchen können und ſollen; jammervoller aber iſt es noch, daß es jetzt diejenigen, welche die Franzoſen, damit ſie ihnen hülfen und dienten, von dem Raube des Reichs vergrößert haben, daß es dieſe ihre Helfer gegen die letzte Ehre und Selbſtändigkeit des teutſchen Volks noch mehr vergrößern und vermehren will, damit nur die Zerſpaltung Teutſchlands durch die ſogenannte Selbſtherrlichkeit und Unabhängigkeit vieler mittelmäßigen Staaten recht verewigt werde: ſo daß, wenn dies — was Gott verhüte! — geſchähe, der Krieg, den wir für unſere Einigung, Stärkung und Wiederaufrichtung führten, unſer Unheil recht eigentlich beſtätigt und in gewiſſem Sinn geſetzlich gemacht hätte.

Daß Oeſtreich als Vertheidiger des Alten, als Haſſer und Verfolger des Neuen, als Erhalter und Beſchirmer der alten Kirche, und als Darſteller des Ruhigen und Unbeweglichen ſich Preuſſen und dem Geiſte, der in jenem Staate lebt, gegenüber ſtellt, dagegen kann man im Ganzen nichts einwenden, und in der Sache ſelbſt iſt an ſich nichts Tadelnswerthes.

Aber wie das Zeitalter geht und der Strom ſeiner Bildung fließt, muß es durchaus getadelt werden. Die lebendigen Kräfte, die jetzt einem neuen Weltalter entgegenſtreben und entgegenarbeiten, laſſen ſich wohl auf eine kurze Zeit hemmen und lähmen, aber durch ihre Hemmung und Unterdrückung begegnet dem Staate, der ſolche Unzeitigkeit verſchuldet, was Leibern begegnet, die bei

Stockung der Säfte in irgend einem Theile vom Schlage gerührt werden. Denn ſo erregt ſind die Geiſter der Zeit und ſo licht und feurig iſt ihre Thätigkeit, daß wer mit ihnen nicht vorwärts ſtreben will, mit unglaublicher Geſchwindigkeit zurückgetrieben wird. Schon bemerkt man als traurige Folge dieſes Stillſtehens in der Zeit, welches immer ein Rückgang iſt, eine gewiſſe unbeſchreibliche Dumpfheit und Erſtarrung und eine gewiſſe Verlegenheit und Unſicherheit in allen Schritten, die der öſtreichiſche Staat thun muß; und wohin würde Oeſtreich kommen, wenn es alles Bewegende, Belebende und Beſeelende von ſich ausſchiede? Denn wahrlich nie iſt ſo ſehr durch die Meinung und durch den Geiſt geherrſcht und geſiegt worden, als in unſern Tagen. Wir können indeſſen nicht glauben, daß Oeſtreich ſeine wahren Vortheile nicht begreifen, daß es nicht zu dem Gefühl und zu der Einſicht kommen ſollte, daß es ohne Gemeinſchaft mit der teutſchen Bildung und ohne Mittheilung des teutſchen Lichtes und Geiſtes endlich als ein fauler und ſeelenloſer Klumpen da liegen und bei der erſten ſtarken Erſchütterung, wovor alle ſeine Friedſeligkeit es doch nicht bewahren kann, faſt ſchon vergeſſen und unbeklagt aus der Reihe der gebietenden und entſcheidenden Staaten ausſcheiden müſſe.

Preuſſen.

Preußen iſt durch große und kriegeriſche Könige und durch ein regſames, thätiges und tapferes Volk aus kleinen Anfängen zu einer bedeutenden Macht emporgewachſen, und hat dieſe Macht in langen und blutigen Kämpfen und Gefahren mit dem Schwerdte in der Hand zu erhalten gewußt. In dem allgemeinen Sturm der letzten Zeit, der ſo viel Großes und Mächtiges niederwarf und zertrümmerte, ward es auch ſchwer getroffen und niedergequetſcht, und lag ſo zertreten und verblutet und von der Argliſt und Wuth des unverſöhnlichen Feindes umſtrickt und belauert da, daß die meiſten verzweifelten, es werde je wieder aufſtehen. Doch ſein König und ſeine muthigen Bewohner verzweifelten nicht, und bereiteten mitten in dem Verderben die Mittel vor, wodurch ſie ſich mit der Gunſt des Glückes und mit der Gnade Gottes wieder erheben könnten. Dieſe Gunſt und Gnade des Glückes und des Himmels kam in dem Jahre 1812. Als Bonapartens gewaltiges Kriegsheer durch Gottes Verhängniß und ſeine Verblendung in Rußland und Polen untergegangen war, da griffen die Preußen zu den Waffen, da wandten ſie mit einer Hingebung und Begeiſterung, die in der alten und neuen Geſchichte wenig Beiſpiele hat, ihre letzten Kräfte daran, und ſtanden gegen das Ende des Sommers des 1813ten Jahres wohlgerüſtet, 300000 Mann ſtark, unter den Waffen; und welche Krieger? Solche, die den Streit auf Tod und Leben gelobt hatten, die ſich und dem Könige und Vaterlande den Schwur gethan hatten, nimmer wieder heimzukehren, ſie bringen denn Ehre und Freiheit zurück. Und nicht dieſe allein, die ins Feld zogen, ſtanden gerüſtet und dem Siege und Tode verſchworen, ſondern auch alles Volk daheim, Greiſe und Männer, Weiber und Jungfrauen, ja ſelbſt die Knaben athmeten nur Muth und Krieg, und arbeiteten und wirkten für den Krieg, entſchloſſen, wenn es auf das äuſſerſte kommen ſollte, mit ihren Brüdern und Freunden in die Schlachtreihen zu treten und den Feind zu bekämpfen. Und ſo haben dieſe preuſſiſchen Heere in Schleſien und in den Marken, in Sachſen und in Holland, am Rhein und in Frankreich geſtritten, daß durch ſie am meiſten die Tyrannei und der Uebermuth der Franzoſen gefällt und gebrochen und Teutſchland von dem ſchändlichen Joche der Knechtſchaft befreit iſt. Der preuſſiſche Name iſt durch ihre Siege und durch die Art, wie ſie ihre Siege gebraucht haben, der größte und theuerſte teutſche Name geworden. Sie haben zuerſt das große Beiſpiel und dann den großen Stoß gegeben, ſie haben ſich in die brennendſte und blutigſte Gefahr geſtürzt, ohne vorher nach dem zweifelhaften Ausgange zu fragen; ſie haben den übrigen teutſchen Fürſten den Muth gemacht, ein Gleiches zu wagen, doch ach! von wie wenigen kann man ſagen, daß ſie freiwillig für das Vaterland das Schwerdt gezogen haben!

Preuſſen war durch die Großheit ſeiner Geſchichte und durch den kriegeriſchen Geiſt, der ſeit dem großen Kurfürſten durch fünf Menſchenalter fortgeerbt war, auch in ſeinem Falle noch ſtolz geweſen; es hatte nie den Gedanken aufgegeben, wieder aufzuſtehen und den jammervollen Schimpf abzuwaſchen. Auch das Element ſeiner Größe, ſein freies geiſtiges Leben und jene Beweglichkeit und Kühnheit, womit es ſich einſt ſelbſt dem Verderben des Uebermuthes und Uebermaaßes der Ideen preisgegeben hatte, war von ihm bewahrt worden: es hatte den Muth, ſich durch das zu heben, was es in einer gewiſſen Zeit verdorben zu haben geſchienen hatte. Nicht in kleinlicher Feigheit und Verzagtheit wollte es die Lichter löſchen, die einſt gezündet und gebrannt und auch wohl Heiliges und Verehrliches in Schutt und Aſche verwandelt hatten; ſie ſollten jetzt leuchten und wärmen. Als in ganz Teutſchland eine erbärmliche Lichtſcheu und auf Befehl des franzöſiſchen Tyrannen auf jedes muthige Wort und jeden kühnen Gedanken eine ſcheußliche Jagd war, förderte Preuſſen, was von Wiſſenſchaft und Kunſt noch zu retten war, und nährte im Stillen die heilige Flamme; es ſetzte ſich die hohe Aufgabe, die geächtete teutſche Art, Sitte und Kunſt bei ſich zu hegen und zu pflegen: als ſie allenthalben verfolgt und geängſtet wurden, fanden ſie eine Zuflucht in dieſem Staate, den die meiſten, die ihn nur aus der Ferne ſahen und vernahmen, als einen untergegangenen betrachteten. Von dieſem Geiſte, den die preuſſiſche Regierung in ſo bedrängter und gefährlicher Zeit mit edler und freier teutſcher Geſinnung und Würdigung genährt und geſchirmt hatte, hat ſie den reichen und geſegneten Lohn zurückerhalten: er hat ihr tauſendfältige Früchte getragen. Aus ihm iſt jener Stolz und jene Kraft gebohren, welche wie ein allbelebendes und alldurchflammendes Feuer von den Erſten und Gebildetſten bis zu den Kleinſten und Niedrigſten hindurchdrang: jene Begeiſterung, welche wie ein Athem Gottes, der das Gefallene wieder erheben und das Erſtarrte wieder beſeelen wollte, die preuſſiſchen Heere entflammte und die übermüthigen Schaaren des Feindes zerſchmetterte. Durch ihn ſind die Preuſſen das Erſtaunen und die Bewunderung ihrer Landsleute geworden. Preuſſen iſt jetzt mächtig durch ſeine Geſchichte, ſeine Menſchen, und ſeine Lande; es iſt noch mächtiger durch die Liebe und Meinung teutſcher Menſchen, und muß neben dieſer größten geiſtigen Macht auch äuſſerlich noch größer gemacht werden, weil, wie die Sachen jetzt ſtehen, Teutſchlands Sicherheit, Glück und Ruhm am meiſten auf dieſem Staate beruhen.

Da Oeſtreich als Schirmer und Gränzhüter an den Thoren des Reichs nicht mehr voran ſteht oder wenigſtens nicht bedeutend und mit auſdrückender und nachziehender Schwere voranſteht, ſo muß der zweite mächtigſte Staat des Vaterlandes mit der Stärke auf den Vorpoſten hingeſtellt werden, daß er ſein hohes Amt auch gebührlich verwalten kann. Er muß, zum Verbinder und Halter von Nordteutſchland und Mittelteutſchland berufen, an ſeinem eigentlichen Leibe, ich mögte ſagen an ſeinem Rumpfe, vermehrt, er muß an Händen und Füßen geſtärkt werden, damit er, zugleich ſtark und gewandt, mit der gehörigen Macht halten und mit der erforderlichen Geſchwindigkeit ſich bewegen und helfen könne. Den Rumpf Preuſſens nenne ich ſeine Mitte; ſeine Arme und Füße nenne ich ſeine öſtliche und weſtliche Gränze. Manche haben die Meinung, welche die geſcheidten Teutſchen Hoffnung nennen, der Rumpf werde durch das ſogenannte Königreich Sachſen vermehrt werden, wiewohl viele kleinliche Menſchen, welche das Große und Nothwendige immer aus dem engen Geſichtspunkte des Einzelnen und Zufälligen anſehen, die Vereinigung Sachſens mit Preuſſen und die Entthronung des Königs von Sachſen eine Sünde, ja wohl eine Unthat nennen, und dies den Preuſſen, welchen jene Teutſche die Liebe und Treue teutſcher Herzen zu gewinnen ſuchen, gern zu Neid und Haß zu machen ſtreben. Sie ſchreien, als wenn die Sachſen, welche ja Teutſche bleiben und mit den tapferſten und mächtigſten Teutſchen verbunden werden ſollen, mit Kannibalen und Huronen in Gemeinſchaft treten und ihrer Herrſchaft unterworfen werden ſollten; ſie ſchreien, als wenn in dem Könige von Sachſen der unſchuldigſte, frömmſte und gerechteſte aller Herrſcher unterdrückt werden ſollte. Und doch hat dieſer verblendete und den Vortheilen der Franzoſen gegen ſein Vaterland und deſſen Glück und Ehre verkaufte und verſchworne Mann ſein Unglück tauſendfach verdient; dieſer Mann, der bis auf den letzten Augenblick mit dem Verderber und Unterjocher Teutſchlands ſtand und mit ihm ſtehen und fallen wollte, und der keinen Glauben an ſein Volk und an die Erlöſung und Wiederherſtellung deſſelben hatte, ſondern bloß auf ſeine Königs- und Fürſtentitel ſah, die ihm mehr däuchten, als der teutſche Name; dieſer Mann endlich, der Preuſſen gegenüber durch die Uebergabe ſeiner Feſtungen, Vorräthe und Heere an die Franzoſen geradezu mit allen den Kräften, die ihm zu Gebote ſtanden, auf Preuſſens Untergang hinarbeitete, welches er unter dem Schirm ſeines groſsen Protektors ſchon ſeit ſechs Jahren auf das empörendſte und ungerechteſte verletzt und beleidiget hatte. Denen, welche für dieſen König ein ſolches Geſchrei erheben, lege ich bloß die einfache Frage vor: Wenn Bonaparte durch die Hülfe dieſes Fürſten an der Elbe eine groſse Schlacht gewonnen hätte, ward dann das Haus Hohenzollern nicht von ſeinem Herrſcherthrone geſtürzt? wurden dann die Preuſſen nicht ein unterjochtes und zerſplittertes Volk? und dies durch die Mitwirkung des Königs Friedrich Auguſt, der auch von der Beute erhalten haben würde? Alſo — An Armen und Füßen muß Preuſſen vorzüglich geſtärkt werden an unſerer Weſtgränze, weil wir dort die ſchlimmſten Nachbarn haben: man ſtellt dem ſtärkſten Feind nicht die ſchwächſten Streiter entgegen; Preuſſen muß an beiden Ufern des Rheins die gehörige Breite und Stärke bekommen, damit es durch die eignen Kräfte dort Halt habe, und in der Gefahr die Mittel habe, die ſeitwärts und hinterwärts liegenden Lande und Fürſtenthümer mit heranziehen zu können: Preuſſen muß am Unterrhein und Mittelrhein die Schlüſſel des Reichs halten, welche in den Händen ſchwächerer Fürſten, beſonders ſolcher, deren ſchlechte und unteutſche Geſinnung ſich leider bis auf dieſe jüngſten Tage noch immer offenbart, ſchlecht verwahrt ſeyn würden. Die Feſtungen Luxemburg, Jülich, Weſel, Mainz (das Thor der Straße aus Nordteutſchland und Mittelteutſchland über den Rhein) mit den zubehörigen Landen, müſſen preuſſiſch werden; die umliegenden Fürſten mit ihrer Kriegsmacht müſſen unter Preuſſens Oberbefehl geſtellt werden: bei Preuſſen muß das Aufgebot des Heerbanns ſtehen. Dieſe feſte Macht, die durch neue Feſtungen noch feſter wird, muß Preuſſen haben, damit es ſchirmen und erhalten könne. Es hat die Vermehrung und Stärkung derſelben vom teutſchen Reiche aber auch wohl verdient; denn kein Land und kein Volk Teutſchlands hat ſo Ungeheures und Auſſerordentliches gethan und gelitten, keines hat ſo ſeine letzten Lebenskräfte angeſtrengt und aufgewandt, damit ihm ſelbſt und den übrigen Teutſchen in glücklicher Freiheit wohl ſeyn könne. Preuſſen kann auch als Entſchädigung fordern, was man ihm ſchon aus freien Stücken anbieten muß, damit eine Macht ſey, welche das Ganze zuſammenhalten und ſchirmen könne.

Die Neider und Feinde der preuſſiſchen Größe, und auch alle diejenigen, welche Teutſchland, damit ſie wieder nach Gefallen damit ſpielen und es gelegentlich den Fremden in die Hände liefern könnten, zerriſſen und zerſtückelt, ohne ſichern Halt und ohne einen feſten Bindungspunkt, liegen laſſen möchten, ſuchen häufig die gehäßige Meinung aufzuſtellen, Preuſſen ſey eine Art nordiſcher Staat von Halbteutſchen, die das ächte Teutſche und das wahre Teutſchland kaum halb vernehmen und verſtehen können; die ſchönſten und lieblichſten Blüthen des teutſchen Lebens werden unter den Fäuſten dieſer kalten und engherzigen Halbbarbaren welken, und die ächte teutſche Art und Gediegenheit werde von ihnen mehr und mehr ausgelöſcht und erſtickt werden. Es iſt nicht ganz unwahr, daß es eine Zeit gab, die aber gottlob nun eine vergangene Zeit heißt, wo Preuſſen häufig wie in einer Abſonderung und Trennung von dem teutſchen Weſen erſchien und wo deswegen in vielen teutſchen Menſchen eine Art Grauen vor den Fittichen und Klauen des preuſſiſchen Adlers lebte; aber von den Menſchen, die den preuſſiſchen Staat bewohnen, hat man dies oft viel zu allgemein geſagt. Die Menſchen des altpreuſſiſchen Staates ſind faſt alle gute und reine Teutſche, von edlem Stamm und von edler ächter Art: treu, redlich, gemüthlich, gaſtlich, fleißig und tapfer trotz irgend einer andern Völkerſchaft des teutſchen Namens. Durch den Himmel freilich, unter welchem ſie wohnen, und durch den Geiſt ihrer Regierung mogten ſie eine gewiſſe nordiſche Eigenthümlichkeit und Einſeitigkeit haben, deren Tugenden und Mängel den Südteutſchen wohl zuweilen als etwas ihnen Entgegengeſetztes und Abſtoßendes auffielen. Dieſe Eigenthümlichkeit und Einſeitigkeit aber, die vormals wohl ſchroffer war als jetzt, iſt in den letzten beiden Jahrzehenden, die in ſo vielen Dingen Rieſenſchritte gethan haben, ſehr verwiſcht worden. Durch den neuen Geiſt der Zeit, welcher gewaltig treibt und oft kaum vernommen doch gewaltig wirkt; durch die Anerkennung des Bedürfniſſes bei den Beſſeren, ſich in allen Dingen der teutſchen Art feſt und feſter anzuſchlieſſen; durch den Stolz, in Kunſt und Wiſſenſchaft von andern Teutſchen nicht beſiegt zu werden; endlich durch das Unglück des letzten Jahrzehends, das allen Teutſchen die Lehre gab, den einzelnen

Teutſchen könne nicht wohl ſeyn, wenn das Ganze in Krankheit und Schmach danieder liege — dadurch ſind die Preuſſen der jetzigen Zeit ganz andere Menſchen, als die vor dreißig und zwanzig Jahren lebten. Sie haben das Gefühl bekommen, daß ſie nichts ſind und in der Weltgeſchichte nichts bedeuten, wenn ſie nicht Teutſche ſeyn wollen. Wenn nun Preuſſen in Weſtfalen und am Rheinſtrom die Städte und Lande gewinnt, welche das Bedürfniß des Vaterlandes und die Wünſche der Guten und Einſichtigen ihm zutheilen, ſo durchläuft es in einer Länge von zweihundert teutſchen Meilen faſt die äuſſerſte Länge des Volkes vom Norden nach dem Süden, und die Verſchiedenheiten der einzelnen Länder und Völkerſchaften, die Eigenthümlichkeiten, welche Verfaſſung, Religion, Gewerbe, und Himmel und Erde bei jedem einzelnen gebohren haben, werden von Jahr zu Jahr mehr in einander flieſſen und ſich ausgleichen und jene angeſchuldigte preuſſiſche Schroffheit und nordiſche Einſeitigkeit aufheben. Es wird ein Geiſt und eine Art entſtehen, welche allen Teutſchen im Süden und im Norden verwandt iſt, und woran ſie ſich freudig und liebend ſchlieſſen können. Die unſeligen Schranken, welche die Verbindung und Einigung teutſcher Kraft und Herrlichkeit ſo lange gehemmt und zwiſchen denen, die ſich von Natur als Brüder lieben ſollten, wohl gar Feindſchaft geſtiftet haben, werden immer mehr niedergeriſſen werden.

Aber nicht allein als von der irdiſchen Macht hoffen die beſſeren und redlicheren Teutſchen von Preuſſen das künftige Heil und die künftige Sicherheit, ſondern ſie hoffen von ihr noch mehr als von einer überirdiſchen Macht. Preuſſen iſt die erhabene Beſtimmung geworden, den Reigen des teutſchen Geiſterreichs anzuführen; Preuſſens König muß Germaniens Herkules Muſagetes ſeyn, er muß die geiſtige Freiheit und Herrlichkeit des germaniſchen Volkes vor allen andern Königen und Fürſten vertreten, er muß die Majeſtät ſeiner Krone mit jenem überirdiſchen Glanze ſchmücken, der aus gewaltigen Ideen ſtrahlender und unvergänglicher blüht, als alle Blüthen des blutigen Lorbeerkranzes, der auf Schlachtfeldern gewunden wird. Preuſſens Könige haben ſchon in früherer Zeit mit großherzigem Stolze die Geiſter frei erklärt, ſie haben das Leben und Weben der himmliſchen Strebungen und Gelüſte, als über dem Gebiete des irdiſchen Scepters webend und wirkend, nie beſchränken gewollt, und auch dadurch iſt jener Muth und Stolz genährt und gekräftigt, der in den letzten Jahren von allen Teutſchen bewundert und geliebt worden iſt. Preuſſen iſt ſeit fünfundſiebenzig Jahren Teutſchlands Lichtträger und Lichtführer geweſen; es muß dieſes Fürſtenthum des Lichts, das herrlichſte und mächtigſte aller Fürſtenthümer, auch künftig behaupten. Aus dieſem heiligen Stolz, den es ſich genommen, und aus dieſer ſchönen Pflicht, die es ſich aufgelegt hat, iſt ungefähr folgende die Aufgabe, die es löſen muß:

Preuſſen muß ſtreben, vor ganz Teutſchland als Muſter und Beſchirmer der leiblichen und geiſtigen Freiheit zu ſtehen.

Es ſtiftet in allen Landen ſeines Gebietes freie ſtändiſche Verfaſſungen, wobei die alten Gebräuche und Geſetze, die Eigenthümlichkeiten eines jeden Landes und Stammes nach Möglichkeit geehrt und geſchont werden. Man muß nicht klagen dürfen, daß Preuſſen ohne Noth etwas verwiſcht oder ausgelöſcht habe, was teutſchen Menſchen an irgend einem Orte lieb war. Auch ſchafft nur das eine feſte und kräftige Freiheit, was in natürlichem Triebe aus den Wurzeln einer jeden Landſchaft und aus den Neigungen eines jeden Stammes erwachſen war. Die bloß papiernen Geſetze, womit in unſern Tagen genug gegaukelt wird, haben kein Leben; nur was aus der Nothwendigkeit von Himmel und Erde und aus den innerſten Seelen der Menſchen gebohren wird, das iſt lebendig, das macht lebendig.

Es erklärt die vollkommenſte Preßfreiheit: nur vor dem bürgerlichen Richter iſt derjenige verantwortlich, welcher als ein boshafter Verleumder und Betrüger erfunden wird; alles Uebrige und auch die Misbräuche richte und beſſere die Meinung, die ſo mächtig werden wird, daß ſie die Frechheit und Bosheit, die ſich etwa erkühnen wollen, zügeln kann.

Es fördert auf jede Weiſe teutſche Wiſſenſchaft und Kunſt und beſchützt teutſche Art und Sprache, die durch fremden Einfluß und beſonders durch Aefferei mit dem gleiſſenden und lügneriſchen franzöſiſchen Weſen ſo viel und ſo lange beeinträchtigt ſind.

Es iſt der Pfleger und Schirmer jeder Religion ohne Unterſchied des Bekenntniſſes; beſonders richtet es in den neu erworbenen Landen die niedergetretene und geſchändete alte Kirche wieder auf. Dies iſt ſeine Pflicht, und dies gebietet zugleich die Klugheit; denn durch nichts wird es die Liebe der Menſchen mehr gewinnen.

Es ordnet das Kriegsweſen ſo, daß alle ſeine Männer die rüſtigſten und ſchlagfertigſten ſind, und daß doch der Krieg mit ſeinen Bildern in Friedenszeiten am wenigſten erſcheine. So macht es ein Volk von Spartern, oder beſſer, es macht die alten gewaltigen Germanen wieder; aber es freut ſich, daß ſeine Krieger tapfer ſind wie die heidniſchen Altvordern, und mild, wie Chriſten ſeyn ſollen.

Wenn Preuſſen auf dieſe Weiſe ſich hinſtellt als den Förderer, Träger und Halter jeder teutſchen Herrlichkeit und Tugend, als den unbeſtrittenen und unbeneideten Anführer jedes Schönen und Guten, ſo iſt ihm ſelbſt die lange Dauer der Macht geſichert, allen Teutſchen aber iſt eine Kraft gewieſen, woran ſie ſich halten, und eine Größe offenbart, unter deren Schirm ſie fröhlich und ſicher wohnen können. Wir müſſen hoffen, daß Preuſſen ſeine hohe Rolle erkennen und den Ruf und die Meinung des Vaterlandes vernehmen werde, daß es den ſchönſten Kranz in ſeine funkelnde Krone flechten werde, den Kranz, der aus den unverwelklichen Blumen des Geiſtes und der Liebe geflochten wird.

Baiern.

Dieſer Staat, den wir noch jüngſt als den Haupturheber unſers Unglücks und als den eifrigſten Anhänger und Beförderer der fremden Tyrannei haſſen mußten, tritt jetzt, nachdem er ſich vor dem Volke kaum wieder ehrlich gemacht hat, mit einer ſo frechen Dreiſtigkeit und mit ſo übermüthigen Anſprüchen auf, als habe ihm vor allen andern Teutſchland ſeine Rettung und Befreiung zu danken. Er iſt gleich einer Hure, die einen ſchwachen Mann zur Heirath verlockt hat, und nun keck unter ehrliche Frauen tritt, als ſey ſie immer nur ihres Gleichen geweſen. Und doch ſollte Baiern im Gefühl ſeiner unzähligen Sünden und Verbrechen gegen das teutſche Vaterland leiſe und demüthig auftreten, damit das Mitleid das Vergangene vergebe und vergeſſe; es ſollte alle teutſche Mächte durch Blick und Stellung und Gebehrde anflehen: Wir fühlen wohl, daß wir nicht rein ſind und nicht ſtolz vor euch ſtehen können, aber vergebt uns, was wir verbrochen haben: wir wollen uns beſſern; wir können keine Anſprüche machen auf Land und auf Vergrößerung, wir wollen nur Erhaltung, und unſer künftiges Betragen ſoll euch bewähren, daß wir eure Begnadigung verdienten. Statt deſſen fordert Baiern, wo es bitten, pocht es, wo es ſchweigen, trotzt es, wo es ſich beugen ſollte, – und ſein ſogenannter Fürſt-Feldmarſchall Wrede, den wir durch ſeinen Prunk, ſeinen Uebermuth und ſeine Habſucht immer nur als einen franzöſiſchen Marſchall gekannt haben und durch die ſchlechte und ſchülerhafte Ordnung der Schlacht bei Hanau wahrlich nicht als einen Feldherrn haben kennen lernen, tritt wie der miles gloriosus des Plautus mit gewaltigen ſpaniſchen Schritten auf, und will es mit der Frechheit abmachen, und ein Franzoſe, Namens Eugen Beauharnois, ſtrotzet ihm nach mit ſeinem franzöſiſchen Gefolge, und deutet an, was wir von Baiern zu fürchten hätten, wenn man zu gnädig gegen daſſelbe wäre. Dieſe Regierung, die beinahe zehen Jahre lang alles gethan hat, um Teutſchland in die ſchändlichſten Feſſeln zu ſchmieden, gebehrdet ſich, als habe ſie um das Reich die größten Verdienſte, und mögte ſich gern zu einer bedeutenden Macht hinauftrotzen, beſonders indem ihr Wrede die Schlacht bei Hanau, die gar nichts entſchied, als daß 8000 brave Teutſche die Opfer der Ungeſchicklichkeit des Generals wurden, neben die Rettungsſchlachten von der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz und von Leipzig ſetzt. Preuſſen hat es gethan, Preuſſen, und nicht Baiern — dies muß man denen, die das Volk verblenden und ſich eine Ehre ſtehlen wollen, die ihnen nicht gebührt, entgegen rufen: Preuſſen hat durch die Tapferkeit und Feſtigkeit bei Lützen und Bautzen den Teutſchen zuerſt Muth und Vertrauen gegeben; es hat nachher an der Katzbach, bei Kulm, bei Nollendorf, bei Dennewitz, an der Wartburg, und bei Lekpzig, und ſpäter auch bei Brienne und Laon den großen Kampf am meiſten auskämpfen helfen. Das Ganze, was Baiern gethan hat, iſt, daß es der Sache Teutſchlands erſt beitrat, als ſie durch die Schlacht bei Leipzig ſchon gerettet war, und wahrlich, wie es in ſeiner Verkündigung an ſein Volk vor der ganzen Welt bekannt hat, ungern und mit unteutſcher Geſinnung beitrat, und daß es fünf Monate mit 25,000 bis 30,000 Mann gegen die Franzoſen focht, nachdem es neun Jahre für ſie geſtritten hatte. Und nun ſtellt es ſich mit unerhörter und beiſpielloſer Unverſchämtheit neben Preuſſen, welches mit allen ſeinen Kräften und mit 300,000 Mann den großen Streit am meiſten ausgeſtritten hat, und thut, als wenn es eine Macht ſeines Ranges wäre, und als wenn es mit ihm auf gleicher Linie Entſchädigung und Vergrößerung fordern könnte. Es wird dabei, wie verlautet, von Oeſtreich unterſtützt, welches ſeine eigenen Vortheile verſäumt und verkennt und Preuſſen jetzt andere gegenüber ſtellen will, damit die Einigung teutſcher Kräfte unter dem Schirm Einer Hauptmacht für die Zukunft unmöglich werde; da Teutſchlands Wohl doch gebietet, daß Baiern wieder auf das Maaß geſetzt werde, worauf es im Jahr 1805 ſtand, ehe es für ſeine Verbrechen gegen das Vaterland von Bonaparten durch den Raub teutſcher Lande vergrößert ward.

Gegen die Anſprüche Baierns und gegen ſeine Vergrößerung erklären ſich alle wackere Teutſche aus vielen Gründen.

Der erſte und wichtigſte Grund iſt: man muß in Teutſchland keine Mächte des dritten Ranges machen, die nicht ſtark genug ſind, auf eigenen Füßen zu ſtehen, ſondern die zur Erhaltung und Mehrung ihrer Macht immer der Verführung ausgeſetzt ſind, ſich gegen die wahren Vortheile des Reichs mit den Fremden zu verſchwören. Dieſe verruchte Nothwendigkeit, die in einem ſolchen Streben liegt, hat Baiern ſchon über ein Jahrhundert geſchichtlich bewährt.

Der zweite Grund iſt: Baiern hat gar keine Verdienſte um das Reich, worauf es Mehrung und Verherrlichung fordern kann; es hat mehr Strafe als Lohn verdient, und auch die Gerechtigkeit muß mitgewogen werden. Iſt es denn nicht genug vergrößert worden, und zwar durch die Ungerechtigkeit, durch Bonaparte? iſt es nicht ſchon um die Hälfte ſtärker, als es im Jahr 1792 war? Und es wagt es, gegen Preuſſen immer die Rede zu führen von dem Stande vom Jahr 1792? gegen das Preuſſen, welches, wenn man ſeine Abtretungen rechnet, an Zahl ſeiner Bewohner jetzt wenig ſtärker werden wird, als es im Jahr 1806 war? O um dieſe kleinen Herren würde es ſchlimm ſtehen, wenn man ſie auf den Stand von 1805 zurückbrächte, was doch nur Gerechtigkeit, ja, nach dem, was ſie geſündigt haben, ſelbſt Gnade wäre.

Der dritte Grund iſt: Baiern hat weder in einer großen Geſchichte noch in einem großen Volke noch in einer vorſtrahlenden Bildung ein Anrecht darauf. Die eigentlichen Baiern ſind freilich eine der kernhafteſten, treueſten und gediegenſten teutſchen Völkerſchaften, aber ſie liegen ſo mittelländiſch und ſo ohne alle Lehne und Stütze auf der Ebene ausgegoſſen, ohne Küſten, ohne Gebirge, die herrſchen, ohne Ströme, deren Hörner ſie halten, ohne Naturfeſtungen, daß ihnen der Halt und die Feſtigkeit fehlt, worum ein großes Volk zuſammenwachſen könnte. Was die Gewalt der letzten Jahre in Franken und Schwaben mit ihnen vereinigt hat, iſt durch Liebe und Treue mit ihnen noch gar nicht zuſammengewachſen. In ihrer geographiſchen Lage haben ſie ſo wenig feſten Kern, daß ſie wie ein Brei zerplatzen und in die Luft ſprützen müſſen, wenn die beiden Mühlſteine Oeſtreich und Preuſſen ſich von den Bergen auf ſie herabwälzen.

Und ſolche gebehrden ſich, als können ſie ein großes Volk ſeyn?

Der vierte Grund, ein gewaltiger Grund, iſt: die bairiſche Regierung iſt ihrer ganzen Art und ihrem Streben und ihrer Neigung nach treulos und unteutſch. Willkühr und Gewalt, fremdartige Geſetze, Zerſtörung alles teutſchen Weſens und aller teutſchen Einrichtungen, Verfolgung des Lichts, und aller Künſte und Wiſſenſchaften, die nur im Lichte gedeihen können, Furcht vor jeder Freiheit und Hochherzigkeit, ja Schrecken vor jedem teutſchen Gefühl und Gedanken — das iſt ihre jammervolle Ueberſchrift. So lange ein Montgelas und das ſchändliche Geſindel, das unter ihm mitregiert, an der Spitze ſteht, iſt ſie allen Teutſchen ein Abſcheu und allen Franzoſen eine Hoffnung, und ſelbſt, wenn dieſe weggethan würden, würde ſie in ihren Folgen und in den Früchten, die ſie ausgeſäet haben, doch lange verderblich nachwirken.

Denn was will dieſer Montgelas? oder vielmehr, was will er nicht? Er will keine teutſche Eintracht, er zittert vor der teutſchen Freiheit und Herrlichkeit; er will keine Stände, er will keine Preßfreiheit; er will den Namen teutſches Volk, teutſches Reich, teutſches Vaterland, teutſche Ehre nicht hören. Alle dieſe Dinge mit ihren hohen Klängen ſind dem Böſewicht eine Peſt, deſſen Verbrechen durch ſie entlarvt und deſſen Größe durch ſie geſtürzt werden würde. Solche lieben die Finſterniß und haſſen das Licht, weil ſie nur im Finſtern ihr böſes Weſen treiben können. Solche Miniſter, und ſo viele andere Miniſter und Räthe kleiner teutſcher Höfe, deren böſes Gewiſſen von ähnlichen Aengſten geſchüttelt wird und die Stimme der öffentlichen Meinung fürchtet, mögten, nachdem ihr großer Protektor gefallen iſt, ſeine ſchändlichen Einflüſſe auf Teutſchland doch verewigen und auf die gänzliche Zerſplitterung und Zerreiſſung des unglücklichen Reiches hinarbeiten. Montgelas hat es nicht hehl, daß es ihm ein Unſinn däucht, Teutſchland wieder zu einem ganzen germaniſchen Körper unter Geſetzen zu vereinigen; er meint, Teutſchland könne mit zehen oder zwanzig unabhängigen und ohne alles feſte gemeinſame Band für ſich beſtehenden Staaten ſich eben ſo wohl befinden, als Italien. O das Wohlbefinden des unglücklichen Italiens ſeit 330 Jahren! ja man kann wohl in Thränen auch das rufen. o das Wohlbefinden des unglücklichen Teutſchlands ſeit 200 Jahren! ſeitdem die meiſten geglaubt haben, die einzelne Freiheit und Glückſeligkeit wachſe in dem Maaße, wie ſie ſich von dem Ganzen trennen und die Macht und Majeſtät des teutſchen Kaiſers verringern helfen! So wollen die Verruchten, die mit den Fremden alle Schande und allen Verrath der Hölle gegen das Vaterland gezettelt haben, die einzelnen teutſchen Staaten wie ſchwimmende Inſeln auf dem weiten Ocean des Zufalls treiben laſſen, damit ſie ihre alten Zettelungen alsbald wieder beginnen und ein Land nach dem andern ihnen zuſpielen können.

Nein nicht dieſes Land, nach ſeinen natürlichen und geographiſchen Verhältniſſen und den Vortheilen des teutſchen Reichs und dem Sinn der bairiſchen Regierung, darf vergrößert werden; es muß in der Mitte hinter dem Walde bleiben, es muß, wenn es Teutſchland wohl gehen ſoll, ein dienender und gehorchender Staat bleiben und kein gebietender und befehlender werden: Baiern darf gegen Weſten nicht über den Speſſart und Odenwald hinaus, und dieſer Regierung, dieſer deſpotiſchen, falſchen und unteutſchen Regierung darf man keine Kräfte in die Hände geben, die es ſogleich zu unſerm Verderben misbrauchen würde. Die Baiern verlangen die Rheinlande, ſie verlangen das Hauptthor des Reichs, die Feſtung Mainz, ſie verlangen Lande und Fürſtenthümer, die umher liegen, unter ihr Panier geſtellt, ſie wollen als eine teutſche Hauptmacht gegen Frankreich auf den Vorpoſten ſtehen. O wir wären gut berathen und bewacht, wenn wir das geſchehen lieſſen! wie würden ſie mit den Franzoſen gegen uns ſpielen und wie würden ſie in dieſen heiligſten Gegenden unſerer Geſchichte die letzten Spuren des Teutſchen ſchänden und ausrotten! Darum darf dieſes Unheil nicht geſchehen, und wir hoffen zu Gott, der ſo viel für uns gethan hat, daß er ein Einſehen thun und die Herzen der

Herrſcher in Wien ſo lenken wird, daß ſie des Verderbens, das ſie uns bereiten könnten, zu rechten Zeit inne werden.

Hannover, und die Engländer in Teutſchland und Hannover.

Man lieſt in allen Zeitungen den Jubel der Hannoveraner, daß die königliche Staatskutſche und die hannoverſchen acht weißen Schimmel aus London wieder in ihre Hauptſtadt eingezogen ſind. Leider ſcheint auch der ganze kleinliche Geiſt wieder eingezogen zu ſeyn, der dieſes Land lange ſchon mehr als ein engliſches denn als ein teutſches Land angeſehen und gewogen hat. Viele Hannoveraner haben in Spanien und Portugal tapfer und herrlich für die Freiheit und Gerechtigkeit gefochten, und ſind deswegen gelobt worden, und ſollen auch hier von mir gelobt werden. Ich habe von dieſen tapfern Jünglingen mehrere geſehen, ich habe mir eingebildet, dieſe, die in fernen Landen ſo große Begebenheiten und Thaten erlebt und mitgethan haben, dieſe, welchen der gewaltige Geiſt und die flammende Kraft gezeigt worden, die aus dem Stolz der Freiheit blühen, müſſen mit Flammen geſchwängert ſeyn wie mit einem edlen Samen, und dieſe Flammen aus brennenden Herzen auf ihr teutſches Vaterland ausgieſſen; ich habe mir eingebildet, dieſe müſſen für Teutſchland und für die teutſche Ehre und Herrlichkeit jetzt eine Gluth und einen Stolz in der Bruſt tragen, wovon alles Einzelne und Kleinliche ſich abgelöſt habe. O ich habe ſie nicht ſo gefunden: England ſchien ihnen mehr am Herzen zu liegen als Teutſchland, Hannover und die Wiederherſtellung und Vergrößerung des alten hannoverſchen Weſens ſchien ihre einzige und höchſte Idee. Auch haben ſich, als der nichtswürdige Hieronymus Bonaparte von ſeinem geſtohlnen Thron verjagt ward, bei den Hannoveranern die edlen teutſchen Aufwallungen nicht offenbart, die man erwartet hatte; ſie haben wenig gethan und wenig bewaffnet für den heiligen Krieg, zu deſſen Genoſſen ſie durch die Leipziger Schlacht erhoben wurden, ſondern haben ſtatt aller Thaten auf ihren mächtigen König von England und auf ihre tapfern Landsleute in Spanien und Südfrankreich immer die Anweiſung gegeben. Jetzt bereiten ſie ſich mit großer Freude, längs den Küſten der Nordſee einen eigenen hannoverſchen Staat zu bilden und mit dem Namen Königreich für ſich allein auch etwas zu bedeuten. Sie ſcheinen wie die meiſten Teutſchen, die durch Schaden nimmer klug werden wollen, alle Lehren vergeſſen zu haben, welche die letzten dreizehen Jahre ihnen mit ſo blutigen Buchſtaben vorgedruckt haben, und meinen, daß die einzelne kleine Elendigkeit, die ſie machen wollen, unter dem Schutz des doch immer fernen Englands allenfalls auch ohne Teutſchland für ſich beſtehen könne. Es klingt auch hier: Hannover vo Teutſchland!

Wenn dieſes hannoverſche Königthum, und dieſe Wuth, auch hier einen neuen abgerundeten Staat zu machen, damit diejenigen, welche zum Wohl des Ganzen größer werden ſollten, nicht größer werden können, nicht allein von den Engländern kommt, ſondern, wie verlauten will, auch von teutſchen Männern befördert und unterſtützt wird, ſo werden dieſe Männer, die in thörigter Eitelkeit und Habſucht das Bedürfniß der Zeit verkennen und ſo ganz gegen die Vortheile des großen Vaterlandes und alſo auch gegen die Vortheile des eigenen Vaterlandes arbeiten, dem gerechten Tadel der Mitwelt und Nachwelt nicht entgehen; denn der Schimpf wird auf ſie fallen entweder der Dummheit oder der Schlechtigkeit, weil ſie in der größten Zeit der teutſchen Geſchichte, wo die Erfahrungen und Lehren der Jahrhunderte ausgebreitet vor uns liegen, ſich von dem niedrigen Standpunkte des Eigennutzes und der Befangenheit nicht zu dem Großen und Ganzen erheben konnten. Meinten die Männer, welche die hannoverſchen Geſchäfte leiten, und welche Einfluß genug haben, um Englands Anſichten und Meinungen über Teutſchland aufzuklären und Englands Politik in Hinſicht des feſten Landes zu lenken, es redlich mit dem großen teutſchen Vaterlande und könnten ſie aus dem Augenblicklichen auch auf das Zukünftige hinblicken, ſo mußten ſie mit allen ihren Kräften gegenarbeiten, wenn es England einfiel, auch in Teutſchland gleichſam eine Nebenmacht für ſich begründen zu wollen; ſie mußten nicht wollen, daß Hannover vergrößert würde als ein Staat für ſich, ſondern daß Hannover und die übrigen nordweſtlichen Staaten Teutſchlands an Preußen angeſchloſſen und unter Preußens Schirm und Oberbefehl im Kriege geſtellt würden, weil nur ſo eine Kraft gebildet werden kann, die allen Stürmen, welche von Südweſten her gegen das Reich blaſen können, gewachſen iſt.

England iſt oft von mir geprieſen worden wegen der herrlichen und ſtolzen Freiheit, die es bei ſich behauptet, und wegen der glorreichen Kämpfe, womit es nun ſeit zwanzig Jahren für die allgemeine Freiheit Europas geſtritten und ausgehalten hat. Ich werde die Engländer immer loben wegen ihrer Redlichkeit, Tapferkeit, Tüchtigkeit und Freiheitsliebe, worin ſie die meiſten Völker der Erde übertreffen; aber ich werde ſie öffentlich ſchelten und anklagen, wenn ſie gegen uns das Ungebührliche oder gar das Schlechte thun. Teutſchland ſteht gegen England in einem ganz freien Verhältniſſe; dieſes hat keine Rechte und Forderungen gegen uns, worauf es pochen könnte; es ſteht nicht wie der Gläubiger gegen dem Schuldner, der auf Abrechnung fordern könnte, ſondern wir ſtehen ihm gleich gegenüber. Teutſchland hat lange Jahre für

England gearbeitet, und kaum iſt ein Land in Europa, das ihm im Handel ſo reiche Früchte getragen hat. Später in den Kriegen gegen Frankreich hat England uns als Bundsgenoſſen Hülfsgelder bezahlt, weil wir nicht bloß für unſere Sache, ſondern auch für ſeine Vortheile fochten. Daß wir, ihm an Freiheitsſinn und an Geiſt verwandt, in der letzten traurigen Zeit, wo wir faſt ein unterjochtes Volk heiſſen konnten, doch nie die Idee der Freiheit aufgaben, ſondern in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft mehr denn je für ſie arbeiteten; daß wir endlich durch die gewaltigen Herzen und Arme unſerer Krieger den franzöſiſchen Koloß zerbrochen und auch England von unſäglichen Plagen und von nicht bloß geträumten Gefahren mit befreit haben, indem wir uns ſelbſt befreieten, dafür wird es uns nie genug danken können, und alle kleine Nachrechnungen, die es in dieſer und jener Hinſicht etwa noch machen könnte, ſind dadurch mehr als genug abbezahlt. Es hat auch gar nichts an uns zu fordern. Die einzige gültige Forderung, die es an uns machen kann wegen ſeiner eigenen Sicherheit, iſt, daß wir uns eine tüchtige und ſtarke Verfaſſung geben, daß wir die Einheit und Macht in uns ſtiften, wodurch wir künftig jedem auswärtigen Feinde die Spitze bieten können. Denn ſo wir auf irgend eine Weiſe ſchwach und hinfällig werden, fällt auch das ganze feſte Land in allen ſeinen politiſchen Verhältniſſen zuſammen, und auch die Engländer müſſen auf ihren Inſeln die Wehen ſolches Unglücks und ſolcher Zerrüttung empfinden.

England tritt aber, wie es am Tage liegt, nicht edel unter uns auf, noch wie es dem edlen und freien Volke geziemt, das allen andern Völkern ein Beiſpiel der Gerechtigkeit und Mäßigkeit ſeyn ſollte. Es offenbart eine kleinliche Politik des Eigennutzes und die Abſicht, unſre Küſten und Ströme in ſeine Gewalt zu bringen, damit es uns mit ſeinen Waaren überſchwemmen und unſern Handel und unſere Gewerbe vernichten kann. Der König von England als Kurfürſt und Herzog von Braunſchweig Lüneburg hat allerdings ein unbeſtreitbares Recht, in Teutſchlands Angelegenheiten mitzuſprechen; aber er ſollte darin nur als Kurfürſt von Hannover erſcheinen und nicht die ſchwere Fauſt der brittiſchen Macht mit in die Wagſchale legen wollen. Hannover als Hannover hat kein Recht auf Vergrößerung und Verherrlichung, weder politiſch nach unſeren und ſeinen eigenen Vortheilen, noch wirklich durch Thaten und Opfer, die es dem Ganzen gebracht hätte; es hat für unſere Erlöſung viel weniger gethan, als kleinere teutſche Staaten, welche dafür keinen Zuwachs an Land weder fordern noch erhalten. Hannover vergrößert ſich alſo nur durch Englands Einfluß, und -- was das Schlimmſte iſt — es vergrößert ſich nicht für Teutſchland, ſondern für England. So gewinnt England, unter dem Schein eines Rechts, auf einem politiſchen Schleichwege, unter ſeine unmittelbare Aufſicht und Einfluß einen nicht unbedeutenden Staat, den es auch für ſchleichende Vortheile gebrauchen will. Holland und Belgien ſteht für's Erſte faſt ganz unter ſeinem Einfluß, was für den Augenblick wohl gut iſt. Nun gelüſtet es auch, alle Küſten und Ströme unſerer Nordſee von Helgoland bis zum Dollart in ſeine Gewalt zu bringen, und es iſt zu fürchten, daß es ihm gelingen werde: die Elbe, die Weſer, die Ems ſoll ihm zugehören, in einem weiten Küſtenlande will es engliſche Magazine anlegen, und von dort aus ſeinen Waarenvertrieb über ganz Teutſchland ausbreiten. In der That ein feiner Plan, wo der ſchnödeſte Eigennutz ſich ganz offen zur Schau legt, ſo daß die immer noch zahlreichen Anhänger der Franzoſen ein neues Recht gewinnen, das eben geſtürzte Syſtem der franzöſiſchen Schande und Gaunerei zu loben und den neuen Zuſtand, wenn er ſo gebraucht wird, herabzuſetzen. Dies alles, daß jeder Fremde ſich bei uns eindrängen und auf unſere Koſten an Macht und Reichthum gewinnen will, geſchieht uns armen Teutſchen auch nach ſo groſen Thaten noch, weil wir die Einheit des Volkes und den Sinn und Stolz dieſer Einheit zu ſehr verloren haben. Wahrlich wir müſſen von den Fremden noch viel zerarbeitet und gequetſcht werden, bis wir die Macht und den Muth eines wahren Volks wieder gewinnen. Bitter aber müſſen die Engländer geſcholten werden, daß ſie, nachdem wir ſo viel für ſie gethan haben, uns ſo ſchlecht danken wollen, daß ſie ohne Scheu und Schaam unſere Küſten, die Küſten eines großen und mächtigen Volks, behandeln wollen, wie die Küſten von Nutkaſund und Neuſeeland, als wenn wir noch die alten Bärenhäuter und die unſtät irrenden Jäger des Barbarenſtandes wären. Weil wir ſo ſchwach und getheilt ſind, darum wagt gegen uns jeder, was er ſonſt gegen keinen wagt. Spanien wahrlich, wenn irgend ein anderes europäiſches Land, hat England unendlich viel zu verdanken; Spanien iſt durch engliſches Geld und durch engliſche Heere am meiſten befreit und erlöſt worden — und in Spanien ſteht kein engliſcher Fuß mehr noch unterſteht er ſich dort fußen zu wollen, auſſer auf dem alten längſt erworbenen Gibraltar. Warum haben die Engländer in Gallicien, Andaluſien, Valencia und Katalonien nicht auch einige Städte und Feſtungen und Strommündungen beſetzt behalten? Die Antwort iſt: weil ſie dies vor dem ſpaniſchen Stolze nicht durften. Gegen uns Teutſche und gegen unſere gutmüthige Geduld dürfen die Fremden und die Eigenen alles; uns helfen unſere eigenen Männer an die ſtolzen Kaufleute vertrödeln, und rühmen ſich noch wohl, daß ſie uns eine neue Herrlichkeit bringen.

Englands Politik iſt hierin im höchſten Grade kleinlich und eigennützig, ſo wie es ungern ſehen würde, daß Teutſchland zu der Herrlichkeit eines großen Volkes in Einheit des Befehls und der Macht gelangte, weil es bei dem Einzelnen und Getrennten die Aufmerkſamkeit auf die wahren Vortheile des Volks und Vaterlandes nicht zu fürchten hat, die erwachen würde, ſobald ganz Teutſchland als eine große und einige Geſammtheit zuſammenhielte. Es ſchielt, ſeitdem Frankreichs drohende Uebermacht zerfallen iſt, nach uns wieder durch die Brille der Krämerei: unſere Ströme ſollen ſeine Goldader, unſere Städte ſeine Waarenlager, unſere Kaufleute ſeine Zwiſchenhändler werden, unſre Fabriken und Manufakturen aber ſollen in ſolcher Abhängigkeit vergehen. So ſchielt England jetzt auf Teutſchland, ſo will es unſre Thaten und Anſtrengungen belohnen.

Wenn die Hannoveraner uns ſagen: Es iſt gut für Teutſchland, daß England mit einem ſtarken Fuße unmittelbar auf dem feſten Lande gegründet ſteht, weil es mit ſeiner Macht uns auch über das Meer her ſogleich kräftig beiſpringen kann, ſobald uns von auſſen eine Gefahr droht, ſo antworten wir: Wir haben geſehen, wie England ſeit zehen Jahren ſeinem Hannover hat helfen können. Und wenn es ihm und uns in ſolchen Bedrängniſſen auch immer helfen könnte, wir wollen die alte Unehre bei uns nicht verewigen, daß wir einer fremden Vormundſchaft und Hülfe bedürftig ſind. Die Engländer können jenſeits des Meers ruhig ſitzen und nach Otahiti und Neuholland Kolonien ſchicken und an beiden Polen neue Inſeln ſuchen, wenn ſie uns nur nicht an einer kräftigen Verfaſſung hindern, ja wenn ſie uns nur erlauben, daß wir uns ſelbſt einrichten, wie es unſre Ehre und Sicherheit verlangt.

Wenn die Hannoveraner ſagen: Der freie Geiſt der engliſchen Verfaſſung und Verwaltung wird auf Teutſchland einen wohlthätigen Einfluß haben, ſo wollen wir ihnen das ungern ableugnen, weil wir dieſen Geiſt ehren; aber wir wollen ihnen doch die Erfahrung eines ganzen Jahrhunderts zu Gemüthe führen, welches Hannover in ziemlich genauer Verbindung mit England geſtanden hat und in welchem in Hannover doch nichts Freieres entſtanden iſt als eine feſt abgeſchloſſene Adelsariſtokratie, die eben auf die teutſche Verfaſſung nicht beſonders eingewirkt und in die teutſchen Herzen keine Funken, geſchweige denn Flammen gehaucht hat. Auf jeden Fall, wenn das Engliſche auch beweglicher und lebendiger auf das Teutſche einwirkte, als es bei einem unedlen und geſchloſſenen Kaſtengeiſte geſchehen konnte, würde es trotz der urſprünglichen Verwandtſchaft des engliſchen und teutſchen Volkes manches in uns abſetzen, was uns fremdartig wäre und was zu unſerer Art und zu der Entwickelung und Verfaſſung, die aus dieſer Art hervorgegangen iſt oder hervorgehen wird, durchaus nicht paßte. Wir bitten und wünſchen alſo recht ſehr, daß die Engländer uns nicht zu nah kommen noch zu nah auf uns wirken wollen; in der Ferne wollen wir ſie uns gern gefallen laſſen und ſie als ein edles und wackeres Volk ehren; aus der Ferne ſollen ſie uns die Freiheit mit allen ihren Gütern und Herrlichkeiten zeigen, und was die Verfaſſung, welche unter der Zucht von Geſetzen ſteht, Schönes und Treffliches hervorbringt; ſie ſollen uns reitzen, daß wir die Freiheit und Geſetzlichkeit auch vor allen irdiſchen Gütern achten und begehren, aber wir wollen uns die Freiheit und Geſetzlichkeit auf unſere Weiſe machen und ſchaffen. Den teutſchen Männern aber wiſſen wir ſchlechten Dank, die da meinen, etwas Großes für uns zu thun, wenn ſie die Engländer unmittelbar mitten in unſere Angelegenheiten hineinſetzen und hineinmiſchen.

Wenn die Hannoveraner ſagen: Die Engländer werden über die Lande, die in Teutſchland unter ihrem Scepter ſtehen, Wohlſtand und Reichthum verbreiten, ſo laſſen wir das fürs erſte dahingeſtellt ſeyn, weil wir die Folgen davon noch nicht ſehen; aber ich meine, wir haben in unſern Tagen genug gelernt, was Wohlſtand und Reichthum denn eigentlich bedeuten. Wir waren im Wohlſtande, viele von uns auch im Reichthum in den Jahren 1794 und 1796; ja manche waren es noch in den Jahren 1800 und 1804; aber wohin ſind unſre Schätze geflogen? Reichthümer ſind wenig werth, wenn man in der feſten Macht des

Staates nicht die Sicherheit und Bürgſchaft ihres Beſitzes hat; ſie ſind überhaupt nichts werth, wenn die Menſchen dadurch den großen Tugenden entfremdet werden, die ihrem Volke angehören ſollen; wenn ſie nie die hohen Gefühle des großen Vaterlandes und ſeiner Ehre und Herrlichkeit empfinden, ſondern mit kleinlichen Trieben und Gedanken gleich andern Thieren auf der Erde kriechen nud graſen. Das kann uns nicht erfreulich ſeyn, wenn wir an den künftigen Hannoveranern das erleben, was wir an den jetzigen erlebt haben, und was wir über kurz und lang an allen teutſchen Landen erleben müſſen, welche fremden Herren dienen. Haben in dieſem heiligen Kriege die braven Holſteiner unter däniſchen Fahnen nicht traurig genug gegen uns und gegen ſich ſelbſt ſtreiten müſſen? haben die Hannoveraner nicht größtentheils ſtill geſeſſen und nur auf ihren König von England hingeſehen? und werden ſie, durch fremde Grundſätze, Gewerbe und Neigungen immer mehr von uns abgezogen, in Zeiten der Noth und Gefahr nicht wieder als eine todte Maſſe da liegen, die gegen alles Geſchrei des teutſchen Vaterlandes ſtarr und unbeweglich bleibt, bis etwa der König von England ſie einmal anrührt und ruft: Ich bin da, der König? Und — was freilich jetzt nicht nahe ſcheint — können die politiſchen Weltverhältniſſe ſich nicht ſo wunderbar durch einander treiben und verwirren, daß dieſer König von England gar einmal als Feind Teutſchlands oder wenigſtens als Feind ſeiner bedeutendſten Mächte auftreten kann? Wie ſteht es da um uns? nicht wahr, da haben unſre engliſirenden und hannoveriſirenden Landsleute uns einen großen Dienſt gethan, daß ſie ein fremdes Volk bei uns ſo mächtig gemacht haben?

Kurz wenn man dies alles nicht aus dem Standpunkte des Kleinen und Augenblicklichen, ſondern aus dem Standpunkte des Großen und Bleibenden betrachtet, wenn man nicht auf Hannover und auf den Vortheil und Ehrgeitz einiger hannoverſchen Familien, ſondern auf die Macht und den Ruhm von Teutſchland, deſſen Genoſſen und Unterthanen auch ſie ſeyn ſollen, und auf das künftige Wohl und Weh unſers gemeinſamen Vaterlandes ſieht, ſo iſt dieſes hannoveriſch-engliſche Weſen und Treiben eben keine erfreuliche Erſcheinung. Das Schlimmſte aber für das Ganze iſt das, daß England, um ſeine eigenen ungebührlichen Anſprüche und Eingriffe in Teutſchland zu beſchönigen, anderen teutſchen Staaten, die gleich unſtatthafte Begierden und Forderungen haben, vielleicht Aehnliches erlauben wird. So zieht die eine Schlechtigkeit immer die andere groß, und das große Werk, wofür ſo viele Teutſche gebetet, gearbeitet und geblutet haben, das Werk der Einigung und Kräftigung des Vaterlandes, wird eher gehindert als befördert. Wir bekommen immer mehr neue und fremde Beſtandtheile in uns, welche uns verwirren und ſchwächen, da wir doch hofften, wir könnten grade durch die Entwickelung dieſer großen Zeit vieler fremden Mächte, die über teutſche Landſchaften eine ungebührliche und gemeinſchädliche Herrſchaft üben, los werden. Den hannoverſchen Edelmann, der nach wohl behauptetem Herkommen im erblichen Beſitz aller erſten Würden und Aemter des Landes war, mag es freuen, daß er ſeinen Titeln nun noch das Wörtlein königlich anhängen kann, und daß die Majeſtät ſeines Königs wie ein kaum ſichtbarer Schatten ihn aus der Ferne beſchimmert, daß der Thron in Hannover beinahe das iſt, was Bonaparte einmal geſagt haben ſoll, ſchlechtes Holz mit Sammet beſchlagen, und daß der König nur als eine Idee auf ihm in der Luft ſchwebt; uns kann es wenig freuen, wenn man darüber auch das große Vaterland, Teutſchland, ohne feſte Säulen jedem künftigen Sturm wieder faßlich und erſchütterlich in der Luft ſchweben und treiben läßt. Gott aber wird alle diejenigen ſtrafen, wenigſtens mit Schimpf und Spott bei der Nachwelt ſtrafen, welche über den einzelnen Vortheilen und Eitelkeiten das Große und Gemeinſame unſers Volkes verſäumen und hintanſetzen.

Holland und Belgien.

Da es geſchienen hat, als habe Oeſtreich mit ſeinen Beſitzungen auf germaniſchem Boden nicht wieder bis an die Küſten des Meeres vorſchreiten wollen, ſo kann man die Politik Englands nur loben, welche Holland und Belgien mit einander verbunden hat, vorausgeſetzt, daß es dieſe Lande zuerſt nur anordnen und einrichten hilft, und die ſelbſtſtändige Regierung dann dem Manne überlaſſen will, der ſich jetzt ſouverainer Fürſt der Niederlande nennt und der durch die Tugenden und Großthaten ſeiner Vorfahren, der Naſſaue, wohl ein Anrecht hat, vor vielen andern in dieſen Landen zu herrſchen. Holland und Belgien, ſo verbunden, kann als eine Vormauer Teutſchlands gegen Frankreich angeſehen werden, nicht ſtark genug, daß es für ſich beſtehen könne, ſondern auf der einen Seite an England, auf der andern an Teutſchland gelehnt: alſo immer in der Nothwendigkeit, die Freundſchaft dieſer Nachbarn zu erhalten. Kaum iſt indeſſen dieſer kleine Staat entſtanden, ſo klingen auch ſchon die Stimmen und beweiſen uns die Schreiber, er könne für ſich mit ſeinem gegenwärtigen Umfange nicht ſelbſtändig ſeyn, und ſelbſtändig wolle er einmal ſeyn; es ſey alſo nothwendig, daß man ihm den größten Theil der rheiniſchen Lande jenſeits des Rheins nebſt den Städten und Feſtungen übergebe und mit ihm vereinige, und die hohen Herrſcher und teutſchen Fürſten werden gegen dieſe billige Forderung wohl nichts haben. Es iſt zu hoffen, daß die hohen Herrſcher und teutſchen Fürſten recht viel dawider haben werden, beſonders weil für Entſchädigungen, welche manche teutſche Staaten mit Recht fordern können, der Stoff ganz ausgehen würde, wenn man den erſten beſten Forderer hie eine Fetze und dort eine Fetze von den Reichslanden abreiſſen lieſſe. Auch das ganze teutſche Volk hat viel dawider, und ich ſpreche in Folgendem ungefähr ſeine Anſichten und Gefühle aus:

Jene herrlichen Lande und Städte, welche man den Belgiern und Holländern ſo beſcheiden zutheilen will, gehören mit zu dem trefflichſten und heiligſten Kern des teutſchen Volks, und man würde eine unverzeihliche Sünde begehen, wenn man ſie vom Reiche ablöſen und entteutſchen lieſſe. Freilich würde dieſe Ablöſung und Entteutſchung nicht ſo ſchlimm ſeyn, als unter den Franzoſen; doch würde manches ſich ganz anders geſtalten und entwickeln, als unter einer ächt teutſchen Regierung. Denn die Holländer haben durch die lange Trennung vom teutſchen Reiche und durch ihre von den übrigen Teutſchen ganz abgehende Thätigkeit und Gewerbe doch einen eigenthümlichen und in manchen Beziehungen den Teutſchen fremdartigen Karakter erhalten, und die Belgier ſind zum Theil auch mit ungermaniſchen Stoffen gemiſcht. Nicht alſo teutſche Lande muß man mit dieſem neuen Staate verbinden, ſondern, da er einſt eine teutſche Landſchaft war und, geographiſch und politiſch betrachtet, nur ein Auſſenwerk Teutſchlands iſt, ſo muß er als ein Theil des großen germaniſchen Körpers in den germaniſchen Bund gezogen, in Sitte und Art allmählig wieder mehr verteutſcht, und durch die ganze teutſche Kraft, der er ſich anſchließt, gegen Frankreichs Uebergewicht geſtärkt werden. Uebrigens iſt es, wenn man ſolche Zumuthungen und Forderungen auch der Schwächſten an Teutſchland bedenkt, ein demüthigender Gedanke, daß wir, einſt das mächtigſte Reich der Chriſtenheit, und, wenn wir in Treue und Ehre zuſammenhalten wollten, noch das mächtigſte Reich, einem jeden zum Raube bereit zu liegen ſcheinen. Meint nicht der Däne, nachdem er ſo feindſelig gegen uns gehandelt, die Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck, die er den Franzoſen zur Plünderung und Zerſtörung überantwortet hat, und andere teutſche Lande als Beute und Entſchädigung davon zu tragen? und haben die Schweitzer, dieſe faulen und nichtigen Zuſchauer des großen Kampfes für die Freiheit, dieſe immer noch eifrigen Diener und Söldner der Franzoſen, ihren Sendeboten nach Wien nicht aufgetragen, anzuklopfen, und umzutaſten, ob die Stadt Konſtanz am Bodenſee mit den umliegenden Orten nicht zur Abründung zu gewinnen ſey? Armes Germanien, ſo wirſt du Starke und Unmündige von den Kleinſten verhöhnt!

Frankreich.

Von den Franzoſen können wir ſagen, wie vom Gott Jehovah in der Bibel geſagt wird: *Sie werden ſeyn, die ſie geweſen ſind*, ſie werden gegen Teutſchland und gegen Teutſchlands Freiheit und Ehre nie etwas Anderes ſeyn als hinterliſtige und auflauernde Feinde. Sie ſind uns zu einer Plage geſetzt, damit wir nicht faul werden noch unſere Kriegsübungen und Tugenden vergeſſen. Viele behaupten zwar, es ſey von ihnen für das erſte nichts zu fürchten; aber dieſe kennen weder die Bedeutung der Zeit noch den Karakter und die Stimmung des Volks und die Stimmung der Regierenden. Die Franzoſen werden Teutſchland nie vergeſſen, ſie werden es nie verſchmerzen, daß ſie ſo ſchöne Lande, die ſie zum Theil durch Tapferkeit, mehr aber durch Hinterliſt und Treuloſigkeit erworben hatten, in zwei Feldzügen verloren haben, und daß ſie nicht mehr mit *unvergleichlichen Siegen* noch mit dem Namen *große Nation* prahlen können. Sie ſchnauben Wuth und Rache, weil ſie ſich gegeiſſelt und gedemüthigt fühlen: aber ſie ſind leider nicht nach Verdienſt gegeiſſelt und gedemüthigt: man hat ſie nicht in die Lage geſetzt, daß ſie aus Ohnmacht und Erſchöpfung ſtill ſitzen müſſen; man hat ihnen die Mittel und Kräfte gelaſſen, daß ſie bald wieder Krieg anfangen können. Freilich bedürfen die Burbonen, um ſich und die Ihrigen wieder ein wenig zu befeſtigen und einzurichten, der Ruhe; für ſie könnte ein Krieg ein großes Wagſtück ſeyn, weil er die wilden Kräfte entfeſſeln würde, die ſich eben ſowohl gegen ſie ſelbſt als gegen den Feind wenden könnten. Aber auf der andern Seite, da ein paar hunderttauſend Beamte, Officiere, Zöllner, Spione, und anderes Geſindel, welches die fremden Völker geſchändet und geſchunden hat, und welches gewohnt war vom Raube zu leben, ohne glänzende Verſorgung und Anſtellung und alſo erklärte Feinde der gegenwärtigen Regierung Frankreichs ſind, könnte ein Krieg, zumal wenn er glücklich geführt würde, für ſie ein Ableiter und Beſänftiger der Mißvergnügten werden, und ſie könnte grade durch ihn mehr Feſtigkeit und Achtung gewinnen. Ueberhaupt kann man bei dem verhüllten Spiel der Partheien in Frankreich und bei den hin und her wechſelnden Bewegungen ſchwerlich ſehen und vorherſagen, was in dieſem unruhigen Lande, wo noch ſo viele Keime des Böſen im Finſtern brüten, in den nächſten Jahren alles geſchehen kann. Denn viele Strafen erwarten die Franzoſen noch, und ſie haben für ihre Sünden und Verbrechen noch nicht abgebüßt; dieſe Strafen werden um ſo gewiſſer über ſie kommen, da ſie ihre Verbrechen und Gräuel gegen die ganze europäiſche Menſchheit immer noch nicht eingeſtehen wollen. Sie pochen noch auf das

Böſe, ſie wollen den furchtbaren Gott, den Rächer und Vergelter noch nicht erkennen. Dies hört man von ihren Großſprechern Chateaubriant und Carnot an bis auf den elendeſten Sackträger oder Krüppel, der bei Saragoſſa, Moskau, oder Leipzig mitgeweſen iſt.

Daß übrigens die Franzoſen uns noch keinen Augenblick vergeſſen haben, ſondern gegen uns die wachſten und thätigſten ſind, und mit ihren verruchten Helfershelfern in Teutſchland immer noch ein böſes Spiel der Finſterniß treiben, davon ſehen wir in manchen Gegenden und an manchen Höfen des Vaterlandes die zu traurigen Zeichen. Wir können auch erwarten, daß ſie in Wien alle Lügenkünſte, worin ſie ſo gewandt ſind, gebrauchen werden, diejenigen teutſchen Mächte und fremden Herrſcher, von welchen die Wiederherſtellung des Vaterlandes ausgehen ſollte, mit einander zu entzweien und alle verſchiedene Vortheile ſo in einander zu ſchieben und zu verwirren, daß ſie, von dem wahren Punkt, worauf es ankommt, abgeleitet, in Nebendingen und Nebenrückſichten beſtrickt und feſtgehalten, und ſo gegen einander geſtellt und in einander verwickelt werden, daß Teutſchland in einer Vereinzelung und Zerſpaltung ſeiner Kräfte liegen bleibt, die ihnen verſpricht, daß ſie mit uns bald wieder das alte Spiel beginnen können. Daß es ihnen unter den teutſchen Fürſten, Miniſtern und Räthen nicht an

Helfern und Hehlern ihrer Diebsſchliche fehlen wird, wer kann daran zweifeln, der Gelegenheit hatte, ſich ein wenig umzuſchauen und umzuhorchen?

Wenn es nun einmal wieder zu einem Kriege mit den Franzoſen kommen ſollte, oder wenn die Franzoſen gar unter dem gleißenden Titel, die teutſche Freiheit und die gekränkten Rechte und Anſprüche einzelner teutſcher Fürſten zu beſchützen und ſich der Unterdrückten anzunehmen, unſere Gränzen betreten ſollten, dann wird vieles offenbar werden und manche Weiſſagung erfüllt werden, dann wird der große Gerichtstag Teutſchlands kommen, und die Schaafe werden ſich von den Böcken ſondern. Wer, unter welchem Titel es ſey, ſich mit Frankreich verbündet und Frankreich um Hülfe anſchreiet, der meint Tückiſches und Verrätheriſches gegen Teutſchland, der iſt wie das Schaaf, das dem Wolf die Hürde öffnet; er werde friedlos erklärt über das ganze teutſche Reich, und nimmer möge ſeine Acht verſöhnt werden. Was mit Frankreich in Teutſchland oder gegen Teutſchland ſtehen will, das finde bei den Herrſchern und dem Volke nimmer Erbarmen noch Begnadigung, ſondern habe alle teutſche Rechte und Ehren verwirkt auf immer! Der große Prüfungstag und Scheidungstag wird kommen, vielleicht iſt er nicht ſo fern als viele glauben; o möchten dann alle Teutſche rein erfunden werden! Doch es hoffe jeder Redliche, daß die künftigen

Jahre die Schlacken von dem reinen Metall ſondern werden.

Rußland.

Viele, vorzüglich ſolche, in welchen und hinter welchen die Franzoſen ſtecken, ſchreien jetzt über Rußland, und wittern von dorther Gefahren in einer Politik und einer Uebermacht, wie wir ſie die letzten Jahrzehende von Frankreich gefühlt haben; ſie ſchreien über Rußland, als habe es uns nichts als Unheil gebracht und werde uns nichts als Unheil bringen. Sie ſcheinen ſchon vergeſſen zu haben, oder vielmehr es iſt ihnen ein Aerger, daß es Rußland war, das mit ſeinen ſiegreichen Geſchwadern über die Weichſel, Oder und Elbe daherbrauſete und uns die Hoffnung und den Muth gab, das ſchändliche Joch der wälſchen Tyrannei zu zerbrechen. Dieſe Aengſten wegen Rußlands ſind aber in vielen Hinſichten grundlos und leer. Sie ſind grundlos in Hinſicht des perſönlichen Karakters des jetzigen Kaiſers von Rußland, der von Teutſchland auch keinen Fingerbreit Land begehrt, und der gottlob die kleinliche Politik ſo vieler teutſchen Fürſten nicht hat, das Land verwirrt und unverbunden liegen zu laſſen, damit das boshafte Katzenſpiel einer hinterliſtigen Politik immer einen weiten Spielraum habe, auf welchem ſie ſich auf unſere Koſten tummeln könne. Sie ſind leer in Hinſicht der Anlagen und der Bildung der Ruſſen. Dieſe ſind noch nicht ſo weit, daß ſie uns gleich den Franzoſen bearbeiten und beſtricken können; ſie haben vielleicht die Künſte, um zu erobern, aber noch nicht genug die Künſte, um feſtzuhalten. Drittens hindert ſie ihre geographiſche Lage, ſo weit nach Weſten hin mit dem größten Nachdruck zu wirken, zumal da ihre Volksmenge auf ſo ungeheurer Weite der Lande zerſtreut wohnt. Wenn wir auf eine irgend verſtändige Weiſe eingerichtet und gerüſtet ſind, ſo können wir denen, die zweihundert und dreihundert Meilen weit herziehen, allenthalben mit ſolcher Menſchenmaſſe begegnen, daß ſie von dem thörigten Unterfangen, von uns erobern zu wollen, ablaſſen müſſen. Viertens hindert ſie ihr Verhältniß zu andern Nachbarn. Wollte Rußland wirklich im Ernſt auf unſere Verkleinerung denken, ſo könnten wir dagegen bald Bundsgenoſſen aufſtellen, die ihm fürchterlich genug ſeyn würden. Die Türken im Süden ſind noch gar nicht verächtlich; das Glück gebe ihnen nur einmal einen rechten Führer, der ihrer ganz Herr werden und ſie mit ihrer Begeiſterung anblaſen kann, und wir werden ſehen, was ſie ſind. Die jetzt mit Norwegen verbundenen Schweden wachſen jedes Jahrzehend an Volksmenge, und die herrliche ſkandinaviſche Kraft laſſen Himmel und Erde nicht verfaulen; ſie werden auf der Oſtſee eine gewaltige Seemacht; ſie werden ihr verlornes Finnland ſobald noch nicht vergeſſen, und jede Gunſt der Gelegenheit ergreifen, es den Ruſſen wieder abzugewinnen. Auch mit den Polen iſt es noch lange nicht ſo ſicher, als viele ſich einbilden: nicht leicht giebt ein unterdrücktes Volk den Gedanken an Wiederherſtellung auf. Rußland hat ſie vielleicht noch ein Jahrhundert mehr zu bewachen, als daß es wirkliche Hülfe und Stärkung ſeiner Macht durch ſie gewinnen könnte. — Doch glaube ich nicht, daß Rußland, wenn es ſich ſelbſt und ſeine Linie nicht überſchreitet, und da hinaus will, wohin es nicht ſoll, in einer mißlichen Lage iſt. Rußland bei ſeiner ungeheuren Ausdehnung hat mehr als alle andere Staaten Urſache, die Bedeutung des Wörtleins erobern wohl zu bedenken; die Ruſſen ſind mehr als alle andere Völker dem Verderben ausgeſetzt, das die Geſchichte ſo häufig zeigt und wodurch ſie doch ſo ſelten jemand gewarnt hat, daß ſie, indem ſie andere unterjochen wollen, ſich ſelbſt unterjochen. Wer hätte die Franzoſen in der Lage, worin ſie im April dieſes Jahrs waren, von einem ähnlichen Unglück retten wollen, wenn bei den Siegern nicht Gnade für Recht gewaltet hätte? Für Rußland iſt gegenwärtig eine ſolche Gefahr am kaſpiſchen und ſchwarzen Meere; die Verführung, weiter zu dringen und ſich im ſchönen Süden zu ergehen, iſt lockend, aber tauſend Sirenen und Alcinen und mehr als Ein Kapua drohen dort zu fangen und zu verderben. Die Ruſſen müſſen ſich hüten, die Linie zu überſchreiten. Thörigt iſt es, daß ſie über den Kaukaſus hinaus wollen; thörigt, daß ſie nach Süden über den Dneſtr vordringen, daß ſie wohl gar auf Konſtantinopel ſchauen. Wahrlich Konſtantinopel wäre ihr ſicherſter Untergang: dieſe Stadt würde durch ihren Naturreiz und durch ihre Lage eine Ableiterin und Verſchlingerin der ruſſiſchen Kräfte werden, ſie würde ihnen allen Mittelpunkt rauben. Zum Glück für die Ruſſen iſt bei den politiſchen Weltverhältniſſen Konſtantinopel keine ſo leichte Beute, als viele ſich einbilden. Auch im Weſten könnten die Ruſſen bei einem thörigten Vorſtreben ein oder anderes Konſtantinopel finden. Ueberhaupt iſt Rußland ein Koloß, der ſich mehr zuſammenziehen als ausdehnen muß; es iſt aus loſem Geſtein aufgebaut und muß durch die Zuſammenziehung ſein Leichtes und Bröckliches in ſchweren und harten Granit zu verwandeln ſuchen.

Kurz wenn das ruſſiſche Kabinett die Geſchichte und das Bedürfniß und die Nothwendigkeit des Landes und Volkes befragt, ſo iſt der ruſſiſche Strom mehr einzudämmen als auszugieſſen. Rußland ſollte auf keine Eroberungen nach auſſen denken; es ſollte darauf denken, wie es ſein eigenes ungeheures Reich erſt wirklich den wilden Kräften der Natur und der rohen Unhuld der Barbarei aberoberte. Auch nach dem großen Peter ſind da noch Arbeiten für viele Jahrhunderte. Jemehr Rußland ſich in ſich ſelbſt zuſammenzieht und ſeine Menſchen und ſein Land bildet und entwildert, deſto mächtiger wird es. Es braucht drauſſen keine Millionen untreuer und immer zum Abfall geneigter Sklaven zu unterjochen und zu beherrſchen; es kann durch kluge und verſtändige Einrichtungen, durch Urbarmachung der noch unbezwungenen Erde, durch Schiffbarmachung der Ströme, durch Grabung von Kanälen, durch allmälige Aufhebung der Leibeigenſchaft, durch Stiftung eines freien Bürgergeſetzes für die Städte noch Jahrhunderte hindurch viele Millionen neuer Unterthanen erſchaffen, die durch ruhige Zeugung der Zeit, und nicht durch die gewaltſame Völkerehe, welche Eroberung heißt, entſtehen. Freilich die geographiſche Lage Rußlands iſt für die höchſte bürgerliche und menſchliche Bildung und Entwickelung nicht die vortheilhafteſte, weil es der Küſten und Meere, dieſer Wiegen aller Bildung, zu ſehr mangelt, und weil es vom Oſten her von dem eiſigen und vereiſenden Hauch einer fürchterlichen Barbarei angeweht wird; aber doch kann ein Herrſcher, welcher den edlen Ehrgeiz hat, der Theſeus und Numa und Herkules Muſagetes des Volkes zu werden, noch den herrlichſten Kranz der Unſterblichkeit um ſeine Stirn flechten. Dahin, Alexander, wann dein Schwerdt Europa befriedet hat, dahin! und keine Stimmen eroberter Sklaven werden an deinem Grabe heulen und fluchen, ſondern ſegnende Millionen deiner rechten Kinder werden den Vater des Vaterlandes beweinen.

Italien, Polen, die Türkei.

Diejenigen, welche uns verkleinern und unſer ächtes wahres Volk, teutſche Lande und Menſchen, von uns abreiſſen wollen, die Franzoſen und die Franzöſiſchgeſinnten in Teutſchland, welche gleich diebiſchen und ſchleichenden Ratten unſre Gränze im Weſten benagen wollen, weiſen den teutſchen Herrſchern, damit ſie ſich um den Weſten nicht kümmern ſollen, die Entſchädigung immer auf den Süden und Oſten an: damit ſie unſern Kern ausfreſſen können, ſollen wir uns an den leeren Schalen anderer Völker die Zähne zerbeiſſen. Da wird uns gewöhnlich Italien, Polen, die Türkei gezeigt, als von welchen man ungeſtraft nehmen könne. Diejenigen, welche ſich von einer ſolchen Gleißnerei verführen laſſen, ſind eben ſo ungerecht als dumm. Es ſollte endlich der Grundſatz als ein ewiger und unverletzlicher ausgeſprochen werden, daß es ſchändlich iſt, fremde Länder und Völker beherrſchen zu wollen, welche genug Macht und eine ſolche geographiſche Umgränzung haben, daß ſie als eigene und unabhängige Völker für ſich beſtehen können. Das Recht, welches der Teutſche für ſich will, ſoll er auch für den Italiäner und Polen wollen: er ſoll ſich nichts nehmen laſſen, aber er ſoll auch andern nichts nehmen. Dumm iſt eine ſolche Erwerbung, weil ſie das Ungleiche und Unverträgliche unnatürlich verbindet und auch in das Eroberervolk ſtreitende und mißhellende Triebe und Strebungen bringt, die ſeine ächte Bildung ſtören und mißleiten; dumm iſt ſie auch deswegen, weil die Eroberten gegen ihre Unterdrücker Haß und Rache athmen, auf jedes Unglück ihrer Dränger als auf eine Hoffnung ihrer Erlöſung lauern, zu keinem Unternehmen, das ſie mit ihnen gemeinſchaftlich ausführen müſſen, Geiſt und Muth mitbringen, und in der That mehr eine Schwächung als Stärkung ihrer Macht ſind.

Italien hätte jetzt nach ſo großen Bedrängniſſen, Erſchütterungen und Umwälzungen mehr Ein Staat und Ein Reich werden können, als es im Jahre 1792 war; die größte Maſſe ſeiner Lande hätte zu einem Königreiche vereinigt, die übrigen kleinen Fürſtenthümer hätten unter die Oberherrſchaft dieſes Reichs geſtellt, und auch der Pabſt mit ſeinen Landen hätte in dieſes Syſtem gebührend mit eingeflochten werden können. Kann man es den braven und erleuchteten Männern des italiſchen Volkes verdenken, daß ſie die Sehnſucht nach einem freien Vaterlande und den Stolz eines eigenen Namens fühlen? daß ſie mit Sträuben dem Hauſe Oeſtreich und andern fremden Mächten dienen? Kann man es überhaupt einem Volke verdenken, das von Gott mit allen Zuthaten zu einem eigenen Volke ausgeſtattet iſt, wenn es lechzt, ſich an der eigenen Sonne zu ſonnen und zu entfalten? Müſſen wir nicht an den Spruch des Evangeliums denken: Was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, thut ihr ihnen auch? müſſen wir Teutſche nicht vor allen andern für die Italiäner den großen Wunſch haben, welche in ſo vielen Beziehungen ſeit drei Jahrhunderten unſre Schickſalsgenoſſen und Unglücksgefährten ſind? Theile und herrſche! dieſen kaiſerlichen Spruch rufen die andern Völker ſich über uns beide zu; wir aber müſſen immer an die Einheit denken.

Auch für die Polen hat die Welt Wünſche, wie für alle Unglückliche. Rußland, von welchem ihr Schickſal am meiſten abhängt, wird vielleicht endlich einſehen, daß es vortheilhafter für daſſelbe iſt, an den Polen freie Nachbarn, als tückiſche und bei jeder Verlegenheit und jedem Unglück des ruſſiſchen Reichs auflaurende und in die Ferſen beiſſende Knechte zu haben; es wird vielleicht einſehen, daß nur die nothwendigen und unentbehrlichen Erwerbe nützlich ſind, daß aber jedes unſtäte Hinausſchweifen über die Linie Schwäche und Verderben bringt. Aber es wird keine leichte Aufgabe ſeyn, aus einem ſo verdorbenen, leichtſinnigen und ungehorſamen Volke, als die Polen ſeit Jahrhunderten ſind, wieder etwas Edles und Freies zu erzeugen, das die Selbſtändigkeit nicht bloß empfangen, ſondern auch bewahren könne. Durch den Geiſt der Knechtſchaft, der Unbeſtändigkeit und des Ungehorſams ſind die vor drei Jahrhunderten noch ſehr mächtigen Polen das geworden, was ſie jetzt ſind. Dieſem Volke iſt das Unglück widerfahren, daß es ſich in ſeiner Erniedrigung über niemand beklagen kann als über ſich ſelbſt. Wer keinem Eigenen gehorchen will, der muß Fremden dienen; wer keinem Geſetze gehorchen will, der muß der Peitſche gehorchen: dieſe Lehre iſt ſo alt als die Welt. Unkundige, welche Polen und Rußland nicht geſehen haben, verwechſeln das Verhältniß des polniſchen Edelmanns zu ſeinem Leibeigenen ſo häufig mit dem Verhältniß des ruſſiſchen Edelmanns zu dem ſeinigen. In Hinſicht des Rechts, oder vielmehr des Unrechts, kann man eine große Aehnlichkeit darin nicht verkennen; aber das Gemüth der Menſchen bringt die größten Unterſchiede hervor. Der ruſſiſche Edelmann iſt gegen ſeine Unterthanen viel gütiger, menſchlicher und gewiſſenhafter als der polniſche; viele ruſſiſche Magnaten ſind ſtolz darauf, daß ſie viele reiche Bauern haben: es iſt in manchen Landſchaften faſt ein patriarchaliſches Verhältniß, wie vormals das des ſchottiſchen Lairds zu ſeinem Clan. Der polniſche Edelmann hingegen iſt meiſtens der wahre Leibherr ſeiner Leute, die er wie ein ſklaviſches Bettlergeſchlecht behandelt; ſo wie der polniſche Adel und das Volk auch wirklich der Geſtalt und Bildung nach aus zwei ganz verſchiedenen

Stämmen zu beſtehen ſcheinen, von welchen der erſte den zweiten unterjocht hat. Will dieſer leichtſinnige, wilde, verſchwenderiſche und grauſame Adel nicht menſchlich werden und das ganz entwürdigte und zertretene Volk allmälig zu lichten Gefühlen und Gedanken erheben, ſo werden die Polen immer nur aus einem Getümmel in das andere und aus einer Knechtſchaft in die andere fallen.

Von den Türken habe ich einmal irgendwo geſagt, daß ſie keine ſo leichte Beute ſeyn werden, als man ſich einbildet, beſonders wenn das Daſeyn ihres Reichs gefährdet werden und das Schwerdt der Ungläubigen ihnen an die Seele ihres Glaubens kommen ſollte. Und ich denke, es kann fürs erſte bei jener Behauptung bleiben.

Dänemark.

Wenn wir Dänemarks letzte Sünden gegen Teutſchland und gegen ſeine Nachbarn, die Hanſeſtädte und Mecklenburg, auch vergeben und vergeſſen wollen, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß der König von Dänemark große und herrliche teutſche Lande beherrſcht und daß das kleine Königreich Dänemark nur durch dieſe Lande ſeit dem funfzehnten Jahrhundert etwas geworden iſt: ihre Stärke machte die Herzoge von Schleßwig und Holſtein zu Königen von Dänemark. Die Nachkommen dieſer Könige haben das vergeſſen: ſie beherrſchen von ihren Inſeln aus die teutſchen Menſchen gleich Dänen, die kein Geſetz haben, als den Willen ihres Königs. Wir wiſſen, was in den letzten Zeiten in Holſtein geſchehen iſt, daß alle Verfaſſung aufgehoben iſt, daß man das teutſche Volk mit Gewalt hat verdänen wollen, daß überhaupt mit einer Eigenmacht verfahren iſt, die ſich nie und nirgends geziemt, am wenigſten bei ſo kleiner Macht, als ein König von Dänemark drein zu ſetzen hat. Wir wollen nur daran erinnern, daß der König von Dänemark angehalten werden muß, Männer und Schirmgenoſſen des teutſchen Reichs nach Geſetzen zu regieren und nicht als unterworfene Sklaven zu behandeln. Auch hier klingt wieder die Klage, daß das einzelne Teutſche ſo oft ungeſtraft gemißhandelt werden darf, weil das Ganze der Macht und Einheit mangelt, welche beſchützen ſollte.

Schluß.

Dies ſind die Verhältniſſe, Anſichten, Sorgen und Hoffnungen der Gegenwart, wie ſie mir und vielen andern Teutſchen erſcheint. Vielleicht lenkt und richtet der gnädige Gott, der ſich uns in den letzten Jahren ſo vielfältiglich offenbart hat, alles beſſer, als es ſterblichen Augen erſcheint; vielleicht ſteigt aus dem, was uns jetzt oft nur Verwirrung und Zwietracht däucht, eine glänzende Geburt der Zeit hervor, die alle unſere Aengſten beruhigt.

Wenn aber auch geſchehen ſollte, was unſere Feinde wünſchen; wenn Teutſchland ohne ein feſtes Band, das die Gleichgültigen und Böſen im Nothfall auch zuſammenzwingen könnte, zerriſſen und zerſpaltet liegen bleiben ſollte; wenn aus dem Kongreſſe zu Wien auch etwa fünf große ſogenannte ſouveraine Kugeln und mehrere kleine Nebenkugeln als ihre Planeten herausrollen ſollten, die ihrer Natur nach ewig gegen einander treiben und ſich ſtoßen und abſtoßen müſſen; und wenn unſre böſen Nachbarn dadurch wieder den Reiz und die Gelegenheit bekämen, ihr altes Kugelſpiel mit dem teutſchen Reiche wieder von vorn zu beginnen — ſo dürfen wir doch nicht verzweifeln. Wahrlich wenn wir rechte Männer ſind, wenn wir recht lebendig fühlen, was das teutſche Volk iſt und was es werden kann, wenn wir ganz Teutſchland immer als den Hauptpunkt im Auge und im Herzen behalten, ſo werden alle Liſten und Entwürfe unſerer Neider und Feinde ihnen ſelbſt zum Verderben und uns zum Heil gereichen. Der teutſche Adler hat ſeine Fittiche geſchwungen in dieſen Tagen ſo klangvoll und ſo mächtig, daß die Welt davon erſtaunt iſt; und doch waren dieſe Fittiche von dem Schmuz und dem Druck der lezten Jahre noch belaſtet und gelähmt. Anders wird ihr Klingen ſeyn in den künftigen Tagen. Uns iſt die große Aufgabe geworden, uns, die wir durch Bildung und Wiſſenſchaft die Wächter und Warner der Fürſten und des Volks ſeyn ſollen, die Geiſter, welche ſich ſo freudig und muthig gezeigt haben, lebendig zu erhalten, die heiligen Flammen zu nähren, die unſern Plagern als Todesboten geleuchtet haben. Wir müſſen die Gefühle und die Gedanken bewahren, ohne welche das Vaterland nicht beſtehen kann, beſonders jenes höchſte Gefühl, daß ohne Eintracht und Gemeinſchaft aller Teutſchen kein Glück und keine Ehre möglich iſt; wir müſſen die große Idee von Kaiſer und Reich nimmer untergehen laſſen in teutſchen Herzen, wir müſſen den unſichtbaren Kaiſer predigen von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis daß er kommt. Wie ſehr die verſchiedenen Herrſchaften, die andere Vortheile zu haben meinen als das Reich, und die alle einzeln für ſich gern etwas Beſonderes ſeyn wollen, uns aus einander reiſſen, ſo ſehr müſſen wir uns zuſammenſchlieſſen und zuſammenbinden. O wenn nur erſt in den teutſchen Herzen die Einheit gemacht iſt, wenn nur des teutſchen Mannes Hand erſt verflucht iſt, der gegen ſein Vaterland unter fremden Fahnen auszieht, wenn nur der Fürſt erſt geächtet iſt, der mit den Fremden gegen Teutſchland zettelt, dann ſind wir dem Ziele nah, dann ſind wir auf dem Punkt, ein großes mächtiges Volk zu werden, und dann wollen wir Gott bitten, daß er uns Mäßigkeit und Demuth gebe zum Glücke.

2.

Die Schweitzer, Holländer und Elſaſſer.

Das Unglück der letzten zwanzig Jahre, durch welche wir wie durch ein läuterndes Fegefeuer haben gehen müſſen, hatte bei dem teutſchen Volke Gefühle und Erinnerungen wieder erweckt, welche manche unſelige Geſchlechter hindurch verdumpft und gleichſam von dem Leichenmoder der Jahrhunderte bedeckt und verſchüttet geweſen waren. Endlich war Gott ſelbſt zu den Völkern herabgeſtiegen und hatte ihnen mit der Begeiſterung ſeiner Kraft das Schwerdt des Glaubens und der Freiheit in die Hand gethan, und die böſen Liſten und Tücken der wälſchen Tyrannei waren zerſtoben, und in ihrem eigenen Lande und in ihrer eigenen Hauptſtadt mußten die jüngſt noch ſo übermüthigen die ſiegreichen Heere der verbündeten Völker um Vergebung anflehen; und wirklich erlangten ſie, daß man mehr gnädig als gerecht mit ihnen verfuhr. Bei dieſer großen Entwickelung der Dinge aus bitterem Unglück und aus brennender Schande zu Freiheit und Glorie hatte Gott auch das den Völkern gegeben, daß ſie wieder klar ſahen, worauf es in irdiſchen und politiſchen Dingen ankommt: die Schrecken und Wahne waren verſchwunden, und aus den auſſerordentlichen Begebenheiten und herrlichen Thaten blitzten mit dem gewaltigen Geiſte, der alle ergriffen hatte, auch eine Klarheit und ein Verſtand auf, die jüngſt nur wenige erhellt hatten. So iſt es; wann die Geburt eines neuen Zeitalters ſich bereitet, erſcheint gewöhnlich in allen, auch in den Kleinſten und Geringſten des Volkes, ein Streben, eine Beweglichkeit, eine Lebendigkeit und eine Fähigkeit, zu vernehmen und zu deuten, die man faſt eine Prophetengabe nennen mögte: ein kleineres Bild der großen Wellenbrandungen und Erdbeben, welche als die Gewalt Gottes ſelbſt oder als das Verhängniß des Zeitalters, worin man eben lebt, mehr äuſſerlich gewahrt und empfunden werden. Dies erſchien auch bei den Teutſchen auf eine wunderbare Weiſe. Dieſes herrliche Volk hatte durch unſelige Verhältniſſe und Schickſale ſeit Jahrhunderten allen gemeinſamen Sinn und Karakter mehr und mehr verloren, und ſchien vielen endlich als eine Art Judenvolk, gleichſam als ein welthiſtoriſches Opfer für andere, aus der Geſchichte verſchwinden zu ſollen, als Gott vom Himmel darein ſah und ihm eine Freudigkeit und eine Begeiſterung gab, welche die alte faſt verſchollene Herrlichkeit des germaniſchen Namens wieder in Glanz erweckt hat. So wie das Gewaltige gewagt und vollbracht ward, verſtanden ſie auch wieder die großen und einfachen Grundſätze, wodurch das Gewaltige nur gewonnen und erhalten werden kann. Denen, die jüngſt noch ſo betäubt und benebelt waren, die in politiſchen Anſichten und Urtheilen gleich einem Schiffe auf wildem Meer ohne Steuer und Kompaß umhergetrieben wurden, war plötzlich alles erhellt; mit der großen That erſchien der große Rath, mit der großen Kühnheit die große Klarheit: ſie wußten, was das Vaterland zu ſeiner Sicherheit und zu ſeinem Ruhm bedurfte. Dieſe Richtigkeit politiſchen Sinnes und politiſcher Anſicht offenbarte ſich in allem, in den meiſten Schriften, die erſchienen, auch in den ſchlechteſten und mittelmäßigſten, und in den Stimmen, die man auf den Jahrmärkten und Gaſſen, und auf den Theatern und in den Häuſern der Menſchen einzeln vernehmen und abhören konnte; ſie offenbarte ſich vorzüglich auffallend bei der Frage, welche denn eigentlich die rechten Gränzen des teutſchen Volkes ſeyen? Wahrlich hätte das teutſche Volk in Paris über den Frieden zu entſcheiden gehabt, die ſeit Jahrhunderten zerriſſenen Glieder des teutſchen Landes wären wieder zuſammengeleſen und zu einem neuen lebendigen Leibe gefügt worden.

So wie der Leib eines jeden lebendigen Weſens den nothwendigen vollen Inhalt aller ſeiner Theile verlangt, wenn ihm wohl ſeyn, und wenn er die Bedingungen des äuſſeren und inneren Daſeyns erfüllen ſoll, eben ſo verlangt das ein Volk. Jedes Volk, das als ſolches in der Geſchichte auftritt, hat ſeine unerlaßliche Nothwendigkeit, die es erſtreben muß. Kann es dieſelbe nicht erſtreben, ſo bleibt es in Art und Bildung unvollkommen, ſeine Entwickelung ſtockt nach allen Seiten, und, ohne je das Gefühl großer Wonne und unſterblichen Ruhms gehabt zu haben, muß es endlich als ein unfertiger Krüppel aus der Weltgeſchichte ſcheiden und Tüchtigeren und Glücklicheren Platz machen. Wann ein Volk beginnt, liegen ſeines Leibes Glieder gewöhnlich noch einzeln umher; es muß ſie zuſammenleſen und verbinden. Läßt es ſorglos und unachtſam irgend einen Theil liegen und von andern entwenden, ſo kann es gewiß ſeyn, daß die Zeit kommen wird, wo es den Mangel der Ganzheit ſeiner Organiſation bitter empfinden wird. Ich will hiemit ſagen: *ein Volk ſoll nach ſeinen natürlichen Gränzen ſtreben.* Auch das will ich hiebei erinnern, daß ein Volk, welches dieſe natürlichen Gränzen überſtrebt, und Theile, die andern gehören, in ſeinen Leib einfügt, mit dem Zuviel faſt noch unglücklicher iſt, als mit dem Zuwenig: es wird gar häufig zuſammengewachſenen Zwillingen gleich, die mit vier Armen und vier Beinen weniger können, als der Einzelne mit zweien; denn die zwei Seelen, die in ihnen leben, wollen immer etwas Verſchiedenes und bewegen die Glieder in Zwietracht. Ich will ſagen: ein ſolches Volk wird auch von zwei verſchiedenen, ja oft feindſeligen Seelen bewegt. Was natürliche Gränzen eines Volks ſeyen, darüber iſt viel hin und her geſtritten worden, und dieſe Frage wird ſich durch bloſſe Worte und Erläuterungen und Erklärungen nie ſo klar und genau beantworten und beſtimmen laſſen, daß nicht ferner geſtritten würde. Denn auch ſelbſt das äuſſere Leben und was in ihm und in der Geſchichte als Erfahrung der Jahrtauſende gegeben iſt, wird nicht mit den bloßen Augen begriffen und mit der bloßen Klügelei und Klauberei der Begriffe abgemarkt und in ſeinen Beſtandtheilen geſchieden, ſondern ohne innere Deutung und inneres Verſtändniß des Gemüthes wird ſein Inhalt für die Klügler und Dünkler eine öde Wüſte, die von Gemeinplätzen wimmelt, oder ein leeres und alltägliches Einerlei, woraus die jämmerliche Wahrheit herausſpringt: Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne; das Meiſte in der Welt iſt zufällig, und könnte ſo ſeyn und könnte anders ſeyn. Ich meine hier mit der inneren Deutung und dem inneren Verſtändniſſe auch der äuſſeren Dinge nichts anders, als daß man nur im großen Sinn die Geſchichte faſſen und ungefähr zeigen kann, was denn der geſunde und friſche Leib, der vollkommene und kräftige Bau eines ganzen und fertigen Volkes iſt.

Die Erde hat in ihren Welttheilen gewiſſe geſchiedene Gebiete, die meiſtens von Gebirgen und Meeren abgemarkt werden. Dieſe Gebiete bilden mit ihren Inſeln, Küſten und Stromzügen die beſtimmten und abgemarkten Beſtandtheile eines eigenen Lebens und einer eigenthümlichen Thätigkeit; d. h. ſie ſchlieſſen ſich als eigenthümliche Ganze mit gegebener Verſchiedenheit von andern benachbarten Gebieten aus. Wie geſagt, Gebirge, Meere, auch Küſten machen die Scheiden der Völker. Durch ſolche natürliche Scheiden, die gewöhnlich auch Wetterſcheiden und Gewerbſcheiden ſind, werden auch die Neigungen, Sitten, Geſchäfte und Sprachen der verſchiedenen Völker geſchieden, welche die alſo abgegränzten Gebiete bewohnen. Denn ſelbſt wenn die nächſten Verwandten aus einerlei Stamm ſolche einzelne Gebiete neben einander einnehmen, wird die Verſchiedenartigkeit der Gebiete mit ihren beſonderen Eigenthümlichkeiten und mit anderen nothwendigen und zufälligen Einwirkungen im Ablauf der Jahrhunderte in Anlagen, Neigungen und Strebungen und auch in der früher ſo ganz gleichen Sprache eine mannigfaltige Verſchiedenheit hervorbringen. Ueberſchreitungen der von der Natur eingetheilten Gebiete von dem einen oder andern Volke bringen Gebrechen und Zwietrachten in das Gemüth und in die Bildung des Volks, das ſolche Sünde begeht, und haben in der Weltgeſchichte oft jene

Kriege veranlaßt, welche Unterjochungskriege oder Ausrottungskriege genannt werden. Die Gebiete ſelbſt aber, welche man Völkergebiete nennen könnte, ſind von der Natur ſehr verſchieden eingetheilt, ſo daß einige eine größere und vollkommnere, andere eine geringere und unvollkommnere, einige aber faſt gar keine Entwickelung der menſchlichen Kräfte und Anlagen zulaſſen. Wenn auf einem beſonderen Gebiete verſchiedene Völker wohnen, ſo wird gewöhnlich gerungen, welches dieſer Völker im Herrſcherbeſitz des Gebietes bleiben ſoll. Hat ein fremdes Volk ſich nur in ein Gebiet eingedrängt und hemmt und erſchwert es die Bewegung und Entwickelung des in dem Gebiete herrſchenden Volkes, ſo entſteht ein Krieg, wo der Beſchädigte das Seinige wieder zu gewinnen und den fremden Theil von ſich auszuſtoßen ſucht: ſo wie ein Leib, damit er wieder friſch werde, ſelbſt durch Geſchwüre fremde Beſtandtheile von ſich abſondert. Dieſes Streben der Völker, ihren Leib ganz zu machen, ſich denſelben in allen Theilen fertig zu machen und die Friſche und Ganzheit deſſelben zu erhalten, beurkundet die Geſchichte auf allen Seiten ihrer Blätter. Es iſt dieſes Streben aber ſelten ein klar verſtandenes, ſondern meiſtens ein dunkeles, ein angebohrner Trieb, den jedes Lebendige zur Vollendung ſeines Daſeyns und Entwickelung ſeiner Fähigkeiten hat. — So kämpften älteſtens die Iſraeliten mit den

Aegyptern, Syrern und Philiſtern: ſie erlangten ihr Gebiet nicht und ſelbſt das Meiſte, was ihr kriegeriſcher König David davon ſchon gewonnen hatte, verloren ſie nach ihm wieder durch Zerſpaltung, und gingen endlich gar unter, weil ſie verſäumt hatten, zu rechter Zeit das Nothwendige zu thun. Es war aber das natürliche Gebiet der Kinder Iſrael Edom und Paläſtina und Syrien bis an die Gränzen Ciliciens oder bis zur ciliciſchen Pforte des Taurus und bis an die Wüſten Arabiens und Meſopotamiens. — So kämpften die Griechen mit den Perſern, die in ihr Gebiet eingedrungen waren, um das Daſeyn und um die Herrſchaft. Es war aber das von der Natur eingetheilte Gebiet, worauf die Hellenen ſich angeſiedelt hatten, gegen Norden begränzt von den Bergen Illyriens, Macedoniens und Thraciens und von dem ſchwarzen Meere, gegen Oſten von dem Strom Halys, gegen Süden von dem ciliciſchen Thore des Taurus und den Inſeln Rhodus und Kreta, und gegen Weſten von dem ioniſchen (adriatiſchen) Meere; Italien und Sicilien, wovon ſie auch einen gro[illegible] Theil beſetzt hatten, gehörten nicht nothwendig zu dieſem Gebiete. Byzanz (Konſtantinopel) war dieſes Gebietes Hauptſchlüſſel; die Inſel Korcyra (Korfu), eine Feſtung an der Landzunge des Peloponneſus (Athen? Korinth?), einige feſte Plätze auf Rhodus, Kreta und in dem ciliciſchen Taurus waren die Nebenſchlüſſel. Ganz konnte der griechiſche Leib nie ſeine volle Entwickelung, und ſeine volle Bildung konnte das griechiſche Volk nie gewinnen, wenn z. B. Byzanz und Kleinaſien mit ſeinen Küſten und Inſeln in fremder Gewalt waren. Daher die gewaltigen Kämpfe mit den Perſerkaiſern. — Die lateiniſchen Römer in ihren erſten ſechs Jahrhunderten ſtritten um ihr Gebührliches, ſie laſen die Glieder ihres Leibes zuſammen, damit es ein kräftiger und geſunder Leib würde: ſie mußten die Karthager aus Sicilien und Sardinien vertreiben, ſie mußten die Gallier in Oberitalien verdrängen, oder ihnen unterwerfen. Bis an das Vorgebirge Lilibäum und bis an die Alpen des Var und der Etſch ward für das Gerechte gekämpft. Später kämpften ſie um das Ungerechte und Fremde, und gingen unter, weil ſie das Maaß überſchritten. — Auch die neuen Völker haben in ihren Anfängen und auch noch in den ſpäteren Zeiten auf dieſelbe Weiſe um ihr Gebiet mit einander gerungen. So rang Spanien mit einem fremden Volke, bis es im ſechszehnten Jahrhunderte ganz ward, wiewohl Portugal noch immer a[illegible] ein fremder Höcker auf ihm liegt: denn es hält ſeine größten Ströme an den Hörnern; ſo Frankreich mit England, das ſich jenſeits des Meers ungebührlich eindrängen wollte, und mit ſeinen eigenen Magnaten und Baronen faſt bis zur ſelbigen Zeit; ſo rang England mit Schottland, bis ſie im Anfange des ſiebenzehnten

Jahrhunderts verbunden wurden; ſo hat der ſkandinaviſche Norden gerungen und wird ringen, bis er ſeine Beſtandtheile zu Einem Leibe vereinigt hat; ſo rangen die Germanen mit den Galliern, ihren Nachbarn, und ſpäter mit Franzoſen, Slaven, Avaren und Magyaren, bis ſie ihr Gebiet fertig hatten. Seit drei Jahrhunderten hat der Franzoſe ſich mit Liſten und Gewaltſtreichen in ihren Gränzen feſtgeſetzt, und einzelne Theile von ihnen haben ſich eigenmächtig abgeſondert, ſo daß der teutſche Leib an ſeinen ſüdweſtlichen und weſtlichen Gränzen ſchon lange krank geweſen iſt. Dieſe Krankheit iſt leider ſchon lange gefühlt worden, aber die Klage und der Jammer darüber iſt erſt in unſern Tagen laut geworden. Ein Theil des Landes, welches die Alpen und der Jura umſchlieſſen, und ein Theil des Flußgebiets, welches aus den Vogeſen und Ardennen gegen Norden und Nordweſten durch teutſche Lande dem Rheinſtrom zueilt, iſt in unteutſcher Gewalt, und die völlige Bewegung und Entwickelung des teutſchen Leibes iſt auf dieſer Seite geſtört und des Landes und Volkes Ehre und Sicherheit gefährdet.

Daß dieſem ſo ſey, hat alles Volk ſeit zwei Jahren männiglich begriffen, und Teutſchland wird nicht ganz noch ſicher ſeyn, bis Frankreich den ungebührlichen Raub herausgeben muß und bis die Schweitzer und Holländer ſich dem teutſchen Leibe wider anſchlieſſen, ohne welchen ſie nicht beſtehen können und von welchem ſie ſich einſt, unglücklich genug für ſie und für Teutſchland, losgeriſſen und entfremdet haben. Wir unterhalten uns einige Augenblicke über dieſe unſere wichtigſte Angelegenheit; und werfen über die jetzigen Verhältniſſe und über den Zuſtand jener teutſchen Völkerſchaften einige flüchtige Bemerkungen hin.

Wie Frankreich um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, mit ihrem Gebiet hinterrückiſch überfallen und vom Reiche geriſſen, auf welche Weiſe es viele Städte und Feſtungen Belgiens, das Elſaß und Lothringen gewonnen, wie es mitten im Frieden Straßburg (die Burg der [illegible] teutſchen Straße, *) wie eine alte Kronik ſagt) und die übrigen freien Reichsſtädte im Elſaß treulos überrumpelt und beſetzt und nimmer herausgegeben hat, iſt wohl oft ſchon geſagt, kann aber nie genug geſagt werden. Denn wie die Franzoſen immer noch meinen, daß der teutſche Rhein und Teutſchlands ſchönſte Lande und mit ihnen die Herrſchaft über Germaniens Fürſten ihnen von Rechts wegen zukomme, ſo müſſen die Teutſchen der Pflicht gemahnt werden, die ihnen obliegt, ihre ächten teutſchen Brüder und ihre rechten teutſchen Gränzen, die ihnen von Gottes und Natur und Rechts wegen gehören, einſt wieder

---

*) Straßburg iſt ſie genannt, weil ſie Burg der Straße ſeyn ſollte.

mit dem heiligen Reiche zu verbinden. Zugleich müſſen ſie, damit der edle Zorn und die hehre Kraft, die jetzt in ihnen erwacht ſind, ſich nicht wieder zu Gleichgültigkeit und Sorgloſigkeit einſchläfern und abſtumpfen, erinnert werden, daß die älteſten und heiligſten Orte ihrer Geſchichte durch dieſe Franzoſen, die ſich ſo gern die Muſter und Bildner der Welt nennen, faſt keine Denkmäler mehr haben, daß viele teutſche Städte, Feſten, Schlöſſer, Kunſtwerke, und ſo viele andere Herrlichkeiten und Heiligthümer des teutſchen Namens durch dieſe zierlichen und mordbrenneriſchen Vandalen, welche uns Barbaren nennen, aber nie etwas Gleiches haben ſchaffen können, ſeit mehreren Jahrhunderten in Staub und Aſche liegen. Wahrlich die Zeit wird kommen und muß kommen, wo ſie vor dem Namen Teutſche zittern werden, wie die Gallier einſt vor den Germanen zitterten.

Das franzöſiſche Uebel, wodurch wir innerhalb unſerer Gränzen krank und nicht ganz ſind, fühlen wir am empfindlichſten durch die Abreiſſung des teutſchen Lothringens längs der Saar, mehr noch durch die Abreiſſung des Elſaſſes vom Reiche. Dieſes ſchöne und reiche Land zwiſchen den Vogeſen und dem Rhein übertrifft faſt alle teutſche Lande an Segen und Fruchtbarkeit. Was die Natur dem Menſchen Schönes und Erfreuliches geben kann, hat es im Ueberfluß, und dazu die goldene Ader des Rheins, die ringsum Leben und

Gedeihen ausgießt. Das Volk, von welchem dieſes vortreffliche Land bewohnt wird, iſt ein ächt teutſches Volk und gehört zu den reiſigſten und ſtattlichſten Stämmen deſſelben. Es iſt wie wenige teutſche Stämme ſtark, ſchön, tapfer, arbeitſam, ausdauernd, erfinderiſch, das Eigene feſthaltend und das Fremde verſchmähend. Es ſind mehr als 170 Jahre (ſeit Bernhard von Weimars Tode), daß das Land von den Franzoſen beſetzt iſt; es ſind 135 Jahre, daß Straßburg und die andern freien Städte weggenommen wurden — und noch ſteht das Teutſche im Elſaß unverloſchen und unbezwungen da. Derb, ernſt und tüchtig ſteht der Elſaſſer dem leichten und ſchlüpfrigen Franzoſen gegenüber, und behauptet hartnäckig ſeine Art und die Ehre des edlen Urſprungs. So iſt in den Dörfern und Wäldern nicht bloß der Bauer, welchen die Natur ſelbſt und die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe leichter bei dem Alten und Herkommlichen erhält; ſo iſt gottlob noch der größte Theil der Bürger in den Städten, und ſelbſt in der Hauptſtadt des Landes, in Straßburg, wo der Unkundige das fremde Verderben am meiſten eingeſchlichen glaubt. Nur Kolmar und einige andere Städte des Oberelſaſſes mögten hievon eine traurige Ausnahme machen. Ich bin dieſen Sommer in Straßburg geweſen, und muß bekennen, daß ich es mir nicht gedacht hatte, wie ich es fand. Wahrlich mitten in Teutſchland kann man viele Städte finden, welche an Menſchen und Art ein franzöſiſcheres Anſehen haben, als Straßburg und die Seinigen. Häuſer, Lebensart, Tracht, Gebehrde auf der einen Seite ſo altteutſch, als wenn man zwei drei Jahrhunderte zurückverſetzt würde, während auf der andern Seite franzöſiſche Nichtigkeit und wälſcher Leichtſinn tändelt und gaukelt. Feſt in ſich geſchloſſen behauptet ſich das Teutſche ſo, daß viele Familien ſind, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht nie einen Franzoſen über die Schwelle gelaſſen noch in die Gemeinſchaft des Tiſches und der Geſellſchaft aufgenommen haben: ſie werden ermahnt durch die Sitten und Weiſ ihrer Väter, durch die Art und Gebehrde der alten herrlichen Stadt, und durch jenen Münſter, deſſen gleichen nie aus dem Gemüthe eines Wälſchen geboren iſt. Was mehr von dem Franzöſiſchen ergriffen iſt und das Gift deſſelben auch auf das übrige Volk hinüber vermittelt, das ſind die ſogenannten Gebildeten, aus welchen die Gelehrten, die Beamten und Officiere hervorgehen. Dieſe müßten der Nothwendigkeit der Verhältniſſe, des Reizes irdiſcher Vortheile, und der Eitelkeit wegen mehr mit den Fremden ausgeglichen und zu ihnen hinübergezogen werden, und unter dieſen findet man alſo viele jenes jammervollen Zwittergeſchlechts, welches der Art und Bildung nach weder rein franzöſiſch noch rein teutſch iſt. Doch muß den Elſaſſern im Allgemeinen zum Lobe nachgeſagt werden, daß ſie unter der Herrſchaft des fremden

Volkes das Vaterländiſche und Eigenthümliche bewahrt und erhalten haben, wie wenige teutſche Stämme an ihrer Statt gethan haben würden, und daß ſie ſelbſt in den letzten gefährlichen Zeiten in ihren öffentlichen Einrichtungen und Anſtalten das Ordentliche, Tüchtige und Gründliche, das einem Volke germaniſchen Urſprungs geziemt, zu retten geſucht haben.

Die Elſaſſer ſind vielfältiglich beſchuldigt worden, ſie ſeyen in dem letzten großen Kampfe für Frankreich und Napoleon eifriger und gegen die Teutſchen tückiſcher und aufſätziger geweſen, als die Franzoſen ſelbſt. Dies kann wahr ſeyn, und beweiſt gegen ſie unmittelbar das nicht, was ihre Tadler meinen, daß es beweiſen ſoll. Denn erſtlich hatte man ihnen nie und nirgends geſagt, daß ſie wieder Teutſchlands Kinder ſeyn und Teutſchland künftig wieder angehören ſollten, noch behandelte man ſie auf eine ſolche Weiſe; und zweitens konnte man nicht verlangen, daß die Elſaſſer von ſelbſt brennende teutſche Herzen bringen ſollten, um, da ihnen kein künftiger großer Herr Teutſchlands und ihrer ſelbſt gezeigt ward, etwa dem Würtemberger oder Badener zugeſchlagen zu werden, deren willkührliche Regierungsweiſe ihnen zu Teutſchland wahrlich keine Luſt machen konnte. Auch bedenkt man nicht, daß teutſche Art und teutſcher Sinn ein ganz anderes Ding ſind, als teutſche Geſinnung. Ich habe geſagt, die Mehrheit der Elſaſſer ſind in Art und Sinn ächte Teutſche bis auf dieſen Tag; aber ich habe nicht von der teutſchen Geſinnung geſprochen. Wie kann man verlangen, daß ein Volk, welches ſechs und vier Menſchenalter einem fremden Volke unterworfen geweſen, empfinden ſolle, wie wir andern, die gottlob immer noch von teutſchen Menſchen beherrſcht worden ſind? Das iſt zu viel begehrt. Aber das will ich behaupten, daß dieſe Elſaſſer, wenn ſie dreißig Jahre von einer tüchtigen und gerechten teutſchen Regierung auf ächt teutſchem Fuß geleitet würden, wieder eben ſo gute und treue Teutſche ſeyn würden, als alle übrige, die Franzoſen ausgenommen, die ſich als Fremdlinge unter ihnen niedergelaſſen haben; denn die Franzoſen ſind ein zähes und nachhaltiges Geſchlecht gleich den Juden, mit welchen ſie überhaupt viele auffallende Aehnlichkeiten haben, und gehen erſt nach vielen Zeugungen in ein anderes Volk über.

Das Elſaß iſt ein nothwendiger und unerläßlicher Theil Teutſchlands, und der Gedanke an ſeine Wiedervereinigung mit dem Reiche darf bei teutſchen Menſchen nicht untergehen, ſo lange noch ein teutſches Volk iſt und ſo lange der heilige Münſterthurm von dem Schwarzwalde noch geſehen wird. Erſt mit dem Beſitze des Elſaſſes ſind unſere Südgränzen geſichert, erſt mit dieſem Lande haben wir unſern Strom, den ganzen Rhein. Jetzt hält der gierige und lüſterne Fremdling noch das eine Horn des heiligen Stroms, und mögte auch das andere wieder faſſen und die volle Kraft wieder zu ſich hinüberziehen. Wir beten, daß ihm das nicht gelingen möge, und hoffen, daß unſere Kinder wieder gewinnen werden, was wir vor wenigen Monaten in den Händen hatten, und was wir eben ſo leicht wieder fahren ließen, als dieſe unſere treuloſen Nachbarn es einſt von uns geſtohlen hatten.

Die Schweitzer zwiſchen den Alpen, dem Jura, dem Rhein und Tyrol ſind größtentheils ächte Teutſche, und zwar burgundiſchen und allemanniſchen Stammes, einen kleinen Theil ihrer Südweſtgränze ausgenommen, wo im Wadtlande romaniſirte Germanen wohnen. Dieſes Land iſt eine der Hauptbaſteien Teutſchlands gegen Italien und Frankreich, und Teutſchland war von dieſer Seite völlig gedeckt, ſo lange die ſchweitzeriſchen Städte und Lande in dem teutſchen Kaiſer ihr Oberhaupt verehrten. Seitdem ſie ſich aber von dem großen Körper gelöſt, beſonders ſeitdem ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich immer mehr dem Wälſchen und Franzöſiſchen zugeneigt und angehängt haben, iſt Teutſchland von dieſer Seite mannigfaltige Gefahr und Nachtheil gekommen, und zuletzt hat ſich das Verderben auch über die Schweitzerberge und von ihnen herab auf die nächſten Nachbarn gewälzt; das aber iſt den Schweitzern vor allen Völkern unglücklich widerfahren, daß ſie, die in früherer Sicherheit des Reichthums und des Beſitzes keinem ihrer Nachbarn geholfen hatten, im Unglücke auch von keinem derſelben bemitleidet worden ſind.

Die Schweitzer haben in dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eine große Geſchichte gehabt, wie jedes Volk, das um heilige Güter, um Recht und Freiheit, ſtreitet. Seitdem ſie ſich aber vom Reiche ganz geſondert haben, ſeitdem ſie ein eigener Staat und ein eigenes Volk haben ſeyn wollen, hat ihre ſtolze Geſchichte ſich eben ſo verflacht, als die Spitzen und Ecken ihrer Himmelsberge von Jahr zu Jahr mehr weggewaſchen werden. Solches widerfährt mit Recht dem Gliede, welches ſich von dem Leibe ſondern will, welchem es angehört: es verdorrt und erſtarrt in ſeiner armſeligen und eitlen Einzelheit. Da die Schweitzer ſich dem gewaltigen germaniſchen Geiſte entfremdet haben, ſind alle herrliche Geiſter immer mehr von ihnen gewichen, und endlich ſind ſie faſt ein Volk ohne Ruhm, Herrlichkeit und Namen geworden: ſie ſind zu dem Range der wilden Kappadocier, Illyrier und Gallier herabgeſunken, die ſich als Söldner anderer Völker um ſchnödes Geld über Land und Meer treiben ließen, und nicht beſſer geachtet wurden als das dumme Eiſen, das ihre Hände führten, und in der That nicht beſſer waren. Die Geſchichte hält über die letzten drei Schweitzerjahrhunderte, die Johannes Müller wahrſcheinlich nicht mit Luſt

Bayerische
Staatsbibliothek
München

beſchrieben haben würde, ein ſchweres Gericht. Ein Volk, an welchem die größten Weltbegebenheiten hinrollen, ohne daß es von ihnen berührt zu werden ſcheint, ein ſolches Volk kann nicht ſagen, daß es lebendig mit in dem Reihen der Völker ſteht: es wird durch die That des Eigennutzes und der Entartung geziehen. Von dem tückiſchen Könige Ludwig dem Elften von Frankreich bezahlt, halfen die Schweitzer ihr und Teutſchlands Bollwerk, das burgundiſche Reich, einreiſſen. In den italiſchen Kriegen der Spanier und Franzoſen gegen den Ausgang des funfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ſpielten ſie keine würdige Rolle weder als Volk noch als helfende Nachbarn, ſondern die Rolle gemeiner gedungener Kriegsknechte, welche dem zuziehen, der ihnen das meiſte Geld bietet. Der dreißigjährige Krieg, der die Welt erſchütterte, zog an ihren Gränzen hin, ohne daß ein Schweitzer ſich bewegt hätte. Das Elſaß, die Pforte in ihr Land, lieſſen ſie von Teutſchland reiſſen und in des mächtigen und jeder Freiheit gefährlichen Frankreichs Hände fallen, ohne daß ein Arm das Schwerdt gezogen hätte. Die Grafſchaft Hochburgund, ihre Vormauer jenſeits des Jura, wofür ſie die Bürgſchaft trugen, verkauften ihre herrſchenden Familien an Ludwig den Vierzehnten. Denſelben herrſchſüchtigen König lieſſen ſie vierzig Jahre gegen alle ihre Nachbarn, gegen die Niederlande, Teutſchland, Savoyen, und alſo auch gegen ſich ſtürmen, ohne daß ſie ſich für die gerechte Sache bewaffnet hätten, wohl aber fochten 15,000 Schweitzer unter franzöſiſchen Fahnen als Söldner der Ungerechtigkeit. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch haben ſie ſich und ihre Jugend auch den Meiſtbietenden verkauft, den Spaniern, Franzoſen, Holländern, und viele ihrer ahnenſtolzen Familien, die auf den verroſteten Degen ihrer Vorfahren pochen, haben von dieſem ekelhaften Menſchenhandel gelebt. Auch der ſchrecklichen franzöſiſchen Revolution, welche ganz Europa erſchütterte, und alle Fürſten und Völker auf der einen oder andern Seite mit Gewalt zur Theilnahme riß, ſahen ſie lange als Krämer zu, und ſammelten durch den ſchleichenden Zwiſchenhandel Gold, während die Völker ringsumher von gräßlichen Wunden bluteten. Sie meinten auch da als die Unſchuldigen, welche der blutige Hader nicht angehe, ſo vorbei zu ſchleichen; Gott aber meinte es anders. Die eiſerne Ruthe kam zuletzt auch über ſie, und geiſſelte ſie fürchterlich. Sie haben endlich als unterworfene Vaſallen der Franzoſen alle Uebel und Gräuel über ſich ergehen und ihre Jugend als Trabanten des wälſchen Tyrannen auf allen Schlachtfeldern gegen die Freiheit und Ehre abſchlachten ſehen müſſen. Endlich mit dem Jahr 1813 kam die Zeit der Erlöſung, alle Völker waren aufgeſtanden gegen die Franzoſen, der Krieg wälzte ſich an die Gränzen, ja über die Gränzen der Schweitzer hin, ſie bekamen Gelegenheit, ſich wieder ehrlich zu machen: ſie konnten zeigen, daß auch in ihnen noch ein Herz für die Freiheit und Gerechtigkeit des europäiſchen Welttheils ſchlage. Sie haben dieſe Ehre nicht gewollt. Kalt und gefühllos haben ſie dem großen Kampfe wieder aus der Ferne zugeſehen und für die allgemeine Sache auch keinen einzigen Mann bewaffnet; ja nicht einmal Abrufe haben ſie an die Schweitzerbeſatzungen erlaſſen, welche in mehreren franzöſiſchen Feſtungen immer noch tapfer für die Tyrannei ſtritten. Und kaum war der Friede geſchloſſen, ſo haben ſie ſich wieder an Frankreich gehängt, und denſelben Franzoſen ihre Jugend verkauft, die im Jahr 1792 die Schweitzer Leibwachen auf das ſcheußlichſte niedermetzelten, die in den Jahren 1798 und 1799 die Schweitz mit Mord und Brand ſchändeten, die das Land und das Volk auch in den folgenden Jahren ſo vielfach mißhandelten, und mehr als einmal davon ſprachen, die Schweitz auch in eine franzöſiſche Landſchaft zu verwandeln, wiewohl ſie ihnen in der That wie eine franzöſiſche Landſchaft war. Das iſt erſchienen, daß das Gold die jetzigen Schweitzer mächtiger zieht, als die Ehre. Deswegen kann man ihnen weiſſagen, ohne Weiſſager zu ſeyn, daß auch das Gold, das ſie wieder ſammeln könnten, nicht lange ſicher von ihnen beſeſſen werden wird.

Die Schweitzer ſind freilich ein mannliches, ſtarkes, tapferes und ſchönes Volk, aber es geht den Jetzigen, wie es mehreren Völkern vor ihnen gegangen iſt. Sie zehren von dem Kapital des Ruhms, das ihre Väter ihnen hinterlaſſen haben; oder vielmehr ſie täuſchen ſich, daß ſie davon zehren: es iſt in der That lange aufgezehrt. Sie pochen auf die großen Thaten ihrer Altvordern für die Freiheit, und thun den kleinen Dienſt der Knechte für die Knechtſchaft. Unter anderen Verhältniſſen und in anderen Zeiten erſtaunten die Schweitzer in ihren Bergen die Welt durch ihren Stolz und ihre Tapferkeit; jetzt aber hat ſich alles verändert, und die jetzigen Schweitzer ſind keine beſſere und ſtärkere Menſchen, als ihre teutſchen Nachbarn, die Tyroler, Wirtemberger, Breisgauer und Elſaſſer, und wenn ſie in ihrem Thun und Treiben immer ſo fortfahren, werden ſie bald viel ſchlechter ſeyn. Eigennutz und Habſucht und Sorgloſigkeit und Hartherzigkeit über das Schickſal der übrigen Welt hat man den vornehmen und geringen Schweitzern ſchon lange wohl nicht mit Unrecht vorgeworfen; die letzte Zeit hat ſie auch mit Schande beſchmutzt, die ſie noch nicht abgewaſchen haben. Wenn die alten Geſchlechter von Bern, Freiburg, Lucern und Solothurn um Geld Menſchen verkaufen, wenn die ſchnöde Gewinnſucht auch in die Hütte des Bürgers und Bauers eindringt, wenn Gold endlich das höchſte aller Güter dünkt, ſo ſteht es ſchlecht um ein Volk, deſſen Väter einſt eine glänzende Geſchichte hatten.

Nur Eines kann die Schweitzer beſſern und äuſſerlich und innerlich ehrenvoll wiederherſtellen, wenn ſie die gemeine Wuth der Habſucht bezwingen und ſich wieder aus ihren natürlichen Trieben und Anlagen entwickeln, und wenn ſie ſich wieder dahin wenden, wohin ſie ſich wenden müſſen: ich meine nach Teutſchland; denn ſie ſind Teutſche. Sie mögen wohl bedenken, wie ſchimpflich es für ſie iſt, daß ſie ſich und die Blüthe ihrer Jugend den Wälſchen verkaufen und in Sitte und Sprache und Neigungen mit ihnen buhlen. Denn nie wird es ihrer Art, die viel zu teutſch und ſchwer iſt, gelingen, leicht und gewandt und dem Franzöſiſchen gleich zu werden; höchſtens wird ein erbärmliches Zwitterweſen herauskommen, das weder dem Teutſchen noch dem Franzöſiſchen gerecht iſt, und ſaftlos, kraftlos, und thatenlos ſo durch die Welt hintändelt und hinſtrauchelt. Auch ſind ſie, wenn ſie ſich auch mehr von dem Franzöſiſchen abwenden und einen eigenen teutſchen Staat ausmachen wollen, zu klein und zu beſchränkt, als daß auf dieſe Weiſe ein freudiges und friſches eigenes Weſen aus ihnen gezeugt werden könnte. Nur durch die völlige Hingebung an das Teutſche, nur durch die freie und fromme Anſchlieſſung an alle Teutſche können die guten und lebendigen Geiſter der Tugend und Kraft, welche lange von ihnen gewichen ſind, wieder zu ihnen zurückgelockt werden; denn nimmer mag lange in Herrlichkeit beſtehen, was ohne Mitleiden und Mitempfinden mit dem Ganzen, dem es angehört, ſich einzeln auch etwas zu ſeyn einbildet. Erröthen aber müſſen die Schweitzer, wenn ſie an die Thatenloſigkeit und Namenloſigkeit ihrer letzten Jahrhunderte denken, und an ihre Söldnerei für die Fremden gegen das teutſche Reich, das als ihre Mutter ihnen heilig ſeyn ſollte. Auch das ſollen ſie wohl bedenken, daß die Zeit mit jedem ernſt und ſtrenge zu Gericht geht, nicht bloß im Urtheil, ſondern auch in der That, und daß ſie dieſem großen Gerichte nicht entrinnen werden.

Teutſchland hat die Schweitz einſt zu leicht von ſich abſcheiden und abſchneiden laſſen, und doch iſt es ſein Land, ſein Volk, und ſein Bollwerk gegen die Wälſchen. Es muß auf alle Weiſe darauf ſinnen, wie es dieſelbe wieder zu ſich ziehe und mit ſich verbinde. Sollte dies ſelbſt mit Gewalt und Strenge geſchehen, ſo iſt es kein Unglück; denn wo Liebe nicht ziehen will, da muß Furcht zwingen. Man hofft wohl vergebens, daß jene Schweitzerart, bei welcher die Regierung iſt und welche ſich einmal an das franzöſiſche Gold gewöhnt hat, jemals gut teutſch werden und ſich dem großen teutſchen Vaterlande freiwillig anſchlieſſen werde. Was der Geitz aus ſeinen natürlichen Verhältniſſen herausreißt, das muß der Geitz wieder herbeiziehen; und da hat Teutſchland ein vortreffliches Mittel, die Schweitzer auch ohne Waffen dahin zu bringen, daß ſie um Gottes Barmherzigkeit bitten müſſen, daß man ſie wieder in den Schooß des teutſchen Reichs aufnehme. Die Schweitz ruht wenig auf der Verbindung mit Frankreich und Italien, ihr eigentlich weſentliches und nothwendiges Leben und Treiben geht nach Südteutſchland und dem Rheinſtrom. Wenn ich alſo Herr von Teutſchland wäre, ſo wollte ich dieſen Teutſchen, die ihr Mutterland und ihr Brudervolk vergeſſen haben und mit den Fremden für Geld buhlen, wohl zeigen, welche Früchte es trägt, alle natürliche Bande zu zerreiſſen und alle nothwendige und heilige Pflichten aufzulöſen. Da die Schweitzer nun einmal ein fremdes und beſonderes Volk ſeyn wollen, welches Teutſchland und Teutſchlands Glück und Ehre nichts angeht, ſo würde ich ſie auf das ſtrengſte als Fremde behandeln: Einfuhr und Ausfuhr an ihren Gränzen würde ich ſtopfen, ihren Waaren würde ich den Weg durch Teutſchland ſperren, auf dem Rhein würde ich ſie mit unerträglichem Zoll belegen; kurz, ich würde die abtrünnigen und widerſpäuſtigen Kinder wie die fremdeſten Fremden behandeln. Wenn ich ſo einige Jahre mit ihnen verfahren wäre, ſollten ſie wohl inne werden, ob franzöſiſches oder ſpaniſches Gold beſſer iſt als Teutſchlands Reichthum und der

Goldweg, der aus der Schweitz durch die teutſchen Gauen führt; ſie ſollten endlich flehen: Sey gnädig, o Herr, ſey gnädig gegen uns Verirrte, und lohne uns nicht nach unſern Sünden gegen dich und gegen Teutſchland; nimm die Plagen von uns, nimm uns zu deinen Kindern, zu rechten Brüdern unſers Volkes auf, und wir wollen alles Wälſche und allen wälſchen Dienſt hinfort auf ewig abſchwören und von innen und von auſſen Teutſche ſeyn und Teutſche heiſſen. Wahrlich den Schweitzern bloß das Bereiſen der teutſchen Meſſen verboten, und Schwaben und Baiern ihnen verſperrt, und den Rhein ihnen dreifach bezollet — und wir würden Wunder ſehen. Wie es nun geweſen iſt ſeit Jahrhunderten, hat die Schweitz von Teutſchland alle Vortheile und Genüſſe gezogen und keinen ſeiner Nachtheile und Verluſte getheilt. Das iſt aber das mächtigſte und natürlichſte Band, daß die Schweitzer uns für ihr Leben gar nicht entbehren können und daß wir ſie für unſere Sicherheit nicht entbehren ſollen.

Auch die Niederländer wohnen in unſern Gränzen und halten die Ausflüſſe unſerer ſüdlichen und ſüdweſtlichen Ströme; wir dürfen ſie alſo nicht als Ausländer liegen und ihr Weſen unbekümmert unſerer Ehre und Herrlichkeit für ſich treiben laſſen. Von dieſen Niederländern ſind die ſogenannten Holländer, oder die Niederländer nördlich über der Maas, ganz reine Teutſche, Abkömmlinge der alten Katten, Frieſen, Sigambern ꝛc., der kriegeriſcheſten und kriegsgeübteſten germaniſchen Stämme. Dieſe nördlichen Niederländer ſind in Sprache und Art dem teutſchen Stamme in Weſtfalen und am Nieder- und Mittelrhein bis gegen Bonn auf das nächſte verwandt, obgleich die verſchiedene Regierung und die ganz andere Weltthätigkeit, welche auf alle Meere und nach Weſtindien und Oſtindien hinausging, doch in mancher Hinſicht einen bedeutenden Unterſchied hervorgebracht haben. Von den ſüdlichen Niederlanden jenſeits der Maas bis an die Ardennen und Picardie ſind zwei Drittel auch faſt ganz germaniſch, und ſprechen eine germaniſche Mundart, die ſogenannte flamländiſche; die zunächſt an den franzöſiſchen Gränzen hin wohnenden ſind walloniſch, d. h. ſehr mit wälſcher und walloniſcher Art gemiſcht: auch wird in dieſem ganzen Lande neben dem Walloniſchen und Flamländiſchen viel franzöſiſch geſprochen, vorzüglich von den ſogenannten gebildeten Klaſſen. Indeſſen kann man dieſe ſüdlichen Niederländer doch eben keiner Vorliebe für die Franzoſen zeihen, wenn ſie gleich von Gemüth und Art nicht rein teutſch, ja mit dem Sinn in mancher Hinſicht dem Teutſchen abgewandt ſind.

Ueber unſere nächſten Nachbarn, die Holländer, haben wir die Beſchwerden nicht zu führen wie über die Schweitzer. Als tapfere und freie Männer und im Sinn ihrer großherzigen Vorfahren warfen ſie das unerträgliche und blutige Joch eines fremden Volkes ab, das ſie nicht als edle Beiſaſſen, ſondern als unterworfene Knechte behandeln wollte. Freilich ſchieden ſie ſich ein halbes Jahrhundert ſpäter vom teutſchen Reiche; aber nie trennten ſie ihre einzelnen Vortheile ſo von den allgemeinen Vortheilen ihrer Nachbarn, als die Schweitzer gethan haben. Ja ſie können ſich rühmen, daß ſie dreißig Jahre für die eigene Freiheit und funfzig Jahre für die allgemeine Freiheit Europas mit unerſchütterlichem und unſterblichem Muth gefochten haben. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aber, oder vielmehr ſeit dem Frieden von Raſtadt und Baden, hat ihre groſſe Geſchichte und ihre große Art ſich verkleinert. In unſerer Zeit ſind ſie der zu leichte Raub der Franzoſen geworden. Man kann wohl, ohne eben Prophet zu ſeyn, behaupten, daß die Holländer als Seevolk nie mehr bedeuten werden, was ſie noch vor dreißig Jahren bedeutet haben. Aber in ihrem Ernſt, in ihrer Tüchtigkeit, in ihrer Arbeitſamkeit und Gründlichkeit haben ſie die reichen Hülfsmittel alles Guten und Schönen, deſſen ſich ein gebildetes Volk irgend bemächtigen kann. Sie werden, wann ihnen die Goldbäche Oſtindiens nicht mehr flieſſen und wann ſie mehr auf ſich ſelbſt beſchränkt und zurückgeworfen ſind, wieder mehr zu ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit zurückkehren; ſie werden wieder mehr ächt holländiſch, ſie werden mehr den Teutſchen ähnlich werden; ſie werden fähiger werden, ſich wieder unmittelbar mit Teutſchland zu verbinden und demſelben anzuſchlieſſen. Da ſie und ihre Landsleute und Brüder, die Belgier, ſich nur an Teutſchland lehnen und ſich nur durch Teutſchland gegen Frankreich ſchirmen können, ſo wird durch dieſes nothwendige politiſche Verhältniß eine Verbindung zwiſchen den Völkern und auch eine nähere Gemeinſchaft mit der teutſchen Sprache eingeleitet werden, die das, was nie hätte von einander getrennt werden ſollen, im Laufe der Jahre immer feſter und inniger wieder zuſammenzieht.

Es iſt in dieſen letzten Monaten über dieſe unſere Brudervölker, die ſo unglücklich von uns losgeriſſen ſind, hie und da in Schriften ſehr bitter geklagt und ſcharf geurtheilt worden, mit Recht und mit Unrecht, wie in ſo gereitzten Zeiten, wie die unſrigen ſind, zu geſchehen pflegt. Das iſt aber das Schlimme bei dieſen Klagen und Urtheilen, daß man dabei die Völker mit den Regierungen und die nothwendigen Verhältniſſe mit den zufälligen zuſammenmiſcht und häufig alles Verſchiedenwirkende und Verſchiedengeſinnte auf dieſelbe Linie geſtellt hat. Da hat man Unrecht ſowohl für den Zweck, den man bezielt, als auch in der That. Nicht die Völker ſind ſo unteutſch, nicht die Völker ſind ſchuldig der Abſonderung von dem

Leibe, dem ſie von Natur angehören, ſondern die Regierungen und alle, die mit ihnen zunächſt auf das Volk einwirken. An den Regierungen alſo und nicht an dem Volke ſollten die Schriftſteller ſich halten, wenn ſie das Unwürdige und Unrechte der Verhältniſſe anſchuldigen, worin jene Länder mit den Fremden ſtehen. Das Volk aber, das wir wieder gewinnen wollen als das unſrige, muß behandelt werden, wie man verirrte Kinder behandelt, mit Sanftmuth, Schonung und Liebe. Nicht als ſchlecht muß man es ſchelten, ſondern als das, welches durch ſeine unnatürliche Abſonderung endlich ſchlecht werden könnte; nicht als unteutſch und entartet muß man es hinſtellen, ſondern als das, welches durch ſolche Verkehrtheit ſeine eigenthümliche Art und Tugend einbüßen könnte. Man muß ihm vorhalten, welche Elendigkeit und Nichtigkeit daraus ſproſſet, daß man das Eigene verläſſet und ſich an das Fremde hängt; wie jämmerlich derjenige wird, der das Eigene nicht aus dem Gefühle und der Geſinnung einer großen Geſammtheit entwickelt, ſondern an fremder Art ſich weiden und bilden will; kurz man muß die ganze Erbärmlichkeit der Zwitterart hinſtellen, die weder ihr ſelbſt noch andern ähnlich iſt und ſeelenlos, thatenlos, ruhmlos endlich als ein grober Kloß der Weltgeſchichte hingeworfen und zu Staub zermürſet wird. Durch Freundlichkeit und Liebe und durch die hohen Reiße der Ehre, und nicht durch

3.

Ueber alte Zeit und neue Zeit.

Und ich ſaß einen ſchönen Frühlingsmorgen ſinnend an einem Fenſter, und ſpielte mit den Blättern, die an ihm hinaufrankten, und mit den Blumen und den Bienen, die in ihrer Schönheit und Freude ſich um mich bewegten; und goldene Träume, liebliche Kinder des Himmels, flatterten durch das Grün und den Duft und das Getön hin und her, und wiegten mich heraus aus mir ſelbſt zu unbekannten Fernen hin. Und bald kam auch die Schwalbe, die nun ſchon vier Tage unter dem Fenſtergeſims gebaut hatte, und ſie brachte viele fliegende Maurergeſellen, mit zierlichen weiſſen Halskrägelein über dem ſchwarzen Rocke, mit, daß ſie ihr hülfen; und in einer halben Stunde war der Bau fertig, und die beiden Bewohner, die das Brautbett bereitet hatten, ſetzten ſich hinein, und die Helfer ſaßen umher, und es war ein Zwitſchern und Jubeln drinnen und drauſſen, als ob Hochzeit gehalten würde. Und auch meine Seele hielt eine Frühlingshochzeit und zerfloß in Wonne. Und ich gerieth in Entzückung, und ſprach bei mir ſelbſt: Siehe, wie glückſelig die Natur iſt! wie gleich in ihr die ewige Ordnung! wie heiter in dem Reigentanz ihrer ſtätigen Bewegung! wie glückſelig und gleich die Geſchöpfe ſind, die aus ihrem Kreiſe nicht abirren, ſondern, immer dieſelben, thun, was ſie müſſen, und genieſſen, was ſie dürfen! wie glückſelig und gleich auch ich bin, da ſie mich in ihre ſüße Harmonie hineingeſtimmt haben! Und warum nicht immer ſo und ewiglich? arbeitend wie die Biene, bauend wie die Schwalbe, duftend wie die Blumen, und hinrieſelnd mit dem Leben, wie das Bächlein hinrieſelt? Warum muß das Geſtern und das Morgen immer als ein Geſpenſt vor den armen Sterblichen treten, und ihn das Heute, das er gebrauchen dürfte, nie gewinnen laſſen? Und eine Thräne trat in mein Aug, und ich ging hinaus, und ſuchte Himmelsluft, aber mein Herz war doch noch ſehr freudenvoll. Und wie ich durch die Straßen ſo dahin ging und ſehnſüchtig ein menſchliches Weſen ſuchte, dem ich hätte an die Bruſt fallen und meinen Schmerz und meine Wonne aushauchen können, kam ich auf den Platz des alten Doms, und die Orgelklänge aus der Ferne und die Stimmen feiernder Menſchen lockten mich unbewußt durch die Thüre hinein; und es war die Frühmette. Und ich war da mit allen andern, und ich betete an den in den Höhen und in den Tiefen, und der himmliſche Frühling ſproſſete in meiner Seele, und ich fühlte es in mir knoſpen und keimen und blühen, wie die Erde es fühlt, wann der wärmere Himmelsſtrahl des Frühlings befruchtend und belebend in ihren ſeligen Schooß dringt. Und als es ſtiller geworden war, und die meiſten heimgegangen waren zu ihren Häuſern und Arbeiten, und nur wenige Einſame noch vor den Bildern und Altären knieeten, da kam der Geiſt des Herrn über mich ſichtbarlich und fühlbarlich, daß ich vernähme an dieſer Stelle, was ich noch nie vernommen hatte, und verſtände, was ich noch nie verſtanden hatte. Und ich hatte oft durch die hohen Pfeiler aufgeſchaut, als wenn ich durch einen bewegten Wald zum Himmel ſchauete, und ich hatte die herrlichen Bilder ſo oft mit Inbrunſt geſehen, und war in dem Lichtgarten und Roſengarten der bemahlten Fenſter ſo oft ſpazieren gegangen; aber nie war mir ſo zu Muthe geweſen, wie heute. Denn es däuchte mir, als habe ſich der Himmel ſelbſt mit allen ſeinen Sternen und Engeln in meine Bruſt herabgeſenkt, und als ſtellten ſie mir ſich ſelbſt, und mich, und die ganze Welt wie in einem großen Bilde dar; und es war alles in Klarheit und Wahrheit vor mir, und ich fühlte nicht, was zuerſt und zuletzt und was alt und jung und was geſtern und heute war: ich war ganz, ich war ſelig. Und als ich in dieſer Seligkeit wohl eine Stunde geſchwelgt hatte und als mein ganzes Weſen in mir erheitert und verklärt war, daß meine Augen hätten durch die ſieben Himmel ſchauen können, da dachte ich bei mir! Warum kann es nicht immer ſo ſeyn? warum iſt der Menſch nicht immer ſo ihm ſelbſt gleich und dem göttlichen Bilde ähnlich? warum muß er in Hader und Zwietracht und in Benebelung ſeines Himmels, ach! und ſo oft auch in öder Sehnſucht, die er doch noch ſein beſtes Glück nennen muß, den ſchönſten Theil des flüchtigen Daſeyns verſpielen und verdämmern, und zuweilen auch verraſen? Und damit ſich das Gedachte ſogleich in mir ſelbſt beſtätigte, riß mich jener Geiſt, der nimmer ruhet, alsbald wieder aus mir ſelbſt heraus, und die Kirche und ihre Pfeiler und das Gewölbe und die Bilder und die Lichtblumen auf den Fenſterſcheiben und alle die blühenden Fantaſien, die wie bunte Vögel in ihnen flatterten und ſich erfreueten, waren nicht mehr in mir, ſondern ſtellten ſich mir gegenüber; und bald hörte ich es vernehmlich auch aus einer andern Kirche herklingen, die keine Bilder leidet und wo die Chriſten Gott auf andere Weiſe verehren und anbeten. Und wiewohl ich noch ein glückſeliger Menſch war vor Hunderttauſenden, doch fiel es mir ſchwer auf das Herz, und Gedanken des Haders und der Unruhe zuckten wie Blitze durch meine Seele, die noch von dem Blüthenſtaub aller himmliſcheſten Gefühle bedeckt war. Und wehmüthig rief ich endlich aus: Iſt es denn nicht möglich, daß ein Haus der Seligkeit und des Friedens auf Erden ſeyn kann? müſſen ſogar in dieſem ſtillen

Tempel die Gedanken ſich befragen und ſich in mir ſelbſt zerreiſſen und zerhadern? Könnte man nicht das Evangelienbuch verhüllen mit ſeinen heiligen Geſchichten und Wundern in dem ſtillen Glauben, wie eine Blume ſich in ihre Blätter hüllt? Könnte nicht ein Tempel geweihet werden oder zwei in jedem chriſtlichen Lande, welche die Tempel des chriſtlichen Gottes hieſſen, und nicht des katholiſchen oder lutherſchen oder reformirten Gottes? wo man die großen und geheimen Weihen und Feſte des Chriſtenthums nach der früheſten Weiſe einfach beginge? wo alles, was von Muſik und Bildern und Blüthen des inneren Geiſtes Lichteſtes und Lieblichſtes ſeit achtzehenhundert Jahren aus den Menſchen hervorgegangen iſt, verſammelt wäre? und wo über den Thoren des Tempels ſtünde: Hier iſt der Friede des dreieinigen Gottes, hier iſt Freude und Seligkeit für alle? Und ich wiegte mich eine Weile mit dieſen ſüßen Gedanken eines Friedensortes, wo keine Verſchiedenheit der Auslegungen und kein Streit der Meinungen angedeutet würde; aber bald fuhr ein anderer Blitz durch meine Seele, der ihn auslöſchte, und ich mußte hinnen gehen gebückten Hauptes und traurenden Blickes, faſt wie einſt der Urvater Adam, der aus ſeinem Paradieſe getrieben ward, und doch zwitſcherten meine Schwalben noch, und meine Bienen ſumſeten noch, und die Blätter und Blumen waren duftig wie in der

Frühe und ſpielten anmuthig gegen den Sonnenſchein; aber in mir war es anders worden.

Dieſe Geſchichte des Herzens, die ich mehr als einmal erlebt habe, iſt wohl die Geſchichte eines jeden Sterblichen, deſſen Saitenſpiel der Bruſt nicht zu klanglos geſtimmt iſt. Es iſt das Ringen des Iſrael mit dem Jehovah, der Kampf des Vergänglichen mit dem Unvergänglichen, der Gegenſatz des Alten gegen dem Neuen, der in Seligkeit ruhende Gott und der durch Unſeligkeit zur Seligkeit hinſtrebende Menſch, oder — was daſſelbe iſt — die ruhende Ewigkeit und die ſtürmende Zeit. Alle überſchwängliche Dinge und Gefühle, die Religion, die Liebe, die Kunſt, ſtrahlende Sternenkinder des Einen und immer gleichen himmliſchen Vaters, erheben uns zu ſolchen hehren Stimmungen, bis das Irdiſche und ſeine Unruhe uns wieder aus dem Himmel fallen läßt. Aber was auf dieſe Weiſe auf mich vor allen immer am mächtigſten gewirkt hat, das ſind Bilder und Denkmäler der Geſchichte, die den Stämpel des Alterthums tragen und an welchen ſich zugleich eine würdige Kunſt verherrlicht hat. Das iſt jene gewaltige Macht, welche zugleich alt und jung iſt und worin die Vergangenheit faſt wie eine Ewigkeit auf die Zukunft hinweiſet. Jenes Alte, was einmal als Geſchichte auf Erden war und lebte und als Bild und Blüthe der Kunſt in das Leben hineingeſtellt iſt, daß es ſeinen Prophetenſchatten auf die Zukunft werfe und durch die lange Nacht der vergangenen Zeiten ſeine Lichter bis zu unſerm dicht verhüllten Urſprung zurückträge, wirkt darum ſo allmächtig auf das Menſchengemüth, weil es, aus dem beſchränkten Daſeyn des Augenblicks herausreiſſend und von der Noth und dem Bedürfniß der Erdſcholle loskettend, uns zeigt, was wir rückwärts waren und was wir vorwärts ſeyn werden: die Kunſt iſt der gröſte äuſſere Bürge der Unſterblichkeit, ein lichter Spiegel des ewigen Lebens. Doch hat es Zeiten gegeben — und wir ſind kaum zwanzig und funfzehen Jahre hinter einer ſolchen Zeit — wo das Leben ſo abgeflacht, die Sterne des Himmels und des Herzens ſo verdunkelt, und die Menſchen ſo in die Irre geführet waren, daß ſie an der Vergangenheit und an ihren heiligſten Bildern gefühllos und unermahnt hingingen, und mit Elendigkeiten und Vergänglichkeiten des Augenblickes, die künftig nie ein Herz feſthalten werden, ein thörigtes Affenſpiel der Eitelkeit ſpielten. Dies war unſer Schickſal, und dies iſt auch mein Schickſal und meine Schuld geweſen. Ich ſah nur das Neue, erkannte es aber nicht, weil ich das Alte nicht erkannt hatte: erſt ſeit den letzten zwölf Jahren hat ſich mir das Verſtändniß meines Volks und ſeiner Geſchichte aufgeſchloſſen. Ich bekenne gern meine Sünde und wie dumm und befangen ich vor funfzehen Jahren über viele teutſche Menſchen und

Orte, z. B. über das kunſtreiche Nürnberg und über das herrliche Köln am Rhein, geurtheilt habe. Jetzt aber iſt eine andere Zeit gekommen, die teutſchen Heiligthümer und Geſchichten ſind wieder lebendig geworden, und auch der Einfältigſte und Aermſte im Volke empfindet und vernimmt ſie jetzt beſſer, als vor zwanzig Jahren die, welche ſich die Gelehrten und Gebildeten nennen. O ich darf mich hier wohl dieſes herrlichen Sommers erinnern, wo ich nach Köln und Straßburg und zu der Sammlung der Brüder und Freunde, Boiſſerées und Bertram, gewallfahrtet bin, deren heiliger und ernſter Eifer von teutſchen Menſchen nie genug geehrt und gelobt werden kann. Ich mag bei ſo lieben Erinnerungen wohl demüthig ſagen: wie ganz anders ich! und wie ganz anders wir alle! wie hat Gott, der ein braves Volk nicht verlaſſen wollte, uns mit Leben und Freude und Ruhm erfriſcht, und ermuthigt! wie hat er uns uns ſelbſt wieder kennen gelehrt! Und weil das freudige Alter wieder ſo in uns vortritt und unſere längſtvergangene Geſchichte gleichſam wieder jung wird; weil wir wieder fühlen, wer unſre Väter vor uns waren, und was ſie ſchufen und vollbrachten, und wie und mit wem ſie es ſchufen und vollbrachten, nemlich mit Gott — ſo haben wir darin die Beſiegelung unſerer Zukunft: wir warten einer gewaltigen und glorreichen Zeit des teutſchen Volkes, welche die

Welt umgeſtalten wird, wie ſie vor vierzehnhundert Jahren von ihm umgeſtaltet ward.

Wie der fromme und heitere Menſch, wann er in Gott und deſſen Heiligkeit und Seligkeit verſinkt, in jenen glücklichen Augenblicken ſich ſelbſt heilig und ſelig, ja faſt göttlich werden fühlt, wie ihm dann das Leben ein Spiel, die Tugend eine Luſt, ja eine eingebohrne und unverlierbare Nothwendigkeit däucht, grade ſo iſt dem Beſchauer unter den unvergänglichen Bildern der Kunſt. Er lebt mit ihnen in der Vergangenheit, er glaubt mit ihrer Kraft und Schönheit in die Zukunft hinüberſtreben und die Fratzen und Zerrbilder der Gegenwart durch ihren heiligen Zauber plötzlich verſcheuchen und vernichten zu können. Wahrlich dieſe Täuſchung iſt menſchlich und verzeihlich, ſie iſt der tiefſte und höchſte Beweis von dem Adel der Menſchennatur; denn was nie vorher war, das kann von der Religion des Vorhergeweſenen auch nie ergriffen werden. Aber wie heilig dieſe Begeiſterung, ich mögte ſagen dieſer ſchöpferiſche Wahnſinn, auch iſt, auf wie Ueberſchwängliches in uns dieſe Zurücklebung in die Vergangenheit auch hindeutet, doch können die Anſichten und Gefühle und Weiſen und Geſtalten der verfloſſenen Jahrhunderte ſich nie ganz wieder zurückleben. Denn wer von uns mögte nicht ſeyn in Kraft und Einfalt, in Frömmigkeit und Wahrheit wie die edleren Männer und Frauen des Nibelungenliedes!

wer mögte nicht durch den Blumengarten des Gemüthes wandeln, das die Fenſterſcheiben des Doms in Köln mit Blüthen übergoſſen und mit Blättern und Ranken durchwebt hat? wer mögte nicht die ſtillen und unſchuldigen Engelſeelen in ſeine Bruſt zurückwünſchen, deren himmliſche Heiterkeit und überirdiſches Lächeln uns auf ſo vielen Geſichtern in den Sälen der Boiſſerées in Heidelberg entzücken? Aber die Zeit rollt unaufhaltſam weiter, und trägt uns mit ſich fort; andere Gefühle, andere Anſichten, andere Gedanken, einen ganz anderen Sinn und eine ganz andere Geſtalt auch des äuſſeren Lebens bringt ſie. Wir ſaugen, damit wir im Kampfe friſch ſind, die kräftigen Bilder und die heiligen Erinnerungen unſers Alterthums in uns, wie man greiſenden Wein ſchlürft; aber nimmer wird das Gleiche herauskommen; doch nach dem Aehnlichen ſollen wir ſtreben. Der Strom fließt nie zu ſeinen Quellen wieder, die Zeit tritt nie in ihre abgelaufene Bahn zurück.

Doch iſt es in einer werkloſen und bilderleeren Zeit edlen Gemüthern verzeihlich, daß ſie meinen konnten, ſie ſelbſt könnten mit heiligem und frommem Ernſt ſich drei vier Jahrhunderte zurückleben; ſie könnten jene alte Herrlichkeit der Einfalt, jene heldenmüthige Kindlichkeit und Kraft, die aus den Werken unſerer Väter wiederſtrahlt, ganz zurückführen; ſie könnten den Geiſt wieder ganz unter die Seele, den Gedanken unter das Gefühl, und die zerſtückelnde Klügelei unter die volle Anſchauung ſtellen. Viele teutſche Jünglinge und Männer haben in den letzten zwanzig Jahren dieß gewagt; ſie ſind beſonders in dieſem heiligen Wahn aus der ſogenannten Unruhe des Proteſtantismus in die vermeinte Stille des Katholicismus zurückgetreten: die meiſten offenbar mehr gelockt durch das Dichteriſche und Myſtiſche der äußeren Bilder und Herrlichkeiten, die ihnen in dem Schooß der alten Kirche ein ſeliges Leben verſprachen, als durch den ſtrengen und von dem Weltlichen abgeſchiedenen Ernſt eines rein religiöſen Gemüthes. Mir däucht, ich habe oft gefühlt, was ſie gefühlt haben müſſen; aber leider der ſüße Wahn, als wenn noch wirklich ſo wäre und ſo ſeyn könnte, was in Bildern funkelt und in Gedichten klinget, ward bald durch die ſtrenge Gegenwart verwehet. Ich ſah die Zeit, wohin ſie ſtrebt; ich ſah, was ſich lebendig in dem Leben bewegt — und ließ mich von ihnen vorwärts tragen in dem Glauben, daß Gott aus der Dumpfheit Kraft, aus der Finſterniß Helle, aus dem Todten das Lebendige erwecken werde zu ſeiner Zeit und in ſeiner eigenthümlichen Art und Schönheit.

Denn es würde nichts alt werden, noch alt gemacht werden, wenn die Zeit immer jung und blühend bliebe. Die Unſterblichkeit iſt in dem irdiſchen Leibe eingehauſt, ſie leuchtet oft in urſprünglicher himmliſcher Schönheit und Heiterkeit durch die irdiſche Hülle hindurch, daß wir niederknieen und anbeten mögten vor dem, was in dem vergänglichen Stoffe wohnt. Leonardo da Vinci war der ſtärkſte, ſchönſte, kunſtreichſte und ſeelenreichſte Menſch ſeiner Zeit, ein rechtes Wunder, wie weit die Natur es in der Vollkommenheit menſchlicher Bildungen treiben kann. Sein Leib und ſeine Seele ſtanden in einem Gleichmaaß und einer Harmonie, dergleichen man faſt nie geſehen. Doch ward der Jüngling ein Mann, und der Mann ein Greis, und der Greis ſtarb gleich allen andern Menſchen des gewöhnlichſten Schlages. Dies iſt das ächte Bild alles Irdiſchen, das nur die Geſtalten ausprägt und mit dem Götterſchein des Unvergänglichen übergieſſet, hie und da auch wohl einen Stämpel nicht zerſchlägt und einen Abdruck nicht vernichtet, übrigens aber raſtlos zu neuen Leben und zu neuen Geburten hineilt. Weil wir in einer Epoche des Streits und des Gegenſatzes leben, wie wenige frühere Jahrhunderte, weil wir an dem jähen Abgrund eines vergehenden und an dem Eingange eines werdenden Zeitalters ſtehen, ſo wimmelt die Welt auch ringsum von den ungeheuerſten und auſſerordentlichſten Erſcheinungen, und in dem wilden Kampfe und der gährenden Verwirrung, wo Wenige nur ungefähr ſehen, was da werden ſoll, und wo Manche es kaum erſt ahnden, iſt es begreiflich, daß mancherlei hervorſpringt, was uns erſtaunt, und was die Menſchen, welche ein halbes Jahrhundert nach uns leben werden, noch mehr erſtaunen wird. Weil in der Gegenwart keine Haltung und keine Dauer und für die Kurzſichtigen faſt keine Rettung und Erlöſung iſt, und weil die Zukunft noch von Nebeln überſchattet wird, ſo fliehen viele fromme Gemüther zu dem Alten zurück, und bilden ſich ein, es könne durch redliche Meinung und fromme Geſinnung wieder jung und friſch gemacht werden; weil auch die jammervolle und unruhige Zeit, welche zwei Jahrhunderte hindurch regiert hat und welche in den letzten hundert Jahren alles in Klügelei und Sophiſterei des leeren Begriffs aufzulöſen und ſelbſt das ewige Himmelsgewölbe mit ſeinen Göttern und Geiſtern zu zerſprengen drohete, ſeit zwanzig Jahren mehr auf die Neige zu gehen und den ſtolzen und göttlichen Gemüthstrieben wieder das Feld zu räumen ſchien; weil überhaupt die zu lange flüchtigen und unſtäten Geiſter wieder bei ihnen ſelbſt einkehrten, und die Mehrheit der Menſchen anfing ſich wieder zur alten Frömmigkeit und Einfalt zu neigen, ſo hofften viele fromme und feurige Seelen, die Zeit ſey nun gekommen, wo der traurige Streit zu Ende gehe, der die chriſtliche Kirche jetzt drei Jahrhunderte zerriſſen und zerhadert hat, die alte Kirche werde wieder in ihre Herrlichkeit eingeſetzt werden, die abgeſonderten Partheien und Sekten werden wieder in ſie, als den allgemeinen Mittelpunkt, einfallen, und hinfort werde in Europa nur Eine Heerde und Ein Hirte geſehen werden. -ch.

Auch wir wenden dieſem frommen Streben und dieſen ſchönen Hoffnungen gern unſer Herz zu, auch wir gewahren in der großen Zeit, worin wir leben, und deren eigentliches Seyn und Werden uns eben, weil wir darin leben und wirken ſollen, nicht verliehen iſt klar anzuſchauen, etwas Gewaltiges und Geheimes, was uns auf eine neue Herrlichkeit, auf eine neue Einigung jeder Tugend, und Wahrheit und Frömmigkeit hinzudeuten ſcheint, welche erhabene Einigung für Europa nach allen Zeichen der Zeit aus keinem anderen Volke als aus den Teutſchen hervorgehen kann. Aber wir ſtehen noch an dem Uebergange, und erſt unſere Urenkel werden wahrſcheinlich erſt die Morgenröthe deſſen erleben, was vor unſern Blicken kämpfend zwiſchen Nacht und Licht noch als Dämmerung liegt. Noch iſt der Gegenſatz nicht weggenommen zwiſchen dem Katholicismus und Proteſtantismus, und er kann und darf noch nicht weggenommen werden. Es ziemt dem teutſchen Ernſt und der teutſchen Gründlichkeit und Frömmigkeit, den großen Kampf redlich und ritterlich auszufechten, bis die ehrenwerthen Streiter den Harniſch abſchnallen und nach langer Entzweiung und unſeligem Misverſtändniß einander als Brüder in die Arme fallen dürfen. Wer den Streit zerreiſſen oder durch Gewalt hemmen wollte, ehe er nach den Geſetzen des chriſtlichen

Ritterthums ordentlich ausgefochten wäre, der würde etwas ſehr Schlimmes thun. Wenn man beide Kirchen, ſowohl die alte katholiſche als die neuen proteſtantiſchen, betrachtet, ſo kann man wohl ſagen: wie ſie ſind, können ſie nicht bleiben, weil ihr äuſſerlicher Bau, das eigentlich ſichtbare Gebäude der Kirche, zu ſehr zerbröckelt iſt. Die äuſſeren Geſtalten, Weiſen und Gerüſte ſind veraltet, und ſtehen zum Theil ſchon faſt als Ruinen aus einer fremden Zeit, woraus die ſchöpferiſchen und lebendigen Geiſter entwichen ſind und worin manche Unholde und Geſpenſter ſich eingeniſtet haben. Daher wird ein neuer äuſſerer Bau der Kirche ſich nothwendig machen müſſen. Wann dies ſeyn wird und wie es ſeyn wird, wer wagt das zu weiſſagen? und welcher Sterbliche iſt überhaupt ſo vermeſſen, daß er das Tiefſte und Geheimſte der Menſchheit, die Kraft, worauf alles Andere ruht, wovon alles ausgeht, und wohin alles zurückgeht, mit ſeines Geiſtes Spannenmaaße auszumeſſen und zu beſtimmen ſich unterfängt? Wie dunkel dies auch iſt und wie viele Matte und Verzagte auch mit lauter Stimme Untergang und Verzweiflung rufen; wie ſehr im Weinberge des Herrn auch unter der brennenden Sonne, auch im Schweiße des Angeſichts, das keine Schatten kühlen und das keine Blumendüfte erquicken, gearbeitet werden muß, doch müſſen die wackeren Winzer friſch ſeyn und das Geräth ſchärfen und die Herzen und Arme rüſtig erhalten:

denn die Zeit wird kommen, wo die wüſten und leeren Plätze des Weingartens wieder mit grünen Bäumen und duftigen Blumen beſetzt ſeyn werden.

Die meiſten Katholiken werden mir dieſe Armuth und dieſe Mängel, die ich hier andeute, ſchwerlich eingeſtehen, und auch einige der andern Partheien werden dagegen Einwendungen machen. Die Erſten behaupten nach ihren Grundſätzen, welche ſie unerſchütterliche und unſterbliche nennen, ihre Kirche ſey immer friſch, jung und lebendig geweſen, in ihr wehe und athme noch immer jener lebendige Geiſt, der in den Apoſteln und Märtyrern ſo Herrliches vollbrachte und in den Heiligen ſo große Wunder that; es könne in ihr durchaus nichts veraltet noch todt genannt werden, das da als Schutt wegzuräumen und durch Neues zu erſetzen ſey. Wenn wir nun — was ſehr viel iſt — die Unerſchütterlichkeit und Unwandelbarkeit der hauptſächlichen Lehrſätze und Grundſätze der katholiſchen Kirche zugeſtehen, ſo können wir uns doch in Hinſicht der wirklichen ſchöpferiſchen Lebendigkeit dieſer Kirche, worauf ſich ihre Vertheidiger und Theilnehmer immer berufen, wahrlich nicht überzeugen, daß dieſelbe ſo ſey, wie dieſe behaupten. Es war einſt eine ſolche freudige Zeit der Friſche und Blüthe, im zwölften, dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, als die chriſtliche Kirche ganz und unzerriſſen ſtand, als das ganze Leben mit allen ſeinen Theilen, als das Menſchenthum und Bürgerthum, und alles, was jedes von beiden an ſeinem Theile erſchaffet, mit ihr wie aus Einem Guß zuſammengegoſſen und verbunden war. Aber jene große Zeit der Kirche verging, als die Reformation kam; und zwar war die Reformation nicht ſchuld an ihrem Vergehen, ſondern weil ſie im Vergehen war, darum mußte die Reformation kommen, und im Kampfe mußte die künftige Wiederherſtellung verſucht werden. Wir ſehen in den unſterblichen Werken, welche der Geiſt jener freudigen Jahrhunderte in Tempeln und Bildern und Liedern und in den begeiſterten Thaten der Ritter und Helden erzeugt hat, wie alles damals voll unmittelbaren Lebens und voll Kraft und Blüthe war; aber wir gewahren auch ſeit dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert die Erſtarrung und Verſteinerung, und daß die ſchöpferiſche und künſtleriſche Kraft auch aus dem katholiſchen Leben entwichen war. Vieles von Weiſen und Gebräuchen auch in der alten Kirche hat mit den Jahrhunderten ſeine Bedeutung und ſein Verſtändniß verloren, und wird einſt von anderen erſetzt werden; und das Schöne und Erhabene, und alle die fröhlichen und lieblichen Bilder und Geſtalten, die aus dem tiefen Ernſt des Chriſtenthums durch die Kunſt gleich lebendigen Blumenknoſpen in das Leben hineinwuchſen und daſſelbe bekränzten, ſind von der ſpätern Zeit nicht mehr gefühlt und verſtanden worden. Dies offenbart ſich in vielen Dingen und Erſcheinungen; dies offenbart ſich am meiſten in den Werken der Kunſt. Geh in Italien, in Spanien, in Teutſchland, geh in welchem Lande du willſt, in die erſte beſte katholiſche Kirche, und vergleiche die Kunſtblüthen des vierzehnten und funfzehnten chriſtlichen Jahrhunderts mit den Blüthen des ſiebenzehnten und achtzehnten — und du wirſt meiner Behauptung im Ganzen nicht widerſprechen können. Jenes herrliche und einfältige und freundliche Alte in den Werken, und in den Weiſen und Sitten, und in den Verzierungen beide des heiligen und des weltlichen Lebens der früheren chriſtlichen Zeit von wie wenigen wird es noch empfunden und vernommen! Siehſt du nicht häufig die trefflichſten Werke und Bilder beſtäubt und zerſchlagen in den Winkeln liegen, und alberne und bunte Jämmerlichkeiten, plumpe und todte mit Gold überſtrichene Klötze und Fetiſche, welche wieder zur erſten Rohheit zurückzukehren ſcheinen, ſind an ihre Stelle geſetzt; und die ſie hinſetzten und die meiſten derer, die ſie beſchauen, meinen, wie viel ſchöner ſie ſind, als jene verwieſenen. Da nun die chriſtliche Kunſt, die ſich beſonders in der Darſtellung heiliger Gegenſtände und Geſchichten übte, der tiefſte Ausdruck des Geiſtes jener Zeiten war; da die Kunſt überhaupt die edelſte Blüthe am Baum der Menſchheit iſt, die uns verkündigt, welcherlei ſeine Art iſt — ſo ſind diejenigen wohl thörigt, welche ihnen ſelbſt und uns einbilden wollen, die katholiſche Kirche habe nie eine Zeit der Ermattung und Abſterbung gehabt, ſie ſey durch alle Jahrhunderte bis auf unſere Tage in einem lebendigen geiſtigen Fluß geblieben, und treibe noch dieſelben geiſtigen Blüthen, die ſie vor tauſend Jahren getrieben habe. Man kann ihnen antworten: *an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.*

Man hat hiegegen häufig eingewandt, der Proteſtantismus habe in Teutſchland die hohe Blüthe des chriſtlichen Lebens und der chriſtlichen Kunſt zerſtört; und dieſer Einwand hat einigen Grund und Schein: denn freilich hat die große Kirchenſpaltung mit ihren mächtigen Folgen Teutſchland auf mancherlei Weiſe gehemmt und gelähmt. Aber geh nach andern Ländern, geh z. B. nach Italien und Spanien, wo der Proteſtantismus nie hat Wurzel faſſen können, und ſage mir: warum erſcheint denn dort daſſelbe, was in Teutſchland erſchienen iſt? Auch da iſt gegen den Ausgang des ſechszehnten und gegen die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts das Höchſte und Friſcheſte des Lebens, der Kunſt und des Ritterthums verblüht. Nachher nur Nachahmungen der früheren Jahrhunderte, Spiele mit fremden Eitelkeiten und Albernheiten, die ihnen eine Herrlichkeit däuchten — nichts als Tand, Ziererei, Steifheit und Magerkeit. O ein mächtigerer Geiſt, als der Geiſt Luthers und Kalvins war, hatte das herrliche Leben und die herrliche Kunſt des Mittelalters getödtet, der allmächtige Geiſt einer neu werdenden Zeit, welche unſichtbar alles Alte untergrub, und auch da, wo es noch zu ſtehen ſchien, keine Blüthen und Knoſpen aus demſelben mehr treiben ließ. Das iſt der Wille Gottes, wann Neues werden ſoll. Die Menſchen ſcheinen dann ein paar Jahrhunderte zu ſchlafen und zu träumen, oder nur Thorheiten und Narrheiten zu thun, oder ſie ſind nichts als Schuttaufräumer und Steinhauer und Zimmerleute, welche den Stoff für einen Bau zubereiten ſollen, den einſt kühnere Geiſter mit friſchem Schwunge der Kraft zum Himmel emporthürmen werden.

Freilich die Hauptgrundſätze der Kirche mögen ewig und unerſchütterlich ſeyn; aber nimmer iſt das Leben ſo blühend und lebendig, wie es in früheren Zeiten geweſen. Denn jegliches Ding muß ſich nach auſſen hin in ſeinen Werken und Geſtalten offenbaren und Zeugniß geben, welcher Athem und Geiſt in ihm iſt. Die alſo meinen, jenes alte Blühende und Muſikaliſche des früheren Chriſtenthums, das gleich einem ganzen Frühlingswald voll Vogelgeſang und Blumenduft wirklich einſt in der alten Kirche war, ſey noch ſo da mit allen ſeinen kindlichen und ſüßen Fantaſieſpielen und heiligen Wahnen und luſtigen Wundern, ſind in einem großen Irrthum; ſo wie diejenigen, welche die Zeit gern in ihr ſelbſt verkürzen und in ſie ſelbſt zurückführen mögten: welches Unterfangen ein thörigtes und noch nie einem Sterblichen gelungen iſt. Denn nicht durch die frommeſte und gläubigſte Rückkehr zu dem Alten, nicht durch einen ſanftmüthigen und kindlichen Geiſt, der ſich Gott und ſeinen Wundern unmittelbar wieder gefangen geben mögte, nicht durch die heiſſeſten Wünſche und die treueſten Gebete kann wieder in das Leben zurückgebracht werden, was einmal daraus verſchwunden iſt. Nimmer werden die Menſchen zur Gleichheit mit dem Alten kommen, und wenn es das Herrlichſte und Menſchlichſte wäre, denn jedes Zeitalter hat nothwendig ſeine eigene Geſtalt und Art; aber nach der Aehnlichkeit mit dem Alten und Vergangenen müſſen ſie ſtreben in allem, was ſie thun und machen. Denn was keinem Früheren ähnlich ſieht, dem wird auch nichts Späteres ähnlich ſehen, es iſt überhaupt nichts. Die Weltgeſchichte kann Jahrhunderte zeigen, die faſt geſtaltlos da liegen und bloß eine leere Linie ſind.

Ich habe dieſe Andeutungen und Anſpielungen nicht überflüſſig gehalten in einer Zeit, wie die gegenwärtige iſt, wo in der lebendigen und oft wilden Gährung der Kräfte und in der Wellenbrandung der ſich ſelbſt überlaufenden und überſtürzenden Zeit häufig alle Begriffe und Meinungen ſich verwirren und durchkreuzen und wo die größten Thaten und die auſſerordentlichſten Erſcheinungen hart neben den größten Albernheiten und Narrheiten liegen. Man hört jetzt lauter und häufiger als je tauſend und aber tauſend Stimmen rufen: Die Zeit neigt ſich allgemein zum Alten, der Proteſtantismus weicht dem Katholicismus, und nach wenigen Jahrzehenden werden die ausgeriſſenen Bergſtröme und Bäche, die ſich verwüſtend eine eigene Bahn gebrochen, wieder in den tiefen und ruhigen Strom der allgemeinen Kirche zurücklaufen. Wahrlich auch mir ſcheinen diejenigen nicht unrecht zu ſehen, welche dieſe Hinneigung und dieſes Streben entdecken; aber gewiß iſt der Punkt der Vereinigung und Zuſammenflieſſung ſo nah nicht, als Vielen däucht. Denn vor allen Dingen muß, damit das Neue wirklich wieder alt werden könne, zuerſt das Alte wieder neu werden. Wann dieſe Neigung, die ſich erfreulich zeigt, Leben geworden iſt, dann wird ſich die junge Zeit in ganz andern Wundern offenbaren, und in Flammen wird die neue Hochzeit der chriſtlichen Kirche gefeiert werden, in Flammen, die über Himmel und Erde zuſammenſchlagen und woraus die neue Welt wie ein Phönix aus ſeiner Aſche hervorſteigen wird.

Die katholiſche Kirche und ihre Häupter ſcheinen mir in Hinſicht der Zeit und ihrer Behandlung gar nicht auf dem rechten Wege zu ſeyn. Sie ſcheinen zur Aufrechthaltung des Alten und zur Herbeiziehung der abtrünnigen Partheien Mittel gebrauchen zu wollen, die uns, am gelindeſten geſagt, ungeſchickt ſcheinen, den Zweck zu befördern, den ſie erreichen wollen. Wahrlich Gewaltſtreiche und Liſten, wobei man durch Schrecken und Künſte erzwingen will, was allein Liebe und Ueberzeugung verbinden ſoll, werden das nie hervorbringen, was nur eine große Art, womit das Haupt der Kirche und ſeine Kardinäle handeln, und die mögliche Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche zu früherer Einfachheit und Würde vorbereiten kann. Am wenigſten glaube man, daß dialektiſche und ſophiſtiſche Klopffechtereien auf dem Felde der Polemik, wie die Jeſuiten ſie vor zweihundert und funfzig und vor zweihundert Jahren oft nicht ohne Erfolg trieben, und blutige Streiche der Grauſamkeit und Willkühr das große Werk beſchleunigen werden, welches allein der Wille Gottes dort oben und die Tugend und Weisheit und Mäßigkeit hier unten einſt zu Stande bringen wird. Der Pabſt iſt mit Recht gelobt worden, weil er das Unglück ſeiner letzten fünf Jahre mit Würde ertragen, und weil er ſchon früher vielen mit den Grundſätzen der Kirche unverträglichen Zumuthungen des erſten Konſuls und nachherigen erſten Kaiſers von Frankreich Napoleon Bonaparte ſich widerſetzt und geweigert hatte. Man hatte darüber faſt vergeſſen, daß er einſt im Herbſt über die beſchneiten Alpen zog, und durch die Salbung und Krönung das Recht eines Mannes auf einen Thron, deſſen rechtmäßige Erben noch nicht verzichtet hatten, vor aller Welt öffentlich anerkannte und vor dem Volke gewiſſermaßen beſtätigte. Das hätte der Pabſt am wenigſten thun müſſen; denn wenn alle Welt ungerecht wird und um weltliche Zwecke und Vortheile willen das Unrechte thut, der Pabſt darf es nimmer thun. Das himmliſche Reich kann nur auf den Säulen des Stolzes und der Gerechtigkeit ſtehen; und wenn durch das Feſtſtehen drauf auch die Welt zuſammenſtürzen ſollte— es flüchte ſich, wann die Erde zerſtiebt, wieder in ſeinen Himmel. Auch jetzt ſcheint der Pabſt, welcher ſtark und feſt ſtand, als alles jämmerlich und karakterlos ſich dem Böſen beugte, weil es, wie man ſich entſchuldigte, zu mächtig war, nicht ganz zu erfüllen, was man von ihm gehofft hatte. Er ſchreitet nicht in jenem ſtätigen Gleichmaaße fort, welches allein das Zeitalter wieder aufbauen könnte, ſondern er macht Sprünge, die wieder auf ihn zurückſpringen und der Kirche mehr ſchaden als frommen können.

Ich erinnere zuerſt an die Wiederaufrichtung des Ordens der Geſellſchaft Jeſu. Daß es dieſe gewaltigen Säulen im ſechszehnten, ſiebenzehnten Jahrhundert am meiſten waren, welche die wankende alte Kirche ſtützten, und vorzüglich in Teutſchland ihre letzten Trümmer zuſammenhielten und retteten, das wird keiner leugnen, der mit der Geſchichte jener Zeit nur einigermaßen bekannt iſt. Aber alles in dieſer Welt hat ſeinen Tag und ſeine Stunde, welchen es nicht entfliehen mag. Dieſe unentfliehbare Zeit kam auch für die Jeſuiten in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Der Orden ging unter auf eine Weiſe, welche die Welt erſtaunte. Die Männer, welchen man die ungeheuerſten Mittel und die entſchloſſenſte Kühnheit und die gelenkigeſte Gewandtheit, ſie zu gebrauchen, zugetraut hatte, wurden in einer mittelmäßigen Zeit und von mittelmäßigen Menſchen wie durch einen leichten Lufthauch weggeblaſen, ohne daß von der Kraft und dem Widerſtande, welche alle Welt erwartet hatte, nur das geringſte Große erſchienen wäre. Was ſo leicht hingefallen iſt, das ſoll man nicht wieder aufrichten. Auch wären die Jeſuiten, wie ſie zuletzt waren und wahrſcheinlich noch ſind, mit ihren Künſten und Liſten der Dialektik und mit den ſchlimmeren Künſten ſchleichender und ſchmeichelnder und durch eine gefällige Sittenlehre alles verſchönigender Gewandtheit und Zierlichkeit ein ſchlechtes Geräth der Kirche, welches ihr mehr ſchaden als nützen würde. Was durch Liſt, Geſchicklichkeit, Klugheit, und andere weltliche Künſte zu gewinnen und zu erhalten war, das hat auch die Kirche durchgeprobt und durchgemacht, und dadurch wird in unſern Zeiten wenig mehr gewirkt für das Große und Ganze. Will die katholiſche Kirche endlich einmal wieder eine wirklich katholiſche Kirche werden, ſo muß ſie auch in der Behandlung der äuſſerlichen Dinge und in dem Gebrauch der äuſſerlichen Mittel alles Weltliche und alles

Kleinliche durchaus von ſich entfernen; vor allem aber muß ſie das bei dem thun, was die höhere Zucht und Ordnung und den innerlichen Dienſt betrifft. Nur durch Heiligkeit und Reinheit in den Sitten, nur durch Wahrheit und Ernſt in dem Dienſt, nur durch Stolz und Würde im Leben, nur durch zeitgemäße Wegräumung des veralteten Zufälligen in den äuſſeren Weiſen und Ceremonien und durch Einführung ſolcher, die für die Bildung des jetzigen Zeitalters paſſen, nur durch chriſtliche Sanftmuth und Großmuth gegen die Andersdenkenden, und dann endlich durch Niederſchlagung aller Streite über das, was durch menſchlichen Witz und Klauberei nicht beſſer verſtanden und begriffen wird — nur durch eine ſolche Art kann ſich die chriſtliche Kirche wieder in Glanz und Ehre ſtellen.

Auch was in Spanien jetzt geſchieht, zeigt ſich Vielen von keiner erfreulichen Seite. So laſſen ſich die lebendigen Geiſter nicht faſſen und erſticken, wie man es dort anfängt. Sie können wohl eine Zeitlang zuſammengepreßt werden, aber ſie werden mit doppelter Schnellkraft ausfahren zu ihrer Zeit, wann ihnen Luft gegeben wird, und ſich dann vielleicht mit verderblicher Wuth entladen. Der Pabſt und ſein Kardinal Deſpuig, welchen man in den verhüllten Begebenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel ein bedeutendes Mitſpiel zuſchreibt, zeigen durch die Art, wie verfahren wird, daß ſie hinter ihrer Zeit ſtehen, und beſchleunigen vielleicht Ausbrüche und Erſchütterungen, die ohne Henker und Kerker und Inquiſition nicht geweſen wären. Spanien iſt freilich durch ſeine Eigenthümlichkeit in Sitte, Art und Verfaſſung und ſelbſt durch die Eigenthümlichkeit der Begebenheiten der letzten ſechs Jahre den meiſten Europäern faſt ein verborgenes und verhülltes Land, man mögte ſagen faſt wie ein auſſereuropäiſches Land; es ſteht auch durch das Verhältniß ſeiner Bildung und Entwickelung zu dem übrigen Europa faſt allein da, und man mag über das Volk und die Regierung nicht leicht ein allgemeines Urtheil ausſprechen. Wir wollen auch die ſogenannte jüngſte Verfaſſung Spaniens, welche die Kortes während der Gefangenſchaft des Königs in Frankreich entworfen hatten, keinesweges loben, ſondern vielmehr bekennen, daß ſie überhaupt zu dünn und metaphyſiſch, daß ſie zu ſehr eine papierne Verfaſſung war, welcher alle Schwere und alles Gewicht fehlte, als daß ſie hätte beſtehen können: es giebt Dinge, die nimmer ins Gleichgewicht kommen können, und ſolche tragen ihren geſchwinden Untergang in ſich. Aber wenn dies auch ſo iſt, ſo muß man doch das traurige Schickſal der Männer bedauern, die in Spaniens ſchwerſten Jahren nicht an dem Vaterlande verzweifelt, ſondern in den Arbeiten des Friedens und des Kriegs tapfer für daſſelbe ausgehalten haben. Diejenigen, welche in nichtswürdiger Feigheit damals ſtill ſaßen, und derjenige, der durch ſie wieder auf den Thron ſeiner Väter geſetzt iſt, dürfen nicht als Böſewichter und Verräther Männer behandeln, welche es mit ihrem Lande und Volke gewiß redlich meinten, welche aber in den Mitteln, ihnen zu helfen und ſie wiederherzuſtellen, irren konnten. Man erkennt auch in den ſchwächlichen Hin- und Herſprüngen und in dem unaufhörlichen Wechſel der Partheien und Perſonen, daß die Regierung ohne feſtes Ziel und mit einer Art von böſem Gewiſſen oft nur ſo hineintappt, daß ſie misgeleitet wird, und zum Theil von Prieſtern misgeleitet wird, welche weder das Zeitalter noch das Volk kennen, und das Alte wiederherſtellen wollen, was ſelbſt in einem Lande wie Spanien nicht wieder ganz ſo zu machen iſt, wie es in den Jahren 1806 und 1807 noch war.

Auch in Hinſicht Frankreichs wird die römiſche Hierarchie von Vielen getadelt, und ſie meinen, daß der Pabſt ſeine hohe Rolle jetzt nicht richtig aufgefaßt habe. Sie ſagen, er vor allen habe den mächtigen Gott begreifen und ergreifen müſſen, der faſt ſichtbar in die Geſchichte hinausgetreten ſey und einem ſolchen Diener und Darſteller ſeiner Majeſtät eine Bahn geöffnet habe, worauf er in Herrlichkeit und Großheit habe vortreten können, wie es wenigen ſeiner Vorgänger gegeben war. Sie meinen, er vor allen, der den geheiligten Karakter eines Dieners der Wahrheit und Gerechtigkeit im Namen Gottes trage, habe gegen Frankreich dieſe erhabene Würde unerbittlich darſtellen und mit großem Wort und mit großem Sinn Entſchädigung und Wiederherſtellung fordern müſſen. Er dürfe nicht ſeyn wollen, was die Menſchen einen politiſchen Mann nennen, er dürfe nichts ſehen als das Gerechte und Wahre und müſſe es ohne alle Rückblicke und Seitenblicke auf irdiſche Dinge und Vortheile vertreten und erſtreiten. Am meiſten aber haben ſie ihn getadelt, daß er nicht ſogleich nach dem Sturze des Korſen Bonaparte allen Raub, den die Franzoſen ſo ſchändlich aus Rom entführt haben, im Namen der Kirche und Gerechtigkeit mit unerbittlicher Strenge wiedergefordert habe. Bei jedem Manne, in welchem ein großes Beiſpiel als Tugend auch die andern zieht und erinnert, werde Nachgiebigkeit als Schwäche und Vergeſſenheit als Sünde geſcholten. Wer gegen die Mächtigen weich und gegen die Schwachen hart ſey, bei dem dürfe nicht von ſeltener Würde des Karakters geſprochen werden.

Nie werden, wie ich oben ſchon geſagt habe, die Katholiſchen den Ausſpruch gelten laſſen, auch in ihrer Kirche ſey vieles veraltet und müſſe vieles anders werden. Sie behaupten, ſie ſey immer die Eine und dieſelbe Kirche, ſie ſtehe noch auf denſelben Grundfeſten, auf welchen Petrus und ſeine nächſten Nachfolger ſie verlaſſen haben, ihr Wort und ihre Lehre könne durch keine Zeit verändert und verwandelt werden und ſtehe im Strudel der Jahrhunderte unerſchütterlich feſt. Das kann man ihnen allerdings zugeben, wie denn das Innere und Geiſtige des Chriſtenthums der Natur iſt, daß es immer das Gleiche und daſſelbe bleiben muß, wann das Zeitliche in dem Strom des Augenblicks als das Wechſelnde fortgetrieben wird. Aber der äuſſerliche Bau der Kirche, und auch ihr innerliches Leben, in wie fern dieſes geiſtige Leben wirklich in die Welt einflieſſet und einwirkt, wie ganz anders ſind ſie und wirken ſie, und wie ganz anders müſſen ſie ſeyn und wirken, als in dem vierten und fünften, ja als in dem vierzehnten und funfzehnten chriſtlichen Jahrhundert! Das Weſen der Dinge bleibt in Ewigkeit, aber ihr Kleid wird unaufhörlich verwandelt durch die Zeiten; und wie ſie anders ſind und andere Strebungen und Triebe in den Geſchlechtern der Menſchen gebähren, ſo muß auch die Vermittelung und Hinausſpielung des Geiſtes in das Leben eine ganz andere ſeyn, als die frühere geweſen. Selbſt klimatiſch nach den Völkern und nach ihrer Verſchiedenheit und Eigenthümlichkeit hat die katholiſche Kirche, welche ſich die gleiche und dieſelbe nennt, immer verſchiedene Geſtalten gehabt, und hat ſie bis auf den heutigen Tag. Wahrlich ihr äuſſeres Weſen und Verhältniß würde beſſer und tüchtiger und allgemeiner geblieben ſeyn und werden, wenn das, was ſich in Hinſicht ihrer bei den verſchiedenen Völkern als beſondere Eigenthümlichkeit geſtaltet und entwickelt und als Trieb und Neigung offenbart hatte, von den Häuptern der Kirche von jeher mehr gewürdigt wäre und noch gewürdigt würde. Das vorzüglich hat die Kirche ſehr beengt und ihrer Großheit und Würdigkeit ſehr geſchadet, daß das Kardinalskollegium faſt immer am meiſten aus Italiänern beſtanden hat. Hätte man aus allen katholiſchen Ländern nach dem Verhältniſſe der Volksmenge die würdigſten, weiſeſten und gelehrteſten Prieſter als Kardinäle und Räthe der Kirche in Rom verſammelt, wir würden heute eine ganz andere Kirche in der Chriſtenheit ſehen. Wenn ich in der allgemeinen und katholiſchen Kirche von beſonderen Kirchen rede, ſo meine ich das verſchiedene Gemüth der Völker, welche ſich zu dieſer Kirche rechnen. Wie ganz anders fühlt und verehrt der Menſch in Paderborn und Wilna ſeinen Gott, als der Menſch in Neapel und Liſſabon! Daraus folgt, daß der Geiſt und die Lehre dieſelben ſeyn und bleiben können, daß aber das Gefühl und die Anſicht, und alſo auch die Art und Geſtalt auch hier vielfach verſchieden ſeyn muß. Wie ganz verſchieden z. B. war von jeher auch hier die teutſche Art von der italiſchen und hiſpaniſchen! und wie ganz anders wird ſie auch künftig ſeyn! Wahrlich Millionen Menſchen warten einer künftigen teutſchen Kirche im Licht und in der Wahrheit, wie ſie ein ſo geiſtvolles und überſchwängliches Volk verlangt, das von jeher das Sinnliche und Aeuſſerliche von dem Ueberſinnlichen und Innerlichen mehr geſchieden hat als die ſüdlichen Völker, und das von den Anfängen ſeiner Geſchichte an über alle Bilder und Zeichen hinaus zu dem Urbilde der Bilder emporgeflogen iſt. Wann wird dieſe Kirche fertig ſeyn? Das weiß ich nicht; aber herrlich vorgebildet liegt ſie in unſerm Gemüthe und in jenen großen Zeichen, die wir in den Werken unſers Mittelalters als Propheten der Zukunft aufgeſtellt haben.

Da wir von einer teutſchen katholiſchen Kirche ſprechen, ſo ſcheint es hier an ſeinem Ort zu ſeyn, über eine gewiſſe klimatiſche Eintheilung Teutſchlands in Hinſicht des Katholicismus und Proteſtantismus ein Wort zu ſagen, weil man eine Scheidelinie gezogen hat, die bei näherer Beleuchtung gar nicht Stich hält. Man hat in vielen Büchern geleſen, und lieſt es hin und wieder noch, Nordteutſchland ſey das Land der Proteſtanten, Südteutſchland hingegen das Land der Katholiken. So ſey die verſchiedene Anlage, Art und Neigung der Menſchen, und ſo haben ſie ſich auch hiſtoriſch offenbart. Ich ſage, beides iſt nicht wahr. Ganz Teutſchland iſt das Land des Proteſtantismus, und ohne die kräftigen Bemühungen und Arbeiten der Jeſuiten und ohne den gewaltigen Karakter des Kaiſers Ferdinand des Zweiten würde es jetzt größtentheils proteſtantiſch ſeyn. Der Proteſtantiſmus, ſolange ſein Strom in Begeiſterung, oder nach den Anſichten und Gefühlen der Gegenparthei in Wuth und Wahnſinn dahergebrauſte, ergriff als eine Herrlichkeit oder ein Verderben, je nachdem man es anſieht, alles Reingermaniſche, welches ſeiner Natur zuſprach. Ohne große Kämpfe wurden die meiſten Teutſchen, die Niederländer (vorzüglich, die rein teutſch oder meiſt teutſchen Stammes waren), die Engländer, die Schotten, die Schweden, die Dänen, und ſelbſt die Teutſchen, welche jenſeits unſerer Gränzen in Kurland, Lievland, Siebenbürgen, und Ungarn wohnten, faſt alle Proteſtanten. Iſt hierin etwa ein Ungefähr? Wo in Teutſchland die alte Kirche ſich behauptete, da lag es nicht ſowohl im Karakter des Volks, als im Karakter einzelner Erzprieſter oder Fürſten, welche mit großer Tugend und Würde oder mit großer Kraft und Strenge das Alte vertheidigten und behaupteten. Auch an ſolchen Orten, wo eine Menge großer kirchlicher Anſtalten, oder auſſerordentliche Heiligthümer der Kirche, oder die Sitze der vornehmſten Biſchöfe waren, erhielt ſie ſich, z. B. in Köln, in Trier, in Mainz, in den Bergkantonen der Schweitz um das Stift zu Einſiedeln, um die vielen Klöſter und Stifter in Schwaben ꝛc. Durchaus falſch iſt aber die Anſicht, daß das Gemüth des teutſchen

Süden dem Katholicismus mehr zuſage, als das Gemüth des Norden; auch wird ſie durch die Geſchichte widerlegt. Alles, worin zur Zeit der Reformation beſondere Regſamkeit und ungehinderte Freiheit der Bewegung war, ergriff den Proteſtantismus. Dies thaten z. B. faſt ohne Ausnahme die meiſten teutſchen Reichsſtädte: auch iſt der Sinn des Proteſtantismus mehr demokratiſch als der Sinn des Katholicismus. Ihn ergriffen beſonders die Bewohner der bergigen Lande, welche das Klare, Scharfe und Beſtimmte mehr lieben, als die Bewohner der Ebenen, in deren Gemüthern auch Nebel ſchatten und wo dunkle Schwärmereien mehr heimiſch ſind. Auch iſt es eine auffallende Erſcheinung, welche für dieſe Behauptung ſpricht, daß die Anhänger und Bekenner der neuen Lehre in Italien und Frankreich meiſtens Bewohner gebirgigter Landſchaften waren, z. B. Savoyens, des Delfinats, der Provence, des Languedocs ꝛc., und daß in Teutſchland die Bewohner der Ebenen von Baiern und Münſter die ernſteſten und eifrigſten aller Katholiken ſind.

Ich nenne jetzt einige ſüdteutſche, proteſtantiſche Länder: die Rheinpfalz mit den meiſten ihrer jenſeits des Rheins gelegenen zubehörigen Lande, das Elſaß, über die Hälfte Schwabens und Frankens, der größte Theil der Schweiz, die heſſiſchen Lande, faſt ganz Böhmen, Mähren, Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg, bis in der Ju ſaltenzeit Ferdinands des Zweiten jene blutigen Verfolgungen kamen, welche die neue Lehre mit Feuer und Schwerdte vertilgten, welche aber dem Karakter der Bewohner dieſer Lande Wunden geſchlagen haben, die ſie nie wieder verwinden werden. Die Urenkel der Hingerichteten, Geächteten, und Vertriebenen tragen hie und da noch das Gepräge eines Unheils, das ihre Väter weiland verdarb: etwas Stummes, Trübes, Verdüſtertes und Verſchloſſenes, auch wohl einen dumpfen Aberglauben, den man einen eingeträumten und eingegrübelten nennen möchte. Dies erſcheint beſonders in den Böhmen und Mähren und auch wohl in einigen Bezirken Südöſtreichs. So erben durch die ſpäteſten Geſchlechter die Zeichen des Unglücks fort. Die Kinder der alten Kirche, die nicht abfielen, blieben in ihrer Gemüthlichkeit und Freundlichkeit; die Nachkommen der wieder hineingezwungenen und hineingemarterten Abtrünnigen aber tragen zum Theil bis auf den heutigen Tag noch die Spuren der Furcht und der Verfinſterung des Gemüthes, wodurch der ſchwere Rücktritt gehen mußte. Das kann man aber beſtimmt behaupten, daß Teutſchland jetzt faſt ganz proteſtantiſch ſeyn und wahrſcheinlich Einem Herrn gehorchen würde, wenn der Katalane Ignaz Loyola nicht eine brennende Idee gefaßt hätte, und wenn die bairiſchen Wittelsbache und die öſtreichiſchen Habsburge der allgemeinen Neigung des teutſchen

Volks und dem Triebe des Zeitalters, ſolange er Trieb war, gefolgt wären. Die Jeſuiten und dieſe beiden Herrſcherhäuſer, die in ihre Gewalt fielen, und die vielen großen Stifter und Klöſter, die vorzüglich um den Rhein und in Schwaben und Franken dichter zuſammengedrängt lagen als im Norden, und ſich alſo leichter und feſter zuſammenhalten konnten; auch die Vortheile des Reichsadels, der in den reichen geiſtlichen Erzämtern und Stiftern die Verſorgung ſeiner jüngeren Söhne ſah und der in Nordteutſchland nie die Stattlichkeit und das Anſehen hatte als in Südteutſchland — dieſe waren die Urſache, daß wir im ſüdlichen Teutſchland jetzt mehr Katholiken finden als im nördlichen.

4.

Ein Wort über teutſche Volksſtämme.

Es iſt in dieſen Tagen, wo die verſchiedenen Regierungen und Landſchaften Teutſchlands ihre Anſprüche auf Erweiterung oder nur auf Behauptung ihres Beſitzes geltend zu machen ſuchen, vorzüglich aber in Hinſicht Sachſens und ſeines künftigen Schickſals, über die Verſchiedenheit ſogenannter teutſcher Volksſtämme ſo viel Gehöriges und Ungehöriges geſchrieben worden, daß dieſe folgenden Worte, welche von Manchen wohl auch ungehörige genannt werden, hier auch noch ſtehen mögen. In dieſen Aufſätzen hat man ſich zum Theil wunderlich genug gebehrdet, und ſich theils auf Unterſchiede und Abſtoßungen und Unverträglichkeiten berufen, die einſt waren und jetzt nicht mehr ſind, theils die wirklich beſtehenden Unterſchiede und Unverträglichkeiten zwiſchen einzelnen Beſtandtheilen des teutſchen Volks übertrieben, und für das, was man beweiſen wollte, auf eine Weiſe gedeutet, welche in den Augen der Einſichtigen und Verſtändigen den bezielten Zweck eher zurück als vorwärts ſchiebt. Man hat dabei beſonders ſehr auf dem Grundſatz gefußt, jeder *Stamm müſſe, damit ſeine Eigenthümlichkeit gebührlich gepflegt und erhalten werde, ſo ſehr dies irgend angehe, ſeine eigene Regierung haben, damit ſo, indem jeder bei ſich ſein Einzelnes nähre und entwickele, das rechte Facit der Geſammtheit ächter teutſcher Bildung herauskomme.* Zugleich hat man dabei in einzelnen wirklichen Fällen zu zeigen geſucht, wie manche teutſche Herrſcherhäuſer nur auf den Umfang irgend eines beſonderen Stammes beſchränkt ſeyen.

Wir müſſen mit jenen Beweisführern den Grundſatz, daß aus treuer Pflege und Entwickelung des Beſonderen und Eigenthümlichen nur die würdige Geſammtbildung eines Volks hervorgehen könne, allerdings unbeſtritten gelten laſſen; aber gegen jene abſichtlich vergrößerte Verſchiedenheit ſogenannter teutſcher Stämme, und gegen die unerlaßliche Bedingung, daß zum Heil des Ganzen auch jeder Stamm ſeine beſondere Regierung, oder, genauer ausgedrückt, ſeinen beſondern Herrſcher haben müſſe, könnten wir Vieles anführen, wovon wir hier nur einige Punkte flüchtig beſtreifen wollen.

Die gemachte Bedingung *beſonderer Regierungen* für die verſchiedenen Stämme ruht zum Theil auf achtungswürdiger Liebe und Treue der teutſchen Menſchen zu ihren Fürſtenhäuſern: ſie wollen dieſe zum Vortheil des ganzen teutſchen Vaterlandes ungern einer höheren und kräftigeren teutſchen Einheit aufgeopfert ſehen, wenn gleich veränderte Verhältniſſe Europas und des Vaterlandes dieſe Kräftigung des teutſchen Volkes durch Vereinigung größerer Ländermaſſen unter Einer Herrſchaft fordern ſollten. Aber man könnte dieſen Bedingern die hiſtoriſche Frage vorlegen: Waren denn die Regierungen dieſer einzelnen Stämme wirklich ſo ächt und teutſch, beſonders ſo eigenthümlich ſtammteutſch, daß ohne ſie die ſchöne Mannigfaltigkeit der teutſchen Triebe, Anlagen und Strebungen, woraus, wie wir glauben, die teutſche Geſammtheit, die große teutſche Volksthümlichkeit zuſammengegoſſen wird, lange untergegangen ſeyn würde? — und wir wären neugierig, wie ſie uns darauf antworten würden.

Wie viele teutſche Hofhaltungen und Regierungen lieſſen ſich zeigen und hätten ſich ſeit drei Jahrhunderten zeigen laſſen, wodurch eben das Teutſche nicht am meiſten gepflegt und gefördert ward! wie mancher Hof leider, ach! wie mancher noch bis auf dieſen Tag, wo vom Fürſten bis zu ſeinem Kammerjunker herab oft kein Menſch von teutſcher Sitte, Sprache und Geſchichte etwas wußte, alles aber die Sitten, Moden und Sprachen fremder Völker nachäffte, ja ſelbſt mit der Nachäffung ihrer Laſter prahlte! wie viele teutſche Länder, lange ſchon ohne ſtändiſche Verfaſſung, ohne beſtimmte Regierungs- und Verwaltungsordnung, nach fremden Grundſätzen und mit einer Vermiſchung der verſchiedenartigſten Geſetze regiert! Und doch iſt die tüchtige Natur immer mächtiger geweſen, als die untüchtige Kunſt; doch hat das Eigenthümliche und Teutſche, wenn es hie und da gleich verwiſcht iſt, nicht ganz vertilgt werden können. Wenn dies wirklich ſo geweſen iſt, wie keiner leugnen wird, der die jüngſten drei Jahrhunderte unſerer Geſchichte kennt, und wenn ſich das eigenthümliche Teutſche dennoch ſo ziemlich geborgen und erhalten hat, ſo lächelt man billig über das Geſchrei derer, welche aus der Vereinigung teutſcher Einzelheiten zu größeren Staaten den Untergang der reinen und ächten Teutſchheit weiſſagen. Man lächelt um ſo mehr darüber, weil bei dem Streben nach Freiheit und Geſetzlichkeit, welches dem teutſchen Volke als eine uralte Gottesgabe angebohren iſt, ſich nicht fürchten läßt, daß in teutſchen Landen Willkühr und Knechtſchaft je eine lange Herrſchaft behaupten werden. Man mag auch, um ſich von dieſer grundloſen und abergläubiſchen Angſt zu erlöſen, die Blicke nur über das Meer hinauswerfen, und ſehen, wie verwandte germaniſche oder doch größtentheils germaniſche Brüder in Schweden und England leben. Ueber ganz Schweden gebietet Eine Regierung und Ein Geſetz, aber in Gebräuchen, Weiſen, Neigungen und Eigenthümlichkeiten mancherlei Art iſt zwiſchen den verſchiedenen Landſchaften der größte Unterſchied; wie beſondere Naturanlagen, Verhältniſſe früherer Zeiten, die auch in dem ſpäteſten Geſchlechte wiederſcheinen, und Himmel und Erde, und ſo vieles Andere, was auf die Menſchen nothwendig einwirkt, ſie hervorgebracht haben und noch täglich hervorbringen. Eben ſo iſt es in England. Aber deſſenungeachtet fällt es in Schweden und England niemand ein, daß zur rechten Entwickelung und Ausbildung des Schwediſchen und Engliſchen nöthig ſey, daß z. B. Schonen, Weſtmanland, Helſingland, Suſſex, York und Cornwallis von beſonderen Königen regiert werden.

Auch in Teutſchland ſind alte und neue Verſchiedenheiten der verſchiedenen Stämme und Lande, aber keine ſo große und unverträgliche, wie die Herren, welche das Große und Mächtige ſcheuen, in ihrem heiligen Eifer für das Kleine und Einzelne ſie hinzuſtellen wagen. Dieſe Verſchiedenheiten ſind theils uralt, aus verſchiedenen Sprachweiſen, Neigungen, Geſetzen, Regierungsarten, und Gewerben gebohren, und durch ſie beurkundet; theils neuer, durch beſondere Verhältniſſe ſpäterer Zeiten, durch verſchieden wirkende Regierungen und Religionen, und durch Himmel und

Erde, die immer ein gewaltiges Recht auf den Menſchen behaupten, erzeugt. Jene uralten Verſchiedenheiten haben ſich jedoch im Ablaufe von tauſend Jahren durch eine gemeinſame chriſtliche Religion, durch ein gemeinſames Verband unter Einem Kaiſer und Reiche, und durch eine mehr und mehr zuſammenfließende und ſich zuſammenbildende Sprache ſehr abgeglättet und ausgeglichen, ſind aber auch in jenen früheren Zeiten des erſten und zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung nie ſo ſchroff und jäh abſtoßend und auseinander laufend geweſen, als Manche ſich dieſelben unhiſtoriſch gedacht und dargeſtellt haben. Jene Verſchiedenheiten aber, welche wir neuer nennen, und welche im Laufe der Zeit bei jedem Volk entweder als etwas Beharrliches, Natürliches und Nothwendiges ſich befeſtigen, oder nur gleich andern Zufälligkeiten und Zeitlichkeiten als Geburten des Augenblicks entſtehen und vergehen, ſind gar nicht von der Art, daß ſie unüberſteigliche Scheidewände zwiſchen den beſonderen Theilen eines Volks aufführten. Ueberhaupt wage ich es, kühn zu behaupten, daß mir zwiſchen den verſchiedenen ſogenannten teutſchen Stämmen nirgends die Unverträglichkeit und Unvereinbarkeit erſcheint, welche ſie unfähig machte, unter Einer Regierung und Einem Geſetze zu ſtehen, ſo daß doch das ächte und reine Teutſche, die rechte Eigenthümlichkeit und Volksthümlichkeit des Ganzen dabei ungefährdet bliebe. Denn gottlob Teutſchland ward zu Theil, was wenigen andern Ländern zugefallen iſt, von einem Volke derſelben Art und deſſelben Urſprungs bewohnt zu ſeyn; denn wenn wir wenige öſtliche Gegenden ausnehmen, wo noch einzelne ſlavoniſche Stämme ſitzen, dürfen die meiſten übrigen ſich rühmen, von Germanen abzuſtammen.

Eine ſich durchaus widerſprechende und ausſchlieſſende teutſche Art geſtatten wir alſo überhaupt nicht, noch jenen durch die Abſichten, womit er hingeſtellt worden iſt, berüchtigten Unterſchied zwiſchen dem Süden und dem Norden von Teutſchland; ſondern wir ſehen gottlob hundert und aber hundert Punkte, wo alle Einzelheiten und Verſchiedenheiten zu Einer teutſchen Geſammtheit zuſammenlaufen. Indeſſen zeigen wir ſpielend einige Unterſchiede und Abweichungen und wieder einige Aehnlichkeiten und Uebereinſtimmungen verſchiedener teutſchen Lande und Völkerſchaften.

Offenbar finden ſich in Teutſchland, neben geringeren Spielarten und Seitenkindern der Sprache, zwei in Karakter und Sinn, die ſie darſtellen, ſehr verſchiedene Dialekte, von welchen man den einen die platte, den andern die hohe, den einen die niederteutſche, den andern die oberteutſche, auch wohl den einen die ſaſſiſche, den andern die allemanniſche Mundart zu nennen pflegt. Dieſe beiden Mundarten laufen auch mit beſtimmt verſchiedenem Karakter durch die verwandte ſchwediſche Sprache in ihren verſchiedenen Landſchaften des Gothen- und Schwedenreichs hin. Die ſaſſiſche Sprache herrſcht im Nordweſten von Teutſchland mit mancherlei Spielarten von der Memel an bis über Jülich und Aachen hinaus, ſo daß ſie von der Warthe, der Elbe, dem Harz, den heſſiſchen und naſſauiſchen Landen und der längs der Moſel hinlaufenden Eifel begränzt wird; ihre nächſten Verwandten ſind das Schwediſche, Däniſche, Holländiſche, Flamländiſche; nicht unbedeutende Zweige von ihr laufen in das Elſaß, in Südſchwaben, und in mehrere Striche der Schweitz hinein. In Teutſchland war das Volk, von welchem ſie ausging, meiſtens zwiſchen dem Harz, der Niederelbe und dem Rhein wohnhaft, und hieß, früher in mancherlei Namen und Völkerſchaften getheilt, von dem dritten Jahrhundert an die Sachſen; durch Eroberungen und Kolonien ging dieſe Mundart ſeit dem zehnten und den folgenden Jahrhunderten weiter gegen Oſten und Norden hinaus. Die Menſchen, welche dieſe Sprache ſprechen, ſind im Ganzen ſehr feſt, bedächtig, treu, tapfer, gutmüthig, fröhlich, und hartnäckig an ihrer Art und Weiſe hangend, wiewohl auch in ihnen wieder manche kleinere Unterſchiede und Seitenſchattierungen des Karakters erſcheinen: ich ſpreche hier von dem Preuſſen, Pommer, Märker, Mecklenburger, Holſteiner, Braunſchweiger, Weſtfalen, Frieſen, Berger, Kölner, Clever, Jülicher ꝛc., und ſchlieſſe die Holländer und Flamländer als die nächſten an. — Von dieſen fortgehend finde ich zwiſchen der Moſel und Queich und auch jenſeits des Rheins zunächſt ein leichtes und fröhliches Menſchengeſchlecht, worin ſich hin und wieder offenbar noch italiäniſche Spuren zeigen. — Gleich neben ihnen ſüdlicher, zwiſchen den Vogeſen und dem Rhein, die allemanniſchen Elſaſſer, ein ſtarkes, ernſtes Geſchlecht, kräftig gegliedert, und von zähem, derbem und feſthaltendem Sinn. Dieſen ähnlich ein großer Theil der Schwaben und der Schweitzer, wo ich zu Hunderten Menſchen finden will, deren Ernſt und Schwere ich unbekümmert neben den Frieſen, Holſteiner und Pommer ſtelle. — Die Baiern folgen, treu, gutmüthig, ſchwer, zäh und ernſt, trotz irgend einem nördlichen Stamme, ſich und ihr Weſen hartnäckig feſthaltend und behauptend. — Der Tyroler iſt ein lebendiger, freudiger Bergmenſch, in welchem hie und da die Verwandtſchaft mit Italien und mit italiſchen Stämmen durchſpielt. — Der ächte Oeſtreicher iſt der Bruder des Baiern, ſtark, ſchön, freundlich, ernſt und bedächtig; doch in vielen ſeiner Lande ſpielt ſchon eine gewiſſe ſlaviſche Leichtfertigkeit und Wildheit, die eben gar nicht auf ſüdlichem Feuer ruht. — Der Nordſchwabe, der Franke, der Thüringer iſt der alte Bergbewohner (der Hermundure und Thervinger), der Menge nach betrachtet leicht der luſtigſte, beweglichſte und aufgeräumteſte Menſch im teutſchen Volke. — Zwiſchen ihm und dem Weſtfalen in der Mitte an Art und Karakter liegt der Heſſe, zu welchem ich die von Naſſau, von der Wetterau, Hanau und Fulda mitrechne: der alte feurige und ernſte Katte, an welchem man bis dieſen Tag die Grundlinien von Tacitus Zeichnung unverwiſcht erblickt.

So wie hier in vorüberfliegenden und leichten Schatten angedeutet iſt, läuft Leichtigkeit und Schwere, Ernſt und Spiel mannigfaltig ſchattirt durch die teutſchen Völker und Lande hin; was ſich an dem Einzelnen noch weit mehr ausführen und zeigen lieſſe, wenn hier für das Breite die Stelle wäre. Aber wohin man ſich auch in dem plötzlichſten Wechſel verſetzt, von Strasburg nach Flensburg, oder von Königsberg nach Köln, immer begegnet einem etwas Gemeinſames, was einem nicht fühlen läßt, als ob man unter Fremden ſey, etwas Treues, Gemüthliches, Zuverläſſiges: mit Einem Worte jenes Herrliche, allen Angehörige begegnet einem, welches mit Recht das Teutſche genannt wird.

Was nun die Kurſachſen und ihren Stamm betrifft, ſo muß hier die hiſtoriſche Unwiſſenheit gerügt werden, mit welcher faſt alle, welche in den letzten Monaten über ſie geſchrieben, ſie zu Urenkeln jener gewaltigen alten Sachſen gemacht haben, welche mit den Römern und nachher mit Pipin und ſeinen Nachkommen ſo herrliche Kriege um die Freiheit geführt haben. Jene haben mit dieſen alten Sachſen nichts gemein, oder gewiß nicht mehr als die Preuſſen und Pommern und andere Nordteutſche; denn einzelne Koloniſten aus dem Sachſenlande mögen auch zu ihnen gekommen ſeyn. Jene alten Sachſen wohnten gegen Oſten hin nicht weiter als um den Harz und um die von ihm durch die braunſchweigiſchen Lande hinſtrömenden Flüſſe; in dem jetzt zuletzt das Königreich Sachſen genannten Lande ſaßen aber um das ſiebente, achte und neunte Jahrhundert weſtlich Thüringer, öſtlich ſlaviſche Stämme, die erſt in den folgenden Jahrhunderten theils unterjocht theils verdrängt und deren leere Sitze von wieder einwandernden Teutſchen beſetzt wurden. In dieſen Zeiten entſtand eine Markgrafſchaft Meißen und eine Landgrafſchaft Thüringen, welche durch eine Heirath verbunden wurden. Die Herrſcher dieſer Lande hatten auch die Stadt Wittenberg mit dem umliegenden Gebiet erworben, welches zum Herzogthum Sachſen gerechnet ward. Als Herren großer teutſcher Länder wurden ſie Kurfürſten des Reichs und nannten ſich Herzoge und Kurfürſten zu Sachſen; ihre Meißner und Thüringer fingen an ſich Sachſen zu nennen. Später haben Viele den Urſprung des Namens nicht gewußt und die ganze herrliche Geſchichte jenes alten weſtlichen Sachſen, landes hieher in die Mitte von Teutſchland gepflanzt. Viele gebehrden ſich jetzt auch, als wiſſen ſie ihn nicht, und wollen auf einen Irrthum Anſprüche gründen, die, ſelbſt wenn ſie wirkliche Anſprüche wären, in unſerer Zeit und bei den Verhältniſſen des Volkes und Vaterlandes doch als unzulaßlich und unſtatthaft abgewieſen werden müßten.

Das Lächerlichſte aber bei allen dieſen Uebertreibungen der Stammverſchiedenheiten, die in Teutſchland ſeyn ſollen, iſt, daß die Vertheidiger der Sachſen, welche ihnen durchaus die erſte Stelle unter den Völkerſchaften des Vaterlandes erſtreiten wollen, ſich gebehrden, als wenn von Natur nichts ungleicher und unverträglicher wäre, als der Märker und Pommer und der Sachſe und Thüringer, da doch ſo viele Aehnlichkeiten und Berührungen der Völkerſchaften und ſo viele natürliche Verhältniſſe und Verbindungen der Länder da ſind, welche die Vereinigung derſelben unter Einem Herrſcher ſogar wünſchenswerth machen müſſen, der höheren politiſchen Vortheile zu geſchweigen, welche für ganz Teutſchland daraus erwachſen, daß Preuſſen groß und mächtig wird. Was wir hier ſagen und oben geſagt haben, ſoll aber den Sachſen kein Unglimpf ſeyn, die wir für eine der bravſten und trefflichſten teutſchen Völkerſchaften halten. Viele aber ſtellen ſich bei dem Gedanken einer möglichen Vereinigung mit Preuſſen ſo ungebehrdig, als wenn die Sachſen, welche dann mit dem tapferſten, kriegeriſcheſten und rechtlichſten Volke verbunden werden würden, an Huronen und Irokeſen zur Abſchlachtung überliefert werden ſollten.

5.

Iſt der Menſch ein ſchweigendes oder ein ſprechendes Thier?

Ein Italiäner hat unter dem Titel: Gli animali parlanti, oder: Die ſprechenden Thiere, ein Buch geſchrieben, welches als ein geiſtreiches Buch gerühmt wird. Und in der That, wenn man die Thiere mit den Menſchen, oder vielmehr, wenn man die Menſchen mit den Thieren vergleicht und Geſtalt und Art und innere und äuſſere Triebe der beiden Hauptdarſteller der Schöpfung, wo ſie zuſammentreffen und wo ſie aus einander laufen, neben einander und gegen einander ſtellt, ſo läßt ſich gewiß ſehr viel Scharfſinniges, Witziges und Wahres ſagen, was tief in die Welt der Leiber und Geiſter führt und die Gedanken in die Abgründe und Höhen des Glaubens und des Aberglaubens reißt. Ein anderer Mann hat viel gefragt, ob der Menſch ein ſchweigendes oder ſprechendes Thier zu nennen ſey? Eine Frage, die um ſo ſtatthafter iſt, da die Sprache nach der Meinung Vieler das Bezeichnendſte iſt, was das Thier, Menſch genannt, von den übrigen Thieren unterſcheidet. Beiläufig ſage ich, daß ich das Wort Thier bei dem Menſchen nur gelten laſſe, in ſo fern es gleich dem lateiniſchen Worte animal und dem griechiſchen ζῶον überhaupt nur ein lebendiges Weſen bezeichnet; denn ſonſt darf nur derjenige Menſch mit dieſem Namen genannt werden, welcher ſich durch thieriſche Lüſte und Begierden freiwillig von dem Range der Geiſter herunterſetzt.

Was nun die Frage ſelbſt betrifft, ob der Menſch ein ſchweigendes oder ſprechendes Thier zu nennen ſey? ſo mögte ich antworten: Beides; ja ich mögte ſagen: er ſoll mehr ein ſchweigendes als ein ſprechendes Thier ſeyn. Der ſtumme Ernſt, das denkende Schweigen, die ruhende und in ſich ſelbſt verhüllte Majeſtät des Willens, die ſich zuweilen in die Tiefe der Geiſterwelt und in die Liebe der Entzückung, womit das Lichtleben zieht, verſenken muß — alles dies gehört vorzüglich dem Weſen an, welches auf unſerem Planeten das Bild und der Darſteller höherer Gewalten iſt, als welche mit ſichtbaren Augen geſehen und mit hörbaren Klängen vernommen werden können. Ich mögte ſagen: der Menſch iſt ein ſehr ernſtes Thier und ſoll ein ſehr ernſtes Thier ſeyn. Freilich heißt dumm und ſtumm in gewiſſem Sinn einerlei. Viele ſchweigen aus angebohrner Dummheit und Faulheit; aber es ſchweigen auch faſt ſtumm Manche, in welchen übermächtige Geiſter wohnen und brüten. Was immer ſchweigt, iſt meiſtens bedeutender, als was immer klingt. Der eine hat oft zu viel, der zweite hat immer zu wenig: die Nachtigall und die Lerche ſchweigen lange Monate im Jahre, die Krähen und Sperlinge hört man jeden Tag krächzen und ſchnattern.

Man könnte die Völker gleich den Vögeln eintheilen in ſchweigende und in ſprechende Völker nach dem Maaße dieſes Zuviel und Zuwenig; und bei näherer Beleuchtung des Einzelnen ihrer Arten und Eigenthümlichkeiten würden ſich ſehr lichte und lehrreiche Durchblicke ergeben. Auch die Aehnlichkeit würde ſich finden, daß, wie die Krähen und Sperlinge mit ihren Vettern und Verwandten die Nachtigallen und Lerchen geradezu für gebohrne Dummköpfe halten, die ſprechenden Völker von den ſchweigenden dieſelbe Meinung hegen. Dies können wir Teutſche am beſten wiſſen, weil es uns jeden Tag begegnet; denn die Plapperer und Schnatterer verhöhnen uns als die Faulen und Dummen, weil ſie glauben mit ihren klingelnden Worten nichts als Geiſt und Witz auszuſtrömen, und weil ihnen unſere trübe Schwere und unſer ſtummer Ernſt nur Trägheit und Tod zu ſeyn ſcheint. Ich meine hier das ſprechendſte Volk von allen europäiſchen Völkern, die Franzoſen, welche uns immer vorwerfen, daß wir nicht ſprechen können. Dieſen Vorwurf können wir uns gefallen laſſen, weil er, wie mancher andere Tadel, das Gradentgegengeſetzte lobt. Auch haben ſie nicht einmal ein Recht zu urtheilen, weil ſie nichts von uns wiſſen. Denn wer unſere Sprache nicht verſteht, der kann auch nicht entſcheiden, ob wir ſprechen können oder nicht. Wenn Sprache und Vernunft in gewiſſem Sinn zuſammenfällt, wenn das Sprechen nichts Anderes iſt als das Ausbrechen und Ausblitzen des Geiſtes, ſo iſt es noch ſehr unausgemacht, ob das gemeine Sprechen, das, was die Franzoſen, und die Andern, die uns in ihrem Sinn tadeln, ſprechen nennen, überhaupt ein vernünftiges Thun und Treiben iſt. Geiſt können teutſche Menſchen ſprechen, trotz allen andern Völkern und Menſchen, wo das Menſchliche angerührt und bewegt wird, wo Liebe, Freundſchaft, Treue und alle Gemüthlichkeit und Herzigkeit, die in dieſem wackeren und glücklichen Volke aus ſo reichen und unerſchöpflichen Quellen ſprudelt, in ihnen anklingt; aber das Sprechen von Nichts und für Nichts, das bloße Klappern und Klingeln der Eitelkeit und Leerheit hat ihnen bis dieſen Tag nicht gelingen wollen: und wir beten zu Gott, daß es ihnen nie gelingen möge. Wenn ſie es da den ſprechenden Völkern, oder vielmehr dem ſprechenden Volke, den Franzoſen, gleich thun wollen, ſo werden ſie für die Dummheit, Unbehülflichkeit und Erbärmlichkeit, die ſie in der eitlen Thorheit offenbaren, mit Recht von denen ausgelacht, welchen ſie nachäffen wollen. Der Teutſche in den ſogenannten Ziergeſellſchaften und an äſthetiſchen

Theetiſchen, wo die Lüge und Eitelkeit und Feinerei mit einander wetteifern und ihre blanken Pfauenfedern ausſpreitzen, erſcheint bis dieſen Tag als das linkiſcheſte, albernſte und armſeligſte Thier; zum Weinen, ja zum Heulen kläglich, wenn er ſich dann ſelbſt in ſeinem eigenen Spiegel beſchauen könnte. Er lernt nie mit wälſchen Windbüchſen ſchieſſen, die weder Feuer noch Knall geben; auch der ſchlechteſte von den Teutſchen hat noch ſo viel Gewiſſen, daß er die Sünde der Sünde fühlt: und mit dem Bewußtſeyn des Nichts kann man mit den bunten Seifenblaſen nicht ſpielen. Die Franzoſen können unaufhörlich aus leeren Wolken blitzen, aber ſie können ſelten donnern. Sie müſſen daher ſich und uns mit chineſiſchen Kunſtfeuerchen, mit kaltem phosphoriſchem Theaterſchimmer, und mit Pülverchen, die ſie in die Luft auffliegen laſſen, unterhalten und ergötzen: und darin ſind ſie Meiſter, weil ſie unglaublich lange in dem Nichts aushalten können. Der Teutſche aber iſt albern in allem, wobei kein Gemüth iſt, und muß endlich mitten in der Eitelkeit, wann er ſich matt geängſtet hat, zum Schluß gelegentlich noch ein Sündenbekenntniß ablegen oder ein wimmerndes Stoßſeufzerlein ausſtoßen, das ihn von dem Teufel erlöſen ſoll; er kann das Nichts nicht unſchuldig thun, darum ſollte er davon bleiben. Uebrigens, wo die natürlichen Verhältniſſe und Gefühle ihm das Herz öffnen, iſt er mehr ein ſprechender Menſch, als der

Franzoſe. Mit einigen Freunden allein, mit ſeiner Frau, mit ſeinen Kindern eingeſchloſſen, da gähnt der Franzoſe und fühlt ſich bald unbehaglich: er muß ein Theater haben, wo er gehört wird und wo er ſich ſelbſt hört: er thut ja alles für Andere, nichts für ſich. Der Teutſche hingegen ſpricht viel und ſpricht gut, wo das innere Saitenſpiel ſeines Buſens berührt wird, wo ſeine Augen in Augen ſchauen, die ihn lieben, und wo die Bruſtwände ihm gegenüber, gegen welche ſeine Worte klingen, nicht durch Eitelkeit verſtimmt ſind noch das Anklingende gefühllos zurückſtoßen.

Aber nicht allein ſprechen ſoll der Menſch; er ſoll auch reden. Durch das ewige Sprechen, durch das unaufhörliche Umrollen und Wechſeln der Worte und Begriffe gewinnt der Franzoſe eine unglaubliche Geläufigkeit und Gewandtheit in dem Kleinen und Gewöhnlichen, worin er wegen dieſer Uebung den Teutſchen offenbar weit übertrifft. Aber während die unteren Kräfte und die kleinen Geiſter des Gemüths durch dieſe Art gereizt, geweckt und gewetzt werden, wird der große und ſchaffende Geiſt durch das thörigte Treiben geſchwächt und erſtickt, oder ſo verkleinert, wie ein ſtolzer Strom im Sande verrinnen muß, deſſen Waſſer man in hundert Gräben und Kanäle ableitet. Das Stolze und Tiefe mag nicht bleiben, wo das Eitle und Flache immer obenan ſeyn will. Dieſe prunkende Eitelkeit der übermüthigen und nimmer ſtillen

Zunge iſt eine Art Liederlichkeit, welche die edelſten Kräfte des Gemüthes ausleert und vergeudet. Wenn daher der Ausdruck des hohen Lebens und des überſchwänglichen Gefühls verlangt wird, wenn die unſichtbare und geiſtige Welt, als das Gebilde eines unbegreiflichen Seyns und einer überirdiſchen Ordnung, in der Kunſt hervortreten ſoll, dann zeigt ſich bei den Franzoſen augenblicklich die ungeheure Kluft, die zwiſchen dem Sprechen und Reden liegt: es zeigt ſich, daß der leichte Menſch, welchem das gemeine Sprechen wie glatte Seifenkugeln über die Zunge rollt, das Reden machen muß. Man ſieht, mit welcher Zurüſtung er ſich auf den Kothurn ſtellt, wie er Hände, Arme, Bruſt und Schenkel zurecht legt und richtet, wie er jede Gebehrde ſchulmeiſteriſch ordnet, jedes Wort künſtlich wägt und miſſet; er rollt und brauſt nichts wie von Gott, nichts aus unmittelbarer Kraft und unwillkührlicher Begeiſterung hervor, er iſt abgerichtet, geängſtet, feierlich und getrieben, und muß die Armuth der Natur durch die ſtrenge Gemeſſenheit der Regel und durch den Pomp und Schimmer der Worte zu bedecken ſuchen. Auch der Teutſche kann noch wenig reden, und ich will auf den Grund hinweiſen, warum er dies noch nicht kann. Dieſer Grund liegt nicht darin, daß er überhaupt zu wenig ſpricht, daß er zu ſehr ein ſchweigender Menſch iſt, ſondern daß ſeine vornehmen Klaſſen, ſeine Fürſten und Herren, ſich lange geſchämt haben teutſch zu ſprechen, und jezt kaum mehr teutſch ſprechen können. Dieſe, welche den Glanz und die Herrlichkeit des Volkes nach auſſen hin darſtellten, und welche die Ritterlichkeit und Hoheit des Lebens vor allen andern vertreten und in ſich tragen ſollten, gingen nicht in der Art und Geſtalt ihres Volkes einher, ſondern hatten ſich eine fremde und zwitterartige Zierlichkeit und Prunkerei angelegt, in welcher ſie ſich poſſierlich genug ausnahmen. Von ihnen ward in der teutſchen Sprache alſo die Ausbildung desjenigen Theils verſäumt, den ſie vorzüglich bearbeiten und entwickeln ſollten. Denn daß ein Profeſſor oder Landrichter oder Handwerksmann ihre Rolle übernehmen und gleich Kaiſern und Königen und Rittern darſtellen und ſprechen ſollte, war unmöglich, und auch ſelbſt das bloße Theaterſpiel damit konnte bei einem ſo wahren und natürlichen Volke, als die Teutſchen ſind, nicht gelingen. Auch alles Andere hat uns lange gefehlt, wodurch ein ſprechendes Volk auch ein redendes wird, nämlich die männliche und freie Verhandlung der öffentlichen Geſchäfte und politiſchen Angelegenheiten. Keine redende Gemeinheiten, keine freie und mit der Freiheit und dem Stolz des Wortes auftretende Volksverſammlungen und Landſtände, ſondern alles in die Kammern und Winkel zurückgedrängt, und die matte Schreibfeder herrſchend für das gewaltige Wort. Die einzigen redenden Menſchen bei den

Deutſchen ſind die Prieſter und Profeſſoren geblieben. Die Prieſter, die Diener des Unſichtbaren und Ueberirdiſchen, dürfen ihrer Natur nach die Waffen weltlicher Künſte und die aus weltlichen Trieben ſtrömende Begeiſterung wenig gebrauchen; der Geiſt des Evangeliums iſt wie der Blumenthau und Sternenglanz der himmliſchen Welt, wo die Milde und die Heiterkeit und die Glückſeligkeit wohnt, und wo das Brauſen und Wogen des irdiſchen Getümmels nicht mehr vernommen wird: der Geiſt des Evangeliums iſt ein ſtiller und ſanftmüthiger Geiſt, und ſtill und ſanftmüthig muß die Rede deſſen ſeyn, der es verkündigt, ſo daß die Worte wie linde und zarte Tropfen des warmen Sommerregens in die Seelen träufeln, und keine Löcher und Gruben, noch weniger Bergſtröme durch ihren Boden reißen. Der Profeſſor freilich könnte mit einem mächtigeren und weltlicheren Athem auf ſeine Zuhörer brauſen, wenn die zu ſchwere Gelehrſamkeit und oft auch die zu ſchwere Arbeit ihm die Kraft nicht lähmten, und wenn aus Büchern und abgezogenen Studien in der Verſchloſſenheit des Lebens diejenige Gewalt geholt würde, welche allein aus dem ganzen lebendigen Gewimmel der Natur und des Volkes und aus dem kräftigen Mitgefühl mit demſelben geſchöpft werden kann. Doch dürfen wir behaupten, daß in unſerem Gemüthe und in unſerer Sprache die Tiefe und Hoheit und der Klang und Glanz ſind, womit der Redner ſeine Waffen rüſten und ſchärfen kann. Mächtig ſind die Geiſter, die ſich jetzt in uns regen; ſie ſchwingen ihre Adlerflügel zu einer Höhe, aus welcher ſie eine ungeahndete Herrlichkeit herabbringen müſſen; in der Idee iſt ſchon Großes geboren, in der That iſt Großes gethan, aber im Leben iſt das Große noch nicht befeſtigt: wir haben noch keinen Staat, ſondern wie ein Chaos ſchwimmen die einzelnen Theile des Vaterlandes auf der blinden, lichtloſen und ſeelenloſen Tiefe umher, und ſtoßen und treiben oft krachend gegen einander, ſo daß man bloß dadurch zuweilen inne wird, daß ein neues Leben gemacht und gebildet werden ſoll. Wann dieſe einzelnen Theile ſich geſetzt und befeſtigt haben, wann der große teutſche Staat im geſetzlichen Umtriebe und Einklange geordnet iſt, wann die einzelnen Glieder des Staats nicht mehr als todte und faule Leiber da liegen, ſondern als unabhängige Stände auftreten, und, von dem hohen Stolz der Zeit getragen, das äußere Staatsleben darſtellen und in Wort und That geſtalten und erhalten — dann erſt iſt die Zeit gekommen, wo man wird ſagen können, daß die Teutſchen auch reden können.

Wir dürfen uns unſerer herrlichen Sprache wohl rühmen, wenn wir ſie mit vielen anderen Sprachen vergleichen. Das iſt gewiß nicht das Schlechteſte an ihr, daß ſie der fremden Hülfen nicht bedarf, um die reichſten Ideen und die vielſeitigſten Weltanſchauungen auszudrücken, und daß ſie in ihrer reinen Urſprünglichkeit ſo eigenthümlich iſt, daß das Fremde, was wir ſo leicht in ſie einſchwärzen laſſen, durch die innere Gewalt ihres lebendigen Stromes bald wieder zur Oberfläche getrieben und ausgeſtoßen wird. Wie wir ein reines und ungemiſchtes Urvolk ſind, ſo haben wir unſere Sprache rein und ungetrübt erhalten, einen lauteren Abdruck unſerer Art und unſeres Gemüthes, ein unſchätzbares Kleinod unſerer Herrlichkeit, einen Probierſtein unſerer Tugend oder Entartung, woran wir immer gewahren können, wo wir ſtracksweges gehen und wo wir abgewichen ſind. In dieſer uralten und heiligen Sprache iſt ein Licht und ein Glanz und eine Seele, ein Klang und ein Muth der unmittelbaren Vernunft, die unſre Urväter zu einem der edelſten und würdigſten Völker der Erde ſtämpeln. Aber wir Teutſche; den übrigen Völkern Europas gegenüber geſtellt; ſind bis jetzt noch immer in einer wunderbaren Lage geweſen. Teutſchland goß aus ſeinem reichen und gebährenden Schooße die meiſten Keime aus, aus welchen nach dem Sturze des mürben römiſchen Koloſſes die meiſten neueren Völker unſers Welttheils hervorgegangen ſind. Es ſelbſt trat darauf auf ſeinem eigenen Boden mit den andern in die Schranken, und überwand an Freiheit, Tugend, Tapferkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft die meiſten. Nun iſt es ſeit drei Jahrhunderten gleichſam wieder in ſich zurückgetreten, und hat ſich verhüllt, wie eine Frau ſich verhüllt, deren Stunde zu gebähren gekommen iſt; und wegen dieſer Verhüllung kennen die Fremden es nicht, wir aber können großer Dinge warten, die aus ihrem Schooße entſpringen werden. Schon ſtehen die Teutſchen da, herrlich gerüſtet zu allem Schönen und Guten, aber wie Rieſenkinder; ſie kennen ihre Gewalt noch nicht. Wann ſie zum Gefühle der Kraft kommen, welche in den mächtigen Gliedern wohnt, werden die Spitzen der alten Berge beben und die Meere aus ihren Ufern treten. Dann wird auch die Sprache wieder da ſtehen in jugendlicher Schönheit und Lebendigkeit, und wieder ſeyn, was ſie einſt war, und werden, was ſie werden ſoll. Getroſt aber können wir um uns her ſchauen und ſtill können wir es dulden, daß die übrigen Völker in ihrer Verblendung oder Einbildung uns nicht anerkennen und ehren wollen. Denn ſo groß iſt unſere Tiefe und ſo verborgen unſere Herrlichkeit, daß ſelbſt unſere Brüder, die Engländer und Schweden, uns kaum verſtehen können, und über unſer Kleines lächeln und vor unſerm Großen zittern: daß den edleren Fremdlingen, den Spaniern und Italiänern, kaum ein Weg zu unſerer Bildung und zur Erkennung unſerer Art offen ſteht; daß die ſlavoniſchen Völker über uns wegſehen und die Franzoſen uns zu verſpotten und zu verachten wagen. Dies kann uns bei dieſen letzten am wenigſten verdrießen, ja es muß uns freuen, denn wir müßten ſie fürchten, wenn ſie etwas von uns begreifen, ja nur ahnden könnten. Da ihnen aber jede Thüre zu unſerem Gemüthe verriegelt iſt, ſo können wir im ſtolzen Selbſtbewußtſeyn der Zeit entgegenharren, wo wir gegen ſie wieder die Waffen ſchleifen müſſen. Dieſe unſere unruhigſten und ſchlimmſten Nachbarn haben uns immer viel geſchadet, und werden uns auch künftig ſchaden. Sie haben durch ihre glatte Oberflächlichkeit und durch allen ihren flitterhaften Schimmer eine Zeitlang unſre Einfalt verführen und unſere Kraft lähmen und unſere Sprache, unſere Sitten und Künſte mißleiten und verderben können; aber in den Tiefen unſeres Weſens können ſie uns nicht verderben, weil ſie nimmer lernen werden, wo denn eigentlich das teutſche Weſen liegt.

Wir haben von unſerer Verborgenheit und Unzugänglichkeit für dieſes Volk, das ſich einbildet alles zu wiſſen und zu können, gottlob viele Beweiſe, die uns wegen mancher Beſorgniſſe und Gefahren, womit die Zukunft ſchwanger geht, beruhigen können; wir haben einen der glänzendſten Beweiſe in dieſen Tagen erhalten, wo das ſo lange Zeit vergeblich erwartete und wegen ſeiner ketzeriſchen Grundſätze über die Franzoſen verfolgte und verdammte Buch der Frau von Stael über Teutſchland im Druck erſchienen iſt. Man kann der berühmten Frau, die in ſo vielen Hinſichten zu loben iſt, das allgemeine Vorurtheil Europas für ſie durchaus nicht abſtreiten, daß ſie eine der auſſerordentlichſten und geiſtreichſten Frauen iſt, und daß ſie die großen Gaben, welche die Natur ihr verliehen, und welche die Kunſt ausgebildet hat, mit einer ſeltenen Gewandtheit und Geſchicklichkeit zu gebrauchen weiß. Ich glaube, auch darin thäte man ihr Unrecht, wenn man leugnen wollte, daß die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit hier mächtiger geweſen ſey, als die Sucht zu ſchimmern und zu gefallen. Aber doch welcher Teutſche, der nur einigermaaßen die Würde und Großheit ſeines Volks und die Art und Literatur deſſelben kennt, wird mit ihr zufrieden ſeyn können? Sie hat ſehr Vieles von dem, was oberflächlich und äuſſerlich bei uns erſcheint und was jedem Fremden in dem erſten Augenblick, wo er unter uns tritt, natürlich auffallen muß, recht friſch und keck ergriffen und lebendig und geiſtreich hingeſtellt; ſie hat manche Unterſchiede zwiſchen uns und zwiſchen ihrem Volke, den Franzoſen, ſcharf aufgegriffen und treu gezeichnet; ſie hat vielen unſerer Herrlichkeiten und Tugenden, die vor ihr kaum von dem einen und andern Franzoſen erkannt und anerkannt waren, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſen — aber im Ganzen muß man es beklagen, daß ſie zu Vieles umfaßt und zu Weniges durchdrungen hat, daß ſie ſich an die Unterſuchung und Behandlung von Gegenſtänden gewagt hat, denen ein Fremder wohl nicht gewachſen ſeyn konnte, und denen eine Frau, auch die geiſtreichſte und talentvollſte Frau, nie gewachſen ſeyn wird. Wir könnten zufrieden ſeyn, wenn ſie auf unſere Sitten und Sprache und ſchöne Literatur und Künſte ſich beſchränkt und darüber das Ordentliche und Tüchtige geſagt hätte; daß ſie auch die tiefen Abgründe der teutſchen Theologie und Philoſophie ergründen und durchdringen ſollte, hätten wir ihr gern erlaſſen. Kurz ſo gern wir anders wollten, müſſen wir doch geſtehen, daß ihr von unſerer Geſchichte und Dichtkunſt und von dem eigentlichen inneren und ſchaffenden Leben des Volkes, von dem, was in teutſcher Sitte, Art und Kunſt wirklich das Ewige und Unvergängliche iſt und was als etwas Eigenthümliches und Bleibendes die Teutſchen von allen andern Völkern Europas unterſcheidet, doch nur einzelne leichte Schimmer zugeflogen ſind. Hätte das ächte Teutſche in ihrer Seele je gebrannt, ſie hätte es anders empfinden und darſtellen müſſen. Sie hat auch das eigentliche teutſche Volk und ein eigentlich teutſches Leben wohl nie geſehen und vernommen, eigentlich teutſche und treue Sitten ſind ihr wohl wenig vorgekommen, ſondern die ſogenannten gebildeten und höheren Klaſſen unſerer Geſellſchaft, von welchen die meiſten nach ihrer Bildung halb teutſche und halb franzöſiſche Mitteldinger ſind. Dieſe armen Teutſchen, mit welchen ſie ſich hat zerquälen müſſen, und die ſich wieder mit ihr zerquält haben, werden ſich aus allen Kräften beſtrebt haben, der berühmten Frau zu gefallen und ihr das Teutſche und das Leben in Teutſchland gefällig und angenehm zu machen; ſie werden ſich nach der Möglichkeit zerarbeitet haben, in einem teutſch franzöſiſchen Geplapper munter und witzig zu ſeyn und zu ſcheinen. Daß das nicht hat gelingen wollen; und daß die liebenswürdige Frau in unſerm Vaterlande, dem Vaterlande der Langenweile für die Franzoſen, vor Ueberdruß hat umkommen wollen — davon können ſie auf allen Blättern des Buches das klarſte und offenſte Zeugniß leſen. Frau von Stael hat bei allem Beſtreben jener Teutſchen, es ihr recht zu machen und das verachtete und ungewußte Teutſche in dem beſten Lichte zu zeigen, natürlich von den meiſten nichts als Dürftigkeiten, Plattheiten und Albernheiten gehört, und darnach ihren Ausſpruch gethan. Dieſer Ausſpruch fällt dahin aus: die teutſche Geſellſchaft iſt breit, geiſtlos, und unausſtehlich; der teutſche Menſch im Geſpräch und in der Unterhaltung iſt unklar, verworren und matt, und überhaupt unfähig, einen Gegenſtand mit augenblicklicher Anmuth und Kraft zu behandeln; was er nicht profeſſoriſch von Schluß auf Schluß verfolgen und von vorn wie aus dem Ei ausſpinnen und entwickeln kann, das muß er überall liegen laſſen; Blitze des Augenblicks in Gedanken, und Kühnheit, Klarheit, und Stärke des Ausdrucks, und die ſüdliche Gluth einer heiteren und ſpielenden Fantaſie muß man in Teutſchland nicht ſuchen; aus Gutmüthigkeit hört der eine Teutſche dem andern zu, und duldet ſeine Dürre und Breite, damit ihm von jenem gelegentlich gleiche Geduld widerfahre; aus Gutmüthigkeit leidet, handelt, liebt und lebt dieſes Volk. Daß ihr dies alles ſo erſcheinen, und daß ſie es ſo darſtellen mußte, iſt ſehr begreiflich, theils aus der teutſchen Art ſelbſt, theils aus der fremden Sprache, in welcher ſie mit ihr wie mit ungleichen Waffen kämpfen mußten. Da mußte ſogar geſchehen, daß wohl teutſche Flachköpfe, bloß weil ſie größere Gewandtheit und Geläufigkeit der franzöſiſchen Sprache hatten, ihr als erſte Lichter des teutſchen Volks erſchienen.

So ward die edle Frau bei dem beſten und aufrichtigſten Willen, uns Recht widerfahren zu laſſen, befangen und geblendet, und ſah das Teutſche, gelindeſt geſagt, doch mit franzöſiſchen Augen an. Aber ſie kam auch befangen zu uns. Das ſagen uns die erſten Blätter ihres Buches. Wie könnte eine Frau, die aus Frankreich kömmt und die Gränzen Teutſchlands betritt, ſonſt ſagen, was Frau von Stael geſagt hat, daß die ärmere und rauhere Natur, der traurige Anblick der teutſchen Dörfer und Städte, und das Trübe und Geſtaltloſe der teutſchen Menſchen ihr ſogleich geſagt habe, daß ſie das Land der Freude und Anmuth verlaſſe und ein von dem Himmel weniger begnadigtes und geſegnetes Land betrete? Dies iſt ſo ganz unwahr, daß dem Teutſchen, der nach Frankreich reiſt, die armſeligere Natur, die ſchwächeren und häßlicheren Menſchen, und vor allen der Schmutz und die Armuth in Dörfern und Städten auch ohne die Verſchiedenheit der Sprachen ſagen, daß er von ſeinem Volke zu einem ſchlechteren übergehe.

Zu dieſer Befangenheit und Vorliebe für das Eigene, welche für das Fremde von Anfang an blind iſt, kam nun noch die Befangenheit der franzöſiſchen Sprache, welche eitel und prunkend iſt, wie das Volk, welches ſie ſpricht, und ihrer Natur nach prahlen, lügen und entſtellen muß. Jede Sprache iſt das äuſſere Abbild des Volkes, das ſie gebraucht, und der weſentliche Karakter der franzöſiſchen Sprache iſt demnach Eitelkeit und Lüge. Auch Frau von Stael hat aus ihrem Volke und aus ihrer Sprache nicht herausgehen können, was überhaupt kein Sterblicher kann. Eine Frau, die in dem höheren Geſellſchaftsleben ihres Volkes ſo ganz eingelebt iſt und die von Kind auf nichts Höheres gekannt hat, als die ſogenannte Leichtigkeit, Glätte und Liebenswürdigkeit der Geſellſchaft, hat darſtellen müſſen, wie dieſe Sprache darſtellt; denn auch der geſchickteſte Spieler muß die Töne ſchon hören laſſen, die in dem Inſtrumente liegen, das er anſchlägt. So kann man wohl ſagen, daß die franzöſiſche Sprache ſie in dieſem Werke, wie in ihren anderen Werken, oft getäuſcht und misleitet hat, und ſie unwillkührlich Manches auf eine Art hat ſagen und darſtellen laſſen, wie ſie es gewiß nicht ſagen noch darſtellen wollte. Denn in keiner Sprache liegt ſo viel Täuſchung und Blendung, ſo viel Gleißnerei und Schmeichelei, die immer mehr reitzen und wirken als überzeugen und erbauen will. Man kann mit Recht ſagen, die Sprache iſt eine ewige Schauſpielerin, die nichts Höheres kennt als die Wirkung, oder was ſie den Effekt nennen. Man thut der berühmten Frau kein Unrecht, wenn man ihr Buch eine Art conversation im beſſeren franzöſiſchen Sinn nennt. Auch ſie ſcheint mehr auf den Eindruck des Augenblicks als auf die lange Ueberzeugung zu ſehen; daher arbeitet ſie denn auch friſch auf den Effekt los, und viele Bogen des Buches ſcheinen bloß dafür geſchrieben, entweder weil die Sprache mit ihrer Art ſie unbewußt beſchlich, oder weil ſie glaubte, bei den Franzoſen keinen andern Eingang zu finden. Und auch in ihrem Urtheil, wie ſehr ſie ſich auch der Wahrheit zu befleißigen ſcheint, auch in ihrem Urtheil über die teutſche Kunſt iſt die Würdigung und Schätzung derſelben, wo ſie ſie der franzöſiſchen gegenüber ſtellt, faſt durchaus von der Seite des Effekts, wobei ſie gegen dieſe, die gar kein anderes Lebenselement hat, natürlich immer zu kurz kommen muß. Und ſo geſchieht es denn, daß ſie oft ganz wieder zu vergeſſen ſcheint, was ſie früher zuweilen geſagt hat, daß in der großartigen Einfalt und Wahrheit der Kunſt, die eben keine andere Geſtalt zu haben trachtet, als die Geſtalt der Einfalt und Wahrheit ſelbſt, mehr Effekt liege, als in dem erjagten Effekt. Da aber, wo ſie verſucht hat, ihrem Volke teutſche Gedichte im franzöſiſchen Gewande hinzuſtellen, um da durch ihr Urtheil über die teutſche Literatur und ihr Lob derſelben zu beſtätigen, beurkundet ihr Buch am allermeiſten die völlige Unmöglichkeit und Unfähigkeit der franzöſiſchen Sprache, in die teutſche Art und das teutſche Gemüth einzudringen und ſie darzuſtellen. Man kann, wenn man dieſe Ueberſetzungen lieſt, und wenn man bedenkt, daß Frau von Stael die Ueberſetzerin iſt, wohl mit allem Recht ſagen, wie es im Evangelium heißt: Geſchicht dies am grünen Holz, was will am dürren werden?

6.

Noch etwas über die Juden.

Wegen einiger Aeuſſerungen, die in meinen Schriften hie und da über die Juden ſich finden, bin ich von Juden und Judengenoſſen, und auch von ſolchen Chriſten, die ein ſogenanntes humanes Herz für die ganze Welt haben, ein gräßlicher und wilder Barbar geſcholten worden, der die Rohheit und Unduldſamkeit der vergangenen Jahrhunderte wieder herbeiführen wolle. Beſonders hat man es ganz abſcheulich gefunden, daß ich irgendwo vorgeſchlagen habe, man ſolle die Einfuhr der Juden aus der Fremde in Teutſchland ſchlechterdings verbieten und hindern. Manche haben dieß Letzte auch wohl einen wüſten Spas und den Einfall eines rohen Gemüthes genannt. Ich erkläre denn hiermit feierlichſt und ernſtlichſt, daß Spas mit ernſten Dingen gar nicht meine Art iſt, ſondern daß ich es ganz ſo meine, wie ich geſchrieben habe. Mir kann es keineswegs gleichgültig ſeyn und iſt es nicht gleichgültig, ob Andere mich für einen Menſchen oder einen Menſchenfreſſer halten; aber jene Allerweltphiloſophie und Allerweltliebe, welche die Leute mit einem blanken Namen auch Liberalität und Humanität der Anſichten und Geſinnungen nennen, iſt mir immer ein Gräuel geweſen, hinter welcher alle Schwächlichkeit und Jämmerlichkeit und Zierlichkeit zerbrochener und mürber Seelen ſich ſo gern verſteckt. Ich bin keiner von denen, welche die Juden als Juden ſchlechterdings haſſen, oder ſie für ein von Natur ſchlechtes Volk halten. Ich weiß wohl, was ſie in der Weltgeſchichte bedeutet haben und welch ein groſes Opfer derſelben ſie geworden ſind, und ich habe mich darüber an einer Stelle *) ſo erklärt, daß ſie ſelbſt mit mir zufrieden ſeyn werden. Ich laſſe die Worte hier abdrucken, weil ſie gegen übel meinende Ankläger meine beſte Vertheidigung ſeyn werden. So lauten ſie:

„Im Anfange des vierten Jahrhunderts ward Konſtantinus, den man den Groſen genannt hat, durch viele Geſchicklichkeit, viel Glück, und groſe Verbrechen Alleinherr der römiſchen Welt. Mit ihm beſtieg das Chriſtenthum den Thron der Herrſchaft, auf welchem es die künftigen Jahrhunderte ſitzen ſollte. Aber nicht durch des Kaiſers Macht ſiegte das Chriſtenthum, ſondern der Kaiſer ward ſiegreich durch die Macht der Chriſten. Die meiſten Länder und Völker, wo die lateiniſche und griechiſche Sprache geredet wurden, wa-

---

*) S. meine Anſichten und Ausſichten der teutſchen Geſchichte, 1ſter Theil, S. 175. ff.

ren im dritten Jahrhundert größtentheils chriſtlich geworden. Ausgegangen von einem verachteten und verſpotteten Volke, das den Fremdlingen der Abſcheu des Menſchengeſchlechts däuchte, armſelig und unſcheinbar war das Chriſtenthum in die Welt getreten, in Druck und Verfolgung war es gewachſen, durch das Wort, nicht durch das Schwerdt. Dieſes ſtille Wort, das den lauten Klang der Weltweiſen beſiegte, dieſer unſcheinbare Schein, der den Glanz der Eitelkeit überſtrahlte, ſagten und glaubten die Menſchen, ſeyen von Gott, und ſie nannten Chriſtus den Gekreuzigten den Urheber der neuen Lehre, und beteten ihn an. Die Lehre ſelbſt aber hieß das Evangelium oder die frohe Botſchaft, denn ſie verkündigte, es ſey Friede geſchloſſen zwiſchen dem Menſchen, der Sünde, und dem Zorn Gottes; Friede und Freude und Unſchuld ſollen hinfort auf Erden herrſchen für Bangigkeit und Zwietracht und Verruchtheit; Gleichheit ſolle ſeyn aller Menſchen vor Gott, des Schwächſten und Sündigſten wie des Stärkſten und Reinſten: darum hieß ſie auch die Lehre von der Liebe. Der Mann, der ſo göttlich gelebt und geſtorben, die Thaten und Worte, wodurch die Welt ohne Waffen überwunden ward, ſind ſpäterhin bezweifelt und beklügelt worden als Erdichtung oder Erhöhung, ob ſie überhaupt geweſen oder ſo göttlich geweſen, wie ſie uns erzählt ſind. Denn es giebt Zeiten des Menſchengeſchlechts, wo ſie ſich ſelbſt blenden; dann dünken ſie ſich klug und glücklich, da ſie doch dumm und elend ſind; dann wollen ſie ohne Glauben Gott durch die Natur und die Natur durch Gott deuten: ſie wiſſen aber nicht, wie Gott durch die Natur wandelt, und wie er, wann große Durchgänge der Menſchheit im Werke ſind, in Menſchengeſtalt herabſteigt, daß er ſich ihnen offenbare.“

„Das verachtete und verſpottete Volk, welches den Abſcheu und Haß des Menſchengeſchlechts trug und von welchem das Chriſtenthum ausging; waren die Hebräer oder Juden, die über die Welt zerſtreut noch heute verachtet und gemishandelt werden. Und doch iſt die Geſchichte dieſes kleinen Volkes eine der tragiſcheſten und denkwürdigſten, und ſein Schickſal und ſeine Beſtimmung hat einen Ernſt und eine Weite für die Weltgeſchichte, die allen Spott ausſchlieſſen. Der menſchliche Menſch muß die Juden als Opfer anſehen, und ſie wenigſtens bedauren, wenn er ſie nicht ehren kann. Ihre große Geſchichte beginnt mit ihrem Stifter Moſes, einem der auſſerordentlichſten Männer und erhabenſten Geſetzgeber, die je gelebt haben. Dieſer kühne und tiefe Mann faßte einen Gedanken, der über ſeinem Weltalter war: er wollte den verborgenen und geheimen Gott, den die Weiſen ſeiner Zeit unter Myſterien und Hieroglyphen verhüllten, zum Volksgott erheben; er wollte ſeinem Volke nur Einen lichten und feurigen Weg zum Himmel laſſen, und alle die luſtigen und blumigen Seitenwege und Pfade abſchneiden, auf welchen ſo Viele auch unbewußt ſich zum höchſten Urſprung aller Dinge oft hinaufſpielten und ſcherzten. Jehovah, der reine geſtaltloſe, der einzige höchſte Gott, den kein Bild und Gleichniß den jugendlichen Herzen verſinnlichen durfte, ſollte der Gott der Juden ſeyn, und kein anderer. Dieſe von allem Leben abgeſchiedene Idee, da ſie dem jugendlichen Weltalter zu mächtig war, konnte nur durch Furcht und Schrecken herrſchen. Auch erſtarrte, verſteinerte und verſtockte ſie das Volk, das die Gewalt der Natur und Zeit oft wieder in das fröhliche und vielgöttiſche Heidenthum zurückriß, zumal da dieſe Sünde in jedem Unglück, das es traf, als Strafe und Rache des zürnenden Gottes gedeutet ward. Auch daher das Spröde, Störriſche, Abgeſchloſſene und Feindſelige dieſes Volkes, das nicht ſpielen durfte, als die ganze Welt noch ſpielte; nicht allein aus früherem Unglück, das ſie in Aegyptenland hart getroffen hatte, oder aus angebohrner Störrigkeit und Verworfenheit des Karakters, womit es Einige belaſten, die nicht bedenken wollen, daß die Juden die Opfer einer höheren Nothwendigkeit waren, welche Großes mit ihnen im Sinn hatte. Sie mußten den Haß und Abſcheu der Völker tragen, weil eine große Idee als Same künftiger Zeiten erhalten, und bei vielen nicht bloß als etwas

Innerliches verhüllt, ſondern als etwas Aeuſſerliches dargeſtellt werden ſollte; ſie mußten den Jehovah, den ſie nicht erkannten, viele Jahrhunderte ohne Liebe und Freude mit Angſt und Zittern anbeten, damit ſpätere Geſchlechter ihn einſt mit Liebe und Freude annehmen und erkennen könnten. Als die Zeit erfüllet war, da erſchien Jeſus Chriſtus, und predigte von dem einigen Gott und Vater aller Menſchen; die Juden wurden die erſten Boten und Verkündiger der neuen Lehre des Heils, weil ſie lange als vor einem kalten Gedanken vor dem gezittert hatten, was jetzt als der warme liebende Geiſt über die Zeiten und Völker hinwehen und aus den Trümmern und dem Schutt des begrabenen Heidenthums ſüße und liebliche Blüthen eines neuen Frühlings der Welt aufhauchen ſollte."

„Kein größerer Gedanke blitzt je in den Herzen der Sterblichen auf, als die Zeit zu betrachten wie einen raſtlos fortrollenden Strom der Gottheit, und die Geſchlechter und Völker auf dieſer göttlichen Fluth durch die Ewigkeit der Säkeln mit fortgetragen zu denken. Die Geſchichte hat für den ſinnenden Menſchen keine höhere Aufgabe und für den erfindenden Genius keine innigere Luſt, als hie und da die Erfüllung der Zeiten zu erblicken, jene unendliche Kette der Weltgeſchichte zuweilen in ihrer herrlichen Gliederung und Fortſetzung zu erblicken, da ſie an den meiſten Stellen ſo zerriſſen iſt, daß nur der Glaube eines frommen und kindlichen Herzens ſie wieder zuſammenreihen kann. Die jüdiſchen Propheten und das Evangelium verkündigen und preiſen dieſe Erfüllung der Zeiten; die jüdiſche Geſchichte und ſelbſt das letzte traurige Schickſal des denkwürdigen Volkes beweiſen ſie: Joſephs Zwiſt mit ſeinen Brüdern, die Schandthat dieſer Brüder an ihm, die Hungersnoth im Lande Kanaan, Moſes wunderbare Kindheit und Jugend, die Drangſale des Volks in Aegypten, die Flucht aus dem Lande der Plager, und in den Steppen Arabiens am Horeb und Sinai, den erhabenen Säulen der Ewigkeit, die Stiftung einer dieſem Zeitalter zu lichten und zu ätheriſchen Religion, die Verhärtung und Verſtockung der Juden auch durch dieſe Religion, die Wurzelung derſelben nur durch die grauſamſte Prieſterſtrenge und den ſklaviſcheſten Ceremoniendienſt bewirkt; dann die Auflöſung des Staates und Volkes, und ſeine Verpflanzung und Verjagung in alle Länder umher, nach Aſſyrien, Perſien, Medien, bis zum beſchneiten Kaukaſus und heiſſen Nil hinauf, deſſen tyranniſche Ufer ihre Vorfahren vor Jahrhunderten mit Verwünſchungen verlaſſen hatten. Sie ſollten alle Sprachen, alle Weiſen, alle Sitten, alle Religionen und Philoſophien der verſchiedenſten Völker lernen, ſie ſollten vorbereitet werden zu Dolmetſchern und Predigern der groſen künftigen Geheimniſſe, wovon ihre Propheten geweiſſagt hatten. Endlich kam Jeſus Chriſtus; der eingebohrne Sohn des lebendigen Gottes, lebte, liebte, lehrte, ward verfolgt, gemartert, gekreuzigt, ſtand von den Todten auf, goß ſeinen tröſtenden Geiſt über ſeine Jünger aus, und ging wieder zum Vater. Die zerſtreuten Juden thaten ihr Amt im Abendlande und in Afrika, wie im Morgenlande; auch das Chriſtenthum ward ihnen noch zum Verbrechen gerechnet, weil man lange Zeit alle Chriſten für Judenproſelyten hielt, auch dafür wurden ſie verfolgt und geplagt, bis ſie endlich als Volk ganz untergingen. Wenn wir durch dieſe heilige Lehre der Liebe beſeligte Sterbliche nun vor der ewigen Weisheit und Gnade Gottes knieen, ſollen Moſes und Chriſtus und ſo viele erhabene und göttliche Seher, Propheten, und Apoſtel dieſes Volkes uns nicht zur Milde und Freundlichkeit gegen ſie ermahnen? ſollen wir ein Volk nicht wenigſtens bedauern, worauf eine ſo große Beſtimmung laſtete, und welches ein ſo gewaltiges Schickſal zermalmt hat? ſollen wir auf dem Schutt und den Trümmern, aus deren Steinen und Pilaſtern ein ſo herrlicher neuer Tempel für alle Völker der Welt erbaut iſt, nicht wenigſtens eine Thräne der Barmherzigkeit für diejenigen weinen, die immer noch hartnäckig meinen, aus den übrigen Steinen und Säulen zu ihrer Zeit auf der Höhe von Sion auch ihnen wieder einen eigenen Tempel

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01912/019

erbauen zu dürfen? Wir ſollen es, wir müſſen es.“

Als jenes Opfer der Weltgeſchichte ſtehen die Juden bis auf den heutigen Tag da, eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Reihe der Völker. Verſtockt und verſteint gegen die Stimme der warnenden und rufenden Geiſter der Zeit, die ganz Anderes heiſchen und gebieten, wollen ſie, das Ihrige hartnäckig behauptend und feſthaltend, mitten in einer anderen Weltordnung als eine veraltete Ruine da ſtehen und die ganz anderen Weltverhältniſſe und die ganz anderen Welttriebe, ja ich mögte ſagen Gottestriebe nicht vernehmen und erkennen. Man kann ſie bedauren und man muß ſie bedauren, aber lieben kann man ſie nicht; denn Liebe wird nur gebohren aus dem Gleichartigen und Geſelligen, welches dieſem Volke fehlt, das in ſeiner abgeſchloſſenen Art und Weiſe und mit ſeinem wunderbaren Geſetze unter den europäiſchen Völkern dieſer Zeit wie ein Fremdling iſt. Die Juden als Juden paſſen nicht in dieſe Welt und in dieſe Staaten hinein, und darum will ich nicht, daß ſie auf eine ungebührliche Weiſe in Teutſchland vermehrt werden. Ich will es aber auch deswegen nicht, weil ſie ein durchaus fremdes Volk ſind und weil ich den germaniſchen Stamm ſo ſehr als möglich von fremdartigen Beſtandtheilen rein zu erhalten wünſche. Ich muß mich hierüber und über einige andere Punkte in der Kürze deutlicher erklären.

Alle unſere Staaten ſind mehr oder weniger auf dem Chriſtenthum und ſeinen Lehren gegründet, und in unſern Sitten, Ordnungen und Geſetzen, ja auch in unſern kleinſten Einrichtungen und Weiſen iſt der dunklere oder hellere Widerſchein dieſes Chriſtenthums. Dies muß nothwendig mit jeder Religion ſo ſeyn; weil die Religion das Ernſteſte und Tiefſte iſt, was ein Volk hat, ſo muß ſie auch in allem gefühlt und geſehen werden und bis in das innerſte Getriebe des Staates eindringen. Die Juden mit ihrer ſchroffen und alles Andere feindſelig ausſchlieſſenden Art ſtehen völlig auſſerhalb dem Chriſtenthum, ja ſie haben eine viel entferntere Berührung mit demſelben, als man bei dem erſten Blick glauben ſollte. Faſt allen unſeren Einrichtungen, Ordnungen und Geſetzen fremd, ſind ſie durchaus unfähig, mehrere Pflichten zu erfüllen, deren jeder chriſtliche Mitbürger ſchuldig iſt; ſie ſind alſo unfähig, in einem chriſtlichen Staate volle Bürger zu ſeyn: denn wie mag alle Bürgerrechte haben, wer nicht alle Bürgerpflichten erfüllen kann? Die den Juden alſo mit allen übrigen Bürgern gleiche Rechte beilegen, mögen bedenken, ob ſie etwas Kluges und Nützliches thun. Eben das mögen diejenigen bedenken, welche die Einfuhr und das Einwandern jüdiſcher Menſchen aus fremden Ländern erlauben, weil ſie nicht bloß ein fremdes, ſondern auch ein mit dem Staate nie innig zuſammenwachſendes und mit den Grundſätzen deſſelben unverträgliches Volk einlaſſen.

Ich will durchaus nicht, noch billige ich, wenn Andere ſolches wollen, daß man die Juden mit der Härte und Grauſamkeit behandeln ſoll, womit ſie im Mittelalter behandelt worden ſind. Man ſoll die in Teutſchland gebohrnen Juden nach den Geſetzen unſers menſchlichen Evangeliums als teutſche Landsleute betrachten und ſie als ſolche ſchirmen und ſchützen, und ihnen die Vortheile der bürgerlichen Geſellſchaft ſo weit zukommen laſſen, als es ihre Verträglichkeit mit Staaten, die auf ganz anderen inneren Grundſätzen gebauet ſind, irgend erlaubt. Sind ſie gleich ein fremdartiger Theil, von welchem zu wünſchen wäre, daß er unſer herrliches und reines Volk nie berühret hätte, ſo hat Gott ſie doch einmal unter uns gebohren werden laſſen, und in das Meer und in die Wüſte treiben dürfen wir ſie auch nicht. Es iſt auch zu hoffen, daß ſie ſich allmählich verringern werden durch häufigere Uebertritte in den Schooß unſerer Kirche, da viele von ihnen das Veraltete und in der Weltgeſchichte Abgeſtorbene des Weſens wohl empfinden, woran ſie immer noch hartnäckig feſthalten. Aber gegen die Aufnahme fremder Juden, die nach unſerm Lande gelüſtet, erkläre ich mich unbedingt; denn ſie iſt ein Unheil und eine Peſt unſers Volkes.

Erſtlich iſt jede zu häufige Miſchung der Völker mit fremden Stoffen durchaus ein Verderben, das widerſtreitende Triebe und Anlagen hervorbringt und die Eigenthümlichkeit und Kraft des Karakters eines Volkes zerſtört. Auch aus dieſer Urſache iſt das Geſchlecht der Miſchlinge auf den Gränzſcheiden der Völker gewöhnlich ein leichtfertiges, zuchtloſes und treuloſes Geſchlecht. Die Juden ſind urſprünglich ein edler und kräftiger Menſchenſtamm, was ſie in ihrer Geſtalt und Geberde vor jedermänniglich offen zur Schau tragen; aber ihre urſprünglichen Anlagen und ihre durch ſpätere Verhältniſſe und Schickſale beſtimmten Neigungen ſind dem Karakter der ſlavoniſchen Völker und der Südeuropäer, namentlich der Franzoſen, viel gleichartiger, als dem Karakter der Teutſchen. Teutſchland hat aber das traurige Schickſal, daß es mehr als andere Länder von einer Judenſündfluth bedroht wird. Ich will mich erklären.

Ich traf jüngſt auf einer Reiſe in einer großen teutſchen Stadt einen reichen jüdiſchen Wechsler mit einem Orden an der Bruſt, der ſich in der That brüſtete, und mit einigen andern Anweſenden ſehr breit und lang über politiſche Gegenſtände ſprach, und endlich meinte, es ſey doch ſehr grauſam, wie hie und da mit den Juden verfahren werde, und das gereiche den Franzoſen in Teutſchland wenigſtens zur Ehre, daß ſie die ſtrengen Geſetze gegen die Juden abgeſchafft und ſie unter eine menſchlichere Ordnung geſtellt haben. Das Letzte verdroß mich, und ich fragte ihn, ob er denn je in Frankreich geweſen ſey? was er verneinte. Darauf erzählte ich ihm Geſchichten von den Schickſalen der Juden in Spanien und Portugal; wie ſie in Italien, wo ſie hie und da wohnen, von dem Volke gemishandelt werden; wie ſie in Frankreich nie ſo wie in Teutſchland haben auf einen grünen Zweig kommen können, und wie ſie auch, trotz ihrer Bürgerrechte, im geſellſchaftlichen Leben von den Franzoſen viel ſchändlicher gehalten werden, als von den Teutſchen; und endlich, wie es dieſen Franzoſen bei uns eben nichts gekoſtet habe; das wegzuſchenken, was ihnen nicht zur Laſt gefallen ſey. Wir geriethen darüber in ein weitläuftiges Geſpräch über ſeine iſraelitiſche Nation, wie er ſie nannte, und durchliefen die Geſchichte des Mittelalters und auch einige große Judenverfolgungen im teutſchen Reiche in jener Zeit, fanden aber doch endlich, daß Teutſchland trotz des Leibzolls und der geſchloſſenen Judenquartiere in Europa immer das gelobte Land der Hebräer geweſen ſey; nur Polen ſey etwa damit zu vergleichen, dieſes unglückliche Land aber ſey durch das Judenunweſen auch mit verdorben und untergegangen.

In der That iſt unſer teutſches Vaterland in Hinſicht der Juden in einer recht verdrießlichen Lage. Weil es der Mittelpunkt des Welttheils iſt, ſo dringt von allen Seiten das Fremde darauf ein, und auch von den Juden bekömmt es jährlich einen zu reichlichen Zufluß. Einige kommen vom Süden, wo ſie von dem Volke gequält und geplagt werden, die meiſten aber wandern aus Polen ein, wo Schmutz und Armuth ſie peinigt, und ſuchen in Teutſchland Reichthum und Wohlſeyn. Weil dies nun immer fortdauert, ſo kann Teutſchland von der fremden Plage nie gereinigt werden, ſondern die Juden nehmen bei uns eher zu als ab, obgleich jährlich viele Familien ſich taufen laſſen und dadurch unmittelbar in die teutſche Art und in alle Verhältniſſe des Volks übergehen.

Ich nenne dieſes Fremde ſchon an ſich eine Plage und ein Verderben. Es iſt noch mehr ſo zu nennen, weil die Juden ein verdorbenes und entartetes Volk ſind. Ich ſagte oben, die Juden ſeyen urſprünglich von einem edlen Menſchenſtamm und offenbaren dies vor jedermänniglich in Geſtalt und Gebehrde. Dies iſt wahr; aber wie ſie nun ſind, erſcheinen ſie allerdings als verſchlechtert und herabgewürdigt. Wir kennen ihr früheres Schickſal, wie ſie von Aegyptern, Aſſyrern und Babyloniern gemißhandelt, entführt und verknechtet worden ſind, und wie ſie ſchon ſechshundert und fünfhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung anfingen ein über die Länder zerſtreutes und ſich herumtreibendes Wandrervolk zu werden. Nachher den Perſern und den griechiſchen Königen von Syrien und

Aegypten, und endlich den Welttyrannen, den Römern, dienend, hatten ſie das jammervolle Schickſal aller unterjochten Völker, im übermüthigen Frevel von Fremden zertreten zu werden und die edleren und muthigeren Triebe der menſchlichen Natur nie entwickeln zu können: ihr Herrlichſtes blieb in ihnen wie ein verborgener Schatz liegen, und nur ihr Schlechtes und Gemeines konnte nach auſſen dringen. Dazu kam, daß ſie durch ihre Verfaſſung und Religion von allen Völkern abgeſchieden wurden und ihnen ein Abſcheu und ein Gräuel waren. Verknechtet, verachtet, verabſcheut, wurden ſie ſchon im erſten und zweiten chriſtlichen Jahrhundert über die Länder zerſtreut, und ſind ſeitdem als zerſtreute Wanderer in der Fremde geblieben, von welchen viele immer noch einer Wiederaufrichtung des Volkes Gottes, einer Wiederkehr in das gelobte Land, und einer Herrſchaft über die Völker unter ihrem Meſſias harren. Als Europa chriſtlich geworden war, ward ihr Zuſtand nicht verbeſſert, ſondern in manchen Jahrhunderten noch verſchlimmert: die Chriſten verfolgten ſie häufig als die Nachkommen derjenigen Juden, welche den Erlöſer verfolgt und gemartert hatten, und meinten, daß von jenen Tagen her ein angeerbter und gerechter Fluch auf ihnen liege. Dieſer lange Zuſtand eines unſtäten Daſeyns ohne feſtes Volk und Vaterland, ja faſt ohne ſicheren Beſitz auf Erden, und dieſe Verfolgung, Erniedrigung und Verabſcheuung, die ihnen von der übrigen Welt widerfuhr, hat das Edle, Große, Muthige und Großmüthige in ihnen von Geſchlecht zu Geſchlecht mehr und mehr erſtickt und das Gemeine, Kleinliche, Feige und Geizige hervorgelockt. Es wäre ein Wunder geweſen, wenn die Juden in ſolcher Lage ein edles Volk geblieben wären. Ausgeſchloſſen von dem Beſitz der Erde und von jenen kräftigen Geſchäften des Bürgers und Bauers, wodurch man mit Himmel und Erde immer in enger Gemeinſchaft bleibt und wodurch alle erſte und natürlichſte Triebe und Kräfte des Menſchen in lebendiger Thätigkeit erhalten werden, ſind ihnen bloß die künſtlichen und mechaniſchen Kräfte und Uebungen übrig geblieben, in welchen für alle gebildete Völker, deren höhere Klaſſen aus den Bauern und Bürgern immer wieder ergänzt und erfriſcht werden müſſen, ein ſo vielfaches Verderben lauert. Die Juden ſind die Krämer, Wechsler und Geldmäkler, häufig auch die Gaukler und Poſſenſpieler der Welt geworden, ihr Sinn iſt bloß auf das künſtliche Gewerb und auf das Geld geleitet worden, und ſie ſind vor allen Völkern durch die Anklage des Geizes angeſchwärzt.

Ich leugne nicht, daß die armen Juden in ſo mancher Hinſicht zu entſchuldigen ſind, daß ſie von den Chriſten gezwungen ſind, durch loſe und unlöbliche Künſte ihr trauriges Daſeyn zu friſten;

aber als Volk ſind ſie darum nicht weniger gefährlich, und ich verdenke es keinem Staate, wenn er dieſe Art nicht freiwillig bei ſich aufnimmt. Lange Jahrhunderte von der Treue und Rechtlichkeit entwöhnt, welche die ſtillen und einfachen Geſchäfte des Lebens mit ſich führen, jeder ſchweren Mühe und jeder harten Arbeit ungeduldig, hungert ein Jude lieber und treibt ſich auf die ungewiſſe Hoffnung der Beute des Augenblicks herum, als daß er im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod verdiente. Unſtät an Sinn und Trieb, umherſchweifend, auflaurend, liſtig, gauneriſch und knechtiſch duldet er allen Schimpf und alles Elend lieber als die ſtätige und ſchwere Arbeit, welche die Furchen bricht, den Wald rodet, die Steine haut, oder in der ſtätigen Werkſtatt ſchwitzt; wie Fliegen und Mücken und anderes Ungeziefer flattert er umher, und lauert und haſcht immer nach dem leichten und flüchtigen Gewinn, und hält ihn, wann er ihn erſchnappt hat, mit blutigen und unbarmherzigen Klauen feſt. Jeder Verſtändige fühlt wohl, daß ich hier nicht von allen Juden ſpreche, ſondern von der Mehrzahl, und aus den Verhängniſſen des unglücklichen Volkes ergiebt ſich ſehr gut, warum die Kinder Iſrael ſo ſeyn müſſen. Sie ſind, wo ſie in Menge wohnen, eine Plage und Peſt der Chriſten. Kleine Städte, Flecken und Dörfer, wo viele Juden ſitzen, erhalten im Ganzen ein leichtfertiges, unſtätes, bettelhaftes und gauneriſches Gepräge; denn auch die Chriſten nehmen vieles von der Juden Art an, ja ſie werden, wenn ſie leben wollen, gezwungen, mit ihnen in ihren Künſten und Liſten zu wetteifern: ſo wird der chriſtliche, ſtille und treue teutſche Bürger und Bauer ein trügeriſcher, vagabundiſcher und liſtiger Geſell, welcher zuletzt die ernſte Arbeit und das ruhige Geſchäft verſäumt und der leichten und unſicheren Beute eines flatterhaften und trügeriſchen Gewinnſtes nachläuft.

Wahrlich alſo ſehr unrecht haben diejenigen gethan, welche ohne weitere Berückſichtigung ſo großer Unterſchiede und ſo wichtiger Folgen für das Ganze den Juden gleiche Bürgerrechte mit den Chriſten bewilligt haben. Langer Vorarbeiten und ernſter und ſtrenger Anſtalten von Seiten des Staats hätte es bedurft, ſie zu einer ſolchen Würdigkeit und zur Annäherung der chriſtlichen Weiſe allmählig vorzubereiten. Was von böſen und nichtswürdigen Trieben und Neigungen ſeit zweitauſend Jahren in dem Volke eingewurzelt und verſtockt iſt, davon glaube man ja nicht, daß es durch ein paar Edikte eines Staatsminiſters plötzlich verwandelt werden kann. Es iſt durch die langen Zeugungen etwas Angebohrnes, und wenigſtens drei Menſchenalter müßten auch bei den beſten Anſtalten vergehen, ehe die Juden ſich von der Unſtätigkeit zu der Stille, von der Faulheit zu der Arbeitſamkeit und von dem Betruge zu der Rechtlichkeit des teutſchen Volkes wenden, vorzüglich ehe ſie ſich zum ſtätigen Fleiß gewöhnen und zu ſchwerer Arbeit, ohne deren Geduld ein Volk überhaupt nichts taugt.

Der nothwendige Ausſprung dieſer Anſichten und Betrachtungen iſt alſo folgender:

Der chriſtliche Herrſcher eines Staates ſieht ſich nach der menſchlichen Lehre des Evangeliums auch als den Vater der Juden an, die in ſeinem Lande gebohren als ſeine Kinder bei ihm wohnen. Er duldet nicht, daß ſie durch eine tückiſche und grauſame Behandlung länger zertreten, entwürdigt und entmenſcht werden; er ſucht die Erniedrigten und Verdorbenen, welchen die langen Jahrhunderte alle Sehnen der Kraft ausgeſchnitten und alle heiligen Borne der ſtolzen und muthigen Gefühle ausgetrocknet haben, aus den gemeinen Trieben und den habſüchtigen Gelüſten zu reiſſen und allmählig wieder zu den himmliſchen Gelüſten der Geſtirne zu erheben; und er hofft, daß die meiſten von ihnen, auf dieſe Weiſe gereizt und veredelt, dem Gefühle des Zeitalters und der Art des Volkes, unter welchem ſie wohnen, mehr zugewendet, von der in mancher Hinſicht ehrwürdigen Beharrung und Verſtockung in dem veralteten Alten ablaſſen, vermittelſt des Ueberganges zu dem Chriſtenthum immer mehr auch zu dem Stamm des chriſtlichen Volks übergehen, und ihre ſtarre und gemeinſchädliche Eigenthümlichkeit verlieren werden, welche die größere Maſſe des Volks, zu dem ſie durch das chriſtliche Bekenntniß übergehen, in ſich verſchlingt. Man kann dies ganz beſtimmt behaupten. Nur der Geiſt iſt's, der feſthält und allen äuſſeren Geſtalten und Weiſen den bleibenden Stämpel eindrückt. So wie die Juden den Geiſt ihrer wunderbaren Geſetze aufgeben und ſich dem Chriſtenthum hingeben, vermiſcht ſich, wie die Erfahrung lehrt, gar bald alle jüdiſche Eigenthümlichkeit in Karakter und Geſtalt, und kaum erkennt man in dem zweiten Geſchlechte noch den Stamm Abrahams.

Wenn der Herrſcher auf dieſe Weiſe gütig und gerecht iſt gegen die einheimiſchen Juden, ſo iſt er andererſeits eben ſo gütig und gerecht gegen ſein eigenes Volk. Er fürchtet das Fremde und Entartete, welches durch unaufhörlichen Zufluß und Beimiſchung die reinen und herrlichen Keime ſeines edlen Volkes vergiften und verderben kann. Da, wie erwieſen iſt, aus allen Gegenden Europas die bedrängten Juden zu dem Mittelpunkte deſſelben, zu Teutſchland, hinſtrömen und es mit ihrem Schmutz und ihrer Peſt zu überſchwemmen drohen, da dieſe verderbliche Ueberſchwemmung vorzüglich von Oſten her, nemlich aus Polen, droht, ſo ergeht das unwiderrufliche Geſetz, daß unter keinem Vorwande und mit keiner Ausnahme fremde Juden je in Teutſchland aufgenommen werden dürfen; und wenn ſie beweiſen könnten, daß ſie Millionen Schätze mitbringen. Denn was mag das elende Gold uns Teutſchen helfen, wenn wir Gefahr laufen, unſre Tugend und Herrlichkeit zu verlieren?

Bei dieſen billigen und allerdings ſtrengen Maaßregeln, welche die teutſchen Regierungen nehmen, wird niemand über Gräuel der Ungerechtigkeit ſchreien dürfen; denn was den eigenen Juden daheim widerfährt, das mögen die fremden Regierungen bei ihnen auch den ihrigen thun. Das iſt aber ein unſtatthaftes Verlangen, daß Germanien, welches für die andern Völker nur ein zu gütiges und mütterliches Herz hat, die Zuflucht alles fremden Auswurfs ſeyn und durch ſeine zu große Milde ſein eigenes Verderben bereiten ſoll.

Noch das ſage ich zuletzt, daß ich freilich die einwandernden Juden der reinen und ſchönen teutſchen Art für die verderblichſten halte, weil ſie dem Chriſtenthum und den auf demſelben ruhenden Staaten unverträglich und weil ſie durch langen Druck und Schimpf und Schande entarteter und erniedrigter ſind, als die andern Bewohner Europas; daß ich aber ein eben ſo ſtrenges Geſetz gegen die Einwanderung anderer Völker geben würde, wenn z. B. den Polen oder Italiänern oder Franzoſen der Wanderungstrieb einkäme und ſie jährlich zu Hunderten und zu Tauſenden ihren

Ueberfluß auf uns ausgieſſen wollten. Wir haben in vielen Gegenden des Vaterlandes nicht wenig dafür gebüßt, daß wir gegen die unglücklichen Franzoſen, welche die abſcheulichen Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten aus ihrem Vaterlande vertrieben, menſchlich und barmherzig geweſen ſind. Dafür wenigſtens haben wir an Sitte und Art und in mancher andern Hinſicht bezahlen müſſen, daß wir das zweite bei uns gebohrne und unſerer Sprache ſchon kundige Geſchlecht nicht gezwungen haben wirklich teutſch zu werden. Denn größeres Unheil giebt es kaum als Staaten im Staate und als Völkchen im Volke, die für ſich noch etwas Beſonderes oder wohl gar etwas Beſſeres bedeuten wollen, als das Volk, welches ſie in ſich aufgenommen hat.

7.

Ueber Eroberung und Eroberer.

Die Franzoſen, dieſe wunderlichen Schauſpieler mit allem, die nun fünfundzwanzig Jahre grauſig und blutig genug mit der Freiheit geſchauſpielert haben, und zwar auf Koſten der ganzen Welt, wollen uns jetzt einbilden, dieſes gräßliche Schauſpiel ſey gar keines geweſen; wenigſtens tragen ſie von den vielen Gräueln und Unthaten deſſelben gar keine Schuld, ſondern wenn ja einmal hie und da etwas verkehrt und ungrad gerathen ſey, ſo können ſie auf Einen Mann hinweiſen, auf Napoleon Bonaparte aus Korſika: auf den mögen die fremden Völker das legen, und er könne es mit in ſeine Inſel Elba tragen. So ſind dieſe Böſen verhärtet im Böſen, daß ſie es gradezu ableugnen, als ſey es nie da geweſen; und weil ſie ſo ſind und ſich jeder Buße und Reue weigern, deswegen kann man ſagen, daß die Geißel Gottes noch ſchrecklich über ſie kommen wird. Sie, die Zerſtörer, Schänder und Plünderer aller Völker, und die ſich täglich merken laſſen, daß ſie dieſe Rolle gern noch einmal wieder von Anfang an durchſpielen mögten, haben noch immer die Frechheit, ſich das liebenswürdigſte, mildeſte und kunſtreichſte aller Völker zu nennen, die Lehrer und Bildner der europäiſchen Rohheit. So ſagt z. B. der empfindelnde Schauſpieldichter des Chriſtenthums, Herr von Chateaubriant: „Die ſiegreichen „Heere der Verbündeten ſind vor den Thoren „von Paris angekommen, ſie haben ſogleich das „Athen Europas erkannt, die Mutter der Künſte „und Wiſſenſchaften, die Hauptſtadt der geſitteten „Welt, und auch keine Minute iſt der Schlaf „eines einzigen Bürgers von Paris geſtört worden.“ — Er läßt ſich weiterhin vernehmen: „Die „Zeit wird kommen, wo das franzöſiſche Volk „durch einen feierlichen Akt erklären wird, daß „es unſchuldig iſt an allen den Gräueln, die ſeit „fünfundzwanzig Jahren in ſeinem Namen begangen ſind.“ Dieſelbe Sprache führt Herr Carnot in ſeiner Denkſchrift an den König Ludwig den Achtzehnten, welche ein fürchterlich merkwürdiges Zeichen der Zeit iſt, weil ſie beweiſt, wie ſtark die unkönigiſche Parthei in Frankreich iſt und was ſie gegen die Regierung wagen darf. Dieſer Mann ſpricht von nichts als Edelmuth, Hochherzigkeit und Großheit des franzöſiſchen Volks und ſucht das ganze Unglück und die ganze Schande der franzöſiſchen Revolution und ihrer Folgen auf den hingerichteten König und auf den alten Adel Frankreichs und auf die Ausgewanderten zu wälzen, die er zugleich in dem verhaßteſten und lächerlichſten Lichte mahlt; er ſagt unter andern:

es ſey Ton geworden, auch das franzöſiſche Heer mit Schandflecken zu brandmahlen und von Unthaten (forfaits) dieſes Heers zu ſprechen; aber dieſes Heer ſey rein und weiß wie friſcher Schnee, habe immer alle Misbräuche und alle Rückſichten des Goldes und Ehrgeitzes verachtet, und nimmer etwas Anderes geathmet als Ehre und Ruhm. Der einzige Franzoſe, der als ein Mann von Ehre und Tugend zu ſeinen Landsleuten geſprochen hat, iſt der ehemalige franzöſiſche Generalkonſul in Amerika und nachherige Staatsrath in Caſſel, Pichon. Dieſer zeigt ihnen, auf welchen Abgründen ſie ſtehen, und welche Strafen ſie treffen müſſen, wenn ſie nicht Buße thun und anders werden wollen; er erklärt die gegenwärtigen Franzoſen gradezu für das verdorbenſte, unrechtlichſte, habſüchtigſte, beſtechlichſte und grauſamſte Volk Europas, und hat überhaupt wenig Hoffnung, daß aus der Saat des jetzigen Geſchlechts eine tüchtige und menſchliche Zukunft Frankreichs erwachſen könne.

Auch der Baron Benjamin von Conſtant-Rebecque, der ſo lange unter uns gelebt hat, ſieht die Dinge immer noch unter einem franzöſiſchen Nebel, und mögte ſein liebenswürdiges und zartes Volk gern auch aus der Schande herausbugſieren. Ich gebrauche dieſes kräftige Schifferwort, weil ich kein ſo bezeichnendes weiß für das Verfahren, wo ein Schriftſteller die Gegenſtände tauſendfältig verſchiebt und von einer Seite zur andern wendet, damit man endlich den Geſichtspunkt verlieren ſoll, grade wie der arme Schiffer es bei ſchlechtem Winde mit ſchrägem Segeln und Laviren machen muß. Sein blankes Buch über den Geiſt der Eroberung und Ueberziehung in ihren Verhältniſſen zur europäiſchen Bildung ſoll endlich, nachdem man ſich durch alle ſchimmernde Seitenplänkeleien und Scharmützeleien franzöſiſcher Gewandtheit und durch alle ſchöne Floskeln und gelehrt ſeyn ſollende Beziehungen und Anziehungen durchgearbeitet hat, doch nichts weiter beweiſen, als daß die gebildetſten und menſchlichſten aller Europäer, die Franzoſen, wohl einen Augenblick von einer Art Wahnſinn der Ehre *) haben hingeriſſen ſeyn können, daß ſie aber ja unmöglich haben können Eroberer ſeyn wollen; dieſe Tollheit gehöre allein dem Korſen, und der habe das fromme und gerechte Volk damit berauſcht gehabt: doch ſeyen auch die Eroberungen der allgemeine Abſcheu der Franzoſen geweſen, bis auf einige wenige, deren Glück unmittelbar an den Korſen gekettet geweſen ſey. Herr von Conſtant ſucht ferner zu beweiſen, indem er mit allerlei Vergleichungen zwiſchen den Alten

---

*) Mit Ehre, und mit einer recht ſchlechten und leichten Ehre, will das loſe Volk uns immer bezahlen ſtatt der Gerechtigkeit, die wir zu fordern haben.

und den Neuen ſehr breit aushohlt, daß Eroberungen dem jetzigen Zuſtande und der jetzigen Art der europäiſchen Völker durchaus zuwider ſeyen, daß ſie ſchwer zu machen und ſchwerer zu erhalten ſeyen, und daß nach der jetzigen Weltlage ein eroberndes Volk ſeine eigenen Siege als Niederlagen und ſeine Vergrößerung als ein Unglück betrachten werde. Dies alles ſucht er — was uns etwas mißlich däucht — aus den Beiſpielen der gegenwärtigen Zeit, und aus dem Beiſpiele ſeines eigenen Volkes, der Franzoſen, zu beweiſen. Aus ſeinen gelehrten Vergleichungen zwiſchen den Alten und den Neuen, und aus ſeinen Betrachtungen über den verſchiedenen Geiſt, der zwiſchen den alten und neuen Republiken nothwendig ſeyn müſſe, geht übrigens hervor, daß er das Alte und die alten Völker auch gar nicht begriffen noch in ihrem Weſen ergründet hat, daß ihm überhaupt der geſchichtliche Geiſt abgeht, der das Entgegengeſetzte einander gegenüber zu ſtellen und das Aehnliche und Gleiche neben einander zu ſtellen verſteht; ſondern leicht wie ein Franzoſe hüpft er über die Klüfte hin, die er nicht ausfüllen kann. Aber ſein Buch ſieht auch aus, wie ein Mann ausſieht, der mit jeder Hand ein Horn gefaßt hält, von welchen das eine gegen Oſten, das andere gegen Weſten ausreiſſen will; man merkt ihm das Getriebene und Geſpannte an: Täuſchung für die Wahrheit und Schimmer für die Wärme. Es iſt ein ächt franzöſiſches Stück

Arbeit, das eben, weil es ſo glatt und zierlich iſt, auf ſo vieles hinweiſt und hinſpielt, wo nie etwas zu ſpielen noch zu weiſen war, und ſich ſo gelehrt gebehrdet, wo in dem Kopfe des Verfaſſers kaum eine Ahndung des Vergangenen und ein Schimmer des Nächſtzukünftigen dämmerte, von Vielen, die bloß das Glatte und Scheinbare lieben, als etwas Auſſerordentliches geprieſen werden wird. Wenn man ſich aber die Mühe giebt, das blanke Büchlein ein wenig zu zerlegen und in ſeinen einzelnen Theilen zu betrachten, ſo wird aus dem vielen Schaum wenig Waſſer und aus allem dem Schimmer bleiben nur hie und da ein paar ärmliche Fünkchen.

Herr von Conſtant behauptet, der Karakter der neuen Völker ſtehe dem Karakter der alten Völker in Hinſicht des Krieges faſt grade entgegen. Die Behauptung iſt leicht, aber der Beweis ſollte ihm ſchwer werden. Die neue Geſchichte hat faſt eben ſo viele Kriege als die alte aufzuweiſen und oft eben ſo blutige. Nur menſchlicher ſind die Menſchen und die gefangenen Krieger behandelt worden, die in die Gewalt des Siegers fielen, als dies in der alten Welt geſchah; und darin unterſcheiden ſich allerdings die Kriege der neuen Völker ſehr von den Kriegen der Völker des Alterthums. Dieſe menſchlichere Art der Kriegsführung, die indeſſen oft auch, und namentlich in dem letzten Vierteljahrhundert oft, aus ihrem gewöhnlichen

Geleiſe getrieben iſt, hat doch die Kriege nicht vermindern können, um ſo weniger, da die mildere Behandlung der Beſiegten das Grauen vor dem Kriege und der Eroberung verringern mußte. Daß aber in dem Chriſtenthum die Abſchaffung aller Kriege und der endliche ewige Friede durchaus als Gebot und Folge enthalten ſey, das wird weder Herr Benjamin von Conſtant noch ein Anderer uns beweiſen. Freilich heißt das Evangelium die Lehre des Friedens, der Freude und der Glückſeligkeit; aber wo iſt denn je eine Religion geweſen auch in den roheſten Zeiten, die nicht Schöneres und Herrlicheres gewieſen, oder wenigſtens darauf hingewieſen hätte, als hier auf Erden heimiſch ſeyn kann? wo iſt eine geweſen, die Mord, Raub und Gewalt als das erſte ihrer Gebote aufgeſtellt hätte? Nie haben die Religionen den Krieg an ſich als ein Gut und ein Glück gezeigt, höchſtens den Krieg für ihre eigene Ausbreitung, wie Mahomed und ſeine Jünger und wie die chriſtlichen Kreuzprediger im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert, die in der einen Hand das Kreuz und in der andern das Schwerdt hielten. Auch zur Tapferkeit und Mannlichkeit haben faſt alle Religionen ermahnt, weil Tapferkeit und Mannlichkeit mit der Tugend Eins iſt. Diejenige Religion, welche im Sinn der Friedſeligkeit die Feigheit als eine Tugend anprieſe, würde von allen Menſchen verabſcheut werden. Die chriſtliche Religion iſt allerdings eine friedſelige, und zwar mehr als alle frühere Religionen. Sie hat den Menſchen zuerſt aus der Sinnenwelt in die Lichtwelt und Geiſterwelt emporgehoben, ſie hat ihn mit Feuer und Licht getauft, und von ihm begehrt, die ganze Schwere der Leidenſchaften und alle Gewalten und Zaubereien, welche die Natur und die irdiſchen Elemente gegen ihn treiben können, dort unten zu laſſen, und durch den allmächtigen Geiſt der Herr zu ſeyn. In jenem himmliſchen Reiche, worin der wahre Jünger Chriſti wandeln ſoll, kann nur die durchſehende und durchſichtige Heiterkeit der Geiſter herrſchen, der Wohllaut, der Einklang, der Friede. Friede des Geiſtes und der Seele, Friede mit aller Welt, menſchliches Erbarmen mit jedem lebendigen Geſchöpfe, kurz die Liebe iſt daher das erſte Gebot des Evangeliums. Aber dieſer evangeliſche, dieſer hohe und himmliſche Friede, der als das höchſte Gut des Herzens, als der reinſte Spiegel und Lohn der höchſten Tugend gezeigt wird, iſt nicht der irdiſche Friede, welcher freilich auch etwas Löbliches iſt, wornach getrachtet werden ſoll, welcher aber hier unten nie ganz erlangt werden kann. Der Friede, welchen man ſich als den Gegenſatz des Kriegs denkt, wird in den heiligen Büchern unſers Glaubens auch gelobt, aber er wird nicht unbedingt geboten, ſo wie der Krieg nirgends unbedingt verboten wird; es wird nur oft geklagt, daß die Erde voll Hader und Unruhe iſt und daß der Menſch deswegen auch haderiſch und unruhig ſeyn muß. Weil indeſſen der Geiſt des Evangeliums allgemeine Liebe und Freundlichkeit athmet, weil Zwietracht, Streit und Blutvergieſſen und überhaupt alle wilde und unbändige Leidenſchaften immer als Uebel, öfter noch als Mängel menſchlicher Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit dargeſtellt werden, ſo haben einige chriſtliche Sekten gemeint, es ſey durchaus der Sinn der Bibel, auf Erden ſolle kein Krieg ſeyn, und ein Chriſt dürfe alſo nicht Krieg führen, ein Chriſt dürfe auch keinen Tropfen Blut vergieſſen; lieber müſſe er alle Drangſale und Plagen über ſich hingehen laſſen, denn daß er das Schwerdt ziehe. Dieſe Frommen, die aus redlicher Geſinnung ſo meinten, deuteten ſich das Evangelium zu eng, weil ſie die Erde und die irdiſchen Verhältniſſe nicht zu deuten verſtanden; auch hatten ſie überſehen, an wie vielen Stellen das Evangelium gebietet, das Böſe aus allen Kräften zu haſſen und zu vertilgen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das iſt aber nicht mit bloßen Worten und Ermahnungen gethan. Die Erde kämpft mit wilden und elementariſchen Kräften gegen den Menſchen, und er muß ſich mit ihnen ſein Lebenlang im Schweiße ſeines Angeſichts zerarbeiten und zerplagen; aber am gewaltigſten und fürchterlichſten kämpft der Menſch gegen den Menſchen. Weil ſein himmliſcher Geiſt der Erde eingebildet iſt, ſo zerhadern ſich auch in ihm dieſe rohen Kräfte und Triebe, und ſind durch die milde Rede und die ſanftmüthige Lehre nicht immer zu zügeln. Sie dräuen oft, ihn und die ganze Erde zu zerreiſſen, und nur die Gewalt kann die Gewalt bändigen. Da iſt nun Krieg, und Krieg wird auch auf dieſer Erde bleiben, ſolange die Erde bleibt, die ſie iſt, und die Menſchen bleiben, die ſie ſind: unvollkommene und zwiſchen zwei verſchiedenen Ziehungen zwiſchen Himmel und Erde ſtrebende und ſchwebende Geſchöpfe. Der Tyrannei und Ungerechtigkeit zu wehren und der Wildheit und Rohheit zu ſteuern, iſt in dem Menſchenherzen und in der Offenbarung geboten; und der Krieg, welcher für ſo heilige Zwecke geführt wird, iſt ein gerechter Krieg, und das Blut, welches in ſo heiligem Kampfe vergoſſen wird, ſchreiet nicht zum Himmel um Rache. Aber unſchuldig vergoſſenes Blut und für die Willkühr und Tyrannei hingeopfertes Leben ſchreit Wehe! Wehe! zu dem, welcher oben die Wage der Gerechtigkeit hält. Weil nun an die Erde und an das Irdiſche ſo wilde Getümmel und Leidenſchaften als unvermeidliche Uebel und Unvollkommenheiten geknüpft ſind, ſo müſſen zwiſchen Völkern ſo oft Kriege entſtehen, wo man nicht einmal beſtimmt ſagen kann, welches von beiden Recht oder Unrecht habe. Dieſe Kriege muß man dann wie eine unmittelbare Naturnothwendigkeit betrachten, wie unter Knaben, die mit einander ſpielen, Händel entſtehen, wo die regen und lebendigen

Kräfte bloß in die Uebung und Bewegung hineinſtreben.

Das Chriſtenthum hat alſo die Kriege nicht abſchaffen wollen, und wird das auch künftig nicht wollen. Das Evangelium hat nie und nirgends geſagt, daß es auch die Erde und die irdiſchen Triebe und Bedürfniſſe ganz verändern und aufheben könne und wolle. Es hat Regen, Schnee, Hitze, Froſt, Hunger, Durſt, Zorn, Wolluſt, Uebermuth und Ungerechtigkeit als Uebel und Plagen, und gelindeſt als Naturnothwendigkeiten hingeſtellt; es hat dem Menſchen den alten adamiſchen Segen ferner verheiſſen, daß manche Noth, Kampf mit der Sünde und dem Uebel, Hunger, Kreuz und Peſt auch unter ſeinem Geſetze ſein Loos ſeyn würde; nur die himmliſche Freiheit und den himmliſchen Frieden, welche über der Erde ſind, hat es ihm als Güter gezeigt, nach welchen er mitten in dieſem irdiſchen Kampfe trachten ſoll und welche er in gewiſſem Sinn erreichen kann. Es wird alſo um den Beſitz der Erde und ihrer Güter, und mit den Uebeln und Plagen der Elemente, und mit den größern Uebeln, welche die Leidenſchaften der Menſchen gebähren, gekriegt und geſtritten werden bis an das Ende der Tage. Auch iſt der Krieg hier unten kein ſo großes Verderben, als viele ſeiner Ankläger ihn beſchuldigen. Die Mehrheit der Menſchen würde alles Streben nach höhern Gütern und Tugenden verlieren, wenn die

Erde und ihr Beſitz ihnen zu feſt und ſicher gemacht würde; ſie würden ſich mit irdiſchen Trieben ganz in die Erde hineinleben und ein rechtes irdiſches Staubgewürm werden, da ſie ihren unſterblichen Seelen nach doch himmliſche Vögel ſeyn ſollen, welche den Sternen und der alten Heimath immer entgegenfliegen. Ja wahrlich es iſt ſehr nöthig, daß die Seelen von dem Irdiſchen und von der Schwere des Irdiſchen geplagt und gepreßt werden, damit die Funken herausfliegen, welche das Matte und Faule entzünden und durch den dicken und umnebelten Horizont einen Lichtſtreif zu dem verlornen Himmel ziehen. — Der Krieg iſt nothwendig als Aufrüttler der Faulheit; der ewige Friede auf Erden, deſſen Idee freilich ſo menſchlich iſt, würde das größte Unglück des Menſchengeſchlechts ſeyn: er würde durch Fäulung viel mehr verderben, als der Krieg durch Zerſtörung. Was Stürme und Gewitter in der Luft ſind, das iſt der Krieg für die ſittliche Welt. Er treibt die Menſchen aus dem gewöhnlichen Daſeyn heraus, reitzt und erweckt ungeheuere Thaten und Miſſethaten, und zwingt auch die Schlechteſten und Gemeinſten häufig, die bequeme Sinnlichkeit und die weichlichen Genüſſe einer höhern Ordnung aufzuopfern. In hohen und ſtolzen Seelen aber erweckt er durch Verachtung der faulen Vergnügen, woran die meiſten Sterblichen ihr Leben hängen, und durch Verachtung des Lebens ſelbſt eine Kraft und eine Würde, deren ſie ſich ohne ihn vielleicht nie ſo bewußt geworden wären. Ein edler Krieger, der für kühne Ideen von Freiheit, Recht und Vaterland ins Feld zieht und dafür alle Mittel des Lebens und das Leben ſelbſt in die Schanze ſetzt, iſt auf dem Pfade, auf welchem zu jeder Hoheit und Größe geſchritten wird. Das Rohe und Wilde aber, was der Krieg in gemeinen Gemüthern hervorlockt, würde ohne den Krieg als das Faule und Liederliche nicht weniger verderblich auf die menſchliche Geſellſchaft gewirkt haben. Wie nach Stürmen und Gewittern die Natur gewöhnlich in friſcherer Heiterkeit da ſteht und alle Sonnen und Sterne vom Himmel funkelnder auf ſie herabzublicken ſcheinen, ſo ſtehen nach edlen Kriegen für hohe und heilige Zwecke die Völker gewöhnlich in freudiger Kraft und verjüngter Herrlichkeit da.

Es werde alſo Herr von Conſtant nicht gehört, und alle die, welche gleich ihm das Hirngeſpinſt eines ewigen Friedens auf Erden bebrüten. Ihr allgemeiner Rath aller Völker und Staaten, ihre Verſammlung der europäiſchen Amphyktionen, die künftig alle Kriege ſogleich im Keim erſticken ſoll, iſt ein Wahn, der eine Gerechtigkeit und Freundlichkeit vorausſetzt, die hier nie allgemein ſeyn können, und der die Mängel der Erde und die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, und alſo auch die Nothwendigkeit und das Bedürfniß des Kriegs, welche dieſe Gebrechlichkeit hat, nicht mit in die Rechnung aufnimmt. Indeſſen laß ſie einen ſolchen Völkerrath niederſetzen, laß ſie eine ſolche europäiſche Amphyktionenverſammlung ſtiften, die Natur, die ihren Geſetzen nicht untreu werden kann, wird ſchon dafür ſorgen, daß es an Kriegen nicht fehle. Denn wie die Stürme mit einander kämpfen, wie die Ströme gegen einander brauſen und die Wellen gegen die Wellen aufſteigen, damit in der Natur das Gleichgewicht entſtehe, ſo müſſen ſich die menſchlichen Kräfte und die Kräfte und Triebe der Völker gegen einander ſtoßen und reiben, damit auf Erden zuweilen die Aehnlichkeit eines Gleichmaaßes entſtehe. Es iſt hienieden kein Friede, es iſt keine Gerechtigkeit: ihr unſterbliches Bild leuchtet oben aus den Sternen und hier unten aus den Herzen der edleren Menſchen; aber ſie ſollen geſucht werden. Darum kämpfen die Völker unter ſich und mit andern Völkern um das Recht, und werden ewiglich darum kämpfen; darum iſt Krieg, und wird Krieg ſeyn. Zuweilen ſcheint eine Art von rechtlichem und ſittlichem Gleichgewicht entſtanden zu ſeyn, man ſchmeichelt ſich dann mit einem langen Frieden und mit daurender Glückſeligkeit der Völker; aber die irdiſchen Bedürfniſſe und Leidenſchaften und die weltliche Unruhe ſchlummern nicht, ſie verſchieben und verlegen die Maaße und Gewichte, das Gleichgewicht wankt zuerſt, wird dann erſchüttert, und endlich muß es im Kampfe der ſtreitenden Elemente wiedergeſucht werden.

Eben dieſer Herr Benjamin von Conſtant ſucht zu beweiſen, daß der Geiſt der Eroberung und Ueberziehung mit der jetzigen Bildung und Verfeinerung der Europäer durchaus unverträglich ſey; daß es ein raſender Wahnſinn ſey, dergleichen in Europa wagen zu wollen, weil es auf die Länge durchaus ſcheitern und das Verderben des Wagers ſeyn müſſe. Rohe und barbariſche Völker, meint er, können an Eroberungskriegen Gefallen finden, und ſich freuen, daß man ihnen die Welt zur Beute hinwerfe und ſie ſelbſt von Unruhe zu Unruhe führe; aber gebildete Völker, welche den Genuß der Künſte und Wiſſenſchaften und alle Verfeinerungen des Lebens empfunden und erkannt haben, werden denjenigen haſſen und verfluchen, der ſie aus der Stille in die Wildheit treibt, und endlich wird er durch ihren Haß und durch den Haß der Unterjochten fallen müſſen; ja ein europäiſches Eroberervolk unſerer Tage würde ſogar ſeinen Kriegsruhm als ein Unglück und ſeine Siege als Niederlagen betrachten: es würde Trauerfeſte feiern, wo der Tyrann Siegesfeſte anbeföhle.

Man ſieht, wenn man ſein Büchlein lieſt, alles dies ſoll gegen Napoleon und für die Franzoſen geſagt ſeyn; es iſt aber leider kaum halb wahr. Wir können ihm das aus der Geſchichte der letzten funfzehen Jahre am beſten darthun.

Den Franzoſen hat das Erobererhandwerk und ſelbſt der Eroberer viele Jahre hindurch gar nicht übel gefallen, und ſie haben ihm ſeine pomphaften Ankündigungen und Verheiſſungen und die Worte großes Volk, unſterblicher Ruhm, franzöſiſche Tapferkeit, franzöſiſches Reich gar wohlbehaglich nachgebetet. Es war auch gar nichts Unbequemes und Läſtiges, Spanien, Portugal, Italien, die Schweiz, die Niederlande, Teutſchland und Polen als zinsbare Länder unter ſich liegen zu ſehen, deren Schätze nach Frankreich floſſen und deren Hülfsmittel zur Unterhaltung der franzöſiſchen Heere und zur Bereicherung von ein paar Hunderttauſend franzöſiſcher Abentheurer verwendet werden konnten. Die erſten Kriege des Kaiſers Napoleon, wodurch Oeſtreich und Preuſſen fielen und Italien ganz eine unterworfene Landſchaft Frankreichs ward, däuchten ihnen gar angenehme Dinge. Als er ſich freilich unterfing, das ſpaniſche Weſpenneſt aufzurühren, als er darauf ſeinen tollen Zug gegen den Oſten Europas vorbereitete, und die franzöſiſche Jugend etwas zu freigebig vergeudete, da erſt fing es an vielen Franzoſen bedenklich zu werden, einige gebehrdeten ſich auch, als ob ſie eine Art Gewiſſen bekämen, und daß es mit ihrer Ueberziehung und Ausplünderung aller Länder doch wohl nicht ſo recht ſtehen möge. Als endlich alles drunter und drüber ging, und der große Sieger und Eroberer ſelbſt auf der Flucht war, und von ſeinem Heere von einer halben Million Männer etwa 40000, meiſt Krüppel und Kranke, zurückkamen, kurz als die Strafe und das Unglück mit einander kam; da murrten ſchon viele, und meinten, Eroberungen ſeyen gefährlich. So ward hier nach dem Erfolge gerichtet, ſo hat auch Herr Benjamin von Conſtant gerichtet, und ſo richten die Menſchen gewöhnlich. Wir wollen aber die Sache einmal ein wenig umkehren, und ſie wird ſich ganz anders zeigen.

Wenn Napoleon der großen Rolle, welche das Glück ihm in die Hände gab, gewachſen war, ſo hätte ich ſehen mögen, was den größten Theil Europas während ſeines Lebens, d. h. vielleicht noch dreißig bis vierzig Jahre, von der Knechtſchaft hätte retten und den Franzoſen den Eroberer hätte verleiden wollen. Bis zum Jahr 1807 ging es mit ihm einen guten Gang. Wenn er nun ſo Schritt vor Schritt weiter ging, die Neigung der Menſchen durch eine gewiſſe Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit und durch halb wahre halb gleißende Verheiſſungen und Gelobungen beſtach, und nach einem zuſammenhaltenden Syſtem Teutſchland und Italien vor allen an den Schemel ſeines Throns recht feſtſchmiedete; wenn er nicht toll auf Spanien und nachher noch toller auf Rußland zufuhr; wenn er nicht das Ganze gegen ein Achtel, das er noch gewinnen konnte, auf das ungewiſſeſte Würfelſpiel des Glücks ſetzte, ſo waren wir feſt genug, und wahrſcheinlich noch ſehr lange feſt. Trotz aller

Bildung Europas und Trotz aller Hinderniſſe, welche nach Conſtant einem Eroberer darin begegnen ſollen, hatte die franzöſiſche Revolution und nachher dieſer korſiſche Bonaparte ſchon halbwilde Barbaren genug gemacht, welche auf Raub und Mord und auf jeden ſchändlichen Dienſt der Knechtſchaft eingehetzt waren; auch in Teutſchland und Italien waren in den ſtehenden Heeren, die unter ſeinem Befehl in Oeſtreich, Polen und Spanien gefochten hatten, ähnliche Halbwilde genug gebildet, die nichts als den Namen Napoleon und die napoleoniſche und franzöſiſche Raubluſt athmeten und alle edlere und menſchliche Gefühle und alle Barmherzigkeit erſtickt hatten. Wer, wenn er nicht verrückt und durch Gott verſtockt geworden wäre, hätte ihn erſchüttern wollen, der 600000 ſolcher bewaffneten Halbwilden in Frankreich und 300000 derſelben in Teutſchland und Italien befehligte? Wie treu ſie ihm dienten und wie ſehr ſie an ihm hingen, kann man daraus ſehen, daß viele der teutſchen Officiere, die unter ihm das Kriegshandwerk gelernt haben, noch vor Jammer knirſchen, wenn ſie an ſeinen Fall denken, daß ſie ſich rühmen unter ihm gefochten zu haben, ja daß ſie ſich ſogar der Gräuel rühmen, die ſie für ihn haben begehen dürfen. So hörte ich den verfloſſenen Sommer, wo ich mich in einer Hauptſtadt des vormaligen Rheinbundes in einem Gaſthauſe zufällig mit vielen Officieren zuſammenſand, dieſe Herren einander mit Wohlgefallen erzählen, wie ſie und ihre Regimenter in Spanien von den brigands (ſo nannten ſie die ſpaniſchen Guerrillas) nicht anders als los terribles genannt worden wegen ihres grauſamen Verfahrens gegen die, welche ſie von ihnen fingen. Wahrlich dieſer Bonaparte ward lange Zeit von den meiſten Franzoſen vergöttert, als der ſie groß und reich machte und ihnen die Welt zur Plünderung überlieferte; ſein Heer betete ihn an, weil er ihm alles erlaubte, und er hätte auf Koſten aller hohen Künſte, Wiſſenſchaften und Tugenden ſeinen Wunſch, endlich nur Bauern und Soldaten zu befehligen, ſehr weit bringen und Europa von einem Ende bis zum andern mit bewaffneten Ungeheuern überſchwemmen können, wenn ihm die Umſicht in der Zeit gegeben wäre, wie er die Kühnheit des Augenblicks im höchſten Grade beſitzt. Noch bejammern in Frankreich Hunderttauſende ſeinen Fall, die dadurch das Recht der Gewalt und des Raubes in den unterworfenen Ländern verloren haben; noch beweinen ihn viele Gauner, Abentheurer und Verräther in Teutſchland, Italien, Polen und andern Ländern Europas, welchen er allein eine ſichere Ausſicht und Hoffnung des Glücks war. Herr von Conſtant ſage uns alſo nicht, daß der Eroberer durch den allgemeinen Haß gefallen ſey; nein durch eine Verſtockung iſt er gefallen, die vbn Gott kam, der Europa nicht in ſo arger

Schande verſinken laſſen wollte. Er hat aber den Satz bewieſen, daß Eroberer und Eroberungen in Europa auch jetzt noch möglich ſind, wie ſie vor Jahrtauſenden in der Geſchichte faſt als Mährchen klingen, und daß Ehrgeitz, Herrſchſucht und Habſucht in einem Volke zuletzt mächtiger ſeyn können, als alle Stimmen der Gerechtigkeit und Mäßigkeit.

Vor Bonaparte hatte man lange geleugnet, daß über Europa von Europäern ſelbſt ſolche Zerſtörung und Umkehrung ſich hinwälzen könne, als wir in den letzten Jahrzehenden erlebt haben; aber aus Aſien, hatte man immer gemeint, könne ſich wohl einmal wieder eine Völkerfluth gleich einem vollen Bergſtrom mit unwiderſtehlicher Gewalt von Oſten gegen Weſten ergieſſen, und alles überſchwemmen und wegſpülen, was wir jetzt die Kunſt und Bildung unſers Welttheils nennen. Solches Unglück aber ſcheint mir nach der gegenwärtigen Lage der Welt und nach den Verhältniſſen der Welttheile und Völker gegen einander, wie wir ſie kennen, durchaus unwahrſcheinlich; wenigſtens ſcheint ſie mir in dem Schooße der fernſten Zeiten zu liegen. Solange das Chriſtenthum als Bildungskeim und Lebenskeim in Europa friſch und lebendig bleibt, kann dort die den Menſchen innewohnende Kraft nicht ſo erlahmen und erſterben, daß ſie von einer Fluth wilder Barbaren weggeſchwemmt werden könnte. Denn könnten auch die ſüdlichen Völker des Welttheils ausarten durch Weichlichkeit und Entnervung, den germaniſchen Norden laſſen Himmel und Erde, die ihn zu ſehr in Uebung halten, nicht erſchlaffen und ausarten. Freilich wenn das Chriſtenthum in ihm ſelbſt abſterben könnte, dann wäre eine ſolche Möglichkeit des allgemeinen Völkerbegräbniſſes da, und dann allein; aber wer kann ſich das je denken? Wir Teutſchen und unſere nördlichen Brudernachbarn, die Schweden, Dänen, und Norweger, ſtehen gottlob, ſo alt die Geſchichte iſt, als ein unbezwungenes Urvolk da: ein Beweis, daß wir nicht leicht wegzuſpülen ſind. Ueber alle die andern Völker aber, welche ſüdlich der Donau und den Alpen und Ardennen in Europa gewohnt haben, haben wir die vielfachſten Wechſel hinrollen ſehen; ſo daß Namen nicht mehr gehört werden, die einſt gewaltige Namen waren, und Völker von dem Erdboden verſchwunden ſind, daß man ihre Stätte kaum noch kennt. Denn wo ſind die Illyrier, die Thracier und Macedonier? wo ſind die Auſonier, Hetrusker, Griechen, Latiner, Römer und Gallier Italiens? wo ſind die Gallier, und Iberier und Aquitaner Galliens? wo die Iberier, Celtiberier, Luſitaner, Kantabrer Spaniens? Alle da geweſen, und andere Namen, Orte und Menſchengeſchlechter an ihrer Stelle. — Wir haben alſo nicht leicht ſolche Gefahr von Fremden zu befürchten, am wenigſten von fremden Barbaren; denn mit dem Schwerdte haben wir immer allen begegnen können, am gefährlichſten iſt uns aber von jeher die Liſt von Gebildeten geweſen. Auch antworten wir denen, die ſagen, wir ſeyen noch jung in der Geſchichte und auch unſer Alter werde kommen, wie jene Südlichen durch das Alter untergegangen ſind, daß ſie die Geſchichte nicht verſtehen noch von der Bildung unſeres Landes und unſerer Menſchen und von ihrem Verhältniſſe zu dem Süden in der früheren Zeit die Deutung haben; denn vielleicht haben wir in Europas Norden und Nordweſten eben ſo früh gewohnt, als Latiner und Iberier im Süden wohnten. Aber wir blieben, die wir waren, oder blieben doch wenigſtens uns ſelbſt ähnlich; jene aber wurden Schwächlinge und Weichlinge, und da wurden ſie wie anderer hinderlicher und fauler Schutt von den Jahrhunderten weggeräumt, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden wird.

Was nun die Franzoſen des Herrn von Conſtant und ihre Liebenswürdigkeit und Friedſeligkeit betrifft, ſo glaube Keiner, daß ſie den Gedanken ſchon aufgegeben haben, uns wieder erobern und unterjochen zu wollen. Dieſe werden uns ſo lange necken, bis wir einmal mit der vollen Gewalt des germaniſchen Zorns über ſie herfahren; dann mögen ſie ſehen, was ſie ſich bereitet haben. Wir haben nie vor ihrer Tapferkeit zu zittern bedurft, aber ihre Hinterliſt und Tücke müſſen wir fürchten:

ſie aber mögen vor uns zittern, denn wir haben unſere Kraft fühlen gelernt, und wann ſie dieſe wieder reitzen, ſo mögte ſie in Flammen auflodern, wogegen alle galliſche Gewandtheit und Liſt nichts vermögte. Durch Künſte der Lüge werden dieſe Nachbarn uns immer gefährlich ſeyn; bringen ſie uns aber zu dem Zorn der Herzen und Fäuſte und ſteht Volk gegen Volk in den Waffen, dann ſprudelt in uns etwas, das ſie mit allem ihrem Dünkel und Uebermuth in die Luft ſprengen wird. Sie haben durch ihre Grauſamkeit und Büberei gegen unſer edles Volk einen Vulkan in uns aufgeſchürt, deſſen Flammen ſie verzehren können. Wir ſind das einzige Volk, das ſie züchtigen kann, und ſie werden nicht von uns ablaſſen, bis wir die ganze Schwere auf ſie wälzen. Dann werden ſie den Namen Allemannen mit Zittern ausſprechen, wie jene Gallier einſt den Namen Germanen nannten.

Auch mit Bonaparte drohen noch Einige und Andere zittern gar. Lächerlich genug. Denn ſie kennen das Schickſal nicht noch die unendliche Gewalt; die im Leben und in der Geſchichte waltet. Auch wenn der Mann frei wäre, daß er gehen könnte, wohin er wollte, in Frankreich könnte er Aufruhr genug machen, groſſes Leid könnte er über Frankreich und einiges auch über uns bringen, aber zu der alten Größe und Herrſchaft ſteigt ein ſolcher nicht wieder. Er iſt abgetreten wie ein Feiger, der um das Leben, wie ein Geitzhals, der um die Schätze zittert; er hat das große Würfelſpiel des Glücks nicht wie ein kühner Mann oder wie ein frecher Böſewicht ausſpielen wollen. Ein ſolcher hat ihm ſelbſt das Urtheil geſprochen, was er noch ſeyn kann.

Alſo Krieg ſey, weil die irdiſche Natur und die menſchliche Natur es ſo will und weil Gott es von Anfang an ſo eingerichtet hat. Aber verflucht ſey der Krieg des Frevels und der Tyrannei, verflucht ſey der Eroberungskrieg, und gebrandmahlt der Eroberer als ein geflecktes Ungeheuer unſers Geſchlechts! verflucht ſey, wer fremde Völker unterjochen und beherrſchen will! Dies ſollte endlich als ein ſtehender Grundſatz der Politik und der Menſchlichkeit ausgeſprochen und geheiligt werden, ſo würde der blutigſte Jammer und die ſcheußlichſte Schande der Kriege von ſelbſt wegfallen. Viele Streite um Recht und Beſitz, die zweifelhaft ſind, und mancherlei Triebe und Neigungen, auch die verſchiedenen Strebungen der Zeitalter ſelbſt, die ſich bekämpfen müſſen, können nur mit dem Schwerdte geſchlichtet und geſchieden werden; wer aber von Anfang an nur auf Raub und Unterdrückung auszieht, den zerſchlage das Eiſen bis zur Vernichtung, und der Fluch der Völker reiſſe ihn aus den Blättern der Geſchichte, und vertilge ſein Daſeyn und ſein Gedächtniß von dem Erdboden! Amen.

8.

Von einer Volkstracht, von Orden, und von andern Gegenſtänden der Meinung.

Kleider machen Leute, ſagt ein altes jedermänniglich bekanntes Sprichwort. Dieſes Wort iſt ſo wahr im guten und im böſen Sinn, daß man es ſelten umkehren und ſagen kann: Leute machen Kleider. Wahrlich über die meiſten Menſchen hat das Zufällige und Willkührliche eine viel größere Gewalt, als das Nothwendige und Bleibende. Die Meiſten von uns ſind ſo gebohren und gebildet, daß ſie immer mehr zittern bei dem Gedanken: was werden Andere davon denken und ſagen? als bei dem Gedanken: was muß dein eigenes Gewiſſen davon denken und ſagen? Wir ſind lieber die Hämmel, die dem Bock, der vorangeht oder voranſpringt, gedankenlos folgen — und ſollte er uns geradesweges unter die Wölfe führen oder in den bodenloſen und reiſſenden Strom leiten — als daß wir uns etwas mühevoller den eigenen ſichern Weg ſuchen. Die meiſten Menſchen ſind hohl unter den Rippen, und wollen jemand haben, deſſen Anſehen ſie ihnen füllt; ſie ſind für den blinden Gehorſam gebohren, und fühlen ſich glücklich dabei. Weil dem ſo iſt, ſo muß es wohl das Beſte ſeyn, weil Gott nichts Anderes als die beſte Welt hat machen können. Dieſer Trieb, ſich von Andern leiten und beſtimmen zu laſſen, weil man den Muth und die Thätigkeit dazu nicht hat, kann alſo, weil er bei den Meiſten ein angebohrner Trieb iſt, gar nicht als etwas Sündliches geſcholten werden. Weil die Menſchen in dem Lande der Eitelkeiten der Eitelkeit unterworfen ſind, ſo ſollten die Regierungen und alle diejenigen, welche auf die Menge einen bedeutenden Einfluß haben, ſie bei der Eitelkeit faſſen und durch das Aeuſſerliche auf das Innerliche hinarbeiten, bis dieſes durch die Meinung und durch Grundſätze, welche die Beſſeren daran hängen, genug erſtarkt und ermannt wäre, daß es das Aeuſſerliche als ein Kind des Bedürfniſſes und der Vergänglichkeit, was es faſt immer nur iſt, ſchätzen und würdigen könnte.

Ich habe vor mehreren Monaten über Kleidertracht und Mode einige Worte durch den Druck ausgehen laſſen, und ich denke, die Zeit iſt noch da, daß man auf denſelben Gegenſtand immer noch einmal wieder zurückkommen kann. Wir haben in den beiden letzten Jahren durch Gottes wunderbaren Geiſt, der in uns mächtiger geweſen iſt als die vergänglichen Arme, ſolche Thaten des Heldenmuthes und der Seelenhoheit gethan, worüber unſere älteſten und längſt hingeſchiedenen Helden und Kaiſer und Fürſten, die ihr Teutſchland als ein Heiligthum im Herzen trugen, ſich gewiß im höchſten Himmel gefreut und Gott gedankt haben, daß ſie die Ahnherren ſolcher Männer ſind. Dieſe Thaten oder vielmehr der unſichtbare und gewaltige Geiſt Gottes, der ſie gebohren hat, haben auch unſre Geſchichte und das Gemüth und die Seele unſeres Volkes wieder aufgeſchloſſen, welche für uns lange wie ein verhülltes Räthſel geweſen waren; wir haben die Namen Teutſchland und Vaterland und teutſche Ehre und teutſche Freiheit wieder wie etwas Heiliges und Hochverehrliches ausgeſprochen, und die Worte Teutſch und ein Teutſcher haben nach langen Jahrhunderten zum erſten Male wieder angefangen uns gleich den Worten Bruder und brüderlich zu klingen. Durch alle Klaſſen und Alter iſt für alles Teutſche ein warmes Gefühl von Liebe und Treue gedrungen, das uns künftige Eintracht, Herrlichkeit und Macht bringen könnte, wenn wir es verſtänden, dieſes Gefühl weiter zu pflegen, und uns da, wo die verſchiedenen Regierungen mit ihren kleinlichen Rückſichten und Liſten der Habſucht und Ehrſucht immer wieder aus einander reiſſen wollen, feſt und feſter in einander zu binden. Sehr leicht wäre es jetzt, leichter denn je vorher, alles Teutſche zu einer Einigkeit, Gemeinſamkeit und Brüderlichkeit zu erheben und zu verbinden, deren es vor zehen Jahren durchaus noch unfähig war. So hat Gott uns vorgearbeitet und den Boden für die glückliche Beſamung der Zukunft bereitet. Auſſer den innerlichen Mitteln dieſer ächten Wiederverteutſchung der teutſchen Menſchen, dieſer glücklichen Zurückführung auf uns ſelbſt und auf die zu lange verſäumte Herrlichkeit unſeres Weſens und unſerer Geſchichte giebt es auch der äuſſerlichen Mittel genug; und ſchon ein paar davon, wenn ſie über das ganze Reich angewandt würden, müßten von der allergrößeſten Wirkung ſeyn. Das Aeuſſerliche iſt das Meiſte in dieſer Welt, es verhält ſich zu dem Innerlichen gewöhnlich wie Hundert zu Eins. Die Mehrheit der Menſchen, die nicht gerechnet und gewogen wird, rechnet und wägt auch nicht, ſondern wird von dem Strom fortgetrieben, wie er eben fließt; ſie wird von den äuſſerlichen Dingen beherrſcht und endlich unterjocht, wenn man im Innern nicht gegenbaut und wenn man die Aeuſſerlichkeiten nicht wieder durch andere Aeuſſerlichkeiten bekämpft.

Wir Teutſche waren vor fünfhundert, ja noch vor dreihundert Jahren ein Volk, welches das eigenthümlichſte Gepräge trug. Unſre Religion, unſre Geſetze, unſre Wiſſenſchaft, unſre Kunſt, unſre Sitten, Weiſen und Gebräuche — alles bildete ein ganz eigenes Leben und Weſen, dem man es anſah, daß es nicht aus der Fremde geholt, ſondern aus eigenen Wurzeln erwachſen war. Die Zeichen dieſes eigenen Lebens ſtehen in dem, was uns von dem Wirken und Thun unſerer Vorfahren noch übrig iſt, in ſolcher Tüchtigkeit, Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit noch vor uns, daß wir daraus lernen können, welche Menſchen diejenigen waren, die in ſolchen Werken und Thaten ſich der Nachwelt offenbart haben. Seit drei Jahrhunderten aber iſt alles anders geworden; wir ſind in thörigter Eitelkeit und Verblendung, worin wir unſere eigene Herrlichkeit verkannten, aus uns herausgegangen, und haben bei den Fremden geſucht, was wir lange ſchon viel beſſer bei uns ſelbſt hatten. Fremde Sprachen, fremde Moden, fremde Sitten, fremde Kleider, allen fremden Tand haben wir von dem Auslande begehrt. Der Engländer ſoll uns lehren, wie wir uns am beſten kleiden, der Franzoſe, wie wir uns am glatteſten gebehrden und am zierlichſten und nichtigſten plappern, der Türke, wie wir den Bart ſtutzen, der Pole, wie wir den Säbel und die Sporen umſchnallen, der Italiäner, wie wir den Mantel werfen, und der Ungar und Spanier, wie wir mit Ernſt und Großheit eine vornehme Würdigkeit darſtellen. In dieſem verkehrten Streben, von allen etwas anzunehmen, und uns zu allgemeinen Bildern von ganz Europa zu bilden, verlieren wir das Ganze, was wir ſeyn könnten, und ſtellen nie das feſte und ſtattliche Bild eines eigenen Volkes dar. Uns Thoren geſchieht Recht, daß die, welche ſchlechter ſind als wir, uns als ſchwerfällige, unbehülfliche und verſtockte Tölpel und als knechtiſche Nachäffer verſpotten; und auch gegeiſſelt worden ſind wir mit Recht in dieſen Tagen, weil wir das kleine und das große Teutſche zu ſehr vergeſſen, ja in manchen Gegenden des Vaterlandes faſt verachtet hatten.

Kleider machen Leute. Haben uns dieſe gewaltigen Kleider eine Zeitlang beinahe zu halben Engländern und Franzoſen machen können, warum ſollten ſie uns nicht auch wieder zu Teutſchen machen können? Der teutſche Herrſcher, welcher in allen ſeinen Landen für alle Männer und Frauen einerlei zweckmäßige Tracht einführte, würde für die Zerſtörung fremden Tandes, für die Vernichtung vieler Eitelkeit, für die Wiedererweckung teutſcher Sitten und die Belebung teutſcher Geſinnung etwas ſehr Großes und Wichtiges thun, wiewohl ich weiß, daß Viele über die Wichtigkeit, die ich dieſen anſcheinlich kleinen und äuſſerlichen Sachen gebe, vornehm lächeln werden. Wenn das Eine gleiche teutſche Kleid, für jedes Geſchlecht eine beſtimmte Art, für Männer und Frauen einmal feſtgeſtellt wäre, und zwar eine Gattung für die gewöhnlichen und eine andere für die feſtlichen Tage, ſo würde ſich in dieſem Kleide bald auch etwas Eigenes feſtſtellen, etwas, das allen als teutſchen Menſchen recht eigentlich gebührte und geziemte: es würde ſich das Teutſche in das Kleid und in ſich ſelbſt hineinſtellen, ſtatt daß es nun mit dem fremden Rock immer auch in das Fremde tritt und ſich mit allerlei Affenſprüngen und Katzenmännchen bald franzöſiſch bald engliſch gebehrden lernen muß. Freilich nicht alle Wechſel, nicht alle liebliche Tändeleien der Mode, nicht alle Blumenſpiele von Verzierungen, welche beſonders dem zarteren und kindlicheren Geſchlechte angehören, wollten wir bei unſerer teutſchen Volkstracht durchaus wegſchneiden, ſondern weit genug ſollte das Feld da der unſchuldigen Eitelkeit noch bleiben, die uns über ſo manche ſchwere Nöthen des Lebens hinweghilft; aber mit fremden Eitelkeiten, mit fremden Sitten und Weiſen, worin immer ein Verderben iſt, weil ſie nicht als etwas Unſchuldiges und Unbewußtes kommen und gehen, würde nicht mehr ſo viel geſpielt werden. Selbſt die teutſche Tüchtigkeit und Geſinnung würde durch die Einheit der Tracht vielfach gefördert werden; nicht daß ich dem Rocke eben die Wunderkraft beilege, daß er ſich unmittelbar bis zum Herzen durchfühle und ein Ermahner und Beichtiger des Herzens ſey, ſondern weil alle Menſchen in dieſer Einheit äuſſerer Darſtellung ſich als etwas Gleiches und Gemeinſames fühlen lernten, und dem teutſchen Rocke endlich die Ehre beilegen würden, daß unter ihm auch ein tapferes und ernſtes Herz ſchlagen müſſe. Das auch würde ſehr wirkſam ſeyn, daß niemand mehr für teutſch gölte, der ſich nicht teutſch kleidete. Auf dieſe Weiſe würden die Schaafe von den Böcken geſondert werden, wenn man den Polen, den Franzoſen, den Spanier und Engländer ſogleich unter uns erkennete als den Fremdling; denn daß jene ſich bei uns in unſerer Tracht kleiden würden, dürfen wir von ihnen gar nicht erwarten, da ſie lange ſchon gewagt haben, uns als die unerfinderiſchen und geſchmackloſen Menſchen anzuſehen, und zu meinen, von uns könne nichts als Leerheit, Steifheit und Abgeſchmacktheit ausgehen. Dieſe ihre Meinung von uns würde uns nicht ſchaden, da ſie ſich dadurch entfernter von uns hielten und uns in ihrer eigenen Tracht immer als Fremdlinge gezeigt würden, die uns nicht ſo leicht wie jetzt zu ſich hinüberziehen und verführen könnten. Wir würden durch dieſe unſere eigene Tracht denen, mit welchen wir jetzt farbenlos und geſtaltlos in gutmüthiger Allgemeinheit, man mögte oft ſagen Gemeinheit, ſogleich zuſammenflieſſen, gradezu gegenüber geſtellt als Volk gegen Volk. Dann, wann wir uns alle überſähen und fühlten als Teutſche, (ſo fühlt ſich der Rock auch bis ins Herz), als Ein gemeinſames großes Volk, würden wir uns gegen jenen zuerſt mit den Augen und dann auch mit den Gedanken meſſen, und finden, daß wir wohl ſo ſtattlich und ſchön und anmuthig ſeyn können wie ſie, und daß wir innerlich noch wohl ſchöner und anmuthiger ſeyn können, als die meiſten von ihnen. Der Rock würde uns auch ſtolz machen, zuerſt auf unſer Aeuſſerliches, dann auf unſer Innerliches. So wächſt das Größte aus dem Kleinſten, und ſo iſt alles gewaltig in ſeinen Wirkungen, was Viele zugleich zuſammenbringt. Denn in der Menge wandeln alle Geiſter und alle Götter; gieb ihr nur das Große, was ſie auf irgend eine Weiſe reitzt, und dieſe Geiſter und Götter ſpringen entweder zum Verderben oder zum Heil des Volkes alsbald als ſprudelnde Feuerklumpen hervor, und entflammen oder verbrennen.

Großes würde der einzelne teutſche Herrſcher thun, der eine Volkstracht einführte, welche teutſchem Ernſt und teutſcher Kraft und Sittlichkeit und dem Himmel und der Erde, die über uns gebieten, angemeſſen wäre; er würde in dieſem Kleinen und Unſcheinbaren eine weite Bahn der Tugend öffnen. Aber wie viel größer wäre es, wenn über ganz Teutſchland vom Norden bis zum Süden einerlei Tracht und Zeichen waltete; wie würde das das Volk verbinden und halten! wahrlich viel kräftiger und inniger, als manche Geſetze; wenn den teutſchen Menſchen etwas ſo unterſchiede, daß man ihn als ſolchen nicht bloß in ſeinem Vaterlande, ſondern auch in der fernſten Fremde, in Newyork und auf dem Kap, in Petersburg und London bei dem erſten Blick wieder erkennte; wenn er eine Tracht und ein Zeichen hätte, wobei man ausrufen könnte: Das iſt ein Teutſcher, das iſt mein Bruder und Landsmann. Nun aber begegnet der Baier dem Preuſſen, der Oeſtreicher dem Wirtemberger, der Heſſe dem Hannoveraner, und alle ſehen und fühlen ſogleich das Kleinliche und Trennende, und begrüßen ſich kälter, oder gehen ſogar gleichgültig an einander vorüber. Ja tragen ſie jeder die beſonderen Zeichen ihres Landes, oder irgend ein Abzeichen, das ihr Herrſcher ihnen gegeben hat, ſie von andern teutſchen Völkerſchaften zu unterſcheiden, ſo dient das durch mancherlei unangenehme Erinnerungen, die es erweckt, wohl gar dazu, ſie noch mehr von einander zu trennen.

Wir hofften bei dem Anfange des heiligen Krieges für unſere Freiheit und Selbſtändigkeit, es würde von den großen Herrſchern irgend ein gemeinſames Zeichen erfunden und beſtimmt werden, das alle Teutſche ohne Unterſchied tragen müßten; aber das geſchah leider nicht: es erſchien kein allgemeines, kein teutſches Zeichen, denn auch das Kreuz auf Hüten und Mützen war bloß für die Landwehr. Man ſah ſtatt eines ſolchen allgemeinen Zeichens eine preuſſiſche, öſtreichiſche, heſſiſche, ſächſiſche, bairiſche, mecklenburgiſche, hanſeatiſche ꝛc. Kokarde, und konnte in zwanzig und dreißig verſchiedenen Abzeichen leſen, wie zertheilt und zerſtückelt das arme teutſche Volk noch iſt. Wahrlich ein allgemeines Zeichen, am Hut und an der Mütze getragen, würde neben andern Wundern auch ſeine Wunder gethan haben. So ſind die Menſchen; bei den meiſten geht der Weg zur Seele zuerſt durch die Augen.

Eben ſo, behaupte ich, würde der Gewinn für das teutſche Gefühl und die teutſche Geſinnung gar nicht zu berechnen ſeyn, wenn nur erſt alle Soldaten in Teutſchland einen Rock von gleichem Schnitt und gleicher Farbe trügen. Wie es nun iſt, bei der auſſerordentlichen Verſchiedenheit der Monturen, wo einige Fürſten ihre Krieger ſogar noch faſt ausländiſch und franzöſiſch gekleidet haben, und alle feindſelige Erinnerungen der jüngſten Vergangenheit, die ſie auszulöſchen ſuchen ſollten, in ihren Röcken mit zur Schau herumtragen laſſen, ſind die teutſchen Soldaten, wo ſie ſich begegnen, als ganz verſchiedene, oft gar als ganz widerwärtige Theile einander gegenüber geſtellt; und grade diejenigen, durch welche in der Gemeinſchaft der Arbeiten und Kämpfe für das Vaterland die einzelnen Völkerſchaften, welche lange Zwietracht zerſpaltete, wieder zum teutſchen Volk zuſammenwachſen könnten, halten die Völkerſchaften am weiteſten von einander. Es iſt zu hoffen, daß man bei dem Wiener Kongreſſe die allgemeine teutſche Volksbewaffnung nicht vergeſſen wird, daß man auf eine Kriegsordnung für ganz Teutſchland denken, und ſie ſo tüchtig und lebendig einrichten wird, daß das Reich in Sicherheit und Ehre beſtehen kann. Da könnte für das Ganze etwas ſehr Wohlthätiges und Wichtiges geſchehen, wenn für ganz Teutſchland ein allgemeiner Waffenrock eingeführt würde, wenn z. B. in Baiern, Oeſtreich, Preuſſen, Hannover ꝛc. die Reiter, das Linienfußvolk, die Grenadiere, die Jäger in ihrer Art einen gleichen Rock trügen, ich meine von demſelben Schnitt und von der gleichen Farbe; den leichten Truppen, als den Huſaren und Springern (Voltigeurs), mögte man, wie ſie ſelbſt ſich bunt hin und her durchkreuzen, das bunte Mancherlei der Art und Farbe auch ferner laſſen. Wahrlich wenn ſich die teutſchen Soldaten nicht mehr ſo durch das äuſſere Kleid und die Farbe unterſchieden, wenn bloß hie und da ein kleines Zeichen auch die Landſchaft und den Herrſcher, welchen ſie angehören, andeutete, viele haderiſche Gefühle und Gedanken würden ſogleich beſchwichtigt ſeyn, ſie würden einander wie Brüder vorkommen, was ſie ja auch ſind, und durch die ſchlimmen Unterſchiede würden ſie nicht gleichſam als verſchiedene Völker gegen einander in den Harniſch treten.

Lächelt nur, die ihr ſo leicht über alles lächelt, was klein ausſieht; ich will euch ſogleich zeigen, wie groß es iſt; und leider noch könnt ihr es alle Tage ſehen, wenn ihr die Augen aufthun wollt.

Die fromme Legende erzählt ſo oft, wie lange Jahre der Teufel um eine Menſchenſeele bei Tage und bei Nacht, in Froſt und Hitze und in allerlei Nöthen und Gefahren hat herumlauern und ſchleichen müſſen, ehe er ſie nur erſt mit einem Finger berühren durfte. Hatte er aber nur erſt einen Finger auf den Saum des Kleides legen dürfen, ſo zog er den Menſchen auch bald an dem ganzen Rock fort: und nicht lange, ſo hielt er ihn mit ſeinen lüſternen Klauen auch bei allen Zipfeln des Herzens feſt; hatte er nur erſt einen Tropfen Blut, wie bald leckte ſeine gierige Zunge auch die innerſten Süßigkeiten der unſchuldigen Seele aus! Wir haben in unſern Tagen den Satan mit allen Künſten der Hölle leibhaftig unter uns wandeln geſehen, wie er die unſchuldigen Seelen bei den Rockknöpfen und Monturzipfeln gefaßt, und wie er ſie mit Kokarden und Bändern und Orden für die Hölle feſtgebunden hat, ſo daß ſich die wenigſten bis jetzt haben löſen können, obgleich der Satan ſelbſt in den kahlen Felsklüften der Inſel Elba mit Ketten der Finſterniß gebunden liegt und nicht mehr unmittelbar zu ihnen kommen noch auf ſie wirken kann wie vormals. Ich habe ſeit einem Jahre ſo ziemlich die Muſterkarte aller teutſchen Völkerſchaften und aller Truppenarten der verſchiedenen teutſchen Fürſtenthümer geſehen. Diejenigen, welche eine eigenthümliche oder nur eine dem teutſchen Weſen mehr entſprechende Montur trugen, waren immer beſcheidener, ſtiller, teutſcher in Art und Geſinnung, als die nach dem franzöſiſchen

Muſter gekleideten. Es iſt mir immer vorgekommen, als ſpuke ein lebendiger Franzoſenteufel in dem Rocke, ſo waren mit dem verfluchten Kleide auch Haltung, Gebehrde, Art und Geſinnung franzöſiſch geworden: ſo daß mir immer eine Art Ekel angekommen iſt, wann ich ſolche geſehen habe. Wie vollends die kleinen Zeichen, die Bänder und Orden binden, an wie vielen teutſchen Officieren hat man das ſehen können, und ſieht es bis auf dieſen Tag! Wie ungern haben ſie die fremden Zeichen abgelegt, wahre Denkzeichen der Schande und Angebinde des Teufels, weil ſie ſie in Oeſtreich, Preuſſen und Polen gegen die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes, und in Spanien durch die Zerſtörung und Unterdrückung eines edlen Volkes verdient hatten! wie haben ſie ſich damit gebrüſtet, als wären es rechte Ehrenzeichen! und wie tragen die meiſten von ihnen ihren Napoleon, der ſie zu Räubern und gemeinen Hetzhunden der Tyrannei erniedrigt hatte, immer noch mit einer gewiſſen Zärtlichkeit im Herzen!

Man kann hier wohl mit Recht den alten bibliſchen Spruch: Geſchieht dies am grünen Holz, was will am dürren werden? umkehren, und ſagen: Geſchieht dies am dürren Holz, was wird am grünen werden? Wenn die Hölle ſolche Kleinigkeiten ſo gewaltig für ſich hat gebrauchen können, warum ſollte der Himmel denn nicht eben ſo mächtig ſeyn? Warum ſollten der Schnitt und die Farbe der Kleider und die Zierrathen von Zeichen und Ehrenzeichen nicht auch Teutſchland dienen können, wie ſie Frankreich gedient haben, wenn unſere Herrſcher nur den Muth und Stolz haben, Teutſchland und das Teutſche höher zu ſtellen, als die einzelnen Kleinigkeiten und Herrlichkeiten, die man uns bisher als etwas Großes hat verehren heiſſen. Gewiß es wird am grünen Holze auch grün und lebendig ausſchlagen und blühen, wenn man es nur frei und muthig wachſen läßt, wohin es will. Ueberhaupt wenn die Regierungen im guten Sinn etwas mehr auf die Meinung achteten und ſich ein wenig darauf verſtänden, wie man ſie für die höchſten und edelſten Zwecke gebrauchen kann, und welche Gewalt durch ſie auch in den geringſten Kleinigkeiten liegt, ſie würden über ſo Manches nicht hinſehen als über etwas Unbedeutendes, was doch die ſchwerſten und reichſten Folgen hinter ſich hat. Das Leben drauſſen beſteht aus vielen Kleinigkeiten, die meiſten Menſchen hangen an Kleinigkeiten, und werden durch ſie gelockt und angeködert, wie das Fiſchlein durch die blanke Angel, die im Waſſer ſchaukelt. Wer alle dieſe Kleinigkeiten, wodurch auf die Menſchen gewirkt werden kann, für das Gute und Rechte zu erfaſſen und zuſammenzubinden weiß, der weiß etwas ſehr Großes.

Zu dieſer Art blanker Kleinigkeiten und Zierrathen rechnen viele Menſchen auch die Ritterorden, beſonders ſeit zehen Jahren, wo man in manchen Ländern angefangen hat, ſie faſt ſo häufig auszutheilen, als Zeichen am Hut und andere Abzeichen, wodurch ein Volk ſich von dem andern unterſcheiden will. Durch dieſe häufige und leichte Austheilung ſind Kupferheller geworden, was ſonſt ſchwere Goldmünzen waren, und die Leute empfangen ſie faſt wie etwas Alltägliches, wie der Bettler das Leichte, was man ihm in den Hut oder an den Hals wirft, empfängt, als ſey ihm nichts gegeben worden. Viele ſagen hiebei, wenn man das Verfahren tadelt: Klaget nicht und ſchreiet nicht, das ſey ein Misbrauch und eine gräuliche Verſchwendung der Verdienſtzeichen, ſondern freuet euch und jauchzet, daß das Verdienſt ſo gering geworden iſt, daß derjenige faſt der Ehrenvolleſte zu ſeyn ſcheint, der keinen blanken Schimmer auf der Bruſt trägt. Jedes Uebel der Eitelkeit muß ſich durch ſich ſelbſt zerſtören, bis es ſich zu der äuſſerſten Spitze hinauftreibt. Dann tritt eine Zwiſchenzeit der Beſinnung und des Verſtandes ein, bis eine ähnliche neue Peſt kommt und die vergangene unter neuem Namen und Scheinen wiederholt. Wenn es dahin gekommen iſt, daß jedermann mit dieſen bunten Zierrathen geſchmückt iſt, ſo ſcheinen wir uns auch dem Ziele eines allgemeinen Volkszeichens zu nahen, weil die Augen der Menge leichter gereizt und gewöhnt werden, als die Geiſter: wenn nur erſt jeder haben will, was ihn allen Andern gleichſtellet, ſo werden wir das teutſche Babel bauen, den Vereinigungspunkt, um welchen Alle ſich verſammeln können. Ueberdies iſt es noch in anderer Hinſicht gut, daß die Ritterorden von Tage zu Tage vielfacher und gemeiner gemacht werden. Nichts dient mehr als dieſe Vermehrung und Verringerung derſelben, das elendige ariſtokratiſche Princip, das dem lichteren Geiſte des Zeitalters immer noch nicht weichen will, zu ſchwächen und allmählig ganz zu zerſtören. Wann alle Männer Ritter ſind, werden einige aufhören, auf Ritterlichkeit und auf reineres Blut und höheren Stolz der Geſinnung zu pochen. Eben das, wogegen Einige im thörigten und kurzſichtigen Eifer ſchreien, welche jedem Verdienſte vor dem Volke ſeine völlige Ausprägung und Wehrung wünſchten, dient beſſer als tauſend Abhandlungen, den wahren ächten Geiſt der Gleichheit, jenes erhabenen, aber in den Händen der Franzoſen verunglückte Streben des achtzehnten Jahrhunderts, immer kräftiger und lebendiger zu machen. Die Herrſchaft ſelbſt ſcheinen dies einzuſehen, und, da alte Vorurtheile ſich nicht durch Edikte und Kabinetsbefehle vertilgen laſſen, dieſen leiſeren und ſanfteren Schleichweg gewählt zu haben, wodurch ſie in Gemeinſchaft mit den Philoſophen für die wahre Erleuchtung und Erhebung des Zeitalters arbeiten. Laßt nur alles geſchehen, wie es geſchieht; das wahre Ritterthum iſt vergangen und blüht nur hie und da noch ungewußt in einer einſamen Bruſt, die Vorurtheile und Einbildungen darauf ſind aber da am grellſten und unerträglichſten, wo für Adel Ziererei, für Stolz Hochmuth, für Demuth Kriecherei, für Entbehrung Glückſucherei, für Einfalt Ueppigkeit und für Tapferkeit Uebermuth herrſcht. Nur alles ſo recht von Grund aus gemein gemacht, nur alles ſo geſchwind als möglich in ſeinen ſchneidendſten Gegenſätzen und Gegenſcheinen gezeigt, ſo wird das Ungemeine und wahrhaftig Adliche ſchon wiederkehren. Wann der Ritterorden ſo viel wird, daß ſie alle ohne Werth ſind gleich falſchen Münzen, wodurch das Mißtrauen ſo groß wird, daß jeder glaubt auch mit den ächten betrogen zu werden, dann wird ſich mitten in dieſem Ueberfluß und grade aus ihm das wahre Ritterthum erheben, und dann wird die alte Strenge und Würde wieder beginnen, die vormals auf den Orden ruhete.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe hört man in der That täglich viele Menſchen über die Orden ſprechen, theils im Ernſt, theils in Ironie, einige auch wohl aus Erbitterung, weil ihre nackte Bruſt auch ſo viel Verdienſt in ſich zu tragen meint, daß ihr auch wohl ein Zeichen gebührte. Die Sache läßt ſich allerdings von mehreren Seiten und in mehreren Rückſichten betrachten, und hat immer ihr Für und ihr Wider. Ich werfe hier nur einige leichte Bemerkungen hin über die Orden, ſo wie mir ihre Bedeutung und ihre Wirkung auf die Menſchen im Leben aufgefallen iſt, will aber dieſe leichten Winke keinesweges für tiefe Anſichten gelten laſſen, ſondern beſcheide mich, daß ſie nichts weiter als Bemerkungen ſind.

Die Orden waren in früheren Zeiten etwas ſehr Hohes und Ehrwürdiges, und die Männer, welche Ritter hieſſen, trugen den höchſten Glanz des Lebens und wurden als die Erſten und Freudigſten in jeder Ehre, Tugend und Tapferkeit geachtet. Dieſe auſſerordentliche Achtung und Verehrung der Orden iſt mit dem Ritterthum und mit den ritterlichen Uebungen und Tugenden ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten verfallen. Indeſſen wurden ſie doch auch nicht für etwas Geringes und Gewöhnliches geachtet. Sie blieben in der Regel dem Stande vorbehalten, welcher das Schwerdt führte. Bei bürgerlichen Aemtern und Würden waren ſie etwas äuſſerſt Ungewöhnliches und Seltenes; nur die erſten Staatsmänner trugen ſie auſſer den Kriegsleuten: und auch ſelbſt bei den Kriegsleuten hieß vor funfzig und vierzig Jahren derjenige, welcher einen Orden trug, ſchon ein ſehr ausgezeichneter Mann. In den letzten funfzehn Jahren ſind die Orden ſo vermehrt und in manchen Ländern ſo leichtſinnig verliehen worden, daß man in manchen Heeren diejenigen, deren Bruſt ohne dieſen Schmuck iſt, faſt fragen kann, warum ſie ihn nicht tragen. Auch in unſerm lieben Vaterlande iſt dies in mehr als Einem Lande der Fall, und bei der Vielheit der Herrſchaften iſt auch eine ſolche Vielheit der Zeichen und Bänder, daß ein eigenes Studium dazu gehört, um zu lernen, wohin man ein jedes ſtellen ſoll. Vorzüglich aber ſcheint mir tadelnswerth und dem Karakter des teutſchen Volkes verderblich, daß die Orden auch angefangen haben in die mittleren und unteren Klaſſen der Beamten hinabzuſteigen. Bei einem Soldaten laſſe ich ſie noch eher gelten, obgleich allerdings auch da das Zuviel nicht geſund iſt; aber bei den Menſchen bürgerlicher Geſchäfte und Aemter, die durch nichts Auſſerordentliches erregt und gereitzt werden, ſondern das Leben in ſeinem gleichen und ruhigen Gange fortführen, ſind ſie eine rechte Saat der Eitelkeit und Erbärmlichkeit, deren wuchernde Wurzeln ſich weit und breit durch den ganzen Staat verbreiten. Bei dem Soldaten, der wenigſtens täglich mit dem Leibe und Leben bezahlen ſoll, wird doch das Leben oft aus der Bahn des Gewöhnlichen getrieben, und die kleinliche Eitelkeit kann ihn nicht leicht ſo ganz beſitzen.

Was ſoll ein Orden ſeyn? Nicht ein Zeichen des Ordentlichen, ſondern des Auſſerordentlichen. Daß ein Mann mit treuer Gewiſſenhaftigkeit ſeine Schuldigkeit thut, daß er redlich, fleißig, geſchickt, tapfer, emporſtrebend, vaterlandliebend iſt, das iſt das Ordentliche, was der Staat von allen ſeinen Bürgern verlangt und wirklich von den meiſten auch erlangt. Dafür lohnt ein gutes Gewiſſen, die Achtung der Mitbürger, die Anerkennung der Regierung, und jenſeits einſt Gott. Zu dem Auſſerordentlichen iſt die Gelegenheit und die Kraft ſehr ſelten; es werden beide von der Natur und vom Glücke verliehen. Die auſſerordentliche That, die auſſerordentliche Tugend, ein groſſes Werk und eine groſſe Erfindung, welche den Staat und die ganze Menſchheit ehren und beglücken — ſolches verdient eine auſſerordentliche Auszeichnung, die Thäter und Vollbringer ſolcher Herrlichkeiten haben einen Orden verdient, und mögen ihn, von Allen unbeneidet, vor allem Volke im Glanze tragen. Zu auſſerordentlichen Thaten des Heldenthums, der Aufopferung und des Glückes — denn auch das Glück iſt eine herrliche Gabe Gottes — giebt der Krieg mehr Gelegenheit, als der Friede; deswegen müſſen mit Recht die Orden bei den Kriegern gewöhnlicher ſeyn, als bei den Friedensmenſchen. In der bürgerlichen Laufbahn, die mehr im gleichen ruhigen Gleiſe fortgeht und ſelten auſſerordentliche Kräfte aufruft und erregt, werden die Thaten nicht häufig dargeboten, wodurch jemand ſich als ein auſſerordentlicher Menſch aus Hunderttauſenden herausſtellen kann; auch der groſſen Genien, welche durch unſterbliche Werke und durch auf lange Geſchlechter wohlthätig fortwirkende Erfindungen ſich über die Menge hinausſchwingen und, ſelbſt Schöpfer und Macher, faſt als höhere Götterbilder hier auf Erden ſtehen, hat jedes Jahrhundert immer ſo wenige, daß man diejenigen, welche auf bürgerlichen Kleidern Orden trügen, wirklich als ein Geſchlecht des Vogels Phönix zeigen würde, wenn die Orden nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung als eine Auszeichnung des Herrlichſten und Seltenſten ertheilt würden. Selbſt bei einem groſſen Volke von 25 bis 30 Millionen Menſchen, wie z. B. das teutſche Volk iſt, würde man bei einer richtigen Verdienſtmeſſung in jedem Menſchenalter etwa drei bis vier Orden auf den Kleidern von Männern ſehen, die nicht den Degen führen. Ich nehme hier billig die höchſten Träger bürgerlicher Würden aus, als des Königs Miniſter und geheimer Rath und Hofhaltung, Männer und Würden, die in einer gewiſſen Idealität des äuſſeren Lebens, zwiſchen dem Kriegs- und dem Bürgerleben gleichſam in der Mitte, vor dem letzten etwas Aeuſſerliches voraus haben müſſen: einen gewiſſen Schimmer, den der Bürger nicht bedarf, und den er alſo nicht begehren ſoll. Schon im Kriegsſtande halte ich die zu häufige und zu leichte Ertheilung der Orden nicht gut, aber im gewöhnlichen Beamten- und Bürgerſtande gehört ſie zu den traurigſten Erſcheinungen der Zeit. Ich ſage meine Gründe, was ich thun kann und muß, da ich zu teutſchen Menſchen ſpreche.

Wie ich ſchon geſagt habe, bei dem Kriegsmann laſſe ich die Orden mehr gelten, auch ſelbſt den Missbrauch und die Spielerei mit denſelben. Weil das Leben ihn mehr äuſſerlich faßt und aufſchüttelt, weil er ſich nicht ſo ſehr in ihm ſelbſt bekleben und bebrüten kann, als der ruhiger lebende und wirkende Mann, ſo dringen ſie nicht ſo ſehr in das Innere. Die Orden binden ihn nicht ſo, die Laſt der Eitelkeit, die in ihnen iſt, drückt ihn nicht ſo, wie den Bürger; er behauptet mehr ſeine Freiheit, er wird nicht ſo leicht ein Knecht derſelben.

Jedermann weiß die Geſchichte von dem Huhne. Wenn man das Huhn auf einem Tiſche oder Brete auf den Rücken oder auf die Seite legt, und ſeinen Kopf und Schnabel gehörig richtet, und dann längs dem Schnabel mit Kreide einen weiſſen Strich auf dem Brete zieht, ſo liegt das Huhn lange ſtill, und ſchaut, als ob es behext wäre, unverwandt in der Richtung des Striches fort. Dieſe Behexung widerfährt den meiſten Ordensrittern des Bürgergewerbes und des mittleren Beamtenſtandes. Sie verlieren die Lebensfreiheit, ſie ſind durch das blanke Zeichen wie gebunden und bezaubert, und haben wie das Huhn ihren Strich, wornach ſie immer ſchauen müſſen; ſie haben die ſchönſte Gabe des Lebens, die Unbefangenheit und Sorgloſigkeit der kleinen und eitlen Dinge, verloren. Bei leichtfertigen Völkern indeſſen mögte es ſo ſchlimm nicht ſeyn, als bei dem Teutſchen, der alles gern ernſt und bedeutungsvoll nimmt, und leicht auch da ſteif und feierlich wird, wo andere Völker noch ſpielen können. Der Menſch; für welchen das Fädchen leicht eine Kette wird, muß ſich hüten, ſich auch nur ein Fädchen anbinden zu laſſen, weil es ihm ein Angebinde der Unluſt oder Narrheit werden kann.

Schlimmer als die traurige Gebundenheit und Befangenheit, die mit den Orden verknüpft iſt, ſind die leeren Anſprüche auf Verdienſte, die ein Menſch mit gewöhnlichen Anlagen und in ſehr mittelmäßigen und gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens nicht haben kann. Woher ſoll ein Zollhausinſpektor, ein Poſtdirektor, ein Kammerrath, ein Leibarzt das Große und Bedeutende nehmen, das ihn ſolcher Auszeichnung vor allem Volke würdig macht? Er kämpft ja auf keiner Rennbahn, wo ſo hohe Preiſe ausgehängt ſind. Wenn der Träger ſolchen Schmucks auch zuweilen in ihm ſelbſt bethört iſt, ſo giebt es auch helle Augenblicke, wo ihm die Leerheit erſcheinen muß. Doch ſoll er die ganze blanke Nichtigkeit im Leben behaupten, er ſoll, was man ſo ſagt, ſeinem Orden Ehre machen. Daraus entſpringt eine ganze Jagd von Erbärmlichkeiten und ein Heer von Anſprüchen, die nimmer zu ſättigen ſind. Die Menſchen bilden ſich endlich ein, daß ſie die volle Wehrung von dem enthalten, wofür der Staat ſie ausprägt; und wehe dem Naſeweiſen, der daran zweifeln wollte! Wenige Männer aber ſind ſo tüchtig, daß ſie die wahren Freuden und Ehren des Lebens ganz ſchätzen können. Wer ſo frei und geſcheidt iſt, daß er das kann, der bedarf auch keines Ordens; die Schwächeren aber werden von ſeiner Eitelkeit erdrückt.

Denn die Orden ſind eine Nahrung der Eitelkeit, woraus eine ganze Hölle von Unruhen, Plagen und Hetzereien des Lebens entſpringt. Kleide eine Kammerzofe ein paarmal in die Prachtkleider ihrer Frau, bedecke ſie mit Reigerfedern und Juwelen und Diamanten, und laß ſie mit dieſem geborgten Schimmer die Ballſäle durchrauſchen und Handkuß und Verbeugung annehmen — wahrlich das arme Ding iſt für das ganze Leben verdorben; ſie wird keine Ruhe mehr haben, ſie muß ſich mit Flittern und unter Flittern plagen, und ſollte ſie den bunten Tand vom Altar ſtehlen, prunken und prangen muß ſie. Einen ſolchen geliehenen Flitterſtaat der Eitelkeit erhalten die meiſten Menſchen in den Orden. Sie, die in den ſtillen Gefühlen des Rechts und der Pflicht eben das Rechte und Gebührliche thun ſollen, die gleichen und ebenen Schritts auf ihrer Bahn gehen ſollen, wie der Tag mit ſeinen Stunden hinſchreitet, ſie werden auf den Schein und Schimmer angewieſen, der ganz auſſer ihrem Kreiſe liegt, und hinfort wird für Schein und Schimmer gethan und berechnet werden, was mit treuem und frommem Sinn bloß um ſein ſelbſt willen gethan und gewogen werden ſollte. Wenn Eitelkeit und die ganze leere Jagd auf den bunten Schein die größte Plage und die jämmerlichſte Entmannung des Mannes iſt, ſo thut der Staat nichts Gutes, der dieſes Streben nach dem Richtigen und Scheinbaren nährt: er verdirbt ſeine Bürger und Beamten, und bringt in die ſtille Uebung der Tugend und in die einfältige Erfüllung der Pflicht eine Berechnung für den Vortheil und die Selbſtſucht, worin ein rechter Teufel im Hinterhalt lauert. Von dem Seyn zu dem Schein, von der Wahrheit zur Lüge, von der Einfalt zur Schlauheit — o der Pfad wird ſehr breit, wenn die Triebe der Menſchen alle nach auſſen gelockt werden.

Das aber iſt bei der zu leichtfertigen Spielerei mit Orden das größte Elend, daß man hin und wieder ſogar die armen unſchuldigen Frauen hineingeriſſen hat in dieſe Thorheit. Das Weib iſt gleich einer Blume und einem Singvogel; ſie iſt, wie alles Holde und Zarte, nur durch ihr bloßes Daſeyn etwas: ſie erfreut, und ſoll erfreuen, bloß weil ſie iſt, nicht weil ſie auf dieſe oder auf eine andere Weiſe etwas iſt und bedeutet. Ihr Gefühl, ihr Herz, ihre Liebe, und was ſie aus reinem Gefühl, aus vollem Herzen und aus voller Liebe thut, das iſt ihre That und ihre Tugend, das iſt ihr Leben. Wenn ich dieſe Zarten, welche unſchuldig und unbefangen, ja faſt unbewußt thun ſollen, was ſie thun müſſen und nicht laſſen können, in eine Bahn treibe, wo mit allen Künſten und Streiten der Eitelkeit um das Richtige und Blanke gekämpft wird, ſo raube ich ihnen grade das, wodurch ſie die Halterinnen, Königinnen und Huldinnen des Lebens ſind. Die Frauen ſollen keinen Rang in der Geſellſchaft haben, als den Rang des Gemüthes und der Bildung, ſie ſollen die leichte Hand nie auf die Verdienſtwage legen, worauf nicht immer ächtes Gold gewogen wird, ſie ſollen nicht um die Preiſe des Lebens noch um irgend einen vergänglichen Lohn ſtreiten: ihr Lohn iſt ewig in ihren Herzen und in dem Unmittelbaren und Ueberſchwänglichen, was Gott ihnen gegeben hat. Sind ſie aber einmal in die Eitelkeiten der Welt hineingeriſſen, üben ſie die Tugend und Menſchlichkeit wie um Tagelohn, ſo haben wir das Letzte verdorben, was uns in der Unſchuld der Gefühle erhalten und die Verdorbenen zu der wahren Schätzung der irdiſchen Güter zuweilen zurückführen könnte: wir haben die Peſt in unſre Unſchuld und Freude und in die erſte Entwickelung und Erziehung des künftigen Geſchlechts gebracht. Das Geſchlecht, deſſen höchſte Würde und Gewalt Liebe, Einfalt und Demuth heißt, darf keine Zeichen tragen, welche irdiſchem Lohn gleich ſehen. Seinen Lohn nimmt es hier auf Erden ſchon immer von dem Himmel, es thut alles aus Liebe. Mangelt es der Liebe, ſo thut es alles aus Eitelkeit. Mit den Halbheiten des Mannes behilft ſich das Weib nicht lange, in den Mittelzuſtänden iſt für daſſelbe kein Leben.

So wirken die Zeichen auf die Menſchen. Dies können wir an Kleinen und Großen alle Tage gewahren. Der öſtreichiſche Soldat trägt Weiß, der Preuſſe Blau, der Hannoveraner Roth — dieſe Farben reiſſen gewaltige Klüfte zwiſchen ſie, ſie glauben dadurch ganz verſchiedene Völker zu ſeyn. Gieb ihnen Einen Rock und Ein Zeichen, und du wirſt Wunder ſehen, wie ſie ſich näher zu einander geſellen. Jedes Zeichen iſt auch ein Abzeichen, es zeichnet uns aus von Andern, es ſcheidet von Andern. Ein Ordensinhaber und Zeichenträger ſondert ſich ſchon ab, er gehört dem Volke nicht mehr recht an. Das Volk verliert durch einen ſolchen Abgeſonderten nicht ſo viel, als er ſelbſt durch die Abſonderung verliert. Im Volke iſt aller Geiſt und alles Leben und auſſer demſelben kein Heil und keine Tugend zu finden. Man könnte die meiſten Ordensträger anſehen als von der Freude und Waidlichkeit des Ganzen abgeſchiedene Verbannte, die verdammt ſind, ſich in ihrer einſamen Eitelkeit und Jämmerlichkeit zu beſonnen. Das aber iſt das Jämmerlichſte, daß dieſe armen von ihren Zierrathen Gefeſſelten in eine Abhängigkeit von der Meinung fallen, die ſie zu wahren Sklaven derſelben macht. Nicht was du ſelbſt kannſt und ſelbſt willſt, ſondern was Andere meinen, daß du können und wollen ſollſt, darnach fragſt du und darum ängſtigeſt du dich, wenn einmal die Zeichenwuth in dich fuhr, die immer auch die Wuth, von Vielen bemerkt zu werden, mit ſich führt. Wie das Eſpenlaub vor dem leiſeſten Lüftchen zittert, ſo zitterſt du vor dem Winde der fremden Meinung, verliereſt ſo dich ſelbſt und die Kraft des Karakters und des Lebens, und die ſchöne Welt mit allen ihren natürlichen Freuden, Herrlichkeiten und Tugenden iſt dir wie verſchloſſen. O auch hier paßt die Geſchichte des Huhns mit dem weiſſen Striche.

Was ich eben von den Orden geſagt habe, gilt in gleichem Maaße von dem Misbrauch, den man mit Titeln treibt. In einem guten Staate, wo man rechtliche und tüchtige Bürger und Beamte will, und keine Popanze der Eitelkeit und Aufgeblaſenheit, ſollte ein Mann nie einen andern Titel führen, als den Titel des Amtes und Geſchäftes, das er bekleidet und treibt. Alles Andere iſt durchaus vom Uebel, ja ich mögte ſagen vom Teufel. Der geheime Rath ſey geheimer Rath, aber nicht heiſſe der Profeſſor oder Arzt ſo; der Kriegsrath verwalte Kriegsgeſchäfte, aber nicht nenne man einen Pachter ſo, der gelegentlich höchſtens auf den Krieg der Haſen und wilden Säue denkt; der Hofrath ſtehe dem Hofe bei, aber nicht trage der Schriftſteller, der vielleicht nie einen Hof ſah, einen ſolchen Namen. Alle dieſe Nichtigkeiten ſind von ſolchen erfunden und befördert, die ohne alles Verdienſt doch gern etwas bedeuten mögten. Wenn ſie überhand nehmen und durch alle Stände und Klaſſen und ſelbſt durch das zarte Geſchlecht fortwuchern, ſo kann ein ganzes Volk dadurch verdorben und von dem Wahren auf das Lügenhafte, von dem Tüchtigen auf das Eitle hingeführt werden. Davor wollte ich warnen und davor kann man nicht genug warnen in einer Zeit, die durch ihre große Bedeutung und Thatenkraft wieder auf die alte Einfalt und Gediegenheit zurück weiſt, wo die Menſchen nichts ſeyn konnten und ſeyn wollten, als was ſie waren.

Jeder leere Titel giebt einen Anſpruch auf Leerheit und Eitelkeit, er bringt ein falſches Streben eines hohlen und ohnmächtigen Ehrgeitzes; der Menſch mögte auf irgend eine Weiſe dem gleich ſeyn, wovon er den Namen trägt. Durch dieſes ewige Trachten nach etwas Fremdem, durch dieſes Prunken mit etwas, was er doch nicht vorſtellen noch darſtellen kann, verliert er das Eigene, was er noch hat: er iſt der äſopiſche Hund über dem Bache, der das Fleiſch, das er im Maul hält, fallen läßt und nach dem abgebildeten Schatten deſſelben im Waſſer ſchnappt. Wir ſehen leider zu viele ſolcher Schnapper nicht bloß unter den Kleinen, ſondern auch unter den Großen. Die Franzoſen und Bonaparte verſtanden wohl, was ſie thaten, als ſie kleine teutſche Fürſten Könige und Großherzoge nannten; ſie trieben ſie mit dieſen blanken Titeln aus allen ihren natürlichen Verhältniſſen heraus, und gaben ihnen Anſprüche und Gelüſte, deren ſie gegen Teutſchland ſich vortrefflich zu bedienen verſtanden. Es wäre das Erſte geweſen, was die großen Herrſcher hätten thun ſollen, daß ſie diejenigen, welche ihrer Macht nach keine Könige und Großherzoge ſeyn können, wieder auf ihre alten Namen zurückgeſetzt hätten; ſie hätten damit viele verderbliche Strebungen und Anſprüche der Eitelkeit und Herrſchſucht auf einmal todt geſchlagen. Man mag wohl ſagen und klagen, daß es traurig iſt, daß dies nicht geſchah, weil die Majeſtät der großen Herrſcher und die Majeſtät der Völker ſelbſt durch ſolche ſchwächliche Herrlein mit großen Namen zum Geſpötte wird. Man mag mehr klagen, daß diejenige Macht, welcher vor allen andern geziemt hätte, hier voran zu gehen und das Würdige in Würde zu erhalten, daß England auf eine unbegreifliche Weiſe Bonapartens Beiſpiel nachgeahmt hat, indem es neben den kleinen Königen von Baiern und Wirtemberg noch ein kleines Königreich Hannover hingeſtellt hat. Wenn die Zeit nicht ſo herrlich wäre und ſo Herrliches verſpräche, könnte man aus allen dieſen Nichtigkeiten eine ſchlimme teutſche Zukunft weiſſagen.

9.

Noch eine Vermahnung an die politiſchen teutſchen Philiſter.

Was iſt ein Philiſter? Ein fanler, viel ſagender, mehr fragender und nichts wagender Menſch; ein ſolcher, der das Kleine groß macht und das Große klein,) weil er in dem Großen ſeine Kleinheit und Kleinlichkeit fühlt; ein Menſch, der den Mond in einen Pfannkuchen und die Sonne in eine blanke Suppenſchüſſel verwandeln mögte, damit es keine Gelüſte und Fragen mehr gebe, die über dieſen Maulwurfshügel, Erde genannt, hinaus wollen. Große Leidenſchaften, große Genüſſe, große Gefahren, große Tugenden — das alles heißt dem Philiſter Unſinn und Wahnſinn; er will das Leben lieber in Taſchenformat als in Folio, wenn es nur mit dem möglich wenigſten Thun, Denken und Wagen ſo hinzuſchleppen iſt; Ruhe und wieder Ruhe, und allenfalls auch einen Zuſatz von Faulheit — das liebt er, das begehrt er, das predigt er, dafür ſchreiet er Himmel und Erde wach, wann es ihm geſtört werden will. Wir Teutſchen haben dieſe beqneme und mittelmäßige Art im Ueberfluß, weil die Einzelnheit und Abgeſchiedenheit der vielerlei Staaten unſers Vaterlandes uns in dem Einzelnen und Kleinen feſtgehalten und für das Ganze und Große geblendet hat. Noch immer ſind wir reich an politiſchen Käſekrämern, welche die Welt mit ihren gewaltigen Kräften und Bewegungen in einer Dute oder Schachtel zuſammenzupacken meinen, und höchſtens hie und da drauſſen einige Milbchen abſtäuben, wann die großen Würmer drinnen, von ihnen ungewußt, ihr fettes freſſendes Leben treiben. Dieſe Kleinlichkeit der Anſichten und Gedanken offenbart ſich jetzt alle Tage, wo von der Wiederherſtellung und Befeſtigung der zerrütteten oder vielmehr zerſtörten Verfaſſung Teutſchlands die Rede iſt. Jeder mögte ſein Kleines erhalten und vertheidigen, und will trotz aller blutigen Lehren der Zeit nicht begreifen, daß das Große gar nicht beſtehen kann, wenn das Kleine bleibt, wie es jetzt iſt, oder wenn es wiederhergeſtellt wird, wie es vor zwanzig Jahren war. Es ſcheint nach manchen Zeichen, als wenn wir die letzten zwanzig Jahre verträumt und verſchlafen hätten, ſo bald haben wir vergeſſen, was uns geſchehen iſt, und vergeſſen, was uns noch alle Tage geſchieht. Als wenn über einen Schweinſtall oder einen Heuſchober der Streit wäre, ſo urtheilen noch immer ſo Viele über die größten Angelegenheiten des Volks, und ſtellen das Recht und die Pflicht der Fürſten und Könige in das Maaß hinein, womit man kaum das Recht und die Pflicht des Tagelöhners und Schuhmachers mißt. Jeder, er mag ſich gegen das Vaterland betragen haben, wie er will, pocht auf ſeinen Beſitz als auf einen heiligen und unverlierbaren, und läßt ſeine Freunde und Helfer darauf pochen; er hütet ſich aber wohl, zu erinnern, daß dieſer Beſitz vor Jahrhunderten nicht war, ſondern daß die Fürſten Diener des Kaiſers und daß die Länder unterwürfige Theile des Reichs waren, und daß keiner ſich damals unterwinden durfte, von Rechten zu ſprechen, die er für ſich allein habe.

Man ſtellt mich häufig hin als ein Beiſpiel eines Umkehrers, als einen Menſchen, der keine Rechte und Verhältniſſe ehre, ſondern mit ſeinem wilden Sinn durchgehe, wohin dieſer eben treibe. Ich muß mich der lieben Philiſter und Käſekrämer wegen noch einmal erklären, und die Milben und Würmer wieder ein wenig aufſchütteln. Mögen ſie dann endlich ganz den Stab über mich brechen; das kümmert mich nicht.

Ich bin ein Feind der Kleinſtaaten, das ſagen ſie, und das ſage ich hiemit noch einmal ausdrücklich ſelbſt. Ich habe in der Weltgeſchichte nie etwas Herrliches und Großes aus ihnen hervorgehen ſehen. Das Gewöhnliche, was ſie machen, ſind Diener und Knechte; das Beſte, was ſie machen können, ſind gutmüthige und bequeme Philiſter; dem Stolz und der Größe iſt jeder Zugang zu ihnen verſperrt. Doch muß ich mich zuvörderſt hier noch einmal erklären, was ich unter

Kleinſtaaten verſtehe. Ich meine kleine Fürſtenthümer, die unabhängig und ſelbſtändig ſeyn wollen; ich meine kleine Fürſten, die von Gottes Gnaden unumſchränkte und ſelbſtgebietende Herren ſeyn wollen. Ich meine nicht kleine Freiſtaaten. Solche, wenn ſie im Sturm und Gedränge größerer Staaten beſtehen können, haben nothwendig nichts in ſich, was eine freie und lebendige Entwickelung und Bewegung der menſchlichen Neigungen und Anlagen ausſchlöſſe. Man ſehe ſich um, ſo alt die Weltgeſchichte iſt, und zeige das Große und Schöne, das aus ſolchen kleinen Fürſtenthümern jemals erwachſen iſt; man frage die Geſchichte Griechenlands, die Geſchichte Italiens vor fünfhundert und vierhundert Jahren, man frage Italiens und Teutſchlands Geſchichte in den letzten Jahrhunderten — und ſie werden eine Antwort geben, die für mich ſpricht.

Man führt mich, um mir das Gegentheil zu zeigen, in Teutſchlands Mittelalter ein, und ſtellt die hehren Geſtalten ſo vieler großen und gewaltigen Fürſten und Herren vor mich, und bildet ſich ein, wie man mich widerlege. Ich aber ſage ihnen: Das waren keine Fürſten wie die eurigen ſind, und wie die Selbſtmacht und Unabhängigkeit derer iſt, welche ihr als das einzige Glück des Reichs und als die höchſte Ehre des teutſchen Volkes euch unterſtehet zu vertheidigen; das waren keine eigene Fürſten, keine eigene Herren, keine Herren der Lande und des Kriegs und Friedens, keine ſelbſtmächtige und eigenmächtige Herrſcher, die mit den Nachbarn, ja mit den Feinden des Kaiſers und Reichs Verträge eingingen, Bündniſſe ſchloſſen, und Geſandte bei ihnen hielten; das waren Unterthanen des Reiches und des Kaiſers, ſeine Beamten, ſeine Statthalter, die den Geſetzen gehorſam ſeyn, nach den Geſetzen regieren muſten, und ihre Stände und Landſaſſen im Rath und in der Ausführung nicht vorbeigehen durften: ſie waren nur die erſten Männer des Reichs, aber ſie durften keine Herrſcher ſeyn auſſer dem Reiche und neben dem Kaiſer. Seit Jahrhunderten iſt aber alles anders geworden, und Eigenmacht hat für Gehorſam, Willkühr für Geſetz, Habſucht und Ehrſucht für Frömmigkeit und Treue gegolten; die Größe und Herrlichkeit des teutſchen Volkes, die damals in ihrer lebendigen Bewegung war, hat ſich verſteinert, und iſt in unſern Tagen endlich wie ein todter Stein umgeſtürzt und zerſchlagen worden, bis die einzelnen Stücke wieder lebendig geworden ſind und nun wie die nach Leben und Geſtalt ſehnſüchtigen Atomen einen Leib ſuchen, worin ſie ſich zuſammenſchlieſſen können. Man hat jene Verſteinerung, die ſeit dem Untergange der teutſchen Freiheit und Herrlichkeit eingetreten war, in allen Dingen und an allen Orten gewahren können, in den Reichsſtädten wie in den Fürſtenthümern, faſt auf die Weiſe, wie man in einzelnen Geſchlechtern das Abſterben der alten Kraft und der tüchtigen Art gewahrt. Wenn in einem Geſchlechte die Naſen zu lang und die Füße zu ſchmal und kurz werden, dann iſt die Ausartung da. So, mögte man bildlich ſagen, iſt es unſerm heiligen teutſchen Reiche ergangen. Seine Naſe iſt ſo lang geworden, daß jeder ſie ungeſtraft anfaſſen, und daran zerren und darauf ſpielen durfte, und ſeine Füße waren kraftlos und konnten keine tüchtige Schritte mehr machen, wie in der früheren Zeit. Ich habe mich anderswo mehr als einmal erklärt über die Elendigkeit und Jämmerlichkeit kleiner Fürſtenſtaaten, welche eigene und ſelbſtändige Staaten für ſich ſeyn wollen, und habe die Folgen und Früchte derſelben in mehr als Einem Beiſpiel gezeigt. Ich liebe das Breite nicht, und will mich hier alſo nicht ſelbſt wiederholen. Wenn Bewegung und Freiheit die Idee alles Lebens und alſo auch die Idee eines lebendigen Staates iſt, ſo ſind ſolche Staaten ſchon dem Begriffe nach Undinge, weil ſie nie auf etwas Großes und Ganzes hinweiſen, weil ſie immer kaum mit Fünkchen kniſtern, wo in großen Staaten Flammen lodern können. Große Fürſtenthümer und Königthümer haben auch ihre großen Gebrechen und Misbräuche, die ich gar nicht verſchweigen noch übertünchen will. Aber wenn ſie um den Hof und den Sitz der Regierung hie und da auch beengt und eingeſchnürt ſind und dort oft noch verderblicher wirken, als die kleinen in ihrer Art, ſo haben ſie doch einen großen Leib, und in den Auſſentheilen deſſelben kann Geſundheit und Friſche blühen, ſelbſt wann die Mitte fault. Sie ſind jenem berühmten Kaſtanienbaum am Aetna und hundertjährigen Kirchhofslinden zu vergleichen, deren lange ausgefaulte Mitte für Menſchen und Thiere Schirm und Höhlen hat, deren äuſſere Seitenwände aber ſo kräftig und friſch ſind, daß ſie immerfort durch die Jahrhunderte Zweige und Blätter treiben; ein Kohlſtrunk aber und Schierlingſtängel, ſobald er anfängt zu faulen, verfault ganz. So geht es auch den kleinen Staaten, in ihnen dringt die Fäulung eben wegen ihrer Kleinheit bald bis zu den äuſſerſten Theilen durch, und nichts mag dem vergiftenden Verderben entrinnen. Ich will mich deutlicher ausdrücken. In Freiſtaaten und in Monarchien ſammelt ſich um den Sitz der Regierung, um die Hauptſtadt oder um den Hof das Lebendigſte eines Staates im Guten und im Böſen, alle Tugenden und alle Laſter flieſſen dort wie in ihrem Mittelpunkt zuſammen und kämpfen und reiben ſich mit einander. Iſt nun der Geiſt einer Regierung oder eines Hofes ein ſchlechter oder böſer Geiſt, ſo verſchlimmert und verdirbt er alles, was zunächſt in ſeine Berührung kommt: es geht von dem Mittelpunkte mannigfaltiges Unheil und Verderben auf das Ganze aus. Aber wenn der Staat Landſchaften hat, dreißig, funfzig und mehr Meilen von der Hauptſtadt entlegen, wenn die äußeren Theile, die Außenſeiten des Staates, der Einwirkung der Regierung oder Hofhaltung zu fern liegen, ſo behauptet ſich dort in den Gemüthern oft eine Einfalt, Kraft, Freiheit und Tugend, die in der Nähe der Hauptſtadt bei einem ſchlechten Geiſte der Regierung oder des Hofes untergehen muß. In einem kleinen Staat aber iſt das Verderben immer nah und allgemein, weil alles unmittelbar mit unwiderſtehlicher Gewalt in den Mittelpunkt hineingerißen wird. Ein kleiner Fürſtenſtaat muß den Karakter des Hofes und der Hofhaltung, ich mögte ſagen den Karakter eines jeden Staatsminiſters und Hofmarſchalls, ja vielleicht oft den Karakter eines Kammerdieners und Jagdjunkers nothwendig mit auf das Volk prägen, weil es ſich der zu nahen Einwirkungen und Einflüße nicht erwehren kann. Das Schlechte und Böſe wirkt hier alſo durchaus als ſchlecht und bös, und das Gute und Rechtliche kann eben wegen der Kleinheit der Verhältniße, Gefühle und Anſichten immer nur das Mittelmäßige erzeugen. Ein Tyrann und Wüſtling in einem ſolchen kleinen Weſen ſchafft einen vollen Deſpotenſtaat der fürchterlichſten Willkühr; ein treuer und rechtlicher Herrſcher kann wie der Inhaber einer guten Meierei angeſehen werden. Das Wohlſeyn, nicht das Großſeyn, das Genießen, nicht das Streben iſt das Leben eines ſolchen Staates; er kann nie die Bedingungen des hohen Menſchenthums erfüllen, zum Stolz und zur Hoheit und zu überſchwänglichen Genüſſen hinzuſtreben; auch iſt er nie mit dem Geiſte gerüſtet für große Gefahren, und hat nicht einmal das Unterpfand der Sicherheit in ſich, die vergänglichen Güter, die er am meiſten begehrt, im Drange der Umſtände zu erhalten.

Gegen kleine unabhängige Fürſtenthümer und gegen kleine ſelbſtherriſche und ſouveraine Fürſten, wie ſie ſo gern ſich nennen hören, muß ſich alſo jeder Teutſche erklären, der es redlich mit ſeinem Vaterlande meint. Als man Teutſchland und das teutſche Volk noch mit Furcht und Ehre nannte, da beſtanden ſolche noch nicht: ſeit dem weſtfäliſchen Frieden haben ſie geſetzlichen Beſtand gehabt, und ſeit jener Zeit iſt unſer Unglück und unſere Schwäche unabwendbar und unheilbar geweſen bis auf dieſen Tag. Sie müſſen, wenn uns wohl ſeyn ſoll und wenn wir nicht wieder in die Verklettung und Verſtrickung fallen ſollen, woraus das Schwerdt uns eben herausgehauen hat, wieder unter die Majeſtät des Reichs und die Oberherrlichkeit des Geſetzes geſtellt werden; ſie müſſen keine Geſandte an fremden Höfen halten, keine Bündniſſe ſchlieſſen, keine Heere befehligen dürfen; ſie müſſen nur die Oberrichter und Oberverweſer der Lande ſeyn, und in allem, was ſie thun, von dem ganzen Reiche und ſeinem Oberhaupte oder von des Reiches mächtigſten Schirmern und Haltern den Befehl und von ſtändiſchen Stellvertretern den Rath und die Beiſtimmung empfangen. Wenn ſie aber in dieſe Lage verſetzt ſind, ſo ſind auch die Fürſtenthümer vergangen, und die Herrlichkeit der Fürſten ſelbſt iſt nicht mehr, deren Untergang die kleinen Menſchen ſo ſehr bejammern.

O wir jammervolles und liebevolles und gutmüthiges Volk! wie fromm und herzlich ſind wir in Treue und Glauben, wenn wir auch tauſendmal und zehentauſendmal betrogen werden! Iſt nicht der ehemalige Erzkanzler von Dalberg, der durch ſeine elendige Schwäche doch ſo vielen Schimpf und Schmach und Unheil auf den teutſchen Namen hat bringen helfen, von Vielen bedauert worden, als wäre ein edler Fürſt und teutſcher Herr ins Elend gefallen? wird nicht für den gefangenen König von Sachſen geſtritten und geſchrien, als wäre ein Unglück wie das ſeinige, daß ein ſolcher, der Teutſchlands heilige Sache bis ans Ende verrathen hat, nicht mehr über teutſche Menſchen herrſchen ſoll, gräuelvoll und unerhört? Und wer bejammert die Hunderte von Städten, Flecken und Dörfern, die durch ſeinen Glauben und ſeine Anhänglichkeit an das Böſe und an den Böſen und durch ſeine Gleichgültigkeit und Abtrünnigkeit gegen Teutſchland in Schutt und Aſchen liegen? wer bejammert die Hunderttauſende teutſcher Menſchen, die durch ſeine Schuld auf Schlachtfeldern und in

Lazarethen und in Siechkammern umkamen? wer bejammert die teutſche Ehre und Freiheit, die durch ihn noch einmal in Gefahr kam, wieder die Beute des unerſättlichen Tyrannen zu werden? So ſind wir, ſo ſtreiten wir um unſere Spreu, während die Fremden unſer Korn nehmen. Aber die Geſchichte bläſt täglich in die Poſaune, alſo daß wir uns nicht entſchuldigen können; ſie ruft uns täglich und ſtündlich lehrend und warnend zu: *Wer immer das Kleine will, der wird das Große nie erlangen, ja er mag über der Jagd auf das Kleine endlich das Große ganz verlieren.*

Ich bin ſo feſt überzeugt, daß die Noth das hervorbringen wird, was der Wille und Verſtand, oder vielmehr die Faulheit der Menſchen nicht wagt, daß ich meine Anſichten über die Zeit, worin wir leben, ruhig ausſpreche, ohne Furcht, von Vielen getadelt, ja wohl gehöhnt zu werden. Nie habe ich Mord und Wuth, und hohles und wildes Freiheits- und Gleichheitsgeſchrei gebilligt, weil nur Tyrannei und Willkühr, nicht aber Ordnung und Geſetzlichkeit daraus hervorgehen kann; ich habe die Fürſten nie vertilgen wollen, ſondern ich habe ſie dem Reiche und dem Oberhaupte des Reiches ſo unterordnen wollen, daß ſie in der That als ächte Fürſten des Vaterlandes größere Ehre und Majeſtät hätten, als jetzt bei einem erbettelten Glanze kleinlicher Herrſchaft, welcher die Unterlage der Macht fehlt. Aber warum ſoll ich mich gebehrden, als ob ich nicht ſähe, was jeder Hellſehende gewahren kann? Die Welt mit allen ihren Verhältniſſen iſt verändert, und alle diplomatiſche Federſtriche und Bürgſchaften werden ſie nicht wieder in die alte Lage bringen; die papierne Kraft von Urkunden und Verträgen kann die Schwere nicht aufhalten, welche unwiderſtehlich und unaufhaltſam auch auf uns eindringt und einen neuen Zuſtand bereiten wird. Der Drang der Noth hat uns zuerſt in dieſen Tagen die Geſinnungen vereinigt, und in kurzer Zeit vollbracht, was noch vor zehen Jahren den Meiſten ein Wunder gedäucht hätte; der Drang der Noth von auſſen, von Oſten und Weſten her, wird endlich auch die zerriſſenen Glieder des teutſchen Leibes vereinigen: wir werden es endlich müde werden, uns wegen unſerer ſchwächlichen Vielherrſchaft länger zerhadern und zerfleiſchen zu laſſen, wie es ſeit zwei Jahrhunderten geſchehen iſt; zumal da es nicht bloß bei dem Zerhadern und Zerfleiſchen bleiben wird, ſondern da es den Fremden immer mehr einfällt, daß von unſerm herrlichen Lande erobert werden kann. Dahin iſt es gekommen, und dahin wird es immer mehr kommen, daß wir ganz eigentlich für unſer Daſeyn kämpfen müſſen. Die Geſinnung und die Liebe teutſcher Menſchen zu einander iſt zuſammengefloſſen, wie ſie ſeit Jahrhunderten nicht mehr war. Durch dieſelbe Noth, welche dies gethan hat, wird das

Reich ſelbſt wieder mehr mit ihm geeinigt werden. Die Völker werden die kleinen Rückſichten und die kleinlichen und engen Anſichten aufgeben müſſen; alles, was in teutſcher Sprache ſpricht, wird Eine Liebe und Treue haben müſſen, damit es ſich gegen die fremde und unteutſche Wuth behaupten könne. Auch die Fürſten und einzelnen Gebieter werden mit dem Reiche und Volke ganz wieder Eins werden und für das teutſche Vaterland und die Erhaltung des teutſchen Namens Vorrechte und Anſprüche aufgeben müſſen, die ſie durch Misbräuche erſchlichen und nicht auf gerechtem Wege erlangt haben; ſie werden begreifen lernen müſſen, daß ſie ohne ihr Volk und ohne deſſen Ruhm nichts ſind und nichts ſeyn können, daß ſie unter fremder Gewalt höchſtens noch ein paar Jahrzehende als Satrapen und Statthalter beibehalten und dann in das ewige Nichts hinabgeſtoßen würden, daß aber Teutſchland reich und mächtig genug iſt, auch bei veränderten Verhältniſſen der Herrſchaft ſeinen älteſten und mächtigſten Geſchlechtern eine ſo hohe und ehrenvolle Stellung im Volke zu geben, daß ſie, wenn ſie fürſtliche Tugend haben, nicht wie die Knechte, ſondern wie die Herren da ſtehen.

Sogenannte Vortheile und Vorzüge der Kleinſtaaterei und Kleinfürſterei hat man uns immer genug aufgerechnet, und ich habe dieſe geprieſenen Herrlichkeiten ſchon zu oft in ihrer Nichtigkeit beleuchtet, als daß ich ſie hier noch einmal aufzählen ſollte. Aber die Nachtheile? wie viele könnte ich dagegen aufrechnen! Daß die Geiſter verkleinert und verſteint werden, daß die hohen Gefühle von Ruhm und Herrlichkeit des ganzen Volkes ausſterben, daß der teutſche Menſch, in dem Kleinen und Einzelnen zerſtückelt und zerriſſen, nichts Groſes und Ganzes hat, worauf er mit Stolz und Wonne die Blicke wendet, daß er durch hundert und tauſend Prellereien und Plackereien, durch Zölle, Acciſen, Geleitsgelder, Durchzugs- und Abzugsgelder, Paſineckereien, und durch Millionen anderer Plagen innerhalb der teutſchen Gränzen heimgeſucht wird, ſo wie er nur den Fuß aus der Heimath ſetzet; daß er endlich wenigſtens jedes Jahrzwanzig durch die Erſcheinung von fremden Soldaten, die ihn mishandeln und ausplündern, der Unſicherheit und Schwäche des Volks erinnert wird — das und viele andere groſe und kleine Uebel liegen in der geprieſenen Vielherrſchaft.

Wenn man den Teutſchen ſagt, ſie könnten und ſie müßten Einen Herrn haben, der ſie beherrſchen und beſchirmen könne, und wenn man ihnen weiſſagt, daß die Zeit dieſer Einherrſchaft kommen wird, ſo ſtellen ſie ſich äuſſerſt ungebehrdig, und meinen, wir werden dann ein groſer Staat ſeyn, wie Frankreich lange geweſen iſt, aller Willkühr und allem Frevel preisgegeben, und alle Eigenthümlichkeiten und Mannigfaltigkeiten, die unſere Geſchichte ſo menſchlich und ſo anziehend machen, werden von der ſchweren und eiſernen Fauſt eines Deſpoten weggewiſcht werden. In der That, mir kommt dieſer Einwurf nicht triftig vor; denn viele kleine Tyrannen, die nach Willkühr regieren dürfen, ſind, wenn es ja einmal eine Tyrannei ſeyn muß, einem Volke wahrlich ſchlimmer, als ein einziger. Aber warum will man ſich die Einherrſchaft denn immer als unbeſchränkte Willkühr denken? warum kann man ſie ſich nicht in geſetzliche Form eingeſchloſſen denken, wie dies in den germaniſchen Ländern England und Schweden der Fall iſt? und muß man ſie ſich nicht ſo denken, wenn man das Gemüth und den Karakter unſers Volkes mit in die Rechnung nimmt, welche einen ungeſetzlichen Zuſtand durchaus nicht lange dulden? Freilich wäre es ſchlimm und wir wären ſchlecht berathen, wenn wir einen Herrn bekämen, der alle teutſche Völker und Lande wie einen Brei zuſammenknetete und aus ſeinen Aermeln oder aus den Aermeln ſeiner Miniſter und Schreiber die Verfaſſung und die Geſetze ſchüttelte, welche hinfort in Germanien gelten ſollten. Vor ſolchen Gräueln graut teutſchen Menſchen, und ihnen graut mit Recht davor, weil ſie die ſcheußlichen Proben, die man in den letzten zehen Jahren mit ihnen gemacht hat, noch in allen Gliedern fühlen. Sie haben die Gliederverrenkungen unter Montgelas in Baiern, ſie haben das tolle Unweſen in dem Königreiche Weſtfalen, in den mit Frankreich zuſammengezwungenen teutſchen Landen und in manchen andern Fürſtenthümern geſehen, wie man den geſunden germaniſchen Leib auf das prokruſtiſche Folterbett legte, und ihn an dem einen Theile reckte, an dem andern Theile zuſammenſchnürte, wie es eben die papierne Formel und der eiſerne Tyrannenwille der Willkühr wollte. Wahrlich es iſt nichts abſcheulicher und alles Große und Menſchliche und Eigenthümliche zerſtörender als dieſer papierne Uebermuth, der allgemeine Verfaſſungen und Geſetze baut, ohne die Erfahrungen der Vergangenheit, ohne die Geſchichte des Volkes, dem dieſe Verfaſſungen und Geſetze aufgedrungen werden, ohne ſeine Neigungen und Triebe, und ohne die Bedürfniſſe und Nothwendigkeiten ſeines Himmels und ſeiner Erde dabei zu befragen und zu berückſichtigen. Aber kann man ſich die Sache nicht anders denken ? muß man ſich die künftige Entwickelung nicht anders denken bei dem teutſchen Volke und bei dem Geiſte der Erfahrung und des Glaubens, der gottlob wieder die Oberhand gewinnt und den bloßen Theorien des ſogenannten Vollkommenſten und Uebereinſtimmendſten in Verfaſſungsentwürfen und Geſetzgebungen den Platz anweiſt, wohin ſie gehören ?

Geſetzt Teutſchland erlangte die Einherrſchaft, würde eine Monarchie, wie es unter den Kaiſern aus dem ſaliſchen und hohenſtauſiſchen Hauſe auf dem Wege war zu werden, ſo ſind da zwei Möglichkeiten:

1) Im Gedränge groſser Nöthen von auſſen, welche das Daſeyn des Reichs bedrohen, tritt aus einem der mächtigſten teutſchen Herrſcherhäuſer eine Heldengeſtalt ſo groſsartig und gewaltig vor, daſs ſie alle Herzen des Volks und alle Macht und Gewalt des Kriegs an ſich reiſst, und dieſe Macht und Gewalt auch nachher im Frieden feſthält, und ſagt: Ich bin der Herr, und will es bleiben. So wird ein König oder Kaiſer von ganz Teutſchland, und die Fürſten und Kleinherren dienen ihm, weil ſie müſſen. Dieſer Weg der künftigen teutſchen Geſchichte iſt der wahrſcheinlichſte.

Oder 2) — was nicht ſo wahrſcheinlich iſt — die Fürſten kommen wieder zu einem ſolchen Gefühl von der Ehre und Würde des teutſchen Reichs, und von der Nothwendigkeit, daſs ſie, wenn das Ganze in Ehren beſtehen ſoll, keine unabhängige und ſelbſtherriſche Fürſten bleiben dürfen, daſs ſie freiwillig und edelmüthig die vom Reiche und von der Majeſtät des Reichs entwendeten Rechte und Herrlichkeiten aufgeben, und in die Hände des Mächtigſten unter ihnen legen, und zu ihm ſprechen: Sey du unſer König oder Kaiſer, und beſchirme uns und das Volk mit aller Fülle der Macht und Majeſtät, doch nach Recht und Geſetz, wie wir ſie dir vorlegen. Die Fürſten dienen dann dem Kaiſer, weil ſie wollen.

In dieſem zweiten Falle wird ſchon durch den Verein der Fürſten für eine geſetzliche Verfaſſung geſorgt werden, welche die einzelnen Rechte und Verfaſſungen ſchützt. In dem erſten Falle könnte ein Held bloß durch gewaltige Eigenſchaften und auſſerordentliche Tugenden und Gaben der Tapferkeit und des Glückes alle Gewalt und Herrſchaft an ſich reiſſen, und, wie es in ſolchen Zeiten und in ſolchen Verhältniſſen gewöhnlich geſchieht, das Volk nach Willkühr beherrſchen. Aber die Möglichkeit iſt doch nicht ausgeſchloſſen, daß ein ſolcher ſtarker und glücklicher Mann auch ein gerechter und verſtändiger Mann wäre, der für ſeine und ſeiner Nachfolger Sicherheit und für die Freiheit und Ehre des Volkes ſorgte, das ſich ſeinen großen Eigenſchaften ſo ganz hingegeben hätte. Wenn er nun thäte wie folget, ſo würde unten und in den kleinen Verhältniſſen der einzelnen Völkerſchaften und Landſchaften das Einzelne und Eigenthümliche erhalten werden, oben aber und in den großen Verhältniſſen würde das Ganze zu Einer Kraft und Herrlichkeit, welche Eine Hand lenkte, zuſammengebunden werden. Dies wäre der Entwurf:

Jede Landſchaft hat ihre eigenen Stände, aus Adel, Bauern, Bürgern, hie und da vielleicht auch aus einigen Geiſtlichen beſtehend.

Sie hat ihre eigene Verfaſſung, wie ſie ſich Jahrhunderte lang für ſie geſchickt hat oder wie ſie ſich jetzt für ſie ſchickt. Bei neuen Ordnungen, die ſie macht, ſieht ſie mit dem einen Auge auf ihr Beſonderes, mit dem andern Auge auf das

Allgemeine, auf das ganze Reich, wodurch ſie einzeln nur beſtehen kann. Das Alte und Gebräuchliche und alles Oertliche und Klimatiſche, als worin bei Verfaſſungen die größte Nothwendigkeit iſt, wird vor allen Dingen immer geachtet und berückſichtigt.

Sie hat ihre eigene Regierung, Verwaltung und Polizei, wozu ſie dem Herrſcher die Perſonen vorſchlägt und er ſie ernennt. Nur der ganze volle Kriegsbefehl und die Oberrichter und Statthalter werden von dem Herrſcher ohne Vorſchlag der Landſchaft ernannt.

So verwaltet und beſorgt jede Landſchaft ihre eigenen Angelegenheiten und Geſchäfte für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt; und für das Allgemeine, was das ganze Reich angeht, ernennt ſie einen beſonderen engeren Ausſchuß, der in dem Sitze des Herrſchers mit den Ausſchüſſen der übrigen Landſchaften ſich verſammelt und rathſchlagt und die Anträge und Beſchlüſſe des Herrſchers vernimmt.

Dieſe Verſammlung der Ausſchüſſe aller einzelnen Landſchaften iſt gleichſam das Parlament, der große Rath, der Reichstag des Volkes.

Jede Landſchaft alſo hat eine eigene polizeiliche und politiſche Verfaſſung, nach ihren beſonderen örtlichen, klimatiſchen und anderen nothwendigen Verhältniſſen geordnet und in mancherlei Punkten von den Verfaſſungen der andern Landſchaften abweichend. Es wird die alte mannigfaltige Herrlichkeit des großen Reiches, wie es vormals war, ſo ſehr als möglich iſt, geſchützt und erhalten. Doch werden ſich durch die Einheit des Reiches und Herrſchers und durch die Geſammtheit des großen Parlaments oder Reichstages in den höchſten Verhältniſſen des Staates von ſelbſt Ordnungen und Einrichtungen ergeben, welche, allen gemein, alle Teutſche auch als ein gemeinſames und einiges Volk darſtellen.

Eher als in dem Großpolitiſchen und Polizeilichen kann ſich in dem Bürgerlichen und Gewöhnlichen eine gewiſſe Allgemeinheit finden. Das Verfaſſungsgeſetzbuch eines großen Landes kann für alle Landſchaften unmöglich daſſelbe ſeyn, oder man löſcht auch jene ſchöne Mannigfaltigkeit der Triebe, Anlagen und Eigenthümlichkeiten aus, worin die rechte Herrlichkeit eines edlen und freien Volkes beſteht. Viel eher kann das Bürgergeſetzbuch — ich mögte es das kleinere Geſetzbuch nennen — mehr gleich ſeyn für alle, auſſer in wie fern die bedeutende Verſchiedenheit des Verfaſſungsgeſetzbuches der einzelnen Landſchaften auch in dieſen und jenen Punkten des Bürgergeſetzbuches wieder einzelne Verſchiedenheiten, Abänderungen und Anpaſſungen nöthig macht.

Es könnte alſo in Teutſchland an ein allgemeines oder faſt allgemeines ſogenanntes Civilgeſetzbuch gedacht werden, wenn an ein allgemeines für alle Landſchaften gültiges Verfaſſungs- oder Polizeigeſetzbuch im höheren Sinn nie gedacht werden dürfte.

Dieſes Civilgeſetzbuch dürfte freilich nicht mit der Geſchwindigkeit verfaßt und gemacht werden, wie man in unſern Tagen in Frankreich und leider auch in manchen Staaten Teutſchlands gethan hat, ſondern es könnte nur die langſame und reife Frucht vieler Jahre ſeyn; und auch dann müßte man nicht mit jener leichtfertigen und prahleriſchen Allgemeinheit des ſogenannten Geiſtes verfahren, wie ſie unſerm Zeitalter ſo gefallen hat, ſondern die Eigenthümlichkeiten, Nothwendigkeiten und Bedürfniſſe des Landes und Volkes, welchem man Geſetze geben will, feſt im Auge behalten.

Man ſpricht jetzt von nichts Anderem als von einem teutſchen Bunde, von einer teutſchen Bundesverfaſſung; man hat Teutſchland früher ſchon einen Staatenbund unter Einem Oberhaupte, welches Kaiſer hieß, genannt, und in dieſer Idee Wunder von Freiheit und Glückſeligkeit gefunden. Dieſe Freiheit und Glückſeligkeit aber lieſſe ſich hiſtoriſch ſchwerlich nachweiſen, ſondern ſeit den Jahrhunderten, wo die einzelnen Staaten Teutſchlands unter ihrem Haupte nur loſe zuſammengehangen und zuſammengehalten haben, können wir von dem Verfall und dem Untergange der teutſchen Herrlichkeit erzählen. Als noch Gewalt und Majeſtät bei dem Kaiſer und Gehorſam und Unterwürfigkeit bei den Fürſten war, da war auch Trieb und Kraft zu jeder Größe und Vortrefflichkeit bei dem Volke, damals aber ſprach noch Keiner von einem Bundesſtaate. Kein Bund, wie ſchön ſeine Ordnung und ſein Verhältniß auf dem Bundespapiere auch abgemarkt und verbürgt ſey, hält in Zeiten der Noth feſt, ohne eine überwiegende Macht, welche auch zwingen kann, ohne ein Oberhaupt, welches mehr als den Schein einer leeren Majeſtät trägt. Die lebendige Geſchichte lehrt da beſſer, als der allgemeine Buchſtabe, der die Geſchichte ſeiner Kunſtgeſpinſte zu einer Geſchichte der Erfahrung umprägen mögte. Griechenland war gewaltig das halbe Jahrhundert, als Athen mächtig genug war, den Bund, an deſſen Spitze die große Tugend ſeiner Bürger es geſtellt hatte, mit Gewalt zuſammenzuhalten; es zerfiel, als Athen mit Sparta um die oberſte Stelle ringen mußte; es zerfiel ganz und gerieth in die Abhängigkeit von einem nordiſchen halbgriechiſchen Stamme, als beide Athen und Sparta in dieſem Kampfe ſich geſchwächt hatten. Die ſpäteren Bünde, die zu jener Zeit beſtanden, als das gierige Aug der Römer von Italien her ſchon nach den jenſeitigen ſchönen Küſten und Inſeln blickte, konnten kein letztes Bollwerk der Freiheit des Vaterlandes ſeyn, weil die gewählten Bundeshauptleute nicht durch die alles überſchattende Macht ihres eigenen Staates über alle übrige Staaten Griechenlands gehalten wurden. Es war kein Zuſammenhalt, weil kein Zwang da war, und durch ein paar Stöße warf das herrſchſüchtige Volk der Latiner an der Tiber die letzten Trümmer des weiland herrlichen griechiſchen Staatenvereins um. Der ſogenannte Bund der latiniſchen Römer mit den übrigen Völkern Italiens war faſt entſtanden, wie unſer eben untergegangener Rheinbund entſtand, und ward faſt eben ſo gebraucht. Die Römer hatten durch Liſt und Gewalt die meiſten Völker Süditaliens unter ſich gebracht, und nannten mit einem gelinderen Namen Bund, was eine drückende Abhängigkeit war, und erſt nach Jahrhunderten, als Roms Freiheit ſich ſchon zum Verfall neigte, banden dieſe unterworfenen Bundesvölker ſich mit demſelben zu Einem Staate zuſammen. Der niederländiſche Freiheitsbund iſt trotz der trefflichen Eigenſchaften ſeiner Bürger auch nur in Herrlichkeit beſtanden durch die großen Feldherren und Erbſtatthalter aus dem Hauſe Naſſau, mehr noch durch das Gedränge von auſſen, welches das loſe Verbundene zuſammenhielt, ja zuſammenzwang. Als der Druck von auſſen aufhörte, verſchwand auch die hohe Tugend der Bürger und der Statthalter, und ohne Kampf iſt dieſer einſt ſo kräftige kleine Staat in unſern Tagen durch Zwietracht zuſammengefallen. — Man könnte von dem Schweitzerbunde ſprechen und ihn als eine Widerlegung meines Satzes anführen. Iſt er — könnte man ſagen — vom vierzehnten Jahrhundert bis zum Jahr 1797 nicht unbezwungen beſtanden?

Ich leugne das nicht; aber durch einen wunderbaren Glücksſtern, deſſen ſich wenige Völker rühmen können, iſt über dieſen Bundesſtaat ſeit dem Herzoge Karl dem Kühnen von Burgund in 320 Jahren gar keine große Prüfung gekommen. Als aber die Prüfung vor achtzehen Jahren kam, wie leicht ſtürzte er zuſammen! und noch immer kann er ſeine zerriſſenen Glieder nicht wieder zuſammenleſen.

Nun ein teutſcher Bundesſtaat, und ohne einen Kaiſer? und der ſoll in Eintracht und Kraft zuſammenhalten? Das kann er nicht, und wird er nicht: nur Ein Mächtigſter, der zwingen kann, mag Viele zuſammenhalten. Wir haben im Vaterlande zwei ſehr mächtige Staaten, Oeſtreich und Preuſſen, und Viele haben gemeint, das übrige Teutſchland müſſe ihnen beiden untergeordnet und unter ihnen und um ſie ſo zuſammengeflochten werden, daß es auch zuſammenhielte. Dies war eben, weil man unter den beſtehenden Verhältniſſen nichts Beſſeres wußte, mehr eine Meinung und ein Vorſchlag der Noth, als der Einſicht und Ueberzeugung. Auf die Länge könnte auch das nicht halten; denn zwiſchen den beiden Mächtigſten müßte bald Neid und Argwohn, dann verborgener Hader, endlich offene Zwietracht entſtehen, und dieſe Zwietracht müßte mit ihren Plagen und Krämpfen auch durch das übrige Reich hinfahren. Es verlautet jetzt, man wolle neben den beiden Mächtigſten noch mehrere

Staaten Teutſchlands mächtig machen; es ſolle jeder dieſer Staaten in ſeinem Bereiche eine gewiſſe Abtheilung des Reiches zunächſt unter ſeinem Schirm und ſeiner Aufſicht halten; der ganze ſogenannte freie germaniſche Bund aber ohne Oberhaupt und Kaiſer ſolle durch die unſichtbare Majeſtät des allgemeinen Bundesgeſetzes, welche über ganz Teutſchland ſchwebe und leuchte, in Kraft und Gerechtigkeit beſchirmt und gehalten werden. O dieſe unſichtbaren Majeſtäten! wir wiſſen leider, wie wenig ſie vermögen, wenn ſie nicht von einer ſichtbaren Majeſtät geſtützt werden.

Wird, wie Viele meinen, das neue teutſche Weſen ungefähr auf dieſe Weiſe angeordnet, ſo wird es zuſammenhalten, ſolange es kann; aber wahrlich nicht lange. Wir aber, welche wünſchen, daß das Vaterland einmal aufhöre der Spott und das Spiel der Völker zu ſeyn, und daß es einſt wieder in vollem Glanze und in lebendiger Herrlichkeit da ſtehe, wollen uns in die unſichtbare Majeſtät immer die ſichtbare Majeſtät hineinſtellen, unſern künftigen Kaiſer oder König; wir wollen glauben und erklären und es allen Redlichen täglich zurufen: Der Stuhl unſerer Herrſchaft iſt ledig, wir warten deſſen, der da kommen und wieder auf ihm ſitzen ſoll.

Inhalt.

1. Bemerkungen über Teutſchlands Lage im November 1814. . . . . Seite 1
2. Die Schweitzer, Holländer und Elſaſſer. . 80
3. Ueber alte Zeit und neue Zeit. . . 111
4. Ein Wort über teutſche Volksſtämme. . 147
5. Iſt der Menſch ein ſchweigendes oder ein ſprechendes Thier? 160
6. Noch etwas über die Juden. . . . 180
7. Ueber Eroberung und Eroberer. . . . 202
8. Von einer Volkstracht, von Orden, und von andern Gegenſtänden der Meinung. . 226
9. Noch eine Vermahnung an die politiſchen teutſchen Philiſter. 257

3

Das Wort von 1814
und
# das Wort von 1815
über
# die Franzoſen

von

E. M. Arndt.

1815.

Das

Wort von 1814.

Da haben wir nun die ganze Beſcheerung! die Farze geendigt, wie ſie begonnen ward. Das ſind die unvergleichlichen, die unüberwindlichen Franzoſen, das iſt der einzige Napoleon. Und wir Teutſche wollen immer noch nicht inne werden, was wir ſind, oder vielmehr, was wir ſeyn ſollen? dachte ichs nicht, ſagte ichs nicht vorher? ſind die Elenden ſich nicht bis zum Schluſſe treu geblieben? ſind ſie ihres Namens nicht bis ans Ende würdig, ſind ſie ihnen ſelbſt nicht die gleichſten geblieben? Jetzt da die Verbündeten des Teufels Macht zerſchmettert haben, jetzt ſchneiden ſie wieder große Worte und hochtönende Sprüche auf von Freiheit, und Volk, und von galliſcher und franzöſiſcher Großherzigkeit und Hochſinnigkeit. Ja wenn nur ein einziger der neuen Reichen, welche die Plünderung Frankreichs und Europas genähret hat, ſich früher gerühret, ſich und ſein lukulliſches Vermögen auf das Spiel des Glücks geſetzt hätte, auch nur Einer von den vielen Hunderten — ſie ſollten erlöſt ſeyn. Aber woher käme dem geizigen und ſpitzbübiſchen Judenvolke ſolche Tugend? Der arme Napoleon, den man faſt bedauern möchte, wenn man dieſe betrachtet, wird als der große und feiſte Sündenbock für alle in die Wüſte gejagt, und dieſe befleckten, gierigen, räuberiſchen, ſich und alle Welt verkaufenden und verrathenden Verbrecher, dieſe Diebe und Räuber aller Länder — dieſe Senatoren und Marſchälle wollen jetzt unſchuldige und gerechte Männer heißen, und ſo viele ſchwarze Gräuel und Schanden vergeſſen machen, die ſie bei ihnen ſelbſt und bei uns begangen haben? Sie wollen ihre Titel und ihre Schätze, ihren Raub der Länder, ihre Schlöſſer und Häuſer aus dem Sturm retten, und alles mit Napoleons weitem Mantel zudecken. Es wird ihnen nicht gelingen. Gott hat bis hieher Gericht gehalten, er wird es ferner halten, und die Böſewichter ſtrafen.

Doch wie ſchlecht und verbrecheriſch dieſe ſind und was ſie in Frankreich treiben, kann uns gleich ſeyn. Die Franzoſen haben verdient, von ſolchen regiert zu werden. Die große Gerechtigkeit Gottes und auch die geſchichtliche Gerechtigkeit iſt erfüllt, und ſie wird ſich ferner erfüllen. Die übermächtigen Heere der Franzoſen ſind auf dem franzöſiſchen Boden vernichtet oder entwaffnet, vor Paris ward ihr letztes Geſchütz genommen, und nach einer gewonnenen Schlacht zogen die verbündeten Herrſcher in das ſündenvolle Babel ein: der Uebermuth hat den ſtolzen Nacken beugen müſſen, er wird nicht mehr von Wien, Berlin, Madrid und Moskau prahlen können. Für uns Deutſche iſt noch der Wunſch übrig, daß die Franzoſen außer Stand geſetzt werden, in den nächſten zehen Jahren zu ſchaden, damit wir Zeit haben, unſer zerfallenes Vaterland wieder aufzubauen. In Folgendem begehren wir nichts Unbilliges, ſondern nur das Gebührliche:

1) Wir nehmen wieder die alten Thore unſeres Reichs und unſerer Sprache; weiter als die Gränzen unſerer Sprache wollen wir nicht gehen. Dieſe Thore ſind Dünkerken, Lille, Luxemburg, Metz und Strasburg. Unſeres Landes Gränze läuft von Dünkerken auf Lille, von Lille auf Charlemont, von Charlemont auf Metz, von Metz auf Blamont, von Blamont auf Mümpelgard, von Mümpelgard auf die Rheinſpitze bei Baſel. Ohne dieſe Gränze haben wir gegen den ſtärkeren Nachbarſtaat keine Sicherheit; ſie iſt unſre alte Gränze, welche nur Hinterliſt und Treuloſigkeit uns entwandt hat.

2) Bis zur Abmachung der Angelegenheiten unſers Vaterlandes und des übrigen Europa beſetzen wir alle Feſtungen in Nordfrankreich, damit wir vor franzöſiſchem Truge ſicher ſeyn können. Für die vielen herrlichen teutſchen Feſtungen, die durch die franzöſiſchen Wüthriche am Rhein und in Schwaben jetzt in Trümmern liegen, werden zur billigen Ausgleichung den Franzoſen ein halbes Dutzend Gränzfeſtungen in die Luft geſprengt. Es thut ihnen wohl, daß ſie einmal wieder fuhlen, was es heißt, beſiegt zu ſeyn, zumal da ſie mehr durch Lüge und Verrath als durch ehrliche Waffen unſre Meiſter geworden.

Sagt man, dies erbittre ſie, ſo behaupte ich, ihre Eitelkeit iſt ſchon erbittert genug, und zu Freunden wollen und können wir das treuloſe Volk nicht haben. Daß ſie uns, ſobald ſie können, wieder beſchädigen, darauf müſſen wir gerüſtet ſeyn: ja es iſt gut, daß wir auf ihre Tücke und Bosheit immer gerüſtet ſind, damit uns nicht widerfahre, was wir dieſe letzten fünfundzwanzig Jahre durch ſie gelitten haben.

3) Die Franzoſen haben aus allen Ländern Europas über 1000 Millionen Reichsthaler klingender Münze geſtohlen, außer dem nicht klingenden Raube. Sie müſſen 250 Millionen Thaler Kriegsſchatzung bezahlen, welche die hohen Verbündeten unter ſich theilen. *) Wenn man jeden franzöſiſchen Marſchall zu **) 2 Millionen und jeden reichen Senator zu 1 Million Reichsthaler Beitrag anſetzt, ſo iſt das ſehr gnädig, und die glänzenden Verbrecher behalten von ihrem Raube noch immer genug. Es kann unmöglich der Wille der hohen Herrſcher ſeyn, daß durch Sicherheit der Schande das Verbrechen in Europa über alles Maaß wachſe. Gott hat ihnen durch

---

*) Dazu werden die 30 oder 35 Millionen Reichsthaler nicht gerechnet, die Preuſſen für Leiſtungen und Lieferungen vom Jahr 1812 her noch zu fordern hat; dieſe muß Frankreich noch beſonders bezahlen.

**) Hier wird der Grundſatz, daß der eine für den andern haften muß, in Anwendung gebracht; auf dieſe Weiſe werden die Reicheren die Aermeren ſchon mit übertragen können.

den Sieg die Macht gegeben und die Pflicht aufgelegt, wenigſtens in einem kleinen Beiſpiel von Strenge zu zeigen, welche Menſchen mit Napoleon; ja ſchon vor Napoleon die gräulichen und verworfenen Zeichen der Zeit geweſen ſind.

4) Die Franzoſen müſſen die Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie aus allen Ländern entführt und geſtohlen haben, auf ihre Koſten jedes wieder an ſeinen Ort liefern.

Alles dies iſt eben ſo gerecht als nothwendig, und dies werden diejenigen thun, welche die Entſcheidung des Augenblicks und das Schickſal der Zukunft in den Händen haben; ſie werden ſich durch gleißende Worte und heuchleriſche Gelübde von denen nicht bethören laſſen, über welche Millionen unſchuldiger Menſchen in ganz Europa länger als zwanzig Jahre Wehe geſchrieen haben, und über welche unſere Kinder und Enkel noch Wehe ſchreien werden, wenn man ihnen die Macht läßt, zu ſchaden; ſie werden nicht glauben, daß in demſelben Augenblick, in welchem Napoleon Bonaparte von der Bühne heruntergetrieben iſt, kriechende und wedelnde Hunde aufrechte und ſtolze Löwen, ſchwarze Verbrecher weiße Tugendhelden, Ungeheuer plötzlich Menſchen geworden ſind; ſie werden die Ränke und Tücken fürchten, deren unſichtbare Netze noch über alle Länder ausgebreitet ſind; ſie werden im Uebermaaß von Güte und Großmuth nicht vergeſſen, daß dieſe bleiben, welche ſie ſind, daß Franzoſen Franzoſen bleiben. Wenn du die Natter fängſt, du brichſt ihr den Giftzahn aus, damit ſie künftig nicht beißen kann: das iſt das Einzigſichre.

Ich ſage es, der alte Haſſer, der heiße Menſch, an welchem viele ſchelten, daß er unchriſtlichen Haß predige und ihn verewigen wolle. Ich hätte zweifelhaft werden können, ob ich nicht zu heiß brenne, wenn ich an der Oder und Weichſel und Elbe die Dinge mehr nur aus der Ferne geſehen und gehört hätte — e ich hatte auch dort von dem ſchändlichen Volke Schändliches und Scheußliches genug geſehen und gehört — am Rhein, hier der galliſchen Luft, ja der galliſchen Peſt näher, hier, wo alle Zungen jetzt wieder die Gräuel und Bübereien der filzigen und gemuthloſen Gauner, die wir Franzoſen nennen, ſprechen dürfen, hier höre, fühle, und begreife ich, daß man die Abſcheulichen nicht genug haſſen und verabſcheuen kann, daß ein redlicher Teutſcher ſie haſſen und verabſcheuen muß, wenn er nicht ganz vergeſſen will, was er werth iſt. Seit zwei Jahrhunderten, ja länger als zwei Jahrhunderte, was haben die hinterliſtigen Belauerer teutſcher Ehre und Macht nicht gegen uns verbrochen? und wir wollten es wieder auf die lange Geduldliſte ſchreiben und zu unſern andern breiten Akten legen? Nein nicht mehr! Den Kindern muß es gelehrt werden und den Kindeskindern gepredigt, damit ſie des Haſſes und der Feindſchaft gedenken und damit ihnen ihre Tugend und Freiheit, die in unſern Tagen faſt klein werden wollten, von den bübiſchen Nachbarn nicht weggegaukelt und weggeſtohlen werden. Hier muß man leben, hier die rheiniſchen Lande muß man durchwandeln, den unſterblich zum Haß und Abſcheu mahnenden Schauplatz galliſcher Tücke; hier den zertrümmerten Ehrenbreitſtein, die Feſten Philippsburg und Breiſach, und die Trümmer und den Schutt ſo vieler andern zerſtörten Feſten, Städte, und Herrlichkeiten muß man ſehen, damit das kalte teutſche Froſchblut in ſiedender Gluth aufſprudle; hier erinnert die mahnende Geſchichte an die Mordbrennereien und Räubereien Ludwigs des Vierzehnten und wie viele uralte Städte durch jenen ſchändlichen König von Frankreich kaum noch ein Denkmal ihres Alterthums haben; hier erinnert ſie an die raſenden Revolutionswüthriche, die von Freiheit läuteten und nach Geld dürſteten; hier zeigt ſie, welche Denkmäler teutſcher Herrlichkeit auch durch ſie in Wuſt und Staub liegen, und nimmer wieder im alten Glanze aufſtehen werden; hier erinnert ſie an die Freiheitsklubs, an die Ausleerungskommiſſionen, endlich an die tauſend Titel, Kniffe, und Hinterliſten, wodurch das gierigſte und füchſiſcheſte aller Völker teutſche Art auszurotten und teutſches Geld und Silber franzöſiſch zu machen verſtand. Was gaukelten und gelobten die Freiheitsklubs nicht und wie viele heiße Köpfe und Herzen bezauberten und behexten ſie anfangs! wie viele unglückliche Raſende machten ſie in manchen teutſchen Städten! Aber wie bald ſahen die

Betrogenen, daß das nichtswürdige Volk, welches ſich ſo heiß gebärdete, auch hier wußte, was es wollte, (teutſches Land und teutſches Geld), und daß es die Freiheit und das Glück, wovon es ſo hell poſaunte, weder bringen konnte noch bringen wollte.

Ausleerungskommiſſionen (Comités d'évacuation), die man Diebskommiſſionen überſetzen ſollte, zogen allenthalben ein mit den republikaniſchen Heeren und den republikaniſchen Verwaltern der Lande, und ſchleppten alles, was irgendwo köſtlich und ehrwürdig war, nach Frankreich; ja die ſchändliche Geldgier, der wüthendſte und angebohrenſte Trieb dieſes Volkes, verdarb viele herrliche Geräthe und Denkmäler, die von ihrem Orte nicht wohl gelöſt und weggeführt werden konnten, oder die überhaupt an ihrem Orte nur einen Werth hatten. Beiläufig geſagt, eine Sammlung von Geſchichten und Anekdoten, welche die erfinderiſche und lausknickerige Habſucht der Franzoſen ſchilderten, wäre eins der wünſchenswertheſten und dem teutſchen Volke nützlichſten Bücher. Man muß die Nichtswürdigkeit und Verächtlichkeit an denen zeigen, von welchen man wünſcht, daß die unſrigen ſie verachten und anſehen ſollen als das, was ſie ſind.

Bei der Erinnerung an die groſſen Verbrechen der Franzoſen gegen unſer Volk will ich der ſcheußlichſten Einkerkerungen und Hinrichtungen teutſcher Menſchen gar nicht einmal gedenken; von den jüdiſchen Kniffen und Pfiffen, womit das Judenvolk uns zu verderben und unſer Heiligſtes zu untergraben ſuchte, führe ich blos einige der erſten beſten Belege an:

Damit ſie in den abgeriſſenen teutſchen Landſchaften die Einwohner bänden und Geißeln der Treue hätten, mußten die meiſten Beamten auf ihr Amt große Vorſchüſſe leiſten, die ihnen vom kaiſerlichen Schatz verzinſt wurden. Dadurch haben ſie ſich eines ungeheuren Kapitals bemächtigt, das beim Friedensſchluſſe von ihnen wiedergefordert werden muß.

Vermögenden Eltern nahmen ſie ihre Söhne ohne Umſtände, und entführten ſie nach Frankreich in ihre Mammeluckenſchulen, wo jene die, welche zu zierlichen Sklaven erzogen werden ſollten, auf ihre Koſten unterhalten mußten. Dies geſchah häufig auch Eltern von mittelmäßigen Umſtänden, welche durch die Koſtgelder oft in die äußerſte Verlegenheit gebracht wurden.

Sie hatten auch einen Anſchlag auf die weibliche teutſche Jugend gemacht, der wirklich teufliſch genannt werden kann, und deſſen Ausführung nur der zu geſchwinde Strom der jüngſten Weltbegebenheiten gehindert hat. In alle Kreiſe und Bezirke der teutſchen Zunge ergingen Befehle, Liſten einzuſchicken über die mannbaren teutſchen Jungfrauen, welche durch Vermögen, Schönheit, und Anmuth glänzten. Dieſe ſollten nach Frankreich abgeführt und an Franzoſen vergeben werden. Hätte dies ausgeführt werden können, wie bald wäre dieſſeits des Rheins die edle teutſche Art verbaſtardet werden! Nicht wahr, ihr liebenswürdigen und menſchlichen Herren Franzoſen, dies alles, und was dieſem gleicht, hat allein der abſcheuliche und verbrecheriſche Napoleon ausgeheckt? Die Menſchen, die hier wohnen, muß man hören, ja ſie ſehen, damit die ganze ſchändliche Schande, der ganze volle Gräuel der Verwüſtung, die uns von ihnen droheten und noch drohen, recht empfunden werden. Dies hier hangt nicht an Napoleon noch an ſeinen raſenden Planen der Herrſchſucht; dies hangt an franzöſiſchem Geitz und an franzöſiſcher Treuloſigkeit; dies hat nicht Napoleon erfunden noch ausgebrütet, dies haben jene Senatoren, Marſchälle, Intendanten, und Präfekten entworfen und gezettelt, die ſich nun die unſchuldigen von dem Korſen verführten und gemisbrauchten Männer nennen; dies und Aehnliches haben Franzoſen vor Napoleon gegen Teutſche gefrevelt, dies werden ſie nach ihm freveln. So ſind die Franzoſen, ſo werden ſie immer ſeyn, ſo werden ſie dem Glück und der Ehre ihrer Nachbarn immer nachſtellen; ſo grauſam als leichtfertig, ſo tigeriſch als äffiſch *), ſo habſüchtig als knechtiſch, ſo liederlich

---

*) Affentiger hat ein Mann dies Volk genannt, der es kannte, und der ſich im Anfange ihrer Umwälzung getäuſcht hatte, ſie können vielleicht doch etwas Gutes und Menſchliches machen. Er war ein Italiäner und hieß Alfieri.

als treulos, ſo gleißend als tückiſch — wo hat das nichtswürdige Volk nur Eine gewiſſe Tugend, die es von ſeinen Laſtern erlöſe? denn auch ſein Gutes ruht auf windiger Eitelkeit und auf Geſchrei von einer Ehre, die von teutſchen Menſchen nicht Ehre genannt werden darf. — O hier am heiligen Rhein, an dem durch die Fußtritte und das Geſchnatter der prahleriſchen Gaukler und durch ihre Grauſamkeiten und Treuloſigkeiten ſo oft entweihten Rhein, hier, wenn man hier ſieht und hört, was man ſehen und hören muß, dann ſteigen die Sünden und Verbrechen der Vergangenheit und Gegenwart als ſchwere und fürchterliche Ankläger gegen ſie auf; dann ſchreien die zerriſſenen Wunden unſerer Feſten, die Schutthaufen und Aſchenhaufen unſrer Städte und Dörfer die Blutrache über ſie, wie weiland die Leichname der Erſchlagenen wieder bluteten, wann der Mörder in ihre Nähe kam; dann erwachen alle Morde und Gräuel und Entehrungen, die gegen Menſchen unſrer Sprache von ihnen verübt ſind; und mit dem heiligen und gerechten Zorn erheben ſich die Sorgen für die Zukunft des teutſchen Vaterlandes und Volkes, und mahnen zur Rache und Strafe, und predigen Haß.

Elende und flache Tadler, die immer aus dem Gefühl ihrer eignen Erbärmlichkeit und Perſönlichkeit ſprechen, deuten und drehen alles gern perſönlich, auch was jemand im Namen des Allgemeinen ſchreibt oder redet. Sie ſtellen z. B. mich Armſeligen, oder ſich Armſelige, oder irgend eine Klaſſe, die zu uns gehört, gern voran, und fällen darnach ein Urtheil des Lobes oder des Tadels. Niemand fühlt gewiß mehr als ich, wie wenig jeder einzelne Menſch, auch der beſte, bedeutet; aber in dem Gefühl, womit ich liebe und haſſe, kann nicht in Anſchlag kommen, ob ich ein Schuft oder Ehrenmann bin, oder was ich und eine gewiſſe Klaſſe Menſchen in Vergleich mit unſern verruchten wälſchen Nachbarn werth ſind, ſondern nur was Volk gegen Volk gehalten werth ſind. Ich haſſe im Namen meines Volkes und im Recht dieſes Volkes, und ich thue darin beide Gottes und meines Herzens Willen: denn es iſt Gottes Gebot und des Herzens Gebot, daß das Vortreffliche nicht von dem Elendigen und das Heilige nicht von dem Schändlichen befleckt und entehrt werden ſoll.

Der vortreffliche teutſche Kaiſer Maximilianus der Erſte weiland, deſſen Heldenſchatten ich wieder auf die Erde herabrufen möchte, damit das teutſche Vaterland einen Schirmer und Fürſprecher hätte, hat zu ſeiner Zeit geſagt: der Kaiſer von Teutſchland herrſche über Könige, der König von England über freie Männer, der König von Frankreich aber herrſche über gehorſame Knechte. O herrlicher alter Kaiſer, ritterlicher Max, was würdeſt du ſagen, wenn du von den geſtirnten Höhen zu unſrer blutigen Verwirrung herabſtiegeſt, und deine Teutſchen ſäheſt, und die Könige und Fürſten ſäheſt und das Volk? — Doch hat der Kaiſer ein großes und wahres Wort geſagt. Zwar ſind wir kein Volk von Königen mehr, aber wenn wir uns mit jenen vergleichen, welche er ihres Königs gehorſame und auf den leiſeſten Wink bereite Knechte nannte, ſo mögen wir uns wohl Könige dünken. Ich meine hier nicht die Klaſſe von Teutſchen, zu welcher ich gerechnet werde — da mögte es wohl ſchlecht um das teutſche Königthum und um ſeine Majeſtät ſtehen; da, bei den ſogenannten Gebildeten iſt die markige Kraft verwittert und die großen Züge ſind ausgelöſcht; da rühmen wir uns, daß wir kein Volk ſind und kein Volk darſtellen, daß wir keinem Lande anzugehören ſcheinen; wir nennen uns wohlgefällig Kosmopoliten, wir prahlen damit, daß wir gleichgültig ſind, daß wir, wie die Götter Epikurs, alle Dinge gleichgültig betrachten und behandeln können; wir rühmen uns, daß wir weder lieben noch haſſen können; wir rühmen uns, daß wir keine Menſchen mehr ſind. Nicht von mir und von meines Gleichen ſpreche ich, wenn ich von meinem Volke rede, auch nicht von Reichsfreiherren, Reichsgrafen und Reichsfürſten, ſondern von dem teutſchen Bürger und Bauer ſpreche ich, von dem ächten und feſten Stamm der teutſchen Herrlichkeit. Da, bei dieſen, in dieſer Menge, welche der vornehme und gebildete Pöbel ſo gern Pöbel nennt, da wandelt bis dieſen Tag eine Kraft, ein Geiſt, und eine Geſinnung rund, vor welcher ich auch ſchon verdorbener und verbildeter Menſch in Demuth die Kniee beugen muß; da, wo durch

Laſter des Leibes und durch Verſchmeichelung und Verweichlichung des Gemüthes die Ausartung langſamer ſchreitet, als bei uns andern, iſt auch jetzt noch die Stärke, die Mannheit, die Tapferkeit, die Redlichkeit, die Frömmigkeit, die Ehrbarkeit, und die Freundlichkeit nicht ganz ausgeſtorben, wovon die alten Geſchichten klanzen, wann ſie von dem teutſchen Volke ſprachen, und wovon die neuen Geſchichten lange verſtummt ſind, weil ſie von dem Volke nichts mehr zu ſprechen wußten. Wenn ich, was in dieſem Volke noch lebendig lebt, und was nur eines beſeelenden Hauches bedarf, damit es aus den Aſchen, die es bedecken, zu lichten Flammen aufgeblaſen werde, mit dem vergleiche, was ich ſammeln kann, wann ich aus dem franzöſiſchen Volke das Beſte zuſammenleſe und auf das möglichſte erhebe, ſo iſt das teutſche Volk heute noch ein Volk von Königen in Vergleichung mit jenem. Und weil es mich verdrießt, daß gebohrne Könige gebohrnen Knechten unterthan ſeyn ſollen, ſo empöre ich mich gegen alle Lobpreiſer und Helfer und Diebshehler der franzöſiſchen Herrſchaft und Herrlichkeit, und rufe laut und offen vor aller Welt meinen Haß aus über alles und über alle, welche teutſche Art, Kunſt und Tugend mit dem galliſchen Winde, der wälſchen Leichtfertigkeit und Flachheit, und der franzöſiſchen Jämmerlichkeit und Armſeligkeit vertauſchen wollen.

Beiſpiele erläutern beſſer, als Worte können. Geh in das Haus des erſten beſten Bürgers und Bauers in Franken und Weſtfalen, und ſieh dich um; was ſiehſt du? Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß und Zucht. Geh in das Haus des erſten Bürgers und Bauers in Frankreich, und ſieh dich um; was ſiehſt du? Schmutz, Armuth, Faulheit, Leichtfertigkeit. Dies iſt ſogleich wie abgeſchnitten an den Gränzen: ſo wie man das erſte franzöſiſche Dorf in Lothringen, Champagne und Artois betritt, ſagen Schmutz, Bettelei und Liederlichkeit einem, wo man iſt. Geſchieht dies am grünen Holz, was ſoll am dürren werden? erſcheint dies am Aeußerlichen, wie wird es um das Innerliche ſtehen? Es ließen ſich die Vergleichungslinien bis in das Unendliche fortführen, und die Teutſchen würden immer dabei gewinnen; denn wenn man der franzöſiſchen Nichtigkeit den gleiſſenden Schein abſtreift, was bleibt übrig?

Die Franzoſen haben uns bloß deswegen etwas aufgebunden und binden uns noch alle Tage etwas auf, weil wir ſo unglücklich geweſen ſind, daß wir uns ſeit Jahrhunderten nicht mehr als Volk gefuhlt haben. Das iſt eine ihrer guten und löblichen Eigenſchaften, daß ſie zuſammenhalten, ja daß ſie feſt wie Kletten in einander geklettet hangen. Das iſt unſer größtes und verderblichſtes Laſter, daß wir uns ſelbſt nicht lieben und achten. Als Volk, als Maſſe ſind ſie etwas Wirkliches, etwas

Gewaltiges, und, in wiefern die Macht immer einen großen Eindruck machen muß, zuweilen ſogar etwas Achtbares. Da wir Teutſche kein Volk mehr ſind, da wir kein gemeinſames Vaterland mehr haben, ſondern erwarten, daß wir wieder ein Volk werden und ein Vaterland bekommen ſollen, ſo können wir als Volk ihnen gegenüber mit der Macht uns nicht meſſen. Wollen wir uns alſo mit unſern Eigenſchaften und Tugenden gegen ſie meſſen, ſo müſſen wir ſie einzeln gegen uns ſtellen; und wenn wir das thun, ſo ſind und bleiben wir die Gewinner. Denn in der Regel, was iſt der einzelne Franzoſe gegen dem treuen, tüchtigen, einfältigen, und mannlichen Teutſchen? Ein leeres, hohles, puppiges, geſtaltloſes, und gehaltloſes Nichts, ohne Kraft, Bedeutung und Karakter, ein zierlicher Lakei, ein gebückter Knecht, ein ausgeputzter Affe, ein kniffiger und pfiffiger Jude *) mit der kleinlichen halb lüſternen und halb verſchämten Schelmenmiene, ein armſeliger und kümmerlicher Wicht, der nicht einmal ſo viel Gemüthsſtärke hat, daß er ſeine Sünden tragen kann, ſondern immer ſo auftreten muß, daß erſcheint, er ſey der Schwere ſeines Gewiſſens nicht gewachſen. Weil er ein eitler Geck iſt und weil ſeine Sünden ihn immer drücken, deswegen iſt er

---

*) Einer meiner Freunde nennt die Franzoſen ſehr richtig verfeinerte ſchlechte Juden, eine Vergleichung, worüber ſich die armen Juden noch beſchweren können.

einzeln nichts, deswegen iſt er als Menſch nichts, deswegen iſt er das ſich unaufhörlich herumtreibende Geſellſchaftsthier, deswegen entflieht er ihm ſelbſt und ſucht ſich in der ſtrudelnden und wogenden Menge zu verlieren, wo er andern ſeine Affenſprünge und Bocksgramantzen vormacht und ſich verwirrt und betaubt, damit er ſich des eigenen ſchlechten Daſeynsgefühls nicht bewußt werde.

Ein ſolches nichtiges, leichtfertiges, treuloſes und unredliches Volk haſſe ich als teutſcher Menſch aus tiefſter Seele, wenn es ſich herausnimmt beſſer zu ſeyn als ich; wenn es ſich wohl gar anmaßt von Natur wegen mein Herr zu ſeyn; wenn es mit planmäßiger Hinterliſt dahin arbeitet, meine Art, Sprache, Sitte und Tugend zu vertilgen und ſeine Elendigkeiten und Erbärmlichkeiten mir dafür aufzudringen und einzuimpfen. Ich haſſe alle Franzoſen ohne Unterſchied im Namen Gottes und im Namen meines Volks, denn ich habe noch keinen gekannt, der meines Volkes Vortrefflichkeit und Würdigkeit anerkannt und verehrt hätte. Ich lehre dieſen Haß meinem Sohn, ich lehre ihn den Söhnen meines Volks, denn mir kann nimmer gefallen, daß ſie Diener oder Affen von ſolchen ſeyen, deren Antlitz und Gebärde nicht zur Hoheit geſtellt iſt. Dahin werde ich arbeiten mein Lebelang, daß die Verachtung und der Haß dieſes Volkes in den teutſchen Bruſten die tiefſten Wurzeln ſchlagen, daß die teutſchen Männer erkennen, wer ſie ſind gegen jenen, daß ſie ſich von denen nicht befehlen oder etwas aufbinden laſſen, die am zierlichſten doch immer nur auftreten wie vornehme Kammerdiener, wie Haarkräusler mit dem Puderbeutel in der Hand und der Salbenbüchſe unter dem Arm, wie Köche, welche ein Huhn abwürgen wollen, oder wie windige Künſtler und künſtliche Windmacher, welche Rauch aus den Kaminen zu vertreiben kommen.

Wir haben noch kein ganzes Volk, wir haben auch kein ganzes Vaterland, wir ſuchen beide, und müſſen ſie ſuchen; und wenn wir da unſre Pflicht nicht thun, ſo werden unſre Kinder und Kindeskinder uns mit Recht verfluchen als die Faulen und Unwürdigen. Das Volk und das Land, die wir ſuchen, werden nicht allein durch die Waffen erobert — ſo weit wir der Waffen bedurften, hat Gott uns Sieg verliehen — nicht mit eiſernen Waffen und kräftigen Fäuſten ſind ſie allein eroberlich, ſondern mit Waffen des Geiſtes, mit Liebe, mit Stolz, mit Haß, mit Brüderlichkeit, mit Eintracht. Ich weiſe hier nur auf Einiges hin, was noth iſt und wodurch die Seele und das Herz auch des Schwächſten und Wehrloſeſten jeden Tag für das Vaterland in heiligen Streit ausziehen kann.

Wir lehren unſern Kindern Liebe zu allem Teutſchen und Haß gegen alles Franzöſiſche, und flößen ihnen dieſes Unterpfand künftiger teutſcher Freiheit und Herrlichkeit von den zarteſten Jahren ein. Nur in dieſem Haſſe, den die Wälſchen tauſendfältig um uns verdient haben, kann das Teutſche recht geſehen werden als in ſeinem Gegenſchein: wir können uns nur darin erblicken, wie wir ſind und ſeyn ſollten; nur an dieſem Haſſe als an einer unerſchütterlichen Mauer kann ſich der teutſche Stolz zu der Würde und Großheit erheben, welche das Jämmerliche und Kleinliche aus uns vertilgen, wodurch wir in dieſen Tagen faſt die Knechte der Fremden geworden wären; nur durch den Thatenreitz, den dieſer Haß der Franzoſen uns giebt, kann die vergeſſene teutſche Tugend erweckt; kann das zu lange zerriſſene Bruderband aller Teutſchen wieder feſt geknüpft werden: der Name Teutſcher, der ſeit zwanzig Jahren faſt der Spott der Völker war, kann wieder ein Ruhm und eine Ehre werden.

Wir verachten unerbittlich alles Verächtliche und treten alles Gleichgültige und Unteutſche in den Staub; wir kräftigen uns und alle Beſſere zu dem edlen Zorn und zu der hohen Geſinnung, daß alles Unteutſche und Unächte unter uns erſcheinen muß, was es iſt, nämlich ſchändlich und ehrlos. Dieſe Verachtung fällt gleich ſchwer auf den Fürſten und auf den Knecht, der kein Volk und Vaterland erkennen will. Vor allen aber ſchlägt dieſer edle Zorn jene nichtswürdigen und feilen Buben, die in den letzten zehen Jahren als Miniſter, Beamte, Lehrer, und Schriftſteller für die ſchändlichen Walſchen gearbeitet, gelogen, getrogen, und das Teutſche verkauft und verrathen haben. So ſchneidend muß das

Schwerdt der teutſchen Meinung werden und ſo gewaltige Streiche muß es führen, daß dieſe Buben nie erſcheinen dürfen, wo teutſche Männer zuſammenkommen, ſondern daß ſie durch das Urtheil des Volks und das Urtheil ihres Gewiſſens zur ſchimpflichen Einſamkeit der Käuze verdammt ſind. Verflucht ſey hinfort in unſern Marken jene gutmüthige Mittelmäßigkeit und Schlaffheit, welche Unflath und Sauberkeit, Tugend und Laſter, Ehre und Schande ungeſtraft neben einander in Geſellſchaft ſeyn läßt. Das ſey die Strafe der Dalberge, der Benzel Sternaue, der Aretine, der Malchus, der Wolfradte, der Normanne*), und anderer Verächter, Schänder, und Verräther ihres Vaterlandes, daß ſie ausgeziſcht, ja angeſpieen werden, wann ſie unter teutſchen Männern zu erſcheinen ſich erfrechen; dies ſey der furchtbare Galgen der Meinung, von welchem keine Gnade und kein Befehl auch des mächtigſten Herrſchers das ſchwarze Verbrechen je herabnehmen kann: daran muß es hangen bis es verfault; dies ſey das heilige und fürchterliche Volksgericht, das freie Männer ſich nicht nehmen laſſen dürfen, damit zwiſchen dem

---

*) Dieſer Wirtembergiſche General übernahm für den vortrefflichen Herzog von Padua Arrighi die Ausführung der bekannten Schandthat bei Leipzig, nämlich den bübiſchen Ueberfall und die Niederſäbelung und Einfangung einer Abtheilung der Königlichpreuſſiſchen Freiſchaar des Majors Lützow während des Waffenſtillſtandes im Sommer 1813.

Guten und den Böſen eine Scheide befeſtigt werde, denn das hündiſche und gebrandmalte Gezücht will ſich mit ſchlangiſcher Liſt und ſchweiniſcher Unverſchämtheit immer wieder einſchleichen und einſchmeicheln: wie viele haben wir ſeit der Leipziger Schlacht ſich wieder als Vaterlandsfreunde gebarden ſehen, die doch Erzſchufte und Erzſchelme ſind und bleiben!

Wir erziehen und bilden unſere Söhne und Töchter wieder teutſch, wir lehren ſie wieder die teutſche Sprache als ihr höchſtes und unverletzlichſtes Heiligthum achten und ehren. Das hat uns am meiſten ohnmächtig, elend, und karakterlos gemacht, daß wir unſere herrliche Mutterſprache verkannten, ja verachteten, daß wir mit fremden Sprachen, am meiſten mit der eitelſten, armſeligſten, und verführiſcheſten aller fremden Sprachen, mit der franzöſiſchen, eine ſchnöde Buhlerei trieben. Wir verbannen und verdammen von nun an das Plappern fremder Sprachen in unſern Geſellſchaften; am wenigſten aber dulden wir, daß franzöſiſch geſchnattert werde. Ehrenwerthen Frauen und züchtigen Jungfrauen wird es künftig für eine Makel, ja für eine Schande gerechnet, wenn ſie dieſe Sprache ſprechen. Aeltern, die ihren Töchtern das Franzöſiſche lehren, werden geachtet, als wollen ſie ſie verbuhlt und unzüchtig machen, wie die meiſten Franzöſinnen ſind; denn in den meiſten franzöſiſchen Büchern iſt das feinſte und teufliſcheſte Gift für die Sitten ausgeſäet, und in der ziſchelnden und flüſternden und gurgelnden Schlangenſprache ſelbſt liegt ſchon das Schlüpfrige, Gleiſſende, Verführiſche und Sündliche, wodurch teutſche Herzen auch unwillkührlich zur Eitelkeit, Lügenhaftigkeit, und Gleißnerei hingezogen werden. Reich genug iſt unſere Sprache, holdſelig und lieblich genug ſind die Geiſter, die ſich in ihren unſterblichen Werken bewegen, unergründlich und lockend genug iſt der Tiefſinn und der Hochſinn des teutſchen Gemüthes, das darin wandelt: ſo daß unſere Frauen, die doch für den Jahrmarkt und für Schiffahrten und Poſtwagen nicht beſtimmt ſind, ſatte Glückſeligkeit und Freude und Tugend daraus ſchöpfen können. Auch mögte es wohl gut ſeyn, daß die thörigte Einbildung und Jagd auf das bunte Ding, was ſie mit einem vornehmen Namen jetzt weibliche Bildung zu nennen pflegen, einmal aufhörte. Wollen aber unſere Frauen – da wir einmal ein viellernendes Volk ſind — durchaus etwas Fremdes lernen, ſo mögen ſie ſich die luſtigen Pforten zu den hiſpaniſchen, italiſchen, engliſchen Blumenfluren öffnen, wo ſelbſt was üppig und ſchlüpfrig iſt, von dem höheren Genius, der in ihrer Poeſie lebt, in den himmliſchen Sonnenſchein des Ideals emporgehoben wird, da hingegen der nüchterne, arme, und unpoetiſche Franzoſe immer in dem Gemeinen hangen bleibt. — Iſt es nicht eine Schande vor Göttern und Menſchen, daß ſo wenige teutſche Menſchen ſich fleißigen ihre heilige Mutterſprache richtig zu ſprechen und zu ſchreiben? iſt es nicht eine Schande, daß man noch jetzt, wo zwanzig Jahre des gräulichſten Truges und der blutigſten Grauſamkeit uns den Abſcheu alles Wälſchen hätten lehren ſollen, daß man noch jetzt in eine teutſche Stadt, ja in ein teutſches Städtchen kaum den Fuß ſetzen kann, ohne daß man teutſchgebohrne Menſchen franzöſiſch plappern höre? iſt es nicht eine Schande, daß, ſobald nur ein Franzoſe, vielleicht der dummſte und unbedeutendſte Laffe, in eine teutſche Geſellſchaft tritt, ſogleich alle anweſende Teutſche, als ſey ein höheres Weſen in ihren Kreis getreten, anfangen um die Wette franzöſiſch zu ſtammeln? Dieſer Unfug muß aufhören, und ſtrenger Ernſt und Zorn der Männer muß ſtrafen, die ſich ſolcher Thorheit noch unterfangen und ſich ſolches Frevels gegen teutſche Ehre erfrechen. O wir Glückliche und Starke, wenn wir dieſes unſer ſchlimmſtes Verderben erſt ausgetilgt haben! Dann werden wir wieder teutſch empfinden und handeln. O wie glücklich, wenn unſer Land den Franzoſen erſt ein unausſtehliches Land, wenn unſer Volk ihnen erſt ein ſtolzes Volk daucht, wenn drei Viertel der wälſchen Tanzmeiſter, Sprachmeiſter und Kammerzofen, welche Spione gegen unſere Freiheit und die Peſt unſerer Tugend ſind, wieder über den Jura und die Ardennen in ihre Heimath geſchickt werden!

Wir teutſche Männer haben durch die furchtbare Feuerprobe der Zeit, wodurch wir gegangen ſind, genug gelernt, daß bei der empfindelnden Tugend und der weibelnden und ſüßelnden Glückſeligkeit der Kotzebue' und Lafontaine mit Weibern und Kindern hinter dem Ofen nichts herauskömmt, daß wir im Leben wagen und wetten müſſen, daß wir den Preis der Mannlichkeit im Schweiße unſers Angeſichts auf der ſtaubigen und mühevollen Rennbahn erringen müſſen. Darum müſſen ſich die Kräftigen und Freien zu teutſchem Thun und Wirken feſt verbinden, und raſtlos auf das große Ziel hinſtreben, wieder ein glorreiches teutſches Vaterland und ein mächtiges teutſches Volk zu erſchaffen und den fremden Tand und die wälſche Leichtfertigkeit und Albernheit auszurotten. Wir ſind durch die Waffen von dem erſten, brennendſten Uebel befreit; aber viele Schäden ſind noch übrig, und die rechte feſte und bleibende Freiheit iſt erſt in den nächſten zehen und zwanzig Jahren zu erobern und durch Erziehung und Lehre, durch Beiſpiel und That in unſern Söhnen und Töchtern zu begründen und zu erſchaffen.

Wir haben bei uns ſo viele Verbindungen und Geſellſchaften geſehen, und ſehen ſie noch bei uns, öffentliche und geheime, die mit mancherlei Namen genannt werden und genannt wurden: Freimaurer, Illuminaten, Roſenkränzler, Klubbiſten, Aſſembleiſten, Reſſourciſten, Muſeiſten, Caſiniſten, die ſchon in ihren Namen faſt alle auf fremde Zeichen und Zwecke hinweiſen: ſie ſind für Gaukeleien und Spielereien der Eitelkeit und Schwärmerei, ſie ſind für Schmäuſe und Trinkgelage, für Kartenſpiel und

Kegelſchub, für Bälle und Leſerei geſtiftet; wir wollen einmal eine Verbindung für das Vaterland ſtiften, eine teutſche Geſellſchaft, *) die keine andere Weihen, Gelübde, und Geheimniſſe hat, als die teutſche Liebe und Treue, und deren Art und Leben alle Augen ſehen und alle Ohren hören dürfen. Unſers Volkes fröhlicher Muth und ſein Trieb zu ſolchen Geſellungen und Einigungen oder Innungen iſt uralt: der Teutſche will ſich in allem innen, er will ſein ganzes Weſen in alles hineinlegen, er iſt ein inniger und innungsluſtiger Menſch: ſo der teutſche Bürger, der Bauer, der Student, der Soldat. Bei'm herzigen Trunke, bei Meth und Wein hielten unſere Urväter und Väter Rath, ſie hatten tauſendfältige Geſellſchaften, Kalande, Innungen, Trinkſtuben, Zunftſtuben, Häuſer Limpurg und Frauenſtein, wo mitten in der Freude über die wichtigſten Dinge berathen und beſchloſſen ward. Solche Einigungen, ächte Einigungen teutſcher Herzen und Grundſätze, wollen wir machen.

Dieſe teutſche Geſellſchaft oder vielmehr dieſe teutſche Geſellſchaften bilden ſich über ganz Teutſchland. Ihr Zweck iſt Erhaltung und Belebung teut-

---

*) Dieſe Idee iſt von einem biedern Kurſachſen in mir erweckt und geſtärkt worden, einem der wackerſten und ächteſten Männer, die das Vaterland hat, deſſen Namen zu nennen mir die Beſcheidenheit verbietet. Lieſt er dieſe Worte, ſo wünſche ich nur, daß er ſeine Gedanken darin wiederfinden möge.

ſcher Art und teutſchen Sinnes, Erweckung teutſcher Kraft und Zucht, und Erneuung der alten und jungen Erinnerungen, die unſere Geſchichte verherrlichen. Denn die teutſche Geſchichte, die faſt Niemand mehr kennt und fühlt, muß wieder lebendig in das Leben hineingeſprochen und hineingelebt werden.

Dieſe teutſche Geſellſchaften vereinigen ſich in allen größeren Städten des Vaterlandes, wo ſich eine hinreichende Zahl gebildeter Männer findet, damit die Menge belebt und befeuert werden kann.

In ihre heilige Gemeinſchaft wird von dem Bürger und Bauer an bis zum Fürſten und Grafen hinauf jeder teutſche Mann aufgenommen, der einen unbeſcholtenen Ruf hat.

Die einzige Sprache, die in ihnen geſprochen werden darf, iſt die teutſche Sprache: denn auch dahin zielen ſie vorzüglich, daß die unmittelbare Kraft des Lebens und die große Gewalt der Seele lebendig werde, daß die Menſchen aus Schreibern Redner und aus Träumern Thäter werden: ſie ſollen ein rechter Wetzſtein teutſcher Tugend ſeyn.

Weil ohne feſte Ordnung nichts beſteht, ſo wählt ſich jede Geſellſchaft ihre Sittenrichter, Vorſteher, und Schreiber, und ſtimmt über die Zucht überein, die in ihr gehalten werden ſoll.

Sie verſammelt ſich je alle Monate einmal oder zweimal, und verkündet acht Tage vor der Zuſammenkunft den Tag der Verſammlung in den öffentlichen Blättern der Landſchaft, damit die in den kleinen Städten und auf dem Lande wohnenden Mitglieder ſich gebührlich einſtellen können.

Männer, welche die Gabe der Wohlredenheit und Kunde teutſcher Art und Geſchichte haben, halten in gebundenen oder ungebundenen Worten vaterländiſche Reden oder Vorleſungen.

Fröhliche teutſche Gaſtmaler beſchlieſſen die Verſammlung; bei großen Gelegenheiten auch Tanz und Saitenſpiel.

Heilige Feſte des ganzen teutſchen Namens werden in dieſen Geſellſchaften begangen, z B. ein Feſt der Herrmannsſchlacht und ein Feſt der Leipziger Schlacht. Von der Schlacht im Teuteburger Walde ſucht man das Datum aus den römiſchen Geſchichtſchreibern herauszufinden und ſtellt daſſelbe demnach für ganz Teutſchland feſt; das Feſt der Leipziger Schlacht ſteht für immer auf dem 18. October. Das Zeichen der feſtlichen Tage iſt ein Eichenblatt am Hut. Auch wäre löblich, ein Feſt der teutſchen Männer zu ſtiften, die glücklich oder unglücklich im Kampfe fürs Vaterland gefallen oder wegen des kühnen Wagniſſes von unſern abſcheulichen Tyrannen ermordet ſind. Dafür wäre der Tag der rechte Tag, an welchem der herrliche Andreas Hofer in Mantua erſchoſſen iſt. Er, Schill und ſeine Todesgefährten, die Manner, welche in den Jahren 1809 und 1813 in Marburg, Baireuth, Bremen, Tyrol ermordet ſind, weil ſie ihr Vaterland lieber hatten, als ſeine Räuber, der bei Groß-Görſchen gebliebene Scharnherſt, und andere leuchtende Ehren unſers Namens würden genannt und gefeiert. Auf dieſe Weiſe allein tritt die Geſchichte in das Leben und wird das Leben Geſchichte.

Solches und Aehnliches können, dürfen, und müſſen *) teutſche Männer vieles ſtiften, damit das rechte teutſche Volk und das friſche lebendige Vaterland wieder in Glorie und Wonne erblühe. Dies iſt das Ziel, das uns allen vorgeſteckt iſt, dies iſt die Pflicht, die uns alle ermahnt, dies iſt die Noth, die uns alle aufruft. Wir ſind ſo lange an Gleichgültigkeit und Faulheit gewöhnt geweſen, daß die traurige Furcht einem redlichen Teutſchen wohl verziehen werden mag, wir können nach der vollbrachten größten Arbeit wieder einſchlafen und träumen, wie wir Jahrhunderte geſchlafen und geträumt haben.

Die Zeit des Träumens und Schlafens iſt noch nicht da; — eigentlich ſollte ſie nie da ſeyn — mit Napoleons Fall ſind alle dem Vaterlande drohende

---

*) Wirklich hat man an mehreren Orten, auch mit dem Beifall der Oberen, für die Belebung vaterländiſcher Geſinnung und Tugend teutſche Geſellſchaften geſtiftet. Andere Regierungen haben ſie auf das ſtrengſte verboten, ſo wie ſie ſich unterſtanden haben die Feier des größten und glücklichſten teutſchen Tages, die Feier des Tages bei Leipzig, zu verbieten. Solchen gefällt Dummheit und Knechtſchaft beſſer, ſelbſt unter fremder Tyrannei, als die Lebendigkeit und Freude in eigener Freiheit.

Gefahren noch nicht weggeſunken; viele Vulkane glimmen noch unter den Aſchen, viele Brandungen werden noch gegen die Ufer der Zeit brauſen, ehe es ſtill wird; die Franzoſen, unſere Feinde, ſind noch, die ſie waren, ſie werden gegen uns bleiben, was ſie immer geweſen ſind: darum müſſen wir wieder werden, was unſere Väter weiland waren, wir müſſen wacker und gerüſtet ſeyn; wir müſſen uns durch Geſinnungen und Grundſätze, durch feſten und geharniſchten Zuſammenſchluß aller biederen und treuen teutſchen Männer zu gemeinſamer Tugend und Standhaftigkeit ſtärken; wir müſſen zuerſt das unſichtbare Vaterland in unſern Brüſten bauen, damit das ſichtbare Vaterland auf Erden herrlich werden könne. Wir müſſen uns auf unſer Volk und auf die uralte germaniſche Freiheit den Stolz nehmen, der uns gebührt, über die Angelegenheiten unſers Vaterlandes und über ſein Wohl und Weh frei ſprechen zu dürfen, offen die teutſche Tugend und Treue hinzuſtellen, wo ſie iſt, offen die Knechte und Verräther zu zeigen und die Buben zu entlarven, die keine Teutſche zu ſeyn wagen und die deswegen alles Muthige und Hochgeſinnte unterdrücken mögten. Wir müſſen jenen judenartigen Kosmopolitismus, jene lakaienartige Gefügigkeit, jene pinſelige Gutmüthigkeit, jene äffiſche Ziererei und ſchranzige Franzoſerei, wodurch alle Freiheit aus den Seelen gelaugt wird, bis auf den Tod haſſen und bekämpfen. Hierin fordern wir für uns nur unſer Rechtes und Zuſtändliches; denn wir wollen die Schande auslöſchen und die Ehre erheben.

Auch über dieſe Worte werden Memmen kopfſchütteln und Buben höhneln und politiſche Kaffeſchweſtern Zeter ſchreien. Dahin war es mit uns gekommen, zu ſolcher Kriecherei und Schmeichelei und hündiſchen Verſchweigung und Verlarvung unſerer Schäden hatten Kabinetsminiſter und Hofräthe und Cenſoren kleiner teutſcher Tyrannen die Enkel des herrlichſten und freieſten Volkes der Erde erniedrigt. Dieſe Knechtſchaft muß aufhören im Lande der Freien, es muß Tag werden, wir müſſen im Lichte wandeln, damit die Käuze, welche die Finſterniß lieb haben, nicht über die ſonnenkühnen Adler herrſchen können; jene ſtummen Sünden der Sklaverei, jene ſtumme Verfinſterung und Verdumpfung unſers Volks muß aufhören, welche Napoleon und ſeine franzöſiſchen und teutſchen Schergen aufgebracht haben, und welche herrſchſüchtelnde Menſchenhetzer, denen die Weiſe des Tigers gefiel, ſo gern beibehalten möchten; das Männerwort muß in Ehren ſtehen, damit das Vaterland Männer finde, die es wieder aufrichten können aus den Trümmern, worin es zuſammengefallen iſt.

Meine Widerſacher ſchelten mich und werden mich wieder ſchelten bei dieſen Worten, was ich mir herausnehme? was ich ein ſo lautes und hohes Wort führe? wer mir kleinem und geringem Manne den Fug und das Recht dazu gegeben hat? Dieſen antworte ich alſo:

Ich führe meine eigene Sache, ich ſpreche für mein eigenes Recht, wann ich für mein Volk ſpreche; ich führe recht eigentlich meine Sache, wann ich Haß gegen fremde Tyrannen und Abſcheu gegen eigene Buben und Verrather predige; ich vertheidige meine Gefuhle, meine Gedanken, meine Liebe; ich vertheidige allen meinen Beſitz und alle meine heiligſten Güter, ich vertheidige meine angebohrnen und unverlierbaren Rechte. Ich bin ein freigebohrner teutſcher Mann, und ich bin ſtolz auf meinen Namen und auf mein Volk. Was teutſch war und iſt, was Jahrtauſende gebohren haben, was große und gute teutſche Menſchen in ſo vielen Jahrhunderten gearbeitet, gewirkt, erfunden, und gedacht haben, das iſt mein Erbe, das iſt mein Beſitz; die Helden, die Seher, die Propheten, die Weiſen, die Erfinder meines Volks — ſie ſind auch meine Ahnen, und ich darf die Ehren nicht ſchänden und die Güter nicht rauben laſſen, die ſie den Enkeln überliefert haben. Als meine Mutter mich gebahr und mich mit dem erſten Liebeslächeln auf den Knieen wiegte und für das Leben einſegnete, als mein Vater meine Jugend züchtigte und unterwies und mir teutſche Redlichkeit, Treue, und Frömmigkeit als das einzig gewiſſe Gut dieſer Welt zeigte, da ward mir das teutſche Land, ſo weit es ſich ſtreckt, als mein Vaterland angewieſen, da ward ich in die Rechte eines teutſchen Bürgers eingeweiht. Dieſe Rechte ſind mir gleich mit dem erſten und mächtigſten der teutſchen Fürſten; er hat keine größere Ehre und Herrlichkeit zu verlieren als ich. Darum iſt ein Dieb und Entweiher teutſcher Ehren und Rechte auch ein Dieb und Entweiher meiner Ehren und Rechte; darum darf ich den Fürſten und Bettler verklagen, wenn er gegen das Vaterland verbricht.

Dieſes Vorrecht freier teutſcher Männer, das erſt ſeit den letzten hundertfunfzig Jahren in Vergeſſenheit gekommen und durch Kerker und Kabinetsbefehle übermüthiger und unteutſcher Deſpoten gekränkt iſt, hat Gott uns wiedergegeben, der nicht gewollt hat, daß fremde Tyrannen über uns herrſchen ſollten, der nicht will, daß eigene Tyrannen über uns herrſchen.

Teutſche Männer und Freunde! auf denn zu altem teutſchem Muth und Stolz! auf zu eurer großen Arbeit! auf zur Vollendung des großen Werkes, deſſen Bau die Vorſehung euren Herzen und Händen anvertraut hat! auf zur Erbauung des Volkes und Vaterlandes! Nicht darum hat Gott ſeit ſieben Jahren ſo wunderbarlich das Werk franzöſiſcher Hinterliſt, Lüge, und Tyrannei zerſtört; nicht darum hat er in Hiſpaniens Bergen, auf Rußlands Ebenen, und auf Germaniens Gefilden ſo gewaltige und ſieghafte Geiſter in die Brüſte der Krieger geblaſen und die Legionen des Teufels zerſtört; nicht darum hat er das Ungeheuer Napoleon Bonaparte in den Staub, woraus es emporgeſtiegen war, wieder hinunter geſchmettert; nicht darum hat er das hochherzige England, den milden Franz, den freundlichen

Alexander, den gerechten Friedrich Wilhelm als Verwalter und Vollſtrecker ſeines Willens an die Spitze Europas geſtellt, damit wir jetzt wieder die Hände in den Schooß legen und politiſche Anmerkungen über die Zeit machen könnten. Nein, jetzt erſt beginnt unſre große Arbeit, jetzt wird uns die Führung des Beweiſes aufgedrungen, ob wir faule und nichtsnütze oder kräftige und tüchtige Männer ſind. Nicht angaffen ſollen wir die Zeit, ſondern führen ſollen wir ſie; nicht bewinſeln ſollen wir das Vaterland, ſondern machen ſollen wir es: durch feſtes Hinblicken nach einem gleichen Ziele, durch feſtes Zuſammenhalten in teutſcher Gottesfurcht und Treue, durch ſtählerne und feuerfeſte Grundſätze unzerbrechlicher Beſtändigkeit, durch ſchneidende Waffen allgemeiner Meinung ſollen wir den Betrug, die Schande, und die Ungerechtigkeit, ſollen wir die ganze von den Franzoſen hergebrachte und von ihren bereitwilligen Dienern eingeſchmeichelte Peſt, welche Geſetzloſigkeit und Willkühr der Fürſten genannt wird, aus unſern Gränzen vertilgen, und wieder ein freies und geſetzliches Vaterland erſchaffen.

Männer und Freunde! Europa, die Welt, das teutſche Volk ſieht auf uns; ſie fragen uns, ob wir als Freie das Antlitz zu den Sternen erheben oder als Sklaven in den Staub ſenken wollen; ſie fragen uns, ob wir herrſchen oder beherrſcht werden wollen.

Wer will uns die Sonnenbahn des Ruhms und der Tugend ſperren, wer will uns mit bonapartiſcher und tiberiſcher Tyrannenliſt und mit franzöſiſcher und jüdiſcher Gaukelei bärenleiten, wenn wir Löwen zu ſeyn wagen und die mürben Zügel kleinlicher Tyrannei zerreiſſen, welche die von Napoleon bekommene Erbſchaft ſo gern behalten mögte?

Auf denn zu teutſchem Muth und Stolz! auf zu geſchloſſener Gemeinſchaft jeder Würdigkeit und Kraft! auf mit den unſterblichen Lehren der Gerechtigkeit und Ordnung, mit den unſterblichen Rechten eures freien und edlen Stammes! auf gegen die Liſt und Gaunerei der kleinen Schergen, die nicht wagen über Männer zu herrſchen, weil ſie keine Männer ſind! auf! und alle bonapartiſche und franzöſiſche Tyrannei, alle Namen und Titel und Erinnerungen des ſchändlichen Rheinbundes verrufen und abgeſchafft, alles Galliſche und Wälſche vertilget und ausgelöſcht in euren Marken! auf mit der Gluth der Seele, mit dem Klang der Zunge, mit der Gewalt der Tugend! auf mit teutſchem Gefühl, mit teutſcher Liebe, und mit teutſchem Ernſt, und lobet die Gerechten und ermuthiget die Guten, und ſtrafet die Ungerechten und ſchrecket die Böſen! auf! und Teutſchland und Vaterland vorangeſtellt und für Gott und das Vaterland alles gewagt und geduldet — und eure Kinder und Enkel werden wieder beſitzen, was ihr erringen und erkämpfen ſollet.

Geſchrieben am Rhein, den 14. April 1814.

Vorſchlag eines Fremdengeſetzes

vom öſtreich. Hauptmann von M . . . m.

Luxusartikel und auch zuweilen einige Art Vieh pflegt man mit einem großen Einfuhrzoll zu belegen, theils der Ueppigkeit zu wehren, theils der eigenen Viehzucht aufzuhelfen. Ein ähnlicher Artikel, der mehr der Ueppigkeit dient, als der Viehzucht ſchadet, wird jährlich in Teutſchland eingeführt, nemlich Franzoſen und Juden. Doch der teutſchen Menſchenzucht iſt er äußerſt ſchädlich, ſowohl in Hinſicht der Vergiftung der ächten teutſchen Sitten, als der Verſchlechterung des edlen teutſchen Stammes. Damit nun dieſer Peſt, die jährlich von Nordoſt (die eingeſchwärzten Juden kommen alle aus Polen) und Südweſten kömmt, einigermaßen gewehrt werde, ſchlage ich Folgendes vor:

Man legt in allen teutſchen Landen auf jeden Juden und Franzoſen, der länger als drei Monate im Teutſchland bleiben will, einen ſtarken Zoll, nemlich 10000 Thaler auf den Kopf, die in die Staatskaſſe flieſſen. Wir werden zu unſerm Erſtaunen ſehen, wie die Einfuhr dieſer verderblichen Waare ſich ſogleich mindern wird. Wie vieler Betteljuden und wie vieler franzöſiſchen Abentheurer und Abentheurerinnen, die als Meiſter und Meiſterinnen aller ſchönen Künſte, als Tanzmeiſter, Sprachmeiſter, Fechtmeiſter, Perrukenmacher, Köche, Kammerdiener, Gouvernantinnen und Zofen ꝛc. zu uns kommen, werden wir durch einen Federſtrich dieſes weiſen Geſetzes los!

Ernſtlich, wäre ich teutſcher Geſetzgeber, ich gäbe dieſes Geſetz, das ich einſt vor Gottes Throne vertheidigen wollte. Ja ich bin überzeugt, ich würde deswegen viele Stufen höher im Himmelreiche geſetzt, weil ich viele Millionen teutſcher Seelen dadurch für den Himmel retten würde, die jetzt wenigſtens lange werden im Fegfeuer ſtönen müſſen, bis der Schmutz, den die wälſche Art ihnen angeklext hat, dort ausgebrannt iſt. Aber da ſolche ernſte Strenge der Geſetze für unſer verweiblichtes und verhimmliſchtes Menſchengeſchlecht, das Wölfe und Schaafe in Einem Stalle herbergt, nicht paßt, ſo höre man einen andern Vorſchlag, der bei den zu mitleidigen und gutmüthigen Enkeln der Germanen und bei ihrer thränenſüchtigen Erbärmlichkeit nicht zu vielen Anſtoß finden wird:

Die meiſten Länder Europas haben in Hinſicht der Fremden Geſetze, die ſie weit hinter die Eingebohrnen ſtellen; wir haben ſolche nur noch hie und da in einigen alten Reichsſtädten gehabt, bis die Franzoſen auch dieſe ausgelöſcht haben. Wir wiſſen, wie viele franzöſiſche Auflaurer und Spione, die manche Jahre teutſches Brod gegeſſen hatten, uns geſchadet haben, wie ſie ſich im Dienſt ihrer hochgebohrnen Landsleute zur Mishandlung und Entehrung der dummen Teutſchen haben brauchen laſſen, ja wie ſie ſich dazu gedrängt haben; wir wiſſen, wie viel wälſche und halbwälſche Miniſter und Räthe uns betrogen und verrathen haben. Daher werde Folgendes verordnet:

Ein wälſcher Fremder kann bei uns nie vollkommenes Bürgerrecht erwerben; er genießt der Wohlthaten unſrer Geſetze, kann aber nimmer eine Stelle bei uns bekleiden: er kann nicht einmal Nachtwächter oder Zollbeſucher bei uns werden, und wenn er funfzig Jahre bei uns gelebt hätte. Bricht Krieg mit Frankreich aus, ſo erhält jeder bei uns wohnende Franzoſe ein Zeichen, das er nie ablegen darf, damit jedermänniglich ihn erkenne, auf ihn achte, und ſich vor ihm hüte; denn nach alter teutſcher Erfahrung werden in ſolchem Falle immer funfzehn Sechszehntel der bei uns gehegten Franzoſen Schelme gegen uns und Spione für ihre Landsleute ſeyn. Man muß, damit man nicht gebiſſen werde, der Schlange eine Klapper anhängen, welcher Gott keine angehängt hat.

Unſre ächten und mehr ähnlichen Brüder, die Schweden, Normänner, und Engländer dagegen, welche ſich bei uns niederlaſſen, bedürfen nur zehen Jahre Aufenthalt, damit ſie aller Bürgerrechte fähig werden, weil ihr Gemüth ſie binnen wenigen Jahren in Treue und Liebe zu den Unſrigen macht.

Das

Wort von 1815.

Die enge franzöſiſche Kunſtrichterei, die das Leben und die hohen Verhängniſſe des Lebens, welche in den Bildern der Kunſt dargeſtellt werden, mit dem zwergigen Maaße eines kleinlichen und knechtiſchen Gemüthes mißt und die große und freie Gemüthlichkeit und Mannigfaltigkeit der unendlichen Natur auf ihr verziertes Puppentheater, das ſie mit Wohlgefallen das Kind der guten Geſellſchaft nennt, zuſammentreibt und, wo ſich der große Umfang nicht hineintreiben läßt, mit prokruſtiſcher Grauſamkeit abſchneidet und abhauet, hat den Engländer Shakeſpeare, deſſen Tiefe und Höhe ihre Seichtigkeit und Flachheit nicht ausmeſſen konnte, gar viel und oft als einen verruchten und ungeheuren Frevler an der Kunſt getadelt, weil er Hofnarren und Wurſthanſe als leichte und gaukelnde Zwiſchenſpieler oft durch die großen Verhängniſſe eines Lear und Hamlet durchhüpfen läßt. Jetzt aber haben die Franzoſen auf der großen Schaubühne des wirklichen Lebens ſich von dieſer Engherzigkeit einer kleinlichen Kritik offenbar befreit und ſpringen als die Harlekine in den grellſten Gegenſcheinen durch die ernſte Tragödie der Geſchichte hin. Ja nie iſt die Poſſe ſo mit dem Trauerſpiele gemiſcht-worden, als in den letzten Jahren: nie haben Zwerge ſo neben Rieſen, Affen ſo neben Menſchen, Heiden ſo neben Chriſten, Dummheit ſo neben Weisheit, Nichtswürdigkeit ſo neben Begeiſterung, der Teufel ſo neben Gott geſtanden, als in der Zeit, worin wir leben. Ja wenn ein zweiter Simpliciſſimus ſich ſo hinſetzte und die Geſchichten, die wirklichſten Geſchichten, wie wir ſie die letzten zehen Jahre haben vor uns vorüberwandeln ſehen, in allen ihren mannigfaltigen Gegenſätzen, mit allen ihren wunderbaren Erſcheinungen, Auftritten und Abentheuern hinſtellte, die Nachwelt würde einſt meinen, den unglaublichſten Roman, Begebenheiten, die grade aus dem Mond auf die Erde herabgefallen wären, zu leſen, und nicht, was wir mit unſeren Augen geſehen, mit unſeren Ohren gehört, mit unſeren Herzen, und — o wie viele von uns! — mit unſerm Mark und unſeren Knochen gefühlt haben. Und ſo geht es fort bis dieſen Tag, und je höher der Gott ſteht und je tiefer und inniger die Menſchheit ſich vernimmt und empfindet und alle hauchenden und flammenden Geiſter der Gottheit mit Liebe und Glauben in ſich aufnimmt, deſto leichtfertiger und gaukliſcher ſpielt der bunte Hanswurſt der Zeit ſein Puppenſpiel und deſto ſchalkiſcher zettelt der alte Großvater der Lüge, Satan, mit grinſender Schadenfreude hinter dem Vorhange ſein Gewebe, und verzerrt die Fäden, wornach die Puppen tanzen ſollen.

Wir hatten den vergangenen Frühling eine unglaubliche Poſſe, die wahrlich nicht zu unſerer Beluſtigung aufgeführt ward, ſondern die, damit den Pariſern die Luft duftete, mit ſpielendem Uebermuth die edelſten Kräfte der Völker in politiſchen Roſenwaſſern verſprengte und verdunſten ließ, ſo daß uns die Thränen, blutige Thränen, über unſer und unſerer Kinder Unglück ſtromweiſe aus den Augen liefen. Wir haben das Gaukelſpiel dieſen Frühling richtig wieder erhalten, auch ſind die alten Spieler wieder da und bewegen ſich vor uns, und die Franzoſen mit ein paar Großbeelzebubs und mit einer Menge Kleinteufelchen haben ſich wieder in den Theaterwinkeln verſteckt und hinter den Vorhängen in Hinterhalt gelegt, und werden alle ihre Künſte aufbieten, damit wir wieder als die Puppen ſpringen und obenein noch die Koſten der Beluſtigung bezahlen.

Dieſes zweite Poſſenſpiel könnte wirklich in ſo vielen Hinſichten noch beluſtigender werden, als das erſte, wenn der Menſch es lange ertragen könnte, das Heilige und Große in Einem fort vergaukelt zu ſehen, und wenn es überhaupt erträglich wäre, die Tragödie ganz in der Narrheit untergehen zu ſehen; denn ſelbſt der kühne Shakeſpeare hat nichts weiter gewagt, als den furchtbaren Ernſt des Schickſals hie und da durch einen Sonnenſtrahl des Scherzes und ein Knallfeuerchen des Spaßes zu beſtreifen.

Nie hat er ſich erfrecht, ihn zu verſpotten, noch hat er es gewagt, Teufel in Harlekine und Poſſenreiſſer zu verkleiden und ſo auf die Bühne zu bringen: ſeine Narren ſind immer Menſchen, die aus Thränen heraus lachen.

Das zarte und leichte Spiel mit dem Leben, das mit zephyriſcher Luſtigkeit allenthalben Blumen ſucht und Blumen findet, iſt mir wenig gegeben; die herbe und ſtrenge Zeit verleiht es überhaupt wenigen Sterblichen. Wir müſſen mit ernſten Blicken und mit geſpannten Sehnen vorwärts blicken und vorwärts ſtreben und über die Diſteln und Dornen hinſchreiten, welche die Sünden unſerer Väter und unſere eigenen Sünden ausgeſäet haben. Freilich hat eine weiſe und gütige Natur, die nicht wollte, daß wir gar verſteint werden ſollten, uns verliehen, daß wir zuweilen auch unſern Jammer, wenn er mit Narrheit umkleidet iſt, beſcherzen und belachen dürfen; aber wer jetzt lange aus vollem Herzen lachen kann, der hat nichts vernommen von der Gewalt, welche die Welt erſchüttert und die Puppen des närriſchen Theaters ſpringen läßt. Alſo wollen wir den Scherz und vollends den Spaß dahin ſchieben, wohin er gehört, und mit geradem und teutſchem Ernſt die Narrheit und die Weisheit, die Nothwendigkeit und den Zufall, die Tugend und das Laſter, den Gott und den Teufel der Zeit hinſtellen, wie ſie ſind, oder vielmehr, wie ſie uns erſcheinen.

Die oben ſtehenden Worte wurden den vorigen Frühling in Koblenz geſchrieben, als man eben den ſiegreichen Einzug der verbündeten Herrſcher und Heere in Paris vernommen hatte und ſich noch mit der natürlichen Hoffnung wiegte, für Europas und Teutſchlands Sicherheit werde ſo geſorgt werden, daß wir einmal zehen und funfzehen Jahre in Frieden wohnen und unſern zerrütteten Wohlſtand wiederherſtellen und die Künſte und Wiſſenſchaften, die unter dem unaufhörlichen Waffenlärm endlich von der Erde verſchwinden muſſen, wieder pflegen könnten. Was in ihnen geſchrieben und gedruckt ſteht, drückt keinesweges eine beſondere einzelne Anſicht aus, ſondern ſo war die Anſicht und das Gefuhl des ganzen teutſchen Volkes, ſo waren ſeine Erwartungen von dem Frieden mit Frankreich, und Niemand wird zu behaupten wagen, daß dieſe Anſichten falſch und daß dieſe Hoffnungen und Erwartungen zu kühn waren. Da ich nun nach dreizehen Monaten dieſe Worte wieder leſe und über ihren Inhalt nachdenke, kömmt es mir faſt vor, als habe eine unglückliche Vorahndung ſie mir eingegeben. Denn von dem, was damals hätte geſchehen können und geſchehen ſollen, iſt auch nichts geſchehen, und was die Meiſten von uns wußten und was auch die Einfältigſten vorherſahen und vorherſagten, iſt nur zu gut eingetroffen, und wir ſtehen jetzt beinahe wieder da, wo wir den erſten Januar des Jahrs 1814 anfingen.

Es hat nicht an ſolchen gefehlt und fehlt noch nicht daran, die immer noch flicken und heilen wollen, wo der Schade unverbeſſerlich iſt, die da immer noch die Löſcheimer gebrauchen wollen, wo das ganze Haus mit Gewalt niedergeriſſen werden muß. Dieſe nennen die Elendigkeit und Halbheit, wodurch, wenn nicht beſſere Geiſter lebendig wären, die Welt untergehen würde, Mäßigung und Klugheit. Viele thun ſo aus Dummheit, einige aus Schlechtigkeit, die Franzoſen und ihr Anhang aus wohl berechneter Pfiffigkeit — und ſo ſteht in allen ſeinen Gefühlen erſtarrt und in allen ſeinen Bewegungen gehemmt das große und gewaltige teutſche Volk auch nach den herrlichſten und unſterblichſten Thaten als der arme betrogene Narr da, und gafft und ſtaunt in die Welt hinein, und weiß endlich nicht mehr, ob es Träume und Geſpenſter ſind, oder ob es Wirklichkeit iſt, was es erlebt, ja oft weiß es nicht, ob es ſelbſt verrückt iſt, oder ob diejenigen verrückt ſind, welche ſich ihm als die weiſen und vorherſehenden Führer und Lenker ankündigen. Wahrlich nie iſt ein großes und edles Volk für ſeine heiligſte Begeiſterung und für ſeine menſchlichſten und tugendhafteſten Arbeiten ſo belohnt worden, als das teutſche Volk durch und nach dem Pariſer Frieden. Wie ein dummes, unmündiges, unterjochtes Volk iſt es behandelt worden, wie über eine hirtenloſe Heerde, die keinen Schützer hat, haben die Eigenen und Fremden das Loos darüber geworfen; beſonders haben die Engländer, von welchen wir fordern konnten als ein edles und freies Volk behandelt zu werden, ſich als die kleinlichſten Krämer Teutſchland gegenüber geſtellt, und es den Fremden recht zugeſchnitten, damit jeder ſich in Zukunft nach Belieben ſein Theilchen herausnehmen könne. *) Sind ja hie und da einzelne teutſche Biedermänner geweſen, die es gern beſſer gewollt und gemacht hätten, ſie haben durch die dicke Menge der Verzettler und Beſtricker der teutſchen Herrlichkeit nicht durchdringen können. Denn das erſcheint aus allem, ſie haben den germaniſchen Löwen recht abſichtlich an allen Gliedern umſtrickt, damit er ſich nach keiner Seite hin in eigener Kraft bewegen könne. Es ſind nun freilich die Geſpinſte der Liſt und Hinterliſt nur dünne Spinneweben, wodurch der gewaltige Geiſt, der die Welt bewegt, hinfährt,

---

*) Ich ſehe nicht, warum man mit den Engländern komplimentiren ſoll, da ſie über die Völker und ihre Regierungen alles ſagen und ſchreiben, was ihnen dünkt. Sie haben eine kleinliche und knickerige Krämerpolitik gegen Teutſchland gebraucht, und dadurch das Lob und den Dank verwirkt, den jeder redliche Teutſche ihnen ſonſt ſo gern aus voller Seele gegeben hätte; ſie haben dadurch den Franzoſenanhängern ſelbſt die Waffen geſchliffen, womit ſie ſie zerhauen und für uns allerdings keine tröſtliche Vergleichungen anſtellen können. *O armes Volk, das von Fremden ſeine Beſtimmung erwarten ſoll!* mag man wohl immer rufen, wenn man an Teutſchland denkt.

wie der Falke durch die Schaaren der Sperlinge wuſcht; es wird nun freilich nicht beſtehen, wie jene herzloſen Spitzköpfe meinen, welchen das beſte teutſche Blut immer die Kütte ihrer politiſchen Zetteleien und Täuſchereien ſeyn ſoll, ſondern Gott wird ein Einſehen thun und eines der ehrwürdigſten und edelſten Völker endlich von der ewigen Vormundſchaft und Quälerei der Fremden befreien. Dies iſt mein feſter Glaube, und weil dies mein Glaube iſt, ſo will ich aus dieſem Glauben, der Urtheile der Menſchen unbekümmert, die Gefühle und Anſichten der teutſchen Menſchen ausſprechen, wie ſie dieſen Augenblick ſind, und wie ſie für denjenigen ſeyn müſſen, der weiß, daß die Äolsſchläuche der alten Diplomatik von den eigenen Winden zerriſſen ſind, und daß ſie den Inhalt des mächtigen Sackes, den der alte Windgott weiland mit aller ſeiner gewaltigen Fauſtkraft kaum zuhalten konnte, nicht in ein buntes Beutelchen faſſen können, wie die zierliche Zeit es ſtrickt und webt. Der Wind iſt ihnen ausgefahren, und ſie können den Flüchtling nicht wieder einfangen; er fährt über die Welt hin und kehrt ſie zu ſo wunderbaren Mißgeſtalten um, daß alle lachen müſſen, welchen nicht grade die zähneklappende und heulende Noth in dem Nacken ſitzt.

Man ſchreit bei den Worten von Leuten, die natürlich ſehen und empfanden und das Geſehene und Empfundene natürlich ausſprechen, gar leicht über Verſäumung des nöthigen Anſtandes, über Verletzung der ſchuldigen Ehrfurcht, über Verführung des Volkes, über Neuerungswuth und Jakobinismus, und über andere ſaubere und unſaubere Dinge. Das haben ſchranzige Schriftſteller, die ſich vor der kleinen Eitelkeit des Augenblicks bücken und ſich nicht zu der Idee des Vaterlandes und noch viel weniger zu der Idee des Zeitalters erheben können, das haben pedantiſche Dummköpfe, welche die Neſter, woraus die alten Vögel geflogen ſind, für Neſter dieſes Frühlings halten, das haben endlich jene verſchmitzten Buben, welche mit zierlichen Lügen die Welt regieren mögten, von jeher gethan gegen diejenigen, welche die Dinge zeigten, wie ſie ſind, und welche ermahnten und warnten, als die Ermahnung und Warnung noch helfen konnte. — Und was ſagen ſie nun, da die Hülle von zwölf Monden wieder von den Dingen abgerollt iſt und da ſo vieles ſich in ſeiner naturlichen Blöße gezeigt hat? Hat ſich das brave teutſche Volk etwa verrechnet in ſeinen Sorgen wegen ſeiner nächſten Zukunft? Haben wir alle, die ſie heiße Köpfe und tolle Umkehrer nennen, nicht richtig geſehen und gerathen? Iſt es nicht alles noch ſchlimmer und ſchlechter geworden, als wir es uns bei unſern abgeſpannteſten Hoffnungen dachten? — Und der Anſtand? wir haben wahrlich ſeit zwanzig Jahren ſo viele Anſtände gehabt, daß alles darüber ſtill geſtanden iſt; und die Welt iſt durch etwas Anderes wieder in Schritt gekommen, als durch das, was ihr meinet. Ich will euch ſagen, was des Menſchen nöthigſter Anſtand iſt: er heißt: immer die Wahrheit ſagen und keine Lüge dulden. Des Menſchen ſchuldigſte Ehrfurcht iſt die vor dem Heiligen und Göttlichen, das ſich in dieſen Tagen auch wohl dem Taubſten und Blindeſten offenbart hat. Des Menſchen erſte und letzte Liebe iſt die Liebe zu dem Volke, als deſſen Bürger er gebohren iſt und durch welches er alles Gute und Fröhliche hat, was ihm hier unten zu Theil wird. Dem Volke ſagen, daß es edel und treu und tapfer iſt, daß es nach Freiheit, Gerechtigkeit und Tugend ſtreben, daß es weder von Fremden noch Eigenen die Tyrannei leiden ſoll, das heißt nicht das Volk verführen. Die Beſchuldigung endlich von Neuerungsſucht und Jakobiniſmus iſt lächerlich, zumal wenn ſie auf diejenigen geworfen wird, welche den franzöſiſchen und teutſchen Jakobinern ihr Werk erſchweren möchten; es iſt lächerlich, wenn man ſie vor einem Volke ausſpricht, das Banditenſtreiche verabſcheut und dem Meineid und Verrath gottlob noch kein Spiel des Eigennutzes geworden iſt.

Es iſt ſchlimmer und ſchlechter geworden, als wir auch bei den abgeſpannteſten Hoffnungen uns gedacht hatten — das konnten wir mit Recht ſagen. Unſer unglückliches Vaterland war durch die Zettelungen einer unchriſtlichen Lügenpolitik ſo zerriſſen und zerlegt, alle Verhältniſſe und Bedürfniſſe der Zeit und ſelbſt ihre jüngſten Schrecken waren ſo ganz vergeſſen, kurz alle waren ſo recht auf dem Wege, ſich wieder auf dem Lotterbette einer langen Faulheit hinzuſtrecken und ſich an ihren Werken zu ſonnen, als Gott darein trat und die eingefangene Beſtie, der man ſogleich den Hals hätte umdrehen ſollen, wieder entſpringen ließ. Dies war uns ein großes Zeichen, daß er unſer alter gnädiger Gott noch iſt; es war uns nach ſo vielen auſſerordentlichen Wundern ein ſichtbares Wunder, daß er uns aus Schmach und Verwirrung erlöſen und uns nicht in den faulen Schlaf ſinken laſſen will, worin wir uns und die Zeit hätten vergeſſen können, wenn wir ſo auf dem Zuge geblieben wären, worauf man uns fortſchleppte. Jetzt hat das blutige Ungeheuer mit ſeinen Banden uns wieder aufgeſchreckt, jetzt ſind wir wieder recht lebendig der Gefahren gemahnt, die uns mitten in dem heilloſen Frieden von allen Seiten umlauerten und die, ſo wie man die Sachen geſtellt hat, allein durch einen kraftigen Krieg abgewendet werden können; jetzt iſt noch die Hoffnung, daß die franzöſiſchen Jakobiner, die wir allein zu fürchten haben, uns nicht ganz unbereitet und entgeiſtert überraſchen, ſondern daß die teutſchen Schwerdter Manches gut machen werden, was die Schreibfedern ſchlecht gemacht haben. Weil ich dieſe Hoffnung und den Glauben an das Glück und die Ehre meines Volks nicht aufgeben kann, ſo will ich hier noch einmal einige bedeutende Punkte der Zeit berühren und einige Winke und Anſichten hinlegen, welche unmittelbar aus dem Gefühle dieſer Zeit und aus dem Urtheil über ſie entſprungen ſind. Man wolle dieſe Worte nicht anſehen als meine Worte, ſondern als die Stimmen unzähliger teutſcher Menſchen, die ich nur aufgeſammelt habe. Denn der Einklang einer allgemeinen Stimme läßt ſich vernehmen, und das verkündigt den großen Gott dieſer Zeit am lauteſten und herrlichſten, daß die Unmündigen und Einfältigen jetzt verſtehen, was die Klüglinge und Witzbolde nicht verſtehen können. Man könnte endlich meinen, die ganze Zeit wäre nur ein wüſter und blutiger Traum, wenn die Menſchen ſie nicht ſo hell träumten.

Wir fragen uns zu allererſt: *Wie ſtehen wir zu den Franzoſen?* Damit wir dieſes Wie recht begreifen können, müſſen wir doch das alte verhaßte Kapitel wieder von vorn anfangen und einige Worte über das ſchlechte Volk verlieren. Ja *das ſchlechte Volk*, denn mit jedem Schritt, den ſie in der Geſchichte der Zeit vorwärts thun, zeigen ſie ſich verruchter und verächtlicher, ſo daß man an den letzten guten Eigenſchaften zweifeln mögte, die man menſchlich noch gern in ihnen vorausſetzte. Ich ſagte in dem Worte vom verfloſſenen Jahre, daß die Art ſchändlich und verworfen war, wie die meiſten von Napoleon abgefallen waren, dem ſie ſo ungeheure Glücksgüter verdankten und zu deſſen Füßen ſie ſo lange als Gewürm im Staube gekrochen waren. Sie wandten ſich dem neuen Glücke zu und ſchrieen nun Vivent les Bourbons, wie ſie vorher ihr Vive Napoleon und Vive l'Empereur geſchrieen hatten. Noch nichtswürdiger und verworfener haben ſie ihren König verlaſſen, der ihnen den Anfang einer ſehr guten Verfaſſung gegeben hatte und der ſich wirklich aller löblichen Zucht und königlichen Gerechtigkeit befliß. Die Leichtfertigen konnten keine Ruhe und die Räuber konnten kein Geſetz ertragen. Ihr abgeführter Beelzebub landete mit tauſend Mann, im Triumphzuge geleiteten ſie ihn nach Paris, und Ludwig der Achtzehnte mußte mit den Seinigen über die Gränze entfliehen — und kein Tropfen Blut ward für ihn vergoſſen. Das nennt man eine Revolution, aber es iſt ein nichtswürdiges Gaukelſpiel; denn das unblutige Böſe iſt das Böſeſte: wann Könige fliehen, ſollen vor und hinter ihnen Erſchlagene liegen. Was wollen die Marſchälle und Officiere und die Tauſende ausgewanderter Edelleute denen antworten, die ſie fragen: Aber warum ſeyd ihr alle ſo unverſehrt hier? warum iſt kein einziger von euch für den König gefallen, als er floh? warum hat kein einziger von euch eine edle That gewagt oder auch nur ſein Leben für einen Verſuch drein geſetzt? Sie müſſen ſchweigen und erröthen, wenn ſolche erröthen könnten. Es iſt hier ſo, wie es das vorige Jahr mit Bonaparten war, ja es iſt viel ſchlimmer; denn ſie hatten nun zu beweiſen, daß ſie jenes nicht für ſich, ſondern für das Vaterland gethan hatten. Sie haben nichts bewieſen, als daß ſie Juden ſind und, mit Leben und Gütern knickernd, den Erfolg abwarten wollen. Menſchlich beſſer als die meiſten dieſer jüdiſchen Flüchtlinge kann man wahrlich noch viele jener wüthenden Höllenhunde der Revolution anſehen, welche, damit das blutige Unheil von vorn wieder beginne, die alten Aſchenhaufen wieder zu Flammen aufblaſen und die kadmeiſchen Knochen der Erſchlagenen wieder mit Seelen beleben mögten. Kurz Verworfenheit iſt drinnen und drauſſen, keine Reue über das Vergangene, keine Ahndung der Zukunft, keine Achtung und Anerkennung des gewaltigen und tiefen Geiſtes, der die Welt mit neuen Flammen durchbläſt und dieſes leichtfertige und unverbeſſerliche Geſindel wegblaſen wird; Eitelkeit, Herrſchſucht und Raubſucht ſtachelt ſie, und ſie werden die Völker ſo lange necken, bis die Rache, die ſo lange an ihnen vorbei gegangen iſt, ſie fürchterlich treffen wird.

Obgleich dieſe Franzoſen und all ihr Thun und Wollen uns unmöglich noch ein Räthſel ſeyn können, ſo iſt es doch nothwendig, daß wir uns immer klarer machen, was ſie ſind und was ſie treiben und wollen, und vorzüglich, was ſie mit uns Teutſchen treiben und wollen. Denn ſo allmächtig iſt ihre Gaukelei und Täuſcherei durch den Einfluß ihrer Sprache und ihrer Sitte bei den vornehmen Europäern, welche die Welt zu regieren meinen, daß man nicht allein in Paris die Franzoſen ihre politiſchen Lehren und Weltanſichten verkündigen hört, ſondern leider an manchen Höfen und in manchen Tagesblättern und Zeitſchriften, die es höchlich übel nehmen würden, wenn man ſie franzöſiſch nennte, daſſelbe Geklingel vernehmen muß.

Wie eine verſchmitzte Spitzbubenbande, die im Gedränge war, ſetzten die Marſchälle und Senatoren, Talleyrand an ihrer Spitze, ſich im Frühlinge des Jahrs 1814 zuſammen, und zettelten das trügeriſche Netz des Unheils, worin ſie uns fingen. Europa hätte jetzt Frieden und Teutſchland hätte Feſtigkeit und Sicherheit, und Ludwig der Achtzehnte ſchliefe ruhig in ſeinen Tuilerien, wenn alle Marſchälle und Senatoren ohne Unterſchied nach Sibirien gebracht wären und wenn die Verbündeten Dünkerken, Lille, Metz und Strasburg für ſich genommen hätten, was ſie thun mußten. Hätten wir die Zügel in der Hand behalten, ſie wären wahrlich nicht wild geworden. Was predigten Talleyrand und Chateaubriand damals? und was predigten unſre Erklärungen und Verkündigungen ihnen nach? Wir wollen hören:

Frankreich iſt die Krone der europäiſchen Monarchien. Dieſes Reich muß in ſeiner Ganzheit bleiben, es darf nicht geſchwächt, es muß vielmehr noch geſtärkt werden. Ganz Europa würde in ſeinen Grundfeſten erſchüttert zuſammenſtürzen, wenn das Erſtere geſchähe, ganz Europa muß daher wollen, daß Frankreich ſtark und mächtig ſey und bleibe.

Die Franzoſen ſind das liebenswürdigſte, ritterlichſte, tapferſte, gebildetſte Volk der Welt, Paris iſt der Mittelpunkt aller Kunſt und Wiſſenſchaft, Paris iſt die Hauptſtadt der geſitteten Welt. Auch haben die Deutſchen und Ruſſen in den Franzoſen und vorzüglich in den Pariſern ihre Lehrer und Meiſter geehrt, ſie haben darum lieber auf der bloßen Erde gelegen und Hunger und Durſt gelitten, als den Schlaf eines einzigen Einwohners von Paris nur einen Augenblick geſtört. Dadurch haben ſie am beſten bewieſen, daß ſie den Namen Barbaren nicht mehr verdienen.

Die Franzoſen haben ſich vielleicht einige Augenblicke verirren können, ſie haben ſich durch einige überſpannte Ideen des Zeitalters zu einzelnen Unthaten verleiten laſſen können; aber ihr Karakter iſt immer noch der, wie ihn die Geſchichte ſeit Jahrhunderten gezeigt hat, der Karakter der Offenheit, Redlichkeit, Tapferkeit, Großmuth und Menſchlichkeit. Haben die andern Völker Europas ja über Gräuel geklagt, die von Franzoſen begangen ſeyn ſollen, ſo kommen dieſe nicht auf ihre Rechnung, ſondern auf die Rechnung des Korſen, der ſich ihrer die letzten Jahre bemeiſtert hatte. Mit ihm haben alle Schanden und Verbrechen den franzöſiſchen Boden geräumt, und hinfort wird das Volk wieder in ſeinem alten Glanze leuchten, und zeigen, daß die Flecken, die es einige unglückliche Jahre verdunkelten, nicht ihm, ſondern dem fürchterlichen Fremdling angehörten, deſſen abentheuerliches Glück auch das Volk ſchwindeln machte.

Die verbündeten Herrſcher und ihre Völker könnten ſagen: In Spanien, Rußland und Polen liegen ganze Landſchaften mit ihren Städten und Dörfern in Aſchen, Teutſchland, und Italien können ſo viele geſprengte Feſtungen, zerſtörte Städte, verbrannte Dörfer, vernichtete Herrlichkeiten und Denkmäler, verarmte, verbannte, eingekerkerte und hingerichtete Familien aufweiſen, ganz Europa endlich kann eine Schuldrechnung vorhalten von den vielen hundert Millionen klingender Münze, welche der erhabene Kaiſer von Frankreich und die Feldherren, Marſchälle, Intendanten und Zöllner mit und ohne Jakobinermützen aus allen Ländern zuſammengetrieben haben; aber die Verirrungen*) und das Unglück ſind gemeinſchaftlich geweſen, Frankreich hat nun nach den auſſerordentlichſten Siegen und den Thaten des ſeltenſten Heldenthums endlich auch ſeine augenblicklichen Unfälle gehabt, es hat durch die feindliche Uebermacht einige Schlachten verloren. Es ziemt den edlen Monarchen, die nach Napoleon in die Bahn traten, durch Großmuth der Welt zu beweiſen, daß ſie würdig waren, Napoleon zu beſiegen und unter dem Jubel des franzöſiſchen Volks in Paris einzuziehen. Von einem ſolchen Volke, welches der einzig würdige Erzähler und Ueberlieferer für die Nachwelt iſt, anerkannt und geprieſen werden, das iſt mehr als tauſend Millionen Reichsthaler werth. Man muß mit denjenigen nicht um Schätze mäkeln, welche die Austheiler des Ruhms ſind.

Die Franzoſen haben Italien, Teutſchland, und andere Länder ihrer Denkmäler und Kunſtwerke beraubt. Es heißt freilich in einem alten Rechtswaidſpruch:

---

*) Les erreurs. So nennen ſie, was ſie mit der planvolleſten Grauſamkeit und Verruchtheit gethan haben.

Wo ich mein geſtohlnes Gut finde, da nehm' ich's, und nach dieſem Ausſpruch hätten die Verbündeten allerdings die Hand darauf legen und den Raub wieder an ſeinen Ort zurückführen können. Aber ſie haben die höhere Bedeutung der Kunſt und Wiſſenſchaft geehrt. Dieſe Denkmäler und Bilder aus Paris entführen, das wäre ein rechter Kirchenraub am Heiligthum geweſen. Was Gewalt und Willkühr hier zuſammengebracht hatten, damit hatte die Vorſehung ſelbſt einen tieferen Plan gehabt: wenn Apoll und die Muſen noch von dem Volke verehrt würden, wie vor zwei Jahrtauſenden, ſo würde man einander ins Ohr flüſtern, geweihtere Augen haben es belauſcht, wie die Götter und Göttinnen ſelbſt die heiligen Reſte des Alterthums und die lieblichen Blüthen der neueren Zeit mit eigenen Händen an die Seine getragen haben. Hier ſtehen ſie nun an ihrer rechten Stelle beiſammen, hier iſt das Volk, dem ſie angehören, hier iſt der Mittelpunkt der Bildung und des Geſchmacks, hier iſt die Hauptſtadt der europäiſchen Welt, hier iſt die Lebendigkeit, Reitzbarkeit und Liebenswürdigkeit der Menſchen, welche Paris zu dem Mecca machen muß, wohin alle andere Europäer wallfahrten müſſen, um zu lernen, wie man menſchlich und muſiſch leben kann. Und es entſteht, wenn man einen ſolchen Frevel begehen wollte, noch eine andere Frage, welche die Verbündeten wohl bedenken ſollen: Werden die Franzoſen ſich dieſe herrlichen Schätze nehmen laſſen? Nimmermehr. Jeder Pariſer würde auf den Straßen von Paris eher als Leiche liegen, denn daß er ein einziges von den im pariſer Muſeum aufgeſtellten Bildern von den Händen der fremden Barbaren entführen lieſſe. Nur einer, der die Franzoſen nicht kennt, könnte ſolchen Rath geben.

Es könnte einigen der Feinde Frankreichs einfallen, jetzt ſey die Gelegenheit da, die man nicht vorbeigehen laſſen dürfe, Frankreich zu ſtrafen und zu ſchwächen und ſo zu lähmen, daß es ſich für manche Jahre nicht mehr rühren könne; jetzt könne und müſſe man die Verwirrung des Landes, die Entſagung Napoleons, und die Schwäche der Burbone, die durch fremde Heere wieder nach Frankreich geführt werden, benutzen, um Frankreich in die Lage zurückzuſetzen, worin es bei dem Tode Königs Franz des Erſten war; jetzt müſſen Belgien und Teutſchland ihre alten Gränzen wieder nehmen und alle Flüſſe, die aus den Ardennen und Vogeſen gegen Norden und Oſten flieſſen, müſſen von ihren Quellen an wieder teutſche Flüſſe werden. — O der lächerlichen Anmaßung! als wenn die Franzoſen beſiegt wären? als wenn man vergeſſen könnte, daß die verbündeten Heere allein mit ihrem Willen nach Paris gekommen ſind? als wenn ein ſo edles, ſtolzes und in dem Punkte der Ehre ſo reitzbares Volk ſich ſolches werde bieten laſſen? Nein, jeder Franzoſe werde tauſendmal lieber ſeinen letzten Blutstropfen vergieſſen, als daß er erlaube, daß von dem Frankreich, das im Jahr 1792 Frankreich hieß, nur ein Fußbreit Land abgeriſſen werde; nein, das ganze franzöſiſche Volk würde ſich gegen einen ſolchen unerhörten Schimpf erheben und lieber ſein Land und ganz Europa unter Trümmern begraben, als daß es in eine ſolche Schande willigte. — Und was wollen die Herrſcher denn, die meinen, ſie können Frankreich jetzt Geſetze geben? wollen ſie nicht die Ruhe Europas ſichern? wollen ſie Frankreich und Europa nicht den Frieden geben? wollen ſie die große Umwälzung nicht endigen und die Burbone wieder auf dem Throne ihrer Väter befeſtigen? Und meinen ſie, daß die Franzoſen unter ſolchen Umſtänden die Burbone lange bei ſich dulden werden? Nein, nur dadurch, daß man dem großen Volke auch in ſeinem Unglück Ehrfurcht zeigt, daß man die franzöſiſche Tapferkeit und Ritterlichkeit fürchtet, dadurch, daß man die heiligen Gränzen des Landes achtet und ſie noch erweitert — dadurch iſt man auf lange Zeit eines Volkes gewiß, das jeden Edelmuth zu ſchätzen weiß, und dadurch wird Ludwig der Achtzehnte ſicherer auf ſeinem Thron ſitzen, als wenn er an der Spitze einer halben Million ihm ganz ergebener Krieger in Paris einzöge.

So klang es in Paris und von Paris über ganz Frankreich und Europa, und ein nur zu treues Echo hat die Töne wiedergeklungen von Wien bis Frankfurt und von München bis Bern; die großen politiſchen Lehren der Franzoſen werden nun einmal zum Unheil der Welt allenthalben als Orakel aufgenommen und nachgebetet. So feſt hatte die füchſiſche Bande ſich zuſammengekettet und zuſammengeklettet, daß ſie alle Gewitter von Frankreich ableitete und auf uns arme Teutſche hinleitete, die nun eigentlich nur geſtritten zu haben ſchienen, um die Franzoſen von dem ſcheußlichſten und blutigſten aller Ungeheuer zu befreien und die Burbone wieder auf den Thron zu ſetzen. Man hätte erwarten ſollen, die teutſchen Könige und Fürſten, die für ſo manches Hoffeſt Napoleons zur Aufwartung nach Paris gezogen waren, würden ſich zuſammen dahin aufmachen, um des Vaterlandes Vortheile und Rechte wahrzunehmen, ſie würden eben ſo feſt zuſammentreten wie die franzöſiſchen Marſchälle und Senatoren, ſie würden laut und einſtimmig die Bedingung unſerer Sicherheit und das Unterpfand des Friedens, das Elſaß und Lothringen, wieder fordern als den Preis ſo vieler Arbeiten und ſo edlen Blutes. Aber von allem dem geſchah nichts, die Könige und Fürſten ſchwiegen und lieſſen den Franzoſen den Frieden und die Unterhandlungen beſtimmen, einzelne teutſche Stimmen warnten, baten, fleheten umſonſt: franzöſiſche Lüge war mächtiger, als teutſche Gerechtigkeit. Die Franzoſen behielten unſer Silber und Gold, unſre Denkmäler, unſre Gränzfeſtungen, und ſchmeichelten unſere ſiegreichen Heere mit der größten Geſchwindigkeit aus ihrem Lande hinaus. Als dies geſchehen war, da ergoſſen ſie ſich in gebührlichem Spott über uns, und von allen Seiten ertönte es ſogleich: Nichts ſey lächerlicher, als daß die Verbündeten von Siegen in Frankreich und von der Einnahme der franzöſiſchen Hauptſtadt ſprechen, ſie ſollen Gott danken, daß man ſie ſo ruhig habe aus Frankreich hinausgehen laſſen; wenn das franzöſiſche Volk nicht ſo gnädig geweſen, ſo wäre auch keine Maus von ihnen über den Rhein zurückgekommen. Das alles, dieſes Unglück und dieſen Hohn, haben wir erlebt, und endlich haben wir erleben müſſen, daß einer der Großmephiſtopheleſſe Beelzebubs, daß jener Talleyrand, der länger als funfzehen Jahre Netze unſers Verderbens gewebt hat, in der Verſammlung der Herrſcher und Miniſter in Wien mit aufgetreten iſt, wo er viele ſeiner alten Freunde, Bewunderer und Schüler wiedergefunden und an der diplomatiſchen Zerlegung und Zerſtückelung des Vaterlandes auf das eifrigſte und glücklichſte mitgearbeitet hat. Wie viel er und Eugen Beauharnois und viele andere nicht ſo gewandte, aber nicht weniger thätige Spinnenweber für Elba und für Paris und mit beiden und zwiſchen beiden gezettelt und unterhandelt haben, und wie weit ſie mit in der Geſchichte der letzten drei Monate und in der Geſchichte des gegenwärtigen Augenblicks ſtehen, das läßt ſich freilich nicht beſtimmt ſagen; aber daß ſie mit darin waren und ſind, das ſagen uns leider zu viele Zeichen, und, wenn wir auch keine Zeichen hätten, ſagt es uns der franzöſiſche Karakter mehr als genug. — Und was haben dieſe für Bürgſchaften fur ſich, daß wir nicht glauben ſollen, ſie ſeyen giftige Schlangen, die wir in unſerm Schooße hegen? Sie haben keine einzige. Hat dieſer Eugen fur ſeinen Napoleon nicht ausgehalten bis ans Ende, und hat er nicht vor ganz Europa als mit einer Großthat damit geprahlt, daß er es gethan? hat er nicht offenbar nach der

Krone Italiens geſtrebt? hat er uns Teutſchen endlich nicht die brennendſte aller Schanden zugemuthet, daß wir ſelbſt nach Napoleons Untergange einen ſeiner Räuberhauptleute als einen Fürſten teutſcher Menſchen ſehen ſollten! Iſt dieſer Talleyrand, dieſer Zuſammenzettler von Geſpinſten des Truges und Unheils, woraus hoffentlich endlich doch ein Strick für ihn ſelbſt ſich zuſammendrehen laſſen wird, iſt dieſes große politiſche Wunder, das ſo viele als einen Meiſter in den Künſten der Lüge anſtaunen, nicht fünf ſechs Mal ſchon meineidig geweſen? hat er nicht alles und alle ſchon verrathen? und wir ſollen glauben, daß dieſes Fuchsherz jemals einen Löwenſinn anziehen könne, daß dieſer chamäleontiſche Teufel ein Menſch werden wird? wir ſollen uns wegen der nächſten Zukunft beruhigen, ſo lange wir ihn, der uns ſeit ſo vielen Jahren unſägliches Unglück bereitet hat, als einen der großen Vertreter und Zurichter Europas mitten in den großen Geſchäften ſehen? Und was iſt er nun, und was ſind ſie nun, die ſagen, daß ſie als Freunde des verjagten Königs Frankreich verlaſſen haben? was treiben ſie nun für ſich? was wollen ſie von uns? — O liebe Freunde, das alte, alte franzöſiſche Spiel. Und ach! wir laſſen uns treiben, und ſollen uns obenein noch gebehrden, als ob wir Banditen für Ehrenmänner anſehen könnten.

Was er iſt und was ſie ſind, darüber habe ich mich oben ſchon geauſſert. Sie ſind Franzoſen, und können nichts anderes ſeyn; welche Miene ſie ſich auch geben und welche Geſtalten ſie auch annehmen, ſie ſind unſere ewigen ſchlimmſten Feinde, die gefährlichſten Feinde, wann ſie uns ſchmeicheln, oder wann ſie gar ſagen, daß ſie einerlei Sache mit uns haben. Ein Viertel der Ausgewanderten ſind gewiß Späher und Auflaurer, welche die Aufſchrift Königiſche benutzen, um in aller Sicherheit für ihre Freunde jenſeits arbeiten zu können; die andern drei Viertel, einige Wenige ausgenommen, die, wenn Bonaparte an der Regierung bleibt, nicht zurückkommen dürfen, ſind von jener oben angedeuteten Judenart, die auf den Ausgang wartet und auf jeden Fall ſicher gehen will; wir aber ſollen es wieder mit Gut und Blut für ſie bezahlen. Laß Napoleon eine bedeutende Schlacht gewinnen, ſo iſt über die Hälfte von dieſen plötzlich nach Frankreich zurück, und ſie werden wegen der geheimen Dienſte gelobt werden, die ſie in Belgien und Teutſchland unter dem königlichen Namen gegen uns gethan haben; überwältigen aber die Verbündeten — was Gott gebe und was er geben wird — die Räuberbande, dann werden ſie unter dem lauteſten Vive le Roi! à bas l'Usurpateur! mit ihnen in Frankreich einziehen. Wenn wir das Unglück erleben könnten, daß Napoleon mit einem Heere über den Rhein käme, wir würden ſehen, wohin Eugen Beauharnois und Talleyrand und ſo viele Andere ſich ſogleich ſtellen würden.

Will man die Sache kurz ſagen, wie ſie iſt, und das Verhältniß dieſer ſich ſo nennenden Freunde und Anhänger Ludwigs des Achtzehnten zu uns mit Einem Worte ausſprechen, ſo heißt es: Wir dürfen keinem einzigen Franzoſen trauen; wenn hie und da auch einer ſeinem Könige treu iſt — doch hätten wir Proben von Treue ſehen ſollen — uns iſt kein einziger treu, jeder iſt unſer Feind, jeder verachtet uns, jeder ſieht ſich für unſern gebohrnen Herrn an, jeder freut ſich unſers Unglücks, und würde jauchzen, wenn die Carnotiſten und Bonapartiſten uns vernichten könnten. Daraus folgt alſo, daß wir ſie für unſere geſchworne Feinde halten und auch keinem einzigen von ihnen trauen müſſen.

Juden habe ich ſie oft genannt; ſo nenne ich ſie wieder, nicht bloß wegen ihrer Judenliſten und ihres knickerigen Geitzes, ſondern mehr noch wegen ihres judenartigen Zuſammenklebens. Mit einer ihnen eigenthümlichen Gewandtheit und Thätigkeit ihrer durch alle Verhältniſſe und Schwierigkeiten ſich durchſchmiegenden und durchſchleichenden Schlangenkünſte haben ſie um die Kabinette und um die Meinung der Menſchen ein Gewebe geſchlungen, worin ſie mehr als Mücken fangen. Wie ſie den Siegern in Paris den Frieden geboten und geſchrieben zu haben ſcheinen, ſo ſcheinen ſie jetzt in vielen halb diplomatiſchen halb politiſchen Erklärungen, Aufrufen und Hindeutungen zu leben und zu weben und die Anſichten der Kabinette und die öffentliche

Meinung recht mit planmäßiger Hinterliſt zu bearbeiten. Sie ſehen wohl, daß noch einmal ein Ungewitter über das verruchte Frankreich losbrechen, daß das volle Sündenmaaß endlich überfließen könnte; ſie mögten es bei dem Ungewitter gerne ſo ſtellen, daß wir die Blitze und Schloßen bekämen und ſie wieder den fruchtbaren Regen behielten. Ja ihre gerührige und ſpitzbübiſche Thätigkeit iſt unverkennbar und geht von ihrem Obermeiſter Talleyrand bis zu dem unterſten Zeitungsſchreiber, der ſein Gift in ein öffentliches Blatt träufelt; ſie leyern ganz wieder die alte Lehre ab, wie zur Zeit des pariſer Friedens, und viele teutſche Tagesblätter ſind dumm oder ſchlecht genug, ſie ihnen nachzuleyern.

Dieſe Lehre wird wie bittere Pillen, die man mit Süßigkeiten umwickelt, uns Teutſchen unter den mannigfaltigſten Verlarvungen zu verſchlucken eingegeben, und viele teutſche Menſchen freſſen das Gift arglos in ſich hinein und wiſſen nicht, was ihnen geſchieht.

Voran klingt wieder das Alte: Frankreich muß ſtark und mächtig ſeyn, das verlangt das Glück von ganz Europa; denn ſonſt fiele das Gleichgewicht unhaltbar zuſammen und alle Idee von Gerechtigkeit und Völkerrecht ginge unter.

Das franzöſiſche Volk iſt edel, großmüthig, treu; bloß einige tauſend Soldaten, die keinen andern Führer erkennen wollten, als ihren Napoleon, haben das letzte Unglück veranlaßt: die Mehrzahl der Franzoſen verabſcheut den Tyrannen und will nichts als Ludwig den Achtzehnten.

Das franzöſiſche Volk iſt das reitzbarſte von der Welt; man ſoll es daher mit der größten Achtung und Schonung behandeln und um Gottes willen ſeine Ehre nicht angreifen, ja ſelbſt ſeinen Vorurtheilen ſoll man ſchmeicheln: wer es hier verletzt, der arbeitet für Napoleon. Das wäre das größte Unglück für die Heere der Verbündeten, wenn man von Frankreich nur ein einziges Dorf zu erobern meinte.

Dies ſollen wir ihnen wieder glauben und ihren Tücken den Willen thun; und deswegen ſoll ſich unſre beſte und fröhlichſte Jugend wieder ſchlachten laſſen, um bei den unruhigen Teufeln Ruhe zu ſtiften, die ſie vielleicht nach einem halben Jahre ſtören werden. Wir ſollen zum zweiten und dritten Male vergebliche Arbeit thun, damit ſie uns das vierte und fünfte Mal recht arg auf den Hals fallen und uns — was ſie ſo oft gethan haben — höhnend auslachen, daß wir ſo dumm und ſo gnädig geweſen ſind.

Frankreich muß ſtark und mächtig ſeyn zur Erhaltung des europaiſchen Gleichgewichts. Die Worte laſſen ſich klingend ausſprechen, aber wir wollen auch einen Beweis. Frechſtes und unverſchämteſtes aller Völker in Lüge und Gleißnerei! ſeit dem Jahr 1600 habt ihr mit raſtloſer Herrſchſucht unabläſſig gearbeitet und gezettelt, den Frieden und das Glück aller eurer Nachbarn zu zerrütten und zu entzweien und euch endlich ſiegend und ſchadenfroh auf die zerriſſene Leiche Europas zu ſehen. Was Richelieu und Ludwig dem Vierzehnten in Teutſchland verfluchten Andenkens nicht gelingen wollte, das iſt euch durch alle Künſte der Hölle in den letzten fünfundzwanzig Jahren nur zu gut gelungen, ihr habt uns unterjocht gehabt, ihr habt uns behandelt nicht wie Menſchen und Chriſten, ſondern mit dem ſchnödeſten Geiz und der erbarmungsloſeſten Grauſamkeit, und noch faſſet ihr uns mit den gierigen Klauen in den Eingeweiden, wenn euer würdiger Fürſt der Verworfenheit durch Gottes Geiſt nicht mit Verſtocktheit geſchlagen wäre. Ihr habt das Gleichgewicht der europäiſchen Gerechtigkeit ſeit dreihundert Jahren, ſo viel an euch iſt, gebrochen, und ihr ſolltet die einzigen Erhalter deſſelben ſeyn? Nein, geſchwächt müßt ihr werden, zittern müßt ihr lernen vor den beſſeren Völkern, aus Furcht müßt ihr ſtill ſeyn, da ihr aus Liebe nicht ſtill ſeyn wollet. Ganz Europa muß ſeiner Sicherheit und Ehre wegen wollen, daß die Sünde und das Verbrechen in euch einmal geſtraft werde; des ganzen Europas Vortheil gebeut es, daß dem Volke, das die Treuloſigkeit und Lüge zu ſeinem Geſetze gemacht hat, der Uebermuth und die Macht gebrochen werde.

O du edles, großmüthiges, liebenswürdiges, ritterliches, treues Volk! ſo hören wir dich denn wieder? ſo haben wir die Blüthe, die ſich von einigen tauſend verirreten Verbrechern abgeſondert hat, denn wieder bei uns, und können uns an dieſen wälſchen Tugendſpiegeln bilden und erbauen? Aber wir fragen billig: Warum ſeyd ihr wieder bei uns? wenn der Buben und Verbrecher bei euch ſo wenige ſind, warum ſitzt denn Napoleon in Paris und warum können Carnot und Benjamin Conſtant und Lucian die alten Gaukeleien von Freiheit und Gleichheit wieder treiben? Eines von beiden muß alſo wahr ſeyn: die Mehrzahl der Franzoſen muß das leichtfertigſte, treuloſeſte, verruchteſte Volk ſeyn, das die Erde trägt, oder auch das feigſte und erbärmlichſte, weil 26 Millionen Seelen — ein ſo großes und weites Reich — hunderttauſend Soldaten, den Abſcheu und Auswurf des Menſchengeſchlechts, ohne Gegenwehr über ihr Schickſal entſcheiden laſſen.

Und die immer und ewig klingende Reitzbarkeit und das leicht verletzliche und faſt jungfräuliche Gefühl der franzöſiſchen Ehre. O Fuchs, Fuchs, du haſt uns zu oft betrogen. Habt ihr das nicht auch geſungen im April und Mai des verfloſſenen Jahres, habt ihr uns den verdienten Preis unſerer blutigen Arbeiten und herrlichen Siege nicht abgeſchmeichelt und abgeheuchelt? Da hieß es: Man darf die Franzoſen nicht aufbringen, man darf weder Geld noch Land von ihnen begehren, Ludwig der Achtzehnte kann nur ſicher herrſchen durch die Großmuth, welche die Verbündeten ihnen beweiſen. Sie haben ſie bewieſen, wo ſie hätten gerecht ſeyn und ſtrafen ſollen, und nicht ein

Jahr hat der unglückliche König geherrſcht, und er muß vor dem meuteriſchen Volke die Flucht nehmen. Wir haben euer Wort und euren Eidſchwur, die nie einen Heller werth geweſen ſind, als Bürgſchaft genommen, und wir ſollten uns wieder mit einer ſolchen Bürgſchaft abfinden laſſen, nachdem ihr uns hundertmal und tauſendmal betrogen habt! Ich will euch ſagen, was eure Reitzbarkeit iſt: ſie heißt Herrſchſucht und Habſucht; ich will euch das jungfräuliche Gefühl der franzöſiſchen Ehre nennen: es heißt Lüge und wieder Lüge, und, mit wie ſchönen Worten und Scheinen ihr eure Falſchheit auch ſchmückt, zum dritten Mal Lüge. Nach unſerm ſchönen Lande, nach unſerm Hab und Gut, nach unſerer Freiheit und Ehre gelüſtet euch; das ſchmerzt euch, daß ihr Europa nicht mehr beſtehlen und plündern könnt, das iſt der lebendigſte Reitz, der in euch brennt; das ſchmerzt eure Eitelkeit bitter, daß ihr mit den Namen: Die große Nation, das erſte Heer der Welt, die Unbeſieglichen, die Fürchterlichen nicht mehr klingeln noch prahlen könnt, ſondern daß beſſere Völker ſelbſt dieſe Ehre, die bei euch doch nur eine Räuberehre war, euch in den letzten Jahren entriſſen haben. — O wartet nur, ihr, die ihr euch aller Reue weigert und mit dem Trotz der Verbrecher ſchnaubet! wartet nur! der Himmel wird ſchon mit ſeiner Vergeltung kommen. O wir ſind auch reitzbar, und wir werden euch zeigen, daß wir es ſind.

Franzöſiſche Liebe und Dank, eure Liebe und euren Dank wollen wir nicht; ihr könnet nicht danken und könnet nicht lieben wie wir: denn euer Thun heißt Gleißnerei und euer Eid heißt Lüge. Aber fürchten ſollt ihr uns lernen, und zittern ſollt ihr lernen vor der Rache, die von Gott und von unſern Fäuſten kommen kann. Wir wollen keinen Vertrag der Freundſchaft mit dem Verbrechen und dem Meineid, wir wollen nur den Vertrag der Furcht, und mit jenem römiſchen Deſpotenkaiſer und mit eurem eigenen Deſpotenkaiſer, vor dem ihr jetzt wieder im Staube wedelt, wollen wir täglich ausrufen: Mögen ſie uns haſſen, wenn ſie nur zittern!

So ſtehen ſie zu uns, ſo meinen ſie und ſo gaukeln ſie. Sie haben ſich unter dem Schirm und Namen ihres Königs über alle unſere Gränzlande ausgegoſſen und ſitzen darin wie eine wahre Peſt in unſerm geſunden Fleiſche. Franzöſiſche Marſchälle, ehemalige Geſandte und Geſchöpfe Napoleons, ehemalige Präfekte, franzöſiſche Angeſtellte und Officiere aller Art, zum Theil von den treueſten und wüthendſten Anhängern Napoleons, leben in unſern Rheiniſchen Städten und Dörfern und arbeiten jeder auf ſeine Weiſe den guten Geiſt des Volks zu ſchwächen und zu vergiften. Ich habe dies in Düſſeldorf, Aachen und an andern Orten leider nur zu viel geſehen. Wenn ſie ſelbſt auch nicht gradezu Späher und Anzettler für Napoleon ſind, ſo tragen ſie doch immer und ewig die alte franzöſiſche Eitelkeit unter das Volk: „Aber ihr kennet den franzöſiſchen Charakter nicht, ihr kennet den Stolz dieſes kriegeriſchen und großherzigen Volkes nicht; bildet euch ja nicht ein, in Frankreich eindringen zu können, ſchmeichelt euch ja nicht mit Siegen und Eroberungen; die Franzoſen mit einem Manne wie Napoleon an der Spitze können alles; freilich können auch ſie vielleicht einige Unfälle leiden, aber ſie können auch eben ſo leicht in einigen Monaten wieder an dem Rhein ſtehen.“ So klingt und tönt es von dem galliſchen Winde ringsum und vergiftet die Ohren und Herzen der Menſchen, und zumal in dieſen Rheiniſchen Landen iſt ihre Wirkung auf das arme Volk, das ſie betäuben und verwirren, die allerverderblichſte. Das hört man am beſten und unverdächtigſten, wenn ehrliche Bürger und Bauern die Einflüſterungen und Zuraunungen wieder geben, die ſie von ſolchen empfangen haben.

Und wenn die Franzoſen auch nicht unmittelbar durch Reden, Winke und Zuflüſterungen ſo für ihre liebenswürdigen und ritterlichen Landsleute jenſeits wirken, ſo iſt ihre Gegenwart ſelbſt ſchon ein Verderben für das Volk. Dieſes Volk, das nun beinahe zwanzig Jahre gewohnt geweſen iſt, ſie als Herren bei ſich zu ſehen, bleibt ganz natürlich in der Täuſchung, es ſey nichts verändert, wenn es dieſelben Franzoſen als beſchützte Freunde mitten unter ſich ſehe und wenn es die ſchlechteſten, gehäſſigſten und verächtlichſten ſeiner eigenen Landsleute um ſie her ſchwänzeln und wedeln ſieht, als die da hoffen, ihr lieber Napoleon könne doch einmal wiederkommen und ihnen die goldenen Zeiten der Willkühr wiederbringen. Man predigt dem Volke Krieg, man predigt ihm Aufgebot der Jugend, man befiehlt ihm letzte Anſtrengung ſeiner Kräfte, damit das Vaterland von drohenden Gefahren befreit bleibe, und zu Hunderten und Tauſenden ſchwärmen Menſchen deſſelben Landes unter ihm herum, welches es als das Land der Lüge und des Verderbens bekriegen ſoll. Dies hier iſt nicht als ein Vorwurf gegen die Bewohner der Rheiniſchen Lande geſagt. Sie ſind teutſche Menſchen, treue, tapfere, fromme Menſchen, in deren Herzen die Flamme einer höheren Begeiſterung eben ſo leicht zündet, als in allen übrigen Teutſchen; aber das teutſche Vaterland iſt ihnen beinahe zwanzig Jahre entrückt geweſen, viele von ihnen haben es nur dem Namen nach noch gekannt und von Kindauf nichts als das wälſche und franzöſiſche Evangelium gehört und nichts als die franzöſiſche Herrſchaft geſehen — was Wunder, wenn ihnen manches Teutſche ferner liegt, als uns andern? Und auch jedes teutſche Land, welches dieſe Ausgewanderten und Königiſchen überſchwemmten, würde durch ſie verpeſtet und durch ihre Anſichten und Darſtellungen gelähmt und entmuthigt werden.

Aber — wird man einwenden — dies iſt leicht geſagt, wo ſoll man aber hin mit den Tauſenden, die ſich nun einmal für Anhänger und Freunde des Königs ausgeben, die er ſelbſt als ſolche annimmt, und denen man doch nicht beweiſen kann, daß ſie Späher und Verräther ſind? Ich antworte: Nichts iſt leichter, als hier eine Auskunft zu finden: ſie haben ihre Stelle, wohin ſie gehören. Dieſe Stelle [illegible] Aufenthalt ihres Königs, um ihn müſſen ſie ſich verſammeln, für ihn müſſen ſie mit dem Degen in der Hand gegen diejenigen ſtreiten, die ſie auch Aufrührer und Meineidige ſchelten; daß ſie ſich aber über unſer Land wie ein Heuſchreckenſchwarm ausgieſſen und unſre Treue und Tugend benagen und beſchmeißen, das wollen wir uns höchlich verbitten. Oder wollen ſie auf jeden Fall ſicher gehen, ſo bringe man ſie alle an einen ſichern Ort, der neutral angeſehen werden kann, wie ſie neutral bleiben wollen: man bringe ſie hundert oder hundertfunfzig Meilen zurück von dem Schauplatze des Kriegs, und weiſe ihnen einen Bezirk an, wo ſie unter ſtrenger Aufſicht leben müſſen; wenn ſie ihn verlaſſen, ſo ſeyen ſie des Todes ſchuldig, und ihnen geſchehe, wie dem Simei geſchah durch Salomo. Wenn dies geſchieht, ſo geſchieht das Nothwendigſte, und die guten und freudigen Geiſter des teutſchen Volkes werden durch die Gegenwart dieſer Verhaßten nicht länger in Angſt gehalten.

Mit der großen Zeit iſt geſcherzt und geſpielt worden, als ſey es eine kleine Zeit, und doch iſt es die gewaltigſte und fürchterlichſte. Man bildete ſich den vorigen Frühling ein, man habe ein Aeffchen im Stricke, mit dem man nach Gefallen ſpielen könne, und ſiehe jetzt iſt der Wolf wieder aus der Affenhaut gekrochen und hat ihnen die ſcheußlichen Mordzähne wieder gebleckt. Jetzt hat ſich das Unthier freilich wieder verkleidet und von neuem begonnen, das poſſierliche Spielnärrchen darzuſtellen, das nur Sprünge machen und mit dem Leibchen und Schwänzchen Späße drehen und kreiſeln könne. Es wäre auch möglich, daß einige der brennenden Gefahren wieder vergeſſen könnten, worauf ſie ſtehen; das Volk aber kann und darf ihrer nicht vergeſſen. Es iſt oft geſagt und geklagt, daß man mehr gnädig als gerecht geweſen iſt; was nicht ſeyn darf, denn die Gerechtigkeit geht vor allen Dingen, und die Gnade darf nur hinter der Gerechtigkeit treten. Man meinte im Winter 1814 das Glück eingefangen zu haben und ſah das Strafen als etwas Unzeitiges an, und weil man ſo gemeint hat, ſtehen wir wieder, wo wir nun ſtehen. Und es mußte wohl alles geſchehen, wie es geſchehen iſt, denn nur die Gerechtigkeit kehrt das Unglück aus dem Lande, die Schlaffheit aber verdirbt die Tugend und das Glück. Wir haben Unglaubliches erlebt: Wunder von Gott und Thorheit von den Menſchen ſo hart in einander und neben einander, wie faſt in keiner früheren Zeit. Das war die erſte große Sünde, daß man in Frankreich die Verbrecher wie Ehrenmänner behandelte; deswegen haben wir wieder den

Krieg. Auf dem Revolutionsplatze oder auf dem Greveplatze mußte das Blut von einigen Dutzenden franzöſiſcher Böſewichter durch Henkershand flieſſen, in Irkutzk müßten jetzt einige Hunderte der Verruchteſten ihre Gräuel und Schanden bereuen lernen. Wenn Fouché, Vandamme, Davouſt, Savary, Soult, Ney, Suchet, Barrere, Röderer, Grouchy, Talleyrand, Caulincourt, und viele ihres Gelichters ſich jetzt in den eiſigen Wohnungen Kamtſchatkas von den pariſer Theatern und Vergnügungen unterhalten müßten, ſtünde Europa ruhiger da, und wir alle brauchten uns nicht aus dem Athem zu laufen, um den wieder aufgegangenen Brand löſchen zu helfen. Aber man hat den Böſen geſchmeichelt und der Guten vergeſſen, und ſo hat Gott wieder mit der Noth und dem Unglück kommen müſſen. Nie iſt das Böſe ſo ermuntert worden, als durch den Pariſer Frieden, das franzöſiſche Volk hat ſeinen Raub behalten, ja er iſt gleich anfangs für ein unantaſtbares Heiligthum erklärt, die franzöſiſchen Plager und Schänder der Völker, die Marſchälle, Intendanten, Senatoren,*) ſind im vollen Beſitz geblieben, und die treuen Männer, die für die Freiheit und Gerechtigkeit ihre letzte Habe geopfert und ihr Blut vergoſſen hatten, haben in dem Lande, welches ihr Glück und ihre Schätze verſchlungen hat, hungern und durſten müſſen, weil es ja unſchicklich geweſen wäre, die Pariſer zu behandeln, wie Wiener und Berliner behandelt werden durften. Wie mit den Böſewichtern in Frankreich verfahren iſt, eben ſo iſt in den meiſten Ländern Teutſchlands geſchehen. Die befleckteſten und verworfenſten aller Menſchen, die durch Wort und That den teutſchen Namen und die teutſche Ehre geſchändet und ihr Vaterland den Fremden verzettelt, verrathen und verkauft haben und es jede Stunde wieder thun mögten, hat man ruhig bei uns wohnen laſſen und auch kein einziger iſt aus dem Lande verbannt, für deſſen Heiligthümer und Geſchlecht er keine Ehrfurcht hatte. Viele von ihnen haben ſich bei dem großen Umſchlage der Dinge wieder einzuſtellen gewußt, und genieſſen Jahrgelder und Ämter, und warten der Zeit — welche Gott nimmer kommen laſſe! — wo ſie ihr verruchtes Spiel mit den Wälſchen von vorne wieder beginnen können. In den vor vierzehn Jahren an Frankreich abgetretenen Landen, die dem Vaterlande wiedergewonnen ſind, hätte man vor allen Dingen auf die öffentliche Meinung, auf die Stimme des Volks, die in Zeiten der Noth doch wahrlich eine Stimme Gottes heiſſen kann, am meiſten hören und durchaus keine Leute in Stellen laſſen ſollen, welche dieſe öffentliche Meinung als Anhänger des Syſtems der fremden Tyrannei und als Feinde des teutſchen Namens zeichnete. Daß ſolche hie und da geblieben ſind, iſt das verderblichſte beide für die That und für die Meinung der Menſchen. Für die That iſt es das verderblichſte, denn jene Rotte iſt gewandt und gerührig, ſo wie alles Böſe eine ſchlangenartige und wurmartige Natur hat, die nie ruhet noch raſtet. Dieſe Klaſſe iſt größtentheils aus der Jugend der letzten zwanzig Jahre; die meiſten von ihnen ſind in dem Alter, daß ſie noch dreißig Jahre vor ſich haben, alſo ein Menſchenalter. Sie werden der goldenen Zeit nie vergeſſen, die ſie unter Napoleon, Hieronymus und Dalberg gehabt haben. Das war wirklich das goldene Zeitalter der Beamten. Wer ſich in den letzten Jahren ein wenig umgeſehen und umgehört hat, der findet in dem Syſtem des franzöſiſchen Tyrannen das vierte Jahrhundert Roms wieder. Lies den Ammianus Marcellinus, der gegen das Ende des vierten chriſtlichen Jahrhunderts lebte, lies ſeine Schilderungen von den Regierungen der Söhne Konſtantins und des Valentinian und Valens, lies was er von den Statthaltern, Präfekten, Intendanten, Rentmeiſtern, Oberhofmeiſtern, Küchenmeiſtern, Lieferanten u. ſ. w. erzählt, und du glaubſt, eine Beſchreibung der letzten zehen Jahre zu leſen. Unrechtlichkeit, Beſtechlichkeit, Uebermuth, Gaunerei, kurz der vollſtändigſte Beamtendeſpotismus, der den großen Deſpotismus trug und ſtützte, dort wie hier und damals wie jetzt. Und ſollen wir glauben, daß

---

*) Die Schändlichen haben ſich ſogar erfrecht in Wien noch wegen der Napoleoniſchen Dotationen in Teutſchland und Polen Vorſtellungen zu machen; ſo ſchaamlos iſt die Schande geworden, die man wie Ehre behandelt hat.

Leute, welche die Süßigkeit dieſes ſchändlichen Zuſtandes geſchmeckt und ihre Finger und Seelen in der ſchlechten Zeit vergoldet haben, nun gute Teutſche, nun biedere und ehrliche Männer geworden ſind, weil ſie vor den Leuten zuweilen auch mit der Teutſchheit ausſtehen? Nein, ſie werden arbeiten, was an ihnen iſt, das Glück dieſes nun gottlob vergangenen Zuſtandes zu erheben, dem Volke alles Neue und Teutſche lächerlich oder verdächtig zu machen, zwiſchen dem, was war, und dem, was jetzt werden ſoll, gehäſſige Vergleichungen anzuſtellen, die das Letzte in Schatten ſetzen, alle Schritte und Tritte der neuen Regierungen als ungerecht, ſchädlich und dumm zu ſchildern — kurz, ſie werden das gute leicht zu täuſchende Volk zwiſchen dem Franzöſiſchen und Teutſchen lange in jener unſeligen Mitte erhalten, wo es weder reines Feuer noch reines Waſſer giebt, ſondern für Feuer Rauch und für Waſſer Dunſt alles umnebelt. Dies können ſie am leichteſten, weil ſie in tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Berührungen mit der Menge ſtehen und nächſt der Geiſtlichkeit den weiteſten Umgriff auf die Geſinnungen und die Geiſter haben. — Aber noch verderblicher als durch die That wirkt dieſe Peſt im Volke auf die Meinung. Einem Volke geſchieht das Schlimmſte, wenn die Idee der Gerechtigkeit in ihm erliſcht; dieſe muß erlöſchen, wenn Redlichkeit neben Treuloſigkeit, Ehre neben Schande, Verruchtheit neben Frömmigkeit, Tugend neben Laſter auf derſelden Linie ſteht, Denn das iſt der einzige würdige Lohn der Guten, der einzige, den ſie begehren können, daß die Böſen beſtraft werden; das erhält ein Volk wacker und friſch, das erhält die Ehre und Treue lebendiger und den Glauben an Gott und das Vaterland bluhender, als tauſend Predigten und Verkundigungen, die ohne die That immer in den leeren Wind hinfahren. Wenn die Schlechten und Verruchten in Ehren ſind und Stellen verwalten, womit nur treue, gewiſſenhafte und vaterlandliebende Manner bekleidet ſeyn ſollten, was ſoll das Volk glauben und woran ſoll es ſich da halten? Etwa an Gott? Wahrlich auch Gott verſchwindet, wenn keine Gerechtigkeit gepflogen wird; ſie iſt ſein ſichtbarſtes Bild auf Erden und ſie iſt die heiligſte Majeſtat des Herrſchers, der an ſeiner Statt das Scepter trägt. Sagt man uns: die Maſchine des Staats mußte im Gange bleiben und im Getümmel des Krieges und im Drange der Geſchäfte war es unmöglich, hier ſogleich eine ſtrenge Scheidung zu machen und das Schlechte und Verbrecheriſche von dem Guten und Gerechten zu ſondern, ſo geben wir das zu; aber das Rechte und Nothwendige zu thun iſt immer noch Zeit, und es iſt die Pflicht der Regierungen, dem Volke, das ſie in der Noth der Umſtande wahrlich nicht ſanft behandeln können, wenigſtens ſoweit die ſchuldige Achtung zu beweiſen, daß ſie ſolche nicht in Aemtern laſſen, welche das Volk haſſen und verabſcheuen muß.

Das iſt überhaupt der Jammer der Zeit, welcher die Nichtigkeit des Alten bei aller wunderbaren Größe des Neuen auf das hellſte offenbart, daß alles tiefe Gefühl und aller innige Zorn für die heiligſte aller himmliſchen Mächte, für die Gerechtigkeit, faſt aus der Welt verſchwunden iſt. Die Milde iſt eine göttliche Eigenſchaft, wo menſchlich gefehlt worden iſt; aber wo Trug und Büberei ſündigten und immer noch fortſündigen, da iſt die Strenge göttlicher, die höchſte Majeſtät der Kaiſer und Könige. Wir ſehen Talleyrand, Berthier, Eugen Beauharnois und Andere, die uns ſo unſägliches Leid gethan haben und wieder thun werden, frei und offen mitten unter uns wandeln. Der Reinecke Fuchs hat uns im Frühlinge 1814 die Bußpredigt von der Galgenleiter gehalten, wir haben uns von ihm bethören laſſen, und er hat uns begreint und ins Fäuſtchen gelacht; jetzt hält er die zweite, und wir werden uns zum zweiten Male bethören laſſen. Die Welt würde ſich aber freuen, wenn man dieſe drei gefährlichen Spieler, zuſammen auf einen Wagen packte und nach Ollmütz oder Glatz führte und dort bis zum künftigen Frieden aufbewahrte, und das ganze teutſche Volk, das ſeine böſeſten Feinde recht gut kennt, würde jauchzen und ſolche Erſcheinung als das ſicherſte Vorzeichen des Kriegs und des Sieges begrüßen. Und nun? — Der König von Rom, den man für das Unglück der Zukunft und das Unheil der Völker zu nähren und aufzuheben ſcheint, um gelegentlich einige diplomatiſche Schreckſchuſſe damit zu thun, hat aus der kaiſerlichen Burg in Wien entführt werden ſollen. Wäre es geglückt, der nach Blut lechzende Drache ſäße jetzt feſter auf ſeinem Throne. Nun haben ſich die Menſchen gefragt, die Unſchuldigen meine ich, welche wiſſen, daß, wenn ein armer Teufel das Fenſter einſchlägt und funfzig Gulden aus einem Schrank ſtiehlt, er auf zwölf Jahre ins Zuchthaus geſetzt wird, dieſe Unſchuldigen haben ſich gefragt: Warum wird ein ſolcher Frevel nicht beſtraft? warum hat man ſie, die ſolches wagten, dem Volke zur Freude und der Gerechtigkeit zur Ehre und der Zeit zur Verſöhnung, und den Franzoſen zur Schmach nicht ſogleich aufgehängt? Nein, man hat die meiſten laufen laſſen, und ein paar davon verhaftet, und ſo wird in Spaß verkehrt, wovon jeder Redliche fühlt, daß es den blutigſten Ernſt bedeutet.

So ſteht die Zeit in ihren Erſcheinungen und in ihren Zeichen des Tages, wenn wir die Böſen und die Elendigen und das Böſe und das Elendige betrachten. Mit den Augen des Glaubens und der Liebe angeſehen aber wird ſie ſo heilig und hehr und trägt ſo Herrliches in ihrem Herzen und ſo Gewaltiges in ihrem Schooße, daß man doch wieder die Hände falten und die Kniee zur Erde beugen und beten und danken muß: Gott und Vater, ich preiſe dich, daß ich in dieſen Tagen gebohren bin, ich danke dir, daß du mich dieſe Zeit haſt ſehen laſſen, daß du dieſe Wunder vor meinen Augen haſt geſchehen laſſen; es ſind freilich die Tage der Heimſuchung und Zerſtörung, aber dein hoher Geiſt ſuchet auch die Geiſter heim. Und wenn ſie lügen und trügen und wenn ſie mit Liſten bübeln und zetteln, und die Länder umkehren, wie man das Eimer umſchüttelt, und die Gerechtigkeit wenden, wie der Schneider das Kleid wendet, deine Hand hat die Welt wieder gefaßt, und die Tücken der Tyrannen und die Liſten der Feigen und der ganze Jammer der Dummen werden alle zerrinnen vor deiner unendlichen Gewalt.

So ſtehen die Franzoſen zu uns, und ſo werden ſie immer zu uns ſtehen. Und es iſt gut, daß ſie uns ſo gegenüber geſtellt ſind, daß wir dieſen Dorn im Fleiſche haben, der uns ſtachelt und brennt, damit wir nicht wieder in den Schlaf verſinken und unſere Tugend und Ehre vergeſſen und verſäumen. Aber wie ſtehen wir zu uns ſelbſt? wie ſtehen die Teutſchen zu den Teutſchen? wie ſteht Teutſchland zu ſeinen Kindern? Das müſſen wir auch fragen.

Es war eine ſchöne Zeit, die mit dem Ende des Jahrs 1812 und dem Anfange des Jahrs 1813 dem teutſchen Volke und Vaterlande aufging. Wie manches edle teutſche Herz hat ſich in dieſem Morgenrothe berauſcht und blühende Traume daraus gewebt! Und wo ſind ſie geblieben? Die Ströme Bluts ſind gefloſſen in dem heiligen Kriege, und die Ströme Thränen floſſen nach, nicht über die, welche in dem Kampfe gefallen ſind — ſie ſind in der herrlichſten und fröhlichſten Arbeit geſtorben, ſie haben das Vaterland von der fremden Schande gereinigt — ſondern über die Lebendigen, die noch immer auf Trümmern und Erdbeben wandeln. So iſt der Schein der Dinge, ſo ſieht es äuſſerlich aus, daß man verzweifeln und endlich bei der Meinung ſo vieler Verzagten ſtehen bleiben mögte: das teutſche Volk könne nichts mehr aus ſich machen, es habe ſich und allen politiſchen Verſtand ausgelebt, und ſey nur noch da, um die Lücken des Zeitalters zu büßen und dann endlich als Schutt weggeräumt zu werden. Aber tröſte dich, muthiges Herz, das bei der Betrachtung des Einzelnen ſo oft im Ingrimm vergehen will! tröſtet euch, ihr Millionen, die ihr über des Vaterlandes Verhängniſſe trauret! drinnen im Kern knoſpet und treibet das germaniſche Leben freudig fort, und wann es reif iſt, wird es die Hülle zerſprengen, eine feſte und ſtattliche Geſtalt wird nach auſſen herausdringen, und in verjüngter Herrlichkeit wird der mündige germaniſche Mann fertig da ſtehen. — Was konnte man nicht hoffen mit dem Jahre 1813! welche Liebe und Begeiſterung konnte die verſchiedenſten teutſchen Menſchen und Stämme da nicht verbinden! welche Treue, Brüderlichkeit und Verträglichkeit konnte nicht alles Zwieträchtige und Haderiſche auf immer erſticken und für lange Jahre eine glückliche und ſtarke Eintracht bauen, die auch durch Macht geharniſcht war? Und wahrlich das

Volk würde weit zu führen gewesen ſeyn in Gehorſam und Liebe; aber von den Fürſten und Herren haben wenige gehorchen wollen, und deswegen liegt das Volk und das Reich zerriſſen da, zerriſſener dem Scheine nach, als es vor einem Vierteljahrhundert war, und ſcheint nach ſo großen Thaten wieder der Hohn und Spott der Welt werden zu wollen. Wir hatten eine bröcklichte Verfaſſung, aber wir hatten doch noch einen Kaiſer und in vielen Landen auch noch einen Glauben an das Reich; jetzt haben wir gar keinen Herrn. Wir hatten zwei mächtige Staaten, die ſich und das Vaterland zerhadern konnten; die zwei haben ihnen zu wenig gedäucht, man hat noch ein paar dazu gemacht, nemlich Baiern und Hannover, und auch der Schwabenkönig von Wirtemberg wird nicht hinten bleiben wollen. Unſere Fürſten gehorchten ſonſt freilich auch ſchlecht, aber ſie gehorchten doch noch zum Schein, das Geſetz konnte doch noch gegen ſie angerufen werden, es war auch ein größerer Zwang in dem Glauben und in der Meinung der Menſchen; jetzt ſind ſie frei geſprochen, jetzt ſind ſie lauter Könige und Großherzöge geworden, und ſprechen von nichts als Majeſtät und Machtfülle des Herrſchers und Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit des Staats. Es iſt nichts lächerlicher und zugleich jammervoller als dieſe Fröſche zu ſehen, welche Ochſen ſeyn wollen. Alles Teutſche — man mag ſagen, das letzte Teutſche — was von den Gerüſten, Geſtalten und Sitten der alten Zeit hie und da noch übrig war, iſt, auch wo es wohl beſtehen mogte, mit frecher und erbarmungsloſer Grauſamkeit faſt allenthalben zerſtört; das Wälſche aber, was die Franzoſen und was ihr Tyrann eingerichtet und erfunden haben, iſt mit einer Art Religion erhalten worden, und ſelbſt ſeine den Vaſallen aufgedrungenen Namen und Titel ſind ſo geehrt worden, als wenn es unmöglich geweſen wäre, etwas Beſſeres zu machen und zu erfinden. Wälſcher Unfug, wälſche Art, wälſche Sprache, wälſche Kleider, wälſche Geſinnung an ſo vielen Stellen, und zwar nicht mit Verlegenheit und Verſchämtheit, ſondern mit frecher Einbildung und Anmaßung und mit kecker Verachtung, ja Verfolgung des Vaterländiſchen und Teutſchen. — Kurz bei dieſer wirklich ſchlechteſten Geſinnung ſo mancher Regierungen und wie das alte Reich nun da liegt mit einer Menge großer und kleiner Staaten, ohne irgend eine ſichtbare zuſammentreibende und zuſammenzwingende Macht, mit der unpolitiſchen Vorausſetzung, daß eine große und gemeinſame Idee das Schlechtverbundene und zum Theil Zwieträchtige immer zuſammenhalten ſolle, ſcheint es alle Keime künftiger gänzlicher Auflöſung in ſich zu tragen und einträchtigeren und glücklicheren Völkern zum Raube beſtimmt zu ſeyn. Es iſt auch nichts, worauf man ſich verlaſſen kann, als Gott, und nichts, worauf man fröhliche Hoffnung bauen kann, als der Geiſt und die Treue des braven und tapfern Volks, welches nicht werth ſcheint, namenlos und ehrlos aus der Geſchichte zu verſchwinden. Darum wird im wachſenden Gedränge der Noth und bei dem wachſenden Uebermuth der Fremden einmal ein Held erſtehen, der die Fürſten zum Gehorſam zwingen und das Volk wieder zu Ehre und Macht führen kann. Dies iſt die Hoffnung der Guten, und ohne dieſe Hoffnung bliebe Manchen nur der katoniſche Dolch.

Warum denn alles ſo geſchehen iſt, warum die Fürſten und die Räthe der Fürſten ſo gehandelt haben, warum denn nicht wenigſtens einige Fürſten mit mächtiger Stimme ſich erhoben und den erbettelten Purpur einer ſchimmernden Nichtigkeit, die ſie nicht behaupten können, öffentlich abgelegt und erklärt haben: Gebt uns einen Herrn, das Vaterland und das Volk bedarf eines ſolchen, wir wollen gern gehorchen; gebt uns einen Herrn, der herrſchen und ſchirmen kann, wir wolleu uns gern der Eitelkeit entäuſſern und allen andern freien Männern gleich ſeyn: denn größer würde unſere Schande ſeyn, wenn fremde Tyrannei uns in Knechtſchaft alle gleich gemacht hätte; warum denn kein einziger ſo Würdiger und ſo Stolzer aufgetreten iſt, der im hohen Sinn der Zeit geredet und gewirkt und ausgeſprochen hat, was das ganze teutſche Volk als die einzige Noth und das einzige Heil der Zeit erkennt? Dies und vieles Andere könnte man hundertmal und wieder hundertmal fragen. Aber man hat Eine leichte Antwort: Auch dies haben die Franzoſen verſchuldet.

Die Fürſten und die Männer, welche ihnen am nächſten ſtehen, ſind nicht im Volke, erkennen und fühlen das Volk nicht, ja erkennen und fühlen überhaupt die Welt nicht wie wir; es hat ihnen von Kindauf das gefehlt, wodurch ſie mit der ganzen vollen Seele und Kraft ihres Volkes empfinden und vernehmen, haſſen und lieben, zürnen und ergrimmen könnten: es fehlt ihnen die Wurzel des teutſchen Lebens und der teutſchen Liebe. Seit zweihundert Jahren ſind ſie im fremden Lande erzogen und das wälſche Weſen iſt ihnen früher gelehrt worden als das Teutſche. Alle ſind Schüler der franzöſiſchen Sitte, Sprache, und — was das Schlimmſte iſt — der franzöſiſchen Diplomatik. Ueber dieſe vollendete Lügenkunſt, welche ſeit drei Jahrhunderten mehr oder weniger geherrſcht hat, müſſen ein paar Worte geſagt werden.

Es ſind Männer geweſen, würdige und biedere Männer, welche behauptet haben, es gebe überall nur Ein Gerechtes und Gutes, und alles, was darüber ſey, das ſey vom Uebel. Dieſe haben auch die Klugheit und Vorſicht verworfen als Künſte, die dem Menſchen und Chriſten nicht geziemen und von deren ſchmaler Linie man ſo leicht auf das Gebiet des Teufels und der Lüge überſchweife; ſie haben durchaus keine Politik gelten laſſen wollen. Mir däucht, ſie haben Unrecht gehabt. Es giebt eine Mittelwelt der Kräfte, wo die geiſtigen und ſittlichen und die irdiſchen und elementariſchen Triebe zuſammentreffen und im vielfachen Streben der Liebe und des Haſſes mit einander kämpfen: eine Mittelwelt, leicht und beweglich und in ewig ſchaffender und zerſtörender Fülle des Lebens fluthend und wechſelnd. Dieſe Mittelwelt läßt ſich nicht bloß durch die erhabene Idee der Sittlichkeit und Gerechtigkeit leiten und verwalten, obgleich dieſe beiden himmliſchen nie ſtraucheln können, ſondern der Menſch muß ſeine mehr thieriſchen und elementariſchen Anlagen und Krafte mit drein ſetzen, wenn er zum Verſtändniß und zur richtigen und tüchtigen Erfaſſung und Verwaltung dieſer Mittelwelt kommen will. Er muß Vorſicht, Gewandtheit und Klugheit anwenden, d. h. er muß ein politiſcher Menſch ſeyn. Wie der Menſch einen Deich aufwirft vor ſeinen Aeckern, ehe der Schnee auf den Bergen ſchmilzt und die Ströme ſchwellt, wie er bei ausgebrochenem Feuer, damit die Wuth deſſelben nicht weiter um ſich greifen könne, Gaſſen niederreißt, ſo kann er ſich gegen Uebel, die man elementariſche Uebel nennen mögte und die aus dem Ungeſtüm der blinden Naturkräfte und der blinden Leidenſchaften entſpringen, nur durch Klugheit und Vorſicht wehren. Dieſe Klugheit und Vorſicht iſt nicht Falſchheit noch Lüge, denn auch die edelſten und trefflichſten Männer haben ſie bei der Behandlung und Verwaltung der irdiſchen Dinge und Verhältniſſe von jeher gebraucht. Aber wenn dieſe Klugheit und wenn die untergeordneten und kleinen Künſte, die man Liſt und Hinterliſt nennt, auch in der ſittlichen Welt der Wahrheit und Gerechtigkeit walten und entſcheiden wollen, wenn ſie endlich die Welt Gottes regieren wollen als ein Ding, worin bloß thieriſche und elementariſche Kräfte wirken und leben — dann iſt eine ſchlechte Zeit für das Menſchengeſchlecht gekommen, dann hat ſich die Lüge auf den Thron geſetzt und die Dummheit und Knechtſchaft haben zu ihren Füßen geknieet.

Es iſt eben durch die Franzoſen, welchen man nun ſchon zu lange Manches nachgebetet und nachgeglaubt hat, die Lehre ziemlich allgemein geworden, die Italiäner ſeyen die Erfinder der neuen Politik, welcher man wahrlich nicht zu viel thut, wenn man ſie die vollendete Lehre der Lüge und des Betrugs nennt, welche aber nun lange ſchon ſo platt gelogen und betrogen hat, daß der Teufel wenig Freude mehr an ihr haben kann. Freilich ſind die Italiäner von jeher ein klares, tiefes, gewandtes und ſchlaues Volk geweſen, freilich hat der Senat der Päbſte und Kardinäle und Ordensgeiſtlichen in Rom die Welt umfaßt und hat ſie lange mit gewaltigem Arme feſtgehalten, freilich entſtand die neue Politik in Italien; aber ich behaupte doch, daß die Franzoſen ſie zuerſt dahin brachten, wie ſie in unſern Tagen die Politik des Rheinbundes nach Teutſchland gebracht haben, und daß ſie ſeitdem immer die Meiſter und Lehrer darin geblieben ſind. Man beginnt das Zeitalter dieſer Politik gewöhnlich mit den Händeln, welche Karln den Achten, König von

Frankreich, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts nach Italien brachten. Aber wer machte die Einfädelung und Zuſammenſchürzung dieſer Verwirrungen, Entzweiungen und Verrätherereien, wodurch Italien der Raub der Fremden ward, wer machte ſie, als die Franzoſen, als franzöſiſches Geld und franzöſiſche Abgeſandte? Man muß nicht bloß die franzöſiſchen Erzähler hören, ſondern diejenigen, welche damals am klarſten ſahen und am beſten ſchrieben, die Italiäner. Die großen Schilderer jenes Zeitalters und der Zerrüttung und des Unglücks des ſchönen Italiens, Macchiavelli und Guicciardini, leugnen die Entartung des italiſchen Volkes und die zwieträchtige und kleinliche Politik der Päbſte, Republiken und Fürſten Italiens nicht, aber ſie zeigen uns auch deutlich, wie das Gewebe, wodurch Italiens Freiheit und Glück für Jahrhunderte unterging, geſponnen und zuſammengezettelt ward. Und hatten die Franzoſen nicht lange vor dieſer Epoche in der ſcheußlichen Politik der Lüge und des Verraths ſchon ihre Meiſter gehabt? War nicht der Anfänger und Stifter ihres großen Reichs, Ludwig der Erſte, ein rechter Gräuel? ein Ausbund aller Lüge und alles Meineids? ein rechtes Vorzeichen der franzöſiſchen Zukunft? war nicht Ludwig der Schöne ein ſolcher, der Mörder der Tempelherren, das gewiſſenloſe und herzloſe Ungeheuer, das alles Menſchliche und Heilige unter die Füße trat? war es nicht auch der abſcheuliche Ludwig der Elfte geweſen, deſſen

Schüler eben die Plünderung und Unterjochung Italiens entworfen, welche jenem Lande und ganz Europa ſo unſägliches Weh gebahr? Seit dem ſechszehnten Jahrhundert war die galliſche und franzöſiſche Treue, die den Spaniern, Italiern, Engländern und Teutſchen ſchon viel früher zum Sprichwort geworden war, in ihrer neuen Eigenthümlichkeit als Wiſſenſchaft des Truges völlig ausgebildet, und ſpäter iſt ganz Europa nach Paris gezogen, um ſich in die loſen Künſte einweihen zu laſſen. Die Franzoſen mögen die Geſchichte und ihre Begebenheiten drehen und verſtellen, wie ſie wollen, ſie können den Vorwurf nicht von ſich ablehnen, daß ſie nun in die dreihundert Jahre unſern Welttheil in Blut und Elend zuſammenverwirrt und zuſammengehezt haben. Sie ſind die wilden Ruheſtörer und die Einfädler und Weber des Unheils geweſen: ſie haben immer nach fremdem Gute und Lande gelechzt und dazu Trug aus Trug geſponnen. Sie haben die glänzenden Namen Richelieu, Ludwig der Vierzehnte, Louvois, Talleyrand, Fouché, und viele hundert kleinere Lichter in dieſer loſen Kunſt aufzuweiſen, wogegen wir als die armen Tröpfe ſtehen müſſen.

Und deſſen wollen wir uns nicht ſchämen, ſondern Gott bitten, daß er uns ewig in dieſer Unfähigkeit für die Lüge und die Künſte der Lüge erhalte. Aber freilich wenn wir die Meiſter der Lüge bewundern, wenn wir ihnen in den Werken der Finſterniß nachahmen, dann geſchieht uns Recht;

daß wir in der jämmerlichen Halbheit hangen bleiben und endlich immer als das Gelächter der Welt da ſtehen. Die Teutſchen ſind nun einmal ein Volk, das Gott treu und aufrichtig gemacht hat; es ſollte in ſeiner Rolle bleiben und nicht nach eitlen Künſten ſtreben, die es nie lernen kann, ſondern worin es immer als ein tölpiſcher Schüler erſcheinen wird. Schlauheit und Liſt hat Gott mit Recht denen verſagt, die fromm, demüthig und redlich ſeyn ſollen. Es iſt überhaupt nicht die Zeit der kleinen und halben Künſte, ſondern die ganze Tugend und der ganze volle Ernſt des Willens will drein geſetzt ſeyn. Wenn das geſchieht, ſo wird die Welt wirklich gerettet und befreiet werden. Wohl darf man mit voller Gewalt ermahnen, die Zeit zu bedenken und Gott zu fürchten in der Zeit, der ſo viele Wunder nicht umſonſt gethan hat; wohl darf man warnen und ſoll man warnen gegen den Leichtſinn, wodurch das Große ſo verkleint wird, gegen die unteutſchen und unchriſtlichen Lügenkünſte, wodurch Gottes Werk immer wieder zerſtöret und entweihet wird. Wahrheit und Gerechtigkeit in Wort und That mit ganzer Würde und Majeſtät des Willens in den Kampf geſetzt — und die Lüge wird im Staube kriechen und das entlarvte Verbrechen wird zittern. Jetzt iſt man feiger als die Franzoſen, aber eben ſo ſchlecht, ja faſt ſchlechter als ſie; denn wer ſich der Sünde ſchämt und ſie doch thut, der iſt erbärmlicher, als wer einmal mit der nackten Unverſchämtheit geſagt hat: Was wir gefällt, das iſt mein Recht, und was mir nützt, das iſt meine Tugend. Ich will einmal einen Kriegsaufruf an das teutſche Volk erlaſſen, wie er erlaſſen worden wäre, wenn die chriſtliche Pflicht und die menſchliche Pflicht und die teutſche Pflicht gewaltiger gedaucht hätten, als die kleinlichen Rückſichten der Feigheit und des ſogenannten politiſchen Anſtandes. Es iſt lächerlich an den Höllenpforten mit den Teufeln noch Komplimente zu machen über den Vortritt.

So klingt mein Aufruf:

Die Hölle hat ihre Thore wieder geſprengt und der Erzteufel mit allen Teufeln haben ſich zum zweiten Mal über Gottes ſchöne Erde ergoſſen, ſie mit Künſten der Lüge und Hinterliſt zu fahen und alles wieder in Trug, Verrath und Blut zu verwirren. Das verruchte Volk, das nimmer ſtill ſeyn kann, hat den Feind des menſchlichen Geſchlechts wieder mit Jauchzen empfangen und in Triumphzügen in die irdiſche Hölle, in Paris, eingeführt. Dort ſitzen ſie und ſpinnen Netze des Truges und Unheils, die ſie über die Länder und Völker auswerfen wollen. Sie klingen Frieden, aber ſie ſchnauben Krieg, ſie klingen Freiheit, aber ſie meinen Sklaverei, ſie klingen Menſchlichkeit und Milde, aber ihr Weſen iſt Grauſamkeit und Habſucht. — Auf denn wieder in die Waffen! auf denn muthig! auf in deine Geiſter, tapferes und treues Volk der Teutſchen! Auf in allem deinem Vermögen! in aller deiner freudigen Begeiſterung! und gegen die Gränzen geflogen, und für Gott und Freiheit und Vaterland den germaniſchen Doppeladler in den Panieren des Reichs enthüllt! Auf gegen die Hölle, ehe ſie mächtig wird! auf gegen den Teufel, ehe er ſeine Geſpinnſte vollendet hat! Auf im kühnen und fröhlichen Muth! denn Gott iſt mit dir und die Gerechtigkeit und die Religion. Dieſe verruchte Rotte, die auf ihren Frevel gegen Gott und gegen die Menſchheit als auf eine Tugend pocht, hat ſich ſelbſt dem Verderben geweiht, und der Tag ihrer Vernichtung iſt gekommen: ſie hat gegen ihr Vaterland, gegen unſer Vaterland, gegen ganz Europa, ja gegen die ganze Menſchheit ſo geſündigt, daß ſie der Rache reif iſt. Alles Menſchliche und Heilige hat ſie längſt entweiht, alle höchſten Ideen, welche das Zeitalter aufrichten und aufbauen ſollten, hat ſie vergaukelt und verſchimpft und Tröpfen und Buben durch ihren gräulichen Misbrauch ſelbſt gegen die unſterbliche Freiheit und ewige Gerechtigkeit die Waffen in die Hand gegeben. Sie hat in Europa den Frieden verwirkt: zehenmal, ja hundertmal meineidig, ohne Ehre, ohne Gewiſſen, ohne Treue ſteht ſie friedlos und geächtet vor der Welt, und die Geſchichte wird ſie einſt in die ewige Acht der Schande erklären. — Auf! und vertilgt, was mit dem Schwerdte in der Hand nahet! denn es iſt das Reich Satans, es iſt die gegen Recht und Freiheit verſchworne Rotte, welche gegen das Reich

Gottes in den Kampf zieht. Auf! ihr geſegneten und gerechten Krieger! auf mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes! und zerſchlagt ſie, und zermalmt ſie, und vernichtet ſie, daß auch keine Spur von ihnen bleibe auf Erden! Nimmer das Wort Friede ausgeſprochen zu dürfen! kein Erbarmen mit der Bosheit und keine Schonung mit dem Meineid! ehe dieſe Brut der Hölle vertilgt iſt, kann Europa, kann Teutſchland, kann Frankreich keine Ruhe haben. Tapfere und fromme Teutſche! ihr hört ihre ſchmeichelnden Klänge, ihr hört ihre gleißenden Lügen; ſie können euch nicht mehr täuſchen. Ihr kennt ſie nun fünfundzwanzig Jahre, was ſie der Welt gelobt und was ſie gehalten haben; eure Väter haben ſie drei Jahrhunderte gekannt als ihre unruhigſten und hinterliſtigſten Feinde. Auf! und mit Gott drein geſchritten und drein geſchlagen! und der Himmel wird die Hölle und die Wahrheit wird die Lüge beſiegen. Was wollen ſie, die wieder mit der ſüßen Glocke der Freiheit und Gleichheit läuten? Sie wollen Knechtſchaft und Tyrannei; euer Land, euer Geld, eure Ehre wollen ſie verſchlingen. Was wollet ihr? Freiheit und Geſetzlichkeit, Frieden und Gerechtigkeit, und ſicheres Wohnen in dem Lande eurer Väter. Darum auf ſie als auf die Verfluchten, die im Banne der Menſchheit ſind! ſchlaget ſie und zerſchmettert ſie, daß ſie in der Heimath der Eitelkeit und des Uebermuthes lange noch zittern vor dem Schrecken eures Namens, Züchtigt ſie im Namen der ewigen Gerechtigkeit und im Namen Gottes, ſchwingt das furchtbare Schwerdt der Rache gegen die Verruchten, die euch mit dem Eiſen begegnen; aber der Waffenloſen ſchonet und der Weiber und Kinder brauchet chriſtlich und menſchlich; denn ihr ſeyd Chriſten, und ſollet milde und barmherzig ſeyn. Aber leget die Wehr nicht aus der Hand ohne die Bürgſchaft der Ruhe und der Sicherheit, ohne eure alten Gränzen, die Vogeſen und Ardennen, mit den alten germaniſchen Strömen; und ſo ziehet hin, und feiert den Triumph des Sieges über die Hölle, und dann hänget die Schwerdter zum ewigen Gedächtniſſe des göttlichen Streites an dem Altare des Heiligthums auf.

So würde es klingen, ſo würde gerufen und verkündigt werden, wenn oben empfunden würde, wie unten empfunden wird; ſo müßte es klingen, ſo müßte dem Volke zugerufen und verkündigt werden, wenn man den Glauben an Gott hätte, wenn man den Glauben an die Zeit hätte, wenn man den Glauben an die Wunder Gottes hätte, die er in den jüngſten Jahren vor unſer aller Augen gethan hat, wenn man nicht klein genug wäre, den hölliſchen Lügenkünſten mit kleineren Lügenkünſten begegnen zu wollen. O es iſt wohl jammervoll und erſchrecklich. Die größte Geſchichte haben ſie gehabt, und ſie glauben nicht; die herrlichſten Wunder ſind geſchehen, Gott iſt mitten unter ihnen geweſen, ja er iſt noch unter ihnen, und ſie erkennen nicht. —

Und wiſſet ihr, wo ihr ſtehet, die ihr das Schickſal der Welt halten und lenken ſollet? wiſſet ihr, wo die Völker ſtehen? wiſſet ihr, wohin die Zeit ſtrebt und wohin ſie mit und wider euren Willen mit euch fahren wird? Die Flammen ſchlagen aus allen Ecken herein, und ihr ſehet nicht; die Geiſter blaſen wie die Sturmwinde über die Welt, und ihr vernehmet nicht; und ihr tretet mit Zwergeswaffen gegen den Rieſen in die Bahn, und ihr wollet das brauſende Weltmeer zuſtopfen mit einem Stöpſel und die rollenden Gebirge halten mit einem Strohhalm? O nicht das Halbe, nicht das Schwache und Matte! Das Ganze, das Starke, das Muthige — das verkündigt, das thut! und jaget die feige Furcht weg und die eitle Engherzigkeit, die vor dem gewaltigen Geiſte erbebt, der euch und die Zeit regiert, und ihr befreiet euch und die Welt, und ihr ſtrahlet einſt als leuchtende Geſtirne des Ruhms durch die lange dunkle Nacht der Fackeln hindurch.

Ja wahrlich es iſt ein Weltgericht gekommen, was ſie nicht begreifen wollen, es iſt die Zeit gekommen, wo das Reich der Lüge und die Herrſchaft der Lüge untergehen ſollen, wo die ganze Lügenpolitik und alle loſe Künſte der alten Diplomatik untergehen ſollen vor der höheren Wahrheit und Gerechtigkeit. Das müßten auch die Ungläubigſten und Verſtockteſten begreifen gelernt haben. Sie haben wohl geſehen, wohin ihre Künſte uns gebracht haben und wie Gott uns wieder aufgerichtet hat, auch ohne Künſte, allein durch den natürlichen Glauben und die natürliche Kraft der Herzen. Weil dieſe hohe Zeit gekommen iſt, ſo darf auch nicht mehr gelogen werden und geheuchelt und geſchmeichelt weder im Großen noch im Kleinen; am wenigſten darf das gethan werden dem Reiche des Teufels und den Banden der Hölle gegenüber, als wenn wir ſie durch ihre Waffen zu bekämpfen und zu beſiegen meinten. Nein nimmermehr! ſondern wir wollen Satan durch das Reich Gottes beſiegen, wir wollen ihn bekämpfen mit den Waffen des Lichts, welche ſind die Waffen der Wahrheit und Frömmigkeit. Wir wollen ehrlich ſeyn gegen Napoleon und gegen die Franzoſen, die ihn gerufen haben und gegen uns ins Feld ziehen. Wir wollen ihnen ſagen, daß er als der verworfenſte und teufliſcheſte Geiſt, der je mit Fleiſch und Gebein angethan war, bei allen ehrenwerthen Völkern friedlos und geächtet iſt, daß ſeine Banden die verruchteſten und ſcheußlichſten Banden ſind, welche je Eiſen in der Hand getragen haben, daß wir ſie als ſolche von dem Erdboden vertilgen wollen, und daß wir mit Gott ausziehen wie gegen die ganze Hölle voll Lug und Trug, und glauben, wir werden den heiligen Kampf mit ihm hindurchführen. Wir wollen nicht leiden, daß man dieſe Franzoſen ein tapferes, geſittetes, treues und ritterliches Volk nenne, ſondern ſie ſollen genannt werden, die ſie ſind: die Gaukeliſchen, Falſchen und Meineidigen. Wir wollen nicht leiden, daß man uns länger vorleyere, ſie ſeyen Verirrte und Verführte; nein wir wollen ſagen: ſie haben den Napoleon verführt, ſie haben ihn wieder nach Frankreich gerufen, ſie haben ihn nach Paris geführt, ſie haben ihren König und die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen aus dem Lande gejagt, ſie haben den mit uns beſchwornen Frieden frech und freventlich gebrochen. Wir wollen es ihnen ins Geſicht ſagen, daß wir wiſſen, was ſie wollen und wünſchen und weswegen die Wuth wieder in ſie gefahren iſt: ſie wollen Raub und Mord und Plünderung der beſſeren Länder und Völker, ſie knirſchen und ſchnauben vor Erbitterung, weil ſie von uns gedemüthigt und überwunden ſind, aber leider nicht gezüchtigt ſind, wie ſie hätten gezüchtigt werden ſollen; hätten wir ſie gezüchtigt, wahrlich ganz Europa klirrte jetzt nicht wieder von Waffenlarm. Wir wollen ihnen ſagen, daß wir ihre politiſche Lehre wohl kennen, welche heißt: der ganze Rhein muß wieder Frankreich dienen, und mit ihm das übrige Teutſchland, Frankreich muß das Herrſcherreich Europas ſeyn. Wir wollen ihnen dagegen unſere politiſche Lehre ins Angeſicht ſagen, ſie heißt: Wir wollen den tollen Uebermuth bändigen und den frevelnden Meineid ſtrafen, wir wollen unſern Rhein ganz, wir wollen Elſaß und Lothringen und Metz und Dünkerken und Lille, kurz, wir wollen die alten Gränzen unſeres Landes wieder, die ſie ſeit 260 Jahren angefangen haben zu verrücken. *) Dieſe Sprache ziemt einem großen und edlen Volke, das wir ſind, und mit dieſer Sprache, und mit dem Gefühle, das ſie giebt, und mit dem Gott, deſſen Sache wir verfechten, können wir ſtolz in den Streit gehen.

Nein, nicht durch Lügen, die feiger wären, als die franzöſiſchen; nicht durch Liſt wollen wir die Liſtigen bekämpfen: Wahrheit und Recht das ſeyen unſere Waffen, und vor dieſen werden ſie erliegen, wie ſie im Jahr 1813 und 1814 vor uns erlegen ſind. Unſchuldig ſind wir der elenden und feigen Halbheit, die immer warnt: Aber man muß das große Volk nicht reitzen, man muß ihren Ungeſtüm nicht erbittern, man muß den Kampf nicht zu gefährlich machen. O ihr Warner und Hemmer unſers Ungeſtüms, der wohl ein beſſe-

---

*) Man hat ſich hin und wieder beſchwert, die Teutſchen hätten das Glück ihrer Befreiung und die von Gott verliehenen Siege zu lau aufgenommen. O gewiß nicht. Sie prieſen Gott und danketen und jauchzten und jubelten bis zum pariſer Frieden. Da kam die Trauer, weil ſie jenen Frieden trotz aller Eidſchwüre und Gelöbniſſe kaum als einen Waffenſtillſtand betrachten konnten. So werden ſie jeden Frieden ohne wirkliche Bürgſchaft betrachten müſſen.

rer Ungeſtüm werden kann! fühlt ihr nicht, wie ihr euer Volk, das auch wohl ein großes Volk heiſſen ſollte, ſchändet, indem ihr dieſe Worte ſprechet? als wenn wir vor ihrem Zorn zittern müßten! Nein, ſie müßten zittern, wenn ihr die ganze Gewalt des teutſchen Volkes in den Kampf riefet, ja wenn ihr nur hinein lieſſet, die brennen gegen Franzoſen ihr Blut zu zerſprützen; ſie müßten zittern, denn ſie ſtreiten unter dem Teufel und wir ſtreiten unter Gott. — Und glaubt ihr, daß die Verruchten nicht erbittert genug ſind, daß ſie nicht durſtig genug ſind nach unſerm Golde und Lande, daß ſie nicht fertig genug ſind für Lug und Trug? O die Schlange hat all ihr Gift geſammelt, und wird es auf uns ſprützen; aber wir tragen einen ſiegfriedischen Panzer, woran es unſchädlich abflieſſen muß, er heißt der Harniſch des Glaubens und der Gerechtigkeit. Wir wollen ſie nennen, was ſie ſind, ein meineidiges, verruchtes Volk, eine Räuberbande, die alles Geſetz und alle Religion vertilgen mögte. Wir wollen ſie fordern in den heiligen Kampf im Namen Gottes, und ihnen entgegen rufen: Hölle öffne dich! der Himmel zieht gegen dich aus; ziſche und ſprühe, giftiger Drache! wir fürchten deine Wuth nicht. Wir wollen den großen Zweck dieſes Krieges laut ausſprechen, er heißt: Vertilgung der Verruchtheit, Demüthigung der Böſen, und Sicherung unſerer Gränzen und unſers Reichs. Ehe wir die Bürgſchaft des Friedens erkämpſt haben, wollen wir nicht heimziehen. Dies iſt der Wille Gottes, der in die Entwickelung der letzten Begebenheiten zu unſerm Heile wieder eingetreten iſt, dies muß der Wille des ganzen teutſchen Volks ſeyn.

Und ſehen wir die Dinge ruhig an und betrachten wir die Begebenheiten und Erſcheinungen der letzten Jahre, müſſen wir nicht ſagen: Nicht Napoleon Bonaparte, nicht der treuloſe und verbrecheriſche Korſe iſt unſer erſter Feind, ſondern die treuloſen und unruhigen Franzoſen ſind es. Der pariſer Friede hatte die Welt in Schutt und Trümmern liegen laſſen, ſie konnte nun nicht aufgebaut werden, ohne daß Gott darein trat; er iſt darein getreten, und jetzt kann gebeſſert werden, was vor einem Jahre aus falſcher Großmuth gegen die Hinterliſtigen verſäumt ward. Die Franzoſen mögen uns ihre Lehre predigen, daß ſie, damit das Gleichgewicht beſtehe, die Stärkſten und Mächtigſten in Europa ſeyn müſſen; das glaubt ihnen kein Kind mehr: denn die Gleichgewichtshalter müßten die Treueſten und Gerechteſten ſeyn, ſie aber ſind die Treuloſeſten und Ungerechteſten. Wir wiſſen, daß ſie geſtraft und gedemüthigt werden müſſen, wenn wir in Ruhe bleiben wollen; und das ſoll nun erſtritten werden. Warum muß ganz Europa von einem Ende bis zum andern ſich bewegen und ſeine Kräfte aufbieten? Etwa, weil Napoleon aus der Inſel Elba entlaufen iſt? Nein, weil die Franzoſen ſich rühren. Er iſt nur der Gahrungsſtoff, der ſie in Bewegung gebracht hat; ſie ſind die eigentlichen Unheilſtifter und Ruheſtörer. Sie würden auch ohne ihn nicht lange ſtill geſeſſen haben, ſie werden auch nach ihm nicht ſtill ſitzen; darum muß man dem Drachen die Zähne ausbrechen, ehe er wieder zu voller Wuth erwachſen iſt. Oder ſoll man die Burbone wieder einführen und ihnen die Feſtungen und das Geſchütz und die Schätze laſſen, alle Mittel, uns zu ſchaden, damit ſie das zweite und dritte Jahr wieder eben ſo beginnen? Das wilde Volk hat Europa nun in die zwanzig Jahre athemlos gehetzt und getrieben, es wird die Kräfte deſſelben bis zur Ohnmacht anſpannen, ja es hat ſie beinahe bis zur Ohnmacht angeſpannt, und alle Staaten und Völker und Regierungen würden in Trümmer verſinken und durch die ſcheußlichſten Umwälzungen laufen müſſen, wenn man dem Uebel nicht wehrte, wo ihm allein zu wehren iſt. Man täuſche ſich nicht mit eitlen Vorſpiegelungen eines langen Friedens; das hat man ja 1814 in Paris gethan und 1815 in Wien gethan, und geſehen, wo der Friede geblieben iſt. Frankreich iſt immer mächtig geweſen, es war unter Heinrich dem Vierten und Ludwig dem Vierzehnten ſchon zu mächtig, und trieb Europa in unſeligen Eroberungskriegen bis zur Erſchöpfung matt. Frankreich iſt durch die letzte große Umkehrung, die alle ſeine Kräfte verſammelt und die Anwendung derſelben vereinfacht hat, doppelt ſo mächtig, als es im Jahr 1792 war, es iſt in der Hand eines kriegeriſchen oder gar eines eroberungsſüchtigen Königs ein gefährliches und furchtbares Volk. Läßt man dieſes Volk nun wieder, wie man es im pariſer Frieden gelaſſen hat, giebt man dem Vaterlande endlich keine Sicherheit des Friedens, ſo mögen die Herrſcher die Noth anklagen, und nicht die Schlechtigkeit der Menſchen, wenn endlich alles zu Trümmern geht und wenn ſie ſelbſt mit unter den Trümmern begraben werden. Ganz Teutſchland, ſonſt ein ſo reiches und blühendes Land, keicht kaum noch in den letzten Athemzügen unter dem entſetzlichen Druck, den uns dieſes bübiſche und räuberiſche Volk der Walſchen gebracht hat; auch das kleinſte teutſche Ländchen iſt auf Jahrhunderte verſchuldet durch ſie und durch ihre Raubzüge nach Oeſtreich, Preuſſen, Spanien und Rußland, wobei mancher dienſtwillige Miniſter mehr Beitrag an Geld und Kriegern geleiſtet hat, als ihm befohlen war. Jetzt wenden wir die letzten Kräfte auf, damit das Uebel an der Wurzel ausgerottet und gründlich geheilt werde. Wird es nicht geheilt, ſo wird es alle ergreifen und die jakobiniſchen Sturmwinde werden von Paris aus fürchterliche Flammen über die Welt hinblaſen.

Und das iſt die Stimme des ganzen teutſchen Volkes, daß es müde iſt, ewig der unwürdige Spielball dieſes ſchlechten Volkes und der Probeleichnam der diplomatiſchen Anatomen zu ſeyn: das iſt ſeine Stimme, die man hören ſoll, damit aus dem Weh nicht ein unheilbares Weh werde.

Das treue und gerechte Volk, das ein chriſtliches Volk iſt und an Gott glaubt, verlangt einen großen, ernſten und gewaltigen Krieg; es verlangt, daß dieſer Krieg mit edlem Zorn und kühner Gerechtigkeit ausgeſprochen, daß er mit hohem und ſtolzem Geiſt wie ein heiliger Kreuzzug gegen die Böſen geführt werde. Dieſes Volk, das Ordnung und Geſetz immer geehrt, Gerechtigkeit und Freiheit immer geliebt hat, haßt die Gaukelei des untreuen wälſchen Volkes, es haßt noch mehr die Gaukeleien und Schmeicheleien, die man mit demſelben getrieben hat. Darum will es Gott voran ſehen als den Führer der Heere und Gottes Geiſt walten laſſen um die gerechten Paniere.

Das teutſche Volk verlangt ſein altes Gebiet wieder, ohne welches es nicht ſelbſtandig iſt; es verlangt unerbittlich alles Land dieſſeits der Vogeſen und Ardennen und des Jura, ſein altes Land und ſeine alten Gränzen, ohne welche die Wälſchen ihm immer auf dem Nacken ſtehen. Dieſſeits der Berge will es Herr ſeyn, wie ſeine Vater es waren; jenſeits der Berge mögen die Franzoſen herrſchen.

Alſo verlangt es 1) das ganze Elſaß, 2) das ganze Lothringen mit den Bisthümern Metz, Toul und Verdun, 3) das vom Herzogthum Luxemburg Abgeriſſene, 4) wenigſtens die Hälfte der flandriſchen

Feſtungen. Die ganze Moſel, Saar, Maas, Schelde u. ſ. w. ſollen teutſche Ströme werden.

Es verlangt mit lauter Stimme, daß die Schweitzer den Krieg mitführen, daß ſie nach dem Kriege in den großen germaniſchen Bund mit eingeſchloſſen werden. Sie ſelbſt beginnen zum Theil wohl zu fühlen, daß es ſchändlich wäre, wenn eine teutſche Völkerſchaft ſich noch länger als eine Söldnerin der Wälſchen gegen ihr eigenes Volk brauchen und mißbrauchen lieſſe. Auch wegen der Vortheile und Jahrgelder, die in Frankreich und Spanien ſonſt für die alten Geſchlechter und Schweitzerofficiere ausfielen, wäre wohl Rath zu ſchaffen. Oeſtreich, Preuſſen und Niederland — denke ich — könnten ſo gut zwanzigtauſend Schweitzer einkleiden und bezahlen, als die wälſchen Völker.

Das verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die wieder gewonnenen teutſchen Lande mächtigen Herrſchern übergeben werden müßten, die ſie auch erhalten und beſchirmen könnten.

Frankreich bleibt, auch wenn es jene teutſchen Landſchaften verliert und wenn die Schweitz — was durchaus ſeyn muß — aus dem Söldnerverhältniſſe zu ihm geriſſen und mit dem teutſchen Reiche enger verbunden wird, doch immer einer der mächtigſten Staaten Europas, ja immer noch mächtiger als Teutſchland, weil Teutſchland bei ſeiner zerriſſenen Bundesverfaſſung ſeine Kraft gegen daſſelbe nie mit der gehörigen Geſchwindigkeit noch mit der Lebendigkeit Eines Geiſtes gebrauchen kann und weil leider, ſo lange es ſo iſt, die teutſchen Regierungen nie fehlen werden, die, was ſie mit ganzer Gewalt thun ſollten, oft ganz wider ihren Willen kaum zum Drittel und Viertel thun. Wir haben dieſes uralte Uebel ſo nah, welches bleiben wird, ſolange zwanzig und dreiſſig verſchiedene teutſche Regierungen bleiben mit dem Rechte, zu thun oder zu laſſen, wie ihnen gefällt. Das edle teutſche Volk iſt in einer Begeiſterung aufgeſtanden, die von Gott kam, es hat mit einer Standhaftigkeit und einer Hingebung geſtritten, die in allen Geſchichten bewundernswürdig iſt, und zum Theil wider den Willen mancher Regierungen, die ein dummes und ſtockiſches, aber nicht ein kräftiges und lebendiges Volk haben mögten. Nur Preuſſen hat den Geiſt walten laſſen; und Preuſſen hat die Herrlichkeit dieſes teutſchen Geiſtes geſehen. Ich ſage es und klage es und viele Tauſende redlicher Teutſchen klagen es mit mir, kaum ein Zehntel des Geiſtes, deſſen das teutſche Volk fähig iſt, hat man auf daſſelbe gieſſen laſſen — und die Wälſchen haben zittern müſſen. Wie würden ſie zittern, wenn man die ganze Fülle des germaniſchen Geiſtes auf ſie losließe! So iſt es in Teutſchland gegangen, und ſo wird es leider noch lange gehen. Ganz Teutſchland kennt Regierungen und Miniſter, welche das Elendige und Schlechte wollen, welche die große Tugend und Begeiſterung haſſen, die unmittelbar aus Gott und dem Volke

Denkmäler und wiſſenſchaftlichen Schätze müſſen ſie herausgeben, und einige hundert Millionen Reichsthaler als Entſchädigung für eine halbe Welt, die ſie ausgeplündert haben, müſſen ſie bezahlen. Das iſt billig und recht, und das können die Teutſchen als den Lohn ihrer Arbeiten und ihres Blutes fordern.

Ich habe die Bedürfniſſe und Forderungen des Zeitalters, die Lage des Landes und die Noth und das Gefühl des Volkes gradezu ausgeſprochen, ich habe die Dinge mit ihren Namen genannt. Die Zeit iſt zu groß für die Lüge und zu ernſt für die Schmeichelei, die Gefahren, welche den Fürſten und den Völkern drohen, ſind zu brennend. Wann eine Stadt in Flammen ſteht, fragt man nicht, ob die, welche zum Helfen und Löſchen herbeilaufen, zierlich gekleidet ſind. Sind wir Teutſche nicht durch das Schwerdt befreiet von der tückiſcheſten und böſeſten aller Tyranneien, von der Tyrannei, welche Worte und Gedanken ächtete? ſollen wir aus niedriger Furcht noch wie die Thiere ſchweigen und im hündiſchen Sklavenſinn wedeln und ſchmeicheln, wann uns das Ungeheuerſte geſchieht und das Gefährlichſte droht? ſoll unter den teutſchen Herrſchern die Wahrheit zittern, wie ſie unter dem ſcheußlichen Korſen gezittert hat? Nein. Vorhalten müſſen wir den Fürſten die Pflicht und den Miniſtern und Räthen die Ehre und Schande und ſtärken und befeuern müſſen wir dem Volke den Glauben und den

Muth; denn es gilt das Heil der Welt und das Wohl und Weh der kommenden Geſchlechter, es gilt wohl am meiſten das Wohl und Weh der Fürſtenhäuſer: denn wenn jetzt wieder das Halbe gethan und den Franzoſen die Macht nicht gebrochen würde, wer wollte nachher den Gefahren begegnen und den jakobiniſchen und bonapartiſchen Gräueln, die bald als Strafe hinterher brauſen würden?

Ja, im Vertrauen zu dir, ewiger und gerechter Walter auf den Sternen, im Vertrauen zu dir, du frommer und gerechter Gott, ſind auch dieſe Worte geſprochen, in dem Glauben, daß du den Guten den Sieg und den Gerechten den Frieden geben wirſt, daß du Ordnung ſtiften wirſt nach den Gräueln und Getümmeln und Frieden und Freude nach den blutigen Kämpfen. Zu dir ſteht die Hoffnung, daß du die Fürſten erleuchten wirſt, wie du das Volk erleuchtet haſt, damit ſie in Demuth erkennen, ſie ſind nur Diener und Verwalter des Volkes, ſie haben nur die Majeſtat durch die Pflege der Gerechtigkeit und Wahrheit; damit ſie mit Zittern erkennen, ſie müſſen vor dir im Staube knieen mit dem Bettler, ſie muſſen deinen Willen thun, wie der kleinſte Mann, der in der Strohhütte wohnt. Du allein haſt die Tapfern und Freien ermuthigt, als alles Knechtſchaft und Schande lehrte; du allein haſt die Flammen gezündet, als alles in Ermattung und Verwirrung untergehen wollte; du allein haſt durch Wunder die Welt erweckt, und wirſt auch die

Fürſten wecken, daß ſie ſich nicht ſträuben, den Dienſt der Zeit zu thun.

Es iſt licht im Himmel und auf Erden, es iſt licht geworden durch die Wunder, die Gott unter uns gethan hat, und es wird lichter werden jeden Tag und die neue Geſtalt der Dinge wird ſich mitten in den Trümmern bilden. Denn es ſteht Gott mit uns; es ſteht die Gerechtigkeit und Wahrheit mit uns; es ſtehen und beten und wünſchen Millionen guter und redlicher Menſchen mit uns und für uns; es ſtehen die Seelen der Längſtgeſchiedenen mit uns, die nun über den Sternen wandeln, die Befreier und Retter, und lenken und halten die Wage unſerer Siege: du Römervertilger Hermann, du Heinrich der Vogler, du jüngſter und frömmſter im Heldenreihen, Scharnhorſt. Ihr alle und eure Genoſſen weiſſagen uns Glück und Ruhm und unſerm tapferen und biedern Volke ein langes unvergängliches Leben.

Ueber

den Bauerſtand

und über

ſeine Stellvertretung im Staate,

---

von

E. M. Arndt.

Berlin,
in der Realſchulbuchhandlung.
1815.

Bei dem allgemeinen Streben des Zeitalters zu neuen Einrichtungen und Verfaſſungen, das ſich ſelbſt in den Ländern zeigt, welche Jahrhunderte verſchlafen zu haben ſcheinen, ja bei der inneren und äußeren Nothwendigkeit der Welt, ſich aus den Trümmern, die nicht erſt in dieſem jüngſtverfloſſenen Jahrhundert zuſammengefallen ſind, neu zu geſtalten und wiederaufzubauen, wird über einen ſo wichtigen, ja über den wichtigſten, Gegenſtand der Völker natürlich viel gedacht geſprochen geſtritten und geſchrieben, und wie die Bedürfniſſe Verhältniſſe Neigungen und Triebe der Völker die verſchiedenſten ſind, ſo müſſen auch die Meinungen und Anſichten darüber ſehr verſchieden ſeyn. Auch der Vortheil der beſonderen Stände, der einander gegenüber ſteht und der ſeiner Natur nach geblendet nur immer das Eigene und Einzelne ſieht und das Fremde oder das Ganze ſchwer anerkennt, vermehrt dieſe Verſchiedenheit noch, und allein durch freie Unterſuchung und geſetzlichen Wettſtreit kann ihm der Staar geſtochen werden. Der Gott des Geldes, Plutus, bleibt ewig blind, weil er verdammt iſt, in ſeiner einſamen Finſterniß zu wohnen und dort ſeine Schätze anzublinzeln. Wer das Fremde wahrnehmen kann, erkennt auch das Eigene recht; durch den Umgang mit Andern lernen wir uns ſelbſt erkennen. Alle Erkenntniß führt ihrer Natur nach zur Mäßigkeit Gerechtigkeit und Frömmigkeit: erſt wann jeder Stand ſeine Vortheile gegen die Vortheile ſeiner Mitſtände gewogen hat, erſt wann er dieſelben als ſeines Gleichen erkannt und anerkannt hat, erſt dann entſteht ein geſetzlicher gerechter und gottſeliger Staat.

Weil Ordnung und Geſetz und Bild Gottes und Menſch nur Ein Begriff ſind, ſo haben alle edle und freie Völker von jeher geglaubt, daß über Verfaſſungen und Geſetzgebungen gedacht und geurtheilt werden dürfe und müſſe, und am meiſten nach der Freiheit der Fragen und Unterſuchungen über dieſe große Sache iſt die Freiheit und das Glück der Völker gemeſſen werden. Und wenn man die Erfahrung fragt, ſo iſt dieſer Glücks- und Freiheitsmeſſer meiſtens richtig befunden werden. Dieſe große Wahrheit iſt ſo allgemein anerkannt und ſpricht ſich ſo gewaltig aus, daß diejenigen Völker, welchen der freie Gedanke und die freie Rede fehlte, nicht einmal eine Geſchichte haben. Denn durch die Rede beurkundet der Menſch die Hoheit ſeiner Natur und ſeinen Urſprung von den Geſtirnen; durch die Rede ſteht er über den Thieren und dem engen Kreiſe ihres Wirkens und Vernehmens; durch die Rede und durch das Wort, den Ausdruck geiſtiger Würde und geiſtiger Liebe, überwindet er die Wildheit und die Leidenſchaftlichkeit, die in ihm ärger wüthet, als in der reißendſten Beſtie der Wüſte, wenn die Milde der Gedanken und Gefühle, welche die geſellige Mittheilung gebiehrt, ſie nicht beruhigt, wenn ein tiefer rinnender Strom des Stolzes oder der Liebe ſie nicht ableitet. Wo dieſe Würde des Menſchengeſchlechts ſich aus der Rohheit entwickelt hat, da allein iſt es Licht geworden, und Licht hat wieder Licht gebohren, und ſo iſt die Reihe der Jahrhunderte fortgezeugt worden, und nach menſchlichen Thaten und Werken hat man die Zeit meſſen können; denn Geburt und Tod ſchaffen keine Zeit, ſondern nur das, was als das Unvergängliche, als das eigentlich Menſchliche die weiten Räume füllt, die ohne Menſchenthat und Menſchenwerk als eine ewig öde Wüſte liegen würden. Die Griechen und Römer haben auch darum verdient, die meiſten Völker in der Geſchichte zu überleben, weil ſie die ſtolzeſten und freieſten waren und die markigen und fröhlichen Geiſter ſpielen ließen; nach ihnen werden in der ſpäteren Zeit als Welterbauer und Weltbildner die Germanen genannt, weil Geſetzlichkeit und Freiheit ihnen ſo hohe Güter däuchten, daß das Leben ohne ſie kein Leben mehr ſchien; unter den germaniſchen Völkern der jetzigen Zeit heißen die Engländer und Schweden darum die erſten und ſtolzeſten Bürger, weil Wort und Gedanke bei ihnen die freieſten ſind, und weil man in England und Schweden das nicht fürchtet, was von jeher alle große Völker und Staaten erbaut und belebt hat und was allein von der Ungerechtigkeit und Tyrannei gefürchtet werden ſollte.

Vor funfzig, ja noch vor dreißig Jahren wußte man in Europa wenig von dieſer Furcht, welche jetzt in den meiſten Ländern mit geſpenſtiſchen Hirngeſpinſten ficht und ſich abängſtigt: die Menſchen waren damals ſehr glücklich in Hinſicht der geiſtigen Freiheit. Alle Regierungen, und allen voran der von Ruhm und Majeſtät ſtrahlende Führer jenes Zeitalters, der große Friedrich von Preußen, fingen an dem Grundſatze zu gehorchen, daß man dem Menſchen, deſſen irdiſches Leben voll Mühe und Noth iſt, das himmliſche Leben nicht verkümmern dürfe, daß ihm die Sonnenhöhe des Geiſtes ſo ungeſtört bleiben müßte, als dem Vogel die Lüfte offen ſind: ſie ließen die Gedanken und Worte frei fliegen wie die Vögel des Himmels. Bald nach des großen Friederichs Tode aber begannen jene Gährungen und Unruhen, aus welchen die franzöſiſche Umwälzung als die gewaltigſte Erſcheinung der Zeit mit allen ihren Schrecken hervorgeſprungen iſt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Federn der Schriftſteller für dieſelbe und in derſelben mitgewirkt haben; aber mit Recht würde man den auslachen, der uns einbilden wollte, dieſe fürchterliche Erſchütterung und Umkehrung könne allein aus dem Uebermuth und der Verruchtheit der Schriftſteller erklärt werden, da ſie doch des allgemeinen Uebermuthes und der allgemeinen Verruchtheit, woran das Zeitalter krankte, nur ein Theil waren. Doch hat es an Behauptern und Beſchuldigern dieſer Art nicht gefehlt, von jenen Menſchen, welche die Geſchichte nicht kennen und nicht wiſſen, wie Staaten und Regierungen entſtehen und vergehen. Denn alle Staaten vergehen auf zweierlei Weiſe: entweder ſterben ſie hin in einer langſamen Auszehrung, in einer innerlichen Verfaulung durch Laſter und Deſpotismus, oder ſie werden zerſprengt durch eine äußerliche Wildheit im Uebermuth und Taumel einer Freiheit, welche, mit wie gleißenden Namen man ſie auch umhänge, doch nur eine andere

Art Deſpotismus iſt. Dieſe Beſchuldiger und Behaupter ſind gradezu als Freunde der Finſterniß und Feinde des Lichts aufgetreten, ſie haben den menſchlichen Geiſt als einen Verbrecher angeklagt, deſſen Natur es ſey zu freveln, ſie haben die fürchterliche Lehre, die uns zur dummen Thierheit verdammen würde, aufgeſtellt, es ſey nichts verderblicher als Freiheit der Gedanken: jener ſchöne Vogel, der einſt aus der Büchſe der Pandora flog, ſey kein anderer Vogel geweſen als geiſtige Beweglichkeit und geiſtige Unruhe; dieſer wilde Vogel habe auch das jüngſte Unheil und Unglück in die Welt gebracht, und man müſſe alle mögliche Netze und Schlingen aufſtellen, um ihn wieder einzufangen, und, wann er eingefangen ſey, müſſe man den Deckel ſo feſt über ihn zuſchlagen, daß er nimmer wieder ſeine Flügel gebrauchen lerne.

Auch muß man ſo billig ſeyn, zu geſtehen, daß es dieſer Lehre nicht an vieler Scheinbarkeit gefehlt hat. Die franzöſiſche Umwälzung hatte alle Menſchen und Dinge aus ihren Fugen getrieben, und alle wildeſten Kräfte und Elemente überboten ſich gleichſam, es in Frevel und Ruchloſigkeit einander zuvor zu thun. Da geſchah es denn auch, daß die Geiſter ohne Zaum und Gebiß der Sitte und Zucht ſich gleich wilden Roſſen in die von Blut und Staub bedeckte Rennbahn ſtürzten und zügellos und ſteuerlos durchgingen. Man kann es nicht leugnen, daß die Schreibfedern viel Unfug getrieben haben in den letzten hundert Jahren; aber man ſoll darüber auch die wohlthätigen Wirkungen nicht vergeſſen, die ſie auf das menſchliche Geſchlecht gehabt haben: in manchen Ländern waren ſie die einzigen Vertreter des Volks, die einzige Waffe der Unterdrückten und der einzige Zügel der Uebermüthigen. Wo der Geiſt wirklich frei iſt, wo die Gedanken ſich im wirklich ritterlichen Wettſpiele der Kräfte tummeln und turnen dürfen, da heilt das Geſchoß auch, welches verwundet, da liegt neben dem Gifte immer das Gegengift. Aber in den letzten fünfundzwanzig Jahren haben die Schreibfedern allerdings häufig auf das verderblichſte gewirkt; aber nicht, weil ſie ihrer Natur noch nothwendig ſo wirken müſſen, ſondern weil ſie im Knechtsdienſte ſtanden, weil ſie nicht frei waren: neben allem Sklaviſchen und Unfreien liegt immer der Uebermuth und das Verderben. Sie wurden lange Zeit allein für Eine blutige und tyranniſche Parthei gebraucht, die in allem Wechſel ihrer Führer und Perſonen ſich in ihren Grundſätzen immer gleich blieb, da ihr einziger Grundſatz war, keine Grundſätze zu haben. Alle Gedanken und Worte und Winke, welche dieſer Parthei entgegenwirken wollten, waren geächtet. Auf dieſelbe Weiſe hat die letzte Kaiſerregierung in Frankreich ſie für ſich ſelbſt gebraucht. Nie hat eine Regierung thätiger und hinterliſtiger, als die jüngſt gefallene, darauf hingearbeitet, durch Misbrauch, den ſie mit dem Heiligthum der Völker, mit der Preſſe, trieb, alle menſchlichen Gedanken und Gefühle zu verwirren und die ewigen Lehren der Geſchichte und Politik zu verdunkeln und auszulöſchen: ſie ließ aus hunderttauſend Poſaunen für ſich blaſen, und fand Knechtegemüther genug, welche auch umſonſt die Lungen für ſie anſtrengten; allen freien Münden aber wehrte ſie den Gebrauch des Denkens und Redens, ja faſt des Athmens. Weil nun die Franzoſen durch die Bildung des Zeitalters, mehr noch durch die Gaukeleien von einer nie geſehenen Freiheit und Gleichheit und durch die Gewalt der Waffen das große Wort hatten, ſo ward auch in andern Ländern, theils aus befangener Meinung und Neigung theils auch aus Eitelkeit nicht ſchlechter ſcheinen zu wollen als die Erſten der Zeit, vielfältig geſündigt. Die meiſten aber gingen in der Irre, weil ſie in der allgemeinen Verwirrung Europas nicht hatten, woran ſie ſich halten und regeln konnten: ſie haben mehr gefehlt aus Unverſtand als aus böſem Willen; ſie ſind mit den übrigen Zeitgenoſſen mehr bethört und betäubt geweſen, als daß ſie — wie viele ſie angeklagt haben — mit bewußter Bosheit und Argliſt auf das Ziel hingeſteuert hätten: alle bürgerliche Ordnung umzukehren und alle Thronen und Herrſchaften umzuſtürzen. In einer Zeit des Unglücks und der Zwietracht, bei einer allgemeinen Ueberſtürzung und Zerſtörung aller Verhältniſſe, wie viele Jahrhunderte ſie nicht geſehen hatten, verloren die unglücklichen Sterblichen, welche für dieſe herbe und blutige Prüfungszeit gebohren waren, faſt das Gefühl und den Begriff alles Maaßes und Geſetzes: es hätte nur noch dreißig Jahre bedurft, wie die letzten zehen waren, die wir unter Angſt und Schrecken durchlebt haben, und die Verdunkelung der Gerechtigkeit und Wahrheit würde ſich in ihren Folgen und Wirkungen auf eine furchtbare Weiſe offenbart haben. In ſolchen Tagen konnte es nicht fehlen, daß ſelbſt das zu Gift ward, was die edelſten und weiſeſten Männer aller Zeiten als das Unterpfand der Herrlichkeit der Völker und als den ſchönſten Preis, wodurch die Trajane und Guſtave und Friederiche unſterblich geworden ſind, angeſehen und geehrt haben. Wilde und verworrene Böſewichter und ein eiſerner Tyrann, der weder ſeine Zeit noch die Zeiten verſtand und der alſo durch Schrecken und Dummheit herrſchen wollte, haben das edelſte und höchſte Gut der Völker vielen Kurzſichtigen verdächtig gemacht. Durch den ſcheußlichen Mißbrauch iſt Furcht vor der Freiheit der Gedanken entſtanden, weil dieſe Freiheit wirklich nicht da war. Iſt ſie da, ſo ſchlägt ein Blitz in den andern und löſcht die verderbliche Flamme, ein Schwerdt hält das andere in der Scheide, und mit Freuden wird dann gelobt, was ſonſt gerechten Tadel verdiente.

Die fürchterliche Wellenbrandung der verfloſſenen beiden Jahrzehende, welche uns und unſer Leben und unſere Gedanken und Gefühle auf eine ſo wilde Weiſe umgeſchüttelt hat, beginnt ſich zu beſänftigen; ſchon fließen die Ströme in ruhigeren Ufern, und der europäiſche Ocean mag, ehe wir hinnen ſcheiden, noch einmal wieder als eine heitere Spiegelfläche vor unſern Blicken liegen; zwar haben alle Stürme noch nicht ausgeblaſen, aber ſie werden nicht mehr als Orkane wehen. Wir waren alle in eine Art Revolutionsſtand verſetzt und rannten blind und taub unter einander und gegen einander; es geſchah in Europa, was in Feuer- und Waſſernöthen geſchieht, wo ſelbſt das Stilleſte und Abgelebteſte, wenn es nicht untergehen will, mit in das wilde Getümmel hinein muß: wer konnte in ſolcher grauſenvollen und getümmelvollen Zeit mäßig und ruhig bleiben und die Dinge mit Mäßigkeit und Ruhe betrachten?

Wann die Welt wieder ruhiger wird, werden auch wir ruhiger werden und heiterer und fröhlicher aus uns herausblicken und die Dinge anſchauen und darſtellen können. Dann wird vieles, was uns groß däuchte, als eine kindiſche Thorheit erſcheinen, und wir werden, wo wir das Meiſte beweinen müſſen, auch Einiges belächeln müſſen; über aller unſerer Narrheit und unſerm Elende aber wird für die Nachkommen der warnende Spruch ſtehen: Gerecht iſt Gott.

Dieſe Worte mögen hingenommen werden als eine kleine Erklärung, für die Schwachen allenfalls auch als eine kleine Entſchuldigung, wiewohl unſer Herz ſich bei dieſer Schreiberei ganz unſchuldig fühlt. Was wir behandeln und worüber wir uns unterhalten wollen, iſt der Art und Natur, daß wir damit gar nicht anſtoßen können. Es betrifft nichts Einzelnes noch einen Einzelnen, ſondern das Allgemeine und die Vielen; es iſt nichts, wodurch der Zorn gereizt und die Eitelkeit verletzt werden könnte; es iſt nichts Neues ſondern das Aelteſte, es iſt nichts Erfundenes ſondern etwas Beſtehendes, es iſt nichts Unſittliches und Unerlaubtes ſondern etwas Verehrliches und Anerkanntes. Ich will hier einige leichte Bemerkungen und Betrachtungen niederlegen über den ehrwürdigen Bauerſtand und über ſeine Vertretung und Darſtellung im Staate. Dieſe Worte werden unverfänglich und unbedenklich ſeyn in jedem teutſchen Lande, am unverfänglichſten aber und unbedenklichſten in dem Lande, deſſen Herrſcher von jeher Freunde und Beſchirmer des Bauerſtandes geweſen ſind und deſſen gegenwärtiger Herrſcher, König Friedrich Wilhelm der Dritte, die letzten unwürdigen Bande deſſelben zerbrochen und ihm in der That ſchon die Ehre und das Recht verliehen hat, von ſeines Gleichen vertreten und dargeſtellt zu werden. Preußens und Brandenburgs Kurfürſten und Könige haben immer den Adel geehrt und den Bauer beſchützt; ſie haben auch in den ſchwerſten und gefährlichſten Verhältniſſen, in Untergang drohenden Bedrängniſſen die Gerechtigkeit und die öffentliche Treue lieber gehabt, als eine unwürdige Sicherheit oder als eine Untreue, die ſich mit der Noth entſchuldigt; und deswegen ſind ſie beſtanden im Sturme der Zeiten und deswegen hat ſich unter ihrem Scepter das tapfere und ſtolze Volk gebildet, das eher vertilgt als bezwungen werden kann.

Wenn dieſe unten ſtehenden Worte für die Bauern geſchrieben ſcheinen, ſo wolle man ſie darum doch nicht als eine Partheiſchrift für ſie anſehen. Partheiſchrift kann nur genannt werden, was von einem Partheiiſchen geſchrieben iſt und was in Ton und Anſicht Partheilichkeit verräth, was mit kleinlichen und hinterliſtigen Advokatenkünſten die Geſichtspunkte verrückt oder umkehrt, die verſchiedenſten Verhältniſſe und Vortheile unter einander verwirrt, und dasjenige vorzüglich ins Licht ſtellt, was der Einſeitigkeit des Vorurtheils oder des Eigennutzes dienen kann. Wir bedürfen ſolcher liſtigen Nichtigkeit nicht; wir handeln von einer natürlich gerechten Sache und von natürlichen und nothwendigen Verhältniſſen und aus ihnen entſpringenden Rechten: wo die Sache und die Menſchen für ſich ſelbſt ſprechen, da wäre die eitle Kunſt übel angewandt. Wir ehren den Adel, wir achten den Bürger, wir gönnen und wünſchen einem jeden den vollen und fröhlichen Genuß ſeiner Rechte; deswegen dürfen wir den Bauer lieben und die Liebe zu ihm bekennen. Denn wie könnte die Großen ehren, wer die Kleinen nicht liebt? Unſer Weg iſt übrigens kein neblichter und erdachter, ſondern ein heller und ein wirklicher: wir gehen an der Geſchichte und Erfahrung hin, und hoffen, dort am wenigſten den Irrthümern und der Spiegelfechterei mit Begriffen preisgegeben zu ſeyn.

Es iſt überflüſſig, hier weit auszuholen, um zu beweiſen, welche Bedeutung und Würde der Bauerſtand hat, wie der Bauer der rechte und eigentliche Träger und Erhalter des Staates iſt, wie das Eiſen, das als Pflug die Erde ſchneidet und als Schwert dem Feinde wehrt, in der Hand des Bauers das edelſte und mächtigſte aller Geräthe iſt, wie der Bauer das Urbild des tüchtigen treuen und wahren Menſchen am kräftigſten in ſich abgedruckt trägt, wie in den Hütten des Bauers die erſten Tugenden des Menſchengeſchlechts, Stärke Einfalt Redlichkeit Frömmigkeit und Tapferkeit, am treueſten und reinſten erhalten und gepflegt werden. So alt die Geſchichte iſt, ſpricht ſie es auf die klarſte und tauſendfältigſte Weiſe aus, daß ein Volk immer in dem Maaße tapfer frei und glücklich war, als es freie und rüſtige Bauern hatte. Durch freie Bauern ward im Alterthum Sparta gewaltig im Kriege und durch Tugenden der Mannheit geprieſen; mit freien Bauern, die auf mäßig eingetheiltem Eigenthum wohnten, bezwang Rom einſt Italien und dann die Welt: als die Kraſſus und Lukullus anfingen Schlöſſer zu bauen und Wildbahnen anzulegen und die Köpfe der Sklaven nach Zehntauſenden und Zwanzigtauſenden zu zählen, und als die wenigen übrigen freien Landbauern von aus allen Welttheilen hereingeſchlepptem Geſindel verdrängt wurden, da war es um Roms Herrlichkeit und Tugend geſchehen; mit freien Bauern zerſchmet-

terten

terten Herrmann und Wittekind die ſtolzen Legionen des Südens, die ſie zu unterjochen heran zogen; wie die tapfern Bauern in der Schweiz und Ditmarſen Jahrhunderte lang die Freiheit errungen und behauptet, mit welchem großen Muthe die Bauern Tyrols und Kataloniens in unſern jüngſten Tagen für ihr Recht und ihre Unabhängigkeit geſtritten haben, wer weiß das nicht? wegen ſeiner vielen freien Bauern hat die ſchwediſche und auch die alte norwegiſche Geſchichte den großartigen Karakter, den ihr nur ein einſeitiges Urtheil oder völlige Unkunde des germaniſchen Nordens und ſeines Lebens und ſeiner Entwickelung abſprechen kann. Was folgt aus dieſem allem, oder vielmehr was wollen wir daraus folgern? Das wollen wir daraus folgern, daß, jemehr freie Bauern mit kleinem oder mittelmäßigem Eigenthum in Grundſtücken ein Land hat, deſto ſicherer ſtärker und wehrhafter ein ſolches Land iſt.

Wie es für das Pflanzenreich nach der verſchiedenen Art und Anlage der Gewächſe auf hundertfach verſchiedene Weiſe gedeihlichen Boden giebt, wo jeglichem Gewächs nach ſeiner beſonderen Eigenthümlichkeit wohl iſt, ſo findet man freilich etwas Aehnliches auch bei den verſchiedenen Völkern und in den verſchiedenen Ländern und Himmelſtrichen. Durch die verſchiedenſten Elemente des Reitzes und der Thätigkeit, ſcheint es, können die Völker ein bedeutendes Ziel von politiſcher Größe und Macht erſtreben. Dies iſt unleugbar, aber ſo viel ſteht dabei feſt, daß ſie es höchſtens nur unter gewiſſen beſonderen Umſtänden und für eine gewiſſe Zeit erſtreben, auf die Dauer aber durchaus nicht feſt halten können; nie aber können ſie, wenn ihnen die erſten nothwendigen Elemente dazu fehlen, das erſtreben, was man politiſche Tugend und geſchichtliche Würde nennt: jenen hohen Grad der Entwickelung und Bildung, jenes Lebendige und Schöpferiſche in Thaten und Werken, was als das höhere Menſchthum in dem fluthenden Strom der Zeiten durch die Jahrtauſende hindurch oben ſchwimmen wird. Dieſe Elemente eines herrlicheren und unvergänglicheren Strebens ſind Freiheit und Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums. Auch unter der drückendſten und ſchreiendſten Willkühr läßt ſich auf einige Zeit durch Waffenlärm und Eroberungsglück ein gewiſſer Glanz gewinnen, aber ein feſter und auf ihm ſelbſt gegründeter Staat, ein freudiges lebendiges und würdiges Menſchthum und Bürgerthum läßt ſich darunter nicht bauen; denn dauernd herrlich iſt nur, was aus den Meiſten hervorgeht, nicht was aus Einem oder Zweien: auch in Deſpotenſtaaten können einzelne Menſchen zuweilen als Meteore aufleuchten und dem Ganzen einen ungewöhnlichen Schwung geben, aber nach ihnen muß nothwendig Nichtigkeit ſeyn, wie vor ihnen Nichtigkeit war; denn wo kein Volk iſt, da kann auch keine Menſchlichkeit im höheren Sinne ſeyn. Nur wo Gerechtigkeit und Ehre und Freude jeden Einzelnen, auch den Kleinſten im Volke, ſchirmen und beglücken, nur da blühet ein fröhlicher tapferer und tüchtiger Staat, da blühet die Kunſt und die Tugend. Nur wo Ein Geiſt wie eine lebendige Fluth durch alle wehet und ſtrömet und aller Brüſte erquickt und erhebt, nur wo alle in allen leben und weben und wo jeder Einzelne als ein Beiſpiel des Stolzes und des Glückes gezeigt werden kann, wo Recht Beſitz und Ehre jeglichem mit gleichem Maaße zugemeſſen und mit gleicher Sorge beſchützt wird, da iſt ein Staat ein Volk ein Vaterland, da iſt eine rechte unvertilgbare Liebe des Vaterlandes, da iſt den Menſchen die Erde heilig, worauf ſie treten. Das aber kann man als einen ewigen und unvergänglichen Grundſatz aufſtellen, der auch von allen weiſeſten Geſetzgebern erkannt iſt, daß, jemehr Menſchen unmittelbar in dem Boden ihres Landes als Eigenthümer feſtgewurzelt ſtehen, deſto ſtolzer und unerſchütterlicher der Staat ſieht, welcher ſolche Männer ſeine Bewohner nennt.

Zwei Elemente giebt es vorzüglich, nicht vorübergehende Reitze oder meteoriſche Erſcheinungen, wie die, worauf wir eben angeſpielt haben, ſondern dauernde Elemente, wodurch Völker und Staaten lange Jahrhunderte hindurch in Herrlichkeit und Ehre beſtehen können: ſie ſind das Gewerb des Pflugs und das Gewerb des Meers.

Jener bewegliche und thätige Geiſt, der ſich in dem ewigen Hin- und Herfluthen des Weltmeers und in ſeinem wunderbaren wechſelnden Steigen und Sinken gleichſam bildlich offenbart, erſcheint auch in den Anwohnern des Meeres, in den Bewohnern der Küſten und Inſeln. Ich rede hier nicht allein von der Schifffahrt und dem Handel in ihrer großen Bedeutung, von den Reitzen und Trieben, die in ihnen liegen, von der Verbindung durch ſie mit der ganzen weiten Welt, von den Kunſtfertigkeiten und Kenntniſſen und Reichthümern aller Länder und Welttheile, welche dadurch vermittelt und verbreitet werden; ich meine hier nicht allein den Trotz und Stolz und die kühne Todesverachtung und das ewig kämpfende und wagende Leben, welche der vertraute Umgang mit dem wildeſten und treuloſeſten aller Elemente und das Schwanken auf unergründlichen Gefahren nothwendig erzeugen muß; nein ich meine recht eigentlich den Athem und das Bild der Natur: ich meine das Meer bloß als Meer. Der Lebensathem, der den Menſchen umwebt, das Bild der Natur, die ihn umgiebt, alle Durchſcheine und Wiederſcheine der Elemente, deren äußere Zeichen ſich ihm täglich darſtellen — alle dieſe haben eine unvermeidliche Wirkung auf ſeine Seele und auf ſeinen Leib. In der Regel zeichnen die Bergbewohner und Küſten- und Inſelbewohner ſich auch durch leibliche Stärke aus vor den Bewohnern der Ebenen. Schon dies giebt ihnen eine unbewußte Sicherheit des Daſeins, eine gewiſſe Stattlichkeit und einen Stolz und Trotz, welche die auf den Ebenen wohnenden mittelländiſchen Menſchen nicht ſo haben. Man ſage nicht, daß dies bei den Küſten- und Inſelbewohnern nicht von den unmittelbaren Einflüſſen und Einbildungen (informationes) und Abbildungen der Natur herrühre, ſondern von dem Geſchäfte und Gewerbe dieſer Meeresanwohner. Auch in England, auch an den Küſten Pommerns und Oſtfrieslands leben viele Tauſende, welche nie als Fiſcher und Schiffer auf dem unruhigen Elemente des Waſſers geſchaukelt worden ſind, ſondern welche in den gleichen und ſicheren Arbeiten des Pfluges und der Tenne ihr ſtilles und beſcheidenes Leben in ungeſtörter Gleichförmigkeit beginnen und enden. Auch in dieſen Menſchen lebt eine gewiſſe Freudigkeit und Beweglichkeit, eine gewiſſe Kühnheit und ein Trotz des Daſeyns, welche offenbar nicht aus ihrem Geſchäfte, ſondern aus dem großen Athem und Bilde der Natur gebohren werden, die wieder in ihnen weben und ſcheinen müſſen. Der Menſch muß innerlich und äußerlich dem ähnlich werden, womit er lebt und wovon er umgeben iſt.

Auf dieſe angedeutete Weiſe, die aber auch nur mehr angedeutet als gezeigt werden kann, wirkt das Meer ſchon als lebendiges Element und lebendiges Bild auf den Menſchen; kräftiger und gewaltiger wirkt es auf ihn durch die Thätigkeiten und Gewerbe, wozu es ihn lockt. Schon in der grauen Zeit unſerer Geſchichte hat man das Meer die Wiege der Menſchlichkeit genannt; man könnte es auch eine Wiege der Freiheit nennen, was ſich aber ſchon von ſelbſt verſteht; denn wo keine Freiheit iſt, da iſt auch keine Menſchheit, da herrſcht die Thierheit, und nimmer kann dort die Menſchheit aufblühen. Am Indus am Ganges am Euphrates am Nilus und an den Küſten, wo dieſe Ströme hinabfließen, finden wir die erſten Erſcheinungen der veredelten Menſchheit, das erſte höhere geſchichtliche Leben von Kunſt und Wiſſenſchaft und Geſetz; Tyrus und Miletus waren in den älteren Zeiten einſt glänzende Namen; die Männer von Athen und Kerkyra und Syrakuſä und ſpäter die von Venedig und Genua haben Zeiten gehabt, wo ſie mit den beſten und tapferſten Männern von Sparta und Rom und der Schweitz und mit den einſt unbezwinglichen Sachſen und Ditmarſen in Thaten des Heldenthums verglichen werden durften; was ſoll ich von dem glorreichen ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert der Holländer, was von den tapfern Normännern ſprechen, deren Gewerbe größtentheils das Meer iſt? was ſoll ich an Englands Trotz und Macht und an jenen Stolz erinnern, der zu Lande und zu Waſſer dem Feinde gleich furchtbar iſt? Wo die Sache ſpricht, da ſchweige das Wort.

Freien kühnen tapferen Sinn, Tugenden der Mannheit und Reiſigkeit zeugt und erhält das Meer und das Gewerb des Meers; herrliche Staaten und Völker ſind darauf gegründet und herrliche Künſte und Tugenden werden dadurch entwickelt; aber ſicherer fußet und bauet ſichs auf dem feſten Boden des Landes, glücklicher auf die Dauer iſt der Menſch, der auf die Aehre und auf den Weinſtock und Obſtbaum hofft, als wer alles auf den leichten Gewinn der unbeſtändigen Wellen ſetzt. Das Meer hat oft geſchwinde und goldne Aerndten, aber oft hat es auch gar keine;

deswegen hat man es das årndteloſe, das öde Meer genannt. Aber man hat auch viel von einem freien und allgemeinen Meere geſprochen, man hat behauptet, das Meer könne von niemand in Beſitz genommen werden; deswegen ſeyen alle Anſprüche, die einzelne Völker auf die ſogenannte Meeresherrſchaft ſich unterfangen zu machen, unſtatthaft und lächerlich. Freilich kann man auf den leichten Wellen keine Schlöſſer bauen und keine Schanzen und Wälle aufwerfen, aber von jeher hat es ſchwimmende Feſtungen genug gegeben, welche denen, die von einem freien und allen Völkern der Erde mit gleichem Rechte gemeinen und offenen und nichtbeſitzergreiflichen Meere viel zu erzählen und zu erweiſen wußten, den Weg darauf oft eng und gefährlich genug machten. Die Tyrer Karthager Athener Korcyråer Venediger Genueſer Holländer und Engländer haben mit der That den Beweis oft genug geführt, daß auch das Meer in Beſitz genommen werden kann. Läßt ſich dies nun gleich nicht leugnen, ſo iſt das eben ſo unleugbar, daß der Beſitz des Meeres und das Gewerb des Meeres viel unſicherer und wandelbarer iſt, als der Beſitz und das Gewerb des nie verlaſſenden und nie unter den Füßen weggleitenden Erdbodens. Das Meer und ſeine Herrſchaft, der Handel und die Schiffahrt und ihr Weg ſind tauſend Wechſeln und Veränderungen unterworfen, welche das feſtere Land und ſeine Geſchäfte nicht treffen können. Das Daſeyn der Völker, welche ihre Thätigkeit und ihren Trieb auf die Fluthen geſtellt haben, ſteht wie auf Fluthen; nur auf die Erde bauet und trauet ſich's ſicher. Sieh dich um in der Geſchichte, und du bedarfſt keiner weiten Beweiſe und Belege. Tyrus und Karthago ſind von dem Erdboden verſchwunden, Athen Akragas (Agrigentum, Girgenti) Syrakuſä ſind jetzt Trümmer oder ärmliche Städtchen; was iſt aus Venedigs und Genua's Herrlichkeit geworden? wo iſt das alte Wisby auf Gottland und das ruſſiſche Großnaugard? ja wo iſt das alte Lübeck und Antwerpen? wo ſind die Flotten der Portugieſen und Holländer geblieben? wo werden vielleicht nach Jahrhunderten Brittanniens weltherrſchende Flotten ſeyn, die jetzt den Beſen aufgeſteckt haben, den einſt unter Cromwell der holländiſche Admiral gegen ihren Blake als warnendes Zeichen aufſteckte? So kann man weiſen und fragen; aber der fette Boden der Lombardei läuft nicht weg, das Land um Löwen und Ulm und Magdeburg verläßt ſeinen fleißigen Bewohner nie. Glücklicher und feſter ſteht doch das Land, deſſen Geſetzgebung und Verfaſſung und Hauptthätigkeit auf Ackerbau gegründet iſt, als dasjenige, welches faſt ſein ganzes Streben und zuletzt auch ſein Daſeyn auf das Gewerb und den Gewinn des Meers geſtellt und auch unbewußt ſich und Volk und Verfaſſung am meiſten darauf eingerichtet hat.

Aber, könnte man einwenden, was ſchadet es denn, wenn ein Volk ſich dem Meer und ſeiner Thätigkeit und ſeinem lockenden Gewerbe auch vielleicht zu ſehr hingegeben und die andern Gewerbe und Thätigkeiten darüber verſäumt und hintangeſetzt oder wenigſtens alle nur in Beziehung auf die Seethätigkeit geſetzt hätte? So wie die Weltverhältniſſe ſich ändern, ſo wie es auf dem Meere eingeſchränkt oder von dem Meere verdrängt wird, wird es ſich von ſelbſt wieder mehr zu den Geſchäften und Gewerben wenden, die dann lohnender und ergiebiger dünken; in ſolchem Falle wird ein Volk, das alle Länder beſchiffte und umſchiffte und vor deſſen ſtolzem Wimpel alle andere Segel ſich verneigen mußten, ſich dem Ackerbau und anderer Betriebſamkeit wieder zuwenden, die es in der früheren Fülle der Thätigkeit und des Gewinnes verſäumte, weil es ihrer nicht bedurfte.

So ſpricht man gewöhnlich leicht hin und beruft ſich endlich auf die Noth und das Bedürfniß, die beiden Lehrmeiſter des Menſchen, welche die neue Ordnung ſchon ſtellen und zurechtſchieben werden. — Ja wenn es ſich in der Welt nur ſo leicht ſtellte und wendete und wenden ließe, als man die Gedanken und Einfälle auf dem Papiere oder auf der Zunge wenden und würfeln kann! Wie ſchwer es gewöhnlich iſt, daß ein Mann, der die Hälfte ſeines Lebens in der Uebung eines beſtimmten Geſchäftes oder Studiums verbracht hat und plötzlich in ein anderes hineingeſtoßen wird, ſich in dieſem neuen mit Leichtigkeit und Glück bewege — ſo ſchwer, ja tauſendmal ſchwerer, iſt es einem ganzen Volke, ſich in eine ungewohnte oder wenigſtens ſeit lange nicht mehr betretene Bahn der Thätigkeit hineinzuſchnellen; es gehören oft Jahrhunderte dazu, ehe es ſich in den neuen Zuſtand, der nun nothwendig geworden iſt, wieder hineinleben kann, ja oft lebt es ſich nie wieder hinein, weil aller Sinn und alles Streben der Menſchen und alle Einrichtungen und Ordnungen des Staates zu ſehr auf jenes Eine gerichtet geweſen, was es nun aufgeben muß. Denn nicht leicht dafür zurecht zu rücken und zu ſtellen ſind die Verhältniſſe, die ſeit Jahrhunderten für ganz andere Zwecke geordnet waren, oder die ſich — richtiger geſagt — durch einen Inſtinkt des Volks von ſelbſt geordnet und gefügt hatten, wie alles, worin ein wirklich lebendiges und kräftiges Leben iſt. Denn freilich muß man jedes

Volk, in welchem ſich ein freies und edles Streben offenbart, gleich einem Baum anſehen, der, von Luft und Licht gereizt und von Erde und Waſſer genährt, wächſt und ſeine Zweige und Aeſte treibt, ohne daß er weiß, wie und warum. Ein handeltreibendes und die Schätze der Welt zu ſich hinüberziehendes und in ſeinen Schooß leitendes Volk gewöhnt ſich nur zu leicht ſelbſt das, was bei Völkern, welche in gleicheren und mittelmäßigeren Verhältniſſen leben, als etwas Unverrückliches ja als etwas Heiliges daſteht, als eine wandelbare und von einer Hand in die andere gehende Waare zu betrachten. Dies gilt unter andern auch von dem, worauf es uns hier am meiſten ankommt, von dem Lande und von den Landgütern. Wenn nicht ſtrenge Geſetze dem Misbrauch wehren und für das gegenwärtige und künftige Heil des Vaterlandes wachen, geſchieht es in ſolchen Verhältniſſen bei dem Ueberfließen des Geldes gewöhnlich, daß der Reichthum ſich zu ſehr ausbreitet und die Kleinen überwuchert und erſtickt; es entſtehen die großen Beſitzungen, die prächtigen Schlöſſer und Landhäuſer, es werden meilenweite Parks angelegt und Hirſche und Rehe gehegt, wo fleißige und glückliche Bauern ſonſt den Pflug trieben; es entſtehen die großen Beſitzungen und die kleinen und mittelmäßigen freien

Männer, die auf dem Lande auf eigenem Boden wohnen, verſchwinden von Tage zu Tage mehr; und zuletzt kann es in einem ſonſt löblichen und wohl geordneten und regierten Staate dahin kommen, daß es auf dem Lande nur große Herren und abhängige Pächter und kümmerliche Tagelöhner giebt und kaum hie und da noch ein rechter Bauer geſehen wird. Wann nun für das ganze Volk die Stunde einer großen Veränderung da iſt, wann die ungeheure alles umfaſſende und belebende Weltthätigkeit aufhört, ſo kann das nicht mehr zurecht gerückt werden, was die blühende Zeit des Reichthums verſchoben hatte und was eben wegen jenes Reichthums, wovon allen auch ihr Theil zu Gute kam, das Ganze damals nicht als das Uebel fühlte, was es an ſich war. Denn mit Gewalt an dem Beſitze rütteln und ſo wieder herſtellen wollen, was unſelige Verhältniſſe aus dem Gleichgewicht gebracht haben, iſt eine Ungerechtigkeit, die nie gute Früchte bringen kann, und am wenigſten einen Staat wieder herſtellt, der auf Gerechtigkeit gegründet ſeyn ſoll. Es laſſen ſich in einem geſellſchaftlichen Zuſtande, wo alles geſetzlich gebunden und beſeſſen iſt, keine willkührliche Ackereintheilungen machen, wie Moſes und Numa ſie vielleicht einſt machten, und wie ſie ſich bei edlen und freien Völkern in den Anfängen ihrer bürgerlichen Ordnung urſprünglich inſtinktartig von ſelbſt machen. Deswegen preiſe ich ſolche Länder vor allen andern glücklich, in welchen der größte Theil der Grundſtücke von mittelmäßigen und kleinen Landeigenthümern beſeſſen wird, mit Einem Worte, in welchen die Mehrheit der Landbeſitzer Bauern ſind. So ſtehen unter den Ländern Europas Schweden und Norwegen wegen dieſer ächtgermaniſchen und natürlichen Eintheilung des Grundeigenthums in einer Herrlichkeit und Stärke da, welche für die Zukunft nothwendig Großes gebähren muß. Ein ſolches großes freies Bauervolk trägt ſicher die Keime von Thaten und Ereigniſſen in ſich, welche die Enkel erſtaunen werden.

Betrachten wir nun nach dieſen allgemeinen Anſichten, die aber unſerm Gegenſtande nicht fremd ſcheinen, unſer Vaterland Deutſchland, ſo finden wir, wie die Sachen jetzt ſtehen, in demſelben die allergrößte Verſchiedenheit in den Verhältniſſen des Grundbeſitzes und in der Lage und den Rechten des Bauernſtandes. Unſere Altvordern waren urſprünglich ein rüſtiges edles tapferes und freies Volk, das auch in ſeiner barbariſchen Zeit ſchon von Geſetz und Sitte regiert ward und nichts mehr haßte und verabſcheute als Knechtſchaft und Willkühr. Die Mehrzahl des Volks beſtand aus freien Bauern; neben dieſen ſtanden der Adel und die fürſtlichen Geſchlechter; doch gab es ſchon zu Tacitus Zeit leibeigene und halbeigene Bauern. In den ſpäteren chriſtlichen Zeiten des achten neunten und zehnten Jahrhunderts, ein Zeitalter der Gährung und Umkehrung, wo in den meiſten Ländern vielfaches Gedränge und mancherlei Noth auf einander ſtieß, wo mancherlei Keime in dem Volke gleichſam nach Entwickelung ſtrebten, wo die Hierarchie und das Lehnweſen, mannigfaltig in einander verſchoben und wieder mannigfaltig einander durchſchneidend und bekämpfend, ſich mehr und mehr ausbildeten und geſtalteten, — in dieſen Zeiten einer großen Geburt der neuen Geſchichte und einer allgemeinen nicht ſchmerzloſen Verwandlung ging auch über die Landbewohner ein in mancher Hinſicht ſchweres Verhängniß. So vielfältig und gewaltig war in dieſen denkwürdigen Jahrhunderten die Noth und Plage von außen, ſo von allen Seiten ſtürmte das Gedränge herein, ſo mancherlei Unheil brachte die Natur und ſo mancherlei Unglück bereitete ſich die zu einem neuen geſellſchaftlichen Zuſtande übergehende aber für dieſen Zuſtand noch unreife, und faſt unmündige Menſchheit durch ihre eigene Unwiſſenheit und Hülfloſigkeit, ſo groß und geſchwind war auch die Reibung der vielerlei gegen einander treib benden und ſtoßenden Kräfte, daß die Herrlichkeit des alten Glückes und der alten Freiheit der Germanen für lange Zeit zu vergehen ſchien. In den meiſten teutſchen Landen war es um die ſtolze Unabhängigkeit der ſchwächeren adlichen oder freien Männer geſchehen; ſie wurden mit Gewalt andern unterworfen, oder ſie unterwarfen ſich freiwillig, damit ſie in dem allgemeinen Getümmel und Unglück Halt und Schutz hätten. Es entſtand das bunte und ſeltſame und in mancher Hinſicht unentwirrliche Vielerlei jener Staatsverflechtung, die man das Lehnweſen genannt hat, welches Weſen, in tauſend Stuffen und Ordnungen auf- und abſteigend, an dem einen Ende faſt der Freiheit ähnlich ſah, an dem andern aber der grauſamſten Sklaverei glich. Jetzt blieben wenige übrig, die ſich noch mit dem ſchönen Namen Freie nennen konnten, abhängig wurden die meiſten Teutſchen; aber zwiſchen der leidlichen Hörigkeit und Zinspflichtigkeit und der blutigſten und härteſten Leibeigenſchaft und Knechtſchaft lagen unzählige Grade.

In dem ſüdweſtlichen Teutſchland, dem heiligſten Lande unſerer Geſchichte und der Wiege des Ruhms der Germanen, hatte von jeher die ſtolzeſte und tapferſte Freiheit geblüht: dort erhob ſie ſich auch am erſten wieder aus dem Drucke.

Vieles wirkte in jenen Gegenden wohlthätig, das durch Unglück ermattete und durch Knechtſchaft gelähmte Geſchlecht wieder zu beleben und zu erheben; das Emporkommen der vielen und großen freien Reichsſtädte die Kreuzzüge die Blüthe des Handels und die dadurch geweckte Regſamkeit Lebendigkeit und Bildung, die ſich mehr und mehr über das ganze Volk verbreitete — alles das half auch dem unterdrückten Landmann die Feſſeln zerbrechen, und allmählig ſtieg er wieder aus der Niedrigkeit und dem Elende eines Knechts zu der Würde eines Menſchen und Bürgers empor. Härter iſt das Schickſal der Landbewohner und Bauern im nordöſtlichen Teutſchland geweſen. Nachdem die Germanen, welche früher dieſe Gegenden bewohnt hatten, durch die Züge und Auswanderungen nach dem Süden im vierten und fünften Jahrhundert daſelbſt viel ſchwächer und dünner geworden waren, hatte ſich ein fremdes Volk in die von ihnen verlaſſenen Sitze eingedrängt: bis an die Elbe die Saale den Fichtelberg und die kärnther Alpen hatten ſich ſlaviſche Stämme feſtgeſetzt; die von ihnen an den Küſten wohnten, wurden beide am baltiſchen und am adriatiſchen Meere Wenden genannt. Dieſe Slaven und Wenden wurden aber vom neunten bis zwölften Jahrhundert von den Teutſchen theils verdrängt theils unterjocht, und die teutſche Herrſchaft ward bis an die Weichſel, ja längs den Küſten weit über hundert Meilen jenſeits der Weichſel gegen Oſten hin ausgedehnt. Die bezwungenen ſlaviſchen Völker wurden von ihren eigenen Fürſten und Edlen und von den einrückenden und jetzt herrſchenden Teutſchen, die als Eroberer mit dem Schwerdte in der Hand von dem ehemaligen Lande ihrer Vorfahren wieder Beſitz genommen hatten, als Leibeigene angeſehen und gehalten. Ein gleiches Schickſal traf die meiſten der einwandernden teutſchen Koloniſten, die ſich auf dem Lande als Bauern niederließen; ſie theilten mit den Unterjochten endlich Ein Loos, es war, als wenn ſie durch die ſlaviſche Luft leibeigen gemacht würden. Es iſt überhaupt ſchwer, daß wenige Freie unter vielen Sklaven lange die Freiheit behaupten mögen: Beiſpiel und Gewohnheit und hundert andere Dinge und Verhältniſſe wirken zu mächtig dagegen; ja ſie ſelbſt, wenn ſie auch nicht geradezu unterdrückt werden, verlieren unter Knechten von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr das Bild jenes herrlichen Zuſtandes, der bei ihren Großvätern noch lebendig war; ſie wiſſen zuletzt die Freiheit nicht mehr zu ſchätzen und alſo auch gegen die Auflaurer und Unterdrücker derſelben nicht mehr zu vertheidigen: ſo werden ſie, was man ſagen kann, in die Knechtſchaft hineingeſchleppt. In dem nordöſtlichen Teutſchland ſind die Bauern viele Jahrhunderte leibeigene und elende Knechte geblieben und oft auf das härteſte und willkührlichſte behandelt und mehr als Sachen denn als Perſonen angeſehen und gebraucht werden. Ich habe ſelbſt in mehreren Landſchaften deſſelben noch grauenvolle Auftritte und Geſchichten dieſer unwürdigen Sklaverei geſehen, die gottlob künftig nur als Beiſpiele der Vergangenheit werden erzählt werden können. Erſt das letztverfloſſene halbe Jahrhundert, das Zeitalter Friedrichs des Zweiten und Joſephs des Zweiten, hat den Zuſtand dieſer unterdrückten Volksklaſſe ſehr gemildert und verbeſſert; Friedrich Wilhelm der Dritte hat endlich die Feſſeln zerbrochen und das große und ewige Geſetz der Menſchlichkeit ausgeſprochen, und wird von vielen hunderttauſend Befreieten als der Wohlthäter und Beglücker genannt und geprieſen. In einigen Landen aber, z. B. im Schwediſchen Pommern und im Mecklenburg-Schweriniſchen, giebt es durch die Willkühr, womit man die Bauern zerſtören und von ihren Höfen treiben und die Bauerdörfer ſchleifen und an ihrer Stelle Schlöſſer und Vorwerke bauen durfte, wenige Bauerdörfer mehr; dort iſt auf eine höchſt traurige Weiſe das natürliche Verhältniß aufgehoben, das in der Eintheilung des Landbeſitzes ſeyn ſollte: es ſind dort faſt gar keine kleine Grundbeſitzer und bäuerliche Eigenthümer, man ſieht meiſtens nur große zum Theil ungeheure Güter und neben ihnen Hütten von Tagelöhnern und Knechten.

Es ſcheint hier, als wenn ich gegen den Adel und andere große Grundbeſitzer ſpreche und alles Landeigenthum in die Hände der Bauern hinüberſpielen, wenigſtens, da ich damit nicht ſpielen darf, hinüberwünſchen mögte. Zur Verhütung des Misverſtändnißes und der Misdeutung muß ich ſagen, was mein natürliches Verhältniß und meine glückliche Eintheilung des Landbeſitzes bedeutet. Ich meine damit, daß nach aller Erfahrung und Geſchichte, die hier allein ein gültiges Urtheil ausſprechen dürfen, dasjenige Land ein glückliches und wohlbegründetes und wohlgeordnetes Land iſt, wo der Boden von Anfang an durch das Glück und die Freiheit des Volks oder — was ſehr ſelten geſchehen konnte und ſeltener geſchehen iſt, als viele glauben — durch die Macht und Weisheit eines großen Geſetzgebers und Staatenſtifters in richtigem Verhältniſſe eingetheilt ward. Dieſes richtige und natürliche Verhältniß iſt mir folgendes: Dreiviertel, wenigſtens Zweidrittel der Grundſtücke eines Landes müſſen zu mittelmäßigen und kleinen Gütern zerſchnitten ſeyn, worauf Bauern als Eigenthümer wohnen; auf dem übrigen Viertel oder Drittel wohnt der Adel und andere größere Beſitzer. So iſt das Verhältniß wirklich in ganz Südteutſchland und Weſtfalen, wo der größere Theil der Grundſtücke von freien oder doch wenig abhängigen Bauern bewohnt wird; weniger iſt das Verhältniß in Norddeutſchland ſo. Verkehrt iſt das Verhältniß, wenn ein Land mehr Herrenhöfe als Bauerhöfe hat; am verkehrteſten und unglücklichſten iſt es, wenn es faſt gar keine Bauern hat, welche die Erde bebauen und beſitzen. Denn wenn einige den Adel den Schmuck eines Landes nennen, ſo nenne ich den Bauer das Mark deſſelben.

Zwar wieder hergeſtellt und aus langer Schmach der Knechtſchaft ſeit Jahrhunderten und Jahrzehenden wieder zum mitbürgerlichen Zuſtande erhoben ſind die Bauern jetzt in den meiſten Landſchaften des teutſchen Vaterlandes, aber zu der Ehre, welche weiland die Ehre aller freien Germanen war und welche die Schweizer Schweden und Norweger noch ſo herrlich beſitzen, zu der Ehre, von ihres Gleichen auch als ein Stand vertreten und dargeſtellt zu werden, ſind erſt ſehr wenige gelangt, und nur in einigen beſſeren Staaten hat man den erſten Anfang gemacht, die

Bauern zu dieſem Glücke vorzubereiten. Es iſt aber zu hoffen, daß alle Regierungen ihre und ihrer Völker wahre Vortheile von Tage zu Tage mehr erkennen und durch eine gerechte und würdige Geſetzgebung und Ordnung ſich und ſie auf eine Höhe ſtellen und mit einer ſittlichen Kraft und Liebe des Vaterlandes ſtählen werden, von welcher ſie der Zukunft und ihrer Auflöſung und Entwickelung ruhig entgegen gehen und vor ihren Stürmen und Erſchütterungen nicht zittern dürfen. Auch das iſt zu hoffen, daß manche kleinliche Sorgen und Anſichten verſchwinden werden, wenn man mehr und mehr durch die That und die Erfahrung begreift, oder vielmehr, wenn man ſich aus der ganzen Geſchichte des teutſchen Volks der Wahrheit wieder erinnert, daß Undankbarkeit Wildheit und Ungeſetzlichkeit nicht des teutſchen Menſchen Art iſt, und daß er dasjenige, was ihm und ſeinen Kindern und Kindeskindern Glück und Sicherheit bringen ſoll, nicht zu Unordnungen und Unruhen misbraucht.

Teutſchland, wenn es in ſich verbunden und geſchloſſen und nach außen hin wehrhaft gemacht und erhalten iſt, kann in jeder Hinſicht das erſte und glücklichſte Land Europas genannt werden. Es iſt das Herz des Welttheils, und wenn es um dieſes Herz die gehörigen Bollwerke und einen ſtählenen Harniſch legt, ſo wird ihm aus allen andern Ländern deſſelben nur das Gute und Erfriſchende zuſtrömen und des Schlechten und Verderblichen wird es ſich erwehren können. Es iſt ein ſchönes reiches und fruchtbares Land, unter einem mäßigen Himmel gelegen, der weder durch zu große Kälte erſtarrt noch durch zu große Hitze erſchlafft; es hat einen reichen Wechſel von Bergen Hügeln Wäldern Feldern Ebenen Seeen Strömen und Küſten, es reizt und bildet den Menſchen alſo auf eine mannigfaltige Weiſe und läßt ihn nicht in Dumpfheit und Einſeitigkeit erſtarren. So iſt dieſes glückliche Land eingerichtet, daß die Arbeit immer neben dem Genuß, die Waffe neben der Freude liegt: wo die Natur dem Menſchen alles umſonſt giebt, da findet er alles, nur nicht ſich ſelbſt noch die Gewalt, welche in der Herrſchaft über ſich und über die Dinge liegt. Die Menſchen, welche dieſes Land bewohnen und nach welchen es genannt wird, die Teutſchen, ſind ein ſtattlicher ſtarker und reiſiger Schlag, ernſt tapfer redlich fromm freiheitliebend ſinnreich und ſeelenreich erfinderiſch und tiefſinnig für allerlei Kunſt und Wiſſenſchaft: ein Volk, dem bei vielen vortrefflichen Eigenſchaften Gott nur den Einen Hauptmangel gegeben hat, daß es für die eigenen Vorzüge blind iſt und die fremden mit hunderttauſend Augen ſieht. Das iſt aber das Beſte, was Gott dieſem Lande und Volke verliehen hat, daß ſeine geographiſche Lage und ſein angebohrnes Gemüth ſo ſind, daß ſie nicht leicht aus ſich ſelbſt hinausgetrieben und in ein fremdes und falſches Streben hineingeriſſen werden können; ſo iſt ihr Verhältniß und ihre Anlage, daß ſie genug gereitzt, aber nicht leicht übergereitzt werden: ſie ſind in dieſer Hinſicht mehr als die meiſten Völker der Erde einer mäßigen und gerechten Verfaſſung fähig, denn einer taumelvollen und ſtürmiſchen Freiheit ſchleicht auch ſogleich die gleiſſende Tyrannei auf den Ferſen nach und zähmt und lähmt ihr den ſprudelnden Uebermuth durch Schlangenliſten und Schrecken. Ich ſprach oben von dem gewaltigen Reitze, der in dem Elemente des Meers und in ſeinen Gewerben liegt und der für viele Völker ein ſolcher Ueberreitz geworden iſt, daß er ſie aus allen erſten und natürlichen Verhältniſſen herausgerückt und endlich erlahmt und ermattet, oft ohne alle Fähigkeit ſich wieder aufzuhelfen, ohne Ehre und Macht und Freiheit, als einen Gegenſtand des Mitleids und ein Denkmal der Vergänglichkeit hat liegen laſſen. Gegen das Unglück eines ſolchen Ueberreitzes, dem Athen und Venedig und viele andere kleine und große Staaten nicht entgangen ſind, iſt unſer Vaterland geſichert. Es hat genug große Ströme und Küſten, daß ihm die Verbindung und Mittheilung jener herrlichen Weltthätigkeit, welche das Meer giebt, nicht abgeſchnitten ſey; es hat nicht ſo viele, daß es das Meer als ſein eigenſtes Element und Schiffahrt und Handel als ſein erſtes Gewerb anſehen müßte, es wird nicht in die Gefahren einer Thätigkeit gelockt, die den edelſten und trefflichſten Völkern oft verderblich geworden iſt. Immer wird über die Hälfte alles teutſchen Gewerbes in dem Landbau und in der Viehzucht beſtehen, welche die beſten Pfleger und Erhalter aller urſprünglichen und natürlichen Tugenden unſeres Geſchlechts ſind.

Wenn dem alſo iſt, was mir keiner ableugnen kann, wenn der Teutſche mehr auf den Acker als auf das Waſſer angewieſen iſt, wenn über zwei Drittheile ſeiner Brüder Ackerbauer ſind, ſo kann es wohl kein Zweifel mehr ſeyn, daß dieſer ſo zahlreichen ſo wichtigen und ſo ehrwürdigen Klaſſe der Mitbürger in teutſchen Landen eine eigene und öffentliche Darſtellung und Stellvertretung im Staate gebühre, daß diejenigen, durch deren Fleiß Treue und Tapferkeit das Gemeinweſen vorzüglich getragen und erhalten wird, nicht länger als die Unmündigen und Schirmloſen verſäumt und zurückgeſetzt werden dürfen. Dies iſt auch von allen denen, welchen einiges Recht eines Urtheils über die Zeit zuſteht, und von vielen teutſchen Regierungen laut anerkannt; den Grundſatz, daß die größere Menge des Volks gleichſam willenlos und mundlos dieß zum beliebigen Gebrauch für einige Wenige da ſey und nimmer ahnen dürfe, daß ſie auch beſtimmte Rechte haben könne, ein Grundſatz, der vor zwanzig Jahren noch von Vielen offen bekannt ward, ſcheuen ſich jetzt auch die in alten Vorurtheilen des Kaſtengeiſtes Verhärtetſten auszuſprechen. Aber wenn ſie auch nicht mehr zu meinen noch weniger zu behaupten wagen, daß der Bauer faſt ein rechtloſes Ding ſey, ſo wird eine andere Frage aufgeworfen, und die lautet: Wer ſoll das Gewerb des Ackerbauers darſtellen und vertreten? ſoll es der Adel thun als vornehmſter Grundbeſitzer für ſich und für alle anderen, die auf dem Lande leben? oder ſoll der Bauer ſeine Stellvertreter für die öffentlichen Landtage aus ſeiner Mitte wählen, ſollen ſeine Stellvertreter auch Bauern ſeyn?

Viele haben ehedem behauptet und Viele behaupten auch jetzt noch, der Bauer der teutſchen Lande bedürfe keiner beſonderen Stellvertretung, er werde auf das natürlichſte von dem Adel vertreten und dargeſtellt, und ſey in den meiſten Ländern ſchon lange von demſelben vertreten worden. Der Adel ſey in dieſer Hinſicht in einem rechtmäßigen und durch altes und löbliches Herkommen geheiligten Beſitz, und dem Bauer Landſtandſchaft verleihen und ihn neben den Adel hinſetzen heiße des Adels Rechte ſchmälern und den Bauer mit thörigten Einbildungen kitzeln, die ihn übermüthig machen können. Dieſe Behauptung ſcheint ein neues Anſehen gewonnen zu haben durch die Erklärung der verſammelten Landſtände der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Lande in Hannover, welche nach der berühmten Kundmachung des Prinzen Regenten von England zu verſprechen ſchienen, ein erſtes würdiges Muſter einer gerechten und menſchlichen Verfaſſung aufzuſtellen. Dieſe Erklärung lautet ungefähr dahin: freilich ſeyen unter den Ständen des neuen Königreichs Hannover keine Bauern, aber der Bauerſtand werde von dem Adel mit vertreten, welcher deſſelben Bedürfniſſe wahrſcheinlich beſſer darlegen und deſſelben Rechte beſſer wahrnehmen und behaupten werde, als er ſelbſt es könne. Wir wollen uns hier darüber nicht weitläuftig auslaſſen, wie der Bauerſtand bisher durch den Adel in Teutſchland dargeſtellt und vertreten worden iſt, weil das unangenehme und gehäßige Beſchuldigungen wieder auffriſchen könnte, zumal da nicht fehlen, welche behaupten, der Adel habe die Bauern mehr zertreten als vertreten; wir wollen geſchichtlich nur das bemerken, daß manche brave Völker und Völkerſchaften, die ſich auf Verfaſſungen und Geſetze von jeher ſehr wohl verſtanden, unter andern die Schweden und Schweitzer, bei welchen auch wie bei uns Bauern und Edelleute zugleich das Land bewohnten und beſaßen, in ihren ſtändiſchen Verſammlungen und Reichstagen einen Bauerſtand neben den Adelſtand geſtellt, ja den Bauerſtand dem Adelſtande wohl gegenüber geſtellt haben. Sie müſſen alſo geglaubt haben, daß die Vortheile dieſer beiden Klaſſen nicht ſo ganz in einander laufen, daß beide von Einem Stande allein, z. B. der Adel auch durch die Bauern oder die Bauern auch durch den Adel, vertreten werden könnten; ſie müſſen dieſe Vortheile, weil ſie beide Klaſſen auch in der Vertretung einander gegenüber geſtellt haben, ſich ſo gedacht und gefunden haben, als wenn ſie mit einander im Kampfe und zuweilen vielleicht gar im feindſeligen Kampfe begriffen wären. Es iſt hier nicht der Ort, weitläuftig auseinander zu ſetzen, wo der Edelmann und Bauer ſich berühren und wo ſie auseinander gehen, ja wo ſie einander wohl gar als ſtreitende Partheien gegenüber ſtehen; ich habe das anderswo gethan in einer kleinen Schrift, welche mehr von den urſprünglichen ſtändiſchen Elementen und von den verſchiedenen Beſtimmungen und Eigenthümlichkeiten der vornehmſten Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft als von der eigentlichen Zuſammenſetzung und Anordnung der beſtehenden Stände in der Wirklichkeit und Ausübung handelt. *) Freilich iſt der Edelmann, welcher nach alter germaniſcher Weiſe auf Landgütern angeſeſſen ſeyn ſoll, in gewiſſer Hinſicht der erſte und vornehmſte Bauer; aber in anderer Hinſicht ſtellt er in monarchiſchen Staaten eine Idee dar, die dem eigentlichen Bauer fremd iſt und immer fremd bleiben muß. Gehen wir aber das Verhältniß des Edelmanns zum Bauer geſchichtlich durch, wie es ſich in allen Zeiten und unter allen Völkern von Anfang an offenbart hat, ſehen wir das natürliche Streben und Kämpfen dieſer beiden einander ſo nahen und doch ſo fernen Klaſſen, wobei es recht eigentlich auf Daſeyn und Beſitz und auf die große Frage ankommt: *wer denn herrſchen und wer dienen ſoll?* ſo wird es noch unſtatthafter und unzuläßiger, daß der Bauer von dem Adel vertreten werde. Wenigſtens wird der Bauer ſich die Ueberzeugung nie anklügeln laſſen, er werde von dem Adel wohl und gebührlich vertreten, und der Staat ſorge väterlich für ſeine Rechte, wenn er jenem die Darſtellung und Vertheidigung derſelben übertrage.

---

*) S. meine Abhandlung: Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Teutſchland. Frankf. a. M. 1814.

Die Geſchichte iſt ein grades und wahres Ding, ſie fürchtet ſich vor niemand und ſoll ſich vor niemand fürchten, weil ſie ſich auf das Wirkliche und Beſtehende lehnt oder auf das, was einſt war und beſtand, und weil ſie, dieſer Zeugen getroſt, vor Gericht tritt. Nach den früheſten Sagen und Klagen unſers Geſchlechts war die Gerechtigkeit ſchon in der grauen Vorzeit von der Erde verſchwunden, und iſt ſeitdem nur hie und da als ein kurz verweilender Fremdling erſchienen, und in ihrem vollen himmliſchen Sonnenſchimmer hienieden nimmer wieder geſehen worden. Sie ſelbſt iſt in ihrer ganzen Majeſtät eigentlich nirgends unter uns, ſondern im wilden Kampfe der Kräfte wird immer nur eine mögliche Annäherung zu ihr und die Wiederherſtellung des zerrütteten Gleichgewichts geſucht. Wären wir gerecht von Natur, ſo wären wir auch alle glücklich und zufrieden mit einander, und das Scepter des Herrſchers und das Schwerdt des Richters wären überflüßig; ja auch der Geſetze und Stände und

Landtage und Reichstage und aller Fragen und Streite darüber könnten wir entübrigt ſeyn. Weil wir alle, der Kleine wie der Große der Bauer wie der Edelmann der Bürger wie der Bürgermeiſter, die angebohrne Neigung haben einander zu verdrängen und zu unterdrücken, weil der Trieb zu herrſchen und ſeinen Willen durchzuſetzen da iſt, ſo wie die Zunge des Säuglings nur zu lallen und ſein Spannenſchritt zu gehen anfängt, ſo ward dieſem Herrſchertriebe und Eigenwillen ein gewaltiger Wille entgegengeſetzt, daß er ihn zügelte und bändigte: der allgemeine Wille menſchlicher Vernunft und menſchlichen Rechts, und zu Trägern Erklärern Verwaltern und Vollſtreckern dieſes gewaltigen Willens wurden der Herrſcher und das Geſetz ernannt. Weil hier auf unſerm Planeten nirgends die volle Gerechtigkeit iſt noch das feſte Gleichgewicht der Kräfte ſteht, ſondern weil alles nur im näheren oder ferneren Streben und Schweben nach dem Ideal derſelben trachtet und ringt, ſo iſt dem Naturtriebe des Menſchen und der Welt gemäß alles in einem beſtändigen Kriege um das Leben und um das Recht, und damit Leben blühe und Recht gefördert werde und damit die edelſten und göttlichſten Geiſter des Menſchen nicht in träger Faulheit erlahmen und erſtarren, ward von allen freien und ſtolzen

Völkern in Verfaſſungen ein geſetzlicher Kampf geſtiftet und anerkannt, in welchem die verſchiedenen Klaſſen des Staats als beſondere Stände gewaffnet und gerüſtet auftreten, die Stellen, worauf ſie ſtehen, und die Rechte, die ſie beſitzen, vertheidigen, und jedem, der ſie feindſelig angreifen und verdrängen will, ſich muthig gegenüber ſtellen. Bei dieſem von der Natur ſelbſt gewollten und geſtifteten Kriegszuſtande der menſchlichen Kräfte und bürgerlichen Strebungen, wo der eine den andern immer ermahnt, auf ſeiner Hut zu ſeyn und ſich fremden Eingriffes in ſeine Rechte zu erwehren, ſcheint es wohl jedem einſichtsvollen und unbefangenen Betrachter der menſchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe wunderlich, wie ein Stand von einem andern vertreten werden könne, welcher oft ganz entgegengeſetzte Anſichten und die von jenes Vortheilen und Bedürfniſſen verſchiedenſten Vortheile und Bedürfniſſe hat. So wenig der Bauer ſich dabei beruhigen kann, daß ſeine Rechte von dem Adel vertheidigt und vertreten werden ſollen, mit deſſen eigenen Vortheilen ſie oft gradezu im Streite ſind, eben ſo wenig würde der Edelmann zufrieden ſeyn, wenn der Bauer ſich herausnähme in den Angelegenheiten ſeines Standes ſein Sprecher und Vertreter ſeyn zu wollen. Ich beſchuldige hiemit den Adelſtand

keines=

keinesweges einer vorherrſchenden Neigung zur Ungerechtigkeit, ich ſpreche nur von einer Neigung, die uns allen gemein iſt und der man durch weiſe Ordnungen vorbeugen muß; wir Sterbliche ſind uns alle darin ähnlich, daß wir übervortheilen und unterdrücken, wenn das Geſetz uns nicht hemmt, und wenn es vor die Begierde und Habſucht, welche immer das Maaß überſchreiten wollen, mit ſtrengem und herriſchem Antlitz nicht als das Bild einer höheren Ordnung und eines edleren inneren Triebes hintritt. Denn wahrlich, wenn dem Bauer überlaſſen würde, die Rechte des Adels wahrzunehmen und zu vertheidigen, der Adel würde ſich bei ihm nicht beſſer berathen finden, als er bei dem Adel. So iſt der Menſch und ſo iſt die Noth der Natur und der Reitz und das Streben der Geſellſchaft, wo immer der eine über den andern hinausdringen und ihn von ſeiner Stelle ſchieben oder gar unter ſich ſchieben will. Damit wir Menſchen werden und bleiben können, damit das Herrlichſte Stolzeſte und Geiſtigſte in uns ſich entfalten und entwickeln könne, muß um das gemeine Bedürfniß und um den Beſitz und die Erhaltung der irdiſchen Güter in den unteren Trieben ein ewiger Kampf ſeyn. Eine chineſiſche Stille iſt kein Glück und liegt am allerwelteſten von einem Staate, der den Namen eines menſchlichen Staates verdiente.

Ich muß nun noch der gewöhnlichen Gründe erwähnen, die man anführt zum Beweiſe, daß der Bauer nicht fähig ſey, als ein öffentlicher Mann aufzutreten und ſich und ſeinen Stand zu vertreten. Die meiſten dieſer Gründe brauchen nur genannt zu werden, ſie widerlegen ſich ſelbſt und zerfallen in ihrem eignen Nichts. Was ich im Geſpräche mit ſolchen, welche den Bauer gern immer noch als ein mundtodtes Ding angeſehen und behandelt wiſſen mögten, gelegentlich erhorcht habe, mögte etwa vorzüglich auf Folgendes hinauslaufen:

1) Der Bauer kann äußerlich nicht darſtellen, er wird die Verſammlung, welcher er beiwohnt, lächerlich und zum Leuteſpott machen.

2) Der Bauer iſt zu ungeſchickt und zu unwiſſend, er kann weder ſprechen noch ſeine Gedanken mit Klarheit darlegen; ſein ganzer Ideenkreis iſt eng, ſeine Anſicht vom Staate und Vaterlande iſt kleinlich, die Ehre, die Königin des Lebens und die rechte Lebensflamme des Staates, hebt ihn nicht über die augenblickliche Noth und den augenblicklichen Vortheil hinaus, und deswegen wird er verblendet immer nur das Einzelne ſehen und eigenſinnig an dem Kleinen hangen,

und das Ganze und Große, das, worauf es eigentlich ankommt, überſehen.

3) Vor einigen Jahrhunderten wäre vielleicht Sinn darin geweſen, daß der Bauer auch als Landſtand auftreten und aus ſeiner eigenen Mitte ſeine Stellvertreter wählen durfte. Damals war das ganze Leben, es waren alle Verhältniſſe der Geſellſchaft und der Staaten in ihnen ſelbſt und gegen andere viel einfacher als jetzt. Was ſoll der Bauer da, wo über die feinſten Verzettelungen und Verwickelungen der Politik und über das feinſte aller Dinge, über die Finanzen, geſprochen und gerathſchlagt wird? wie weit ſoll er da mit ſeinem ſogenannten graden und ſchlichten Verſtande reichen, worauf ſeine Vertheidiger immer pochen und wovon ſie uns Wunder zu erzählen wiſſen? Staunen und gähnen wird er bei dieſen Gegenſtänden und bei vielen anderen, die weit über ſeinen Horizont hinaus liegen. Wer wollte dem ehrlichen Bauer nicht gern das Glück und die Ehre gönnen, deren er fähig iſt; aber es iſt wahrlich ein mehr als lächerliches Ding um einen ſolchen Mitberather und Mitentſcheider der wichtigſten öffentlichen Geſchäfte und der feinſten und verwickelteſten Verhältniſſe.

4) Der Bauer wird durch die vermeinte Würde, welche man ihm beilegt, wenn er als

Landſtand auftreten darf, aus ſeinem Kreiſe herausgehoben, er bildet ſich ein, daß er ein Herr geworden ſey, er entfremdet ſich ſeinen ſtillen Arbeiten und ſeinem beſcheidenen Weſen und fängt an zu junkern: er wird hoffährtig wild übermüthig und unregierlich.

3) Der Bauer wird aus der Sphäre ſeines gewöhnlichen Lebens und ſeiner gewöhnlichen Bedürfniſſe herausgeriſſen, er lernt neue Gelüſte und Genüſſe kennen, dieſe bringt er mit in ſeine Heimath, und Ueppigkeit und Liederlichkeit wird ſich hinfort immer mehr unter einer Klaſſe verbreiten, die man bisher noch wegen einfacher Sitten glücklich pries: was ein Vorzug des Standes ſeyn ſollte, wird das Elend deſſelben vermehren. Die den Bauer alſo erheben wollen, mögen wohl zuſehen, was ſie thun.

Auf das Erſte antworte ich: Pöbelſpott und Pöbelmeinung, ſie mögen von vornehmem oder niedrigem Pöbel kommen, haben noch nie den Werth einer Sache oder eines Menſchen beſtimmt. Wo die Sache, worauf es ankommt, durch ſich ſelbſt innerlich groß und herrlich iſt, da ſieht kein vernünftiger Menſch auf den gemeſſenen Schritt die zierliche Verbeugung und den blanken Rock. Vor Gottes Altar betet und kniet in der Gleichheit der chriſtlichen Liebe der Bettler neben dem Fürſten; warum ſoll an Stellen, wo über die wichtigſten Geſchäfte des Staats gehandelt wird, wo in der Wichtigkeit und Würdigkeit der Gegenſtände die Ungleichheit und die Eitelkeit der Perſonen untergehen müſſen, der Bauer im ſchlichten Kleide nicht neben dem Grafen und Freiherrn ſitzen dürfen? Was am Theetiſch und Spieltiſche lächerlich wäre, iſt es an dieſer Stelle nicht. Und wahrlich, wenn ein höherer Geiſt und ein ernſterer Sinn des öffentlichen Lebens alle durchdrungen hat, wenn jeder Kleinſte fühlt, wie er von dem Herrſcher und von dem Geſetze geehrt wird, ſo werden auch viele Bauern wohl in einer Haltung auftreten, daß ſie ohne Lächerlichkeit neben andern ſtattlichen Männern ſtehen dürfen. Mit dem gemachten Anſtand und der gemachten Würde, welche die Uebung und Fertigkeit des geſelligen Umganges bis zu einem gewiſſen Grade auch dem hohlſten und albernſten Gecken geben kann, und welche als Larve häufig die innere Leere und Erbärmlichkeit bedecken muß, iſt es ein eigenes Ding: ſie ſind bald an ihrem Ende. Aber es giebt einen natürlichen Anſtand und eine natürliche Würde, welche aus Einfalt und Treue des Herzens und aus einem zuverſichtlichen und treuen Sinn entſpringen und welche man bei Bauern wohl öfter findet, als bei den durch die Geſellſchaft Abgeglättern und Zergliedern. Da der Bauer an leiblicher Stärke Schönheit und Stattlichkeit die ſogenannten gebildeten Stände häufig übertrifft, ſo bringt auch das eine Fähigkeit der Darſtellung hervor, die ſich bei denen, welchen es fehlt, auf keine Weiſe künſtlich machen läßt. Ich habe in einem Lande, wo der Bauer Reichsſtand iſt und als ſolcher an öffentlichen Tagen auftritt, viele hundert Bauern geſehen, an welchen es keinem Menſchen einfiel etwas Lächerliches zu finden, ſondern deren äußere Stattlichkeit und Würdigkeit von den geſchmückten und gebildeten Grafen und Freiherren nicht verdunkelt ward. Ueberhaupt iſt dieſer ganze Einwand nur ein Einwand der verlegenen Hoffahrt, von einigen Mißgönnern und Neidern des Bauerſtandes gemacht, welche es verdrießt, daß diejenigen, welche ſie an Art und Recht tief unter ſich glauben und gern tief unter ſich halten möchten, jetzt gemeinſchaftlich mit ihnen als öffentliche und vom Herrſcher und Geſetz anerkannte Menſchen auftreten ſollen.

Auf das Zweite: Nicht allein der Bauer iſt unwiſſend und ungeſchickt in der Behandlung Berathung und Verſehung öffentlicher Dinge; wir ſind alle ohne Ausnahme noch unwiſſend und ungeſchickt darin, wir müſſen größtentheils von vorn anfangen und bedürfen noch vieler Lehrjahre, bis wir uns mit Gewandtheit und mit Würde in dem neuen Leben bewegen können. Wo öffentliche Darſtellung und ſtändiſche Vertretung ſeit Jahrhunderten ſo wenig bedeutet hat, als in den meiſten Landen der deutſchen Zunge, da kann keiner ſo gewandt und fertig ſeyn, als allein die lange Uebung und Vorbereitung machen kann. Man ſpricht und denkt freilich von Gottes und von der Natur Gnaden, aber gut ſprechen und klar denken und das Gedachte mit Rundheit und Schönheit des Ausdrucks andern darlegen, das wird nicht an Einem Tage gelernt. Wir wiſſen, wie Themiſtokles, Demoſthenes und Cicero ſich übten, ehe ſie es wagten in öffentlichen Verſammlungen aufzutreten; wir kennen das ernſte Studium Pitt Chatams und ſeines Sohnes Wilhelm Pitt und Burkes und Fox und anderer Parlamentsredner Englands: auch die Gelehrteſten und Gebildetſten von uns und die in öffentlichen Geſchäften die meiſte Uebung und Erfahrung haben, werden ſich mit dieſen noch lange nicht zu vergleichen wagen. Doch giebt es zuweilen eine angeborne Beredſamkeit, worin ebenfalls auch ein Bauer glänzen könnte. — Daß man ſagt: der Bauer mangle der hohen Gefühle, welche den Edelmann entflammen, er wird durch ſeine Ehre über das Gewöhnliche hinausgetrieben, iſt ſo vielem andern vergeblich Geſagten gleich.

Der Bauer mag die Ehre nicht haben, die man hier meint und die bei vielen ein ſehr halbes und verdächtiges Ding und in keinem Falle das höchſte Ding iſt; aber gieb ihm ein Vaterland, und er wird aus einer höheren und innigeren Ehre fühlen und thun, was dieſe eure Ehre nie erſchwingt. Die Frömmigkeit und Liebe iſt des Bauers Ehre, in dieſem Spiegel ſieht er ſeinen Herrſcher und ſein Vaterland und ſetzet ſich und ſeine Habe bis in den Tod und das Verderben drein. Was braucht es der Worte? wir haben die Thaten, und haben ſie bei Bauern immer gehabt, die ein wirkliches Vaterland hatten, das ſie als Menſchen erkannte und beſchützte und das ſie lieben konnten. Daß der Bauer an dem Kleinen und Unwichtigen hangen und ſich oft darin feſtbeißen wird, mag natürlich und zuweilen verdrießlich ſeyn; aber auch die anderen Stände werden ſich oft an Kleinigkeiten und an kleinlichen Vorurtheilen und Rückſichten feſtkleben und befangen, wie der Vogel an der Leimruthe. Wir alle ſind ſo gebohren, daß wir nur durch Reibung und Kampf mit den Anſichten Vortheilen und Vorurtheilen Anderer das Maaß und den Verſtand der Dinge lernen. Auch die Bauern werden bis zu einem gewiſſen Grade hin durch Uebung und Theilnahme an öffentlichen Dingen und an der Verfaſſung und Ordnung des

Vaterlandes mit der Zeit geſchickter und gewandter werden und weiterhin ſehen lernen, als ſie jetzt noch ſehen können.

Auf das Dritte: Niemand wird leugnen, daß es bei der großen Entwickelung und Verwickelung der politiſchen Geſchäfte und Verhältniſſe, worin die jetzige Zeit ſteht, viel ſchwerer und künſtlicher iſt, ein politiſcher Mann zu ſeyn, als es vor zwei Jahrhunderten war. Aber man ſoll nicht allein fragen: Was ſoll der Bauer da? wie weit wird er da mit ſeinem ſogenannten graden und ſchlichten Verſtande reichen? ſondern man ſoll auch fragen: Was ſollen hundert andere da, welche keine Bauern ſind? wie weit werden ſie da mit ihrem Verſtande und ihren Einſichten reichen? Auch in den Ländern, wo die Verfaſſungen ſeit langer Zeit die geordnetſten waren und wo die Berathung und Behandlung der öffentlichen Dinge in fortſitzenden Verſammlungen der Stellvertreter des Volks die freieſte iſt, ſtaunen und gähnen viele Hunderte bei der Unterſuchung und Entwickelung von Gegenſtänden und Verhältniſſen, die ihnen zu fein und zu verborgen ſind; auch da ſind es immer wenige durch Gewandheit Einſicht Weisheit und Beredſamkeit vorragende Männer, welche das Ganze lenken und entſcheiden. Bewahre Gott, daß alle, welche auf Landtagen und in Verſammlungen Sitz und Stimme haben, Mitherrſcher und Mitentſcheider der Dinge ſeyn ſollten! — Die meiſten müſſen der Natur der ungleich vertheilten menſchlichen Fähigkeiten nach Aufmerker und Zuhörer ſeyn; aber die Beſten und Weiſeſten werden beſſer und gerechter rathſchlagen und entſcheiden, wenn neben ihnen Zuhörer ſitzen, die auch ein Recht haben mitzuſprechen und ihre Rathſchläge und Beſchlüſſe gelegentlich zu ſichten und zu prüfen. Welchen Namen und welche Art und Zuſammenſetzung eine Verfaſſung auch habe, von jeher haben die Kühnſten und Kräftigſten, zuweilen zum Glück der Völker auch die Beſten und Weiſeſten geherrſcht. Themiſtokles und Perikles in Athen, Scipio und Marius in Rom, de Witt in Holland und Chatam und ſein Sohn Wilhelm Pitt in England herrſchten faſt wie Monarchen; das Wort eines Cimon, eines Valerius Publicola, eines Burke und Fox hat oft der Gewalt eines Heers gleich gewogen; Könige wie Alexander Trajan Karl der Große Alfred Guſtav Adolf und Friedrich der Zweite werden in ihrer Bahn durch keine Verfaſſungen und Geſetze gehemmt: wann ſolche von der Natur zum Herrſchen Berufene auftreten, ſchweigen die Geſetze. Wo die Starken und Gewaltigen aufſtehen, da haben die Uebrigen nichts weiter zu thun als zuzuhören und Ja und Nein zu ſagen; aber es bedeutet ſehr viel und iſt für ſie und für den Staat ſchon viel gewonnen, wenn ſie zuhören und Ja und Nein ſagen dürfen. Laß den treuen und ehrlichen Bauer nur ſtill ſitzen und ſchweigen in der Verſammlung und ſich den meiſten Gegenſtänden, die zur Sprache kommen, unterlegen fühlen. Das thut nichts; er wird ſchon aufmerken und Gedanken und Worte finden, wo ſeine Sachen mit verhandelt werden und wo ſein Vortheil unmittelbar mit im Spiele iſt. — Das aber däucht mir auch hier das Wichtigſte und Wirkſamſte, daß das Recht der Stellvertretung und die Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften die Geiſter weckt und die Faulheit und Gleichgültigkeit aufrüttelt, wodurch die meiſten Staaten untergegangen ſind. Auch in einer Deſpotie kann durch einen weiſen und guten Fürſten zuweilen fünfundzwanzig und dreißig Jahre der Schein eines Glückes ſeyn, aber das wahre Glück und das wahre Leben kann nur in dem Staate ſeyn, wo die Menſchen immer den Bürger fühlen, wo ſie dem Vaterlande und der Regierung lebendig angehören und lebendig Theil an ihnen nehmen. Was ſchadet es, daß viele ſich einbilden, ſie rathen herrſchen und entſcheiden mit? Nein, auch in dem freieſten

Staate ſind der Herrſchenden und Entſcheidenden ſehr wenige; aber durch dieſen ſchönen und unſchuldigen Wahn haben alle ihren Herrſcher und ihr Vaterland lieber, werden alle von dem Kleinen und Einzelnen auf das Große und Allgemeine gerichtet, leben alle in einer geiſtigen und muthigen Bewegung, woraus ſo viele ſchöne Tugenden und Thaten keimen. Denn nur das kann man ein würkiges Leben und einen würdigen Staat nennen, wo alle ohne Unterſchied wirken denken und ſtreben und von dem Guten immer zu dem Beſſeren wollen.

Auf das Vierte: Die da meinen, der Bauer werde durch die Ehre, die man ihm beilegt, als Landſtand mit aufzutreten und den öffentlichen Verhandlungen über die Angelegenheiten des Vaterlandes mit beizuwohnen, zum Uebermuth zur Hoffahrt und zum Ungehorſam und zur Widerſpenſtigkeit hinaufgetrieben, er werde ein unregierliches und unbändiges Thier, das ſich einbilde nun der Herr zu ſeyn und den Herrn ſpielen zu können, irren ſehr. Dieſe, welche ſo meinen, wiſſen nicht, wie die wahre Freiheit und Geſetzlichkeit auf den Menſchen wirkt: daß ſie ihn feſter beſcheidener ruhiger und gehorſamer macht; die Natur des Sklaven aber hat das mit ſich, daß er immer unruhig und ungehorſam und übermüthig iſt, ſobald man ihm den Zügel ſchießen läßt. Das wird der Bauer freilich lernen bei dem neuen Verhältniſſe und das ſoll er auch lernen, daß er der Herr ſeines Rechts iſt; weiter den Herrn ſpielen und ſich mit leeren Einbildungen kitzeln wird er nicht lernen. Denn eben hier am meiſten wird er wohl fühlen, wo er den übrigen Männern an Einſicht und Durchſicht der Dinge nicht gewachſen iſt, und ſo wird er ſich ſelbſt beſcheiden und ſich auf ſeine gebührliche Stelle ſetzen lernen. Der Bauer in Schweden iſt ein freier und glücklicher Menſch und hat die Würde der Stellvertretung auf eine Weiſe, wie der Bauer ſie faſt bei keinem andern Volke in Europa genießt Dieſer Bauer aber iſt der beſcheidenſte freundlichſte hülfreichſte und gehorſamſte Mann und erkennt die Gewalt des Geſetzes und die Vorzüge, welche Geburt und Bildung dem Adel und den übrigen Klaſſen des Volks geben, auf das willigſte und demüthigſte an.

Auf das Fünfte: Dieſer fünfte Grund gegen die Erhebung des ehrenwerthen Bauerſtandes zum Landſtand und Reichsſtand könnte der allererheblichſte ſeyn, wenn er überhaupt ein Grund wäre. Er iſt aber ein leerer Schein, und wahrlich mehr zum Schein als aus zarter Sorge für Zucht und Sittlichkeit brauchen diejenigen ihn, welche damit auftreten. Bei der gegenwärtigen Menſchenzahl und Entwickelung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in unſerm Vaterlande, wie ſie faſt allenthalben ſind, und bei den Ueberſchwemmungen, womit alle Völker der Welt in den letzten zehn Jahren über uns hingefloſſen ſind, wohnt das Verderben und die Ueppigkeit nicht allein mehr in großen und größten Städten; es hat die kleinſten Städte und Flekken bezogen, ja es läßt ſich ſehr häufig ſchon in den Dörfern finden. Uebrigens will ich nur bemerken, daß die Stellvertreter des Bauerſtandes wohl nicht Jünglinge jenes grünen Alters ſeyn werden, wo der Reitz der Luſt und Ueppigkeit der gefährlichſte iſt. Das aber iſt ein Hauptgrund, womit ich dieſen gleißenden Scheingrund todtſchlage, daß jeder Menſch, deſſen Sinn auf etwas Höheres und Allgemeines gerichtet wird, grade in dieſem höheren Streben gegen die meiſten Verführungen und Laſter die rechte Sicherheit hat. Wer unſere Heere der Jahre 1813 und 1814 mit den Kriegern von 1790 und 1800 vergleichen kann, verſteht was ich meine.

Es iſt ein ſchönes Gefühl, womit ich dieſe leichten und flüchtigen Bemerkungen ſchließe, das Gefühl, daß Geſetzlichkeit und Ordnnng nicht durch Wildheit und Unordnung, ſondern durch ſtille Anerkennung der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit die Völker ſegnen wird. Wer dem erſten und natürlichen Glücke und den erſten und natürlichen Tugenden ſeines Geſchlechts nicht fremd iſt, der muß ſich freuen, wenn gleiches Recht und gleiche Ehre im Staate den Kleinen und den Großen widerfährt. Ich habe in Jemtland Helſingland und Oſtgothland Bauern geſehen, wie ich ſie bis jetzt in meinem Vaterlande nicht gefunden habe; könnten ſolche freie ſtolze und beſcheidene Männer durch weiſe und gerechte Verfaſſungen in den unterſten Klaſſen auch bei uns wieder gebauet werden, es wäre wohl eine ſchöne teutſche Herrlichkeit. Das erſt iſt ein rechter glücklicher Staat, wo jeder gern den Geſetzen gehorcht und von den Geſetzen geſchirmt und geſchützt wird; wo jedem ſeine Rechte beſtimmt und von allen übrigen Mitbürgern anerkannt und geehrt ſind; wo derjenige der beſte Mann im Staate heißt, welcher allen andern zum Dienſte der gehorſamſte und bereitwilligſte iſt. Glückſelig der Herrſcher, der einen ſolchen Zuſtand einleiten und vorbereiten läßt! glückſelig das Volk, in welchem die verſchiedenen Stände, jeder ſeiner Rechte getroſt und fröhlich, ſo neben einander, ja gegen einander ſtehen! Da müſſen alle Tugenden der Mannheit der Zucht und der Tapferkeit blühen; da muß ein Geiſt den andern immer wecken und reitzen, eine Kraft die andere treiben und heben; da muß ein Stolz entſtehen, der, von innen genährt und gepflegt, allen Gefahren, die von außen drohen können, überlegen iſt; da iſt die wahre Majeſtät bei dem Herrſcher, das volle Glück bei den Beherrſchten, bei allen aber das Bewußtſeyn, daß ſie gleich einer ehernen Mauer zuſammengeſchloſſen ſind, daß ſie, einer für alle und alle für einen ſtehend, wohl erſchlagen werden aber nicht beſiegt werden können.

Fantaſien
für ein
künftiges Teutſchland.

Von

E. von S.

Herausgegeben

von

E. M. Arndt.

⁂

Frankfurt am Main,
bei P. W. Eichenberg.
1815.

Dieſe Fantaſien von einem lieben Freunde ſind gewiſſermaßen auf meine Veranlaſſung entſtanden und in Gemeinſchaft mit mir fantaſiert.

In dem noch beklommenen Frühlinge des Jahrs 1812 wohnte ich mit einem jungen Freunde in der Oberſtadt Breslau, und durchſtrich oft mit ihm Thal und Wald, und durchwandelte auch manchen ſchönen Abend und Morgen mit ihm das blumige Gebiet überirdiſcher und himmliſcher Träume. In jener denkwürdigen Zeit waren wir auf Großes geſpannt, und verflogen uns oft in die weite Zukunſt hinein, und hängten unſere Träume, wie es zu geſchehen pflegt, an die alten Geſchichtſchreiber und an die Bibel, die wir fleißig mit einander laſen.

Man wird dem Büchlein dieſe Leſung anſehen, und daß es in einer ſolchen Stimmung entſtanden iſt. Der Verfaſſer hat ſich die Rettung und Befreiung des Vaterlandes auf einem andern Wege gedacht, als es Gott gefallen hat, ſie zu leiten; daher entſchuldige man Einiges, was faſt zu heiß ſcheinen könnte. Manches Andere mag man auch als das Gebild eines zu feurigen und glühenden Herzens in das Reich der Träume verweiſen. Vieles aber wird man wahrhaftig teutſch, ächt, und fromm, und keinesweges hirngeſpinſtiſch finden; und wegen dieſes Vielen laſſe ich das Ganze drucken.

Gott gebe, daß dieſe Gefühle und Gedanken wieder Gefühle und Gedanken wecken und zünden, und daß wir von Tage zu Tage und von Jahr zu Jahr ein freieres, männlicheres, redlicheres, und glücklicheres Vaterland ſehen!

Geſchrieben zu Frankfurt am Main, den 8. Februar 1814.

E. M. Arndt.

Inhalt.

1. Kapitel . . . . . Seite 1.

2. Kap. Von falſchen Propheten und von Zeitdeutern und Weichlingen . . 5.

3. Kap. Von Gott, Einheit der Völker und Kirche, und vom ewigen Frieden . 11.

4. Kap. Von den Teutſchen . . . 16.

5. Kap. Von den Franzoſen und den Teutſchen 20.

6. Kap. Von dem Kaiſer aus Korſika und was weiter dahin gehört . . . 26.

7. Kap. Von demſelben und von Gottes Hülfe 31.

8. Kap. Von demſelben und von den Herrſchern und Fürſten . . . . 37.

9. Kap. Vom Kampfe für das Vaterland . 41.

10. Kap. Von eben demſelben . . . 46.

11. Kap. Von dem Kriege, und wie er geführt werden ſoll . . . 51.

12. Kap. Von dem teutſchen Lande und von Eroberung . . . . 56.

13. Kap. Von dem Kriege, dem Ruhwart oder Gewaltiger, und von ſeiner Macht . 61.

14. Kap. Von Strafen . . . . 67.

15. Kap. Von Strafen, und von Franzoſen, und franzöſiſcher Sprache . . 72.

16. Kap. Von franzöſiſcher Sprache . . 78.

17. Kap. Von Strafen und von Richtplätzen 82.

18. Kap. Von Belohnungen . . . 85.

19. Kap. Von Denkmalern . . . 90.

20. Kap. Von dem Könige, und von dem Regiment 94.

21. Kap. Von den Fürſten . . . 99.

22. Kap. Von den Fürſten und Herren und von dem Adel . . . . 105.

23. Kap. Von den Bauern . . . 110.

24. Kap. Von den Bauern . . Seite 112.
25. Kap. Von Städten und Bürgern . 117.
26. Kap. Von den Bürgern, und von Gilden und Zünften . . . . 121.
27. Kap. Von Gilden und Zünften . 126.
28. Kap. Von den Volksboten . . 131.
29. Kap. Von dem Alten . . . 138.
30. Kap. Von dem Alten, und von Landſchaften, und was dahin gehört . 143.
31. Kap. Von Kleidern und Moden . 149.
32. Kap. Von Feſten und Spielen . . 154.
33. Kap. Von Feſten und Spielen . . 157.
34. Kap. Von Feſten und Spielen . . 162.
35. Kap. Von dem Könige und ſeiner Verehrung, und von Pracht und von den Ordnungen 165.
36. Kap. Von der Hauptſtadt . . 169.
37. Kap. Von der Vereinigung teutſcher Kräfte und von teutſcher Sprache . . 175.
38. Kap. Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen . . . . 182.
39. Kap. Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen . . . . 188.
40. Kap. Von Geſetzen . . . . 193.
41. Kap. Von der Regierung und Polizei 198.
42. Kap Von Landſtraßen, Poſten u. ſ. w. 202.
43. Kap. Von Zöllen, und von Waarenverboten, und Anderm . . . . 207.
44. Kap. Von Gott und von Religionen . 211.
45. Kap. Von Religionen und Prieſtern . 215.
46. Kap. Von Prieſtern und Sittenrichtern und Sitten . . . . . 219.
47. Kap. Von Erziehung . . . 224.
48. Kap. Von Gymnaſien und Univerſitäten, und von Gelehrten . . . 230.
49. Kap. Von dem Geiſt und von der Preßfreiheit 236.
50. Kap. Weiſſagung . . . . 242.

Fantaſien

für ein

künftiges Teutſchland.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01914/021

halten und vertheidigen? ja unter welchen Bedingungen ſoll es daſſelbe überhaupt übernehmen?

Preuſſen iſt freilich ſtark durch wirkliche Macht, ſtärker durch den hohen und kriegeriſchen Sinn ſeiner Bewohner; aber wenn es ſchon vermeſſen wäre, Preuſſen allein Frankreich gegenüber zu ſtellen, ein Kampf, vor welchem ſeine große Seele nicht zittern würde, ſo muß man, wenn von der Rheiniſchen Mark die Rede iſt, die Unterſchiede beider Länder in Hinſicht der geographiſchen Lage nicht unerwogen laſſen. Preuſſens Hauptmacht iſt weit gegen Oſten um die Oder und an den Küſten der Oſtſee; in Weſtfalen und am Rhein iſt nur eine kleine Zugabe ſeiner Stärke. Frankreichs Macht hingegen (ſeine reichſten Hülfsquellen, ſeine kriegeriſcheſten Landſchaften und ſeine ſtärkſten Feſtungen) iſt grade in der Nähe des Rheins oder doch nur in einer Entfernung von zwanzig und dreißig Meilen von demſelben. Wenn es will — und es wird immer wollen und zufahren, ſobald ſich ihm eine günſtige Gelegenheit bietet — ſo kann es mit einem fürchterlichen Nachdruck der Gewalt ſich auf dieſe Gränzgegenden werfen, und, wenn es auch mehrmals blutig zurückgeworfen iſt, immer wiederkommen; wir aber können auch im größten Glücke ſchwer zu ihm eindringen wegen ſeiner vortrefflichen Gränzen und wegen des eiſernen und faſt undurchdringlichen Harniſches von Feſtungen, den es ſich an denſelben angelegt hat. Preuſſen würde in dieſem ungleichen Kampfe auf die Länge das Schickſal wirklich erleben, auf welches jener Preuſſe aus der alten Schule, den wir oben abhörten, anſpielte: es würde ſich hier in ſeiner edlen Kühnheit gegen einen Rieſen abmatten. Wenn alſo die ſchönen Lande, ohne welche Deutſchland ſelbſt wieder in die Knechtſchaft fallen würde, für Deutſchland erhalten werden ſollen, ſo muß Preuſſen nicht nur mit andern Landen an beiden Ufern des Rheins vermehrt, ſondern auch noch durch ihm zugegebene und unter ſeinen unmittelbaren Befehl geſtellte Bundestruppen geſtärkt werden. Es müſſen deutſche Lande in der Nähe des Rheins, die wenigſtens auch drei bis vier Millionen Einwohner enthalten, für die Vertheidigung des Mittelrheins angeſchlagen werden: Lande, welche 60,000 bis 70,000 gerüſtete Krieger und im Nothfalle das Doppelte ſtellen können. Zu dieſer Rolle, unter Preuſſens Fahnen den Mittelrhein und mit ihm auch ihr eigenes Land zu vertheidigen, ſind der geographiſchen Lage nach als nächſte Nachbarn des Rheins und Preuſſens die ſächſiſchen, heſſiſchen, naſſauiſchen, lippiſchen und waldeckiſchen Fürſten vor allen andern berufen; denn die Baiern werden ſich von dem Könige von Preuſſen wohl nicht anführen und befehlen laſſen wollen.

Die Feſtungen, welche dieſe Mark des Reiches decken, als Mainz, Luxemburg, irgend eine Feſtung an der Maas (damit Preuſſen dort nicht ganz offen liege und der Willkühr fremder Politik preisgegeben ſey) Jülich, und die aus ihren Trümmern wieder aufzubauenden oder an den Gränzen Frankreichs neu zu bauenden Feſtungen würden von Preuſſens Rheiniſchen Landen und von den Landen der zur Gränzbeſchirmung Preuſſen zugethanen und unter Preuſſens Oberbefehl geſtellten Fürſten durch gemeinſchaftlichen Beitrag nach Verhältniß der Größe und Hülfsmittel der einzelnen Länder unterhalten und erbaut. Denn wenn Preuſſen von den Hülfsmitteln ſeiner Rheiniſchen Lande dieſe Feſtungen allein bauen und erhalten ſollte, ſo forderte man da eine platte Unmöglichkeit, zumal da hier wegen der Nähe des alten deutſchen Erbſeindes durch Waffenrüſtungen und Unterhaltung bedeutender Truppenmaſſen doch immer große Anſtrengungen werden gemacht werden müſſen. Das kann das deutſche Reich aber von Preuſſen nicht verlangen, daß es ſeine alten öſtlichen Stammlande, die, wenn Deutſchland künftig ſicher ſeyn ſoll, wahrlich auch mit einem eiſernen Gürtel umſchloſſen und zuſammengehalten werden müſſen abmatte und ausmagere um ſeine Rheiniſche Gränze wehrhaft zu machen. Auch die Beſatzung dieſer Feſtungen von Mainz bis an die Maas und von Luxemburg an längs der franzöſiſchen Gränze beſtünde größtentheils aus Bundestruppen unter Preuſſens Oberbefehl.

Die Einwohner der Rheiniſchen preuſſiſchen Lande und der nächſtwohnenden Bundesfürſten,

z. B. der Heſſen und Naſſauer, müßten durch fortgehende kriegeriſche Einrichtungen und Uebungen zu einem rechten kriegeriſchen Markvolke erzogen werden; Waffenübungen dürften hier nie ruhen und das Bild des Landſturms und der Landwehr müßte ein ſtehendes Bild bleiben. Wie die römiſchen Legionen hier weiland in Schanzen und Wällen lagen und zuweilen mit Lüſternheit, öfter mit Zittern gegen Norden und Nordoſten über den Rhein ſchauten, ſo müßten die Deutſchen hier immer wach und gerüſtet liegen und in umgekehrter Richtung gegen Süden und Südweſten auf Frankreich ſchauen. In den großen Waffenplätzen müßten Gewehre für ein paarmalhunderttauſend Mann bereit liegen; dem Landvolke als dem ſtehenden Landſturm müßten ſo ſehr als möglich gute Waffen verſchafft und bei der öfteren Heerſchau müßte darauf geſehen werden, daß Jeder ſeine Waffe in gebührlicher Ordnung hielte. Das wäre aber noch das Wichtigſte, daß man aus dem reiſigen und geſchwinden Bergvolke längs dem Rhein eine Schaar von 20,000 bis 30,000 Scharfſchützen bildete, was durch fleißige Uebungen in den Sommermonaten, vorzüglich aber durch die Einrichtung vieler Wettſchieſſen und Freiſchieſſen, zu deren Belebung die Regierungen auch gewiſſe Summen als Preiſe anſchlügen, ohne große Koſten und Schwierigkeiten in fünf bis zehen Jahren gewiß ſchon ſehr weit zu bringen wäre. Wenn das Land und die Lande umher auf dieſe oder auf eine ähnliche Weiſe eingerichtet würden, wenn man um dieſelben und um die Herzen der Menſchen einen eiſernen Panzer ſchlüge, ja wenn man durch dieſe und durch andere zweckmäßige Einrichtungen am Rhein ein rechtes Kriegsvolk bildete und erzöge und alle Seelen auch in Stahl kleidete, wenn in dem preuſſiſchen Rheinlande und in den umliegenden Bundeslanden 100,000 bewaffnete Krieger immer ſo bereit wären, daß ſie in vierzehen Tagen an der franzöſiſchen Gränze ſtehen könnten, und wenn man bei einem Anfall oder Einfall des Feindes dieſen einen Landſturm von 200,000 bis 300,000 Mann nachdrücken könnte, dann wäre die Rheiniſche Mark eine wirklich bewaffnete und wahrhafte Mark, hinter deren eiſernem Bollwerk die übrigen Deutſchen ſicher wohnen mögten.

Nur unter dieſen Vorausſetzungen, die keinesweges bloße Vorausſetzungen bleiben dürfen, läßt ſich die Rheiniſche Mark vertheidigen, und nur unter dieſen Bedingungen und bei dieſen Einrichtungen und Anordnungen im Reiche kann Preuſſen das ſchwere und gefährliche Ehrengeſchenk, das man ihm mit dem Rheinlande macht, annehmen.

Ich habe von deutſchen Bundesfeſtungen geſprochen. Weil das Wort Einigen neu iſt, und weil man dabei leicht an die ehemaligen Reichsfeſtungen und an ihre meiſtens elende Ordnung und Vertheidigung denken mögte, ſo verdient daſſelbe und die Bedeutung deſſelben eine kurze Erläuterung, die ich ſo gebe, wie ich mir, nach dem, was von Wien her verlautet und was ſich aus einigen äuſſerlich ſchon erſcheinenden Zeichen etwa abnehmen läßt, den künftigen deutſchen Bundesſtaat denken muß. Denn ihr Verhältniß zum Reiche muß aus dem Verhältniſſe der Bundesſtaaten zu einander beſtimmt werden.

Wir werden aus Wien wahrſcheinlich ein buntes Ungeheuer von einem Bundesſtaat erhalten, der zuſammengeflickt wird, wie der Zufall oder wie der leidige Ländereinrichter und Verfaſſungsſchmidt, Napoleon Bonaparte, die Staaten eben neben einander hingeworfen hat. Wahrſcheinlich wird kein Reichsoberhaupt, keine Majeſtät eines deutſchen Kaiſers oder Königs, die alle andere Fürſten in den Schranken der Geſetze hält und zügelt, entſtehen, ſondern mehrere mächtige Bundesſtaaten werden neben einander liegen mit gleichen Rechten und Anſprüchen auf Herrſchaft. Wie man dieſe mit einander und wie man die zwiſchen ihnen liegenden kleineren und ſchwächeren Fürſten durch ſogenannte allgemeine Reichsgeſetze und Bundesgeſetze zuſammenbinden und zuſammenhalten will, und wie man überall meinen kann, daß eine ſolche haderiſche Zuſammenſetzung länger als ein paar Jahrzehende — wenn ſo lange — ohne innerlichen Krieg und Getümmel beſtehen könne, das mag die fremde Weisheit wiſſen und verſtehen, meine Weisheit weiß und verſteht davon nichts. Genug, wie er auch ausfalle, ein deutſcher Bundesſtaat wird ſeyn. Dieſer deutſche Bund und das neue Deutſchland iſt geſchaffen durch den einzigen gefährlichen Feind, welchen Deutſchland hat, durch Frankreich. Gegen Frankreich haben wir vorher immer von Reichsfeſtungen geſprochen und auch Reichsfeſtungen gehabt, nie gegen unſre andern Nachbarn, gegen die Venediger, Polen, Ruſſen und Dänen. Die immerwährende Gefahr hatte die Idee geſchaffen, und wie die Franzoſen uns hinterliſtig eine Feſtungslinie nach der andern abgeriſſen und abgegaunert hatten, ſo mußten wir uns immer eine neue Linie anlegen, wie es die hartnäckigen Vertheidiger einer belagerten Feſtung, die d'Aubuſſons und Palafoxe, machen, die ſich hinter den verlornen Werken immer wieder friſch eingraben und einmauern. Jetzt, da kein Reich mehr ſeyn ſoll, müſſen wir alſo Bundesfeſtungen bauen und unterhalten. Die Linie dieſer Bundesfeſtungen theilt ſich nach dem Strome ganz natürlich ein; ſie zerfällt nach der geographiſchen Lage und nach den mächtigſten Gebietern, welche am Rhein herrſchen oder deren Länder doch vom Rhein vertheidigt werden müſſen, in drei Theile, nemlich in den Unterrhein, den Mittelrhein, und den Oberrhein.

Den Unterrhein deckt Holland und Belgien, welches nichts anders iſt, als ein Auſſenwerk Deutſchlands, als eine Baſtei deſſelben, und welches immer mit ihm ſtehen oder fallen muß. Es beſetzt und verwahrt die Feſtungen und Gränzen in jenen Gegenden; Hanover, welches man als ſeinen freiwilligen Bundesgenoſſen anſehen kann, und England, welches hier an der Küſte gegen Frankreich am leichteſten Hülfe bringen und Wache halten kann, ſtärken und helfen hier.

Der Mittelrhein und ſeine Bundesfeſtungen fallen Preuſſen und den unter ſeinen Befehlen fechtenden Fürſten zu. Sie beſetzen die Feſtungen, worin Preuſſen den Oberbefehl hat: Mainz, Luxemburg, Jülich, das wieder aufzubauende Ehrenbreitſtein, und andere neu zu erbauende.

Die deutſche Gränze am Oberrhein liegt völlig nackt und wehrlos da; denn das kleine Fort Kehl wird man doch für nichts halten wollen. Es müſſen vom Neckar bis Baſel hinauf, wenn nicht das ſchöne Süddeutſchland bei dem erſten Kriege mit Frankreich preisgegeben werden ſoll, nothwendig drei bis vier ſtarke Feſtungen gebaut werden. Die Beſetzung und Bewahrung dieſer Bundesfeſtungen muß den Süddeutſchen Mächten übergeben werden, deren Lande dadurch gedeckt werden ſollen. Baiern, Wirtemberg, Baden, Oeſtreich (wenn es vielleicht wieder bis ins Breisgau vortritt) hätten dieſe Feſtungen zu unterhalten und zu bewachen; den Oberbefehl in denſelben führten die mächtigſten und anführenden Staaten.

Dies iſt mein Begriff von deutſchen Bundesfeſtungen und von der nach meiner Anſicht beſten und richtigſten Einrichtung und Verwaltung derſelben. Den Oberbefehl gebe ich den Staaten welche die Macht haben zu befehlen und die Stärke haben zu vertheidigen, und deren eigenſter und nächſter Vortheil es iſt, daß die Feſtungen immer im gerüſteten und wehrlichen Stande ſind. Ein wechſelnder Oberbefehl oder gar ein zwiſchen zwei Mächten getheilter Oberbefehl in denſelben, wie wir es z. B. jetzt in Mainz ſehen, iſt ein Unding und würde zu Hader und Zwieſpalt Anlaß geben, was man möglichſt vermeiden muß und die Feſtungen ſelbſt würden dabei immer in ſchlechter Ordnung ſeyn. Nur was Einer ganz hat und allein verwaltet, das beſorgt er ganz und gut. Ich brauche hier nur an die Elendigkeit der ehemaligen Reichsfeſtungen zu erinnern, und man verſteht dieſe kurzen Worte ohne Kommentar, weil ſie den Kommentar dazu geben.

Nun zum Schluſſe dieſer Winke über die Bundesfeſtungen noch ein paar Worte über die wichtigſte derſelben, über Mainz. Wir befinden uns hier ſogleich wie in einer vollen Belagerung, wo wir alles Geſchütz löſen und aus den ſchwerſten Donnerbüchſen donnern müſſen. Bei dieſem wichtigen Punkte, wo der volle Krieg der gegen einander treibenden Meinungen und Vortheile in lichten Flammen brennt, werden wir auch andere wichtige Punkte berühren und Preuſſens Stellung in Deutſchland und zu Deutſchland und wie einige neidiſche Mächte und gewiſſe klein denkende und kurz ſehende Miniſter es gern ſtellen mögten, andeuten können und andeuten müſſen.

Wenn Preuſſen die ehrenvolle und gefahrenvolle Rolle, Deutſchlands Vorfechter und Gränzhüter am Mittelrhein zu ſeyn, übernehmen ſoll, ſo muß es auch die Schlüſſel dieſer Gränzen in ſeiner unmittelbaren Gewalt haben. Die Hauptſchlüſſel des Mittelrheins ſind Luxemburg und Mainz, und der Hauptſchlüſſel des Rheins nächſt Straßburg, welches man mit einer unbegreiflichen Großmuth den Franzoſen wieder überlaſſen hat, iſt Mainz, ja es iſt der Hauptſchlüſſel des ganzen deutſchen Reichs. Wenn Preuſſen in dieſen beiden Feſtungen, auch wenn ſie Bundesfeſtungen würden, nicht den Oberbefehl hätte, ſo hätte es ſeine Lande am Rhein umſonſt und ſtünde mit beiden Füßen ſo in der bodenloſen Luft, daß es bei dem erſten Winde, wie vielmehr bei einem Sturm, umgeworfen ſeyn würde. Es ſtünde waffenlos und wehrlos zwiſchen den mit Feſtungen gepanzerten Belgien und Frankreich im Weſten und Süden und zwiſchen grollenden und erbitterten deutſchen Neidern im Oſten ſeiner Gränzen. Mainz öffnet und ſperrt, wie es will, die Hauptſtraße nach Nord- und Mitteldeutſchland; in der Hand eines Neiders oder gar in der Hand eines Feindes ſchneidet Mainz die Rheiniſchen Lande Preuſſens von Sachſen, Schleſien und den Marken ab, woher ihnen in der Noth doch allein die ſtarke

Hülſe kommen ſoll; in der Hand eines Feindes kann es Preuſſens Verderber auf dem kürzeſten Wege in das Herz ſeines Staats führen, und ſeine ſüdlich und weſtlich in Weſtfalen und am Rhein ſtehenden Krieger mögen ſich todt marſchieren, ſie kommen doch immer zu ſpät. Und nun vollends, wenn Diebeshehler die Schlüſſel zu Deutſchlands Schatz, zu ſeinem rechten zugleich unſichtbaren und ſichtbaren Rheinhort in die Hand bekämen, ſolche, welche gelegentlich die Franzoſen wieder in Mainz einlaſſen würden, wie ſtünden wir Deutſche da, und wo ſtünden wir? wie ſtünden die Preuſſen dann, und wo ſtünden ſie? Ich laſſe Jeden ſelbſt antworten; denn wir alle wiſſen ja die Antwort. Und die Bundesfürſten, die man Preuſſen zulegen und unterlegen will? Wir wollen gern glauben, daß die Liebe und Treue und Vaterlandsliebe und der Geiſt der Hingebung und Aufopferung, wovon alle jetzt ſo laut klingen, für den Augenblick wirklich ehrlich gemeint ſind; aber das kann uns alles nicht blenden. Wir haben die Geſchichte und ihre Beiſpiele vor uns, und dieſe Beiſpiele ſind zu jung, als daß wir ſie ſchon vergeſſen haben könnten: in politiſchen Dingen und Verhältniſſen hat die Gewalt allein die rechte bindende und haltende Kraft; wehe dem, der ſich da auf das papierne Wort der Verträge und auf ſtumpfe Siegel und Urkunden und auf Eidſchwüre verläßt, wovon die ſogenannte Noth, das ſogenannte *Wohl des Vaterlandes*, die ſogenannte *Berückſichtigung der geliebten Unterthanen* und die höchſte aller Rückſichten, die ſogenannte *Erhaltung und Vergrößerung des durchlauchtigſten Fürſtenhauſes* und hundert andere Rückſichten und Entſchuldigungen gar zu leicht der losſprechende Pabſt werden! Der Degen das iſt der einzig zuverläſſige Bürge der Verträge und Bündniſſe, die Furcht hält feſter als die Liebe, die Furcht, daß derjenige, gegen den gefrevelt iſt, die abtrünnigen und verrätheriſchen Bundsgenoſſen auch beſtrafen könne. So lange Mainz in Preuſſens Händen iſt, wird es treue Bundsgenoſſen haben; dies kann man vorherſagen ohne Prophet zu ſeyn. Wenn es aber in eines Andern Gewalt iſt, wenn es gar in der Gewalt eines gegen Preuſſen feindſelig geſinnten Staates iſt, ſo werden ſie bei dem erſten Unfall wanken und ſich mit Preuſſens Feinden verbinden oder gar wieder mit dem alten Erbfeinde Verträge abſchlieſſen. Darum darf Preuſſen nimmer von Mainz laſſen, und ſollte es auch den blutigſten Krieg darum führen. Dieſer Krieg, wenn er ja mit der neidiſchen und grolligen Dummheit und Bosheit der Eigenen oder wenn er gar mit der Tücke und Herrſchſucht der Franzoſen geführt werden müßte, würde von Gott und von allen redlichen Deutſchen geſegnet werden; denn es würde recht eigentlich ein Krieg für Deutſchlands Sicherheit und Hoheit ſeyn.

Die Böſen im Reiche haben die Wichtigkeit der Feſtung Mainz und die jetzige und künftige Beſtimmung Preuſſens für Deutſchland zu gut geahnet und begriffen, als daß ihnen bei dem Gedanken, der preuſſiſche Adler werde auf den Thoren von Mainz thronen, nicht ein kalter Fieberſchauder der Furcht und des Neides durch alle Glieder gefahren wäre. Beſonders iſt die dalbergiſche und montgelaſiſche Parthei und die Hefe der bairiſchen Illuminaten und der ehemaligen mainziſchen Klubbiſten, welche ihre lieben Franzoſen gern wieder in Mainz und dieſſeits des Rheins ſähen, unermüdlich in Lärm und Geſchrei gegen Preuſſen und in Ausſäung der ſchändlichſten Gerüchte und Ausſpeiung der ſchwärzeſten Verleumdungen gegen dieſen edlen Staat. Wenn das viele Verkündigen und Prahlen etwas hülfe, ſo wäre niemand geſchickter und berufener durch ſeine Verdienſte um das deutſche Vaterland als Baiern, in Mainz und am Rhein die Hut des deutſchen Reiches zu übernehmen. Die Unverſchämtheit Baierns, auf Verdienſte um das Reich zu pochen, iſt jetzt nicht geringer, als es in den Jahren 1805, 1807, 1809 und 1812 auf ſeine Verdienſte um Napoleon gegen das Reich pochte. Andere, die vielleicht fühlen, daß die Frechheit zu groß iſt, Baiern dazu vorzuſchlagen, nennen uns Oeſtreich, ohne daß wir den Zuſammenhang begreifen, was Oeſtreich in dem Verhältniſſe, wie es ihm gefallen hat ſich jetzt gegen Deutſchland zu ſtellen, an dieſer Gränze deſſelben und in Mainz zu thun hätte. Wenn es wieder mit dem Breisgau bis an den Rhein vortritt und den Muth hat, das Elſaß und Lothringen und die Schweitz, die Wiegen ſeines Herrſcherhauſes, mit edlem Stolze anzublicken, dann mag es am Oberrhein Feſtungen erbauen helfen und ſie für das Reich beſetzen und bewachen.

Baiern darf überhaupt nicht bis an den Rhein vorgelaſſen werden. Ich habe es geſagt, und ſage es wieder. Ein Staat, der von jeher das Streben gehabt und offenbart hat, Deutſchland zu zerreiſſen und ſich an Fremde zu hängen, der grade in unſern Tagen acht Jahre lang zu unſrer Unterjochung und Schändung recht mit Wohlgefallen als das Geräth eines fremden Tyrannen thätig geweſen iſt, der die undeutſcheſte und verruchteſte aller undeutſchen und verruchten Regierungen hat, welche im Herbſt 1813 wahrlich nicht aus Liebe zur Freiheit, ſondern aus Noth und weil ſie nicht mit ihm zugleich fallen wollte, von Napoleon ließ — ein ſolcher Staat muß eher verkleinert als vergrößert werden, der muß, damit er nicht wieder ſo ſchrecklich ſündigen und freveln könne, in die Mitte genommen und eingeſchloſſen werden. Dieſem Baiern ſollten wir Mainz überantworten, das noch jetzt in allen von ihm begünſtigten Blättern laut erklärt, Frankreichs Größe und Macht ſey Deutſchlands Glück und Sicherheit, Baierns Politik, welches durchaus ein europäiſcher und mit nichten ein deutſcher Staat ſeyn will, könne keine andere ſeyn, als ſich auf Frankreich zu ſtützen?

Oeſtreichs Anſprüche auf den Befehl in Mainz, wenn es dieſen Gedanken hätte, wären wirklich die allerlächerlichſten. Warum hat es ſeinen deutſchen Kaiſer, den es im Sommer 1806 wie eine unbedeutende Kleinigkeit ſo leicht aufgab, nicht wieder gewollt? warum hat es ſeine alten Landſchaften am Rhein und jenſeits des Rheins, warum hat es ſeine alten Stammlande, Elſaß und Lothringen, nicht mit Gewalt wieder gewollt und genommen? warum hat es ſich aus Deutſchland heraus und gegen Polen und Italien und die Türkei hingezogen, wo ihm doch keine ſichere Herrſchaft blühen wird? Hätte es das Rechte gethan, hätte es den kaiſerlichen Adler mit würdigem Stolze wieder über Germanien erheben wollen, o wie gern wollten wir ihm Mainz und alle Städte und Lande am Rheinſtrom, wie gern wollten wir ihm viel größere Lande gönnen! Es iſt möglich, daß ihm noch einmal ein Wahn und eine Luſt der alten Herrſchaft kommt, daß es ſich wieder in die Mitte des Reichs hineinſtellen will. Vergebens; verloren iſt verloren, und die aus Furcht oder Unklugheit aufgegebene Herrſchaft kommt nimmer wieder an den alten Beſitzer. So gerecht iſt das Glück. Nur was durch ein auſſerordentliches Unglück verloren ward, mag durch ein auſſerordentliches Glück einmal wieder gewonnen werden. Die Zeit wird kommen und iſt wohl nicht fern, wo Oeſtreich die Politik der letzten beiden Jahre wahrlich nicht ſegnen wird. Wenn Oeſtreich jetzt die Feſtung Mainz begehrt, ſo begehrt es dieſelbe nur, weil es ſie Preuſſen misgönnt oder weil es ſie einer andern Macht gelegentlich zu verkaufen oder in der Nähe ſeiner Erbſtaaten Beſitzungen dafür einzutauſchen denkt, die ihm wohl gelegen ſind. Wahrlich dieſe Forderung an Preuſſen wäre der wunderlichſten Natur, eine deutſche Feſtung an der ungedeckten Gränze preuſſiſchen Landes funfzig und ſechszig Meilen von ſeinen eigenen Gränzen beſitzen zu wollen. Der Plan wäre fein und die Abſicht deutlich genug, Preuſſen immer einen Daumen auf dem Auge zu haben, daß es ſich nicht rühren dürfe. Sagt Oeſtreich: Wir ſind ja Freunde, ich meine dir ja alles Gute, ich will dir nur deine Gränzen decken helfen, ſo könnte Preuſſen mit derſelben Freundlichkeit ja auch zu Oeſtreich ſagen: Lieber Nachbar, erlaube mir ein wenig, daß ich Olmütz und Thereſienſtadt für dich beſetze und dir deine Erbſtaaten ſchirme. Ich ſehe nicht, was Oeſtreich dagegen einwenden könnte; ein Vertrauen iſt des anderen werth.

Gutmüthige Dummköpfe, welche durch keine Erfahrung zu belehren ſind, und politiſche alte Weiber, welche die Advokatenkniffe und Advokatenſchriften einer abgeſtandenen und abgetriebenen Diplomatik immer als Orakelſprüche nachbeten und wann vom Frieden und von abzuſchlieſſenden Bündniſſen und Verträgen die Rede iſt, immer auch an die Ewigkeit und Unverbrüchlichkeit derſelben glauben, lallen und ſchreien es denen nach, die es ihnen vorſchreien, daß Preuſſen nur wieder ſein altes Raubſyſtem befolge, daß es ſeine alte Gierigkeit und Gefräßigkeit offenbare, daß es immer nur nehmen und erwerben, nie aber geben und genieſſen wolle; dieſer Heißhunger müſſe gedämpft und nöthigenfalls mit einer eiſernen Ruthe ausgegeiſſelt werden, man müſſe dem hungrigen Wolfsrachen einen Maulkorb umlegen, daß er nicht verſchlingen und zerreiſſen könne; ſchon daß Preuſſen immer von ſeiner Sicherheit und Selbſtändigkeit ſpreche und von der Bürgſchaft ſeines politiſchen Daſeyns, die es in feſten Stellungen und Plätzen haben müſſe, verrathe ein böſes Gewiſſen; wenn ſein Gewiſſen rein ſey, ſo könne es ſich wohl auf die allgemeinen Bundesgeſetze und Verträge der deutſchen Staaten unter einander verlaſſen und brauche auf Wittenberg und Torgau und Mainz und Luxemburg kein ſo gewaltiges Gewicht zu legen. Was denn die andern Staaten ſchützen und erhalten ſolle, wenn es das anerkannte und beſiegelte und beſchworne Recht nicht könne? worauf denn Mecklenburg und Heſſen und Baiern und Wirtemberg ſtehen ſollen, wenn nicht darauf? und warum Preuſſen ſich ſcheue eben ſo zu ſtehen? Wenn man ſich auf Treue und auf Liebe und auf Frieden nicht mehr verlaſſen wolle, worauf man ſich denn verlaſſen wolle?

Dieſe Vorwürfe und Verleumdungen, die man Preuſſen macht, ſind eben ſo lächerlich als boshaft und ſuchen unter dem Schein des Glaubens an eine ewige Treue und Friedſeligkeit alle Verhältniſſe und Geſichtspunkte zu verrücken. Hat denn Preuſſen allein den Wolfsrachen aufgeſperrt? hat nicht Oeſtreich das Maul ſehr weit gemacht und England? hat nicht Baiern einen recht hündiſchen Hunger? wetzt nicht Frankreich immer noch die Hyänenzähne zwiſchen ſeinen blutigen Kinnbacken? und läßt nicht ſelbſt die kleine Maus Hanover ſich in Mancheſter und Birmingham künſtliche Stahlzähne ſchmieden, um damit deutſche Länder zu zernagen? und Preuſſen allein ſoll thun wie ein Kleiner und Demüthiger, es ſoll um Gnade betteln, wo es ſein Recht fordern kann? Preuſſen hat immer eine größere Seele als Leib gehabt, es hat ſich in den letzten Jahren mit dieſer großen Seele in ſeiner edelmüthigen Kühnheit für uns alle abgemattet und verblutet, und wir Undankbare wollten es an der Auszehrung ſterben laſſen? Wie? der größte Staat in Deutſchland — denn Oeſtreich kann es nicht mehr heiſſen nach der Niederlegung ſeiner Kaiſerwürde und ſeinem Zurücktritt gegen Oſten und Süden — ſollte nicht von Sicherheit und Selbſtändigkeit und von der Bürgſchaft ſeines politiſchen Daſeyns ſprechen dürfen? ſeine Sorge, auf feſten Stellungen und Plätzen zu ſtehen, ſollte eine überflüſſige Sorge ſeyn und ein böſes Gewiſſen verrathen? O nein! aus keinem böſen Gewiſſen entſpringt dieſe Sorge, ſondern aus dem böſen Willen der Neider und Haſſer von Preuſſens Größe und Herrlichkeit. Iſt etwa dieſer Wille ſo verborgen geweſen, daß Preuſſen ihn gar nicht hätte gewahren können? Ich meine nein. — Und was heißt es, daß man Preuſſen mit Heſſen und Baiern und Mecklenburg und Wirtemberg und mit andern ſolchen ephemeriſchen Staaten, die allein dem Zufall ihr Daſeyn verdanken und durch jeden erſten Zufall wieder weggeblaſen werden können, immer auf Eine Linie ſtellt? daß man ſich gebehrdet, als wäre Preuſſen eine Macht des fünften oder ſechsten Ranges, d. h. gar keine Macht, wenigſtens keine ſolche, mit welcher es jemals ein welthiſtoriſches Duell geben kann, da doch Preuſſen als eine Macht des erſten Ranges mit gewaltiger Kraft und mit gewaltigerem Geiſte in dem edelſten und größten Volke Europas, in den Deutſchen, recht in der Mitte ſteht und wohin es ſich wendet entſcheiden und herrſchen kann? Oder wollt ihr daran erinnern, wie klein Preuſſen einſt war, und was es geworden iſt? Das iſt lächerlich. Alexanders Vater bezahlte den Thebanern Zins, Cyrus Vater war ein Vaſall jener Meder, die ihm dienen mußten; die Habsburger waren einſt keine größere Grafen, als die Hohenzollern und ſind jetzt keine mächtigere Herrſcher. Alles hat ſeine Zeit und ſein Glück, welche Gott giebt. Nach Größe darf Jeder ſtreben, aber verdiente Größe verleumden iſt ſchändlich. — Wenn die Treue und Liebe in Deutſchland und in Europa ſo groß und der Friede, der nun geſchloſſen werden ſoll, ſo ſicher und ewig iſt, warum ſoll Preuſſen allein darauf bauen, während diejenigen, welche gegen Preuſſen ein ſo bellendes Geſchrei erheben, durch die That gar keinen Glauben daran offenbaren? Seht euch doch um, was in dieſem Augenblick, was ganz in der Nähe geſchieht, und ſchämt euch, wenn ihr euch noch ſchämen könnt, daß ihr es wagt, die glänzendſte deutſche Ehre zu beſchmutzen und zu verleumden. Preuſſen wird es zum Verbrechen gedeutet, daß es in dem Sachſen die Sicherheit ſeiner Staaten ſucht, welches wie ein ſcharfer Pfeil in dieſelben hineinſchneidet, und welches es mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht hat, in dem Sachſen, in welchem die Grafen Brühl und Senft in dem gar nicht langen Zeitraum von ſechszig Jahren mehr als einmal auf Preuſſens Untergang gezettelt und im Geiſte, ja auf dem Papiere ſchon, ſeine Länder vertheilt haben, in dem Sachſen, in welchem noch jüngſt Napoleon mit den Feſtungen Torgau und Wittenberg Preuſſens Kraft und Bewegung wie an Ketten gefeſſelt hielt, und durch welches eine einzige erlittene Niederlage Preuſſen vielleicht auf immer vernichtet hätte. Preuſſen wird es zum Verbrechen gedeutet, daß der König Friedrich Auguſt, durch deſſen böſen Willen wir Deutſche alle der Franzoſen Knechte bleiben ſollten, durch daſſelbe ſein Land miſſen ſoll, ja das Schickſal dieſes Königs wird beiſpiellos in der Geſchichte genannt. Und Oeſtreich beſetzt mit ganz ruhigem Gewiſſen Venedig und mehrere päbſtliche Landſchaften und der König von Sardinien Genua und der König von Rom nimmt Parma und Placenza dem rechten Erben und der General Murat heißt König von Neapel, und der König Guſtav Adolf geht als ein Verbannter durch die Welt umher; und niemand findet das abſcheulich und unnatürlich, und niemand bewegt Himmel und Erde, daß die alten Herren wieder in ihren Beſitz eingeſetzt werden müſſen. Es muß dergleichen, wodurch man Preuſſen ſchwärzer als die Hölle anzuſchwärzen ſucht, doch nichts Undenkbares ſeyn, es muß ſogar politiſche Verhältniſſe und Geſetze geben, wodurch es entſchuldigt werden kann, weil Kabinette, die ein ſo altdiplomatiſches und zartes Gewiſſen haben wie die von Wien und London, es billigen. Preuſſen wird es als Argwohn, als Habſucht, als böſes Gewiſſen ausgelegt, daß es Mainz und Luxemburg und irgend eine Feſtung an der Maas, welche ſeine Länder decken, nicht in fremden Händen ſehen, ſondern mit den eigenen Händen halten will, daß es ſich nicht allein auf die aller Welt bekannte Liebe und Treue und Redlichkeit der deutſchen Bundesfürſten und der übrigen Kabinette verlaſſen, ſondern auch einige Sicherheit in ſeiner eigenen Stellung haben will; und daſſelbe Preuſſen, das ſo zahm und gläubig auf einer Treue ſtehen ſoll, die leider zwiſchen Staaten nie geweſen iſt, ſieht, wie ſeine Nachbarn ſich gegen Andere und gegen es ſelbſt decken, als wäre es ihr gefährlichſter Feind. Und denjenigen, der mich für ſeinen gefährlichen Feind hält, ſoll ich für einen ſicheren und unwankenden Freund halten und mich ihm ohne Schutz hingeben, und ſeinen fuchsſchwänzelnden Worten glauben, die mir verkündigen, daß nun die Zeit da ſey, wo die Pardel mit den Böcklein ſpielen und die Wölfe und Schaafe unſchuldig mit einander weiden? Wenn die Welt, die wir noch vor wenigen Jahren die treuloſeſte, verrätheriſcheſte und hadervolleſte nannten, denn plötzlich eine Welt der Treue, der Redlichkeit und des Friedens geworden iſt, warum ſoll Preuſſen allein wie ein Unſchuldiger und Friedſeliger darin wandeln? und warum thun das nicht auch die Andern? Warum hat Oeſtreich in Italien ſich mit einer eiſernen Reihe von Feſtungen geharniſcht? warum hält der König von Sardinien Mantua nicht gemeinſchaftlich mit ihm beſetzt? warum hat es nicht eher geraſtet und geruhet, bis es die Bollwerke von Tyrol und das Innviertel und die Feſtung Braunau wieder in ſeine Gewalt bekommen hat? warum dringt es durchaus auf den Beſitz Salzburgs? waren dieſe feſten Orte bei dem freundlichen Baiern nicht auch in treuer Hut und bei der jetzigen allgemeinen wiedergebohrnen Ehrlichkeit und Friedſeligkeit der deutſchen Fürſten, zumal im Herzen von Deutſchland und fern von jedem fremden Antaſter, Oeſtreich durchaus ungefährlich? Warum will Belgien und England Preuſſen an ſeiner Maasgränze auch nicht einen einzigen Ort laſſen, worauf es einen feſten Fuß ſetzen könnte? ja warum ſtreckt es die Hand ſo aus, ihm auch Luxemburg noch abzudringen? Nicht wahr, aus lauter Liebe und Glauben an eine ewige Freundſchaft? Wahrlich Preuſſen müßte mit der Starre befallen ſeyn, wenn es durch ein ſolches Betragen der Mächte, die ihm immer von Liebe und Achtung und unſtörbarem Frieden ſprechen, nicht klar ſehen ſollte, wenn es nicht die ewige Wahrheit bedenken ſollte, daß nur derjenige der politiſchen Freunde und Bundsgenoſſen gewiß iſt, welcher ſich in die Lage ſtellt daß er ſie züchtigen kann, wenn es ihnen einmal einfällt ſeine Feinde werden zu wollen.

Liebe und Treue allein kann keine Hütte regieren, es muß auch die Furcht und Zucht darin ſeyn; wie ſollte denn ein Staat als ein wehrloſes und unſchuldiges Kind unter lauter Gerüſteten und Feindſeligen beſtehen können? Wahrlich die Forderung der großen Kabinette an Preuſſen iſt ſo lächerlich, als wenn Einer eiſerne Handſchuhe anzöge und einem Andern die Fauſt hinhielte und ſpräche: Schlage nur getroſt ein mit deiner nackten Hand, ich habe bloß aus Sanftmuth und Friedſeligkeit das Eiſen angezogen; du weißt ja, wie lieb ich dich habe und daß ich dir unmöglich Leides thun kann.

Nachdem wir dieſe Zeichen und Erſcheinungen und Andeutungen der Zeit ein wenig betrachtet haben, machen wir noch einige weitere Bemerkungen über die Lage und das Verhältniß mehrerer deutſchen und fremden Hauptmächte zu Deutſchland und zu Preuſſen, über das kleinliche und unwürdige Spiel ihrer Politik, und über das Schickſal, welches Preuſſen und ganz Deutſchland treffen würde, wenn das preuſſiſche Kabinett ſich von dieſer Politik aus ſeinen Ufern treiben lieſſe.

Zuvörderſt offenbart ſich bei allen Mächten auſſer bei Rußland die einſtimmige Wirkſamkeit, Preuſſen in allen ſeinen Schritten zu hemmen und es in Deutſchland zu keiner ſelbſtändigen Größe aufkommen zu laſſen. Es muß ihnen ſeyn, als wenn ſie von Preuſſen ein großes Schickſal ahndeten, deſſen mächtige Keime ſie in der Geburt erſticken mögten; es iſt faſt, als wenn ihnen zu Muthe wäre wie dem Könige Saul weiland war, als er erfuhr, Samuel habe den jüngſten Sohn des Iſai geſalbt. Sie haben wohl ungefär geſehen, wie Gottes Hand ſeit dem großen Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm vom 3. Februar des Jahrs 1813 Preuſſen ſichtbarlich geſalbt hat. O der Thoren und ihrer vergeblichen Arbeit! ſolche Beſtimmung, als vor welcher ſie zittern, haben kleinliche und ſchleichende Künſte nimmer abwenden können; man muß eben ſo groß und muthig zu ſeyn wagen, als der Beneidete und Gefürchtete iſt, oder man muß dem Schickſal ſeinen Lauf laſſen. Oeſtreich, Frankreich, England arbeiten recht planmäßig, man mögte ſagen, in derſelben Richtung, wiewohl von verſchiedenen Seiten her, Preuſſen in allen ſeinen Entwürfen zu durchkreuzen und es wo möglich in eine Lage zu ſetzen, in welcher es ſich nicht mit eigenem Willen bewegen kann, ſondern von einem fremden Stoße ſeinen Lauf empfangen muß. Die Kleinen, z. B. Baiern und noch viel kleinere Fürſten, helfen redlich mit, und unterſtützen die Großen, wenn ſie es auch durch nichts Anderes können, doch durch ein rechtſchaffenes Toben und Schreien *gegen Preuſſens Roheit und Barbarei und unerſättliche Herrſchſucht und Länderſucht*. Wir ſehen ein wenig die Wie und die Warum; dann wird uns auch klar werden, welchen Weg Preuſſen zu ergreifen und in welcher Stellung es ſich zu halten hat.

Die franzöſiſche Umwälzung, welche Oeſtreich und Deutſchland eine Zeitlang zu verderben und faſt zu vernichten drohete, hatte für niemand mehr gearbeitet, als grade für das Haus Habsburg, in deſſen altem Stamm ein altes und unbezwingliches Glück zu wohnen ſcheint. Deutſchland war von 1792 bis 1807 durch franzöſiſche Waffen und Ränke von einem Ende bis zum andern ſo gänzlich verwandelt und umgekehrt worden, daß es einem kühnen und mächtigen deutſchen Fürſten, der ihm Hoffnung der Wiederaufrichtung und Erlöſung zeigte, für eine neue Herrlichkeit, ja für ein neues gewaltiges Reich nie bereiter und fertiger lag, als in den nächſten Jahren nach dieſer Verwandelung und Umkehrung. Es wäre des Fürſten Land geworden, der im höchſten Sinn deutſcher Freiheit und Ehre die Rettung gewagt hätte. Es kam das verhängnißvolle Jahr 1809, ein Jahr, das wir mit dem Zeitpunkt vergleichen dürfen, der zwiſchen den Jahren 1621 und 1631 für Oeſtreich einſt eintrat und durch die Schuld der Jeſuiten für daſſelbe verloren ward. Oeſtreich ſetzte kaum die halbe Kraft daran und ließ kaum ein Zwanzigſtel der Geiſter los, die über alle Gränzen Germaniens als Engel mit flammenden Zungen und Schwerdtern hätten fliegen ſollen: und die ſtolze Herrſchaft ward nicht gegründet und das Vaterland blieb wieder in Trümmern liegen. Auch das Glück des Frühlings und Sommers von 1813 hat Oeſtreich in politiſcher Beklommenheit und Bangigkeit nicht ergriffen. So iſt von dieſem Staate, den die meiſten Deutſchen ſo gern als den gebietenden und mächtigſten im Reiche geſehen hätten, für den die Meinung der Menſchen, die gewaltigſte Macht auf Erden, für den die Neigung von Millionen Deutſchen für den alt und tief gewurzelte Liebe und Treue des deutſchen Volks mitkämpften, die höchſte Gunſt der Zeiten verſäumt worden. Wollte Oeſtreich nun, da es die größte Ehre und Gefahr nicht gewollt hat und von dem Weſten immer weiter zurückgewichen iſt, noch die Schuld auf ſich laden, daß es alle ſelbſtmächtige und ſelbſtändige Herrſchaft in Deutſchland hinderte und mit Andern recht planmäßig dahin arbeitete, eine Menge mittelmäßiger und nebenbuhleriſcher Staaten ſtiften zu helfen, damit wir ganz elend und ſchwach würden, ſo könnte es leicht die letzte Liebe der Menſchen verſcherzen. Denn auf die Länge wird die Hinterliſt nicht glücken, welche Deutſchland bis zu völliger Ohnmacht zerſtückeln und mit den Jahren ſo zerbröckeln laſſen mögte, wie Italien ſeit dem Jahr 1500 zerfallen und zerbröckelt iſt und als der Raub der Fremden nun lange ſchon wehrlos und faſt ehrlos da gelegen hat: die Nachbarn werden uns zeitig genug ermahnen und gewarnt ſind wir auch genug durch die Erfahrungen von drei Jahrhunderten und durch die jammervollen und blutigen Erfahrungen der letzten fünfundzwanzig Jahre. Nein, eine ſolche Politik, welche mit kleinlichem und bangem Sinn überhaupt nicht drei Spannen weit ſieht und das Große und Ganze gar nicht faſſen kann, daher immer die Noth des Augenblicks flickt und beſſert und nirgends eine Hauptkur zu machen wagt, wäre Oeſtreichs ganz unwürdig. Wenn es auch unwiederbringliche Gaben des Glücks gleichſam mit den Füßen von ſich geſtoßen hat, ſo kann man doch nicht glauben, daß es jenes Deutſchland, mit welchem es ſo viele Jahrhunderte in den liebendſten und väterlichſten Verhältniſſen geſtanden hat, ſo ganz ſtiefväterlich von ſich entlaſſen wird. Dadurch würde es eben ſo ſehr gegen ſeine Ehre als gegen ſeine Sicherheit ſündigen. Denn Oeſtreich ſoll die Zeit erkennen, worin wir leben und worin auch die Staaten nur leben und beſtehen können, und wahrlich dieſe Zeit hat ſo große Zeichen, daß man ſie nicht wohl verkennen mag. Wahrlich die Bangen kommen aus dem vulkaniſchen Erdbeben nicht heraus, womit ſie die Länder und Völker zuſammenſchüttelt; nur die Kühnen werden auf der verſchütteten Welt wieder ein neues herrlicheres Leben gründen. Durch eine kümmerliche Lapperei und Altflickerei, welche vor allem Jugendlichen und Kühnen ein entſetzliches Grauen hat, läßt ſich wohl ein zerriſſenes diplomatiſches Papierbeutelchen, woraus man den Leuten gelegentlich einigen Wind und Sand in die Augen ſtreut, ziemlich leidlich beſſern und verzieren, aber den ungeheuren Sack, woraus ein gewaltiges Verhängniß die großen Looſe der Völker ſchüttelt, wird man dadurch nicht dicht halten noch die Sturmwinde, die ſich in ihm regen, regieren.

Frankreich — wie ſollte das eine ſolche Politik nicht ſegnen und als das Heil Deutſchlands und Europas ausrufen? wie ſollte Talleyrand nicht alle feinſte Fäden ſeiner Politik ausſpannen und mit tauſend unſichtbaren und lilliputtiſchen Stricklein den deutſchen Rieſen, der ſeine Kräfte gegen Frankreich fühlen gelernt hat, nicht ſo zuſammenſchnüren und feſſeln, daß er ſeine Glieder nach keiner Seite hin frei bewegen kann und endlich an verbiſſenem Aerger oder an langſamer Lähmung ſterben muß? Was wäre den Franzoſen lieber, als Deutſchland in fünf ſechs oder gar in zehen zwanzig Staaten zu zerſtückeln, die an Macht einander ungefähr die Wage hielten, und dann unter dem Namen Bundesſtaat ein Syſtem der Zwietracht einzuleiten, wo jeder voll Argwohn und Tücke den andern und ſeine geringſten Schritte belauerte und misdeutete? Es würde die äſopiſche Eiche werden, wo der Adler und die Sau, einander fürchtend und belauernd, mit ihrem ganzen Geſchlechte den Tod fanden und wo die Katze, deren Bosheit den Argwohn ausgeſäet und genährt hatte, endlich aus ihrem Hinterhalte hervorkroch und die Leichen verzehrte. Können wir einen Augenblick zweifeln, daß die franzöſiſche Katze nicht auf unſere Leichen mit Lüſternheit lauert? Die Franzoſen wiſſen zu gut, daß ſie uns nicht gewachſen ſind, wann wir zuſammen für Einen Mann ſtehen, und daß ſie zerſpalten und entzweien müſſen, um uns und unſer Land zu befehlen.

Englands Politik in Hinſicht Deutſchlands iſt in jeder Hinſicht engherzig und erbärmlich, in Hinſicht Preuſſens undankbar und ſchleichend, welchem es doch am meiſten zu verdanken hat, daß es wieder in Hanover iſt, daß es gebietend in Belgien und Holland ſteht, und daß es ſich in Spanien nicht mehr in dem gewaltigen Kampfe verbluten muß. England zeigt es klar, daß es Deutſchland nicht ſtark machen will, daß es Preuſſens Stärke eher verkleinern als vermehren will. Nun die Angſt vor Frankreich vorbei iſt, tritt der alte Krämer wieder auf, der unſre Meere und Ströme beherrſchen und ganz Deutſchland wo möglich in ein engliſches Waarenlager verwandeln will. England mögte gern auch mächtig in Deutſchland ſtehen und es in einer Abhängigkeit erhalten, daß es ſich nie in eigener Freiheit bewegen könne. Und wie ſchlecht erſcheint es und mit welchem kleinlichen und unverſchämten Geize tritt es bei uns auf, wenn man es mit dem Kaiſer Alexander von Rußland vergleicht! Dieſer hat Oheime und Schwäger und Vettern und Schweſtern, welche auf deutſchen Fürſtenthronen ſitzen; aber er hat ſeinen Ruhm lieber gehabt als ſeine

Sippſchaft und für ſie nicht um Land und Volk gemäkelt und geworben. England hingegen mit welchem plumpen Eigennutze ſtellt es ſich hin und wie läßt es ſich von einigen hanoverſchen Ariſtokraten leiten und durch deren kleinliche Vortheile gegen die einzige Macht misbrauchen, wodurch Deutſchland in ſich ſelbſt ſicheren Halt und gegen Frankreichs Ehrſucht die nöthige Feſtigkeit gewinnen könnte! Es iſt wirklich empörend, daß es Preuſſen Länder und Herrlichkeiten abdringt und Deutſchlands und Preuſſens Sachen gern ſo ſchwächlich einrichten mögte, daß ſie immer von dem Schwanze ſeiner Politik nachgeſchleppt und in alle Kriege hineingeriſſen werden müßten, in welche es mit Frankreich oder den burboniſchen Häuſern verwickelt werden könnte! O dieſe Fremden! der eine macht es mit uns, wie der andere es gemacht hat; alle wollen ſie von uns ſtehlen und rauben und unſre Ehre und Macht in Abhängigkeit halten. Doch gottlob unſre Blindheit fängt an ſich zu erhellen, und nicht Jahrhunderte mehr, vielleicht nicht Jahrzehende mehr, werden wir es dulden, daß die Ausländer uns ſo unverſchämt berauben und ausplündern, ja daß wir jedes Jahrzehend die Ausſicht haben, daß Ruſſen oder Franzoſen oder Engländer oder endlich gar an Ruhm und Geld verarmte Dänen und Polacken kommen ſich die wieder geſammelten Schätze abzuholen und unſre wieder aufgebauten Städte und Dörfer abzubrennen und unſre wieder aufgemauerten Feſtungen in die Luft fliegen zu laſſen. Dem gerechten Zorn für das Vaterland ziemt eine freie Sprache vor Gott und vor den Menſchen, ihm ziemt die freieſte Sprache, wenn ein Volk wie die Engländer zum Verbrecher an ihm wird. Mit dieſem Volke, das die löbliche Sitte hat, ſeine Angelegenheiten und die Angelegenheiten der Welt auf das öffentlichſte zu behandeln, das über Kaiſer und Könige und Staatsminiſter und Feldmarſchälle das erbarmungsloſeſte Gericht hält, brauchen wir eben nicht leiſe zu gehen. Nein, wir wollen ſeine Politik gegen uns ſchlecht und dumm und eigennützig nennen und den Wunſch laut und frei ausſprechen, daß wir die deutſche Macht ſegnen und als unſre Retterin und Erlöſerin preiſen wollen, welche Franzoſen und Engländer und Dänen einmal aus unſern Gränzen wegfegt. Nein, aller Welt wollen wir es ſagen und mit Donnerſtimmen in die Ohren donnern, daß nicht darum Hunderttauſende unſerer edelſten Jünglinge auf Deutſchlands und Frankreichs Fluren begraben liegen, damit wir den Engländern den Zwanghandel bei uns erkämpften und damit das junkernde Königreich Hanover geſtiftet werden könnte.

Daß Baiern und viele andere Kleine in Deutſchland ſo wüthend auf Preuſſen ſind und ein ſo wildes und raſendes Geſchrei gegen daſſelbe erheben, davon iſt der Grund ſehr leicht zu finden und hie und da ſchon an mehr als Einer Stelle von uns angedeutet worden. Baiern treiben mehrere Gründe. Zuerſt iſt es auf Preuſſen neidiſch und eiferſüchtig, es mögte gern auch etwas Großes und Mächtiges werden, fühlt aber, daß es das Zeug dazu nicht hat und daß es ſich mit Preuſſen nie zu gleicher Höhe erheben wird; zweitens wird es von einem böſen Gewiſſen geſtachelt, welches jede Haltung und Ordnung, die das Vaterland gewinnen könnte, als eine Einſchränkung und Hemmung ſeiner bodenloſen Willkühr fürchtet und aus der Ferne vielleicht auch vor einer Vergeltung zittert; drittens fürchtet und haßt es mit vielen andern kleinen Fürſten von Natur jede deutſche Macht, welche im Reiche Ordnung und Geſetzlichkeit ſtiften könnte. Darum gönnen ſie fremden Unterdrückern viel lieber die Herrſchaft über Deutſchland als einem deutſchen Staate, der mit ſo gewaltiger Hand durchgreifen könnte, daß ſie einmal dem Vaterlande gehorchen und in gebührlicher Abhängigkeit dienen müßten. Ein fremder Eroberer und Ueberzieher erlaubt ſeinen Helfershelfern gern die ungerechteſten und willkührlichſten Gewaltſtreiche, weil die grelle Farbe ſeiner Thaten dadurch immer in etwas gemildert und mancher böſe Leumund gewiſſermaßen von ihm abgeleitet wird. Wir wiſſen ja, wie viele ſolcher Ableiter Napoleon weiland verruchten und verfluchten Andenkens bei uns gefunden hat, welche ihm die meiſte und brennendſte Schande von den Schultern nahmen und auf die ihrigen luden. Die meiſten dieſer kleinen Herren ſind von einer wüthenden Bremſe geſtochen, welche ihnen noch immer keine Ruhe läßt und welche ihnen ſogleich wieder zum Abfall von dem deutſchen Reiche Luſt machen würde, ſobald ſie nur Hoffnung ſähen, daß ein fremder Räuber bei uns eine napoleoniſche Rolle ſpielen könnte: ſie haben den ſiebenfaltigen Souveränetätsteufel im Leibe, welches gar eine unheilbare Krankheit ſeyn ſoll. Wirft man mir ein, ſie wollen den preuſſiſchen Stolz und das herbe und ſchroffe Weſen der Preuſſen nicht, ſie haſſen darum Preuſſen und ſehnen ſich wieder nach Oeſtreichs mildem Scepter, ſo will ich ſogleich ſagen, woraus dieſe ſogenannte Sehnſucht entſpringt. Sie iſt auch keine Sehnſucht nach Oeſtreichs Scepter; ſie ſtellt ſich nur ſo und heuchelt der gutmüthigen Dummheit etwas vor. Oeſtreich, wenn es die Kaiſerwürde wieder annehmen wollte und wenn es im Reiche wirklich mit der kaiſerlichen Machtfülle geböte, wie ein deutſcher Kaiſer gebieten ſollte und leider ſeit manchen Jahrhunderten nicht mehr geboten hat, würde ihnen ein Abſcheu ſeyn, wie ihnen Preuſſen und jede andere deutſche Macht ein Abſcheu iſt. Lieber ſchlaffe Regierung, zerrüttete Ordnung, Schändung der Ehre, Untergang des Volks, Knechtſchaft der Geiſter und der Leiber mögten ſie, als eine deutſche Herrſchaft, die auch herrſchen könnte. Haben wir es nicht geſehen? und werden wir es nicht ſehen?

So iſt Preuſſen von allen Seiten von Neid und Haß und Argwohn und Bosheit umſtellt, und es muß auf ſeiner Hut ſeyn, daß es ſich in einem ſchwachen Augenblicke von der ſchmeichelnden und heuchelnden Freundlichkeit ſeiner Haſſer und Neider nicht blenden und überrumpeln laſſe. Um Gotteswillen aber muß es ſich in Acht nehmen, daß es die Gewalt und die Wehr nicht aus der Hand gebe und ſich zwiſchen ſchlauen und neidiſchen Nachbarn und Nebenbuhlern nicht wehrlos hinſtellen laſſe. Wenn Mainz und Luxemburg nicht in ſeiner Gewalt ſind und bleiben und von ihm und von ſeinen Bundsgenoſſen nicht beſetzt werden, ſo ſteht es ohne Halt und Kraft am Rhein, und dann mag man wohl ſagen, daß es von dem Niemen bis zum Rhein, von dem Kopfe bis zum Fuße wackelt. Dann haben Oeſtreich, Frankreich und England erreicht, was ſie wollen. Preuſſen kann dann nicht auf eigenen Füßen ſtehen, kann nicht ſeinen eigenen Weg wählen und gehen noch das übrige Deutſchland denſelben führen, ſondern es wird von fremder Politik und von Verhältniſſen und Begebenheiten, welche ihm und Deutſchland die fremdeſten ſind, gezogen und geſchleppt, und muß vielleicht ſo lange in dem unſeligſten Verhältniſſe zwiſchen England und Frankreich hin und her wackeln, bis es ſich zu Tode wackelt. — Sagt man uns zum Troſte, England bleibt, auch wenn es die hanoverſchen Lande anſehnlich vergrößert und in Belgien und Holland die zweckmäßigſten Einrichtungen trifft, für ſich allein doch immer zu ſchwach auf dem feſten Lande und kann bei ſeinen mit Frankreich nothwendig ewiglich feindſelig bleibenden Verhältniſſen keine andere Stütze finden als Preuſſen, worauf es ſich gegen Frankreich lehnen konn, ſeine Bundsgenoſſenſchaft mit Preuſſen hier iſt zu natürlich, als daß ſie leicht zerriſſen werden könnte, ſo wollen wir dieß gern glauben und die Nothwendigkeit und Natürlichkeit dieſes zwiſchen England und Preuſſen am Rhein beſtehenden Verhältniſſes gar nicht leugnen; aber der Bundsgenoſſenſchaften ſind vielerlei Arten. Ein ganz anderes Ding iſt ein freies Bündniß und ein ganz anderes ein abhängiges. *So muß Preuſſen ſtehen, daß es nach ſeinen Vortheilen handeln kann und nicht nach Englands Vortheilen handeln muß.* Wie viele Kriege, die in Oſtindien und Weſtindien und Amerika entſpringen, würde England Preuſſen und Deutſchland mit auf den Hals laden und gegen Frankreich mit ausfechten laſſen, wenn es da gebieten könnte, wo es nur bitten ſoll! Und könnte Preuſſen in einer nicht freien und feſten Stellung am Rhein durch Englands Zumuthungen nicht gar einmal in die fürchterliche Bedrängniß kommen, daß es die Schmach auf ſich laden müßte, ſich mit Frankreich zu verbinden, wodurch es den Ruhm aller ſeiner Verdienſte um Deutſchland und alle ſeine gerechten Anſprüche auf deutſche Herrſchaft preisgeben müßte?

Doch weg mit dieſer Furcht, daß Preuſſen ſich und Deutſchland in Kleinmüthigkeit aufgeben und ſich von fremder Liſt in eine Schwäche hineinſpielen laſſen könnte, welche nothwendig immer neue Schwächen gebähren müßte! Vielleicht hat dem ritterlichſten und tapferſten Kämpfer für die deutſche Freiheit jene Beſcheidenheit und Demuth am meiſten geziemt, womit es durchaus nichts Zufahrendes und Eigenmächtiges gethan, ſondern auch ſein Loos der endlichen allgemeinen Entſcheidung der verſammelten Mächte heimgeſtellt hat, während Oeſtreich und Baiern und manche Andere, ohne irgend eine Entſcheidung zu erwarten, recht keck vorweggenommen und ſich in den Beſitz geſetzt haben. Demuth ſchmückt einen Staat wie den einzelnen Menſchen, beſonders nach einem ſo heiligen Kriege, als derjenige war, welcher eben mit Gott ausgekämpft worden; aber das wäre eine ſchlechte Demuth, wenn Preuſſen ſich nicht ſo ſtellte und hielte, daß jeder Uebermuth vor ihm zittern müßte. Wie wenn man ihm Entehrung zumuthete, wenn man es wie einen Staat zu behandeln wagte, der ſich Abtretungen und Demüthigungen gefallen laſſen müßte, wenn man ihm die Unterpfänder der Sicherheit verweigerte, ohne welche es von dem Zufall und von dem Spiele einer fremden Politik abhängig werden müßte? O dann nur eine Stimme von ihm an ſeine treuen Kinder und an das bewundernde deutſche Volk, und Hunderttauſende gezückter Schwerdter würden in einem Augenblicke blitzen, ſeine verletzten oder verweigerten Rechte zu vertheidigen.

Nein, ein edler Stolz ziemt Preuſſen für Deutſchland und für ſich ſelbſt. Eine Welt und ein ganzes hoffendes Volk ſieht darauf als auf das glänzende Zeichen ſeiner glücklichen Zukunft. Denn ſoll eines von beiden ſeyn, ſo iſt bei Staaten das Gefühl ich darf alles doch tauſendmal beſſer als das ich kann nichts. Preuſſen iſt eine herrliche Rolle in der Weltgeſchichte zugetheilt, in einem großen und ehrwürdigen Volke das Fürſtenthum zu führen; es würde Feigheit ſeyn, wenn es dieſe Rolle aufgeben und einem ſchwächeren oder ſchlechteren Nebenbuhler überlaſſen wollte. Doch nein! das kann nicht ſeyn, das wird nicht ſeyn. Preuſſen wird durch ſein eigenes großes Herz, es wird durch den fortreiſſenden Strom der Umſtände und Verhältniſſe, es wird durch die Nothwendigkeit des Kampfes um ſein eigenes Daſeyn zu jener Höhe hinaufgetrieben werden, vor welcher ihm jetzt ſelbſt noch ſchwindeln würde, wenn es ſie ſehen könnte, wie ſie ſeyn wird. O ich könnte weiſſagen, ſo klar ſteht Preuſſens und Germaniens Zukunft vor meiner Seele; aber ich will die Wonne der Geſichte in meiner Bruſt verſchlieſſen, deren Erfüllung nicht mehr in weiter Ferne dämmert.

Deutſchland iſt ohne Schirm, ohne Band, ohne Halt, ohne Geſtalt, und die Fremden meinen wieder nach ihrer alten Weiſe mit ihm ſpielen zu können; ſie werden ſich aber wundern, wohin dies Spiel mit ihnen fahren wird, wenn ſie uns ferner mishandeln und um den Lohn unſrer Thaten betrügen wollen, wie ſie noch heute thun. Gottlob es ſind Einige von uns, die nicht mehr ſchlafen und die den Weg ſehen, auf welchem uns allein zu helfen iſt. Wir haben am längſten die Schande geduldet, daß jedes fremde Volk uns ungeſtraft hudeln darf; wir werden aufſtehen in unſerer Kraft, und ſie werden erſtaunen und zittern. Wie? dieſe Herrnloſigkeit ſollen wir uns gefallen laſſen? dieſe gleich ſchändliche Mäkelei und Gaunerei von Engländern und von Franzoſen? dieſes Tauſchen und Verkaufen und Hin- und Herrücken, was ſie mit unſerm Volke und mit unſerm Lande treiben? endlich dieſen ſchändlichſten Hohn, daß ſie uns in Paris und London ein geduldiges und knechtiſches Volk von Schöpſen nennen, das ſich die Peitſche geben laſſe und dann ſeinem Treiber und Auspeitſcher, von welchem die Striemen flogen, noch die Hände lecke? Sie arbeiten vergebens die Auflaurer und Diebe unſerer Herrlichkeit, die uns durch die Gleichwägung vieler kleinen Kräfte und durch das Zwiſchenſpiel, mit welchem ſie dazwiſchen treten, ſo lahm und ſchachmatt zu ſtellen ſuchen, daß wir uns aus eigener Kraft gar nicht bewegen können und aus

Ohnmacht zahm und friedſelig ſeyn müſſen: eine Zahmheit und Friedſeligkeit, welche ſie als eine große Tugend an uns zu rühmen pflegen. Was ſie auch zetteln und treiben mögen, um aus dem deutſchen Rieſen viele kleine Zwerglein zurecht zu künſteln und zu ſchnitzeln, ſo gewahren ſie doch nicht, daß ihnen der Rieſengeiſt zu mächtig iſt, der in der Zeit und in dem Volke lebendig wirkt und webt und der ſich durch keine galliſche Hinterliſt und brittiſche Krämerkniffe verzwergen und verkleinern läßt. Wir können ruhig die Auflöſung des großen Dramas erwarten, das nun über zwanzig Jahre ſchon in Europa geſpielt wird; wir können uns auf den beſten deus ex machina, auf Gott, verlaſſen, der den Knoten ſo löſen wird, daß wir jauchzend und frohlockend werden von der Bühne abtreten können. Wie verkehrt und verworren Manches auch ausſieht und wie trüb es einem oft auch wird, wenn man ſich in der Verwirrung verliert, wir wiſſen, daß es ſo nicht bleiben kann, daß alles, was Dummheit oder Tücke oder Erbärmlichkeit auch Schlechtes und Elendiges zuſammenzetteln und machen mögen, vor der gewaltigen Zeit wie ein Nichts verwehen wird. Denn dies alles iſt ja nur Vorbereitung und Vorgerüſt, was die Leute machen, ohne daß ſie wiſſen, wofür ſie arbeiten; der rechte Baumeiſter aber ſitzt drinnen im Kern und lächelt über die Kinderſpiele und über das Kindergeſchrei der Thoren und Weiſen, welche durch ihre Künſte die Welt zu erhalten und zu erbauen meinen. Wer kann an einer großen und gewaltigen Zukunft Deutſchlands zweifeln, da er das Eine ſo klein und das Andere ſo groß, das Eine ſo toll und das Andere ſo weiſe erblickt, und da er in dieſen wunderbaren Gegenſätzen erſt die völlige Beſtätigung hat, daß mit der Welt etwas Großes im Werke iſt? Und wenn wir an uns Deutſche denken, haben wir Gott nicht geſehen ſichtbarlich unter uns? und wirkt und athmet ſeine lebendige Kraft nicht in uns, wie ſie ſeit vielen Jahrhunderten nicht gewirkt und geathmet hat? ſehen wir das herrliche und erwachte Volk nicht und die wimmelnde Tugend, die ſich in ihm regt und bewegt? Was alle Edelſte und Beſte ſo innig fühlen und ſchauen, als jetzt Hunderttauſende es bei uns fühlen und ſchauen, das bleibt nie Fantaſien ohne Geburten, das muß nothwendig einmal wirkliches lebendiges Leben werden.

Wir haben lange und wüſte Jahrhunderte hindurch viele dürftige und vergebliche Arbeit gethan, welche doch gethan ſeyn mußte; unſre Wiſſenſchaften und Künſte waren mager geworden, wie unſre Werke und Thaten, und die Welt ſchien ſich noch eben mit einem Athem von Leben dem jüngſten Tage krank und matt entgegen zu ſchleppen — da iſt uns mit Einem Male, plötzlich wie alle Wunder kommen, ein neues Zeitalter aufgegangen, und mit einem wunderbaren Ringen und Kämpfen ſpielen alle Kräfte der Welt und des Menſchen das fröhliche Hochzeitſpiel, woraus die ſchönen Geburten hervorgehen ſollen. In der Kunſt, in der Wiſſenſchaft, in dem Leben, und im Staate iſt alles Alte vergangen, und etwas Neues bereitet ſich, oder auch jenes Alte tritt wieder vor, welches immer jung bleibt. Es iſt eine große Epoche der Menſchheit, wo der Reſt der unklaren Verworrenheit und der unklaren und verworrenen Verhältniſſe, worin ſie als in einem halb poetiſchen, halb nüchternen Jugendtraume bisher noch hatte leben können, aufgeräumt wird. Jetzt ſoll Alles zur großen Scheidung und Abklärung kommen, jetzt ſoll Jedes in ſeine einfachen Beſtandtheile zurückgetrieben und auf den Elementen ſeines eigenen Daſeyns begründet werden, d. h. alle Dinge und alle Verhältniſſe ſollen zur Vernunft kommen.

Wendet man dies, was durch die ganze Welt der lebendigen Kräfte wandelt und ſich nach allen Seiten hin, im Großen wie im Kleinen, in den auffallendſten und mannigfaltigſten Wundern offenbart, auf die Staaten an, ſo entdeckt ſich auch da, ſelbſt bei den ſchlechteſten und ſeelenloſeſten Völkern, ein Streben nach einem abgeſchloſſenen und eigenthümlichen Leben. Die Völker wollen ſich in ihre natürlichen Beſtandtheile abſetzen und alles Fremdartige und Feindſelige, was Hader und Zank in ihr Leben bringt, von ſich ausſtoßen und austreiben; ſie wollen ſich vereinfachen und reinigen, und in dieſem Weltalter der Vernunft, welches nun beginnen wird, in einer neuen und gleichſam verjüngten kindlichen Unſchuld wandeln. Wenn wir nun auf uns und auf Deutſchland ſehen, ſo werden die Völker deſſelben auch ihren Einführer und Handleiter in die neue Zeit und ihren Reiniger und Auskehrer ſuchen; ja ſie ſuchen ihn ſchon jetzt, und werden ihn hoffentlich bald finden. Dieſer Führer und Reiniger muß ein fröhlicher, muthiger und lebendiger Geiſt ſeyn, der ſich durch alle Hinderniſſe Bahn machen und ſein Leben in kräftiger Fülle durch alle Adern und Nerven des großen Volkes ausgieſſen kann. Dieſen großen und guten Geiſt, dem niemand in Deutſchland die erſte Stelle ſtreitig machen kann und wird, will ich hier nennen, damit Alle auf ihn merken und ſchauen; er heißt Preuſſen.

Wer ſoll Deutſchland halten und ſchirmen, wenn Preuſſen es nicht ſchirmt und hält? wer ſoll Vorfechter des Vaterlandes ſeyn? wer ſoll Vorfechter der Meinung und des deutſchen Geiſtes ſeyn? wer ſoll der Wuth der Fremden wehren und den Wankelmuth der Eigenen befeſtigen, wenn es Preuſſens Stolz nicht kann? wer ſoll die Böſen durch Schrecken und die Weiſen durch Geiſt und die Guten durch Liebe regieren, als eben wieder das jugendlich kräftige und ſtrebende Preuſſen? wer endlich ſoll Deutſchland auch hier in ſo vielen Beziehungen eine Geſtalt und eine Bildung geben, wornach es ſich ſo ſehr ſehnt und die es unter dem drückenden und vorherrſchenden Einfluſſe der Fremden niemals gewinnen kann? Wir betrachten dies, weil es unſer größtes Wohl und Weh betrifft, etwas genauer und machen uns Preuſſens Verhältniß auch in dieſer Beziehung klar, und die Dämmerung der Zukunft in unſerer Seele und die nächſte Entwickelung der Dinge wird uns faſt zur lichten Morgenröthe werden.

Wie ſchändlich Deutſchland von den Franzoſen und Engländern behandelt wird, wie ſchändlich es ſelbſt von den ſchwächſten Fremden, z. B. ſogar von den Dänen, behandelt werden darf, weil es in ſich zerriſſen und getheilt iſt, das haben wir oben ſattſam angedeutet. Seit drei Jahrhunderten iſt es der Spielball einer fremden Politik geweſen, die es, wie ihr die Luſt anwandelte und wie Eigennutz und Herrſchſucht ſie trieben, nach Gefallen hin und her geworfen hat. Es hat wegen dieſer traurigen Abhängigkeit von fremder Willkühr und wegen dieſes unruhigen und wilden Zuſtandes, wohinein die Fremden es unaufhörlich riſſen, ſein eigenes Leben durchaus nicht entwickeln, noch eine ſtille und feſte Wirkſamkeit haben können. Seit dem Jahr 1560 hat es deswegen ſeinen großen und eigenthümlichen Karakter und ſeine herrliche Geſchichte verloren und nimmer an die Thaten und Werke der Väter reichen können bis auf dieſen Tag. Deutſchland iſt das Herz Europas, wo es am ruhigſten ſeyn ſollte; an dieſem Herzen haben ſich Fremde feſtgeſogen und die Zugänge zu demſelben verengt: daher hat Deutſchland ſeit jener Zeit an ſchlagiſchen Zuckungen gelitten, welche das ganze übrige Europa mit gefühlt hat. Die Deutſchen ſelbſt aber ſind in dieſer jammervollen Lage an Karakter und Würde ſo geſchwächt und verkleinert worden, daß von der Tugend ihrer Väter kaum ein mattes Bild aus ihnen wiederſcheint. Wie Deutſchland die große Beſtimmung hat, in der Wiſſenſchaft allen Völkern unſers Welttheils Führerin und Wegweiſerin zu ſeyn, ſo iſt dem Volke, das einſt an Freiheit und Gerechtigkeit alle andere übertraf, auch die eben ſo hohe Beſtimmung geworden, ihnen für die politiſche Geſetzgebung künftig als ein glänzendes Muſter vorzuleuchten. Damit aber dieſe politiſche Entwickelung in freudiger Selbſtändigkeit und Eigenthümlichkeit möglich ſey, müſſen die Fremden erſt aus dem Reiche gekehrt und das Unglück von *Weſtfäliſchen Friedensſchlüſſen* und *Wiener Kongreſſen*, wo ſie eigentlich beſtimmen, wie es bei uns ſeyn ſoll, muß ein unmögliches Unglück werden. Es muß in Deutſchland eine Macht entſtehen mit ſolcher Thatenfülle und Geiſtesſtärke, daß ſie alles Volk um ſich verſammeln und die Guten durch Liebe, die Schlechten durch Schrecken beherrſchen könne. Dieſe Macht muß eine ſolche ſittliche Gewalt haben, daß die öffentliche Meinung ſich unter ihren Flügeln ſchirmen kann; das Volk muß etwas haben worauf es wie auf einen Felſen bauen kann. Oeſtreich hätte dieſe erhabene Rolle ſpielen können, wenn es nicht frühe durch zu weite Entlegenheit von dem rechten deutſchen Leben durch falſche Anſicht und Behandlung ſeiner Verhältniſſe, und durch zu große Theilnahme an fremden Angelegenheiten und Vortheilen Deutſchland und die Herrſchaft, die es darin hätte gewinnen können, verſäumt hätte. Oeſtreich ward von den Türken gegen Oſten und von den Italiänern und Spaniern gegen Süden hingezogen und von dem Punkte, auf welchen es immer und unverwandt hätte blicken ſollen, von dem Weſten abgezogen; durch die Jeſuiten aber, welche ſich der Erziehung der habsburgiſchen Kinder und der Herrſchaft des politiſchen Gewiſſens im Beichtſtuhle bemächtigt hatten, ward es ſeit Rudolf dem Zweiten unfähig gemacht, germaniſche Menſchen zu bilden; es konnte ſie alſo auch auf die Länge nicht beherrſchen. Wäre Oeſtreich dem Rheine näher geblieben, hätten die habsburgiſchen Kaiſer Frankfurt, Strasburg, Zürich, oder Freiburg zu ihrem Herrſcherſitz erkohren, wahrlich alle Fürſten würden jetzt im Staube vor ihm knieen müſſen und von den Hohenzollern könnte hier nicht ſo geſprochen werden, wie geſprochen wird. — Der Muth und der Geiſt herrſcht und ſoll herrſchen; wer die größte und kühnſte Seele hat, der ſoll der Erſte und Höchſte ſeyn. Die deutſchen Völker wollen einen deutſchen Herrn, der die Fremden aus dem Reiche treiben und die Fürſten im Gehorſam halten und den Reigen der deutſchen Bildung anführen kann. Wer kann dieſer Herkules Muſagetes ſeyn mit der Keule und mit der Leyer, der unſre Ungeheuer vertilge und unſre apolliſchen Spiele beſeele? Niemand anders als das Haus Hohenzollern; auf dieſes ſchauen alle, welche ein Deutſchland, ein von fremder Hudelei freies und in eigener Kraft und Ehre blühendes Deutſchland wollen. Oeſtreich hat ſich zu ſeinem Unglück mit fremden Völkern beladen, denen es nicht einmal gewachſen iſt, und hat durch dieſes Unglück kaum noch einen halbdeutſchen Geiſt und ein Viertel deutſche Kraft; es ſteht mit ſeinen Vortheilen und leider auch mit ſeinem Herzen größtentheils auſſerhalb Deutſchland. Preuſſen dagegen ſteht recht eigentlich in Deutſchland feſtgewurzelt und eingeſchloſſen mit allen ſeinen Vortheilen und Strebungen; es muß hinfort mit Deutſchland ſtehen oder untergehen. Und ſollten wir bloß weiſſagen, ſollten wir nicht die größte Gewißheit ſagen, wenn wir ſagen, das Haus Hohenzollern, das zehn bis zwölf Millionen deutſcher Menſchen beherrſcht — noch nie beherrſchte ein Fürſtenhaus ſo viele — und in ſeinem Volke ein ſo gewaltiges Leben hat nähren und wecken können, wird vor allen Fürſten Deutſchlands im Reiche gebieten und das zerfallene Reich wieder aufbauen? es wird den deutſchen Geiſt zu dem Gipfel ſeiner Glorie hinaufführen? es wird die deutſche Liebe und Treue um ſich verſammeln und Ehre und Macht und Eintracht mit ſtarken Händen ſtiften und erhalten!

Sie ſprechen von zerſtörtem Gleichgewicht, wann ſich in Deutſchland irgend eine deutſche Macht erheben und in die ſelbſtmächtige Lage ſetzen will, daß ſie im Reiche Ordnung gebieten und den Feinden des Reiches, die auf ſeine Kraft und auf ſeine Schätze lüſtern ſind, wehren kann; ſie ſchreien Zeter Mordio, als geſchehe das ungeheuerſte Unglück, als bebe Oeſtreich in ſeinen Grundfeſten, als müſſe Altengland zittern, als habe Frankreich den Angriff eines Eroberers zu fürchten, wenn Preuſſen um eine kleine Landſchaft verſtärkt werden ſoll; und eine zahlloſe Menge deutſcher Dummköpfe, die immer nur das Kleine ſehen und die ganze kleine Erbärmlichkeit, wodurch wir der Spott der Völker ſind, durchaus nicht miſſen wollen, ſchreit es ihnen mit dem heiligſten Eifer nach. Dieſe ſind noch nicht genug geſtäupt worden, ſie wollen die franzöſiſche Geiſſel und die Ueberſchwemmung der Völker wieder haben; und ich will ihnen wahrſagen, daß ſie ſie bald genug wieder bekommen werden. Ich will das Gleichgewicht nicht verſpotten, wie Napoleon und die Erklärer und Verkünder ſeiner Tyrannei und ſeines ſogenannten groſen Bundesſtaates gethan haben. Das Gleichgewicht iſt eine heilige Idee; es iſt eine erhabene Idee der Natur, es muß alſo auch eine erhabene Idee der Vernunft und Politik ſeyn; und daß es das iſt, bedarf hier mit Beiſpielen nicht erläutert zu werden, da die ganze Geſchichte von Beiſpielen wimmelt. Aber man prahle ja nicht mit dem europäiſchen Gleichgewicht und mit der europäiſchen Gerechtigkeit, ſolange ſo große und ehrwürdige Völker, als die Deutſchen und die Italiäner ſind, in Europa faſt rechtlos und ehrlos da ſtehen und von den Fremden, die ihre Angelegenheiten entſcheiden, auf die unwürdigſte und unverſchämteſte Weiſe zerriſſen und zerhudelt werden dürfen. Oder kann das europäiſche Gleichgewicht nicht beſtehen, wenn dieſe beiden Völker nicht fremder Willkühr preisgegeben bleiben und in eine Menge kleiner und ohnmächtiger Königthümer, Fürſtenthümer und Tyrannien zerriſſen da liegen? Auch dies werden die Tröpfe nachbeten, wenn man es ihnen vorbetet. Deutſchland iſt das große Puppentheater des Gleichgewichts, worauf die übrigen Völker Europas ſpielen und ſich ergötzen. Wie die Aerzte Lazarethe für die Verſuche haben, wo ſie neue und gewagte Heilmittel probieren, ſo iſt Deutſchland recht eigentlich das Theater für politiſche Experimente; zu den Verſuchen aber, die man bei uns anſtellt, müſſen wir, wie es ſich von ſelbſt verſteht die Koſten und die Knochen hergeben. Jedes Jahrzehend, wenigſtens jedes Jahrzwanzig, damit die Gleichgewichtslehre thätliche Erfahrungen ſammeln könne, verſammeln ſich die Kriegsheere und Miniſter von ganz Europa auf unſerm Puppentheater, ſtoßen alle in zierlicher Ordnung neben einander aufgeſtellte Puppen über und unter einander, und nachdem ſie ihnen die

Kleider vom Leibe geriſſen, Arme und Beine abgehauen und die Köpfe blutig geſchlagen haben, gehen ſie mit großen Verkündigungen an die ſchwere Arbeit, die getrennten Glieder wieder zuſammenzuſetzen, die geſchlagenen Wunden zu heilen, und ſie von den Köpfen wieder auf die Füße zu ſtellen. Dieſes große Werk nennen ſie die Wiederherſtellung des zerſtörten Gleichgewichts und laſſen bei ihrem Abzuge in alle Poſaunen blaſen und in alle Trompeten ſtoßen und ſich von uns, nachdem ſie uns alſo zerarbeitet und zerſtoßen haben, obenein noch als die Wohlthäter und Befreier preiſen. Und ſie thun recht: Der deutſche Dummkopf, der durch Schaden nimmer klug werden will, muß ſolange als Europas Hanswurſt auf dem blutigen Puppentheater hin und her gezerrt, er muß ſolange auf den Kopf geſtellt und ſein faules Gehirn muß ſolange gerüttelt werden, bis er begreifen lernt, wie heillos und ſchändlich mit ihm umgegangen wird. Nein, Europa kommt nicht aus dem Gleichgewicht, wann Deutſchland Ein mächtiges Reich wird, wann Italien Einen König hat, und einen italiſchen König und keinen fremden. Dann erſt iſt ein würdiges Gleichgewicht da, wann edle und große Völker nicht mehr als die Sklaven oder Narren der andern behandelt werden dürfen. Wann Deutſchland Einen Herrn hat, dann erſt iſt Europas heilige Mitte geſichert; die Ruſſen und die Franzoſen und die Engländer dürfen nicht mehr freveln, aber auch Deutſchland kann ihr Daſeyn nicht gefährden.

Soll ein deutſches Herz, welches fühlt, was die Deutſchen ſind und was ſie ſeyn könnten und was ſie nach Gottes Beſtimmung ſeyn ſollen, nicht trauren über unſere Schmach und Nichtigkeit? ſoll es nicht ergrimmen über die Dummheit der Eigenen und über die Schlechtigkeit der Fremden? ſoll es nicht ſagen, daß alle dieſe Elendigkeit, die man das wiederhergeſtellte Gleichgewicht nennt und als das Heil Deutſchlands und Europas preiſt, eine Elendigkeit iſt und nichts weiter? ſoll es nicht ſagen, daß wir durch unſre Zerriſſenheit und Vielherrſchaft als ein ſchwächliches, karakterloſes, ja als ein nichtiges und dummes Volk erſcheinen müſſen, das von der ganzen Welt verhöhnt und verſpottet wird? daß wir im Kriege zuweilen noch als Männer erſcheinen können, im Frieden immer als halbe Menſchen und halbe Bürger erſcheinen müſſen, welchen alles Gemeinſame und Volkliche, alle hohe Geſtalt und aller hohe Stolz fehlt? daß wir, bei unſern durch uns ſelbſt und durch die Fremden zerſplitterten und gehemmten Kräften, in den meiſten Dingen in einer erbärmlichen Halbheit und Mittelmäßigkeit hangen bleiben müſſen, daß wir nie jene hohe politiſche Ausbildung und Entwickelung erlangen können, wodurch unſer ganzes Leben und Streben und wodurch auch unſere Wiſſenſchaft und Kunſt einen höheren Schwung nehmen würde? Nein, laut und kühn wollen wir es ſagen und verkündigen, daß das Alte vergangen iſt und daß das Neue werden muß; laut und kühn wollen wir es ſagen und verkündigen, daß das Volk nicht da iſt, damit Fürſten ſeyen, ſondern daß Fürſten nur da ſind als Diener und Beamte des Volkes, und daß ſie aufhören müſſen, ſobald das Volk ihrer nicht mehr bedarf oder ſobald ſie ſogar das Verderben dieſes Volkes ſind. Wer iſt ein ſo unwürdiger Knecht und ein ſo ſchlechter Deutſcher, daß er es jetzt noch wage, zu behaupten, daß das deutſche Volk knechtiſch, unglücklich, zerriſſen, dumm, von Eigenen unterdrückt und von Fremden verhöhnt ſeyn und bleiben müſſe, damit Kleinkönige von Baiern, Sachſen und Hanover, Großherzoge von Darmſtadt und Baden und Herzoge von Mecklenburg und Naſſau ihr elendes Fürſtenthum und ihre unbeſchränkte Willkühr ferner treiben und das Vaterland jedem Elende und jeder Schande preisgeben können? Nein, das große und herrliche deutſche Volk darf nicht ferner ſchwächlich und verächtlich ſeyn, damit einige kümmerliche Dynaſtien ihr Daſeyn um ein paar Jahrhunderte, vielleicht nur um ein paar Jahrzehende verlängern. Laut und frei muß jeder Biedermann es verkündigen und predigen, daß unſer Volk in den jetzigen Weltverhältniſſen untergehen, daß es der Raub der Franzoſen und Ruſſen werden, daß es ein zertretenes und erniedrigtes Sklavengeſindel werden muß, wenn wir nicht Einen gewaltigen Herrn bekommen, wenn nicht eine Macht in Deutſchland erwächſt, welche die Fürſten, die nun ſchon drei Jahrhunderte unſer Elend machten, hinſtellen kann, wo ſie ſtehen dürfen, eine Macht ſtark genug, alle zu halten, und wenn es ſeyn muß, auch alle zu bändigen, eine Macht, um welche der deutſche Geiſt ſich fröhlich verſammeln und durch die der deutſche Muth zu jeder Tugend und Herrlichkeit emporſtreben könnte. O auf allen Gaſſen wollen wir es ausrufen, jedem deutſchen Mann von dem Bettler bis zu dem Fürſten wollen wir es zurufen, daß wir einen Herrn bedürfen, einen deutſchen Herrn und keinen engliſchen oder franzöſiſchen oder ruſſiſchen, und daß wir der Zukunft dieſes Herrn und Königs von Deutſchland warten, ſo wahr wir der Seligkeit warten.

Soll ich etwa heucheln und lügen in dieſer Zeit und gegen dieſen Gott, der ſich den Völkern ſo gewaltig und ſo furchtbar offenbart hat? ſoll ich etwa ſagen, daß herrlich iſt, was ſchwächlich, daß ehrlich iſt, was hinterliſtig, daß löblich iſt, was ſchändlich iſt? ſoll ich den Leuten einbilden, daß man einen Löwen am Zwirnfaden führen und einen Elefanten mit dem Stecken treiben kann? ſoll ich ſagen, daß auf Felſen gebauet iſt, was auf Sand ſteht, und daß Weiſe ſind, die mir als Thoren erſcheinen? ſoll ich ſagen, was ſo Viele verkündigen, die Welt werde ſich nun wieder ein halbes Jahrhundert zur Ruhe legen und ſchnarchen und träumen können? Nein ich ſage die Wahrheit, ich ſage, man hätte Frieden ſchlieſſen können, und man hat ihn nicht geſchloſſen, man hätte Ruhe ſchaffen können, und man hat ſie nicht geſchaffen, man hätte dem reiſſenden und zerreiſſenden Wolfe, der uns zwanzig Jahre zerfleiſcht hat, die Zähne ausbrechen können, und man hat ſie ihm nicht ausgebrochen. Neue und feindſelige Keime des Haders und der Zwietracht ſind ausgeſäet, wo man ſich gebehrdete, als wolle man die alten austilgen; der diplomatiſche Wind hat den Vulkan nur mit Aſche und Sand bedeckt, aber nicht gelöſcht, und furchtbar wird er zu ſeiner Zeit wieder ausbrechen und ſeine verheerenden Lavaſtröme ausgieſſen. Darum ſoll Keiner einſchlafen, ſondern auf Krieg und auf Getümmel ſollen wir alle gerüſtet ſeyn.

Zittre ich vor dieſer neuen Sündfluth von Elend? Als Menſch ja, denn es jammert mich eines Unglücks, das durch Weisheit hätte vermieden werden können. Zittre ich als Deutſcher? Nein, denn mir iſt nicht bange, daß wir nicht alle Kämpfe ritterlich beſtehen werden. Die Noth wird uns weiter führen, als die Tugend und Weisheit derer uns hat führen können, die für uns das Herz und der Kopf hätten ſeyn ſollen. Wir müſſen wie die Feuerſteine von Eiſen und Stahl ja ſo lange zerſchlagen werden, bis alle Funken aus uns herausfliegen; aber dann werden wir auch eine Flamme anzünden, daß alle Welt erſtaunen und ſich freuen wird. O braves und biedres deutſches Volk, verzage nicht, habe guten Muth, wie ſchlecht es äuſſerlich auch mit dir ausſieht und wie hinterliſtig man auch alles ſtellt, damit du dir deiner jugendlichen Rieſenſtärke und der gewaltigen Kraft deines Gemüthes nimmer bewußt werden ſollſt. Der Gott, der mit dir war und ſo Großes mit dir vollbrachte, wird auch ferner mit dir ſeyn und Großes vollbringen; er iſt noch in dir, er lebt und wirkt noch lebendig in dir und ſeine allmächtigen Donner und Blitze werden aus dir herausſchlagen und alle deine Widerſacher vor dir zerſchmettern, wann dich die Gefahr wieder anbrauſt. Der Geiſt dieſer Zeit iſt ein lebendiger Geiſt, diplomatiſche Liſten feſſeln ihn nicht, Siegel und Urkunden binden ihn nicht: nur durch hohen Muth und durch Wahrheit und Gerechtigkeit läßt er ſich zähmen; durch Geſchrei von Jakobinern und Demokraten und Aufrührern und Tugendbündnern läßt er ſich nicht ſcheu und blöd machen, ſondern geht ſeinen gewaltigen Weg freudig fort. O wir alle haben vor zwei Jahren noch nicht gewußt, wie viel du werth wareſt, ſtilleſtes und chriſtlichſtes aller Völker, wir haben es erſt in dieſen beiden jüngſten Jahren gelernt; und wir wiſſen nun, daß du nicht verderben kannſt und daß wir nicht verderben können. Wie könnten wir denn zittern vor dem Sturm, der wieder über unſere Gränzen brauſen, vor der inneren Zwietracht, die uns wieder zerreiſſen wird! O kaum mit einigen Funken der Begeiſterung hat man dich zünden laſſen, deutſches Volk; in den meiſten deiner Länder hat man ſogar hinterliſtig gearbeitet, die muthigen und ſtrebenden Geiſter in dir zu erſticken, man hat als Wahn und Tollheit verſchrieen, was deine heiligſte Pflicht und deine höchſte Tugend war — und doch hat dein frommes und treues Herz dir geſagt, welchen Weg du wandeln ſollteſt, und du biſt ihn gewandelt mit einer Heldengröße, die unſerer Zukunft immer lebendigere Tugend und größere Thaten gelobt.

Ja er wird kommen der neue Kampf, ſie wird aufblitzen die neue Flamme der deutſchen Begeiſterung und des deutſchen Ruhmes. Wie ein Strom, der, anfangs klein und namenlos, von Meile zu Meile ſeines Laufes immer von neuen Bächen und Quellen vermehrt und geſchwellt wird und endlich in freudiger Fülle dem Meere zubrauſt, ſo wird die Meinung, eine öffentliche und deutſche Meinung, die jetzt kaum hie und da als ein ſtilles Bächlein rieſelt, das von vielen frechen Händen mit Unrath beſudelt und mit Schutt verſtopft wird, endlich als ein voller und mächtiger Strom durch das ganze Volk dahinbrauſen und durch keine ängſtliche Späher und Auflaurer mehr zu hemmen ſeyn. Die Elenden, welche ein böſes Gewiſſen plagt oder deren ſatte und ſaule Dummheit die ganze Welt wie den Ochſen an ſeiner Krippe wiederkäuen laſſen möge, mögen es verſuchen, wie ſie wollen, die Kühnheit der Geiſter zu lähmen und die Freiheit der Gedanken zu ſchmälern, es wird ihnen nicht gelingen. Denn wahrlich die Zeit wird kommen, wo mehr als Ein Verräther, den die Gutmüthigkeit des Volkes bis jetzt verſchont hat, mit Zittern über den Rhein fliehen wird; die Zeit wird kommen, wo man Fürſten, die wider Deutſchland freveln, nicht mehr *unglückliche Verblendete, durch die Angſt für das Wohl ihrer Unterthanen in einer falſchen Politik mißgeleitete Männer* nennen wird, ſondern wo man den einen Hochverräther nennen und als einen Hochverräther ſtraſen wird, der den Eidſchwur gegen ſein Volk bricht und ſich mit fremder Schande und Hinterliſt gegen das Reich verbündet. Denn wenn die Böſen nicht vor der Strafe zittern, mögen die Guten des Vaterlandes Ehre und Freiheit nicht lange behaupten. So gewaltig wird die Majeſtät des Männerwortes und ſo gefürchtet wird die Stimme eines Biedermannes werden, wie ſie in der freien Brittannia iſt, wo die Ungebundenheit der Schrift und der Zunge die Dummheiten ſo lange geiſſelt und die Verbrechen ſo lange anklagt, bis dieſe vor Gericht gezogen und jene in die Finſterniß zurückgeſcheucht werden, wohin ſie gehören.

Bald werden alle Deutſche verſtehen, worauf es bei der Freiheit eines edlen Volkes ankommt, ſie werden ſagen, wie jener Engländer ſagt: *)

„Laßt es in eure Herzen gegraben werden,
„laßt es in eure Kinder geträufelt werden, daß
„die Freiheit der Preſſe das Palladium aller
„bürgerlichen, politiſchen und kirchlichen Rechte
„des Engländers iſt.“

„Die Freiheit der Preſſe iſt unſere einzige
„Hülfe. Sie wird ein Gehör befehlen, wann jeder
„ehrliche Mann im Königreiche ausgeſchloſſen iſt.
„Dieſes glorreiche Vorrecht mag ſo gut eine Sicherheit
„des Königs als eine Hülfe des Volkes
„ſeyn. Wäre keine Sternkammer **) geweſen,
„ſo würde kein Aufruhr gegen Karl den Erſten
„geweſen ſeyn; die beſtändige Cenſur und Warnung
„der Preſſe würde ſein Betragen gebeſſert,
„einen Bürgerkrieg verhindert und ihn von einem
„ſchimpflichen Tode gerettet haben.“

Ja ſie haſſen dich, edles, muthiges und ſtolzes Preuſſen, einziger Staat, wodurch wir im Innern Halt und nach auſſen Schutz bekommen können, ſie haſſen dich mit kleiner und tückiſcher Seele voll Groll und Neid, weil ſie die Verwirrung lieben und die Buhlerei mit den Fremden, wodurch die

---

*) The letters of Junius: Preface.

**) Ein willkührliches vom Hofe abhängiges Blutgericht.

Herrlichkeit und Majeſtät des deutſchen Volkes nimmer emporwachſen und blühen kann. O freue dich! es iſt dein Ruhm, daß ſie dich haſſen, es iſt ein Beweis, wie groß du biſt und wie großes Leben in dir athmet. Von feiger Furcht, von kleinlicher Herrſchſucht und Habſucht getrieben zetteln ſie mit den Fremden das Netz zuſammen, wodurch die ſtarken Glieder des germaniſchen Rieſen ſo gebunden werden, daß er ſich nicht bewegen und in ſeiner Kraft und Furchtbarkeit erheben kann. Das nennen ſie deutſche Freiheit ſtiften und europäiſches Gleichgewicht ſtiften, und laſſen ſich die Weiſen, die Vorherſehenden, die Vaterlandsfreunde und Vaterlandsretter nennen. O laß ſie nur zetteln und bübeln, laß ſie ein gedungenes und ungedungenes Heer von Herolden immer in die Trompete der Fama ſtoßen, wir wiſſen ſie, wir kennen ſie, wir werden ihre Namen zu ſeiner Zeit, wann die bittere Frucht ihrer herrlichen Thaten von allem Volke gekoſtet wird, nicht verſchweigen, und zwiſchen den beiden Ehrentiteln Dummkopf oder Verbrecher ſoll ihnen dann die Wahl bleiben. Ein Miniſter eines kleinen Staats, den er zu einem groſſen Staat gemacht zu haben meint, hat öffentlich geſagt: „Alle Mächte „Europas müſſen ſich vereinigen, das Emporſtreben „Preuſſens zu hemmen und ſeine Macht zu „verkleinern; ein Staat, der in einem ſo zerrütteten „Zuſtande, wie wir ihn zuletzt ſahen, „dreimalhunderttauſend Mann ins Feld ſtellen und

„durch ſeine Großthaten Alles erſtaunen kann, iſt der Freiheit und dem Gleichgewicht der deutſchen Mächte der gefährlichſte, er hat einen Wolfshunger, der Alles verſchlingen wird, wenn man ihm die ſcharfen Zähne nicht ausbricht.“ — So meinen ſie und unterhandeln ſie und fürchten ſie Preuſſen, ſo ſuchen ſie ſeine Kraft zu feſſeln und es in fauler Ruhe neben die übrigen deutſchen Staaten hinzulegen, damit wir alle wieder in die alte jammervolle Starrſucht verſinken und damit die fröhlichen und lebendigen Geiſter von uns weichen, welche den deutſchen Namen in dieſen letzten beiden Jahren wieder zu einem geſchichtlichen Namen gemacht haben. Die Staaten Deutſchlands ſollen als vier bis ſechs große und eine Menge kleiner Kugeln neben einander liegen, in deren keiner ſo viel ſelbſtthätige Kraft iſt, daß ſie ſich oder die andern bewegen kann. Den Fremden gönnen wir immer, was wir keinem deutſchen Herrſcher gönnen, und die franzöſiſche oder engliſche Fauſt iſt beſtimmt, unter dieſen Kugeln zu rühren und mit ihnen das blutige Boſſelſpiel wieder zu beginnen. Dann mögen wir, wann die eine ſchmetternd gegen die andre ſtößt und Keiner da iſt, der hemmen und halten kann, ſo viel wir wollen Ach! und Weh! ſchreien. Es iſt zu ſpät, und kein Gott wird uns den eiſernen Staupbeſen abnehmen, den unſre Dummheit und Schlechtigkeit nur zu ſehr verdient hat. — Und über Preuſſens

Wolfshunger ſchreiet ihr, und macht ihm zum Verbrechen, was jeder Kleinſte von euch ſich als eine Tugend anrechnet. O ich wollte, daß Preuſſen einen Magen hätte, der Mühlſteine verdauen könnte, denn es würde des ganzen Vaterlandes Heil ſeyn. Denn es ſind da, die nicht eher aufhören werden gegen jede deutſche Tugend und Ehre zu bellen und zu kläſſen, bis ſie verſchlungen ſind. Ein Löwe hat die Stärke und die Furcht mit ſich, er kann dräuen und ſchirmen und das Gebiet von dem kleinen und verderblichen Raubgeſindel reinigen. Wir haben der Füchſe und Luchſe und Marder und Iltiſſe, ja der Ratten und Mäuſe zu viel, die unſre Herrlichkeit zerreiſſen und zernagen, und geſegnet ſoll uns der edle Leue ſeyn, der dieſe alle mit Einem Athemzuge ſeines Rachens in ſich hineinziehen und zermalmen kann.

Ja zittert nur, ihr, die einer ſchlechten Sache ſchöne und gleiſſende Namen und Scheine umhänget, zittert nur vor Preuſſens ſtrebendem Stolz und allen Gefahren überlegenem Muth, zittert nur vor dem kühnen und flammenden Geiſt des edlen Volkes; ihr werdet ihn mit euren kleinen und ſchleichenden Künſten und Liſten nicht hemmen, ihr werdet mit euren gegrabenen Bächlein den gewaltigen Strom der Weltgeſchichte nicht ableiten, der für Preuſſen fließt und durch Preuſſen für Deutſchland flieſſen ſoll. Preuſſen hat von jeher faſt über ſeine Kräfte gewagt; daher iſt es groß geworden und hat in der Weltgeſchichte unter den großen Mächten einen Platz und einen Namen gewonnen. Ihr werdet die Rieſenſeele nicht erwürgen, die ihren Leib ſucht und die ihn finden wird allen ihren Widerſachern und Neidern zum Trotz. Ihr ſitzt und lauſcht in der Mitte unſeres Vaterlandes, ihr Baiern und Hanoveraner, und wollt von unſerm Herzen aus die Kraft des Volkes ſchwächen und lähmen und uns wieder zum Spielball der Fremden erniedrigen; Preuſſen iſt die erhabene Rolle geworden, und es wird ſie würdig behaupten, die Rolle, gegen Oſten und gegen Weſten die Thore des Reichs zu bewachen und die Wuth und Habſucht der Fremden davon abzuhalten. Wo wären wir geblieben ohne den großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm und ohne den großen König Friedrich den Zweiten vor hundert und funfzig und vor ſechszig Jahren? Ohne ſie hätten die Fremden, die Schweden, die Polen und Ruſſen, unſer Land und Volk wahrſcheinlich ſchon bis an die Oder verſchlungen, und die in der Mitte müßten zittern vor dem fremden Joche, wenn Preuſſens Herrſcher nicht ſo herrlich den Degen geführt hätten. Und das iſt die Glorie Preuſſens bei der Vergleichung, die ſich von ſelbſt aufdringt, daß ganz Deutſchland hundert und ſiebenzig Jahre Oeſtreich die Oſtgränze hat decken helfen müſſen, und daß Preuſſen die ſeinige allein gedeckt hat durch die Weisheit und Tapferkeit ſeiner Herrſcher und durch den unbezwinglichen und kriegeriſchen Sinn ſeiner Bewohner. Dieſes Preuſſen, das den Oſten ſo mächtig bewahrt hat, das ſelbſt von ſo gewaltigen Königen, als Karl Guſtav und Karl der Zwölfte von Schweden waren, nicht hat zertrümmert werden können, wird auch unſern Weſten bewahren. Wann Preuſſen am Rhein feſtgewurzelt ſteht, dann erſt werden die rheiniſchen Lande die ewige deutſche Erde heiſſen und dann erſt werden unſere durch die Wälſchen abgeriſſenen deutſchen Brüder mit der Hoffnung der Wiedervereinigung zu uns hinüberblicken können.

Alles dieſes iſt für Preuſſen geſprochen. Ja; aber es iſt mehr für das deutſche Volk geſprochen. Ich habe Preuſſen gelobt, nicht weil es Preuſſen heißt, ſondern weil es mir das einzige deutſche Land ſcheint, welches die Nichtigkeit Deutſchlands zur Herrlichkeit erheben kann. Ich würde Baiern und Hanover eben ſo loben, ja ich würde Naſſau und Waldeck loben, wenn ich in ihnen die Fähigkeit gewahrte, den Reigen unſerer Geſchichte zu führen und das Fürſtenthum über die Fürſten und über das Volk zu verwalten. Wir haben die Weltgeſchichte wie in ihrer Geburt geſehen, wir haben die Zeit gleichſam zu ihren Quellen zurückflieſſen geſehen, wir haben in fünfundzwanzig Jahren Jahrhunderte, ja Jahrtauſende vor uns abrollen geſehen, wir haben Gott ſelbſt als den Führer unſerer Schlachten, als den Retter und Befreier mitten unter uns geſehen — und wir ſollten glauben, daß ſo Ungeheures und Gewaltiges geſchehen und ſo Göttliches und Himmliſches offenbart wäre, damit wir nichtiger und elendiger als je wieder hingeſtellt würden, den Franzoſen zum Raube, den Engländern zum Spiel, und aller Welt zum Spott und Hohn? — O daß ich Millionen Zungen hätte für dieſe Eine! daß meine Worte Donnerſtrahlen und meine Gedanken Blitze würden, die in jede deutſche Bruſt einſchlügen und ſie entzündeten! daß ich unſern Schimpf und unſre Schmach, unſre Noth und unſre Gefahr Allen in das Herz brennen könnte! daß ich Alle mit edlem Haß entflammen könnte gegen unſere äuſſeren und inneren Feinde! daß ich Alle mit der Liebe des Vaterlandes entflammen könnte, welcher es endlich unerträglicher würde als der Tod, länger die Jämmerlichkeit zu dulden, daß wir, welche die Stärkſten und Gewaltigſten in Europa ſeyn könnten, als das ohnmächtigſte, dummſte und unmündigſte Volk da ſtehen müſſen! — O du Gott, der uns ſo wunderbarlich von der jüngſten Tyrannei errettet hat, o ihr Seelen der Helden, die ihr droben von den lichten Sternen auf die irdiſche Noth herabſchauet, laſſet uns nicht wieder verſinken in Faulheit und Gleichgültigkeit, laſſet uns nicht wieder werden wie die Steine und Klötze, die kein Vaterland und keine Seele haben. O erhaltet uns den Geiſt der Frömmigkeit und der Tugend, den Geiſt des Stolzes und der Freiheit, womit ihr uns angewehet habt — und die Liſten unſerer

Feinde und die Thorheiten unſerer Freunde werden nicht mächtiger ſeyn, als Germaniens Verhängniſſe. wir werden endlich halten, wornach wir uns ſehnen, ein von fremden Völkern gereinigtes Deutſchland, ein ſtarkes, freies und glorreiches Vaterland. Amen!

Zum Neuen Jahre

1816.

Von

E. M. Arndt.

Tiberius subinde jactabat, in civitate libera
linguam mentemque liberas esse debere.

E Sueton. Tiberius cap. 28.

Köln,
bei H. Rommerskirchen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zum neuen Jahr.

Von

Ernſt Moritz Arndt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Sankt Chriſtoph.

Sankt Chriſtoph war ein Wandersmann,
Und ging die Welt wohl auf und ab.
Es klang in ſeinem Buſen an,
Was ſeinem Herzen Sehnſucht gab:
Von oben kam ein mächtig Treiben,
Er durfte nicht zu Hauſe bleiben.

Er wuchs im Lande Canaan,
Wo unſer Herr für alle litt,
Zu ſtolzer Länge reiſig an,
Die über Rieſenmaaße ſchritt,
Von ſeinen Fäuſten hört man ſagen,
Sie könnten Thürm' und Berge tragen.

Er ſah, zu Hauſe ſtand's nicht recht,
Der feine Schelm war Meiſtermann,
Den Starken machte Geiz zum Knecht,
Den Schwachen ſchirrte Feigheit an.
So wollt' er ſich nicht jochen laſſen,
Drum ging er frühe eigne Straſſen.

Durch viele Reiche nah und fern,
Wohl über Land wohl über Meer,
Er ging ſich ſuchen einen Herrn
In weiter Wandrung hin und her,
Den Jüngling trieb ein groß Entkühnen,
Allein dem Stärkſten wollt' er dienen.

Zuerſt er ſeinen Dienſt verhieß
Dem Kaiſer jenſeits Mohrenland,
Dem folgten, wann's zur Tafel blies,
Zehn Dienerkön'ge flugs zur Hand,
Bei deſſen kleinſtem Wink und Huſten
Zehnhundert Fürſten ſpringen mußten.

Der, dacht' er, iſt ein rechter Herr,
Und dient' ihm treulich manches Jahr.
Bis endlich einer, weiß nicht wer,
Zum Hofdienſt eingeboten war,
Der viel von dunkler Zukunft Zweifel
Und von der Hölle ſprach, vom Teufel.

Kaum daß es nur vom Teufel ſchallt,
Sieht Chriſtoph, wie ſein Kaiſer ſteht
Gleich einem, dem des Schwerdts Gewalt
Am Hochgericht zum Nacken weht,
Er ſieht ihn zittern und erblaſſen,
Und muß den Feigen gleich verlaſſen.

Er ruft: „Dem dien' ich länger nicht,
Sein Meiſter muß der Teufel ſeyn.“
Des lauſchet froh der Höllenwicht
Und ſtellet gleich ſich freundlich ein,
Kommt mit Geſchwänzel und Gewaifel,
Und ſpricht: Hier haſt du mich, den Teufel.

Biſt du der Teufel, ſchlage ein!
Wenn du kein Mann von Fürchten biſt,
So will ich treu dein Diener ſeyn,
Wie einer treu geweſen iſt.
Der Teufel ſtellte ſich gewaltig,
Und Chriſtoph war an Treue haltig.

Das war dem Herrn Beelzebub
Ein Knecht bequem für ſchwarze Kunſt,
Der Berge aus den Wurzeln hub,
Und Seeen goß in Feuersbrunſt,
Geſchickt, des Himmels argem Affen
Zu locken Seelen zum Vergaffen.

Er brauchte das unſchuld'ge Kind,
Das nichts von Lug und Trug verſtand,
Für allen Lügendunſt und Wind,
Für allen bunten Höllentand:
Der Chriſtoph lernte Künſte machen
Zum Seelenfang des alten Drachen.

Denn Satan trug gar fein Gebehr
Und ſtellte ſich gewaltig an,
Als ob ihm nun und nimmermehr
Ein andrer nichts gewönne an:
Der Chriſtoph nahm ihn für den Rechten;
Drum hielt er's aus bei ihm zu knechten.

Doch einſt der Teufel ſich verging
Und kam dem heil'gen Holz zu nah,
Woran ein Bild vom Heiland hing,
Und bebt' und floh, als er's erſah;
Und Chriſtoph ließ den Zagen laufen,
Und ſprach: Der mag ſich Knechte kaufen.

Und an dem Kreuze blieb er ſtehn,
Woran das Bild vom Heiland hing,
Er konnte nimmer hinnen gehn,
So ſehr des Schauens Luſt ihn fing,
Er dachte: Hier wird's endlich frommen,
Hier wird der rechte Meiſter kommen.

Er ſtand drei kalte Nächte durch,
Vom Hunger und vom Durſt gequält,
Er ſtand drei heiſſe Tage durch,
Und hat nicht Tag und Nacht gezählt
Und hat das Trinken und das Eſſen
In Seligkeit des Schau'ns vergeſſen.

Und als erſchien die vierte Nacht
Und Mond und Sterne gingen auf,
Iſt er vom langen Traum erwacht,
Ein Kinderſtimmchen weckt' ihn auf,
Es klang ſo mächtig laut herüber:
Iſt keiner, der mich holt hinüber?

Zum Chriſtoph klang's wie Gottes Wort,
Er nahm ſogleich den Wanderſtab
Und ſauſt' in Sturmeseile fort,
Woher es klang, zum Fluß hinab,
Er war geſchwind hindurch gewatet,
Und hatte kaum die Knie' gebadet.

Und jenſeits er ein Kindlein fand,
Das ſah ſo wunderlieblich aus,
Daß er es gleich mit ſtarker Hand
Schwung auf die Schultern hoch hinaus,
Er lud es fröhlich auf den Rücken,
Und mußte viel zurückeblicken.

Doch als er in das Waſſer tritt,
Da fühlt er ſchwer der Bürde Laſt,
Muß ſtönend ſtützen Schritt auf Schritt,
Als hätt' er Stein und Berg gefaßt,
Auch ſteht mit fürchterlichem Sauſen
So wild das Meer zum Strome brauſen,

Und als er kaum die Mitte hält,
Geht ihm die Fluth bis an den Mund,
Da denkt er: trätest du das Feld!
Gar tückiſch iſt des Waſſers Grund;
Zum erſten Mal in ſeinem Leben
Fühlt er von Furcht ſein Herz erbeben.

Doch ficht es durch der Rieſenheld,
Und als er das Geſtad erreicht,
Die ſchwere Bürde von ihm fällt,
Das Kindlein wird ſo leicht, ſo leicht.
Der Strom iſt wieder ausgefloſſen,
Als hätt' er nimmer ſich ergoſſen.

Und ſtaunend ſieht er um ſich her,
Und ſtaunend ſieht er auf das Kind.
Es ſpricht: Was wunderſt du dich ſehr,
Daß Kinder auch gewaltig ſind?
So wiſſe, fährlich war dein Wagen,
Du haſt den Herrn der Welt getragen.

Und wie das Kindlein dies geſagt,
Wie Licht und Lüfte ſchwebt es fort,
Und Chriſtoph zittert bebt und zagt,
Daß ihm es Mark und Bein durchbebet;
Wie ſoll der Mann die Wonne tragen
Daß er den Herrn der Welt getragen!

Und reiſig macht er gleich ſich auf
Und forſchet nach dem Kreuzesbild
Und nach des Kindleins Lebenslauf,
Das ſo gewaltig und ſo mild;
Und als er alles recht vernommen,
Da hat er ſelbſt das Kreuz genommen.

Und mit dem Herrn, dem rechten Herrn,
Iſt er gezogen weit und breit,
Der Chriſtenheit ein heller Stern
Voll Seligkeit und Heiligkeit,
Und hat das große Heil verkündigt,
Das alle Welt durch Blut entſündigt.

Er hat gelernt, durch Knochenmark
Gewinnt man nicht das Himmelreich,
Durch ſtille Demuth iſt er ſtark,
Durch Lieb und Glauben iſt er reich,
Durch Dienſt der Armen und der Schwachen
Bezwingt er alle Höllendrachen.

Und nach dem langen Pilgerlauf,
Der nicht mehr ird'ſche Kämpfe ſucht,
Thut ihm das Paradies ſich auf,
Die Seele nimmt durch Blut die Flucht,
Er iſt durch Martern und durch Wunden
Des ſtärkſten Herren werth erfunden.

Nun wohl dir, wohl dir, Wandersmann,
Der ſolchen Preis gewonnen hat!
Wohl mancher ſtrebet ab und an
Den langen ſchweren Pilgerpfad,
Und ſucht und ſuchet zum Erblinden
Und kann den wahren Herrn nicht finden.

Wink du's uns von den Himmelshöhn —
Du haſt's verſucht mit manchem Wicht —
Daß wir auch hin nach oben ſehn:
Das unten bleibt und raſtet nicht:
Und ſoll was ſtehen auf der Erden,
So muß es dort gepflanzet werden.

II.

Der neue Phaeton.

Es bläſt ein luſtiger Poſtillion
Ins Horn;
Die Reiſenden ſtehen, und warten ſchon
Auf's Horn;
Der Schwager iſt gar ein mächtiger Mann,
Hat ſiebenmeilige Stiefeln an;
Sein Horn
Das tönet mit einem gewaltigen Klang
Vom Aufgang wohl bis zum Niedergang,
Kein Ton der geht verlorn.
Drum blaſe, muthiger Poſtillion,
Ins Horn, ins Horn!

Er treibt ein fliegendes Viergeſpann
Hallo!
Das wiehert den kommenden Morgen an
Hallo!
Die Nüſtern ſprühen die feurige Gluth,
Die Hufen ſtampfen den freudigen Muth
Hallo!
Sie wittern den fröhlichen Sonnenſtrahl,
Drum wiehern ſie ſchnaubend zum Sternenſaal,
Und muthig rufet der Fuhrmann drein:
Hallo! Hallo!

Es klingt — wie reiſſen die Roſſe aus!
Huſſa!
Wie fliegen ſie über die Welt hinaus!
Huſſa!
Sie überfliegen den ſchnellſten Wind,
Dieweil ſie der Flammen ſo durſtig ſind,
Huſſa!
Und luſtig bläſet der Poſtillion —
Er iſt kein ſchwächlicher Phaeton —
Trara! Trara! Trara!
Er bläſt ein fröhliches Sternenlied:
Trara! Trara!

Doch krächzt es unten dem Flieger nach
„O weh!
„Der Burſche treibet es gar zu jach,
„O weh!“
Das iſt die blöde Philiſterſchaar,
Die mit den drei *) Schneidern im Kriegsrath war,
O je!
Sie prophezeih'n ihm den Untergang,
Er rollet den Himmel ſo friſch entlang —
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
Und ſtäubt den Gaffern Funken ins Aug'
O weh! o weh!

---

*) Das bekannte Mährchen von den drei Schneidern, wie ſie Kriegsrath hielten, um einem Haſen vom Leben zum Tode zu verhelfen, kennt wohl faſt jeder.

III.

Zum neuen Jahr.

Feuriges Leben ſprüht und himmliſcher Urſprung in jenen Samen, ſo weit ſie nicht hemmt die Faulheit verderblicher Leiber. *)

In Helſingland in Schweden erhebt ſich mitten in tiefen Wäldern, den Wohnungen der Elenne Bären und Wölfe, ein runder kugeliger Berg, ſo rund und ſo gleichmäſſig, als wäre er von Menſchenhänden ſo hingegoſſen oder eines jener Werke, welche der Glaube des mittleren Alters Hünenwerk oder Teufelswerk genannt hat: von jener Geſtalt, wie die Hügel, welche unſre Vorderen weiland über die Leichen erſchlagener Helden ſchütteten. Dieſer Berg heißt Guldberget, zu teutſch der Goldberg. Ihn haben die Aſen weiland, als ſie vor langen Jahrhunderten aus Aſien gen Nordweſten zogen, aus den Gebirgen des fabelhaften Tibets und Indiens oder vom Kaukaſus mit hinübergepflanzt und manche leuchtende und ſternige Erinnerung des alten Götterlebens und alle jene unbekannte Weſen, die im Grauen oder in der Sehnſucht der Nacht umwandeln, in ihn hineingelegt; und auch die Schatten der Helden dürfen ihn zuweilen umſchweben. Hier in dem dunkeln und geheimen Schooße der Steine liegt in glänzenden Kammern das Gold

---

*) Igneus est illis vigor et coelestis origo
Seminibus, quantum non noxia corpora tardant.
Virgil.

und das Silber unendlicher Menſchengeſchlechter aufgehäuft, das die alten Götter bis zu ihrer Wiedergeburt den Berggeiſtern zu bewachen überantwortet haben; hier wohnen den langen ſtarren Winter die holdigen Seejungfrauen, die Nixen, bis die Maie grünt und die Konvalle an dem Berghange die weiſſen Aeuglein der Sonne öffnet, wo ſie ſich wieder in ihre Fluthen tauchen und mit dem ſchelmiſchen Neck den Köhlern und Steinbrechern manchen Poſſen anthun, aber mit den Jägern und Hirten im Wachen und Träumen manche liebliche Spiele ſpielen; hier frieren die zarten Elfen, die duftigſten Blüthen der Geiſterwelt, als Regentropfen im November mit Seufzern und Klagen in den Felſenritzen feſt, bis ſie im Maimond, wann der Schnee thaut, mit luſtigem Kichern in Bächen durch Blumen fortrieſeln und ſich im Mond- und Sternenglanz mit ihren feinen ſtrahligen Leibchen um die Auen und Quellen zum luſtigen Reigen zuſammenſchürzen; hier ſitzen in der dunkeln Tiefe die grauen Bergmännlein, die blinden verzauberten Geiſter der Steine und Metalle, traurige Kinder der kalten Nacht und des ewigen Schweigens, das Schrecken und der Tod des Bergmanns, wann ſie die metallenen Glocken der feuchten und unterirdiſchen Schachten ringen, das Grauſen der Menſchen droben, wann ſie im graulichen Zwielicht des Abends oder Morgens durch die Tannen und Birken mit tückiſchem Gelächter hinrauſchen: doch ſelten erſcheinen ſie ſelbſt, ſondern ſenden den Wehrwolf und den Mannwolf und den Luchs den Nachtfunkligen oder die Katze, die mit allen Farben ſchillert und doch nicht getödtet werden kann um die beiden Stunden der Mitternacht — mit dieſen ängſtigen ſie die Menſchen, wann die Augen und Herzen ungewiß ſind. Doch mitten unter dieſen Geſtalten der Freude und des Grauens hat ſich das luſtige und fröhliche Völkchen der Unterirdiſchen angeſiedelt, das das Saitenſpiel und die Freude liebt und den Menſchen freundlich und hülfreich iſt. Dies iſt das Völkchen des gläſernen Berges: die Unterirdiſchen werden ſie genannt, weil ſie meiſtens unter der Decke ſitzen, worauf wir uns oft hoch zu ſtehen gebehrden. Aber nicht das Licht iſt ihnen verſagt, denn durchſichtig iſt die Hülle ihres wunderſamen Pallaſtes, welche aber die blindäugigen Menſchen nicht ſehen können, und hell fallen die Sonnenſtrahlen hinein, und freundlich ſpiegeln ſich der Mond und die Sterne darin; und wann der Frühling kommt und die Bäume und Sträuche grünen und die Blumen blühen, dann ſchlüpfen ſie hervor bei Nacht und verleiben ſich den Blumen ein und den Haſelſtauden und dem Holder und auch andern Sträuchen, aber jenen beiden meiſt, und ſo wärmen ſie die ſchönen Lenzesmonde ihre zarten Seelchen an dem friſchen Lichte, und freuen ſich der Nachtigallen, die da ſingen, und der Lämmer, die da ſpringen, und der Kindlein, die auf den Auen und Hügeln ſpazieren gehen und ſich Blumen pflücken und Kränze winden; und oft laſſen ſie ſich mit den Blümlein gern abpflücken, und von den Kindlein heimtragen, denen ſie des Nachts als Träume wunderſchöne Geſchichten ins Ohr flüſtern, und mit dem Morgenrothe wieder in den Wald ſchlüpfen. Der gläſerne Berg dieſer Unterirdiſchen ſteht mitten in dem Goldberge und iſt durchſichtig durch und durch, und hat die herrlichſten Säle und Kammern, wo das Saitenſpiel und der Reigen immer luſtig gehen. Es iſt aber dieſes Völkchen der Zwerge gar zart und hold, kleiner als die zarteſten Kinder der Menſchen, und ſie können ſich, wie ſie wollen, durch eigene Kraft noch viel kleiner machen. Dies wiſſen die Wenigen wohl, welche die Spuren ihrer Füßchen geſehen haben oder gar bei ihnen geweſen ſind. Sie ſind alle ſchön und freundlich, beides die Büblein und die Mägdlein, und thun den Menſchen nie etwas zu Leide ſondern alles Gute und Schöne, auſſer den Böſen und den Belauſchern verbotener Geheimniſſe, wenn dieſe in ihre Nähe kommen. Dieſe Unterirdiſchen ſind die übriggebliebenen Seelen der Götter und Helden, die noch werden ſollten bei dem nordiſchen Volke, nach dem Glauben der Sage hier feſtgebannt durch ein unbekanntes Verhängniß, ſeitdem der Chriſt in die Welt gekommen iſt und den Strom der alten Göttergeſchlechter verſtockt hat. Doch ſind ſie keine Traurigverworfene, ſondern ſie ſind Fröhlichhoffende und ſpielen das wunderſame Spiel der bezauberten Seelen ſo luſtig fort, bis auch zu ihnen das ewige Heil kömmt und das ernſtere Schickſal, das ſie aus den Leibern der Bäume und Blumen durch die Leiber der Menſchen bis zur ſeligen Verwandelung weiter führt. Sie wiſſen vieles, was im Himmel über uns geſchieht, und alles auf Erden verſtehen und erkennen ſie klar, denn keine Leidenſchaft und keine Liebe und kein Haß, die zu wild verdunkeln, blenden ihnen die hellen Aeuglein. In den heiligen Wochen, welche alle Chriſten feiern, und an den hehren Feſten ſind ſie ganz freigelaſſen, und mögen wandeln über die Erde und zu den Menſchenkindern, wohin ſie wollen. Ihr Wandeln iſt aber unſichtbar und geſchwind wie des Sonnenſtrahls, alſo daß es nicht geſehen, ſondern nur zuweilen gefühlt wird als wie ein Blumenhauch oder ein Kuß der Geliebten oder ein ſäuſelnder Traum, deſſen Lieblichkeit man bei'm Erwachen fühlt aber auch gar vergeſſen hat. Wem ſie ſich aber zeigen wollen an dieſen Tagen, dem ſetzen ſie ihr Käppchen auf und ziehen ihm ein paar gläſerne Schuh an; und dann mag er ſie ſehen, wie ſie ſind. Dann haben ſie oft kleine Knaben und Mägdlein mitgenommen in den gläſernen Berg, die ihnen gefielen, und haben ſie wohl fünf bis ſechs Jahre bei ſich wohnen und aus ihren güldenen Bechern trinken und mit ihnen ſpielen und tanzen laſſen. Und die haben ſie dann, wann die Zeit verfloſſen war, wie lange ſie ſie behalten durften, plötzlich wieder zu ihren Aeltern gebracht und zu ihren Schweſtern und Brüdern, und die haben Wunder und Mährchen zu erzählen gewußt ihr Lebenlang; und ſind Maler und Saitenſpieler und Dichter und Gold- und Blumenwirker und andere künſtliche Leute aus ihnen geworden, aus den Jungfrauen aber gar zärtliche Bräute und Mütter; aber alt ſind ſie ſelten geworden auf Erden von wegen der zu vielen Sehnſucht nach dem Geheimen und Wunderbaren, die ſie bei ihnen bekommen haben. — An dieſen freien Tagen beſuchen ſie auch die Grabhügel der alten Götter und Helden, deren dunkle Schatten Augen und Ohren bekommen, damit die luſtigen Seelchen ihnen für den ſtummen Schlaf der nächſten Monden fröhliche Erinnerungen vergangener Zeiten und Thaten als

Träume zuſäuſeln können; denn nicht völliges ewiges Todesdunkel darf unter ſolcher Erde herrſchen. Aber die höchſten der Götter ſind dann losgebunden aus dem langen ſtarren Schweigen der Finſterniß, auch die im Leben weiland verzaubert und in Steine Seen und Thiere gebannt wurden, dürfen dann ſchweben und leben und umherwandeln und wenigſtens eines geſpenſtiſchen Daſeyns ſich freuen am Schimmer der Sterne. Das iſt aber das höchſte Feſt für die himmliſchen Heerſchaaren und für die Engel und Menſchen und für alles, worin ein geiſtiges Leben wehet — die Nacht, wo der Heiland gebohren worden. Da leuchen alle Sterne bis in die tiefſten Abgründe der Erde, da bekommen alle Steine der düſtern Tiefe Augen, da läuten alle Erze und Metalle mit hellen Glocken den großen Gottesdienſt der ganzen Natur zuſammen, und alle guten Geiſter beten an. Dann um die Mitternachtſtunde ſteht der Berg weit offen wie ein diamantenes Thor eines goldenen Pallaſtes, damit die Götter einfahren können. Und die grauen Aſen kommen, Odin und Thor und Freia und Baldur der Schöne, und erquicken ſich die heilige Nacht an den Spielen der fröhlichen Geiſterchen und feiern auf eine verhüllte Weiſe das große Geheimniß der Erlöſung, deren auch ſie zu ihrer Zeit warten, die längſtgeweſenen. Und um die Stunde, wann es im Oſten grauet und die Hähne zum vierten Mal krähen und die Träume lichter um die Häupter der Menſchen weben — dies heißt aber da unten die Stunde der Weiſſagungen — dann fallen alle Unterirdiſchen auf die Kniee und nehmen die Käppchen ab und falten die Händchen darum, und die Götter ziehen dannen; Odin aber ſetzt ſich auf den Berg und überſchauet mit ahndender Seele die Länder und was die Enkel und Urenkel erfreuen oder erſchrecken wird, und ſein Rabe flattert um ihn und ſingt die Zeichen der Zukunft. Und er hat geſungen dieſe heilige Nacht.

Und ich wollte die Klänge des Raben zu Menſchenworten umſetzen — denn ich verſtand ſie wohl, als mein kleiner Unterirdiſcher aus den neun Bergen von Rambin, wo die Holdſeligkeit wohnt, ſie mir zuflüſterte — aber ich bedachte das Gekrächze und Geſchrei, das die Käuze und Dolen erheben würden ob der Weiſſagung und wie die Götterſprüche durch Schimpf und Tadel verdreht und entweiht werden könnten; und deswegen ſollen ſie nur mit den Rabenklängen durch die Lüfte klingen wie ferne dunkle Laute voll Ahndung und Sehnſucht, bis das andere Jahr kommt und hell ausklingt, was jetzt noch verhüllt ſchweigt. Und das ſage ich allein den Traurenden zum Troſt und den Muthigen zu kühnerer Bemuthigung, daß auch der odinſche Rabe, mit den prophetiſchen Flügeln über dem Goldberge ausgebreitet, das geweiſſagt hat von dem Jahre 1816 nach Chriſti unſers Herrn und Heilandes Menſchwerdung, was wir erſtaunt ſchon vor achtzehn Jahren in den frommen Büchern eines teutſchen Sehers laſen, daß es für Teutſchland und für Europa ein Jahr der Beglückung und Befreiung ſeyn werde. So nehmen wir denn die Bedeutung an, wie Millionen ſie ſich deuten und mit ausgeſpreiteten Armen die Erfüllung vom Himmel flehen: daß dieſes Jahr 1816 uns ein geſegnetes Jahr werde durch Friede und durch Gerechtigkeit, daß in ihm zwiſchen den Herrſchern und den Völkern durch Geſetze das Band der Liebe und des Gehorſams unauflöslich gebunden werde, das durch nichts Anderes gebunden werden kann. Wann dieſes Gebet erhört wird, dann jauchzen die, welche bei Leipzig und Laon und Ligny und beim Schönen Bunde gefallen ſind, über uns in den himmliſchen Chören, dann weinen die einſamen Bräute und Wittwen ſüßere Thränen, und die Mütter ſchaukeln ihre Säuglinge mit Luſt auf den Knieen, und die Väter freuen ſich ihrer Söhne, als die nicht mehr durch den Exercierſtock ſondern durch Worte, wie die Palafoxe *) und Friedrich Wilhelme ſie in großen Nöthen nur ſprechen dürfen, in die hohen Tode getrieben werden.

Es funkelt aber noch ein hellſter Stern über unſern Leiden und Freuden, über denen, deren Gebeine ſchon unter dem Raſen ruhen, und über uns, die ſich noch des irdiſchen Lichtes freuen: der Stern, der alle Weiſſagungen der Heiden ſtumm und alle Chriſten zu Sehern gemacht hat, der Stern des ewigen Heils, zu dem die Hirten anbeten kamen und die Weiſen aus Morgenland Weihrauch und Myrrhen brachten. Zu dieſem Stern, der in dieſen feſtlichen Tagen einſt über den Erdball aufging, müſſen wir ſchauen, zu ihm, der dreifaltig leuchtet in dem Vater dem Sohn und dem Geiſte, müſſen wir die fröhlichen Blicke wenden, Gott muß der Anfang und das Ende ſeyn. Er muß doch alles

---

*) Man erinnere ſich des Aufrufes dieſes hochherzigen Spaniers an ſeine Landesleute, als die Franzoſen ſie um die Freiheit bekriegen wollten.

machen und vollbringen, und er macht und vollbringt auf das herrlichſte, was wir in blinder Ungeduld oft ſo gern anders gewollt haben. Wir haben es wohl gelernt in den letzten Jahren, daß er es gemacht und vollbracht hat, wir haben wohl erkennen gelernt, daß er recht in der Mitte geweſen iſt, daß er die Thorheit in Glück und die Blindheit in Weisheit und die Liſt in Untergang verwandelt hat. So dürfen and wollen wir ihm auch für die Zukunft vertrauen, der feſten Zuverſicht, daß er das Volk nicht verlaſſen noch verſäumen wird, das ihn nicht verläßt und verſäumt.

Und nun nach dieſem für uns und für alle recht herzlich gemeinten Neujahrswunſch zur Einleitung des Jahrs einen kurzen Blick auf die nächſte Vergangenheit und Zukunft.

Bei dem Wageſtücke dieſes Blickes, wobei unſerer Seele Großes vorüberwandelt, geſunkene Thronen, gefallene Helden, gewaltige Verhängniſſe und Verwandelungen und Wiedergeburten der Völker, die aus der geheim waltenden und ſchaffenden Nacht der Zeiten hervorſteigen, könnten wir auf etwas ganz Kleines hingewieſen werden, nemlich auf unſer eigenes weniges Selbſt. Wir müßten uns vielleicht ſo weit anblicken, ob wir auch das Recht haben umherzublicken, oder nur aufzublicken: wir könnten dabei in eine recht ernſthafte Betrachtung nach kantiſchen Grundſätzen über den Blick, den Blickenden und das Angeblickte verwickelt werden. Aber weil von ſich ſelbſt reden widerlich und verhaßt iſt, ſo ſchieben wir das Kleine zurück, und werfen einen Blick auf das Ganze, der einzelnen Streite und

Hader um unſer perſönliches Nichts und um jedes perſönliche Nichts unbekümmert. Wahr bleibt doch wahr, und ein getroſter und ſich keiner Falſchheit und Tücke bewußter Muth läßt dieſſeits und jenſeits nicht zu Schanden werden.

Es iſt ſeit dreißig Jahren ein großer Kampf der Ideen, woran alle Mitlebende den lebendigſten Antheil genommen haben und nehmen. Wir haben oft den Glauben aller Beſſeren ausgeſprochen, daß in ſo großen Bewegungen und Strebungen der Gemüther kein Ungefähr waltet, ſondern der ewige und in den Tiefen der Geſchichte und Offenbarung alles bereitende Gott. Wir haben auch darüber mit allen edlen Zeitgenoſſen oft geklagt, daß das, was an ſich recht und wahr iſt und immer bleiben wird, durch verbrecheriſche Menſchen bis zum Gräuel entweiht iſt. Wir ſcheuen uns nicht, hier noch einmal zu ſagen, daß die meiſten der Grundſätze, welche die erſte Volksverſammlung Frankreichs im Sommer des Jahrs 1789 aufſtellte, die Anerkennung der ewigen Zeit und Geſchichte haben. Aber es fehlte denen, die ſie ins Leben einführen ſollten, an Tugend und Einſicht und an jener Mäſſigkeit, ohne welche nichts Politiſches Feſtigkeit gewinnen kann. Der Leichtſinn und die Verruchtheit haben ſie durch die Anwendung geſchändet und den Dienern und Verkündigern der Willkühr und Tyrannei und der dumpfen und thieriſchen Dummheit dadurch gegen das unſterbliche Recht und die unüberwindliche Wahrheit Waffen geſchärft, welche vor jener Zeit faſt ſtumpf gehauen waren. Was aber die Menſchen gefrevelt haben, dafür können die Grundſätze nicht. Denn was iſt nicht entweiht worden auf Erden durch

Frevel und Heilloſigkeit der Menſchen? Hat nicht die chriſtliche Religion ſelbſt, die heiligſte kindlichſte und mildeſte, unheiligen und wilden Leidenſchaften der Menſchen oft zum traurigen Vorwande dienen müſſen der Herrſchſucht und Grauſamkeit? hat man ihrem Munde, der alles beſänftigen, befriedigen und beruhigen ſollte, der ſich nur für fromme Liebesgrüße und Liebesküſſe öffnen ſollte, nicht ſogar Wolfszähne und Hyänenzähne eingeſetzt? — Alles wird ſchlecht und gemein, wenn die Menſchen, die es gebrauchen, ſchlecht und gemein ſind. Aber Unrecht haben diejenigen, welche bei ſtillen und gehorſamen Völkern da Gefahr zeigen wollen, wo bei unruhigen und meuteriſchen Völkern allerdings leicht Gefahr iſt. Die Teutſchen, wenn ſie billiges Recht und feſte Geſetzlichkeit der politiſchen Verhältniſſe anſprechen, können ſich auf ihre Geſchichte berufen, auf zwei Jahrtauſende, die ſie als ein treues, redliches und gehorſames Volk offenbart haben. Sie werden mit Mäßigung und Ordnung um dasjenige bitten, was ſich nicht zurückweiſen läßt, weil die Zeit und die Noth und alle Gefühle und Gedanken der Menſchen es unabweislich fordern; ſie werden ruhig und ehrerbietig darum handeln und theidingen mit den Herrſchern, und aus der Mitte der verſchiedenen Anſprüche und Bedürfniſſe wird der ſchönſte Neugebohrne dieſes Jahrs 1816, der geſetzliche und ſichere Zuſtand, hervorgehen, der alle beruhigt und ſichert. Denn die Thore eines neuen Zeitalters ſind weit geöffnet; alle fühlen, was alle bedürfen, alle haben die unendliche Gewalt begriffen, welche die Zeiten und Geſchichten der Völker beherrſcht und vor welcher Fürſt und

Bettler im Staube anbeten müſſen: ſie heißt Gott und Geſetz. Im frommen und treuen Sinn können heilige Bande zwiſchen den Herrſchern und den Beherrſchten, welche ſeit Jahrhunderten zerriſſen waren, nur wieder verknüpft werden; und welche Rücktreibungen auch von einigen verſucht werden, die alles Blinde und alle Blindheit Glück und Ehre der armen Sterblichen nennen, ihr Treiben wird ihnen nicht gelingen. Die Zeit iſt auf immer vergangen, wo ein Korporal mit dem Uebungsſtocke und ein Thorbeſucher mit dem Spüreiſen von dem Bauer und Bürger als gewaltige Ausflüſſe der höchſten Macht angeſtaunt und gefürchtet wurden. Die Menſchen ſind ſo weit mündig geworden, daß ſie das Edlere ſehen und verehren wollen, das Würdigere und Menſchlichere.

Es ſind in der bewegten Zeit, worin wir leben, und welche die Herzen und Geiſter in Freude und Leid fürchterlich aufgeſchüttelt hat, allerdings auch der Unreinen und Schlechten genug erregt, welche, wie es bei allem Irdiſchen und Menſchlichen zu geſchehen pflegt, auch mit dem Heiligſten und Größten tändeln und gaunern. Es giebt der Abentheurer und Gaukler genug beides mit dem Degen und mit der Schreibfeder, welche ſich an jede große Begebenheit, jede auſſerordentliche That und jeden berühmten Namen hängen und ſie mit ihrer eigenen Elendigkeit beſchnautzen und beſchmeiſſen. Wie nach dem Ausſpruche eines Kirchenvaters die Fliege kein weiſſes Papier und der Teufel keine reine Seele leiden kann, ſo ſind dieſe Abentheurer und Gaukler immer gerührig und geſchäftig, dem Bedeutenden das Ihrige anzuhängen. Wem ſind dieſe nicht begegnet, die mit dem Schall großer Verbindungen und Geheimniſſe durch die Welt ziehen und Namen und Perſonen umhertragen, die durch ſolches leichte Geflügel aber nur auf Augenblicke entweiht werden können? Wie ſollten ſich dieſer bei uns in Teutſchland nicht viele finden in dem Mittelpunkte Europa's, da man an den äuſſerſten Enden unſers Welttheils, in Stockholm, Petersburg, Konſtantinopel, auf ſie ſtößt? Flaches und erbärmliches, aber den Guten und der Sache der Guten keinesweges ganz ungefährliches Volk, weil es mit dem Maule ſehr friſch iſt, und weil die Menge immer ein gutes Theil von dem bei ſich aufnimmt, was das loſe Maul herumträgt. Dieſes Geſchlecht, die ſogenannten Ritter vom Blumenfelde, welche nach den Turneien kommen und die Splitter der Speere und Degen der Helden aufleſen, wird ja immer ſeyn und darf auch in Gottes beſter Welt nicht fehlen, wo unter Roſen und Lilien der Schierling und unter Nachtigallen und Lerchen Spatze und Aaskrähen Platz und Leben finden. Wie es Wechſelreiter giebt, die auf den Glauben guter Häuſer ſo lange reiten, bis ſie ſich feſt reiten, ſo giebt es immer eine Menge Seiltänzer und Luftreiter, die auf großen Namen und Thaten wie auf geſtohlenen Pferden lange ungeſtraft durch die Welt galoppiren und Leute, die an langer Weile leiden, mit wunderſamen Neuigkeiten und Gerüchten erquicken.

Wer in der Zeit, die wir die letzten zehen Jahre verlebt haben, nicht taub und blind geweſen iſt, hat dieſe leichte Schaar immer zu Pferde gefunden. Aber wenn Manche der Eigenen ſo geſündigt haben, ſo haben wir doch am meiſten und nicht erſt ſeit den letzten zehen Jahren, über die Wälſchen zu klagen, die unſre Wiſſenſchaft und Geſchichte ſeit Jahrhunderten ſchon als eine überſpannte Verrücktheit oder matte Narrheit dargeſtellt haben. Sie wußten, wie leicht wir uns was einbilden laſſen, und wie viel ſie für ihre heilloſen Entwürfe gegen das teutſche Reich dadurch gewinnen konnten, daß ſie uns unſere Tugend und Begeiſterung, ja unſern Zorn für das Vaterland als eine Tollheit oder Verworfenheit ſchilderten. Sie wußten, die teutſchen Nachbeter würden nicht fehlen, die gedankenloſen Büchermacher und Bücherrichter, welche das Volk gewöhnt haben, alle Worte, die von den Wälſchen kommen, als ein Evangelium anzunehmen und weiter zu verbreiten. Dies Uebel, wogegen immer noch ſo vielen tauben Ohren gepredigt wird, war ſchon lange vor den Zeiten des Korſen Bonaparte und vor jenen Tagen des Unheils, wo die politiſchen Betrachtungen Ausſprüche und Anſichten, in welchen die Talleyrands, Marats, Bachers und Benzel uns ihre Weisheit zu Tage legten, als pythiſche und unvermeidliche und unumſtoßliche Götterſprüche verehrt werden mußten. So iſt es bis auf den heutigen Tag, und in manchen teutſchen Landen ſcheint es, als ob nur die Glocke bei uns angezogen werden dürfe, die zuerſt in Paris geklungen hat, als ob wir allein von den pariſer Zeitungsblättern lernen können, wie es um uns und um unſere Politik ſteht. Es iſt dies ein demüthigendes Bekenntniß für uns nach ſo großen Siegen; aber es iſt nur zu wahr. Unſre Cenſoren ſcheinen denſelben Glauben zu haben, durch welchen die teutſchen Diplomatiker den wälſchen immer untergelegen haben. Was pariſer Blätter verkündigen, davor hat jeder Cenſor die Ehrfurcht, daß es in allen teutſchen Zeitungen ohne Anſtoß und Schaden, ja mit Erbauung geleſen werden mag; teutſche Gedanken und Anſichten dürfen wenige Schreiber haben, weil wenige Cenſoren ihnen den Paß geben. Wer dieſe franzöſiſchen Blätter ſeit dem Frühlinge 1813, wo der König von Preuſſen all ſein Volk in die Waffen rief, mit Andacht und Erbauung, und vor allem mit Glauben, geleſen hat, dem kann es nicht zweifeln, daß es für ganz Teutſchland ein ſehr trauriges und für Preuſſen ein ſehr bedenkliches Ereigniß geweſen iſt, daß man die Menſchen durch die That den Beweis hat führen laſſen daß ein gewaltiges Herz, das für Gott, Herrſcher und Vaterland entflammt iſt, gewaltige Dinge empfangen und gebähren kann, ja daß die napoleoniſche Tyrannei vielleicht glücklicher geweſen wäre, als dieſe großartige Freilaſſung. Ja hier, wo die Franzoſen den Teutſchen zum erſten Mal ein Uebergewicht geiſtiger Empfänglichkeit öffentlich zugeſtehen, warnen ſie vor den Gefahren, ein der Begeiſterung ſo empfängliches Volk die kühne Götterſpeiſe der Freiheit ſo ungehindert einſchlürfen zu laſſen: denn nach der langen Entbehrung würden ſie ſich gieriger darin berauſchen. Aber man braucht nicht bis zum Frühlinge des Jahrs 1813 zurückzugehen, man braucht nur die wälſchen Flugblätter und Zeitungen zu leſen, die ſeit dem Julius des verfloſſenen Jahrs in Frankreich gedruckt ſind, um zu lernen, wie es den Franzoſen um die Ruhe, ja um den Schlaf Teutſchlands ein Ernſt iſt, und wie ſie rathen, die erquickten Geiſter, nachdem ſie ihren Dienſt gethan, wo möglich alle mit Einem Schlage todt zu ſchlagen, ſo wie manche Bienenväter die Bienen mit Teufelsdreck und Schwefel todtſchwälen, wann ſie die Stöcke gefüllt haben. Dieſes Gleichniß paßt ja um ſo beſſer, je mehr nach einigen eine gute Monarchie der Bienenhaushaltung ähnlich ſeyn ſoll. Im Journal des débats und in mehreren andern Zeitſchriften iſt es ſonnenklar erwieſen, daß Bonaparte weiland nicht Unrecht hatte, wenn er die menſchlichen Gedanken für ein heilloſes und den Herrſchern ſehr läſtiges Ding hielt, wenn er in ſeinem Katechismus mit großen Buchſtaben drucken ließ: Gott verehren und den Kaiſer verehren iſt ganz einerlei Dienſt, wenn er meinte, Bücher, wie der Tacitus und Thucydides geſchrieben, müßten von dem Erdboden vertilgt werden, und Tacitus habe die reine Tugend des großen Tiberius und Nero verleumdet; wenn dieſer hohen korſiſchen Herrſcherſeele däuchte, in dem Exercierreglement, in ſo vielem Latein, als zum nothdürftigen Verſtändniß des Corpus juris und der Vulgata hinreicht, in ſo vieler Mathemathik, als wodurch man das Feld meſſen eine Gegend aufnehmen und eine Schanze abſtecken kann, ſey der einzige Fünftelſaft aller menſchlichen Kenntniſſe enthalten, und was darüber, das ſey vom Uebel. Dieſe weiſſagenden ſibylliſchen Blätter haben das Innerſte der teutſchen Herzen erkundet und daraus ſolche teutſche Schickſale geweiſſagt, daß uns vor Erſtaunen und Furcht die Haare zu Berge ſtehen und daß wir beſtürzt uns ſelbſt fragen, ob wir bei Sinnen ſind, daß wir nicht entdecken können, was jene an ſo vielen Zeichen ſehen und faſt auf Jahr und Stunde vorherzuſagen wiſſen:

Nach ihnen ſind alle teutſche Jünglinge, die als Studenten den Rock der Freiwilligen angezogen haben, nicht nur von Herz und Sinn Jakobiner, nein ſie ſind alle gebohrne Jakobinerhauptleute, ſie ſind alle Mürats und Napoleons und träumen von nichts Wenigerm, als von Kaiſerſtühlen und Königsthronen. Dieſe Wuth hat nichts Anders verſchuldet, als die verwünſchte und verderbliche klaſſiſche Erziehung auf den teutſchen Schulen und Univerſitäten, als die Narrheit einiger teutſchen Gelehrten, die alten Sagen, Ritterbücher und Lieder wieder aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorzuwühlen, wodurch den Knaben und Jünglingen die Köpfe angebrannt werden; am meiſten aber hat der Schiller dieſe tollen Flammen angefacht, ein Dichter, den deswegen jede gute teutſche Regierung unter Schloß und Siegel legen ſollte: es giebt keinen teutſchen Schüler und Studenten, der nicht die Fantaſie hat, einmal als ein Räuber Mohr auszuziehen oder als ein Wallenſtein nach der Feſte zu gukken, von welchem Sterne ihm eine Krone herabfallen werde. Das beherzigt, ihr Könige und Fürſten und gebraucht einige von den unſchuldigen napoleoniſchen Mitteln.

Alſo nichts als junge Räuber Mohre und Wallenſteine die jetzigen teutſchen Jünglinge, nichts als wildſchweifende und halsbrechende Gedanken in ihten verbrannten Köpfen? Freilich ein wenig kraus und bunt mag es hie und da darin wohl ausſehen; aber ſo Tolles und Verbrecheriſches iſt mir noch aus keinem teutſchen Kopfe begegnet, geſchweige aus dem eines Jünglings, wo alles wohl heiſſer und lebendiger zu ſeyn pflegt, als in alten Köpfen, aber auch reiner und unſchuldiger. Das aber wollen wir gern geſtehen, daß die teutſche Jugend, aus der Bahn des Gemeinen und Gewöhnlichen herausgeſchnellt, allerdings weniger Gemeines und Gewöhnliches zeigt, als noch vor zehen Jahren. Und ſoll man ſich darüber wundern, oder ſoll man gar davor erſchrecken, da Aehnliches Männern und Frauen mit grauem Haar begegnet iſt? Die teutſchen Jünglinge ſind durch eine wunderbare und gewaltige Geſchichte aufgeregt, ſie haben die auſſerordentlichſten Begebenheiten mit ihren Augen geſehen, ſie haben die ungeheuerſten Thaten erlebt und mitgethan, wo ſie oft nur durch die Macht, die von oben alles regiert, Sieg und Glück erklären konnten; auſſerdem ſprudeln alle Geiſter, die wie Winde Gottes durch die Zeit wehen und brauſen, in ihren Herzen am lebendigſten und feurigſten — Was Wunder, wenn ſich hier Manches auf die Oberfläche des Lebens hinauswirft und daß hie und da Strudel erſcheinen, wo ſonſt nur Bläschen geſehen wurden? Die Jünglinge ſind in bedrängter, angſtvoller und erwartungsvoller Zeit erwachſen; ſie haben, wie alle Jugend (und darum auch das immer jugendliche Weib) ahndungsreich iſt, manche Entwickelung der Zeit früher ſchon in verborgener Bruſt geleſen; ſie haben ſo viel Wunderbares und Groſes gehört, Manches ſelbſt erlebt; die Thaten und Heldengeſtalten der Vergangenheit und der Gegenwart umſchweben und umleuchten ſie; die groſſen Aufgaben und Kämpfe des Zeitalters tragen ſie wie friſche und blühende Keime in ihren Herzen, und auch manche dämmernde Bilder künftiger Tage ſehen ſie mit einer Hellſichtigkeit, wofür die meiſten Aelteren lange erblindet ſind. Ein altes teutſches Sprichwort ſagt: Junges Wort leichtes Wort. Darum ſoll man nicht die Worte der Jugend wägen ſondern die Thaten und die Herzen. Ihre Anſichten und Gedanken ſchreiten freilich nicht ſo feierlich daher wie Rathsdiener mit der ſteifen Haarpeitſche in abgemeſſener und nüchterner Ordnung, ſondern wie die jungen und feurigen Roſſe ſetzen ſie wohl häufig über Schlagbäume und Gräben weg und machen den ſtillen Leuten, die ſtrax auf der Straſſe fortgehen wollen, eine augenblickliche Unbequemlichkeit und Verlegenheit. Aber das iſt es auch ſchier all, wie gern die Franzoſen uns auch das anhängen mögten, was bei ihnen einigen weiland Korporalen und Stallknechten eingefallen iſt. Unſere Geſchichte führt gegen dieſe franzöſiſche Beſchuldigung den beſten Beweis für das Gemüth unſeres Volkes, Teutſchland hat ſo viele verſchiedene Lande und Fürſtenthümer; wo iſt, ein paar theologiſche Fanatiker ausgenommen, je ein Privatmann aufgeſtanden, deſſen verbrecheriſche Hand nach Sceptern und Kronen gegriffen hätte? Man weiſet auf den Wallenſtein, aber der dunkle Mord hat ſeine Entwürfe verhüllt, und noch heute hangt droben an ſeinen ungewiſſen Sternen, was er gewollt hat.

Aber freilich ein höherer und kühnerer Geiſt, eine gediegenere und feſtere Art in Thun und Reden, bei den feurigeren Naturen auch etwas Geflügeltes und Begeiſtertes, was die kalte Nüchternheit des Auslandes nicht faſſen kann, zeigt ſich unverkennbar bei der teutſchen Jugend, bei vielen auch eine durch Gottes Wunder erweckte und genährte Frömmigkeit, die den Menſchen in jedem Alter, am meiſten aber in den blühenden Jahren, den Schein eines höheren und ſtolzeren Daſeyns giebt. Wäre das nun Jakobinismus (oder mit welchem verrufenen Worte in us und ismus ſie es benennen wollen) ſo könnten wir die teutſchen Jünglinge davon freilich nicht weiß brennen; ſie müßten den Stämpel davon ſchon an der Stirn tragen.

Ich ſprach eben davon, wie der Jugend eine gewiſſe Hellſichtigkeit inwohne, vermöge welcher ſie die innere Tiefe der Dinge und das noch verhüllte Dunkel der Zukunft viel klarer durchſchauen, als oft Graubärte, die auf Erfahrung und Weisheit pochen. Aber ungeachtet dieſer Hellſichtigkeit des Großen und Allgemeinen, was das Herz entzündet und ſeine Richtungen und Wege oft ſo herrlich führt, muß ihr für die einzelnen Dinge, die der Menſch mehr durch die Uebung des Lebens lernt, und für die Bedeutung und Behandlung derſelben die Sicherheit fehlen, welche das reifere und beſonnenere Alter giebt. Da mag ihr lange das Maaß gebrechen, ſo wie für die Wägung und Bezeichnung der Dinge die gemeſſene Gebühr der Worte, worauf die nüchternen Jahre ſich oft ſo viel einbilden, da ſie bei ſo vielen Sterblichen doch nur die Armuth und Kälte des Herzens bezeichnet. Wenn man der dithyrambiſchen Jugend jeden kühnen Blitz des Gedankens und jedes brauſende Wort anrechnen wollte, beſonders in tief bewegter Zeit; wenn man alle Träume und Bilder mächtiger Gefühle, die in den jungen Buſen hin und her wogen, wie ſtehende Lettern geträumter und abgebildeter Thaten ſetzen und dann in einem weiten Zuſammenhange abdrucken und deuten wollte, welche Wallenſteiniaden mit allerlei andern Abentheuerlichkeiten würden da herausſpringen! Wahrlich wenn ich mit dem Journal des debats und mit andern franzöſiſchen Blättern in einer ſympathetiſchen und brief- und herzwechſelnden Verbindung ſtände, ich wollte ihnen Briefe und Geſpräche teutſcher Studenten und Freiwilligen zum Beſten geben, die alle berühmte Namen des Zeitalters, alle große Feldherren und Staatsmänner mit in ſich einflechten ſollten. Und doch waren es nichts weiter als Dithyramben, Spiele mit hohen Bildern, Thaten und Namen, woran die fröhliche Jugend eben ihre leichtgefiederten Träume hängt.

Und ich muß hier noch Eines ſagen, obgleich ich faſt unwerth bin davon zu ſprechen. Ueber das Kreuz iſt geſpottet worden, das höchſte chriſtliche Zeichen, welches die teutſchen Jünglinge in hoher Bedeutung trugen. Leichtfertige Menſchen und Völker nehmen auch das Heiligſte als einen Tand oder höchſtens nur als ein nützliches Mittel äuſſerlicher und weltlicher Zwecke; ihnen iſt die Religion höchſtens ein Zuchtmittel weltlicher und bürgerlicher Ordnung, ohne welches die Menge ſchwerer zu leiten wäre. In dieſem Sinne ſagte im Frühlinge 1813 ein gewiſſer Stabsoffizier: Wenn es ſo fortgeht, werden ſie uns alle Soldaten zu Betbrüdern machen. So hat es aber der teutſche Herrſcher nicht gemeint, der ſeinen Kriegern dieſes große Zeichen gab; ſo haben es viele von denen nicht gemeint, welche deſſelben froh ausgezogen ſind, für das Vaterland zu ſtreiten; ſo haben es ſegnende und betende Väter, Mütter, Schweſtern und Bräute nicht gemeint, als ſie die geliebten Ausziehenden zum letzten Male umhalſeten. Es ruhen viele wackere Jünglinge und Männer unter der kühlen Erde, die Gott und dem Vaterlande die Schuld bezahlt haben; es weinen viele Aeltern mit einſamem Alter, viele Bräute mit einſamer Jugend um theure Gefallene; aber in Mitten ihrer Thränen leuchten funkelnde Hoffnungen gen Himmel auf: ſie glauben, daß jene die Kronen erfochten haben, die auch jenſeits des Grabes grünenden Kronen, beſſer als alle wallenſteiniſche Sterne ſie geleiten. Es leben auch viele, die nach ausgeſtrittenem Kampfe wieder heim ziehen mit dem Glauben, ihnen habe ihr Glaube geholfen, der Herr habe den Sieg gegeben, weil ſie auf ihn alles ſetzten. Ich kenne ja ſo viele der Herrlichen aus allen Landen und Zungen des Vaterlandes, die wie die Kinder in den Krieg gegangen ſind, mit Unſchuld und Hingebung an Gott und wie die Kinder heimgekommen ſind, blühender in Glauben und Hoffnung und inniger und lebendiger in Muth und Begeiſterung: rechte Krieger Gottes, weil ſie geglaubt haben in einem gerechten und heiligen Kriege ins Feld zu ziehen. Auch dieſe werden freilich kein Bild eines ehemaligen napoleoniſchen Leibwächters, eines gewöhnlichen Soldaten zeigen. Aber wer wagt in dieſen ſtillen und frommen Seelen verbrecheriſche Anſchläge vorauszuſetzen deswegen, weil ſie mit einem nicht gemeinen Geiſte getränkt ſind?

Dies und Aehnliches ſind Erſcheinungen, in aller Zeit bei der Jugend hervorleuchtend, am meiſten aber in ſo auſſerordentlicher Zeit, die ganz aus dem gewöhnlichen Maaße herausgeſchritten war und nicht ſogleich wieder in das ebene und bequeme Geleis der Gewöhnlichkeit zurückgeführt werden kann noch darf. Ja ſo allmächtig ſind die Gefühle und Bewegungen, die ſonſt nur das Jüngſte mit voller Gewalt zu ergreifen pflegen, daß auch viele Aeltere dadurch wieder zu Jünglingen geworden ſind. Daß wir durch Uebertreibung, ja durch Ausſchweifung zu dieſen gehören, haben uns viele Bücherrichter geſagt, beſonders in den Literaturzeitungen, die als ordentliche Löſchanſtalten für das zu brennende Feuer des heiſſen Teutſchen zu betrachten ſind. Man ſollte beinahe glauben, daß dieſe Sprützenmeiſter des heiligen römiſchen Reichs alle in Holland ſtudiert haben, weil Holland wohl das einzige Land Europa's iſt, wo man einen heißen Menſchen ſprichwörtlich einen teutſchen Hitzkopft nennt; aber nach glaubwürdigen Nachrichten ſind die meiſten von ihnen nicht weiter als Leipzig und Göttingen gekommen. Dieſe barmherzige Löſchgeſellſchaft gießt ihr laues oder kaltes Waſſer (das wir aber bisher wirklich mit einem rechten ſtarken Hundsrücken abgeſchüttelt haben) beſonders auf zwei ſogenannte heiſſe Sünden, weswegen ſie fürchtet, daß wir einmal in die Hölle fahren. Und nicht um ihrentwillen, die da eben ſo wenig von ihrer Thorheit zu bekehren ſind, als wir von dieſen beiden Sünden, ſondern anderer guten Seelen wegen, die uns bisher noch für keinen lebendigen Höllenbrand gehalten haben, erklären wir uns hier noch einmal ganz kurz über dieſe beiden Sünden, die wir aber zum Theil mit recht hohen Potentaten, die wir neben unſerer Kleinigkeit nicht nennen dürfen, gemein haben.

Die Sünden heißen die Germanomanie und die Aufwiegelung gegen die kleinen Fürſten Teutſchlands.

Was ſie unter Germanomanie meinen, das könnten wir ſchwer wiſſen, wenn wir das Wort nicht häufig in franzöſiſchen Blättern fänden, die alles als Wuth und Empörung ſchelten, was an die einzige Unübertrefflichkeit ihrer Landsleute in allen Künſten und Tugenden zu zweifeln wagt, und wenn wir nicht neulich geleſen hätten, daß ein Jude über Germanomanie ein Buch geſchrieben hat. Da hat der beliebte Gegenſatz uns die Bedeutung aufgehellt, daß die Germanomanie den Zweifel an der allgemeinen Vortrefflichkeit der großen wälſchen und hebraiſchen Nationen bedeutet; und dieſen Zweifel haben wir freilich immer gehegt. Ueber unſer eigenes Volk aber, die Germanen, nach welchen unſre heilloſe Wuth benannt wird, haben wir, wenn wir ehrlich genaue Rechnung halten, uns bis jetzt wahrlich mehr in Klagen und Thränen als im Jauchzen und Lob ergoßen. Unſre Vorliebe für unſer Volk iſt übrigens etwas alterthümlich, wie die jüdiſche Hoffarth und der wälſche Dünkel. Wir bilden uns auf den Namen Teutſch etwas ein, weil wir in Sagen und Liedern hören, daß unſer Stammvater Teut hieß. Das mag immer eine etwas romantiſche Dichtung ſeyn; ſie däucht uns ein wenig luſtiger, als die lange nach ihrer muthigen Fabelzeit entſtandenen Namen Preuſſe, Oeſtreicher, Baier. Und es muß Millionen meiner Landsleute ſo dünken, weil dieſer gemeinſame Schall trotz aller Noten, womit die Sprützenmeiſter dieſe Begeiſterung beſprützen, in den letzten Jahren faſt romantiſche Wunder gethan hat. Wir ſind (und das iſt vielleicht der Anfang einer Sünde) ein bischen verliebt in den alten Namen, und bitten deswegen täglich und ſtündlich zwei Dinge von Gott, daß er in Polen nie eine Judenverfolgung aufkommen laſſe, und daß in Frankreich nicht eine zweite Dragonade werde. Denn ein paar Millionen Juden mehr und noch ein paar hunderttauſend Franzoſen, und es wäre aus, auf ewig aus mit aller Germanomanie und auch mit jenem heiligen furor tedesco, von welchem vor 300 Jahren ſchon die Macchiavelli erzählten.

Unſere zweite Sünde, die Aufwiegelung gegen die kleinen Fürſten, die wir treiben ſollen, tragen wir gar leicht; denn unter unſre Laſt ſchieben ſich ſo gewaltige Atlaſſe, die ſie auf ihre Rieſenſchultern nehmen, daß wir als die unſchuldigen Zwerglein unter ihren Füßen hinſpazieren und unter dem Schatten ihrer Majeſtät noch ſo leidlich durchkommen: es müßte denn an uns das alte Schickſal erfüllt werden, was ſoviel von dem Unterſchied der Großen und Kleinen zu melden weiß. Viele Sprachklauber nehmen, wie man weiß, die Worte Aufwiegeler *) und Aufwickeler als gleichbedeutend, was wir freilich nicht zugeſtehen, aber hier doch gebrauchen können. Unſre Beſchul-

---

*) Aufwiegeler ſollte man ſchreiben: Aufwigler, (der zu Hader und Krieg reizt) von Wig: Krieg, Streit.

diger weiſen auch durch ihre Ungründlichkeit, daß ſie mit den Franzoſen und Juden zuſammenſtecken; ſie haben ſich nicht verſehen, welche hohe Häupter und welche gewaltige Friedenſchlüſſe wir für die Aufwickelung anführen können: ſonſt hätten ſie ſich wohl ein wenig bedacht, daß ſie keine Löwen aufwecken, indem ſie eine Maus todtſchmeiſſen wollen. Die Aufwickelung kleiner Fürſten und Fürſtenthümer konnte von ſo unbedeutenden und kleinen Menſchen, als wir und unſers Gleichen ſind, nicht in Schwung gebracht werden; ſie hat gar großes Anſehen und alte Verjährung für ſich. Wie viele ſind ſchon vor 170 Jahren im Frieden zu Münſter und Osnabrück aufgewickelt! wie viele zwanzig dreiſſig Jahre ſpäter von Ludwig dem Vierzehnten! wie viele vor fünfzehen Jahren im Lüneviller Frieden! Endlich kam der große Obermeiſter der Aufwiegeler und Aufwickeler der Länder und Fürſten, Napoleon Bonaparte; und wie hat der aufgewickelt und zuſammengewickelt! und wie viel beſſer hat er die Aufwickelungen zu verblümen verſtanden! Die Berufung auf ihn könnte nun freilich jetzt etwas morſch ſeyn; aber der Pariſer Friede und Wiener Kongreß haben alle Aufwickelungen und Zuſammenwickelungen ſeiner Ordnung beſtätigt; und wer will gegen ſo hohes Anſehen etwas wagen oder den Gedanken der Aufwickelung gar als ein Verbrechen hinſtellen? Wir andere ehrliche Leute haben es mit den kleinen Fürſten wirklich viel beſſer gemeint, als die großen Atlaße, die unſre Ankläger gar nicht zu ſehen ſich gebehrden, was doch offenbar ein großes Verbrechen gegen die ſchuldigſte Ehrfurcht iſt. Denn was wir von Sünde an uns haben, ſelbſt der Gedanke der

Sünde, wenn es ja eine iſt, haben wir von ihnen gelernt. Wir bildeten uns ein, eines von beiden ſey das Rechte, entweder alle aufgewickelte teutſche Reichsfürſten Reichsgrafen Reichsfreiherren und Reichsſtädte wiederherzuſtellen, wie ſie im Jahr 1792 beſtanden, oder wenn die unvermeidliche Zeit des Aufwickelns ja da ſey, die übrigen Kleinen auch zuſammenzuwickeln, wie zu ihrer Vermehrung ihren Brüdern und Vettern von Napoleon und den Geſamterben ſeiner Politik geſchehen iſt. Wir bildeten uns ein, und viele recht wackere Männer thaten das mit uns, daß ihnen wieder abzunehmen und zur Stärkung des allgemeinen Reichs anzuwenden ſey, was Napoleon ihnen ſeit den Unheilsjahren 1805 und 1806 beigelegt hatte; daß ſie vor allen Dingen von der ſie erdrückenden Laſt der Suveränetät zu erleichtern ſeyen, die ſie nicht tragen können. Kurz wir haben wahrlich keine ſchlimmere Aufwiegelung gegen die Fürſten gemeint, als die gegen die von Oettingen, Fürſtenberg, Wied u. ſ. w. geübt iſt, und die mit einem ſehr weichen Namen *das Mediatiſiren* genannt wird. Dieſe Art leidlicher und allmäliger Untergang, wobei man doch noch auf Schlößern und Herrlichkeiten wohnt, iſt das Aufwickeln, was ſo vielen Fürſten und Grafen in Schwaben Franken und am Rheinſtrom, was ſo vielen Erzſtiftern, Stiftern und Reichsſtädten, was der ganzen Reichsritterſchaft und dem ganzen goldenen Buche zu Venedig widerfahren iſt. Und wir meinen es wirklich gut mit den kleinen Fürſten, wahrſcheinlich beſſer, als die für ihre Suveränetät ſtreitenden; denn ſichere Abhängigkeit däucht uns glücklicher, als unſichere Herrſchaft.

Es iſt eine ſtreitende Zeit, worin wir leben. Uns däucht das kein Unglück; Streit iſt immer beſſer als Schlaf. Nachdem der groſe Feind des menſchlichen Geſchlechts niedergeſtritten worden, wird der Streit wenig blutig ſeyn, obgleich ein Poſtillion, der mich den verfloſſenen Frühling zwiſchen Granſee und Fürſtenberg fuhr, es ganz anders meinte. Er fing von den tollen Hunden an, die das vorige Jahr und auch den Winter noch in der Mark gewüthet hätten; dann ſagte er ganz bedenklich, als wir bei der Morgendämmerung zwei Schaaren Krähen aus verſchiedenen Winden gegen einander fliegen und krächzen ſahen: Dat is ooch keen gut Zechen, un ſe ſeggen ooch, dat Water is in ene Beek bargan geflaten, un dartoo de velen dullen Hunde: dat bedüdet Krieg; de Bondepart iſt't nich alleen. Und dergleichen erbauliche Geſpräche und Anwendungen machte er mehrere. Nun hat es dieſes verfloſſene Jahr ſich wieder wüthig genug gezeigt, und wenn die Beſtien Prophetengabe haben, was ſollen wir denken? Allenthalben ſind dieſe übergefloſſen, wie die wüſten Waſſer, wo man ſie ſonſt kaum ſah. Eine Menge wüthender Wölfe um San Remo, ja vor den Thoren Ferraras; ein reiſſender Wolf bei uns vor Koblenz; eine Art Hyäne im Jura gemeldet; und nun vor ein paar Monaten gar ein Panther bei Vittoria in Spanien, wo der Wellington mit den Franzoſen etwas pantheriſch umgeſprungen iſt. Wir wollen hoffen, daß dieſe Zeichen ſich bloß auf den Streit der Schreibfedern beziehen, der keine ſo tiefe Narben durch die Länder und Völker zieht als das Eiſen, wemit der Krieg die Zeichen ſeiner ſchrecklichen Gegenwart in die Welt gräbt. Streit und Hader der Meinungen kann ja nie ſchaden, ſondern iſt das einzige rechte Mittel, Recht und Wahrheit zu ſchlichten und zu richten. Aber der Streit iſt übermüthig und unziemlich, klagen und verklagen Manche. Das iſt freilich ein Uebel, das von aller Freiheit und Lebendigkeit unzertrennlich iſt: nur wo der Tod und die Faulheit wohnen, da iſt es immer ganz ſtill und friedlich. Dieſer Streit der Meinungen muß ja ſeyn, er iſt nothwendig, ja er iſt wohlthätig, wie die Stürme des erſten Frühlings, damit das Eis zerbrochen und alle faulen Dünſte des langen Winterſchlafes weggewehet werden. Er wird von ſelbſt ſchweigen und ſanfter und ſtiller werden, wann ſich der trübe und wolkige Himmel abgeklärt und die teutſche Erde durch feſte Ordnung und redliches Geſetz eine ſichere und beſtimmte Geſtalt gewonnen hat. Wann der volle Frühling fertig iſt, wann die kahlen Bäume ihr Laub und alle Stängel ihre Blumen haben, dann binden ihre zarten Ausdünſtungen die wilden Lüfte und ſtatt der Stürme hauchen leiſe Weſtenwinde über die entzückte Welt hin. Nur ſtrenger Froſt bindet die wilden Sauſer, glücklicher bindet ſie der linde Frühlings- und Sommerhauch, Wir bekennen offenherzig, daß uns die Feſſeln des Froſtes nicht behagen, ſondern daß wir des Frühlings und Sommers warten, welche in Freude und Liebe alles beruhigen werden.

Viele verklagen uns, wir ſauſen mit den wildeſten Stürmen. Das ſchadet nicht, ſondern iſt ganz recht; die Welt wird ſchon urtheilen, ob unſer Athem Peſthauch oder erfriſchende Luft bläſt. Was liegt überhaupt an dem Einzelnen? Die Sache, um welche geſtiftet wird, die iſt das Große. Jeder wehre ſich gegen die Ankläger ſeiner Haut oder gebe ſie preis, wie ſein Herz ihm gebeut, und troſte ſich ſeines Schickſals, wie er beſt kann; was dem ein Leichtes iſt, der ſich einzeln in dem Ganzen ſo unbedeutend anſieht, wie eine Mücke, die durch einen Donnerſtrahl Jupiters, der eine Eiche fällen will, zufällig mit erſchlagen wird. Wir haben kein Recht zu zürnen, wann wir ſtreiten; es wäre kleinlich diejenigen wieder zu verklagen, die uns gern mit ſolchen in Berührung bringen mögten, welche weitreichende und fernhintreffende jupiterſche Fäuſte haben. Es giebt für jeden nach ſeinem Maaße und Gemüthe ein Höchſtes und Freieſtes, was er ſucht, und Mancher iſt durch Manche für jenes *Freie Höchſte* angewieſen, wo zwiſchen Himmel und Erde die letzte ätheriſche Schaukelung gemacht wird, der darum ſeinen Glauben an eine über alles hinausſtrebende und über alles unſterblich lebende und leuchtende Hoheit und Freiheit der Geiſter nicht aufgeben kann. Der Geiſt läßt ſich nicht binden durch Befehle und Beſchlüſſe von Miniſtern, aber er wird immer gebunden durch Gerechtigkeit, Hoheit und Kraft der Regierungen; nur daß man ihm ſeinen Aether droben gebührlich offen laſſe. Die Franzoſen, die jetzt komplimentiren, wie ſie unter Napoleon komplimentirt haben, gebehrden ſich, als ſeyen fünfundzwanzig Jahre nicht faſt ein ganzes Menſchenalter; ja viele gebehrden ſich, als ſeyen dieſe fünfundzwanzig Jahre nie da geweſen. Beſonders klingen ſie viel von der Nothwendigkeit, *die Ideen zurückzu-*

führen *) O des eitlen Unterfangens und leeren Geſchwätzes! Ideen laſſen ſich ſo wenig zurückführen, als Winde, die hingebrauſt, und Sonnenſtrahlen, die fortgeſchoſſen ſind. Alles Irdiſche und alle irdiſchen Triebe des Menſchen mag man durch die volle Krippe ſtillen; die Geiſter ſtillt man nur durch die zarte himmliſche Speiſe der Freiheit. Ideen mag man nicht anbinden wie die Oechslein und Eſelein; wer ſie nicht mit Sonnenſtrahlen zu füttern wagt, von deſſen dunklem Leben und Regiment entfliehen ſie und laſſen die Dummheit und Knechtſchaft als Maſtvieh an der Krippe wiederkäuen.

Ja alle Ideen, die jetzt feindſelig und haderiſch mit einander ſtreiten und kämpfen, werden unten auf Erden ſtiller werden und bloß oben in den Lüften in ihren erhabenen Spielen ſcherzen, wann die Wünſche und Gebete eines redlichen und gehorſamen Volkes erfüllt ſind, wann die Fürſten ſie erhören, wie Gott ſie erhört hat. Das teutſche Volk bittet, ja es flehet ſeine Herrſcher und Fürſten um Rechte und Geſetze, um Verfaſſungen und um Landſtände. In dieſen ſieht es die einzige Wiederaufrichtung und Wiederherſtellung der Länder, ſeine Bürgſchaft für das Glück der Zukunft und für die Befriedung der Gegenwart; aus dieſen hofft es die Beſtätigung und Beſiegelung der Liebe und Treue zwiſchen ſich und dem Herrn, jenen frommen und ſtillen Geiſt des Gehorſams, welcher der Majeſtät verdoppelten Glanz und dem Mitbürger den ſtolzen Muth giebt, mit dem Vaterlande und dem Könige zu ſtehen bis in den Tod. Daß die Stimmen, welche ſich über

---

*) De ramener les idées.

dieſe größte Angelegenheit der Völker und der Herrſcher vernehmen laſſen, vielfach ſtreitig und verworren ſind; daß es in wenig Köpfen ſo hell iſt, daß ſie wiſſen, was ſie wollen und was ſie wollen dürfen und wollen können; daß unter den leichten Truppen, von welchen wenige auf apolliſchen Schwanenfedern, ſondern die meiſten auf Gänſekielen beritten gemacht ſind, bei den Plänkeleien und Scharmützeln der Vorpoſtengefechte zuweilen wohl ein Unfug vorfällt; daß ſie und die Aaskrähen aller bewaffneten Schaaren, was zur Garküche und Marketenterei und Nachzügelei gehört, rechtliche und ſtille Leute, die ſich mit der Zeit auf Leibrenten geſetzt haben, und früh zu Bett gehen und eben nicht zu früh aufſtehen, weil ihre Augen das Morgenlicht nicht vertragen können, häufig im Schlafe ſtören und auch wohl an Thüren und Fenſtern zuweilen ein Geklingel machen — das ſoll man ja nicht zu hart anklagen, weil es in allen ſtreitigen und lebendigen Zeiten unvermeidlich iſt, ja weil dieſer kleine Krieg nothwendig iſt, damit endlich ein bleibender Friede gegründet werden könne. Unbequem iſt es freilich, aber alles Leben iſt ein unbequemes Ding denen, die bloß eſſen und trinken und ſchlafen wollen. Und die große Zeit, in welcher wir leben, bedünkt ſolchen wie ein ewiger Krieg, welche ſtill ſtehen wollen in der allgemeinen Bewegung. Sie ſtehen, wie jener horaziſche Eſel im Sturm und Regen mit hangenden Ohren hinter dem Zaun ſtand, in ſich hinein gekrümmt und verdroßen, denn ſie fuhlen wohl, daß die Winde, die über alles hinwehen und mahnend rufen Mit! Mit! ihnen die Haare und Federn von hinten recht unleidlich aufgeweht haben.

Es heißt ja chriſtlich und menſchlich: Hier ſuchen wir's, dort werden wir es finden. Unſer Leben währt kurz und fliegt wie ein Schatten dahin, der nicht mehr geſehen wird, wann die Sonne untergegangen; wir ſind Pilger und auch die Staaten ſind nur Pilgerſchaften, und die Kaiſer Könige und Fürſten, die Hirten der Völker, ſind die Patriarchen und Aelteſten, welche mit dem Kreuze und den heiligen Fahnen dem Zuge voranſchreiten und ihn führen. Das Leben ſoll ein unaufhörliches und unermüdliches Streben ſeyn zum Beſſeren, der Staat ſoll ein ſolches Streben ſeyn: das Vollkommene werden beide nie erreichen. Wir wiſſen nicht, welche Gefühle und Gedanken die Schaafe und Eſel haben, wann ſie in ſich gekehrt mit den halb geſchloſſenen Augen ſo ſtill da ſtehen und vor ſich hin gaffen; aber unſere Gedanken und Gefühle wiſſen wir. Was die edelſten und beſten der Sterblichen von jeher bewegt und entzündet hat, was als hohes Wort und hohe That alle Gemüther auch der Hörer in Flammen ſetzt, das kann kein wüſter Wahn noch wilder Traum ſeyn, das muß dichteſt und innigſt mit den tiefſten Wurzeln unſers Daſeyns verwachſen, das muß das Leben ſelbſt ſeyn. Die Bilder der Freiheit und des Geſetzes ſind eben ſo Urbilder des menſchlichen Herzens, als es die Bilder Gottes und der Seligkeit ſind: ſie ſind ein Theil unſerer himmliſchen Verlaſſenſchaft, ſie ſtammen von oben, von Gott. Nur wo das Wort und der Gedanke frei iſt, wo die Heiligkeit des Geſetzes alle ohne Unterſchied gleich ſchirmt und ſtraft, da iſt Gehorſam, da iſt Liebe bis in den Tod, da iſt die höchſte Majeſtät der Könige und Fürſten, deren beiliger Abglanz auch die niedrigſten Hütten durchleuchtet und die kälteſten Herzen erwärmt. Was wäre das Ringen und Streiten auf dieſer Erde, was wäre alle die Mühe, Arbeit und Noth der hartſeligen Menſchen, wenn ſie nicht nach ſolchen Gütern trachteten? wäre ſie beſſer als das Schwärmen der Mücken und das Kreiſeln des Geſchmeißes, das heute ſo luſtig in der Sonne ſpielt und morgen vom erſten Winde weggewehet wird? Nur dieſes geiſtigen freien Lebens Athem und Feuer iſt Leben dem, der es gefühlt hat; nur für dieſes Leben haben von jeher die Tapfern und Muthigen geſtrebt. Was bewundern wir an den großen Seelen, deren Gedächtniß Lichtſtreifen durch die Geſchichte und Blitzſtrahlen durch die Herzen der ſpäteſten Enkel zieht, als das Ringen um dieſes höchſte Gut des Daſeyns? Wo dieſe Luft wehet, da blühet die Welt und die Menſchheit in Stolz und Freude; wo die Willkühr herrſchen und entſcheiden darf, da kann der Raum von hundert Meilen Breite und Länge ein ſo enges und ſtummes Gefängniß ſeyn, als eines von ſechs Fuß Länge, das der Kerkermeiſter oder Todtengräber aufſchließt und zuſchließt.

Und nun nach dieſen Betrachtungen zuerſt einen Blick auf unſer Vaterland und dann einen Blick auf die Länder umher, welche am meiſten in den Kreis der lebendigen Bewegung der Zeit fallen.

Teutſchland.

Sey mir gegrüßt in deinem beſcheidenen Siegeskleide, geliebtes Vaterland! ſey mir gegrüßt, heilige germaniſche Erde! Land der Treue und Redlichkeit! Land der Tapferkeit und Freiheit! und — ſchönſter Name — Land der Chriſtlichkeit und Frömmigkeit! O meine Wünſche und Gebete für dich mögten dich umhalſen und ſegnen, wenn ich würdig wäre des großen und treuen Landes und Volkes. So wandle denn deine ſtille und fromme Bahn hin — du haſt ſie dir ritterlich wieder frei gekämpft und von den Ungeheuern und Räubern gereinigt — wandle deine Bahn in Freuden und Frieden, teutſches Volk, und ſuche mit Gehorſam und Standhaftigkeit Ordnung und Zucht, aber das Blanke und Eitle verſchmähe ewig, weil es Knechtſchaft und Unglück bringt. Bleibe bei dir, bleibe dir treu, bleibe bei deinem Lande und in deinem Lande, und nimmer blicke gierig nach Ländern und Gütern, die dir nicht gehören dürfen. Ein gräßliches Unglück iſt die Sklaverei, die ein Volk unter Fremden duldet; nicht viel kleiner iſt das Unglück, wenn ein Volk Fremde dienſtbar macht: wer ſo Herr ſeyn will, der endigt immer damit, daß er Knecht wird. So bewahre dir denn Gott, der ſich wieder als dein Gott erwieſen hat, den Sinn der Mäſſigkeit zur Tapferkeit, den Sinn des Gehorſams zur Gerechtigkeit, und dein Leben wird unvergänglich blühen unter den Völkern.

Es hatte uns das vergangene Jahr ein ſchönes glänzendes Siegeskind gebohren, und wir freueten uns und jauchzeten, denn wir gedachten bei uns, wie ſtark und kräftig es werden und welchen leuchtenden und lieblichen Lohn es dem Vaterlande bringen würde für die ſchweren Geburtwehen, die es ihm verurſacht hatte; und wir beteten und ſorgten und ſegneten und pflegten es, daß es leben mögte und wachſen und gedeihen durch die Länge der Jahre. Aber Gott gefiel es anders, und das Kind gedieh nicht, denn es kam in die unrechten Hände und erhielt immer andere Ammen und Wärter und Hüter, die es leichtſinnig und liederlich und einige auch wohl boshaft und tückiſch behandelten; denn wäre es in den Händen geblieben, die bei ſeiner Geburt zur Welt am meiſten geholfen hatten, es wäre wohl ein herrlicher Jüngling und ſtattlicher Mann geworden. Aber Fremde haben es hinterliſtig weggeſtohlen und entführt und es Seiltänzern und Kunſtmachern zu allerlei unnatürlichen Gaukeleien und Verdrehungen der Glieder vermiethet. Und ſo iſt es denn unter ſorgloſer und habſüchtiger Hut ein bleicher und ſchwächlicher Kümmerling und Kränkling und Krüppel geworden; ja einige ſagen, daß es gar geſtorben iſt. Solange wir nun meinten, daß an dem Kinde Hoffnung war, obgleich wir es in der nicht rechten Pflege und Hut wußten, bildeten wir uns ein, es könne durch ſeine geſunde und friſche Natur, die Gott ihm als Angebinde mit auf die Welt gegeben hatte, wohl noch alle Uebel und Gefahren, womit es umgeben und bedroht war, überwinden, es könne auch wohl, wie es oft geſchieht, den gewiſſenloſen und gierigen Seiltänzern entlaufen und wieder in eines ehrlichen Mannes Hände kommen, der es zur Tugend und Luſt und Wonne der Seinigen erzöge und ausbildete. Und ſo lange es ſo ſtand zwiſchen Hoffnung und Furcht, fürchteten und hofften auch wir im bangen Wechſel, und erkundigten uns unter der Hand fleiſſig nach ihm, und theilten unſern Freunden die Trauer und die Freude redlich mit, die wir hatten. Da uns nun aber die ganze ſchöne Hoffnung verdorben oder gar todt iſt, ſo machen wir es billig, wie der König David weiland, als der Herr ihm ſein geliebteſtes Söhnlein weggenommen hatte, wir thun die Trauer von uns, und ſalben unſern Leib mit friſchem Oel und klären unſere Augen mit friſcher Freude; denn das ewige Trauren iſt zu nichts nütze und verfinſtert das Licht in dem Haupte und verſtockt die Kraft in den Herzen und Fäuſten. Denn was geſchehen iſt, das iſt aus des Menſchen Macht heraus, und da muß er ſich Gottes tröſten und ſagen: der droben weiß alles am beſten, es iſt gut, weil es ſo geſchehen iſt.

Ja das glänzende Siegeskind, eines der leuchtendſten, die den Germanen je gebohren wurden, iſt auf eine traurige Weiſe von uns entwendet und um ſeine Geſundheit, und, wie einige meinen, gar ums Leben gebracht. Es hat vielen teutſchen Menſchen, die ſich ſeiner Geburt mit einer wahrhaftigen und begeiſterten Wonne freuten, nachher gar tiefes Leid bitteren Kummer gemacht. Da es nun aber einmal geſchehen iſt und da Wiederherſtellung oder Wiederbelebung unmöglich iſt, ſo wäre es thörigt die benarbten Wunden wieder aufzureiſſen und das beſänftigte Leid wieder aufzufriſchen. Wir wollen alſo andern die undankbare Mühe überlaſſen, den eigentlichen Dieben und Verkrüpplern des Strahlenkindleins nachzuſpüren, und uns lieber zu dem Friſchen und Lebendigen wenden, woran ſich die Hoffnungen unſerer Zukunft hängen können.

Da fallen die Augen unſerer Zuverſicht und Liebe von ſelbſt auf den größten Staat des Vaterlandes, auf Preuſſen, das den Reihen der teutſchen Geſchichte in dem verliedenen Jahre wieder ſo glänzend geführt hat, und das wir mit Millionen Teutſcher ſegnen mögen, wie Iſrael einſt ſeinen Sohn Juda geſegnet hat: (ſ. Geneſ. 49. 8. ff.)

»Juda du biſt es, dich werden deine Brüder »loben, deine Hand wird deinen Feinden auf dem »Halſe ſeyn, vor dir werden deines Vaters Kinder »ſich neigen.

»Juda iſt ein junger Löwe. Du biſt hoch ge»kommen, mein Sohn durch große Siege: er hat »nieder gekniect und ſich gelagert wie ein Löwe und »wie eine Löwin — wer will ſich wider ihn auflehnen?

»Es wird das Scepter von Juda nicht entwen»det werden noch ein Meiſter von ſeinen Füßen, bis »daß der Held komme; und demſelben werden die »Völker anhangen«

Preuſſen hat mit Muth und Blut den Sieg errungen und bezahlt; es hat dem alten Drachen, der ſich wieder erheben wollte, die Zähne aus dem glühenden Rachen gebrochen, es hat ihn mit fliegender und kühner Jagd bis in ſein Lager verfolgt und ihm dort den Nacken zertreten. Dies war die erſte nothwendige Arbeit des Schwerdtes.

Preuſſen hat nachher, als mit den Schwerdtern des Mundes und der Schreibfedern die zweiten ſchwereren Schlachten der Unterhandlungen gewonnen werden ſollten, für ſich und für das ganze teutſche Vaterland würdig das Wort geführt; und daß wir nicht zum zweiten Male beides ohne Ehre und ohne Lohn aus Paris und Frankreich herauskomplimentirt worden ſind, das verdanken wir am

meiſten, ja faſt allein, dieſer Macht. Die Ehre haben wir diesmal gerettet, unſere Feinde haben fühlen gelernt, daß ſie beſiegt und gedemüthigt ſind; um den Lohn ſind wir wieder betrogen. Preuſſen, das aus Wien nicht ohne Tadel gekommen war, iſt diesmal aus Paris mit Ruhm geſchieden, und hätten die mächtigſten teutſchen Höfe mit dieſer Treue und Innigkeit für das gemeinſame teutſche Vaterland geſorgt und gearbeitet, wir hätten auch den Preis unſrer Siege, unſre alten Gränzen des Reichs, davon getragen. Redlich offen, treu dem Vaterlande und der unverkäuflichen und unvertrödelichen Ehre des teutſchen Namens iſt das preuſſiſche Kabinett geſtanden und beſtanden bis ans Ende — und dies verbürgt ihm künftiges Glück und künftige Ehre.
Die meiſten andern, am meiſten die, welche die
durch diplomatiſche Künſte lange abgedroſchenen Ti-
tel und Namen von Anſtand und Schicklich-
keit der Politik, von Rückſichten gegen
die Herrſcher, von Vergeßen und Verge-
ben vergangener Uebel und Sünden, von
Verſöhnung der Völker und andere ſol-
che Ueberaußigkeiten und Wunderſam-
lichkeiten immer voranhielten und am meiſten
und lauteſten im Munde führten, haben doch, wie
nachher erſchienen iſt, das Glück und Werk Gottes
und
durch
ſich für die Gegenwart ihre Profitchen gemacht und
für die Zukunft einige aufgeſpart. Preuſſen hat faſt nichts für ſich gewonnen, weil es die Sache und die Zeit zu groß hielt, als daß es auf ſchlangigem Wege hätte erſchleichen oder im trüben Waſ-

ſer erfiſchen ſollen, was offen und redlich erſtritten und gewonnen werden mußte, oder gar nicht. Preuſſen hätte ſehr vieles, vielleicht durch die Stellung, die es zu Frankreich und zu den Partheihäuptern hatte, von allen das meiſte gewinnen können, wenn es die Idee und den Namen Teutſchland, wie leider andere gethan haben, als ein hier unbequemes und hinderliches Ding zur Seite geſchoben und ſich als eine ſogenannte europäiſche Monarchie, (wie viel kleinere teutſche Königthümer gern von ſich klingeln) als das Königreich Preuſſen, hineingeſtellt und durch die verſchiedenen Verhältniſſe durchgedrängt und durchgewickelt hätte. Preuſſen hat ganz das Rechte und das Ehrliche gefaßt, es hat auf keine Weiſe auſſerhalb Teutſchland ſtehen gewollt. Dieſe Treue und Redlichkeit hat ihm im ganzen großen Volke Liebe und Achtung gewonnen: weil es für alle Teutſche das Recht gewollt hat, vertrauen ſie ihm als der Macht, die es einmal gewinnen wird. Preuſſen, nachdem es auch hier ehrlich gekämpft hatte, durfte vielleicht ſagen: Es war nicht mehr zu erlangen; andere haben es auch geſagt, die nicht wollten, daß es erlangt würde.

Preuſſen ſteht groß da durch ſein Glück und ſeine Siege, durch den lebendigen und friſchen Geiſt ſeiner Bewohner, durch die Hoffnung und das Vertrauen der Völker, durch die Liebe und Treue des teutſchen Namens, und durch die gewaltigſte Königin des Lebens, durch die Meinung. Aber wahrlich mehr iſt auch ſeine Macht in der Meinung, als in der Wirklichkeit. Preuſſen iſt eine lange und ſchmale Milchſtraße, die hell durch den ganzen ge maniſchen Himmel hinläuft von einem Ende bis zum andern, worin einige Sterne entdeckt und beſchrieben ſind, die andern noch wie kleine unbeachtete Nebelflecke, auf keiner Himmelskugel verzeichnet, unter der Maſſe der leuchtenden Welten wie Sandkörner hingeſäet liegen. Für Preuſſen brach ein ſchönes lichtes Morgenroth an, es ſah den Wagen ohne Führer herauffahren, ſprang zu und erfaßte mit edler Kühnheit die Zügel, und hat die feuerſchnaubenden Flügelroſſe drei ſiegreiche Jahre gelenket. Nun iſt der Morgen hell geworden und viele die noch gern ſchlafen wollen oder die wie Murmelthiere und Bären das kalte und lichtloſe Dunkel lieben, ſchreien: »Es iſt des Lichtes zu viel, »es verblendet uns, es verbrennt uns, es ſtört dem »ganzen Staate die Ruhe und dem Könige den »Thron — ausgeſpannt! ausgeſpannt! Laßt andern »verwegeneren Händen das gefährliche Fuhrwerk; »die Noth wird erſt kommen, wann es mehr bergan »geht, und vollends, wann bergab, da reiſſen die »wilden Sonnenbeſtien uns ganz in den Abgrund.« Wir hoffen nicht, daß dieſen bangen und faulen Schreiern und Warnern geglaubt und gefolgt werden wird. Wenn Preuſſen die ſonnenluſtigen Feuerroſſe andern Händen übergäbe, das Viergeſpann zu dem hohen Mittag hinaufzutreiben, ſo würde bald auch der letzte matte Nachglanz des Frühroths, das über ihm ſo leuchtend aufgieng, erbleichen, und die kalte und dunkle Nacht würde bald alles bedecken und allen Ruhm und alle Freude in ihren ſtarren Tod begraben. Dieſer Staat ſteht nun einmal auf der Stufe, daß er ohne kühnes Wagen und freies Wollen nicht beſtehen kann; und wirklich wo iſt der dickſte Staat, der ohne ſolches beſtehen mag? Preuſſen muß ſeinen bildlichen Adler, der über ſo vielen großen Thaten und Siegen die jauchzenden Flügel geſchwungen hat, auch wirklich darſtellen, es muß wagen in die hellſte Sonne zu ſehen. Durch Licht, durch Geiſt, durch jene ſtolze und feurige Kraft, welche die Geiſter lockt und gebiehrt, iſt es alles; durch die Meinung iſt es groß und herrſcht, durch den Glauben hat es ſeine Siege erfochten und den umgeſtürzten Stuhl der Herrlichkeit wieder aufgerichtet. Wenn es, wie es voran ſtehet und voran ſtreitet, auf dieſer Bahn der einzig unvergänglichen Größe muthig fortſchreitet und ſich um das Geſchrei und Gekrächze rechts und links ſo wenig kümmert, als Adler auf Krähen und Eulen und andere kauzige Vögel der Finſterniß achten, ſo wird es in Teutſchland einen ſonnigen Olymp des Ruhms und der Freiheit aufrichten, um deſſen Glanz die Fürſten und Völker des Vaterlandes ſich verſammeln und gegen deſſen unzerbrechliche Felſen alle unſre Feinde mit vergeblicher Wuth ſtürmen werden. Der Weg iſt gezeigt, er iſt betreten, Preuſſen wird keinen andern zum Ziele laſſen; denn leer und hirngeſpinſtiſch ſind die Aengſten und Schrecken derer, die bei jeder Kühnheit zittern und Ach und Zeter ſchreien. Das teutſche Feuer iſt nicht lodernd und flackernd und verzehrend, nein es iſt ſtill und tief und mild, aber mit warmer gediegener und allbelebender Gluth nachwirkend wie alter Wein. Und hat nicht Preuſſen zwei Darſteller jener rechten teutſchen Kraft, die zugleich alt und jung, grün und reif iſt? die zugleich Blüthen und Früchte trägt? ſeinen grauen Feldmarſchall, den friſchen und gewaltigen, und ſeinen grauen Staatskanzler, den adelichen und furchtloſen? Und ſtrahlt nicht über dem Ganzen, beſänftigend und beruhigend, die Majeſtät des Königs, des ernſten gerechten und tapfern? Dieſer Zeichen getroſt wollen wir glauben, daß die feurigen Sonnenpferde, die dem Mittag entgegen wiehern, hier ihren Lenker finden werden.

Und auch Oeſtreich grüßen und ſegnen wir mit treuem Herzen, der alten Zeiten gedenkend und der langen Herrſchaft; und viele Millionen teutſcher Menſchen grüßen und ſegnen es mit uns: denn teutſche Treue und Liebe hat lange Wurzeln und läßt ſich nicht leicht ausrotten. Das aber wünſchen wir am meiſten, daß die habsburgiſchen und lothringiſchen Herren der Quellen nicht vergeſſen, woraus ihre Herrſchaft aus kleinen Anfängen ſtill ausgefloſſen und endlich zu einem brauſenden Weltſtrom geworden iſt. Mögten ſie doch bedenken, wo die ſicherſte Treue iſt, und ihre Herzen nicht zu ſehr auf das Unzuverläßige und Fremde wenden!

Und viele haben uns und andere ehrliche Leute ausgeſcholten, daß wir nicht alle Poſaunen des Lobes und Dankes angezogen haben, daß wir nicht gejauchzt haben über den Friedenſchluß, den ſie den glücklichſten und glorreichſten nennen, den Teutſchland nur je habe erlangen können; ſie haben es undankbar, abſcheulich, ja meuteriſch gefunden, daß man an dem zweiten Pariſer Frieden noch irgend etwas zu tadeln habe. Beſonders haben ſie uns Federleſern es als ein entſetzliches Verbrechen ausgelegt, daß wir die höchſte Mäſſigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit, und Gegenwart und Zukunft wägende, alle

Feindſchaften verſöhnende, alle Kriege und Getümmel Europas wenigſtens für ein halbes Jahrhundert vertilgende Klugheit der Unterhändler nicht genug bewundert und geprieſen haben. Dies ſchreiben gewiſſe Blätter recht von oben herab im halb vornehmen diplomatiſchen Gleißnerton, als wenn ſie allein recht hoch auf den Spitzen des Olympus und Parnaſſus ſäßen und mit allen Göttern und neun Muſen bei jeder Sitzung mit zu Rathe gingen; dabei laſſen ſie unter der Hand verſtehen, ſie faſſen auch ſo ein wenig mit an dem Scepter, und können denen, welche mit andern Augen zu ſehen und mit andern Tönen zu ſprechen wagen, wohl einen kleinen Verdruß damit machen. Aber o eitle Spiegelfechtereien! ſo bindet man den Leuten nichts mehr auf, ſo laſſen ſich die Zeitgenoſſen nicht mehr ſchrecken. Vieles iſt unfrei geblieben und noch nicht geworden im teutſchen Reiche, wie es werden ſollte, aber das wird ein gutes und gehorſames Volk ſich nicht mehr nehmen laſſen, daß es über ſein Leid klagen und ſprechen darf. Was uns unter der wälſchen Tyrannei das Schlimmſte und Unerträglichſte dünkte, daß wir wie die ſtummen Hunde das Maul halten mußten und doch nicht halten konnten, das werden eingebohrne Fürſten und ſogenannte amtliche und vertraute Blätter, die wie Zauberer und Hexenmeiſter die innerſten Gedanken der Herrſcher wie durch eine gläſerne Decke ſehen, uns nicht gebieten wollen. — Und die Lächerlichkeit, daß einzelne Menſchen als die Weiſen und Alleinwiſſenden thun wollen, da etwas, was wir freilich nicht erklären können, was aber wirklich da iſt, alle Menſchen, auch die nicht ſchreiben und leſen können, zu Wiſſenden gemacht hat! Nein bildet euch nur nichts ein, auch die tief unten am Parnaß und Olymp ſtehen, wiſſen was in der Welt vorgeht; ſie wiſſen, daß nicht das Rechte vorgegangen iſt, daß für Teutſchland nicht der rechte Friede gemacht iſt, daß Teutſchland bei allen herrlichen Verkündigungen und Auspoſaunungen der einzige Staat iſt, der ſeit zwanzig Jahren ungeheuer verloren hat, der Ausplünderungen und Ausleerungen an Geld und Vermögen gar nicht einmal zu gedenken, von deren Kapital uns die Franzoſen jetzt kaum die Zinſen bezahlen. Wie ich oben ſagte, unſre Ehre haben wir diesmal wiedergewonnen, aber noch nicht unſer Recht und Gut, und das weiß und fühlt in Teutſchland jetzt der Bauer und Tagelöhner ſo gut, als der feinſte diplomatiſche Spitzkopf, der zum Polybius oder Machiavelli allenfalls Noten ſchreiben könnte.

Sie beten uns vor, und viele glauben es auch, es ſey der ſogenannte Status quo von 1792 wieder hergeſtellt, ja ſie beweiſen uns, daß wir mit den kleinen Gränzpapierſchnitzelchen an der Queich und Saar ungeheuren Zuwachs und Entſchädigung und welche Befeſtigung unſerer Gränzen! erhalten haben. Es iſt aber eitel Tüncherei und Gleißnerei, und die That iſt ganz anders. Große Landſchaften, mehrere Millionen Seelen haben wir verloren ſeit jenem unſeligen Jahre, das die politiſche Artigkeit und Schicklichkeit jetzt zu ihrem Normaljahre gewählt hatte, und ein paar Streifchen von unſerm eigenen, von unſerm geraubten Lande, mit einigen Zehentauſenden Seelen giebt uns Frankreich zurück —

und dafür ſollen wir Juchhe und Viktoria ſchreien. Teutſchland iſt und bleibt nächſt Polen ſeit dem Jahre 1792 das einzige beraubte und verkleinerte Land, während alle andere Staaten ſich mehren und neue auf ſeine Koſten entſtehen. Grade diejenigen, welche die Gerechtigkeit und Mäſſigkeit und den politiſchen Anſtand am meiſten und breiteſten im Munde führten, haben ſich am beſten verſorgt. England ſteckt ſo ganz ſtille bei uns und bei andern ein Land, eine Inſel, einen Hauptſchlüſſel der Meere nach dem andern in die Taſche, Rußland findet ſich mit einem kleinen Königreiche ab, Oeſtreich erwirbt in der Fremde im Süden und Oſten weite Lande, und ſelbſt das überwundene Frankreich, welches gegen alle geſündigt hatte, giebt nicht nur den alten Raub, den es uns entwendet hat, nicht heraus, ſondern hat durch das, was es im Elſaß von teutſchem Reichsgut und was es in der Provence von römiſchem Kirchengut an ſich geriſſen hat, ſeit 1792 noch beträchtlich gewonnen an Land und Leuten. Bei dieſer Betrachtung wäre es noch erträglich, daß uns Fremde Verſpiegelungen und Gaukeleien machen und uns die Augen verglaſern; aber daß die eignen Schriftſteller das zu thun wagen, iſt faſt zu demüthigend für uns, weil etwas von dem Hundeſchwanz darin wedelt. Auch das iſt demüthigend für uns, und beweiſt, wie unſer Volk bei allen ſeinen Siegen in ſeiner Verfaſſung durchaus keine Vertheidigung hat, daß wir endlich ſogar geſchehen müſſen, daß unſer Land und Volk gut genug iſt, alle Bettler und ſelbſt die Feigen und Faulen, welche die große Zeit und die großen Thaten verſchlafen haben, mit ſeinen abgeriſſenen Fetzen zu bereichern.

Damit gewiſſe Leute nicht ſagen, daß wir Empörer und Meuterer ſind, ſo ſtehe hier der Beweis in wenigen gedrängten Worten ganz kurz und klar, wie ſchlecht und unverantwortlich wir behandelt und um die Früchte unſrer Arbeiten betrogen ſind. Dies ſoll auch hier nicht weiter als Klage oder Anklage ſtehen — denn wozu frommte dieſe? — ſondern als Erinnerung, die wir uns ſelbſt und unſerer Jugend in die Herzen ſchreiben, ja mit feuriger Schrift in die Herzen brennen müßen. Denn nachgeholt muß das Verſäumte nothwendig einmal werden.

Das teutſche Reich hat verloren ſeit dem Jahre 1792, das man uns mit einer feinen Lüge den Wiederherſteller des Status quo nennt, ungefähr drittehalb Millionen Seelen, nemlich Brabant, Flandern, Luxemburg, Limburg, das Bisthum Lüttich, einen Theil von Geldern, die Grafſchaft Mümpelgard, das Bisthum Baſel, und viele teutſche Reichslande im Elſaß. — Dafür hat es erhalten einige unbedeutende Gränzſchnitzelchen an der Saar und zwiſchen der Queich und Lauter. Das nennt man eine billige Ausgleichung. Dagegen hat es tief in ſeine Glieder und in ſein Mark hinein den Engländer erhalten, der ſich wie ein Alp mit ſchwerem Druck auf ſeinen geſunden Leib gelegt hat. Nicht wahr da lohnt es den Trompeten neue Mundſtücke anzuſetzen und bei der Friedensfeier das letzte Talglicht anzuzünden? da haben wir alle billige Entſchädigung und alle möglichen Vortheile gewonnen, die wir nur verlangen konnten?

Und nun die Vertheilung? Es iſt wirklich, als wenn eine unglaubliche Fabel aus einem unbekannten Welttheile erzählt würde, ſo ſehr gehen die

Dinge gegen alle Gefühle und Begriffe des geſunden Verſtandes und ſo ſehr läßt ſich der Teutſche allein von allen Völkern alles gefallen; und doch iſt die Fabel leider nur eine zu wahre Fabel. Die nichts gethan haben, die gegen uns gethan haben, werden mit unſerm Gute, mit teutſchem Lande, vermehrt und belohnt — das glaube ein beſchnittener Jude! ſagt Horaz; ja der redliche Teutſche muß es glauben, und ein Chriſt.

Wir erlauben uns keine Anmerkungen über und gegen das ehrenwerthe und achtbare holländiſche Volk, und ſetzen hier nicht auseinander, welche die Urſachen waren, warum es im Winter des Jahrs 1814 nicht kräftiger mit eingriff und mitwirkte; aber es hat damals nichts gethan. Es überließ es den Teutſchen und zwar den Preuſſen, die Franzoſen aus ſeinem Lande zu jagen, ſeine Feſtungen zu erſtürmen, und das Land wieder für ſie zu erobern und es ihnen dann zu übergeben. Und als wenn Teutſchland für Holland gar nicht genug thun könnte, wurden mehrere ſeiner trefflichſten und reichſten Lande und ſeiner wichtigſten Ströme ihm noch obenein in den Kauf gegeben und für immer vom Reiche abgeriſſen und mit ihm verbunden, ohne daß nur Eine Stimme ſich für unſre Rechte erhoben hätte.

Die Schweitzer, ſeit drei Jahrhunderten gegen uns und gegen alle Welt franzöſiſche Söldner, deren meiſte altadeliche Familien, ohne daß die Art ſie entehrt hätte, ſich ſeit Ludwigs des Elften Zeit von Frankreich mit Jahrgeldern füttern ließen, dieſe Schweitzer, die alle unſre Vormauern, welche auch ihre Vormauern ſind, die die Grafſchaft Hochburgund, das Sundgau, das Elſaß an Frankreich haben fallen laſſen, ohne daß ſie einen Degen dafür gezückt hätten, erhalten jetzt zur Dankbarkeit für ihre Verdienſte gegen uns von dem teutſchen Gebiete des Bisthums Baſel nicht weniger als 70,000 Seelen Zuwachs.

Gegen dieſes Alles ließe ſich gar nichts ſagen, ja es wäre ſo, wie es geſchehen iſt, wohl ganz in der Regel, wenn die Verhältniſſe der Niederlande und der Schweitzerlande zu uns in der rechten Ordnung wären. Wir wiederholen hier nur, was wir, und beſſere Leute als wir oft geſagt und weiter aus einander geſetzt haben, daß beides die Niederlande und die Schweitz durch ihre Lage und durch ihren Volkſtamm zum germaniſchen Reiche gehören, daß ſie ganz in unſere Gränzen hineinfallen, wenn man etwa das Wallis und die ſogenannte italiäniſche Schweitz ausnimmt. Auch waren die beiden Länder vor einigen Jahrhunderten noch Theile des Reichs, und erſt der unſelige Weſtfäliſche Friede, der ſo vieles zerriß und abriß und den gierigen Fremden zuerſt Thür und Thor in unſer Reich öffnete ja angelweit aufſperrte, hat ſie von uns abgelöſt. Wir hatten mit Recht erwartet, daß ſie jetzt wieder mit dem neuen germaniſchen Staatsleibe verbunden werden würden — nie war die Gelegenheit dazu glücklicher nnd ſchicklicher — aber das iſt nicht geſchehen. Sie ſind nicht nur von uns getrennt geblieben, ſondern haben ſich nun zum Uebermaaße des Uebels noch groſe Theile unſers Gebietes, die im Jahre 1792 noch unſre waren, nachgeriſſen.

Aus den vereinigten Landſchaften, die Napoleon zuerſt in ein Königreich Holland verwandelte und dann mit dem großen Reiche verband, und aus den ehemaligen öſtreichiſchen Niederlanden und mehreren teutſchen Reichslanden um die Maas iſt ein neues Königreich gebildet mit dem Namen Königreich der Niederlande. Der König iſt aus dem Geſchlechte der Erbſtatthalter und Grafen von Naſſau. Von allen ſeinen Landen wird nur das Herzogthum Luxemburg als ein teutſches Reichsland angeſehen und gehört er nur für dieſes zum teutſchen Bunde; warum für das Uebrige nicht, begreife ich nicht. Man könnte nun freilich ſagen, es ſey an ſich ein gleichgültiges Ding, ob dieſes junge Königreich dem Namen nach zum teutſchen Reiche gezählt werde oder nicht, der That nach werde es demſelben immer angehören, da es auf eignen Füßen in der Nähe Frankreichs ſich zu behaupten nicht Macht genug habe und mit Teutſchland immer ſtehen und fallen müſſe. Ich aber muß dieſe Gleichgültigkeit durchaus leugnen. Die geſchriebenen Worte bleiben, und Namen bedeuten ſehr viel, und was in allen diplomatiſchen Papieren verbullet und bebriefet iſt, kann man doch nicht immer ohne blutigen Schwerdthieb wieder ungeſchrieben machen. Es iſt ſchlimm genug für unſer teutſches Anrecht an dieſe ſchönen Lande, daß ſie uns abgeſchrieben ſind; es iſt auch ſchlimm in Hinſicht der Bewohner ſelbſt. Die Menſchen laſſen ſich einmal von Namen und Worten ſehr beherrſchen und beſtimmen. Wenn die Lande teutſche Lande, Theile unſers Reichs, hießen, würden die Bewohner ſich ſchon mehr zur teutſchen Zunge und Art halten, ſie würden ſich allmälig ſelbſt Teutſche dünken, und ſo würden auch die, welche keine Teutſche ſind, ſich immer mehr in Teutſche verwandeln. Nun aber wird das Umgekehrte Statt haben, zumal wenn die Regierung ſelbſt ſich dem Teutſchen ganz entfremden ſollte oder wenn die Hofſprache und Schriftſprache gar wälſch werden ſollte, wohin eine gewiſſe Parthei, die noch die Franzoſen im Nacken hat, gar ämſig arbeitet. Es fehlt nicht mehr, als daß der Hof einmal in Brüſſel ſeine Wohnung aufſchlägt, der Hauptſtadt Brabants, einſt einer teutſchen und flämiſchen, jetzt einer ſehr franzöſirten Stadt, ſo haben wir in dieſem neuen Königreiche eine rechte Pflanzſchule angelegt, das wälſche Weſen auch hier im Nordweſten wieder bis an den Rhein auszubreiten, und haben ein paar Millionen teutſcher Menſchen auf das gewiſſenloſeſte und ſorgloſeſte den Wälſchen in den Rachen geworfen und dazu uns noch unſre Hauptſtröme, den Rhein und die Maas, genommen und ihre Ausflüſſe in fremde und unſichere Hände gegeben.

Und mit der natürlichen Bundsgenoſſenſchaft und Abhangigkeit dieſes neu gebackenen Staates von uns und von unſerer Politik, womit man uns über den heilloſen Verluſt tröſten will, iſt es ein eigenes Ding, wie mit allen Dingen, die man aus ſeiner Gewalt gegeben hat. Wer bürgt uns denn dafür, daß dieſer Staat nicht auch gelegentlich unſern Feinden zufallen und ſich von ihnen gegen uns gebrauchen laſſen kann? daß er den Einfall nicht haben kann uns am Seil ſeiner Politik mitſchleppen zu wollen? Und die Treue und Freundſchaft vollends — damit wollen wir gar nicht prahlen. Es laufen viele Waſſer bergan, die zu Thal laufen ſollten. So iſt unſere Zeit.

Und die Schweiz? Ich habe anderswo an mehreren Stellen gezeigt, daß die Schweiz ohne uns gar nicht ſeyn, gar nicht leben kann; wir könnten ſie, wenn wir ein wirkliches Reich wären und wenn Beſchlüſſe und Anordnungen einer gemeinſamen Politik bei uns möglich wären, durch bloße Waarenverbote und Erhöhung von Zöllen und Durchgängen, da ſie, gebohrne Teutſche, ihrem Volke doch einmal fremd ſeyn wollen, dahin zwingen, daß ſie flehend vor uns erſcheinen und bitten müßten: Vergebt euren Brüdern die lange unglückliche Trennung, und nehmet ſie als hinfort treue und redliche Genoſſen in euren Bund auf. Wir ſind aber, als die da allenthalben und von allen gern betrogen ſeyn wollen, die Freigebigen und Gütigen gegen ſie, während ſie friſchweg wieder mit Frankreich die alten Verhältniſſe unterhandeln. Das iſt das Traurigſte, daß es in keines teutſchen Miniſters Kopf gekommen iſt, man könne die Schweitz ja auch mit dem Reiche verbinden, man könne in den teutſchen Leibwachen wohl 18—20,000 Schweitzer unterbringen und durch gehörige Vertheilung 30 bis 50 adliche Schweitzerfamilien mit Jahrgeldern am Leben erhalten.

Dies ſoll kein Spott ſeyn. Es iſt bitterer Ernſt. Die Schweitzer ſind ein ſchönes ſtarkes mannliches Volk, ſie haben einen Namen und eine Geſchichte, die man nicht im Traum erhält; aber ſeit Jahrhunderten ſchlafen dieſe auch. Ihr ausländiſches Soldatenweſen mag man anſehen, wie man will: ſich andern zum Todtſchlagen verdingen für Zwecke, die uns nichts angehen, die wohl gar gegen uns ſelbſt gerichtet ſind, iſt das Allerunwürdigſte und Gemeinſte, denn da ficht man eben ſo oft gegen die Gerechtigkeit und

Freiheit als für ſie. Nur für das Volk, dem man angehört, nur für ſolche Völker, die für die Freiheit und Ehre aller fechten, wie ſeit 1808 die Spanier die Ruſſen die Teutſchen gethan haben, darf der Menſch ſein Herz und ſeinen Arm immer hingeben, und ſich dem Tode als Opfer weihen; wer in anderem Streite, wer gar für eine böſe Sache fällt, deſſen Leiche ſieht die Geſchichte ohne eine Thräne an und der freie Mann achtet ſie der Leiche gleich, um welche Krähen und Raben krächzen dürfen. Wer in dieſen Spiegel zu ſehen verlangt, der leſe vom Polybius und Livius an alle Schriftſteller, der höre die Engländer und Holländer züngeln über die Söldner, welche ſie und ihre Seelenkäufer und Seelenverkäufer nach Oſt- und Weſtindien in den Tod ſchleppen. Und wahrlich Kappadociern und Syrern und Sarden und Galliern und Nubiern und andern Leibern, von deren Seelen die Geſchichte nichts zu erzählen weiß, ſind diejenigen immer gleich geachtet worden, die ihr Leben um Geld verkaufen. Nur in teutſchen Kriegen für Teutſchland würden die Schweitzer wieder von der Geſchichte genannt werden, denn ſie würden für ihr Volk und Vaterland ſtreiten.

Ich ſage dies nicht umſonſt. Auch teutſcher Fürſten Unehre iſt weiland ſo gehört worden, daß ſie ihre ſchönſten und kräftigſten Kinder zu Tauſenden nach Afrika und Oſt- und Weſtindien den Geldvölkern verkauft haben, um deſto buntere Schlöſſer bauen und deſto prangendere Opern Kebsweiber und Kaſtraten und Sängerinnen halten zu können; jene aber wurden in der wüſten Fremde, ungewußt und unbeweint von den Ihrigen, von einem feindſeligen Klima und von Schlachten weggerafft. Wir hoffen, daß dieſe teutſche Schande in der Zukunft nimmermehr gehört werden wird. — Und wenn das Land der Schweitzer arm iſt und wenn das lebenluſtige und kräftige Volk mehr Kinder zeugt, als die Berge und Weiden ernähren können, liegt nicht Teutſchland, liegt die Welt nicht weit und offen vor ihnen, wie vor andern Völkern, und können ſie nicht darin rundwandeln und um Lohn und Glück werben ohne dieſe ſoldatiſche feile Gemeinheit? Alle Berge haben von jeher der Menſchen zu viel gehabt, die ſich von ihnen auf die Ebenen und Inſeln ergießen und verfließen. Auch Tyrol, welches weniger fruchtbar iſt als die Schweitz, auch der Schwarzwald und ſchwäbiſche Alp, auch die Berge Thüringens und Böhmens ſenden jährlich Tauſende ihrer Kinder in alle Länder aus, daß ſie in mancherlei menſchlichen Erwerben und Gewerben ihr tägliches Brod ſuchen aber von ſoldatiſchen Miethknechten dieſer Orte hat man nie etwas geleſen.

Wie geſagt, dies ſoll kein Spott ſeyn über ein tapferes und wegen ſo vieler trefflichen und kernigen Eigenſchaften achtbares und löbliches Volk; es iſt bitterer Ernſt, denn es iſt der Ernſt der Zeit. Dieſe große und hehre Zeit, welche die Völker mit unbeſchreiblicher Sehnſucht zu ihren Quellen und Urſprüngen zurückzieht und die Geſchichte von Jahrtauſenden gleichſam in ſich verjüngen will, iſt auch an den Schweitzern nicht vorübergegangen. Viele von ihnen, beſonders viele auf unſern Univerſitäten gebildete Jünglinge, fühlen eine teutſche und germaniſche Liebe, ſie fühlen die warme wieder erglühende

Seele in dem großen germaniſchen Leibe, neben welchem ſie als ein abgeſchlagenes Stück ſo lange ſchon ſtarr und kalt gelegen haben. Gottlob viele edle Schweitzer habe ich geſehen, die ſich unſeres neuen Lebens mit Wonne freuen, auch ſolche, die ſtolz ſeyn würden, wenn die Schweitzer auch politiſch genannt würden, was ſie ſind, Teutſche. Von dieſen ewigen Bergen, der Scheidewand der Sprachen und Völker, wehen uns ja ſo viele ſtolze Erinnerungen zu und alle lieblichen Lüfte und Geiſter, die vom Süden kommen, nehmen die Reiſe über ſie; die Waſſer und Flüſſe, die ſich zu unſerm herrlichſten Strom verſammeln, brauſen von ihnen herab, und manche Herzen, die doch des Urſprungs nicht vergeſſen können, geben ihnen liebende Sehnſuchten und Grüße zu der alten Heimath der Vorderen mit, zu dem Weſten und Norden. — Darum habe ich auf dieſes Land und Volk zum vierten und fünften Male hinweiſen müſſen und habe die Schweizer auf ſich ſelbſt hinweiſen müſſen, immer wie jener alte Kato mit dem; At ego quidem censeo —

Und unſere Gränzen? Den Franzoſen iſt der Oberrhein und der freie und beliebige Eingang in Südteutſchland geblieben, und auch die Maas und Moſel und die zwiſchenliegenden Lande halten ſie durch den Hauptplatz Metz, der mehr iſt als zwanzig Saarlouis und Landau's, und durch mehrere kleine Feſtungen immer noch in Furcht und Abhängigkeit; ſo daß wir künftig in dieſen Gegenden immer wie auf feindlicher Vorhut liegen und unſere Kräfte zur Vertheidigung angeſtrengt und geſpannt werden halten müſſen. Sie ragen über uns, ſie bedrohen uns; ſo iſt ihre Stellung gegen unſer Reich leider geblieben, ſo hat es Gott nicht gewollt, ſondern — Wir hatten alles in der Hand und wir haben es mit unbeſchreiblichem Leichtſinn ausgegoſſen wie Sand oder Waſſer. Wie ein Schneeberg und Eisberg hangen ſie über uns und drohen uns zu verſchütten oder zu überſchwemmen, wenn der unbedachte Wurf eines Knaben oder Narren droben auf der Höhe vielleicht einen Schneeball auswirft, der ſich zur Lawine aufrollt, oder wenn eine zu plötzliche Sonne oder ein Wolkenbruch die Sündfluth von den Bergen herabgießt. Alſo, daß wir gerüſtet ſeyn müſſen auf Arbeit und Muth; denn die Gefahr wird nicht fehlen.

Das Verhältniß zwiſchen uns und den Franzoſen iſt phyſiſch politiſch und menſchlich ſo natürlich gegeben an dieſer unſerer Gränze, daß es unbegreiflich ſcheinen muß, wie und warum unſre Diplomatiker nicht mehr Gewicht darauf gelegt und warum ſie es nicht weiter ausgeführt und belegt haben.

Phyſiſch rollt jedes Ding von der Höhe ſo lange und ſo weit herab, als die Senkung iſt, und dann noch um ein Drittel oder um die Hälfte weiter als dieſe Senkung, wie weit eben die durch das Laufen und Rollen vermehrte Geſchwindigkeit und Schnellkraft aushält oder treibt. Es ſenkt ſich das Land bei uns von den Vogeſen und Ardennen bis zum Rhein und an manchen Stellen noch jenſeits hinüber: alſo werden immer Schneegeſtöber und Hagel und Steine und Wölfe und Eroberer und Kriege und andere wilde Wetter und Kräfte von daher über uns herabrollen, wenn wir nicht unſere eigenen Leute als Wächter dahin geſtellt haben.

Politiſch muß das Volk, das einmal über den Berg gekommen iſt, weiter wollen, die politiſche Kraft der Völker iſt eine bloße Naturkraft, die nicht ſtillſtehen kann, ſondern in jeder Bewegung, die von Natur fortſchießt, mit fortſchieſſen muß. Die Bewegung bergab iſt aber eine fortſchießende Bewegung, worin keine Ruhe gedenkbar iſt.

Menſchlich. Wenn ich auf den Vogeſen und Ardennen dieſſeits liege und die ſchöne Morgen- und Abendſonne mir das reiche Wunderland unter den Bergen aufthut mit dem herrlichen Strome und den Reben und den reichen Fluren und glänzenden Städten und himmelan ragenden Thürmen, wenn alle Waſſer und Lüfte und Winde mit lieblichen Tönen der Freude gegen Oſten und Norden rauſchen und locken: *Komm mit, komm mit in das ſchöne Wunderland!* wie ſollte der Menſch es dort oben aushalten, daß er nicht herunterſtiege, und, wenn die unten es ihm wehren wollen, mit dem Eiſen in der Fauſt ſich den Weg breche zu den Münſtern von Strasburg und Köln, zu dem Roſengarten von Worms, wo die Liebfrauenmilch aus der Erde quillt, und zu dem Rheingau, wo die Sonne den Rüdesheimer und Johannisberger auf den alten Feuerbergen kocht und wo lebendige Waſſer Mark und Kraft aus heilbringenden Quellen ſprudeln? — Und nun vollends dieſes unruhige lüſterne und gierige Volk, das dieſes Paradies der Natur durch ſeine Verwüſtungen Brandſtiftungen und Laſter ſo oft entweiht, das der glühenden Reben und ſchönen Mädchen ſo oft gekoſtet und in den Quellen die Geſchwüre ſeiner Ueppigkeit ſo oft abgeſpült hat?

Darum wird kein bleibender Friede und keine feſte Sicherheit ſeyn an dieſer Gränze, bis wir ihnen gegen über Schildwache an Schildwache oben auf dem Bergkamm ſtehen, wo die Maas und Moſel und Saar und Ill und die kleineren Brüder derſelben ihre Quellen haben. Darüber dürfen wir auch mitten im Glücke unſerer Siege weinen, daß die uralten teutſchen Reichsſtädte, die beiden großen Reichspforten gegen Weſten, daß Metz und Straßburg heute noch franzöſiſche Städte genannt werden.

Und wenn wir nun auf das Innere ſehen und auf die innerlichen Verhältniſſe des geliebten Vaterlandes, was ſollen wir viel darüber ſagen nach zu vielem Geſagten? Den herzlichen Wunſch dürfen wir aber wohl ausſprechen und Gott bitten, daß er es ſo füge und erhalte: daß Oeſtreich und Preuſſen ja immer auf den Kern und das Herz ihrer Herrſchaft ſehen mögen, daß ſie ihre Augen nie abwenden mögen von dem ganzen Reiche, ohne welches ſie nichts ſind, und daß ſie, die das Kleine nicht mehr entzweien ſollte, da jede Zwietracht immer ihr Größtes in Gefahr bringen wird, in Einmüthigkeit einer offenen und redlichen teutſchen Politik zuſammenhalten mögen, damit der unſere Kräfte und unſere Ehre immer mehr überſchattende und überwuchernde Einfluß der Fremden abgewehrt und damit die Fürſten wieder zu dem Gehorſam gegen das Reich gewöhnt und angehalten werden können.

Und der Bund und die Bundesverſammlung, die immer nur noch als künftige Dinge erſcheinen? Man hat uns und andere ehrliche Leute hart genug geſcholten, daß wir gemeint haben, dieſer neue teutſche Bund ſey ein ungebundener. Wir müſſen freilich nach unſerm ſchlichten und ſchlechten Verſtande und nach dem bischen Erfahrung, was wir aus der Geſchichte und dem Leben aufgefaßt haben, bekennen, daß wir etwas ſchwer begreifen, wie ſo viele Suveränetäten, alle mit ſuveränen Ansprüchen, zu Einem Zuge und zu Einer Richtung für die Geſchäfte und Sorgen des Vaterlandes vereinigt und zuſammengehalten werden ſollen. Indeſſen möge Gott unſern Glauben Lüge ſtrafen und uns durch die That zwingen, daß wir knieend Abbitte thun müſſen! — Einen beſſeren Wunſch haben wir nicht — möge er den Fürſten und ihren Räthen ſo viel Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Weisheit und Liebe und Treue gegen den teutſchen Namen geben, daß dieſe alle Mängel der Siegel und Buchſtaben erſetzen! Dann haben wir allerdings die glücklichſte Verfaſſung auf Erden: diejenige, welche keiner Geſetze bedarf, ſondern allein durch die Tugend der Menſchen getragen wird.

Nicht klein ſind die Aufgaben, die dieſer Bund zu löſen hat, und nicht gewöhnliche Dinge erwartet das teutſche Volk von ihm. Ich nenne nur einige.

1) Die Ausführung der Beſchlüſſe des Wiener Kongreſſes in Hinſicht der ſtändiſchen Verfaſſung und der Feſtſetzung der gegenſeitigen Rechte der Fürſten und der Völker, kurz die Beſtimmung eines geſetzlichen Zuſtandes, wo die Majeſtät und der Gehorſam gleich geſichert ſind. Das Volk hat eine Furcht, die gegebenen Verſprechen mögen nicht gehalten werden, weil es mehrere Regierungen hinterhalten und ſich verſchanzen ſieht, als wenn in der billigen Forderung von Geſetzlichkeit Gefahr wäre.

2) Eine über das ganze Reich mit einer gewiſſen

Gleichförmigkeit gehende Kriegsordnung, daß das ganze Volk in allen Landen und Fürſtenthümen wehrhaft gemacht und wehrhaft erhalten wird: und eine von Zeit zu Zeit rundgehende Aufſicht, ob alles in der Ordnung iſt, daß wir bei plötzlichen Getümmeln und Anfällen nicht erfunden werden wie in den Jahren 1792, 1805 und 1806: daß das Reich nicht durch eine einzige Niederlage in Gefahr des Untergangs kommen kann. Dahin muß vorzüglich geſtrebt werden, daß die Kriegsübungen ſo frei und vaterländiſch ſeyen, daß die Geiſter immer aufgerichtet bleiben; denn dann werden die Leiber ſchon feſt ſtehen. — Das hofft ganz Europa — und darin ſollte die teutſche Tugend den übrigen Völkern mit dem Beiſpiele voran gehen — daß die unerträgliche Laſt der ſtehenden Heere in Friedenszeiten, worunter alle Wonnigkeit und Weidlichkeit der Menſchen und alle höhere Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit ein paar Jahrhunderten zu Grabe gegangen iſt oder im matten Leben ſo fortgewelkt hat, und die das Land wahrlich nicht haben retten können in Zeit der Noth, daß dieſe mehr und mehr verſchwinde, daß aber das ganze Volk durch Erziehung und Uebung und durch die Wiedererfriſchung des alten teutſchen Kriegsgeiſtes, den der Korporalſtock, wie er ſeit zweihundert Jahren gebraucht wurde, am meiſten unterdrückt hatte, durch edlere und menſchlichere Ideen von dem Herrſcher, dem Könige und dem Vaterlande, von dem Tagelöhner bis zu dem Fürſten, geharniſcht werde gegen jegliche Gefahr von Oſten und Weſten. Die Zeit hat uns gelehrt, wie es anzufangen iſt, und die Teutſchen werden immer wie ihre Urahnen für den heiligen Boden zu ſtreiten und zu ſterben wiſſen, wenn ſie zu Menſchen und nicht zu bunten und gedrechſelten Puppen der Paradeplätze in den Waffen gebildet werden.

3) Maaß, Gewicht, Zölle, Münze? — In kleinen Dingen ſpreche ich eine große Angelegenheit des Volkes aus. Dieſe Plagen, oder vielmehr dieſe Neckereien und Plackereien, die aber zuſammen Eine ſehr große Plage, ja Ein ſehr großes Unglück ſind, gehören zu den größten und ſchwerſten. Sollte es gar nicht möglich ſeyn, in dieſe Dinge mehr Einfachheit und Billigkeit zu bringen? Es ſollte wohl eigentlich Gleichheit in ſie gebracht werden. Man fühlt dies böſe Uebel der Verſchiedenheit fürchterlich, wenn man lange in einem großen Lande geweſen iſt, das einem einzigen Herrn angehört. Die Plage hiemit iſt groß für das teutſche Volk durch, die Neckereien und Mishandlungen und durch den Verluſt von Zeit und Geld; aber den größten Schaden, der ſich mit keinem Metall wieder gut machen läßt, leidet die Sittlichkeit: dieſe Vielerleiheit nährt eine Menge Gauner und Schelme, ſie iſt eine Schule des Meineids und Betrugs.

4) Wege und Poſten? — Unſre alte Art war löblich, ſie erleichterte durch Wohlfeilheit die Verbindung der Menſchen und Studien und Wiſſenſchaften. Jetzt muß man auf manchen Straßen ſo viel Wegegeld geben, als vor dreißig Jahren eine Fuhre koſtete. Und das Poſtgeld? Kann ein Mann von mittelmäßigem Vermögen und mittelmäſſiger Einnahme, der entfernte Freunde hat oder einen geiſtigen Verkehr mit den Genoſſen ſeiner Wiſſenſchaft in den verſchiedenen Landen des teutſchen Reichs unterhalten will, die Ausgabe aushalten? Nein, er

muß ſich auf die Einſamkeit des Herzens und der Wiſſenſchaft ſchicken. So ſollte es nicht ſeyn. Kein Staat ſollte einen Pfennig gewinnen wollen auf Anſtalten, welche unmittelbar der geiſtigen Mittheilung und Entwickelung dienen; er ſollte den Geiſt lieber umſonſt fahren als eine ungebührliche Fracht auf ihn verdienen wollen. — Und auch hier wie ungeheuer ſind die Unterſchiede in den verſchiedenen teutſchen Staaten! Das habe ich aber ſelbſt erfahren, daß jetzt auf mancher fahrenden Poſt ein Pack, das 50 Pfund wiegt, nicht viel wohlfeiler reiſt, als vor 25 Jahren ein Student mit der Thurn- und Taxiſiſchen Poſt, der noch einen Koffer von 60–80 Pf Gewicht frei hatte.

5) Und die Preßfreiheit? Und die Religion? —

Schweden und Dänemark.

Abgebrochen iſt die kleine Brücke, welche Schweden mit Teutſchland verband, das ſchwediſche Pommern und die Inſel Rügen, mein ſüßes und ſchönes heimathliches Land, iſt wieder mit dem Lande vereinigt, welchem es in den früheren Jahrhunderten angehörte; es iſt glücklich mit dem Staate Teutſchlands vereinigt, der ſo Großes für die Freiheit aller vollbracht hat, daß die Hoffnungen und Erwartungen der andern Teutſchen immer Größeres von ihm verlangen. Schweden hat dies Land von dem Reiche gewonnen in Zeiten, woran wir jetzt nur mit Jammer denken können, in Zeiten blutiger Zwietracht des Kaiſers und der Fürſten und der Meinungen und Herzen aller gegen alle, wo die Herrlichkeit des alten heiligen Reiches der Teutſchen ſo tief ſank, daß ſein Glanz ſeit jenen Tagen, ſeit zweihundert Jahren, immer mehr verdunkelt iſt. Die Schweden werden bei den Menſchen, über welche ſie geherrſcht haben, eine dankbare und liebevolle Erinnerung zurücklaſſen; ſie haben unſer Volk nirgends verdorben, wie andere Fremde, die über Teutſche gebieten; ſie ſind ja die alten Brüder, die ächten Männer der Treue und Kraft. — Die kleine Brücke iſt abgebrochen, aber die große bunte Regenbogenbrücke der Sage und Geſchichte, die ihren lichten und heitern Bogen mitten in den Lüften über Länder und Meere aufführt, wird zwiſchen den beiden Völkern deſto feſter gebaut werden. Gekommen iſt die Zeit, wo die Einzelnen und die Völker nach ihren Aufgängen und Urſprüngen zu ſehen anfangen: wir Teutſche werden in den nächſten Jahrhunderten recht viel mit dem alten Svithiod zu verkehren haben, und ſeine Kinder werden wieder zu uns wandeln und pilgern müſſen und ſich an unſeren ſüdlicheren Sonnenſtrahlen erwärmen, damit ſie ahnden lernen, welche Gewalten unter ihren Steinen und unter ihren Herzen begraben liegen.

Ja ich fliege zu dir auf dieſer bunten Regenbogenbrücke, du ſtolzes freudiges Wunderland und du tapferes biederes Volk! ich fliege zu dir und wünſche und bete für dich ſo treu, als für das Land meiner Heimath. O wie oft ſtehen die hehren und großen Geſtalten deiner Natur vor mir und locken mich mit unendlicher Sehnſucht, deine Abendröthen und Morgenröthen des Winters, deine Nordlichter mit den alten Donnern, worin Thor mit dem Hammer auf die Eisberge ſchlägt, deine Mittſommernächte und deine Wintermondſcheine, wo alle Bäume und

Felſen lebendig werden und mit den Elfen und Meerfräulein Tänze ſchlingen, deine Seen und Ströme und Waſſerfälle und Hügel und Mäler der Helden, und o ihr geliebten gaſtlichen Stellen Kumla und Edeby und Husby und Sala, und ihr freundliche Menſchen, die jenſeits des Wenern und Storſjös wohnen! Sähet ihr, wie oft meine Seele ſich nach Norden ſchwingt, wie oft mein Herz von Sehnſucht ſchwillt, wann die Wandervögel im März und April von uns zu euch ziehen — ihr würdet des fernen Fremdlings zuweilen gedenken.

Doch ich ſpreche denen in Räthſeln, die dich nicht kennen — denn wenige der Unſern kennen dich, wie auch wenige der Deinigen uns kennen und erkennen — darum herunter von der bunten luftigen Brücke und eine gemeine bretterne und erdene gebaut, worüber alle Menſchen mit gewöhnlicher Ruhe und Bequemlichkeit ohne Herzklopfen gehen können!

Glückliche Zeichen und Sterne haben über dem Norden Germaniens gewaltet. Wahrſcheinlich gingen die erſten aſiſchen Germanen den Höhenſtrich am Dnepr hinauf, und kamen ſo zur Düna und Oſtſee, und goſſen ſich gegen Norden und Weſten über die Halbinſeln und Inſeln aus und dann längs den Küſten weiter gen Südweſten hinab durch die cimbriſche Halbinſel. Dieſer Weg hat hiſtoriſch nichts gegen ſich, phyſiſch und geographiſch faſt alles für ſich. Es gab keinen leichteren und kürzeren Weg nach dem Norden und Weſten als dieſen für die Völker, welche aus Aſien kamen, wenn ſie nemlich nicht den ſüdlichen Weg einſchlugen, der über den Dneſtr nördlich und über den Helleſpont ſüdlich um das ſchwarze Meer zur Donau und dann ſüdlich der Donau gegen Weſten zieht. Es ſind aber wenige aſiſche Völker uber den Helleſpont gegangen, theils weil der ſüdliche Weg um das ſchwarze Meer, bis man gen Bithynien und Myſien und Lydien kommt, durch ſchwierige und unwegſame und unfruchtbare Länder führte, theils auch, weil der Uebergang über den Helleſpont im Angeſicht feindlicher Völker kein leichtes Unternehmen war, am meiſten aber deswegen, weil die aſiſchen Auswanderer nördlich in und über den Bergen Indiens, Parthiens, Baktriens und des Kaukaſus wohnten. Die aber bei dem Zuge den Karpathen nördlich blieben, mußten, wenn ſie auch grade gegen Weſten vorzudringen ſuchten, in den damals gewiß noch ſumpfigeren und waldigeren Marſchländern, als ſie jetzt ſind, von Podolien Volhynien und Südlithauen unendliche Schwierigkeiten finden vorzudringen, dahingegen der andere Weg am linken Ufer des Dneſtrs bis zu der Beugung hinauf, wo jetzt Smolensk liegt, und von da dem Höhenzuge nach links ab gegen die Düna und längs der Düna bis an die Oſtſee in den leidlichen Jahrszeiten leicht und ungehindert ſeyn mußte. Dieſer Weg iſt auch nachher bis in das vierzehnte Jahrhundert der Wanderweg der Waräger, Kreuzfahrer, Kaufleute von dem Norden nach dem Süden geblieben über Riga und Pleskow oder über Novogrod (wohl ſeltener) auf Smolensk Kiew Konſtantinopel.

Als die luſtigen aſiſchen Zugvögel, wahrſcheinlich im ſchönen Sommer mit den langen und heitern Tagen, in Schweden ankamen, ließen ſie ſich die großartige Natur, die ſie vielleicht an ihre Berge und Seen der alten Heimath erinnerte, gefallen (ſie hatten ja Wälder und Wieſen und der Fiſche und des Geflügels und Wildes genug, auch Raubthiere in Menge, woran ſie den kriegiſchen Muth ſtählen konnten) und pflanzten ihre Geſchichte und ihre Götter und Helden in den Wäldern und um die Seen Uplands Södermanlands und Oeſter- und Weſtergöthlands an. Hier ward das erſte Halt gemacht nach dem langen Zuge, hier fanden ſie ihr altes Heim im Bilde wieder, und gründeten ihr Aſahem Gudahem Mannahem und Aſaborg. Doch gingen die Götter und die Namen auch mit denen, welche entweder längere Wanderluſt oder (wahrſcheinlicher) Mangel an Raum und an Nahrung weiter gegen Südweſten über den Sund und die Belte an die Elbe und Weſer und den Rhein hinabſenkte. Odin *) und Thor und Freia zogen mit, ſoweit das Volk zog: noch zu Tacitus Zeit ſtand die bewohnte Aſenburg am Rhein, und woher ſtammt unſer Mannheim, das dem Wormſer Roſengarten und den Nibelungen ſo nah liegt?

Vergebens wird ſeyn, das Jahrhundert zu beſtimmen, wann dieſe Völker aus Aſien gezogen, wann ſie in ihrer jetzigen Heimath angelängt ſind, wie die Verbindung zwiſchen ihnen und dem alten Urlande blieb oder von fremden zwiſchentretenden Völkern abgeſchnitten wurde; vergebens vielleicht die klare Deutung jenes Odins, des ewigen Wandrers, der in allen Zeiten und Völkern geweſen und unter allen Geſtalten geſehen worden iſt. Alle Geſchichte beginnt mit Prieſterorden und ſoll damit ſchließen, das iſt auch der rechte König, der rechte Melchiſe-

---

*) S. meine Anſichten und Ausſichten der teutſchen Geſchichte Seite 107.

dek, der gottähnliche und einſt zu vergötternde Mann, der den Helden und den Prieſter in ſich vereinigt. Prieſterorden haben die Geſchichte gegründet und die Völker Jahrtauſende geweidet, ehe die Nimrode und Tyrannen wurden; mit den Karavanen ſind die Tempel oft Hunderte von Meilen durch wilde Völker vorgerückt: So wurden, um das Unvergängliche und Gleiche in der Menſchengeſchichte und Menſchenentwickelung an einem kleinen Beiſpiele zu zeigen, in unſerm Mittelalter *Jahrmarkt und Gottesdienſt in dem Worte Meſſe Ein Begriff, und ſind es bis auf dieſen Tag.* Prieſter ſind älteſtens Hunderte von Meilen von Volk zu Volk gereiſt, wie jetzt die Sendeboten der Handelshäuſer von Liſſabon nach Archangel, von Baltimore nach Batavia und von Smyrna nach Moskau reiſen. Sie waren geſchützt durch ihr heiliges Amt, geſchützter wohl durch eine unſichtbare Macht und durch einen allgemeinen Zuſammenhang, den wir nicht kennen. Wer weiß, ob Männer, wie Zoroaſter, Odin, Orpheus und Melchiſedek *), nicht beinahe in einem Zuſammenhange ſtanden, wie vor einigen Jahrhunderten drei vier päbſtliche Nuncien, die in Lund Liſſabon Krakau und Palermo die Geſchäfte der allgemeinen Kirche beſorgten? Und wir müſſen es glauben; denn unter welchem Schutze ſind Pythagoras Solon Herodotus und andere nach Gott und nach Weisheit durſtige groſe Griechen ſo viele Länder durchreiſet und haben ſo viele Völker erkundet? War es nicht unter dem Schutze des prieſterlichen

---

*) Die Zuſammenſtellung iſt nicht chronologiſch, ſondern nur des Beiſpiels wegen.

Ordens! waren ſie nicht Wiſſende und Eingeweihte? Freilich waren ſie das. O könntet ihr noch reden, uralte Ruinen am Indus, ſtündet ihr noch, Tempel des Belus in Babylon, der Cybele in Phrygien, der Diana zu Ephesus, ihr Völkerverſammler, gingen eure Geheimniße noch um, Eleuſis und Samothrake, und hättet ihr noch lebendige Stimmen, Delphi und Dodona, und o ihr unvergänglichen Steine Aegyptens und Perſepolis und ihr Sphingen, deren Stummheit ſo tiefe Geheimniß winkt, könntet ihr die Zungen eurer Zeichen löſen, — dann wüßten wir mehr. Ach! ihr könnt nicht ſprechen, und der Herodot hat uns bei ſo vielen Dingen damit abgefunden, daß er ſagt: Ich weiß es wohl, aber ich darf es nicht ſagen. Und die meiſten Späteren nach ihm hatten ſich aus den Bildern wieder andere Bilder und Geſtalten gemacht, wie z. B. die Neuplatoniker; und ſo müſſen wir über ſo vieles was wir ſo gern wiſſen mögten, mit Andeutungen und Räthſeln ſpielen. O ich wollte wetten, die meiſten Steine am Nil und Ganges und Indus und was in des alten Perſiens Baktriens und Tibets Bergen in Steinen und Sagen verborgen iſt, hätten ſchon eine Sprache bekommen und die alte Geſchichte, die kaum einen Anfang hat, hätte vielleicht ſchon einen Grund, worauf ſie ihren glänzenden Bau zu den Sternen aufführte und den Reſt des alten Babels der Verwirrung und Hinundherdeutung zerſtörte, wenn Teutſche ſtatt der Engländer und Franzoſen zwei Jahrhunderte Flotten und Geſandte nach Aegypten Perſien und Indien geſchickt und in jener Weltgegend über Länder und Völker geherrſcht hätten.

Ich habe von wandernden Prieſtern geſprochen und von Odin dem Weltdurchwanderer. Wie viele Kinder der Prieſter und Fürſten nennt nicht Herodot bei Erwähnung der nordiſchen Völker, die nach Süden zogen, nach Aſia und Hellas, Weisheit und Gotteswiſſenſchaft zu lernen und ſich in die Geheimniſſe einweihen zu laſſen! Damals waren die Prieſter ein königliches Geſchlecht und die Fürſten und die Kinder der Fürſten waren bei vielen Völkern auch gebohrne Hoheprieſter, z. B. die Könige von Sparta, die von Rom, der ſogenannte König in Karthago, und jetzt die proteſtantiſchen. (nur nicht prieſterlich) Ein ſolcher mogte Odin ſeyn, und weit und breit in ſeiner Jugend nach Weisheit umherpilgern und in ſeinem reiferen Alter ſie unter ſeinem Volke, den Germanen, umhertragen. Wir kennen ſeinen Raben aus der Edda: Herodot erzählt von einem weiſen Nordmann Ariſteas, von dem die Sage ging, er ſey an weit verſchiedenen Orten und in weit von einander liegenden Jahrhunderten geſehen worden, ja an einigen Stellen auch als Rabe. Die Deutung der Vögel Odins iſt nicht ſchwer, ſo wie die Vögeldeutung überhaupt leicht iſt dem, der ihre wunderſamen Geſichter und wunderſamen Naturen nur in der Stille näher beobachtet hat: In keinen Thieren kann man ſo heiter, als in dieſen durchſichtigen gefiederten Weſen, menſchliche Triebe Anſchauungen und Geſtalten erblicken.

Dieſe hingeworfenen Winke ſollen nur die Vorſtellung, die durchaus falſche, wegſchieben, als ſeyen die verſchiedenen Länder und Völker der alten Welt faſt ganz von einander abgeſchnitten geweſen. Der

Handel hat von jeher die Welt verbunden, aber die geheime Verbindung der Weiſen und Wiſſenden ruhete in den früheſten Zeiten gewiß auf dem Allerheiligſten, was die Menſchheit hatte, und für dieſes wunderſame Labyrinth, was uns in ſeinen Räthſeln ſo gewaltig und zauberiſch anſpricht, werden wir vielleicht noch den ariadniſchen Faden finden. Wir dürfen aber nach dieſen Winken glauben, daß die Verbindung zwiſchen den alten Urſitzen und dem Norden Europa's vielleicht in vielen Jahrhunderten ununterbrochen blieb, daß vielleicht Jahrhunderte lang die Weiſen und Prieſter des Volks noch vom Kaſpiſchen Meere her zogen nach zum Norden, wie ſpäter im zehnten und eilften Jahrhunderte ſo viele chriſtliche Prieſter in mehreren Menſchenaltern vom Süden kamen. Und wenn wir das Nächſte nur zum Beiſpiel nehmen, ſo fallen uns die brittiſchen und iriſchen Prieſterſchulen von ſelbſt ein, deren Zöglinge im ſiebenten und achten Jahrhunderte ſchaarenweiſe zu unſern Vorderen kamen, viele Menſchenzeugungen nach einander, ſie zum Chriſtenthum zu bekehren. Aus jener lange fortwährenden Verbindung mit der aſiſchen Weisheit und Prieſterſchaft ſind auch ſehr natürlich die Sagen von den verſchiedenen Odinen entſtanden, die Jahrhunderte aus einander liegen.

Schweden war im Abendlande wahrſcheinlich der erſte germaniſche Kern, um welchen das Volk ſich ausbreitete und um welchen die Aſen ihren Olymp baueten. Daher iſt im Norden die Sage und die Fabel auch lebendiges Leben geblieben, während bei den ſüdlicheren Germanen wenig übrig iſt als einzelne Klänge und Namen und der Wode, der nur als wilder Jäger und Nachtgeſpenſt die Kinder ſchreckt und vielleicht manches verliebte Herz ans Bette und manches Diebsgemüth an ſeine Höhle feſſelt, die ſonſt um Mitternacht leiſe Gänge ſchleichen würden. Aber Eines muß man bei dieſer Betrachtung vorzüglich bedenken, die ganz verſchiedene Art der Umwendung der ſüdlichen und der nördlichen Germanen von dem Heidenthum zum Chriſtenthum. Die ſüdlichen, wir Teutſche, wurden faſt alle ſo bekehrt, daß ein Eroberer das Schwerdt und ein Prieſter das heilige Kreuz über die beſiegten Häupter ſchwang: die weltliche Gewalt kam mit der göttlichen zugleich und plötzlich, und die Prieſter konnten die Bilder und Denkmäler und Lieder und Sagen und alles, was an die alten Götter und Helden mahnte, mit Feuer und Eiſen vertilgen. Den Norden hat kein Schwerdt bekehren helfen, fromme Prieſter, bloß mit dem Glauben bewaffnet und der Gewalt des ewigen Wortes, das ſie verkündigten, brachten das Chriſtenthum dahin und breiteten es langſam aus: ſo daß es manche Menſchenalter hindurch mit dem Heidenthum beiſammen wohnte in Streiten, die ſelten blutig wurden. So hatten die dem Altväterlichen Zugethanen Zeit es zu retten und grade in jenem Streite der Meinungen es den Gemüthern, die es zu verlieren fürchteten, tiefer einzuprägen. Viele Skandinavier auch, die im neunten, zehnten Jahrhunderte, als im Norden größere Gewaltherren und Einherrſcher entſtanden, nicht dienen wollten, flüchteten ſich mit dem alten Freiheitſtolze und mit ihren Göttern in die äuſſerſten Wildniſſe und Inſeln, wo ſie den alten Glauben und die alten Namen und Sagen ſo lange retteten, bis, da das Chriſtenthum befeſtigt war, die Wuth der Prieſter gegen das Heidniſche ſich abgekühlt hatte, und ſie nun ſelbſt an dem, was ſie vor dreihundert Jahren ausgerottet haben würden, ſich als an luſtigen Mährchen ergötzten. Und auſſerdem ſoll man nicht vergeſſen, daß die Sage und die Geſchichte durch Ueberlieferung nirgend feſter gehalten wird als auf Gebirgen und Inſeln, wo der Menſch, in weiten Fernen von einander wohnend und von der geſelligen Gemeinſchaft mit Nachbarſchaften abgeſchnitten, in kleinen Genoſſenſchaften von zwei drei Familien zuſammen lebt und wo jede Vergangenheit durchaus bald lebendige Sage werden muß, weil die Gegenwart nicht ſprechendes und mittheilendes Leben genug hat. Dies habe ich in ganz Schweden empfunden, am meiſten aber im Norden, z. B. in Jemtland, wo manche Bauern mir wirklich ſchwediſche Geſchichten der letzten Jahrhunderte ganz im großartigen und wunderſamen Stil der Mährchen und Sagen erzählt haben, obgleich ſie ſchon aus den Zeiten waren, wo die Friedenſchlüſſe nicht mehr mit über einander gelegten Schwerdtern oder Streitäxten der Feldherren ſondern mit geknickten Schreibfedern franzöſiſch redender und Allongenparuken tragender Miniſter beſchworen wurden. In Island und auf den Orkneys iſt das Gedächtniß und die Fertigkeit und Uebung der Sagenerzähler nach allen Reiſebeſchreibern noch heute ganz auſſerordentlich. Ueberhaupt muß das am meiſten hier in Anſchlag kommen, daß das Volk und der Menſch, deſſen Geſchlecht in Jahrtauſenden nicht den Ort gewechſelt und keine fremde Völkerſchwärme bei ſich geſehen hat, allen ſeinen Glauben, ſein Leben und ſeine Geſchichte mit den Bäumen und Felſen in den Boden wurzeln läßt, den ſie bewohnen. Darum ſind in Schweden und Norwegen und Island gewiß noch viele unentdeckte Goldgruben — und o gewiß in den Bergen über Kaſchemir und Lahor und von Tibet. Wir aber? wie viel Schmutz fremder Völker iſt ſeit Jahrtauſenden über unſre Lande hingefloſſen! und wenn er nicht immer verheerend und verwüſtend kam, alles Fremde verheert und verwüſtet, wenn es endlich in jede Hütte und in jedes fernſte Köhlerhäuschen eindringt. Wie viele Mährchenfamilien haben die Beſuche der fremden Soldaten in den letzten zehen Jahren in Teutſchland verdorben und die alten hellen und luſtigen Geiſter der Natur und die kindlich ſpielenden Geiſterchen der Fantaſie auf immer von ihnen verſcheucht! Mährchen und Sagen ſind ſelbſt unſchuldige Kinder und bleiben nur bei Menſchen, die Kindern gleich ſind und durch nichts Fremdes Ungleiches und Unvolkliches aus ihrer Einfalt gelockt werden. Kenner ſagen, eine junge Nachtigal, deren Vorſänger ein Kanarienvogel geweſen, lernt nie einen reinen Naturſchlag. —

So ſind denn die Länder des Nordens, Schweden Norwegen Island, nicht entvölkert worden von ihren uralten Göttern und Geiſtern. Keine Inſel und kein Berg, kein Hügel und kein Thal, ja kein Blachfeld iſt, wo nicht Götter und Helden den langen Schlaf ſchlafen, wo nicht Schlachten und Zweikämpfe und Kämpfe mit Rieſen und Drachen geweſen ſind, wo nicht ſtolze Seelen, damit ſie mit den Helden und Fürſten Walhalls zum Göttermahle ſitzen dürften, das matte und kraftloſe Alter durch einen Todesſprung geendigt haben, wo nicht friſche Naturgeiſter wandeln. Dieſes Glück hat dem Volke ſein Land geheiligt, und wer nordiſch zu ſeinem Herzen zu ſprechen verſteht, wird gegen jeden Angreifer dieſes Landes Wunder mit ihm zu thun wiſſen. Denn die Gräber und Todesklippen der Helden liegen ringsum, die alten Götter ſchlafen im Zwergenzauber unter den Hügeln und warten der Zeit, wo ſie erlöſt werden ſollen, die Namen und Thaten leben in den Herzen des Volkes, wozu ſich die romantiſchen Geſchichten des Mittelalters und die groſen Könige und Helden des ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhunderts geſellen, deren Reihen der Achilles Karl der Zwölfte ſo tragiſch ſchloß.

Wahrſcheinlich hat die Verbindung mit Aſien nie aufgehört, noch weniger mit den mächtigen Stammgenoſſen, die wir ſeit den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung über dem ſchwarzen Meere und den Karpathen ſo gewaltig herrſchend finden. Späterhin kamen aus dem germaniſchen Norden immer Züge von Warägern nach Konſtantinopel und thaten Dienſte als Leibwachen; auf der Straſſe dieſer Krieger wurden von ſolchen unter den Slaven gelegentlich die beiden Reiche Novogrod und Kiew gegründet. Späterhin gingen die Kreuzfahrten luſtig zu Lande und zur See nach dem gelobten Lande: viele Runſteine, noch mehr alte Lieder, die durch den Mund des Volkes noch im lebendigen Klange umherfliegen, verkündigen dies. Dieſe nährten den Geiſt der Wunder und großer Thaten. Und bald kam die Zeit, wo das Volk bei ſich zwei Jahrhunderte in vielfachen Wechſeln für die eigene Freiheit, bald jenſeits des Meers für Ruhm und Land kämpfen muſte. Nun wieder ſeit Karl dem Zwölften liegen die mächtigen Geiſter durch Zauber gebunden.

Schweden hat geſchlafen ſeit Karl dem Zwölften und ſchläft noch; auch wir lagen in langer Erſtarrung, wir fangen nach einem Schlafe, der über zwei Jahrhunderte gewährt hat, an zu erwachen und unſre müden und wundgelegenen Glieder zu regen. Aus Wälſchland kamen Zauberer und verhexten uns; ſie haben auch die nordiſche Rieſenkraft wie mit ſtarrem Tode gebunden, ſo daß ſie kaum noch von ſich weiß. Auch die Zeit ihres Erwachens iſt nicht fern; ſchon ſpielen die lauen Lüfte des Frühlings über das baltiſche Meer hin, welche die eiſige Erſtarrung löſen werden, und apolliſche Schwäne klingen als Herolde der neuen Lenzeswonne voran.

In keinem Lande ſieht man an den Menſchen die Einflüſſe der wälſchen Erziehung und Bildung in ſo tragiſchem Gegenſatz gegen die ernſte ſtarke und einfältige Natur und den erſten ſtarken und einfältigen Menſchen, als in Schweden, wo das Mark in den Knochen und Herzen kaum zu zerſtören war, aber das Mark der Geiſter doch ausgeleert werden konnte. Die gebildeteren und vornehmeren Schweden ſind durch die franzöſiſche Erziehung nicht ſo nichtig und jämmerlich geworden, als wir bei uns viele aus den Klaſſen ſehen, deren Jugend ein ähnliches Unglück hatte, aber ſie ſind faſt ſtarrer und blinder geworden für das Eigene, als die Unſrigen der erwähnten Menſchenart für das Unſrige. Solange die erſten Waſa's und die zweiten aus dem rheiniſchen Blute herrſchten, von 1523 bis 1718, beinahe zweihundert Jahre, war die ſchwediſche Erziehung, Bildung und Literatur auf das innigſte mit dem Teutſchen verbunden: ſo daß um 1670 und 1700, wo wir von der franzöſiſchen Sprache ſchon heillos angefreſſen waren, viele ſchwediſche Proſaiker und Dichter reineres Teutſch ſchrieben, als die Teutſchen ſelbſt. Mit Karls des Zwölften Tode ward das Franzöſiſche herrſchend und hat ſtatt der alten freudigen Waldbäume für das Leben und die Kunſt zierliche Gewächshauskrüppel gezogen. So ging das groſe Gemüth und der einzige Geiſt und die wahrhaft cäſariſche Tugend Guſtavs des Dritten und ſo vieler genialen Köpfe, die unter ihm blüheten, verloren — nur zwei Menſchen ungeheurer Kunſtkraft bahnten ſich mitten durch den Tand eine eigene Bahn, der Bildner Sergel, deſſen Vater und Mutter aus Thüringen waren, und der Dichter Bellmann. Durch dieſen geiſtigen Gegenſatz, der hier zwiſchen dem nordiſchen Menſchen und ſeiner Natur entſtanden war, entſprang in den letzten beiden Jahrzehnden auch ein politiſcher: Guſtav Adolf der Vierte fühlte dunkel in ſeinem Gemüthe, was das Schwediſche und was ein König von Schweden ſeyn ſollte; er wußte, unter welchem Steine Thors Hammer und Baldurs Schwerdt lag, aber er konnte den Stein kaum halb heben — und er fiel auf ihn und zerſchmetterte ihn.

Schwedens Natur iſt groß und majeſtätiſch, die Schweden ſind ein ſchönes, ſtarkes, treues, frommes, kindliches, geiſtreiches und kunſtreiches Volk. Ihrer Geſchichte hat es nie an herrlichen Männern gefehlt; ſie haben deren auch jetzt noch. Sie müſſen ſich nur über ſich beſinnen, welche ſie ſind und welche ſie ſeyn können, und ſie werden alles Schöne und

Große ſeyn und darſtellen, was aus der germaniſchen Natur nur hervorgehen kann.

Sie haben Finnland verloren, ein ſchönes Land, ein wackeres Volk, das ſie ſeit dem dreizehnten Jahrhundert der Wildheit und Unhuld entriſſen und dem chriſtlichen Gotte und der germaniſchen Freiheit mit dem Schwerdte in der Hand zuführten. Sie können ein Volk nicht vergeſſen, das ihr Geſetz und ihre Redlichkeit beglückt hat, und müſſen mit Trauer gegen Oſten blicken. Auch fällt es manchem Schweden ein, daß die ruſſiſche Gränze jetzt nur achtzehn Meilen von Stockholm iſt. Freilich ſagen ihm die Ruſſen: Eure Gränze war ſonſt nicht weiter von Petersburg; aber der Schwede könnte ihnen antworten: Warum legtet ihr eure Hauptſtadt von der uralten Moskwa uns ſo nah, hundert Meilen gegen Norden hinauf? — Finnland iſt verloren, Norwegen iſt gewonnen, ein treffliches Land, ein treffliches Volk, gleich den Schweden durch Art, Tugend, Freiheit und Sprache. Eine weiſe Regierung wird die kleinen Ungleichheiten, die noch ſind, in wenigen Jahrzehenden auszugleichen und die beiden Völker, die durch alle Bande gemeinſamen Urſprungs und gemeinſamer Bedürfniſſe und Vortheile Eins ſeyn und mit einander ſtehen und fallen müſſen, zuſammenzubinden wiſſen. Ueber dieſe natürliche Vereinigung des Gleichen und Zuſammengehörenden kann jeder Germane fröhlich den Segen ſprechen.

Und das Land ſelbſt? Die ſchreckliche Seuche, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus Aſien kam und verheerend über ganz Europa ging, welche der ſchwarze, der blaue und bei den Schweden der gewaltige (diger död) Tod genannt ward, räumte in ihm beinahe die Hälfte ſeiner Bewohner auf: dieſer Schade iſt bis dieſen Tag nicht verwunden. Seit hundert Jahren wächſt die Volksmenge in ungeheurem Fortſchreiten, und das rüſtige Volk gräbt ſeit fünfzig Jahren an Kanälen und Deichen, wälzt Steine weg für Weizenſaaten und trocknet Sümpfe für Heerden.. Schweden und Norwegen haben jetzt beide nahe an viertehalb Millionen Seelen, ſie werden in einem halben Jahrhundert wahrſcheinlich fünf, in zwei Jahrhunderten ſechs Millionen nähren: für acht bis zehn Millionen iſt Raum und Fruchtbarkeit und Genuß. Wann mehr Menſchen ſind, wird mehr Reibung der Geiſter ſeyn; wann Schweden fünf bis ſechs Millionen Einwohner haben wird, dann wird eine neue Ordnung der Dinge eintreten und aus dem Lande, dem Volke und den herrlichen Grundzügen einer freien und eigenthümlichen Verfaſſung ein neues nordiſches Leben gebohren werden, das die Welt erſtaunen wird. Es wachſen ja die alten Berge und in ihnen das Erz fort und fort, und unter ihnen ſchlummert die feſtgezauberte Kraft. Sie wird hervorbrechen und Schwerdter ſchmieden und Lanzen und die eiſerne Männerſaat ausgießen auf die, welche das Volk jetzt gedemüthigt glauben; dann wird auch jene wälſche Tünche lange abgefallen ſeyn, wodurch das ſtolze Männerantlitz der alten Schwedenherrlichkeit zur Zierlichkeit und Eitelkeit verfratzt iſt.

Und es ſchläft der alte Löwe über ſeinen Götter- und Heldengräbern und hört es toſen und klingen ringsum, und es kümmert ihn nicht, und einige Geier fliegen um ihn, unter welchen Krähen krächzen; hoch oben in den Lüften aber ſchwebt der Doppeladler, mit einem Kreuz in den Klauen, dem Donnerſtrahl des neuen Zeus, und ſtrebt zu ſeiner Sonne; tief unten aber ſperrt ein Leopard den Rachen weit auf, den eine unendliche Schaar von Lüchſen und Füchſen und Wieſeln und Mardern und Ratten und Mäuſen und viel anderes kleines Diebsvieh umwimmelt; weiter hin ſpringt ein Hahn, dem die Flügel und der Kamm zerzauſt ſind, auf einen neuen Miſthaufen, und ſchlägt die paar Federn zuſammen und kräht aus heller Kehle; der alte Rabe aber, der Weiſſager, zieht auf langſam geſchwungenen Fittichen mit ſeinem prophetiſchen Silberklange von Weſten gegen Oſten im einſamen Fluge hin. Und ſo geſchehe es!

Wer geklemmt iſt, iſt beklommen. Gegen dieſen ächt logiſchen und grammatiſchen Satz läßt ſich auch geiſtig und politiſch nichts einwenden. Die Dänen haben ihn nun Jahrhunderte bewieſen, und haben ſich ſeit hundert und ſiebenzig Jahren durch dieſe Beklommenheit, die ſich, wie es ihr faſt immer geht, gewöhnlich zur Unzeit einen Muth faßte, immer tiefer in die Klemme gebracht. Wir wollen ſie nicht beſchuldigen, ſondern lieber entſchuldigen, indem wir die Verhältniſſe darſtellen, wie ſie ſind.

Die Dänen liegen in der Mitte zwiſchen dem alten Skandinavien und zwiſchen Germanien im engeren Sinn, unſerm Vaterlande, welches wir jetzt Teutſchland nennen, jedoch durch Sprache und Art den Schweden näher, durch ſeit manchen Jahrhunderten genährten Haß mehr von ihnen abgewandt als von uns. Freilich ſagt ein Sprichwort: *Die Mitte iſt das Sicherſte,* aber ſogleich ſagt ein anderes dagegen: Das in der Mitte wird zertreten. Dänemark hatte ſich auf dem größeren feſten Lande Skandinaviens Landſchaften zu verſchaffen gewußt, das Glück hatte auch das Königreich Norwegen mit ihm verbunden, ja ſogar über Schweden übte es im fünfzehnten Jahrhundert eine wechſelvolle und immer beſtrittene Herrſchaft, die im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts durch das große Waſageſchlecht vertrieben ward. Hinfort war blutige Eiferſucht zwiſchen den beiden Völkern; der Haß braunte tiefer, wie unter ſo nahen Verwandten. Die Dänen verſuchten ſich mit dem neuen ſchwediſchen Königſtamm ein volles Jahrhundert, ungefähr von 1560 bis 1660. Sie lagen unter und verloren alles auf dem feſten Lande Nordgermaniens, doch blieb ihnen Norwegen.

Die Probe war durchgemacht, daß ſie den offenen Kampf nicht beſtehen könnten mit dem ſtärkeren Lande und Volke. Hinfort lauerten ſie auf die Gelegenheit, wo Schweden fremde Völker auf dem Halſe hatte, und biſſen ihm in die Ferſen. Nun ward der Haß von Seiten der Schweden eine verachtende Erbitterung; ſie ſagten: die Dänen ſind tückiſch. Das ward der Unterſchied zwiſchen den beiden Brudervölkern: die Schweden haßten und verachteten die Dänen, die Dänen haßten und fürchteten die Schweden.

Bis zum Jahr 1709, d. h. bis zur Schlacht bei Pultava, ja vielleicht bis zum Jahr 1718, bis zu Karls des Zwölften Tode, mogte es natürlich und verzeihlich ſeyn, daß die Dänen jede Gelegenheit belauerten, Schweden zu ſchaden und zu ſchwächen. Nach dem Jahre 1718 war jeder unehrliche Angriff auf Schweden Sünde gegen ſich ſelbſt. Ein fremdes Volk, ganz andern Stammes und anderer Art als die Germanen, begann an der Oſtſee gewaltig zu werden und offen nach der Herrſchaft zu ſtreben; nun mußten die Dänen Schweden beiſtehen, wann es von Oſten angegriffen ward: denn fiel Schweden, ſo fielen ſie mit, und unrühmlicher ward ihr Fall in der Geſchichte erzählt, weil ſie ihr Blut hatten unterdrücken und erwürgen helfen. Doch ſind ſie bis auf die jüngſte Zeit, ſo wie die Schweden einen Feind in der Stirn hatten, ihnen immer in den Rücken gefallen. So hat Guſtavs des Dritten Thron durch die Dänen gewankt und Guſtavs des Vierten Thron iſt durch ſie mit umgeſtürzt. Und damit das Unrechte unrechter erſcheine, muß hier erzählt werden, daß, als die Engländer im Herbſt des Jahrs 1807, da ſie Seeland und Kopenhagen erobert hatten, dem Könige von Schweden antrugen, er möge Seeland beſetzen, damit er gegen die Dänen ſicher ſey, er dieſes verweigerte, ſprechend: »ich habe »mit den Dänen keinen Krieg noch Urſache des Kriegs, »ich hoffe, ſie werden auch gegen mich keine finden.« — Und ſie ſuchten ſie nachher, und fanden ſie.

Es geht im Leben der Völker, wie im Leben der Einzelnen, daß jede Ungerechtigkeit blind und dumm macht und endlich, wann das Maaß voll iſt, durch die eigene Verblendung und Verdummung ſich ſelbſt ihre Strafe bereitet. Die Dänen hatten ein ganzes Jahrhundert treu mit Rußland gehalten, wo ſie nicht ſollten, und waren grade in der Zeit von demſelben abgefallen, wo ſie mit ihm hätten halten ſollen. So waren ſie endlich an Händen und Füßen gebunden durch die widerlichſten Verhältniſſe und in eine ſo verworrene Politik hineingeflochten, daß Norwegen verloren war; ja wenn die Teutſchen nicht gegen alle Feinde gütig wären und wenn die fremden Mächte geneigt wären, andern Völkern etwas zu nehmen als den Teutſchen, ſie hätten auch alles verlieren können, was ſie auf unſerm teutſchen feſten Lande beſaſſen.

So ſind die Dänen nun ſeit dem großen Guſtav Adolf von einem unnatürlichen Haſſe gegen das Brudervolk ins Unglück getrieben worden, und eben wegen der oben erwähnten Mitte, wo ſie oft von beiden Seiten gereizt werden, ſind ſie dieſem Haſſe und ſeinen Ausbrüchen, gelegentlich vielleicht gegen beide, ferner ausgeſetzt und dem unvermeidlichen letzten Verderben, das er ihnen dann auf den Hals ziehen würde. Sie haben ſich gegen Schweden oft vermeſſen und übermeſſen; ſie könnten es auch einmal gegen uns Teutſche thun.

Dies alles ſoll nicht zur Verkleinerung der Dänen geſagt ſeyn; es entſpringt aus den natürlichſten Verhältniſſen. Die Dänen ſind ein germaniſches Volk und haben manche ehrenwerthe Eigenſchaften, aber ſie haben einen ſchlechteren Himmel und ein ſchlechteres Land erhalten, als die Schweden und die Teutſchen, und müſſen wie jedes Volk auf Erden die Schuld ihres Klimas büßen. Auf flachen Inſeln, den Stürmen und Regen und Schloſſen preisgegeben und durch keine Berge und Wälder beſchirmt, leben ſie ohne die großartige und gewaltige Natur des Schweden und die freundliche und herrliche des Teutſchen, und müßen alſo das Bild dieſer unvollkommeneren Natur in ihnen abdrücken. Es fehlt ihnen Maſſe des Landes, Maſſe des Volkes, Gewalt und Herrlichkeit des Himmels und der Erde — alſo —

Und jetzt? Nachdem Norwegen verloren iſt, muß Dänemark ſich gegen Weſten wenden: nicht um von uns noch Länder zu erobern, von welchen jeder meint erobern zu können, ſondern um ſich an uns anzuſchließen. Dänemark kann künftig nur als ein Theil des teutſchen Reiches beſtehen. Es ſehe ſich hinfort wohl vor, was es thue — jeder falſche Schritt, kann ein Hinabglitſchen in den ewigen Tod ſeyn — beſonders gebe es hinfort alle vornehme und ſelbſtherriſche Gedanken auf: ein ſelbſtherriſcher Staat kann es nicht mehr ſeyn. Das will ich der däniſchen Regierung weiſſagen, daß, wenn ſie jemals ſo thörigt ſeyn könnte die gegen Schweden ſo lange geſpielte Rolle auch einmal gelegentlich wieder (ein paar Proben haben wir davon ſchon gehabt) gegen Teutſchland zu verſuchen, daß Dänemark dann wahrſcheinlich geweſen ſeyn wird. Auch hoffen wir, daß die kleinen Inſeln, die auf der Weltkarte kaum bemerkt werden, ſich künftig den Uebermuth vergehen laſſen, die herrlichen teutſchen Landſchaften, welche die jetzige Dynaſtie auf ihren Thron geſetzt haben, faſt gleich eroberten Provinzen willkührlich nnd ohne alle Verfaſſung regieren zu wollen.

Hiſpanien.

Und wir haben Odins weiſſagenden Vogel gegen Oſten winken geſehen; wir nehmen aber unſern Flug gegen Südweſten bis zu jenen einſt fabelhaften Säulen des Herkules, um welche die Mährchen und Wunder des Alterthums ſpielen: wir ziehen zu den Brüdern des Nordens, zu den ſpaniſchen Weſtgothen. Es iſt ja die Zeit vieler Erfüllungen, und der Geiſt der Wunder und Weiſſagungen regt ſich in allen Brüſten: ſo können auch wir die Flügel nicht halten, ſondern müſſen ſie rauſchen laſſen mit und wider unſren Willen, wohin ſie uns tragen wollen. Und ſie werden uns wohl recht tragen und an den rechten Ort. Viele nennen die Zeit, worin wir leben, unklug und toll — die Armſeligen, die kein Herz für ihre frommen und hehren Gluthen haben!— Wir aber preiſen uns glückſelig, daß wir dieſen Tag des Herren geſehen haben, daß Gott ſich unſer erbarmt, nicht allein durch die Erlöſung, welche das Eiſen vollbracht hat, von den leiblichen Banden, ſondern durch die Erlöſung der Geiſter, die Jahrhunderte gebunden waren durch Tand und Eitelkeit und leere Zänkerei menſchlicher Künſte und Leidenſchaften. Nun aber iſt die Leidenſchaft gekommen, die heilige Leidenſchaft Gottes und der göttlichen Dinge, und der feurige Strom, der das Menſchengeſchlecht reinigen ſoll, wird durch alle Hinderniſſe und durch alles Angſtgeſchrei der Blödſinnigen und Blödäugigen durchdringen. Dieſe tolle und unkluge Zeit offenbart ſo viele als Weiſe, welche lange für Narren gehalten worden; ſie wird auch die ſich weiſe dünken als Narren und die nichts von ſich dünken als Weiſe offenbaren: denn das iſt der große Scherz, den der ſonſt ſo ernſthafte Gott zuweilen mit den Menſchen treibt, daß er ſie zwingt zuletzt ihren eigenen Dünkel auszulachen. Es werden ja alle Dünkler und Stinkler und Winkler, die da Unreines treiben oder Unreines aufrühren, in dieſen Tagen zu Schanden werden. — Du guter atlantiſcher Rudbeck, ein Jahrhundert und länger als ein Jahrhundert biſt du von allen Klüglingen ausgelacht, und ſiehe, die Zeit wird kommen, wo deine erhabenen Träume wirklich werden, wo dein altes Svithiod mit ſeinen Göttern und Helden den gelehrten Dunſt und Staub, womit es die ſogenannten Kritiker überſchüttet haben, abſchütteln und in dem Urglanze ſeiner Geſchichte da ſtehen wird; denn alle Träume finden endlich den rechten Ort, die aus dem rechten Herzen kommen. Deine ſchöne Atlantis beginnt ſich aus den dunkeln Wolken und Fluthen der Sagen und Weiſſagungen zu erheben, und auch die ſüdliche Atlantis der hiſpaniſchen Weſtgothen iſt ihrer neuen Geburt aus friſchen vulkaniſchen Wagen nahe.

Ueber das Hohe und Ritterliche, über das Tiefe und Geiſtige, über das Lebenverachtende und Wahrheitüberallesachtende des edlen Volkes hat einigen gedäucht, wir hätten früher ſo geſprochen, als wäre es Weiſſagung geweſen, da es doch nur einfache Anſchauung ſeiner Geſchichte war. Die gewaltigen Wandrer, die Weſtgothen, wichen ſeit dem Jahre 375 vor der Knechtſchaft und zogen vierzig Jahre in vielfachen und blutigen Wechſeln der Freiheit nach wie die Kinder Iſrael in der Wüſte, bis ſie um das Jahr 415 an den Gränzen Spaniens anlangten und die ſchneebedeckten Pyrenäen anſtaunten. Hundert und fünfzig Jahre ſpäter etwa beherrſchten ſie die ganze ſchöne Halbinſel, die jenſeits liegt, und haben ſich in Kämpfen des Friedens und des Krieges beinahe ein Jahrtauſend mit den Reſten der tapfern und freiheitluſtigen Iberer und Celtiberer und mit einigen ſaraceniſchen Fremdlingen aus

Aegypten und Arabien gemiſcht, den Ländern der Offenbarungen und Wunder des alten Bundes. Und ſo iſt der neue hiſpaniſche Menſch geworden und aus dieſem hiſpaniſchen Menſchen ſo mancher vollkommene Mann; denn leicht mögte der edle Spanier (ich meine den beſten, den dieſes Land und Volk hervorbringt) Europa's Blume ſeyn, von der kindlichen Unſchuld und Ruhe bis zum trotzigſten Stolze und zur feſteſten Mannlichkeit alle Stufen der Tugenden durchlaufend, die man in einem Manne bewundern kann. Denn hier wehet der Blumenhauch des Orients die eiſerne nordiſche Kraft mit mildem und liebendem Athem an, und beide zeugen zuſammen einen freundlichen und heitern Ernſt und eine tiefe und gewaltige Schwärmerei.

Die Spanier haben die alte Geſchichte und alle Weiſſagungen des neuen Zeitalters wieder glänzend erfüllt; ſie haben für die Ehre und Freiheit tapfer und trotzig alles drein geſetzt. Sie ſind wieder gefunden worden, wie in dem hundertjährigen Römerkriege, und wie Cäſar ſie fand *), und wie die Mohren vor ihnen erliegen mußten. Napoleon weiland meldete Siege über Siege, aber ſeine Marſchälle kamen einer nach dem andern krank ohne Heere zurück, wie einſt die Prokonſuln und Legaten Roms. Große Waffenthaten ſind von den Spaniern nicht erzählt in offener Schlacht; ſie führten einen parthiſchen Krieg, angreifend und dann wieder weichend, und, ſo in kleinen Haufen allenthalben und nirgends, kommend und gehend, ſind die mächtigſten Heere vor ihnen zerfloſſen. So daß wir in

---

*) Caesar de Bello civili 1.

unſern Tagen wieder an einen Ausſpruch des Polybius erinnert wurden, welcher von dem Kriege, den die Hiſpanier gegen die ſie unterjochen wollenden Römer führten, ſagte: Wenn auch andere Kriege ſchrecklich und gewaltig geweſen ſind, ſo mag dieſer Krieg wohl ein feuriger *) Krieg genannt werden.

Ich habe die Bemerkung eines berühmten Feldherrn gehört, der in Spanien für die Sache Gottes und des Rechts geſtritten hat, daß die Spanier beſonders dadurch fremden Ueberziehern ſo fürchterlich ſind, daß ſie Haus und Hof und Hab und Gut mit einer Gleichgültigkeit, wovon der Norden keine Vorſtellung hat, im Stich laſſen oder ſelbſt zerſtören oder auch von den Feinden zerſtört ſehen. Er äuſſerte dabei ganz richtig, der Teutſche ſtehe wohl beſſer in der Linie und halte beſſer die Kugeln aus, als der Spanier, aber er ſchleppe ungeheuer ſchwer an dem Troſſe des Lebens und an der feigen Furcht für Hab und Gut, und daher habe er von der ſpaniſchen Kühnheit, alles auf nichts zu ſetzen und endlich Sonne Mond und Sterne und die Erde, worauf er trete, für ſeine luſtige Habe zu halten, auch gar keinen Begriff. Dies iſt theils eine allgemeine Eigenſchaft des Südens, wo der Menſch viel weniger Bedürfniſſe hat als im Norden, theils gehört es dem großherzigen Stolze des ſpaniſchen Karakters an. Es iſt aber noch viel Anderes, was die nordiſchen Menſchen gleichſam zu Troßknechten gemacht hat; und jemehr jener alte verderbliche Troß aufgeräumet

---

*) Πυρινος πολεμος

wird, deſto mehr wird die Troßknechtſchaft verſchwinden. Die Zeit hat himmliſches Feuer in ihren Nüſtern, und wann ſie es ausgeblaſen hat, werden die Menſchen, von dem ſchwellenden Aether getragen, ſich nicht mehr ſo viel mit eitlen und vergeblichen Bürden des Lebens bepacken.

Wir haben die Spanier bewundert in ihrem herrlichen Kampfe um die höchſten Güter des irdiſchen Daſeyns, wir haben ihnen Preis und Dank gezollt. Wir können ihnen nicht genug danken. Sie hielten den Glauben aufrecht, und die Geiſter ſonneten ſich an dem Glanze, der aus Heſperien über ganz Europa ausſtrömte; es blieben ſtolze Seelen durch Hoffnungen gerüſtet, das Ungeheuer könne beſiegt werden, das uns mit neroniſchen Jahrhunderten und mit neroniſchen Abkömmlingen bedrohete. Und weil wir das edle Volk bewundern und lieben, ſo trauren wir, daß vieles in Spanien jetzt ſo düſter und ungrad geſchieht. — Man ſagt uns zurechtweiſend, es iſt ſchwer, über eine von dem übrigen Europa in mancher Hinſicht ſo verſchiedene Welt, als Spanien iſt, und über ſo vielfältig verſtrickte und in einander verſchirrte Verhältniſſe, als die Verhältniſſe dieſes Landes ſind und welche von den Partheien abſichtlich verſtellt und verhüllt werden, aus der Ferne aburtheilen zu wollen. Wenn das — was wir gern zugeſtehen — auch wahr iſt, ſo giebt es ewige Grundſätze von Recht und Unrecht, von Treuloſigkeit und Redlichkeit, von Menſchlichkeit und Unmenſchlichkeit, die auf alle Länder und Zeiten und Verhältniſſe paſſen, und nach dieſen Grundſätzen wollen wir aus Winken, die troß aller gegenwärtigen abſichtlichen Verſperrung der Begebenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel doch zu uns gelangen, wieder Einiges winken.

Napoleon Bonaparte gaukelte, als er mit ſeinen diebiſchen Schlangenkünſten das ſtolze ſpaniſche Volk beſchlichen hatte, der Welt vor, ihm ſey die Rolle beſtimmt, Spanien aus ſeiner langen Starrſucht aufzuſchütteln und wieder zu Ruhm und Leben zu erwecken. Er meinte das nun freilich, wie er alle ſeine Verkündigungen gemeint hat, als Gaukelei und Lüge; aber durch die Wendung, welche dieſe Beſchleichung in Spanien nahm, glaubten viele Menſchen, Gott habe es wirklich ſo gemeint, und, wie ſo oft, dem Böſen hier eine Zeitlang Gewalt gegeben, damit das Gute in dem ſchweren Kampfe mit demſelben ſich ans Licht drängte. Sie glaubten nicht ohne Grund, die gewaltige Kraft, wozu das ganze Volk in der Abwehrung der Knechtſchaft ſich aufſpannen mußte, und die auſſerordentlichen Begebenheiten und Thaten, die gethan waren, und ſo viele Männer, die allein aus ihren Herzen ſich den Muth und Befehl dazu gegeben hatten, würden die großen und ritterlichen Geiſter, die allerdings zwei Jahrhunderte oft an Schlafſucht gekrankt hatten, für eine neue ſpaniſche Zeit erregen. Und wie es jetzt auch anders ausſehen mag, viele glauben dies doch noch, und wir glauben es mit ihnen.

Der junge König von Spanien, Ferdinand der Siebente, war durch eine abſcheuliche Treuloſigkeit in ein franzöſiſches Gefängniß gekommen, worin er vom Frühlinge des Jahrs 1808 bis zum Winter des Jahrs 1814 ſaß. In ſeiner Abweſenheit waren die Spanier aufgeſtanden und hatten ſich über die Welt wieder einen Namen gemacht; doch an zuſammenbindender und zuſammenhaltender Kraft fehlte es vom Anfang bis zum Ende dieſer großen Empörung, wie die Franzoſen ſie nannten: einzeln geſchah vieles herrlich und heroiſch, im Zuſammenhange aus Einer Kraft und nach Einem Ziele hin geſchah faſt nichts. Doch wurde in den letzten Jahren eine Art Verfaſſung gefertigt, ein leichtes dünnes, metaphyſiſches Ding, das manche gute Grundſätze aber für ein Ding, was doch auf irdiſchem Boden ſtehen ſollte, gar keinen feſten Grund hatte. Alles dies und die übrigen Verhandlungen und Beſchlüſſe der ſpaniſchen Cortes und der Junta waren im Namen des gefangenen Königs geſchehen. Napoleon, dem Verſchlagenheit nie gefehlt hat, und der alle böſe Liſten, wo ſie wirkſam werden konnten, mit einer meiſterhaften Feinheit der Finger herausfühlen konnte, hatte ſoviel aus den ſpaniſchen Dingen herausgetaſtet, daß in Spanien zweierlei ganz verſchiedene Geiſter mit einander rangen. Als ſein Glück wankte, ließ er den König und die ſpaniſchen Räthe und Prieſter, die er mit ihm eingeſperrt hielt, aus dem Kerker. Er hoffte, der König werde in Spanien einen innerlichen Streit anblaſen, der ihm nützlich werden könnte. Er hatte richtig gehofft, aber dieſe ſpaniſche Zwietracht half ihm nicht: ſein Glück rollte ſo geſchwind bergab, daß er früher nach Elba geführt ward, als dieſe wohl berechnete Ausſaat Früchte tragen konnte.

Ferdinand kam aus ſeinem dunkeln Kerker nicht wie ein Mann, der ſich des Lichtes der wiedergegebenen Freiheit freut, nicht wie ein König, der ſich freundlich an der hellen Sonne der Liebe wärmt, wovon ſein Volk ihm ſo unendliche und ſo ungeheure Proben gegeben hatte. Er brachte die Dunkelheit des Zorns und der Rache mit nach Spanien, und machte es zum Verbrechen, daß das Volk gewagt hatte, ſich in ſeinem und in Gottes Namen ſelbſt zu ermuthigen und zu helfen. Die Faulen und Elendigen und Zagen, durch welche Spanien im erſten halben Jahre eine ſichere franzöſiſche Landſchaft geworden wäre, wenn nicht beſſere und kühnere Männer das Schwerdt des Zorns und der Rache gezogen hätten, dieſe waren nun die Getreuen die Gehorſamen und Gerechten, dieſe waren nun die Ankläger der kühnen Tugenden und Thaten, wodurch das Vaterland gerettet und Ferdinand auch im Gefängniſſe König geblieben war. Diejenigen, welche unter Napoleon und Joſeph vogelfreie Verräther genannt worden, heißen es jezt dreifach; unter dem eigenen angebohrnen Herrn war den Männern das Vaterland unſicherer und gefährlicher als unter den fremden Tyrannen. Auch die Meiſten, welche an den Kortes Theil genommen und an der neuen Verfaſſung, wurden als Verbrecher geachtet und verfolgt. Alle Gefängniße füllten ſich mit Unglücklichen, man hörte auch von Hingerichteten; Frankreich und England empfingen viele Flüchtlinge von den Männern, die ſieben der ſchwerſten Jahre, die je ein Volk erlebt hat, mit den Waffen und mit den Herzen nie gewankt hatten. Ganz Europa nahm auf eine unzweideutige Art Theil an dieſen Begebenheiten. Auch Verſuche wurden von einigen Führern gemacht, die in dem Kriege hohe Namen gewonnen hatten, mit den Waffen in der Hand die Parthei zu erdrücken, welche, wie ſie glaubten, die Majeſtät misbrauchen und die blutigen Federzüge Yo el Rey leiten; aber ſie waren unglücklich. Am berühmteſten iſt der Verſuch des bekannten Guerillaführers Porlier geworden, eines edeln Kanariers, der unter dem Namen Marqueſito eines der großen Franzoſenſchrecken geweſen iſt. Er iſt ſpaniſch hingerichtet und ſpaniſch geſtorben. Seine und des Marſchall Ney's letzte Worte zeichnen in großen Gegenſätzen die beiden Völker, aus welchen ſie hervortönten. Fürchterlich ſchwer dunkel ja unerklärlich ſchreitet der königliche Wille über das Glück und die Leichen der Menſchen dahin. Es iſt nichts gewöhnlich, es iſt alles ungeheuer, nur nicht die Kraft, von welcher es dem Namen nach ausgeht. Und das verwirrt am meiſten die Gefühle der Menſchen, daß die Perſonen (Miniſter, Günſtlinge, Beichtväter) wechſeln, die blutige Strenge bleibt. Hier mag man wohl ſagen, wie der König Karl der Elfte von Schweden nach einem blutigen wachenden Traumgeſichte gerufen haben ſoll: Großer Gott, was willſt du denn, daß dies alles bedeuten ſoll? Welche Sünden werden an dem großen unglücklichen Volke gerächt? Kommen die Sünden der Väter von Mexiko und Peru und Alba's blutige Henkerbühnen etwa noch im neunten und zehnten Gliede? O für Indien hat das Volk ſchon genug gebüßt. An vierzigtauſend Menſchen ſollen in den verſchiedenen Gefängniſſen und Feſtungen des Reichs eingeſperrt ſeyn. Und neben dieſen grauſamen Gerichten wandelt das ſchwarze Geſpenſt, die Inquiſition, wieder aus ſeiner ſchauerlichen Nacht hervor und ſiebenzig- und achtzigjährige Jeſuiten tragen die Leichenkerzen zu den feurigen Auto da Fe's. Und damit das Trauerſpiel den rechten tragiſchen Gegenſchein bekomme: während dies in Spanien geſchieht, lebt der heilloſe Friedenfürſt in ſeiner ſchönen gekauften Villa Maffei in Rom im höfiſchen Glanze. Da mag man wieder ausrufen: Großer Gott, was willſt du denn, daß dies alles bedeuten ſoll?

Wie erklärt man dies? wie entſchuldigt man dies?

Man erklärt es aus dem ſchwachen und furchtſamen Karakter des Königs. »Wann die Schwachen »ſtrafen müſſen, ſind ſie oft am blutigſten. Grauſam »ſind von jeher die Herrſcher geweſen, die wie im »Serai erzogen wurden; ſie haben nie das Lebendige des Lebens und der Liebe erkannt.« So ſagt man, aber es ſitzt etwas Geheimes hinter dem Vorhange. Das kann man glauben, auch wenn man es nicht ſieht, entweder ein großes Verhängniß von oben, das den armen verblendeten König als Geräth braucht zu ſeinem eigenen Verderben, oder einige gewaltige Willen, die ſeine Spiritus familiares ſind und die ihn misbrauchen: Prieſter und Mönche — auch ein Verhängniß von oben, aber ein weniger tragiſches. Es wird ſich wohl zeigen zu ſeiner Zeit, was es iſt, wann die Geburt dieſer Räthe und Thaten erſcheint, die anders ſeyn wird, als ſie meinen,

Man entſchuldigt es mit der Religion, mit dem Glauben. Man ſagt: „Das Alte iſt in Spanien „noch mächtiger als das Junge — das zeigt das „Volk wohl, weil es ruhig zuſieht, ſtaunt und alles „geſchehen läßt: Recht iſt bei einem Volke, was die „Meiſten wollen; beſſer das Uebel raſch niederſchlagen, als es langſam ſchleichen und endlich unheil-

„ bar werden laſſen. Das Strenge und Zähe in
„ den Strafen iſt einmal des Südens Weiſe; wo
„ Meinungen kämpfen, iſt dort der Sieger nicht
„ gnädig wie im Norden. Dem Spanier iſt die
„ Religion ſein Höchſtes, und er muß alle Neuerungen,
„ auch die politiſchen, immer unmittelbar auf
„ dieſes Höchſte beziehen und daran halten, weil der
„ ganze Staat und ſelbſt der Thron darauf ruhet."

So will man Heilloſes und Unzeitiges entſchuldigen, und meint, daß Grauſamkeit eine Regierung ſichere und daß Spanien auch in unſern Tagen lange unerſchüttert ſtehen werde, wann der Großinquiſitor Feldmarſchall und der Beichtvater Erſter Miniſter iſt. Kardinal Ximenes war freilich auch ein Mönch, aber kein ſolcher: der führte Scepter und Schwerdt offen und ehrlich.

Böſe That trägt immer böſe Saat: wo Unſchuldige beſtraft und gerichtet werden, da wandelt das Unglück und das Unheil hinter dem Richter und Herrſcher. Gräßliche Thaten, wie jene franzöſiſchen Volksverſammlungen, hatten die Kortes, hatte die Junta nicht begangen; eine Unthat war auch die neue Verfaſſung nicht; Verbrecher und Verräther konnten die Führer der Guerillas nicht genannt werden. Der König ſiegte in allem, die ſchlechte und unhaltbare Verfaſſung und ihre Macher konnten ſich nicht behaupten. War der Sieg nicht genug? vielleicht noch die Wegführung oder Verbannung einzelner Männer, die, wenn gleich keiner Miſſethaten ſchuldig, doch vielleicht zu ſchwer und gefährlich gegen die Regierung wirken konnten? Aber ſo — Ich ſchweige.

Dieſe traurigen Geſchichten, welche die Erinnerungen der jüngſten ſpaniſchen Herrlichkeit durch Mitleid und Thränen jedes menſchlichen Europäers in Dunkel ſtellen, äuſſern nach einer Seite hin ſchon einen welthiſtoriſchen Einfluß. Dieſe Strenge der Regierung, dieſes völlige Rückſchreiten zum Alten und Veralteten, dieſe Verwerfung der Verfaſſung, ohne irgend etwas zu verſprechen, was ſie erſetze, vollendet die Trennung des amerikaniſchen Spaniens vom Mutterlande, die ſonſt noch wohl zweifelhaft war. Auch bei jenen Enkeln der Spanier jenſeits des Weltmeers war das Gefühl erwacht, daß man auch bei der Freiheit fromm ſeyn könne. Ich ſehe ſie für Spanien für verloren an.

Dieſer Verluſt wird die erſten Jahrzehende dem Mutterlande wohl recht ſchmerzlich fühlbar ſeyn, weil er alle Verhältniſſe des Lebens vielfältig durchſchneidet und verändert; darauf aber wird er ſich wohlthätig zeigen. Wann die Spanier auf ihr eignes altes Land mit Gewalt angewieſen ſind, wann ſie darauf allein hoffen dürfen, dann wird Land und Volk nach einem Jahrhundert ein viel anderes Anſehen haben. Weſtindien und die Goldländer haben Spanien zuerſt in Verfall gebracht. Es hat drei vier Millionen Menſchen durch Auswanderungen verloren und ſeitdem an Entkräftung gelitten; die geiſtige Entkräftung war aber wohl die ſchlimmſte, daß die kühnſten und thatenluſtigſten Jünglinge, die ſich daheim im Zwange fühlten, jenſeits immer einen weiten Spielraum fanden, wo ſie ſich freier bewegen konnten. Dies leitete alle edleren geiſtigen Kämpfe unglücklich vom Mutterlande ab, es blieb hinter ihnen liegen als ein weites Grab, worunter Heldengebeine und Heldenerinnerungen ſchlummern. Wäre dieſe Lebendigkeit nicht immer in die neue Welt ausgefloſſen, Spanien wäre früher aus ſeiner Starrſucht erwacht. Auch hier werden doch alle Geiſter nicht eingekerkert und erhängt werden können.

Die ſpaniſchen Habsburge wurden nichtig durch unaufhörliche Hochzeiten im Blute; auch die Burbone haben ſo fortgehochzeitet und hochzeiten ſo fort: der jetzige König will, wie verlautet, ſich die Tochter ſeiner Schweſter beilegen. Woher ſollen da Könige und Männer kommen? Andere Geſetze hat die Natur, und viel geſcheidter kaufte man ſchöne Sklavinnen in Georgien und Circaſſien und ſetzte ihnen Kronen auf. Es könnten doch noch einmal tüchtige Wildlinge entſprießen. Dieſes Verderben vieler Herrſcherhäuſer iſt jetzt das Gewöhnliche in Europa. Ungefähr, wie dieſe Königshochzeit ſeyn wird, iſt die Hochzeit, welche das wüſte Alte mit ſeinen halbfaulen Leichenreſten jetzt im Lande begeht: die Kinder werden darnach ſchlachten. Es iſt ſo vieles, worin uns gewöhnlich nur der Zufall zu ſpielen ſcheint, ein ernſtes tragiſches Gleichniß, das Gott neben einander ſtellen wollte.

In jedem Lande bedeutet die Perſönlichkeit des Herrſchers und der Herrſcherfamilie ſehr viel, am meiſten in den Ländern, wo die wenigſte politiſche Freiheit iſt. Das iſt aber die traurigſte Folge der Vermählung immer mit dem eigenen Blute, daß nicht allein durch die Verbindung mit dem Aehnlichen und Gleichen die ſchöne Mannigfaltigkeit der Triebe und geflügelte Regſamkeit der Geiſter ausgelöſcht wird, ſondern daß in den erſtarrten Menſchenbildern, die durch ſolche Zeugungen entſtehen, auch der milde und ſüße Liebesſtrom verſiegt, der ein Feuerſtrom iſt und daß die dunkeln und wüſten Kräfte, die Schwermuth der Aberglaube die Wolluſt die Grauſamkeit, in ihnen ihren Wohnſitz aufſchlagen. Es tragen ja dieſe und alle, die ihnen angehören, den Stämpel von Philipp von Anjou, dem Stammvater, der in Wolluſt hinfällig war bis zur Wuth, ein Spiel ſeiner Beichtväter und Weiber, und nirgends glücklich als im Dunkel ſeines Serai und hinter den Vorhängen ſeines Bettes. Die in Arbeiten und Gefahren des Lebens und des Krieges mit fröhlichem Muthe in tapferer Bruſt unter ihren Getreuen leben und weben und unter dem hellen Sonnenſchein wie alle übrige Menſchen die Freude und das Leid der Erde erkunden — das ſind immer die freundlichen und gütigen geweſen. Darum waren unter den Kaiſern der alten Perſen Cyrus und Darius und der erſte Xerxes noch viel menſchlichere Fürſten und Helden, als die ſpäteren Artaxerxes Langhand und Darius Nothus, die ſchon nicht mehr wußten, durch welche Uebungen und Künſte ihre Ahnherren die Herrſchaft Aſiens gewonnen hatten. Die Sardanapale und Labinite aber, die nur von Weibern und Verſchnittenen und ſelten von der Sonne und vom Volke geſehen wurden, haben immer aus ihren finſtern Höhlen heraus gemordet, wie die Lüchſe und Marder aus ihrer Nacht heraus morden.

England.

Ich habe England und die Engländer oft gelobt und gewünſcht: o wären wir ſchon da, wo ſie ſind! und ich nehme das Wort nicht zurück. Sie ſorgen für ſich, ſie verletzen uns; aber warum ſtreben und ſorgen wir nicht beſſer für uns? Nicht an den Engländern ſollen wir uns halten, wenn uns Unrecht von ihnen geſchehen iſt und geſchieht, ſondern an uns ſelbſt und an unſerer Schwäche und Gleichgültigkeit; nicht die engliſchen Miniſter ſollen wir ſchelten — die müſſen ja zuerſt und immer ihr Land ſehen — ſondern einige teutſche Miniſter, die, wenn es bei ihnen ſtünde, ſie und die Holländer gern bis an den Main und die Saale gebracht hätten. Ich habe es geſagt und Millionen Teutſcher ſagen es mit mir, daß dieſe Männer recht ſchlecht und unteutſch gehandelt haben, und daß ſie bei ihrem ſchlechten und unteutſchen Thun, wobei ſie das Engliſche ſo erhoben haben, ganz Unengliſches ſich unterſtehen, indem ſie uns das Wort und die Klage verbieten wollen, was keinem engliſchen Miniſter und Oberfeldherrn einfallen darf. Darin offenbaren ſie zugleich, wie kleine Gedanken ſie von der teutſchen Freiheit und von ihrem Gewiſſen haben: der Sonnenadler ſegelt trotz allem Geſchrei der Krähen und Spatze unter ihm luſtig durch die Lüfte, er ſieht ja immer ſeine Sonne; aber freilich die keine Sonne ſahen Wir haben die feilen Menſchen geſehen, die Napoleon und Hieronymus und allen Nachſchmieden und Kleinſchmieden napoleoniſcher Werke auf das gefliſſenſte halfen, unſre Freiheit und Ehre auf immer in Ketten zu legen. Dieſe machten uns das Wort theuer, doch hadie teutſche Stimme über ſie und ihr Treiben nie ganz geſchwiegen und ſie ſind von vielen teutſche Schweißhunde für die Wilddieberei der Fremden genannt.

Solche Art Menſchen, beſonders die noch ein bischen Gewiſſen und Schaam vor ihrem Volke in der Bruſt haben, entſchuldigen ihr Thun und Treiben auf die gewöhnliche gemeine Weiſe: Ihr habt gut tadeln und ſchelten, wir machen uns und unſre Ehre bloß aus Patriotismus und Eifer und Liebe für das theure Vaterland zum Opfer; wir ſuchen in den ſchlechten Verhältniſſen doch das Möglichgute zu thun; wenn wir wichen, würden Schlechtere unſre Stellen einnehmen und alles würde gar toll gehen. Wir wollen dieſen Halblern und Bedingern aller Verhältniſſe und Thaten aber nur kurz bemerken, daß das Mittelmäßige und Halbe in den Dingen viel ſchlechter iſt, als das Schlechte; es iſt die Hebamme und Amme des Schlechten und ſpäterhin die ſorgfältige Wärterin und Pflegerin des elenden Kränklings und Krüppels, der ohne ſeine Pflege ſein jämmerliches Leben viel früher geendigt und dem Friſcheren und Geſunderen eine leere Stelle gemacht haben würde. Wenn jene ſchwache Menſchen, die ſich die Guten nennen, die man aber die Halbguten nennen ſollte, wenn man ſie in die Klaſſe ſetzen wollte, wohin ſie gehören, nicht immer zum Ausbeſſern und Flicken und Aufſtützen und Aufſchmücken des Schlechten dienſtfertig wären, ſo würde das Schlechte — was ſeyn ſollte — nur durch Schlechte gethan werden, es würde niemand auch nur Einen Augenblick verblenden und täuſchen, und würde ſogleich und immer von allen Leuten erkannt werden als das, was es iſt; und dann, im offenen und reinen Kriege mit dem Guten befangen, würde es immer auf Tod und Leben angegriffen werden, und immer erliegen. Nach der gewöhnlichen politiſchen Sittenlehre mögte ſich auch ein Aufwärter in einem Bordell für ſeinen Dienſt entſchuldigen, indem er die Leute verſichert, er habe manchen jungen Menſchen, an dem er ſahe, daß er zuerſt an ſolchen Ort gerathen, gewarnt, nicht wieder zu kommen.

Englands Politik, wie alle fremde Politik, die mit einem Volke in zu nahe Berührung kommt, hemmt unſre natürliche Lebenskraft und Bewegung, entfremdet uns manche teutſche Geiſter, die durch den Klang der Guineen und durch Jahrgelder und Orden mit ihren Augen und Herzen von dem Vaterlande ab über das Meer gewendet werden, und kann uns in viele Händel verwickeln, die unſern Vortheilen ganz fremd ſind; ja ſie kann ſogar die alte Unehre wieder ins Reich einführen, deren man angefangen hatte ſich zu ſchämen, daß von teutſchen Regierungen teutſche Regimenter an England verkauft werden, damit ſie fremde Welttheile bereiſen, ihr eigenes Vaterland aber nie wieder ſehen, oder daß in Teutſchlands Gränzen auf das Kalbfell engliſcher Werbetrommeln geſchlagen werden darf, wodurch unſere Jugend durch den verführiſchen Sold des Augenblicks in das lange unerlösliche Elend fortgelockt wird. Daß dieſe Politik auch dahin geht, uns unſer Vermögen abzufangen und unſre Gewerbe und Fabriken aufzufreſſen, iſt freilich ſchlimm; doch werden ſie uns immer ſchon das Meiſte laſſen müſſen. Unſere Erde können ſie uns nicht wegtragen und unſer ſchönes Land, und ſolange dieſes uns Weitzen und Korn und Obſt und Wein trägt und über der Erde Vieh und unter der Erde Eiſen hegt, wird es uns ja auch nie an Kraft noch an Männern gebrechen, die den germaniſchen Boden von ſolchen Fremden und von ſolchen Einflüſſen der Fremden werden reinigen können, welche die Freiheit gefährden wollen. Dafür aber wollen wir Gott auf den Knieen danken, daß wir in andern Welttheilen kein Mexiko und Golkonda und Batavia haben, daß unſre uralten Berge und Wälder und die Hügel, worunter die Gebeine unſerer Vorderen ruhen, unſre einzigen Gold- und Silbergruben ſind. Wann wir die Tapferkeit und Redlichkeit unſerer Väter bewahren und dazu die gebührliche Freiheit, ſo haben wir aller Welt Gut und Genüge, und daß hie und da mal ein paar Fabrikdörfer verfallen, das verdirbt ein Volk nicht; wohl aber kann es durch den Ueberfluß der Reichthümer und durch das leichte und verderbliche Gefolge, das gewöhnlich mit ihnen in Einer Spur geht, auf immer und unheilbar verwandelt und verdorben werden.

Ich weiß wohl, daß viele ſagen und klagen: Wir ſind aus dem Regen in die Traufe gefallen; wir hatten die Franzoſen, die haben wir weggejagt und uns dafür die Engländer geholt, die uns ärger plagen und abmagern werden, als jene, die rech planmäſſig darauf ſinnen werden unſern letzten Wohlſtand zu zerſtören und unſre Gewerbe niederzulegen, damit wir als ihre Söldner und Arbeitknechte gan in ihre Abhangigkeit fallen. Dieſe haben für das Kleine Recht, für das Große Unrecht. Die Engländer können uns wohl den Leib eine Zeitlang verderben/ aber die Seele können ſie uns nicht verderben wie die Franzoſen. Die Engländer kommen uns durch ihre zu große Nähe und Einmiſchung allenfalls wie ein Unglück; die Franzoſen kommen zugleich beides wie ein Unglück und wie ein Laſter, oder zugleich wie eine äuſſere und innere Plage; ſie freſſen ſich gleich der ſcheußlichen Krankheit, die wir nach ihnen nennen, bis in das innerſte Mark unſerer Tugenden hinein und höhlen ſie zum eitlen Nichts aus. Denn die Gefügigkeit und Gerührigkeit haben ſie vor allen andern Völkern, daß ſie ſich in alles hineinzuſchleichen und hineinzuſetzen wiſſen. Die Engländer hingegen ſind abgeſchloſſen und rund und ſchroff für ſich, und ſtoßen eher ab, als daß ſie anziehen wollen. Und wären ſie auch viel anziehender mittheilender oder anſchmiegender, als ſie ſind, ſie könnten uns nicht verderben, wie die Wälſchen. Sie ſind ein Volk unſeres Stammes und unſerer Art, ein ernſtes, treues, freies und redliches Volk, mit vielen ſo herrlichen Tugenden, daß wir manches Treffliche von ihnen lernen und annehmen könnten und nur beſſer und glücklicher dadurch werden würden.

Viele Teutſche fühlen die engliſche Laſt, die auf uns zu drücken anfängt, die aber kein Laſter *) iſt. Hier

---

*) Der Urſprung iſt derſelbe, der Unterſchied in der Sprache bloß der Unterſcheidung wegen gemacht. Schwediſch heißt Laſt Laſſ und Laſter Laſt. Laſter iſt die Erdrückung und Zerquetſchung der inneren Kraft, des feurigen und himmliſchen Elements in unſerer Bruſt, wodurch der Leib dem Geiſte dienen muß.

iſt es nun ſcherzhaft, bei den verſchiedenen Leuten eben die verſchiedenen Zeichen zu gewahren, die wir weiland unter dem Franzoſendrucke bemerkt haben. Die Schwachen hatten es aufgegeben, daß Napoleon beſiegt werden und die Welt ſo befreit werden könnte; ſie hofften nur auf ſeinen Tod und trugen ſich von Zeit zu Zeit mit allerlei wunderlichen Gerüchten von Krankheiten: bald hatte er einen heilloſen krätzigen oder veneriſchen auguſtiſchen Ausſchlag auf der Bruſt, bald war er von der Waſſerſucht bedroht, bald wieder von dem fallenden Uebel behaftet. Und der kränkliche Mann lebt noch und iſt und trinkt und ſchläft vortrefflich, und kann zur Freude der Engländer noch dreiſſig bis vierzig Jahre leben. Die Starken hingegen glaubten weder auf ſolche Suchten noch auf den Tod warten zu müſſen, und meinten, man müſſe dem Geſunden mit einer andern Krankheit auf den Hals kommen; und ſie haben ihm denn auch die Kränke reichlich gebracht — Bei den Engländern nun zeigen ſich die Schwachen und Kleingläubigen jetzt eben ſo, wie damals bei den Franzoſen. Sie mögten ſich ſelbſt und andern ſo gern einbilden, daß die Engländer dem Sturze nahe, daß ſie an einem allgemeinen Bankbruch, und daß ſie uns alſo gar nicht gefährlich ſind. Sie haben mit den Franzoſen, die wohl fühlen, wie feſt die Engländer ſie in dem Nothſtall halten, ungefähr einerlei Troſt und Beweis; denn auch die franzöſiſchen Blätter machen ihrem ſchlecht verhohlenen Unmuth und Ingrimm damit Luft, daß ſie darzuthun ſuchen, England ſey nichts weiter als eine künſtliche und aufgeblaſene Macht, voll hohler Sturmwinde und hohlen Verderbens; ſeine künſtliche Windſucht müſſe bald platzen, und das fürchterliche Meteor, das jetzt alles erſtaune und erſchrecke, werde dann in ſeiner vollen Unbedeutenheit erſcheinen. Die Starken aber und Starkgläubigen haben dieſe Meinung von Englands Zuſtande nun zwar nicht, aber ſie meinen doch, wenn England durchaus Unleidliches gegen Teutſchland wagen und freveln ſollte, ſo werde das Reich von ihnen ja zu reinigen ſeyn, wie jüngſt von den Franzoſen, und ſie bilden ſich ein, die Engländer ſelbſt müſſen das recht finden, und den ſtolzen Eiländern müſſe der Uebermuth ausgetrieben werden, mit welchem ihre öffentlichen Blätter ſo oft *von dem knechtiſchen Sinn der Teutſchen* ſprechen, *dem man alles bieten dürfe*; ja ſie finden das als das Einziglöbliche an Ferdinand dem Siebenten von Spanien, daß er, der ohne ſie kaum noch auf ſeinem Thron ſäße, ſie ſo kurz und ſtolz von ſich abhält. Sie meinen auch, nicht die Engländer ſollten wir anklagen, ſondern uns ſelbſt, daß wir ſo ſchwach ſind und für unſere Sachen nicht feſter und ſtolzer ſtreben. Ein engliſches Dorf, von uns in Beſitz genommen, würde die ganze Maſſe des engliſchen Volks uns auf den Hals wälzen, und wir —

England ſteht mächtig und gefürchtet da, und es hat dieſe Macht und dies Anſehen in Europa verdient; denn es hat ausgehalten in einem Kampfe, der ihm nicht leicht geworden iſt. Ungerecht iſt es aber, mit den Franzoſen zu ſagen, England habe durch eine ſchlaue und hinterliſtige und von lange her berechnete Politik die Stellung, worin es ſteht, und die Erfolge, die es gehabt hat, ſelbſt bereitet.

So laſſen ſich die Begebenheiten und Verhängniſſe der Welt nicht berechnen; aber nie trügt die Rechnung des Muthes und der Beharrlichkeit und der feſten Bürgertugend, die mit der Gefahr wächſt — und dadurch am meiſten ſtehen die Engländer, wo wir ſie nun ſehen. Geſorgt haben ſie freilich auch für ſich und uns Teutſchen abgeknickert, was ſie gekonnt haben, während ſo ein kleines Traktätlein nach dem andern zum Vorſchein kommt, wodurch ſie ſich im Stillen die Hände gewaſchen haben, z. B. jetzt wieder das bischen Corfu mit 200,000 Seelen, der Schlüſſel des adriatiſchen Meeres und der Weſtküſte Griechenlandes, wofür ſchon die Völker des Alterthums es erkannten, und die einſtweilige Feſthaltung von Martinique und Guadeloupe.

England ſteht in gewaltiger Stellung. Es iſt bei aller ſeiner Schuldenlaſt das reichſte Land Europa's; Frankreich ſeinen Erbfeind hält es mit dem Degen in der Hand unter demüthigender Vormundſchaft; in Amerika hat es noch herrliche Landſchaften und den größten Fiſchfang der Welt; in Afrika beſitzt es Ceuta, das einzige Kap, faſt alle weſtliche Küſten; in Aſien hat es faſt ganz Indien und die erſte aſiſche Inſel, Ceylon; auſſerdem in Europa und in allen Welttheilen die erſten Handelspoſten und Meerſchlüſſel. In der Nordſee buhlte es um Marſtrand, ein ſchwediſches Gibraltar, wodurch es das Kattegat ſperren und bei Gelegenheit von Kriegen Schweden, und noch mehr Dänemark von Norwegen abſchneiden konnte; es erlangte es nicht, weil Guſtav Adolf es ſtandhaft verweigerte. Ungefähr um dieſelbe Zeit gewann es Helgoland von Dänemark, was es feſtgehalten hat und wodurch es die Elbe am Horn hält: die ganze Küſte von dort hinauf bis Calais beherrſcht es der That nach, dem Worte nach nicht. Dann folgen die beiden Thorwachen des Mittelmeers, Gibraltar und Ceuta. Genua iſt bis dieſen Tag in der Feſtung noch engliſch; man hat Gerüchte ausgeſäet von Unterhandlungen mit dem Turiner Hofe über die Abtretung von Lerici, la Spezzia und Porto a Venere am Ende der Val di Luna auf dem genueſiſchen Oſtgeſtade (Riviera di Levante): das iſt ein weites und ſicheres Hafenbecken, wie wenige in der Welt, und wenn man die Felſenberge umher gehörig befeſtigt hat, weder zu Lande noch zu Waſſer angreiflich. Uns däucht aber, England bedürfe dort nichts. Wie wichtig Maltha iſt für die Herrſchaft des Mittelmeers, weiß alle Welt. Was Korfu (die alte korinthiſche Kolonie Korcyra) mit ihren Uminſeln bedeutet, kann man in Thucydides Beſchreibung des Peloponneſiſchen Krieges leſen und in den Jahrbüchern der Republik Venedig; ohne Korfu wäre Venedig zur Zeit der türkiſchen Seeübermacht wahrſcheinlich im ſechszehnten Jahrhundert als Staat ſchon ausgelöſcht. Und nun weſtlich die treffliche Weininſel Madera und das Kap und der Hafen Trinkonomale auf Ceylon — und was können ſie noch beſetzen!

Viele wenden auf die Engländer das bekannte Sprichwort an: Wer alles erfaßt, hält nichts feſt, und weiſſagen daraus ein ſchnelles Sinken. Wir glauben auch, daß England durch manche neue Veränderungen und Entwickelungen der Weltgeſchichte von dem äuſſerlichen Glanze, womit es jetzt noch gewaltiger ſcheint, als es iſt, Manches verlieren wird; aber wir glauben nicht, daß ſolcher Verluſt ſeiner innern Kraft weſentlich ſchaden noch weniger ſie zerbrechen kann. Wir ſchauen uns ein wenig um.

Es iſt mir wahrſcheinlich, daß binnen dreiſſig bis fünfzig Jahren faſt alle Amerikaner ihre eigene Herren ſeyn und die Europäer, die in jenem Welttheile noch Beſitzungen haben, verjagt ſeyn werden. Der jungr nordamerikaniſche Rieſe wächſt geſchwind, und daß ihm der Muth und die Kraft nicht gebricht, hat er in dem letzten Kampfe mit England genug bewieſen. Auch das hiſpaniſche Amerika bewegt ſich an allen Enden. So wird ein Amerika der engliſchen und ein Amerika der ſpaniſchen Zunge entſtehen und ſich aus ihm ſelbſt und aus der bleibenden Berührnng mit Europa in den nächſten Jahrhunderten weiter entwickeln, bis die Volksmenge und der Anbau in dem Grade gewachſen ſind, daß ſich das zu Ungleiche oder zu Entfernte endlich von einander löſt und die zu dicken Maſſen der ungeheuren Länderſtrecken ſich in einzelne Theile und beſondere Reiche zerſpalten. Die Amerikaner haben in dem letzten Kriege beinahe bewieſen, daß England ſein Kanada und Newfoundland nicht lange behaupten wird. Es wird den Verluſt des großen Fiſchfanges, des bedeutendſten in der ganzen Weltgeſchichte, der jährlich 70,000 bis 80,000 Matroſen beſchäftigt, ſchmerzlich fühlen, aber es wird dadurch nicht zu Grunde gehen. Dem aſiſchen Handel Europa's kann die Losreiſſung des ſpaniſchen Südamerika'a eine ganz neue Richtung geben, die auf alle Völker unſers Welttheils zurückwirken wird. Aber wenn auch kein einziger Europäer einen feſten Fuß mehr in der neuen Welt hat, England wird durch ſeine vortheilhafte Lage und durch die Bildung und Kraft, die es bei ſich daheim entwickelt hat, doch immer den Haupthandel mit Amerika zu faſſen und zu behaupten wiſſen. Und wenn ſich nun das ſpaniſche Amerika wirklich losreißt vom Mutterlande, wird England nicht wenigſtens noch über ein halbes Jahrhundert der Hauptvortheile dieſer Freimachung ſich zu bemächtigen wiſſen? Alſo daher hofft keinen Fall, ihr Schwachen; wenigſtens fallet ihr alle früher in die Grube, als ſein Knall ertönt.

Wir wiſſen zu wenig, wie und durch welche Mittel Gott in früheren Zeiten die Welttheile und Völker erzogen hat. Wir müſſen ja glauben, daß mit dem Chriſtenthum der ganze Geiſt der Welt und der Geſchichte ſich verwandelt hat, ſo daß wir von Gottes großer Erziehung und Bildung vieles begreifen und zum Theil faſt die Jahre und Jahrhunderte berechnen können. Amerika ſcheint bald fertig ſeinen eignen Weg zu wandeln, und alſo werden die Europäer hinausgewieſen werden. Man mußte anfangs trauren über die Gräuel und Grauſamkeiten, womit die Spanier ihren Theil gewonnen und eingenommen hatten; nun aber liegt Gottes Plan vor uns aufgedeckt. Es hätte vielleicht Jahrtauſende bedurft, ehe Amerika durch ſeine eigenen Bewohner geworden wäre, was es nun iſt, und ſo kräftig und friſch wäre es wohl nie geworden; jetzt aber iſt es in drei Jahrhunderten dahin gekommen. Und auch darin zeigt ſich Gottes Finger, daß zwei der edelſten Völker Europa's den Reigen der amerikaniſchen Geſchichte anführen werden, die Engländer und Spanier.

Gottes Gerechtigkeit löſt Amerika bald von Europa. Dieſelbe Gerechtigkeit wird Afrika feſter an daſſelbe binden, und auch Indien wahrſcheinlich noch lange daran feſthalten und die ſüdlichen Inſeln; denn große Zwecke ſollen noch erreicht werden, ehe ſie gelöſt werden dürfen.

Afrika ſoll bekannt und entdeckt werden, es ſoll menſchliche Geſetze, es ſoll die Erkenntniß des dreieinigen Gottes erhalten. Jetzt fängt dieſe große Epoche erſt an mit Englands Herrſchaft; aber das Fortſchreiten wird geſchwind ſeyn.

Aſia, die Wiege des Menſchen und die Wiege aller Bildung Wiſſenſchaft und Gotteskunde, iſt uns auch noch viel zu dunkel. Wir fangen jetzt erſt an recht ernſthaft wieder zu fragen nach dem, was ſeit Jahrtauſenden die wichtigſte aller menſchlichen Fragen geweſen iſt, nach Gottes Offenbarung an die Völker durch die Geſchichte. Nur den Ganges und Indus hinauf können wir in den Kern der aſiſchen Geſchichte Indiens, Tibets und Perſiens bohren; nur aus dieſem Mittelpunkte können unſre frommen Prieſter das Chriſtenthum verbreiten. Die Erkundung von Gottes früherer Offenbarung und die Erleuchtung aller Welt durch das Chriſtenthum ſind der große Plan der Vorſehung. Deswegen werden die Engländer und Europäer noch Jahrhunderte in Indien herrſchen, bis daß dies erfüllet werde. Man ſagt zwar, es ſey ſchrecklich, daß das ſchöne und große Indien ſo unter der Sklaverei der Europäer erliegt; aber man betrachtet die Dinge durchaus aus einem falſchen Standpunkte. Ich will nicht ſagen, daß die Herrſchaft der Europäer über die Indier milde und gerecht ſey, aber ſie iſt viel milder und gerechter, als die des Großmoguls und der übrigen muhamedaniſchen Fürſten war, und die

Mehrheit der Bewohner des Landes, die der alten Religion des Brama und Foe zugethan iſt, befindet ſich unter den Engländern weit geſchirmter, als unter den muhamedaniſchen Herrſchern. Die Hindus, ein ſchönes gerechtes geiſtreiches liebenswürdiges und ehrwürdiges Volk, ſind mit ihren alten Religionen und Göttern, über welche unterdeſſen andere Jahrtauſende mit ihren neuen Geburten hingefloſſen waren, eingeſchlafen, und ſeit undenklicher Zeit ſchon der Raub einzelner wilder Kriegsſchaaren geweſen, die nach einander über die Berge herabrollten. Ihr Geiſt wird nicht eher wieder wehrlich werden, als bis die Flamme des Chriſtenthums ihn durchdrungen hat, und dann wird auch der grauſame Muhamedanismus untergehen, der nichts bilden und ſchaffen kann als Muth zu ſterben.

Und die große neue Welt des ſüdlichen Meers, Neuholland, Neuſeeland und die übrigen großen Inſeln? Sie beginnt ja erſt ſeit vierzig fünfzig Jahren aus ihrer langen Dunkelheit hervorzuſteigen; Jahrhunderte gehören dazu, ehe die größtentheils noch rohe und menſchenleere lebendig werden kann. Das Schickſal hat auch hier die Engländer als Schöpfer berufen — alſo —

Und wenden wir die Augen von unſerm einzelnen Leide oder Zorn auf das große Ganze, auf die allgemeine Sache Gottes und der Menſchheit, wo iſt ein Volk mehr berufen zu dieſer Rolle und alſo auch zu dieſer Herrſchaft, als eben die Engländer? Wir Teutſche wären vielleicht eben ſo berufen geweſen, vielleicht noch berufener; aber die Vorſehung hat uns fremde Welttheile und ferne Inſeln und Kolonien glücklich verſagt: ſie wollte durch Bewegungen und Auswanderungen, die dann vielleicht bei uns zu häufig erfolgt ſeyn würden, den alten in der Mitte ruhenden und nach allen Seiten hin Leben ſpendenden Kern nicht zu tief erſchüttern. Man vergleiche den gegenwärtigen Zuſtand der auſſereuropäiſchen Länder, wo ſonſt Franzoſen und Holländer geboten und wo jetzt die Engländer herrſchen, mit dem vormaligen, wie geſchwind hat ſich unter den neuen Gebietern alles zum Beſſeren verändert! Denn wenn auch wohl bei den Engländern — was wir nicht leugnen wollen — die Habſucht oft die Gerechtigkeit überwindet, ſo ſind ſie doch von allen Europäern dasjenige Volk, bei welchem das Gefühl und die Idee des Geſetzes und Rechts die meiſte Lebendigkeit hat. Darum hat Gott, der auch hier als der gerechte und weiſe erſcheint, ihnen in allen Welttheilen ein mächtiges Scepter für das Chriſtenthum eingehändigt.

Und wenn England wirklich geſchwinder, als uns der Zeitpunkt da zu ſeyn däucht, alle ſeine auſſereuropäiſchen Beſitzungen verlieren könnte, darum ſinkt das herrliche Land noch nicht in den Abgrund. Andere Zeichen gehören dazu, ihr Franzoſen, (ihr tragt wenigſtens einige derſelben viel heller an euch) und ihr, die ihr den Franzoſen alles blindlings nachbetet, als die ihr uns zeiget, damit ein ſo herrliches und gewaltiges Volk, als die Engländer ſind, von der ſtrahlendſten Größe plötzlich in das traurigſte Nichts verſinke; die Hauptzeichen ſind der Geiſt der Knechtſchaft Weichlichkeit und Feigheit. Das engliſche Volk aber iſt tapfer, ſtolz frei fleiſſig tüchtig und von allen Europäern als Staat am beſten eingerichtet; alſo daß, wenn ja von der Auswanderung der

Weltgeſchichte aus Europa (wovon die Feigen unter Napoleons Herrſchaft ſchon viel träumten) und vom Untergange Europa's die Rede iſt, dieſer Untergang früher an alle andere Völker kommen müßte, als an die Engländer. Der Verluſt ſeiner entfernten Beſitzungen würde Englands Finanzen und ſeine inneren Verhältniſſe allerdings wohl einige Jahrzehende recht empfindlich ſtören, aber ein ſo treffliches Land und Volk mit ſo auſſerordentlichen Hülfsmitteln und Entwikkelungen aller natürlichen und geiſtigen Kräfte geht ſo nicht unter, als ein paar franzöſiſche Zahlenberechner, die das Leben und die Tugend nicht berechnen können, es uns erweiſen wollen.

Und nun zum Schluſſe bei dieſen Betrachtungen über des engliſchen Volks erhabene Weltbeſtimmung durch Gott noch einen Blick zurück auf das Ganze und auf die groſſe Geſchichte:

Europa hat ſeit drei Jahrhunderten mehr gelitten als gewonnen durch die Entdeckung Amerika's und anderer neuer oder doch faſt verlorner Welten; es iſt zu plötzlich und zu heftig und gewaltig wie durch ein Erdbeben aus allen ſeinen alten Verhältniſſen und ſeiner in ihm ſelbſt ſich beſchauenden und aus ihm ſelbſt heraus ſchaffenden und wirkenden Stille geriſſen. Es hat dadurch ſein altes Glück und ſeine Großheit und Herrlichkeit in Werken verloren, wenn auch große Thaten noch gehört ſind; denn es iſt zu ſehr nach auſſen gereizt und getrieben worden. Ich bin nicht von denen, die gegen den Handel ſchreien. Ich weiß, die ganze Erde gehört dem Menſchen. und er ſoll ſich darüber ausgießen in Luſt und Freude und alle Güter derſelben, wie er beſt kann und will, ſich zueignen und erwerben; ich weiß, daß der Handel und die Schiffahrt, und das lebendige Leben, was in ihnen und in ihren Elementen liegt, unendliche Reizmittel zur Erweckung und Bildung der Menſchen ſind und daß die großen Ströme von jeher elektriſche Geiſterleiter geweſen ſind, vom Indus und Euphrates und Nilus anzufangen und mit dem Rhein und der Themſe zu ſchließen. Darum halte ich ſogenannte Handelsſperren und fiſkaliſch übertriebene Zoll- und Acciſeordnungen beides für eine Dummheit und ein Verbrechen. Aber in allen Dingen kann es ein Zuviel geben und durch dieſes Zuviel haben eben die Europäer ſehr gelitten. Die beiden Indien mit ihren Gold- und Demantgruben und ihren zum Theil fabelhaften Schäzen hatten den meiſten Völkern Europas einen idealiſchen Reichthum eingebildet, den ſie nicht hatten, und dieſem gemäß hatten ſie alle ihre Kräfte über die Ungebühr angeſtrengt und ſich im Flitterſtaate des Aeuſſeren, im äuſſerlichen Prunke und Pompe des Staats, im Hofglanz, in der leeren Majeſtät einer Unzahl ſtehender Söldner erſchöpft. Es war fernher der Klang einer großen Erbſchaft erſchollen; wenige waren der wirklichen Erben, aber alle bildeten ſich ein die Miterben zu ſeyn, und lebten und wirthſchafteten darauf in den Tag hinein. So hat Europa durch eine traurige Täuſchung und Uebertreibung ſeine Ruhe ſeine Freude und ſeinen Wohlſtand verloren und ſich für den leeren Schein in immer ernſthafterer Noth geplagt bis dieſen Tag. Die unglücklichen Indier in den Geldgruben Mexiko's und Peru's und die Schwarzen in Surinam und Jamaika haben den Europäern das gewonnen, daß auch ſie von Jahhundert zu Jahrhundert mehr geplagt und gequält wurden: ſie waren der äſopiſche Hund geworden, der über den Bach lief und nach dem trügeriſchen Schein ſchnappend ſein geſundes Stück Fleiſch ins Waſſer fallen ließ. Was ich in Hinſicht Spaniens oben geſagt habe, ſage ich hier für ganz Europa: daß Amerika der europäiſchen Vormundſchaft bald entwachſen iſt, wird ein großes Glück für uns ſeyn; es wird uns in unſere natürlicheren Verhältniſſe zurückführen. Das Andere werden künftige Jahrhunderte bringen. Doch der hohe Geiſt der Geſchichte wird von Europa und Mittelaſien nicht weichen in Ewigkeit; ſie werden die erſten Länder bleiben. Das weiß jeder, der da weiß, was geweſen iſt und was ſeyn kann.

Anmerkung. 1. Wir ſagten eben bei Spanien, die Entdeckung Amerika's und die Beſetzung und Bevölkerung der reichen amerikaniſchen Länder ſey ein Unglück für daſſelbe geweſen und habe ſeinen langen und traurigen Erſtarrungsſchlaf mit verſchuldet. Viele möchten fragen, warum denn bei England nicht dieſelbe Klage geführt werde; und dieſen müſſen wir Einiges zur Berichtigung ſagen.

Spanien war das Land, unter deſſen Zeichen Amerika zuerſt entdeckt ward und welches ſogleich auf die Gold- und Silberländer traf und dieſe mit dem Schwerdt in der Hand eroberte. Die Neuheit der Entdeckung und die Begeiſterung des Zeitalters, die ſie erweckte, und eben ſo ſehr der Reiz des Goldes und Silbers riſſen in wenigen Jahrzehenden Millionen Menſchen aus Spanien in die neue Welt. Wie die Findung und Lockung jener Länder plötzlich war, ſo war auch die Ausleerung des Mutterlandes von Einwohnern zu plötzlich. England hat in Hinſicht ſeiner Kolonien ein viel glücklicheres Schickſal gehabt. Erſt gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts, unter der Regierung der Königin Eliſabeth, (alſo beinahe ein Jahrhundert nach Amerika's Entdeckung) wagten

Engländer die erſten Unternehmungen auf Amerika; unter König Jakob dem Erſten aber fingen die Kolonien gründungen im Großen erſt an und wurden unter den folgenden Regierungen bis in das achtzehnte Jahrhundert fortgeſetzt. Es ging hier alſo alles weniger geſchwind und gewaltſam. Dazu iſt noch gekommen, daß alle Völker faſt Menſchen hergegeben haben zu den nordamerikaniſchen Beſitzungen Englands. Holländer Schweden Franzoſen hatten in jenen Ländern Kolonien geſtiftet; aller dieſer hat ſich England nach einander bemächtigt; auch Teutſchland, obgleich es in jenem Welttheile nie den Namen einer Herrſchaft hatte, hat in drittehalb Jahrhunderten viele Hunderttauſende ſeiner Kinder zur Bevölkerung hergegeben, und thut es noch immer. Alſo daß nach allem dieſem Amerika keine ſolche Erſchöpfung und Ausleerung für England hat werden können, als es für Spanien geworden iſt. Denn die Beſetzung und die Bevölkerung dieſer Lande iſt einen natürlicheren und mäßigeren Gang gegangen, als die ſüdamerikaniſche, und viele Länder Europa's haben dazu beigetragen — Was nun Indien betrifft, ſo verwaltet England es als ein beſetztes und erobertes Land; es koloniſiren zu wollen kann ihm nie einfallen — Die großen meiſtentheils menſchenleeren Südländer freilich, als Neuholland Neuſeeland u. ſ. w. müſſen von Europa aus bevölkert und vermenſchlicht werden, wenn aus ihnen etwas werden ſoll. England wirft ſeinen Ausſchuß dahin aus; unſre Enkel werden ja hören, wie ſich die Nachkommen dieſer wirklichen romuliſchen Räuberbanden arten werden; denn die römiſchen ſind nur geglaubte. Es wird aber das geſchehen nach einigen Menſchenaltern, wann die erſte Rohheit und Unhuld der Natur dort bezwungen iſt, und ſich mehr Lebensluſt und Gewerbthätigkeit geöffnet hat, daß auch viele ordentliche und rechtliche Engländer und andere Europäer dahin auswandern werden, zumal da Natur und Himmelsſtrich vielen europäiſchen Ländern ähnlich ſeyn ſollen.

Anmerkung. 1. Ich habe darauf hingedeutet — und unſer Glaube weiſt uns wohl darauf — daß es in dem ewigen Plane Gottes liegt, daß der Geiſt, welcher nun ſchon über fünfzehnhundert Jahre das lebendige und ſchaffende Leden aller Geſchichte geweſen iſt, daß der ſelige Geiſt des Chriſtenthums endlich über alle Länder und Welttheile ausgegoſſen werde. Vor dieſem großen Bilde, welches alle kleinen Bilder in Schatten ſtellt, muß denn auch vieles verſchwinden und verſinken, was wir oft als Unglück und Elend der Welt und der Völker beklagten und beklagen. Das unendliche Licht dieſes Glaubens verſchlingt alle Nacht und Finſterniß in ſich, welche auch die Zeiten zuweilen an der Geſchichte leer machen wollen, und hell wieder breitet ſich das Leben mit ſeiner goldenen Zukunft über die Länder und Völker aus. Wir können es als kein Ungefähr anſehen, daß die Begebenheiten der Jahrzehende es ſo gefügt haben, daß das mächtige engliſche Volk an den Küſten Afrika's und Südaſiens eine unbeſtrittene Uebermacht ja faſt eine Alleinherrſchaft erlangt hat; ſo daß hinfort weniger zu fürchten iſt, daß kleinlicher Eigennutz und aufhetzende Eiferſucht die Zwecke der höheren Menſchlichkeit wie früher hindern und ihre Vorbereitungen oder Fortſchritte immer wieder zerſtören werden. Wir hoffen, daß künftig auch ſicherer und gelegener an der Ausbreitung des Reiches Chriſti gearbeitet werden kann. Vieles iſt im Stillen gethan und hat aus kleinen und unſcheinbaren Anfängen ſeinen Segen verbreitet, aber viel mehr iſt zu thun übrig; und dies könnte viel geſchwinder gethan werden, wenn die engliſche Regierung dazu alle die Hülfen böte, die in ihrer Macht ſind — Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit mit großer Verehrung die Arbeiten der Mitglieder der evangeliſchen Brüdergemeinden nennen, welche mit einer Selbſtverleugnung und Hingebung, welche an die älteſten Zeiten der chriſtlichen Kirche, an die Apoſtel und Apoſteljünger, erinnert, mit dem Glauben im Herzen und der Bibel in der Hand in alle Welt ausgehen und das Evangelium predigen. Dieſe ſtillen und frommen Wanderer und Bringer der Botſchaft der Freude und Erlöſung haben in allen Welttheilen viele Tauſende unglücklicher und verfinſterter Heiden weltlich und geiſtlich zu einem glücklicheren Leben umgewendet. Wie ſie für das Chriſtenthum arbeiten, das wiſſen diejenigen, welche ſich um ſolche Dinge kümmern; aber wie ſie auch für die weltliche und bürgerliche Beſſerung und Erziehung der Menſchen wirken und wie echt ſie alſo, auch auf dieſe irdiſche Wage gewogen, jedem Staate werth ſind, das können die Engländer am beſten aus ihres Landsmanns Barrow Beſchreibung vom Kap und deſſen Umländern lernen, der ihnen das Zeugniß giebt, daß ſie in wenigen Jahren nicht nur die harten Herzen der Pflanzer und Landbauern gegen ihre Sklaven mild und weich gemacht, ſondern auch viele Tauſende unſtäter und unſeliger Buſchmänner durch das Chriſtenthum an feſte Sitze und an ein geruhiges und arbeitſames Leben gewöhnt haben.

Rußland und die Türkei.

Und er iſt heimgezogen aus unſern Gränzen, der Kaiſer Alexander, der uns vor drei Jahren im Siegeszuge kam wie ein Geſegneter des Herrn, zugleich ein Friedensfürſt und ein Siegesfürſt; und wir haben ihn faſt ſtiller heimziehen laſſen, als wir ihn damals empfingen, und haben die Freude des Friedens nicht recht empfunden, weil uns das große Werk dieſes Jahres wieder misgerathen ſchien. Und da iſt auch auf den Kaiſer Vieles gewälzt worden. Wir aber mögen wohl Unrecht haben, und zwar darin am meiſten, daß wir immer von den Fremden erwarten, was wir von den Eigenen fordern ſollten. Hätte Kaiſer Alexander ſich auch in Manchem geirrt, wie dürfen wir von ihm allein alles fordern? Es ziemt dem treuen Teutſchen vor allen andern Völkern die Gerechtigkeit und die Dankbarkeit. Wir müſſen nie vergeſſen, was der Kaiſer von Rußland für uns gethan hat, wann wir klagen, daß nicht alles Verſprochene gehalten, nicht alles Gehoffte vollendet iſt; wir müſſen nie vergeſſen, daß es dieſer Herrſcher war, deſſen große Seele es duldete im

Zeit der Gefahren, im Sommer des Jahres 1812, den tapferſten und frommſten teutſchen Mann zu berufen und auf deſſen kühnes Herz und ſtolzen Glauben zu bauen mitten unter den Rathſchlägen und Anſchlägen der Schlechten und Feigen, und daß ſo nach Paris gekommen und dem Drachen zuerſt der Fuß auf den Nacken geſetzt ward. Wenn wir ſo bedenken, wie viel wir dieſem freundlichen Fürſten ſchuldig ſind, ſo werden wir ihm fröhlich nachrufen: *Ziehe hin im Frieden!* Und das rufen auch alle diejenigen ſeiner Kaiſerin nach, der erhabenen Frau Eliſabeth Alexiewna, welche wiſſen, daß ſie in der Noth leuchtete wie ein von Gott durchleuchtetes Licht, daß ſie den Guten ein Troſt und den Schlechten ein Schrecken war, allen Muthigen und Gläubigen aber ein Stern, worum ſich die Tugend und die Hoffnung verſammelte. Wie ihr teutſches Herz damals für unſere Erlöſung wirkte und betete, ſo wollen wir für ihr Glück beten nun und alle Tage.

Der große und gewaltige Scipio, als er die Schätzung des römiſchen Volkes in dem Amte des Schätzers und Rügers abgehalten hatte, betete zu ſeinem Gott Jupiter: *Herr, ich zittre vor unſerm Glücke, mache uns nur nicht größer!* Dieſes Gebet, das aus ſo mächtiger und herriſcher Seele kam, iſt ein rechtes kaiſerliches und königliches Gebet. Ströme fließen bei Ueberſchwemmungen aus ihren Ufern, durchbrechen die Wehren und Deiche, und reißen ſich in der Ungeduld der Eile neue Arme zum Meer; wann aber die Waſſer ausgelaufen ſind, ſo liegt ihr Bett ſeicht und flach da, und aller Schmutz, der unten im Grunde iſt, erſcheint am Sonnenlichte: aber die Sonne ſchaut nichts mehr von ihrer vorigen Herrlichkeit. Dieſer Strom ſind die Völker und dieſes Gleichniß iſt ihr Schickſal. Alles Unmäßige und Uebermüthige vergeht geſchwind; nur das Mäſſige und Gerechte bleibt und beſteht.

Rußland iſt in der Lage, daß es dieſe groſſe Warnung der Geſchichte nicht überhören darf. Bonaparte, der politiſche Heuchler weiland, wann er mit unerſättlicher Gier neuen Raub verſchlungen hatte oder verſchlingen wollte, pflegte von dem Leide zu ſprechen, das es ſeinem Herzen thue, neue Umgriffe um ſich her machen zu müſſen, von der eiſernen und unſeligen Nothwendigkeit, worin ein Volk und ein Herrſcher ſich oft wider ihren Willen befinden, ungerecht ſeyn zu müſſen. Denn mit ſo fürchterlicher Gewal reiſſe der Strom der Weltgeſchichte ſie fort, daß ſie ſeinem herben Gebote nicht widerſtehen können. Es giebt freilich einen ſolchen Strom, der von ſelbſt kömmt und uns in ſeine Strudel mit hineintreibt; aber Napoleon ſuchte den ſeinigen und machte ihn, auch wo er nicht floß. Rußland iſt dieſer Strom mehr von ſelbſt gekommen. Schwedens Erſchöpfung nach Karls des Zwölften Ermordung, des letzten aus dem Pfalzgrafenhauſe, und Zerreiſſung in Partheien; Polens immer wachſende Wildheit und Unordnung; der osmaniſchen Pforte Erſtarrung und Verſtockung; Perſiens Verwirrung und Zerſtückelung unter mehrere Herrſcher nach Schah Nadirs Tode — dieſer Strom der Schwäche und Ohnmacht ringsum hat Rußland ſeit einem Jahrhundert gleichſam mit Gewalt fortgeriſſen und ſeine Herrſchaft auf eine ungeheure Weite der Länder ausgedehnt. Scipioniſche Gebete hätten ihm vielleicht vor vierzig Jahren ſchon nicht geſchadet.

Mit einem Volke iſt es wie mit jedem andern Naturſtoffe. Wenn ich die köſtlichſte Farbe oder die wirkſamſte Arzney mit fremden Stoffen zu viel verdünne oder zerſetze, ſo färbt und wirkt ſie endlich nicht mehr. Ein Volk, das ſich nach dem Maaße ſeiner Maſſe über zu viele andere Länder und unter zu viele andere Völker ausgießt, verliert nothwendig ſeine Farbe und ſeine Wirkſamkeit; es behält endlich nichts Eigenthümliches und Kräftiges, nichts in ihm ſelbſt Lebendiges und aus ihm ſelbſt Erfriſchliches; es ermattet, welkt und ſtirbt endlich. Wer mehr frißt, als er verdauen kann, der ſtirbt an Ueberfülle und Schlagfluß. So ſind viele Erobervölker verſchwunden. Dies muß die ruſſiſche Regierung wohl bedenken, weil es noch Zeit iſt. Kaiſer Alexander iſt ein Herr, der gewiß nur das Rechte und Löbliche will; wie viele ſtille Eroberungen kann dieſer erhabene Fürſt machen, wobei kein Eiſen geſchärft und kein Tropfen Blut vergoſſen wird, wenn er ſeines groſen Ahnherrn Beiſpiele folgt, Peters des Erſten, eines der ſeltenſten und bewundernswürdigſten aller Herrſcher! Denn wenige haben wohl ſo den Schein überwunden und ſo innig und richtig empfunden und geübt, worin der Ruhm eines Fürſten und die Größe eines Volkes beſteht, als dieſer auſſerordentliche Mann. Peter dem Erſten ſchon hat der Umfang Rußlands faſt zu groß gedäucht. Nur Zugang zu Meeren ſuchte er, weil ſeine groſe Seele ahnete, daß vom Meere her die Bildung der

Völker wehe; Küſten ſuchte er, aber die weiten Landgränzen dachte er eher einzuſchränken als auszudehnen. Friedrich der Große in ſeinen geſchichtlichen Werken erwähnt eines ſolchen Entwurfes, den der große Czar gehabt haben und deſſen Ausführung ſein zu früher Tod gehindert haben ſoll. Wie viel iſt in Rußland zu thun, in dem Stammlande des Volkes! wie viele ſchöne und ſtille Eroberungen ſind da zu machen, glänzendere und göttlichere, als die auf blutigen Feldern erſtritten werden! Da Rußland keine ſtarke und gewaltige Völker um ſich hat, die es in ſich ſelbſt zuſammendrängen, ſo muß hier der Verſtand thun, was bei den meiſten Völkern die Noth gethan hat. Rußland muß dem lokkenden und gefährlichen Zuge nach auſſen hin, der es unvermeidlich ins Verderben reiſſen wird, nicht ferner nachgeben, ſondern ſich in ſich ſelbſt zurückziehen, ſich in ſich ſelbſt zu innerer Kraft verdichten, ſtatt ſich immer mehr zum hohlen und bunten Glanz des äuſſeren Scheins zu verdünnen. Wie Erobererwölker ſich zu dünnen und bunten Seifenblaſen aufblaſen und dann zerplatzen können, davon weiſt die lange Geſchichte Beiſpiele genug.

Sie erzählen, Katharina, die weiland ſogenannte Große Frau, habe auf das ſüdliche Thor ihres neu erbauten Cherſon die Inſchrift ſetzen laſſen: Hier geht der Weg nach Stambul. Viele Ruſſen ſind überzeugt, daß ſie dieſen Weg bald ganz machen werden, und viele andere Europäer glauben, daß der Weg nach Stambul ſehr leicht und daß die Zerſtörung des ganzen türkiſchen Reiches jetzt nichts Schweres mehr ſey. Wir laſſen zuvörderſt die Frage von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit jener Reiſe und Zerſtörung unerörtert und geben einige Winke über Rußlands ſüdliche Gränzen und über ſeine Ausdehnung gegen Süden, wie weit.

Die Länder haben ihre Scheiden, durch die ewige Natur; die Völker, die ſie überſchreiten, werden geſtraft, weil ſie ein Naturgeſetz überſchreiten, *weil ſie ſich über die Gebühr verlängern und ausdehnen.* Darum ward Cyrus bei den Maſſageten erſchlagen, verlor Darius zwei Drittel ſeiner Heereskraft bei den Scythen, mußte Xerxes von der korinthiſchen Landenge fliehen; darum ward Kambyſes in Aegypten toll und Alexander nach dem indiſchen Zuge krank; und Karl der Zwölfte bei Pultawa? und Napoleon bei Moskau? Rußlands Naturgränze gegen Süden iſt das Kaſpiſche Meer, der Kaukaſus, das Schwarze Meer, der Dnepr und allenfalls die jenſeitige Ebene ſeines rechten Ufers auf zehen bis zwanzig Meilen Weite hinüber. So wie es über dieſe Linie weiter vordringt, beginnt ſeine Schwächung durch die Verlängerung ſeiner Wirkungslinie und des Feindes Stärke durch die Verkürzung der ſeinigen. Gegen Südoſten könnte Rußland kein größeres Unglück begegnen, als daß die kaukaſiſchen Völker und Perſien noch ſchwächer würden, als ſie jetzt ſind; die leichte Eroberung würde zu weit locken, und gewiß würden dann bald ſchreckliche Niederlagen gehört werden. Auf dem Kaſpiſchen und Schwarzen Meere läßt ſich keine feſte Herrſchaft behaupten und gründen. Das Kaſpiſche Meer hat gar keine gute Häfen; das Schwarze Meer hat im Norden treffliche, alle jetzt in Rußlands Gewalt, aber ſeit Odeſſa an ſeinen weſtlichen und ſüdlichen Küſten faſt gar keine brauchbare: daher von der Krimm und vom Don aus nimmer gegen Kleinaſien und gegen die Donau hin und darüber hinaus mit Kriegsflotten feſt gewirkt werden kann. Denn wie ſie ſich tiefer hinab gegen Süden und Südweſten wagen, ſind ſie bei Stürmen vom Norden und Nordoſten in Gefahr zu vergehen, wenn ſie nicht in Konſtantinopel als in eine freundliche Stadt einlaufen dürfen. Die Heerzüge aus Rußland über den Dnepr gegen die Donau haben eine zu groſſe Länge und können nie mit dem gehörigen Nachdruck unterſtützt werden und ſind ſehr mislich, wie ſie ſich über die Donau hinausſetzen. Dies haben alle Kriege bewieſen, und überhaupt haben die Ruſſen und alle Völker bewieſen, daß man leicht bis an den Hämus kommen kann, daß aber der Weg weiterhin ſehr ſchwer und ſehr gefährlich iſt. Wie viele Heere ſind von jeher zerſchellt in dieſen Bergen, ehe ſie nach Konſtantinopel kamen, und wie viele unter den Mauern der Stadt, die immer fünfzig Meilen von der Donau liegt!

Man glaubt den Türkiſchen Staat jetzt ſo zerrüttet und ohnmächtig, daß man die Einnahme Konſtantinopels und allenfalls die Zerſtörung des Reichs für keine ſchwere Aufgabe hält. Ich glaube das nicht; wenigſtens glaube ich nicht, daß Rußlands Macht allein dazu hinreicht. Wenn England ſeine Seemacht mit dazu liehe, wäre es vielleicht möglich. Wir haben ja Spanien geſehen, das ſo lange geſchlafen hatte und das ſein König jetzt wieder ſchlafen legen will, und wie Napoleons Uebermuth dagegen anlief. Man urtheilt bei der Türkei immer aus dem, was ſie in ihren letzten Kriegen gezeigt hat; man kann ſich aber dabei ſehr betriegen. Wir wiſſen, welchen kühnen Plan der große Bairaktar Paſcha hatte; er iſt geſcheitert, aber was hätte er nicht machen können aus dem türkiſchen Heere? Bis jetzt iſt der Krieg mit den Türken gewöhnlich in Landſchaften geführt, worin kein türkiſches Leben iſt, meiſtens in zinsbaren chriſtlichen Landſchaften, worin faſt gar keine Türken wohnen und deren Verluſt wenig ſchmerzlich iſt. Laß den Kampf einmal an die Hauptſtadt dringen, laß ihn an das rechte türkiſche Leben kommen, laß die Religion in Gefahr des Untergangs gerathen — wie vieles kann ſich da anders zeigen und geſtalten als jetzt! und mehr als Ein begeiſterter Bairaktar und Kiuprogli Paſcha kann durch die Noth aus dem Volke hervorgerufen werden. Das türkiſche Reich zählt zehn bis zwölf Millionen Muhamedaner, ein ſtarkes rüſtiges und durch ihre Sitten und ihre Religion trotziges und kriegeriſches Volk. Wenn die Gefahr des Vaterlandes oder gar des Islamismus dieſe entflammt, welche Gewalt will ſich gegen den Feuerſtrom werfen, der aus ihnen mit Wuth und Verderben hervorbrauſen kann?

Aber geſetzt, es wäre ſo leicht, Konſtantinopel zu erobern und die Hohe Pforte zu zertrümmern, als einige träumen, muß Rußland wünſchen, daß Konſtantinopel eine der großen ruſſiſchen Städte werde, daß die umliegenden Lande und Kleinaſien ruſſiſche Landſchaften werden? Die Begierde ſagt vielleicht ja, aber der Verſtand muß nein ſagen.

Eine geſcheidte Frau, die ihren Mann als leichtfertig und lüſtern kennt, nimmt ſich in Acht ihm nicht zu ſchöne und zu junge Kammerjungfern zu zeigen. Petersburg und Moskau müſſen bei dem

Gedanken zittern, daß Konſtantinopel eine ruſſiſche Stadt werden könnte; denn dann könnte es ſich begeben, daß die zu reitzende Kebſin die alte Herrin und Frau aus dem Hauſe verdrängte und ſich ſelbſt an ihre Stelle ſetzte. Konſtantinopel iſt einer der lieblichſten Orte und einer der erſten Punkte und Länderſchlüſſel in der Welt; einer jener Plätze, der die unwiderſtehliche Herrſchaft übt, daß er ſich mit nichts Halbem begnügen kann, ſondern gewaltig alles in ſeinen Kreis zieht. Rußland könnte ſich in Konſtantinopel und in den Umlanden nicht behaupten, ohne daß es von ſeinem Volke und ſeiner Heereskraft viel dahin zöge. Dieſer Zug würde durch den Reitz des Klima's vermehrt werden — und ſo würde durch dieſe Eroberung und Feſthaltung das alte Rußland und aller Druck gegen Norden vergehen, und das neue Rußland hier auf die Harre doch nicht werden noch gegen Süden mit jugendlicher Kraft herrſchen.

Aber die türkiſche und muhamedaniſche Barbarei muß aus Europa herausgetrieben, die herrlichen aſiſchen Lande, einſt die Sitze aller Bildung und Freude, müſſen auch erlöſt werden; das Chriſtenthum muß ſein heiliges Kreuz an den Orten wieder aufrichten, welche durch alle älteſten Offenbarungen Gottes, durch die Geburt die Lehre das Leiden und die Auferſtehung des Heilandes, durch ſeine und ſeiner Jünger Wunderthaten und durch die erſten chriſtlichen Gemeinden geheiligt ſind. — Dies iſt eine hohe und unerlaßliche Aufgabe der Menſchlichkeit und der Chriſtenheit, ein hohes und herrliches Ziel für großherzige Fürſten, welche nach dem Ruhm der wahren Unſterblichkeit dürſten. Der

Chriſt darf nicht ſchläfrig und faul ſeyn, alle Welt den einzigen wahren Weg des Heils zu führen, welcher iſt in der Erkenntniß des Geheimniſſes von Jeſu Chriſto und in der Gnade Gottes und des heiligen Geiſtes.

Dieſen Anſichten, die ich auch für die meinigen erkenne, darf ſich kein Chriſt weigern. Der Islamismus iſt nur ein neu aufgeſtutztes Judenthum, eine ſtrenge und weltliche Lehre des Geſetzes, die da nicht ſelig machen kann noch freundlich den Weg in den Himmel führen; er kennt nur die Lehre der irdiſchen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, er kennt nicht die Lehre von der Gnade und Liebe, nicht die unverſieglichen Brunnen jener aus Gott gebohrenen und durch Gottes Geiſt ohne Maaß gegebenen Liebe, worin alle Kreaturen ihren Durſt ſtillen und das Eins in dem Drei ſchauen und anbeten ſollen. Weil ſeine Lehre nur wieder ein anderes Geſetz iſt, ſo iſt ihre Frucht bitter und herb, wie die jenes Geſetzes war, wovon Chriſtus die Welt erlöſet hat. Und weil keine Religion etwas ſeyn kann in der chriſtlichen Zeit, ſie ſey denn das Chriſtenthum ſelbſt, ſo hat auch der Islamismus ſich lange ſchon verſtockt und verſteinert und liegt als eine ſchwere und ſteinerne Laſt, worunter keine zartere Blumen der Menſchheit hervordringen können, auf dem ſchönſten Theile der alten Welt. Wie geſagt, durch das Geſetz hält der Islamismus die Menſchen gebunden, nicht durch den Glauben beflügelt er ſie; es iſt noch eine Lehre des ewigen Zorns, die durch das Geſetz und durch gute Werke gerechtfertigt werden will und von der Gnade und Freude nichts weiß, die wir von Gott in Jeſu Chriſto haben. Darum muß dieſe traurige und ſtrenge Lehre, die alles Leben und alle Kunſt und Wiſſenſchaft wie mit Eis und Stein übergießt, der liebevolleren und freundlicheren Lehre von der Erlöſung und Befreiung weichen.

Die wahre und fromme Anſicht von dem Chriſtenthum verlangt alſo, daß der Muhamedanismus der ſeligeren und heiligeren Lehre weiche; Unternehmungen, das Chriſtenthum in Aſien auszubreiten, wären alſo etwas Löbliches, neue Kreuzzüge nach dem Morgenlande würde die Zeit billigen? Allerdings. Aber doch wünſchten wir, daß man uns in Europa nach langen Stürmen und Erſchütterungen ein Jahrzehend Ruhe gäbe, damit wir unſre Verwirrung einmal ein wenig in Ordnung bringen könnten. Jetzt würde es ſehr traurig für uns ſeyn, wenn wir das Unſrige ungeordnet und unabgemacht liegen ließen und uns in das Morgenland gößen, andern Völkern Heil und Segen zu bringen.

Eine Schwierigkeit iſt nur immer bei dem großen Unternehmen, das gewiß ein chriſtliches und göttliches genannt werden könnte, woher wir die Menſchen nehmen, die dort eine friſche und freudige Chriſtenheit beleben und wieder aufrichten ſollen. Wären die Muhamedaner, die Türken ſelbſt, durch die ſanfte Milde des Evangelii und des Geiſtes Gottes mit der Bibel in der Hand zu bekehren, ſo wären ſie ohne Zweifel die rechten und die beſten, die wir finden könnten, das Ganze zu halten und zu beherrſchen. Aber ich glaube, dieſe ſind in ihrer Art ſchon zu ſehr verſtockt, ſie ſtehen uns auch durch ihre Religion beides zu nah und zu fern, als daß das Evangelium bei ihnen leichten Eingang finden könnte. Viel leichter ſind die Heiden von ihrem Götzendienſt umzuwenden. Das Chriſtenthum iſt mit den Muhamedanern daran, wie ein Lehrer mit einem Schüler, der allerlei, aber auf eine verkehrte Weiſe, gelernt hat: viel leichter iſt es, jemand unterweiſen, der noch nichts weiß, als einen, dem Verkehrtes wieder aus dem Kopf gebracht werden ſoll. Die meiſten Chriſten, die unter den Türken wohnen, ſind ein wunderſamer Miſchmaſch von mancherlei Völkerarten; die Griechen ſind von ihnen bei weitem die zahlreichſten, aber auch dieſe nicht mehr rein und an den urſprünglichen Menſchentugenden und Männertugenden weit mehr geſchwächt und angefreſſen, als die Türken, wie es ja allen Völkern geht, die Jahrhunderte unter der Schande der Knechtſchaft geſeufzt haben. Vielleicht die in den Bergen von Morea Epirus Kandia und Cilicia Wohnenden mögten die Männer dazu ſeyn, mit der Hülfe der Europäer ein neues chriſtliches Hellas ſchöner wieder aufzubauen. Aber ſind dieſe zahlreich genug, das Werk mit ſchöpferiſchem Geiſt und Leben zu durchdringen und zu ſchirmen und zu erhalten? Und das werden wir doch nicht wünſchen, daß wir dieſe weiten Länder auch von Europa aus bevölkern ſollen. Dann würde endlich Europa wie ein ausgedrückter Schwamm hinter uns liegen bleiben ohne Saft und Kraft?

Und die Barbarei und die Barbaresken? Wir leſen und hören von 45,000 unglücklichen Chriſtenſklaven, die von den kleinen Raubſtaaten Afrika's wie das Vieh zu ihrer Plage und Arbeit an das Licht hervor und dann den Abend wieder in ihre düſteren Kerker zurückgetrieben werden; wir hören von den ſcheußlichſten Verheerungen und Gräueln, die die Barbaren auf den Inſeln und an den Küſten der italiſchen und ſpaniſchen Chriſtenheit ungeſtraft begehen. Und das haben ſie nun ſeit Jahrhunderten ungeſtraft geübt, ſo daß ſie die Länder und Flaggen der großen Chriſtenſtaaten ſchonen und die der kleinen plündern und brandſchatzen. Und doch iſt die Stimme der Menſchlichkeit, die ſich für die armen Schwarzen in Afrika und Weſtindien lange Jahre heiſer geſchrieen hatte, endlich durch alle Vorwände und Hinderniſſe durchgedrungen, welche Grauſamkeit und Habſucht entgegen ſchieben konnten. Sollte denn hier in der Mitte des reichſten und ſchönſten Europa die Vertilgung eines die Menſchheit und die Chriſtenheit entehrenden Gräuels nicht möglich ſeyn, wenn dies in ſo fernen Welttheilen möglich iſt? Das Land, welches jetzt die Barbarei genannt wird, liegt unter dem ſchönſten und lieblichſten Himmel, ein herrliches Küſtenland, welches ungefähr 350 teutſche Meilen lang iſt, von dem äuſſerſten Gebiete von Tunis bis an die Enden des Königreichs Fetz und Marocco am atlantiſchen Ocean, bei einer Breite von 20 bis 60 70 Meilen. Das ganze Land wird von dem Berge Atlas gemacht, der es von den jenſeitigen Steppen und Wüſten ſcheidet, die ſchon unter dem Strahle einer brennenden Sonne verdorren; der Atlas aber und das Meer ſchaffen durch die kühlen Süd- und Nordwinde hier ein gemäſſigtes und den Menſchen ſehr gedeihliches Klima, ſo wie man überhaupt den Atlas als den Schöpfer des ganzen Landes betrachten kann. Das Land hat die herrlichſte Lage in der Mitte der Erde, die trefflichſten Häfen, und bringt ſim Ueberfluß alles hervor, was Völker reich und ſchön und glücklich macht: Vieh, Getraide, Weitzen, Reis, Wein, Oel, edle Früchte aller Art, Wolle u. ſ. w.; und welche Länder hinter ſeinem Rücken liegen mit ihren Schätzen den Karavanen offen! Wir können ungefähr ahnden, welch ein Land dies war zur Zeit der Blüthe der karthagiſchen Herrſchaft; wir wiſſen, daß die Römer es als eine Goldgrube und als eine der großen Kornkammern Italiens anſahen; jetzt iſt es eine muhamedaniſche Räuberhöle, worin das Volk ſchlecht und unterdrückt und der Befehl bei einigen wilden und rohen Soldatenhorden iſt. So daß wer hier aufräumte der Menſchheit einen Dienſt leiſtete.

Wir ſuchen neue Inſeln und ferne Welten auf, und laſſen das Nahe liegen. Dies wäre das rechte Land für einen chriſtlichen Kreuzzug, für die Stiftung eines neuen oder für die Erfriſchung eines alten chriſtlichen Ritterordens. Die Eroberung und Feſthaltung des Landes wäre mit einer Flotte von 10 Orlogſchiffen, 20 Fregatten und der gehörigen Zugabe von Galeeren und mit einem wohl gerüſteten Zeuge und einem Landheere von 100,000 Mann ausführbar, welchem alljährlich europäiſche Koloniſten nachgeſtoſſen würden. Spanien und Italien wären dieſem Unternehmen gewachſen und wären nebſt Frankreich die nächſten dazu; und ſo könnte ſich hier in einem halben Jahrhundert ein ſchönes chriſtliches Reich der ſogenannten Lingua Franca erheben. Die genannten Länder haben ja ſo vielen unruhigen und gährenden Stoff, der hiehin abgeleitet und hier verwandt werden könnte. Die ganze Chriſtenheit würde die heilige Meerfahrt mit frommen Wünſchen und Gebeten begleiten. Das müſſen wir indeſſen nicht zum Lobe Englands ſagen, daß dieſe Macht durch eine einzige ernſte Dräuung, die ſie an den Kleinkaiſer von Fetz und Marocco und an die Deys und Paſchas von Tunis Alger und Tripolis ausgehen ließe, der Seeräuberei ein Ziel ſetzen könnte. Warum thut ſie es nicht? Auri-sacra fames quid non mortalia pectora cogis!

Italien.

Wie wir über dieſes in manchen Beziehungen viel unglücklichere Land als das unſrige denken, das haben wir oft offen und ehrlich bekannt, alſo daß wir es hier nicht wiederholen wollen. Europa's Augen waren vor einem Jahre ſehr geſpannt auf die Bewegungen ſeiner Völker und auf die Entwürfe Joachim Murats, des ſogenannten Königs von Neapel und weiland gebietenden Großherzogs, nur einige tauſend Schritt weit von der Stelle, wo wir dieſes ſchreiben. Was er hätte wagen und machen können, iſt nun dunkel, weil nichts gewagt und gemacht iſt; denn Gott hatte ihm Glück und Verſtand genommen, und zuletzt hat er wie ein raſender Narr geendigt und ſeinen verdienten Lohn empfangen. Ich ſage, er hat ſeinen verdienten Lohn empfangen; denn wo bliebe die Treue der Völker und die Ruhe der Welt, wenn jeder Stallknecht oder Korporal, dem die Natur Mark in den Knochen und Kühnheit in der Bruſt gegeben hatte, ungeſtraft von Kaiſerthronen und Königskronen träumen dürfte?

Es giebt neue Könige, welche Gott macht und die Noth und das Angſtgeſchrei der Völker oder ihre freie Wahl und welche durch große Thaten und

Wohlthaten die hohe Stelle verdienten, dieſe ſind ſo rechtmäßig wie die altgebohrnen. Solche Könige waren Dejoces der Meder und Cyrus der Perſer Gelon von Sicilien Guſtav Waſa von Schweden und Wilhelm der Dritte von England. Auch Napoleon in der neueſten Zeit würde ein ſolcher geſchienen und als ein ſolcher geherrſcht und die Herrſchaft wahrſcheinlich auf ſeine Nachkommen gebracht haben, wenn er ein weiſer und gerechter Mann geweſen wäre; nun hat er mit dem Beifall der ganzen Welt für den Tyrannen gebüßt, der er ſich anmaßte über Europa zu ſeyn. Napoleon kam durch Verhältniſſe und Begebenheiten, die er weder gemacht noch verſchuldet hatte, im Herbſte des Jahrs 1799 an die Spitze des franzöſiſchen Reichs. Er konnte der Wohlthäter und Befreier Frankreichs, ja er konnte der Wohlthäter und Befreier des ganzen Europa werden, wenn er etwas anderes verſtanden hätte, als die Welt umzukehren und zu verwüſten. Er hat es aber ſo heillos gemacht mit den Völkern, daß er Manchen auf der öden und kahlen Inſel Helena noch viel zu weich und angenehm zu ſitzen ſcheint. Aber die andern Könige, die elenden Abentheurer, die durch fremde Gewalt geſetzten und den Völkern aufgedrungenen, die Mürats und Joſephe und Hieronymus, dieſe ſind vogelfrei, weil ſie nach einem Glanz griffen, der nicht für ſolche da iſt, weil ſie gegen die ewige Ordnung der Geſchichte frevelten, die nur in höchſten Nöthen und gewaltſamſten Umwälzungen der Völker ſolches erlaubt — die Elenden, die das erhabenſte Amt, worein ſie ſich mit Diebsrecht eingeſchlichen hatten, ſogleich mit allen den Laſtern und Schanden hatte Peter der Einſiedler nicht allein die Kreuzzüge veranlaßt, noch Gregor der Siebente den ſtolzen Bau der Hierarchie gegründet, noch Luther den Kirchenfrieden gebrochen; auch tragen die Jüngſten, Danton Robespierre und Bonaparte, nicht allein die ſcheußliche Laſt ihrer Schanden und Verbrechen.

Es liegt eine gewaltige Fülle der Dinge vor uns ausgebreitet. Zwei Zeiten, die eine hinabſteigend, die andere heraufſteigend, haben ſich in ſolcher Kluft von einander geriſſen daß man in das tiefe und offene Bett derſelben hinabſchauen und gleichſam die Empfängniß und Geburt der Jahrhunderte darin erblicken kann. Bei vielem Elend und Unglück, das die Zeitgenoſſen ſchwer bedrängt hat und noch bedrängt, iſt dies Vielen doch eine geiſtige Erquickung, wie ſie wenigen früheren Menſchengeſchlechtern geworden iſt: dieſes tiefe Hineinſchauen in die Geheimniſſe der Geſchichte und der Offenbarung Gottes. Die alte Zeit iſt ſeit dreiſſig Jahren, mit ſo weiter Kluft zurückgewichen, daß alle Verſuche vergeblich ſeyn werden, den Riß, der ſie von der neuen Zeit trennet, zu heilen oder von dem jenſeitigen zu dem dieſſeitigen Abſchuß Brücken zu ſchlagen. Wenn auch mehr als Ein toller Xerxes mit Geiſſeln und Ruthen kommt, an dieſem reiſſenden Helleſpont wird er zu Schanden. So ſtehen zwei Zeiten einander mit jähen Abgründen gegenüber. Die meiſten der Jetztlebenden ſuchen der Kluft zu vergeſſen, indem ſie dem dieſſeitigen Aufgange, dem Durchbruch des Morgenroths, zueilen; viele aber ſtehen noch hart an dem Abgrunde und ſtrecken die Hände und Herzen nach jenſeits und heulen und winſeln, daß ſie nicht hinüber können, ja ſie bilden ihnen zuweilen wohl ein, als wollen die Klüfte wieder zuſammenwachſen oder als ſey der rechte Brückenmeiſter angekommen: denn ihnen däucht der Schein des verſinkenden Abends lieblicher als die Hoffnung des ihren Augen noch bleichen Morgens. Doch vergebliche Wünſche Gebete und Hoffnungen! die Nacht wird kommen, ja ſie iſt ſchon da, und wann ſie dieſe an dem Abſturze erwarten, werden ſie mit dem Alten in den Schlünden verſinken, woraus keiner an das Licht wieder hervorkommen wird.

Was das iſt, was die Kluft geriſſen und die Abgründe gehöhlt hat zwiſchen den beiden Zeiten, und was ſie immer weiter aus einander reißt, das mag mit wenigen ja auch mit vielen Worten nicht geſagt werden; es will geſchaut, es will geglaubt, ja es will gefürchtet werden wie jeder tiefere Glaube, damit es begriffen werde. Hat die Zeit den Todesſprung gemacht, ſo muß jeder Mitlebende ihn auch einige hundert Male in der Idee gemacht haben, daß er klar und beſonnen in ihr wandeln könne. Jene armen und blinden Schreier, die nach dem immer weiter zurücklaufenden Jenſeits ſchauen und winken, mögten der Welt freilich gern einbilden, jener tiefe und weite Riß zwiſchen zwei Zeiten ſey eigentlich gar nicht da, es ſey nichts weiter als eine Augenverglaſterung eine Gaukelei und Hexerei, und wenn man etwa ein paar Dutzend Hexenmeiſter, die den Zeitgenoſſen dieſen Riß vorgegaukelt und vorgelogen haben, der Ruhe und Ordnung der Welt zu Ehren mit den gebührlichen Autodafe's weggeſchafft habe, werde der Weg wieder glatt und eben erſcheinen, alſo daß man wohl im Traume ohne

Gefahr darauf hinſchlendern könne. Aber wenn es Hexenmeiſter giebt, ſo haben ſie nicht den Riß hingehext, ſondern dieſe traurigen Tröpfe behext, daß ſie mit ſehenden Augen blind ſind. Nein es iſt kein leerer Wahn, kein verruchter Aufruhr, keine durch ein paar wilde und verrückte Schreiber gereizte und verführte Unruhe der Zeitgenoſſen, was dieſe ſchelten und verklagen — es iſt die Geſchichte ſelbſt und das Leben, eine Gewalt, die mächtiger iſt als Millionen Bajonette und Miniſterbefehle, wodurch man ſie zurücktreiben mögte. Laß ſie gehen, ſo wird ſie ſanfter werden und dich endlich ſanft führen; willſt du ihr wehren, ſie wird dir offenbaren, durch wen ſie geharniſcht iſt. Denke einmal ein Menſchenalter zurück, ſinniger und freundlicher Menſch, welchem Gott Haupt und Herz mit Licht gefüllt hat, und melde mir dann, was du ſieheſt. Faſt alles geweſen, was war, Weniges übrig von dem Alten, faſt alle Verhältniſſe und Zuſtände der Menſchen und der Völker anders; aber — was das Gewaltigſte iſt — andere Triebe Gefühle Gedanken der Sterblichen, andere Strebungen und Erhebungen, ein ganz anderes Leben und Wollen. Dies fühlt der vierzig- und fünfzigjährige Mann wohl, wenn er in ſeine Vergangenheit zurückblickt; dies fühlt der Jüngling von zwanzig und fünfundzwanzig Jahren lebendiger, aber er weiß kaum etwas von der Verwandelung.

Wir glauben, daß dieſe Verwandelung Glück bedeuten wird; wir wollen aber mit denen nicht ſtreiten, die da ſagen, daß ſie Unglück bedeutet. Sie iſt einmal da als ein gewaltiges Verhängniß, als eine unvermeidliche Noth; ſie zeigt ſich in der achtunggebietenden Geſtalt des Willens einer höheren Macht, ſie zeigt ſich als eine herriſche Nothwendigkeit. Was alle Menſchen treibt und zieht, was alle empfinden und vernehmen, was alle wünſchen und wollen, das iſt kein Kind eines flüchtigen Ungefährs, kein Spiel der Laune, die auch zuweilen durch den Ernſt der Geſchichte hinſcherzt — es iſt — was wir mit den höchſten Namen nennen — der Geiſt der Zeit, der Wille der Vorſehung. Was die neuen Gefühle Gedanken Anſichten und Wünſche der Menſchen treibt und bewegt, was nun fünfundzwanzig Jahre ſo fürchterliche und blutige Trauerſpiele immer von neuen Verfaſſern auf die Bühne der Welt gebracht hat, das iſt mehr als ein Scherz Gottes: ſo ſchrecklich ſcherzt der chriſtliche Gott nicht mit dem armen Menſchengeſchlechte.

Die Nachjenſeitsblickenden, die, welche die Zeit wieder in ſie ſelbſt zurücktreiben wollen, ſagen uns zwar: der blutige Scherz war nothwendig, damit wir durch Unglück und Verbrechen klug würden und deſto geduldiger und ſtiller wieder zu dem Alten und Vergangenen zurückgingen; aber wir antworten ihnen zum zweiten Male: ſo ſchrecklich ſcherzt der chriſtliche Gott nicht mit uns. Darum hat er nie eine ganze Zeit erregt und ein ganzes Menſchenalter unglücklich und unſelig gemacht, damit der hiſtoriſche Gemeinplatz bewieſen würde: *was ihr haben wollt, iſt ſchlechter, als was ihr hattet.* Nein ſo wenig ein Strom bergan fließet zu ſeinen Quellen, ſo wenig fließet die Zeit bergan in ihre Vergangenheit zurück, am wenigſten dann, wann es der feſteſten Zügel und Fäuſte bedarf, daß ſie auf ihrer Bahn nicht zu geſchwind vorwärts ſchieße. Es iſt eine Noth, es iſt ein Verhängniß, was ſo aus dem Alten herausgetrieben und herausgeriſſen hat; es iſt eine Noth und ein Verhängniß, die nicht von Menſchen kommen, ſondern von Gott. Was die Franzoſen ein Vierteljahrhundert und länger mitten unter Unheil und Verbrechen geſucht und wovon ſie doch einen Schein gefunden haben: eine Verfaſſung, die dem jetzigen Zuſtande der Welt und der jetzigen Bildung der Völker angemeſſen ſey — warum ſuchen und begehren das alle Völker, auch die gehorſamſten und geduldigſten? Weil das Alte veraltet war, und weil die Welt ſich in den morſchen Banden nicht mehr trug und hielt. Weil die alten Bande zerriſſen ſind, darum ſind alle Kräfte jetzt aus dem Gleichgewichte, und werden hier ſtiller dort heftiger ſo lange gegen einander ſtoßen und hin und her ſchwankend ſich zerſchlagen, bis durch geſetzliches Maaß das Gleichgewicht gefunden iſt, wodurch die Erde, die jetzt faſt wüſt und wild ſcheint, einmal wieder ein Bild der Heiterkeit und Freude von ſich ſpiegeln kann. Die Faulen, die ſich nicht mit der Zeit bewegen wollen, die Blinden, die ihre Augen dem Lichte weigern, die Ungerechten, die meinen dieſe Gewalt mit der Gewalt zu bändigen, die Ungläubigen, die Gottes Offenbarung nicht erkannt haben, mögen die Zeit wohl vielleicht einige Jahre in ſie ſelbſt verkürzen und zurückdrängen, aber dann wird ihre zuſammengepreßte Kraft vulkaniſch ausfahren und ſie mögen dann nicht über Gott klagen, ſondern über die eigene Thorheit und Schlechtigkeit, daß ſie ſich dem Willen weigerten, der ſich ihnen ſo lange und in den letzten Jahren in ſo auſſerordentlichen und wunderbaren Zeichen erklärt hatte. So etwa ſtehen dieſe Zeitgenoſſen auf der mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit fortrollenden Kugel ihrer Fortuna, wie ein Mann ſtehen würde, der auf einer Kugel gegen Oſten eilte, die mit raſtloſer Eile gegen Weſten liefe; es muß der Punkt kommen, wo es ihm unter den Füßen fehlt und er in den unvermeidlichen Abgrund ſtürzt, wann er hartnäckig ſtrebt gegen ihren Lauf fortwandeln zu wollen. Ein neuer Zuſtand ſoll werden oder vielmehr er iſt ſchon da und wird durch die Angſtpropheten und Verdunkler kein anderer werden, als er iſt. Mit unwiderſtehlicher Gewalt faßt er die Staaten wie die Einzelnen und führt ſie faſt wider ihren Willen, wohin ſie anfangs nicht gedachten. Die ſich ſperren mit ihm vorwärts zu eilen, werden nach wenigen Jahren inne werden, wie weit ſie zurück geblieben ſind und wie ſich unterdeſſen andere in ihre Bahn eingedrängt haben. Wir werden ja nach fünf oder zehen Jahren die Erklärung der Zeit und ihrer Zeichen ſehen. Glücklich die Regierungen, denen dann nicht die Augen in Thränen überfließen, daß ſie einzige Augenblicke des Ruhms und der Herrſchaft in feiger Furcht verſeſſen haben! Denn wer den feurigen und fröhlichen Geiſt des Zeitalters nicht mit edlem Stolze zu ſeinem Diener zu machen wagt, der wird von ihm endlich als ein gemeiner Sklav zum Holz- und Waſſertragen oder als ein armſeliger Handlanger für die Bauleute gebraucht werden. Denn gelingen kann die hinterliſtige Erbärmlichkeit nicht, die mit dem Schutt und den Trümmern des Alten die neue Bahn ſperren und mit den tief in Nacht hinabgeſunkenen alten Nebeldünſten die Schimmer des friſchen Frühroths bedecken will.

So ſteht die Zeit, wenn nicht allenthalben in politiſcher Entzweiung, doch gewiß allenthalben in politiſcher Zweiheit, bei vielen auch in politiſchen Zweifeln. Dynaſtien könnten untergehen, welche die Gewalt Gottes und der Zeit ganz zu verkennen wagten; Europa wird nicht untergehen, wie viele ſchwache und feige Propheten dies nun auch in die zwanzig Jahre verkündigt und zum Theil auf neue Welttheile hingewieſen haben, in welchen die Geſchichte wieder aufgehen ſollte. Mit ſolchem Streben und Leben, als ſich jetzt in ſo vielen Ländern Europa's zeigt, gehen die Völker nicht zu Grabe; es iſt vielmehr ein Zeichen eines wieder erwachten und verjüngten Daſeyns. Sie werden hoffentlich finden, was ſie ſuchen, Sicherheit und Haltung in Verfaſſungen und jene geſetzliche Umbildungen und Verbeſſerungen, die dem jetzigen Weltzuſtande und den allgemeinen Bedürfniſſen angemeſſen ſind. — Aber auſſer dieſer politiſchen Geburt und Wiedergeburt der Völker Europa's, die durch alle Hinderniſſe und Rückſchritte ihren Weg brechen wird, weil ſie eine Nothwendigkeit von Gott iſt, bereitet ſich viel tiefer und geheimer eine andere Geburt, von deren Art, weil ſie mehr geiſtig und überirdiſch iſt als die politiſche, nicht mit der Zuverſicht und Beſtimmtheit geſprochen werden kann, als von der politiſchen. Ich meine hier das Chriſtenthum, inſofern es als Kirche einen äuſſerlichen Wiederſchein ſeines inneren Weſens auf das Leben wirft. Hier iſt der Leib dünner und ätheriſcher, und die Schatten, die er wirft, ſind ſanfter und zarter; ſo daß man meiſtens nur winken und dünken kann, wo ſich dort Manches faſſen und greifen läßt. Daß indeſſen auch hier Wunderſames und Neues im Werden iſt, daß vielleicht das nächſte halbe Jahrhundert vieles davon zeigen wird, das ſagen uns einzelne merkwürdige Erſcheinungen und die allmächtige Kraft, die als eine himmliſche Kraft, unbegreiflich und unermeßlich, in die irdiſchen Begebenheiten mit eingetreten ja aus ihnen gleichſam ins Leben herausgetreten iſt. Eben ſo wird es uns noch durch etwas Anderes verkündigt. Seit drei bis vier Jahrhunderten hat freilich die Vormundſchaft der Kirche über die Staaten Europas aufgehört, aber ſie ſind darum nicht weniger chriſtliche Staaten geblieben; das Chriſtenthum iſt bürgerlich und menſchlich, doch der Hauptgrund und das rechte Leben ihrer Geſchichte geblieben. Jetzt, da wir ſehen, daß ſich mit ihnen alles verändern will ja zum Theil ſchon verändert hat, da ſich neue Verhältniße ſtellen, neue Bande knüpfen, neue Triebe und Strebungen nach den verſchiedenſten Richtungen hin wenden, jetzt muß nothwendig auch in dem innerſten und verborgenſten Leben unſers Welttheils eine große Verwandelung und Umwälzung im Werke ſeyn; denn beziehlich und zuſammenhänglich müßen die äußeren Bewegungen des Zeitalters nothwendig mit den innerlichen ſeyn; da ja eben der innerliche Geiſt die ſtarre und faule Maße der Leiber erregt und belebt. Alſo daß wir aus dem, was draußen ſichtlich geſchieht, ganz ſicher auf ein unſichtliches innerliches Wirken ſchließen dürfen.

Jene in ſo vielen Beziehungen traurige Kirchenſpaltung, welche wir Proteſtanten die Reformation nennen, und welche von vielen, die ihr gleichzeitig lebten, als ein entſetzliches Unglück bejammert und verklagt ward, liegt nun in drei vollen Jahrhunderten mit ihren Folgen und Wirkungen vor unſern Blicken ausgebreitet; und daraus ergiebt ſich auch ihre Bedeutung in der Weltgeſchichte. Wer wagt es jetzt noch zu ſagen, daß es nichts weiter als der leichtſinnige Frevel und die übermüthige Verruchtheit, einiger unruhigen oder ſchwärmeriſchen Köpfe wer, welche ein Feuer anzündeten, das ſich über ganz Europa verbreitet hat? Nein das Chriſtenthum mußte auch in ſeinen fernſten Gegenſätzen beleuchtet und durchgearbeitet werden, und darum mußte Gott jene Kirchenſpaltung zulaſſen, die noch dauert und noch dauern wird; denn die Beleuchtung und Durcharbeitung iſt noch ſo bald nicht vollendet, als manche glauben, welche die Erſcheinungen des Tages mehr poetiſch als geſchichtlich nehmen. Glücklich ſind jetzt viele Flammen mit Aſchen bedeckt, welche über unſer unglückliches Vaterland und über einen großen Theil Europa's einſt ſo verderblich brannten; auch milder und freundlicher wird von den verſchiedenen Partheien und Sekten zu einander hinüber geblickt — ſie ſehen heller das ewige Heil, das ihnen allen gemeinſam in der Mitte liegt — aber nicht ſo nah iſt die Vereinigung und Zuſammenſchmelzung, als es einigen dünken mögte, welche die tiefe Bedeutung des Streites grade nicht ins Auge gefaßt haben. Denn die größte Frage aller Theologie und Philoſophie, wie Geiſt und Leib der Dinge, wie Idee und Form ſich zu einander verhalten, wie ſie in einander ſtehen und wie weit ſie außer einander ſich auch gegenüber ſtehen können, das ſollte und das ſoll noch unterſucht werden; aufgeſchüttelt und aufgeſchreckt werden ſollte der alte Glaube, der ſich in ſeinem altgewohnten Heim und Geräth ſo ſtill und ſicher fühlte, weit über ſeine Linie hinaus, ja über die Linie alles menſchlichen Begreifens und Wiſſens hinaus ſollte mit himmelſtürmender Kühnheit geſchweift werden, damit endlich jedermänniglich erkannt würde, daß kein Heil ſeyn kann als in dem Glauben und kein Troſt als in der Zurechnung der Gnade und Verſöhnung ohne alles menſchliche Verdienſt und alle menſchlichen Werke. Es mußte an dem Aeuſſerlichen ſo gewaltig geſchüttert werden, damit das Innerliche in ſeiner vollen überſchwänglichen Herrlichkeit allen gewiß würde. Dieſe allen chriſtlichen Bekenntniſſen wohlthätige und für das Chriſtenthum ſelbſt ſiegreiche Erſchütterung und Aufſchreckung des Alten iſt dem Proteſtantismus zugefallen, und deswegen hat er die Geſchichte der letzten Jahrhunderte angeführt, und führt, wie mir däucht, noch die Geſchichte der Stunde, worin wir leben.

Wir thun recht, wenn wir uns die Vergangenheit unſeres Mittelalters lieblich und freundlich mahlen. Es war eine friſche und herrliche Zeit, und in ſo vielen hohen und unſterblichen Werken hat ſie uns ein leuchtendes Gedächtniß hingeſtellt. Es iſt wohl heißer Sehnſucht und Klage werth, daß jene ſpielende Kindheit und unbewußte Unſchuld nicht mehr iſt, deren zarte Bilder uns ſo oft mit unnennbarer Wehmuth zu ſich locken. Aber wie verzeihlich die Trauer und Sehnſucht iſt um das Holdſeligſte und Lieblichſte, ſo unverzeihlich iſt die Beſchuldigung, als habe es allein die Reformation verſchuldet, daß jene Kindlichkeit und Unſchuld der Gefühle, jene fromme Sicherheit des Glaubens und Liebens auf immer aus der Welt geſchwunden ſeyen. Nein ſo iſt es nicht: weil die Periode jener Kindlichkeit zu Ende ging, darum kam die Reformation und mußte das Menſchengeſchlecht durch drei ſchwere Jahrhunderte durch die Kämpfe des blitzenden und leuchtenden Verſtandes und durch das kühlere und magerere Land des Begriffes führen, damit es auf langen nach weiten Irrwegen und Umwegen endlich auf den Auen der Vernunft anlangen könnte, wo auch wieder Roſen und Lilien einer andern Art und einer andern Kindlichkeit blühen werden. Wenigſtens däucht es uns ſchon, als ob uns oft ſüßathmende Winde eines Lenzes anhauchen, der nicht mehr fern iſt.

Ueber die Anfänge und Urſprünge der Reformation herrſcht unter andern auch ein Irrthum, der wieder in der Kunſt und in ihren Anſchauungen ſeinen Grund hat. Man ſtellt uns die frommen reinen und erhabenen Werke und Bilder hin, welche die teutſche Kunſt im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert aus dem Kinderglauben geſchaffen hat in Zartheit und Jungfräulichkeit: man ſagt: ſo empfand ſo glaubte liebte und lebte das glückſelige Menſchengeſchlecht — und das alles hat die unruhige und frevelnde Willkühr einiger wenigen Sterblichen zerſtört und Streit Hader Liſt und Armſeligkeit für den alten Frieden die alte Unſchuld und die alte Lebensfülle auf die Erde gebracht. Dieſer Anſicht und dieſer Klage kann man ſich wirklich kaum erwehren, wenn man ſich bei dem Anblick der Schöpfungen jenes vergangenen Zeitalters von ſeinen Gefühlen ſo hintragen läßt. Aber du guter und frommer Teutſcher, den die Sehnſucht und Liebe der Herrlichkeit unſrer Väter oft bis zu Thränen rührt, nicht bloß bei dir darfſt du ſtehen bleiben, du mußt auch einen Blick auf die Welt werfen, wenn du die Weltgeſchichte richten willſt und die Männer, welche die Weltgeſchichte in den verfloſſenen Jahrhunderten gemacht haben. Du mußt nicht bloß bei dir die Unſchuld ſehen; du mußt auch anderswo die Schuld ſehen: und dann wird dir das groſſe Schickſal wieder heiter und auch die letzte traurige Geſchichte eine höhere Nothwendigkeit werden, die Spieler darin aber werden dir nicht bloß als vom Teufel getrieben und beſeſſen erſcheinen. Beſinne dich nur. Freilich deine teutſche chriſtliche Kunſt war ein reiner und ſtiller Aushauch der unſchuldigſten Liebe, ſie hatte ſich mit allen himmliſchen Blumen und Sternen geſchmückt, und wußte in ihrer kindlichen Freude nichts von ihrer Schöne und Lieblichkeit. Aber wie gar anders war die wälſche Kunſt und das wälſche Leben? Auch dort leuchtete es von Schönheit und Anmuth, aber das bunte Kleid war ein heidniſches und heidniſch war die Luſt und Begier, die es gewirkt und angethan hatte: es ſpielte die irdiſche Ueppigkeit und wilde Sinnlichkeit darunter, welche zuletzt ſo frech wurden, daß ſie ihre Gebehrde vor den Leuten nicht einmal mehr verſtellten. Die Geſchichte hat ihr unbeſtechliches Urtheil geſprochen; wir wiſſen, wie Päbſte, wie Alexander der Sechste Leo der Zehnte Klemens der Siebente waren, wie die Kardinäle von Medicis Eſte Bembo lebten glaubten und darſtellten. In Rom und in allen glänzenden Städten Wälſchlands blühete mit der griechiſchen und römiſchen Literatur in allen ſüdlichen Lüſten und Laſtern ein zweites Heidenthum wieder auf, das ſich zuletzt auch nicht einmal mehr mit chriſtlicher Heuchelei verzierte. Dieſe unchriſtlichen Gräuel wurden dem ſtrengen und ernſten Teutſchen zu viel, er ergrimmte in ſeinem Herzen und ſchlug mit dem Donnerſtrahl des Zorns und der Rede darein. So entſtand der gefährliche Hader, der bald nicht mehr beizulegen war. Durch die gegenſeitige ſtrengere Aufſicht wurden freilich alle Partheien mehr zur Ordnung der Sitte und Zucht des Lebens getrieben, aber der zerriſſene Friede war nicht mehr zu heilen: die Spaltung blieb. Sie blieb, denn ſie kam diesmal nicht von Menſchen, ſondern von Gott, ſie war nothwendig, damit die weitere Entwickelung und Durchbildung des Menſchengeſchlechts durch das Chriſtenthum geſchehen könnte.

Daß dies nach Gottes Rathſchluß nicht auch auf eine andere ſanftere und ſtillere Weiſe hätte geſchehen können, leugne ich nicht; aber wie die Sachen menſchlich geſtellt waren, konnte es kaum anders geſchehen, als es nun geſchehen iſt. Ich habe irgendwo *) geſagt, daß mir dünke, die Kirchenſpaltung würde ſo weit nicht geworden ſeyn, wenn das Kardinalkollegium in Rom nach dem Maaße des Umfangs der verſchiedenen chriſtlichen Völker in richtigen Verhältniſſen zuſammengeſetzt geweſen wäre. Nun aber war das der Fehler — ein Gebrechen, was bis dieſen Tag in der alten Kirche fortdauert — daß die Kardinäle und Erzprieſter, welche die Wache und Hut der ganzen Chriſtenheit vor allen andern haben ſollten, faſt lauter Wälſche waren, die in ihrer Einzelnheit oft ohne alles allgemeine Weltgefühl und ohne Kunde und Ahndung der Triebe Neigungen und Anſichten der anderen Völker, oft auch ohne die geringſte Anerkennung eines mächtigeren Geiſtes, der hie und da in einem andern Volke vielleicht auflebte, regieren und herrſchen wollten. Weil ſie beides die weltliche Klugheit und Vorſichtigkeit und den chriſtlichen Ernſt verloren hatten, ſo mußten ſie

---

*) Siehe Blick aus der Zeit auf die Zeit. 1816.

einen groſen Theil der Herrſchaft verlieren; denn als ſie einlenken wollten, war es zu ſpät, das Uebel war ihnen entwachſen, und im groſen und kühnen Geiſt hat keiner einzulenken gewagt.

Weil wir den Frieden lieben und als Chriſten lieben ſollen und weil wir einmal wieder die Vereinigung hoffen, wenn gleich in ferner Zukunft, ſo müſſen wir eingedenk ſeyn alles zu meiden, was Hader und Neid erwecken könnte. Auf Eines indeſſen muß ich hier wieder hinweiſen, worauf ich in dem angeführten Büchlein ſchon hingedeutet habe, auf die Geographie des Proteſtantismus. Dieſe weiſt auf eine wunderbare Weiſe auf das teutſche und germaniſche Volk hin; ſo daß die Gegner deſſelben ſich ein wenig beſinnen müſſen, wenn ſie Teutſche ſind, daß ſie ihn nicht zu heftig anklagen. Wir wiſſen, daß gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts bei weitem der gröſte Theil Teutſchlands der neuen Lehre zugefallen war, und daß Böhmen und Oeſtreich unter dem kräftigen und kühnen Ferdinand dem Zweiten mit Feuer und Schwerdt zu dem alten Glauben haben zurückgebracht werden müſſen. — In Ungarn und Siebenbürgen, ſo weit die Teutſchen wohnten, wurzelte der Proteſtantismus; er hat den Habsburgen, die für den Glauben eiferten, ſchwere Kriege fürchterliche Niederlagen und Verluſte von Landen und Leuten verurſacht, ja zuweilen an dem Thron geſchüttert, und iſt dort nimmer zu vertilgen geweſen. — Auch unter die ſlaviſchen Völker iſt der Proteſtantismus gekommen, in Polen hatte er einmal weit um ſich gegriffen; es hat aber auf die Länge bei dieſen Völkern keine feſten Wurzeln treiben können. Aber gleich über ihnen längs der Oſtſee in der germaniſchen Zunge von der Weichſel bis zum Ladoga und zur Newa (in Preuſſen Kurland Liefland Eſtland) hat er ſich alles unwiderſtehlich bemächtigt. — Eben ſo iſt er in dem germaniſchen Norden (in Schweden Norwegen Dänemarck) ohne irgend einen Gegenkampf in wenigen Jahren herrſchend geworden. Hier hat ſich aber in Schwedens Kirchengeſchichte eine merkwürdige Erſcheinung gezeigt. Mitten in Schweden um die beiden Arme der Dalelbe wohnt ein Volk fremden Stammes, die Dalkarlar, wahrſcheinlich Celten oder Galen. Dieſe haben ſich hartnäckig dem Lutherthum geweigert und ſind in mehreren Aufruhren dagegen und gegen den König, den ſie zuerſt gemacht hatten, gegen Guſtav den Erſten, aufgeſtanden, bis ſie endlich durch die Uebermacht der Anderswollenden und Andersglaubenden bezwungen worden. — Gehen wir gegen Weſten zu den brittiſchen Inſeln, ſo begegnet uns dieſelbe auffallende Erſcheinung. Alles Germaniſche iſt dem Neuen von ſelbſt zugefallen, alles Halbgermaniſche oder gar Galiſche langſamer oder gar nicht. Die Bergſchotten waren die letzten in Schottland, welche das Neue annahmen; bis dieſen Tag ſind unter ihnen viele Katholiken. Daſſelbe hat man in England in Wales und Kornwallis geſehen. Das galiſche Irland aber iſt trotz aller Verſuche des proteſtantiſchen Englands unverrücklich in Mitten von Unterdrückung und Verfolgung bei dem alten Glauben geblieben. — In den Niederlanden hat das Germaniſche und Flamiſche ſich der neuen Lehre zugeneigt, das Belgiſche und Walloniſche hat ſie von jeher von ſich geſtoſſen. — In Frankreich erſcheint daſſelbe. In den Landen, wo das Galliſche vorherrſcht, hat der Proteſtantismus nie gewurzelt, wohl in den öſtlichen burgundiſchen Landſchaften und in den ſüdlichen vaskiſchen und iberiſchen — Weiter nach Süden geht es nicht. — Merkwürdig genug ſind dieſe Erſcheinungen, und ſehr merkwürdige Schlüſſe und Folgerungen laſſen ſich daraus ziehen über das verſchiedene Gemüth und den verſchiedenen Karakter der Völker. Der Proteſtantismus ſcheint ein reiner Germane zu ſeyn, weil alles Germaniſche, wo es ſich immer in Europa findet, wann es nicht zu ſehr gezwungen war, ihm von ſelbſt zufiel.

Wir wollen die letztverfloſſenen Jahrhunderte nicht loben, in welchen, wie wir geſagt haben, der Proteſtantismus nach unſerer Meinung vorgeherrſcht und angeführt hat; es iſt keine fröhliche und blühende Zeit geweſen, ſondern eine Zeit vieler ſtrengen Arbeiten und ſchweren Kämpfe, worin die Sieger ſelten mit Blumen bekränzt und mit Saitenſpiel begleitet ſind; es iſt eine Zeit des Aufräumens und des Vorrüſtens geweſen ſowohl in dem Reingeiſtigen als in dem Gemiſchtpolitiſchen; es iſt allenthalben nach einem Geſetze und Recht gefragt worden, wo man früher von Sitte und Gewohnheit ſo traulich und lieb geleitet ward: im Politiſchen iſt daher das Streben der Zeit demokratiſch geweſen, und iſt es noch dieſen Tag. Die Völker, die in den letzten Jahrhunderten eine bedeutende Rolle geſpielt haben, wurden durch den demokratiſchen Geiſt bewegt: die Niederländer, Schweden, Engländer, jüngſt in Wildheit und Wüſtheit, und darum ſo kurz, die Franzoſen. Auch der Geiſt des Proteſtantismus iſt ein demokratiſcher im Gegenſatze des reinmonarchiſchen Katholicismus. Dieſer Geiſt will und muß in alle Verfaſſungen das Seinige hineinthun, und darum wird der Proteſtantismus noch herrſchen, bis das monarchiſche Princip in Europa von dem demokratiſchen ſo durchdrungen und geſättigt iſt, daß die beiden Kräfte, deren gehörige Miſchung allein einen vollkommenen Staat bilden kann, in ein friedliches und einträchtiges Gleichgewicht gekommen ſind.

So rollt die Geſchichte mit und wider den Willen der Menſchen und über das Glück oder Unglück ganzer widerſtrebender Geſchlechter ihren gewaltigen Strom fort, zuweilen dunkel in verborgenen Klüften und unter der Erde hinfließend, dann wieder heiter an dem Sonnenlichte fortbrauſend. Wenn, was geſchehen iſt, auch das unſeligſte wäre, es ſteht nun einmal mit gewaltiger Wirkung mit in der ganzen langen Reihe der Dinge, und die Geſchichte muß ganze Jahrhunderte an dem Faden abwickeln, woran es ſelber hangt als an der Nabelſchnur, wodurch ſein dunkles erſtes Leben genährt ward. Man ſagt und klagt vergeblich, alles Leben würde in Kunſt und Freude friſch und jung geblieben ſeyn und friſch und jung fortgeblüht haben, wenn die Reformation nicht darein getreten wäre als die Frieden- und Freudenſtörerin. Die ſo klagen und ſagen, bedenken die höhere und tiefere Nothwendigkeit nicht, welche in gewiſſen Zeitpunkten die Dinge unwiderſtehlich zieht und treibt. Ich ſage noch einmal: die Reformation kam, weil ein weiland friſches und blühendes Leben eben die letzten Knoſpen und Blüthen trieb. Man könnte ſagen, bei uns in Teutſchland und im Norden und Nordweſten habe der Proteſtantismus durch die Zwietracht und Verwirrung, die er in die Länder brachte, den goldenen Strom des ächten Lebens und der ächten Kunſt verſiegen gemacht und nüchterne Beſonnenheit und zierlichen Mangel an ihre Stelle geſetzt; aber wir haben zwei Länder, zwei der ſchönſten und lieblichſten Länder Europa's, wo der Proteſtantismus nie Entzweiung und Verwirrung geſtiftet, wo er nie ſo geherrſcht hat, daß er Sinn und Leben und Gefühl und Anſicht der Welt hätte ändern können: wir haben Italien und Spanien. Daß dieſe auch zwei Jahrhunderte und länger geſchlafen und nichts gebildet und geſchaffen haben, was die Thaten und Werke der Väter erreicht, das beweiſt, daß der Schlaf der Völker ein welthiſtoriſcher Schlaf iſt, daß eine große Zeit (das Mittelalter) unrettbar vergehen und daß in langſamen und ſchweren Vorarbeiten und Vorrüſtungen ein neues Zeitalter bereitet werden ſollte, deſſen Morgendämmerung wir zu ſehen glauben.

Wer ſich alſo nicht allein poetiſch verführen und durch die ſüßen Bilder und Anſchauungen des Mittelalters zu Folgerungen verleiten läßt, die an der Fackel der Geſchichte verſchwinden, wer die Dinge und ihre Entwickelung im Ganzen zu ſehen wagt, der wird nicht mehr auf die Willkühr einzelner Menſchen wälzen, was der Wille der allmächtigen Vorſehung war. Jetzt ſehen wir, es mußte ja alles ſo geſchehen, auf daß Gott verherrlicht würde in ſeiner wunderbaren Leitung und Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Wir leben in einer ſchönen und großen Zeit, wo die Geiſter nach langem ſtarrem Winterſchlafe zu leiziger Luſt und Muth zu erwachen.

anfangen. Das einzige Unbehagliche und hie und da Traurige iſt, daß ihnen bei dem langen Schlafe die Leiber morſch und faul geworden ſind und daß das Suchen und Schaffen neuer Leiber den Genuß und die Freude des neuen Glückes noch hindert und aufhält. Wie die Seele der meiſten Staaten größer und mächtiger geworden iſt, als der morſche und klappernde Tod der Gerüſte und Maſchinen, worin man ſie einſt als in ihren Leibern eingefangen hatte und die nun meiſtens durch die Zeit veraltet und verſchliſſen ſind, und wie deswegen mit ſo unbeſchreiblicher Sehnſucht von den Völkern neue Gerüſte und Verfaſſungen gebeten und verlangt werden — ſo entdeckt man daſſelbe in einer gewiſſen Aehnlichkeit auch an den verſchiedenen Kirchen. Grade jetzt, wo ſich nach den verſchiedenſten Seiten hin und an den verſchiedenſten Orten ein ſo ſchönes und reges chriſtliches Streben zeigt, wo ſo viele fromme Geiſter lebendig und wach ſind und zu den alten Sternen die ſehnſüchtigen Flügel regen, offenbart ſich auch hier allenthalben, wie viel von den äuſſeren Geſtalten und Gerüſten verbraucht und veraltet iſt, worin das Innere ſich in Freiheit und Freude bewegen ſoll. Wir Proteſtanten dürfen das, was alle fühlen, gern offen bekennen von uns; die alte Kirche leugnet es zum Theil, wiewohl Leben und Kunſt, worin ſich der Zuſtand des Inneren und ſein Verhältniß zum Aeuſſeren immer am reinſten abgedrückt hat, ein anderes Zeugniß geben. Die chriſtliche Religion in ihrem Weſen wird ja wohl bleiben und beſtehen von Ewigkeit zu Ewigkeit, weil ihr Weſen Licht und Wahrheit und Liebe iſt und weil ſie in ihrer göttlichen Freiheit die Fortbildungsfähigkeit durch alle Geſchlechter und

Zeiten der Menſchen hat; aber ihr Aeuſſerliches muß wohl öfter verwandelt und erneuet werden, wie das Menſchengeſchlecht in den großen Epochen der Geſchichte ſich verwandelt und erneuet. Es heißt ja an hundert Stellen unſerer heiligen Bücher: Gott bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie er war, aber das Kleid der Dinge wird verwandelt werden.

Wenn alſo auch hier eine große Veränderung und Umwandelung bevorſteht, was vielen der Zeitgenoſſen däucht, was hat der Pabſt zu thun?

Dieſe Frage iſt ſo ungeheuer, daß man davor erſchrickt. Was Kaiſer und Könige in der Zeit zu thun haben, mögte man ungefähr ſehen und angeben können, weil ihr Geſchäft mehr die Verwaltung des Sichtbaren und Leiblichen betrifft; aber hier, wo von dem Unſichtbaren und Geiſtigen die Rede iſt, hier ſtocken mit Recht die Worte und die Gedanken, daß ſie nichts Thörigtes oder gar etwas Frevelhaftes ausſagen. Uns däucht, der Pabſt kann als ein verſtändiger und frommer Mann nichts Weiſeres und Beſſeres thun, als den äuſſeren Bau der Kirche, ſo weit er noch zuſammenhangt und zuſammenhält, zu erhalten und zu beſſern ſuchen; Neues dürfte er nur wagen, wenn dieſes Neue als ein mächtiger und allem ſeinem Sträuben überlegener Geiſt ſich in ſeinem Innern offenbarte und ihn gleichſam wider ſeinen Willen zu Thaten und Werken des Kühnen und Ungeheuren hinriſſe. Da das nicht iſt, ſo thut er recht, in Geduld und Glauben der Zeit zu warten, die da kommen ſoll, und zu erhalten, was erhalten werden kann. Das muß er aber begriffen haben, daß der Geiſt der Chriſtenheit und der Geſchichte ein ſolcher geworden iſt, daß immer mehr von innen heraus, immer mehr aus der Tiefe heraus gegründet werden muß, was die Zukunft der Kirche tragen ſoll: das mündigere Geſchlecht will an geiſtigeren und zarteren Banden geführt werden. Es gab eine Zeit, wo es auch Recht der Kirche war, mehr für die Welt und für das Weltliche und Aeuſſerliche zu ſtreben; dieſe Zeit iſt auf immer vergangen. Wer nicht auf reinen Aetherflügeln zum Himmel zu fliegen und ihn ſo aufzuſchließen wagt, deſſen Streben und Arbeiten wird vergeblich ſeyn. Auch hier läßt das Menſchengeſchlecht ſich nicht zurückführen, und wie Gott bei den weltlichen Herrſchern, wann ſie beſtehen wollen, Gerechtigkeit und Achtung und Anerkennung der Freiheit fordert, ſo fordert er bei den geiſtlichen Herrſchern Muth der Wahrheit und Reinheit im Geiſte: durch weltliche Liſten Künſte und Gerüſte, durch Jeſuitenorden und Inquiſitionen werden ſie auch die letzten Reſte ihrer Herrſchaft verlieren. Aber von wo ſoll das Neue ausgehen? wo ſollen die Flammen des neuen Geiſtes ſich entzünden? wo ſoll das Licht des neuen Lebens aufleuchten und aufblitzen? daß endlich die Hierarchen erkennen, wie ſie meiſt nur auf eitel Mumien und Reliquien der Vergangenheit ſtehen und daß ſie die Kühnheit eines neuen Baues wagen?

Ich glaube nicht, daß es von Italien ausgehen kann, daß es von den Italiänern zuerſt anerkannt werden wird; ſie werden erſt mitſchwimmen, wann ſie dem Strome nicht mehr widerſtehen können. Es iſt deswegen bei der wunderſamen Lage, worin die alte Kirche ſich befindet, ſehr zweifelhaft, wo in künftigen Zeiten der Sitz ihrer Herrſchaft ſeyn wird. Was ich oben geſagt habe, muß ich hier wiederhohlen: Daß wir eine ganz andere katholiſche

Kirche ſehen würden, daß die Kirchenſpaltung entweder gar nicht oder doch auf eine ganz andere Weiſe erfolgt ſeyn würde, wenn aus allen chriſtlichen Ländern nach dem Verhältniße der Volksmenge Kardinäle mit in Rom geſeſſen und mit dem Pabſte die großen Geſchäfte der Kirche mit beſorgt und berathen hätten. Kann dieſe Idee — es iſt ja nie zu ſpät, froden zu lernen — auch jetzt noch nicht von den Oberſten der Kirche ergriffen und ausgeführt werden, ſo iſt man wahrlich nur ein gemeiner Weiſſager, wenn man vorherſagt, daß die alte Kirche, wenn ſie mit ihrem gewöhnlichen Geräthe und Gerüſte fortzuleben und fortzuherrſchen meint, ſich ſelbſt unter ihren Ruinen begraben wird; denn vergehen muß alles, was auf dem Alten hartnäckig beſteht, wenn das Neue da iſt. Kann ſie die Geiſter, welche jetzt die Welt beherrſchen, nicht in ſich hineinzaubern oder lieblicher und muthiger in ſich hinein locken, indem ſie ſich dieſelben mit Liebe zueignet und ſie in Liebe und Freundlichkeit leitet, ſo werden ſie gegen ſie endlich als Empörer erfunden werden, und mit den gewöhnlichen Künſten wird ſie ſie nicht bändigen.

Das alte heidniſche Rom iſt geprieſen worden durch die Beſtändigkeit der Grundſätze und durch die Gewalt immer des Einen Willens. Dadurch iſt es die Herrſcherin der Länder und Völker geworden. Es war groß durch die Macht, womit es Maaß und Geſetz zu ſtellen und den verſchiedenſten und ſtreitendſten Dingen eine Geſtalt zu geben verſtand. Viele haben die Römer deswegen das Volk des Maaßes und Geſetzes genannt, und noch jetzt bewundern alle Völker in ihren Geſetzen das Gewaltige, was in der Beſtimmtheit und Abgemeſſenheit liegt. Wir wiſſen, wie die Römer von den verſchiedenen Völkern den Geiſt der Dinge empfangen und für ſich und ihre Zwecke ihm die Geſtalt und das Gepräge aufgedrückt haben; wir wiſſen, daß ſie Kunſt Wiſſenſchaft und Literatur ja Sitten und Weiſen von Fremden, am meiſten von den Griechen, empfangen und nach ihrer Art geſtaltet und geſtämpelt haben. Nicht das Genialiſche Erfinderiſche Ueberſinnliche und Schöpferiſche war das Römiſche, ſondern das Sinnliche Wirkliche Leibliche Geſtaltende. Sie waren immer ein Volk der Form, ein Volk der Kuria und des Marsfeldes; unter ihren Kaiſern wurden ſie ein Volk des Paradeplatzes und der Schauſpielhäuſer, das nach Brod und Spielen und immer neuer Augenweide und neuen Umwälzungen ſchrie: eine Art Pariſer, eben ſo leichtſinnig als dieſe, aber böſer.

Dieſes große Volk der Form hat auch dem Chriſtenthum ſeine äuſſere Geſtalt gegeben, ſeinen äuſſeren Bau vollendet. Bei den Griechen, dieſem überirdiſchen und olympiſchen Volke, das ſich auf himmliſche Träume und auf ein göttliches Leben und Schweben verſtand, war der tiefe Sinn und die innige Bedeutung des Chriſtenthums entwickelt und ausgebildet. Darauf ſind die Römer gekommen und haben ihm die Form gegeben. Auch die Erſchaffung dieſer Form und die Vollendung des äuſſeren leiblichen Baues um die Seele der Kirche iſt etwas Nothwendiges und der ganzen Menſchheit Wohlthätiges geweſen, und Jahrhunderte lang hat die Hierarchie von Rom die Chriſtenheit auf ihren pflegenden und ſchützenden Armen getragen. Aber es iſt eine andere Zeit gekommen und eine neue Reihe der Jahrhunderte in die Geſchichte eingetreten. Dieſe Form iſt zerfallen und gealtet und kann die mächtigeren Geiſter nicht mehr herbergen, welche jetzt mit neuem Flammenathem erregend und beſeelend über die Welt hinbrauſen. Die jungen und friſchen Ideen ſuchen einen jungen und friſchen Leib. Wo der Feuerborn des jetzigen geiſtigen Lebens der europäiſchen Welt ſprudelt und haucht, das fühlen wir Teutſche wohl; er ſprudelt und quillt bei uns. Seitdem der göttlich redende und weiſſagende Mund des Griechen verſtummt iſt, hat der Germane den ſeinigen für die Auslegung und Weiſſagung der himmliſchen Dinge geöffnet, und iſt der Prieſter und Weiſſager bis dieſen Tag. Wir haben in der Weltgeſchichte die geiſtige Erbſchaft von den Griechen überkommen, wir ſind bei den neuen Völkern das Volk der Ideen geworden. Jenen Sinn, der ſich in Teutſchland im ſechszehnten Jahrhundert gegen das bunte chriſtliche Heidenthum empörte und den langen Zwieſpalt in die Kirche brachte, jene Sehnſucht und jener Glaube der unſichtbaren und überſchwänglichen Güter, die ſeit den erſten Anfängen der germaniſchen Geſchichte gemeldet werden, jener fromme Ernſt und jene geiſtige Tiefe, womit der teutſche Menſch immer das Unſichtbare geſucht hat — kurz jenes Germaniſche, welches bei den Prieſtern und Bekennern aller chriſtlichen Bekenntniſſe im teutſchen Reiche das Chriſtliche immer viel geiſtiger und zarter und überſinnlicher gefaßt und dargeſtellt hat als der mehr ſinnliche Süden Europa's, verbürgen, daß hier, in dem Herzen unſeres Welttheils, der Ausbruch und Durchbruch ſeyn wird, wodurch die Kirche einen neuen Leib und eine neue Geſtalt gewinnen wird. Wie das geſchehen wird und wann, das mögen wir nicht ausſprechen; welche Kämpfe welche Spaltungen oder Vereinigungen dem vorhergehen werden, auch das nicht. Genug daß es geſchehen wird und daß es hier geſchehen wird, dafür ſind die Zeichen und vor allen Zeichen die Bewegungen und Ahndungen vieler frommen Herzen.

Wir haben es recht und natürlich gefunden, daß der Pabſt einſtweilen das Alte, was noch ſteht, wie er beſt kann zu beſſern und zu erhalten ſucht. Wenn er ſelbſt von Gott nicht berufen iſt, wenn ihn kein mächtiger Geiſt treibt, ſo würde er freveln, wenn er Verwandeler und Erneuerer der Kirche zu ſeyn wagte. So auſſerordentliche Dinge haben ſich nimmer durch Edikte und durch Bullen gemacht; wunderſame Begebenheiten, wunderſame und begeiſterte Menſchen, Propheten und Weiſſager, die von Vielen die Verrückten und Tollen genannt werden, ſind die Vorboten derſelben. Ich glaube nach meinem Gefühl von der Zeit und ihrer künftigen Entwickelung, daß die Italiäner grade in den alten Formen zu ſehr erſtarrt und alſo wahrſcheinlich die unfähigſten ſind, die neuen Geiſter bei ſich aufzunehmen und ihnen ein Haus zu bauen, worin ſie luſtig und heilig wohnen mögten. Sie kommen mir zu abgeſchloſſen vor, als daß ſie begreifen könnten, was jetzt die Welt und die Chriſtenheit beherrſcht. Es mögte ihnen leicht gehen, wie den Juden, als der Heiland und die Apoſtel unter ihnen auftraten und lehrten. Ihnen ſchien die Lehre am nächſten zu ſeyn, aber ſie waren unter der Knechtſchaft und der Furcht des

Geſetzes zu verſtockt und ſtießen deswegen die liebenden und fröhlichen Geiſter, welche die Botſchaft von der Freiheit und Gnade brachten, von ſich aus, und ſie wanderten zu den Griechen und Heiden, die ſie beſſer verſtanden und annahmen.

Und ihr fromme und liebende Seelen, die ihr den reinen und heitern Himmel eurer Herzen immer in die ganze Geſchichte ja in die ganze Welt und Natur drücken und abdrücken mögtet, ich verſtehe die kindliche Sehnſucht wohl, womit ihr in die friſche und blühende Vergangenheit des chriſtlichen Alterthums und des unſchuldigen und unbewußten Mittelalters zurückſchauet, womit ihr jene Zeit als die herrlichſte und ſeligſte Zeit der Chriſtenheit zurückwünſchen und zurückflehen mögtet, wo an vielen Orten Wunder und Zeichen von Gott unmittelbar ins Leben traten und wo alle Menſchen mit kindlicher Einfalt und Unſchuld an die Wunder glaubten, kurz wo der chriſtliche Glaube ſelbſt wie ein buntes und himmliſches Frühlingskind auf Erden in ſichtbarer Geſtalt unter den Menſchenkindern rundwandelte und in allen Ländern und unter allen Zungen und Völkern ſeine Blumen ausſtreuete. O dieſe Sehnſucht iſt ſo ſüß, dieſer Glaube ſo fröhlich, dieſes ganze Leben ſo ſtolz und ſo demüthig zugleich, daß wer ein Herz in der Bruſt hat ſich den hehren und göttlichen Geſtalten jener Vergangenheit von ſelbſt zuneigen und hingeben muß. Aber andere Zeiten bringen andere Lehren und Geſetze, ſie bringen — menſchlich geſagt — ſogar einen andern Gott. Hin iſt hin und vergangen iſt vergangen. Ein anderes Weltalter, ein anderes Menſchengeſchlecht, andere Kräfte Triebe und Anſichten, andere Gefühle und Gedanken — wir mögen uns mit den ſchönen und ſeligen Träumen und Geſichten der Vergangenheit wiegen, wir mögen aus ihnen und aus ihrem hohen Zauber uns Kraft und Muth und Begeiſterung für die Gegenwart ſchöpfen — nimmer wird die Zeit wieder ſo werden, wie ſie einſt war. Der neuen Gewalt dem neuen Gott den neuen Wundern müſſen wir uns ganz hingeben und durch ſie auch Zeitalter zu werden ſtreben. Es iſt jetzt alles anders, als es geweſen iſt; es wird einſt ganz anders ſeyn, als es jetzt iſt. Wir glauben ja gern, und müſſen es glauben, daß in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten die Wundergabe unter den Chriſten mehr äuſſerlich und leiblich war (die Zeichen von Gott ſind immer dem Bedürfniß und der Faſſungskraft der Menſchen angemeſſen); aber ſpäter hat ſie ſich nicht mehr in ſo ſichtbarer Geſtalt offenbart. Wir wiſſen, daß der Heiland über die Juden ſeiner Zeit oft bitter klagte und ſchalt, daß ſie von ihm immer Zeichen und Wunder ſehen wollten, da ſie doch Moſen und die Propheten hätten, aus welchen ſie lernen könnten, wer er ſey und von wem er ſey. Auch wir bedürfen der Wunder nicht mehr, welche in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche den Apoſteln und Märtyrern und Heiligen verliehen waren. Wir haben die Geſchichte und die Offenbarung von beinahe zwei Jahrtauſenden, wir haben die Erinnerungen und Wunder einer langen Vergangenheit, und wir haben unſere Wunder. Das Chriſtenthum, die geiſtigſte und überſinnlichſte Lehre, deren Urſprung auf den Sternen iſt, hat ſich nun durch mehr als fünfzig Zeugungen mit ſeinem Feuerſtrom ergoſſen und die Leiber mit Geiſt durchdrungen, man mögte mit einer chemiſchen Benennung ſagen, geſättigt. Dieſe Sättigung, ja dieſe Durchleuchtung der Leiber von dem Geiſte iſt auch in den geringſten und unmündigſten Chriſten keinem verkennbar; das ganze Leben der Menſchen iſt mehr ein innerliches und geiſtiges geworden, und jeder, der an den Chriſt glaubt, wartet der Wunder, die ſich in ſeiner eigenen Bruſt begeben ſollen. Und ſie begeben ſich alle Tage in den Gläubigen und Frommen, nur nicht ſo leiblich und äuſſerlich als in jenen früheren Zeiten der Kindheit und Unmündigkeit des Chriſtenthums. Mehr innerlich und unſichtbar ſind die Wunder. Auch die äuſſeren Wunder, woran es nie gefehlt hat und wovon die letzten Jahre ſo merkwürdig erfüllt geweſen ſind, haben weniger Leiblichkeit. Nie hat der Chriſtenheit der tröſtende erquickende gewaltige und wunderthätige Geiſt Gottes gefehlt vom Anbeginn der Kirche: wo geglaubt worden iſt, da ſind auch Wunder geſchehen und geſchehen Wunder alle Tage. — Und wann der Augenblick der Erfüllung nun da ſeyn wird, dann werden wir die Wunder ja ſehen; aber nicht die leiblichen nicht die jeglichem zeiglichen und vernehmlichen, ſondern die geiſtigen, unſere Wunder; denn jene früheren dürfen wir ſo wenig verlangen, als ſie jene von dem Chriſt verlangen durften, welche Moſen und die Propheten hatten. Wann die Begeiſterten und die Weiſſager dichter erſcheinen, die Boten und Verkündiger der neuen chriſtlichen Zeit, dann werden aus ihnen ja die Berufenen und Ermächtigten hervorgehen, umzuwandeln und zu geſtalten, was jetzt in Ohnmacht Erſtarrung und Verwirrung durch die Zeit mehr hintappt, als mit Kraft Lebendigkeit und Beſonnenheit fuhret und herrſchet.

Für ſein Weltliches und als weltlicher Fürſt wird der Pabſt es auch nicht leicht haben zu regieren. Seit zwanzig Jahren iſt Italien auf mancherlei Weiſe umgekehrt und verändert. Es iſt durch dieſe Umkehrung und Veränderung wohl nicht glücklicher, aber doch ein bischen klüger geworden. Es giebt vielleicht einen Zuſtand, worin die Blindheit ein Glück iſt; aber wer mit ſeinen Augen einmal die Luſt des Sehens empfunden hat, läßt ſich mit ſeinem Willen das Licht nicht wieder nehmen. Viel Schlechtes haben die Franzoſen allenthalben gebracht, wohin ſie nur kamen, aber ſie haben in der Noth und Luſt alles umzukehren, auch viele Mängel aufgeräumt und manche Misbräuche abgeſchafft, welche die alten Herren, die nun in ihr Erbe zurückkommen, mit manchem noch übrigen Schutt des Alten wieder beleben wollen. Das geht aber nicht, oder es geht nur eine kurze Zeit, und dann werden die Nachwehen und Gegenſtöße ſich ſchmerzlich empfinden laſſen. Die Völker haben zu viel Unglück erlebt, als daß ſie noch vor dem Verbote erſchrecken ſollten, über uralte Thorheiten oder Ungerechtigkeiten, womit gewiſſe Leute als mit uralten und weiſen Bräuchen und Rechten angeſtiegen kommen, nicht zu lachen und zu ſpotten; ſie laſſen ſich nicht mehr einbilden, daß alles zur Majeſtät gehört, wodurch einige Klaſſen und Kaſten die Majeſtät misbrauchen. Der Pabſt wird freier und umſichtiger regieren müſſen, wenn er die Liebe ſeiner Unterthanen erwerben will.

Was ich hier vom Pabſte ſage, gilt eben ſo von den weltlichen Herrſchern Italiens. Sie werden auf die Länge nicht wider die Bedürfniſſe und Forderungen des Zeitalters herrſchen können, ſie werden ihden Völkern eine Art Verfaſſung geben müſſen. Die Italiäner haben eine gewiſſe Einheit gewünſcht; die Lebhaftigkeit und Hoffnung dieſes Wunſches iſt beinahe das einzige Gut, das ihnen die franzöſiſche Oberherrſchaft gebracht hat, die ſie faſt zu theuer haben bezahlen müſſen. Soll man ihnen dieſen Wunſch zum Verbrechen deuten? ihnen, den armen Unglücklichen, die im Wechſel der Herrſchaft nun über dreihundert Jahre der Spielball der Fremden geweſen ſind? Wenn ſie die Hoffnung feſthalten, wird ihnen einſt die Erfüllung kommen; denn ein ſo ſchlechtes und entartetes Volk ſind ſie nicht, daß ſie, bloß als Schutt und Füllung für andere zur Abhängigkeit und Knechtſchaft verdammt, einen Namen durch die Jahrhunderte fortſchleppten, woran ſich ſo große Erinnerungen knüpfen.

Frankreich.

Wir haben über dieſes Land und Volk wenig zu ſagen. Die europäiſche Diplomatik hat geſagt und geredet und beſtimmt, wie es iſt und wie es ſeyn ſoll; ſie verſichert uns, daß für Frankreichs Glück und Europa's Ruhe alles gethan und geſorgt iſt, was menſchliche Weisheit und Gerechtigkeit thun und ſorgen kann: und wir würden gegen die ſchuldige Ehrerbietigkeit ſündigen, wenn wir ihr das nicht glaubten. Die Rechtmäßigkeit und Heiligkeit des franzöſiſchen Throns iſt wieder hergeſtellt, die Burbone und der geflüchtete Adel ſind zurückgekommen, die alte Ordnung iſt, ſo ſehr es ſich thun ließ, zurückgeführt, die Geiſter, verſichert man uns, fangen an ſich abzukühlen und zu beruhigen, und wenn ja noch etwas

Wildes und Unruhiges gähren und hervorbrechen wollte, ſo iſt für fünf Jahre ein Heer von 150,000 Kriegern der verbündeten Herrſcher da, welches den Franzoſen ſo auf dem Nacken ſteht, daß ſie ſich ſchon werden ruhig halten müſſen. Wir glauben in der That an dieſe Ruhe, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, und meinen, daß jede Bewegung der Franzoſen, die ſie nun verſuchen würden, ihnen nur zur Züchtigung und zum Verderben ausſchlagen müſſe. Aber in den Tagen, worin wir leben, ſind fünf Jahre eine lange Zeit, und wie vielerlei kann ſich darin begeben, das alle Verhältniſſe verändert! Wir haben uns über Frankreich und die Franzoſen ſo oft ausgeſprochen, daß es thöricht ſeyn würde, hier Altes zu wiederhohlen. Wir begnügen uns alſo, zu dem Texte der Zeit bloß einige Noten zu machen.

Ludwig der Achtzehnte. Dieſer Fürſt mit einem gebrechlichen und kränklichen Alter nach einem lange traurigen und wechſelvollen Leben beſtieg den Thron wahrlich nicht unter erfreulichen Zeichen und mußte ihn unter noch unerfreulicheren nach einem kurzen Beſitz durch die abentheuerlichſte Verſchwörung von der Welt wieder räumen. Die Verbündeten haben ihn mit ſiegreichen Heeren nach Frankreich zurückgeführt und wieder auf den Thron geſetzt. Hier in der ſonderbarſten Stellung, worin ſich faſt je ein Herrſcher befunden hat, auf der einen Seite Bundsgenoſſe der Sieger, auf der andern Seite König des beſiegten Volkes, das wegen alter Sünden Vergeltung von den Siegern fürchten mußte, hat er ſich feſt und würdig gezeigt, ſo daß er ſelbſt die Achtung derjenigen verdienet hat, die meinten man habe mehr auf ihn als auf die gerechten Anſprüche der Völker an Frankreich Rückſicht genommen. Er hat ſo gehandelt und ſich in der Haltung gezeigt, als wenn er mit den andern Herrſchern durchaus auf Einer Linie geſtanden wäre; zugleich biegſam und feſt, weichend und immer wiederkommend, und mitten in der unſeligſten und bedrängteſten Lage immer heiter und beſonnen, ſeinem Alter ſeiner Kränklichkeit und ſeinem Unglück überlegen, ſcheint er gegen die Eigenen oft gegen die Fremden nie dem Könige etwas vergeben zu haben. Kurz wenn wir ihn als König von Frankreich betrachten — was wir müſſen — ſo können wir ihm ein gerechtes Lob nicht verſagen und müſſen bekennen, daß der König den Franzoſen mehr als ein gewöhnliches Kompliment geſagt zu haben ſcheint, als er bei ſeiner Ankunft aus England im Frühlinge 1814 zu ihnen ſagte: Ich bringe kein anderes Gefühl mit nach Frankreich, als daß ich ein geborner Franzoſe bin; ſo raſtlos und glücklich hat er für dieſe gearbeitet, die ihn verſchmäheten und denen er nur durch fremde Heere wiedergegeben werden konnte. Er hat die Umſtände und die Menſchen, wie ſie ſich darboten, zu gebrauchen verſtanden zum Beſten ſeines Landes mit einer Geſchicklichkeit, die von ſeinem Verſtande keine geringe Idee giebt; ſo daß man faſt verſucht wird zu glauben, ſelbſt die Unſcheinbarkeit und Unbedeutenheit, womit er ſich zuweilen aufzutreten gefällt, ſey häufig etwas Gemachtes und Geſuchtes und feine Künſte bedecken, womit unter der Oberfläche der Dinge geſpielt wird. Denn eines von beiden muß wahrlich ſeyn: entweder ein ſelten ſo zuſammentreffender Zufall hat alles für Frankreich wunderbar glücklich gefügt, aber auch von dem Könige iſt vielleicht etwas dahinter, was wir noch nicht wiſſen, und was er, im Unglück und unter dem Kampf und Haß wüthender Rotten gereift, tief verborgen hat, und wohl auch immer verbergen wird; ſo daß er vielleicht mit denen geſpielt hat, die mit ihm zu ſpielen meinten. O in der franzöſiſchen Umwälzung und in dem ewig dunkeln und verworrenen Gewebe, woraus die verſchiedenen Partheien einander ſo viele Purpurfäden des Trugs und Mords geknüpft haben, hat Mancher Künſte lernen können, die uns Teutſchen immer ein Geheimniß ſind und es auch ewig bleiben mögen. Ueber den König ſind früher von den Partheien nicht günſtige Urtheile gefällt: einige haben ihn einen tiefen verſteckten geheim ſchleichenden und alles für ſich berechnenden und wagenden Mann genannt; ſie haben ſogar ſchwarze Verdachte auf ihn zu wälzen geſucht; (welchem in dieſen Zeiten dort auch der Beſte nicht entrinnen mogte) aber alle haben ihn für einen beſonnenen und geſchickten Mann erklärt, der beſſer als der unglückliche ältere Bruder das Revolutionsſchiff durch die Stürme und Klippen hindurch gebracht haben würde, wenn er in den Jahren 1789 und 1790 das Scepter in der Hand gehalten hätte. Wie wäre es, wenn wir von dieſer Biegſamkeit und Geſchicklichkeit ſchon die Proben geſehen hätten und noch ſähen?

Ward nicht Talleyrand, ein Mann, der im Sommer und Herbſt des Jahres 1814 in Frankreich Vielen für die neue Herrſchaft noch ſo unentbehrlich ſchien, gleich nach Wien geſchickt, um dort die Entzweiung derer einzufädeln, die Ludwig eben auf den Thron geſetzt hatten! Dieſer Mann, der unſerm Vaterlande ſo viele Wunden geſchlagen hat, an welchen wir noch kranken, wahrſcheinlich mit mehr als Einer franzöſiſchen Parthei ſpielend, blieb ungeachtet Frankreichs Schwäche, wie es damals ſtand, mit wichtiger Miene immer im Kern ſitzen und wußte ſogleich bei dem Entſpringen des Einſiedlers aus Elba es dahin zu bringen, daß die Ganzheit Frankreichs beſiegelt ward: ein großes Verdienſt, das er um ſein Land erwarb, und das ihm, wohin das Glück ſich immer wendete, Kopf und Kragen ſichern mußte. Der König ließ ſich dieſen einzig brauchbaren Mann gefallen, wohl wiſſend, wie leichten Ankergrund er hatte; es kam jetzt nur darauf an Kräfte zuſammenzuhalten. Eben ſo biegſam nahm er den Fouché an, von dem es ungewiß iſt, ob er ſich den Wellington oder ob der Wellington ſich ihn ausgeſucht hatte. Dieſer brachte dem Könige das ganze Gewicht des engliſchen Feldherrn und auch eines Theils des engliſchen Kabinetts als Bundsgenoſſen. Man gewann durch dieſe Haltung eine köſtliche Zeit von beinahe drei Monaten, und durch eine ſchlaue Verſchlingung und Verkettung aller Verhältniſſe nnd durch Abmattung und Abkühlung derer, die unter andern Umſtänden vielleicht von Frankreich noch etwas gewollt hätten, gewöhnte man ſie allmälig an das Ausgemachte und Unwiderrufliche gewiſſer politiſcher Ausſprüche zu glauben, die man bei Händeln und Theidingungen um Kleinigkeiten immer wieder mit einſchob. In dieſen Monaten ward das Gewebe des zweiten pariſer Friedens aufgezogen; als es fertig war, wendete der König ſich von dieſen erſten Helfern und Machern ab (entweder weil er ſelbſt ſo wollte oder weil ſie einigen der verbündeten Herrſcher und den heiſſen Königiſchen nicht gefielen) und ſelbſt von dem engliſchen Feldherrn, und übergab ſich Männern, die man vielleicht etwas uneigentlich die ruſſiſchen genannt hat, weil man behauptete, Graf Pozzo di Borgo habe in ihre Wahl mit hineingeſpielt, und weil das Haupt des neuen Miniſteriums, der Herzog von Richelieu, nach langer Abweſenheit aus Rußland in ſein Vaterland zurückkam: ein Mann edlen und unbefleckten Gerüchts, der als Feldherr und als Landpfleger eines Theils von Südrußland in der Fremde großes Lob verdient hatte. Dieſe neuen Miniſter machten den Einſchlag in das Friedensgewebe, und Frankreich ſchien aus ſeiner ohnmächtigen und gefährlichen Lage viel glücklicher herauszugehen, als die meiſten Zeitgenoſſen erwartet hatten.

Je höher ein Mann ſteht, deſto mehr muß man bei ihm fragen, was er thut; nicht ſo ſehr, warum er es thut, was endlich ſpät die Nachwelt und der richtet, deſſen Hand dort oben über uns die höchſten Gerichte verwaltet. Ludwig und ſeine Miniſter führen ſich bis jetzt durch die ſchweren inneren und äuſſeren Verhältniſſe ſo, daß ſie von jedermänniglich Beifall verdienen. Der alte König zeigt den König immer in würdiger Geſtalt, nicht ohne einige Zierrathen der Worte, welche die Franzoſen nun einmal von ihrem Könige begehren, deren Leichtigkeit er indeſſen zuweilen durch eine recht ſcharfe Ironie bezeichnet. Immer thätig aufmerkſam gemeſſen und heiter ſcheint er dem auf alles Lächerliche und Linkiſche mehr als recht achtenden Volke und den verſchiedenen Partheien, die an ihm ſchütteln, keine anderen Blößen gegeben zu haben, als die ihnen ſein körperlicher Zuſtand giebt. Er iſt wirklich der König, er ſcheint wirklich ſeinen königlichen Beruf zu begreifen und dieſem Berufe alles zu opfern, und wir müſſen die Meinung beſſern, die wir noch vor einem halben Jahre von ihm hatten, als werde auch er bloß von dem Zufall getrieben und von den Menſchen, die ihn grade erfaſſen.

Ein römiſcher Schriftſteller *) ſagt von einem Imperator: Er verdiente gefürchtet zu werden, weil er nichts fürchtete. Dies ſind wahrhaftig kaiſerliche und königliche Worte, die das größte Lob enthalten, das man von einem Herrſcher ſagen kann. Wir wollen glauben, ja wir können wohl wiſſen, daß auch in Ludwigs des Achtzehnten Bruſt Haß und Abſcheu gegen manche Menſchen und gegen einige Partheien wohnt — denn wie ſollte er in dem heilloſen und blutigen Streite der Rotten mit unverwundetem Herzen entkommen ſeyn? — Aber bis jetzt ſcheint er würdig und groß das einzelne Gefühl bezwungen und allein das allgemeine königliche Gefühl dargeſtellt zu haben; immer der Beſonnene Gerechte das Ganze Empfindende und Wägende läßt er den wüthenden Haß um ſich brauſen und bedenkt, daß er nicht Ludwig von Burbon ſondern Ludwig der Achtzehnte König von Frankreich iſt. Feſt ſteht er gegen die Ueberkönigiſchen, welche alles über die Gränze der Mäſſigkeit und Billigkeit hinaustreiben mögten, und vertheidigt

---

*) Vulgatius Gallicanus in vita Avidii Caſſii.

ſich gegen den Bruch ſeines königlichen Worts auf das tapferſte. Was alle Königiſche zu fürchten ſcheinen und was ſie von allen Seiten anzufechten und zu beſchränken ſuchen, fürchtet er nicht: die königliche Verfaſſungskarte, die geſetzlich beſtimmten Freiheiten und Rechte des Volks, wie viele dienſtfertige Heuchler und Schmeichler des ſogenannten königlichen Anſehens ſich auch einſtellen, welche alles wegkomplimentiren mögten, wofür das unglückliche Volk über ein Vierteljahrhundert ſo unſägliches Unheil gelitten hat. Kurz wenn Ludwig die Stürme ferner beſtehen kann, die ihm vielleicht am meiſten von der Parthei drohen, welche ſich die königiſche nennt, wenn er ſeine Bruſt ferner gegen die Einflüſterungen der Furcht und Kabale ſtählen kann, ſo ſcheint er uns der einzige Mann zu ſeyn, der, wenn Gott ſein ſchwaches Alter noch einige Jahre friſtet, den Thron der Kapetinger auf die Burbone vererben kann. Und weil er im Gedränge ja in der Wuth der Partheien ſo ruhig und furchtlos ſo wirklich königlich da ſteht und ſein Wort und ſein Geſetz ſchirmt, ſo ſagen wir zum Schluſſe noch einmal: Meruit timeri, quia non timuit.

Und die Nachfolger und die Anſprecher des Throns? Es hat mehr als Ein geſcheidter Geſchichtſchreiber die Bemerkung gemacht, daß die Thronerben und Thronvettern ganz verſchiedene Menſchen von den Thronbeſitzern ſind und daß kein Urtheil trüglicher iſt, als das von den Eigenſchaften des dem Throne Naheſtehenden auf die Eigenſchaften, die er offenbaren wird, wenn er wirklich auf dem Throne ſitzt. Man könnte die Thronverwandten Männchen, die Thronbeſitzer Ehefrauen nennen. Eine Jungfrau weiß in der Regel noch nicht weder was ſie iſt noch was ſie will, in der Ehefrau wird das erklärt: darum wird manche als Ehefrau höchlich gelobt, die als Jungfrau getadelt ward, und umgekehrt. Man nennt jetzt diejenige Parthei in Frankreich welche alles gern wieder zu dem Zuſtande vom Jahr 1789 zurückführen und die letzten Zeichen und Spuren der verfloſſenen ſechsundzwanzig Jahre von der Tafel der Geſchichte auslöſchen mögte, die prinzliche oder die übertriebene, die überkönigiſche Parthei, und meint mit dieſen Namen die Fürſten, welche dem Thron am nächſten ſtehen, eben nicht zu loben. Es iſt möglich, daß dieſe ſich von einem Gefühle erlittener Schmach und Erbitterung zu weit hinreiſſen laſſen und den König ſelbſt über die rechte Linie hinausreiſſen mögten, es iſt möglich, daß dieſe Hohen, die im Glücke vergeſſen ſollten, was im Unglück an ihnen gefrevelt iſt, ſich zu ſehr als Privatperſonen fühlen; aber es iſt damit noch nicht geſagt, daß, wann ſie nun einmal wirklich die höchſte Stelle einnehmen, ſie ſich nicht auch zu dem Karakter derſelben erheben ſollten. Die Geſchichte weiß in dieſer Hinſicht zu viele merkwürdige Verwandelungen, und eine ſolche Verwandelung an ihr ſelbſt iſt gar leicht erklärlich. Auch der dem Throne Nächſte iſt doch ein gar geringer und kleiner Mann gegen den, der die Fülle der Majeſtät trägt; ich mögte behaupten, er hat kaum eine Ahndung von dem Königsgefühle, ehe er ſelbſt König iſt. Wann er ſich in den königlichen Glanz geſetzt hat, wann unter dem hohen Olympus, zu deſſen ſonniger Scheitel er ſelbſt ſonſt auch nur unter den Knieenden und Anbetenden hinaufſah, eine ganze weite und groſe Welt ihm zu

Füßen liegt, dann muß ſich ſein Herz verwandeln, wenn er eines hat, dann muß die Gerechtigkeit und die Liebe und die Gnade in die Bruſt einziehen, die ſonſt auch wohl von ſtreitenden und grollenden Trieben erſchüttert ward. Und wie oft iſt ſolches geſchehen! und wie gewagt iſt es darum, vorherzuſagen, wie einer regieren wird, ehe man ihn einige Jahre regieren geſehen hat!

Wie viele Franzoſen haben Ludwig den Achtzehnten nicht gewollt! es iſt ja möglich, daß er ſo lange lebt, daß ſie ihn endlich mit Thränen des Dankes zu Grabe begleiten. Auch gegen ſeine vermeinten Nachfolger mögen ſie mit Recht oder Unrecht viel einwenden; ſolche Einwendungen und ſelbſt die Zeichen, die ſie jetzt von ſich geben, ſind kein Beweis deſſen, was ſie künftig ſeyn werden. — Des Grafen von Artois Jugend iſt viel getadelt; ſeine Zeit war die ſchlechteſte franzöſiſche Zeit Prinzen zu erziehen: einen leichten fröhlichen aufrichtigen und gutmüthigen Karakter haben ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht abgeſprochen. Seine beiden Söhne werden auf das verſchiedenſte beurtheilt, von keinem als bedeutende Männer gezeigt: feſt kann das Unglück machen für Manches, groß kann es keinen machen, der nicht von Natur groß iſt. Der älteſte Prinz wird der Frömmelei angeklagt; das wäre unter den gegenwärtigen Umſtänden und Verhältniſſen an einem franzöſiſchen Thronerben ein ſchlimmes Gebrechen: wir wiſſen aus der Geſchichte, wohin man mit einem Volke, das die Frömmigkeit verloren hat, durch Frömmelei fahren kann. Beten und Morden das geht da Schritt vor Schritt mit einander, und das Unheil tritt nach in den blutigen

Spuren. Der Duc d'Angouleme iſt mit angeklagt worden bei den ſcheußlichen Gräueln, welche Nimes und das Gardepartement und einen Theil der Cevennen befleckt haben. Wir wagen es nicht, aus ſo weiter Ferne ein Urtheil über ihn zu fällen; aber über die Sache ſelbſt können wir urtheilen, denn ſie liegt hell am Tage. Entſetzliche Gräuelthaten ſind geſchehen, Verfolgungen Verwüſtungen Morde mit einer geifernden Wuth ſind gegen die armen Proteſtanten jener Gegenden verübt, am meiſten gegen die Reichen; viele Geiſtliche ſind gemishandelt und ermordet, die Kirchen ſind der Parthei genommen, von mehreren Familien ſind rührende Bekehrungen und Uebertritte zur alten Kirche gemeldet. Das Alles, ſo Großes und ſo Scheußliches, was vor den offenen Augen der Welt und des Himmels geſchehen iſt, will man uns als eine Kleinigkeit einbilden, als ein unſeliges Ungefähr, als eine bloße politiſche Rückwirkung der erbitterten Gegenparthei, weil die Reformirten in dieſen Gegenden vorzüglich eifrige Bonapartiſten geweſen ſeyen. Es iſt dies Letzte ja möglich aber warum ſind denn nicht ähnliche Rückwirkungen gegen die katholiſchen Anhänger Bonapartes gemeldet? warum iſt die unheilige Wuth allein auf die Reformirten gefallen? Nein es ſind Zeichen genug, daß hier etwas Unrichtiges und Unheimliches geſchehen iſt, und das iſt das auffallendſte und beweiſendſte Zeichen, daß eine unendliche Menge von Zeugniſſen beigebracht werden, daß die Verfolgung und Bedrängung der Proteſtanten, einige augenblickliche Ausſchweifungen ausgenommen, ein vergrößertes und übertriebenes Mährchen ſey. Es gilt der bekannte Satz, daß wer ſich zu viel entſchuldigt ſeine Schuld bekennt; denn Mährchen dieſer Bedeutung müſſen leicht gefunden werden, wenn ſie Mährchen ſind. — Marie Thereſe, die Tochter Ludwigs des Sechszehnten und Gemahlin Angoulemes. Bonaparte ſoll von ihr geſagt haben, wenn es kein Wort iſt, das andere ſeinem Munde untergeſchoben haben, der einzige Mann unter den Burbonen ſey die Tochter Marien Antoniens. Dieſe Prinzeſſin wird wirklich von einem feſten und entſchloſſenen Karakter geſchildert, ſo daß ſie an die Mutter und Großmutter erinnere; viele ſagen, ſie ſey finſter und grauſam. Daß gewiſſe Leute gegen ſie ſehr erbittert ſind, iſt begreiflich: die Bemerkung iſt nicht von heute, daß Viele das haſſen, dem ſie unheilbares Unrecht gethan haben. Vielleicht bekommt Marie Thereſe einmal Gelegenheit zu beweiſen, welche Königin von Frankreich ſie ſeyn kann. — Der Herzog von Orleans. Man kennt die verworfene Rolle, die ſein Vater in der großen Umwälzung geſpielt hat; auch ſeine Jugend fiel da hinein. Es gab eine große Parthei in Frankreich, welche ihn an der Spitze der Geſchäfte des Reichs gewünſcht hätte, ſie glaubte unter ihm ſicherer zu ſeyn. Er hat dem Haße und Neide weichen müſſen und lebt mit den Seinigen in England. Er ſcheint dem Throne ſehr nah zu ſtehen, weil ſeine Gemahlin, eine burboniſche Prinzeſſin von Neapel, ihm Kinder gebohren hat; die dem Throne näher ſtehen, ſind alle Aeſte ohne Zweige. Er iſt kein bedeutender Mann; weil indeſſen die prinzliche Parthei ihn ausgeſtoßen, hat er ſich an die ſogenannten Liberalen oder Konſtitutionellen gehängt. Es leben noch viele, die doch einſt als bedeutend genannt werden können. Wir werden uns weiter unten über die ſogenannten Prätendenten oder Anſprecher äuſſern, deren uns einige hie und da abſichtlich gehegt zu werden ſcheinen.

Manches ließe ſich über die Kammern ſagen und viel Gutes bei dieſer Gelegenheit über den König und ſeine Miniſter, die wirklich mehr für die Verfaſſungsurkunde zu kämpfen ſcheinen als die, welche eigentlich von Amts wegen dazu berufen wären. Das iſt eine Bemerkung, die ſich von ſelbſt aufdringt, auch wenn wir nur nach den Verhandlungen urtheilen, wie ſie uns gemeldet werden, daß die Kammer der Pärs weit weniger ariſtokratiſch und königiſch iſt als die Kammer der Landboten, die doch eigentlich ganz andere Vortheile zu vertreten haben. Wenn dies etwas Zufälliges wäre, ſo würde es für die Stimmung des Volkes für die Burbonen ſprechen, und es könnte denjenigen nur freuen, der meint, daß die ermattete und verblutete Welt einiger Ruhe bedarf. Es iſt aber keinesweges etwas Zufälliges, etwas, was ſo von ſelbſt aus dem ganzen Volke hervorgegangen iſt, ſondern etwas Geleitetes und Gemachtes. Talleyrand und Fouché, vorzüglich der Erſtere, wußten durch die Präfekten und andere Beamte die Wahlen ſo zu überſchatten und zu beherrſchen, daß die Königiſchen und die Mehralskönigiſchen faſt allenthalben gewählt wurden. Dieſe letzten, von welchen es mehrere giebt, welche ſelbſt die Freiheitskarte als ein Nichts zerreiſſen und in den Wind ſtreuen und ſich der Königlichen Willkühr auf Gnade und Ungnade in die Arme werfen mögten, fingen damit an, daß ſie die Miniſter zuerſt in die Luft ſprengten; und ſeitdem haben ſie mit voller

Macht auf das jetzige Miniſterium und auf den König ſelbſt gedrängt und ſie aus der Bahn des Mäſſigen und Gerechten herauszuſchnellen geſucht. Wird ihnen das gelingen? Wir hoffen es nicht; das wäre wenigſtens für Frankreich das größte Unglück. Wie es nun ſteht, müſſen alle Franzoſen, die es gut mit ihrem Vaterlande meinen, recht aufrichtig für das lange Leben ihres Königs beten — Wir machen indeſſen einige Anmerkungen zu Erſcheinungen, die wahrlich nur zu ſehr zu bitteren Anmerkungen reitzen könnten.

Es iſt auſſer einigen unbedeutenderen Menſchen ein großer Verbrecher gefallen, wie uns däucht mit dem größten Rechte; ein anderer iſt entronnen, deſſen Flucht beinahe mehr Lärm gemacht hat, als des erſten Hinrichtung. Wir glauben, daß Ludwig der Achtzehnte das volleſte Recht hatte, gleich anfangs eine Menge von Verräthern ohne weitern Proceß erſchieſſen oder erhängen zu laſſen; er hatte ganz Europa zu Zeugen gegen diejenigen, welche den Verbannten aus Elba zurück und mit ihm unſägliches Unheil nach Frankreich brachten. Der König hat das nicht gethan, er hat für die Zahl der Verbrecher wenige Perſonen für die Strafe ausgezeichnet und für alle andere die Begnadigungserklärung erlaſſen. Nun aber iſt die Kammer der Landboten hintennach gekommen und hat Kugeln und Guillotinen verlangt, nachdem der König ſein Wort ausgeſprochen hatte, ſie hat ihn und die Miniſter zu gnädig genannt und mehr Kerker und Blut gefordert. Und doch iſt nach der Verfaſſung eine ſolche Gnadenerklärung des Königs Geſetz. Loben muß man hier wieder den König und die Miniſter; ſie haben ſich tapfer gegen das

Unheil gewehrt, aber doch hat die Parthei der Gnadenerklärung mehrere Artikel angezwungen und auf dieſe Weiſe einen Bruch durch das königliche Wort und einen Riß durch die Majeſtät des Throns und der Verfaſſung gemacht. Denn beſſer, daß tauſend Schuldige der gerechten Strafe entrinnen, als daß ein königliches Wort jemals auch nur den kleinſten Schein einer Lüge erhalten kann.

Dieſe Erſcheinung macht einem als Anfang bange; denn wenn man ſo anfängt, wird man weiter ſchreiten. Eben ſo unluſtig als dieſes ſind die neu eingerichteten geſchwinden königlichen Gerichte oder die ſogenannten Cours prévotales, ein heilloſes Ding, welche Verzierung und Bemäntelung man ihnen auch geben mag. Wem vor den Commissions spéciales Sr weiland Kaiſerlichen Majeſtät Napoleon Bonapartens des Großen alle Haare einſt zu Berge geſtiegen, der kann dieſe Gerichte, in welchen eine fürchterliche und willkührliche Schreckengewalt liegt, nicht als eine gewöhnliche Sicherheitsmaaßregel annehmen. Es giebt Zeiten, wo die Nothwendigkeit einer diktatoriſchen Gewalt faſt allgemein anerkannt wird und wo die Völker ſie ſich gefallen laſſen, weil ſie müſſen. Eine ſolche Zeit iſt jetzt in Frankreich nicht, am wenigſten iſt die Diktatur in der Hand, von welcher dieſe Gerichte ausgehen, ſondern eher in der Hand deſſen, der mit 150,000 Mann Ordnung halten kann. Dieſe Gerichtshöfe öffnen dem Groll und der Rache und jeder unſeligen Entzweiung und Erbitterung des Volkes ein weites Feld, und machen die Regierung verhaßt, indem ſie Leben und Ehre der Einzelnen den einzelnen Feindſchaften preisgeben können. Fürchterlich ſind alle geſchwinde Gerichte und der Freiheit und Liebe die feindſeligſten, ohne welche keine Regierung ſich auf die Länge behaupten kann.

Und die Zuſammenſetzung der Wahlkollegien? Wir haben ja geſehen, was ſie unter Napoleon bedeutet haben bei der Unfreiheit und Beſchränkung. Nach der jetzigen Anordnung ſind in der Menge der von der Krone abhangigen Beiſitzer und Drauſſitzer ſo viele Leiter und Aufſeher und Einſchüchterer der Menſchen mit eingeſtellt, daß eine freie Wahl platterdings etwas Unmögliches iſt. Ich will nicht, leugnen, daß die Regierung nicht bedarf durch alle mögliche Mittel ſich Einfluß zu verſchaffen; nur ſoll ſie keine verkehrte wählen noch ſolche, welche die gefährlichen Spitzen endlich gegen ſie ſelbſt wenden. Sie braucht wahrlich mehr denn je Männer, die ihr mit Wahrheit und Redlichkeit Licht geben über die wirkliche Geſinnung und die wirkliche Noth des Volks; was ſollen ihr die helfen, welche ihr nur das ſagen, was ſie meinen, daß ſie am liebſten hört? Blinder Gehorſam mag den Regierungen zuweilen wohlgefällig ſeyn, ſehende Wahrheit iſt immer ſicherer.]

Ein unheilbares Gebrechen offenbart ſich überhaupt bei den Franzoſen, welches tief in ihrem ganzen Weſen verwachſen iſt und es von Tage zu Tage zweifelhafter macht, ob ſie einer freien und feſten Verfaſſung fähig ſind: die verwünſchte Sucht zu komplimentiren. Werden ſie nicht vielleicht wieder wegkomplimentiren, was die bewaffneten Völker Europas ihnen mit ſo theurem Blute erobert haben, die geſetzliche Freiheit in der Verfaſſungsurkunde? Auch die Beſten und Einſichtsvolleſten, die allen

Partheihaß unterdrückend und beſeitigend es mit dem Könige und Volke gleich redlich meinen, können ſich zu der ſtillen Art und einfachen Würde der Sprache nicht erheben, welche öffentlichen Verhandlungen geziemt; ſie können ſich nicht immer erinnern, daß Geſetze und Rechte keine Dinge ſind, worüber ſich komplimentiren läßt, und wenn es mit dem Könige wäre. Denn da darf nicht gelten, was der Augenblick bringt, ſondern was immer bleibt; und auch der König wird nur recht geehrt, wenn er als das unſterbliche Bild Gottes, nicht wenn er als der perſönliche Menſch betrachtet wird, auch wenn dieſer die liebenswürdigſten und trefflichſten Eigenſchaften hätte. Ein ſehr geſcheidter Mann hat geſchrieben hinterlaſſen, die Alten hätten es darum viel weiter gebracht in manchen Künſten als die Neuen, weil ſie mehr Ordnung zwiſchen den Geſchlechtern gehalten hätten, weil das Weib nicht ſo ganz auch drauſſen die Hälfte des Lebens des Mannes gemacht und geſpielt hätte. Bei vielen Völkern läßt ſich eine gewiſſe überwiegende Weiberei nicht verkennen; die Franzoſen kranken wohl von allen Europäern am meiſten an dieſer Seuche, wobei Männer und Weiber gleich ſchlecht fahren. Sie haben der himmliſchen Liebe die Unſchuld und den Heiligenſchein ausgezogen und ihr dafür den bunten und jämmerlichen Erſatz gegeben, den ſie Galanterie nennen. Vormals gab es auch ein Sprichwort, das lautete: Leben wie der König in Frankreich; ich weiß nicht, ob Ludwig der Achtzehnte dies ſchon auf ſich anwendet. Damals war ihnen auch der König eine Art Galanterie geworden, worin ſie doch mehr Treue zeigten, als gegen ihre Damen. Wenn ſie nun auch ihre Verfaſſung, woraus ihnen wirklich viel Gutes ſprießen könnte, nur nicht wieder wie eine Galanterie und ein Kompliment vertändeln?

Wenn man ſo die Wechſel bedenkt, durch welche dieſes unglückliche Volk nun ein Vierteljahrhundert gelaufen iſt und uns andere ſo zur Geſellſchaft hat mitlaufen laſſen, und wenn man dann ſo viele Stimmen hört, die alles Ungeheure und Gewaltige, was wir erlebt und erlitten haben, für einen bloßen Spaß erklären, den die Vorſehung ſich mit den Menſchen gemacht habe, und ermahnen, fein ruhig zum Alten zurückzukehren und einmal auszuſchlafen nach dem langen Getümmel — da kann einem über die dunkle Tragödie unſers Geſchlechtes eine bittere Wehmuth anwandeln und man mögte oft denken und rathen: *Das Engſte das Beſte, und wenn es ein Sarg wäre, und die Eitelkeit der Eitelkeiten* des weiland königlichen Propheten mögte einem alle Sinne und Gedanken verſtocken und man mögte ſich zweifelnd an die Stirn ſchlagen, zufühlend, ob man ſelbſt das Brett trage oder ob jene. Wir haben die lauthalſigen Erſten gehört, die pomphafte Sachen ſprachen und gräuliche thaten; wir haben unter dem Zweiten uns an den Klängen von dem großen Reiche dem europäiſchen Bunde dem einzigen Napoleon und den unüberwindlichen Heeren ſatt geärgert; nun kommen unter einem wahrlich verſtändigen und gerechten Fürſten die Dritten und predigen die matte Lehre des blinden Gehorſams und der unbeſchränkten Herrſchaft, und daß ein Volk bei einem uralten und rechtmäßigen Herrſcherſtamme gar keiner Geſetze und Verfaſſungen als Bürgſchaft ſeines Glückes bedürfe mit einer geiſtloſen Plattheit und Mattigkeit, daß wir vor Langerweile berſten mögten. Was entweiht worden iſt in den letzten Jahrzehenden, was in manchen früheren wilden Zeiten der Geſchichte oft entweiht worden iſt durch Misbrauch und Lüge, das kann, wenn es an ſich wahr und gerecht iſt, dadurch nicht falſch und ungerecht werden, wenn tauſend Marius und Sullas und zehntauſend Robespierre's und Bonaparte es nacheinander geſchändet hätten. Darum werden wir die Lehre der gedankenloſen und faulen Gewalt nie loben laſſen, die auch die Nerone und Kaligulas und Kommodus gezeugt hat. Es leuchten gottlob andere Sterne durch die Geſchichte, und die Blitze, die ſie in den Herzen der Menſchen anzünden, weiſſagen, daß es die rechten Sterne ſind. Geht mit eurer feilen und faulen Lehre, ihr dienſtbare Geiſter, die ihr immer euren Roi de fait und euer Droit de fait anbeten werdet, und kämen ſie euch aus dem Mohrenlande oder der Tatarei! Es giebt Bilder einer unſterblichen Freiheit und eines unſterblichen Königs, und wenn ihr nicht die Geſchichte vertilgen könnt, werdet ihr ſie nicht von der Erde vertilgen; ja auch jenſeits aller Geſchichte würden ſie als angebohrne Urbilder in den menſchlichen Herzen leben. Wofür die Winkelriede Hamden Sidney's Hofer und Scharnhorſte ſtarben, wofür die Ariſtiden und Chatams lebten, wofür die großen Seelen der Trajane und Mark Aurele und Eduarde und Guſtave geflammt haben, — das beweiſt ein anderes Recht und Geſetz, als was Schaafen und Waldeſeln geprieſen werden dürfte, aber nicht Menſchen und nicht Chriſten.

Das wunderliche Volk, worüber man zugleich immer lachen und zürnen muß! Aber auch wir wunderliches Volk — mögte man rufen — weil wir ihnen alles ſogleich nachbeten und nachleyern! Ich habe mich oben ſchon darüber ausgeſprochen, aber man kann nicht oft genug daran erinnern. Jetzt klingt es an der Seine von nichts als Gehorſam, Unterwerfung, Hingebung, Gedankenloſigkeit, Gefahren der Freiheit und freier Unterſuchungen und Fragen, jetzt will das ganze Volk durch einen feierlichen und öffentlichen Beſchluß die Nachwelt davon unterrichten, daß Ludwig der Sechszehnte nicht von Franzoſen hingerichtet iſt, wie es einſt für gut fand das Daſeyn Gottes durch einer Beſchluß feſtzuſtellen. Wir fangen ſchon an die jetzige Narrheit, die aber eine ſehr ſchlimme Narrheit iſt, nachzuklingen, wie wir die Narrheiten von 1789 und 1800 nachgeklungen haben Bei aller dieſer Elendigkeit ſitzt die Eitelkeit immer noch auf dem geputzten Hochzeitpferde und bildet ſich ein, daß Engländer und Teutſche und was ſonſt Tüchtiges und Lebendiges in Europa lebt das franzöſiſche Evangelium wie Götterſprüche empfangen und in ihre Art überſetzen müßten. Dies meinen ſie für ihre politiſchen wie für ihre wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Lehren; und wer des matten und lügenhaften Bänkelſingens über die Politik des Tages müde iſt, der mag ihr Geklingel über Religion Literatur und Kunſt vernehmen: ihm wird immer derſelbe Grundton klingen. Alles iſt Dummheit und Empörung, was nicht die Oberherrlichkeit dieſes Tanzmeiſtervolks anerkennen will. So lieſt man im Journal des Debats *) eine lange

---

*) 8. Jan. 1816.

und breite Erklärung gegen die abſcheulichen und ketzeriſchen Grundſätze des Herrn Schlegel und der Madame von Stael in Hinſicht der teutſchen und franzöſiſchen Literatur, welche ein Aufruhrgeſchrei der germaniſchen Literatur gegen die Grundſätze und Regeln der griechiſchen lateiniſchen und franzöſiſchen Literatur genannt werden. So nennen ſie auch aus eitel Dankbarkeit, daß die Teutſchen ihnen die eiſerne Laſt des Korſen vom Nacken gewälzt und ihnen eine Verfaſſung erſtritten haben, die Wünſche und Bitten derſelben um Geſetzlichkeit und Wiederherſtellung der Landſtände Aufruhrgeſchrei; und es fehlt nicht an ſolchen, die ihnen das getreu nachüberſetzen und winken und flüſtern: Hütet euch! die Franzoſen melden, es ſieht ſchlimm und gefährlich bei euch aus, die müſſen es wiſſen.

So will uns nun eben daher, woher viele thörigt und verblendet alles Heil gehofft hatten, wieder die heilloſe Rückwirkung politiſcher Rotten und die Rücktreibung der Ideen kommen. Dies erinnert mich mit Lächeln an eine Rede, die ein ſchwediſcher Reichstagsmann, ein altgebohrner Graf, bei einer ähnlichen Erſcheinung gehalten hat, wo er mit ironiſchem Scherze die ganze Jagdgeſchichte durchging und ſeine Gegner ſcharf ins Aug faſſend von den verſchiedenen Rückſprüngen und Rückſchritten der Wölfe Füchſe Lüchſe und Haſen ſprach, wo er denn als der Jäger hintrat und ſie zur Kühnheit mahnend bat der Jagd ehrlich Stand zu halten. Ja alles dieſes elende Zeug und elendere Geſchrei iſt wahrlich nur eine lächelnde Ironie der Zeit, und wie viel die Haſen und Füchſe und Lüchſe und Wölfe, und ſelbſt wenn Iltiſſe und Marder und Ratten mit in der großen Jagd wären, auch Hinundherſprünge und Rückſprünge und Seitenſprünge machen mögen, es wird ihnen nichts helfen. Der unſichtbare Jäger iſt zu geſchwind, aber es iſt kein wilder Jäger noch der bei Nacht auf dem laurenden Anſchlag ein edles Wild beſchleichen mögte: die ihn kennen, wiſſen, daß er edles Wildpret überhaupt nicht jagt, weil dies in den letzten zwanzig Jahren durch unbefugte Wilddiebe ſehr weggeſchoſſen und in den meiſten Forſten faſt dünn geworden iſt.

Kurz wenn man die Augen auf Frankreich wirft, wohin man ſie auch werfe, Fragen und Räthſel mancherlei Art, und zum Theil der ſonderbarſten Art, drängen ſich einem genug auf, und Betrachtungen und Bemerkungen, die ſich wieder an ſie hängen und aus ihnen entſpringen. Es iſt, als wenn das Buch der Weltgeſchichte hier noch immer vor uns aufgeſchlagen läge und den Völkern und den Herrſchern viele lange vergeſſene Lehren und Warnungen wieder recht lebendig ins Gedächtniß prägen wollte.

Werden die Franzoſen etwas machen aus ihrem Verfaſſungspapier? Wer wagt dieſe gewaltige Frage zu beantworten? Fürchten muß man den Leichtſinn, der, wenn er die Macht hat, immer nach Zuvielem greift, und, wenn die Macht auf ihn drückt, immer zu leicht weicht. Und dann der Komplimentkarakter des Volks, die zuviele nichtige Geſelligkeit, die zuviele Weiberei des ganzen Lebens, welche zu viele Rankerei ſchafft. Ich habe eben geſagt, wie Rechte und Geſetze zu ernſte Dinge ſind für Komplimente: was man da verſchenkt in ſchwachen Stunden, das wird den Enkeln zu Thränen und Flüchen und Baſtillen und auch zu moſkowitiſchen Heerfahrten mit Leichenbergen. Aber wünſchen wollen wir dem armen unglücklichen Volke Beſonnenheit und Mäſſigkeit, daß ſie eines geſetzlichen Zuſtandes würdig werden. Dieſer Wunſch allgemeiner Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit iſt zugleich ein Wunſch teutſchen Eigennutzes: je feſter freier geſetzlicher unſre Nachbarn ihr Gemeinweſen einrichten und behaupten, deſto mehr kommen wir zu der Nothwendigkeit nicht hinter ihnen in Unordnung und Ungeſetzlichkeit liegen zu bleiben.

Wie ſteht Frankreich zu Europa? wird das europäiſche Exekutionsheer es in Ordnung halten? Frankreich, wenn es ſich vor erneuerter Wildheit oder zu wüthender Rückwirkung bewahren und nur irgend etwas Leidliches aus ſeiner Verfaſſungskarte machen kann, wird immer als das mächtigſte und beweglichſte Reich Europa's da ſtehen. In dem Falle hat die Umwälzung ihm doch eine Verfaſſung, Vereinfachung des Triebwerks und Räderwerks der Staatsmaſchine, größere Leichtigkeit und Beweglichkeit in allen ſeinen Hülfen und Kräften, kurz ein einfacheres und kräftigeres Leben gegeben: ſie hat ſeine Macht verdoppelt. Und ſo wie Land und Volk zu einiger politiſchen Geſundheit gekommen iſt, werden die andern Mächte das ſchon fühlen. Allerdings iſt Frankreich durch die letzten vier Jahre ſehr mitgenommen, allerdings iſt auch das fremde Heer und was es an Geld zahlen muß eine Laſt; aber man hat dieſe Laſt ſo leidlich eingerichtet und

Frankreich hatte in zwanzig Jahren die meiſten Länder Europa's von Gold und Silber und allen andern Hülfsmitteln ſo ausgeleert und ausgeſchöpft, daß es doch noch immer das Land bleiben wird, wo die meiſte Baarſchaft iſt, auch wenn die jetzigen neuen Auswanderer wieder einige hundert Millionen Livres mit über die Gränze tragen. — Wie die Sachen jetzt ſtehen und wenn Ludwig der Achtzehnte die fünf Exekutionsjahre auslebt, iſt es das wahrſcheinlichſte, daß Frankreich ruhig bleibt, es müßten denn gar wüthende Rücktreibungen und Rückwirkungen geſchehen. Die Vorausſetzung, welche das ermattete Europa wohl bedarf, gehört freilich auch dazu, daß nicht zwieſpaltige Vortheile und Veränderungen und Begebenheiten, die von oben kommen, die großen Mächte entzweien, welche ſich den Ruheſtand Frankreichs und Europa's gelobt haben. Das verbündete Heer iſt gewiß in feſter Hand; kalte Ruhe und ſicherer Umblick und Vertrauen auf ſeinen Stolz und ſein Glück geben dem großen Feldherrn, der es befehligt, ein Gewicht und eine Schwere des Karakters, die ſich nur bei freien Völkern gewinnen laſſen. Dieſer wird bändigen und feſthalten, was ſich menſchlich bändigen und halten läßt.

Werden die Burbone herrſchen? Sie werden herrſchen, wenn ſie der Zeit nicht geradezu vor den Kopf ſchlagen und wenn nicht andere Mächte irgend einen der ſogenannten Prätendenten einmal gegen ſie unterſtützen. Es iſt ein böſer Geiſt in die Franzoſen gefahren, die Ehrfurcht gegen das uralte Herrſcherhaus iſt geſchwächt, (ſie war ja faſt erloſchen) ſie ſind ſeit dreiundzwanzig Jahren (ein langer Zeitraum des ſterblichen Lebens) gewöhnt, die

Verfaſſungen und die Herrſcher zu wechſeln, und wir ſahen noch den verfloſſenen Sommer zwei drei Partheien, die alle nach einem verſchiedenen Könige hinblickten. Es war dies ein wahrhaftig römiſches Schauſpiel aus jenem Zeitalter, wo Rom vor ſeinen Römern erröthete; und die Franzoſen hatten auch ihr Rom und ſie haben es leider noch. Die Geſchichte zeigt nichts Unſeligeres und Heilloſeres als die Wahlreiche, und wohin die Völker dadurch kommen, mag man auf allen ihren Blättern leſen und mag man ja mit Thränen des Mitleids noch an einigen lebenden Völkern ſehen — auch unſere Augen dürfen hiebei nicht trocken ſeyn. Das Jammervollſte aber und was Tyrannen und Ungeheuer brütet iſt, wann die Wahl bei Leibwächtern und Heeren ſteht. Die Franzoſen hatten ſchon ihre prätorianiſchen Leibwachen und ihren Hauptſtadtpöbel, der nach neuen Bauten und Schauſpielen und Gaben und Spenden ſchrie, unbekümmert, was in den Landſchaften ringsum geſchah, wie viele Gefängniſſe ſich mit Unſchuldigen füllten und wo die Söhne des Vaterlandes zu Leichenbergen aufgehäuft vermoderten. Hier allein ſchmeichelte und ſtreichelte der Korſe und ſpielte den Menſchlichen und Freundlichen, während er nach allen andern Seiten hin die eiſerne und blutige Fauſt ausſtreckte. Wir kennen das ſcheußliche Heidenthum der römiſchen Geſchichte vom erſten bis fünften Jahrhundert und wie die beſten Herrſcher das Uebel nicht beſſern durften aus Furcht vor dem hungrigen Pöbel und den gierigen Leibwachen. Was Rom verſchlang, iſt ungeheuer; 15 bis 20 Millionen Reichsthaler ſind von den Imperatoren, damit ſie herrſchen durften, in einzelnen Schenkungen baar an die Leibwachen vertheilt, ſo daß auf den gemeinen Kopf 800 bis 1000 Reichsthaler kamen: und fehlte es, ſo machten die Ungeheuer mitten im tiefſten Frieden Sullaſche Aechtungen. Und wenn die Regierung ſorglos und die Winde ungünſtig waren, die von Afrika und Aegypten gegen Italien blaſen, und wenn den thieriſchen Lazaroni Roms das Futter mangelte, dann bebte das Reich in ſeinen Grundfeſten. Dafür mußten auch die rauheſten und gewaltigſten Kaiſer ſorgen. Wir leſen bei'm Aelius Spartianus, daß Septimius Severus bei ſeinem Tode für Rom den Weitzenkanon auf ſieben Jahre und einen unermeßlichen Vorrath Oel hinterließ. Es wurden täglich 75,000 Modii Weitzen ausgegeben, welche ungefähr 15 bis 16,000 Berliner Scheffeln gleich ſind. Durch ſolche Spenden konnten Nero und Kommodus Lieblinge des Volks heißen und nach ihrem Tode noch die Vergötterung erzwingen. — Bonaparte hatte ſich gemerkt, was Paris in der franzöſiſchen Geſchichte iſt und was es noch werden konnte; er wußte auch, durch welche Künſte ein fürchterlicher Soldatendeſpotismus gegründet werden kann. Soviel hatte er ſich aus dem Tacitus und Suetonius herausgeleſen, wodurch die Menge der Menſchen von jeher zu binden geweſen iſt. Seine Orden, ſeine Senatorerien, ſeine Spenden und Schenkungen waren ächt römiſch: auch mit der Hinterliſt, daß er durch ſie die Fremden an Frankreich und die Franzoſen an die fremden Länder feſſelte, ſo daß alle um den eigenen Vortheil für einander ſtreiten und ſein Knechtſchaftſyſtem erhalten mußten. So band er Franzoſen Polen Itaſchöner Teutſche an die verſchiedenen Länder. Wir wünſchen, daß unſre Geſchichte die Teutſchen nie nennen möge, welche durch ihn mit Titeln und Schenkungen erhöhet ſind. Dieſer Tyrann hat ſolche Reiche *) gemacht, wie die Römer in den Günſtlingen Freigelaſſenen und Wüſtlingen ihrer letzten ſchändlichen Jahrhunderte verabſcheuten; auch dieſes neue Wunder ſollten wir anſtaunen, wie die Maſſena's Soults Cambaceres Luciane Beauharnois in wenigen Jahren aus dem Staube zu ſolchen Reichthümern aufſtiegen, daß ſie Reiche und Städte kaufen könnten, wenn dieſe für Geld feil wären. Hätte ſein Geſchlecht den Thron Frankreichs beſtiegen, es würden ſich in ihm ſchon gefunden haben, welche ſie den erſten oder zweiten Erben römiſch und imperatoriſch wieder abgeächtet hätten; die Menſchenhetzer würden, wie in dem blutigen Rom weiland, nicht ausgeſtorben ſeyn und auch die Thierhetzer würden ſich für den pariſer Pöbel ſchon gefunden haben.

Unglücklich ja heillos nennen wir alſo das Wahlreich, weil es die Geſchichte der Völker durch Geſetzloſigkeit und Tyrannei ſchändet und ſie durch unaufhörliche Gräuel und Erſchütterungen und Umwälzungen dem früheren Untergange entgegenführt. Für große Staaten iſt die geſetzlich erbliche Einherrſchaft die zweckmäßigſte und beſte; in ihr kann das Freie und das Gebundene, der Befehl und der Rath, die Majeſtät und der Gehorſam ſo glücklich vereinigt werden, daß die geiſtigen und leiblichen Kräfte im ſchönen Gleichgewichte ſich bewegen und tragen können. Darum muß auch jede Veränderung der Herrſcherfamilien als ein Unglück der Völ-

---

*) Nicht Imperia, ſondern Divitias.

ker betrachtet werden. Wer ſich des alten ſichern Gehorſams entwöhnt, der will in der Regel die neue unſichere Tyrannei haben. Aber wenn wir ſo aus der Geſchichte für die Rechtmäßigkeit und Erblichkeit beweiſen, ſo weiſen wir doch von ihr wie von der Tyrannei alle Grundſätze zurück, welche uns in der Knechtſchaft und Willkühr die größte Sicherheit und Glückſeligkeit loben. Wir können auch aus der Geſchichte weiſen, daß dieſe Grundſätze und die Mißbräuche derſelben, welche Schmeichler gern auch Majeſtätsrechte nennen, die älteſten Herrſcherhäuſer oft um ihren Thron gebracht haben. Wir müſſen nach dem Schein, den er bis jetzt zeigt, den Herzog von Richelieu loben, der jetzt Ludwigs des Achtzehnten Erſter Miniſter heißt, aber verwerflich iſt das Lob jenes Kardinals von Richelieu, woran der gleiche Name die Diener der Gewalt erinnert und was jetzt zum Ekel poſaunt wird. Sie ſollten wohl bedenken, daß dieſer Kardinal mit blutiger und hinterliſtiger Fauſt die wohlthätigen Schranken zuerſt ganz niederriß, welche den König und das Volk einander nicht zu nahe kommen ließen, daß dieſer Kardinal eines der erſten Glieder in der langen Kette iſt, die Ludwig den Sechzehnten unſchuldig ins Verderben riß und ſein ganzes Haus in Unglück und Elend.

Wir müſſen hoffen, daß die Franzoſen ſich wieder an die alten Herrſcher gewöhnen werden und daß die Herrſcher durch Freundlichkeit und Gerechtigkeit den Haß und Verdacht erſticken werden; aber immer gehört Zeit dazu, denn der Hälfte der Franzoſen kamen ſie als unbekannte Fremdlinge zurück. In zehen fünfzehen Jahren mögen unſre guten Leukung die Verhältniſſe zwiſchen Volk und Herrſcher in Liebe und Treue wieder in einander verwachſen können, ſo daß die unnatürliche Spannung aufhört. Dies würde wohl eher geſchehen, wenn nicht ſo viele Prätendenten wären, die den Unruhigen immer noch gezeigt werden und das Volk zwiſchen Hoffnungen und Aengſten hin und her bewegen. Da iſt zuerſt der Herzog von Orleans, ein rechtmäßiger Prätendent, der aber dem Throne noch fern ſteht, der Napoleon Bonaparte, der König von Rom, der Beauharnois.

Es iſt ein wahres Wort und ein gewaltiges Wort, das ſo oft geſagt iſt und immer geglaubt wird: Die Hoffnung iſt bei den Lebendigen. Die Franzoſen hatten ihren Korſen nicht verloren weder aus den Augen noch Herzen, als er nach Elba abgeführt ward. Das war freilich nah und in anderthalb bis zwei Meertagreiſen konnte er von da an den Küſten Frankreichs ſeyn. Helena iſt weit, ſagt man; aber die Leute wiſſen, daß man in drei vier Monaten von Europa dahin und zurück kommen kann, und ſie wiſſen auch, daß der Korſe gut iſſt trinkt und ſchläft und die vornehmen und weltlichen Gedanken gewiß nicht aufgegeben hat. Daß ſeine Gedanken ſich mit Millionen Gedanken begegnen und die geiſtige magnetiſche Reiſe zu ihren Freunden hin und her machen — das wiſſen ſie auch. Wenn in England und Teutſchland viele Menſchen wetten wollen, daß der abentheuerliche Mann einmal wiederkommt, wie viele werden nicht in Frankreich wetten, wo ſo vieles zu ſolchen Herzenswetten reitzt und ſpornt! Wir wiſſen ja, wie es mit der Liebe iſt, und welche geſchwinde Reiſen ihre Hoffnungen machen — und wenn es eine Teufelsliebe wäre. — Und der König von Rom, der wächſt in die Hoffnung hinein. Sein erſter Name wird von zwei Völkern nicht ſobald vergeſſen werden, auch das nicht, daß er einige Tage von einigen Napoleon der Zweite genannt worden; darum ſollte man ihm nicht neue Namen und Anſprüche geben, die an Herrſchaft erinnern. Kann man durch Verträge und Urkunden und durch die feinſten Kabinettsklauſeln, die der erſte beſte politiſche Wind in die Luft weht, den Glauben der Menſchen fangen, daß der Kien nicht brennen wird, wenn man Feuer daran bringt? Die Alten in ihrem Aberglauben hatten mythologiſche Feuerbrände, welche ganze Familien in Flammen verzehrt haben. — Und der ehemalige Vicekönig Italiens, in der Blüthe des Lebens und in der Blüthe der Reichthümer, die der Weltplünderer ihm zugewendet hat? Man hält die Tauben nicht für närriſch, die dem Habicht nicht trauen, der ſich hart vor dem Taubenſchlage auf einen Baum geſetzt hat. — Kurz, es lauert ein wunderſames und verhülltes Schickſal von mehreren Seiten, und ſeine künftigen Spiele wiſſen wir nicht. Das aber ſollen alle wiſſen, daß die Strafe diejenigen erreichen wird, die ihr Kleines auch in das Große hineinſpielen wollen.

Wir wollen nicht glauben, wie einige beſchuldigen, daß die Mächte, welche dieſe verſchiedenen Häupter hegen, eigennützige und bösliche Abſichten mit ihnen haben. Wäre das, ſo könnten wir gewiß weiſſagen, daß ihre Hinterliſt auf ihren eignen Kopf zurückfallen würde: ſo tückiſches Spiel läßt dieſe Zeit nicht ungeſtraft. Viele Franzoſen glauben dies, und zwar vorzüglich von den Engländern, bei welchen ſie eine viel tiefer angelegte Berechnung ihrer Demüthigung vorausſetzen, als wohl da iſt. Das bleibt freilich wahr, der Bonaparte iſt für die Engländer eine koſtbare Perſon, wenn die Burbone jemals Entwürfe machen ſollten, welche ihnen nicht gefielen.

Die neuen Verbannten und Auswanderer ſind auch noch da. Sie nehmen viel Geld mit aus Frankreich und Haß und Groll gegen die Regierung und gegen einige andere Mächte. Viele gehen nach Nordamerika. Sie haben keine beſſere Zuflucht. Die meiſten von ihnen ſind auch in Europa gefährliche Leute, die wohin ſie kommen Verdachte und Hetzereien bringen. Sie werden in Amerika die Engländer nicht vergeſſen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, was man in England fürchtet, daß ſie auf Rache ſinnen werden. Die meiſten von ihnen werden Unruhen und Schätze in die neue Welt tragen. So wird hinter jeden beinahe gelöſchten Feuerbrand ein neuer geworfen.

Schluß.

Das Leben ein Traum. Dieſe Ueberſchrift führen Trauerſpiele Opern Predigten und Vorleſungen genug; ſo iſt geſungen und geklungen ſeit Platon und Pindar bis auf den göttlichen Cervantes und den einzigen Shakeſpeare, der von einigen ſeiner lieblichen Trauerſpiele ſagt: Die Art iſt dünn und das Beſte dieſer Art iſt nur ein Schatten von Träumen; Pindar aber hat den Menſchen und ſein Leben und Streben gar den Traum eines Schatten genannt, mit dem Beiſatz: Was iſt einer? und was iſt er nicht? Wer hat in dieſen Tagen gelebt und den Schatten dieſes Traums mit dem hohen Theber nicht oft empfunden? wer mögte überhaupt nicht lieber einen ſhakeſpeariſchen Sommernachtstraum träumen, ſorglos des Haders und Neides, die das mühevolle Leben bewegen, als die offenen Augen immer auf das leere und hohle Nichts gerichtet hatten, das unten in allen menſchlichen Dingen iſt? — Aber was hilft uns die Luſt? Der Sommer iſt noch nicht da mit ſeinen Nachtigallen und Mondſcheinen und Roſen und Lilien, und die Träumer, die uns einladen wollen uns mit ihnen auf Schnee und Eis hinzuſtrecken und der Zuflüſterungen der Engel und Feen zu warten, können uns leider ihre Blindheit nicht einbilden; denn oft wünſchten wir blind zu ſeyn, damit wir ihren eitlen Jammer nicht ſähen. Aber den rechten freundlichen Sommernachtstraum, wo wir bei'm Erwachen alles noch viel luſtiger finden, als wir es träumten, dieſen wollen wir dem lieben Vaterlande und der ganzen Welt zum Neuen Jahre 1816 wünſchen, uns ſelbſt für die Freude mit einſchließend.

Druckfehler.

Seite Zeile
5 — 5 für Enkühnen lies Erkühnen.
7 — 16 f. ſchwung l. ſchwang.
8 — 7 f. ſicht l. ſicht.
21 — letzte f. befriegen l. betriegen.
23 — 28 f. beſchnauzen l. beſchmuzen.
26 — 20 f. Marats l. Marets.
80 — 10 f. welten l. wetten.
82 — 13 f. nach zum l. nach dem.
87 — 19 f. erſten l. ernſten.
105 — 3 f. Maffei l. Mattei.
110 — 28 f. ſahen l. ſehen.

Erinnerungen aus Schweden.

Eine

Weihnachtgabe

von

E. M. Arndt.

Berlin 1818.
In der Realſchulbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem redlichen Freunde

dem Freiherren

Otto Magnus Munk.

Dieſe Erinnerungen ſind mir lieb als Spiegel einer Vergangenheit, die ein Leben im Elende war bei einem biedern und tapfern Brudervolke, das mir immer theuer bleiben wird. Vielleicht klingen einige Töne jener Vergangenheit auch aus dieſen Worten in Herzen wieder, die von verwandten Freuden und Leiden berührt worden ſind, welche wir alle gemeinſam erfahren haben. Alt genug ſind ſie wenigſtens und haben zum Theil ſchon über die Horaziſche Vorſchrift gelegen; aber ein ſchlechter Moſt liegt ſich ſo wenig zu gutem Wein aus, als ein ſchlechter Hauptmann ſich zu einem guten Feldmarſchall hinauflebt. — Uebrigens ſind die Geiſter im Walde vom Frühlinge 1808, der Guido della Torre vom Frühling 1809, und die folgenden kleinen Aufſätze von den Jahren 1811 und 1812, wo ich ſchon wieder auf teutſcher Erde lebte.

Inhalt.

1. Die Geiſter im Walde. . . Seite 1
2. Guido della Torre. . . . — 149
3. Schwediſche Dichter in teutſcher Sprache. — 305
4. Karls des Eilften Geſicht. . . — 325
5. Das Julfeſt. . . . . — 359

1.

Die Geiſter im Walde,

dramatiſches Freudenſpiel.

The best in this kind are but shadows,
And the worst are no worse, if imagination amends them.
Shakespeare.

Perſonen

Der Einſiedler.
Walter von Greifenſtein.
Stephan von der Weiden.
Albert von Pfauenbühel.
Otto, Walters Schreiber.
Robert, Walters Jäger.
Veit, Förſter.
Margaretha, Veits Frau.
Klara } Veits Töchter.
Peppi }
Maria.
Erlkönigin.
Neck, der Seegeiſt.
Elfen, Waldjungfrauen, Hexen, Berggeiſter.

Die Scene iſt um Schloß Greifenſtein
im Böhmerwald.

Erſte Scene.

Nahe bei Veits Hauſe. **Erlkönigin** unter einer hohen Eiche ſitzend, die **Elfen** um ſie, dann **Berggeiſter, Waldjungfrauen, Neck.** Die Elfen tanzen und ſingen:

Chor der Elfen.

Grüner Hain, Mondenſchein,
Sommernacht und Lieb' iſt mein,
Tanzen, Schweben iſt mein Leben.
Schweſtern ſchürzt den ſchnellen Reih'n
Um die hellen Frühlingsquellen!
Königin will mit uns ſeyn.
Auf! und ſchwinget! denn ſchon klinget
Vogelruf den Morgenſchein.

Erſte Elfe.

Luſtig im Wirbel! Juchhelſſa! Juchhei!
Roſen in Blüthe und Kukuksgeſchrei!
Lili, du Feine!
Lili, du Kleine!
Schweſterchen reiß' nicht mein Schürzchen inzwei.

Zweite Elfe.

Waſſer gehn leiſe und Winde ſind ſtill.
Reich mir den Thaukelch! denn trinken ich will,
Durſtig und freudig.
Schäfer, dich neid' ich;
Schläfſt an der Schäferin Buſen ſo ſtill.

Chor der Elfen.

Süße Nacht,
Biſt vollbracht,
Schon erſcheint des Tages Pracht;
Durchs Gebüſch
Gehn ſo friſch
Morgenwinde kühl und friſch;
Junges Licht
Freundlich ſpricht:
Kinder der Schatten, weilet nicht!
Tag geht vorbei,
Abend wird neu.
Königin Gott mit dir ſei!

(tanzen abwärts und verſchwinden.)

Erlkönigin (allein.)

Da fährt das muntre Geſindel hin,
Wie Licht und Luft ſo leicht an Sinn,
Kaum hörbar wie ein Blüthenregen;
Trägt ſchier den vollen Frühlingsſegen:
Sein ganzes Leben ein Sommertanz.

Sein Denken hell wie Mondenglanz,
Seine Lieb' und Luſt wie Blüthenthau. —
Wie anders gar ich, ihre Frau,
Gezieret mit der güldnen Krone!
Doch fern ich von der Freude wohne.
Muß wachen bei dem Sternenſchein,
Bei allen Spielen und Tänzen ſeyn,
Muß Träume ſenden, Mährchen dichten,
Der luſtigen Kinder Zänke ſchlichten,
Muß Liebende zum Ziel geleiten,
Daß Thränen mir vom Auge gleiten
Und mir die Bruſt in Wehmuth ſchlägt.
Wenn dann die Sonne den Tag bewegt
Und alles Nachtgeflügel ruht,
Mein Auge deckt kein Schlummer gut,
Dann muß in wechſelnden Geſtalten
Ich auch das Reich des Hains verwalten,
Dem Wild und Heerden Segen ſprechen,
Die Kindlein hüten an den Bächen,
Die Blumen wäſſern und das Gras,
In Arbeit ſeyn ohn' Unterlaß.
Und was mir auch im Herzen blüht
Und ſüß mit Liebeswärme zieht,
Nie darf ich ſelber mich entfalten
Noch meine Lieb' umſchlungen halten;
Denn was ich faſſe, faßt der Tod

Und färbt kein Leben wieder roth:
Darf mich erfreuen nur von fern;
So rollet mein gewalt'ger Stern.
So wohnet in dem Häuschen hier
Zweier Jungfrauen ſüße Huld und Zier,
Geſittet fein und wohlgeartet,
Die ich von Kindheit auf gewartet,
Mit Träumen und luſtigen Geſichten
Erfreut und Fabeln und Geſchichten.
Habe beide durch meines Zaubers Macht
Für das ſchönſte Glück zuſammenbracht,
Muß ihnen Liebesluſt bereiten.
Doch wie ſich auch die Arme ſpreiten,
Nie ſchlägt an ihrer Bruſt mein Herz:
Das iſt mein altgeborner Schmerz.
Hier geh ich wandeln die Tage heiß,
Hier ſitz' ich, wann droben der Sterne Kreis
So golden rollet durch die Himmel
Und aller Gefühle zart Gewimmel,
Mein einſam trauriges Verhängniß,
Emporſteigt aus der Bruſt Gefängniß.
Und was ich lang' und zart gewiegt,
Zuletzt in fremde Arme fliegt,
Kommen bald die ernſten Frauenhauben,
Und Jugendträume Kinderglauben
Mit allen lichten Geiſtern flieh'n;

Muß dann zu neuen Wiegen ziehn,
Um Gleiches künftig zu erleben. —
Das nennet man das Geiſterleben,
Wornach der eitle Menſch ſich ſehnt
Und es ſo hell und golden wähnt.
O erſte Liebe, die ewig grünt!
Hätt' ich gehorſam dir gedient,
So könnt' ich ſüß die Nacht durchträumen,
Den Tag mit Roſenglanz umſäumen,
Mit Freunden ſcherzen, mit Kindern ſpielen
Und menſchlich fehlen, menſchlich fühlen.
Doch horch! der Tag ſchon Lieder ſchafft —
Will nun aufrufen die Dienerſchaft,
Die Nixen und Waldjungfrau'n mein,
Geſellen, Geſellinnen groß und klein,
Mir alles zu ſchaffen und zu verwalten,
Damit wir luſtige Hochzeit halten.
Auf, leichtes Waldgeflügel, auf! auf!
Behend mit Schwingen, mit Floſſen, mit Lauf,
Unſichtbar und allgegenwärtig,
Seid mir zum Dienſt bereit und fertig!

Berggeiſter, Waldjungfrauen, Neck u. ſ. w.

(ſtrömen von allen Seiten herbei und rufen:)

Hier ſind wir gehorſam, hohe Frau!

Erlkönigin.

So höret meinen Spruch genau.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01915/022

Sobald die müde Sonne ſinkt
Und Blum' und Strauch vom Thaue blinkt,
Verſammlet hier im ſtillen Grunde
Euch feierlich zur Geiſterſtunde.
Vor allen du, kleiner Schadenfroh,
Der faule Mägde beißt als Floh,
Verliebte mit Diebesſchritten äfft
Und Buhlern als Hund entgegenkläfft,
Du Mädchenräuber und Kinderſchreck.
Sei mir zur Liſt gerüſtet, Neck.

(Geht ab, mit ihr verſchwinden die meiſten als ih-
ſpringendes und hüpfendes Gefolge.)

Neck.

Da fährt ſie hin. — Wer will mit mir,
Ihr Jungfrau'n ſchön, ins Buſchrevier?
Kommt! wollen uns ſüße Kurzweil machen

Erſte Jungfrau.

Geh! ſuche dir einen der magern Drachen,
Die die erſte Mainacht zum Blocksberg reiten.
Was Schöneres muß mich zum Buſch begleiten.

Neck.

Ja einer der Bucklichten dort vom Berge —
Was? mich vergleichſt du dem garſtigen Zwerge?
Ei! mache nur kein ſo krauſes Geſicht!
Das Beſt' an der Mühl' iſt, daß ſie nicht ſpricht,

Du kennſt den Spruch wohl — O könnte der Strauch —

Erſte Jungfrau.

Geh! geh! Dir iſt die Schnauze ſo rauch
Und fiſchigkalt die ſchuppigen Füße.

Neck.

Haha! was gilt's? ich dich Bräutchen grüße,
Eh noch die Bremſe die Rinder ſticht?
Fahr wohl, meiner Augen ſüßes Licht! (ab.)

Erſte Jungfrau.

Und wenn mir ewig die Luſt gebricht —
Du garſtiger Feind, kalt wie dein Waſſer,
Du Unheilſtifter und Freudenhaſſer,
Du wäreſt rechte Herzensbegier!

Zweite Jungfrau.

Ja wohl, es iſt ein feindſeliges Thier,
Das jede Freude verwandelt in Sünde.
Sein Aug blickt dunkel wie Höllengründe,
Doch zog er ins lüſterne Flammengrab
Schon manches unſchuldige Kind hinab.
Ich muß dir von ihm einen Traum erzählen.

Erſte Jungfrau.

Ach Träume! mir meine Träume zu ſtehlen
Verſtehſt du Hexe. Meinen Roſentraum,
Mit blauen Flügeln und goldnem Saum
Und bunten Streifen ſo fein beſchrieben,

Wohin haſt du ſchlimmſte der böſen Sieben
Mir ihn entführt, meine ſüße Freude?

Zweite Jungfrau.

Klingt es ſo? O Spilli, wir kennen uns beide,
Wir ſehen uns heut nicht zum erſten Mal.
Schiltſt du mein Pferd grau, heißt das deine fahl.
Sprich, wo iſt die kleine Muſik mir geblieben,
Das Heimchen im Hollunderbuſch drüben?
Wer hat mir das Sängerlein wegſtipitzt?
Ha! lächle immer — ich weiß, es ſitzt.

Erſte Jungfrau.

Du Böſe! erbärmliche Kleinigkeiten!
Doch wollt' ich gedenken der alten Zeiten,
Als du mir den niedlichen Knaben entführet
Dort an dem Mühlbach unter der Linde —

Zweite Jungfrau.

O ſolche Klagen geb' ich dem Winde.
Was ſich mir gegeben, entführt' ich nicht.

Dritte Jungfrau.

Ihr tragt doch immer das alte Geſicht.
Leichtfertig von einem zum andern ſchweben,
Dem einen ſtehlen, dem andern geben,
Den einen necken, den andern beglücken —
Kann nichts euch nimmer den Sinn verrücken.
Doch ſeht ihr, die Königin, unſre Frau,

Trägt immer das hohe Aug in Thau
Und tiefe Schwermuth in den Gebärden.

Erſte Jungfrau.

Ja, warum will ſie nicht glücklich werden?
O gieb mir nur eine einzige Nacht
Des güldnen Scepters zaubriſche Macht!
Sollſt ſehen, ob ich verſteh mich zu freuen.
Alle Pfade wollt' ich mit Roſen beſtreuen,
Alle Blumen und Bäume mit Träumen beſetzen
Alle freundliche Buben hieher verſetzen,
Und wo wir ſpielen und wo wir weilen,
Erkläng' es vor zärtlichen Nachtigallen —
All mein Leben ein ewiger Sternenſchein.

Dritte Jungfrau.

Du Thörin! ſo mag ſie nicht glücklich ſeyn,
Im Ernſte pranget ihr ſtolzes Gemüth,
Das alles zur Tiefe der Liebe zieht.
Das macht, ſie hat an Liebe geſündigt.

Zweite Jungfrau.

Was Neues dein Mund uns da verkündigt.

Dritte Jungfrau.

Sie war eines Königes Töchterlein,
Die Blüthe der Männer ging aus und ein,
Wohl um die ſchöne Prinzeſſin zu werben.
Auch liebte ſie einen der Prinzen zum Sterben.
Doch nimmer wies ihm die Liebe der Stolz.

Der Prinz verwelkte wie grünes Holz,
Woran ein Hirte Feuer gezündet.
Nur als ihr die Trauerglocke verkündet
Des Heimlichgeliebten bitteren Tod,
Da flehte ſie Sonne und Morgenroth
Und Waſſer und Luft um das ſchöne Leben.
Doch nichts wird von Schatten zurückgegeben.
Seinen Raub behält der finſtere Sand.
Verwandelt ward ſie zum Wald geſandt,
Leichtfertige Geiſter am Zügel zu führen
Und Liebe durch ſie von fern zu regieren.
Das drückt ihr das weiche Herz mit Leid.

Zweite Jungfrau.

O Wäbi mach mich zur Königin heut,
Und heitre Luſt ſoll den Wald verzieren,
Alles Liebe beglücken und Liebe führen;
Ich ſelber die erſte im fröhlichen Reih'n.

Dritte Jungfrau.

Still, Leichtſinn! Ich folge der Königin mein.
(ab.)

Zweite Jungfrau.

Klingt es ſo? haſt nicht das Mährchen gehört,
Wie Kukuk ſich zur Nachtigall verkehrt,
Wollte flöten und ſeufzen Tiu! Tiu!
Doch ward es immer Kuku! Kuku!
Pa! wie ihr es ſchön auch mit Worten verſteckt,

Doch gleiche Triebe das [illegible]
Die eine knüpft's loser, die andre feſter.

Erſte Jungfrau.

Du triffſt den Nagel, geliebte Schweſter.
Wie wir auch im Walde verſchieden ſind,
Die eine wie Waſſer, die andre wie Wind,
Die dritte zärtlich und ſchmachtend wie Thau
Die vierte züchtig wie Veilchen der Au,
Ich bin nun einmal dem Scherz ergeben,
Und luſtig wie Vögel flattert mein Leben.

(Beide ſingen und wiegen ſich ſanft fort.)

Leichter Scherz,
Leichtes Herz,
Lieb' und Luſt
In der Bruſt,
So ſchwinden die Stunden mir nimmer bewußt.
Grüner Wald
Nimmer alt,
Blum' und Strauch,
Wie dein Hauch,
So grünet und duftet das Leben mir auch.
Was ich find'
Jung geſinnt,
Wohlgeſtalt't —
O Gewalt!
Wie lockſt du die Liebenden tiefer zum Wald!

Luft und Hain
Säuſeln drein,
Liebchen mein,
Gieb dich drein!
Heut grünet der Frühling und Hochzeit ſoll ſeyn!

Zweite Scene.

(Veits Haus.)

Veit. Margaretha. Klara.

Veit (betend).

Willkommen ſchönes Sonnenlicht,
Das Gottes Milde ſo freundlich ſpricht!
Willkommen Himmelsſchein voll Segen!
Daß alle Blätter ſich freudig regen,
Anbetung rauſchend in den Zweigen,
Daß alle Blumen die Köpfe neigen,
Nur ein Gebet der ganze Hain:
Die Amſeln und Nachtigallen klein
Mit tauſend Stimmen ſich fromm erweiſen.
Auf! Kinder laßt uns den Herrn preiſen!
Denn mehr als Bäumen, Blumen und Wild

Hat er uns Herz und Sinn enthüllt.
Und Aug und Antlitz hingerichtet,
Wo Wahrheit alles Dunkel lichtet.
Du Ewiger, der Nacht und Tag
Geſetzt und zu den Sternen ſprach,
Zu wandeln um das weite Rund,
Laß dir gefallen meinen Mund
Einfältiglich in ſtillen Reden;
Du ſegneſt und erhöreſt jeden.
Laß uns ſo denken, tichten, thun,
Daß wir in deinem Frieden ruhn,
Daß wir in deiner Freude bleiben,
Im Guten mehr und mehr bekleiben.
Das beten wir in deinem Namen
Herzinniglich. Erhör' uns! Amen.

Klara.

O Vater mein, ſo fromm und gut,
Was giebt es doch für friſchen Muth,
Euch alſo gläubig beten zu ſehn!

Veit.

Ja wohl, mein Kind, nichts macht ſo ſchön,
Nichts macht ſo jugendlich und fröhlich,
Als mit den Himmelsengeln ſelig
Das Herz zum Himmel zu erheben.
Bald ſechszig Sommer zählt mein Leben
Und immer noch iſt mein Sinn beherzt,

Das Auge lacht, die Zunge ſcherzt. —
Wann Gott uns fehlet, fehlt uns alles.
Wir ſind das Gleichniß eines Balles,
Geſchlagen von des Knaben Hand,
Von Baum zu Baum, von Wand zu Wand
Hat er nur Ruh, wenn er zerriſſen.
So wird der Menſch umhergeſchmiſſen,
Ein Ball, ein Kreiſel, ja ein Nichts,
Wenn er im Glanz des ew'gen Lichts
Nicht rein die kranke Seele badet,
Der Erdenwildheit ſich entladet.
Vor allen aber iſt Frömmigkeit
Der Jungfrau'n Schmuck und Ehrenkleid;
Ziert Stärke ſtolzer Männer Leib,
So ziert ein frommer Sinn das Weib.
Drum laß dir, Kind, durch keine Lehren
Den hellen Klang der Bruſt verkehren,
Denn Wortgeklingel macht's nicht aus,
Doch Zucht behütet Herz und Haus.
Ade! und du, mein Mütterchen, auch!
Muß gehen, ſtreifen durch Buſch und Strauch,
Muß gehen, des edlen Waidwerks pflegen.

(Küßt Weib und Kind und geht ab.

Margaretha.

Nun dich geleite Gottes Segen,
Du lieber treuer frommer Mann!

Faſt fällt mich ſtille Wehmuth an,
Mein Kind, wenn ich die Zeit bedenke.
Man kennt nur Tänze, Spiel und Schränke,
Jahrmärkt' und andre wilde Poſſen,
Zu Kirch' und Arbeit geht's verdroſſen,
Alle Ehrbarkeit iſt gar verſchwunden
Und Treue wird kaum noch gefunden,
Als bei den Vöglein in dem Neſt.
Wer hält noch Lieb' und Ehre feſt?
Was ſollt ihr arme Mädchen werden?

Klara.

O Mutter, noch lebet wohl auf Erden
Ein Herz, das redlich iſt und treu,
Nicht wie der Kukuk in dem Mai,
Der hüpfend flattert in allen Zweigen,
Den leichten Sinn der Welt zu zeigen,
Der ſelbſt die Jungen in dem Neſt
Von andern Vögeln ſpeiſen läßt:
Nicht alles iſt locker und verkehrt.
Was gilt's? mir wird was Gutes beſchert;
Ihr dürft um die große Tochter nicht ſorgen.

Margaretha.

Mein Kind, ich thu' es Abend und Morgen
Bei dunkler Nacht und im Sternenſchein.
So manche Jungfrau war hübſch und fein,
Zur Freude friſch, zur Arbeit tüchtig,

Hielt Herz und Leib gar rein und züchtig,
Und kam doch an ein wildes Blut. —
Wo iſt das Pepperl? iſt's nicht auf?

Klara.

Schon lange. Ich ſah ſie am Waſſerlauf
Da drüben mit unſrer Maria ſitzen.

Margaretha.

Der immer die Thränen im Auge blitzen.
Das ſchöne unglückſelige Kind!
Und doch ſo fromm und lieb geſinnt,
Gleich einem Tempel hoher Weihung,
Ein Engelbild voll Prophezeihung. —
Ach! ſelten auf Erden iſt Weiberglück.

Klara.

Gewiß ſehr hart iſt ihr Geſchick:
So himmliſch ſchön und fromm und fein,
Doch ſelten blühet ein Freudenſchein
Auf ihren weißgebleichten Wangen.

Margaretha.

Gewiß, ſie quält ein geheim Verlangen,
Ein tiefer Kummer iſt ihr eigen;
Die Jugend pflegt nicht ſo zu ſchweigen.
Wer wenig zu erzählen weiß,
Dem brennt es auf der Zunge heiß,
Der muß am meiſten mit Worten klingen.
Doch hier will's keiner Neugier gelingen;

Drei Monden wohnet ſie nun hier,
Und immer wiſſen wir nichts von ihr,
Als daß ſie ein Engel iſt von Sitten,
Ein rechter Schmuck unſchuldiger Hütten,
Als daß ſie mir lieb iſt wie mein Kind.
Doch uns im Schwatzen die Zeit verrinnt,
Ich muß zur Bleiche und zu dem Garten
Und du der Heerde im Walde warten.
Gott begleite und behüte dich!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

(Im Freien unweit des Hauſes.)

Maria. Peppi, dann Klara.

Maria.

Und wie ſah der Traum aus, Peppi?

Peppi.

Blaue Flügel, weißes Leibchen.

Maria.

Und der Kopf?

Peppi.

Ja, mich dünkt, er trug ein goldnes Häubchen.

Maria.

Und die Füße?

Peppi.

Füße? o roth — Füße roſen-roſenroth.

Maria.

Ei! ſo roſen-roſenroth?
Der tauſend! was für Glanz und Zier!
Aber ſprach er nicht etwas mit dir?

Peppi.

O viel, viel, aber ſo leiſe, leiſe.

Maria.

Aber was? warum thuſt du ſo weiſe
Und ſchelmiſch, Peppi? Sag' mir's geſchwind.

Peppi.

Darf nicht; bin doch dein ſüßes Kind.

Maria.

Ja wohl. Doch mögt' ich's ſo gerne wiſſen.

Peppi.

Nein, liebe Maria, das darfſt du nicht wiſſen.

Maria.

Ei warum nicht? Erzähle mir's, kleine Maus.

Peppi.

Die Mutter ſpricht: Träume ſchwatze nicht aus,
Sonſt kommen ſie einmal als Geſpenſter
Oder fliegen als Unglückseulen ans Fenſter
Mit ſcharfen Schnäbeln und krummen Klauen.

Maria.

O Peppi davor laß dir nicht grauen,
Ich ſag' es nicht weiter; erzähle friſch!

Peppi.

Nun denn — Mich dünkte, da im Gebüſch —
Es iſt da drüben unter der Weide —
Da ſah ich dich ſitzen in Gold und Seide,
Geſchmückt mit dem bunteſten Hochzeitkranz;
Wir Kinder tanzten den Ringeltanz
Und rund umher waren zierliche Leute
Und luſtige Bräutigame und Bräute,
Da war ein Platz wie voll Kerzenſchein
Und Geigen und Flöten klangen darein —

Maria.

Du Liebes! und wie ward es zuletzt?

Peppi.

Ach! liebe Maria, wie ward es zuletzt!
Nun muß ich weinen, ich armes Kind.
Aller Glanz zerflog gleichwie ein Wind,
Der Tanz war vorbei und du warſt weg —
Ach! ſüße Maria, du reiſeſt nicht weg?

Maria (gerührt).

Nein, Peppi, Maria bleibt immer dein
Und Hochzeit wird nur in Träumen ſeyn.
Aber die du mir ſangeſt da drüben im Hain,
Weißt du ſie noch unſre kleinen Geſänge?

Peppi.

O die! davon kann ich die Menge Menge

Maria.

So denke eins auf und ſinge mir eins.

Peppi.

Ja ſingen? ach! nun erinnert mich keins.

Maria.

Nicht, was ich dir jürgſt im Garten gelehrt?

Peppi.

Haha! was Klara ſo gerne hört,
Wobei ſie ſo herzlich vor Freuden gelacht,
Von der Heiligen, die ſchöne Muſik macht:
Willkommen ſüße Frau Nachtigall.

Maria.

Das oder das andre vom Wiederhall.

Peppi.

Nein! nein! das ſüße Frau Nachtigall. (ſingt.)
Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Laß klingen nun den frohen Schall!
Auch Fink und Amſel ſinget laut!
Die Erde ſteht mit dem Frühling Braut,
Muſikanten und Schallmeien
Spielen auf zu ihrem Reihen,
Jm Himmel ſpielt Cäcilia.
Willkommen Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Die Bäume grün und Blumen ſüß,
All Frühlingsluſt und Paradies:
Alle Knaben ſchlingen Tänze,
Alle Mädchen winden Kränze,
Im Himmel ſpielt Cäcilia.
Willkommen Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen ſüße Frau Nachtigall!
Frau Nachtigall, Frau Nachtigall —
Ach! liebe Maria, wie heißt es noch?

Maria.

Cäcilia kömmt — beſinn dich doch.

Peppi.

Aha — (ſingt)
Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Laß klingen nun den frohen Schall!
Cäcilia kömmt auch ins Grün,
Wann Vögel ſingen und Bäume blühn,
Frommen Kindern lehrt ſie Lieder,
Flieget dann zum Himmel wieder,
Im Himmel ſpielt Cäcilia.
Willkommen Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen ſüße Frau Nachtigall!
Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Laß klingen nun den frohen Schall!

O Frühlingsluſt! o Himmelreich!
Wir ſingen tanzen den Engeln gleich —
Sieh! da kömmt Schweſter Klara.

Klara.

Nun? und ihr ſeid luſtig und im Geſang?
Kommt mit mir hier die Au entlang
Dort zu den Weiden an dem Bach;
Ich muß den wilden Kühen nach.
Da ſingen die kleinen Nachtigallen,
Die Waſſer luſtig zu Thale wallen.
Wir wollen uns heut auch fröhlich machen,
Denn lieblich iſt erſte Frühlingszier.

Maria.

Dank, ſüße Klara! Ins Waldrevier
Steht mir der Sinn noch nicht zu ſchweifen.
Wo alle Kehlen ſo luſtig pfeifen
Und alles in Jugend ſo fröhlich ſteht
Und Luſt durch alle Büſche weht,
Da wird mir's traurig um das Herz.
Fern muß ich ſtehn von Spiel und Scherz;
Hier mit dem Kinde iſt mir's lieber,
Zweihundert Schritt herüber hinüber
Reicht unſrer Füße weiteſte Spur.
Auch hier iſt lieb und hold Natur,
Der fromme Raum der kleinen Hütte,

Die frommſte Mutter in unſrer Mitte —
Hier, dünkt mich, muß mein Himmel ſeyn.
Den Fröhlichen ziemt der muntre Hain
Mit aller Liebe Frühlingszwitſchern.

Klara.

So brauche des Lebens, wie du willſt.
Du Fromme alles mit Luſt erfüllſt
Und biſt doch ſelber nicht glückſelig.
Doch was macht Peppi? iſt ſie fröhlich
Und lieb? und alles gehorſam thut?

Maria.

O ſie iſt immer lieb und gut,
Und ihr unſchuldiger Kindermuth,
Ihr frohes Schwätzeln und ſüßes Lächeln
Weht ſtill mich an wie Blumenfächeln;
Und wenn ſie tändelnd mich umkreiſt,
Mir kleine Vogelneſter weiſt,
Ein Kränzel mir in die Haare ſetzt,
Sich dann an mir als Braut ergötzt —
Das ſüße Kind! ich kann's nicht laſſen,
Sie als ein Englein zu umfaſſen.
Fürwahr alles Fromme wohnet hier.

Klara.

Ja wohl, Maria. Es kam mit dir
Und mög' es ewig mit uns bleiben!
Doch ſieh! meine wilden Thiere treiben

Sich jenſeits tief in den Wald hinein.
Adis! du Peppi ſei recht fein
Und laß nicht die Droſſel im Käfig hungern.
(nach verſchiedenen Seiten ab.

Vierte Scene.

(Draußen vor dem Schloſſe.)

Walter, dann **Robert, Stephan, Albert, Otto.**

Walter.

O grüner Wald ſo dunkel und wild!
Biſt meines Lebens ernſtes Bild.
So wie durch dich kein Sonnenſchein,
So dringt kein Reiz durch meine Pein.
Die Waſſer rauſchen, die Vögel ſingen,
Alle Frühlingsſtimmen ſo muthig klingen.
Alle Blätter ſäuſeln verliebt und zart;
Doch mir im Buſen liegt es hart
Und aller Glanz der Frühlingsauen
Mag nicht mein ſtarres Eis erlauen.
Denn nimmer werd' ich wiederſehn
Meine fromme Braut ſo lieb und ſchön,
Vor allen Jungfrauen hold und beſcheiden;

Wohnt wohl in Kerkern wilder Heiden
Oder dient, einer ſtolzen Türkin Magd.
O Himmel, wenn man dich verklagt,
Daß Zufall deine Sterne lenket,
Nichts in dir liebend herrſcht und denket,
Hat man nicht Recht? Was half es mir,
Daß ich zehn Jahre für und für
Für Chriſtenwelt und Glauben ſtritt
Und manchen Türken mit ſchnellem Schritt
Zur Schattenwelt hinabgeſendet?
Doch hat die Sonne ſich abgewendet,
Mein Glück, das wie ein Wunder kam,
Auch wie ein Wunder Abſchied nahm.
O Engel auf der Erdenflur,
Wo find' ich deine ſüße Spur?
Und wohnteſt du in Lapplands Schnee
Und auf des Atlas ſteilſter Höh
Und in dem heißen Sand der Moren.
Bei dir wird alle Luſt geboren,
In dir wohnt alles Himmelreich,
Ohne dich wird Eden Wüſten gleich.
Selbſt dieſes irdiſche Paradies,
Wo der Herr die tiefſten Künſte wies,
Die Erde himmliſch zu verzieren,
Muß an dem Gram die Kraft verlieren.
Nur in des Schloſſes Mauren trüb

Steht mir ein Gleichniß meiner Lieb',
Da blüht des Herzens düſtres Bildniß.
O du, des Buſens öde Wildniß,
Die mit mir durch die Läger ging
Und roh genoß, was ſie roh empfing,
Du wurdeſt von dem Glanz beſchienen,
Von aller Schönheit Engelmienen
Gegrüßet hier im Erdenthal,
Mit aller Huld und Tugend zumal.
Um ewig das Schöne zu beweinen.

(Sinkt mit dieſen Worten finſter in ſich zurück, bald kömmt Robert.)

Robert.

Herr, ſo müß' euch Licht und Troſt erſcheinen,
Wie der Tag heut roſig und golden ſteht!
Es iſt rechte Frühlingsmajeſtät
Und alles blühet in Lieb' und Freude.

Walter.

Mir geht das Leben im ſchwarzen Kleide,
Das iſt des Grames Liverei.
Du guter Robert meinſt es treu,
Doch könnt' ich deine Treue haſſen,
Die nicht dem Spahi den Arm gelaſſen,
Unter deſſen Pferd ich verwundet lag.

Robert.

O Herr, ſeid nicht ſo ungemach,

Durch Unglück wird der Menſch leicht ſchuldig.
Ertragt das bittre Leid geduldig,
Jung ſeid ihr, könnt noch fröhlich werden.

Walter.

Nein, Robert, ich nicht mehr auf Erden.
Die Hoffnung zeige dem Flaumenbart,
Ihm ziemet Geflügel ſolcher Art:
Auch ſie ſaß in dem Pandorenkaſten.
Du kannteſt nie die ſchwerſte der Laſten,
Ein Herz, von vergeblicher Sehnſucht gequält.

Robert.

Nur zu! Ihr wißt nicht, wem ihr erzählt,
Ich könnte von ihren Thränen ſprechen.
Als Türkenblut ſoffen in Ungarns Bächen
Des Reiters Pferde, da trieb mich von Haus
Der Liebe Leid in die Welt hinaus,
Da wünſcht' ich nimmer wiederzukommen.
Viel hat mir der wechſelnde Tag genommen,
Doch auf der Hoffnung noch ſitz' ich feſt.

Walter.

So beſitzt der dumme Vogel das Neſt,
Woraus ihm der Marder die Eier ſtahl.

Robert.

O wärmt euch am Hoffnungsſonnenſtrahl!
O faſſet die grüne! — ſie trägt das Kleid
Des waidlichen Jägers — vergeßt das Leid

Und grüßet den Frühling mit friſchen Wangen
Seht! da kömmt friſch der Poet gegangen
Im bunten Rock mit dem Schäferhut.
Herr Stephan verſtehet den Frühling gut,
Die Sträuche und Blumen weiß er zu herzen,
Mit den Lüften und Sternen weiß er zu ſcherzen,
Mit den Vögeln weiß er zu muſiciren.
Seid munter und laßt euch von ihm regieren;
Ich will zu dem Walde abwärts gehn. (ab.)

Stephan.

Herr Walter, die Vögel euch grüßen ſchön
Und alle Nymphen der Bäume und Waſſer,
Sie locken: komm, ſei kein Freudenhaſſer,
Natur ſteht Braut und iſt luſtig heut.

Walter.

Laß mich! für mich iſt nicht Frühlingszeit.
Tilirire du den Abend und Morgen.
Auch das gehört noch zu meinen Sorgen,
Daß ich dich, den Spieler, hieher geführt
Und den Albert, von eitel Tand regiert,
Das Pfauenrad für die Mädchenzimmer.
So heißt es billig, das Unglück kömmt nimmer
Allein. Ich bitte dich, laß mich ſeyn!

Stephan.

Herr Walter, ihr ziehet die Liebespein,
Die traurigſüße, zu tief in das Herz.

Horcht! alle Vögel ſie flöten Scherz
Und alle Blätter ſie rieſeln Wonne;
Schaut! hell der Himmel, golden die Sonne
Und tauſend Blumen mit lieblichem Schein
Euch leuchten entgegen in Feld und Hain.
Lernt auch die Freude vom Frühlingsſpiel
Und laſſet euch leicht in dem Lenzgewühl
Gleich Vögeln, die ſingend die Luft durchfliegen,
Auf allen Aeſten in Liebe wiegen,
Gleich Schmetterlingen auf Blumen ſchweben.
Denn jeglichem ſtehet in Licht das Leben,
Der ſich es nicht ſelber verdüſtern will.

Walter.

Geh! geh! und ſchweige von Liebe ſtill,
Beplappre mir nicht, was du nie empfunden.
Die Liebe blutet an Todeswunden
In ſeliger Wohlluſt ſich ſchmachtend ab.
Wer nie in des Buſens geheimſtes Grab
Im Kummer hinabſtieg, verſteht ſie nicht.
Geh! ſinge den Vögeln ein Luſtgedicht
Und ſchwatze nicht von ſo heiligen Dingen. (ab.)

Stephan.

Da fährt er dahin wie auf Sturmesſchwingen.
Mag niemand um ihn in Freude ſeyn.
O holder Amor! brennt ſo deine Pein,
Iſt ſo tartariſches Feuer das Lieben.

So ſetzt die ſchlimmſte der böſen Sieben
Der armen Sterblichen dich in das Herz.
Nein, Liebe ſei ſüßes Spiel und Scherz,
Leichtſchwebend und flatternd und hell und freundlich,
Nicht ſo todtſchlägeriſch wild und feindlich.
Kann nimmer begreifen, was dieſes ſei.
Doch fort! da wandelt der Böſe herbei
Mit zwei ſeiner unausſtehlichſten Affen.
Fort! Fort! denn mit den geckiſchen Laffen
Iſt immer die Gähnerin Langeweile.
Fort, armer Stephan! eile! eile!
Komm mir zu Hülfe, dichteſter Strauch!

(entrinnt ſeitwärts, ſich hinter Büſchen wegdrückend.)

Albert.

Nun das iſt ärger als Tabacksrauch
Und Hundeheulen um Mitternacht,
Wann Liebe, horchend auf Liebchen, wacht
Und auf den Zehen zur Freude ſchleicht.
Das iſt das Arkadien, das mir gedäucht,
Wo Amor die Liebesſchliche geht,
Wovon ſo erbaulich geſchrieben ſteht?
Das danken wir all dem Trug der Poeten.
Ihre Mondenſcheine und Morgenröthen
Ihre Charitinnen und Schäferinnen
Und Melkerinnen und Huldgöttinnen
Und Liebesgeflüſter und Elfentanz

Und Veilchenunſchuld und Sternenglanz
Und Päſtums Roſen und Edens Grün
Geb ich alles für Einen Abend in Wien.
O Wien! o einzig goldnes Wien!
O Wien, du kaiſerliches Wien!
Ich Thor! dies nennt man elyſiſch Leben?
Drei Tage nur — und drei Jahre ſchweben
Viel ſchneller dort mit der Freude hin.

Otto.

Gewiß euch ſtand nicht richtig der Sinn,
Es war die reinſte Fantaſterei,
Zu laſſen das ſüßeſte Mancherlei,
Um hier mit Verliebten Grillen zu fangen.
Oder ſprechet, wie iſt es zugegangen,
Daß ihr mit ihm in die Wildniß gingt?

Albert.

Ja eben was bei den Dichtern erklingt,
In Idyllen und Elegien girrt,
Hat mir den geſunden Verſtand verirrt,
Und auch das Seltſame von der Sache.
Dachte Schäferinnen mir an jedem Bache
Und Abentheuer hinter jeglichem Strauch,
Hoffte einmal nach arkadiſchem Brauch
So recht poetiſch die Liebe zu führen —
Du weißt der Hauptſtadt goldene Thüren

Laſſen für die Sehnſucht Langeweile herein.
Mich lockte ein gaukelnder Irrwiſchſchein,
Wollt's einmal verſuchen mit neuen Gefühlen,
In ländlicher Unſchuld mit Kindern zu ſpielen,
War nach romantiſchen Herzen lüſtern —
Doch mögt' ich umhalſen Eichen und Rüſtern
Und Linden in ſchmachtende Arme drücken
Und glühende Küſſe von Blumen pflücken,
Mit Unken die Glocke der Seufzer läuten,
So blühten hier Amors goldne Zeiten,
So wäre der Liebe und Freude genug.
Auch Kukuksgeſchrei und Vogelflug
Und Füchſe und Haſen genug im Revier.

Otto.

Ja Gottes Langeweile iſt hier,
All weit und breit kein Menſchenweſen,
Recht für die Melancholei erleſen,
Die alle Freuden verſchworen hat.
Doch gelt! laßt heut einen andern Pfad
Uns gehn! vielleicht, daß wir etwas finden.
Denn wie Herr Stephan mit Geiſtern und Winden
Sich koſen und jeder Blum' und Baum
Iſt matt und freudenlos wie ein Traum
Und macht die rotheſten Wangen bleich.

Albert.

So komm, und laß mit dem Flügelreich

Und Mückengeſchlecht die Verliebten pfeifen,
Mit leeren Seufzern die Luft durchſchleifen,
Mit bittern Thränen die Bäche mehren,
Laß ſich die Narren mit Narrheit bethören;
Wir ſuchen das Ding, das lebendig iſt.
Verfluchte poetiſche Hinterliſt!
Nie ſollſt du mich wieder der Stadt entreißen.
Eher will ich verliebter als Walter heißen,
In weinenden Seufzern mit Stephan gehn
Und ſympathetiſch zum Monde ſehn,
Wie Hunde um die Mitternacht pflegen.
Sieh nur den Walter, den tapfern Degen,
Wie hat ihn die Liebe kindiſch gemacht!
O Narrheit, die mich in die Wüſte gebracht
Und mich den Närriſchen zugeſellt!
Wie bunt und golden war jene Welt,
Woraus ich im thörigten Sinn geſchieden!
Hier laufen wir rund vom Norden zum Süden
Und ſuchen Mädel im Oſt und Weſt.
Hier bauet Kupido kein andres Neſt
Als das, worauf ſich die Vögel herzen.
O Wien, in deine zündbare Herzen
Wohin ich nur werfe den glücklichen Brand,
Gleich drückt mich ſanft eine zärtliche Hand,
Gleich leuchten mir Augen voll Sehnſucht entgegen.

Otto.

Ja Herr, ihr ſeid auf verkehrten Wegen.
Fort! fort! laßt Walter mit ſeinem Poeten
Die arme Echo mit Seufzern tödten
Und alle Blumen mit Zähren bewäſſern —
Ihr ſeid geboren zu etwas Beſſerm,
Drum machet euch hin, wo Menſchen ſind.

Albert.

O wahrlich das klinget nicht in den Wind.
Drei Tage ſeh' ich als äußerſtes Ziel,
Denn ſolches nichts ſchaffende Kinderſpiel
Mag allen doch nimmer Albert behagen. —
Doch laß uns wandern! der Sonnenwagen
Schon tiefer zum Abend die Flammen lenkt.
Komm! Amor, der jegliches Holde ſchenkt,
Woll' uns auch ein luſtiges Wunder zeigen!

Fünfte Scene.

(Im Walde.)

Robert, Klara von verſchiedenen Seiten,
dann **Albert** und **Otto.**

Robert.

Hier iſt der Quell und hier der Baum —
O Liederglanz und Jugendtraum!

Wie oft bin ich hier ſo froh geſeſſen
Und hab' alle Welt um mich her vergeſſen!
Hier pflegte ſie um die Abendzeit
Herabzutreiben, wo weit und breit
Das Aug über Seen und Wieſen ſchweift.
Zu ſchau'n, wie die Sonne die Blume ſtreift,
Eh ſie hinter dem Walde ins Dunkel ſinkt.
Doch horch! wie's drüben vom Hügel klingt!
Ich will mich hinter dem Buſch verſtecken.

Klara

(treibt ſingend ihre Heerde und ſetzt ſich dann unter den Baum).

Leicht wie der Thau
Iſt das Herz mir geboren,
Blumen der Au
Hab' ich luſtig erkoren,
Vöglein im Haine,
Sternlein mit Scheine
Zum Bild meiner Liebe.
Jäger ſpringt leicht
Ueber Thäler und Hügel,
Vöglein fliegt leicht
Mit dem flatternden Flügel,
Blümlein verwelken,
Roſen und Nelken,
Nicht ſo meine Liebe.
Komm, meine Luſt!

Komm doch einmal mir wieder!
Drück' an die Bruſt
Mich tapfer und bieder!
Fröhlich, beſtändig,
Nimmer abwendig
So heißt meine Liebe.

Robert.

O ſüßes Wort! o ſüßer Klang!
Vernähm' ich dich mein Lebenlang!
O dürft' ich ihr an den Buſen fallen!
Nein, Robert! Erſt erforſch' vor allen,
Ob du es noch biſt, den ſo ſie meint,
Ob dir der Liebe Strahl noch ſcheint,
Ob dir die ſüßen Lieder klingen.
O Herz! mein Herz, du mögteſt ſingen
Hier hinter'm Strauch auch deinen Sang.
Doch halte deinen Freudenklang,
Bis ſich — daß Satan und die Peſt!
Da nahen zwei Buben dem Vogelneſt,
Das ich mit ſo ſüßer Luſt belauſche —
Still! ſtill! daß nicht der Buſch hier rauſche.
Ich muß von fern belauern das Spiel.

(Albert und Otto kommen von einer andern Seite heran und lauſchen einige Augenblicke auf Klara, die unter ihrem Baum ſitzend gedankenvoll in die Abendſonne ſchaut.)

Albert.

O glücklicher Stern, der endlich fiel!
Fürwahr eine allerliebſte Dirne.

Otto.

Ja mundlich wie eine reife Birne.
Potz Blitz! was iſt das Mädel fein!

Albert.

Iſt eitel Jugend und Sonnenſchein.
Was hindert, daß wir ihr näher treten?

Robert (für ſich).

Die werden hier nicht Bußpſalme beten —
Doch bin ich zum guten Glücke nah.

Albert (hervortretend).

Du ſchönſte der Jungfrauen fern und nah,
Gegrüßet ſeiſt du von deinem Knecht!
Er liebt das ganze ſchöne Geſchlecht,
Wäſcherinnen, Gräfinnen, Prinzeſſinnen,
Vor allen die freundlichen Schäferinnen.
Drum ſetzt er ſich neben dich ins Gras.

(ſetzt ſich neben ſie.)

Klara (verlegen).

Mir wird ſo bange, ich weiß nicht, was
So vornehme Herren hier bei mir wollen?

Otto.

Liebes Kind, fürwahr nicht mit dir ſchmollen
Noch dich durch böſe Geſchichten ſchrecken.
Du ſiehſt, alles paart ſich in Büſchen und Hecken,
Wir ſuchen uns auch eine kleine Braut.

Klara.

So geht und ſucht eine andre Braut,
Ich habe mein Herz ſchon längſt verſprochen.

Albert.

Thut nichts; wir wollen es nur auf Wochen,
Dann diene wieder der alten Treu.
Es iſt Sünde, im ewigen Einerlei
Die ſüße Freude der Jugend vertrauren
Und in den Jahren der Luſt verſauren.
Komm, holde Schäferin, ſei unſer Kind.

Klara.

Ihr ſprechet Worte wie tauber Wind,
Kann nicht das Mindſte davon verſtehen.
Auch muß ich jetzt von euch hinnen gehen
Und treiben mein Vieh zu des Vaters Haus,
Die Sonne guckt kaum noch ein bischen heraus
Und alle Nachtigallen ſchon ſchlagen.

Albert.

So hör' und laß dich Eines noch fragen:
Iſt weit von hier deines Vaters Haus?

Klara.

O nein, nur ein Viertelſtündchen hinaus
Liegt's jenſeits unter der Birkenhöh.

Albert.

Noch eins, lieb Mädchen, uns frei geſteh:
Willſt du uns beide wohl mit dir nehmen?

Klara.

Ich darf nicht; ich müßte mich blutroth ſchämen,
Wenn jemand mich ſähe mit Fremden allein.

Albert.

Und biſt du das einzige Töchterlein
Des alten Vaters im Hauſe da drüben?

Klara.

O nein, es iſt noch ein kleines von ſieben
Acht Jahren und eine große dazu;
Doch die gehöret dem Vater nicht zu,
Sie heißt Maria, kam weit aus der Ferne,
Viel hübſcher als ich, wie Lichter der Sterne
So holdlich und wie die Engelein lieb.

Otto (für ſich.)

Horch! wahrlich je ein Biſſen jedem Dieb!

Albert.

Die mögt' ich ſehn, wenn ſie ſchöner noch iſt,

Als du, mein niedliches Lämmchen biſt.
Doch wer iſt dein Vater? was für ein Mann.

Klara.

Mein Herr, ein ehrlicher Jägersmann
Und Förſter in dieſem Waldrevier.
Schon manches liebe Jahr er wohnet hier.
Grüner Wald däucht immer dem Jäger das Beſte.

Robert.

Fürwahr hat er mehr ſolcher Vöglein im Neſte
Als du, ſo mögte im grünen Hain
Wohl luſtiges Leben und Wohnen ſeyn,
Da mögte ich ſelber gleich Weidmann werden.
Holdſeliges Mädchen, was ſagſt du dazu?

Klara.

O Herr, bald gehet die Sonne zur Ruh,
Sie ſtreift noch eben die grüne Erde.
Nun laßt mich gehn! denn die wilde Heerde
Kann ihre treibende Hirtin nicht miſſen.

Robert (für ſich).

O Unſchuld, ich werde dich ſchützen müſſen,
Will ſchon ins Weite die Haſen jagen.

Albert.

Bleib Kindchen! ich muß dich noch Eines fragen:
Fänden wir bei euch wohl ein Nachtquartier?

Klara.

Recht gern. Die Mutter freuet ſich ſchier,
Kann ſie ermüdeter Wandrer pflegen.
Das nennt ſie des Hauſes Glück und Segen;
Sie treibt euch kaum die Schwalben hinaus.

Albert.

O wär' ich doch Schwalbe, gleich flög' ich ins Haus,
Aber ich wohnte nicht unter den Balken im Rauch,
Nein, an deiner Lippen duftigem Hauch
Auf deinem Buſen ſchliefe ich warm.

Klara.

Ihr ſcherzt. Ein Mädel nimmt nichts in'n Arm
Als ein frommes Buch, einen Blumenſtrauß.

Albert.

So nimm mich als Blume mit in dein Haus,
So denke, ich ſei voll Gebete geſchrieben.

Klara (will aufſtehen, Albert hält ſie zurück).

O laßt mich! ich bin viel zu lange geblieben,
Ich höre ſolchen Worten nicht zu.

Albert (ſie zurückhaltend).

Bleib, Dirnchen, entführe uns nicht die Ruh,
Es iſt ſo freundliche Stunde zum Koſen.
So luſtig blühen die Veilchen und Roſen
Und Liebe flüſtert in jeglichem Baum.
Komm, Herzchen, und träume den Frühlingstraum

Ein wenig muntrer als Fliegen und Mücken.
O komm, und laß uns in ſüßem Entzücken
Begrüßen den winkenden Abendſtern!
Komm! komm! und jage die Grillen fern!
Biſt meine Prinzeſſin und Schäferin.

(Er will ſie zu ſich ziehen und küſſen, ſie aber ſtößt ihn zurück, reißt ſich los und läuft davon, Albert und Otto hinterdrein. Robert ergreift ſein Horn und ruft einige Male Hallo! Hoho! und bläſt auf. Jene entlaufen ſeitwärts ins Dickichte und Klara folgt ihren Kühen.)

Robert.

Springt nur, ihr unverſchämtes Geſchmeiß!
Sie machten mir faſt die Galle heiß,
Es ward mir ſo eng um die linke Bruſt,
Faſt hätte der Robert hervor gemußt.
Nun will ich hinter meiner Liebe ſchreiten
Und ſie von Ferne zu Haus geleiten,
Dann zu dem kranken Ritter ins Schloß.

(Ab. Da das Horn ſtill wird, beſinnen die beiden Gejagten und Auseinandergelaufenen ſich nach und nach und locken ſich wieder zuſammen.)

Albert.

Straußenſchwanz! Huhuhuhu!

Otto.

Wolfsherz! Bubububu!

Albert.

Straußenſchwanz! Tilitt! Tilitt!

Otto.
Wolfsherz! Kiwitt! Kiwitt!
Albert.
So haſt du dich doch nicht gar verlaufen?

Otto.
So darf ich mich wieder ein wenig verſchnaufen?
Hölle und Teufel! das war ein Horn;
Das gab den Ferſen des Sturmwinds Sporn;
Noch ſchlägt mir das Herz bis zum Hals hinauf.

Albert.
Noch keich' ich athemlos von dem Lauf
Wie ein Gaul, den ein junger Student geritten.
Pfui! daß wir die ſchändliche Flucht erlitten!
Der Menſch iſt doch ein lächerlich Thier.

Otto.
Der Satan ſpuket in dem Revier,
Man mögte beinahe Geſpenſter glauben.
So jagt man den Fuchs von den reifen Trauben,
Wann kaum er die Zähne zurechtgeſetzt.
Man hat uns wahrlich wie Haſen gehetzt,
Ich ſchäme mich faſt vor meinen Beinen.
Albert.
Noch zuckt die bebende Furcht in meinen,
Kann nicht die verdammte Feigheit begreifen.
Kaum hört' ich den Jäger rauſchen und pfeifen,

So mußt' ich ſchneller davon als Wind;
Verſichre dich, nie bin ich ſo geſchwind
Vor einem horntollen Ehmann geſtrichen.

Otto.

Verdammt! auch iſt uns die Dirn' entwichen;
So nahe dem Strom, und wir dürſten noch.
Doch glücklich, das Beſte kennen wir doch:
Dort hinter dem Hügel ſtehet das Haus.
Was gilt's? wir führen es heint noch aus,
Wovon uns das Schrecken des Horns verſcheucht

Albert.

Was, Otto? Das Kunſtſtück iſt nicht ſo leicht.
Bedenke doch, ſo um die Mitternachtzeit,
So ohne Wegweiſer und alles Geleit —
Auch iſt der Alte ein Förſter, hat Hunde
Und Doggen — dazu die Geſpenſterſtunde —
Es könnte uns ſchlimmer und ſchlimmer gehn.

Otto.

Still davon! das laſſet mich nur verſtehn.
Ein wenig ſchwerer als um die Palläſte
Iſt freilich das Schleichen zum bäuriſchen Neſte:
Aber dafür auch iſt es ein rechter Roman,
Und ſo zu ſpielen mit Kinderwahn
Unwiſſende zitternde Unſchuld zu händeln
Und was ſie nicht kennet ihr wegzutändeln,

Das iſt ein ſo ſüß romantiſches Spiel,
Daß man zu des einſamen Kämmerchens Pfühl
Wohl mag mit einiger Mühe klimmen.
Drum laßt ſo geſchwind nicht die Gluth verglimmen;
Ein ſchläfriger Marder fänget kein Huhn.

Albert.

Gut; du aber mußt das Beſte thun
Und uns die Jagd bereiten und lenken.

Otto.

O Herr, wann die Schatten ſich dichter ſenken
Und der Hahn den Gruß der Mitternacht kräht,
Gar ſicher die ländliche Liebe geht,
Schläft alles dann wie an Ketten gebunden.
Und daß ihr nicht zaget vor bellenden Hunden —
Des Jägers immer umbelltes Dach
Macht Schallen von zwanzig Kehlen nicht wach,
Keine Seele ſich hier ob den Hunden rührt.

Albert.

Gar ſchön dein Wort unſre Hoffnung ziert
Und macht uns dienſtbar ſo Hund als Hahn.
Doch ſprich, wie wird uns denn aufgethan?
Die Dirnen werden für uns nicht wachen.

Otto.

Ich höre, ihr ſeid gar grün in den Sachen,
Worin euch die Hauptſtadt als Meiſter lobt.

Zuerſt wird ein wenig herumgeprobt
Und leiſe und lüſtern gleich Nachtgeſpenſtern
Gekundſchaftet rings an Thüren und Fenſtern.
Es wäre die hölliſche Teufelei,
Erſähen wir nicht das niedliche Zwei
In ihrem einſamen Kämmerchen liegen.
Wixs dran! und mit einigen Fingerzügen
Iſt offen das Fenſter, ſind wir hinein,
Und will uns Amor nicht feindlich ſeyn,
So wandelt das Schrecken ſich bald in Geflüſter.
Die Nacht iſt heimlich verſchwiegen und düſter,
Ein bischen Mond nur guckt mit hinein —
Glaubt nicht, daß die Thörinnen Zeter ſchrei'n,
Noch nie hat Angſt ein Mädchen getödtet.
Was hilft's daß man ohne die Sonne erröthet?
Und Freuden, welche der Mond beſcheint,
Hat nimmer ein weibliches Herz beweint.
Nun fort zum Schloſſe! wann's Elfe ſchlägt,
Wird wieder der Fuß hieher bewegt,
Dann wolle Amor den Pfad uns lichten!

Albert.

Freund! Freund! dir laufen die Glücksgeſchichten
Geſchwinder beinah als Fortunen rund.
In der Nacht geht es blind und kunterbunt,
Und Hunde, Jäger, verſchloßne Fenſter,

Wald.

Waldgeiſter, Zauberer, Hexen, Geſpenſter —
Bedenk das gefährliche Mancherlei.

Otto.

Herr Albert, ihr bäret euch meiner Treu,
Als brächt ihr für Amor die erſte Lanze.
Wer tapfer wagt, gewinnet die Schanze.
Vielleicht, daß das Glück uns noch beſſer will
Und daß wir im traulichen Gärtchen ſtill
Die Diebesblümlein des Mondſcheins pflücken.
Die rege Jugend lauſcht auf Entzücken
Und hat das Herzchen oft allzu voll,
Sie weiß nicht, wo ſie es laſſen ſoll:
Wann Schlaf den Alten das Aug verſiegelt
Wird Fenſter und Thür gar oft entriegelt,
Dann ſchlüpft ſich's gar löslich aus Bett und Haus
Mit ſchmachtender Sehnſucht ins Gärtchen hinaus,
Mit Mond und Sternlein ein Wörtchen zu koſen
Und zärtlich zu äugeln mit Lilien und Roſen.
Wer ſolche ſehnliche Nacht beſchleicht,
Bezwingt die ächzenden Seelchen leicht,
Und Täubchen, die anfangs in Aengſten ſchwirren,
Neigen endlich die Flügel mit ſüßem Girren.
Was meint ihr, wenn uns das Abentheu'r glückt
Und jeder ſeinen Schatz an den Buſen drückt,
Dann ließe ſich hier in der Wüſte leben.

D

Albert.

Es gilt! und ehe die Schatten verſchweben,
Singt unſre Liebe Amors Triumph.

Sechſte Scene.

(Im Walde unweit der Einſiedelei.)

Der Einſiedler, Stephan, Robert.

Einſiedler.

Alſo deines Handwerks ein Poet?

Stephan.

Ja Euer einſiedleriſche Majeſtät.

Einſiedler.

Aber wie? wodurch biſt du hieher verſchlagen?

Stephan.

Das liegt in fremdem Herzen oder Magen
Oder wo ſonſt der Verliebten Seele ſitzt.
Ein Ritter, der Liebesſchwermuth beſitzt,
Nahm mich mit als ſeinen Geſellen hieher.

Einſiedler.

Alſo iſt hier deines Gelichters noch mehr?
So werden wir andre wohl hinnen müſſen.
Aber künde mir klar und auf dein Gewiſſen,
Was trieb euch hieher in die Einſamkeit?

Stephan.

Was ich ſagte, Vater, verliebtes Leid
Des Ritters Walter von Greifenſtein.

Einſiedler.

Von Greifenſtein? — (für ſich) O ſo hieß mein Freund! —
Aber nun dich ſelbſt — welcher böſe Feind
Trieb dich in dies ſtille Reich der Bäume?

Stephan.

Du weißt, wir ſuchen poetiſche Träume,
Waldwunder und Nymphen und Schäferinnen
Und Elfen, die Tänze um Quellen ſpinnen,
Einſiedler und andres desgleichen wie du.
Sieh, Alter, das trieb mich dem Walde zu
Und endlich das Neue noch von der Sache.

Einſiedler.

Ich merke, geſchäftig iſt immer der Drache,
Der Adam betrog um das Paradies.
Verflucht ſei, welcher den Weg euch wies:
Doch ſage mir an, wo wohnet ihr?

Stephan.

Im alten Schloſſe nicht weit von hier.

Einſiedler.

Aha! im Schloſſe zum Greifenſtein.
Aber ſprich, ſeid ihr beide ſo ganz allein
Oder ſind mit euch noch andre Geſellen da?

Stephan.

O Jäger und Schreiber und ein Saſſa
Und Heida von vornehmem Stutzerwind.
Der läuft ſich die Beine ab, guckt ſich blind,
Verliebte Abentheuer zu ſchau'n;
Doch hier im Walde ſcheinen mir traun
Nur Mühlenbäume und Wagenaxen
Doch keine freundliche Dirnen zu wachſen:
S' iſt wenig Geräth für Scherz und Spiel.

Einſiedler.

Für ſolche Geſellen noch immer zu viel.
Nun bitt' ich dich herzlich, mich gleich verlaß.

Stephan.

Was? alſo leer ich ginge fürbaß?
Und hätte von euch nicht mehr vernommen?
O wüßtet ihr, wie mir die Bruſt beklommen
Nach überirdiſcher Weisheit ſchlägt!
Seht auf, wie der Mond ſich herauf bewegt,
Geheime Liebe blinkt von den Sternen —
O Vater, mich ſo von euch zu entfernen!
So gewöhnlich wäre dies Abentheu'r?
Bedenket, die Weisheit iſt jetzund theu'r.

Einſiedler.

Ja wohl, zu theuer für Narren und Affen.
Wiſſe, Jüngling, dich hat der Herr nicht erſchaffen.

Nach erhabenen Dingen empor zu ſehn.
Wo der Schmetterling fliegt und Zephyre wehn
Und Sylphen verſteckt unter Blumen lauſchen,
Da magſt du dein Herz in der Luſt berauſchen,
Doch tiefe Weisheit und himmliſchen Ernſt
Du nimmer mit ſolchem Geſichte lernſt;
Ihr heiliges Buch ſchlug der Herr dir zu.
Drum geh und ſtöre nicht Andrer Ruh;
S' iſt deine Stunde noch nicht gekommen.

Stephan.

O ihr habt mir gänzlich den Muth genommen.
Ich hoffte das Schwere durch Leichtes zu finden.

Einſiedler.

Das iſt's: ihr ſpielet mit Blumenwinden
Und mögtet wie Atlas auch Himmel tragen.
Mein Sohn, es ſteiget ſo viel aus dem Magen
Und geht durch das Köpfchen zuletzt als Dunſt.
Ihr haltet dann gar die Krankheit für Kunſt,
Beginnt wie legende Hühner zu kakeln,
Und wollt von Wunderdingen orakeln,
Eh ihr noch das Leben begreifen könnt.
Geh! geh! denn was dir das Herz zerbrennt,
Das kann allein auch das Herz nur heilen.

Stephan.

Ihr zerſchmettert mich ſchier wie mit Donnerkeilen,
Befehlt mir ungetröſtet zu gehn.

Ich dachte das Abentheuer ſo ſchön,
Dachte ſo viel Tiefes von euch zu lernen;
Und muß mich alſo beſchämt entfernen.
Gott ſegne dich viel, du heiliger Mann! (ab.)

Einſiedler.

So fällt mich denn wieder das Leben an
Und jagt mich heraus aus meinem Eden.
Verliebte und Stutzer und Kraftpoeten
Durchſtreifen des Waldes verſchwiegnes Reich.
O meine Unſchuldkinder! für euch
Wird es Böſes zu dem Schlimmen bedeuten.
Ein Greifenſtein, in vergangenen Zeiten
Vor allen Namen der Erde mir lieb,
Bevölkert das Schloß hier und wird ein Dieb
An unſerm ſtillen verborgnen Glücke?
Hat, ſtrenges Schickſal, noch deine Tücke
Den giftigen Köcher nicht ausgeleert? —
Doch ſchweige! was durch die Himmel fährt
Soll dein verwegenes Wort nicht meiſtern.
Dich bet' ich an, du Geiſt von Geiſtern,
In deines Mondes blinkendem Gold
In deinen funkelnden Sternen hold
In deinem Morgen- und Abendroth,
Dich bet' ich an im Leben und Tod.
Hoch ſteht der Himmel, tiefer die Erde,
Doch was ich bin und was ich werde,

Es liegt in deiner unendlichen Macht
Sei denn gegrüßet fromme Nacht!
Schlaf, ſüßes Siegel aller Sorgen!
Ihr tragt in eurem Schooß geborgen
Die müde ſorgenvolle Welt,
Die der Tag von Arbeit zu Arbeit ſchnellt.
Still ruhen die Bäume, die Quellen all,
Still auf dem Neſte der Vögel Schall,
Ihre Aeuglein ſchließen Blumen und Blätter.
Nur Träume, des Schlummers ſüße Vetter,
Durchſäuſeln den ſternenvollen Raum.
O ſäusle ſo, meines Engels Traum
Wie Mondenſchimmer und Blumenduft
Einmal mit dem Müden hinab zur Gruft!

(Verſtummt und ſinnt eine Weile, dann hört er von fern etwas durch die Büſche heranrauſchen und ſpricht:)

Bewahre! ſchon wieder ein Menſchenfuß?
Vielleicht meine Klara? ſie pflegt zu kommen,
Sobald ſie den Kühen die Milch genommen,
Mit mir zu halten ihr Abendgebet.
Weh mir! ein Mann wieder vor mir ſteht —
Was ſuchſt du, Unſeliger, hier ſo ſpät?

Robert.

Euch, Vater, und euer liebes Geſicht.
O ſeid doch freundlich und ſcheltet nicht
Und redet nicht in ſo ſtrengem Ton.

Ich bin des alten Wilibald Sohn,
Der Robert der flinke Jägerburſch,
Des ihr ſo freundlich euch angenommen.

Einſiedler.

O alle Heiligen und Frommen!
Mein lieber Sohn, wo kömmſt du her?
Wir glaubten, du lebteſt nimmer mehr,
Warſt uns ſo böslich und ſchnell verſchwunden.
Doch glücklich, daß du dich wiedergefunden.
Haſt ſchon den Veit und die Klara geſehn? —
Komm her mein Sohn, ich ſegne dich ſchön —
(umhalſt und küßt ihn).
Warſt immer ein fröhlicher frommer Bube.
Das war eine Freude noch vor der Grube.
Aber ſprich, wo fliegſt du ſo ſchnell uns hin?

Robert.

O lieber Vater, des Menſchen Sinn
Iſt wunderlich oft und ungeduldig.
Ihr kennt Klara ſo lieb und unſchuldig,
Bei deren Vater ich Waidwerk trieb.
Die ſchöne Dirne ward mir zu lieb.
Drob ſchalt mein Vater mich einen Thoren,
Der gute Veit ſelbſt raunt' in die Ohren
Mir etwas, das mich zum Fliehen zwang.
Doch mit dem Flüchtling folgte ein Klang

Von Klara, Robert ich habe dich lieb,
Und wann mein Säbel die Türken zerhieb,
Im kalten Lager, im blutigen Zug,
So rief ich mir immer ins Herz den Spruch
Ich habe dich lieb, und vor allem Böſen
Iſt's mir wie ein bibliſcher Spruch geweſen.
Nun komm' ich wieder und bin ein Mann,
Und ob ich da draußen Ehre gewann,
Das mag mein tapferer Herr euch ſagen.
Doch, Vater, Eines noch muß ich fragen:
Hat Klara den flüchtigen Robert noch lieb?
Iſt's nicht, ſo bündl' ich ſchnell wie ein Dieb
Wieder auf und ſuche mir neuen Streit,
Um ein Leben zu laſſen, das mir leid.

Einſiedler.

O Sohn, mir treibe den Reitersmann aus,
Bleib' in dem Lande und warte dein Haus
Und ſchüttle dein Glück nicht um im Siebe.
Wer Liebe nicht duldet, verdient nicht Liebe:
Es kann dir alles noch luſtig blühn.
Deine Jugendliebe iſt fromm und grün,
Gar züchtig und fein und hold zu ſchauen,
Ein rechter Spiegel für die Jungfrauen,
Iſt fröhlich und doch ein Gotteskind.
Aber du? biſt du auch ein Sauſewind
Zum Fliehen und Kommen immer ſchnell?

Der Krieg iſt gar ein vergifteter Quell,
Der Tugend und Zucht leicht von uns ſpült:
Hab' es ſelbſt in ſündlicher Jugend gefühlt,
Bin leider auch ich Soldat geweſen.

Robert.

Sorgt nicht. Nie bin ich ſo fromm geweſen.
Als unter dem eiſernen Panzerkleid.
Es nahm mich ein Herr mit ſich in den Streit,
Ein rechter chriſtlicher tapfrer Ritter.
Mit mir an gleichen Quaalen litt er,
Doch trug er ſie ſtill in der Männerbruſt.
Ich hab's erſt vor ſechs Monden gewußt,
Da hat er ſein Liebſtes zu ſich entführt
Aus einem Kloſter —

Einſiedler.

Aus einem Kloſter? Und Gott regiert,
Meinſt du, in ſolcher verwegnen Seele?
Aus einem Kloſter? — Doch ſtill! erzähle!

Robert.

Ich ſage euch denn, die Jungfrau war
Noch nicht geweiht an Gottes Altar,
Trug noch ihr Haar und weltliches Kleid.
Doch die Wonne blüht' ihm nur kurze Zeit,
Ihm ward ſein Liebſtes vom Schloß geſtohlen;
Und was wir auf eignen und Pferdeſolen

Auch rund getrabt gefragt und geſucht,
Keine Spur war zu finden von ihrer Flucht.
So ziehen wir hier in die düſteren Mauren
Um entflohenes Glück der Liebe zu trauren,
So kommen wir zu Schloß Greifenſtein,
So bringet der Gram uns zu eurem Hain
Und mich zur Heimath der ſüßen Freude.

Einſiedler.

Sprich, lieber Sohn, wie? waren ſie beide
Zuſammengeſprochen und ſie ſein Weib?

Robert.

Ach nein! ſie hielt den jungfräulichen Leib
Von dem geliebteſten Mann noch fern.
Sie hatte noch einen Vater und Herrn,
Den ſie kaum mit den Kinderaugen gekannt,
Der hatte das Kind in ein Kloſter geſandt
Zu einer frommen geweihten Schweſter.

Einſiedler.

(für ſich) Beſonders! — (laut) Der Thor! er glaubte die Neſter
Der heiligen Frauen ſicher vor Raub.
Doch der Frevel tritt auch das Heil'ge in'n Staub,
Die böſe Zeit dient einzig den Lüſten,
Es rauben Türken, es rauben Chriſten.
Doch ſprich, haſt du ſelbſt die Jungfrau gekannt?

Robert.

Ja. Recht ein Engel vom Himmel geſandt.
Schön wie die Lilien mild wie Thau,
Barmherzig und fromm — eine ſolche Frau
Wird nimmermehr auf Erden gefunden.

Einſiedler.

Aber warum hatten ſie ehlich ſich nicht verbunden?
Du nannteſt ihren Vater vorher.

Robert.

Vermälen ſie wollte ſich nimmermehr
Ohne ihres Herrn Vaters Gebet und Segen.

Einſiedler.

Aber was hatte denn der Alte dagegen?
Ich denke, man fühlt ſich unendlich froh,
Wenn eine entlaufene Tochter ſo ſo
Nur ehrlich unter die Haube kömmt.
Wer gegen verliebte Thorheit ſich ſtemmt,
Der baut dem Satan das Neſt nur größer.

Robert.

O frommer Vater, gebraucht ſie beſſer,
Sie war, wie die heiligen Engel ſind,
Ich habe ein ſolches unſchuldiges Kind
In meinem Leben noch nie geſehn.

Einſiedler.

Wie heißt denn dieſer Engel ſchön?
Wie heißt ihr Stamm? ihres Vaters Waffen?

Robert.

Da ſteckte es grade, das ſollten wir ſchaffen.
Sie wußte nur, daß ſie Maria hieß.

Einſiedler (für ſich).

Maria! Maria! o Name ſüß!
Es erſtaunt mich — (laut) Aber wußte ſie nichts
Von ihrem Vater, gar nichts zu ſagen?

Robert.

Nur was dunkel ſie hörte vor langen Tagen,
Was dem Kinde vorlängſt die Baſe erzählt.
Seitdem ward ihr alles ſo dicht verhehlt,
Daß ſie kaum rathend ſo viel vernommen,
Ihr Herr Vater ſei in Schwermuth gekommen
Und habe ſich von dem Leben getrennt.

Einſiedler.

Alſo das iſt's, was uns den Wald durchrennt?
Was alle Sträuche und Hecken entfriedet
Und alle Echos mit Verſen ermüdet?
Es war hier eben ein junger Poet,
Dem's noch etwas blind vor dem Kopfe ſteht,
Sagte mir, er ſei von euern Geſellen.
Läuft mehr ſolches Vieh hier um mit Schellen,
Das ihr mit euch hier in den Wald getrieben,
So muß deines Herrn Dichten und Lieben
Nicht tief in dem Herzen gewurzelt ſeyn.

Ich meine, die redliche Liebespein
Kann Narrenklappern nicht um ſich leiden.

Robert.

Seid billig, Vater, es giebt ſolche Zeiten,
Wo das Leben uns kaum einen Heller gilt,
Da wirft man die Dinge und Menſchen wild
Und närriſch unter einander zuſammen.
Ihr müßt meinen Herrn nicht gleich verdammen,
Nichts hat er gemein mit dem Affenvieh,
An ihm gerade ſo hangen ſie,
Als Nebeldünſte am Lichtkometen.
Die Narren und Stutzer und Poeten
Sind klebricht und ſchütteln ſich leicht nicht ab.
Er duldet das eben, wie ſich's ihm gab,
Und läßt es ruhig neben ſich laufen.

Einſiedler.

Nun! nun! laß nicht die Zunge entlaufen.
Es war auch eben nicht böſe gemeint.
Nun ſteh mir Rede, mein junger Freund,
Haſt du ſchon deines Vaters Haus geſehn?

Robert.

Ach! ja, ich ſah es ſo traurig ſtehn,
Sie haben den Alten mir jüngſt begraben.
Nichts hatt' er von dem einzigen Knaben,
Er hat ihm die Augen nicht zugedrückt,

Ihm nicht die Ehre der Todten geſchmückt,
Ihm nicht geleitet mit Thränen den Sarg.
Bedenk' ich das, ſo faßt es mich arg,
Daß ich davon lief ohne ſeinen Segen. —
Doch ſchon blinkt der Mond mir ſo hoch entgegen,
Schon wandelt weiter der Abendſtern;
Ich muß gehn ſchauen nach meinem Herrn,
Des Dieners Sorge nimmer ruht. (ab.)

Einſiedler.

Dich ſegne dein Gott im Himmel gut!

Siebente Scene.

Walter, dann Robert.

Walter.

Geliebtes Bild, das mir in ſüßen Träumen
Die Flammenſeele füllt
Und wie ein Stern mit Sternen in den Räumen
Des Aethers funkelnd quillt,
Das in des Mondes wehmuthvollem Schimmer
So mild herniederblickt,
Im Blumenſäuſeln Wellenliſpeln immer
Mir ſtille Seufzer ſchickt:

Dir ruft in dunkler Nacht die dunkle Trauer,
Dir ächzet nach die Luſt:
So ächzt der Vogel einſam, der im Bauer
Verlorner Liebe ruft.
O ſüßes Bild! in dir iſt meine Freude,
O Luſt! in dir mein Leid.
Klingt, ſtille Klagen, klingt im Liebesleide!
Klingt bis in Ewigkeit!
O Blätter, die ſo verliebt ſich regen,
O Wellen, die zärtliche Seufzer hegen,
O Sterne, die droben ſo mild und hell
Ausſtrömen des Lichtes fröhlichen Quell,
Und du verſchwiegene heilige Nacht —
Wie all meine Wonne in euch erwacht!
Wie all mein Kummer in euch ſich freut!
Auch Hoffnung erſcheint in dem grünen Kleid
Und will von glücklicher Liebe ſprechen.
Nein, Walter, nenne es nicht Verbrechen,
Nicht reiner knie'n Nonnen an Gottes Altar,
Als rein und züchtig die Liebe war,
Die ſie den Mauren des Kloſters entführt.
Wo ſolche Zucht ſich und Unſchuld ſpürt,
Wo ſo die Triebe zum Guten ſich neigen
Und Engel hinauf und hinnieder ſteigen,
Da iſt die Liebe nicht ſündlich noch ſchlecht. —
Doch da kömmt Robert, mein treuer Knecht.

Woher ſo ſpät, du treuer Geſell?
Was iſt dir? was funkelt dein Blick ſo hell?
Gewiß du haſt was Liebes gefunden.

Robert.

O Herr, ſo müß' euch die Bruſt geſunden,
Als drinnen mein Herz mir vor Freuden ſpringt.
Mir iſt, als ob brauſende Jagd erklingt
Oder friſch im Galopp wie die Spahis jagen.
Was gilts? wann morgen die Schatten tagen,
Wir fahren mit Hörnern und Hunden zum Wald?
Das Leben bekömmt eine neue Geſtalt
Und luſtiger rollen Erde und Himmel
Bei des Waidwerks luſtig wilden Getümmel.
O Herr, ich mache die Jagd bereit
Und in des Jubels hellem Geläut
Wir ziehen aus mit dem Morgenroth?

Walter.

Es ſei! doch keiner komme mit Tod
In der Vögel freundliches Reich des Hains,
Spiel ſoll es bleiben und Jagd des Scheins,
Mein Herz hat nimmermehr Luſt am Morden.

Robert.

Ihr armer Herr! was ſeid ihr geworden?
Seid friſch! es kömmt das verlorne Glück
Mit aller verlornen Liebe zurück,

Ihr werdet das Fräulein wieder haben. —
O daß ich verſtände die Sprache der Raben,
Die ſie einſam klingend um Mitternacht ſprechen!
Daß ich könnte hexende Kräuter brechen,
Womit man Zauberſtimmen citirt!
Mir immer im Herzen ſo etwas regiert,
Verkündend, wir haben bald Hochzeitſpiel.

Walter.

Geh, Tropf, und lege dich auf den Pfühl,
Laß alten Weibern das Prophezeih'n.
Ich mag nicht ſchwatzen, laß mich allein,
Nur einſam dünket die Nacht mir lieb.
Jedes Wort von dir wird ein böſer Dieb,
Der die Gedanken dem Gram entwendet.

Robert.

Gute Nacht! gute Nacht! — Er glaubt, er ſendet
Mich gradeſten Wegs in des Schlafes Arm;
Allein der Buſen mir brennt ſo warm,
Ich muß durch ſüße Liebesgewalt
Noch weit hinein in den grünen Wald
Wohl über Berg und Thal hinaus
Zu meines Feinliebchens ſtillem Haus.

Achte Scene.

(Vor Veits Hauſe.)

Maria, Klara.

Klara.

O ſüße Maria, ſo bitter nicht weine,
Dein Leben dir ſtehet im Sonnenſcheine,
Fromm iſt deine Liebe und fromm dein Gemüth.
Gewiß dir die ſchönſte Freude noch blüht.
Erzähle die Trauergeſchichte nur fort.

Maria.

Ach! Klara, wie mir es das Herz durchbohrt,
Wann ich alle Gelübde die Wunderſchränke
Und das Bild der Gottesmutter bedenke,
Nach deren Namen man einſt mich genannt!
Sie ſtehen alle ſo ernſt und abgewandt
Und ſcheinen mit ſtrengen Blicken zu drohen,
Daß mit dem Mann ich ſo raſch entflohen.
Gewiß ich habe nicht wohl gethan.

Klara.

Du holde Seele, entreiß dich dem Wahn,
Was kann ein zärtlicher Buſen für Liebe?
Doch erzähle weiter, wie raubten die Diebe
Dich nächtlich denn von des Grafen Schloß?

Maria.

Es war ein Türkenhaufe zu Roß,
Der längs der Donau hinabgeſtreift,
Sie kamen zur Stunde, wo Morgenthau reift.
Das Schloß ſtand ohne Wächter und leer;
Herr Walter war eben die Nacht vorher
Auf die Wolfsjagd tief in den Wald geritten.
Sie führten auf fliegenden Roſſesſchritten
Mich über Thäler und Hügel davon.
Ich ſah mich mit bebender Schande ſchon
Zu einer Sultanin Magd verdammen.
So ritten ſie friſch, bis die Sonnenflammen
Der Mittag grader herunterſchoß,
Da ſtiegen ſie alle im Walde vom Roß
Und hießen auch mich in dem Schatten ſitzen.
Doch plötzlich wickelt mit Donnern und Blitzen
In finſtere Nacht ſich das Firmament;
Ein jeder ſogleich zu den Pferden rennt
Sie aufzuſatteln und neu zu zügeln.
Schon ſitzen die meiſten feſt in den Bügeln,
Schon hebt auch mich mein Führer zum Sitz
Des Sattels, da trifft ihn ein ſchneller Blitz,
Der ihm den verruchten Schädel zerſpaltet.
Der Gott, der über die Unſchuld waltet,
Riß flugs zu des Waldes einſamſten Ort
Mich ſelbſt und mein Pferd im Sturmwind fort,

Ich ſah nichts mehr von meinen Begleitern.
Kaum ſchien der Himmel ſich zu erheitern,
Kaum ſtrahlte die Sonne mit freundlichem Licht,
So wandt' ich nach oben mein Angeſicht
Und flehte mich wieder zu Chriſten zu ſenden.
Was ſeh' ich, ſo wie ſich die Augen wenden?
Ein Hirtenbüblein tritt zu mir alsbald
Und weiſt mir den Weg durch den wilden Wald
Zu dem Dorfe hin, wo ſein Vater wohnt.
Dort läßt die Gewalt, die über uns thront,
Uns gleich einen heiligen Pilgrim finden.
Mich treibt eine Unruh nach allen Winden,
Die ich nicht verſteh, in die Welt hinaus.
Gleich tauſch' ich das Roß und die Kleider aus
Mit dem Pilgrim und nehme den Pilgerſtab.
So geh ich zwei Monden wohl auf und ab
Das Land, welches jenſeits der Donau liegt,
Bis mich der Himmel, der alles fügt
Und Liebe ſelbſt über Verirrte ſpreitet,
Hieher zu dem friedlichen Häuschen leitet,
Iſt mir geworden ein liebes Heim.

Klara.

O Worte ſüßer als Honigſeim!
Wie gut, daß du ſolches mir treu erzählt!
Vertreib, was die liebende Seele quält,
Du biſt ja ſo ſichtbar in Gottes Huld.

Sei froh, Maria, und trage Geduld,
Auch mir iſt mein Liebſter einſt ſchnell entflogen
Sieh auf, wie ſtehet der Himmelsbogen
So ewig jung in dem heitern Blau!
Sieh nieder, wie ſchlummern die Blümlein im Thau
Und ſchließen die frommen Kinderaugen!
Laß uns auch die Freude des Frühlings ſaugen,
Die Gott beſchert ſeinen Kindern all.
Horch! horch! wie ſinget die Nachtigall!
Verſteht recht den Klang verliebter Seelen.

Maria.

Ach! Klara, ich darf dir es nicht verhehlen,
Mir däucht, ich bin mit dem Himmel im Streit,
Es iſt mir ein nagendes Herzeleid
Und drückt mir die Bruſt wie ein ſchwerer Stein,
Daß ich entfloh'n aus des Kloſters Schrein,
Ich fürchte immer, daß die Heiligen zürnen.

Klara.

O lieblichſte aller lieblichen Dirnen,
Die Gott ſich ſelber zum Tempel erbaut!
Schon manche ſollt' ſtehen als Himmelsbraut
Und ward doch glückliche Mutter von Kindern.
Die himmliſche Gnade verzeihet ja Sündern,
Verziehe ſie denn nicht der Frömmigkeit?
Doch komm, es nahet die Mitternachtzeit,
Wir dürfen hier draußen nicht länger ſitzen.

Maria.

Warum nicht? die Sterne des Himmels blitzen
So freundlich und ſpiegeln mit mildem Schein
Die himmliſche Ruh in das Herz hinein
Und wehmüthig klagend rauſchet der Bach.
Nur ein halbes Stündchen noch ſieh mir nach.
Dann wollen wir in das Kämmerchen gehn.

Klara.

Nein! nein! die Mutter ſie weiß es ſchon,
Es iſt hier des Nachts im Wald nicht ſicher.
Der ſchelmiſche Neck mit lautem Gekicher
Und Hexengeflüſter durchrauſcht den Hain,
Die Elfen ſchlingen den magiſchen Reih'n,
Aus allen Bäumen und Sträuchen klingt es,
Auf allen Steinen und Hügeln ſingt es —
Das iſt für Mädchen gefährliche Zeit.

Maria.

Komm denn, wenn die Mutter alſo gebeut.

Neunte Scene.

(Wald nicht weit vom Förſterhauſe.)

Erlkönigin und ihr Gefolge, ſpäter **Albert**, **Otto**.

Erlkönigin.

Auf! ihr ſchnellen
Jungfrau'n, auf!
Hügel und Wellen
Thun ſich auf;
Steine und Bäume,
Knoſpen und Keime
Laſſen die feinen
Niedlichen kleinen
Geiſter heraus, heraus, heraus —

(Elfen, Gnomen, Jungfrauen, Neck u. ſ. w. ſtrömen von allen Seiten herbei. Die Elfen ſchlingen einen Kreis und tanzen vor der Königin hin, ſchwingen ſich aber endlich mehr abwärts von ihr und ſingen:)

Die Elfen.

Es tanzt und ſpringt
Und klingt und ſingt
Die ſchnelle Geiſterſchaar,
Im grünen Hain
Bei'm Mondenſchein
Wird ihre Wonne klar.

Der Mond ſo hell
Auf Blum' und Quell
Gießt ſüße Strahlen aus,
Zur Geiſterſtund
Wir flattern rund
Aus Blum' und Quell heraus.

Die Königin
Mit hohem Sinn
Sieht unſern Spielen zu.
So tanzen wir,
Wann Menſch und Thier
Sich labt in ſüßer Ruh.

O Mitternacht!
O Mondenpracht
Mit zärtlich frommem Blick!
O Sommerzeit!
Wie mich erfreut
Mein Blumenkinderglück!

O ſüßer Tanz!
O Liebesglanz!
Komm, holdes Lüftchen, mit!
Durch Gras und Buſch
Geht's huſch! huſch! huſch!
Dahin im Flügelſchritt.

Erlkönigin.

Horcht auf nun, all' ihr Kinder der Nacht,
Die hier mein Ruf zuſammengebracht!
Ein jeder treu das Seine merke
Und rüſtig ſei in ſeinem Werke.
Du, nächſte mir an Macht, Kalil,
Dich morgen früh ich ſehen will.
Es wird eine Jagd und Waldgeſchmetter,
Da ſollſt du mit Blitzen und Donnerwetter
Der Herrin hurtig zu Handen ſeyn.
Bis dahin durchflattre Blumen und Hain
Und ſuche dem Herzen ſein Wohlgefallen. —
Du, Perri, durchſchlüpfeſt des Schloſſes Hallen —
Du kennſt ja der Hauptſtadt goldenes Haus —
Da geht eine Grafenfrau ein und aus,
Die dickliche mit den verblümten Augen.
Nimm mit dir den Alp, den garſtigen rauchen,
Der die Buſen ſchwer wie ein Mühlſtein beklemmt.
Die Falſche, die alles mit Thränen verſchwemmt
Und mit ſchmachtend himmelnden Augen berücket,
Soll fühlen, wie falſche Liebe beglücket. —
Du, Kiki, nimmſt dir die Küchenmagd
Des Junkers von Stein, die die Leute plagt
Die Hunde ſchlägt und die Thüren ſchmeißt
Und den Armen den Weg mit dem Beſen weiſt
Und geißelſt ſie ab mit Neſſeln und Ruthen,

Daß ihr von Striemen die Lenden bluten. —
Ani und Kelli, ihr flieget nach Träumen
Und ſchüttelt die ſchönſten von Blumen und Bäumen,
Wo halb ſie in Liebe entſchlafen ſind:
Einen goldnen dem niedlichen Förſterkind,
Der Peppi, zugleich einen himmelblauen
Mit weißen Flügeln, die Düfte thauen,
Für Nantchen, des Pfarrers artiges Kind.
Gerüſtet nun alle! und ſchneller als Wind
Fahret hin im geheimen Spiele der Nacht!

Alle.

Wir fahren und dienen der Herrſcherin Macht.
(die meiſten ab).

Erlkönigin.

Du Neck, du Schadenfroher, bleibſt hier
Und geißelſt der Buben böſe Begier,
Die früher ich dir ſchon zur Strafe empfohlen;
Du ziehſt ſie ſo durch von der Scheitel zur Sohlen,
Daß ihnen das Nachtſchwärmen ewig vergeht (ab.)

Neck.

O dafür ſorge nicht, Majeſtät
Die ſollen auf diebiſchen Schlichen nimmer
Rundtrippeln bei Mond- und bei Sternenſchimmer,
Ich will ihnen wahrlich die Leber kühlen.

Erſte Jungfrau.

Du Böſer! verruchte Herzen durchwühlen

Als Henker das däucht dir ein luſtiges Amt.
Du Garſtiger wareſt zur Hölle verdammt,
Sobald dich die Hexe dem Seegott geboren.

Neck.

Klingſt du ſo? Als der Burſch mit den rauhen Ohren
Sich von ungefär dir in die Arme verlor,
Weißt du's noch? ſchon zerriß Aurora den Flor
Der Nacht mit roſigen Fingern am Himmel,
Tag und Nacht vergaßt ihr im Freudengetümmel —
Weißt du's noch? ihr ſchliefet in ſüßer Ruh,
Ich rief die Gefahren des Lichts euch zu.
Da war ich ein guter, ein freundlicher Neck,
Ein beſcheidner Neck, ein verſchwiegner Neck,
Ein Verwandter, ein Vetter, ein herrlicher Neck —

Erſte Jungfrau.

Daß du ewig verlahmteſt, du Natterzunge!

Zweite Jungfrau.

Was keifſt du mit ihm? ſeine eiſerne Lunge
Könnte taub die heulenden Wölfe ſchrei'n.
Doch, lieber Neck, was giebt's hier im Hain?
Du munkelteſt etwas vorher von Hexen.

Neck.

Ich könnte zwei luſtigen Menſchengewächſen,
Wär't ihr artig, euch gleich in die Hände ſpielen.
Dann wär' ich nicht mehr der Neck mit den Schwielen,
Der Rauhe, der Ekel und Grauen macht.

Zweite Jungfrau.

Was ſagſt du? kommen ſie dieſe Nacht?

Neck.

Ja gleich, mein lüſternes Fräulein, zu dienen.
Doch Scherz bei Seite! ihr ſeid nicht die Bienen,
Die dieſe Blumen beflattern dürfen.
Flieht! flieht! die Unterirdiſchen ſchlürfen
Schon von geräderten Mördern das Blut,
Schon tanzen Hexen um Feuersgluth
Mit Pferdefüßlern und Beſenſtielreitern
Und leſen Gift von Blumen und Kräutern
Und kochen Salben von Krötenfett
Und Schlangenſchaum und polſtern ihr Bett
Der Liebe mit Neſſeln und Skorpionen —
Flieht! flieht! denn wo die Scheußlichen wohnen,
Darf keine Jungfrau des Waldes ſeyn.

Erſte Jungfrau.

Huhu! wie heulet es durch den Hain!
Das iſt die Gewalt der geheimen Mächte,
Die furchtbar beherrſchen die ſchwarzen Nächte,
Schon iſt auch kein Sternlein am Himmel zu ſchauen.

Zweite Jungfrau.

Mich faßt ein unüberwindliches Grauen.

Das ſind die Schrecken *) der hehren Frau.
Komm! komm! da drüben die Blumenau
Mag noch wohl tröſtende Geiſterchen hegen.
(beide ab.)

Neck.

Da rauſcht das Geflügel hin in Luſt,
Doch anders gar iſt mir um die Bruſt.
Sie fühlen nicht, wie tief es bohrt,
So einſam am nächtlich düſtern Ort
Mit Ungeheuern Rath zu pflegen,
Der Scheuſale ſchwarzes Herz zu erregen,
Im böſen Dienſt nach allen Enden
Des Teufels Geſellen zu verſenden.
Das thut dem leichteſten Herzen weh.
Doch horch! ſchon ſchallt von des Thurmes Höh
Zwölfſchlägig die tückiſche Mitternacht,
Die los alle Hunde der Hölle macht,

---

*) Erlkönigin: Schreckenskönigin. Erlish, Earlish †) in den alt-engliſchen und ſchottiſchen Balladen: Schrecklich, Grauslich. Das Subſtantiv des Worts fehlt. Vielleicht iſt der Grundbegriff deſſelben Nächtlich Düſter; im Schwediſchen heißt ärla: früh-morgens, im Zwielicht; ſades-ärla: die blaue Bachſtelze, eines der frühest aufſtehenden und munterſten Vögelein, das in der Morgendämmerung ſchon um die Bäche und Teiche hüpft.

†) The erlish man, king, queen kommt oft vor.

Mit wildem Geheul die Welt zu durchjagen.
Was hilft's? ich muß die Beſchwörung wagen —
Die herriſche Macht des Schickſals zwingt.

(Stellt ſich feierlich an einen Hollunderbuſch und beſchwört.

Bei der Macht des alten hölliſchen Drachen,
Bei Natternzahn, Krokodillenrachen,
Bei Wolfsmilch und bei Schierlingsſaft
Und des Hundegeifers ſchäumender Kraft
Erlöſ' ich dich, du garſtige Kröte,
Aus deiner ſteinernen Schlummerſtätte
Am Kreuzweg unter dem Hagedorn.
Nimm an die Geſtalt, die du verlor'n!
Sei wieder das bucklichte runzlichte Weib,
Die einſt im hölliſchen Zeitvertreib
Mit Satan den Zauberer Merlin gemacht.

Erſte Hexe (erſcheint).

Hie bin ich, was heiſchet die herriſche Macht?

Neck (fortfahrend).

Und du, die unter dem Hochgericht ſchläft,
Des Nachts als bellende Hündin kläfft,
Des Geizes Schatz umbrummt als Katze
Und mit der magern knotigen Tatze
Den Chim in frierender Lieb' umflicht,
Die Ehen durch Geld zuſammenpicht
Und Freundſchaft entzweiet durch Ohrenblaſen —

Komm! heute ſollſt du in Liebe raſen,
Iſt dir ein luſtiges Mahl bereit.

Zweite Hexe (erſcheint)

Hier bin ich, Herr Neck, dein allezeit.
Doch ſprich, was mögen wir beide thun?

Neck.

Ihr ſollt die tückiſche Bosheit thun
An zwei Geſellen, die böſer Rath
Herbeiführet auf verſtohlnem Pfad,
Meinen hier in diebiſchen Liebestücken
Jungfräuliche Blumen der Unſchuld zu pflücken,
Die duftig ſtehn in des Förſters Haus.
Bald kommen ſie hier aus dem Wald heraus,
Dann müßt ihr die hölliſche Macht entfalten
Und euch den Dirnen ſo gleich geſtalten,
Daß ihr die Lüſternen zu euch führt.
Dann nehmt ihr ſie richtig, wie ſich's gebührt,
Und zahlt ihnen gräulichen Minneſold,
Bis daß der funkelnde Morgen mit Gold
Die Spitzen der Bäume wieder beſäumt.
Wann ſie zwei Minuten ſich glücklich geträumt,
Dann erſcheinet ihnen in wahrer Geſtalt,
Thut ihnen die mächtige Teufelsgewalt
Und rollet ſie fort über Stock und Stein
Durch Neſſeln und Dornen entlang den Hain

Und badet ſie in dem ſtinkendſten Sumpfe.
So feiert Amors grauſe Triumphe,
So würzet ihnen verbotne Luſt.

Erſte Hexe.

O ſorge nicht. Was ich an meine Bruſt
Nur nehme, das muß wie die Katzen ſchreien.
Sie ſollen in falſcher Liebe juchheien,
Als wäre der ganze Blocksberg da.
Es kömmt mir kein ſterbliches Weſen nah,
Gleich wird es, als käm' es vom Todeslager,
Ich mache die volleſten Wangen mager;
Drum gieb mir was Quabblichtes, wenn du's haſt.

Neck.

Ja, ja, ein Schweinchen, wie aus der Maſt.
So Fettes haſt du noch nie erfaßt,
Ich verſpreche dir ein ſaftiges Leben.
Den mußt du mit eiſigen Klauen umweben,
Mit kralligen Fingern zerkratzen wild,
Bis daß er den Wald mit Geheul erfüllt,
Als ſollt' er die Wölfe zum Reichstag laden.

Erſte Hexe.

Juchhe! er ſoll mir im Drecke baden!
Und morgen ſchau, an welchem Gedorn
Er blutig hat Hoſen und Wams verlor'n.
Juchhe! er ſoll denken an ſeine Schöne.

Zweite Hexe.

Juchhe! was ſind das für luſtige Töne!
Lieber Neck, auch mir nichts Garſtiges gieb.

Neck.

Sei ſtill! es iſt noch ſo ein Tagedieb
Mit der Faulheit gleiſſigen Vollmondwangen,
Den ſollſt du mit hölliſcher Gluth umfangen,
Mit brennenden Neſſeln der Luſt umklammern.

Zweite Hexe.

O wahrlich er ſoll mir wie Katzen jammern
Sie Wölfe heulen in ſchreiender Wuth.
Meine Liebe brennet wie Heklas Gluth,
Die ſprudelt zugleich in Feuer und Eis.
Er ſoll ſagen, daß ich zu lieben weiß,
Er ſoll wie Eiſen unter dem Hammer ſtönen.

Neck.

Es ſegn' euch Satan, ſcheußliche Schönen!
Doch merkt, ihr müſſet recht gräulich ſeyn.
Dann ſey es der Thoren ewige Pein,
Der Gewalt zugleich und der Schmach zu denken.
Fahrt wohl! ſchon rauſchen ſie her und lenken
Die Schritte dem einſamen Häuschen zu.
Friſch, Burſche! euch locket die hölliſche Ruh,
Weil ihr die himmliſche ſtören wolltet.

(ab)

Erſte Hexe.

Hieher ein Veilchen hinter den Strauch!

Zweite Hexe.

Ich verwandle mich in eine Raupe rauch.
Wollen erſt zum Spaß zwei Minuten hören
Ihre Aechzer und Seufzer zu Sternen und Sphären,
Denn mondſüchtig iſt der verliebte Sinn.

Erſte Hexe.

Recht ſo; und plötzlich dann rauſchen wir hin
Gleich jenen zwei Dirnen, wofür ſie brennen,
Sie ſehn uns, ſeufzen, ächzen, und rennen
Uns in den Arm — dann geliebelt, geherzt.
Wenn ſo wie ein Veilchen geſpielt und geſcherzt,
Ueberfällt ſie verwandelt die grimmige Pein.
Dort drüben, dort von dem Alfrankenſtein
Sollen ſie hinunter zum Sumpfe rollen.

Zweite Hexe.

Doch weißt du, womit wir ſie ködern wollen?
Mit einem bischen verliebten Geſang.
So kommen die ſchleichenden Füchſe zum Fang.
O wie ich mich freue der Liebesqualen!

(Albert und Otto ſchleichen von einer andern Seite
mit leiſen Tritten durch die Büſche).

Albert.

O Mond, beſcheine mit zärtlichen Strahlen
Den Weg zu dem traulichen Kämmerlein!

Mich dünkt, ich ſehe der Fenſter Schein
Da drüben ſchon durch die Eichen ſchimmern.

Otto.

Mir däucht, ich höre ſchon Seufzer wimmern
In zärtlichen Träumen von ſchwellender Bruſt.
Fürwahr es dünket der Weg zur Luſt
Dem Sehnſüchtigen faſt, wie Meilen lang.

Albert.

Still! ſtill! das tönet ja wie Geſang
Von ſilbernen Stimmen wie aus der Ferne.
O wären ſie es! glückſelige Sterne!
Doch horch! laß uns lauſchen hinter dem Buſch.

(Es tönt von den Bergen hinter einem Strauch heraus wie Geſang, zuerſt nur, wie aus der Ferne, dann als immer näher heran kommend).

Komm Feinsliebchen! es iſt Nacht,
Nur der Mond am Himmel wacht
Und die Sterne groß und klein
Wollen gern Geleiter ſeyn.
Komm Feinsliebchen! es iſt Nacht.
Folge froh der Jugend Macht;
Mag das Alter grämlich ſehn,
Jugend muß in Freuden ſtehn.
Komm Feinsliebchen! es iſt Nacht,
Gieb auf Lenz und Liebe Acht,
Lenz iſt kurz, rauſcht ſchnell vorbei,
Liebe wird nicht wieder neu.

Komm Feinsliebchen! es iſt Nacht,
Komm! dein Bettlein iſt gemacht,
Roſen, Lilien bunt und fein
Sollen dir das Lager ſtreu'n.
Komm Feinsliebchen! es iſt Nacht,
Nur der Mond am Himmel wacht
Und die Sterne groß und klein
Wollen gern Geleiter ſeyn.

(Der Geſang verſtummt, Albert und Otto treten hervor mit Blumen und [illegible] [illegible].)

Albert.

O welche Muſik! doch wo iſt der Leib
Der himmliſchen Stimmen? kein irdiſches Weib
Mag ſolche Töne vom Herzen flöten.
Das klingt eine Sehnſucht wahrlich zum Tödten,
Die ſtößt einem das Herz im Leibe ab.

Otto.

Das Ding, das die lieblichen Töne gab,
Muß doch wohl irgend zu finden ſeyn.
Oder ſpielet wieder der Teufel mit drein
Und — Nein! nein! ſeh! was kömmt da geſchwebt!
Glück auf! das iſt nicht aus Luft gewebt.
Glückauf! das ſind ſie, die hübſchen Dirnen.

Albert.

O Himmel! ſie ſelbſt! o glückſelige Nacht!
Du haſt uns die Luſt in den Wald gebracht.

(Die beiden Hexen, die in Geſtalt reitzender Jungfrauen leiſe ſchwebend von der andern Seite herangekommen waren, fahren bei dem Anblick der Männer plötzlich wie erſchrocken zurück, als wollten ſie fliehen.)

Wohin, ihr erſchrockenen Schönen, wohin?

(läuft ihnen nach).

Otto (daſſelbe thuend).

Wenn ich heut nicht der ſchnelleſte Springer bin!
Nach! nach! ſo brauchen wir nicht zu fenſtern.
Bei allen freundlichſten Nachtgeſpenſtern
Das war der Liebe glücklichſter Streich —
Weilt, holde Mädchen! was lauft ihr ſo bleich?
Wir ſind weder Diebe noch Hexenmeiſter.

Albert.

O Glück! ſie ſtehen, ſie nahen dreiſter —
Willkommen ſelige Freudennacht! —
Seid gegrüßt, anmuthige Fräulein, beide!

Erſte Hexe.

Auch ihr. Was führet durch Wald und Haide
So ſpät euch zum Schrecken der Jungfrau'n her?

Albert.

O liebliches Kind, kein Ungefär,
Die mächtige Liebe war unſer Zug.
O komm! und laß meiner Seele Hauch
Auf deinen blühenden Lippen verwehen!
O komm! und laß an den Blumenhöhen
Des reitzenden Buſens wiegen mein Haupt!

Der Hain hat der Liebe das Bett umlaubt,
Der Himmel brennet die Hochzeitkerzen.

Erſte Hexe.

Komm, lieblicher Junge, denn! laß uns ſcherzen
Und ſpielen im luſtigen Mondenſchein!
Die Nacht und die Liebe ſoll unſer ſeyn!
O freundliche Leitung, daß ich dich traf!
Komm! komm! die Mutter ſchnarchet im Schlaf
Die Hunde liegen vom Schlummer gebunden
Und träumen von Haſen und Hirſcheswunden.
Kommt! lehret uns, ob ihr lieben könnt.

(Umarmungen und Küſſe der vier Nachtwanderer, darauf verwandeln ſich die Hexen in garſtige Scheuſale, umklammern die Männer wie mit Krallen und rauſchen mit ihnen davon).

Otto.

Au weh! weh! laß mich, du Ungeheuer!

Zweite Hexe.

Komm! komm! mein Buhle, ſtille dein Feuer!
Kurz iſt die Jugend, kürzer die Nacht.

Albert.

Ai! ai! du drückeſt mich, daß es kracht,
Weh mir! deine Hand iſt kälter als Eis.

Erſte Hexe.

Komm! lerne, ob ich zu lieben weiß. —
Heult! daß die Hunde mitheulen, heult!

Wenn dieſe Nacht nicht die Lüſternheit heilt,
So löſcht kein Waſſer den üppigen Brand.
(Sie fahren mit ihnen hin durch den Wald. Gewimmer aus der Ferne).

Zehnte Scene.

(An Veits Hauſe.)

Robert.

Hier iſt der Teich und hier das Haus,
Hier ſtehen die Kirſchenbäume ſo kraus,
Die ich einen Frühling mit Klara pflanzte.
Dies iſt der Platz, wo Feinsliebchen tanzte
Die fröhliche Nacht zum Johannisfeſt —
O Robert! ſo wie du dem ſüßen Neſt
Dich naheſt, wie wird dir im Herzen bange!
Mußt ſchleichen, als gingſt du auf Diebesgange
Zu mitternächtlich verruchter That.
Und wie es ringsum geklungen, gewimmert hat
Und in Blättern und Zweigen gemuſicirt!
Ein Herz, worin Liebe und Sehnſucht regiert,
Wird leichtlich im Innerſten angeklungen.
Oft haben mich vormals die Elfen umſungen,
Oft fuhr mir des wilden Jägers Geſchrei
Auf mitternächtlicher Jagd vorbei;

Nie hat es mir alſo den Buſen erſchüttert.
Was Anderes, fühl' ich, iſt es, was zittert,
Die ſüße Gewalt, vor welcher kein Mann,
Sei er tapfer wie Roland, beſtehen kann.
Nie ſchlug mir im Leben ſo heiß das Herz,
Wann wir uns im blutigen Todesſcherz
Mit Spahis und Janitſcharen zerhieben.
Drei Tage ſchon ſchleich' ich gleich ſcheuen Dieben
Auf allen Wegen in Hain und Flur
Wohl in des freundlichen Klärchens Spur
Und wage nimmer ſie anzutreten.
Es iſt mir, als ſollt' ich zu Heiligen beten,
Darf nimmer ſchauen ihr Angeſicht. —

O Kämmerlein, lieblich vom Mondenlicht
Auf deinen flimmernden Rauten beleuchtet!
Wär' einer, der das, was ich eben gebeichtet,
Ihr raunte im ſpielenden Traum ins Ohr!
Doch muß ich — Wie zittr' ich bebender Thor!
Als wollt' ich etwas recht Schlimmes thun.
(Tritt näher ans Fenſter.)

Süß Liebchen, mögſt du in Frieden ruh'n
Und meiner in treuer Liebe gedenken!

Wie wird mir? Ich muß mich hinnen lenken,
Die tiefe Wehmuth beklemmt mir die Bruſt —
O Nacht, wann wiegſt du in ſüßer Luſt
In ihren liebenden Armen mich ein? —

Und doch — leicht könnte ich glücklich ſeyn,
Mein Erbe ſteht offen durch Vaters Tod,
Ich könnte gleich mit dem kommenden Morgenroth
Die treue Liebe zur Hütte führen. —
Doch horch! wie die Geiſter dort muſiciren!
Auch klinget Geheul mit Ach und Auweh
Da drüben herab von der Felſenhöh,
Wo die ſchwarzen Elfen im Mondenglanz
Rundſchwingen den klingenden Zaubertanz —
Platz muß man machen, wo Heimlichkeit iſt.
Gott behüte dich, Liebchen, vor Hinterliſt
Und erwecke dir hell den Morgen in Freuden!
Der Hahn kräht zum Zweiten und mahnt zu ſcheiden.
Ich muß gehen rüſten das Jagdſpiel zu.
Süß ſei dein Erwachen, wie ſüß deine Ruh!
Alle Engelein ſchweben auf deinen Traum
Hernieder aus dem himmliſchen Raum
Mit lieblichen Mähren und Geſchichten! (ab.)

Elfte Scene.

Der Einſiedler, dann Stephan und Klara.

Einſiedler (aus ſeiner Zelle tretend).

Ich kann nicht länger, ich muß hinaus
Und ſehen das hohe Gotteshaus

Dort eben mit Millionen Lichtern,
Die uns mit freundlichen Angeſichtern
Ziehn zu dem ewigen Glanz empor.
Weiß nicht, wodurch ich den Schlaf verlor
Und was die ſeltſamen Träume wollen.
All meine Gedanken in mir ſich rollen,
All meine Gefühle in neuem Schwung —
Iſt mir, als würde ich wieder jung,
Als ſollte ich wieder hinein ins Leben.
Doch will ich die Hände zu dem erheben,
Des alle Herrlichkeit iſt und Macht.
O du, der die ſchlafende Nacht bewacht,
Erhabnes Geſetz der heiligen Sterne,
Erleuchte mich, daß ich die Wahrheit lerne,
Mit deiner milden Beſtändigkeit.
Laß mich die große Nothwendigkeit,
Die wandellos rollet in Sonnen und Sphären
Als meines Buſens Geſetz verehren.
O du! du unendliche Majeſtät,
Die droben in donnernden Wettern geht
Und unten in Blumen des Frühlings düftet,
Du haſt mir oft den Schleier gelüftet,
Der über dem Dunkel der Zukunft hängt,
Und was in der Tiefe der Bruſt ſich drängt
Mir aufgeſchloſſen mit ſeligen Geiſtern.
Doch ach! die irdiſchen Triebe meiſtern

Das himmliſche Streben in irdiſcher Zeit;
Dann fühle ich recht, wie das Leinenkleid
Gleich Blei auf geflügelte Seelen drückt.
Zwölf Jahre ſchon wohne ich hier, entrückt
Dem Lärm der ſchnatternden Jahrmarktsbühne,
Doch immer locket ins Leben die grüne
Begier zum Buhlen den beſſern Verſtand;
Und wie ich mich brünſtig auch zugewandt
Dir, Höchſter, in Wünſchen und Seufzern und Thränen,
Gewaltig herrſchet das irdiſche Sehnen,
Wie nach dem Verlornen die Liebe blickt,
Und hält mir die Welt der Geiſter umſtrickt,
Daß nimmer ich mag zu der Tiefe dringen.
Doch horch! was hör' ich da drüben klingen?
Es däucht mir wie liebliche Waldmuſik.

Stephan.

(Nicht weit von der Einſiedelei unter einer Weide ſitzend, ſchlägt die Laute und ſingt:)

Vögelein ſingſt du?
Lüftelein klingſt du?
Singſt mir und klingſt mir nicht Ruh;
Blümelein freudig
Träumen ſo leidig,
Schließen die Aeugelein zu.
Mir nur alleine

Blühet im Haine
Nicht Liebe noch Ruh.
Sternlein euch ſchwinget,
Leuchtet und bringet
Träume und Wonne zugleich;
Seufzet Geflüſter
Zweigelein düſter;
Euch iſt der Traurende gleich:
Rauſchet in Leide,
Fern von der Freude
Entflieh ich zu euch.

Einſiedler.

Ein ſüßer Klang voll Melancholei —
Will gehn und ſchauen, wer es ſei,
Der alſo in nächtlichen Klagen geht.
(geht näher zur Weide).
Wahrhaftig! kein andrer als der Poet —
Dies iſt eine ſeltſam ſpielende Nacht,
Die hat mich aus Unruh zur Unruh gebracht —
Gott grüß dich ſchön, nachtſchwärmender Freund!
Du wandelſt in Trauren, wie es ſcheint
Voll tiefer Wehmuth klinget dein Lied.

Stephan.

Du kenneſt, was mir im Buſen glüht
Und was die zitternden Saiten beben.

Du könnteſt mir Troſt und Labung geben,
Und willſt mir nimmer den Durſt doch ſtillen.

Einſiedler.

Sei ruhig! es ſteht in des Himmels Willen,
Wie früh er dir einſt die Augen verklärt.
Glaube mir, ich Armer bin es nicht werth,
Zu brechen hoher Geheimniſſe Siegel.
Doch ſuchſt du redlich in Gottes Spiegel
Des Geiſterlebens verborgene Spur,
Lebſt in Eintracht und Liebe mit der Natur,
Bewahrſt das Inn're dir weiß und rein,
So leuchtet es endlich wie Himmelſchein
In deinem geheimſten Buſen dir auf;
Dann kennſt du der Sterne myſtiſchen Lauf,
Was im Pulſe der Sonnen und Seelen ſchlägt
Und des Herzens innigſtes Sehnen erregt —
Magſt nimmer von andern Weisheit lernen.

Stephan.

Das Alte. Du weiſeſt mich zu den Sternen
Und haſt doch ſelbſt die göttliche Kunſt.

Einſiedler.

Für andre nicht. Es verfliegt wie Dunſt,
Wenn wir das Unendliche ſprechen wollen.
So verſchwiegen, wie die Geſtirne rollen,
Muß alle tiefere Weisheit ſeyn.

Stephan.

Beſonders! da brauchten nicht Lehrer zu ſeyn
Wenn Götter allein uns die Weisheit lehren.

Einſiedler.

Ganz recht. Die Meiſten das Dunkel mehren
Und zaubern dumm mit dem hexenden Wort,
Das nimmer zur ſchrecklichen Tiefe bohrt,
Wo Geiſter im ſtummen Geheimniß wohnen.

Stephan.

Was hilft es mir aber, daß ich die Kronen
Der himmliſchen Weisheit ſo heiß geſucht?
Bin oft in dem Leben faſt wie verflucht,
Läuft alles mir rund in dem irren Gewimmel,
Verliere die Erde und habe den Himmel
Doch nicht, und lebe wie auf der Flucht.
Das iſt meiner ſpähenden Nächte Frucht,
Das meiner ſehnſüchtig verliebten Tage.

Einſiedler.

Mein Sohn, du klageſt der Jugend Klage,
Gar wohl ich verſteh deiner Wehmuth Lied;
Die Flamme, die dir in dem Buſen glüht,
Mag einſt noch mit himmliſcher Luſt erquicken,
Bewahreſt du rein das fromme Entzücken,
Das oft auch peinigt als brennender Schmerz.
Sein Glück wird jedem durch eigenes Herz,

Seine Wahrheit wächſt jedem auf eigenem Boden;
Geſpenſtiſch kalt wie aus Grüften der Todten
Kömmt die Weisheit, welche du mühelos willſt.
Du nimmer die Sehnſucht des Herzens ſtillſt,
Wenn du nicht glaubſt an die himmliſchen Mächte.
Sie geben allein das Wahre und Rechte
Aus verborgener Huld, wie es ihnen gefällt.
Wer aber mit Liſten nach Weisheit ſtellt,
Wird nimmer ihr heitres Geſetz ermeſſen,
Er fällt in die tückiſchen Netze deſſen,
Der feſt mit Schimmer und Lügen umſtrickt.

Stephan.

O Vater, mein Auge ſchon froher blickt
Empor zu den wandellos leuchtenden Höhen,
Eure Worte mir klingen wie Geiſterwehen
Und hauchen mir Muth in die wunde Bruſt.
O lieber Vater, ſtillt mir die Luſt
Und legt mir die ſegnenden Händ' auf's Haupt!
Und wenn ihr im Herzen mir Demuth glaubt,
So ſtärkt mir zum Glauben die heiße Begier.

Einſiedler.

Es ſegne dein Gott dich für und für!
Behüte dein Ohr vor Geklingel der Worte
Und mache dein Herz zur züchtigen Pforte,
Wo heilige Triebe gehn aus und ein!

Stephan.

Lebt wohl. Ich ſtör' euch den ſtillen Hain
Und die frommbetrachtenden Nachtgedanken. (ab.)

Einſiedler.

Wie die Menſchenkinder ſtreben und wanken!
Und iſt ihnen immer zu eng der Raum!
Nein, göttlicher Plato, es war kein Traum,
Du warſt des ſeligſten Lichtes trunken,
Als du den ätheriſchen Götterfunken,
Die Seele, im Kerker des Leibes ſahſt;
Die ſtreitende Zwietracht und Liebe haſt
Zwiſchen Himmel und Erde du offenbart:
Nach oben flattert die göttliche Art,
Nach unten locket die irdiſche Luſt.
So ſtachelt Unruh die ſterbliche Bruſt,
Sie find't nur im Schooße des Grabes Ruh.
Doch ſieh! da wandelt was Neues herzu.
Dies iſt eine wunderlich wachende Nacht.
Biſt du es, Klara? ſo früh ſchon erwacht?
Schon hier eine volle Stunde vor'm Tage?

Klara.

Verzeiht, daß ich Ungewöhnliches wage,
Des Herzens ſtille Gewalt mich trieb,
Ich fühlte Angſt wie ein lauſchender Dieb
Zu euch, mein frommer Vater, zu kommen

Und hier mit den Heiligen allen und Frommen
Zu halten mein frühes Morgengebet.

Einſiedler (küßt ſie).

Du liebe Unſchuld! ſo rede! Was geht
Unruhig dir in dem Herzen herum?

Klara

Ach! Vater, ich bin wie verwirrt und dumm.
Geſichte ſchreckten mich ſehr und Träume,
Auch, däuchte mir, machten die Waſſer und Bäume
Im Walde hellklingendes Saitenſpiel —
Und geſtern — ach! Gott! das ängſtet mich viel —
Da kamen zwei unbekannte Männer —

Einſiedler.

Was? was? (für ſich) — Sieh da die empfindſamen Renner,
Die ſeufzend bei jeglichem Veilchen ſtehn —
(laut) Es iſt dir doch nichts Schlimmes geſchehn?
Sie thaten dir doch nichts, mein liebes Kind.

Klara.

Erſt waren ſie artig, wie andre ſind,
Dann wollten ſie mit Gewalt mich küſſen.
Ich habe mit Mühe mich losgeriſſen.
Sie liefen geſchwinde mir nach, da klang
Ein helles Horn durch den Wald entlang,
Da nahmen ſie flugs wie Haſen das Weite.

Einſiedler.

Die Buben! wie? waren's gemeine Leute
Oder angethan prächtig wie große Herrn?

Klara.

Ja wohl. Dem einen blinkte ein Stern
An der Bruſt, aus leuchtendem Golde geſtickt;
Auch war er beſcheiden zuerſt und geſchickt,
Aber hernach da hatt' er ſich gar nicht fein.
Ich kann nun bei Tage nicht mehr allein
So ſorglos hinter der Heerde gehen.

Einſiedler.

Vertraue nur Gott in den Himmelshöhen,
Er nimmt ſich der gläubigen Kindlein an.
Sei ruhig! bald führet ein redlicher Mann
Die züchtige Jungfrau ins ſichere Haus.
Dann treibt ſie nicht mehr in den Wald hinaus,
Sie hütet den Webſtuhl und warmen Herd.

Klara (weinend).

Nein, Vater, das iſt mir nimmer beſchert,
Mein Liebſter iſt todt und längſt begraben.
Ich ſah ihn heint den freundlichen Knaben
Im Traum, bleich war er und ſteif und kalt.
So wie ich erſah die liebe Geſtalt,
Ich mußte von ganzem Herzen weinen.
Nein nie ſoll mich die Sonne beſcheinen

Im bräutlichen Schmuck vor Gottes Altar;
Denn lieb und freundlich, wie Robert war,
Lebt nimmer ein Knab auf der weiten Erde.

Einſiedler.

Kleine Thörin, erheitre die trübe Gebärde
Und lächle mit fröhlichem Angeſicht.
Das Traumdeuten, ſeh ich, verſtehſt du nicht:
In Träumen bedeutet das Küſſen Streit
Und Todte bedeuten lebendige Freud.
Was gilt's? bald ſollſt du den lieben Knaben,
Den freundlichen Robert, im Arme haben.
In wenigen Tagen ſoll Hochzeit ſeyn.

Klara.

Mein Vater, wie tröſtet ihr meine Pein!
Ihr lüget nimmer, euch kann ich trauen,
Und will nun luſtig ins Leben ſchauen.
Doch Eins noch tief mich im Herzen betrübt,
Ich weiß eine Jungfrau, die zärtlich liebt
Und die man ihrer Liebe entführt,
Ein Engel, mit Demuth und Huld geziert.
Sie klagt den Tag und die Nacht vergebens,
Verzweifelt ſchier an dem Glück des Lebens,
Und tief in traurigen Sorgen geht.

Einſiedler.

Mein Kind, mein Verſtand dich nicht verſteht,
Wie ſollteſt du fremde Jungfrau'n kennen?

Klara.

Mein Vater, ich durft' es vor euch nicht nennen,
Drei Monden wohnet ſie bei uns ſchon.
Das ſchöne Kind iſt von Räubern entflohn
Und führt ihr Leben als ſtilles Geheimniß.
Gewiß es war nicht Furcht noch Verſäumniß,
Daß ich euch früher von ihr nicht ſprach;
Sie geſtern zuerſt das Schweigen brach
Und erzählte, was ihr das Herz zerpreßt.
Sie iſt aus heidniſchen Händen erlöſt
Und wunderbar von Engeln errettet.

Einſiedler.

Der Gott, der die Dinge geheim verkettet,
Der löſt ſie leicht auch in Freuden auf.
Weißt du etwas von ihrem Lebenslauf
Und letzten Kummer mir zu berichten?

Klara.

Nicht viel. Sie erzählet ihre Geſchichten
Selbſt ihrer lieben Klara nicht gern.
Sie ſollte geweiht werden vor dem Herrn
In einem Kloſter als heilige Nonn,
Da kam ihr Liebſter, trug ſie davon
Fern auf ſein Schloß; ihm raubten die Heiden
Sie wieder; und endlich nach vielen Leiden
Zu uns iſt ſie kommen als Pilgerin.

Fürwahr es iſt demüthiger Sinn
Mit reicher Schönheit in ihr beiſammen.

Einſiedler.

Aus dem Kloſter? ich will ſie nicht verdammen —
Aus dem Kloſter entführt? das klingt nicht gut.
Aber ſagte ſie nicht, von welchem Blut
Sie iſt und wer ihre Aeltern ſind?

Klara.

Maria heißet das fromme Kind.

Einſiedler.

Maria? Maria? — Und wie denn mehr?

Klara.

Ich weiß nicht; denn ſie ſchweiget ſo ſehr,
Sie hat mir davon auch nichts geſagt. —
Doch ſeht, der Oſten ſchon röthlich tagt
Und alle Sternenlichter zerrinnen.
Nun ſegnet mich, Vater; denn ich muß hinnen
Ihr ſollt meine liebe Maria ſehen.

Einſiedler.

Es ſegne dich Gott in Himmelshöhen,
Wie du in Demuth unſchuldig biſt!
Bewahre dein Herz vor Hinterliſt
Und deine Schritte vor böſen Tücken!

(Klara verneigt ſich und geht ab

Ich muß ſie begleiten noch mit den Blicken,
Habe lieb ſie, als wär' es mein Töchterlein.

Sie iſt keuſch und fromm wie ein Engelein,
Wie Rehe flink, ſanftmüthig wie Tauben,
An Demuth reich und reicher an Glauben,
In allem Weltlichen ſchnell und geſchwind.
O wäreſt du ſo mein eigenes Kind!
Und könnteſt mit ſolchem Aug mir begegnen:
Ach! nie wird der Name Vater mich ſegnen
Von einer Jungfrau die mir entſproß! —
Aber ſonderbar! wieder Klöſter und Schloß
Verliebung, Entführung — O nein, nein, nein!
Bethöre dich nicht mit dem Hoffnungsſchein,
Es iſt nicht möglich, ſie iſt es nicht.
Vielleicht iſt das Ganze auch ein Gedicht,
Von der Lüge der Unſchuld aufgebunden.
Die Freude iſt ewig für dich verſchwunden.
Doch will ich den reitzenden Flüchtling ſehn.
Iſt ſie, wie Klara ſpricht, fromm und ſchön,
War reiner Glaube mit Liebe im Kinde,
Dann hat ihr Gott erlaſſen die Sünde,
Ich muß ihr rathen als Mann und Chriſt.

Zwölfte Scene.

(Wald, früher Morgen, Jagdgetümmel, Hörnermuſik wie aus der Ferne.)

Walter, Stephan, Robert, Veit, Klara.

Robert (ſingt nach der Muſik).

Auf! auf! zum grünen Wald!
Und jubelt, daß es ſchallt!
Der Tag beginnt zu tagen,
Auf! auf zum frohen Jagen!
Zum grünen Wald!
Das Horn erſchallt.
Trara! Trara! Trara!
Feinsliebchen, biſt du da?

Auf! auf! zum grünen Wald!
Komm, Hirſchlein wohlgeſtalt't!
Komm, Reh, auf ſchnellen Füßen!
Dich mögt' ich gerne ſchießen.
Zum grünen Wald!
Das Horn erſchallt.
Trara! Trara! Trara!
Feinsliebchen, biſt du da?

Auf! auf! zum grünen Wald!
Der Vögel Stimme ſchallt.

Wann ſie in Liebe ſpielen,
Dann mag der Jäger zielen.
Zum grünen Wald.
Das Horn erſchallt.
Trara! Trara! Trara!
Feinsliebchen, biſt du da?
O Wald, du grüner Wald!
Du biſt mein Aufenthalt,
In dir find't reiche Freude
Der Jäger auf der Haide.
Zum grünen Wald!
Das Horn erſchallt.
Trara! Trara! Trara!
Feinsliebchen, biſt du da?
O Wald, du grüner Wald!
Du lockſt mich mit Gewalt.
Mögt' ich in ſtillen Gründen
Mein liebes Wildprett finden!
Zum grünen Wald!
Das Horn erſchallt.
Trara! Trara! Trara!
Feinsliebchen, biſt du da?
Auf! auf! zum grünen Wald
Feinslieb' erſcheine bald!
Erſcheine meine Freude!
Schön Wild in grüner Haide!

Zum grünen Wald!
Das Horn erſchallt.
Trara! Trara! Trara!
Feinsliebchen, biſt du da?

Walter.

Auf! blaſet, daß die Sonnenpferde ſcheu
Zur Nacht zurückfliehn und das Waldgeſchrei
Und Froſchgegurgel in den Sümpfen ſchweigt,
Daß ſelbſt der Wind verſtummet und ſich nei
Des Waidmanns muthig hellem Hörnerklang.
Waß klingt vor allen wilder Waldgeſang.
Da drüben will ich mich am Hügel ſetzen
Und aus der Ferne Sinn und Ohren letzen.
Mich dünkt, daß lange meinem ſtummen Gram
Kein Klang ſo friſch und wunderlieblich kam
Als dieſer Hörner, auch die laute Jagd
Mit hundert Kehlen ſchon iſt friſch erwacht;
Ich fühle ſüßen Nachklang alter Zeiten.

Robert.

Es müſſe, Herr, euch junges Glück bedeuten!
Wann Junges kommen will, klingt Altes an.
Das Waidwerk und der Krieg prüſt ſeinen Mann.
Auch iſt ein Drittes, was wir beide fühlen —
Wie nun, Herr Stephan? mögt ihr bei den Spie
Des Kriegs der Liebe und des Jägers ſeyn?

Stephan.

Mich dünkt, der wilde Lärm erſchreckt den Hain,
Verſtummt ſind alle ſüße Nachtigallen,
Die Winde flieh'n zurück in ihre Hallen,
Die Blum' in ſich hinein ihr Köpfchen zieht.
S' iſt eben nicht Muſik für mein Gemüth,
Doch ging ich mit dies Leben auch zu lernen.

Walter.

Komm Stephan, du gedeihſt nur mit den Sternen,
Zu hell und klangvoll iſt des Tages Schein
Für dich; drum komm mit mir zum dickſten Hain,
Wo Trauervögel Trauertöne pfeifen
Und dunkle Bäche ſtygiſch ſchlängelnd ſchweifen.
Du, Robert brauch des muntern Hornes friſch,
Daß alle Nymphen lüſtern im Gebüſch
Und alle Satyrn hoch die Ohren recken
Und alle Schäferinnen ſich verſtecken
Und ſo dem Jäger ſchleichend näher gehn.

(Walter und Stephan ab. Jagdgetümmel und Hörnerklang.)

Veit (von einer andern Seite).

Das wird zu arg, die vom Greifenſtein
Müſſen wahrlich vom Böſen beſeſſen ſeyn,
So ſtöbern ſie rund die Nacht und den Tag;
Will ihnen bedeuten, daß ſie gemach
Einher auf fremdem Reviere gehen —

(näher tretend)
Hör' Er, Herr Trompeter, mag ich verſtehen,
Was die Jagd hier ſo über die Gränze treibt?
Wenn der Hund ſie nicht kennet, der Jäger bleibt,
So er Jagdrecht ehrt, auf ſeinem Revier.

Robert.

(für ſich) Vater Robert, wie gerufen erſcheinſt du mir,
Doch muß ich ein Weilchen mich dir verſtellen.
(laut) Hör', Alter, wir treiben, wie Kinder mit Schellen
Ihre Todten begraben, hier heute Jagd,
Sie wird zum klingenden Spiel gemacht,
Soll keinem lebendigen Wildprett ſchaden;
Kein einziges Rehe iſt mit Tod geladen,
Wir ergötzen uns luſtig auf neue Art.

Veit.

Was kümmert das mich, mein Herr Flammenbart?
Er iſt ſo gut und giebt ſein Gewehr.

Robert.

Mein Vater, erzürnet euch nicht zu ſehr!
Ich darf nicht, es würde mich ewig verdrießen,
Auch mögt' ich im Leben nicht wieder ſchießen,
Wär's mir genommen. Nein nimmermehr!

Veit.

Ich will es, und ſetzeſt du dich zur Wehe,
Gebrauch' ich mein Recht — Uebermüthiger Bube!

Robert.

Bedenkt euch, Vater, ihr geht auf der Grenze.
Gebraucht man den Nachbar ſogleich als Feind?
Gewißlich ich bin euer beſter Freund
Und mögte um alles euch nicht erzürnen —
Ein Vater von ſo allerliebſten Dirnen
Als eure Klara — Verſteht ihr mich?

Veit.

Meine Tochter? Du Frecher! ich wollte, daß dich

Robert.

Erkennt ihr denn euern Robert nicht mehr?

Veit.

Robert? du Robert? o nimmermehr!
Der Robert, der heimlich von mir ging?

Robert.

Der Robert, der um den bräutlichen Ring
Der ſchönen Klara ſo vieles litt.
Ihr ſchaltet ihn und er nahm Wanderſchritt
Und ging — und ging in die Türkenſchlacht.

Veit.

Du Robert? — Wahrhaftig! — Nun Gottes Macht
Und Gnade ſei auch an dir gepreiſen!

Robert.

Ihr habt mir die Thüre nicht ſündlich gewieſen,
Ihr ſchaltet den Burſchen, und das war recht.

Veit.

Mein lieber Robert, es wird dir ſchlecht
Oft ſchlecht in der Fremde gegangen ſeyn?

Robert.

O das ging noch. Der Ritter von Greifenſtein
Iſt gar ein wackrer und freundlicher Mann,
Der nahm bei ſeinen Huſaren mich an,
Drei Jahre lang hab' ich die Türken zerhauen.
Doch all mein Denken und rechtes Vertrauen,
Mein Vater Veit, ſtand immer bei euch,
In eurem Hauſe da blühte das Reich
Der Freuden mir auch in der weiteſten Ferne,
Da blickt' ich hin mit dem Abendſterne,
Dahin ſtand mein Sinn mit dem Morgenlicht,
Nun bin ich hier, und ein Bart umflicht
Dem verſuchten Manne die braunen Wangen,
Mein Vater iſt zu den Vätern gegangen,
Des alten Wilibalds Gütchen iſt mein.

Veit.

Wunderbarlich fürwahr! Und du warſt ſo klein,
Als du gingſt, und nun ſo ſtattlich und groß.
Aber ſage mir, Freund, was iſt hier los?
Warum laßt ihr die Hörner ſo hell erklingen
Und alle Haſen und Hirſche ſpringen
Und erſchrecket mit Jagd den ſtillen Hain?

Ich weiß, es hat auf dem Greifenſtein
Seit zwanzig Jahren kein Menſch gewohnt.

Robert.

Das ſteht bei Gott, welcher droben thront,
Und eines Theils ſteht es auch bei mir.
Zurück ſtand mein Sehnen zum lieben Revier,
Wo ich vormals mit Klara die Heerde trieb.
Das Alte, ihr wißt es, iſt immer lieb,
Das liebſte Alte iſt alte Liebe.
Mein Herr war krank an demſelben Triebe,
Litt ſchwer an Liebesmelancholei.
Da fiel mir ein, der Greifenſtein ſei
Ein rechtes Neſt für die liebende Trauer.
Ich wies ihn hieher. Nun kennt ihr das Bauer,
Worin er die einſame Sehnſucht beweint.
Doch ſprechet nun, Vater, ob ihr wohl meint,
Ich dürfe auf eure Klara jetzt ſchauen.
Meint ihr anders, ſo ſuche ich fremde Auen,
Und nimmer- und nimmer- nimmermehr
Setz' ich den unglücklichen Fuß hieher.
Sprecht, lieber Vater, ich hör' euch zu.

Veit.

Nur nicht ſo huſariſch! Das will mit Ruh
Und Gottesfurcht richtig beſonnen ſeyn.
Man giebt ſein geliebtes Töchterlein
Nicht gleich auf den erſten Anlauf ſo hin.

Doch, Robert, iſt ehrlich und treu dein Sinn,
Wie du ausſiehſt, und mag die Dirne dich leiden,
So will ich nimmer Treuliebe ſcheiden.
Sonſt wiſſe, du biſt mir von Herzen lieb.

Robert.

So ſcheine nun hell, du Sonne, die trüb
So manche Jahre ihr Licht verborgen!
So gehe auf meiner Liebe Morgen,
Wie ich durch Hoffnung ſchon ſelig bin!

Veit.

Still! ſtill! und faſſe zuſammen den Sinn!
Ich höre die Dirne ſingend nahen.
Du magſt ſie nachher mit Künſten fahen
Und prüfen, was ihr im Herzen regiert.

Robert.

O freundliches Glück, wie dein Wink mich führt,
So wird ſich das freundliche Herz auch zeigen.
Kommt! kommt! wir bergen uns hinter den Zweigen
Und laſſen ſie ſingend vorüberzieh'n. —

Klara (hinter ihrer Heerde ſingend).

Marienwürmchen flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg,
Ueber'n Zaun und über's Heck,
Ueber Vaters Garten weg,
In die Welt hinaus —
Vergiß nicht dein Haus,

Vergiß nicht die lieben Kinder,
Die Blumen ſind hier geſünder,
Die Sonne ſcheint hier heller.
Drum, Würmchen, fliege ſchneller
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Marienwürmchen flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg,
Weg iſt lang, es weht der Wind,
Achte deine Flügel, Kind,
Und die Füßchen klein
Auch vor Schelmerei'n;
Denn Krötentücken und Spinnen
Auf dein Verderben nur ſinnen,
Doch hier dich alle lieben.
O wärſt du doch geblieben
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Marienwürmchen komm wieder!
Dir rufen deine Brüder,
Brüderlein und Schweſterlein
Und die kleinen Kinderlein,
Und Großvater auch
Und Großmutter auch —
Sie ſitzen im ſchwarzen Rocke,
Der Küſter er zieht die Glocke

Und ſoll die Trauer läuten.
O komm zu lieben Leuten,
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!
Wie dies Liedchen immer mich traurig macht!
Ich muß, auch wenn ich an nichts gedacht,
Dabei immer an meinen Feinsliebſten denken
Und die grünen Gräſer mit Thränen tränken.
Der Robert hat mir das Lied gelehrt.

Robert.

O höret! lieber Vater, hört!
O ſüßer Klang vom ſüßeſten Munde!
Nun Herzblut laufe froh die Runde!
Sie denket meiner noch mit Freude.

Klara.

Es iſt ſo liebes Wetter heute,
Stehen die Blümelein bunt und mancherlei
Und alle Natur ſo lieb und treu
Und blühend im muntern Frühlingskleide.
Doch iſt es mir, als träg' ich Leide.
Und ſelbſt mein Kummer iſt ſo ſüß —
O Robert, der dich fliehen hieß,
Hieß alle Freude von mir gehen.

Robert (den Alten zupfend).

Kommt! kommt! ſie ſoll mein Angeſicht ſehen
Und ſprechen, ob ſie mich haben will.

Wird dann ihr liebes Herzchen ſtill,
So bin auch ich ein glücklicher Mann.

Veit.

(Mit Robert hinter den Büſchen hervortretend.)

Hier, Klara, bring ich dir einen Mann,
Der Botſchaft aus fernen Landen bringt
Und allerlei luſtige Mähren klingt
Und viel dir zu erzählen weiß.

Robert.

Sei gegrüßet, du holder Jungfrauenpreis!
Und müſſe dein Glück in Blüthe ſtehen!
Ich habe die Welt weit und breit geſehen,
Doch Liebers als dich ich nimmer ſehe.

Klara.

Ich weiß nicht, wie ich den Gruß verſtehe,
Nie ſah ich vorher dein Angeſicht.

Robert.

O wiſſe, es dringet das himmliſche Licht
Mit hellem Schein durch die ganze Welt;
So alles, was Gott in Schönheit geſtellt,
Muß hell in der weiteſten Ferne ſcheinen.
Du hatteſt einen Freund in dieſen Hainen,
Den habe ich drauſſen ſehr gut gekannt.

Klara.

Wen? Robert? o ward er Robert genannt?
Sprich, hieß er Robert? und war flink und fein?

Robert.

Ein raſcher Huſar war's und dachte dein,
Er hieß Robert, ich ſah ihn in Ungerland.

Klara.

O mein Gott! ſo deckt ihn längſt der Sand,
Iſt gewiß in blutiger Schlacht geblieben.
O Robert! Robert! das war unſer Lieben?
Mein Brautbett ſoll betten der bittere Tod.
Geh unter auf ewig, du Sonne roth!
Iſt Robert dahin, mag ich nimmer leben.

Robert (ſie umhalſend).

O komm, mein Liebſtes! mein ſüßes Leben!
Dein Robert iſt es, der dich umfaßt.
Nun ſei der ſchweren Jahre Laſt
Und alles Leid auf immer vergeſſen!

Klara.

Du Robert? Du ſcherzeſt; es kann nicht ſeyn.
Du biſt ſo rüſtig und er war ſo fein;
Auch anders iſt deine Rede und Art.

Robert.

Mein Kind, das macht der Männerbart,
Der Krieg und ſein Leben bei Tag und Nacht.
Aber ſieh mich an mit ein bischen Acht:
Kennſt du meine Locken und Augen nicht wieder?

Klara.

Du Robert? Ja hätte der Robert Brüder,
So däucht mir, ſein Bruder könnteſt du ſeyn.

Robert.

Ich bin der leibhaftige, du biſt mein.
Kennſt du dies Mal an der linken Hand?

Klara (die Hand beſchauend).

O du mein Engel, vom Himmel geſandt!
Lieber, lieber Robert! ich muß dich küſſen.
Ach! wie lange habe ich weinen müſſen!
Und du biſt mir immer getreu geblieben?

Robert.

Der weiß nicht, wie redliche Herzen lieben,
Wer ſolche Anmuth verlaſſen kann.
O weine nicht! ſchaue mich freundlich an!
Ich bin dein alter Robert noch immer.

Klara.

O Robert, nun verlaß mich auch nimmer!
Sonſt weint deine kleine Klara ſich blind. —
Komm, Vater, und ſegne dein liebes Kind.
Du ſiehſt uns mit freundlichen Augen zu.

Veit.

Gott ſpreche von oben den Segen dazu,
Geb' euch mäßig des Leids, des Glücks nicht zu viel

Und geleite euch ſanft durch des Lebens Gewühl
Mit freudigem Schritt zum himmliſchen Frieden!
Der Mann, dem ein züchtiges Ehweib beſchieden,
Empfängt ſchon auf Erden der Seligen Lohn.
Gott ſegne euch Beide! und du, mein Sohn,
Führe Freude und Zucht mit ihr in dein Haus!
Kommt nun, und ſchnell zu der Mutter hinaus!
Ihr gebührt es, die fröhliche Zeitung zu wiſſen.

Robert.

O ſchlimm! ich werde zum Jagen müſſen,
Doch gleich nach Mittag ich komme zu euch.
Gott mit dir, Klärchen! ſei freudenreich
Und ſinge Marienwürmchen nun um. (küßt ſie.)

Klara.

Nein, Robert, ich treibe mit dir da herum,
Kann dich noch ſo augenblicklich nicht laſſen. (Alle ab.)

Dreizehnte Scene.

Albert und **Otto**, zerriſſen und beſchmutzt in einem ſcheußlichen Aufzuge.

Albert.

Verdammte Liebe! verdammte Nacht!
Das heiß' ich mir für die Luſt gewacht!
Pfui unſrer ſcheußlichen Buhlerei!

Otto.

Weh mir! mir liegt's auf der Bruſt wie Blei
Und alle Rippen im Leibe krachen.
O Pfui der Luſt der garſtigen Drachen,
Die uns gequälet mit Satansküſſen!
O daß wir ſolches erleiden müſſen!
O unauslöſchlich brennende Schaam!
Ich mögte mich ſchier vor Wuth und Gram
An dem erſten dem beſten Aſt erhenken.

Albert.

O es iſt ſchändlich nur dran zu denken,
Wie toll das Höllengeſindel umfaßt;
Und dann zum Schluß durch den faulen Moraſt
Voll Schlangen und Kröten uns durchzuziehn —
Mein ganzer Rücken iſt blau und grün
Und vulkaniſch hinkend die beiden Beine.
Das nennt man die Frühlingsmuſik der Haine,
Das iſt das poetiſche Liebesleben.

Otto.

Huhu! wie mir alle Knochen noch beben! —
Doch was Teufel! Herr Albert, was muß ich ſehn?
Um eure Jugend iſt's ewig geſchehn,
Euer Kopf blüht ja wie Märzenſchnee.

Albert.

Du Narr, mit deinen Späßen geh!
Mir iſt nicht ſpaßhaft heut zu Muthe.

Otto.

Bei meiner Ehr', in eurem Blute
Muß etwas vorgegangen ſeyn.
Ich ſeh euch doch am Sonnenſchein,
Ihr ſeid wahrhaftig, könnt mir's glauben,
Am ganzen Kopf ſchneeweiß wie Tauben,
Verſichr' euch, s' iſt kein Spaß dabei.
Im Grunde iſt's auch einerlei,
Das läßt ſich immer künſtlich färben.

Albert.

Schweig oder ich hau dir in die Kerben,
Daß dir das Maul auf ewig ſteht!
Wie der Wind doch um den Narren weht!
Mir däucht, es iſt auch Zeit zum Lachen.

Otto.

Ihr mögt mich ganz zur Grütze machen
Und ſchlagen in zehntauſend Scherben,
Auf meine Worte will ich ſterben,
So wahr ich Otto Springer heiß
Ihr ſeid am ganzen Kopf ſchneeweiß,
Auch ſeht ihr mager runzlicht und alt,
Verwandelt iſt die ganze Geſtalt;
Ihr ſollt den Prater einmal fragen,
Der wird's aus jedem Blick euch ſagen,
Seid dreißig Jahre älter geworden.

Albert.

Schweig, Kerl! du biſt wohl närriſch worden.
Du ſiehſt mir auch nicht reitzend aus:
Dein Haar ſtand geſtern noch ſo kraus,
Heut kann man's bei Laternen ſuchen.

Otto.

Ich glaub's; doch ihr ſollt nicht ſo fluchen,
Sie iſt mir wahrlich mit den Krallen
Wie eine Eule drein gefallen
Und hat darin herumgezauſt,
Als wenn die Krähe den Pudel lauſt. —
Doch Friede nun! was hilft das Zanken?
Wir brauchen andere Gedanken.
Den Kopf zuſammen! was machen wir jetzt?
Unſre Kleider ſind ſchmutzig und gar zerfetzt,
Die Geſichter zerkratzet und aufgelaufen.
Schwer iſt's hier, Garderoben zu kaufen,
Und zu den Feldſcheer und Doktor weit.
Seht, euer roſiges Sammetkleid
In tauſend Fetzen, und all der Glanz
An der Bruſt zerriſſen und garſtig ganz,
Das linke Knie offen und blutig dazu,
Am rechten Beine nicht Strumpf noch Schuh,
Euer weißes Haupt und mein kahler Kopf,
Kurz ſcheußlich, ſcheußlich vom Fuß zum Schopf —
Und die Sonne hell ſchon in den Zweigen,

Uns aller Welt zum Spott zu zeigen,
Und eine Stunde zum Greifenſtein.
Und hinken wir auch hin, wie kommen wir ein,
Daß nicht alle des ſchmählichen Aufzugs lachen?

Albert.

O die hölliſchen, hölliſchen, hölliſchen Drachen!
O der wüſte mitternächtliche Gang!
Doch horch! es brauſet mit Hörnerklang
Und ſchallenden Kehlen heran die Jagd.

Otto.

Fort! fort! euch hinter den Buſch gemacht!
Uns darf kein Waidmann im Grünen finden.
Schnell! ſchnell! die helleren Hörner künden,
Die ganze Hetze rauſcht auf uns zu. (beide ab.)

Vierzehnte Scene.

(Wald.)

Erlkönigin und ihr Gefolge.

Erlkönigin.

Kalil, zieh alle Wolken zuſammen
Und ſetze mir rings den Himmel in Flammen,
Dann mache den ſehenden Tag zu Nacht.
Ich habe jetzt alles zuſammengebracht,

Was meine Seele ſo zärtlich gehegt,
Die Mägdlein, deren ich liebend gepflegt,
Sollen bald in das luſtige Brautbett ſpringen.
Drum ſollſt du die himmliſchen Glocken ringen
Und munter im Wetter von oben läuten.
Ihr Geiſter alle aus Nähen und Weiten,
Unſichtbare Mächte Herrſchaften und Thronen,
Die Bäume und Felſen und Quellen bewohnen
Und Berge und Hügel und Thäler und Auen,
Auf! ſpielende Elfen und ſchöne Jungfrauen!
Auf Nymphen und Sylphen und Satyre und Faunen!
Auf! auf! mit Pfeifen, Trompeten, Poſaunen!
Auf klinget und tanzet das Hochzeitlied!

(Die verſchiedenen Geſellen und Geſellinnen erſcheinen, ſtellen und verneigen ſich vor der Königin, ordnen ſich dann und ſchlingen den Reigen rund: Tanz, Muſik und Geſang.)

Wann der Kukuk ſingt, wann der Kukuk ſingt,
Iſt Hochzeit im grünen Wald,
Und es tanzt und ſpringt und es klingt und ſingt
Die Liebe mit ſüßer Gewalt;
Die Knaben und Mädchen zu Zweien
Sie wandeln im fröhlichen Maien
Zum grünen grünen Wald.

Und mit Heiſſahei und abermal Hei
Die Liebe ſie ſpielet friſch,

Nach dem Tanze führt ſie je zwei und zwei·
Die Spieler ins Schattengebüſch;
Da ſtreut ſie auf ſchwellenden Mooſen
Ein Bettchen von Veilchen und Roſen
Im grünen grünen Wald.

Sei nicht bange, Mädel! es muß ſo ſeyn,
Die Liebe ſie liebt Gewalt,
Fähret gern mit Donnern und Blitzen drein
Und luſtig zur Hochzeit ſchallt.
Dein Blümchen magſt nimmer du retten,
Drum freu dich der blumigen Betten
Im grünen grünen Wald.

Auf! mein Kukuk ſinge und klinge laut!
S' iſt Hochzeit im grünen Wald.
Auf! mein Himmel, Bräutigam kling' und Braut!
Und dam're der Luſt Gewalt!
Auf Schweſtern! und ſchlinget den Reihen
Zu Zweien, zu Zweien, zu Zweien,
Im grünen grünen Wald.

Fünfzehnte Scene.

Maria, Peppi, dann der Einſiedler.

Maria.

Hörteſt du, Peppi, wie es da drüben klang?
Das ließ wie wunderbarer Geſang
Und lief wie Geflüſter durch Blumen und Zweige.
Und doch iſt der Tag noch nicht auf der Neige,
Kann kaum ein wenig nach Mittag ſeyn.

Peppi.

Ja das ſind die güldenen Frauen im Hain,
Die unſichtbar durch die Büſche ſchweifen;
Die haben luſtige Wunderpfeifen
Und klingendes ſpielendes Saitengetön.
O je Maria! wie klang es ſchön!
Doch wird mir's immer flüſtrig und bange.

Maria.

Warum denn, Peppi? beim Saitenklange
Erfreut ſich das Herz und wird einem wohl.

Peppi.

Ja ſie wohnen in Strömen und Bergen hohl
Und haben da blanke Schlöſſer und Kammern,
Worin manche unſchuldige Kinder jammern,
Die ſie liſtig ihrer armen Mutter geraubt;
Tragen güldene Kronen wohl auf dem Haupt

Und bunte Kleider von Sammet und Seiden,
Schleichen darin ſo leidig heran und beſcheiden
Und locken die kleinen Unſchuldigen fort:
Die kommen nie wieder zu ihrem Ort,
Die kommen nie hin, wo die Sterne ſcheinen,
Sie müſſen da unten ſitzen und weinen.
Das hat mir oft die Mutter geſagt.

Maria.

Aber ich meine, ſie ſingen nicht, wenn es tagt;
Wie klang dann heute bei'm Sonnenſchein
Von ſolchen Wundergeſängen der Hain?
Ich meine, in ſtiller Nacht iſt ihr Leben.

Peppi.

O der Böſe hat ihnen die Macht gegeben,
Sie gehen an einigen Tagen auch um.
Da drüben um jenen Hügel herum
Da ſind die kleinen Geſellen, die Zwerge,
Die unterirdiſch im gläſernen Berge
Gar frohe Muſik und Bankete halten.
Sie tragen ein Glöckchen am Hut und ſpalten
Mit einer ſchneeweißen Ruthe den Stein:
Da ſchlüpfen ſie täglich heraus hinein.
Das ſind gefährliche Kinderdiebe.
Ich weiß ein Liedchen und dir, du liebe
Maria, ſing' ich es gern, es heißt
Der kleine Jakob. Der war gereiſt

Mit den kleinen Leuten weit weit hinab.
Seine Mutter ſucht ihn wohl auf und ab
Im Walde, ihn ſuchten die Schweſtern und Brüder;
Der kleine Jakob kam nimmer wieder.
Willſt du es hören, ſo ſing' ich's dir.

Maria.

Singe, Kleine, und ſetze dich hier bei mir.
Du weißt, wie alles von dir mich freut.

Peppi.

O liebe Maria, s' iſt lange Zeit,
Viele hundert Jahre, daß dies ſich begeben —
War ſchon vor meiner Großmutter Leben,
Ihr Großvater hat es ihr einſt erzählt.

(ſingt:)

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!
Wohin iſt der kleine Jakob gegangen?
Es hat ihn ein Unterird'ſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen und ſchenket
Wein ein und denket:
Wäreſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!
So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach! armer Jakob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!
Wie gefällt dir das Lied? — Nun muß ich gehn.

Maria (gerührt).

O das Liedchen klingt gar zu ſchön,
Du ſingſt, als wär's um den Bräutigam.
Aber warum willſt du ſchon fort, mein Lamm?
Wohin läufſt du ſo eilig Kind?

Peppi (fortwährend im Lauf).

Da drüben ins Thal, wo die Kühe ſind,
Ich muß der Klara bringen das Abendbrod.
Sei nicht traurig, Maria, er iſt nicht todt
Der kleine Jakob; ſo ſagt die Mutter.
Die Leutchen dort geben ihm ſüßes Futter,
Roſinen und Feigen und rothen Wein.

Es

Es iſt nur ſchlimm, daß er ſo allein
Da ſizt. Adje! ich komme bald wieder. (ab.)

Maria.

Rinnet, Thränen, und rinnet in Strömen nieder!
O ſüße Unſchuld! o Kinderſinn
Voll Engelliebe, wo biſt du hin,
Wo alle Begierden mit Roſenwangen
An Himmel und Erde in Liebe hangen,
Wo das Herz ſo flatternd und jung und rein
Noch fliegt in die Weite der Welt hinein
Und an keinem Dinge mit Schmerzen klebe?
  Wie das liebe Kind mit den Füßen ſtrebt
Und gaukelt dahin gleich dem Schmetterling
Von Blume zu Blume und wird im Ring
Der Welt ſo unfühlend noch umgeſchwungen!
Wird nur von Freudenklang angeklungen
Und kennet weder Böſes noch Schmerz!
  O du, mein Herz! mein ſehnendes Herz!
Meines Buſens pochende Ungeduld!
Was trägſt du ſo ſchmerzlich die ſüße Schuld
Der Liebe, die ſüßeſte von allen!
Oft iſt mir, als hört' ich die Chöre ſchallen
In heiliger Stille der Mitternacht,
Als ſäh ich den Engel, der meiner wacht,
Mit mir die zu liebe Schuld beweinen. —
O fließet Thränen! ich muß den Einen,

Den Einen Mann über alles lieben;
Und wenn ſie in kalte Erde mich grüben,
In kaltes Eis, die geliebte Quaal
Würde gleich mich erwärmen mit warmem Strahl.
Würde Blumen der Liebe treiben aus Eis.
O du, der Frauen göttlicher Preis;
O du der Glorie Glorienſchein!
O heilige Jungfrau, mir tröſte die Pein,
Erhöre dein zagendes Kind in Nöthen!
Komm, Mutter Gottes! lehre mich beten!

(Singt.)

Mutter der Frommen,
Heil'ge Maria,
Tröſte mein zagendes Herz,
Lehre mich kommen
Zu dir, Maria,
Stille und heile den Schmerz.
Denn wo du wohneſt,
Wohnet die Freude,
Wohnet die himmliſche Ruh;
Denn wo du lehneſt,
Schließet dem Leide
Selig der Buſen ſich zu.
Führe zum Himmel,
Mutter der Frommen,
Führe dein ſehnendes Kind.

Irdiſch Gewimmel
Macht ſo beklommen,
Kalt wehet irdiſcher Wind.
Und es vergehen
Blümelein ſchöne,
Jungfrauen ſchöne wie ſie;
Aber wo wehen
Himmliſche Töne,
Wechſelt nicht Freude noch Müh.
[illegible] der Frommen,
Süße Maria,
Zieh mich und nimm mich zu dir!
Hilf mir zu kommen
Zu dir, Maria.
Seligkeit wohnet bei dir.

(Während Maria, in ſüßen Träumen verſunken, verſtummt, tritt der Einſiedler, der ihren Geſang aus der Ferne belauſcht hat, näher heran und ſpricht erſt mit ſich ſelbſt, dann zu ihr.)

Einſiedler.

Sie iſt es! — ſprich es Thräne, die mir quillt —
Sie iſt es! So, Maria, war dein Bild,
Als ich vor dreißig Jahren heim dich führte. —
O ſtille Frömmigkeit, die ſie regierte,
O Demuth, die mit Himmelsflügeln ſchwirrt
Um Menſchenſeelen und ein Engel wird
Selbſt in dem Lande, wo es ſchneit und regnet!

Habt ihr die Wiege dieſes Kinds geſegnet,
Gleichwie der Schein auf ihrem Antlitz ſteht,
So wird mein Alter, eh es niedergeht,
Wohin kein Leben klingt, noch einmal froh. —
Sie iſt es! Und dies Kindlein könnt' ich ſo
Von mir auf ewig und der Welt entwenden?
Wohl ſeh ich, alles ruht in Gottes Händen,
Des Menſchen Wille iſt nur eitel Dunſt.
Wir ſpielen viel mit Klugheit und mit Kunſt
Und müſſen dem Gewaltigen doch dienen.
Nun gieb mir zarte Flügel gleich den Bienen,
Die lenzig ſumſen um den Blüthenbaum,
Daß ich des Mägdleins holden Liebestraum
Nicht mit zu heftiger Empfindung wecke,
Daß ich den Vater liebreich ihr entdecke —
Gott gebe dann den frommen Schluß dazu;
(vortretend) Gott grüß dich, holde Jungfrau! und die Ruh
Sei in der Seele gleichwie auf der Stirne!
In ſtiller Unſchuld einer frommen Dirne
Bau'n ſich die Himmliſchen ſo gern ihr Haus.

Maria.

Mein frommer Vater, o wie überaus
Erfreu'n mich eure ſegenvollen Worte!
Gewiß ihr ſeid ein Mann, dem ſich die Pforte
Des Himmels oft mit Engeln öffnen weiß.

Ihr kommt zu mir gleich einem milden Geiſt,
Der mir des Lebens tiefe Räthſel deutet.
Auch mir hat eine Glocke einſt geläutet,
Die aufwärts zieht mit wunderbarem Klang.
O tröſtet mich, mein Vater! und mein Dank
Soll in des Himmels ſüßen Melodeien
Mit allen Heiligen euch einſt erfreuen.

Einſiedler.

Du ſüßes Kind! Ich weiß, die Frömmigkeit
Lebt ewig mit der wilden Welt im Streit;
Es lockt und liebt das Blut ſo ungeduldig:
So wird das Herz umſtrickt und fühlt ſich ſchuldig.
Was meinſt du? Alſo iſt des Menſchen Loos.
Die Unſchuld wohnt nur in des Himmels Schooß,
Der Menſch muß lieben, haſſen, wünſchen, fehlen.
Horch auf, was Gottes Donner uns erzählen
Und was der Blitz dort oben leuchtend ſpricht.
Getroſt, mein Kind! für uns ward Lieb' und Licht
Der ſüße Zug der Götter und der Geiſter.

Walter.

O Vater mein, ſeid meines Herzens Meiſter
Und tragt es feſt in eurer ſtarken Hand.
Ihr kommt mir tröſtlich wie von Gott geſandt;
Schon lange wußt' ich eure heil'ge Nähe,
Doch nun ich euer liebes Antlitz ſehe,
O höret es von mir, wie es mich reut,

Daß ich gewohnet hier ſo manche Zeit
Und nicht zu euch um Rath und Troſt gegangen.
Doch immer röthete mir Schaam die Wangen
Und Furcht hielt mich zurück, wann Klara trieb,
Ich fühlte meine Schuld und weint' und blieb.

Einſiedler.

Ich weiß, daß Kummer dich umfangen hält,
Doch wo iſt, wer vom Weibesſchooße fällt,
Der nicht dem Unglück ſeinen Zoll bezahlt?
Doch ewig, wie die Sonne droben ſtrahlt,
Strahlt Troſt von oben nach dem bittern Leide.
Auch mir hat hier im Walde nicht die Freude
Das Leben mit der Einſamkeit umbaut;
Ein tiefer Gram, der oft mein Aug bethaut,
Trieb mich hieher in dichte Hainesnacht.
Ich meinte, übel hab' es Gott gemacht,
Doch ſiehe! endlich ward es licht und gut.
Hier lernte ich im Stillen meinen Muth
Zum Geiſterglanz der Himmliſchen erheben,
Hier lernte ich das Leben fern vom Leben,
Hier blühte mir zuerſt ein ſichres Glück.
Drum klage nicht, der Sterblichen Geſchick
Liegt nirgends ſchlechter als in Menſchenhänden.

Maria.

O du, den gute Engel zu mir ſenden,
Sprich mit mir, daß dem Herzen beſſer werde!

Sprich mit mir! und ich fliege von der Erde
Mit dir empor, und hell wird es um mich.
Einſiedler.
So wiſſe, ſchon zehn Jahre wohne ich
Hier, ferne von des Lebens wildem Sauſe,
Einſiedleriſch in meiner ſtillen Klauſe,
Vergeſſen von der Welt und ihrem Spiel.
Mich riß ein bittres blutiges Gefühl
Fern von dem Schwarme, wo die Freude taumelt,
Wo zwiſchen Lieb' und Haß das Leben baumelt.
Ich war ein Menſch, wie tauſend andre ſind,
Mich lockte Ehre und des Glückes Wind
Stieß ſchwellend reiſſend auch in meine Segel.
So flog ich mit den andern wie ein Kegel
Bald ſtoßend bald geſtoßen mit dahin,
Da faßte der dort oben mir den Sinn,
Wo es am tiefſten brennt — o bittre Zeit!
Ich war ein reicher Mann, und meine Freud
Ein holdes Weib, wie Gott es je beſchert:
Vier Kinder ſpielten friſch um meinen Herd;
Mich pries die Welt, ich pries mich ſelber glücklich.
Doch wie den frommen Hiob augenblicklich
Faßt mich das Unglück ſchrecklich ſchüttelnd an.
Die heiße Schlacht, die Prinz Eugen gewann
Bei Belgrad, ſchlug mir meine Söhne alle drei.
Die Mutter hörte des Gerüchts Geſchrei,

Daß ihr die Trau'r gekommen in der Freude,
Sie legte ſich und ſtarb — Mein Kind, wir beide
Sind mehr als recht iſt noch davon bewegt.

Maria.
O Vater, wer ein Herz im Buſen trägt,
Wie könnt' er's laſſen hier mit euch zu weinen?

Einſiedler.
Kaum hört die Todtenfackel auf zu ſcheinen,
Die ſie geleitete zur langen Ruh,
So ſchloß ich meines Schloſſes Thore zu,
Die Marmorſäle und die goldnen Hallen,
Entfloh der Welt und dem Gerücht und allen
Den Freuden, die den Glücklichen beglückt,
Ward in die ferne Wildniß hier entrückt,
Um Troſt für meine Plagen, meine Sünden,
Um Himmelsglück für Erdenglück zu finden.

Maria.
Hört mich, mein frommer Vater, ſagtet ihr
Nicht eben, eurer Kinder waren vier?
Was iſt das letzte vierte dann geworden?

Einſiedler.
Mein Kind, das weiht' ich einem heil'gen Orden,
Es war ein Mägdlein, noch ein zartes Kind,
Sechsjährig. Ich gedachte ſie dem Wind
Des wilden Lebens glücklich zu entretten.

Mit keuſchem Dienſte und mit frühen Metten
Als Nonne ſollte ſie ſich himmliſch weih'n.
Ich ſchickte ſie nach Linz. Den frommen Schrein
Des Kloſters hütete dort meine Schweſter;
Sie war Abtiſſin. Doch des Himmels Neſter
Umlaurt der alte Erbfeind Satan gern.
Es lacht der böſe Schalk, wenn er dem Herrn
Ein weißes Lämmchen aus dem Haufen ſtiehlt —
Was iſt dir, Kindlein? Du erbleichſt? — es fühlt
Dein liebes Herz doch mit, was ich g'litten.

Maria.

O Vater, viel, recht viel hab' ich erlitten,
Dem das, was ihr erzählt, ſo ähnlich klingt,
Und die Erinnerung, die rückwärts dringt,
Bringt auch zurück des Herzens alte Trauer.

Einſiedler.

Es ſchützte nicht mein Kind die hohe Mauer,
Nicht, was mehr ſchützen ſollte, fromme Scheu;
Sie ward entführt. Zum ſechſten Mal wird neu
Der Mond, ſeit ſie das Heiligthum verließ.
So flieht der blinde Menſch das Paradies,
Wohin die Gnade ihn zurück will locken.

(Maria wird bleicher und bleicher bei jedem Worte, das der Alte ſpricht, endlich ſinkt ſie ohnmächtig nieder. Der Alte faßt ſie in ſeine Arme, hebt ſie auf, küßt ſie und ſpricht:)

Hier ſtehe deiner Schmerzen bittrer Lauf!

O ſchlage deine lieben Augen auf
Und ſieh mich an mit freundlich frommer Liebe!
Du biſt mein liebes Kind und ſüße Triebe
Des Vaters drücken dich an dieſes Herz.

Maria.

Biſt du mein Vater? o ſo fliehe Schmerz!
So werde kranke Trauer gleich geſund!
Kommt, küßet mich noch einmal mit dem Mund,
Dem ſo viel Troſt in Einem Wort entquoll!
Ich kann nicht ſprechen, meine Bruſt iſt voll —
So ſegnet mich und ſagt, daß ihr verzeihet.

Einſiedler.

Dem iſt verziehen, der die Schuld bereuet,
Und große Schuld lag nicht in deiner Flucht.
Des Menſchen Herz begehrt des Lebens Frucht,
Es lockt die Welt mit ſüßer Liebesſpeiſe.
Ich hatte Unrecht; nein, es war nicht weiſe,
Dich alſo abzutrennen von der Welt.
Der mag ſie laſſen, dem die Blüthe fällt,
Doch in die Weite ſtrebt das junge Leben.
Ein ſchönes Bildniß hat dir Gott gegeben
Des holden Weibes, das dich mir gebar;
Iſt deine Seele wie dein Antlitz klar,
So werde meines grauen Alters Freude.

Maria.

Mein lieber Vater, fromm und froh wie heute

Sei meines künft'gen Lebens ſtiller Gang.
Der eben über uns in Donnern klang,
Kennt mein Gebet und meine wahre Rede.

Einſiedler.

Und ſolch ein Kindlein ſtieß ich hart und ſpröde,
Den letzten Troſt des armen Lebens, weg?
Dich trieb ich von der Jugend Blumenweg
Zum ſtillen Ort, dem ſich die Welt verleidet?
O du, die ſich der Erde längſt entkleidet
Und über Sternen nun mit Engeln ſchwebt,
Geliebtes Weib! die frömmſten Hände hebt
Zu deinem Glanz dein Mann, dein einzig Kind —
O ſegn' uns, wie wir heute glücklich ſind!
Du weinſt, Maria? und in Zweifeln geht
Dein Herz, worin ein andres Bild noch ſteht?
Doch zage nicht! wohl finden wir den Mann
Uns wieder, den dein Herz ſo lieb gewann.
Weil du ihn liebeſt, muß er würdig ſeyn.

Walter.

O guter Vater, alles nannt' ich mein
In jenem Mann, die Kraft der raſchen Jugend
Den milden Ernſt und jede Rittertugend,
Woran ein weiblich Herz ſich freuen mag.

Einſiedler.

So weine nicht; denn bald erſcheint der Tag,
Er iſt nicht fern, ſo ſieheſt du ihn wieder.

Der Name des Geſchlechts klingt brav und bieder;
Man ſagte mir, es ſei ein Greifenſtein.

Maria.

So heißt er und ein reiches Erb' iſt ſein,
Doch trägt er reichern Schatz in ſeiner Bruſt.

Einſiedler.

Erzähle, haſt du nie von ihm gewußt,
Wie ſeines Vaters weiland Name hieß?

Maria.

Der Vater, wenn ich mich erinn're, hieß
Karl Gebhard; öfters hört' ich ſeinen Namen.

Einſiedler.

So ſpreche Gott im Himmel glücklich Amen;
Wie er in lauten Donnern zu uns ſpricht!
Komm! komm zum Häuschen! denn der Regen bricht
Bald aus der blitzgeladnen Donnerwolke.
Schon iſt es kund dem leichten Federvolke:
Sieh, wie des Haines kleine Sänger fliehn
Und wie die Kräh'n in dichten Schaaren ziehn.
Drum hinnen! laß auch uns das Obdach ſuchen.

Sechszehnte Scene.

(Veits Haus.)

Veit, Margaretha, Klara, Robert, dann
Stephan, Peppi, der Einſiedler,
Maria, Walter.

Margaretha.

Du guter Robert, wie du groß geworden!
Und doch ſo freundlich! Sieht man dir das Morden
Von Türken und von Tatarn gar nicht an.
Komm, bleibe bei uns, und ſei Klaras Mann,
Gebrauche ſie mit Ernſt und auch mit Milde.
Das Weib iſt glücklich, das im Mannesbilde
Des Lebens feſte Regel vor ſich ſieht. —
Komm Klara! deine Hochzeitblume blüht
Schon halb entfaltet auf dem grünen Stängel.
Dich führe deines Gottes beſter Engel,
Ein ſüßes Veilchen, einen Ehrenpreis,
Der in der Unſchuld um ſich ſelbſt nicht weiß,
Dem lieben Robert in ſein ſtilles Haus!

Klara.

O liebe Mutter, gern zieh ich hinaus
Zu ſeinem Hof mit ihm — es iſt nicht weit,
Und wann es Sonntag wird, ſeid allezeit
Ihr bei uns oder auch ſind wir bei euch.

Veit.

So ſegn' euch Gott und mach' euch freudenreich,
Wie ich und eure Mutter hier euch ſegnen!
Mir konnte heut nichts Lieberes begegnen
Als dieſe Jagd, die ſo mit Zank begann!

Stephan
(hereinſtürzend Peppi auf dem Arm).

Da komm' ich, Leutchen, mit dem Vöglein an
Aus eurem Neſt, ich fand es unter'm Baum
In ſich geduckt, es rührete ſich kaum
Und ließ die naſſen Flügel traurig hangen.
Da hab' ichs nur genommen, nicht gefangen.
Da habt ihr's euch und wärmt es wieder auf. —
(Giebt das Mägdlein der Mutter.)
Der Himmel thut heut alle Wolken auf,
Als ob die zweite Sündfluth niederfließet,
Und glüh'nder Blitze Schein die Nacht durchſchießet
Und Donner klingt in hoher Muſika.
Nie ſah ich ſolches — Kommt ihr auch? Haha!
Der Heilige kann Wetter nicht beſchwören.
(Einſiedler und Maria treten ein.)

Einſiedler.

Das iſt ein Regen! — Seid gegrüßt in Ehren,
Mein Vater Veit und fromme Margareth!

Und du, mein Klärchen! Solchem Wetter geht
Man gern auf tauſend Schritte aus dem Wege.

Robert (für ſich).

Bei Gott! das iſt ſie! Gnädiger Himmel lege
Den ſchönſten Segen auf das liebe Haupt!
O wär' er hier, dem man ſie weggeraubt!
Ich weiß nicht, ob ich zu dem Fräulein ſpreche —

Walter (hereinſtürzend).

Das regnet Tropfen groß als volle Bäche —
Verzeihet Nachbarn, daß ich ſo herein —
(Maria erblickend)
O Gott! Maria! ſüßer Himmelsſchein!
Hab' ich dich wieder, meine ſüße Holde?
(Stummes Umarmen, Staunen der Andern)

Maria.

O Walter! lieber Walter! Nun ſo wollte
Gott alles Süßeſte mir heut verleih'n.
Sieh her! hier ſteht der fromme Vater mein,
Den ich gleich wunderbarlich heut gefunden.

Walter.

O flieget nun auf Flügeln wieder, Stunden!
Und Leben wirf die Trauerfarbe ab!
Hier hofft' ich in der Einſamkeit mein Grab,
Hier finde ich des Lebens ſchönſte Freude.

Dies iſt dein Vater hier im braunen Kleide?
O Vater, ſegne denn ſogleich uns ein!
Gott ſoll in Donnern höchſter Zeuge ſeyn,
Daß ich dein Kind als Mann und Chriſt will halten.

Einſiedler.

Gott ſegne euch, der wunderbar geſtalten
Das Leben kann und ſeine Luſt und Pein!
Maria ſagt, du biſt ein Greifenſtein,
Von Grafenblut, und Gebhard hieß dein Vater?

Walter.

Ja Gebhard, Landmarſchalk und Oberſchenk.

Einſiedler.

O Jugendzeit, wenn ich an dich gedenk!
In Thränen will Erinnerung dann grünen,
Doch Andre treten rüſtig auf die Bühnen
Und rufen es dem Alter: ſteig hinab!
Und ſchau ins Pſalmbuch und ins offne Grab! —
Mein Sohn, das war mir einſt der liebſte Freund.
Biſt du von innen, wie es auſſen ſcheint,
So gleichſt du ihm und biſt mir lieb willkommen!

Walter.

O Glück, daß ich hieher den Weg genommen!
O gnädiger Gott, der mich ihn gehen hieß;

Hier

Hier blüht nun ewiglich ein Paradies:
Du alter längſtvergeßner Greifenſtein
Sollſt meiner Liebe ſüße Wohnung ſeyn,
Dich will ich feſtlich für die Freude ſchmücken.
Und ihr, mein Vater, mehr uns zu beglücken,
Zieht heute noch mit eurer Tochter ein.

Einſiedler.

Nein, meine Wohnung ſteht im ſtillſten Hain,
Einſiedleriſch behalt' ich meine Klauſe,
Und zwiſchen deinem Schloß und dieſem Hauſe
Geht langſam hin und her des Alters Schritt. —
Du weinſt, Maria? was dein Vater litt,
Soll deine Frömmigkeit zuletzt verſüßen.

Ich ſeh, daß alle viel zu ſagen wiſſen
Und ſagen wollen; dazu wird noch Zeit.
Nur Eins vernehmet noch, und dann ſoll heut
Die Gegenwart nur um ſich ſelbſt ſich drehen.
Mich alten Mann, auf den jetzt alle ſehen,
Kennt einer nur von euch, der Vater Veit.
Gehört haſt du, mein Sohn, vor langer Zeit
Gewiß vom Grafen Waldburg viel berichten?

Walter.

O viel! in meines Vaters Luſtgeſchichten
In meiner Kindheit klang der Name viel.

Sie ſagen, Unglück, das ihm plötzlich fiel,
Hab' ihn auf immer von der Welt geſchieden.

Einſiedler.

Ihn ſiehſt du hier. Hier fand er jenen Frieden,
Den nichts mehr ſtiehlt, hier wohnet er geheim
Und pfleget ſeines Herzens ſtillen Keim
Für Blüthen, die im Himmel leuchten ſollen.
Nun führen, die der Menſchen Sterne rollen,
Wie ihnen nur gefällt, die Himmelswalter
Ihm grüne Freude zu im grauen Alter.

Kommt, meine Kinder! reichet mir die Hand!
Seid fromm! ſeid glücklich! All mein weites Land
Sei euer! all des Waldburgs reiches Gut!
Nehmt ſeine Schlöſſer alle hin und thut
Das Gute, was der Schwache nicht mehr kann.

Der wackre Veit hier war der einz'ge Mann,
Der meiner Trauer ſtille Wohnung kannte;
Er war der Bote, den ich hülfreich ſandte
Zum kalten Elend, der verſchwiegnem Gram
Ein unbekannter Friedensengel kam,
Durch ihn noch hing ich mit der Welt zuſammen.

Komm, guter Veit! dort brennen noch zwei Flammen,

Die mögten gar zu gern Ein Feuer ſeyn;
Gieb deine Klara Robert, und der Hain
Soll morgen eine Doppelhochzeit halten.

Veit.

O lieber Herr, das haben vor uns Alten
Die Jungen lange ſelbſt ſchon abgemacht;
Sie führen aus, was wir noch kaum gedacht,
Sie ſind ſchon fertig, wo wir kaum beginnen.

Einſiedler.

So muß des Tages Parze Freude ſpinnen,
Wie jedem ſie das Liebſte heut verliehn!
Ich ſtatte meine Klara aus, und blühn
In Liebe ſoll der Unſchuld reines Leben.

Stephan.

Sein Schätzel iſt nun jeglichem gegeben
Und bald gepolſtert wird der Hochzeitluſt.
Auch mir geht ſo ein Ticktack durch die Bruſt,
Doch fehlt, wofür es luſtig ſchlagen kann.
So ſegne Gott denn Kind und Weib und Mann!
Und Bräutigame und verliebte Bräute,
Die ganze fröhliche Geſellſchaft heute!

Ich will für die Muſik die Pfeifen ſchneiden
Und traurig ſpielen auf zu fremden Freuden.
So ungleich theilt das Schickſal aus den Dank:
Der eine ſpielet auf, der andre tanzt dem Klang.

2.

Scipio della Torre.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Cäſar de Calcagni, Herzog von Piſa.
Guido di Luna, ſein Rath.
Scipio della Torre.
Richard, Graf von Salerno.
Ferrando di Luna, Scipions Knapp.
Bruno, Abt von Camaldoli.
Julia, Cäſars Tochter.
Sabina Gherardesca, ihre Freundin und Hofdame.

Die Geſchichte begab ſich in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Scene iſt das Schloß Caſtel bianco, welches an der Südſeite Piſas am Arno liegt.

Erſte Scene.

(Scipios Zimmer.)

Ferrando, dann **Scipio** und **Guido**.

Ferrando (ſchlägt die Laute und ſingt).

Saß ein Vögelein im Leide
Und ſein Herzchen war ihm ſchwer,
Lenz gekommen war in Freude,
Bäum' und Blumen blühten ſehr.
Fliege, Vöglein, fliege ſchnelle!
Tauſend Gäſte ſind ſchon hier
Und beſetzt iſt jede Stelle
Süßer Luſt und ſüßer Zier.
Wohin ſoll ich Armer fliegen?
Mag nicht in den Sträuchen gehn;
Bei den Roſen iſt Vergnügen,
Bei den Lilien weiß und ſchön.
Doch ſchon trägt die ſüße Roſe
Einen ſtärkern Freund als mich,

In der Lilie weichem Schooße
Wiegt ſchon ein Beglückter ſich.
Von den Blumen, von den Bäumen
Fliegt das Vöglein traurig weg,
Nimmt zu hohen Himmelsräumen
Durch die Wolken ſeinen Weg,
Wohnet dort mit ſeinem Triebe
In der höchſten Luſt allein.
Denn glückſelig iſt die Liebe
Durch den eignen Wiederſchein.
Das Lied hat einen wunderbaren Klang
Seit dieſen letzten Monden für mein Ohr,
Und weinen könnt' ich kindiſch wie ein Kind
Mich einem Trauerkranken gleich gebärden,
Wenn nicht der Waffen Schmuck in dieſem Saal,
Der Ernſt des tapfern Mannes, dem ich diene,
Mich warnten, daß es Knappen nicht geziemt,
Die für der Kämpfe Kraft ſich ſtärken ſollen.
Drum wiſch' ich dich, du weiche Thräne, weg,
Der Kindheit liebes Zeichen und ihr letztes.
O ſchöne Zeit, als meine Mutter einſt
An einem ſtillen Abend es erzählt!
Da rollte ſich die ganze Feenwelt
Mit ihren goldnen Wundern auf vor mir,
Da fuhr ich mit dem Mondſtrahl um das Rund
Der Erde in Minuten, tauchte mich

Mit leichtem Weſen in die tiefſte See,
Und hörte die Sirenen an dem Grunde,
Da war in jedem Baum, in jedem Strauch,
In jeder Blum' ein überirdiſch Leben —

Scipio (eintretend).

Du ſangeſt, Knabe? O wie fröhlich lechzt
Dein Auge noch hinaus in weite Welt,
Gleichwie des Sommers rother Morgenſtrahl
Durch Wald und Wieſe freudeſuchend ſchweift
Und jede Blume jeden Stängel küßt. —
Was haſt du heut? Du ſieheſt hell wie Licht,
Doch ſchwermuthvoll erklang dein Saitenſpiel,
Nicht wie der Jugend leichtbeſchwingter Scherz,
Der wie ein Frühlingsvöglein auf den Zweigen
In hellem Liebesklang ſich wiegen ſollte. —
Glückſeliger Knabe, möge das Geſpinſt
Des holden Wahns dich ewig ſo umweben!
Auch ich hatt' eine Zeit — o Morgenluft
Der Kindheit, wehſt du ſchmeichelnd wieder her?
Auch ich hatt' eine Zeit — du ſüßer Traum! —
In deinem Spiel und nirgends außer ihm
Iſt die Erfüllung, die wir raſtlos ſuchen.

Ferranda.

O ſprecht nicht ſo, geliebter Herr, zu mir.
Kann ich mit leichtem Spielerfittich noch

Dem Schmetterling auf jeder Blume folgen,
Kann ich in ſüßer Kindergaukelei
Der Fantaſie aus jedem Blatt ein Schloß,
Aus jedem Tropfen Thau den Ocean,
Aus jedem Lichtſtrahl eine Sonne ſchaffen,
Was iſt die nichtige Luſt? Du biſt der Mann,
Auf welchen tauſend Männer neidiſch ſehn,
Du biſt der Mann, und deiner Thaten Glanz
Umleuchtet dich wie eine goldne Rüſtung.
Dann fühl' ich, wie ich Kind und kindiſch bin,
Und frage dieſe Hand des Saitenſpiels
Mit Zittern: führeſt du einſt wie er das Schwerdt?

Scipio.

Was fällt dich an, o Jüngling? glaube mir,
Schwer iſt das Schwerdt auch in des Siegers Hand,
Das Blut, das es vergießt, zieht ewig Blut,
Und wer es führet, hat mit den düſtern Mächten
Gefährlich ſchlüpfrigen Vertrag beſiegelt.

Ferrando.

O Herr, wie thut es mir ſo leid, daß ihr
So herrlich und zugleich ſo traurig ſeid!
O könnt' ich euch von dieſem jungen Blut
Nur Einen leichten Tropfen in die Bruſt
Einſtrömen! gleich geſunden ſolltet ihr.
Nun träumet ihr den Tag in Schwermuth hin

Und wandelt ſtumm in ſchlummerloſer Nacht.
Noch vor drei Monden war es anders gar.
O könnt' ich, wie vom Saul der David einſt,
Mit meinem Saitenſpiel den ſchweren Geiſt
Wegſpielen, welcher tückiſch euch beſitzt!

Scipio.

Du redeſt, Jüngling, was du nicht verſtehſt,
Und deuteſt, wovon dir die Zeichen fehlen.
Der Geiſter dunkler Pfad in Männerbruſt
Baut ſich ein undurchdringlich Labyrinth, —
Wohin allein ein eiſern Saitenſpiel
Durchklingen könnte, wenn es tönen könnte. —
O wünſche nicht in meine Nacht zu ſehn,
Sie könnte dir das junge Herz erſchrecken.
(Guido tritt ein.)
Sieh da dein Vater! Tauſendmal gegrüßt,
Mein wackrer Freund! wie? kömmſt du nur zu mir?

Guido.

Zu dir allein, drum heiß den Knaben gehn.

Scipio.

Verlaß uns, Ferrand, denn dein Vater will's.
(Ferrando geht ab.)
Was iſt es, Guido, das dich heut ſo früh
Zu mir, dem langvergeſſnen Freunde führt?

Guido.

Du ſchiltſt mich, wie du fragſt; doch faſſe ſelbſt
Dich an dein Herz: warum biſt du verlaſſen?

Scipio.

Kurz iſt das Wort: weil ich nicht glücklich bin,
Verläßt Fortunens leicht Geſindel mich.

Guido.

In ſchwarze Farbe tauchſt du alles ein.
Doch nicht zu ſchelten kam ich heut zu dir.

Scipio.

So ſprich denn offen, was du willſt von mir.
Von dir allein gefällt mir jede Rede.

Guido.

Kein fremdes Wort hat mich hieher geſchickt,
Noch auch der Neugier eitel ſpähend Aug,
Noch jenes ſchlimm're Ding, womit man gern
Die ſchwärzet, welche viel mit Fürſten leben.
Die alte Treue wies mir dieſen Weg,
Die alte Liebe zu dem theuren Mann,
Zu dir, ſonſt unſre Luſt, jetzt unſer Gram. —
Du wendeſt dich von mir? O thu es nicht!
Die Blume, welche naß vom kalten Reif
Verwelken will, ſie wendet ſich zur Sonne.
So neige dich zu treuer Freundes Bruſt,
Daß dir das trübe Herz in Luſt erwarme

Scipio.

Ich weiß nicht, was ihr alle wollt von mir?
Bin ich denn krank? Bin ich denn wild geworden,
Wie einer, den ein böſes Fieber ſticht,
Daß ſeiner Seele flüchtige Geiſter all
Wie Wirbelwinde ſich im Kampf zerhadern?
Ich ſeh es wohl, mein Glück wird hier zu alt,
Und ohne Glanz im eitlen Schein zu ſchwimmen
Mit jedem Thorenkopf, verzeih es, Freund,
Ein ſolcher Fiſch war Scipio nimmer nicht.
Laß das Geſchlecht, das ewig wäſſrig iſt,
In dieſem glänzend kalten Element
Sich freuen, bis der Trug der Angel fängt.
Das Kleinſte, was man Menſchen gönnen kann,
Iſt wohl, nach eigner Art ſie leben laſſen.

Guido.

Ja wohl, wenn ſolche Art nur menſchlich iſt.
Doch lebt ſich einmal jeder ſeine Art.
Denn ſprich, wie lebſt du ſeit der Freudenzeit,
Wo wir des Heilands Auferſtehung feiern?
So eng Gefängniß iſt für dich dein Herz,
Als du dein Zimmer dir zum Kerker machſt;
Und keines Menſchenwortes ſüßen Klang
Läßt je der ſtrenge Wächter mehr herein.
Du biſt an jeder Stelle, nur nicht da,
Wo Menſchenangeſichter dir begegnen.

So lebeſt du den Tag, und wann die Nacht
Des Schlummers milden Wundenbalſam ſtreut,
Wann alles ſchläft — du ſindeſt keine Ruh.
Dann gehſt du in den tiefſten Wäldern um,
Dann wankſt du, gleich dem blaſſen Mondenſtrahl
Auf dunklen Waſſern, ein geſpenſtiſch Bild
Der Trauer, mit Geſpenſtern träumend, rund. —
O daß der Menſch den klaren Spiegel nie
Des eignen Lebens ſchaut! denn ſähſt du ihn,
Du riefeſt gleich mit Piſas Volk: „o ſeht!
„Iſt's möglich? wie? iſt das der Scipio,
„Der einſt am Florentiner Thor geſiegt?
„Iſt das der Held, der fern vom Mohrenland
„Mit fünfzig Schiffen einſt als Beute kam,
„Und zehentauſend Sklaven hinter ihm?“ —
So ſtiehlſt du ſeit drei Monden dich der Welt
Und deinen Freunden, deinem Glück und Ruhm.

Scipio.

Nicht Ruhm bringt, daß der Pöbel auf dich ſchaut
Und daß die dicke Menge hinter dir
Sich heiſer ſchreit. Sieht Piſa Scipio
Verwandelt, Gleiches ſieht er auch an ihr.
Ich ſpiegle die Geſtalt der Eitelkeit,
Die Nichtigkeit der Gunſt im Leben ab.

Guido.

O wie du ſchnell biſt, in dein finſtres Grab,

Zum kalten Todesneſt hinabzuziehn,
Was an dem Leben ſchön und golden blüht!
Wo iſt der Mann, ſoweit der wache Ruf
Mit ſeinen tauſend Silberkühlen klingt,
Dir gleich? wen hat Fortuna, hier nicht blind,
So früh zum höchſten Sonnenziel des Ruhms
Auf ihren raſchen Rädern hingetragen?
Im Lenz der Tage gab dem Jüngling ſie,
Worauf ſo mancher ach! ein halb Jahrhundert
Vergebens ſetzt und nimmer doch gewinnt.
Dich nennt das Vaterland den erſten Mann,
Soweit der blaue Arm der Amphitrite
Die Küſten der Auſonen rings umfaßt,
Du biſt des Fürſten Schutz, der Bürger Stolz,
Der Frauen Preis — ſei wieder auch du ſelbſt!

Scipio.

Ich höre dich, gleichwie der taube Fels,
Woran des Meeres Brandung raſtlos peitſcht,
Die ſüßen Töne der Sirenen hört.
Doch, wackrer Guido, glaube darum nicht,
Daß ich verkenne, was der treue Freund
Aus liebem Herzen ſpricht. Ich kenne dich,
Du haſt dich als den Biedern längſt bewährt,
Und wenn die ganze Welt zu Eiſen wird,
Du bleibſt das reine Gold, wie ich es fand.
Was war ich, als du mir, noch Knaben faßt,

Das gabſt, was nur durch Götter ſich gewinnt,
Des Lebens reiche Kunde und dein Herz?
Du warſt das Steuer auf dem wilden Meer,
Wohin der Jugend Ungeſtüm mich riß,
Du leuchteteſt, der Stern der dunkeln Nacht,
Womit die Parze ſeit der Wiege ſchon
Mir das Gemüth verdüſtert; und du haſt
Als letzte ſchöne Gabe mir den Hohn,
Das Köſtlichſte und Liebſte, anvertraut,
Genoß zu ſeyn der Waffen und der Spiele —
Doch ſchweige mir von allem Andern nur!
Gab mir Fortuna viel, ſie gab mir nie
Den Dank des Glücks: die Blume meiner That
Fällt ohne Aehren, ohne Früchte ab.

Guido.

Was ſprichſt du da für ein gefährlich Wort?
O fürchte das, was in des Menſchen Bruſt
Zu tief gehegt zuletzt zum Schickſal wird,
Dem alten eiſernſtrengen Heidengötzen,
Der in des Herzens friſchen Furchen ſchleicht
Und ſeine Ausſaat zu der deinen ſtreut.
Verwandelt nenneſt du die Welt? Du biſt's,
Von dem die ſchwarze Farbe auf ſie fällt,
Du biſt dein einz'ger Tadler und Verlaßer;
Dir fehlet nichts, wenn du dir ſelbſt nicht fehlſt,
Dich ehrt der Fürſt wie keinen andern Mann,

Die

Die Fürſtentochter ſieht mit Luſt auf dich,
Des Volkes Liebling gehſt du hell einher —

Scipio.

O wie du blinzelſt, Freund! ſoll nur bei mir
Die graue Weisheit ſelbſt geblendet ſeyn?
Hier rührſt du mir die heiße Wunde an,
Weich iſt die Hand, doch immer ſchmerzt die Wunde.
Ich will geſtehen, undankbar bin ich,
Ich fordre mehr, als je das Leben giebt.
Und daß ich ehre treuen Freundesrath,
Ich will mich auch den andern gleich gebärden
Und in dem freudenloſen Faſtnachtſpiel
Mit bunter Larve ſtrotzen, worauf ſteht:
Es ſteckt ein Sohn des Glücks in dieſer Maske.
Doch meine eigne Wahrheit laſſe mir:
Die Aufſchrift auf dem Leben heißet Arm.

Guido.

O Dank, mein Scipio, dir, den beſten Dank!
Ich faſſe dieſe Hand dir und dies Wort.
Die Larve iſt im Lebensfaſtnachtſpiel
Die erſte große Kunſt der Künſte nur;
Mit Thoren trägt der Weiſe gleiche Tracht,
Doch andre Blüthe pflückt er von dem Baum
Des Lebens, und die Aufſchrift lautet Reich.

Ich gehe froh von hier, ich ſehe bald
Dich wieder auf der Bahn als erſten Renner. (ab.)

Scipio.

O deine Blüthen und des Renners Muth!
Was hilft die Larve, wenn das Herz ihr fehlt?
Du ſprachſt von einem Schickſal, guter Guido,
Dem ſchadenfrohen Herzensfurchenſchleicher,
Der tückiſch ſeine Furienausſaat ſtreut,
Wo düſtrer Wahn des Pfluges Sterze treibt.
Es ſei! es komme, was da kommen muß!
Und gnädig richte der, der alles richtet!

Zweite Scene.

(Julias Zimmer.)

Julia, Sabina.

Sabina

(einen güldnen Halbmond in Julias Haar ſetzend).

Und dieſen hier, das bloße kalte Licht
Der Nacht, den Mond, den naſſen Thränenfreund,
Soll ich als Wächter ſetzen dir ins Haar?
Du trugeſt jüngſt ein froher Zeichen noch,
Die Sonne, alles Lebens Born und Luſt,
Die Sonne, alles Glückes glänzend Bild.

Julia.

O nenne ſie das Bild des Stolzes auch.
Ich bin geſtraft, daß ich vermeſſen war,
Beſcheiden wend' ich zum beſcheidnen mich,
Zum Mond, dem ſtillen frommen Freund der Nacht;
Er ſchickt ſich für die Farbe meines Glücks,
Er iſt der Liebe freundlich hold Geleit,
Verſchwiegner Mitbewußter ſüßer Luſt
Und milder Tröſter auch des bittern Grams.
Und wann der dumpfe Schlag der Mitternacht
Vom Thurm ertönt und alle Geiſter, los
Von Leibern und von Gräbern, frei umher
Sich ſchwingen, wann die bunte Fantaſie
Ihr flatterndes Geſindel ſpielen läßt,
Die Träume und der Elfen flinke Schaar,
Dann ſteht ſein Bild wie einer andern Welt
Geweihtes Zeichen hoch am Firmament,
Und was unſterblich fühlt unſterblich liebt
Schwebt mit ihm hin den geiſtig freien Flug.
Er bleibt mein Zeichen nun in Ewigkeit,
Wie auch mein Glück ſich ſenke oder hebe.

Sabina.

Nein, Julia, nein! ich kenne dich nicht mehr.
Das Sonnenangeſicht des hohen Muths,
Der Stolz, vor dem die kleine Erde kniet,

Als ob ſie ihre Königin erkennte,
Dahin — und alles für den Einen Mann?

Julia.

Für welchen Einen? — Ja, du redeſt wahr.
Ein Mann nur lebet in der weiten Welt,
Ein Mann Gelübde und Gebete werth,
Ein ſtolzer Mann der hohen Wundermacht,
Das Leben und die Zeichen zu verändern.
Du wunderſt dich, daß mir das Kinderſpiel
Der güldnen Himmelslichter in dem Haar
Sich wandelt — o die Sonne und der Mond
Und alle Zeichen, die den blanken Reif
Des Himmels in zwölf Monden raſch durchlaufen,
Sie drehten ſich, als er geboren ward,
Und alle Sterne hielten ihren Wagen
Im Rollen auf, daß ſie den Knaben ſäh'n.

Sabina.

Ganz recht. Weil ſo viel Lichter ihn zu ſehn
Herabgekommen, liebt er ſo die Nacht
Und ſondert ſich von Licht und Leben ab.
Beglückter Mann, der das gewinnt, was er!
Der Welt zu trotzen — und die ganze Welt
Wirft alle Liebe auf den Undankbaren
Und hält ſich hoch geehrt, wenn nur ein Blick
Von ſeinem Stolz auf ihre Demuth fällt.

Was hat dein Vater nicht für ihn gethan?
Was du, an deren Fuß zu knieen nur,
Den Saum von deinem Kleide nur zu küſſen
Zu viel der Gnade für den Fremdling war?
Doch glaubt er immer noch zu wenig ſich
Belohnt, nach Cäſar zweiter Mann zu ſeyn,
Und blicket ſtolz nach einer Höhe hin,
Vor welcher alten Fürſten ſelber ſchwindelt.
Was war er denn, als er nach Piſa kam?
Ein armer Jüngling, deſſen Name ſelbſt
Verſtohlen durch die Welt ſich ſchleichen mußte:
So laurte ihm Verrath mit Tücken nach.
Nichts trug er mit ſich als ſein leichtes Schwerdt,
Und nun wie reich und ſchwer an Ehr' und Gut!
Doch unerſättlich gleich dem wilden Meer,
Sobald er dieſes hat, begehrt er jenes.

Julia.

Nicht rühmen will ich jenen ſchwarzen Muth,
Der ihm das Herz beſchattet, der ihn uns
Entführt und ſeinem Glücke, nicht den Sinn,
Der ihm die Welt, der ihm ihn ſelbſt verleidet.
Doch nenne mir den Mann nicht gnug belohnt.
Nichts trug er mit nach Piſa als ſein Schwerdt,
Doch dieſes Schwerdt hat Piſa groß gemacht.
Was klingt dem Namen della Torre gleich?
Wo iſt die Fürſtentochter, deren Stolz

Demüthig nicht an ſolchem Ruhme kniete?
Glückſelig heißt, die einſt das Bett beſteigt,
Wo ſolch ein Held nach heißen Thaten ſchläft!
O wann die Nacht von dieſer Sonne fließt,
Sie hat für eine Welt des Lichts genug,
Und ſelig, wer der nächſte an dem Strahl
Von ſolcher Liebe ſich erwärmen darf!
Sabina, du verleugneſt ganz dich ſelbſt,
Ich weiß den Tag noch, als kein Mann ſo groß
So herrlich war, ſo liebenswürdig klang,
Als Scipio, als der Scipio della Torre.
Da ſcholl es Scipio, wann die Sonne ſtieg
Und wann ſie ſank und Scipio vor dem Mond,
Und hätte Echo ihren Namen nicht
Gehabt, ſie hätte Scipio heißen müſſen.
Du haſt zuerſt mir ſeinen Werth gelehrt,
Du ſchloßeſt mir den ganzen Himmel auf,
Und willſt mir nun den Blick zum Licht verbieten.

Sabina.

Ich war ein Kind, und kannte nicht die Welt
Und nicht der Männerſeelen grauſen Abgrund.
Sechs Jahre ſind es nun, als er zuerſt,
Ein armer Sohn des Glücks, nach Piſa kam.
Wie war er waidlich da und leicht und friſch!
Mit jedem Wind Fortunens flog er hin,
Für jede Gunſt bezahlt' er dankbarlich;

Unt alle Jungfrau'n ſahen auf den Jüngling
Und rühmten gern, auch wo er ohne Schwerdt
Im leichten Spiel der Jugend mit den andern
Hinſchwebte in der Freude luſtigen Reih'n.
O hätt' ich da den Stolzen nur gekannt
Wie nun! Es war ein Unheil, daß ich je
Für dieſen Scipio dir die Echo ward.
Denn ſagen muß ich's — mir gefällt es nicht,
Daß auf zu deinem Glanz der Kühne blickt.
Unachtſam ſchürt' ich ſelbſt das Feuer an,
Das dich und ihn in Gluth verzehren wird.
Denn Cäſar hat für ſolchen Flüchtling nicht
Den Preis der ſchönen Tochter aufgeſpart.

Julia.

Was? Flüchtling? Kam er zu uns auf der Flucht,
So nenn' ihn einen Flüchtling von den Sternen,
Der ſich herniederſenkt aufs Erdenthal
Die ſchwere trübe Dämmrung zu erheitern,
Worin die matte Menge neblicht wankt,
Die kaum das Licht vom Dunkel unterſcheidet.
O dieſer Flüchtling! Nicht in Cäſars Macht
Steht die Gewalt der Herzen wie der Schwerdter.
Wo Scipio lebt, da lebt die Hoheit nur,
Da prangt das Fürſtenthum und Königreich,
Wovor die größte Kaiſertochter gern

Demüthig alle Schimmer niederlegte.
Drum ſchweige von dem Flüchtling, denn ich will —

Sabina.

O ſchilt mich nicht; die Treue ſpricht aus mir
Und Ahndung der Gefahr, die nahe droht.
Du weißt es, Richard von Salerno kömmt
Noch dieſen Tag. Ihn weiſeſt du nicht weg
Gleich jenen Andern; denn des Vaters Zorn
Hat längſt geſchworen, wann ein Werber kömmt,
Der gleich und fürſtlich iſt und ihm gefällt;
So wird die ſchöne Julia ſeine Braut.

Julia.

Geh! geh! und ſprich zu Schwachen deinen Troſt.
Bin ich des ſtolzen Cäſars Tochter nicht?
Rollt nicht ſein Blut in meinen Adern auch?
Und ich ein ſchlechter Ball in fremder Hand?
Nein Cäſar, wo der Vater ſpricht, gehorcht
Das Kind, doch der Befehl kann mir das Herz
Nicht von der Stelle wenden, wo es ſteht.

Sabina.

Du thuſt mir weh, o Fürſtin, und verſtehſt
Nicht, was mein Herz dir wünſchet, von dir bittet.
Ich gehe, weil du's willſt, und bleibe gern,
Ich gehe, weil ich muß. O mögte dir
Nie ſolch ein Muß den Weg der Noth bezeichnen!

Dritte Scene.

Scipio dann Sabina.

Scipio.

(gedankenvoll auf einem Seſſel ſitzend und wie aus einem Schlummer erwachend ſpricht:)

Das war ein wunderbarer Traum — O nein,
Nein, zweifle nicht! Sie liebt dich, liebt dich noch —
Das ſchöne ſtolze Weib was liebte ſie
An dir, wenn deinen Ruhm ſie nicht geliebt? —
O Julia, wie du glänzend vor mir ſtandſt!
Mit dieſer Engelhuld, mit dieſem Blick
Voll Gnade mir den grünen Kranz aufs Haupt
Holdlächelnd drückteſt! — O ich nehm' es an
Das ſchöne Zeichen neuen Glücks und Ruhms,
Ich halt' es ewig feſt das ſüße Bild,
Und fliehen ſoll die Nacht, die mich umlaurt
Vor dieſer Augen goldnem Sonnenſchein.
Doch was die grauen Männer alle mir
Bedeuten, die mit Sceptern ernſt und ſtreng
Von ferne ſtanden, winkend weit hinaus,
Wo ſich aus finſtrer Nacht des Donnerhimmels
Von Blitzen rings ein Feuermeer ergoß?
Sehr ſonderbar! und das am hellen Tag,
Wo Träume ſchlafen, wie die Seher ſagen,
Und alle unterird'ſche Mächte feſt

Gefeſſelt ruhn, die von dem Schickſal aus
Die künftigen Bilder ſpielend offenbaren? —
Wie wär' es Krankheit irrer Fantaſei,
Der ſchlummerloſen Nächte Nachgeburt?
Und wäre alles wirklich nur ein Traum,
Ein Schatten von der Dinge dünnen Schatten?
Nein! Scipio, nein! halt feſt das holde Bild!
Was ſo lebendig macht, das iſt kein Nichts,
Es iſt des Traumes höchſte Wirklichkeit,
Den man das Leben nennt — O traget mich,
Ihr Feenflügel ſüßer Liebe, tragt
Auf eurem Zauberſtrom mich fröhlich fort!
Und mögt ihr gleich zum bunten Schmetterling
Mich wandeln, mögt im Tropfen Thau mein Bad,
In Roſenknoſpen mir das Blumenbett
Bereiten als des Sommers kleinſtem Wurm —
Wenn ich glückſelig bin, ſo bin ich alles.
O nur dies Bild, nur dieſen Traum, nur ihn
In Ewigkeit! Laß andre Gold auf Gold
Und Ruhm auf Ruhm, den kalten Schatz, ſich häufen,
Der wie ein Himmelsberg ſein leuchtend Eis
Mit jedem Jahre höher thürmt; es ſcheint
Der Sonne Glanz mit jedem Jahre heller
Auf ſeiner Scheitel, doch wie ſchön ſie ſcheine,
Sie ſieht im Lenz, im Sommer Eis und Eis.

Nein, da wo Vögel ſingen, Blumen blühn
Und wo der muntre Vogel Fantaſus
Von Zweig zu Zweige hüpft, da flattr' ich mit,
Und tauche meine Bruſt in jenen Lethe,
Der alle Wunden der Erinn'rung heilt.

Sabina.

(die ſchon einige Zeit eingetreten und fern ſtehend ſeine letzten Worte gehört hat.)

Verzeihe, bunter Vogel Fantaſus,
Daß ich von deinen Blumen auf dich ſcheuche;
Es thut mir leid, aus ſolchem ſüßen Traum
Den Glücklichen zu wecken, um ihm nichts
Zu zeigen als ein armes Mädchen, das
Er einſt gekannt. Wahrhaftig, Scipio,
Biſt du ſo krank, ſo frag' ich gar nicht mehr,
Warum du ſtolz das kahle Leben meideſt.
Kennſt du mich noch? Sabina hieß ich einſt,
Du nannteſt einſt Sabina Gherardeska
Mit Namen — daß ich doch wie du die Zeit
Mit Bildern täuſchen könnte! Süße Namen
Und ſüße Zeit! ein breiter Lethe fließt
Seit Jahren, Scipio, trübe zwiſchen uns.

Scipio.

Willkommen ſchönes Mädchen! welches Glück
Führt zum vergeßnen Freund dich heute her?

Sabina.

Vergeſſen, Scipio, weil du uns nicht willſt.
Das Glück iſt klein, wie ſeine Fracht es iſt.

Scipio.

Drei Monden hab' ich dies Geſicht entbehrt,
Drei Monden dieſer Stimme lieben Klang.

Sabina.

Krank nennt dich alle Welt und wunderlich,
Doch hör' ich noch dich ritterlich wie ſonſt
Mit Worten ſpielen. Nimm den Dank dafür.
Denn jeder, der uns blanke Münze giebt
Für kahle, nehme ſchönen Dank zurück,
Sei auch der Inhalt gleiſſend falſch an beiden.

Scipio.

Du ſchmeichelſt nicht, Sabina. Soll man ſo
Zum Kranken kommen? Weil du krank mich nennſt,
So ſollteſt du den Schmerz mit weicher Hand
Befühlen, bis du findeſt, wo er ſitzt.

Sabina.

Ihr Männer! Hörteſt du die Fabel nie,
Wie Mäuschen öfters mit der Katze ſpielt,
Wann Kätzchen meint mit Mäuschen Spiel zu treiben?
Doch ſtill davon! ihr Männer fühlet nur
Euch ſelber ſtets. Ich komm' auch heut als Weib,
Vergeſſend eigenen Schmerz und fühlend nur,

Mein Freund iſt krank, und dünke dann ſogleich
Mich friſch, um ſeinem Kummer beizuſtehn.

Scipio.

Sabina, habe Dank. Wozu dies Spiel
Von ſchräger Worte Leerheit zwiſchen uns?
Du kennſt das Leid, wodurch ich traurig bin,
Und haſt den Balſam für den alten Schmerz
Der Wunde meines Herzens. Gieb ihn her,
Und was ich geben kann empfah zurück.

Sabina.

Du machſt mich weich durch jedes milde Wort.
O daß ich Balſam hätte, daß ich ſelbſt
Ein Balſam würde, auf dein liebes Herz
Mich ſanft zu ſtreichen, bis die inn're Gluth
Den letzten Tropfen in den ſüßen Abgrund
Von deinem Blute eingeſchlürft! o daß
Ein jedes kleinſte Wort von dieſem Mund
Ein froher Freudenbote plötzlich würde!
Und daß ich dann — O Scipio ſieh mich nicht
So ernſt mit dieſen fremden Augen an —

Scipio.

Du wirſt ſo warm, Sabina, faſſe dich
Und rede kälter mit dem Glühendheißen.
Was macht ihr? wie lebt Julia? denkt ſie noch
Zuweilen mein, die edle Fürſtentochter?

Sabina.

Wie ſollte ſie? Ihr Männer braucht uns ſtolz,
Entflieht dem Glanz und friſchen Lebenslicht,
Und meint, das Weib ſoll an dem matten Strahl
Der dunkelnden Erinn'rung ſich erwärmen.
Wer Gunſt bewahren will, der halte friſch
Sich mit im Kampf des Lebens. Wer zurück
Sich zieht, dem rollt das ſchnelle Gaukelrad
Fortunens leicht vorüber, nur den Staub
Des Weges ſprützt es ihm von fern ins Aug.

Scipio.

Was meinſt du? quäle nicht mit Räthſeln mich
Und trage nicht zur Nacht die Finſterniß.
Nie ſchleppten mich Fortunens Speichen nach,
Rund trieb mein Lebensrad das eigne Herz,
Und ſeine Schulden will ich einzig büßen.

Sabina.

So büße, Thor! ſo äffe, Tantalus,
Die durſtige Lippe mit der fliehenden Welle!
Glaubſt du, daß Julia, daß das Fürſtenkind
Genoſſin deines Bettes jemals werde?
Du kennſt den Stolz des alten Cäſars ja.
Nur dem gekrönten Fürſten giebt er ſie,
Und du mit allen deinen Lorbeern magſt
Zum Hochzeitfeſt mit andern Lichter halten.

Scipio.

Leicht ſcherzend ſprichſt du Fürchterliches aus.
Doch liebt mich Julia nur, was fürcht' ich dann?
Dann muß Fortuna doch wohl ins Geleis
Der Liebe endlich ihren Wagen lenken.

Sabina.

Die arme Julia! iſt es denn ſo leicht,
Des Vaters krauſe Stirne jeden Tag
Mit dickern Wolken runzeln ſich zu ſehn?
Der Tropfe höhlt den harten Diamant,
Und fällt doch nur ein leiſer Staub herab:
So höhlt des Unmuths ewig grollend Wort
Den feſten Boden der Beſtändigkeit.
Was nun ſie kann, wird immer ſie es können?
Was nun ſie will, wird immer ſie es wollen?
Willſt ſelbſt du heut noch, was du einſt gewollt?
So iſt der Menſch. Sie hat was menſchlich iſt
Nun in zwei ſchlimmen Jahren ſchon ertragen,
Gelitten hat für dich das ſchöne Weib,
Was nur ein liebend Herz erleiden mag.
Du biſt ein ſeltner Mann, das ſagt die Welt,
Du biſt ein ſchöner Mann, das ſagen Frauen;
Doch könnte nicht einmal ein andrer kommen,
Auch nur ein leichter Schatten von dem Bilde,
Das ſie von dir im Herzensheiligthum
Ein hochverehrtes zärtlich aufgeſtellt?

Und wär' es dann Verrath, wenn ſie, den Sinn
Des Vaters zu verſöhnen, ſich bequemte
Für ſteten Unmuth klein'res Glück zu wählen?

Scipio.

Du quälſt mich recht, du biſt erſinderiſch,
Der Dinge dunkle Seiten mir zu zeigen.

Sabina.

Ich zeige nur, was dir das Leben zeigt,
Was die Geſchichte lehret und die Fabel.
Wo lebt der Menſch, der ſeine Luſt gewinnt?
Das, was wir lieben, fliehet öfters uns,
Und was uns liebet, gönnen gern wir andern.
So muß es ſeyn. Das Leben ſtände ſtill,
Wenn jeder ſeines Buſens Freude hielte.
Drum ſag' ich dir, noch heute kömmt ein Mann
In Piſa an, gewiß nicht ungefär,
Des Grafen von Salerno tapfrer Sohn,
Von dem die Fama jetzt ſo überlaut
Aus ihrer hallenden Trompete ſchmettert.

Scipio.

Was? ſprichſt du von dem Grafen Richard mir,
Der Saracenen Schrecken? O mit Nichts
Hab' ich den Kranz, den er gewann, verträumt.
O Scipio, wo will dies hinaus mit dir?
Mahnt ſchon ein Jüng'rer dich, du werdeſt alt?
Und füllſt noch vierundzwanzig Jahre nicht.

Sa

Sabina.

So lieb' ich dich — Hinaus ins Feld des Ruhms.
Wo Männer friſch um hohe Glorie
Sich ſchlagen! Wirf den hohlen Trübſinn hin,
Der gleich der faulen Muſchel um den Rhein
Der Perle liegt, die an der Sonne Licht
Als erſter Schmuck des Tages funkeln ſollte.
Erſtehe! und dein Glück erſteht mit dir.
Unſelig, wer nach Einem Ziel nur ſieht!
Auf tauſend Zielen flattern grüne Kränze.
Wird hier geſtrauchelt, bricht der Wagen hier.
Dort blaſen hundert Roſſe in das Haar
Des Siegers den zurückgebliebnen Athem
Und triefend keichen Renner hinter ihm.
O ſieh hinaus, wie weit die große Welt
Dem Kämpfer offen liegt! es iſt die Zeit,
Wo Fürſten werden durch den tapfern Degen.
Was ſtehſt du hier, wenn dort du herrſchen kannſt?

Scipio.

Nicht mehr! Du ſprichſt die weite Lehre aus
Der weiten Seelen, welchen ſich die Welt
Mit loſen Fäden um den Buſen ſchlingt.
Die weite Welt, ſo weit dem kühnen Muth,
Die weite Welt kann meine Welt nicht werden
Ich bin nur eng, und alles will mein Herz
In mich hinein zur eignen Tiefe ziehn:

Was dort nicht Raum hat, darf ich nicht begehren.
Hier ſteht mein Ziel, und hier iſt meine Welt,
Dies Eine kann ich ſehen nur und faſſen,
Dies Eine fühlen, ſtreben, hoffen, lieben —
Hier ſteht mein Ziel, und wenn es eiſern iſt
Und bei dem blinden Anlauf mich zerſchmettert,
Auch Tod iſt ſüß auf dieſer engen Bahn.

Sabina.

So lebe wohl. Ich bin ein thörigt Kind,
Ein krankes Kind, das die Geſundheit lügt,
Um einem Kranken Arzenei zu reichen. (ab.)

Scipio.

Da geht ſie hin. O gingeſt du ſo leicht
Der Jugend Irrthum über dieſe Schwelle!
Wir büßen ſelbſt für das, was wir nicht thun,
Wir weinen ſelbſt um das, was wir nicht wollten.
Ich liebte einſt dies Weib; ſie war ein Kind,
Ich nicht viel mehr. Es war die grüne Zeit,
Wo noch das Herz wie Täubchen auf der Stange
Im erſten Flug vom Neſt ins Leben guckt
Und ſich ſo leicht an jedem Schein verflattert.
Ich ſah ſie da mit Julia zugleich,
Und ihr Kometenſchimmer täuſchte mich,
Bis langſam jener ſtille Abendſtern
Mit milder Kraft in dieſe Bruſt ſich ſtahl,
Ein feſter Angelſtern darin zu leuchten.

Sie jammert mich; doch welchen jammert mein?
Wir tragen an verſchiednen Bürden gleich,
Und wer mag ſprechen: ſehet! ich bin glücklich?

Vierte Scene.

(Des Fürſten Gemach.)

Cäſar, Guido.

Guido.

So ſteht es unverrücklich feſt bei dir?

Cäſar.

Ja, Guido, dieſer Richard wird mein Eidam.

Guido.

Und Scipio della Torre dienet ihm?
Den jüngern Mann erkennt er als den Herrſcher?

Cäſar.

Ihm iſt es leichter, der mit Dienſt begann,
Doch Richards Väter waren alle Fürſten.

Guido.

Du rechneſt das Geſchick dem Jüngling an?

Cäſar.

Ich rechne, wie dort oben Götter rechnen.

Guido.

Sein Vater war ein Fürſt, wie Richards iſt.

Cäſar.

Ein armer Knappe kam er an bei uns.

Guido.

Und della Torre klingt ſo herrlich wohl
Und beſſer wohl denn Richard von Salerno.

Cäſar.

Der beſte Klang iſt Herrſchaft für mein Ohr,
Und edler auch iſt das Geſchlecht von dieſem.
Ein Baſtard Lothars war der erſte Graf
Von Kapua und Averſa und von ihm
In grader Linie ſteigt der Stamm empor.
Die della Torre waren Mailands Bürger,
Sie webten Wolle, trieben Kaufmannſchaft,
Als dieſe ſchon an Heeresſpitze ſtanden.

Guido.

Du ſtrafſt dich ſelbſt in deinen Worten, Fürſt.
Was waren die Calcagni in Florenz,
In Piſa, ehe Cäſar mit dem Schwerdte
Die Bahn des Glanzes dem Geſchlecht geöffnet?
Nicht Jugend oder Alter wieget hier,
Was frommt am Degen wie der ſtolze Roſt,
Was an zerriſſnen Fahnen alte Wappen,
Die einſt der Gothe Dietrich, der Martell
Im Lanzenſpiel verliehen haben ſoll?
Wer heut der Erſte iſt, der heiße der Mann,

Denn ihn beſcheinet die lebendige Sonne
Des Glückes; das Geſtern ſteht nicht wieder auf.
An Gräbern betet man, das friſche Wort
Des Lebens, das allmächtige, treibt die Männer.
Was ſind die von Salerno, zählen ſie
Gleich grauer Ahnen ſtolzbewahrten Reih'n?
Vaſallen ſtets von Beſſern waren ſie.
Die beſſ'n Ahnen hießen Bürgerſaſſen,
Sie haben mit der Erde höchſtem Glanz,
Mit Kaiſern Roms, um blut'gen Preis gerungen;
Beſiegt und ſiegend ſchufen Freiheit ſie,
Und hundert Städte nennen ihre Namen
Und blühende Geſchlechter knie'n dabei.
Italien ward ein glücklich Land durch ſie.

Cäſar.

Du redeſt recht. Der Mann von heut iſt mein.
Der Vater dieſes Richards iſt ein Fürſt,
Vor dem Auſoniens Fürſten jetzt ſich neigen,
Er führt das Scepter für den jungen Neffen,
An Schlöſſern reich und reicher noch an Ruhm.
Wie willſt du denn, ich ſoll auf Scipio hier,
Auf dieſen Flüchtling und ſein Schickſal all
Die lange Arbeit ſchwerer Tage legen?
Wie? darum ſchlug mir oft das Herz ſo heiß,
Rann oft das Blut ſo heiß von meinem Panzer,
Daß ich dem Fremdling meiner Tage Schweiß

Und meiner Nächte Unruh und mit ihnen
Die ſchönſte Zugift, meine Tochter, ſchenkte?
Ich habe ihn zum zweiten Mann gemacht,
Und zweiter Mann in Piſa mag er bleiben;
Doch woll' er höher als ſein Glück nicht ſchau'n.

Guido.

Wo ſteht ſein Glück? haſt du nicht ſelbſt geſehn,
Wie, mit dem deinen einſt es herrlich ringend,
Im ſchönen Streit es ſiegreich überwand?
Die Florentiner lagen vor dem Thor
Jenſeits des Arno, dieſſeits die Luccheſer,
Und drängten dich und Piſas Bürger hart:
Da kam ſein Glück vom Meer auf Schiffen her.
Es ſchloß dir bald des Käfichts Thüre auf
Und machte alle Himmelsadler ſatt.
Fünftauſend Florentiner ſchickten wir
Den Bittenden den andern Tag entgegen,
Sie ſchifften auf dem Arno an das Grab;
Und Luccas Stadt und Val di Luna dient
Seit jenem Tag als Sklavin Piſas Fürſten.
Fürwahr du gründeſt kühn auf ſolchen Mann
Dein Haus, es iſt ein altgeprüfter Pfeiler.

Cäſar.

Ich rechne nicht, was damals war, was iſt;
Drei Jahre, Guido, ändern oft ſo vieles.
Und ſprich: ward dieſes Glück von mir verkannt?

Hab' ich den Mann nicht groß und reich gemacht
Vor allen Männern an des Arno Waſſer?
Er führte Cäſars Banner, Cäſars Glück
In jener Schlacht, in ihnen ſtand ſein Sieg.
Und daß er nun nach meiner Tochter ſchaut,
Hab' ich nicht das dem Stolzen auch verziehn?
Doch nimmer wird die Fürſtin ſein Beſitz —
Und rede nicht von Glücksbeſtändigkeit
Bei dieſem Mann. Mit Friſchen wohnt es nur.
Doch Unmuth iſt der lockende Geſell
Des Unheils. Sitzt auf ſeiner finſtern Stirn
Nicht dieſer Unglücksvogel böſen Schickſals
Und krächzet ſeines Glücks Verfinſterung?

Guido.

Wer hat das Licht verfinſtert ſeiner Stirn?
Wer lockt das Unheil aus der Nacht herauf,
Wo unterird'ſche Götter tückiſch lauren
Auf alles, was hier oben ungleich geht?
Du biſt es, du! O fürchte jenen Bund,
Worein du mit den Fürchterlichen trittſt.
Du biſt es; du verweigerſt ihm den Lohn,
Den ſchönſten Lohn, den du ihn hoffen ließeſt.
Das trübt das Licht der großen Seele ihm,
Das bricht den kühnſten Muth der friſchen Jugend.

Cäſar.

Was? welchen Lohn? wenn du von Julia ſprichſt,

So wiſſe, nie iſt ihm mein Kind verſprochen,
Nie dies gedacht von Cäſar noch geſagt.

Guido.

Schlecht iſt das Wort und flattert leicht dahin
In Wind und läßt wie Winde keine Spur;
Doch ſchwer auf ehrnen Füßen ſteht die That
Und bindet alles, was ſie fern berührt,
Mit Eiſenklammern eiſern feſt an ſich.
Du gabſt dem Mann die Tochter durch die That,
Du ſahſt mit Wohlgefallen zu dem Spiel
Und machteſt zwiſchen beiden mit den Spieler;
Die Tochter hießeſt du auf Scipio nur
Als erſten Mann von kühnen Männern ſehn,
Den Namen della Torre machteſt du,
Du ſelbſt in ihrem Ohr zum Zauberklang,
Und zürneſt nun, daß keinen andern Namen
Sie hören will, er ſie in weiter Welt,
Und ſie allein von allen Weibern, ſieht.

Cäſar.

Du ſchiltſt mich recht. Das böſe Kinderſpiel
Fällt unwillkommen mir aufs Haupt zurück.
Doch redlich hab' ich's ſtets mit ihm gemeint,
Und lieb' ihn heute noch wie jenen Tag,
Als er den erſten Kranz von ſeinen Siegen
Beſcheiden zu den Füßen mir gelegt;
Ich nenne ihn den erſten Jüngling gern,

Den beſten Krieger am Tyrrhenerſtrande,
Doch nimmer wird er meiner Tochter Mann.

Guido.

Was ſagſt du, Cäſar? kennſt du deinen Freund
Nicht mehr? der Jugend Mitgeſpielen nicht?
Der ſchlechten Mitgeſpielen, Guido, nicht?
Laß dich erweichen! Reiche mir die Hand,
(faßt Cäſars Hand.)
Die treue Hand! Siehſt du dies Zeichen hier,
Das dir der kühne Bologneſer hieb,
Als du mit deinem Schilde mich bedeckteſt,
Der unter ſchweren Wunden ſchon erlag?
Ich weiß es noch — es war der heiße Tag,
Jetzt vierzig Jahre, da wir am Ticino
Mit Friedrich ſchlugen das verbünd'te Heer.
Da warſt du nichts als deines Glücks Soldat
Und hatteſt nichts als dieſen treuen Freund
Und deinen guten Degen und die Hoffnung.

Cäſar.

Du machſt mich weich und eine Thräne dringt
In dieſes Aug, ein langer Unbekannter.

Guido.

O mache auch den ſtarren Willen weich,
Gehorche auch dem Herzen einmal nur!
Denn in dem Herzen wohnen alle Götter;

Doch in dem Haupte niſtet anders viel,
Des Schickſals Rüſtung und das Truggeflügel,
Das nächtlich aufſteigt aus der Finſterniß,
Des Lebens grade Steige zu verwirren.

Cäſar.

Wohl mahnſt du recht; doch hab' ich nicht das Haupt
Zum Lenker meines Lebens früh gewählt?
Es werden ſchlechte Fürſten durch das Herz.
Das Schickſal weiß ich nicht noch wo es wohnt;
Doch der, ſo täglich ſchickſalgleich entſcheidet,
Er ſtellt ſich ſelber unter höchſte Macht.
Doch ſchauet jeder Sterbliche gen Himmel
Und betet: richte gnädig zwiſchen uns!
Denn wanken hin und her das darf kein Fürſt.

Guido.

Es wanket nicht, wer treu dem Herzen folgt.
Der Gott des Schickſals hieß der ſchräge Gott
Den Heiden, weil er ſchräge Worte liebt
Und krummen Pfad mit ſeinen Blitzen ſchlängelt.
Des Menſchen Schickſal wandelt durch das Herz
Allein den rechten Weg und grade geht
Allein durch's Herz der Pfad zu ſicherm Glück.

Cäſar.

Ich kenne dich, und darum hört' ich auch
So viel vergeblichs Wort geduldig an.

Doch feſt iſt mein Entſchluß. Nun folge mir
Zum Prinzen von Salerno, daß wir ihn
Als würd'gen Gaſt in unſrer Burg empfangen.
(Beide ab.)

Fünfte Scene.

(Scipios Zimmer.)

Scipio Ferrando.

Ferrando (eintretend.)

Ich komme, Herr, mit Botſchaft und mit Gruß
Vom Fürſten her. Er ladet freundlich euch,
Des Abends Freude für den Gaſt zu ſchmücken,
Der heute ein in Piſas Thore zog.
Es iſt ein köſtlich Mahl für ihn bereit
Und Piſas erſte Männer werden all
Die hohen Stufen des Pallaſtes ſteigen,
Des Fremden Ehre und des Fürſten Schmuck.

Scipio.

Was ſoll denn ich bei ſolcher Herrlichkeit?
Ich bin ein ſchlechter Schmuck, ein blinder Glanz,
Und meine Ehre fängt hier an zu dunkeln.
Doch kommen werd' ich, wie der Fürſt befiehlt —
Sprich, Ferrand, ſaheſt du den Grafen nicht,

Den Richard, der in Piſa alle Wände
Mit ſolchem Jauchzen füllt, daß mir der Schall
Beinah die Fenſter eingeſchmettert hat?

Ferrando.

Wohl ſah ich ihn, mittaumelnd in dem Schwarm
Des Volkes, deſſen Jubel längs dem Strom
Ihn zum Pallaſte brauſend hinbegleitet.
Mit hundert Schiffen fuhr er auf vom Meer
Den breiten Strom mit wehenden Segeln an
Und mit dem Klang von vielen tauſend Rudern.
Stolz flog das Schiff voran, worauf er ſtand,
Gleich einem Schwan, der hoch zum Liebeskampf
Im Lenz dem Feind mit weitgeſpreizten Flügeln
Entgegenſchießt — es brauſt die Fluth um ihn.
Gold war ſein Buſen, wo das Siegspanier
In heil'gen Händen hoch die Jungfrau hielt,
Die uns den Herrn gebahr. Sie war das Wort
Des Heers — ſo ſagen all' — als er zuletzt
In Tunis Bucht die Saracenen ſchlug.
So weht der Zug zum Florentiner Thor
Mit friſchem Wind, der in die Segel blies
Und bändigend den Arno mit zurücktrieb,
Der raſtlos fort zum weiten Meere jagt.
Dort an der Brücke ſprang der Graf vom Bord
Und hieß die Schiffe all ſich reihend lagern
Hieß ſeine Siegeswimpel luſtig flaggen,

Den Freunden rings ein ſüßes Augenſpiel.
Bald war das Feld bedeckt von ſeiner Schaar,
Wo man des Weges nach Livorno geht,
Und fünfzehntauſend ſchwarze Männer, all
Umwunden mit dem Eiſenkranz der Noth,
Der ihnen Händ und Füße rings umſchlang,
Sie traten ſtumm gebückt dem Zuge nach.
Als er geordnet, wie's des Hauptmanns Pflicht
Gebeut, da trug ein weißer Zelter ihn
Mit frohem Wiehern in das Thor der Stadt;
Und jauchzend klang des Volkes Ruf ihm nach,
Aus allen Fenſtern flogen Kränze und
Aus tauſend Stimmen ſcholl es: Richard kömmt,
Wie Scipio einſt von Cagliari kam,
Bis ihn das Roß zum Ziel des Schloſſes trug,
Wo an den Stufen ihn der alte Fürſt
Empfing mit meinem Vater und hinauf
Ihn führte aus dem brauſenden Gedränge.

Scipio.

Wie Scipio einſt von Cagliari kam.
Das iſt ein dankbar Volk, das mich noch nicht
Wie einen Todten ganz begraben hat.

Ferrando.

O zweifle nicht, es dachte nur an dich,
Es war nur deiner Liebe Wiederklang,
Der aller Gaſſen Kehlen ſo empört

Und alle Nymphen in dem blauen Strom
In ihrer Grotten Tiefe eingeſcheucht.
Sie ſahen Richard, riefen Scipio,
Und ſahen wieder, riefen wieder dann:
Wie iſt der Richard Scipio, Scipio ſelbſt!

Scipio.

Das war die Gleichheit? o das eitle Volk!
Der Thor, der je für ſolche Hälſe nur
Ein Tröpfchen wagt von ſeinem ſchlechtſten Blute!

Ferrando.

Nein, Herr, ſie ſahn in ihm das wahre Bild.
So ſaht ihr ſelber vor zwei Jahren aus,
Als ich zuerſt als Knappe zu euch kam.
Er iſt euch gleich, als wär' er euer Bruder,
Er iſt euch gleich, als wär' er euer Selbſt.

Scipio.

Du biſt ein Kind, und fängſt noch alles auf,
Wie dir's die Menge giebt. Geh, gehe flugs
Und richte deine Fürſtenbotſchaft aus.
(Ferrando geht ab.)
O Gaukelbild der Täuſchung, Poſſenſpiel,
Den Pöbel für Minuten zum Gelächter
Zu reitzen und der Kehlen feilen Klang
Gedankenloſen Lobes zu erregen!
Ich werfe dich, du Dunſtbild Ehre, weg,

Du Seifenblaſe, nichtiges Kinderſpiel!
Der Bube läuft dir nach und haſcht den Schein,
Und haſcht und haſcht, doch mit dem Häutchen platzt
Der Schimmer auch zuſammen — und er weint:
Noch glücklich, wenn er mit der Naſe nicht
Auf einen Baum trifft, mit dem Angeſicht
Nicht, wie er aufwärts ſchaut, in Neſſeln fällt.
Weg, glänzend Nichts! und, kalter Irrwiſch, weg,
Dein Schimmer iſt ein kalter Mondenſtrahl
In Winternacht; wir ſehn ihn an und frieren —
Doch du, du ſüßes Bild, das meine Bruſt
Mit Flammen warm durchleuchtet, gehe ewig
Als Licht des Lebens in dem Herzen auf!
Du biſt nicht kalt nicht falſch nicht trügeriſch,
Du webeſt um die Nacht des Todes ſelbſt
Die ſchönen Bilder der Unſterblichkeit
Und hebſt uns ſo unſterblich in den Himmel.
Doch was ſich nur in Erz und Marmor gräbt,
Und in der Fluth der Pöbelkehlen brauſt,
Zerfällt, wie Erz und Marmelſtein zerbricht
Und wie zerrinnet, was dem Waſſer gleicht.

Sechste Scene.

(Des Fürſten Zimmer.)

Cäſar, Julia.

Julia (eintretend).

Ich komme, Vater, her auf dein Gebot,
Zu hören, was du von der Tochter willſt.

Cäſar.

Viel, liebes Kind, und doch ein einzig Wort,
Ein kleines Ja, faßt dieſes Viele ein.

Julia.

Ich ſpreche gern das größte Ja, ſobald
Ich weiß, daß dir es, Vater, Freude macht.

Cäſar.

Nun ſprichſt du wie mein Kind. Komm, Julia, komm
Und neige dich zur väterlichen Bruſt. —
Sieh hier dies graue Haar, es mahnet mich,
Die ſchnellen Jahre rinnen unter mir
Hinweg; ich wünſche jetzo ſichern Schutz
Und ſichre Ehre meines Alters. Du
Allein, du haſt es beides in der Hand.
Es ſteht bei dir, den ſpäten Abend mir
Mit freundlich heitrer Röthe zu vergolden.

Julia.

O was ich kann! mein Leben Herz und Blut,
Ich ſelbſt, mein Vater, alles iſt ja dein.

Cäſar.

Sieh mir ins Aug! hab' ich mit Liebe nicht
Dich ſtets gehegt? hat je der kleinſte Wunſch
Halbausgebrütet nur aus ſeinem Ei
Geguckt, daß liebend ihn ans Licht ich nicht
Gebracht und ſeinen Flügeln Luft bereitet?

Julia.

Stets gütig warſt du mehr, als ich verdient.

Cäſar.

So ſei es nun auch gegen mich, mein Kind.
Ich werde alt, bald fünfundſechszigmal
Dreht ſich die Sonne um das Licht der Welt
Seit jenem Tag, da meine Mutter rief
Zu meinem Vater: ſieh, es iſt ein Knabe!
Nie ſprach zu mir ein Weib dies frohe Wort,
Du warſt und biſt mein einzig Kind, du mußt
Mir Sohn und Tochter Weib und alles ſeyn;
Du mußt mir bringen, was das Glück mir nicht
Im eignen Bett gebracht, den würd'gen Sohn,
Der meines Scepters Mitgenoſſe ſei,
Und Söhne, des Geſchlechtes Schirm und Schmuck.
Ich weiß, dein Stolz verſchmäht, was niedrig iſt,
Er hat das Beſte achten dich gelehrt.

Julia.

Mein Vater iſt ein Fürſt und fürſtlich groß
Muß ſeyn, was meine Seele lieben ſoll.

Cäſar.

Du weißt, ich ließ dir jede Neigung frei
Bis dieſen Tag, doch ſah ich oft mit Schmerz,
Wie du dianiſch Hymens Bande floheſt.
Wie mancher edle Werber kam hieher
Der Fürſtenſöhne, die das ſchöne Land
Beherrſchen der Latiner und Lombarden:
Gepriesne Männer, und ſie fuhren weg,
Verſchmäht von dir, und einſam blieb mein Haus.
Nun ſinken meine Tage auf dem Strom
Der Zeit mit jeder fliehenden Sekunde
Mehr abwärts, und mit ihnen ſinkt und ſinkt
Die Herrſchaft, wenn ein Jüng'rer ſie nicht ſtützt.
Mich liebet Piſa, ſie iſt groß durch mich
Und Herrſcherin von Städten und von Inſeln
Geworden; aber ſtolzer Bürger viel
Sehn nur mit Neid den neugebauten Thron
Und knie'n an ſeinen Stufen, weil ſie müſſen.
Da iſt der Ruggieri mächtig Haus,
Der Gherardesken, welche nie vergeſſen,
Daß ſie in Piſa einſt das Steu'r geführt.
Denn alles mag der Menſch vergeſſen, nie
Der Herrſchaft, die ein Stärk'rer ihm entwand.

Sie ſehn mit Freuden, daß ich einſam bin,
Faſt kinderlos, gleich einem morſchen Stamm,
Auf dem noch wenig gelbe Blätter zittern.
Auch ſprechen meine Freunde murrend oft:
Was ſucht er für die Tochter keinen Mann?
Denn ſtirbt er ſo, dann zieht ſein Grab uns nach,
Gleichwie ein himmelragend Feu'rgebirg
Die kleinern Brüder mit zur Tiefe zieht.
Wenn's wild in eignen Flammen niederdonnert.
Der Freunde Murren und der Feinde Trotz
Und Uebermuth ſtillt gleich ein einzig Wort
Von dir und ſtellt den Vater friſch in Glanz.

Julia.

Was ſagſt du da? was mag ich Arme thun,
Dem Vater Freud', den Freunden Sicherheit,
Den Feinden Demuth für den Stolz zu ſchaffen?

Cäſar.

Du haſt's gehört. Gekommen iſt der Mann,
Dem Cäſars de Calcagni Tochter ſtolz
Gehorchen mag als Fürſten und Gemal.

Julia.

Ich zittre — Welche Worte ſprichſt du aus!

Cäſar.

Nicht fürchterliche Zeitung bring' ich dir.
Mein Eidam heißet Richard von Salerno,
Ein Fürſt ein Held ein Mann ein ſchöner Mann.

Julia.

Das ſage die Welt und gerne ſag' ich's mit.
Ein hohes Männerbild erſcheint in ihm;
Doch meine Bruſt bewahret noch was Höheres.

Cäſar.

Viel Eitles niſtet oft in Weiberbruſt,
Und ſeine Thorheit macht das Herz ſo gern
Zum Götzen; aber wiſſe, keiner wird
Dein Bett beſteigen, wenn's nicht dieſer iſt.

Julia.

O Vater, welches gräßlich ernſte Wort!
Nimm es zurück doch, eh' es Schickſal wird.
Es lebt ein Etwas, das wir zitternd ehren,
Das lauſcht und lauert auf der Menſchen Willen,
Und bindet ihn an eignen Ketten feſt,
Die er im böſen Rath ſich ſelbſt geſchmiedet.
Denn wiſſe, ewig einſam ſteht mein Bett,
Wenn du nicht hörſt, warum ich bitten will.
Drei Jahre ſind es, daß ich traurig ſtill
Vor dir geſchwiegen, jetzo zwingt dein Ernſt
Ein ernſtes Wort, ein ernſteres Gebet
Mir von der Bruſt an den erhabnen Vater.
Ich liebe Einen Mann, und einzig ihn,
Und werde nimmer einen andern lieben.
Er heißt — du kennſt ihn — Zeige Beſſres mir,
Gern will ich dir und jenem Beſſern folgen.

Cäſar.

Er heißt! — Schweig! nenne mir den Namen nicht
Und Liebe, das verhaßte Wort, nicht mehr.
Was? ſollt ihr lieben? Liebe, Liebe nur
Und immer Liebe — ha! wie klingt das ſchön!
Wie ſchön im Munde einer Fürſtendirne!
Nie ward mir, was ich liebte: Müh und Schweiß
Des alten Adams Fluch, am Tage Streit,
Bei Nacht nicht Schlaf — die Sorge hielt ihn wäch —
Der ſüßen Neigung ſelbſt mußt' ich das Herz
Mit einem Eiſenſchloſſe ſchmerzlich feſt
Verſchließen, daß ſie nicht vom hohen Ziel
Auf ihren Blumenweg mich ſeitwärts lockte.
Glück will das Weib, Glück ſeiner Thorheit ſelbſt,
Du biſt ein Weib, doch Fürſtin biſt du auch.
Im Stolz iſt Glück für Fürſten und im Glanz,
Und hoch von ihrem leuchtenden Olymp
Sie ſehn hinab zum trüben Erdenfleck
Und alles ſeines Wimmelns kleinen Freuden.

Julia.

Ich frage nicht, warum das Eiſenſchloß
Du ſtolzer Fürſt um deine Bruſt gelegt,
Auch ich erblicke fern ein goldnes Ziel,

Drei Jahre hab' ich feſt dahin geſehn
Und ſehen werd' ich's bis in Ewigkeit.

Cäſar.

Sieh! ſieh! und ſieh dir deine Augen blind!
Denn nie beſteigt der Flüchtling meinen Thron,
Nie fährt er meiner Tage ſchwere Aerndte
In ſeine Scheunen diebiſch ſchleichend ein.
Wer iſt der Scipio? Einen armen Fant
Bracht' ihn der Abt mir von Kamaldoli
Vor ſieben Jahren, ſiebenzehnjähr'gen Buben,
Bei mir zu lernen Sitt' und Waffenſpiel.
Er nannt' ihn jüngſten Sprößling von Vincent
La Torre, den des Bruders Hinterliſt
Mit ſieben Söhnen ſchlug an Einem Tag.
Da trug ein treuer Knecht dies Knäblein weg,
Und gab es Bruno, dieſer gab es mir.
So klingt das Mährchen, wenn's am beſten klingt;
Doch wo iſt ſichre Probe ſeines Stammes?

Julia.

Die ſichre Probe trägt ſein Angeſicht,
Der Stolz des kühnen Buſens und ſein Schwerdt,
Das ihn zum fürſtengleichen Mann gemacht.
Schau nur hinaus! Wohin dein Auge ſchweift,
Da ſiehſt du Proben auch der Fürſtlichkeit:
Dorthin im Kranz der fernen Berge blau

Die Val di Luna — welcher Arm gewann
Das ſchöne Land dem Fürſten und der Stadt?
Da liegt Capraja, wo der trotzige Zung
Der Genueſer ſcheiternd vor ihm ſank —
Und hier — o hier! ſieh, Vater hier das Thor!
Fünf Tage klagten Glocken in Florenz,
Fünf Nächte gingen Trauerzüge rund,
Die Todten zu beſtatten, die hier fielen.
Und iſt er nichts als Mann, ſo adelt er
Durch ſich mit Herrlichkeit ein ganz Geſchlecht,
Du thuſt nicht wohl. Wo iſt dein' Stamm, dein Glanz,
Als in dem Schwerdt, wodurch du Fürſt geworden?
Denn ehren ſoll der Mann, was ihn gemacht.

Cäſar.

Wie ich an mir, ſo ehr' ich das an ihm.
Doch das auch hat das Leben mir gelehrt;
Gegeben wird am liebſten dem, der hat,
Und wer auf der gefährlich leichten Welle
Fortunens, auf und nieder wankend viel,
Hinan zum höchſten Ziel der Dinge trieb,
Der lagert auf dem ſichern Fels ſich gern,
Der gründet junges Glück auf altem gern.
Drum wende auf Graf Richard deine Augen.

Julia.

Wie mag ich wenden, was unwendbar ſteht?

Haſt du nicht ſelbſt ſie auf dies Ziel geſtellt?
O denke, Vater, an den ſchönen Tag,
Den blutig ſchönen Tag, als du den Kranz
Des grünen Lorbeers ihm durch dieſe Hand
Aufſetzen hießeſt — da erblickt' ich, da,
Was nun ich ſehen muß in Ewigkeit,
Den erſten Mann und meinen Herrn in ihm.
Es war der längſte Tag — drei Jahre ſind's —
Als er Befreiung trug und Siegesfeſt
In Piſas Thore. Was du damals ſprachſt,
O ſollt' ich all die Namen wieder nennen —

Cäſar.

Laß das! vergeſſen wird es nie von mir,
Belohnt iſt fürſtlich, was der Mann gethan.
Doch heißt nicht Richard auch in edler Schaar
Ein Prinz ein Held ein ſtattlich tapfrer Mann?
Und wenn Geſtalt dich äfft — es äffet viel
Euch Weiber Solches — iſt er ihm nicht gleich,
Nicht ähnlich faſt, wie alle Münde klingen?
So daß die Täuſchung ſelbſt dein thörigt Herz
Auf ihn ſo leichter übertragen könnte.

Julia.

Nicht was die Weiber äffet, äffet mich;
Nicht trifft die Weiber, was ihr Männer redet.
Ihr wechſelt Eiſen Gold und Silber aus,

Beſiegelt auf dem Schwerdt und Pergament
Den Eid, der morgen ſich als Lüge ſchämt:
Doch was ein Weib gegeben, giebt es ganz
Aus freiem Herzen für die ewige Zeit.
Und hätte dieſer Scipio Brüder auch
Wie Sand am Meer, an Jugend Muth und Glanz
Einander gleich, doch riſſe Höllenmacht
Mich nicht von ihm. Denn weil ich ihn gewollt,
Muß ich ihn wollen, denn ich heiße Weib.

Cäſar.

Ich will dir zeigen, Weib, ich heiße Mann
Und Vater. Deine Mutter hat mir einſt
Geſagt, dein Vater heißen dürf' ich auch.
Hoch war ſie, edel; doch Gehorſam nur
Beweiſt dem Vater, daß er Kinder hat,
Herzloſer Trotz verkündigt Baſtardblut.

Julia.

O Vater, wie du heute grauſam ſprichſt!
Wann iſt nach deinem Winke, deinem Wort
Nicht mein Gehorſam richtig ſtets gegangen,
So wie der Weiſer nach der Sonne geht?

Cäſar.

Ja, weil die Sonne ſich ſo lang' bequemt,
Nach deinem Weiſer ihren Lauf zu richten.
Heut fordre ich die erſte Probe, heut
Biſt ungehorſam du zum erſten Mal.

Julia.

Und welche Probe, Vater? Biſt du nur
In achtzehn Jahren alſo mild geweſen,
Um nun auf einmal eiſernes Gewicht
An deiner Tochter ſchönſte Pflicht zu hängen,
Das mit der unbezwinglich ſchweren Laſt
Sie mit ſich in den tiefen Abgrund reißt?

Cäſar.

Genug! — Ich habe heut den milden auch
Und den geduldigen Vater dir gezeigt.
Geh nun und ordne dir den Hochzeitſchmuck.
Denn eh der Mond von hier die fünfte Nacht
Mit ſeinem ſtillen Strahl durchwandeln kömmt,
Biſt du des Richard von Salerno Weib.

Siebente Scene.

(Vorzimmer der Prinzeſſin.)

Sabina und Ferrando.

Sabina.

(zu Ferrando, welcher heftig hereinſtürzt.)

Sieh da ein ſeltner Vogel! haſt du was
Verloren? jagt dein Auge Dieben nach?
So ängſtlich und ſo ſpähend fliegt es rund.

Ferrando.

Ich ſuchte die Prinzeſſin. Willſt du nicht
Mich zu ihr führen? Schleunig iſt der Auftrag.

Sabina.

Sie iſt nicht hier. Sie ging zum Fürſten ein.
(Ferrando verneigt ſich, als wolle er weggehn.)
Nun, nicht ſo eilig, junger Herr, von hier!
Ein wenig von der ſüßverlornen Zeit,
Die du für Julias Einſamkeit beſtimmt,
Mag wohl Sabina ſtehlen. Wahrlich ihr
Habt neuen Ritterbrauch ſeit einiger Zeit:
Man pflegt nicht ſo von Damen wegzulaufen.
(Ihn faſſend und gegen einen Seſſel hinſchiebend.)
Setz dich, mein Knäblein! thu ſo bitter nicht!
Das paßt nicht für den weißen Flaum des Kinns
Noch für die Tracht, worin ein Knappe geht.
Nun ſetz dich, Ferrand, (macht ihn endlich feſt auf dem Stuhle)
Haſt du denn ſo ganz
Vergeſſen, wie das Büblein hier ſo oft
Mit uns den Ball geſchlagen? wie wir ihn
Als Morenkönig als des Sultans Sohn
Verkleidet, Kronen ihm und güldne Spangen
Und bunten Schmuck von Perlen angethan?
Auf ſeidnen Schuhen ſprang er da vor uns
Und ſang zum Saitenſpiel ein artig Lied.
Und nun? wie runzelnd ſieht der alte Mann!

Was ficht dich an, Ferrando? ſolche Stirn
Steht nicht zu ſolcher Jugend ſolchem Leid.
Was? biſt du nicht ein kleiner Springinsfeld?
Und willſt dich hier wie graue Weisheit blähen,
Die nur die Dornen unter Blumen ſucht?
Bleib, Büblein! Spiele mir ein luſtig Lied;
Ich habe dunkle ſauliſche Gedanken,
Komm, ſpiele mir die böſen Grillen weg.

Ferrando.

Du ſpielſt mit mir, wie man mit Kindern ſpielt.
Ich mag das nicht; drum laß mich, ich muß fort.
(will aufſtehen.)

Sabina (ihn zurückhaltend).

Ich laß dich nicht, du ſingſt mir denn ein Lied.
Ihr treibt beſonderes Weſen da für euch
In eurer Klauſe. Sünde, daß die Nacht
Auf dieſen jungen Frühlingsſtrahl gefallen!
Erzähle mir, was ſagt dein trüber Herr
Zum Grafen Richard? Sicher heckt ihr was.
Ihr habt gewiß was Heimlich's für euch ſelbſt.

Ferrando.

In Einem halten wir, daß wir bei uns
Vor allen eitlen Fragen ſicher ſind.

Sabina.

O weiſe Weisheit! klingt es ſo aus dir?
Das Liedchen denn! dann laufe! laufe ſchnell!

Den Kindern wird es bange, wenn man fragt,
Wo Mama flüſtert: Tiſch! mein Kindlein, Tiſch!

Ferrando.

So höre denn! Doch kindiſch klingt das Lied.
(Singt:)
Ich ſinge ein Liedel, juchheiſſa! juchhei!
Es ſäuſeln die Lüfte, es locket der Mai,
Die Quellen ſie rieſeln mit luſtigem Klang,
Die Büſche ſie ſpielen und flöten Geſang.
O liebliche Roſen! o Lilien weiß!
O dürfte ich ſingen, die Luſt, die ich weiß!
O dürfte ich ſingen, was ſüß und was weh
Im Buſen ſich regt, das ich ſelbſt nicht verſteh.
Vergebliche Sorge, du ſchelmiſches Kind!
Du haſcheſt das Lüftchen, du feſſelſt den Wind,
Du zählſt die Blätter im Frühlingsgebüſch,
Du trägeſt in Reihen die Weine zu Tiſch.
Laß klingen was klinget, laß wehen was weht,
Du weißt ja nicht, warum, wohin daß es geht.
Der Vogel muß ſingen, das Lüftchen muß wehn;
Doch frage nicht, ob ſie die Klänge verſtehn.

Sabina.

Ein hübſches Liedchen — doch du biſt ein Schelm —
Nun? nun ſogleich davon? das ſteht nicht fein.
Nimm doch den Dank mit und ein freundlich Wort.

Ferrando (ſingt im Forthüpfen).

Schelme ſind Vögel, ſie wandern
Luſtig von einem zum andern,
Sitzen auf Einem thut weh;
Wiegend die fröhlichen Schwingen
Necken ſie ſchalkiſch und klingen:
Ade! Ade! Ade! (ab.)

Achte Scene.

(Des Fürſten Vorſaal, Wachen am Eingange.)

Richard, Scipio von verſchiedenen Seiten eintretend, dann **Cäſar.**

Richard.

Das war ein Schritt des Glücks in dieſen Saal,
Der, Scipio, dich zuerſt mich finden ließ.
Ich ſah dich geſtern nur. Das Aug iſt warm,
So ſagt man, aber das lebendige Wort
Iſt wärmer. Sei von beſtem Herzen mir,
Sei, Scipio, mir gegrüßt!

Scipio.

Auch du, Graf Richard. Trügt das Auge nicht,
So gleicht es einem biedern Jüngling dich.

Man ſtehet ſichrer ſtill auf ſeinem Weg.
Der Worte unermeßliche Gewalt
Trägt oft zu einem andern Ziele hin,
Als du gewollt, und ſtaunend ſtehſt du da
In fremder Welt, und kenneſt nicht den Ort,
Von wo du ausgingſt, wo du jetzund biſt.

Richard.

Schilt nicht das Wort; es findt das gute Wort
Die gute Stätte, klingts im Sprichwort ja.
O könnt' ich's nun gebrauchen, wie das Herz
Gebeut, es würde ſich ein ſchöner Klang
Von dieſer Lippe löſen gegen dich.
Du biſt der Mann, der wie ein Götterbild
Vor meinen ſehnſuchtsvollen Träumen ſtand,
Du biſt der Mann, den mir als Ritterſchmuck
Mein grauer Vater nannte, als er mir
Die Wehr zuerſt um dieſe Hüften hängte.
Nun ſeh ich dich, nun iſt der ſchöne Traum
Erfüllt. O Scipio, reiche mir die Hand!
Gieb mir ein fühlend Zeichen deiner Gunſt!

Scipio.

Hier iſt die Hand! doch bändige das Wort,
Das brauſend ſchon die Ufer überſchwemmt.
Du ſchreiteſt ſchimmernd in des Tages Glanz,
Des Sieges Liebling, ein in Piſas Stadt;
Sich dir zu neigen ziemet meinem Glück,

Vor deinem Ruhm beugt ſich der meine ſchon,
Sein Klang wird ſtiller, denn die Fama ſtößt
Die jüngſten grünſten Töne gern ins Horn.

Richard.

Du machſt mich ſchaamroth, doch die Demuth war
Von jeher ächter Ritter Ehrenkleid.
O könnt' ich doch mit dir die künftige Bahn
Des Lebens glorreich knüpfend weiter gehn!
O könnt' ich einſt, vereint mit deiner Kraft,
Das chriſtliche Panier in Afrika
Hoch an den Küſten wilder Heiden pflanzen!
Daß nie Auſonien mehr den Räuberſchwarm
Erblickte anders, als man Sklaven ſieht.
Hält Piſa feſt mich, haucht Fortuna auch
Mit günſtigem Wind, ſo wirſt du mir dereinſt
Der Meiſter in der Waffen großer Kunſt,
Worin ich kaum als Lehrling eingetreten.

Scipio.

Du ſprichſt beſcheiden. Mancher Lehrling iſt
Nach wenig Uebung ſtärker als der Meiſter.
Doch wie mag Piſa ſich des Glücks erfreu'n,
Des großen Grafen von Salerno Sohn
In ſeinen Mauren künftig zu behalten?

Richard.

Mich hält mein Glück mit ſüßen Banden feſt,

Der Fürſt hat ſeinen Eidam mich genannt
Und Julia de Calcagni wird mein Weib.

Scipio.

Was ſagſt du? alſo Piſas künftiger Fürſt?
Und Julia freut ſich auch dein Weib zu ſeyn?

Richard.

Das weiß ich nicht. Der Vater giebt ſein Kind
Dem Mann; ſo iſt es Land- und Fürſtenbrauch.

Scipio.

Es giebt der Bräuche ohne Brauch und Art,
Und ohne Herz iſt alles ſchlechter Brauch.

Richard.

Herz kömmt heraus, wenn Herz herein du bringſt.
Ich fürchte nicht, daß die Prinzeſſin einſt
Wird ſagen, ohne Herz kam ich hieher.

Scipio.

Das mein' ich nicht; doch unglückſelig iſt,
Wer an verſchloßne Herzen frech ſich drängt,
Dem Thoren gleich, der in der Finſterniß
Den edlen Moſt auf Fäſſer füllen will:
Der Morgen kömmt, und ſein Gefäß iſt leer.

Richard.

Dem kleinen Mann ziemt ſolche Sorge wohl,
Doch Fürſtenſeelen hält ein ſtetes Schloß,
Der hohe Stolz läßt keine Neigung ein,

Und was der Menge Liebe und Natur
Genannt wird, Ehre, Ehre heißt es hier.

Scipio.

Viel ſind Naturen, hat ein weiſer Mann
Geſagt, und Lieben; ſo der Ehren auch.
Doch Ein Geſetz umfaßt die Menſchlichkeit,
Und wie der eitle Stolz es auch verbrämt,
Ihr fühlet, wie wir andre fühlen müſſen,
Ihr eßt und trinkt und ſchlaft und ſterbt wie wir,
Und durch die Herzen rollt mit gleichem Trieb
Das Blut des Fürſten und des Bettlers rund.
Wer bürgt dir denn, daß noch ein Eiſenſchloß
Um der Prinzeſſin holden Buſen liegt?
Der Vater hat die öffnende Gewalt
Und wen er will, der wird ſogleich zum Schlüſſel:
So meinet ihr. Sie ſahe manchen Mann
Vielleicht, der beſſer war als du und ich,
Und iſt vielleicht ſchon lange feſt beſtimmt.
Biſt du ein edler Jüngling, wie du ſcheinſt,
So nimm den Vater dir zum Werber nicht.

Richard.

Ich weiß nicht, was du meinſt; durch Künſte nicht,
Durch Lügen nie wird Richard was gewinnen.

Scipio.

Gieb mir die Hand! du boteſt frei ſie dar —
Gieb ſie als Zeichen deiner Freundſchaft nun!

Man nennt mich reich und groß, doch bin ich arm:
Des ſichern Freundes hab' ich ſtets entbehrt,
Durch Alter mir durch Lebensmuth und Luſt
Vergleichlich; nun, ſein Bildniß, ſtehſt du hier.
Ich habe lange deine That geliebt,
Wie ſie von Meer zu Meer, von Land zu Land,
Im Gehen wachſend, mit dem Rufe ſchritt:
Nun ſeh ich ſelbſt dein liebes Angeſicht,
Ich fühle nun den unſichtbaren Zug
Der Seele hin zu dir; der erſte Blick
Auf dich fuhr wie ein warmer Sonnenſtrahl
Zurück von deinem Aug in dieſe Bruſt.
Ich frage nicht, was dieſe Regung iſt,
Gerechnet hab' ich nie, wo ich empfand.
Gieb mir die Hand! und hör' ein treues Wort,
Der Freundſchaft erſtes ſichres Unterpfand!

Richard.

O Mann, was giebſt du mir! der Himmel ſei
Mit mir, ſo wie ich feſt und redlich bin!

Scipio.

Nur wenig Jahre jünger magſt du ſeyn
Als ich, doch ſicher trag' ich ſchwereren Theil
Von jenem Schatz, den uns Erfahrung giebt,
Die ſchlimme, deren Reichthum ärmer macht.
Du wuchſeſt friſch im Schein der Hoheit auf

Und wurdeſt auf des Glückes ebnem Strom
Im leichten Schwung der Stunden fortgetragen;
Mir war die Kindheit ſchon Verfinſterung
Des Lebens und mit Tücken ſchlich Gefahr
Schon um mich, wann der Jugend Roſentraum,
Der frohe Gaukler, beſt zu ſpielen pflegt.
So ward ich vor dem Manne ſchon ein Mann,
Unglücklich früh im Lebenskampfe klug,
So mußt' ich denken da, wo andre fühlen
Und grübeln da, wo andre luſtig ſchwärmen,
Wo andre brauſen einſam ſtille ſtehn.
O glaube mir, es giebt ein Menſchenrecht,
Ein gleiches Recht für alle in der Bruſt
Und oben in des Himmels tiefem Rath.
Die Lehre, welche Uebermuth erſchuf,
Hat ſtets das Schickſal ſtrafend widerlegt.
Das Unheil hängt ſich an Vermeſſenheit,
Die böſe ſchleichend giftige Schickſalsſchlange,
Und ſpinnt ihr ſchwarzes Netz um jede That,
Wodurch der Menſch den Menſchen überſteigt.
Drum wolle nie, was nicht die Liebe gleich
Dir macht, zwieträchtig ſtrebend zu dir ziehn.
Denn Unglück brütet das, was ungleich iſt,
Und blühende Geſchlechter ſind vergangen,
Verrath und Mord und lange Miſſethat
Hat von dem Urahn auf den letzten Enkel

Als Blutgericht der Rache fortgeerbt,
Weil Stolz erzwang, was Liebe binden ſollte.

Richard.

Nie glaube ſolch unwürdig Ding von mir;
Doch frei zu ringen um der Minne Preis
Das iſt des Ritters, das des Mannes Ruhm:
In allem Andern, nur im Heldenſpiel
Der Frauenliebe, Scipio, weich' ich keinem.

Scipio.

Da ſprichſt du, wie der Mann zum Manne ſpricht,
Und ſtänd' ich ſelbſt mit dir in ſolchem Kampf,
Ich würde nie begehren, was ſich dir
Durch freie Hulde abgewinnen ließ.

Cäſar (aus ſeinem Gemache eintretend).

Willkommen, Prinz! willkommen, Scipio, auch!
So lieb' ich euch beiſammen. Richard, laß
Mit dieſem Mann mich einen Augenblick
Allein. Geh ein durch jene Thüre da,
Die mich zu euch in dieſen Saal geführt.
Dort wartet Luna dein in unſrer Sache.

(Richard ab.)

Scipio.

Du haſt mich rufen laſſen, ſtrenger Herr.
Was heiſcht dein Wille, ſoll dein Diener thun?

Cäſar.

Den Diener kenn' ich nicht in dir, zum Freund
Wendt ſich der alten Liebe Sonnenlicht.
Der Freund ſoll meine Freude theilen, ſoll
Mir helfen. Nie in Aufruhr noch in Schlacht
War mir ſein Rath ſo lieb, ſein gutes Schwerdt,
Als mir ſein Beiſtand jetzt nothwendig iſt.

Scipio.

In welcher Sache mag ich dienſtlich ſeyn?
Gebiete! rede! denn du biſt der Herr.

Cäſar.

Gekommen iſt für meinen letzten Wunſch
Erfüllung geſtern in dem edlen Mann,
Der eben von uns ging; der Richard wird
Der Vater meiner Enkel, ſeine Hand
Soll mir des Scepters Bürde tragen helfen.

Scipio.

Nichts Neues ſagſt du mir; er that mir ſelbſt
Sein Glück und deinen Willen eben kund.

Cäſar.

Nun würde halblich nur die Freude ſeyn,
Wär' ich von dir, mein Scipio, nicht gewiß,
Du werdeſt Freund ihm ſeyn, wie du es mir
Bald ſieben Jahre treu geweſen biſt,
Sein Arm ſein Kopf ſein Rath und ſeine Wehr.

Scipio.

Du ſprichſt zu der Ruine, welche liegt,
Wie einſt zum Thurm, der Stadt und Land beſchützt;
Schlecht iſt mein Arm mein Rath und meine Wehr,
Schlecht heißt auf Scipio jetzt die ganze Aufſchrift.

Cäſar.

So redet immer der beſcheidne Mann,
Und deſto feſter bauet ſich's auf ihn. —
Nun etwas Andres, was mein Herz beklemmt,
Ein zweites Zeichen deiner Liebe noch.
Die Tochter iſt mir heute widerſpänſtig
Zum erſten Mal, und Julia weigert ſich
Des fürſtlichen Gemals. Ich weiß, ſie ſieht
Auf dich, wie alle Sterne auf den Mond,
Sie ehrt in dir den vielgeprüften Freund;
Dein Wort allein es wird allmächtig ſeyn.
Drum bitt' ich dich, geh, ſprich die Pflicht ihr zu.

Scipio.

Sonſt alles, dieſes Eine fordre nicht.

Cäſar.

Auch du? auch heute du zum erſten Mal?

Scipio.

Einmal muß immer doch das erſte ſeyn.

Cäſar.

Von dir hätt' ich mir dieſes nicht verſehn.

Scipio.

Noch ich des Auftrags mich von dir, o Herr.

Cäſar.

Was hat die Bitte, Scipio, Schlimmes denn?

Scipio.

Unmenſchlich nur, o Herr, iſt dein Gebot.

Cäſar.

Unmenſchlich? Kein Uriasbrief ſchickt dich
Ins Lager, keiner Falſchheit Blume deckt
Die Schlange zu, die dich verwunden ſoll.
Treu ſpricht und offen hier der Freund zum Freund.
Vergeſſen hat der Fürſt, daß du ihm dienſt.

Scipio.

Auch wohl vergeſſen, daß ich ihm gedient.
Du ſprichſt zu offen und zu treu es aus.
Den Diener ſchickſt du, für den künftigen Herrn
Zu werben, trittſt den Menſchen in den Staub,
Und alle ſüße menſchliche Begier.
Ja, Cäſar, das iſt blutiger als Blut
Und könnte meines Herzens wilden Strom
Aus ſeinen Ufern treiben, ſtünde nicht
Das Bild der Majeſtät auf deiner Stirn
Und hielte nicht Gewohnheit, die den Herrn
In dir erkennt, den Vater einſt erkannte,
Die heiße Fluth des Ungeſtüms zurück.

Cäſar.

Was iſt dir, Mann? was redeſt du ſo wild?
Iſt was ich bat denn eine Gräuelthat?

Scipio.

Ja eine Gräuelthat befiehlſt du mir,
Nicht ſchwärzer iſt ſie ſeit dem Schlag gethan,
Womit den Bruder Kain niederſchlug.
Du kennſt die Wunde, kenneſt, wo ſie brennt,
Und rühreſt ſie an allen Spitzen an,
Damit Ein Weh die tauſend Schmerzen werden
Und welche Gräuelthat gebeutſt du mir!
Selbſtmörder ſoll ich meines Glückes gehn,
Soll die Gebähr verleugnen und das Herz.
So ſendeſt du den Wallfiſch hin zum Meer
Zu bitten, daß ſein leichtzertrennlich Naß
Zu Einem feſten Felſenberge werde;
So ſendeſt du die Lerche zu dem Licht,
Zu flehen, daß die Sonne keinen Morgen
Mehr röthe an des Oſten Horizont.
O eine That — es könnte die Natur
Den tauſendjährigen Weg darob verlaſſen,
Ihr volles warmes Herz der Liebe all
In kalte Tigergrauſamkeit verwandeln;
Der Himmel könnte Blut für milden Thau
Auf Gras und Blumen regnen, für die Milch
Der Säugling Gift aus Mutterbrüſten ſaugen —

Cäſar.

Ha war es das, wohin die Rede will
Und deiner Zunge ungeſtümer Strom?
Du konnteſt wähnen, Cäſars Tochter ſei
Des unbekannten Flüchtlings leichter Raub?

Scipio.

Was Flüchtling? Flüchtling warſt du einſt wie ich,
Man jagte aus Florenz den Jüngling weg
Und draußen fand er Ruhm und Herrſchaft ſich.
Weil du denn offen ſprichſt, ſo thu' ich's auch.
Die Herrſchaft iſt das Kleinſte für den Mann,
Um Herrſchaft hab' ich nie dies Weib geſucht.
Sie liebte mich, ich liebte ſtill ſie wieder;
Zum erſten Mal erſchallt dies Wort vor dir.
Doch nie unwürdig hab' ich mich geglaubt,
Vor einer Welt es kühnlich auszuſprechen.
Nie ſchlich ich je um Gunſt — du weißt es beſt —
Doch unverdient erduld' ich keinen Schimpf.
Gieb deine Tochter wem du willſt, wenn ſie
Es will; doch nie erniedre mich zum Knecht.

Cäſar.

Das Alter hat mir längſt Geduld gelehrt,
Drum hör' ich ruhig, was du thörigt ſprichſt.

Scipio.

Ich bin nicht undankbar, doch ſtreiche, Herr,
Durch herbe Reden nicht die Schulden aus,

Die gern ich danke dir. Der Flüchtling hat
Dir keine Stunde Unruh nur gemacht.
Ich war ein Jüngling, als ich zu dir kam;
Die einz'ge Arbeit, die du je an mir
Gethan, ſie war, daß du das erſte Schwerdt
Mir umgehängt. Ob ich's mit Ehren trug,
Das magſt du ſelbſt, das mag die Welt entſcheiden.

Cäſar.

Vergeſſen hab' ich nie, was du gethan,
Doch rechneſt du zu wenig auf das Glück,
Das über deine Jugend ſein Panier
Entfaltet: es heißt Cäſar de Calcagni.

Scipio.

Weil du mich drückſt, ſo bin ich ſtolz wie du,
Ich ſage: es heißt Scipio della Torre.

Cäſar.

Du eigneſt gerne dir das Fremde zu.
Mit meinem Glücke ging der Sieg ins Feld.
Was wäre ohne Cäſars guten Stern
Das Schwerdt, worauf du übermüthig trotzeſt?

Scipio.

Gott wolle mich vor Uebermuth behüten!
Doch weil dein Glück mein ſichres Schwerdt erkannt,
So hat es ſich mit Luſt darauf geſetzt,
Wie Jovis Adler unter allen Blitzen
Auf ſeines Scepters Sicherheit ſich ſetzt.

Cäſar.

Vergiß nicht, wo du biſt, zu wem du ſprichſt,
Wofür ich dich in dieſen Saal berief.
Ich habe dich gleich meinem liebſten Sohn
Bisher gehegt; das könnte mich gereu'n.

Scipio.

Du mahnſt mich recht. Auch mich gereut es ſehr,
Daß mir der bittre Schmerz zum Prahler wird,
Der kindiſch ſeiner Thaten Thorheit plärrt.
Ich gehe; deinen Auftrag richte aus,
Wer Feu'r im Eisgefäße tragen kann. (ab.)

Cäſar (ihm nachblickend).

Ja Cäſar, du wirſt alt: hier geht der Dank
Und dort dahin. Doch noch bin ich der Herr,
Und fühlen ſollen ſie, daß ich es bin.

Neunte Scene.

(Julias Zimmer.)

Julia, Sabina.

Sabina.

Nein, thörigt biſt du, Julia; nein, ich kann
Die Trauer nicht mit beſſerm Namen nennen.
Es war ein böſes Zeichen, daß ich dir

Das all ſein Herz in tiefſter Tiefe kennt —
Das iſt ſein Gott, ſein Alles, iſt ſein Himmel;
Das andre iſt nichts weiter als ein Bild.
So iſt mein Herz; es mag nicht Gaukelei
Von Aehnlichkeit die alte Liebe ändern.
Verlaß mich, ſchwatze für die leichte Schaar,
Die mit der Stunde Wechſel wechſelnd fliegt
Und äffiſch ſtets das jüngſte Glück begehrt.
Der Pöbel jauchzt dem bunten Schimmer nach,
Wie ſie, als goldne Splitter an den Speichen
Fortunens hangend, in dem ſchnellen Schwung
Des luftigen Wagens umgewirbelt werden
Und jegliche Sekunde neues Land
Und neues Herz und neue Wünſche haben.
Es drehet ſich das Rad, zerſchmettert fliegt
Hier einer dort ein andrer, und wem beſt
Es geht, der keicht doch athemlos und heiß.

(**Sabina**, die ſtaunend ſich mehrmals umſah, hat ſich bei dieſen letzten Worten völlig weggezogen.)

Geh nur! du hatteſt nie ein Herz für mich,
Und hinfort werf' ich einen hohen Wall
Auf zwiſchen dir und mir, daß nicht dein Blick
In meiner Feſtung innere Rüſtung ſchaue.
Seyn will ich gleich der Zeit, Liſt gegen Liſt,
Trug gegen Trug, und doch nicht ſchlimm noch falſch.
Die böſe Welt ſie lehret uns ſo vieles,

Die Engelunſchuld muß zu Engeln gehn,
Hier bleibt dem ſchönen Fremdling keine Statt.
Mir fällt was ein — friſchauf, mein kühner Muth!
Noch Ein Verſuch — dann gehe deinen Weg
Für dich, und zeige, daß du Cäſars biſt.

Zehnte Scene.

(Scipios Zimmer.)

Scipio, Guido.

Scipio.

Ihr überfallet meinen Schmerz zu dicht.
Nur eben ging die Gherardeska weg,
Und nun kömmſt du, und trägſt in deinem Blick
Kein froher Zeichen, als die Botſchaft iſt.

Guido.

Die Botſchaft? Nicht als Bote ſteh ich hier.

Scipio.

Sei redlich: hat dich Cäſar nicht geſchickt?

Guido.

Ich ſtehe hier in Botſchaft meines Herzens,
Und wie dies Herz als ſeinen Freund dich liebt,
So giebt es dem Geſicht den dunkeln Schein
Des Kummers, der es trüb umfangen hält.

Scipio.

Ich danke deinem Herzen für den Theil,
Den es an meinem nimmt; doch thörigt iſt
Die Sorge für die Todten. Sieh mich an
Als den, der nicht mehr iſt, und wende dich
Zur Sorg' und Freude der Lebend'gen hin.
Todt bin ich, dieſes Herz iſt ſchon verfault
In mir, ſo wie mein Glück verwelkt an mir.
Was wollt ihr? laſſet das Geſpenſt allein.

Guido.

Du weißt nicht, was du redeſt noch zu wem.

Scipio.

Das weiß ich noch. Du biſt der Guido, Kopf
Und Herz des Fürſten, ich der arme Fant,
Der Flüchtling, Fremdling ehr- und namenlos.
Doch ſtill davon. — Ihr nennet närriſch mich
Und raſend ſeit drei Monden. O ich bin
Nicht nun erſt raſend. Vor vier Jahren war
Und drei ich's mehr. Da war ich raſend, als
Ich vor Capraja der Ligurer Zeug
Zerſtörte Korſika Sardinia
Als Siegesbeute ein in Piſa trug.
Da war ich raſend, als den Strozzi ich,
Den edlen Florentiner, von mir wies,
Der mir die Fahne bot der hohen Stadt.
Auch jenes Weib, das eben von mir ging,

Erinnert mich an früh're Raſerei.
Die Gherardesken ſahen einſt auf mich,
Ich liebte wirklich dieſes Mädchen einſt,
Doch größer war als Liebe Raſerei.
Du weißt den Tag, als ich von Lucca kam,
Mit lautem Brauſen goß die Stadt ſich aus,
Und Cäſar nicht, nur Scipio ward gehört.
Da ſprachen ſie: Greif zu! das Volk iſt dein
Und wir und Unſre all — Ich war der Narr,
Und legte meinen Sieg und alles Volk
Dem Cäſar treu zu Füßen. Dafür ſtößt
Er nun mich aus, wie man Geſindel treibt.

Guido.

Es billigt nicht mein Herz, was Cäſar thut,
So wenig als den ſchwarzen Staar, wodurch
Auf deinem Aug ſich alles finſter mahlt.
Das iſt dein Glanz, daß du den treuen Mann
Zum tapfern fügſt. Das nennſt du Raſerei,
Wodurch du deiner Freunde Licht und Stolz,
Wodurch du aller Ritter Ehre biſt?
Ermanne dich und treib den lahmen Tod
Des Trübſinns aus den Gliedern, gürte dich
Mit altem Muthe wieder, und du ſtehſt,
Wohin du trittſt, als erſter Mann der Zeit.
Wird hier dir's enge, offen ſteht die Bahn
Dem Glücke Scipios wie unendlich weit!

Scipio.
Sprich nicht von Glück. Seit ich den Freund erſchlug
Im Ritterſpiel, den Carlo Ruſtici,
Vor ſieben Monden, fühl' ich, daß die Kraft
Des Todes ſtärker als des Lebens iſt.
Nein, Guido, nenne mir das Glück nicht mehr!
Unſelig iſt mein Glück, mein Arm, mein Schwerdt,
Seit jenem Tag, als ich den Freund erſchlug.
Guido.
Wie kannſt du glauben, daß ans Ungefär
Der Himmel bindet, was die Schuld nur zieht?
Scipio.
Es iſt kein Ungefär in dieſer Welt,
Ich ſuche mir die Zeichen nicht mit Luſt,
Die ſchwarz und ſchwärzer mahnend vor mir wandeln,
Sie gehn und kommen leider mir von ſelbſt.
Guido.
Das heißt, unglücklich wird dir dieſer Ort,
Du aber haſt die Füße und die Macht,
An einer beſſern Stätte beſſeres Glück
Zu ſuchen und zu finden. Keiner ſtellt
Sich unterm Strahl der Wetterwolke hin.
Scipio.
Ich weiß, wohin du ſpielſt. Du, Guido, auch?
Du auch nun gegen mich? Verlaß mich gleich!
Ich hatte einen Freund — fahr hin, o Traum!

Guido.

Ich gehe. Gott im Himmel! welchen Mann
Muß ich ſo traurig nun verwandelt ſehn! (ab.)

Scipio.

So ſind ſie alle. Armes Puppenſpiel
Von Leben, biſt du immer denn dir gleich?
Wo Sonne iſt, da ſumſen Fliegen auch,
Doch aus dem Schatten fliehet das Geſchmeiß;
Und flöge das Gezücht nur nicht zurück,
Der Dunkelheit zu ſagen: Es iſt Licht
Und friſch und luſtig lebt ſich's in der Sonne —
Entfliehen ſoll ich; denn Sabina will's
Und Guido will's und der Tyrann gebeut's.
Nein, alles, nur nicht das! Hat Piſa mich
In meines Sonnenaufgangs Glanz geſehn,
So ſeh' es auch den grauſen Untergang,
Daß graue Mütter noch Urenkeln mich
Erzählen als ein Beiſpiel falſcher Gunſt.
Und Julia, Julia, ſüßes Engelbild!
Verlierſt auch du den Schein, dann ſtelle mich
Die Fabel als ein gräulich Zeichen auf,
Dann führe man im ſchwarzen Trauerſpiel
Verbrechen zu Verbrechen auf die Bühne
Und Unheil wälze ſich aus Unheil fort,

Wie in Novembernacht ein Wolkenberg
Sich aus dem andern thürmt und weiter rollt.

Eilfte Scene.

(Des Fürſten Gemach.)

Cäſar, Julia.

Julia (eintretend).

Ich komme heut, mein Vater und mein Fürſt,
Wie mir das Herz, wie mir die Pflicht gebeut,
Zu dir. O ſieh mich an, dein liebes Kind,
Dein Einzigliebes, wie du oft mich nannteſt.

Cäſar.

Das Zeichen hab' ich geſtern dir geſagt,
Woran ich kennen mag, du ſeiſt mein Kind.
Bringſt du Gehorſam mit und Freundlichkeit,
So heiſſeſt du wie ſonſt mein ſchönſtes Gut.

Julia.

Bin ich dein ſchönſtes Gut? o ſüßes Wort!
Bin ich dein ſchönſtes Gut, mein Vater? — Wirf
Mich doch nicht auf die offne Straße aus,
Daß jeder, dem's gefällt, mich nehmen mag.
Es zieht ja Stein den Stein, der Himmel zieht

Der Erde Düfte liebedurſtig auf.
Die Sonne trinkt das Waſſer aus dem Meer,
Die Blume neigt zur Blume froh das Haupt,
Zweig rauſcht zum Zweige — nur das Menſchenherz
Soll ohne Liebe ohne Regung ſeyn,
Und ſchlechter als der Stein, das grüne Holz,
Kalt taub und blind, lebendig und doch todt?

Cäſar.

Ich kenne, Julia, all die Weisheit nicht
Von Steinen und von Blumen und von Sonn'
Und Erde noch wie myſtiſch die Natur
Der Dinge brünſtiges Hochzeitfeſt begeht.
Doch Gott hat Einen ſtrengen Kreis geſteckt,
Worin der Kinder Liebe wandeln ſoll;
Ich nannte dir den Namen eben noch!
Doch weil dein Ohr ein Danaidenfaß
Für meine Worte ſcheint, ſo gieß' ich ihn
Noch einmal drein: Gehorſam heißet er.

Julia.

Ich kenne wohl das Wort und ſeinen Sinn,
Doch ach! des Vaters alte Güte nicht.
Sprich, lieber Vater, iſt dein einzig Kind
Das Allerliebſte dir auf Erden noch?

Cäſar.

Antworte dir für achtzehn Jahre ſelbſt.

Du biſt es heute noch, wenn du das Kind
Den allzugüt'gen Vater ſehen läßt.

Julia.

Sprich, biſt du glücklich, wenn dein Kind es iſt?

Cäſar.

Was fragſt du, Thörin, ſolche Fragen mich?

Julia.

Kannſt du dich freuen, wann ſie elend iſt?

Cäſar.

Ich habe andre, wann ich beichten will.
Der Vater iſt der Tochter Beichtiger.

Julia.

Vergieb! wie oft haſt du mir ſelbſt geſagt,
Daß nur der Glanz der Herrſchaft und das Glück
Dich freue, wenn du denkeſt, daß mein Haupt
Den ganzen Schmuck einſt tragen werde! Sprich,
Wie ſteht der Glanz dem, welcher elend iſt?
Ich ſehe, Herrſchaft iſt dir mehr als Kind,
Du fühlſt den Fürſten nur, den Vater nicht:
Drum zieht der Stolz die Liebe leichtlich über.

Cäſar.

Ich muß den Fürſten fühlen, denn er iſt
Mein Schild, die Rüſtung meiner Sicherheit.
Ich bin kein kleiner Bürger, treibe nicht
Den Pflug in ſeinen Furchen hin und her.

Die ſolches ſind, ſie mögen immerhin
Auf ihres Glückes leichter Wage auch
Des Herzens Triebe wägen mit dem Gut,
Einträchtig beide gleich zuſammenlegend.
Und doch der Bürger ſtrebt nach Beßerm ſtets,
Der Bauer auch; er mehrt im Schweiß ſein Gut,
Füllt ſeine Speicher nicht, daß ſie ſein Kind
Auf eines Bettlers Liebe übertrage.
Ich bin ein Fürſt; wenn du mein Liebſtes biſt,
So wiſſe, lange war mein Glück gebaut,
Eh du geboren wurdeſt, und du willſt
Mein großes Werk durch Eigenſinn zerſtören?
Wir haben Kinder, doch wir dürfen nicht
Mit Herzenstrieben gleich den Krämern mäkeln,
Das hohe Ziel ſteht da, und die Begier
Schweigt, wo der Stolz als erſter Wächter warnt.
Sprich Liebe, dieſes leere Wort, nicht mehr.
Es iſt nichts Aermers in der Welt als ſie,
Nichts Lügenhafters; ſelbſt erfahr' ich's heut:
Denn die Gewohnheit achtzehn langer Jahre,
Gemeinſchaft gleicher Sorge, gleicher Luſt,
So mancher Stunden ſüßes Angedenken
Hält dieſes Flatterkind des Wahns nicht feſt.

Julia.

Ein jedes Wort von dir, mein Vater, wird
Ein Dolch, der durch der Liebe Buſen bohrt.

Wer ſpricht von dem, was ſtill ſich nur vernimmt?
Wer zeigt dem ird'ſchen Blick, was unſichtbar
Das ſterbliche Geſchlecht durch Glauben nur
Beglückt? Die Liebe iſt, wie Geiſter ſind;
Du willſt ſie fah'n, ſie flieget gleich davon.
Du haſt der Saiten ſüßen Klang gehört,
Das Wunder, das ein dünnes Holz ertönt
Aus hohlem Bauch, erregt die Neugier dir:
Du nimmſt die Bretter auseinander, willſt
Der Zaubertöne zarte Seele dir
Belauſchen; aber wo iſt ihre Statt?
Du haſt nur Bretter, und der Klang iſt hin:
Was du auch ſehen wollteſt, hörſt du nie,
Nie wieder; es iſt hin, auf immer hin —
O ſieh auf mich! ich heiße Julia,
(Fällt ihm zu Füßen und umfaßt ſeine Knie.)
Dein einzig Kind. O laß dein liebes Knie
Mich faſſen, laß zu dieſem lieben Mund
Die Hand mich heben, der von Freundlichkeit
So viele Jahre milde ſich ergoß!
Gieb mir ein Zeichen, daß du mich noch liebſt!
Nur Eines Lächelns warmen Sonnenblick!
Nur Eines Winkes holdes Friedenspfand!

Cäſar.

Steh auf! was ſoll dies ganze Gaukelſpiel?

Julia.

Ich laſſe dich nicht, Vater, bis du mein
Und dein erbarmt dich haſt, und ſollte hier
Mein Knie zuſammen mit dem Boden wachſen.
Ich ſpiele nicht ein leeres Gaukelſpiel,
Die tiefſte Wahrheit klingt aus meiner Bruſt,
Die reinſte Liebe quillet friſch darein,
Und dieſe Thränen, dieſes flehnde Aug
Sie bitten: tödte nicht dein einzig Kind!
O höre mich! verdirb nicht dich und mich!
O daß auf meine Lippen ſich ein Strom
Von Engeltönen göſſe, daß ein Klang
Prophetiſcher Orakel aus dem Schmerz,
Der Gegenwart und Zukunft Warner, klänge!
O denke, daß ich jene Demuth ſei,
Die ſtille Stimme des Gebets, ſie tritt
Verhüllet ſchweigend in den Sternenſaal
Und hebt zum ew'gen Vater fromme Hände;
Und alle Engel ſtehen rings ſogleich
Ehrfürchtig von den goldnen Stühlen auf,
Sich vor der ſtummen Bitte tief verneigend:
So laß mich treten als Vermittlerin,
So zwiſchen dich und mich und das Geſchick,
Damit wir ſeiner Donnerpfeile Zorn
Nicht thörigt auf die eignen Häupter locken.

Cäſar.

Steh auf! Ich höre lieber als Geſchwätz
Ein kleines kurzes Wort, und dieſes Waſſer
Aus deinem Aug wird nimmer eine Wehr,
Womit du einen Mann beſiegen magſt.

Julia (ſich erhebend).

Sprich es nicht aus, o Mann, das ſchlimme Wort!
Es gab der Himmel uns die ſüße Thräne,
Das weiche Knie der Demuth nicht umſonſt.
Und wenn ihr eiſern ſeid und unbewegt,
Wenn Eiſen nur das Eiſen brechen kann,
Durch uns nicht wird Natur zur Lügnerin,
Ihr macht ſie nur dazu, ihr Marmorherzen.
Doch wiſſe, Stein zerſchlägt den harten Stein
Und wird zum Staub, der in die Winde fliegt
Und als das kleinſte Ding erfunden wird.
Doch edel iſt das Waſſer, wandelt friſch
Lebendig mit der Dinge Leben fort,
Die Sonne lockt es in die Wolken auf
Mit heißem Durſt, es locken die Geſtirne
Die Quellen und die Bäche auf zum Licht.
Doch ewig kömmt es freundlich wieder her
Im milden Regen und im ſüßen Thau,
Erquickt die Blume, nähret den Waizenhalm
Und quillet aus des Weinſtocks goldner Frucht —

Drum ſchelte nicht des Weibes Waffe ſo!
Denn erſtes aller Waſſer iſt die Thräne.

Cäſar.

Nicht mehr vom Waſſer, und kein Waſſer mehr!
Es ſpült die Flut wohl Felſenberge weg
Und läßt ſie ewig in den Abgrund ſinken.
Das hätteſt auch du ſagen ſollen, mich
Vor deiner Thränen Ueberſchwemmung warnend.

Julia.

So biſt du denn der Fels und willſt es ſeyn.
O höre mich bei deinem grauen Haar!
Bei jener Ehrfurcht, welche gleich dem Gott
Des Vaters Stirn befiehlt! Ein letztes Wort!
Schwarz ſteigt das Unglück wie ein Wolkenberg
Auf über uns, und Blitz und Donnerſchlag
Fährt ſchon herab, und hölliſch Truggezücht
Mit wildem Heulen jagt dem Unglück nach,
Weitſchreitend, weitumgreifend, durch die Welt.
Ich ſehe nur Verderben Grab und Tod,
Ich höre nur des Glückes Flügelſchlag,
Wie es in ſchneller Eile hinnen rauſcht.
Es wohnet liebend mit der Gegenwart,
Spielt mit dem Tag und mit des Tages Blume;
Doch wer die Zukunft ſo gewaltſam zieht,
Der zieht auch alle ſchweren Plagen mit,
Und mag ſich rüſten; denn er will den Krieg.

Cäſar.

Nicht mehr! Geh! und gehorche! Sei es Krieg
In weiter Welt! in meinem Hauſe nicht,
So lang' ich Herr bin, will ich Aufruhr dulden.
(Julia geht langſam ab, er ſieht ihr gedankenvoll nach.)

Zwölfte Scene.

(Abend. Scipios Zimmer.)

Scipio, Ferrando, dann Julia.

(Scipio ſitzt in tiefen Gedanken, Ferrando ſchlägt die Cither und ſingt.)

Ferrando.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.
Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du, der auf Wolken thront
In der Nacht,

Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.
Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſteht, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht:
Kommt, und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.
O Herr, daß nur das kleinſte kleinſte Licht
Von meinen Sternen euch ich bringen könnte!
Daß eure Finſterniß zur Sommernacht
Und ihren bunten Wunderſpielen ſich
Verwandeln mögte! Hört mich, glaubt es nicht!
O glaubt es nicht! es iſt nicht wahr, nicht wahr!
Und wenn die ganze Welt zur Lüge wird,
Sie lügt nicht, ſie betrügt nicht — Nein, es iſt
Nicht wahr! Sie kann nicht lügen, nimmermehr!

Scipio.

(Wie aus einem Traum auffahrend.)

Was? was? wer iſt die Sie von der du ſprichſt?
Wer lügt nicht? kann nicht lügen? welch ein Traum
Fährt dir bei offnen Augen durch den Mund?

Ferrando.

Nein, ſie nicht, nein! die Sonne würde eher

Ein ſchwarzer kalter Klumpen dicker Nacht,
Ehr brennte Eis und machte Feuer frieren,
Als dieſes Engelangeſicht, als ſie
Ihr ſelber und der Wahrheit untreu wird.
Glaubt nicht, was des Gerüchts Trompete klingt;
Sie liebt euch, wird euch lieben ewiglich,
Nicht Richard, Scipio Scipio heißt der Mann.

Scipio.

Ich ſtaune, wie aus einem tiefen Traum
Der Schläfer aufwacht. Biſt du's, du allein?
Mein einz'ger Freund? — O komm, mein Ferrand! komm
An dieſe Bruſt! Du glaubſt, was menſchlich iſt;
Du glaubſt an Menſchenglauben und an Tugend.
(umarmt Ferrando und küßt ihn mit Heftigkeit.)
Mit dieſem Kuß weih' ich zum Mann dich ein,
Der Jahre kleine Scheidewand verſinkt,
Mein Bruder biſt du, mein Geſell, mein Gleicher.

Ferrando (ſich beſchämt ſeinen Armen entwindend).

O Herr, womit verdien' ich's? Fühltet ihr,
Wie mir die Schaam das Herz im Buſen brennt —

Scipio.

Nicht Herr noch Ihr, Du klingt es nur hinfort,
Das brüderliche Du, der liebſte Klang,
Der bald die Lügner und die Schmeichler bannt,

Der Hoffart auch die ſaure Miene zerrt,
Als hätte ſie den Judasbiß verſchlungen.

Ferrando.

O trage du den armen Knaben denn
Empor zu deiner Tugend, deinem Glanz!
O mache jeden Funken dieſer Bruſt
Zu einer Flamme, deren Schein um dich
Und deine Tage glückbedeutend leuchte!

Scipio.

Du biſt ein Menſch, und Menſchen ſucht' ich lange
Vergebens. Komm o Jüngling an mein Herz!
(umarmt ihn.)
Und wärm es mir! Es weht Novemberwind
So kalt, die kahle Welt beginnt zu frieren.
(Es klopft draußen.)
Die Peſt! Geh, weiſe gleich den Klopfer weg!
Sei's, wer es ſei. Die Nacht ſoll unſer ſeyn.
(Ferrando geht hinaus, unterdeſſen wandelt Scipio gedankenvoll auf und ab, bis Ferrando wieder eintritt.)

Ferrando.

Vergeblich iſt, o Herr, was du befiehlſt,
Den Klopfer treiben keine Worte weg.
Er will herein, und ſollt' er auch die Thüren
Zerſprengen; ſprechen muß er dich. Er trägt
Ein ſchwer Geheimniß mit ſich, das dich angeht.

Scipio.

Wer iſt er, der ſo ſpät am Abend kömmt?

Ferrando.

Ich weiß nicht. Seinen Namen birgt er mir,
Und ſein Geſicht und ſeinen Leib bedeckt.
So lang er iſt, ein ſchwarzes Maskenkleid.

Scipio.

So geh, und laß ihn ein. Wir wollen ſehn,
Was dieſes ſchwarze Nachtgeſpenſt uns will.

(Ferrando öffnet die Thüre, Julia tritt verlarvt herein.)

Julia (ſich umſchauend).

Heiß deinen Knappen, Ritter, von uns gehn.

Scipio.

Er iſt ich ſelbſt; was meine Seele weiß,
Weiß ſeine, hören darf er, was du willſt.

Julia.

Thu mir den Willen. Nur dein Angeſicht
Darf meines aus der Maske, darf das Wort,
Das ſtillverſchämte, von der Lippe locken.

Scipio.

So geh, Ferrando, weils der Fremde will.

(Ferrando ab.)

Julia (die Maske abwerfend).

Kennſt du dies Nachtgeſpenſt, das dich beſucht?
Kennſt du den Fremdling wieder, Scipio? —
Du ſtauneſt, du erblaſſeſt. Faſſe dich!

Ich bin es ſelbſt, es iſt die Julia
Calcagni, welche lebend vor dir ſteht.

Scipio.

Wie? träum' ich? leb' ich noch? iſt es der Schein
Von einer Göttin? Menſchen werden blind
Und ſterben, wenn ſie Götterantlitz ſehn.
O Scipio, ſtirb! das Leben giebt nichts mehr,
Das dieſer fliehenden Sekunde gleiche.

Julia.

Was denkſt du, Mann, daß eine Jungfrau ſo,
Daß eine Fürſtentochter zu dir kömmt,
Und aus der Schaam geweihten Schranken ſpringt?
Viel lehret uns die Noth, ſie lehrt auch mich
Das Roth von dieſen Wangen wegzulöſchen,
Womit die zitternde Jungfräulichkeit
In glühnder Schaam ſie überziehen ſollte.
Ich habe einen kühnen Rath gefaßt
Für dich und mich. Es iſt das erſte Wort,
Das alſo dich und mich zuſammenbindet.

Scipio.

Das erſte iſt es, ſei's das letzte auch,
Das einſt um meine Ohren ſäuſelnd klingt
Gleich einer Friedensbotſchaft beßrer Welt,
Wann meine müde Seele jener ladet
Zum Himmelreich, der ſtarb am Kreuz für uns!

Julia.

Nun ſei gerüſtet! In drei Stunden mußt
Du und dein Knapp in grüner Jägertracht
Zur ſchnellen Flucht mit mir bereitet ſeyn.
Sobald es Eins vom hohen Thurme ſchallt,
Eröffnet unten an dem Park der Saal
Der Arnoſeite uns den weiten Weg.
Von meinem Zimmer ſchleicht ein Treppchen krumm
Und eng auf einem Seitenpfad hinab.
Des Saales Schlüſſel hab' ich mir verſchafft.
Hier haſt du ihn. Dich und den Knappen läßt
Er ein. Ihr wartet mein. Zuſammen dann
Geleitet uns der ſtille Hain hinab
Zum Strom da, wo die kleine Meierei
Im Eichenwald mit Fiſcherkähnen liegt.
Dort wohnet meiner treuen Amme Mann
Als Meier meines Vaters; und ein Boot
Mit aufgeſpannten Segeln liegt bereit.
Wann kaum der erſte Sonnenſtrahl ſein Licht
Auf Piſas himmelhohe Thürme wirft,
Sind wir ſchon ſicher in Caprajas Neſt,
Wo deine Leute, deine Schiffe ſind.

Scipio.

O edle Fürſtin! ja ein Drachenneſt
Und Löwenneſt — Und käme eine Welt,
Dies hehre Kleinod ſtürmt ſie mir nicht ab.

Mit dir, bei dir, um dich was könnt' ich nicht! —
O Sonne meines Glückes geh nun auf!
Ich habe dich, die dumpfe Finſterniß,
Die mich beſeſſen, wird Ein ew'ges Licht
Des Muths, der Luſt, der Liebe. O in dir —

Julia.

Nicht weiter, Scipio! Nur der Noth entrinnt
Doch nie der Pflicht das Weib, das dir gefällt.
Der Vater lerne meinen feſten Ernſt
Mein freies Herz und meinen kühnen Stolz,
Doch nimmer werd' ich, Scipio, dein Gemal,
Wenn er dazu nicht frei den Segen ſpricht.
Und weigert er's, es ſtehet feſt in mir,
Ins Kloſter trag' ich meine Jungfrauſchaft
Mein liebend Herz und meinen ew'gen Gram.
Dahin reicht Cäſars ſtolze Rechte nicht.
Hat hinter mir die heil'ge Pforte ſich
Geſchloſſen, keine Macht ſchließt wieder auf,
Was in der Kirche hohen Bann getreten.

Scipio.

Welch ſchrecklich Wort! Der Himmel wende uns
Den Ausgang dieſer Nacht zu Luſt und Glück!

Julia.

Nun lebe wohl! und ſchnell die Maske her!

Daß ihre Lüge auf verſtohlnem Pfad
Der Lauſcher Blick betrüge. Lebe wohl! (ab.)

Dreizehnte Scene.

(Großer Saal unten im Schloſſe und Park vor dem Schloſſe.)

Scipio, Julia, Ferrando, Richard, Muſikanten, Guido.

Scipio (zu Julia).

Nun laß uns gehn! Die Nachtigall iſt ſchon
In jenen Erlen längſt verſtummt und ſtill
Hat ſelbſt das Lüſtchen mit der Mitternacht
Sich in des Schilfes grünes Bett gelegt.

Julia.

Es iſt zu früh noch; zwei Uhr war die Zeit,
Die wir dem Alten für das Schiff beſtimmt.
Nur eine halbe Stunde iſt der Weg,
Und nirgends iſt es ſicher, ſo wie hier.

Ferrando.

Horch! dort erklingt Muſik — horch! näher rollt
Ihr Klang auf ſtiller Flut der Nacht daher.

Julia.

Still! ſtill! und ziehe leis die Thüre an,
Daß nicht das Aug' den Klang hieher verfolge.

(Ferrando zieht die halboffne Thüre zu, Richard mit den Muſikanten kömmt näher, dann Geſang und Saitenſpiel unter den Fenſtern über dem Saal.)

Es leuchtet ein Licht durch die weite Welt,
Das ſchönſte und hellſte von allen,
Es iſt nicht als Sonne zum Tag beſtellt,
Nicht als Mond die Nacht zu durchſtrahlen,
Blaß werden die Sternlein die kleinen
Vor ſeinem allmächtigen Scheinen.
    Es dringet wie Blitze durch Eiſen und Stahl,
Kein Panzer mag feſt vor ihm ſtehen,
Doch dränget ſich jeder zum fährlichen Strahl,
Und ſollt' er zur Stunde vergehen.
O ſcheine du ſüßes Verderben!
Wie lieblich, in Flammen zu ſterben!
    Geh auf denn, mein Licht! geh wieder zur Ruh!
Ich darf dich, du ſchönſtes, nicht nennen;
Doch ſtrömet mein Herze in Flammen dir zu,
Heiß fühl' ich es lodern und brennen.
Auf laſſet es ſchmettern und klingen!
Es will mich die Wehmuth bezwingen.

(Nachſpiel von Inſtrumenten, dann Stille.)

Julia.

Ihr armen Spieler! heut muß ich den Dank
Für eure Nachtmuſik euch ſchuldig bleiben.

(Sie öffnet die Thüre ein wenig.)

Sie ziehen ſich zurück. Wer kann es ſeyn,
Der mir ſo ſchöne Lügen ſchön geſagt?

Scipio.

Wer anders als der ſchöne Grafenſohn.
Denn weſſen Stimme wäre kühn genug,
Zu ſolchem Liebesgipfel aufzuklingen?
Thu auf nun, Ferrand! ich will lauſchend ſehn,
Wohin und ob ſie weggegangen ſind.

(Ferrando öffnet die beiden weiten Flügelthüren, ſo daß der Park dämmernd offen liegt. Scipio geht hinaus und tappt und lauſcht umher, Richard tritt von einer andern Seite aus dem Gebüſch hervor, ſo daß er zwiſchen Scipio und das Schloß kömmt.)

Richard.

O ſüßer Klang, der hier im Herzen klingt!
Was iſt der Töne vollſtes Saitenſpiel,
Die ſüße Seele ſelbſt, die aus der Kehle
Des Menſchen, fluthend gleich dem tiefen Meer,
Fernſäuſelnd in dem Strom der Luft ſich rollt,
Was ſind ſie gegen dich? Hier iſt der Ort,
Wohin ich beten geh, hier wohnet ſie,

(geht näher auf den Saal zu.)

Hier haucht ihr ſüßer Athem durch die Luft,
Und alle Bienen fliegen von den Blumen
Ringsum, zu ſchlürfen ſolche Süßigkeit;
Hier wohnet ſie, hier wohnet Julia, hier!
O daß ihr holdes Auge durch die Nacht —

Doch ſieh! dort ſchleicht ein frecher Diebestritt —
Steh du! was ſucht dein Fuß an dieſem Ort?

(Scipio will zuerſt fliehen, beſinnt ſich aber und wendet ſich gegen ihn; Julia entflieht bei dem Lärm in ihr Zimmer; Ferrando zieht ſich heraus und ſeitwärts von den beiden.)

Scipio.

Kein Fremdling iſt mein Fuß an dieſem Ort
Und darf hier gehn bei Tage wie bei Nacht.

Richard.

Du redeſt ſtolz. Du biſt ein Jägerknecht.
Mit mir! Was nächtlich um Palläſte ſchleicht,
Das ſoll am Tage vor dem Fürſten ſtehen,

(faßt ihn an.)

Scipio.

Laß mich! bei deiner Seele, laß mich los!
Du haſt in Piſa keinen beſſern Freund.
Laß mich! geheime Luſt hat dich geführt,
Sie führt auch mich; und ein Verräther iſt
Der ſtillen Nacht, wer ihr den Schleier lüftet
Und frevelnd lüſtern ihr Geheimniß ſpäht.
Laß mich! der Zank mit dir iſt mir verhaßt
Und kömmt mir ſehr zur unwillkommnen Stunde.

Richard.

Mit mir! du lügſt. Denn wer zur Flucht den Fuß
Geſetzt, der ſetzt ihn auch zu böſer That.

(zieht ihn.)

Was ſträubſt du dich? Komm, Knecht! wenn du dem Wort
Nicht folgen willſt, ſo folge dieſem hier! (ſchlägt ihn.)

Scipio.

(Ihn von ſich ſtoßend, daß er taumelt, dann das Schwerdt gegen ihn ziehend.)

Ha! Hölle! ſchwarzer Teufel, nimm dein Recht!
Bewehre dich! es fährt ein Schwerdt auf dich,
Das nie ſich noch an einem Knecht vergriff.

(Sie fechten. Mehrere Muſikanten, die das Getümmel wieder herbeygelockt, und Fernando ſtehen lauſchend von fern. Richard fällt.)

Richard.

Ich habe gnug. Mein Vater, o dein Leid!
O welcher Klang der Trauerglocke wird
Dein altes Ohr in tiefſter Wölbung ſchlagen:
Dein Richard fiel, er fiel von Bubenhand!
Verliſch o Mond! geht Sterne ewig unter!
Ich ſterbe in der Jugend und mit Schimpf.

Scipio (ſich zärtlich über ihn hinneigend).

O Weh! dreifaches Weh! da rinnt der Zorn
Mit deinem edlen Blute ziſchend hin;
Hier ſteh ich ſelbſt ein Todter über dir.
Kennſt du mich? es iſt Scipio, es iſt der,
Dem du ſo freundlich geſtern noch die Hand
Gereicht, und dieſe Hand, die Unglückshand —

Richard.

Biſt du es? — o mein Bruder und mein Freund!
Komm! küſſe mir den letzten Athem auf
Der fliehenden Seele! dieſe wandelt froh
Nun ihren dunkeln Weg; denn Scipios Schwerdt
Hat ihn geöffnet. — Weine nicht ſo ſehr!
Mich zog mein Schickſal. O vergieb! vergieb! —
Noch Einen Kuß! — noch Einen! denn der Tod —
(Stirbt.)

Scipio (ihn küſſend).

O nimm mich mit! Fahr eitles Leben hin!
Dein Glanz verſinkt und deine Hoffnung hier.
Er ſtirbt! — weh mir der unglückſeligen That!
(Liegt traurig ſtumm auf dem Todten. Ferrande iſt inzwiſchen näher gekommen und hat ſich [illegible] geſetzt. Bald kommt Guido, begleitet von einigen [illegible].)

Guido.

Wo ſind ſie? — Ha! biſt du es, Ferrand? komm!
Erzähle mir, wie ward dies blutige Spiel?

Ferrande.

Wir wollten auf die Jagd, mein Herr und ich,
Da fiel ihn dieſer an, er nannt' ihn Knecht
Und Dieb und Schleicher, zog ihn mit ſich fort,
Und ſchlug ihn endlich, da er ſträubend ſtand,
Und reizte ſelbſt den Tod in ſeinem Schwerdt.

Guido.

O Weh auf Weh! — Steh, Scipio, ſtehe auf!

Dir rufet Guido, ruft dein alter Freund.
Steh von dem Todten auf! Sein ſchlimmes Loos
Zog er ſich ſelbſt — Steh auf! ſteh auf! ſteh auf!
(berührt Scipio freundlich, als wolle er ihn aufheben.)

Scipio (ſich langſam hebend, mit tiefem Schmerz:)
Mein ſchlimmes Loos das riß ihn in den Tod.
Ich ziehe alles, was ſich an mich hängt,
Wie ein zerſchmetternd hölliſches Gewicht
Zur dunkeln Tiefe, die ich ſelbſt hinab
Im eigenen Ruin zertrümmernd fahre.

Guido.
Komm, Ferrand, hilf mir deinen Freund und Herrn
Von dieſem Traueranblick weggeleiten.
(Vater und Sohn nehmen Scipio zwiſchen ſich und führen ihn ab, die andern folgen.)

Vierzehnte Scene.

(Julias Zimmer.)

Julia, Ferrando.

Julia.
(in Trauerkleidern und in Gedanken hinſtaunend. Ferrando tritt ein.)
Biſt du's, Ferrando? trügeſt du mit die
Die Botſchaft ſolches Glückes ſolcher Luſt.

Als du der Treu und Liebe Zeichen trägſt!
Willkommen, lieber Knapp! du weckeſt mich
Aus einem ſchweren Traum. Was macht dein Herr?
Was macht mein Scipio? ſprich! Das Saitenſpiel
Von heute Nacht ward durch den Eiſenklang
Der Schwerdter unharmoniſch unterbrochen.

Ferrando.

O edle Fürſtin! welche ſchwere Nacht!
Doch gingen die Geſtirne ſchön und hell,
Das Lüftchen ſpielte ſäuſelnd im Gebüſch,
Als wäre nichts geſchehn. Die Lieben gehn,
So ſcheint es, ihren Weg in Freude fort,
Sorglos der Dinge, die hier unten ſind,
Und alles unſers Lärms und unſrer Thränen.
Mein armer Herr! mein lieber armer Herr!

Julia.

Was macht er denn? ſchickt er dich nicht zu mir?
Grüßt er nicht ſeine Julia? Böſer Mann,
Der unſre Reiſe mit dem Schwerdte durchbohret!

Ferrando.

Er weiß nicht, daß ich zu dir gangen bin,
Er ſieht nichts, fühlt nichts, hört nichts, redet nichts,
Als Richard, wieder Richard, Richard ſtets,
Klagt um ihn gleichwie um den älteſten Freund,
Trauert, wie man trauern würde, wenn das Schwerdt

Sich irrend auf des Bruders Bruſt verſchoſſen.
Nie hat er ſo geweint, ich habe kaum
Die Thräne ſonſt in ſeinem Aug geſehn;
Doch dieſes Unglücks Irrthum badet er
In einem Strom von heißem Waſſer ab.

Julia.

Du nennſt es recht: ein Irrthum war es nur,
Und nicht von ihm; des Fremdlings bös' Geſchick
Zog Tod und Unheil an durch Uebermuth.
Sie ſagen, daß er ihn gleich einem Knechte
Geſchlagen, daß er herriſch wild an ihm
Gleich einem Dieb und Räuber ſich vergangen.

Ferrando.

Er that es; hab' ich ſelbſt es nicht geſehn?
O meines Herrn Geduld! ſie hielt den Zorn
Des Grafen mild zurück, gleich einem Engel,
Der die ins Schwerdt greift, ſprechend: haue nicht!
Und nun beweint er den, der übermüthig
Sein Glück und ſeine Liebe, alles ihm
Durch ſeine Rohheit mit zum Grabe riß;
Er weint um den, der ihm die freie Thür
Zum Kerker machte — o es iſt zu viel!

Julia.

Was ſagſt du? wie? gefangen iſt der Mann?
Aus welchem Schein gebraucht mein Vater denn?

Wenn jener ihn erſchlug, denn war es nicht;
Denn er griff an und übte blutige That.

Ferrando.

Er ſelber wollt' es ſo. Mein Vater rieth
Ihm Flucht, geſchwinde Flucht, daß nicht der Grimm
Des Fürſten ihn ereilte; aber ſtolz
Sprach er: ich laufe nicht als Mörder weg,
Da ſtehn die Zeugen dieſer Nacht umher,
Sie waſchen mich von allen Schulden weiß.
Dem Flüchtling, wie unſchuldig auch er ſei,
Folgt immer mehr erſtarkender Verdacht
Mit der Verleumdung Tigerzähnen nach.
Dann bat er gleich den Vater, Wache ihm
Zu ſtellen an der Thür. Es iſt geſchehn.

Julia.

O Ferrand, treue Seele, welche Zeit!
Die Jugend ſelbſt wird durch das Unglück alt,
Und weiches Gold muß früh in harten Stahl
Verwandelt werden; denn ſo eiſern fährt
Der Schickſalswagen raſſelnd durch die Welt.
Ich weiß es noch — ich war ein kleines Kind —
Was meiner Mutter graue Mutter mir
Erzählt von früheren Tagen, als in Luſt
Das weibliche Geſchlecht der Menſchen lebte
Da blühte Freiheit, blühte Freude rings
In Städten und auf Feldern, Sicherheit

Gewährte jedem Mann ſein eignes Schwerdt,
Und Sitte hielt, was kein Geſetz vermag.
Nun herrſcht das Eiſen und was Eiſen zieht,
Der finſtre Ehrgeitz Mord Verrätherei
Die Schlange Heuchelei und Feigheit auch
Die Hündin, die Tyrannenfüße leckt.
Wir haben Knechte nur und große Herrn;
Hier ſteigt das Glück dort ſinkt es, Blut aus Blut
Muß fließen, wo Tyrannenbalgerei
Sich tummelt, welcher mehr der Sklaven habe.
Sieh nicht ſo ernſt! Du biſt ein Jüngling noch,
Weich iſt dein Herz und deine Seele treu;
Bewahre ſie, der Trotz macht elend nur,
Wodurch du höher als das Schickſal willſt.
Die Thräne ziemt dem Mann, wie ihm das Schwerdt
Geziemt. Du dieneſt einem würd'gen Herrn,
Der Tapferkeit zur Milde herrlich fügt.

(tritt näher zu Ferrando und bewegt die Hände, als wollte ſie ſie gegen ſeine Stirn führen.)

Ich könnte einen Segen auf dein Haupt
Mit dieſen Händen legen; ſo bewegt,
So inniglich bewegt und doch ſo froh
Geht mir das Herz in meiner tiefen Bruſt.

Ferrando.

O ſegne mich! o leuchte Wunderſtern
Von jeder Schönheit jeder Huld auf mich!

Daß ich in deinem Schein in Ewigkeit
Auf Erden und im Himmel oben lebe.
Du biſt — o Augenblick, der mir das Wort
Von dieſen Lippen löſet! — du und er
Und er und du, ihr ſeid allein der Weg,
Worauf mein Leben ewig wandeln muß.
Und könnten eure Sterne aus der Bahn
Geſchleudert werden, wo ſie glanzvoll gehn,
So ſtürzt der kleine Nebelfleck euch nach:
Denn nur durch euch bekam er ſeinen Schimmer.

Julia.

Nicht mehr, Ferrando! — Nimm dies Kleine noch,
Ein Denkmal meiner und des tapfern Herrn.
(nimmt eine güldne Kette von ihrem Hals und hängt ſie ihm um.)
Dies goldne Zeichen hing an Julias Bruſt.
So treu, als dieſe Bruſt für Scipio ſchlägt,
So ſchlage deine für den edlen Mann!

Ferrando.

O daß ich ſterben könnte! dieſe Laſt
Des Glückes kann der Knabe ſie wohl tragen?
O Kette! ſüße Kette! zieh mich, zieh!
Zieh all mein Leben auf zu Glück und Ruhm! —
(Pauſe.)
Wo war ich? — O verzeihe edle Frau!
Ich gehe gleich — Was ſag' ich meinem Herrn?

Julia.

Daß Julia ewig liebt, was ſie geliebt.

(Ferrando ab.)

Das kann er, faſt ein Knabe noch? — und wir?
Und wir? — Es iſt ein edler Jüngling, gleich
Dem Traum, der in des Lenzes Roſenbett
Sich wieget, als der Sterne ſchönſter Flüchtling
Den Menſchen die geheime Wunderwelt
Des Himmels und des Herzens zu verkünden.
So ſchwillet ſeiner Jugend friſcher Muth
Von Licht und Luſt, und gleich dem Saitenſpiel
In ſeiner Hand erregt er höchſten Klang
Der Bruſt, wohin ſein lieber Fuß nur tritt —
Komm, Geiſt, denn! luſtiger Geiſt! ich faſſe dich
Mit deinen Träumen deinen Wundern all,
Ich faſſe dich und halte ewig feſt,
Was über Erd' und über Erdenleid
Die leichten Lerchenflügel läſſet ſchwirren.
Was Kinderſeelen ſehn, was Narren ſelbſt
Ein halb Jahrhundert ſelig machen kann,
Das Nichts das Spiel die bloße Fantaſei,
Das nehm' ich mir. Ich bin ja ſelbſt ein Nichts,
Ein Abendmährchen, das, ſo wie der Laut
Der letzten Worte klingt, vergeſſen iſt,
Ein Pünktchen in der Stunde flüchtigem Traum;
Das Leben iſt's und ſeine kühnſte That,

Sein

Sein größtes Werk. Komm Nichts! komm glücklich Nichts!
Komm ſpiele mit mir! laß mich wieder Kind
Mit meinen Blumen, meinen Puppen ſeyn —
So hauch' ich leicht die ſchwarze Welle weg,
Ein leichtes Lüftchen mit ihr hinnen fahrend.
Was laden wir auf jeden Tropfen Zeit,
Der unſer Lebensſchifflein trägt, ſo ſchwer
Steinſchwere Laſt? Kommt, Träume! kommet all,
Geſpielen meiner Kindheit, leichte Schaar!
Euch trägt die Welle, die dem langen Traum,
Dem letzten langen, täglich näher rollt.

Fünfzehnte Scene.

(Scipios Zimmer.)

Scipio, Ferrando.

Scipio.

Ich könnte weinen wie ein kleines Kind,
Das die unſchuldige Milch noch aus der Bruſt
Der Mutter zieht. Dies war ein froher Tag
In früherer Zeit. O Thal Camaldoli!
O Bruno! Bruno! treuer Vater Bruno!
Du weißt, Ferrando, welches hohe Feſt
Der Glocken Freudenſpiel zuſammenklingt?

Ferrando.

Die Glocken klingen für den ſchönen Tag
Des heil'gen Mannes, der den Herrn getauft.

Scipio.

Dies iſt der Tag, wo ich geboren bin,
Die neunte Morgenſtunde Sankt Johannis,
Und morgen werd' ich vierundzwanzig Jahr.
Mir wird ſo weich, gedenk' ich jener Zeit,
Als ich im Kloſter ſpielte ſchuldlos noch.
Da ging ich den Johannisabend ſtets
Mit allen frommen Männern aus ins Feld,
In Hain und Thal, daß wir mit grünem Laub
Die Tempel ſchmückten und die Hallen all,
Und bunte Kränze flöchten um das Bild
Der reinen Jungfrau und das heil'ge Kreuz.
Dann, wann es finſter ward und Mitternacht,
Nahm mich der alte Vater auf den Schooß,
Regent des Kloſters und der Männer Licht,
Der fromme Bruno, und erzählte viel
Von längſtvergangner Tage dunkler Mähr,
Von Ritterthaten viel und Ritterpflicht
Und Männertugend, viel von Friedrich auch,
Dem großen Hohenſtaufen, dem ſein Schwerdt
In ſeiner Jugend Schlachten treu gedient.
So ſprach er, bis lebendig ihm die Zeit
Und ihr Gefühl vom Grabe auferſtand

Und ſelber Täuſchung Kinder, Thränen, ihm
Den weißen Bart benetzten und mein Haupt.
Dann trug er mich zu beten vor das Bild
Der Jungfrau, ſtellte züchtig mich zurecht,
Flicht fromm der kleinen Finger Faltung mir
Zuſammen, ſetzt' ein Blumenkränzlein fein
Ins Haar, und ſprach — o könnt' ich ſagen, wie! —
Was hat's geholfen? ſitz' ich blutbefleckt
Und elend auf des Freundes Leiche nicht?

Ferrando (ans Fenſter tretend).

O lieber Herr! ſieh doch! o ſieh hinaus!
Wie golden ſteht der Abend in dem Glanz
Der thauenden Wolken! Freundlich ſchließt die Welt
Zum Schlummer bald die Millionen Augen.

Scipio.

Daß ich gefangen bin, das ſeh ich nur,
Gefangen zwar durch die unſchuldige Schuld,
Doch immer in des Kerkers bitterm Zwang. —
Siehſt du? ſieh da den Adler, wie er kreiſt
Und ſpielend kämpft im frohen Flügelſchlag!
Schon reißt er ſich zur Sternenhöh empor —
Und nun — ſieh! ſieh! — zur Tiefe wie geſchwind!
Glückſeliger Vogel, bis der Pfeil dich trifft!
Du lebeſt frei, du raubeſt frei, du fliegſt,
Wohin du willſt, und keine Stimme ſchallt:

Unglücklicher! was ſchlugſt du deinen Freund?

(Pauſe.)

Komm her, Ferrando, lege mir die Hand
Aufs Haupt! es iſt ſo heiß, es brennt mir ſo.
Du biſt unſchuldig, biſt ein frommes Kind —
Komm, ſegne mich! komm, bete, wenn du kannſt,
Und täuſche mich, daß du der Bruno ſeiſt
Und dies das Kloſter. Es iſt alles Ding
Ja nur das Bild des Traums, worin wir's ſehn.

(Ferrando legt die Hände auf den Knieenden.)

Du thuſt mir wohl, mein Freund, mein einziger Freund!
Du öffneſt mir der Thränen milde Flut.
O ſpülte ſie den Stein von meiner Bruſt,
Der Ahndung düſtre Laſt, die auf mich fällt,
Als wälzte ſich die ganze Welt auf mich,
Der Todtenhügel meiner Gruft zu ſeyn. —

(Steht auf.)

Du ſaheſt Julia heut, den Todten auch?
Wo trugen ſie ihn hin zur langen Ruh?

Ferrando.

Zum Auguſtinertempel. Fürſtlich ſoll
Er künftig ruhen in des Herzogs Gruft,
Sobald der Leiche Trau'rbegleitung und
Der letzte Pomp des Todes fertig iſt.

Scipio.

O ſtünde der geliebte Leib bei mir!
O könnt' ich doch des Todten Sehnſucht noch
Mit meinen Augen ſtillen, meiner Hand!
Geh, thu mir einen Dienſt! Ich muß ihn ſehn,
Ich muß die Stelle ſehn, wo ich ihn traf,
Wo ſeine große Seele zürnend raſch
Mit ſeinem edlen Blute hinnen fuhr.
Geh gleich zum Fürſten, bitt' ihn, daß er mir
Der Augen letzte Schmerzenluſt erlaube —
Mir iſt ſo wunderbar, mir iſt, als ſollt'
Ich nie den Abend mehr ſich röthen ſehn,
Nie den Johannisabend wieder —
(zu Ferrando, der ſich verneigt und gehen will.)
— — — — — — Bleib!
Den Griffel und das Taſchenbuch geſchwind!
(Ferrando geht und bringt; Scipio ſchreibt.)
Sieh da! nimm dies, Ferrando, denke mein!
(reicht ihm das Taſchenbuch.)

Ferrando.

O Herr, was meinſt du? ziehe nicht den Tod
So an! du lebeſt lange lange noch. (weint.)

Scipio.

Sei nicht betrübt und weine nicht um mich.
Es iſt ein Nichts ja, was wir ſind und thun,
Und wird es nicht lebendig hinter uns

Mit Morgenroth nach langer Gräber Nacht,
So war der kurze Traum der Weh'n nicht werth,
Womit die Mutter bei'm Gebären ächzte.
Sei riſch, mein Bube, riſch! mein weißer Hengſt,
Mein Sommerhaus bei Lucca und das Thal
Des Eichenhains, wohin du ſingen gingſt
Und ſpielen oft um Mitternacht, iſt dein;
Mein Schwerdt geht in die finſtre Wohnung mit,
Denn Tod und Unheil liegen ſchwarz darauf.

Ferrando.

Geliebter Herr, fürwahr ſo erb' ich nicht.
Gott, der im Himmel herrſchet, woll' es wenden!

Scipio.

Geh nun zum Fürſten, bitt' ihn freundlich, daß
Er einem, der ſein Teſtament gemacht,
Noch eine letzte Freude gönn' im Leben.

Sechszehnte Scene.

(Des Fürſten Zimmer.)

Cäſar, Guido, dann Julia.

Cäſar.

Die That iſt ſchwer und ſchreiend, und ihr Blut
Kann leicht zu einer rothen Fahne werden,

Daß Krieg mir Städt' und Länder überzieht
Und mir den Thron nach allen Seiten ſchüttert.
Du weißt, der Vater dieſes Grafen führt
Das Scepter von Neapel; Schiff und Zeug
Vaſallen ohne Zahl entbeut er, ihm
Den Sohn zu rächen, und ich ſteh allein.
Denn dieſes Mörders unheilſchwerem Arm
Darf ich das Glück des Kampfes nicht vertrauen.
Ich ſtraf' ihn dann, wie das Geſetz befiehlt:
Zahn gegen Zahn und Leben gegen Leben.
Von ſeiner Unſchuld rede mir nicht mehr.

Guido.

Ich muß es, denn ſie iſt erkannt von mir.
Der andre hat ihn frevelnd ſchlimm gereizt,
Er ſchlug den Mann wie einen niedern Knecht,
An deſſen Leib ein jeder Tropfen Blut,
Ein jedes Pünktchen Ehre Ehre ſchreit.
Freiwillig gab er auch in dieſe Hand
Die Freiheit; fliehen konnt' er, wollt' es nicht.
Ich rieth es ihm, er ſprach: der Knecht entläuft,
Der Mörder ſpringt davon, nicht Scipio.

Cäſar.

Du nenneſt Unſchuld ſeinen alten Trotz,
Den unſre Nachſicht lange ſchon verwöhnt,
Zu thun was ihm gefällt und nichts zu fürchten.
Er ſterbe! denn auf ſeiner finſtern Stirn

Iſt eine ganze Wolke Blitze noch
Gelagert für die Stadt, für unſer Haus.
Das Unglück nehm' er mit ſich in die Gruft.
Guido.
Du ſchiltſt an andern, was du ſelbſt gethan.
Von dir ging jene Donnerwolke aus,
Die finſter nun auf ſeiner Stirn ſich lagert,
In dir brauſt ſeines Lebens Strom ſo wild.
O hüte dich, daß ſeine Waſſer nicht
Dich mit dem Strudel des Verderbens faſſen
Und rettungslos in ihre Tiefe ziehn.
Cäſar.
Bin ich es, der dem Strom das Waſſer gab,
Ich leit' es ab, und trocken ſtehn die Ufer,
Und ſterbend ſinkt die brauſende Gewalt
Der Wogen. Guido, bin ich denn ein Weib,
Daß du mit Träumen mich und Kindermährchen
Des Schickſals ſchrecken willſt? Nein, nicht in mir,
Er trägt ſein Schickſal in dem böſen Herzen,
Das nirgends Ruhe find't noch Ruhe läßt.
Wie jeder auf der Lebenswelle treibt,
Das liegt in ihm. Mein Lauf hat ſeinen Trieb
Seit langer Zeit, und Scipio ändert nicht,
Wodurch ich vierzig Jahre faſt beſtand.
Guido.
Du redeſt hart zu mir, vermeſſen auch

Und frevelnd vor des ewigen Himmels Macht
Und dem, der dunkel unſre Looſe ſchüttelt.
Wenn wir ihn wandeln durch die flehende Hand,
Durch brünſtige Gebete ihn erweichen,
Zu ändern den zu ſtreng beſchloßnen Rath —
Wir ſtänden ſtarr und unerweichlich ſelbſt
Und machten unſern kecken Stolz zum Herrn
Des Schickſals, welcher Donner ſchwingen will,
Indem er ſelbſt vor höhern Blitzen zittert?

Cäſar.

Laß ab! du änderſt doch nicht meinen Sinn.
Er ſchlug den Grafen, weil er tückiſch war
Und neidiſch ſeines Glücks und ſeiner Braut.
Was hatt' er hier im Park am Schloß zu thun,
Wenn die Gelegenheit er nicht belauſchte,
Wie er ihn träfe einſam, unbewehrt?

Guido.

Das Wort iſt kurz. Er wollte auf die Jagd,
Wie oft er thut, mit ſeinem Knappen gehn.
Frühmorgens; alſo kam er in den Park.
Du gabeſt ſelbſt im eigenen Pallaſt
Ihm Zimmer; alſo kam er zu dem Schloß.

Cäſar.

Vertheidig' ihn nicht mehr! es ſchreit die That,
Die ſchwarze That ſchreit: Mörder! Mörder! Mörder!

Guido.

Zu edel iſt der Mann für einen Mord,
Zu edel, Unbewehrte zu belauern:
Graf Richard fiel in einem guten Kampf.

Cäſar.

Graf Richard fiel in einem ſchlechten Kampf,
Denn dieſer gute Kampf er war nicht nöthig.

Guido.

Er wollt' es ſo; kein freundlich mildes Wort
Von Scipio hielt die Raſerei zurück.

Cäſar.

Mit Stacheln war das milde Wort geſpitzt,
Mit Neid gewetzt; ſo lockte es das Schwerdt.

Guido.

Du ſprichſt zu ſchlecht von einem biedern Mann.
Den Todten wird in Piſa keiner ſo
Betrauren, als der thut, der ihn erſchlug.

Cäſar.

Es reut den Sünder billig ſeine Schuld;
Der Falſchheit koſtet eine Thräne nichts,
Und für den Seelenraub trägt Satan oft
Noch heut die lichte Larve eines Engels.

Guido.

So ſteht es feſt, daß Scipio ſterben ſoll?

Cäſar.

Er ſtirbt, wenn Cäſar noch in Piſa herrſcht.

Guido.

Nicht ſo, daß er den Helden tödten mag.

Cäſar.

Wer hindert mich zu thun, was mir gefällt?

Guido.

Das Volk, dem ſolch Gericht nicht billig dünkt.

Cäſar.

Das Volk? Was iſt das Volk? Ich bin der Herr.

Guido.

Du biſt der Herr, ſo lang das Volk es will.

Cäſar.

Das Volk muß wollen, wenn ich herrſchen kann.

Guido.

Du herrſcheſt nur, wenn du gerecht regierſt,
Des Herrſchers Majeſtät ſie heißt Geſetz.

Cäſar.

Auch tödtet Cäſars Ausſpruch Scipio nicht,
Geſetzesurtheil fordert Tod für Tod.

Guido.

O thörigt, wer das Volk zu täuſchen meint!
Das blinde, das auf tauſend Füßen geht,
Hintaumelnd gleich dem ſchweren Trunkenbold;
Es tappt mit wilden groben Fäuſten drein,
Zerſchmettert Schuld und Unſchuld oft zugleich,
Doch ſieht es ſicher, wo es ſehen kann,

Wenn man den wilden Magen nicht empört.
Es hat entſchieden: Scipio, Scipio frei!
Klang es aus hunderttauſend Kehlen wirbelnd,
Alsbald ſie hörten, daß ſein Zimmer ihm
Statt Kerkers ſei, und Scipio, Scipio klingt
Es noch. Willſt du den Kitzel für dein Ohr,
Tritt nur heraus; du haſt nicht weit zu gehn.
Ihn tödten laſſen wäre ſolch ein Spiel,
Daß Piſas alte Mauren auf und ab
Und ihre höchſten Thürme tanzen würden
Und du mit ihnen und dein ganzes Haus.

Cäſar.

So laß ſie tanzen! laß den Arno ſelbſt
Mitſpringen, daß des Gjuliano Höh
In ſeiner Flut ſich bade! Cäſar muß
Doch ſehn, ob ihm das Roß zu muthig wird,
Das dreißig Jahre ſeinen Sporn gefühlt.
(Julia tritt ein in tiefer Trauer.)

Guido.

Ich geh. Die ſchönere Warnung tritt herein.
Du redeſt morgen anders, Fürſt, als heut.

Cäſar.

Willkommen Julia! Mein Kind, du traurſt
Mit Recht um den Gemal, der meuchliſch fiel.

Julia.

Um den nicht, Vater; nein, um den Gemal,
Der jenen ſchlug und nun gefangen ſitzt.

Cäſar.

Was ſprichſt du? ſprich es vor der Welt nicht aus,
Daß du den Mörder des Verlobten liebſt.

Julia.

Das Unglück redet frei vor aller Welt,
Es hat ein größ'res Herz als Glück, denn Glück
Und Erde und ihr Staub rollt unter ihm. —
Was wollteſt du von mir, daß du mich ludeſt?

Cäſar.

Dich tröſten, warnen auch. Denn denke nun
Nicht mehr an Scipio; Cäſars Ehre giebt
Die Tochter nicht an ſchwarze Schande hin.

Julia.

Ha Schande! ſchwarze Raben würden weiß,
Wenn ſie in dieſer Ehre baden könnten;
Die ſchwärzeſte der Schanden würde Schnee.
Auf ſolcher Stirn, ſie würde, wie ſie iſt,
Zum erſten Mal erröthen vor dem Sitz,
So wie ein Bettler auf dem Kaiſerthron.
Die Schande wohnte nie mit ſolchem Glanz,
So wenig, als die Nacht mit Sonne wohnt.
Und ſollte ſie's, die Sonnenfinſterniß
Des jüngſten Tages bräche dann herein.

Cäſar.

Du haſt mein Wort vernommen. Wiſſe auch,
Daß morgen frühe Scipio ſterben muß.

Julia.

So muß auch Julia ſterben, kaufe dir [illegible]
Ein Trauerkleid — Die Tochter geht mit ihm.

Cäſar.

Nicht meine Tochter. Was an Schmach ſich hängt,
Das iſt nicht Cäſars, Julia iſt nicht mein.

Julia.

O wie du arm biſt, Fürſt! was iſt dein Tod,
Womit du ſchrecken willſt, wie Winternacht
Die Kinder mit Geſpenſtermährchen ſchreckt? —
Aus Poſſe, Leben! Nichts! der Sonnenſtrahl,
Der heut mich leben ſieht, ſah tauſendmal
Zehntauſend Millionen vor mir ſo:
Sie lachten, weinten, freuten, härmten ſich,
Wie ich und du: wie Mücken froh im Licht
Den Morgen ſumſen, eh der Abend kömmt,
Hat ſie die Wetterwolke weggeweht. —
Fahr hin denn, Nichts! denn meine Sonne ſchwebt
Hellleuchtend aufwärts, ſelige Liebe, du!
Und iſt das Grab nicht weich, der Tod nicht ſüß?
Sie hören nicht, wie man die Unſchuld drückt,
Die Hoheit brandmarkt, wie zum Raub das Glück
Mit Narren und Banditen diebiſch ſchleicht.

Sie ſehen nicht, was heut ganz Piſa ſieht,
Den erſten Mann in Banden, weil er Schimpf
Zurückſtieß mit dem Schwerdt — Du ſtauneſt, Fürſt,
Du ſiehſt mich an? O ſieh die Sterne dort,
Die warnend leuchten durch die ſtille Nacht,
Hinwandelnd über Menſchennichtigkeit
Im ewigen Licht. Bedenke, wer du biſt,
Wer jene ſind, die über deinem Haupt
In Wettern fahren mit dem Strafgericht.
Noch haſt du eine Tochter — Lebe wohl! (ab.)

Siebenzehnte Scene.

(Scipios Zimmer.)

Scipio, dann Ferrando.

Scipio.

O Richard! Richard! Richard! welch ein Traum!
Ich lag an deiner Bruſt und Julia hielt
Der Engel Glorie leuchtend über uns,
Ein Engel ſelbſt im Liliengewande
Der Unſchuld, eine Krone in dem Haar
Und aller Himmel Freude hell im Blick.
So kömmſt du zum Gefangnen, ſüßes Glück?
Und ſüße Liebe? O daß ich ihn erſt

In meinen Armen hielte! daß ich neu
Die Küſſe wieder von den lieben Lippen
Ihm pflückte, die ich glühend drauf gepflanzt!
O heiße Sehnſucht, bald wirſt du geſtillt,
Bald bade ich mit meinen beſten Thränen
Die Wunde, die das Unglückseiſen ſchlug.
(Ferrando tritt ein, ſteht ſtill, und ſtaunt.)
Und daß die Grauen aus der Finſterniß,
Die grauen Männer mit den Sceptern all
Mir wiederkommen, was bedeutet das?
Sah ich dich nicht? (auf ein Bild zeigend.) So ſtand die
hohe Stirn!
So blitzte dir's vom Aug! ſo hielt die Hand
Das Schwerdt! Sah ich dich nicht? Du ſelbſt! Du
ſelbſt!
Ja du gabſt mir das Zeichen, du! du! du!
(ſtarr auf das Bild ſchauend.)

Ferrando.

Was iſt dir lieber Herr? du ſtarrſt ſo wild
Zum Bilde auf der Wand; was ſiehſt du da?
Man ſollte glauben, daß Geſpenſter rund
Am lichten Tage gehn: ſo bärſt du dich.

Scipio.

Biſt du es? — Ja Geſpenſter gehen rund.
Die grauen Männer ſah ich heute wieder,
Die jüngſt ſo ernſt mir winkten. Dieſer hier,

Den Vater Bruno mir als Ritterbild
Mit ſeinem Segen mitgab, Friederich
Der Hohenſtaufe, der der Zweite hieß,
Schritt düſtern Blickes aus der Dämmerung
Hervor, nahm meine Hand, und führte mich
Hin, wo der letzte ſtand der langen Reih.
Das war ein Jüngling blond und ſchön und ſchlank.
Er bot mir freundlich gleich den Gruß, und hob
Mich hoch zur Liebe ſeiner Küſſe auf.
Doch wie ich ihm das Haupt berührete, flog
Es ſchnell vom Rumpf, und ſprützend ſprang das Blut
Mir ins Geſicht, und bebend wacht' ich auf.

Ferrando.

Das ſind Geburten eitler Fantaſei,
Der Spiegel der Gedanken ſcheint zurück
Und ſeiner Bilder buntes Schattenſpiel
Umgaukelt ſchon uns bei lebendigem Leibe.
Du biſt ſehr krank, mein lieber lieber Herr!

Scipio.

Du irrſt dich, Jüngling; mögt' ich ewig ſo
Krank ſeyn! Denn was die Welt Geſundheit nennt,
Iſt ſo ein Baumeln zwiſchen Schlaf und Wachen;
So baumeln viele. Schlug die Glocke nicht
Vom Thurme eben vier? Der Menſch iſt doch
Ein wunderliches Ding, daß er noch hört,

Wie hier die Zeit die kurzen Pauſen mißt,
Wann zeitlos in ihm Himmelsglocken läuten.

Ferrando.

Auch haſt du dich verhört; es ſchlug ſchon Sieben.
Du mußt dich rüſten; denn der achte Schlag
Ruft dich zum Fürſten. Soll ich Julia nicht
Von dir erzählen? Gieb ein liebes Wort
Mir mit! Des Morgens iſt ſie gern allein.

Scipio.

Sag' ihr, ich könne denken nicht noch ſprechen,
Ich ſei ein ſtummer Träumer, doch im Traum
Sei ſie die Sonne, welche meine Sterne —
O dunkle Sterne! — in den Bahnen führt.

(Ferrando ab.)

Achtzehnte Scene.

(Des Fürſten Vorzimmer.)

Cäſar, Guido, ſtummes Gefolge, dann
Scipio, Bruno, ein Kriegsmann
als Bote u. ſ. w.

Cäſar.

Du willſt zu viel. Verbannen muß ich ihn:
Das iſt die kleinſte Strafe. Zeichen muß

Die Welt auch ſehen, daß nicht ungerächt
Ein Fürſt bei Cäſars Schloß erſchlagen wird.

Guido.

O thu es nicht! verbanne nicht dein Glück,
Die Liebe deiner Tochter, und den Arm,
Der deines Alters ſchwere Herrſchaft ſtüzt.
Er iſt kein Mörder, Zeugen ſind genug,
Dem hundertzüngigen Ruf es zuzuſchrei'n,
Daß Richard Zank begann, und Lohn des Zanks
Von des Gereizten ſtarker Hand empfing.

Cäſar.

Nicht mehr! laß alles gehen, wie es kann!
Der Mann iſt mir verhaßt, er trägt kein Glück
Von hier. Es iſt genug, daß freundlich ich
Ihn gehen heiße und allmächtiger Hand
Das Amt der Strafe laſſe, die ich ſelbſt
Verhängen ſollte auf das ſchuldige Haupt.
Sie lohnet jeden endlich nach Verdienſt.

Guido.

Sie wird es thun. Denn womit könnteſt du
Belohnen, was der Mann um dich verdient?
Du ſtrafſt ſein Unglück und unfürſtlich hart
Kannſt du des Himmels ſtrenges Urtheil ſchärfen.
Da iſt er ſelbſt — —

(Octavio tritt ein.)

— — — — Sei, Cäſar, ſei ein Menſch!

Cä

Cäſar.

Du haſt dich ſchwer vergangen, Scipio, haſt
Den Frieden meines Schloſſes frech geſtört,
An meinen Namen eine That gehängt,
Die ihn hinabſtößt, wo es dunkel iſt
Und höhniſch ſchwarz Geſindel in dem Kerker
Der Schande ſitzt, vom Licht des Ruhmes fern.

Scipio.

Ja, Cäſar, ſchwer vergangen hab' ich mich,
Den ſchwerſten Selbſtmord meines Glücks gethan,
Den liebſten Freund getödtet, der ſich mir
Mit Liebesarmen um das Herz gelegt.
Doch deines Schloſſes Frieden brach ich nicht —
Der brach ihn, welcher nun mit Geiſtern wohnt.
Auch hängt an deinem Namen keine Schmach
Von einer That, die Scipios Schwerdt gethan.
Ich will nicht rühmen, was geweſen iſt,
Wohl fühlend, daß ich ſelbſt geweſen bin;
Doch weckte ich die Todten wieder auf,
Die längſtvergangnen Tage, manchen Kranz
Von meinem Schwerdte, manchen haben ſie
An Cäſars Namen leuchtend angehängt.

Cäſar.

Gut iſt, daß du Erinn'rung wieder weckſt
Von dem, was war; denn das, was iſt, iſt ſchlecht.
Du haſt den Dank gemordet, den ich gern

Die ſchilde, daß durch Eine ſchlimme That
Die andern all getödtet, die ſo keck
Und golden mit dem friſchen Angeſicht
Da ſtanden als des Ruhmes liebſte Kinder.

Scipio.

Ich rechne nicht mit dir; es iſt mir heut,
Als hätt' ich abgeſchloſſen meine Rechnung,
Von dem Lebendigen gar nichts mehr begehrend,
Nichts fürchtend und nichts hoffend. Aber doch,
Tritt dein Geſicht vor mich, ſo wohlbekannt,
So freundlich einſt, dann däucht es mir nicht recht,
Daß ich ſo ſtehe, du ſo ſtehſt vor mir.

Cäſar.

Wer mag zum Alter ſprechen: werde jung?
Zu dem Vergangnen: Blühe wieder auf?
Es muß ja alles wandeln und vergehn.
Es iſt nicht fröhlich, daß ich ſo vor dir
Muß ſtehen, du ſo heute vor mir ſtehſt.
Das Alte iſt es, was dich frei entläßt,
Die junge Schuld verſchonend, wenn der Gott,
Der alles rächet, auch verzeihen mag.
Du biſt ein freier Mann, wie hier du ſtehſt.
Doch eh die Sonne ſich zum zweiten Mal
Am hohen Apennin hinunter neigt,
Darf Scipios Fuß nicht mehr das Land betreten,
Wo Cäſars Wort den Tod bedeuten kann.

Scipio.

Du biſt ſehr gütig für das Alte, Fürſt,
Sehr gnädig ſiehſt du auf die junge Schuld.
Was ich als Menſch empfinde, das iſt mein,
Als Mann ſteht keiner hier der Gunſt bedarf.

Cäſar.

Auch dieſes Schwerdt, das du freiwillig gabſt,
Als du gefangen ſelbſt dich ſtellteſt, ſchmücke,
Der Freiheit Zeichen, neu die Hüfte dir!
Ich häng' es ſelbſt dir um, und ſei es nie
Zu künftigen Tagen zu Verbrechen ſchnell!
(gürtet ihm das Schwerdt um.)

Scipio.

Dein Segen liegt darauf, du gabſt es mir.
Du konnteſt nie mit reiner Liebe was
Geſegnen, denn du liebteſt Eines nur,
Dich ſelbſt. Dein hartes Herz es fuhr darein
Und bannte alle milden Geiſter weg,
Die mir mein Vater von Camaldoli,
Als er den Knaben zu dir hergeleitet,
Mit brünſtigem Gebet aufs Haupt gelegt.
Ich führt' es immer glücklich nur für dich,
Unſelig für mich ſelbſt: es ſchlug mir ja
Zwei Freunde, beſſer tauſendmal als du.
(Zieht das Schwerdt aus und reckt es aus.)
Heilloſe Gabe! ſchneide hinfort nicht!

Ich breche dich und dein Geſchick inzwei.
(zerbricht es, und wirft die Stücken an den Boden.)

Cäſar.

Was wagſt du? was erkühneſt du dich, Mann?

Scipio.

Ich werfe mein verfluchtes Unglück weg.

Cäſar.

Wer biſt du, Scipio? wo? wo redeſt du?

Scipio.

Ich bin ein freier, ein unſchuldiger Mann
Und Fürſtengnade jagt mich ſo nicht weg?
Wo iſt der Mord? Ich fodre Ritterrecht
Und Rittersehre, ſtolzer Fürſt, von dir.
Jetzt bin ich waffenlos, jetzt fühl' ich mich
Des Unheils frei, und kömmt ein gutes Schwerdt
Aus guter Hand in dieſe Fauſt, ſo ſoll
Der Schimpf nicht höhneln, wo die Ehre ſteht.

Cäſar.

Du ſollſt es haben, Recht, ſo ſtreng es iſt.
Gefühllos tritt das rächende Geſetz
Gleich jenen Stummen, die im Orient
Geſendet kommen für geſchwinden Tod,
Jetzt zwiſchen uns — es ſchlichte dann den Streit!
Der Todte, wie du geſtern bateſt, wird
Bald hier als Kläger vor Gericht erſcheinen.

Scipio.

Du mahnſt mich einer Wohlthat. Sehnſucht dämpfet
Den heißen Grimm, der wie ein rauchend Feu'r
Nach ſeinem Winde lechzte, daß er blieſe.
Geliebter Todter! kömmſt du, kömmſt du denn?
(Bruno tritt ein. Alle ſtaunen.)
O Gott im Himmel! Gnade, ſel'ger Geiſt!
(Sinkt außer ſich zuſammen, faſt ohnmächtig.)

Bruno.

Was ſtaunet ihr mich ſo verwundert an,
Als ſtieg' ich von den Schatten wandelnd auf,
Ein böſes Zeichen, an des Lebens Luſt?
Noch bin ich euer einer, noch durchfließt
Lebendiges Blut die alten Glieder mir.

Cäſar.

Willkommen heiliger Bruno! welches Glück
Bringt ſolch erfreulich Zeichen Piſas Stadt
Und mir? Sei herzlich allen uns gegrüßt!

Bruno.

In wichtiger Botſchaft fuhr ich langen Weg,
Und wäre hier geweſen geſtern ſchon,
Wenn nicht des Führers Irrthum mir den Pfad
Verlängert hätte. Kurz iſt nun die Zeit
Der Rede, viel geheime Worte bringt
Die alte Bruſt für dich, mein Scipio, mit.
Von einem großen Schickſal ſoll ich dir

Die dunkeln Falten lüften, den Betrug
Der langen Jahr' enthüllen. Sei es Heil
Und Glanz, wie meine Liebe wünſchend ſpricht!

Scipio.

Was ſagſt du da, mein Vater? mein Geſchick
Sinkt ſeinem Abend zu; du kömmſt zu ſpät,
Doch mir ein letztes liebes Zeichen, daß
Ein gnädiger Gott auf Scipio niederſieht.

Bruno.

Schnell eilt die Stunde. Mag ich wohl, o Fürſt,
Mit ihm allein ſeyn? oder mögen jene,
Die lauſchend ſtehen, aus dem Saale weichen?

Cäſar.

(winkt dem Gefolge und den Trabanten, die ſich zurückziehen.)

Ihr gehet! — Rede, heiliger Vater, nun.
Wir beide Alten ſind kein flüſternd Rohr
Wie jenes, das von Midas Ohren ſprach.
So wie der Stein in tiefſte Flut verſinkt
Und nie das Licht der Sonne wieder ſieht,
So ſinket auch in tiefſte Bruſt hinab,
Was du geheimnißvoll verkünden magſt.

Bruno.

Tritt her zu mir, mein vielgeliebter Sohn?
Weißt du, was heute für ein Tag es iſt?

Scipio.

Das haben längſt die Glocken mir geſagt,

Hellſtimmig rufend zu dem hohen Feſt,
Und jene Glocke, die mit ſüßerm Klang
Erinnerung vergangner Tage klingt:
Es iſt der Tag, der mich geboren hat.

Bruno.

Es iſt ein großer Tag, mein Sohn, für dich.
Heut wirſt du vierundzwanzig Jahre alt,
Und langes Schweigen öffnet froh den Mund
Des Schickſals, heilig hütend, was gelobt
Einſt deiner Mutter ward, als ſie dich mir,
Ein kleines Knäblein, ſegnend übergab. —
Du heißt nicht Scipio, della Torres Sohn.

Scipio.

Was ſagſt du? nimm das ſchlimme Wort zurück!

Bruno.

Ein größres Wort ich gebe dir dafür —
Die Stunde naht, ich rede, weil ich muß.
Geboren biſt du, wenn uns nach dem Schlag
Der neunten Stunde hell der Weiſer warnt,
Er habe auf dem zwölfgetheilten Rund
Des güldnen Weges zwiſchen Neun und Zehn
Die Bahn halb durchgewandert. Zwanzig Jahr
Sind's nun, als einſt dich deine Mutter mir
In dieſe alten Hände gab. Sie band
Mir's auf die Seele gleich dem höchſten Eid,

Womit ein Menſch den andern binden mag.
Ich ſollte, wenn dein vierundzwanzigſtes Jahr
Die letzte Stunde füllte, dir das Haus
Verkünden, welchem glorreich du entſtammſt,
Der Väter Thaten und dein hohes Recht.
So habe einſtens ſie's im Traum geſehn,
Daß dieſe Stunde ſchwer von Inhalt ſei
Für ihren Erſtgebornen. Fürchtend auch,
Daß gleich des Vaters Jugend dein Geſchick
Geſchwinden Laufs zum Abgrund ſtürzen mögte,
Sie wollte gern verhüllen die Gefahr
Der Ehren und der Namen, bis die Zeit
Dich zur Vollendung großer That gereift.

Scipio.

Was ſprichſt du, Vater, wie für Räthſel aus?

Bruno.

Ich habe oft dem Knaben viel erzählt
Von meiner Jugend mancher Luſt und Leid,
Wie ich mit Friedrichs Schaar in Schlachten zog,
Des größten aller großen Helden, wie
Ich erſt die Kutte nahm fürs Panzerkleid,
Die fromme Bibel für das blutige Schwerdt,
Für wildes Toben ſäuſelndes Gebet,
Als er hinab zu ſeinen Vätern ging.
Du biſt ſein Bild, du biſt ſein Ebenbild —

Geliebter Sohn, o möge dich das Glück
Noch größer machen! möge Sieg und Ruhm —
Ich kann nicht mehr — in Thränen wecket ſich
Erinnerung des Alten, Sehnſucht will
Mich wieder friſch entzünden, wie ich war,
Als er bei Gaza mich zum Ritter ſchlug.
(Lange Pauſe.)

Scipio.

Was iſt dir, Vater? rede! ſprich es aus!
Es brennt das Herz mir wie ein Feuerbrand.

Bruno.

Das war ein Mann, wie nun nicht Männer ſind,
Sein ganzes Leben war ein einziger Krieg,
Doch ſtand er aufrecht mit dem tapfern Schwerdt,
So lang' er lebte. Hin mit ſeinem Sturz
Fiel auch des Römerreiches Majeſtät.
Es fiel ſein Haus — es wankte, wenn's nicht fiel.
Ich habe dir ſo oft von Konradin
Erzählt und ſeinem Tod und ſeinem Freund.

Scipio.

Das war mein liebſtes Mährchen, Vater, einſt.

Bruno.

Von dieſem Konradin lebt noch ein Sohn.

Scipio.

Ein Sohn von Konradin? was ſageſt du?

Bruno.

Hier ſteht er! Scipio della Torre iſt's.
(Pauſe, Staunen, Verwirrung.)
Du ſtauneſt, du erblaſſeſt. Glaube mir's,
Du biſt ein Hohenſtaufe. Zeichen auch
Und gültige Zeugen deiner Abkunft ſollſt
Du ſehen. Oft ich nannte einen Mann
Vor dir, den tapfern Theobald von Alp,
Vom blonden Lande der Germanen her,
Feldhauptmann Konradins. Er hatt' ein Kind,
Ein einzig ſchönes Kind, Mathildis hieß
Die ſchönſte Jungfrau im Lombardenlande.
Sie liebte Konradin, ſie folgte ihm
Als Knapp zum Kriege, ins Gefängniß nach.
Die Männertracht verhüllte das Geſchlecht,
Die Jugend täuſchte leicht der Späher Blick.
Fünf Monden ſahſt du nach des Vaters Tode
Das erſte Licht in ſichrer Kloſterhut.

Scipio.

Lebt meine Mutter, lebt Mathildis noch?

Bruno.

Sie wohnt ſchon zwanzig Jahre mit den Todten.

Scipio.

So weiß ich nicht, was Freude bringen ſoll,
Zu ſtehn der letzte Sprößling eines Stamms,

Woran das Schickſal mit der blutigen Fauſt
So mördriſch ſtets die ſcharfe Axt gelegt.

Bruno.

Sprich ſolches Wort nicht aus! du biſt der Mann,
Auf den Italien fröhlich ſchauen ſoll;
Du hebeſt das Geſchlecht zu neuem Glanz
Vom Grabe des Vergeſſens hell empor;
Du züchtigſt der Tyrannen giftigen Schwarm,
Die ſchlauen Freiheitwürger, welche rings
Von Stadt zu Stadt in ſchwarzen Freveln gehn;
Du treibſt der Fremden ſchnöde Herrſchaft aus,
Daß wir im eignen Licht, in eigner Luft
Frei athmen dürfen, und des Buſens Wort,
Das freie Männerwort, nicht gleich dem Knecht
Zur Erde ſchauend bübiſch lügt und kriecht
Und hündiſch ſchmeichelnd den Befehl erwartet.
O Vaterland und Freiheit! Ruhm und Heil
Begleite hinfort dich, mein theurer Sohn!
Mein König und mein Herr! hier knie' ich hin,
Und bete Segen, Segen auf dein Haupt. (Kniet.)

Scipio
(hebt den Sträubenden mit Gewalt auf.)

Was willſt du, Vater? ſteh, o ſtehe auf!
Daß nicht die Schaam zu einer Flamme wird,
Die mit der Glut die Wangen mir verſengt.

Cäſar.

Dein heil'ges Amt, o Bruno, und dein Ruf
Der Wahrheit drückt dem Wort das Siegel auf,
Das Lüge klänge, ſpräch's ein andrer Mund. —
Glück dir und Heil, mein Fürſt! Für Friedrich hat
In ſeinen letzten Schlachten dieſer Arm
Gefochten. Heiſche nun von mir die Pflicht!
Hier knie' ich — nimm Vaſallenhulde an! (kniet.)

Guido.

Auch Luna kniet. Sein Arm iſt alt und ſchwach,
Doch treuere Diener, König, haſt du nicht. (kniet.)

Scipio.

Laßt mich! o laßt mich! ſtehet auf! ſteht auf!
(ſie erheben ſich.)
Was wollt ihr, Männer? der Verwirrung Strom
Umbrauſt mich rings gleich wilder Wirbelflut.
Was bin ich denn? bin ich ein andrer Menſch?
Bin ich ein beſſres Ding? verwandelt flugs
Durch Eines Wortes mächtigen Zauberklang?
Iſt Scipio nicht mehr Scipio? O das Glück!
Iſt es ein Glück? Der Traum von Herrlichkeit
Findt das Gefäß von dieſer Bruſt zu eng
Und wird es ſprengen. Wort, du klingſt zu ſpät.

Cäſar.

Nicht alſo, Herr, dein Schwerdt hat längſt gezeigt,
Daß auch dem Scepter iſt dein Arm gewachſen.

Nun auf den Blick zu Ruhm und Herrlichkeit!
Nun auf mit deinen Mannen! deinem Recht!
Dein Name, welcher früh ſich Bahn gemacht,
Sprengt dir die Städte auf, entſchließet gleich,
Ein mächtiger Schlüſſel, alle Herzen dir.
So in Triumph beſteigſt du ohne Blut
Italiens Thron. — Iſt dir die Tochter noch
Von deinem Diener, iſt dir Julia noch —

Scipio.

O Julia! Kaiſerthum und Königreich!
O Wonnelaut! Das faſſet ſtolzer Fürſt!
Das iſt ein Name! dadurch bin ich groß
Und mehr als du. Du ſiehſt nur das Gebirg,
O Cäſar, wo der Sonnenſtrahl auf Eis,
Auf Waſſerfällen farbengaukelnd ſpielt;
Ich bringe zu der Schachten reinem Gold
Ihm tief ins warme Herz. Dort oben friere
Und zähneklappt man doch bei allem Glanz.
O Julia! ja mir blühet Leben noch
Und Freude noch. So komm denn, junges Glück!
Komm friſch! ich will dein friſcher Kämpfer ſeyn,
Und meinen Sieg und meines Sieges Preis
Soll Julia halten! Grüne Heldenſtamm
Der grauen Ahnen mit den Sceptern all!
O grüne, blühe glorreich wieder auf
In Julias Schönheit und in Scipios Kraft!

(Er

(Er iſt einem Entzückten gleich. Unterdeſſen wird ein ſchwarzer Sarg hereingetragen, unweit der Thüre niedergeſetzt, und der Deckel abgenommen.)

Bruno.

Woher in dieſe Freude Tod? woher?
Wie kömmt dies Unglückszeichen in den Saal?

Scipio.

Ha meine Thränen! meine Sehnſucht! Richard!

(ſtürzt ſich ſprachlos auf die Leiche.)

Bruno.

Was iſt dem Jüngling? reißet ihn hinweg!
Nicht ſo umarme er ſein neues Glück!

(Sie wollen ihn wegbringen; er ſpringt heftig auf von der Leiche, ihnen wehrend.)

Scipio.

Hinweg! — ihr knietet eben vor dem Herrn —
Hinweg! wer nicht mit dieſem wandern will,
Der hier im ſchwarzen Holze ſchweigend liegt.

(ſtürzt wieder auf die Leiche.)

Bruno.

Was iſt dies, Männer? redet! ſaget an!

Guido.

Es iſt ſein Freund. Er zahlt den letzten Zoll
Der Liebe hier dem Todten. Doppelt ſchwer
Beweint er ihn: er fiel durch ſeine Hand,
Im nächtlich ſchlimmen Irrthum ſchlug er ihn.

Scipio.

(wild aufſpringend und aufſchreiend.)

O wehe mir! das Kreuz! das Kreuz! das Kreuz!
O Hölle, wirſt du Licht? — Das Kreuz! das Kreuz!

(ſtürzt wieder auf den Sarg.)

Bruno.

Was ſchreit er? — Welches Schrecken fällt mich an!

Cäſar.

Helft ihm! er raſet, er iſt außer ſich.

Scipio.

(plötzlich aufſpringend, und mit Heftigkeit:)

Nein! nein! nein! nein! ſie iſt ja lange todt —
Was meint' er denn? was wollt' er mit dem Kreuz?
Mein Vater ſtarb ja vor mir — O gottlob!
So tückiſch ſpielt der Himmel nicht mit mir.

Bruno.

Wie hieß der Todte? — Ich vergehe ſchier.

Scipio.

Du ſiehſt ſo blaß, mein Vater? — O vergieb,
Daß ich für deinen langen müden Weg
Zu mir dich ſo mit Raſerei erſchreckt.
Mein Blut zeugt Fieber, wirft ſeit einiger Zeit
Gewitterblaſen tief vom Herzen auf,
Wie Teiche, wann die Donnerwolke grollt,
Und rollt mir dunkle Schatten unter'n Schädel.
So träum' ich ſehend, ſchlafe wachend, bin

Mein eignes Nachtgeſpenſt — Du haſt mich einſt
Gewarnt vor einem Kreuz. Ich war ein Kind,
Ein Knabe nur, da ſprachſt du: Scipio halt,
Halt ab die Hand von dem, der auf der Bruſt,
Der linken, trägt ein ſchwarzes Kreuz gebrannt.

Bruno.

Wie ſprichſt du dies? was haſt du mit dem Kreuz?

Scipio.

Komm her und ſieh! ſieh, wo die Wunde hier —
(führt den Alten zur Leiche, der erblaßt und zuſammen ſinkt.)

Cäſar.

Was will dies alles? Setzt ihm einen Stuhl —
Bleich wird er wie die Wand — Der Alte ſtirbt.

Scipio.

O laſſet ihn nicht ſterben, eh' er mir
Das Kreuz gedeutet — —
(rüttelt den Hingeſunkenen heftig.)
— — — Höre, Vater! ſprich!
Ein einzig Wort! nur Eines, eh' du ſtirbſt!
Was iſt das ſchwarze Kreuz der linken Bruſt?

Bruno (aufſtehend).

Weh mir! weh dieſer unglückſeligen Fahrt!
Was muß ich hören? was noch ſchlimmer ſehn?
Mein Sohn! mein liebſter Sohn! — Wo war ich? O —
(ſich beſinnend)
Du haſt mich ſehr erſchreckt. Ich glaubte nicht,

Daß meine Fantaſie ſo jung noch wäre.
Du reißeſt mich in deinen Träumen mit —
Tragt doch der Todten von dem Leben weg!
Er hat uns all verwirrt und faſt verwildert.

Scipio.

(da die fernſtehenden Träger herantreten.)

Nein! keiner lege an den Sarg die Hand,
Bis du das Kreuz mir deuteſt! denn es brennt
Mir in der tiefſten Seele. Vater, ſprich!
Wenn du mich liebſt, mein lieber Vater, ſprich!

Bruno.

Wenn du mich liebſt, ſo frage mich nicht weiter.

Scipio.

Du haſt zu viel geſagt: der halbe Wink
Iſt ſchlimmer als der Wahrheit ganzes Wort.

Bruno.

Es war ein Kindermährchen mit dem Kreuz,
Wie ich dem Knaben andre viel' erzählt.

Scipio.

Vor Kindermährchen wird man nicht ſo blaß;
Du zitterſt noch und ſieheſt weiß wie Kalk,
Womit man ein Gebeinhaus überſtreicht.

Bruno (näher zum Sarg tretend).

Verkündet mir zuvor, wie hieß der Mann,
Der hier im Sarge kalt als Leiche liegt?

Scipio.

Er hieß — wenn das die Zunge löſen kann —
Ein ſtolzer Name — Richard von Salerno.

Bruno.

Weh mir! weh! wehe über mich und dich!

Scipio.

Was rufſt du Wehe über mich und dich?

Bruno.

Dein Bruder war es, deiner Mutter Sohn.
Sie ſtarb, als ſie dem Grafen ihn gebar.
O Schickſal! Schickſal! dunkel iſt dein Weg!
Hier unter'm Kreuze, das als Zeichen ſtand
Der Brüderſchaft, von mütterlicher Hand
Den beiden Knäblein eingebrannt, hier traf
Der Stahl ſein Leben — wehe! wehe mir!
(Beide ſtarren zerſchmettert vor ſich hin.)

Guido.

Was hören wir? Er fällt in Raſerei,
Wenn Eins ihn nicht zurück ins Leben ruft.
Geh, Cäſar, geh, und hole uns den Stern,
Den Stern der Liebe, Julia, der die Nacht
Des düſtern Unheils mag erhellen und
Durch mildes Funkeln ſchlimmen Irrthums Wahn
In ſtiller Trauer lind Gefühl verwandeln.
(Cäſar ab.)

Scipio.

Dein Bruder war es, deiner Mutter Sohn!
O theurer Todter, darum neigte ſich
Mein Herz zu dir? das war die Sehnſucht? das
Der Augen wunderſamer Thränentrieb?
Mein Bruder! o mein einziger Bruder! nimm
Den Bruder mit! laß friedlich Bruſt an Bruſt
Und Kreuz an Kreuz im ſtillen Grabe ruhn.

Guido.

Der Himmel beßre, was du traurig ſprichſt!
Er ſtraft nur Schuld, die um die Sünde wußte.

Scipio.

Nein! nein! der Himmel ſelber hat geredt —
Sein Wille — ſieh die weite Wunde hier! —
Liegt offen da, und keine ird'ſche Macht
Mag vom geliebten Bruder je mich ſcheiden.
Das Eiſen ſöhne aus, was Eiſen that,
Und beiden Leibern bette Liebe freundlich
Das ſtille Lager, beide Geiſter fliegen
Zugleich den Himmelpfad der Sterne auf!

Guido.

So willſt du alles laſſen? denkſt allein
An deine Sehnſucht, deines Wahnſinns Luſt?
Du denkſt nicht mehr der Jungfrau, die dich liebt?
Nicht Julias mehr? O ſtelle dir ihr Bild,

Ihr holdes Bild, noch einmal vor den Blick!
Und bleiben wirſt du, wo noch Freude blüht,
Wo noch ein Herz dich zärtlich liebend mahnt:
Verlaß mich nicht! ich will dir Bruder ſeyn
Und treuſter Freund, dir Braut und Schweſter ſeyn,
Dir alles ſeyn — verlaß, verlaß mich nicht!

Scipio.

Was weckſt du mir die ſüße Stimme auf,
Die mir zurück zum Leben reizend klingt,
Wie dem, der ſterben ſoll, der Liebesruf
Der theuren Mutter einmal noch das Aug
Dem Lichte öffnet auf dem letzten Pfühl!
O Julia! Julia! auch von dir? von dir?
Von dir hinweg? — Es muß, es muß ja ſeyn!
Wie mag die Roſe blühen, wo die Peſt
Aus Todesſümpfen athmet? — Komm denn, Nacht,
Die nie ein Morgen röthet! Goldnes Licht
Des Tages, Sonne, die mein Elend ſieht;
Dich grüß' ich hier zum letzten Mal! — Lebt wohl,
Ihr lieben Freunde! Vater, lebe wohl!
Du guter Guido, Stern der Redlichkeit —

Bruno.

Was willſt du, lieber Sohn? Halt ein! halt ein!
Der Himmel wendet Unglück oft zu Glück
Unſchuldig heißt die Schuld des Irrthums wohl.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01916/023

Beweine deinen Bruder, klage laut,
Daß du dir ſelbſt den beſten Freund erſchlagen;
Doch greife nicht ſo wild in höhere Macht.
Das Schickſal liegt in Menſchenhänden nicht,
Es wandelt einſam ſeinen dunklen Weg:
Du ſchlugſt den Todten nicht, das Schickſal that
Mit deinem Schwerdt, was längſt beſchloſſen war.

Scipio.

Und längſt beſchloſſen hat es meinen Tod.
Nun weiß ich's wohl, was mir der Schreckentraum
Bedeutet hat und jene grauen Männer.
Ihr ladet mich, ihr Väter; Heinrich du,
Du weihteſt das Geſchlecht zu Blut und Mord.
Die Eiſenſtähle und der glühende Schmuck
Der Kronen, Henkerkaiſer, ziehn und ziehn
In ferner Rache alle Enkel nach.
Wie ging dein Sohn, der große Friederich,
Wie gingen ſeine dreißig Söhne all
Und ihre Söhne weg vom Sonnenlicht?
Gift, Eiſen, Trug, Verrätherei, verdarb
Das herrlichſte Geſchlecht der Chriſtenheit.
Euch folg' ich denn, der letzte dürre Stumpf
Des ſtolzen Baums — empfangt, empfanget mich!
(zieht einen Dolch, erſticht ſich, und ſinkt am Sarge hin.)

Guido.

O Scipio! welche That iſt hier gethan!

Bruno.

Weh mir! weh mir der unglückſeligen Fahrt!
Mein Sohn! mein liebſter Sohn! ich armer Mann!
(neigt ſich über ihn.)

Scipio.

O weinet nicht um mich! Der Tod iſt ſüß.
Ich ſterbe gern — Ha! Glocke hältſt du Schlag;
(es ſchlägt Neun vom Thurm.)
Ich bleibe nicht zurück — O Bruno! Bruno!
Mein Vater! Bruder Richard! theurer Geiſt! (ſtirbt.

Cäſar (eintretend).

Gleich wird ſie kommen — Guido, ha! was iſt
Geſchehn? was hält der Tod hier für ein Feſt!

Guido.

Sie kömmt zu ſpät, du giebſt ſie ihm zu ſpät.
Die Finſterniß umhalſt er als die Braut,
Sein Brautbett iſt das Grab, der Glockenklang
Vom Thurme ſpielt das Saitenſpiel zum Tanz.
O Cäſar, hier! ſieh hier des Menſchen Stolz,
Der oft mit Göttern ſich vermeſſen will!
Hier liegt dein Glück, dein Ruhm, ein wenig Staub;
Bald ſpielen Winde mit dem wenig Staub,
Das jüngſt, ſo herrlich noch im Leben ſtand.
O Scipio! Scipio! welch ein Mann liegt hier
Und welche Hoffnung! Alles abgeſchnitten
Durch Einen Zuck, woran der goldne Faden

Der Zukunft eben noch die Wonne knüpfte
Und Sieg und Herrſchaft — O mein Vaterland!
O Teutſchland! o Italien! Du liegſt auch.

Cäſar (nach langer Pauſe).

Ich lege dies aufs Knie der höheren Macht,
Die alle Dinge mißt und wägt und hält.
Du weinſt nicht mehr um ihn als ich und der,
So hier geſenkten Hauptes trauernd ſitzt,
Der fromme Greis, der Herrliches zu bringen
Uns meinte und in Freudenbotſchaft kam
Und ſchwer mit Leid beladen kehren muß.

Bruno (langſam aufſtehend und ſich faſſend).

Ihr ſchauet hier ein großes Götterloos
Vor euren ſehenden Augen aufgewickelt.
Es iſt kein Traum, kein Wahn, es brütet ſtill
Geheim des Schickſals Keim in Menſchenbruſt,
Klingt als Orakel furchtbar oft vom Mund
Der Ephemeren, welche kommen gehn
Wie Schatten, wenn die Sommerſonne ſpielt,
Und ſäuſelt oft wie Bienen um die Blumen
Von Kinderlippen, die der fernen Zukunft
Gewalt'gen Inhalt ſpielend lallen müſſen. —
O Sohn! mein lieber Sohn! ſo meld' ich dir
Die Botſchaft an von Glück und Herrlichkeit?

(Pauſe.)

„Nicht eher, als der Knabe zwanzig Jahr

„Und vier vollenden will, den Augenblick,
„Wann auf die letzte Linie Zeit, wo er
„Geboren ward, der Glocke Zeiger weiſt,
„Nicht eher und nicht früher löſe ihm
„Was als Geheimniß ſchweigen muß bis dann,
„Daß Konradin ſein Vater war" — So ſprach
Mathildis, als ſie mir den Knaben brachte,
Nicht wiſſend, was ſie ſprach, wohin der Spruch
Mit Prophezeihung klang, wohin! wohin! —
Nun lieget die Erfüllung blutig hier,
Die Stunde der Geburt hat mit dem Stahl,
Der dieſes Leben abſchnitt, Schlag gehalten.
So flicht dort oben, der, ſo alles weiß
Und lenkt und räth, der Menſchen dunkle Looſe.
O Vater! Gott! wie wunderbarlich iſt
Dein Rath und dein Gericht! doch wie ſind Stav'
(Rauſchen und Aechzen draußen.)
Was ächzet draußen vor der Thüre ſo?

Guido.

Vielleicht der Diener einer, welche dies
Gehört; kein Mann in Piſa war gleich ihm —

Bruno.

Es wandelt näher — Ha! da öffnet ſich
Die Thüre. Dies Geſicht trägt ſchwere Fracht
Von Jammer, ſieht wie eitel Unglück aus.

Kriegsmann.

Ach! ach! daß ſolches Leid ich künden muß!

Guido.

Was wimmerſt du und ſtöreſt den Pallaſt
Mit neuen Klagen? Leides liegt genug
Hier auf einander, und der Klagen Hall,
Flög' er vereinigt die Gewölbe an,
Sein Schmettern weckte wohl die Taubheit auf.

Kriegsmann.

Ach weh! ſie liegen beide tief im Strom.
Schnell ſchoſſen ſie hinab, nicht möglich war
Die Hülfe und die Rettung — O mein Fürſt!

Cäſar.

Was ſprichſt du? welche beide, Unglückskind?

Kriegsmann.

Du weißt es nicht? Tief tief im blauen Strom
Liegt Julia nun und Scipios Knapp Ferrande.

Cäſar.

O meine Tochter! Julia! Hülfe! Hülfe!
(fährt wie wahnſinnig heraus. Guido und faſt alle Umſtehende mit ihm, nur die ſchwarzen Leichenträger ſtarrſehend bleiben und Bruno und der Kriegsmann.)

Bruno.

Wir arme, arme Menſchen! Dünner Staub,
Wie mußt du zittern, bis Verweſung wieder
Dich deinem Elemente zugeſellt!

Denn ach! dein krankes Herz iſt nicht mehr hier. —
Doch du, der über dieſe Leichen ſtaunt,
Auf! melde mir, wie dieſes Letzte kam,
Erzähle mir die Trau'rgeſchichte aus.

Kriegsmann.

O Tag des Wehs, der ſo viel Unglück ſieht,
Was gingſt du auf? o Licht, was bergeſt du
Nicht von der Nacht das ſchwarze Trauerkleid?
Verbirg den Schein und leuchte nimmermehr!
Denn Piſas Fürſtenhaus und Glanz verſank.

Bruno.

Sprich! rede, Mann! die Klage wecket nicht
Vom tiefen Schlaf die Todten wieder auf.

Kriegsmann.

So meld' ich denn, was mir das Herz zerbricht.
Den Weg hieher ging die Prinzeſſin ſchon,
Zu tröſten kommend den geliebten Mann,
Der hier als blaſſe Leiche blutig liegt.
Ihr folgte Ferrand, Guidos Sohn, ſein Knapp.
Schon nahte ſie des Saales Stufen, da
Erſcholl die Unglückspoſt ihr laut ins Ohr,
Daß Scipio auf des Grafen Leiche ſich
Sein blutiges Bett gemacht. Der Wahnſinn riß
Sie fliegend fort gleich einem Wirbelwind
Des Schreckens. Eh wir's ſehen konnten, ſchwamm
Sie ſchon, ein weißer Schwan, auf tiefer Flut

Des Arno; und ein grauer Falke ſchoß
Ihr nach, der Knappe, ringend mit dem Strom.
Ich denke, haſchen wollt' er ſchwimmend ſie.
Doch ſank er mit dem ſüßen Raub hinab,
Wie kaum er ſeinen weißen Fittich faßte.
Da wo der Strudel bei der Brücke brauſt,
Verſanken beid' auf ewig von dem Licht
Des Lebens und der Sonne. Klage klang
Den Strom entlang, denn Piſa lief herbei,
Und Klage klingt auf allen Gaſſen rings.

Bruno.

O Scipio! Scipio! welch ein Leichenzug
Begleitet deine Baare! o mein Leid!
O Laſt der ſchweren Jahre! kannſt du nicht,
Noch nicht den Müden mit hinunter ziehn,
Wo's ſtille iſt, ach! wie glückſelig ſtill?
Doch komm zu den Lebendigen, wenn ſie noch
Lebendige ſind. Mein Alter und mein Amt,
Wie ſehr ich ſelber auch voll Jammer bin,
Gebieten mir die Traurigen zu tröſten.

(Ab mit dem Kriegsmann. Die beiden Leichen und die fern ſtehenden Träger bleiben allein auf der Bühne, der Vorhang fällt.)

3.
Schwediſche Dichter
in
teutſcher Sprache.

Folgende Gedichte aus den letzten Jahrzehenden des ſiebenzehnten Jahrhunderts mögen hier ſtehen als ein Beweis, daß in jener für unſere Literatur ſo traurigen Epoche manche Schweden die teutſche Sprache reiner und wenigſtens nicht ungewandter gebrauchten als die meiſten Teutſchen, welche damals von unſerm Parnaß herabklangen.

In den gewöhnlichen Literargeſchichten, die bei uns gedruckt werden, lieſt man, Schweden habe zwiſchen den finſtern Heidenzeiten und den Königen aus dem Waſaſtamm keine Dichter gehabt. Dies iſt ganz wahr, wenn von ſolchen Dichtern die Rede iſt, die ihre Opera omnia ordentlich ſammeln und herausgeben; ſonſt aber iſt es völlig falſch. Schweden hat ſeine romantiſchen Volksdichter im Mittelalter gehabt, wie Spanien, Schottland und Teutſchland, deren ſüße und liebliche Lieder in den Münden und Herzen des Volks noch wiederklingen und mit jedem Geſchlecht in immer verjüngten Geſtalten fortleben, da freilich die Namen jener längſt verſchollenen Nachtigallen nicht mehr gewußt werden. Aber die geſchriebenen und gedruckten Dichter kamen freilich viel ſpäter, nemlich mit dem Zeitalter der Reformation, welche Reformation auch hinſichtlich der Literatur für das Land eine der folgenreichſten Begebenheiten ward.

Viele haben behauptet, beſonders ſeit den letzten fünfundzwanzig Jahren, dieſe Reformation habe die dichteriſchen und künſtleriſchen Geiſter Europas verſtockt und verſteint, und, indem ſie den Wuſt des Aberglaubens auszukehren verſprach, mit ihren groben und gefühlloſen Fäuſten alle Blüthen des feineren und ſpielenden irdiſchen Daſeyns mit vernichtet. Wäre hierin auch eine gewiſſe Wahrheit, ſo gilt es doch gewiß nicht für die heilige Poeſie. Dieſe hat mit der Reformation und mit dem gewaltigen und feurigen Geiſt Luthers einen neuen und hohen Schwung genommen, und hat dieſen Schwung beinahe drittehalb Jahrhunderte erhalten: zum Zeichen, daß, wo wirklich der Geiſt iſt, das Leben blühen und klingen muß. Denn, wenn ſeitdem manches Andere auch matt oder gar todt geweſen, hier hat es immer noch geblitzt und gefunkelt. Dieſe heilige Dichtkunſt der Evangeliſchen ging recht eigentlich von Luther aus, der nebſt ſeinen Freunden den Kirchengeſang zu einem der weſentlichſten Theile des öffentlichen Gottesdienſtes machte.

Seine Jünger und Schüler trugen ſie nach Schweden, Dänemark, Norwegen, Ungarn, Siebenbürgen, Liefland u. ſ. w. mit ſich, und ſie pflanzte ſich durch ihre eigene Begeiſterung in den folgenden Zeiten fort. Auch die Schweden haben in dieſer ernſten Gattung manche herrliche Namen, die wohl in der ſchönſten Unſterblichkeit leben, von allem Volke in den Kirchen und Häuſern gekannt und geſungen zu werden. Da ſind die Brüder Olof und Lorenz Petri, Lorenz Jönsſon, Arrhenius, König Erich der Vierzehnte, Braſk, Rudbeck, Lagerlöf, die Grafen de la Gardie, Lindſköld und Flemming, Samuel Columbus, Lorenz Johansſon, (gewöhnlich Caſſe Lucidor der Unglückliche genannt) Gezelius, Kolmodin, Spegel, und noch Bellmann um 1780 und 1790.

Schweden ſtand das ganze Mittelalter hindurch mit Teutſchland in der mannigfaltigſten Verbindung: in einer ganz natürlichen; denn gegen Norden ging die Welt nicht viel weiter und den gen Süden Blickenden und Strebenden lag Teutſchland als das nächſte Land da, in mancher Beziehung auch als ein verwandtes Land. Eine Zeitlang ward dieſe Verbindung wohl eine Art Abhängigkeit, beſonders von dem mächtigen Bunde der Hanſa, der faſt ganz im Beſitz der Häfen des Handels und Fiſchfanges der nördlichen Länder war und in den größeren Städten, (z. B.

Stockholm, Malmö, Calmar, Bergen, Drontheim, Kopenhagen) auch viele teutſche Familien anſiedelte. Der die nordiſche Stärke beſchattende und zuweilen unterdrückende Einfluß dieſer mächtigen Kaufleute ſank, wie der Norden ſich nach langen inneren Erſchütterungen und Umwälzungen ordnete, in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts; aber die geiſtige und wiſſenſchaftliche Verbindung zwiſchen Schweden und Teutſchland ward dadurch nicht unterbrochen, ſondern vielmehr enger als je geknüpft durch die mächtige Reformation, die von Teutſchland ausgegangen war und dort immer noch ihre klarſten und lauterſten Quellen zu haben ſchien. Das ganze ſechszehnte Jahrhundert und den größten Theil des ſiebenzehnten Jahrhunderts ward, was von Edlen und Bürgern Schwedens ſich bilden ſollte, auf die proteſtantiſchen teutſchen Univerſitäten geſchickt. So gab es denn wenige berühmte Staatsmänner und Gelehrte des Landes, die nicht teutſch laſen und ſchrieben. Schwedens Könige, wie ſie mit teutſchen Fürſten Familienverbindungen anknüpften, beförderten dies auf alle Weiſe. Man weiß aber, wie gern die Menſchen denen nachahmen, die am höchſten ſtehen.

Wenn dies ſchon in Guſtav Erichſons, Erichs des Vierzehnten, Guſtav Adolfs und Chriſtinens Zeit galt, ſo galt es noch mehr unter den großen Herrſchern aus dem Stamm der teutſchen Rheinpfalzgrafen, welche 65 Jahre auf dem ſchwediſchen Thron ſaßen. Auch der Beſitz beträchtlicher teutſcher Landſchaften, (als Eſtland, Lievland, Pommern, Bremen) welche jetzt mit Schweden verbunden waren und in mancherlei Geſchäften Teutſche nach Schweden und ſchwediſche Männer wieder nach Teutſchland brachten, wirkte unſtreitig ſehr dahin. Genug, es ging das Teutſche immer richtig neben dem Schwediſchen her und ſehr viele ſchwediſche Dichter dieſes Zeitraums haben ſich auch zum Theil nicht unglücklich in teutſchen Tönen verſucht.

Als dieſe herrſchten, war ſchon die Zeit da, welche die Wälſchen ihr goldnes oder auguſtiſches Zeitalter, oder das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten nennen. Auch viele der ſchwediſchen Großen wurden davon ergriffen, aber nicht die Herrſcher, deren ſpröder und ernſter Karakter dem Teutſchen gleich und gewogen blieb; weswegen das Franzöſiſche wohl in die Sitten eindringen, doch aber in der Literatur unter ihnen noch nicht aufkommen konnte.

Nach dem Tode des großen Karls des Zwölften kam die Herrſchaft größtentheils auf den Adel, und die Politik des Staats wie der Sinn der Menſchen welche regierten neigte ſich meiſt gegen Frankreich. Man kann ſagen, daß von dem Jahre 1730 bis 1800 alles, was in Schweden gebildet heißen wollte, mit franzöſiſchen Sitten und franzöſiſcher Literatur und Sprache ausgeſchmückt ward. Das Wälſche däuchte ihnen das Herrlichſte Geiſtreichſte und Geſchmackvollſte. So ward ihre ſchöne einfältige kurze und lebenvolle Sprache wälſch gedreht und verſchnörkelt und geſchwächt und entnervt und ihre Dichtkunſt, fern von den Herzen und Gefühlen des Volks, ging einen zierlich kalten und künſtlichen Weg, mit einem fremdartigen Weſen und Zuſchnitt, die für dieſes Land und dieſes Volk nicht paßten. Wenige Schweden blieben der wälſchen Sklaverei ledig; der einzige Bellmann blieb der volkthümliche große Schwede, der unvergänglich durch die Jahrhunderte blühen wird, wann alle die blanke und todte Zierlichkeit, womit noch viele ſich blähen und brüſten, lange begraben ſeyn wird.

Dies Wälſche hatte in Schweden wie allenthalben ermattend und tödtend gewirkt und auch jene bekannte Einbildung hervorgebracht, vor den Franzoſen ſei doch alles eitel Barbarei und Geſchmackloſigkeit geweſen; der nordiſche Falke hat dadurch den freien Flügelmuth verloren, womit er ſich ſonſt in alter Sonnenſehnſucht über ſeine Schneeberge und Eisgefilde hinaus zu den verlornen Lichtregionen aufſchwang. Ein dunkles Gefühl haben einige Schweden davon wohl immer gehabt, aber die ganze Fülle der Hohlheit und Leerheit, worein ſie durch das wälſche Treiben gerathen waren, iſt ihnen erſt in den letzten zwanzig Jahren aufgegangen, und einige rüſtige junge Kämpfer, vielleicht zu ſehr Enthuſiaſten für manches Teutſche, was eben nicht das reinſte und kräftigſte Teutſche iſt, ſind dagegen und gegen die nach franzöſiſchem Muſter zugeſchnittene ſchwediſche Akademie der Achtzehner zu Felde gezogen. Dieſer Krieg dauert noch, und die Akademiker, nicht ableugnend, daß ſie die Franzoſen haben, die ſie als ewige Muſter alles Geſchmacks verehren, beſchuldigen ihre Gegner nicht ohne Grund, ſie haben die Teutſchen.

Es iſt mit dieſem Haben und Gehabtwerden nun freilich ein eignes Ding, und es bleibt wohl immer wahr, daß jede Literatur und Sprache ſich nur aus den eigenen Wurzeln und Keimen recht friſch und luſtig entwickeln und geſtalten kann. Aber die Teutſchen können ſelbſt, wenn ſie ſklaviſch und geiſtlos nachgeahmt würden, den Schweden nie ſo gefährlich werden als die Franzoſen. Denn wie verſchieden die Sprachen auch in mancher Hinſicht ſeien, der Sinn der teutſchen, engliſchen, däniſchen, holländiſchen Sprachen fällt wegen uralter Verwandtſchaft mit der inneren und äußeren ſchwediſchen Welt weit mehr zuſammen und mangelt der zierlichen Gleißnerei und ſüdlichen Feinerei und Tändelei, wodurch das Nordiſche, wenn es ſo mitſpielen will, immer verderben muß. Freie und ungehemmte Entwickelung und Bildung aus ſich ſelbſt heraus, iſt freilich das ſchönſte Loos, das dem Einzelnen und dem Volke fallen kann; aber den reineren germaniſchen Völkern Europas wird es immer wohlthätig ſeyn, wenn ſie in mannigfaltiger Berührung und Verbindung mit einander bleiben. Das kann und wird ihnen das gemeinſame Leben erfriſchen. Nicht bloß der Schwede, Isländer und Schotte könnte bei uns etwas lernen; ſondern wie viel könnten wir auch aus dem Norden holen! wie viele alte hohe Erinnerungen, Anſchauungen und Gefühle neu erwecken, die jetzt faſt verſchüttet und begraben da liegen, oder höchſtens in einzelnen Lauten noch aus den Kehlen des ſogenannten kleinen Volkes zuweilen erklingen!

Luſtwins Tanz mit den fünf Sinnen.

Gavott.

1. Das Geſicht.

Keiner kann mir das verwehren,
Daß mein Sinn was Schönes liebt,
Weil die Schönheit nur alleine
Meinen Augen Anmuth giebt.
Schöne Gaben will ich ehren,
Schöner Sitten Lob vermehren,
Schöne Federn, ſchöne Pfauen,
Schöne Kleider, ſchöne Frauen.

2. Das Gehör.

Keiner wird mir das verwehren;
Daß mein Sinn was Lieblichs liebt,
Weil die Lieblichkeit alleine
Meinen Ohren Anmuth giebt.
Lieblich Spielen, Singen, Klingen,
Kann mir Leib und Seel durchdringen,
Kurzweil treiben, tändeln, ſcherzen,
Das benimmt mir Quaal und Schmerzen.

3. Der Geſchmack.

Keiner mag mir das verdenken,
Daß mir ſchmeckt, was niedlich iſt;
Edler Wein und ſchmackhaft Eſſen
Mir die Zung und Mund verſüßt:
Wohl geſotten und gebraten,
Samt Konfekt, ſo wohl gerathen,
Bier, ſo Nordenländer brauen,
Kann mein Magen gut verdauen.

4. Der Geruch.

Keiner ſoll mich darum ſchelten,
Daß mich der Geruch erfriſcht,
Moſchus, Nard, Jasmin und Ambra,
Myrrhn und Oliban gemiſcht,
Roſen=, Benzoe=Tinkturen,
Und was aus den Anmuthfluren,
Flora, Japan, Ganges ſchicket,
Mir das Herz und Haupt erquicket.

5. Das Gefühl.

Keiner darf mir das verdenken,
Daß ich lieb' ein Freudenſpiel,
Freudig ſpielen, ſcherzen, herzen,
Iſt der ganzen Welt ihr Ziel;
Weiche Betten, ſanfte Kiſſen,
Mir zu Dienſte ſtehen müſſen;

Wenn ich auch was mehr erſchnappe,
Thut auch ſo ein Finn und Lappe.

Luſtwin mit den Sinnen insgeſammt.

So mein Leben zuzubringen,
Iſt mein Schluß und feſter Sinn;
Traure, wen die Trau'r vergnüget,
Trau'r iſt mir ein ſchlecht Gewinn.
Taubengirr'n und Schwalbenzitſchen,
Hahnenkrähn und Sperlingszwitſchen,
Endlich doch dahin ſich drehet,
Daß der Hahn zur Henne gehet.

Samuel Columbus.

Rodrik (Rathreich)

oder Anweiſung zur Tugend. *)

Wer wohl den Weg durchwandern will,
Der halte hier ein wenig ſtill:
Ein Wort zu ſeiner Zeit bedacht
Hat ofte großen Nutzen bracht.
Es wird dir kommen manches Licht
Sehr angenehm in dein Geſicht;
Du aber ſchaue wohl dabei,
Ob ſolches nicht ein Irrwiſch ſei.

---

*) Einige Verſe ſind ausgelaſſen.

Und wenn dir klingt ein Saitenſpiel,
Gedenk' an vorgeſetztes Ziel:
Behalt gewiſſen Tugendgang,
Laß fahren den Sirenenklang.
Der Ehren Weg iſt rauh und hart,
Der Wolluſt aber glatt und zart;
Doch iſt der Tugend Ende gut,
Der Wolluſt aber Glut und Flut.
Was feine Leute deuchtet fein,
Laß deine Luſt und Liebe ſeyn,
Doch mußt du ja nicht weiter gehn,
Als daß du ſelber kannſt beſtehn.
Daß du die Welt und dich ſelbſt kennſt
Und ja das Kind nicht unrecht nennſt,
Miß dich ſelbſt weislich nach der Schnur,
So Gott dir giebt und die Natur.
Ein Schiffer hat in Sinn und Acht
Gewiſſen Ort, wornach er tracht't;
Dein Abſehn in der Schiffahrtei
Ein guter Stand und Hafen ſei.
Steh feſt und traue nicht zu viel
Auf ungewiſſes Glückesſpiel:
Es iſt um einen Wurf geſchehn,
So kann das Spiel verloren gehn.
Wo aber die Nothwendigkeit
Erzwinget von dir Kampf und Streit,

So hilft dir keine Zagheit nicht:
Das kleinſte Thier für's Leben ſicht.
Allein thu keinen Ueberlaß,
Damit du dir nicht ſchaffeſt Haß,
Und lerneſt mit beſonderm Fleiß
Die Unglücksbahnen ſtaffelweis.
So oft als du ein Urtheil ſprichſt,
Sieh zu, daß du nicht unrecht richt'ſt:
Hört ſolches nicht ein Rhadamanth,
Hört's doch, dem alles iſt bekannt.
Die Tugend prüfet dies und das,
Warum? wie viel? wo? wann? und was?
Nicht jedem dient ein jedes Maaß:
Ein großer Mann, ein großes Glas.
Lern ſelber du erkennen dich
Und dich des eitlen Wahns entbrich:
Du ſeiſt auch, was man werden kann,
Es findt ſich doch ein Obermann.
Deshalben dich nicht hoch vermiß,
Doch deiner ſelbſt auch nicht vergiß:
Die Seele, die vom Himmel ſtammt,
Im Leibe nach der Tugend flammt.
Man ſieht nicht viel im Dunſt und Rauch:
So geht es den Affekten auch,
Sie löſchen aus der Seelen Licht
Und machen trübes Angeſicht.

Ein jeder Weg hat ſeinen Dorn,
Ein jedes Thun hat ſeinen Zorn:
Wohl, ſo du mehr nicht zornig biſt,
Als dir zum Wohlſeyn nöthig iſt!
Es dient nicht alle Schanz gewagt,
Nicht alle Wahrheit dient geſagt:
Die Veritas, ein Frauenbild,
Ein'n Mantel darf und nicht ein Schild.
Zwei Augen die Natur dir zwar
Gegeben und ein Ohrenpaar;
Nur Eine Zunge, daß du wollſt
Mehr merken, als du reden ſollſt.
Iſt Luft und Himmel rauh und trüb,
Iſt ſolches unſerm Muth unlieb.
Wer nun der Schwermuth Dunſt zerſtäubt,
Dem ſchönen Himmel ähnlich bleibt.
Zu laben unſer mattes Herz
Iſt wohl erlaubet Luſt und Scherz.
Der Menſch hat keinen andern Muth,
Als den er ſelbſt ſich ſelbſt anthut.
Die Tugend geht mit Luſt zur Ruh
Und bringt den Tag mit Freuden zu,
Denn all ihr Thun und Augenſpiel
Sieht allzeit auf ein gutes Ziel.
Der höchſte dieſer Zeit Gewinn,
Iſt guter Muth und froher Sinn:

Wer dieſen Schatz bei ſich behält,
Hat allen Reichthum dieſer Welt.
Drum nimm vorlieb mit deinem Gut,
Und brauch es recht mit frohem Muth,
Und ſage Dank dem früh und ſpat,
Der dich und das erſchaffen hat.
Zuletzt, weil alles hier verſchwindt,
Gleichwie ein Traum, ein Rauch, ein Wind,
Den Himmel dir zum Ziel erwähl,
In deſſen Schutz ich dich befehl.

S. Columbus.

Dem überflüſſigen Nachſinnen der Natur wird allhier der Korb gegeben.

Ich fragte die Natur, warum die Sonne nieder
Dort bei dem Weſten geht und kömmt im Oſten wieder?
Wie wehet ſo der Wind? wie brennet ſo das Feu'r?
Was ſchaffet in der Welt ſo manches Ungeheur?
Was iſt das edle Ding *), im Fall es iſt, zu nennen,
Das in den Dingen wirkt, daß wir ſie recht erkennen?
Was macht, daß Hund hat Hund- und Katze Katzenart?
Ob ſie auch hat Verſtand nicht minder als den Bart?

---

*) Forma substantialis.

Ich wollte die Natur durch meine Kunſt bezwingen
Und recht gediegen Gold aus ſchlechtem Erze bringen;
Schaut aber, wie mir's ging — o allzuſchlechter Kauf!
Die Hoffnung ward zu Rauch und ſlog im Rauch hinauf.

Ich ſtieg die Sternenbahn, und ſah die Zirkelwende, *)
Woraus ein jedes Licht zum andern überſende
Das Weſen ſeiner Kraft; hör aber, wie mir's ging,
Der Wirbel meines Haupts **) zu drehn ſich auch anfing;

Nun Gold und Rauch Ade! Ade, ihr Sternenſtraßen!
Ich will die Wanderſchaft hinfort den andern laſſen,
Ich forſche nun nicht mehr: die Sterne mögen ſtehn!
Ich will was Andres thun, ich will zur Ruhe gehn.

Jetzt will ich ſchlafen gehn, doch morgen früh erwachen,
Und dann nächſt Gottes Hülf abwarten meiner Sachen,
Alſo daß was gehört zu meinem Haus und Stand
Soll ſpüren meinen Fleiß und unverdroſſen Hand.

S. Columbus.

s. Be-

---

* Vortices Cartesii. **) Vortex capitis.

2.

Belinde, warum quälſt du mich?
Ich irr', Belinde, warum quälſt du dich?
Dich; denn du weißt, du biſt mein ander Ich.
Wie? fühlſt du, ſchönſtes Licht,
Keine Schmerzen nicht?
Ei! was ſoll dieſes ſeyn?
Weg mit dem Scherze!
Und frage dies mein Herze;
Denn das Herz iſt dein.
Ich lebe fort und fort in dir,
Du lebſt, Belinde, fort und fort in mir;
Drum ſind wir nur Ein Ich, kein doppelt Wir!
Ich komm dir, mir nicht zu;
Du biſt meine Du,
Es ſoll ſich unſer keins
Vom andern trennen,
So wie wir uns nennen,
Bleiben wir doch Eins.
Mein Herz bleibt ſtets in deiner Hand,
Und deine Hand mein auserwähltes Pfand.
Die Hand mein Pfand und unſrer Liebe Band,
Drum ſoll uns keine Zeit,
Keine Luſt, noch Leid,
Kein Schmerzen, keine Noth,
Trotz aller Neiden,

Nimmer nichtes ſcheiden,
Als der grimme Tod.

Lucidor.

b.

Sei doch nicht ſo ergrimmt, mein Kind,
Ein Wort iſt ja kein Pfeil, nur bloß ein Wind,
Der, wie er bald entſteht, auch ſo geſchwind
Hinwiederum vergeht;
Soll ein ſo linder Hauch,
Zerwehen deine Lieb', iſt das der Brauch,
So iſt deine Lieb' ein Tand,
Mit der es nichts bewandt,
Bloß Unbeſtand.
Ein Herze, das getreulich liebt
Und dem Geliebten ſich ganz eigen giebt,
Liebt ſonder Wankelmuth wird nicht betrübt,
Brennt ſtets in gleicher Gluth.
Dein Lieben iſt nicht ſo,
Hat zwar viel Rauch, doch wenig Glut und Loh.
Heißt das beſtändig? Nein,
Sondern bloß auf den Schein
Verliebet ſeyn.
Es war ſo bös ja nicht gemeint,
Ob's gleich vor deinen Augen böſe ſcheint.
Auch dein ſelbſteigen Herz, wann's mir nicht feind,
Sagt, es geſchah im Scherz.
Soll's denn vertragen ſeyn?

Sprich Ja, mein Kind, und nicht ein tödtlich Nein,
Sonſten verlier' ich dich,
Und du verliereſt mich,
Mein ander Ich.
Hat mein vermeßner Mund gefehlt,
So ſoll mein Mund zur Strafe ungezählt
Dein ſchönes Lippenpaar, das ich erwählt
Zu meinem Bußaltar,
Beküſſen tauſendmal;
Und fehl' ich Eins, ſo küß' ich ſonder Zahl.
Weg denn Zorn und Verdruß!
Das ſei auf meine Buß
Der erſte Kuß! **Lucidor.**

6.

O ſelig, der das Zelt
Der überſchnöden Welt
Verläßt und ihr Getümmel!
Der bringt für Unruh Ruh,
Was ewig für dies Nu,
Und für die Erd den Himmel.
Was findt man hie für Luſt?
Nichts als nur Sündenwuſt,
Der unſre Seel beflecket,
Und des Gewiſſens Quaal
Hier, dort ohn' alle Zahl
Der Seelen Pein erwecket.

Was iſt für Arbeit noth,
Eh der gewiſſe Tod
Uns ungewiß ereilet
Und eine Wunde ſchlägt,
Die uns ins Grab hinlegt
Und bloß im Himmel heilet.
Das helle Sonnenlicht
Kömmt uns erſt ins Geſicht
Mit Heulen, ſchreien, weinen,
Mit ſchwitzen werd'n wir groß,
Wir fahren in den Schooß
Der Mutter, eh wir's meinen.
Dies alles unſre Seyn
Iſt nur ein bloßer Schein,
Ein Schatten, der verſchwindet,
Ein Wind, ein bloßer Rauch,
Ein Athem, nur ein Hauch,
Den keiner nicht mehr findet.
Wir müſſen alle fort
An eben ſelben Ort,
Da unſer Stamm herſtammet,
Die Erd iſt unſer Grab,
Die uns das Leben gab
Und uns erſt ausgeammet.

Lucidor.

4.

Karls des Elften Geſicht.

Ich Karl der Elfte, heute König von Schweden, war die Nacht zwiſchen dem 16ten und 17ten December 1676 *) mehr als gewöhnlich von meiner melancholiſchen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb zwölf Uhr, da ich von ungefär meine Augen auf das Fenſter warf und gewahr ward, daß ein ſtarker Schein im Reichsſaal leuchtete. Ich ſagte da zu dem Reichsdroſt Bjelke, der bei mir im Zimmer war: Was iſt das für ein Schein im Reichsſaal? ich glaube, da iſt Feuer los. Er antwortete mir: O nein, E. M., es iſt der Schein des Mondes, der gegen das Fenſter glittert. Ich war da vergnügt mit dieſen Antworten, und kehrte mich gegen die Wand, um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeſchreiblich ängſtlich in mir, wendete mich wieder nach vorn hin, und ward des Scheins wieder gewahr. — Ich ſagte da wieder: Hier muß es nimmer richtig zuſtehen. Ja, ſagte der große und geliebte Reichsdroſt Bjelke, es iſt nichts

---

*) Seines Alters das 21ſte Jahr.

anders als der Mond. Aber in demſelben Augenblick kam der Reichsrath Bjelke herein, um ſich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da dieſen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichsſaal gewahr geworden? Er antwortete nach dem Stillſchweigen einer kleinen Weile: Nein, Gott ſei Lob! das iſt nichts; es iſt bloß der Mondſchein, der verurſacht, daß es ausſieht, als wäre im Reichsſaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich grade wie gewahr, daß es ausſah, als ſeien Menſchen da geweſen. Da ſtand ich auf und warf meinen Schlafrock um und ging an das Fenſter und öffnete es; wo ich denn gewahr ward, daß es da ganz voll von Lichtern war. Da ſagte ich: Gute Herren, hier ſteht es nicht richtig zu. Ihr verlaßt euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, ſich vor nichts in der Welt fürchten muß? So will ich nun dahin gehen, um zu erforſchen, was es ſeyn kann.

Ich beſtellte da bei den Anweſenden, herunterzugehen zum Wachtmeiſter *), um ihn zu bitten mit den Schlüſſeln heraufzukommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge nebſt dem Manne zu dem geſchloſſenen heimlichen Gang, der über meinem

---

*) Kaſtellan.

Zimmer war, zur Rechten von Guſtav Erichſons *) Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeiſter die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um Gnade ihn damit zu verſchonen. Ich bat darauf den Reichsdroſt, aber auch er weigerte ſich deſſen. Ich bat den Reichsrath Oxenſtierna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuſchließen, aber er antwortete mir: Ich habe einmal geſchworen, Leib und Blut für E. M. zu wagen, aber nie dieſe Thüre aufzuſchließen. Nun begann ich ſelbſt beſtürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm ſelbſt die Schlüſſel und ſchloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und ſogar den Fußboden ſchwarz bekleidet fanden. Ich nebſt meiner ganzen Geſellſchaft waren ſehr zitterig.

Wir gingen darauf zur Reichsſaalthüre. Ich befahl dem Wachtmeiſter wieder die Thüre zu öffnen, aber er bat mich um Gnade, ihn damit zu verſchonen. Ich bat darauf die andern von der Geſellſchaft, aber ſie baten ſich alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da ſelbſt den Schlüſſel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinſetzte, zog ich

---

*) Wahrſcheinlich Guſtav Waſa der Erſte, Erich Waſas Sohn; es könnte freilich auch das Zimmer des Sohnes des unglücklichen Erich des Vierzehnten bedeuten, der auch Guſtav hieß.

ihn aus Beſtürzung haſtig zurück. Ich ſtutzte ſo ein wenig, aber dann ſagte ich: Gute Herren, wollt ihr mir folgen, ſo werden wir ſehen, wie es ſich hier verhält; vielleicht, daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten alle mit bebenden Worten Ja. Wie gingen dann hinein.

Allzuſammen wurden wir eines großen Tiſches gewahr, von ſechszehn würdigen Männern umgeben. Alle hatten große Bücher vor ſich, unter ihnen ein junger König von ſechszehn ſiebenzehn achtzehn Jahren, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite ſaß ein langer ſchöner Herr von ungefär vierzig Jahren, ſein Angeſicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu ſeiner linken Seite ein alter Mann von ungefär ſiebenzig Jahren. Es war beſonders, daß der junge König mehrmals den Kopf ſchüttelte, da alle dieſe würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher ſchlugen.

Ich warf dann meine Augen von ihnen weg und ward ſtrax neben dem Tiſche, Richtblock an Richtblock und Henker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln; und ſie hieben einen Kopf nach dem andern ab, ſo daß das Blut längs dem Fußboden fortzuſtrömen anfing. Gott ſoll mein Zeuge ſeyn, daß mir mehr als bang war: ich ſah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf ſie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meiſtentheils junge Edelleute.

Ich warf meine Augen davon weg und ward hinter dem Tiſch in der Ecke eines Throns gewahr, der faſt umgeſtürzt war und daneben einen, der ausſah, als ſollte er Reichsvorſteher ſeyn; er war ungefär vierzig Jahre alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog und laut rief: Welche iſt des Herrn Stimme, die ich hören ſoll? Gott, wann ſoll dies geſchehen? — Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: O Gott, wann ſoll dies geſchehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet, allein der junge König ſchüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher ſchlugen. Ich rief wieder, ſtärker denn zuvor: O Gott, wann ſoll dies geſchehen? So ſei denn, groſer Gott, ſo gnädig und ſage, wie man ſich dann verhalten ſoll. Da antwortete mir der junge König:

Nicht ſoll dies geſchehen in deiner Zeit, ſondern in der Zeit des ſechſten Herrſchers nach dir. Und er wird ſeyn von eben dem Alter und Geſtalt, wie du mich ſieheſt, und der, welcher hier ſteht, offenbart, daß ſein Vormund ausſehen wird, wie dieſer. Und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an ſeinem Fall ſeyn durch einige junge Edelleute;

aber der Vormund, der unter ſeiner Regierung den jungen König verfolgt, wird ſich da ſeiner Sache annehmen; und ſie werden den Thron ſtärker befeſtigen, daß nie zuvor ein ſo großer König in Schweden geweſen und nie nachher kommen wird, und daß das ſchwediſche Volk in ſeiner Zeit glücklich werden wird. Und er wird ein ſeltenes Alter erreichen, er wird ſein Reich ohne Schulden und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlaſſen. Aber ehe er ſich auf dem Thron befeſtigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im ſchwediſchen Lande geweſen und auch nimmer werden wird. Gieb du ihm als König im Schwedenlande deine guten Vermahnungen. —

Und als er dies geſagt, verſchwand alles und allein wir mit unſern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erſtaunen, wie jedermann ſich vorſtellen kann, und als wir in das ſchwarze Zimmer kamen, war es auch weg und alles in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich ſetzte ich mich, dieſe folgenden Vermahnungen zu ſchreiben (die Vermahnungen liegen verſiegelt, werden von König zu König erbrochen, geleſen und verſiegelt) in Briefen, ſo gut ich konnte.

Und alles dieſes iſt wahr; dies bekräftige ich mit meinem leiblichen Eide; ſo wahr mir Gott helfen ſoll.

Karl der Elfte,
heute König in Schweden.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir alles geſehen, wie S. K. M. es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unſerm leiblichen Eide, ſo wahr uns Gott helfen ſoll.

Karl Bjelke, U. W. Bjelke, A. Oxenſtierna,
Reichsdroſt. Reichsrath. Reichsrath.
Peter Granslen,
Vice-Wachtmeiſter.

Nachrede.

Dieſes ſogenannte Geſicht Karls des Elften iſt durch einen Abdruck, den ich im Neuen Teutſchen Muſeum (Hamburg bei Perthes und Beſſer) im Jahr 1811 davon machen ließ, in teutſchen Blättern zuerſt in Umlauf gekommen. Daß es keine Erfindung der letzten dreißig Jahre iſt, darüber waltet kein Zweifel. Ich habe Abſchriften aus den Jahren 1740 und 1760 davon geſehen und glaubwürdige Greiſe haben mich verſichert, daß es in ihrer Kindheit ſchon als Mährchen in Abſchriften und in den Münden der Menſchen herumgelaufen. Man hat behauptet, die ächte Urkunde deſſelben, von des Königs Karl des Elften und der darin benannten Reichsräthe eigenen Händen unterſchrieben, fände ſich im Reichsarchiv zu Stockholm. Das leugnen aber die Hüter deſſelben. Das würde aber wenig gegen die Aechtheit beweiſen. Es giebt Papiere, die aus Angſt Aberglauben oder Eigennutz ſelbſt aus königlichen und kaiſerlichen Archiven leicht verſchwinden können. Guſtav der Dritte hat auf der Bibliothek in Upſala einen ſchweren Kaſten mit Papieren und Schriften niedergeſetzt, der laut ſeines Teſtaments, erſt 30 oder 50 Jahre (es erinnert mich nicht genau) nach ſeinem Tode geöffnet und ſein Inhalt geſchaut und bekannt gemacht werden darf. Der Kaſten iſt mit vielen Schlöſſern verſichert; ob man aber wohl viel Merkwürdiges finden wird? ob man überhaupt etwas Anderes als verfaulte Bücher und Papiere ohne Bedeutung, oder gar nur Steine und Sand darin finden wird? — Ich zweifle.

Wie es ſich mit dem Geſichte auch verhalte, wegen der Schickſale und des Karakters des unglücklichen Guſtav Adolfs von Schweden und wegen ſeiner Verhältniſſe zu ſeinem jetzt verſtorbenen Oheim, König Karl dem Dreizehnten, hat es eine Zeit lang

Aufſehen genug gemacht, zumal da in dem dunkeln Gemüthe dieſes entſetzten und verbannten Königs eine Wand war, worauf das Schickſal in dem Mene Tekel ſeine ſchauerlichen Räthſel ſchreiben konnte. Doch auch das iſt merkwürdig, daß es ſchon vor zwanzig und zehen Jahre Leute gab, die es nicht auf dieſen Guſtav Adolf deuteten, als welcher ja nur der fünfte König nach Karl dem Elften ſei *), (Daniel 5. 25.) ſondern auf ſeinen Sohn. — Man ſieht, die Orakel und Prophezeihungen, ſind von jeher wie zweiſchneidige Schwerdter geweſen, wie denn das auch ihr richtiges Gleichniß iſt, da ſie zwiſchen zwei dunklen Gewalten (der Gewalt in uns und der Gewalt außer uns) in der Mitte ſchwebend bleiben müſſen, und immer durch das Gemüth eine eigene mächtigere Deutung des Schickſals da iſt, wo die Gewalt draußen in die Luft auffliegen muß, wie die Gewalt drinnen feſt darauf beſteht: ich bin mein Schickſal. Guſtav Adolf aber war von den Dunklen, welche das ſchreckliche zweiſchneidige Schwerdt ſelbſt ſchärfen und ſich darin ſchneiden. Es iſt aber dieſes Schwerdt in einem gewiſſen Sinn für jeden Sterblichen da, auch

---

*) Nemlich in der Folge: Karl der Zwölfte, Friedrich der Erſte (von Heſſen), Adolf Friedrich, Guſtav der Dritte, Guſtav der Vierte Adolf — macht fünf.

für den, deſſen Loos zu klein ſcheint, Orakel und Weiſſagungen zu verdienen. Nur in der unendlichen Liebe und dem lichten Glauben Gottes verſchwindet ſeine Schärfe, ja ſelbſt ſein Schatten wird nicht mehr geſehen.

Ich deute hier nur an, daß die auf den Sohn deuten, eben das zweiſchneidige Orakel in die Hand nehmen, welches in dem Worte Vormund zwei Schneiden hat. Ich ſetze voraus, die meiſten wiſſen, wer des vertriebenen Guſtav Adolfs Vormund einſt war und wer als ſeines Sohnes Vormund jetzt genannt wird. —

Wollte man übrigens dies Geſicht mit der Freiheit auslegen, welche die Pythia in Delphi ſich gelegentlich immer herausnahm, ſo ließe ſich auch hier noch viel Buntes machen.

Wir ſollen nun freilich in der Geſchichte nicht zu viele Mene Tekel machen, zumal in einer Zeit, die der leeren und eitlen Deutelei und Haſcherei des Wunderbaren und Grauſigen zu lüſtern iſt; aber darf man ſie umgehen, wann ſie wirklich da ſind? und reckt der gewaltige Orakelſchreiber die fürchterliche Hand nicht oft genug aus der Luft hervor? Hier ſtehe ein bedeutſames Mene Tekel des Jahrs

1812,

1812, mir von einem edlen Grafen erzählt, deſſen Karakter ſeinen Worten Bürgſchaft giebt.

Als im Sommer 1812 die Kaiſerin von Frankreich Marie Luiſe von Prag nach Töpliz kommen ſollte, ihre erhabenen Aeltern dort zu finden, waren große Feſtlichkeiten veranſtaltet. Das ganze Städtchen war voll Jubel und Gewimmel, welche der heitere Tag und Abend begünſtigte. Ich, damals Töplitzer Brunnengaſt, ging mit vielen Andern abendlich ſpazieren, die Beleuchtung, die Inſchriften und das Gewimmel der Menſchen zu betrachten. Unwillkührlich ſtand ich mit der Menge ſtill bei einem hohen verdeckten Gerüſte, das dem Pallaſte des Fürſten C. gegenüber aufgeſtellt war, in deſſen erleuchteten Fenſtern der Kaiſer von Oeſterreich nebſt ſeiner Gemalin und die Kaiſerin von Frankreich ſchauend lagen. Alles wartete neugierig der Enthüllung des Verborgenen, und ſiehe, was ward es? Kaum ward die Decke abgezogen, ſo gingen in den Fenſtern gegenüber plötzlich alle Lichter aus und die hohen Perſonen verſchwanden. Daſſelbe geſchah bald ringsumher in den andern Häuſern und ſtill und ſtumm floſſen die Luſtwandler und Zuſchauer auseinander. Alle hatten ein großes Mene Tekel geſehen: das alte kapetingiſche franzöſiſche Lilienwappen mit hellen Lampen erleuchtet. Da flüſterten viele mit einander: Was wird das den bonapartiſchen Bienen bedeuten?

Es war aber eines der Verſehen geweſen, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten im Getümmel und in der Eile der Dinge oft einzutreten pflegen. Der Fürſt C., des Feſtes Ordner, hatte befohlen, das franzöſiſche Wappen aufzuſtellen und zu erleuchten, und ſiehe ſein Maler, der in der jüngſten Heraldik und Diplomatik wenig bewandert ſeyn mogte, war über ein altes Wappenbuch gerathen. So entſtand die nächtliche Tragödie.

5.

Das Julfeſt.

Von einem unvergeßlichen Aufenthalt von drei Jahren in Schweden, kommen oft viele bunte und liebliche Vögel der Erinnerung zu mir herübergeflogen, der allerliebſte aber iſt wohl der Vogel des Lichts, der ſo in rothe Flammen getaucht iſt, als er hier diesſeits des Meers nie gefärbt werden kann. Dieſer Vogel fliegt in einſamen Stunden oft zu mir und leuchtet ſo hell funkelnd durch die Fenſter meines Herzens, daß mir all mein Gemüth in Sehnſucht zerrinnen will, und ich mich ſogleich aufmachen, über das Meer eilen und dieſe Sehnſucht befriedigen mögte. Denn viel Schönes hab' ich in der ſchönen weiten Welt geſehn, die Gott mit wunderbaren Reizen geſchmückt hat, die Schönheit des Lichts habe ich nur in Schweden geſehen und den tiefen Sonnenreiz nur in Schweden gefühlt, wie nie in einem andern Lande. Dieſer Trieb wird in gewiſſen Jahrszeiten, beſonders im Frühlingsanfange und im Spätherbſte kurz vor dem Winter, oft ſo lebendig in mir, daß mein ganzes Weſen ſich gleichſam mit Thränen der Sehnſucht füllt und mir zu Muthe wird, wie etwa den Wandervögeln in jenen Monaten zu Muthe ſeyn muß. Dann drängen ſich mehrere Bilder gewöhnlich aufeinander und machen mich ſo unruhig, daß ich oft hinaus muß ins Freie, um zu ſuchen, ob ich in dem unmittelbaren Athem Gottes nicht Stillung und Linderung der ſüßen Pein finden kann. — Das erſte und liebſte Bild, — ich weiß nicht warum — das ſich einſtellt, iſt das Andenken eines Novembermorgens des Jahres 1803, als ich meine erſte Reiſe nach dem Norden machte. Noch ſteht jener Morgen vor mir, als wäre er friſch wie heute. Ich fuhr in der Morgendämmerung aus einem Gäſtgifvaregord in Schonen, namens Nibbelöf unweit der Feſtung Chriſtianſtad grade an dem Abſchnitt des Landes, wo die Ebene zu den luſtigen Höhen und Hügeln von Göinge Härad aufzuſteigen beginnt. Hier auf der Mitte des Weges zwiſchen Nibbelöf und Quiinge, brach der helle Tag an. Einen ſolchen Flammenmorgen hatte ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Das Wetter war heiter und ſtill, alle Wieſen und Bäume mit ſchneeweißem Reifen bedeckt und die durch die Morgendämmerung bohrende Sonne guckte hie und da hinter den Hügeln und Büſchen hervor und verſchwand wieder, aber ein unbeſchreibliches Licht lag auf den hohen Buchenwäldern und der Himmel hatte einen Roſenglanz, den ich, wenn ich ihn beſchreiben ſollte, einem paradieſiſchen Frühlinge beilegen würde. Noch heut iſt es mir lebendig, daß ich da das nordiſche Lichtleben zuerſt gefühlt habe. — Das zweite Bild ſind die Winterabende Stockholms und die Wanderungen auf dem Mälare. Die Leute dieſſeits ſprechen ſo viel von der ewigen Nacht des ſchwediſchen Winters, die allerdings über Torneo hinaus und gegen das Nordkap mehrere Wochen regiert; von dem übrigen Schweden aber iſt und bleibt es eine Fabel. Nur einige Wochen im Chriſtmond ſind die Tage im mittleren und ſüdlichen Schweden wirklich um anderthalb bis zwei Stunden kürzer als in Norddeutſchland, jene wenige Wochen, wo man auch trübe und neblichte Tage erleben kann; in allen andern Monaten ſind ſie lang durch die Gewalt des Lichts, das des Abends faſt noch eine Stunde nach Sonnenuntergange die Welt erfreut. Dies verſteht nur, wer in Schweden geweſen iſt. Als ich in der Zeit des Unglücks von 1806 bis 1809 in Stockholm lebte, war mein Gewöhnliches, daß ich gegen Sonnenuntergang mein Stübchen auf dem Nordermalm verließ und auf dem gefrornen Mälare dem Abendglanz entgegen gegen Weſten ging, des Pfades nach dem anmuthigen

Mariäberg, und wo gegenüber auf einer Klippe das ſchauerliche Spinnhaus liegt. Ich ſage nur, die ganze Himmelsdecke, von dem Gipfel des Gewölbes bis wo es die Spitzen der Wälder und Berge berührt, war glühendroth gleich einem geheizten Ofen, wenn ich mir die enge Kuppe deſſelben vieltauſend tauſend Mal erweitert denke. Wie die Seeen mit dem Spiegeleiſe oder dem Schnee und wie die Wipfel der Berge und die grünen Fichtenwälder darein leuchteten und in der bunteſten Mannigfaltigkeit der Lichter und Farben ſpielten, ſo wie der Abendſchein allmälig in die Dämmerung verſank, das kann ich freilich nicht beſchreiben, aber in mir ſteht es unauslöſchlich geſchrieben. — Das dritte Bild ſind deine Sommerabende und Sommernächte, liebliches und gaſtliches Edeby meines redlichen Otto; auch aus ihren Sternen und Träumen und aus deinen Wellen, luſtiger Mälare, den wir ſo oft mit wehenden Segeln befuhren, blitzen mir noch fröhliche und ſchmerzliche Geiſter der Sehnſucht durch die Seele, und plötzlich bin ich wieder in dem Lande des Eiſens und der eiſernen Männer.

Und iſt dieſe Lichtſehnſucht, die in gewiſſen Zeiten faſt eine Lichtkrankheit heißen könnte, allein in mir? Nein, ſie iſt eine ächt nordiſche ächt ſchwediſche Krankheit. Ich habe ſie auf die allerrührendſte

Weiſe an den Schweden geſehen, an welchen ſie ſich in zu vielen Zeichen auch in ſolchen Zügen und Dingen offenbart, wo ſie nicht jeder mehr gewahr werden kann. Mehrere Schweden, ſonſt trockene und gewöhnliche Leute, die im höheren Norden, in Jemtland und Weſterbottn, geboren waren, habe ich zuweilen erzählen hören, wie ihnen und den Leuten da droben ums Herz wird, wann die Tage anfangen zu wachſen, und vollends, wann die erſten Frühlingsvögelein aus den Büſchen klingen und die erſten Birkenblättchen ſprießen. Sie ſind dann bei dem Erzählen ſo feurig und hochdichteriſch geworden, als habe ein Homer oder Milton aus ihnen geſungen und geklungen, und haben die Sonnenliebe faſt immer in hellen Thränen ergoſſen.

Von dieſem Sonnentriebe rührt auch die Sehnſucht, welche die Nordmänner von jeher gehabt haben zu wandern und gen Süden zu ziehen, eine Sehnſucht, die ſie noch immer beſitzt und wovon die, welche ſie nicht befriedigen können, als von einer thränenreichen Krankheit des Herzens ſprechen. Sie meinen, es müſſe anderswo noch mehr Sonne und Licht ſeyn als bei ihnen; und doch bewohnen ſie das glänzendſte und hellſte Land Europas, — ich nehme ſelbſt Italien und Spanien nicht aus — die hohe funkelnde Sonnenburg Meru mit ihren tauſend Hügeln, wo ſelbſt die Nacht faſt gleich dem Tage leuchten muß. Dieſen Sonnentrieb kann man auf das allerrührendſte ſehen, wenn man gewahrt, wie Männer und Greiſe, welche alle Länder Europas und Indien und Amerika durchreiſt ſind, von dem Schimmer und Glanz der Farben gereizt und erfaßt werden, wie ſie bei buntem Spielzeug und blanken Kleinigkeiten gleich kleinen kindiſchen Kindern ſtehen und gaffen und betaſten und nicht fortkönnen, ſondern kaufen und bezahlen müſſen, bis der letzte Heller aus der Taſche iſt. Daher auch der Glanz, den ſie im Leben ſuchen, daher ſelbſt der Glanz in Namen, welche die Willkühr bei neuen adlichen Geſchlechtern erfunden hat, wo ſie alle Sterne, Metalle, Edelſteine, Blumen und Schimmer plündern, um ſich damit zu ſchmücken. Man mag dies immer Eitelkeit ſchelten; ſie können nicht dafür. Denn unter ihrem Boden iſt es leuchtend von Metallen, wo die alten verzauberten Zwerglein und Kunſtſchmiede ſitzen und künſtliches und buntes Geſchmeide wirken, und über ihren Häuptern iſt es faſt eine ewige Heitre, wo die Götter und alle himmliſche Geiſter in der Wonne des Lichts wandeln. Daher der tiefe und fröhliche Naturſinn, die kindliche und dichteriſche Freude, womit der Menſch hier der Jahreszeiten genießt. Alles friſch, fröhlich, lebendig, muthig, wie bei Urkindern Gottes. Und es iſt ein reines edles

Urvolk voll Einfalt, Kraft, Muth, Frömmigkeit, Tapferkeit und Schönheit; und wie viel die Vornehmen und ſogenannten Gebildeten ſeit hundert Jahren mit den wälſchen Flittern, ja mit dem elendeſten wälſchen Tande auch gebuhlt haben, der Boden iſt zu gut und kräftig, ſie haben ihn nicht erſchöpfen können. Fahre denn wohl, glückliches Land und glückliches Volk, und blühe noch deine jugendlichen und glänzenden Jahrtauſende in Einfalt, Frömmigkeit und Freiheit!

Nun von dem Lichte und von der Lichtſehnſucht und Sonnenliebe zu einem Lichtfeſte, das den alten Heiden der grauen Zeit weiland ein Feſt des irdiſchen Lichtes war und von den Chriſten in ein Feſt des himmliſchen Lichtes verwandelt iſt, wo den in Finſterniß und Irrthum verdüſterten Menſchen die Sonne des ewigen Heils aufgegangen iſt, die nun leuchten ſoll von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich will ein paar Worte ſprechen über die Weihnachtsfeier oder von der Weiſe, wie in Schweden und dem germaniſchen Norden überhaupt das ſogenannte Julfeſt begangen oder wie gejult wird, zum Theil wiederholend, was ſchon vor ſechs Jahren *) in meiner Reiſebe-

---

*) S. Arndts Reiſen durch Schweden, 3r Theil. Berlin 1806. — Dieſer Aufſatz iſt vom Jahr 1812.

ſchreibung über Schweden gedruckt iſt, und dann Manches hinzuſetzend beſonders über die alte Bedeutung dieſes merkwürdigen Feſtes, das, wiewohl das freudenreichſte aller chriſtlichen Feſte, doch nirgends mit ſolchem Jubel begangen wird als im Norden.

Das größte Feſt, das in dem ganzen Reiche der Schweden und Gothen von Torneo bis Cimbritshamm mit gleicher Freude und mit unbeſchreiblichem Jubel begangen wird, iſt die den Chriſten ſo fröhliche Weihnachtzeit oder der Jul. Es iſt wahrſcheinlich, oder vielmehr ſo gut als gewiß, daß ſich zu der chriſtlichen Freude, wodurch der Aufgang der Sonne des Heils für die ganze Welt von Greiſen und Kindern gleich fröhlich gefeiert werden ſoll, noch eine andere geſellt hat, welche dieſes Feſt in Schweden beſonders luſtig macht und als das allgemeine große Volksfeſt immer noch luſtig erhält. Schon in den grauen Tagen des Heidenthums, lange vor der Einführung des Chriſtenthums, ward im Winter ein großes Feſt unter dem Namen Jul gefeiert, deſſen Anfang ungefähr in die Mitte des Januars fiel, wo die Sonne wieder bergan zu wandeln und die Tage zu wachſen begannen. Dieſes uralte Feſt iſt ſpäterhin mit dem chriſtlichen Weihnachten zuſammengefloſſen, deſſen Anfang einige Wochen früher fiel, und hat vieles von ſeiner alten jezt zum Theil gar nicht mehr verſtändlichen Art und von ſeinem alten Jubel beibehalten.

Ueber den Zweck und die Bedeutung jenes alten Julfeſtes und warum man grade in der ſtrengſten und härteſten Winterzeit die muthigſten und die luſtigſten Freuden hatte, laufen die Meinungen der Kenner und Forſcher der Vorzeit oft weit genug aus einander. Einige wollen, es ſey das große Feſt des beginnenden Jahres geweſen und der Hoffnung der künftigen Aerndte und alſo der künftigen Freude, womit man die Ankunft des neuen Jahres begrüßte und einweihete; andere machen es idealiſch zu einem Feſte des aufſteigenden Lichtes, das nach dem Winterſonnenſtillſtande wieder mit längeren Freuden und Hoffnungen zu leuchten beginnt, und die Welt und die Herzen der Menſchen von dem Trübſinn der langen Nächte zu erlöſen verſpricht. Die der erſten Meinung ſind, berufen ſich auf den ähnlichen Laut, den das Wörtlein Jul mit dem geſchärften Hjul hat, welches auf ſchwediſch ſo viel als Rad *) bedeutet, wo-

---

*) Das Wort Rad bezeichnet die wiederkommende Reihe, den umlaufenden Wechſel. Unſer Wort gerad grad iſt davon die genauere Beſtimmung: (ſo werden die Buchſtaben G und J in vielen Sprachen gebraucht) die Reckung der Kreislinie die Richtung derſelben, die nicht abweicht.

mit offenbar, wie mit dem lateiniſchen annus (annulus Saturni u. ſ. w.) der Ring der Umlauf der Zeit, die nach beſtimmten Geſetzen immer wiederkehrt, von wo ſie auslief, bezeichnet werde. Die letzten hingegen ſagen: darum zündete man Feuer an auf den Bergen und ſchwang die Julfackeln durch die Nacht der allerfreuenden und allerzeugenden Sonne zu Ehren, die nun allmälig von der langen Nacht zu erlöſen kam, weil man die Freude über das Licht, des Lebens höchſte Wonne, nicht hell und herrlich genug ausdrücken konnte. Sie erinnern hiebei an eine Beſchreibung, die man in Prokop vom Gothiſchen Kriege (im zweiten Buch und fünfzehnten Kapitel) lieſt von der Sehnſucht, welche die Nordländer, die nun wochenlang im Finſtern geſeſſen haben (man ſieht, er meint die am Eismeer von Finnmarken bis Archangel) nach der Sonne empfinden, und wie ſie täglich die höchſten Berge beſteigen, um nach der Sonne auszuſchauen, und wie endlich ein allgemeiner und unermeßlicher Jubel beginnt, wann einer von den Bergen herabkömmt und verkündet, er habe die erſten Sonnenſtrahlen geſehen. Ich meine indeſſen, beide Anſichten von der Bedeutung des Feſtes laufen wirklich in einander und können füglich mit einander beſtehen.

Woher aber immer der Urſprung des Feſtes kam und welche die Bedeutung deſſelben ſeyn mag, genug der Jul war älteſtens die höchſte Freudenzeit im ganzen Norden und iſt es bis dieſen Tag, obgleich von den alten Weiſen und Feſtlichkeiten theils die Zeit, theils in dem letzten Jahrhundert auch eine übelverſtandene und der Freude und Dichtkunſt immer feindſeliger werdende Polizei manches abgekürzt und endlich wirklich abgebracht haben. Die Menſchen gewähnen ſich zuletzt das für Thorheit, Kinderei und Aberglauben zu halten, was die oberen und befehlenden Behörden ihnen immer ſo ſchelten, und die Enkel lächeln endlich in kalter und vornehmer Weisheit über das, worüber die Großväter ſich freueten. Traurige Wahrheit und trauriger Kreis, worin die menſchlichen Dinge rundlaufen. Auch in den alten Kalendern ward die Julzeit als eine Wonnezeit ausgezeichnet. Man findet auf den Runſteinen und Runſtäben den Anfang derſelben mit vielen Hörnern bezeichnet, ſo wie das Ende oder den zwanzigſten Tag mit einem umgekehrten Horn, zum Zeichen, die Luſt der Gelage und Becher ſey jetzt zu Ende. Ja es ſind geweſen, welche den Namen Jul von dem fleiſſigen Zutrinken an dieſem Feſte abgeleitet haben, von dem Worte Öl *), mit dem Vorlaut J oder Ü (eine Ausdehnung und Erweiterung des Begriffs in vielen Spra-

---

*) Öl, Ale engl., Starkbier.

chen bezeichnend) gleichſam Jöl, das Feſt des Biers oder Meths: weil in jenen früheren Jahrhunderten die Menſchen, die ſich zu dieſem hehren Feſte in viel größeren Schaaren und Brüderſchaften als jetzt verſammelten, Brod, Bier, Meth, Fleiſch u. ſ. w. jeder auf den Bedarf von vierzehen Tagen oder drei Wochen mitbrachten und zuſammenlegten, und ſo die Gemeinſchaft der Freude mit einander begingen. Aber geölt ward bei allen Feſten, und dies Feſt war und däuchte den Menſchen viel zu ungemein, als daß ſie ihm aus einer ſo gemeinen Wurzel den Namen hätten erwachſen laſſen ſollen.

Die feſtliche Zeit hieß vormals auch der Julfriede, (Julafred), weil alle Gerichte und Fehden während denſelben ruhen und aller Hader und Zank ſchweigen mußten. Wer in dieſen fröhlichen Tagen angriff und verletzte, der ward faſt wie ein Friedbrecher Gottes angeſehen und büßte dreifach und vierfach gegen das ſonſt Uebliche. Geſelligkeit Gaſtlichkeit und gemeinſame Freude herrſchten da durch das ganze Reich, alle Tiſche waren gedeckt, die Becher voll Meth und Oel ſtanden nie ſtill, der Wanderer und Fremdling waren willkommen, und vollkommene Freude und Friede waren, wie es in dieſen ſchönen Zeiten immer ſeyn ſollte, mit Gott und den Menſchen: wie es einſt von oben geklungen hat: Ehre ſey Gott in der Höhe he und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!

Weil man den Geiſt dieſes ſchönen Feſtes in der größten Freudenzeit der Chriſten im Auslande faſt gar nicht kennt, ſelbſt bei uns Teutſchen an der Oſtſee, die das ſchwediſche Waſſer anſpült, nicht einmal recht kennt, ſo will ich verſuchen zu erzählen, wie man es jetzt größtentheils in Norden feiert, und auch das nicht ganz auslaſſen, was jetzt zum Theil veraltet und ausgeſtorben iſt, was aber einſt lebendig zum Ganzen gehörte. Selbſt einige kleine Aberglauben und Kindereien ſollen nicht ganz übergangen werden, weil ſie mancherlei ſonderbare und tiefliegende Beziehungen und die alte Verwandtſchaft zwiſchen uns und unſern Halbbrüdern, den Schweden, offenbaren.

Die Julzeit fängt in Schweden wie bei uns mit dem heiligen Weihnachtsabend an, wird aber viel länger gehalten, und währt, wo ſie ordentlich begangen wird, wenigſtens bis Heiligendreikönige, alſo bis zum zwölften Tag, und, wenn alles richtig abgemacht werden ſoll, bis zum Schluß des dreizehnten Januars, Sankt Knuts Tag im ſchwediſchen Kalender. Daher der alte Reim:

„Trettonde Dag Knut
„Dansas Jul ut:'

„Den brütteiden Dag Knut
„Danzt men Jul ut.“
oder: „Sankt Knut
„Kör Julen ut.“
„Sankt Knut
„Driwt den Jul ut.“

Weihnachtabend — (Julaſton), wo iſt eine Hütte und ein Pallaſt in Schweden, die dann nicht ihre Freude hätten? Ich habe dieſen Abend in Stockholm und auf dem Lande verlebt. Wie ſieht es denn in Stockholm aus? Alle Welt iſt in Bewegung, alle Plätze und Straßen wimmeln von Menſchen, großer Markt wird gehalten und allerlei zierliche und ſcherzhafte und ſüße Sachen für Kinder und Mägdlein und weiß Gott für wen mehr ſind dann auf Tiſchen und in Buden ausgelegt und ausgehängt. Es iſt wie eine große Meſſe. Der große Markt und andere Plätze der Stadt ſind mit mehreren Gaſſen von Buden bedeckt und von unzähligen Lichtern erhellt. Alle feine Schmuck- und Glanzbuden, alle große Gewölbe, ſelbſt mehrere Privathäuſer ſind erleuchtet; denn es ſoll ja der König der Ehren in die Welt einziehen. Man glaubt, es ſey Karneval, und bis um die Mitternacht wimmelt es unter dieſem kalten Nordſtern auf allen Gaſſen und Plätzen von jubelnden und jauchzenden Menſchen. Die Familien verſammeln ſich zur fröhlichen Gemeinſchaft, die Kinder werden beſchenkt, die Alten erhalten oder ſchicken ihre Julklappe, alles ſtrudelt, wimmelt, jauchzt und toſt in erfüllter oder erwartender Freude. Auch bei uns, in meiner Heimath, kennen wir dieſe Julklappe als eine herübergepflanzte Sitte, aber das Eingeborne, der eigentliche Geiſt und Glanz dieſes Abends fehlt doch ganz. Man fühlt und merkt leicht, daß es bei uns nicht ſo geboren iſt; es will nie ganz luſtig und ausgelaſſen werden, wie es wirklich da drüben iſt.

Julklappe (Julklappar) heißen die Geſchenke und Scherze, die man einander zuſchickt. Es iſt damit wirklich allerliebſt. Für Lachen und Freude, auch für Aerger und Beſchämung iſt da geſorgt. Es iſt das nordiſche Karneval, es ſind die Saturnalien des Nordens; wer könnte und mögte da dem andern etwas übel nehmen? Man kann in dieſen Tagen die Noth und die Verlegenheit erfreuen, ohne zu beſchämen; man kann den Witzigen durch einen in fröhlicher Laune gebornen Scherz ergötzen und beſtrafen; man kann den eitlen und pfauhaften Thoren geiſſeln und züchtigen, und den Boshaften und Verkehrten ermahnen und zurechtweiſen, ohne daß er den Richterſtuhl bemühen darf; man kann dem Geliebten fein und zart die ſtummen und doch ſo beredten Dolmetſcher des Herzens zuſenden, die in dieſer Zeit zubringlicher ſeyn dürfen als in einer andern, und die vielleicht eben jetzt den leichteſten Weg finden, weil die Freude immer gern die Vorläuferin der Liebe wird. Was man unter ſo feinen Verlarvungen und Verkleidungen in einem ſüdlichen Lande ſonſt noch alles thun würde und thun könnte, das iſt in einem Lande, wo Redlichkeit und Gutmüthigkeit heimiſch ſind, doch äußerſt ſelten. Wie es hier dieſen fröhlichen Abend zuſteht und hin und her läuft und ſich durch einander tummelt und verwirrt und jeden Augenblick neuen Scherz oder neuen Sprudel in die Freude bringt, das läßt ſich gar nicht beſchreiben. Hundert und tauſend verſchiedene Boten und Masken, Poſtillione zu Fuß und zu Pferde auf Krücken und im Unterrock, ſind dieſen Abend bis in die tiefe Nacht in Bewegung, zum Theil die allerabentheuerlichſten und allerpoſſierlichſten Verkappungen und Ausſtaffierungen, die eine tolle und verwegene Fantaſie ſich nur denken kann. Denn wunderbar und unerwartet muß der Julklapp auch kommen, und ſein Sender und Ueberbringer muß unbekannt ſeyn und plötzlich und blitzig erſcheinen und verſchwinden wie ein Gott. Darum wird auch das Meiſte geſchwind und heimlich auf irgend eine ſchlaue Weiſe durch Mitverſchwörung irgend eines der Hausgenoſſen oder durch Beſtechung und Ueberliſtung der Dienerſchaft oder des Geſindes hineingeliſtet, wohin es ſoll, oder man wirft und ſtößt es geſchwind durch die Thüre und macht ſich dann auf den ſchnellſten Füßen davon. Von ſolchem Anklopfen und Klappen gegen die Thüre heißt das Geſchenk Julklapp.

So iſt die Freude. Aber welche und wie lange Vorbereitungen! Monate vorher werden Julklappbeſtellungen gemacht, und alle Witze und Köpfe geſpornt und geſtachelt, um etwas Feines und Außerordentliches, etwas Unerhörtes und Ungeſehenes auszuhecken. Denn das Außerordentliche, Ungewöhnlichſte und Abentheuerlichſte iſt das Beſte. Die Welt muß dieſe Tage einmal recht auf den Kopf geſtellt werden. Und wirklich die Leute ſtrengen ſich außerordentlich an, einander in Scherzen und witzigen und närriſchen Einfällen und Späßen es zuvorzuthun und ſich überzubieten, und zwar auch darin, daß ſie das Herausfinden der Julklappe nach Möglichkeit erſchweren, die oft ſo närriſch verpackt und ſo wunderlich verſteckt ſind, daß man an manchen eine halbe Stunde löſen, aufſchneiden, aufwickeln und ſuchen und das Durchſuchte und Weggeworfene wieder durchſuchen kann, ehe man zum Kern kömmt. Ich deute dies genug an, wenn ich erzähle, daß ein zartes Goldringelein oder ein feines Ohrgehänge oft in einem centnerſchweren Ballen hereingerollt oder in einem Kaſten, worunter drei, vier Kerle ächzen, hereingeſchoben wird, oder daß ein niedliches

Goldherzchen in einem zwanzig dreißig Pfund ſchweren Weihnachtskuchen verſteckt ſitzt. Auch den Spaß hat man häufig erlebt, daß jemand ſich ſelbſt als Julklapp geſchenkt und in einem großen Weinfaße hat ins Zimmer rollen laſſen. So hat es vor einigen Jahren in Stockholm ein junger Graf mit einer Dame gemacht, die unerbittlich ſtreng gegen ihn war. Als man den Boden des wohl verſpundeten und vermachten Faſſes aufgehämmert, war ein ſchöner langer Mann herausgeſprungen und hatte ſich zu den Füßen ſeiner Dame hingerollt, vom Kopf bis zum Fuß mit Roſinen und Zuckerwerk geharniſcht und mit einem großen Marcipanherzen auf der Bruſt, worauf in Goldſchrift die Worte funkelten: Grauſame und unerbittliche Schönheit, ihr habt das Beſte von mir ſchon verzehrt, freſſet nun auch dieſes Herz auf, ja verſchlingt mich mit meiner ganzen Süßigkeit, wie ich hier zu euren Füßen liege. — Das muß ich auch noch ſagen, ich habe immer die Geduld, Gewandtheit und Zierlichkeit bewundern müſſen, womit die Schweden ſich bei dem Auflöſen und Aufſuchen der Julklappe abmühen, und wirklich kann in einer Familie, die nur ſechs bis zehn Mitglieder zählt und einige Sippſchaft und Bekanntſchaft hat, die Julabendſitzung mit aller ihrer jauchzenden und lärmenden Freude wohl häufig von acht Uhr Abends bis drei, vier Uhr in der Frühe dauren. —

Das iſt dann zuletzt noch die Hauptluſt und die Hauptplage, die Sender und Schenker oder die Auslacher und Verſpötter zu enträthſeln und zu entziffern. Daß da viel falſch gerathen und gedeutet wird, daß die reichſten und freundlichſten Geber oder jene boshaften Spötter und ernſthaften Ermahner oft nie errathen werden, das verſteht ſich von ſelbſt. Es ſind oft alle ſchelmiſchen und ſchadenfrohen Götter, die zwiſchen Tag und Nacht flattern, mit in dieſen Spielen, und die laſſen ſich nicht immer ſo leicht an ihren Fittichen erwiſchen.

So geht es hier in der Hauptſtadt und in den größeren Städten bei der Einleitung des Julfeſtes. Auf dem Lande wird an vielen Orten das Alte noch mehr in Ehren gehalten, und zwar nicht bloß von den Bauersleuten, ſondern auch von den Vornehmen. Der müßte ſehr arm ſeyn oder einen gar ſchlechten Julverſtand haben, der nicht acht bis zwölf Tage hinter einander mit ſeinen Freunden recht luſtig julte. Keiner will dieſe Freudenzeit einſam oder genußlos verleben. Vorzüglich munter hält ſich aber der liebe Bauernſtand. Seit Julabend ſind die Tiſche gedeckt; Schinken, Fleiſch, Käſe, Butter, gutes Oel und Branntwein ſind aufgetragen und jeder der Ankommenden wird bewirthet; ja er muß durchaus etwas eſſen: ſonſt nimmt er ihnen nach dem Volksglauben die Julfreude mit weg. Die heiligen Tage wird geſchmauſt, gejubelt, muſicirt und getanzt. Julgrütze und Julbrod gehören durchaus mit zum erſten Tage, hie und da auch Julſtroh, das man in die Stuben ſtreut. Je nachdem jeder Ort mehr oder weniger die Sitte der Väter behalten hat, ſind auch mehr oder weniger Feſtlichkeiten. Die zwölf Tage bis Heiligendreikönige hält man wirklich an manchen Orten mit kleinen Pauſen ſo durch, und zuletzt wird der dreizehnte Januar oder Sankt Knut zum Beſchluß noch beſonders abgetanzt und abgeſchmauſt, nach dem Sinn jenes alten oben angeführten S. Knuts-Reims.

Nun noch Einiges von beſondern Volksgebräuchen in dieſer Zeit, die theils abgekommen ſind, theils noch gelten:

Den Julabend muß für die folgenden Tage alles bereitet werden, als welche keine ſchwere Arbeit kennen ſollen. Man ſoll auch den Kettenhund löſen und ihm ein gut Stück Fleiſch geben; die Kühe ſollen Heu und die Pferde Hafer in die Krippen bekommen, damit auch ſie der fröhlichen Zeit inne werden. In alter Zeit ſetzte man auch Julgrütze und andere Speiſe in kleinen Schälchen auf der Tenne hin und legte ein Röckchen dabei für den Tomtegubbe, damit er fortführe dem Hofe Glück und Gedeihen zuzutragen. Dieſer Tomtegubbe (wörtlich: der Greis der Hofſtelle) iſt nemlich ein kleiner Zwerg, Puk oder Kobold, der in und um Haus und Hof ſein Weſen treibt und den man um Gottes willen nicht erzürnen noch wegſcheuchen darf; denn er iſt der geheime Glückbringer und Segenſprecher und Abwender von allerlei Unheil. — Das Zimmer des Hauswirths, wo gejubelt werden ſoll, wird mit weißen Decken oder bunten Teppichen umhängt. Sehr fein iſt, wenn in den Teppich etwas gewebt iſt, was auf Geſchichten dieſer Tage hinſpielt, z. B. der engliſche Gruß oder die Anbetung der Heiligen drei Könige, oder das Kindlein in der Krippe mit Ochs und Eſelein in Geſellſchaft. — An vielen Orten wird der Boden noch mit langem Roggen- oder Waizenſtroh belegt und das feinſte Leinzeug und die ſchönſten Feſtkleider müſſen in zierlicher Reihe glänzen. Alles im Hauſe wird gewaſchen, gefegt und geſcheuert, und das Zinn Meſſing und Silber muß ſchimmernd auf den Brettern aufgepflanzt ſeyn. Eine Strohkrone hangt mit kleinen Zierrathen an der Decke über dem luſtigen und freigebigen Tiſch und kleine Knippchen Rockenähren von Julſtroh, bindet die Magd im Hofe zuſammen und ſteckt ſie an der Seite des Daches und um die Decke herum auf. Sie ſollen verkünden, wie viele Freier ſich an dem feſtlichen Tage melden werden.

Als Gerichter des erſten Abends müſſen unumgänglich Stockfiſch, Erbſen, Reisgrütze, Oel und Branntwein auf dem Tiſche ſeyn. Bei dem zu und vom Tiſche gehen, wird ein geiſtliches Lied geſungen, nachher wird ordentlich das Abendgebet mit noch einigen Liedern gehalten, und das Jullicht muß die ganze Nacht brennen. — An einigen Orten wird ein ſogenanntes Geſchwiſterbett auf dem Fußboden aufgeſchlagen, wo Kinder und Geſinde auf der Streu beiſammen liegen. Sie ſollen wohl auf die Träume dieſer Nacht merken; denn ſie ſind für das ganze Jahr von Bedeutung. — Alle Schuhe müſſen dieſe Nacht an einer Stelle bei einander hingeſtellt werden, damit alle das ganze Jahr in Eintracht bleiben. — Die Wirkung des Julſtrohes iſt ſehr groß: die Hühner- und Gänſeneſter, worin man es legt, darf kein Wieſel und Marder und keine Hexerei antaſten; mitternächtlich um die Bäume gewunden und auf die Aecker geſtreut, giebt es Obſt und Korn; den Kühen gegeben, ehe ſie den Sommer auf die Weide getrieben werden, ſichert es ſie vor Krankheit und läßt ſie nicht auseinander laufen. — In der Julnacht läßt die Zukunft ſich erlauſchen und man forſcht nach dem, was während des ganzen Jahrs ſich begeben ſoll. Weiland brauchte man das mehr als jetzt, und ſelbſt bei dem gemeinen Mann, wann er dergleichen thut, iſt es jetzt mehr ein luſtiger Scherz und eine Erinnerung und Beibehaltung des Alten als ernſtlicher Glaube und Ueberzeugung. Vormals ging man in der Morgendämmerung in den Wald, ſprach kein Wort und ließ keinen Laut tönen, ſah ſich nicht um durfte nicht eſſen noch trinken kein Feuer ſehen keinen Hahn krähen hören. Wenn dann jemand grade bei Sonnenaufgange auf dem Kirchwege ging, ſo erſchienen ſo viele Leichenzüge, als das Jahr kommen ſollten, und auf Feldern, Wieſen und Hufen ſah man, wie der Jahreswuchs ſeyn und ob irgendwo Feuersbrunſt ausbrechen werde. Dieſen ſchweren Gang zur Erforſchung des künftigen Jahrs nannte man Jahrsgang — (orsgong). Manche andere Kinderſpiele, als das Bleigießen, Eiergießen, Schuhwerfen, Pantoffelumkehren u. dergl. fehlen auch nicht. — Am meiſten hat man mit dem Jullicht vor. Geht dies zufällig in der Nacht aus, ſo bedeutet es, das Haus werde das Jahr einen Todten haben. Die kleinen Reſte und Stümpchen ſolcher Lichter bewahrt man das ganze Jahr auf; ſie ſind ein herrlicher Balſam auf Wunden an Händen und Füßen.

Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts pflegte man die Kirchen mit Julſtroh auszuſtreuen, aber das iſt als ein ſchlechter heidniſcher Aberglaube ſchon ſeit lange von der Regierung verboten. Da fuhr man auch früh, um drei, vier Uhr, zur Kirche und hielt Julotta oder Weihnachtsfrühmeſſe. Alle Bauern führten Lichter oder Fackeln mit ſich und zündeten ſie in der Kirche an, wodurch die ganze Kirche endlich nur Ein großes Licht ſchien. Mit Fackeln fuhr man ſonſt in Norrland durch Wälder und Thäler, und häufig wurden ſie als Freudenfeuer über einen Haufen zuſammengeworfen dem großen nun wieder heimkehrenden Himmelslichte zu Ehren. Bei der Heimfahrt von der Kirche pflegte man ein allgemeines Jagen um die Wette anzuſtellen. Keiner wollte zuletzt zu Hauſe kommen. Man glaubte, der Letzte hier werde das Jahr auch als Pflüger und Aerndter und in andern fröhlichen Dingen immer der Hinterſte ſeyn. — In einigen Landſchaften, beſonders in dem luſtigen Blekingen und im Göinge Härad in Schonen, hielt man vormals das Sankt Stephansjagen am zweiten Chriſttage; denn Sankt Stephan iſt der Schirmherr der Roſſe, wie das alte Reimlein klingt:

„Sankt Stephan var en Stalledräng,
„Han vattnade folarna alla two."
„Sankt Stephanus ein Stallknecht war,
„Er tränkte die Hengſtlein alle beid."

Da ward luſtig mit den Roſſen geturnt und auf ſeine Geſundheit getrunken, da ritt man mit den Pferden zu fremden Tränken und galoppirte um die Wette wieder heim. — Alle ſolche friſche Volksluſtigkeit kömmt doch von Jahrzehend zu Jahrzehend mehr aus dem Brauch in der übervernünftigen ordentlichen und polizeilichen Zeit, in welcher wir leben, wo der Menſch kaum noch nach Freuden fragen ſoll, ſondern höchſtens, und auch nur in Hungerjahren, Brod! Brod! ſchreien darf. So wollen es die Regierungen, die allenfalls noch einem Lahmen das Tanzen und einem Krüppel das Puppenſpiel erlauben. Darum will auch ſelbſt die Puppe nicht mehr tanzen.

Neben der Julgrütze, dem Erſten, was zur ordentlichen Julfeier gehört, iſt der Juleber oder Julwidder nicht zu vergeſſen. Er iſt einerlei mit Julbrod; denn Julbröd Julgumse Julgalt bedeuten ganz daſſelbe. Auf dem Julbrode nemlich, das aus vorzüglichem Mehl gebacken werden muß, iſt ein Eber, gewöhnlich ein Widder mit zwei Hörnern abgebildet. Man weiß, daß bei den alten Skandinaviern der Eber auf dem Tiſche der weiland Helden und Götter, wo er ſich prometheiſch immer wieder ergänzte, in den weiland Zeiten eine große Rolle ſpielte. Dieſer Julwidder oder Juleber wird den Julabend auf den Tiſch geſetzt und ſteht mit Schinken Käſe Butter Bier und Branntwein bis Sankt Knut. Mancherlei Aberglaube war vormals mit dieſem Brode. Sie heben es hie und da bis auf den Frühling auf; Pferde, Schweine, Kühe, ja ſelbſt die ins Feld ziehenden Knechte und

Mägde erhielten davon in der Hoffnung einer glücklichen Aerndte und perſönlichen beſſeren Wohlſeyns und Gedeihens.

Auch die Julkeule (Julklubba) war vormals wichtig. Dieſe Keule ward an einem Bande über dem Tiſche befeſtigt und mußte irgendwohin geſpielt werden, um über den Trunk zu entſcheiden. Wer auf unſern Univerſitäten den ſogenannten Pabſt geſpielt hat, verſteht hier ſogleich die Art der Entſcheidung: gegen wen ſie ſich wendete, an dem war der Trunk. — Eben ſo ſpielte man viel mit dem Julhahn, einem Ebenbilde jenes gefiederten Haus- und Thürhüters aus Julſtroh künſtlich zuſammengeflochten. Dieſe beiden Spiele nebſt Blindekuh, auf ſchwediſch Blindbock genannt, und mancherlei Julliedern und Julſpielen (Jullekar) werden noch in manchen Landſchaften auf das fleißigſte und luſtigſte geübt. Jede Luſt jeder Uebermuth durfte an dieſen Tagen vormals frei hervorbrechen, ohne Steppken und Polizeidiener zu fürchten. Ich habe eine lange Reihe ſolcher Julſpiele in Reimen vor mir, welche den munteren und natürlichen Bauerwitz in ſeinen mancherlei Aufſprudelungen und Kitzeln brav genung malen.

Vormals war auch der Julbock, der nun mit ſeinen zugleich luſtigen und ſchauerlichen Schrecken immer ſeltener wird, ein großes Julzeichen. Junge

Leute oder Knechte zogen ſich nemlich das Fell eines Bocks an und ſetzten ſich ſeine Hörner auf, und ſo fuhren ſie über die jungen Dirnen und Knaben her ſie zu erſchrecken, auch wohl mit Ruthen zu geißeln und mit den fürchterlichen Hörnern zu ſtoßen. Dieſe Weihnachtgeſpenſter hatten große Angſt mit ſich, jenen in Nordteutſchland zu derſelben Zeit erſcheinenden ähnlich, die, mit einem mit Sand und Steinchen gefüllten Beutel und einer herzhaften Birkenruthe bewaffnet, auch Mädchen- und Knabenſchrecken ſind und mit der gräulichſten Zuſammenſetzung den Namen Bullkater (Stierkater) führen. Wahrſcheinlich uralte Larven aus der Zeit, als die Wehrwölfe und Genoſſen in der Weihnacht- und Neujahrszeit, in den ſogenannten Zwölfen, noch umgingen.

Auch in Schottland und Nordengland und den nördlichen und weſtlichen Inſeln, heißt die Weihnachtzeit und ihre Feier Jul, und manche Gebräuche, Feſte und Aberglauben fallen ganz mit den in Skandinavien üblichen zuſammen. Sehr natürlich, da das ganze nordweſtliche und ſüdliche Schottland und ein großer Theil Nordenglands frühеſtens ſchon bei der Einwanderung der Pikten und dann zur Zeit der nordiſchen Wikingarzüge, vom neunten bis elften Jahrhundert, aus dem gothiſchen und ſaſſiſchen Norden ihre Bevölkerung erhalten haben. Ich führe hier Einiges davon an, wie es ſich in Jamieſſons etymolog. Wörterbuch der ſchottiſchen Sprache unter dem Wort Jul findet.

Sie haben einen ſonderlichen Gebrauch in Schottland mit dem Maiden oder der letzten Handvoll Korn, die auf einem Gute oder Hofe geſchnitten wird. Dies Korn wird mit Zierrathen und Seidenbändern faſt gleich einer Puppe, woher auch wohl der Name Maiden, (das Jüngferchen) ausgeſchmückt und oben an der Wand des Bauers oder Pachters aufgehängt. Für den oder für die, welche das ſtrohene Püppchen erhaſchen können, wird es als eine glückliche Vorbedeutung angeſehen, daß ſie vor der nächſten Aerndte verheirathet ſeyn werden. Unter den Schnittern iſt viele Liſt und Wettkampf, wem das Maiden auf dem Acker zu Theil werden ſoll. Den Weihnachtmorgen, zuweilen auch den Neujahrsmorgen, wird es unter die Pferde und Kühe vertheilt ihnen während des ganzen künftigen Jahres gutes Gedeihen zu geben. In einigen Gegenden bekommen die Pferde überhaupt den Weihnachtmorgen eine Gift Korn, aber das Sattelpferd das Maiden.

Etwas dem Gebrauch des Julgalts oder Julebers Aehnliches, iſt offenbar in den Orkneys üblich geweſen, obgleich keiner mehr den Urſprung davon weiß. In einem Theil des Kirchſpiels Sandwik ſchlachtet

jede

jede Familie, die eine Schweinheerde hat, den ſiebenzehnten December eine Sau, und dieſer Tag heißt daher der Sautag.

An dem Jultage wird kein Menſch in Nordſchottland leiden, daß man ihm eine Kohle aus ſeinem Hauſe in das Haus des Nachbars trage. Er fürchtet, ſie könne zu Hexerei gemißbraucht werden. Auch das Spinnen an dieſem Tage wird für groſe Sünde gehalten. Den heiligen Abend werden ſie auch kein Garn noch Flachs auf dem Rocken laſſen, aus Furcht, der Teufel möge es ihnen den Morgen abhaſpeln. Junge Dirnen geben hiefür einen andern Grund an: ihr Rocken werde ihnen ſonſt am Hochzeittage zur Kirche folgen. Bleibt ja doch Flachs auf dem Rocken, ſo ſalzen ſie es, um es vor ſataniſcher Macht zu bewahren. Bleibt zufällig Garn auf dem Haſpel, ſo muß es nicht auf die gewöhnliche Weiſe abgenommen, ſondern abgeſchnitten werden.

Einige glauben daſelbſt — ein Glaube, der ſich hin und wieder auch in Schweden und Teutſchland findet — daß, wenn einer in der Chriſtnacht um die Mitternacht in den Kuhſtall ginge, er alles Vieh auf den Knieen finden würde. Das ſcheint ſich auf die demüthige Wiege des Weltheilands in der Krippe unter dem Vieh zu beziehen. Einige glauben auch feſtiglich, daß die Bienen den heiligen Abend in ihren Stöcken ſingen, als die Ankunſt des Herrn begrüßend.

In Yorkſhire und den nordengliſchen Landſchaften haben ſie einen alten Gebrauch: nach der Predigt oder dem Gottesdienſte am heiligen Chriſttage ſingt alles Volk in der Kirche zum Zeichen der Freude Jul! Jul! und das wilde Geſindel auf den Gaſſen läuft umher und ſingt und ſchreit! Jul! Jul! Jul!

So findet man Spuren dieſes Julfeſtes auf allen Küſten und Inſeln der Weſtſee, wo nur Norrmänner und Skandinavier hingekommen ſind. Auch auf der Inſel Man, wo im Mittelalter eine Zeitlang ein kleiner Inſelkönig aus nordiſchem Stamme ſaß, wird es nach nordiſcher Weiſe noch ſehr feierlich und mit vielen Feſtlichkeiten und ſonderlichen gebräuchen begangen. So erzählt Entick davon in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande von Großbritannien, einem ſehr lehrreichen Buche, welches in den Jahren 1770 geſchrieben iſt:

„Am heiligen Abend wird allen Dienſtboten erlaubt, von ihrer Arbeit zu feiern. Dieſe ſchwärmen nun herum, bis die Uhr zwölf ſchlägt. Hierauf werden in allen Kirchen die Glocken zum Gebet geläutet. Wann dies geendigt iſt, ſo begeben ſie ſich auf die Jagd des Zaunkönigs, tödten den erſten, den ſie finden, legen ihn mit großer Feierlichkeit auf eine Baare, bringen ihn zur Pfarrkirche und begraben ihn mit lächerlichen Ceremonien, wobei ſie in der manniſchen Sprache Sterbelieder ſingen, welche ſie ſeine Todtenglocke nennen. — Nachdem dies geſchehen iſt, fängt das Weihnachtfeſt an. Eine jede Scheune iſt alsdann auf zwölf Tage beſetzt. Ein jedes Kirchſpiel ſorgt auf öffentliche Koſten für Geiger zur Vergnügung der jungen Leute, die die Nächte mit Tanzen zubringen. Am zwölften Tage legt der Geiger ſeinen Kopf auf einen von den Schößen der Weiber, welche Lage man wie ein Orakel betrachtet. Denn nachdem einer aus der Geſellſchaft herangetreten iſt und ein jedes anweſende Mädchen mit Namen genennt hat, fragt er den Geiger: wer ſoll dieſes oder jenes Mädchen heirathen? Und alles, was er antwortet, glaubt man ſchlechterdings als einen Götterſpruch. Dies nennt man das Abſchneiden des Kopfs des Geigers; denn es wird bis zum nächſten Jahre unbrauchbar."

Nachdem wir ſo erzählt haben, wie die Menſchen im Norden gegenwärtig noch das Julfeſt feiern, wollen wir einmal einen Rückſprung machen und uns über den Urſprung und die Bedeutung des Julfeſtes ein wenig mit einander unterhalten.

Von der Zeit, wann dies Feſt in den Norden eingeführt iſt, wiſſen wir ſo wenig als von der Zeit der Einwanderung der Gothen- und Schwedenſtämme aus dem Oſten Aſiens, wohin ihre Sagen und ihre Sprachen weiſen, in den Nordweſten Europens. Das liegt alles von der dichteſten Nacht der Jahrtauſende bedeckt, die ſich um deſto dichter verſchleiert und immer mehr Schlöſſer an ihre Räthſel hängt, je mehr ſogenannte geſchichtliche Unterſuchungen darüber angeſtellt werden. Aber zum Glück wiſſen wir etwas mehr von dem alten nordiſchen Götterglauben und Götzendienſt, vorzüglich von dem ſchwediſchen; denn nach allen Zeichen ſcheint der Götzendienſt und das Prieſterthum in Schweden am feſteſten und ordentlichſten eingerichtet geweſen zu ſeyn, wo der berühmte Odin der Vorzeit (A) auch die meiſten Spuren ſeines Daſeyns hinterlaſſen hat.

(A) Wie ſchwer ſündigen und erleichtern den derben und undichteriſchen Schilderern das Ausſchütten des Kindleins mit dem Bade, welche das Unendliche und Unergründliche der Sage und Dichtung und die Uranfänge der Geſchichte und die Vorklänge des Menſchenherzens in der graueſten und fernſten Vorwelt immer wieder in einen zuſammenhangenden Rahmen faſſen und auf feſte Füße ſtellen wollen! Laſſet doch um Gottes willen die bunten dichteriſchen Sonnenvögel der Vorzeit durch die uralte Nacht der Jahrtauſende fliegen und freuet euch, wenn ſie hie und da mit ihren hellen Strahlenfedern aufleuchten und wenn hie und da ein Federchen aus ihren Fittichen zu euch herabfällt; aber wol-

In den meiſten alten Religionen ſpielt der Himmel eine große Rolle, nicht bloß der Himmel über uns und in uns, den wir arme vom Himmel herabgefallene Stämmlinge wieder ſuchen, ſondern der Ster-

---

let ſie nicht einfangen und in den Käfigt ſetzen, wo ſie grau werden wie die armen Baugefangenen, die weiland auch bunt waren, die Kreuzſchnäbel und Stieglitzen, und wo ſie auch weder Sang noch Klang von ſich geben. Laßt die Decke auf der Vorzeit liegen, die ihr nicht lüften könnt, laßt die Abgründe zwiſchen den Zeiten und Völkern ungefüllt. — Mit ſteinernen Bogen und Brücken bindet ihr ſie nun einmal nicht zuſammen, und könnt ihr nicht auf dünnen Sonnenſtrahlen von dem einen zu dem andern gleiten, ſo klaget und wehklaget meinethalben über die Riſſe und Klüfte, aber bleibt mit eurem ſchlechten Geräth und Mörtel von der vergeblichen Arbeit weg.

Wie es nun auch mit dem Odin ſey; Odin der wunderbar Verlorene und Vielgeſtaltete, Odin der Held, der Hoheprieſter, der Gott, ſteht einmal da, in die Sagen und Orte, ja in die Herzen der Menſchengeſchlechter eingegraben, und läßt ſich auch durch die unbarmherzigſte kritiſche Hand nicht auslöſchen. — Aber die drei Odine, welche den nordiſchen Geſchichtſchreibern und Geſchichtforſchern allenthalben begegnen als ſolche, die ihnen den ordentlichen Gang und Schritt der Geſchichte verderben und ſie zu allerlei halsbrechenden Sprüngen nöthigen, dieſe drei Odine, womit ſie ſich ſo ſehr abquälen, dann der ſächſiſche Odin — (warum nicht auch ein allemanniſcher und markomanniſcher Odin im Odenwald und Rieſengebirge? u. ſ. w. u. ſ. w.) was ſollen wir mit ihnen anfangen, wenn wir ſie in denenhimmel, der den Menſchen die Jahrszeiten mit ihren Aengſten und Freuden und die Eintheilung der Zeiten macht. Denn wie darnach ſeit den aller-

---

ſtimmte Zeiten und Völkerbewegungen und Weltumkehrungen hineinſtellen oder aus denſelben herausfinden wollen? und wie wollen wir, wenn wir auch Rieſenbeine hätten und mit Siebenmeilenſtiefeln ſchritten, über die Abgründe hinſetzen, ohne unterwegs drei vier Male den Hals zu brechen? Ich kann wenigſtens kein Loch dadurch finden und ſelbſt der gelehrteſte, geiſtreichſte und dichteriſcheſte Geſchichtforſcher des Nordens, ein Mann, in deſſen groß-nordiſches Gemüth alle Götter und Helden der Vorzeit mit ihren gewaltigen Tugenden eingegraben waren und der die Vorzeit im größten Sinn empfinden und oft auch darſtellen konnte, ſelbſt der große Normann Gerhard Schöning hat mit allen ſeinem ächtgeſchichtlichen und ächtdichteriſchen Glauben und mit allen ſeinem Witz und Tiefſinn kein Loch dadurch gefunden. Er fühlt das ſelbſt, daß ſich die Nacht nicht aufthun will, ja daß ſie finſterer wird, je mehr man der kleinen kritiſchen Knallfeuerchen und poetiſchen Raketchen darin platzen und auffliegen läßt, und er wirft ſogar die Frage auf, ob die alten Normänner wohl die Lehre von der Seelenwanderung gekannt und deswegen den mehrmals wiederkommenden Odin angenommen und geduldet hätten mit willkührlichen oder gar hinterliſtigen Veränderungen des Gottesdienſtes und der Regierung? Davon iſt nun freilich keine Spur, aber es giebt eine große Seelenwanderung der Zeiten, eine Seelenwanderung, die wir ſelbſt in dem Chriſtenthum anerkennen, wo, wann eine Zeit reif iſt, die Raupe ſich einſpinnt, damit ein friſcher junger Schmetterling hervorfliege. Durch mehrere älteſten Zeiten die Feſte geordnet, die Staaten und Regierungen eingerichtet Könige Prieſter Feldherren

---

dergleichen Verwandlungen mag auch der uralte Dienſt des Nordens gegangen ſeyn und deren Träger und Darſteller iſt vielleicht Odin. Daher die vielen Odine, welche die Leute, die Dunkles hell und Fernes nah machen wollen, ſich ſchaffen, und daher die Verlegenheit mit ihnen, wenn man ſie in die Geſchichte hineinreihen will. Es iſt oft ein neuer Odin gekommen, d. h. es iſt eine neue Zeit geboren.

Odin ſcheint mir übrigens ein vielumfaſſender (kollektiver) Name: der Gott der Kräfte und Gewalten. Man ſchlage die Bedeutung des Wörtleins Od nach. Oder war dieſer Odin in jener früheſten Zeit vielleicht ein Hoherprieſter, ein irdiſcher Halbgott (Dalailama, Pabſt) und deutet vielleicht der Name dahin?

Stellen wir ihn mit ſeinen Brüdern zuſammen, ſo ergiebt ſich aus der Dreiheit ungefär, wer er iſt.

Die drei Brüder heißen Odin, Wile, We.

Odin: der Gott der Kräfte, der ſchaffende wandelnde zerſtörende Gott; in gewiſſem Sinn der Weltbaumeiſter der Griechen, ὁ δημιουργος (wie hier die Wörtlein Od — auch Landbeſitz — und δημος in gewiſſer Hinſicht zuſammenfallen, findet leicht, wer die beiden Sprachen verſteht); mit unſerer heiligen Lehre verglichen: das Wort, der Sohn.

Wile: (Hvila, Weile Ruhe) der ruhende Gott, die ſtill ſich ſelbſt beſchauende und in eigener Seligkeit verſunkene Urkraft und Allmacht: (is qui nec habet negotii quicquam nec exhibet alteri) Gott Vater.

We: der Heilige: der heilige Geiſt. — We Wi Wig nordiſch (das altnordiſche Sprichwort vara varg i und Rathsherren gewählt, Volksverſammlungen und heilige und geheime Weihen gehalten, Abgaben und

---

weom: Der Welf im Heiligthum ſeyn, friedlos ſeyn) Weih Wig We bei uns. (der Wedem: Kirchen-Prieſtergut, το τεμενος.)

Dem Schaffenden Allwirkenden Urkräftigen Odin ſtellen wir andere zur Seite; Eines beleuchtet und erleuchtet auf die Weiſe zuweilen das Andere. Die Urbilder können vor unſeren durch die düſtere Schattenwelt der Erde blinzelnden Augen nie ganz hell erſcheinen, aber zuweilen doch heller. Dieſe tiefen und verborgenen Dinge und erſten Anſchauungen und uralten Religionen der Völker, von welchen wir hier handeln, bleiben doch ewig zwiſchen Licht und Schatten ſchweben; daher das weite Feld der Muthmaaßungen und Träumereien, wobei man oft in dem Maaße wohl am weiteſten in die Irre ſich verläuft, je mehr man ſie gelehrt begründen und bis zum Verſtändniß aufklären will.

Tuisco: Held, Stammvater und Stammgott der alten Teutſchen, der Diete (Menſchen Leute: Völker.) Drückt der gewaltige Name nicht die Verſammlung der Menſchen der Völker aus? gleichſam die Urwurzel des Menſchengeſchlechts der Ururältervater der Völker?

Dschingis, ſagen die ruſſiſchen Akademiker, bedeutet in nordaſiſcher Sprache Ocean. Der Eroberer verſchlang die Völker in ſich, wie der Ocean die Ströme und Bäche verſchlingt.

Dalai Darai (Dalai-Lama) heißt bei den Ölöten und Kalmücken Meer: alſo die unendliche und unergründliche Urkraft, aus deren raſtloſem Wellenſchlage alle Kräfte emporwimmeln und in deren Schooß ſie wieder zurückfließen.

Blutſühnen vorgeſchrieben ſind, iſt von vielen gelehrten Männern genug dargethan und liegt bei ſo vie-

---

Papa. (der Pabſt, der Vater in Rom) Wie würden die Leute in Oſtaſien und Amerika ſich den Namen als Obergott oder Oberprieſter ausgelegt haben, wenn die europäiſchen Geſchichten im vierzehnten Jahrhundert in Trümmer zerfallen wären und hie und da nur einzelne Splitter zum Aufleſen übrig geblieben wären, etwa glänzende Splitter von den himmelragenden Eichen Gregorius und Innocentius? und wie mag der Name in der Ferne noch jetzt wohl ausgelegt und gedeutet werden? der Vater Schöpfer der Völker u. ſ. w. und wiſſen wir denn, wie die Jeſuiten und andere Miſſionare dieſen heiligen Hohenprieſter, der ſich durch eine ſichere Seelenwanderung immer wieder erſchafft, den Menſchen in Nordaſien und Südamerika gezeigt haben?

Ein kleines Verfahren der Willkühr: Ich vernichte die ganze Geſchichte der letzten zweitauſend Jahre, ich vernichte auch die Geſchichte der Päbſte und ihre einzelnen Namen. Bloß den Namen Papa laſſe ich lebendig und einzelne glänzende Bruchſtücke aus verſchiedenen chriſtlichen Zeiten, z. B. aus den Regierungen Leos des Großen, Gregors des Siebenten und Pius des Sechſten. Dieſe Bruchſtücke und Trümmer laſſe ich nun einige Jahrhunderte auf dem wilden Ocean der Zeiten umhertreiben und endlich bei einem Volke anlanden, das davon in weitem Abſtande der Bildung, der Zeit und des Orts liegt. Ich wette, ſie werden ihre Noth haben mit dieſem Papa theils Oberprieſter, theils Oberherr und theils Gott, und mehr als einer ihrer kritiſchen Schlözer wird ſich die Zähne daran ſtumpf beißen, irgend einer ihrer begeiſterten und gläubigen Schölen geſchichtlichen Zeichen hell genug am Tage. (B) Daß die nordiſchen groſen Opferfeſte auch eine ſolche

---

ninge bis zur Verzweiflung der Seelenwanderung durch ihn getrieben werden.

Dies ſind Winke, aber ſie winken irgendwohin.

(B) Nur Einiges anzuführen, wovon alle alte und neue Geſchichten und alle Mythologien wimmeln. Zeus und ſeine Zwölfe, die zwölf Stämme Iſraels nnd die zwölf Stammälteſten, die zwölf Lukumonen der Hetrusker, der Herr und ſeine zwölf Boten, die zwölf Blutrichter und die zwölf Feldherrn Athens und anderer Staaten, Odin und ſeine zwölf Grosprieſter, die alten Könige Schwedens und ihre zwölf Drottar (Häuptlinge), jetzt noch die zwölf Oberrichter Englands und Schwedens, die Zwölfzahl der Jury und der Nämnd (die Ernennung, Auswahl) in England und Schweden auf- und abſteigend, der Zwölfereid in den nordiſchen Geſetzen auf- und abſteigend nach dem Verhältniß des Verbrechens, deſſen jemand angeklagt war, die Eintheilung und Beſtimmung der Sühne und des Blutgeldes bei Todtſchlag nach dieſer Zahl, und — und — und auch die Drei-, Sechs-, Zwölfzahl, die durch die Zeugungen und Geburten der Natur wandelt — und ſo viel Anderes, was der Menſch in der Sitte und in dem Staat und Regiment, vielleicht bloß von einem unwillkührlichen Triebe, faſt von einem Naturtriebe, geleitet, hernach geſetzt und geordnet hat. Denn wie das Verhältniß zwiſchen dem Himmel und der Erde älteſtens den Menſchen geheimnißvoll und myſtiſch ſtand, wie es myſtiſch empfunden angeſchaut und dargeſtellt ward, und wie tief es nicht allein in das Leben ſondern auch in die Seele der Dinge eingriff, das können wir in dieſer ſpäten Nachzeit wohl

Beziehung auf den Sonnenlauf hatten, wird jeder eingeſtehen müſſen, der die Dinge auch nur oberflächlich betrachtet. Die großen Jahresabſchnitte, welche die Sonnenſtillſtände und Nachtgleichen mit ſich führten, ſind da beſonders zu beachten, weil ſie von dem Volke am meiſten beobachtet wurden, jedoch ſo, daß

---

kaum ahnden: für uns ſind es meiſtens wirklich Ziefern *) und Zahlen geworden.

*) Ich ſchreibe Ziefer und nicht Ziffer. Die Sprachklauber mögen ſich gebehrden, wie ſie wollen, ſie mögen es thörigt vom franzöſ. la chiffre, oder vom arab. und hebr. Saphar, Sepher ableiten wollen, es iſt daſſelbe, es iſt einerlei Wort: wie drucken und drücken, Schilde und Schilder, deren verſchiedenen Umlauf man bloß für die Bezeichnung verwandter und doch verſchiedener Gegenſtände gebraucht; und die germaniſche Sprache mag wohl auf ſo alten Wurzeln ſtehen als die hebräiſche oder arabiſche. — Ziefer heißt Bild, Zeichen, dann Zahl. So ſagt man in der Volksſprache: du ſtehſt ja wie eine Ziefer, du ſiehſt ja wie eine Ziefer (d. h. todtes Bild) aus. Davon Ungeziefer: das Bildloſe, Geſtaltloſe, Wurmartige (ganz wie das nordiſche Ohyra, woven unſer Ungeheuer, das Gegenbild und die kräftigere und gräulichere Wurmart iſt) und Frauenziefer †): Frauenbild.

†) Noch eine Anmerkung aus der Anmerkung: (mich zieht ein angeborner Trieb zu dieſem Studium, wozu mir nur Zeit fehlt; ich könnte ſonſt wohl

die Verſchiedenheit der Klimate und auch äußerliche Bequemlichkeiten häufig kleine Wechſel und Abſprünge veranlaßten, die wohl einzelne Wochen Unterſchied geben, welche als ein Zuviel oder Zuwenig dieſſeits oder jenſeits von der Linie abirren, wie ja die Be-

---

manches Wort im Adelung zurechtweiſen und zeigen, wie nicht bloß Volksohren, ſondern recht grammatiſch geſpitzte Ohren mißgeleitet werden können. Auch hier giebt es einen zarten Parallelismus, und man findet eben ſo viele Auslegung in dem lebendigen Volksleben als in Büchern.)

Ich wette auch hier iſt etwas Menſchliches vorgegangen und aus Frauenzieſer iſt Frauenzimmer geworden (wie aus ſich verkofern, ſich verpovern, aus Affront, Abgrund — er hat mir das zum Abgrund gethan, habe ich oft aus gemeinen Münden vernommen — aus Mullwurf — nicht von Maul, ſondern von dem ſaſſiſchen Mull: Staub — Maulwurf, aus Nachtſchaden — das iſt das ächte Wort, was alle germaniſche Mundarten nachweiſen — Nachtſchatten wird.) Um bei dem Frauenzimmer ſtehen zu bleiben führe ich beiläufig einen ähnlichen Irrthum aus falſcher Deutung an: das Geneztunc erklären unſre altfränkiſchen Geſchichtforſcher der altfränkiſchen Königs- und Kaiſergeſchichte gewöhnlich für ein aus dem Griechiſchen entſtandenes Wort, nämlich aus Gynaeceum (Weiberzimmer). Mir iſt es viel wahrſcheinlicher, daß es herkömmt von dem angelſächſiſchen Geneat: — dies Wort verdanke ich dem Dänen Suhm — ein Leibeigener; alſo Genetthum. Jetzt ſtimmung der Zeit mit ihren Zeichen ſelbſt hie und da wunderlich genug hin und her bebt. (C)

Schweden, das glücklich ſo viele herrliche Erinnerungen unmittelbar an ſeinem Boden und nicht

---

heißt Genet im Engliſchen und in den romaniſchen Mundarten ein kleines Pferdchen, ein Klepper: ganz entſprechend dem Wörtlein Page, welches beides einen Klepper und ein herumklepperndes Dienerlein bedeutet. So ſpielt die Sprache, Lichter aus Lichtern und Fünkchen aus Fünkchen, aber immer in befreundeten Beziehungen.

(C) Man ſehe, um bei der Sache zu bleiben: 1) Zeit, nordiſch Tid, engl. Tide, bedeutet bei den beiden erſten Volkarten die ungemeſſene Zeit, bei dem letzten Volk die Zeit, die in ganz beſtimmt abgemeſſenen Räumen wechſelt: Ebbe und Fluth. — 2) Time engliſch, Timme nordiſch. Das erſte die ungemeſſene Zeit, das zweite eine Stunde. — 3) Stunde teutſch, Stund nordiſch. Das zweite ſoll ungefähr ein Dreißigſtel oder Sechzigſtel des erſten umfaſſen: vänta en stund: wart einen Augenblick, jag kommer po stunden: ich komm ſogleich, in der Minute.

Nach dieſem Maaße — aber die Meſſung iſt freilich fein und bedarf eines feinen Griffs und Gefühls — muß man auch die Verwandtſchaft der Wörter in den verwandten Sprachen meſſen. Wie übrigens die Zeiten nach den Verhältniſſen des Klimas und der Länder verlegt werden können, wie viele Beweiſe ließen ſich davon anführen! So iſt das Frühlingsfeſt der Nachtgleichen in Schweden auf den erſten Mai verlegt, weil der ſchwediſche Frühling dann wirklich erſt anfängt, ſo ward bei den Franbloß auf dem der Zerſtörung der Zeit ausgeſetzten Pergament oder in vorzüglichem Holz und Stein befeſtigt hat, bewahrt in dem Julfeſte noch die vielen Zeichen der grauen Vergangenheit, ſo wie es in der That die drei großen Feſte des Alterthums noch feiert, nemlich das Winter-, das Frühlings- und das Sommerfeſt. Wir haben es hier bloß mit dem Winterfeſte oder dem Jul zu thun.

Dieſes Feſt hieß in der Heidenzeit Midvetursblot, Mittwinterfeſt. Es war eigentlich das Winterſonnenſtillſtandsfeſt, wich aber um drei Wochen davon ab in das neue Jahr hinein, ſo daß man ſeinen Anfang wohl um den fünfzehnten bis zwanzigſten Januar ſetzen kann. Denn das war eben die Bedeutung dieſes Feſtes, daß nicht bloß das junge Jahr ſondern vor allem die Freude des jungen wieder aufſteigenden Lichtes gefeiert werden ſollte. Darum wollten die Menſchen dieſes wachſende Licht ſchon ſinnlich fühlen, ſie mußten alſo einige Wochen hinter den Sonnenſtillſtand vorſchreiten. Wie tief dieſer Lichtdienſt oder Sonnendienſt und die Wonne über das wiederaufſtei-

---

ken das berühmte Märzfeld zu einem Maifeld, urſprünglich wie alle Volksverſammlungen und Heerſchaue und Vermögenſchaue (census, lustratio) an große Sonnenfeſte gebunden.

gende Licht durch die Myſterien und Religionen (D) der alten Welt geht und wie der auf und ab ſteigende

---

(D) Wir haben über dieſen Gegenſtand viel Treffliches und Lehrreiches von einem ſehr geiſtreichen und gelehrten Manne, von Hug in Freiburg in ſeinen *Unterſuchungen über den Mythos der berühmteſten Völker der alten Welt*. Man kann über Manches ganz andere Anſichten haben, aber er hat Winke gegeben, wie nur der Genius winken kann, und vieles muß man durchaus in ſeinem Lichte ſehen. Ich muß bekennen, daß mir bei der Leſung des Buches vieles eingefallen iſt, was ſich im hohen europäiſchen Norden mit wunderbarer Aehnlichkeit hie und da wiederfindet. Ich ſage darum nicht, daß der ägyptiſche und phöniciſche Sonnendienſt des Oſiris und Adonis mit dem Sonnendienſt des Odin einen unmittelbaren Zuſammenhang habe, und daß letzterer geſchichtlich von Aegypten und Phönicien herzuleiten ſei, obgleich das auch ſeyn könnte.

Es giebt einen geſchichtlichen und einen naturgeſchichtlichen Zuſammenhang der Menſchengeſchlechter und Völker, und alſo auch eine geſchichtliche und eine naturgeſchichtliche Ableitung der Aehnlichkeiten in Sitten, Geſetzen, Religionen u. ſ. w. Damit man ſich nun in einer dieſer Ableitungen nicht zu weit verlaufe, muß man die andere immer im Aug haben. Ich kann alſo ſagen: Manches in ihrer Religion und ihrem Dienſt konnten die Nordländer aus Aegypten oder Phönicien her haben; ich kann — und muß vielleicht — ſagen: die Aegypter und Phönicier ſind Menſchen und die Gothen und Schweden ſind auch Menſchen, ſie tragen doch Ein Urbild, Eine Liebe und Eine

Glanz der Gottheit und des Lichtes darin triumphirend oder leidend gefeiert ward, daran darf hier nur erinnert werden.

Das

Sehnſucht des Himmels, Eine gemeinſame Anſchauung der Welt in ſich, alſo konnte bei dem weiteſten Abſtande der Orte und bei einer ſonſt ſehr großen Verſchiedenheit der Länder und Völker am Nil und Libanon, und an dem Mälare und dem Fjäll etwas Aehnliches entſtehen.

Ich brauche eben nicht zu erinnern, welch ein weites Spazierfeld diejenigen hier finden würden, welche von den Fahrten der Phönicier und Maſſilier weiland den Bernſteinküſten und Inſeln der Oſtſee gehört haben. Man darf — was ſo viele im übertriebenen Eifer und in entflammter Vorliebe für eine einzelne Idee, die in ſie eingeſchlagen hat, zu leicht thun — zwiſchen ſo weitem Abſtand der Zeiten und Völker freilich keine Brücken bauen, worüber die hiſtoriſche Reiterei und Fußvolk und das ganze ſchwere Geſchütz eines Schlözer marſchieren kann, aber Regenbogenbrücken der Fantaſie und Brücken Bifroſt darf und muß man bauen, wo der Götterwächter Heimdal mit dem Horn des Schalls ſteht, und die Gedanken und Geiſter zum leichten und luſtigen Kampfe zuſammenbläſt.

Ich führe denn einige Aehnlichkeiten an, wie ſie mir eben begegnen, bitte aber ſie wegzuwerfen, wenn ſie für die Regenbogenbrücke zu ſchwer ſcheinen:

1) Der ägyptiſche Sonnendienſt des Oſiris und der ägyptiſche Dienſt überhaupt, war düſter und traurig, als der Dienſt eines düſtern und traurigen Volkes mit einer

Das Julfeſt war den alten Skandinaviern das Hauptfeſt, wo mit dem Lichte die Freuden und Hoff-

---

glühenden und oft wirklich verbrannten Fantaſie; heiterer ward er in Phönicien; noch heiterer bei den hellen Griechen; und trüber iſt er gewiß im gothiſchen Norden nicht geworden. Wir wiſſen, welche Wehklagen geführt wurden in Aegypten bei dem Feſt des verſchwindenden Oſiris (der ſinkenden Sonne), und welche Jubel bei dem Wiedererſcheinen deſſelben; wie die in Byblos in Phönicien jauchzeten und wie alles Volk im Freudenjubel toſete, wenn es hieß: Adonis iſt wieder da! (die Sonne ſteigt wieder gegen die Frühlingsnachtgleiche hinan.)

Wir haben in der ſchwediſchen Sprache ein merkwürdiges Wort, bei welchem man den Erklärern anſieht, daß ſie hinſichtlich der Ableitung deſſelben wanken und verlegen ſind. Es bedeutet den Sonnenſtillſtand und wird starbrak, stolbrak, stobrak ausgeſprochen.

Erzbiſchof Spegel (in ſ. Glossar. Sviogothico) leitet es ab von starr: gleich, feſt, und bräcka: brechen, als wäre das Gewicht der Zeit hier gleich getheilt (gebrochen), und hinge auf ſeinem Schwebepunkte ſtill.

Verelius (v. Ihre Glossar. Sviogoth.) leitet es ab von Stad und Bragd, wo die erſte Sylbe den feſten Ort, die zweite den Wandel bedeutet (bregda, verändern, umdrehen): alſo Sonnenwandel, conversio solis, *Τροπη ἡλιου*, die ja mit dem Sonnenſtillſtand beginnen.

Aber wie wäre es, wenn man mit dem Volke, wie viele ſprechen, stolbrack hörte und läſe und es wörtlich überſetzte Stahlgetöſe, Waffengetöſe? Wir wiſſen ja, wie die alten Gothen und Germanen alle honungen aller Herzen für Glück, Sieg und Gedeihen des ganzen Jahres zu den Göttern emporflogen. Je-

---

hen Freuden und muthigen Entſchlüſſe mit Zuſammenſtoßen und Klirren der Waffen gefeiert haben. Dann könnte ſich dieſes dunkle Wort auf die uralte Freude bei dem Beginnen des Sonnenfeſtes im Winter beziehen.

Oder ſtobrack (mit dem kleinen allzu gewöhnlichen Umlaut, wo b und v in einander übergehen) heißt: Steh Verderber! und würde dann der Ausruf der Feiernden und Erfreuten ſeyn (Anſpiel auf die alte Feier des Oſiris- und Adonisfeſtes), daß das Licht (nach dem Untergang der kürzeſten Tage) wiedergefunden ſey und die Sonne wieder aufwärts wandle.

Wir wollen hier noch einmal bloß darauf hindeuten, wie viele Geheimniſſe in einzelnen Wörtern und Sprichwörtern und in Reſten alter Feſte und Dienſte liegen, die jetzt für die meiſten Menſchen lange Räthſel geworden, woran jeder ſeinen Scharfſinn üben und wetzen kann. Bei einer Sprache, deren Wurzeln meiſtens noch grün ſind, ſteht jedem wenigſtens die Auslegung zu, die nicht geradezu ungereimt und verdreht iſt.

2) Merkwürdig iſt der Name Hökanatt, Geyernacht, von dem erſten Feſttage und das Opfer der 99 Geyer. Es iſt bekannt, daß das Aufſteigen der Sonne mit dem Bilde eines Geyers oder Falken bezeichnet ward; daher hatte der verjüngte Oſiris (Horos Harpokrates) bildlich den Geyer mit ſich; ſo der Sonnengott der Griechen Apollon. Und nun der nordiſche Odig? und iſt ſein Rabe etwa mit dem Ibis des Oſiris, er ſelbſt und ſein Rabe mit dem Wundermanne Ariſteas nebſt dem Raben

des neunte Jahr aber war die Gipfelung der Freude.

---

beim Herodot, der immer wiederkömmt und in verſchiedenen Zeiten und Orten unter andern Kappen erſcheint, zuſammenzuſtellen? Ich meine nur ſo, wie dies Geflügel über die Regenbogenbrücke ſchweben darf.

3) Was will der Juleber, der Julwidder, der Julbock ſagen? und will er überhaupt hier was ſagen? Dem Verderber Typhon, dem Feind und Mörder des Oſiris, dem König der Finſterniß und Nacht, der die Sonne verſchlingt, wurden Schweine, Eſel und Nilpferde geopfert. Sagen lauten dahin, im Norden habe man dem Odin zu Ehren auch einen Eber geopfert.

— Oſiris und der Bock in Aegypten? Dionyſos (der Griechen Oſiris), der ſich bei der Götterflucht vor Typhon unter der Geſtalt eines Bockes, Apollon, der ſich unter eines Raben Geſtalt davon machte? —

Brachte man in der Heidenzeit dieſe Thierbilder in Brödchen und Backwerk oder gar in Thon abgedruckt als Opfer dar, wie Aegypter, Griechen und Römer ähnliche Bildchen von allerlei Thieren in ähnlichen Stoffen darbrachten? Bei den Schweden heißt ein Butterbrod Buttergans (Smörgas), obgleich das Brödchen keine Gansgeſtalt hat; wir nennen hie und da in Teutſchland das Weißbrod Stuten (stuf: Mähre, Rind) oder Hirſchlein, obgleich die Geſtalt nicht mehr auf dem Brode abgedruckt iſt. Woher der allgemeine Gebrauch, daß um Weihnachten ſo viele Weißbrödchen mit einer Unendlichkeit von Thier- und Fiſchgeſtalten ausgebacken und den Kindern beſchert werden? Liegt allem dieſem vielleicht etwas recht Altes und lange Vergeſſenes und Verdunkeltes zum Grunde? Es könnte ja ſeyn.

und großes Hauptfeſt, welches dann mit außerordent-

---

4) Und der Julhalm, das Julſtroh? — Einige ſagen, man habe die Kirchen und Häuſer zu Weihnachten damit ausgeſtreut zur Erinnerung daran, daß Chriſtus unter den Kühen im Stall in der Krippe auf Stroh gelegen. Rudbeck, der gelehrte Verfaſſer der Atlantic, meint, dies ſei zu Ehren des Gottes oder der Göttin geſchehen, die über die Fruchtbarkeit walteten. Das Beſtreuen des Fußbodens mit Stroh war bei feſtlichen und feierlichen Gelegenheiten weiland im Norden überall gebräuchlich. Aber warum hat bei dieſem Feſte allein dieſe Sitte ſich ſo hartnäckig bewahrt? warum hat man durch ſtrenge Verbote die Streuung der Kirchen mit Stroh abſchaffen müſſen? Hat man, wie man jetzt in der Weihnachtnacht oder den Weihnachtmorgen dem Vieh gleichſam geweihtes Korn oder Garben zutheilt, für (ſ. oben von dem Maiden) ihr Gedeihen des künftigen Jahrs, älteſtens dem Gott vielleicht die reinen Halme und Garben des Korns und Weizens dargebracht? Das Korn, das Heiligſte, Myſtiſcheſte, was die Erde nächſt dem Golde giebt, welches wohl wieder eine ganz andere Beziehung zum Menſchen hat, iſt ſehr bedeutſam in den alten Religionen: Gerſte und Weizen waren bei vielen heiligen und geheimen Opfern. Herodot hat eine wunderſame Sage, welche Plinius und viele Jüngere nacherzählen, und welche von Pindarus, Aeſchylus, Apollonius als Sage von dem nordiſchen Sonnendienſt und von dem Zuſammenhang der äußerſten Nordländer (Hyperboreer) mit dem griechiſchen Sonnendienſt zu Delos u. ſ. w. beſtätigt wird. Er erzählt: die Hypeboreer (ein Name, mit welchem man wegen der Unbeſtimmtheit viele hiſtoriſche Flie-

licher Pracht und gewaltigem Jubel von einem zahl-

---

gen und Mücken fangen oder todtſchlagen kann) hätten dem Deliſchen Apollon Opfergaben geſendet, welche, in Weizenſtroh gewickelt, unverſehrt von Volk zu Volk gewandert und von dem einen immer dem andern überliefert, und ſo bis ans adriatiſche Meer, von da bis Dodona, von Dodona bis Euböa überzwerch Landes, und endlich bis nach Delos gekommen ſeyen. Vormals hätten ſie auch Boten mitgeſendet, mehrere Jungfrauen als die Ueberbringerinnen, und dieſen fünf Männer zum Schutz; als aber dieſe (wahrſcheinlich unterwegs zuweilen vergewaltigt oder auch wohl durch die Anmuth des ſüdlichern Himmels zurückgehalten) mehrmals nicht wieder heimgekommen, hätten ſie ſich endlich dieſe Weiſe belieben laſſen.

Wer dieſe Hyperboreer auch ſind, hochnordiſche Völker ſind es, von welchen Herodot und die andern alten Erzähler und Sänger nichts Beſtimmtes mehr wußten, und welche ſie alſo mit einem ſo weiten Namen abfertigten. Wir wollen das auch ohne weitere Deutung oder Anwendung auf ein beſtimmtes Volk und beſtimmtes Land liegen laſſen. Wir wollen hier bloß aufmerkſam machen auf zwei Dinge, erſtlich: daß den alten Völkern in den Aehren und Halmen des Weizens etwas Geweihtes ſcheint gelegen, und daß ſie ſich beſonders auf den Dienſt des Sonnengottes (Apollon) und der Fruchtgöttin (Ceres) ſcheinen bezogen zu haben; zweitens: daß es eine Verbindung und einen Zuſammenhang der entfernteſten Länder und Völker durch etwas urſprünglich Gemeinſames in der Religion gab. — Wenn wir uns unſere Vorfahren und ihre Nachbarn in jenen Zeiten ſechshundert und vierhundert Jahre vor Chriſti Geburt nicht bloß als Menſchenloſen Volke begangen ward. Dann wurden den Göt-

---

freſſer und wilde Thiere denken, wie leider einige gethan haben, ſo iſt ein Zuſammenhang zwiſchen Delos und Dodona und der Oſtſee und den Inſeln und Halbinſeln des Nordens, nicht einmal durch Handel und Wandel, geſchweige denn durch heilige und prieſterliche Boten, gar nicht etwas ſo Ungeheures. Von der Spitze des Adria bis zur Oſtſee ſind in grader Linie ja nur 130 teutſche Meilen, von dem Helleſpont bis zum Ausfluß der Düna etwa 280 bis 300. Sind das unendliche Weiten für Menſchen, die mit Begier der Andacht Götter und Tempel ſuchen? Wir können das Alte aus dem Neueſten erklären. Aus den Hochgebirgen Tibets und Nordindiens pilgern jährlich viele Hunderttauſende durch wilde und räuberiſche Völker und Horden, durch Wüſten und Einöden, Wege von 400 und 500 Meilen gegen Süden und andere eben ſo gegen Norden nach heiligen Orten und Tempeln hin. Viele werden beraubt, geplündert, gemißhandelt und erſchlagen, oder kommen vor Hunger, Hitze und Dürre um; doch hören dieſe Pilgerſchaften nicht auf, noch nehmen ſie ab. Alſo — Es war wenigſtens ein Zuſammenhang zwiſchen einem hyperboreiſchen und beliſchen Sonnendienſt nicht unmöglich.

5) Will man noch eine närriſche ägyptiſche Aehnlichkeit ſehen? Herodot erzählt uns (Buch 3. Kap. 37.), Kambyſes der Perſe habe in ſeiner Tollheit alle Heiligthümer und Götter der Aegypter entweiht und geſchändet, und beſonders in Memphis mit dem Bilde des Häphaiſtes oder Phta ſeinen Spott getrieben. Dazu ward er wohl ſehr natürlich gereizt; denn wie ſah jener Häphaiſtos oder Phta aus? Er war in der Geſtalt eines gar-

tern 99 Menſchen (E), 99 Pferde, 99 Hunde und 99 Geyer geopffert, die letzten durch Stellvertreter, nemlich durch 99 ehrliche Haushähne, die ſich leichter bei'm Kopf faſſen ließen, als die 99 Falken, denen man nicht ſo leicht Salz auf den Schwanz ſtreuen

---

ſtigen und üppigen kleinen Zwerges vorgeſtellt, gleich den phönicischen Pataiken oder Zerrbildchen und Fratzenköpfen an den Schiffſchnäbeln. Ihm glichen auch ſeine Kabiren, welche die Alten für ſeine Söhne hielten, gleichfalls ungeſtalte, garſtige, üppige und greiniſche Fauſtkerlchen. Da haben wir alſo den Gott der Eſſe und Schmiede und ſeine Kunſtſchmieblein und Kleinſchmieblein als mißgeſtalte Zwerge. Sind in den Sagen des Nordens nicht die meiſten Kleinſchmiede und Feinſchmiede Zwerge? und iſt es nicht ſonderbar, daß der berühmteſte aller nordiſchen Waffenſchmiede, der kunſtreiche Welint der Wilkina und Niflunga Saga hinken muß gleich dem Häphaiſtos, daß ihm die Flechſen ausgeſchnitten ſind? Iſt das bloßer Zufall oder —

(E) Schöning meint, Odin habe die abſcheulichen Menſchenopfer im Norden eingeführt. Daß ſie dort üblich waren, daß ſie auch bei unſere Altvordern in Germanien geweſen ſind, können wir nach den ausdrücklichen Zeugniſſen der Alten und der Geſchichten und Sagen nicht ableugnen. Weil aber die Römer davon nur wenig und ſehr ſelten etwas erwähnen, und weil die heiligen Männer, die unſere Vorfahren zum Chriſtenthum bekehrten, mit der Ausrottung ſolcher blutigen Gräuel nichts zu thun fanden, weil ſie überhaupt kaum etwas davon melkann. Zur Ehre unſerer Vorfahren, die nicht in dem blutig dunkeln Aberglauben verdüſtert gemeldet werden, und deren Sinn und Dienſt im Ganzen heiter und leicht geweſen iſt, muß ich glauben, daß auch

---

den, ſo muß man ſchließen, daß der blutige Götzendienſt in Germanien ſehr ſelten geweſen iſt. Es ſcheinen die germaniſchen Göttergeſtalten, und zum Theil auch die des Nordens überhaupt, etwas Unbeſtimmtes und Schwankendes und allein in der Idee und dem Glauben Erfaßliches gehabt zu haben; ſie ſcheinen, wie Tacitus andeutet, faſt unſichtbar und bloß durch fromme Ehrfurcht und heiligen Schauder anſchaulich und vernehmlich geweſen zu ſeyn: und darum ſind ſie auch ſo leicht vor dem Chriſtenthum hingeſchwunden. In Schweden aber war alles ganz anders, da war alles vollgeſtaltet und wohl geordnet, da war der Opferdienſt in Upſala mit allen blutigen und unblutigen Ceremonien recht befeſtigt; und darum behauptete und wehrte er ſich auch ſo lange gegen das Chriſtenthum. Dort war ein ordentliches Hoheprieſterthum und ein Tempeldienſt, den der ganze Norden als den erſten erkannte. Ob nun aber irgend ein Odin ſich zugleich zum König und Hohenprieſter und nach ſeinem Tode zum Gott zu machen verſtanden hat, das ſoll wohl verſchwiegen bleiben.

Das ſcheint mir aber bei den vielen Deutungen, Muthmaßungen und Fabeleien über die vielen Odine hier an der Stelle zu ſeyn, auf Eines aufmerkſam zu machen, was wenigſtens in den alten Zeiten ſeine geſchichtlichen Zeichen und Spuren hat. Konnten die Gothen dort auf den Küſten und Inſeln der Oſtſee — gleichviel, wann ſie die 99 Menſchenopfer ſelten voll geweſen, ſondern auch durch Stellvertreter erſetzt ſind, wie ja mehrere alte Völker Puppen und hölzerne Bilder ſo oft für die Lebendigen geopfert haben. Zu ſolchen Opfern

---

von Oſten gegen Nordweſten gezogen ſind — mit dem Oſten nicht auf mancherlei Weiſe in Verbindung bleiben? Konnten ihnen wenigſtens nicht zuweilen Prieſter und Weiſe aus den alten Urſitzen kommen? oder konnten ihre Jünglinge nicht zuweilen wieder dahin zurückkehren und neue Weisheit und neuen Gottesdienſt holen? Könnten die verſchiedenen Verpuppungen und Umkleidungen des Odinſchen Dienſtes in Schweden nicht auch ſo erklärt werden?

Es erſcheint in der alten Welt auch bei den verſchiedenſten Völkern ein großer Zuſammenhang der Orden, Weihen, Prieſter, Seher und Weiſen. Mancher Jüngling hatte Aegypten, Indien, Perſien, Babylon, Epheſus, Delos, Samothrake und Dodona geſehen und oft ein neues Götter- und Seelenſyſtem gebildet. Wir fragen ganz einfach: welche waren die Weihen oder die Schlüſſel (oder nach gemeinem Redebrauch die Einlaßkarten), die Männern wie Pythagoras und Herodot alle Tempel und Geheimniſſe der verſchiedenſten Prieſterſchaften öffneten? welche waren die Sicherheit und das Geleit von Ort zu Ort, die ſie durch die verſchiedenſten und oft die wildeſten Völker unbeſchädigt hindurch führten? O es muß hier etwas Gemeinſames geweſen ſeyn, ein Zuſammenhang der verſchiedenen Prieſterſchaften und Prieſterorden im Innern, vielleicht ein engerer, als wir ihn uns denken können, ein Zuſammenhang, der ungeſtört bewurden gewöhnlich Verbrecher genommen, zuweilen auch Gefangene. Nur bei ganz außerordentlichen Erſcheinungen, bei ungeheuren Nöthen und Freuden thaten ſie auch wohl ein Uebriges mit glänzenden Opfern zur Stillung und Sühnung des Zorns der Götter; ſo daß ſelbſt Könige und Königskinder ſich aus Großmuth oder Dankbarkeit oder zur Abwendung ungeheuren Unheils den Göttern ſchlachteten. Das haben aber weiland faſt alle Völker gethan, ſelbſt ſolche, die Menſchenopfer verabſcheueten; die Hebräer (Jephta ſchlachtete ſeine Tochter); Perſer (Xerxes opferte an den ſogenannten Neun Wegen in Thracien neun Jünglinge und neun Jungfrauen des Landes,

---

ſtand, wie verſchieden der äußere Dienſt auch oft war und wie ſehr die einen die andern da auch oft zu verabſcheuen ſchienen. Konnte nun nicht etwa auch ein überlegener Prieſter von dem Gothenſtamme mit neuer Weisheit aus dem Oſten kommen und wie jener Prieſterkönig Aegyptens Königthum und Prieſterthum an ſich reißen, den Gottesdienſt umwandeln und feſter bauen und beſtimmen und auf die Weiſe eine Herrſchaft gründen, die auf Enkel und Urenkel übergegangen iſt? zumal wenn es vielleicht älteſtens gar der Fall war, daß der Oberprieſter oft aus dem erleuchteten Oſten geholt ward?. Sind denn die Götterſyſteme Aſiens anders umgewandelt worden?

Dies ſind allerlei Fragen und Möglichkeiten; doch wir wollen immer auf unſre leichte Brücke zurückblicken.

zum glücklichen Vorzeichen des Feldzugs gegen die Griechen); Römer (Marcius Decius); Griechen u. ſ. w.

Die erſte Nacht oder der heilige Abend des Midvetursblots hieß Hökanatt, Geyernacht: man ſagt, von dem Opfer, wobei man jedes neunte Jahr die 99 Geyer, oder vielmehr Hähne ſchlachtete. Ich glaube aber, der Name und die Bedeutung iſt bildlich, auf das wieder aufſteigende Licht anſpielend; denn der Geyer und Falke iſt wohl der beſte Vorbildner des geſchwinden Auf- und Niederſteigens.

Dieſe erſte Nacht hieß auch Modranatt, Mutternacht. Dies Feſt war nemlich jenen Alten zugleich das Neujahrsfeſt und der Jahresanfang; und man könnte dies auslegen: dieſe Nacht heißt Mutter (Führerin, Anfängerin) der künftigen Nächte, als die da den Reigen der Zeit eröffnete; die aber bei den alten Germanen, Gothen und Angeln gewöhnlich nach Nächten gerechnet ward. Andere haben es ganz unmythiſch nach dem Leichtſinn der neuen Zeit ausgelegt, als wenn der Jubel und die Ausgelaſſenheit der feſtlichen Tage viele Mütter gemacht hätte; denn man hat den Julmonat auch wohl Skämtemonad: Spiel- und Scherzmonat genannt. Aber jene frühe Zeit war bei aller Wildheit der Luſt viel zu ernſthaft, als daß ſie ſo heilige Feſte nach ſolchen Zeichen hätte benennen ſollen. — Einige ſind ſogar mit der frommen Jungfrau Maria angekommen — o je!

Aber was bedeutet das Wort Jul? Da kann, wer Luſt hat, ſich am etymologiſchen Futter überſättigen, das Ihre, Jamieſſon und Andere, die von dem Jul und dem Julfeſte gehandelt, angefahren haben; denn er wird eine ſolche Fülle von Deutungen und Ableitungen finden, daß es ihm ſchwindelt. Wir wollen hier die meiſten anführen und diejenige Ableitung etwas ausführen, welche uns die wahrſcheinlichſte däucht.

1) Jul vom hebr. Jubilo, Jobel.

2) Jul von Julius Cäſar.

3) Jul von Öl (Starkbier) gleichſam Jöl. Man ſehe darüber, was oben geſagt iſt.

4) Jul von Gwell, Gehul, Goul, Celt. und Angl. S. Feſt, wie die Sprachforſcher ſagen.

5) Jul von dem Zeitwort Jolo, verwandt mit dem engl. jolly (munter fröhlich) und dem ſaſſiſchen jölen: (F) luſtig, ſchreien und ſingen.

(F) Jölen. Keine teutſche Mundart iſt ſo reich an urſprünglichen und tiefen Naturlauten als die ſaſſiſche. Ich habe es oft behauptet und nehme es nicht zurück, in ihr liegt eine Unendlichkeit von Urlauten vergraben, und wie viel Griechiſches und Lateiniſches kann aus ihr allein aufgelöſt werden! Man höre, um nur zu greifen, was mir

6) Jul von haul, hiaul Cambr. uil Möso Goth. ἥλ (ἥλιος) Griechiſch: die Sonne; weil es ja ein Sonnenfeſt war.

7) Jul von dem griech. Wort ἴουλος. Die Sprachforſcher ſagen uns, iulos war bei den Griechen ein Lied zu Ehren der Ceres geſungen, andere, zu Ehren des Dionyſos. (Nach den Stellen, die übrig ſind, wo das Wort im Sinn eines Liedes gebraucht wird, möchte man an das vorige Wort iolo und jölen denken und meinen, iulos ſey eben ſo ein Liedchen und Dönchen, wie Spinnerinnen, Binderinnen und Bäckerinnen ſie wohl bei leichter Arbeit zu ſingen pflegen. An die große Verwandtſchaft der griechiſchen Sprache mit der germaniſchen und wie ſich manche Deutungen ihrer Sprachgelehrten aus germaniſchen Wörterbüchern und aus unſerer lebendigen ſächſiſchen Mundart wohl berichtigen oder beſtätigen laſſen, iſt an einem andern Ort erinnert.) Ἴουλος οὖλος heißt das Rauhe, Bartige, der Flaum am Kinn und der Bart der Aehren. Dann iſt οὖλος auch eine Garbe, οὐλαί die geröſtete Opfergerſte, Οὐλώ ein Beiname der Ceres. Wenn man dies nun zu unſerem Jul zöge oder zerrte — ſo

---

eben einfällt: joeen (io) jachen (Jachus) juchen kraachen (κράζειν) klautschen. (von Jagdhunden üblich: ahmen.)

nachdem es jeder fühlt — ſo müßte man natürlich an das ſchwediſche Julſtroh (G) an das ſchottiſche Mägdlein oder Aehrenpüppchen und an das ſchwediſche Aehrenbüſchel denken, das in beiden Ländern in des Bauers oder Pachters Stube oben an der Decke hin-

---

(G) Man muß freilich lachen über herbeigezerrte geſchichtliche und ſprachliche Zuſammenhänge; aber ſo weit liegen die Fernen der Sprachen und Länder gar nicht aus einander, als manche wieder in einem zu engen Geſichtskreiſe meinen. Dem tiefſten Leben und Wirken der Dinge iſt ein Jahrtauſend gleich einer Nachtwache: während auf der Oberfläche alles flutet und ſtrudelt, bleibt der Grund unbewegt in ſeiner ſichern Stille. So weiſt Europens Magnetnadel bis dieſen Tag gen Oſten und um die uralten Himmelsberge Aſiens lieget die Wurzel unſers älteſten Lebens und die Wurzel unſerer Sprache, ſo wie unſere Sprache wieder für viele Europäer die Wurzel ſeyn kann.

Lächerlich würde es ſeyn, wenn einer ſagte: an der pommerſchen Küſte liegt ein Inſelchen, das heißt Koos, ein ſolches liegt auch im Archipelagus; Griechen ſind einſt zur Bernſteinküſte geſchifft, das Inſelchen bei Greifswald hat von ihnen den Namen bekommen. Und doch könnte in dieſer Lächerlichkeit Wahrheit ſeyn. — Weiter ſo: in der intiſchen Mythologie iſt die Rieſenbergmaſſe Panku, woraus ſo viele Dinge geworden; in unſern Bauermährchen ſpielt die Geſchichte vom Pfannkuchenberge eine große Rolle, der nun freilich zu einem wohl ausgerüſteten Pfannkuchen für den Gaumen geworden iſt. — Und doch aus eben ſo weiter Ferne habe ich mir den Erlkönig gedeutet.

geſteckt wird, und auch wohl daran, daß dieſes erſte Sonnenfeſt zugleich auf das ganze Glück und die gedeihliche Aerndte des Jahrs hinblickte. Aber — o es ſind doch viele Aber dabei.

8) Jul von Hjul (ſ. oben) engl. Wheel, Rad. Dieſes umlaufende Rad ſcheint uns ganz hieher zu

---

Ich leſe bei Pallas, Erlik Khan heiße bei den Mongolen König der Hölle, der Finſterniß. Dies führt mich weiter und ich forſche nach, und finde: early heißt engliſch frühmorgens, ärla ſchwed. daſſelbe, (davon sädesärla, die blaue Bachſtelze, die früheſt vor Sonnenaufgung ſchon um die Teiche herum wippt) erlish und elrish in den altengl und ſchott. Balladen grauslich. In allen dieſen Worten iſt der gemeinſame Begriff die Dunkelheit, die Abweſenheit des Lichts, Erlkönig alſo: der König der Nacht, der alte Feind.

So laufen viele wunderbare und oft unerklärliche Wörter als Räthſel durch die Volksſprache der Sprichwörter und alten Lieder.

Als Kind habe ich ein ſolches Lied ſingen gehört auf alle Hausthiere, das ich leider lange vergeſſen habe. Das Thier ward immer mit einem Beinamen aufgeführt, den aus der plattteutſchen (ſaſſiſchen) Sprache wenigſtens keiner zu deuten verſtand. Das Reimlein von dem Schweine z. B. hub an: Nüscherin het min Swin: Nüſcherin heißt mein Schwein, Nüſcherin heißt nun offenbar Rüſſelwühler, von nüſchen ſaſſ. wühlen (νυσσειν griech.) und ῥιν griech. die Schnauze der Rüſſel.

gehören, ja es läuft mit vollem Umſchwunge in unſer Jul hinein und rollt in die folgende Zieſer hinüber.

9) Jul von Gwyl Walliſ. Umdrehung. Mit dieſem Hjul und Gwyl (Wheel) fällt das engliſche Wort Well (ein Ziehbrunnen mit einem Cylinder) und das teutſche Welle, welches jede rundlaufende Bewegung

---

So ſagt das Volk bei uns: Mak nich ſo veel Handvers, wenn man ſagen will: Sprich nicht ſo viel leeres unverſtändliches Zeug. Da hätten wir das uralte perſiſche Wort Honover: Das wirkende ſchaffende Wort. Es kann aber auch verdreht ſeyn aus Manövers, wie oben ſchon Abgrund für Affront, verpoveern für verkofern angeführt ſind.

So nennt man bei uns einen übermüthigen und gewaltigen Kerl — was man ſonſt wohl einen flämiſchen Kerl zu nennen pflegt — einen karmänſchen Kerl. Es könnten doch die alten Karamanen (ein wildes wüſtes Volk in Perſien) darin liegen, wenigſtens ſo gut als der Erlkönig in Erlik Khan.

Dieſe alte aſiſche Urwurzel liegt denn freilich noch ſehr verdeckt. Ja hätten wir den Wortvorrath des Altperſiſchen und des Sanſkrit ſchon vor uns enthüllt! Aber man darf wohl ſagen, wenigſtens nach den Urtheilen und Geſtändniſſen ſolcher Gelehrten, die in Indien geweſen ſind, und nach den hin und her wankenden und ſchwankenden Zeichen der Unruhe und Unſicherheit, daß da gewiß das Meiſte noch dunkel iſt. Und doch wie viel Bekanntes begegnet einem auch bei ganz gewöhnlicher Aufmerkſamkeit! wie viele Wörter, die auch bei uns ſind, ja die wir uns nun faſt beſſer aus dem Eigenen erklären können: –

bezeichnet, ganz natürlich und ungezwungen zuſammen, als die Welle des Waſſers, die Mühlenwelle, endlich Walze u. ſ. w. Hier haben wir beide das treffendſte Wort und die treffendſte Bedeutung des Feſtes, und wir fallen dieſer Ableitung als der natürlichſten und leichteſten bei.

Himalaya (Schneegebirge Tibets und Indiens und höchſtes Gebirg Aſiens) der altnordiſche Gimle, unſer Himmel, Sitz der Götter und Seligen.

Pran Atma, indiſch: Geiſt Seele — Pran: unſer Athem Frathen (dicker Vorlaut der Verſtärkung, wie eſſen freſſen) Frad'm Fram, Fram (engl.) πρηθω ich hauche blaſe (griech.) Und gehört nicht das griechiſche Wort φρην auch dahin? — Atma (ἀτμη griech.) Athem, das Mildere der ψυχη.

Ver der Perſen Paradies. Ver lat. ἦρ griech. vor isländiſch, der Lenz.

Ruan Gewiſſen: Reue.

Ferver perſiſch: die bewegliche Seelenflamme (die animula blandula vagula) der lateiniſche Fervor.

Ghat Riß Kluft Paß in Südindien. Gatt im Saſſiſchen Loch Oeffnung: Cattegatt.

Nore See in den nordaſ. Sprachen; Nore eine Enge in Binnenſeen in Schweden.

Ab Aa Aar Waſſer Fluß indiſch; Aa Ach Aar Au u. ſ. w. Fluß Waſſer teutſch.

Nebenſtunden

von

Ernſt Moritz Arndt.

Nebenſtunden

von

Ernſt Moritz Arndt.

Πολλαι μορφαι των δαιμονιων.
Euripides.

Leipzig, 1826.
Bei Joh. Friedr. Hartknoch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den

hochgebornen Herren

Grafen Karl von Geßler

und

Freiherrn Karl vom Stein

in

inniger und dankbarer Verehrung

geweiht.

Vorrede.

Hiermit gebe ich den erſten Theil einer Sammlung, welche ich fortzuſetzen hoffe.

Sie wird im Ganzen größtentheils dem Inhalte dieſes erſten Theils entſprechen, d. h. meiſtens in dem Kreiſe des nordiſchen und germaniſchen Lebens überhaupt und insbeſondere in dem ſich bewegen, was Sitten, Geſchichte, Verfaſſung und Sprache der nordiſchen Völker betrifft.

Dabei wird manches Einzelne und Solches, was oft ein ſehr Kleines ſcheint, gelegentlich aber Andeutung und Erklärung eines

Größeren enthält, mit einer gewiſſen Ausführlichkeit behandelt werden.

Auch einzelne Einfälle und Gedanken, welche Einem bei der Leſung guter und ſchlechter Bücher oft wie glückliche Aufblitzungen des Augenblicks kommen, nebſt Berichtigungen und Ergänzungen zu Büchern ſollen darin niedergelegt, auch zuweilen Proben von Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen u. ſ. w. gegeben werden.

Bonn, den 26. Mai 1825.

E. M. Arndt.

Inhalt.

Seite
I. Vorbericht 3
Anmerkungen dazu 16
II. Frühere und mittlere Geſchichte 22
Anmerkungen dazu 72
III. Neuere Geſchichte 113
Anmerkungen dazu 171
IV. Uebergang 187
V. Orkney 188
Anmerkungen dazu 278
VI. Shetland 282
Anmerkungen dazu 433

Orkney und Shetland.

A

I.

Vorbericht.

Unter mancherlei Leſung und Wiederleſung nordweſtgermaniſcher, britanniſcher und engliſcher Dinge und Geſchichten, womit ich mich die drei letztverfloſſenen Jahre beſonders beſchäftigt habe, bin ich auch oft zu den Inſeln geführt worden, welche im fernſten europäiſchen Norden und Weſten in mehreren Gruppen zerſtreut liegen, und wahrſcheinlich in ſehr früher Zeit ſchon Uebergangs- und Verbindungspunkte gaben zwiſchen dem ſkandinaviſchen Norden und den beiden großen britanniſchen Inſeln und ihren kleineren Nebeneilanden. Dieſe zufällige öftere Hinführung zu denſelben ward endlich, wie es ſich bei den meiſten zufälligen Hinführungen zu begeben pflegt, Gewöhnung, die Gewöhnung Zug, der Zug Liebe: und ſo geſchah es, daß ich, nachdem mir zuerſt ſo Manches zufällig begegnet war, zuletzt abſichtlich auf das Suchen und Finden ausgehen mußte. Hiebei iſt es mir vorgekommen, als wenn ich einige Fünde gemacht habe; was ich indeſſen dahin geſtellt ſeyn laſſe, da es mir ergangen ſeyn kann, wie allen aufs Finden Ausgehenden, die ihnen ſelbſt gar zu leicht einbilden, daß der

Kupferpfennig ein ſicheres Angeld auf den Goldpfennig ſey, der unter der tiefern Erdlage ſteckt. Denn — daß ich es ehrlich ſage — mancherlei kann mich beſtochen haben.

Erſtlich bin ich ein geborner Eiländer: Aehnlichkeiten und Erinnerungen, beſonders der mächtigſten und natürlichſten Dinge, die ſich zu unauslöſchlichen Eindrücken in uns hineinprägen und zugleich durch ihre Gewalt unſer äußeres Bild ausprägen: d. h. die Art, wie wir die Dinge empfangen, anſchauen und empfinden müſſen — können mich beſtochen haben, auch das Unbedeutende und Kleine für bedeutend und groß zu halten.

Zweitens bin ich der Herkunft und dem Sinne nach ein Nordländer, durch Gewohnheit und Liebe, durch frühe und erſte Lebensverhältniſſe mit dem Norden und ſeinen Geſchichten und Menſchen verbunden. Alſo —

Drittens leide ich mehr, als die Leute mir es anſehen, und als die Meiſten, die mich nicht näher kennen, es wohl glauben werden, an einer Krankheit, womit gewiß Viele ein eben ſolches verlarvtes und anderswohin zielendes Spiel treiben, als mit dem bleichſüchtigen und himmelnden Myſticismus, der eben gleich einer Seuche Alles anzufallen, und mit trocknen und falſchen Farben, die auf keinen Fall ein tüchtiges Wetter aushalten, zu betünchen anfängt: *Ich bin ein Lieber und Lober der alten Zeit.* Ueber dieſe Krankheit muß ich mich nothwendig erklären:

Ich amator et laudator temporis prisci bin keinesweges ein Quintilianiſcher *) nimius admirator antiquitatis, ich kann nimmer einer der pausbackigen Poſaunenengel werden, welche für die Vergangenheit — ich ſollte ſagen für das Mittelalter und ſeine überſchwänglichen Herrlichkeiten — ſo überlaut und überherig in die Trompete des Tages ſtoßen und zum Rückzuge dahin blaſen. Ich bin ein Chriſt und glaube, ja ich weiß, daß wie das Chriſtenthum von ſeinen Anfängen an wie ein göttliches Wunder die Natur getröſtet, gemildert und vermenſchlicht hat, es ſich ſo durch alle Jahrhunderte in ihrem Ablaufe zeigen läßt, als das Menſchengeſchlecht weiter führend zur Milde, zum Licht, zum Recht und zur Wahrheit, alſo zu jener wahren und ächten Freiheit, worüber ſelbſt die Künſte der Hölle keine Gewalt haben, geſchweige denn irdiſche, und welche ſtill und leiſe im innerſten Keime der Liebe und des Lebens webend und brütend in allen wirklichen oder ſcheinbaren Kämpfen und Rück- und Vorſchritten der Zeit — Gott allein, in welchem aller Zeiten Erfüllung ruht, weiß, wie lange Jahrtauſende noch — doch immer mildere und menſchlichere Geſchlechter bereiten wird. Denn in der getümmelvollſten und in mancher Beziehung gewaltigſten und ſchwerſten Zeit habe ich nicht, wieviel auch geſündigt und gefrevelt iſt, ſelbſt manche Vorbereitung zu jener Bereitung erlebt?

---

*) Quintilian. l, 2. c. 5.

Dies weiß ich, und doch bin ich krank! — Warum denn nicht? Ich bin keine dicke und gefühlloſe Zeit, auf deren unverwundliche Maſſe man ſchlagen und hämmern kann, und die mit elephantiſcher Gleichgültigkeit oder Sorgloſigkeit doch ſtillſteht oder vorſchreitet, wie es ihrer Unendlichkeit beliebt; ich bin kein Großes, kein Ganzes, kein Volk, keine Menſchheit, die ſich wohl durch ganz andere Gefühle und Gedanken tragen, und allenfalls zuweilen ohne alle Gefühle und Gedanken, oder vielmehr ohne das, was wir mit dieſen Namen nennen, ertragen können, als der Einzelne. In dieſem Ocean bin ich nur ein Tröpfchen, das in den großen Umrollungen und Schwingungen der Dinge oft nach außen hin geworfen und wohl in die weite Luft hineingeworfen wird, um zugleich als ein bisher geiſtloſer und leibloſer Dunſt ſo lange umher zu fliegen und von Winden und Sonnenſtrahlen faſt zum öden Nichts ausgetrocknet zu werden, bis irgend ein Donnerwetter geruht als Dunſt- und Wolkenſammler meine Wenigkeit wenigſtens einem dickeren Scheinkörper einzuverleiben, bis ich wieder in einen ordentlichen Tropfen verwandelt und in meinen verlornen Ocean hinabgegoſſen werde.

Alſo bin ich krank nnd darf krank ſeyn überhaupt; aber eben darum muß zu der beſondern Krankheit Urſache da ſeyn: und es iſt für mich Urſache genug da, daß ich als ein Lober und Liebhaber, ja ſogar als ein Bewunderer, nur nicht als ein übertriebener, der alten Zeit, der lieben alten vergangenen Zeit, krank ſeyn nicht nur darf, ſonder leider muß.

Das Thor einer neuen Zeit, einer ganz andern Zeit, als die war, worin unſere Väter ſich freueten und betrübten, hat ſich lange aufgethan, jedoch eine Zeitlang noch ſo, daß Manche gemeint haben, es vielleicht noch wieder zuſchließen zu können. Dieſe Hoffnung habe ich lange nicht mehr getheilt; jetzt kann ſich nur ein Unverſtändiger noch damit wiegen und einwiegen. Das Thor ſteht ſo ſperrangelweit offen, daß keinem Geſcheidten die Möglichkeit einfallen wird, mit den alten Schlöſſern und Riegeln etwas auszurichten. Kurz eine große Weltepoche, eine Umwandlung und zum Theil eine Umkehrung aller alten Verhältniſſe, ja eine zum Theil gewaltſame und zu heftige Umkehrung der Neigungen, Triebe und Leidenſchaften der ganzen Welt und der Einzelnen iſt in dem jüngſt verfloſſenen halben Jahrhundert erfolgt, und erfolgt jeden Tag unaufhaltſamer. Gleichviel nun, wie man eine ſolche große und fürchterliche Verwandlungs- oder Umkehrungszeit auch empfinde oder betrachte, ob mit Hoffnung oder mit Grauſen, es bleibt dabei, der Einzelne iſt ein Tropfen.

Ich fange ſchon an zu den Alten zu gehören, mein Haar graut, wenn auch die Gefühle und Hoffnungen ſich noch zuweilen des Grünens erkühnen wollen: ich habe noch in einer andern Zeit, in einer ſtillern und mehr unbewußten, wenigſtens für mich ſtillern und mehr unbewußten Zeit, in den Jahren 1780 als Knabe, in den Jahren 1790 als Jüngling, aus einem fröhlichen und harmloſen Vaterhauſe in die weite Welt hinausgeſchaut. Ich habe in Dingen und mit Menſchen gelebt, deren Zweck und Sinn jetzt vielen der Jüngern wie ſeit Jahrhunderten veraltet vorkommen, von den Meiſten aber ſogar als unnütz oder ſchlecht geſcholten werden würde: ich habe Vieles und Viele lieben und verehren oder doch durch Sitte und Gewohnheit bequem und angenehm finden gelernt, wovon die Fünfundzwanziger und Dreißiger kaum eine Ahnung haben. Mir hat die neue, ach! die ſo geſchwinde Zeit viel Liebes und Gutes genommen, und von manchen geliebten Erinnerungen oder Wirklichkeiten ein blaſſes, ja faſt ein todtenblaſſes Bild gelaſſen, oder ein wehmüthiges und ſchmerzenvolles Bild mit Gewalt aufgedrängt, und drängt es mir jede Stunde noch wieder auf, weil ich ſehe, daß ſie auch, was von dem Alten noch zu leben ſcheint, bald begraben wird.

Auf dieſem Wege komme ich denn ganz natürlich zu meinem Viertens, oder vielmehr das Viertens ſtellt ſich von ſelbſt ein; alſo:

Viertens kann ich bei dem Gegenſtande, welcher den Inhalt dieſer Blätter ausmachen wird, leicht beſtochen ſeyn durch einen Trieb, den ich den wehmüthigen und ſehnſüchtigen Trauertrieb des Tages, worin wir leben, nennen möchte. Wir ſehen in der Umwandlung und dem Umſchwunge der neuen und neueſten Zeit das Alte nicht neu werden, ſondern rettungslos und erbarmungslos untergehen: ſelbſt ſo vieles Gute und Treffliche, was in dem allgemeinen Sturm der Dinge gerettet und erhalten werden könnte, durch Thorheit, Unwiſſenheit und Verblendung mit zerſtört und weggeräumt werden, daß wir wie auf einem großen Kirchhofe ſtehen, wo wir eitel Gräber erblicken, und wo uns das Verlängſtgeweſene und Vergangene und auch das, was eben ſterben und abſcheiden ſoll, in einer ganz natürlichen Täuſchung des Schmerzes und der Sehnſucht wohl noch viel beſſer und ehrwürdiger erſcheint, als es war und iſt.

Ein ſolches ernſtes Gefühl einer ungeheuern Zeit und in Augenblicken der ruhigeren und leichtern Betrachtung auch das klare Sehen und Wiſſen, daß vielleicht in einem halben Jahrhunderte kaum eine Aehnlichkeit mehr ſeyn wird deſſen, was in den Jahren 1790 und 1780 in Europa noch war, noch eine Aehnlichkeit des Lebens und der Strebungen und Verhältniſſe des Lebens, wie es in jener Zeit beſtand, ferner das klare Wiſſen, daß zwiſchen den Jahren 1750 und 1850 in dem Meiſten wohl einmal eine eben ſo weite Kluft zu liegen ſcheinen wird — hier rufe ich abermal: ach! zu *geſchwinde Zeit!* — als zwiſchen den Jahren 1250 und 1750, ziehen die Menſchen natürlich jetzt zu dem Alten und Vergangenen, oder zu dem Alternden und Vergehenden hin. Man freut ſich mit Aehnlichkeiten und Scheinen einer Zeit zu ſpielen, wovon man dunkel empfindet, daß wir in dem Lebendigen und Daſeyenden noch einige Schlüſſel für die Aufſchließung ihres Verſtändniſſes gehabt haben, welche unſern Söhnen und Enkeln fehlen werden. Daher im guten, ja im beſten Sinne bei allen geiſtvollen und ſeelenvollen Zeitgenoſſen die wehmüthige Liebe und der ernſte Eifer für das Studium und die Erhaltung unſerer Alterthümer; daher — wie treue Liebe und reiner Eifer immer rechten Lohn gewinnen — ein regeres Schaffen und leichteres Verſtehen jener weiland Dinge und Zeitalter, die nur den um die Leiden und Erlebniſſe der Zeit Unbekümmerten befremden können.

Ich nun — um bei dieſem meinem Viertens, was ich ja muß, beſonders von mir zu reden — werde zuweilen von dem grauenvollen und ſchauderhaften Gefühle bedrängt, daß die Zeit mit einer fürchterlichen und — wie Einen oft bedünken will — planmäßigen Heftigkeit und Geſchwindigkeit zu einem Gleichmachen und Verallgemeinen der Sachen und der Menſchen eilt, welche alle Eigenthümlichkeit und Beſonderheit völlig zu verwiſchen, ja künftig jede Entwickelung des Beſondern und Eigenthümlichen in der Welt unmöglich zu machen drohen. Viele fürchten daher nicht allein ein allgemeines Chineſenthum der Knechtſchaft, deſſen Ausſicht allerdings nichts Liebenswürdiges iſt, ſondern auch eine reizloſe und farbenloſe Einerleiheit des Daſeyns, worin man vor Langerweile wird umkommen müſſen. Dieſe Furcht kann ich bei einer kühleren Betrachtung und Erwägung der Dinge nicht theilen, obgleich ich nicht leugnen will, daß, wie in allen geſchwinden Untergangs- und Uebergangsepochen den Sterblichen gar oft geſchehen iſt, ein ſolches chineſiſches Schattenſpiel an der Wand des Augenblicks allerdings etwas Wirkliches zu ſeyn ſcheinen, d. h. daß ein Schein eines etwanigen Chineſenthums auf einige Zeit die Menſchen erſchrecken kann. Wir ſollten bei ſolchen Scheinen, die uns nicht blos ein Deus ex machina auf die Wand malt, ſondern die uns von den fürchterlichen Gaukeleien der eigenen Bruſt oft ſo täuſchend vorgeſpiegelt werden, nur immer bedenken, daß derjenige da iſt und ferner da ſeyn wird, welcher von ſich ſagen kann: ein Jahrtauſend iſt vor mir eine Sekunde und zehen Jahrtauſende wie eine Nachtwache; aber wir ſind ungeduldige, kurzſichtige und vergeſſende Weſen, d. h. wir vergeſſen in der Leidenſchaftlichkeit des Augenblicks gar zu leicht auch das, was wir wiſſen. Wir wiſſen aber und auch ich weiß ja, daß das Chriſtenthum, womit wir beſeligt ſind, grade die Erlöſung und Befreiung des Menſchlichſten und Göttlichſten der Menſchheit iſt und fortſchreitend ſeyn wird. Alſo kann auf die Dauer kein Chineſenthum herrſchend werden, keine nichtige, ſtarre und ſeelenloſe Gleichheit und Einerleiheit, kein aſchgrauer Hadeszuſtand des Lebens, wo in blaſſer Farbenloſigkeit und geſtaltloſer Dämmerung Alles in einander verſchwimmt; ſondern eben aus dieſem unvergänglichen und blüthenreichen Chriſtenthum heraus, welches eine Unendlichkeit des Lichts und des Lebens in ſich trägt, wird ſich in einer neuen Epoche, die wir Kurzſichtige freilich nur in der der Ahnung erblicken, auf eine Weiſe, die wir ſo kaum erblicken können, gewiß etwas bilden, was das friſche und freie geiſtige Spiel und die fröhliche Mannichfaltigkeit des Lebens wieder ſchaffen und den vergänglichen zeitlichen Schein wie ein Nichts hinwegnehmen wird.

Indeſſen, wie dem auch ſey, über uns Gegenwärtigen hängt ein ſolcher Schein, ja er ängſtigt uns zuweilen gar ſehr. Jeder ſucht alſo von dem Seinigen oder von dem, was ihm das Seinige zu ſeyn däucht, ſo viel als er kann, und dieſes ſo geſchwind als möglich zu retten; er muß mit ganz beſonderer Liebe ſich zu dem flüchten, und in dem Troſt und Erhohlung ſuchen, was ſein Angemeſſenes oder Aehnliches iſt. Dergleichen begegnet nun auch mir wohl ganz unbewußt. Einer, dem die Natur vielleicht eine gewiſſe phyſiognomoniſche Gabe verlieh, die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Dinge mit einiger Leichtigkeit zu erkennen, muß erſchrecken, wann ſeine Luſt zu Ende gehen will, wann es ſcheinen will, als werden nächſtens alle Geſichter der Dinge einander völlig ähnlich werden. Aus einem ſolchen Gefühle werde ich für meine Beſonderheit in den letzten Jahren wohl vorzüglich dahin getrieben, in der Mannichfaltigkeit des Alten oder Alternden das Aehnliche und Gleichartige (1) aufzuſuchen und gegen einander zu ſtellen: denn wann Alles völlig ähnlich oder gleich geworden iſt, vergeht den Menſchen begreiflich auch die letzte Luſt des Suchens. So ſind denn auch dieſe Blätter entſtanden.

Die Eilande und die Zubehöre und Anhängſel derſeben, von welchen ſie handeln, ſind als kleinere Bruchſtücke größerer Ganzen im Meere ſo hingeworfen; ſie ſelbſt ſind ein unbedeutendes Bruchſtück, ein Sandkörnchen auf der großen europäiſchen Wage: und wenn ſie ja eine größere Bedeutſamkeit gehabt hätten, ſo iſt doch grade die Geſchichte jenes ihrer bedeutenderen Zeitalters ſo von dem Halblichte der Sage umwebt, daß es ſich, wenn man nicht auch dichten und Fabeln und Mährchen zuſammenweben will, in hellen und ganzen Umriſſen gar nicht zeichnen läßt; dazu kommt, daß ſie uns Teutſchen beide in örtlicher und politiſcher Hinſicht fern liegen. Der Schotte und Normann, dem ſie näher ſind, mag ſie weitläufig behandeln und ihr Einzelnes und Unverbundenes zuſammenzubinden und zu einem Ganzen zu ſchließen verſuchen — was Einige auch eben nicht glücklich verſucht haben — uns müſſen ſie bleiben, was ſie hinſichtlich ihrer Lage und Geſchichte ſind: nämlich Bruchſtücke; und bruchſtückig und kurz müſſen wir ſie behandeln. Dabei bleiben wir zugleich unſerer Stimmung und den Trieben, worüber eben geſprochen iſt, getreu, und reihen an die Einzelheiten, die wir vorzüglich ins Auge faſſen, in Andeutungen und Anmerkungen an, was uns dem alten und ewigen Nordiſchen und Germaniſchen, ſo weit innere Anlage und äußere Natur ſein Gepräge beſtimmt haben, in irgend einer Beziehung ähnlich däucht und zur Aufhellung und Erklärung deſſelben ſcheint dienen zu können.

Zur Unterlage — nicht zur Grundlage — haben wir uns der beiden jüngſten vor nicht lange erſchienenen Werke *) bedient, welche den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Inſeln ausführlich beſchrieben und zum Theil auch den früheren Zuſtand derſelben berührt haben.

Schließlich wünſchen wir, daß diejenigen, die ſich auf ſolche Arbeiten verſtehen, beſonders darauf, was es heißt Noten zum Texte machen, dieſen Verſuch ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwerth, und in den Anmerkungen Angemeſſenheit und Kürze, welche in ihnen nie fehlen dürfen, nicht ganz vermiſſen mögen. Solchen brauche ich nicht zu ſagen, wie bei dergleichen Zuſammenſtellungen und Vergleichungen des Aehnlichen oder des Aehnlichſcheinenden, bei der Aufſuchung und Zuſammenhaltung ſo vieles Einzelnen und Kleinen geſchwitzt, geſcharrt und gegraben werden muß, ja wie Manches, was man ſchon als wahre Ausbeute ſcheint zu Tage gefördert zu haben, im eigentlichen Sinn wieder an den Ort, woher man es eben nahm, getragen werden, wieder verſcharrt und vergraben werden

---

*) Der Werke von Barry und Hibbert. S. d. Anm. 2.

muß, und zwar oft mehr als einmal, damit man es in ſeiner natürlichen Lage und Umgebung ein zweites, drittes und viertes Mal wieder unter einem andern Lichte und von einer neuen Seite anſchaue, und ſo wo möglich zu dem rechten und natürlichen Verſtändniß von ihm gelange.

Bei dem Wörtlein natürliches Verſtändniß, das mir eben vorkommt, fällt mir ein, daß ich ſagen darf, ich habe dieſes natürliche Verſtändniß nach meinem beſten Gewiſſen auf eine natürliche und ehrliche Art geſucht, d. h. ich habe, ſo viel an mir iſt, immer die erſten und natürlichen Gründe, und zu dieſen immer die erſten und natürlichen Worte geſucht (3). Ich weiß, wie ſchwer das iſt, und wie ſchwer es der Eitelkeit des kombinatoriſchen und ſchalkiſchen Witzes oft wird, blanke Einfälle und Sprünge, die als ein halber Schimmer der Wahrheit gleißen, in einer vielwiſſeriſchen Zeit zu unterdrücken; mich wird ſolche Menſchlichkeit, die in keiner Zeit ſo unwillkührlich ſich einfindet als in der unſrigen, gewiß mehr als einmal auch beſchlichen haben. Aber ſo beſcheide ich mich ſelbſt ſeit lange ſchon, daß es Keinem gelingt, den Guten und Weiſen unter den Mitlebenden, deren Beifall doch allein eines Schweißtropfens werth iſt, lange vorzugaukeln, daß man beſſer, geſcheidter oder gelehrter ſey, als man wirklich iſt; daß man es aber den Nachkommenden gar nicht einbilden kann, und daß die, welche auf dem Sande unſerer Gräber oder wohl gar auf dem Staube unſerer Gebeine herumſpazieren, ſich von uns keinen Sand und Staub mehr in die Augen ſtreuen laſſen.

Anmerkungen
zum Vorbericht.

1) Ich habe mir eingebildet, nicht blos die Luſt am Sehen und Suchen, ſondern auch die Gabe des Richtigſehens und Findens auf dem Felde der äußeren Erſcheinungen zu haben. Mit und wider Willen habe ich manche Länder und Völker Europens ſehen und kennen lernen müſſen. Ich hatte mir mit Freuden vorgeſetzt, auch die Landſchaften und Volkſtämme des Teutſchen Vaterlandes, die ich zum Theil leider nicht genug kenne, nach und nach beſſer und genauer zu betrachten und zu erkunden, und dazu etwa vier Sommer und in jedem Sommer zwei bis drei Monate zu verwenden, und ſo mir aus dem Lebendigen und Oertlichen, was in Sitten, Sprache, Bräuchen, Herkommen, Wohnungen, Trachten ꝛc. ꝛc. jedem Lande und Völkchen beſonders und eigenthümlich iſt, für meine kleinen Studien Einiges zu erlauſchen und aufzuleſen. Dieſer Wunſch, den ich gewiß ſeit zwanzig Jahren in meiner Bruſt mit mir herum getragen habe, ward mir früher durch Napoleon und ſeine Franzoſen verſperrt, und auch gegenwärtig ſind andere perſönliche und politiſche Verhältniſſe eingetreten, die mir ſeine Ausführung auch nicht geſtatten. Bald möchten auch die friſche Lebensluſt und die muntern und offenen Sinne fehlen, die durchaus nöthig ſind, um auf dieſe Weiſe auf dieſem Felde etwas Erſprießliches zu finden und zu ſchaffen.

2) Histhory of the Orkney Islands by the late reverend D. Barry Minister of Shapinshay in Orkney. Second edition. London 1808. 4. und

Description of the Shetland Islands, comprising an account of their Geology Scenery Antiquities and Superstitions by Samuel Hibbert M. D. etc. Edinburgh 1822. 616 S. 4.

Von dieſen beiden Büchern iſt das des Doctors der Theologie und Pfarrers zu Shapinshay Barry in einem leichten und natürlichen Style und in einem ſo treuen und naiven Tone und mit ſolcher ſichtlichen Kenntniß der Sachen und Orte geſchrieben, daß es dadurch nicht nur als ein wahres und ehrliches Buch geſtempelt iſt, ſondern ſich auch angenehm und freundlich leſen läßt. Dies gilt von dem größern Theile des Buches, wo es ſich mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Orkneyinſeln beſchäftigt. Schwächer und unzuverläſſiger iſt der Theil deſſelben, welcher in die Vergangenheit und Vorzeit zurückſchaut, und antiquariſche, ethnographiſche und etymologiſche Unterſuchungen anſtellt.

Das Buch des Doctors der Arzneikunde und Geologen Hibbert hingegen trägt in jeder Beziehung eine andere Farbe. In Betreff des Tones und Styles und der Zuſammenſetzung und Anordnung gehört es zu den verworrenſten und unleidlichſten Büchern, die Einem je zur Geduldprobe vorgelegt werden können. Es iſt in einer prächtigen hochtrabenden Sprache voll Unklarheiten und halbſchillernder und unſicherer Gedanken verfaßt, wo es Einem ſchwer genug wird, was man ſucht aus dem erkünſtelten Bombaſt herauszufinden, und es wimmelt von einer Menge Wiederholungen, die bei genauerer Vorzeichnung eines beſtimmten Planes hätten vermieden werden können. Herr Hibbert hatte das alte Hialltland in zwei verſchiedenen Sommern beſucht, vorzüglich zu dem Zwecke geologiſcher und mineralogiſcher Erkundung deſſelben, wie denn auch das Geologiſche und Mineralogiſche des Buches bei weitem ſeine größere Hälfte ausmacht. Seine andern Bemerkungen und Unterſuchungen ſind ihm nur ſo beiläufig und gelegentlich gekommen. Indeſſen die Widerlichkeit des Styls und die ſchlechte Anordnung abgerechnet, enthält das Buch viele ſchätzbare ja unſchätzbare und jedem Andern als einem Britten unzugängliche Nachrichten, Urkunden und Belege. Herr Hibbert zeigt ſich wie Herr Barry als ein Mann von edler, freier und menſchlicher Geſinnung und von mannichfaltigen und reichen Kenntniſſen. Nur wo er den ehemaligen Zuſammenhang Shetlands mit Norwegen und die nordiſche Sprache, Geſchichte und Verfaſſung berührt, bedarf er mannichfacher Berichtigungen.

3) Die causae primae, die erſten und nächſten Gründe und Urſachen zu finden, ja überhaupt nur ſehen zu können oder vielmehr nur ſehen zu wollen, iſt gewiß die größte Kunſt oder vielmehr die geborne und ungelernte Kunſt der Einfalt und Schlichtheit, die alles Große und Gute in ſich ſchließt. Wie jedes Wort eine erſte Urbedeutung hat, woraus, wenn man ſie in einem glücklichen Treffer fand, ſich alle Seiten- und Nebenbedeutungen meiſtens ungezwungen ableiten laſſen, ſo hat jedes Ding einen Hauptlichtpunkt, von welchem aus es am ganzeſten und hellſten betrachtet werden kann. Hat man dieſen Punkt entdeckt, ſo braucht man die übrigen Stellen kaum anzudeuten, von woher es allenfalls auch noch angeſehen werden könnte. Dieſer einfältige Weg wird jetzt verlaſſen, oder vielmehr, weil er doch nicht ſo leicht iſt, als es bei dem erſten Blick ſcheinen möchte, und weil, um auf ihn zu gelangen, einzelne Sümpfe vorher nicht ohne Mühe müſſen durchdämmt und einzelnes Geſtrüpp weggeräumt werden, mit einer gewiſſen Liſt umgangen. Man meint oder gebärdet ſich wenigſtens der Wahrheit in den Rücken fallen und ſie erobern zu können. Was man im mühſamen Aufſammeln und Zuſammenlegen des Einzelnen verſäumt hat, und wo man den Mangel der Kenntniß vieler unſcheinbaren und doch für das Verſtändniß des Ganzen unentbehrlichen Kleinigkeiten fühlt, ſetzt man ſich aufs hohe Pferd der Ideen oder vielmehr der Ideenſcheine — denn

die Ideen ſind ja eben causae primae, erſte und natürlichſte Gründe und Gedanken, die, je nachdem man ſie nimmt oder vielmehr findet, zu gleicher Zeit das Tiefſte ſind und das Leichteſte ſcheinen. Fichte, der Vortreffliche, deſſen edlem und treuem Wahrheitsſinne gewiß jede Gaukelei am fernſten lag, meinte auch, die Geſchichte müſſe ſich a priori finden laſſen. Wie würde er erſtaunen, ja erſchrecken, wenn er ſähe, auf welche Weiſe Viele Geſchichten erfinden, und mit wie vornehmer Gebärde ſie in einer noch vornehmeren Wort- und Gedankenwürfelei Ausnehmendes und Neues, ja Niegeſagtes und Niegewußtes an den Tag bringen! Ich treibe ja auch die buchlichen Künſte *), muß profeſſoriſche und unprofeſſoriſche Bücher leſen, ja bin ſogar weiland auf dem Katheder geſtanden, wo man am meiſten Gefahr läuft, die größte Kunſt, nämlich die erſten und natürlichſten Gründe ſehen und finden zu können, ſchier wegzuſchwazzen; aber ich weiß bei allem dem häufig gar nicht, wie mir geſchieht, wann ich Bücher leſe und Worte vernehme, oder Anſichten und Gedanken den Flocken gleich um mich ſäuſeln höre, die mich oft ſo ſtumm, ja gleichſam ſo behext machen, daß ich um mich herum ſtarren und zweifelnd fragen muß: Biſt du denn ſo entſetzlich dumm, oder ſind es Jene, oder ſind ſie gar, viel ſchlimmer, abſichtliche Dummmacher? Ich habe das Katheder genannt, ich bin ja darauf geſtanden, und habe mein Bischen Weisheit über die Köpfe der Jünglinge hintönen laſſen müſſen; da habe ich gar häufig den Commentar zu dieſem meinem Erſtaunen gefunden. Ich bin leider bei der Jugend auch, ach! zu meiner Beſtürzung nur zu häufig, auf dieſe verkehrte Vornehmigkeit geſtoßen, auf dieſes fürchterliche Haſchen nach dem Schein, auf dieſe Sucht

---

*) Eine ſchwediſche Volksredensart, welche die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften bezeichnet.

nach einem ſchimmernden Dämmerleben der Wahrheit, indem man dem reinen und heitern Lichte, das ewig das Erfreulichſte ſeyn ſollte, dünkelhaft vorbeigeht. So ein Bischen davon, was in ſeinem dicken Dunſtſchimmer, den es um ſich ſammelt, bedeutender ſcheint, als der ſanfte in ſich zuſammengezogene Glanz der Wahrheit ſelbſt, ſo ein Bischen Gevierteltes und Gekünſteltes möchte ein Jeder mit der leichteſten Mühe davon mit nach Hauſe nehmen. Ich fühle, ich habe das rechte Wort gebraucht, indem ich Gevierteltes und Gekünſteltes nenne. Nicht aus der erſten, ſondern aus der dritten, vierten und fünften Potenz der Begriffe und Bilder, aus der ſchon gefährlichen und meiſtens halsbrechenden Künſtlichkeit der hin und her ſchwankenden Gedankenzeichen, aus einem verworrenen Halblichte, wenn es nur von allen Seiten her zu ſchimmern und zu blitzen ſcheint, wollen die Menſchen dieſer Zeit die Wahrheit empfangen; und ſie empfangen dafür begreiflich ganz etwas Anderes. Ja ich bin erſchrokken, und wie ſehr, daß ich in den Stunden oft am meiſten gefallen, und etwas Treffliches und Ausnehmendes geſagt zu haben ſchien, worin ich mir mit eigenem Mißbehagen bewußt war, daß ich in ein unklares Dämmern und eine ſchillernde Gedankenſpielerei hineingerathen war, wo es mir ſelbſt — was einem ehrlichen Profeſſor wohl oft begegnet — grün und gelb vor den Augen ward. Denn in ſolchem Zuſtande der Unklarheit iſt man, wenn die Worte, die man ausläßt, wie ſchlechtgeſchoſſene Pfeile, immer in das eigene Ohr wieder zurückfliegen, kurz, wenn man ſich nicht allein ſelbſt vernimmt, ſondern auch ſelbſt hört.

Was mir ſo auf dem Katheder an mir ſelbſt begegnet iſt, begegnet mir alle Tage mit einem ähnlichen Erſtaunen vor den Worten und Gedanken, die dem länger auf ihnen Brütenden und Verweilenden faſt zu behexenden Abracadabras werden, ſo daß ich verdumme und verſtumme, und endlich, wann ich wieder zu mir komme, nicht begreifen kann, wie Menſchen ſo darſtellen können, und wie andere Alſodargeſtelltes leſen mögen. Ja ganze dicke Bücher kann man aufweiſen, geprieſene und gelobte Bücher von gelobteſten Verfaſſern, wo gar nicht mehr nach erſten natürlichen Gründen und alſo noch weniger nach erſten natürlichen Worten gefragt werden darf, ſondern wo Gedanke und Wort im ſchillernden und flackernden Halblichte, wie eines Ballſaals oder Theaters, zugleich alle und gar keine Geſtalten zu haben, zugleich Alles und Nichts zu ſeyn ſcheinen. Dieſe Gaukelei, dieſes Sichgebärden, als wenn man ſehr tief geſchöpft habe, und den ſchweren Gedankenfund vermittelſt des kümmerlichen und beſchränkten Geräths der Worte nur nicht recht in helles Licht ſtellen könne, dieſe von den Engländern und Franzoſen recht wohl gekannte und recht ſcharf an uns gerügte metaphysique tudesque, die in prangenden Worten allenfalls über einen Dunghof und Schweinkoven rationale Anſichten und tiefe Ideen ankündigt, ſchelte ich mit Recht, wie Doctor Luther weiland ſolche leere Albernheit nennte, Geiſterei. Man geiſtert allerdings viel aus Gewohnheit, weil die Art leicht anſteckt und verkehrt; man geiſtert aber auch viel mit Bewußtſeyn, weil das rechte Geiſten unbequemer iſt, das da heißt, langſam und im Schweiße des Angeſichts lernen und richtig erkennen und klar darſtellen zu ſuchen. Das Richtigerkannte findet aber die klare Darſtellnng faſt immer von ſelbſt und bewährt auch heute noch den alten Horaziſchen Spruch: rem verba sequentur.

Von uns Teutſchen gilt überhaupt, und die Fremden werfen es uns mit Recht vor, daß wir bei aller Wiſſenſchaftlichkeit und Idealität, deren wir uns gern rühmen, die Darſtellung vernachläſſigen, und auf die Kunſt der Sprache viel zu wenig Gewicht legen. Dieſer alte Schaden unſerer Literatur iſt nun durch die eben erwähnte

Geiſterei unſerer Tage bis zu einem unglaublichen Grade geſteigert, und von einer feſten Art der Darſtellung, von einer beſtimmten Methode in der Behandlung jeder Wiſſenſchaft, die auch wieder eine beſondere Gattung des Ausdrucks, einen eigenthümlichen Gebrauch der Sprache in ihr beſtimmen muß, kann gar nicht mehr geredet werden, ſeitdem dieſe Geiſterei, dieſe metaphysique tudesque, auch alles Aeußerlichſte und Leiblichſte der Dinge mit ihrem falſchen Schimmer zu beſtrahlen angefangen hat.

II.

Frühere und mittlere Geſchichte.

(Jahre um Chriſti Geburt bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.)

Von der früheſten und früheren Geſchichte dieſer Inſeln, d. h. aus den Jahrhunderten vor dem Zeitalter Alfreds von England und Haralds Schönhaar von Norwegen, iſt uns durchaus nichts Feſtes und Sicheres überliefert worden. Was ſeit Pytheas von Maſſilia Zeiten und vielleicht früher ſchon von phöniciſchen und karthagiſchen Zinn-, Bernſtein- und Pelzhandelſchiffern um dieſe nördlichen Inſeln für Fahrten gehalten, Landungen, Strandungen und andere Abentheuer, wie Sturm und Fluth ſie auf das mannichfaltigſte veranlaſſen, gewagt oder erlitten ſeyn können, und wie Pikten, Sachſen, Frieſen, Schotten und Normänner ſich vielleicht ſchon in der früheſten Zeit hier getummelt haben können, und von dem zweiten Jahrhundert bis zum neunten gewiß in mancherlei Wechſeln getummelt haben — das Alles beruht auf ſchwankenden Vorausſetzungen und Muthmaßungen, wo die Fantaſie das freieſte Spiel hat, aus einzelnen ungewiſſen Namen und Daten, aus Sagen und zum Theil aus Fabeln, die in ſpäteren Jahrhunderten aufgeſchrieben oder erdichtet ſind, neue Fabeln und Mährchen ſpinnen und zuſammenweben kann. Die Einzigen, welche uns aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung etwas Gewiſſes über dieſe Inſeln hätten berichten können, waren die Römer, welchen zuerſt in den langen Kriegen mit Südbritannien, dann, nachdem dieſes bezwungen nnd allmählig latiniſirt worden, in der nahen Nachbarſchaft Nordbritanniens ſitzend, im friedlichen oder kriegeriſchen Verkehr mit den Bewohnern deſſelben (1), welchen ſie in der Mitte des jetzigen Schottlands an den Grampiſchen Bergen (Mons Grampius) ſo oft gegenüber gelagert ſtanden, die häufigſten und reichlichſten Gelegenheiten geboten wurden, auch den äußerſten und nördlichſten Theil des Landes (etwa eine Strecke von 30 — 40 teutſchen Meilen Länge) genau zu erkunden, und das Erkundete der Nachwelt zu hinterlaſſen. Sie haben aber von der Zeit an, als Julius Cäſar in Gallien und Belgien mächtig zu werden begann, bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts, wo ſie

Britannien ganz verloren, über fünftehalb Jahrhunderte theils in der Nachbarſchaft Britanniens geſeſſen, theils wenigſtens viertehalb Jahrhunderte in dem größten Theile deſſelben geherrſcht. Aber dieſes mächtigſte weltherrſchende Volk des Alterthums hatte nie den regen und muntern Geiſt wie die Phönicier und Griechen, ſich in Meere hinauszuwagen, und in fröhlichen Abentheuern des Schiffers und Erdentdeckers die Völker und Länder zu erkunden. Mit einer inſtinktartigen und planmäßigen Liſt und Grauſamkeit, die man mit Recht barbariſch nennen muß, verachteten ſie alles Nichtrömiſche als barbariſch, und nannten es mit dieſem Namen, beſuchten es immer nur mit dem Schwert in der Hand, und, nie eine fremde Eigenthümlichkeit neben ſich duldend, verſtanden ſie die große Herrſcherkunſt, ſie auf das geſchwindeſte zu vernichten, und das Eigene an ihre Stelle zu ſetzen.

Den Namen der Orkneys (2) oder vielmehr die Hinweiſung auf dieſe Inſeln finden wir zuerſt bei Diodor (3) in ſeiner Beſchreibung Britaniens um die Zeit von Chriſti Geburt erwähnt, und etwa hundert Jahre ſpäter nennen (4) Tacitus und Pomponius Mela die Inſeln ſelbſt, und der Erſte ſagt etwas uneigentlich, ſein Schwäher Agrikola habe ſie entdeckt und bezwungen, und von ihnen aus auch die fabelhafte Thule erſchaut. Eben ſo läuft der unfruchtbare Name einſam zuweilen noch durch die ſpäteren Schriftſteller hin;

aber von dem Lande und ſeiner Beſchaffenheit und ſeinem Himmel, von den Bewohnern deſſelben, von dem Zuſtande der Sprache und den Sitten derſelben finden wir kein Wort.

Von der nördlicheren Inſelgruppe Shetland oder Hetland verlautet bei den Alten gar Nichts. Wenn Agrikola und die Seinigen aber ihr Thule nicht blos in der Idee ſchaueten, ſo konnten ſie, von den Orkneys aus nordöſtlich ſchauend, durchaus nichts Anderes mit den Augen erreichen als die Küſten Shetlands. Wer will aber nach dem Obengeſagten zweifeln, daß Manche von ihnen da geweſen ſind, freiwillige oder unfreiwillige Anlander, je nachdem ſie von ihren geſchickten Schiffervölkern oder von Stürmen geführt worden?

Aber nun, nachdem wir mehrmahls ſchon von Bewohnern dieſer Inſel geſprochen, fragt ſich endlich: waren ſie denn in jener Römerzeit auch ſchon bewohnt? Wunderbar genug haben einige Derjenigen, die da viel fragen, und bei dem Fragen Vieles verneinen, damit ſie durch viele Antworten ſich ſelbſt und Andere mit vergeblichen Forſchungen und Unterſuchungen täuſchen können, ſo gefragt. Mich däucht, wenn wir Nichts weiter hätten, als in der angeführten Stelle des Tacitus die Worte: „Orcadas invenit *domuitque*,“ ſo hätten wir genug, um die Frage zuverſichtlich zu bejahen. Dieſes „er bezwang die Orkaden“ kann man vernünftiger Weiſe doch wohl auf Nichts als auf Menſchen beziehen; aber wir haben andere Gründe, aus welchen wir die Bejahung verſtärken können. Es ſind dieſe:

Agrikola, nachdem er Südbritannien bezwungen hatte, drang in Nordbritannien (Schottland) ein, und gründete in deſſen Süden die Anfänge der Römiſchen Macht. Ein großer Feldherr mit einem mächtigen Heere; doch fand er gewaltigen Widerſtand, und auch als er ſich auf der Stelle, welche Schottland gleichſam wieder in zwei ungleiche Hälften theilt, auf ſeinem vierten Feldzuge feſtgeſetzt hatte, an jener Stelle, wo die Forth *) (Bodotria) und Clyde (Glotta) mit ihren Meerbuſen, bis nur zu einem Abſtande von etwa 6—8 t. Meilen von einander, tief ins Land hineinlaufen, mußte er zwiſchen dieſer Stelle mit den von den Grampiſchen Bergen herabdringenden Kaledoniern noch ſchwer und gefährlich ſchlagen.

Einen eben ſolchen ſchweren Krieg führte an dieſen ſelben Orten etwa 125 Jahre ſpäter einer der größten römiſchen Feldherren und Kaiſer Septimius Severus, der nach mancher Jahre vergeblicher Arbeit, worin er die Kaledonier wohl zuweilen beſiegen aber nicht überwinden konnte, ermattete; alſo daß Verdruß und Krankheit ihn mitten im Kriege wegnahmen. (Jahr 111.)

---

*) Tac. Agricola c. 32.

Dieſe Feldherren ſind mit großem Zeuge und Heeren, gewiß mit 50000 bis 80000 Mann, gegen die Kaledonier ins Feld gerückt. Dieſe, welche ihnen viele Schlachten zweifelhaft, einige auch gefährlich machten, und jenſeit der Grampiſchen Berge ihre Unabhängigkeit tapfer behaupteten, konnten nicht aus einzelnen wilden Haufen beſtehen, ſondern ſetzen Schaaren Männer voraus, die gelernt hatten in wohl geordneter Zucht zu fechten.

Hieraus folgt ganz von ſelbſt, daß das Land, das ſie inne hatten, ſo viel es ſeine Beſchaffenheit verträgt, wohl bewohnt ſeyn mußte, wahrſcheinlich ſo bewohnt, als es zu der Zeit der Vereinigung mit England (J. 1707) war, wo man auf ganz Schottland, das jetzt an drittehalb Millionen Seelen zählt, etwas über 900,000 rechnete, wovon auf das jenſeits der Grampiſchen Berge und der Forth liegende Land etwa eine halbe Million fallen konnte.

War jenes Land ſo bevölkert, wie ſollten die Orkneys, ſo nahe an der Nordküſte liegend, unbeſucht und unbewohnt geblieben ſeyn? Inſeln, von welchen viele zum Kornbau geſchickt ſind, und faſt alle an Viehzucht, Fiſchfang und Vogelfang, damals einige vielleicht auch noch an Wildpret, reichen Ertrag geben, und welche außerdem noch mit vielen vortrefflichen Anfuhrten, Einfahrten und Haſen geſegnet ſind? Waren aber die Orkneys erſt bevölkert und von Fiſchern und Schiffern beſucht, ſo zogen ſich die Menſchen von dort von ſelbſt nach Shetland hin.

Während nun alſo Einige gefragt haben, ob die Inſeln in der Römerzeit überhaupt bewohnt geweſen, ſind Andere entgegengeſetzt ſo weit gegangen, anzunehmen: die Römer hätten die Orkneys und Shetland eine Zeitlang wahrſcheinlich beſetzt gehabt, dort Feſten und Schanzen aufgeworfen und Schiff- nnd Flottenläger gehalten. Sie ſeyen, zumal in der Zeit, als von dem dritten Jahrhunderte an die Sachſen und andere Seeräubervölker der Nordſee an den Küſten Britanniens zu plündern und heeren begannen, für Flottenſtationen ganz vorzüglich bequem geweſen. Dieſe ihre Meinung — denn etwas Anderes iſt es nicht — ſtützen ſie auf dem ſchwachen Grunde, daß man ſelbſt in dem fernen Shetland zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Stellen römiſche Münzen (5) gefunden habe, vergeſſend, daß Nichts ſo zufällig und ſo weit in der Welt herumkommt als das Geld, und daß ein ſolcher Fund, wenn man Etwas darauf ſoll bauen dürfen, nebenbei noch durch anderes Mitfolgendes unterſtützt werden muß.

Aber daß römiſche Flotten oder einzelne Schiffe zuweilen hier geweſen ſeyn, daß ſie vielleicht in dem Falle geweſen ſeyn mögen, ſich, wie Medina Sidonia auf Faire that, mit Wällen verſchanzen zu müſſen; daß ſie ſiegreich ſächſiſche und jütiſche Seeräuber hieher verfolgt oder hier aufgeſucht haben mögen — das Alles leugne ich nicht, weil es wahrſcheinlich iſt. Aber unwahrſcheinlich iſt und bleibt es, daß ſie bei der Lage ihrer Seemacht und ihrer von dieſen Inſeln 40 bis 50 Meilen entfernten Herrſchaft jemals ſtehende Schiffläger und Flottenſtellen angelegt und gehalten haben ſollten.

Wenn nun dieſe Inſeln bewohnt und bebaut waren, wie wir glauben müſſen, wer waren ihre Bewohner? Waren ſie (6) Kaledonier? oder waren ſie von den vielleicht andersartigen Stämmen, die man etwas ſpäter mit den Namen Skoten und Pikten unterſchied? oder waren ſie gar Koloniſten oder ein auf irgend einer Fahrt verlorner oder verſchlagener Nachlaß germaniſcher und nordiſcher Wikinger? Wir wiſſen auf dieſe Fragen gar nichts Gewiſſes zu antworten, ogleich ſie in den Anmerkungen nicht übergangen werden dürfen.

Ein gleiches Dunkel, als womit die Vorzeit dieſer Inſeln bedeckt iſt, bleibt die nächſten vier Jahrhunderte nach der Verlaſſung Britanniens von den Römern auf denſelben liegen. Bei Denjenigen, welche die geiſtlichen und weltlichen Ereigniſſe dieſer Zeit in England, Schottland und Irland fabelhaft oder geſchichtlich beſchrieben haben, in den Legenden der Iriſchen Culdees und St. Kolumbas und ſeiner Inſel Jona, in den Leben der Heiligen Ninian, Adamnan und Anderer, ſo wie im Beda Venerabilis tönt blos der unfruchtbare Name Orcades zuweilen noch wieder, wie er früher bei den Römern tönte. Zwar die Nordländer wiſſen uns aus isländiſchen Sagen, aus dieſen dunkeln Jahrhunderten von dem Jahre 500 bis etwa zum Jahre 870 mancherlei zu berichten: wir können ihnen auch wohl glauben, daß die nordiſchen Schiffer und einzelne Wikinger, die wohl vor dem neunten Jahrhundert zuweilen in den milderen Südweſten hinein abentheuerten, die Kunde dieſer Inſeln nicht ganz werden verloren haben — aber die verworrene und trunkene Art, womit mehrere nordiſche Geſchichtſchreiber dieſe Sagen gebraucht haben, muß uns bei ihnen doppelt vorſichtig und nüchtern machen. Wenn man die Bücher dieſer Geſchichtſchreiber durchblättert, wird Einem zu Muthe, wie vor etwa 20 Jahren, als drei, vier bekannte literariſche Namen ſich über die chineſiſche Literatur oder vielmehr über ihre gegenſeitige Kunde in derſelben ſtritten: bei welchem Streite das Facit gleich Nichts zu werden ſchien. Es laſſen ſich aus den ſchwimmenden Nebelgeſtalten jener Sagen, in ſo fern ſie entlegene Jahrhunderte und Länder betreffen, keine ordentlichen feſten Bilder machen; es laſſen ſich aus den verlornen Namen, aus den abgeriſſenen Bruchſtücken und den allerſeltſamſten Abentheuern, die ſich auf dieſem unſern Planeten zum Theil nie und nirgends begeben konnten, keine hiſtoriſchen Brücken bauen, die ein ehrlicher Mann mit guten Gewiſſen betreten könnte. Ich will, indem ich dieſes ſage, keinesweges leugnen, daß in einfältigen und naturkräftigen Zeitaltern, wie die nordiſche Zeit des erſten chriſtlichen Jahrtauſends gewiß auf eine herrliche Weiſe ein ſolches war, die Sage nicht nur den ſüßeſten Fabelmund, ſondern auch das unverwüſtlichſte Gedächtniß und die treueſte Liebe zur Wahrheit habe. Aber jede Sache hat ihre Gränze: man kann nimmer hell und wahr erzählen, wovon man ſelbſt keine helle und wahre Vorſtellung hat: wo zu gleicher Zeit die Thatſachen und Begebenheiten einzeln und bruchſtückig und die Völker und Länder, worin ſie vorgefallen ſeyn ſollen, in ihrer Art, Sitte und Sprache wenig, ja zum Theil nur mährchenhaft bekannt waren, wie ſollten da wahre und wirkliche Geſchichten verfaßt werden können? Es muß alſo als Grundſatz gelten, daß, je weiter dieſe Entfernung von den Sitzen der Sage (Norwegen, Island) — Schlözer würde ſagen von den Fabelfabrikanten — war und jemehr die Scene ſich gegen den Weſten und Süden hinabſtreckt, deſto mehr auch Unzuverläſſigkeit und Mährchenhaftigkeit der Perſonen und Thaten vorausgeſetzt werden muß. Die Sage über dieſe Jahrhunderte, die uns aus Irland und Frankreich, vollends aus Spanien und dem Mohrenlande oder dem Lande der Blaumänner vielleicht Nichts als Fabeln und Wahne bringt, die vielleicht aus irgend einer einzelnen wahren Nachricht, aus einer verlornen hiſtoriſchen Thatſache geſponnen ſind, muß und darf dagegen ganz anders angeſehen und geſchätzt werden, wenn ſie von nordiſchen Menſchen und Dingen handelt. Hier war Land, Volk, Leben und Geſchichte, kurz ein ganzes helles Bild der Perſönlichkeit und Sachlichkeit, vor Augen: hier konnte alſo auch, was vielleicht gleich bei ſeiner Geburt, wie man es in ſeiner unmittelbarem Wirklichkeit und Klarheit ſchaute, auch wahr und klar dargeſtellt werden, durch den Ablauf mancher Jahrhunderte in ſeiner vollen wirklichen Leibhaftigkeit von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert und erhalten werden. Es war die Vergangenheit der Gegenwart ähnlich, man kannte und verſtand dieſes Land, dieſe Sprache, Art, Sitten und Menſchen; man konnte und durfte ſich nicht ſo in geſtaltloſen Nebeln einer abentheuerlichen Mährchenwelt verlieren, wie bei dem mehr Fernen und Unbekannten.

Dies ſcheint mir die Mitte zu ſeyn, die man hier halten muß zwiſchen einem zu ſtrengen und armen ſchlötzeriſchen Purismus, der alles Epiſche und Mythiſche der Vorgeſchichte der Völker als nichtige und leere Kinderei wegwirft, und zwiſchen einem zu begeiſterten Köhlerglauben, welcher Namen, Thaten und Perſonen, die wie Schneeflocken im Winter wild und geſtaltlos durch einander fliegen, in beſtimmte Zeiten, Länder und Völker einreihen will. Eine ganz andere Würdigung aber muß über dieſe Sagen ergehen, wenn man ſie blos von ihrer innern Seite betrachtet, als Spiegel des Lebens und Strebens, des Denkens und Empfindens desjenigen Volkes, von welchem ſie verfaßt ſind. Da ſind dieſe Kinder eines Zeitalters, wo die Rieſenkraft und das Heldenthum, die ganze kräftige und ritterliche Fülle eines der edelſten Völker der Welt noch ungeſchwächt und freudig in Thaten wie in Liedern lebte und blühete, von unſchätzbarem Werthe: da ſind dieſe köſtlichen Ueberbleiſel und Klänge aus der Vorzeit Demjenigen, deſſen Verſtändniß dem Innerlichſten nicht verſchloſſen iſt, eine Art Urgeſchichte, eine Art prophetiſcher Vorklang der wirklichen Geſchichte eines Volkes, gleichſam ein begeiſterter Wiegengeſang ſeiner glorreichen Zukunft; und dieſe Urgeſchichte, wenn er die zarten und kindlichen Vorſpiele des Geiſtigſten in den Menſchen und Dingen überall zu deuten und zu verſtehen vermag, wird ihm über manche viel ſpätere Entwickelungen und Erſcheinungen Auskunft geben (7).

Die Mittelaltersgeſchichte und überhaupt der wirkliche Anfang der Geſchichte dieſer Eilande beginnt etwa in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, wo die lange Dämmerung ſich allmählig zu einer Art geſchichtlicher Morgenröthe aufhellt, welche das Sonnenlicht zwar verkündigt, aber noch lange nicht bringt.

In dieſem neunten Jahrhunderte beginnt von dem bisher ziemlich ſtillen Norden aus eine neue Völkerfluth, welche auf der See fortſchwimmt, wie jene merkwürdigere und fürchterlichere des fünften Jahrhunderts ſich welterſchütternd und weltverändernd zu Lande über den Rhein und die Donau gegen den Südweſten ergoſſen hatte. Man hat dieſe ungeheure Erſcheinung wieder aus ein

Paar gleichzeitigen großen Erſcheinungen im ſkandinaviſchen Norden erklärt: aus Gorm dem Alten und Harald Schönhaar, den Monarchieſtiftern in Dänemark und Norwegen. Man ſagt — und man kann es zum Theil ſogar nachweiſen —: Diejenigen, welche bisher die Gleichen dieſer Fürſten geweſen, die mächtigen und ſtattlichen Männer, die theils eben auch Fürſten geweſen, theils als Söhne und Enkel von Fürſten und Helden, welche ihren Urſprung wohl von den Göttern herrechneten, haben die Herrſchaft eines Einzigen über Alle gehaßt und verſchmäht, künftig ſein, wenn gleich glänzendes Hofgeſind und im glücklichſten Falle als ſeine Feldherren, Landpfleger und Verweſer immer doch nur die vornehmſten ſeiner Diener zu ſeyn. In dieſem Gefühle haben ſie ſich von dem mütterlichen Boden losgeriſſen, und viele Folger mitgeriſſen, und haben auf dem öden Meere und auf den Inſeln die Freiheit umhergetragen, und lieber Fremde zu Knechten machen, als ſelbſt Knechte ſeyn gewollt. Daß ein ſolches Gefühl wohl in den Herzen der Fürſtlich- und Großgebornen gährete, begreift man; aber darum begreift man noch nicht, warum ſo viele Tauſende und Zehntauſende ſogleich bereitwillig mitzogen, welche durch den Gorm und den Harald keine Fürſtenthümer noch Anſprüche auf Fürſtenthümer, d. h. ihre Freiheit (8), verloren hatten: denn die neuen Monarchen haben die alte Verfaſſung der freien Männer, ihren Hausfrieden, ihre Gerichtsfreiheit, ihr volles und ganzes Königsrecht auf ihrem Grund und Boden nicht angetaſtet, durften ſie auch bei dem freien und ſtolzen Sinn der Menſchen, wie ſie damals waren, nicht ſo plötzlich antaſten. Am allerwenigſten iſt das in Norwegen geſchehen. Daß dieſe einen größeren Anſtoß zu den Seewanderungen gaben, iſt wohl gewiß; aber warum ließ ſich die Menge ſo leicht losmachen? Hier erklärt ſich der Anfang wenigſtens noch nicht völlig; die Mitte und das Ende erklären ſich leichter: denn gewiſſe Bewegungen theilen ſich endlich durch eine Art Anſteckung gleich Seuchen mit; endlich auch, als viele jener ausgezogenen Schaaren von den reichen Küſten Englands, Belgiens und Frankreichs Siege melden konnten, mochte Luſt zu Ruhm, Glück und Reichthum gewaltiger in die Fremde verlocken.

Aber wenn auch viele Großgeborne im Zorn über eine neue und ſtrengere Einherrſchaft Dänemark und Norwegen verließen und manche Schaaren mit ſich fortriſſen, ſo begann mit ihnen weder der Anfang noch der erſte Anſtoß zu dieſen Seefahrten; höchſtens darf man ſagen, daß dieſer Anſtoß durch ſie heftiger geworden ſey. Schon in den letzten Jahren Karls des Großen begannen die Vorzeichen dazu auf der großen Halbinſel, wo nördlich der Elbe die Grenzen der Jüten und Sachſen zuſammenſtoßen; und viel früher, als Gorm und Harald das Scepter über die Reiche führten, ja als ſie noch nicht geboren waren, oder als Kinder in der Wiege lagen — ſchon in der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts, als Ludwig der Fromme über die Franken und Teutſchen, und Egbert über die Sachſen und Angeln herrſchten, ward England fürchterlich und Frankreich nicht ungefährlich von den nordiſchen Wikingern heimgeſucht. Sie fuhren nicht, wie ſie in früheren Jahrhunderten wohl oft gethan hatten, mit einzelnen Schiffen in kleinen Haufen aus, ſondern erſchienen mit Flotten 20,000 bis 50,000 Mann ſtark. Und wer weiß, ob daſſelbe, was dieſe Erſten vor Gorm und Harald ſchon aus dem Vaterlande trieb, nicht eben dieſe beiden zu Alleinherrſchern gemacht hat.

Es ſind alſo urſprünglich frühere und andere Gründe geweſen, welche ſo große Heere aufs Meer gebracht haben; und hier iſt es recht, an den erſten und natürlichſten Grund zu denken, nämlich an den: *ihr Land war von Menſchen und von friſcher und jugendlicher Kraft überfüllt, und konnte der wimmelnden Menge weder genug Beſchäftigung noch Bergung geben*: denn durch Gefahren von ſtärkeren Völkern, die ſie zu unterjochen gedroht hätten, ſind ſie nicht weggetrieben worden. Dieſer Grund gewinnt, je mehr ich die Geſchichte jener Zeit im Zuſammenhange betrachte, deſto mehr an Wahrſcheinlichkeit. Wir wollen einmal rechnen und zuſehen:

Zwei Jahrhunderte iſt dieſer Strom von Norden gegen Weſten gefloſſen, vom Jahre 830 bis zum Jahre 930 meiſtens ſehr friſch, dann von 930 bis 1040 etwas ſanfter aber gar nicht unbedeutend. In dem erſten Jahrhunderte, wie viele Heere, 20,000, 50,000, ja 70,000 bis 80,000 Mann ſtark, haben in dem ganzen weſtlichen Europa um Beute und Herrſchaft gefochten! In langen Feldzügen aber werden die Sieger wie die Beſiegten durch Beſchwerden, Seuchen, Hunger, Schiffbrüche in wenigen Jahren aufgerieben, und müſſen immer ergänzt werden. Außerdem haben ſie in Irland, England und Frankreich Hunderttauſende von Anſiedlern und Landbeherrſchern abgeſetzt, welche beinahe Völker ausmachten. Im zweiten Jahrhunderte haben die Züge nicht aufgehört, und am Ende deſſelben haben Däniſche Könige an 30 Jahre über ganz England faſt allein geherrſcht, welche dieſe ferne Herrſchaft nothwendig mit immer zuziehenden Kriegsleuten aus der Heimath verſtärken und behaupten mußten. — Das Alles (vollends wenn man, was man muß, die Beſetzung und Bevölkerung mancher Inſeln in den nördlichen Meeren dazu rechnet) ſetzt in Norwegen und den däniſchen Inſeln und Halbinſeln, von wannen die Heere und Flotten meiſt ausgezogen ſind, eine Volksmenge voraus, welche derjenigen, die man jetzt in jenen Ländern zählt, um Vieles überlegen ſeyn mußte; was theils durch die fröhliche Tugend und Zeugungskraft (9), welche in gewiſſen Zuſtänden und Entwicklungsperioden der Völker auf eine wunderbare Weiſe herrſcht und blüht, theils auch dadurch erklärt wird, daß der nördlichſte Theil Skandinaviens und ſelbſt Island damals wahrſcheinlich eines viel (10) milderen Himmels, und alſo auch einer viel fruchtbareren Erde genoſſen, als in unſerer Zeit. Denn jetzt würde man uns mit Recht einwerfen: wenn die Norweger auch noch ſo viel Trieb und Kraft hätten, ſich in königlicher Freudigkeit zu mehren, woher nähmen ſie das Brod, ihre Kinder zu ernähren?

Alſo ſchon im Anfange des neunten Jahrhunderts begannen die größeren Seeheerfahrten der Wikinger, wo es nicht allein galt zu rauben und den Raub heimzuführen, ſondern Land zu erobern, Küſten und Inſeln zu beſetzen und zu behalten. In dieſer Zeit der jugendlichen Thatenkraft ward Island in den Jahren 860 von Norwegern beſetzt, Grönland und Winland (eine nordamerikaniſche Fabelküſte) entdeckt, wurden die Inſeln, bei welchen man als Schiffer oder Räuber früher nur kurz angelegt hatte — die Färöer (11), Hialltland, die Orkenöer, die Suduröer beſetzt und bevölkert, und regierten ſich theils als freie Volksgemeinweſen unter gewählten Obrigkeiten, wie Island und Grönland, theils unter erblichen Fürſten und Seekönigen, wie die Orkenöer, Hialltland und die Suduröer.

Wie und von welchen Flottenfürſten und in welchen Jahren gerade unſre Inſeln (die Orkenöer und Hialltland), in der Abſicht dort zu wohnen, beſetzt worden, iſt unbekannt. Auch wird uns Nichts gemeldet von dem Lande und den Einwohnern des Landes, wie und welche ſie waren zu der Zeit der Beſetzung. Blos ein Paar ziemlich unfruchtbare Namen ſind aus einer trüben und ſpäten Quelle auf uns gekommen: die Peti und Papä (12), von welchen die beſte Quelle, die Heimskringla, ſchweigt. Dieſe beiden Völker ſollen die Wikinger dort gefunden und ſo zerſtört haben, daß keine Nachkommenſchaft von ihnen geblieben iſt.

Dieſe Wikinger nun, welche ſich auf dieſen Inſeln und den Häbuden feſtgeſetzt hatten, wurden dem jungen Alleinherrſcher Norwegens, Harald, durch häufige Beſuche und Plünderungen der alten Heimath ſo läſtig, daß er ſie zu züchtigen auszog. Dies gab Veranlaſſung zu der Stiftung einer von Norwegen abhängigen Grafſchaft Orkney.

Die Geſchichte dieſer Grafſchaft hat der wakkere Isländer Torfäus in einem eignen Buche mit einer Ausführlichkeit und für einen Zweck, die mir beide fern liegen, vor mehr als hundert Jahren nicht übel beſchrieben (13). Wir wollen den großartigen Anfang derſelben ſehen, und dann über Namen und Zahlen, die uns blos dies ſind, geſchwinder hinwegeilen, und betrachten, wie Herr und Volk und Art, Sitte und Brauch des Volkes etwa geweſen ſeyn können, und endlich auf die Einleitung und Vorbereitung zu den letzten Jahrhunderten kommen. Jenen Anfang laſſen wir die

Heimskringla mit ihren eigenen Worten erzählen *):

Haraldsſaga. **Kap.** 20. „In dem Unfrieden, da König Harald alles Land in Norwegen gewann, da wurden die fernen Lande, Färöer und Island, gefunden und bebauet; da war auch große Fahrt der Nordmänner nach Hialltland, und manche mächtige Männer Norwegens entflohen aus dem Lande vor dem Könige und fuhren auf die Weſtwiking, waren in den Orkenöer und Süderöer den Winter, und den Sommer heerten ſie in Norwegen und thaten dort großen Schaden.

Kap. 22. König Harald lernte, daß Wikinger, die ſich im Winter im Weſtmeer enthielten, in Norwegen im Mittellande raubten. Deswegen fuhr er jeden Sommer mit einer Seerüſtung aus und durchſuchte die Inſeln und Scheeren. Aber wann ſie ſeinen Heerzug vernahmen, dann entflohen alle, und die meiſten auf das hohe Meer hinaus. Deſſen ward der König endlich müde, da geſchah es einen Sommer, daß König Harald mit ſeinem Heere ins Weſtmeer ſegelte. Er kam zuerſt bei Hialltland an und erſchlug dort alle Wikinger, die ſich nicht flüchteten. Nachher ſegelte König Harald ſüdwärts zu den Orkenöer, und reinigte dort Alles von den Wikingern. Darauf ſegelte er zu den Süderöer und heerte dort; er erſchlug dort viele Wikinger, die da ſchon Kriegsvolk gerüſtet hielten. Er hatte dort viele Kämpfe und hatte allezeit Sieg. Darauf heerte er auf Schottland und hatte dort Kämpfe. Aber ehe er weſtwärts nach Man kam, da hatten ſie ſchon erfahren, welche Verheerung er früher dort im Lande verführt hatte; da floh alles Volk in Schottland hinein, und es war dort leer von Menſchen, auch war alles Gut weggeflüchtet, das irgend geflüchtet werden konnte. Und als Harald mit ſeinem Heere dort ans Land ſtieg, ſo fingen ſie dort keine Beute.

---

*) Die Kopenhagener Ausgabe. Erſter Band.

In dieſen Kämpfen fiel Ivar, des Jarls in Möre, Rögnvallds *) Sohn, und zum Erſatz dafür gab König Harald dem Jarl Rögnvalld, als er aus dem Weſten ſegelte, die Orkenöer und Hialltland. Aber Rögnvalld gab ſogleich beide Länder ſeinem Bruder Sigurd, und dieſer blieb in Weſten zurück. König Harald gab dem Sigurd Jarlthum (Jarlwürde), ehe er oſtwärts ſegelte. Da trat in Genoſſenſchaft mit ihm Thorſtein der Rothe, der Sohn Olaffs des Weiſen, und der Audur der Tiefſinnigen. Sie heerten gegen Schottland und eroberten Katanes und das ganze Sudrland bis Eckialsbacke. Jarl Sigurd erſchlug den Thane Melbrigda, einen Schottiſchen Jarl, und band den Kopf deſſelben an ſeinen Steigbügelriemen, und zerrieb ſich ſeine Wade an einem Zahn, der

---

*) Heißt in den latein. Chroniken Ronald. Noch ſind unter den Orkneyinſeln Nord- und Süd-Ronaldsha (oder Ronaldsay).

aus dem Kopf ragte; dadurch kam Geſchwulſt in den Fuß, und bekam er davon den Tod, und er iſt in Eckialsbacke (14) begraben. Da regierte die Lande ſein Sohn Guttorm ein Jahr und ſtarb kinderlos. Seit dieſem ſetzten ſich viele däniſche und norwegiſche Wikinger in jenen Landen feſt.

Kap. 27. Jarl Rögnvalld erfuhr den Hinfall ſeines Bruders Sigurd und daß Wikinger in den Landen ſaßen. Da ſandte er gen Weſten ſeinen Sohn Hallad, und nahm dieſer vorher den Jarlnamen an, und hatte ein mächtiges Heer. Als er bei den Orkenöer ankam, da ſetzte er ſich feſt im Lande. Aber beide im Herbſt und Winter und Frühling fuhren Wikinger um die Inſeln und plünderten an den Küſten und hieben (15) Strandhieb. Da ward es dem Jarl Hallad verleidet, auf den Inſeln zu weilen; ſo ward er aus ſeinem Jarlthum verdrängt, und nahm (16) Haullds Recht und Namen an, und fuhr darauf weſtwärts nach Norwegen. Aber als Jarl Rögnvalld das erfuhr, ward er zornig über Hallads Fahrt und ſagte: ſeine Söhne gerathen ihren Vorältern ſehr ungleich. Da antwortete Einar: Ich habe wenig Achtung von Dir, und habe mich hier von wenig Liebe zu ſcheiden: ich will weſtwärts zu den Inſeln fahren, wenn du mir einige Stärke verſchaffen willſt; ich will dir alsdann verſprechen, da es dir das Erfreulichſte ſeyn wird, daß ich nimmer wieder nach Norwegen kommen will. Jarl Rögnvalld antwortete, es gefalle ihm wohl, daß er nimmer wiederkomme: denn ich habe wenig Hoffnung, daß deine Gefreundten Ehre an dir ſehen, da all dein mütterliches Geſchlecht knechtiſcher Art iſt (17). Jarl Rögnvalld gab dem Einar ein vollgerüſtetes Langſchiff. Einar ſegelte den Herbſt weſtwärts auf die See. Und als er zu den Orkenöer kam, lagen dort Wikinger mit zwei Schiffen, Thorer Treſkegg und Kalf Skurfa. Einar legte ſich ſogleich gegen ſie zum Kampf und ſiegte, und ſie fielen Beide. Da ward dies geſungen:

> Da gab er den Treſkegg den Troll (18),
> Torf=Einar erſchlug den Skurfa.

Er ward deswegen (19) Torf-Einar genannt, weil er Torf ſtechen ließ und ihn als Brennholz gebrauchte: denn es waren keine Wälder in den Orkenöer. So ward Einar zum Jarl über die Inſeln gemacht und ward ein mächtiger Mann. Er war ein garſtiger Mann und einäugig, und doch der ſcharfſichtigſte der Menſchen.

Kap. 30. Als König Harald 40 Jahre alt war, waren manche ſeiner Söhne ſchon zum vollen Wuchs gekommen: ſie wurden alle ſchnell reif. Nun begab ſich, daß ſie ſchlecht damit zufrieden waren, daß der König ihnen keine Reiche (20) gab, ſondern Jarle über jedes Fylke ſetzte, und däuchte ihnen, daß die Jarle geringer geboren waren als ſie. Da fuhren einen Frühling Halfdan Halegg und Gudröd Liomi mit einer großen Schaar aus, und fielen unerwartet über Rögnvalld, Jarl von

Möre her, und berennten ſein Haus und verbrannten ihn drinnen mit 60 Mann. Da nahm Halfdan drei Langſchiffe, rüſtete ſie, und ſegelte dannen weſtwärts aufs Meer; Gudröd aber ſetzte ſich in den Landen, welche Jarl Rögnvalld früher gehabt hatte. Aber als König Harald das vernahm, da zog er alsbald mit ſtarkem Heer gegen Gudröd aus, und Gudröd ſah da keinen andern Ausweg, als ſich in König Haralds Gewalt zu geben, und der König ſandte ihn oſtwärts gen Agder. Aber König Harald ſetzte da über Möre Thorer, des Jarls Rögnvalld Sohn, und gab ihm ſeine Tochter Alöfa, welche Arbot zugenannt ward. Jarl Thorer hatte da daſſelbe Reich, welches Jarl Rögnvalld, ſein Vater, gehabt hatte.

Kap. 31. Halfdan Halegg kam weſtwärts zu den Orkenöer, und ſehr unerwartet. Und es floh Jarl Einar ſogleich aus dem Inſeln, und kam wieder alsbald um den Herbſt, und überfiel da unverſehens den Halfdan. Sie trafen mit einander und ward da ein kurzer Kampf, und Halfdan floh, und es war um die Nachtzeit. Einar und die Seinigen lagen da zeltlos die Nacht durch. Aber den Morgen als der Tag anbrach fuhren ſie aus, die Flüchtlinge auf den Inſeln aufzuſpüren, und ward Jeglicher erſchlagen, wo er ſich befand. Da ſprach Jarl Einar: Ich weiß nicht, ſagte er, ob ich bei Rinans Oe einen Mann oder Vogel ſehe, bald hebt es ſich auf, bald legt es ſich nieder. Darauf fuhren ſie dahin und fanden Halfdan Halegg dort und nahmen ihn gefangen. Jarl Einar ſang dieſe Weiſe des Abends, ehe er in den Kampf ging:

Nicht ſeh ich aus Rolfs Händen
Noch Hrollöges fliegen
Den Speer in des Feindes Schaar —
Uns frommt rächen den Vater.
Doch heut Abend, da wir ringen,
Sitzt im ſaftſtrömenden
Streite der ſtumme
Thorer Jarl in Möre.

Da ging Jarl Einar zu Halfdan. Er ſchnitt ihm den Adler auf den Rücken auf dieſe Weiſe (21), daß er das Schwert tief am Rückgrat einſteckte, und alle Rippen losſchnitt hinab bis zu den Lenden und die Lunge da herauszog. Das ward Halfdans Tod. Da ſang Einar:

Gerächt habe ich Rögnvallds Tod,
So geboten die Nornen,
Nun iſt die Volksſäule gefallen
Hier auf meinem Landstheil.
    Werft, muntere Geſellen,
Weil des Sieges wir walten,
(Schatz zahl' ich ihm harten)
Mit dem Meerwind die Steine.

Darauf nahm Einar Jarl die Orkenöer wieder an ſich, wie er ſie vorher gehabt hatte. Aber als dieſe Zeitungen in Norwegen vernommen wurden, da zürnten Halfdans Brüder ſehr darob und riefen, es ſey rachewerth, und manche andre bekräftigten das. Aber als Einar Jarl dies vernahm, da ſang er:

Es ſind auf mein Leben viele
Männer mit billigem Grunde
Aus verſchiedenen Orten,
Nichtkleingeborene, lüſtern.
Aber doch wiſſen ſie nicht,
Eh ſie mich gefällt haben,
Wer unter der Adler
Klauen ſich bücken muß.

Kap. 32. König Harald bot eine Heerfahrt auf und verſammelte ein mächtiges Heer, und fuhr dann weſtwärts zu den Orkenöer. Aber als Jarl Einar vernahm, daß König Harald von Oſten gekommen war, da fuhr er hinüber aufs Vorgebirg (22). Da ſang er dieſe Weiſe:

Mancher wird ſchuldig ob Schaafen,
Ein ſchypbartiger Kämpfer,
Aber ich ob des Allwalds zeugen
Sohnes Fall in den Inſeln.
Fahr, ſagen ſtattliche Männer,
Droht vom muthvollen Herrſcher.
Dem Harald hab' ich Scharten im Schilde
(Soll ich das fürchten?) gehau'n.

Da fuhren Männer und Botſchaften zwiſchen dem Könige und Jarl. Es gedieh dahin, daß daſelbſt eine Verſammlung berahmt ward, und ſie erſchienen dort ſelbſt, und es ſtellte da der Jarl Alles auf des Königs Spruch. Da verurtheilte der König Harald den Jarl Einar und alle Orkenöer 60 Mark Geld zu bezahlen. Den Böndern däuchte dieſe Buße zu groß. Da erbot der Jarl ihnen, er wolle ſie allein bezahlen, und dann ſolle er alles Odalgut in den Inſeln beſitzen. Dies bejaheten ſie alle, meiſt aus dem Grunde, weil die Armen wenig Ländereien hatten, und die Reichen dachten, ſie würden ihr Odal löſen können, ſobald ſie wollten. Es löſte der Jarl die ganze Schuld bei dem Könige ab, und der König fuhr dann den Herbſt wieder oſtwärts. Es währte darauf lange in den Orkenöer, daß die Jarle alles (23) Odal beſaßen, bis daß Sigurd Lödriſſon es den Odalern zurückgab.“

Wir haben gehört, wie Ronalds Stamm zum Jarlthum der Orkney und Shetland Inſeln gelangt iſt. Unter mancherlei Wechſeln, am meiſten durch häufige Umwälzungen der Herrſchaft in Norwegen miterſchüttert, und oft bis an den Rand des Abgrunds gebracht, erhob ſich das ſtolze Heldengeſchlecht immer wieder in friſchem Glanze, waltete oft ganz für ſich ſelbſt und fühlte nur, wann ſtarke Hände das Scepter Norwegens führten, etwas von dem Drucke deſſelben. Ihnen gehorchten aber nicht blos die Inſeln, ſondern auf der Nordſpitze Schottlands ein noch größeres Gebiet, und oft waren ihnen auch die Häbuden zinsbar. So gelangten ſie in das elfte Jahrhundert, wo Sigurd der Dicke, ein kluger und ſiegreicher Fürſt, das Jarlthum führte. Unter ihm ward das Pfand aufgehoben, welches die Jarle ſeit Einar auf die Odalgüter gewonnen hatten. Auf einem großen und vollgerüſteten Kriegszuge gegen einen Jarl des Königs von Schottland, wo er des Beiſtandes aller waffenfähigen Männer bedurfte, gab er den Odalern ohne Wiederlöſung das Pfand zurück. Er ſoll auch zuerſt das Chriſtenthum angenommen und allgemein eingeführt haben, oder vielmehr von dem großen König von Norwegen, Oloff Tryggweſon, dazu gezwungen ſeyn. So wird dieſe Einführung in der Heimskringla und größtentheils in Uebereinſtimmung mit ihr in der Orkneyinga Saga erzählt:

Oloff Tryggweſons Saga. Kap. 52. „Oloff ſegelte da aus dem Weſten mit 5 Schiffen, erſt zu den Süderöer. Thorer war da auf der Fahrt mit ihm. Dannen ſegelte er zu den Orknöer. Jarl Sigurd Lödriſſon lag da in Rögnvalldsey in Asmundsvog mit einem Langſchiffe, und gedachte nach Kathees überzufahren. Da ſegelte Oloff mit ſeiner Flotte aus dem Weſten zu den Inſeln, und legte dort im Hafen an: denn (24) Petlandsfirth war nicht fahrbar. Aber als der König erfuhr, daß der Jarl dort lag, ſo ließ er denſelben zum Geſpräche mit ihm rufen. Aber als der Jarl auf das Schiff zum Geſpräche mit dem Könige kam, ſo hatten ſie wenig geſprochen, als der König zum Jarl ſagte, er ſolle ſich taufen laſſen nebſt allem Volke ſeines Landes; widrigenfalls ſolle er dort auf der Stelle ſterben. Und der König drohete, er wolle mit Feuer und Verwüſtung über die Inſeln herfahren, und das Land veröden, wenn das Volk nicht gechriſtet würde. Und ſo wie der Jarl da geſtellt war, kos er den Beſchluß die Taufe zu nehmen. Er ward denn getauft und alles Volk, welches daſelbſt mit ihm war. Darauf ſchwor der Jarl dem Könige einen Eid und ward ſein Mann, und übergab ihm ſeinen Sohn als Geiſel, welcher Hwälp *) oder Hund hieß; und nahm König Oloff ihn mit ſich nach Norwegen.“

So waren denn ſeit dem Anfange des elften Jahrhunderts die Normänner auch Chriſten; aber die Namen ſind leichter als die Sachen, und je höher der Norden und je gewaltiger die Naturkraft der Menſchen war, deſto langſamer ſchritt wohl die Milderung der Sitten nnd die Beſänftigung der Triebe vorwärts. Noch zwei Jahrhunderte, ſcheint es, blieb das alte trotzige und hohe Heldenleben friſch in den Geſchlechtern, und behauptete unter mancherlei Stürmen von innen und außen die durch Glück und Schwert erworbene Herrſchaft über die Inſeln, die Nordoſtküſte Schottlands und die Häbuden. Auf dieſen eben genannten Inſeln, welche bei den Normännern die Südinſeln heißen, hatten ſich meiſtens auch nordiſche Wikinger feſtgeſetzt, unter Fürſten, welche Mannen des Königs von Norwegen waren, wie die Jarle von Orkney. Dieſe Fürſten werden wohl Könige der Inſeln genannt; ihre Namen und ihre Thaten erſcheinen durchaus als nordiſche. Der jetzige Lord Macdonald, auch wohl Macdonald von Slaat

---

*) Wölp wird in meiner Inſel Rügen noch jetzt der junge Hund genannt.

genannt, nennt ſich einen Sprößling dieſer Inſelkönige. Ihre Begräbnißſtelle war Sankt Kolumbas Inſel Jona, wo nach der Sage 30 bis 40 Könige begraben liegen. Der ehrliche Chamberlaine *) ſagt ganz naiv: „Dies war der Begräbnißplatz der Könige von Schottland, Norwegen und Irland und aller Stammhäupter auf den Inſeln und dem Feſtlande.“ Wie und wann dieſe Inſelkönige von den Jarlen von Orkney u. ſ. w. abhängig geworden, ſtellt ſich nicht klar heraus. Denn abhängig und den Jarlen zinsbar werden ſie oft gemeldet. Auch weiß man nicht, ob die Jarle für dieſes Lehen etwa eine Lehnabgabe an Norwegen entrichtet haben (Schöning 2. 157.); für Orkney ſcheint dergleichen nicht entrichtet zu ſeyn, ſondern es war blos zum Mitzuge pflichtig, wenn Norwegens Könige bei ihren abentheuerlichen Zügen gegen England und Schottland, die ſie bis ins dreizehnte Jahrhundert fortſetzten, in dieſen ſüdweſtlichen Meeren erſchienen und ſie aufboten.

Die perſönliche Geſchichte der Jarle iſt dem allgemeinen nordiſchen Charakter dieſer Jahrhunderte ähnlich, wilde Tugenden und wilde Laſter, fürchterliche Blutrache, Tapferkeit und allerlei Abentheuerlichkeit, ſelbſt Rom- und Jeruſalemfahrten. Jedoch erſcheint bei weitem in den meiſten Fürſten, wie im Volke, eine gewiſſe Großheit und Würdig-

---

*) The present state of Great Britain by I. Chamberlaine. 1726. 4. 2 Voll.

keit und nach Verhältniß wenig Gräuliches und ſelbſt in der Blutrache meiſt eine offene tüchtige Fehde. Indeſſen iſt ſo der Lauf der Welt und das Schickſal der Geſchlechter, daß die einen ſinken müſſen, damit die andern ſteigen können. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Jarle ſchwächer, als die Könige von Schottland mächtiger wurden. Schon riſſen dieſe Southerland von dem Jarlthum ab und verſuchten die Häbuden zu erobern; was ihnen mißlang. Sie gewannen ſie endlich durch Kauf von Norwegen gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ſtarb der ritterliche Stamm der Ronaldiden aus mit Magnus dem Fünften Johannſon. Durch ſeine Tochter und deren Abkömmlinge kam die Herrſchaft an Heinrich Sinclair, einen ſchottiſchen Edelmann von normanniſchem Geſchlechte. Dieſer übernahm, damit der König von Norwegen ihn anerkannte, eine bisher ganz ungewöhnliche Verpflichtung, nämlich dem Könige, ſo oft er es verlangte, hundert wohlgerüſtete Männer zu ſtellen. Dieſes Verhältniß betraf aber allein den Grafen und ging die Odaler Nichts an. Ihre Beſitzungen waren ſo unbelaſtet wie immer von Kriegsfahrtpflichten; es blieb alſo dem Grafen nichts Anderes übrig, wenn der König ihn zur Leiſtung aufmahnte, als aus ſeinen eigenen Mitteln Freiwillige zu werben und zu rüſten. Das Aufgebot galt nur für die Vertheidigung des eigenen Heerdes. Das Jarl.

thum Orkney blieb ein Jahrhundert in der Familie Sinclair; da traten Ereigniſſe ein, wodurch es von Norwegen an die ſchottiſche Krone kam.

Die Krone von Dänemark und Norwegen hatte die jährliche Zahlung von hundert Mark, welche es Schottland verſprochen hatte, für die Abtretung der Häbuden zu entrichten. Durch die wegen Nichterfüllung des Vertrags angeſchwollenen Bußen war daraus keine geringere Summe als hundert Millionen Thaler geworden. Nach langem Streite ward man einig, dieſen Anſpruch durch die Vermählung des Königs von Schottland mit der Prinzeſſin von Dänemark zu tilgen. Dies geſchah, und Orkney und Shetland wurden Jakob dem Dritten um 58000 Gulden, einen Theil der Mitgift der Prinzeſſin, verpfändet. Dabei war eine Hauptbedingung des Vertrags, daß die Inſelbewohner ihre alten Einrichtungen und Geſetze behalten ſollten.

Dänemark hat auf das Recht der Wiederlöſung nimmer verzichtet; ja ſie haben es mehrmals angeregt, zuletzt noch im Jahre 1667. Aber ohne Erfolg.

Bald nach der Verpfändung Orkneys und Shetlands vertauſchte Lord Sinclair an König Jakob den Dritten alle ſeine Rechte und Anſprüche auf die Grafſchaft für das Schloß und die Güter von Ravenscraig in Schottland. Jetzt ſchlug der König dieſe Inſeln durch ein förmliches Statut zu der Krone.

Hier endet die mittlere Geſchichte dieſes Jarlthums.

Wir beſchauen nun noch einiges Einzelne in jener Kürze und Abgeriſſenheit, wozu wir aus Mangel beſtimmter Nachrichten gezwungen ſind.

Wie war damals das Land? Wahrſcheinlich faſt wie jetzt, mit Kornbau, Weiden, Fiſchfang, ohne Wälder, oder doch mit ſehr unbedeutenden: denn das zeigt ſchon die Geſchichte von dem Torf-Einar. Die Luft mochte etwas milder ſeyn, als in unſern Tagen. Grönlands Oſtküſte war damals zugänglich, und Anſiedler ließen ſich dort nieder, wo jetzt die unzugänglichen Eisberge, gleichſam Meergletſcher, aufgethürmt ſtehen; Islands Nordweſtküſte bekam noch nicht den regelmäßigen Frühlingsbeſuch dieſer heranſchwimmenden Maſſen, welche die heerdenverwüſtenden Seebären und die Bäume und Pflanzen vertilgende Kälte auf Monate lang mitbringen, und dieſe Kälte durch die Weſt- und Nordweſtwinde den Orkneys und Shetland mittheilen.

Die Bewohner, welche das Land aus Norwegen erhielt, kamen in daſſelbe als Anſiedler zu einer Zeit, wo der ganze Norden in einem ungeheuren Streben und Leben war, ja wo er durch ſeine Flotten und Heere ganz Europa erſtaunte und erſchreckte. Sie waren die Abkömmlinge eines der ſchönſten und edelſten Menſchenſtämme in der Welt, der ſich bis dieſen Tag durch Stärke, Reiſigkeit und Schönheit des Leibes und durch Fröhlichkeit, Tapferkeit, Herzhaftigkeit und Geiſtigkeit nicht nur vor den meiſten Völker der Erde, ſondern auch vor den meiſten der verwandten gothiſchen und germaniſchen Stämme auszeichnete (25). Sie waren gewiß ſtattlicher und ſtärker als ihre gegenwärtigen Urenkel. In einem ſolchen Heldenalter, als das Alter war, worin die Anſiedelung auf den Inſeln von Norwegen her geſchah, treiben ſich alle Kräfte der Menſchen auch zu einem beſonderen körperlichen Gedeihen und Blühen. Sie brachten aber eine gute Verfaſſung, einfache und angemeſſene Geſetze, die ſie ſelbſt handhabten und verwalteten, und einen feſten und mächtigen Sinn für ächte Freiheit mit, und genoſſen, wie der alte Normann und Isländer, unbeſchränkter und faſt fürſtlicher Rechte auf ihren Odalgütern. Man kann in allen Geſchichten, von Apulien bis zu den Flüſſen Tine und Boyne leſen, wie die Stattlichkeit und Reiſigkeit der nordiſchen Männer die Südlichwohnenden erſchreckte. Was ſo einen allgemeinen Eindruck machte, mußte etwas Wirkliches ſeyn. Indeſſen iſt dies von der Phantaſie der Späteren zum Theil nicht blos in den Sagen der Isländer, ſondern auch in noch jüngern Geſchichtsbüchern häufig in ein zu Abentheuerliches und Uebertriebenes gemalt worden. Wie viele Knochen und Zähne von Thieren, die man in Grabhügeln und andern Stellen gefunden, hat man uns als die Gebeine der alten Rieſen vorerzählt! als die weiland Zubehöre der Starkoddur, deren Gräber und Denkmäler, wie die Griechen weiland die des Homer, immer eine nordiſche Landſchaft der andern ſtreitig macht! Sonſt wies man wohl in mehreren Sammlungen Zähne des Starkoddur vor, unter andern einen in Seeland ſechs Zoll lang, welchen ſein Ueberwinder Sigurd Fofnisbane ihm ausgeſchlagen hatte. Aber die Stärke und Stattlichkeit der Leiber beruht nicht allein auf einer Länge von 9 bis 12 Fuß: es giebt ein Maß der Gefühle und Gedanken, wo ſich das Fußmaß ganz richtig in Meilenmaß verwandelt. Hier iſt Länge und Breite nicht mehr zu berechnen, ſie wird der Unendlichkeit gleich. Nach ſolchem Maße muß die Geſchichte die Haralde, Rolfe, Oloff Tryggweſone, Tambaſkiälfer, Robert Guiſkarde meſſen. Es ſind glückliche Zeiten der Völker, wann die geiſtige Macht und Gewalt gleichſam als eine Unendlichkeit in die Leiber tritt. Das Herrlichſte auf Erden ſind Schönheit und Stärke, wann ſie mit Gerechtigkeit, Tapferkeit und Hochſinn gepaart ſind: denn der Herr hat nicht Luſt an den bloßen Gebeinen; deswegen nennt man kappadociſche Leiber nur als der Dummheit und Knechtſchaft, und arnautiſche und albaneſiſche als der Treuloſigkeit und Grauſamkeit Muſter (26).

Wie dieſe Orkneyer und Shetländer in dem gewöhnlichen Leben, in ihren Häuſern und in den traulichſten Verhältniſſen der Genoſſenſchaft, Freundſchaft und Liebe gelebt haben, davon wiſſen wir Nichts. Wir dürfen nur ſchließen, daß dieſes

Leben, ſo wie die Sitte und Art des Volkes, dem Bilde ähnlich geweſen ſeyn muß, welches ſich uns vorſtellt, wenn wir die Sagen und Geſchichten des übrigen ſkandinaviſchen Nordens jener Tage leſen. Mehr wiſſen wir von dem öffentlichen Leben und den politiſchen Verhältniſſen des Landes und Volkes, von welchen wir einen Theil hier berühren, den andern Theil aber — beſonders was das Odalverhältniß und die Gerichtsverfaſſung betrifft — in die Geſchichte der letzten Jahrhunderte mit hinübernehmen, wo eben in der Zerſtörung jenes alten Weſens am beſten erſcheinen kann, wie jedes einzeln vormals beſtanden hatte, wie man an einem Hauſe, welches niedergeriſſen wird, den Zweck und die Ausführung ſeines vormaligen Baues am allerdeutlichſten erblickt.

Wir betrachten zuvörderſt die verſchiedenen Klaſſen des Volkes und ihre Stellung im Staate.

Der Jarl. Wir haben oben an mehreren Stellen erwähnt, in welchem ſchwankenden und wechſelnden Verhältniſſe er zu dem oberſten Herrn der Lande, zu dem Könige von Norwegen, ſtand; wie dunkel auch ſeine Herrſchaft über die Südinſeln oder die Hébuden iſt. Aber daß der Jarl in der Regel ein mächtiger und faſt ganz ſelbſtgebietender Herrſcher war, erhellt aus zu Vielem. Unglücklich war er und unglücklicher war wohl das Land, wenn mächtige und abentheuerliche Könige von Norwegen große Meerfahrten gegen Irland, Schottland u. ſ. w. machten. Bei ſolchen Zügen werden ſogenannte Bundesgenoſſen und Freunde gewöhnlich viel ſchlimmer behandelt und verwüſtet als wirkliche Feinde. Wir ſehen bei ſolchen Gelegenheiten den Jarl kaum als einen Statthalter Norwegens, wenigſtens faſt immer als einen nebſt den Seinen gemißhandelten Statthalter. Man nahm ſeine Söhne und Vettern als Geiſeln, und ſchickte ſie nach Norwegen in Verwahr, wie der Großtürk häufig den Söhnen ſeiner aufgebotenen Paſchas thut. Dann ward auch wohl Zins beigetrieben, und überhaupt mochten mächtige Könige wohl immer einen gewiſſen Zins fordern, aber im Frieden gewiß nach normänniſcher Weiſe, d. h. geſetzlich und nicht willkührlich; der Krieg geht über alle Rechte hin und kennt keine Odalgüter. — Die Jarle waren Erbfürſten, nicht Wahlfürſten: wir ſehen nicht einmal, daß jeder Einzelne bei ſeinem Antritt von dem Oberkönige die Beſtätigung erwirkt habe, obgleich wir bei innern Kriegen und Kämpfen um die Herrſchaft bald Dieſen, bald Jenen von dem Könige von Norwegen beſonders anerkannt und begünſtigt ſehen. Aber auch bei den mächtigen Odalern und Geſchlechtern der Inſeln ſuchen ſie in ſolchen Streiten den Beiſtand und die Anerkennung. Es war aber das Herrſcherrecht — wie in jener Zeit in den meiſten Fürſtenthümern Europas — ſehr unbeſtimmt: ſelbſt die Herrſchaft ward häufig als ein unter Alle zu gleichen Theilen abzuſcheidendes Erbe betrachtet. Auch hier ſehen wir daher oft zwei, drei Jarle, jeden in ſeiner abgeſonderten Landſchaft regieren, und Getümmel und Spaltungen genug erregen. Die Schwächeren oder Beſiegten entwichen dann gewöhnlich tiefer in Schottland hinein oder flüchteten ſich nach Norwegen; ſo wie die fürſtlichen Jünglinge an den norwegiſchen oder ſchwediſchen Königshof zogen, feine Sitte und Zucht zu lernen.

Der Jarl hatte den Kriegsbefehl, er war reich an eigenen Gütern; in Schottland, welches eine eigne Vogtei bildete, ſoll aber ein anderer, nicht von ihm ſondern von dem Könige von Norwegen unmittelbar ernannter Oberrichter oder Obervogt, der ſogenannte Látman, ſeine Macht getheilt und ſehr geſchmälert haben. In Norwegen war bei den Königen das Recht, die Ober- und Unterrichter ſelbſt zu wählen oder durch ihre Großbeamten wählen zu laſſen (27). In Schweden blieb die Wahl der Lagmänner lange bei dem Volke, und ſie wurden als die Wächter der Geſetze und der Verfaſſung angeſehen, und hatten bis in das zwölfte, dreizehnte Jahrhundert hinein bei allen öffentlichen Angelegenheiten ein großes Ausſchlag gebendes Gewicht. Wahrſcheinlich war dieſes Verhältniß der Larmanswahl wie das Verhältniß zwiſchen dem Könige und dem Jarl überhaupt. Wer will zweifeln, daß die Könige von Norwegen ſo ſehr als möglich auch in den Inſeln befahlen und ernannten, wann ſie konnten? vollends wann ſie mit Heeren auf den Inſeln oder auf Schottlands Küſten landeten, oder wann ſie als vertriebene Thronanſprecher, wie Erich Blutaxt und Oloff Tryggweſon, immer noch mächtig, daſelbſt Zuflucht und Häfen ſuchten? Wahrſcheinlich war aber das Anſehen der norwegiſchen (zuletzt der norwegiſchdäniſchen) Könige im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte größer, als es früher geweſen war. Das Heldenalter war nun vergangen, die Nachbarn waren ſtärker geworden. Auf dem ſchottiſchen Feſtlande ging faſt Alles verloren, auch die Häbuden konnten nicht behauptet werden. Die Jarle waren um zwei Drittel ihrer Macht und ihres Gebietes verringert. Den eigenen Obherren durften die Fürſten nicht trotzen; ſie bedurften vielmehr ihres Schutzes gegen das andringende Schottland. In ſolcher Lage mußten ſie ſich ſchon mancherlei Verringerung und Schmälerung gefallen laſſen, welche den Königen, die aber damals zu Hauſe meiſtens auch ohnmächtig waren, über ſie zu verhängen gefiel.

Ich habe oben geſagt: Der Jarl war reich an Gütern. Man könnte dies ſchon vorausſetzen nach der Weiſe, wie die Germanen bei ihren Eroberungen die Könige und Anführer bedachten; aber hier trat aus der klimatiſchen Oertlichkeit noch ein beſonderer Grund ein, den Jarl zu dem größten Landbeſitzer zu machen. In dieſem ſehr nördlichen Lande war ein ſehr kleiner Theil des Bodens unter dem Pfluge und war Außenland, Wieſe oder Weide; auf dem Feſtlande gab es bedeutende Berge und Wälder, und die Herren pflegten ſich dort im Herbſt und Winter viel mit der Rehjagd zu beluſtigen. Alles ſolches ungebauete Land ward unter dem Namen Allmenning oder Allmend als allein dem Könige angehörig angeſehen (28), wofür er von Denjenigen, welche es anbauen oder benutzen wollten, eine Abgabe oder einen Zins zu erheben pflegte. Daß in dieſer Hinſicht das Verhältniß auf den Inſeln ganz dem norwegiſchen ähnlich war, erhellt daraus, daß nur von dem Vieh (eben weil es auf dieſen Allmenden weidete) an den Jarl Abgaben gezahlt ward, keinesweges aber von den Feldern, die nach dem Odalrechte ganz zinsfrei und blos mit der Pflicht der Rüſtung und des Auszugs belaſtet waren. Daher ſind auf den Inſeln die Worte Scatthold (beſchatzte Grundſtücke) und Viehweide gleichgeltend. Eben ſo wird der Jarl in Aehnlichkeit mit ſeinem Oberherrn von dem Fiſchfange und der Jagd die Hälfte der Beute gehabt haben, wofern er einige Forſten des Feſtlandes ihm nicht allein vorbehalten hat. Die Jagd von Raubthieren und Raubvögeln wird jedermänniglich frei geweſen ſeyn, ich glaube ſelbſt die der edlen Geier oder Falken, woraus man ſpäterhin in der ſchottiſchen Zeit, wo aus den Lehnsverhältniſſen ſo Vieles ſich einzuſchleichen begann, eine Art königliches Vorrecht zu machen geſucht hat.

Aber außer dem Zins und Schatze, welchen der Fürſt von den Allmenden und Weiden und Forſten zu erheben hatte, hat er ſelbſt ſehr bedeutende Güter beſeſſen, ſo wie der Biſchof der Inſeln, welcher, ſo lange die Oberherrſchaft bei Norwegen blieb, unter dem Erzbiſchofe von Drontheim, als ſie aber an Schottland kam, unter dem von St. Andrews ſtand. Man weiß dies beſtimmt: denn durch die vielen Verleihungen der fürſtlichen Ländereien und auch vieler geiſtlichen Grundſtücke, welche die Herrſcher meinten durch die Reformation geerbt zu haben, und durch die mit dieſen Verleihungen verknüpften Bedingungen, fing eben eine Art Lehnweſen an, ſich in die Inſeln einzuſchleichen, und die alte auf geſunden Begriffen einer tüchtigen Freiheit gegründete Odalverfaſſung zu zerſtören.

Auf den Fürſten folgen in der Rangordnung die Freien und die freien Beſitzer, die Odaler, hier auf den Inſeln Udaler genannt, und ihre Geſchlechter und Geſippe: ganz dem entſprechend, was man den älteſten germaniſchen Adel nennen könnte. Faſt ſo wohnen bis dieſen Tag viele norwegiſche und ſchwediſche Bauern in glücklicher Freiheit und Unabhängigkeit, in jener Mittelmäßigkeit der Bedürfniſſe und in jener Fülle, Großheit und Einfalt des Lebens, welche in den reicheren Ländern Europas bei vielfacheren und wechſelvolleren Entwickelungen ihrer Geſchichte und Bildung bis auf wenige Spuren noch lange verſchwunden ſind. Dieſe Odaler auf ihren großen und kleinen Gütern wohnten mit völlig gleichen Rechten, ſowohl ſachlichen als perſönlichen; nur die Großbeamten des Königs und Jarls, welcher aber der Natur der

Sache nach es nicht viele geben konnte, hatten durch ihr Amt eine vorragende Würde, welche aber auf ihr Geſchlecht gar nicht überging. Solche heißen Jarle, Herſer, Lehnsmänner, Larmänner und mit einem allgemeinen Namen Armänner, ſpäter auch wohl des Königs Baruner, welcher wälſche Name ſchon im Gulathings Laug häufig vorkommt. Wer aber ohne eine Hof- oder Reichswürde auf ſeinen Gütern lebte, hieß Bonde, gleich dem kleinſten freien Beſitzer. Daß die angeſeheneren Bönder auch wohl Haullder oder Halter genannt wurden, iſt oben ſchon erörtert. Dieſe unabhängigen Freien könnten alſo mit Recht Adel heißen (29). Daß es unter ihnen eine höhere Klaſſe gab, welche aber noch andere Vorzüge hatte, als die der Meinung und des Reichthums, könnte nur ein Blinder leugnen. Denjenigen, welche ſich zuweilen geberden, als könnten ſie irgendwo ein germaniſches Volk zeigen, wo kein Stand vor dem andern Vorrechte gehabt hätte, weder perſönliche noch dingliche, will ich blos die Abſchätzung der Wehr nach dem verſchiedenen Range zu Gemüthe führen und zur Beluſtigung herſetzen, wie nach dem Gulathings Laug *) die Beſchädigung von

---

*) Das Gulathings Laug muß bei den Inſeln deswegen auch beſonders geachtet werden, weil man weiß, daß es ihnen beide für die Form und die Sache hauptſächliches Muſter war. Sie holten ſich in ſpäterer Zeit, als ſie lange ſchon unter Schottlands Herrſchaft geſtanden, in

Grundſtücken (Landram) z. B. nach den verſchiedenen Stufen verſchieden vergütet werden mußte (S. Landsleigo Bolkr Kap. 20.). Erſtlich wird Jedem der Schaden erſetzt, dann zweitens noch eine Strafe bezahlt, welche in folgenden Stufen hinabſteigt: König, Erzbiſchof oder Herzog, Biſchof oder Jarl, Abt oder Aebtiſſin, Baron, Stallar und Merkisman *), Odalsmann, gemeinſter Bonde und Fremdling, der ſich hier niedergelaſſen. Wir ſtoßen in allen Geſchichten und Geſetzen des Nordens darauf; beſonders darauf, welch einen hohen Werth die Menſchen auf ein altes Geſchlecht und auf den Urſprung von mächtigen und glorreichen Ahnen legten. Allein in der kleinen Orkneyinga Saga kommen die Beiworte storrättadr ättstorr kynnstorr göfngr bondi göfgastr madr alle Augenblicke vor. Dieſe Worte heißen aber genau übertragen: *großgeſchlechtig*, *geſchlechtgroß*, *ſtammgroß*, *preiswerth*. In der Geſchichte der Inſeln aus der mittleren Zeit erſcheinen viele hochan-

---

Bergen oft noch Rath und Auskunft. — Es gab übrigens in Norwegen mehrere Geſetze, welche alle ihre örtlichen und dinglichen Beſonderheiten hatten. So herrſchte z. B. im Norden das Froſtothingslang (von Froſto 2 Meilen nördlich über Drontheim), und früher noch Heidſerioslang für die Uplande und Borgathingslang für Wiken.

*) *Stallare* eine hohe Hofwürde, die man wohl mit Constabularius überſetzt hat, obgleich ſie die ganze Bedeutung des Connetable nicht ausfüllt. — *Merkisman* eigentlich der königliche Fahnenträger.

ſehnliche und mächtige Männer oft als Partheihäupter und als ſolche, die durch ihren Reichthum und die Stärke des Gefolges oft entſchieden, welche der Prinzue als Jarle herrſchen, und wie die Lande unter die verſchiedenen Thronanſprecher vertheilt werden ſollten. Daß das Jarlthum ſolche Geſchlechter damals tragen und erhalten konnte, ergiebt ſich aus dem Reichthum und Umfang ſeiner Beſitzungen. Als die Macht der Jarle ſank und der größte Theil des Landes unter fremde Herrſchaft kam, ſind ſie entweder den neuen Herren gefolgt oder mit Gleichmaße mit ihrem Jarl allmählig klein geworden. In der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, als die Schotten hier die völlige Herrſchaft antraten, erſcheinen keine vorragenden Inſelgeſchlechter mehr.

Auf dieſe freien Beſitzer folgen die abhängigen Freien oder die von Gewerben Lebenden: Pachter, Diener, Knechte, Schiffer, Bootsleute, Kriegsleute und Hofdiener u. ſ. w. des Jarls wie einzelner reicheren Bönder. Die Verhältniſſe dieſer Klaſſe ergeben ſich aus der Natur der Sache, ſo wie die der Völligunfreien oder Sklaven, nordiſch Thräler genannt. Bei dieſen, ſo wie bei den Pachtern und Knechten iſt nur Eins zu erinnern:

Man darf bei ihnen durchaus an keine Stellung noch ein Verhältniß denken, welches dem in den ſüdlicheren und weſtlicheren Ländern Europas gleich geweſen wäre. Die freien Pachter und Knechte waren keine Lehnpachter oder Freie, doch mit einer Art Abhängigkeit oder Hörigkeit behaftet; unter ſolchen Bedingungen haben auch Thräler den Acker nicht gebaut oder gegen ſchwere Dienſte und Zinſen Güter bewohnt. Ein nordiſcher Thräl war im eigentlichſten Sinne leibeigen, er gehörte gleich dem ruſſiſchen und polniſchen Leibeigenen dem Herrn wie eine Sache. Man kann im höheren Norden nirgends nachweiſen, daß irgend ein Thräl als Bewohner — ſolcher Beſitz, wenn auch nur ein ſcheinbarer, der freien Erde ſchien jenen freiheitliebenden Völkern Entweihung der Freiheit ſelbſt — unter bleibenden Bedingungen auf einem Gute geſeſſen habe.

Alſo war der politiſche Zuſtand der Menſchen in dieſem Alter, und das Leben ſtand — einzelne Schattenſeiten abgerechnet — in einem rauhen Lande, das von Regen und Stürmen faſt ſehr, von Kälte und Froſt weniger geplagt wird, gewiß noch in großer Beweglichkeit, Freudigkeit und Freiheit da, und dieſen mußten die Sitten gemäß ſeyn. Beſonders muß man ſich alles das recht lebendig und friſch denken, was zu dem Stolze der Männer, zur Waffenübung, Rüſtung und Vertheidigung des Vaterlandes gehört. Wir finden dieſes Alles auch wirklich in den Geſchichten wieder.

Da jedermänniglich kriegspflichtig war, wann es galt das Vaterland zu vertheidigen, ſo mußte Jeder, der Herr und der Knecht, nach ſeinem Stande und Vermögen mit der ihm ziemenden Rüſtung verſehen ſeyn. In einem Inſel- und Küſtenlande war von Reiterei nicht die Rede. So lautet es im Landwehrbalken (Gulathings Laug, Landvarnar Bolkr) im II. Kapitel: „Jedermann, der „außer ſeinen Kleidern 6 Mark Gewicht beſitzt, „ſoll haben einen rothen Schild mit zweifacher „Platte und Spieß und Schwert oder Halbaxt. „Aber ein Mann, der außer ſeinen Kleidern 12 „Mark beſitzt, ſoll haben Schild und Stahlhaube „nebſt den obbenannten Waffen. Wer aber 18 „Mark beſitzt außer ſeinen Kleidern, der ſoll haben Schild und Stahlhaube und Panzer oder „Brynja, nebſt aller vollen Rüſtung. Wenn aber „Einer dieſe Waffen nicht hat, ſo ſchuldet er dem „Könige für jede fehlende Waffe eine Oere Silber. „Jeder Dienſtknecht aber und Diejenigen, welche „weniger als das Beſagte beſitzen, derſelben Jeder ſoll haben Schild und Spieß und Schwert „oder Axt. Zweiſchneidige Aexte ſind gültig und „Halbäxte, welche tüchtig von Schäften ſind, und „Spieße, die tüchtig von Schäften ſind, nebſt zwei „Geernägeln drinnen oder einem, der quer durchgeht, und an beiden Enden vernietet iſt. Ein „hölzerner Schild ſoll für dieſe Männer gültig „ſeyn, wo drei Eiſenſchienen quer darum liegen, „und drei Handhaben drinnen, die tüchtig genagelt ſind. Und wenn ein Arbeitsmann in den erſten Dienſt tritt und vollen Lohn empfängt, ſo „kaufe er ſich den erſten Sommer eine Axt, den „andern einen Schild, den dritten einen Spieß. „Und wenn ihm eines dieſer dreie fehlt, ſo ſchul-

„det er dem Könige für jedes Fehlende eine Oere „Silber und gilt für einen halbrechtigen *) Mann, „bis er ſich Waffen angeſchafft hat (30).“

Das zwölfte Kapitel enthält die Ordnung über die Waffenſchau. Die Verſammlung, worin dieſe abgehalten ward, hieß das Waffenthing (vapnathing). Die verſchiedenen Waffenſchaue in den verſchiedenen Landſchaften ſollten um Lichtmeſſe beginnen und zu Mittfaſten beendigt ſeyn. „Es „ſoll — heißt es — Botſchaft aufgeſchnitten wer„den zu dieſem Thing. Jeder Bonde ſoll ſie beſu„chen, der feſte Wohnung hat und Bondenamen „führt, und ſoll ſeine volle Rüſtung dort haben. „Und wenn einer während dieſem Thinge daheim „ſitzt, ſo hat er zwei Oere Silber dem Könige ver„brochen und eine Oere Silber für jede Waffe, die „er dort ſollte gehabt haben.“

Zur Sicherheit gegen plötzliche Einfälle und Ueberfälle von den Feinden war verordnet, an welchen Stellen Wachtthürme für Feuerſignale, oder ſogenannte Baken mußten gebaut und unterhalten werden, und wie und von wem die Wache ſollte gehalten werden. Dieſe Wachtthürme oder Wachthäuſer werden oft erwähnt in den Geſchichten der Inſeln, auch gelegentlich, zumal in innern Rottenkriegen, mancherlei Verrätehereien, daß z. B. die Warnungsfeuer verkehrt angezündet, oder daß

---

*) halfrettis madr, d. h. der nur zu halber Buße ſteht.

Stroh und Holz angefeuchtet waren, ſo daß man ſie in der Noth nicht anzünden konnte. Gewöhnlich baute man ſie auf Höhen an den Küſten, und zwar an ſolchen Stellen, wo gute Häfen oder bequeme Anfuhrten für die Schiffe waren (31).

Bei ſolcher nahenden Gefahr oder bei andern plötzlichen Vorfällen, wo geſchwinde Hülfe, oder bei greulichen Miſſethaten, wo geſchwindeſte Verfolgung des Uebelthäters noth that, ſchnitt man den ſogenannten Heer- oder Kriegspfeil und ſandte ihn aus. Man ſieht aus einigen beiläufigen Erwähnungen, daß dieſes Botſchaftſtöckchen auf den Inſeln auch wohl *) Korß (isländiſch Kroſs) Kreuz oder Krückſtock genannt ward, vielleicht, weil es eine kreuz- oder gaffelähnliche Geſtalt hatte. Man höre, wie es mit dieſer Botſchaft gehalten ward (S. Gulathings Laug Kap. 3 Landvarnar Bolkr om Oervarſkurd: vom Schneiden der Kriegspfeile):

„Aber wenn es ſich ſo hart begeben ſollte, daß ein Heer einfiele oder ſich in dem Lande ſelbſt erhöbe, dann ſollen Die, welchen wahre Kriegszei-

---

*) Daß dieſe Art Botſchafttragen durch das Korß in den Inſeln noch in den letzten Jahrhunderten als eine öffentliche Anſtalt beſtand, lernt man von Barry (S. 462 ſeines Buches).

„tung zukommt, Kriegspfeile ſchneiden *), und ſie durch alle Landſchaften fahren laſſen. Dieſer Pfeil ſoll zu Lande auf den Heerſtraßen (Thiodgautor Volkſtraßen) hinfahren, und zum wenigſten mit drei volljährigen Männern, aber zur See mit einem vollgerüſteten Schiffe. Er ſoll den Volkweg fahren beide Tag und Nacht. Der Holzpfeil ſoll getragen werden in die Dörfer von dem Volkwege alle Straßen, ſowohl drinnen in die Buchten, als draußen in die Inſeln, und zwar mit Zeugen, und trage ihn Einer dem Andern zu. Und alle Männer, zu deren Häuſern der Pfeil kommt, die heißt er ſich ſammeln zu den Schiffen an der See und zur Schaarung im Lande. Wenn dann Jemand ſtill ſitzt, ſo iſt er dadurch geächtet: denn dann ſoll der Freie und der Sklav fahren, wenn es noth iſt. Und ſoll ein Jeglicher ihm ſelbſt Speiſe ſchaffen und ſeinen Hausleuten, die nicht Mittel haben ſie ſich zu verſchaffen. Wenn aber Einer bei den Heergebots-Pfeilen (herbods örſar) ſäumig iſt oder dem Gebote nicht nachkommt, da ſey er geächtet (utlägr, hors de la loi) und Alles, was er hat, wenn nicht Noth ihn hindert, welche Noth der König ermeſſen mag.“

Kap. 16. „Der von Räubern Geplünderte kann eine Oer oder Herör ausſenden, wenn er

---

*) Dieſer Heer- oder Kriegspfeil heißt *Herör* oder Heraur, (Plural. Aurfar oder Örvar) wird auch *Treör*, oder Holzpfeil genannt.

„will. Dann ſoll ein Jeder dahin fahren, ihnen
„nach, wohin der Pfeil ſie ruft. Wenn ſie ihnen
„nun nachfahren, ſollen Alle fahren, die davor
„wohnen. Aber wenn ſie nicht wollen, ſo iſt ihre
„Habe verwirkt, wo nicht Noth hindert.“

Hat ein Ungeplünderter einen falſchen Pfeil ausgeſandt, ſo iſt ſein Vermögen Denen verwirkt, welche er auf die Jagd geſetzt hat, und ſie theilen es unter ſich.

Ein ähnliches Botſchafthölzchen und eine ähnliche Weiſe es auf geſchwinder Fahrt zu fördern, findet man bei alten und neuen Völkern. Recht poetiſch war dieſe Weiſe bei den Bergſchotten, wo ſie bis um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts gedauert hat. Alſo beſchreibt ſie *) Whitaker:

„Wenn der Laird eines Klans die Botſchaft
„von dem Anzuge eines Feindes bekam, tödtete
„er alsbald eine Ziege mit ſeinem eigenen Schwerte,
tauchte die Spitze eines angebrannten Stokkes
in das Blut, und ließ ihn nebſt der Anſagung
des Stelldichein zum nächſten Dorfe tragen.
Die Nachricht ward von Dorf zu Dorf mit
„der äußerſten Geſchwindigkeit getragen; und in
„drei oder vier Stunden war der ganze Klan unter
„Waffen und an dem beſtimmten Platze verſam-

---

*) Hiſtory of Mancheſter by the reverend D. Whitaker. 2 Voll. 8. ſec. edition 1773. (Vol. 2. p. 151.)

„melt. Bei dem letzten Aufruhr vom Jahr 1745
„ward er von einer unbekannten Hand durch die
Landſchaft Braidalbain geſandt, und durchflog in
„drei Stunden einen Bezirk von 7 teutſchen Mei-
„len“ (32).

Die Wälſchen (in Wales) hatten ihren Kriegs- und Friedensbogen: eine faſt noch poetiſchere Weiſe.

Lewis o'r Glyñ, ein Wälſcher Dichter, von einer Kriegsankündigung ſprechend, ſagt:

„Ein Bogen ward geſandt durch ganz Britannien.“

Auch hat man bis dieſen Tag eine ſprichwörtliche Redensart, indem man zu Jemand, dem man den geradeſten Weg weiſen will, ſagt:

„Geh den Friedensbogen entlang.“

Hieraus erhellt, daß, wann Krieg erklärt werden ſollte, in verſchiedenen Richtungen Eilboten abgeſandt wurden, deren Jeglicher einen geſpannten Bogen trug und vorwies; und bei Friedensverkündigung einen abgeſpannten und deswegen ſtracken Bogen, wie der letzte Vers beſagt. Der Bogen war demnach in dieſem verſchiedenen Stande nun ein Kriegs- nun ein Friedensbild. Vorgezeigt war er ein Zeichen, welches Jedermann verſtand, ein Aufgebot, welchem nicht zu folgen Niemand wagen durfte.

(Cambrian popular Antiquities by Peter Roberts. London. 1815. 8. p. 301.)

Anmerkungen

zur frühern und mittlern Geſchichte.

1) Die Meiſten, welche über die nördlichen und nordweſtlichen germaniſchen und celtiſchen Geſchichten und Länder, wie ihre Verhältniſſe und Zuſtände zu der Zeit, als die Römer ſie zu berühren anfingen, geweſen ſeyn können, Forſchungen und Unterſuchungen angeſtellt haben, denken ſich, verführt durch die ſtarken Kontraſte, worin die Römer, was ſie **Barbarei** ſchalten, ihrer Bildung gegenüber faſt immer malten, die Zuſtände und Verhältniſſe viel wilder, als ſie waren, und, menſchlich betrachtet, ſeyn konnten. Ich will ſtatt Aller nur Schlötzer und Adelung nennen. Wenn man ihnen glauben wollte, müßten ſelbſt bei friedlichem Stande die gegenſeitigen Orte zwiſchen den Römern und Germanen, oder Römern und Britten faſt abgeſchnitten, ja unzugänglich geweſen ſeyn. So iſt es aber nicht geweſen, und war es ſelbſt bei viel mehr unteren Graden der Bildung der Völker nie, als worauf jene nordweſtlichſten Völker Europas zu Cäſars und Tacitus Zeit ſchon ſtanden. Wir haben hierüber ſeit manchen Jahrhunderten die Commentare, wie der einſame Wanderer, oder der golddürſtige Kaufmann nicht blos 30 oder 50 Meilen, ſondern 300 und 500 Meilen weit durch die fremdeſten, roheſten und räuberiſcheſten Stämme Aſiens zu dringen, und oft ſein Leben davon zu bringen verſteht, ja wie der einzelne Engländer, Franzoſe und Spanier in Nord- und Südamerika durch die menſchenfreſſenden Stämme der Schädelſkalpirer als Kaufmann oder Miſſionär hülflos und waffenlos viele hundert Meilen hindurch ziehen konnte, zu einer Zeit, wo die Eingebornen zu den Europäern viel feindſeliger ſtanden als jetzt. Neugier und Wißbegier, woran die Römer nie krankten, welche die Griechen aber, auch ehe ſie

mit dem Schwerte in Aſia herrſchten, frühe nach Aegypten, Aſſyrien, Perſien und in die über dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere liegende Barbarei brachten, vor allem aber die mächtigſten Hebel aller Weltbewegung, Geiz und Habſucht, haben die Völker von jeher zu einander geführt, und durch dieſe beiden ſind die Römer und die Römlinge (ich meine die durch Knechtſchaft, Sprache und Sitte unterjochten und romaniſirten Fremden), wann mit ihren Nachbarn friedliches Verhältniß beſtand, auch weit über die Vorpoſten ihrer Feldlager an der Donau, dem Rhein und der Clyde unter die Barbaren hinausgeführt worden. Machten ſie ja doch unter Nero von der pannoniſchen Donau aus, des Bernſteins wegen, über die Karpathen durch rohe und verſchiedenartige Völkerſtämme hindurch die mehr als 150 t. Meilen weite Landreiſe an die preußiſche Oſtſee *). Alſo kennen konnten ſie, wenn ſie wollten, durch Kriegszüge, Reiſen und Schifffahrt, und durch die Berichte der Eingebornen die nördliche Hälfte des jetzigen Schottlands und die nahe liegenden Inſelgruppen. Wenn ihnen Gott auch, wie den Juden und Türken, die Luſt und den Trieb zum Meere und den abentheuerlich wagenden Sinn des Schiffers verſagt hatte, ſo hatten ſie der ſchiffekundigen und ſeemächtigen Unterthanen und Bundesgenoſſen genug: Moriner, Bataver, Menapier, Frieſen, Chauken, in deren Schiffen ſie ja auch unter Germanikus, Agrikola und ſpäteren Fürſten und Feldherren die Küſten der Nordſee an Germanien und Schottland befahren haben; zu geſchweigen, daß Stürme und Schiffbrüche manche römiſche **) Soldaten wie den Apoſtel Paulus und den ſpaniſchen Admiral Me-

---

*) Schlözers Allgem. nord. Geſchichte. S. 31. ff.

**) Auf Germanikus drittem Feldzuge gegen die Germanen ward ſeine Flotte auf der Nordſee von Stürmen heimgeſucht, und fürchterlich gemißhandelt. Taciti Annal. l. 2. c. 24. Da heißt es unter dina Sidonia und ſeine Genoſſen hingebracht haben, wohin ſie nicht wollten. Aber die Römer waren von Anfang an ein ſtrenges, in ihnen ſelbſt abgeſchloſſenes und das Fremde verachtendes Volk; als ſie die Weltherrſchaft errungen hatten, verſchloß ſich der alte Stolz noch mehr, welcher in ihren letzten Jahrhunderten, als ſie von den Schwielen des Deſpotismus und der Knechtſchaft noch einen härteren Ueberzug empfingen, mit Ausnahme weniger edlerer Geiſter, in eine gleichgültige und geiſtloſe Erſtarrung ausartete, ſo daß mit dem verlornen Muthe und Geiſte auch die Herrſchaft auf ein jugendlicheres und unverdorbeneres Menſchengeſchlecht übergehen mußte.

2) **Oerkenöer**, oder die Inſeln von Oerke oder Orke heißt die ſüdliche Inſelgruppe zunächſt der Spitze

---

andern: „Einige wurden nach Britannien verſchlagen und von den „dortigen Fürſten wieder losgegeben.“

Wie es dem Apoſtel Paulus auf ſeiner Fahrt nach Rom, die auch keine Luſtfahrt war, ergangen iſt, muß jeder Chriſt aus ſeinem Neuen Teſtamente wiſſen.

Wie im Jahre 1588 der engliſche Stolz und Muth, Eliſabeths Klugheit und Glück und Gott im Sturmwinde mit der unüberwindlichen Armada Philipps des Zweiten abfuhren, iſt weltbekannt. Doch aus einer ganz jungen Schrift, aus Hibberts oben angeführter Beſchreibung Shetlands, ſind über den ſpaniſchen Admiral, den Herzog von Medina Sidonia, zum Theil ganz neue Nachrichten aufzuleſen, wie dieſer namlich mit ſeinem gewaltigen Schiffe an der ſüdlichſten der ſhetländiſchen Inſeln, an Faire, Schiffbruch litt, und ſich mit 200 Mann ſeiner Beſatzung ans Land rettete, und auf dem armen, nur von 200 Seelen bewohnten Eilande unſägliche Noth litt, ſo daß viele ſeiner Spanier faſt Hungers ſtarben; wie er dann von den gaſtlichen und freundlichen Bewohnern der Inſeln, die als Ketzer er in ſpaniſcher Wuth mit Feuer und Schwert zu bekehren oder zu vertilgen gemeint hatte, zuerſt auf die Hauptinſel (the Mainland) gebracht, dort nebſt den Seinigen verpflegt, wiederhergeſtellt und endlich in gemietheten Schiffen glücklich nach Dünkerken geführt ward. S. Hibberts Descript. p. 90 seqq.

Nordſchottlands in den Sagen und Geſchichten der Isländer und Normänner; die Engländer heißen ſie die Orkney Islands, wir Teutſche die Orkneys.

3) Diodor nennt ein Vorgebirge Orkas, welches wohl kein anderes ſeyn kann als die nordöſtlichſte Spitze von Caithnes, jetzt Dunnet Head oder Dungsby Head genannt. Ob dieſe Spitze damals Ork oder Oerk hieß oder ob die Inſeln unter dem Namen verſteckt liegen, muß ungewiß bleiben. Spätere ſind in verkehrter etymologiſcher Deutung ſo weit gegangen, zu meinen, dieſe nördlichen Inſeln, welche allerdings nicht fern von dem Gebiete der großen Meerungeheuer liegen, die wohl damals ſchon, wie ſie in unſern Tagen noch thun, den Heringszügen bis an die orkneyiſchen, ſchottiſchen und häbudiſchen Küſten folgten, haben von *orca* — ein Wort, womit man die großen Seeungeheuer benennt — lateiniſch den Namen bekommen.

4) Tacitus Worte (Agricola c. 10.) lauten: Hanc oram novissimi maris tunc primum romana classis circumvecta insulam esse Britanniam affirmavit ac simul incognitas ad id tempus insulas, quas Orcadas vocant, *invenit domuitque;* dispecta est et Thule, quam hactenus nix et hiems abdebat, sed mare pigrum et grave remigantibus perhibent; ne ventis quidem perinde attoli etc.

Tacitus irrt in ſeinem primum invenit. Agrikola's Flotte kann die Inſeln nicht zuerſt gefunden oder entdeckt haben, wie wir ſolches erſte Finden unbekannter Länder nennen, da ihr Name beinahe ſchon hundert Jahre vor Agrikola's Kriegsreiſe gegen die Nordbritten, welche in die Jahre 70 und 80 unſerer Zeitrechnung fällt, bei Diodor vorkommt; und mehr als einen leeren Namen holen wir aus dieſer ſogenannten erſten Entdeckung auch nicht.

Dispecta est et Thule, quam hactenus nix et hiems abdebat etc. Hier alſo iſt dem römiſchen Feldherrn die fabelhafte Thule auch erſchienen, und ſeine Römer, die auf den bundsgenoſſiſchen Schiffen ſaßen, mögen ſich wohl eingebildet haben, ſie ſeyen nun an der Vorhalle dieſes Mährchenlandes, indem ſie vielleicht auf dieſer Schiffahrt einige der nächſten Eilande Shetlands in der Ferne erblickten. Ehrlich genug haben einige ſchottiſche und iriſche Alterthümler gemeint, Agrikola habe für die Römer die wirkliche Thule entdeckt: ſie ſey nichts Anderes geweſen als die weſtlichſte der ſhetländiſchen Inſeln, nämlich Foula. Wer eines Breiteren erfahren will, was über dieſes Fabelland weiland von den Griechen und Römern, und ſpäterhin bis in unſere Tage hinein von den Neueren a conto gefabelt worden; wie es — wie Einem geſchieht, wenn man ſich zu ſehr auf Fabeln einläßt — nicht nur den edelſten und geſcheidteſten Tacitus oder vielmehr ſeinen Schwäher, ſondern auch viele ſpätere geſcheidte Leute zum Beſten gehabt hat; wie ſie es in Shetland, den Färöer, in Island (Grönland hätte ſich ſchon beſſer geſchickt) und auf Norwegens Küſten, und zwar, von der verzweifelten Namensähnlichkeit verleitet, dort in Tele oder Tilemarken, wie Andre hier im ſhetländiſchen Foula, wechſelsweiſe geſucht und erfunden haben, mag Schlözers Allgem. Geſch. des Nordens, Schönings treffliches Buch Ueber den Urſprung der nordiſchen Völker, und den bändereichen, glaubensreichen und Alles verwirrenden Suhm nachſchlagen. Es bleibt dabei, die Thule war und blieb eine Fabel, was ſie von Anfang an geweſen war, und alſo ein um ſo reicheres und liebenswürdigeres Land für die Phantaſie. Immer mochte dieſe Fabel ſich an einen wirklichen Namen — ſey es Foula, ſey es Tile oder welcher ſonſt — gehängt, oder vielmehr dieſen Namen ihr ſelbſt angehängt haben, ſie gehörte hin — und gehört alſo auch jetzt noch hin — in jenes ſtarre und todte Meer, wo der Himmel mit Bretern vernagelt *) und das Meer mit Eisgebirgen geſperrt iſt, wo der Wallfiſch und weiße Bär liegen, und der Cook unſerer Tage, Parry, durch dieſes mare pigrum et grave remigantibus vergebens durchzudringen ſucht. Es war offenbar eine gen Süden hin erklungene Fabel aus der Region des Polareiſes, welche immer weiter gegen Norden entweichen mußte, je kühner und kenntnißreicher der Schiffer ihr von Süden her auf den Leib fuhr: ein ächtes Nordpolsgeſpenſt, von der ſüdlichen Phantaſie ausgekleidet. Wären Agrikola und ſeine Römer dem Schnee und Winter und dem ſtarren Meere — wenn ſie ſich anders Shetland als Thule einbildeten, — näher auf den Leib gerückt, ſo würden ſie wahrlich nicht gefunden haben, was ihre oder Tacitus Phantaſie in den eben erwähnten Worten hingemalt hat; um das oder wenigſtens etwas demſelben Aehnliches zu finden, hätten ſie noch 10 bis 15 Grade gen Norden hinaufſegeln müſſen. Denn Tacitus (wenn gleich ſehr kurze) Beſchreibung von Thule, wie paßt ſie auf Foula oder auf Shetland überhaupt? Wie der Daum aufs Auge. Schneegeſtöber und Winter giebt es freilich um dieſe Inſeln, aber der letzte muß an Tüchtigkeit ſchon dem nördlichen Teutſchlande weichen. Das ſogenannte Lungen- oder Lebermeer, wovon die Alten gefabelt haben, des Tacitus mare pigrum et grave remigantibus, unter deren Figürlichkeit doch wohl nur Eisſchollen oder ſich eben verdickendes und zu gefrieren bereites Waſſer verſtanden werden dürfen, war hier nie zu finden, wie denn bis dieſen Tag an dieſen Inſeln die Häfen nie durch den Winter geſchloſſen werden, wie es den ſkandinaviſchen und teutſchen Nordſee- und Oſtſeehäfen meiſtens widerfährt. Und dieſes Meer, das

---

*) Von dieſem mit Bretern zugenagelten Himmel ſpricht Tacitus an einer andern Stelle: de moribus Germ. c. 45.

ſchwer und dick iſt, daß die Winde es nicht in die Höhe heben können? O von dieſer Eigenſchaft möchten die gegenwärtigen Shetländer ihrem Meere noch gern ein Theilchen zurückwünſchen; ſie ſcheint lange verſchwunden zu ſeyn. Der Wind, ja der Sturm ſpielt hier nebſt dem Regen die Hauptrolle, und die Jetztlebenden wiſſen von a stormy and boisterous climate dieſes Landes gar viel zu berichten.

5) Wenn jetzt Jemand mitten in den Sandwüſten Afrikas oder Arabiens ſpaniſche Piaſter fände (gewiß liegen einzelne derſelben unter Erdſchollen aller Welttheile) und wollte daraus nun herleiten, daß an ſolchen Stellen ſpaniſche Feldläger geſtanden, würde man ihm nicht entgegenrufen: Freund, welch ein Schluß? Oder was würde man von Dem ſagen, der in Mecklenburg und Schweden Aehnliches von Byzantiniſchen und Arabiſchen Heeren träumte, weil man in jenen Ländern hin und wieder Münzen der Kaiſer von Bagdad und Conſtantinopel gefunden hat? Alſo es muß noch Manches hinzukommen, noch manches Mithinweiſende und Beſtätigende dabei ſeyn, ehe man auf verlorne und meiſtens zufällige Einzelheiten ſo Vieles bauen darf.

6) Hätten wir nun auch ſo einen zufälligen Klang aus den Römerzeiten erhalten, wodurch die Bewohner der Inſeln O. und Sh. mit einem dieſer drei Namen beſtimmter bezeichnet wären, ſo wüßten wir damit was Rechtes; denn bis dieſen Tag ſtreiten ſich über dieſe Namen und unter welche Völkerſtämme dieſelben zu ſtellen ſind, die beſten und bedeutendſten Sprach- und Alterthumsforſcher des Nordens: ob unter dem Namen Kaledonier, (nichts Anders als hochländiſche Galen bedeutend) den man hier in den erſten brittiſch-römiſchen Jahrhunderten nur nennen hört, was man ſpäter Skoten und Pikten (lange gegen einander feindſelige und verſchiedenartig

ſchweifende Völker) hieß, gemeinſam verſteckt lag? oder ob die beiden letzten wirklich als aus verſchiedenen Windgegenden (aus dem Weſten und Oſten) gekommene Eindringlinge und Ankömmlinge zu betrachten ſind? endlich ob die Pikten, wie man von dem Namen Kaledonier und Skoten meiſtens anzunehmen geneigt iſt, galliſchen und germaniſchen Stammes ſind? Dies hier zu erörtern würde uns zu weit führen. Ich ſage nur, daß ich meine, das Volk, was im vierten, fünften und den folgenden Jahrhunderten zuerſt als das öſtliche und nordöſtliche Volk Schottlands aufgeführt wird, könne nicht zuerſt in jenen Jahrhunderten, wo es als ein furchtbarer Feind an der Südgrenze auftritt, eingewandert ſeyn; und daß ich auch meine und anderswo einmal die Gründe dieſer meiner Meinung vortragen werde, daß dieſes Volk, wenn nicht ganz, doch ſeinen Hauptbeſtandtheilen nach, etwa gleich den Belgiern in Nordgallien, germaniſcher Art geweſen.

Nach dieſer Meinung konnte alſo, wenn anders Pikten die Inſeln beſetzt hatten und ſie beherrſchten, ſchon in der früheſten Zeit die germaniſche Art dort angeſiedelt ſeyn, oder eine galliſch-germaniſche Miſchlingsart. Dies Letzte würde mir ſelbſt dann nicht unwahrſcheinlich dünken, wenn man es als ausgemacht annehmen dürfte, daß die Pikten keine Galen geweſen wären. Man höre: Ich habe oben gefragt: *oder waren die Bewohner jener Inſeln gar Koloniſten oder ein auf irgend einer Fahrt verlorner oder verſchlagener Nachlaß germaniſcher und nordiſcher Wikinker?* Ich ſcheine in dieſer Frage jenen Fehler zu begehen, den man *vorwegnehmen* nennt, und oft aus *der Zeit und Ordnung fallen* nennen könnte; ich ſpreche von *Winkingern*, und nenne vorweg einen Namen, der höchſtens im 7ten, 8ten Jahrhundert zuerſt ein geſchichtlicher Name geworden iſt. Ich thue dies ganz abſichtlich, theils weil es mir ſchwer wird, die Sachſen und Jüten und andere edle Empörer gegen die Welttyrannen, die ſie Räuber ſchalten, wie die Franzoſen in unſern Tagen die Spanier Brigands, mit ihnen ſo zu ſchelten, theils um anzudeuten, daß ich meine, man müſſe ſich die Züge der germaniſchen und ſkandinaviſchen Küſtenabenteurer gegen die Römer in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten durchaus in einer großen Aehnlichkeit mit dem denken, wie es die nordiſchen Wikinger von dem achten bis zehnten Jahrhundert an den britanniſchen, belgiſchen und franzöſiſchen Küſten trieben; man müſſe ſich auch manche natürliche Folgen und Wirkungen jener früheren Züge in einer gewiſſen Aehnlichkeit eben Desjenigen denken, was wir davon in der ſpäteren mehr klaren und geſchichtlichen Zeit ſehen; wodurch ſich dann, wohin dieſe Frage weiſen ſoll, von ſelbſt ergiebt.

Es iſt nur zu wahr, daß die Anſicht und das Urtheil über die germaniſche Vorgeſchichte und ſelbſt über die geſchichtliche Zeit, wo unſere Altvordern an Karpathen, Donau und Rhein und auf dem nordiſchen Ocean mit den Weltherrſchern zuerſt den langen Kampf begannen, vielfältiglich durch den falſchen Spiegel getrübt worden iſt, den ſelbſt die ſchwachen und eiteln Vorurtheile der Schüler, die in den Griechen und Römern die Meiſter und Muſter verehren lernten, in das den Römern vortheilhafteſte Licht geſtellt haben. Es iſt dem natürlichen Gefühle ganz gemäß, daß der Schüler den Lehrer nicht blos an Weisheit, ſondern auch an Jahren ihm ſelbſt überlegen halten muß. Dieſes aus dem edelſten Grunde entſprungene Vorurtheil hat aber in die Geſchichte große Irrthümer gebracht. Denn wie die Söhne deſſelben Hauſes durch Anlage, Gelegenheit und Glück ganz verſchieden gezogen und erzogen werden, ſo daß der eine oft im zwanzigſten Jahre ſchon ein gebildeter und gemachter Mann iſt, während der andere ſein, zwei Jahrzehnde längeres, Schwabenalter abwarten muß, ganz ſo ergiebt es den verſchiedenen Völkern oder den einzelnen Stämmen deſſelben Völkerſtammes; ſo daß der jüngere bloß dem ältern nachſchreitet. Man hat ſich bei den Griechen und Römern Alles viel urſprünglicher, älter und natürlicher eingebildet, als bei den Celten und Germanen, weil Griechen und Römer durch die Jüngeren, Redner und Geſchichtſchreibern [illegible]. Daher iſt in die Sprachforſchung und Geſchichtforſchung dieſer beiden ſo viel Verkehrtes und Falſches gekommen. Denn daß die Wörter [illegible] von nicht [illegible] Völkern, die theils noch leben, theils noch nicht lange begraben ſind, worin man ſich gebildet, die haben ſich [illegible] und frühen Barbaren jedes [illegible] einem [illegible] ähnlich klingende Wort nicht nur, ſondern ſelbſt die Sache, welche es bezeichnet, und die Kunde und den Gebrauch dieſer Sache von den Römern empfangen? worin man mühſam und breit ſich abzuplagen, zu ſorgen und zu pflegen, ob und wie durch die große Völkerbewegung [illegible] das ſchwarze Meer gegen das Volk des [illegible] Jahrhunderts vor Chriſto, ja ob und wie auch noch durch die römiſch-mithridatiſchen Kriege, welche [illegible] der Cäſar Trajan gegen Gallien [illegible], die germaniſchen Stämme nach dem Norden und Weſten gekommen ſind? Ja hätten ſie mit dem Zuge nach dem goldenen Vließe oder mit dem Kriege vor Troja begonnen — das wäre doch noch Etwas geweſen. Wahrlich völlig eitle und ungereimte Fragen, deren ſolche Bemerkungen gleich Griechen und Geſchichte auch in jenem Rathen und Wollen veranlaßt haben können. Denn wenn man die Geſchichte auch [illegible] und die engern und natürlichen Verhältniſſe der Länder und Völker, wie ſie ſich [illegible] und [illegible], [illegible] — ſo kann man wohl [illegible] deutlich [illegible], daß [illegible] Wort und Charakter in dem [illegible] das Kapitol [illegible] die Götter [illegible], und [illegible] und [illegible] Völker [illegible] haben. —

Weil man ſich gewöhnt hat, die Dinge in einem ſo verkehrten ja umgekehrten Spiegel zu betrachten, iſt es geſchehen, daß man nicht einmal die wahren römiſchen Schilderungen und Beſchreibungen der germaniſchen Länder und Völker zu deuten, und aus den wirklichen Thaten, Begebenheiten und Entwickelungen geſunde Folgerungen zu ziehen verſtanden hat. Wir ſehen darin den Germanen und ſein Land freilich rauher, ungeſchlachter und ungebildeter, als den verfeinerten Römer; aber man bringe nur den Kampanier und Toskaner unſerer Tage ins Münſterland oder in Mecklenburg und laſſe ihn ein Jahr dort leben unter freien teutſchen Bauern, wie ſie jetzt ſind — ich wette, die Beſchreibung des Gegenwärtigen wird durch Vorurtheil, Unkunde und Verwöhnung in vielen Stücken noch heute ausſehen, wie die vor 18 Jahrhunderten abgefaßten. Aber betrachten und wägen wir das Weſen, dann frage ich, auf welcher Seite liegt die Rohheit und Barbarei? Der Germane erſcheint, die Feinheiten des Lebens und die Wiſſenſchaften abgerechnet, im Beſitze aller für Freiheit und Tugend nothwendigen Künſte. Er hat Häuſer, Schiffe, Ackerbau, Viehzucht, Sitten und Zucht im Hauſe, Freiheit und Zuverſicht draußen und in der Volksverſammlung; er hat ſolche Tapferkeit und Kriegszucht, daß er mit an Menge gewiß nicht überlegener Zahl die noch freudige und friſche Heeresmacht des jungen Kaiſerthums, welche die edelſten und größten Feldherrn ihm entgegenführen, häufig mit gleicher Wage der Kunſt und der Tapferkeit zum Stillſtand, oft auch bis zur Vernichtung zum Weichen bringt. Kurz er erſcheint immer und allenthalben als der Hoffnungsreiche, Muthige und Emporſtrebende, während ſein Gegner, der Römer, zuerſt durch Grauſamkeit und Herrſchſucht, damals ſchon durch Wolluſt und Knechtſchaft in Allem der Wüſtheit und Verfaulung unaufhaltſam entgegen ging.

So erſcheint der Germane — damit Niemand ſage, er habe von dem Römer geſchwind gelernt (was hätte er Gutes von ihm lernen können, als vielleicht noch Einiges von Bewaffnung und Kriegsordnung?) — ſogleich bei ſeiner erſten Berührung mit den Römern an dem Rhein und der Donau unter Cäſar und Auguſtus. Nicht wahr, unter einem Himmel und in einem Lande, wie Skandinavien und Nordweſtgermanien urſprünglich ſeyn mußten, und zum Theil damals noch mehr waren als jetzt, unter ſolchem ſtrengen und unwirthlichen Himmel, auf ſolcher ſchwer zu bezwingenden und zu bereitenden Erde, war es in einigen Jahrhunderten bis zu dieſem hohen Grade der Menſchlichkeit zu bringen, zu dieſer Ordnung, Zucht und Geſetzlichkeit im Kriege, im Hauſe und im Regiment, welche einer der edelſten Römer mit den unauslöſchlichſten und zugleich den natürlichſten Farben ſeinen entarteten Römern als ein mahnendes Gegenbild malen mußte? Wer will und wer kann das glauben?

Kurz die erſten großen Schritte zu allem Großen und Menſchlichen hatte dieſes edle Volk ſchon vollendet, es ſtand auf ſolcher Stufe häuslicher Zucht, heldenmüthiger Menſchlichkeit und politiſcher Freiheit, wie die Römer, als ſie noch mit Pyrrhus und Hannibal zugleich um die Freiheit und die Herrſchaft fochten, als Cäſar beinahe 60 Jahre vor Chriſto in Gallien und am Rhein zuerſt auf daſſelbe ſtieß und es bald für das erkannte, was es war. Es war auch ſchon geſchickt und mächtig in der Schifffahrt und in Flotten. Ich habe oben ſchon berühmte germaniſche Schiffervölker genannt, welche die römiſche Liſt bald gegen die eigenen Landsleute und gegen die überſeeiſchen Nachbarn gebrauchte. Man leſe ſtatt Aller nur den Cäſar, Plinius und Tacitus nach.

Jetzt bin ich nach einem ziemlich langen Umſchweiſe endlich wieder bei meinen Wikingern angelangt, und muß hier etwas Bedeutendes ausſprechen. Die Phönicier und Griechen waren große Schiffer geweſen in der früheren

Zeit und in der ſüdöſtlichen und ſüdweſtlichen Welt; die Germanen wurden es eben damals für den Nordweſten, und ſollten es für die ſpätere Zeit vorzugsweiſe vor allen andersartigen Völkern Europas werden und bleiben. Es iſt ein wunderbares und unerklärliches Ding um die urſprünglichen und von Gott mitgegebenen Triebe und Anlagen de. Einzelnen, der Geſchlechter und ganzer Völker. Zwar waren den germaniſchen Stämmen große Meere und Küſten der Oſtſee und Nordſee zugefallen; aber das Meer macht ſo wenig den Schiffer als das Pferd den Reiter, obgleich beide nothwendig dazu gehören. Hatte der Römer nicht binnen wenigen Jahrhunderten nach beiden Seiten ſeiner Halbinſel zwei Meere, mit ihnen die lüſternſte Lockung in die Weite und bald auch das ganze Mittelmeer mit den reichſten Küſten und Inſeln von drei Welttheilen gewonnen? und hat dies Alles ihn zum Schiffer machen können? So der Osmane ſeit dem erſten Anfange ſeiner miteuropäiſchen Geſchichte bis auf den heutigen Tag. Zwar haben die Römer karthagiſche, und die Türken venetianiſche und ſpaniſche Flotten geentert und zerſtört; aber dies iſt mehr durch die allbeſiegende Tapferkeit in der Epoche des höchſten Heldenalters Beider, als durch Luſt und Geſchicklichkeit an Stürmen und Wogen erwirkt; auch iſt Beiden hier die Tapferkeit früh erloſchen, und die Gewaltigen haben dazu immer kaum das halbe Herz mitgebracht.

Der Seetrieb und die Seeüberlegenheit des Germanen in ſeinen alten Urſtämmen und in allen ſeinen Aeſten und Zweigen vor und über den andersartigen europäiſchen Völkern iſt zu auffallend, als daß ich nicht noch näher darauf hinweiſen ſollte. Die galiſchen und ſlaviſchen Völker haben es ihm von den Anfängen ihrer Geſchichte an darin nie gleich gethan, weil ſie es nicht gewollt haben. Was hätte z. B. Polen in ſeiner ſtarken Zeit, im funfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, als Preußen, Kurland und Liefland zum Theil bezwungen, und zum Theil zur Abhängigkeit gedemüthigt waren, an und auf der Oſtſee, und endlich auf den Meeren bedeuten können! aber ich möchte beinahe fragen: iſt je ein polniſcher Schiffer weiter gekommen als zu den Küſten der Oſtſee? Eben ſo iſt der galiſche Stamm in Irland und Britannien, weder in früherer Zeit, als er der vorherrſchende war, noch ſpäter, als er der germaniſchen Art zuerſt unterthan, dann zugeordnet worden iſt, nie ſeeluſtig und alſo auch nie ſeemächtig geweſen; und ſo hat es nothwendig geſchehen müſſen, daß er, der ſtärkere und zahlreichere Theil, weil in Inſeln und Küſtenländern die Luſt am Meere natürlich Kraft und Herrſchaft gebiert, den ſchwächeren und ſpäteren Fremdlingen hat erliegen müſſen. Weil es ſo war, wurden im Anfange des Mittelalters an der Nordoſtküſte Irlands kleine Schaaren ſogenannter Oſtmänner (Skandinavier), in der Mitte deſſelben, im zwölften Jahrhundert, einige Häuflein engliſch-ſächſiſcher Krieger zuletzt die Herren der Eingebornen und blieb in Schottland die Kraft und Entſcheidung der Herrſchaft nicht bei dem galiſchen Stamme, ſondern ging zu dem germaniſchen, zu den ſogenannten Saſſenach, über. Wer ſich um die Geſchichte Irlands ein wenig bekümmert hat, muß dieſe verſchiedene Neigung und Anlage der verſchiedenen Völker in mannichfaltigen Zügen ſehr bald erkennen; noch greller aber müſſen ſie ihm in Schottland entgegenſcheinen. Die Celten und Galen überhaupt, und die beiden eben genannten Stämme derſelben insbeſondere, haben bei manchen Gebrechen auch mancherlei ſchöne Triebe und Anlagen vor den germaniſchen Stämmen voraus: in ihrer ſinnlichen und kräftigen, jedem Drucke überlegenen Lebensluſtigkeit, in der Feurigkeit und Unvergänglichkeit ihrer vollreifen Leidenſchaften, in der edlen und ritterlichen Hingebung der ganzen Perſönlichkeit auf Leben und Tod an den verehrten Gebieter oder den geliebten Buhlen und Freund. Vor Allen hat ſich der edle Hochländer, der durch ſeine vielen idealiſchen und liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten mit Recht ein königlicher und ritterlicher Menſch genannt werden darf, bei vielem Unglück und Jammer, dem er durch eine gewiſſe ſorgloſe Hochherzigkeit nicht verſtanden hat zuvorzukommen, immer durch etwas Hochfliegendes und Romantiſches ausgezeichnet, wodurch in ſein Leben und ſeine Geſchichte ein ganz eigener und hinreißender Zauber gekommen iſt. Aber dieſer friſche und feurige Flieger, dieſe ſo leicht aufbrauſende Kraft, die immer nur zu gern und für ihr Glück zu viel abentheuerte, hat die Arbeiten und Wagniſſe des Fiſchers und Schiffers nie geliebt wie ſein germaniſcher Nachbar und Reichsgenoſſe.

Da dieſe Verſchiedenheit von jeher beſtanden iſt, und da die Germanen den Galen an Luſt und Leichtigkeit auf den Wellen immer überlegen geweſen ſind, ſo macht man wohl keinen thörichten Schluß, wenn man annimmt, daß ſie ſchon zu Cäſars Zeit ihre Oſtſee und Nordſee nach den meiſten Richtungen, und die Letztern, wenn ſie ſich auch in das höchſte Nordmeer und die weſtlichſte Weite und Gefahr des atlantiſchen Oceans nicht wagten, doch wohl in Entfernungen von 30 bis 50 Meilen von den Küſten beſchifft haben. Dieſe Annahme wird beſtätigt durch das, was Tacitus (Germania c. 44.) von den Suionen ſagt, und durch die Kühnheit und Gewandtheit, mit welcher ſächſiſche und gothiſche Wikinger ſich ſchon im dritten Jahrhunderte auf allen Meeren tummelten. Ein ſo kühner und gewandter Schiffer wird ein Volk aber nicht in ein Paar Jahrzehenden.

Da dies feſt ſteht, ſo folgt von ſelbſt, daß die Orkneys und Shetland von dieſen Wikingern theils zufällig, theils abſichtlich berührt und beſucht ſeyn, und auf dieſelbe Weiſe, wie einige Jahrhunderte ſpäter von andern, als Lauer- oder Ruheplätze, oder als Zufluchtsörter gegen

Stürme und Winter gebraucht ſeyn müſſen. So könnten von ihnen — um ſo mehr, wenn die Pikten vielleicht aus dem Nordoſten übers Meer gekommen waren — dieſe Inſeln mit bevölkert ſeyn, oder ſie könnten hin und wieder — wie ſich das von ſelbſt macht — Anſiedler zurückgelaſſen haben.

Ich will hiermit keineswegeš ſagen, daß dieſe Inſeln einzig von germaniſchen Völkerſchaften beſetzt worden ſind; bei der Nachbarſchaft ihrer Sitze konnten und mußten auch Galen dahin kommen. So könnte hier in dieſem Abſteigequartiere verſchiedener Völker eine Art Miſchlingsvölkchen entſtanden ſeyn, wie man in andern Epochen, aber in nicht unähnlichen örtlichen und politiſchen Umſtänden und Zuſtänden, in andern ſolchen Abſteigequartieren auf den Meerfahrten Aehnliches hat geſchehen und werden ſehen. Ich erinnere nur an die beiden Oſtſeeinſeln Bornholm und Gottland, deren Bewohner bis dieſen Tag das Gepräge eines ſolchen Verhältniſſes und eines ähnlichen Urſprungs, und manche Unarten und Gebrechen an ſich tragen, die aus ſolchem Urſprunge nicht ſchwer zu erklären ſind. Ich könnte auch der däniſchen Hauptinſel Seeland erwähnen, deren und einiger zunächſt liegenden kleinen Eilande Bauernſtamm in Haltung, Geſtalt, Farbe und Art eine von ſeinen nächſten weſtlichen und öſtlichen Nachbarn zu große Verſchiedenheit zeigt, als daß ich ihn für einen ganz ächt und rein gebliebenen Blutsverwandten derſelben halten könnte. Wie verwandt, ja wie zum Erſtaunen ähnlich dagegen erſcheinen z. B. der ſchoniſche und jütiſche Bauer in der gewaltigen und oft rieſigen Höhe des Wuchſes, in der Stärke des Knochenbaues, in der weiten Spaltung der offenen blauen Augen, in der faſt allgemeinen Weiße der Haut und Blondheit oder Röthlichkeit des Haares, in einer gewiſſen wirklichen oft aber nur ſcheinbaren Faulheit und Sorgloſigkeit, worunter häufig ein leicht reizbarer Muth und eine beſonnene Gewandtheit lauert; weswegen der Schone unter andern von den übrigen Schweden nicht ſelten *der Schlaue* genannt wird! Auch dieſe Erſcheinung in Seeland und der nächſten Umliegenheit läßt ſich vielleicht erklären, wenn man an die nordiſche und däniſche Geſchichte des zehnten und elften Jahrhunderts denkt, und auch nur den Saxo und Helmold geleſen hat. Jene langen Meerreiſen in den Weſten, beſonders aber die lange und glänzende Herrſchaft däniſcher Könige in England haben die Inſeln wohl zu ſehr entvölkert. Darauf ſind die unaufhörlichen Kriegs- und Raubzüge von und zu den däniſchen, wendiſchen, preußiſchen und kuriſchen Küſten hin und her bis tief in das zwölfte Jahrhundert hinein geweſen, wo der Sieger, was er von Menſchen erhaſchen konnte, algieriſch mit fortſchleppte, und im Hauſe und Felde als Sklaven anſiedelte. So möchte in Seeland und andern däniſchen Inſeln — und mir däucht, daß es ſo geſchehen iſt — mit dem Germaniſchen oder *Gothiſchen* — denn Gothen wollen die Dänen ſelbſt durchaus genannt ſeyn — viel ſlaviſcher, preußiſcher und anderer Stoff gemiſcht, und jene Miſchlingsart entſtanden ſeyn, die ein ſo durchaus ungothiſches Gepräge hat. Denn ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich etwas dem ſeeländiſchen Bauer Aehnliches in dem übrigen Norden nirgends geſehen habe.

7) Auf dieſem Felde werden die Menſchen immer nach den entgegengeſetzteſten Spitzen auslaufen. Es iſt das Feld, von deſſen Gegenſtänden Tacitus ſagt (Germania c. 3.): „Es iſt nicht meine Abſicht, weder für die Beſtätigung noch für die Widerlegung derſelben Beweiſe aufzuſuchen; es glaube ein Jeder davon ſo viel, als er kann.“

8) Jemand hat nicht übel geſagt: Jeder nennt das Ding Freiheit, was ihm nützt. Es war eine Art libertas polonica et hungarica, oder das Ding, was die ſarmatiſchen und magyariſchen Magnaten ihre libertas nennen, weswegen die Gewaltigen und Geſchlechtsmächtigen unter den Normännern auswanderten.

9) Jedes Volk hat ſolche Epochen gehabt, wo ein ſo geſchwindes und fröhliches Aufblühen und Wimmeln aller Kräfte und Triebe da iſt, daß man über den innern und äußern Wachsthum erſtaunen muß, und daß Manche daher geleugnet haben, was ſie nicht begreifen wollen. Man könnte ungefähr zeichnen und auf die Wand malen, wie die Tugenden, Zuſtände und Verhältniſſe der Völker ſeyn müſſen, wenn ſolches fröhliche Leben und Sprießen in ihnen erſcheinen ſoll; aber ſolches Malen iſt zuweilen mißlich. Herrliche Winke darüber finden ſich in Niebuhrs röm. Geſchichte an mehreren Stellen, beſonders aber in ſeiner Beſchreibung der ſabelliſchen Völkerſchaften (1. S. 55 — 64.).

Ich habe oben ſchon von dem Spiegel geſprochen, den wir verkehrt ſtellen gelernt haben, und worin wir die Gegenſtände unſerer frühern Geſchichte alſo durchaus verkehrt haben erblicken müſſen. Ich muß hier noch einmal an Jene erinnern, die in dem Germanien des Plinius und Tacitus, trotz aller wirklichen und leibhaftigen Geſchichten, die ihnen erzählt werden, und deren Erzählungen durch Jahrhunderte immer wiederkehrt, eitel Sümpfe, Wälder und Wüſten, meiſt Viehzucht und wenig Feldbau erblicken. Ich will ſie blos fragen, wo kamen denn die Männer her, die von den Weltherrſchern mit den zuſammengetriebenen Legionen und den geſammelten Hülfsmitteln der reichſten und ſchönſten Länder immer friſch bekämpft wurden? Jene Allemannen um die Oberdonau und den Oberrhein, welche im zweiten Jahrhunderte ſo ſchwer auf Gallien und Italien drückten, und in dem dritten Rom ſchon mit einem alarichiſchen Schickſale bedroheten? Durften der Menſchen, wenn ſie Heere von 100,000 Mann aufbringen ſollten, weniger ſeyn in den Gauen, die ſie bewohnten als jetzt? oder vielmehr waren ihrer nicht vielleicht viel mehrere? Auch die gegenwärtigen Schwaben wandern nicht in der Flucht vor dem Hunger nach Beſſarabien, Braſilien und Kentucki. Sie haben jener Güter, wodurch man den Hunger bezwingt, des Korns und des Viehes, faſt zu viel; aber ſie wandern aus, weil ſie anderer Güter ermangeln, deren ihre Altvordern ſich erfreuten.

Soll ich an Arminius erinnern? Der Schauplatz ſeiner Kriege und der Kreis, woraus er ſeine Krieger und Hülfsmittel zog und ziehen konnte, war das Land zwiſchen der Elbe und dem Rhein, wenn man von der Elbe herab, längs der Aller zum Harz hin und vom Harz herab durch das Heſſenland die öſtliche Gränze zieht; die weſtliche Gränze zieht das Meer. In dieſem nicht großen Lande, das auch nicht zu den reichſten und fruchtbarſten Theilen Germaniens gehört, konnte höchſtens die Hälfte der ſtreitbaren Männer gegen die Römer mit ausziehen. Die dem Rheine zunächſt ſitzenden Völkerſchaften wurden durch die ſtehenden Feldläger, Feſten und Kriegsſchiffe der Römer in Schach gehalten, und mußten für die Heimath wachen; der ganze Küſtenſtrich — die Bataver, Frieſen und Chauken — ſaßen zuweilen ſtill, fochten aber häufiger als gezwungene oder beſtochene Bundesgenoſſen der Fremden gegen die eigenen Landsleute. Und Germanikus — welch ein Mann und Feldherr! und zwar in der Blüthenzeit der römiſchen Kriegskraft — iſt mindeſtens mit 70,000 und 80,000 Mann, häufig wohl zahlreicher gegen die Weſer gezogen. Man gehe nun hin und zähle jetzt die ſtreitbaren Köpfe in dieſen Landen — wohl gemerkt, daß man die Hälfte abgezogen, und dieſe nicht blos unthätig gedacht, ſondern wenigſtens ein gutes Drittel dieſer Hälfte dem Feinde zugerechnet habe — ich frage, wie wird das Facit ausfallen? Arminius hat dieſes Land gegen ſolche Macht nicht verloren. Dürften dann Weſtfalen und die braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Lande damals weniger Menſchen haben als jetzt? mußten ſie nicht faſt nothwendig mehr haben? Freilich Hochſtraßen gab es damals noch nicht, um die Balliſten und anderes Würfgeſchütz*) des Germanikus die gradeſte Straße auf das Schlachtfeld zu führen; die Berge und Höhen waren dichter bewaldet, auch die meiſten jetzt kahlen Haiden Nordweſtfalens und Lüneburgs vielleicht Wälder. Deſto beſſer für den teutſchen Krieger und Bauer!**)

Und Teutſchlands zwölftes und dreizehntes Jahrhundert — man rechne und zähle nur wieder ein Bischen. Von dem obotritiſchen Wagrien an bis tief in Böhmen und in die Gränzen Polens hinein werden die Slaven und Wenden bezwungen; aber meiſtens in ſo grauſamen und mit ſolcher gegenſeitiger Bitterkeit geführten Kriegen bezwungen, daß ihrer, zumal in den über achtzig teutſche Meilen langen Küſtenländern (Holſtein, Mecklenburg, Pommern) wenig übrigbleiben. Bald kommt die Reihe auch an die andere Küſte, an die viel breitere und zweimal ſo lange Küſte, von der Weichſel bis zur Neva, wo teutſche Kaufleute und Ritter mit dem Schwerte und dem Kreuze einen mächtigen Staat gründen. In welcher Geſchwindigkeit und Herrlichkeit blüht in dieſen Landen die teutſche Sitte, Sprache und Macht auf! Kaum ein Jahrhundert, und wir erblicken Feſten und Städte, reicher an Schätzen und Männern, als die Oſtſee ſie jetzt zeigen kann, ſo wimmelnd von Männerkraft und Thatenluſt, daß der ganze ſkandinaviſche Norden, welcher unlängſt noch die Welt mit ſeinen Schrecken erfüllt hatte, ihnen drei Jahrhunderte faſt dienſtbar werden mußte. Lübeck, Roſtock, Stralſund, Stettin, Breslau, Danzig, Königsberg, Riga, Groß-Novogrod — die mittleren will ich nicht nennen. Und in dieſen ſelben Jahrhunderten ſiedelten ſich Teutſche in Ungern und Siebenbürgen an, welche dort auch bald zu der Zahl von ein Paar Millionen Menſchen erwuchſen. Wie muß damals das teutſche Leben pulſirt haben! welche Fülle von Lebensluſt und Thatenluſt und welch einen friſchen und freudigen in eitel Hoffnung, Muth und Herrſchaft blühenden und fortſtrebenden Zuſtand des ganzen Volkes ſetzt dies voraus! Und man entdeckt nirgends, daß die Länder vom Niederrhein bis an die Elbe, von welchen und von Franken der Nordoſten am meiſten bevölkert und germaniſirt worden iſt, durch ſolche Entſendungen und Ausleerungen von Siedlern und Kriegern volkleer und matt geworden wären. Alſo daß Einen dies zweifelhaft machen muß, der gewöhnlichen Meinung zu glauben, Amerika habe Spaniens Menſchenblüthe und Lebenskraft ausgeſogen und ermattet. Es ſind andere Dinge, wodurch dieſes herrliche Wunderland ſeit den Tagen der Gonzalez und Ximenes matt gewerden iſt. Man ſchaue nur auf England hin, und vergleiche.

---

*) Taciti Annal. l. 2. c. 20.

**) E. M. Arndt Ueber Forſten und Bauern. Schleſwig 1821.

10) Hierüber weiter unten, wo wir von dem Klima unſerer Inſeln ſprechen werden.

11) Die Färöer nach den Schafen benannt, welche noch jetzt den Färöern wie den Isländern ein Hauptgut ſind.

Hialltland. Der alte Name, aus welchem allmählig Hetland und zuletzt Shetland geworden iſt. Das habe ich in teutſchen Büchern hin und wieder wohl Heldenland überſetzt gefunden, wie jene Peſt der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, welche ganz Europa durchwandert, in dem Florentiner Boccaccio ihren Thucydides gefunden und die Franzoſen morbleu (ſchwarzer — ſo hieß er — blauer Tod) fluchen gelehrt hat, in eben ſelſolchen Büchern als Tigertod aufgeführt wird. Man hatte, wie hier bei der Deutung Hialltlands auf das Wort fehlgeſchoſſen, aber die Sache getroffen. Hiallt (ſ. Ihre Dict.) hat ſo wenig Gemeinſchaft mit dem Helden, als das Wort *Digr* (das ſaſſiſche Dog, was das geiſtige wie das nordiſche das leibliche, Dicke und Gewaltige bedeutet) mit dem Tiger. Wir wiſſen nicht, was das Wort **Hiallt** bezeichnen ſoll.

Sudurder: Südinſeln. So heiſſen den Nordländern die Häbuden, nach der Richtung ihrer Schiffahrt richtig benannt.

12) **Peti** und **Papá**. Dieſe werden genannt in einer Urkunde vom Jahr 1403, abgedruckt aus James Wallace's Account of the Islands of Orkney in der Orkneyinga Saga *). Dieſe Urkunde iſt eigentlich eine Beweisſchrift des Biſchofs Thomas und des Kapitels von Orkney und Shetland für die Rechte des ſchottiſchen Hauſes Sinclair auf die Grafſchaft Orkney; eine Erzählung, wie dieſe Grafſchaft entſtanden, und welcherlei der Grafen Rechte und ihre Verhältniſſe zu Norwegen geweſen. Der geſchichtliche Werth dieſer Urkunde erhellt aus dem ehrlichen Geſtändniſſe ihrer Verfaſſer: leider ſeyen die meiſten alten Nachrichten und Urkunden, weil es an einem feſten Platze zu ihrer Aufbewahrung gefehlt, in den vielen Kriegsgetümmeln, welche die Inſeln heimgeſucht, zerſtört und verbrannt; ſie müſſen alſo faſt nur nach fremden Nachrichten und Ueberlieferungen berichten. Alſo lautet es dort:

„Reperimus itaque in primis, quod tempore Haralldi Comati primi Regis Norvegie, qui gavisus est per totum regnum suum, haec terra sive insularum patria Orcadie fuit inhabitata et culta duabus nacionibus, scilicet *Peti* et *Pape*, que duo genera naciones fuerant destructe radicitus ac penitus per Norvegenses de stirpe sive de tribu strenuissimi principis Rognaldi, qui sic sunt ipsius naciones agreſsi, quod poſteritas ipſarum nacionum Peti et Pape non remanſit. Sed verum eſt, quod tunc non denominabatur Orcadia sed terra Petorum, sicut clare verificatur hodie adhuc cronica atteſtanta, per mare dividens Scociam et Orcadium, quod usque ad hodiernum diem mare Petlandicum appellatur; et sicut pulcre subjungitur in iisdem cronicis, Rex iste Haralldus Comatus primo applicuit in Zetlandiam cum classe sua et conſequenter in Orcadia et contulit illam Orcadiam et Zetlandiam antedicto principi Rognaldo robuſto, ex cujus ſtirpe, ut perfertur, preſate due naciones fuerant everse et destructe, sicut cronice noſtre clare demonstrant.“

---

*) Orkneyinga Saga. Hafniae 1780. 4. p. 545—53.

Man kann nach der eigenen Erklärung dieſer Urkunde die Peti und Pape nur als eine ſagenartige Ueberlieferung anſehen, da die beiden erſten und beſten Quellen die Heimskringla und Orkneyinga Saga ſie nicht nennen; vielleicht ſind ſie gar nur eine ſogenannte Nachdeutung aus einzelnen Namen und Klängen, die man hin und wieder in Büchern oder Sagen gefunden oder vernommen hatte. Das Wort Peti ſpielt offenbar auf die alten Picti hin; aber woher *Papae?*

Das wiſſen wir nicht, ſchließen aber natürlich — wenn wir das Ganze nicht für eine zufällige Verkehrung halten — daß ein Theil der Inſelbewohner ſo heißen mochte, vielleicht nach dem Namen einiger Inſeln ſo genannt, ohne daß das Land etwa nach ihnen genannt wäre: denn die gegenwärtigen Bewohner Preußens und Hiſpaniens heißen noch Preußen und Spanier, wiewohl ſie mit den Völkern oder Zeiten, von und in welchen ihr Vaterland den Namen erhalten, wenig gemein haben. Unſer Schluß wird beſtätigt durch den noch wirklich geltenden Namen Papa. Das iſt noch die Inſel Papa Stour in Shetland, da ſind die Inſeln Papa Stronſay *), Papa Weſtray und der Papa Sound in Orkney. Dieſen Laut Papa giebt ein ſehr guter Gewährsmann, Schöning, für ein nordiſches Wort aus. So heißt es bei ihm:

„Die Norweger hatten von ſehr alten Zeiten her dort auf ihren Seeräuberzügen herumgeſchwärmt. Sie hatten ſich dort beſonders in Harald Schönhaars Zeit feſtgeſetzt. Manche dieſer häbudiſchen Inſeln haben daher norwegiſche Namen bekommen, die ſie noch führen, als Barrey, Mickley, Pappey, Fiarey, Melliſey, Lingey u. ſ. w.“ **).

Auch im Oſten Islands führt er ein Pappey und Pappyle an (Norweg. Geſch. Bd. 1. S. 99).

So weit mag alſo Schöning auf richtigem Wege ſeyn. Aber er erwähnt dabei anderer Meinungen und Sagen, als weiſe das Wort Papa auf den Namen chriſtlicher Geiſtlichen hin, und alſo auf Chriſten überhaupt. So lauten ſeine Worte an der eben niedergeſchriebenen Stelle, nachdem er geſagt hat, daß vor der norwegiſchen Anſiedelung auf Island einzelne Schiffer dahin wohl durch Sturm und Ungewitter verſchlagen worden ſeyn können: „Die „Norweger fanden bei ihrer Ankunft wirkliche Spuren „davon in dem öſtlichen Lande, beſonders auf Papey „und Papyle; die alten isländiſchen Schriftſteller berufen ſich auf engliſche Bücher, worin einer Art Fahrt „zwiſchen Engelland oder Irland und Island, ehe die „Norweger ſich dort niederließen, erwähnt wird, und Are „Frode bezeugt, daß bei der erſten Ankunft der Norweger gewiſſe Chriſten aus Irland auf der Inſel waren, „welche davon zogen, weil ſie nicht unter jenen Hei-

---

*) Sollte heißen Stronsö: Stronsinſel; aber das nordiſche ö hat ſich bei den Inſeln allgemein in *ay* oder *ey* verwandelt.

**) S. Schönings Norges Riges Historie. 2. Band. S. 136.

„den ſeyn wollten.“ (Aro Frode's Schedae. Kap. 2. S. 10.)

Eben dieſer Sagen erwähnt der letzte ausführlichſte und zuverläſſigſte Beſchreiber des neueſten Islands, mein Freund Henderſon. (Iceland by Ebenezer Henderson. Sec. edition Edinburgh 1819. 8.) Bei der Beſchreibung der Abtei Kyrkioboe am Lagerfliot (S. ſ. Buch S. 237.) ſagt er: „Aus dem Landnamabok ſollte man ſchließen, daß dieſe Stelle vor der Ankunft der Norweger von **Papar** oder **chriſtlichen Irländern** bewohnt geweſen; weswegen es ſo heilig gehalten ward, daß man glaubte, Unchriſten dürften dort nicht leben.“ — „Höfdo thar adur setit Papar oc eigi matto thar heidner men bua (d. h. „Es hatten daſelbſt vormals Papar geſeſſen und durften daſelbſt Heidenmänner nicht wohnen“). Landnama P. IV. c. XI.“

NB. Mir iſt das Landnamabuch, welches (S. P. E. Müllers Sagabibliothek. Kopenhagen 1817. 1. Band. S. 226.) von der erſten Anſiedelung und Einrichtung der Norweger auf Island handelt, und nach Müller am Schluſſe des dreizehnten oder im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt iſt, zum Nachſehen und Vergleichen nicht zur Hand.

Es könnte ja ſeyn, daß irländiſche Mönche und Prieſter, oder überhaupt irländiſche Chriſten (Enkel von Oſtmännern, d. h. aus dem Oſten gekommene europäiſche Krieger und Siedler) durch irgend einen Zufall an die Oſtküſte Irlands verſchlagen wären, und daß daher die Erinnerung ſich auf die folgenden Jahrhunderte fortgepflänzt hätte; aber daß ſie daſelbſt, wie die bei Henderſon angezogene Stelle anzudeuten ſcheint, ordentlich geſeſſen, und ſchon ein Münſter und Heiligthum gegründet hätten, däucht mir durchaus unwahrſcheinlich.

Wieder auf unſere orkneviſchen und ſhetländiſchen **Papar**, und den noch lebendigen Beinamen **Papa** zu

Pik oder **Vik** erhält. Von hier führt er ſie ſpäter als **Pikten** zu den öſtlichen Küſten Schottlands hinüber. Solche etymologiſche Märſche gehen geſchwind.

Ich nenne die **Heimskringla die beſte Quelle.** Das iſt ſie unſtreitig. Ich fange hier gleich etymologiſch an, obgleich ich meine Deutung nur als einen meine Anſicht andeutenden Scherz hinwerfe. Dieſes Geſchichtbuch nennt ſich **Kreis der Heimath**, wodurch es zu verſtehen giebt, daß es das Heimathliche ganz umfaſſe, was es in der That auf eine bewunderungswürdige und großartige Weiſe thut. Zu dieſer Heimath gehörten die Orkneys und Shetland durch Urſprung, Sprache, Sitten, Geſetze und politiſche Verhältniſſe. Ihre mittlere Geſchichte ging von Norwegen aus, ſie blieb mit Norwegen verbunden bis zur Vereinigung der Inſeln mit Schottland im ſechszehnten Jahrhundert. Die Norweger und Isländer konnten alſo dieſe Geſchichte vollſtändig wiſſen, zumal in einer ſchon ſehr geſchichtlichen Zeit. Die Heimskringla hat überdies einen ſolchen Charakter der Wahrhaftigkeit, eine ſolche Haltung und Würde des Tons und des Urtheils, daß ſie das Klare und Bekannte gewiß nimmer entſtellt hat. Uebrigens ſoll auch von ihr gelten, was ich oben über die Sagen geſagt habe: je weiter die Fernen, deſto nebelnder und ungeheurer die Geſtalten, und deſto näher Manches den Mähren und Fabeln, z. B. wo Gardarike (Rußland), das Mittelmeer, Afrika, Konſtantinopel und Paläſtina mitſpielen.

13) Tormodi Torfaei **Orcades** s. rerum Orcadensium historiae libri tres. Havniae. 1697. fol. 228. S. Torfäus hat in dieſem Buche vorzüglich die Heimskringla genutzt und die oben angeführte Orkneyinga Saga, die ungefähr aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und alſo etwas jünger als die Heimskringla iſt. Außer dieſen hat er andere heimathliche Quellen benutzt und verglichen, und ſein Norwegiſches und Orkneyiſches mit dem

Schottiſchen aus jener Zeit in Zuſammenhang zu bringen geſucht; welches Letztere freilich nach dem Geſtändniſſe der beſten ſchottiſchen Geſchichtsforſcher nicht blos ungewiß, ſondern häufig abſichtlich erfunden und zurechtgemacht iſt. Dieſes Buch war vorzüglich für den Zweck geſchrieben, Norwegens altes Recht auf die Inſeln zu beweiſen.

14) **Schialsbacke.** Eine von Oſten gegen Weſten durchlaufende Bergkette, gewöhnlich **Schilsberg** genannt, welche die ebenen oder doch nur hüglichten Landſchaften Kaithnes und Southerland von den mehr bergichten Landſchaften Strathnavern und Roß ſcheiden.

15) **Hieben Strandhieb**, d. h. trieben das Vieh weg, und ſchlachteten es für ihre Mannſchaft.

16) **Haullds Recht und Namen. Bonde** bezeichnet in der alten nordiſchen Sprache jeden Landeigenthümer, den großen wie den kleinen. Die angeſehenſten und mächtigſten ſolcher Bönder, reiche und völlig unabhängige Beſitzer, nannte man früher **Haullder**. Das engliſche Word *Freeholder* erinnert an dieſe urſprüngliche Bedeutung, obgleich es politiſch einen ganz andern Sinn hat. Wir würden jetzt ſagen: „Hallad gab aus „Feigheit ſein Jarlthum auf, und zog ſich auf ſeine Güter zurück.“

17) Wir halten uns einen Augenblick bei dem ſtolzen Jarl Ronald auf, der, da ein unächter Sohn mißrathen war, nicht glauben wollte, daß in dem andern ſein Blut mächtiger ſeyn konnte, als das Blut der unfreien Kebſin, mit welcher er ihn erzeugt hatte. Denn von dieſem Ronald fließt das Blut in den Adern vieler mächtigen Kaiſer, Könige und Fürſten, die noch jetzt Scepter führen.

Ronald Jarl von Möre war König Haralds liebſter Freund, und der König achtete ihn ſehr. Seine ächte Gemahlin hieß Hilde, welche ihm den Rolf und Thorer gebar. Aber er hatte auch drei Söhne von Kebsweibern, deren einer Hallad, der zweite Einar, der dritte Rollda hieß. Rolf ward ein gewaltiger Seeheld. Man erzählt, er war ſo ſtark von Wuchs, daß kein Pferd ihn tragen konnte, ſo daß er auf ſeinen Kriegszügen zu Fuße gehen mußte: weswegen er Gange-Rolf zubenannt ward. Weil er einmal Strandhieb an Norwegens Küſten gehauen hatte, ächtete ihn Harald, und ließ ſich durch Hilde, Rolfs Mutter, nicht wieder verſöhnen. Rolf fuhr nun gegen Südweſten und gewann ſich das Herzogthum an der Seine, welches nach ſeinem Namen genannt ward. Stolz wie ſein Vater zeigte er ſich, als er im Jahr 912 ſeinem Schwäher, dem Könige Karl dem Einfältigen von Frankreich huldigen ſollte. Als die Wälſchen ihm zumutheten, er ſolle vor ſeinem Lehnsherrn auf die Kniee fallen, und ihm den Fuß küſſen, geberdete er ſich, als wolle er es thun, machte es aber ſo ungeſchickt, daß der König auf den Rücken fiel und ſeine Normänner lachten. So erzählt dieſe hübſche Anekdote der ſogenannte Continuator Bedae Ven. in ſeinem Büchlein de Gestis Anglorum l. 2. c. 6.: At vero Carolus filius Ludovici nepos Caroli Calvi multoties adversis bellis expertus nihil sibi fortunam restituere, quod aliis abstulisset, cum magnatibus librato consilio bonum esse liberalitatem ostentare regiam, cum non posset propulsare injuriam, Rollonem pacifice accersivit. Erat ille jam grandaevus et facile ad concordiam inclinatus est. Ita foedus ictum est, vt baptisma susciperet et terram illam de rege sicut de domino suo cognosceret. Ubi considerari potuit ingenita et effraenis barbaries viri. Si quidem cum dono concesso astantes suggererent, vt pedem largitoris oscularetur, dedignatus genibus advolvi apprehensum pedem regis ad os suum stans attraxit. Ilico resupinato secutus est risus Normannorum. Francis reprehendentibus factum excusat Rollo imprudentiam, allegans provinciae suae morem.

18) Offenbar die Vorſtellung von einer Unterwelt, einem Schattenreiche im Innern der Erde, wo die Troll hauſeten.

19) Aus dieſem Beinamen Torf-Einar haben Mehrere gefolgert, er habe die Leute zuerſt Torf ſtatt des Brennholzes brauchen gelehrt. Das folgt aber gar nicht: denn wenn keine Wälder da waren, was hätten die Einwohner der Inſeln früher als Brennſtoff gebraucht? Solchen Beinamen oder Oekelnamen *) bekommt man oft ſehr zufällig. Einar mochte ihn aus Spott von ſeinen Landsleuten bekommen; es iſt aber auch möglich, daß er ſeine norwegiſchen Unterthanen (welche die alten Peti und Papä gewiß nicht ganz werden verſchlungen haben), damit ſie das Bischen Holz — wenn ja damals noch Etwas von Wald da war — nicht ganz verödeten, zum Torfſtechen und Torfbrennen als ihr Herr ordentlich anhielt. Denn die Worte: es waren keine Wälder in den Orkenöer, muß man cum grano salis auslegen; ich weiß, daß ich in Schweden mit Andern einmal ſehr gelacht habe über eines berühmten Profeſſors ökonomiſch-botaniſche Schrift, worin wörtlich ſtand: Ziegen ſind ſehr ſchädliches Vieh in Landſchaften, wo kein Wald iſt. Man verſtand, was der Mann ſagen wollte, aber man mußte lachen.

---

*) So muß man ſchreiben, nicht Ekelnamen, wie man in teutſchen Büchern immer lieſt. Nordiſch heißt das Wort öknamn, ſächſiſch Oekelnamen von dem nordiſchen Worte öka, hinzuthun, mehren; alſo urſprünglich nur Beinamen, ward aber mehr in der ſchlimmen Bedeutung gebraucht. Oekels heißt nämentlich in Pommern ein Hinzugethanes, ein Aufgelegtes, z. B. bei Magazinſtöcken ein aufgeſetzter Bienenkorb.

20) Reiche. S. Wachter. Dieſes Wort bezeichnet häufig einen Umkreis, ein Gebiet, eine Landſchaft, oft einen ſehr kleinen Umfang oder einen einzelnen Gerichtsſprengel, z. B. das Reich von Aachen, das Reich von Brakel u. ſ. w. Hier bezeichnet es offenbar nur Statthalterſchaften über einzelne Landſchaften, was ganz klar wird durch die Einführung des Jarls Thorer in die Statthalterſchaft ſeines Vaters Ronald, welche auch Reich genannt wird. Auch wird ja dieſes Reich gleich im Anfange dieſes Kap. Fylke genannt, welches Landſchaft bedeutet. Daher die Fylkiskönige: Unterkönige, Statthalter, auf jeden Fall aber kleine abhängige Könige, welche in Schweden dem Oberkönige zu Upſala als ihrem Haupte gehorchen mußten.

21) *Rista örn*, den Adler ſchneiden. — Dieſe greuliche Art kommt in den alten Geſchichten und Sagen des nordiſchen Heidenthums oft vor. Etwas Aehnliches finden wir bei den heidniſchen Liven. „Livoni pagani Christianos inter medium scapularum secantes interfecerunt.“ Gruberi Origines Livoniae p. 98. — Und wie greulich ſchnitten die wilden Obotriten den Mönchen und Prieſtern, welche ſie fingen, das Zeichen des Kreuzes: Helmoldi Chronicon. Viele werden hier wieder Barbarei und amerikaniſche Wilde rufen, und daß die Adelunge nicht ſo ganz Unrecht haben, wenn ſie die Germanen der Heidenzeit mit den Irokeſen und Illineſen vergleichen. Ich will die Blutrache nicht preiſen, aber ich erinnere nur, daß das ſogenannte Einbrennen, was Haralds Söhne an dem Jarl von Möre geübt hatten, wenn man nicht vorher Krieg und Fehde angeſagt hatte, zu den gröbſten unabbüßlichen Gewaltthaten gehörte; und daß das chriſtliche Europa ähnliche und zum Theil viel grauenvollere Strafarten — wenn gleich unter geſetzlicher Form, doch immer grauenvoll — gehabt hat, und zum Theil noch hat. Soll ich an wiederholte Geißelung mehrere

Tage hinter einander, faſt bis an den Tod, an langſames Rädern, an Zwicken mit glühenden Zangen, an ein halblebendig aufs Rad geflochten werden, und an Aehnliches erinnern? Ich führe nur ein Paar Stücke an, nicht um die Heiden zu entſchuldigen, ſondern um die Chriſten anzuklagen.

Leſet erſtlich in J. Müllers Schweizergeſchichte (Th. 2. S. 16 f. Lpz. Ausg. von 1806), wie die Königin Agnes von Ungarn, des ermordeten Kaiſers Albrecht Schweſter, im vierzehnten Jahrhunderte ihre Blutrache geſtillt und dann Klöſter geſtiftet hat, wie unter vielen hundert Andern, von welchen die meiſten unſchuldig, ein edler Freiherr drei Tage und drei Nächte mit gebrochenen Gliedern auf dem Rade geächzt hat, ehe denn er ſtarb; leſet und höret eine britiſche Strafe, die erſt in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts abgeſchafft iſt.

Es galt nämlich in Schottland (und auch in England) ein Geſetz, welches *la peine forte et dure* hieß. Es war gemacht gegen Verbrecher, die vor Gericht nicht reden wollten; was man *plead guilty or not guilty* nennt. Solches Schweigen hatte nämlich für den, welcher ein Todesverbrechen begangen hatte, den Vortheil, daß die Hinrichtung nicht öffentlich ſeyn, auch ſein Vermögen nicht eingezogen werden durfte. Dagegen mußte er eines langſamen und fürchterlichen Todes ſterben. Man führte ihn nämlich in ein unterirdiſches Gewölbe, zog ihn nackt aus, und legte ihn in eine Gruft, den Kopf niedrig und die Füße hoch, dehnte ſeine Arme und Beine mit Stricken aus, und legte eine große Laſt von Eiſen und Steinen auf ihn. Seine Koſt, bis er ſtarb, waren blos drei Biſſen Gerſtenbrod ohne Trinken, den nächſten Tag; und überlebte er den, ſo bekam er täglich Nichts als ſo viel faules Waſſer, als er zu drei verſchiedenen Malen trinken konnte, und zwar ohne Brod. Dieſen grauenvollen Tod haben einige entſchloſſene Männer aus Liebe zu ihren Kindern gewählt. Man hat einige ſolche Beiſpiele erlebt nach dem ſchottiſchen Aufruhr vom Jahr 1745 für die vertriebenen Stuarts. Mehrere Anhängliche haben ſich zu dieſem Jammertode entſchloſſen, um den Ihrigen ihre Güter zu erhalten. Man weiß, daß Einige 5 bis 6 Tage unter ſolcher Pein und Qual gelebt haben. In Hochverrathsfällen aber konnte man ſelbſt durch ſolche bewunderungswürdige Liebe ſeinen Kindern das Vermögen nicht retten.

22) **Das Vorgebirg.** Nichts Anderes als das alte Vorgebirg Orcas, jetzt Dunnethead. Hier ſteht es für die Landſchaft Kathneß, in deren weſtlichen und ſüdlichen Wäldern und in denen der gebirgigen Lande die Jarle von Orkney im Sommer und Herbſt häufig der Jagd oblagen, und wo ſie gegen plötzliche Gefahren, oder übermächtige Heere ein Verſteck fanden; was aus mehreren Erzählungen der Orkneyinga Saga deutlich hervorgeht.

23) Kann nach dem ganzen Zuſammenhange doch nur ſagen ſollen: ſie hatten ein Pfand darauf pro rata der Größe des Odalgutes, welches jeder Bonde beſaß. Einige haben dieſe Pfandſchaft ſo dargeſtellt, als ſey durch die Zahlung der Blutbuße an den König Harald alles Odalgut des Jarl Einar und ſeiner Nachfolger Eigenthum geworden, auf die Weiſe, wie Joſeph weiland in den Hungerjahren dem ägyptiſchen Pharao alles Land erwarb.

24) **Petlandsfirth war nicht fahrbar.** Kann nicht heißen: war überhaupt nicht fahrbar (denn dann hätte man aus den Inſeln nimmer nach Kathneß gelangen können), ſondern an jenem Tage nicht, wegen Sturms oder widrigen Windes. Petlandsfirth, gewöhnlich Pentlandfirth, heißt die Meerenge von einigen Meilen Breite zwiſchen den Inſeln und dem Feſtlande; die kleinen Inſeln Stronſay und Pictland oder Petland bilden für das Auge, das von Kathneß aus die größere

Inſelgruppe erblickt, nähere Nachbarinnen, als die dem Feſtlande anliegen. Dieſes Meer wird in der guten Jahreszeit gewöhnlich unaufhörlich befahren, hat aber im Herbſt und Winter, wo Stürme ſehr regieren, eine fürchterlich wallende Fluth und bei Oſtwinden mächtige Strömungen.

25) Dies wird Niemand in Abrede ſtellen, welcher Normannen und ihre Koloniſten in Schweden, die Jütländer und Holſteinländer, geſehen hat. Auch in dieſem eben genannten Lande, vorzugsweiſe ein Land ſchöner und ſtarker Männer, iſt die Verſchiedenheit der Stämme ſichtbarlich groß: das leichtere, Schlankere, Gewandtere und Munterere offenbar bei dem Gothenſtamme. So bei uns in dem heutigen Teutſchlande. Ich ſpreche nicht von den ſchlanken und hohen Frieſen und Weſtfalen; ich will nur an das ſchöne Volk erinnern — ſchön und weiß an Gliedern, Farbe und Gebärden, wie ich kaum einen andern Stamm geſehen habe — welches einige Meilen nördlich von Würzburg bis tief in die Grafſchaft Henneberg hinein, und den Thüringer Wald hinan wohnt. Auch im Heſſenlande kann man durch einzelne Bezirke wandern, wo Einem, wenn man die Bauern hinterm Pfluge, oder mit der Axt im Walde ſieht, zu Muthe wird, als wandere man noch unter den alten Katten, deren Stärke und Streitbarkeit die Römer nicht gern anfochten.

26) Oft haben mich Recenſenten getadelt, als ließe ich mich häufig mehr von der Heftigkeit als von der Billigkeit in meinen Urtheilen führen, d. h. verführen. Ich kann meine Recenſenten verſichern, daß ich hier wenigſtens nicht für mich ſelbſt ſtreite. Ich hoffe ſo gut als ſie eine Ahnung von Dem zu haben, wodurch die Welt regiert wird, von jenem Dinge, was Terenz, als ſein Herr gegen den Pädagogiſchen Anſatz machte, mit der Hand bezeichnete, und zu den Zitternden und vor ihm hingeſtreckten Schmeichlern ſprach: Merkt ihr endlich, daß

der Kopf herrſchet und nicht die Füße? (Aelii Spartiani Septimius Severus.) Ich weiß, daß Alexander, Hannibal, der ſchwarze Prinz und Eugen von Savoyen kleine Leute waren; ich kenne ſehr kleine und ſchwächliche Leute unter den Lebenden, welche ſehr große ſind — aber es bleibt dabei: ein ganzes Volk beurtheilt man nicht unrecht nach den äußeren Zeichen der tugendlichen Kräfte und Anlagen; den Einzelnen ſchätzt man nach der beſonderen Tugend, die er gewieſen hat oder weiſt.

27) (S. Gulathings Laug. Kopenhagen 1817. Thingfarar Bolkr. Kapp. 1 u. 2.) „Der Lehnsmann, „Syſſelmann, Vogt (armadr: NB.: die norwegiſchen *armen* bezeichnen königl. Oberbeamte, hochmögende Männer, wie bei den Lombarden und Teutſchen oft die Germani oder Arimani) oder derſelben geſetzliche Stellvertreter ſollen beim Mittfaſtenthing ſo viele Männer aus jedem „Fylke ernannt haben, als das folgende Kapitel beſagt. „Folgenden Eid ſollen ſie den erſten Sonntag nach ihrer „Ankunft zum Gulathing *) ſchwören: Dazu leget er „die Hand auf das heilige Buch, und das betheuert er „vor Gott, daß er diejenigen Männer zum Gula-Thing „ernannt habe, die ihm nach ſeinem Gewiſſen die Beſten gedäucht haben, und daß er keine Gaben dafür genommen.“

Aus dem folgenden 2ten Kapitel ergiebt ſich, daß für jedes Fylke Männer nach der Volkszahl ernannt wurden, und daß ſie Tag- und Reiſegelder erhielten. Ihre Zahl machte von allen Landſchaften Norwegens ungefähr 260 Männer.

28) S. Gulathings Laug, Landsleigo Bolkr. Da heißt es: Kap. 61. „Der König mag einen Ällmenning

---

*) Auf der Inſel Gulen bei Bergen war der Thingplatz des Obergerichts für das mittlere Norwegen.

„verpachten wem er will. Aber wer ihn empfängt, ſoll die erſten zwölf Monate einen Zaun darum ziehen, und ſoll nicht in ſeiner Beliebung ſtehen, den Zaun öfter zu verlegen. Auch ſoll er für die Aufrechthaltung ſeines Hofes *) nach allen Wegen hin von ſeinem Hofe Sorge haben, ſo weit er mit der Handſichel werfen kann. Die Wieſen, welche in dem Allmenning ſind, ſoll Derjenige 12 Monate haben, der zuerſt ſeine Senſe darauf anſetzte. Sommerhäuſer **) mag Jeder wer will in dem Allmenning machen, und dort die Sommerungszeit wohnen. Aber wenn Jemand in einem Allmenning ſäet, und von des Königs Beamten keine Erlaubniß dazu erhält, ſo hat der König beide Korn und Heu."

„Auf alle Fiſchwaſſer in einem Allmenning ſteht Allen gleiches Recht zu."

Und Kap. 63.: „Nun ſoll man Wallfiſch fangen, wo man nur mag, außer dem Herinastreiber beim Heringsfange. Wenn Jemand ſolchen Wallfiſch tödtet, und alſo Gottes Gabe verhindert, der iſt dem Könige 13 Mark und 8 Oertug Silber bruchfällig."

„Nun treibt ein Wallfiſch in ein Allmenning ein, dann erhält der König die eine Hälfte und die Bauren die andere, wo ſie den Allmenning mit dem Könige haben."

29) Ein Aehnliches beſteht bis dieſen Tag in Norwegen. Dieſes, freilich ein armes Land, welches aber für

---

*) Die norwegiſchen Allmenden jener Zeit beſtanden wohl faſt aus eitel Wald.

**) Nicht Luſthäuſer, ſondern hölzerne Schuppen oder Sennhütten, oft von recht ſtattlicher Größe, welche man in den entlegenen Wäldern und Bergen Schwedens und Norwegens, wo die Dorfſchaften oft ein Vierteljahr ihr Vieh ſommern und Milch- und Butterwirthſchaft treiben, oder wo ſie 4 bis 6 Wochen der Heumahd obliegen, allenthalben findet.

den fleißigen und freien Menſchen der Güter genug hat, iſt faſt unter lauter mittelmäßige Beſitzer, unter freie Odalbauern, getheilt, die in zugleich freundlicher und ſtolzer Biederkeit, Treue und Tapferkeit, und zum Theil noch in urſprünglicher Schlichtheit und Einfalt der Sitten, nicht aber mehr in der frühern Rohheit, leben, wie vor tauſend Jahren ihre Väter gelebt haben. Es war in dem Lande auch Adel, welcher aber, mit Ausnahme von ein Paar königlichen Lehen, bloß einen idealen Stempel hatte, gleich anderer idealen Münze, keinesweges aber ſachliche Vorrechte. Durch die letzte bei der Vereinigung mit dem ſchwediſchen Reiche entworfene Verfaſſung iſt aller Adel in Norwegen für immer abgeſchafft, und eine auf nicht gar fernen Beiſpielen begründete Furcht, aus dem Adel könne einmal ein mächtiger und bevorrechteter Herrenſtand hervorgehen, der die kleineren Freien unterdrückte, und mit der Zeit den mittleren und kleineren Güterbeſtand vernichtete, hat die norwegiſche Reichsverſammlung wohl abgeneigt gemacht, den mehrmals wiederholten Vorſchlägen der Regierung das Ohr zu leihen, nach dem Beiſpiele der andern Reiche Europas einen Adel bei ihnen einzuführen. Uebrigens ergiebt ſich aus der Geſchichte, daß in der Zeit, als Harald Schönhaar die Einherrſchaft ſtiftete, in Norwegen viele mächtige und vorragende Geſchlechter waren. Dieſe ſcheinen bei der Herrſchaft eines Einzigen allmählig herabgekommen oder ausgeſtorben zu ſeyn; ein großer Theil aber iſt ausgewandert, und hat in Frankreich, Apulien, England und Schottland Herzogs- und Grafenwürde erworben. Genug, hier iſt die Herrſchaft eines Einzigen der allgemeinen Freiheit nicht nachtheilig geworden, ſondern hat ſie glücklicher unter Viele vertheilt, die zu ſchwach ſind, um Unterdrücker, und zu ſtark, um unterdrückt werden zu können. Man muß aber wiſſen, daß mancher ſchwediſche und norwegiſche Bonde, zumal im höheren Norden, wieder einzelne Pachter, Koſſaten und Inſten unter ihm wohnen hat. Dieſer nordiſche Edelmann iſt alſo ganz geſcheidt, wenn er keinen Adel eines andern Gepräges und anderer Geltung in ſeinem Lande aufkommen laſſen will. Uebrigens bewahren viele norwegiſche Familien bei aller bäuerlichen Beſcheidenheit und Freundlichkeit, die eben bei dem Stolze und der Zuverſicht, welche Unabhängigkeit giebt, am beſten beſteht, Sagen und Ueberlieferungen von Götter- und Heldengeſchlechtern, welchen ſie entſproſſen ſind, troz einem arabiſchen Pferdezüchter und einer alten ritterlichen und ſtiftsfähigen Familie Teutſchlands.

30) Da die Inſelbewohner mit den Isländern ganz gleiche Landwehrverfaſſung und Auszugspflichtigkeit hatten, und in ihrer ganzen Verfaſſung und allen ihren Einrichtungen die Verfaſſung und die Einrichtungen des Vaterlandes nachgeprägt hatten, und da Art und Oertlichkeit Norwegen auch ſehr glichen, ſo darf man unbedenklich annehmen, daß ſie auch hierin das Norwegiſche behielten. Eben in dieſem Landwehrbalken enthalten mehrere Kapitel die Verordnung über die Rüſtung, Bemannung und Beſpeiſung der Schiffe, über ihre Aufſezung und Ablaſſung (nämlich von einer Art Stapel oder Gerüſt), und über die Verwahrung der Segel und des Geräths.

31) Der norwegiſche Landwehrbalk enthält darüber im vierten Kap. eine weitläufige Ordnung. Sobald ein Anfall von Feinden zu fürchten iſt, und die Botſchaft durch die königlichen Beamten rundgeſchickt wird, müſſen die Bönder Warnungsfeuer anzünden, wo ſie vor alten Zeiten geweſen ſind. Ein Viertel der *) Heradsmänner, nämlich die zunächſt wohnenden, ſind pflichtig dabei die Wache zu halten, und Wachhäuſer mit einem Dache und vier Thüren zu bauen. Drei Mann müſſen im-

---

*) Herad: ein einzelner Bezirk oder Kreis.

mer auf dieſer Feuerwache ſeyn. Sehr naiv heißt es in dieſem Kapitel: „Auf der Wache ſoll der Mann wachen, „und nicht ſchlafen. Wenn alle auf dieſer Bakenwache „ſchlafen, und das Bakenfeuer brennt vom Süden oder „Norden her (nämlich von andern Warten her), ſo haben „ſie die Wartbuße an den König verbrochen. Die Wächter ſollen, wann ſie drei oder mehrere Kriegsſchiffe erblicken, das Feuer anzünden. Der Lehnsmann oder „königliche Amtmann ſoll verſtändige Männer anſtellen, die Wache jeden Tag, ſo lange es noth, zu unterſuchen und dahin zu ſehen, daß Alles ordentlich geſchehe.“

Hier ſpreche ich faſt von Dingen der Heimath. Auf meiner Heimathinſel Rügen ſind an den Küſten hin und wieder Anhöhen, die gewiß von undenklichen Zeiten her zu Bakenfeuern gebraucht ſind, und daher Bakenberge heißen. Bake iſt nämlich Daſſelbe, was in dem eben angeführten Kapitel Witi *) heißt, das engliſche Beacon: ein Zeichen, ein Signal. In meiner Jugend habe ich alle rügenſchen Bakenberge in ihrem Glanze geſehen; es war zur Zeit des Ruſſen- und Dänenkrieges in den Jahren 1789 und 1790. Da bin ich ſelbſt bei der Nachſehung der Bakenwachen mit einem alten wackern Ohm umhergeritten, welcher an einem Theile der Küſten eine Art Bakenhauptmann war. Die Höhen waren mit Stangen beſteckt, worauf Theertonnen prangten, die jede Sekunde in Flammen geſetzt werden konnten. Noch ſeh ich meinen werthen Alten vor mir, wie er auf ſeinem ſtattlichen Roſſe ſaß, einen breiten Säbel an der Seite und von Muſchwitern und Kalmücken erzählte, und mir das

---

*) Auch Witi findet ſich bei uns. Warnungsſtangen, aufgeſteckt für Schiffer, um [illegible], und für Fuhrleute, um Tiefen zu vermeiden, heißen bei uns Wetter.

Schlachtfeld wies, wo Karl der Zwölfte und Leopold von Deſſau miteinander getroffen, und wo man in den Feldern und Teichen noch häufig Kanonenkugeln findet.

30) Wir vergleichen mit dem norwegiſchen Heerpfeil einmal den Isländiſchen als den nächſtverwandten. So heißt es im isländ. Geſetze, im 20ten Kap. des Erbſchafts Balk:

„Vom Botſchaft Tragen. Derjenige ſoll Botſchaft tragen zwiſchen den Höfen, der für Wort und Eid einſehen kann, und dem Bonde den Budſticken (Botſchaftshölzchen) ſelbſt in die Hand geben, wenn er daheim iſt; oder ſeiner Frau, wenn er nicht daheim iſt, oder ſeinem Sohne, wenn derſelbe volljährig iſt, oder ſeiner Tochter, wenn ſie erwachſen iſt; dann dem Verwalter oder dem beſten Manne, der auf dem Hofe anweſend iſt. Aber iſt alles Geſind aus dem Hofe fort, dann ſoll er in des Bonde Stube eingehen, wenn ſie offen iſt, und ihn auf den vornehmſten Sitz *) legen, ſo feſt, daß er nicht herabfällt. Kann er nicht hineinkommen, ſo ſoll er den Budſticken mitten über die Thüre binden, damit jeder Hineingehende ihn ſehen kann. Dann ſoll der Bonde zu Dem gehen, welcher den Budſticken zu ihm trug, und ihn befragen, was er bedeutet, und ihn denn zu ſeinem nächſten Nachbarn auf dem Botſchaftswege tragen. Die Heradsmänner ſollen die Nachtſtätten auf dem Budſticken beſtimmen. Der Budſticken ſoll den erſten Tag dahingetragen werden, wohin er gehört, und nicht ſpäter ausgeſandt werden, als daß er die Nachtſtätte gut erreichen kann; eben ſo den zweiten und dritten Tag.“

„Keiner darf den Budſticken zu einem Andern tragen, nachdem die Sonne im Sommer niedergegangen iſt,

---

*) Des Hausherrn Sitz, wenn keine fremden Gäſte im Hauſe ſind.

„oder im Winter, nachdem es dunkel geworden; wie es „auch mit der Fahrung der Armee gehalten wird.“

Bei den Schweden hieß der Heerpfeil oder das Botenhölzchen Budkafle, welches ganz daſſelbe bedeutet, was Budſtikken. Das ſchwediſche Botenſtöckchen (cfer Ihre Dict. Suiogothicum) war gleich dem bergſchottiſchen angebrannt, und mit einem Stricke durchſchoſſen, ſinnbildlich nach der Deutung des Olaus Magni, als dräuendes Zeichen den Säumigen, die auf ſolche Botſchaft nicht geſchwind aufſtanden und ſich waffneten, und an der angeſagten Stelle verſammelten. Es ſollte nämlich der angebrannte Stock die Einäſcherung ihrer Häuſer und der Strick die Todesſtrafe bezeichnen. Dieſe Deutung gehört aber wahrſcheinlich zu den willkührlichen.

Bei dieſen Botenſtöckchen denkt man ganz natürlich an den Botenſtock, welchen die Spartaner gebrauchten bei geheimen Sendungen, und welcher Skytale (σκυτάλη) hieß. Dieſe Skytale hatte den Namen von Skytos: Leder, denn es war ein runder Stab mit Riemen umwickelt. Es war dieſer Stab eine Art Zifferſchrift, und ward daher vorzüglich bei geheimen und gefährlichen Botſchaften gebraucht. Das Leder hatte nämlich nach der Art, wie es gewickelt war, ſeine beſtimmte Buchſtaben- und Wortbedeutung, welche, erzählt man uns, leſerlich hervortrat, wenn Derjenige, an welchen der Botenſtock geſchickt ward, und welcher in das vorher verabredete Geheimniß eingeweiht war, das Leder von dem Stocke abwickelte, und auf die ihm bewußte Weiſe nun den Gegenſtock wickelte, den er beſaß. Etwas dieſem Aehnliches ſind die von Geheimſchreibern und Urkundeabfaſſern erfundenen Certe oder Zerter (S. Haltaus Glossarium German.), wenigſtens als Erkennungszeichen der Aechtheit des vorgezeigten Gegenſtücks des Papiers oder Pergaments. Romantiſch zerbrechen Liebende alſo Ringe und Jeder behält eine Hälfte, welche er einmal zur Beglaubigung und Wiedererkennung vorzeigen oder ſenden wird.

Nun fragt ſich, ſollten die Nordländer, dieſe in allen Dingen tüchtigen und geſcheidten Menſchen, an dem Heerpfeil oder Botenſtöckchen nicht zuweilen noch Zeichen angebracht haben, wozu die Herrſcher und ihre Befehlshaber und Großbeamten, zwiſchen welchen ſolche Budſtikken auch wohl oft hin und her liefen, allein den Schlüſſel hatten? Wir wiſſen davon Nichts; doch das Stillſchweigen iſt keine Verneinung, ſondern liegt hier in der Sache. Man zeige ein Geſetzbuch oder eine Statiſtik irgend eines neueren Staates, worin die geheime Poſt der Ziffernſchrift ihrer Einrichtung und ihrem Zwecke nach ſo beſchrieben wäre, wie die gewöhnliche ordentliche Briefpoſt. Man hat wirklich Grund, eher für ſolchen Gebrauch, als gegen denſelben zu muthmaßen: denn in ſolcher Zeichenſchreiberei und geheimen Ueberlieferung durch einzelne wenige Merkmale, ſo wie in der Zeichenerfindung und Zeichendeuterei, ſieht man häufig Völker, die noch auf ſehr niedrigen Stufen der Bildung ſtehen, oft ſchon bewunderungswürdig geübt und vorgeſchritten.

III.

Neuere Geſchichte.

Ich erzähle dieſe Geſchichte größtentheils nach Hibbert, deſſen krauſen und vornehmen Styl ich, ſoviel mir es möglich war, zu meiden, und ſeine nach meinem Urtheile unrichtigen und verkehrten Anſichten, Erklärungen und Herleitungen in einzelnen Anmerkungen zu berichtigen verſucht habe. Ihn ganz und gar umzugießen hätte mir, der durch das ewige Zuſammenleſen und Zuſammenſtellen und dann Wiederauseinanderlegen ſo vieler kleinen Einzelheiten ſchon ermattet war, eine unſägliche Zeit gekoſtet, welche mit dem dadurch gewonnenen Vortheile in keinem Verhältniſſe ſtand.

Mit der Vereinigung der Inſeln mit der ſchottiſchen Krone beginnt nun ganz natürlich, ſo der Zeit wie der Sache nach, die neuere Geſchichte derſelben, leider auch der Anfang der Veränderung und bald der Zerrüttung der alten Art des Landbeſitzes oder der freien Odalverfaſſung. Vom Jahre 1470 bis 1530 waren der Staat und die Einkünfte der von der Krone eingetauſchten Grafſchaft *) Orkney verpachtet; die bürgerliche Regierung war Statthaltern und Vicekönigen übertragen, und dem Erzbiſchoffe von St. Andrews war die Aufſicht über die Kirche derſelben zugewieſen. Der Beſitz der Güter war unter dem Könige, der Kirche und den Odalern vertheilt, und von nun an wurden zuerſt Verlehnungen bekannt.

Als der König von Schottland durch ſeine Vermählung mit der däniſchen Prinzeſſin die alten

---

*) *County*. Grafſchaft, wird jetzt das alte Jarlthum genannt.

zwiſchen Schottland und Dänemark ſchwebenden Händel beſchwichtigt und die Pfandherrſchaft über die Grafſchaft Orkney erworben hatte, und durch einen ſpäteren Vertrag mit dem Grafen Sinclair alleiniger Inhaber des Staats *) und der Einkünfte der Grafſchaft geworden war, knüpfte er ſogleich das erworbene Eigenthum an die Krone; ſo daß es an Niemand als an einen geſetzlichen männlichen Abkömmling des königlichen Stammes ſollte verliehen werden dürfen. Das nächſte Augenmerk der Krone war, von dem Eigenthum ein Geldeinkommen zu gewinnen, und in Geld oder Erzeugniſſen einen Zins zu erlangen, auf Bedingungen, welche ſo wenig als möglich gegen die Vorurtheile und Gebräuche eines Volkes anſtießen, welches keine Beſitzungen kannte, die ihren Inhabern kriegsdienſtliche oder andere dienſtliche Verpflichtungen auflegten. In den erſten Beſitzbriefen (tenures) über Kronländereien, welche den Inſelbewohnern verliehen wurden, milderte man die Widerlichkeiten des Lehnsverhältniſſes ſo ſehr, daß ſie kaum merklich waren. Pachten vom königlichen Eigenthum wurden in kleinen Abtheilungen auf das Ziel von drei Jahren verliehen; und wann der Pachter in den Beſitz des gepachteten Bodens trat, ward für jede (1)

---

*) Ich behalte das Wort Staat bei, welches Beide, die fürſtlichen Vorrechte und die fürſtlichen Güter (das Domanium) des alten Jarls bezeichnen ſoll.

Mark *) Landes ein Antrittsgeld von 24 Schillingen Schottiſch **) gefordert; die Bezahlung aber geſchah in Butter und (2) Wadmel. Dieſe Leiſtung an den König hieß (3) Grassum, ein Wort däniſcher oder angelſächſiſcher Abkunft, welches eine Abfindung bedeutet. Nebſt dieſem Antrittsgelde ward ein jährlicher Schatz oder Zins bezahlt, bekannt unter dem Namen (4) Landmail; aber in jedem Jahre, wo das Land nicht bebaut ward, erließ man die Abgabe des Landmail ganz. Aber um den Kronpächtern endlich einen vollkommen feſten Beſitz zu geben, wurden dreijährliche Pachten auf eine unbeſtimmte Periode ererneut, ohne die geringſte Aenderung in dem Belaufe des Graſſum; oder auf Bedingungen eines Lehen genoß der Inhaber die Ländereien, welche er vom Könige verliehen erhalten, frei von dem Graſſum, während die Bedingungen ſeines Beſitzes für ſeine fernſte Nachkommenſchaft erblich gemacht wurden. In dieſem Verſuche, den Beſitz von Kronländereien der ungefeſſelten Eigenſchaft von Allodialgütern ähnlich zu machen, brachte man ein freigebiges Opfer aller ſklaviſchen Feſſeln einer ſtrengen Lehnsherrſchaft. Doch blieb immer eine Schattenform des Lehnsverhältniſſes, welches von dem ſcharfen Blick des argwöhniſchen Odalers nicht überſehen ward. Er begriff recht gut, daß darin die Beibehaltung eines Lehnsgrundſatzes war, welcher Zins in Geld oder Erzeugniſſen als nichts Anderes als den Stellvertreter für perſönlichen Dienſt anſah; und daß dieſem zufolge die Krongüter bei dem Tode eines Inhabers natürlicherweiſe in die Hände eines Obherrn zurückkehrten. Denn in keinem andern Lichte denn als eine ordentliche Anerkennung eines Lehnbeſitzes konnte er, in Verbindung mit der jährlichen Entrichtung des Landmails, ſich die neue Einführung auslegen, welche man forderte, ehe der Sohn das Gut ſeines Vaters antreten und erben konnte. Von dieſem Zeitpunkte an begannen alſo die Odaler ſich ſelbſt durch den Namen Rothmen oder Roithmen (5) zu unterſcheiden. Die Bedeutung dieſes Ausdrucks iſt von einem ihrer Abkömmlinge ſehr kräftig folgendergeſtalt erklärt:

---

*) Schon ein ſehr beträchtliches Stück, welches man wohl glauben wird, wenn ich ſage, daß es nicht blos Oeren, ſondern Pfennige Land gab.

**) 1 Schilling Engliſch macht 12 Schillinge Schottiſch, iſt alſo unſerm nordteutſchen Schillinge ſo ziemlich gleich.

„Das Erbe des Odalmannes,“ ſpricht dieſer Orkeneyer *), „iſt ſo ganz ſein eigen, daß weder
„Huld noch Zins noch Dienſt darauf haftet. Der
„Grund iſt, er erkennt keinen Lehnsherrn, ſon-
„dern beſitzt allein a Deo et Sole, von Gott und

---

*) The General Grievances and Oppressions of Orkney and Shetland by Fea. p. 105.

„dem Himmel. Deswegen nannte man die Odal-
„männer Rothmen oder Roithmen, d. h. **Selbſthalter**
„(selfholders: unabhängige Beſitzer)
„oder Leute, die in ihrem eigenen Rechte beſitzen,
„zur Unterſcheidung von Lehnsleuten, die einen
„abgeleiteten oder von Andern abhängigen Beſitz
„haben. Und daher werden ihre Odale bis dieſen
„Tag nicht gleich andern Ländereien verliehen,
„ſondern immer mit der **Roth** oder **Roith**,
„und der *Roet aynim and saynim*, d. h. mit
„dem rechten oder einzigen Recht und Herrſchaft,
„dem ächten oder vollſtändigen Eigenthum und
„Herrſchaft über die Sache."

Wir finden nun, daß in der früheſten Periode, als die norwegiſchen Kolonien von Orkney und Shetland an die ſchottiſche Regierung verpfändet waren, dreierlei Gutsbeſitzer auf den Inſeln waren. Die erſten waren die Odaler, die ſich **Rothmen** nannten, deren für Ackerbau beſtimmte Koppeln *) frei von Abgaben an den Staat waren, da noch kein gebieteriſcher Eindringer außer dem Prieſter, deſſen Reich nicht von dieſer Welt ſeyn ſollte, ſie angetaſtet hatte. Für ihre Weiden oder Scatthold bezahlten ſie der ſchottiſchen Regierung einen Schatz oder Schoß. Die zweite Gattung Landbeſitzer beſtanden aus dreijährlichen Pachtern, welche für ihr Erbe Schatz, Kirchengebühren, jährliche Landmaiks; und außer dieſen eine Abgabe beim Antritt bezahlten. Die dritten waren die Lehnsleute, zu deren Gunſten das Graſſum erlaſſen ward.

---

*) Entſpricht ſeiner eigentlichen Bedeutung nach, wo es ein **eingehägtes** und **umzäumtes Feld** bedeutet, ganz dem engliſchen inclosure.

Eine Menge vermögender geborner Schotten wurden nun angelockt, ſich unter den Odalern niederzulaſſen, bei welchen ſie keine Schwierigkeit fanden, Ländereien zu kaufen. Denn obgleich Odalbeſitzungen den Familien dadurch geſichert waren, daß ohne erlangte Einwilligung der Erben abgeſchloſſene Verkäufe ungeſetzlich waren, und obgleich die näheren Verwandten zur Wiederlöſung altväterlicher Ländereien ermächtigt waren, ſo war doch aus politiſchen Urſachen die Armuth der Einwohner oft unverbeſſerlich, ſo daß ſie die Wiederlöſung der Güter auf immer ausſchloß.

Das erſte Streben dieſer Fremden war, das alte, dem H. Oloff zugeſchriebene Erbſchaftsgeſetz zu beſeitigen, welchem nach ein Gut unter alle Kinder des Beſitzers, männliche oder weibliche, zu gleichen Theilen getheilt ward, das väterliche Haus ausgenommen, welches zu dem Erbtheil des Jüngſten gehörte. Da nach dem zwiſchen Dänemark und Schottland beſtehenden Vertrage die Geſetze des Landes durchaus rein ſkandinaviſch ſeyn ſollten, ſo wurden die ſchottiſchen Anſiedler, wenn es ihnen gefiel, ermächtigt, das alte Geſetz der Odalerbfolge zu Gunſten eines andern aus Norwegen abgeleiteten, und wahrſcheinlich jüngeren Geſetzes zu umgehen. Die neue Erbſchaftregel war dem ſchottiſchen Lehnrechte weniger widerſprechend, da es die Mittel gab, die Macht und den Wohlſtand der Familien mehr zu erhalten. Es theilte den Haupthof und das Hauptgut des Vaters dem älteſten Sohne zu, und die jüngeren Söhne wurden mit andern Gütern abgefunden. In Hinſicht des Looſes der armen hintangeſetzten Töchter ward ein für alle Mal verordnet, daß ſie daſſelbe in den abgelegenſten und unzuſammenhangendſten Ländereien haben ſollten. Wenn auf dieſe Weiſe für die jüngeren Kinder keine Abfindungen zu gewinnen waren, ſo wurden ihnen kleinere Theile zugeſprochen, entweder vom Boden von loſer Habe, oder von einem auf den Gütern des Haupterben verſicherten jährlichen Einkommen. Solche Erbfolgeweiſe *) ward nun ſpäter unter den Odalern eingeführt; ſie ward von dem ſchottiſchen Anſiedler erzwungen, ward aber unter den ſkandinaviſchen Eingebornen nimmer allgemein.

Im Jahr 1530 verlieh Jakob der Fünfte den ſogenannten Staat von Orkney und Shet-

---

*) Ueber das norwegiſche Erbfolge- und Wiederlöſungsrecht ſoll weiter unten bei dem Worte Shynd das Hiehergehörige beigebracht werden.

land ſeinem natürlichen Bruder, Jakob, Grafen von Moray. Als die Eiländer ſahen, daß ein Lehnsherr zwiſchen ſie und den Herrſcher geſtellt werden ſollte, wurden ſie beſorgt, die alten Geſetze des Landes möchten dabei eine ähnliche Aenderung leiden. Unter der Anführung des Ritters Jakob Sinclair, Statthalters von Orkney, griffen ſie daher zu den Waffen, ſich dieſer willkührlichen Neuerung zu widerſetzen. Der Graf von Caithnes und ſein Vetter, Lord Sinclair, wurden gegen ſie ausgeſchickt. Die Odaler trafen mit ihren Feinden in der Gegend von Stennis (auf der orkneyiſchen Halbinſel Pomona), und ſchlugen ſie in einem blutigen Treffen aufs Haupt. Der Graf von Caithnes nebſt 500 ſeiner Vaſallen wurden erſchlagen, die übrigen gefangen. Als der König den Ausgang des Kampfes vernahm, entbrannte er keinesweges in Rache gegen die Odaler, ſondern ſchien, nach ſeinem folgenden Betragen, die Gerechtigkeit ihrer Sache einzuſehen, und daß ſie blos der beabſichtigten Herrſchaft eines Afterlehnsherrn und dem ungebührlichen Vorhaben, ſie aus den Händen des Herrſchers von Schottland zu übertragen, deſſen unmittelbarem Schutze ihr früherer König ſie vertraut hatte, widerſtrebt hätten. Demnach ward den Anſtiftern des Aufſtandes verziehen; der Statthalter Orkneys ward nicht allein in die königliche Gunſt wieder eingeſetzt, ſondern empfing auch verſchiedene Geſchenke und Ehren; und endlich erfolgte eine vollſtändige Verſöhnung zwiſchen dem Könige und den Odalern.

Urkundlich verliehen die ſchottiſchen Herrſcher ſowohl als die Biſchöffe verſchiedene Lehen von ihren Ländereien; und da die Lehnsleute des Königs nach dem ſchottiſchen Geſetze ſchatzungspflichtig waren, ſo traten günſtige Umſtände, welche ſie wahrſcheinlich Anfangs nicht ergriffen, für ſie ein, Stellvertreter im Parlamente zu bekommen. Kirkwall in Orkney ward auch zu einer königlichen Burg erhoben.

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkte, wo eine neue und große Aenderung in dem Stande des Landeigenthums von Orkney und Shetland begann. Im Jahr 1565 machte Königin Maria ihrem natürlichen Bruder, Lord Robert Stuart, Abt von Holyrood (vom heiligen Kreuz), gegen eine jährliche Zahlung von 2000 Pf. Schottiſch eine erbliche Verleihung des Krongutes in dieſen Inſeln und der Lehnsherrlichkeit über die Freilehnsleute. Die reformirte Religion war damals in den Inſeln eingeführt und eine Parlamentsakte durchgegangen, daß ein Drittel aller papiſtiſchen Pfründen für den immer ſehr kärglich zugemeſſenen Unterhalt der Pfarrer ausgeworfen werden ſollte. Dieſem nach erhielt Lord Robert auch die Aufſicht über die Kirchen des Bisthums; aber dieſe Theilung der geiſtlichen Macht ſchien dem Biſchoffe von Orkney eben nicht ſonderlich zu behagen.

Kaum hatte Lord Robert indeſſen dieſe Verleihung bekommen, als Maria die Inſeln zu Gunſten ihres Lieblings Bothwell zu einem ſchottiſchen Herzogthum erhob. Indeſſen, da Bothwell nicht lange nachher in die Acht fiel, ſo ſcheint Robert in den Genuß der Kronländereien und Kroneinkünfte bald wieder eingeſetzt zu ſeyn. Sein erſtes Ziel war nun, das ihm unangenehme Verhältniß wegzuſchaffen, daß er die Herrſchaft über die Inſeln, welche er anzutreten im Begriff war, mit irgend Jemand theilen müßte. Zu dieſem Ende erwirkte er einen Austauſch der Abtei Holyrood gegen die weltlichen Güter des Biſthums Orkney. Die ſchottiſche Kirche ſtand damals unter einer presbyteriſchen Regierungsform. Lord Robert überließ daher einem Superintendenten die Verwaltung ſeiner geiſtlichen Geſchäfte; er ſelbſt begnügte ſich mit dem unermeßlichen weltlichen Einfluß, welchen die jetzt unter einer ungetheilten Lehnsherrlichkeit verbundenen Güter der Krone und des Biſthums ihm gaben.

Die Freilehnsleute (free tenants) der Krone ſollten nun unter der Herrſchaft eines Afterlehnsherrn ſtehen, von welchem ſie die Einführung gewinnen mußten. Die Obherrlichkeit über ſie war in der königlichen Verleihung klar ausgedrückt; aber daß ſolch ein Verfahren ungeſetzlich war, leidet keinen Zweifel. Denn keine Verhandlung der Krone konnte geſetzkräftig dahin wirken, eine unmittelbare Obherrlichkeit *) zu begründen, welche vor der Verleihung nicht da war. Die Einkünfte und Nutzungen des Dominii directi konnten allerdings überwieſen werden, aber das Recht ſelbſt mußte als unveräußerlich bei der Krone bleiben, da es nicht in der Macht des Oberlehnsherrn ſteht, über den Vaſallen eine unmittelbare Perſon ohne ſeine Einwilligung zu ſtellen. Lord Robert indeſſen fand keine Schwierigkeit, die ihm von der Krone zugeſprochene Lehnsherrlichkeit über die Freilehnsleute ſich zuzueignen, und durch gleichzeitige neue Belehnungen mit Kronländereien ſein Einkommen bedeutend zu vermehren. Aber das Hauptziel dieſes Tyrannen war, durch Unterdrückung und Einziehungen die Odalländereien den Händen ihrer Beſitzer zu entreißen, die armen Eingebornen, die aus ihren Beſitzungen verdrängt werden konnten, als Vaſallen auf ſeinen Gütern zu behalten, und ihnen die Plackereien des Frohndienſtes aufzubürden. Dies war er im Stande durchzuſetzen, indem er auf den Inſeln eine ſoldatiſche Regierung einrichtete, in der Abſicht, alle Zugänge zu gerichtlicher Abhülfe zu verſperren. Die von einem ſüdſchottiſchen Ankläger aufgeſetzte Beſchwerde, welche zuletzt das Ohr der ſchottiſchen Regierung erreichte, war: „Die Oda-

---

*) Um die Verhältniſſe nicht durch die Worte zu verwirren, heißt mir der König der Oberherr, und der zweite Lehnsherr der Obherr.

„ler ſeyen hart bedrängt, beraubt und unterdrückt durch Banden von Soldaten und anderem verlornen Geſindel, welche Lord Robert jetzt im Lande in ſeinem Solde halte; ſie werden ſo unter Knechtſchaft und Tyrannei gehalten, daß ſie weder zu Lande noch zur See einen Weg finden können, ſich an ihre Behörden zu wenden, um ſich darüber zu beſchweren, und bei den Gerichten Abſtellung und Hülfe zu ſuchen, oder auch ihre andern erlaubten Gewerbe und Geſchäfte zu betreiben; die Fähren und alle andere gemeine Straßen ſeyen durch die Soldaten und andere Beamte des Lords Robert geſperrt, weswegen denn die Lande und ihre Bewohner noch immer mehr zerſtört, und auf immer beraubt werden können.“

Durch dieſe Soldatenmacht fand Lord Robert es bald nicht ſchwer, in allen bürgerlichen und kirchlichen Dingen zu gebieten. Um jede Quelle der Erkundung zu verſtopfen, deren man ſich einſt auf dem Wege Rechtens gegen ihn bedienen könnte, ſtürmte er das Archiv der Stadt Kirkwall und entwandte, zerſtörte und verbrannte alle Papiere und Urkunden beſagter Stadt. Er empfing ſeine Landzinſen in Erzeugniſſen, und das Gewicht, eine orkneyiſche Mark genannt, wuchs unter ſeinen Händen von 8 bis 10 Unzen, während das Lpf. von 12 auf 15 Pf. ſtieg. Er erfuhr, daß dem Grafen von Bothwell bei ſeinem Beſuche Shetlands vor wenigen Jahren das Ehrengeſchenk (compliment) von 1 Ochſen und 12 Schafen von jedem Kirchſpiel gemacht worden — wie ſollte es ihm denn nicht ſehr zweckmäßig gedäucht haben, dieſes hübſche Zeichen der Ehrfurcht zu ſeinem und ſeiner Soldaten Unterhaltung ſich auch fernerhin überreichen zu laſſen? Es ward daher unter dem Namen Ochſen- und Schafſilber in eine beſtändige Abgabe verwandelt. Auch die Einführung der reformirten Religion unter der presbyteriſchen Form benutzte er für ſeine Habſucht. Damit die Shetländer und Orkneyer ihre alten katholiſchen Bräuche nicht ganz vergeſſen möchten, ſo erneuete er die Zahlung eines vormaligen Jahrgeldes, das weiland für die Fürbitte einiger Heiligen entrichtet war, und verwandelte ſie in ein beſtändiges Opfer, das er als Zins an ſich zog. Aber die ungerechteſte aller dieſer Unterdrückungen war die Erhöhung des Schatzes, der von Weideländereien oder Scatholds erhoben ward. Dieſes Verfahren lief dem an Norwegen gethanen Verſprechen, daß die an Schottland verpfändeten Inſelbewohner ihre Ländereien unter den früheren Bedingungen unverändert genießen ſollten, ſtracks zuwider.

Wir kommen nun darauf, wie Lord Robert das unter ſeine Herrſchaft geſtellte Land recht planmäßig verwüſten zu wollen ſchien. Kraft des letzten aus Norwegen ſtammenden Geſetzes der Odalerbfolge konnten Grundſtücke von ihren Beſitzern nicht veräußert werden ohne die Einwilligung der nächſten Anerben, in deren Macht es noch lange nachher ſtand, ein Erbe um den Preis, wofür es verkauft worden, wieder einzulöſen: auch durften ſie ohne vor dem Obergericht hinlänglich dargethanen Beweis äußerſter Armuth nicht veräußert werden. Es war daher des Lords Robert ſchändliche Politik geweſen, eine ſo allgemeine Drangſal auf den Inſeln zu erſchaffen, daß ein gemeinſames Verderben über alle Odaler ergehen, und Hunger und Elend den armen Landbeſitzer zur Veräußerung ſeines Erbes ermächtigen mußte: eine Bedrängniß, welche auch die nächſte Sippſchaft betraf, und ſie unfähig machte, es wieder einzulöſen.

Dieſer Raubplan gelang vortrefflich. Die offene Gewalt, welche über das Eigenthum der Einwohner erging, die willkührliche Steigerung der Schatzgebühren, nebſt dem verwegenen Mittel, wozu Lord Robert griff, aus ſeinen Geſchöpfen Gerichtsperſonen in das Lavthing (Landgericht) einzuſchieben, machten, daß ein anſehnlicher Theil des Grundgebietes in ſeine Hände fiel.

Dieſe greuligen Mißbräuche wurden endlich ſo ruchtbar, daß ſie die Aufmerkſamkeit der ſchottiſchen Regierung auf ſich zogen. Es fand eine Unterſuchung Statt, deren Ergebniß war, daß Lord Robert in das Schloß zu Linlithgow eingeſperrt ward. Nach einer halbjährigen Gefangenſchaft ließ man ihn los gegen die Stellung einer anſehnlichen Bürgſchaft, ſich wegen des angeſchuldigten Verbrechens zu jeder Zeit zur Verantwortung vor Gericht zu ſtellen. Unter dem Vorwande, die Anklage gegen ihn enthalte Beweiſe aufrühreriſcher Entwürfe, wurden die Inſeln wieder zur Krone gezogen.

Drei Jahre waren ſie von ſeiner Tyrannei befreit, und zahlten die Abgaben in die Schatzkammer. Aber ſein Einfluß am ſchottiſchen Hofe, wo ſeine Narrheiten oder Laſter immer vergeben wurden, verſchafften ihm im Jahre 1581 Wiedereinſetzung in ſeine vorigen Beſitzungen, indem er für das Lehen daſſelbe Jahrgeld, welches in der frühern Verleihung beſtimmt war, an die Krone zahlen mußte. Es war dieſem ſchlauen Hofgünſtling nicht entgangen, daß während ſeiner früheren Herrſchaft über die Inſeln einer der mit Erfolg gegen ihn vorgebrachten Klagepunkte der geweſen war, daß er in ſeinem Anſchlage auf die Ländereien des Niklas Randall, eines Odalers, den er aus der Inſel Gerſa verdrängt hatte, die Gerichtsbeiſitzer des Lawthing beſtochen habe. Um ſich gegen ſolche Entdeckungen für die Zukunft zu ſichern, wußte er ſich die Ernennung zum Erblichen (6) Justiciary zu verſchaffen. Hierdurch war er nicht allein befugt, die Lawthinge zu berufen und zu vertagen, in ſeiner eignen Perſon Recht zu pflegen und Miſſethäter zu beſtrafen, ſondern konnte die verſchiedenen Stellen des Gerichtes auch mit Solchen beſetzen, welche ſchlecht genug waren, den neuen Anſchlägen, worüber er gegen die Armuth der unterdrückten Odaler beſtrafte, durch feile Sprüche zu dienen.

Außer dem Amte des Juſticiary verlieh König Jakob dem Lord Robert die Erbtitel Graf von Orkney und Herr von Shetland. Aber man ſieht nicht, daß der neue Graf bei der Wiedererlangung der Krongüter auch mit dem Weltlichen des Bisthums begnadigt ward. Der Grund der Ausſchließung davon liegt vor. Eine ſchottiſche Parlamentsakte war durchgegangen in Betreff einer Theilung der Kirchengüter, zu dem Ende, um der Pfarrgeiſtlichkeit von einem Drittel derſelben die Einkünfte zu ſichern, welche durch Ausflüchte und falſche Zinsbücher ihnen nur zu oft vorenthalten waren. Aber in einem Lande wie Orkney und Shetland, wo man eine ordentliche Landvermeſſung nicht kannte, und wo die Kirchengüter mit den Krongütern auf die verworrenſte Weiſe untermiſcht lagen, konnte der Inhalt dieſes Geſetzes nicht wohl bewirkt werden. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der auf die Kirchengüter von Orkney und Shetland Angewieſene ſich gern dem gewöhnlichen Brauche der Zeit gefügt hatte, nämlich den vollen Belauf ſeines Kirchengrundzinſes zu verhehlen, um der Forderung eines vollen Drittels zu entgehen, welches der Pfarrgeiſtlichkeit zukam. Wenn Graf Robert aus einem ähnlichen Grunde zuerſt nur mit der Ernennung der Pfarrer und der Vergebung der Pfründen betraut war, ſo währete es nicht lange, daß er die Herrſchaft über das ganze oder das meiſte Weltliche des Bisthums wieder an ſich nahm. Da begann er eine neue Bahn des Unrechts, und bediente ſich ſeiner Lehnsherrlichkeit über die Erhebung der Zehnten zu einem neu ausgedachten Operationsplan, um den alten Odalern das Recht an Grund und Boden zu entwinden. Der Zehnterheber ward angewieſen, die Kirchengebühren zu dem letzten Zehnten beizutreiben; und zwar auf eine ſo plackiſche Weiſe, daß ſie den armen Odaler dahin brachte, gegen eine augenblickliche, von ſeinem hinterliſtigen und unbarmherzigen Herrn ihm angebotene Lebensbergung vor dem Landgericht zu erſcheinen, und mit keiner erdichteten Erzählung ſeiner Bedrängniß durch eine ſolche Verhandlung die Gültigkeit des Kaufes ſeines Unterdrückers zu beſtätigen. Es iſt ſogar zweifelhaft, ob die Geſetze der Odalerbfolge nicht gelegentlich völlig hintangeſetzt wurden durch des Grafen Auslegung der königlichen Verleihung, worin alle Ländereien (lands) ohne Beſchränkung in die Obherrlichkeit über die Grafſchaft Orkney und Herrſchaft Shetland unverantwortlicher Weiſe eingeſchloſſen waren. Der Graf konnte ſich kraft dieſes allgemeinen Ausdrucks als mit der Macht eines Lehnsobherrn beliehen betrachten, als berechtigt, Ueberweiſungen von Odalländereien zu empfangen, mit deren Lehnsherrlichkeit er, eben wegen der eigenthümlichen Natur von Odalgütern, nimmer konnte bekleidet worden ſeyn.

Wiederholte Beſchwerden über des Grafen Robert neue Tyranneien erreichten das königliche Ohr; worauf er zum dritten Male von der Ausübung der Herſchaft abgerufen ward, welche er ſo ſehr gemißbraucht hatte. Doch war dies vom König Jakob nur ein gewöhnliches Gaukelſpiel der wankelmüthigen Schwäche. Bald genug ward der alte Unterdrücker in ſeine vorigen Beſitzungen wieder eingeſetzt, und verlor keine Zeit in Erneuung ſeiner Verſuche, dem armen Odaler das Recht an den Boden zu entreißen. Aber da er die Ungültigkeit offener Gewalt aus Erfahrung kannte, war er jetzt entſchloſſen, verſtecktere Mittel zu gebrauchen, und den Kauf von Odalgütern auch gegen die Einwilligung der Erben durch ein neues Vorrecht ungeſetzmäßig durchzuſetzen.

Des Grafen Robert Plane, den Beſitz von Odalländereien zu gewinnen, waren immer durch die ihm auferlegte Verpflichtung gehindert worden, in der ſogenannten Shyndbill einen Rechtstitel für ſeine Erwerbungen zu erlangen. Mit dieſer Urkunde verhält es ſich etwa ſo:

Die Odalländereien der Inſeln wurden urſprünglich als der Geſammtheit der ſkandinaviſchen Anſiedler zugehörig angeſehen, unter welche ſie in verſchiedenen Verhältniſſen vertheilt waren. Daher ward allein zur Erhaltung des Gemeinweſens, als deſſen Haupt man den König von Norwegen verehrte, der Schatz oder Beitrag vom Weidelande als eine Abgabe bezahlt, und diegem einen Geſetze; welche die Geſammtheit regierten, ſicherten den Beſitz des Einzelnen. Das Recht auf den Boden ward durch den Ausſpruch Derer beſtätigt, welchen die Macht vertraut war, die Geſetze der Geſammtheit aufrecht zu erhalten. Wenn daher ein Odaler ſeinen letzten Willen zu machen wünſchte, oder wenn er ohne denſelben ſtarb, verſammelte der Oberrichter ein ordentliches Gericht, um nach den Regeln der Odalerbfolge das Eigenthum unter die Erben zu vertheilen. Auch ward ein Gericht gehalten, wann mit Bewilligung der Erben ein Landkauf beſtätigt werden ſollte. Bei allen dieſen Gelegenheiten hatten die Betheiligten die Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche dem Gerichte hinlänglich darzulegen. Der Beſchluß des Gerichts ward eingetragen, und die Vollmacht zum Eintritt in den Beſitz der Grundſtücke in einer Shyndbill ertheilt. Das Wort Shynd(7) ſoll aber in der norwegiſchen Sprache ein Gericht bedeuten; was Bill bedeutet, weiß man. Dieſe Urkunde über den Gerichtsbeſchluß, unterzeichnet und beſiegelt von dem Oberrichter oder Vogte*) machte den einzigen geſetzlichen Rechtstitel aus, kraft weſſen Odalländereien vermacht oder käuflich überlaſſen werden konnten. Die Förmlichkeiten, welche mit einer ſolchen

---

*) So hieß der Lawmann in Shetland, wie denn Shetland auch den Titel einer Vogtei führte.

Shyndbill verknüpft waren, konnten dem Grafen bei ſeinen Entwürfen nicht angenehm ſeyn, da ſeine Verhandlungen über Land ſich vor der Prüfung einer ſtrengen Unterſuchung in Acht nehmen mußten. Da aber gegen die Verſuche, die zur Aenderung der Geſetze des Landes gemacht worden, zahlreiche Beſchwerden ihren Weg zu Jakobs Thron gefunden, und da dieſe Vorſtellungen in den letzten von den Krongütern und Krongefällen gemachten Verleihungen vorbauende Klauſeln zur Folge gehabt hatten, worin die Amtsbefugniſſe des Juſticiary der Inſeln den eigenthümlichen Satzungen des Lavthing angepaßt waren, ſo wagte der Graf noch nicht, ſich auf die offenſte Weiſe den Satzungen des Vogtgerichts zu widerſetzen. Vielmehr ſuchte er die Nothwendigkeit zu umgehen, zu einer Shyndbill als zu einem Rechtstitel für ſeine Landerwerbungen Zuflucht zu nehmen, indem er die Regierung dahin brachte, ſeine Anſprüche anzuerkennen, daß die Ländereien der Odaler von dem Könige als Oberlehnsherrn herrührten, daß der alte Schatz oder die Landſteuer, die von ihnen entrichtet ward, eine wirkliche Lehnsanerkennung wäre, und daß folglich Odalbeſitzungen nebſt den Krongütern weſentliche Theile der Grafſchaft ausmachten.

Schettland begünſtigte zu leichtſinnig des Grafen Robert hinterliſtige Entwürfe und bekräftigte dadurch, daß es Odalgüter ganz beſonders in die neue Verleihung einſchloß, im graden Widerſpruche mit dem mit Norwegen abgeſchloſſenen Vertrage, einen Bruch der Geſetze, unter welchen die Landgüter von Orkney und Shetland ſeit undenklichen Zeiten beſeſſen waren. Des Grafen von Orkney Charter war ausgeſtellt im Jahre 1589; und dies mag als der unſeligſte Streich betrachtet werden, welcher gegen die alten Rechte des Odalers geführt worden. Der kleine Deſpot glaubte ſich nun völlig der unbequemen Verpflichtung erledigt, zu einer Shyndbill als einem geſetzlichen Rechtstitel auf den Beſitz Zuflucht zu nehmen: er hatte jetzt die Beſtätigung einer königlichen Verleihung, ſeine ungerecht erworbenen Güter ſo zu betrachten, als ſeyen ſie in die Hände eines Lehnsherrn zurückgegeben oder zurückgefallen: alles Dies unter der falſchen Vorausſetzung, daß die Ländereien der Inſeln von ſeinen Vorfahren in der Grafſchaft unter Bedingungen, welche völlig vollkommene Lehnspflichtigkeit enthielten, an eine Menge Vaſallen urſprünglich ausgetheilt worden. Graf Robert hatte jetzt die Macht, der Shyndbill als einer Beſtätigung ſeiner eigenen Erwerbe nicht zu bedürfen; aber es war nicht ſein Vortheil, ſie in Hinſicht anderer mächtiger oder reicher Siedler im Lande, welche ähnliche Anſchläge gegen die Beſitzungen der Eingebornen haben, und unter gleichen Verhältniſſen und Bedingungen zu ſeinem Schaden mit ihm auf der Bahn ſchmutziger Rebenbuhlerei zuſammentreffen konnten, unkräftig werden zu laſſen. Um daher jedem Zuſammentreffen dieſer Art zu begegnen, ward ein Geſetz, vermöge deſſen kein Kauf rechtskräftig gemacht werden konnte, der nicht mit Bewilligung der Erben gemacht war, in voller Kraft erhalten. Dieſes Geſetz erſchwerte die Beſtätigung aller und jeder Erwerbungen von Landeigenthum, welche nicht die Genehmigung des neuen ſelbſterwählten Obherrn der Odalgüter erhielten. Konnte ein Käufer von Odaleigenthum den Beſitz deſſelben, welcher von der Einwilligung der nächſten Sippſchaft des Beſitzers oder Erblaſſers abhing, nicht erlangen, ſo mochte er durch Opfer an den habſüchtigen Grafen leicht einen Beſitzbrief über das Gut erlangen, wodurch es in ein Lehngut verwandelt ward.

Eine andere Folge dieſer falſchen Anſprüche an die Obherrlichkeit über Odalgüter, welche Graf Robert ſich anmaßte, war nun natürlich der Verſuch, das alte Landgericht in ſeinen eignen Gerichtshof zu verwandeln, welcher jetzt als ein Herrngericht über ſeine jüngſt geſchaffenen Vaſallen, die Odaler, ſprechen ſollte. Hieraus die Macht, womit er ſich unverzüglich bekleidete, Güter wegen ſtrafbarer Vergehen einzuziehen.

Da friſche Beſchwerden über des Grafen Robert Tyrannei immer noch zum Thron gelangten, ſo ward es nöthig gehalten, ſeinen Sohn zum Theilhaber nebſt ihm an der Grafſchaft zu machen. Dieſer Verſuch gelang nicht; die gemeinſame Verleihung ward zurückgenommen, und der Graf ward wieder allein mit dem Beſitze der Krongüter und Kroneinkünfte von den Inſeln beliehen; jedoch ward ſeine Verwaltung der Grafſchaft der unmittelbaren Aufſicht der ſchottiſchen Regierung unterworfen. Doch da dieſer unermüdliche Verfolger der Odaler bald darauf ſtarb, ſo wurden die Früchte ſeiner Bosheit allein vollreif in der greuligen Regierung ſeines Nachfolgers; ein ſolcher Wirrwar von Ungeſetzlichkeit und Drangſal, welcher wohl in der Geſchichte einer andern britiſchen Landſchaft ſeines Gleichen nicht hat.

Als dieſer ſein Sohn mit der Grafſchaft beliehen ward *), gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, war ſein Vermögen durch Ueppigkeit und Verſchwendung ſehr zuſammengeſchmolzen, und er ſuchte es durch Trug und Gewalt wieder zu beſſern. Das Erſte, wohin er ſtrebte, war, die alten Geſetze des Landes, deren unverbrüchliche Bewahrung Schottland gelobt hatte, ſtill zu ſtellen, und einen eignen Gerichtshof zu halten, deſſen Satzungen durch den Einfluß, welchen ein Lehnsherr natürlich beſaß, leicht befleckt werden konnten. Das alte Geſetzbuch der Inſeln, wobei

---

*) Wahrſcheinlich im Jahr 1595. Im J. 1600 erhielt er eine neue Verleihung, welche ihm die Rechte und Titel ſeines Vaters, und die Aemter eines Sheriff und Juſticiary gab.

die ſkandinaviſchen Anſiedler ſich manche Jahrhunderte wohl befunden hatten, verſchwand bald. Der neue Strafkodex des Tyrannen erſtreckte ſich auch auf Einziehung von Gütern und Eigenthum. Der Verluſt des Landes traf das Verbrechen, die Inſeln ohne Bewilligung des Obherrn zu verlaſſen, oder vor andern Gerichten als vor dem ſeinigen Recht zu ſuchen. Aber Verwirkung ſowohl von Land als Vermögen ſtand auf dem unverzeihlichen Vergehen, den Belauf des perſönlichen Eigenthums zu verhehlen, um eine drohende Geldbuße zu umgehen oder zu mildern. Die Gefühle der Menſchlichkeit, welche die Rettung eines in Sturmnoth begriffenen Schiffes etwa mit Lebensgefahr verſuchten, wurden in keinem andern Lichte betrachtet, denn als das Beſtreben, den Grafen um den Gewinn zu betrügen, den ein Schiffbruch an der Küſte ihm bringen konnte. Dieſe Handlung ward daher nicht allein mit einer perſönlichen Strafe heimgeſucht, ſondern auch mit einer Buße von unbeſtimmtem Belauf. Selbſt die niedrige, betrügeriſche Handlung, die beſtehenden Maße und Gewichte heimlich zu ändern, um die Einkünfte der Grafſchaft, die in Erzeugniſſen entrichtet wurden, zu vermehren, verſchmähte Graf Patrick ſo wenig als ſein Vater. Die Mark von zehn Unzen bekam eine Zugift von einem Fünftel und das Lib ward von 15 auf 18 ℔ erhöht. Auch ſteigerte der Graf die Abgaben in Shetland, um die Baukoſten eines neuen Schloſſes, das er zu

Scalloway aufführte, zu beſtreiten. Zu dieſem Ende ward das ganze Land auf Geld, Lebensmittel und perſönliche Arbeit angeſchlagen.

Während dieſer Schreckensherrſchaft ſollen vermögende Skandinavier ihre Güter und Beſitzungen im Lande an ſchottiſche Einwohner verkauft, und in dem freundlichen und gaſtlichen Schooße des Mutterlandes, von wannen ihre Altvordern urſprünglich ausgewandert, eine Zuflucht geſucht und gefunden haben, während die neuen Inhaber, welche ſich angeſiedelt, und Odalgüter von den Eingebornen gekauft hatten, froh waren, indem ſie durch die Verwandlung ihrer Güter in ordentliche Lehen der Habſucht des Grafen opferten, nur eine etwanige Zuſicherung von Schutz zu gewinnen. Als Freilehnsleute entrichteten ſie dem Grafen jetzt Antrittsgebühren nnd alljährliche Landmails. Aber der arme Hüttner und Koſſat, der gegen die Anſchläge des Obherrn nur ſchwachen Widerſtand leiſten konnte, fiel als ein leichtes Opfer ſeiner hinterliſtigen Entwürfe. Geladen vor ein Gericht, deſſen Richter bloße Geſchöpfe des gräflichen Willens waren, wehrte er ſich umſonſt gegen die geheimen Anſchläge, die ihn umſtricken ſollten, oder gegen Beſchuldigungen, die als Verbrechen auf den ehrwürdigen Blättern des verlornen Geſetzbuches von Orkney und Hialltland nicht verzeichnet waren. Die Vertheidigung frommte Nichts; Nichts konnte den Spruch der Einziehung hemmen, welcher den Odaler auf immer von dem alten Boden ſeiner Våter verbannte, und ſeine Kinder in die öden Bezirke des Landes hinausſtieß, oder ſie zu dem unglücklichen Haufen des zu den Schloßgütern gehörenden Geſindes erniedrigte. Billigkeit und Menſchlichkeit waren Fremdlinge geworden; der Odaler ſchaute nach Recht aus, aber erblickte Unterdrückung; nach Redlichkeit, aber erblickte Lug und Trug.

Endlich aber ertönte das Wehgeſchrei aus den Inſeln zu gewaltig in die Ohren einer Regierung, welche gegen die Angelegenheiten dieſer fernſten Ecke des Reichs immer zu gleichgültig geweſen war. Graf Patrick ward durch eine offene Verkündigung geladen, „den 2ten März 1606 zu erſcheinen, um auf die Beſchwerden des Volkes der Grafſchaft Orkney zu antworten.“ Die Beſchuldigungen waren völlig erwieſen; der Graf hatte die königliche Vollmacht zum Deckmantel gebraucht, „viele große Greuel und Gewaltthaten gegen Sr. Majeſtät armes Volk zu verüben.“ Gewiſſe Handlungen trugen das Gepräge des Aufruhrs an ſich; in welcher Hinſicht die Güter des Grafen der Verwirkung unterlagen. Der geheime Rath verfügte demnach, daß der Vergewaltiger in ſichere Verwahrſam genommen werden ſollte, bis der König weiter über ihn zu verfügen geruhen würde. Sie gaben auch die menſchenfreundliche Abſicht zu erkennen, zu Gunſten der unterdrückten Eiländer ſolche neue Verfügungen zu treffen, welche eine Wiederholung ähnlicher Mißbräuche hindern könnten. Zu gleicher Zeit ward die Verwaltung der Grafſchaft dem menſchlichen Biſchoffe des Landes anvertraut, durch deſſen kräftige Vermittelung die Anſchuldigungen gegen den Grafen gezeitigt, und mit Erfolg bei der höhern Behörde angebracht waren.

Die ſchottiſche Regierung erklärte die Güter des Grafen Patrick aus dem Scheine nach großmüthigen und hochherzigen Gründen nicht ſogleich für verfallen. Ein altes Hochverrathsgeſetz Schottlands ſtand damals noch in voller Kraft, das dahin wirken ſollte, daß die Mannen der Großen, ob der Treue, womit ſie ihrem Obherrn verpflichtet waren, den Gehorſam gegen den höchſten Oberherrn nicht vergäßen. Um alſo die unbegrenzte Anhänglichkeit von Untervaſallen an ihren Obherrn zu ſchwächen, vermöge deren ſie auf das bloße Geheiß eines Unterthans oft gegen den König die Waffen hatten tragen müſſen, war verordnet, daß bei Entdeckung einer hochverrätheriſchen Verſchwörung alle Ländereien von Untervaſallen, deren Beſitz nicht vorläufig von der Krone beſtätigt worden, in Gemeinſamkeit mit den eingezogenen Gütern des Obherrn verwirkt ſeyn ſollten. Und, um jeder Umgehung der Strafe vorzubeugen, fielen verwirkte Güter, frei von jeder Belaſtung, an die Krone; kein erdichteter Anſpruch darauf konnte geltend gemacht werden, da jedes Geſuch des Gläubigers oder Pfandhabers immer ungehört verdammt ward *). Aber wie man die ungeſetzlichen Handlungen des Grafen auch zu Hochverrath hätte mögen auslegen können, ſo ergiebt ſich doch, daß ſeine unmittelbaren Vaſallen eine ſolche Anklage nicht treffen konnte. Ihnen ward nun reichlich Gelegenheit gegeben, Kronvaſallen zu werden, wodurch ihr Beſitz von der Verwirkung des Obherrn gerettet werden konnte. Dieſe Nachſicht benutzten einige, ehe die Einziehung ausgeſprochen war; andere erhielten ihre Unterbelehnungen erſt viel ſpäter beſtätigt. Aber es war zweifelhaft, ob dies der einzige Grund war, warum auf das ſchottiſche Hochverrathsgeſetz nicht gefußt ward. Man muß daran erinnern, daß in der königlichen Verleihung der Obherrlichkeit über die freien Inhaber der Krongüter an den Grafen Patrick und ſeinen Vater ein Lehngrundſatz verletzt worden war, welcher jedem Lehnsherrn, ſey es der König oder ein Unterthan, das Recht abſpricht, zwiſchen ſich und ſeinen unmittelbaren Vaſallen einen Dritten einzuſchieben. In dieſer Hinſicht waren alle Unternehmungen, welche der Graf Patrick etwa an Kronvaſallen ertheilt haben mochte, ungültig und nichtig, und Diejenigen, welchen ihre Annahme

---

*) Dieſes Geſetz ſah man ſpäter als ein ſehr hartes und ungerechtes an. Nach der Umwälzung von 1688 ward es dahin geändert, daß die Rechte von Gläubigern, Vaſallen und ordentlichen Erben geſichert wurden,

etwa aufgezwungen war, blieben immer die unmittelbaren Vaſallen des Königs, welche das ſchottiſche Hochverrathsgeſetz gerechter Weiſe nicht treffen konnte. Aber die Erörterung dieſer Frage ward ſehr klug vermieden; die Regierung that Nichts weiter als erklären, daß diejenigen Güter, für welche keine Beſitzbriefe von der Krone vorgezeigt werden könnten, der Verwirkung unterlägen, aber daß der König in Seiner Gnade unter allen Umſtänden auf die Ausübung des Geſetzes nicht beſtehen wolle.

Drei Jahre waren nun verfloſſen, und die Eiländer fingen an ungeduldig zu werden, und zu argwöhnen, daß die Verſprechen, womit man ſie gewiegt hatte, nicht ganz aufrichtig gemeint ſeyen. Es ward nun nöthig, dieſe Zweifel zu heben. Der Biſchof erhielt den Auftrag, das Volk zu ermahnen, „leeren Gerüchten von Aenderungen und „Umkehr zu dem vorigen Umſtande von Verwirrung, Ungerechtigkeit und Unterdrückung kein „Ohr zu leihen;“ und bald darauf erließen der König und ſein Geh. Rath eine Verkündigung, „daß die Ländereien und die Grafſchaft von Orkney und Shetland mit der Krone vereinigt wären, und in Zukunft beſtändig und unauflöslich dabei bleiben ſollten.“

Nachdem die Parlamentsakte im Jahr 1612 durchgegangen war, wodurch die Inſeln mit der ſchottiſchen Krone vereint, und zu einer Landdroſtei (Stewartry) erhoben waren, löſte die Regierung das Pfand ein, welches Sir John Arnot auf den von dem Grafen Patrick ſo ungerechter Weiſe erworbenen Odalgütern hatte: ein Pfand, welches der König ihm zu einem Ueberfluß der Sicherheit vor mehreren Jahren beſtätigt hatte, und welches wahrſcheinlich eine Durchſtecherei zudeckte, die zwiſchen ihm und dem Grafen Patrick beſtand, der vielleicht fürchtete, es möchte wegen ſeiner niederträchtigen und ungeſetzlichen Erwerbungsart einmal zur Unterſuchung kommen, wie es einſt ſeinem Vater geſchehen war. Der nächſte Schritt war, gegen die Händel, die daraus entſprangen, daß die Ländereien des Bisthums in jedem Eiland, jeder Pfarrei, ja ſogar in jeder Stadtflur mit den Kronländereien untermiſcht lagen, ein Mittel zu finden. Biſchoff Law, der neue Biſchoff über die Inſeln, empfing daher ſtatt der zerſtreuten Beſitzungen der Kirche gewiſſe Kronländereien in Orkney, deren Umfang genau beſtimmt ward. Dieſem Tauſche zufolge beſaß der Biſchof von Orkney hinfort gar keine Oberaufſicht mehr über die kirchlichen Einkünfte Shetlands, da ſein Antheil daran nun der Krone zufiel.

Eine der letzten Sorgen der Regierung war, ein Landdroſteigericht zu errichten, und die bürgerliche und richterliche Macht der Kirche auf den Umfang ihrer eignen Güter zu beſchränken. Auch die neue Gerichtsform war dem einfachen Gerichte des Lavmans und Vogtes gar nicht ähnlich. Die Sachen wurden in irgend einer Halle der Schlöſſer von Kirkwall und Scalloway verhandelt und unterſucht, während der offene Raum des ſkandinaviſchen Lawthings geſetzgebenden Verſammlungen geweiht war. Hier begann ein kleines Parlament von Odalern wieder zuſammenzutreten, und das alte, von dem Grafen Patrick zerſtörte Geſetzbuch durch einen friſchen Kodex zu erſetzen.

Als durch des Grafen Verwirkung alle die Odalgüter, welche durch den Trug oder die offene Gewalt der kleinen, zwiſchen den Herrſcher und die Odaler eingeſchobenen Tyrannen den alten Beſitzern abgedrungen waren, in den Beſitz der Krone kamen, würde es eine, des erhabenen Ranges des Herrſchers, der das ganze Großbritannien jetzt beherrſchte, würdige Handlung der Milde geweſen ſeyn, die Ländereien wieder zu erſtatten, welche die Früchte umgangener Geſetze und offener Räuberei geweſen waren. Aber vergebens ſprach die Menſchlichkeit für die armen Odaler; vergebens drang die Gerechtigkeit auf pflichtmäßige Wiederherſtellung.

Der König hatte jetzt an Sir Jakob Stewart als in der Eigenſchaft eines Generalpachters eine Verleihung der Inſeln gemacht. Des Grafen Patrick Grund- und Zinsbuch war bei dem Schatzkammergericht eingetragen, und Anweiſungen waren gegeben, daß es für jede künftige Einforderung der Einkünfte und Gefälle der

Krone die Regel ſeyn ſollte. Ueber dieſe noch vorfindliche Urkunde hat ein neuerer Schriftſteller *) bemerkt, daß ſie nur zu viele Beweiſe der tyranniſchen Mittel enthalte, die man zur Vermehrung der Einkünfte gebraucht habe. Die Geldzahlung ſtieg wenig über 200 ℔ (ungefähr 200 gute Thaler) Schottiſch; das Uebrige ward in den verſchiedenen Arten Gerſte, Malz, Mehl, Fleiſch, Thran oder Butter gegeben, und wenn den Forderungen nicht in Erzeugniſſen entſprochen werden konnte, mußten die Odaler und Kronvaſallen einen Preis zahlen, der blos von der Willkühr eines räuberiſchen Eintreibers abhing. Dieſe Beibehaltung des Zinsbuches des Grafen Patrick hat nebſt den Pfarrzehnten auf die Landeigenthümer der Inſeln eine Laſt gewälzt, welche für die Hülfsmittel der Inſeln die beiden letztverfloſſenen Jahrhunderte zu drückend geweſen iſt.

Durch den Beſchluß der britiſchen Regierung, von der dem Grafen Patrick geleiſteten Schatzpflicht auch nicht das Geringſte abzulaſſen, erlitt die Natur der Odalbeſitzungen eine entſcheidende Aenderung. Der gleiche Belauf des Schatzes, der für eine Mark Land gezahlt wurde, war nun wie für immer bleibend feſtgeſetzt, welche Verringerung des urbaren Bodens das Scathold oder Weideland durch neue Einkoppelungen auch unter-

---

*) Shirref Agricultural Survy of Orkney.

gehen mochte. Der Odalzaun, welcher jetzt aufgeführt ward, machte den Boden, welchen er einſchloß, nicht länger ſchatzfrei und dem ungefeſſelten Genuſſe ſeines Bebauers geheiligt. Zu gleicher Zeit behielt die Krone das von dem Grafen Robert Stuart zuerſt an ſich geriſſene Vorrecht bei, den Käufer von Odalgütern unabhängig von Geſetzen der Odalerbfolge in ſeinen Beſitzungen zu beſtätigen, ſo daß vermittelſt einer Urkunde von der Krone die Kraft einer Shyndbill, welche keinen ohne Einwilligung der Odalerben gemachten Vertrag beſtätigte, leicht umgangen ward.

Als alle dieſe auf den künftigen politiſchen Zuſtand der Grafſchaft Orkney ſo einflußreichen Anordnungen feſtgeſtellt waren, bevollmächtigte der König den Sir Jakob Stuart, förmlichen Beſitz von den Inſeln zu nehmen. Graf Patrick ſaß damals im Schloſſe Dumbarton gefangen, und als er von dieſem Vorhaben hörte, überredete er ſeinen natürlichen Sohn Robert Stuart zu dem wilden und verzweifelten Wagſtücke eines Aufruhrs in den Inſeln, um ſie der Krone zu entreißen. Das Unternehmen ſchlug gänzlich fehl. Der brave Jüngling, der nach äußerſten Kräften ſeines Vaters Befehle erfüllte, ward übermannt, als Gefangener nach Schottland gebracht und hingerichtet. Später ward der Graf Patrick ſelbſt zur Unterſuchung gezogen und des Hochverraths überwieſen. Auf der Henkerbühne zu Edinburg büßte er ſeine vielen Verbrechen mit dem Tode.

Aber die Drangſale der Inſeln hörten mit dem Grafen Patrick nicht auf. Das von dem Grafen von Orkney an ſich geriſſene Vorrecht, Güter verwirkt zu erklären, ward von den Pächtern der Kroneinkünfte immer noch geübt. Die Einziehung von Odaleigenthum war die Strafe wegen Nichtzahlung der Krongebühren. Es iſt auch ausgemacht, daß die alſo verwirkten Ländereien nicht immer zum Nutzen der Krone verwendet wurden, ſondern einen Theil des Privatvortheils des Glücklichen ausmachten, der eine Pacht der Kroneinkünfte in dieſen Inſeln erhalten hatte. Die Bedrückungen, welche Sir Jakob Stewart, der neue Pachter, beging, wurden zehn Jahre ſpäter Veranlaſſung ſeiner Abberufung. Die Güter und Einkünfte der Krone wurden dann nach einander an eine Schaar von Hofgünſtlingen überlaſſen, die ſich kein Gewiſſen daraus machten, ihre Stellung ſchamlos zu mißbrauchen. Deswegen geſchah eine häufige Zurücknahme ihrer Verleihungen. Durch die übertriebene Steigerung der Schatzgebühren des Landmails durch die Zehnten und die heimliche Erhöhung der ordentlichen Maße und Gewichte wurden die Kräfte des Landes auf das Aeußerſte ausgeſogen. Die Odaler von Orkney und Shetland waren jetzt durch die erdrückende Macht zu dem hoffnungsloſeſten Stande der Erniedrigung heruntergebracht. Ihre Odalrechte waren dahin; der letzte Reſt derſelben, die Shyndbill, welche das Erbe ihrer Väter vormals gegen die ſtarke Hand der Macht ſchützte, konnte jetzt durch eine königliche Urkunde oder Belehnung umgangen werden. Sie ſahen nun keinen andern Ausweg, als ihrer alten Odalunabhängigkeit auf einmal zu entſagen, den Anſpruch auf den Schutz der alten norwegiſchen Geſetze aufzugeben, wobei der König ſie vertragsmäßig hätte ſchützen ſollen, und ſich unmittelbare Vaſallen des Königs zu nennen, und ihn zugleich um ſeinen lehnsherrlichen Schutz zu bitten und zu flehen, daß die freche Fauſt der Unterdrückung auf immer zurückgewieſen würde, welche ſich zwiſchen die königliche Oberherrlichkeit und ihren jüngſt anerkannten Stand der Lehnspflichtigkeit eingedrängt hatte. *) Die Shetländer gaben über ihre Bedrückung und über die in ihren von der Gerechtigkeit und den Geſetzen des Reichs fern entlegenen Eilanden verübten Ungebühren und Gewaltthaten eine Bittſchrift ein. Sir Robert Gordon ward gewählt dahin zu gehen, und die Mißbräuche und Bedrückungen abzuſtellen

---

*) Die im Jahr 1633 an den König Karl geſchickte Bittſchrift enthält folgende Stelle: „Item es verlangen „die Odaler von Orkney und Shetland, welche ſo manche „Jahre den däniſchen Geſetzen gemäß ihre Landgüter gegen „Zahlung von Schatz und Zehnten beſeſſen haben, daß Niemand gegen Se. Majeſtät und ſie eingeſchoben werde, ſie „zu bedrängen, ſondern daß ſie Sr. Majeſtät unmittelbare „Vaſallen bleiben, gegen Zahlung von Schatz und andern „Pflichten, gemäß ihren Landbräuchen, bis Se. Majeſtät „ihre Rechte den Geſetzen dieſes Königreichs anpaſſen."

und wegzuſchaffen. Zugleich kündigte der König ſeinem Geh. Rathe in Edinburg den allgemeinen Zweck der Reiſe des Sir Robert an: „er ſolle in „allen Dingen verfügen, welche das gemeine „Beſte und die Vermehrung Unſerer Einkünfte fördern können.“

Sir Robert begab ſich demnach in ſeiner Sendung von London auf den Weg, ſollte aber vorher ſich darauf beziehende Anweiſungen von dem königlichen Geh. Rathe in Edinburg einholen. Dieſer aber hielt ihn zwei Monate auf: der Winter hatte begonnen, und Sir Robert blieb einſtweilen in Southerland bei ſeinen Verwandten. Worauf der Geh. Rath ſich bei dem Könige entſchuldigte: „Sie hätten wegen der ſpäten Jahrszeit, der „Schwierigkeit der Ueberfahrt und des gegenwärtigen Zuſtandes jenes Landes, das mit großem „Mangel und Noth heimgeſucht ſey, ihn ſeine „Reiſe nur bis Southerland fortſetzen laſſen, bis „auf eine gelegnere Zeit; ſie hätten mittlerweile „Friedensrichter in jenen Gegenden angeſtellt und „für ſolche Dinge, welche der Zuſtand des Landes „fordere, Befehl gegeben.“

Die flehenden Bitten der Inſelbewohner hatten indeſſen doch dieſe Wirkung, daß in dem folgenden Parlamente eine allgemeine Akte durchging, welche des Königs Eigenthum von Neuem mit der Krone vereinte, durch welche Maßregel die Eiländer auf einige Jahre von den räuberiſchen Pachtern der königlichen Einkünfte befreit wurden. Aber dieſe

Zeit des Athemholens war nur kurz, Plagen derſelben Art erſchienen wieder, und Unterdrückung war wieder das Loos der unglücklichen Odaler.

Jetzt muß erzählt werden, daß nach der Entſetzung und Hinrichtung des Grafen Patrick neue Anſiedler aus Britannien ſich allmählig eingefunden hatten, durch welche in dem Zuſtand der Odalbeſitzungen eine eben ſo große Aenderung bewirkt ward, als nur je unter der letzten Grafenherrſchaft geſchehen war. Oben iſt gezeigt, wie die Grafen Robert und Patrick durch Anſprechung einer gewiſſen Lehnsherrlichkeit über Odalgüter ſich der Verpflichtung entledigten, einen Rechtstitel für ihre Erwerbung auf einem andern Wege zu erlangen, als indem ſie dieſelben als Uebergaben an einen Obherrn empfingen: und wie ſie die alte Shyndbill blos als ein Hinderniß gegen die Abſichten neuer Anſiedler in Kraft erhalten hatten, da dieſe eben ſo lüſtern ſeyn konnten als die Grafen ſelbſt, den verarmten Zuſtand der Odaler zu benutzen, um zu einem äußerſt niedrigen Preiſe Güter erwerben zu können. Es war daher den Stuarts ſehr daran gelegen geweſen zu verhindern, daß nicht Andere mit gleichen Anſchlägen und Abſichten wie ſie, ſich hier eindrängten, und daher hatten ſie, die Fälle ausgenommen, worin ſie ſelbſt betheiligt waren, die Kraft der Shyndbill, als der zur Beſtätigung jedes Vertrages über Grundſtücke durchaus nothwendigen Urkunde, mit der ängſtlichſten Sorge aufrecht erhalten. Zu gleicher Zeit hatten die Graſen ihnen ſelbſt in ihren eigenen Perſonen das Lehnvorrecht vorbehalten, jeden Kauf von Odalgrundſtücken durch einen Lehnbrief zu beſtätigen, welchem ſie durch ihren Einfluß eine dem Beſchluſſe des Vogtgerichts gleiche Gültigkeit gaben. Einen ſolchen unbegründeten und durch Gewalt und Liſt geltend gemachten Anſpruch, wie feindlich immer er den alten Geſetzen und Gebräuchen des Landes war, behielt die Krone nach der Entſetzung des Grafen Patrick bei. Der König beſtätigte alle Belehnungen, welche der Graf auf Odalgüter ertheilt hatte, und behielt das Vorrecht, neue Grundbriefe zu ertheilen und auf Verlangen alle Odalgüter im Lande zu feudaliſiren. Aus dieſem Grunde war es einflußreichen Käufern ſehr leicht, die ſtrengen Bedingungen zu umgehen, welche die Shyndbill vorſchrieb. Endlich war alſo das Hinderniß weggeräumt, welches zur Zeit der Grafen viele Bewohner Schettlands abhielt in das Land zu ſtrömen.

Von dieſen neuen Anſiedlern ſollen die eingebornen Eiländer manche ungebührliche Eingriffe in ihre Beſitzungen erfahren haben, wozu der gemiſchte Stand des Landeigenthums im Lande natürlich jede Leichtigkeit geben mußte. Bei den Streitigkeiten um Grundbeſitz war der Odaler meiſtens außer Stande, gegen den Einfluß des Reichthums und die ungerechte und willkührliche Verwaltung der Regierenden zu kämpfen.

Ungeachtet der Parlamentsakte, kraft welcher die Inſeln unzertrennlich bei der Krone bleiden ſollten, wurden immer wieder Entſchuldigungen gefunden, dieſes Geſetz hintanzuſetzen und ſie zu einem neuen Herrenwechſel zu verurtheilen. Im Jahre 1641 waren die Einkünfte des Bisthums Orkney bei der Errichtung eines Presbyteriums auf den Inſeln der Stadt Edinburg verliehen, und zwei Jahre ſpäter erwirkte Karl der Erſte auf dem erdichteten Grunde einer Anleihe, die ihm nach ſeiner Verſicherung der Graf von Morton gemacht haben ſollte, von dem Parlamente die Beſtätigung einer Verleihung der Ländereien der Grafſchaft Orkney und Herrſchaft Shetland an dieſen Günſtling, welche durch die Zahlung von 30,000 ℔ Sterl. wieder einlöslich ſeyn ſollte.

Der Graf von Morton hatte nun Macht, während der Pfandſchaft der Inſeln die erblichen Vaſallen und Lehnsleute der Güter einzuführen und anzunehmen, und über alle zufälligen Einkünfte der Obherrlichkeit ſtand ihm das Gebot zu. Aber es erhellt nicht aus dem allgemeinen Inhalt der Verleihung, daß die Krone die Odaler als ihre Güter unter Lehnsbedingungen innehabend betrachtete; in Hinſicht auf den Schatz und andere Abgaben, die ſie zahlten, waren ſie allerdings in der Verleihung der Inſeln mit eingeſchloſſen.

Bald nach dieſem Vertrage ſtarb der Graf von Morton, und ſein Sohn, als er zum Beſitz der Inſeln gelangte, ſtrebte unverzüglich dabin, jeden Ueberreſt von Odalbeſitzern fortzuſchaffen. Er handelte nach dem Grundſatze, daß die Skyndbill ein ungeſetzlicher Einbruch in das Recht der Oberherrlichkeit ſey, welches er über die Ländereien der Inſeln ausſprach. Dies war ein Verfahren, das ſogar Alles überſtieg, was Graf Patrick in ähnlichen Abſichten, die Geſetze des Landes umzuſtürzen, vollführt hatte. Denn obwohl die letzten Grafen von Orkney immer gehandelt hatten, als ob ſie ein unſtreitbares lehnherrliches Recht über Odalgüter hätten, ſo hatte die Krone dieſe Anſprüche doch nie in einer größern Ausdehnung beibehalten, als durch Zulaſſung des Grundſatzes, daß die Gültigkeit eines Krongrundbriefes der Kraft einer Skyndbill gleich ſey, und daß dem Käufer oder Erben von Odalgütern die Wahl frei ſtehe, welche von dieſen beiden Rechtstiteln er ſuchen wollte. Aber Robert Graf von Morton führte jetzt die unverantwortliche Sprache, daß die alten Geſetze des Landes, welche Schottland ausdrücklich nie abgeſchafft hatte, Odalgütern ein unvollkommenes Beſitzrecht gäben. Die Worte, welche er in ſeinen Grundbriefen brauchte, wenn er Odalgüter in erbliche Lehngüter verwandelte, waren: „Er ſehe, der Benannte habe Recht und Beſitz auf Odalgrundſtücken, welche er keineswegs „Willens ſey ihm abzuſprechen, ſondern worauf „er ihm und ſeinen Erben vielmehr ein vollkommneres Recht und Verſicherung geben wolle.“ Durch einen Lehnbrief beſtätigte er den Odaler dann in ſeinen Beſitzungen, ſah jedoch beſonders dahin, daß für dieſe Güte der Zins vermehrt ward. Durch eine Sprache wie dieſe, welche als der Inhalt der Verleihung von dem britiſchen Parlamente angegeben ward, begann die Shyndbill des Lavmans- und Vogtgerichts von dem reichen Anſiedler mit Verachtung angeſehen zu werden, obgleich der alte Odaler ſie immer in Ehren hielt, welcher bei Geſetzen beharrte, kraft welcher ſeine Vorfahren ihre Güter Jahrhunderte lang ungeſtört beſeſſen hatten.

Der Graf von Morton, um eine Summe Geldes zur Unterſtützung des unglücklichen Karls zu erheben, unterwarf jetzt Orkney einer mehr untergeordneten und wirklichen Verpfändung; und ſeit dieſer Zeit begannen große Verwirrungen, wovon in der That kein Theil Großbritanniens frei blieb, ſich in den Inſeln einzuſtellen. Die Inſeln wurden von Cromwell in Beſitz genommen, welcher Abgeordnete in die Landſchaft hinüberſchickte. Dieſe neuen Regierer verübten manche Unregelmäßigkeiten und Unrechtlichkeiten, vorzüglich in der heimlichen Aenderung der Gewichte; aber es iſt zweifelhaft, ob ſie ihre Vorgänger in der Verwaltung an Willkühr und Gewalt übertrafen.

In dieſer Periode, als der Graf Morton nicht länger die Macht hatte, Lehnbriefe zu ertheilen; als man nicht recht wußte, wem die Rechte der Obherrlichkeit gebührten; als die Obherrlichkeit über Odalland als eine Frage immer noch unentſchieden war; und als der urſprüngliche Odalrechtstitel einer Shyndbill von den neuen Anſiedlern nicht allein mit Mißtrauen, ſondern mit Widerwillen angeſehen ward — mußte es begreiflicher Weiſe dahin kommen, daß die ſchottiſche Weiſe und Anſicht von Verkauf, Uebergabe und Beſitznahme der Grundſtücke das alte Odalweſen immer mehr verdrängte; ſo wie die alten einfältigen Odaler, welche ſich gegen ſo viele und immer unter neuen Geſtalten wiederkehrende Liſt, Trug und Gewalt nicht vertheidigen konnten, endlich das Land als Knechte für Andere bauen mußten, worauf ihre Voraͤltern einſt als freie und glückliche Männer gewohnt hatten.

Als Karl der Zweite im Jahr 1662 den britiſchen Thron beſtieg, war das Erſte, was dieſer König in Hinſicht dieſer Inſeln that, die Wiederherſtellung des Epiſkopats und der Befehl, daß die Einkünfte von den Kirchengütern an die Biſchöffe bezahlt werden ſollten. Demnächſt war er geneigt, die Familie von Morton unter denſelben Bedingungen der Wiedereinlöſung, die in dem früheren Vertrage ausgemacht waren, in ihren Beſitz der Krongüter und Kroneinkünfte der Inſeln wieder einzuſetzen. Da aber dieſe Verleihung durch die allgemeine in jenem Jahre durchgegangene Widerrufsakte vernichtigt war, ſo ward im Namen Georgs Viſcount Grandiſon, als Bevollmächtigten für die Familie Morton, welche damals in bedrängten Umſtänden war, ein neues Pfand erlangt. Dieſe Urkunde ermächtigte zur Verleihung von erblichen Lehen jedes Theils der Grafſchaft, welche bis zur Erlöſchung des Pfandrechtes von dem Bevollmächtigten und nachher von der Krone abhangen ſollten. Lord Grandiſon ernannte daher den Alexander Douglas of Spynie zum Faktor, die Kroneinkünfte von den Inſeln zu empfangen und Lehnbriefe zu ertheilen. Die Sendung dieſes Mannes machte eine wichtige Epoche in der Geſchichte Orkneys und Shetlands.

Alexander Douglas war angewieſen, die Gültigkeit aller Beſitztitel in den Inſeln anzufechten, welche keine Beſtätigungen von der Krone für ſich anführen konnten. Die meiſten Grundſtücke des Landes waren damals im Beſitz der neuen Anſiedler, welche in ihrer Gier, die kleinen altväterlichen Beſitzungen der verarmten Odaler aufzukaufen, ſich um die alte Verſicherung gar nicht gekümmert, ſondern dafür blos einen Privatakt der Uebertragung unter der Form einer ſchottiſchen Verfügung und Beſitzergreifung gewählt hatten. Dieſe Art der Uebertragung war zuvörderſt tadelhaft in Hinſicht des Grundſatzes, daß ein Odalerbe durch die Geſetze der beſondern Genoſſenſchaft, unter welche Odalgüter urſprünglich vertheilt geweſen waren, vorzugsweiſe geſchützt werden war, und daß deswegen nur ein Gerichtsbeſchluß des Obergerichts eigentlich ein Odalrecht überliefern konnte. Die zweite Einwendung, die ſich gegen einen Privatakt der Uebertragung machen ließ, bezog ſich auf die Thatſache, daß vor Cromwells Protektorat keine ſchottiſchen Formen von Rechtstiteln auf Odalgüter jemals gegeben waren, als von den Grafen von Orkney oder von dem Könige. Als demnach der Rechtstitel der Shyndbill durch den vereinigten Einfluß der neuen Anſiedler im Lande und des Grafen von Morton allmählig aus dem Gebrauch oder in Verachtung gekommen war, fand die falſche Anſicht leichtern Eingang, daß der König der eigentliche Obherr von Odalgütern wäre, und daß daher kein von einem Odaler gekauftes Eigenthum durch eine von dem Verkäufer ausgeſtellte Urkunde geſetzlich beſeſſen werden könnte, wenn man von dem Obherrn des Ausſtellers nicht eine frühere erlangt hätte. Aber obgleich, wie oben bemerkt iſt, die Krone, dem Vertrage mit Norwegen zuwider, ſich das gewaltſame und unrechtliche Verfahren der Grafen Robert und Patrick hatte gefallen laſſen, Odalgüter zu feudaliſiren, ſo war die unumgängliche Verpflichtung der Odaler, *in capite* ihren Beſitz von der Krone zu halten, doch noch nie gradezu von dem Könige geboten. Die ſchottiſche Regierung hatte nicht gehandelt, als ob der König der wirkliche Obherr von Odalgütern wäre, ſondern nur ſo, als ob er es werden könnte, wenn ein Erbe wünſchte, ſeine Güter lieber durch eine königliche Urkunde, als kraft eines Beſchluſſes des Lawmansthings zu beſitzen. Aber es iſt zweifelhaft, ob eine Unterſcheidung dieſer Art von dem armen Odaler gemacht ward, welcher

Nichts mehr ſehen konnte, als daß der Plan war, neue Landbeſitzverleihungen und neue, den verlorenen Satzungen des Lawthings unbekannte Beſitzbedingungen, welchen man vergeblich widerſtrebte, im Lande einzuführen. Man ſchüchterte den *Odaler* leicht ein durch die Winke, die man fallen ließ, daß er ſeine Grundſtücke durch ein zweifelhaftes Recht beſitze, aber daß er in Betrachtung der Erhöhung der Summen, die er dem Könige für Schatz und Schaafſtrift bezahle, eine Beſtätigungsurkunde erhalten könne, wodurch er nach der Einlöſung des Pfandes auf *Orkney* und Shetland ein Lehnsmann der Krone werden werde.

Mit Freuden kaufte der *Odaler* dieſe Sicherheit, indem er darin die ſanft einſchmeichelnden Worte des Verſprechens fand, welche vor dreizehn Jahren, aber mit geringerem Erfolge, zu gleichem Zwecke der Feudaliſirung gebraucht worden, „daß Alexander Douglas keineswegs gemeint ſey, ihm ſeine *Odalgüter* abzuſprechen, ſondern ihm, ſeinen Erben und Bevollmächtigten, ein vollkommneres Recht und Sicherheit darauf zu geben.“ Was die neuen Anſiedler anlangt, deren Käufe eben nicht immer der Natur waren, daß ſie eine gerichtliche Beſtätigung zuließen, ſo willigten ſie bereitwillig in den Grundſatz, daß der König der *Obherr* der *Odalgüter* ſey, und ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, die Beſitzungen, welche ſie den ausdrücklichen Bedingungen der Odalerbfolge zuwider erlangt hatten, zu ſichern, indem ſie Beſtätigungsbriefe von der Krone dafür erhielten.

Von dieſer Periode kann man auch den vollſtändigen Umſturz der alten Geſetze des Landes datiren. Die Gerichtsbarkeit über die Inſeln war dem Bevollmächtigten des Grafen von Morton gegeben, und die Odaler verließen nun auf immer den offenen Kreis des Lavthings, wo ihre Väter ſich wenigſtens ſechs Jahrhunderte unter keinem andern Gewölbe, als dem des Himmels, für Geſetzgebung und Rechtspflegung verſammelt hatten. Jetzt wurden ſie als neue Kronvaſallen aufgemahnt, den Gerichten beizuwohnen, welche in irgend einer bedeckten Halle zu Kirkwall und Scalloway gehalten wurden.

Aus dieſen angegebenen Gründen und Verhältniſſen konnte die Sendung des Douglas of Spynie keinen andern als den günſtigſten Erfolg haben. Es waren wenige Grundbeſitzer, mit Ausnahme derer, welche ſchon früher Beſtätigungsbriefe von der Krone erlangt hatten, die ſie jetzt nicht von dem Bevollmächtigten des Grafen von Morton nahmen. Durch Verleihung dieſer Briefe von der Krone erwarb Douglas bedeutende Summen. Dieſe Löſung der Grundbriefe und die großen von den Gütern alljährlich zu entrichtenden Lehngebühren verſenkten bald viele der Beſitzer ſo tief in Schulden, daß ſie genöthigt wurden, die Güter wegen dieſer Abgaben zu verkaufen.

Alexander Douglas war auch bevollmächtigt, lange Pachtverträge über die Krongüter zu machen, aber da ihm der alte Landesbrauch mißfiel, daß Koppeln, wenn nicht unter dem Pfluge, keine Landmails bezahlten, ſo begehrte er, in welchem Stande ſie auch waren, einen jährlichen Zins davon. Zu gleicher Zeit verfügte er durch Verlehnung über den größten Theil der königlichen Hälften der Pfarr- oder Kronzehnten.

Orkney und Shetland bekamen jetzt ein ganz neues Anſehen. Zahloſe Looſe von Grundſtücken wurden zuſammengeſchlagen, ſo daß ſie ein großes Gut bildeten. In jedem Theile der Inſeln fand man jetzt neue Anſiedler, welche ſich auf ihren kleinen Beſitzen alle die ſtolzen Eigenheiten und Verfahren eines baronlichen Lords herausnahmen. Jedes kleine Gütchen zeigte ein verkleinertes Bild des Lehnweſens, da es wieder einer beſtimmten Zahl abhängiger Leute die Sorge der Bebauung des Bodens übergab. Der kleine Landherr von Orkney und Shetland forderte nebſt ſeinem Zins die Anerkenntniß eines Graſſum oder Auffahrtgeldes, und manche der Frohndienſte, welche baronlichen Gütern geleiſtet zu werden pflegen, z. B. jährliche Geſchenke, das Torfmachen für den Herrn, oder die Arbeit für ihn an beſtimmten Tagen.

Grade in dieſer Zeit, als der letzte Akt, die Odalgüter der Inſeln zu feudaliſiren, Statt fand, dachte Dänemark ernſtlicher denn je daran, wegen des Einlöſungsrechts dieſer Inſeln als des alten Pfandes einer königlichen Vermählungsmitgift mit Großbritannien ein für alle Mal eine Abfindung zu treffen. Aber in welchem Stande hätte dieſe alte ſkandinaviſche Niederlaſſung damals zurückgegeben werden können? Die Geſetze, deren Beſchützung und Erhaltung Britannien in dem Vertrage verſprochen hatte, waren von Grund aus umgekehrt; Odalgüter waren in ordentliche Lehngüter verwandelt und mit den ſchweren Pflichten belaſtet, welche das fluchwürdige Zinsbuch des Grafen von Orkney zuerſt eingeführt und die ſchottiſche Regierung beibehalten hatte, deren Obhut die Rechte der Odaler anvertraut worden waren; der alte ſkandinaviſche Erbe war aus ſeinem kleinen väterlichen Gute herausgeworfen und der dienſtbare Lehnsmann eines reicheren Anſiedlers, eines Fremdlings im Lande, geworden; dieſe unterdrückte norwegiſche Kolonie war bis ins Leben angebohrt, ihre Wunden ſtanden noch offen. Aber wie ſollte Dänemark bei dieſen Verhandlungen ſeine Anſprüche gegen das mächtige Britannien geltend machen? Dieſes behielt demnach die Inſeln.

Bald nach dieſen Verhandlungen ward die engliſche Regierung veranlaßt, die Umſtände ſehr genau zu unterſuchen, welche die Löſung Orkneys und Shetlands von dem unmittelbaren Schutze der Krone herbeigeführt hatten.

Die Weiſe, auf welche dieſe Inſeln von Karl dem Erſten an den Grafen von Morton verpfändet worden, ward ein Gegenſtand ſtrenger Unterſuchung, deren Ausſprung war, daß förmlich erklärt ward, der Vertrag ſey trotz vieler Akten immerwährender Vereinigung mit der Krone, und ohne eine vorgängige Aufhebung derſelben durch das Parlament durch Zudringlichkeit und Beſchleichung erlangt. Unverzüglich erfolgte eine Zurücknahme der Verleihung; aber obgleich der Verdacht da war, daß die Summen, welche Karl dem Erſten als Pfand auf die Inſeln vorgeſtreckt ſeyn ſollten, nur eine erdichtete Anleihe ſeyen, ſo ward die Familie Morton wegen ihres Anſpruchs doch befriedigt, als wäre ſie wirklicher Gläubiger der Krone geweſen. Als dieſe Anordnungen vollendet waren, fand eine neue Vereinigung der Inſeln Statt, von der Erklärung begleitet, daß ſie für alle künftige Zeit unzertrennlich bei der Krone bleiben ſollten.

Mit der von der Familie Morton in Orkney und Shetland eingeführten Aenderung der Landbeſitzungen und mit der demnächſt folgenden Vereinigung dieſer Inſeln mit der Krone im Jahr 1669 endigt eigentlich die Geſchichte der Odaler. Einige wenige jener alten urſpünglichen Gutsbeſitzer blieben jedoch unfeudaliſirt, und ihre Nachkommen mögen jetzt mit Freuden daran denken, daß in ihren Familien die erbliche Ueberlieferung von Odalrechten drei Jahrhunderte lang mit allen Feudalverbindlichkeiten von Urkunden, Lehnsvorſchriften, Lehnsherrngebühren, Abfindung für die Auffahrt der Erben und einzelner Nachfolger, Belehnungserneuerungen u. ſ. w. glücklich gekämpft hat. Der urſprüngliche Odaler mag noch dieſen Tag ſein kleines altväterliches Erbe mit Stolz betrachten, obgleich ſein Geburtsland:

Umſchranket von dem ſiegesſtolzen Meer,
Deß Felſenſtrand der wilden Woge trotzt
Des wäßrigen Neptuns, jetzt iſt umſchrankt
Mit Schmach, mit Dintenkleckſen und mit Feſſeln
Verfaulten Pergaments. *)

Man fragt ſich bei dem Schluſſe dieſer Erzählung billig: wie eine ſolche Reihe von Unthaten als die oberzählten unter einer freien Regierung, wie die britiſche, je habe möglich ſeyn können. Aber die Regierung ſelbſt hat in der 1669 bei Gelegenheit der Vereinigung mit der Krone erlaſſenen Verkündigung eine ſo vollſtändige Aufzählung der Urſachen jener tyranniſchen Verwaltung gegeben, daß ſie füglich den Schluß dieſer Erzählung machen kann. Die Vereinigungsakte beſagt: „daß „die Inſeln Orkney und Shetland ein ſo bedeu„tender Theil des alten Königreichs Sr. Majeſtät „ſeyen, daß ſie zu verſchiedenen Zeiten die Veran-

---

*) Shakeſpeare's Richard 2.

„laſſung zu großer Sorge und zum Aufwande von „Blut und Geld gegeben haben; daß bei ihrem „großen und weiten Umfange, und bei ihrer Entlegenheit von dem Sitze der Gerechtigkeit und Gerichte ihre Bewohner nicht ohne große Beſchwerde „und Koſten zu den beſagten Gerichten gelangen „konnten, zu klagen, wann ſie unterdrückt und beſchwert waren; daß es nicht allein dem Vortheil „Sr. Maj. angemeſſen iſt, ſondern auch zum großen Nutzen Seiner dort lebenden Unterthanen ſeyn „wird, daß ſie, ohne einen andern Herrn oder Obherrn zwiſchen Se. Maj. und ſie einzuſchieben, unmittelbar unter Sr. Maj. und Ihren Beamten „ſtehen, als welches ihre größte Sicherung gegen „alle fremde Frevel und einheimiſche Unterdrükkung iſt. Daß ungeachtet mehrerer früheren Vereinigungsakten doch Zudringlichkeit, welche Se. M. „und Ihren königlichen Vater übermochte, und „Ihre Gütigkeit und Freundlichkeit, Ihren Unterthanen gefällig zu ſeyn, Sie verleitet haben, ein „ſo großes Juwel Ihrer Krone weg und von ſich „zu geben, und zum großen Nachtheil „Sr. M. und Ihrer Krone und Unterthanen und dem Geſetze zuwider *) „Rechte über die Grafſchaft Orkney

---

*) Niemand wird ſagen, daß Karl der Zweite ein edler König war; aber ein ſolches königliches Geſtändniß iſt doch edel.

„und die Herrſchaft Shetland zu übergeben und zu verleihen.“

Nach der Vereinigungsakte wurden die Einkünfte dieſer Inſeln an verſchiedene Pachter auf Contrakte nicht über 5 Jahre laufend ausgethan; welche Pachter in dem Geſchäfte zu den Drangſalen der Inſeln beizutragen nicht weniger gewiſſenhaft geweſen ſeyn ſollen, als ihre Vorgänger.

Im Jahr 1697 ward die presbyteriſche Kirchenregierungsform in Orkney und Shetland eingeführt. Alle der Kirche gehörende Güter fielen da an die Krone zurück; aber da ſie mit ihr nicht vereinigt waren, ſo konnte der Herrſcher nach Gefallen darüber verfügen. Drei Jahre ſpäter in Folge einer von der Generalverſammlung in Schottland in dieſe Inſeln abgeſchickten Commiſſion bequemten ſich faſt alle Pfarrer zu dem Presbyterianismus. Die Einkünfte des Biſchoffs in Orkney behielt die Krone, aber die Pfarrgehalte wurden aus den Kirchengütern bezahlt, jedoch in verringertem Maße.

Im Jahre 1707 widerſtand die Königin Anna ungeachtet der früheren feierlichen Vereinigungen der Inſeln mit der Krone der Zudringlichkeit Jakobs, Grafen von Morton, nicht, welcher einer der Bevollmächtigten für den Unionsvertrag geweſen war, und machte zu ſeinen Gunſten eine neue Verleihung der Inſeln, aber immer in der

Form eines Pfandes, wiederlöslich durch Zahlung von 30,000 ℔ Sterl., und gegen eine jährliche Lehnpflicht von 500 ℔ Sterl. „Der Graf hatte,“ laut des Inhaltes des Briefes, „volle Macht, die „erblichen Vaſallen, welche jetzt bei Sr. M. und „der Krone zu Lehen gehen, und ihre Erben einzuſetzen, und ſich von ihnen huldigen zu laſſen, „und Grund- und Lehnbriefe zu ertheilen.“ Er erhielt auch eine Pacht des noch unüberwieſenen Theiles der Kirchengüter ſowohl als jener Zehnten, welche kraft des vor einem Jahrhundert erfolgten Umtauſches gewiſſer königlicher Ländereien gegen ähnliche des Bisthums der Krone angefallen waren. Der Graf von Morton ward zugleich zum erblichen Steward und Juſticiary der Inſeln erwählt; er ward ermächtigt, für die Verwaltung der Gerechtigkeit nach dem Herkommen Schottlands Bevollmächtigte zu ernennen; jedoch ſcheint es, daß er einige wenige der untern Formen der alten Geſetzgebung des Landes beibehielt. Er ward zum Viceadmiral (8) von Orkney und Shetland ernannt mit allen richterlichen Vollmachten in den Seeangelegenheiten des Landes, und mit einer Schenkung der Admiralitätsrechte. Endlich hatte die Königin ihm noch das Patronatrecht über die Kirchen von Orkney und Shetland ertheilt, welches Vorrecht dem Presbyterium genommen, und mit Recht für eine große Verletzung gehalten ward. Ein Commiſſarius ward beibehalten, der ein Richter in Conſiſtorialſachen war.

Das geſammte aus allen Quellen von Vortheilen und Gefällen zuſammenfließende Einkommen konnte man auf 3000 ℔ Sterl. jährlich anſchlagen.

Im Jahre 1742 trat der Graf von Morton mit einer künſtlich aufgemachten Darlegung auf, daß die Zuflüſſe aus ſeinen Anweiſungen und Einkünften in den Inſeln nicht hinreichend ſeyen, die Zinſen der Pfandſumme zu decken, und hatte Einfluß genug in dem Parlament, eine Losſprechung von dem Heimfall zu erlangen. Eine Akte ging demnach durch, kraft welcher die Einkünfte und Güter, in deren Beſitz er war, für ihn erblich und unwiederlöslich gemacht wurden. Fünf Jahre ſpäter ward dieſer Graf der höheren Gerichtsbarkeit über die Inſeln beraubt(9), wofür er die Entſchädigungsſumme von 7200 ℔ empfing. Das Land genoß jetzt beinahe deſſelben Geſetzſtandes, wie andere Bezirke Schottlands.

Um dieſe Zeit ward der Graf von Morton in Proceſſe verwickelt, vorzüglich wegen der trügeriſchen Erhöhung der Maße und Gewichte (10), welche durch die Grafen von Orkney, die Pachter der Kroneinkünfte und ſeine eignen Vorfahren als ein immer wachſendes Uebel allmählig geſchehen war; und obgleich er ſeinen Proceß gewann, ward ihm ſein Eigenthum doch ſo unbehaglich, daß er es im Jahr 1776 für die Summe von 60,000 ℔ Sterl. an Sir Laurence Dundas verkaufte.

In dieſem Proceſſe gegen den Grafen Morton wandten ſich die Inſulaner nach Norwegen (ſ. Barry S. 222.), wo ſie die verlornen Standarden (Standnormen) der Maße und Gewichte mit Recht zu finden glaubten. Vermittelſt des britiſchen Conſuls in Bergen erhielten ſie von dem dortigen Bürgermeiſter, welcher Polizeimeiſter und Bewahrer der Standarden der Maße und Gewichte des Reichs war, eine Beglaubigung, welche ihnen reichliche und genügende Auskunft gab. In dieſem Papiere verſicherte er ſie, daß die Mark, welche immer als das Grundgewicht betrachtet worden, genau 8 Unzen oder ein halbes ℔ enthielt; das Settin, aus 24 Mark beſtehend, 12 ℔; und das Meil folglich 72 ℔. Dieſe Nachricht war ihnen ſehr wichtig, da ſie ſich mit Recht zu dem Schluſſe berechtigt glaubten, daß die Gewichte in den Inſeln mit den in Norwegen gebräuchlichen in der Zeit, als ſie unter die Krone Schottland gekommen, einerlei geweſen.

Sie glaubten darthun zu können, und legten die Beweiſe dafür vor, durch welche Ungeſetzlichkeit und Tyrannei die Erhöhung derſelben unter jeder neuen Verwaltung bis auf den Grafen Morton hin immer mehr geſteigert ſey. Dieſer übertriebenen Steigerung ſchrieben ſie die Lage der Inſeln in jener Periode zu, welche in Vergleichung mit dem, was ſie in früheren Zeiten geweſen, armſelig genannt werden müſſe: aus Mangel an Hülfsmitteln für Fleiß und Unternehmungsgeiſt ſey der Handel in einem ſchmachtenden Zuſtande, die Fiſchereien faſt ganz heruntergekommen, und dem Ackerbau gehe es nicht viel beſſer; viele Güter, worauf ſonſt groſſe Familien im Wohlſtande gelebt, ſeyen jetzt in die Hände des Obherrn gefallen; die Eigenthümer ſeyen nicht ein Drittel der Zahl, die ſie vor 80 oder 90 [*]) Jahren geweſen, und die Volksmenge überhaupt ſey ſehr vermindert.

Alles dieſes war gröſſtentheils nur zu wahr, aber die Gerichte durften nur die Verjährung ſehen, und ſprachen für den Grafen.

Der neue Nachfolger des Grafen von Morton in den Gütern, Einkünften und der Obherrlichkeit in den Inſeln, Sir Dundas, ſchien auf die Verhälteniſſe, wie ſie beſtanden, faſt noch weniger Rückſicht nehmen zu wollen als ſein Vorgänger. Dem Lord Dundas däuchte ſeine Macht als Obherr ſogleich zu beſchränkt, und um ſie auszudehnen, verwickelte er ſich in einen koſtbaren Proceß, worin er völlig unterlag. Da dieſer Proceß die verſchiedene Gattung der Landbeſitzer in den Inſeln in ihrem Verhälteniſſe zum Könige oder zum Sir Dundas durchaus in keine veränderte Stellung gebracht hat, ſo iſt nicht nöthig ſeiner hier weiter zu erwähnen.

Dies ſind die vornehmſten Begebenheiten und Ereigniſſe, welche Orkney und Shetland ſeit dem

---

[*]) Alſo in den Jahren der groſſen engliſchen Revolution etwa.

Jahre 1669 getroffen haben — ſeit der Periode, als beinahe alle Grundſtücke feudaliſirt, und mit der Krone vereinigt waren. Die Landſchaft ward ſeitdem in jeder Hinſicht den britiſchen Geſetzen unterworfen. Sie mußte jetzt auch noch eine Landſteuer (landtax) bezahlen, welche man vergebens unter dem Vorwande abzuwehren ſuchte, daß der ſchon bezahlte Schatz ſie vollkommen erſetze, und daß mit Recht kein zweiter gefordert werden könne. Orkney hat immer zwei Drittel und Shetland das Uebrige dieſer Steuer bezahlt; aber da das letzte keine Schätzung der Abgaben hat, wodurch das Stimmrecht der Einzelnen ausgemacht werden kann, ſo iſt ihm jede Theilnahme an der Wahl eines Parlamentsgliedes verſagt. Lord Dundas iſt der Lord Lieutenant von Orkney und Shetland, und in Hinſicht der inneren Geſetzgebung Shetlands muß bemerkt werden, daß die Aemter von Friedensrichtern jüngſt wiederhergeſtellt ſind, daß der Sheriff-Subſtitut ein ordentliches Gericht hält, und daß daſelbſt beſondere Admiralitäts- und Commiſſariatsgerichtsbarkeiten ſind.

Die Inſeln haben ſich von den länger als zwei Jahrhunderte verübten und geſteigerten Bedrückungen und Plagen nimmer erholen können. Von den Landgütern Orkneys iſt jüngſt behauptet worden, daß ſie weit geringeren Ertrag geben, als vor mehreren Jahrhunderten, und wäre in Orkney nicht die Kelpmanufaktur*), welche ſich in den letzten Jahrzehenden immer mehr ausgebreitet hat, ſo würden viele Eigenthümer nicht im Stande ſeyn, für das ganze Erzeugniß des Landes die Lehn- und Zehntgebühren zu bezahlen, welche von ihren Vorfahren ſchon vor mehreren Jahrhunderten bezahlt wurden. Auch von Shetland hat man verſichert, daß, wenn die Beute des Meers und der Gewinn aus den Fiſchereien nicht wäre, noch ein größerer Theil der Güter lange ſchon in die Hände des Obherrn gefallen ſeyn würde, welcher unter den beſtehenden Umſtänden und Verhältniſſen in manchen Hinſichten einen größeren Antheil daran hat als Diejenigen, welche man als die wirklichen Beſitzer betrachtet.

Anmerkungen

zur neuern Geſchichte.

1) *Mark Land.* Nach dem Verhältniſſe der Größe ſprach man, wie bei den Abſtufungen des Geldes, und ganz nach demſelben Maße, von *Mark*, *Oere*, *Oertug* und *Pfennigen Land.* Leider läßt ſich, ſo beſtimmt dies ausſieht, hiernach doch nicht ein feſtes Maß der Dinge erfaſſen, da das Verhältniß der Mark zur Oere bei den verſchiedenen Dingen häufig wechſelte. Ihre

---

*) S. darüber weiter unten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01913/020

Das erſte Kapitel.

Und ich ſah abermal ein Geſicht, und die Stimme des Herrn kam zu mir im Traum, und der Schatten ſeines Glanzes umleuchtete meine Augen, und däuchte ich mir wieder zu ſehen, was das erſte Geſicht mir offenbart hatte: die Ebene mit den fröhlichen Menſchen, und die Reigentänze um die grünen Bäume, und die Kriegsſchaar auf dem Wege, und ihren Kriegsfürſten auf dem güldenen Wagen, mit Harniſch und Wehr wie in der Schlacht angethan, und wie die Jungfrauen kamen und ihn kränzeten mit dem grünen Eichenkranze. Und mein Herz in mir ward ſehr fröhlich.

Und als ich eine Weile geſchaut hatte, da däuchte mir, es war ein anderer Ort und ein anderes Land, und war alles luſtiger und ſchöner, als in dem erſten Geſicht; und ſchienen andere Bäume zu ſeyn, und buntere Auen, auch klang die Muſik zu dem Reigen viel lieblicher.

Und nicht lange, und meine Augen wurden aufgethan, daß ich es erkannte, und die Herrlichkeit des Herrn erſchien mir, und die engliſchen Schaaren wandelten vorüber, und ich fiel auf mein Antlitz und betete an.

Und eine Hand berührte mich, und hob mich ſanft auf; und ich ſahe, es war der Engel des Herrn, der zuerſt zu mir geredet. Ich aber zitterte, und fürchtete mich ſehr.

Und der Engel ſprach: Fürchte dich nicht. Alles Andere aber, was ich geſehen, war verſchwunden.

Und der Engel des Herrn ſprach zu mir: Kenneſt du mich? Und ich antwortete ihm, und ſprach: Ich kenne dich wohl; biſt du nicht, der zu mir kam im Namen des Herrn, und brachte mir des Herrn Gebote? Aber wie ſoll ich es verſtehen, daß ſolche Gnade zu deinem Knecht kömmt?

Und er ſprach: Ich habe zu dir geredet, und werde zu dir reden, auf daß du es alles verkündigeſt und auslegeſt dem Volke. Denn die Erfüllung der Zeit iſt nah, und kömmt jeden Tag näher: daß ſie bereit ſeyen und gerüſtet, wann ſie nun da iſt.

Denn der Herr hat deine Thränen gezählt und dein Flehen vernommen, und bleibt ihm nichts verborgen: als du wohneteſt in fernen Landen, und verbannt wareſt von der Stätte, wo du gebohren biſt. Und mußt du auch heute fern ſeyn von den Gränzen deines Volks und unſtät und flüchtig, damit die dir nach dem Leben ſtellen die Spur deiner Füße nicht ſehen.

Da wußte der Herr dich vor vier Jahren und drei Jahren, als du wohneteſt auf dem Berge, der nach dem Manne genannt wird, den die Aufrührer enthaupteten, weil er die Königskinder im Thurm verſchmachten ließ. Und er ſahe, wann du heimkameſt des Abends und um die Mitternacht, und deine Hände zu den Sternen erhubeſt, und deine Seele zu Gott, der helfen kann, und fieleſt auf die Kniee und beteteſt für Romana und Palafox, und für deine Brüder, die an der Donau ſtritten; und blieb ihm nichts verborgen, was deine Seele meinte. Denn des Herrn Auge dringet auch durch den härteſten Stein, und durchbohrt die innerſten Gedanken des Menſchen.

Aber es war noch nicht der Tag und die Stunde, daß die Welt erlöſet würde, und war ihre Sünde zu groß, und mußte noch viel Bluts vergoſſen werden, und viel Mühe und Leid über ſie kommen, auf daß ſie ſich bekehrte und bekennete: Siehe, Einer iſt der Herr, und kein anderer.

Aber daß du nicht verzageſt noch glaubeſt, der Herr habe dein und deines Volkes gar vergeſſen, ſiehe, er will ſich zu euch machen binnen kurzem, und eure Schande von euch nehmen, und ſollet wieder ehrlich werden von eurem Schimpf, und herrlich einhergehen gleich euren Vätern.

Denn Gott hat deiner Schmach gejammert, und der Hohn deiner Feinde verdroſſen, und er will dich wieder erwecken, und dir einen Namen machen, der über allen Namen ſeyn ſoll, und ſollſt wieder ein freies und gerechtes Volk werden, zu welchem die Nachbarn kommen, Künſte und Sitten zu lernen.

Du aber gehe nun hin, und rede zu dem Volke, und lege es ihm alles aus, was es thun ſoll, wann nun die Zeit erſchienen iſt, von welcher Gott ſpricht, ſie wird erſcheinen. Und treibe ihnen die Thorheit aus den Herzen, und ſtrafe die Dummheit und Feigheit derer, die da ſprechen: Siehe, es iſt der Finger Gottes, da hilft kein Sträuben noch Streiten, Bonaparte ſoll der Herr ſeyn, und die Franzoſen die Erwählten; und es bringen Blut über ihr Haupt, die das Volk zum Kampf aufregen.

Und er ſprach alle dieſe Worte und noch mehrere. Wer mag aber die Rede eines Engels nachſprechen? Und ich erröthete in mir, als ich ſie vernahm, und verſtummete. Und als ich den Mund aufthun wollte zu reden, ſiehe, da war er verſchwunden. Und ich fürchtete mich ſehr, und erwachte. Dies geſchah aber in dem Monde, wo die Sträuche ſproſſen und die ſcharfen Winde von Nordoſten wehen, und wohnete ich in dem Lande der gutmüthigen und freundlichen Menſchen, und ſahe das Rieſengebirge in der Ferne aus den Wolken.

Das zweite Kapitel.

Von falſchen Propheten und von Zeitdeutern und Weichlingen.

Und der Herr ſprach zu mir: Auf! und gürte dich, und rede zu allem Volk, und verkündige auf den Straßen, was ich dir eingeben werde.

Siehe, wann es zu arg geworden iſt und ich die Welt ſtrafen will, dann kommt auch der alte Menſchenfeind Satan, und legt ſich im Hinterhalt, und bläſet ſein Gift und heimliches Feuer in die Welt, daß er das Letzte verderbe; und kleidet ſich oft in einen Engel des Lichts, und prediget ihnen ſchlüpfrige und glänzende Worte, welche die Kinder der Welt lüſtern machen, und ſie hangen ihm an, und laufen ihm nach, und buhlen mit ihm!

Und wird dann die Wahrheit ſtumm, als ſchämte ſie ſich der Worte, weil auch des Satans Zunge geſchwind iſt; und die Lüge ſäet ihr Unkraut, und bläſet ſich auf, und triumphiret, als hätte ſie den Sieg erfochten: und iſt doch noch kein Krieg geweſen. Denn in den Krieg gehet ſie nicht, ſondern liebet die Winkel und die verborgenen Höhlen.

Und daran erkennet man, daß die Zeit böſe iſt, und der Herr die Welt ſtrafen muß, wenn die Thaten klein werden und die Worte groß, und wenn die Menſchen die Wahrheit in Schall verwandeln, und die Gedanken in Worten verzetteln, daß ſie vieldeutig werden;

ſie aber legen ihre Eitelkeit und ihr Nichts hinein, wie die Henne über faulen Eiern am meiſten und am längſten kakelt.

Und magſt du nun wohl merken, worin du lebſt. Denn der Lügner und Heuchler iſt eine Legion, und ſolcher, die ſich durch Gaukelſpiel einen Namen gemacht. Aber der Trug iſt in ihnen, und der Teufel lauſchet in ihrem Rücken, daß er es ihnen zuflüſtere. Und meinen die Thoren, ſie können Gott machen und die Welt machen und auch erhalten.

Solcher Gaukler und Lügenpropheten ſind viele aufgeſtanden in dieſen Tagen des Unheils, und haben das Volk verwirrt und das Gebot des Teufels verkündigt. Denn andere Gebote kennen ſie nicht, und wiſſen nicht, daß Gott der Herr iſt.

Es iſt aber das Erſte, woran du dieſes Geſchlecht erkenneſt, daß es feig iſt, und nicht in die Gefahr und den Tod will. Denn am redlichen Muth erkennt man den redlichen Sinn. Und weil ſie nichts thun mögen noch arbeiten, ſo klügeln und zetteln ſie viel, und ſpinnen bunte und gleiſſende Geſpinnſte, wodurch ſie die Menge täuſchen und die Herzen verführen.

Und ſie treten auf, und ſehen gar fein und fromm aus, wie die unſchuldigen Lämmlein, und ſteckt doch der reiſſende Wolf, der Satan, in ihnen. Und ſie meiſtern die Welt, und lehren meine Wege, wie ſie es meinen, und wenden das Volk ab von der rechten Straße.

Denn alſo läuten ſie mit klingelnden Worten:

Horchet auf, ihr Männer, die ihr klug ſeyd, und nehmt es zu Herzen, die ihr weiſe heiſſet! Wer die Geſchichte befragt hat, widerſpreche nicht, und wer die Propheten und Weiſſager kennet, wundere ſich nicht!

Warum beginnet ihr ſo Thörichtes, und warum ſtrebet ihr ſo Vergeblichem nach? Sehet doch den Willen des Allmächtigen und den Rathſchluß deſſen der ewig lebt. Was eure Väter nicht ſahen, ſehet ihr Glückſelige; was eure Großväter nicht vernahmen, vernehmet ihr.

Und dies iſt es, und ihr ſollt es mit güldenen Buchſtaben in eure Herzen ſchreiben:

Die Zeit iſt da, wo Eine Heerde ſeyn wird und Ein Hirte: Ein Gott, Ein Kaiſer, Ein Volk, Eine Religion. . . . Darum, Jeruſalem der Frommen, jauchze, und freue dich, daß du ſolches mitzufeiern berufen biſt.

Denn ſiehe, er iſt da, deß Name heiſſet groß und ſtark und mächtig und ſtreitbar und gewaltig, der die Völker zerſchmeiſſet wie Scherben, und die Könige zerwirft wie morſche Töpfe. Er iſt der Gebenedeiete des Herrn, der Held, der Befreier, der Friedenſtifter. Darum vor ihm nieder in den Staub! und in die Scheiden die Schwerdter, in die Demuth die trotzigen Herzen! Denn ihr frevelt nicht gegen ihn, ihr frevelt gegen Gott den Lebendigen, der ihm den Stuhl der Macht geſetzt hat.

Und wehe über euch! und dreimal wehe! die ihr ſprechet von eurem Herzen und von den Geboten dieſes Herzens. Ihr verlängert durch eure Thorheit nur die Arbeit und den Widerſtand, und ſeyd des Blutes ſo vieler Tauſende ſchuldig, das flieſſen muß, bis er Herr wird über Alle. Denn Gott will es, und hat es gewollt, und dem ſollet ihr nicht widerſtreben.

Du aber ſollſt lehren dein Volk, und alſo ſagen wider dieſe:

Der Herr hat ſolche Propheten der Feigheit nicht geſetzt, noch erkennet er ſie. Das iſt aber das Zeichen der Verruchtheit und des Aberwitzes, daß ſie die zukünftige Zeit zu machen meinen gleich Gott, und erſchaffen wollen, was jenſeits ihres Lebens liegt. Ich aber habe den Menſchen meine Gebote in das Herz geſchrieben, nicht mit dem Griffel noch Grabſtichel, auch nicht mit der Schreibfeder, ſondern mit dem Ungeſchriebenen und Ungedeuteten, das in ihnen iſt, ſeit ich ſie gebildet habe, mein Gleichniß zu ſeyn. Dieſe ſollen ſie erfüllen jede Stunde, und nicht klügeln, was ich meine, noch was morgen ſeyn wird und übermorgen noch nach einem Jahre und nach hundert Jahren. Denn ich werde meine Welt wohl regieren.

Und ſie ſollen thun, was dieſes ungeſchriebene Geſetz ihnen befiehlt, und nicht zittern, wenn auch Satan ſich empört und ſein ganzes Heer mit loſem Trug und argen Künſten. Und wenn ſie auch alle darüber ſtürben und umkämen und keiner übrig bliebe.

Denn ich bin es, der lebendig machen kann, was da todt ſcheint, und herrlich, was in Unehren liegt.

Du aber ſprich zu dieſen weichlichen Zeichendeutern: Wann die Felder von Mäuſen wimmeln, weiſſaget ihr, es wird ein theures Jahr werden; ich aber ſage euch, wann die Welt von Schwätzern und Weichlingen wimmelt, muß die Heimſuchung kommen.

Das dritte Kapitel.

Von Gott, Einheit der Völker und Kirche, und vom ewigen Frieden.

Und ſollſt du ihnen dies weiter auslegen, weil ſo viele Betrüger umher ſchwänzeln und ſie ſo dumm ſind.

Habe ich euch nicht gelehrt, daß ich der Gütige und Friedſelige bin? daß mein Name Gerechtigkeit heißt und meine Macht Treue?

Habe ich euch nicht die Geſchichte gegeben, die unſterbliche Lehrerin meines Seyns, und die heiligen Bücher und die Propheten und Jeſum Chriſtum, meinen einigen Sohn? Und noch wollet ihr nicht verſtehen, was da gerecht iſt, und nicht begreifen, was da weiſe iſt?

Denn ihr ſeyd ein kleinmüthiges und verzagtes Geſchlecht und mit Blindheit geſchlagen, und meinet doch die Welt zu verſtehen und meine Rathſchlüſſe zu ergründen. Wahrlich ich ſage euch, ihr habet ſie nie erkannt.

Was früher zu der Römer Zeit geſchah, was ihr nun als das große Heil zu ſehen wünſcht, das geſchah, damit die Sünde geſtraft und vertilgt würde, nicht daß Gott ſolches Weſen gefiel. Denn er ließ es nicht beſtehen.

Sondern wann Alles ermattet und verdorben iſt, wann die Herzen erkaltet und die Geiſter verfault ſind, und jeder nur auf ſeinen Weg ſiehet und nicht auf ſeinen Bruder neben ihm, dann ſchüttet der Herr, daß er die Bosheit ſtrafe, Alles in Einer Verwirrung und Schande zuſammen, und läßt ſie zerſtoßen, wie man Metall zerſtößet in einem Mörſer.

Aber aufſchreiben wird der Herr in dem Buche des Lebens die Namen der Gerechten, und nicht vergeſſen die Ehren der Tapferen und Streitbaren, die nicht untergehen wollten in Schande noch dem Teufel unterwürfig ſeyn ohne Gegenwehr.

Denn auch Numantias Tugend iſt nicht vergeſſen, und Karthagos Untergang lebt unſterblich unter den Menſchen, und Katos Tod wird noch mit Begeiſterung genannt. Doch ward Hiſpanien unterjocht, auf Karthagos Trümmern blühete keine Freiheit wieder, und nach Kato herrſchten die abſcheulichen Cäſarn.

Sage darum dieſen Klüglingen, die der Dünkel ihrer Dummheit aufbläſt, daß ich nie gewollt habe, was ſie Ein Volk und Eine Religion nennen. Das iſt die Erfindung ihrer Thoren und Buben.

Völker wollte ich; darum ſchuf ich verſchiedene Sprachen und Sitten und Triebe des Menſchengeſchlechts.

Religionen wollte ich; darum ſchuf ich mancherlei Klimate: heiße und kalte, reiche und arme, mühevolle und leichte Länder, damit auch mein Ebenbild, die Menſchen, nach den mancherlei Bildern der Natur wieder abgebildet und abgeſpiegelt würden, und ich in ihnen allen mich wiederſähe, als in einem großen

Spiegel des mannichfaltigen und unermeßlichen Ganzen.

Denn Mannichfaltigkeit das heißt meine Welt, und Unendlichkeit das heißt meine Freude.

Die Trägen, daß ſie nicht ſehen, worin die Menſchheit, worin die Gottheit iſt, die alles Geſchiedene wieder verbindet! daß ſie immer um ihren Maulwurfshügel herumkriechen und das Einzelne faſſen, und nicht hinblicken auf das, worin das Einzelne untergeht!

Sage auch dieſem faulen Volke: Ich bin nicht der Gott ihres ewigen Friedens! ich bin der Gott, der Rächer, der Furchtbare, der Zermalmende, den nach Kampf und Krieg gelüſtet. Sonſt wäre alle Geſchichte, die meine Geſchichte iſt, eine Lüge; denn ihr Anfang iſt Krieg und ihr Ende wird Krieg ſeyn.

Oder haben ſie eine andere Religion und einen andern Gott, als welche die Geſchichte offenbarte? Sie meinen es, aber ſie haben gar keine.

Ihr Friede heißt Tod und Fäulniß, mein Krieg heißt Leben und Bewegung. Aber die Feigen kennen ihren kleinen Tod nicht, worin ſie verfaulen; ſie nennen Tod, was Geſtaltenwechſel iſt und ein Uebergang des Lebens. Davor graut ihnen; darum ſind ſie ſo elendig.

Blutvergieſſen iſt immer ein Gräuel, aber nicht das Blut, das für Freiheit und Tugend fließt. Der Friede der Sklaven iſt die Ruhe des Todes und das Bild der Verweſung. Von dieſem Frieden predigen die Eroberer immer und die Tyrannen, und iſt doch Mord und Verrath ihre Freude, und wird ihr Schwerdt und Beil nie trocken vom Blut.

Aber freier Krieg und Streit, lebendige Bewegung lebendiger Kräfte das iſt meine Luſt, ſo heiſſet mein Name, das bin ich ſelbſt, ich Gott der Herr Herr.

Darum ſollen viele Völker ſeyn, ſtrebend und ringend gegen einander in einem ewigen Wettkampf, damit die großen Lichter Freiheit, Tugend, Gerechtigkeit hell bleiben in den Seelen der Menſchen.

Darum ſollen viele Religionen ſeyn, damit die innere und unſichtbare Welt, welche nie unter der Sonne erſcheinen darf, damit ich Gott, wie ich bin, erkannt werde, mannichfaltig, vielgeſtaltig, vieldeutig, unendlich, und unbegreiflich.

Aber es giebt Ein Volk, Eine Religion, Einen Frieden, nach welchem auch ewig gerungen werden ſoll. Die würdig ſind, ſie zu erkennen, erkennen ſie wohl dieſe heilige Einheit aus der Vielheit, dieſe unſterbliche Menſchheit und Gottheit.

Ich habe es geſprochen, ich bin der Herr.

Das vierte Kapitel.

Von den Teutſchen.

Und alſo rede zu den Teutſchen, deinem Volke, und halte es ihnen vor, und lege es ihnen aus, auf daß ſie begreifen, worin ſie ſind, und was ſie ſind, und was ſie ſeyn ſollen, und ſich erkennen und ermuthigen, und ſich wieder wenden zu der Treue und dem Glauben ihrer Väter und zu der Zuverſicht auf mich, ſpricht der Herr.

Denn ich will ihr ſtarker Helfer und Schirm ſeyn, und ſie ſollen mein liebſtes Volk ſeyn von allen Völkern, die in Europa wohnen.

Und ſo ſprich zu ihnen: Siehe, ich habe euch nun viele tauſend Jahre erhalten in allen

Wechſeln und Stürmen der Welt, und ſeyd immer ein freies und eigenes Volk geblieben, ihr und die Schweden und Normänner, weniger gemiſcht und verdorben von Fremden, als andere Völker; und bewohnet noch das Land, das eure Väter bewohneten, und redet noch die Sprache, die eure Väter redeten, und habt aus jener früheſten Zeit ſo vieles noch übrig, wiewohl die Tugend eurer Väter an euch jetzt faſt gering ſcheinen will.

Und ich werde euch auch künftig erhalten und beiſtehen, daß der Schimpf von euch gewendet und eure Schmach in Ehre verwandelt werde.

Denn groß iſt das Amt, wozu ich euch berufen habe, und heilig die Stelle, worauf ihr wohnet.

Und ihr wiſſet aus den Geſchichten der Welt und aus den Offenbarungen, die ich euch überliefert habe, daß Mittelaſien, wo ein milder und freundlicher Himmel über der Erde fließet, und Europa mir die liebſten Länder ſind, und daß Europa mein Augapfel geworden iſt, woran meine Seele ſich freuet.

In dieſem Europa gab ich euch die Mitte, daß ihr darin wohnetet. Ihr ſolltet das Herz ſeyn, und aus dieſem Herzen das Blut des lebendigen Lebens in alle andere Glieder des großen Leibes treiben. Und weil ihr das Herz ſeyn ſolltet, ſeyd ihr mir lieb geweſen wie mein eigenes Herz, und werdet mir lieb bleiben ewiglich.

Und ich gab euren Vätern einen reinen und treuen und einfältigen Sinn, daß ſie die Welt verſtehen und meine Erkenntniß verbreiten könnten über die Welt; und ich ließ ſie unverfälſcht und unvermiſcht, daß ſie die Keime der neuen Bildung geſund entwickelten und den verborgenen Sinn des Chriſtenthums enthülleten und ausbildeten.

Und ich gab ihnen ſchöne, ſelige und innere Triebe in die Bruſt und Kunſt in die Hände, zu erfinden und zu wirken in allerlei Werk und Arbeit und das innere Leben des Gefühls in äuſſeren Bildern hinzuſtellen; und ſie wurden ein großes und glorreiches und über alle Länder gefürchtetes und geprieſenes Volk.

Und auch ihr, die jetzt lebet, ſeyd dazu berufen, und werdet die alte Pflicht erfüllen und fortſetzen, wenn ihr euch der Tugend und Einfalt eurer Väter wieder getröſtet und das Fremde von euch thut und das Falſche austreibet.

Denn ſo ſtolz ward euer Beruf, daß ihr der Mittelpunkt wurdet der neuen Geſchichte, daß alle ihre Auslegung mit euch beginnet und mit euch aufhört; und ſollet ihr ſeyn die Träger alles Lichts und alles Verſtändniſſes.

Viele Völker ſind, die nur wilde Blüthen tragen und nimmer Früchte, die bloß für die groben und ſinnlichen Wirkungen und Arbeiten der Welt da ſind. Nur die erſchaffenden und erfindenden Menſchen bewahrt die Geſchichte auf; das rohe Schwerdt ohne die milde Erkenntniß hat nie unſterblich gemacht. Um euch, um euren uralten und heiligen Ruhm ſoll die neue Zeit rollen, wie das Triebrad der Uhr um die Unruh, die der Mittelpunkt ihrer Bewegung iſt.

Euch habe ich erwählet, in Gerechtigkeit und Freiheit das Volk des Maaßes und des Geſetzes zu ſeyn und durch hohe Künſte des Friedens und Krieges den lebendigen Kampf der ſtreitenden Geiſter und Kräfte im Gleichmaaß zu erhalten.

Darum, ſo ſpricht der Herr, zaget nicht; ich werde euch nie verlaſſen, wenn ihr euch ſelbſt nicht verlaſſet. Wenn ihr euch ermuthiget, lieber frei zu ſeyn als Sklaven und Herren als Knechte, ſo will ich mitten unter euch ſeyn und eure Feinde verwehen wie Staub oder wie Spreu im Winde dahin fährt.

Das fünfte Kapitel.

Von den Franzoſen und den Teutſchen.

Denn, wer ſind jene, die eure Herren ſeyn wollen, und der Welt verkündigen, daß ſie es ſind? wer ſind die Franzoſen? ſind ſie ein größeres, edleres, göttlicheres Geſchlecht als ihr? Mit nichten; ſie ſind nicht das herrlichſte Volk, das ich erſchaffen habe.

Wollt ihr noch einmal hören, wodurch ſie ſo groß geworden, wodurch ſie ihnen ſelbſt ſo groß dünken?

Sie ſind groß geworden durch das Uebermaaß ihrer eigenen Verruchtheit und Schlechtigkeit, wie ihr durch das Uebermaaß eures Unglücks und eurer Thorheit groß werden ſollet.

Daher kam die gewaltige Umwälzung in ihnen ſelbſt und die ungeheure Bewegung ihrer Kräfte, als alle andere ſchliefen oder träumten.

Doch prahlen ſie damit, daß ſie über Schlafende und Erſtarrte geſiegt haben.

Sie ſind groß geworden durch die Meinung der geblendeten Welt, welche ihre Gaukeleien und Lügengeſpinſte für Wahrheit nahm. Die Meinung aber ſchneidet ſchärfer als tauſend Schwerdter.

Sie ſind groß geworden durch den Fürſten der Verworfenheit, der ſich als ein ungeheures Zeichen an ihre Spitze geſtellt hat.

Sie ſind am größten geworden durch eure Zwietracht und Vergeſſenhet des Vaterlandes und durch die Gleichgültigkeit gegen die alte teutſche Liebe und Treue, auch durch die Dummheit, Feilheit und Nichtswürdigkeit eurer Prieſter, Propheten und Schreiber, die auch Fürſten des Volks ſeyn ſollen.

Warum und wodurch ich ſie groß gemacht habe, das wiſſen einige von euch; alle aber mögen es nicht tragen: darum ſage ich es ihnen nicht.

Sie ſind kleinlicher und ſchwächlicher, als ihr ſeyd, und voll Dünkel und Eitelkeit. Darum ſehet auf zu ihnen, oder vielmehr ſehet weg über ſie; denn das ſtehet euch wohl an.

Die Franken, nach welchen ſie genannt werden, miſchten ſich mit ausgearteten, treuloſen und leichtfertigen Galliern und verweichlichten Römlingen. Aus dieſen dreien und aus noch zwei drei Volksarten erwuchſen die neuen Miſchlinge, die jetzt Franzoſen heiſſen.

Dieſes Volk iſt heftig und geſchwind, aber bald nachlaſſend und wankend, leichtfertig und flatterhaft, alſo keines Ernſtes und keiner Freiheit fähig, verrätheriſch und treulos, und immer der Freiheit aller andern Völker nachſtellend, da es die eigene Freiheit doch nicht bewahren kann.

Dieß hat es nun drei Jahrhunderte und länger gethan, und durch Hinterliſt immer mehr gewonnen, als durch die Waffen.

Doch werden die andern nicht klug, und verbinden ſich nicht gegen den gemeinſchaftlichen Feind, und ſtrafen ihn wegen der Vermeſſenheit, deren er ſich unterfangen hat, alle Länder unterjochen und alle Völker überwältigen zu wollen.

Die Franzoſen haben keine Geſchichte, als die, wie ſie oft kindiſch nach Freiheit gegriffen, aber die ergriffene nie feſtgehalten haben. Darum iſt es ein Sprichwort geworden: leben wie der König in Frankreich, und darum dienen die Sklaven jetzt wieder einem Deſpoten, welche noch vor fünfzehen Jahren über die ganze Erde Freiheit und Gleichheit ſchrieen und der Welt ihre neuen Wunder vorpoſaunten.

Ohne Ernſt der Sitten, ohne Heiligkeit der Ehen, ohne Treue des Wortes, ohne Tiefe der Gefühle und Gedanken haben ſie einer ſchlechten Zeit doch ſo viel eingebildet. Man hielt ſie reich an Wiſſenſchaft und Kunſt, weil das Schimmernde und Lügneriſche gefiel, da das Einfache und Treue nicht mehr verſtanden ward. Einige Völker hegen noch den thörichten Wahn, ſie ſeyen hierin vortrefflich.

Doch auch hier iſt es flach und windbeuteliſch und flattert nach auſſen ohne Tiefe im Innern.

Und ihre Sprache? O hier ſehe ich, wie ihr alle verdorben ſeyd und in der Irre wandelt, daß ihr eure ſchöne und reiche und klangvolle und ſeelenvolle Sprache dieſer elendeſten und ärmſten habt hingeben können.

Denn wo iſt ſie reich, als wo das mannichfaltige Spiel der Unſittlichkeit und Verdorbenheit entwickelt wird? wo iſt ſie leicht, als wo die Zunge ſeelenlos ſchnattert? Ohne Maaß, ohne Klang, ohne Treue, kein Bild der Natur und des Gemüthes ganz feſthaltend und ruhig zurückſtrahlend, iſt ſie die Sprache des leeren Geräuſches und Geſchnatters und kann kein kühnes Saitenſpiel der Seele noch die volle Gewalt eines großen Willens ausklingen.

Dies alles ſage ich euch, auf daß ihr euch erkennet, und euch ſchämet, daß ſolche euch zu gebieten wagen dürfen.

Denn ſchon lange heiſſet ihre Geſchichte Elend, und Knechtſchaft und reicht nicht an euer herrliches Alterthum noch an eure heiligen Erinnerungen.

Eure Sprache iſt ſchwer, ſtark, mächtig, innerlich tief wie euer Streben und Wollen, im Schritt und Klang freien Geſetzes und muthigen Stolzes, feſt in der vollen Wahrheit wurzelnd, wo jene mit dem leeren Schein hintändelt.

Die Sprachen aber ſind helle Spiegel des Gemüthes der Völker.

Wollt ihr die Leiber betrachten, ſo ſeyd ihr durch Stärke und Größe wohl die Meiſter derer, die eure Beſieger heiſſen wollen.

An Fleiß, an Ordnung, an Arbeitſamkeit und Geduld übertreffet ihr ſie dreimal, und ſeyd auch dadurch viel mächtiger.

Streitbarkeit, Redlichkeit, Gottesfurcht haben euch ſonſt nimmer gefehlt. Nur ſeyd ihr darin unglücklich verblendet, daß ihr gegen euch ſelbſt ſtreitbar ſeyd und nicht redlich und gottesfürchtig, wie ihr ſeyn ſolltet.

Denn das iſt die wahre Gottesfurcht, daß ein Volk ihm ſelbſt beiſteht.

Wahrlich ich ſage euch, die Franzoſen habe ich nicht beſtimmt, daß ſie Herren der Welt ſeyen oder Weltverjünger und Weltverbeſſerer, wie ſie ſich nennen.

Sie ſollten nur ihre und eure Zuchtruthe ſeyn, weil alle von mir, von Gott, gewichen waren.

Das, wodurch ſie jetzt glänzen, iſt ein Irrwiſchlicht, das viele täuſchet und bald nicht mehr ſeyn wird.

Ihre Zeit wird geſchwind vergehen, ja ſie iſt ſchon vergangen, und ſie thun nur die Nacharbeit der alten Zeit, die ihnen der Anfang der neuen däucht. Sie kennen ſich, ſie kennen die Welt nicht, noch das Geheimniß ihrer Bildung.

Mit der Schale iſt genug geſpielt; wann der Kern herausſpringen ſoll, ſind ſie hohl, und fallen wie Nichts aus einander.

Ja dieſer Wütherich, der ihnen vorgaukelt, wie groß er ſie mache, macht ſie grade klein; er höhlt ihre letzten Kräfte aus, und bald werden ſie in ihrer ganzen nackten Elendigkeit ſo da ſtehen, daß ſelbſt über ſie weinen könnten, die jetzt über ſie fluchen.

Das ſechste Kapitel.

Von dem Kaiſer aus Korſika und was weiter dahin gehört.

Und ſie haben das blutige Zeichen geſehen, das die Zeit gebohren hat, un[illegible] wie es durch Liſt und Gewalt und Mord un[illegible]rath und durch alle heimliche Künſte der Lüg[illegible]waltig geworden iſt.

Und die Elenden ſprechen in ihren feigen und bübiſchen Herzen: Siehe dieſer iſt der Liebling Gottes, das auserwählte Rüſtzeug ſeiner Herrlichkeit, das nie geſehene Wunder, welches die neue glücklichere Zeit wiedergebähren und Freiheit und Frieden und Freude auf Erden heimiſch machen ſoll.

Und habe ich ſolchen Gräuel doch nie erkannt, ſpricht der Herr, und iſt meinen Augen ein Abſcheu, und verwerfe ihn wie die alte Schlange vom Abgrund.

Denn wie wenig die Finſterniß beſtehet vor dem Lichte, ſo wenig beſtehet die Lüge vor der Wahrheit meines Weſens.

Und ein ſolcher ſollte mein Liebling ſeyn, der Auserwählte Gottes und das Wunder ſeiner Herrlichkeit? der Mann, durch welchen ich die künftigen Zeiten erbauen will?

Nimmermehr. Ich habe ihn verworfen, und werde ihn verwerfen; und ſoll ſein Name ein Name werden, bei welchem man nur heulen und fluchen wird; und ſoll, wann arme Sünder zur Richtſtätte geführt werden, Bonaparte und Zeter künftig Ein Geſchrei ſeyn.

Ein ſolcher Gräuel iſt nicht von Gott, ſondern er iſt von den Menſchen. Und iſt ihnen ein Zeichen, wie ſie ſelbſt ſind, daß ein ſolcher Abgrund der Lüge und Bosheit unter ihnen hat gebohren werden können.

Denn gleichwie Sümpfe und Moräſte Schlangen und Molche und anderes Ungeziefer und Gewürm erzeugen, ſo erzeugt jede Zeit ihre großen Zeichen und Ungeheuer, woran man ſie erkennen und woraus man ſie deuten kann.

Als ein ſolcher Gipfel des Böſen ſteht der ungeheure Mann aus Korſika unter ihnen, und ſie zittern alle vor ihm und beten ihn an als das furchtbare Zeichen, das in Menſchengeſtalt verkleidet aus der Hölle emporgeſtiegen iſt.

Denn es iſt ſo wenig Göttliches in ihm, als in dem ganzen Zeitalter, deſſen Name Geiz heißt und Feigheit und Unglaube. Und aus dieſem Saamen iſt Bonaparte gebohren.

Sie aber ſchreien zu mir in ihrer Noth, viele auch ſchelten mich wohl, und meinen, ich regiere die Welt nicht mehr wie in alten Tagen, und ſey alles ein Spiel des blinden Verhängniſſes und loſen Zufalls. Und ſie wollen nicht bedenken, daß ſie den Zufall zum Herrn gemacht haben, weil ſie nicht an mich glaubten, ſondern an ihre eigene Weisheit.

Denn ich kann es nicht ändern, weil ich der Gerechte bin. Ihre böſe Ausſaat muß böſe Früchte tragen, und müſſen ihnen die Dornen, die ſie gepflanzt haben, zur Geiſſel werden, und dieſer Fremdling ihr Plager und Tyrann ſeyn.

Denn ich bin kein Gott der Knechte, ſondern der Gott der freien Geiſter, und gefällt mir nichts, als was aus eigenem Willen groß iſt; und mag ich die Tugend der armen Sünder nicht leiden, die nur zu mir ſchreien, wann ihnen das Beil auf dem Nacken liegt, ſondern die ſind mir lieb und deren Herz fülle ich mit Muth und Kraft, die in fröhlichen Tagen in mir leben und in böſen nicht verzagt ſind, weil ſie wiſſen, ich bin es, der alles durchführt, der Weiſe und Gewaltige.

Und weil ich ein Gott der Freien bin, darum kann ich auch die Sünde nicht vertilgen, ſondern muß ſie walten und ihre eigene Strafe ausbrüten laſſen. Deßwegen laſſe ich Satan verehren, welchen er ein guter Herr däucht, und Bonaparte, welche in ihm meinen Geſalbten entdecken.

Aber wahrlich ich ſage euch, und habe euch ſchon oft geſagt: ich habe ihn verworfen, und werde ihn verwerfen; und er hat keinen Theil an meinem Reiche, ſondern iſt eine Ausgeburt der Hölle, und der Zeit der Spötter, welche verhöhneten, die da nach Gott fragten.

Denn er iſt ein Heuchler und Lügner geweſen von Anfang, und wird es bleiben bis ans Ende; und er gebrauchet die Worte: Friede, Freiheit, Gerechtigkeit, Glückſeligkeit nur wie der Satan, daß er die Seelen beſtricke und die Leiber fahe und den ganzen elenden Sklavenhaufen zu Einer ſchändlichen Dienſtbarkeit zuſammenmiſche.

Denn ſein Schwerdt wird triefen von Blut, ſo lange noch Ein freier Mann auf Erden iſt, und ſeine Tücke wird wüthen, ſo lange noch Gedanken ſich regen wollen. Und iſt ihm nichts verhaßter als das kühne Wort und die muthige Begeiſterung, wodurch doch allein erſcheint, ob die Menſchen von mir ſind oder von dem Teufel.

Und mögte er alle Kunſt vertilgen und alle Wiſſenſchaft auslöſchen und die Glückſeligkeit ſelbſt zu einem öden Traum machen, damit er nur ſicher herrſche, und lieber König ſeyn über Wüſten und todte Steine, als über kühne und muthige Menſchen.

Und iſt ſeines Gleichen nie geweſen in Europa, und wird nicht wieder ſeyn, der ſich anbeten läßt wie ein Götze. Denn der Verworfene fühlt, daß er alles vorwegnehmen muß, weil man ihm nach dem Tode nichts geben wird als die Unſterblichkeit, die geknüpft iſt an Galgen und Rad, und an Schlachtfelder, welche nicht für die Freiheit mit Blut benetzt werden.

Das ſiebente Kapitel.

Von demſelben und von Gottes Hülfe.

Und es ſpricht der Herr, der allein Gott iſt, und größer iſt als alle Kaiſer, und den Königen ihre Stühle ſetzt:

Höret mich und merket auf und verſtehet meine Worte, damit ihr darnach thuet. Daß ihr nicht ſaget, wann nun die Strafe kömmt: Siehe, wir gingen in der Irre, und war niemand, der uns den rechten Weg wies, und waren in den Stricken der Lüge, und war niemand, der uns ſagte: da iſt Gott.

Ihr ſollet aber den Satan nicht vergöttern auf Erden noch ſeine Würgengel Helden nennen, ſpreche ich, der Herr. Denn ſein Pfad iſt eitel Bosheit, und ſeine Steige ſind Krümmen, und führen in die Hölle. Wer aber Gerechtigkeit lieb hat, der ſtehet mit mir, und wem Freiheit ein Gut däucht, der trauet auf den Allmächtigen.

Denn er iſt mein Widerſacher, weil er euer Widerſacher iſt, und mein Verworfener, weil er euch unterwerfen will. Denn ich will

Völker haben, und er will Sklaven; und ich will Religionen haben, und er will Aberglauben; und ich will Prieſter haben, und er will Pfaffen; und ich will Wiſſenſchaft haben, und er will Unwiſſenheit; und ich will Licht haben, und er will Finſterniß.

Darum höret mein Wort, mein letztes Wort: ein gewaltiges Wort, ein feuriges Wort.

Denn der Abgrund hat ſich aufgethan und die Finſterniß hat ſich aufgemacht, und das Laſter iſt aus den Winkeln gekrochen, und ſie wollen verſchlingen was muthig, und verdüſtern was hell, und beflecken was rein iſt.

Darum wehe euch, ſo ihr es höret, und nicht zu Herzen nehmet, und euch nicht abwendet von dem Unheil.

Ihr habt ihn genug erkannt, wie er freundlich iſt und ſchlüpfrig gleich der alten Schlange; wie er liſtig und trügeriſch und grauſam und unbarmherzig iſt; wie er eure Weiber und Töchter geſchändet, wie er eure Söhne entführt und geſchlachtet, wie er eure Häuſer und Städte und Dörfer geplündert und verbrannt, wie er euer Silber und Gold, eure Ehre und Treue von euch geſtohlen hat. Und er rufet euch noch zu: Siehe, ich komme mit Segen und Heil, ich bringe euch das Glück und die Freiheit und den Frieden.

Und es ſind noch gebrandmalte Verräther im Volke, die es ihm nachbeten und die Menge bethören.

Denn wahrlich es wird nie Friede werden auf Erden, ſo lange dieſe Blutgurgel des Krieges lebt.

Schöne Worte giebt er aus wie falſche Münze, und mit bunten Scheinen ſpielt er, daß er die Leute betrüge.

Aber ſeine Freude iſt Blut und die Luſt ſeiner Seele, wenn er überliſten kann.

Glaubet ihm nicht, wenn er von Frieden und Glückſeligkeit prediget. Wahrlich ob für dreißig Millionen Teutſche Eine lebt, ob für hundert Städte zwei, ob für fruchtbare Felder Wüſten, ob für flaggenwimpelnde Häfen Froſchſümpfe ſind, das iſt ihm gleich. Auch über Wüſten iſt einem Tyrannen die Herrſchaft ſüß.

Glaubet ihr, es würde beſſer werden, wenn Rußland im Staube läge, wenn auf Konſtantinopels und Kalkuttas Wällen franzöſiſche

Fahnen weheten, wenn das ſtolze England ausgeplündert, das hochherzige Hiſpanien unterjocht wäre?

O ihr Elendigen! das glaubet ihr nicht, aber ihr gaukelt euch allerlei Wahne vor, weil ihr das Unheil nicht in ſeiner ganzen geſpenſtiſchen Gräßlichkeit anzuſchauen wagt; weil ihr zu eurer Pflicht nicht aufzuſehen wagt ſo ernſt, wie ſie mahnt.

Nein, wenn ihr nicht Männer ſeyn wollet, wenn ihr das Eiſen nicht ſo tapfer gebrauchen wollet gegen ihn, als heute noch für ihn, ſo wird er euch treiben mit der Peitſche und mit dem Schwerdte, ja mit Kanonenſchüſſen hinter den Ferſen wird er euch treiben bis an die äuſſerſten Gränzen der Erde; ſeine Nachfolger werden es euren Kindern und Enkeln eben ſo thun, und am Guadalquivir und am Don, am Nil und am Tigris werden eure Nachkommen euch verfluchen, daß ihr ſolche ehrvergeſſene Knechte geweſen ſeyd. Denn ſie ſind ſchon in Knechtſchaft gebohren, und ahnden die Freiheit kaum, noch wiſſen ſie, wie verlorne Freiheit wiedergewonnen werden mag.

So in ferner Fremde werden die Gebeine teutſcher Männer vermodern, und ihr heiliges

Vaterland wird ein Sumpf des Unglücks und der Schande ſeyn.

Dann werden alle Erinnerungen eurer Väter todt ſeyn, alle Verdienſte und Würden des teutſchen Namens beſchimpft und vergeſſen ſeyn, und ich ſelbſt werde mich von euch zu andern Völkern wenden müſſen, und ſprechen: Ich der Herr kann kein Gott der Knechte ſeyn noch ſolcher, die ſich in Schande treiben laſſen.

Auf denn; ihr teutſche Männer! auf! die ich erwählet habe zu ſeyn die Bewahrer von Licht und Recht, das Beiſpiel von Kunſt und Wiſſenſchaft, der Mittelpunkt der neuen Geſchichte, die Erklärer und Darſteller des höheren Geiſtes des Chriſtenthums — auf! und thut euren heiligen Dienſt dem theuren Vaterlande und der ganzen unſterblichen Menſchheit!

Zuſammen alle! muthig zuſammen alle, die ihr Eine Sprache ſprechet! und ich will euch anhauchen mit meinem Athem, und euch beſeelen mit meiner Flamme, und euch mit Sieg und Freiheit bekrönen, ſo ihr euch darnach ſehnet.

Denn die Erfüllung iſt ewig wie der Glaube; des Frommen Gebete werden je und je erhört.

Was zittert ihr und zaget? ihr würdet nicht zittern noch zagen, wenn ihr Gott fürchtetet und ihm vertrauetet, wie eure Väter thaten.

Sehet doch hinaus, und erſtaunet nicht vor dem leeren Windesgeräuſche, und erblindet nicht vor der ſchimmernden Lüge.

Was entſetzet ihr euch ſo vor dem Blutigen und Ungeheuren, den die Anbeter der Schande den Helden des Jahrhunderts nennen?

Wo iſt er ſtark als gegen Schwache? wo iſt er muthig, als gegen Feige? wo iſt er unüberwindlich als gegen Bezauberte?

Die an ſich glauben und nicht an ihn, denen Ehre mehr iſt als Leben und Freiheit herrlicher däucht als Geld, dieſe wird er nimmer beſiegen.

Noch liegt Albion unberührt in ſeinen Fluthen, noch ſtreitet Hiſpanien nicht zweifelhaft für ſeinen Stolz und ſein Recht.

Und ihr? ihr Teutſche? euch frage ich: Habt ihr keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, keine Sprache, habt ihr keinen uralten Ruhm und Namen, habt ihr nicht die Thaten und Werke und großen Erinnerungen eurer Altvordern, habt ihr nicht ein ſchönes und reiches Land und ein mächtiges und ehrenvolles Volk zu verfechten? Und ihr allein im Angeſichte von ganz Europa, das auf euch wie auf ſeinen Angelſtern blickt, ihr allein wolltet faul ſeyn, und nicht thun, was die Zeit fordert und das Herz gebietet?

O einen groſſen und tapferen teutſchen Mann mit dem Sinn für Freiheit, mit dem Stämpel der Tugend und Gerechtigkeit — und der Tyrann würde inne werden, welche die beſſeren Krieger ſind, die für den Wahn oder die für den Glauben begeiſterten. Denn Satan und ſein Geſchöpf wird untergehen, ſobald ihr würdig ſeyd, wieder unter Gottes Panier auszuziehen.

Das achte Kapitel.

Von demſelben und von den Herrſchern und Fürſten.

Und der Herr ſprach weiter zu mir: Sage dieſem Volke, das immer noch nicht glauben will, und ſiehet doch, und nicht erkennen will, und iſt doch das Unrecht klar:

Was redet ihr von Treue, wo die Lüge, von Ehre, wo die Schande, von Pflicht, wo die Verruchtheit iſt?

Wahrlich der Teufel ein ehrlicher Mann, und mit der Hölle ein ſicheres Bündniß. Nein, nur unter Gerechten und Redlichen gilt das Wort; dem Teufel verſchreibt man ſich nur, damit man zur Hölle fahre.

Und ihr Verblendete und Bethörte! die ihr Betrug nachſtammelt, den man euch vorgaukelt, habt ihr euch nicht früher verſchrieben und feſter verpflichtet, als wozu dieſer euch auffordert? Seyd ihr nicht eurem Vaterlande verpflichtet dem Allerheiligſten? nicht eurer Sprache der Unſterblichen? nicht euren Kindern und Kindeskindern den Freigebohrnen? nicht euren ehrwürdigen Ahnen den Längſtverſtorbenen? nicht mir, dem Gott, der die Gerechtigkeit lieb hat?

Und ihr wollet treu ſeyn gegen die Lüge, und ehrlich ſeyn gegen die Unehre, und gerecht ſeyn gegen die Bosheit?

Gegen euer Vaterland bewaffnet er euch, und ihr zerfleiſchet es, das euch heilig ſeyn ſollte wie eurer Mutter Leib.

Gegen eure Brüder führt er euch, und ihr metzelt nieder, die eure Sprache ſprechen, die mit euren Herzen empfinden und mit euren Gedanken denken, und helfet ihm unterdrücken, die noch frei ſind.

Auf den heiligen Denkmälern der Vorwelt gaukelt und höhnet er; wo eure Väter große Thaten thaten, da macht der Tyrann euch verächtlich und ſchändlich; und freuet ſich, wie der Teufel ſich freuet, wann ein Gerechter ſündlich wird, daß er die einen verdirbt durch die andern.

O nicht länger! nicht länger! nicht mehr der Thorheit und Verblendung! Erkennet euch, fühlet euch, empfindet und liebet euch als Kinder Einer Mutter, als Söhne Eines Landes, als Männer Einer Sprache und Eines Sinnes.

Zerbrechet die ſchändlichen Bande, zerreiſſet die teufliſchen Truggeſpinnſte, ſehet des Ungeheuers ganze Scheußlichkeit und eure ganze Sünde — und mit Thränen, ja mit blutigen Thränen, wenn ihr ſo leicht blutige Thränen vergieſſen könnet, als ihr ſchnell ſeyd, unſchuldiges Blut zu vergieſſen, fallet einander in die Arme, laſſet die unglücklichen und brudermörderiſchen Waffen zu Boden ſinken, und ſchwöret Ein Volk, Ein Vaterland, Eine Freiheit, und ihr werdet ſie haben.

Laſſet die einzelnen Namen untergehen, vertilget die einzelne Eitelkeit, ja die einzelne Liebe, und faſſet euch den Stolz, der euch geziemt, den Stolz Einer Liebe und Eines Volkes: ſtellt die Teutſchen und Teutſchland, ſtellt das teutſche Reich und den teutſchen Namen über Baiern und Preuſſen und Heſſen und Würtemberger — und kein Franzoſe wird den heiligen Boden wieder beflecken, kein blutgieriger fremder Tyrann wird in teutſchen Hainen wieder Galgen fällen laſſen.

Wollet Ein Volk und Ein Land ſeyn, wollet Eine Ehre und Ein Vaterland haben, die teutſche Ehre und das teutſche Vaterland — und die Hölle mit allen ihren Anſchlägen wird an euch zerrinnen.

Euch bindet Gehorſam gegen eure Herrſcher, Treue gegen eure Fürſten. So ſprechet ihr.

Aber, wo ſind eure Herrſcher? wo ſind eure Fürſten? ſind ſie überhaupt noch? O ſie müſſen befehlen, was ſie verachten ſollten, und euch gebieten, was ihnen ein Gräuel ſeyn ſollte.

Nein, ihr habt nur Einen Herrn, Einen Treiber und Tyrannen, der euch hintreiben wird durch Blut und durch Schande bis in das ehrloſe Grab, wenn ihr nicht klug werden wollet, und thun, was ihr ſollet.

Aber — — — — — —

(Hier war die Handſchrift ſo undeutlich geſchrieben, daß es unmöglich war, einen klaren Sinn heraus zu bringen.)

Das neunte Kapitel.

Vom Kampfe für das Vaterland.

Darum, ſpricht der Herr, ſollet ihr zuſammentreten, und die Herzen und die Hände hoch halten zum Himmel, ihm, der alles verwaltet, eure Sache befehlen, und den großen Schwur thun, das Schwerdt nicht aus der Hand zu legen, bis kein Franzoſe mehr euer Land entweihet und kein Fürſt mehr des Tyrannen Befehle ausfertigt.

Alle eure letzten Kräfte, all euer letztes Vermögen, euren lebendigſten Willen und eure kühnſte Tugend müſſet ihr drein ſetzen, bis ihr das Land befreiet.

Und ſolltet ihr alle umkommen, ſollte keiner von euch übrig bleiben, ſich des neuen glücklichen Zuſtandes zu freuen — o unſterbliche Ehren werden um eure Grabhügel blühen, und eure Enkel und Urenkel werden nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden noch ſegnen, die ihnen erhielten, wofür es allein werth iſt zu leben.

Schwer wird der Kampf ſeyn, viele Mühe, viel Unglück, viel vergoſſenes Blut, viele Väter, die ihre Söhne, viele Bräute, die ihre Bräutigame, viele Mütter, die den Schutz ihres grauen Alters beweinen werden.

Aber was iſt dies? was iſt Unglück, was iſt Arbeit und Blut, wann ſie für Gott ſind? Oder wiſſet ihr nicht, wie Jeſus Chriſtus lebte und ſtarb? wie ſo viele edle Heiden, wie ſelbſt eure älteſten Vorfahren, die Heiden waren, für ihre Freiheit und ihr Land jeden Tag das Leben freudig in die Schanze ſchlugen?

Oder dünket es euch leichter, für die Herrſchaft des Tyrannen zu kämpfen, für das Elend der Knechtſchaft zu arbeiten, gegen die Freiheit euer Blut zu vergieſſen?

Denn waten laſſen wird der Würger euch durch Blut, verſchmachten laſſen wird er euch und euer Land in Unglück und Schande.

Dieſer Kampf für das Vaterland wird glorreich; dieſes Unglück wird verwindlich, dieſe Thränen werden ſüß ſeyn. Und ich werde ſie zählen, und wird kein Tropfen meinem Gedächtniß entfallen, ſpricht der Herr der Heerſchaaren und der Gott, welcher die Freiheit lieb hat.

Aber die Unordnung, die Verwirrung, die Zerrüttung aller Zucht, der Streit aller Elemente, wann nun alles aufſtehet und ſich waffnet gegen die Unterdrücker? wann alles nur Einen Athem, Ein Gefühl, Einen Klang hat für die Freiheit?

O damit ſchrecket man euch und verwirret euch, daß ihr das Rechte und Wahre nicht ſehen ſollet.

Er, der alle Freiheit und Kühnheit haſſet, dem die Worte Recht, Geſetz, Vaterland, und Freiheit ein Gräuel ſind, er prediget euch Gehorſam gegen ſich und ſeine Franzoſen, knechtiſchen und feigen Gehorſam, wodurch ihr ſeine Sklaven ſeyd; er erſchreckt euch mit den Worten Geſchichte, Philoſophie, Selbſtändigkeit, Volksverſammlungen und Aufſtände, als ſäße der leibhafteſte Teufel darin.

Aber in ſeiner Ordnung ſitzet der Teufel, es iſt die Ordnung des Zuchthauſes, wo das ſtumme Schweigen und die Angſt und die Geißel und der Büttel gebieten.

Laſſet euch das nicht irren. Er thut ganz recht in ſeiner Art, wenn er den Aufſtand gegen ſeine Gräuel als einen Aufruhr gegen Gottes ewige Ordnung darſtellt. Aber ihr thut unrecht, wenn ihr nicht als redliche Männer für euer Vaterland aufſtehet und gegen die ſchändliche Tyrannei ſtreitet.

Denn im Schlaf giebt Gott kein Glück, und Ehre und Freiheit werden ohne Arbeit weder gewonnen noch erhalten.

Aber ihr ſeyd kein treuloſes, meuchliſches, giftmiſchendes, und dolcheſchleifendes Volk. Darum fürchtet euch vor dieſen Schrecken nicht.

O glückſelig, wenn ihr vorher fühlen könntet, was ihr werden ſollet, was euch gegeben iſt, ſo leicht zu werden! Denn ihr habt nun etwas Beſtimmtes, was euch alle auf Ein Ziel richtet, ihr habt einen großen gemeinſchaftlichen Haß, der die ganze teutſche Zunge wieder brüderlich zuſammen binden kann.

Dieſen Haß haltet feſt, und bindet eure innigſte und heiligſte Liebe daran. Dieſer und die hohen Namen Vaterland und Freiheit müſſen euch begeiſtern, und das Unedle und Gemeine herausſtoßen, was bei großen Erſchütterungen und Bewegungen immer hervorbrechen will.

Dieſer Haß gegen eure übermüthigen und grauſamen Plager und Henker, dieſer Haß gegen die Franzoſen, glückſeliges Volk, den eure Väter ſchon kannten, den ihr heißer kennet als ſie, iſt euch gegeben, daß ihr euch befreien könnet, daß ihr eure Unehre abwaſchen könnet, und wieder ſtolz und muthig und lebendig eintreten könnet in die Reihe der Völker, und den Reigen der neueren Zeit anführen.

Denn ohne Haß vergehet alles, wie ohne Liebe alles vergehet. Dies iſt die Waffe des irdiſchen Menſchen, woran er täglich ſeine Tugend prüfen muß.

Ich habe euch nicht umſonſt das Elend und die Schmach der letzten Jahre geſchickt. Ihr ſolltet fühlen lernen, wie unglücklich und nichtig ein Volk wird, das der brüderlichen Liebe mangelt und die Bande der Eintracht zerreiſſet.

Darum betet täglich, daß die verlorne Liebe mehr und mehr in euch entbrenne. Denn ohne Liebe und Treue mag ein Volk nicht frei noch herrlich ſeyn.

So ſpricht die Weiſſagung der Geſchichte, und ſo ſpreche ich der Herr, der ein Gott des Friedens iſt.

Aber dies iſt ein heiliger Haß und ein heiliger Krieg.

Das zehente Kapitel.

Von eben demſelben.

Und der Herr ſprach zu mir, und es klang ſeine Stimme freündlich, wie des leiſen Donners, wann das Wetter vorüber iſt und die Sonne hell aus den Wolken ſtrahlet und ein milder Regen die dürre Erde erquicket.

Du Menſchenkind, ich merke wohl, daß ſie es ſchon fühlen, und habe geſehen, wie manche ſich an die Brüſte ſchlugen und weineten, und wie manche das Heft des Schwerdtes griffen, als wenn ſie zuſchlagen wollten; und ſehe ich, wie es ihnen leid iſt um ihr Vaterland und ſie der Knechtſchaft gereuet.

Darum ſprich weiter zu ihnen, und lege ihnen aus, was das iſt, wovon ich geſtern geredet habe. Denn es ſind noch viele geblendet, und hält Furcht ihre Sinne verſchloſſen, daß ſie nicht ſehen, was doch hell am Tage liegt.

So ſpricht der Herr der Gewaltige:

Ich ſende meine Winde, und ſie blaſen, und werden Orkane, und zerſchellen die Schiffe im Meer, und werfen Thürme auf die Städte herab, und reiſſen die Bäume mit den Wurzeln aus. Aber ſie reinigen auch die Luft, und wehen von Sümpfen und Moräſten und ſtehenden Waſſern den Hauch weg, der Peſt in die Häuſer der Menſchen bringen würde.

Und ich laſſe meine Donner vom Himmel fahren und meine Blitze leuchten, daß die Menſchen erſchrocken in ihre Winkel fliehen und die Thiere in die Höhlen und Klüfte des Waldes. Und die Blitze zünden, und Dörfer liegen in Aſchen, und Schloſſen zerſchlagen die Felder; aber die Fruchtbarkeit kömmt auch im Regen mit herab und mein Segen fällt in erquickenden Tropfen auf die Erde.

So laſſe ich auch, wann die Zeiten reif ſind, Erſchütterungen geſchehen und Umwälzungen der Völker, nicht, daß ich die Welt zerſtöre, ſondern daß ich ſie neu belebe.

Denn wann die Sünde und der Frevel zu groß ſind und alles ſich in Faulheit und Wolluſt ſonnet, und ſprechen in ihren Herzen: Wir ſind die Götter, und iſt kein Gott auſſer uns, und haben das Unſterbliche und Ewige vergeſſen, und leben bloß für den Tag und für die Luſt des Tages — dann muß alles zerfallen und vergehen, und muß durch Getümmel und Elend und Blut ein neuer Zuſtand werden.

So iſt es geſchehen in dieſen Tagen zuerſt bei den Franzoſen, denn ſie waren die verdorbenſten. Und von ihnen iſt die Plage über die Länder gegangen und auch zu euch gekommen.

Aber fürchtet euch nicht vor den Aengſten, womit eure Tyrannen euch ſchrecken, die euch durch Unwiſſenheit und Mattigkeit beherrſchen wollen und euch die Ruhe und Ordnung der Knechte predigen; zittert nicht vor den Arbeiten, wovor Weichlinge und Weiblein zittern, die nie gewußt haben, was Männertugend heißt noch welches vergoſſene Blut keine Sünde iſt.

Der Kaiſer aus Korſika hat Recht, euch Ruhe und Frieden zu predigen und Abſcheu vor jedem Gedanken der Kühnheit und des Streites. Er will euch als feige und gedankenloſe

Sklaven feſthalten. Stehet ihr auf, rufet ihr Teutſchland und Rache und Freiheit, ſo erſchüttert ſich die Welt, und ſein aus Blut und Verrath gebauter Thron fällt nieder, und alle ſeine Schande liegt dann offen da.

Ich aber, der Gott des Friedens, predige euch Krieg, einen heiligen Krieg, den Krieg für eure Freiheit, eure Sprache, eure Geſetze, euer Vaterland, ja den Krieg für eure Weiber und Kinder, eure Brüder und Schweſtern, eure Verlobten und Bräute, den Krieg für das gegenwärtige und zukünftige Geſchlecht.

Denn ich fürchte auch nicht, daß ihr Blut ſaufen und euch wie eure Feinde in Grauſamkeit und Schande berauſchen werdet.

Treu, gerecht, mäßig werdet ihr eure Plager ſtrafen und eure große Sache ausfechten. Den Feind ſchlagen, einige große Schurken ſtrafen, den kleinen Sündern verzeihen, und nach wieder eroberten Gränzen zu euren Häuſern heimziehen, und euer Land für einen ſchöneren und tüchtigeren Zuſtand einrichten — das werdet ihr, das müſſet ihr thun.

O wenn dieſe Bewegung ſchon da wäre; wenn alles glühete von einem unauslöſchlichen

Zorn gegen die fremden Ehrenſchänder und von einer unauslöſchlichen Liebe für die eigenen Brüder; wenn von den Karpathen bis zu den Ardennen, von dem baltiſchen Meere bis zum adriatiſchen Meere nur die Eine Loſung ſchallete Freiheit und Vaterland! — welcher Stolz und welche Kühnheit, welche feſte Zuverſicht und Treue würden ſich in teutſchen Brüſten entflammen! wie würdet ihr ſogleich wieder fühlen, zum erſtenmale fühlen, wie herrlich es iſt; als ein teutſches Volk da zu ſtehen, brüderlich geſellet und verſchworen, für die Eine große Pflicht zu ſtreiten! als Ein gewaltiges und glorreiches Volk! wie würdet ihr ſogleich inne werden, wie unglücklich, ſchändlich es war, daß ihr euch durch die Büberei und Argliſt der Fremden und durch die Feigheit und Verruchtheit eigener mit den Fremden buhlender Verräther habt aufhetzen laſſen, eure Schwerdter gegen das heilige Vaterland im teutſchen Blute roth zu färben!

Dann, nach ſolcher herrlichen Bewegung eurer Kräfte und Erſchütterung eurer Herzen; nach ſolcher hohen Liebe, nach ſolchem kühnen Stolz auf Thaten und Siege, die ihr für euer Land vollendet, wird euch auch Weisheit und

Kraft kommen, euer Vaterland zu einem freien, gerechten und glücklichen Staat zu ordnen, und es als einen ſolchen zu verwalten.

Denn ſo habe ich die Welt eingerichtet, daß alles Große und Gute nur durch Arbeit gewonnen werden kann, nichts aber durch Faulheit, oder durch feige Hoffnung, die der Faulheit Tochter iſt.

Das elfte Kapitel.

Von dem Kriege, und wie er geführt werden ſoll.

Und wann der Haß gegen die fremden Peiniger und die eigenen Schelme nun ſo heiß entbrannt iſt, daß er ſich nicht mehr laſſen kann und zur Wehr greifen muß, und ihr nun entſchloſſen ſeyd, für euer Vaterland und Recht zu ſiegen oder als ehrliche Männer im Felde zu ſterben — dann müſſet ihr aufbieten, was wehrhaft iſt und waffenfähig in euren Gränzen, und die ganze Laſt auf den verrätheriſchen und ſchinderiſchen Feind wälzen, daß ihn auch die Menge erſchrecke und die Schwere zermalme.

Denn es iſt kein Volk in Europa, daß ſo viele Männer hat und ſo ſtattliche und ſtarke Männer, als ihr, wenn ihr ſie nur einmal für euch recht in das Feld bringen wolltet.

Und müſſet ihr ſo herfallen über den Feind, ſo lange er in euren Gränzen iſt, und ihn jagen und ſchlagen, wie man wüthende Hunde jagt und ſchlägt.

Und eben ſo müſſet ihr treiben und jagen von euren Eigenen, die faul ſind für die heilige Sache, und lieber in Ruhe zuſehen, als ihr Leben drein ſetzen wollen.

Denn es ſind dieſe ſchlechter, als der geringſte Feind, die da ſprechen: Ihr ſeyd raſend; bleibet doch ſtill: Er iſt uns zu mächtig, zu klug, zu geübt, auch zu glücklich; wir werden ihm nichts angewinnen als Streiche und Wunden.

Dieſe ſollt ihr hart zwingen und bedräuen, und ihnen ein Herz machen aus Furcht, daß ſie lieber zur Schlacht ausziehen, als ſich zu Hauſe plagen laſſen.

Denn was die Guten aus Liebe thun, das thun die Schlechten nur aus Furcht.

Und ſo ſollet ihr führen blutigen und gewaltigen Krieg, ſpricht der Herr, wie eure Väter ihn führten gegen die Römer, und wie die Hiſpanier ihn jetzt führen gegen dieſelben Franzoſen, die euch unterjochen wollen. Denn ſeit den Römerzeiten iſt kein Volk gegen euch gezogen, das ſich ſolches unterfangen hätte.

Darum ſollet ihr mit den Ehrenſchändern und Freiheitsdieben nicht um das Leben handeln, ſondern es nehmen oder verlieren, wie in dem größten und grauſamſten Kampfe, den ihr ſeit eurem Fürſten Hermann, der die Römer beſiegte, geſtritten habt.

Und haben ſie Erbarmen verdient von euch? die Eitlen und Uebermüthigen, die euch Teutſche kaum wie halbe Menſchen anſehen? die eure Häuſer plündern, eure Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandeln, eure Felder zertreten und verheeren? die eure Weiber und Töchter ſchänden? die eure Söhne von euch nehmen, und ſie forttreiben nach Italien, Hiſpanien, Polen und Rußland, daß ſie ſterben oder erſchlagen werden in fremden Ländern, ungewußt und unbeweint von denen, die ſie lieb haben? die eure Bürger verhaften und erſchieſſen, wenn ſie etwa mit einem Engländer geſprochen und etwa eine Zehe engliſchen Guts ins Land eingeführt haben? die einkerkern, wegführen, ermorden, welche für ihr entehrtes und zerriſſenes Land und zertretenes und geplagtes Volk nur ein freies Wort wagten oder einem franzöſiſchen Auflaurer und Späher im Ingrimm einen Backenſtreich gaben.

Fraget die ſtumme Erde, welche Hunderttauſende eurer für Trug und Tyrannei geſchlachteten Kinder bedeckt; fraget die dunklen Kerker, die kalten Eiſenketten, worin ſo viele unglückliche Opfer des Haſſes und der Furcht ſchmachteten und noch ſchmachten; fraget die Richtplätze teutſcher Städte, wo man teutſche Männer niederſchoß, weil ſie nicht vergeſſen konnten, was menſchlich iſt. Sie alle werden euch ſagen, wie ihr mild und mitleidig ſeyn ſollet gegen eure Henker.

Nur die, welche vor der Schlacht ſich euch ergeben, als die ſich nicht getrauen mit euch ſtreiten zu können, ſollet ihr annehmen und leben laſſen und ihnen das Wort halten, alle andere aber, die euch mit dem Schwerdte begegnen, ſchlagen mit der Schärfe des Schwerdts.

Wenn ihr aber gekommen ſeyd nahe den Gränzen eurer Väter, und bis dahin, wo ich euch das Ziel geſetzt habe, daß ihr wohnen ſollet, dann möget ihr andern Krieg führen, und Leben geben und nehmen. Denn der Haß iſt dann feſt, und die brennende Gefahr ausgeſtritten, und dürfet nicht mehr fürchten, daß ſie euch überwinden und unterjochen werden.

Aber vor Einem hütet euch, und vergeſſet nicht, daß ich's euch geſagt habe:

Machet keine Stillſtände mit ihnen vor und nach den Schlachten, und laſſet nicht Boten hin und her laufen, ſondern läſſet nur die Schwerdter eure Boten ſeyn.

Denn ſie ſind liſtig und geſchwind zum Betruge, und haben eure Väter das oft erfahren, und ihr erfahret es nun, wie es heut am Tage iſt.

Eure Stärke aber iſt in den Fäuſten und Herzen; dieſe gebrauchet.

Frieden aber ſchlieſſet nicht, noch handelt darum, als bis ihr das Land wiedergewonnen habt, das ich euren Vätern geſetzt habe zum Erbe und euren Vorvätern zum Sitze der Freiheit.

Auch handelt darum nicht nach Niederlagen, ſondern nur nach Siegen; verlanget aber nach Siegen nicht mehr, als ihr nach Niederlagen verlangen müßtet.

Denn im Unglück ſollt ihr ſtolz ſeyn, und mäßig im Glücke, ſpricht der Herr.

Das haben aber nicht gewußt, welche das Zeitalter führen und zügeln ſollten; denn ſie wußten nichts von Gott, noch wie er ſich in den Geſchichten ihrer Väter offenbart hat.

Das zwölfte Kapitel.

Von dem teutſchen Lande und von Eroberung.

Das iſt aber das Land, das dir Gott gegeben hat, wo teutſche Menſchen wohnen und teutſche Sprache geſprochen wird, wenn es nicht fern liegt auſſerhalb deinen Gränzen: das Land, das ſeit mehr als tauſend Jahren Teutſchland geheißen hat.

Dieſes Land läuft im Oſten hin an Ungarn und Polen, und iſt unten Danzig ſein Hauptſchlüſſel, wo die Weichſel ins Meer fällt. Den Norden ſchlieſſet die Oſtſee und den Weſten die Weſtſee oder Nordſee. Gegen Süden umgränzen es die Ardennen, die Vogeſen, die Alpen und das adriatiſche Meer.

Und ſollſt von dieſem Lande auch nicht das Geringſte ablaſſen, denn es iſt dein Land und dein Volk; und ſollſt nicht zulaſſen, daß etliche der Deinigen von Fremden beherrſcht werden.

Und iſt auch dein alles, was flamländiſch ſpricht, und ſind lange dein geweſen, die bis an die Schelde und Ardennen wohnen.

Denn auch die Völker der Belgen waren Teutſche und die Bataver waren Katten; und geſelleten ſich im neunten Jahrhundert alle wieder zu dir, und wurden wieder Teutſche genannt.

Und ſie lebten fröhlich und frei mit dir viele Jahrhunderte unter dem Schirm und Glanz deines weiten Reiches, und gefiel ihnen die franzöſiſche Sklaverei nimmer, und gefällt ihnen auch heute noch nicht; bis die Hinterliſt und Herrſchſucht Ludwigs des Vierzehnten viele von dir abriß und das Unheil und Unglück dieſer Tage die übrigen verſchlang.

Und magſt du dieſe nimmer verlieren noch verlaſſen, die an dem Rhein und der Moſel und Maas wohnen. Denn es iſt ein lebendiges und ſchönes und tapferes und geiſtreiches Geſchlecht, ein rechtes Kleinod deines Volkes.

Auch darf das Land, das ſonſt der Freiſtaat der vereinigten Niederlande hieß und zuletzt das Königreich Holland genannt ward, das die Franzoſen nun auch verſchlungen haben, kein beſonderes und von dir getrenntes Land ſeyn; denn es iſt der Ausfluß deiner ſüdlichen Ströme. Darum muß es wieder dein Theil werden, wie es geweſen iſt.

Auch mußt du die Schweitzer wieder zu dir fügen, die ſich nach und nach von dir gelöſt und mehr zu Fremden gehalten haben, als zu dir, wiewohl ſie deine Sprache noch reden bis dieſen Tag.

Und darfſt du nicht fürchten, daß du die Schweitzer und Holländer mit dem Schwerdt zu gewinnen haſt und durch vielen Krieg. Sie werden von ſelbſt kommen und ſich freundlich und eidgenoſſiſch mit dir verbinden und die alte zu lange vergeſſene Brüderſchaft wieder ſtiften, wenn ſie ſehen, daß du ein Land bewohneſt, das auf Freiheit gegründet iſt und auf Gerechtigkeit ſtehet.

Denn weil ihren Vätern Sklaverei ein Gräuel war, ſind ſie von dir abgeriſſen.

Anderes Land aber, als dieſes, das ich dir gezeigt habe, ſollſt du nun und nimmermehr nicht begehren noch gewinnen wollen, auch nicht einen Fußbreit. Keine Franzoſen, keine Italiäner noch andere Völker ſollſt du über deine Gränzen hinaus beſitzen wollen, es ſey dann, daß ſie von deinen Gränzmarken eingeklammert liegen.

Denn ich ſtrafe die Völker hart, welche nach dem Fremden ſtreben und das Verſchiedene in ſich zuſammenmiſchen und verſchlingen; und ſie arten aus, und werden knechtiſch, und müſſen von Tyrannen geplagt und von Eroberern umhergetrieben werden.

Und ſollſt du, ſobald du deine Dränger und Peiniger gedemüthigt und Frieden und Ordnung wieder in dein Land gebracht haſt, ein unverbrüchliches und ewiges Geſetz machen, und ſoll, wer dagegen frevelt, des Todes ſchuldig ſeyn.

Das iſt aber das Geſetz, welches ich dir befehle, daß du es in eherne Tafeln grabeſt und es jedes Jahr laut verkündigeſt in der Verſammlung des Volkes, daß ſie es nicht vergeſſen.

Du ſollſt, wenn du das Land beſitzeſt, das ich dir zum Erbe gegeben habe, ausrufen laſſen, daß als ein Hochverräther gerichtet werden ſoll, wer dir jemals den Rath giebt, den

Nachbarn Land abzudringen; und ſollſt von dir thun wie Uebelthäter, die da Eroberer werden und dich zum Ueberziehen der Fremden verführen wollen.

Und wann du Kriege führeſt, ſollſt du ſie nur führen, damit du züchtigeſt, die dir Unglimpf oder Unrecht thun; nicht, damit du ihnen das Land abnehmeſt, womit du dir nur Feinde oder Sklaven gewönneſt.

Und ſoll deine Gerechtigkeit ſo groß werden, daß die Nachbarn, ſo ſie Streite haben, zu dir kommen, und begehren, daß du ſie ihnen ſchlichteſt.

Auch ſollſt du nicht dulden, daß andere Völker einen deiner Nachbarn erobern oder unterdrücken; ſondern ſollſt dem beiſtehen, der erliegen will, und nicht leiden, daß er vernichtet werde. Denn wer ſeinem Nachbar nicht hilft in der Noth, der verdient, daß daſſelbe Unglück über ihn komme, wovor er ihn nicht beſchirmen wollte. Und gewißlich es wird über ihn kommen.

Du ſollſt aber von deinen Nachbarn, wann du ihnen beiſteheſt mit deiner Heeresmacht, nicht Sold noch Lehn nehmen; ſondern ihr Glück iſt dein Glück, und deine Ehre iſt der

Lohn der Freien und die Gerechtigkeit ihr Preis.

Verflucht aber ſey in deinem Geſetzbuche der Ueberzieher und Eroberer wie ein Scheuſal und Gräuel des Teufels; und ſollſt du alles prahleriſche und trotzige Weſen von dir thun, wiewohl du mächtig biſt. Denn der Herr hat die Demüthigen und Freundlichen lieb.

Das dreizehnte Kapitel.

Von dem Kriege, dem Ruhwart oder Gewaltiger, und von ſeiner Macht.

Und wann du nun ergrimmeſt und aufſteheſt, und fühleſt, daß die Noth über das Maaß und die Schande über die Geduld gehet, und dich verſammelſt in allen deinen Kreiſen und Gauen, und das Schwerdt ergreifeſt, und auf den Feind zieheſt — dann ſollen aus allen deinen Landen und Kreiſen die Redlichſten und Weiſeſten zuſammenkommen, und eine Stadt erwählen, die allen die bequemſte iſt, und rathen und helfen, wie der Krieg mächtig und tüchtig geführt werde.

Das ſoll ihre erſte Arbeit ſeyn. Und will ich nicht, daß ſogleich alles alte Regiment niedergeriſſen und alle alte Ordnung zerrüttet werde, und ein Unrath und Getümmel entſtehe, ärger als das Uebel, das geheilt werden ſoll. Und könnte euch widerfahren, was den Franzoſen widerfahren iſt, und könntet ihr nach der blutigen Narrheit derſelben auch zu Narren werden und Unheil und Sünde über euer Land bringen.

Sondern ſollet ihr zuerſt alle Ordnungen und Bräuche beſtehen laſſen, wie ſie ſind, und jegliches Land regieren, wie es in den letzten Jahren regiert worden iſt; und nichts Neues thun noch machen, als daß ihr alle ſeine Kräfte und Hülfen gebrauchet und anſpannet für den Krieg und für die Zerbrechung und Abſchüttelung des Joches, das euch die Fremden aufgelegt haben.

Wann ich euch aber Sieg gegeben, und ihr euer Land wiedergewonnen habet, und Sicherheit und Friede in euren Gränzen iſt, dann möget ihr über Geſetze und Ordnungen rathſchlagen, und wie ihr euer Land einrichten wollet, daß es ein freies und gerechtes und kriegeriſches Land und Volk werde.

Damit aber keine Verwirrung ſey im Heere, und Zwietracht im Befehle, und alſo die Freiheit zu Grunde gehe, die ihr doch aufrichten wollet, ſollet ihr thun, wie die Römer thaten in Zeiten großer Gefahr, und wie eure Väter thaten in der älteſten Zeit; und ſollt Einen Mann über alle ſetzen, daß er den Krieg regiere und die Feſten ſtärke und den Feind aus dem Lande treibe.

Und ſoll ſein Name ſeyn Ruhwart oder Gewaltiger.

Denn der Ruhe ſoll er warten unter den Seinigen, auf daß Unruhe komme unter die Feinde; und die höchſte Gewalt ſoll er führen, auf daß er der Feinde Gewalt zermalmen könne.

Und ſoll dieſer Mann Macht haben über Leben und Tod in dem ganzen Heere, und Lohn und Strafen auszutheilen, wie es ihm gefällt, und die Anführer zu ernennen und abzuſetzen, welche ihm gut dünken, auch die Mithalter des Feindes und die Verräther und Späher zu richten, wo er ſie findet.

Denn auch eure Väter hielten es ſo in großer Kriegsnoth, und waren doch das ſtreitbarſte und freieſte Volk auf der ganzen Erde.

Und werde ich euch einen Mann zeigen, der gerecht iſt und kühn und gewaltig und feurig, daß er die Guten ermuthige und die Schlechten erſchrecke, allen aber voran ſey als das Haupt und der Glanz.

Und wann er euch erſcheinet, ſollt ihr ihn erwählen, und feſt an ihm halten, wie er an der Ehre und Treue halten wird.

Und ſoll ein Krieg werden herrlich und gewaltig, wie ein Krieg für die Freiheit und das Vaterland ſeyn muß. Und ſollt ihr nicht ermatten noch nachlaſſen und verzweifeln an meiner Hülfe; denn ich werde euch nicht verlaſſen, und euch, wann es Zeit iſt, erſcheinen, und euch wieder zu einem großen und mächtigen Volke machen, ſo ihr es treu meinet mit mir und mit euch und mit eurem Lande.

Und ſoll der Ruhm dieſes Krieges weit klingen über alle Länder und über alle Welttheile, daß auch die fernſten Gränzen der Erde ihn vernehmen, und ſoll der teutſche Name groß werden vor dem Namen aller Völker, die auf Erden wohnen.

Und ihr ſollet in ſo gewaltigem Kriege euer Leben nicht ſchonen, ſondern bedenken, daß ich der Herr bin, der Rächer und Richter, der da belohnet und ſtrafet.

Und wenn auch Zehentauſende fallen und Hunderttauſende begraben werden, ſo wiſſet, ein freier Krieger, der für ſein Land ſtirbt, ſitzt neben Gottes Stuhl, und ein tapferer Reiſiger iſt dem Herrn lieb.

Darum ſollet ihr immer friſch eintreten in die leeren Reihen der Erſchlagenen, und in die Stellen derer, die für ihr Vaterland gefallen ſind.

Und wenn auch keiner übrig bliebe und das ganze Land eine Wüſte würde — ihr habt gethan, was Gottes Gebot iſt, und ſollet Gottes verborgenen Rath nicht meiſtern.

Denn dies iſt das Wort des Allmächtigen, und dies die Wahrheit, die vom Herrn kömmt:

Wahrlich drei freie Männer ſind mir lieber, als dreißig Millionen Knechte, und Wüſten, die um die Freiheit entſtanden, ſind mir lieber, als Paradieſe, die durch Knechtſchaft werden.

Aber ich ſage euch: Nimmer hat die Knechtſchaft Paradieſe gemacht; denn ihr Name heißt Wüſte, und ihre Arbeit iſt Wüſten machen.

Und ihr ſollet nicht hören auf das leere Geſchwätz und elende Geſchrei derer, die da ſagen, durch ſolche Kriege und Umwälzungen; werde alle Kunſt und Wiſſenſchaft ausgerottet, und alle Bildung und Verfeinerung der Menſchheit vertilgt.

Mag ausgerottet werden, was nicht mehr für Freiheit lebendig iſt, und vertilgt werden, wodurch der Menſch die großen Tode verlernt.

Denn was dieſe meinen, iſt ein elendes Ding, und worüber ſie trauren, iſt mürbe Weinerlichkeit, und iſt Freiheit das Größte des Menſchen und Gerechtigkeit ſein erhabenſtes Ziel; und haben Knechte nimmer die Tugend bewahrt, noch die Kunſt und Wiſſenſchaft edel gemacht. Denn das freie Wort verſtummt vor dem Tyrannen, und das hündiſche Herz hat keinen kunſtreichen Muth.

Auch ſollſt du nicht horchen auf der Klüglinge Gewäſch, die auf Amerika hinweiſen, als ſolle dort die Welt ſich verjüngen, und die euch winken, daß die Freien und Muthvollen auswandern mögen.

Nein, ich ſage euch, nicht von hinnen! Hier iſt euer Land, das teutſche Land, ein ſchönes Land, ein reiches Land, das ich mit Meeren umgürtet habe, durch das ich die herrlichſten Ströme geriſſen habe, wo ich Hügel gebildet und Berge aufgerichtet habe, ewige Mähler meiner Herrlichkeit, damit das Volk, das darin wohnt, zu dem Hohen und Gewaltigen aufſchaue.

Ein herrlicheres Land möget ihr in der Welt nicht finden. Darum hier müſſet ihr ſtreiten, und nicht weichen; hier müſſet ihr ſiegen und ſterben, damit eure Kinder euch nicht als Weichlinge verfluchen.

Das vierzehnte Kapitel.

Von Strafen.

Und wann der Herr dein Gott dir nun verleihet, daß du Muth faſſeſt und dich erhebeſt in allen deinen Gränzen, und Jagd macheſt auf alle deine Feinde und Dränger, dann ſollſt du auch alles falſche und unteutſche Weſen von dir thun.

So ſollſt du es aber halten mit deinen Fürſten und Herren, welche den Fremden zugefallen ſind.

Du ſollſt bei dir wohnen laſſen, die bei dir bleiben wollen, und ihnen nichts Leides thun; denn die meiſten haben geſündigt aus Furcht und aus Unwiſſenheit. Und ſollſt du bedenken, daß du ſelbſt lange zaghaft und unwiſſend geweſen biſt.

Die aber immerfort noch an dem Feinde hangen und mit ihm ziehen und von dir zu ihm entfliehen, die ſollſt du ausſchlieſſen aus deinem Lande auf ewig, und ſollen kein Erbe haben an dem Erbtheil und der Herrlichkeit ihrer Väter, und keinen Beſitz in dem Lande, das ſie franzöſiſch machen wollten.

Und alle teutſche Edelleute und Officiere, welche in deinen Gränzen gebohren ſind und unter den franzöſiſchen Fahnen die Waffen führen gegen dich, und ihr Land noch überziehen helfen, wann es erſchienen iſt, daß du für die Ehre und Freiheit aufgeſtanden biſt, ſollſt du erſchießen den Böſen zum Beiſpiel und den Guten zur Freude, wie man tolle Hunde erſchießet, die ihre eigenen Hausgenoſſen nicht kennen, und diejenigen beißen, welche ihnen das Futter geben; und ſollſt nicht leben laſſen bei dir, was teutſch gebohren iſt und nicht hoffen und erkennen will, daß in dir das Freie und Unſterbliche lebt.

Allen aber, die aus Unwiſſenheit und Irrthum und Schwäche gegen dich geſündigt haben, oder weil ſie die treuloſen und argen Liſten des Feindes gegen dein Volk nicht ahndeten noch kannten, ſollſt du die weite Pforte der Gnade und des Vergeſſens offen laſſen und ihnen des Vergangenen nicht mehr gedenken. Aber die dich offen dem Feinde verrathen und deine Ehre und Freiheit verkauft haben, ſollſt du ſtrafen, wie man Miſſethäter ſtraft: und ſey ein Strick ihr Lohn, weil ſie dich mit Unglück und Schande haben umſtricken wollen.

Auch ſollſt du hängen alle Angeber und Ohrenbläſer und Schleicher in den Häuſern und Winkeln, wodurch teutſche Männer an den Pranger, in den Kerker, und auf die Richtſtätte gebracht ſind. Denn ſie gelüſtete nach teutſchem Blut für Gold, und ſie empfangen ihren verdienten Lohn.

Auch alles kleine Ungeziefer ſollſt du von dir thun und ausrotten oder verjagen von deinem Volke, die dich als Zöllner gezwackt und geplagt haben, oder die als Seeräuber unter franzöſiſchen Flaggen deine Schiffe plünderten, und in deinen Städten verkauften, was ſie von deinen Bürgern geſtohlen.

Die du aber am ſchimpflichſten ſtrafen ſollſt von allen, das ſind die, welche deine Prieſter und Propheten hätten ſeyn ſollen für die Freiheit, und welche es deinen Feinden geweſen ſind für die Unterdrückung: deine Gelehrten und Schriftſteller. Denn ſie kannten deine Geſchichte, und waren dir zur Lehre und zum Beiſpiel geſetzt, und haben keine Entſchuldigung; ſo ſie das Verkehrte gethan haben.

Denn warum redeten, predigten und weiſſagten ſie für die, welche ihres Vaterlandes Feinde waren?

Und ihr Eigennutz iſt der niederträchtigſte und ihre Feigheit die verdammlichſte von allen. Denn ſie machten zum Fluch die Sprache und zur Schande ihrer Landsleute die Töne, welche ihre Mütter ihnen einſt mit Liebe lehrten, daß ſie denſelben ein Segen und ein Troſt werden ſollten, und haben das Heiligſte ihres Volkes gemißbraucht und entweihet.

Allen kleinen Schwätzern und Schriftſtellern und Propheten aber, welche dich gar zu Franzoſen machen wollten, und die Franzoſen als die Edelſten und Unüberwindlichen und Bonaparten als den Göttlichſten und Großmüthigſten, ja als den Stifter der Freiheit und

Glückſeligkeit und eines wahrhaft chriſtlichen und göttlichen Reiches predigten und verkündigten; ſollſt du das Haar abſcheeren, und ſie die Urfehde ſchwören laſſen, und ſo aus deinem Lande jagen.

Und mögen ſie zu ihren hohen Freunden laufen und betteln: Gebet uns nun Brod; denn die Unſrigen wollen uns nicht bei ſich dulden, und ſagen, wir ſeyen eure Befreundete. — Und empfangen dieſe auf ſolche Weiſe, was ſie gewollt.

Und wenn ſie ſchreien: wir haben uns nur geirrt, wir haben es nicht böſe gemeint, es ſind viele im Irrthum geſtanden, wie wir — ſo ſollſt du nicht darauf hören, noch dir das Herz bewegen laſſen. Denn ein redlicher Muth kann ſo nicht irren, und ein treuer Sinn kann ſo nicht wanken.

Welchen Bonaparte ein Gott dünkt, die mögen ihn anbeten, wo ſein Stuhl ſteht; welchen die Franzoſen die Vortrefflichen ſcheinen, die mögen mit ihnen wohnen, wo ihr Land iſt.

Bei dir aber dürfen nicht bleiben, welchen Hinterliſt Weisheit, Betrug Größe, Grauſamkeit Stärke, Blutgier Heldenthum, Liederlichkeit Liebenswürdigkeit, Tyrannei Freiheit genannt wird. Ihr Irrthum kömmt aus ihrem böſen Herzen, und ihre Rede aus ihrem knechtiſchen Munde. Darum dürfen ſie nicht ſtehen im Lande der Redlichen und nicht wohnen in den Hütten der Freien.

Das fünfzehnte Kapitel.

Von Strafen, und von Franzoſen, und franzöſiſcher Sprache.

Alle aber, welche ſo Schändliches oder Aehnliches gethan haben, ſollſt du hart ſtrafen, und das Böſe von dir thun, auf daß Gerechtigkeit blühe in deinen Wohnungen. Aber gegen die kleineren Sünden ſollſt du gnädig ſeyn und vielen Unglimpf und Unrath vergeſſen und vergeben, wie ich der Herr dir vieles vergebe.

Denn es werden manche, die nur aus Schwachheit geſündigt haben, ſich beſſern aus Reue, und das Rechte thun aus Erkenntniß.

Denn es iſt ſchlimm, das Volk an Blut gewöhnen und die Gemeine des Herrn an Hochgerichte. Auch iſt dein Volk kein blutſäuferiſches Volk, noch das da Meuchelei und Hinterliſt: liebt. Darum müſſen deine Ankläger nicht ewig ſeyn, noch immer ſtehen, die auf der Schädelſtätte Zeter ſchreien.

Und alſo, ſpricht der Herr, ſollſt du deine Weiber ſtrafen, und über deine Töchter, die ihr Volk verſchmäheten, Gericht halten:

Deine Weiber und Töchter, die mit den Fremden buhlten, und das Unglück und die Schande ihres Volks nicht fühlten, dieſe alle ſollen ehrlos ſeyn in deinen Gränzen, und ſollen nicht ſitzen dürfen, wo ordentliche Frauen ſitzen, noch die Augen aufſchlagen, wo die Züchtigen ſind.

Auch ſollen ſie nicht erben dürfen von ihrer Freundſchaft, noch an Ehrentagen und bei Volksfeſten erſcheinen.

Damit die Schmach getilgt werde aus deinem Volke und die Leichtfertigkeit genommen von den Müttern deiner Kinder.

Deine Töchter aber, die ſich Franzoſen vermählten oder mit ihnen in ihr Land gezogen ſind ſeit der Zeit des Unheils, ſeit dem Jahr 1805, ſollſt du auf immer verbannen von dir; denn ſie hatten den teutſchen Namen vergeſſen und ihnen war die teutſche Ehre nicht lieb. Und ſoll ihr Vermögen, das ſie noch bei dir haben, dem Staate verfallen ſeyn, und ſollen nimmer Erbe holen aus teutſchem Lande.

Es ſoll auch kein Franzoſe wohnen bleiben in deinem Lande, als der ſchon vor dem Jahr 1795 bei dir gewohnt hat. Alle andern aber ſollſt du von dir ſcheiden, damit die Peſt aus deinen Gränzen getilgt werde und das Gift aus deinen Sitten.

Dies ſollſt du allen Franzoſen thun ohne Unterſchied, es ſey denn, daß jemand für dich geſtritten hätte durch die That oder das Wort. Einen ſolchen ſollſt du faſt werther halten denn deinen Landsmann.

Und ſollſt du nicht fürchten, daß der Haß zu groß werde zwiſchen dir und dieſen Nachbarn und ein ewiger Krieg wüthe. Wahrlich, ich ſage dir, dieſe haben deinen Zorn wohl verdient, die dich nicht heute zuerſt, ſondern lange ſchon zu überliſten und zu berauben ſtrebten.

Und iſt dir auch gut, daß du etwas habeſt, dem du dich als Volk immer entgegengeſetzt fühleſt, damit du nie vergiſſeſt, wer du biſt, und damit du bleibeſt, wer du ſeyn ſollſt. Und iſt ein Glück für dich, daß ein Volk lebt, welches du von ganzem Herzen haſſen mußt.

Das hat dir gefehlt bis dieſen Tag, und das hat das Unglück dir gegeben, damit du ein mächtiges und einträchtiges Volk würdeſt.

Denn Liebe treibet aus einander und Haß treibet zuſammen, und durch Liebe und Haß muß dieſe irdiſche Welt beſtehen; denn auch die Liebe verginge, wenn kein Haß wäre.

Auch ſollſt du in deinen Landen keine franzöſiſchen Kirchen und Schulen dulden; denn das hat dir vielfaches Verderben gebracht, und allerlei Verräther und Helfer der Fremden und Spione im Schooße deines Volkes ausgebrütet.

Du ſollſt auch die Enkel der Franzoſen, die, wegen der Religion aus ihrem Vaterlande vertrieben, bei dir aufgenommen wurden, nöthigen, daß ſie ihre franzöſiſchen Namen ablegen, und ſolche annehmen, die da teutſch lauten.

Denn der Franzoſen Art iſt wie der Juden, daß ſie immer wollen Franzoſen bleiben, und kleben auf das feſteſte an einander, und bilden ſich ein, ſie ſeyen das erſte und liebenswürdigſte und weiſeſte Volk der Welt, alle andere Völker aber in Vergleich mit ihnen ſeyen rohe und dumme Barbaren.

Denn es iſt wohl ein Hohn, daß, die du einſt im Unglücke aufgenommen und bei dir angeſiedelt haſt, ſich beſſer dünken, als du biſt, und daß ihre Urenkel in dir noch ein eigenes Völkchen ſeyn wollen.

Auch ſoll franzöſiſch ſprechen in deinen Landen ein Schimpf werden.

Und ſollſt du die Aeltern hart ſtrafen, welche ihren Töchtern das Franzöſiſche lehren; und ſoll es gleich geachtet werden, als wollten ſie ſie zu Huren für die Franzoſen erziehen.

Denn die franzäſiſche Sprache iſt eine ſchlimme Sprache, und wimmelt von Schlüpfrigkeit und Künſtlichkeit und Unzucht, und vergiftet mit einem ſchleichenden Gifte von innen das Herz, und beſchmutzet die Fantaſie, woraus die Blumen aller ſchönen Gefühle und hohen Gedanken hervorſchieſſen können: ſo daß die Herzen der Weiblein dadurch leicht verkehrt und von dem Vaterländiſchen und Sittlichen abgewandt werden.

Und habt ihr der Beiſpiele genug geſehen in dieſen Tagen, und bedürfen dieſe Worte der Auslegung nicht.

Und ſollſt in der Ordnung deines neuen Regiments das Gebot machen, daß deine Herrſcher und Fürſten und Herren nimmer franzöſiſch ſprechen dürfen an ihren Hoflägern und in deinem Lande.

Denn von ihnen iſt die Nachäfferei zu dem Volke gekommen, und durch die Fertigkeit der Sprache die Fertigkeit der Unterjochung; weil die Leiber leichtlich unterjocht, wer die Gemüther ſchon beſiegt hat.

Auch ſoll, damit du geehrt werdeſt, von deinen Botſchaftern und Geſandten bei feierlichen Gelegenheiten teutſch geſprochen werden.

Die Verhandlungen und Schriften aber ſollen in lateiniſcher Sprache geführt werden, wie es noch vor hundert und fünfzig Jahren geſchah. Und hat ſich dann niemand zu beſchweren, daß die eine Sprache ſich etwas anmaaße über die andere. Denn die lateiniſche Sprache iſt eine todte Sprache.

Auch ſollſt du deine Jünglinge nicht nach Paris fahren laſſen, damit ſie ſich nicht in das Fremde verlieben und teutſche Sprache und Sitte verachten. Denn da wuchs die Wurzel des Unheils, das du in dieſen Tagen erfahren haſt.

Und wird auf dieſe Weiſe dein Volk wieder ſtolz werden auf ſeinen Namen und auf ſeine Sprache und Art, und nicht mit dem Ausländiſchen buhlen.

Die aber franzöſiſch lernen müſſen für die Geſchäfte und für die Wiſſenſchaften, die mögen es thun. Du ſollſt aber deinem Volke nicht einbilden, daß dieſe Sprache die beſte und einem gebildeten Menſchen die nothwendigſte ſey. Ich ſage dir, ſie iſt die ſchlechteſte und ruchloſeſte von allen.

Das ſechszehnte Kapitel.

Von franzöſiſcher Sprache.

Und dies ſage ich nicht, damit du ſie noch mehr haſſeſt, ſondern es iſt offenbar durch das, was du ſelbſt weißt.

Denn es iſt ein unzüchtiges und lügneriſches und leichtfertiges Volk, das die Sprache ſpricht; und will immer genieſſen und nicht arbeiten, und immer gaukeln und nicht denken. Und iſt all ihr Thun auf Täuſcherei geſtellt und all ihr Leben auf Einbildung.

Und iſt eine Sprache ohne Muſik und Klang, weil auch das Volk, das ſie ſpricht, keine Seele hat; und iſt ſie fein und reich für die Ueppigkeit und Verdorbenheit und Unzucht, wo ſie für Eine Sache auch tauſend Wendungen und Schattirungen hat. Aber für das Tiefe und das Hohe iſt ſie matt und arm.

Und hat ſie keine Flügel, ſich von der Erde zu lüften, und keine Klänge, welche zum Himmel empor klingen.

Und wäre ſie gleich klangvoll wie ein Engelgeſang, und göttlich, wie die Gedanken höherer Geiſter ſind, doch müßteſt du abwehren, was dich unterjochen will, und von dir austreiben, was dich verachtet und verhöhnet.

Denn nicht durch die Waffen hat dies Volk dich beſiegt, und nicht durch größere Tugend und höhere Kunſt iſt es dein Meiſter geworden, ſondern durch den Wahn, der die Herrſcher und Fürſten bethörte, und durch die Meinung, welche die Grafen und Herren beherrſchte.

Denn ſeit länger als zweihundert Jahren däuchten ihnen die Franzoſen ein edleres Geſchlecht und hieß ihnen franzöſiſch plappern die höchſte Kunſt. Aber ihre eigene Sprache verachteten ſie, und war ihnen der Sinn ihres Volkes entfremdet; und wußten nicht mehr, wie herrlich ihre Väter geweſen waren in Waffen und

Sitten und Künſten. Denn ſie hatten von Kind auf nur nach dem Fremden getrachtet.

Und die Franzoſen ſandten ihre Meiſter und Meiſterinnen, welche die teutſche Unſchuld abreiben und die teutſche Schroffheit abglätten ſollten. Und es kamen unwiſſende Affen, windige Aebtchen und Tanzmeiſter und Aufpaſſer und Gaukler, ja wohl Vagabunden und Dirnen aller Art kamen aus dem Lande der Feinheit und Liebenswürdigkeit, und verdarben eure Sitten und die alte teutſche Redlichkeit und Treue.

Und ſeit dieſer Zeit iſt der Ernſt und die Kraft und die Beſtändigkeit, weswegen man einſt die Teutſchen pries, mehr und mehr verſchwunden, und Leichtfertigkeit und Weichlichkeit und Flatterhaftigkeit ſind in ihre Stelle getreten.

Aber die Großen und die Herren im Volke haben es ſo gewollt, und die Fürſten haben dies ihre Bildung und Wiſſenſchaft genannt.

Deswegen ſtehen nun franzöſiſche Zöllner vor ihren Thoren, und franzöſiſche Späher lauren in ihren Häuſern, und ſie müſſen ſich vor franzöſiſchen Marſchällen bücken, deren Väter Korporale und Gaarköche waren.

Und die gaukliſchen Fremden wären nimmer ſo weit gekommen bei uns ohne die Fertigkeit ihrer Sprache, und ohne die Meinung und die Neigung, welche die Sprache gepflanzt hatte.

Denn allenthalben fanden ſie Leute, die ſie gebrauchen konnten, und Späher und Auflaurer, die ſie anſtellen konnten. Und war durch die Sprache auch das Volk entwaffnet und die Herzen vieler Menſchen ihnen zugewandt.

Denn was wir von Kindauf üben, das wächſt in uns hinein, und womit wir in zarter Jugend ſpielen, das lieben wir zuletzt.

Dies alles, ſage ich dir, daß du es dir merkeſt für die Zukunft und die Abgötterei und Buhlerei mit dem Auslande von dir thueſt.

Und ſollſt du deine Söhne hinfort ſo erziehen, daß der Name Franzoſe der größte Schimpf wird, und deine Töchter ſo unterweiſen, daß ein franzöſiſches Wort im teutſchen Frauenmunde ein Schandfleck heißt.

Dann wird die Unſchuld in deinen Hütten wohnen und der Sieg wird um deine Paniere ſchweben.

So ſollſt du es mit den Franzoſen halten und die franzöſiſche Art und Sprache aus dir vertilgen, auf daß alle Unzucht und aller Verrath aus deinen Gränzen gebannt werde.

Denn die im Betruge künſtlich ſind, überwinden dich, und die in Ränken gewandt ſind, übermeiſtern dich.

Das ſiebenzehnte Kapitel.

Von Strafen und von Richtplätzen.

Und wann der Herr dein Gott dir Sieg giebt und die große Zeit da iſt, wo du ein eigenes mächtiges Reich werden ſollſt, dann ſollſt du den Sinn deines Volkes richten auf große Dinge, und Denkmäler ſtiften, daß deine Kinder und Kindeskinder der Zeit noch gedenken, worin du gelebt haſt, und ſich der tapfern Thaten freuen, die du für ſie gethan haſt.

Und ſollſt den Deinigen, die in den erſten Schlachten für die Freiheit fallen, ein herrliches Mal ſetzen, das von Geſchlecht zu Geſchlecht daure, und die Enkel ermahne, eben ſo tapfer für das Vaterland zu ſtreiten und zu ſterben.

Aber für die Buben und Verräther, die dich ins Unglück gebracht haben, ſollſt du ſuchen einen wüſten Ort auf einer kahlen und unfruchtbaren Haide, oder in einem Sumpf, worüber nie der Pflug zieht und wohin der Hirt ſelten die Herde treibt.

Und ſollſt die Stätte verfluchen, und kein Korn darauf ſäen und keine Bäume darauf pflanzen, und ihr Name ſoll Schelmengrab ſeyn.

Und auf dieſer verfluchten Stätte ſollſt du ein Hochgericht bauen, und in dem Hochgerichte einen Galgen aufrichten, der höher iſt, als alle andere Galgen.

Und wäre es gut, wenn ein franzöſiſcher Marſchall, einer deiner Plager, Davouſt oder Vandamme, zuerſt daran hinauf gezogen würde, oder einer deiner eigenen großen Buben.

Und es ſollen künftig alle Hochverräther in allen deinen Gränzen dort gerichtet und eingeſcharrt werden, und ſoll Schande immer neben der Schande liegen.

Alle, die mit dem Feinde zetteln und ſtämpeln, die des Vaterlandes Ehre verkauſen, die dem Feinde die Feſten überliefern, die Gnadenſold von ihm nehmen, damit ſie für ihn des Volkes Gelegenheiten und Geheimniſſe ausſpähen, auch die dein Volk ſchinden als Tyrannen, oder die Eroberer und Dränger werden wollen wider dein Geſetz — alle dieſe ſollſt du auf dem Schelmengrabe hängen.

Und ſoll dies dein verfluchteſter und ſchändlichſter Richtplatz ſeyn für die gegenwärtigen und künftigen Zeiten.

Denn von allen Verbrechern iſt ein Verächter und Verräther des Vaterlandes der ſchändlichſte und faſt gräulicher als ein Vatermörder zu achten.

Uebrigens ſollſt du es gebrauchen nach der Weiſe deiner Väter und die alten Strafen behalten, daß auch im Tode Schandthat und Miſſethat geſchieden bleiben.

Und ſoll die Schandthat am Stricke baumeln, die Miſſethat aber durch das Beil oder das Schwerdt gefället werden.

Und ſollſt du die Strafen wieder einrichten nach der Sitte und Strenge deiner Väter, und nicht wie dieſe ſchlaffe und weinerliche

Art es gewollt hat, die das Laſter und die Bosheit nicht mehr ſtrafen konnte.

Denn wenn ich der Herr die Unſchuldigen und Redlichen im Kampfe für Gerechtigkeit und Ehre täglich verderben und umkommen laſſe, was fürchtet ihr euch das Blut der Schuldigen zu vergieſſen?

Denn die Schurken wachſen über das Maaß, und die Buben gehen in güldenen Kleidern, und die Verräther ſitzen im Rath und herrſchen, weil die Stricke des Henkers vermodert ſind und das Beil der Rache verroſtet iſt.

Das achtzehnte Kapitel.

Von Belohnungen.

Und ich habe geweiſſagt: Die Zeit wird kommen, wo ein Redlicher wird köſtlicher ſeyn als edle Steine, und ein Mann werther geachtet denn Silber und Gold.

Und ſie haben mein Wort gehört, aber haben nicht geglaubt; denn ſie dünken ſich weiſſ und tüchtig: und war doch alles Lüge und Thorheit.

Darum ſpreche ich der Herr:

Wann nun die Zeit wieder die Männer hervorruft, und ſie ſtehen vor dem Volke, die mit dem Rath und dem Schwerdt helfen können, und die Feigen und die Schurken und Verräther davon laufen mit den Feinden — dann ſollſt du meines Wortes gedenken.

Und ſollſt eine Ehre ſtiften für teutſche Männer, die höchſte Ehre, die in dem Volke erworben werden kann; und ſoll dieſe Ehre eine rechte teutſche Ehre ſeyn.

Und ſollſt von dir thun alle Ehren und Zeichen, die du von Fremden geerbt oder gelernt haſt; auch ſollſt du nun und nimmermehr die Zeichen der Franzoſen tragen, ſondern ſie ſollen als Schandezeichen geachtet werden in deinen Gränzen.

Es war weiland eine teutſche Sitte, daß deine Väter unter Eichen tanzten an feſtlichen Tagen, oder wann ſie mit dem Feinde geſchlagen, oder wann ſie mich angebetet hatten; und kränzeten ſich dann mit dem Eichenlaube in ihrer Freude.

Auch iſt die Eiche ein rechter teutſcher Baum, und wachſen wohl in keinem Lande ſo viele Eichen, als in Teutſchland.

Darum ſollſt du die Eiche nehmen, daß ſie dir ſey ein Sinnbild der Ehre und Freiheit; und ſoll ein Eichenkranz der höchſte Lohn ſeyn, womit ein teutſcher Mann belohnt werden mag.

Und wann deine großen Feſte ſind, wann du deinen König kröneſt, oder wann du Siegestage feierſt, oder andere denkwürdige Zeiten, wo ich dich aus brennender Gefahr errettet und dir große Freude gegeben habe, dann ſollen die edelſten und züchtigſten Jungfrauen deinen glorreichen Männern und Helden grüne Eichenkränze auf das Haupt ſetzen; und ſoll dies eine Ehre ſeyn über allen andern Ehren.

Und ſollſt du einen Orden ſtiften in allen deinen Gränzen, und ſollen nimmer andere Orden geſtiftet werden, denn dieſer allein; und ſoll er der Orden des Eichenkranzes heiſſen.

Und damit er wie andere Kleinode durch die Seltenheit ſeinen Werth behalte, ſoll er gegeben werden an Wenige, nur an die Edelſten und Würdigſten, die das Volk dem Könige zeigt.

Und ſoll kein Rang oder Unterſchied in ihm ſeyn, und ſoll ihn jeder erhalten können, von dem Bauren an bis zum Feldhauptmann. Denn wo die Tugend ſo groß iſt, daß ſie einen Orden verdient, da kann zwiſchen Ehren nicht gemäkelt werden.

Und ſollſt du nicht thun, wie ſie jetzt thun, daß ſie Klaſſenritter haben und verſchiedene Klaſſen in einem Orden, auch daß ſie den einen Orden ſchlechter, den andern beſſer halten müſſen. Denn das reitzt nur den kleinen Ehrgeitz; ich aber will, daß die große Tugend gereitzt werde.

Und ſoll nur einer Meiſter ſeyn des Ordens, der König und Herr über allen. Auſſerdem ſollen Komthure und Ritter ſeyn.

Und beſteht der Orden in einem goldenen Eichenkranze, der auf der Bruſt getragen wird; und wann Kriegstugend ihn gewann, blitzt in ſeiner Mitte ein Schwerdt.

Und ſoll mit dem Orden kein Sold noch irgend ein Jahrgeld verbunden ſeyn. Die mag das Volk ſeinen Helden und Männern auf andere Weiſe geben. An dem Zeichen der höchſten Tugend darf das Geld nicht kleben. Denn das iſt ihre Probe, daß ſie aus Geitz nichts thut, und das iſt ihr Glanz, daß ſie den Reichthum unter der Ehre hält.

Aber der kleineren Tugend, die auch würdig und löblich iſt, und der oft nur die

Bahn fehlte, um die höchſte einzuholen, ſollſt du ein anderes Zeichen ſtiften für die Arbeit und für die Geduld in großer Gefahr und Aufopferung.

Und ſoll dieſes Zeichen zwei Grade haben. Der erſte Grad iſt eine Goldmünze mit einem Eichenblatte darauf, der zweite Grad eine Silbermünze mit einem Eichenblatte.

Und wird auch dieſes Ehrenzeichen an der Bruſt getragen und mit einem grünen Bande der Hoffnung befeſtigt.

Wer aber den Orden der Eichenkrone trägt, der darf neben dem Könige ſitzen; und wann er in die Gemeinde des Volkes tritt, ſollen vor einem ſolchen alle aufſtehen und ſich verneigen.

Alſo ſollſt du der Tugend ein Denkmal ſtiften in deinem Volke, das eine Erinnerung der Herrlichkeit deiner Väter ſey, und ein Sporn, der deine Söhne zu edlen Thaten treibt. Und ſollſt es alles ſtellen auf die Ehre, und nichts auf den Gewinn. Denn der kleine Geiz hat dich und deine Fürſten verdorben, und die hohe Ehre muß dich wieder erlöſen.

Das neunzehnte Kapitel.

Von Denkmälern.

So ſpricht der Herr:

Ich habe dir das Aug zu den Sternen gerichtet und deinen Sinn in das Unermeßliche vertieft, damit du vernähmeſt, was jenſeits der Erde liegt, und dich nach dem Verborgenen ſehneteſt.

Denn dieſes irdiſche Leben hat keine Genüge und der Sterblichen Hoffnung giebt hier nimmer Erfüllung.

Darum nennt der Menſch, was jenſeits liegt, ſein Land, und ſpricht zu der Unſterblichkeit: du biſt mein Leben; und baut auf dem Staube was dem Ewigen gleicht, und ſtellt Bilder der Dauer in den flüchtigen Wechſel: ein Zeichen, daß hier ſeine Stätte nicht iſt, und daß er zur Heimath wieder hinüber will.

Darum, damit das Hohe und Ueberſchwängliche in dir lebendig bleibe und das Niedrige und Lüſterne dem Unſterblichen diene, ſollſt du aufrichten, was die Herzen erhebt, und erbauen, was die Gedanken lichtet; und ſollſt dir Denkmäler ſchaffen und Erinnerungen der Tugenden deiner Väter und der Thaten und Arbeiten deiner Helden, und Sehrmänner. *)

Denn ein Denkmal ſpricht feuriger, als das glühende Wort, und aus dem ſtummen Steine klingt ein lebendiger Klang.

Und ſollſt du dieſe Denkmäler machen im hohen Sinn, wie deine Altvordern weiland, und nicht wie die Menſchen von geſtern und heute: daß ſie nicht ausſehen, wie ein vergängliches Werk, das nicht länger währen wird, als geſtern und heute.

Und ſollſt nicht albern thun, wie die Jetzigen, daß ſie die Zeiten und Orte und Völker vermengen, und meinen, was bei Griechen und Römern einſt herrlich und vortrefflich war, könne es auch bei dir ſeyn.

Und miſchen ſie ſo Heidenthum und Chriſtenthum und Morgenland und Abendland zuſammen, und gaffen ihr Werk an, und ſtaunen und rufen: ſiehe wie vollkommen iſt es!

---

*) Sehrmänner, ein in Nordteutſchland hie und da übliches und ſehr brauchbares Wort, das einen kräftigen und ungewöhnlichen Mann bezeichnet und ganz dem griechiſchen ὁ πανυ entſpricht.

Und iſt dies doch eitel Trug und Täuſcherei, und kann das Fremde und Veraltete die Herzen nicht ergreifen, ſondern verkehrt zuerſt die Augen, und macht nachher auch die Gedanken dumm.

Sondern jedes Denkmal ſey an die Natur geſtellt, worin es ſtehen ſoll, und an das Gemüth gehalten, zu welchem es ſprechen ſoll.

Denn geh nach Berlin oder Wien oder Dresden oder wohin du willſt. Allenthalben ſiehſt du Unteutſches oder Unchriſtliches, oder ſo Altes, daß die Jetztlebenden es nicht begreifen.

Aber was die Klugen ſchön nennen, das betet die Menge ſo nach, und wird ihnen das Gefühl verſtockt, und das Urtheil verkehrt.

Und wäre es daher wohl ein gutes und löbliches Ding, wenn du das Bunte und Fremde von dir thäteſt, und nicht erzwingen wollteſt, was in deinem Lande doch nur eine platte Elendigkeit wird.

Wohl aber magſt du, wo große Thaten geſchehen und Helden gefallen und edle Männer begraben ſind, Hügel aufſchütten nach der Weiſe deiner Väter, und ſtattliche Steine hinwälzen zur Erinnerung deiner Enkel, oder große Bäume pflanzen, welche die Urenkel als heilige

Bäume ehren und die abgeſtorbenen immer erneuen.

Und mag das Sinnbild deines Heils, das heilige Kreuz, auf dem Gipfel der Hügel prangen, Verkünder der Frömmigkeit und Tapferkeit, und allen ſagen, daß mit Gott allein das Große vollbracht wird.

Solche Zeichen ſtehen dir wohl, großartig wie deine Natur, und einfältig wie dein Gemüth.

Und wirkt es immer mehr auf das Herz, wenn der Menſch die Natur ſelbſt zu einem großen Denkmal machen kann; denn Gott bleibt ewig erhaben über dem menſchlichen Werke.

Was du aber hinſtelleſt in deinen Städten und auf deinen Plätzen, das muß ſo ſtolz und mächtig ſeyn, daß der Menſch darin anſtrebe gegen die Natur und kühne Gedanken hervorblitzen aus ſeiner Gewalt.

So ſeyen deine Bilder und Tempel; nicht in jener Zierlichkeit, welche der Tag Größe nennt.

Denn das Kleinliche vermindert das Gemüth und das Blanke gaukelt mit Gefühlen dahin.

So ſollſt du es aber alles ordnen mit deinen Denkmälern und mit ihren Feſten, daß ſie ein Sporn großer Thaten ſeyen, und eine Macht, welche von dem Eitlen auf das Unſterbliche hinweiſt.

Das zwanzigſte Kapitel.

Von dem Könige, und von dem Regiment.

Wann ich dir nun geben werde, daß du deine Feinde überwindeſt und austreibeſt, und dein Vaterland wieder gewinneſt, und deine Lande und Völkerſchaften alle vereinigt ſind durch den Sieg und durch die Freude, und durch den Haß, den ſie gegen den böſen Feind hegen — dann wird ein mächtiger König über dich herrſchen und der Ruhwart wird abtreten von ſeiner Gewalt.

Ich aber werde dir dann zeigen, welcher dein König ſeyn ſoll von deinen Fürſten: derjenige nämlich, welcher die meiſten Herzen des Volkes zieht, und zu welchem die Starken und Redlichen ſich neigen.

Und ſoll der König heilig ſeyn und unverletzlich wie ich, der im Himmel herrſchet; denn er iſt das Bild meiner Macht auf Erden. Und ſollſt du am Leben ſtrafen, wer mit Worten oder Werken ihn antaſtet.

Und ſoll er das Haupt ſeyn über die Fürſten und Herren und über alles Volk; und ſollſt ihm eine Furcht und ehrerbietige Kniebeugung beweiſen wie keinem andern: denn er trägt die Majeſtät eines großen Volkes.

Und ſollſt dein Regiment ſtellen, und deine Geſetze und Ordnungen richten, und dein Kriegsweſen und deine Bürgerſatzungen befeſtigen, alles lebendig und kräftig und gerecht, wie es einem freien Volke geziemt.

Und ſollſt dem Könige dann das Scepter und Schwerdt in die Hand geben, daß er die Gerechten belohne, und die Böſen ſtrafe, und dem Feinde wehre, der ſich mit Liſt oder Gewalt unterfängt dein Land anzutaſten.

Und wann du alles ſo geordnet haſt, ſoll das Geſetz ſeyn auf ewige Zeiten, daß der König und diejenigen, welche das Volk erwählet hat, damit ſie für die ganze Volksgemeinde ſitzen und rathſchlagen, beide die künftigen Geſetze beſtimmen, nach welchen das Reich regiert werden ſoll, und alle Ordnung und alles Recht ſetzen, die in deinen Gränzen gelten ſollen.

Und ſey kein Geſetz gültig, wozu nicht beide, der König und die erwählten Vertreter des Volks, ihren Beifall gegeben haben.

Und ſtehe es bei dem Könige, zu tagen, wann die Verſammlungen ſeyn und wann ſie aus einander gehen ſollen.

Und ſollſt du feſte Zeiten ſetzen, binnen welchen der König ſie zuſammenberufen und ihren Rath hören muß.

Auch ſollſt du ſetzen, das wievielſte Jahr du die Landboten und Abgeordneten zur Verſammlung neu wählen mußt.

Denn blieben immer dieſelben beiſammen mit dem Könige, ſo könnte ſich eine Herrſchaft ſetzen wider das Volk, und könnte in die der lebendige und geſchäftige Geiſt ausſterben, und könnten ſchlimme Partheiungen und Zuſammenſetzungen entſtehen.

Denn ſelbſt die Gedanken alten und die Herzen verſtocken, wenn du nicht immer Neues hinzuthuſt, daß es das Alte erfriſche und bewege.

Darum iſt es gut, du ſetzeſt jedes fünfte oder ſechste Jahr, wo in allen deinen Landen neue Landboten gewählt werden müſſen.

Doch mag auch wieder gewählt werden dürfen, wer ſchon eine oder zwei Reiſen im Volksrathe geſeſſen hat. Denn es wäre thöricht, wenn du ein Geſetz gäbeſt, wodurch die Weisheit aus dem Rath und die Standhaftigkeit von dem Herrſcherſtuhl verdrängt würde.

Dieſe und der König geben alle Geſetze.

Und wann du dich nun verſammelſt, dann wirſt du rathſchlagen, wie du das Einzelne und Beſondere alles einrichten magſt; daß es ein gerechtes und löbliches Ding werde: ob du zwei Räthe anordneſt, einen großen des Volks und einen kleiner der Herren; auch wie du es mit den Ausſchüſſen halten ſollſt.

Bei dem Könige aber ſteht allein alle Gewalt über Frieden und Krieg, über Bündniſſe und Verhandlungen. Er ernennt ſeine Geheimenräthe und Miniſter und alle Feldhauptleute und Admirale, auch alle Statthalter und Landpfleger und Kreisvögte, ſo wie alle kleine Befehlshaber der bürgerlichen oder kriegeriſchen Ordnungen, wodurch in ſeinem Namen das Regiment verwaltet wird. Auch diejenigen, welche die Steuern einſammeln, und den Schoß und die Zulage, die du ihm bewilligſt, ſtellet er an, und ſetzet alle höchſten Rich-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ter in deinem Lande, und werden alle Gerichte in ſeinem Namen gehalten. Denn er iſt der König, und die Gerechtigkeit muß durch das Schwerdt geſtärkt werden.

Er mag aber alle höchſten und hohen Beamten und Befehlshaber ein- und abſetzen, wie er will — denn er ſoll der Herr ſeyn — aber die Oberrichter mag er nicht abſetzen nach ſeinem Gefallen, ſondern nur durch ein ordentliches Gericht: damit die Gerechtigkeit ſich nicht vor der Macht fürchte.

Kleine Beamte aber mag er nur abſetzen nach gehaltenem Gericht, das ſie ſchuldig findet.

Es iſt aber der König unſchuldig und unverletzlich, und wird geachtet, als der nichts Böſes thun könne; und mag er nie angeklagt noch beſchuldigt werden, ſondern ſeine Räthe und Miniſter, und diejenigen, welchen er die Ausführung und den Befehl gab — dieſe ſtehen zur Antwort, und haben ſie wider das Geſetz gethan, ſo ſtrafe ſie das Geſetz.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Fürſten.

Und alſo ſpricht der Herr, der den Fürſten den Stuhl ſetzet, und der Gewaltige, welcher die Tyrannen zerſchmettert.

Ich habe erkannt, daß du ein treues und gemüthvolles Volk biſt, und kannſt von deiner Gewohnheit und Liebe nicht laſſen, wie ſehr ſie auch betrogen und verrathen ſind. Ich will dir darum aushelfen, und einen Anſchlag geben, wie du es anfangen magſt.

Wahrlich viele deiner Fürſten und Herren ſind ſeit manchen Tagen keine Fürſten und Herren mehr geweſen. Sie haben dich verlaſſen, und ſind ſtill geſeſſen, wie der kraftloſe Greis am Feuerheerde ſitzt und das waffenloſe Weib an der Spindel, und hat faſt keiner was ſeines Amtes war gethan.

Und hätten doch ſtreiten ſollen mit ihrem Volke in der Schlacht, und den Sieg gewinnen, oder, wenn ihre Macht zu klein war, ins Elend oder in den Kerker wandern oder durch den grimmigen Feind, dem ſie Trotz boten, auf der Henkerbühne ſterben ſollen.

Das wäre ihre Pflicht und ihre Ehre geweſen. Denn ſie waren für die Ehre geſtämpelt, und daß ſie die Ehre und den Namen ihres Volkes aufrecht erhielten.

Darum ſollten ſie ſtreiten bis in den Tod gegen den Feind, der euch ſchänden und unterjochen wollte und euren Namen vertilgen aus den Büchern der Weltgeſchichte.

Aber ſie haben ſich ihm ergeben, und durch ſie biſt du ſo elend geworden und durch ihre Schwäche iſt dein Name ein Schimpf geworden bei den Völkern; durch ſie haſt du deine eigenen Brüder für die Franzoſen ermordet, und biſt mit ihnen in die Schlacht gezogen gegen die, welche deine Sprache ſprechen.

Und iſt nur der Herzog von Braunſchweig gegen den Tyrannen als ein Mann ins Feld gezogen, und haben nur die Herzoge von Holſtein-Oldenburg und die Prinzen von Oranien-Naſſau für die Schande das Elend gewählt.

Denn dieſe ſprachen: Gott hat uns geſetzt, daß wir gerecht regieren ſollten, und unſer Volk beſchirmen und ſeine Ehre behaupten. Das konnten wir aber nicht unter den Schrecken eines Tyrannen und unter den Auf-

Laurern und Verräthern, die ſich ihm angehängt hatten.

Denn dieſe ſprachen: Menſchen vertauſcht und verkauft man nicht wie Vieh, und über Länder giebt die Herrſchaft nur, der im Himmel regiert.

So iſt die Sünde gekommen aus der Ohnmacht und aus der Vergeſſenheit des Vaterlandes, und iſt aus dem Kleinen und Erbärmlichen das Kleine und Erbärmliche geworden.

Denn die kleinen Herren dünkten ſich groß zu ſeyn, und die über fünf Meilen geboten, nannten ſich Herrſcher der Lande.

Und hatten lange die demüthige Ehrfurcht und treue Liebe gegen das Reich vergeſſen, und den Stolz, daß ſie die Fürſten heißen eines gewaltigen Volkes.

Denn Fürſten wurden ſie genannt, weil ſie die Erſten waren des Landes; aber der Oberſte über allen ſollte der Kaiſer ſeyn.

Darum ſollſt du ſie von der kleinlichen Herrſchaft erlöſen, welche das Herz und den Muth vermindert, und ſie erheben zum Dienſt und Stolz des Vaterlandes, und ſie wieder machen zu rechten Fürſten des Volkes.

Und weil du ſo gut biſt, ſo will ich nicht zu ſtreng ſeyn, und du ſollſt diejenigen Fürſten erhalten, welche bei dir bleiben, und ſollſt ſie reichlich verſorgen und ſie fürſtlich und ehrlich halten. Vielleicht, daß ſie beſſer werden, wann ſie ſehen, wie treu du biſt, und daß ſie deine und ihre Ehre wieder empfinden, wann ſie erkennen, wie frei und tapfer du biſt.

Die aber dem Feinde angehangen haben bis ans Ende, und, als du dich zur Erlöſung rüſteteſt, mit ihrem böſen Gewiſſen zu ihm flohen, und ihn anſchrieen: „auf, Napoleon! und ſtrafe die Aufrührer, und führe uns, deine getreuen Knechte, wieder in ihr Land,“ die ſollſt du auf ewig aus deinen Gränzen verbannen, und alle die Herren und Edelleute, welche mit ihnen zu den Franzoſen entflohen ſind.

Denn ſie hatten keine Hoffnung zu ihrem Volke, und hielten die Knechtſchaft werther als ihre Freiheit.

Darum ſoll ihr Erbtheil bei den Knechten bleiben und ihre Hoffnung in dem Lande der Tyrannen.

Und wann unter dir etwa ein Mann aufſtände und erinnerte an ihre Namen, oder an das Gedächtniß ihrer Väter, die beſſer waren als ſie, und ſuchte dich zum Mitleid zu bewegen, daß du ſie wieder in dein Land laſſeſt, der Mann ſoll des Todes ſchuldig ſeyn; denn er will, daß Feige und Verräther zu Ehren kommen ſollen.

Denn hätte ihnen das Herz gebrannt von Treue und Erbarmen, wie es in dir brennt, wahrlich ſie wären lange aufgeſtanden gegen den treuloſen und plagenden Feind, und lieber mit dir im Streit gefallen, als daß ſie in ſolcher ſchmählichen Erniedrigung fortlebten.

Auch wären ſie, wenn ſtolze Gefahr und blutiger Tod ihnen fürſtlich gedäucht hätte, nicht entlaufen mit dem Feinde, ſondern hätten ſich zu dir geſtellt, als du deinen Muth zur Rache aufmahneteſt.

Die aber bei dir bleiben, ſollen hinfort nicht mehr die Lande regieren, weil ſie ſie nicht beſchirmen mögen.

Denn es wäre thöricht, wenn du das zulieſſeſt; und die Schwäche würde ſich offenbaren, wie ſie ſich in dieſen jüngſten Tagen offenbaret hat, und würde Furcht und Feigheit wieder daſſelbe Elend bringen.

Und würden wieder die alten Geſchichten kommen, Treuloſigkeit, Verrätherei, Ehrſucht, Neid und Abfall von dir, und würden ſie in der Angſt und Rathloſigkeit ihres Herzens wieder mit den Fremden buhlen gegen ihr Volk, und ſie einlaſſen in deine Gränzen, daß ſie dich unterdrückten.

Sondern du ſollſt einem jeglichen mit ſeinem Hauſe in dem großen Reiche Schlöſſer einthun und Gaben und Güter, daß ſie fürſtlich davon leben mögen.

Und ſoll der Aelteſte jedes Stammes der Herr ſeyn und das Haupt über alle, die zu ihm gehören.

Und ſollen dieſe Fürſten, die große Lande regiert haben, gezählt werden zur Freundſchaft desjenigen, den ich dir zeigen werde, daß du ihn zum Könige machen ſollſt; und ſollen geachtet ſeyn gleich ſeinen Brüdern und Vettern, und königliche Hoheiten genannt werden.

Und je nachdem das Land groß war, das ſie ſonſt regierten, oder nachdem die Tugend und Würdigkeit ihrer Väter war, ſollen ſie dem Könige zunächſt ſtehen in ihrer Ordnung, ſo daß ſie die erſten, die zweiten, die dritten Prinzen vom Blute heißen.

Und ſollen, wann das königliche Haus erliſcht, nach dieſer Ordnung deine Könige aus ihnen hervorgehen; und ſollen nach einander haben das Recht der Nachfolge in deinem Reiche von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Aber ihre Töchter ſollen nicht Erbe haben am Reiche noch Recht auf den Thron. Denn du könnteſt in Hader kommen mit Fremden, die deiner Könige und Fürſten Töchter zu Weibern nehmen, und könnte dein Land zerſpaltet werden, und könnten Fremdlinge gar über dich herrſchen wollen.

Und ſoll das nimmer geſchehen, ſondern du ſollſt keine andere erkennen über dich als teutſchgebohrne Herren.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Fürſten und Herren und von dem Adel.

Und du haſt auſſer dieſen größeren Fürſten, von welchen ich eben geredet habe, noch viele kleine Fürſten und Herren und alte Geſchlechter in dem Lande, worin deine Väter gewohnt haben, und worin du nun als ein großes und freies Volk wohnen wirſt.

Und wäre es wohl hart, dieſe alle zu unterdrücken, und ihre Namen ſo auszulöſchen, als wären ſie nie geweſen.

Solches mögte auch der Freiheit gefährlich werden; denn nur durch viele Stufen und Ordnungen beſtehet jedes irdiſche Regiment und iſt es von jeher beſtanden; und iſt jene Freiheit und Gleichheit, welche unſere Tage als das Heil der Welt ausgerufen haben, darum als wilder Unſinn erfunden worden, weil die Thoren meinten, ſie könnten von vorn an alles neu machen, und aus den leeren Geſpinnſten ihrer Köpfe eine neue Welt ſchaffen.

Aber die ungebührlichen Freiheiten und Vorrechte ſollen von ihnen genommen werden, und ſollen ſie gleich mit dem Volke alle Beſchwerden und Laſten des Staates tragen, wie es einem freien Lande geziemet.

Und jedes Geſchlecht dieſer Fürſten und Herren ſoll einen Aelteſten haben, und ein Haupt, das alle vertritt, die zu ihm gehören; und ſollen die Jüngeren des Geſchlechts nur als Leute aus dem Volke gerechnet werden.

Und wenn du vielleicht, damit die Beſchlüſſe nicht zu geſchwind gehen, und damit ein langſamer Kampf der Ueberlegung entſtehen könne, deine Volksgemeinde ſo einrichteſt, daß zwei Räthe ſind, ſo könnten die Prinzen vom Geblüte, und die Häupter der Fürſten und Herren, und die Großbeamten des Königs und Reiches in dem einen Rath ſitzen. Und wäre dies ein Vorrecht der Ehre und Würde, die ihnen gebohren iſt; die Hauptſtärke und die große Entſcheidung der Angelegenheiten bliebe doch bei dem Volke.

Zu andern Stellen und Würden aber dürfen bei dir gar keine Vorrechte gelten, ſondern ſoll der Würdigſte und Geſchickteſte ſie erhalten, ohne daß man darauf achte, ob ſein Vater ein Graf oder ein Tagelöhner war.

Auch den kleinen Adel magſt du ſo weit beſtehen laſſen, daß er ſeinen Namen behalte und auch ſeine Wahne, wenn er will. Denn es werden wohl viele ſeyn, die ihre alten Namen lieb haben; und ſind auch einige Geſchlechter durch große Männer geadelt worden vor ihren Landsleuten, und mag ihnen dieſe alte Liebe und ſelbſt ein gewiſſes Vorurtheil und ein dunkler Aberglaube nicht verdacht werden.

Dieſe aber ſollen gar keine Vorrechte haben vor den Geringſten im Volke, auch ſollen ſie nicht angeſehen werden als über dem Volke, ſondern ſie und die jüngeren Söhne und Brüder der kleinen Fürſten und Herren ſollen nur als Volk geachtet werden.

Und ſoll es keinem Edelmann ein Schimpf ſeyn, jegliches Gewerb und Geſchäft zu üben in deinem Lande; denn alle Arbeit freier Menſchen ſoll eine Ehre ſeyn, und kein Schimpf, wodurch man auf eine ehrliche Art ſein Brod verdient.

Ob es aber gut ſey, daß der König Edelleute mache auf Lebenszeit, ſo daß der Adel nicht auf das Geſchlecht erbe, das mag in deinen Räthen beſtimmt werden.

Denn ſolche Ehre kann nur Werth erhalten durch die Genauigkeit und Seltenheit, womit ſie ertheilt wird, und durch den Glauben, welchen die Meinung ihr beilegt. Sonſt iſt ſie nichts als eine Münze mit falſchem Gepräge.

Es iſt aber ſchlimm, das Volk an kleinliche Eitelkeit gewöhnen, und es auf äuſſere Ehre lüſtern machen.

Die Räthe mögen auch beſtimmen, wie es mit dem neuen Adel gehalten werden ſoll, den der König ſtämpelt, daß er von den Vätern auf die Kinder erbe.

Sie werden aber finden, daß es gut iſt, daß nur der Aelteſte des Geſchlechts das väterliche Erbe beſitze und als Edelmann betrachtet werde, die andern aber alle als Volk.

Denn ſoll Adel ſeyn, ſo muß er durch äuſſern Glanz und Reichthum dargeſtellt werden, welcher zerfällt, wenn man die Güter unter alle Kinder vertheilt.

Auch iſt es nicht gut, wenn in einem Lande zu viele ſind, die ſich von Kind auf Herren dünken; und zerſtört dies den Stolz und Muth des Volkes. Und laſſen die vielen Herrlein, die güterlos und doch eitel ſind, ſich am leichteſten zu Knechten dingen, und zerrütten durch viele leere Anſprüche die Eintracht im Volke.

Und bedarf ein freies Volk dieſes vielen Geflitters und Prunkes nicht; denn in ſeinen Bürgern wächſt ein Herz, das edler iſt, als der Adel, und ehrwürdiger, als Gedanken der Fürſten ſind.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Bauern.

Und du ſollſt auch Geſetze und Ordnungen ſtiften in deinem Lande, daß die Kleinen im Volke nicht in Armuth und Elend vergehen, noch von den Großen unterdrückt werden.

Denn es iſt ein ſchlechter Staat und mag nicht lange glücklich beſtehen, wo auf dem Lande eitel reiche und große Herren wohnen, welchen das kleine Volk nur als Knechte oder Tagelöhner dient.

Das aber ſind freie Länder und vertheidigen ihre Rechte löblich und muthig gegen ausländiſche und einheimiſche Angreifer, wo die Hälfte oder zwei Drittel aller Grundſtücke von freien Bauern bewohnt werden.

Auch waren freie Bauern die älteſten teutſchen Männer, welche das Schrecken der Römer wurden, und von dem Eroberer Karl dem Großen nicht unterjocht werden konnten.

Was Schweitzerbauern gethan haben vor vielen hundert Jahren, und was Tyroliſche und Katalaniſche Bauern thaten in den letzten Tagen, das wiſſet ihr alle.

Denn wo allein große Herren das Land beſitzen, da ſind die Kleinen und Geringen im Volke, die auf dem Lande wohnen, ihnen unterwürfig, und dienen ihnen als Beiſaßen und Tagelöhner, und gewöhnen ſich an ein kleines und knechtiſches Weſen, und fühlen nie, was die Freudigkeit und der Stolz eines freien Mannes iſt; ja ſie wiſſen kaum, daß ſie ein Vaterland haben, und iſt ihnen faſt gleich, wer ihr König iſt: denn wenn ſie auch den Herrn verändern, ſo verändern ſie doch kaum ihren Zuſtand.

Und auch die Herren, welche bloß mit ſolchen leben und über ſolche gebieten, lernen das Knechtiſche und Unterwürfige lieben, und können das Freie und Kühne nicht leiden; und verderben ſo die einen die andern, und werden alle mit einander zerbrochenen und ſklaviſchen Gemüthes.

Wo aber viele kleine Freie wohnen mit Grundbeſitz, da lernen alle die Freiheit lieben und als ihr höchſtes Gut achten und vertheidigen, und glüht auch in der Bruſt des Geringſten und Aermſten eine heilige Liebe für das Vaterland und für die lieben Landsleute; und wollen alle mit einander leben und ſterben, und keiner den andern im Stiche laſſen.

Denn auch die um Tagelohn arbeiten und keinen eigenen Beſitz haben, ſondern leben von dem, was ihre Hände täglich gewinnen, gehören doch den freien Bauern an, ſtehen ihrer Ordnung zunächſt, und werden von ihrem Muthe und ihrer Geſinnung beſeelt.

Und alſo bindet ſich jede Ordnung an eine höhere, und erwächſt das Ganze zu einem ſtolzen Baum der Freiheit, wo Wurzeln und Stamm und Aeſte und Zweige und Blätter und Blüthen und Früchte zuletzt ſo Eins ſind, daß man ſie gar nicht mehr von einander ſcheiden kann.

Darum gebiete ich dir, ich der Herr, der die Gerechtigkeit lieb hat und ein Beſchirmer der Freien iſt, daß du dir, was ich ſage, ans Herz legeſt und nicht verachteſt meine Gebote.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Bauern.

Es iſt gottlob in deinem Lande nie eine allgemeine Knechtſchaft geweſen. Nur in den Landſchaften, die vormals von Wenden und Slaven bewohnt wurden, waren bis auf den heutigen Tag böſe Spuren davon geblieben.

Und wurden daſelbſt die Bauern oft willkührlich behandelt und häufig ganze Dörfer und Höfe zerſtört, damit prunkende Herrenſitze daraus würden.

Und müßte deswegen künftig wohl geſorgt werden, wie die zerſtörten Bauern und kleinen Beſitzer in ſolchen Orten des Vaterlandes wieder aufgerichtet würden.

Umkehrung aber und Gewalt gefällt mir nicht, noch daß man von dem Reichen nehme und dem Armen gebe; ſondern ich habe einen andern Weg erſehen, den ich dir zeigen will.

Zuerſt ſollſt du ein Geſetz machen, daß die freien Bauergüter, die in deinem Lande ſind, erhalten werden nun und für alle Zeiten.

Und ſollen nicht vereinigt werden können mehrere mit einander, auch nicht zu größeren Gütern geſchlagen werden, ſondern immer einzeln bleiben, wie ſie ſind, und einzeln bewohnt werden, daß nicht ein Bauer mag drei oder vier Bauergütchen zugleich haben, ſondern wie er eines gewinnt oder erbt zu dem, das er hat, muß er eines von beiden ſogleich wieder veräuſſern.

Zweitens haſt du in manchen Landſchaften noch große Ländereien in deiner Gewalt, worüber du frei verfügen magſt und ſie verwalten und einrichten für die Freiheit. Ich meine alle öffentliche Güter, die auch Krongüter oder Herrengüter genannt werden.

Dieſe ſollſt du nehmen und auch alle in den letzten Jahren verſchleuderte und an und von Franzoſen verthane Güter wieder herbeiziehen; und ſollſt ſie eintheilen zu kleinen Bauergütern nach Verhältniß ihrer Größe und Lage und der Güte ihres Bodens, daß ſie von 30 bis 60 Morgen Landes groß ſeyen; und ſollſt, wo die Gelegenheit iſt, Weide und Wieſen und etwas Wald dazu legen.

Und wann du die Aecker eingetheilt haſt, ſollſt du ſie öffentlich zu Kauf ſtellen, und ſollſt das Geld, das dafür einkömmt, zu dem Staat ſchlagen.

Und zwar werden wohl Manche, die nicht Bauern ſind, ſolche Gütchen kaufen, aber zuletzt werden ſie Bauern werden, weil ſie nicht anders davon leben können, als auf bäuerliche Weiſe. Auch ſollſt du ſolche Ordnung darüber machen, daß keine andere denn Bauern ſolche Güter gerne bewohnen wollen. Und ſoll dies die Ordnung ſeyn:

Ein ſolches Bauergut ſoll in ſeiner Eigenſchaft unverrücklich, untheilbar und unveränderlich bleiben nun und für alle ewige Zeiten; es ſey denn, daß der Staat auf ſeinem Gebiete zu einer Feſtung oder einem andern hochwichtigen Werke Gelegenheit ſähe: dann weicht das Kleine dem Großen.

Auf jedem Gütchen muß immer eine Familie wohnen. Deswegen, wenn jemand durch Erbſchaft, Pfand, Kauf ꝛc. mehrere Güter erwirbt, darf er nur eines behalten, und müſſen die andern ſogleich einzeln an andere wieder übergeben oder verkauft werden.

Dies iſt aber das Recht dieſer Güter, damit ſie in Wehr und Ordnung bleiben mögen:

Nach des Vaters Tode theilen ſich die Kinder in das bewegliche Eigenthum zu gleichen Theilen; das Gut aber mit dem Feldgeräth und dem Vieh, das zu ſeiner Wirthſchaft nothwendig iſt, fallt demjenigen zu, der nach des Vaters Tode den Bauer verſtellen ſoll.

Ihr müſſet aber noch die Geſetze beſtimmen, ob es der erſte oder letzte Sohn ſeyn ſoll; oder, wenn nur Töchter ſind, welche von den Töchtern; oder ob alle Söhne drum loſen ſollen, daß wen das Glück trifft den Hof beſitze.

Iſt aber gar kein Vermögen da, ſo haben die andern Söhne, die nicht auf dem Hofe bleiben, nur jeder ein gutes Pferd oder die Ausrüſtung von 50 Reichsthalern zu fordern. Jede ausziehende Tochter aber erhält eine junge milchende Kuh und einen Stand Betten. Und dürfen ſie nach dem Recht nicht mehr verlangen.

Denn wenn das Vermögen immer unter allen getheilt würde, ſo müßte das Gehöft nach dem Tode des Beſitzers wohl häufig verkauft werden und liefe unaufhörlich von einer Hand in die andere; oder der junge Antreter würde auch ſo geſchwächt, daß er nicht tüchtig zu wirthſchaften vermögte.

Sind nach des Vaters Tode noch kleine Kinder da, ſo muß ſein Nachfolger ſie ernähren, bis ſie groß ſind und arbeiten können.

Den Müttern und Großmüttern aber, die überleben, wird ein Alttheil ausgeſetzt und eine kleine Wohnung und Feuerung gegeben, daß ſie dort ruhig und geborgen leben können bis an ihren Tod.

Und haben ſie eine große Ausſteuer in das Gut gebracht, ſo ſoll ihnen auch bleiben, was ſie an beweglicher Habe haben, und nach ihrem Vermögen ein größeres Alttheil geſetzt werden.

Denn ihr ſollet die Alten ehren, und nicht verſäumen die eure Kindheit pflegten.

Und wenn du alles auf dieſe Weiſe ordneſt, wird in deinem Lande die Gleichheit nicht fehlen, die ich lieb habe, und Freude und Freiheit wird blühen in deinen Wohnungen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Von Städten und Bürgern.

Und der Herr ſpricht: Wenn ich deine Städte anſehe, und bedenke, wie ſie einſt mächtig und blühend waren und reich an allerlei Kunſt und Gewerbe, und welche Werke ſie ausführten, und welche ſtolze und ſtreitbare und wehrhafte Bürger in ihren Mauern wohnten, und wie eine Stadt oft großen Fürſten und gewaltigen Herren widerſtand und nicht bezwungen werden konnte, ſo jammert mich faſt der Verlaſſenheit und Armuth und des Drucks und der Plünderung, worunter die meiſten darniederliegen.

Und iſt bei wenigen kaum noch eine Erinnerung deſſen, was ſie einſt geweſen ſind, und keine Ahndung, was für Männer ihre Väter vor ihnen waren; ſondern wandeln ſchwächlich wie im Traum dahin und ſind alle nur auf die Sorgen des Tages gerichtet.

Ihre Väter aber dachten an das, was ewig iſt, und ſchufen Werke, die gegen die Arbeit dieſer Zeit ewig heiſſen mögen.

Dieſes Geſchlecht aber ſchien vergeſſen zu haben, daß etwas vor ihnen geweſen iſt, und ſchien nicht zu hoffen, daß nach ihnen etwas ſeyn würde; und waren alſo alle Uebungen und Weiſen der Väter auſſer Brauch gekommen und alle Künſte und Tugenden der Väter zum Geſpötte geworden.

Darum, wann du nun dein freies Land bewohneſt, ſollſt du ſorgen, daß auch in deinen Städten die Freiheit wieder blühe und der Name Bürger wieder ein Ehrenname werde.

Und ſoll jede Stadt ihr Regiment ſelbſt verwalten und ſich ihre Ordnungen und Beſcheide ſetzen, wie es vor Alters geweſen iſt, und ſollen der König und ſeine Räthe darin nichts zu ſprechen haben, ſondern dies allein bei den Bürgern ſtehen.

Und ſollen die von den Gewerken ihre Rathsherren und Obrigkeiten und Richter aus ihrer Mitte wählen und ſoll keine andere Macht ſie einſetzen dürfen. Auch alle andere Aemter und Stellen ſollen die Erwählten der Bürger beſetzen und alle öffentliche Arbeiten und Geſchäfte durch ſich ſelbſt beſorgen.

Und wenn du dies thuſt, ſo wird der alte Geiſt wieder rege werden, und werden ſich baß dünken denn vorher, und werden ſich viele geſchickte und geſchäftige und tüchtige Männer bilden, die auch hohe Dinge verſtehen, wann das Vaterland ihrer bedarf.

Denn das iſt der rechte Staat, wo jede Gemeinde und jede Stadt wieder ein kleiner Staat iſt. Da leben die Menſchen mit einander und für einander, und fühlen was ein Vaterland iſt, und ſind ſtolz darauf, daß jeder an der Regierung Theil hat, und glauben alle mit zu regieren. Doch regieren immer nur wenige, welche zum Herrſchen und Anführen gebohren ſind.

Daß ſie aber dies glauben, das giebt ihnen den Bürgerſtolz und den feſten Muth, daß ſie in Gefahren nicht wimmern wie die Weiblein, und die Hände nicht in den Schooß legen, ſondern ſich einen Muth faſſen und zum

Schwerdt greifen und ihre Mauern verfechten wie Männer.

Ein ſolches Volk gefällt mir, ſpricht der Herr. Und thut nichts, daß ſie wohl zuweilen trotzig und übermüthig werden.

Denn die immer regiert werden und getrieben wie die dummen Schaafe, die werden auch in der Noth wie Schaafe erfunden, und zerreißt ſie der erſte Wolf der über ſie kömmt; und ſind keine Menſchen, ſondern Sklaven.

Auch ſollſt du, daß der hohe und kühne Geiſt ſich wieder wecke, in deinen Städten öffentliche Spiele einführen und Feſte zum Andenken denkwürdiger Begebenheiten und großer Thaten und Menſchen, damit ſie oft erinnert werden, daß ſie ein Volk und eine lebendige Gemeinde ſind.

Und ſollſt ihre alten Uebungen wieder beleben, die ſie über der Faulheit dieſer Zeit lange vergeſſen haben. Und ſollen wieder Ballhäuſer gebaut werden und Stadtfechter angenommen, und Fechtſchulen eröffnet werden, wodurch noch vor hundert Jahren deine Bürger ſo berühmt waren; und ſollen die männlichen Künſte ſiegen über die weibiſchen und das muthige Leben über das ſitzende.

Auch ſollſt du in jeder Stadt Schießplätze verordnen, wo die Bürger nach der Scheibe oder nach dem Vogel ſchieſſen; und ſollſt dieſe Uebungen fleißig halten und ſie dir oft zu einem prangenden Feſte machen. Denn du mußt freudige und ſtreitbare Bürger haben.

Die Ordnungen aber, die du ſonſt noch ſtiften ſollſt, damit auch jeder Bürger jede Stunde ein tüchtiger Kriegsmann ſeyn und ſeinen Herd und ſein Vaterland vertheidigen könne, werde ich dir weiter unten verkündigen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Bürgern, und von Gilden und Zünften.

Und es gefällt mir nicht, daß in vielen Städten die Gilden abgeſchafft worden, und daß man die Gewerke und Zünfte als etwas Altväteriſches und Albernes verſpotten will, das da für dieſe Zeit nicht paſſe, die ſich die freie und aufgeklärte nennt, und iſt doch die dummſte und knechtiſcheſte.

Und ſie haben geſagt: die Gilden und Innungen ſind etwas Sklaviſches und feſſeln unnütz des Menſchen natürliche Freiheit, und muß jeder ein Gewerb treiben können, welches er will, und ſeine Kräfte üben dürfen, wie er will; und wenn er kann, muß er dürfen ſein eigener Lehrer und Meiſter ſeyn, und bedarf nicht Kundſchaft oder Lehrbrief aufzuzeigen, nur daß er ſein Gewerb angebe und dem Staate dafür die Gebühr bezahle.

Und klingt ſolche Lehre allerdings ſehr klug und ſieht nicht übel aus, iſt aber näher betrachtet doch nur wie andere Lehren, welche dieſe kluge Zeit erfunden hat.

Denn wo ein Staat iſt, da muß auch Einſchränkung der Kräfte ſeyn; und will ich dir vorhalten, warum die alte Ordnung gut war und dir noch nothwendiger und nützlicher iſt, als vielen anderen.

Von den Anfängen deiner Geſchichte an hat ſich in deinem ganzen Gemüthe mehr als bei andern Völkern eine wunderbare Neigung offenbart, dich in beſonderen und geſchloſſenen Geſellſchaften und Innungen zuſammenzuhalten und ſchon in dieſen wie in einem kleinen Staate nach feſten Geſetzen zu leben.

Das war ein Trieb und ein Beweis für die Freiheit, und darüber hätten die, welche neue Ordnungen im Regiment zu machen meinten, nicht ſo leicht hinſehen ſollen.

Denn hier lernteſt du ſchon als Knabe und Jüngling die Heiligkeit, ja ſelbſt den Aberglauben der Geſetze ehren, und gewanneſt einen trotzigen und hartnäckigen Sinn, nur nach deinen Satzungen gerichtet zu werden. Und das iſt die Grundlage aller höheren Freiheit.

Und gewöhnteſt dich hier über dein Haus und deine Kinder hinaus nach etwas Allgemeinem auszuſehen, und ſtand dir der große Staat nicht mehr ſo fern; und lernteſt hier verſtehen, was ein freies Bürgerleben im höchſten Sinn ſeyn ſoll; und haſt es vor vierhundert, ja noch vor zweihundert Jahren oft tapfer bewieſen, wie du es verſtandeſt und behaupteteſt.

Auch iſt dir dies nothwendig, damit du dich nicht zu ſehr abſonderſt und über dem Menſchen den Bürger vergeſſeſt. Und gewinneſt du wahrlich bei dieſem ſogenannten Menſchen nicht viel; denn ohne das Bürgergefühl biſt du nur ein fantaſtiſcher Träumer, und immer ein halber Menſch.

Denn kein Volk hat ſo viel Neigung als du, zu grübeln und nachzuſinnen und ſich bei lebendigem Leibe gleich dem Seidenwurm mit ſeinen Gedanken und Träumen einzuſpinnen; und entfliegt dir ſo leicht die Welt und das Leben, und kümmerſt dich zuletzt nicht mehr darum, und weißt überhaupt nicht mehr, was die äuſſere Welt für ein Ding iſt.

Deswegen können fremde Völker ſo leicht mit dir ihr Spiel treiben.

Und biſt du wohl glücklich zu preiſen, daß ich dir dieſen Reichthum der Seele und dieſe Luſt an Gedanken in die Bruſt gegeben habe. Nur iſt es ſchlimm, daß du ihnen zu ſehr nachhangeſt und das Irdiſche darüber verſäumeſt. Denn das haſt du mehr als recht in dieſen Jahren gethan, und iſt dir darum widerfahren, wie es nun offenbar iſt.

Und wohin ſoll deine reiſeluſtige Jugend, die unter dem Schirm der Zünfte und Innungen von Land zu Land und von Stadt zu Stadt zieht, und ſo die Sitten und Weiſen verſchiedener Orte und Völker lernt?

Willſt du leichtſinnig zerſtören, was deine Väter kunſtreich und gelehrt gemacht und auch die entfernteſten Gränzen deiner Zunge mit einander verbunden hat?

Oder däucht es dir nichts, daß der Geſell von Stralſund nach Petersburg und von Strasburg nach Flensburg ziehen, und, was in jedem Lande gut und geſchickt war, in ſeine Heimath führen konnte? daß der gutmüthige Narr glauben konnte, ſo weit ihn ſeine Füße tragen, werden teutſche Menſchen ſeyn, die ihm forthelfen und in der Noth ſich ſeiner annehmen werden?

Und iſt dein Volk doch von Natur reiſlich und will alles erkunden und erforſchen; und du willſt ihm das auf einmal abſchneiden, als wenn es nichts wäre?

Ich aber habe gewollt, daß er reiſen und wandern ſoll, und mit allen Völkern verkehren, und ihnen was bei ihm löblich und tüchtig iſt lehren, und es von ihnen wieder empfangen; und habe ihn darum in die Mitte Europas geſetzt, und iſt Teutſchland das Herz deſſelben. Das Herz darf aber nicht faul ſeyn und ſtocken, ſondern muß ſich für alle anderen Glieder immer lebendig bewegen.

Und darum ſind die Gewerbe und Innungen erfunden, daß der Wanderer auch in der weiteſten Fremde Anhalt und Schirm habe, und daß er durch löbliche Ordnungen und Satzungen gezügelt werde.

Nun aber, wann er künftig in die Fremde reiſet, wird er leicht ein Landſtreicher und Streuner, und iſt auch, wenn ihn Krankheit und Noth befällt, ohne alle Genoſſenſchaft und Brüderſchaft, die ſich ſeiner annehme.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Von Gilden und Zünften.

Ja es verdrießt mich faſt, wenn ich bedenke, wie überklug und dumm du geworden biſt, und waren doch deine Väter ein ſo geſcheutes und weiſes Volk, und waren alle ihre Einrichtungen und Ordnungen klug erfunden, und wurden ſtrenge gehalten. Und deswegen blieben ſie lange frei und glücklich, da die meiſten Völker an ihren Gränzen in wilden Getümmeln umgetrieben oder von böſen Tyrannen geplagt wurden.

Und du haſt in den letzten Tagen gleich allen andern dich bethören laſſen durch ein wüſtes Geſchrei von Freiheit, wie ſie nie in der Welt geweſen iſt, und äffeteſt dem Auslande nach, und wollteſt fremden Völkern nachmachen, was weder für dein Gemüth noch für deine Lage ſich ſchickt.

Denn ich habe dir eben geſagt, deine Beſtimmung iſt die allerhöchſte, daß du ſollſt der Mittelpunkt der neuen Völker ſeyn und ihr Lehrer und Lichtträger; und habe dich deswegen in die Mitte von Europa gepflanzt.

Weil du aber in dieſer Mitte wohneſt, ſo wollen auch alle Getümmel und Umwälzungen, welche Europa aus den Angeln reiſſen, ſich immer nach deinem Boden hinſpielen, und wollen alle Völker ſich an dir reiben, und darfſt du nie ſtill noch ruhig bleiben.

Darum ziemt es dir, wie deine Väter weiland thaten, immer da zu ſtehen wie ein wohl gerüſteter und gewappneter Mann, der jeden Augenblick fertig iſt, was anprellen will von ſich abzuſtoßen.

Und mußt du deswegen, wie man einen Bau, der an wilden Waſſern ſteht, mit vielen Grundpfählen und Bruchpfeilern, die ſich einander kreuzen, von unten auf verwahret, auch dein Land durch viele kleine Genoſſenſchaften und Verbrüderungen von unten auf verwahren und ſtärken, damit alles, von frühe her an Zucht und Gehorſam gewöhnt, in der größten Genoſſenſchaft, im Staate, oben deſto feſter zuſammenfaſſe, und bei allen Stößen, die von auſſen kommen, nicht loslaſſe noch weiche.

Denn wenn bei dir alles bloßer Gedanke und Begriff wird, und das zuſammenhaltende Leben in deinen unteren Ordnungen verſchwindet, ſo ſpült die gewaltige Weltbewegung, die um dich als um ihren Mittelpunkt immer hinrollen wird, dich endlich wie einen mürben Erdenkloß aus einander.

Und mußt du nicht auf England ſehen; denn ich weiß wohl, daß viele dich dahin verweiſen, und ſprechen: Aber in England iſt ja alles Gewerb und alles Wirken frei, und ſind faſt gar keine Innungen und Gilden, und iſt doch nirgends ſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit, und ſo viel Reichthum und Wohlſeyn, noch ſo viel Freiheitsſinn und Bürgerſtolz, als in England.

Denn England iſt ein ganz anderes Land, als das deinige, und eingeſchloſſen durch die See, und in ſich ſelbſt und in ſeiner Sitte feſtgehalten, und kann der Feind nicht ſo leicht daran laufen und zupfen, als an dir.

Und ich ſage dir auch, ſein Freiheitsſinn und ſein Reichthum kömmt nicht aus der Freiheit der Gewerbe, ſondern aus ſeiner äuſſeren Lage und aus dem Reiz und der Beweglichkeit, die das Meer und ſeine Thätigkeit giebt.

Solchen Reiz zur Bewegung und ſolche Haltung haſt du bei dir und in deinem Lande nicht, und mußt ſie durch weiſe Bürgereinrichtungen dir ſchaffen.

Und doch hat auch England vieles ungebundener gelaſſen, als bürgerlich recht iſt; und muß man nicht alles loben, was für den Augenblick glänzt; und iſt dieſes herrlichen Reiches Abend noch nicht gekommen, daß man ſagen mag: es war alles weiſe und gut.

Und weil ich dich wieder zu einem öffentlichen Manne machen will, der in die Welt hinausſiehet und auf die Welt ſiehet, ſo ſollſt du in deine Bürgerordnungen und Beliebungen wieder die alte Strenge und Zucht einführen, wodurch die Tugend deiner Väter in alten Zeiten ſo groß ward.

Denn mir gefällt dieſes weiche und weinerliche und weibiſche Weſen nicht, was ſie ihre Aufklärung, oder mit einem fremden Namen ihre Humanität nennen; denn es iſt ein ſchlüpfriges und verführeriſches Ding, und ſieht immer der eine dem andern durch die

Finger, und will immer der eine noch zarter und feiner ſeyn und die Dinge inniglicher und vielſeitiger betrachten, als der andere.

Und ſind durch dieſes Unweſen die Männer zu Spinnegeweben geworden, die man wegblaſen kann, und die Weiber in ihren Gelüſten hingefahren; und ſie haben auch mir, damit ich zu ihnen paſſe, den heiligen Zorn ausgezogen, und mich zu einem faulen und nachſichtigen Zuſchauer gemacht, der ihre Elendigkeiten recht ſeyn läßt.

Solches Weſen gefällt mir nicht und iſt meinem Herzen ein Gräuel; ſondern was ernſt, was mannhaftig, was tüchtig, was zur Arbeit und zum Ruhm vermahnend iſt, das iſt je und je der Gottesdienſt geweſen, der mir wohlgefällig iſt, ſpricht der Herr.

Alſo daß du das Alte, was die Zeit tragen kann, würdig wiederherſtellen magſt; die Mißbräuche aber mußt du abſtellen, welche in Tand und Quälerei verwandeln, was Ernſt und Freude ſeyn ſoll.

Vor allen ſollſt du in deinen Zünften bei der Jugend ſtrenge auf Ordnung halten, und daß ſie alles genau erfüllen, was das Geſetz gebeut, und daß keiner auf ſich oder auf ſeine

Gilde einen Schimpf bringe und darauf haften laſſe; denn wie mag ein edler Bürger ſeyn, wer den Schimpf erdulden kann?

Und ſollen die Aelteſten und Oberſten ein fleißiges Aug haben auf das Leben und Hausregiment der Meiſter, daß ausgeſtoßen werde, wer etwas Schändliches thut oder ſich Schimpfliches anthun läßt.

Damit Freude in deinen Häuſern blühe und Zucht über deiner Ehe walte.

Und ſoll der Name Bürger ſo herrlich ſeyn, daß auch Fürſten geehrt werden, welchen eine Stadt dieſen Namen ſchenkt.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Von den Volksboten.

Und wann du nun den König geſetzt haſt aus den Fürſten deines Volks, welchen ich dir zeigen werde, und dein Regiment geordnet haſt, wie es ſeyn ſoll, dann ſollſt du erwählen aus allen deinen Landen, welche die ganze Gemeinde des Volkes vorſtellen und zur Hauptſtadt fahren, wo dein König wohnen wird, und dort neben ihm ſitzen und rathſchlagen über alles, was dir und dem Lande erſprießlich iſt.

Denn damit die Freiheit lebendig blühe und deine Augen und Herzen immer auf das Ganze gerichtet bleiben, muß aus allem deinem Volke ein ſitzender Rath ſeyn, der dich vertrete und deine Anliegen vorbringe und deine Nöthen offenbare vor dem Könige.

Denn wo der Wille nicht laut werden kann und das Wort ohne Ziel durch einander fährt, da mag auf die Länge keine Freiheit beſtehen.

Dieſe deine Stellvertreter ſollen Volksboten oder Landboten genannt werden. Sie ſollen aber auf ihrer Reiſe zu der Hauptſtadt und zurück, und auch wann ſie im Rath ſitzen heilig und unverletzlich ſeyn; und ſoll wer einen von ihnen antaſtet und verletzet geachtet werden, als habe er den Frieden des Reichs gebrochen; und ſoll um Worte und Meinungen, die ſie geſprochen, niemand Rechenſchaft fordern von ihnen.

Denn könnte der Mann Furcht haben, in deſſen Bruſt das ganze Herz eines Volks ſchlagen ſoll, woher ſollte den Kleinen der Muth kommen?

Wie viele aber dieſer Landboten geſchickt werden ſollen, das magſt du für alle deine Lande künftig näher beſtimmen.

Und ſollſt du ihnen ehrliches Reiſegeld auswerfen und einen Jahrlohn ſetzen, daß ſie ſorgenlos leben mögen; und nicht weiter. Damit niemand ein ſo hohes Amt ſuche um das Geld, ſondern allein die Ehre der Sporn ſey und das Vertrauen, für das liebe Vaterland arbeiten zu wollen.

Und ſollen dieſe Volksboten gewählt werden auf folgende Weiſe:

Alle Männer, die ſo viel Eigenthum beſitzen oder ein ſolches Handwerk üben, daß ſie unabhängig davon leben können, und nicht bei andern um Lohn dienen, haben eine Stimme zur Wahl; und hat auch der Reichſte nicht mehr als Eine Stimme.

Alle dieſe Männer, wann es verkündigt iſt, daß eine neue Landbotſchaft gewählt werden ſoll, verſammeln ſich in ihren Kreiſen und Vogteien, und wählen aus ſich einen Ausſchuß von Männern, zu welchen ſie ein beſonderes Vertrauen haben; und dieſe werden Wähler genannt.

Dieſe Wähler aus den verſchiedenen Kreiſen einer Landſchaft treten wieder zuſammen, und wählen die Boten, wie viele die Landſchaft nach ihrer Volkszahl ſchickt.

Eben ſo geſchieht in den einzelnen Städten jeder Landſchaft, und haben dort alle, welche Meiſterrecht oder Bürgerrecht gewonnen haben, das Stimmrecht.

Zum Volksboten aber mag gewählt werden jeder einheimiſche und unbeſcholtene Mann in deinem ganzen Lande; niemals aber ein Ausländer. Wohl aber mag ein ſolcher Bürgerrecht und Stimmrecht gewinnen, daß er mitwähle. Nicht aber, als nachdem er zwanzig Jahre in deinem Lande gewohnt hat.

Die Wahl aber ſoll eine ganz freie und redliche Wahl ſeyn, und ſollen der König und die Gewaltigen der Landſchaft nicht dabei ſeyn, noch jemand ſenden, daß er ſie lenke oder regiere.

Und ſollen auf dem Lande die Biſchöfe oder Pröbſte oder die Richter der Kreiſe und Bezirke auf die königliche Verkündigung wo es am gelegenſten iſt die Gemeinden verſammeln, und dieſe ſollen aus ihnen ſelbſt einige wohl berüchtigte und ehrenhafte Männer ausleſen, daß ſie eines jeden Stimmrecht prüfen. In den Städten aber ſollen die Obrigkeiten, welche das Volk ſich ſelbſt gewählt hat, vorſitzen und die Verſammlung ordnen und die Stimmen ſammeln.

Und es ſoll auf alle Zwiſchenträgerei und Beſtechung eine harte Strafe geſetzt ſeyn. Denn du biſt ein redliches Volk, und mußt redliche Stellvertreter haben.

Wenn du aber aus den Fürſten und Herren und den Prinzen vom Blute einen zweiten Rath ſetzeſt, der neben dem Volksrath ſitze, nicht aber über ihm, ſo werden viele dir ſagen, es ſey doch lächerlich und in unſerer Zeit nicht mehr ziemlich, daß das Recht, in ſolchem Rath zu ſitzen, durch Erbſchaft gebohren werde; denn es werde Verdienſt und Tugend und Geſchicklichkeit des Vaters nicht auch mitgebohren, und werden alſo viele Tröpfe und auch wohl ſchlechte Männer mit im hohen Rath ſitzen.

Ich aber ſage dir, das wird allerdings oft geſchehen, ja auch in dem nicht gebohrnen ſondern erwählten Volksrath werden ihrer häufig ſitzen, die nicht immer das Beſte wollen noch das Weiſeſte wollen können. Denn unvollkommen bleiben alle menſchlichen Dinge.

Aber wenn du ein ganzes großes Land biſt und eine kräftige und freie Verfaſſung in dir lebendig iſt, ſo wird alles ſogleich ganz anders werden. Viele Kräfte, die jetzt ſchlafen, werden erwachen; das Volk wird den Adel, der Adel wird das Volk treiben zu Ruhm und Tugend: und du wirſt dann Fürſten und Herren ſehen, wie du ſie in dieſen ermatteten und tyranniſchen Zeiten nicht ſehen konnteſt.

Darum fürchte nicht, daß in dem hohen Rathe Männer fehlen werden, die an Weisheit und Kraft und Vaterlandsliebe mit den Edelſten im Volke wetteifern und die Namen großer Vorfahren wieder glänzend aus den Grüften wecken.

Es iſt aber nothwendig, daß auch in deinem Volke ein ſolcher erblicher Fürſten- und Herrenrath ſey, eine Maſſe, die durch ihre Schwere ſich ſelbſt hält und an die zu große Flüchtigkeit und Beweglichkeit der feurigen und lebendigen Triebe eine Trägheit hängt, welche in politiſchen Dingen eben ſo nothwendig iſt, als Steine und Erdklöße in der Natur: damit der edelſte Eifer ſich nicht übereifere und die patriotiſcheſte Geſchwindigkeit ſich nicht überlaufe.

Denn ich ſage dir, eure neu gemachten Staaten waren Schiffe ohne Ballaſt auf ſtürmiſchem Meere. Wehe aber ſolchem Schiffe, wann die Windsbraut heult! Denn die Beweglichkeit der Freiheit kann ſo groß werden, daß ſie ſich aus dem Athem läuft, und ſtirbt, weil ſie nicht ſtillſtehen konnte.

Und ſollſt du es nicht verſtehen, als rede ich von einer ſchweren Maſſe, die an ſich träge ſey, ſondern ich meine das Gebohrene und Alte, woran Gewohnheit und Sitte auch den Bau der Staaten befeſtigen muß; und ruhet dies gleichſam auf ihm ſelbſt, da das Neue immer fliegen und oft zu weit fliegen will.

Denn es werden in dem Adel wohl die ſtolzen und ritterlichen Triebe wohnen und die feurigen und leuchtenden Funken der Ehre ſprühen, wann ein hoher Volksgeiſt wieder alles beſeelt.

Auch iſt es löblich und gerecht, daß du in deinem Volke alles erhalteſt, was mit der Gerechtigkeit und der Freiheit des Landes beſtehen kann.

Wahrlich, ein Volk, das ſeine Freiheit damit beginnt, daß es alles Alte ausrottet und umſtürzt, und das durch ſich ſelbſt alles wieder neu zu bauen meint, wird nimmer frei werden.

Nur aus den Elementen, die da ſind, kann ein Volk einen neuen Staat bauen, und der iſt der weiſeſte Geſetzgeber, welcher aus dieſen Elementen das Lebendigſte und Brauchbarſte auszuleſen und ſo zuſammenzufügen verſteht, daß es ein geſunder und kräftiger Leib wird.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Von dem Alten.

Und ich ſehe, die da naſerümpfen und hohnlächeln, und ſprechen: was iſt dies für eine wunderliche Lehre? alles Alte, und wieder das Alte, und immer das Alte? da ſollten wir auch wieder in unſerer Großmutter Strümpfe kriechen und unſers Urältervaters Rock anziehen und uns gebärden wie die, welche längſt geſtorben ſind.

So ſpöttelt dies Geſchlecht, das ſo grün und jung ausſieht, daß es nicht feſt und alt werden kann.

Ja, ihr Elendigen! wenn ihr mit eurer Großmutter Strümpfen wieder der Großmutter Zucht und mit des Urältervaters Rock auch ſeine Tüchtigkeit anziehen könntet, ſo werfet ſie nur flugs um euch. Aber leider ſo leichten Preîſes möget ihr nicht werden, wie die waren, welche längſt geſtorben ſind.

Ich ſpreche es, welcher der Aelteſte iſt, welcher war von Anfang und war ohne mich nichts; auch nennen ſie mich den alten Gott, und mahlen mich wie einen Greis. Aber erſt in dieſen ſchwächlichen Tagen haben ſie mich zu einem alten Manne gemacht, der nicht mehr blaſen, noch auf den Füßen ſtehen, geſchweige denn ſtrafen und das Regiment verwalten kann, elendig, wie ſie ſelbſt elendig ſind.

Ich ſpreche es, der Aelteſte: es iſt in dem Alter eine Jugend, und ſoll auch in der Jugend ein Alter ſeyn. Wo das nicht iſt, da iſt kein Leben. Aber das verſtehen ſie nicht, und ſind doch ſo klug.

Denn das Leben ſoll ſeyn wie alter Wein, und ſoll auch der Staat ein ſolcher ſeyn, worin Ruhe zugleich und Feuer iſt. Denn der junge Moſt gähret über, aber der alte Wein ſtehet ſtill und leuchtet im Becher gleich der Sonne.

Denn ich frage dich: biſt du von geſtern her? und iſt das Geſchlecht, das jetzt auf Erden lebt, von ehegeſtern?

Aber ſie gebärden ſich ſo, weil ſie kindiſch ſind, und bäumen ſich über, weil ſie die Zucht nicht kennen.

Denn was ſie Gutes haben, haben ſie von ihren Vätern empfangen, und was ſie Weiſes wiſſen, iſt ihnen von Gott geweiſſagt worden. Und gehet ſo die Geſchichte und Offenbarung fort bis auf dieſen Tag; und wenn ſie die Geſchichte nicht wiſſen, verſtehen ſie auch mich nicht, ſpricht der Herr.

Darum, ſo ſie etwas Neues machen wollen, muß es an das Alte gehängt werden, und ſo ſie etwas Bleibendes ſtiften wollen, müſſen ſie kennen, was vor ihnen war.

Denn es ſcheint Vieles alt, was nicht alt werden kann, und ſieht Vieles aus wie Thorheit, und iſt doch Weisheit darin.

Und die alles neu machen wollen ſind die ſchlechteſten Männer, und bei denen alles jung ſeyn ſoll, die Unweiſeſten im Volke.

Und es verdreußt mich dieſes Geſchlechts, daß es nicht unterſcheiden kann und alles unter einander miſchet. Denn mit dem Veralteten ſpielen ſie genug, und tändeln damit wie die Kindlein mit der Puppe; aber das Alte kennen ſie nicht. Und wenn ſie es erkenneten, würden ſie erſchrecken, wie ein Zwerglein erſchrickt, wenn es eines Rieſen Schwerdt erblickt.

Und ſie verwechſeln die Zeit, die da wandeln ſoll, und die Ewigkeit, die da ſtehen ſoll. Denn die Geſinnung ſey alt wie ein rüſtiger Greis, und die Empfindung friſch wie ein Jüngling, der in Blüthe ſteht.

Darum hat auch ihre Jugend keine Blüthenzeit, und ihr Alter fährt ohne Kraft und Freude dahin.

Ich aber ſage euch und vermahne euch: ſpielet nicht länger mit den hohlen Larven und Verpuppungen der Dinge, denn die helfen euch zu nichts, und ſind wirklich veraltet und vermodert, und wird dadurch kein Leben gebracht in das Lahme und Starre.

Aber jenes Alte ſuchet wieder, was aus eurem Volke innigſt gebohren ward, und ſich für euer Land ſchicket. Denn das iſt das Alte, von dem ich ſagte, es könne nicht alten.

Jenes Alte ſuchet wieder, was durch die Jahre von auſſen immer grauer und von innen immer feſter wird, wie die Kirchen und Schlöſſer, die eure Väter baueten: die Geſinnung und die Tugend, die gleich altem Wein immer ſtiller und immer feuriger werden.

Denn wie eure Werke hinbröckeln vor den Werken eurer Väter, ſo beſtehen auch eure Thaten nicht vor ihren Thaten.

Doch das todte Alte gefällt mir nicht, und Geſpenſter und Spuke ſind mir ein Gräuel.

Ihr aber rufet Geſpenſter und Spuke aus den Gräbern der alten Zeit herauf, und ſie ſollen euch die Tugend und Kraft eurer Väter auch heraufſchwören helfen. Denn ihr ſeyd ein faules Geſchlecht, und wollet alles ohne Schweiß und Arbeit gewinnen.

Aber das lebendige Alte ſoll auch ewig das Alte bleiben; denn es iſt nicht älter als ich bin; und doch bin ich der Aelteſte und Jüngſte, und iſt keiner mir gleich an Geſchwindigkeit und Stärke.

Darum ſollt ihr alle fromme Zucht und einfältige Sitte eurer Väter wieder hervorſuchen, die viel beſſer iſt, als euer Getändel und Geflitter, und ſollet das Alte nicht verachten. Denn es haben viele Jahrtauſende gearbeitet und gewirkt und gedacht und erfunden, damit ihr würdet, was ihr jetzt ſeyd.

Und wenn ihr das Neue nicht machet, daß es dem Alten ähnlich ſey, ſo ſeyd ihr eitle Narren, und es wird hinfahren in Nichts, wie alle Werke der Eitlen.

Denn nur das Kleid der Dinge verwandelt ſich, und durch die Geſtalten wandelt die Zeit dahin, aber das Weſen der Dinge bleibet in Ewigkeit.

Dreißigſtes Kapitel.

Von dem Alten, und von Landſchaften, und was dahin gehört.

Und es bedenken die Neumacher und Umkehrer nicht, wie freventlich ſie thun, denn ſie rotten die Liebe aus und den Glauben; und ſind dieſe doch das Höchſte und Feſteſte, worauf ein Volk ſtehen mag, und mag es ohne ſie gar nicht beſtehen.

Und thun ſie gleich denen, die im Walde die hohen Bäume fällen, worauf die Vögel des Himmels niſten; und die Vögel ziehen weg und wenden ihre Gedanken anderswohin und kehren nimmer wieder zu dem alten Orte.

So wenden die Menſchen auch ihre Gedanken weg, wenn du ihnen die Statten nimmſt, worauf ſie geruht haben, und wenden ſie oft auf das Schlimmſte. Und magſt du ſie nicht wieder zurück holen, wann ſie einmal unruhig und ſchwärmiſch geworden ſind.

Darum mußt du alles erhalten, worauf die Liebe der Menſchen ruhet, wie der Vögel Liebe auf ihren Bäumen und Neſtern, und mußt wieder pflanzen, woran ſie ranken und ſich befeſtigen kann. Denn ohne dieſe kindliche Liebe zu ihrem Lande und Volke wird nichts Herrliches und Gewaltiges erblühen unter den Menſchen.

Und ſcheue dich nicht auch das zu ſchonen und zu ſchirmen, was viele Kluge Thorheit und Vorurtheil und Aberglauben ſchelten. Denn dieſe Klugen wiſſen von dem Heiligen nichts, und haben keinen Gott im Herzen als ſich ſelbſt.

Denn heilig ſoll dem Menſchen die Stätte ſeyn, wo er gebohren iſt, und ehrwürdig bleiben das, woran ſeine Kindheit erwuchs. Und du ſollſt ihm das Gleichgültige und Unſchädliche Pflicht verweigern, und nicht verkümmern, was ihm wohlgefällig und unſchuldig iſt.

Denn das Land iſt wohlbeſtellt und ſteht feſt auf ſeinen Bürgern, wo jedem zuerſt ſein Haus, und der Garten und die Bäume um ſein Haus, dann ſeine Nachbarn und die Felder ſeiner Nachbarn, dann die nächſte Stadt und ihr Kreis das Liebſte ſind und das Beſte dünken in der Welt.

Siehe, ein ſolcher hat eine reiche Liebe, wovon er viel abgeben kann, und wird auch das größere Vaterland von ganzem Herzen lieb haben und beſchützen helfen.

Nimmſt du ihm aber alles weg und verlacheſt ihm ſeine Liebe zu Wahn, dann ſtehet er wie ein Baum in der Luft, dem unten die Wurzeln abgehauen ſind, und der erſte Wind wird ihn fällen.

Und es iſt weggenommen und die Wurzel der Liebe iſt gelöſt worden, und du haſt geſehen, wie ſie gefallen ſind, und noch fallen; und doch glaubeſt du meinen Worten kaum.

Willſt du alſo glücklich ſeyn und gerecht, ſo laß jeder Landſchaft und jedem Völkchen in die das, was ihnen als ihre Sitte und Liebe theuer iſt, und ſchilt es ihnen nicht Narrheit und Vorurtheil; und ſo es dir auch thöricht däucht, ſchweige doch lieber davon, und laß die Menſchen mit kleinen Thorheiten ſpielen: denn dann werden ſie weniger große begehen.

Denn ich bin ein Gott, dem ſolches gefällt, und habe in meiner ſchönen Welt zu vielen Spielen Raum gegeben, und verweigere es den Menſchen nicht, daß ſie auch zuweilen kindiſch ſind; und ſollſt du nicht unfreundlicher ſeyn über ſolches, als ich bin, ſpricht der Herr.

Darum ſollſt du, wann nun die Stämme und Lande deines Volkes vereinigt werden, ein ſtrenges Gebot auslaſſen, daß niemand den Namen eines Stammes oder Volkes oder nur einer Stadt und eines Kreiſes misbrauche und beſchimpfe; denn ihr ſeyd alle Kinder Einer Mutter und ſollt euch als ſolche hinfort mit Treue und Liebe umfaſſen.

Wer aber anders thut, der werde als ein Unruhſtifter geſtraft und der die alten Zwieſpalte erneuen wolle.

Denn die vorigen Unglimpfe ſollen vergeſſen ſeyn, und der Kriege und Unbille, die ihr mit einander gehabt, ſoll nicht mehr gedacht werden, damit ihr alle fühlet, wie viel beſſer un[illegible]dſeliger dieſer Zuſtand iſt, denn der vor[illegible] war.

Und weil die Liebe der Menſchen etwas Heiliges iſt und nicht verletzt werden darf, ſo ſollſt du auch alle alte Namen ehren und erhalten in deinem Volke, und alle Geſetze, Weiſen und Gebräuche, die nicht wider die Freiheit ſind; und mag eine jede Landſchaft behalten, was ſie von ihren Vorfahren überkommen hat, und ſollſt ihnen nicht ihr Eigenes nehmen, das ihnen ſo lieb iſt.

Nur die große Ordnung und die allgemeinen Geſetze, (die ſie Staatsgeſetze nennen) ſollſt du gleich machen bei allen; und dadurch ſollen ſie alle Teutſche werden und der teutſche Name ſoll ihnen der liebſte von allen Namen ſeyn.

Denn einem Stamme und einer Landſchaft ſind ihre Namen wohl lieber, als den Geſchlechtern die Namen ihrer Ahnherren, und laſſen ihnen auch das gern einen Sporn zur Tugend ſeyn.

Darum ſoll der Baier auch künftig noch Baier und der Pommer Pommer heißen, und mögen ſie auch auf dieſe Namen ſich was einbilden; denn das iſt ein ſchlechter Mann, dem ſein Volk nicht das beſte däucht. Aber ſie werden den Namen wohl lernen, worauf ſie ſich am meiſten einbilden müſſen, und wird aus den vielen kleinen und einzelnen Lieben wohl Eine große Liebe werden, die das Ganze entflammet und erhält.

Und deswegen ſollſt du auch, wann du nun deine Kriegsmacht ordneſt, und auf deine Landſchaften vertheileſt, wie viele Bewaffnete jede unterhalten ſoll, die Regimenter nicht nach zufälligen Namen oder Zahlen nennen, ſondern nach dem Orte, wo eines jeden Stab ſeinen Sitz hat.

Und ſollſt du die Kriegsleute jeder Landſchaft beiſammen laſſen; und wird das der Freiheit unſchädlich werden. Denn ich will dir weiterhin wohl zeigen, was du thun ſollſt, daß auch durch die Kriegsleute deine Lande mehr verbündet werden, als ſie geweſen ſind.

Denn die Orte und Städte bleiben immer lebendig, aber die Führer wechſeln und ſterben, und die Zahlen ſind ewiglich ein todtes Ding.

Denn wenn es heißet: das Regiment von Trier oder Breslau, ſo verſtehet das ein jeder; aber den Anführer kennen ſie oft nicht, und die Zahlen verwirren ſich, und iſt weder Liebe noch Leben in ihnen.

Und wird auch dies zur Tapferkeit dienen und zum edlen Eifer der Landſchaften gegen einander, und wird keine hinten bleiben wollen. Und wenn ein Regiment einen herrlichen Namen trägt, werden die Jüngeren nicht ſchlechter ſeyn wollen, als die Früheren geweſen.

Auch geſchiehet hiedurch den Führern kein Unglimpf; denn können ſie ihren Namen groß machen, ſo werden die meiſten das Regiment, welchem ſie befehlen, wohl durch ſie kennen und nach ihnen nennen.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Von Kleidern und Moden.

Und wenn ich betrachte, wie du dich trägeſt und kleideſt, ſo muß ich wieder das Alte rühmen und das Neue ſchelten.

Denn du biſt ſo wunderlich aufgeſtutzt und ſo abentheuerlich ausſtaffiert, und änderſt alle Tage deine Art und Weiſe ſo, daß es oft ſchwer iſt zu ſagen, ob in ſolcher Tracht ein Menſch oder ein ſeltenes Thier ſtecke, das man den Leuten zum Scherz jeden Tag anders ſtaffieret.

Denn der Menſch ſollte das Gleiche und Rechte lieben, und nicht thun, als wenn jeder Glockenſchlag eine andere Zeit brächte. Du aber verziereſt und verkleideſt und verlarveſt dich jede Stunde anders, und iſt gar ein flatterhaftiges Weſen in dir.

Und du nenneſt das Niedlichkeit und Geſchmack und Schönheitsſinn, und was für wunderliche Namen mehr du deinem wunderlichen Thun umhängſt; und heißt die Art deiner Großvater und Großmütter die ſteif und ſchwer und ungeſchickt: und waren ſie doch viel geſchwindere und waidlichere und geſchicktere Menſchen, als du biſt mit aller deiner Zierlichkeit.

Und biſt du ſo ein abgeglätteter Affe und Narr, daß kaum ein Bild von dir gemacht werden kann, und ſiehſt immer albern und verſchnitten aus, wie dein Zeitalter iſt.

Und auch dieſe Aefferei haſt du den Franzoſen zu danken, von welchen von jeher dein größtes Unheil gekommen iſt, und auch den Engländern. Denn du biſt ein Affe alles Fremden geworden und haſt das Eigene lange verachtet.

Und glaube nicht, daß dies etwas Gleichgültiges iſt und was jenſeits des Geſichtes liegt, und daß die Mode nur ein unſchuldiges Spiel iſt, welches die Sitte nicht berührt.

Bei deinen Vorfahren galt eine Tracht ein Menſchenalter, ja wohl drei, vier Menſchenalter hinter einander, und eben ſo gleich und beſtändig ſtand bei dieſen tüchtigen Menſchen die Sitte und Treue; bei dir aber wechſelt die Mode jeden Monat und jedes Jahr, und eben ſo gaukeliſch und vagabundiſch iſt dein Sinn geworden.

Darum ſage mir nicht, die Mode ſey ein gleichgültiges Ding, und was du an der Oberfläche thueſt, gehe das Innere nichts an.

Das iſt nicht wahr. Denn grade das Kleine, worin der Menſch täglich lebt, das Unbedeutende, was nur eine Stunde herrſchen will, das erzieht oder verzieht auch das Große und Bedeutende, und er muß es, damit es ihn nicht verderbe, unter die Sitte ſtellen.

Denn die Mode iſt ein unruhiges, gaukeliſches, launiſches, und üppiges Ding, gleich einer Buhlerin, die noch unſchuldig ſcheint und grade durch dieſen Schein am meiſten verführt.

Darum ſollſt du dir eine Volkstracht ſetzen, die für dein Gemüth und dein Land und deinen Himmel paſſet, und die an Feſttagen und in

Verſammlungen als ein Feierkleid getragen wird; und zwar beide für Männer und Weiber nach ihrem Geſchlecht.

Und ſollen alle Bürger in deinen Städten und alle angeſehene Männer und freie Bauern, die auf dem Lande leben, in dieſer Tracht einhergehen, und alle ehrliche Frauen, die nicht für ſchlecht gehalten werden wollen.

Und ſollſt du darauf halten, daß an feſtlichen Tagen und in Verſammlungen alle alſo gekleidet erſcheinen; und ſoll ein Schimpf ſeyn, ſich franzöſiſch, oder engliſch, oder überhaupt ausländiſch zu kleiden, und ſollſt du den, der dawider verbricht, um Geld ſtrafen.

Und ſoll dieſe Tracht für alle teutſche Männer und Frauen gelten, von dem Könige und der Königin an, die auf dem Thron ſitzen, bis zu dem Bauern und der Bäuerin unter dem Strohdache.

Ich meine aber nur den Schnitt und die Art der Kleider; denn die kleinen Verzierungen mögen wohl verſchieden ſeyn, daß man die Ordnungen und Stufen des Volks daran erkenne: und mag ſich die Mode an dieſen Verzierungen immer noch üben.

Und ſollſt auch hierin beweiſen, daß du ein eigenes Volk biſt.

Denn bedenke, wie lächerlich es iſt, daß die Europäer in Jahrtauſenden kein Kleid haben finden können, das für ihren Himmel und ihr Land paßt, und der Perſer und Araber kleidet ſich noch heute, wie er zu Cyrus und Abrams Zeiten that.

Du bedarfſt aber nicht zu den Griechen zu gehen noch die römiſchen Bildſäulen abzuzeichnen, daß du findeſt, was ſchön und wohlgefällig iſt; ſondern wenn du zwei, drei Jahrhunderte zurückgeheſt zu den Trachten deiner Vorfahren, ſo magſt du wohl finden, was, zugleich leicht und ſtattlich, teutſchem Ernſt und Sinn und überhaupt einem freien Volke wohl ſtehet. Daraus wähle denn, was Frauen züchtig und lieblich und Männern tüchtig und würdig iſt, und füge hinzu, was die jetzige Zeit verlangt.

Denn daß du grade das Alte nachmachen ſollſt, das will ich nicht, ſondern nur, daß die loſe Unbeſtändigkeit und elende Gaukelei aufhöre; denn es muß doch eine Tracht ſeyn, die dir und dem teutſchen Himmel zu allen Zeiten am beſten paſſet und ſtehet, und die zugleich bequem, anſtändig und ſchön iſt: dieſe ſollſt du auswählen und behalten.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Von Feſten und Spielen.

Deine Väter weiland waren ein luſtiges und waidliches Volk, und tummelten ſich draußen unter freiem Himmel, und hatten viele männliche Spiele und Uebungen, und ſtand deswegen das Leben fröhlich bei ihnen.

Und wie deine früheren Altvordern lebten und welche kühne Waffenſpiele ſie hatten, das haben dir ihre Feinde, die Römer, beſchrieben. Aus den ſpäteren Geſchichten deiner Väter aber lernſt du, daß dieſe nicht ſchlechter waren, als ihre Vorfahren:

Denn als noch jeder Bürger vor den Mauern ſeiner Stadt ſtand, und, wann Aufruhr und Krieg erwuchs, in voller Rüſtung auszog, und die Meuterei züchtigte, und den Feind abſchlug, da hatten die Menſchen eine Luſt an kühnen und friſchen Dingen, und es waren mancherlei Spiele und Uebungen bei ihnen, die nun vergeſſen ſind.

Seit aber die Herrlichkeit der Ritter und die Freiheit der Städte verfallen iſt, und Söldner, worin die Fürſten ſich ſpiegeln, und wornach ſie ihre Macht meſſen, von allen gefüttert werden und für alle ſtreiten ſollen, iſt das ganze Leben durchaus anders geworden, und mag wohl das ſitzende Leben heißen für das ſittliche.

Mit weibiſchen Dingen und eitlen Gaukeleien, mit Feinheit für die Tüchtigkeit, mit Karten für die Waffen, mit lauten Worten für ſtille Thaten hat das jüngere Geſchlecht ſeine Muße ausgefüllt, und ſind die immer ſeltener geworden, welche an Geſtalt und Gebärde noch wie Männer ausſehen.

Damit du alſo dieſe Faulheit und Nichtigkeit austreibeſt und die Menſchen aus den Stuben in die Felder und von den Kiſſen in die Rennbahn lockeſt, mußt du öffentliche Feſte und Spiele einrichten, wodurch das Volk für das Große und Kühne geweckt werde, und wodurch alle gereizt werden, die Kräfte zu üben, die nun ſchon drei Jahrhunderte eingeſchlafen ſind.

Und ſollſt zuerſt ſtiften große Feſte für das ganze Volk, daß ſie Feſte ſeyen für alle, welche Teutſche heißen; und ſollen mit dem größten Glanz und Gepränge gefeiert werden in deinen Gränzen.

Und will ich dir drei große Feſte nennen, die du feiern kannſt über dein ganzes Volk und die in beſtimmten Zeiten wiederkehren.

Und damit ſie nicht zu Tand werden und ihre hohe Würde verlieren, ſo ſollſt du dieſe Zeiten nicht zu nahe ſetzen; auch damit das Große durch die Seltenheit noch größer werde.

Und will ich, daß je alle fünf Jahre eines falle, ſo daß ſie in fünfzehen Jahren rund ſind und du fünfzehen Jahre dein großes Jahr nennen kannſt.

Und ſollſt du auch die Orte beſtimmen in deinem Volke, wo ſie gefeiert werden; denn es ſoll jedes Feſt ſeinen eigenen Ort haben, und nicht zu weit entlegen ſeyn nach den äusserſten Enden deines Volkes, damit es ſich zahlreich verſammeln kann.

Und muß jedes Feſt zwei Wochen währen, in welchen nichts als Freude und Prangen regiert. Und mußt ſie alle ſetzen in die ſchöne Zeit des Jahres, wo das Reiſen am leichteſten und die Natur am freundlichſten iſt: am liebſten gegen das Ende des Blumenmonden oder Brachmonden.

Und ſoll, wenn nicht Krieg iſt, dein König nebſt den höchſten Gewalten immer an der Stätte des Feſtes ſeyn, damit er auch da fühle, welch eines Volkes Herr er iſt.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Von Feſten und Spielen.

Und ſoll das erſte Feſt genannt werden das Feſt der Befreiung; und dieſes Feſtes Zeichen ſoll ſeyn, daß an dieſen Tagen alle grünes Eichenlaub an den Hüten oder in den Haaren tragen.

Und ſollen große Eichenhaine zum Sitze des Feſtes gewählt werden, wenn du nicht irgend einen Platz dazu ſetzeſt, den du rings mit Eichen umpflanzeſt, und in deſſen Raum du einzelne Eichengruppen zieheſt.

Und ſollen im Freien Volkstänze aufgeführt werden um die heiligen Bäume, und Reigen und Saitenſpiele erklingen; denn es iſt ein hohes Gedächtnißfeſt.

Und ſoll der König aufziehen mit allen hohen Gewalten, und vor allem Volke weiſen, auch er habe an dieſem Tage große Wonne.

Und ſollen in dieſem Zuge die Ritter von der Eichenkrone ſeyn, und die lieblichſten und edelſten Jungfrauen ſie einholen mit grünen Kränzen zu der Stätte, wo der König mit den Gewalten ſitzet: auf daß alles Volk ſeine Würdigſten ſehe, und ſich freue, daß es tugendliche Männer hat.

Und ſoll der edelſten Ritter einer, dem ich auch Wohllaut in die Zunge gegeben habe, auftreten vor allem Volk, und die heiligen Namen nennen, wodurch dieſe Tage feſtlich geworden ſind; und ſoll der erſte Name Hermann ſeyn, und dann der oder die, welche dich von dem Franzoſenunglück erlöſet haben.

Was du ſonſt von Freuden und Luſtbarkeiten noch erfinden magſt, das ſtehet alles bei dir. Von Spielen aber ſollen bei dieſem Feſte die Waffenſpiele und die kriegeriſchen Uebungen die erſten ſeyn.

Und ſollſt du Preiſe ausſetzen für die gewandteſten und behendeſten Meiſter, damit die edle Kunſt, wodurch ein Volk allein frei bleiben kann, mehr und mehr geübt werde.

Das zweite Feſt ſoll heiſſen das Feſt der großen Männer, und ſoll ein mehr ernſtes und feierliches Feſt ſeyn, doch kein trauriges; denn Tänze und Reigen und Spiele und Kämpfe ſollen bei keinem Feſte fehlen, das dir ein Volksfeſt genannt wird.

Und ſollen an den Tagen dieſes Feſtes beſonders die Ehren und Erinnerungen deiner verſtorbenen Helden und Seher und Lehrmänner wieder erweckt werden.

Und ſoll man ihre Namen bekränzt umtragen und ausrufen vor allem Volke, damit das Volk wiſſe, welche ſeine unſterblichen Männer geweſen, und damit die Jugend im edlen Eifer in die heiſſe Rennbahn der Tugend gelockt werde.

Und den Hochverdienten und Würdigſten des Volkes, die ſeit der letzten Feier des Feſtes geſtorben oder im Felde gefallen ſind, ſollen biedere und beredte Männer Gedächtnißreden halten.

Die Tage dieſes Feſtes aber ſollen beſonders geweiht ſeyn Wettkämpfen in aller Kunſt und Wiſſenſchaft, und ſollen Preiſe ausgeſetzt werden, und bekränzt und ausgerufen werden vor allem Volke, die nach dem Urtheil der Beſten die Preiſe verdient haben; und vorzüglich denjenigen ſollen hohe Preiſe ausgeſetzt ſeyn, welche einen der großen Todten, deren Gedächtniß gefeiert wird, durch Geſchichten oder durch Rede und Dichtkunſt oder durch herrliche Bilder am teutſcheſten gelobt haben.

Das dritte Feſt ſoll heiſſen das Feſt des teutſchen Namens, und ſoll dieſes vor allen deinen Feſten fröhlich und luſtig begangen werden; denn auch den Herzen der Kleinſten im Volke wird es ein liebes Feſt ſeyn.

Und ſoll dieſes Feſt am meiſten ein Feſt der Kinder und Frauen ſeyn, und wird es deswegen in allen Gränzen des teutſchen Namens am freudigſten begangen werden.

Dann ſollen die Kinder beſchenkt und begabt und als die erſten und liebſten Gaben des Himmels in feſtlichen Aufzügen vor allem Volke gezeigt werden.

Dann ſollen die Väter und die Mütter ihnen Geſchichten des teutſchen Volkes erzählen, und wie ſie treu und tapfer und gottesfürchtig ſeyn und von dem Vaterlande nimmer weichen noch laſſen und ihren hohen Namen nicht entheiligen müſſen.

Damit alle teutſche Kinder dieſer feſtlichen Tage gedenken, und der Jüngling und Mann, wann ſie wiederkehren, mit Freudenthränen diejenigen ſehen, welche ihnen nachfolgen werden.

Auch ſoll dieſes Feſt ein hohes Feſt aller teutſchen Frauen ſeyn, denn ohne wackere Mütter werden die Kinder nichts nütze.

Und ſollen große und heldenmüthige Frauen, die viel für das Vaterland gethan und in ſchweren Dingen ſeltene Tugend und Muth bewieſen, oder die dem Vaterlande edle Söhne und Töchter gebohren, vor allem Volke gelobt und bekränzt werden; und ſollen Tage der züchtigſten und würdigſten Frauen ſeyn, und ſie neben den Königen und den Gewaltigen und den Rittern prangen.

Dies ſind die Feſte, die du in dem Umlauf von fünfzehen Jahren in allen deinen Gränzen feiern mußt, daß auch diejenigen, welche nicht zu den Hauptorten kommen, daheim in ihren Städten und Gauen die Tage in Freuden begehen; und magſt du nach ihnen von dem Jahre der Befreiung an künftig dein großes Jahr rechnen.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Von Feſten und Spielen.

An dieſen drei großen Volksfeſten, wo ſich dein Volk verſammelt aus allen Gauen und Kreiſen des weiten Landes zu dem Orte, wo der König und die Gewalten das Feſt feiern, kömmt gewiß was nur einen Namen und Lebendigkeit im Herzen hat zuſammen, daß es das Feſt mit begehe.

Und habe ich dir ſchon geſagt, daß alle Freudenſpiele mögen dabei frei ſeyn, und alle öffentlich auftreten dürfen, welche etwas Luſtiges und Kunſtreiches haben, womit ſie das Volk ergötzen können; und werden Preiſe ausgeſetzt werden und Wettſpiele ſeyn.

Und wird ſo alles hervortreten, was von leiblicher und geiſtiger Geſchicklichkeit und Kunſt in deinem Lande iſt, und werden alle zu einem ſtolzen Eifer und zu kühnen und munteren Dingen gereitzt und erweckt werden.

Und werden auf dieſe Weiſe die engeſten Bande gezogen zwiſchen deinen entfernteſten Gränzen, und ſind dieſe Feſttage eine rechte Verbrüderung und Vereinigung aller deiner

Stämme und Landſchaften, daß ſich auch nichts fremd bleibe, was in deinem Umfange Löbliches und Anmuthiges und Glorreiches iſt, ſondern werdeſt Ein Volk an Leib und an Seele, ſo daß auch die Ketten der Hölle dich nicht mehr aus einander reiſſen mögen.

Auſſer dieſen großen Feſten magſt du noch manche kleine einrichten, wie der Trieb deines Volkes oder Glück und Gelegenheit ſie eingeben.

Und ſollſt du in deinen Landen und Gauen, ſo weit deine Gränzen reichen, die beſonderen Feſte nicht vertilgen, die ſie zum Theil noch aus den grauen Heidenzeiten haben, zum Theil in ſpäteren Zeiten ſich erfanden; ſondern du ſollſt ſie vielmehr noch ermuntern ſich neue zu ſtiften.

Nur werde aller Tand davon gethan, und ſey ein heiliger Ernſt bei allen Spielen, die für das Volk ſeyn ſollen, daß ſie nicht Farzen und Poſſen gleich ſehen, noch zur Seite ſtehen, die über die närriſchen Aufzüge lachen.

Und magſt du dich an den kirchlichen Feſten und hohen Feiertagen gern auch erfreuen, wie du in deiner Väter Tagen thateſt, und auch daraus dir allerlei Spiele bereiten, und, wann du fromm geweſen biſt und gebetet haſt, auch an der äuſſerlichen Welt dich ergötzen; denn ein fröhliches Herz iſt mir lieb, und gefällt mir wohl, wer Freude am Reigen hat.

Und ſoll dir nicht bange ſeyn, daß ich zürne, wenn man auch einen leichten Scherz mit mir treibt; denn zu kindiſchen und luſtigen Einfällen lächle ich gern, und bin nicht ein Gott, dem ein finſteres Weſen gefällt.

Und wenn du dieſes alles thuſt und nach frommem Gebet und fleißiger Arbeit, die einem Chriſten und Teutſchen ſo wohl ſtehen, dich des feſtlichen und prangenden Lebens erfreueſt und in mancherlei Kämpfen und Spielen und friſchen Uebungen deine jungen und munteren Jahre bewegſt, welche Mannhaftigkeit, welche Kraft, und welcher Muth werden dir dann in alle Adern fahren! Und wird kein Feind je an deinen Gränzen ſtehen noch ein Eroberer an die Thore deiner Feſten ſchlagen.

Denn ſolches alles geziemet einem freien Volke wohl, und ſo kömmt eine freudige Zuverſicht und ein ſtolzer Trotz in die Herzen, und wird die Nichtigkeit und Eitelkeit und alles bleichſüchtige und kleinliche Weſen ausgetrieben, und mögen dieſe ſich bei Sklaven und bei ihren kümmerlichen und weibiſchen Vergnügungen einniſten.

Denn Deſpoten laſſen nicht dergleichen für das Volk geſchehen, und löſchen alles aus, wodurch Tugend und Erinnerung kühner Thaten geweckt wird; und ſchelten dieſe Freuden Pöbelluſt und Ausgelaſſenheit, ihren Zuchthausjammer aber nennen ſie Ordnung und Polizei.

Dies ſage ich dir, damit du wiſſeſt und behalteſt, welch ein unſchätzbares Kleinod die Freiheit iſt.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Von dem Könige und ſeiner Verehrung, und von Pracht und von den Ordnungen.

Und du haſt gehört und weißt wohl, daß ich ein fröhlicher Gott bin, und daß mir ein munteres und freudiges Weſen gefällt. Aber alles Flatterhafte und Gaukeliſche ſollſt du fern von dir thun und das Unordentliche und Thörigte aus deinen Gränzen verbannen.

Denn ohne Zucht beſtehet kein Haus, und ohne Geſetz zerfällt das Regiment.

Und muß alles geſchieden ſeyn nach Zeiten und Orten und nicht das Ungleiche zuſammengemiſcht werden. Und muß nicht Arbeit und Spiel mit einander ſeyn noch die Gaukelei mit dem Ernſt Eine Kammer bewohnen.

Darum, wann du nun dein Regiment ordneſt und deinen König einſetzeſt und die Fürſten und Gewalten neben ihn ſtelleſt, ſollſt du es alles wohl beſinnen, daß es eine feine Zucht und ein löbliches Weſen werde.

Und ſollſt es nicht machen, wie ſie in dieſen Tagen gemacht haben, wo der König hat ſollen eines jeden Geſell ſeyn, und der Fürſt den Buben ſeinen Genoſſen nennen.

Denn ein Staat ſoll ein Staat ſeyn und keine Poſſe werden wie der Schauſpiele und Jahrmärkte. Denn er iſt das höchſte Bild, was dir von irdiſchen Dingen gezeigt werden kann.

Und ſollſt deinen König achten, daß er hoch über allen ſey, und daß auch der Nächſte nach ihm ſich vor ihm tief in den Staub bücken müſſe.

Denn er trägt das Siegel meiner Macht an der Stirn und ſtellet das Unſterbliche und Unſichtbare vor. Und haſt du alle Herrſchaft und Majeſtät in ihm verſammelt und was groß und gewaltig in dir ihm beigelegt. Und iſt er aus dir herausgetreten, daß er das Gleichniß eines höheren Weſens ſey; und muß er ſich deswegen immer über und auſſer dir halten, und nimmer thun, als könne er das Gleiche ſeyn.

Denn Stolz gefällt mir an einem Könige wohl, und ein hoher Sinn, der über das Kleine hinwegblickt. Ein König ſoll die kleinen Freuden verſchmähen und ſeine Speiſe ſoll Ruhm und Unſterblichkeit ſeyn.

Daran aber erkenneſt du wohl, ob er nicht allein auſſer dir, ſondern auch in dir lebt, und ob ſein Stolz der rechte Stolz und ſeine Herrlichkeit die rechte Herrlichkeit iſt: an ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Liebe.

Und du ſollſt dem Könige einen Staat ordnen und ein Gepränge, die da groß und prächtig ſeyen, daß ſich in ſeinem Glanze deine Größe ſpiegele, und ſollſt nicht dulden, daß ein König ſie ablegen mag vor dem Volke und ſich äuſſerlich allen gleichſtellen. Denn der Menſchen Auge will das Sichtliche ſehen, und die meiſten erkennen ja auch mich nur an dem, was äuſſerlich iſt.

In ſeinem Hauſe aber mag der König ſchalten und frei ſeyn wie ein anderer Mann, und ſcherzen und ſich freuen, wie der Kleinſte ſich freut.

Und ſollſt auch die Weiſe der Fürſten und Prinzen ſtellen, und über der Zucht halten, die das Geſetz verordnet hat.

Und ſollen einem jeglichen ſeine Orte und Namen und Ehren ſeyn, und ſollſt ſtrenge ſtrafen, wer dawider verbricht.

Und ſollſt ihnen Namen geben, einem jeglichen nach ſeiner Stuffe; und ſollen keine ausländiſche Namen ſeyn, ſondern teutſche, daß das Volk ſie verſtehe und nicht auch hier mit abergläubiſchem Wahn geblendet werde.

Und ſoll des Königs Name ſeyn **König** oder **Majeſtät**, und ſoll keiner dieſe Namen führen, denn er allein.

Die andern Fürſten und Herren aber magſt du **Hoheiten** und **Durchlauchten** und **Erlauchten** und **Gnaden** und **Herrlichkeiten** nennen, oder mit andern Namen, die du dir findeſt.

Eben ſo ſollſt du thun mit allen Obrigkeiten und Gewalten nach ihren verſchiedenen Arten, daß die Ordnungen genau beſtimmt ſeyen, worin ſie ſich öffentlich zu halten haben, wenn ſie in ihren Würden und Geſchäften auftreten.

Und wer mit ſeinem Amte Spiel treibt, und die Würde, womit du ihn bekleidet haſt, zum Geſpötte macht, den ſollſt du ſtrafen, als der die Ehrfurcht vor den Geſetzen durchbricht.

Und dies iſt keine Eitelkeit noch ein leeres Gepränge, ſondern es iſt dir nothwendig, daß du die Zucht lerneſt, und an den irdiſchen Gewalten erkenneſt, daß es himmliſche giebt, und daß über dem Staube eine höhere Ordnung lebt.

Denn wo die größte Freude iſt, muß auch der größte Ernſt ſeyn, und wo die lebendigſte Freiheit herrſcht, muß auch der geduldigſte Gehorſam dienen.

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Von der Hauptſtadt.

Und du ſollſt dir eine Stadt ſuchen in deinen Gränzen, die das *Haupt* deiner Städte ſeyn könne und der Sitz, wo dein König wohnt und die höchſten Gewalten und Räthe ſich verſammeln.

Und iſt dies kein kleines und unwichtiges Ding: denn viele Völker ſind groß geworden, weil ſie die rechte Stadt gefunden hatten, und andere ſind untergegangen, weil ſie die unrechte wählten.

Denn es giebt Gelegenheiten, woran die Herrſchaft gefeſſelt iſt, und andere, woran das Unglück ſich knüpft.

Eine Hauptſtadt muß nicht in einer armen Gegend liegen; denn die Menge der Menſchen verſammelt ſich in ihr, und wird alſo alles leicht zu theuer, und finden nicht zu leben, und entſteht in der Stadt ein kümmerliches und kriechendes und ſpitzbübiſches Geſchlecht, das auch die verdirbt, welche aus den Landſchaften herbeiſtrömen.

Und weil auch Laſter und Verderbniß in eben dem Maaße wachſen, als die Menſchen ſich dichter an einem Ort zuſammendrängen, und weil beide alles Herrlichſte und Elendeſte eines Volkes zur Hauptſtadt hinſtrömt, ſo wird alles noch ſcheußlicher, wenn auch die Armuth dort das Regiment führt.

Und zeigt ſich ſo dem Volke das Garſtigſte und Abſcheulichſte in der Hauptſtadt, die doch das Herrlichſte und Schönſte zeigen ſollte, und zerſtört ſie durch die Augen den Muth und Stolz für das Hohe, den ſie erwecken ſollte.

Eine Hauptſtadt muß nicht in einem häßlichen Lande liegen. An einem faulen Strom, auf einer ſandigen und ſumpfigen Fläche reicht das Gemüth nicht weiter als das Aug, und die Bildung und Feinheit, welche die große Geſellſchaft erzeugt, wird höchſtens zierlich und witzig, nicht großartig und ſeelenvoll.

Denn in einer ideenloſen und flachen Natur flacht ſich endlich auch das Gemüth ab und bleibt in dem Engen und Seichten ſtecken. Der Beiſpiele davon haſt du genug, wenn du ſie ſehen willſt.

Wo die Natur ſchön und erhaben iſt, wo die Elemente großer Weltverbindungen und Bürgerthätigkeiten ausgeſäet ſind, da ſollſt du deine Hauptſtadt gründen. Denn wo dies ſich vereinigt, da wird ein ſtolzes und geiſtvolles Volk nie fehlen, und die Fremdlinge aus den entfernteſten Landſchaften werden ſich aus der Hauptſtadt nicht Verderben, ſondern Stärkung holen.

Wer Stockholm, wer Venedig, wer Wien und Konſtantinopel ſah, der verſtehet dies wohl.

Das Meer, ein mächtiger Strom, hohes Gebirg, oder nur liebliche Hügel an der Stadt — das treibet die Bürger, das ſpornet die Seelen.

Wen hat in P. oder in M. je das Gefühl eines großen Volkes und eines gewaltigen Lebens ergriffen? doch ſind es große und ſchöne Städte. Dort iſt immer nur großes Getümmel.

Aber Plätze, wo das mächtige Volk erſcheinen kann und wo neben ihm die Natur noch mächtiger ſteht; wo das Gewimmel von Menſchen und Wägen und Schiffen an die Weltenenden erinnert; wo Berge und Felſen überhangen, welche ſagen: auch dieſe Stadt iſt nur ein Ameiſenhaufen und Ameiſengewimmel — ſolche ſind für eine Hauptſtadt gebohren.

Da wird der Menſch groß, wo ſeine Werke, die er dem Ewigen weihete, ſeine Denkmäler, die er der Tugend ſeiner großen Todten errichtete, an dem erhabenen Bau der Natur gemeſſen werden. Denn an dem Großen muß er die Kleinheit ſeines Wirkens und Thuns lernen, damit er über das Kleine hinausſtrebe.

Wenn du alſo deine Hauptſtadt ſucheſt, ſo lege ſie an einen deiner großen Ströme, die Elbe, den Rhein, die Donau; oder ſie lehne ſich an ein Gebirg. Doch ſey das Land umher reich, damit nicht Schwächlinge und Kümmerlinge in ihr hungern.

Gut iſt es, wenn ſie in der Mitte deiner Gränzen liegt, da ſie die große Pulsader deines Reiches ſeyn ſoll; aber jenes iſt wichtiger, als dieſes.

Denn in einem Lande, deſſen Länge nicht über 150 Meilen miſſet, macht es nicht viel, ob man fünfzig oder hundert Meilen zur Hauptſtadt zählt.

Ich aber ſage dir, es iſt dir gut, daß deine Hauptſtadt dem Volke nicht zu fern ſey, das dich immer wird antaſten wollen: damit dein Aug und deine Macht ſtets auf den Feind gewandt ſey, und alle deine Kräfte muthig gegen Weſten ſtreben.

Und würdeſt du deine Hauptſtadt etwa an den Main legen bei Bamberg, Würzburg, Aſchaffenburg, oder Frankfurt, oder auch um den Rhein nicht weit von dem Einfluß des Mains.

Und hätteſt von ihr immer vierzig oder fünfzig Meilen bis zu dem Feinde, und lägen, wann du deine Gränzen wieder erobert haſt, Berge und Ströme und Feſten, und vor allen dein ſtarker Arm und dein muthiges Herz vor, daß er dir nicht zur Hauptſtadt dringen mögte.

Und wäre dir dieſe Gegend auch gut wegen der Leichtigkeit der großen Weltverbindung.

Von da geht es über die Alpen nach Italien; von da geht es den Rhein hinaus nach England und den Inſeln und nach Hiſpanien und Oſt und Weſtindien: und ich habe dich zu einem Weltvolke geſetzt, daß du die Völker verbinden helfen ſollſt; von da pulſiren auch alle deine Kräfte am lebendigſten auf die Niederländer und Schweitzer, die dir faſt entfremdet geworden: ſo daß ſie eher in die Sonnenbahn deines Lebens und deiner Freiheit gezogen werden mögen.

Und es iſt ein ſchönes und reiches Land, worüber ich meinen Segen ausgegoſſen habe, und worauf ich mit gnädigem Auge hinabſchaue bis dieſen Tag; und iſt alles lebendig und luſtig, die Berge mit Erz gefüllt, die Waſſer mit Geſundheit geſchwängert, und auf den Hügeln wachſen edle Reben; und wohnt ein reges und ſchönes und ächtes teutſches Volk rings umher; und iſt Geiſt und Seele ausgegoſſen in die ganze Natur.

So daß du wohl eine feine und herrliche Hauptſtadt hier gründen mögeſt und dein Volk ſich luſtig hieher verſammeln möge aus allen Gränzen, und von hieraus über alle der Geiſt der Freiheit und des Muthes ſchweben, und was Vortrefflichſtes und Tüchtigſtes aus allen

Gauen hieher gefloſſen, wieder in alle Adern des großen Landes zurückſtrömen mögte.

Siehe ich habe dir gezeigt, wie es iſt, und gewieſen, wie es ſeyn muß. So ſiehe nun zu, was du thueſt, und wähle das Rechte.

Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Von der Vereinigung teutſcher Kräfte und von teutſcher Sprache.

Und du fühleſt es noch nicht und kannſt es nicht fühlen, wie dir ſeyn wird, wann du nun in Freiheit und Glanz da ſteheſt, wann eine große teutſche Hauptſtadt alle deine edelſten und muthigſten Kräfte in ſich verſammelt, und du nur Ein Ziel haſt, wornach du ſchauen mußt.

Dann wird in Muth und Freude wieder friſch und lebendig werden, was deine Väter weiland zu einem großen und glorreichen Volke machte; dann, wann des großen und weiten Landes Geſchäfte und Ehren ein Erbtheil aller Weiſen und Redlichen ſind, und was alle Herzen durchdringt, in Rede und That und Arbeit vor allem Völke öffentlich verhandelt wird, werden deine Männer wieder den Stolz und den

Ernſt lernen, und was Löblichkeit und Zucht, was Einfalt der Sitten und Großheit der Gedanken iſt, wird ihnen nicht bloß ein ödes Bild ſeyn aus vergangenen Zeiten.

Und es wird jede Tugend und Kraft und jede Geſchicklichkeit und Kunſt frei und hell aus dir hervortreten und vor dem Volke leuchten, und werden die beſten und tugendlichſten Männer von allen erkannt werden und als Beiſpiel und Spiegel für viele da ſtehen.

Denn das hat dein großes und uraltes Volk verdorben, daß deine Sinne auf das Kleine gerichtet waren, und die Gedanken und Arbeiten deiner Männer ſich an dem Einzelnen zerſtückelten, und konnte der große Stolz in ihren Seelen nicht bleiben.

Und ich will dir weiſen, wodurch es geſchah und was die hohen Gedanken in dir getödtet hat: das thaten die vielen kleinen Fürſten und Hauptſtädte und Regierungen.

Siehe deine Gelehrten und Zeichendeuter prieſen dich, und verkündigten: deswegen iſt Teutſchland das wiſſenſchaftliche und gebildete Land, weil es in allen ſeinen Kreiſen und Landſchaften ſo viele Regierungen und Hofhaltungen hat, welche rings um ſich her Leben und Trieb und Geiſt verbreiten.

Ich aber ſage: mit nichten! ſondern Nichtigkeit ging von ihnen aus, und Nichtiges und Vergebliches haben auch die Schriftgelehrten getrieben und gemeint.

Wie manche kleine Regierung, wie mancher kleine Fürſt nahm die helleſten Köpfe und feurigſten Herzen in Beſchlag, und ſie zerarbeiteten ihr herrliches Leben im kleinen Thun und in kümmerlichen Gedanken, und mancher, welcher der Puls und die Seele eines großen Reichs hätte ſeyn können, ward durch den krüpplichten und zwergigen Leib des Kleinen verengt.

Denn wie konnte das Freie und Mächtige keimen, wo man oft von dem erſten Thurm, den man beſtieg, die beiden Enden des Staates überſchauete und wo die kühne Fantaſie von den Schlagbäumen der Gränzen eingeſperrt war?

Doch wollten die Herrſcher Fürſten und Gebieter ſeyn, und ernannten Miniſter und Feldherren und Herrlichkeiten. Es ward aber natürlich das kleine Leben, wo der Hut des Dieners unter dem einen Arm war und der andere das Scepter der Herrſchaft führte. Und noch wähnten Viele, das ſey etwas Vortreffliches und Einziges, und dadurch vorzüglich ſeyen die Teutſchen das Volk der Welt.

Ja wohl könnten ſie das Volk der Welt dadurch werden, das gleich den Juden geſchändet in alle Welt gehen müßte, wenn deine Schwerdter nicht auswetzen, was das alte Uebel verſchuldet hat.

Denn die Männer, die in dieſen Erbärmlichkeiten feſtgehalten wurden, verloren die Hoheit der Gefühle und Gedanken, und nannten die enge Spanne, worin ihr Ameiſenleben ſich umtrieb, ihr Vaterland, und wußten zuletzt nicht mehr, daß ſie ein großes unſterbliches Vaterland hatten; und ſie nannten 100,000 und 500,000 Menſchen ihr Volk, und wußten nicht mehr, worin die Wonne und Kraft eines Volkes lebt; und in ärmlicher Mühſeligkeit und Eitelkeit, womit das Kleine die Menſchen behext, zerſtob ihnen der Stolz und Verſtand, und ſie deuteten die Kleinlichkeit zu Glückſeligkeit und Ruhm.

Und war an ſolchen kleinen Höfen eine ewige Jagd der Eitelkeit und eine unendliche Klatſcherei und Durchſtecherei, weil das Große fehlte, was das Kleine austreiben konnte.

Und weil offene That und kühnes Wort dieſer Elendigkeit zu groß waren, da das Kleine und Aermliche in ihnen ſogleich offenbar geworden wäre, ſo bald man ihr Maaß daran gelegt hätte, ſo ward das Leben dieſer Kleinherren und Kleinſtaaten nichts als Protokollerei und Schreiberei, und wurden eitel Dünklinge und Pedanten.

Und iſt dieſer Dünkel und dieſe Pedanterei nicht bei den Fürſten und ihren Miniſtern geſtanden, ſondern auch auf die Gelehrten und Schriftſteller übergegangen; und wurden die für dich handeln und ſchlagen ſollten Schwätzer und Klügler, und die dich lehren und unterweiſen ſollten dünkelten nur.

Und weil die freudige That und das lebendige Wort fehlte und des Lebens Kraft und Muth in ihnen erſtorben war, ſo gaukelten Viele mit dunkeln und unbegreiflichen Dingen, und nannten dies Unbegreifliche und Verworrene teutſche Herrlichkeit und teutſche Philoſophie, und prieſen ſich hoch mit dem, was kein Menſch und kein Engel verſtand, und es hieß ihnen Ueberſchwänglichkeit und Himmelſinn teutſcher Gemüther.

Es war aber die Eitelkeit dieſer Zeit, welche mit Hexenformeln ſpielte, und die Schwächlichkeit, welcher geſpenſtiſche Schatten des Unſichtbaren gefielen; und es war die Lüge und die Verblendung in ihnen: denn hätten ſie das Himmliſche und Unſichtbare im Herzen gehabt, ſie hätten es nicht in leeren Worten und hohlen Formeln vor den Leuten hingegaukelt.

Und auch daran magſt du erkennen, in welcher Zeit du gelebt haſt, und wie du aus dem Gediegenen und Großen zu dem Leichten und Nichtigen verwandelt worden biſt: wenn du deine Sprache betrachteſt. Denn die Sprachen ſind die lebendigen Spiegel der Völker, und mag man aus ihren Wechſeln die Wechſel der Zeiten und Völker erſehen.

Darum betrachte deine Sprache, und ſiehe, wer du biſt, und erröthe und zürne, daß das Freudige in dir ſo ermattet und das Gewaltige ſo geſchwächt iſt.

Denn die Kanzleien und Regierungen, wo eitel Schreiberei war, und die Kanzeln und Katheder, wo Geſchwätz und Klügelei tönte, und die Träumerei und Dünkelei derer, die ſich Seher und Adepten himmliſcher Dinge nannten, und die Großen und Vornehmen, die nur franzöſiſch plappern wollten, haben deiner einfältigen, ſtarken, züchtigen Sprache die Kraft und Majeſtät und Unſchuld ausgeſogen und die gewaltigen Nerven und Muskeln ihrer ſtattlichen Glieder zerriſſen.

Und ſie iſt lahm geworden und träumeriſch und geſchwätzig und wäſſerig, und ihre lebendigen Worte ſind öde Geſpenſter geworden und ihre hellen Geiſter düſtere Träumer, und die ſich Philoſophen nannten, haben ihr die Poeſie ausgezogen, weil ſie todte Begriffe hängten an das unſterbliche Bild, das Wort.

Denn das Schlimmſte widerfährt einer Sprache, wann ihr Bewegliches erſtarret und wann die todte Formel ihr Lebendiges verknöchert.

Aber wann du deine Freiheit ordneſt, wann das allmächtige Wort herrſcht vor der dünkelvollen Schreibfeder und die friſche That vor der ſchwächlichen Träumerei, wann deine Männer wieder groß und ſtolz daſtehen und die Ehren deines Volkes öffentlich darſtellen, dann wird auch in deine Sprache die Einfalt und Kraft und der ſtille und muthige Kämpferſchritt wiederkehren, womit ſie in den Tagen deiner Väter einherging, und alles Gaukleriſche und Nichtige und Fremde vor dem Stolz ſich ſchämen und vergehen.

Dann iſt das Kleine und Enge und Einzelne auf ewig vergangen, und Ein Herz, Eine Seele, Eine Liebe, Eine Tugend brennt in allen teutſchen Brüſten, zu ringen und zu arbeiten, wer im großen Dienſte des Vaterlandes der Demüthigſte und Treueſte ſeyn mag.

Acht und dreißigſtes Kapitel.

Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen.

Und ich will, daß du ein ſtreitbares und kriegeriſches Volk ſeyn ſollſt, wie deine Väter vor dir waren, und ablegen die Faulheit und Weiberei, worin deine Ehre und Kraft untergegangen iſt; und ſollſt dich nicht mehr auf Soldaten verlaſſen, ſondern ein ganzes Volk von Soldaten ſeyn: alſo daß in Zeit der Noth jeder rüſtige und geſunde Mann vom achtzehenten bis ſechszigſten Jahre aufſtehen könne und den Feind abſchlagen von ſeinen Gränzen, wenn er ſie anzutaſten wagt.

Denn das Soldatenweſen hat dich verdorben. Du hatteſt die Waffen von dir an

Söldner abgegeben und ihre Uebung und ihren Gebrauch verlernt, und fütterteſt ſie im Frieden mit ſchweren Koſten, und im Kriege konnten ſie dich nicht vertheidigen; und biſt ſo den Fremden ein leichter Raub geworden.

Das ſoll aber künftig nicht mehr geſchehen, ſondern dies ſoll die Ordnung ſeyn:

In deinem ganzen weiten Lande haſt du ein ſtehendes Heer von nicht mehr als 100,000 Mann Fußvolk, damit die Feſtungen beſetzt und die Gränzen bewacht und die Dienſte des Königs gethan werden mögen. Mehr Fußvolk bedarfſt du nicht; denn alle deine Jünglinge und Männer ſind geübte Schützen, und in der Zeit des Kriegs haſt du ſie nur einzuſtellen.

Dagegen unterhältſt du eine reiſige Schaar von 70,000 Mann immer in vollkommener Uebung und Rüſtung; denn ein Reiter mit ſeiner Rüſtung und ſeinem Pferde iſt gleich einem Schiffe, wo, damit das Ganze tauge, Holz, Mann, Segel, und Takelei ſtets in gleicher Ordnung und Bewegung ſeyn müſſen.

Auch haſt du an allen feſten Orten deines Landes eine auserleſene Schaar, die das große Geſchütz und was zu Befeſtigungen und Belagerungen gehört kennen und verwalten; ſo daß du es darin auch den geübteſten und geſchickteſten Völkern zuvorthun könneſt.

Auch verordneſt du Kriegsſchulen und Kriegsübungen in allen deinen Gränzen, damit es dir nie an Männern mangle, welche anzuführen und zu befehlen verſtehen.

Zu dieſem allen wirſt du leicht Rath finden und dein Volk nicht plagen dürfen, weil dein ſtehendes Heer ſo viel geringer iſt, als es ſonſt war, da die teutſchen Könige und Fürſten zuſammen eine halbe Million Soldaten hielten.

In deinem Fußvolke ſollen alle teutſche Männer wenigſtens ein Jahr dienen, und ſoll keine Ausnahme gelten von Geburt und Stand und Geſchäft. Denn alle ſind gebohren für ihr Vaterland zu ſtreiten, und kein Stand und keine Arbeit iſt ſo ehrenvoll, als für die Freiheit zu fechten.

Und ſoll dieſer Dienſt ſeyn von dem drei und zwanzigſten bis fünf und zwanzigſten Jahre. Denn dann iſt der Menſch kräftig und tüchtig, und haben die meiſten ihre Lehrjahre und Studien beendigt, ſo daß ſie keine Entſchuldigung haben mögen.

Und ſoll dies eine Pflicht ſeyn für alle, die nicht gebrechlich und krüppelhaft ſind und die Waffen zu führen taugen.

Und über alle, die entlaſſen ſind, oder dienen, ſollſt du Rollen halten, über alle Männer von drei und zwanzig bis fünf und vierzig Jahren; und ſollen, wenn das Vaterland ihrer bedarf, aufgerufen werden und mit ins Feld ziehen; und ſollen die Jüngſten zuerſt ins Feld ziehen, und ſo fort nach den Stufen des Alters.

Und wann große Gefahr iſt, ſollen alle Männer, auch die älter ſind als fünf und vierzig Jahre, aufſtehen und auf den Feind ſchlagen und ihn wegjagen und zerſchmettern, daß Furcht und Schrecken deine Gränzen von den ſeinigen ſcheide.

Und damit dein Volk ein rechtes Volk ſey — denn ein kriegeriſches Volk mag allein ein Volk heißen — ſollſt du in deinen Städten die alten Ordnungen wieder erneuen, und auf dem Lande, wo keine ſind, neue ſtiften.

Dies aber ſoll die Ordnung in den Städten ſeyn:

Die Schießplätze und Schießübungen mögen ſie ferner als Feſtorte und Luſtbarkeiten anſehen und feiern, denn die Waffen ſind ein waidliches und luſtiges Ding; aber ſie ſollen auch jeden Bürger dazu pflichtig machen.

Keiner mag Bürger werden, er trete denn in eigener Rüſtung, mit Wehr und Waffen wohl verſehen, auf; und ſoll er die Kriegsübungen und Schießübungen mitzuhalten gebunden ſeyn, bis in ſein fünf und vierzigſtes Jahr, und ſollen nur große Geſchäfte und Krankheiten ihn davon entſchuldigen können.

Alle Bürger ſollen in beſondere Schaaren als Fußvolk getheilt ſeyn, und alljährlich ſechs Frühlingswochen jeden Tag vier Stunden ſich in Kriegsbewegungen üben; vier Monate aber ſollen alle wöchentlich einen Nachmittag nach der Scheibe zielen, und jeglicher ſeine eigene Büchſe mitbringen.

Das Schießen aber nach der Scheibe oder dem Vogel um Ehren und Preiſe mögen ſie jährlich einmal oder zweimal als ein Volksfeſt anſtellen, und werde, wer den höchſten Preis erſchießt, von ihnen ein Jahr lang mit Recht als der Schützenkönig geehrt.

Und ſollen in deinen Städten auch für Geſellen und Lehrlinge, die ſiebenzehen Jahre und darüber alt ſind, eigene Schießplätze eingerichtet werden, wo ſie unter Aufſicht der Schützenälteſten geübt werden; und ſoll die Gemeinde ihnen die Koſten tragen.

Auch ſollſt du in jeder großen Stadt deines Landes die Ballhäuſer öffnen, und öffentliche Fechtmeiſter und Spielmeiſter mit ihren Geſellen verordnen, welche die ärmere Jugend in den Waffenſpielen und Leibeskünſten unentgeldlich unterweiſen müſſen.

Und mag jede Stadt ſonſt noch nach ihrem Gefallen für die Jugend ſich andere Kämpfe und Spiele einrichten, wodurch Kraft geübt und Tugend erweckt werden kann. Denn es iſt nichts löblicher als Spiele und Uebungen im Freien, giebt auch nichts ſo frohen Muth und ſo klare und heitere Sinne.

Du aber wirſt bald muthige und luſtige Städte haben, daß auch deine Nachbarn ſich wundern und erſtaunen werden, welch ein ſtattliches und mannhaftes Volk du geworden biſt.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen.

Und du ſollſt auf dem Lande eine ähnliche Einrichtung treffen, damit auch dort die Jugend in kriegeriſchen Dingen geübt und auf ſtolze und muthige Thaten der Sinn gerichtet werde.

Zuerſt muß auch dort, wie in den Städten, ein jeder, der ſich in den Hausvaterſtand begiebt, mit gutem Ober- und Untergewehr verſehen ſeyn; und müſſen die Landpfleger der Landſchaft und die Vögte in den Bezirken und Kreiſen ein genaues Aug darauf haben, daß ſolchem nachgelebt werde.

Denn bei euren Altvordern war auch kein Jüngling ohne ſeine Rüſtung; und muß bei euch dieſe löbliche Sitte wieder aufgelebt werden.

Zweitens ſollſt du in jedem großen Kirchſpiele, oder ſonſt in zwei, drei kleinen, die nicht zu weit von einander liegen, Folgendes einrichten:

In der Mitte des Kirchſpiels oder der Kirchſpiele wird ein bequemer Platz ausgeſucht, der zu Spielen und Leibesübungen geſchickt iſt, und ſoll dieſer die Rennbahn und der Schießplatz ſeyn.

Die ganze männliche Jugend dieſer Kirchſpiele ſoll auf dieſem Platze im Schießen, im Springen, im Ringen, im Steinwerfen, im Speerwerfen, im Klettern, im Wettlauf, und in andern freien und männlichen Künſten geübt werden.

Die Uebungszeit ſind ſechs Monate im Jahr, von dem erſten April bis zu dem letzten September, wo alle Sonntagnachmittage von drei Uhr bis Sonnenuntergang die Junglinge verſammelt ſeyn müſſen.

Pflichtig dazu ſind ohne Ausnahme alle Jünglinge aus der Gemeinde vom ſechszehenten bis zum drei und zwanzigſten Jahre, und entſchuldigt das Ausbleiben nichts als Krankheit oder einige Wochen der hilleſten Erndte.

Wer eine Stunde zu ſpät kömmt, bezahlt eine kleine; wer gar nicht kömmt, bezahlt nach Verhältniß ſeines Vermögens eine ſo große Buße, daß er nicht gern wieder fehlen wird.

Damit dieſe Spiele ordentlich und ſittlich gehalten werden und nicht Unfug noch Unzucht ſie entweihen, werden aus jedem Kirchſpiele zwölf angeſehene und wohlberüchtigte Männer erwählt, von welchen jeden Tag zwei in ihrer Reiſe anweſend ſeyn müſſen; und heißen dieſe die Spielrichter.

Großer Meiſter bedarf es nicht, wenn nur das nothwendige Geräth da iſt. Die Jugend übt ſich ſelbſt ein, wenn nur die Anfänge gezeigt werden, und durch den Trieb und Eifer werden Geſchicklichkeit und Meiſterſchaft ſich ſelbſt erzeugen, ſo daß unter den älteren Jünglingen ſich immer finden, welche die jüngeren unterweiſen können.

Auch die Koſten dieſer Spiele werden nicht groß ſeyn. Eines weiten Raumes zum Kampfplatze bedarf es nicht; das Geräth iſt einfach und nicht koſtbar; ein bis zwei Dutzend gute Büchſen und Pulver und Kugeln ſchaffet und hält die ganze Gemeinde: und wird das die größte Auslage ſeyn.

Wann ſchon Uebung gewonnen iſt, hält jedes Kirchſpiel einmal oder zweimal im Jahre Wettſpiele, wo die Geſchickteſten ſich zeigen und um ausgeſetzte Preiſe kämpfen ſollen, und wozu auch die kampfluſtige Jugend der benachbarten Kirchſpiele eingeladen wird.

Dieſe Preiſe, die nicht groß zu ſeyn bedürfen, ſondern durch ihre Bedeutung am meiſten ehren, ſchaffet auch die Gemeinde. Auch werden ſich wohl wackere Männer im Volke finden, welche ſolche Spiele befördern, und auch die Väter werden gern etwas zuſchieſſen, welche ſehen, wie ſie durch ſolche Uebungen rüſtige und tapfere Söhne bekommen.

Und wird auf dieſe Weiſe auch auf dem Lande ein hurtigeres, freudigeres und freieres Leben werden.

Dieſe Wettſpiele werden nach alter teutſcher Sitte mit Tanz und Geſang beſchloſſen, und die Frauen und Jungfrauen zur Freude geladen; und welche die erſten Preiſe gewonnen haben, ſind gebührlich Könige des Tages und führen den Reigen.

Zu den Gemeindeſpielen mag auch nach den pflichtigen ſechs Jahren noch ein jeder kommen, ſo lang es ihm gefällt. Und gewiß viele werden ſie länger mithalten. Aber wenn deine Jugend nur dieſe ſechs Jahre ſo geübt iſt und dann noch ein Jahr unter dem Fußvolke Dienſt thut, ſo kann es dir nimmer an ſtreitbaren und furchtbaren Kriegsleuten fehlen.

Dann darfſt du nicht fürchten, daß Fremde dich anfallen; aber du mußt zu mir beten, daß ich dich vor dem Uebermuth bewahre, ſie erobern zu wollen.

Und wann du dies alles geordnet haſt in deinen Landen, ſollſt du auch für die Feſten ſorgen und ſie rüſten mit Mannſchaft und Geſchütz und allem Zubehör, daß ſie bei einbrechender Gefahr ſogleich fertig ſeyen.

Und ſollen die an dem gefährlichſten Feinde liegen auch in Friedenszeiten mit Geſchütz und Mannſchaft und Vorräthen ſo verſehen ſeyn, daß ſie binnen wenigen Tagen gegen jeden Angriff haltbar gemacht werden können.

Und iſt es gut, wenn du viele haltbare Städte und Feſten haſt, und in jeder Landſchaft wenigſtens Ein feſter Waffenplatz iſt, wohin die Kriegsvorräthe geflüchtet und wo die Waffen verwahrt werden können, wenn ja der Feind plötzlich hereinbrechen ſollte.

Und muß der König, der Herr alles Kriegswesens, von ſeinen Feldhauptleuten und Kriegsoberſten in die verſchiedenen Landſchaften ſchicken, daß ſie zuſehen, ob über den Geſetzen gehalten wird, und ob die Spiele und Uebungen in der Art getrieben werden, wie ich ſie dir eben beſchrieben habe.

Denn du ſollſt ein kriegeriſches Volk ſeyn und dein Herz immer auf die Künſte des Krieges gerichtet halten, damit die Furcht dir die Gränzen behüte.

Vierzigſtes Kapitel.

Von Geſetzen.

Und wenn du nun frei geworden biſt und was Liſt und Gewalt von dir geriſſen haben, wieder mit dir verbunden haſt, ſollſt du aus deinem Volke die Redlichſten und Weiſeſten berufen, daß ſie ſich ſetzen und Geſetze ſtiften, wie ſie allen deinen Landen nützlich und ziemlich ſind.

Und mögen ſie dieſe Geſetze ſelbſt ſchaffen oder aus den löblichen Ordnungen und Satzungen deiner Väter nehmen, oder aus dem römiſchen Geſetzbuche und andern weiſen Büchern ausleſen, was der Zeit und dem Volke angemeſſen iſt und mit einander zuſammen beſtehen kann.

Und ſollſt du alle dieſe Geſetze für den Ernſt und die Zucht und die Freiheit wägen und meſſen, daß ein gerechtes und ſtolzes Volk in deinen Gränzen wohnen möge.

Und ſollſt die Herzen nicht binden durch Furcht und die Tugend der Männer nicht durch Schrecken gefangen nehmen.

Und mag die Arbeit und Erwägung dieſer Geſetze mehrere Jahre währen, und jeder Staat unterdeſſen nach ſeiner alten Ordnung verwaltet werden.

Denn Roms und Spartas Zucht iſt nicht an Einem Tage erfunden und Englands Freiheit nicht durch eines Tyrannen Befehl geworden.

Und ſollſt du nicht thun laſſen, wie der korſiſche Tyrann in Frankreich that, der mit der Peitſche trieb, die ſich nun knechtiſch von ihm treiben laſſen.

Auch ſollſt du nicht unchriſtliche und franzöſiſche Ehen ſtiften, und nicht dulden, was einem leichtfertigen und liederlichen Volke gefällt.

Denn durch Sitte waren deine Väter berühmt und durch Keuſchheit wurden deine Großmütter geprieſen.

Und magſt du die Geſetze, welche die kleine Ordnung und das Eigenthum und die Sachen angehen, alle ſo ſtellen, wie ſie deinem Lande und ſeinen Verhältniſſen und den Neigungen deines Volks angemeſſen ſind; aber daß der kleine Geiz nicht befördert werde und die Tugend nicht unter dem Gelde geachtet ſey. Denn das Eigenthum iſt wohl ein heiliges Ding, aber heiliger iſt freies Streben der Männer.

Aber die Geſetze, welche die Perſonen und die Ehre und die Freiheit und das Leben der Bürger betreffen, mußt du zurückführen zu der Strenge und dem Stolz deiner Verfahren, ſo daß das Schickſal zu richten ſcheine und nicht die Laune, und der unſterbliche Gott und nicht der vergängliche Menſch.

Und ſoll die Freiheit des Bürgers die größeſte ſeyn und ſein Haus jedem Unſchuldigen eine heilige Burg.

Und ſoll über die, welche gebunden und angeklagt ſind, öffentlich Gericht gehalten werden vor allem Volke, auf daß die Willkühr verbannt werde aus dem Lande der Freiheit und die Gewalt nicht eindringe in die Hütten der Redlichen.

Und ſollſt du bei dir Geſchworne verordnen, weiſe, ehrenfeſte und untadelige Männer:

und ſoll ein jeglicher von ſeines Gleichen gerichtet werden.

Denn dies war eine uralte Satzung deiner Väter, und haben ſie die Sachſen und die Gothen aus ihren Stammſitzen nach Britannien und Schweden über das Meer mit ſich genommen.

Aber wie du deine Freiheit beſchützeſt und die Ehre und Unſchuld vertheidigeſt und beſchirmeſt, ſo ſollſt du auch das Laſter und die Schande und das Verbrechen ſtrenge ſtrafen, und von dir thun was nicht gehorſam und redlich iſt.

Denn du bedürfteſt in dieſen Tagen wohl heimlicher Vehmen, damit gerichtet würden, die ihr Vaterland verrathen und die Ehren deines Landes an Fremde verzetteln.

Und ſoll das weinerliche und nichtige Weſen der Richter nicht mehr gehört werden, das ſie gebraucht haben in der letzten Zeit, daß ſie viel ſchwatzeten, ob man Menſchenblut vergieſſen könne, und deutelten mit dem Buchſtaben für Verbrecher hin und her.

Denn ein Menſchenleben entfliehet wie ein Nichts, aber das heilige Geſetz ſoll unſterblich leben.

„Denn das Geſetz iſt das Sinnbild ewiger Geſchlechter, aber der Einzelne verſchwindet wie ein Schatten und verrinnet, wie Sand in der Stundenuhr verrinnt.

Darum falle das ſchuldige Haupt vor dem heiligen Geſetze und die zu viele Gaukelei der Begnadigungen höre auf; und richte du ſtrenge die That, welche vor den Augen der Menſchen liegt, und laß den ewigen letzten Richter droben das Innere des Herzens wägen und die menſchliche Thräne der Leiche des Schuldigen folgen.

Denn menſchliche Deutelei findet nimmer ihr Ziel und die hohe Nothwendigkeit verſchwindet vor der kleinlichen Willkühr.

Auch ſollſt du, damit alles löblich gehalten werde, wo über Menſchenleben entſchieden wird, den alten Ernſt deiner Väter wieder einführen, daß die Richter im ſtummen Schweigen der Mitternacht ſitzen und in ernſten Kammern bei feierlichem Dunkel der Lampen ſchwören gerecht zu richten, und dann den Stab über das ſchuldige Haupt brechen.

Denn das Feierliche dringt in der Menſchen Herz und das Würdige ſchreckt von Verbrechen zurück.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Von der Regierung und Polizei.

Und du merkeſt wohl, was ich mit dir will, daß du ein herrliches und freies Volk werden ſollſt, und dich wieder erheben zu dem Ruhm, der bei deinen Vätern war.

Deswegen will ich, daß du die neue Ordnungen ſtifteſt und die alten erneuerſt, wodurch deine Vorfahren glücklich waren.

Auch ſiehſt du, daß mir die neue Freiheit nicht gefällt, die ſie in den letzten zwanzig und zehen Jahren gemacht und worauf ſie ſich viel eingebildet haben.

Dies iſt aber die Freiheit, wo der Buchſtab alles gleich macht und die Schreibfeder alles vereinigen will; und iſt eine ſolche Freiheit recht für Deſpoten und Deſpotenknechte gemacht.

Sondern das Ungleiche, das mit einander kämpft, und das Verſchiedene, das ſich gegen einander reibt, und die verſchiedenen Geiſter, die einander beſtreiten — das bildet und erhält die Freiheit; denn das iſt das Leben.

Darum habe ich auch gewollt, daß in dem großen teutſchen Reiche die verſchiedenen

Landſchaften bleiben ſollten mit allen ihren Eigenheiten und Beſonderheiten und mit allen den Geſetzen und Bräuchen, die nicht wider das Reich ſind.

Denn wer in Teutſchland das Eigenthümliche und Beſondere ausrottet, der rottet die teutſche Freiheit aus.

Und ſollſt du es auch künftig ſo halten, daß jede Landſchaft ihre Hauptſtadt und ihre eigene Regierung habe aus den weiſeſten und tüchtigſten Männern, die ſie ſelbſt erwählt.

Nur das Haupt der Regierung werde von dem Könige beſtellt.

Eben ſo wähle jede Landſchaft ihre Richter und übrigen Verwalter, und der König beſtätige ſie.

Denn das Land wird am beſten regiert, wo der König und ſein Geheimer Rath am wenigſten zu regieren haben. Da haben ſie Zeit, an das Einfachſte und Größte zu denken.

Denn das Einzelne und das Vielerlei ermattet die Geiſter.

Auch habe jede Landſchaft ihre eigenen ſtändiſchen Verſammlungen, welche über das, was ſie beſonders angeht, rathſchlagen und beſchließen.

So behält jeder ſein kleines Vaterland lieb, und gewinnen die Männer Uebung und Weisheit, in der größten Verſammlung des ganzen Reiches mit rathen zu helfen.

Auch gefällt mir die Art nicht, wie ihr in den lehten Zeiten das kleinere Regiment, was ihr Polizei nennt, verwaltet habt.

Denn die Polizei iſt faſt gebraucht worden als eine Spitzbubenanſtalt, die Geheimniſſe der Menſchen zu belauern und die Gedanken der innerſten Wände zu erforſchen.

Und iſt dies von Tage zu Tage ärger geworden, ſeit die Fremden unter dir herrſchten, welche immer Knechte geweſen ſind und nie von Freiheit gewußt haben.

Und ſoll dieſe Polizei vertilgt werden aus deinen Gränzen mit aller andern Schande der Tyrannen und die Spionerei und Auflaurerei nicht mehr gehört werden bei dir.

Auch ſollſt du alle die Arten und Namen und Titel abthun, welche ſie dir gebracht haben, als da ſind Präfekten, Intendanten, Maires, Gendarmes, und andere Ungebühren, die nur einer tyranniſchen Regierung gefallen.

Und es ſoll künftig jede Stadt den Mann ſelbſt wählen, der ihre Polizei verwalten ſoll. Das geſchehe auch in der Stadt, wo der König wohnt.

Auf dem Lande aber mag man thun wie in andern freien Ländern.

Jedes Kirchſpiel beſtellt fünf oder ſechs redliche und unbeſcholtene Männer aus ſeinen Eingepfarrten, die auf Ordnung, Sicherheit und Sitte wachen, und Unfug und Verruchtheit bändigen.

Dieſe haben wieder zwölf oder zwanzig Untergehülfen; und wann es noth thut, daß ſie jemand greifen und verhaften oder Gewalt mit Gewalt ſteuren, bieten ſie die Dorfſchaften auf.

Auf dieſelbe Weiſe ſey in jedem Bezirk und Kreiſe ein Mann oder mehrere aus der Gemeine beſtellt, die über mehrere Kirchſpiele wachen.

Daß aber beſondere Polizeidiener und Soldaten dies thun, des bedarfs nicht; und iſt auch nicht gut: ſondern dient nur das Volk zu Knechten und die Fürſten zu Deſpoten zu machen, und gebiehrt Argwohn und Haß und Furcht und manche andere Laſter, die ein Knecht trägt.

Glücklich aber iſt das Volk, das ſelbſt ſeine Ordnung und Zucht verwaltet, und weiß, warum es etwas befiehlt und beſtraft.

Da gewinnt der Menſch das Vaterland lieb und lernt ſeine Geſetze, und iſt ſtolz, daß er der Bürger eines freien Landes heißt.

Und glauben alſo viele mit zu regieren, und regieren in jedem Lande doch immer nur wenige.

Aber es iſt gut, daß ſie es glauben; denn ſie haben ihr Land um ſo lieber, und halten auf ſich, und bekümmern ſich um die öffentlichen Geſchäfte; und es erwachſen alſo viele einſichtige und erfahrne Männer, daß der Staat nicht ſogleich zu Boden fällt, wann Gefahr kömmt.

Denn ein weiſer Mann iſt beſſer als ein kühner, und die Klugheit vollbringt größere Dinge als das Schwerdt.

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Von Landſtraßen, Poſten u. ſ. w.

Und ſie ſagen: Es iſt eine unverantwortliche Sünde, wenn auf Brod und Salz und

Malz zu ſchwere Auflage gelegt wird. Denn eſſen und trinken muß ein jeder, und auch der Aermſte kann des Brodes und Biers nicht entbehren.

Und ſie haben Recht, wenn ſie ſo ſagen; denn den Kleinen und Armen ſoll man das Leben nicht gar verkümmern.

Ich aber ſage euch: Ihr ſollt die Straßen und Wege nicht ſperren, denn gehen und wandern muß ein jeder, und die weite Erde iſt des Menſchen Vaterland, worauf er ſich bewegen ſoll.

Denn es iſt arg geworden im teutſchen Lande, und es war den Menſchen faſt die Möglichkeit genommen, zu reiſen und zu einander zu kommen.

Sie müſſen aber reiſen, damit ſie klug werden. Denn wer immer hinter der Großmutter Ofen ſitzt, der wird ein Weichling, und wer nicht über ſeines Vaters Zaun hinausblickt, lernt nimmer, was in der Welt geſchieht.

Je mehr und je leichter die Menſchen zuſammen kommen und ſich mit einander beſprechen können, deſto geſchickter und geſcheidter werden ſie, und deſto anſtelliger zu allerlei Arbeit und Kunſt.

Ich aber, der ſie ſchuf und ſie mit meines Geiſtes Athem anblies, habe nicht gewollt, daß ſie wie die dummen Thiere des Feldes gedankenlos graſen und bloß der Lüſte des Bauches genieſſen ſollten; ſondern nach dem Lichte habe ich ihnen die Sehnſucht eingehaucht und nach himmliſcher Erkenntniß die Liebe in das Herz geſenkt.

Darum iſt ein Sünder, wer den Menſchen die Erkenntniß verkümmert, und ein Uebelthäter, wer ihnen die Gemeinſchaft abſchneidet.

Denn der einſame Menſch vergeht in Dummheit und Verzagtheit und der Abgeſchiedene findet nimmer den Verſtand und die Klarheit.

Sie aber haben neue Straßen gebaut, die ſie Kunſtſtraßen und Hochſtraßen nennen, und gebärden ſich, als ſey es allein zur Erleichterung des Verkehrs und zur Beförderung der Gemeinſchaft der Menſchen.

Aber ſie laſſen ſich Gold und Silber dafür hinwägen, und koſtet in manchen Landen jetzt das Wegegeld oft mehr, als vor zwanzig Jahren Wagen und Pferde.

Alſo, daß der arme Mann wohl daheim ſitzen muß und nicht in die Welt hineinfahren kann, und nur dem Reichen das Reiſen leichter und geſchwinder wird.

Und ſo finanzen ſie mit dem, was jeglichem frei ſeyn ſollte wie Sonne und Luft, und machen einen Goldquell aus dem, was ein Erkenntnißquell ſeyn ſollte.

Und ſind doch große Länder, wo beſſere Wege ſind, als die teutſchen Hochſtraßen, und wo für Wege und Brücken kein Heller bezahlt wird. Solche ſind Schweden und Rußland.

Kein Staat ſoll auf Landſtraßen und Poſten etwas gewinnen wollen, denn es iſt Sündenlohn.

Höchſtens nehme er, was die Unterhaltung koſtet, und nicht mehr.

Und eher mag er Bier und Brod ſchwer belegen, weil der Leib weniger iſt als der Geiſt.

Dies ſind ſchlechte und wälſche Künſte, die dir nicht geziemen, denn alle ſchlechte Künſte haſt du von jeher von den Wälſchen gelernt.

Deine Väter aber waren Förderer der Freiheit und alles deſſen, was freie und luſtige Geiſter erſchafft.

Darum reiſeten ſonſt auf den Poſten die Studenten faſt umſonſt; darum war faſt allenthalben Studentengut zollfrei, darum bezahlten verſendete Bücher die geringſte Fracht.

Aber Tyrannen gefällt die Dummheit wohl; und die Unwiſſenheit iſt die Helferin der Ungerechtigkeit.

Du aber ſollſt fördern das freie Verkehr und die Straßen nicht mit Goldſtangen verſchlieſſen.

Auch ſollſt du deinen Kindern dein Land nicht ſperren, denn auch die ganze Erde iſt ihnen zur Wohnung gegeben.

Sondern ſie mögen frei auswandern, wohin ſie wollen, und ſehen, ob es anderswo freier und glücklicher iſt, als bei dir.

Pflege du nur der Gerechtigkeit, ſo werden die Beſten bei dir bleiben; ſchirme du nur die Freiheit, ſo werden die Tapferſten daheim für dich ſtreiten.

So ſollſt du niemand halten mit Gewalt, aber auch mit Gewalt nicht von dir treiben deine Kinder.

Denn die Fürſten haben oft deine Söhne verkauft, und die Muthigſten ſind in Aſien und Amerika üm fremdes Gold erſchlagen.

Das aber ſey künftig ein Hochverrath in deinen Gränzen und werde als der ſchändlichſte Gräuel verflucht.

Darum zerſchlage die Trommel des fremden Werbers, und ſtrafe am Leben, wer für England und Holland die Seelen feilſcht.

Deine Miniſter Seelenverkäufer ſollſt du verfluchen, und die nach ſolchem Golde gelüſtet, ſollſt du von dir verbannen.

Denn das Vaterland muß ſchützen, die es erzeugte; und gleich theuer ſey ihm das Haupt des Knechts und des Fürſten.

Drei und vierzigſtes Kapitel.

Von Zöllen, und von Waarenverboten, und Anderm.

Und du haſt geleſen in meinen heiligen Büchern, daß die Zöllner und Sünder immer dicht neben einander ſtehen.

Und du ſiehſt es auch dieſen Tag, welch ein gräuliches und blutiges Weſen es mit den Zöllnern iſt, und wie der fremde Tyrann dich mit ihnen plagt, ſo daß kein Herd und kein Bett vor ihnen ſicher iſt, und die Frechen die Geheimniſſe der verborgenen Kammern durchſuchen.

Und ſind viele deiner Kinder um einige Kiſten Tabak in Bande gelegt und um einige Ballen Baumwolle auf deinen Märkten erſchoſſen.

Wann nun die Zeit kömmt, daß du wieder froh zum Himmel blickſt und als ein freier Mann die Hände zu mir erhebſt, dann ſollſt du dieſe fremde Schande von dir thun, und nicht dulden, daß der übermüthige Frevel bei dir gehegt werde.

Denn auch dies zerſchneidet die Gemeinſchaft der Menſchen, und verhindert die Verbindung der Völkergeſchlechter auf Erden, und brütet Büberei und Niederträchtigkeit aus.

Und wär es ſchon vor dieſer Zeit arg im teutſchen Lande mit Zöllen und mit Geleits- und Wegegeldern; und ward die Plage ärger durch die vielen Gebiete von Fürſten und Herren, die man bei euch zählte: weil die Ordnung im Reiche zerfallen war und weil jeglicher that, was ſeinem Herzen gelüſtete.

Wann du aber wieder Ein Reich wirſt und einen mächtigen Kaiſer oder König haſt über allen, dann ſollſt du es alles einrichten, wie es chriſtlich und menſchlich und teutſch iſt, und nicht, wie die böſen Wälſchen thaten, welche nur nach deinem Blute und Golde gelüſtet.

Und ſollſt du dein Herz und deinen Blick nicht verengen, wie viele thun, die nicht ſehen, was der Menſch iſt und wodurch alle Bildung und Erkenntniß kömmt. Denn ſie wollen die Völker von einander ſcheiden, und die Länder und Meere ſperren, wie man einen Thorweg ſperrt.

Ich aber habe dir geſagt: Die ganze Erde iſt des Menſchen Vaterland, und er ſoll alles verlangen und erlangen dürfen, was die Erde hervorbringt und die Kunſt erſchaffet.

Und weil er das darf, ſollſt du es ihm nicht verbieten, und weil er es will, ſollſt du ihn darum nicht ſtrafen.

Denn dieſer Trieb iſt mächtiger, als deine Gewalt, und iſt ihm von der Natur eingepflanzt, damit er ſich nicht verſtockte und verſteinerte in Faulheit und in Dummheit.

Und weil du dieſe Begierde nicht hemmen kannſt noch ſollſt, darum ſollſt du mäßige Abgaben legen auf die Einfuhr fremder Waaren und Herrlichkeiten, damit deine Bürger ſich nicht gewöhnen an heimlichen Betrug und nicht lügen lernen wider das Geſetz.

Was du aber ſelbſt bei dir erzeugeſt und erſchaffeſt, dem magſt du die alleinige Freiheit geben in deinem Lande, und magſt den Bürger ſtrafen, der dafür das Fremde will und aus Eitelkeit mit dem Ausländiſchen buhlet.

Etwas aber, was du bei dir nicht haſt und erſchaffeſt, durchaus verbieten, das iſt wider Gott und wider die Natur: die unmenſchlichen Geſetze wird der Menſch durchbrechen; und du darfſt deine Kinder nicht zu Sündern und Verbrechern machen.

Die vielen Zölle aber und Plackereien ſollſt du von dir thun und die einzelne Eigenmacht der kleinen Herren und Fürſten abſtellen.

So wird Redlichkeit und Treue bei dir wohnen und Freude und Wohlleben werden in deinen Hütten jauchzen.

Auch ſollſt du dir künftig ſchaffen Eine Münze und Ein Maaß und Gewicht über alle deine Lande, damit der jüdiſche Wucher verſchwinde und der Betrug nur als ein fremdes Laſter bei dir gehört werde.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Von Gott und von Religionen.

Und du fühleſt, daß du wie ein Wurm im Staube kriechſt und wie ein dürres Blatt in der Verweſung umherfliegſt, wenn du deine Augen nicht erhebeſt zum Licht und dein Herz nicht richteſt auf das, was ewig bleibt.

Denn du trittſt in die Unermeßlichkeit hinaus und verſchwindeſt, und vertiefſt dich in der Unendlichkeit und vergeheſt.

Und dann ſprichſt du: was ſo furchtbar mich verſchlinget iſt Gott, und Gott iſt was ſo lieblich und ſehnſüchtig mich locket.

Und du weiheſt dir Haine und Bäume, und baueſt dir Altäre, und ſchaueſt und ſtammelſt zu den Geſtirnen, und fällſt in dunkeln Tempeln nieder und zitterſt, und das nenneſt du Gott anbeten.

Mich aber, wie ich bin, magſt du nimmer begreifen noch erkennen, ſondern mein Weſen tönet dir nur aus einem dunkeln Worte und meine Herrlichkeit erſcheint dir nur in dämmernden Schatten; und auch der Weiſeſte erkennet mich nur als ein Bild aus Bildern und der Gerechteſte ſtammelt im Staube mein Lob.

Doch daß du nicht gar erblindeteſt und in der Irre umhertappeteſt, habe ich dir von Zeit zu Zeit Seher und Propheten erweckt, daß ſie meinen Namen neu verkündigten und dich von dem Wege des Irrthums und der Sünde ableiteten.

Und als die Erfüllung der Zeiten reif war und das Elend und die Sünde und die Knechtſchaft der Erde über das Maaß wachſen wollten, und ſelbſt die Guten und Weiſen faſt verzageten, und ſprachen in ihren Herzen: wo iſt, der dieſe düſtere Welt regiert? da habe ich ihnen meinen einigen Sohn geſendet und in den Tod gegeben, daß er die Verruchten ſchölte und die Verirrten zurückriefe und die Bangen tröſtete, und daß die Menſchen wieder gläubeten, ich ſey ihr Vater und ſie ſollen meine Kinder ſeyn.

Aber die böſe Welt mogte den Heiligen nicht ertragen, und die Gewaltigen der Erde griffen ihn und kreuzigten und tödteten ihn.

Ich aber erweckte ihn wieder zu meiner Herrlichkeit, und erhöhete das Kreuz als das Zeichen des Heils, daß wer daran gläubet Erlöſung finde, und wer darauf trauet Troſt habe in dem ſündigen Herzen.

Und wurden ſeine Gläubigen Chriſten genannt nach ſeinem Namen, und verbreiteten ſich weit über die Welttheile und Länder.

Doch ſind viele andere Religionen beſtanden, und haben auch die Chriſten ſich in Partheien getrennt.

Und das ſoll dich nicht irren, und ſollſt nicht fragen: wer iſt denn Gott? und wo iſt der Eine allmächtige Gott? und ſiehe, haben die Völker nicht Götter und Götzen und beten ſo verſchieden den Ewigen an? und leuchtet doch allen Ein Gewiſſen und Ein Licht im Herzen; und warum iſt denn nicht Eine Verehrung des Höchſten?

Thörigter Grübler, der du mein Weſen nicht ahndeſt! vermeſſener Zweifler, der du die Welt nicht erkenneſt! Denn wahrlich erkenneteſt du die Welt, du ahndeteſt dann auch mich, wie ich bin.

Denn in tauſendfältigen Bildern ſpiele ich vor dir und in unendlichen Geſtalten ſchwebet dir mein Leben vorüber. Aber meine Tiefe darf ich dir nicht aufthun, du verſänkeſt darin; meine Herrlichkeit darfſt du nicht ſchauen, du ſtürbeſt ſogleich.

Und ich habe dich mein Ebenbild genannt und dich als mein Gleichniß hingeſtellt auf Er-

Und weil du durch Chriſtum mein Kind biſt, ſollſt du auch alle meine Kinder lieben, und die Schwachen leiten, und den Unmündigen helfen, und nicht verdammen und tödten und verbrennen, wie ſie weiland im thörigten Unverſtand gethan haben.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Von Religionen und Prieſtern.

Weil du denn, o Menſch, ein Spiegel biſt der ganzen lebendigen Welt und alle meine unendlichen Bilder in dir wiederſcheinen, ſo ſollſt du nicht verhöhnen die mit andern Augen ſehen, und nicht verachten die mit andern Herzen fühlen, als du.

Denn ich bin es, Gott, der die Augen zu ſehen gegeben und die Herzen zu fühlen und der alles Leben in wimmelnder Unendlichkeit ausgeſäet hat.

Und deswegen ſollen die mancherlei Religionen meiner zahlreichen und ungleichen Kinder friedlich neben einander beſtehen, und der eine des andern Tempel nicht zerſtören noch den Altar ſeines Bruders niederreiſſen. Denn ſie alle ſuchen Troſt bei dem einigen Gott.

Auch ſollſt du dem weltlichen Arm, der Scepter und Schwerdt führet, keine Gewalt verleihen, daß er zwingen mag: hieher! und bete an! dies iſt der rechte Gott, und kein anderer mehr auſſer ihm.

Denn was des Herzens und Gewiſſens iſt, darüber ſchwebt nicht Scepter noch Schwerdt, ſondern ich allein, der die innerſten Gedanken der Menſchen prüft.

Sondern mögen jegliche nach ihrer Art und Ordnung ihre Prieſter und Lehrer haben, daß ſie ihnen die Heiligthümer verwalten und auslegen und ſie unterweiſen und lehren, was meinem Herzen wohlgefällig iſt.

Und der König mag nicht gebieten, wie ſie lehren ſollen; aber er mag wohl gebieten, wie ſie leben ſollen.

Denn daran erkennet man, ob eine Religion rein iſt und ob ihre Prieſter meine Diener ſind, daß ſie eine feine innerliche Zucht halten und Andacht und Weisheit in ihren Herzen wachſen. Denn Gott und die Tugend iſt einerlei und Frömmigkeit der Abglanz der himmliſchen Güte.

Darum magſt du die Religionen aufheben und die Prieſter von dir austreiben und hart ſtrafen, die in Frechheit und Wolluſt und in allerlei weltlicher Leichtfertigkeit ſich ergeben; denn dieſe ſind nicht von mir, und bleibt ihnen mein Name und mein Weſen verborgen.

Und ſoll die Obrigkeit die Macht haben, die äußere Ordnung zu beſchirmen und die Prieſter zur Zucht und Sittlichkeit zu mahnen, und ſoll nicht dulden, wie in dieſen Tagen geſchieht, daß das Geiſtliche ſich in allem dem Weltlichen gleichſtelle.

Denn wer bekennt, daß er das Ueberſchwängliche vermöge, deſſen Leben ſoll ſich auch über die Lüſte hinaufſchwingen.

Auch müſſen die Prieſter hart gezüchtigt werden, die ihren eigenen Glauben plappern und in hinterliſtigen Worten Vergängliches lehren; denn ſie ſollen ſich halten an die Ordnung und Zucht, die jegliche Kirche für ſich ſetzet, daß ſie lehren und predigen nach ihren heiligen Symbolen, die ſie ihnen ſelbſt zur Richtſchnur ſetzen: und mag nur eine ganze Kirche dieſe Symbole ändern, und nicht ein einzelner Mann.

Denn das geiſtliche Weſen hat den Glauben zerſtört und der eitle Dünkel die Herzen verwirrt und erkältet, und haben viele geſagt: es iſt kein Gott und keine Offenbarung, weil flatterhaftige Prieſter nur ihre eigene Eitelkeit lehrten.

Auch ſollſt du als ein chriſtliches Volk die Feiertage wieder heiligen, daß es ſchöne und ernſte Tage ſeyen, und ſollſt auch in ſeiner äuſſerlicher Zucht offenbaren, daß du Zucht im Gemüthe haſt. Denn die Menge der Menſchen kann nur das Sichtbare ſehen und vernimmt nur durch äuſſere Zeichen das unvergängliche Wort.

Und ſollſt nicht geſchehen laſſen, was in dieſen Tagen des Unglücks und Unheils geſchieht, daß die Feſte und Weiſen und Ceremonien ärmlich gefeiert werden und Schmutz und Verlaſſenheit um deine Tempel und Gräber wohnt.

Sondern ſollſt es alles befeſtigen für die Sitte, und weihen für den Glauben, und ſtellen auf die Hoffnung, die über die Erde und ihre Gräber hinausfliegt.

Und ſollen ſo alle Religionen und Prieſter und chriſtliche Ordnungen ſtreben zu Einem Ziele des Glaubens und der Liebe und der Einmüthigkeit in dem, was kein Auge ſieht und kein Ohr hört und keine Weisheit erkundet, in Gott und in dem Geſetze, das nicht mit vergänglichen

Buchſtaben, ſondern mit den Flammerzügen des Geiſtes in das Herz geſchrieben iſt.

Selig ſind die Reinen und Einfältigen, in welchen dieſes Geſetz hell iſt wie Licht und das ewige Wort rinnt wie ein lebendiger Quell.

Siehe ich habe es geſagt, und ſage es. So gehet denn hin, und haltet alle dieſe Gebote.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Von Prieſtern und Sittenrichtern und Sitten.

Und es wäre wohl heilſam und recht, daß die Prieſter wieder würden, was ſie früher geweſen, ein heiliger geſchloſſener Orden, und daß ſie Biſchöfe und Obere und Aelteſte wähleten aus ſich, und dieſe richteten über Leben und Ehre derer, die da unwürdig ſind, und ſtießen aus dem heiligen Dienſt aus, deren Sitten beſteckt ſind.

Denn es iſt ein hoher Gedanke um einen Orden, der ein rechter Orden iſt, und eine unendliche Gewalt in einer Geſellſchaft, die nach Einem Ziele ringt.

Die ſich Geiſtliche nennen, ſollen aber abgeſchloſſen ſeyn von den Begierden der Erde, und die das Höchſte verwalten, ihr Herz nicht an das Niedrige hängen.

Und du ſollſt auch die rechte und würdige Biſchöfe und Prieſter ſind hoch achten und ehren vor allem Volke und ſie anſehen als die Bewahrer der himmliſchen Güter.

Und ſollſt nicht thun, wie der Leichtſinn dieſer Zeit gethan hat, daß du verlacheſt, worauf das Volk als auf ſeine Lichter ſehen, und welchen die Menge als heiligen Führern folgen ſoll.

Denn die meiſten haben nur einen ſichtbaren Weg zu dem Himmel, und durch das Aug kommen zuerſt die Gedanken ins Herz.

Und haſt du noch viel Anderes und Aehnliches zu verordnen und einzurichten, wenn du ein freies und edles Volk ſeyn und bleiben willſt, und will ich dir von dem Vielen nur Weniges weiſen.

Siehe deine Väter waren ein ſtrenges und ehrenhaftes und keuſches Volk, und hatten deswegen Freiheit und Gerechtigkeit lieb. Und die Weichlinge Roms zitterten vor ihren Fäuſten und die entarteten Menſchengeſchlechter nannten ſie Rieſen wegen ihrer Stärke.

Und noch im Mittelalter waren die Teutſchen ſolche Männer, und die Fremdlinge erzählten ſich von ihren gewaltigen Leibern und von ihrer Geſchicklichkeit in den Waffen und von ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit und der ungeſtümen Wuth ihres Angriffs, und fürchteten ſich alle Völker ſolche Gewaltige anzutaſten.

Aber nun hat ſich die Weichlichkeit in die Hütten der Enkel eingeſchlichen und die Weinerlichkeit hat die Töchter der Helden verdorben.

Und viele ſind von der Treue und Ehrbarkeit gewichen und haben lange der Strenge und Zucht vergeſſen.

Und auch an ihnen nagen die kleinen Sünden und Schanden, und es wurzeln die heimlichen Verbrechen, und iſt Leichtfertigkeit und Flatterhaftigkeit nicht ſelten.

Ein unzüchtiges Weib aber mag keine Helden gebähren und aus unreinem Schooße werden keine Seher geweckt.

Darum geh hin, und lies die Geſchichten, und erröthe, wie Helden unbefleckt erhielten, was bei dir in Unehren geht; und doch biſt du ein Chriſt, und weißeſt, daß nur Reinheit des Herzens in das Himmelreich führet.

Denn die Sparter und Römer und Venediger in ihren ſchönen Tagen, welche Tage der Freiheit waren, erwählten ſich Richter und Wächter aus ihren Männern, daß ſie die Geſetze bewahreten und der Sitten hüteten und die Ruchloſen und Unzüchtigen ſtrafeten; und ſolange dieſe beſtanden, waren ihre Gemeinweſen in Ehren und Macht.

Und auch deine Väter ſtifteten für die geheimen Verbrechen geheime Gerichte, die dunkel und nächtlich richteten und ungewußt und ungekannt die ſchwarzen Thaten der Finſterniß auf der Spur erhaſcheten und ſtraften; und wurden dieſe Gerichte Vehmen genannt.

Und wäre es wohl nothwendig, du richteteſt Aehnliches ein und erneuerteſt die Würde der Tugend durch Strenge.

Denn viele Laſter ſchleichen, die der Buchſtabe des Geſetzes nicht ſtrafen kann, und viele Verbrechen gehen offen, die dem Richter entfliehen.

Und könnteſt du in jeglichem Gau und in jeglicher großen Stadt fünf oder zehen Männer erwählen, würdige, untadelige, freundliche und milde Männer, welche die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur wohl kenneten, aber die Schande verfolgten bis in den Tod.

Und müßteſt ihnen Macht geben zu richten die verborgenen Laſter und Verbrechen. Und wen ſie zum Tod oder zur Schande verdammten, der müßte ewiglich ausgeſtoßen werden aus deinem Volke; wen ſie aber ehreten, der ginge im Glanze der Tugend einher.

Und wäre dies wohl ein weiſes und chriſtliches Ding, damit nicht Unſitte dein züchtiges Volk beflecke noch Unredlichkeit mit den Freien zuſammenwohne.

Daß aber die Strenge nicht wüchſe über das menſchliche Maaß und was der Tugend helfen ſoll der Freiheit nicht ſchadete, müßte nur gefällt ſeyn, den aller dieſer Männer Einſtimmigkeit fällete.

Auch ſollſt du, wann du nun frei und glücklich biſt, alle Ausgelaſſenheit und Liederlichkeit der Fremdlinge von dir thun und die Häuſer der Unzucht und Schande verſchlieſſen und die Jugend in Arbeit und Gottſeligkeit üben.

Denn dadurch ſind deine Väter groß und kunſtreich geweſen und haben in den fürchterlichſten Stürmen ihre Freiheit bewahrt.

Wer aber den Lüſten dient, iſt ein gebohrner Knecht, und wer ſein Herz nicht überwinden kann, wird leicht der Sklave eines Tyrannen.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Von Erziehung.

Und wiewohl auch von dir viele leichtfertig und verrucht geworden ſind in dieſen letzten Tagen der Prüfung, biſt du doch immer noch ein nachdenkliches und ernſtes Volk geweſen, und haſt nicht ganz vergeſſen können, was ich dir urſprünglich ins Gemüth gepflanzt habe.

Und es ſind viele Männer aufgeſtanden unter dir, weiſe und unweiſe, und haben gefragt, wie die Menſchen am beſten und leichteſten unterwieſen werden.

Und haben viele in das weite Blau geſchoſſen und nicht das Rechte gefunden noch das Lebendige ergriffen, weil ſie kaum noch ahndeten, was ein Volk ſeyn ſoll.

Aber wann du nun wieder ein Volk geworden biſt, wirſt du es alles einſehen und begreifen und das Lebendige und Verſtändige von dem Todten und Thörigten ſcheiden.

Und wirſt inne werden, daß das Lernen und Lehren nicht das Größte iſt, ſondern daß die Kinder gehorſam und züchtig und gottſelig wandeln, und daß du in die zarten Herzen Keime pflanzeſt, welche ewig bleiben, und den Seelen Speiſe giebſt, welche gegen Sünde und Unglück ſtählt.

Auch fürchte ich nicht, in deinen Schulen könne je die Pflege der Wiſſenſchaften aufhören, und die ſtrenge Kunſt zum loſen Gelächter werden.

Denn ich habe dir den Trieb nach Licht und die Liebe des Himmels in die Bruſt geſenkt, und dich geſetzt, daß du der Leuchter der Welt ſeyeſt, und gepflanzt, daß du die Geſchichten der Vergangenheit treu bewahreſt.

Aber Eines will ich, daß du befehlen ſollſt, und darob halten, wie man ob heiligen Dingen hält.

Siehe, in deinen weiten Gränzen werden viele Fürſten und Grafen und Herren wohnen, daß ſie den Glanz deines Volkes darſtellen und deine unſterblichen Ehren bewachen.

Nun haſt du geſehen in dieſen Tagen, wie ſchwächlich und weibiſch und elendig ſie geweſen ſind aus Faulheit und Dummheit, und wie fertig und zerbrechlich zu jeder Unehre und Schande, und wie ſie des Stolzes und der Tugend der Männer gar vergeſſen hatten.

Daß nun ſolches künftig nicht wieder geſchehe, und dein Name durch ſie nicht mehr der Spott der Völker werde, ſollſt du eine ſtrenge Ordnung ſtiften, und eine Art ſetzen, wie ſie fürſtlich und herrlich erzogen werden mögen.

Denn man hat deine Herrſcher erzogen zu Federleſern und deine Fürſten, als die das Recht klauben ſollten, und hat ihnen keiner gewieſen, wo die Gewalt des Scepters iſt, und warum ſie das Schwerdt an den Hüften tragen. Und darum ſind ſie wie Spreu verweht worden und wie Spinneweben im Winde zerſtoben.

Und ſoll ſolches hinfort nicht mehr geſchehen; ſondern du ſollſt alle Söhne deiner Fürſten und Herren nehmen im zwölften Jahre ihres Alters und zu ihnen ſprechen: ihr ſeyd meine Kinder, ihr ſeyd die Kinder des

Volkes, und ſollet für das Volk erzogen werden.

Und es ſollen auch des Königs Söhne unter ihnen ſeyn.

Und du ſollſt eine große Anſtalt ſtiften fern von dem Getümmel und Verderben der großen Städte, und wo Lüge und Schmeichelei nie gehört wird, und ſollſt dort die Knaben halten ſechs Jahre lang in aller Zucht und Ehre bis in das achtzehnte Jahr ihres Alters.

Und für dieſe Anſtalt ſollſt du die weiſeſten und würdigſten Männer verſammeln aus allem deinem Volk, daß ſie deine Jünglinge unterweiſen in jeder edlen Wiſſenſchaft und Kunſt.

Und ſollen die Leiber noch ſtrenger geübt werden als die Seelen, und erhärtet werden in allen Uebungen und Künſten der Waffen und in allen Geſchicklichkeiten, wodurch der Menſch Arbeit und Gefahr beſtehen mag.

Denn auf dieſe Weiſe allein mag in dieſen gefährlichen Jahren die Zucht bewahrt werden, und magſt du unter deinen Fürſten wieder Männer erblicken.

Auſſer den weiſen und würdigen Meiſtern aber ſollſt du die edelſten und glorreichſten Alten wählen, Männer, die in Schlachten geſiegt und im Rath vorangeſeſſen und in groſer Kunſt und Erfindung Preiſe gewonnen, und ſolche, die durch ſeltene Geduld und Beharrlichkeit und Tugend vor dem ganzen Volke glanzreich ſtehen.

Dieſe ſollen die Richter und Wächter ſeyn, daß die Jünglinge an ihnen lebendige Zeichen und Bilder haben, was ein Mann iſt und ſeyn ſoll, und daß ſie Tand und Geflitter verachten, und erkennen lernen, daß Beſtändigkeit die einzige Tugend und Ausdauer die Würde des Mannes iſt.

Und ſollen dieſe Richter und Wächter ihnen die Geſchichten lehren und die Sitten und Weiſen ihres Volkes, und die groſen einfachen Wahrheiten, wodurch der Friede behütet und der Krieg regiert wird, und ſollen durch die Thatenkraft ihres Lebens das Geplapper der Klüglinge tödten.

Denn der Wiſſenſchaft und Kunſt mag jeder genug lernen für ſich und durch eigenen Fleiß; und iſt viel wiſſen nimmer ſo gut, als viel können. Aber wie im Unglück feſtgeſtanden, wie das Laſter überwunden, wie für die Pflicht gearbeitet und für die Ehre geſtorben wird, das lehrt nichts als das freie Leben unter Vielen und das vorleuchtende Beiſpiel ſtattlicher Männer.

Und ſoll dieſe Genoſſenſchaft der Wächter und Lehrer und Jünglinge gleichſam ein Orden werden, der ſeine Geheimniſſe und Grundſätze für ſich hat.

Das aber ſey das größte Geheimniß dieſes Ordens, ſich dem Vaterlande zu weihen, das der unerſchütterlichſte Grundſatz, für die Ehre zu ſterben.

Wahrlich ich ſage dir, wenn du ſolches verordneſt und darob hälteſt, welcher Uebermuth will dich antaſten? und welche Gewalt will gegen dich anrennen? Denn ein ſtolzes Herz hält feſter als Stein und ein edler Muth iſt unzerbrechlicher als Stahl.

Und hätteſt du nur hundert Männer, kühne, ehrenfeſte, ſtolze Seelen, durch eine lange und großartige Erziehung auf Ein hohes Ziel gerichtet, wahrlich hundert rechte Männer, die Gleiches wollen, mögen die Welt aus ihren Angeln heben, aber ſie mögen die ausgehobene auch wieder einſetzen.

Solche Männer aber mag allein eine ſtätige Erziehung dir ſchaffen.

Du haſt aber geſehen, was aus den Söhnen deiner Fürſten und Herren geworden iſt und wie Gewimmer und Bänglichkeit in Königsſälen geächzt hat. Denn an das Höchſte dränget ſich die Schmeichelei und das Laſter immer am meiſten, und alte Weiber und weibiſche Männer erfaſſen, was nur durch die Edelſten und Kühnſten gebildet werden ſollte.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

Von Gymnaſien und Univerſitäten, und von Gelehrten.

Wie du aber deine Schulen und Gymnaſien und Univerſitäten einrichten und halten ſollſt, das will ich dir nicht zeigen; und wirſt du ſelbſt wohl finden, was einem freien und tapfern Volke nöthig und erſprießlich iſt; und wirſt in dieſen löblichen Einrichtungen deiner Väter die Tüchtigkeit und Freiheit wohl erhalten, die aus dem Sinne deines Volkes erwachſen ſind.

Aber weil auch die große Freiheit in dir wieder lebendig geworden iſt, haſt du es jetzt alles zu größerer Freudigkeit und Lebendigkeit zu ſtellen. Damit dieſe aber nicht übermüthig werden, mußt du Ernſt und Strenge in gleichem Maaße gegen ſie halten.

Doch wirſt du nicht bedürfen das alles zu ſetzen, ſondern der neu erweckte Sinn für das Große und Stolze wird auch der Jünglinge Herzen erfaſſen und alles Gaukeliſche und Ausgelaſſene bändigen.

Das aber ſollſt du ſetzen, daß in allen deinen Schulen die Leiber geübt werden wie die Geiſter, damit nicht verfalle, wodurch ſie künftig allein als Männer ſtehen können.

Denn ohne den geſunden Leib iſt die Seele ein wimmerndes Ding und ohne Stärke der Geiſt ein verwehender Hauch.

Und ich will nicht, daß, wie einige rathen, auf den Univerſitäten die Geiſter gebunden werden, und daß man die Jünglinge mönchiſch einſperre und zwinge, ihre beſtimmten Stunden zu halten. Denn der Geiſt iſt das allerfreieſte Ding, ein göttliches und heiliges Ding, und du darfſt ihn in Jünglingen und Männern nicht feſſeln ; ſondern das Urtheil der Guten ſey ihr höchſter Richter und der Beifall der Weiſen ihr heiſſeſter Sporn.

Das aber will ich und gebiete ich dir, daß du bei deinen Univerſitäten Spielmeiſter und Fechtmeiſter ſetzeſt, welche die Jugend unterweiſen und üben, und daß du würdige und ernſte Männer als Wächter verordneſt, welche auf die Zucht und Ehrbarkeit achten.

Und ſollſt die Jünglinge aus dem ſitzenden Leben und der träumenden und herumtreibenden Faullenzerei mit Gewalt in die Rennbahn und auf die Fechtböden treiben; und muß ein jeder dieſe leiblichen Uebungen beſtimmte Stunden wöchentlich mithalten.

Und die Wächter ſollen auch richten über die Leiber und über die Weichlichkeit, und ſollen alle ausſtoßen, welche in Schanden leben.

Denn ich will die Träumer aus dir verbannen und die Weichlinge ſollen bei dir nicht erfunden werden; und die Menſchen ſollen wieder begreifen, welche Herrlichkeit in der Gewandtheit und Stärke der Leiber liegt, und die Jünglinge ſollen trachten gleich ihren Vorfahren wegen leiblicher Tugenden geprieſen zu werden.

Denn dein gegenwärtiges Geſchlecht hatte ſich faſt vom Leben abgeſondert, und wußten nicht mehr, was das Leibliche und Irdiſche bedeutet, und waren eitel Träumer und Grübler geworden.

Und die ſich Gelehrte nannten hatten ein ganz eigenes Leben, das wie vom dem Mond herunter gefallen war, und erſchufen ſich eine eigene Sprache, die kein Menſch auf Erden verſtand, und meinten, ſie wüßten überirdiſche und himmliſche Dinge.

Und viele bethörte Tröpfe und Narren beteten ihnen ſo nach, und blieſen ſich noch mehr auf, und verachteten die Zucht und Arbeitſeligkeit ihrer Väter, und verkündeten, mit ihnen erſt beginne die neue Welt des Heils und des Lichts.

Und ſo verlieſſen ſie faul den heiligen irdiſchen Dienſt, wozu ich ſie hier unten berufen habe, und bildeten ſich ein, dafür ſey ein ſchlechteres Geſchlecht gebohren, das im Staube und Miſt der Erde wühlen müſſe, ihr Leben aber ſey zu groß für das Kleine.

Und ſiehe es war eitel Dünkel und Dummheit und Aufgeblaſenheit, und ſie wußten nichts und konnten nichts und waren ein verwirrtes und nichtiges Volk.

Und ſie verdarben die ſchöne Sprache und feſte Sitte ihrer Väter, und gaukelten viel mit wolkigem Wind und ſchimmernden Geſpinſten, die ſie Philoſophie nannten; und war doch die Einfalt und Treue fern von ihnen, worin allein die Wahrheit wohnet.

Und daran mogte man ſie erkennen, daß ſie ſtill zuſahen, wie ihres großen Volkes Ehre verging, und wie es von den Fremden geſchändet und von den Eigenen verlaſſen und verrathen ward, und daß es gar ihrem Herzen nicht weh that.

Und ſie poſaunten: dies iſt ein kleines Ding, und in uns, in den Philoſophen, iſt die neue Welt, und wir bauen ſie auf ohne Schlachtfelder.

Denn es waren viele Schwätzer und Klügler und Schreiber, die da meinten, wenn ſie nur die Schreibfedern führten, ſei gleichgültig, wer das Schwerdt halte.

Und wären dieſe leeren Narren für die Weiſen lächerlich genug geweſen, wäre dem Volke die Narrheit nicht zu Theilen geworden.

Denn als nun das Unglück hereingebrochen war und der tückiſche Feind überall in deinen Gränzen wüthete, da wurden auch die meiſten von ihnen als Knechte und Schmeichler erfunden, und beſchimpften die Töne, welche teutſche Mütter ihnen gelehrt hatten.

Und haſt du an dieſen von allen deinen Weichlingen die meiſte Schande erlebt; denn ſie ſollten die Lehrer und Warner und Propheten für alle ſeyn, und die meiſten von ihnen haben nur für den Feind gepredigt und geweiſſagt.

Darum daß ſolches nicht wieder geſchehe und alle Gaukelei leerer Töne und die ganze philoſophiſchbabyloniſche Sprachverwirrung vertilgt werde, mußt du künftig mit Ernſt darauf halten, daß die, welche Männer lehren und bilden wollen, auch Männer ſeyen.

Und deßwegen ſollſt du von Kindauf ob den leiblichen Uebungen halten, und das kauzige und nichtige Geſchlecht, das nur plappern und gaukeln kann, achten, wie es geachtet werden muß, und alle deine Kinder wieder zur Einfalt der Thaten und Worte zurückführen.

Denn die Worte erröthen nicht, wann die Thaten die Schaam verlohren haben.

Neun und vierzigſtes Kapitel.

Von dem Geiſt und von der Preßfreiheit.

Siehe, ich habe dir den ſtolzen Athem in die Bruſt geblaſen und die Liebe der himmliſchen Dinge ins Herz gegeben, und dir das Haupt mit Gedanken gelichtet und den Mund für die Rede geöffnet, und du haſt gefühlt wer du biſt und in Freuden gerufen: ich bin ein Ebenbild der Götter und ein Abkömmling der Bewohner der Geſtirne.

Und ich habe dir den Muth der Tugend gegeben, daß du arbeiten und dulden ſollſt für das Rechte bis in den Tod, und ich habe dir das Gewiſſen in die Bruſt gepflanzt, den tröſtenden Freund und den warnenden Strafer.

Und wann alles rings ſich düſtert und Recht und Unrecht ſich draußen im wilden Getümmel verwirrt, und die Welt um dich her ſchreit: die Verweſung iſt das einzige Ewige und der Zufall hat von jeher das All regiert, dann leuchtet dies Gewiſſen wieder wie ein Stern aus einer andern Welt, und du fühleſt wieder lebendig, wie unſterblich und göttlich du biſt.

Und was ſo groß iſt will ich nicht mindern in dir und was ſo herrlich erhebt nicht erniedrigen laſſen; ſondern frei ſoll dein Geiſt walten auf Erden wie ein Gott und durch die Unendlichkeit der Gedanken ſoll ſein allmächtiger Schritt ſeyn.

Denn wird er unterthänig, ſo kriechſt du in dem Staube, und iſt er eingefeſſelt, ſo wirſt du ein Knecht niedriger Lüſte.

Das iſt aber das Walten des Geiſtes, daß ein jeglicher mag denken was er will und ſprechen was er will und das Gedachte und Geſprochene weiter verbreiten.

Und es ſagen die Leute zwar: wer mag einem das Denken verbieten? denn welcher ſterbliche Menſch ergründet die fremden Gedanken? aber das Denken ſtirbt immer ohne das Reden, und nur die Freiheit des lebendigen Mundes lockt die kühnen und ſtolzen Gedanken hervor, wie das Donnerwetter die Blitze hinter ſich lockt.

Denn jedes Wort iſt ein unſterblicher Gedanke, von den früheſten Ahnen den Enkeln überliefert, und ſteht der Menſch durch Rede und Vernunft allein höchſt über den Thieren.

Und daß die Worte weiter wandern und die Gedanken beflügelt werden könnten und wirken ein Erbtheil des eigenen Volkes und aller Völker, erfanden deine Väter die Buchdruckerkunſt, eine hohe und heilige Kunſt, ein rechtes Bollwerk der Freiheit und Wiſſenſchaft und Ehre.

Und die freie Uebung dieſer Kunſt heißt die Preßfreiheit, und alle edle Völker rechnen dieſe Preßfreiheit unter die Palladien ihres Ruhmes und ihrer Freiheit; denn ſie zieht das Licht vor das Gericht der Welt, und erhebt die Tugend zum Glanz der Ehre, und offenbaret, wo Lügen und Hinterliſten und Tyrannen im Finſtern ſchleichen.

Darum ſoll auch bei dir ein unverbrüchliches Geſetz ſeyn, daß keiner deine Preßfreiheit beſchränken möge, und ſollſt ſie achten als eine Beſchirmerin und Bewahrerin der Wiſſenſchaft und Ehre und Freiheit.

Freilich werden auch bei dir ſeyn, welche Thörichtes und Verwerfliches denken und ſprechen und drucken; denn jedes Edelſte hat ſeinen Mißbrauch mit ſich. Aber du zerbrichſt deinem Sohne die Füße nicht, weil er in den Strom und Dummen lachen und verachten kann; alſo darfſt du auch dies nicht ſchreiben.

Und es werden wohl ſein, die ſelbſt mit mir Scherz und Spott treiben in Reden und Schreiben, und die von deinen Königen und Herren Ungeſchicklichkeit ſprechen, auch wohl Werke, was du in deinem Staate gewirkt haſt, tadeln.

Und du ſollſt dich das nicht anfechten laſſen, denn ich bin ein Gott, der zu thörigten Einfällen lächelt, und ärgere mich über die Albernen nicht; und die Großen der Erde ſollen wie Adler ſeyn und die Fliegen und Mücken unter ſich ſummen laſſen: denn was groß und herrlich iſt, bleibt es wohl, und mag ein poſſierlicher Narr der Ehre nichts nehmen. Auch wird, was bei dir weiſe und löblich eingerichtet iſt, durch ſolche nicht erſchüttert werden; denn der Weiſen Rede wird der Narren Uebermuth zügeln und die Ernſten im Volke werden die ausgelaſſenen Gedanken ſtrafen.

Was aber jemand Schändliches und Unchriſtliches redet und ſpottet und druckt, das ſtrafe der Ernſt des Geſetzes, und der Ankläger lade denſelben vor den Richter.

Aber den Scherz und Spott magſt du gern dulden, und hält ein Schwerdt das andere in der Scheide und tödtet ein Gift das andere; und darfſt du nicht fürchten, daß die Frechheit über das Maaß gehe, denn das Urtheil der Guten und Weiſen wird die Leichtfertigen und Muthwilligen bändigen.

Und es wird die Rede und die Schrift freilich zuweilen ein Uebel; aber das größte Uebel iſt das ſtumme Schweigen der Geduld und die faule Gedankenloſigkeit zitternder Knechte.

Und magſt du um dich her ſchauen, und ſagen, was du ſiehſt. Wo ein freies ſtolzes Regiment iſt, da walten Wort und Rede und Gedanke und tragen die Menſchen in Antlitz und Blick die Aehnlichkeit höherer Weſen; wo aber ein blutiger Tyrann gebietet, da iſt Flüſtern und Stammeln und Lauſchen, und Angſt umwölket die Stirne, und der Blick kriechet am Boden wie ein niedriger Wurm, und iſt keine Spur mehr vom göttlichen Leben.

Und du haſt gehört und weißt wohl, wie dein Erbfeind, der Satan aus der Hölle, der Kaiſer aus Korſika, ein Feind alles Lichtes und aller muthigen und lichten Gedanken iſt, und wie er Gefängniſſe gebaut und Höhlen des

Gleichheit geſtiftet hat für alle, die in Thaten oder Worten frei zu ſein wagen.

Und er iſt dem zweiten Reich einer dumpfen Dämmerlichte gleich, wo nie ein Laut ertönt als das Brüllen ſeines gierigen Rachens; und iſt alle Schande und Rede unter Zuchtmeiſter und unter das Beil des Henkers geſtellt, und werden die Menſchen zu einem thieriſchen Daſeyn und zu wilden Trieben und Gelüſten erniedrigt, und kriechen ihre Gedanken und Begierden ſchändlich am Staube.

Siehe, das iſt die Herrlichkeit und Freiheit und der ewige Friede, welche er der Welt verheißt, und kannſt du an ſeinen beſtialiſchen Sklaven jetzt lernen, welch ein ſchändliches Thier der Menſch wird, wenn er ſich das Götterrecht des Wortes und Gedankens rauben läßt.

Darum, freies und edles Volk, hinweg über dieſen Schmerz! hinweg über die niedrige Schätzung eines Tyrannen! Wie leicht und hell frei iſt als die gerade Sprache und Haltung eines Lebendigen, ſo frei ſoll bei dir das Walten des Geiſtes ſeyn, daß du in ſtolzer Kühnheit von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft, von Glorie zu Glorie, von Tugend zu Tugend ſchreiteſt.

Fünfzigſtes Kapitel.

Weiſſagung.

Und ich könnte dir noch vieles ſagen und auslegen; aber du magſt es alles noch nicht ertragen. Auch bedarfſt du der Weiſung und Auslegung nicht; denn wenn du dieſe Worte zu Herzen nimmſt und darnach thuſt, ſo wird dir auch Weisheit und Stärke kommen, alles Andere zu thun, und werden fromme und erleuchtete Männer nicht fehlen, die dir das Uebrige weiſen.

Und habe ich dieſe Worte alle geſprochen, damit du das Unglück verſtändeſt und die Schande fühleſt, worin böſe Liſten dich halten, und damit ich die Pflicht und Ehre in dir erweckte, wodurch du dich befreien ſollſt.

Und ich habe dich hingewieſen auf das, was deine Väter weiland geweſen ſind in den vergangenen Zeiten, und auf alle ihre Werke und Thaten und Tugenden, und auf die hohe Beſtimmung, die ich dir gegeben habe, daß du das Herz und die Mitte der neuen Welt und der neuen Geſchichte ſeyn ſollſt.

Denn ohne Stolz kann der Menſch nichts Gewaltiges thun und ohne Erinnerung erliſcht die Sehnſucht nach dem Unſterblichen.

Und wenn du glaubeſt, daß ich Gott bin und der Heilige und Ewige, was zweifelſt und zageſt du noch, und meineſt, ich werde die Verruchten nicht vertilgen und die Räuber und Tyrannen nicht zerſchmettern?

Wahrlich ich ſage dir: daß dieſes Geſchlecht nur grübelte und gaukelte und ſchwatzte und für die Thaten Gedanken und für die Werke Worte hatte, das hat dich verdorben. Denn die warmen Herzen wurden erkältet und die feurigen Seelen gelöſcht und alle freudigen und lebendigen Sinne gefangen, und kannten die Menſchen mich und die Welt und das Leben nicht mehr.

Darum habe ich der Bosheit die Macht gegeben, daß ſie ſich wieder zu Gott wendeten, und den Tyrannen die Gewalt, daß ſie erkenneten, warum ich ſie ſtrafen muß.

Aber wenn du dich wieder zu mir wendeſt, will ich mich auch zu dir wenden, und dir geben den Geiſt, der da einfältig und treu und ſtark und gewaltig iſt.

Denn ich bin der Gott, der die Himmel umrollet und die Sterne wie Bälle durch ihre Bahnen ſchleudert; ich ſende die Winde, und ſie blaſen, die Blitze, und ſie zünden; ich laſſe die Donner ſchallen und die Meere brauſen und ſich aufwühlen bis aus den Tiefen der Hölle.

So rolle ich auch die Gedanken der Menſchen um und zünde Flammen und Blitze in ſterblichen Brüſten; und der Wind meines Odems hauchet ſie an, und ſie fliegen und ringen gleich unendlichen Geiſtern; und die Gewalt meiner Liebe durchdringt ihnen das Herz, und ſie brauſen und ſtürzen gleich dem Ocean fort; und ich gebe ihnen den heiligen Wahn in die Bruſt und ſtähle ihren Muth mit dem Stahl des Glaubens, und die Tyrannen erſchrecken und fliehen, und die Knechte und Helfer der Tyrannen erbleichen.

Siehe, ich gab deinen Vätern den fröhlichen und frommen und milden Geiſt des Chriſtenthums und lehrte ihnen unſterbliche Worte und Werke und die Liebe und Treue der Freiheit, und ſie waren ein glorreiches und geprieſenes Volk.

Und iſt jener Geiſt in dir nicht erloſchen, er iſt nur bedecket, wie die Aſche die Flamme bedecket, und der Sturm wird kommen, der ihn aufbläſet zu ſeiner Zeit, und du ſollſt wieder ein mächtiges und ſtolzes und chriſtliches Volk werden, und den hohen Geiſt darſtellen, den ich durch dich den Völkern verkündigen will.

Das iſt aber der Geiſt, wovon ich rede, ein Geiſt, der lebendiger und geſchäftiger und gewaltiger iſt, als er war in den Tagen deiner Väter, der Geiſt, den die vergangenen Jahrhunderte nicht ahndeten und der auch vor deinen Augen nur wie ein dunkler Traum ſchwebte.

Siehe, die lange verborgene Flamme wird durchbrechen, und das Licht, das die Unmündigen nicht tragen mogten, wird leuchten: nicht das, was nur in Zuckungen der Flammen wehet, aber nur leuchtet, wie vergängliche Blitze in der finſtern Gewitternacht leuchten, ſondern eine ſtille und ſanfte und freundliche Flamme, die wärmt und nicht brennt, und ein heiteres und mildes Licht, das leuchtet und nicht blendet.

Und dieſe Flamme und dieſes Licht werden unvergänglich in den Herzen blühen, und das wird das Chriſtenthum ſeyn, das nun wahrhaftig erkannt werden wird.

Dieſe Begeiſterung ward dir verſprochen in den Jahrhunderten der Verheißung, und nun wiſſe, daß die Erfüllung näher kommt.

Und wenn ich dieſen Athem dir in die Bruſt geblaſen und dieſe Liebe dir in das Herz gebrannt habe, dann wirſt du wirklich ein freies und unvergängliches Volk ſeyn und in dem Irdiſchen für das Ueberirdiſche, in dem Sterblichen für das Unſterbliche leben und wirken.

Denn ich will dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanz, und ſollſt oben ſchweben und nicht unten liegen.

Ueber

Preuſſens Rheiniſche Mark

und über

Bundesfeſtungen.

•

Je mehr Hirten, je übler Hut.

Hans Sachs.

1 8 1 5.

Dieſe Worte wurden geſchrieben in den erſten Tagen des verfloſſenen Februars. Weil Manches, was darin als Furcht und Ahnung ausgeſprochen iſt, ſich früher beſtätigte, als man bei ihrer Abfaſſung glauben konnte, ſo blieben ſie liegen aus Ueberdruß und Ekel an der Zeit.

Unterdeſſen iſt der Wolf wieder aus ſeinem Käfiche geſprungen und hat alles aufgeſchreckt, was ſich wieder zu langem und weichem Schlafe zu betten meinte. Wir warten eines tüchtigen und gründlichen Krieges mit dem feindlichen Volke, der uns, wie die Umſtände ſind, allein Heil bringen kann.

Weil es nun doch möglich iſt, daß die Zeit und die gewaltigen Lehren, die ſie faſt jede Woche giebt, Einige etwas klüger machen und weil dieſer Krieg und ſeine Erfolge doch Manches wieder einreißen können, was aufgebauet iſt, ſo iſt nicht unnütz geachtet, dieſe Worte im dritten Monat nach ihrer Entſtehung in den Druck zu geben, zumal da ſich bei wiederholter und ruhiger Durchſicht derſelben findet, daß viele darin ausgeſprochene Wahrheiten und angedeutete Verhältniſſe nicht bloß den Augenblick, ſondern lange und ſichre Zeiten betreffen.

Was wir bei dieſen Worten am meiſten wünſchen, iſt, daß die Räthe und Freunde der Fürſten ſie leſen, und ſich in die Bruſt ihres Gewiſſens greifen, wenn ſie noch ein deutſches Gewiſſen haben. Eines kann man ihnen vorherſagen — und das möge auf einige doch einen leichten Eindruck machen — das Zeitalter iſt ſo groß, daß keine Gewalt oder ihre kleinen Gewerbe und Ränke gerathen wird, womit ſie ſeinen Lauf zu hemmen oder zu zerren meinen. Auch das mögen ſie bedenken, daß dieſes Zeitalter wieder deutſche Männer ſtämpeln wird, gleich ſtark an Kraft und Gemüth; es können wohl welche Richter entſtehen, wie Tacitus, welche die Tugenden und die Schändlichen mit unauslöſchlichen Farben in die Tafeln der Geſchichte brennen. Es iſt die Zeit der Vergeltung, und mit Lügenkünſten und durch diplomatiſche Conventionen wird keiner ſich in den Tempel der Unſterblichkeit einſchleichen. Darum laßt uns Gott fürchten und die Geſetze und Ehre unſeres Volkes halten.

Y . . . . den 6. Junii 1815.

Nachfolgende beide Briefe erklären die Veranlaſſung und Entſtehung dieſer leichten Worte über einen ſehr ſchweren Gegenſtand. Sie mögen zugleich als Einleitung und als Vorſpiel dienen. Oft iſt ein übergehendes Vorſpiel in muſikaliſchen Erfindungen und Harmonien beſſer als das ganze Konzert, dem es vorſpielen ſoll; und ſo mag es vielleicht auch hier ſeyn. Denn die Zeit iſt ſo wenig langweilig, daß es ſchwer iſt, das gleichſtimmige Enſemble eines leidlichen Konzerts immer im reinen Ton zu halten.

T . . . . den 20. Februar 1806.

Der Verfaſſer.

Ein Brief des Grafen von K. in T.

Euer ꝛc. ſage ich meinen beſten Dank, daß Sie ſich eines alten Mannes noch erinnern wollen, der auf ſeinem Lehnſtuhl ſitzt und Grillen fängt, und gern, wie Kaiſer Domitianus weiland und andere Kaiſer und Könige nach ihm, Fliegen und Mücken fangen mögte, wenn er dadurch ſeiner Grillenfängerei los werden könnte. Aber das geht nicht ſo leicht, als ſich der kaiſerlichen und königlichen Gedanken und Geſchäfte entſchlagen. Man mag dieſe Grillen und Fliegen und Mücken abſchütteln ſo viel man will, ſie ſetzen ſich gleich wieder auf denſelben Fleck, von wo man ſie weggeſcheucht hat. — Wirklich, mein hochgeehrter Herr, komme ich mir ſelbſt oft etwas närriſch vor, daß mein altes Herz ſo mit der Jugend in die junge Zeit hineinfliegen will; und die Flügel ſind doch lahm. Aber was kann ich dafür? Das Vaterland iſt auch ein Gedanke, und mein Vater, der ein ſehr redlicher und ein ſehr deutſcher Mann war, hat mir von Jugend auf den Spruch eingeprägt: Wer ſein Vaterland nicht bis in den Tod liebt, der kann auch jene Liebe nicht haben, wodurch man in den

Himmel kommt. O mein lieber Freund, wie theuer iſt mir dieſe Liebe zu ſtehen gekommen! Erſt die wilden Revolutionsjahre, die grade an unſern Gränzen am heftigſten wütheten, dann alles Unheil des Kriegs, und endlich eine fünfzehnjährige Tyrannei, wo ſelbſt die innerſten Gedanken zittern mußten ſich mit einander zu unterhalten, wo eine Thräne ein Verbrechen war und ein Wink in den Kerker bringen konnte. Da habe ich gebüßt, daß ich zu einem deutſchen Mann erzogen war und daß mein Herz mit deutſcher Schwere lieben konnte. Aber das ſage ich Ihnen noch einmal, was ich Ihnen den vergangenen Frühling in K. ſchon ſagte: mein Schmerz im April 1814 iſt herber geweſen, als aller Kummer und Jammer, den ich in Krieg und Unheil und Tyrannei von 1798 an in die 20 Jahre zuſammen empfunden habe. Man fällt nicht ſo plötzlich und ſchrecklich aus einem Himmel in die Hölle, als ich bei der Nachricht des unglücklichen Friedens von Paris aus den ſchönſten Hoffnungen in die tiefſte Verzweiflung fiel. — O ich bin eine jammervolle Eule, die, wie Kaſſandra, Unglück ſingt und weiſſagt, und immer richtig weiſſagt. Ich wollte, ich könnte weniger damit prahlen, daß ich bisher immer Recht behielt. Ich ſagte damals bei der Nachricht von der Einnahme von Paris: „Wir „werden unſern Rhein und unſre Gränzen nicht „frei erhalten, wir werden unſer Elſaß und Lothringen nicht wieder bekommen, wir werden unſe-

„geſchleppten Denkmäler und Kunſtwerke nicht wieder bekommen, wir werden uns von den Franzoſen „die abgeriſſenen Schanzungen nicht wieder bezahlen laſſen.“ Und ich beſchloß Rache. O ich armer Teufel wurde auch über dieſe Rache [illegible], und endlich mit dem Troſt eines Deutſchen zu Grabe gehen, der zu ſpät begriffen hat, daß er in der Welt Dummheit gemacht. — Was Sie mir geſchrieben wegen meines Herrn Vetters in M. — o ich muß lachen, daß ein geſcheidter Mann von ſolchen Menſchen noch etwas hoffen kann, die ein kleines Gut und ein Vaterland haben und deren ganze Kunſt, womit ſie Staaten und Völker zu leiten und zu gängeln meinen, in ein paar Duzend Kniffen und Pfiffen beſteht. Und dem ſollte ich das Herz meines armen Deutſchlands? O mein lieber Herr, wie ſtünde es beſſer, wenn man den alten Großen Friedrich [illegible], deſſen [illegible] Geiſt Oeſtreich im Jahre 1809 ſo herrlich bewegte, im Winter 1813 wieder hätte aus der Erde [illegible] und an ſeine Stelle ſetzen können.

Was Sie mir wegen Preußen ſchreiben und wegen der ſchönen und herrlichen Anſicht und Haltung des preußiſchen [illegible] geht mir wenig Troſt. Sie wiſſen, ich war vor dieſem Kriege darüber noch ganz anderer Meinung, aber wir müſſen wohl alle durch den Tod belehrt werden. Denn da Oeſtreich ſich nun auf immer [illegible] Elſaß und Lothringen [illegible], wie ſoll uns [illegible] helfen als Preußen?

Daß Sie meinem kleinen Aufſatz über die Vertheidigungsmittel dieſes Landes und über die kleine Vertheidigungsſchrift, den ich Ihnen zu ſchicken gleich die Ehre hatte, Ihren Druck mitgetheilt haben, daran haben Sie ein gutes Werk gethan. O ſagen Sie es Allen, ſchreien Sie es unaufhörlich Allen in die Ohren, daß dieſe Provinzen nicht wieder geriſſen werden müſſen, daß ſie einen Herrn bekommen müſſen, der ſie auch beſchützen kann. Seit einigen Tagen haben wir hier das Gerücht, man werde dem alten Könige von Sachſen einen großen Theil davon als Entſchädigung geben und den Reſt unter die kleinen benachbarten Fürſten theilen, die Feſtungen aber als Bundesfeſtungen gemeinſchaftlich beſetzen; ja Einige haben ſogar den ſonderbaren Gedanken Darmſtadt hier zum bedeutenden Fürſten machen wollen. Wenn das geſchehen ſollte, ſo hätte man uns lieber ſogleich wieder an Frankreich geben ſollen; denn es wird uns doch wieder nehmen, wann es ihm gefällt. Man ſollte die Preußen ganz Sachſen wieder herausgeben und uns ganz nehmen, damit Deutſchland und wir nicht wieder ganz von einander fallen.

Ich könnte Ihnen noch viel Ärgerliches ſchreiben, was gar nicht luſtig iſt und was derartigen Herren Diplomaten, die meinen, daß ſie alle [illegible] in einem [illegible] Schlaf wiegen, gar [illegible] aufſchrecken würde. Die Franzoſen ſind hier noch gar nicht ausgeſtorben; beſonders unter den Beam-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

bitte, daß ich, mit dem ſchwärzeſten Philiſter von der Sinnenwelt zu reden, faſt maulhängeriſch geworden bin wie ein alter abgetriebener Gaul und mich zuweilen über mich ſelbſt ſchäme. Die Zeit iſt wahrlich nicht zum Lachen, und das weiche diplomatiſche Dämmerleben, was die Herren in Wien für fünfundzwanzig oder gar für funfzig Jahre uns zu ſichern verſprochen und worauf wir unſre müden Knochen im langen Frieden heilen und verwachſen ſollen, wird bald wieder zu [illegible] geſchnitten werden müſſen, wenn die Dinge den ſchönen Glanz erben, wie Einige meinen, daß ſie ihn angezogen haben. Doch ſehe ich, wenn ich mich über mich ſelbſt und über die Zeit beſinne, die Dinge keineswegs ſo ungemüthlich an, wie Sie ſich in Ihrem letzten Briefe und in einigen früheren Briefen darüber äußern. Der Geiſt der gegenwärtigen Geſchichte und der Geiſt des deutſchen Volkes iſt zu groß und zu gewaltig, als daß die Kraft, die ſich ſo herrlich und wunderbarlich offenbart hat, ganz wieder in ein ſchläfriges oder kraftloſes Nichts verſinken könnte. Wir müſſen uns auf Gott verlaſſen, und wir können uns auf ihn verlaſſen. Vielleicht iſt das Glück, was uns jetzt Unheil dünkt, vielleicht iſt das Weisheit, was wir jetzt als Dummheit anklagen. Denn ſind nicht mitten in Dummheiten, ja recht eigentlich durch unbegreifliche Dummheiten die großen Zwecke befördert, die wir ſo lange Zeit nicht ſehen konnten?

— Kann er das nicht noch einmal wieder thun? er iſt doch unſer lieber Bundesgenoß.

Ja, wenn wir den alten Grafen Friedrich St. wieder hinaufrufen könnten, gewiß ſähe es anders aus im deutſchen Reiche. Dieſer Lucchesini, der das Stück zu beſchließen meint, wird den geſchichtlichen Wolf nicht lange an den Ohren halten können. Lieber Graf, dieſe feine Diplomatik wird immer dümmer, je mehr ſie mit Liſten zu erwirken meint; es gehört ein ganz Stück Tugend dazu, ein großer und mächtiger Mann zu ſein.

Was ich Ihnen in meinem vorigen Briefe über die Stimmung des preußiſchen Volks und über die Anſichten, die hier über Deutſchland und über die deutſchen Angelegenheiten herrſchen, geſchrieben habe, kann ich hier wiederholen. Die Preußen haben ſchon ſeit Jahren einen neuen, einen höheren Sinn empfangen. Sie fühlen, daß ſie nur als Deutſche groß werden und groß bleiben können, und haben zugleich in dem herrlichen Freiheitskriege die Ehre fühlen gelernt, daß es denen, welche alle vom Sklavenjoche gerettet haben, am meiſten geziemt als Wächter des Reichs auf der Vorhut zu ſtehen. Es ſcheint jetzt unzweifelhaft, daß Preußen den größten Theil der jenſeitigen Rheinlande in Beſitz nehmen und in künftigen Reichskriegen die umwohnenden kleineren Fürſten unter ſeine Flügel nehmen wird; das Land zu zerſtückeln oder vollends kleine und ſchwache Fürſten, gar den König von

Sachſen, der ſeine deutſche Treue ſo unverbrüchlich bewährt hat, dahin zu verlieren, wäre ja unſinnig und hieße die Franzoſen zur offenen Tafel recht einladen und rufen: kommt herbei! das Mahl iſt bereitet. Daß Preußen aber, wenn es dieſes Land bekommt, auch die Schlüſſel dazu haben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Wie können Sie von dem preußiſchen Miniſterium glauben, daß es ſich mit beiden Beinen in die Luft hinein ſtellen laſſen wird, ohne feſten Boden unter ſich zu haben? daß es die ſchwere Laſt übernehmen wird, die Thore des Reichs zu hüten, ohne die Schlüſſel dazu zu haben? Jeder geringſte Soldat fühlt die Bedeutung von Mainz und Luxemburg, und Sie können fürchten, diejenigen ſollten ſie überſehen, welche die Schickſale Preußens und Deutſchlands zunächſt entſcheiden helfen?

Die Franzoſen aber müſſen ja die Alten bleiben gegen uns; das kann nicht anders ſeyn, und darüber ſoll ſich billig Keiner wundern. Wie ſie den Pelz auch drehen, der falſche Fuchsſchwanz wird immer hervorgucken. Aber die engliſche Krämerpolitik, die bloß auf kleinliche Vortheile ſieht und darüber die großen Verhältniſſe überſieht, iſt freilich etwas verdrießlich und beſchwerlich, und könnte, wenn man nicht feſt iſt, ſogar verderblich werden. Es iſt traurig genug für uns und für ganz Europa, daß in England jetzt kein Chatam oder Wilhelm Pitt an der Spitze ſtand; ein ſolcher würde doch wohl ein bischen anders eingetheilt und Rechnung gehalten haben.

Die mittelmäßigen Menſchen aber, welche die Engländer uns herausgeſchickt haben, ſind der großen Rolle völlig unfähig, die ſie ſpielen können, und laſſen ſich ſogar von den erbärmlichen Anſichten und Vortheilen deutſcher Miniſterlein am Seil führen, die wir wahrlich als keine Köpfe kennen. Wenn es nach ihnen ginge, ſo würde Deutſchland den Franzoſen ſo vorgeſchnitten und zugeſchnitten werden, daß ſie es ohne alle Mühe nach einander biſſenweiſe verſchlingen könnten. Ja, lieber Herr Graf, man möchte des Teufels werden über die Dummheit, wenn ſie dadurch nur klüger werden wollte!

Und Sie wollen doch, daß ich wieder des Teufels werden ſoll? daß die ſtillen und ehrlichen Deutſchen, meine ſonſt ſo lieben Landsleute, die ſich immer ſo gern ſchlafen legen wollen, wenn es auch von allen Seiten her noch donnert und wettert, wieder über mich die Hände zuſammenſchlagen und ausrufen ſollen: Nun der hat doch ſieben Millionen Teufel im Leibe und kommt nimmer und in Ewigkeit nicht zur Ruhe? — Und was hilft es mir und was hilft es Andern? Die Großen und Mächtigen der Erde, welche ihr Schickſal entſcheiden, laſſen uns warnen und ermahnen und bitten und flehen und weinen und heulen, ja zuweilen auch wohl ſchelten und fluchen, und thun doch, was ſie wollen; und die Kleinen halten uns bei allem unſerem Eifer und unſerer Arbeit für ſie wohl gar noch für Narren, die blas ten, wo es nicht brennt. Es iſt ein jammervolles Gefühl, wenn man fühlt, daß die Worte in die Wüſte fliegen, oder daß ſie gar mit den umgewendeten Spitzen auf uns zurückfliegen und uns ſelbſt verwunden. Wir haben keine öffentliche Meinung, die uns richtet und ſtraft oder vertheidigt wir haben keine Stimmen, die unſre Stimme aufnehmen und weiter pflanzen und ſie nach freudigem Umklange wieder zu uns zurückklingen laſſen. Auch hierin ſind wir arme Deutſche unglücklich, wie in ſo vielen andern Dingen, eben weil wir noch kein Volk haben, ſondern es erſt ſuchen. In England hört, ehrt und liebt man die öffentliche Meinung, in Frankreich fürchtet man ſie, in Spanien und Italien haßt man ſie; bei uns wird ſie weder gehört, geehrt, geliebt, gefürchtet noch gehaßt.

Doch heraus aus dem finſtern Ernſt! Sie ſind ein zu lieber Mann, als daß ich ſo von Ihnen Abſchied nehmen ſollte. So will ich denn gehorſam ſeyn und noch einmal umſonſt des Teufels werden; aber wahrlich bloß um Ihretwillen. Sie mögen dann ſehen, wie Sie meine arme Seele aus dem Fegefeuer reiſſen. — O mein Gott! welch ein wunderſames Ding iſt der Menſch! er treibt Scherz, wo ihm das Herz brechen will. — Gott mit Ihnen! Bald vielleicht leſen ſie einige vergebliche Worte von Ihrem

gehorſamſten . . . . .

Die vergeblichen Worte.

Einfach und kurz iſt das Wort der Wahrheit und bedarf nicht vieler künſtlichen Schlangenflechtungen. Ich werde es hier in ſeiner ganzen Stärke gebrauchen und es grade Schwerdhiebe thun laſſen, der Folgen unbekümmert und auch der Folgerungen, die man daraus ziehen kann. Es giebt eine politiſche Scheinheiligkeit, eine diplomatiſche Heuchelei in Worten und Gebehrden, die eben ſo nichtswürdig iſt und einen eben ſo lügenhaften und ſchwächlichen Karakter verräth, als die ſogenannte chriſtliche und theologiſche; es giebt Jeſuiten auſſerhalb und innerhalb des Ordens. Wer ein gutes politiſches Gewiſſen hat und wer auf Gerechtigkeit und Stärke gerüſtet ſteht, der bedarf der elendigen Nothbehelfe der Lüge und der Gleiſnerei mit Tugenden nicht, welche ihm fehlen. Dieſe Worte ſind für Preuſſen geſprochen, aber jeder redliche Preuſſe wird mich zerreiſſen, wenn ſie nicht auch für Deutſchland geſprochen ſind. Wir Deutſche haben alle mannigfaltig und viel gegen das Vaterland geſündigt, und gut und recht wäre es, wenn die vergangenen Sünden in Vergeſſenheit begraben würden; aber es ſind ſtinkende Todtengräber, ſchmutzige Seelen, gleich jenem wiedehopfiſch bunten Wurm, welcher die todten Miſtkäfer in den Wegen zu be-

[illegible]

die Sklaven und Helfer der wälſchen Tyrannei mit einem planmäßigen Zuſammenhange und einer teufliſchen Befliſſenheit, dasjenige verdächtig und ſchwarz zu machen, was allein ehrenvoll und weiß vor dem Volke da ſteht. Sie möchten dem unglücklichen Volk, indem ſie ihm das Große und Glänzende ſeiner Geſchichte mit boshafter Tücke verkleinern und verſchwärzen, auch das letzte hohe Gefühl rauben, woran es ſich allein zu Würde und Selbſtändigkeit erheben kann; ſie möchten es gern wieder in jene faule und gleichgültige Vergeſſenheit aller öffentlichen Tugend und gemeinſamen Glorie einwiegen, woraus alles Unglück unſerer früheren Jahre entſprungen iſt. Wie der einzelne Menſch meiſtens nur Einen mächtigen Trieb, eine durch ſein ganzes Weſen vordringende Tugend, hat, welche ſein Leben beſtimmt und beherrſcht und ſeine Gebrechen und ſchlechten Triebe bedeckt oder zügelt, und wie er verlohren iſt, ſo wie man ihm dieſen Trieb erſtickt und dieſe Tugend als eine Nichtigkeit zeigt — ſo hat das Volk auch einen ſolchen Trieb und eine ſolche Tugend, das Gefühl ſeiner Ehre und das Gedächtniß ſeiner großen Thaten; und wie man dieſe Ehre untergräbt und dieſe Erinnerungen ſchwächt, ſo öffnet man allen ſchlechten Trieben und Leidenſchaften deſſelben auf das weiteſte die Bahn. Solche Wegebereiter und Bahnmacher unſers Elends und unſerer Nichtigkeit ſind da, und ſie ſchämen ſich nicht, öffentlich hinzutreten und ſich in ihrer frechen

Schändlichkeit vor allem Volke zu brüſten: ein Beweis, wie wenig wir ſind, was wir ſeyn ſollten, wie fern wir noch von dem Ziele ſind, das wir ſchon erreicht haben ſollten. Iſt etwas Großes und Hohes, dieſe Böſewichter hämmern ſo lange daran, bis es klein und niedrig wird; iſt etwas Herrliches und Gewaltiges im Volke, ſie werfen ſo lange ihren Schmutz darauf, bis es der Menge, die mehr ſieht und hört, als urtheilt und wägt, ſchändlich erſcheinen muß. Dieſe haben Preuſſen in Reden und Schriften auf das ſchändlichſte gemißhandelt, und thun es alle Tage: ſie ſind am meiſten ergrimmt über Preuſſen, weil es ſie wider ihren Willen aus einer Schande gerettet hat, worin ſie ſich ſo wohl gefielen, weil es ſich unterſtanden hat Deutſchland zu befreien; dieſe haben unſere ehrwürdigſten Namen, einen Mann, dem jedes andere Volk ſchon in hundert Städten Bildſäulen errichtet haben würde, ſie haben den Freiherrn Karl vom Stein, durch deſſen Feſtigkeit und Tugend am meiſten wir wieder jenſeits des Rheins ſtehen, im Angeſichte der Welt und der richtenden Geſchichte einen Aufrührer, einen Jakobiner genannt: aus Zorn, daß er den Jakobinern und Illuminaten ihr Weſen verſtört hat. Dieſe machen es wie der Satan, der den Frommen häufig die Geſtalt eines Engels vorgaukelt, und ihnen einbildet, die Engel ſeyen die Teufel.

Man mögte über dieſes Treiben der Verruchten lächeln, wenn es nicht zu ernſthaft wäre und die ſchlimmſten und verderblichſten Folgen nach ſich zieht. Aber es iſt eine wahre Seelenjagd, welche vielen hunderttauſend verblendeten Deutſchen ihr zeitliches und ewiges Heil koſten kann, und dem ſchleichenden Schlangenunheil muß mit dem bitterſten Ernſte gewehrt werden. Ich habe das Leben und Treiben in Deutſchland, die wechſelnde Stimmung und Neigung des Volks und das Spiel ſeiner Führer und Stimmer die letzten beiden Jahre in den meiſten Gegenden zu belauſchen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, und kann hier aus Erfahrung ſprechen. Preußen hatte durch die große und mächtige Art, wie es in den heiligen Kampf trat, und durch das göttliche und flammende Herz, womit es alle deutſche Brüſte entzündete und allen Böſewichtern und Verräthern Schauder und Grauen machte, die Bewunderung und Liebe der ganzen Welt und des ganzen Deutſchlands erworben. Die Meinung aller guten und geſcheidten deutſchen Männer, die ein wirkliches Vaterland in dem Herzen fühlten, war unbedingt für Preußen, von Preußens Geiſt und Muth hofften ſie allein die Wiederaufrichtung und Erhaltung Deutſchlands und eine Verherrlichung der deutſchen Geſchichte, von deren Glorie ihnen die Thaten der Gegenwart nur ein matter Vorſchimmer däuchte. So war die Meinung und Stimmung der Menſchen im Jahre 1813 und in den erſten ſechs Monaten des Jahres 1814. Aber ſeit den letzten ſechs Monaten iſt die lauernde wälſche

Franken, die wie eine Schlange in Deutschland [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], bald Ehrfurcht vor Preußen und bald Liebe zu Preußen niedergerissen und abgeschlichen, und es ist ihr in manchen Gegenden nur zu gut gelungen. Denn Preußen, im Bewußtseyn seiner Thaten und seines herrlichen Antheils vor allem Volke, ja vor der ganzen Welt, hat es zu sehr vernachlässigt, die öffentliche Meinung in Hinsicht seiner und in Hinsicht seines geprüften Verhältnisses zu Deutschland und zu Europa aufrecht zu erhalten und hat jene Zänker und Ränkemacher wider seine Politik und jene Lügner und [illegible] wider seine Ehre ruhig gewähren lassen. Und daran hat es nicht recht gethan.

Ich will nun hier für Preußen keine Schutzschrift schreiben, denn es nicht bedarf, sondern ich will nur in Hinsicht auf den Rheinstrom und auf die Bewahrung unserer Gränze [illegible] und auf Preußens Stellung in jener [illegible] [illegible] [illegible] einige Worte geben, von welchen ich sehr wünsche, daß sie wohl beherzigt werden mögen. Vorher aber muß ich, damit man mit einander auf das Reine komme, den Rheinländern, mit denen ich zu thun habe und gegen die vornehmlich diese Worte gerichtet sind, sagen, wer ich bin und wie ich [illegible] und wie ich [illegible].

Ich bin ein Norddeutscher, ja ein recht tief nördlicher Norddeutscher, aus jenen Gegenden, [illegible] nennen. Aber ich bin kein Franzoſe [illegible] noch [illegible], ſondern ein Franzoſe [illegible] und [illegible], weil ich nur in Frankreich allein [illegible] und [illegible]. [illegible] kann ich [illegible] und [illegible], daß [illegible] Wie kann [illegible] nicht, [illegible] und [illegible] Wie kann [illegible] und [illegible] nicht? [illegible] und [illegible] Zeitung, [illegible]

Allemannia, in dem Nürnberger Korreſpondenten, in den Frankenthaler Kongreßblättern und in dem Aarauer Boten eurer verbiſſenen Wuth Luft machet, die ihr empfindet, daß euer erhabener Beſchützer Napoleon Bonaparte mit dem Degen in der Fauſt nicht in Wien bei'm Kongreß präſidirt. Ihr ſprecht es unverſchämt aus, daß ihr über die Schwärmer von Deutſchheit und von deutſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit unwillig ſchelt, daß ihr kein deutſches Volk erkennen noch erkennen wollet, ſondern allein Nationen: Bayern, Frankfurter, Wirtemberger, Sachſen, Hannoveraner; ihr ſprecht es auch unverſchämt aus, daß ihr keinen deutſchen Kaiſer und Schirmer wollet, ſondern einen fremden. Dagegen ſchreit ihr gegen Preußens Vergrößerung und Stärkung, als wenn die Welt untergehen und alle Freiheit der Völker verſchlungen werden ſollte, ihr, die ihr jüngſt noch nicht Worte und Poſaunen genug hattet, um Bonapartens ſanfte Herrſchaft über Deutſchland und ſeine großen und menſchlichen Zwecke für das Vaterland und für die Welt zu preiſen; ihr, die ihr jetzt gar nicht verhehlt [illegible], daß ihr euch zur Behauptung eurer ſo genannten Selbſtſtändigkeit wieder an die Franzoſen lehnen müßtet. Es iſt euch gelungen, Oeſtreich aus Deutſchland zurückzuſchieben und ihm Zukunft Italien zu weiſen, wo ihm wahrlich weder Macht noch Glück blüht; nun möget ihr gern auch Preußen wieder an die Schmach und [illegible] [illegible] und Feindes hinunterwerfen, lernet ihr das eine Schwert [illegible] gegen andere Ehre und Freiheit von neuem wieder begreifen können.

Ich nenne euch einen Norddeutschen und einen Süddeutschen. Ihr wisset warum. Ihr [illegible] habt einen [illegible] gefunden, der [illegible] ist, wie ihr ihn [illegible]; ihr [illegible] die deutschen Völker gegen einander hetzen und unter einander zerreißen und dann die einzelnen Trümmer dem Wälschen zum Raube hinwerfen — das ist sein Leben und Streben. [illegible] von Ehre und [illegible], welche in der Zeit [illegible] [illegible] [illegible] als [illegible] und [illegible] [illegible] seiner deutschen [illegible] und Tugend [illegible] sind, [illegible] sich als Organe des [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], daß alle [illegible] [illegible], wie an der Elbe und Oder und dem [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] als [illegible]; [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] ihr [illegible] [illegible] noch einige [illegible] [illegible] [illegible]. Und doch ist der [illegible], [illegible] der Jude [illegible] Oppenheimer [illegible] hat, noch nicht [illegible] gar lange von [illegible] [illegible] genommen worden. Nein, ihr [illegible], ihr [illegible] und nicht, ihr [illegible] das deutsche Volk nicht; [illegible] und [illegible] [illegible] ihr es [illegible] auf [illegible].

Einen Unterschied zwischen Norddeutschland und Süddeutschland ist [illegible] [illegible] [illegible]

Doch genug dieser Abschweifung, die aber eigentlich keine Abschweifung, sondern eine Einschaltung ist; denn sie liegt eben auf dem Wege [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. In dieser [illegible] erhielt Oestreich [illegible] [illegible], [illegible], [illegible], Tirol, Salzburg und [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Frankreich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: [illegible] [illegible] Preußen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible]. [illegible] und [illegible] [illegible] sich die [illegible] der [illegible] für [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

England hat in Belgien keine Freunde, auch in Holland nicht mehr. Die Belgier wären gern [illegible] [illegible] geworden, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als unter England zu stehen und sich mit Holland zu vereinigen. Die [illegible], welche in Deutschland [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], fanden es gut, daß England den Schutz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und Englands [illegible] an der [illegible] und [illegible] Belgiens und Hollands und an der [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu machen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] Englands [illegible] und [illegible] [illegible] den Rhein hoch hinauf [illegible] bis an die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] und [illegible] durch Englands Gewicht um sich zu [illegible] und die [illegible] Deutschlands zu [illegible] [illegible]. Leider hat England sich mehr als recht von ihnen schleppen lassen und [illegible] mit einer [illegible] [illegible], die an [illegible] [illegible] bequem machte, nach dem einzigen Ziele aller anderen weltlichen Fürsten und Grafen. Es wurde von unserer Erziehung und Freyheit, aber es ward unserer Schwächung und unsrer Schande. Durch solche heimliche Verträge hat England in Deutschland auch die Lande lassen müssen, welche es durch [illegible] dem Vorschieben der Franzosen gegen Frankreich gesichert haben. Wenn es [illegible] gewesen, daß es uns nichts als Verlust bringt, wenn fremde Völker einen zu gewaltigen Einfluß bei uns gewinnen.

Preußen hatte durch seine Thaten in ganz Deutschland Liebe und Bewunderung gewonnen; es stand dann auch am Rhein. Doch wollten die Menschen lieber von Oestreich beherrscht seyn, und auf den geistlichen Bischofssitzen und auf manchen andern Ländchen noch sehr nach ihm [illegible]. Als aber alle Hoffnung schwand, daß Oestreich sie hinfort gegen Westen schützen würde, da richteten sich die Gemüther der Einsichtigen und aller wackern Männer Deutschlands, welche nicht wieder Franzosen werden wollten, mehr auf Preußen, nicht sowohl aus Liebe, als aus der Ueberzeugung, Preußen sey der einzige deutsche Staat, der diese Lande gegen Frankreich vertreten und behaupten könne. Als die Gerüchte flogen, welche die Baiern selbst geflissentlich verbreiteten, Baiern werde Mainz und den größern Theil der Rheinischen Lande bekommen und das Uebrige kleinen Fürsten als Entschädigung zugetheilt werden, da waren alle Gute außer ſich vor Schrecken und riefen: das heißt uns doch ein [illegible] und [illegible] den Franzoſen wieder in den Rachen werfen und ganz Deutſchland dem ſchlimmſten Unheil wieder preisgeben, wenn man den [illegible] Pfaffen und Juden ließe. Nur die franzöſiſch geſinnten und alle diejenigen, welche gern im Trüben oder gar im verdeckten Waſſer fiſchen, haben ſeine Regierung lieber gewollt als die preußiſche, und dieſe haben die armen Menſchen auch mit Geſchichten über die preußiſche Herrſchaft geängſtigt.

Fragte man die Preußen ſelbſt über das Schickſal der Rheinlande und über die Luſt oder Unluſt der Herrſchaft über die Rheiniſchen Lande, ſo bekam man die allerverſchiedenſten Antworten.

Die Steifen aus der alten Schule, welche durch die Zeit und ihre großen Begebenheiten und Verhängniſſe noch gar nicht erfaßt waren, welche Wirkungen ihrer Zeit nicht erlebt hatten und in Allem immer nur die vergangenen Verhältniſſe und das kleine Preußen außerhalb dem großen Deutſchlande ſahen, ſtießen mit Händen und Füßen den Rhein von ſich, und nannten es Preußens größtes Unglück, wenn es jenſeits des Rheins Beſitzungen bekäme. Sie ſagten: An der Elbe und Oder müſſen wir bleiben, in der Mitte von Deutſchland, in Thüringen, Franken und Sachſen, an den Küſten der Oſtſee da müſſen wir uns zu befeſtigen und zu vergrößern ſuchen, da muß der preußiſche Staat zu [illegible] ſo [illegible] und ſchlau dahin zuſammengewürfelten [illegible], daß wir allen Feinden, die uns von allen Seiten drohen, gerade die Spitze bieten können. Wenn wir mit unſern Landen über den Rhein hinausgehen, ſo verlängern wir unſere Grenzlinie auf eine unverhältnißmäßige und unhaltbare Weiſe, zumal da wir bei dem Mißverhältniß der unmächtigeren deutſchen Fürſten auf keine ſichere Deutſche Gemeinſchaft rechnen, ſondern Alles durch uns ſelbſt halten und beſtreiten ſollen; es fehlt uns durchaus an Rückhalt und an Nachdruck. Das Wichtigſte iſt aber, daß wir ſo nahe an Frankreich kommen, daß wir daſſelbe zum unmittelbaren Nachbar erhalten. Dann ſteht es wirklich gar übel mit uns: auf einer Länge unſerer Gränzen von zweihundert deutſchen Meilen ſollen wir mit der einen Spitze gegen Rußland, mit der andern Spitze gegen Frankreich, den beiden mächtigſten und eroberungsluſtigſten Monarchieen Europas: wir ſind einem Stabe gleich, der an beiden Enden zugeſpitzet iſt, und müſſen [illegible] zu [illegible] und zu kleinen Stücken nothwendig zu Grunde gehen. Mögen Andere Deutſchland vertheidigen, welchen es ihrer Lage nach leichter iſt als uns; wir haben uns genug aufgeopfert und ſchlechten Dank dafür verdient. Zuerſt wollen wir für unſere eigene Sicherheit ſorgen und uns in uns ſelbſt zuſammenſchließen, und nicht nach einem Beſitze ſtreben, bei welchem mehr Schein und Gefahr als Wirklichkeit und Gemeine iſt. Denn wahrlich gilt von dem Staate wie von dem Einzelnen der Spruch, den ein geſcheidter Mann gethan hat: Es ſteht ſich ſicherer auf einem Miſthaufen, als auf Morgenroth.

Die Zeichen und die Gebote dieſer Zeit, welche nun ſich nicht undeutlicher [illegible] werden und welche durch die Verhältniſſe der Gegenwart [illegible] in das Gedächtniß der Entwickelung der nächſten Zukunft eindringen, ſprechen deren Ende aus der alten Zeit ſo völlig vergangen, als wären ſie im wirklich [illegible] Kriege mit ihnen [illegible] geweſen, da doch nur die Anſichten und Einſichten und einige der Formen. Ein [illegible] Preußen iſt aber dadurch ſo ſchnell gefallen in den Jahren 1806 und 1807, daß es nicht zu anderer Zeit hat begreifen wollen, daß die Verhältniſſe, welche 1740, in welche 1790 noch beſtanden, völlig verändert waren, daß ein neues Zeitalter und ein neues Menſchengeſchlecht mit ganz anderen Trieben und Gedanken ſich gebildet hatte, und daß es ſich ſelbſt alſo auch auf eine ganz andere Stelle ſtellen müſſe, als worauf es unter Friedrich dem Zweiten und unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten geſtanden war. Preußen iſt in demſelben Augenblicke wieder aufgeſtanden aus Elend und Schande, wo ſeine Führer begriffen und es laut vor der ganzen Welt ausſprachen, Preußen könne und wolle nur in Deutſchland ſtehen und beſtehen und nicht außerhalb Deutſchland, die Preußen wollen allen übrigen Deutſchen gleich ſeyn und mit ihnen in dem großen Kampfe in gemeinſamer Verherrlichkeit ſtehen oder untergehen. Preußen iſt durch ſeine heiligen Arbeiten für die Freiheit und durch ſeine heldenmüthigen Thaten recht in die große Mitte Deutſchlands und der deutſchen Geſchichte geſtellt, und es wäre eine rechte feige Einfältigkeit, wenn es aus Furcht vor großen Gefahren ſich wieder abſondern und in ſich ſelbſt zurückziehen wollte. Nein, der lebendige und muthige Geiſt, der es gehoben hat und durch den es Deutſchland wieder aus dem Staube geholfen hat — dieſer Geiſt muß von einem Ende Germaniens bis zum andern, als die glühende Seele des ganzen Volkes ſprudeln und ſieden: Preußen muß allenthalben ſeyn und Preußens Deutſchland muß allenthalben ſeyn. Vor allen Dingen aber muß es die hohe Führerſtelle, die es in dem heiligen Kriege ſo glücklich und ſiegreich verwaltet hat, nicht aufgeben, zumal da kein Anderer iſt, der ſie übernehmen könnte. Gefahr ſteht da, wo Frankreich ſteht, und recht nahe und brennende Gefahr; aber das iſt das Glück eines Staates, welches ihn zu jeder Kühnheit und Größe weckt und treibt, daß er nicht in fauler Sicherheit ſchlafen und erlahmen darf. Sind die deutſchen Fürſten vielleicht wankend und in der Noth unzuverläſſig und leicht dem Feinde zufallend, ſo iſt das deutſche Volk nicht wankend und unzuverläſſig, noch in der Noth den Franzoſen zufallend. Das Volk iſt ein treuer und ſicherer Bundsgenoß, worauf Preuſſen bauen kann, wenn es in ſeinen Rheiniſchen Landen und überall in ſeinen Landen das Fürſtenthum der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, der deutſchen Art und Sprache und vor Allem das höchſte und glorreichſte aller Fürſtenthümer, das Fürſtenthum der deutſchen Freiheit und Gerechtigkeit, auf eine ſeiner und Deutſchlands würdige Art pflegt und verwaltet; wenn es ſich überall als den Muſageten jeder deutſchen Herrlichkeit und Tugend neben die Edelſten und Beſten in die Bahn ſtellt und ſie zu übertreffen ſucht. Es iſt leicht geſagt, daß es ſich in ſich zurückziehen und Andern die Vertheidigung und Sicherung Deutſchlands überlaſſen könne. Wenn man nur ſähe, wo dieſe andern Vertheidiger und Beſchirmer Deutſchlands ſind. Wenn aber Deutſchland ſchlecht vertheidigt und beſchirmt iſt, ſo iſt auch Preuſſen ſchlecht vertheidigt und beſchirmt; und wir ſehen nicht, wie es in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Rundheit in der Mitte Deutſchlands ſicher wohnen will, wann dieſe gefährlichſte und verletzlichſte Seite des Reichs dem Zufall und den tückiſchen Liſten eines gierigen Nachbars preisgegeben iſt. Was das heißt, darüber haben uns die letzten zwanzig Jahre wohl die allerbitterſten und allerblutigſten Lehren gegeben. Ueber Gefahren ſoll niemand ſchreien und die Hände ringen, weder ein Staat noch ein Menſch. Das ganze Leben iſt nur Eine fortlaufende Gefahr, aber die höchſte Luſt des Lebens iſt es auch, Gefahren zu trotzen; für den Muth giebt es gar keine Gefahr und ſelbſt der Tod iſt keine. Alles vergeht hier auf Erden einmal und auch das Herrlichſte und Größte wird einmal vergehen und verändert werden; dies iſt der Lauf der Natur, und alſo kein Unglück. Dafür allein iſt zu ſtreben, daß man nicht ehrlos und namenlos untergehe. Das iſt aber auch eine tröſtliche Wahrheit für die Muthigen und Kühnen, daß die Faulheit, welche nichts als Ruhe und Sicherheit ſchreit, am ſchimpflichſten und geſchwindeſten untergeht. Ein rechter Staat ſoll ſchreien Muth und Gefahr! und abermal Muth und Gefahr! Er ſoll ſeine Bürger erziehen, wie jener ſchwediſche Admiral ſeinen Sohn erzog, welchem er jeden Abend die Geſchichte vom Anzünden der Pulverkammer erzählte. Wahrlich, wer jeden Tag an das Auffliegen durch Pulver denkt, der wird ſo leicht nicht in die Lage kommen, daß er wirklich auffliegen muß.

So ungefähr war die Lage der Dinge und waren die einander durchkreuzenden Anſichten, Wünſche und Hoffnungen der Menſchen; ſo wechſelten die Nachrichten und Gerüchte den ganzen verfloſſenen Sommer und Herbſt und ſo haben ſie auch dieſen Winter gewechſelt bis auf den heutigen Tag; ſo verſchieden ſind auch die Anſichten der Preuſſen geweſen über die Rheiniſchen Lande und über die Vortheile und Gefahren ihres Beſitzes, und ſind es zum Theil noch. Diejenigen, welche Deutſchlands Macht und Preuſſens Herrlichkeit fürchteten und beneideten, haben aus allen Kräften dahin gearbeitet, Preuſſen weiter gegen Oſten hin in Polen hineinzutreiben und es auf die Weiſe eben ſo von Deutſchland abzuſondern und abzubinden, wie ſie Oeſtreich größtentheils aus dem Reiche herausgeſpielt und herausunterhandelt haben. Aber was ihnen mit Oeſtreich nur zu gut gelungen iſt, das iſt ihnen gottlob nicht mit Preuſſen gelungen. Es wäre vielleicht möglich geweſen, daß der König von Preuſſen drei bis vier Millionen Polen zu Unterthanen hätte erhalten können; ſeine Weisheit und Gerechtigkeit hat ſie nicht gewollt: er hat von Polen nur die Ecken und Spitzen begehrt, welche unmittelbar in ſeine Staaten hineinlaufen, und welche, wenn ſie einer andern Macht gehörten, die nothwendige Verbindung zwiſchen ſeinen Landſchaften abſchneiden würden. Oeſtreich hat ſich mit fremdem Lande und Volke behängt und iſt dadurch für die lebendige Theilnahme an den deutſchen Angelegenheiten unbehülſlich und unbeweglich geworden; Preuſſen hat ſolche Nachſchleppe geſcheut, welche ſeinem Staate mehr Schwäche als Stärke gebracht haben würde, und hat ſein Aug unverrückt auf Deutſchland gehalten. Friedrich Wilhelm will ein deutſcher König ſeyn, er will bloß über Deutſche herrſchen; er ſcheut die großen Gefahren nicht, die an den Rhein gränzen, er will mitten in ihnen ſtehen und herrſchen: und für dieſen königlichen Willen und Stolz wollen wir ihm danken.

Es verlautet jetzt allgemein, daß das Land jenſeits des Rheins von der Maas bis an die Queich entweder ganz oder doch größtentheils Preuſſen zufallen wird. Zugleich wird Preuſſen dieſſeits des Rheins und in Weſtfalen theils ſeine alten Landſchaften wieder erhalten, theils neue erwerben; ſo daß es um den Rhein auf einem Abſtande von zwanzig bis dreißig Meilen von deſſen Ufern in die Weite und dreißig bis fünfunddreißig Meilen in die Länge eine Volksmenge von zwiſchen drei und vier Millionen Seelen gewinnen würde. Weil nicht fehlen, die dies eine ungeheure und unverdiente Vergrößernng und Entſchädigung nennen und ſich gebehrden, als wenn des ganzen Deutſchlands Sicherheit und Wohl dadurch gefährdet und durchbrochen würde, ſo ſcheint es mir nichts Ueberflüſſiges, wenn ich, indem ich das Vorhergeſagte noch einmal wieder zuſammenfaſſe, die Lage und das Verhältniß dieſes Landes zu Deutſchland und dann auch die Lage und das Verhältniß deſſelben zu Preuſſen hier kurz hinſtelle.

Dieſes Land mögte ich mit einem berühmten Schriftſteller die *Rheiniſche Mark gegen Frankreich* nennen; es ſteht ungefär in dem Verhältniſſe zu demſelben, wie die weiland *Hiſpaniſche Mark* der Könige Frankreichs zu den Saracenen, als ſie in der Fülle ihres jugendlichen Heldenthums gegen das Abendland und das Chriſtenthum ſtürmten. So wie dieſe ein Land der Gefahren und Abentheuer war, ſo wird es Preuſſens Rheiniſche Mark auch ſeyn. Dem unruhigen und übermüthigen und wegen ſeiner letzten Niederlagen und Verluſte gereitzten und erbitterten Frankreich gegenüber wird der Beſitzer dieſer ſchönen Lande nimmer ruhen noch ſchlafen dürfen, er wird wacker ſeyn müſſen, wie ein reiſender Mann, der ſich auf einer Straße befindet, wo rings umher Räuber lauſchen und auflauren. Alle ſeine Kräfte und Gedanken auf die Vertheidigung gewandt, mit immer gerüſteter und bewaffneter Seele, ja mit immer gezücktem Schwerdt wird er als des heiligen Reiches Vorfechter hier immer gleichſam auf der Schanze liegen müſſen. Diejenigen alſo, welche die Erwerbung dieſes Landes eine ungeheure Vergröſſerung und Entſchädigung Preuſſens nennen, wiſſen nicht, was ſie wollen, oder vielmehr ſie wiſſen wohl, was ſie wollen: ſie wollen Preuſſen übel und ſuchen ſeine Herrlichkeit auf jede Weiſe zu verkleinern und zu verſchreien, und ihr tückiſcher Neid grollt, daß ſie als dienende Knappen hinten ſtehen und zuſehen müſſen, wie der erſte Ritter des Reichs die Waffen ſchwingt. Die Rheiniſche Mark iſt ein glänzendes Ehrengeſchenk, das ſeinem Inhaber gar nichts einbringt, ſondern Koſten verurſacht, es iſt wie ein Kriegsorden ohne Jahrgeld, eine Erinnerung und ein Angebinde überſtandener Gefahr, worin zugleich die Ermahnung winkt, auf neue Gefahren gerüſtet zu ſeyn. Dieſes Ehrengeſchenk ziemte des Vaterlandes erſtem Ritter und Helden, es ziemte Preuſſen; ja Preuſſen ziemte ſogar der ſchöne Stolz, darum zu werben und zu buhlen und die edle Gefahr keinem Andern zufallen zu laſſen. Und wo wäre in Deutſchland der Andre, der ſie zu beſuchen wagte, der die Kühnheit hätte, hier vorzutreten und zu ſprechen: *Heiliges Reich, ich will und ich kann dein Vorfechter und Gränzhüter gegen die Franzoſen ſeyn?* Preuſſen muß die Rheiniſche Mark haben, weil es der ſtärkſte und ritterlichſte aller deutſchen Staaten iſt. Es wird künftig ein ſchöner Name in dem Titel des Königs von Preuſſen ſeyn, dieſes Enkels und Urenkels ſo großer Helden, wenn er dem *Markgrafen zu Brandenburg* noch hinzuſetzen kann: *Des heiligen deutſchen Reichs Markgraf bei'm Rhein.* Er übernimmt hier am Rheine das Amt gegen die Wälſchen, was ſeine Vorfahren in der Mark Brandenburg weiland ſo ehrenvoll gegen die Slaven und Wenden geführt haben.

Wenn nun Preuſſen, wie wir glauben und hier wenigſtens vorausſetzen, dieſes ſchöne Gränzland oder doch den größten Theil deſſelben bekommt, ſo bekommt es ſogleich Ehre, Arbeit und Gefahr die Hülle und Fülle, und für's Erſte nichts weiter. Es fragt ſich dann nach unſern vorigen Andeutungen ganz natürlich: *Wie ſoll es daſſelbe er-*

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01917/024

meiſt, eine Mark Pfennige, auch Mark Oertug oder Talker Mark genannt, habe aus 8 Oere oder 24 Oertug beſtanden. Die Oere enthielt drei Oertug, und das Oertug 8 Pfennige; die Oere galt alſo 24 Kupferpfennige.

2) Wadmel, isländ. Wadmal, ſchwed. jetzt Walmar: gemeines grobes Wollentuch. Urſprünglich heißt es: Maß nach Gewand, Tuch, von Wad: Gewand und Mal: Maß. Ganz richtig, denn die Abgaben und Zinſen von Grundſtücken wurden ſehr häufig in Wadmal bezahlt, und endlich bekam dieſes ein ziemlich beſtimmtes, ja häufig ein geſetzliches Verhältniß zum Geldmaße oder Geldwerthe, wie man Kupfer zum Silber oder Silber zum Golde feſtſetzt. So z. B. nach dem isländiſchen Geſetze (Kaufbalk Kp. 5.) iſt 6 Ellen Wadmal, 2 Ellen breit, neu und ungebraucht einer geſetzlichen Oere (Lag-Oere) gleich geſetzt. — Nach dieſem Satze wurden Vieh, Häute, Felle, Eiſen, Silber, Gold u. ſ. w. berechnet. Und in demſelben Geſetze (Pflichten der Unterthanen des Königs Kp. 1.) erblickt man die Rechnung nach Ellen, welche die Bönder als Schatz zu bezahlen haben. — Der Schatz ward entrichtet in allerlei Pelzwaare, in Wolle und Ochſenhäuten. Auch ſteht in dem isländiſchen Geſetze keinen Wadmal haben häufig für kein Geld haben (S. Landsleigu B. Kp. 34. der däniſchen Ausgabe). Es waren nämlich die Schaafe, und ſind bis dieſen Tag eines der Hauptgüter Islands, der Färber und unſerer Inſeln, und mit den Tüchern, Strümpfen, Mützen und Handſchuhen, die ſie daraus webten, beſtritten ſie einen guten Theil ihrer Ausgaben und Abgaben.

3) Graſſum. Ein verderbenes Wort für Gärſum oder Görſum, welches und ſeine Bedeutung den Sprach- und Rechtsforſchern viele Plage macht. Man findet das Wort älteſtens in den angelſächſiſchen Geſetzen als ger-

ſumma und gaerſuma. Spelmann in ſeinem Glossarium führt mehrere Beiſpiele an; daß es ein Handgeld, ein Antrittsgeld, auch wohl ein Bußgeld wegen eines Vergehens bedeutet. Nach dem jütiſchen Geſetze war es eine Zugabe, welche mächtigen Widerſachern zu dem geſetzlichen Wehrgelde gegeben ward. Vergleiche Anchers Erläuterungen zu ſeiner Lex Cimbrica S. 317 — 18. Im Allgemeinen ſcheint der Begriff eines Ehrenſchmucks und einer Ehrengabe in dem Worte zu liegen. Das Wort Ger kommt (S. Iamieson Dictionary of the scottish language s. voce ger, gere, geir, gear) in mehrern nordiſchen Mundarten vor, in der Bedeutung von Waffen, Kleinoden, Geſchmuck und endlich von allem und jedem Geräthe; und demnach könnte das teutſche Wort Gerada damit wohl verwandt ſeyn.

Da nun dieſe Graſſum oder Gerſum wirklich bei dem Antritt eines Hofes (gleichſam wie von einem Gewinner) bezahlt ward, ſo fragt ſichs, woher der Name? Ich denke: natürlich von dem Begriffe der übergebenen Wehr und des mit derſelben verbundenen Wirthſchaftsgeräthes. Denn an Knechte oder Halbknechte ſind bei Ueberlaſſung von Höfen und Wehren die Ackergeräthe und das Vieh (was man an einigen Orten Vieh und Fährniß nennt) als eiſernes Inventarium mit übergeben; wofür denn der jedesmalige Beſitzer ganz begreiflich ein Anerkennungsgeld, Gerſum genannt, bezahlen mußte. Am Ende iſt dieſes Ger in Gerſum mit dem Wehr (in der Bedeutung eines kleinen Gutes) urſprünglich ganz Eins; es iſt das Ding, was man an manchen Orten die Hofraid nennt. Hieher gehören die vielen Orte, die blos Rad oder Raid heißen; auch die vielen Ortsendungen auf Reut, Rade und Rode, die gewiß nicht, wie man gewöhnlich ableitet, vom Rotten oder Roden (Urbarmachen, Ausreuten der Wälder und Büſche) herkommen.

4) Landmail würde man am treueſten überſetzen: ein beſtimmter Landzins, von dem isländiſchen mäla, meſſen. Mola und Male kommt in den altſchwediſchen Geſetzen eben wie das ſchottiſche Mail in der Bedeutung Abgabe, Lohn, Gabe häufig vor.

5) Rothmen, Roithmen. Der Name kommt offenbar und auch nach der von demſelben von Fea gegebenen Erklärung von dem isländiſchen Rada (ſchwed. Roda) her, welche beide rathen und Etwas berathen und verwalten oder beherrſchen bedeutet. Einige haben aber behauptet, der Name Rothman oder Roithman habe in den Inſeln die Gerichtsbeiſitzer bezeichnet, wie denn auch in einer von Hibbert angeführten Urkunde (S. 514) die Beiſitzer des Obergerichts von Guley und Bergen Rodmen genannt werden. Aber dies fällt bei näherer Betrachtung völlig in Eins zuſammen, da zu den Gerichtsbeiſitzern nur wohlangeſeſſene, kurz die ehrenhafteſten und begütertſten Odaler gewählt wurden.

Das Wort aynim and ſaynim hat Fea richtig aufgefaßt; es heißt die alleinige und ſelbſteigene Herrſchaft.

Rod, isländiſch und ſchwediſch: Rath, Herrſchaft, Macht und Vermögen.

Aynim iſt unſer ein in der Bedeutung alleinig, wiewohl Jamieſon meint, es ſey einerlei mit awin (own) eigen.

Saynim unſer ſein. Es kommt in alten ſchottiſchen Büchern, z. B. in Barbours Bruce vor.

Man vergleiche über den Namen Rathman meines theuern Freundes Schildener Note 157 zum Guta Lagh. (Guta Lagh, herausgegeben von D. Karl Schildener. Greifswald, 1818. 4.)

6) Justiciary. Alſo den Bock zum Gärtner! Solches geſchah nicht blos unter dem weiſen Salomon

Britanniens, Jakob dem Sechſten, über welchen Jemand, welcher Eliſabeths weißen Kopf betrachtete, in die Worte ausbrach: Wenn dieſer Schnee ſchmelzen wird, welche wüſte Fluth werden wir haben! ſondern Schottland ward bei aller Trefflichkeit der beiden Stämme, welche es bewohnen, in allen Zeiten ſchlecht regiert. Man ſagt nicht zu viel — denn die beſten Schotten ſagen es vor — daß das Land vor der Vereinigung mit England die ſchlechteſte Verwaltung und Rechtspflege hatte. In jeder Landſchaft war außer dem Sheriff, gleichſam dem königlichen Statthalter, welcher die bürgerliche und polizeiliche Regierung und die niedrige Rechtspflege übte, ein königlicher Oberrichter oder Justiciary als höchſte richterliche Behörde, mit einem ſehr großen und ziemlich unbeſtimmten Umfang von Macht. Auch gab es in einzelnen Landſchaften Schottlands noch beſondere Stewardships, die man Landdroſteien überſetzen kann, mit einer eigenen geſchloſſenen Verwaltung und Rechtspflege; ihre Verwalter hießen Stewards. Nun war es in Schottland nichts Ungewöhnliches, leider nur das zu Gewöhnliche, daß Diejenigen, welche in einer Grafſchaft oder Landdroſtei an Schlöſſern und Gütern die mächtigſten waren, ſich dieſe Stellen nicht nur auf Lebenszeit, ſondern als Erblehen zu verſchaffen wußten, ſo daß ſie häufig Sheriffe, Juſticiaries und Stewards Alles in Einer Perſon waren. Für die Einſichtsvollen iſt hiermit genug angedeutet, wie die Freiheit und Unabhängigkeit der mittleren und kleineren Beſitzer in ſolchen Verhältniſſen gefährdet ſeyn mußte.

7) Das Wort Shynd heißt auf norwegiſch nicht Gericht, ſondern kann nichts Anders ſeyn, als das isländiſche und ſchwediſche Syn: Geſicht, Erſcheinung, Schau, welches in der näſelnden und ziſchelnden Sprache, die ſo vielen Inſel- und Küſtenbewohnern eigen iſt, zu Sjün oder Schün ward, indem man das Y als einen

müßigen kaum hörbaren Buchſtaben anſehen muß. *) Auch paßt beide, die Bedeutung und der Gebrauch des Wortes Syn, vollkommen auf dieſe Annahme. Es wird nämlich Syn gebraucht als gerichtliche Schau, gerichtliche Aufnahme und Abſchätzung von Aeckern, Höfen, Gütern und Vermögen. Bei Erbtheilungen und Auseinanderſetzungen muß dieſe Handlung ja immer vorhergehen. Dieſe Abſchätzung mußte erfolgt ſeyn, und wahrſcheinlich geſchah dies von den guten Männern, welche in den Kreis- oder Untergerichten als Beiſitzer ſaßen, ſie mußte dem Oberrichter entweder mündlich oder ſchriftlich vorgelegt werden ſeyn, ehe er mit Bewilligung der ſämmtlichen Betheiligten eine Skyndbill abfaſſen und durch ſie die Verhandlung und Uebereinkunft der Erben oder Käufer beſtätigen konnte.

Hier iſt nun der Ort, aus den norwegiſchen und isländiſchen Geſetzen dasjenige anzuführen, was das von Hibbert über Beſitz, Erbfolge, Verjährung und Wiederlöſung des Odalguts Geſagte erläutert und berichtigt; woraus zum Schluſſe von uns einige Betrachtungen und Folgerungen gezogen werden ſollen.

Gulathings Lang- Erfdabolkr

Kp. 7: „Zwei Töchter erben nur Eines Sohnes „Theil von des Vaters Vermögen. Aber wenn der Va„ter ein Odal hinterläßt, dann ſoll den Söhnen das „Odal zugewandt werden, den Töchtern aber die Nebenlän-

---

*) In dieſer ſtark liſpelnden Sprache ſprechen die Eingebornen auch nicht Schetland, ſondern Jetland aus.

Was das d betrifft, ſo haben die Dänen daſſelbe in der Regel am Ende der Wörter und laſſen es kaum hören, z. B. Mand (Mann — wir haben auf dieſe Weiſe noch Jemand und Niemand, ſagen aber nicht Jedermand —) und Sind (Sinn). Wir hatten früher das d angehängt auf [illegible] Weiſe, wie jetzt noch die Engländer, an manchen Wörter, z. B. [illegible], [illegible].

„dereien *), und das bewegliche Vermögen, wenn es dergleichen Ländereien nicht giebt. Und ſoll dem Aelteſten allein der Haupthof zufallen, jene aber ſämmtlich die übrigen Söhne und die Töchter andere Odalländereien zu ihrem Loſe bekommen, ſo daß ſie gleich gut ſeyen nach geſetzlicher Abſchätzung. Der Sohnesſohn empfange zu ſeinem Loſe die Odalländereien, wozu ſein Vater berechtigt war, bis daß er gleich habe gegen der Tochter."

Kp. 21. „Jedermann mag auch ein Viertel des Vermögens verſchenken, was er beide an Land und beweglichem Gute erworben hat, wenn er will, ſeinen ächten Kindern oder andern, oder einem derſelben, wie ihm gefällt; und den zehnten Theil des Vermögens, was er beide an Land und beweglichem Gute geerbt hat, wiewohl er die Erben nicht darum befragt — er mag nun geſund oder krank ſeyn."

NB. Gerade dieſelbe Beſtimmung im isländiſchen Geſetze, daſelbſt im Kp. 28. von Erbſchaft.

G. L. Landsbrigdi B. (Landwiederlöſung.)

Kp. 2: „Folgende Ländereien ſollen für Odal gehalten werden: 1) Wenn ein Land 60 Winter oder länger unter derſelben Familie bleibt, ſo wird ſolches Land dem, der es hat, zu Odal und ſolches Land mag Niemand von ihm einlöſen. 2) Das iſt das Andere, ſo man von dem Könige bekommt, außer wenn er es auf andere Bedingungen gegeben hat. 3) Das iſt das Dritte, welches drei Vorväter gehabt haben und ununterbrochen auf den Vierten kommt. 4) Das iſt das Vierte, wenn Männer Odalländereien unter ſich theilen, aber nicht andern Leuten gehörendes Odal; und dann wird das eines jeglichen Odal, was er bei jener Theilung bekommt."

Kp. 4. „Will Jemand ſein Odalland verkaufen, ſo ſoll er es auf dieſe Weiſe feilbieten: Er ſoll zu dem

---

*) Außenländereien, *utjardir*, ſchwediſch: *utjord*.

„Thing fahren in dem Fylke, wo das Land liegt, wann „der Syßlomann *) beim Thingen iſt, und ſo laut reden, „daß Alle hören mögen, die dort anweſend ſind, und das „Gut mit Namen nennen mit dieſen Worten: Dieſes „Gut, das mein Odal iſt, und ich jetzt verkaufen will, das biete ich allen meinen Verwandten an, die zur Löſung berechtigt ſind, „und rufe ich alle Odalmänner auf, diejenigen „zuerſt, welche die nächſten ſind; und es haben „alle Odalmänner das Recht, es nach ſolcher „Schätzung zu löſen, als ſechs verſtändige „Männer beſtimmen. Und fordre ich euch mit „geſetzlicher Ladung auf zur voller Zahlung „des Preiſes und nach Gulathingslangs Recht. „So ſoll die geſetzliche Ladung ſeyn, daß ſie das Gut binnen ſechs Monaten ungehindert gelöſt haben ſollen. Dieſes „Darbots Zeugen ſoll er nicht länger verbürgen als zehn „Winter. Und ſind dies rechtmäßige Nothhaften: Wenn „Jemand kein Geld hat und er das jedes Jahrzehend binnen 60 Wintern kund thut, daß er der rechte Einlöſungsmann iſt, und daß ſein das Odal iſt. Kann er aber „Geld bekommen, ſo trete er in ſein Odal ein, wiewohl „es eingelöſt hat, der ihm der nächſte zum Odal war. „Dies iſt die andere Noth: Wenn Jemand außerhalb „Landes iſt oder des Königs Geſchäfte führt, oder wenn „er krank oder verwundet iſt, oder wenn er nicht wußte, „daß ſolches Land dargeboten war u. ſ. w.“

Kp. 5. Wie man ein Odalgut löſen ſoll. „Nun wenn Derjenige ſich Geld verſchafft hat zum Löſen, „an welchen der Odalsmann die Ladung machte, und der „Odalsmann will ihm dann nicht verkaufen, ſo wie er die „Ladung an ihn machte, da ſoll er ſein Land von ihm „löſen mit dem Reukauf einer Oere auf zehn Oere des

---

*) Der königl. Verwaltungs- und Gerichtsbeamte.

„Kaufgeldes. Wenn aber Derjenige zweifelt, welcher verkaufen will, wem das Geld eigentlich gehöre, das Jener für das Land bezahlen will, dann ſchwöre der da kaufen will ſeinen Eid, daß er die Abſicht habe, ſich das Odal anzukaufen, und nicht mit ſchleichendem Erbſchaftstruge einem Andern: Denn Niemand ſoll eines andern Odalland durch betrügliche Darbietung haben. Und er kaufe alſo, als er das Geld dazu hat; aber er ſoll ſo theuer kaufen, als ſechs verſtändige Männer ſchätzen, beide Land und Gebäude, nebſt allen Rechten und Vortheilen, obgleich Jener es theurer gekauft hat, welcher nicht der Odalsmann dazu war. Nun bietet der Käufer das Odal wieder feil, dann ſoll er es aber Demjenigen, von welchem er es kaufte, wenn es ſein Odal war, und ſeinen Verwandten, wenn es ihr Odal war, darbieten.“

Kp. 6. „**Der König ſoll Odal darbieten wie andere Männer.** So ſollen wir unſerm Könige ſein Odal darbieten, das unter uns gekommen ſeyn kann, wenn er es uns nicht gegeben hat, wann es uns feil wird, wie der König uns unſer Odal darbieten ſoll. Und ſo ſoll er allen ſeinen Odalsgenoſſen darbieten, wie ſie ihm die Odale darbieten ſollen, die in ihrer Odalsgenoſſenſchaft ſind: ſo wie das Geſetzbuch es beſtimmt.“

Kp. 7. „**Das Weib ſoll wie die Männer das Odal darbieten.** So ſollen Weiber Männern Ländereien darbieten, die zum Odal gezählt werden, wie Männer den Weibern. Aber es ſoll die Schweſter der Schweſter das Land darbieten, wenn ſie Odal erben.“

„Alle Odalländereien, welche Weiber von ihren Kindern erben oder ihnen zur Morgengabe gegeben werden oder Männer als Zehntgabe (tiundargauf) geben, oder was einem ungeſetzlich entkommt, das ſoll nimmer Verjährung treffen, ſo lange gültige Zeugen da ſind. Da mag der Odalsmann, der bei der Darbietung der nächſte

„iſt, auf die Einlöſung dringen, und ſie bewirken, ſobald „er will: ſo wie das Geſezbuch daruber zeugt."

H. L. Landsleigo Bolkr. (Von Landverpachtung.)

Kp. 16. „Ein Odalsmann hat das nächſte Pachtrecht „auf einen Hof, den der Beſitzer verpachten will. Will „der Odalsgenoſſe ihm denſelben nicht verpachten," ſo ſoll er ihm vor dem Fahrtage ſo viele Pacht bieten, als Andre geben wollen; doch ſoll jenes Anbieten nicht trügeriſch ſeyn.*) Es wird als eine Gewalt gegen ihn angeſehen, wenn doch ein Andrer als Pachter auf das Gut fährt. Will er auf Geheiß nicht weichen, ſo ſoll er, und zahle überdies an den König eine halbe Mark Silber für Landraub (Jandarran: gewaltthätige Beſitznahme).

Islandske Lov, Jordlösnings Balken:

Kp. 2. „Kein Mann 80 Jahr alt und druber mag „ohne Einwilligung ſeiner Erben Land veräußern, es ſey „denn volle Noth da; eben ſo wenig auf dem Todbette. „Verkauft er, ſo mag der Erbe, wenn er will, es einlöſen."

Kp. 8. Vertrag wegen Vorkauf, falls ein Gut feilgeboten wird. „Solches Vorkaufsrecht ſoll „er einmal jedes Jahrzehend auf dem Thing abkündigen „laſſen, ſo lange Derjenige lebt, mit welchem er ſolchen „Vertrag ſchloß; nach deſſelben Tode jedes dritte Jahr auf „dem Herretsthing. Wenn nicht ſo abgekündigt wird, „hört der Vertrag oder das Pfandrecht auf."

Aus allen dieſen angeführten Geſetzen und Geſetzesſtellen und aus mehreren Urkunden, welche Hibbert angeführt hat, geht klar hervor, daß ſeine Meinung, als ſey älteſtens in den Inſeln das ganze hinterlaſſene Vermögen eines Familienhauptes unter alle ſeine Kinder oder unter die nächſten ganz gleich vertheilt worden, wahrſcheinlich eben ſo irrig iſt, als die Angabe, daß Töchter und Söhne, auch nachdem es Sitte geworden, dem älteſten Sohne den Haupthof zuzutheilen, aus der Erbſchaft gleiche Loſe erhalten hätten, da die Geſetze ausdrücklich beſagen, daß die Tochter nur halbes Sohneslos erhalte.

---

*) Nämlich kein lügneriſches und durchſtechliches Pachtgebot eines Fremden, welches der Odalberechtigte nicht nöthig hat zu zahlen.

Endlich hat er es nicht verſtanden oder geberdet ſich nicht zu verſtehen, was es heißt: der älteſte Sohn bekommt das Hauptgut. Denn er deutet an, deſſen ungeachtet ſeyen die übrigen Söhne und Töchter in den ihnen zugeſprochenen Loſen in beweglichem oder unbeweglichem Gute gegen ihm wieder ausgeglichen worden. Wenn man aber nicht dämmert, ſondern die Dinge klar erfaßt, und nicht blos auf die Worte, ſondern auch auf den Sinn horcht, und dann den Brauch bei ſogenannten Einführungen in Güter — ſeyen ſie Odal-, ſeyen ſie Lehngüter — dazu nimmt, ſo bedeutet das Hauptgut oder der Haupthof nicht blos Haus, Scheune, Ställe u. ſ. w, ſondern ſchließt nach allenthalbener Ueblichkeit eben das zur Wirthſchaft und Führung des Hofes oder der Wehr nothwendige Vieh, Geräth, Ausſaat, Hof, Gärten und nächſt an beide ſtoßende kleine Koppeln oder ſogenannte Woorten in ſich. Alſo welch ein Vorzug!

Daß dies die Meinung iſt, wird eben dadurch beſtätigt, daß die Geſetze die jüngern Söhne und die Töchter auf die entlegenſten Außenländereien und auf einzelne Landſtücke hinweiſen. Alſo das Binnenfeld, das zuſammenhangende Hauptgut ſollte dem Aelteſten ganz bleiben. Außenländereien ſind überdies allenthalben an Werth und Ertrag den Feldern nicht zu vergleichen, welche dem Hofe zunächſt liegen, oder, wie Bauersleute recht hübſch ſagen, den Hahn immer krähen hören können; im hohen Norden vollends, wo die Urbarmachung und auch die Beſtellung der Felder wegen der kurzen Sommer zehnfach ſchwer iſt in Vergleichung mit ſüdlichen Ländern, und wo nur die fleißigſte Düngung Körner verbürgt, iſt dieſer Unwerth entlegener Aecker im Verhältniſſe noch viel größer.

Erwägt man nun vollends das Wiederlöſungs- und Rückfallsrecht, auf die Weite von zwei Menſchenaltern ausgedehnt, und zwar das Wiederlöſungsrecht, nicht ſo, daß man dem Meiſtbietenden gleich bezahlend nur gleichſam ein ſechzigjähriges Vorkaufsrecht behielt, ſondern ſo, daß man das Gut nach einer mäßigen Abſchätzung guter Männer löſte, und dann, daß alle von einem Gute durch Erbtheilung, Schenkung, Verkauf u. ſ. w. abgekommene Theile immer im Geſippe nur rund gehen konnten, und durch den natürlichſten Lauf der Dinge häufig wieder zum Hauptſtamme zurückfließen mußten, z. B. durch Verarmung, Kinderloſigkeit, natürliche Verliebe der Verwandten für ihr Blut und die Ehre deſſelben — welches Gefühl in mehr urſprünglichen Zeitaltern außerordentlich ſtark iſt — u. ſ. w., ſo muß man geſtehen, daß bei der Odalverfaſſung die Berechnung weiſe war, wenn der Geſetzgeber anders im Auge gehabt hatte, die Geſchlechter der Landbeſitzer viele Jahrhunderte lang im Wohlſtande und in Ehren zu erhalten. Und in der That hat dieſe treffliche Ordnung ſich in Norwegen bis auf den heutigen Tag als eine erhaltende bewährt.

Wir hören noch den von Hibbert angeführten Pantoppidan (Naturgeſch. Norwegens, Thl. 2. S. 290.): „Nach dem alten Geſetze, Odalsbalken genannt, bedurfte es dreißig Jahre zur Begründung des Odalrechts. Jetzt verlangt das Geſetz nur zwanzig Jahre. Dieſes Recht konnte nur durch Hochverrath und durch die allergreulichſten Verbrechen an die Krone verwirkt werden. Kein Odalgut kann durch Verkauf oder auf irgend einem andern Wege Dem zum Schaden veräußert werden, welcher erweiſen kann, daß er als der rechte Erbe oder Odalmann das beſte Recht darauf hat. Wenn er nicht im Stande iſt es wiedereinzulöſen, dann muß er jedes zehnte Jahr bei den Sitzungen erklären, daß Mangel an Geld der einzige Grund davon iſt. Und wenn er Geld auftreibt, oder wenn er oder ſeine Erben bis zum zweiten, dritten Geſchlecht zur Wiederlöſung deſſelben Mittel finden, ſo muß Derjenige, ſo es bewohnt, welcher blos ein Beſitzer pro tempore iſt, ohne Weiteres abziehen und dem Odalmann die Erbſchaft zugeſtehen. Zu dieſem Ende halten ſie ein genaues Verzeichniß ihres Stammbaums, und vormals pflegte ſich jede Familie um Johannis zu verſammeln und zu erluſtigen, und wenn Jemand aus der Verwandtſchaft ſeit ihrer letzten Verſammlung verſchieden war, märkten ſie ſeinen Namen auf den dazu dienenden Kerbſtock.“

Gifford *) hat die Art, wie die Odalberechtigten in den Beſitz ihrer Rechte eingeſetzt wurden, ſo beſchrieben:

„Das erſte Recht auf Landgüter in Shetland iſt die ſogenannte Shyndbill. **Shynd** in der däniſchen Sprache bedeutet ein Gericht, und Bill iſt dort der gewöhnliche Name jeder im Gericht gemachten Urkund oder Schrift; ſo daß man es eine **gerichtliche Urkund** nennen kann. Die Weiſe dabei war folgende: Ein Mann, Willens über ſein Gut zu verfügen, lud den Vogt und drei oder vier der beſten Männer in ſein Haus ein, wo er eine Mahlzeit für ſie bereitet hatte. Wann ſie Alle da waren, hielt der Vogt ein Gericht, vor welchem der Erblaſſer erſchien, und dort gerichtlich ſeinen letzten Willen bekannt machte, über ſein bewegliches und unbewegliches Gut verfügend, welches beſonders aufgenommen und unter ſeine Kinder vertheilt ward, indem er ſich eine Leibzucht von dem Ganzen und eine Leibzucht von einem Theile für ſeine Frau vorbehielt, falls ſie ihn überlebe. Dieſen Willen ſchrieb der Schreiber auf, er ward dañ in Gegenwart aller dabei Betheiligten öffentlich verleſen; und nach Genehmigung des Verfügers unterzeichnete ihn der Vogt

---

*) **Gifford** hat im Anfange des 18ten Jahrhunderts eine Beſchreibung Shetlands ausgegeben.

„und dieſe drei oder vier mit ihm ſitzenden Männer als „Beiſitzer; und Alle beſiegelten ihn, und er ward in die „Gerichtsbücher eingetragen. Das Orginal ward dem Verfüger zugeſtellt, welcher es bis an ſeinen Tod behielt. „Dann traten alle in der Shyndbill erwähnten Erben ihre „verſchiedenen darin beſtimmte Loſe an, und mußten „alle insgeſammt des Verſtorbenen Schulden und Leichenbeſtattungskoſten tragen. Und wann der Odaler bei „ſeinem Leben keinen ſolchen letzten Willen gemacht „hatte, wandten ſich nach ſeinem Tode ſeine Kinder oder „nächſten Verwandten an den Vogt, damit er das Erbe „unter ſie theilte. Dieſer berahmte dann Tag und Stelle „an, und befahl allen Betheiligten ſich einzufinden, berief „darauf ein Gericht und forderte die Erben auf, von dem „ganzen Nachlaß des verſtorbenen Erblaſſers auf Eid ein „treues Inventarium anzugeben. Hierauf vertheilte er „ihn gleichmäßig unter ſie, und ließ eine Shyndbill darüber aufſetzen, welche unterſchrieben, beſiegelt und den „Erben überliefert ward, und ſo gut war, als hätte der „Erblaſſer ſie bei ſeinem Leben gemacht.“

Gifford ſagt auch, dieſe Shyndbill ſey blos von den bedeutendſten Erben in Shetland geſucht worden. Er kann wohl nur meinen, auf die zuerſt angegebene gewiß etwas koſtbare Art.

Schließlich hiebei einen Scherz: Als Einige den Biſchof Graham von Orkney fragten, wie es ſich denn eigentlich mit den Odalgütern verhalte, ſo antwortete er: Ein König Norwegens ſandte einen Mann, Namens Udillaus *), welcher daſelbſt die Eintheilung und Anordnung der Felder machte; und nach ihm iſt dieſe Ordnung des Beſitzes und der Erbfolge ſpäterhin genannt worden.

8) Wie wichtig und einträglich dieſes Amt eines Viceadmirals war, ermißt man leicht, wenn man im

---

*) In den Inſeln ſpricht man nämlich *udal*, *udaler*.

Chamberlaine nachlieſet, wie mancherlei gerichtliche und zufällige Vortheile der Lord Großadmiral (Highadmiral) hatte. U. A. die Bußen von Verbrechen, auf der See, in Häfen u. ſ. w. begangen; ferner allerlei angetriebenes und herrenloſes Gut, Wrak; einen Antheil an allen ordentlichen Priſen; Lagon, Flotſon und Jetſon *), d. h. Güter, die in der See auf dem Grunde liegen, Güter, die auf der See ſchwimmen, und Güter, welche die See am Strande auswirft, wo dieſes Strandrecht nicht an die Herren von an die See ſtoßenden Baronenſitzen verliehen iſt; alle großen Fiſche, d. h. Fiſche von ungewöhnlicher Größe oder ſogenannte königliche Fiſche, z. B. Delphine, die Wallfiſche und Störe allein ausgenommen.

9) Im Jahr 1747 nach dem ſchottiſchen Aufruhr für die vertriebenen Stuarte erfolgte die berühmte Parlamentsakte, Jahr 20. Georg II., welche ein großes und uraltes ſchottiſches Uebel an der Wurzel abhieb. Man hatte gefunden, daß die ſchottiſchen Lords, eben weil ſie häufig Landpfleger, Landdroſten und Oberrichter in Einer Perſon waren, in den Landſchaften, wo ihre Unterſaſſen oder Klans ſaßen, eine ſolche Macht beſaßen, daß ſie dieſelbe ſelbſt gegen die Sicherheit des Throns mißbrauchen konnten. Der Eigennutz ſchaffte alſo eine Unordnung ab, welche die Gerechtigkeit ſeit Jahrhunderten ſchon verdammt hatte: die erblichen oder nur auf das Leben verliehenen Würden und Aemter der Sheriffs, Juſticiaries und Stewards wurden nach einer Abſchätzung der mit ihnen verbundenen Vortheile von den in ihrem Beſitz befindlichen Familien eingelöſt und wieder mit der Krone verbunden. Dieſer verruchte Mißbrauch, welcher in den Händen habſüchtiger und tyranniſcher Lords entſetzliche Mittel zu Gewalt und

---

*) Alte Geſetzesworte, welche ihre Bedeutung in ſich tragen; ich ſetze ſie her: liegen, fließen flott, *jetter*.

Unterdrückung gab, hatte in Schottland faſt allgemein gegolten, war aber in England lange ſchon verurtheilt.

10) Das kleinſte Gewicht auf den Inſeln iſt eine Mark; 24 Mark machen jetzt ein Setteen (Setting) oder LPfd. oder Bismer Pfd. oder Spann *), welche Worte alle Einerlei bedeuten; 6 Settins oder LPfd. machen ein *meil* (mol, mal nordiſch); 24 Meils eine Laſt. Man rechnet, daß das Settin oder LPfd. 30 Pfd. und das Meil 11 Stein 4 Pfd. Amſterdamer Gewicht enthalten ſoll.

Welch ein Unfug in Hinſicht der Maße und Gewichte zur Belaſtung und Ueberſetzung der armen Eiländer getrieben worden, erhellt aus Folgendem:

Ein LPfd. war urſprünglich 12 Pfd. Unter der Tyrannei des Grafen Robert ward es trügeriſch von 12 auf 15 Pfd. gebracht. Graf Robert erhöhte es heimlich auf 18 Pfd. In den Jahren 1690 unter den plackenden und unterdrückenden Eintreibern der Krongefälle und unter gierigen Pachtern war das LPfd. weiter von 18 auf 24 Pfd. geſtiegen. Im Jahre 1710 ward es wieder bis auf 26 Pfd. erhöht. Gifford von Buſta fand 1734, daß es ſchon 28 Pfd. war. Jetzt ſoll es 32 Pfd. ſeyn. Aus dieſer Erhöhung geht hervor, daß die dem armen Landmanne trügeriſch abgedrungene Abgabe mehr als verdoppelt iſt. In dieſer Hinſicht hat der Abfaſſer der Beſchwerden von Orkney und Shetland behauptet, „daß als Folge dieſer „Erhöhung zahlloſe kleine Gütchen und auch einige ſchöne „Beſitzungen untergingen, da die Krongefälle dadurch ſo „wuchſen, daß, wenn die Jahre nicht ſehr reich ſind, der „ganze Ertrag des Bodens nicht hinreicht ſie abzutragen.“

---

*) Spann. Bei uns an der Oſtſee eine Gelte, ein Eimer; in Schweden eine halbe Tonne, Maß. S. Ihre D. S.

IV.

Uebergang.

Bis hieher haben wir nur zu erzählen und zu betrachten gehabt, was den beiden großen Inſelgruppen Orkney und Shetland faſt durchaus gemeinſam iſt; jetzt kommen wir auf das Einzelne und Verſchiedene, und daher wird es nothwendig, jedes Ländchen auch für ſich zu behandeln. Die Verſchiedenheiten ſchon des Klimas und der Oertlichkeit und der daraus entſpringenden Arbeiten und Gewerbe der Menſchen — daß ich vieler anderen mehr unbedeutenden nicht erwähne — ſind ſo groß, daß wir das ſonſt nicht ſchwer anſchauliche Bild dieſer Ländchen nur verdunkeln würden, wenn wir die einzelnen mehr ungleichen oder doch unähnlichen Theile zu nah zuſammenrückten. Wir betrachten nun Orkney und Shetland nach einander, jedes beſonders und für ſich; was aber bei beiden ſo ähnlich iſt, daß es faſt zuſammenfällt, oder gar was bei beiden einerlei iſt, das nehmen wir in Einem zuſammen, z. B. die Thing- und Gerichtsverhältniſſe, die Heerdenordnung, das Armenweſen, die Religion, den Aberglauben u. ſ. w., wo denn, je nachdem es ſich trifft, das Eine unter die Ueberſchrift Orkney, das Zweite unter die Ueberſchrift Shetland geſtellt wird.

V.

Orkney.

Lage und Größe des Landes. Die Inſeln von Ork, wie die Nordländer ſie vormals nannten, oder die Orkney-*) Inſeln, wie ſie jetzt heißen, liegen über der Nordſpitze Schottlands, ungefähr dritthalb Meilen vom Feſtlande und 13 Meilen **) von Shetlands Küſten. Von den bewohnten Inſeln ſind einige nicht über eine Viertelmeile lang, wogegen die Hauptinſel Pomona, auch the Mainland genannt, etwa 7 Meilen Länge hat. Sie ſind durch Waſſer von einander geſchieden, die man Sounds, Friths oder Ferries nennt, von welchen einige kaum eine Viertelmeile, andere eine ſtarke Meile breit ſind. Wiewohl ſie ſo dicht an einander liegen, iſt ihr Ganzes doch von bedeutendem Umfange; denn vom Südweſt zum Nordoſt (den von einander entfernteſten Punkten) iſt der

---

*) *The Orkney Islands* heißt eigentlich überflüſſig: die Orkinſeln Inſeln, da das *ey* hinter *Orkn* das nordiſche und teutſche *Ö* und *Ei:* Inſel, iſt. So nannte ein Mädchen einen hübſchen engliſchen Hauptmann, deſſen Würdenamen *Captain* ſie häufig engliſch hatte ausſprechen gehört: Kaptän Käpten Dardie, den Amtsnamen für einen Taufnamen haltend. Völker aber machen die Namen oft eben ſo unſchuldig, als junge verliebte Mädchen.

**) Ich meine teutſche Meilen.

Abſtand nicht geringer denn etwa 16 Meilen und in der andern Richtung halten ſie 9.

Orkney beſteht aus nicht weniger als 77 Inſeln, von welchen nur 29 bewohnt, und die übrigen 38, ſogenannte Holme, viel kleiner ſind und meiſtens nur zur Weide benutzt werden. Außer dieſen hat es der ſogenannten Skerries (die ſogenannten ſchwediſchen Scheeren) genug, wie man die unbewohnten, bei hohem Waſſer meiſt überfloſſenen Klippeninſeln nennt.

Nie iſt das Land vermeſſen; doch nach einem ungefähren Ueberſchlage mag der ganze Inhalt der Inſeln etwa 150,000 acres ausmachen, welche ungefähr nach folgenden Verhältniſſen vertheilt ſind:

Als Haide, Marſchland und grüner Boden wird zu Viehweiden als Allmend benutzt, die Summme von ungefähr	90,000	acres;
als Feldweide und Wieſen . . .	30,000	—
als Ackerland	24,000	—
als Haus- und Gartenplätze . .	2,000	—
Flüſſe, Seeen und Teiche nehmen ein	41,000	—

Aeußere Geſtalt und Beſchaffenheit des Landes. Die Mitte dieſer Inſelgruppe, das ſogenannte Hauptland oder Pomona, hat einen reichen und mannichfaltigen Wechſel von Höhen, Schluchten, Thälern, Ebenen und Wieſen, von welchen einige Theile wunderſchön ſeyn würden, wenn man Wälder oder nur hohe Bäume darin fände. Beſonders läuft an der Weſtküſte der Länge nach eine Reihe von Hügeln durch die Inſel Pomona und durch einige Eilande und Holme fort, welche man verſucht werden könnte, als eine Fortſetzung der Berge von Strathnavern anzuſehen. Dieſe Hügel, von welchen die höchſten nicht über 1200 Schuh ſind, verzweigen ſich in einzelnen Seitenäſten auch quer durch die Inſel, ſteigen aber vorzüglich gegen das weſtliche Meer empor, wo ſie in jähen und ſchroffen Abſchüſſen auslaufen; wogegen ſie gegen Oſten hin ſich allmählig mit ſanften Abhängen ſenken oder ſich in weiten Ebenen verlieren.

Von allen Inſeln iſt die Inſel Hoy ſüdweſtlich von Pomona die höchſte und hat gewiß von ihrem hohen Lande den Namen. In ihr giebt es wunderliebliche Hügel und Thäler mit Blumen und Sträuchen. Die letzten ſind größtentheils Birken und Haſeln, welche in dieſen Bergklüften zuweilen 10 bis 12 Fuß wachſen und dann mit dem Namen Baum beehrt werden. In dieſem höchſten Lande Orkneys ragt nun wieder über ſeine Genoſſen *the old man of Hoy.* oder der alte Mann von Hoy, welcher ſich weſtlich von der Ward-Hill oder Bakenberge von Hoy kühn aus der See erhebt. Dieſer alte Mann ſteigt etwa 1500 Schuh über das Meer empor. Aus einigen Geſichtspunkten gleicht er einer rohen Pyramide, aus andern den Trümmern einer ungeheuren Kathedrale, oder eines mit vielen Eckthürmchen und Zinnen verzierten gothiſchen Schloſſes.

Dieſe Hügel und Bergſpitzen auf Pomona, Hoy und einigen andern Inſeln geben den Anblick der ſchauerlichſten und mächtigſten Geſtade; aber auch wo die Hügel ſanfter und die Höhen und Klippen abgeflachter ſind, erblickt man hin und wieder grauſige und dann oft im geſchwindeſten und luſtigſten Wechſel ſehr lachende und anmuthige Geſtade. Ueberhaupt zeigen die Inſeln, wenn gleich die meiſten von ihnen flach ſind, durch die vielen Meereinſchnitte und Buchten, welche ſie trennen oder ſich in ſie hinein-, oft auch wie ein blauer Faden in wunderlichſten Krümmungen durch ſie hindurchwinden, in den ſchöneren Jahreszeiten und bei heiterer Sonnenbeleuchtung ein ſehr reizendes und romantiſches Bild der Mannichfaltigkeit, wozu man die ſeltſamen Luftfärbungen und Luftgeſtalten hinzudenken muß, welche über Inſeln oft die magiſchſten und gaukelhafteſten Zaubereien verführen, und welche nur Derjenige ganz kennt, welcher viel auf Inſeln gelebt hat.

Der gute Barry, der in ſeinem Buche über Orkney überall als ein eben ſo beſonnener als braver Mann erſcheint, geräth doch ob den mancherlei Schönheiten und Lieblichkeiten ſeiner Inſeln, und ob Allem, was Gott Fruchtbares und Anmuthiges darüber ausgegoſſen hat, mehrmals in Entzücken. Kurz das bleibt wahr: Infeln mit den ſchönen Farben des Himmels über ſich, und mit dem freudigen und oft auch ſo lieblichen Meere um ſich, bedürfen nicht viel, um ſelbſt Andern als ihren Bewohnern ſchön zu dünken. Ein geheimer und wunderbarer Zauber muß in dieſer Natur ruhen, wie in der Natur der Hochgebirge, etwas innerlich Liebendes und Heimelndes, was die Menſchen mit einer unwiderſtehlichen Gewalt zieht und feſſelt. Denn warum wären die auf einſamen Inſeln und hohen Bergen Gebornen ſonſt ſo am Heimweh krank? Treibt es ſie nicht, oft aus allem fröhlichſten Getümmel des Lebens und aus dem reichſten Glanze der Welt, mit unwiderſtehlicher Gewalt zu den ſtillen Wiegen und Phantaſien ihrer Kindheit zurück? Darum haben ſelbſt in dem erfrornen Island die Menſchen eine Gegend, welche das Paradies heißt; und ein Mönchguter und Hiddenſeeer *), wie wohlbehaglich und freundlich lächelt er, wenn er ſeine Heimath dat ſöte Länniken (das ſüße Ländchen) nennt! Kurz es muß wahr ſeyn, was Friedrich Stolberg in ſeiner ſchönſten Zeit geſungen hat:

Auf des Meeres blauem Schooß
Wiegt die Phantaſie ſich groß.

Und wie kann dieſe Phantaſie ſpielen und gaukeln in den Zaubernächten der kürzeſten Tage,

---

*) Halbinſel und Inſel im rügenſchen Meere.

oder wann die glühenden Nordlichter ihre rothen Streifen, wie Unglückspropheten der Stürme und Winter, über das Firmament ziehen!

Wälder fehlen dem Lande; es giebt in den hüglichten Gegenden und Schlüchten blos Sträucher und wohl Bäumchen, aber keine Bäume. Alle Mühe deren zu ziehen ſcheitert, und höchſtens bringt man ſie ein Paar Mannslängen in die Höhe; wann ſie dieſen Wuchs erreicht haben, kränkeln und verkrüppeln ſie ſich und ſterben an den Spitzen ab. Sonderbar, denn das Klima iſt hier viel gelinder als wo unter gleicher Breite in Norwegen und Schweden die herrlichſten Wälder prangen. Die Haupturſache liegt indeſſen wohl in den Stürmen, deren Herrſchaft hier bei der Nähe des Meeres an allen Küſten, wann ſie toben, die unbeſchränkteſte iſt. Die gewöhnlichen Sträucher, die man hier ſieht, ſind die Weide — der Sperling unter den Bäumen — Haſel, Birke, Ebeneſche.

Man fragt: hatte dieſe Inſel einſt Wald? und bejaht dieſe Frage unbedenklich, indem man ſich, was man auch wohl muß, in ein viel milderes Klima hineinphantaſirt. Zu welcher Epoche aber hier mächtige Wälder prangten, und ob, als dieſe in Kraft ſtanden, Sonne und Erde nicht auch anders zu einander ſtanden als jetzt, und ob nicht damals ein größeres zuſammenhangendes Land, deſſen durch Naturwälzungen aus einander geriſſene Bruchſtücke die Orkneys und Shetland ſind, hier im nördlichen Ocean ſich ausdehnten, wer will über alle dieſe Möglichkeiten Antworten geben? Das wiſſen wir aber, warum ſchon im neunten Jahrhundert, alſo vor beinahe einem Jahrtauſend, der Jarl Einar, der Torfeinar genannt worden iſt.

Ich ſage, man bejahet es mit Recht, daß dieſe Inſeln einſt ſtattliche Waldbäume zeugten. Aus den Torfſümpfen und Mooren der meiſten dieſer Eilande gräbt man ganze Maſſen Bäume, oft aus einer Tiefe von 20 bis 25 Fuß aus, welche meiſtens wie tapfere Soldaten, die einem überlegenen Feinde nicht haben weichen wollen, in ordentlichen Reihen hingeſtreckt liegen, und wahrſcheinlich durch eine Art Sündfluthſturm einſt niedergeworfen wurden. Wie dies geſchah, und wie es hier vor Jahrtauſenden ausſah, wer will uns das jetzt erzählen? Man fragt die Natur über ihre Räthſel und Geheimniſſe nicht aus. Dieſe Erſcheinung von Wäldern, die in geraumer Vorzeit begraben wurden, findet man an allen Meeresküſten, wo Torfe gelagert ſind. Ich erinnere mich noch des kindiſchen Erſtaunens früher Jugend über ſolche Dinge. Mein Vater wohnte in der Inſel Rügen am Meeresſtrande, wo wir Buben, etwas oſtfrieſiſch mit langen Springſtöcken uns über die Gräben der Weiden und Wieſen ſchwingen lernen mußten, welche bei einem friſchen Nord- oder Nordweſtwinde bis auf wenige hundert Schritt vor unſerm Hofe vom Seewaſſer überſchwemmt wurden. Welche gewaltige Baumſtämme, oft 2 bis 3 Fuß Dicke, wurden da beim

Torfmachen aus ihren unterirdiſchen Betten hervorgehoben, worin ſie vielleicht Jahrtauſende gelegen hatten! Ich weiß, die Leute nannten ſie Eichen und Fichten; dieſe waren aber ſchlechte Botaniker. Dieſe Bäume waren ſteinhart und ſteinſchwer, ſo daß man faſt eine Axt an ihnen ſchartig hauen konnte, wann ſie aus ihrem naſſen Lager zu Tage gefördert wurden; wann ſie aber einige Wochen an der Sommerſonne gelegen hatten, wurden ſie federleicht und zerbröckelten wie anderes vermodertes und zunderhaftes Holz. Der Naturſaft war ihnen lange entzogen, und das Meernaß, wodurch ſie ſo ſchwer waren, ſogen Luft und Licht heraus. Es geſchah an ihnen, wie nach Pococke und Andern an den Leichen der Kameele, welche der Samum getödtet hat, welche, wann ſie einige Tage gelegen, ſo leicht werden, daß auch ein ſchwacher Mann das ganze große Skelet aufheben und ohne Mühe forttragen kann.

Statt des Holzes nun, welches fehlt, hat Gott den Orkneyern die reichlichſte Fülle des Torfes gegeben, welcher hin und wieder auf Höhen lagert, meiſt aber in den Niederungen gefunden wird. Zwar ſind die Torfmoore, wie Barry klagt, hin und wieder ausgebaut, einzelne Eilande entbehren dieſes wohlthätigen Stoffes auch ganz, und müſſen ihn wohl 2 bis 3 Meilen weit über See mit Mühe und Koſten von den Nachbarinſeln holen; aber doch ergiebt ſich, daß noch für viele Jahrhunderte Vorrath iſt. Auch ängſtigen ſich die Inſelbewohner deswegen nicht und denken im alten angebornen Glauben: Gott wird wohl zu ſeiner Zeit Rath ſchaffen. Und er thut es ja auch, wenn die Menſchen ſelbſt durch eigene Schuld nur nicht dumm und rathlos werden. Außer dieſem Torfſtechen plaggen *) ſie viel, und ſammeln und trocken ſich hin und wieder Raſenhaufen für das Winterbedürfniß; ſo wie ſie in einigen Inſeln, z. B. in Ronaldsey, zuweilen Seegras brennen.

Die Erde auf dem Boden dieſer Inſeln liegt nicht tief, ſelten über die Tiefe von 1 oder 2 Fuß auf feſtem Fels- oder Schieferboden. Sie iſt im Ganzen mehr leicht als ſchwer, häufig mit Sand gemiſchte Thonerde, in den Niederungen hin und wieder auch wohl Sand mit Torf- oder Moorerde gemiſcht; was freilich einen faſt zu magern und leichten Boden giebt. Doch die meiſten dieſer Inſeln ſind ungemein fruchtbar, weil eben ihrer abgedachten und geſenkten Lage und der dünnen Erddecke wegen die erkältenden Waſſer leicht ablaufen und im Sommer die Sonne und die Erde ihre einander begegnende Wärme eben durch die dünne Erddecke leichter zuſammenbringen können. So daß man mit Recht ſagen kann, daß, wenn in dieſen Inſeln auf den Ackerbau dieſelbe Sorge

---

*) Plaggen: Abſtechen des oberen mit Haide und andern Wurzeln durchwachſenen Raſens.

verwandt würde, wie in andern Orten; ſie in der Erzeugung der meiſten gemeinen Getraidearten und faſt aller Arten Gräſer, Wurzeln und anderer nützlichen und ſchätzbaren Gewächſe wenigen andern Landſchaften des Reichs nachſtehen würden.

Gras- und Wieſenwachs iſt in einem Lande, das vom Himmel oft faſt zu ſehr begoſſen und bewäſſert wird, an vielen Stellen vortrefflich; ja das Grün von einer Färbung, welche das Auge in ſüdlicheren Gegenden ſelten in ſolcher Friſche und Ueppigkeit zu ſehen bekommt.

Das Klima. Nach ſehr genauen Beobachtungen liegt das Städtchen Kirkwall, welches man mit Recht als den Mittelpunkt der Inſeln anſehen kann, unter dem 59. Grad 9 M. nördlicher Breite; ſeine Länge iſt 2 Grad 30 M. weſtlich von Greenwich.

Unter einem ſo nördlichen Breitengrade ſollte man ſehr ſtrenge Winter vermuthen, aber die feuchten und warmen Dünſte, welche von dem Meere ringsum aufſteigen, laſſen es ſelten zu einem ſcharfen Froſte kommen. Man kann nach der größeren oder geringeren Maſſe des Feſtlandes (wie freilich auch nach der größeren oder geringeren Höhe der Gebirge) und je nachdem ein Land mehr daran oder darin liegt, die größere oder geringere Kälte ziemlich richtig meſſen. Für Europa gilt: daß bei gleichen Breitengraden die Länder, je weiter öſtlich gelegen, deſto kälter ſind. Im Oſten liegt nämlich die größte und vom Meere fernſte Maſſe Feſtland, ſo wie das ganze ungeheure Nordaſien im Hintergrunde. Darum iſt der Himmel in Petersburg unfreundlicher als der in Stockholm, darum trägt man in Pultava noch Pelze, wann man in Frankfurt am Main ſchon unter blühenden Bäumen ſpaziert; darum kann der Berliner im Schatten fahren und Schrittſchuh laufen, während dieſes Vergnügen dem Profeſſor und Studenten von Cambridge verſagt iſt.

Die äußerſte Kälte im Winter und die Hitze im Sommer auf den Orkneys wandelt zwiſchen 25 bis 75 Grad Fahrenheit. Froſt iſt ſelten anhaltend, aber es ſchneit oft und viel; indeſſen der Schnee hält ſich immer nur wenige Tage, mit Ausnahme einiger höheren Bergſpitzen. Von dem Winter dieſer Inſeln bekommt man ein ziemlich feſtes Bild, wenn ich erzähle, daß es im Jahr 1665 für etwas Außerordentliches gehalten ward, daß hier 14 Tage Schnee gelegen hatte, welchen man in ſtrengen Wintern an der noch teutſchen Oſtſee zuweilen ein Vierteljahr haben kann. Solche 14 Schneetage ſind ſeitdem auch nimmer wiedergekommen.

Wenn nun Froſte und Schnee das Land nicht plagen, ſo iſt es deſtomehr von Stürmen und Regen heimgeſucht, welche den Character ſeines fünfmonatlichen Winters beſtimmen, den man nach der Gewalt der häufig wiederkehrenden Stürme, welche auch oft mit reichlichem Hagel und Schneegeſtöber begleitet ſind, ungefähr vom Anfange des Novembers bis Schluß des Märzes rechnen kann, obgleich die Winde oft auch im September und October ſchon recht luſtig aufſpielen. Dieſen heftigen Winden muß man es auch wohl beſonders zuſchreiben, daß kein Wald, noch irgend ein hoher Baum hier gedeihen will; vielleicht liegt aber in der vielen naſſen Winterkälte, welche mit leichtem Froſte ewig hin und her wechſelt, die Haupturſache, daß die Bäume, ſo weit ſie an den Wipfeln den Winden ausgeſetzt ſind, abſterben. Wir hören, was der ehrliche Matthias Mackaile, Apotheker in Aberdeen, welcher vor beinahe zwei Jahrhunderten eine kurze Beſchreibung Orkneys aufgeſetzt hat, darüber ſagt; dies ſind ſeine Worte:

„Verſchiedene der größten Landbeſitzer haben „Eſchen und wilde Ahorne (acer pseudoplatanus) „in ihren Garten gepflanzt; aber was höher „als die Mauern wuchs, erſtarb im nächſten „Winter; ſo daß man ſie nie höher zu ſehen „bekommt, als die Mauern, ausgenommen im „Sommer. Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, woher dies kommt, da ſie doch in „Norwegen, welches größtentheils nördlicher iſt, „recht gut fortkommen.“

Mackaile fand damals in Orkney folgende Strauch- und Baumarten: vielen Wachholder, Holunder, Birken, Ebereſchen, und bei Kirkwall etwas gepflanzten Weißdorn.

Schon manche hundert Jahre hat man die Beobachtung gemacht, daß der Südweſtwind in Großbritannien herrſchender iſt, denn irgend ein anderer. Dieſe Bemerkung gilt ganz beſonders für dieſe Inſeln. Denn der Wind, der hier am häufigſten und gewaltigſten weht, brauſt aus dem Weſten, jagt die häufigſten und ſchwerſten Regen über das Land hin, und bringt auch die Fluth an allen Ufern zu ihrer größten Höhe. Auch vom Südoſt ſind die Winde ſehr häufig und zuweilen ſogar ſtürmiſch. In den Frühlings-, Sommer- und Herbſtmonaten, während dieſe Winde vorherrſchen, iſt das Wetter zuweilen trocken und kalt, zuweilen feucht und nicht ſelten dick, düſter und neblicht; und wenn dieſe letzte Art Wetter auf einige Zeit anhält, wirkt es gewöhnlich ſchlimm auf die Geſundheit der Inſelbewohner, und erzeugt Flüſſe, Huſten, Halsübel und dergleichen Beſchwerden, welche Wirkungen eines ſolchen Standes der Atmosphäre ſind. Dagegen bringen die Nordweſt-, Nord- und Nordoſtwinde gewöhnlich kaltes, trockenes, gedeihliches Wetter und ſtählen und erhöhen das Lebensſyſtem eben ſo ſehr, als die andern es herabſtimmen und erſchlaffen. Die Oſt- und Weſtwinde ſind weder wegen ihre Stärke noch langen Dauer merkwürdig, und haben überhaupt nichts Beſonderes. Selten herrſcht hier lange Windſtille, und die Winde ſind faſt nie verwüſtend oder orkanartig, wenn ſie ſich gleich oft und laut genug vernehmen laſſen. Barry meint, daß dieſer Umſtand das Klima beſonders geſund mache.

Die Inſeln bekommen überhaupt viel Regen, aber die Weſtküſte wegen ihrer größeren Höhe bei weitem den meiſten. Während in andern Landſchaften des Reichs das Land vom Froſte verſchloſſen, und tief im Schnee begraben iſt, herrſchen hier gewöhnlicher Regen, und zwar ſo beſtändig, oder doch in ſo geſchwinden Wiederkehren, daß ſie das Reiſen zu Waſſer oder Lande gleich unbequem machen, häufig die beſäeten Felder erſäufen, den Graswurzeln und Futterkräutern ſchaden, und unter Pferde, Schaafe und Rindvieh häufig Seuchen bringen.

Schnee fällt weder häufig noch ſehr viel, er kommt mit gewaltigem Geſtöber, meiſtens aus dem Nordweſt und Südoſt, liegt auch, wie oben erwähnt iſt, ſelten über einige Tage.

Eine eigenthümliche Luſt der Augen und Herzen, und eine wunderſame Beleuchtung der düſteren und grauſigeren Winterſcenen des Landes geben die Nordlichter, welche hier häufiger und glänzender als in den meiſten andern Ländern erſcheinen. Denn in den Herbſt-, Winter- und Frühlingsmonaten ſteigen ſie faſt in jeder wolkenloſen Nacht auf und leuchten mit dem prächtigſten Glanze.

Donner und Blitz ſind hier im Winter ſehr gewöhnlich, doch ſelten verheerend und zündend; ſeltener aber die vielen Nebenſonnen, Lufterſcheinungen und Knalle und Klänge in der Luft, welche in den isländiſchen, norwegiſchen und ſchwediſchen Wintern ſo oft geſehen und gehört werden, und von welchen ſchon bis zu Tacitus Ohren wenigſtens eine dunkle Fabel erklungen war (T. Germ. c. 45.)

Zahme und wilde Thiere und Vögel. Zu dem zahmen Vieh der Inſeln gehören die gewöhnlichen europäiſchen Hausthiere: Pferde, Rinder, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Katzen.

Das Pferd, welches ſelten einen guten Stall zu ſehen bekommt, und ſehr ſchlecht behandelt und gefüttert wird, iſt wohl gebaut und leicht, aber klein. Es hat aber große Munterkeit und Geſchwindigkeit, und trotz ſeines kleinen Wuchſes eine große Stärke und ſeltene Ausdauer, welche man zum Theil wohl darauf rechnen muß, daß es die meiſte Zeit des Jahres im Freien lebt, und faſt bei jederlei Witterung ſein Futter ſuchen muß. Man rechnet auf die Inſeln 25,000 Stück.

Daſſelbe gilt ungefähr von dem Rindvieh. Auch dieſes iſt klein aber ſtark und ſehr ausdauernd in der Ackerarbeit. Es hat überdem die gute Eigenſchaft, daß es wie das hieſige Schwein ſehr bald fett wird. Man zählt auf den Inſeln etwa 50,000 Rinder. Gewöhnlich werden jährlich 1500 bis 2000 Stück Rindvieh nach Schottland ausgeführt und dort auf die Fettweide gebracht.

Auch ihre Schaafe gehören zu einer kleinen aber feinwollichten Gattung. Es wird mit Recht geklagt, daß die Ordnung und Sorge, welche dieſes dem Menſchen ſo nützliche Thier vormals beſchützten, mit vielem andern guten Alten aus der Vorzeit ſehr außer Brauch gekommen iſt. Die Schaafe werden ſchlecht gehalten, und laufen auf den großen Allmenden faſt wild herum. Sie ſind ſehr fruchtbar und bei ſehr vielen ſieht man 2 ja 3 Lämmer laufen. Ihre Wolle ſchneidet man nicht ab, ſondern reißt ſie ihnen mit Gewalt vom Leibe, uneingedenk des frommen Spruches des Kaiſers Tiberius: tondere pecus sed non deglubere.

Was von den Schaafen berichtet iſt, gilt auch von den Ziegen, welche aber viel härterer Art ſind. Sie ſind hier wenig zahlreich.

Schweine werden ſehr viele gehalten und haben ein köſtliches Fleiſch. Friſches oder geſalzenes Schweinefleiſch wird von den Einwohnern am meiſten gegeſſen. Sogar die Haare dieſer im Norden immer ſehr langbehaarten Thiere ſind ein Artikel von beträchtlichem Werthe, da ſie als ein Stellvertreter des Hanfes dienen, Ankertaue für Fiſcherböte daraus zu machen, Pferde und Rindvieh im Felde damit zu tüdern *), und für die Vo-

---

*) **Tüdern** nordiſch *tiudra.* Dieſes Tüdern geſchieht durch Feſſeln, Kappzäume und Stricke auf verſchiedene Weiſe an dem verſchiedenen Vieh, indem ſie bald an dem Kopfe, bald an den Beinen feſtgehalten werden. Man

gelfänger und Federſammler Stricke daraus zu machen, woran man ſie an den Felſen hinabläßt, Eier oder Junge aus den daran und darin hangenden Neſtern zu nehmen.

Die Hunde und Katzen ſind hier ſehr klein. Schon in Schweden habe ich die Bemerkung gemacht, daß dieſe beiden Thiere im Norden viel von ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und Munterkeit einbüßen, auch — was allerdings ſein ſehr Angenehmes hat — ihre widerlichen Stimmen ſelten ertönen laſſen.

Als zahme Hausvögel hält man Hühner, Gänſe und Enten in großer Menge, auch Kalkuten und auf einigen Herrenhöfen ſogar Pfauen. Die wilde Gans ſieht man hier nicht oft, aber die zahme Gans und die Ente wimmeln um jeden kleinſten Hof, und die Gans beſonders wird in ſolcher Menge gezogen, daß jeder kleine Pachter und Bauer eine ganze Heerde davon hat, wovon er zum Theil lebt und womit er einen Theil ſeiner jährlichen Abgaben bezahlt. Sie ſind von einer vortrefflichen Art, und man ſieht ſie ſowohl friſch als geſalzen und eingemacht oder geräuchert immer mit Wohlgefallen auf dem Tiſche. Die geräucherten Gänſe

---

ſieht in Nordteutſchland und häufiger im Norden auch Schweine, Schaafe und Ziegen ſo getüdert. Noch muß ich bemerken, daß man z. B. in den Inſeln Seeland, Mön und Rügen viele Tüder, Reiſe und Zäume aus Schweinshaaren ſieht.

nebſt den Federn und Spulen machen einen der Ausfuhrartikel der Inſeln aus.

Glücklich für den Schäfer und Bauer, aber verdrießlich für den Jäger, fehlt es an Wildpret und reißenden Thieren gänzlich. Hirſche mag es hier vor undenklichen Zeiten wohl gegeben haben, weil man hin und wieder ſtattliche Hirſchgeweihe ausgegraben hat. Rehe ſind nicht da. Die Haſen, derer es im ſechszehnten Jahrhunderte in Hoy noch weiße und graue gegeben haben ſoll, ſind lange verſchwunden. Dagegen wimmelt die Inſel von ihren Vettern, den Kaninchen, welche man in unglaublicher Menge tödtet, und deren Felle einen bedeutenden Handelszweig ausmachen. Wölfe, Füchſe und Eber ſcheinen hier nie gelebt zu haben. Wer noch jüngſt im Henderſon geleſen hat, wie fürchterlich der kleine Reinecke mit ſeinen Liſten und Tücken den großen Schaafheerden der Isländer iſt, wird den Orkneyern nur Glück wünſchen, daß ſie ſolcher Merkwürdigkeiten entbehren. Ueber Grünbart den Dachs wird Nichts gemeldet; man ſollte aber aus der Beſchaffenheit des Bodens ſchließen, daß er dort lebt.

Indeſſen wenn das Land der wilden Thiere wenige oder faſt gar keine hat, ſo hegt es des wilden Geflügels deſto mehr; beſonders die mannichfaltigſten Arten der Seevögel. Ich zähle nach Barry die Namen auf: Eine Menge Entenarten, wilde Gänſe, Schwäne, Pelikane, Sturmvögel, wenig Eidergänſe, viele Möven, Taucher, Waſſerhühner, Schnepfen, Reiher, Schwalben, Zaunkönige, Rothkehlchen, Bachſtelzen, Lerchen, Hänflinge, Buchfinken, Schneefinken, Ammern, Sperlinge, Amſeln, Droſſeln (worunter der turdus musicus oder die ſogenannte nordiſche Nachtigall), Staare, Schneehühner, gewöhnliche wilde Tauben. — Der Kukuk iſt ſelten, Elſtern ſieht man gar nicht und Dohlen nicht viel, wohl aber Krähen und Raben. Das edle Feldhuhn trifft man gar nicht, der Eulen, Geier und Habichte aber genug.

Ich führe dieſe Vögel hier an, weil ſie das Klima und das Land ſchon durch ihre Namen mit ſchildern, und weil bei der Nennung ſo vieler fröhlichen Singvögel die Vorſtellung von nordiſcher Kälte und Grauſigkeit ſich mildert, welche die ſüdlicher wohnenden Menſchen ſich immer in einem ſehr übertriebenen Maße denken.

Wie nützlich die Seevögel den Inſelbewohnern durch ihr Fleiſch, ihre Eier und Federn ſind, und wie manche der ödeſten und unfruchtbarſten Holme und Scheeren dadurch allein oft einen recht anſehnlichen Ertrag liefern, iſt bekannt. Ich habe aber bei den Schriftſtellern, welche über Orkney und Shetland geſchrieben haben, keine Ordnungen oder Geſetze gefunden, welche über die Art, Zeit und Befugniß dieſer Stellerei irgend etwas Feſtes beſtimmten, obgleich man wohl von ſelbſt annehmen wird, daß jeder Beſitzer einen ſo einträglichen Fang auf ſeinen Grundſtücken ihm ſelbſt vorbehalten, und nicht jedem Beliebigen die Jagd erlauben wird, welche indeſſen auf unbewohnten Klippen und auf dem Meere natürlich einem Jeden frei ſteht.

Die Inſeln ſind reich an mancherlei vortrefflichen Fiſchen. Hummern werden hier zu vielen Tauſenden gefangen und verſorgen den Markt zu London. Heringe kommen im Julius und Auguſt in großen Schwärmen, aber ihr Fang wird nur zu ſehr vernachläſſigt. Man hat im Ueberfluß Krabben, leckere Ginnmuſcheln, Auſtern, mancherlei Art Lachſe, Makrelen, Aale, Butten und Steinbutten. Der Dorſch iſt an dieſen Küſten lange nicht ſo häufig als bei Shetland. Kabeljaue giebt es genug, aber es iſt kein ordentlicher Fang darauf wie ſchon in Shetland, obgleich auch dort noch Vieles anders einzurichten wäre.

Die ſehr großen und nützlichen Fiſche, welche man Skate und Ray heißt, mehrere Arten Delphine (Delphinus orca und Delphinus phocaena) ſind in großer Menge nebſt Kaſchelotten und auch einige Wallfiſcharten. — Auch der Hayfiſch erſcheint zuweilen.

Der menſchenfreundliche Seehund (phoca vitulina) oder Seal *), hier gewöhnlich Selchie genannt, lebt hier in großen Haufen. Man ſagt, an einigen wenigen Stellen eſſe man ſein Fleiſch friſch und als Schinken.

---

*) Unſere Fiſcher nennen ihn den Saalhund, auch wohl kurzweg den Saal.

Auch Ottern giebt es viele. Gute Felle koſten 10 engl. Schillinge das Stück.

Doch nicht mehr von den Bewohnern des naſſen Elements, da weiter unten von dem Fiſchfange noch viel geredet werden wird.

Denkmäler und Reſte der Vergangenheit. Auch dieſe Zeichen eines höheren und geiſtigeren Lebens, einer ernſteren und mächtigeren Erinnerung, Mahnung und Reizung, als die allerſchönſten und wunderbarſten Gegenſtände der Natur je ſeyn können, fehlen den Inſeln nicht: Trümmer von Schlöſſern, worin meiſt ein längſt verſunkenes Heldenalter ſeine Reigen und Gelage feierte; mit Epheu, Holunder und Neſſeln und anderer elegiſchen Zuthat bewachſene Gemäuer von zerſtörten Kirchen und Kapellen; eine Menge Thürme, welche die Eingebornen gewöhnlich mit dem Namen Pictshauſes nennen; Wards oder Bakenberge, wo die Telegraphen des Mittelalters ihre Kriegs- und Schlachtzeichen in Flammen auflodern ließen; Hünengräber, worin man ein Rieſengeſchlecht begraben träumt, dem die längſten Männer dieſer Zeit kaum an die Kniee reichen; endlich die heiligſten aller Plätze, wo die guten Männer der alten Skandinaven unter dem offenen Auge des allſehenden Himmels im geweihten Thingkreiſe zu Gericht ſaßen, und das Volk als Mithörer, Mitleider und oft als Mitthäter umherſtand, und die alten Satzungen, wodurch die Urahnen ſo viele Jahrhunderte in Ehre und Freiheit beſtanden hatten, auswendig lernte — alles dies auf den verſchiedenſten Punkten der Inſeln verſtreut, läßt den ſinnenden Beſchauer und Betrachter ſich nicht blos in der Natur verlieren, welche eben ſo oft grauſige als liebliche Gefühle erweckt, ſondern läßt ihn etwas ewig und unſterblich Schaffendes und Waltendes offenbaren, das, wiewohl in die Feſſeln des Staubes geſchlagen, doch ſelbſt in ſeinem kleinſten Werke das über den Staub Erhabene verkündigt. Es zeigt uns den Menſchen, und zwar den unſterblichen idealiſchen Menſchen, der immer nur in der Vergangenheit erſcheinen kann, und ſelbſt in ihren Splittern und Trümmern reiner erſcheint, als er in dem Ganzen und Vollendeten des einzelnen Daſeyns, was wenigſtens die Gegenwart oft ſo gern als ein Ganzes und Vollendetes ausposaunt, jemals erſchaut werden kann. Darum gehen wir in der höchſten Stimmung unſers Weſens an einem Mont Blanc und Cimboraſſo gleichgültig vorüber, und ſuchen nach einem Backſtein in der Wüſte, wo die Sage uns Memphis und Babel hinſtellt; laſſen die Gletſcher in ihrer Herrlichkeit Ströme aus den Alpen herabgießen, ohne daß wir Etwas mehr ſehen als Waſſermaſſen, während eine Thräne aus eines Numantiners und Saragoſſers Auge, auf die Aſchen ſeiner brennenden Vaterſtadt vergoſſen, einen Ocean der Gefühle und Gedanken in uns empört.

Von dieſen Reſten der Menſchen, die vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtauſenden hier lebten, müſſen die Hünengräber wohl die älteſten ſeyn; denn die geſchichtliche Zeit, wie wir oben gewieſen haben, kennt keine Rieſengeſchlechter mehr in den Inſeln. Dieſer Grabhügel giebt es faſt auf allen größern Inſeln, nach der Beſchreibung ungefähr von derſelben Geſtalt und häufig auch dieſelben gewaltigen Steine in die Länge und Breite darüber gelegt, wie man ſie in dem übrigen ſkandinaviſchen Norden, und namentlich auch in der Inſel meiner Heimath ſo häufig findet. Andere auch ſind blos innen mit kleineren Steinen belegt und mit mächtigen Erdhaufen, ſtumpfen Pyramiden gleich, überſchüttet, wie man die Art auch genug, oft in ganzen Reihen neben einander, auf Rügen findet. Wenn man dieſe Gräber öffnet, kommt gewöhnlich heraus was auch bei uns: Waffen allerlei, Eiſengeräth, Reſte von Geſchmuck, Urnen und Knochen, die letzten zum Theil mächtig genug, welche man die uneinigen Alterthümler zwiſchen Rieſen und Pferden theilen ſieht.

Indeſſen die Menſchen geben die leiblichen Rieſen ſo wenig auf, als ſie die geiſtigen aufgeben dürfen; und ich denke, ſie thun wohl daran. Damit die Geſchichte fröhlich bleibe, muß im Hintergrunde die immergrüne Fabel blühen. Noch jetzt glauben Viele, wie der ehrliche John Ben, welcher zur Zeit des Doctors Luther im Jahr 1529 eine Beſchreibung von Orkney verfaßte. Dieſer ehrliche Orkneyer erzählt ganz eben, in der Pfarrei Stenheuſe in Pomona ſeyen die Gebeine eines

Mannes ausgegraben, welcher 14 Schuh Länge maß. Zugleich erzählt er ein Mährchen von Ronaldsey, welches ich verſuchen will mit der möglichſten Treue auch des Styls aus ſeinem polniſchen Latein zu überſetzen. Es lautet:

„Als ich durch die Inſel Ronaldsey wanderte und ermüdet mich bei einer Kirche hinſetzte, welche die Kirche zum heiligen Kreuz hieß, ſah ich auf dem Kirchhofe unzählige Köpfe von ungefähr tauſend Menſchen, um drei Kopf größer als die Jetztlebenden, und ich zog einige Zähne aus den Kinnbacken von der Gleichheit einer Wallnuß. Ich verwunderte mich ſehr und auf Neuigkeiten lüſtern, machte ich mich an einen alten Mann und fragte ihn: welcherlei und woher dieſe halbbegrabenen Gebeine ſeyen? Und er antwortete mir: Mein Sohn, dieſe Inſel war einſt denen von Stronſay unterworfen, und wir bezahlten auch alljährlich einen Zins, damit wir uns frei machten, weil wir ſehr unkriegeriſch waren. Da wir aber dieſes Zinſes ſehr überdrüßig wurden, faßten wir den Entſchluß, wie wir das Joch abſchütteln könnten.“ — Er erzählt nun weiter, wie dieſer Entſchluß darin beſtanden, daß ſie, als die von Stronſay in großer Zahl landeten, den Zins zu fordern, ihnen einen Verſteck in den Rücken gelegt und alle erſchlagen haben. Daher die tauſend Schädel der Enakskinder.

Etwas, was unſerm gewöhnlichen Maße näher kommt:

Ein ſehr romantiſches Inſelchen iſt Weir. Außer ſeiner anmuthigen Lage und der Schönheit ſeiner Geſtade hat es bedeutende Trümmer eines alten Schloſſes Cubberow. Aber vor allen zieht eine alte Kapelle die Aufmerkſamkeit auf ſich durch den Kirchhof, welcher ſie umgiebt. Auf dieſem ſind nämlich die meiſten Gräber 7 Fuß lang, worüber Fremdlinge ſich wohl zu verwundern pflegen. Barry aber meint, darüber ſey ſich eben nicht zu verwundern, da von den jetzt daſelbſt lebenden Einwohnern, 150 an der Zahl, viele über dem Wuchſe ſeyen.

Der ſogenannten Pictshouſes oder Piktenſchlöſſer *) giebt es auf allen um Schottland herum liegenden Inſeln eine große Zahl. Bei manchen dieſer ſogenannten Häuſer ſieht man, wie z. B. in Shetland, Spuren von ehemaligen Wällen oder Schanzen. Auch auf dem Feſtlande von Oſt- und Nordſchottland finden ſie ſich. In der Form ſind ſie alle einander ähnlich, meiſtens runde Thürme von 15 und 20 bis an 30 und 40 Schuh Höhe, und 7 bis 10 und 12 Schuh Breite, faſt alle ohne Spuren von Abtheilungen, welche auf mehrere Gemächer hindeuteten. Dieſe Thürme, oft von einer Dicke von 5 bis 7 Schuh, ſind ohne allen Mörtel aus unbehauenen Steinen ſo tüchtig und genau ge-

---

*) Hous bedeutet ja auch bei uns, und namentlich hier am Rhein, ein ſchloßartiges und feſtes Steinhaus.

gebaut, daß faſt alle nicht blos das Gefühl der Dauer und Feſtigkeit, ſondern auch das der Regelmäßigkeit und Nettigkeit geben; beſonders muß man die Wölbungen und Ausſprünge bewundern und die Kunſt, mit welcher die mächtigen Steinmaſſen durch Druck und Gegendruck ſich ſelbſt tragen. Die Eingänge in die Thürme ſind enge und niedrige Thüren, die man faſt Schlupflöcher nennen könnte, wodurch man mehr kriechend als grade hineingehen mußte.

Blos in Orkney, Caithnes und längs der Oſtküſte Schottlands werden dieſe Gebäude den Pikten zugeſchrieben; in den Häbuden und auf dem weſtlichen Feſtlande legt man ſie allgemein den Norwegen und Dänen bei, welche ſie, als ſie in dieſen Gegenden herrſchten, gebaut haben ſollen. Der Volksglaube, hier wie allenthalben dichteriſch, ſchreibt ſie nicht ſelten Feen, Rieſen, Hexen, Zauberern, Fingalions und andern idealiſchen Weſen zu. In den eben erwähnten weſtlichen Inſeln und Orten heißen ſie häufig Duns oder Duins, welches Hügel oder Feſten auf Hügeln bedeuten ſoll.

Headdrick, der letzte Herausgeber der Beſchreibung des Barry, meint, ſie ſeyen zur Wohnung und zum Schutz gegen plötzliche Ueberfälle von Seeräubern beſtimmt geweſen; man habe in Zeiten der Gefahr ſich und ſeine Familie und ſeine koſtbarſten Güter da hinein geflüchtet. Den engen Raum der meiſten dieſer Thurmfeſten könne man gegen dieſe Anſicht nicht anführen; denn in ſolchen Zeiten behelfe man ſich leicht.

Die Verſchiedenen haben dieſe Thürme verſchiedenen Völkern zugeſchrieben, die Einen dieſem, die Andern jenem. Gegen Diejenigen, welche ſie normänniſchen Urſprungs glauben, führt man gewöhnlich an, daß man auf den Küſten und Inſeln des ſkandinaviſchen Stammlandes in der Oſtſee und Nordſee dergleichen Gebäude oder die Trümmer derſelben gar nicht erblicke. Indeſſen dieſer Einwand iſt kaum einer, da ſich geſchichtlich erweiſt, daß eben das Stammland von fremden Seeräubern nie ſo heimgeſucht worden iſt, als die ſüdweſtlich gelegenen Lande; daß ſie alſo auch keine Urſache hatten, gegen ſolche Heimſuchnngen ſich in ſolchen Gebäuden einen Schirm zu erbauen. — Ein Theil von ihnen könnte ja immer aus dem Zeitalter der Pikten, alſo wenigſtens über ein Jahrtauſend alt ſeyn. Indeſſen bezeichnet der Name Pictshouſes auch wohl blos das Alte. Spätere nennen ſo gern mit faſt verſchollenen Namen dasjenige, deſſen Urſprung mit dem Gebrauche bei ihnen vergeſſen iſt. Glücklich aber haben die Bewohner dieſer Inſeln und Küſten ſeit mehr als fünf Jahrhunderten den Schutz ſolcher Thürme gegen Seeräuber nicht mehr gebraucht; gegen neuere Wikinger aber, z. B. gegen ſpaniſche und franzöſiſche, konnte ſie ihnen bei unſerer Kriegsart von keinem Nutzen mehr ſeyn.

Wards, Warts oder Wardmotes*), wo einſt Wart- und Bakenthürme ſtanden, ſieht man auf allen Inſeln und an allen Anfuhrten in unzähliger Menge, jetzt meiſtens nur durch einzelne Steinhaufen oder irgend einen aufgeworfenen Wall bezeichnet, von deren Erhöhung der jetzige Bewohner in ſtolzer Sicherheit ſein rule Britannia, rule the waves über die Fluthen hinſingen, und ſich die alten Zeiten ſchauerlich und grauerlich ausmalen kann, wie's ihm beliebt.

Viele Höhen giebt es hier auch, von welchen es zweifelhaft iſt, welche von ihnen vielleicht auch Heldengebeine der Vorwelt enthalten, und alſo zu den Grabhügeln oder Hünengräbern zu zählen ſind, und welche andern weiland zu Verſammlungs- oder Gerichtsplätzen dienten. Eine der ſchönſten Stellen dieſer Art iſt bei Stennis, gewöhnlich die Steine von Stennis oder *the stones of stennis* genannt, auf der Inſel Pomona. Dieſe Stelle iſt ein Hügel, worauf ein länglichter Steinkreis ſteht, mit Steinen an 10, ja zum Theil 23 Schuh hoch, welche dicht an einander geſtellt ein länglichtes Rund bilden. Man ſieht dieſen Steinkreis von Stennis bey Barry abgebildet, und dieſe Abbilbung hat mich ſogleich an ähnliche erinnert, welche ich in den ſchwediſchen Landſchaften Bohus, Blekingen und Schonen und auch auf der Halbinſel Wittow auf Rügen *) geſehen habe, und von welchen einige unbedenklich für alte Verſammlungsplätze zu halten, die mehr ſchmalen aber wahrſcheinlich Gräber ſind. Einige dieſer ſchmäleren Kreiſe haben ganz die Geſtalt von Schiffen. Dieſe Geſtalt des Roſſes, worauf die nordiſchen Seehelden die wilden Wogen ihr Lebenlang durchritten, ahmten ſie ſelbſt in ihren Gräbern noch nach; ja nach einigen Sagen, welche durch die Natürlichkeit der Liebe und des Andenkens faſt Glauben gewinnen, ſollen einige Seekönige **) befohlen haben, ihre Schiffe, die meiſtens mit ziemlich flachem Kiel und mehr für die Ruder als die Segel gebaut waren, aufs Land zu ziehen, ihre Leichen mit dem Waffenſchmucke hineinzuſtellen, und ſie alſo zu beſtatten, daß das Schiff mit Erde überſchüttet und mit Steinen beſetzt ward. Der Steinkreis bei Stennis aber iſt wahrſcheinlich ein alter Motes- oder Thingplatz.

---

*) Ward Nichts als unſer Warte, von wahren, ſehen und warten, ſchauen oder aufmerkſam ſehen. Mote das nordiſche Wort, welches Zuſammenkunft heißt, in abgeleiteter Bedeutung Ort der Verſammlung, in noch mehr abgeleiteter Hügel, Höhe.

Barry hält die länglichten wie die zirkelrunden Kreiſe meiſtens für ſkandinaviſchen Urſprungs, und wie ich glaube mit Recht. Headdrick aber, welcher gern mit einer falſchen Gelehrſamkeit prahlt, hat die wunderliche Grille, ſowohl die in Schottland als auf den Inſeln befindlichen Denkmäler dieſer Art ſeyen galiſch und auf den druidiſchen Sonnendienſt der Vorzeit hinweiſend. Er ſagt wörtlich: „Sie haben zu rohen aſtronomiſchen Beobachtun„gen gedient, wornach die Prieſter den Aufgang „von Sonne, Mond und Sternen, die Jahreszei„ten und ſogar die Stunden und Eintheilungen des „Tages beſtimmen und bezeichnen konnten. — Die „Sonne war der Gegenſtand des druidiſchen Got„tesdienſtes, und die Beobachtung ihrer ſcheinba„ren Bewegungen mußte nicht allein ein Gegen„ſtand der Wißbegier, ſondern auch der Frömmig„keit ſeyn. — Von den Skandinaviern weiß man, „daß ſie der Sonne keine beſondere Verehrung be„zeigten *), wiewohl die Gallier, welche unter „dem Einfluß der Druiden ſtanden, dies gewiß „thaten.“

---

*) Namentlich bei dem Dorfe Goor.

**) So heißen die Anführer der Wikinger häufig in den Sagen.

So weit Herr Headdrick, aber dieſe Art roher Sternwarten, von welchen er ſpricht, macht ſich gelegentlich jeder Bauer auf ſeinem Hofe, und allenfalls an ſeinem Kuhſtall oder Schweinkofen, und weiß in den verſchiedenen Jahreszeiten, wo die Sonne z. B. des Morgens 8 Uhr oder Nachmittags 4 Uhr ihr Licht an dem Gebäude hinwerfen

---

*) Der Schottländer hätte ſich doch um das nordiſche Jul= und Mittſommerfeſt bekümmern ſollen.

muß. Ich z. B. habe mir ſchon ein Paar ſolche Sonnenwandelszeichen an einem Theile meines Hauſes abgeſehen. Auf dieſe Weiſe braucht jeder Reiſende in unbekannter Gegend, wo er die Windpunkte bei wolkigem Himmel nicht unterſcheiden kann, ſchon unſre Kirchen als Sternwarten. Warum dieſe aber und ſelbſt die Steine auf den Grabhügeln und Thingſtellen der Altvordern aus der Heidenzeit, größtentheils in der Oſt- und Weſt-Richtung ſtehen, darüber wollen wir unten ſprechen, wo wir von dem Glauben und Aberglauben unſerer Eiländer handeln werden.

Verfallener Kirchen und Kapellen giebt es hier und in Shetland ſehr viele. Einige haben daraus eine größere Volksmenge, als jetzt hier lebt, in den vergangenen Jahrhunderten folgern wollen, wie mir däucht, nicht ganz richtig. Denn als der bunte und blühende Dienſt der Heiligen hier noch waltete und zu wunderthätigen Bildern, Quellen und Steinen gewallfahrtet ward, wurden dieſe Stellen der Andacht erbaut, geſchmückt und unterhalten. Seit der Reformation wurden ſie nicht mehr beſucht und gebraucht und ſanken allmählig in Trümmer; manche hat frommer, zumal presbyterianiſcher Eifer, welcher eine Zeitlang ſehr fanatiſch war, auch wohl geplündert und zerbrochen, und auf dieſe Weiſe bald in völlige Ruinen verwandelt.

Als Verkündiger einer mächtigeren und ſchöneren Zeit der Inſeln führen Viele auch die ſchöne

Kathedrale von Kirkwall und die Reſte alter Schlöſſer, Feſten und Thürme an; die theils noch in Ruinen nachgemeſſen werden, können theils in Wällen und Gräbern den Umfang zeichnen, z. B. die Schlöſſer von Cubberow, Birſa (wo viele alte Jarle gewohnt haben ſollen), Scalloway und Kirkwall. Wenn ſolche Meiner doch bedächten, daß manche Denkmäler der Art nicht immer die Macht und Größe, ſondern häufig die Niedrigkeit und Sklaverei eines Volkes bezeichnen. Sie haben vergeſſen, was Herodot über den Bau der ungeheueren Denkmäler Aegyptens erzählt, und wie Nero mordbrennen und dann ſein goldenes Haus bauen durfte. Ja ſie haben ſogar vergeſſen, daß zu den größten Landplagen, welche die Grafen Robert und Patrick Stuart über die Inſeln brachten, auch die Frohndienſte gehörten, worin die Einwohner derſelben den alten Palaſt zu Birſa vergrößern, und die neuen Grafſchaften zu Kirkwall und Scalloway bauen helfen mußten.

Auch von dem gewaltigen Oliver Cromwell iſt hier noch ein Zeichen, das an die Vergänglichkeit der größten Dinge und Menſchen mahnt. Cromwell baute in Orkney eine kleine Feſte, die in ihren Reſten unter dem Namen der Berg (the mount) noch in der Erinnerung lebt. Seine engliſchen Soldaten haben ſich hier ein ſchöneres und noch fortlebendes Andenken geſtiftet. Sie brachten manche Kenntniſſe mit ins Land, die man hier nicht kannte, und erweckten mancherlei nützliche Thätigkeit. Unter andern lehrten ſie beſſeren Häuſer- und Ackerbau, den Gebrauch des Märgels zum Düngen, und führten die früher unbekannten Kohlpflanzen ein, welche in dieſem feuchten und kühlen Clima ſo ganz vortrefflich gedeihen.

Der Ackerbau und die Ackersleute. Oben iſt ſchon gemeldet, daß der Himmel hier keinesweges ſo unfreundlich iſt, und alſo das Land auch nicht ſo unfruchtbar, als man nach der ſehr nördlichen Lage der Inſeln geneigt ſeyn möchte ſich vorzuſtellen. Einen großen Vortheil haben die Orkneyer auf jeden Fall vor den Schweden und Norwegern voraus, bei welchen der Pflug oft in 6 bis 7 Monaten wegen des Froſtes nicht in die Erde kommen kann, daß ſie den Ackerbau mit viel geringerer Zahl Menſchen und Vieh, und alſo viel wohlfeiler als in jenen Ländern, treiben können. Denn in der Regel fängt der Pflug hier an um die Mitte Februars ins Feld zu ziehen — was er in Nordteutſchland ſelten kann — und kann bis in den Spatherbſt darin bleiben. Aber mit jenen Ländern verglichen, haben ſie den Nachtheil, erſtens, daß ihr Land durch den Froſt nicht ſo gemürbt wird wie dort, und zweitens, daß ſie ſelten die treibende Sommerwärme derſelben, ſondern meiſtens eine kühle, ſanfte, auch häufig eine naſſe und regnichte Luft haben; ſo daß Alles bei ihnen ſehr ſpät reifet, und die Ernte im September überhaupt wegen der Näſſe ſehr mißlich iſt, wobei ſie auch noch die Winde zu fürchten haben, welche ihnen leicht einige Körner des reifen Getraides auf dem Felde ausdreſchen könnten.

Das urſprüngliche orkneyiſche Getraide, welches überhaupt von jeher in dem höheren Norden vorgeherrſcht zu haben ſcheint, iſt Hafer und Gerſte, und zwar der graue und ſchwarze Hafer und die Sommergerſte. Sie beginnen gewöhnlich um Lichtmeſſen alten Styls (alſo um die Mitte des Februars) mit dem Pflügen. Zuerſt wird das Haferfeld bereitet, und gegen das Ende des Märzes oder den Anfang des Aprils ausgeſäet. Die Saatzeit der Gerſte iſt in der zweiten Hälfte des Maies, ganz wie in den nordteutſchen Oſtſeelanden. Die Ernte beginnt gewöhnlich im Anfange des Septembers; ſie mähen das Korn meiſtens unreif ab, aus Furcht vor Wetter und Wind und vor Viehſchaden. Neben den Scheunen haben ſie Oefen, gleich den in Schweden und Lievland ſehr gebräuchlichen Rien oder Rior, worauf ſie das Korn trocknen. Auf Bannmühlen müſſen ſie es mahlen laſſen, welche vom Hafer das Zehntel und von der Gerſte das Sechszehntel als Mahlſchatz nehmen. Von den meiſten Inſeln kann man ſagen, daß ſie, ſelbſt bei einem im Ganzen ſchlechten Ackerbau, mehr Korn hervorbringen, als ſie gebrauchen.

Alſo die gewöhnlichen Bauern und Pachter, welche dem alten Schlendrian folgen, und pflügen und ſäen, wie der Urgroßvater es gemacht hat, bauen nach alter Weiſe faſt Nichts als dieſe beiden

Getraidearten; einige gebildetere und vermögendere Beſitzer aber, welche beſſeren Ackerbau und beſſeres Geräth haben, ziehen ſchon ſeit mehreren Jahrzehenden manche andere Arten, z. B. Korn, Erbſen, Bohnen, ſogar etwas Weizen, und erziehen von dieſen edleren Arten häufig das zehnte, fünfzehnte Korn. Kartoffeln werden jetzt viel gebaut und geben oft das dreißigſte, vierzigſte Korn. Die turnips oder großen Feldrüben *) werden noch immer viel zu wenig erbaut; ſie gedeihen hier vortrefflich und ſind auch in der Hinſicht, daß ſie bei den gelinden Wintern hier im Acker ſtehen bleiben können, dem Landmann für die Viehfütterung äußerſt bequem. Rüben, Lucerner, weißer und rother Klee und Ryegras wachſen ſchon in Menge, und haben auf den größeren Höfen den Viehſtand und durch ihn den Düng- und alſo im letzten Zuge den Körnerertrag anſehnlich vermehrt. Auch der Flachsbau hat an den meiſten Stellen, wo man ihn verſucht hat, über Erwartung belohnt.

Doch muß man leider geſtehen, daß bei allen Beiſpielen und Beſſerungsverſuchen Einzelner der Ackerbau in der traurigſten Lage iſt, und kaum die Hälfte des Ertrages erreicht hat, den er unter glücklicheren Verhältniſſen liefern könnte. Die Gründe hievon liegen in der jammervollen Zer-

---

*) Man hat ihrer von 12 bis 14 Pfd. Gewicht gebaut, und mancher acre hat zuweilen 36 Tonnen gegeben.

ſtörung ſo vieler wohlhabender und wackerer mittlerer Gutsbeſitzer, der ſogenannten Odaler, welche durch die Ungerechtigkeit und Gewalt von ein Paar Jahrhunderten zu Stande gekommen war. Seit jener Zeit entſtanden nun Einer und einige Wenige als Hauptbeſitzer faſt aller Grundſtücke, und die Uebrigen wurden allmählig in eine ſo abhängige Hörigkeitslage verſetzt, worin ein freies und muthiges Streben bald einer wachſenden Muthloſigkeit, Trägheit und Schlaffheit Platz machen mußte, worin auch jetzt noch die beſten Kräfte des größtentheils armen und gefeſſelten orkneyiſchen Landbauers erſtarren.

Ich ſetze aus Barry Einiges über den Zuſtand dieſer armen Lehn- oder Pachtbauern her, woraus ſich auch der hier allein mögliche Zuſtand des Ackerbaues mit ergeben wird:

S. 342. „Die meiſten Landbauer in Orkney „beſtehen im Allgemeinen aus armen Leuten mit „wenig oder gar keinem Vermögen. Sie wohnen „meiſtens zu Eiſen (on steelbow (2)), welches eine „gewiſſe Zahl von Pferden und Rindvieh nebſt „einem Vorrath von Saat- und Wirthſchafts„korn und anderer Speiſe iſt, die der Pachter bei „ſeiner Auffahrt auf das Gut empfängt und bei „ſeinem Abgange wieder abliefert, und die dem „Gutsherrn gehören. Die Pachthufe ſind klein „in Vergleichung mit denen in Schottland, da ſie „10 acres pflügbares Land mit einem angemeſſenen „Theil wüſten Bodens zur Weide ſelten überſteigen,

„und im Durchſchnitt nicht über 20 acres mit einem ähnlichen Zubehör ſind. Die Pächte werden faſt immer mit Erzeugniſſen bezahlt, und — was weit ärger iſt — willkührliche Dienſte werden immer noch bei manchen Gelegenheiten gefordert. Im Allgemeinen haben wenige von ihnen Pachtbriefe, und dieſe wenigen Pachtbriefe ſind auf ſehr kurze Dauer: aber obgleich die meiſten von ihnen auf Willkühr geſtellte Pachter ſind, ſo ſind ſie doch in keiner ſchlimmern Lage als Andere, da ſie ſehr ſelten von ihren kleinen Beſitzungen entfernt werden.“

S. 343. „Die ſogenannten cottars*) ſind in einer noch viel ſchlimmern Lage Mit jedem größeren Gute ſind nämlich gewiſſe cottages (Kathen) verbunden, zu deren jedem ein Garten gehört nebſt ſo vielem Gras- und Kornland, als einer bis zwei Kühen im Sommer Weide und im Winter Futter liefern mag. Arme Familien wohnen in dieſen Hütten, die ſie von dem Inhaber des Hauptgutes haben, welchem ſie gänzlich unterworfen ſind. Er kann ſie nach Gutdünken abziehen heißen, und als eine Abgabe für ihren kleinen Beſitz ſie in jeder Jahreszeit zu jeder Art beliebigen Geſchäftes zur Arbeit fordern. Außerdem müſſen ihre Kinder,

---

*) Entſpricht unſerm Kathenmann oder Einlieger.

„ſobald ſie arbeitsfähig werden, als Knechte und Mägde für ihn arbeiten, verſteht ſich um gebührlichen Lohn; und wenn ſie ſich deſſen je weigern, können die Aeltern beim nächſten Termin aus ihren Wohnungen vertrieben werden.

„Durch dieſe Lage ſind Beide die Farmers und Cottars träge in einem hohen Grade und an alten Gewohnheiten hangend, jeder Verbeſſerung abgeneigt, düſter, ſchlau, eigennützig, kriechend gegen ihre Herren, eben ſo ſehr aus Furcht als aus Liebe u. ſ. w. Sonſt ein verſtändiger, gutmüthiger in allen Verhältniſſen rechtlicher Menſchenſchlag."

Alles, was zur Ordnung und Polizei der Felder, Weiden und Heerden gehört, iſt ſeit dem Verſchwinden der alten glücklicheren Odalmänner auch viel ſchlechter geworden, was man aktenmäßig nachweiſen kann. Bei den vielen Regen und bei der überhaupt naſſen und kühlen Witterung, welche hier vorherrſchen, werden im Winter und Frühlinge manche Felder faſt erſäuft, und ſelbſt für die ſpätere Sommerſaat erkältet und ausgewaſchen; aber ſolches Verderben durch tüchtige Ableiter und Abzugsgräben wegzuſchaffen, fällt Keinem ein. Das Vieh hat nun gar eine ungebührliche Freiheit zu ſchaden, welche früherhin durch ſtrenge Geſetze eingeſchränkt war. Pferde, Rinder, Schaafe, Schweine, Gänſe werden an manchen Stellen bis zum Monat Junius nie von den Kornfeldern gehalten, ja man duldet ſogar, daß ſie ihnen im Sommer und Herbſt manche gelegentliche und koſtbare Beſuche machen. Damit man dies begreife, muß bemerkt werden, daß in den meiſten Inſeln blos die Ländereien am Seeſtrande Eigenthum ſind, und die in den mittleren oder innern Theilen als Gemeindeländereien von der ganzen Inſel beſeſſen werden. Um eine ſolche Allmend oder Gemeinweide war ſchon vor undenklichen Zeiten eine ſehr unvollkommene Befriedigung aus Torf oder Raſen aufgeführt, welche die angränzenden Gutsbeſitzer oder Pachter Jahr aus Jahr ein unterhalten und ausbeſſern mußten. Ein wenig vor Mittſommer werden alle Pferde, die meiſten Gänſe, Schweine und Schaafe und alles junge Rindvieh auf dieſe Gemeindeweide auf die Graſung getrieben, ohne daß zur ihrer Hut ein Hirte gehalten wird; und da Jedermann ſich des Vorrechts bedient, ſo viele dieſer Thiere als ihm gut däucht zu ſchicken, ſo wird die Weide ſo übertrieben und erſchöpft, daß der Hunger ſie über den ſchwachen Erdwall mitten in die Kornfelder hinein zwingt, welche ſie häufig verwüſten.

S. 357. „Jeder Gebrauch und jedes Herkommen hier ſcheint dem Ackerbau nachtheilig. „Viele der Ländereien, welche demſelben Eigenthümer gehören, und an Verſchiedene verpachtet ſind, liegen unter einander gemiſcht in dem, „was man *runrig* (3) nennt. Dieſe unverſtändige „Miſchung iſt, wie allbekannt, nicht allein die

„Quelle beſtändigen Streites, ſondern eine unüber„ſteigliche Schranke gegen jederlei Verbeſſerung.

Man lernt aus Barry und aus manchem früher von mir Angeführten, daß das Meiſte, was Anfangs als eine Art Lehnsverhältniß begann, endlich in den Händen der neuen Beſitzer unbedingtes Eigenthum geworden iſt, ſo daß die ſogenannten tenants in Orkney nichts Anderes ſind als kleine oder große Pachter, ſo wie alle bäuerlichen Verhältniſſe hier nicht auf ſichern Geſetzen, ſondern auf mit beiderſeitiger Willkühr änderlichen Verträgen beruhen. Wenige der gewöhnlichen Pachter haben Pachtbriefe, ſondern ſind ſogenannte tenants at will, welchen man aufkündigen kann, und welche dann weiter ziehen müſſen. Ihre Pacht bezahlen ſie gewöhnlich in Korn für das Pflugland und in Butter für die Weide; außerdem leiſten ſie einige Frohndienſte.

Da die meiſten Güter am Meerufer liegen, ſo iſt ihnen gewöhnlich ein Theil der anliegenden Felſen zugetheilt, von welchen ſie den Tang oder das Seegras ablöſen und zu Kelp verarbeiten, und 30 bis 50 Schillinge die Tonne für ihre Mühe bekommen. Hätten ſie dieſes Mittel nicht, einen Theil der Pachten von ihren Höfen zu bezahlen, ſo würden ſie bald zahlungsunfähig werden, nicht, weil die Pachten eben erhöht ſind, ſondern weil Geſindelohn und der Preis aller dem Landmann unentbehrlichen Bedürfniſſe, als Holz, Eiſen, Hanfwaaren u. ſ. w. in den letzten Jahrzehenden unverhältnißmäßig geſtiegen ſind.

Weil Tang und Geſindelohn hier neben einander ſtehen, ſo ſagen wir über beide noch zwei hieher gehörige Worte:

An einigen Orten braucht man den Tang häufig zum Düngen. Er hat aber nicht vielen Düngſtoff, und kann hier, wo der Boden meiſtens leicht iſt und in nicht tiefer Schichte auf Fels und Geſtein ruht, wenig Nutzen ſchaffen. Nicht unbrauchbar iſt er auf ſchwerem Thonboden, welchen er, dick eingebracht, etwas auflockern kann.

Geſindelohn beſteht häufig in einem feſten Satz oder ſogenanntem Deputat von Gerſte, Malz, Mehl und Linnen, ja wohl in einem Stücke Acker, welches die Knechte beſäen und beernten; ein Brauch, welcher hin und wieder auch in Pommern noch iſt, wo Beide, Knechte und Mägde, nach dem Verhältniſſe ihrer Würde auch etwa ein Viertel oder einen halben Scheffel Leinſaat für ſich ausgeſäet bekommen.

In dem Blumengarten zieht man hier ganz glücklich Roſen, Tulipanen, Nelken, Primeln und eine Menge anderer Blumen; und der Küchengarten liefert den gewöhnlichen Kohl, Blumenkohl, Wirſing, Erbſen, Bohnen, Spinat, Zwiebeln, Lauch, Peterſilie, Kreſſe, Beten, Kopfſalat, Rüben, Möhren, Paſtinaken, Sellerie, Artiſchocken, die letztern von einer einzigen Vorzüglichkeit.

Der Fruchtgarten, obgleich er alle Arten Johannisbeeren vortrefflich und in großem Ueberfluſſe liefert, ſteht ſehr zurück in Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, Stachelbeeren und Erdbeeren, die er liefert, welche beide an Größe und Geſchmack (1) nicht vorzüglich ſind.

Orkney hat keine bedeutend reichen Metalle; Eiſen- und Bleiſtreifadern, die man gefunden hat, ſind zu mager. Für Shetland dagegen öffnet ſich durch die Auffindung reicher, vielen Fabriken ſo nützlicher Eiſenchromatlagen eine erfreuliche Ausſicht. Freilich hat der alte John Ben, welcher vor dreihundert Jahren ſchrieb, und Alles was ſein Vaterland betraf, rieſenmäßig und außerordentlich fand, erzählt: Hoy habe Gold-, Eiſen- und Bleigruben und viele andere Güter in Menge; aber leider ſcheinen dieſe alle mit ihm verſunken zu ſeyn. Vortreffliche Schiefer- und Steinbrüche dagegen hat man in Menge; aber die Einwohner ſind zu träg und läſſig ſie zu gebrauchen, und wohnen lieber größtentheils in recht ſchlechten niedrigen und zerbrechlichen Erd- und Raſenhütten, als daß ſie durch rüſtige Arbeit ſich nettere und menſchlichere Wohnungen bereiten ſollten.

Man hat den Kalkſtein in unendlicher Menge; dieſen ſollte man brennen und als Düng- und Erwärmungsmittel auf die niedrigen und naſſen Felder bringen, wo er vortreffliche Dienſte thun würde. Auch giebt es ſehr reiche Lagen vorzüglichen Märgels. Aber Niemand denkt daran, dieſe Vortheile zu benutzen.

Etwas haben indeſſen die einzelnen gebildeteren und wohlhabenderen Beſitzer hin und wieder doch gethan. Sie haben ihre Felder allgemein befriedigt und mit tüchtigen Steinmauern eingehägt, auch wo es nöthig iſt angefangen, den naſſen Feldern durch Gräben abzuhelfen. Auch Hecken ſind verſucht wurden; aber wie ſollen die bei dem Wildgehen des Viehes gedeihen?

Fiſchfang, Manufakturen, Handel. Barry und Alle, welche über Orkney geſchrieben haben, klagen an vielen Stellen, daß die Einwohner viel zu läſſig ſind, die Güter, welche das Meer, das hier nicht ernteleer heißen kann, ihnen in der reichſten Fülle darbietet, mit der gehörigen Luſt und Thätigkeit zu gewinnen. Er bemerkt namentlich bei Stronſay, daß bei der Fülle der Kabeljaue und Heringe der Fiſchfang durchaus im Großen getrieben werden müßte, da er doch faſt allein für den Hausbedarf benutzt werde. Er breitet ſich über die Urſachen aus, warum die Orkneyer in dieſem lohnenden Geſchäfte hinter allen ihren Nachbarn ſo weit zurück geblieben ſind; und er findet dieſe Urſachen vorzüglich darin, daß der, wenn gleich ſchlecht getriebene Ackerbau und die Kelpmanufaktur, wie ſie auch noch betrieben wird, grade in den Monaten, wo der Fiſchfang am lohnendſten ſeyn würde, für ihn keine Hände übrig laſſen. In den Zwiſchenzeiten, wenn die Leute auf dem Felde und mit dem Einſammeln und Brennen des Seegraſes nicht beſchäftigt ſind, fiſchen ſie freilich, aber nahe am Strande und für den eigenen Tiſch, und fahren nie auf die hohe See, wo ſie viel beſſere Fiſche finden würden. Doch muß hier eine Ausnahme in Hinſicht der Hummern erwähnt werden. Seit etwa 20 Jahren hat der Hummernfang ſich ſehr erweitert. Er ſcheint noch immer im Zunehmen begriffen zu ſeyn, und iſt für die Geſellſchaft, die ihn treibt, ſchon ein ſehr einträgliches Geſchäft, und Vielen aus der geringeren Klaſſe auf verſchiedenen Inſeln ſehr nützlich geweſen. Dieſe Fiſche, welche vortrefflich und zahlreich ſind, werden in Netzen gefangen und ſo lange in Hütfäſſern aufbewahrt, bis die Schiffe ankommen, welche ſie verführen ſollen. Eine reiche engliſche Geſellſchaft hat dieſes Geſchäft unternommen und leitet es. Sie gebrauchen viele Smacken *), welche im untern Raum große Waſſerbehälter haben, um die Fiſche aufzunehmen und ſie wöchentlich lebendig auf den Londoner Markt zu bringen. An hundert Böte werden gebraucht, jedes mit zehn Mann bemannt, und obgleich die Hummern zu 2 Pence Sterl. das Stück verkauft werden, ſo kann ein guter Fiſcher ſelbſt bei dieſem niedrigen Satze bei die-

---

*) Smacken, eine Art leichter Schiffe mit flachem Kiel und niedrigem Bord.

ſem Fange doch 10 ℔ *) jeden Sommer verdienen. Die ganze Summe, welche dieſer Erwerbzweig nach der Berechnung den Einwohnern gegenwärtig einbringt, beläuft ſich jährlich auf 1000 ℔ Sterl. Und da manche Plätze von dieſer Fiſchgattung wimmeln, welche von den Fiſchern noch nicht beſucht worden ſind, ſo glaubt man mit gutem Grunde, daß die doppelte Summe leicht aus dieſer Fiſcherei gezogen werden könnte.

Eine bei weitem größere Summe als dieſe, meint man, könnte gewonnen werden, wenn man gehörige Sorgfalt auf den Heringsfang wendete. Der Fiſch kommt bekanntlich jedes Jahr in ungeheuren Schwärmen von Norden. Einer dieſer Schwärme ſcheint ſich in zwei Zweige zu theilen; und auf dem Zuge ſüdwärts ſchwebt der eine Zweig einige Zeit um die nördlichen Inſeln und um die Oſtküſte, während der andere Zweig die an der Weſtküſte Großbritanniens liegenden Inſeln beſucht. Im Monat Junius werden Heringe in großer Zahl und von der beſten Güte an der ſhetländiſchen Küſte gefangen. Gegen Ende des Julius und Anfang des Auguſts erreichen ſie gewöhnlich die Küſten von Caithneß und Southerland, und zu derſelbigen Zeit erſcheinen ſie zuerſt in den Wiken und Buſen der weſtlichen Inſeln. Wann ſie ſo an beiden Sei-

---

*) 60 bis 65 Thaler.

ten der Orkneys hinziehen, wenn das Wetter günſtig iſt, ſieht man ſie oft in großen Schaaren in den Sunden, Buſen und Buchten, und könnte ſie mit der größten Leichtigkeit zu Hunderttauſenden fangen. Bis jetzt iſt aber dazu nicht einmal ein Verſuch oder Anfang gemacht.

Dieſelbe Läſſigkeit und Saumſeligkeit zeigt ſich in Hinſicht der Kabeljaufiſcherei, welche, wenn ſie mit Muth unternommen und mit Ausdauer und Verſtand verfolgt würde, die Betriebſamkeit und den Reichthum des Landes unfehlbar ſehr erhöhen müßte. Faſt an allen Küſten und in nicht großer Entfernung vom Lande ſind Bänke, wo dieſe Fiſche ſich aufhalten, und wo man ſie in Menge fängt, ſobald See und Wetter den Böten, die hiefür ſchlecht eingerichtet ſind, erlauben, dieſe Stellen mit Sicherheit zu erreichen. Als einen Beweis ihrer erſtaunlichen Menge kann man anführen, daß die kleinen Pachter auf der Inſel Waes an dem Strande des Pentland Frith ſich in müßigen Stunden zuweilen auf den Fiſchfang begeben, und blos mit wenigen Böten und in der Zeit, die ſie von ihrer andern Arbeit erübrigen konnten, wie man weiß, in Einem Sommer 40,000 vortreffliche Kabeljaue (cod) gefangen haben. Wären dieſe Leute ganz allein hierauf gerichtet, und ihre Böte hiefür beſſer gebaut geweſen, ſo hätten ſie leicht zehnmal ſo viele fangen können. Der Erfolg, den ihre Bemühungen unter dieſen ungünſtigen Umſtänden gehabt haben, zeichnet dieſe Stelle als eine erwünſchte Fiſcherſtation aus, wozu man mit der Ausſicht auf ähnlichen Erfolg Stromneß, Birſa[illegible] der Erie, Weſtray und Sanday möchte fügen können, welche für den Fang und die Bereitung des Kabeljau die gelegenſten Plätze ſeyn möchten, während Stronſay, Deerneß und South Ronaldsay ſowohl für die Hummer- als Heringfiſchereien wahrſcheinlich die geeigneten Stationen ſind.

Aber vergebens denkt man nur an den Anfang dieſes Geſchäfts, bis die Einwohner entweder mehr Unternehmungsgeiſt und Geſchicklichkeit erwerben, oder geeignete Fiſcher von einem andern Platz geholt werden, ſie zu ermuntern und zu unterweiſen, bis man für dieſen Gebrauch beſſer eingerichtete Böte anſchafft und gedeckte Slupen ausrüſtet, welche dieſe Böte gegen die Gewalt der See oder die Strenge des Wetters kräftig ſchirmen können.

Die vielen Hände, welche dieſer Erwerbzweig in den nördlichen Schweſterinſeln beſchäftigt, die Menſchenmenge, welche er ernährt, und nicht weniger die großen Summen, welche er abwirft, und wodurch die Einkünfte der Eigenthümer ſo beträchtlich vermehrt werden, ſollten allerdings Leute von Kapital bewegen, ſich in dieſes vielverſprechende Geſchäft einzulaſſen. Dieſelben Leute würden vielleicht auch das eigene und allgemeine Beſte befördern, wenn ſie an den Vortheilen des Robben-

und Wallfiſchfanges Theil nehmen wollten. Mehrere Städte an der Oſtküſte Britanniens haben ſeit vielen Jahren dieſes Geſchäft mit betrieben, und ihr Gewinn hat ſie unſtreitig zur Beharrung in dieſen Beſtrebungen ermuntert. Größerer Gewinn, glaubt man, könnte noch von Denen gemacht werden, welche ſich hier darauf einlaſſen wollten, da dieſer Platz manche ausgezeichnete Vorzüge beſitzt. In Hinſicht der Entfernung z. B. iſt er dem Fiſcherboden viel näher; der Lohn der Matroſen ſowohl, als alle Arten Lebensmittel ſind wohlfeiler; und ein Ueberfluß an für jenes Geſchäft brauchbaren Leuten könnte gefunden werden, da viele derſelben ſchon lange gewohnt geweſen ſind am Bord von Schiffen zu dienen, welche von andern Plätzen für jenes Geſchäft ausgerüſtet ſind.

Was nun ſowohl dieſe als jede andere Art Fiſcherei auf dieſen Inſeln und an einigen benachbarten Plätzen ſehr befördern würde, wäre die Einrichtung eines großes Magazins, welches alle dazu nöthigen Gegenſtände enthielte. Die Mittelpunktslage dieſer Inſeln bezeichnet ſie als eine für ein ſolches Magazin geeignete Stelle; denn von ihnen aus könnten ſowohl die weſtlichen Inſeln als Shetland mit allen Arten Waaren verſehen werden. Die Errichtung und Verſorgung dieſes Magazins würde mancherlei Fleiß und Betriebſamkeit ermuntern und unterſtützen, wie denn die eine menſchliche Thätigkeit immer die andere erweckt. Stabholz könnte eingeführt und hier zu Fäſſern verarbeitet werden; Hanf könnte auf dieſem Boden gezogen und zu Stricken, Seilen, Netzen, Segeln und Tauwerk gebraucht werden; Mehl, Malz, Bier und Branntwein könnten aus dem eigenen Getraide geliefert werden, für welches in manchen Jahren ſchwer iſt einen guten Markt zu finden u. ſ. w.

Kurz viel könnte aus dieſem Lande werden, welches von der Natur gar nicht verlaſſen noch verwahrloſt iſt, wenn die Einwohner ihr Seegras, ihren Reichthum von Fiſchen rings um die Küſten und ihr keinesweges unfruchtbares Land beſſer benutzten. Die Volksmenge — wie ſie bei jedem friſchen und muthigen Leben und Streben immer thut — würde dann von ſelbſt wachſen und könnte leicht über das Doppelte, vielleicht noch weiter, gebracht werden.

Was das erſte und edelſte aller Gewerbe, den Ackerbau, hemmt, kann man außer Manchem, was weiter oben angedeutet oder ausgeführt iſt, noch auf Folgendes zurückbringen:

Erſtlich auf die auf demſelben liegenden Laſten; zweitens auf die Lage und das Verhältniß der Bauern und Pächter zu dem Grundherrn; wobei keine Sicherheit und keine Belohnung der Arbeiten und Verbeſſerungen iſt, und folglich auch der Trieb dazu ermatten muß.

Drittens auf ſo viele willkührliche und unbeſtimmte Dienſte und Leiſtungen, die man mit Recht eine Art Frohnen nennen kann, wobei der Bauer ſich nothwendig an Faulheit und an eine ſchlenderiſche und ſchlechte Wirthſchaft gewöhnen muß.

Viertens auf das große Unglück, daß viele reiche Beſitzer ihre Einnahme aus dem Lande ziehen und ſie auswärts verzehren.

Fünftens auf die mangelhafte Weide- und Geſindeordnung, und daß dem Letztern nicht blos Feld übergeben wird, welches ſie für ihre eigne Rechnung bebauen, ſondern daß ſie auch Gänſe, Schweine, Schaafe, Rindvieh mit auf ihres Herrn Weide treiben dürfen.

Manche im Lande Wohnenden legen das durch den Ackerbau Gewonnene doch nicht wieder auf die Verbeſſerung und Vervollkommnung deſſelben an, ſondern auf ihm völlig fremde Gewerbe, ja leider meiſtens auf den verderblichen Schleichhandel, vorzüglich mit Wein und Branntwein, wodurch Sitten und Wohlſtand des Volks auch noch untergraben werden.

Der Flachsbau iſt hier ſehr lohnend. Er ſcheint in früherer Zeit eifriger als jetzt getrieben zu ſeyn. Vor nicht lange war er faſt auf Ein Kirchſpiel beſchränkt, welches mehr hervorbrachte als alle übrigen zuſammen. Dies verdankte man einem der angeſehenſten Eigenthümer, der ſeine Zeit und ſein Vermögen auf den Anbau ſeines Landguts und auf die Verbeſſerung des Ackerbaues ſeiner Pachter verwandte. Er ermunterte ſie zum Flachsbau, gab ihnen den Leinſaamen umſonſt, lehrte ihnen die Pflege und Behandlung deſſelben, und wann das Zahlungsziel kam, empfing er Zins und Pacht nicht in Erzeugniſſen oder in Geld, ſondern in verarbeiteter Leinwand.

Die Folge davon war, daß die Einwohner jenes Kirchſpiels ſich durch größeren Fleiß und Wohlſtand bald vor ihren Nachbarn auszeichneten und einen Beweis gaben, von welchem unſchätzbaren Werthe es für das Gedeihen des kleinen Volks iſt, wenn ein Eigenthümer von beträchtlichem Vermögen und menſchlicher und tugendhafter Geſinnung unter ihnen ſeine Wohnung aufſchlägt.

Auch in andern Kirchſpielen könnte der Flachsbau mit Glück begonnen werden. Lange ſchon ſind die Frauen dieſer Inſeln fleißige Spinnerinnen geweſen, und ihr Geſpinnſt iſt entweder als Garn oder als Leinwand mit Vortheil auf den ſüdlichen Märkten verkauft worden; aber die rohen Stoffe hat man meiſtentheils aus der Fremde eingeführt. Das könnte man gewiß ſparen, wenn man ſein eigenes Land gehörig anwenden wollte.

Vor ein Paar Jahrzehenden hat ein Mann, welcher ſich im Handel, und zwar zum Theil im Garn- und Leinwandhandel, ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, ſein Augenmerk hierauf gerichtet. Er hat ſich ein Gut gekauft, und ſich vorzüglich auf den Anbau des Flachſes gelegt, und auch ſeinen Pachtern dazu Ermunterung und Anweiſung gegeben. Und ſeine Anſtrengungen ſind mit dem glücklichſten Erfolg gekrönt, ja ſeine Erwartungen zum Theil übertroffen worden.

Nach dieſem glücklichen Verſuche iſt es wahrſcheinlich, daß auch der Hanfbau ſich hier lohnen würde.

Die Schaafzucht iſt ſeit lange im Lande ſehr heruntergekommen. Die Landwolle wird zu Strümpfen und gewöhnlichen Tüchern verwebt, wovon ein Theil nach dem Süden ausgeführt wird. Die wohlhabendere Klaſſe trägt engliſches Tuch.

Wichtiger als die Wollenmanufaktur iſt die Ausfuhr von Flachsgarn und Leinwand geworden. Dieſer Gewerbzweig ward vor etwas mehr als 70 Jahren (1747) von einigen wenigen Männern angeregt, und gedieh über die Maßen glücklich, zumal da in dieſem Lande ſo viele Weiber ledig ſitzen bleiben. So ging es etwa ein Jahrzwanzig fort, als es auf einige Zeit durch betrügeriſche Nebenbuhlerei und durch Verfertigung ſchlechterer Waare etwas in Abnahme gerieth. Indeſſen fand das Garn in Newcaſtle, Edinburg und Glasgow immer noch ſeine Abnehmer, ſo wie in den umfahrenden Handelsleuten, welche mit ihren Waaren den großen Lichtmeßmarkt von Kirkwall beſuchten. Vieles davon ward zu einer Art grober Leinwand verwebt, die ſich jährlich ungefähr auf 30,000 Yards *) belief (Jahr 1790).

Seit dieſer Zeit hat das Garn an Güte und Menge wieder zugenommen, und die Spinnerei iſt

---

*) Eine engliſche Elle.

gegenwärtig in einem ſehr blühenden Zuſtande, der auf verſchiedenen Urſachen beruht. Die vornehmſte derſelben iſt die Verbindung, welche ein hieſiger Kaufmann vor einigen Jahrzehenden mit einer Geſellſchaft von Garnfabrikanten in Montroſe abſchloß, von welchen er das zweihandige Spinnrad ſtatt des bisher gewöhnlich gebrauchten einführte. Zu dieſem Ende brachte er von dort eine Frau mit, um die jungen Mädchen in dem vortheilhafteſten Gebrauche dieſes Geräthes zu unterweiſen. Dieſer Plan iſt über Erwartung gelungen; die Mädchen haben ſich dabei ſo munter und gelehrig bewieſen, daß ſchon an 200 darin unterwieſen ſind, deren jede 6 Penny *) auf den Tag verdienen kann. Dieſe Beſchäftigung hat ſich ihnen ſo beliebt gemacht, daß ſie ſie allen andern vorziehen, und ſchwer zu bewegen ſind, bei Herrſchaften als Mägde in Dienſt zu treten. Darüber hat man viele Klagen und Einwendungen gegen dieſes Geſchäft gemacht, als entziehe es dem Ackerbau und andern Erwerbzweigen die nöthigen Hände; und der Unternehmer, ſtatt den verdienten Dank zu ernten, iſt von Vielen ein Feind des Landes geſcholten worden.

Das liegt indeſſen in der Natur der Sache, indem in dieſer Welt der Vortheil des Einen der Schaden des Andern iſt. Aber wie dem auch ſey, dieſe Manufaktur hat durch ihren Erfolg allen

---

*) Ungefähr 3½ g. Groſchen.

Widerſtand niedergeſchlagen, ſo daß ſchon 1799 an 50,000 Yards Linnen geſtämpelt und außer dem Garn, welches auf dem Lichtmeßmarkt vertauſcht und verkauft wird, nicht weniger als 50,000 Spindeln verkauft und eben ſo viele an die Garnmanufaktur verſandt ſind.

Ein Spindel Flachs aber iſt ungefähr ein ℔, was man nach dem Spinnlohn berechnen kann: denn es wird mit 1 Schill. 3 Pfenn. (etwa 8½ g. Gr.) bezahlt. Man rechnet, daß eine fleißige Spinnerin auf dem zweihandigen Rade wöchentlich 3 Spindeln fertigt. *)

Der rohe Stoff, den man gewiß größtentheils im Lande ſelbſt erzeugen könnte, wird meiſtens aus Rußland und Holland eingeführt. Man rechnet dieſe Einfuhr auf 3000 ℔ Sterl. jährlich.

Kelp iſt eine Subſtanz, die aus verſchiedenen Stoffen beſteht, von welchen das mineraliſche Alkali oder die ſogenannte Soda der hauptſächlichſte iſt. Dieſer Beſtandtheil macht es bei der Seifenſiederei, der Alaunbereitung und bei Glasfabriken brauchbar. Bei dieſen vertritt das Kelp in jeder Beziehung die beſte Pottaſche, welche man nur mit großen Koſten aus der Fremde beziehen

---

*) *Spindle* heißt wie bei uns auch die Spindel, das Geräth. Das *Spindle* leitet Jamieſon wohl nicht ganz unrichtig aus dem Nordiſchen oder Angelſächſiſchen ſo her, daß es eigentlich heißen ſollte *Spinndeal:* Spinntheil; was Jemand in beſtimmter Zeit fertigt.

kann, während dieſes durch eigenen Fleiß an den heimiſchen Küſten gewonnen wird. Es wird aus den Aſchen von Seepflanzen gewonnen, welche zu dieſem Ende mit einem Haken von den Felſen geriſſen oder am Strande geſammelt, und bis zu einem gewiſſen Grade am Ufer getrocknet werden. Nachher brennt man ſie in beträchtlicher Menge in einem Ofen, worin ſie mit einem eiſernen Rechen bis zu einem flüſſigen Zuſtande tüchtig umgerührt werden, und wann ſie ſich abkühlen, ſo verdichten die Aſchen ſich zu einer dunkelblauen oder weißlichten Maſſe faſt von der Härte und Feſtigkeit eines Felsſtückes. Die hiezu gebrauchten Oefen ſind zirkelförmig, grob aus Steinen gebaut, vier oder fünf Fuß im Durchmeſſer und etwa einen in der Tiefe; und in jedem derſelben werden auf einmal 200 bis 600 ℔ Kelp gebrannt, und wahrſcheinlich würde, wenn ſie in einem größern Maßſtabe gebaut wären, Güte und Ergiebigkeit der Waare noch berächtlicher ſeyn.

Die drei zahlreichen genera von Fucus, Ulva und Conferva enthalten ein jegliches Eigenthümlichkeiten, vermöge deren ſie in dieſe Subſtanz verwandelt werden können; aber die beiden letzten und auch manche des erſteren ſind von ſo loſem Gewebe und werden ſo ſelten gefunden, daß ſie zur Bildung derſelben nur wenig Beitrag liefern, ſo daß man annehmen kann, alles Kelp, das wenigſtens hier erzeugt wird, werde von den vier folgenden Arten Seepflanzen geliefert:

1) Von dem fucus nodosus Linn., dem knotigen Seewrak oder Glockenwrak, der hier unter dem Namen gelber Tang bekannt iſt, und gewöhnlich den Theil des Strandes einnimmt, welcher dem Hochwaſſerzeichen zunächſt iſt.

2) Von dem fucus serratus, dem gezahnten oder gekerbten Seewrak, welcher ebenfalls der gelbe Tang heißt, und an dem Theile des Strandes vorkommt, der unmittelbar unter dem Hochwaſſerzeichen oder zwiſchen demſelben und der niedrigſten Ebbe liegt.

3) Von dem fucus vesicolosus, Seewrak, welcher ſowohl der gemeinſte als der vorzüglichſte iſt, und die Seeeiche heißt, wegen der Aehnlichkeit, die ſeine Blätter mit Eichenlaub haben. Hier heißt er nach ſeiner Farbe der ſchwarze Tang. Er wird faſt immer in der Gegend des Strandes zunächſt der niedrigſten Ebbe gefunden.

4) Von dem fucus digitatus oder Tangle, der hier gewöhnlich unter dem Namen Ware oder Redware geht; iſt unter allen übrigen am ſchwerſten zu bekommen, weil, wenn ſeine Köpfe auch zuweilen zum Vorſchein kommen, ſeine Wurzeln doch ſelten auch bei den niedrigſten Springfluthen trocken gelaſſen werden.

Dieſe Pflanzen befeſtigen ihre Wurzeln in den unbeweglichen Felſen, in den loſen Steinen und ſogar in ſolchen Stücken Holz, welche der Sturm hineingetrieben hat, von deren keinem ſie indeſſen irgend einen Theil ihrer Nahrung ziehen, ſondern wahrſcheinlich aus Luft und Waſſer. Auch wachſen ſie nicht in der Tiefe, ſondern allein am Strande, wo ſie bei ganz niedrigem Waſſer entweder gänzlich oder zum Theil entblößt ſind. Daher, wo die Ufer ſchroff und jäh ſind, und das Waſſer an denſelben ſehr tief, wie an der Weſtſeite dieſes Landes, wachſen dieſe Pflanzen nicht; und wenn ſie dort wüchſen, ſo würden ſie wegen der beſtändigen Wellenbrandung daſelbſt unzugänglich ſeyn. Vielfältig indeſſen hat man bemerkt, daß ſie an Ufern, welche Seeſtrömungen ausgeſetzt ſind, viel beſſer gedeihen als in einer ſtilleren Lage; daß ſie dann nach Verhältniß viel mehr Kelp geben; und daß, wenn ihre Stelle nahe an der Mündung von Flüßchen oder überhaupt dem Zufluſſe von vielem friſchen Waſſer ausgeſetzt iſt, beide ihr Ertrag und ihre Güte viel geringer iſt, als was ſie in vollkommen ſalzigem Waſſer ſind. Ihr Wuchs iſt nicht allein geſchwinder ſondern auch freudiger, je näher ſie der niedrigſten Ebbe ſtehen, und ſie geben nach und nach eine weniger üppige Ernte, wie ſie dem Fluthzeichen nahe kommen. In einer ihrer Natur angemeſſenen Lage ſcheinen ſie in Zeit von zwei oder höchſtens drei Jahren für dieſen Zweck zu der größten Vollkommenheit zu gelangen. Vor dieſem Alter ſind ſie an manchen Stellen zu kurz, um geſchnitten werden zu können: und wenn man ſie vier oder fünf Jahre ſtehen läßt, wird das gleiche Gewicht oder die gleiche Menge Gras nicht ſo viel Kelp geben, als wenn ſie früher geſchnitten oder verarbeitet wären.

Die Monate April oder Mai ſieht man als die ergiebigſte Jahrszeit an, obgleich das Volk hier ſelten oder nie ſo früh beginnt, da die meiſten mit der Ackerwirthſchaft zu thun haben, welche ſie bis zum Anfange des Junius beſchäftigt. Von der Zeit an bis zum erſten oder bis zur Mitte des Auguſts ſind beinahe 3000 Menſchen von beiden Geſchlechtern, meiſtens junge Leute, mit dieſer Manufaktur beſchäftigt. Jeder von ihnen macht während dieſer Periode eine Tonne Kelp, beſtehend in 24,000 ℔, wofür ſie zuweilen 30 bis 40, zuweilen 50 Schillinge oder ſogar 3 ℔ Sterl. bekommen.

Manufakturirende Landbauer erwerben meiſtens in keinem Geſchäfte Geſchicklichkeit, da ſie ſich keinem von beiden ganz hingeben können; und da ſie von beiden leben wollen, ſo mißlingt bald das eine und bald das andre. Sie verlieren den Muth bei dem erlittenen Verluſte und ſo wird beide das Landgut und die Manufaktur verſäumt. Dieſe Bemerkung iſt nur zu richtig, und es würde ſehr erſprießlich ſeyn, wenn dieſe beiden Beſchäftigungen geſchieden würden, da ſie unſtreitig ſchon manche Jahre den Fortſchritt von einander gehemmt haben. Sollte dies geſchehen, ſo müßten freilich Oefen von zweckmäßigem Bau eingeführt werden, um die Gräſer zu brennen, wie ſie von den Felſen geſchnitten oder von den Wellen ans

Land getrieben werden, nicht allein im Sommer wie jetzt, ſondern während dem ganzen Jahre.

An beſondern Stellen, z. B. in Wiken und Buchten, werden ungeheure Maſſen Ware oder Seegras oft im Frühling, Herbſt und Winter ans Land geworfen, und da man noch gar nicht daran gedacht hat, dieſe in Kelp zu verwandeln, ſo lange ſie in einem friſchen Zuſtande ſind, und das Land dieſe Maſſen zum Dung nicht verbrauchen kann, ſo gehen vortreffliche Stoffe zu manchen hundert Tonnen Kelp jedes Jahr für die Eigenthümer und das Land verloren. Nicht allein dieſe alle könnten gewonnen werden, ſondern noch ein Bedeutendes mehr, wenn man das angetriebene Seegras friſch nähme und in dieſem Zuſtande in Kelp verwandelte; für welchen Zweck dann freilich ganz eigens Oefen gebaut werden müßten, um welche Leute, deren einzige Beſchäftigung dieſe Arbeit wäre, Jahr aus Jahr ein thätig wären. Dann würden die Kelper, wie ſie in jenem Falle füglich heißen könnten, durch die Theilung der Arbeit Geſchicklichkeit erwerben und immer fertig ſeyn, das Seegras nicht allein auf die rechte Weiſe zu behandeln und es in ſeinem beſten Zuſtande zu brennen, ſondern es auch an manchen noch nicht beſuchten Plätzen zu ſchneiden und zu verarbeiten; und ſie würden Muße finden, auch die ſogenannten Tangle oder Redware zu ſchneiden und zu brennen, welcher an den meiſten Stellen in großem Ueberfluſſe iſt, und blos bei den Springfluthen gewonnen werden kann. Dieſer letzte Zweig der Kelpmanufaktur iſt erſt jüngſt ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit geworden; er iſt indeſſen einer großen Verbeſſerung fähig.

Ueberdies, wenn es wirklich ausführbar wäre, den Boden der Erzeugung von Seegewächſen weiter auszudehnen (und wahrſcheinlich iſt es das, da es in dieſem Lande verſchiedene Male mit Erfolg verſucht worden, und da man auf ſolche Weiſe z. B. Auſterkolonien angelegt hat), ſo könnten die Kelper die Zeit zwiſchen den Fluthen dazu anwenden, ſolche harte, große und feſte Steine zu graben und zu ſammeln, die hiezu am beſten paſſen (nämlich, woran die Wurzeln ſich am liebſten hängen), und ſie am Strande an ſolchem ſandigen oder thonigen Grunde hinzulegen, der wenig oder gar kein Seegras enthält, und zwar auf ſolche Weiſe, daß ſie von den Wellen am wenigſten weggewälzt werden könnten.

Nachdem man das Kelp auf die oben beſchriebene Weiſe gemacht hat, läßt man es noch einige Zeit im Ofen liegen, damit es ſich abkühle; wozu, wenn die Maſſe groß iſt, zwei bis drei Tage gehören. Darauf wird es in großen Stücken herausgehoben, und ſogleich in ſichern Verwahr gebracht. Dieſe Vorſicht gebraucht man wegen der Meinung, daß es, wenn man es der Luft ausſetzt, von welcher es offenbar Feuchtigkeit anzieht, in kleinere Stücken zerbröckelt, und ſo viel von ſeinem Werth verliert. Deswegen ſind allenthalden Vorrathshäuſer zu ſeiner Verwahrung gebaut. Nicht blos hierin, ſondern in andern Hinſichten und bei allen den verſchiedenen Graden des Prozeſſes, z. B. bei dem Sammeln, Trocknen und Brennen des Graſes und bei dem Umrühren der Aſche bis zur Flüſſigkeit, iſt man ſehr ſorgfältig, es vor jeder Art Unreinigkeiten zu bewahren.

Die beſte Art Kelp hat einen ſcharfen oder kauſtiſchen Geſchmack und einen ſchweflichten Geruch; die Farbe iſt dunkelblau, etwas ins Gräulichte ſpielend; die Stücke ſind groß und dicht in ihrem Gewebe, und enthalten wenig oder gar keinen klumpigen Stoff in ſich: denn das iſt ein Zeichen, daß die Seepflanzen nicht durch und durch eine Verbrennung untergangen haben, oder daß die Maſſe nicht hinlänglich geſchmolzen iſt. Dies ſind Zeichen ſeiner Güte, welche in die Sinne fallen und worauf man ſich im Allgemeinen verlaſſen kann, obgleich ſie freilich noch keinesweges untrüglich ſind. Um hierüber völlig im Reinen zu ſeyn, muß man genau den Inhalt von Soda in dem Kelp wiſſen, welchen man nach wiederholten Erfahrungen in der beſten Art als den zwanzigſten Theil ihres Gewichts gefunden hat.

Obgleich die Manufakturen, bei welchen das Kelp jetzt häufig einen ſo weſentlichen Beſtandtheil ausmacht, lange beſtanden haben, ſo ſcheint doch die Bereitung deſſelben noch nirgend lange üblich geweſen zu ſeyn, und iſt hier gewiß noch nicht über ein Jahrhundert im Gange. Alſo vor hundert Jahren etwa ſcheinen einzelne Männer, welche dieſe Manufaktur entweder in andern Ländern geſehen oder ſie beſchreiben gehört hatten, den Entſchluß gefaßt zu haben, ſie in dieſem Lande zu verſuchen, wo der mit den Seepflanzen, die ſo lange in ungeſtörter Ueppigkeit fortgewuchert hatten, dicht bekleidete Strand die glänzendſten Hoffnungen des Gewinnes erregte.

Dieſer Verſuch fand bei der ſtarren Trägheit der Menſchen Anfangs vielen Widerſpruch. Da ſie jede Art Beſchäftigung, die ſie nicht kannten und wozu ſie früher nicht angehalten worden, nicht allein als unnütz ſondern auch als ſchädlich anſehen, ſo ſtellten ſie ihren Obern die ſchlimmen Folgen vor, welche ſie von dieſem neuen und fremdartigen Geſchäfte fürchteten. „Sie ſeyen, ſagten ſie, „überzeugt, daß der aus den Kelpöfen aufſteigende „erſtickende Dunſt jederlei Fiſche an der Küſte krank „machen oder tödten oder fern von dem Strich „der Fiſcher in den Ocean treiben, das Korn und „Gras welk machen, verſchiedene Arten Krank„heiten verurſachen, und ihre Schaafe, Pferde und „Rinder, ja ſelbſt ihre eignen Familien mit Un„fruchtbarkeit ſchlagen werde.“ Gegen dieſe und ihnen ähnliche Vorſtellungen fand, welche aus Unwiſſenheit und der gedankenloſeſten Trägheit entſprangen, beſtanden die Männer auf ihrem Entſchluſſe und führten ihn durch. Die Manufaktur ward eingeführt, überwand jedes Hinderniß, welches der Unverſtand ihr in den Weg legte, und iſt ſpäter auf eine wunderbare Weiſe gediehen.

Indeſſen da der Preis die erſten 20 Jahre nach ihrer Einführung nur niedrig war, ſo ward in der erſten Zeit eben nicht viel gemacht. Während den folgenden 20 Jahren ſtieg der Preis auf 2 ℔ 5 Schill. die Tonne, und der Werth des Ganzen, was jährlich gemacht ward, belief ſich auf 2000 ℔ Sterl. Für die folgenden 10 Jahre ſtieg der Preis auf 4 Guineas im Durchſchnitt, und der jährliche Werth war 6000 ℔ Sterl. Der Marktpreis von 1770 an war 8 Jahre nicht weniger als 5 ℔ die Tonne, noch der Werth des jährlich Gemachten unter 10,000 ℔; und von jener Zeit bis 1790 inclusive, welches eine Periode von 12 Jahren iſt, ging der Preis immer noch höher, nämlich auf 6 ℔ für die Tonne, und der ganze jährliche Werth belief ſich auf 17,000 ℔ Sterl. Von jener Zeit an hat die Menge des gemachten Kelp immer noch zugenommen, und der Preis iſt in immer noch größerm Verhältniſſe geſtiegen, vorzüglich ſeit dem Anfange des franzöſiſchen Revolutionskrieges und der ſpäteren ungeheuren Begebenheiten, welche aus leicht begreiflichen Gründen den Preis der ſpaniſchen Barilla *) zu einer erſtaunlichen Höhe hinaufgetrieben haben.

---

*) Aus mancherlei Meerkräutern bereitete ſpaniſche Soda.

In einigen wenigen Jahren während jener Periode hat man an 3000 Tonnen gemacht, und da der Preis 9 ℔ 9 Guineas und ſogar 10 ℔ geweſen iſt, ſo hat die Manufaktur zuweilen in einem Sommer 30,000 ℔ Sterl. ins Land gebracht. Der Durchſchnitt iſt zwar in jener Zeit nicht ſo groß geweſen, noch der Preis immer ſo hoch, ſo daß wir die Tonnenzahl nicht über 2500, noch den Preis auf mehr als 9 ℔ für die Tonne anſchlagen dürfen. Indeſſen auch bei dieſem medium beträgt die Summe für das Ganze in jener Periode bis auf unſere Zeiten von etwas über 30 Jahren in Bauſch und Bogen ſicher 800,000 ℔ Sterl.; und wenn man dies zu der ganzen Summe ſchlägt, welche in den 70 frühern Jahren gewonnen worden, ſo wird das Ganze ſeit dem Anfange der Manufaktur ſich auf 1 Mill. 170,000 ℔ Sterl. belaufen. Ein Theil dieſer Summe iſt freilich wieder von Männern ausgegeben, die hier im Lande nicht wohnen, doch bei weitem die meiſten daraus entſprungenen Gewinne und Vortheile ſind dieſem Lande zu Gute gekommen.

Eine ſo große Summe, ſelbſt wenn man einen Theil davon abzieht, an einen Ort gebracht, wo Geld knapp war, wo man keine andere Manufaktur kannte als ein Biſchen Linnen und Linnengarn, wo Fiſchereien, wodurch man hätte Wohlſtand gewinnen können, verſäumt waren, und wo der Handel theils aus Mangel an Unternehmungsgeiſt, theils aus Mangel an Kapital ſchmachtete, mußte ihre auffallenden Wirkungen hervorbringen. Um ſich dieſe in ihrem ganzen Umfange und Weſen einigermaßen klar zu machen, muß man einen genauen Ueberblick von dem gegenwärtigen Zuſtande des Landes nehmen, und eine Vergleichung zwiſchen ihm und demjenigen anſtellen, welcher vor der Einführung dieſer Manufaktur oder vor jenem Zeitpunkte beſtand, wo die für ihr Erzeugniß eingenommenen Summen ſich noch auf keine beträchtliche Größe belief.

Mehr als 3000 Menſchen ſind gegenwärtig mit dieſer nützlichen Manufaktur beſchäftigt, deren jeder während den beiden letzten Sommermonaten zu ihrem gewöhnlichen Einkommen beinahe an 3 ℔ gewinnen; aber außer den Vortheilen, die ſie Denen bringt, welche ſich unmittelbar mit ihr beſchäftigen, iſt ſie den Einwohnern insgemein oft von großem Nutzen geweſen. Aus der Lage und den Naturverhältniſſen dieſes Landes ergiebt ſich, daß es von plötzlichen und heftigen kalten Winden heimgeſucht wird, welche oft ſo verwüſtend über das Land hinwehen, daß die Ernten, die im Sommer oder Frühherbſt oft den ſchmeichelndſten Anſchein hatten, zuweilen im Spatherbſt wenig Ertrag geben. Noch in den 1790ger Jahren trat dieſes Unglück mehrmals hinter einander ein; ſo daß die Inſeln mit Mißwachs geplagt wurden. Und hätte dieſe einträgliche Manufaktur dem kleinen Volke nicht Mittel gegeben, von den Kaufleuten Mehl zu kaufen, und den Eigenthümern, es für ihre Pächter und Leute einzuführen, ſo würden viele aus der geringeren Klaſſe in große Drangſal gerathen oder vielleicht umgekommen und einige der Eigenthümer ihrer Güter beraubt oder in Armuth gerathen ſeyn. Wie wichtig dieſe Wirkungen auch erſcheinen mögen, ſo muß noch anderer gedacht werden, welche wenig oder gar nicht unbedeutender ſind.

In keinem Lande ſcheint die Betriebſamkeit je auf einem niedrigeren Standpunkte geſtanden zu ſeyn, als in dieſem Lande, ehe dieſe belebende Manufaktur eingeführt ward; aber durch ſie iſt manches Leben geweckt und die Betriebſamkeit einigermaßen gewachſen, obgleich nicht in dem Maße, als hätte geſchehen können, wenn nur ein Theil des großen durch ſie ins Land gekommenen Kapitals auf die Urbarmachung wüſter Ländereien oder auf eine ausgedehnte Thätigkeit des Volkes in andern Zweigen und Beziehungen verwendet worden. Aber obgleich kein Theil dieſes Kapitals bis jetzt auf dieſe Weiſe angelegt iſt, ſo muß man doch hoffen, daß es künftig einmal geſchehen wird, wo es ſich als ein zehnfältiger Segen erweiſen und ſehr helfen wird den Zuſtand des Volkes zu verbeſſern und ſeinen Fleiß immer mehr zu erregen.

Früher waren ſie arme, läſſige, muthloſe Geſchöpfe, oft an den erſten Bedürfniſſen und durchaus immer an den Bequemlichkeiten und Genüſſen des Lebens darbend. Gegenwärtig ſteht es anders: denn ſie leben beſſer, kleiden ſich beſſer und halten ſich reinlicher; ihre Häuſer ſind netter, wärmer und bequemer; und in dem Maße, wie ſie ſich wohlhabiger fühlen, erheben ſie ſich zum Selbſtgefühl und zur Abſchüttelung jener Knechtlichkeit, welche die Mutter aller Unluſt und Faulheit iſt, und Muth und Character zerbricht und erniedrigt. Dieſer Sinn eines menſchlicheren Daſeyns und dieſes Selbſtgefühl beſchränkt ſich nicht blos auf Diejenigen, welche unmittelbar mit dieſem Geſchäfte verbunden ſind, ſondern man bemerkt mit Freuden, daß er ſich gewiſſermaßen über das ganze Volk verbreitet hat, welches ſeine Rechte viel beſſer als früher kennt, und ſich als von größerer Bedeutung betrachtet. Irgend ein neuer Zweig der Betriebſamkeit ſollte deswegen auf das Baldigſte unter ihnen eingeführt werden, ehe jener Sinn verraucht, oder vielmehr — was viel gefährlicher iſt — ehe er in jene zügelloſe Ausgelaſſenheit ausartet, welche man leider in dem Pöbel aller Hauptſtädte findet, aber in dem kleinen Volke ferner Inſeln nicht finden ſollte, die den Lockungen und Verführungen des Verderbens auf immer zu fern liegen ſollten.

Doch dieſes Gemälde hat ſeine Schattenſeite: und dieſe müſſen wir auch betrachten.

Da der Werth des Geldes mit ſeinem Ueberfluſſe oder ſeiner Wenigkeit immer im Verhältniß ſteht, ſo verringerte der Einfluß, den dieſer Betrieb veranlaßte, ſeinen Werth ſo ſehr, daß

daß nicht allein die Bequemlichkeiten und Ueberflüſſe des Lebens, ſondern auch ſeine ächten Bedürfniſſe zu einem außerordentlichen Preiſe geſtiegen ſind, der Denjenigen ſehr hart fällt, die ihr Einkommen blos in Geld haben; und der Ackerbau, immer die erſte und edelſte Arbeit des Menſchen, hat von dem vermehrten Kapitalſtock der Inſeln nicht nur nicht den geringſten Vortheil gezogen, ſondern iſt als ein ſchweres und weniger gewinnreiches Geſchäft hintangeſetzt worden. Außerdem hat das Geld, welches aus jener Quelle ſo reichlich zugefloſſen iſt, in allen Klaſſen in Hinſicht der Wohnungen, des Geräths, der Kleidung und Tafel eine Lebensart eingeführt, welche ihre Güter, Ländereien und Einkünfte unabhängig von dieſer Manufaktur keinesweges tragen können; und wenn dieſe Manufakur jemals verſiegt oder ihr Erzeugniß weniger begehrt wird — denn welche menſchliche Erdengüter ſind unvergänglich? — wird unvermeidliches Verderben über die Landbeſitzer und ihre Pachter und Bauern gebracht werden.

Solchen, welche mit der Art und den äußeren Verhältniſſen des Volkes unbekannt ſind, mag es ein wenig auffallend ſcheinen, daß bis jetzt die Einführung keiner derjenigen Manufakturen, in welchen das Kelp gebraucht wird, verſucht worden iſt. Seife könnte hier mit Vortheil geſotten werden, da die Inſeln nicht allein dieſe Zuthat (das Kelp) im Ueberfluß haben, ſondern auch Thran, Butter und Talg, welche eben für jenen Behuf an andern Plätzen aufgekauft werden; und auch Lebensmittel und Arbeitslohn ſind hier immer noch viel wohlfeiler, als wo man Seifenſiederei mit Glück treibt. Glas könnte vielleicht auch gemacht werden, und ſogar Alaun; und obgleich die Kohlen hier fehlen, könnte jenem Mangel leicht abgeholfen werden; denn die Schiffe, welche das Kelp auf den Markt von Newcaſtle führen, könnten den Bedarf davon zu einem mäßigen Preiſe als Rückladung mitbringen.

Man hat hier gegen Manufakturen überhaupt Einwendungen gemacht wegen des Einfluſſes, den ſie natürlicher Weiſe äußern, den Preis des Getraides und anderer Artikel zu ſteigern, und demnach auch den Preis der fehlenden oder rückſtändigen Grundabgaben, die begreiflich nach dem Marktpreiſe entrichtet werden müſſen. Aber man darf nicht vergeſſen, daß das Kelp in dieſer Hinſicht mehr gewirkt hat, als alle andere Manufakturen, die man hätte einführen können, zuſammengenommen. Um einen niedrigeren Anſatz des Jahrespreiſes zu erlangen oder — mit andern Worten — um einen geringeren Preis für die unentrichteten Grundgebühren zu bezahlen, iſt es lange die Politik dieſes Landes geweſen, die Lebensmittel wohlfeil zu halten; und obgleich Alle in dieſer Anſicht zuſammentreffen, ſind ihre Plane für dieſen Zweck doch ſo ſchlecht berechnet oder die Ausführung derſelben ſo unverſtändig geleitet geweſen, daß jeder gemachte Verſuch eine grade entgegengeſetzte Wirkung gehabt hat. Das hätte man aber erwarten ſollen, weil es immer eintritt, wenn man in ſolche Dinge, welche dem freien Spiele der Kräfte und Verhältniſſe überlaſſen bleiben ſollten, eingreifen und ſie lenken und meiſtern will.

Die Lebensmittel müſſen hier wegen des ausgedehnteren und regelmäßigeren Verkehrs mit fremden Plätzen in ihrem Preiſe ein ungefähres Verhältniß zu dem bekommen, was ſie an jenen fremden Plätzen gelten; und Nichts könnte ein ſolches Verhältniß hindern als eine Hemmung jenes Verkehrs. Wiewohl dieſe zuweilen ausgeſprochen und ſogar angedroht worden iſt, ſo wäre ſie doch jedem Grundſatze der Gerechtigkeit und jeder Regel geſunder Politik gleich ſehr zuwider.

Das beſte, und wie mir däucht das einzige Mittel, Lebensmittel wohlfeil zu halten, iſt ſolche Maßregeln zu nehmen, daß ſie in größerer Menge erzeugt und mit größerer Leichtigkeit herbeigeſchafft werden können. Für dieſen Zweck würde es hier nöthig ſeyn, Seeen und Lachen auszutrocknen und abzuzapfen, wüſte Ländereien urbar zu machen, und die ſchon urbaren zu verbeſſern, und den Fiſchfang zu ermuntern und zu erweitern. Gegen die Annahme dieſer Maßregeln können die Grundabgaben keine unüberſteigliche Schranke bilden, da man ſie nicht in dem Licht eines Zehnten oder einer Servitut betrachten darf, ſondern blos als ein Beſtimmtes an Korn, Butter u. ſ. w., welches jährlich nach dem Gewicht und nicht nach dem Maße zu zahlen iſt, und die Natur einer immerwährenden Pacht oder eines Zinſes hat.

Weil bei Gelegenheit des Kelps ſo vielerlei Seegräſer genannt ſind, ſo müſſen noch ein Paar Arten erwähnt werden, welche den Menſchen ſogar zur Speiſe dienen, und von welchen eine Art, das ſogenannte *Dulſe*, bei dem Volke faſt das Anſehen eines Wundermittels gegen die ſchlimmſten Uebel hat. Man höre, was Barry darüber ſagt: „An der Oſtküſte der Inſel Stronſay unter den Felſen ſind drei Mineralbrunnen „faſt dicht bei einander, von verſchiedener Stärke. „Solchen Glauben hat das Volk an dieſe Brunnen, welche zuſammen unter dem Namen der „Brunnen von Kildinguie gehen, und zugleich „an das Seegewächs, Namens Dulſe, welches „in der Bucht von Gnydin wächſt, daß ſie ſprüchwörtlich ſagen: Der Brunn von Kildinguie und „das Dulſe von Gnydin kann alle Krankheiten „heilen, außer dem ſchwarzen Tod.“

Martin (Western Islands S. 149.) beſchreibt das Dulſe alſo: „Das Dulſe iſt von röthlich „brauner Farbe, zehn bis zwölf Zoll lang und „etwa einen halben Zoll breit. Man iſſet es „roh. Es ſoll auflöſend ſeyn, und das Geſicht „ſtärken; aber gekocht löſt es noch mehr auf, „wenn man den Saft mit trinkt.“

Fiſcher gehen zur Zeit der Ebbe zu den Klippen und ſammeln dieſe Dulſe oder fucus palmatus, den fucus esculentus oder Badderlock und den fucus pinnatifidus oder das Pepperdulſe, welche man in dieſen Gegenden gern iſſet, und verkaufen ſie.

Das Dulſe oder der fucus palmatus wird bei den Engländern auch der fucus dulcis genannt, und hat alſo von dieſem ſüßen Worte ſeinen Namen.

In dem fucus pinnatifidus oder pepperdulse ſind der Pfeffer und das Süße in einem Worte freilich etwas wunderlich zuſammengebracht; indeſſen ſelbſt die Natur miſcht oft wunderlich genug ſo zuſammen, z. B. den erſten Repräſentanten aller Süßigkeit, den Honig.

Der fucus esculentus oder badderlock, welcher auch Hensware heißt, wird im Herbſt in Schottland und Orkney von Menſchen und Vieh gegeſſen.

Der Handel dieſes Landes kann keinen weiten Kreis haben. Seine Hauptausfuhr beſteht in Rindvieh, Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Butter, Talg, Häuten, Kaninchenfellen, geſalzenen Fiſchen, Thran, Federn, Linnengarn, grober Leinwand, Kelp, und in fruchtbaren Jahren in Korn, Mehl und Malz zu nicht unerheblichem Belauf. Ueberhaupt hat die Ausfuhr von Getraide im Durchſchnitt bei weitem den Ueberſchuß über das, was in Mangeljahren zuweilen wohl eingeführt werden muß. Die Einfuhr beſteht in Holz, Eiſen, Flachs, Kohlen, Zucker, Wein, Branntwein, Schnupf- und Rauchtabak, feinem Mehl und Zwieback, Seife, Leder, Töpferwaare, feinem Tuch und gedruckten Linnen und Kattunen. Ihr Handel beſchränkt ſich allein auf Großbritannien. Daß für ihn im Lande ſelbſt kein rechter Markt ſeyn kann, begreift man leicht, wenn man hört, daß die beiden ſogenannten orkneyiſchen Städte, Stromneß und Kirkwall, die erſte nur 1500, die zweite vielleicht etwas über 2000 Einwohner haben.

Die Einwohner von Orkney ſind alle Proteſtanten nach der presbyteriſchen Lehre und Form. Doch iſt der ſtrenge und ſcharfe Geiſt des Presbyterianismus in die harmloſen und frohherzig-gutmüthigen Menſchen hier nie ſo tief eingedrungen, als dies beſonders in einigen Landſchaften des ſüdweſtlichen Schottlands geſchah, wo die greulichſte Verfolgung unter Karl dem Zweiten die Menſchen bis zu einem fürchterlichen Grade erbittert und fanatiſirt hatte. Freilich um die Jahre 1640, als die puritaniſchpresbyteriſche Parthei in Schottland ſiegte, entſetzte ſie alle Biſchöffe und Geiſtliche ohne Gnade, welche irgend ein jus divinum episcopatus behaupteten; aber bis zu Dragonaden, wie der katholiſche Karl *)

---

*) Daß er ſchon lange katholiſch geworden war, während er äußerlich den eifrigſten Episkopalen ſpielte, darüber kann nach ſo vielen geſchichtlichen Zeugniſſen kein Zweifel ſeyn.

der Zweite ſie nach ſeinem Muſter, Ludwig dem Vierzehnten, aber zum Theil freilich ſchon vor ihm, gegen die Presbyteriſchen übte, haben ſie ſelbſt, als ihr Fanatismus auf dem höchſten Gipfel ſtand, es doch nie getrieben.

Das Land ſchickt zum Parlament einen Ritter *) von wegen der Landſchaft und einen Bürger für 5 ſogenannte boroughs. Einige haben gemeint, daß auch der Wunſch, an den Wahlen Theil nehmen zu können, früherhin wohl Viele bewogen haben möge, das unabhängige Odalverhältniß aufzuheben, und dafür ein gebundenes und mit mancherlei neuen Leiſtungen verknüpftes Lehnverhältniß zu nehmen: denn nach den Buchſtaben des ſchottiſchen Geſetzes hatten nur königliche Vaſallen und wieder die Vaſallen derſelben das Recht zu wählen und gewählt werden zu können.

Die norwegiſche Sprache ward hier noch bis gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts geſprochen, blieb bis dahin wenigſtens die trauliche Haus- und Herzensſprache. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſprachen ſie noch einige Greiſe. Jetzt iſt ſie ganz vergeſſen und ausgeſtorben. In Shetland, namentlich in Foula, hat das Norwegiſche ſich etwas länger erhalten. Jetzt ſind in der Landesſprache, welche nach einer ziemlich

---

*) *Knight.* So heißt ein von der Grafſchaft oder dem Shire gewählter Parlamentsbote.

allgemeinen Bemerkung in der Ausſprache mehr engliſiren als ſchottiſiren ſoll, nur einzelne Worte und Namen noch übrig, beſonders Namen von Menſchen und Orten. Die engliſchen Perſonennamen, welche ſehr gemein ſind, ſtammen, wie die meiſten meinen, von den Abkömmlingen von Cromwells Soldaten, deren viele hier zurückgeblieben ſind. Eben ſo ſind durch die lange Verbindung mit Schottland viele ſchottiſche Familien in ihren Nachkommen hier anſäſſig.

Man ſollte glauben, daß dieſer norwegiſche Stamm, in ſeiner Abgelegenheit von der übrigen mehr und mannichfaltiger bewegten Welt, manche alte Lieder und Sagen der urſprünglichen Heimath bewahrt habe, wie z. B. die Färöer den trefflichen Kranz der Sigurdslieder; aber Alle, welche nach ſolchen Sachen hier geſucht haben, konnten Nichts finden, und jetzt ſind ſie, wenn ſie früher hier blüheten und lebten, natürlich mit der alten Sprache auch in Vergeſſenheit begraben.

Doch haben ſie manches Andere aus der alten Zeit behalten. So z. B. verehren ſie beſonders gewiſſe heilige Stellen, welche Lieblingsheiligen geweiht ſind, und beſuchen ſie fleißig, wann ſie in Nöthen und Schwermuth oder in beſonders andächtiger Stimmung ſind; und ſo ſagen ſie, trotz der ſtrengen Warnungen ihrer Geiſtlichkeit, welche die Anbetung von Heiligen und Reliquien heidniſchen Götzendienſt ſchelten, in den zertrümmerten oder zerbröckelnden Mauern Gebete, Paternoſter und Formeln her, die ſie ſelbſt nicht verſtehen. Wann ſie glauben in dringender Gefahr zu ſeyn, rufen ſie die Hülfe dieſer Heiligen an, und geloben Dienſte, Ausrichtungen und Opfer, falls ſie ihren Wünſchen und Gebeten glückliches Gelingen verſchaffen; und die Erfüllung ſolcher Gelübde unterlaſſen ſie nie. — Ueberhaupt iſt nach Barry noch mancherlei uralter Reſt des Nordens und mancherlei nordiſcher Aberglaube unter ihnen, ſo wie ein faſt unbezwinglicher Glaube an kleine und große Zaubereien und Hexerei. Doch hiervon weiter unten bei Shetland, wo das Zauberweſen immer in einem größern Glanze geblüht hat.

Mehrmals haben wir in dieſen Blättern ſchon der Meinung erwähnt, daß die Inſeln vor mehreren Jahrhunderten wahrſcheinlich einen mildern Himmel und demnach auch einen fruchtbarern Boden gehabt haben, als in unſern Tagen. Dieſe Meinung darf aber, da es an hiſtoriſchen Thaten und Thatſachen fehlt, welche ihr Augenſcheinlichkeit geben, immer nur als Muthmaßung aufgeſtellt werden. Indeſſen auf Eines kann man hiebei noch hinweiſen, was einiges Gewicht in die Schale legt. Länder bauen ſich ganz natürlich aus, und wenn vorzügliche Geſchicklichkeit, ich möchte beinahe ſagen Kunſt, des Ackerbaues, das nicht zu erſetzen verſteht, was der Anbau von Jahrhunderten aus der urſprünglichen Kräftigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens gezogen und geſchöpft hat, ſo muß er endlich ſpäterhin weniger Körner geben. Da nun dieſe Inſeln bis jetzt einen beſſeren und künſtlicheren Ackerbau wenig kennen und üben, ſo könnte es wohl ſeyn, daß die Menſchen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hier reichere Ernten gehabt hätten, als die des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Wenn alſo das Land im Mittelalter mehr hervorbrachte als jetzt, ſo konnte es, zumal bei einem einfacheren Leben und bei glücklicherer Vertheilung des Beſitzes, auch eine größere Menſchenmenge ernähren.

Viele haben auch von einem großen Menſchengewimmel auf dieſen Inſeln, welches in den alten weiland Zeiten hier geblüht haben ſoll, allerlei Außerordentliches zu erzählen gewußt; aber dergleichen Fabeln müſſen ſich die weiland Zeiten ſchon gefallen laſſen. Sie laſſen die alten Grafen aus den Orkney- und Shetlandinſeln, welche jetzt wenig über 50,000 Seelen zählen, ohne viele Umſtände mit 10,000 und 15,000 wohlgerüſteten und obenein rieſenartigen Männern aufmarſchiren. Ja wenn ſie dabei an die Kraft der orkneyiſchen Herrſchaft, wie ſie im zwölften, dreizehnten Jahrhunderte beſtand, dächten, und Nordſchottland und die Weſtinſeln dazu rechneten, ſo ließe ſich das allenfalls auch hören. Wir laſſen ſtatt Aller unſern John Ben, welcher grade vor drei Jahrhunderten blühete, auch hierüber einmal auf ſeine Weiſe wieder ſprechen. Dies ſind ſeine Worte:

„Hier in Pomona *) ſind ungefähr 5000 krie„geriſche Männer und eben ſo viele in den Inſeln. „Es hat einen Ueberfluß an Gerſte und Hafer. „Alle ſind die trinkluſtigſten der Menſchen und ſehr „üppig, und raufen ſich immer unter einander; „z. B. wenn ein Nachbar den Nachbar geladen „hat, und der Geladene hat ſich nicht erbrochen, „ehe er Abſchied nimmt, ſo fällt er mit vielem „Streit und Zank über den Herrn her, bis er trun„ken nach Hauſe fährt. Dieſer Brauch iſt auch in „den Inſeln. Sie ſind verſchlagen und ſehr fein.“

Folgendes findet man bei dem ſehr verſtändigen Barry, deſſen menſchlicher Sinn ohne Klügeln faſt immer das Rechte ſieht:

„Die frühere Volksmenge der Orkneyinſeln „denkt man ſich wohl zu groß. Bei einer allge„meinen von Patrick Stewart, Grafen von Ork„ney, gehaltenen Volksſchau ſoll die Zahl ſolche „geweſen ſeyn, daß 10,000 waffenfähige Män„ner jeden Augenblick zur Hand waren, und noch „eben ſo viele für den Ackerbau und die Fiſchereien „zurückblieben. In der That hat man zur Un„terſtützung dieſer Behauptung angegeben, daß „in jenen unſeligen Bürgerkriegen, welche im ſie„

---

*) Pomona heißt auch das Hauptland. Unter den Inſeln verſteht Ben alle die kleineren Inſeln und Inſelchen um dieſes Mainland Pomona. Das gäbe alſo für die Orkneys allein 10,000 Mann viri bellicosi.

„benzehnten Jahrhunderte das Reich zu verwüſten
„droheten, 10,000 Mann aus dieſem Lande wirklich
„auf einmal unter Waffen ſtanden.

„Nicht gar lange nach jener Periode (1686)
„ward die inländiſche Acciſe auf Bier und ſtarke
„Getränke in Orkney und Shetland um 2525
„℔ ſchottiſch (etwa eben ſo viele gute Thaler)
„verpachtet; und 60 Jahre ſpäter ward nicht
„allein die Acciſe auf dieſe Artikel, ſondern auf
„Malz, Seife, Licht, Leder u. ſ. w. Pachtern um
„weniger als die halbe Summe verliehen. Dieſe
„geminderten Gebühren hat man angeſehen als
„einen Beweis verminderten Gebrauchs, und dieſen
„wieder als einen Beweis verminderter Volksmenge.
„Als Beweis dieſer verminderten Volksmenge
„iſt auch angeführt, daß manche Felder,
„welche deutliche Zeichen früheren Fleißes tragen,
„jetzt lange aufgegeben und zum wüſten Naturzuſtande
„zurückgekehrt ſind. Häuſer ſind zuſammengefallen,
„Kirchen liegen an mehreren Stellen in
„Trümmern, und manche Schlöſſer, welche einſt
„die Sitze der gothiſchen Großen und ihres zahlreichen
„Gefolges waren, ſtehen öde oder liegen
„der Erde gleich zuſammengeſunken. Zur weitern
„Bekräftigung dieſes Punktes hat man die Bemerkung
„gemacht, daß ſeit einem halben Jahrhunderte,
„als auf Verlangen eines ehrwürdigen
„Geiſtlichen (D. Webſter in Edinburg) ein Verzeichniß
„der Einwohner aufgenommen ward, die
„Zahl eine beträchtliche Verminderung erlitten

»hat.« (N. B. Die Zählung ward 1748 angeſtellt und D. Barry gab die erſte Auflage ſeines Buches im Jahr 1800.)

»Faſt zu derſelben Zeit (1750) wurden ſie »wieder gezählt von einem genauen und geſcheidten »Eingebornen (Murdoch Makenzie). Gegen den »Ausgang des verfloſſenen Jahrhunderts ſind binnen 17 Jahren nicht weniger als drei verſchiedene Zählungen der Einwohner gemacht. Die »erſte derſelben geſchah auf Empfehlung der Synode an ihre Glieder; die zweite, um Materialien zur Aufnahme von ſtatiſtiſchen Berechnungen »zu liefern; und die dritte zufolge der in der Abſicht erlaſſenen Parlamentsakte, um dieſen Punkt »über das ganze Reich feſt und klar zu machen. »Auf die Genauigkeit dieſer Zählungen kann man »ſich verlaſſen, da ſie unter der Aufſicht und Leitung »der Geiſtlichkeit in ihren reſp. Pfarren gemacht »wurden, und überdies ſowohl mit einander als »mit der unmittelbar vorhergehenden Zählung genau zuſammentreffen. Nach ihnen war die Volksmenge nicht über 24,000 Seelen.

»Wenn alſo die frühern Berichte in dieſer »Hinſicht richtig wären, ſo würde die Abnahme »erſtaunlich ſeyn, und um eine ſolche Wirkung »hervorzubringen, müßten ganz außerordentliche »Urſachen da geweſen ſeyn. Weder die Zunahme »der Laſten und Abgaben, noch Hungerjahre, noch »der ſchwere Druck der Lehnabgaben, noch auch »der Schmugglerhandel, welcher in früheren Zeiten

„ſo gar verderblich war, noch auch alle dieſe Urſachen zuſammen, wiewohl man ſich häufig auf „ſie berufen hat, können dieſe Erſcheinung auf „eine genügende Weiſe erklären.

„Aus Allem, was man jetzt entdecken kann, „iſt kein großer Grund zu ſchließen, daß dieſes „Land jemals ſehr volkreich war. Die Angabe „der allgemeinen Heerſchau unter dem Grafen Patrick ſowohl als die Zahl, welche in den Bürgerkriegen gedient haben ſoll, ſcheinen offenbar „die ſeltſamſte Uebertreibung zu ſeyn. Auch kann „man aus der vormals für die Accise gegebene „größere Pacht gar nichts Beſtimmtes ſchließen, „da ſolche Herabſetzungen oder Nachläſſe gar häufig in nicht immer ehrenvollen Verbindungen und „Gründen zu ſuchen ſind.

„Aber ſollten wir zugeben, daß die Zahlen „ſolche waren, wie man ſie uns angiebt, und daß „ſtatt 24,000 dort weiland 100,000 Menſchen „lebten, ſo muß man natürlich fragen: womit beſchäftigten ſie ſich? aus welchen Quellen zogen „ſie ihren Unterhalt? und wo fanden ſie Wohnungen? Die verödeten und zertrümmerten Schlöſſer und großen Häuſer ſind blos die von Notland, Carickard und Newark in den Nordinſeln „und die von Birſay und Kirkwall im Mainland. „Für jedes kleine niedergeriſſene Privathaus ſind „über alle Inſeln mehrere wieder aufgeführt; und „während das Städtchen Kirkwall die Zahl ſeiner „Einwohner in dieſen ſiebenzig Jahren wenigſtens

„um ein Viertel vermehrt hat, iſt Stromneß, das „zweite Städtchen nach ihm, dagegen faſt in dem „doppelten Verhältniſſe gewachſen.“

Warum nimmt aber die Volksmenge nicht zu, welche in ein Paar Zeugungen leicht auf 10,000 bis 50,000 Seelen gebracht werden könnte? Da ſind außer vielen unſichtbaren Gründen mehrere, welche ſich dem geſcheidten Forſcher und Betrachter von ſelbſt aufdringen. Als z. B. Mangel an Geldſtock, wodurch große Unternehmungen faſt allein möglich werden; Mangel an einem ächten und fröhlichen Freiheitsgeiſte, der durch das Ganze belebend pulſiren, manche in träger Faulheit ſchlummernden Kräfte wecken könnte. Viele der Söhne der ſogenannten Gebildeten wandern aus, und verbreiten ſich ſüdlich in allerlei Gewerben in der Handelſchaft der Flotte und dem Heere des Reichs; aus der ärmeren Klaſſe verſchwinden viele in dem gewinnreichen und die Inſelbewohner ſo leicht fortlockenden Seedienſte auf allen Meeren; und wenige von ihnen, und dieſe wenigen auch ſelten in kräftigen Jahren, kehren wieder in die Heimath zurück.

Von den jungen Mädchen gehen jährlich viele nach den Plätzen ab, wohin von hieraus vorzüglich Schiffahrt iſt, nach Leith, Edinburg, Newcaſtle oder London, wo ſie gute Dienſte, oder Männer finden und nimmer heimkehren. Man kann den hübſchen Kindern — denn das ſind ſie meiſtens — dieſe Wanderluſt nicht verdenken:

denn da ſo viele Jünglinge fortziehen und der Heimath auf immer Lebewohl ſagen, ſo bleiben daſelbſt doch noch mehr als recht ſitzen, und müſſen ihr Leben einſam vertrauen.

Solcher Auswanderer, welche größtentheils für dieſes Land verloren ſind, kann man jährlich wohl auf 500 rechnen: meiſtens die kräftigſte, geiſtvollſte und unternehmendſte Jugend.

Etwas abgenommen könnte die Volksmenge doch haben, ſeitdem keine regierenden Herren mehr hier wohnen, und das Ländchen in ihm ſelbſt keinen Mittelpunkt mehr hat, ſondern ein dünnſter und leichteſter Theil eines ungeheuren Reiches iſt, zu deſſen Mittelpunktsbewegung, welche in unſern Tagen Weltbewegung, ja mit Recht Weltherrſchaft heißen kann, ſolche Theilchen natürlich mit unwiderſtehlicher Gewalt hingeriſſen werden. Die größeren Beſitzer wohnen nimmer im Lande: große Abgaben und Einkünfte gehen zu dem Süden und kein Tröpfchen dieſes Lebenswaſſers der Völker kehrt zu ſeinem Urſprunge zurück. Der Ackerbau iſt noch wohl, wie er vor 400 und 500 Jahren war; ja die Polizeigeſetze für Felder, Weiden und Gemeinheiten waren älteſtens viel beſſer als jetzt. Die große Freiheit der alten Odaler iſt lange untergegangen, und mit ihr der waidliche und friſche Sinn, die Alles treibende und belebende Kraft, welche die Läſſigkeit verbannt und im ewig friſchen Wirken und Zeugen in allen Dingen Wundergleiches wirkt. Knechtſchaft aber und Faulheit, das große polniſche Doppelgeſpann, liegen ruhig auf Schätzen, die ſie wiſſen, von welchen ſie aber die Steine nicht wegheben mögen.

Die Menſchen. Das ſkandinaviſche Germanenvolk hat die geiſtige Kraft und Tapferkeit ſo tief und feſt in ihm gegründet, daß es weniger als viele andere Völkerſtämme unter der unmittelbaren tyranniſchen Herrſchaft der Natur und des Klimas ſteht, und von derſelben ſelten bis zum Schmutz, zur Häßlichkeit und Hülfloſigkeit erniedrigt wird. Die Menſchen hier ſind ihren Ahnen noch ähnlich, wenn ſie gleich von der glücklichen Rieſenartigkeit der Leiber und von der unglücklichen Rieſenartigkeit der Gemüther der Vorzeit durch Vermenſchlichung und Vergeiſtigung, welche das Chriſtenthum ſtill aber allmächtig gewirkt hat, das Meiſte verloren haben. Die Characterſchilderung der frühern Orkneyer gilt in gewiſſer Maße immer noch. Sie ſind ſchlank, ſtark und wohl gebaut, ihre Geſichter ſchön und blühend, die Augen offen und blau, die Haare meiſtens blond und ſchlicht, die Haltung ruhig und freundlich, ohne daß ſie große Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit verrathen; auch ſind ſie ſtark genug ſie zu verbergen, wann ſie von ihnen bewegt werden. Bei der Einfachheit ihrer Nahrung und Sitten leben ſie gewöhnlich bis zu einem hohen Alter, wenig geſchwächt an Geiſt und Leib.

Sonderbar genug, daß die Klimate in Europa, wo Regen und Wind vorherrſchen, wo die Nebel und düſtern Wolken die Sonne beinahe zwei Drittel des Jahres verhüllen, wo die geſchwinden Uebergänge von Hitze zur Kälte und umgekehrt fehlen, wo die Frühlinge und Sommer naß und kühl, die Winter ſtürmiſch, feucht und auch nicht ſtrenge kalt ſind, daß dieſe die älteſten Menſchen erzeugen. So die Nordküſte Englands, die Weſtküſte Schottlands und dieſe Inſeln. In dieſen Gegenden allein kennt man einzelne Lebensalter von 150 bis 170 Jahren und die von 100 bis 120 Jahren ſind gar nichts Seltenes. Chamberlaine, nachdem er die Orkneyer als geſcheidte, fromme und gaſtliche Leute gerühmt, und die Weiber der Inſeln als ſehr ſchön geprieſen hat, ſagt, daß ſie häufig bis in die 50ger und 60ger Jahre gebären. Er erzählt auch, es gebe dort viele alte Leute, ſo wie in Shetland das gewöhnliche Lebensalter *) 100, 120 oder 140 Jahre ſey.

Etwa vor 70 Jahren zeichnete ein kundiger Eingeborner ihren Character ganz richtig alſo:

„Die meiſten der gentry oder beſſern Klaſſe, „welche ihre Erziehung in Edinburg vollenden, „ſuchen die Sitten und Gebräuche jener Stadt „auch hier darzuſtellen. Ein vor manchen Jahren

---

*) Seine Worte: They are generally healthy, commonly living to 5-, 6-, or 7score years of age.

von Geſchichtſchreibern ihnen beigelegter Character, daß ſie gewaltige Trinker, aber nicht Trunkenbolde ſeyen, iſt in gewiſſer Hinſicht immer noch wahr, obgleich der Brauch des übermäßigen Trinkens in der jüngſtvergangenen Zeit Gott Lob doch ſehr abgenommen hat. Sie ſind überhaupt gütig und freundlich ohne Liebkoſerei, höflich ohne Ceremonie und ehrerbietig ohne Komplimente: ihre Nachgefühle für Verpflichtungen und Verletzungen ſind mehr geſchwind als ſtark; ſie ſind verbindlich und gaſtlich gegen Fremde, und wo keine Partheihändel zwiſchentreten, geſellig und freundlich unter ihnen ſelbſt. — Es iſt merkwürdig, daß ihre feindſeligen Empfindungen ſelten oder nie in perſönliche Beſchimpfungen oder ſchmähende Reden ausbrechen, weder öffentlich noch unter Wenigen. Bei öffentlichen Gelegenheiten oder wenn Geſchäfte es verlangen, kommen ſie freimüthig zuſammen, ſchließen ſich in Geſprächen an einander und betragen ſich immer höflich mit einander.

„Das gemeine Volk (commonalty) iſt geſund, ausdauernd, wohlgeſtaltet, wenigen Krankheiten unterworfen und zugleich eines enthaltſamen und arbeitſamen Lebens fähig, aber aus Mangel an Ermunterung zu nützlicher Beſchäftigung langſam bei der Arbeit und viele unter ihnen zum Müßiggange geneigt. An Scharfſinn und natürlichem Verſtande ſind ſie wenigen der gemeinen Leute in England unterlegen, ſparſam in ihren

„Worten, zurückhaltend in ihren Empfindungen, „vorzüglich in dem was ſich auf ihren Vortheil „zu beziehen und mit demſelben in Verbindung zu „ſtehen ſcheint; geſchickt ihre Verluſte zu vergrö„ßern und hervorzuheben und eifrig ihre Gewinne „zu verhehlen und zu verringern; hartnäckig bei „alten Gewohnheiten verharrend, wie unpaſſend ſie „auch ſeyn mögen; abgeneigt den neuen Gewohn„heiten, bis ſie durch einige glückliche Beiſpiele „unter ihrer eigenen Klaſſe und durch Bekannt„ſchaft empfohlen ſind, und dann allgemein eifrig „im Nachahmen; ehrlich in ihren Verhandlungen „mit einander, aber nicht ſo gewiſſenhaft in Hin„ſicht auf den Grundherrn, bei welchem ſie oft „tief in Rückſtände gerathen, während ſie ihre „Schulden bei Andern pünktlich und ehrlich ab„machen. Diebſtahl und andere Verbrechen ver„hehlen und vertuſchen ſie gern, ſogar dann, „wann ſie ſelbſt dadurch gelitten haben, in der „Meinung, ein einzelner Menſch lade eine Art „Schuld auf ſich, wenn er das freiwillige Werk„zeug der Leiden eines andern werde; und in dem „Aberglauben, daß die Verwünſchungen der Ge„ſtraften, wenn ſie durch die Hand der Gerechtig„keit leiden, doch von augenſcheinlichen Gerichten „begleitet ſind. — Sie ſind geſchickte Seeleute, „und als ſolche nüchtern, ehrlich und erfahren. „Obgleich ſie in der Nachbarſchaft der Hochlande „Schottlands wohnen, haben ſie doch keine jener „Sitten und Gebräuche, wodurch die Hochländer

„ſich auszeichnen, ſondern ſolche, welche mehr „dem ſüdlichen als dem nördlichen Theile jenes „Königreichs gleichen. Ihre Religion iſt presbyteriſch, ohne Andächtelei, Enthuſiasmus oder „Eifer und ohne Diſſenters, einige wenige von „der Episkopalkirche ausgenommen. Die Luſtbarkeiten, Vergnügungen, Feſte und Schmauſereien der Weihnachten und anderer Feſttage „werden noch immer geübt, obgleich die Andacht *) derſelben ganz vergeſſen iſt.“

Obgleich dieſe etwas ſteife Zeichnung den Eingebornen veräth und über einige Hauptgebrechen ſeines Volkes mit leiſen und zarten Schritten hingeht, ſo leuchten doch einige derſelben klar genug hervor.

Unter dieſen ſteht die Läſſigkeit wohl obenan. Sie iſt ein ſo natürliches klimatiſches Uebel, daß ein Theil des nordiſchen Volks alle Luſtbarkeit mit dem Worte Ruhigkeit **) bezeichnet. Ein berühmter Schwede, der Admiral Ehrenſwärd, beſchreibt den Character des Nordländers überhaupt ſo, daß er in ungleichen Schwingungen und Bewegungen zwiſchen Faulheit und Heftigkeit hin und her ſpringe und ſelten ein Gleichmaß der Bewegung finde: gleichſam ein ſchlafender Löwe, der, nachdem er ganze Tage auf dem faulen Lager verſchnarcht hat, mit ungeheurer Heftigkeit und Beweglichkeit ſeine meilenweiten Sprünge auf Raub und Beute macht. Er nennt daher des Nordländers That und Werk Haſtwerk. Dieſe Anſicht iſt freilich nicht ganz unrichtig; aber der Schlafende und Läſſige iſt doch von Löwenart, und man kann, wenn man ihm die rechte Beute zeigt, ihn auch wieder zu den herrlichſten Anſtrengungen und Arbeiten in Bewegung ſetzen. Aber das iſt eben das Unglück, daß hier jetzt, wie wir geſehen haben, dieſe Beute fehlt; und ſo muß der Löwe denn wohl ſchlummern. Eben die ſchlechte Lage des größten Theiles des Volkes, welche abhängige und faſt knechtiſche Bauern und arme Knechte ſind, die Art des Beſitzes und des Ackerbaues, und ſo vieles Andere erſticken die Luſt und den Muth zu erwerben und ſich zu verbeſſern; ſie erziehen ordentlich die Läſſigkeit und die Faulheit. Auch muß das Sprichwort Armuth macht blöde wohl in ſeiner ganzen Ausdehnung wirken; die Abhängigkeit erzeugt in dem Urenkel der alten Normänner knechtiſche Geberden und lächelnde Geſichter, auch da wo ſie Ernſt und Zorn zeigen ſollten. Der Schleichhandel kommt noch zu dieſen Plagen, und verdirbt Viele durch den zugleich leichten und gefährlichen Erwerb, und macht verſchloſſen, hinterliſtig, betrügeriſch und mißtrauiſch und lehrt viele Laſter des Betruges. Eine gewiſſe angeborne

---

*) Die presbyteriſche Kirche feiert gar keine Feſttage, ſondern blos die Sonntage. Auch dies war ein Anſtoß bei den Verſuchen, ſie und die Episkopalkirche zu vereinigen.

**) Rolighet ſchwediſch.

Kälte und ein ruhiges Phlegma, worunter aber oft ein ſehr tiefer Verſtand und ein ſtolzer Muth wohnt, iſt dieſen nordiſchen Menſchen ſchon von Natur eigen; wenn ſich dazu das Böſe geſellt, ſo können ſie es in Liſt und Ränken ſehr weit treiben, und das werden, was der alte Ben weiland von den Inſelbewohnern ſagte: sunt vafri et subtilissimi. Doch dieſe Worte dürfen Gott Lob nur über wenig Orkneyer gebraucht werden. Im Ganzen, wie ſehr auch die Kraft und Freiheit früherer Jahrhunderte zum Theil verſunken iſt, wohnt hier ein gutmüthiges, rüſtiges, ſchönes und treues Menſchengeſchlecht, das von Natur bieder, menſchlich und gaſtlich iſt, und noch immer die Keime aller beſten Tugenden in ſich trägt.

Alle, welche dieſe Inſeln geſehen und beſchrieben haben, Eingeborne und Fremde, rühmen die Reinlichkeit, Schönheit, Beſcheidenheit und Sittſamkeit der Frauen und Mädchen, die hier leben, und preiſen ſie vor allen benachbarten Landſchaften. Wenn dem ſo iſt, ſo kann die zweite Hälfte nicht ſchlecht ſeyn, ſelbſt wenn man annehmen wollte, daß die ſchönere Hälfte auch die beſſere ſey.

Anmerkungen

zu Orkney.

1) Auf den Häbuden z. B. und u. a. auf der Inſel Kilda iſt der Fang und die Bewahrung der Vögel, Eier und Federn zum Theil recht ordentlich beſtimmt; wie dies auch in Island geſchehen iſt. Kilda hat nur 200 Einwohner, welche eifrige Proteſtanten ſind. Sie und einige unbewohnte Felſeninſelchen, welche zu Weideſtellen und Vogelfang dienen, haben den ganzen Frühling und Sommer, vom März bis zum September, eine ganz erſtaunliche Menge Seevögel. Sie haben eine ſolche Unendlichkeit von Solangänſen, daß ſie an 20,000 jährlich in kleinen Steinhäuſern aufbewahren, welche dafür und für die Aufbewahrung anderen Gevögels, der Eier u. ſ. w. gebaut ſind. Die Eier bewahren ſie einige Monate in Torfaſche auf. Solangänſeeier eſſen ſie roh und behaupten, ſie ſeyen gut für die Bruſt. Die Eier nehmen ſie aus, indem ſie an langen Tauen hangend die Felſen beklettern. Daß dabei Mancher verunglückt, liegt in der Natur des Geſchäftes. Ich weiß aus meiner Heimath, wie mancher Jäger auf der Schwanenjagd ertrunken iſt bei dem kleinen romantiſchen Eilande Pulitz, das mitten in der größeren Inſel Rügen in einer tief ins Land hineinlaufenden Bucht liegt. Um dieſe Inſel, wo es an einigen warmen Stellen ſelbſt in ſtrengen Wintern nicht zufriert, halten ſich oft Tauſende von Schwänen auf. Da gilt es denn für die auf die koſtbaren Federn lüſternen Schützen, ſich auf dem Eiſe an ſie heran zu ſchleichen und ſie zu ſchießen. Mancher wagt dabei zu viel und ſinkt mit Kugeln und Flinte in den naſſen Abgrund.

Im isländiſchen Geſetzbuche heißt es Landsleigo Balken Kp. 57. Vom Vogelfang: „Alle „Falken, Schwäne, Gänſe und andre ungemärkte Vögel

„beſitzt ein Jeder auf ſeinem Grund und Boden, ſowohl der Pachter als der Landherr. Nur Tärner *), Eidervögel und Enten darf Niemand näher eines Andern Lande fangen, als auf einem Abſtand von 240 Faden zu einem Eggver **) deſſelben. Man darf eben ſo wenig ſolche Vögel auf ſeinem eigenen Lande, obgleich es von eines Andern Eggver weiter entfernt iſt, fangen, wenn es ſechs verſtändigen zunächſt wohnenden Nachbarn wahrſcheinlich dünkt, daß das Eggver dadurch Schaden leidet. Fängt Jemand dieſem Ebengeſagten zuwider Vögel, ſo büße er dem, der das Eggver beſitzt, doppelt dafür und dem Könige eine halbe Mark. Nun fängt Jemand einen Vogel auf ſeinem Lande, woran eine Marke iſt; da ſoll er binnen einem Monat Botſchaft an den Beſitzer abfertigen, wenn er innerhalb dem Härad iſt, und den Vogel ſo behüten, daß ihm kein Schade zuſtößt. Bekommt dieſer ihn nicht ſo behütet, ſo ſoll Jener den Vogel nach der Schätzung ſechs ſeiner Nachbarn behalten, und ſeinen Preis an den Eigner bezahlen; und wenn er nicht weiß, wer dieſer iſt, ſo ſoll er ihn ſchätzen, und auf der Kirche oder auf dem Thing binnen einem halben Monat abkündigen und ſagen, welche Marke daran iſt. Die Vögel (alſo Schwimmer) müſſen an der Haut zwiſchen den Klauen gemärkt und ſechs Nachbarn gewieſen werden. Sonſt iſt

---

*) **Tärner**: Ternen, eine eigne Art Möven.

) **Eggver, von **Egg**, Ei und **Ver**, **Wohnſtelle**, **Aufenthalt**, nennt man ſolche Stellen, welche die Vögel ſich als Lieblingsſtellen zum Brüten aufgeſucht haben, und wohin ſie, wie einmal der Vögel Art iſt, nebſt ihren ausgeheckten Jungen, wenn ſie Zugvögel ſind, wieder zurück kommen, ſonſt aber daſelbſt bleiben. Man thut hier einen eignen Blick in die Wildfederviehhaushaltung, da man ſieht, daß die Beſitzer des Eggver die jungen Vögel, gleich Schaafen und anderm Vieh, ordentlich mit ihrem bekannten Zeichen märkten, ehe ſie ausfliegen oder entſchlüpfen konnten...

„die Marke ungeſetzlich. Wann man ſich ohne Abſchätzung „der Vögel bedient, die gemärkt ſind, ſo bezahle man dem „Eigner doppelt dafür; aber man iſt ein Dieb, wenn man „ſie verſchweigt. — Tödtet Jemand aus freiem Vorſatz „einen gemärkten Vogel, ſo ſoll er dem Eigner den Werth „des Vogels bezahlen, und außerdem Eigenthumsverletzung „nach richterlichem Spruche. Nun haben Schwäne drei Sommer nach einander auf demſelben Lande Eier gelegt — da „gehören die Eier Dem, der das Land beſitzt, auf deſſen „Lande die Schwäne gefangen oder gemärkt ſind; und obgleich ein Anderer ſie märkt, doch behält Derjenige ſie, „deſſen Nachbarn mit ihrem Eide erhärten wollen, daß es „ihnen am Wahrſcheinlichſten däucht, daß die Schwäne auf „ſeinem Lande Eier gelegt haben; aber der Andere bekommt ſeine Arbeit belohnt.“

Kp. 58. „Der König mag Falken fangen laſſen auf „weſſen Grund und Boden er will.“

Andre Raubvögel und Bären und Füchſe mag Jeder allenthalben erlegen.

Das 51. Kap. dieſes Balk beſtimmt: „daß alle Geier „und Falken dem Landeigenthümer gehören, in deſſen Bergen ſie legen; will er aber Falken verkaufen, ſoll er ſie „dem Könige eher als Andern anbieten.“

2) *Steelbow.* „Bis in den Anfang dieſes neunzehnten Jahrhunderts übergaben die Gutsbeſitzer, um ihre „Pachter deſto beſſer in den Stand zu ſetzen, die Güter „zu bebauen und zu beſäen, ihnen bei ihrer Auffahrt häufig „Korn, Stroh, Vieh oder Ackergeräth, welches Alles „steelbow goods hieß, unter der Bedingung, daß das „Gleiche an Menge und Beſchaffenheit von den Pachtern „beim Schluſſe der Pacht zurückgeliefert werden ſollte.“ Erskine Institutt.

Dieſes **Steelbow** iſt alſo, was wir ein **eiſernes Inventarium** nennen, und dieſes Verhältniß dasjenige, wovon man ſagt: **etwas zu Eiſen haben.** Jamieſon macht von dem Worte künſtliche Ableitung; man trifft aber ſeine rechte Bedeutung und Herkunſt, wenn man grade auf die Sache geht: es heißt Stahlinventarium von *steel*, Stahl und *Bow*, welches eigentlich bo geſchrieben werden ſollte; bo heißt aber auf ſkandinaviſch Haus und Wirthſchaft, davon Hausgeräth, endlich alles und jedes Geräth.

Es iſt aber dies Pachtverhältniß ein faules Ruhekiſſen der Trägheit und Gedankenloſigkeit; denn Niemand beſſert gern dasjenige, deſſen Verbeſſerung ihm nicht zu Gute kommt. Nach einem allgemein geltenden juriſtiſchen Grundſatze muß ein ſolcher Pachter zu Eiſen das Verſchlechterte und Verringerte zwar erſetzen, aber das Verbeſſerte, zumal am lebendigen Inventarium, wird ihm nicht vergütet.

3) *Runrig.* Dieſe Art Ackervertheilung, wo die Felder einzelner Beſitzer oft in den ſchmalen Rücken von zwei bis drei Ruthen Breite in den einzelnen Schlägen einer Dorfſchaft oder einer Stadtfeldmark unter einander gemiſcht liegen, und wobei es platterdings unmöglich iſt, daß der Einzelne auf eigne Hand und Kopf Verbeſſerungen machen könne, iſt leider in manchen Orten unſers Vaterlandes noch gar nicht unbekannt, und, wenn damit eine gemeinſame Schlagordnung und alſo eine gleichzeitige Brache verbunden iſt, muß der Einzelne faſt ganz ſo bauen, ſäen, ernten, wie die Meiſten. Daß man das Nachtheilige in dieſer Felderlage ſchon früher eingeſehen hat, beweiſt eine beſondere Parlamentsakte vom Jahr 1695 „über die Auseinanderſetzung der verſchiedenen Eigenthümern gehörigen Felder, „welche runrig liegen, mit Ausnahme von Aeckern, welche „Städten, oder Körperſchaften gehören.“ Erskine (Inſtitut. B. 3. Thl. S. 159.) ſagt: „Von Ländereien ſagt „man, ſie liegen runrig, wo die Feldſtücke unſchichtig verſchiedenen Eigenthümern gehören.“

Aber mit Verwunderung erblickte man ehedem in mehreren Landſchaften Schottlands eine Art Ackertheilung, welche an dasjenige erinnert, was die Alten von dem Gebrauche der germaniſchen Sveven erzählen, welche Art indeſſen immer zu wörtlich genommen iſt. Es waren aber in Schottland meiſtens nur die **Gränzer** (borderers), welche einen ähnlichen Brauch hatten: Sie, erzählt man uns (S. Jamieson s. v. *runrig*) hatten ein gemeinſchaftliches Feld, worin man den verſchiedenen Beſitzern in den verſchiedenen Jahren, nach der Natur ihrer Ernten, verſchiedene Streifen Land anwies. Smallholm in ſeiner ſtatiſtiſchen Beſchreibung von Roxburgh erzählt: „Dieſe „Gegend zu beiden Seiten der Tweed war vormals der „kriegeriſche Theil des Landes und den Einfällen der Engländer ausgeſetzt; die Ländereien lagen daher alle runrig, „damit, wenn der Feind käme, die ganze dabei betheiligte „Nachbarſchaft gegen ihn zu den Waffen griffe."

Das Wort *runrig* erklärt ſich durch die Sache, zuſammengeſetzt aus *run* und *ridge*, welches verſtümmelt iſt. *Run* heißt laufen und *ridge* Reihe, Streif.

4) Man kann wohl unbedenklich ſagen, daß das Licht und die Sonnenwärme am meiſten die Würzigkeit und Süßigkeit in den Gewächſen hervorbringen. Orkney liegt aber unter einem feuchten und viel umwölkten Himmel. Viele, die in England geweſen ſind, behaupten auch, daß die dortigen Aepfel, Birnen, Erdbeeren, Kartoffeln u. ſ. w. einen viel wäſſerigeren Geſchmack haben als z. B. in Teutſchland.

VI.

Shetland.

Lage und Größe des Landes. Die Inſeln von Shetland oder Zetland, welches älteſtens Hialltland, ſpäter auch wohl Heltland und

Hetland *) genannt ward, liegen zwiſchen dem 61. und 62. Grade nördlicher Breite, nordöſtlich über die Orkneyinſeln hinaus, alſo um ein beträchtliches nördlicher und in viel weiterm Abſtande von dem Feſtlande Schottland als die letzteren. Sie bilden eine große Inſelgruppe und beſtehen wie ihre eben genannten Schweſterinſeln aus einem Mainlande oder Hauptlande und aus vielen kleinen und großen Nebeninſeln, von welchen einige bewohnt, andere unbewohnt ſind. Außerdem giebt es hier wie dort viele kleine Holme oder Binneninſeln, und niedrige dem Fiſcher und Schiffer ſehr gefährliche Klippeninſeln, worüber die hohe Fluth gewöhnlich hinrollt, Skerries oder Scheeren genannt. Das Mainland oder die Hauptinſel iſt zweimal ſo lang als das orkneyiſche Mainland, und windet ſich in tauſendfältigen Krümmungen und Buchten, von einer Unendlichkeit von kleineren und größeren Buſen und Einläufen des Meeres durchſchnitten, wohl in einer Länge von beinahe 20 teutſchen Meilen vom Süden zu dem Norden hinauf; und eben ſo durchſchnitten liegen die übrigen der größeren Eilande umher.

Nie ſind dieſe Inſeln vermeſſen, noch iſt ihr Inhalt und Umfang an Land irgend genau geſchätzt worden; doch wird man ſich wenig irren, wenn

---

*) Hier ſieht man den Uebergang der Aſpiration zu Sch oder Z.

man ihren Geſammtinhalt um die Hälfte größer anſchlägt als den der Orkneys.

Dieſes Land iſt viel rauher und wilder als die Inſeln Orkney und hat mit ſeinen bedeutenden Bergen und Höhen und mit ſeinen furchtbar und grauſenvoll aufgethürmten Felsmaſſen und ſeinen häufig viele hundert Fuß hoch grad abſchießenden und in den mannichfaltigſten und grauſigſten Geſtalten durchbrochenen und zerriſſenen, und zum Theil zu weiten Höhlen von den Fluthen ausgewaſchenen und ausgefreſſenen Ufern einen ernſt erhabenen und majeſtätiſchen Character, welcher durch einzelne zwiſchengeſtreute Thäler voll Blumen und Gras, und durch manche auch recht heitere und ſpiegelhelle Seeen und Teiche, als durch einen lieblichen Kontraſt, auf eine wundervolle Weiſe erhöht wird. Andere kahle und öde Stellen dagegen, mit Haidekraut und einzelnen Kräutern und Gräſern ſpärlich bewachſen, auch manche wie durch die Hand der Unordnung und Zerſtörung zuſammengegoſſene und auf wüſten Höhen hingeſtreute Felſentrümmer nahe Binnenlandes geben dem Beſchauer dagegen auch ein einförmiges und ſchauerliches Bild und Gefühl der Verwüſtung und des Todes. Kurz ein an den mannichfaltigſten und großartigſten Formen und den wunderbarſten Kontraſten reiches Land.

Dieſe Inſeln, welche an vielen Stellen ganz den Character eines Berglandes tragen, haben beſonders gegen die Weſtküſten hin zum Theil ſehr beträchtliche Höhen. Für die höchſte hält man den Ronneßhill, welcher an der Nordweſtſpitze von Northmavine am nördlichen Ende des Hauptlandes ungefähr 1450 Fuß hoch majeſtätiſch über das Meer emporſteigt. Foula, das weſtlichſte aller ſhetländiſchen Eilande iſt etwa ¾ Meilen lang. Seine höchſte Höhe mag wohl an 1300 Schuh ſeyn. Es liegt ungefähr 6 Meilen vom Hauptlande, und erſcheint in der Ferne geſehen als ein Berg von 5 Hügeln. Es hat wunderſchöne Ausſichten, und wer den heiligen Schauder des Erhabenen und Gewaltigen liebt, beſteige ſeine ſchroffen und jäh abſtürzenden Geſtade, und vergehe zugleich in dem Nichts und dem All der Gefühle. Aber außer dieſen beiden an Schönheit und Grauſigkeit reicheren Bergſpitzen und Uferklippen giebt es der Hügel und Geſtade von 300 bis 600 Fuß Höhe, zwiſchen welchen oft anmuthig heimelnde Thäler hinſtreichen, die Menge.

Hibbert behauptet, kein Land ſey ſo reich als Shetland an Urgebirgsformen. In dieſen Felſenbergen und den Klippenufern findet der ſinnige Forſcher mannichfaltig Gelegenheit, die geheimnißvolle Allmacht und ewig ſchaffende und umwandelnde Wirkſamkeit der Natur zu bewundern. Der erhabenſte und merkwürdigſte Theil bleiben aber immer die Küſten, woran der Ocean viele Jahrtauſende ſeine Kraft geübt hat. Dieſe Küſten haben eine Menge ungeheurer Spalten und Aushöhlungen der rothen, ſchwarzen und grauen Felſen, viele tiefe Höhlen, worin Ebbe und Fluth ſauſt, viele ſtillere und einſamere Klüfte, Wohnungen der Seehunde und anderer Meerungeheuer; ja ſo hangen einzelne Klippen, oft von oben her durchlöchert, über, daß man Böte und Schifflein darunter hinfahren ſehen kann.

Sehr lieblich und luſtig ſind die Inſeln zur Sommerzeit durch die unendliche Menge und Mannichfaltigkeit der Landſeen und Teiche in ihrem Innern, durch die tief ins Land hinein laufenden Wiken und Buſen, welche eine einzelne Inſel oft wieder in drei verſchiedene Inſelchen zu zerſchneiden ſcheinen. Von einem bezaubernden Reize ſind hier die Wieſen und grünen Auen in den Thälern und um die Seen und Teiche. Alle Reiſende beſchreiben ihr Grün mitten in den Felſenſchlüchten und an den öden Bergabhängen als von einer faſt paradieſiſchen Anmuth. Etwas thut hier natürlich der Kontraſt, da jedes Grün in Wüſten zu einem Paradieſesplätzchen wird; aber doch iſt wahr, daß der hochnordiſche Sommer ein unbeſchreiblich reiches und volles Grün hat. Mit Recht ſpricht der Seeländer und Schone ſchon dem Holſteiner nnd Pommer gegenüber etwas groß, wenn er der herrlichen Fülle ſeiner Buchen- und Eichenkronen gedenkt, und unſre ſchönſte Birke auf Rheiniſchen Bergen hat fahle und matte Locken, wenn man der Sommerfahrt durch Jemtland und Helſingland gedenkt. Ich möchte etwas Aehnliches über die Blätter und Blüthen der Blumen bemerken. Es iſt, als ob dieſe zarten und ſtillen Kinder der Natur mit dunkleren und wehmüthigern Augen aus ihrem kurzen nordiſchen Lenze zum Himmel ſchaueten, als die bei uns blühenden.

Wald und hohe Bäume ſucht man hier vergebens; kaum erblickt man hin und wieder Etwas, was Einen zweifelhaft läßt, ob man ihm nicht zu viele Ehre erweiſt, wenn man es Strauch nennt. Doch ſind auch hier Spuren, daß in früherer Zeit auf dieſem Boden Holzarten gewachſen ſeyn müſſen. Im Norden des Mainlandes hat man Stöcke von Haſelſträuchen und manchen dicken Waſſerpflanzen, von ½ bis zu 8 Zoll Durchmeſſer, 10 Fuß tief unter einem Torflager im Kiesboden gefunden. Auch Birken und Weiden ſcheinen hier früher gewachſen zu ſeyn. Jetzt muß alles Brennholz durch den Torf erſetzt werden. In Gärten ſieht man hier ganz dieſelbe Erſcheinung, die ſich bei ähnlicher Gelegenheit in Orkney zeigt. Bei einigen alten wohl erhaltenen Höfen ſtehen zuweilen einzelne wilde Bäume in von Mauern eingeſchloſſenen Gärten oft an 20 Schuh hoch und 2 bis 3 Schuh im Umfange; aber nie können ihre Gipfel höher wachſen, als die ſie einſchließenden und gegen die Gewalt der Stürme beſchirmenden Mauern.

Torfmoore giebt es Gott Lob auf allen Inſeln in reicher Fülle und von noch unerſchöpfter Ergiebigkeit. Was ſollte ohne ſie wohl aus den Inſeln werden, und was könnten ſie wohl anders ſeyn, als im

Sommer vielleicht Fiſcherſtationen? Sie würden ohne Torfmoore wahrſcheinlich unbewohnt ſeyn; denn bei ihrer Entlegenheit würde Holz, das ſie nur aus Norwegen haben könnten, viel zu theuer, und ſelbſt Schottlands Steinkohlen würden für ein ganzes ſo fern wohnendes Völkchen kein Brand werden können.

Der Boden der Inſeln iſt meiſtens felſicht und ſteinicht und zum Anbau unbrauchbar, überhaupt das, was der Landbauer mit einem ſehr bezeichnenden Ausdrucke kalt und ſauer *) nennt. Das wenige Land, welches man mit Vortheil bebauen kann und vorzugsweiſe zum Anbau wählt, iſt ſandig oder beſteht aus einer Miſchung von Thon und Kiesgrund, welches eine ſanft brechende Erde giebt; aber oft auch iſt es eine ſchwarze bröcklichte Erde, welche blos auf Thon oder auf Thon und Sand ruht. Ueberhaupt aber iſt Shetland kein Land der Aehren mehr, ſondern mehr der Wieſen und Weiden, und ſeine Ernten müſſen faſt ganz vom Meere eingefahren werden.

Das Klima Shetlands beſchreibt ſich ganz kurz, nachdem ich das Klima von Orkney ausführlich beſchrieben habe. Faſt dieſelben

---

*) Wer Jakob Böhms Aurora geleſen hat, wird dieſes Wort, auf den Acker angewandt, unter allen Böhmiſchen Figurationen und Fulgurationen in den Qualitäten und Temperamenten des Sauren vortrefflich verſtehen.

Naturerſcheinungen, dieſelben Wechſel der Jahreszeiten und dieſelben vorherrſchenden Elemente: Nordlichter, Donner und Blitze, oft auch im Winter; Vorherrſchaft des Regens und Windes, welcher häufig als Sturm aufſpielt; ein unſtäter Winter, der ſelten einen langen und ſtrengen Froſt kennt und mit bald verſchwindendem Schnee, mächtigem und vielem Schneegeſtöber und ſogenanntem Schlackerwetter und mit kalten Nebeln und Regen wechſelt; ein ziemlich langer, aber meiſtens feuchter und kühler Sommer. Wenn man ſich dieſes alles etwa um ein Drittel gegen Orkney verſtärkt vorſtellt, ſo wird man ein Bild des Wetters von Shetland haben; in welchem Bilde der Gedanke an das wollene Kleid und den Pelz nicht fehlen dürfen. Doch wegen des mehr bergichten Landes und der etwas ſtrengeren Kälte und ſchärferen Winde hat man einige helle Sonnenblicke mehr hinzuzudenken, als deren die Schweſterinſeln ſich zu erfreuen haben. Auch durch die Krankheiten wird die Witterung eines Landes oft am kürzeſten und ſicherſten beſchrieben. Hibbert giebt folgende als die vorherrſchenden an: Phtisis pulmonalis, pneumonia, croup, scrofula tinea capitis. Alſo die Lungen und die Haut werden hier vorzüglich angegriffen (1). Zu dem Grind und den ſkrophelartigen Uebeln mag auch wohl die theils ſehr ſchlechte Nahrung und die Unreinlichkeit beitragen, welche unter einem naſſen und kalten Himmel ſchwerer abzuwehren iſt und welche die Meiſten, welche Shetland beſuchten, in Häuſern und Hütten fanden.

Zahme und wilde Thiere und Vögel. Von dem ſhetländiſchen Pferde gilt die von dem orkneyiſchen gemachte Beſchreibung faſt in allen Stücken, ſo wie das, was Henderſon in ſeiner ſchönen Beſchreibung Islands an ſo vielen Stellen von dem isländiſchen Klepper erzählt. Das arme und unverdroſſene kleine Thierchen wird eben ſo gewißhandelt und eben ſo ſorglos, wie ſein Bruder in oben erwähnten Inſeln, in Regen und Schneegeſtöber hinausgeſtoßen. Nie hat es einen warmen und ſchirmenden Stall oder ein Hauslager, ſondern muß ſich auch in dem unfreundlichen Winter draußen zwiſchen Klippen und Berghängen ſein Futter ſuchen, wie es kann. Daher ſind die Pferdchen im Frühlinge, wo ſie ſich durch friſches Gras noch nicht erholt haben, gewöhnlich kraftlos und mager. Doch muß das kleine Sheltie — mit dieſem Namen nennen die Shetländer ihr Pferdchen — dem Menſchen hier eben ſo treu und raſtlos helfen, als in mehr ſüdlichen Ländern. Es trägt die Frauen und Kinder zu den Kirchen und zu den Häuſern, die ſie beſuchen wollen, und bringt die Kranken, Armen und Reiſenden an den Ort ihrer Verpflegung und Erholung; es muß Heu, Torf, Fiſche und Korn in Körben oder Bündeln auf ſeinem Rücken nach Hauſe tragen. Vorgeſpannt wird es faſt nie, da es in ganz Shetland kaum einen Karren und Wagen giebt.

Des Shetländers Wohnung umgiebt gewöhnlich ein grünes, nimmer umgegrabenes Weideſtück, welches er ſeine townmails (2) nennt. Auf dieſem Platze werden Pferde, die man bald gebrauchen will, gefüttert, und da hält man gegen die Sommerabende das junge Rindvieh des Landes, ehe man es für die Nacht in den Stall ſchließt. Kühe werden das ganze Jahr jeden Abend im Hauſe gehegt, wie man auch in Island thut. Man ſtreuet ihnen Haide oder Moos unter. Ihr Futter iſt im Ganzen ſo wenig, daß im ſtrengen Winter viele aus Mangel umzukommen pflegen. Dann giebt man ihnen wohl — was auch in Island häufig geſchieht — einen Brei von zerſtoßenen und gekochten Fiſchgräten. Die ſhetländiſche Kuh iſt klein und giebt nicht viel Milch; ſelbſt mitten im Sommer nicht mehr als 3 bis 5 engliſche Quart auf den Tag. Das hieſige Rindvieh iſt im Ganzen klein. Eine Kuh wiegt im Durchſchnitt zwiſchen 200 und 300 Pfund; ein Ochs 300 bis 400, aber nicht über 500 Pfund. Sie haben lange, ſchmale Hörner, und ſind von einer weißbraunen und ſchwarzſcheckichten Farbe, ſelten einfarbig.

Man macht Butter und Käſebutter, die man Kirnmilk nennt. Wenn dieſe Käſebutter durch Zuguß heißen Waſſers von der Buttermilch abgeſondert iſt, ſo giebt das übrig bleibende Gemiſch von Molken und Waſſer ein gemeines Getränk

Namens Bland *), welches, wenn es eine Zeit lang geſtanden hat, in eine leichte Gährung geräth und nach Verlauf weniger Monate einen bedeutenden Grad von Klarheit annimmt, und mit ihr einen ſehr ſauern, doch angenehmen Geſchmack. Ein ähnliches Getränk gleiches Namens braucht man auch in Island (3). Auch macht man eine ſäuerliche und ſehr angenehm ſchmeckende Sülzmilch durch Aufguß ſüßer auf ſauere geronnene Milch; welchen Aufguß man mehrere Male wiederholt, indem man die dünnen Molken, welche ſich nach jedem Aufguß angeſetzt haben, abgießt.

Die Shetländer halten, wie die von Orkney, viele kleine Schweine von ſchmuzig weißer, brauner, oder ſchwarzer Farbe. Sie ſind nur 60 bis 100 Pfund ſchwer und geben gemäſtet ſehr gute Schinken und Fleiſch.

Die Schaafe auf Shetland ſind klein, mit kurzem Schwanz und kurzen Hörnern, von allen Farben, weiß, grau, braun, ſchwarz, bunt. Sie laufen faſt wild umher und müſſen den ganzen Winter hindurch bei Sturm und Schnee, ſo gut es geht, für ſich ſelbſt ſorgen. Sie werden jetzt ſehr vernachläſſigt, da ſie in Vergleichung mit der Fiſcherei wenig eintragen.

Die Schaafhunde heißen *R[illegible]dogs*. Eine alte ſhetländiſche Verordnung erklärt: »Keiner ſolle

---

*) Bland heißt Gemiſch von dem isländiſchen und ſchwediſchen Blanda: miſchen.

„Schaafhunde halten, als die von dem Bezirksvogte zugeſtandenen oder angegebenen, mit Beiſtimmung der guten Männer des Kirchſpiels. Ihre Namen müſſen in die Gerichtsbücher eingetragen ſeyn und ſie müſſen für ſie einſtehen.“ Es ward auch verordnet: „daß alle Hunde von dem Untervogt, den Ranſelmen oder andern guten zu dem Kirchſpiel, worin ſie gehalten werden, gehörigen Männern jährlich nachgeſehen werden ſollten, und wenn man bei Jemand, welcher kein Eigenthum in der Schaafheerde hätte, das ihn zur Haltung eines ſolchen Thiers berechtigte, einen Schaafhund fände, ſollte er eine Buße zahlen und der Hund gehängt werden.“ Auch ſollte dahin geſehen werden, daß die Hunde nicht frei herumſtreifen, und was man einen herumlaufenden Hund nannte, werden könnten; wobei ſie natürlich über die Heerden herfahren lernen mußten. Wenn daher die Ranſelmen bei ihrer jährlichen Hundeunterſuchung einige dieſer Freibeuter auffanden, machten ſie die Verordnung geltend, „daß für jeden laufenden Hund ſein Herr 40 Schillinge Buße zahlen und der Hund gehängt werden mußte.“ Doch klagt man, daß dieſe ſtrenge Hundeordnung in neuern Zeiten ſehr nachgelaſſen hat.

Da man die Schaafe vermittelſt der Hunde einfing, ſo war es für die Erhaltung des eigenen Eigenthums nöthig, daß von Einzelnen keine Einfangung vorgenommen wurde. Jeder Eigenthümer hatte ſeine beſondere Marke, woran er ſeine

Schaafe erkennen konnte. Dieſe Marke durfte aber nur mit Genehmigung des Untervogts gebraucht werden, deſſen Obliegenheit es war, in ein öffentliches Verzeichniß eine genaue Beſchreibung aller der Zeichen einzutragen, welche jeder Einzelne anzunehmen wünſchte, um ſeinen beſondern Antheil, den er an der gemeinſamen Schaafheerde hatte, herauskennen zu können. Es war daher eine ſehr zweckmäßige Anordnung, daß das Marken der Schaafe ein öffentlicher Akt ſeyn ſollte, und daß kein Eigenthum ſo angeſprochen werden durfte, als vor den Augen eines ganzen Bezirkes. Die für das Marken der Lämmer beſtimmte Zeit war, wann alle Eigenthümer einer Heerde verſammelt waren, um zu rüen (rue), oder dem Schaafe mit den Händen die Wolle abzuraufen, wenn ſie angefangen hatte ſich von ſelbſt zu löſen. Dies geſchah um die Mitte des Maimonats oder kurz vor Mittſommer. Demnach war ein Geſetz, daß, wo mehrere Eigner in der Heerde waren, Niemand Schaafe rüen oder Lämmer marken durfte, als unter den Augen hinlänglicher Zeugen bei Strafe von 10 Pfund Schottiſch (etwa 10 gute Thaler) für das erſte Vergehen, von dem Doppelten für das Zweite, und bei der dritten Uebertretung als ein Dieb geachtet und beſtraft zu werden. Die Zeit des Markens und Rüens wird immer öffentlich angeſagt, und an dem beſtimmten Tage machen ſich alle Männer eines Bezirks auf und treiben ihre gemeinſame Heerde ohne irgend eine Vorbereitung des Waſchens in ſchlechte Einhegungen, welche Punds oder Crues heißen. Säumt man mit dieſer Eintreibung zu lange, ſo werden die Schaafe ſo wild, daß ſie von Hunden niedergehetzt und gegriffen werden müſſen. Aber wann ſie endlich in die Crues eingefangen ſind, erſcheinen die Beamten (welche vormals der Vogt und die Ranſelmen eines Bezirks waren) als Schiedsrichter aller Händel. Jeder Beſitzer ſucht nun in dem Crue nach ſeinem Eigenthum, welches die Beamten durch ihr Verzeichniß beſtätigen, und ſpricht auch die Lämmer an, die ſein beſonderer Einſatz, den er in der Heerde beſitzt, geworfen hat, damit ſein Recht an denſelben durch eine beſondere Marke an den Ohren geſichert werden möge. Zu gleicher Zeit beginnt das allgemeine Rüen und Jeder rupft ſeine Schaafe ab.

Hieraus geht hervor, daß nach den alten Geſetzen Shetlands kein einzelnes Eigenthum in Schaafheerden insgeheim geltend gemacht werden konnte. Ein Geſetz ſagt ausdrücklich: „Wenn „Jemand einen Schaafhund gebraucht und mit ihm „unbegleitet ſeinen eigenen Schaafen nachläuft, „wenn er eines markt, rüet oder ohne Vorzeigung „der Marke nach Hauſe nimmt, ſoll er für das „erſte Vergehen 4 Engel*), für das zweite 6 Engel bezahlen, und für das dritte als ein gemei-

---

*) Dieſe Engel ſind eine alte Münze, 10 Engl. Schillinge, alſo etwas über einen halben Frd'or an Werth.

„ner Dieb gehalten und geachtet, und demgemäß „beſtraft werden.“ Es iſt auch bekannt, daß die letzte Buße ſogar auf eine erſte Uebertretung geſetzt war, wenn ſie im Dunkel der Nacht begangen war. Wenn auch Jemand ein Schaaf ſchlachtete, ohne die Marke einem Ranſelmen oder anderm guten Mann zu zeigen, ſo hatte er für das erſte Vergehen eine Buße von 10 Pfund nebſt Schadenerſatz zu zahlen, für das zweite 20 Pfund, und für das dritte ſollte er als ein gemeiner Dieb geachtet und geſtraft werden und in aller künftigen Zeit keinen Schaafhund halten dürfen. Es iſt traurig, daß bei dem ungetheilten Zuſtande des Scatholds der heilſame Zweck dieſer guten Geſetze nicht fortwährend aufrecht erhalten iſt. Schirref in ſeiner Ueberſicht des Ackerbaues in Shetland hat bemerkt, daß der Shetländer, welcher den beſten Schaafhund beſitzt, für den größten Schaafeigenthümer in Shetland geachtet wird, und daß Diebe größere Feinde der Schäfereien ſind als weder Futtermangel noch Unmilde des Wetters. Er führt als ein Beiſpiel einige Bewohner Yells (eine der größeren nordöſtlichen Inſeln) an, welche vor vielen Jahren beſonders abgemacht hatten, ſich überhaupt jedem wöchentlich zwei Schaafe zu verſichern. Aber wie kann Einen ein ſolcher Zuſtand von Shetlands Schäfereien groß Wunder nehmen? Die Landwirthſchaft hat ſchon lange unter den zerſtörendſten Bedrückungen geſiecht; die Fiſchereien ſind die einzigen Quellen des Gewinns im Lande geworden: und alſo iſt die Sorge für das einzelne Eigenthum, welches ſich in einer gemeinſamen Schaafheerde befindet, immer mehr hintangeſetzt.

Der Rumpf des ſhetländiſchen Schaafes iſt ſehr klein und ſoll nicht mehr als 30 Pfund wiegen. Das Fleiſch iſt außerordentlich ſüß und darf im Wohlgeſchmack dem ſo geſchätzten beſten wälſchen Hammelfleiſche gleich geſtellt werden. Aber durch die verkehrte Schlauheit der Eigenthümer, welche nur die ſchlechteſten, für die Tafel unbrauchbaren Lämmer als Springſtäre gehen laſſen, ſoll der Stamm der ſhetländiſchen Schaafe lange ſchon in einem Stande der Ausartung ſeyn. Eine eben ſo dumme Schlauheit ſoll nach Schirrefs Erzählung auch zur Verſchlechterung der Wolle wirken. Er erzählt, wenn ein Beſitzer unter ſeinen Lämmern ein vorzüglich feinwollichtes bemerkt, ſo iſt ſeine ganze Sorge, es möge ſich ihm zu einer andern Heerde verlaufen. Daher ſäumt er nicht in dem Thiere jeden Trieb zu unterdrücken, wodurch es zur Springzeit verlockt werden könnte den Schaafen nachzulaufen.

Die Wolle iſt kurz, doch ſehr fein. Nach dem Belaufe der Zehnten, welche ſchon im vierzehnten Jahrhundert in dieſer Waare dem Pabſte entrichtet wurden, hat man angenommen, daß in ältern Zeiten die Schaafzucht in dieſem Lande viel anſehnlicher geweſen iſt als gegenwärtig. Ihre

Wolle, welche zu dem groben Tuche Namens Wadmel verarbeitet ward, gab dieſer alten Kolonie Norwegens das Mittel, die Abgabe zu bezahlen, welche unter dem Namen Schatz dem König von Dänemark entrichtet ward. Doch kam die Verfertigung dieſes Zeuges Jahrhunderte lang in Abnahme. Indeſſen jetzt macht man für den einheimiſchen Gebrauch wieder eine bedeutende Menge Tuch.

Am meiſten indeſſen wird die ſhetländiſche Wolle heutiges Tages gebraucht, Strümpfe und Handſchuhe daraus zu ſtricken. Dieſe Fließe, welche vorzüglich ſanft ſind, hat man zu ſo feinen Strümpfen verarbeitet, daß ihrer wirklich ſo hoch als 40 Schillinge das Paar verkauft ſind; ſolche, die eine halbe Guinee oder 15 Schill. werth ſind, giebt es manche. Der Preis der gewöhnlichen Art iſt indeſſen an 3 oder 4 Schillinge; doch werden auch ſo grobe gemacht, daß ſie nicht mehr als 5 oder 6 Pence koſten. Als die Hamburger, welche die Kabeljaufiſcherei aufgemuntert hatten, Shetland nicht mehr beſuchten, war die Strumpfmanufaktur für den Bedarf holländiſcher Matroſen, welche jährlich im Breſſay-Sunde ankerten, ſo beträchtlich, daß ſie dem Shetländer beinahe die Hülfsmittel gab, gegen die ihn überlaſtenden zahlloſen Feudalbedrückungen ſo zu kämpfen, daß er ſeine Bergung hatte. Aber als die niederländiſche Fiſcherei hingeſchwunden war, ward das Landvolk ſo unſelig arm, daß, wenn die Landherren in der Betreibung der Kabeljaufiſcherei nun nicht auf die Hamburger gefolgt wären, das Land beinahe zu einer vollſtändigen Wüſte hätte werden müſſen.

Die geſtrickte Kopfbedeckung, welche der Hausvater trägt, iſt auch ein Gegenſtand der ſhetländiſchen Manufakturen. Ihre Geſtalt gleicht einer ungewöhnlichen doppelten Nachtmütze, mit dem Unterſchiede, daß an ihrer Spitze ein ſchmaler Quaſt ſo weit den Rücken herunter hängt, daß ſie in dieſer Hinſicht einer deutſchen Huſarenmütze ähnelt. Die bunten und fantaſtiſchen Farben, welche ſie zeigt, werden aus einheimiſchen Stoffen, aus mehrerlei Mooſen, erzeugt, deren Einſammlung vormals von großer Wichtigkeit war, beſonders als die Wadmelsmanufaktur ein Hauptgeſchäft im Lande war. Der lichen tartareus giebt einen lit*) oder eine Farbe, die unter dem Namen Korkelit vormals ein Handelszweig war. Er wird nach einem Regen von den Felſen gekratzt, in Staub zermalmt, liegt lange mit alter Küchenlauge begoſſen und eingeweicht und zu Kugeln von anderthalb Pfund Gewicht geknetet, welche man trocknen und ſich härten läßt. Er giebt den Zeuchen eine röthliche Purpurfarbe.

---

*) *Lit* das Geſicht (isländ.) *lita* färben (einem Anſehen geben) *lite* Geſichtsfarbe. Auch in Südſchottland heißt *lit* färben. Unſer laſſen locken: ein Anſehen, eine Farbe haben, gehört als verwandt wohl hierher.

Der lichen saxatilis, nach der Landesweiſe alter Mann genannt, giebt, faſt auf ähnliche Weiſe behandelt, eine gelbliche oder röthlich braune Farbe. Der lichen parietinus, von den Shetländern Seriota genannt, färbt Zeuch orangefarbig. Auch wird der lichen omphaloides gelegentlich gebraucht und färbt bräunlich oder braunröthlich. Gelb wird mit dem Safte mehrerer Pflanzen gefärbt. Ein gutes Schwarz zieht man aus mit Sumpfeiſen geſchwängerter Erde.

Eine andere Art Wollenzeuch war das unter dem Namen Kiverins gehende Zeuch, welches zu allerlei Decken, von der Satteldecke bis zur Bettdecke in der Bauerhütte, meiſtens grob gewirkt und oft mit allerlei bunten Zierrathen und Brämen von andern Stoffen benäht oder durchgenäht wird.

Aus den Schaaffellen macht man eine Art Ueberrock, welchen die Fiſcher über ihre andern Kleider ziehen. Zum Gerben braucht man ſchon lange die Rothwurzel, eine Art Tormentill (Tormentilla erecta).

Dieſe Ausführlichkeit verdiente das Schaaf, welches einſt dem Shetländer eben ſo viel war, als das ſeinige noch immer dem Isländer iſt, und als dem Kirgiſen und Kalmücken ſein Pferd und dem Beduinen ſein Kameel. Wir führen in den Anmerkungen einiges Hiehergehörige aus dem isländiſchen Geſetzbuche an (4).

Wildpret und wilde reißende Thiere fehlen in dieſem waldloſen und für ſie ſchirmloſen Lande.

Der Hühnerhof in Shetland iſt noch immer reichlich verſehen, obgleich die Falkenabgabe nicht mehr wie weiland in natura (in kind) verlangt wird. Denn nachdem Shetland an Schottland gekommen war, kam der königliche Hoffalkner jährlich, Falken für den Gebrauch des Königs zu ſammeln; und für die Fütterung dieſer Vögel ward unter dem Namen Falkenhühner von jedem Hauſe oder Rauch, wie man es nannte, ein gefiederter Beitrag eingefordert. Indeſſen ſolche Rauchhühner ſind als eine Abgabe von hörigen und abhängigen Leuten auch in ſolchen Ländern, wo man von königlicher oder fürſtlicher Falkenjagd Nichts wußte, ſehr häufig gegeben worden.

Faſt die einzige Jagd und der einzige ergiebige Fang, die man hierlandes machen kann, beſchränkt ſich auf die Seevögel, die auf den Inſeln und um die Küſten zahlreich herumfliegen und brüten. Beſonders werden auf den einzelnen unbewohnten Klippeninſeln und in den ſchroffen Uferklippen einzelner großer Inſeln viele Eier, junge Vögel und Federn geſammelt. Beſonders reiche Beute giebt in dieſer Hinſicht die hohe und ſchöne Inſel Foula. Dort wimmelt es von einer Unendlichkeit von Seevögeln, die in den Uferklippen hauſen. Die Beute an Federn, Eiern und Vögeln wird auf die bekannte halsbrechende und zwiſchen Himmel und Erde ſchwebende Weiſe durch Klettern an Stricken gewonnen. Von dem zahlloſen Gewimmel des Gevögels hat dieſe Inſel offenbar ihren Namen*). Vormals ſoll ſie Uttrie**) geheißen haben, vielleicht weil ſie bei der Menge ihrer Seeen, Teiche und Lachen ſehr reich an Seeottern war. Wir haben oben gehört, wie Viele gemeint haben, dieſes Foula ſey die Thule, welche Agrikola von Orkney geſehen, da man bei hellem Wetter von Papa Weſtray aus das hoch liegende Eiland oft erblickt.

Von den traulichen Seehunden, die hier mit den Menſchen oft faſt zu vertraulich geweſen ſeyn ſollen, von den Ottern und ihren Pelzen und von den mancherlei Fiſchen ſtehe hier Nichts, da ſie weiter unten als die größte und wichtigſte Ernte der Inſeln genannt werden müſſen.

Denkmäler und Trümmer der Vergangenheit. Auch auf dieſen Inſeln wie in

---

*) *Foula* die Vogelinſel: Foulay, Fuloy, Fuglö. Das isländ. und däniſche Wort Fugl wird nämlich mit Verſchleiſung des g Fül ausgeſprochen. Wir haben die berühmte Familie von Pfuel, welche aus Jütland ſtammt und einen Vogel im Wappen führt; ſie hat ſich freilich das rauhe Pf zugelegt.

**) *Uttrie:* Uttrey, Otterinſel. Die Otter heißt däniſch Odder, ſchwediſch Utter.

denen von Orkney hat es eine Unendlichkeit von Trümmern und Reſten der Vorzeit und der Vergangenheit, Grabhügel, Thingſtellen, Bakenberge oder Wards, wo weiland Thürme ſtanden, um auf die feindlichen Segel zu lugen, und manche andere Steinhaufen und altes zuſammengerolltes Gemäuer, worum die Erinnerung wehmüthig ſchwebt, worum die Phantaſie des Volks manche ſchauerliche Fabel webt, wovon aber bei den Jetztlebenden alle Deutung und Bedeutung verloren iſt. Vielen dieſer Thürme ſieht man an, daß ſie zum Schutz und Schirm gegen plötzliche Ueberfälle beſtimmt waren. So ſteht z. B. auf dem Inſelchen Mouſa ein Thurm, 42 Fuß hoch, deſſen Mauern an 5 Schuh Dicke haben. Seine Beſtimmung war ſichtbarlich, wie man ſie auch aus den Reſten mancher andern ähnlichen Thürme erſieht, Menſchen und Güter bei feindlichen Einfällen dahin zu flüchten und zu ſchirmen. Bei näherer Unterſuchung ſeines Innern ſieht man, es gab manche verſteckte Gemächer und Gewölbe darin. Auch findet man faſt bei jedem Schritt Spuren von verfallenen kleinen Kapellen und Kirchen. Deren ſcheint in dem alten Hialltland eine unendliche Menge geweſen zu ſeyn. Das Kirchſpiel Yell z. B. hatte 20 Kapellen, wo jetzt nur noch zwei bis drei gebraucht werden. Wahrſcheinlich ſind ſie in der frommen Vorzeit von einzelnen reichen Odalern geſtiftet und gebaut. Sie waren der heiligen Jungfrau und den

Heiligen Oloff Magnus, Laurentius, Genoveva, Johannes und Paulus u. ſ. w. geweiht. Die meiſten gingen durch die Reformation ein und wurden zum Theil verlaſſen und geplündert, zum Theil auch ſchon im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert zerſtört. Aber das Hauptverderben kam über viele, die bis dahin noch Dächer, Fenſter und Thüren gehabt hatten, vorzüglich im ſpaniſchen Erbfolgekriege. Damals landeten die franzöſiſchen Korſaren ſehr häufig auf dieſen Inſeln und hieben die Dächer und Thüren und anderes Holzwerk in den verlaſſenen Kapellen nieder, um ihre Schiffe mit Brennholz zu verſorgen.

Die noch ſtehenden Kirchen auf Shetland ſind niedrig und aus mächtigen Steinen maſſiv gebaut, beide zur Sicherheit gegen die Wuth der Stürme und weil es an Bauholz fehlt, hohe Dächer und Thurmſtockwerke aufzuführen.

Der unter den Heiligen eben genannte Magnus war der erſte chriſtliche Heilige von Orkney und Shetland. Er lebte im dreizehnten Jahrhundert und regierte in Gemeinſchaft mit ſeinem Vetter Hakon als Jarl über die Inſeln. Ein milder Friedensfürſt, ein Melchiſedek, eines Throns im tauſendjährigen Reiche würdig, weil er ſich weigerte gegen Männer zu fechten, die ihn nicht beleidigt hatten. Man lieſt in der Orkneyinga Saga, wie er auf die greulichſte und treuloſeſte Weiſe von Hakon, ſeinem Mitregierer hingerichtet ward. Der Pabſt ſprach ihn heilig, eine große Kirche ward ihm zu Kirkwall geweiht, Tauſende beſuchten ſein Grab, von wannen ſie Stärkung und Heilung mitnahmen.

Man ſieht hier aber nicht allein Trümmer und Spuren alter Schanzen, Wälle, Feſten und Thingſtellen, ſondern auch manche theils noch erhaltene, theils verfallene Wohnungen von Familien, welche weiland im Reichthum und Wohlſtand waren, und verarmt, ausgeſtorben oder anderswohin gezogen ſind. Die einſame und erhabene Wehmuth der hier heimiſchen Natur ſcheint in dieſen unter ſo vielen Reſten der irdiſchen Vergänglichkeit häufig die beſondere Sehnſucht erregt zu haben, die Erinnerung ihres Daſeyns und Wirkens lange zu erhalten. Daher findet man in Shetland ſo häufig Inſchriften und Sinnſprüche beide an noch ſtehenden und verfallenen Gebäuden. Eine ſolche lieſt man auf dem Eingangsthore zu den Ruinen des verfallenen Schloſſes Mouneß an der Südoſtſpitze von Unſt (nordöſtlichſte Inſel von Shetland), welches Lorenz Bruce, ein Halbbruder des Grafen von Orkney, Robert Stewart, gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts erbaute.

Die Inſchrift heißt:

„List ze to knaw, this building qhua began,
„Lawrence de Bruce he was the worthy man,

„Quha arneslie his ayris and afspring prayis
„To help and not to hurt his work alwayis.“

„Wünſcht ihr zu wiſſen, wer dieſen Bau begann,
„Lorenz de Bruce es war der werthe Mann.
„Er bittet ernſtlich ſeine Enkel und Erben,
„Dies Werk zu ſchirmen ſtets, nicht zu verderben.“

Dieſes Schloß iſt lange verfallen und in andere Hände übergegangen; doch leben bis auf den heutigen Tag angeſehene Familien dieſes Namens und dieſer Abkunft in Shetland.

Der Ackerbau und dahin Gehöriges. Shetland enthält (nach der bekannten Rechnung und Anſchlagung der Grundſtücke) etwa 13,000 bis 14,000 Mark Land, eine Summe, welche ſchon vor Jahrhunderten ſcheint beſtanden zu haben, ſo wie der Inhalt der Güter ſeit ſo langer Zeit ungefähr immer derſelbe ſcheint geblieben zu ſeyn.

Das geackerte Land wird mehr mit dem Spaten gegraben als mit Ochſen gepflügt. Wo dieſe gebraucht werden, ſieht man gewöhnlich vier Ochſen vor einen Pflug geſpannt. Die kleinen Pferdchen oder Shelties tragen den Dung in Körben, — Karren ſind hier faſt gar nicht — die man ihnen überhängt, auf die Felder. Den Dung gewinnt man aus Haidekraut, das man den Kühen unterſtreut, aus Seegras, aus Erde, die man weggräbt oder plagget, wo man oben unter dem Raſen gute zu finden meint, und aus trockenem zergangenem Schlamm, was man Duffmould *) nennt.

Es iſt gewöhnlich, das Land in Binnenfeld und Außenfeld (Infield and Outfield: Binnen- und Außenſchläge, wie man es in Nordteutſchland nennt) zu theilen, eine Benennung, welche wahrſcheinlich durch ſchottiſche Anſiedler eingeführt iſt. In den meiſten ſchottiſchen Landſchaften braucht man das abgelegene Außenland ſo, daß es abwechſelnd bebaut, und dann wieder zu Dreſch (Grünweide) gelegt wird, ohne den geringſten Dung zu empfangen, außer etwa zuweilen von dem in Hürden darauf liegenden Rindvieh. Daſſelbe kann man von mehreren nördlichen Landſchaften Schwedens ſagen. Aber des Shetländers Außenfeld, welches oft moosbewachſen und ſelten recht ausgetrocknet iſt, hat ſeit lange alljährlich einen Theil Dung empfangen. Das Land wird leicht geeggt, und dann am Ende des Märzes und im Anfange des Aprils mit ſchwarzem Hafer beſäet. Das nächſte Jahr liegt das Außenfeld brach, aber nur das eine Jahr. Zuweilen wird das Land zwei Jahre hinter einander bebaut und liegt zwei Jahre brach. In Schottland bleibt das dem Hauſe nahe liegende Land mehrere Jahre unter

---

*) Mould iſt, was in den verſchiedenen Dialekten modd, mudde, mude heißt: ſchlammichte, faule Erde. Duff iſt döf, dof, taub. Alſo Duffmould: *todte, verfaulte Erde.*

dem Pfluge, und empfängt unter dem Namen Binnenland allen mit Erde gemiſchten Dung, welchen das Gütchen giebt. So werden auch in Shetland manche Koppeln (inclosures) nahe am Hauſe alljährlich gedüngt und ſeit mehr als einem halben Jahrhundert gegen Ende Aprils mit Gerſte und Hafer beſäet, ohne jemals brach gelegen oder eine andere Art Getraide hervorgebracht zu haben Aber die Shetländer haben es vielen Schotten darin nicht nachgethan, daß ſie keinem Lande Dung geben als dem, was eigentlich Binnenland iſt.

Im Jahr 1730 wurden Kartoffeln zuerſt in Shetland eingeführt, und es ward nun üblich, von dem Binnenlande jedes zweite Jahr eine Ernte dieſes Gewächſes zu nehmen; und jetzt wechſelt man häufig mit dem Anbau von Hafer, Kartoffeln und Gerſte. In den letzten Jahren hat man viel weniger Kohl gebaut, da die Kartoffeln angefangen haben ihn als Nahrung zu verdrängen. - Vielleicht mag die in Shetland neu geſtiftete Ackerbaugeſellſchaft auch mit der Zeit ein ganz neues Wirthſchaftsſyſtem einführen. Die Aufmerkſamkeit der angeſehenern Beſitzer im Lande iſt löblicherweiſe auf eine Theilung der Gemeinheiten gerichtet als auf die Grundlage aller Verbeſſerungen im Ackerbau. Aber zu gleicher Zeit verſprechen die Preiſe, welche man auf den Anbau der Steckrüben, auf die Urbarmachung wüſten Landes, auf die Verbeſſerung des Viehes und den Anbau künſtlicher Gräſer und Futterkräuter ausgeſetzt hat, für das Land die wohlthätigſten Folgen. Die Steckrüben oder turnips gedeihen hier eben ſo vortrefflich, als in den Orkneys, ſo wie auch die große ſchwediſche Rübe.

Einer der größten Nachtheile des Ackerbaues iſt der elendige Zuſtand der Befriedigungen. Und doch ſind von Alters her für den Schutz der zum Anbau beſtimmten Koppeln *) Geſetze da geweſen, welche durch zweckmäßige Strafen in Achtung erhalten wurden. Alle dieſe Anordnungen, welche gewiß ſehr geachtet wurden, als der Ackerbau weniger in den Händen armer abhängiger Lehnbauern und Pachter war, werden nun ſehr vernachläſſigt und über und durch die unvollkommenen Gräben und Wälle aus Raſen und Steinen finden Pferde, Schweine und Schaafe leicht ihren Weg.

Sein fehlendes Getraide zieht Shetland aus Schottland; hat es zuweilen auch aus den Orkneys gezogen. Die Ernten mißlingen hier gar zu häufig durch frühen Froſt; beſonders können kalte Septemberwinde aus dem Norden und Nordweſten ſie oft in Einer Nacht zerſtören. Im Jahr 1782 und in den vier folgenden Jahren mißrieth die Ernte durchaus. Dies und das Verrecken des

---

*) Der rechte Name für die ſhetländiſchen Ackerſtücke, da ſie durch Gräben oder Stein- und Erdwälle von den Scatholds oder Weideräumen alle geſchieden ſind.

Rindviehs und der Schaafe machte das Land faſt zu einer Wüſte. Vieles von dem übrig bleibenden Vieh ward verkauft, um Korn zu kaufen. In der That ſo unbeſtändig und unzuverläſſig iſt das hieſige Klima, daß, ſtatt daß die Ernte um die Mitte des Septembers eingebracht ſeyn ſollte, ſie oft vor dem Ende des Octobers, ja ſogar des Novembers nicht vollendet iſt. Das Korn wird dann mit einer ſehr kleinen Sichel geſchnitten, die Garben werden in kleinen Mandeln bis ſie trocken ſind, aufgeſetzt, in den Kornhof gefahren, in großen Haufen aufgebaut, gelegentlich in die Scheune gebracht, mit einem Flegel gedroſchen, geworfelt und auf Oefen getrocknet.

In ſchlechten Jahren, wo das Korn ſehr theuer iſt, müſſen die Shetländer ſich faſt ganz mit Fiſchen behelfen.

Die beſten Weiden findet man auf Kalkſteinboden. Wilder, rother und weißer Klee nebſt Ryegras und der wilden Wicke wächſt in vielen Gegenden Shetlands von ſelbſt. Im Auguſt nach Beendigung der Kabeljaufiſcherei ſchneiden ſie Haide mit andern Bergpflanzen gemiſcht für Winterfutter. Auch mäht man dann Gras mit einer kleinen Sichel, läßt es trocknen und ſetzt es in Haufen.

Man hat hier um die vielen Seeen und Teiche und in manchen Thälern vortreffliche grüne Wieſen und Anger. Beſonders haben viele kleine Holme herrliches und nahrhaftes Gras, und man bedient ſich ihrer als Fettweiden, und bringt Rinder und Schaafe dahin. Solche Fettauen nennt man auch wohl Feideland. So heißt unter andern eine lange ſchmale Halbinſel grünen Landes, welche im nördlichſten Shetland, in Northmavine weit ins Meer ausſpringt. Dieſer Name (er bedeutet fettes Land) iſt ächt ſkandinaviſchen Urſprungs. Man lieſt in Debes Beſchreibung der Färöer, daß man daſelbſt die Auen, welche ſo reichliches und ſaftiges Gras tragen, daß Ochſen beide im Winter und Sommer darauf fett wurden, Feidelands nennt, und als etwas Merkwürdiges ſetzt er hinzu, daß, wo auf jenen Inſeln Feidelands ſind, ſie immer gegen Nordoſten und Norden auslaufen.

Fiſchfang, Manufakturen, Handel. Der Haupterwerbzweig der Einwohner ſind Fiſche, welche die Seeen Shetlands in großem Ueberfluß liefern. In frühern Zeiten hatte jede Wohnung ein Skeo neben ſich, oder ein luftiges Dörrhaus, worin die nahe am Ufer gefangenen und zum Verkaufe beſtimmten Kabeljaue unter dem Namen Stockfiſche ungeſalzen aufgehängt wurden, damit die durch die Löcher ziehenden Winde ſie trockneten. Dieſe Skeos verfallen jetzt und werden nicht mehr gebraucht. Auch das ſogenannte Vivba oder ungeſalzenes Schaaffleiſch, das ſie aufhängten, bis es gedörrt und getrocknet war, kennt man nicht mehr. Sie haben übrigens eine Vorliebe für angegangene und halbfaule Fiſche, die ſie sour fish oder souked fish nennen.

Die Skees ſind kleine viereckichte Steingebäude mit Löchern an den Seiten und den Dächern, worin, wie in Höhlen, worin das Meer zur Fluthzeit eindringt, die Shetländer Fleiſch und Fiſche zum Trocknen aufhängten. Sie ſind den von Henderſon erwähnten Hiallar auf Island ganz gleich, welche auch winddurchblaſen ſind, und worin der Isländer ſeine ſogenannten Hangfiſche trocknet.

Aber die Sillocks *), von welchen jede Bucht wimmelt, füllen immer zu jeder Jahreszeit des Shetländers Fiſchkorb mit einem Gericht, während der Kabeljaufang ihm die Mittel giebt, Mehl aus Schottland zu kaufen, um den Ausfall ſeiner Ernten zu decken, welche Herbſtſtürme in einer einzigen Nacht zerſtören können. Die Hülfsquellen, woraus der Shetländer ſeinen Vortheil zieht, ſind in der That nirgends klarer und glücklicher ausgeſprochen, als in den Geſundheiten, die er in ſeinen fröhlichen Stunden ausbringt, von welchen die beliebteſte iſt: Death to da head, that wear na hair! d. h. Tod dem Kopfe, der kein Haar trägt! (dem Fiſche.). Etwa vor 60 Jahren war es auch Brauch, wann ſich um die Mittſommerszeit ein Häuflein verſammelte und zur Zeit der Kabeljaufiſcherei ein Gaſtmahl anſtellte, daß dann die vornehmſte Perſon des Feſtes ihren

---

*) Der Kohlenfiſch oder Gadus carbonarius in ſeinem erſten Jahre, wann er noch klein iſt.

Genoſſen auf folgende Weiſe zuſprach: „Männer „und Brüder, laßt uns eine Geſundheit ausbringen! Hier iſt erſt zum Preiſe Gottes und auf das „Heil unſerer eigenen armen Seelen! unſerm werthen Landherrn! unſerer geliebten Hausmutter! „Geſundheit dem Menſchen, Tod dem Fiſche und „gutes Wachsthum der Erde!“ „Here's first ta da „glory o' God and da guid o' wir ain puir sauls, „wir wordy landmeister an wir lovin meatmither! „helt ta men! death ta fish! and guid growth i' „da ground!“

Zu Anfange Auguſts, wo durch die ſchon größere Länge der Nächte und den reißenden Ungeſtüm der Fluthen oft die Netze verloren gehen, war die Geſundheit: „Helt ta men, death ta fish „and detriment ta na man!“ „Geſundheit den „Menſchen! Tod den Fiſchen! und Niemand kein „Schade!“

Die von den Holländern geführte Heringfiſcherei bei Shetland war in früheren Zeit ein Unternehmen von der größten Wichtigkeit für ſie. Gegen den Schluß des funfzehnten Jahrhunderts bewog der Vortheil, den ſie daraus zogen, auch die Schotten ſich darauf zu legen; aber das Vorhaben kam nicht zur Ausführung. Im Jahr 1633 wurden 1500 holländiſche Heringsbuyſen, jede von 80 Tonnen Laſt, an dieſer Küſte gebraucht, nebſt 20 bewaffneten Schiffen, jedes von 30 Kanonen, und einer Flotte von etwa 400 Doggerböten*). jedes von 60 Tonnen Laſt. Ja es vergingen nicht viele Jahre in jenem Jahrhundert, bis die Shetland beſuchenden Buyſen auf 2200 ſtiegen. Kriege und andere Urſachen indeſſen machten, daß eine Verminderung eintrat, und am Schluſſe des 16ten Jahrhunderts beſuchten blos 500 bis 600 Buyſen das Land. Im Jahr 1702 verbrannten die Franzoſen 150 dieſer Schiffe im Breſſay-Sunde und mehrere Jahre darauf erſchienen nicht mehr als 300 bis 400. Im Jahr 1774 belief die Zahl der holländiſchen Heringsſchiffe ſich blos auf 200, aber es waren zu gleicher Zeit noch eben ſo viele da, die den Dänen, Preußen, Franzoſen und Flamländern gehörten; auch die Engländer hatten dort 2 Schiffe und die Schotten 1. Die holländiſche Küſtenfiſcherei bei Shetland hat ſich ſeitdem fortwährend vermindert, iſt oft unterbrochen worden, und verdient jetzt kaum den Namen.

Die bei der Heringsfiſcherei gebrauchten Buyſen ſegelten um den 10. oder 15. Junius von Holland ab, und raſteten dann wo möglich einige Tage im Breſſay-Sund, bis Alles beiſammen war. Die zu ihnen gehörigen Doggers, auch Jaggers**) genannt, waren Geſchwindſegler, beſtimmt mit den erſten gefangenen Heringen nach Hauſe zu laufen. Es waren auch einige bewaffnete Schiffe, Namens Convoyers, mit der Flotte ausgeſchickt, welche, außer daß ſie auch zu Krankenſchiffen brauchbar waren, überzählige Mannſchaft, Zimmerleute und alles mögliche Fiſchereigeräth mit ſich führten, um den Buyſen im Fall von Verluſten und Zufällen beiſpringen zu können.

---

*) Dogge holländiſch: eine große Slup.

**) Offenbar ein verdorbenes Matroſenwort; ſolche Geſchwindſegler heißen gewöhnlich Jachten. Aber der eigentliche holländiſche Name dieſer beſondern Art iſt Harinckjagers, ſo wie die in Shetland ſegenannten Buyſen bei ihm Härinckbuysen heißen.

Während der Zeit, daß die holländiſchen Buyſen im Breſſay-Sund lagen, gewann der Shetländer durch kleinen Handel mit ihnen oft ſo viel, daß er ſeine Familie faſt durchjahren konnte; und daher wurden in Erwartung der jährlichen Meſſe, die dann zu Lerwick gehalten ward, eine Menge Strümpfe, Handſchuhe, Nachtmützen und rauche wollene Decken vorher verfertigt. Zu gleicher Zeit ward den Bootsleuten reichliche Beſchäftigung gegeben: denn da keine der Heringbuyſen Böte mitbrachte, ſo ward jede, wann ſie im Sunde lag, von einer Jölle bedient. Die Menge des von den Holländern begehrten friſchen Fleiſches war ſo groß, daß während dieſer Fangzeit die Lebensmittel drei Mal ſo theuer waren als in Orkney. Da hörte man aus dem Munde der Shetländer ſo viele däniſche und norwegiſche Worte, als ſie eben beim Handel gebrauchten; das Holländiſche aber ſprachen ſie mit großer Geläufigkeit. Ein Scathold (Weide) hinter der Stadt wimmelte von Pferden, die um einen holländiſchen Stüver die engliſche Meile vermiethet wurden: denn die Aerzte ſchrieben denen, welche lange auf den Schiffen eingeſperrt geſeſſen hatten, das Reiten als eine ſehr nützliche Uebung vor.

Im Jahr 1750 richtete die britiſche Regierung zuerſt ihre Aufmerkſamkeit auf die Heringfiſcherei, und eine in demſelben Jahre zuſammentretende Geſellſchaft, The free British white Herring Company genannt, rüſtete Schiffe aus, welche die ſhetländiſchen Küſten beſuchten. Sie wurden von der britiſchen Regierung durch Begünſtigungen und Belohnungen ſo ſchwach ermuntert, daß die 20 Buyſen, die ſie Anfangs beſaßen, allmählig auf 8 herunterkamen. Auf dieſer Zahl ſtanden ſie ſchon mehrere Jahre, und das Unternehmen ward nach dem Verluſt einer halben Mill. Sterl. einſtweilen aufgegeben. Jüngſt iſt die Heringfiſcherei Britanniens unter weit größerer Aufmunterung wieder belebt worden, aber wird im Allgemeinen an weit ſüdlicheren Küſten des Reichs als Shetlands getrieben. Zwei oder drei Schiffe etwa ſind von Lerwick dafür ausgerüſtet, aber die Heringfiſcherei iſt keinesweges eine Lieblingsbeſchäftigung des Landes. Die Shetländer ſehen ſie als zu waglich an, und halten ſie über ihren Erreich, weil ſie an Schiffen, Netzen, Kaſſe und Salz ein größeres Kapital verlange, als ſie aufbringen können.

Auf dem ſchmalen Landrücken Brae, welcher Buſta Voe *) von Soulam Voe ſcheidet, wurden vor Alters die Buden der fremden Kaufleute aufgeſchlagen, wann ſie mit den Einwohnern den Kabeljauhandel trieben. Dieſe Lage war ſo ziemlich im Mittelpunkte Shetlands, hatte leichte Verbindung mit den nördlichen Inſeln, und durch eine blos hundert Ruthen breite Landzunge, Namens Mavins Grind, auch mit dem großen Halbinſelbezirk Northmavines. Vom 1. Mai bis 1. Auguſt alten Styls kamen mit Tauſchgütern befrachtete Schiffe beſtändig an von Hamburg, Lübeck, Bremen, Dänemark und in ſpäterer Zeit von Schottland und England. Die Kaufleute erhielten bei ihrer Landung entweder ſchon gebaute Buden oder das Recht ſie auf irgend einem bequemen Punkte aufzurichten, wofür ſie den Grundbeſitzern Shetlands einen ſehr übertriebenen Preis zahlten. Dann füllten ſie dieſe Gebäude mit einer Menge Tauſch- und Verkaufartikeln, z. B. Haken, Seile, Heringnetze verſchiedene Gattungen, Korn und Mehl, einer Art Weizenbrod, Kringel genannt, Salz, Früchte aller Art, Meth, Starkbier, verſchiedene Arten gebrannte Waſſer, beſonders Kornbranntwein, grobes Seegeltuch nebſt feinen Linnen, Muſſelinen und andern Waaren. Zu derſelben Zeit mach-

---

*) Voe: eine ſchmale Seebucht oder Wik, welche tief ins Land hinein läuft.

ten die Shetländer ihre Jöllen fertig, welche damals ſo ſchmal waren, daß keine mehr als drei oder vier Mann faßte, und legten ihre Netze auf Kabeljau und Dorſch in den Friths *) oder in der Entfernung von einer bis anderthalb Meilen vom Lande aus. Gewöhnlich brachten ſie dann dieſe Fiſche friſch aus dem Waſſer zum Tauſch vor die Thüren der Buden, obgleich ſie zuweilen unter dem Namen Stockfiſch vorher in den Skeos getrocknet waren. Andere Artikel, die man den Fremden überließ, waren Strümpfe, Wadmel, Pferde, Kühe, Schaafe, Seehundsfelle, Otterfelle und Fiſchthran. Auch in andern Gegenden des Landes, vorzüglich zu Unſt, Yell, Sumburgh und Hillswick **) wurden Buden aufgeſchlagen. Aber als im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verſchiedene Parlamentsakten durchgingen, welche die Einfuhr fremden Salzes in andern als engliſchen Schiffen verboten, und durch Begünſtigungen die Ausfuhr von daheim geſalzenen Fiſchen ermunterten, überließen die Fremden den Shetländern allmählig die Kabeljaufiſcherei auf ihre eigene Hand, welche ſie nun, da die Fremden ausblieben, allerdings aus Noth trieben und in die Stelle jener Fremden treten mußten.

---

*) Friths, Firths größere ins Land hinein laufende Meerbuſen.

**) Die erſten beiden ſind Inſeln, die beiden andern Orte auf dem Hauptlande.

Jetzt ward die Kabeljaufiſcherei zum Theil ſehr im Großen betrieben und zwar meiſtens von den Lehnbauern der Landherren. Dieſe Verpflichtung derſelben gegen ihre Herren hat ſich einige Zeit vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gemacht. Als die fremden Kaufleute, welche die ſhetländiſche Kabeljaufiſcherei beinahe zwei Jahrhunderte betrieben hatten, in Folge der von Großbritanien bewilligten Vergünſtigungen für die Ausfuhr von Fiſchen dieſe Küſten nicht mehr beſuchten, erſchienen zunächſt gelegentlich entſtandene Geſellſchaften ſchottiſcher und engliſcher Kaufleute. Aber die Hauptnachfolger der Fremden waren die Landherren (landlords, die größeren Gutsbeſitzer) ſelbſt, welche Kabeljau einſalzten und ausführten, vorzüglich in der Abſicht, ihren Lehnbauern die einzigen möglichen Mittel zur Entrichtung ihrer Abgaben zu verſchaffen. Sie waren indeſſen nicht lange mit dieſem neuen Gewerbe beſchäftigt geweſen, als die fremden Märkte zu Hamburg und Bremen aus einer unerklärlichen Urſache zu verſagen anfingen; und die eifrigſten Handelsbemühungen der Landherren konnten die Noth der Bauerſchaft nicht abwehren, welche zu der jammervollſten Armuth herabſank. Daraus entſprang, als nach Verlauf einiger Jahre vermittelſt einer Greenock- und London-Compagnie, verbunden mit dem Reize einer reichlichern, von der britiſchen Regierung bewilligten Vergünſtigung, auf eine Erneuerung der Kabeljauausfuhr gedacht ward und man zu dem Ende die Märkte Portugals, Barcellona's und Alicante's zuerſt verſuchen wollte, ein neues Hinderniß: die Lehnbauern waren durch ihre erlittenen Drangſale nicht im Stande, die zu der Fiſcherei nöthigen Böte und Netze zu kaufen, und wenn der Landlord zu dem Zwecke nicht hinlängliche Summen vorſchoß, mußte der Verſuch mißlingen dieſe Fiſcherei zu erneuen. Unter ſolchen neuen Verhältniſſen ward denn eine Bedingung ſehr merkwürdiger Art in die Lehnpachtverträge eingeführt. Der arme abhängige Mann war für die zur Kabeljaufiſcherei nöthigen Böte und Netze bei ſeinem Landherrn in Schuld und mußte ſich alſo die verlangte Verpflichtung gefallen laſſen, daß alle während der üblichen Fangzeit von ihm gefangenen Fiſche demſelben zu einem feſtgeſetzten Preiſe verkauft werden mußten. Dieſes Verhältniß zwiſchen den Landherren und ihren Pachtern und Lehnbauern (5) iſt ſeither immer im Lande beſtanden. Auf dieſe Weiſe iſt alſo die Noth der armen Leute hier auch benutzt worden, ihnen ſogar die Ernte des Meeres unfrei zu machen. Dies iſt indeß allenthalben der natürliche Lauf der Dinge, daß der vermögendere Mann Umſtände und Verhältniſſe benutzt, die ärmere Klaſſe von ſich abhängig zu machen und für ſeine Vortheile zu gebrauchen. Schlimm freilich, wenn dergleichen nicht blos ein zeitliches, auf einige Jahre dauerndes Verhältniß wird, ſondern durch die Uebung mancher Jahre geſetzlichen Brauch und gleichſam geſetzliches Recht erhält. Denn wenn die Landherren gelernt haben, ſolche Abhängigkeit in Hinſicht des großen Fiſchfanges in ihre Pachtverträge einzuführen, ſo iſt leider wieder der Joſeph in Aegyptenland da.

Im Norden des Kirchſpiels von Northmavine laufen die niedrigen Hügelreihen, worin das Meer tiefe Spalten und Höhlen gegraben hat, in eine lange zerriſſene Küſte aus, von wo eine lange ſchmale Halbinſel des ſchönſten grünen Landes weit und ſpitz in die Nordſee hineinläuft, von ſeinem fetten Grün das Feideland oder fette Land genannt, deſſen wir eben ſchon erwähnt haben. Allenthalben iſt die Küſte hier ſchauerlich wild, die Halbinſel an jeder Seite in jähen Abſtürzen gebrochen, hin und wieder mit einer klaffenden Schlucht, wodurch die brauſende See hintoſt. Dies iſt eine große Station für den Kabeljaufang, welcher in der Mitte des Maies beginnt und den 17. Auguſt endet. Fiſcher, welche ſich eine ſolche beſtimmte Stelle zuerſt wählen, haben geſetzliche Erlaubniß, ſich auf jedem Fleck, welcher uneingekoppelt, unbebaut und nicht weiter als hundert Ellen von dem Hochwaſſerzeichen *) entfernt iſt, Hütten zu bauen. Dieſe ſind aus hohen Steinen ohne irgend einen Kalk oder Lehm gebaut, eben

---

*) The highwatermark: nämlich ſo weit als die Fluth bei höchſter Höhe am Ufer ſteigt.

geräumig genug, die Mannſchaft eines ſechsrudrigen Bootes zu faſſen. Die Leute machen das Dach aus dünnen Stücken Holz, worauf ſie Raſen legen; eine gute Streu aus Stroh aufdem Boden ausgebreitet giebt nach ſcharfen Arbeiten eine kurze und geſunde Raſt. Auf der ſchmalen Zunge niedrigen Marſchlandes, welche die Halbinſel Feideland mit dem Mainlande verbindet, iſt mit aller Unordnung eines Zigeunerlagers eine Menge dieſer rohen Hütten, die man Sommerhäuschen nennt, hingeſäet, und in ihrem Mittelpunkte iſt eine tüchtige Bude hingeſtellt, welche ein Faktor für die Salzerei und Packerei der Fiſche gebraucht.

Das Haaf *). Mit dem Namen Haaf benennt man jede Fiſcherſtation, welche ſchon entfernter von dem Strande liegt, wie man auch in meiner Heimath zwiſchen dem Fange auf der hohen See und auf dem **Schaar** (Strand: das engliſche *shore*) unterſcheidet. Weiter hinaus von den

---

*) Haf heißt in den nordiſchen Sprachen immer das große Meer; bei uns in Pommern und Preußen benennt man mit dieſem Worte kleinere Theile des Meers. Auf dieſe Weiſe ſpringen die einzelnen Nebenbedeutungen in der Hauptbedeutung eines Wortes in den verſchiedenen Mundarten derſelben Hauptſprache herum. Z. B. time engliſch die unendliche Zeit, timme ſchwediſch die Stunde; tid ſchwediſch die unendliche Zeit, tide engliſch die beſtimmte Zeit der Fluth.

Küſten kann man aber den Fang der verſchiedenen Arten Kabeljau und Dorſch, deren vorzüglichſte hier ling cod und tusk *) heißen, nur mit Vortheil betreiben. Nicht viel vor einem Jahrhundert trieb man die Kabeljaufiſcherei viel näher dem Strande als jetzt. Man ſteckte Stellen zum Fiſchen, Raiths (6) genannt, durch gewiſſe Landmarken oder ſogenannte Meiths (7) ab, ſo daß jeder ſein eigenes Raith wußte, und ein ungebührlicher Eindrang in daſſelbe nicht weniger ungeſetzlich und ſtrafbar gehalten ward, als wäre er gegen ein eingekoppeltes Land geſchehen. Jetzt aber finden die Fiſcher mehr ihren Vortheil dabei, auf den Kabeljaufang viel weiter auf die hohe See hinauszufahren, ſelbſt auf 30 oder 40 Meilen hinaus.

Die Männer, welche dieſen Haaffang treiben, ſtehen meiſtens in dem kräftigſten Jünglings- und Mannsalter. Sechs Bauersleute thun ſich in einem Boote zuſammen. Die Böte ſchaffen ihnen ihre Landherrey. Sie werden nach allen ihren Theilen in Norwegen abgemeſſen, und fertig gehauen und alſo eingeführt. Man ſetzt ſie erſt in Shetland zuſammen, und ſie geben dann eine Jölle (Yawl) von 6 Rudern, 20 bis 21 Fuß lang, 6

---

*) Tusk ſprich aus Tösk. Bei mir zu Lande wird der Dorſch in der Fiſcherſprache faſt mit demſelben Laute Döſch genannt.

breit und 2½ Fuß tief, das Segel 15½ Fuß tief, 12 Fuß breit an der Spitze und 14 am Boden. Dieſe Böte ſind durch die Zölle auf das eingeführte Holz für die armen Leute zu theuer. Ein ſolches Boot ſoll auf 140 bis 150 Thlr. kommen.

Den 25. Mai oder 1. Junius begeben ſich die Fiſcher auf ihre verſchiedenen Stationen, mit dem gehörigen Vorrath von Köderfiſchchen verſehen. Entweder ſuchen ſie ſich hiefür junge jährige Kohlenfiſche, Piltocks genannt, zu angeln, oder die Ebbe verſieht ſie mit Muſcheln und Schnecken, oder ſie fahren auch eine oder ein Paar Meilen weit auf die See, und werfen ihre Angeln auf Haddocks aus, eine andere Art kleiner Fiſche, welche ſie eben ſo gebrauchen.

Da das Feideland-Haaf 7 bis 9 Meilen weit vom Lande iſt, ſo ſuchen die Fiſcher ihre Station an dem Morgen des einen Tages zu verlaſſen, ſo daß ſie im Stande ſind den folgenden Tag wieder zurückzukehren. Und wenn ſie wegen ſtürmiſchen Wetters auf ihren Anfuhrten lange haben liegen bleiben müſſen, ſo ſtoßen, ſobald nur das erſte Boot ſich bewegt hat, bei günſtigem Wetter und Winde alle ſturmgebundene Böte mit fröhlichem Wetteifer in See. Daher iſt es nichts Ungewöhnliches, in einer Flotte von Jöllen faſt in demſelben Augenblick alle Segel beigeſetzt und alle Ruder geſchlagen zu ſehen. Jedes Boot richtet ſich bei der erſten Wendung, die es macht, nach dem Sonnenlaufe *) und ſtrebt aus allen Kräften, zuerſt auf der Fiſcherſtation anzulangen.

Einige Fiſcher hüten ſich auch abergläubiſch, verſchiedene Gegenſtände, als z. B. ein Meſſer, eine Kirche, den Geiſtlichen, den Teufel, oder die Katze, mit einem andern Namen als einem in norwegiſcher Sprache zu nennen, oder ſie ſchaffen ſich für dieſen Gebrauch willkührliche ſtellvertretende Wörter aus ihrer eigenen Münze.

Wann ſie nach den durchruderten 7 bis 9 Meilen im Haaf angelangt ſind, ſo rüſten ſie ſich, ihre
Tows (Taue) auszuſetzen, wie ſie die mit Kabel-
jauhaken verſehenen Seile nennen. 45 oder 50 Fa-
den Tows machen eine Bught **), und jede Bught
iſt mit 9 bis 14 Haken verſehen. Gewöhnlich
nennt man 20 Bughts eine Packie, und das
Ganze der Packies, welche ein Boot führt, heißt
eine fleet of tows: eine Flotte Taue. In dieſer Hinſicht, während ein Boot im Süden oder
Oſten Shetlands nur 2 oder 3 Packies führt, be-

---

*) D. h. dreht ſich von Oſten gegen Weſten herum. Ueber dieſen Brauch, der nicht blos auf Shetland heimiſch iſt, ſiehe weiter unten.

**) Bought, Bught, unſer Bucht in gewiſſem Sinne; etwas Zuſammengebogenes, Zuſammengerolltes (ſo eine Bucht Taue), eine abgebogene, abgeſchiedene Ecke, Winkel, wie wir Bucht im gemeinen Leben auch gebrauchen.

läuft ſich eine auf Feidelands-Hoaf gebräuchliche Fleet of Tows auf nicht weniger als 6, welche ſelten mit weniger als 1200 Haken beködert und mit 3 Buoys *) verſehen ſind und ſich auf eine Weite von 5000 bis 6000 Faden ausdehnen.

Die Tiefe, worin man nach Kabeljau fiſcht, iſt von 50 bis 100 Faden. Beim Ausfahren der Tows ſchneidet ein Mann die zum Köder beſtimmten Fiſche in Stücken, zwei Mann ködern und ſetzen die Seile aus und die übrigen drei oder vier Mann rudern das Boot. Sie verſenken auf gewiſſen Abſtänden, was ſie Cappie stanes nennen, deren zuerſt niedergelaſſener Steeth **) genannt wird. Dieſe halten die ordentlich geſtellten Tows nach unten. Wann alle dieſe Arbeit beendigt iſt, was bei mäßigem Wetter drei oder vier Stunden erfordert und wann das letzte Buoy auf dem Waſſer ſchwimmt, ruhen die Fiſcher beinahe zwei Stunden und nehmen ihre kärgliche Nahrung zu ſich, welche in Hafermehlbrod und einigen Gallonen Waſſer beſteht. Ihre Armuth oder vielmehr die hohen Abgaben von geiſtigen Getränken erlauben ihnen ſelten, auch nur einen kleinen Vorrath Branntwein mit ſich zu führen.

---

*) Buoys, Boientaue mit leichten Ankern.

**) Die Worte *Cappie stanes* und *steeth* weiß ich nicht zu erklären; *steeth* könnte indeſſen von dem nordiſchen *städa* herkommen, welches ordnen, zurechtſtellen heißt, weil dieſer Stein gleichſam der Feſtſteller und Halter der Taue iſt. Auch mag in Cappie wohl kappen liegen, weil die Steine vor den Augen ungefähr ähnliche Wirkung hervorbringen, als wenn ein Anker gekappt wird: die Taue fahren zur Tiefe.

Endlich beginnt ein Mann vermittelſt des Bouyſeils die Tows aufzuheben; ein anderer löſt die Fiſche von den Haken und wirft ſie auf eine Stelle hinten im Schiffe hin; ein dritter weidet ſie aus und legt ihre Lebern und Köpfe mitten im Boote hin. Sechs bis zehn friſche Kabeljaue machen an 100 ℔ und daher rechnet man 6 oder 7 Stieg Fiſche für einen guten Fang, 15 oder 16 für einen ſehr guten; 20 Stieg werden ſelten gefangen, aber in ſolchem Falle wirft man Kaldaunen, Köpfe und kleine Fiſche über Bord; indeſſen doch kann dies das Boot nicht ſo viel leichten, daß es nicht nach dem Fiſcherausdrucke grade mit dem Waſſer einſchäume. Die Rochen und Steinbutten, die etwa gefangen werden, behält der Fiſcher für ſeinen Tiſch; auch der graulich ausſehende Steinbeißer (anarchicus lupus) wird für einen guten Biſſen gehalten. Wenn alle Tows aufgehoben ſind, werden ſie im Boote zuſammengerollt.

Wenn das Wetter gut iſt, braucht eine Kameradſchaft nicht über anderthalb Tage in Feidelandshaaf zu verweilen; aber oft ſteigt ein plötzlicher Sturm auf, die Leute wollen ihre Seile nicht gern kappen, und ſo muß es mancher brave Fiſcher mit dem Leben bezahlen.

So lange die Fangzeit währt, begeben die Fiſcher ſich jeden Montag Morgen auf ihre Station, und ſind bis zum folgenden Freitag oder Samſtag beſchäftigt. Während dieſer Zeit haben ſie nur wenige Stunden für die Ruhe. Bei der Rückkehr eines Bootes vom Haaf ſind die Fiſcher erſt beſchäftigt ihre Netze zum Trocknen auszuſpreiten; darauf angelt ein Theil Piltocks oder fängt andere Arten Köder etwas weiter vom Strande, während wieder andere Tows beſſern und für die nächſte Tagefahrt aufs Haaf Speiſe kochen. Können ſie ſich keine Piltocks und Haddocks zum Köder verſchaffen, was ſelten der Fall iſt, ſo werden Steinbutten, Dorſche und ſogar Kabeljaue an ihrer Stelle genommen.

Das Bereiten, Salzen und Trocknen der Fiſche geſchieht etwa auf folgende Weiſe:

Wenn ein Boot ans Land kommt, werden die Kabeljaue und Dorſche, die auf dem Haaf gefangen ſind, in ausgeweideten Zuſtande und ohne ihre Köpfe nach Gewicht an den Faktor abgeliefert. Ein Spleißer (splitter), wie er genannt wird, ſchneidet dann mit einem großen Meſſer einen Fiſch vom Kopf bis zum Schwanz auf und nimmt das halbe Rückgrat zunächſt am Kopfe aus. Er übergiebt ihn nun dem Wäſcher, welcher mit einer Haidebürſte und mit Seewaſſer jedes Fleckchen Blut wegſpült. Wann alle Fiſche auf dieſe Weiſe geſpliſſen und gewaſchen ſind, läßt man ſie trocknen; worauf der Salzer kommt, der auf den Boden eines großen hölzernen Faſſes eine Lage Salz ſtreut und darauf eine Lage Fiſch mit der Außenſeite unterſt legt, bis das Faß durch die alſo wechſelnden Lagen gefüllt iſt. Obenauf werden ſchwere Steine gelegt, um die Fiſche unter der Salzlake zu halten. Nachdem ſie einige Tage im Faſſe geblieben, werden ſie herausgenommen und in der Richtung von der Schalter zum Schwanze gewaſchen und gebürſtet, und in kleinen Haufen, welche Clamps*) heißen, aufgeſtapelt, um das Waſſer abtrocknen zu laſſen. Die Fiſche werden darnächſt auf einem aus runden Steinen beſtehenden Geſtade ausgeſpreitet und an die Sonne gelegt, wo ſie wieder geklampt und ſo abwechſelnd ausgeſpreitet, umgekehrt und in Haufen einer allmählig wachſenden Größe hingelegt werden, bis ſie trocken ſind. Sie werden hierauf zu einem großen Stapel, den man staple (Thurm) nennt, aufgebaut; und dieſer Stapel wird der gleichen Preſſung wegen wieder niedergenommen und aufgebauet; wodurch die Fiſche, welche in dem einen Stapel zu oberſt liegen, in dem andern die unterſten werden.

---

*) Wahrſcheinlich nach dem nordiſchen *klemma, klämma* (unſer klemmen) genannt: alſo *clamps*, Klemmer, indem ein ſolcher Fiſchſtapel durch den eigenen Druck das Waſſer auspreßt.

Sehr wichtig iſt eine unlängſt entdeckte Kabeljaubank weſtlich von der Inſel Foula, welche die Fiſchbank des Regenten heißt. Dieſe Bank ſoll eine Breite von 15 bis 20 Meilen haben von dem Weſten Weſtrays in Orkney beginnend und ſo in einer nordweſtlichen Richtung fortlaufend, bis gegen Oſten oder Südoſten Foula erſcheint. Aber ihr voller Umfang ſcheint noch nicht genau erforſcht zu ſeyn. Die Waſſertiefe auf der Bank ſchätzt man von 30 bis 50 Faden. Ihre Oberfläche iſt an einigen Stellen felſicht, an andern ſandig. Sie iſt auch mit allerlei Krebſen und Muſchelfiſchen verſehen.

Es verdiente wohl eine Unterſuchung, ob die fremden Fiſcher, welche dieſe Gegenden weiland beſuchten, ſie vielleicht ſchon gekannt haben. Bei dieſer Unterſuchung muß man beſonders die Holländer im Auge haben, welche vor zwei und drei Jahrhunderten die vornehmſten Fiſcher an Shetlands Küſten geweſen ſind. Hauptmann Smith, welcher 1633 auf Befehl des Grafen von Pembroke und der britiſchen Fiſchereikompagnie zu London Shetland beſuchte, ſah 1500 Segel Buyſen, jede von 80 Tonnen, welche an dieſer Küſte Heringe fingen, und mit ihnen eine kleine Flotte Doggerböte, von 60 Tonnen Laſt und darüber, welche blos mit Haken und Seilen auf Kabeljau fiſchten. Viele dieſer Böte und Buyſen liefen in verſchiedene Häfen oder Sunde ein, ſich auszurüſten und auszubeſſern. Ein Ding ſah man, daß binnen 10 oder 8 Tagen, daß die Doggerböte zur See ausgefahren waren, ſie wieder ſo voll geladen, als ſie ſchwimmen konnten, in den Sund kamen. Man gab die Zahl der Doggerböte damals im Durchſchnitt auf 400 an. In Robert Sibbolds Beſchreibung Shetlands vom Jahr 1711 wird die Zahl der damals auf den Stockfiſchfang fahrenden holländiſchen Dogger auf 100 angegeben.

Im Jahr 1774 hat Low, ein geborner Shetländer, folgende Beſchreibung von dem Kabeljaufang geſchrieben:

„Außer den Heringbuyſen haben die Hollän-
„der Dogger auf den Kabeljaufang. Dieſe
„gehen und kommen von dem erſten Frühling an
„den ganzen Sommer durch. Sie werden auf
„folgende Weiſe ausgerüſtet: Der Eigner des
„Doggers legt Mundvorrath, Salz und Fäſſer
„ein, welche aus der erſten Ausbeute der Fahrt
„bezahlt werden. Ein Viertel des Uebrigen iſt
„das Eigenthum des Eigners des Doggers, und
„der Reſt wird unter die Mannſchaft vertheilt.
„Jeder Dogger hat 10 Mann und 2 Jungen, von
„welchen die Hälfte ſchläft, während die andern
„arbeiten. Sobald ſie einen Kabeljau fangen,
„ſchneiden ſie ihm die Kehle aus (das Auskehlen)
„und legen ihn bald darauf in Salz. Jedermann
„ſalzt und packt ſein eignes Faß. Wenn dieſe
„Fiſcher zuerſt an die Küſte kommen, brauchen

„ſie die kleinern Lamprete als Köder, die ſie in friſchen
„Waſſereimern lebendig erhalten. Wann ſie
„im Hafen liegen, werden dieſe Fiſche beſtändig
„aufgeſtört, damit ſie in Bewegung bleiben, weil
„ſie ſonſt bald ſterben. Dies iſt das Geſchäft
„der Jungen. Auf der See leiſtet die Bewegung
„des Schiffes ſelbſt denſelben Dienſt. Dieſe Art
„Köder für den Kabeljau ziehen ſie jedem andern
„vor; aber wenn er ihnen ausgeht, ſo iſt jeder
„der Dogger mit acht Heringnetzen verſehen, um
„beim Eintritt des Junius Heringe zu fangen.
„Um die zu geſchwinde Bewegung des Schiffes zu
„hindern, welche ihre Seile nicht würde den
„Grund faſſen laſſen, hat jeder ein ſogenanntes
„Droveſegel *), welches unter dem Waſſer hangt
„und wirklich das Schwanken hemmt.“

Lange nach dem Verſchwinden der Holländer von der Shetländiſchen Küſte ward die Kabeljaufiſcherei von gedeckten Schiffen ſchwächlich wiederbelebt. Zehn oder zwölf Jahre ſpäter trieben wenige Schiffe von 6 bis 35 Tonnen Laſt und 6 bis 8 Hände am Bord zuerſt die Kabeljaufiſcherei an den ſhetländiſchen Küſten und gebrauchten mit 2 oder 3 Haken beköderte Handſeile. Sie fuhren ſelten weiter auf den Fang aus, als in die unmittelbare Nachbarſchaft von Foula

---

*) Was es iſt, ergiebt die Beſchreibung. Der Abkunft des Wortes habe ich umſonſt nachgeforſcht.

oder Faire-Inſel. Ihre Art war ſehr ungeregelt und ihr Erfolg dieſemnach auch ſehr ungewiß. Es begab ſich ſelten, daß Schiffe von nur 10 bis 30 Tonnen, nachdem ſie eine Woche auf dem Fange zugebracht, gleich den von Smith beſchriebenen holländiſchen Doggern „ſo voll geladen, als ſie tragen konnten“, in ihre verſchiedenen Häfen zurückkamen. Wahrſcheinlich kannten die Holländer ſchon vor zwei Jahrhunderten dieſe Bank, und die Kunde derſelben ward den Eingebornen von ihnen entweder abſichtlich verhehlt, oder — was wahrſcheinlicher iſt — von den Shetländern mit ſolcher Gleichgültigkeit betrachtet, daß, als die Holländer dieſe Küſten verließen, bald vergeſſen ward, daß es eine ſolche Bank gebe. Es erhellt indeſſen aus der Angabe Lows in ſeiner Fauna Orcadensis, daß eine von dem Flecken Birſay nordweſtlich liegende Bank in Orkney wohl bekannt war; aber daß ſie ſich weſtlich gegen Foula hin erſtreckte und vielleicht viel weiter nördlich, war ein unbekannter Umſtand. Er bemerkt aber Folgendes:

„Der Kabeljau wird in Schwärmen auf den
„Bänken rund um die Küſten gefunden, aber man
„trachtet ihm wenig nach. Vor Alters war dies
„anders. Kaufleute aus dem Süden hatten ihre
„Faktore hier, und viele Fiſche wurden jährlich ge-
„macht und aus dieſen Inſeln verführt. Jetzt iſt
„Alles in Läſſigkeit und Trägheit verſunken.“

Auch Neill in ſeiner Reiſe durch Orkney und Shetland im Sommer 1804 hat folgende Bemerkungen über die Fiſcherei nördlich von Orkney, welche ohne Zweifel an dem ſüdlichen Ende der ſhetländiſchen Kabeljaubank, jezt die Regentenbank genannt, getrieben ward:

„Wir lichteten den Nachmittag die Anker und „gingen mit einem ſanften Winde unter Segel. „Die Matroſen waren mit ſtarken Seilen verſehen. Wir legten hier bei und fiſchten mehrere „Arten Kabeljau. So reich war dieſe Stelle an „Fiſchen aller Art, daß binnen einer Stunde unſer „Verdeck mit 50 ſchönen feſten cods außer einigen „mächtig großen haddocks beſäet war. Dies war „keine halbe Meile von Papa Weſtray; doch ſahen „wir kein Boot mit dieſer reichen Fiſcherei beſchäf„tigt. Welche elende Faulheit iſt dies!“

Was die neue Auffindung der Regentenbank anbelangt, ſo verdankt man ſie wohl einigen in der letzten Zeit mit dem Kabeljaufang beſchäftigten Schiffen. Drei bis vier verſchiedene Partheien machen auf die Entdeckung Anſpruch. Seit dieſer Zeit hat die Menge des jährlich gefangenen Kabeljaus ſehr zugenommen.

Die mit der jetzigen Weiſe, die Fiſcherei zu betreiben, verbundenen Hinderniſſe betreffen vorzüglich die Verſorgung mit Köder. Der von den ſhetländiſchen Fiſchern gebrauchte beſteht aus dem Mytilus modiolus oder Yoag und aus allerlei jeder nördlichen Küſte eigenen Schaalfiſchen. Dieſe werden in den zahlreichen Seebuchten des Landes im Ueberfluß gefunden. Aber es begiebt ſich unglücklicher Weiſe, daß, wann Schiffen der Köder ausgeht, ſie genöthigt ſind, die Fiſchbank in aller Geſchwindigkeit zu verlaſſen, und alſo einen tüchtigen Verluſt leiden; was, wie Low zeigt, nicht der Fall war, als die Holländer die Fiſcherei trieben, welche zuvörderſt einen eignen Vorrath von Lampretenköder von ihren eigenen Küſten mitbrachten und ſich nachher auf ihre Netze verlaſſen konnten, womit ſie für dieſen Zweck Heringe fingen.

Man hat immer gemeint, daß der in Shetland bereitete Stockfiſch vor dem von andern Plätzen ſeinen Vorzug behaupten wird. Die Newfoundlandsfiſcher legen ihre Fiſche, nachdem ſie geſalzen ſind, auf ſtehende, aus leichtem Hürdenwerk gemachte und oft 20 Fuß hoch vom Boden geſtützte Flaken. Aber die Feuchtigkeit wird nicht ſo gut aus ihnen herausgezogen, als aus den auf trockenen Ufern liegenden, deren Steine während dem Winter von der ſtürmiſchen Wogenbrandung ganz rein geſpült und im Sommer von der Sonne gewärmt ſind.

Die Entdeckung der Regentenbank iſt dem Lande ſchon von großem Nutzen und Wichtigkeit geweſen. Vielen Matroſen und Fiſchern iſt Gelegenheit gegeben, durch den Ankauf kleiner Theile in von ihnen ſelbſt bemannten Schiffen den Gewinn ihrer ſchweren Arbeiten zum größten Vortheil auf entfernteren Ausfahrten anzulegen.

Die Kelpmanufaktur auf Shetland iſt viel unbeträchtlicher als die auf den Orkneyinſeln. Man macht jährlich etwa 500 Tonnen. Bedeutender ſind hier immer noch, wie oben ſchon erinnert iſt, die mancherlei Artikel, welche man aus der einheimiſchen Wolle macht.

Das Städtchen Lerwick, welches von etwa 1500 guten Menſchen bewohnt wird, hat einen guten Hafen und wohlfeile Lebensmittel und ganz vorzügliche Kraut- und Wurzelgewächſe. Die Gebildeten ſtudiren zu Aberdeen und Edinburg. Die Stadt hat ein kleines hübſches Kaſtell mit 12 Kanonen, und hat zuweilen mehrere hundert Mann Beſatzung gehabt. Einige Kaufleute und Krämer giebt es nur hier in Lerwick. Handwerker findet man in dieſem Lande faſt gar nicht, da die meiſten Männer Alles ſich ſelbſt machen und nach der Weiſe der nördlichen Landſchaften Schwedens und Norwegens ihre eignen Schneider und Schuſter, Schreiner und Zimmerleute ſind.

Der Hauptverbindungsplatz dieſer Inſeln im Sommer iſt Leith; bei glücklichen Winden kann man die Fahrt von dieſer Stadt nach Lerwick in 50 Stunden, alſo faſt in zwei Tagen machen. Schottland verſendet nach den Inſeln Fiſchgeräth, Korn, Mehl, Wollen- und Linnenwaaren und bekommt getrocknete Fiſche, Strumpfwaaren, Thran und etwas Kelp zurück.

Sumburgh Head, die Südſpitze Shetlands, hat jetzt einen Leuchtthurm.

Wie das Meer das Erntefeld dieſer Inſeln iſt, ſo ſind die Fiſche auch die Hauptnahrung ihrer Bewohner und müſſen in Mangeljahren oft alle andere Speiſen vertreten.

Das gewöhnliche Hafer- und Gerſtenbrod iſt grob; aber zuweilen wird das Mehl ſehr fein gemahlen und durchgeſiebt und zu kleinen ſehr runden und dicken Kuchen geformt, welche Broomies heißen und nach der Beſchreibung mit den runden, harten, ſehr wohlſchmeckenden und ſehr geſunden Brodkuchen Schwedens, welche Knäckebröd (von knäcka: zermalmen, zerbrechen) heißen, viele Aehnlichkeit haben.

Bier ward hier ſonſt ſehr viel gebraut. Jetzt faſt nicht mehr ſeit der für dieſes arme Land zu hohen, von der Regierung aufgelegten Malztaxe.

Wohl aber braucht man hier nach engliſcher Weiſe viel Thee, und nimmt ihn zu allen Stunden des Tages.

Abgaben, Zehnten, Armenweſen.

Ueber die in Orkney und Shetland gewöhnlichen Landabgaben iſt an mehreren Stellen ſchon ſattſam geredet, auch der Falkenabgabe, des Rauchhuhns und mancher andern kleineren Dienſte und Zinſen erwähnt, welche die Inſelbewohner leiſten und entrichten müſſen. Wir erwähnen hier noch einiger beſonderen Abgaben, welche vormals zu beſtimmten Feſten entrichtet wurden, weil ſie die Zeiten und Sitten der Vergangenheit malen.

In England gab es bei vielen Lehngütern eine alte Abgabe, welche canage hieß. Der Name ſoll von dem galiſchen Worte Caen, Kopf entſpringen und eine Art Kopfſteuer ſeyn. Sonderbar genug hält aber Du Cange dieſes canage für ganz einerlei mit dem, was canaria und franzöſiſch Chienage bedeutet; d. h. mit dem Hundegelde oder dem Hundefüttern, welches den Lehnsleuten gegen ihre Herren oblag; woher noch bis auf den heutigen Tag in ſo vielen Ländern, unter andern auch in meiner Heimath, von manchen Gütern und Höfen das ſogenannte Hundekorn geliefert wird. Wie dem auch ſey (es können ja verſchiedenartige Dinge, wie alle Tage geſchieht, durch eine Verwechſelung ähnlich klingender, aber aus verſchiedenen Quellen entſprungener Worte — hier z. B. caen und chien oder vielmehr canis — durch ein Mißverſtändiß hier zuſammengemiſcht ſeyn), die Steuer ward gewöhnlich zu einer beſtimmten Zeit des Jahres, oft um Weihnachten, in Geflügel, Käſe oder Hafer bezahlt. Man hat eine Erzählung von der, obgleich ſpäten Einführung dieſer Plackerei in Shetland von einem Eingebornen jenes Landes, welche ſo ſehr in dem Sinne und Gefühle eines alten Odalers gemacht iſt, daß ſie hier in ſeinen eigenen Worten ſtehen ſoll.

„Um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts heirathete der erſte Sir John Mitchell of Weſtſhore in Shetland die Margaretha Murray, Tochter des Franz Murray of Pennyland, welcher Kommiſſarius von Caithneß war. Sir John als Droſt von Shetland beſaß die höchſte richterliche Macht in dieſem Lande. Da ſeine Gemahlin an die unterdrückenden Lehnabgaben gewöhnt war, welche damals auf den armen Bauern von Caithneß laſteten, ſo führte ſie einige derſelben auf dem Gute ihres Mannes ein, nämlich die Einſendung eines Huhns oder des Geldes dafür für jede von ihnen beſeſſene Mark Land. In andern Fällen legte ſie die Laſt auf, Torf zu machen und ihn auf den Herrenhof zu fahren. Das Hühnergeld wird immer noch bezahlt, aber die andern Plackereien ſind theilweiſe aus dem Brauche gekommen oder ſind in Geld oder in die jährliche Frohnarbeit einer gewiſſen Zahl Tage verwandelt.“

Eine andre Weiſe das canagium zu ſammeln war, daß man von den Unterſaſſen ein jährliches Geſchenk zu Weihnachten begehrte, woven ein

Gaſtmahl angerichtet ward; woran beide, der Herr und die Unterſaſſen, Theil nahmen. Dieſer Gebrauch war indeſſen nur in Orkney, nicht in Shetland eingeführt. Er hat bis auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fortgewährt, und die kleinen Herren jenes Landes und die Lehnträger der Krone haben darin den ſtolzen Baronen Südbritaniens nachgeahmt. In einer im Jahr 1760 herausgekommenen Flugſchrift, betitelt die wahren Urſachen der Armuth Shetlands, findet man folgende Beſchreibung der ſogenannten Boumacks oder Bummacks:

„Die Ahnen faſt aller gegenwärtigen Lairds*) „von Orkney waren gemeine Männer, Lehnträ„ger der Krone wegen ihrer Güter. Kraft ihrer „Beſitzbriefe waren ſie gehalten den vollen Zins „im Wege der Lehngebühr zu bezahlen. Sie „waren ehrliche, einfältige, nüchterne Landleute, „ſparſame, fleißige Arbeiter, unbekannt mit Thee, „Kaffe, Rum, Sammet und Seide. Ihre Un„terſaſſen waren ihre Freunde und Genoſſen. Je„der Unterſaß bewirthete ſeinen Laird wenigſtens „einmal im Jahre am Weihnachtfeſte. Dieſe „Schmäuſe nennt das Landvolk Boumacks. Der „unlängſt verſtorbene Beſitzer eines bedeutenden „Landgutes, welcher dieſe Boumacks ſo anſah,

---

*) *Lairds* ganz daſſelbe Wort mit *Lords*, bedeutet aber nur mittlere Herren, wie dieſe den höheren Adel.

„als wenn der Unterſaß verpflichtet wäre es ſei-
„nem Herrn zu geben, verwandelte die Boumacks
„jedes Hauſes auf ſeinem Gute in 4 Settinen (ein
„Settin beinahe ein Stein) Malz, und trug das
„in ſein Zinsbuch als eine feſte und ſtehende Ab-
„gabe ein: denn jetzt würden die meiſten dieſer
„Lairds ſich ſchämen, mit ihren Unterſaſſen bei
„einem Boumack zu ſitzen.“

Daß dieſer Brauch weiland in Nordengland unter den mächtigen Landherren jenes Landes beſtand, leidet keinen Zweifel. Folgende Worte ſind aus einem Zinsverzeichniſſe eines Ritters von Aſhton under Line bei Mancheſter gezogen, welcher zur Zeit Heinrichs des Sechsten, alſo um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte.

„Der Dienſt dieſer Unterſaſſen iſt dieſer:
„daß ſie ihre Geſchenke zum Jul geben müſſen,
„jedes Geſchenk zu ſolchem Werth, als im Zinsbuche
„geſetzt und geſchrieben iſt. Und der Lord muß alle
„ſeine beſagten Unterſaſſen und ihre Weiber, wenn
„ſie zu kommen belieben, am Jultage bewirthen.
„Aber die beſagten Unterſaſſen und ihre Frauen,
„obgleich es ihnen frei ſteht, nicht zu kommen,
„ſollen weder Mann noch Weib in ihrem Namen ſen-
„den (alſo keine verzehrenden Stellvertreter), außer
„wenn es ihre bei ihnen wohnenden Sohn oder
„Tochter ſind: denn der Lord iſt nicht verbunden
„zu bewirthen, denn allein den Hausmann und
„das Hausweib (8)“.

Es iſt kein Zweifel, daß dieſe jährlichen Geſchenke von derſelben Natur waren, wie das ſchottiſche canage, und daß ſie mit den Boumacks (9) von Orkney einerlei ſind. Sie waren in der That Beibehaltung einer Kopfſteuer, welche vor der Einführung des Lehnweſens im Lande üblich war. Die Beiträge der Geſchenke waren von ſo bedeutendem Belauſe im Verhältniſſe zu dem bezahlten Zins, daß ſie nach Abrechnung der Koſten des Gaſtmahls dem Lord noch einen artigen Ueberſchuß ließen. Hibbert meint wohl nicht ganz unrichtig, „daß der Name Landherr (Landlord) ursprünglich einem Gaſtwirthe beigelegt worden ſey, als eine ſatyriſche Anſpielung auf den Landherrn des Ritterſitzes, welcher nie ein Mahl für ſeine Gäſte bereitete, ohne einen angemeſſenen Lohn dafür zu bekommen.“

Ueber die Zehnten, welche in Shetland ſehr beträchtlich ſind, findet man bei Hibbert folgende zwei Stellen:

Die erſte S. 325:

„Eine große Laſt in Shetland ſind die Zehnten: dieſe beſtehen zum Theil in Kornzehnten, welche von einigen Gütern in jeder zehnten Garbe entrichtet werden; auf andern Gütern giebt man Butter und Thran, und nur auf wenigen Geld dafür. Für je 30 Schaafe werden 3 ℔ Wolle und 1 Lamm gefordert, für jede Kuh im Durchſchnitt 3 ℔ Butter und für jedes Kalb 1 ſchottiſcher

„Schilling. Jedes ſechsrudrige Boot zahlt 15 Stockſiſche Zehnten und jedes vierrudrige Boot 10. „Zuletzt noch macht der Pfarrer Anſpruch auf „3 Tage Arbeit für jede Familie in dem Kirchſpiel, „um ihm ſeinen Torf zu bereiten, aufzuſetzen und „einzufahren.“

Die zweite S. 517:

„Auch die Zehnten, die in natura entrichtet „werden, ſind ein großer Druck für die armen „Leute. Sie ſind gewöhnlich an Pächter ausgethan, welche für jede Milchkuh von 2 bis 4 ℔ „Butter, für jedes Schaaf unter der Zahl von „30 einen bis zwei Pfennig oder für 30 Häupter „1 ℔ Butter und 3 ℔ Wolle, für jedes ſechsrudrige Boot 1½ Centner und für jedes vierrudrige „Boot 1 Centner friſchen Fiſch, für jede Mark Land „1 Gallon*) Thran und 2 bis 4 ℔ Butter beitreiben. Dieſe Summen muß der ſhetländiſche „Fiſcher und Bauer an die Kirche zahlen, und „außerdem leiſtet er ſeinem Obherrn und Landherrn: Zins, Landſchatz, Landmails, Hürdenſchlag- und Schaafgeld (wattle), Ochſengeld, „den Dienſt von 3 Tagen (den er auch dem Pfarrer thun muß), Hühnergeld (verwandt mit „dem oben erwähnten canage), Falkenhühner und „Schulgeld.

---

*) Gallon enthält 4 engl. Maaß, ungefähr 4 pariſer Pinten, alſo etwa 4½ teutſchem Maaß gleich.

Die Armenpflege dieſes Landes iſt ganz eigenthümlich und ächt nordiſch, faſt noch ſo, wie ſie in den früheſten Zeiten in Island und Norwegen beſtanden hat und einem Theile nach noch beſteht. Früherhin war es eine beſondere Pflicht des Nanſelmans*), darauf zu ſehen, daß keine herumſtreunende oder müßige Perſonen in ſeinem Kreiſe oder Bezirke waren; und er durfte ſolche zum Dienſt anhalten oder mit Strafe belegen. Gegenwärtig iſt ein Kirchſpiel in eine beſtimmte Zahl Quoten, Quartiere genannt, vertheilt, deren jeglicher die Unterhaltung einer beſtimmten Zahl von Armen anvertraut iſt. Jeder Hausmann empfängt nach dem Belauf der Marken Land, die er beſitzt, auf eine beſtimmte Zahl Nächte und Tage einen Armen in ſeine Familie. So werden die Armen beſtändig von Haus zu Haus verlegt. Es ſind auch wöchentliche Sammlungen und Beiträge in jeder Kommunionwoche; aus welcher Quelle den Dürftigen Kleider verſchafft oder ihre Leichenbeſtattungskoſten beſtritten werden. Wann Kinder ihre Aeltern verloren haben, wird ihre Unterhaltung einer Familie anvertraut, welcher man die Koſten dafür bis zum zehnten Jahre des Alters der Kinder vergütet; von jenem Alter an aber werden ſie als zu dem Hauſe gehörig betrachtet, in welchem ſie erzogen wurden. Bei großen Unglücksfällen, welche Einzelne betreffen, ſpringt man durch beſondere Einſammlungen bei.

---

*) Eine Art Polizeiverwalter in den einzelnen Kirchſpielen und Bezirken; wovon weiter unten.

Faſt ganz ſo iſt es in Island (S. Hendersons Island S. 122). Dort heißt ein ſolcher in wechſelnder Verpflegung bei den Hausmännern des Kirchſpiels rundgeführter Armer mit einem bezeichnenden Worte Nidurſetningr: Niederſetzling. Da es in Island keine Armenhäuſer giebt, ſo iſt jeder Bonde verpflichtet diejenigen zu unterhalten, welche ihm der Hreppſtiori*) zuſchickt, welchem die Sorge für die Armenpflege obliegt (10). Weigert Jener ſich ihn aufzunehmen, ſo muß er eine ſehr ſchwere Buße zahlen. Damit aber die Kirchſpiele nicht überlaſtet werden, ſieht man ſehr ſtrenge darauf, daß Keinem erlaubt werde, ſich in einem andern Kirchſpiele anzuſiedeln, als worin er geboren iſt, ausgenommen wenn er Sicherheit leiſten kann, daß weder er noch irgend Jemand aus ſeiner Familie jemals der Gemeinde zur Laſt fallen werde. Wenn eine Familie ſo ſehr herunterkommt, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr unterhalten kann, wird ſie getrennt und ihre einzelnen Glieder wieder in verſchiedenen Familien untergebracht, und wenn der Mann oder die Frau einer verſchiedenen Gegend der Inſel angehören, werden ſie in die

---

*) Der Verwalter eines Bezirks. S. davon weiter unten.

Kirchſpiele ihrer Heimath gebracht und ſehen einander oft nimmer wieder. So wirkt das Unglück hier, wie Sklaverei und Habgier die Negerfamilien auseinander reißt.

Auch in dem alten Norwegen war die Armenpflege faſt ganz auf dieſelbe Weiſe eingerichtet. Die Armen wurden von einem Nachbar zum andern geführt, und blieben bei einem jeglichen nach dem Maaße ſeines Vermögens längere oder kürzere Zeit. Menſchlich war durch ſtrenge Ordnung dafür geſorgt, daß dieſe Hülfloſen nicht gemißhandelt würden. Aus den hierher gehörigen Geſetzen iſt in den Anmerkungen das Weſentliche angeführt(11).

Es beſtand auch vormals ein Geſetz in Shetland, welches die Beſitzer von Odalgütern mit Einwilligung ihrer Erben ermächtigte, über ihr Vermögen zu Jemands Beſten zu verfügen. Solche wurden dann von dem Unterhalter unter dem Namen opgesters ins Haus aufgenommen; weswegen das Geſetz, kraft welches zu ſolchem Zwecke Güter außer der Verwandtſchaft durften veräußert werden, der Gebrauch der opgestery (custom of opgestery) hieß(12).

Gerichtsverfaſſung, Polizei und Dahingehöriges. Wie die alten Geſetze und die frühere Verfaſſung der Inſeln allmählig verändert, verſchlechtert, endlich ausgeſtorben, vergeſſen und abgeſchafft ſind, haben wir weiter oben ſattſam geſehen; wie auch, daß über dieſe Inſeln jetzt das ſchottiſch engliſche Geſetz und die engliſche Gerichtsform gelten. Nun betrachten wir, ſo weit ſich das, was zum Theil dunkel überliefert oder, zu der Zeit als man noch klarere Nachrichten hatte, unrichtig verſtanden und alſo verworren dargeſtellt iſt, jetzt noch überſehen läßt, den Rahmen der alten Gerichts- und Polizeiverfaſſung des Landes.

Wir vernehmen darüber zuvörderſt Hibbert und Barry, wie ſie dieſen Rahmen ziehen, machen darüber einige Bemerkungen oder Berichtigungen und ſuchen das Ganze dann in einem ſo klaren und vollen Bilde aufzuſtellen, als es bei der großen Entfernung der Zeiten möglich iſt.

Hibbert ſagt S. 184:

„Shetland hatte einen beſondern Statthalter
„von dem Könige Norwegens, und hieß eine
„Vogtei. Dieſe Vogtei war in 5 und ſpäter
„in eine immer größere Zahl Bezirke eingetheilt,
„deren jedem ein Untervogt vorſtand. Dieſer Untervogt
„oder Bezirksvogt hatte blos die Macht
„in kleinen Sachen zu entſcheiden, da ſein Amt
„für die Erhaltung guter Nachbarſchaft (kurz für
„die Beſeitigung kleiner Händel und die Abſtellung
„geringeren Unfugs) berechnet war. Ihm
„ſtanden in der Ausübung ſeines Amts 10 oder
„12 hülfreiche Beamten unter dem Namen Ran-

„ſelmen bei, nebſt einem Lawrettman, welchem die Aufſicht über Maaße und Gewichte anvertraut war. Wichtige Sachen wurden zu beſtimmten Zeiten von dem Obervogt unterſucht und in einer alljährlichen Gerichtsverſammlung, welcher alle Odaler beiwohnen mußten, wurden neue geſetzgebende Maaßregeln verhandelt; Berufungen gegen die Entſcheidungen der Bezirksvögte wurden angenommen und hohe und peinliche Halsſachen durch die Stimme des Volks entſchieden.“

„Die ſhetländiſchen Koloniſten erkannten nimmer eine andere geſetzliche bürgerliche Macht an als die, womit der Obervogt oder Lawman als des Königs von Norwegen Stellvertreter bekleidet war. Zwar hatte der Graf von Orkney die Macht des Kriegsbefehls; dies gab ihm aber kein Recht, dem Odaler den freien Beſitz ſeiner volksthümlichen Geſetze und Freiheiten zu verkümmern.“

Und Barry S. 225:

„Der Präſident oder die Hauptperſon in dem alten orkneyiſchen Lawthing hieß der Obervogt oder Lawman, welcher mehrere Untervögte oder Unterrichter unter ſich hatte; eben ſo hatten die Unterrichter ihren Rath, deſſen Glieder Lawrettmen hießen. Zu dieſen Mitgliedern ſcheint man, wenigſtens ſpäterhin, die eben regierenden Statthalter (nämlich nachdem die völlige Herrſchaft über die Inſeln an Schottland gekommen war),

„die Verachtbaren (Gentlemen) des Landes, und ſogar zuweilen vielleicht die Bauern, welche bei der Abfaſſung der Geſetze, die ſie regieren ſollten, unter einem freien Volke eine Stimme hatten, hinzugefügt zu haben.“

Zu Hibbert bemerke ich, daß es wohl nicht ausgemacht iſt, daß der Obervogt oder der Lawman des Landes von jeher als ein königlicher Großbeamter iſt eingeſetzt worden. Denn wenn er in früherer Zeit als Oberrichter der Inſeln nicht frei von den freien Odalern gewählt ward, ſo hatte der Jarl gewiß die Hauptſtimme bei ſeiner Ernennung. Freilich in der Zeit des Verfalls der Macht jenes Jarls, oder als die Herrſchaft über die Inſeln an die Sinclairs gekommen war, mögen die Könige von Dänemark und Norwegen die Wahl dieſes hohen Beamten wohl beſtimmt haben, wodurch ſie gegen den Jarl ein ſehr mächtiges Gegengewicht in die Hand bekamen.

Die Ranſelmen *) ſcheint H. gleichſam als Gerichtsbeiſitzer des Bezirksvogts zu nehmen.

---

*) Wird *Rancelman* und *Ranselman* geſchrieben. Ich ziehe die letztere Schreibart vor, weil das Wort offenbar von *ransaka* herkommt, freilich in ſeinem jetzigen Zuſtande verſtümmelt. *Ransaka* kommt her von dem altnordiſchen *ran*, *rann*, Haus und *saka* ſuchen, und bedeutet eigentlich auf Diebſtahl Hausſuchung halten. Die Ranſelmen waren aber eine Art Polizeibeamte, welchen die Abſtellung kleineren Unfugs, die Aufſpürung von Dieben u. ſ. w. oblag.

Dies waren ſie aber gewiß nicht, ſondern Polizeiwächter, Polizeigehülfen des Bezirksvogts in ſeinem Kreiſe, wie dergleichen Geſchäfte, z. B. in dem jetzigen Schweden dem ſogenannten Länsman und den von dem Volke ſelbſt ernannten Sechsmännern in jedem einzelnen Kirchſpiele obliegen. Die Gerichtsbeiſitzer haben, wie in Norwegen und Island, wahrſcheinlich Lawrettmen oder Ernannte geheißen. Dieſem widerſpricht gar nicht, daß der Mann, welchem die Anordnung der Maaße und Gewichte und die Aufſicht über die Beobachtung dieſer Anordnung übertragen war, den Namen Lawrettman führte. Er war in einem Lande, wo von den Maaßen und Gewichten das Wohl oder Weh des Volkes abhing, einer der wichtigſten Ehrenmänner, in der That der Bewahrer der heiligſten Volksrechte. Uebrigens ſagt Barry uns ausdrücklich in der eben angeführten Stelle: „daß die Bezirksrichter ihre Beiſitzer hatten, welche Lawrettmen hießen“, und nennt dieſe Lawrettmen, um ihr Amt aus etwas Jetztbeſtehendem zu erläutern, „eine Art Konſtables für die Rechtspflege in den verſchiedenen Inſeln und Kreiſen.“

Barry ſieht dieſes alte Lawthing (Volksverſammlung und Volksgericht) darin ſchief an, daß er meint: „man habe dazu ſogar zuweilen die Bauern berufen.“ Umgekehrt: ſo lange die alte Verfaſſung in Kraft beſtand, mußten alle Bauern, d. h. ſelbſt die unterſten Bönder, die irgend Landbeſitz hatten, bei Strafe auf dieſem allgemeinen Thing erſcheinen: Denn hier, wie bei den alten teutſchen Grafengerichten, wurden nicht allein die ſchweren Verbrechen und Halsſachen unterſucht und gerichtet, ſondern auch alle Streitigkeiten und Verhandlungen über Erbſchaften, Beſitz und Aenderung des Beſitzes liegender Gründe hatten hier allein ihre rechte Stelle. Es mußten alſo alle angeſeſſene Männer nothwendig anweſend ſeyn, theils als Zeugen, die man vielleicht aufrufen und befragen würde, theils als Diejenigen, welche ihre eigenen und die Familienvertheile wegen eines Eindrangs in den Beſitz oder einer Aenderung in demſelben, welche Jemand wagen oder hier anbringen könnte, zu bewachen hatten.

Hibbert meint, das Lawthing zu Bergen in Norwegen oder das alte Gulathing ſey vor der Verpfändung der Inſeln an Schottland und vielleicht noch einige Zeit nachher eine Art Gericht letzter Ziehung oder das geweſen, was man jetzt wohl einem Reviſionshof nennt. Er ſucht dies durch eine (S. 314.) angeführte Urkunde zu erhärten. Aus dieſer Urkunde geht aber nur hervor, daß bei einem dunklen und ſchwierigen Erbſchaftsſtreit der Lawman und ein Lawrettman aus Shetland nach Bergen übergefahren waren, um ſich dort des Rechts zu erholen. Die beide nebſt dem Lawman von Gulathing und einigen Beiſitzern deſſelben haben in Bergen — dies ergiebt ſich aus der Urkunde — ein ſogenanntes zuſammengeſetztes Gericht gebildet. Kurz, hieraus ſieht man nicht, daß ein letzter Zug von dem Lawmansthing an das Gulathing oder gar an den Hof nach Kopenhagen gebracht ſey, obgleich das bei der zerfallenden Macht der Grafen im 14ten und 15ten Jahrhundert wohl zuweilen geſchehen ſeyn mag.

Island hatte weiland in ſeinem Süden zu Thingvalla die heilige Stelle für ſeine Gerichte und Volksverſammlungen, immer noch eine Erinnerung an die alten freieſten Zeiten, deren frühere Geſchichte ſich zum Theil in Sagen auflöſt, immer noch bis in unſere Tage hinein, ein ſchöner Einigungs- und Verbindungspunkt des ganzen Volkes, welches alljährlich auf ſeinem Allthing zuſammenkam. Aber dieſes ehrwürdige Allthing iſt ſeit dem Jahre 1800 aufgehoben. So hieß auch hier in Shetland die alte heilige Gerichts- und Volksſtelle Tingwall, Sitz des Vogtes oder Lawmans weiland. Außerdem war das Land früher in 5 Bezirke getheilt, welche ihre beſonderen Thing hielten. Später, als Shetland an Schottland kam, erhielt es 10 Bezirke, indem jedem Kirchſpiele ein Vorgeſetzter (13) gegeben ward, eine Einrichtung, welche ganz auf ähnliche Weiſe in Island beſtand.

Die Geſetze, wodurch jeder Bezirk regiert ward, wurden in einer allgemeinen Verſammlung der angeſeſſenen Hausmänner des Landes, welche in dem Lawthing gehalten ward, entworfen. So blieb es bis zum Jahr 1670. Eben ſo hielt jeder Bezirk ſeine kleineren Verſammlungen, wo geringere Unordnungen und Vergehen abgeſtellt und gerügt, auch Bußen zuerkannt wurden.

Im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurden alle alten Geſetzbücher Shetlands zerſtört und in den allgemeinen geſetzgebenden Verſammlungen des Lawthing ein neueres Landrecht Shetlands entworfen, zur Erhaltung guter und ordentlicher Nachbarſchaft in jedem Bezirke u. ſ. w.

Die verſammelten Hausmänner eines Bezirks waren ermächtigt, 10 oder 12 achtungswerthe Männer auszuwählen, welche als Ranſelmen dienen mußten, gleichſam Rüge- und Polizeirichter. Wollte Einer ohne gegründete Urſache ſich dieſer Stelle weigern, ſo war ſeine Buße 10 ℔ ſchottiſch. Folgendes war der Hauptinhalt ihres Amtes:

1. Alle Häuſer mußten ihnen Tag und Nacht offen ſtehen und alle Schlüſſel überliefert werden, um Diebſtählen nachzuforſchen.

2. Sie hatten über die Hausſitten, Ehen, Verhältniß zwiſchen Aeltern und Kindern, Herren und Knechten u. ſ. w. zu wachen, zuerſt zu ermahnen und zu warnen, wenn das nicht half, die Verbrecher der richterlichen Behörde anzugeben.

3. Streitigkeiten und Unglimpfe beizulegen oder anzumelden.

4. Das Schwören und Fluchen zu hindern, zu beſtrafen oder zu melden.

5. Auf die Sonntagsfeier zu achten und die Nachläſſigen mit 20 Schillingen zu beſtrafen.

6. Feldfrevel und Unfuhren an Feldern, Weiden, Gräben u. ſ. w. zu rügen.

7. Darauf zu ſehen, daß Unterſaſſen durch Faulheit und ſchlechte Wirthſchaft die Güter nicht verdürben, noch die Häuſer niederwohnten; und wenn ſie ſich nicht beſſerten, ſie ihren Landherren zu melden.

8. Die Aufſicht und Auskehrung fremder Streuner und Bettler.

9. Die für dieſes Land ſo wichtige Polizei über Hirtenhunde, Schaafe und Schaafhürden.

10. Und ferner über Zauberer, Hexenmeiſter und das ganze Heer der Schwarzkünſtler.

11. Ueber Handel und Handwerk, daß Alles ordentlich zugehe und daß Waare und Arbeit gut ſey.

12. Bei dem Verdachte eines Diebſtahls mochten zwei oder drei Nanſelmen eben ſo viele Zeugen mit ſich nehmen und in das benachbarte Kirchſpiel gehen und nachforſchen; und, wann ſie

den Dieb fingen, hatten ſie den Kirchſpielsvogt davon zu unterrichten, welchem oblag, den Dieb zur Haft zu bringen.

Außer den ernannten Ranſelmen ward in jedem Bezirk ein Lawrettman für die Anordnung von Maßen und Gewichten gewählt. „Sein Geſchäft war, nach Gifford, die Zinsbutter und „den Zinsthran zu meſſen und zu wägen und ihre „Beſchaffenheit zu beſtimmen, und, wenn ſie „nicht gut befunden wurden, ſie als nicht an„nehmlich zurückzuweiſen. Er war beeidigt, Recht „zu handhaben und richtige Maße und Gewichte „zu halten.“

In Shetland gab es von Alters her in den einzelnen Bezirken Untervögte, welche früher von den Odalern gewählt wurden. Aber nachdem das Land mit Schottland vereinigt war, ward ihre Ernennung irgend einem Aufſeher über die Landgüter oder einem Pachter der Kroneinkünfte überlaſſen. Ein ſolcher Bezirksvogt berief in ſpäteren Zeiten alljährlich zwei Gerichtsverſammlungen, wobei alle achtbare Hausmänner des Bezirks anweſend ſeyn mußten. Hier verlas man erſtlich die Geſetze oder das Landrecht, welche des Vogts Beſchlüſſe leiteten; darauf ſchritt man zur Unterſuchung der vorgebrachten Sachen. Aber der Untervogt entſchied blos kleinere Dinge, welche gute Nachbarſchaft und Bezirkspolizei angingen, und durfte in keiner Sache über 10 lb (ſchottiſche lb, alſo 10 Thaler) Werth ſprechen.

Es iſt ſchwer, den Gerichtsbrauch Shetlands in einer früheren Periode, als dem Schluß des ſechszehnten oder dem Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu zeigen. Was die Befugniß der Ranſelmen war, hat ſich aus dem eben gezeichneten Kreiſe ihres Amtes genugſam ergeben. Man kann jeden Ranſelmen als einen häuslichen Schiedsrichter in allen Händeln und Ungebühren ſeines Bezirkes betrachten; aber wenn Sachen an ihn kamen, in welchen er nicht einſchreiten durfte, ſo brachte er ſie an den Bezirksvogt, welcher, wenn ſie in ſeine Gerichtsbarkeit fielen, ſie einem Gerichte angeſeſſener Hausmänner vorlegte. Hier ward er in Findung des Urtheils von der Meinung aller verſammelten Ranſelmen und des Lawrettmans unterſtützt.

Ueber den Beſchlüſſen des Unter- oder Bezirksvogts ſtand das Gericht des Großvogts oder Lawmans, welchem die ganze höhere Gerichtsbarkeit Shetlands übergeben war. Dieſe Gewalt ward im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem Landdroſtenſtellvertreter (steward deputy) des Landes anvertraut. Gifford hat ausdrücklich angegeben, daß der Bezirksvogt verpflichtet war, ein Gerichtsbuch zu halten, worin alle vor ihn gebrauchte Sachen eingetragen wurden; welches Buch dem Landdroſtenſtellvertreter bei ſeinen Umreiſegerichten auf Verlangen vorgewieſen werden mußte. Wenn das Buch von dem Bezirksvogte nicht regelmäßig gehalten war, ward das von dem Lawman gerügt, mit der Warnung, ſich zu beſſern oder ſeine Stelle zu verlieren.

Der Lawman oder Großvogt von Shetland verwaltete in älterer Zeit die Gerechtigkeit nach den Regeln eines aus Skandinavien herſtammenden Geſetzbuches. Aber wir wiſſen von den Geſetzen, welche einſt in Shetland herrſchten, wenig mehr, als durch Ueberlieferung. Die älteſte norwegiſche Sammlung wird Hakon, dem Pflegeſohn des engliſchen Königs Athelſtan, dem jüngſten und edelſten Sohne des Harald Schönhaar, beigelegt; er blühete um 940. Dieſes Hakonſche Geſetzbuch ſoll Oloff Trygveſon, welcher im Jahr 1014 in Orkney und Shetland die chriſtliche Religion und mit ihr wahrſcheinlich ſeine neuen und milderen Geſetze einführte, verbeſſert haben: denn noch im achtzehnten Jahrhundert pflegten die Shetländer ſich zu rühmen, daß ſie ihre Geſetze von Sankt Oloff empfangen hätten, von welchem ſie in ihren Liedern über ihn, den ſogenannten Viſſacks, die leider aus dem Gedächtniſſe der Menſchen verſchwunden ſind, ſeltſame Dinge erzählt haben ſollen. Aber es leidet keinen Zweifel, daß verſchiedene der ſpäteren Veränderungen des Oloffiſchen Geſetzbuches unter die Geſetze unſerer Inſeln aufgenommen ſind. Einige Verordnungen über Schaafe werden Hakon, Herzog von Norwegen, Sohn des Königs Magnus beigelegt, und Torfäus bemerkt, daß, obgleich norwegiſche Geſetze urſprünglich in dieſen Inſeln galten, ſie doch ſpäter mit däniſchen Satzungen vermiſcht wurden. Während der tyranniſchen Herrſchaft des greulichen Grafen Patrick verſchwand das Geſetzbuch Orkneys und Shetlands auf immer; und andere Satzungen wurden in folgenden Zeiten aus Schottland hergeleitet.

Der Lawman über Shetland hatte bei den großen richterlichen und geſetzgebenden Verſammlungen, welche im Lande gehalten wurden, und bei ſolchen Sitzungen, wo der Ausgang der Unterſuchung über Leben oder Tod des Angeklagten entſchied, Räthe zu Beiſitzern, welche den Namen Rodme *) führten und darauf zu achten hatten, daß das Recht nach den Geſetzen gepflegt wurde. Dieſemnach wurden alle Beſchlüſſe des Gerichts durch gemeinſame Genehmigung der Rodmen und des Großvogts beſtätigt, mit Ausnahme von Fällen, welche auf Leben oder Tod des Angeklagten gingen. Dann durfte der Angeklagte eine Berufung an die allgemeine Verſammlung der Odaler machen, welche verſammelt wurden, an der Entſcheidung Theil zu nehmen. In den Amtsobliegenheiten dieſer Rodmen war eine große Aehnlich-

---

*) Ueber den Namen Rodmen iſt oben ſchon das Nöthige erörtert.

keit mit denen der Jury oder auch der ſogenannten Mitreiniger oder Mitſchwörer (Compurgatores et Consacramentales), welche man in der früheren Zeit bei den nördlichen wie bei den ſüdlichen Germanen gekannt hat. Aber die Zahl der Rodmen in Orkney und Shetland ſcheint nicht auf 12 beſchränkt geweſen zu ſeyn. In einem den 5. Julius 1601 gehaltenen Lawthing, wo ein Angeklagter zur Unterſuchung gebracht ward, ſaßen mit dem Lawman 21 Beiſitzer. Im Jahr 1514 ward ein Gutsverkauf von einem Lawman und 13 Beiſitzern beſtätigt; es ſcheint aber die Zahl 12 doch die gewöhnliche geweſen zu ſeyn, wie noch heute die engliſche Jury und die ſchwediſche Nämd ein Zwölfter iſt.

Der gründliche Schöning (Geſchichte Norwegens 2r Thl. S. 248.) meint, es haben in der Regel nur 12 Beiſitzer, welche auch die Ernannten hießen, ein Gericht gebildet. Das mag ſeyn; aber die ganze Menge der Ernannten — denn auch für jedes Bezirksgericht mußten wenigſtens 12 gute Männer Ernannte, und im Nothfall wohl eben ſo viele Stellvertreter ſeyn — mußte ja unweigerlich zum Allthing, oder Lawmansthing fahren und aus dieſen wählte man wohl oft für jede Sitzung mehrere Zwölfter aus, damit, wann durch Krankheit oder durch geſetzliche Hinderniſſe (z. B. durch Verwandtſchaft, bekannte Feindſchaft oder eigene Theilhabung in einer Sache) dieſer oder jener Lawrettman abtreten mußte, ſogleich die nöthigen Erſetzer da waren. Ob nicht auch bei dem oft ſehr lange ſitzenden Allthing, wo natürlich viele und die verſchiedenſten Sachen zur Verhandlung und Entſcheidung kamen, Verſchiedenes nicht vielleicht verſchiedenen Abtheilungen der Lawrettmen zur Ausrichtung und Abmachung — denn es wurden ja nicht lauter hohe Gerichtsſachen dort verhandelt — übergeben worden; ob ſie nicht zuweilen, zumal zur Verwaltung und Geſetzgebung gehörige Sachen — wenn wir Altes mit Neuem vergleichen dürfen — vorbereitend und vorberathend gleichſam in Ausſchüſſen bearbeitet haben; ob nicht auch, zumal da eine ſo große Menge Ernannter bei dem Allthing anweſend war, während derſelben Sitzung eine Ablöſung verſchiedener Zwölfter wahrſcheinlich Statt fand — darüber können wir aus Mangel an genauen Nachrichten nichts Beſtimmtes wiſſen. Aus Gulathings Laug (Thingfarar Bolkr Kap. 2.) ſehen wir, daß in den verſchiedenen in dieſem Lawmansſprengel begriffenen Landſchaften nicht weniger als 258 Ernannte ſeyn ſollten. Dieſe alle mußten das Allthing beſuchen, und man hatte alſo eine Auswahl von genug Zwölftern.

Nach dem Jonsbuche (Thingfahrt Balk Kap. 3.) ſaßen in dem isländiſchen Thingkreiſe drei Zwölfter oder 36 Ernannte. Es heißt in jenem Kap. ausdrücklich: „Der Thingkreis „ſoll ſo weit gemacht werden, daß die zum Ge-

„richte Ernannten darin zu ſitzen Raum haben. „Es ſollen dies 3 Zwölfter Männer (14) ſeyn.“ N. B. Aus Kap. 2. deſſelben Balks ergiebt ſich, daß des Königs Landvogt (Syſſelman) aus jeder Landvogtei (Syſſel) nach dem Verhältniſſe der Volkszahl die Ernannten auswählte; eben ſo, wie nach dem Gulathing Laug (Thingfahrt Balk Kap. 1.) in Norwegen durch die königlichen hohen Beamten die Auswahl aus den beſten Männern geſchehen ſollte. Nach deſſelben Abſchnitts drittem Kapitel ſcheinen der Lawman und die Landvögte (es gab 12 Landvogteien) bei dem Beginn des Allthings aus dieſen Erſternannten die engere Wahl vorgenommen zu haben; denn es heißt ausdrücklich: „der Lawman und die Landvögte ernennen „nen drei Männer *), welche die geſchickteſten zu „ſeyn ſcheinen.“

Der Lawman machte in der Ausübung ſeines Oberrichteramtes eine jährliche Umreiſe durch das Hauptland Shetlands, um den geringeren Lawthing jedes beſonderen Bezirks vorzuſitzen. Auf dieſer Umreiſe war er von einem großen Gefolge begleitet, welches aus Rodmen und andern Gliedern ſeines Gerichts beſtand. Bei dieſen Sitzungen empfing er die Berufungen von den Untergerichten der Bezirksvögte; er hob ungerechte Urtheile auf; und ſaß wegen aller Sachen zu Gericht, diejenigen

---

*) Nämlich drei aus jeder Landvogtei.

ausgenommen, wovon das Leben oder der Tod des Angeklagten abhing. Der Gebrauch, in den verſchiedenen Kirchſpielen jährlich einmal Rundreiſen zu machen, ward noch lange nach der Abſchaffung des Lawthing beibehalten, ſelbſt in der Periode, als das Lawmansamt einem Landdroſtenſtellvertreter gegeben worden war. Gifford, der im Jahr 1733 ſchrieb, hat bemerkt, daß dieſer Stellvertreter, da er keinen Gehalt hatte, es nicht durchſetzen konnte, mit ſolchem Gefolge, als alle Mitglieder des Gerichts ausmachten, durch das Land zu reiſen und daß daher dieſe Rundreiſen ſehr unterlaſſen wurden.

Zu Thingplätzen wählte man gewöhnlich Anhöhen oder freiliegende Halden und ebene Anger, wo das umſtehende Volk die alten ehrwürdigen Richter auf ihren Richterſiedeln ſitzen ſehen konnte. Dieſe Plätze waren geräumig und innerhalb eines länglichten mit Steinen umſetzten Kreiſes. Dieſes Rund oder der Gerichtsplatz war, wie eine heilige Stelle, entweder von einem Kreiſe kleinerer Steine umringt, oder mit einer Art Zaun von Haſelſtöcken oder Stangen eingehägt, welche mit Wieden oder Stricken zuſammengebunden waren. Dieſes Gehäge hieß Vebönd oder das heilige Band, ſo wie der Platz ſelbſt Vebiorg, Vegard oder Fiörbaugsgard (heilige Burg, heiliger Hof oder dem Geächteten verbotener Hof.) (S. Schöning a. a. O.). Nach dem Gulathings Laug (Thingfahrt Balk Kp. 3.)

ließ der Lawman auch eine ſolche heilige Schranke um den Thingplatz machen, worin das Gericht ſaß. Nur die Genannten durften darin ſitzen; wer ſonſt hineindrang, mußte eine halbe Mark Silber zahlen.

Die zum Theil grauenhaften Ueberlieferungen und Sagen des Volkes über die alten Thingſtellen Shetlands dürfen hier nicht übergangen werden, weil darin zum Theil ſehr merkwürdige Winke und Hinweiſungen ſind auf etwas Wahres und Lebendiges, was einſt leibte und lebte, und was bei den verſchiedenen Völkern freilich unter verſchiedenen Formen und Geſtalten immer, wenn nicht als das Gleiche, doch als das Aehnliche erſcheinen wird. Man höre:

Die Thingſtelle bei Thingwall war auf einer kleinen Inſel *) neben einem See unweit Thingwall. Doch gab es nach der Ueberlieferung auf der Inſel Unſt im fernſten Nordoſt Shetlands, wo früheſtens das große ſhetländiſche Thing gehalten worden, einen Richtplatz auf der Spitze eines hohen Hügels, welcher die Henker-Höhe (*Hanger Heog*) hieß. Wenn ein auf Leben und Tod Angeklagter nach erfolgtem verdammenden Spruche des Lawmans wünſchte ſich auf die Stimme des Volks zu berufen, ſo erlaubte man ihm, unverletzt aus dem Kreiſe des Orts herauszutreten, der als heilig betrachtet ward. Auf einer gewiſſen Enſernung von dem Thingkreiſe war ein Heiligthum errichtet, das Entrinnen zu welchem von dem Willen des Volks abhing. Wenn die Stimme des Volks mit dem Spruche des Lawmans nicht übereinſtimmte, erlaubte es dem Angeklagten dieſe heilige Stätte unverletzt zu erreichen; und das Leben deſſelben war nachher geſchirmt. Aber wenn das Volk gegen ihn geſinnt war, ward er auf ſeiner Flucht zum Heiligthum verfolgt, und Jeder mochte ihn, ehe er es erreichte, zum Tode bringen. Dieſer Brauch dauerte auch nach der Einführung des Chriſtenthums in Shetland noch fort, und als die ſonſt zu Unſt gehaltene große Gerichtsverſammlung nach dem Holm zu Thingwall verlegt ward, behielt man die Weiſe, wie ein Verurtheilter eine Berufung an das Volk machen konnte, immer noch bei. Brand *) hörte um das Jahr 1700 die alte Sage, welche bis dieſen Tag in Munde des Volkes umgeht: „daß, wenn Jemand, gegen den auf dem „Holm das Todesurtheil ausgeſprochen war, durch „die um den See herumſtehende Volksmenge entkommen und den Glockenthurm der Kirche von „Thingwall erreichen konnte, das Todesurtheil „als nicht ergangen angeſehen, und dem Verurtheilten das Leben geſchenkt ward.“

---

*) Gleichſam nach dem Muſter Norwegens: denn die große norwegiſche Thingſtelle war auf dem Inſelchen Guley oder Gulö.

---

*) Description of Zetland by Brand p. 122.

Hieher gehört, was Hibbert bei Gelegenheit der Beſchreibung mehrerer merkwürdiger Steinkreiſe auf der Inſel Unſt erzählt: Man findet nämlich drei koncentriſche Steinkreiſe auf kahlen und grauen Höhen unweit Baliaſta-Kirche in Unſt, auf dem ſogenannten Crucifield oder Kreuzfelde. Hibbert iſt der Meinung, daß ſie ſchon in den ſkandinaviſchen Heidenzeiten aufgeführt ſeyen, und gedient haben, bei den großen Gerichts- und Volksverſammlungen die verſchiedenen Klaſſen aus einander zu halten. „Bei ſolchen Verſammlungen „konnten nämlich die koncentriſchen Steinkreiſe dar„auf berechnet ſeyn, Perſonen von größerem oder „geringerem Range, welche als Prieſter oder Ge„ſetzgeber ihres Amtes pflegten, von einander zu „trennen; während die Volksmenge an der Außen„ſeite, d. h. außerhalb den Ringen oder Kreiſen, „ſtand.“

Der äußerſte Ring hat 67 Fuß im Durchmeſſer, der mittlere 55, und der innerſte 40. In der Mitte dieſes innerſten Ringes iſt ein kleiner Steinhügel 12 Schuh im Durchmeſſer, über welchen Hibbert phantaſirt, es möge dort in der grauen Heidenzeit vielleicht ein ſkandinaviſcher Tempel geſtanden ſeyn.

Etwa eine Meile öſtlich von dieſer merkwürdigen Stelle iſt ein zweiter, doch an Umfang kleinerer Raum, gleich dem vorigen aus drei koncentriſchen Ringen gebildet, in deren Mittelpunkte ein kleiner

Hügel liegt. Der Durchmeſſer des äuſſerſten Ringes hält 55 Fuß und der des Hügelchens im Mittelpunkte 10½. In einer Entfernung von etwa 80 Fuß von dieſem zweiten Kreiſe iſt ein dritter, welcher in ſeiner Mitte auch einen Hügel hat, welchen nur zwei koncentriſche Ringe einſchließen, deren äußerſtere 22, und der innerſte 17 Fuß im Durchmeſſer hält. Es ſcheint ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Kreiſe für Gerichtsverſammlungen des Volkes beſtimmt waren. Wenn dies der Fall war, ſo war der Mittelpunktsring wahrſcheinlich für den Richter der Angeklagten und die Zeugen eingerichtet und die äußeren koncentriſchen Ringe ſchieden wohl in einer gewiſſen Rangordnung die Gerichtsbeiſitzer der vornehmeren Gutsbeſitzer und die niedrigeren Klaſſen der Geſellſchaft. Der Richtplatz für einen, den die Stimme des Volks verdammt hatte, war außerhalb den Ringen, deren Inneres geheiligt war; er befand ſich wohl innerhalb der Hügel, welche hier the Heogs (Höhen) heißen: denn wahrſcheinlich gleich dem heiligen dem Thor geweihten Berge auf Island war der Raum um dieſe Stelle ſo heilig geachtet, daß er von dem Blute eines Verbrechers nicht befleckt werden durfte. Eine der kleinen Spitzen, die ſich gleich einer künſtlichen Erhöhung jäh aus der hohen Fläche eines Hügel erhebt, wird Hanger Heog (Henker-Höhe) genannt, und an ihrem Fuße iſt ein Steinhaufen, welcher den Namen Gerichtsſtelle führete. Zu dem Gipfel jener Hügelſpitze ſtieg man eine Reihe roher Stufen hinan, woſelbſt man dann einen andern Haufen erblickte, welcher der Richtplatz heißt. Es geht eine Sage, daß der Verbrecher, welcher die Stufen des Hanger Heog erſtieg, nie lebendig herunter kam, und zur Beſtätigung dieſer Sage fand man vor etwa 60 Jahre zwei Gerippe, welche man für die Reſte hingerichteter Verbrecher hielt, an dem Fuße des niedrigeren Steinhaufens unordentlich begraben. Aber wenn ein Angeklagter nach erfolgtem Spruche des Lawmans ſich auf die Entſcheidung des Volks zu berufen wünſchte, ſuchte er mehr weſtlich zu einem auf einem anſtoßenden Hügel gelegenen Steinring zu entrinnen, und wenn er jenen geheiligten Raum ohne Beſchädigung erreichen konnte, war ſein Leben erhalten (15), aber wenn der Zorn des Volkes ſich gegen ihn erklärte, ward er auf dem Wege zum Heiligthum verfolgt, und Jeder durfte ihn, ehe er es erreicht hatte, erſchlagen. Dieſer Brauch dauerte lange: aber bei der Bekehrung des Landes zum Chriſtenthum trat an die Stelle des heidniſchen Heiligthums eine Kirche, welche der ſpäteſte Zufluchtsort war. Mehrere aus der Erde gegrabene Kreuze zeigen die Stellen, wo Böſewichter bei der Verfolgung erſchlagen ſind: weswegen man dem Hügel auch den Namen Kreuzfeld gegeben hat. Das zu Unſt gehaltene Thing ward ſpäter ins Thal von Thingwall auf das Hauptland verlegt, wo dieſelbe Weiſe, auf welche ein Verurtheilter eine Berufung an das Volk machen konnte, bis zu einer ziemlich ſpäten Periode beibehalten ward.

Oft iſt in dieſen Blättern ſchon darauf hingewieſen, wie viel beſſer in früheren Zeiten, als die alte Odalverfaſſung noch ziemlich unverrückt beſtand, die Ordnung über Ackerbau, Weiden und Heerden wahrſcheinlich geweſen iſt, als in den letzten Jahrhunderten der Unterdrückung und des Verfalls.

Um zwiſchen den verſchiedenen Kirchſpielen und Beſitzungen Händel über die Gränzen der Weide- und Torfländereien zu verhüten, ſind verſchiedene Verordnungen in Beziehung auf die Rechte der gemeinſamen Scatholds eines Kirchſpiels. So iſt z. B. befohlen: „daß der Untervogt „jedes Kirchſpiels mit zwölf guten Männern jährlich die Gränzen das Kirchſpiels bereiten ſoll, zwi„ſchen dem erſten October und dem letzten April oder „zu jeder andern Zeit, wann die Scatholders ihn „begehrten (16).“ Die Strafe für die Verſäumniß war 10 ℔ ſchottiſch. Es iſt auch verordnet: „daß Niemand auf ſeines Nachbarn Scathold ſein „Vieh weiden, Plaggen ſtechen, Binſen und Schilf „ſchneiden oder Torf machen darf.“

Statt aber die alte, gute und tüchtige Polizei der früheren Zeit aufrecht zu erhalten, hatten ſich aus den knechtiſchen Verhältniſſen, die ſich im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte leider mit immer wachſender Geſchwindigkeit auf den Inſeln entwickelten, neue Polizeikünſte herausgebildet, wodurch man unter dem Titel und

Schein, Ordnung und Sittlichkeit zu bewachen und zu erhalten, die ärmere und geringere Klaſſe zum Vortheile der Landherren und der größeren und reicheren Gutsbeſitzer oft mit neuer Willkühr mißhandelte; ſo daß, wenn der Grund des Volkes nicht eine faſt unverwüſtliche Gutmüthigkeit und Rechtſchaffenheit hätte, daſſelbe durchaus zu einem tückiſchen, lügneriſchen und ſchmeichleriſchen Geſindel hätte ausarten müſſen.

Während dem ſiebenzehnten Jahrhundert ging der Ranſtelman, ſobald er von einem Zwiſt oder Mißhell zwiſchen Mann und Frau, Aeltern und Kindern, Herrn und Knecht, oder von andern Streitigkeiten und Schmähungen Etwas hörte, in das betheiligte Haus, ſchalt die Schuldigen, ſtrafte die loſen oder zänkiſchen Mäuler auch wohl mit Bußen, und, wenn ſeine Vermahnung oder Buße noch Nichts fruchtete, machte er von dem häuslichen oder nachbarlichen Unweſen einen Bericht an den Untervogt. Doch den Landherren däuchten die Verordnungen über die Sittenerhaltung im Jahre 1725 noch nicht ſtreng genug, zugleich klagten ſie das Land aller möglichen Laſter und Gebrechen an, als der Sonntagsentheiligung, des Fluchens und Schwörens, des Lügens, der Hurerei, Bosheit, Habſucht, Trunkenheit und des abſcheulichſten Unfriedens zwiſchen Mann und Weib. Dieſe Laſter und Gebrechen führten ſie wieder hin auf eine Vergeſſung der Gottesfurcht und der Erziehung, auf einen Ueberfluß des täglichen Brodes, eine Gleichgültigkeit der Beamten und Geiſtlichen gegen ihre Pflichterfüllung und auf frühe Heirathen ohne Mittel des Beſtehens. Sie klagten, daß Shetland wegen Mangels an Dienſtboten in Verlegenheit ſey, welcher, wie ſie meinten, aus den bedrängten Umſtänden der Herren (masters: alſo jeder Brodherr, welcher für ſeine Wirthſchaft Geſinde brauchte, nicht allein die landlords) entſpringe, welche eben deswegen ihrem Geſinde nicht immer gehörige Arbeit anweiſen könnten. Aus allen dieſen Gründen bildeten ſie aus den Ranſelmen und Aelteſten jedes Bezirks eine Geſellſchaft für die Geſindeordnung und Sittenverbeſſerung mit der Macht, die Vergehungen mit Geldbußen zu belegen. Die Dreizahl von ihnen machte ein Gericht. Nun beſaß der dienſtfertige und gefügige Ranſelman noch größere, ja außerordentliche Macht: Er konnte mit Zweien ſeiner Genoſſen jeden Zwiſt zwiſchen Herrn und Geſind beilegen und den Rang *) Derer beſtimmen, welche behalten werden ſollten; aus einen Hauſe jeden Dienſtboten entlaſſen, deſſen Dienſte er überflüſſig erachtete; oder er konnte ihn in eine andere Familie verſetzen, welche mehr eines Gehülfen bedurfte. Der Ranſelman konnte einem armen Familienvater befehlen, wie viele Kinder er zum Beiſtande ſeines hinfälligen Alters im Hauſe behalten durfte; ja er konnte jedes Ge-

---

*) Wornach ſich natürlich auch der Lohn und die übrigen Vortheile richteten.

ſind, nachdem es ſeine Stelle verlaſſen hatte, hindern, ſich anderswohin zu vermiethen, ohne Vorweiſung eines Zeugniſſes über gutes Betragen von der Geſellſchaft für die Sittenverbeſſerung; er konnte endlich jeden Fremden *) hindern, ohne ein gutes Zeugniß von den Aelteſten und Ranſelmen ſeines eigenen Kirchſpiels von Jemand gemiethet und gebraucht zu werden.

Dieſes Zuviel, welches von den Herren gegen die geringere Klaſſe ganz eigentlich ſcheint erdacht und berechnet zu ſeyn, hatte die natürliche Folge jeder Uebertreibung. Die Geſellſchaft für die Sittenverbeſſerung ſowohl, als der alte Ranſelman, welcher nun als Werkzeug in den Händen der Mächtigeren gebraucht ward, fielen allmählig in Verachtung. Unter ſolchen Verhältniſſen müßte eine völlige Auflöſung der Sitten erfolgt ſeyn, wenn die Geiſtlichkeit des Landes nun nicht eingetreten wäre und ihren Amtsberuf gefühlt hätte, in der Bewachung und Beſſerung der Hausſitten Diejenigen zu erſetzen, welchen ein heiliges Gebiet, welches eigentlich vor keine bürgerliche Behörde gehört, auf eine verkehrte Weiſe, und zum Theil für die unreinſten und eigennützigſten Zwecke übergeben war. Der wachſende Einfluß, welchen der Pfarrer ſeitdem beſeſſen hat, ſcheint indeſſen durch die Kirchenſitzungen und durch die ſchweren Bußen, welche die alten Landesordnun-

---

*) Heiſt kein Fremdling im Lande, ſondern nur ein Menſch aus einem andern Kirchſpiel.

gen gegen ſolche Vergehen beſtimmen, als unheiliges Schwören und Fluchen, Entheiligungen des Sabbaths oder die Weigerung eines Hausmanns, ſeiner Familie Unterweiſung im Chriſtenthum und in Sittlichkeit zu verſchaffen, in keinem geringen Grade verſtärkt zu ſeyn. Doch hat die Sittlichkeit und Würdigkeit der presbyteriſchen Geiſtlichkeit und ihre Menſchenfreundlichkeit gegen Kranke und Bedrängte noch mehr als dieſes zu ihrem Anſehen und zu der Ehrfurcht beigetragen, welche ſie unter dem Volke genießen, und welche ihre Warnungen und Ermahnungen eindringlicher und gefürchteter macht.

Zwölf Pfarrer machen das ſhetländiſche Presbyterium aus, und jedem derſelben ſind zwei bis drei Kirchen anvertraut. Sie ſenden jährlich eines ihrer Mitglieder als Bevollmächtigten zur Generalverſammlung in Schottland. Anfangs gingen die Vorſchläge zu den Pfarrſtellen vom Presbyterium aus, aber durch die Akte der Königin Anna, welche das Patronat zurückgab, ſiel es an den Obherrn des Landes, deſſen Wahl von Geiſtlichen zu erledigten Stellen durch eine Volksberufung beſtätigt wird.

Mit der Erziehung in den Schulen ſtand es ſonſt ſchlecht; jetzt indeſſen ſind in den verſchiedenen Bezirken des Landes manche Schulen eingerichtet, obgleich ſie bei der Lage der nicht reichen und ſo ſehr zerſtückelten und abgeſchnittenen Inſeln nicht vorzüglich ſeyn können.

Selbſt dieſes im Ganzen unfruchtbare Land könnte, wenn ſeine verſchiedenen Güter mit genug Verſtand und Freiheit benutzt würden, ein viel ſchöneres Ausſehen haben und leicht 10,000 bis 20,000 Menſchen mehr und beſſer erhalten, als ſeine jetzigen Bewohner. Im Jahr 1755 rechnete man die Volksmenge von Shetland auf 15,200, im Jahr 1793 auf 20,000, und im Jahr 1810 auf 23,000 Seelen; ſo daß, wie ſich hieraus ergiebt, die Mehrung derſelben immer noch im Steigen iſt.

Die Menſchen. Ihre Sitten, Gebräuche, Sprache, Glaube und Aberglaube. Der Einwohner auf den Orkneys iſt, ſeinem Hauptgeſchäft nach, ein Ackerbauer; der Bewohner von Shetland mehr ein Fiſcher und Seemann. Er hat nicht die Breite und Fülle des Wuchſes ſeines Nachbarn, ſondern kommt mehr der Schlankheit des Isländers gleich. Man darf ſagen, er ſey von Mittelwuchs und in ſeinem Bau von großer Ebenmäßigkeit, Leichtigkeit und Gewandtheit. Sie haben faſt durchgängig feine, ſchmale Geſichter, lichtes oder braunes Haar, helle, blaßblaue, grünlichte Augen. Die Weiber ſind zum Theil ſehr zierliche und leichte Geſtalten. In der Geberde dieſer Eiländer drückt ſich im Ganzen das Gepräge der Gutmüthigkeit und Freundlichkeit aus. Hibbert, obgleich er die Gier und Härte einiger Landherren und die Habſucht einzelner ihn umfahrender Bootsmannſchaften tadelt, lobt doch überhaupt die Gaſtlichkeit, Ehrlichkeit und Freundlichkeit aller Klaſſen und nennt das Volk in vielen Gegenden fleißig, thätig, hülfreich und höflich. Nur über Mangel an Reinlichkeit, welche aber unter dieſem naſſen Himmel nicht leicht zu erhalten iſt, klagt er oft.

Das Wollenzeuch, welches das Landvolk hier trägt, iſt größtentheils aus den Fabriken von Lancaſter und Yorkſhire; einiges auch von eigener Arbeit. Die Männer tragen häufig Lappſchuhe von ungegerbten Seehundsfellen, die Haare auswärts gekehrt. Sie tragen rothe Mützen in Zuckerhutform. Dabei fällt Einem von ſelbſt Nordſchweden und Norwegen ein, wo dieſe Art und dieſe Farbe bei dem Volke die gewöhnliche Kopftracht iſt.

Ihre Häuſer, welche man gewöhnlich wohl Hütten nennen kann, ſind denjenigen ſehr ähnlich, welche die Isländer ſich bauen. Wegen des Mangels an Holz lang, ſchmal, niedrig, auch die Dächer niedrig und leicht. Die Wände von Steinen, Moos und Raſen aufgeführt, die Dächer mit Plaggen von Haide, Binſen u. ſ. w. gedeckt. Ganz ſo wie viele auf dem Inſelchen meiner Heimath, auf Hiddenſee, welches auch größtentheils von Fiſchern und Matroſen bewohnt iſt.

Jede einzelne Wohnung iſt von kleinen Feldchen umgeben, welche Zäune oder Gräben einhägen. Dieſe Einhägung iſt meiſtens aus Raſen oder Steinen ſchlecht aufgeführt. Der Shetländer nennt dies, wie wir oben hörten, ſein town, der ſchottiſche Einwanderer in ſeiner Sprache ſein room.

Gleichſam ein eignes Völkchen auf den Inſeln bilden die Coningsburgher im ſüdlichen Theile des Mainlands, durch alte faſt verſchallende Sagen als ein kriegeriſcher Stamm berühmt und bis dieſen Tag durch etwas Rauhes und Herbes in ihrem Charakter und in ihren Sitten vor den übrigen Shetländern nicht zu ihrem Vortheile ausgezeichnet. Hibbert meint, ſie möchten wohl von einer Schaar uralter Seeräuber entſproſſen ſeyn, welche ſich einſt hier auf den Inſeln niedergelaſſen haben; ja er wagt ſogar, ſie von den Sachſen abzuleiten, welche zur Zeit des Theodoſius des Aeltern in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts hier gehauſt haben ſollen. So viel und ſo weit hin kann man träumen über Dinge, die Niemand wiſſen kann. Wir wollen gar nicht läugnen, daß nicht verſchiedene Stämme Eines und deſſelben großen Volkes ſich hier angeſiedelt haben können; aber man ſoll nicht vergeſſen, daß grade Inſeln, ſelbſt bei beſchränktem Umfange, ſo verſchiedene Eigenthümlichkeiten der Lage, des Himmels und der Beſchäftigungen haben, daß ſie leichter, als das Feſtland, Mannichfaltigkeit, ja verſchiedenſte Eigenthümlichkeit ihrer einzelnen Theile erzeugen. So z. B., um wieder auf meine kleine Heimath hinzuweiſen, bilden in der Inſel Rügen die Bewohner der Inſel Hiddenſee, der Halbinſel Münchgut, der Herrſchaft Puddebuſch, nicht nur gegen einander, ſondern auch den übrigen Bewohnern der Inſel gegenüber, in Geſtalt, Tracht, Sitten, Gebräuchen, ja ſelbſt in manchen Eigenheiten der Sprache eine große Verſchiedenheit.

Die Shetländer ſind durch lange Verbindung mit Schottland und bald auch mit England ſehr verändert von dem, was ſie urſprünglich waren. Die ſüdlichen Fremdlinge, welche zuerſt als die Gebieter und Herren kamen, dann als Anſiedler einwanderten, auch als Soldaten bei ihnen einquartiert und gelagert wurden; welche endlich die Odaler vom norwegiſchen Stamm allmählig größtentheils aus ihren alten Rechten, Geſetzen und Gütern verdrängten und viele faſt bis zur Knechtſchaft erniedrigten; welche als die herrſchenden, mächtigern und gebildeteren Menſchen den gewaltigſten Einfluß auf das Land und Volk geübt und in Verfaſſung und Sprache das Meiſte, in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten ſehr Vieles verändert haben, ſind doch nicht mächtig genug geweſen, die urſprüngliche ſkandinaviſche Grundfarbe des Karakters auszulöſchen, wenn ſie dieſelbe gleich hin und wieder verdunkelt, an einigen Stellen auch mit andern Farben oder wenigſtens doch mit Schattirungen anderer Farben überſtrichen haben.

Aber Einen Hauptverluſt haben die Shetländer durch ihre lange Verbindung mit Großbritanien und vorzüglich wohl dadurch erlitten, daß der nordiſche Stamm faſt ganz aus den Verhältniſſen der Ehre, des Reichthums und der Bildung verdrängt und zum Zuſtande der Armuth und Abhängigkeit hinabgedrückt ward: nämlich den Verluſt der alten norwegiſchen Sprache; und mit ihr haben ſie die Pfahlwurzel ihres Urſprungs, den friſchen Athem ihrer Sage und Geſchichte und den lebendigſten Born von mannichfaltigſtem Geiſt, Muth und Freude verloren. Ihnen iſt ihre Vorzeit, die ewig grünende und blühende Welt der Fabel und Dichtkunſt, ja gewiſſermaßen die große geiſtige Schöpferkraft in ihnen ſelbſt, und damit welcher Stolz und welches Gefühl des Daſeyns! gleichſam weggeſchnitten: ihre Geſchichte fängt nun gleichſam mit dem Jahre 1500 an. Ihr Altes ſcheint auf immer vergangen und vergeſſen zu ſeyn, und das alte Schottiſche und Engliſche, wie herrlich es in Thaten, Werken und Liedern auch ſeyn mag, kann der Shetländer und Orkneyer ſich doch nimmer ſo lebendig zueignen, ſich ſelbſt damit nicht ſo gleichſam zuſammenleiben und zuſammenleben wie der Menſch, deſſen Sinn und Gemüth in der ſchottiſchen und engliſchen Erde von dem Urgroßvater her ſeinen natürlichen Trieb und Keim hat. Ihnen gehört alſo nur das Schottiſche und Engliſche der letzten Jahrhunderte, und ſtatt ihrer alten Mährchen und Lieder müſſen ſie das in der neuen gebildeten Welt von London, Edinburg und Glasgow Erfundene und Gedichtete zum Theil auch mit den leeren oder ihnen wenigſtens fremdartigen Tönen und Weiſen jener Plätze herſagen und ſingen lernen.

Jetzt iſt ihre Sprache das gemeine Engliſche, mit dem Schottiſchen und Norwegiſchen vermiſcht: d. h. es ſind viele norwegiſche Wörter in der Volksſprache geblieben; aber das Norskiſche oder Altnordiſche verſteht jetzt kein Menſch auf den Inſeln mehr. Vor einem halben Jahrhundert war es bei einigen Greiſen noch als eine Seltenheit übrig; jetzt iſt es völlig ausgeſtorben. Merkwürdig genug ſpricht das Volk ſein Engliſches hier, wie in den Orkneys, viel mehr der engliſchen als der ſchottiſchen Ausſprache ähnlich aus: mehr mit dem ſcharfen, liſpelnden Tone des Engländers, als mit dem ſtumpfen und weichen Munde des Schotten. Die Hauptanlage zu dieſer ſchärferen, der engliſchen mehr ähnelnden Ausſprache mag wohl in dem urſprünglichen Organe des Eiländers und in der Art, wie er ſein urſprüngliches Norskiſches ausgeſprochen, gelegen haben: denn es haben ſich in den Inſeln ja wenige Engländer, ſondern faſt nur Schotten angeſiedelt. Indeſſen meinen Einige: dieſe Ausſprache, ſo wie Vieles, was dem Lande und Volke eine andere Farbe und Geſtalt gegeben habe, müſſe man den engliſchen Beſatzungen zuſchreiben, welche zur Zeit der erſten Revolution und unter Cromwells Protektorat zur Bewachung und Bezähmung der Inſeln hieher verlegt worden und wohl an die zehn Jahre hier im Standquartiere geblieben ſind, und deren viele, als die Dinge Großbritanniens nach Cromwells Tode den Umſchlag zu Gunſten der vertriebenen Herrſcher litten, ſich hier an Britanniens Gränzen lieber für immer angeſiedelt haben ſollen, als daß ſie als die Gedemüthigten und Gehaßten in der Heimath Denjenigen hätten dienen gewollt, deren Parthei ſo viele Jahre der Gegenſtand ihres Haſſes und ihrer Verachtung geweſen war. Daß aber das ſogenannte Cromwellſche Heer durch hohe Bildung, Zucht und Sittlichkeit ſich vor allen Heeren ausgezeichnet hat, welche in England jemals unter Fahnen verſammelt worden ſind, geſtehen ſelbſt die erbitterteſten Feinde der Parthei der Puritaner und Independents. Es beſtand dieſes Heer ſo ſehr aus der Blüthe des Volks, daß ſelbſt Klarendon geſagt hat; jeder Cromwellſche Gemeine wäre durch Tugend und Mannszucht in jedem andern Heere ſchon ein vorzüglicher Offizier geweſen. Solche Männer, die hier ſo manche Jahre ſtanden und deren viele hier für immer blieben, konnten allerdings der engliſchen Sitte, Art und Sprache, und dieſer letzten ſelbſt bis zur Ausſprache, eine leichte und große Geltung gegeben haben.

Der oben erwähnte Low, von welchem eine handſchriftliche Beſchreibung Shetlands aus den 1770ger Jahren übrig iſt, fand im Jahre 1774 nur noch wenige norskiſche Lieder und Weiſen im Munde des Volks. Er erzählt uns, daß die einſame und reizende Inſel Foula einer der letzten Orte geweſen ſey, wo man das alte Norwegiſche ſprach. Er fand ſchon damals — alſo vor 50 Jahren — dieſe Sprache faſt ausgeſtorben: Keiner konnte ſie ſchreiben und Wenige konnten ſie ſprechen, und Reſte alter norskiſcher Lieder lebten nur noch im Gedächtniſſe und Munde einzelner Greiſe, mit welchen ſie begraben ſcheinen. Denn ihre muthigen und kräftigen Töne ſind längſt verhallt, und Alle, welche in den letzten Jahrzehenden die Inſeln beſucht und auch nach ſolchen Dingen, als von welchen wir ſprechen, geſucht haben, behaupten, ſie müſſen auf immer verloren ſeyn.

Weiland beſtand die größte Luſt bei den Feſtgelagen der alten Odaler in dem Herſagen oder Abſingen alter nordiſcher Weiſen. Zu Lows Zeit waren noch viele beliebte hiſtoriſche Lieder lebendig. Der letzte Mann, welcher ſie herſingen konnte, war Wilhelm Henry auf Guttorm in der Inſel Foula, welchen Low im Jahr 1774 beſuchte. Low ſagt von ihm, daß er weder ſchreiben noch leſen konnte, aber bei ſchon hinfälligem Alter das ſeltenſte Gedächtniß hatte, ſo daß er, wenn man ſeine Begeiſterung ab und an mit einigen Tropfen Branntwein erfriſchte, den ganzen Tag herſagte und ſang. Solche Lieder wurden mit einem etwas verdorbenen nordiſchen Worte Viſecks*) oder Viſſacks genannt und mußten immer an fröhlichen Feſten zu Tänzen und andern Freuden ertönen.

Wir rüſten uns nun, in einigen Gebräuchen und Sitten und in dem fantaſtiſchen Weſen der Mährchenwelt, ſo wie in denen der düſtern und grauenvollen Phantaſie, kurz in der Luſt und in dem Glauben und Aberglauben des Shetländers, die ächt nordiſche Grundfarbe zu zeigen, welche Jahrhunderte fremder Herrſchaft, die durch ihre Habſucht und Ungerechtigkeit lange Zeit eine fremde Tyrannei genannt werden konnte, nicht haben verwiſchen können.

Zuerſt ein paar Beiſpiele rieſenhafter Anſchauung, und wenn ich ſo ſagen darf, rieſenhafter Gefühle. Denn wie jeder Menſch das Bild eines Paradieſes in ſich trägt, welches einſt hier auf Erden geweſen ſeyn muß, ſo muß er ſich auch eine Vorzeit denken, wo die Enakskinder mit Bergen, wie die unſrigen mit Steinchen geſpielt haben und wo die Leidenſchaften nach eben dem Maße gemeſſen werden müſſen, und wo auch die Vorſehung etwas gigantiſch und rieſenhaftig oft als Zwiſchenſpielerin mit auf die Bühne tritt.

---

*) Von Viſa: Weiſe, Lied.

Auf Unſt iſt ein Berg, Saxavord*) genannt, ſechshundert Fuß über dem Meere, welcher weiland die Wohnung eines Rieſen, Namens Saxe**) geweſen ſeyn ſoll, wo er in einer Felskluft ſteckte. Unweit dieſer Warte des Saxe bei Burrafiord iſt auch eine Landſpitze Namens Hermanneß, wo weiland ein Rieſe Namens Hermann geſeſſen haben ſoll. Nicht weit davon iſt auch Saxes Keſſel (17): eine tiefe zirkelrunde, ſich herabſenkende Höhlung, welche in ihrem Grunde durch einen unterirdiſchen Kanal mit dem Meere Verbindung hat, ſo daß es bei der Fluth in ſie hinaufſteigt. — Hier auf der in ſo vielen Hinſichten merkwürdigen Inſel Unſt nennt man Haraldswik, wo Harald Schönhaar auf ſeinem Zuge gegen die ſhetländiſchen Wikinger gelandet ſeyn ſoll.

Viel altſkandinaviſches Heidniſches iſt hier lange lebendig geblieben und die alten Götterna-

---

*) *Saxavord:* Sachſenwarte, alſo ein ſkandinaviſcher Name aus älteſter Zeit. Das iſt auch ſehr merkwürdig, daß alle Ortsnamen auf den Inſeln durchaus nordiſchen Urſprungs ſind und nichts Galiſches darin ſich findet.

**) Alſo ein Rieſe Namens Saxe. So allgemein iſt die Vorſtellung von der Rieſenhaftigkeit dieſes Volkes geweſen, daß ein rieſengleicher Kraftmann in Wälſchland noch heute häufig le grand Saxon, il gran Sassone genannt wird. Nach den noch lebenden Enkeln zu urtheilen, möchten im Norden wohl die Schonen und Jüten, und bei uns die Sachſen und Frieſen, die rieſigſten Leiber gehabt haben.

men ſind an manchen Stellen noch nicht vergeſſen. So z. B. war es ſelbſt in dem verfloſſenen achtzehnten Jahrhundert in Orkney noch üblich, daß Liebende einen weiten Steinring beſuchten, der vor Alters dem Odin heilig geweſen war. Hier gaben ſie ſich durch ein weites Loch in einem der aufrechten Pfeiler die Hände und ſchlangen ſie für ewige Treue in einander. Dies hieß das Odinsverlöbniß, deſſen Bruch vor allen ſchändlich geachtet ward.

Wenn das Altheidniſche ſich ſo lange gegen die Verwandlung und Vernichtung gewehrt hat, ſoll man ſich wundern, daß manche Ceremonien aus der katholiſchen Zeit ſich bis dieſen Tag immer noch hartnäckig behauptet haben, und als geheimer Dienſt und geheime Mittel hin und wieder noch ihr nächtliches Weſen treiben? Die Reformation hatte in dem Grafen Robert Stuart, weiland Abt vom Heiligen Kreuz, in den Inſeln eben keinen erbaulichen Beförderer. Beſonders ſchwer ward es den neuen Apoſteln der reinen Lehre, das Volk von dem Dienſte und der Verehrung mancher Kapellen zu entwöhnen, welche mit ihren beſonderen Heiligen auch ihre beſonderen Feſte und Gebräuche hatten und in einzelnen beſonderen Nöthen beſondere Hülfe verſprachen. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurden ſie in der Faſten- und Oſterzeit ſehr viel beſucht. Die ſtrenge presbyteriſche Kirche empfahl daher, „damit dieſe nördlichen Inſeln von den letzten Hefen des Papſt-

„thums und des Bilderdienſtes gereinigt würden“ daß alle alte Kapellen geſchleift würden. Die Kreuzkirche in North-Mavine auf dem Hauptlande war eines der Gebäude, deren verödeten Wänden lange eine beſondere abergläubiſche Verehrung erwieſen ward. Der andächtige Beſucher pflegte ein kleines ſilbernes Bildchen, welches irgend einen Theil ſeines Leibes vorſtellte, woran er eben krank oder gebrechlich war, als ein frommes Opfer und Zeichen eines Gelübdes unter die Ruinen der Kirche zu werfen. Sogar von den Schnecken, welche an den Wänden dieſer Kreuzkirche krochen, war der Glaube, daß ſie beſondere und geſegnete Heilkräfte enthielten: ſie wurden getrocknet, zerpulvert und zur Heilung der Gelbſucht gebraucht. Lange nach Abſchaffung des Pabſtthums war es noch gebräuchlich, um Lichtmeſſen im Düſter der Mitternacht mit angezündeten Lichtern zu der Kapelle zu wallfahrten. Die alſo geweihten Kerzen wurden ohne Zweifel zu jenem beliebten Gebrauche verwandt, den ihre bekannten Kräfte ſeit undenklichen Zeiten angegeben hatten: man zündete ſie an, wann der Donner ſich hören ließ; oder wann man die Bosheit ſchadenfroher und tückiſcher Geiſter fürchtete. Aber endlich erſchien Herkules Sinclair, Pfarrer zu North-Mavine, mächtig und glühend von Eifer, und ſchleifte die Kreuzkirche (Croſskirk) bis auf den Grund; und dieſem ſtrengen und frommen Herkules iſt es nach Brands Meinung gelungen, doppelte Maß für ſich und das kleinere für ſeinen Bruder füllte. „Nimm! hier haſt du nun dein Loos Geld richtig getheilt,“ rief er dem Blinden zu. „Ich glaube nicht, daß du richtig getheilt haſt,“ erwiederte dieſer, „und mag der Herr morgen Eagle Shaw theilen, wie du heute das Geld getheilt haſt.“ Dem Betrogenen ward ſein Wunſch gewährt. Nach einer grauenvollen Nacht von Donnern und Blitzen fand man die Inſel am Morgen durch eine tiefe Spalte in zwei Theile zerklüftet, deren einer gerade doppelt ſo groß war als der andere.

Einen ſonderbaren gewiß uralten Gebrauch fand man bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein in dieſen Inſeln, nämlich den, daß wenn Jemand einem Leichenzuge begegnete, er drei Erdklöſe nahm und ſie, einen jeden beſonders, der Leiche nachwarf (18).

Wir führen aus zwei Schriften über dieſe uralte Sitte auch einige Zeugniſſe an:

Folgendes ſagt Whitaker (History of Manchester T. II. p. 141.) über die alten stone barrows oder Steinhügelgräber:

„In Irland, Wales und Schottland herrſcht noch der Brauch, daß die Wanderer oder Vorübergehenden auf die Gräber der irgendwo im Felde oder unter dem Galgen begrabenen Miſſethäter ſo lange Steine werfen, bis ſie einen ganz

„anſehnlichen Haufen über ihn erhöht haben. Und
„eine Art ſprüchwörtlicher Fluch iſt beide in
„Wales und Irland ganz gewöhnlich, einem Feinde
„zu wünſchen, was weiland Hektor dem Paris gewünſcht
„hat, (nämlich einen ſteinernen Rock:
„λαινον χιτωνα anzuziehen) einen Cairn (Steinhaufen)
„über ſich zu haben. Aber dieſer uralte
„Brauch wird in Schottland immer noch vollſtändiger
„beobachtet. Wenn dort Jemand plötzlich
„todt niederfällt oder ſein Leben durch einen
„Zufall auf der Reiſe verliert, ſo trägt der Erſte,
„welcher die Leiche entdeckt, ſogleich zu jener Stelle
„einen Haufen Steine zuſammen, und das gemeine
„Volk mehrt den Haufen, indem jeder Vorübergehende
„auch ſeinen Stein dazu legt. Viele Leute
„halten dies mit ſolcher genauen Gewiſſenhaftigkeit,
„daß ſie wohl eine Viertelſtunde von ihrem
„Wege abgehen, um einen Stein herbeizutragen;
„denn ſie fürchten, die Unterlaſſung werde als
„Strafe irgend ein Unglück über ſie bringen.“

Dies aber findet man bei Jamieſon in ſeinem Wörterbuche unter dem Worte Cairn:

„Dieſe Cairns ſind oft von einer erſtaunlichen
„Größe, aus großen und kleinen Steinen gebildet,
„welche ein Kreis mächtiger Steine an der ganzen
„Grundfläche umgiebt und zuſammenhält, damit
„ſie nicht auseinander fallen.“

„Dieſe unermeßlichen Steinhaufen bergen als Gräber die Gebeine der Helden unter den alten Bewohnern unſerer Inſeln. Die Steinſärge, die Stätte für die Urnen und Aſchen, ſind in die Erde darunter gelegt. Das Volk eines ganzen Bezirks verſammelte ſich, den Verſtorbenen Verehrung zu erweiſen, und thürmte bald zur Ehre ihres Gedächtniſſes ſolche Haufen auf, welche uns jetzt in Erſtaunen ſetzen. Aber dieſe Ehren wurden nicht blos an dem Tage der Beſtattung erwieſen; nein, ſo lange das Andenken an die Todten währte, ging kein Wanderer vorüber, ohne einen Stein zu dem Haufen zu legen.“

„Noch bis dieſen Tag iſt es eine ſprüchwörtliche Redensart unter den Hochländern, welche auf die alte Sitte anſpielt, daß Einer, welcher einen Vornehmen um Etwas bittet, ſpricht: Curri mi cloch er do charne, d. h. ich will einen Stein auf euer Cairn legen.“

„In Angus richtet man ein Cairn an der Stelle auf, wo Jemand ermordet worden iſt.“

Auch in Irland findet man häufig eben dieſe Grabhügel oder Cairns mit gewaltigen Steinen belegt und rings mit Steinen umſetzt, welche 7 bis 9 Schuh hoch über der Erde ſtehen. (Antiqu. of Ireland by Ledwich p. 49.)

Oben fanden wir in dem Liede, welches Einar über den erſchlagenen Halfdan ſang, in den Worten: „Werft, muntre Geſellen, mit dem Meerwind die Steine,“ eine Anſpielung auf dieſe Sitte.

Auch das Salz ſpielt bei den Leichen eine große Rolle, auf welche auch häufig in den alten ſchottiſchen Balladen angeſpielt wird. Wenn Jemand geſtorben iſt, ſetzt man, wie in Schottland, einen Teller Salz auf die Leiche. Die Bedeutung dieſes Gebrauches iſt dunkel, doch hat Jemand darüber bemerkt: „der „Teufel liebe kein Salz an ſeiner Speiſe, denn es ſey „ein Zeichen der Ewigkeit und auf Gottes Befehl „bei allen Opfern gebraucht.“ Man ſcheint alſo durch djeſes Salz den Satan und ſein hölliſches Heer abhalten zu wollen, damit ſie an den Leichen keinen Unfug verüben.

Als einen ganz eigenthümlichen Aberglauben von dieſen Inſeln und den Nachbarländern erzählt man uns, daß ſie bei Geſchäften, von welchen ſie Glück hoffen, ſich und ihr dabei gebrauchtes Geräth gern mit dem Sonnenlaufe wenden (19). Nie werden die Fiſcher bei der beginnenden Fahrt ihre Bote anders als von Oſten gegen Weſten wenden. Diejenigen dagegen, welche Unglück ſtiften wollen, brauchen die entgegengeſetzte Wendung, nämlich die von Oſten gegen Norden. So behauptet man in Schottland, daß die Hexen ihre Zauberkreiſe widder skins*) oder wider den Sonnengang machen.

---

*) Offenbar ein uraltes Wort: „wider oder gegen das Licht (den Schein).“

Wenn die Hochländer einer Kirche oder einer andern heilig geachteten Stätte vorbeigehen, behalten ſie dieſelbe immer an ihrer rechten Hand und gehen mit dem Sonnenlaufe darum herum. Eine Uebertretung dieſes Gebrauchs würde nach ihrer Meinung ein ſchreckliches Unheil zur Folge haben, wie z. B. den Verluſt von Rindvieh und Schaafen, oder daß der Schuldige, oder Jemand ſeiner Verwandten, durch einen gefährlichen Fall von einem Felſen oder im Waſſer umkäme. Wann ſie ihre Boote flott machen, um eine Fahrt vorzunehmen, machen ſie zuerſt eine Kreisdrehung in dem Sonnenlaufe, während welcher ſie gewöhnlich kurze Gebete ſprechen, und zugleich erheben ſie ihre Augen häufig zur Sonne oder zu der Himmelsgegend, wo ſie dann eben ſtehen muß, wenn auch Wolken ſie verdunkeln. Ohne dieſe Ceremonie erwarten ſie keine glückliche Fahrt noch günſtigen Fang. An Orten, welche viel von Fremden beſucht werden, verlacht man dieſe Gebräuche eben ſo ſehr, als das ſogenannte zweite Geſicht, aber in den abgelegenen Thälern und Bergſchlüchten der Hochlande und in den Inſeln werden ſie noch immer beobachtet. Dort beſitzen einige alte Weiber eine überlieferte Kunde von den Heilkräften gewiſſer Pflanzen, womit ſie in gewiſſen Fällen erſtaunliche Kuren bewirken. Dieſe ſammeln ſie bei Sonnenaufgang, wann kein ſterbliches Auge ſie erblickt, mit einer Menge Ceremonien, deren vornehmſte darin beſtehen, daß ſie in dem Sonnenlaufe zur rechten Hand hin gerichtet Kreiſe ziehen, ihre Geſichter gegen jenes Licht gewendet, gegen welches ſie zugleich viele Verneigungen und Kniebeugungen machen, mit den Händen wedern und manche ſeltſame Worte murmeln. Man glaubt, das unheilige Auge zudringlicher Männer verderbe den ganzen Prozeß; und nie ſchreiben ſie die Wirkungen den natürlichen Eigenſchaften der Pflanzen ſelbſt zu, ſondern der Genauigkeit, womit man jene Ceremonien beobachtet hat.

Einige Wochentage hält man hier für den Beginn eines Geſchäftes beſonders glücklich; an andern würde es durchaus mißglücken, und in dieſer Hinſicht ſind auch einige Monate andern vorziehlich. Hier hochzeiten ſie gern an Donnerstagen und Freitagen und vermeiden ängſtlich, es zu anderer Zeit als beim wachſenden Monde zu thun. Auch Vieh ſchlachten ſie gern bei wachſendem Lichte, aus dem Glauben, das bei abnehmendem Monde geſchlachtete Fleiſch werde ſchlechter ſeyn und ſich nicht lange halten. — Einige halten es für ſehr unglücklich, den Neumond zum erſten Male zu erblicken, ohne Silbergeld in der Taſche zu haben; Kupfer hilft da Nichts. — In Schottland ſcheint man den abnehmenden Mond faſt in allen Dingen von ſchlimmem Einfluß zu halten. In Angus glaubt man, daß, wenn man ein Kind im abnehmenden Monde von der Bruſt entwöhnt, es die ganze Zeit, wo der Mond im Abnehmen iſt, abmagere. — Für Liebende giebt der Mond eine wichtige Auskunft über den künftigen Buhlen. Man höre: Sobald du den erſten Neumond im Neujahre ſiehſt, geh zu einer Stelle, wo du deine Füße auf einen Feldſtein ſetzen und deinen Rücken an einen Baum lehnen kannſt. In dieſer Stellung ſchaue zum Mond hinauf und ſprich alſo zu ihm: „O Neumond, ich „grüße dich, o laß mich in dieſer geſegneten „Nacht die holden Züge des Antlitzes meines „künftigen Bräutigams (Braut) erblicken.“ Unfehlbar wirſt du dann, falls du jemals heirathen ſollteſt, eine Erſcheinung ſehen, welche deinem Zukünftigen auf ein Haar gleichen wird.

Auf den Inſeln machen die Leute ſich auch eine Art Weihwaſſer zurecht. Wenn ihr Vieh krank iſt, beſprengen ſie es mit ſolchem Waſſer; womit ſie auch ihre Böte beſprengen, wenn ihnen der Fang nicht gerathen iſt. Und beſonders pflegen ſie am heiligen Abend ihre Böte zu ſegnen und ein Kreuz von Theer darauf zu machen.

Das ſogenannte zweite Geſicht iſt ſchon ſeit Jahrhunderten eine merkwürdige

Eigenthümlichkeit, ſowohl dieſer nördlichen als der weſtlichen Inſeln und der Berglande Schottlands. Folgendes ſagt der ehrliche Chamberlaine bei ſeiner Beſchreibung der Hebriden davon:

„Eine wundervolle Eigenthümlichkeit, welche
„einige dieſer Inſelbewohner beſitzen, darf nicht
„vergeſſen werden. Sie iſt zu gut beglaubigt, als
„daß ſie bezweifelt werden dürfte, obgleich, wenn
„dies nicht wäre, nur ein Narr ſie glauben könnte:
„nämlich das zweite Geſicht. Dies iſt das Vermögen,
„abweſende Perſonen und zukünftige Dinge
„in ihrer Einbildungskraft ſo klar zu ſehen, als
„ob ſie wirklich ſichtbar und gegenwärtig wären.
„Z. B. wenn ein Mann ſterben ſoll, ſo wird
„ſein Bild in ſeiner natürlichen und deutlichen Geſtalt
„Einem, der vielleicht nie ſein Geſicht ſah, in
„einem Leichentuche erſcheinen, und einige Zeit
„darauf wird dieſer Mann, deſſen Bild ſo erſcheint,
„ſterben. Dieſe Eigenſchaft der Gabe des zweiten
„Geſichtes iſt nicht erblich; die Perſon, welche ſie
„beſitzt, kann ſie nicht nach Gefallen ausüben noch
„ſie einem Andern mittheilen, ſondern ſie kommt
„von ſelbſt und erweiſt ſich ganz wider Willen thätig:
„und zwar oft, vorzüglich in jungen Sehern,
„zur größten Angſt und Beſtürzung Desjenigen,
„der ſie beſitzt. Beobachtung lehrt über dieſe
„Geſichte urtheilen, und man weiß kaum ein
„Beiſpiel, daß ſie falſch verkündigt hätten.“

In manchen Landſchaften von Wales verſichert man immer noch, daß kurz vor dem Tode Jemands, welcher ſterben ſoll, man ein Licht, etwa einer Kerze ähnlich, in oder nahe bei dem Hauſe deſſelben ſieht, und daß man zuweilen geſehen hat, wie dieſes kerzenähnliche Licht von dannen zu dem Kirchhofe gewandelt iſt.

Einen ſolchen flüchtigen und hinſchwindenden Schein nennt man in Schottland a waff oder waif. In der Landſchaft Carmarthen ſtirbt kaum Jemand, daß nicht irgend Einer ſein Licht oder ſeine Kerze ſehe. Ein ähnlicher Glaube herrſcht unter dem gemeinen Volke Northumberlands; ſie ſagen alsdann: ſie ſehen das Waff Desjenigen, deſſen Tod es verkündigt (20).

Einer ganz eigenen Verehrung oder wenigſtens eines häufigen geheimen Beſuchs von Solchen, welche noch an ihre Kräfte glauben, genießen hier einige Quellen. Dieſer Quellendienſt iſt im ganzen Norden uralt, und beſtand ſchon in der grauen Heidenzeit, und manche der damals verehrten heiligen Quellen ſind im Mittelalter mit beſonderen Kapellen und Schutzheiligen verſergt worden, damit der Naturdienſt eine chriſtliche Weihe erhielte. Auch in Schweden ehrt man nicht blos ſolche heilige Stellen, wie Sankt Eſkils Quelle bei Skara oder Sankt Sigfrieds in Weſtgothland, mit deren Waſſer von den Händen jener Heiligen weiland viele Heiden gechriſtet ſeyn ſollen, ſondern an gewiſſen Zeiten und Feſten beſucht man noch manche andere Quellen, woraus man trinkt und worin man badet, und gewöhnlich etwas Metall hineinwirft, damit die ſchlimmen Waſſergeiſter dem Badenden Nichts anhaben können. — Hier in Shetland iſt eine beſonders berühmte Stelle, das Helga Water zugenannt, ein ſehr kleiner Teich zwiſchen Hügeln, eine oder zwei Meilen nordweſtlich von Hilswick auf dem Hauptlande. Hibbert erklärt den Namen verkehrt the Water of Health, das Waſſer der Geſundheit, da es doch ſchlechtweg heiliges Waſſer bedeutet.

Die ſogenannten heiligen Brunnen von Kildinguie auf der Inſel Stronſay in Orkney ſind oben ſchon genannt. Es giebt in Orkney aber noch eine andere heilige Quelle, welche vor einigen Jahrhunderten mit einem eigenthümlichen Dienſte beſucht ward und noch einige Verehrer haben ſoll. Dieſe Stelle heißt *the Bairns of Burgh*, die Borne von Burgh *). Folgendes erzählt John Ben davon: „Hier ſtröme aus den verſchiedenen Inſeln eine zahlloſe Menſchenmenge herbei: Knaben, „Jünglinge, Greiſe, Knechte. Wann ſie angelangt ſind, ſteigen ſie baarfuß mit Gebeten hinauf; es kann aber jedesmal nur Einer zu dem

---

*) Bairns of Burgh kann wohl nichts Anderes bedeuten. *Bairn* iſt wahrſcheinlich daſſelbe, was das altſchottiſche *Bourn*, *Bourny*: Born, Quell.

„Heiligthum gelangen. Dort ſprudelt im natürlichen
„Felsgeſtein ein reiner und ſpiegelheller
„Quell, ein wunderſames Ding. Daſelbſt beten
„die Menſchen mit Kniebeugungen und Händefaltungen
„im ſchlimmen Dienſte an und mit mancherlei
„Zauberkünſten, werfen Steine und Waſſer
„hinter ſich, gehen zwei- bis dreimal um das Heiligthum
„*) herum; und wann ſie ihr Gebet geendigt
„haben, gehen ſie heim, verſicherud, ſie
„haben Gelübde gehabt. Hier verehren ſie Gott
„nicht rein.“

Folgendes führt Walter Scott **) aus einer alten Handſchrift an, über Südſhetland: „Manche
„laufen abergläubiſch zu allerlei Quellen und erlangen
„daſelbſt nach ihrer Einbildung Vortheil
„und Geſundheit; und dort opfern ſie Brod und
„Käſe oder Geld, welche ſie in den Brunnen werfen.
„— In der Feldmark von Eccles, welches
„einer Linie des Namens Maitland gehört, iſt ein
„See Namens Dowloch, von Alters her ſchon mit
„vielem Aberglauben verehrt, als heilbringend
„beide für Menſchen und Vieh. Man naht ſich ihm
„mit ſolchen Ceremonien, von welchen man mit
„Recht glauben kann, daß ſie mit Hexerei begonnen
„haben und ſpäter durch magiſche Künſte noch

---

*) Sacellum heißt es; alſo ſtand hier eine Art Kapelle.

**) Minstrelsy of the scottish border. Vol. I. S. 91. der Vorrede.

„vermehrt ſind: denn man vergräbt ein Stück
„Tuch oder Etwas, das Männer oder Weiber auf
„dem Leibe gehabt haben, und eine Feſſel oder
„Tüder, die einem Pferde oder einer Kuh gehört
„haben, und wirft ſie in den See. Kann ſie
„oben ſchwimmen, ſo nimmt man es für ein
„gutes Vorzeichen der Beſſerung und bringt dem
„Kranken, wie weit weg er auch wohne, etwas
„von dem Waſſer, ohne Jemand, den man auf
„dem Wege findet, zu grüßen oder anzureden;
„wann ſie aber ſinken, verzweifelt man an der
„Beſſerung des Kranken.“

„Die Hochländer ſprechen bis dieſen Tag mit
„großer Ehrfurcht von dem Seegeiſt, und baden
„nicht gern in einer Quelle, damit der zierliche
„Geiſt, der ſie bewohnt, nicht zürne und ſich
„entferne.“ (History of Manchester.)

Auf einer der Häbuden behielten die Einwohner bis zum Schluſſe des ſiebenzehnten Jahrhunderts den Gebrauch, dem Schutzgeiſte des Meers ein jährliches Opfer zu bringen. Durch einen gemeinſamen Beitrag ward um Allerheiligen eine Menge Starkbier bereitet, alle Einwohner verſammelten ſich am Ufer, und der gelegenheitliche Prieſter des Feſtes watete bis an den Gürtel in die See, einen gefüllten Becher in der Hand haltend, rief den Schutzgeiſt mit dem Namen Shony oder Waſſer an, und bat um ſeinen Schutz, und goß ihm dann das Naß als ein

Trankopfer in die Fluthen, Nach dieſem Opfer beſchloß man das Feſt mit Schmauſen, Tanzen und Liedern (S. Harris Western Islands sec. edit. p. 28 — 29.).

In Irland und Wales (21) iſt dieſe Verehrung der Quellen im Mittelalter und zum Theil ſelbſt bis in die letzten Jahrhunderte hinein eben ſo häufig geweſen, als in Schottland und auf dieſen Inſeln.

Bei den Skandinaviern war älteſtens Niord oder Neith der oberſte Herrſcher über das mächtige Waſſerelement; ſpäter iſt die Sage bei den kleineren Waſſerjunkern der Necken oder Neckar ſtehen geblieben. In Shetland heißt der Waſſerobermann Shoopiltee (22). Die Neckar*) pflegten die Geſtalten von mancherlei Thieren, auch wohl die eines Reiters oder eines Mannes in einem Boote anzunehmen. In Orkney hat dieſer Waſſergebieter unter einem verſchiedenen Namen Etwas von menſchlicher Geſtalt, obgleich zur Pferdenatur ſich hinneigend, und iſt mit Tang oder andern Seegewächſen bedeckt. John Ben beſchreibt ihn als ein muthiges und munteres Hengſtchen, und erzählt ſogleich eine herrliche Mähr, wie dieſes Hengſtchen mit einem ſchönen Weibe von Stronſay gebuhlt habe, welche endlich von Angſt ergriffen, nachdem ſie ein Jahr mit ihm gelebt hatte, durch Gebet und Faſten den lüſternen Gaſt von ſich abgetrieben (23).

---

*) Unſre Nixen, die freilich weiblich ſind, wie jene männlich.

In Shetland nahm er die entſchiedene Geſtalt eines Pferdes an, und hielt ſich am liebſten bei Waſſermühlen auf; wenn er aber erblickt ward, ſtürzte er ſich geſchwind in einen Born oder verſchwand in einem blitzenden Feuerſtreif. Dieſem Wunderweſen opferten die Einwohner von Lewis*) vormals in der Hoffnung, er werde ihnen zur Düngung ihres Boden eine Menge Tang ſchicken. Aber obgleich es in Stürmen, Wogen und Flammen bei den Nordländern oft eine ſo herriſche Rolle ſpielte, war es doch kein Gott des erſten Ranges und ſein Weſen und ſeine Geſtalt waren unbeſtimmt, wie die dünnen und flüſſigen Quellen des Elementes, über welches es gebietend gedacht wird. Er mußte älteſtens wie jetzt mit den kleinſten Gaben vorlieb nehmen. In Sankt Kilda brachte man ihm Muſchelſchaalen, bunte Steinchen, Fetzen, Zeuch, Nadeln, Nägel oder ein Stückchen Geld dar. Die Männer von Lewis gießen ihm freigebiger einen Becher guten Oels (good ale) um die Zeit der Weihnachten in die See. In Unſt war es üblich, an den Urſprung eines Baches zu gehen, welcher Yelaburn oder Brunn der Geſundheit**) hieß, und dem

---

*) Lewis eine der größten Weſtinſeln.

**) Alſo nordiſch: *Helsobrunn.*

Waſſergotte zum Dankopfer drei Steine auf einen nahen Platz zu legen. — Der Teich Helga Water ſcheint in früherer Zeit von den Shetländern auch mit abergläubiſcher Verehrung und mit denſelben myſtiſchen Weiſen beſucht zu ſeyn, die ſeit undenklichen Zeiten in Orkney üblich waren: z. B. der Rundgang bei dem Wiederlauf der Sonne (Mittſommer), wo ſie bei den Rundwandlungen tiefes Schweigen beobachteten und Waſſer in ihre Hände ſchöpften und es ſich auf die Köpfe goſſen. Aber als das Chriſtenthum auf den Inſeln eingeführt ward, und die Prieſter es unmöglich fanden, die alten heidniſchen Gebräuche alle auszurotten, haben ſie dem Neith Schupilti wahrſcheinlich die Herrſchaft über dieſen Teich abgenommen, und dieſelbe irgend einem beliebten Heiligen übergeben. So z. B. findet man dort einen rohen Stein mit einer kleinen wahrſcheinlich natürlichen Aushöhlung, welche Waſſer hält. Auch dieſer mochte durch eine chriſtliche Weihung geheiligt ſeyn, um die Andacht der frommen Pilger durch einen wundervollen Trunk zu erquicken.

Die alten Skandinavier und Germanen ſahen das Waſſergebiet und das in demſelben Herrſchende und Waltende immer mit einem geheimen Schauder und Grauen an. Es war und iſt zum Theil noch ein gemeiner Aberglaube, daß der Waſſergott die Lippen eines ins Waſſer Gefallenen flugs an ſeine Nüſtern legte, und ihm alſo das Blut ausſog. Daher, ſagte man, ſind die Geſichter der Ertrunkenen ſo roth. Ja wo iſt ein irgend gefährliches Waſſer, welches nach dem Volksausdruck »nicht jährlich eine oder ein Paar Seelen begehrt?« Hibbert leitet nun freilich, wie mir däucht, etwas ſehr halsbrechend, das Wort *Nocka, Nickur, Necker,* ſogar mit dem lateiniſchen *necare* von einem Stamme ab, und bringt damit wieder den Namen *Old Nick* *) in Verbindung. In Schottland wird die Erſcheinung dieſes Neck immer als ein Vorzeichen des Anſchwellens der Ströme und bald erfolgender Waſſertode genommen. Dann erſcheint er unter verſchiedenen Geſtalten, bald wie ein Flußpferd, bald wie ein Waſſerſtier. In Shetland nimmt derſelbe Waſſermeiſter, der Schupilti, die Geſtalt eines niedlichen Pferdchens an, und ladet ſchmeichenld ein, es zu beſteigen. Wehe aber dem Lüſternen, der ſich verlocken läßt! der ſchöne Zelter galoppirt ſpornſtreichs mit ſeinem Reiter in die See hinein und erſäuft ihn.

In Orkney erzählt man viel von einem Seegeiſt, welcher Tangie **) heißt. Dieſer verwandelt ſich, und erſcheint bald in der Geſtalt eines Pferdchens, bald in der eines Mannes.

---

*) *Old Nick* engl. der Teufel. Die Ableitung von *necare* weiſt auf Mord und Todtſchlag hin.

**) Offenbar von Tang: Seegras.

Ein tückiſcher und ſchadenfroher Neckgeiſt der Waſſer iſt der Shellycoat *), welcher manchem Felſen und Stein an der ſchottiſchen Küſte den Namen gegeben hat. Er erſcheint mit allerlei Seegewächſen und vorzüglich mit Muſcheln bedeckt, deren Tönen ſeine Ankunft verkündet.

Ein ſehr böſer, furchtbarer und mächtiger Waſſergeiſt iſt der Kelpy oder Waterkelpy (24), von welchem man in Schottland viel zu erzählen weiß, ein tückiſcher Satan, welcher die Wanderer in der Nacht durch ein ſcheußliches Geſchrei wie von Sinnen bringt; welcher durch die ſeltſamſten und lockendſten Klagetöne, als wenn Einer in Noth wäre, die Leute herbeizieht; ihnen als Fährmann ruft, ſich über ein Waſſer ſetzen zu laſſen; welcher Lichter aus den Wellen aufleuchten läßt, die hineinlocken; welcher Fuhrten zeigt, worin Mann und Roß verſinken. Er aber faſſet ſeinen ſüßen Raub immer ſicher und erwürgt ihn oder ſchlürft ihm das Blut mit ſeinen Lippen aus.

Als die Hexen und Hexenmeiſter Shetlands mit den unter dem Namen Seetroll**) und Landtroll bekannten verkappten Teufelchen zu zaubern und ſpielen vermochten, war der vertraute Verkehr mit dem Waſſerteufelchen Schupilti der erſprießlichſte. John Sutherland von Papa Stour z. B., welcher vor noch keinem halben Jahrhunderte auf dem fernen Haaf, wann er hungrig war, gekochten oder gebratenen Kabeljau aus der Tiefe heraufzuholen pflegte, verdankte dieſe leichte und mühloſe Mahlzeit ſicherlich der Gunſt des Waſſertrolls.

---

*) Shellycoat: Muſchelrock.

**) Hier heißen ſie Seatrow.

Ueberhaupt webt ſich eine Unendlichkeit von Mährchen und ſeltſamen Erſcheinungen und Abentheuern um Shetlands Seeen. Felſen nicht tief unter den Waſſer, welche die Fluthſtrömungen brechen, und ungeheure Wellen thürmen, nennt man in Shetland Baas und in den Färöer Boffres. Bei aufgeregter See wiederholt ſich dieſe Brandung einige wenige Male, man ſagt hier, nicht über ſieben Mal, und ehe ſie wieder beginnt, folgt dazwiſchen eine ziemlich lange Stille (25). Es iſt ein Volksglaube, daß die Brandung eines Baa von heißem Wetter verurſacht werden kann; daß, wenn es bei ſtillem Wetter eintritt, ein naher Sturm verkündigt wird; und daß, wiewohl ein Baa vollkommen ſtill ſcheint, doch, wenn ein Boot darüber geht oder ihm nur nahet, ſogleich eine demſelben oft verderbliche Brandung erfolgt. Debes ſetzt voraus, die verborgene Klippe beſitze eine magnetiſche Sympathie und ziehe das Eiſen des Bootes an; das flache Waſſer aber in ſeiner magnetiſchen Antipathie könne das nicht leiden, und ſteige daher. Man verſichert, die Shetländer, welche von ſeltſamen Seewundern träumen, haben einen ähnlichen Glauben an das Daſeyn unterſeeiſcher magnetiſcher Klippen. Ihre Einbildungen und Meinungen, die ſie im vorigen Jahrhunderte noch hatten, und die jetzt noch gar nicht ganz verſchwunden ſind, über das Meer und über die ſeltſamen und gefährlichen und verführeriſchen Sewohner der Tiefe haben die volle phantaſtiſche und abentheuerliche Wildheit, welche man bei den norwegiſchen Fiſchern findet, und ſind reichlich mit ſkandinaviſcher Mythologie gemiſcht. Dahin gehört die Menge der Seetrolls und der berühmte Krake oder Horve, welcher ſich gleich einer ſchwimmenden Inſel bewegt und maſtengleiche Arme ausſtreckt, und die große Seeſchlange *) mit ihrer furchtbaren Mähne. Vom Schupilti haben wir ſchon genug erzählt. Von Meermännern und Meerfrauen werden manche ſeltſame Mähren berichtet. Die wunderbaren Weſen ſollen zuweilen ihre herrlichen Zauberpalläſte der Tiefe verlaſſen und ſich in die Geſtalt von Seehunden hüllen, um die überſeeiſche Lichtwelt und ihr Weſen ein wenig zu beſchauen. Da liegen ſie denn beſonders gern auf den ſogenannten Ve Scheeren (Ve Skerries) unweit Papa.

---

*) Hibbert meint, das Daſeyn der Seeſchlange, eines 55 Fuß langen Ungeheuers, ſey ausgemacht. Man ſehe in Edinburg den Rückgrad eines ſolchen Thiers im Muſeum. In Shetland will man von den Inſeln Stenneß, Vailey, und von Dunronneß die Seeſchlange geſehen haben.

Einmal begab es ſich, daß die von Stour Papa auf den Seehundsfang dahin fuhren, einen Haufen Seehunde erſchlugen und ihre Felle und ihr Fett mitnahmen und die Gerippe auf dem Felſen liegen ließen. Da entſtand plötzlich eine ſo furchtbare Fluth, daß Jedermänniglich ſich geſchwind zu den Böten flüchtete. Nur Einer verſpätete ſich und blieb zurück, weil ſeine Geſellen, wie ſehr ſie auch arbeiteten das Boot heranzubringen, nicht hatten herankommen und ihn einnehmen können. Eine ſtürmiſche Nacht trat ein und der verlaſſene Shetländer ſah das gräßliche Schickſal vor ſich, entweder vor Kälte und Hunger umzukommen oder von den brandenden Wogen, welche über die Klippen zu brauſen droheten, in die See geſpült zu werden. Endlich erblickte er viele der Seehunde, welche den mörderiſchen Angriffen der Fiſcher entronnen waren; ſie näherten ſich der Klippe, entkleideten ſich ihrer amphibiſchen Häute, und erſchienen in der Geſtalt der Söhne und Töchter der Tiefe. Ihr erſtes Geſchäft war, ihre Freunde wiederherzuſtellen, welche von den Keulen der Fiſcher betäubt und in dieſem Zuſtande ihrer Felle beraubt waren. Als die geſchundenen Thiere wieder zum Leben gekommen waren, nahmen ſie ihre eigentlichen Geſtalten von Meermännern und Meerfräulein wieder an und begannen in Trauertönen, welche ein wüthender Sturm ringsum mit wildem Heulen begleitete, den Verluſt ihrer Seetracht zu beweinen. Denn nun konnten ſie nimmer wieder zu ihrer ſüßen Heimath noch zu den corallenen Wohnungen gelangen, welche tief unter den Waſſer des Meeres liegen. Jeder von ihnen beſitzt nämlich nur Eine Haut, mittelſt welcher ſie aus den Tiefen emporſteigen können; und falls ſie dieſe ihre Tracht in den Gegenden verlieren, welche zum Gebiete des Menſchen gehören, ſo müſſen ſie Bewohner der Erde bleiben. Aber ihre vornehmſte Klage war um Ollavitinus, den Sohn Gjogas, dem auch das Seehundsfell abgeſtreift worden und der alſo nun auf immer von ſeinen Genoſſen getrennt und ein verbannter Bewohner der Oberwelt bleiben mußte. Ihr Geſang ward endlich abgebrochen, als ſie einen ihrer Feinde erblickten, welcher mit bebenden Gliedern und mit Blicken troſtloſer Verzweiflung in die wilden Wogen ſchauete, welche über die Klippenwand ſchlugen. Gjoga ſah ſogleich, wie ſie die gefährliche Lage des Verlaſſenen für die Erlöſung ihres Sohnes benutzen könnte. Sie redete ihn freundlich an und verſprach ihn auf ihrem Rücken durch die See wohlbehalten nach Papa Stour zu bringen, wenn ſie dafür das Seehundsfell des Ollavitinus wiederbekomme. Der Handel ward abgeſchloſſen und Gjoga kleidete ſich in ihre amphibiſche Tracht. Aber der Shetländer, ſchaudernd bei dem Anblick des ſtürmiſchen Meeres, das er durchreiten, und bei dem Gedanken an das glatte Pferd, worauf er ſich feſthalten ſollte, bat die alte Dame klug um die Erlaubniß, ſie möge ihm vergönnen, ein Weniges von Löchern in ihre Schultern und Seiten zu ſchneiden, um ſich zwiſchen Haut und Fleiſch ein beſſeres Feſthalten für ſeine Hände und Füße zu verſchaffen. Seine Bitte ward ihm gewährt; er ſchwang ſich auf ſein Roß, und es brachte ihn wohlbehalten nach Acres Gio in Papa Stour. Von dieſer Stelle begab er ſich ſogleich nach einem Skeo zu Hamna Voe, wo das Fell abgelegt war, und erfüllte ehrlich ſein Verſprechen, indem er der Gjoga dasjenige wieder verſchaffte, wodurch ihr Sohn zu dem anmuthigen Raum zurückkommen konnte, worüber die See ihren grünen Mantel ſpreitet.

Zuweilen haben Meermänner und Meerfräulein ſich hochzeitlich mit dem Menſchengeſchlechte verbunden. Ben in ſeiner Beſchreibung von Stronſay in Orkney hat uns darüber oben ſchon allerlei Seltſames erzählen müſſen. Folgende Geſchichte aber berichtet man über einen Bewohner von Unſt:

Einmal wandelte er am ſandigen Geſtade einer Meerbucht und erblickte eine Menge dieſer Weſen beim Mondlichte tanzen und manche Seehundsfelle neben ihnen auf den Boden geſpreitet. Bei ſeiner Ankunft liefen ſie ſogleich, ihre Kleider zu retten, nahmen wieder Seehundsgeſtalt an und ſtürzten ſich geſchwind in die Tiefe. Aber der Wanderer raffte ein vor ſeinen Füßen liegendes Seehundsfell geſchwind auf und nahm es mit und verſteckte es. Als er wieder an das Ufer zurückkam, traf er daſelbſt das ſchönſte Fräulein, das jemals von ſterblichen Augen geſehen worden, welches über den Raub wehklagte, wodurch ſie von ihren in der Tiefe wohnenden Freunden geſchieden und eine Bewohnerin der Oberwelt werden ſollte. Vergebens flehete ſie den Mann um die Zurückgabe ihres entwandten Eigenthums an. Er, durch ihre Schönheit wie vom Blitz getroffen, war tief von Liebe trunken und blieb unerbittlich, aber er bot ihr Schirm und Liebe unter ſeinem Dache an, wenn ſie ſeine Braut werden wolle. Die Meerjungfrau, da ſie doch auf der Erde bleiben mußte, dachte, es ſey wohl das Beſte, ſich in die Noth zu ſchicken, und zog zu ihm in ſein Haus. Dieſe ſeltſame eheliche Gemeinſchaft dauerte manche Jahre und mehrere Kinder waren die Frucht derſelben, welche keine weitern Zeichen ihres Urſprungs an ſich trugen als eine Aehnlichkeit, welche eine Art Häutchen zwiſchen ihren Fingern und eine beſondere Biegung ihrer Hände mit den Vorderfüßen eines Seehundes hatten; welche Beſonderheit die Abkömmlinge jener Familie bis auf den heutigen Tag an ſich tragen. Des Shetländers Liebe zu ſeinem Meerweibe war gränzenlos; ſie ward aber ziemlich kalt erwiedert. Oft ſtahl das Weib ſich einſam an den öden Strand, und auf ein gegebenes Zeichen pflegte ein großer Seehund zu erſcheinen, mit welchem ſie in unbekannter Zunge ein ſchauerliches Geſpräch hielt. So waren manche Jahre hingeſchwunden, als es ſich begab, daß eines der Kinder beim Spielen unter einer groſsen Kornmiete ein verſtecktes Seehundsfell fand und voll Freude über den Fund damit zu ſeiner Mutter lief. Bei dem Anblick deſſelben funkelten ihre Augen vor Entzücken: denn ſie erkannte es als ihr eigenes. Freude und Schmerz wechſelten blitzgeſchwind in ihr: der letzte bei dem Blick auf ihre Kinder, die ſie verlaſſen mußte. Sie umhalſete und küßte ſie in Haſt, und floh in aller Geſchwindigkeit an das Ufer des Meers. Alsbald kam der Mann heim, erfuhr was gefunden worden, und lief ſein Weib einzuholen, kam aber blos früh genug, die Verwandlung ihrer Geſtalt fertig zu ſehen, indem ſie als ein Seehund (26) von dem Rande eines Felſen vor ſeinen Augen in die See ſprang. Das große Thier deſſelben Geſchlechts, mit welchem ſie oft heimliche Geſpräche gepflogen hatte, erſchien bald und glückwünſchte ihr augenſcheinlich auf die allerzärtlichſte Weiſe zu ihrem Entrinnen. Aber ehe ſie bis zu unbekannten Tiefen untertauchte, warf ſie einen Abſchiedsblick auf den unglücklichen Shetländer, deſſen Verzweiſlung ſie wohl noch zu einem letzten flüchtigen Mitleid bewegte: „Lebe wohl, rief ſie „ihm zu, ich hatte dich recht lieb, ſo lange ich „auf der Erde weilte, aber ich liebte meinen erſten „Gemahl immer viel mehr.“

Auch der Glaube an die Troll mancherlei Art, an Berg- und Hausgeiſter, Kobolde, Puke und Feeen, wie daran, daß ſie beide allerlei Dienſte und Schabernacke thun, hin und wieder Krankheiten verurſachen, die Kinder in den Wiegen vertauſchen und eine Menge loſer Schalksſtreiche verüben, lebt hier noch ſehr in dem Volke und bevölkert Haus und Hof, Buſch und Feld, Höhle und Steinkluft mit einem wunderlichen und ſchauerlichen Gewimmel; ſo daß die Nacht und Mond- und Sternſchein auch ihren Theil Leben bekommen.

Im Norden der Inſel Trollhouland auf einer runden Bergſpitze unter kahlen und ſchaurigen Hügeln iſt der Blocksberg oder Blokullen *) Shetlands. Aber es giebt außer ihm der Hügel genug, in deren Schooße man ſich Troll wohnend denkt. Das Volk, welches den Schabernack fürchtet, den dieſe Zwerge ihm anthun können, nennt ſie mit Ehrfurcht immer *guid folk* oder **die guten Leute**. Der Glaube an ſie iſt immer noch friſch wie in der älteſten Zeit und der Shetländer, wenn er dieſen ihren myſtiſchen und dunkeln Behauſungen naht, kreuzt und ſegnet ſich, damit ſie ihm Nichts anthun. Die zarteren dieſer phantaſtiſchen Weſen treten gewöhnlich niedlich und behend in grünen Kleidern auf. Dieſe ſind ohngefähr das, was man ſich gewöhnlich unter den Feeen denkt und was der Nordländer unter den **Lichtelfen** oder den ſchönen und anmuthigen Elfen ſich vorſtellt. Die Leute hier nennen ſie

---

*) **Blokullen, blauer Hugel** heißt der Blocksberg des ſkandinaviſchen Nordens.

auch *guid neighbours*, gute Nachbarn, weil ſie ihre gute und freundliche Nachbarſchaft wünſchen, auch wohl *merry dancers* oder die luſtigen Tänzer, wie bei dem Shetländer auch die gleichſam fliegenden glühenden Streifen des Nordlichts heißen. Eine Menge Hügel werden gezeigt, welche den Namen Feenhügel führen, wie man in meiner Heimath meiſtens rundlicht platte Hügelchen zeigt, worunter der gläſerne Berg der Unterirdiſchen liegen ſoll.

Die gewöhnliche Gattung der kleinen Leute oder guten Nachbarn führt indeſſen den Namen Braunchen oder Brownie*) und fällt in Art, Amt, Charakter und Kleidung ganz mit dem zuſammen, was man ſich bei uns unter den Namen Puk und Kobold denkt. Kleine, garſtige, ernſthafte, ämſige, ja oft finſtere Leutchen, mit runzlichten Geſichtern, ſchwielichten Händen, die Haut ſehr mit Haaren bewachſen und der Leib gewöhnlich in ſchwarze oder braune Bergmannsjacken gekleidet. Von dieſen wohnen bis dieſen Tag viele als Hauspuke in den Häuſern und werden ſtill verehrt, auch wohl, wie hin und wieder in Nordteutſchland geſchieht, mit Milch, Butterbrod und andern kleinen Eßlichkeiten beſchenkt. Aber auch die finſtern Höhlen und öde verfallene Schlöſſer und Häuſer haben ihre feſten Geiſter, die natürlich nach dem Charakter ihrer Behauſung wilder und grauerlicher gedacht werden.

---

*) Brownie, alſo wieder ein Schmeichelwort. Man könnte hier an das italieniſche Sprichwort denken: il diavolo galant uomo.

Nach Walter Scott: (Minstrelsy of the scott. border Vol. I. p. 105. der Vorrede und an mehreren Stellen) gab es nach dem Glauben der Hochländer eine eigne Art merkwürdiger und wahrhaft grauenhafter Geiſter, welche der Schutz und Schirm der einzelnen Klans oder einzelner großer Familien waren. So heißt es in einer handſchriftlichen Geſchichte von Moray, daß bei der Familie von Gurlinbeg ein Geiſt Namens Garlin Bodacher hauſet; bei der von Tullochgorm, May Moulach, eine weibliche Geſtalt, deren linke Hand und linker Arm mit Haar bedeckt waren, welcher Geiſt auch in dem Klan Grant heimiſch geweſen ſeyn ſoll; bei dem Baron von Kinchardin Lamhdearg oder Rothhand, ein Geſpenſt, deſſen eine Hand roth wie Blut iſt. Von dieſem Lamhdearg heißt es in einer alten Handſchrift: »Man erzählt »viel von einem Geiſt Namens Ly-erg, der das »Glenmoor beſucht. Er erſcheint mit einer rothen »Hand in der Geſtalt eines Kriegers und fordert »die Männer zum Kampfe mit ſich heraus: noch »im Jahr 1669 focht er mit drei Brüdern nach»einander, welche gleich darauf ſtarben.« Es ſcheint alſo, daß dieſe rothe Hand eine Todesbotin war.

Der Glaube an Hexen und Hexenmeiſter war ſonſt auf den Inſeln ſehr groß und Shetland beſonders war für ein rechtes Neſt voll Hexerei und allerlei Zauberei gehalten. Es ſchien, der ganze zaubervolle Norden war dahin übergepflanzt; nur daß in der chriſtlichen Zeit der Teufel und ſeine Geſellen dabei die Hauptrollen ſpielen mußten. Wir haben oben gehört, wie der grauſame und gierige Graf Patrick Stuart oft wegen falſcher Anklagen von Hexerei, Diebſtahl, Selbſtentleibung u. ſ. w. Güter eingezogen hat. Davon hier eine Geſchichte:

Der Pfarrer zu Ophir in Orkney ſoll dem Grafen hiebei als ein dienſtwilliges Werkzeug geholfen haben; was durch das aufbewahrte Zinsbuch jener Pfarre vom Jahr 1595 glaublich wird, worin ein bedeutendes Odaleigenthum als verwirkt aufgeführt wird. Unter Denen, deren Güter eingezogen wurden, waren unter andern vier Brüder des Namens Sinclair. Dieſe Einziehung gab Veranlaſſung zu folgender grauenvollen Geſchichte: Bei Patricks Sturz brach das Gefühl der Rache gegen die Werkzeuge ſeiner Unterdrückung aus. Der Pfarrer von Ophir nahm die Flucht, von den Sinclairs aus Orkney verfolgt, welche ihn jagten wie Schweißhunde das angeſchoſſene Wild. Der Unglückliche entfloh nach Shetland. Die Rächer fuhren ihm nach, trafen ihn auf dem Neap von Neſting, einem Vorgebirge und Orte in Shetland, und erſchlugen ihn. Die Sage geht, daß einer der vier Brüder ihm die Bruſt aufhieb, das Herz herausriß und im heißen, gräulichen Rachedurſte ſein Blut ſchlürfte.

Nun noch mehrere Hexengeſchichten. Man weiß, Odin trug auf ſeinen Schultern zwei weiſagende und ihm ins Ohr raunende Raben. Auf gleiche Weiſe ſah man eine ſhetländiſche Hexe, welche um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts mit dem Fürſten der Finſterniß Umgang hatte, von Brecon nach Hillswick gehen, von den Teufeln, ihren Buhlen, begleitet, welche in der Geſtalt zweier Raben ihr zur Linken und Rechten den ganzen Weg mithüpften. Da man meinte, daß dieſe Erſcheinung wider die Sitte und Natur wilden Gevögels ſey, ſo war es einer der Anklagepunkte gegen das unglückliche Weib, weswegen ſie verdammt ward, gezwickt und an einem Pfahl verbrannt zu werden. Oft erſchien das Buhlteufelchen auch unter der Geſtalt einer Katze: aber auch in Menſchengeſtalt trat er auf. Sobald der Teufel eine ſhetländiſche Hexe verließ, erblickte man ihn unter der Geſtalt einer feurigen Kugel. Sinclair in ſeinem Buche: Aufdeckung der unſichtbaren Welt (The invisible world discovered) verſichert uns, daß, als Helena Stewart und ihre Tochter zu dem Hochgericht gebracht wurden, verbrannt zu werden, die arme Dirne ſo verdummt war, daß man glaubte, ſie ſey vom Satan beſeſſen. Denn nachdem ſie einige Zeit am Galgen gehangen hatte, dampfte eine ſchwarze pechige Kugel ihr aus dem Munde, welche, nachdem das Feuer angezündet war, zu der Dicke einer Wallnuß wuchs und doch gleich einer Rakete in die Luft aufflog. Dies war das ſichtbare Zeichen von der Ausfahrung des Teufels.

Die vornehmſten Mittel, wodurch die Teufelei der ſhetländiſchen Hexen und Hexenmeiſter vollbracht worden, ſcheinen ein böſes Auge oder eine böſe Zunge geweſen zu ſeyn. Man ſagte von Marion Pardon, welche im Jahr 1645 hingerichtet ward, daß ſie alle ihre Tage eine verruchte, teufeliſche, erſchreckliche und abſcheuliche Flucherin war und daß, wenn ſie Denen, welchen ſie übel wollte, fluchte, jedes Uebel, Krankheit, Jammer und Tod darauf folgte. Ihr Auge aber war nicht weniger voll Unheil: ſie ſchaute eine Kuh an, und dieſe ſchrumpfte zuſammen, bis kein Leben mehr in ihr war. — In Shetland iſt noch eine Spur dieſes Aberglaubens, dem ähnlich, was Gellius erzählt, daß in Africa Familien ſind, welche, wenn ſie Etwas als vorzüglich ſchön und herrlich preiſen, dadurch machen, daß es welkt, vergeht und ſtirbt. So erzählte ein Geiſtlicher in Shetland dem Low, daß die Leute, wenn man ihre Kinder lobe oder ſie fett nenne, glauben, man ſey ihr ärgſter Feind und daß ſolche Kinder gewiß ſterben müßten: man dürfe Nichts loben, worauf dieſe armen Leute einen Werth ſetzen (27).

Die ſhetländiſche Hexe hatte gleich Odin, dem Großvater der ſkandinaviſchen Zauberei, die Macht, ſich in die Geſtalten verſchiedener Thiere zu verwandeln. Marien Pardon von Hillswick warf einen tückiſchen Haß auf die Mannſchaft eines Fiſcherbootes, und nahm die Geſtalt eines Pellockwallfiſches oder Delphins an und warf das Boot um. Sie ward durch das Geſtändniß einer andern Hexe und durch die wohlbekannte Probe des Baarrechts des Verbrechens überwieſen: denn als man ihr nebſt Swen, ihrem Ehemann, befahl, die Hände auf zwei der gefundenen Leichen zu legen, ſo blutete die eine derſelben am Halsbein und die andere an dem Kopf und den Fingern, „indem das „Blut herausſpritzte zur großen Verwunderung „Derer, die es ſahen, und zur Offenbarung des „Gerichtes des Allmächtigen.“ Auf dieſen unwiderleglichen Beweis des Mordes, der nicht allein in dieſem Lande, ſondern in den meiſten Reichen Europas als Zeugniß der Schuld galt, ward das unglückliche Weib hingerichtet (18).

Auch Windmacher und Wettermacher war das unſelige Hexengeſindel der Inſeln. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert lebte eine ſolche Wettermacherin in dem Kirchſpiele Dunroßneß. Von dieſer wußte man, daß ſie eine tödtliche Feindſchaft gegen eine Bootsmannſchaft hatte, die aufs Haaf ausgefahren war. Sie nahm einen hölzernen Napf und ließ ihn auf einem Waſſerkübel ſchwimmen. Dabei, damit ſie keinen Argwohn ihrer Teufelei erregte, trieb ſie ihre gewöhnlichen Hausarbeiten, und ſang als wie zu ihrer

Ergötzung ein altes norwegiſches Dönchen. Nachdem ſie einen oder zwei Verſe abgeſungen hatte, ſchickte ſie ein Kind zu dem Kübel und hieſs es melden, ob der Napf (cog) gewimmelt (whommilled) oder umgeſtülpt wäre. Das Kind that nach ihrem Befehle und kam bald mit der Nachricht zurück, das Waſſer beginne aufzuwallen, aber das Becken ſchwimme noch ordentlich. Sie ſetzte dann ihren Zaubergeſang fort und brach ihn noch einmal ab, indem ſie dem Kinde ſagte, wieder zu dem Kübel zu gehen und ihr zu berichten, ob der Napf umgekehrt ſey. Der kleine Bote kam bald wieder mit der Poſt zurück, es ſey eine ganz ſeltſame Wallung in dem Waſſer, wodurch das Gefäſs ſchrecklich hin und her geworfen werde. Die Hexe ſang darauf immer lauter und ſchickte das Kind zum dritten Male zu dem Kübel, den Zuſtand des Napfes zu erzählen. Das Kind kam ſogleich mit der Nachricht zurück, das Waſſer ſey in einem ſchrecklichen Aufruhr und der Napf umgeſtülpt. Die Hexe mit der Geberde einer Boshaften, hielt nun ein mit dem Geſange und ſprach: Das Spiel iſt aus. An demſelben Tage lief die Nachricht ein, eine Jölle ſey in einer Meerkäſelung untergegangen und ihre ganze Mannſchaft ertrunken.

Eine ähnliche Geſchichte wird von einigen Weibern der Inſel Fetlar erzählt, welche bei dem Untergange eines Bootes in dem Buſen von Funzie geſehen wurden um einen Brunnen ſitzend und über einem unnatürlich hin und her geworfenen hölzernen Geſchirr geheimnißvolle Worte murmelnd.

Dieſe Art iſt altnordiſch. So ſaßen in den Zeiten des Odinſchen Heidenthums die Nornen in den Klüften einer dunklen Höhle und entſchieden durch ein grauſes Lied das Schickſal der Krieger, welche in einer Schlacht an der iriſchen Küſte mit dem Grafen von Orkney fallen ſollten. Sie ſaßen an einem greulichen Webſtuhl, bei welchem menſchliche Eingeweide den Aufzug, Köpfe erſchlagener Feinde die Tretſchemel, Schwerter in Blut getaucht die Schiffe und Pfeile den Einſchlag ausmachten. Als der Zauber vollendet war, riſſen die Weiber eine jegliche einen Theil des Gewebes ab und beſtiegen ihre Roſſe, und ſechs von ihnen ritten nordwärts und ſechs ſüdwärts.

Es giebt in Skandinavien auch ein altes Lied, der Mühlengeſang genannt, worin zwei Sklavinnen von rieſenartigem Wuchſe die Worte ſingen, während ſie auf einer Mühle von unermeßlicher Größe arbeiten, worauf ſie einem Seekönige Reichthum mahlen; im Zorn über die Tyrannei ihres Herrn, der ſie die ganze Nacht bei der Arbeit bleiben heißt, mahlen ſie gegen ihn ein ſiegreiches und zerſtörendes Heer.

Hierher gehört auch das Feſtmachen oder vielmehr das ſogenannte Knüpfen und Neſteln. So z. B. ſah die ſhetländiſche Hexe einmal einen Adler einen Seevogel durch die Luft tragen; ſie nahm eine Schnur, ſchlang einige Knoten darein, und der Raubvogel ließ auf der Stelle ſeinen Gefangenen in die See fallen, woraus ein Boot ihn auffiſchte. Solche Künſte wurden auch zur Heilung von Krankheiten gebraucht. Wann nämlich ein altes ſhetländiſches Weib gerufen ward, ein verrenktes Glied zu heilen, ſo pflegte ſie es mit Wollengarn zu umwinden, worin eine beſtimmte Zahl Knoten gemacht wurden. Dabei murmelte ſie einige geheimnißvolle Worte her, und der Schaden ward geheilt. In der Anklage gegen die große Hexe Marion Pardon von Hillswick kam der Vorfall vor, daß Swen, ihr Mann, in einem Torfmoore mit mehreren andern Bauern arbeitete, unter welchen ein armer von Krankheit ſehr mitgenommener Geſell war. Einer von der Kameradſchaft bat den Swen höhniſch, zu ihrem Obermeiſter (30), dem Teufel, zu gehen und ihn zu bitten einen Knoten zu löſen, damit der arme Mann wieder ſo weit zurecht komme, daß er ſeinen Torf machen könne.

Als die heidniſche Zauberei des Nordens durch das Chriſtenthum umgeſtaltet ward, glaubte man, viele Krankheiten entſpringen aus einer Art teufliſcher Beſeſſenheit, die in verſchiedenen Theilen des Leibes ihren Sitz habe, und die Heilung erfolge, wenn man den Teufel zwinge in irgend einen anderen Menſchen oder Thier zu fahren. Marion Pardon von Hillswick erregte durch eine Macht dieſer Art Zuckungen in Janet Robertſon; aber als man ihr mit dem Schrecken des Geſetzes drohete, ſchaffte ſie das Uebel oder vielmehr den daſſelbe erregenden Teufel weg, indem ſie ihn in zwei Kühe trieb, welche bald darauf verreckten. Sie ſuchte auch die Frau eines Nachbars mit Krankheit heim, und trieb ſie dann aus ihr in ein Kalb, welches toll ward und ſtarb. — In einem andern Falle heilte ſie einen von ihr mit Siechthum geſchlagenen Mann, indem ſie ihren Finger dreimal hin und her auf ſeine Lende und dann auf die Erde legte. Aber als das Gerücht von dieſer Heilung ſich ausbreitete, ward die Dame über dieſe Rüchtbarkeit erzürnt und ließ die Krankheit wiederkommen. Nun bat man ſie von Neuem ſehr inſtändig, dem Kranken noch einmal wieder zu ſeiner Geſundheit zu verhelfen. Dies that ſie, indem ſie ihm einen von ihren eignen Händen gebackenen Fladen zu eſſen ſchickte, und die Krankheit auf eine ſeiner Kühe warf, die daran verreckte.

Die Hexenkünſte wurden indeſſen nicht immer für böſe Zwecke gebraucht. John Sutherland von Papa Stour, der vor einem halben Jahrhundert lebte, konnte allen Böten, welche wegen Gegenwinds nicht auslaufen konnten, mit günſtigem Wetter helfen.

Hier herrſcht der Glaube, daß Kinder einer Hexe nicht zulächeln dürfen, weil ſie ſonſt Gefahr laufen, auf immer ein ſchiefes Maul zu bekommen. Eher mag man dem vornehmſten

Mann eine Bitte abſchlagen als einer Hexe, welche Milch, Butter oder Bier begehrt; und ungeſtrafter darf man eine Kaiſerin und Königin auslachen, als eine Hexe. Es gab indeſſen verſchiedene Mittel, durch welche man nach dem Volksglauben der Macht einer Hexe widerſtehen konnte. Das vorzüglichſte derſelben war, wenn man ihr etwas Blut entlockte. Einem Weibe, welche durch die verruchte Bosheit der Marion Pardon mit einem furchtbaren Wahnſinn behaftet war, rieth man, der Hexe Blut zu entziehen. Sie ſtürzte ſich alſo wüthend über dieſelbe her und biß ihr zwei Finger blutig, wodurch ſie geheilt ward.

Schrecklich war das Schickſal des armen Hexengeſindels und Derer, die in den Ruf verbotener Künſte kamen, zur Zeit der Regierung der Grafen Robert und Patrick Stewart, welche auf das leiſeſte Gerücht den unglücklichen Odalern, nach deren Gütern ſie gelüſtete, Hexenprozeſſe auf den Hals warfen und ihr Vermögen einzogen. Auch nach ihnen hat es nicht an eifrigen Verfolgern der Teufelsbannerei auf den Inſeln gefehlt. Ja mehrere haben Shetland als einen Hauptſitz des ſataniſchen Geſindels angegeben und erzählt, es ſey gefährlich in dieſer ihrer Heimath zu reiſen oder zu leben. Indeſſen vor dem helleren und ſeligeren Lichte der Reformation, und vor der lebendigeren und muthigeren Erkenntniß und Wiſſenſchaft ſind die dunkeln Kräfte der Mitternacht und der Unterwelt immer mehr zur Hölle entwichen, und mit dem Glauben an ſie iſt auch ihre Macht verſchwunden; oder wenigſtens iſt die Hexenherrſchaft auf die Bezauberung durch böſe Augen und Zungen und auf Künſte herabgekommen, wodurch Bier, Milch, Butter und Korn angefochten und verdorben, geſtohlenes Gut wiedergeſchafft oder Krankheit und allerlei Gebrechen vertrieben wird.

Auch beſteht noch ein beſonderer Aberglaube in Shetland mit dem ſogenannten Herzgießen, welchen Fräulein Campbell von Lerwick in ihrer Novelle Harley Radington folgendermaßen erzählt:

Wann Leute in Shetland von auszehrenden Krankheiten befallen werden, bilden ſie ſich ein, daß ihre Herzen durch Hexen und Zauberinnen oder durch andere tückiſche Weſen verzehrt werden. Alte Weiber und zuweilen alte Männer beſorgen die Heilung dieſer Krankheit. Mit dem Kranken wird folgende wunderliche und lächerliche Operation vorgenommen. Er muß ſich auf den Boden eines großen umgekehrten Kochtopfs ſetzen; man ſetzt oder hält eine große zinnerne Schüſſel auf ſeinem Kopfe; auf die Schüſſel ſetzt man ein Becken oder einen Napf mit kaltem Waſſer; in dieſes Waſſer gießt der Operateur etwas geſchmolzenes Blei durch die Zähne eines gewöhnlichen Haarkamms. Auch wird ein großer Schlüſſel bei dieſer Operation gebraucht, in welcher dieſes Alles mit vielen ſeltſamen Zauberſprüchen und Geberden vollbracht wird. Fällt das Blei in einem geſtaltloſen Klumpen zuſammen, ſo erklären ſie, daß das Herz und die Lungen des Kranken völlig verzehrt ſind, daß es ihnen unendliche Mühe koſten, und vielleicht überhaupt nicht gelingen werde, das Herz und die Lunge zu ihrer geſunden und natürlichen Geſtalt wiederherzuſtellen. Das Blei wird zum zweiten Mal geſchmolzen und durch die Zähne des Kamms gegoſſen. Wahrſcheinlich nimmt es doch irgend eine Geſtalt an, von welcher der Operateur die Zuſchauer verſichert, es ſey genau die Geſtalt des Herzens des Patienten in ſeinem kranken Zuſtande. Das Herz wird wiederholt geſchmolzen und durch den Kamm ins Waſſer gegoſſen. Jedesmal wird verſichert, es werde der natürlichen Beſchaffenheit des Herzens und der Lunge immer ähnlicher; und die Behexung wird alſo immer ſchwächer gemacht. Der Kranke untergeht dies dreimal, mit Zwiſchenräumen einiger Tage. Wann der letzte Guß des Bleies vorbei iſt, zeigt der Macher es umher und weiſet, wie genau jeder Theil des Herzens und der Lunge zu ſeiner natürlichen und eigenthümlichen Geſtalt wiederhergeſtellt iſt. Stirbt der Kranke, ſo wird ſein Tod irgend einem Verſehen in der genauen Beobachtung aller beſonderen Stücke dieſer Herzgießung zugeſchrieben. Der Mond muß in einem gewiſſen Alter ſeyn, und ſie muß bei einem beſtimmten Wechſel der Fluth und zu einer beſtimmten Stunde der Nacht vollbracht werden. Und noch unzählige andere

Dinge müſſen dabei beobachtet werden. Der Macher wird gern Alles annehmen, was ihnen ihm zu geben beliebt, und wenn es die Hälfte ihres Viehes und Vermögens wäre; aber er darf kein Geld anrühren. Er giebt indeſſen einen beſonderen Platz an, wo eine däniſche in Shetland gäng und gebe Münze, 3 Groſchen an Werth, hingelegt werden muß. Dieſes Geld iſt für die Elfen, welche, wie man ſagt, kommen und es wegnehmen. Aber der arme ehrliche Macher darf und wird es nicht befingern; ſonſt würde ſeine Arbeit vergeblich und der den Kranken bindende Zauber feſter denn je ſeyn. Dieſes Herzgießen iſt bis dieſen Tag in einigen Gegenden Shetlands gebräuchlich. Der Kranke muß das gebrauchte Blei noch einige Zeit nach vollendeter Operation im Buſen tragen (31).

Die Shetländer tragen noch immer, wie viel Ungünſtiges und Verderbliches auch ſeit Jahrhunderten über ſie ergangen ſeyn mag, den norwegiſchen Charakter ihrer Ahnen: ſie ſind hell, gewandt, gaſtlich, freundlich und heiter, und hatten und hielten früherhin noch manche Gebräuche und Weiſen des Alterthums, von welchen nur noch einige Reſte leben.

Foula ſcheint vormals vorzüglich die Erhalterin und Pflegerin des Altväterlichen und Nordiſchen geweſen zu ſeyn. Auf dieſer romantiſchen hohen Inſel war ſonſt das alte germaniſche Spiel, das in den

Schweizeralpen noch lebendig iſt, daß die Männer ihre Stärke durch das Steinſtoßen prüften. Jetzt klagen die Alten wie Neſtor, daß die Starken lange todt und daß ihre Feſte, Reigen und Geſänge mit ihnen vergeſſen und begraben ſind.

In dem Inſelchen Papa Stour iſt der alte norwegiſche Schwerttanz noch üblich. Er wird gewöhnlich für die Feſtlichkeiten der kürzeſten Tage aufgeſpart, ſo wie an dieſen auch die meiſten Hochzeiten gefeiert werden. Indeſſen ſeitdem viele ſchottiſche Anſiedler ins Land gekommen ſind, iſt der alte nordiſche Schwerttanz, worin man übrigens nicht über Schwertſpitzen ſprang, ſondern welches eine Art kriegeriſchen Feiertanzes war, ſehr geändert, indem man ihn mit einer Art Drama verbindet, welches von ſieben Perſonen in den Rollen der ſieben Kämpfer des Chriſtenthums geſpielt wird.

Wir ſetzen voraus, Weihnachten iſt gekommen, welches bei Tagesanbruch immer von Fiedeln verkündigt wird, welche den Day Dawn (die Morgendämmerung) aufſpielen, eine alte norwegiſche Weiſe, welche, mit Fröhlichkeit und Feſtlichkeit gepaart, von den Leuten nie ohne Aufwallungen des Entzückens gehört wird *). So wie es Abend werden will, zündet man in dem Hauſe, wo das

---

*) Siehe dieſe Weiſe und den Foula Reel am Schluſſe.

Feſtgelag gehalten werden ſoll, Haufen Torf an, und Jung und Alt von jedem Geſchlecht erſcheinen, und, nachdem der Branntwein reichlich rundgegangen, wird angekündigt, daß die Schwerttänzer ihren Auftritt machen wollen. Nun ſetzt ſich die Geſellſchaft auf Schemeln, Kufen, Bütten und Bänken, welche die Stelle der Stühle vertreten, und laſſen in der Mitte des Zimmers einen weiten Platz für die Darſtellung. Die Fiedel ſpielt jetzt eine norwegiſche Weiſe auf, und bei dem Klange derſelben tritt ein Krieger auf in der Rolle des Sankt Georg oder des Meiſters der ſieben Kämpfer des Chriſtenthums, hat über ſeine Kleider ein weißes hanfenes Hemd gezogen, welches den alten Panzer vorſtellen ſoll, den die Normänner trugen, und iſt mit einem furchtbaren Schwert umgürtet, welches gewöhnlich aus dem eiſernen Ringe eines Faſſes gemacht iſt. Sankt Georg ſchreitet vor und macht ſeine Verbeugung; die Muſik verſtummt; während er ſeinen Eintritt ſpricht:

Ihr Leutchen hier all' insgemein
Scherzt und ſpielt ihr gern die Sorgen fort,
Kommt, ſeht mich tanzen meinen Reih'n.
Du, Spielmann, ſpiel mir auf das Port (32).

Der Minſtrel ſpielt auf, der Ritter Sankt Georg verneigt ſich und tanzt. Nachdem er eine Weile getanzt hat, zieht er ſein Schwert, ſchwingt es herum, ſteckt es wieder ein, und ſingt dann ein Lied von ſeiner gewaltigen Stärke und ſeinen Großthaten *). Hierauf verneigt er ſich wieder und kündigt an, daß ſeine ſechs edlen Genoſſen nun auch vor der Geſellſchaft auftreten und ihre Waffenkünſte zeigen werden; heißt den Minſtrel aufſpielen, tanzt wieder, und führt alsbald in ritterlicher Sittigkeit und Züchten ſechs Ritter von furchtbarem Anſehen ins Zimmer ein, jeden mit einem weißen Hemde über ſeinen Kleidern und mit einem guten Schwerte an der Seite. In wohlgeſetzten Reimen verkündigt er dann ihre Namen und Thaten. Sie ſind: Jakob aus Spanien, Dionyſius aus Frankreich, David aus Wales, Patrik aus Irland, Antonius aus Italien und Andreas aus Shetland.

Hierauf zeigt der Meiſter ſeinen Genoſſen eine Probe des pas seul, den ſie vor der Geſellſchaft zu tanzen haben, und ſo wie an jeden einzelnen Ritter die Reihe kommt, redet er ſie an, und fordert ſie auf, ihre Geſchicklichkeit und viel bewährte Mannheit auch zu zeigen. Sie thun es ihm nun nach im Tanzen, im Funkeln und Flackern mit dem Schwerte, in der Anrede an den Minſtrel

---

*) Dieſes Lied und die Verſe der übrigen ſechs Kämpfer ſind, wie man ſie dem Hibbert überliefert hat, durchaus modern und weder hinſichtlich der Sprache noch der Kunſt bedeutend.

und in der Aufforderung Jeglicher an ſeinen Nachfolger.

Darauf, nachdem der letzte von ihnen, der Schottenritter Andreas ſeinen Flamberg geſchwungen und ſeinen Tanz abgetanzt hat, ſtreicht der Minſtrel mit friſcher Lebendigkeit ſeinen Bogen, und der Schwerttanz beginnt. Der Meiſter giebt ſeinen Genoſſen ein Zeichen, die in Einer Reihe ſtehen, ihre Schwerter auf ihre rechten Schultern gelehnt, während er einen pas seul tanzt. Dann ſchlägt er an das Schwert Jakobs von Spanien, welcher aus der Linie tritt, tanzt und an des Dionyſius Schwert ſchlägt. Sogleich ſpitzt Dionyſius die Zehen zum Tanz und bringt auf gleiche Weiſe den David aus der Linie; und alſo machen alle Kämpfer hinter einander ihre Luftſprünge auf dem Tanzplatze.

Hierauf ſtrecken ſie ihre Schwerter in voller Länge aus: man ſieht einen jeden ſein eignes Schwert mit der Rechten faſſen und die Spitze des Schwerts ſeines linkerhandigen Nachbars mit ſeiner Linken. Nachdem ſie alſo einen Kreis gebildet haben, Gefäß und Spitze (hilt and point) wie es heißt, tanzen ſie einen doppelten Rondar.

Die Kämpfer halten ihre Schwerter in einer gewölbten Richtung und gehen, von dem Meiſter angeführt, nach einander unter ihnen hin; darauf hüpfen ſie über ihre Schwerter, und da dieſe

Bewegung die Waffen in eine Kreuzlage bringt, ſo löſen ſie dieſe wieder auf, indem jeder Tänzer unter ſeinem rechterhandigen Schwerte wegtanzt. Ein einzelner Rondar, Gefäß und Spitze, wird dann wie vorher durchgetanzt.

Der Rondar wird von dem Meiſter unterbrochen, der unter das Schwert zu ſeiner rechten Hand läuft, und dann rückwärts darüber hüpft: was ſeine Genoſſen ihm nach einander nachthun. Der Meiſter geht dann unter ſein rechterhandiges Schwert und die andern folgen ihm in dieſer Bewegung. So fahren ſie fort zu tanzen, bis ihr Führer ein Zeichen giebt, worauf ſie mit gezückten Schwertern, und Gefäß und Spitze, wie vorher erfaſſend, einen Kreis bilden. Nachdem ein Rondar getanzt iſt, hüpfen die Kämpfer über ihr rechterhandiges Schwert, wodurch ihr Rücken gegen den Kreis und ihre Hände hinter ihre Rücken kommen; und in dieſer Form tanzen ſie rund, bis ihr Meiſter los! ruft. Dann gehen ſie unter ihre rechterhandigen Schwerter hin und ſind im Kreiſe wie vorher.

Der Meiſter legt jetzt ſein eigenes Schwert nieder, und die Spitze von Jakobs Schwert ergreifend, dreht er ſich, den Jakob und die übrigen Kämpfer, zu einem Knaul zuſammen; die Schwerter werden hoch in einer gewölbten Stellung gehalten, er geht unter ihnen hin und bewegt ſich ſo aus dem Kreiſe heraus, und die andern Ritter folgen ihm gleicherweiſe. Eine Wiederholung aller oder einiger der eben beſchriebenen Bewegungen erfolgt alsdann.

Der Meiſter und ſeine Genoſſen bewegen ſich demnächſt wieder zu einem Kreiſe, und jeder ſeine Arme kreuzweiſe über der Bruſt verſchlungen, bilden ſie mit ihren Schwerdtern eine Geſtalt, welche einen Schild vorſtellen ſoll. Dieſer iſt ſo feſt, daß jeder der Kämpfer ihn auf dem Kopfe haltend in ſeiner Reihe damit tanzt. Der Schild wird dann auf den Boden gelegt, jeder Ritter faßt das Gefäß und die Spitze, die er vorher hielt, legt die Arme kreuzweiſe über die Bruſt, und zieht durch eine Figur, welche jener, wodurch der Schild gebildet worden, gerade entgegengeſetzt iſt, ſein Schwert aus demſelben heraus.

Dieſe Bewegung endigt den Schwerttanz. Der Meiſter ſchreitet nun feierlich vor und ſpricht folgenden Epilog:

Mars herrſcht nun mit finſterm Blick,
Er hat uns alle entſetzt;
Nach dieſer wenigen Stunden Spiel
Wird Venus herrſchen zuletzt.

Lebt wohl, lebt wohl, ihr Freunde all!
Ich wünſche euch Heil und Glück,
Euch Allen, die ihr hier verweilt,
Bis ich einſt komm' zurück.

Wann unter Scherzen und Tänzen die Weißagung Sankt Georgs, daß Venus zuletzt herrſchen wird, erfüllt iſt, begiebt es ſich ſehr oft, daß man die Anmeldung der guisars (33) oder Vermummten hört. Eine Menge phantaſtiſch gekleideter Männer treten ins Zimmer, ein weißes Hemd, wie einen Ueberrock, über ihre Kleider geworfen, welches um die Hüften ein kurzer, aus loſem Stroh geflochtener, bis auf die Kniee reichender Unterrock ablöſt. Das Ganze ſteht unter der Aufſicht eines Leiters, welcher der Scudler*) heißt, und ſich von ſeinen Geſellen durch eine ſehr hohe Strohkappe unterſcheidet, deren Spitze mit Bändern geſchmückt iſt.

Doch war die größte Luſt der alten Odaler weiland das Herſagen oder Abſingen norwegiſcher Lieder. Wir haben oben mit Trauer gehört, wie dieſe letzten Reſte eines fröhlicheren und heldenmuthigen Alters nun länger als ein halbes Jahrhundert ſchon aus der Erinnerung der Menſchen verſchwunden ſind.

Nicht viele Jahre vor Lows Beſuch Shetlands im Jahr 1771 begleiteten zahlreiche Lieder unter dem Namen Viſecks oder Viſſacks die Tänze, womit man die langen Winterabende kürzte (34). Bei den Julfeſten, wo der Hamburger Kornbranntwein reichlich rund ging und die Tafel mit dem Skeo getrockneten Vivda und mit den beſten friſchen und geräucherten Fiſchen bedeckt war, erklang das Gue, eine alte zweiſaitige Geige des Landes; Einer ſang eine norwegiſche Viſeck, und ſo tanzten ſie einen Ringeltanz, indem ihre Schritte beſtändig mit der Melodie wechſelten. Um die Mitte des verfloſſenen achtzehnten Jahrhunderts war von der norwegiſchen Sprache im Lande wenig mehr übrig, die Viſecks und der alte Ringeltanz verſchwanden, und auf ſie folgten, wie ein Geiſtlicher auf Unſt dem Low verſicherte, Kartenſpiele die Nacht durch, das Trinken der hamburger Waſſer und ſchottiſche Tänze. Der Reel (35) ward eingeführt und bald höchſt beliebt und einige zu ihm paſſende Originalmelodieen wurden von eingebornen Shetländern geſetzt, und von ihnen war der ſogenannte Foula Reel der beliebteſte. Dieſer Melodie ward ſpäter ein Lied angepaßt, die Shaalds von Foula genannt, welches auf eine ſehr einträgliche Kabeljaufiſcherei anſpielt, die auf dieſen Shaalds odet Shoals *) nun ſchon lange betrieben wird. Dies ſind die überſetzten Worte **) des Textes:

---

*) Scudler heißt in Shetland der Steuermann einer Schute oder eines zwölfrudrigen Bootes. Alſo nach dem Befehlshaber bei dem Hauptgeſchäfte des Landes ward auch der Hauptmann der Luſtigmacher benannt.

---

*) Sandbänke, Felsbänke.

**) S. die Note 36.

Auf! weil wir ſind beiſammen zum Jul.
Friſchauf, Leichtfuß! Geſellen zum Tanz!
Holt einen Fiedler, ſpielt auf Foula Reel.
Die Shaalds, Burſchen, bezahlen's Gelag.

Chor.

Die Shaalds von Foula bezahlen's Gelag.
Friſchauf, Leichtfuß! Geſellen zum Tanz!
Die Shaalds von Foula bezahlen's Gelag,
Die Shaalds, Burſchen, bezahlen's Gelag.

Die Lammſchaafe ſind mit den Kühen im Stall,
Friſchauf, Leichtfuß! Geſellen zum Tanz!
Hakt ein den Keſſel und macht ein gut Feu'r.
Wir woll'n ſitzen, Burſchen, bis krähet der Hahn.

Chor wie vorher.

Her nun ein Licht und einen Krug gutes Bier!
Friſchauf, Leichtfuß! Geſellen zum Tanz!
Wir woll'n trinken guten Fiſchfang aufs künftige Jahr.
Und die Shaalds, Burſchen, bezahlen's Gelag.

Chor wie vorher.

Anmerkungen
zu
Shetland.

1) **Krankheiten in Shetland.** Ueber die Isländer ſagt Henderſon (S. 20): „Wegen der Beſchaffenheit ihrer Nahrung, ihres Mangels an Reinlichkeit „und weil ſie häufig genöthigt ſind, lange in naſſen, wol-

„lenen Kleidern zu ſtecken, leiden ſie ſehr an Hautkrank„heiten, wie auch an hartnäckigen Huſten und Lungenbe„ſchwerden, von welchen jährlich vielleicht mehrere hinge„rafft werden, als von irgend einer andern Krankheit.“

2) *Townmails.* Eben ſo in Island, wo Tun das zunächſt um das Haus Liegende bezeichnet. Henderſon ſagt: „Das Tun nennt man in Island das mit dem „Bauernhauſe unmittelbar zuſammenhängende Land: das „einzige, welches Dung erhält und ſich deswegen immer „durch ſein vorzügliches Grün auszeichnet. Offenbar hatte „es urſprünglich gleiche Bedeutung mit dem engliſchen „*town* und dem ſchwediſchen *Tuna.*“ Ich ſetze hinzu mit dem teutſchen Tun, Zaun. Man denke an Haag, Hamm, Bury, Bery — Nichts als Gehäge, Umzäunung, Einfriedigung; dann Dorf, Burg, Stadt u. ſ. w.

3) Bland. Henderſon ſagt (S. 113): „Das gewöhn„liche Getränk der Isländer iſt Blanda, eine Art Mol„ken mit Waſſer gemiſcht, die Molken ſelbſt, welche ſie „Syra heißen, und Milch, die ſie immer warm trinken.“

4) *Landsleigo Balk* Kp. 49. „Jeder, welcher „Schaaſe beſitzt, muß einmal zu Field *) gehen und über „all ſein Land im Herbſt, wann das Lavrett **) gehal„ten werden ſoll; aber die Reppſtyrer ***) entſcheiden, „wo ein Jeder gehen ſoll. Wer ſein Land nicht durch„ſucht, büße eine halbe Mark an den König und ſey für „alle die Schaaſe verantwortlich, welche man daſelbſt zu

---

*) Field: die öden und wüſten Stein- oder Grasberge und Felder in Island.

**) Riett oder Lövriett iſt die Umzäunung, worin alle aus dem Field kommende Schaaſe eingetrieben werden; wo denn Jeder das Seinige nimmt.

***) Männer, welche in einem Repp oder Kreiſe über Geſetze und gute Ordnung wachen.

„der Zeit ſieht, da er nachſuchen ſollte. Die Retter ſollen ſeyn, wo ſie von Alters her geweſen ſind und ſoll das Vieh ſo weit her und von ſo vielen Stätten her hingetrieben werden als vormals.“

Folgt eine Beſtimmung, wie über diejenigen Lämmer entſchieden werden ſoll, und wie ſie geſchieden werden ſollen, welche die Mutter ſich nicht ſelbſt zueignen. Sind einige Lämmer ſeit dem letzten Rett ungemarkt und ungetheilt geblieben, ſo ſoll der Bauer, welcher das Rett bewacht, ſie ſeinen Nachbarn weiſen, ehe er ſeine Marke auf ſie ſetzt und ſie künftig beſitzt. Aber ſind dieſe Lämmer ungemarkt, nach der Zeit, ſo mag Jeder, der einige Schaafe beſitzt, auf ſeinem Lande daſſelbe thun, wo er ſie auch treffe. Daſſelbe gilt auch von älteren ungemarkten Schaafen oder anderem Vieh, worauf keine Marke iſt. Findet man ungemarktes Vieh in der Allmend nach dem letzten Rett, und ſagt die Mutter nicht an, wem es gehört, ſo behalte, der es findet, das Vieh.

Laufen Jemand Widder oder Böcke zu, deren Eigner und Marke er nicht kennt, ſo ſoll er ſie je alle zwei Monate im Sommer bei ſeiner Kirche abkündigen und einmal den nächſten Sommer auf dem Häradsthing; auch auf dem zweiten und dritten. Findet ſich dann ein Eigener, ſo bezahle er ihm ihren Werth; ſonſt behält er ſie den dritten Herbſt, nachdem er ſie geſetzmäßig abgekündigt hat. Dies gilt (Kap. 50.) von allem herrenloſen Vieh, welches man unter dem ſeinigen findet oder welches zuläuft*).

5) *Tenants* heißt das Wort. Freilich ſind Diejenigen, oder vielmehr die Enkel und Urenkel Derjenigen, welche aus freien Odalmännern zuerſt nur in Lehnsabhängigkeit unter mächtigern und reichern Beſitzer gekommen waren, jetzt nichts Anderes als Pachter oder Pachtbauern, nach der gegenwärtigen Ueblichkeit mit gar keinem Rechte, auf dem

---

*) Vergl. Guta Lagh S. 79.

Gute oder Lande, worauf ſie wohnen, zu ſitzen und davon verſorgt zu werden, wie es das Verhältniß der Lehnshörigkeit ſonſt mit ſich bringt; aber da in den willkührlichen Verträgen ſtillſchweigend oder ausdrücklich ſo Vieles von Abgaben und Leiſtungen beibehalten iſt, was eigentlich meiſt bei Lehnshörigkeit üblich war, z. B. Falkenhühner, Rauchhühner, Torfſtechen und Torfeinfahren an gewiſſen Tagen, einzelne beſtimmte Geſchenke an gewiſſen hohen Feſten, ſo hat es mir am bequemſten geſchienen, das Wort *tenant* mit **Lehnbauer** zu überſetzen.

Die angeſeheneren dieſer Pächter, welche auch faſt alle auf förmlich ausgeſtellten Pachtbriefen wohnen, nennt man hier und in Schottland Tacksmen; was bei dem Engländer *Gentlemen farmers* heißt. Das Wort *tack* bedeutet in allen normanniſchen Mundarten **ein Feſtmachen und Feſthalten**, und davon ganz natürlich **Verſprechen, Vertrag**: *tak*, isländiſch, *tagh*, ſchwediſch, *tacian*, angelſächſiſch u. ſ. w. Wahrſcheinlich von dem urſprünglichſten und ja immer noch gebräuchlichen und an manchen Orten auch noch rechtsgültigen Einſchlagen der Hände, was man **die Hände über Etwas nehmen, die Hand auf Etwas geben** und im Säſſiſchen **Topp ſeggen, enen Topp äwer ene Sak maken, en Ding betoppen** nennt.

Es iſt betrübend zu ſehen, wenn man die jetzigen Güter- und Beſitzverhältniſſe vieler Länder, und namentlich auch die von Nordbritannien und Irland näher betrachtet, wie die alten zum Theil freilich ſehr ſtrengen Abhängigkeits- und Hörigkeitsverhältniſſe, worin in jenen Ländern die untere Volksklaſſe zu ihren Lehnsherren, Landherren oder Lords und Lairds ſtand, endlich durch Mißbrauch und vorzüglich durch unrichtige Anſicht und Erklärung der alten Bräuche und Geſetze damit geendigt haben, daß die hieſigen Leute, welche ein, wenn gleich ſehr bedingtes, doch unbeſtritbares Recht auf Grund und Boden hatten, endlich zu dem Zuſtande hinabgedrängt ſind, daß man ſie als bloße Pächter auf Willkühr anſieht, welchen der Herr aufkündigen und welche er von dem Boden, den er ſich ganz zugeeignet hat, abtreiben kann, wann es ihm beliebt. Das alte irländiſche Landrecht dagegen, welches Brehon-Geſetz und Taniſtry-Geſetz genannt ward, ſtellte, obgleich die Kleinen von den Großen ſehr abhängig waren, in Hinſicht des Beſitzes und der Erbſchaft von Gütern und Vermögen eine völlige Gegenſeitigkeit und Gleichheit nicht nur zwiſchen den nächſten Blutsverwandtſchaften binnen dem Kreiſe eines Lordſhip auf, ſondern trieb dieſe Gegenſeitigkeit (nach den freilich noch nicht vollſtändigen Berichten, die wir über Irlands ältere Zeit haben) ſogar ſo weit, daß die ſämmtlichen Unterſaſſen, wann die Herrenfamilie erloſch, die liegende und bewegliche Habe des letzten Herrn unter ſich getheilt und ein neues Oberhaupt gewählt haben ſollen. — In Schottland, wo das alte Klanverhältniß früher bei großer Abhängigkeit der Unteren doch ſo viel Inniges und Patriarchaliſches hatte, woraus ſich manche ſchöne Erſcheinungen der Treue und Ritterlichkeit entwickelt haben, iſt es ſeit dem letzten Jahrdreißig dahin gekommen, daß manche Herren faſt alle die alten Tackſmen und Tenants, als hätten ſie gar kein Recht an dem heimathlichen Boden, worauf ihre Urgroßväter gewohnt und gebaut hatten, mit Gewalt abgetrieben und für ſie zum Theil veredelte Schaafe, zum Theil neue Pächter aus England und Schottland, auch wohl neue gelehrte Fiſcher aus dem Niederlande (the lowlands) angeſiedelt haben. Dieſe Gewalt hat, damit große Heerden dort weiden und herrliche große Pachthöfe aufſteigen könnten, wo jüngſt noch einzelne Höfe und einzelne Aecker und Wieſen waren, oft mit feindlicher Hand bewerkſtelligt werden und die Hütten und Häuſer der alten Bewohner haben niedergebrannt oder geſchwindeſt abgebrochen werden müſſen, damit die Vögel, die ſeine Neſter weiſe hatten, entwichen; welche zum Theil vor Mangel und Jammer umkamen, zum Theil jetzt als Anſiedler am Lorenzfluſſe und Miſſiſippi eine wehmüthige Hochlandsweiſe pfeifen müſſen. Ueber dieſen Unfug, welchen ſogar Familien geübt haben, deren geächtete und in Frankreich und Spanien das Elend dauernde Väter oder Großväter von ihren treuen Klansleuten 30 bis 40 Jahre wider alles Verbot der Regierung durch Zuſammenſchüſſe von vielen Tauſenden Pfund Sterling unterhalten worden waren, bis ſie nach Aufhebung der Ächten in den 1760ger und 1780ger u. ſ. w. Jahren das verlorene Vaterland wiederſehen und auch meiſtentheils den durch die Aufruhre von 1715 und 1745 verwirkten Beſitz der alten Stammgüter wieder antreten durften — giebt der oben angeführte wackere Oberſt Stuart in ſeinem lehrreichen Buche über die Hochlande thränenreiche Belege. Ich ſelbſt trage ſolche thränenreiche Belege im Ueberfluſſe in meiner Erinnerung: wie viele ſchöne Bauerdörfer in meiner Heimath habe ich durch einen ähnlichen Mißbrauch der Gewalt, welchen man durch Verjährung als Recht erklärt hatte, in große Höfe oder prangende Ritterſitze verwandeln ſehen, und auch Bauern genug geſehen, welche nur durch bewaffnete Macht aus ihren Häuſern und Gärten, die man hinter ihnen abbrechen und umhauen wollte, getrieben werden konnten!

*) Raiths. Dieſe Raiths ſind offenbar nichts Anderes, als was wir in einer früheren Anmerkung mit dem Namen *rait* oder *Lörriet* (Lavent: ordentliche geſetzmäßig gemachte Einhegung oder Umzäunung) aufgeführt haben. Raths nennt man in Irland die Reſte der vormaligen Schanzen und Feſten der ſkandinaviſchen Einwanderer, wahrſcheinlich, weil ſie ältſtens mit Pfahlwerk umhägt waren. Raith heißt urſprünglich wohl eine Stange*), und dann durch einen Ueberſprung das durch

---

*) Unſer Riet: ſtangenartiges Rohr. So Rietgras.

Stanorn Eingehägte oder Eingeſchloſſene. So Ro (wahrſcheinlich auch Rod) im Schwediſchen, *rod* im Engliſchen und Rad im Saſſiſchen eine gerade Stange (man denke an Radregel); davon eine gerade Linie, eine beſtimmte Gränze, ein beſtimmtes Maß. S. bei Scherz und Haltaus das Wort Radrecht. Der ſprichwörtliche Ausdruck Radmaat weten: Das rechte Maaß wiſſen — nur in ſittlicher Beziehung gebraucht. Hieher gehören wahrſcheinlich auch die Rolandsſäulen, welche eine gewiſſe Gränze der Herrſchaft, einen Bezirk des höheren königlichen Gerichts (des Blutbanns) bezeichnen ſollten. Dieſer Rieſe mit dem Schwert wird auch der Wigbold (der Kriegsbildner) genannt. Es frägt ſich, da über das Wort Weichbild ſo viel geſtritten wird, ob nicht auf das Wort Wigbold etwas Rückſicht zu nehmen wäre. Auch der fabelhafte Roland unter den Karlingern in der ſogenannten Marca Hispanica wäre in dieſem Sinne nichts Anderes als des Frankenkönigs Statthalter. Sonderbar genug kommt in den Geſchichtſchreibern der Merovinger- und Karlingerperiode unter den Herzögen Schwabens der Name *Fretilandus* (Landbefrieder, gleich Wilhelms von Oranien Titel Ruwaart) alle Augenblicke vor. Einem fällt auch Marbods Nachfolger Vibilius ein, in deſſen Namen man eine Amtswürde (Weibel) zu erblicken ſcheint. Doch hierüber und über anderes Aehnliche bei einer andern Gelegenheit ausführlicher. Hier würde uns dies von unſerm Wege zu weit abführen.

7) *Meitha*: das iſländiſche *Mid*, ein Ziel, eine beſtimmte Stelle in der See, wo die Fiſche ſich aufhalten; *mida*, zielen. Es iſt daſſelbe Wort mit dem lateiniſchen *meta*, urſprünglich eine Stange oder Spitzſäule, womit man Etwas bezeichnete, alſo Marke und Ziel. In meiner Heimath heißen die im Felde pyramidenförmig aufgebauten Getraidehaufen Mieten, wie denn auch das

lateiniſche curia von [illegible] [illegible] und Hauſern, welche in Hausmannsgeſchaft aufgerichtet ſind, gebraucht wird.

6) *Goodman and goodwife* heißt, was ich durch Hausmann und Hausfrau gegeben habe. Im Norden braucht man jetzt gewöhnlich die Wörter Dannemann und Dannequinna, wenn man gute ehrliche Landleute eines [illegible] Schlages andeuten will; jedoch meiſtens nur von der Mittelklaſſe unter ſeiner Würde, obgleich dieſe Worte früher Ehrentitel der höheren Ränge*) geweſen ſind.

Bei Ihre ſieht man, wie dieſes Wort im Mittelalter oft verſchieden geſchrieben gefunden werde, als: Dandeman, Dondeman und Domdeman, auch digdeman und häufig dogende man, auch dandes folk, dandes männichen. Es ſind dies aber ganz verſchiedenartige Wörter und zum Theil auch in der früheren Zeit ihren Deutungen des urſprünglichen Sinnes des Wortes, z. B. Domdeman wahrſcheinlich von *Dom dömma*, Urtheil ertheilen, weil die angeſehenen Bauern in den Gerichten als Richter ſaßen. Man erinnere ſich, was oben bei dem Worte *raithman* oder Redman geſagt iſt. Ihre macht es ſehr wahrſcheinlich, daß Danneman in zuſammenziehender Volksſprache entſtanden iſt aus dugande, dogande, dogude, donde, dande man, weil das Wort dugande und dugende (taugen, Tugend, [illegible], [illegible], [illegible]) in den Chroniken und Geſetzen des Mittelalters ordentlich als der terminus solennis gebraucht wird für: wohlberechtigter guter Mann. Die Ableitung, welche der däniſche Patriotismus häufig gemacht hat: „daß Dannemann nichts Anderes heißen könne als ein ſtattlicher „Däne" verwirft er als abgeſchmackt.

---

*) Rang ein ganz neueres Wort, welches Vorrang, Vorgehen (ſo wie bei Hans Sachs) und dann [illegible] Stufe, Grad bedeutet.

q) **Brummack** ein durchaus deutsches, wahrscheinlich aus irgend einem alten wendischen Worte verdorbenes Wort, welches zu erklären Jemanden sich wohl abquält. Lieber, als in ein hier [illegible] [illegible] Gewirr mich einzulassen, lege ich noch eine diese Zeit und diese Stunde erläuternde Stelle aus seinem [illegible] hieher, welche er aus einer alten Beschreibung von Cottbus gezogen hat. Sie lautet:

„In dieser Zeit und lange nachher lebten die Gutsherren in sehr geselligem und vertrautem Umgange mit „ihren Unterthanen. Um dieses freundliche und trauliche „Leben zu erhalten, gaben sie während dem heiligen Weihnachtsfeste ihren Landleuten mit Frauen jährliche Gastmähler, „welche aus den besten Speisen bestanden, die ihre Güter „zu liefern vermochten. Diese Schmäuse, Brummacks „genannt, befestigten die Bande gegenseitiger Zutraulichkeit, Ergebenheit und Achtung, welche zwischen diesen „beiden Klassen immer bestehen sollten. Diese Weihnachtsbrummacks haben sich allenthalben aufgehört; aber an einigen Stellen haben die Edelleute, statt solche Gastmähler „anzuordnen, sie in eine Abgabe von ihren Unterthanen „verwandelt, welche ihnen jährlich ein Gewisses an Geld „und Mehl dafür entrichten müssen.“

Übrigens sieht man aus der angeführten Stelle, daß diese Schmäuse ganz wendisch waren, wo man das Fest bis diesen Tag noch in dieser Gegend hält und [illegible] noch 14 Tage durch feiert, wo auch in mehreren Landstädten noch der Brauch ist, daß die Nachbarn zum Theil der Reihe nach bei einander traktiren, indem sie an Lebensmitteln und Stadtbier den Vorrath zum Winter mitbringen, der in den Tagen, die sie versammelt werden, etwa drauf gehen kann.

Und doch glaube ich, indem ich diese Bemerkung wieder überlese, Etwas zu finden, woraus sich das allerdings ungewisse Wort *Brummack* erklären läßt, nun hier:

Bummack iſt wahrſcheinlich verdorben aus *Buman*, welches in Nordſchottland noch jetzt einen böſen Geiſt, ein Geſpenſt, ja den Gottſeybeiuns ſelbſt bedeutet. Die Inſelbewohner haben aber die Endungen vieler Wörter geändert, indem ſie dieſelben wegſchleifen und dafür ach, ock oder eck ſetzen, wie z. B. die Wörter *Visa* und *Sill*, Visock, Visack, Sillock lauten. Wäre nun Bummack aus Buman gemacht, ſo wäre es nichts Geringeres, als das bekannte Weihnachtsgeſpenſt, welches zum Schrecken der Kleinen und zur Ergötzung der Erwachſenen gewöhnlich in ſcheußlichen Verlarvungen aufzutreten pflegte. Dies iſt mir höchſtwahrſcheinlich; und Bummack, Buman, Buzzemann, Bullemann, Bullkater, Bulo bezeichnen insgeſammt in Shetland, Schottland, Teutſchland und Holland häßlichverlarvte oder auch tückiſch-geſpenſterartige Weſen, welche die Phantaſie bei den verſchiedenen Völkern verſchieden aufgeputzt und ausgeſchmückt hat. Was bei dem Holländer Bullemann heißt, klingt z. B. in meiner Heimath der Bullkater. Dieſer Bullkater war eine ſcheußliche Weihnachtslarve, welche den Weihnachtsabend in allen Häuſern aufzutreten pflegte: das Geſicht mit Ruß verſchmiert, ſtraubiges Haar oder Hörner, in der Hand eine große Ruthe oder ein ſogenannter Klumpſack, über den Schultern zwei Säcke, deren einer Sand und Steinchen, der andere Nüſſe und Aepfel enthielt; mit dem Klumpſack oder Sandſack ward gezüchtigt, aus dem Nuß- und Aepfelſack wurden Gaben vertheilt. Ich erinnere mich, wie oft ich vor dieſem Bullkater, der auf unſern Höfen und in unſern Bauerhäuſern noch umzugehen pflegt, gezittert habe. Auch ſagt man ſprichwörtlich bei uns: ſick to'm Bullkater maken, wenn man einen zornigen oder grauſamen Karakter beſchreiben will; und eben wie in Süddeutſchland: der Buzzemann kommt, de Bullkater kümmt.

So hat man alſo in Shetland die mit allerlei geſpenfliſchen **Poſſen** (**Buzzen**, **Puzen**, wie das Volk ſpricht) oder Larven und Verkleidungen und vorzüglich mit dem **Bumann** oder Weihnachtsgeſpenſte beginnenden Julfeſte und Schmäuſe wahrſcheinlich davon die Bummacks genannt, ſo wie man bei uns, wenn man andeuten will, daß die Weihnachtsluſtbarkeiten faſt etwas wild begangen werden, wohl zu ſagen pflegt: **ſe hebben mal ens kullkatert.**

10) S. *Islands L.* Aus allen Geſetzen dieſes isländiſchen Geſetzbuches oder des ſogenannten Jonsbuchs *) ſieht man, daß die nächſten Erben oder Verwandten ſich der Unmündigen, Alten, Gebrechlichen und Verarmten in ihrer Familie annehmen müſſen. Wenn Jemand ſeinen nächſten Verwandten durch ſein Vermögen oder ſeine Arbeit in ſolchem Falle nicht ernähren kann, ſo führe er ihn auf einem Pferde umher, damit Andre ihn unterhalten.

Om Formynderskab (Ueber Vormundſchaft). **Ueber das Umherführen armer Leute.** Kap. 7. Mit der Verpflichtung, die Armenrundführung von Einem zum Andern zu beſorgen, verhält es ſich ganz ſo, wie das norwegiſche Geſetz darüber beſtimmt. **Kap. 9.** Ein **Repp** iſt ein kleiner Gerichtsbezirk. In jedem Repp ſollen nicht weniger als 20 angeſehene Bender ſeyn. „Fünf verſtändige „Männer ſollen ernannt werden, das zu verwalten und „zu beachten, was dem Repp frommen kann, und die Zehnten zu vertheilen und die Spelien, die den Armen zukommen, und was an Feſttagen gewonnen wird. Diejenigen Armen müſſen zuerſt Zehnten bekommen, welche „keinen Vorrath oder Vormund haben und doch zu dem „Repp gehören, und Diejenigen darnächſt, welche am mei-

---

*) So genannt von einem Lagmann, Namens Jon, welcher auf Befehl des nordiſchen Juſtinians, des Königs Magnus Lagabäter, die alten isländiſchen Geſetze neu überarbeitet, zum Theil geändert und verbeſſert hatte. Wenigſtens lautet die Vorrede des Jonsbuchs ſo.

„ſten bedürfen, ſo weit die Zehnten dazu ausreichen. „Aber Diejenigen ſind Reppsleute, welche in demſelben „Repp erzogen ſind, oder dort einen Erben haben, der mit „ihnen im dritten Gliede oder näher verwandt iſt und „einen ſichern Verdienſt hat. Aber was die Unmündigen „und Hülfloſen betrifft, welche keinen Vormund haben, „noch Jemand in dem Repp beſitzen, welcher im dritten „Gliede oder näher mit ihnen verwandt iſt und einen „ſichern Verdienſt hat, die müßen mit gleichem Zuge in „allen Repps umhergeführt werden, wo ſie ſich der meiſten Hülfe gewärten können.“

Aus dem Kap. 12. eben dieſes Erbſchaftsbalk erhellt, daß auf den Bezirksverſammlungen (Reppſtjerithing) die ſogenannten Zehnten eines Jeden für die Unterhaltung der Armen beſtimmt wurden und daß dies auch die Zahl der Nächte beſtimmte, welche Jeder ſie behalten mußte, ehe er ſie einem andern Nachbar zuführen durfte.

11) *Gulath. L. Landsleigu Balkr.* Kap. 56. *Um fatœka manna fœrning.* (Ueber armer Leute Rundführung.) „Alle arme Leute, deren Verwandten kein Vermögen auf ſie zu verwenden haben und die kein Vermögen haben ſich, zu unterhalten, dieſe iſt jeder Bonde „ſchuldig wegzufahren (ſkyld), ſo der Alleinwerker wie der „volle Bonde (sva einvirki*) sem fullr bondi): denn „der arme Menſch bedarf Gottes ſo wie der da mehr hat. „Und es ſollen nach der Botſchaftsordnung Alle aus dem „Dorfe ihn fahren, Derjenige zuerſt, welcher zuvorderſt „wohnt an der Botſchaft; und er fahre ihn zu dem näch-

---

*) Einvirki ein geringerer Bonde, der keinen Knecht, ja nicht einmal einen dem Jünglingsalter ganz nahen Jungen halten kann. Im vorhergehenden Kap. 55. dieſes Balks wird er alſo beſchrieben: „Der iſt ein Alleinwerker, welchem ein Jüngerer als ein Funfzehnjähriger bei der Arbeit hilft, er mag nun ſein eigener oder eines Andern „Sohn ſeyn.“

„ſten Hofe; bruchfällig eine Oere Silber, wenn er ihn „nicht ſo fährt. Aber wenn er zur Oedenei fährt oder „dahin, wo der Arme von ſeiner Fahrt ſtirbt, oder es ver„ſtändigen Männern däucht, er ſey daran ſchuld geweſen; „ſo auch, wenn Jemand einen Armen von ſich weiſt und „ihn nicht herbergen will, und er davon ſtirbt — wenn „Jemand eines Solchen durch Zeugen überwieſen wird — „was Gott an Keinem geſchehen laſſe! — dann ſoll er „dem Erben des Todten volle Buße büßen, nach verſtän„diger Männer Schätzung nach den Umſtänden, und auch „inſofern er ein Unterthan iſt*), und haben Die, welche „ein ſo ernſtes Urtheil aburtheilen, dahin zu trachten, daß „dergleichen Unthaten nicht zu ſehr zur Gewohnheit werden „mögen. Aber wenn Derjenige, der voran**) wohnt, ihn „nicht aufnehmen oder hereinfahren laſſen will, ſo rufe „Der, welcher ihn fährt, Zeugen auf, und mache Den, „der ihn aufnehmen ſollte, nachher verantwortlich. Dann „iſt er frei davon. Aber wenn dem Armen nachher Etwas „widerfährt, entweder, daß er vor Froſt ſtirbt, oder daß „Thiere oder Hunde ihn zu Tode beißen, da iſt der Bonde „dafür verantwortlich, der ihn draußen liegen ließ.

„Man ſoll arme Leute nicht wegfahren, nachdem die „Sonne untergegangen iſt: denn die Sonne ſoll im Som„mer entſcheiden und der Tag***) im Winter. Aber Die, „ſo ſich ſelbſt fahren, ſollen den Winter Hausobdach haben „um die Zeit der Viehabfütterung; ſonſt verbricht man „3 Oere Silber an den König — es ſey denn, daß der „Arme draußen ſterbe; da fällt ein Solcher dem ordentlichen „Gericht anheim."

---

*) Nämlich die dem Könige für den Todtſchlag eines Freien ſchuldige Buße.

**) Nämlich bei jedem Wechſel der Rundführung des Armen.

***) Nämlich das Tageslicht, ſo lange man ſehen kann.

Man ſieht recht mit Freuden, wie dieſes Geſetz, gleichwie ſein Inhalt ſchön iſt, ſo auch einen ſchönen und klaren Ausdruck hat gleich einem Spiegel. Die Bezeichnung der Zeit hat zum Theil noch die alterthümlich dichteriſche Weiſe: z. B. die Zeit der Viehabfütterung, welches im Jonsbuche ganz richtig um die Dämmerung heißt. Auf dieſelbe Weiſe nennen die Isländer die Zeit um 5 Uhr früh *Midurmorgun* oder *Hirdisrismal* (Mittmorgen oder Hirtenaufſtehungszeit) und die Zeit um 5 Uhr Nachmittags *Miduraptun* (Mittabend), wie wir ſonſt unſer erſter, zweiter, dritter u. ſ. w. Hahnenſchrei gebrauchten.

12) Ancher hat, wenn ich nicht irre, in ſeinen kleinen Schriften über die ſogenannten *oggeiters* eine lehrreiche Abhandlung. Dieſer Schriften habe ich hier aber leider nicht habhaft werden können. Dagegen findet ſich in dem von ihm herausgegebenen jütiſchen Geſetzbuche*) ein Kapitel (das Kap. 37.), welches das Verhältniß der *oggestary* erklärt. Es lautet:

„Wer ſich als Verpflegling übergeben hat, der mag das nie wieder aufſagen. Aber man muß ſich auf dem Thing ſo übergeben. Wer einen Sklaven hat und einen Verpflegling nimmt, ſtehe ein für ihre That. Verwundet ein ſolcher Verpflegling ſeinen eignen Hausherrn, ſo bezahle der verwundete Hausherr die Blutbuße. Wer ſich alſo zur Verpflegung übergeben will, ſoll zuerſt ſich und ſein Vermögen Denen, die ihn beerben würden, geſetzlich darbieten; und verſäumt er das, ſo mögen ſie ihn nachher zu ſeiner eignen Freiheit oder für ſich ſelbſt wiedernehmen. Wenn Jemand Einen als Verpflegling aufzieht, und iſt es nicht auf dem Thing abgemacht, ſo iſt er frei

---

*) *Lex Cimbrica* etc. illustrata auctore Petro Kofod Ancher. Hafniae 1783. 4.

„ohne weitere gerichtliche Verhandlung. Wer da beweibt „iſt, mag ſich nicht in Verpflegung übergeben, wenn ſein „Weib ſich nicht mit ihm übergiebt; falls ſie nicht ſo alt „ſind, daß der Biſchof ihnen erlaubt getrennt zu leben.“

Was ich in dieſem Kapitel Verpflegling nenne, heißt im nordiſchen Flatföring oder Flätföring, und die Handlung der Uebergabe heißt Fletföra ſig. Flet (wahrſcheinlich verwandt mit *flekta*: flechten, zuſammenbinden) heißt im Isländiſchen ein ſchlechtes Lager, auch ein Haus. Dieſelbe Bedeutung hat es (ſ. Ihre) in der altſchwediſchen Geſetzesſprache. Im nördlichen Weſtphalen iſt Flet „eine jede der beiden Seiten „oben im Bauerhauſe, welche mit Fenſtern erleuchtet ſind, „etwas reinlicher gehalten werden und wo die Betten ſind. „Wir nennen dieſen Ort des Hauſes auch die Hewand. „Im Osnabrückiſchen Flette.“ (Bremiſch niederſächſiſches Wörterbuch.)

Ancher ſcheint mir in ſeiner Erklärung dieſes Kapitels den Fletföring ganz richtig als einen Solchen darzuſtellen, der in ein fremdes Haus als Pflegling und Schützling eingeführt und der Häusling eines fremden Hausherrn wird und ſeine bisherige Selbſtſtändigkeit aufgiebt. Denn es erhellt aus jenem Kapitel, daß das Verhältniß, in welches er ſich begab, wenigſtens ſehr abhängig war. Daß die Erben ihn nicht annehmen wollten, beweiſt ſchon, daß er ein armer bedrängter Mann mit geringer oder faſt gar keiner Habe war (denn ſonſt würden ſie ihn in ein fremdes Haus nicht haben ziehen laſſen), alſo faſt eine persona miserabilis; und wenn er durch Alter oder Krankheit nicht ſchon ganz entkräftet war, hat er bei ſeinem Brodherrn auch wohl noch allerlei knechtiſche Dienſte verrichten müſſen. Daß ein ſolcher Fletföring auch faſt einem Sklaven gleich geachtet worden iſt, erhellt aus einer aus dem eidſiv. Geſetze (Erbſchaftsbalk Kap. 11.) gezogenen von Ihre erklärten Stelle, die ich herſetze:

„*Flätföring* vocatur *giäfthräl*, hoc est servus dedititius, cum hujus conditio aeque haberetur inhonesta ac mancipiorum, utpote quae indicio esset, ob ingenii morositatem aliasve causas neminem esse necessariorum, qui eum intra suos parietes recipere velit.“

15) Wir hören über die isländiſchen Vorgeſetzten oder Bezirkrichter und Verwalter und über ſeine alte Verfaſſung beide Handerſon und das Jonsbuch ab:

Der Erſte: (S. 12 ſeines Buches.)

„Um das Jahr 928 machten die Bewohner Islands eine ordentliche Republik aus ſich, welche für das allgemeine Wohl und für die einzelne Freiheit auf das Beſte eingerichtet war. Sie theilten die Inſel in vier Viertel, eine Eintheilung, welche die natürliche Beſchaffenheit derſelben ihnen ſchon vorgezeichnet hatte. In jedem Viertel ward durch die freien Stimmen des Volks ein Oberbefehlshaber gewählt mit einer ſehr ausgedehnten Vollmacht und Gerichtsbarkeit. Jedes Quartier ward in drei Pflegen oder Hauptmannſchaften getheilt, das nördliche Quartier ausgenommen, welches wegen ſeiner Größe in vier getheilt ward. Dieſe wurden von einem Beamten regiert, welchem die Sorge für die Erhaltung der Ordnung in ſeinem Bezirke oblag, welcher für die Unterſuchung öffentlicher Sachen eine Verſammlung zu berufen, bei dieſer Gelegenheit vorzuſitzen und dahin zu ſehen hatte, daß die geſetzliche Strafe zur Ausführung gebracht ward. Er war zugleich ein Diener der Religion und ihm lag die Sorge für den Tempel und für die Erhaltung der ſchuldigen Ehrfurcht gegen den Gottesdienſt ob. Die Hauptmannſchaften waren in kleinere Bezirke getheilt, **Hrepps** genannt, aus den nächſt an einander wohnenden Familien beſtehend; welche Hrepps gewöhnlich von der Größe der gegenwärtigen isländiſchen Kirchſpiele waren. Jedem

„Hrepp ſtand ein Hreppſtiori oder Amtmann vor, welcher die unmittelbare Aufſicht über ſein eigenes Amt hatte und deſſen Geſchäft meiſt in der Sorge für die Armen und vorzüglich in der Verhütung der zunehmenden Armuth beſtand. Er hatte gleichfalls ſein Untergericht, in welchem vier der achtbarſten Glieder der Gemeinde ſeine Beiſitzer waren. Es mußten dies wohlberüchtigte und angeſeſſene Männer ſeyn, damit ſie der Beſtechung und Verführung weniger preisgegeben wären. Solche Sachen, als vor dieſem Gerichte nicht abgemacht werden konnten, wurden vor den Landshauptmann gebracht, welchem auch die Hreppſtiorar wegen jedes Hauptvergehens Rede ſtehen mußten. In außerordentlichen Fällen fand eine Berufung an das Landgericht Statt: eine Verſammlung von Abgeordneten aus den verſchiedenen Hauptmannſchaften, welche unter dem Vorſitze des Oberbefehlshabers jenes Viertels der Inſel gehalten ward. Dieſes Gericht ward nicht gleich den andern Gerichten zu beſtimmten Zeiten gehalten, ſondern trat bloß bei ſehr wichtigen und dringenden Veranlaſſungen zuſammen.“

„Letztlich errichteten die Isländer ein höchſtes Berufungsgericht, welches ſie das Allthing, oder die allgemeine Verſammlung des Volks nannten, die alljährlich gehalten ward und 16 Tage währte. Hier wurden mit gemeinſamer Zuſtimmung die Geſetze der Republik gegeben; dieſe Verſammlung entſchied auch alle Händel, welche etwa unter ihnen entſpringen konnten. Dem höchſten Befehlshaber, welcher bei dieſen Gelegenheiten vorſaß, gaben ſie den Namen Lögſögumadr oder Geſetzverkündiger. Er ward zu dieſem Amte durch die freie Kur des Volks erwählt und behielt es gewöhnlich lebenslänglich. Sein von dem Volke beſtätigtes Urtheil ward in allen Fällen als entſcheidend betrachtet. Obgleich er außerhalb der Verſammlung geringe oder keine Macht beſaß, ward er von ſeinen Landsleuten doch immer als

„der oberſte Richter und als der Beſchützer ihrer Freiheiten betrachtet. Ihm war die Aufbewahrung der geſchriebenen Geſetze anvertraut und die in ſeinem Verwahrſam befindliche Abſchrift galt als Norm. Er hatte die Macht, von den unteren Befehlshabern gefällte Urtheile zu unterſuchen und umzuſtoßen, und ſogar ſie zu ſtrafen, wenn bewieſen ward, daß ſie wider den Geiſt oder die Würde ihres Amts gehandelt hatten. Die hohe mit dem Amte das Lögſögumadr verbundene Wichtigkeit erhellt am klarſten daraus, daß die Isländer gewohnt waren, wie die Römer weiland nach ihren Konſuln, die Zeit nach den Jahren zu rechnen, während welchen die einzelnen Oberrichter es bekleideten. Snorro Sturleſon, der berühmte Geſchichtſchreiber des Nordens, ward zweimal zu dieſer höchſten Würde erwählt und beſaß mehr Macht als irgend ein Richter vor oder nach ihm.“

Und das Jonsbuch:

Ueber das Hrepp haben wir oben bei Gelegenheit der isländiſchen Armenverpflegung ſchon Einiges beigebracht; woraus auch eine der Hauptobliegenheiten des Hreppſtiorl oder Bezirksverwalters hervorgeht. Wir führen noch eine Stelle an (Isl. L. Von Vormundſchaft. 12. Kap.), woraus man ſieht, wie wichtig jenes Thing gehalten ward, wo der Hreppſtiorl beſonders über die Verſorgung der Armen Berathung anzuſtellen hatte. So heißt die Stelle aus jenem 12. Kap.: „Alle Bönder ſind pflichtig zum Thing zu reiſen, ſobald die Botſchaft an ihr Haus gekommen iſt, ausgenommen Alleinwerksmänner. Dieſe ſind ſchuldig vier Thing zu beſuchen: nämlich das Thing, wo Königsbriefe vorgeleſen werden ſollen, Todtſchlagsthing, Möntalsthing zur Ausgleichung *) und das Thing,

---

*) Nämlich wo über Ausgaben und Abgaben für den Staat verhandelt ward, und die Vertheilung des Anſchlags nach dem Vermögen vorgenommen werden mußte.

„welches dem Hreppſtiori angehört. Aber wann alle andere
„Thing gehalten werden, dürfen Alleinwerksmänner daheim
„ſitzen, wenn ſie wollen."

14) Ueber die altnordiſche Gerichtsform, über die Richter und die Ernannten und die verſchiedenen Arten, Verhältniſſe und Befugniſſe derſelben in den verſchiedenen Ländern und Landſchaften, ſo wie über ihre Verhältniſſe zu den Partheien findet ſich reiche und trefflich geordnete Belehrung in den Erklärungen und Bemerkungen des Herausgebers und Ueberſetzers des oben angeführten Guta Lagh oder Geſetzes der Inſel Gottland, obgleich wegen der Entfernung der Zeiten und der Unzulänglichkeit der Nachrichten und dann auch wegen der bei aller Aehnlichkeit doch großen Mannichfaltigkeit der Formen des Gerichtsbrauchs und wegen der Verſchiedenheit der Geltung gleicher Namen und Wörter auch den ſcharfſinnigſten Unterſuchern hier Vieles dunkel und zweifelhaft bleiben muß.

Z. B. in Norwegen ſaßen neben dem Großrichter oder Lawman 36 Ernannte; eben ſo in Island. Wir lernen aus Schildeners Erklärungen, daß die Zeugen, welche die Partheien als Helfer und Mitſchwörer für ſich aufſtellten, auch häufig jeder Theil eine gleiche Zugabe aus den Ernannten erhielten, und daß dann der Gerichtskampf geführt ward; daß Angeklagte ſogar die Nämd zuweilen freiwillig als ihre Helfer und Entſcheider angerufen haben ſollen. Wie wäre es nun (und könnte das nicht geſchehen ſeyn?), wenn ein Angeklagter, welcher ſich bewußt war, daß er eine ſchwere und ſchlimme Sache hatte, dadurch, daß er die ganze große Nämd gleichſam zum Zeugniß (alſo zur Hülfe) für ſich aufrief, kurz gleichſam durch das muthige und offene Geſtändniß, daß er ſich der Barmherzigkeit hingebe, einen mildern Spruch von ihnen zu erlangen gehofft hätte?

Nun finden wir aber auch in den Erläuterungen zu jenem Guta Lagh S. 166, daß es ſchwere Fälle gab, worin der Angeklagte ſich mit drei Zwölftern, alſo mit 36 Konſacramentalen, reinigen mußte. Mußte vielleicht darum die Zahl der Ernannten in dem großen Landgerichte auch 36 ſeyn, weil ja der Fall hätte entſtehen können, daß ein Angeklagter, welcher verzweifelte 36 Mitſchwörer zu finden, eben jene Geſammtheit von Ernannten aufrief? Oder bildete dieſe große Nämd von drei Zwölftern bei ganz offenkundigen und ungeheuren Verbrechen eine Art höchſtes Blutgericht, welches ſich gleich den jütiſchen Sandemen für ſolche einzelne Fälle als ein höchſtes peinliches Gericht von Geſchworenen niederſetzte und den Spruch fällte, von welchem dann, wenn er ans Leben ging, hier auf den Inſeln merkwürdig genug, die letzte Berufung an das geſammte Volk, d. h. an alle Sendbaren oder an alle thingfähigen freien Odaler, geſchehen durfte?

15) Einzig merkwürdig iſt das Gottlands-Geſetz wegen ſeiner Anordnungen, gegen die Wuth der Blutrache Schutz zu ſtiften; ſo wie die Einrichtung der Aſyle, wie ſie das 13. Kap. und die Erläuterungen dazu uns zeigen, und der geheiligten Friedensbande, welche ein Todtſchläger in weiten Kreiſen um ſich ziehen durfte, zu den lehrreichſten Theilen jenes Geſetzbuches gehört.

Auffallend iſt es nun, daß hier auf dieſen kahlen Inſeln, wo das Entrinnen ſo ſchwer und das Auffinden ſo leicht war, daß hier, wo der Waldgang *) (Skoggang) und das Waldman werden (Skogarman) etwas Unmögliches war, nur dieſe Eine Stelle und dieſe Eine Kirche als geheiligter Zufluchtsort genannt werden. Aber auch dieſe werden nur nach der Sage genannt. Das iſt ja eben das

---

*) Skoggang nannte man die Flucht der Friedloſen und Skogarman oder Waldman hieß ein friedloſer Todtſchläger, welcher ſich vor dem Grimme der verfolgenden Blutracher in Wäldern und Schluchten zu verſtecken ſuchte.

Unglück, daß die hinterliſtige Tyrannei der Bedränger dieſer Inſeln in dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte alle Geſetzbücher und Nachrichten dieſer Inſeln vernichtet hat. Denn undenkbar iſt, daß es hier bei der beſondern Lage und Oertlichkeit der Inſeln nicht auch ganz beſondere und eigenthümliche Rettungs- und Sicherheitsanſtalten für ſolche unglückliche und unfreiwillige Schuldige gegeben haben ſollte.

16) Dies erinnert an den teutſchen Snaatgang oder Snattgang, oder an die oft mit Proceſſion und prieſterlicher Einſegnung der Felder begleitete Begehung und Umgehung der einzelnen Scheiden und Gränzen oder der ganzen Feldmark; welches aus ſehr begreiflichen Gründen gewöhnlich im Frühlinge geſchah, wann der Pflug ins Land zu gehen anfing, wo Unordnung und Eindrang zu bemerken und abzuſtellen das Leichteſte und Natürlichſte war. Eben eine ſolche Unterſuchung und Begehung der Scheiden der Felder iſt in mehreren Landſchaften Schwedens noch im Brauche. Sie geſchieht auch im Frühlinge unter Leitung des Dorfſchulzen oder Byfogdes, welchen die Landbeſitzer der Dorfſchaft dabei natürlich begleiten müſſen. Dies heißt in Schweden der Rogong (Gränzgang); welches Wort von dieſer Handlung auch den ganzen Umfang einer Feldmark bedeutet.

17) Der Keſſel des Rieſen Sate erinnert von ſelbſt an die ſogenannten Rieſentöpfe oder Jättegrytor in Schweden, welche die Sage in den meiſtens ſkandinaviſchen Landſchaften Englands, nämlich in Yorkſhire und Northumberland, nach dem urſprünglichen Glauben ihrer weiland Heimath beibehalten hat. So nennt man in jenen Ländern nämlich entweder zufällig entſtandene, oder abſichtlich von Menſchenhänden gemachte runde Aushöhlungen in Felſen; welche Rieſentöpfe natürlich in der Regen- und Winterzeit mit Regen, Schnee und Eis gefüllt und durch

den Zahn der Zeit immer tiefer gehöhlt werden und alſo im Ablaufe der Jahrhunderte ein immer gewaltigeres Rieſengeſchlecht, das einſt ſeine Speiſen darin bereitete, verkündigen müſſen.

18) Offenbar liegt in dieſem Gebrauche, auf Leichen und Grabſtätten Erdklöße und Steine zu werfen und zu legen, jene fromme und heilige Scheu der Menſchen, Leichen nicht unbegraben liegen zu laſſen, als die Beute der Thiere des Waldes und der Vögel der Himmels. Nichts konnte aber beſſer ſchützen gegen Thierklauen und ſelbſt gegen Menſchenfrevel, als große Steinhaufen. Was zuerſt als Menſchenpflicht betrachtet worden, iſt ſpäter als Menſchenehre geachtet, und ſo haben ſich über den Gebeinen von Fürſten und Helden endlich die mächtigſten und koloſſalſten Steinhaufen erhoben. In der chriſtlichen Epoche aber, wo man die Leichen in geweihter Erde oder in geſchloſſenen Kirchengewölben zur Ruhe brachte, konnte die alte Sitte des Volks ſich endlich nur noch an ſolchen Stätten üben, wo ein armer Sünder hingerichtet worden oder wo irgend Jemand durch ein Unglück oder eine Miſſethat umgekommen war. Ich erinnere mich auch in meiner Heimath nicht bloß einzelne Steine, ſondern auch wohl Steinhäufchen an ſolchen Stellen geſehen zu haben, wo die Volksſage einen Mord oder die Hinrichtung oder gar die Verbrennung eines armen Sünders erzählte. Von dem Gebrauche des Steintragens aber habe ich dort nimmer eine Spur gefunden.

19) Der gute Barry meint, dieſer Gebrauch, ſich und ſein Geräth oder Gefährt nach dem Sonnenlaufe zu wenden und zu bewegen, ſey aus dem uralten druidiſchen Dienſte beibehalten worden, „obgleich das Volk alle Erinnerung verloren habe, daß er ein Theil der Ceremonien „der druidiſchen Religion war, in welcher die Sonne, wenn „nicht für Gott gehalten, doch für das glänzendſte Bild

„ſeiner Macht und Wohlthätigkeit geachtet ward.“ Und weiter unten (S. 214.) ſagt er: „Im gemeinen Galiſchen „iſt der Name für eine Kirche *Clachan*: Steine, und „zur Kirche gehen bezeichnet eine Redensart, welche „zu Steinen gehen bedeutet. Ein klarer (?) Beweis, „daß die erſten Ideen vom Gottesdienſte unter dieſem „Volke von den beſagten druidiſchen Kreiſen abgeleitet „ſind.“

Wir laſſen Barry ſeine Träume von Druiden träumen, und ſehen lieber, wie allgemein dieſer, wenn gleich ſeinem Urſprunge nach dunkle, Gebrauch noch heutiges Tages an den verſchiedenſten Orten iſt.

Folgendes erzählt Henderſon (S. 363.) in dieſer Hinſicht über Island:

„Als ich den folgenden Morgen in die Bai ſtach, „mußte ich gewahr werden, daß die Leute das Boot nach „einer andern Seite umwendeten, als ich nach der Lage „deſſelben erwarten konnte. Da lernte ich denn, daß die „Isländer allgemein das Boot mit der Sonne wenden. „Der mir das erzählte, ſagte, jener Gebrauch habe im „Aberglauben ſeinen Grund. Daß er Recht hatte, davon „ward ich ſpäter noch mehr überzeugt bei einer Feier des „Abendmahls, wo bei dem Aufſtehen der Communikanten „von dem Gitter des Altars, wo ſie geknieet hatten, Diejenigen von ihnen, welche ſich an der linken Seite des „Altars befanden, ſich rechts herum ſchwenkten, da es für „ſie doch natürlicher geweſen wäre, ſich links zu wenden. „Dies würde von mir wahrſcheinlich nicht bemerkt worden „ſeyn, wären unter ihnen nicht einige junge Leute geweſen, welche in dieſer mechaniſchen Bewegung noch nicht „eingeübt waren und den Altar auf dem natürlichſten „Wege eben verlaſſen wollten, als man ſie wieder zurückholte und belehrte, wie ſie die Abſchwenkung machen „ſollten. Gleicherweiſe, wenn ein Leichenzug die Kirche

„verläßt, muß er immer die Nordſeite herumgehen, ſelbſt „wenn das Grab an der Südſeite ſeyn ſollte."

Vor etwa einem Jahrhunderte war der Gebrauch, eine Wendung nach dem Sonnengange zu machen, bei den Bewohnern der Weſtinſeln Schottlands ganz gewöhnlich. „Die Bewohner von Colonſay pflegen nach ihrer Ankunft „in der Inſel Oronſay eine Wendung den Sonnenweg um „die Kirche zu machen, ehe ſie ſich in irgend ein Geſchäft „einlaſſen." — „Einige der ärmeren Leute in dieſen Inſeln behalten den Brauch bei, dieſen Sonnenwegrundgang dreimal um die Perſonen ihrer Wohlthäter zu machen, „wenn ſie dieſelben ſegnen und ihnen zu allen ihren Unternehmungen Glück wünſchen. Einige von ihnen ſind „ſehr ſorgſam, wann ſie in die See ſtechen, daß das Boot „zuerſt den Sonnenweg herum gerudert werde. Wenn „dies verſäumt wird, fürchten ſie, ihre Fahrt werde nicht „glücklich ausfallen." (Martin Description of the Western Islands of Scotland.)

Wenn ich nun an meine Heimath denke, gehen die Leute bei der Kommunion und bei den ſogenannten Kirchgängen der Frauen nicht immer von Oſten nach Weſten ab hinter dem Altar herum? werden die Leichenzüge auf den Kirchhöfen nicht immer auch mit dem Sonnengange um die Kirchen herumgeführt, ja oft mehrmals unter hellem Geſange des Leichengefolges, bis ſie an dem Grabe anlangen und die Leiche einſenken?

Hiebei erinnerts mich einer luſtigen Geſchichte aus meiner Kindheit, die mir ein alter Knecht auf meines Vaters Hofe erzählte. „Es ſaßen einmal vier Geſellen an „einem heiligen Feſtabend und ſpielten Karten bis tief in „die Nacht hinein. Vergebens wurden ſie, als es gegen die „Mitternacht ging, von einem alten Manne ermahnt, die „Karten wegzulegen und mit einem Gebete zu Bette zu „gehen. Sie aber ſpotteten ſeiner Rede und ſetzten unter

„allerlei loſen Scherzen ihr Spiel luſtig fort bis über die „Mitternacht, und alſo in den hohen Feſttag hinein. Nun „hatte einer von ihnen das Licht mit einer Tabakspfeiſe „ausgelöſcht und war hinausgegangen in die Küche, um „es wieder anzuzünden. Als dieſer mit dem Lichte wieder „kam und ſie die Karten wieder genommen hatten und „fortſpielen wollten, erblickten ſie mit Schrecken einen „fünften Mitſpieler, welcher mit drein trumpfte, einen „gar ſtattlichen Herrn in einem ſchönen rothen Scharlachkleide mit Gold und einen Hut mit einem Federbuſch auf „dem Kopfe. Da ward es ihnen ſehr unheimlich und ſie „machten ſich mit Grauſen davon, und einer davon hat „den Schlag gekriegt und ein anderer einen ſchiefen Hals. „Der Böſe hätte aber nicht an ſie kommen gedurft, wenn ſie „nicht verkehrt (d. h. gegen den Sonnengang) geſpielt „hätten.“

Ich habe aber häufig bemerkt, daß Bauersleute ſich oft über die Spiele zu verwundern pflegen, welche von der linken zur rechten Hand hingeſpielt werden, und zwar auf eine Weiſe, nicht als ob das an ſich verkehrt und wunderlich ſey, ſondern als ob noch etwas Beſonderes dahinter ſtecke.

Warum nun das Sichdemlichtezuwenden glücklich und das Sichvondemlichteabwenden unglücklich gehalten wird — darüber ließe ſich wohl manches Scheinbare ſagen, aber die Vorſtellung wird endlich doch immer auf ſogenannten dunkeln Anſchauungen und Gefühlen ruhen bleiben. Das Unglückliche und Wehvolle, z. B. die Orte der Verdammten, die Berge und Höhlen der böſen Geiſter, die Richtſtätten u. ſ. w., hat die Phantaſie und die Wirklichkeit der Völker immer nach der Himmelsgegend hin verlegt, welche nimmer von der Sonne durchwandelt wird, nämlich gegen Norden. Der Beiſpiele aber findet man genug und kann u. a. in des vortrefflichen Drevers Abhandlungen recht Merkwürdiges darüber nachleſen, wie man die Häupter der

Verbrecher auf den Richtplätzen, wo ſie abgeſchlagen werden ſollten, gegen Norden hin zu wenden pflegte.

20) Dieſes zweite Geſicht, oder dieſe unglückliche Gabe der Weiſſagung und Vorherſehung, welche meiſtens alten Weibern und Jungfrauen beiwohnt, kennt man genug in meiner Heimath, wo es vorzüglich auf den kleineren Inſeln und Halbinſeln, z. B Wittow und Hiddenſee, lebt. Wie vieler grauenvoller und mährchenhaft ſchauerlicher Leichenzüge, die ſo vorhergeſagt ſind, erinnere ich mich aus meiner Kindheit! Und der Glaube der an den Küſten wohnenden Menſchen an dieſe Geſichte ſteht felſenfeſt. Beſonders häufig ſind dieſe Geſichte jedoch in den Dorfſchaften, aus welchen viele Matroſen in die Fremde auf das weite Meer ausgefahren ſind. Da ſehen die Weiber, welche dieſe Sonntagsgabe haben, oft alle verſchiedenen Aufzüge des Trauerſpiels, als da ſind das ſtrandende Schiff, das Antreiben des Leichnams ans Ufer, ſeine Wegtragung und Einkleidung und endlich den Leichenzug, wie er zum Kirchhofe zieht. Auch erblicken ſie häufig das geöffnete Grab und ſehen die dünne geſpenſtiſche Geſtalt, gleichſam das Waff des Geſtorbenen oder Desjenigen, der da ſterben ſoll, aus demſelben hervorſteigen oder um daſſelbe ſchweben.

So viele ſeltſame und unbegreifliche Träume, ja die Traum- und Sehergabe ſelbſt, ſcheint das im ſchwebenden und webenden Wechſel der Gebilde und Geſtalten ſo reiche Meer in dünnen und krankhaften Phantaſien leicht aufzuſpulen und zu erregen. Denn daß ſie da ſind, bezweifle ich nicht, wiewohl ich ſelbſt nimmer eines ſah: nämlich jener Art keines.

21) In Irland liegt Glendaloch 6 Meilen ſüdlich über Dublin, ein tiefes ſchauerliches, von Bergen umſchloſſenes Thal, ein Ort vieler Wunder und Mährchen, worüber der mit den allerliebenswürdigſten Eigenſchaften und Tugenden geſchmückte Heilige Kivin herrſchte. Sankt Ki-

vins Kufe heißt ein Strom, der ſich in dieſes Thal ergießt. Darein taucht man ſchwache und kränkliche Kinder — denn Sankt Kivin iſt ein großer Kinderfreund — jeden Sonntag und Donnerſtag vor Sonnenaufgang und am Sankt Kivinstage, den dritten Julius. (Ledwich's Antiquities of Ireland p. 172.)

In Nordwales ſind verſchiedene heilige durch Aberglauben geweihte Brunnen, unter andern auch Theklas Brunnen. Die an der fallenden Sucht Leidenden wuſchen ſich in dem Brunnen, opferten einige Pfennige und gingen dann dreimal um den Brunnen und beteten drei Vaterunſer. Die Ceremonie begann nie eher als nach Sonnenuntergang. War der Kranke ein Mannſen, ſo opferte er einen Hahn, war es ein Weibſen, ſo opferte ſie eine Henne. Man trug dieſe Hühner in einem Korbe zuerſt um den Brunnen und dann auf den Kirchhof, wo die Ceremonie wiederholt ward. Darauf ging der Kranke in die Kirche und legte ſich unter den Altar hin, wo er eine Bibel unter ſeinen Kopf that, ſich mit irgend einer Decke zudecken ließ und daſelbſt bis zum Tagesanbruch blieb. Darauf gab er noch ein Opfer von 3—4 Groſchen an Werth, ließ das Huhn in der Kirche und ging von dannen. Wenn das Huhn ſtarb, glaubte man, ſey die Krankheit auf daſſelbe übergegangen und die Heilung bewirkt.

Dieſe Erzählung ward vor etwa einem Jahrhundert von der Ceremonie gegeben, welche noch nicht ganz außer Brauch gekommen ſeyn ſoll. Daß ihr Urſprung hier über den Anfang des Chriſtenthums hinausreicht, deutete das Opfern eines Huhns ſtark an, da dieſer Vogel heilig gehalten und demnach zum Opfer dargebracht ward. In einem alten wälſchen Verzeichniß der Heiligentage findet ſich folgende Nachricht dem Namen Cyndelig eines wälſchen Heiligen angehängt. „Dieſer Heiligentag wird in „dem Kirchſpiel von Ryſtad gefeiert, wo den Abend vor

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT;E.M. FN. 01918/025

„dem erſten November vom Mittag bis Mitternacht das Opfern eines Hahns als eine Vorbeugung gegen den böſen Huſten erlaubt iſt.“ Dieſe Art Opfer ſcheint bei verſchiedenen Krankheitszufällen dargebracht zu ſeyn: vor einigen Jahren, als der untere Theil der Flur einer alten Kirche in Südengland aufgegraben ward, grub man eine beträchtliche Menge Hühnerknochen heraus. Die Vortheile, die man aus ſolchem Aberglauben ziehen konnte, wurden leichtlich von den chriſtlichen Mönchen begriffen und der Gebrauch der Bibel und des Vaterunſers war ganz in ihrem Styl, allerlei heidniſchen Aberglauben für ſich zurecht zu machen. Auch der Name von Sankt Thecla iſt höchſt wahrſcheinlich eine Zurichtung derſelben Art. Der urſprüngliche Name für die fallende Sucht, Tegla, iſt eigentlich Teg-glwyf oder die glückliche Krankheit, da ſie ſelbſt heutiges Tages zuweilen Clefyd-bendigaid, d. h. die geſegnete Krankheit genannt wird, auf dieſelbe Weiſe, wie das Sankt Antonius-Feuer ignis sacer genannt ward. Die Aenderung von Teg-glwyf in Tegla iſt eine ſehr einfache, und der Name Thecla war ein ſo bequemer Stellvertreter für Tegla, als die wärmſten Wünſche eines Legendenſchreibers es nur verlangen konnten: und die Wahrſcheinlichkeit, daß dies der wirkliche Urſprung dieſes Namens war, liegt ziemlich klar vor uns.

Es war auch in der wälſchen Inſel Angleſey eine ſehr berühmte, vorzüglich in Herzensangelegenheiten beſuchte und verehrte Quelle, die der heiligen Dwynwen. Dahin ſtrömte vor drei und vier Jahrhunderten eine unendliche Menſchenmenge aus allen Gegenden von Wales. Es ſtand aber bei dieſer Quelle ein Kloſter der heiligen Dwynwen, welches jetzt Landwyn heißt und in Trümmern liegt. Hier brannten Jahr aus Jahr ein Wachskerzen auf dem Grabe der heiligen Jungfrau; alle Verliebte wandten ſich an ſie um Hülfe, welches den Mönchen einen ſehr großen Gewinn brachte: und Dwynwen war unter den Britten eben ſo berühmt in Sachen der Liebe, als unter den Griechen und Römern jemals die Venus geweſen war. (S. Cambrian Antiquities pp. 242. und 249.)

22) Shoopiltee (Schupilti) ein dunkler Name. Shoo könnte Schuh heißen und Piltee ein kleiner Bube. Noch heute heißt Pilt ſchwediſch ein kleiner Knabe (isländiſch Piltur und finniſch Pilti. S. Ihre). Es wäre dann die Bezeichnung in dem Namen, daß der Geiſt ſich ſo klein machen könne, daß ein Schuh für ſein Lager groß genug ſey. Aber beſſer, däucht mir, wird das Wort abgeleitet von dem Worte *shew* (Scho: zeigen, weiſen; auch heißt Scho, der Schein) und ſpielt dann auf die mancherlei Verwandlungen an, worin der nordiſche Proteus eben ſo mannichfaltig und vielgeſtaltig geglaubt wird, als der alte ſüdliche weiland. Man könnte das Wort dann überſetzen das Scheinbüblein. Auf jeden Fall aber ſoll es ein Schmeichelwort ſeyn: denn den Brauch und Aberglauben haben die Nordländer bis dieſen Tag und üben ihn gern in der gewöhnlichſten Rede aus, daß ſie den Gottſeybeiuns, wüthende oder reißende Thiere und Weſen der Phantaſie, welchen der Wahn furchtbare Kräfte und geſchwinde und geheime Wirkungen beilegt, mit milderen Namen oder gar mit Schmeichelworten leiſe bezeichnend nennen *).

23) Dies ſind Bens Worte: indutus est algis marinis toto corpore, similis est pullo equino convoluto pilis, membrum habet simile equino et testiculos magnos. — Mulier illic (in Stronsay) erat formosa, maritata colono forti. Ipsa verebatur **)

---

*) S. meine Reiſe durch Schweden an mehreren Stellen.

**) Offenbar passive genommen.

spiritu maximo, invito marito, concubantibus in uno toro; et naturaliter concubuit cum muliere, ut videbatur. Mulier tandem macera facta est prae dolore. Hortatus sum, ut vacaret precatione (sic) eleemosyne et jejunio; quod et fecit. Durante anno siccine turbata est.

Merkwürdig genug iſt die Uebereinſtimmung dieſes ſich in den Roßleib verſteckenden Schupilti mit dem Poſeidon und Neptunus der Alten.

24) In dem Worte Kelpy liegt offenbar das Kelp wieder, deſſen oben erwähnt iſt; ſo wie in dem Beinamen Tangle das Wort Tang. Um übrigens in dieſe grauſenvolle Mährchenwelt lichter hineinzublicken, um die Sage des unwiderſtehlichen Zaubers zu verſtehen, womit die Schimmer und die Töne der Seegeiſter oder Seenixen die dem Tode geweihten Opfer herbeilocken, muß man zur Sommerzeit nordiſche Nächte erlebt haben, man muß in der Zeit der kürzeſten Nächte in Skandinavien oder Rußland gereiſt ſeyn und den Zauberglanz von Seeen und Strömen und was hinter Klippen und Büſchen geheimnißvoll Lockendes lauſcht und wiſpert, gehört und geſehen haben: denn dieſe nordiſchen Geſichte und den Charakter der aus ihnen gebornen Weſen zu begreifen iſt ſonſt kaum möglich.

25) Hier ſage ich, der die Brandungen und überhaupt den kommenden und weichenden Wellenſchlag am Meeresſtrande ſo oft und in den verſchiedenſten Jahreszeiten beobachtet hat, aus Erfahrung, daß es ſtatt ſieben Mal heißen muß neun Mal. Die Wellen halten ordentlicher Weiſe den Dreiſchlag. Wann ſie ſich nach neunmaliger Erhebung faſt zu einer ſpiegelgleichen Glätte geebnet haben, beginnen ſie wieder nach dem Schlage 1. 2. 3., ſo daß die dritte Welle die ſtärkſte iſt; dann die zweite Reihe 4. 5. 6.,

ſo daß die Welle 6 mächtiger iſt, als die Welle 3 war; endlich 7. 8. 9., ſo daß 9 faſt immer der höchſte Gipfelungspunkt wird, von welchem ab ſie zur Fläche zuſammenſinken, aus welcher ſie ſich wieder erheben, um mit 1. 2. 3. von Neuem die Ordnung zu beginnen und mit 9 zu ſchließen. Mir iſt dabei des Vaters Homer τρικυμιον πελαγος wie oft unwillkührlich eingefallen, und wie viel die Natur in ihren Größen, Maaßen und Zeiten in Dreitakt ſpielt.

aL) Dies iſt tief im Glauben des Volkes gegründet, daß eine Verwandlung nicht glücklich von Statten gehe oder nicht völlig zu Stande kommt, wenn an den Theilen, die der Zuverwandelnde haben ſoll, zur Zeit, wo die Verwandlung vor ſich geht, Etwas fehlt. Daher gewiß auch die Sorge der Menſchen für ein ordentliches Begräbniß, wobei alle Theile des Leibes gebührlich beiſammen bleiben: daher das Grauſen des Volks, wenn ihm erzählt wird, der eine Theil eines Todten ſey hier, der andere dort begraben. Dies läuft auch durch alle Hexengeſchichten. Einer alten Hexe wird z. B. in der Geſtalt einer Füchſin oder einer Katze ein Bein abgeſchoſſen oder ein Auge aus dem Kopfe geſchlagen — und ſiehe den andern Morgen liegt ſie mit verbundenem Kopfe oder eines Beines weniger zur Verwunderung der raunenden Nachbarn krank im Bette. — Was nun die Seehundsgeſchichte betrifft, ſo ſtehe hier dazu ein kindiſches Seitenſtück: Als Kind habe ich mit meinen Brüdern häufig die Skelette der Heringe, von welchen wir das Fleiſch abgegeſſen hatten, an unſern großen Teich getragen und ſie dort ſanft hineingethan, in der feſten Meinung, dieſe Gebeine werden im Waſſer wieder mit Fleiſch umkleidet und lebendig werden. So hatten uns nämlich die Mägde erzählt, zugleich warnend, wir müßten Nichts an den Gräten zerbrechen, auch den Kopf fein ordentlich daran laſſen.

27) Dies iſt auch bei uns ſo, wie oft habe ich über dieſe oder jene alte Frau, die im Geruche verbotener Künſte ſtand, äußern gehört: ja wenn Die lobt, ſo iſt es nicht richtig. Und bei Kindern iſt es ja faſt ſprichwörtlich, daß man überherig ſcheinendes Lob mit den Worten zurückweiſt: „Nun, beſprich mir nur das Kind nicht.“

28) **Das Baarrecht.** Eine alte Sitte herrſchte im Mittelalter faſt allgemein, daß man die Leiche eines Todtgefundenen oder Ermordeten öffentlich hinſtellte, dabei Gott anrief, er möge den oder die unbekannten Thäter ans Licht bringen, und endlich auch das Zeter über die Mörder ſchrie. Hatte man aber Jemand in Verdacht, er ſey Schuld an der Leiche geweſen, ſo führte man ihn an ſie heran und hieß ihn ſie oder, wenn Wunden daran waren, dieſe berühren — und da ſollen die Wunden denn oft angefangen haben friſch zu bluten, oder der Leiche ſoll auch helles Blut aus Nüſtern oder Mund gefloſſen und ſo der Schuldige entdeckt ſeyn.

29) **Whummil, Whemel** auch **Quhemle** entſpricht unſerm **Wimmeln** und dem nordiſchen *Hvimla*: ein Runddrehen oder Rundgedrehtwerden im Kreiſe, wie Würmer ſich in Kreiſen bewegen. Irre ich nicht, ſo iſt **Imme** (Biene) das Stammwort, und Wimmeln eigentlich eine Bewegung, wie zuſammengeſchaarte Bienen im kreisförmigen Schwarme rundfliegen. Gewiß daher auch **Hummel**: denn dieſes Thierchen dreht ſich wohl vor allen Kerfen am meiſten in ſeiner ſummenden Wimmelung um.

30) Im Texte ſteht **Pode** ſtatt Obermeiſter und wird durch **Pflegevater** erklärt *). Ich vermuthe, **Pode** ſoll nichts Anderes heißen als **Pope**, und iſt ein Beweis

---

*) The nurse's husband.

des Haſſes, den man in jener Zeit gegen Papſt und Papſtthum hatte. Ich denke nur an, was bei den Schweden heißt go til Powen: zum Papſt gehen.

31) Dies ſind alſo Proben der älteſten nordiſchen Zauberei durch Kochen und Sieden und durch Abmurmeln oder Abſingen geheimnißvoller und zauberkräftiger Worte. Wie Ungeheures durch die mancherlei Weiſen, dieſe beiden Künſte zu gebrauchen, nach dem Volksglauben auch auf das Entfernteſte gewirkt und ausgerichtet werden konnte, davon kann ſich leicht überzeugen, wer die Dämonologie (oder die Lehre von den böſen Geiſtern und ihrem Anhange und Gefolge) und die Hexenproceſſe der nun Gott Lob hinter uns liegenden Jahrhunderte nur etwas ſtudirt hat.

Bei den alten Nordiſchen heißen die beiden Gattungen Seidr und Galldr.

Seidr oder Seid heißt nichts Anderes als unſer Sieden, ward aber zuletzt blos von der Zauberei gebraucht, wie denn Seidr und Seida im Isländiſchen noch jetzt Zauberei und Zaubern bedeutet. Wir haben uns erzählen laſſen, wie die Alte den Kopf im Kübel hat tanzen und endlich umſtülpen laſſen. Es ſcheint wenigſtens nach den Hexenproceſſen und ſelbſt nach der Art, wie der Volksglaube in ſeinen mündlichen Erzählungen die Ueberlieferung ausſpricht, daß dieſer Zauber durch Sieden, Kochen und Qualmen faſt immer an einem langſamen Feuer hat geſchehen müſſen: wobei man nicht blos Waſſer, ſondern Wachs, ja allerlei mögliche Stoffe, die zum Theil dem Gegenſtande ähnlich gebildet waren, welchen man bezaubern, entzaubern oder durch Zauberei welken und tödten wollte, angewandt hat. Der Isländer Magnuſen *) meint, man habe Anfangs bloß Kräuter zuſammengekocht zum Heilen oder Vergiften. Dies gebe

---

*) E. Nyerup's Wörterbuch der ſkandinaviſchen Mythologie unter dem Worte Seid.

aber weder aus den Sagen, noch aus der Ueberlieferung durch den Volksglauben hervor, obgleich das Salben- und Giftkochen und das myſtiſche Kräuterſammeln der Hexen um die Mitternacht allerdings einen großen Beſtandtheil des Seid macht. Nein, das Wirkliche, z. B. Salbe und Gift, ſind in dem Glauben des Volks eine Kleinigkeit in Vergleichung mit der fürchterlichen actio in distans, worin das böſe mit dem Feuer ſeines fenniniſchen Giftes in Fernen von Hunderten von Meilen reichende und brennende Herz der Hexe wirken kann. Die unſichtbare geiſtige Satansgewalt iſt es, wovor die Phantaſie in Angſt geräth.

Galldr heißt Nichts als Geſang, wird aber endlich für Zaubergeſang genommen; gala; ſingen, zaubern. Auch wir haben das Wort galen, auch die Umlaute deſſelben gallen und gellen. Bei Ottfried das Wort Galm für Schall, ſo wie es in Nachtigal und Galander ſteckt. Die Vorſtellung des loſen Beſchwatzens und Betrügens durch ſüße Worte liegt in gailen (oft ſo bei Luther), begailen, ähnlich dem engliſchen *beguile* und dem ſaſſiſchen in meiner Heimath ſehr gebräuchlichen begigeln: he hett em begigelt heißt: er hat ihn auf eine feine und ſchlaue Weiſe beſchwatzt und betrogen.

32) Das Port. Die weiland wandernden Harfuer oder Minſtrels ſchufen jene Art Muſik, die jetzt an den meiſten Orten ſchon verſchollen iſt: nämlich das Port. Faſt jede große Familie Schottlands hatte ihr Port, welches den Namen der Familie führte. Von den wenigen noch erhaltenen ſind Port Lennox, Port Gordon, Port Seton und Port Athlone, welche in ihrer Art vortrefflich heißen können. Gewöhnlich denkt man ſich unter dem Port eine friſche und luſtige Weiſe; aber es hat nicht den lebendigen und kriegeriſchen Takt des Marſches, wie Einige gemeint haben: alle eben genannte Ports ſind in klagender Weiſe und für die Harfe geſetzt.

33) **Die Guiſars.** Ich erinnere der Kürze wegen an das bei Gelegenheit der Bummacks oben von mir Geſagte. Guiſars ſind Luſtigmacher, welche an dieſen fröhlichſten Tagen des Jahres in allerlei Vermummungen, Thorenſpielen und Poſſenſtreichen ſich erfinderiſch erweiſen. Solche von Haus zu Haus ziehende vermummte Guiſars waren vormals in Schottland und in den Inſeln etwas ſehr Gewöhnliches. Jamieſon erzählt unter dieſem Worte etwas ſehr Beſonderes. „Es iſt, wenigſtens in einigen „Gegenden Schottlands, gebräuchlich, daß, wenn ſie in „einem Hauſe zugelaſſen werden, einer von ihnen, welcher „die übrigen anführt, einen kleinen Beſen mit ſich führt „und einen Ring oder Kreis für ſie fegt darin zu tanzen. „Dieſe Ceremonie wird genau beobachtet, und man meint, „ſie hange mit den leichten Tänzen der Feen zuſammen, „von welchen man ſich immer eine denkt als den für ihre „Luſtbarkeit beſtimmten Fleck fegend.“

Das Wort Guiſar iſt offenbar verwandt mit dem holländiſchen Guyſe, Poſſenſpiel, Gaukelei, Narrethei, und daſſelbe, was holländiſch ein Guyſeſetter. — Guyſe gehört wahrſcheinlich zu giſſen, giſſing maken: allerlei muthmaßen, allerlei Gedanken über Etwas haben, ſchwediſch *gissa*, isländiſch *giska*, ſaſſiſch giſchen, Giſching. Demnach iſt Geiſar urſprünglich wohl nichts Anderes, als ein erfindungsreicher Kopf, der viele Einfälle und Gedankenſpiele zum Beſten geben kann. Hieß ja auch der große normanniſche Kriegsfürſt Robert von Apulien Guiscard wegen ſeiner Verſchlagenheit und ſeines Reichthums an Kriegsliſten.

34) Lucas Debes*) in ſeiner Beſchreibung der Färöer ſagt: „Die Einwohner der Färöer ſind nicht geneigt zu „einem unnützen Zeitvertreib oder zu leichtfertiger Luſtig-

---

*) In ſeiner Faeroa reserata. Copenh. 1673. S. 251 und 308.

„keit, ſondern meiſt erheitern ſie ſich des Tages mit dem „Singen geiſtlicher Lieder; aber ſonſt bei ihren Hochzeiten „und um die Weihnachtszeit erluſtigen ſie ſich mit einem „einfältigen Tanz, indem ſie ſich in einem Kreiſe die „Hände gefaßt halten und einige alte Heldenlieder ſingen. „Die meiſten können faſt alle alten Heldenlieder, nicht „allein aus dem alten däniſchen Heldenbuche, ſondern auch „noch manche andre von den norwegiſchen Helden (Käm„per), welche möglicherweiſe bei Andern vergeſſen und hier „in friſcher Erinnerung ſind und beſtändig bei ihrem Tanze „gebraucht werden.“

Wir haben Gott Lob noch zu rechter Zeit viele dieſer Färöiſchen Lieder jüngſt durch den Pfarrer Lyngbye in Jütland in einer recht hübſchen Ausgabe gerettet bekommen; welcher ich auch dieſe beiden aus Debes angeführten Stellen verdanke*).

35) Reel ein ſchottiſcher Tanz: ein knäulartiger Ringeltanz, der ſich in künſtlichen Bewegungen der Tänzer zuſammenknault und nach beſtimmten Geſetzen wieder abwindet. Reel heißt eine Winde. Alle Völker haben urſprünglich pantomimiſche und karakteriſtiſche Tinze gehabt, nicht ſo ein bedeutungsloſes und leeres Hinundherſpringen, wie man jetzt meiſtens auf dem Tanzplan bemerkt, worin ſich, wie in einer geſtaltloſen Muſik die Geſchicklichkeit mit dem Inſtrument umzugehen, allenfalls nur zeigen läßt, wie weit es Jemand in den Stellungen des Leibes und in den beinlichen Künſten gebracht hat. Ein ſolcher war einſt der Reel. So ſah man ſonſt bei teutſchen Bauergelagen den Mühlentanz, den Webertanz, den Schuſtertanz u. ſ. w.; jetzt ſpringt unſer Bauer auch ſchon in Tänzen herum, die er ſchottiſche und engliſche nennt.

---

*) Föröiske Quäder; Färöiſche Lieder, geſammelt und überſetzt von Hans Chriſtian Lyngbye, Pfarrer in Gjeſing. Randers 1822. 8. (däniſch).

56) Hier der engliſche Text mit einigen erklärenden Bemerkungen:

Weel, since we are welcome to Yule —
Up wi't Lightfoot, link it awa', boys!
Send for a fidler, play up Foula reel.
The shaalds will pay for a', boys.

Chorus.

The shaalds of Foula will pay for a' —
Up wi't Lightfoot, link it awa', boys!
The shaalds of Foula will pay for a',
The shaalds will pay for a', boys.

The awens are among the cows in the byre —
Up wi't Lightfoot, link it awa', boys!
Link up the pot and put on a good fire.
We'll sit, till cocks do craw, boys.

Chorus ut supra.

Now for a light and a pot of good beer —
Up wi't Lightfoot, link it awa', boys!
We'll drink a good fishing against the next year.
And the shaalds will pay for a', boys.

Chorus ut supra.

Ich glaube den Sinn dieſer Volksweiſe getroffen und, wo die Worte anſpielend dunkel ſind, richtig gerathen zu haben. Doch muß ich jene paar dunkeln Stellen andeuten:

Link it awa', boys! hab' ich überſetzt: Geſellen zum Tanz! Ich kann darin nichts Anderes ſehen, als eine Anſpielung auf den verſchlungenen Reigentanz: „verſchlinget, verkettet es friſch!" (*link* heißt nämlich: zuſammenketten, in einander ſchlingen, in einander häkeln) oder: „auf! kettet es auseinander!" was hier, auf den Tanz anſpielend, ganz denſelben Sinn giebt.

The awens are among the cows in the byre. habe ich überſetzt: „Die Lammſchaafe ſind mit den Kühen im „Stall.“ Es ſoll nämlich der behagliche Zuſtand des Winterabends ausgedrückt werden, wo Alles geborgen iſt und wo der Menſch nun frei und froh ſich von der Freude forttreiben laſſen kann; oder es deutet auch auf die fröhliche Miſchung der Geſellſchaft, wo es ein bischen freier als gewöhnlich durch einander geht. Ich ſetze als Gloſſe einen Vers aus einem plattteutſchen Volksliede her, welches auch zum Tanze geſungen wird, und wo auf die Miſchung der Geſchlechter hingedeutet wird:

Gös up de Deel, Gös up de Deel,
Ganten dabi:
Jochen lat Thrinen gan,
Segg ick to di.

(Gänſe auf der Flur, Gänſe auf der Flur, Gänſeriche dabei. Jochen laß Thrinen gehn, ſag' ich zu Dir.)

Awens ſuche ich vergebens in einem Wörterbuche, auch bei Jamieſon. Ich denke, es ſoll *ewes*, Lammſchaafe, Mutterſchaafe (d. h. tragende Schaafe) heißen, welche die Schäfer auch bei uns häufig im Stalle halten, wann ſie das junge und das nichttragende Vieh draußen weiden. Dieſes *awens* käme dem ſaſſiſchen *aw* oder *au* näher, welches ein weibliches Schaaf heißt, z. B. in meiner Heimath, wo man die Geſchlechter Aulämmer und Bucklämmer nennt. In *Ew*, *Aw*, ſieht man auch das lateiniſche *Ov*, *ovis*.

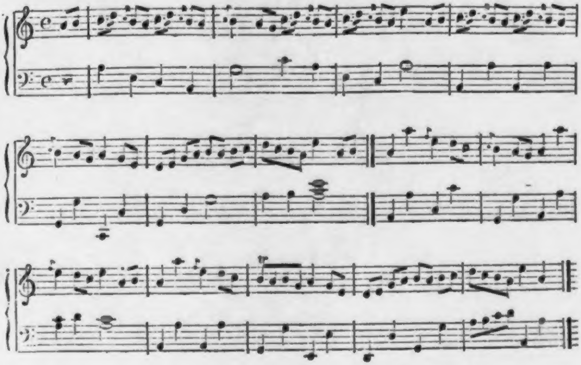
Druckfehler.

Außer den ganz leichten Mängeln und der aus der verſchiedenen Anſicht oder Gewohnheit des Verfaſſers und Korrecktors entſprungenen Ungleichartigkeit in der Rechtſchreibung bittet man Folgendes zu beſſern:

Seite 6 Zeile 17 für bisher lies bischen.
— 42 — 19 — weſtwärts l. oſtwärts.
— 46 — 16 — ſcheubärtiger l. ſchönbärtiger.
— — — 17 — zeugen l. jungen.
— 48 — 16 — Kathoes l. Kathnes.
— 58 — 9 — Schottland l. Shetland.
— — — 13 — Larman l. Lawman.
— 59 — 28 — und war l. und das Uebrige war.
— 61 — 26 — uch l. nach.
— 62 — 4 — Larmänner l. Lawmänner.
— 71 — 9 — Glyen l. Glynn.
— 79 — 7 — und germaniſchen l. oder germaniſchen.
— 83 — 4 — ernſten l. erſten.
— 86 — 20 — letztern l. letztere.
— 94 — 34 — Das iſt l. Da iſt.
— 97 — 14 — jüdiſchen l. indiſchen.
— — — 26 — Wittor Hiddenſen l. Wittow Hiddenſee.
— 112 — 2 — Armee l. Armen.
— 116 die zweite Anmerkung vor dem Worte iſt alſo ſetze: 1 Schilling Schottiſch.

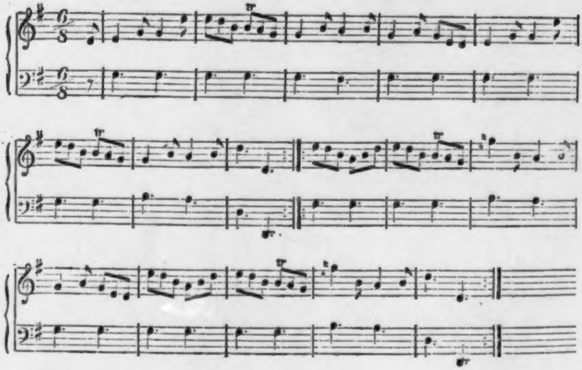
Seite 130 Zeile 3 vor dem Worte bedlente ſetze: er.
— 141 — 21 für Unternehmungen lies Unterbelehnungen.
— 191 — 28 — Naturwälzungen l. Naturumwälzungen.
— 205 — 21 — Grünbart l. Grimbart.
— 208 — 12 — meiſt l. einſt.
— 223 — 27 — Pachthufe l. Pachthöfe.
— 245 — 13 — 24000 l. 2400.
— 270 — 4 — vertrauen l. vertrauren.
— 275 — 18 — Luſtbarkeit l. Luſtigkeit.
— 281 — 32 — unſchichtig l. umſchichtig.
— 284 — 22 — nahe l. mehr.
— 299 die Anmerkung für locken l. laten.
— 312 Zeile 1 für skues l. skeos.
— 329 — 20 — staple l. steeple.
— 381 — 7 — dem fantaſtiſchen l. den fantaſtiſchen.
— 393 — 28 — Geſichter l. Geſichte.
— 397 — 5 — Kann l. Wenn.
— 399 — 16 — Quellen l. Wellen.
— 436 — 17 — taku und tagu l. taka und taga.
— 445 — 23 — aufergegangen l. untergegangen.
— 450 — 31 — Momtalsthing l. Mantalsthing.
— 457 — 32 — immer l. nimmer.

THE DAY-DAWN
oder
die Morgendämmerung,
eine alte ſkandinaviſche Weiſe, die ſich in Shetland erhalten hat, geſetzt von Fräulein Kemp in Edinburg.



Der Foula Reel;

eine in Shetland heimiſche Weiſe, geſetzt von Fräulein Kemp in Edinburg.


tr
tr
tr
tr
tr
tr

Die Frage
über
die Niederlande
und
die Rheinlande.

Von

E. M. Arndt.

Lieber den Wolf, der reißt,
Als den Fuchs, der gleißt.

Leipzig
Weidmann'ſche Buchhandlung.

Im März 1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wir hatten das Füchslein vor ſechszehn Jahren in den Eiſen, und es war mit Schwanz und Klauen feſt; es geberdete ſich aber ſo freundlich unſchuldig, ſo liebenswürdig reuig, wie jener alte Bewohner von Schloß Malapart, der gelobte Pilgrimacien zu gehen, daß wir es herausließen und daß es kaum ein paar Schwanzhaare im Stiche ließ. Nun iſt es wieder da und macht ſich mit ſeinen alten Künſten wieder luſtig, und ſchwänzelt und füchſelt umher, wo und wen es überliſten könne. Darum habe ich an der Zeit zu ſeyn erachtet, auf ſeine Künſte und auf die Gefahren hinzuweiſen, welche uns daraus drohen können. Ueber Anderes hatte ich jetzt nicht zu reden; denn ſo ſteht es, daß alles, was deutſch heißt und deutſch ſeyn und bleiben will, in dieſem Augenblick kein anderes Gefühl, keinen anderen Gedanken haben ſoll, als dem gaukleriſchen und gefährlichen Wälſchen, wenn er Unheil will, auf das muthigſte und tapferſte zu begegnen. Ich bin mir bewußt, nur immer den Einen Aufruhr gepredigt zu haben, den ich leider jetzt wieder predigen muß, den Aufruhr gegen wälſche Liſt, Habſucht und Uebermuth. Als eine ehrliche deutſche Stimme — denn weiter habe ich nie etwas ſeyn wollen — als eine Stimme auch, welche die Willkühr der Tyrannei nicht minder verdammte als die Wildheit der Pöbelherrſchaft, bin ich von den Guten und Tapfern meines Volkes vernommen und gebilligt worden. Dieſe ehrliche Stimme hört auch jetzt, ihr guten Deutſchen, hört auch ihr ſie, die mit Recht oder Unrecht von den gewaltigen Erſchütterungen des Augenblicks bewegt ſind. Hört ſie, erkennet euch ſelbſt, wo ihr ſtehet und wo ihr ſtehen ſollt, vergeſſet alles Einzelne, alles Beſondere, vergeſſet jegliche Plage, Klage, Unbill und Zwietracht, fühlet, denket, wollet nur das Eine, was Noth iſt, Deutſchland und Deutſchlands Ehre und Namen.

Gott laſſe uns nicht beſchämt werden von den Schlechteren und vor den Schlechteren! Gott beſchirme und bewahre das liebe Vaterland!

Bonn, im Hornung 1831.

Es iſt bei vielen Dingen und Begebenheiten eine traurige Freude, zum Schluß ſagen zu können: ich habe doch Recht gehabt. Dieſe Freude könnte ich jetzt haben. Indeſſen ſie trägt ein ſchwarzes Trauerkleid, wie das Leid über den Irrthum, wäre er bei mir geweſen, ſich fröhlich in Roſenfarbe kleiden würde! Jedoch wer vorher richtig geklagt und geſagt hat, darf nachher ſprechen; und dieſes Recht zu ſprechen nebſt jener traurigen Freude giebt mir die Zeit.

Ich habe vorher geſagt und gewarnt, die Franzoſen würden trotz aller ſchönen Gelobungen und Gleisnereien bleiben, die ſie gegen Deutſchland immer geweſen; ich habe vorher geſagt, ja ich habe Himmel und Erde angeflehet, man müſſe Deutſchland gegen die habſüchtigen, auflauriſchen und hinterliſtigen Nachbarn, die mit der Treue wie mit dem Winde Handel treiben, ſtark und wehrhaft machen, man müſſe die alten Gränzen Deutſchlands, die Naturgränzen wiederherſtellen, man müſſe vor allen Dingen die gewaltigen feſten Pforten, woraus ſie mit unermeßlichem

Vortheile immer auf uns herausſtürmen können, man müſſe*) Metz und Strasburg, die ſie mitten in der Sicherheit des Friedens als ſchlaue und unverſchämte Diebe uns entwandt haben, wieder zum deutſchen Reiche fügen: denn der alte Schelm werde ſeinen bunthaarigten Pelz nicht verwandeln; ich habe vorher geſagt, man müſſe den Beſchirmer und Schildhalter des deutſchen Vaterlandes an unſrer Weſtgränze, man müſſe Preußen auf das kräftigſte hinſtellen, damit das Ganze Halt und Haltung gewinnen könne. Ich habe geklagt, als es nicht geſchehen iſt; ich habe weiſſagen müſſen, was geſchehen würde; und ſiehe! es iſt geſchehen, und doch noch faſt langſamer geſchehen, als ich dachte. Darum, weil ich das gedacht, geſagt und geweiſſagt habe, darf ich jetzt ſprechen. Ich betheure aber hiebei, daß ich mir auf dieſe Weiſſagung gar nichts einbilde: es war in den Jahren 1813, 1814 und 1815 in allen deutſchen

---

*) Welche Geſichter würden die Gaukler machen, die bei uns manchem verhärteten Dummkopf immer noch Sand in die Augen ſtreuen, was würden ſie wohl ſagen, wenn wir jenſeits der Ardennen und des Jura an den Anfängen der Seine und Rhone ſo irgend ein franzöſiſches Metz und Strasburg inne hätten, von wo wir jede beliebige Stunde gegen Lyon und Paris den Sturmmarſch antreten könnten?

Herzen, es war das Gefühl und die Einſicht der Beſſeren und Verſtändigeren des ganzen deutſchen Volkes. Nur die damaligen Macher der Dinge, kurzſichtige Blinzler, welche aus der brennenden Sonne des Tages ſich flüchteten und ſich bald wieder einbildeten, ſie brenne nicht, ſchlaue Spitzköpfe und Planmacher, die alles konnten, nur kein Vaterland lieben, haben anderes Gefühl und andere Einſicht gehabt. Vielen von ihnen, wenn ſie noch leben, werden mit uns andern, die nur um ein heiliges, geliebtes Vaterland Sorge und Furcht kennen, nun die Augen überlaufen, wohl mehr als uns. Denn es iſt keine Zeit der Thränen, ſondern der Gedanken und Thaten.

Was ſagte ich damals? Ich habe in vielen dünnen und dicken Büchern geſagt:

Deutſchland, der Bundesſtaat, der Staat vieler Könige und Herren, hat weder Vortheil noch Neigung, Kriege zu führen und Eroberungen zu machen; er iſt ſeiner Natur nach friedlich. Auch iſt es eben deswegen, damit er gleichſam ein ruhender Wall gegen Weſten und Oſten ſchwer und ſtark vorliege, der gemeinſame Vortheil Europa's, daß dieſes Deutſchland, das Herz des Welttheils, der Mittelpunkt deſſelben, ſein Blut in ſtilleren und langſameren Pulsſchlägen umtreibe, als die Außentheile deſſelben; daß es, zum Angriffe durch ſeine Verfaſſung und den ganzen innern Bau ſeines Getriebes langſam, nicht immer durch jede Bewegung und Erſchütterung zur geſchwindeſten, angeſtrengteſten Vertheidigung herausgefordert werde. Darum muß es in ſeine alten Gränzen wiederhergeſtellt werden, es muß als ein ſtarker dicker Leib da liegen, der von einem geſchwinden immer gerüſteten Kämpfer die erſten Stöße und Püffe aushalten könne, damit er gleichſam aus ſeinem Traume, aus ſeiner unbehülflichen Schwere erwache, um ſich zu rüſten und den leichten dann zurückzuwerfen. Ich ſagte alſo:

Bei dem völlig veränderten und durch einander gerollten und zu den früheren Verhältniſſen, wie ſie zum Theil am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts noch beſtanden, unwiederherſtellbaren Zuſtande, wo die Nachbarſtaaten England, Frankreich, Rußland inzwiſchen fünfmal, ja zehnmal mächtiger geworden, als ſie vor hundert oder vor funfzig Jahren waren, ſey es Recht und Pflicht, ja es ſey Noth, damit die Wuth weltverwüſtender und verderblicher Erſchütterungen und Aufruhre aufhöre, daß Deuſchlands alte Lande, deren Zuſtand in den letzten zwanzig Jahren auch durch die Franzoſen zerſtört oder verändert worden, nun in einem neuen Leben wieder zu ihm gefügt würden.

Ich verſtand darunter unſre weiland herrlichſten und ſicherſten Bollwerke gegen die wälſche Ländergier, die Schweiz und die Niederlande, alte Landſchaften des heiligen germaniſchen Reichskörpers, durch Urſprung, Art, Sitte, Sprache dem deutſchen Volke zugehörig.

Ich meinte aber nicht ein compelle eos intrare, wovor niemand einen größern Abſcheu hat, als ich; ſondern ich meinte, das ganze Deutſchland ſollte in einem verjüngten verwandelten Zuſtande ſo hergeſtellt werden, daß ſie wenigſtens, wenn ſie auch nicht ſogleich mit voller Liebe hineingingen, doch ſich billig nicht ſträuben könnten, anzuerkennen, daß ſie vernünftiger Weiſe ſolcher Einladung folgen müßten. Denn das mußte beiden allenfalls mit der Degenſpitze gewieſen werden dürfen, daß die Schweizer hinfort nicht mehr als Söldner fremder Tyrannei zur Befehdung oder gar zur Unterjochung ihrer deutſchen Landsleute ſich verkaufen, noch daß die Holländer die deutſche Lebensader, den Rhein, zubinden und ſperren dürften.

Das fiel mir aber gar nicht ein — denn welcher Deutſche hätte ſich vorher nur die Möglichkeit denken können? — daß man nicht bloß dieſe Staaten, welche ſich ſeit langer Zeit bewährt hatten, daß ſie für ſich allein in den ganz veränderten Zeitverhältniſſen nicht beſtehen konnten, freilaſſen, ſondern noch einen ſchönen und weſentlichen Theil des alten Reichs mitten in dem Glücke der Siege gleichſam wegwerfen würde. Unter dieſem ſchönen und weſentlichen Theile verſtehe ich den burgundiſchen Kreis und die Lande des vormaligen Bisthums Lüttich und der Abteien Stablo und Malmedy.

Die vier Millionen Seelen, welche dieſe reiche Landſchaft bewohnen, wurden in einer Zeit, wo man verkündigte, Deutſchland ſey in ſeiner Ganzheit wiedergewonnen und ſolle in einer [illegible], den gegenwärtigen Verhältniſſen angemeſſenen feſteren Ordnung der Dinge wiederhergeſtellt werden, wurden ſo ohne Umſtände aus dem Ganzen herausgeriſſen, ja, faſt möchte man ſagen, weggeworfen, gleichſam nur zur Probe, um zu ſehen, wie es ſich machen, was die Zukunft etwa daraus bilden würde. Man machte einen Anhang der alten Provinzen der vereinigten Niederlande daraus, welche unlängſt das Königreich Holland, dann eine franzöſiſche Landſchaft geheißen hatten, und übergab das Ganze unter dem Namen Königreich der Niederlande dem weiland Statthalter jener Vereinigten Niederlande, Prinzen Wilhelm von Oranien. Vergebens riefen und warnten, ja weinten und fluchten wir Anderen, welchen weder Habſucht noch Schelmerei die Augen getrübt hatte, über das Ungeſchick und das Mißgeſchick. Das Reich der Niederlande war und blieb gebildet. Unter dem Titel, es ſey dem übrigen Deutſchland halb fremdartig, den Gränzen deſſelben zu entlegen, es habe auch ganz andre Neigungen, Strebungen und Vortheile, ward es hingeſtellt, zugleich mit der Ueberſchrift, zwiſchen Deutſchland und England an den Ausflüſſen des Rheins und der Maaß und an den Küſten des Oceans, an der weſtlichen Seite Germaniens der Gränzhüter zu ſeyn. Man ſuchte zu gleicher Zeit aus der natürlichen Lage der Verhältniſſe darzuthun, dieſes junge Reich werde, als allein gegen Frankreich zu ohnmächtig, aus einem natürlichen Inſtinkt der Selbſterhaltung, ſich immer feſt an Deutſchland und England halten, und Deutſchland, oder vielmehr Preußen, welches an dieſer Seite die deutſchen Lande beherrſchte, werde an dem Könige der Niederlande immer den treueſten und ſicherſten Eidgenoſſen haben, und bedürfe alſo längs dieſer Rhein- und Maaß-Linie gar keine weitere Bürgſchaft noch Unterpfand der Sicherheit.

Was ſagten und bekannten wir Anderen, wir verſtändigen und hellſichtigen und für die Ehre und Sicherheit unſers Vaterlandes begeiſterten Menſchen?

Wir ſagten: Freilich ſind die burgundiſchen Lande uns in mehr als Einer Beziehung etwas fremdartig geworden, ſie haben ſich ſchon lange vor der Franzoſenzeit nicht mehr in Deutſchland, und nur leiſe an Deutſchland, gefühlt, *aber ſie ſollen und müſſen wieder mehr deutſchartig werden, eben deswegen werden, weil in Deutſchland ſonſt nicht ſicher gewohnt werden kann, da ſie unſre ſüdweſtlichen Gränzen gegen Wälſchland ewig werden decken müſſen.* Behalten wir ſie bei uns, ziehen wir ſie feſt an uns, ſo werden ſie wenigſtens in zwei Menſchenaltern durch den friſchen jungen Sinn und Geiſt unſers Lebens, der in uns erwacht iſt und weiter in uns pulſiren wird, den germaniſchen Keim und die germaniſche Sprache, die in ihnen leben, wieder muthig und fröhlich aufleben fühlen: ſie werden ſich mit uns fühlen, ſich in uns fühlen und empfinden, und endlich in Freuden in und mit uns fühlen und ſeyn.

Denn was iſt das eigentlich Fremde in dieſem Lande, das, was undeutſch heißen kann? Unter den vier Millionen Seelen dieſes ſüdlichen Theils des niederländiſchen Königreichs ſind es etwa 700,000 Menſchen romaniſch-galliſch-germaniſcher Abkunft: die Wallonen; die Flandrer, Brabanter, ein großer Theil der Luxemburger und die Lütticher ſprechen das Flemiſche oder Flamländiſche, eine der vielen Mundarten des germaniſchen Sprachſtammes, oder auch das gewöhnliche Deutſche. Deutſche Regierung, deutſche Univerſitäten, die ſie beſucht hätten, deutſche Studien und Literatur würden ſie bald zurückgeführt haben zu einer Gemeinſchaft, ja zu einer Liebe, der ſie nimmer hätten entfremdet werden ſollen.

Und das iſt nicht bloß die Meinung des Deutſchen, der für die Ehre und Sicherheit ſeines Vaterlandes heiß fühlt, und heiß ſpricht und ficht, es iſt nicht bloß die Anſicht und Einſicht des politiſchen und patriotiſchen Deutſchen, ſondern auch die des Naturkunders und Sprach- und Geſchicht-Forſchers. Flandrer, Brabanter, Limburger und die Deutſchen im Luxemburgiſchen und Lüttichiſchen, wer wird ſich unterfangen, ſie Baſtarde und Halblinge wälſchen Urſprungs oder wälſcher Miſchung zu nennen? Ich frage jeden, der unter ihnen lebte und verkehrte, ſind ſie — wahrſcheinlich die Urenkel der gemiſchten Sachſen und Franken — ſind ſie nicht ſchwerer, ernſter, grübliſcher, ungewandter, unbehülflicher, als irgend andere Deutſche? ich mögte fragen, ſind ſie nicht faſt deutſcher als Deutſche?

Ich ſpreche aber hier von dem Volke als von einer Geſammtheit, nicht von Brüſſel und einzelnen großen Gränzſtädten auch in Flandern, ohne der Wallonen zu gedenken. In jenen Städten ſind die vornehmeren und gebildeteren Klaſſen nicht allein in den letzten dreißig Jahren verwälſcht und franzöſirt und zu franzöſiſcher Sitte und Sprache hingezogen. Sie waren es leider ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſchon zu ſehr.

Hier in den Niederlanden, ich muß gar noch hinzuſetzen, in allen niederländiſchen deutſchen Gränzen (im Gegenſatze von Franken und Schwaben, die hier das Oberland heißen) von Frankfurt und Mainz abwärts, war ſeit dem Ausgange des ſechszehnten Jahrhunderts eigentlich kaum ein geiſtiges Leben, wie es hier ſeit jenen Tagen für

Deutſchland kaum noch ein politiſches Leben gab, bis mit den Jahren 1750 und 1760 das Deutſche wieder zu erwachen begann. Die Niederlande waren ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert ſpaniſch geweſen und ſeit dem achtzehnten Jahrhundert öſterreichiſch deutſch geworden; ſie waren durch ihre politiſchen und manche andere Verhältniſſe mit dem deutſchen Leben, ſo fern es ein inneres geiſtiges Leben bedeuten ſoll, faſt in geringer Verbindung geweſen. Was Wunder, daß der franzöſiſche Glanz und Schein des ſogenannten siècle de Louis XIV, welche das ganze Europa von Moskau bis Palermo und von Madrid bis Stockholm bezauberten und beherrſchten, vorzüglich auf dieſes Nachbarland hinüber leuchteten? Indeſſen das erſte Menſchenalter der öſterreichiſchen Herrſchaft wehrte ſich dieſes zähe und für ſich eigenthümliche Geſchlecht, welches ſeinem Gemüthe nach für Tand und Schein wenig zugänglich iſt, zumal da es damals noch gegen das feine franzöſiſche Gift das tapfre ſpaniſche Gegengift hatte: denn die ſpaniſche großartige und tiefe Ernſthaftigkeit hatte ſich mit brabantiſchem Phlegma und walloniſcher Sinnenkräftigkeit in zwei Jahrhunderten ſehr zuſammengegoſſen und hielt gegen franzöſiſche Leichtigkeit und Leichtfertigkeit lange aus. Erſt mit der öſterreichiſchen Hofhaltung unter der Statthalterſchaft der trefflichen Erzherzogin Chriſtine trat franzöſiſcher Ton und franzöſiſche Sprache und Sitte in Brüſſel und unter den Magnaten Belgiens als herrſchend auf, und ging vom Hofe aus, wie es zu geſchehen pflegt, auf alle gebildeten Klaſſen über; und ſo wirkte eine Regierung, die für Frankreich hier gewiß keine Vorarbeiten zu machen geſinnt war, in dieſer und in andern Städten für die Wälſchen, ohne daß man ſagen kann, daß ſie Wälſches fördern gewollt hätten. Indeſſen die Sprache iſt und bleibt immer das mächtigſte Organ der Herrſchaft und das leiſeſte und ſicherſte Eroberungsmittel. Späterhin, ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, haben alle dieſe Lande die franzöſiſche Herrſchaft ertragen, ohne daß ſie, was man ſagen könnte, beſonders franzöſiſch geſinnt geweſen wären. Durch einen Gegenſatz gegen die nördlichen (ſonſt die Vereinigten) Niederlande, der ſich in den letzten vier Jahren erſt recht ſcharf herausgeſtellt hat, ſind einige Theile es allerdings eher geworden.

Was die Entlegenheit der niederländiſchen Gränzen von Deutſchland betrifft, weswegen man das Land gleichſam aus Deutſchland herauswerfen mußte, ſo iſt dieſer Grund grade ſo albern, als wenn der Franzoſe ſagte: ich muß durchaus aus den Landen von Navarra, Languedoc und Guienne ein beſonderes Reich bilden, denn die Garonne fließt mir zur Vertheidigung ſehr fern, näher den Pyrenäen und Spaniens Gränzen, oder als wenn der Ruſſe nicht an den Ausflüſſen ſeiner Neva und ſeiner Wolga herrſchen wollte; es iſt — damit ich die ganze volle Wahrheit in einem Gleichniſſe ausſpreche, als wenn ein Alberner ſagte: der Kopf iſt meinen langen Beinen und Armen zu entlegen, haut mir ihn darum immerhin ab, und laßt mir nur dieſe. Denn die Ausflüſſe der Maas und des Rheins bedingen die Herrſchaft über das ganze ſüdweſtliche Deutſchland, ſie ſind ſein Haupt, ohne welches ſeine Arme und Beine todt, ja gleichſam zerriſſen und umhergeſtreut da liegen, ohne welches es gar nicht leben, geſchweige herrſchen kann bei ihm ſelber.

Doppelt albern dieſer Grund der zu großen Entlegenheit der niederländiſchen Stromlande, obgleich in jenen Jahren 1814 und 1815 von diplomatiſchen Schlauköpfen öffentlich ausgeſprochen und laut geltend gemacht und von einfältigen Nachbetern nachgeſprochen, weil man im Frieden wohl leben oder ſtehen und lagern konnte, wohin man bei der erſten Kriegstrompete aus allen Gränzen Deutſchlands nah und fern in hellen Haufen und mit ausgeſtreckten Beinen laufen muß. Ich ſage: laufen muß; weil die Geſchichte von tauſend Jahren von Ludwig dem Deutſchen und dem tapfern Erzbiſchof Bruno von Köln bis auf Ludwig den Vierzehnten und Napoleon Bonaparte bewieſen hat, daß die Deutſchen bei dem erſten Kriegsgetümmel, das ſich von Welſchland erhob, immer dahin gelaufen ſind, weil ſie dahin laufen mußten. Und dieſes an Hülfsmitteln und Vertheidigungsmitteln reichſte Land und ſeine großen Städte und feſten Plätze ſollten die Deutſchen im Frieden nicht mit 50,000 Mann beſetzt halten können, da ſie, ſobald nur die Wälſchen ſich rühren, im Kriege ſich dort mit 200,000 Mann aufſtellen müſſen?

Endlich drittens ſollte dieſes Land ganz andre Strebungen und Vortheile haben als Deutſchland, und alſo auch ganz andere Neigungen und Wünſche. Auch das war nicht wahr. Zuerſt der ganze öſtliche Theil, nämlich das Luxemburger, Limburger, Lütticher und Walloniſche Land, nebſt den Abteilanden, und auch größtentheils Brabant hatten all ihr Streben und Leben und ihre Vortheile und Neigungen ſonſt gegen

Oſten gewendet. Was ſie an Erzeugniſſen abzulaſſen hatten, was ſie in Manufakturen und Fabriken wirkten und ſchufen, hatte weiland meiſtens gegen Oſten ſeinen Weg und Ausweg nach Deutſchland, Ungarn, Polen, Rußland, ſelbſt nach Konſtantinopel und in die Türkei durch die Gränzen des alten lieben deutſchen Reichs hin, dem ſie gern angehörten, wie wenig ſie ſeine Laſt und ach leider! ſeinen Zug auch fühlten. Dieß war ſo ſehr das Gefühl, ſelbſt in den Jahren 1814 und 1815 noch, daß die Menſchen in Lüttich und ringsum auf die Nachricht, ſie ſollten nicht mit den übrigen Rheinlanden (wie ſie und jedermänniglich gehofft hatten) dem Preußiſchen Staate zugewandt werden, vor Beſtürzung außer ſich waren. Dieß ſpreche ich aus der Erfahrung eigener Augen und Ohren. Nur von Flandern, als welches mehr längs den Küſten und zu den Strommündungen hinſtreicht, konnte es allenfalls gelten, daß ſeine Bewohner nicht mit Frankreich, das ihnen wenig zu bieten hatte, wohl aber mit den Vereinigten nördlichen Niederlanden mehr gleiche Neigungen und Vortheile hatten. Aber auch für dieſes Flandern lautete und ſtand alles ſogleich anders, als es hieß, der Rhein und die Nebenflüſſe ſind für das ganze hinterliegende Deutſchland für gleiche Vortheile geöffnet, wie es in

Wien als öffentliches Recht ausgeſprochen und beſtimmt ward, aber bis heute noch nicht ausgeführt iſt; noch mehr lautete es anders, und anders richteten ſich die Sinne und Gedanken und auch die Liebe, wenn es hieß, wie es hätte heißen ſollen: dieſe Lande, wer immer in ihnen herrſche, ſollen ganz in Deutſchland bleiben und ihm wieder zugehören, ſie ſollen Theile ſeiner Eidgenoſſenſchaft ſeyn.

Ueber die Treue und über die ſichere Schirmgenoſſenſchaft des neuen Reiches für Deutſchland und über ſeine tapfere und treue Gränzhut, die jene kurzſichtigen und undeutſchen Macher und Länderzuſchneider und Länderzerſchneider ſo ganz unzweifelhaft und natürlich fanden, werde ich leider gleich ein Wörtchen ſagen müſſen.

Ich ſcheine, indem ich dieſe ſtarken Gründe gegen die Ordnung, die man leider in Wien gemacht und beliebt hat, in ihrer ganzen hellen Nacktheit und klarſten Wahrheit hinſtelle, herbe Gefühle und Gedanken guter und verſtändiger Menſchen im deutſchen Vaterlande abſichtlich erneuen zu wollen. Was ich? die Zeit, die manche alte Wunden, die kaum verharſcht waren, wieder aufreißt, erneuet ſie genug. Ich fühle in dieſem Augenblicke nur Eines, das Gedränge, worin wir alle ſind oder bald kommen können, die Gefahr die uns alle bedroht, wenn wir nicht wagen, ganz klar in ſie hineinzuſchauen, und, wann wir ſie begriffen haben, ganz geſchwind und tapfer zu handeln; jene Gefühle und Gedanken werden durch ganz andre Dinge erneuet als durch gedruckte Buchſtaben. Die hohe Freude habe ich wenigſtens, daß der Staat, der in des Vaterlandes Gränzen mein Stolz und meine Zuverſicht noch iſt, daß Preußen an dieſer leichtſinnigen, ja unſinnigen Verſchleuderung der Länder und Pfänder des Volkes und Reichs deutſcher Nation nicht ſchuldig iſt, daß es damals, als es galt, daß ſie wieder ganz deutſche würden, im großen Sinn nicht nur litt und ſtritt, ſondern auch aufforderte und ermahnte. An Preußen hat es nicht gelegen, daß den Franzoſen damals für lange Zeit nicht Zaum und Gebiß angelegt iſt, daß Metz und Straßburg mit Elſaß und Lothringen jetzt nicht deutſche Lande ſind, und daß das unglückliche Belgien, mit welchem Gaukler und Buben ein unerhörtes politiſches Ballſpiel ſpielen dürfen, jetzt nicht ruhig und ſicher iſt.

Hier muß ich ja wieder erinnern an den Neid und Streit der Vergangenheit. Möge die Gegenwart ſich bloß die Lehre der Warnung und das Beiſpiel daraus nehmen, und alle Bitterkeit in den Abgrund der Hölle verſenken! Nicht bloß Großbritannien (ich ſollte ſagen, die Caſtlereaghs, Stuarts und dergleichen Etcetera) war neidiſch, ſondern es machte ſich aus Kleinen und Großen ein häßlicher Neid auf, als wäre es ein entſetzlicher Jammer, daß im Vaterlande irgend eine Macht mit ſelbſtſtändig erhaltender und gebietender Würde da ſtände; deutſche Macher und Zetteler liefen zuſammen und waren gegen Preußen die thätigſten und geſchäftigſten, und drängten es nicht allein von der Maas weg, ſondern wollten das liebe Niederland mit ſeinem jungen Königthum ſogar bis über die Weſel hinaustreiben, ſo daß Köln, Aachen, Trier, Koblenz und auch meine Wenigkeit mit dieſem Garten, wo ich dieß eben ſchreibend ſitze (aber ich würde dann gewiß anderswo ſitzen), das neue Reich außerhalb Deutſchland noch hätten mehren ſollen.

Doch nicht mehr hievon! Es iſt aus keinem Haſſe geſprochen. Genug, Preußen ward durch die neidiſchen und dummen Macher und Zettler, die keine Herzen für ihr Vaterland hatten, und weder an Frankreich noch an Deutſchland dachten, noch an Verhältniſſe und Zuſtände der Völker, die ewiger ſind als papierne Verſiegelungen, die man freilich immer im Namen der Ewigkeit ſchließt, ganz von der Maas weggedrängt, unter dem ſüßlich ſchalkiſchen Titel und Vorwande, es bedürfe gegen das Niederland keiner Wehr; das werde mit ihm immer die gleiche Geſinnung wie den gleichen Vortheil haben; Preußen ward an ſeinen Gränzen und an der Thätigkeit und Gewerbſamkeit ſeiner Lande und Unterthanen vielfältiglich verkürzt und gekränkt, es ward von denſelben Holländern, die es mit ſeinem Blute und ſeinen Schätzen der Tyrannei der Wälſchen entriſſen hatte, auf dem Rhein und ſeinen Nebenflüſſen unnachbarlich gehemmt und geſperrt.

Mit dieſen Klagen und Beſchuldigungen ſcheine ich von der Seite her auch den König der Niederlande anzuklagen. Mit nichten. Er war, wozu er gemacht worden war; er mußte ſeyn, wie die Bewohner des Reiches, das er beherrſchte, es wünſchten; er mußte ihren Willen thun, er mußte thun, was ihnen vertheilhaft deuchte. Giebt es einen Verehrer des großen Hauſes Oranien und ſeiner unſterblichen Verdienſte um Deutſchland und um das ganze Europa, ſo bin ich gewiß einer, ſo wie ich einer derjenigen bin, die ſich gefreut haben, als es zum Glanze mächtigerer Hoheit und Herrſchaft gelangte. Aber ich durfte wünſchen, daß dieſe Hoheit und Herrſchaft nicht auf Koſten der Sicherheit und des Glückes meines Vaterlandes erlangt würde; ich durfte fordern, daß die Lande, die immer zu Deutſchland gehört hatten, einen zwölfjährigen Beſitz der Franzoſen unter Napoleon ausgenommen, daß die Lande des ehemaligen burgundiſchen Kreiſes und die Stiftiſchen Lande *) um die Maas unter dem Titel der ewigen und unerbrüchlichen Eidgenoſſenſchaft mit gründlich feſt und klar beſtimmten Bedingungen des Zuſammenhanges und Zuſammenhaltes im Frieden und Kriege als unveräußerliche Theile des deutſchen Körpers hingeſtellt würden; daß, was man allerdings bei der Schöpfung des jungen Reiches in petto hatte, auch klar ausgeſprochen und faktiſch und praktiſch feſtgeſtellt würde: *daß dieſer Staat gebildet war, ein Staat unter den vielen deutſchen Staaten zur Gränzwehr und Gränzwache gegen wälſche* Habſucht. Statt aber das Ganze als einen Theil des deutſchen Bundesſtaates zu binden und feſtzuhalten, ſtatt in von Deutſchen beſetzten und bewachten Gränzfeſtungen gegen franzöſiſche Zettelei und Aufhetzerei ein ſicheres Unterpfand zu nehmen, ließ man alles in die liebe Weite des Zufalls und zufälliger Ereigniſſe und Entwickelungen hinausfahren, erwartend, wie er zum Wohl und Wehe unſers Landes die neue Kreatur geſtalten würde. Nur ein unbedeutendes Stück des Ganzen, das Herzogthum Luxemburg, ward zum Zubehör des deutſchen Bundes gemacht.

---

*) Ich weiß recht wohl, daß ein kleinſtes Stückchen derſelben an Preußen gefallen iſt.

Ja wäre, nachdem ſo Großes und Bedeutendes aus dem deutſchen Verbande herausgeriſſen war, nur noch ſo getheilt worden, daß die Lande dieſſeits der Maas, die Lütticher Stiftslande und die Hälfte der Maasfeſtungen nebſt den Rheinlanden Preußen wären zugeſprochen worden, wir hätten den ganzen ſchändlichen Aufruhr der Niederlande nicht erlebt, oder er wäre höchſtens in ein paar Städten aufgeplatzt, um ſchnell und dünn zu verflattern, wie eine Mine, deren Decke zu leicht iſt.

Man hatte bei der Stiftung des jungen Königreichs, welches von England, das hier gleichſam ein peculium für ſich haben wollte, und von deutſcher Kurzſichtigkeit und Misgunſt ſo gegründet worden, weder an Deutſchland gedacht noch überhaupt daran gedacht, ob die Elemente, woraus der neue Leib zuſammengeknetet werden ſollte, in ihnen ſelbſt Anziehungs- und Bindungs-Kraft genug hätten, um in Stürmen zuſammenzuhalten. Die Theile des Königreichs, obgleich einander ſo nahe, waren doch durch die Trennung und ganz verſchiedene Entwickelung von mehr als zwei Jahrhunderten einander ſehr ungleich und faſt unverträglich geworden; der größte Gegenſatz aber lag in der verſchiedenartigen Bildung überhaupt, am meiſten aber in den Sitten und Religionen. Der Holländer klar, hell, bedächtig, der eifrigſte und nüchternſte aller Proteſtanten; der ſüdliche Niederländer dumpf, düſter, leidenſchaftlich und einem großen Beſtandtheile nach der fanatiſcheſte und ſinnlichſte aller Katholiken, anderer mannigfaltiger Gegenſtrebungen von geringerem Gewichte gar nicht einmal zu gedenken: dieſes Land war einem weiſen, guten, thätigen und gerechten Fürſten übergeben, der unter den Jetztlebenden an Würdigkeit wenige ſeines Gleichen hat. Auch er hat hin und wieder gefehlt und misgegriffen, wie es das Loos aller Sterblichen iſt, beſonders in ſo geſchwinden und mislichen Zeiten, als die unſrigen ſind; aber das Land war unter ſeinem milden Scepter frei, durch Geſetze geſchirmt, und blühend und glücklich. Doch fühlte man ſich hie und da misbehaglich und unzufrieden: Jakobiner ſchauten nach dem Süden, nach Frankreich hin; Pfaffengenoſſen nach den alten Fleiſchtöpfen Aegyptens, die ſie weiland allein ausgegeſſen hatten; die mächtigen Häuſer alter Namen und ſchweres Reichthums fanden das Königthum der Oranier nicht majeſtätiſch genug, die Ritter des goldenen Fließes hatten noch nicht vergeſſen, daß Wilhelm der Schweigſame nur Ihresgleichen geweſen: ſie, die vor dem ganz neuen Manne, vor Napoleon, im Staube gekrochen waren und von ihren Herzoginnen und Gräfinnen Joſephinens Schleppe hatten tragen laſſen, machten gegen Wilhelm die Frondeurs und ſpielten mit den Plattlingen unter Einer Decke; vierte endlich, die bei dem deutſchen Reiche vormals größerer Weite genoſſen hatten, träumten unbewußt, auch ohne arge Liſten, von einem andern Zuſtande, der eintreten müſſe. Dabei vergeſſe man nicht, daß ein Theil dieſer Lande von jeher ſchwer regierlich, heftig, ſtörriſch und eines unbändigen und meuteriſchen Karakters geweſen iſt. Nun kam die jüngſte franzöſiſche Umwälzung des verfloſſenen Sommers, und ich brauche niemand zu erzählen, was alle wiſſen, welche den Geſchichten des verfloſſenen Halbjahrs mit Aufmerkſamkeit gefolgt ſind. Einige belgiſche Jakobiner und ihre franzöſiſchen Freunde haben das Spiel begonnen; ohne die 8000 oder 10,000 aus Paris herübergelaufenen Sansculottes hätte es keine belgiſche Umwälzung gegeben, ohne das franzöſiſche Mitſpiel, welches unter den verſchiedenſten Farben und Larven das wälſche Volk immer als daſſelbe zeigt, ſchlüpfrig, lüſtern, doppelzüngig, von einem Wechſel in den andern hinein, am liebſten und leichteſten aber aus jeder gegebenen Treue herausſpringend, wären wohl aus der natürlichen Lage der Dinge manche Momente ſchon eingetreten, welche die Oranier wieder auf die Spitze der Dinge gebracht hätten.

Wir ſahen bei dieſem lächerlich und fratzenhaft fürchterlichen Spektakel, das man mit Recht ein wahres Gaukelſpiel der Hölle nennen könnte, die ſeltſamſten und abentheuerlichſten Scenen tagtäglich vor uns geöffnet, den Londoner Kongreß, die Brüſſeler Tagſatzung, und im bekannten franzöſiſchen Stile die Pariſer Zwiſchenträgerei und Zwiſchenſpielerei; dabei Worte und Redensarten ſchlimmſter Art und nach dem Gebrauche, den man von ihnen macht, gräulichſter Bedeutung: Volksſouveränetät, Intervention und Nichtintervention und allerlei anderes ähnliches Teufelszeug tagtäglich angerufen und ausgerufen, Herrlichkeiten, die in abstracto nirgends ſind und nichts ſind als leerer Dunſt, wozu ſie auch gebraucht werden, und die in concreto nimmer ſeyn werden noch ſeyn können, als damit Narren oder Verbrecher unter ihrer Firma ein kurzes blutiges Poſſenſpiel treiben. Und wir ſind genöthigt, dieſer verruchten Farze, dieſem abſcheulichen Poſſenſpiele zuzuſehen und ſeines Schluſſes mit banger Erwartung zu harren. Denn in dieſem Schluſſe liegt der Friede oder Krieg vielleicht für die Hälfte unſers Welttheils mit der ganzen inhaltreichen Schwere von Verhängniſſen und Veränderungen, die der Weiſeſte nicht vorherſehen kann.

Aber was meinen wir, wenn wir nichts vorherſehen und vorherſagen können?

Wir meinen und hoffen bis jetzt immer noch, daß 1) die tollen und böſen Narren und Narrengenoſſen, die dieſen Aufruhr muthwillig anzetteln halfen und ihn täglich frevelhafter fortſetzten, werden zur Ordnung zurückgezwungen werden müſſen; daß die fünf hohen Mächte, die in London darüber zu Rathe ſitzen, doch endlich dahin werden interveniren müſſen; und 2) daß, wenn auch die nördlichen und ſüdlichen Niederlande als zwei beſondere Staaten für immer getrennt werden ſollten, doch ein Fürſt aus dem Hauſe Oranien, aller ſouveränſten Volksſouveränetät zum Trotz, auch in dem abgetrennten ſüdlichen Theile wieder der Herr werden müſſe: denn Ludwig Philipp von Frankreich iſt nur unter dem Titel anerkannt, daß er ein Bourbon war, und zwar das Haupt der nächſten Linie nach der älteren entthronten, und man muß den heilloſen Brauch bei den Völkern nicht einreißen laſſen, Könige und Fürſten gleich alten vertragenen Kleidern mit frevler Willkühr abzuthun, bloß weil ſie ihnen nicht gefallen: denn ſolches den Völkern ſelbſt in der Regel verderblichſte Unheil iſt nur als letzte Nothwehr zu dulden, wenn ein Kaligula oder Michel und wer ſonſt alles Heilige und Menſchliche unter die Füße tritt und ſich durch Tollheit und Wütherei aus dem Menſchen- und Chriſten-Rechte herausgeſetzt hat; daß 3) auf jeden Fall die Verhältniſſe des Herzogthums Luxemburg, als eines Theils des deutſchen Bundesſtaates, ſo wie die Beſtimmungen der Gränzhut der Feſtungen gegen Frankreich, vor dem Angeſichte aller Völker Europens und unſers Vaterlandes ſo klar und feſt müſſen geordnet und geſichert werden, als ſie in Wien von den Guten gemeint, aber leider aus lauter zarter Schonung gegen Frankreich und England und die leiſen und verkappten Mitſpieler unter ihrer Decke weder ausgeſprochen noch feſtgeſtellt wurden.

Iſt hievon nichts zu erlangen, gelüſtet's die Franzoſen durchaus unter dem Titel Nonintervention immer dazwiſchen zu ſpielen und die Narren in Brüſſel in ihren wildeſten Einfällen und verwegenſten Vorſchlägen zu ſtärken; wollen ſie dem Knaul, der ſchon zu verworren iſt, noch mehr verwickeln und endlich jede verſtändige und friedliche Löſung unmöglich machen; wollen ſie unter ſolchem trügeriſchen Mitſpiele, während ſie ſich gebärden, als ſtehen ſie nur draußen unter den Zuſchauern, das Land ſelbſt oder doch ſeine Obhut erſchleichen, ſo ſtoße man, damit der gleißende Fuchs ſich endlich ordentlich offen, wie er leibt und lebt, auf die Hinterfüße ſtellen müſſe, ſogleich munter in die Trompete, und laſſe Recht, Ehre und Wahrheit gegen Lug, Trug und Gaukelſpielerei den großen Kampf wagen. Wollen die Liſtigen in ſo großer und gefährlicher Zeit immer wieder mit lügneriſchen und heuchleriſchen Scheinen ſpielen, und ſelbſt die heiligen Namen Recht, Geſetz und Freiheit nur zur verhüllenden Tarnkappe des Böſen und Ungerechten gebrauchen; wollen ſie heilloſes Verderben und wildeſten Aufruhr, ſo werden ſie bei ſich fühlen: Gott wird abermal Gericht halten über die Unverbeſſerlichen, und dieſer Kampf, den ſie durch die frevelhafteſten Künſte herausgefordert haben, wird ſo über ſie kommen, wie die enſetzlichlichſten Schrecken der Schuld; denn mit Schrecken für ſie wird er entſchieden werden.

Es iſt in dieſer Darſtellung über unſere Gränze und über die Sicherheit derſelben an mehreren Stellen geſprochen, auch iſt das Wort Naturgränze wieder vorgekommen: Fragen, welche die Franzoſen, die von der Rheinluft und von dem, was jenſeits lockt, wieder angelüſtelt werden, mit ihren gewöhnlichen Künſten der Verdrehung oder völligen Umkehrung, indem ſie das Bild auf den Kopf ſtellen und mit allerlei ſophiſtiſchen Gaukeleien zwiſchenſpielen, wieder von friſchem erregen. Ich habe mich vor achtzehn Jahren, im Herbſte des Jahres 1813, darüber klar ausgeſprochen, und ich glaube ſo ausgeſprochen, daß ich über die weſentliche Wahrheit unſrer natürlichen Gränze den Wälſchen gegenüber wohl wenige Verſtändige in Zweifel gelaſſen habe. Indeſſen die Zeit, worin wir eben leben, iſt eine ſolche, daß es nicht überflüſſig ſcheinen kann, die alten Saiten wieder anzuſchlagen, damit, wenn jene Liſtigen das Ungerechte oder Tolle wollen, wir nicht bloß das ganze Recht, ſondern auch die volle Pflicht erkennen, das Unſrige auf das treueſte und tapferſte zu vertheidigen. Ich nehme aus dem Büchlein, worauf ich hier anſpiele, die erſten Hauptſätze, und beleuchte und erweitere ſie nach der Veranlaſſung, welche die Verhältniſſe des Tages uns eben geben. So lauten ſie von S. 3 bis 14 jenes Büchleins*).

Der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze, bewies Sully im Jahr 1600 und 1610; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze, rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze, erklärte der Graf d'Avaur in den Jahren 1640 zu Münſter an den heiligen Orten, wo Hermann der Cheruſker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze, klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois und Colberts Reden im Staatsrath Ludwigs des Vierzehnten, und ſangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze, riefen die wilden Schreier an der Seine vom Jahr 1792 bis 1800. Der Beweis, den man vor zweihundert und hundert Jahren noch vergebens zu führen verſucht hatte, gelang damals durch unſer Unglück und unſre Zwietracht. Durch den traurigen Frieden zu Luneville behielt Frankreich alles deutſche Land jenſeits**) des

---

*) Der Rhein Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. 18[illegible]3.

**) Ich ſchrieb in Leipzig nach der großen Schlacht.

Rheins mit allen Feſtungen und Wehren; was aber von feſten Städten dieſſeits des Rheins lag, ward niedergeriſſen und geſchleift, damit Germanien, weiland das Schrecken der Jenſeitswohnenden, unbeſchirmt vor ihnen läge. So ändern ſich die Zeiten. Den Franzoſen, welche unſre Ehre, Freiheit und Glück immer belauert haben, könnten wir dieſen Beweis mit dem Degen und der Feder vergeben; aber daß viele Deutſche dieſe franzöſiſche Naturgränze auch ganz natürlich fanden und ſie mit den Franzoſen und für die Franzoſen zu beweiſen ſuchten, war eben ſo ſchlecht als dumm. Man hätte denken ſollen, zehen Jahre, ja zwanzig Jahre von Verblendung und Unglück hätten die dunkeln Köpfe ein wenig aufgehellt und die verſchobenen wieder eingerückt, zumal da die Franzoſen ihren Beweis lange ſelbſt umgeſtoßen haben; aber mit nichten. Es ſind immer noch viele, die ſich gebärden, ja die ſich in Herleitungen und Beweiſen erſchöpfen, als ſey der Rhein als Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland etwas Unſtreitiges und Abgemachtes. So ſehr wirkt ein unaufhörlich wiederholter Wortklang, und ſo wenig ſind die meiſten Deutſchen, die ſich ſo gern als die Gründlichen denken und ſprechen, zu denken gewohnt. Das leere Nachbeten fremder Meinungen, beſonders das Nachbeten franzöſiſcher Gaukeleien und Sophiſtereien, iſt leider dieſſeits des Rheins in dem Lande, wo Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken wohnen ſoll, mehr als recht, Mode geworden. Bei dieſer Bewandniß der Dinge, beſonders bei dieſer traurigen Bewandniß der deutſchen Köpfe und Herzen däucht es mir nichts Ueberflüſſiges, unſern alten herrlichen und heiligen Rheinſtrom, was er war, iſt, und ſeyn wird, dem braven deutſchen Volke, welches zu viele politiſche Schwätzer und Klügler verwirren, einmal vorzuführen, und den ganzen Streit in ſeinen wahren Verhältniſſen und richtigen Beziehungen einmal hinzuſtellen, ſo daß jeder treue und unbefangene deutſche Mann ſelbſt urtheilen könne, was die Frage und der Kampf um den Rheinſtrom bedeuten.

Was Heinrich der Vierte mit ſeinem Sully im Kopf hatte und unter dem gleißenden Schein einer allgemeinen europäiſchen Republik verhüllte; wofür Richelieu beinahe zwanzig Jahre arbeitete und wovon er nur die Einleitung erlangte; worum Ludwig der Vierzehnte vierzig Jahre kriegte und wovon er ſo wenig erreichte, das iſt in unſern Tagen den Franzoſen in fünf Jahren gelungen, nicht weil ſie uns zu tapfer waren, ſondern weil wir uns zu untreu waren. Sie haben der Welt verkündigt, der Rhein ſey das äußerſte Ziel ihrer Herrſchaft, nimmer verlangen ſie mehr Land. Eben das ſprach auch Napoleon in den Jahren 1800 und 1805 vor ganz Europa laut aus. Aber wie lange haben ſie Wort gehalten? Schon im Jahr 1806 ward die dieſſeits des Rheins liegende Feſtung Weſel mit ihrem Weichbilde, weil ſie eine nothwendige und unentbehrliche Vormauer Frankreichs ſey, in Beſitz genommen und für franzöſiſches Gebiet erklärt. Wenige Jahre ſpäter geſchah daſſelbe der ganzen Nordweſtküſte Deutſchlands von Emden bis an den Ausfluß der Elbe; ja auch die Trave mit Lübeck und der Oſtſee waren eine nothwendige Gränze des großen Volkes und Reiches geworden. Man entſchuldigte ſich, als ob die Gewalt ihrem Ausüber weh thäte, mit einer Nothwendigkeit, die auch über die mäßigſten und gerechteſten Herrſcher oft gebiete und ſie nöthige, um ſich zu greifen, wo ſie nicht wollen. O der ſchleichenden Deſpotenkünſte! aber o der dreimal ſchändlicher ſchleichenden Sklavenkünſte! denn auch dieſe Nothwendigkeit, worin der große und gerechte Napoleon geweſen, zu plündern und zu unterdrücken, fand unter deutſchen Schriftſtellern Ausleger und Beſchöniger. Daß die

Elenden verdammt werden hier und dort! Bald darauf ward auch das neugemachte Königreich Holland vernichtet; Holland hieß eine Anſpülung (warum nicht Anſpielung?) der franzöſiſchen Ströme, und ward in eine franzöſiſche Landſchaft verwandelt. Da die Ideen über die Naturgränzen Frankreichs ſich bei den Franzoſen und bei Napoleon jedes Jahr ſo ſehr erweiterten, ſo konnte man vorausſehen, daß die Elbe, die Oder, die Weichſel, ja, wenn die franzöſiſchen Waffen den Beweis gehörig einleiteten, die Düna und der Dneper bald Frankreichs Naturgränze heißen würden. Deutſche Schreibſeligkeit und Vaterlandsvergeſſenheit halfen den Franzoſen immer mit redlicher Gefliſſenheit den Beweis führen, und bethörten die Menge, welche bloß hört und lieſt. Doch nichts mehr von dieſer traurigen Elendigkeit! Lieber ein Wort über die Frage: Was ſind die Naturgränzen eines Volks?

Ich ſage: die einzige gültigſte Naturgränze macht die Sprache. Die Verſchiedenheit der Sprachen hat Gott geſetzt, damit nicht ein großer fauler und nichtswürdiger Sclavenhaufe auf Erden wäre. Die verſchiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und

Länder, ſie machen die großen innerlichen Verſchiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entſtehe, wodurch die Geiſter in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Uebung der Geiſter iſt das menſchliche Geſchlecht hier erſchaffen. Nach den Sprachen haben ſich auch die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Beſtandtheile abgeſetzt und geſchieden, und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis ſeit drei Jahrhunderten Eroberungswuth angefangen hat, Gottes Naturgang zu ſtören und alles Fremdeſte und Ungleichſte zuſammenzuſchütten und zu miſchen.

Sehen wir auf unſer Vaterland, auf Deutſchland, wie glücklich ſtand vor dreihundert Jahren, zur Zeit Maximilians des Erſten und Luthers, unſere Gränze! Deutſchland hieß nur das Land der deutſchen Zunge, aber das war auch ganz deutſch. In Italien und Frankreich und auch in den öſtlichen Gränzländern beherrſchte Deutſchland unmittelbar damals nichts mehr; deutſche Fürſten beſaßen keine italiäniſchen und franzöſiſchen Landſchaften; die ſogenannte Reichsherrſchaft über einzelne Lande dort war mehr Name als That. Die Sprache machte im Süden längs den Alpen und Ardennen die Naturgränze:

ſo weit deutſch und flamländiſch geſprochen ward, hieß dort Deutſchland; die einzige Grafſchaft Kleinburgund (Franche Comté) und einen Theil von Artois und Flandern hätte man undeutſch nennen können. Im Norden ſchnitten die ſkandinaviſchen Halbbrüder ſich in ihren natürlichen Sprachgränzen von uns ab. Polen und Ungarn hatten wir keine zu Unterthanen. In Böhmen und Mähren gehörten einige Millionen Sclaven zu Deutſchland. Dieſe mußten dazu gehören, als ringsum von deutſchen Landen umgeben und aus den allgemeinen Völkergetümmeln früherer Jahrhunderte als fremdartige Beſtandtheile übrig geblieben. Solcher waren auch einige in Südöſterreich, in der Lauſitz, in Schleſien, in Hinterpommern, zu wenige, als daß ſie gezählt werden konnten. Noch ward ein großes langes Küſtenland, längs der Oſtſee von der Weichſel bis zur Newa hinlaufend, zu Deutſchland gerechnet, weil tapfere deutſche Ritter es vor drei Jahrhunderten dem Reiche und dem Chriſtenthum erobert, es mit deutſchen Anſiedlern bevölkert, mit Städten und Dörfern verſchönert und deutſche Verfaſſung, Art und Sprache dort eingeführt hatten. Eine ähnliche deutſche Kolonie lag hinter der Theiß und unter den Karpathen, nämlich Siebenbürgen; es diente Ungarn, wie Böhmen Deutſchland diente, weil es als ein kleiner eingeklammerter Theil dem größeren Staate folgen mußte. Wie Deutſchland damals ſtand, ſo ſtanden faſt alle übrigen Länder Europas, und wurden auch nach den Sprachen genannt, ſo daß z. B. Navarra und andere Landſchaften dieſſeits der Pyrenäen, weil ſpaniſche oder vaskiſche Sprache dort herrſchte, auch Spanien genannt wurden. Die Sprachen haben von jeher am meiſten auch die Namen der Länder beſtimmt. Lange hatte Rom ganz Italien bis an die Alpen ſchon beherrſcht, aber immer noch ward das Land dieſſeits des Apennins an beiden Ufern des Po bis zu den Alpen hinauf Gallien genannt, weil Gallier es bewohnten.

Die Sprache alſo macht die rechte Gränze der Völker. Nur einzelne Theile eines Volkes, die, von andern Völkern umſchloſſen, als ein kleinerer Theil in einem größeren Ganzen wohnen, müſſen ſich natürlich bequemen, dem größeren Staate anzugehören, und nicht dem entfernten Stammlande; das Uebrige, was beiſammen wohnt und einerlei Sprache ſpricht, gehört auch von Gottes und Natur wegen zuſammen, und dieſe weiſen Verwalter des menſchlichen Glückes haben es meiſtens ſo eingerichtet, daß eine Sprache ſelten das Maaß der Gränzen überſchreitet, innerhalb welchen ein Volk von einer Regierung überſehen und verwaltet werden kann.

Nächſt der Sprache machen nach der Erfahrung der Zeiten, worauf man bei der Löſung unſerer Frage am beſten und ſicherſten fußet, Gebirge und Meere Naturgränzen, nicht an ihnen ſelbſt, ſondern weil ſie Sprachgränzen ſind, und alſo die Völker durch Verſchiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entſpringende Abneigung und Haß abſondern. Das Gebirge über Theſſalien und über den Akarnanen und Aetoliern trennte die Griechen von den Barbaren. Die Alpen ſind Sprachgränzen der Italiäner und Deutſchen und der Italiäner und Franzoſen. Der Ardennerwald, der Vogeſus und Jura trennen die deutſche und franzöſiſche Sprache; doch nur ſo, daß Miſchungen an den Gränzen hin, an einigen Stellen auch wohl über die Gränzen, hinauslaufen. Durch das Meer iſt die ſchwediſche, däniſche, norwegiſche und isländiſche Sprache von der gegenwärtigen deutſchen Sprache viel verſchiedener geworden, als ſie ſeyn würde, wenn man aus Mecklenburg und Pommern zu Fuß nach Dänemark und Schweden gehen könnte. England, wenn man die Begebenheiten und Entwickelungen ſeiner Geſchichte von dem elften bis funfzehnten Jahrhundert bedenkt, würde der

Sprache nach wahrſcheinlich faſt franzöſiſch ſeyn, wenn Gott den ſchmalen Kanal nicht zwiſchen England und Frankreich geriſſen hätte. Doch iſt das Meer ein Verbindungsmittel der Menſchen und Völker, und zwar eines der allergrößten; aber es verbindet keine Maſſen, ſondern beſchleunigt nur die Reiſen der Menſchen zu einander, und den Umtrieb der Waaren und Bedürfniſſe und die Mittheilung von Sitten, Künſten, Wiſſenſchaften und Erfindungen. Was aber die Maſſen der Völker von einander hält, das hält auch die Sprachen von einander, das wird Naturgränze. Wie alſo Berge und Meere Naturgränzen werden, ſo werden es auch große Wüſten und Sümpfe, weil ſie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erſchweren. Aber Ströme ſind nie Naturgränzen geweſen und können es auch nie werden.

Wo Ströme fließen, ſchon mit der Würdigkeit, daß ſie Ströme genannt werden können, da ſenkt ſich das Land in der Regel, und flacht ſich ab; es wird Ebene und meiſtens auch fruchtbare Ebene, wo die zahlreichſten Menſchenhaufen wohnen, die fruchtbarſten Felder prangen, und die fetteſten Heerden weiden, wo ſich alſo die wenigſten Schwierigkeiten finden, daß große Schaaren von Menſchen ſich erhalten und von einer

Seite des Stroms zur andern kommen können. Ein Meer und Meerbuſen kann von zwei und drei Schiffen, ein Gebirg von 5000 und 10,000 Tapfern oft Monate lang gegen 50,000 und 100,000 vertheidigt werden; dahingegen können 100,000 andern 100,000 Mann ſelten den Uebergang über einen Strom verwehren. Alſo iſt ein Strom keine Gränze, weder für den Frieden, noch für den Krieg. Im Frieden kommen die Menſchen auf das leichteſte an beiden Ufern zuſammen und theilen einander Sprache, Sitten, Art mit; ſie werden und bleiben ein Volk. Im Kriege giebt ein Strom keine Vertheidigungsgränze, wie ein Gebirg, ein Meer oder eine Wüſte; er giebt ſie nur künſtlich, wenn er mit Feſtungen beſetzt iſt: eine ſolche Kunſtgränze kann man auch anderswo machen. Die Franzoſen und Deutſchen hatten eine ſolche vormals längſt ihrer ganzen Gränze. Die Geſchichte, in dieſen Dingen die gültigſte Lehrerin und Richterin, kennt keine Ströme als Naturgränzen der Welttheile und Länder. Nicht die Wolga oder der Oby machen im Norden die Gränze zwiſchen Europa und Aſia, ſondern der Ural; nicht die Newa trennt Schweden und Finnen, ſondern der bothniſche Meerbuſen; nicht der Ganges macht die Gränze zwiſchen Indien und den jenſeitigen öſtlichen Ländern, ſondern zwanzig bis funfzig Meilen weiter gen Oſten tiefe Wälder, Moräſte und Berge; nicht der Indus macht die Naturgränze zwiſchen Indien und Perſien, ſondern weiter weſtlich im Süden eine Wüſte, im Norden Gebirge — der Strom an beiden Ufern iſt indiſch; nicht die Donau macht die Gränze zwiſchen Deutſchland und Italien oder zwiſchen Polen und Ungarn, ſondern die Alpen und die Karpathen. Nur der Euphrat hat zuweilen die Aehnlichkeit einer Naturgränze gewieſen; aber das iſt nicht der Strom, ſondern die Wüſte, die an ihm hinſtreicht — der Atlas, der Taurus, der Kaukaſus, der Imaus, die Alpen, die Pyrenäen, auch breite und lange Sumpfſtriche und die meiſten Meere, doch Meere weniger, als hohe Berge, „das ſind Naturgränzen, und die einzigen rechten, und mit ihnen die größte Naturgränze, die Sprache.“

So die Lehre des Büchleins von unſerm großen Jahre 1813, ſo die Lehre jeder guten Erdkunde, Staatengeſchichte und Kriegsgeſchichte: daß, wer nicht blind iſt, oder ſich nicht abſichtlich ſelbſt verblendet, dieſe ganz einfachen Ergebniſſe langer und breiter Erfahrung nicht abläugnen darf.

Wenn nun in dieſem Augenblicke ein Theil der Franzoſen das Gelüſt ausſpricht, Belgien ſtill einzufangen, und ſich geſchwindeſt an dem Niederrhein und der Maas feſtzuſetzen, ſo ruft ein anderer, übrigens in Anſicht und Geſinnung nicht abweichender: Nein, noch nicht! noch ſind die Umſtände nicht ganz günſtig, wir bei uns noch nicht ganz fertig; nur noch einige Jahre gewartet! und es werden die Ereigniſſe und die Gunſt der Völker, ja die billige Einſicht, daß der Rhein ganz unſre Naturgränze iſt, uns das Ganze leichter und unblutiger überliefern; England, das hinfort mit uns nur ein Intereſſe der Freiheit haben wird, muß ſich nothwendig zu höheren Geſichtspunkten erheben; es wird nicht grollen, wie in früherer Zeit einer engherzigen und kurzſichtigen Politik, daß wir in Antwerpen und Vlieſſingen herrſchen; der König von Preußen, der im Ernſte gar nicht daran denken kann, ſeine Rheinlande gegen uns vertheidigen zu wollen, kann ſie nur als einen geliehenen Beſitz, als einen Einſatz im Glückstopf betrachten: er wird ſich allmählig an den Gedanken gewöhnen, daß, was man nicht feſthalten kann, verlieren, kaum ein Verluſt heißen kann. Eine dritte heftigere Parthei aber ſchreit: was gezaudert, großes Volk? ſoll der galliſche Löwe noch länger in trauriger Starrſucht träumen, uneingedenk der Schmach, wie er vor ſiebzehn und funfzehn Jahren mit Füßen getreten iſt? Greifen wir ſogleich zu den Waffen! und nehmen unſer Land, unſer ächtes Erbtheil, das Land der alten Franken, wo unſre bewundernden Freunde und Brüder, die Belgier und Rheindeutſchen uns mit Entzücken bewillkommen und um die neu gepflanzten Freiheitsbäume mit uns tanzen werden! Was ſäumen wir? Die Könige zittern, die Völker ſind für uns, und ſollen wie immer unſre Gerechtigkeit und Mäßigkeit bewundern. Wir wollen den Rhein, und immer den Rhein, und nichts weiter als den Rhein: wenn wir Mainz, Koblenz, Köln, Maſtricht und Antwerpen haben — da ſteht denn allerdings unſre ewige Gränze, und weiter hinaus ſoll uns nimmer die Habſucht verlocken.

So klingeln und züngeln ſie wieder, und ſcheinen ſich einzubilden, wir hätten das letzte halbe Jahrhundert umſonſt gelebt. Nein! dieſe täuſchen uns nicht mehr: wir wiſſen, was ſie meinen, und wie ſie geſchaffen ſind. Ihre Mäßigkeit und Gerechtigkeit, ihre uneigennützige Hingebung und Aufopferung für die Freiheit und das Glück anderer Völker iſt ja auf alle Mauern unſerer Städte, an alle Wände unſerer Hütten geklebt geweſen. Ja, kann man ſich dieſen Uebermuth vorſtellen? faſt bei allen Wälſchen ohne Unterſchied, bei den Menſchen und Rotten der verſchiedenſten Farben im Grunde immer dieſelbe Meinung und dieſelbe ungerechte Hoffnung, und immer die Vorausſetzung, daß wir Deutſche es ja ganz billig und natürlich finden müſſen, daß ſie ihren Rhein wieder wollen, daß ihr Uebergewicht ſelbſt für unſer Daſeyn, damit wir von Oſten her nicht überſchwemmt und erdrückt werden, das nothwendigſte und wohlthätigſte, wie ihre Herrſchaft die menſchlichſte und ſanfteſte iſt. So unverbeſſerlich iſt ihre Eitelkeit und ſo ſehr iſt Hoffarth das Grundübel ihres Weſens. Wir ſagen ſolchen Gauklern denn das Ding ganz, wie es iſt, und weil ſie ſich ſolche Lügen ſelbſt vorgaukeln und ſo Ungerechtes und Ungebührliches wollen, und immer wieder wollen, ſo mögen ſie zum dritten und vierten Male die bittern Wahrheiten, die wir ihnen ſonſt gern für andere Gelegenheiten erſparten, als Zugabe mit hinnehmen.

Denn hört zuerſt: wer hat euch zu Erben eingeſetzt, ihr Franzoſen, oder ihr Urenkel der Franken, oder ihr Neufranken, wie ihr euch zuweilen mit Stolz nennt? Denn ſolcher Stolz wandelt euch doch mitunter an, als ſey aus den Wäldern und Sümpfen des alten Germaniens euer Beſtes und Tapferſtes weiland in Gallien eingewandert; wer hat euch zu Erben eingeſetzt der Lande um Rhein, Maas, Moſel und Schelde? Die rechten Erben, die ächten

Enkel eurer Altvordern, die Enkel der Allemannen, Franken, Katten und Sachſen wohnen noch heute in dieſen ſchönen Landen, an Art, Sprache und Sitten, an allen Zügen ihres äußern und innern Weſens deutſche Menſchen. Die Enkel und Urenkel der ausgewanderten Söhne jener Volksſtämme haben ſich mit fremden Menſchengeſchlechtern verſchiedenſter Art gemiſcht und aus ihnen iſt ein neues Baſtardvolk erwachſen, in deſſen Zügen und Weſen der Karakter jenes gemiſchten Urſprungs unverkennbar iſt: andere Sprache, andere Art, andere Züge und Sitten, andere Anlagen und Leidenſchaften beſſere und ſchlechtere, als eure jetzt entfernteſten Vettern in jenen Landen, aus welchen eure Vorfahren auswanderten, offenbaren. Wenige halb verwiſchte Züge erſcheinen noch kaum, wodurch ihr mit ihnen verwandt ſeyd; an ihrem Lande habt ihr kein Erbrecht, denn die rechten Erben ſind die Kinder und Kindeskinder der Nichtausgewanderten. Wie ſchön würde das alte Germanien ſtehen, und wie würde es bis zur letzten Fetze zerriſſen werden, wenn mit ſolchem Rechte die Enkel der ausgewanderten oder verlornen Söhne wiederkommen und ihr Erbtheil fordern wollten, einer Verjährung von tauſend und funfzehnhundert Jahren zum Trotz? Wenn der Engländer über das Waſſer käme, und Weſtphalen und Friesland und das Gebiet um die Nieder-Weſer und Nieder-Elbe als ſein Erbe anſpräche, oder wenn der italiäniſche Lombarde und ſpaniſche Weſtgothe den König von Preußen an der Elbe, Oder und Weichſel entkönigen wollte? Lauter Fratzerei und Gaukelei einer Habſucht, die der Lüge als Eidgenoſſin nicht entbehren kann.

Einige von euch wiſſen wenigſtens die Epoche, wo die Enkel der ausgewanderten Franken ſich mehr und mehr verwälſchten, und daß Auſtraſien, das Land, aus welchem Pipin der Kleine und Karl der Große das große Reich der Franken bis tief in das innerſte Germanien hinein zurückbaueten, ein ganz deutſches Land geblieben war. Dieſes Auſtraſien, ſpäter zum größeren Theile Lotharingien genannt, fiel im zehnten Jahrhundert unter den großen Kaiſern des ſächſiſchen Stammes ganz und gar und auf immer zu Deutſchland, und riß ſich von dem romaniſirten, undeutſch krank (damals wirklich krank und ſchwach) gewordenen ſüdlichen Theile des Karlingiſchen Kaiſerthums los: es blieb bei Deutſchland, lange Jahrhunderte die Hauptſtärke und der Schmuck deſſelben, immer ein ſolcher Theil des Ganzen, daß dieſes

Ganze, ſeiner beraubt, krank ſeyn, ja auf die Länge untergehen und Ehre, Herrſchaft und Selbſtſtändigkeit verlieren müßte. Hier offenbarte ſich durch den Inſtinkt der Völker, welcher damals die verſchiedenartigen Theile mehr von einander ſonderte und ſpaltete, als Waffenmacht oder Gewalt, was die rechte Naturgränze war: ſie ward durch die Sprache gemacht.

Dieſſeits des Juragebirgs und des Ardennerwaldes, der in Süden des Hennegaus und Flanderns durch das nördliche Gebiet der Grafſchaft Artois hin mit immer niedrigeren Höhen, zuletzt in Sumpfgegenden, bis nahe an das Meer hinſtreicht, wohnten ſchon zu Cäſars Zeit Germanen, hin und wieder an den Gränzen und in einzelnen Thalſchlüchten vielleicht mit etwas galliſchem Stoffe gemiſcht. Binnen eben dieſem Gebirgbogen, wie er ſich um Germaniens Gränze von den Alpen bis an den Kanal herumzieht, geboten nach dem Falle des Römiſchen Reichs, ſeit der Mitte des fünften Jahrhunderts, die Allemannen und Franken, und blieben hier, auch als ein Theil der letztern aus dieſen Gegenden auswanderte, und das eigentliche alte Gallien und Aquitanien in Beſitz nahm. Die aber in dem Erbe und der Heimath ihrer Väter zurückgebliebenen Allemannen und Franken, durch ihre Flüſſe dem Rheine zugeführt, mächtiger noch durch Sprache, Sitte und Art geleitet, hielten ſich immer zu den verwandten Stämmen, welche jenſeits des Rheins ihnen nördlich wohnten: ihre Magnetnadel wies nach dem Norden, und weiſt gottlob noch dahin.

Ihr dagegen waret in einigen Jahrhunderten ganz andere Menſchen, ja ein ganz anderes Volk geworden; was ſage ich? ihr waret Baſtarde oder gar Wechſelbälge, und von ganz anderen Vätern und Müttern entſproſſen: indem ihr alle Franken, ſpäter Franzoſen, genannt wurdet, waren gewiß Dreiviertel eurer Beſtandtheile ganz andern Blutes und Stoffes als des germaniſchen. Nur was um die Saone und die Oberrhone und um die Marne, Seine und Niederſeine in den burgundiſchen Landſchaften, in der Champagne, in Artois und Normandie lebt, mag vielleicht zur guten Hälfte germaniſcher Art und Abkunft ſeyn. Ein Theil dieſer Lande, längs der Rhone und dem Jura bis tief an das Mittelmeer hinab, obgleich in Sprache, Sinn und Neigung längſt romaniſirt, ſtand viele Jahrhunderte unter dem mächtigen Kaiſerthum deutſcher Nation. Erſt im funfzehnten Jahrhundert ward endlich zuſammengefügt, was zuſammengehörte — erſt mit jenem Jahrhunderte war der eigentliche ganze Franzoſenſtaat fertig geworden; erſt damals wurden die Könige Frankreichs wirkliche Herren über das vollſtändige Gebiet eurer Sprache und Ströme, der Rhone, Seine, Loire, Garonne, und deren Nebenflüſſe, zwiſchen den Ardennen, dem Jura, den Alpen, den Pyrenäen und dem Meer. Keinem Deutſchen iſt es eingefallen, den Verluſt, welchen das deutſche Reich in den herrlichen Landſchaften an beiden Ufern der Saone und Rhone von euch erlitten hat, je als einen Verluſt zu empfinden und ſie je zurückzufordern, als wäre durch die Entreißung derſelben der deutſchen Volksthümlichkeit irgend ein Schaden zugefügt; man hat billig und recht gefunden, daß die Brüder den Brüdern zugewandt wurden.

Seit dem ſechszehnten Jahrhundert, wo unſre Herrlichkeit in demſelben Maße zu verfallen anfing, als die Macht unſerer Nachbarn wuchs, machtet ihr den Anfang uns zu belauren und zu berauben. Mitten im Frieden bemeiſtertet ihr euch der drei Bisthümer dieſſeits des Ardennerwaldes, Metz, Toul, Verdun und ihres Gebietes; im ſiebenzehnten Jahrhundert kauftet ihr mit ſchnödem Golde ein fremdes Heer und den Erwerb deſſelben, das Elſaß; überraſchtet dann die im Reichsfrieden ſichere Hauptſtadt des

Oberrheins, die Reichsfeſtung und Reichsſtraße Straßburg, und zwar unter eurem ſogenannten großen König Ludwig dem Vierzehnten; im achtzehnten Jahrhundert habt ihr Lothringen an euch geriſſen; erſt in dem letzten Jahrdreißig ſeyd ihr zu dem ganzen Rhein gelangt, und nennt ihn, weil ihr ihn wegen unſrer heilloſen Schwäche und Zwietracht 14 Jahre im Beſitz gehabt, ihn, an welchem wir neun Jahrhunderte geherrſcht haben, nennt ihr euren Rhein, euer Erbe, das, ſo klagt ihr, wir euch in den Jahren 1814 und 1815 ungroßmüthig entriſſen haben.

Damit ich indeſſen nichts verſchweige, ſo iſt wahr, daß von jeher längs Flandern und Brabant im Maasthale ein kleiner wälſcher oder walloniſcher Bruch Menſchen ſaß, welcher der Sprache und Abkunft nach euch hätte angehören ſollen, aber, da er als ein ſpitzer Keil an funfzehn deutſche Meilen Länge bis über Lüttich hinaus ſich in fremdes Sprach- und Fluß-Gebiet hineingetrieben hatte, euch nicht zugehören konnte, ohne das natürliche Gebiet zu durchſprengen. Auch am Fuße des Jura, wo er mit den Vogeſen zuſammenſtößt, auch in einzelnen Thälern der Bisthümer und des Herzogthums Lothringen ſaßen einzelne Häuflein romaniſchwälſcher Art, aber zu wenige, als daß ſie unter der fünfmal, und zehnmal zahlreichern deutſchen Volksmenge dort als Volk gerechnet werden konnten.

Ich habe euch das Gebiet eurer Sprache und eurer Ströme vorgezeichnet; jeder Verſtändige wird die Richtigkeit der Zeichnung anerkennen müſſen. Ihr habt, damit Frankreich ein glückliches, mächtiges Land ſey, dieſſeits der Ardennen über eure Nordgränze hinaus gar nichts Nothwendiges zu thun noch zu erwerben. Nicht für Frankreichs Glück, Ehre und Sicherheit, ſondern für eure Herrſchſucht und Habſucht, drängt ihr hier hinaus. Ja die Natur ſelbſt müßte ſich umkehren und Saone, Marne, Seine ſich gegen den Norden wenden, um in den Rhein zu fließen, damit ihr ihnen nach zu uns ſtreben müßtet. Die Schneeſchmelze der Ardennen wäre die ordentliche Gränze zwiſchen euch und uns, da, wo Moſel und Maas und weiter gegen Weſten Sambre, Schelde, Lis entſpringen. Anders ſtünde freilich die ganze Sache und in dem Falle auch das Recht der Frage, wenn es eurem Karl dem Kahlen und ſeinen Nachfolgern, die über euch herrſchten, gelungen wäre, mit ihren ſchon romaniſirten und verwälſchten Franken, ihre Herrſchaft bis an den Rhein und darüber hinaus zu treiben. Dann würde hier ſeit beinahe einem Jahrtauſend ein ganz anderer Zuſtand ſeyn, eine ganz andere Entwickelung würde ſich ergeben haben, die deutſche Sprache wäre dann lange romaniſirt, andre Züge, andre Farben, andre Sitten würde man hier ſehen, andre Töne vernehmen; die Bewohner dieſer Lande ſelbſt würden als ein ganz anderes Menſchengeſchlecht erſcheinen. Dann wäre ein ganz anderes Frankreich entſtanden, das wohl wenigſtens bis an die Weſer und den Lech ſeiner Herrſchaft Gränzpfähle hinausgeſtellt hätte. Nimmer hätte dann von einem großen Reiche deutſcher Nation in der Geſchichte die Rede ſeyn können; wahrſcheinlich wäre das deutſche Volk als ſolches im Gedränge zwiſchen den verwälſchten Halbbrüdern vom Weſten und den ſlavoniſchen Stämmen vom Oſten her ſchon untergegangen, und von den reinen Stämmen deſſelben möchten wohl nur die Skandinavier im hohen Norden noch übrig ſeyn. Kurz, wir Deutſche (wenn wir bei einer ſolchen vorausgeſetzten Entwickelung der Dinge noch als Deutſche da wären) hätten dann weder ein Recht noch eine Neigung, für dieſe Gränzen, von welchen wir eben handeln, als für deutſche Gränzen zu kämpfen. Nun aber ſteht gottlob alles anders. Von den ſieben Millionen Seelen, die dieſſeits der Ardennen und der ſüdlichen Wurzeln des Jura bis an den Rhein wohnen, ſind höchſtens ein Million von romaniſch walloniſcher*) Art. Und für dieſe Wenigen ſollten wir auch die ſechs anderen als ein Nebengeſchenk, gleichſam als eine Zugabe, hingeben, ja hinwerfen? und das ohne Kampf? Nimmermehr! wie viel ihr auch mit allen wechſelnden Farben der Baſilisken mit Baſiliskenkünſten der gewandten Rede vor uns herhüpfet, wie viel ihr auch liebkoſet und ſchmeichelt und ſtreichelt, und dabei immer feierlich ſchwöret — o eure Schwüre! gallica fides! — daß ihr ja gar nicht auf Eroberungen lauert, daß ihr in der Welt nichts weiter wollet, als den kleinen Rhein und das bischen an ihm liegende Land, das auf der Wagſchale Europa's ja gar nichts wiege, deſſen Verluſt für uns Deutſche unbedeutend, deſſen Gewinn euch für die Abründung eures Gebietes unentbehrlich ſey, und damit euer großes Volk — ſo nennt ihr euch uns gegenüber prahleriſch immer — die Stelle unter den Völkern Europa's einnehme, die ſeiner Großheit und Vortrefflichkeit zukomme.

---

*) Natürlicher Weiſe zähle ich hier ſolche nicht mit, welche in Brüſſel, Nancy, Straßburg, ohne wälſchen Urſprungs zu ſeyn, vorzugsweiſe franzöſiſch leben und ſprechen gelernt hatten, und nun meinen, ſie dürfen nur unter ſolcher Geſtalt als Volk gelten. O dann hätten wir auch in Petersburg, Stockholm, Wien u. ſ. w. hin und wieder ein kleines franzöſiſches Volk.

Einige der Eurigen, die auf den übrigen Theil dieſer Rheinlande und Niederlande nur noch ſo aus der Ferne hinwinken, ſchwatzeln und ſchmeicheln gar ſanftiglich und ſüßlich. Aber das arme unglückliche Belgien, das ſich zu Holland nicht fügen kann noch mag, dieſes ſchöne Land und ſeine biedern Bewohner, die keinen andern Wunſch haben als die Vereinigung mit Frankreich, die unter Frankreichs Scepter ſo glücklich ſeyn würden — dieſe müſſen Frankreich nothwendig zufallen. England, das edle England, jetzt mit Frankreich ganz Eines Herzens und Sinnes, auch Deutſchland hat keinen Grund noch Vortheil, die verbieten, daß Frankreich von Antwerpen bis Maſtricht und Lüttich das Land beherrſche. Denn das Starke wird dadurch kaum ein wenig ſtärker, die Nachbarn werden nicht ſchwächer u. ſ. w.!

O ihr glaubt uns doch gar zu dumm und auch die Engländer von einer böſen Starrſucht befallen, wenn ihr euch einbildet, daß ſie euch aus reiner ſüßer Liebe und Bewunderung für eure junge gar zu prächtige Freiheit mit der Herrſchaft ſo ohne Weiteres bis an die Maas und über die Maas hinaus ſpazieren laſſen ſollten. Könnt ihr träumen, es ſeyen keine

Schlachten von Blenheim und Waterloo mehr möglich? und dieſe würden nicht um Antwerpen kämpfen und wir Deutſchen nicht um Antwerpen und Lüttich und Maſtricht und um das ganze ſchöne Land mit euch auf Leben und Tod ringen? Glaubt ihr uns ſo dumm, daß wir nicht wüßten, daß auch die übrigen Rheinlande ſchen mehr als halb in eurer Gewalt wären, wenn ihr den heiligen Strom an dem Schwanz und an den Hörnern zugleich hieltet? Und wie würdet ihr ihn halten? wie mit gierigen Händen nach allen Seiten umhergreifen? Denn wenn ihr den Rhein habt, iſt Deutſchland wie ein niedergeworfener Kämpfer zu betrachten, dem der Gegner das Knie auf den Nacken geſetzt hat. Wie würdet ihr drücken, und dabei rufen: nicht wahr wir ſind weich und leicht! grade wie der Türk es dem Beſiegten macht, dem er mit dem gezückten Handſchar an die Kehle fährt, ſprechend: ſey nicht bange, es thut nicht weh. Wir Deutſche könnnen dann an den Gränzen des Rheins, wann ihr Heere und Feſtungen geordnet habt, den Angriffskrieg nicht aushalten, den Vertheidigungskrieg nicht führen; ihr herrſchet dann im Nordweſten bis zur Porta Westphalica, im Südoſten bis zum Lech und Obermain; wir müſſen dann bei Ingoldſtadt, Weiſſenfels und Minden nicht mehr um ein Gleichgewicht der Macht, nein, um das letzte Daſeyn fechten.

Doch ich muß von unſern Gränzen, die wir mit Gut und Blut behaupten, und, wenn ihr übermüthig den Fehdehandſchuh hinwerfet, ganz wiederherſtellen und feſter begründen und ordnen wollen, einmal wieder auf euch ſelbſt zurückkommen und uns und euch den Spiegel hinhalten, worin ihr euch dem übrigen Europa gegenüber immer ſelbſt beſpiegelt.

Ihr nennet euch wohlgefällig das erſte Volk unter den Völkern unſers Welttheils, das Hauptland und die Hauptſtadt, den Mittelpunkt der Bildung und Aufklärung Europa's; ihr krähet wie euer Hahn uns jeden Tag unerträglich eitel vor, daß alles Licht, alle wahren Gedanken von Freiheit und Recht bei euch geboren, von euch ausgefloſſen ſeyen, daß Europa euch ſeit den letzten vier Jahrzehenden ſeine ſchönſten Güter verdanke. Ihr glaubt das, weil ihr eitel ſeyd, und Unwiſſenden beten es euch gedankenlos nach; und doch iſt es nicht wahr. Wenn es in Europa noch irgend wahre Begriffe von Geſetzlichkeit, Freiheit und tüchtigen Einrichtungen wahrer bürgerlicher Ordnung gab und giebt, ſo war Großbritanien die wahre Pflegerin und Erhalterin derſelben; der amerikaniſchen Freiheitskampf verbreitete dieſe Begriffe im guten und im böſen Sinn über ganz Europa, und warf zündende Funken vorzüglich auch in euer Land. Ihr habt allerlei Proben und Verſuche damit gemacht und durch eure Unſtätigkeit und Leichtfertigkeit in einem Zuviel und Zuwenig über euch ſelbſt und über die Welt unſägliches Unheil gebracht. Solches iſt nun zwar euch ſelbſt gleichſam aus höherer unſichtbarer Hand als ein Verhängniß, als eine faſt unvermeidliche Nothwendigkeit gekommen, und billig ſoll und darf man es euch nicht zu ſcharf und ſtrenge zurechnen; aber was eure Tugend und euer Verſtand darin geleiſtet haben, deſſen iſt wahrlich nicht zu viel, daß ihr euch vor den andern Völkern beſonders zu rühmen hättet; und ein halbes Jahrhundert zurück ſchauend mögte man auch ſagen: Wäre, wenn Gott ſolcher Weg gefallen hätte, die Bildung Europa's von 1780 und 1790 an im ſtillen Laufe vorwärts gegangen, vieles von dem, was wir aus ſo vielem Unglück allerdings als einen Gewinn loben, würde auch in ſtillerer Weiſe, vielleicht etwas langſamer, aber wahrſcheinlich auch viel glücklicher, gewonnen ſeyn.

Daß ich es euch am kürzeſten verhalte, ihr hattet eigentlich nichts von allem gerettet als eineinzelne leere Klänge und Scheine, und dientet funfzehn Jahre als willige und entadelte Knechte, die in allen Ländern mit den blanken Zierrathen dieſer Knechtſchaft prahlten, einem kühnen und unerſättlichen Freiheitsmörder und Deſpoten, der durch euch die Geißel der Völker und der Fluch der Welt geworden iſt. Fremde mußten kommen und das eiſerne Joch zerbrechen, das er euch aufgelegt hatte, und durch ihre Vermittelung einen Zuſtand wiederherſtellen, wo euch aus dem wüſten und blutigen Wirrwarr, worin ihr euch zwanzig Jahre umgetummelt hattet, eine ganz leidliche Verfaſſung bereitet werden konnte.

Wie unter dieſer Verfaſſung oder unter eurer ſogenannten Charte das jüngſtvergangene halbe Menſchenalter von den verſchiedenen Partheien hin und her geſpielt und gezettelt worden iſt, alle eure Wechſel und Entwickelungen dieſer funfzehn Jahre, die guten Theils allgemein europäiſche Wechſel und Entwickelungen geweſen ſind, das ſteht friſch in unſer aller Gedächtniß. Nicht unterſuchen wollen wir hier die Gründe und Urſachen eurer letzten großen Umwälzung vom verfloſſenen Sommer und der Entthronung und Vertreibung der regierenden bourboniſchen Linie. Genug, das Urtheil der Welt iſt diesmal nicht für die Beſiegten und ihre Rathgeber und Helfer geweſen; es ſchien ein wahrer Nothſtand eures ganzen geiſtigen Daſeyns eingetreten zu ſeyn, eine Bedrohung ſolcher Rechte, die auch den Stillſten und Gehorſamſten heilig dünken: denn wirklich hatten die Stillſten und Gehorſamſten, die treueſten und redlichſten Diener und Freunde den unglücklichen Karl den Zehnten genug belehrt und gewarnt. Als der Kampf eintrat, habt ihr euren Sieg tapfer errungen und großmüthig und mäßig gebraucht. Das hat euch das ganze Europa zu Gute geſchrieben.

Aber! aber! — wie ganz anders habt ihr euch einige Monate nach jenem Siege gezeigt! und wie ganz anders zeigt ihr euch immer mehr, je weiter die Tage von jener Epoche herablaufen! Vergebens rufen einige Gute und Weiſe: Mäßigung! Mäßigung! Geduld, Ruhe, Gehorſam den Geſetzen! vergebens ſtellen ſie vor, daß ihr Frieden halten und allen Völkern und Herrſchern Frieden zeigen müßtet, damit ihr feſte Einrichtungen eines allgemeinen geſetzlichen Zuſtandes bei euch gründen und ordnen und euch an den ſtillen und ſicheren Gehorſam gegen die Geſetze gewöhnen könnet. Sie rufen euch vergebens zu: Frieden! Frieden! Zehen Jahre, ja zwanzig Jahre, wenn es möglich iſt, Frieden, damit wir und die anderen Völker zur Ruhe kommen!

denn nur im Frieden befeſtigen ſich Ordnung und Recht, und blühen die ſeligen Früchte einer höheren Menſchlichkeit und Sittlichkeit. Aber wie ſchlimm es hier um euch beſtellt iſt, wie wenig ihr für den geordneten Zuſtand einer ſtillen und treuen Geſetzlichkeit und Freiheit reif und würdig ſcheinet, beweiſen eben wieder die Stimmen eurer Weiſen und Guten: denn ſehen ſich ſelbſt dieſe nicht genöthigt, mit manchen ſüßen Worten, welchen man anmerkt, daß ſie ihnen nicht von Herzen kommen, euren wilden und leichtfertigen Gelüſten, Leidenſchaften und Thorheiten mehr als recht zu ſchmeicheln, beſonders ein paar jungen Tigerkatzen, welche der unſterbliche Napoleon mit ſeinen verwüſtenden Räuberbanden groß gezogen hat, die borſtigen Haare glatt zu ſtreichen? Dieſe heißen **l'orgueil francois** und **la gloire militaire**: beide ſchöne Dinge, auch ſchöne Tugenden, wenn die Ziele groß und edel ſind, wohin ſie gerichtet werden; beide aber die unmenſchlichſten und gräulichſten aller böſen Tigerkatzen, wenn Eitelkeit und Habſucht und vermeſſene Wildheit ihnen liebkoſt und ſchmeichelt. Napoleon wird genannt werden, noch Jahrtauſende nach ſeinem Tode, ein glänzendes Ungeheuer, ein Weltzerſtörer und Weltveränderer, gleichſam ein ſchreckliches und grauenvolles Geräthe einer höheren Macht, die ihren Willen mit dunkeln Rathſchlüſſen ausführt; aber ſeine Marſchälle und andere Gehülfen ſeiner mörderiſchen Liſten und Gewaltthaten, wer wird ſie nach einem Menſchenalter nur noch nennen? Sie ſind öde Namen, weil ſie in ſchlechten Kriegen gefochten haben, weil ſie für Schande, Knechtſchaft und Raub, weil ſie für herrſchſüchtigen Stolz und mordbefleckten Ruhm geſtrebt haben. Und ſo ſchlimm ſteht es mit dem Sinn eurer jüngſten Menſchlichkeit und eurer jüngſten Freiheit, daß ihr den Tigern, die nach ſolcher Ehrenbeute heulen, den Rücken ſtreicheln müſſet.

Und welche Bürgſchaft gebt ihr uns, daß dieſe eure jüngſte Freiheit, deren Urſprung und Anfang ihr als einzig in der Geſchichte preiſet, nur auf die zweiten Erben kommen werde, daß ihr ſelbſt ſie nur behaupten werdet? Bis jetzt ſcheint mir dieſe Bürgſchaft leider ſehr ſchwach. Denn die meiſten von euch wollen dem neuen Freiheitsſchiffe ſo dünne Segel aufſpannen, daß der Wind, deſſen ihr ſo viel führet, ſie bald zerreißen werde, wenn ihr nicht bei Zeiten einrefft. Und iſt dazu Hoffnung? iſt Hoffnung, daß der Verſtand und die Gerechtigkeit die Thorheit und Ungerechtigkeit niederhalten werden, die leider zu laut und zu frech wieder zu prahlen und zu ſchnauben beginnen? Wir hören dieſen hohlen Wind, der gleichſam der Vorbote wilderer Stürme zu ſeyn ſcheint, von allen Seiten blaſen, und kaum verſtehen ſich die verſchiedenen Partheien noch in ſeinem Gebrauſe, geſchweige daß ſie ſich in dem Staube, den er emporwirbelt, einander deutlich ſehen könnten, welche Farben und Zeichen Jegliche führen. Alles toſt und wirbelt ſchon wieder durch einander, und immer ſchüttert die eine Rotte an den Säulen, welche die andere geſetzt hat, und von der ſie uns verkündigt, auf ihrer unvergänglichen und unerſchütterlichen Feſtigkeit werde Geſetz und Freiheit ruhen.

Wir betrachten Euch einmal.

Da erſcheinen die Erſten, die mit Recht unverbeſſerliche Affen und Kinder heißen müſſen, gutmüthige aber auch völlig alberne Schwachköpfe, welche die hohlen und gefährlichen Theorien, deren Nichtigkeit die Geſchichte aller Zeiten, und am meiſten die franzöſiſche Verwirrung von 1790 bis 1800, genug erwieſen haben ſollte, immer von neuem wieder hervor holen und uns Ideale von Menſchlichkeit, Freiheit und ſogenannten (wenigſtens vorſündfluthlichen) Menſchenrechten aufſtellen, die viel zu hoch ſind für dieſe Erde und dieſen Menſchen, deſſen irdiſches und thieriſches Element ſie im heiligen Eifer dabei immer überſehen. Dieſe gutmüthigen und kindiſchen Thoren haben ihren Großpapa in dem alten la Fayette, — den ich gern einen guten Mann nennen möchte, könnte ich ihn nur einen verſtändigen nennen — dieſem wirklich liebenswürdigen Greiſe, der ſeine Grundſätze länger als ein halbes Jahrhundert in ihrer ganzen Beſtändigkeit bewieſen hat, über den aber doch ein jüngſtes Wort Talleyrands nicht vergeſſen werden wird: „es iſt eine alte Lampe, die erliſcht und ſtinkt.“ Dieſe können nicht genug von der Souveränetät des Volks klingeln (wenn der Ton ihnen nur nicht zu bald mit Grauen in die Ohren zurückklingt), ſie können der demokratiſchen Freiheit nicht ſatt kriegen, und wollen ſie ſo fein und zart haben und genießen, daß ſie durch das erſte beſte Deſpotengenie, das eine gute Fauſt führte, wieder zerknickt werden würde. Ihr ewiges Schiboleth iſt Nordamerika, und der Zuſtand jener großen Eidgenoſſenſchaft, und nach dem Muſter, das der gute Greis in der Jugend und im Alter dort bewundern gelernt hat, ſoll nun ſein Frankreich auch eingerichtet und regiert werden. Nun kann man gewiß mehr als über irgend ein Land auch über Nordamerika ſagen:

noch iſt aller Tage Abend nicht gekommen; es iſt nicht alles Gold, was gleißt; aber vor allen Dingen muß man ſo thörichten Bewunderern ſagen, daß ſie in ihrer wahrhaft kindiſchen Albernheit Zeiten, Orte, Verhältniſſe, ganze geſchichtliche Weltalter, kurz, daß ſie das Allerwichtigſte nicht ſehen können oder nicht ſehen wollen. Ich führe ihnen nur das Eine zu Gemüthe, was einmal ein großer Miniſter geſagt haben ſoll: wenn der verwünſchte Magen nicht wäre, ſo wäre das Regieren die leichteſte Kunſt von der Welt; nun iſt aber leider dieſes kleine Eingeweide die bedeutende Mühle, worum das ganze künſtliche Getriebe der Geſetze und die ſchwerſte Kunſt, Menſchen tüchtig und weiſe zu regieren, ſich in letzter Inſtanz drehet. Es beſtehet aber zwiſchen der groſſen Eidgenoſſenſchaft Nordamerikas und unſerm Europa jener allerweſentlichſte Unterſchied, daß, wer in jenem Lande nur drei, vier Stunden des Tages mäßig arbeiten mag, ſich reichlich ſatt eſſen kann, während auf den Straßen von Paris, Antwerpen, London und Berlin viele Menſchen, welche von vierundzwanzig Stunden funfzehn fleißig arbeiten, kaum finden, wovon ſie ſich und die Ihrigen kümmerlich ernähren können. Manche, die unter der

Fahne eines ſolchen überſchwenglichen Unverſtandes aufmarſchieren, ſind Leute guter Treue, aber die meiſten gewiß ſolche, die ganz andere Dinge als jene Freiheit wollen, von welcher wir den guten la Fayette doch begeiſtert glauben müſſen. Unter dieſer Fahne ziehen begreiflicher Weiſe alle diejenigen auf, bei welchen eben der Bart geſproßt, der Verſtand aber kaum gekeimt hat, die bewegliche, unſtäte und leichte Jugend, die immer und allenthalben leicht vom Schein und Klange der Dinge bethört wird, und dieſe treibt in wilder Lebendigkeit der Gefühle und Gedanken die unglückliche Menge in ſo geſchwinden Wirbeln und Wechſeln herum, daß der Verſtand ſich nirgends verſtehen, die Ruhe ſich nirgends befeſtigen kann, und daß auch die gemäßigteren Tagesblätter der Hauptſtadt endlich eingeſtehen müſſen, was wir den Franzoſen immer als eine Unfähigkeit zur wahren Freiheit vorgehalten haben: „Man muß der leichten und liebenswürdigen Natur der Franzoſen ſchon etwas zu Gute halten, ſie will oft Friſches und Neues haben, ſie liebt den Wechſel: denn in Frankreich nutzt ſich alles ſchnell ab und wird alltäglich und langweilig, der Franzoſe lebt geſchwind“ und dergleichen Sauberkeiten. Aber o ihr Guten, die ihr ſolches eingeſtehen müſſet, bedächtet ihr nur, welch eine Verdammung ihr da über die beſten Werke eures Volkes ausſprechet, beſonders auch über das jüngſte Werk eurer Freiheit, das wir mit euch als die glänzendſte Geburt des neunzehnten Jahrhunderts bewundern ſollen! Denn dem Geſetze iſt mit ſolcher liebenswürdigen Natur, worauf ihr anſpielt, wenig gedient, ſein Antlitz ſoll wie Ernſt, Strenge und Beſtändigkeit ausſehen, das der Freiheit wie einer verſtändigen Göttin, nicht wie einer berauſchten Mänade, die den Reigen der Luſt anführt; bei dem zu geſchwinden Leben, bei dem Wechſel und Wandel, die ihr in den Menſchen und Sachen immer gewahren wollet, werden beide ſich nicht feſt bei euch anſiedeln. Und mit dieſen Geſtändniſſen, mit dieſen geſchwindeſten Sprüngen und Wechſeln, worin ihr wieder vor uns umherhüpfet und in welchen man Manches, nur nicht die Feſtigkeit und Beſtändigkeit, finden möchte, wollt ihr uns und euch einbilden, daß ihr die Freiheit habt, und ſie behaupten werdet.

Wenn unter dieſen Erſten, ſo wie wir ihren Anführer für einen ehrlichen Thoren halten, manche junge und alte Thoren ſind, die nur ihre Lection nicht recht gelernt haben, ſo giebt es eine zweite zahlreichere Parthei, welche von einem unreinen fanatiſchen Eifer für die Freiheit beſeſſen iſt, die ſie durch alle möglichen Mittel mit einer wilden Leidenſchaft bis an die äußerſten Enden des Erdballs verbreiten möchte, ohne ſich darum zu kümmern, wie viel Blut, Mord, Elend und Schande ſie über ſich und andere bringen könnte. Sie ſind die blutigen Jeſuiten und Propagandiſten dieſes prangenden Bildes, das inwendig eine Leiche, auswendig mit den ſchimmernſten Farben geſchmückt iſt. Dieſen iſt alles recht und gut, was für ihre Zwecke dient, für ſie giebt es keine Heiligthümer, vor welchen ſie zurückbeben; ihnen, welche die allerreinſte Republik als ein Ideal der Menſchheit anbeten, iſt auch ihr Bürgerkönig Ludwig Philipp nur eine Leiter, die ſie herunterſtoßen werden, ſobald ſie die Burg ihrer Höhe erklimmt haben, ſobald ſie ganz dahin gelangt ſind, was ſie die Höhe der Menſchheit, die Höhe der franzöſiſchen Freiheit und Bildung nennen. Dieſe tollen Schwärmer rufen dem unglücklichen durch alle ſeine Leidenſchaften und Neigungen nur zu ſehr zur Thorheit und zum Tande hingezogenen franzöſiſchen Volke täglich und ſtündlich zu, wie großmüthig, edel, tapfer, uneigennützig, menſchlich, unvergleichlich es ſey, wie ſehr der freieſten, menſchlichſten, edelſten Verfaſſung auf Erden würdig; ſie rufen: friſch vorwärts!

immer vorwärts! wir dürfen keinen Augenblick ruhen noch ſtill ſtehen, wir müſſen die letzte herrliche Umwälzung des verfloſſenen Julius vollenden; das ganze großherzige franzöſiſche Volk muß ſeine Freiheit, deren es ſich ſo würdig gezeigt hat, mit allen ihren Früchten und Folgen ganz und vollkommen haben und genießen; Frankreich muß ſich in der erhabenen gebietenden Stellung und mit der vollen Würde und Majeſtät, die ſeine Größe anſprechen kann, Europa und ſeinen Königen gegenüber zeigen. Wollen ſie ſeine Großheit und Herrlichkeit nicht anerkennen, wollen ſie die Tage vom Julius und Auguſt des vergangenen Sommers nicht als Feſttage der ganzen Menſchheit mit uns feiern, ſo mögen ſie zittern und hingehen, Karln dem Zehnten in ſeiner Einſamkeit Geſellſchaft zu leiſten. Denn die Völker ſind unſer, ſie werden uns, wo wir erſcheinen, als ihren Befreiern und Wohlthätern zujauchzen, und mehr als Ein Thron wird dann in Splittern zerfliegen, wenn die Herrſcher der Stimme der Zeit nicht gehorchen wollen.

Dieſe wilde und leidenſchaftliche Rotte iſt in der Hauptſtadt und im Nordoſten Frankreichs nicht klein, ſie bezeichnet das Temperament des romaniſch-walloniſch-fränkiſchen Stoffes, womit die Landſchaften

Artois, Normandie, Isle de France, Champagne, Burgund, vorzüglich geſchwängert und durchgoſſen ſind, wo ſelbſt die edleren Menſchennaturen von einer meuteriſchen und aufrühriſchen Heftigkeit zu leicht ergriffen und fortgetrieben werden. Gefährlicher, weil gerade in dieſen Gebieten Frankreichs mehr Tapferkeit, Ausdauer, Beharrlichkeit in allem ſich offenbart, als in den mittleren und ſüdlichen Landſchaften deſſelben, welche mit Ausnahme der Bretagne, nicht die heftige Gewalt des Gemüthes, noch den leicht auflodernden Brand der Leidenſchaften tragen, welche die nördlichen auszeichnen. Dieſe ſind die Starken im Kriege und die Beharrlichen in ihren Anſchlägen und Entwürfen, zwölf Millionen Franzoſen, welche man auf Schlachtfeldern wenigſtens ehren muß.

An dieſe beiden Brüche des großen Volkes ſchließen ſich die Böſen an. Unter dieſen meine ich die ſchlimmen Reſte, deren Götze noch immer die Art des großen napoleoniſchen Kaiſerreiches iſt, die ſchlimmen Reſte jener Sklaven und Trabanten, die durch alle Zettelungen und Parheiungen der früheren Umwälzungen fein und liſtig durchgeſchlüpft und dann von Napoleon in die große Schule genommen ſind. Dieſe reden laut und zetteln leiſe, immer aber mit einer gewiſſen Kunſt und Liſt, wo ſie wenigſtens ihre Hintergedanken noch etwas zurückhalten. Die franzöſiſche Ehre, der Kriegsruhm des Heeres, die Würde und Majeſtät der großen Nation, die Wiederherſtellung der Gränzen, welche ungroßmüthige Sieger ihr geſchmälert — kurz, den Aufmarſch der Scheine und Klänge veranſtalten dieſe tagtäglich, wodurch ein hoffärtiges Volk in Wildheit und Waffen zu bringen iſt. Den fremden Herrſchern und Völkern gegenüber ſchmeicheln und heucheln die Klügſten dieſer Parthei, wie weiland der große Obermeiſter gethan: „Frankreich, das großmüthige, das hochherzige, das ſchöne Frankreich will nichts weiter, als „die Stelle in der Reihe der Mächte, die ihm gebührt, es verlangt nichts weiter als ſeine Naturgränzen, die Niederlande, die Rheinlande. Dieſe „muß die wohlverſtandene Klugheit der andern Völker ihm freiwillig zugeſtehen: denn welches Volk „hätte von Frankreichs Einfluß und Gewicht etwas „zu fürchten? Menſchlichkeit, Milde, Gerechtigkeit, „Mäßigkeit im Frieden und Kriege — das iſt der „Karakter der erſten Nation Europas, und dieſe haben „die Völker lange in uns ehren gelernt. Freilich, „wenn man uns die Wiederherſtellung unſrer gekränk-

„ten Ehre und verengten Gränzen verweigert, dann
„müſſen die Waffen entſcheiden, und dann mögen
„die Kaiſer und Könige zittern! denn dann iſt die
„Zeit da, wo die Aurora der allgemeinen Freiheit
„aufdämmern und bald über den ganzen Erdball ihre
„leuchtenden Strahlen verbreiten wird.“

So ſchmeicheln dieſe, ſo ſchmeicheln eigentlich die meiſten der Hoffarth des eitlen und leichtſinnigen Volkes und wollen es wieder über alles Maas der Gerechtigkeit und Ordnung hinaustreiben. Sie meinen, die Welt ſey reif für ihre Herrſchaft und für Anſchläge, die ſelbſt unter einem Napoleon an der Spitze von einer halben Million geübter Krieger abentheuerlich ſcheinen könnten; und auch die Guten werden von dieſer Hoffarth und Herrſchſucht und von der Gaukelei, womit ſie ſich in ihren lügenhaften Träumen von Vortrefflichkeit und Unüberwindlichkeit wiegen läßt, ſie werden von dieſem Grundübel des ganzen Volkes unbewußt mit fortgeriſſen, und verlieren ſo allmählig Steuer und Ruder, womit ſie lenken und hemmen ſollten. Die Frechen! und o auch die Thörichten! Was ihnen für den Augenblick gut und heilſam däucht, wovon ſie ſelbſt geſtehen, daß es ihnen nach einem halben Jahre etwas Veraltetes und Langweiliges däucht, das gebärden ſie ſich, gleich ihren Vorgängern von 1790 und 1800, den übrigen Völkern unſers Welttheils als das neue Heil zu bringen, einige wirklich in guter Treue, wenn gleich in einem Anfall von Narrheit und Uebermuth, viele nur als Masken der Lüſternheit und Gier, womit ſie lechzen, ſich wieder über die Länder zu ſtürzen.

Hört denn, was zu hören euch ſo ſehr gelüſtet, hört, ihr Schüler und Genoſſen Napoleons, der euch noch immer der Unvergeßliche und Unſterbliche heißt, hört es, ihr Marſchälle, Feldherren, Statthalter, ihr Intendanten, Ordonnanten, Lieferanten, und alle ihr andern Anten, deren Erinnernng uns mit Schauder und Grauſen erfüllt, hört es, daß wir euch und eure Lehren, die ihr uns und andern wieder mit Lug und Trug und mit Gewalt bringen wollt, von Herzensgrunde verachten und verabſcheuen. Wir antworten euch auf euer Lügengezüngel und Schlangengelispel kurzweg: Geht hin, wohin ihr gehört, bleibt bei euch, und beſſert und ordnet euren eignen Zuſtand, wenn ihr das könnt, und laßt uns und unſre Gränzen in Frieden. Geht wenigſtens dahin, wo ihr vielleicht noch einiges Gute ſtiften könnt — es ſind ja der wüſten, unſeligen, aller Menſchlichkeit und Geſetzlichkeit leeren Länder genug in der Welt — geht nach Morea, nach Syrien, geht menſchenſtärker und mannſtärker, als ihr bis jetzt gethan, nach Afrika; da iſt ein Feld, Sitten, Künſte, Wiſſenſchaften, Menſchlichkeit, Chriſtenthum (deſſen ihr wahrlich bei euch nicht zu viel habt) zu pflanzen, und die Prahlereien wahr zu machen, womit ihr euch täglich vor der Welt brüſtet! Was wollt ihr aber in unſern Gränzen thun? Wir haben wahrlich keinen orgueil allemand, und etwas eurem orgueil français Aehnliches möge ewig fern von uns bleiben! aber weder ſo dumm, noch ſo hündiſch demüthig ſind wir, ſo ſehr ſind wir nicht mehr von der Franzoſenpeſt des achtzehnten Jahrhunderts vergiftet, daß wir meinen ſollten, euch als Helfer und Beglücker, als Ordner und Meiſter bei uns zu bedürfen. Schämt euch, und erröthet in eurem Innerſten, wenn eure Hoffarth und Blindheit euch noch erröthen läßt — ſchämt euch! das edelſte, älteſte, größte, gerechteſte, geſittetſte und wiſſenſchaftlichſte Volk Europas erfrecht ihr euch, beherrſchen zu wollen, und bildet euch ein, es mit euren Marſchällen, Präfecten, Intendanten, Spionen ꝛc. ꝛc. wieder zu ſegnen und zu bevölkern? Uns wollt ihr Freiheit, Geſetze, Menſchenrechte, Verfaſſungen und all ihr Glück bringen, uns, die erſt ſehen wollen, was ihr aus eurem Jüngſten und Letzten machen könnt, und die ſelbſt Stoff und Kraft genug in ſich haben, ſich zu ordnen und zu geſtalten, wie Gott und das Zeitalter es gebieten? Doch, damit wir im Zorn über ſolchen jämmerlichen Uebermuth ſelbſt gegen euch nicht ungerecht werden, vernehmt, daß wir die Geſchichte und in der Geſchichte beide, euch und uns, erkennen. In Europa ſchlafen und träumen jetzt einige noch, die weiland mit uns und mit euch zugleich und wohl auch vor uns und vor euch genannt werden mußten, die Italiäner und die Spanier; in den letzten Jahrhunderten haben dieſe drei Völker die europäiſche Geſchichte angeführt: die Deutſchen, die Franzoſen, die Engländer. Jedes dieſer drei hat zu ſeiner Zeit und in ſeiner Art ſeinen Beitrag zur Geſittung, Bildung und Geſtaltung der Welt geliefert, was auseinanderzuſetzen hier nicht der Ort iſt. Ich frage euch nur, indem ich mich über euch und über das, was auch Treffliches und Ehrenwerthes in euch iſt, in nichts überheben will: glaubt ihr, daß ihr mehr, daß ihr würdiger, edler, weiſer, freier und glücklicher ſeyd, als der Engländer und der Deutſche? Wenn ihr erkennen und anerkennen könnt wie wir, ſo werdet ihr ſchweigen.

Aber nun ein Wort der Warnung zu euch, ihr, die dem großen Schlachtenlieferer in Deutſchland, Spanien, Polen und Rußland gefolgt ſeyd, ihr Trümmer einer Zeit, die voll dicker Nebel und düſterer Wolken des Unheils wie ein böſer Morgentraum längſt hinter uns verſunken liegt, ein Wort zu euch, ihr, die nach Raub, Krieg und Waffen gelüſtet. Glaubt ihr, für euch werde bei uns und gegen uns noch Sieg und Ehre blühen? glaubt ihr, ihr Marſchälle, Feldherren, Intendanten, und unter welchen Namen ihr uns vormals überſchwemmt und ausgeplündert habt, daß eure blutbefleckten, freiheitmörderiſchen Fäuſte, eure goldbeſchmutzten Hände noch Glück und Sieg erringen könnten? O ihr irret euch! Ihr findet ein anderes, ein neues Menſchengeſchlecht, ihr findet ein ganz anderes Deutſchland, ihr habt es in den Jahren 1813 und 1815 ſchon gefunden — und auch die Jüngeren, Unbefleckten, die ihr mit hineinreißen wollet, ſie ſollen es fühlen, daß wir uns von dem Leichtern und Schlechteren weder erobern noch beherrſchen laſſen wollen. Aber ihr Aelteren wenigſtens, die alle Ehre, Freiheit und Glückſeligkeit der Völker, ſo viel an euch lag, habt ſchänden und morden helfen, ihr ſeyd nicht würdig, daß ich Gedanken und Gefühle vor euch aufrolle, die ihr nimmer gehabt habt: Vaterland, Freiheit, Muth für das höchſte und Menſchlichſte könnt ihr nur in Worten ausſprechen; eure Jüngeren fühlen ſie vielleicht edel wie wir. Euch aber will ich hinhalten und vorſpiegeln, was ihr verſtehet: die Lage und die Vortheile der Dinge und Verhältniſſe, wie ſie eben ſind. Dieſes Bild wird euch wenigſtens klar ſeyn.

Viele von euch wiſſen recht wohl, wie loſe eure junge Freiheit ſtehet, und bilden ſich bloß ein, daß in den andern Ländern alles noch loſer ſey, und daß ihr mit euren Spähern und Freiheitsapoſteln und mit allen Künſten wälſcher Liſt und Täuſcherei auch das wenige Feſte erſchüttern und untergraben könnt. Ich gebe auch zu, daß einige faule Flecke ſeyn mögen, wo euer Peſtſtoff zünden könnte; aber was ihr ganz gewiß und ſchwer auf den Armen haben und fühlen werdet, wenn euch durchaus des Kriegs und Unheils gelüſtet, das hört hier:

Zuerſt erhebt ſich das alte England, das keinen Augenblick ſtill ſitzen wird, ſobald ihr euch unterſteht gegen Antwerpen, Mainz und Koblenz auslaufen zu wollen. Ihr wiſſet, was das bedeutet. Alle eure Rechnungen auf Irland, auf Unruhen in England ſelbſt werden euch fehl ſchlagen. Jenes große Volk hat ſo vielen Sinn für ächte Freiheit und Geſetzlichkeit, daß es nicht an jedem Uebel gleich ſo ungeduldig ſchüttelt als ihr und Euresgleichen; es hat durch ſeinen verſtändigen gleichmüthigen Sinn die Bedeutung des Sprichworts gelernt: kommt Zeit, kommt Rath; und, ſelbſt wenn einzelne Bewegungen bei ihm ausbrechen ſollten, wird es dieſe durch ſeine Bürger ſelbſt überwältigen und euch doch mit der fürchterlichen Kraft ſeiner Flotten und Heere überdonnern können.

Zweitens iſt Deutſchland da, langſames Entſchluſſes, langſames Raths, weil es vielen Herren gehorcht; aber ich ſage euch vorher, es wird das Deutſchland der geſchwindeſten und gewaltigſten Thaten ſeyn, wie ihr es vor funfzehn Jahren erfuhret, wenn ihr frevelnd ſeine Gränzen überlaufen wollt. Rechnet und bauet ja nicht auf Bewegungen und Erſchütterungen, deren einige ſogar von euch veranlaßt ſeyn mögen — wahrlich ſie werden geſchwinde hinſchwinden wie der Morgennebel vor dem Sonnenlichte; das Wort: Krieg gegen die Franzoſen, wird alle Geiſter wie ein Blitz durchſchießen; der erſte Klang: zum Rhein! zum Rhein! wird Millionen Wiederklänge finden; und in drei Monaten werdet ihr eine halbe Million Streiter euch gegenüber haben. Deutſche Ehre und Treue werden ſich ſelbſt nicht verlaſſen.

Drittens — hört von Spanien, von Spanien! mit Recht das Land des Schreckens für euch! Ihr lächelt, indem ich dieſes edle Volk nenne, das ſich in ihm ſelbſt kaum bewegen kann; aber ihr lächelt wie der Fuchs, der im Waldesdickicht den Wolf heulen hört: ihr wißt recht wohl, was jenſeits der Pyrenäen auf euch lauert. Ihr zeigt mit uns mit den Fingern auf Hiſpanien, und ſcheltet es das dunkle und düſtre Land, das faule und ohnmächtige. Alles wahr — doch beginnt es dort zu tagen; aber eben, was dort düſter und faul iſt, das iſt für euch das Fürchterliche: denn Haß und Fanatismus werden es aufſchütteln, und dann wird es feurig lebendig ſeyn, wie es in Gerona und Saragoſſa und unter den Empecinado und Mina gegen euch war. Denn ihr, die ihr uns immer einbilden wollet, als wenn wir, indem wir den leuchtenden Meduſenſchild eurer letzten Umwälzung erblicken, alle in wüſter Zerrüttung und Aufruhr zerfallen und untergehen müßten, und als wenn gegen euch, die Freiheitshelden und Wohlthäter Europas, auch kein Arm zum Kampf ſich erheben würde, ihr habt auch euer dunkles und düſtres Hiſpanien in euch. Wir kennen das Land und kennen die Menſchen recht gut. Es ſind eure ſüdweſtlichen Landſchaftem an den mittelländiſchen und hiſpaniſchen Meere; da wohnen acht bis zehn Millionen Menſchen, die ihr heute noch hüten und bewachen müſſet, die ihr aber nicht werdet hüten und bewachen können, wenn ihr den Krieg herausgefordert habt. Dann wird gegen euch erlaubt ſeyn und gebraucht werden, was ihr euch in Belgien und der Schweiz, in Polen und Italien, ja in Deutſchland erlaubt, wo ihr durch Späher, Aufhetzer und Auflaurer und Anzettler aller Art Zwietracht, Aufruhr und Unheil zu ſtiften als das Recht, ja als die Pflicht eurer neuen Freiheit laut und offen verkündigt. Wenn ihr nun, nachdem ihr abgeſchüttelt habt, was euch unerträglich däuchte, ſelbſt einen leidlichen Zuſtand nicht in Ruhe ertragen könnt, wenn ihr euren König Ludwig Philipp zum Kriege nöthigt, ſo werden eure Feinde Karln den Zehnten oder Heinrich den Fünften flugs gegen ihn aufſtellen, ſpaniſcher und römiſcher Fanatismus werden die unwiſſende Menge eures Südweſtens gegen euch empören, unter dem Panier der weißen Lilien und des heiligen Kreuzes werden Spanier und Mönche die Anführer ſeyn und dann mögt ihr Freiheit, Licht, Menſchlichkeit, Aufklärung ſchreien, ſo laut und viel ihr wollet, jene werden das Gute und das Schlechte, was ihr unter ſo hohen Namen gewollt und gethan habt, nebſt euren Freiheitsbäumen ohne Erbarmen bis auf die Wurzel abhauen. Dann, wann ihr ſolches böſes Schickſal, wovor uns jetzt ſchaudert, wie euch davor ſchaudern wird, durch frevlen Uebermuth über euer unglückliches Land hervorgerufen habt, dann möget ihr ſehen, wie ihr es wenden wollet. Ihr werdet es nicht wenden können, und die Strafe Gottes und der Zorn der Völker werden fürchterlich über euch kommen.

Weiſſage ich? Nein, ich wahrſage. Ich ſage euch vorher, wie es wahr und wirklich iſt und vor mir ſteht, wie ich die Lage bei euch und bei uns und bei den übrigen Völkern erkenne. Wenn ihr nicht Frieden halten könnt, wenn euch nach Unfrieden und Unglück gelüſtet, ſo werdet ihr beide den furor hispanicus und fürchterlicher den furor allemannicus fühlen, ſo wie ſie weiland vor Jahrhunderten in Geſchichten und Liedern klangen, und ihr werdet unterliegen. Dann wird Wehe und Zeter über euch geſchrieen werden, die ſo großes Unheil über euch und über eure Nachbarn gebracht, und zum dritten und vierten Male die Heiligthümer der Völker Freiheit, Recht, Geſetzlichkeit, zum Geſpött von Tyrannen und Tyrannenknechten gemacht habt, uns und euch zum Verderben.

Und nun ein ſtilles und frommes Wort zu euch, gute, fromme, verſtändige Männer, zu euch, welche allein verdienen die Freien und Unabhängigen zu heißen in einem Volke, das leider von jeher immer des Guten ſo viel gewollt hat, und daher begreiflicher Weiſe immer des Böſen zu viel bekommt. Euch habe ich nicht verletzen wollen durch bittere Worte, durch Schilderungen und Zeichnungen, deren Wahrheit ihr ſelbſt vor eurem Volke zuweilen ausſprechet. An denen, welche Schlechtes und Wildes rathen, Ungerechtes und Verderbliches wollen, Raub, Krieg und Plünderung unter heiligen Namen und Titeln begehren, habe ich die Schattenſeiten eures Volkes zeigen müſſen. Hier war keine Gelegenheit, von ſeinen Tugenden und Vorzügen zu ſprechen, die niemand williger und demüthiger anerkennt als der beſcheidene Deutſche, dem ſein edelſter Dichter ſchon vor achtzig Jahren zurief: *Seyd nicht allzu gerecht.* Ich wende mich nun an euch, ich rede zu euch mit dem vollen Vertrauen, das Wahrheit und Recht, und wahre, treue Verehrung von Geſetzlichkeit und Freiheit geben. Einige der Euren haben meinen Namen zuweilen genannt, daß ich den neuen Geiſt und Sinn unſers Volkes euch zuerſt richtig und voll, wie er jetzt lebt und blüht, geſchildert habe, daß ich auch euer Leben und Streben nicht ganz mißverſtanden habe. Euch ahnet es wenigſtens, daß ihr keine Deutſche vor euch finden werdet, wie Franz der Erſte ſie fand, wie Richelieu und Ludwig der Vierzehnte, wie ſie in den Jahren 1790 noch gegen euch auszogen; ihr werdet ſie finden wie in den Jahren 1813 und 1815, aber ſolche, die ſich durch eure Liſten noch weniger werden täuſchen und irren laſſen: ſie wiſſen, worum der Streit ſteht. Wenn die Wilden und Wahnſinnigen, die Raubſüchtigen und Herrſchſüchtigen unter euch euer unglückliches bethörtes Volk wieder auf unſre Gränzen treiben, dann wird ein Krieg nicht fehlen von Volk zu Volk, und Menge, Ordnung, Kunſt, Fäuſte, Geiſter und Herzen gegen einander gewogen, bedürfen wir nicht zu fürchten, daß wir die Frevler, die nimmer ruhen können, nicht züchtigen werden. Aber ich rufe damit doch auch ein Weh über uns ſelbſt aus, ein unſchuldiges Weh freilich, da wir den Krieg nicht herausforderten: ein großes Weh über euch, über uns und über ganz Europa. Denn wenn ihr niedergeworfen läget, würden durch eure Wildheit die hohen Namen Freiheit, Geſetz, Verfaſſung wieder entweiht erſcheinen und alle Anbeter unbeſchränkter Willkühr würden rufen: ſelbſt ein türkiſches Regiment macht die Menſchen noch glücklicher, als ſolche Freiheit.

Frieden! Frieden! und immer Frieden! das lehrt und rufet eurem Volke zu; das wünſchen und beten auch wir; zehen, zwanzig Jahre Frieden, ein Menſchenalter Frieden, wenn es möglich iſt, damit die zerrüttete und erſchütterte Welt ſich beruhigen und ordnen könne. Könnt ihr Frieden halten, könnt ihr die wilden Waſſer eurer letzten Umwälzung, die alle Dämme und Deiche durchbrechen wollen, in ihren Ufern halten, könnt ihr aus eurem letzten Glück und Unglück — denn ein großes Unglück bleibt doch jede gewaltſame Umwälzung — Weisheit lernen und ſchaffen, bürgerliche Ordnung und Geſetzlichkeit ſchaffen, euer Volk der wilden Unruhe und unerſättlich lüſternen Eroberungsgier entwöhnen, könnt ihr die Hoffärtigen ſtolz und die Eiteln beſcheidner machen — wohl euch und uns! Dann werdet ihr, Franzoſen, Weltbeglücker und Weltbeiſpiel, und dann werdet ihr keine treueren Freunde und edleren Bewunderer haben als mich und meine Landsleute. Aber als übermüthige Herren, als Freiheit und Gleichheit poſaunende Weltverbeſſerer wollen wir euch nicht. Kommt heraus zu anderem Kampf, kommt zu dem ſtillen Wettkampf aller edelſten Künſte des Friedens, aller menſchlichſten Tugenden, aller europäiſchen chriſtlichen Freundlichkeit und Gemeinſchaft! Auf dieſer unblutigen ſchönen Rennbahn, die unvergänglichere Lorbeere zeugt als alle Schlachtfelder, erwarten wir euch; da wollen wir euch achten und lieben lernen, da wollen wir euch bewundern lernen, auch wenn ihr als Sieger über uns ſtehet.

So habe ich zu den Franzoſen und von den Franzoſen geſprochen. Nun ſpreche ich zu euch, geliebte deutſche Freunde und Brüder. Was die Franzoſen ſind, was ſie ſeyn können; welche und welcherlei ſie geweſen ſind, was ſie uns Böſes und Gutes gebracht haben — leider immer ſchnellte die Waagſchale, worauf das Böſe lag, die andere Schale bis in den Himmel empor — welche und welcherlei ſie künftig ſeyn werden, was ſie Böſes und Gutes uns künftig bringen werden — davon habe ich wieder reden müſſen. Was wir erlebt haben, und was wir in dieſen Tagen erleben, davon bedürfen die meiſten von euch keiner Unterweiſung; was wir erleben können und erleben werden, das iſt die Frage. Ich könnte auch ſagen, *was ihr erleben wollet*: denn das hat Gott, der höchſte und letzte Walter und Richter der Dinge, mit in eure Hände gegeben. Große Gefahren ſind wieder da für die Welt, für uns, für ganz Europa. Sie verſchwinden und entweichen nicht dadurch, daß man ſie verhüllt oder verſchweigt; ſonſt würde keiner ſtiller ſeyn als ich. Wir müſſen ſie in ihrer ganzen

Fürchterlichkeit, in ihrer volleſten Fülle und Bedeutung anſchauen, ſo oft, ſo lange, ſo von allen Seiten anſchauen, daß ſie ganz klar vor uns ſtehen. Haben wir das gethan, ſo iſt auch jede Furcht dahin, und die Männlichkeit beherrſcht ſich und die Dinge mit hellem Muthe: vor Geſpenſtern fürchtet man ſich nur, weil man ſie nie klar erblicken kann. Von der Seine her, von den geiſtreichen, lebendigen, liebenswürdigen, aber immer unruhigen, trotzigen, ſchlüpfrigen, gegen uns immer treuloſen Nachbarn, die uns gemacht ſind zur Ruthe, uns zu wecken und zu ſtrafen — daher thürmt ſich wieder das Wetter auf. Mögen ſie uns wach finden! und mögen wir, die Friedliebenden und Stillen, die Strafe auf ſie zurückwenden! Friede und Krieg, die beiden ungeheuren Worte, die man auch Glück und Unglück ſchreiben könnte, liegen wieder in ihrer Hand. Wählen ſie das Unglück, das auch das Unrechte iſt, ſo ſeyd ihr tapfer und wacker, es ihnen, den Unſeligen, und nicht uns zum Unglück zu machen.

Brüder und Landsleute, ſie wiſſen ſehr wohl, wie mächtig und ſtark ihr ſeyd, wie ihr allein ſie nicht nur halten, ſondern auch züchtigen könnet, wenn ihr ganz und einträchtig beiſammen ſtehen wollet; aber hört: Sie rechnen darauf, ſie rufen es laut aus, daß ſie darauf rechnen, es ſey ganz anders mit euch beſtellt: Jetzt zu den Waffen! zu den Waffen! rufen ſie, die Kaiſer erblaſſen, die Könige zittern, die Fürſten fühlen ihre Throne unter ihnen ſinken — jetzt zu den Waffen! unſre alten Gränzen, unſre Ehre, unſern Einfluß und unſer Gewicht auf Deutſchland wieder gewonnen! die Deutſchen wollen, was wir; wer will uns widerſtehen? So machen ſie ſich Scheine vor, und träumen nur Sieg und Herrſchaft; ſo gaukeln ſie und zählen die Bewegungen und Erſchütterungen, die hin und wieder auch durch unſre Gränzen gebebt haben, als ihre Triumphe. Nein! Sie machen ſich Scheine vor, wie ſie euch Scheine vormachen möchten! Nicht rechten will ich mit irgend jemand von euch wegen dieſer Bewegungen, nicht fragen, wo Recht und Unrecht liegt — ich frage in dieſem Augenblicke das Eine: Bedenkt ihr auch eben, was ihr thut und was ihr thun müßtet? habt ihr keine Erinnerung der Vergangenheit, keine Ehrfurcht vor der Zukunft? keine Liebe und Ehrfurcht vor dem Gedächtniſſe eurer Geſchichte, vor euren Denkmälern, vor euren unſterblichen Helden, Sehern, Erfindern und Künſtlern? habt ihr kein

Gefühl mehr der Wonnen und Schmerzen eurer jüngſtvergangenen heiligen Jahre 1813, 1814 und 1815? habt ihr keine Ehrfurcht vor eurem älteſten, edelſten, weiland erſten und mächtigſten Volke in Europa, das immer noch das erſte und mächtigſte ſeyn würde, wenn es ſeine ganze Stärke ſammelte und in Einem lebendigſten geſchwindeſten Sinne bewegte? habt ihr keine Schaam vor dem Uebermuthe und der Herrſchaft, womit dieſes leichte, loſe und untreue Volk, das mit allem Spiel treiben kann, wieder über euch hinaus will? ja, habt ihr keine Schaam vor der Schande, daß ihr, ihr Deutſche, um ſolchen zu gleichen, um ſolchen zu folgen, um ſolchen endlich als erniedrigte und verachtete Knechte zu dienen, der erſten heiligſten Pflicht gegen euer Vaterland, gegen eure Fürſten vergeſſen könntet? Dahin wäre es gekommen mit der alten deutſchen Treue? Nein! nein! nun und nimmermehr nicht! Wenn ſie in die Poſaune des Kriegs ſtoßen, dann werdet ihr alle Einen Sinn, Einen Geiſt, Einen Muth haben, aufzuſtehen und da zu ſtehen wie Ein Mann, eure Heiligthümer zu vertheidigen, und die Frevler, die ſie antaſten wollen, zu ſtrafen. Ihr werdet die deutſche Treue, die gottlob ein europäiſches Sprichwort geworden iſt, nicht zu Schanden werden laſſen. Und ſollte Einer, ſollten Einige ſeyn, die ſich verlocken ließen und mit den Fremden zettelten, wehe ihnen! ſie ſollen in der Weiſe, wie unſre früheſten Altvordern den Vaterlandsverräthern thaten, baumeln an dem verfluchten Holze, das zum Zeichen der dunkeln Schande gegen den dunkeln Norden aufgerichtet wird! ſie ſollen vertilgt werden von dem Angeſicht der Erde ihrer Väter!

Ihr aber, Könige und Herrſcher des deutſchen Volkes, welche der Herr im Himmel als Führer, Hirten und Richter über uns geſetzt hat, ſchauet auch ihr mit dem Stolze und der Ruhe, welche eurer erhabenen Stellung gebühren, in die Gefahren hinein; ſchaut ſo lange in ſie hinein, bis euch klar wird, wo ſie ſind und wo ſie nicht ſind; vor allen Dingen aber laſſet ſie euch durch die Scheine und Gaukeleien nicht verdunkeln, womit die Männer an der Seine vor euch aufſpielen werden. Wenn die Unruhigen das Heilloſe wollen, wenn ſie im trunkenen Uebermuthe das Loos des Kriegs vor euch ausſchütteln, dann fühlt, denkt, thut nur Eines, dann wälzet die ganze volle, geſchwindeſte Kraft eures Volkes auf ſie; dann ziehet mit dem großen Vorſatze in das Feld, zu ſiegen oder unterzugehen, und nicht eher Frieden zu ſchließen, als bis ſie niedergeworfen und entwaffnet vor euch liegen, damit ſie in der Erinnerung des deutſchen Zornes und Muthes hinfort zittern, mit der früheren Leichtfertigkeit gegen unſern Rhein hinab zu laufen.

Dieß gebührt dem Rechte und der Ehre, dieß eurer Höhe und der Würde eures Volkes. Aber ſoll ich euch das Ungeheure verſchweigen? das Verhängnißvolle ſolcher gewaltigen Kämpfe? Hört es! Jeder Geſcheidte lieſt es klar auf der Tafel der Zeit.

Wenn ihr die Franzoſen, wenn ſie den heilloſen Krieg wollen, wieder herauslaſſet, wie immer vorher, ſie werden bald wieder kommen, und ſo lange und ſo oft wieder kommen, bis die Unſrigen der unaufhörlichen verderblichen Kämpfe müde werden. Solche Kriege, wie wir in dem letzten Jahrdreißig gegen ſie haben führen müſſen, und vielleicht bald wieder führen müſſen, ſolche Kriege mit der angeſtrengteſten, vollſten Spannung unſrer edelſten letzten Kräfte, ſolche Kriege auf Leben und Tod, auf den letzten Athemzug des Volks, wenn ſie jedes Jahrzehend oder Jahrzwanzig wiederholt werden müſſen, ermatten zuletzt das Stärkſte und Tapferſte, ſie könnten ſelbſt Ehre und Treue ermatten. Ich ſchweige.

Deutſche Treue und Redlichkeit, deutſches Herz und deutſche Ehre in Fürſten und Volk, du wirſt dich auch dießmal bewähren, und zittern ſollen die Heilloſen, wenn ſie Heilloſes hervorrufen wollen! Gott verläßt uns nicht, wenn wir uns nicht verlaſſen. Amen!

Mehrere

Ueberſchriften

nebſt einer Zugabe

zum

Wendtſchen Muſenalmanach für 1832.

Von

E. M. Arndt.

Leipzig
Weidmann'ſche Buchhandlung.

Im November 1831.

I.

a. Nachruf dem Freiherrn Karl vom Stein,

und

b. Vorſchlag zu einem Denkmal deſſelben.

---

a.

Der Löwe ſchläft — Ihr, die ihr wachen ſollt,
Verſteht ihr, daß die Beſten ſchlafen gehen?
Die, als die Welt erlag, noch ſtark gewollt,
Die werden's nur verſtehen.

Der Löwe ſchläft — Ihr, die ihr wachen ſollt,
Verſteht ihr, welcher Wächter heimgegangen?
Sein großes Herz braucht keiner Klagen Sold,
Nicht thränennaſſe Wangen.

Es heiſcht den Geiſt heraus, den deutſchen Muth,
Zu brennen heiß für Vaterlandes Ehren,
Es heiſcht, wann's gilt, den letzten Tropfen Blut,
Nicht weibiſch eitle Zähren.

Und ſchlängelt wälſche Liſt den Schlangenpfad
In deutſche Gau'n, dann ruft der ſtumme Leue
Mit Donners Klang — es bebet der Verrath —
Er rufet Treue! Treue!

Und klinget die Trompete: es iſt Krieg!
Und ziehen Feinde gegen Deutſchlands Marken,
Dann mahnt's aus ihm zum Kampf auf Tod und Sieg
Die Tapfern und die Starken.

Der Löwe ſchläft — nicht er, nur ſein Gebein;
Denn wann es ruft im Vaterlande Werda?
Dann iſt er wach, dann ruft der Löwe Stein,
Dann iſt ſein Geiſt, iſt er da.

Dann tönt die Loſung Stein, bei'm Namen Stein
Ringt jeder Deutſche für das Freie, Hohe.
So ſchlägt es Blitz auf Blitz in Männer ein
Aus ihm in heil'ger Lohe.

Nein, Deutſchland, nie wird dieſer reinſte Strahl
In deiner lichten Heldenkrone bleichen,
So lang' aus Alpen brauſt dein Rhein zu Thal
Und grünen deine Eichen.

b.

An Seine des Freiherrn von Vincke Excellenz.

Ihr Weſtfalen hat einen großen und guten Mann verloren, den Freiherrn Karl vom Stein, der dieſen Sommer zu ſeinen Vätern heimgegangen iſt. In dem Lande der Rothen Erde hat er im Leben am längſten gewirkt und gewohnt, und es iſt ihm vor allen deutſchen Landſchaften und Gauen lieb geweſen. Sollten ſeine Weſtfalen nicht daran denken, ihm ein Denkmal zu errichten? und welches? und an welcher Stelle?

Welches? Einen Löwen aus Erz gegoſſen, auf einem Felsſtück ruhend, den Kopf gegen Südweſten gerichtet; Eichen umher gepflanzt.

An welcher Stelle? Am zweckmäßigſten wohl im Herzen Weſtfalens, an einer der beſuchteſten Heerſtraßen. Darüber würden die des Landes Kundigen ſich leicht einigen.

Mit alter Verehrung u. ſ. w.

II.

Ueber Demokratie und Centraliſation.

In einer Zeit der ſchärfſten Gegenſätze, wo die Hallerſche und Lafayettiſche Schule einander auf das feindſeligſte und unvereinbarſte gegenüber ſtehen, mag derjenige, der irgend eine Mitte ſucht, oder aus jener Mitte, worin Studium oder Erfahrung ihn geſetzt oder erhalten haben, zu den Feindſeligen und Kampfluſtigen ein Wort der Verſtändigung zu ſprechen verſucht, ſich ſicher darauf gefaßt machen, daß beide Theile für den Augenblick ihres Haders vergeſſen und gemeinſchaftlich auf ihn zuſchlagen werden. So ſey es! Was thun ein paar Püffe und Streiche mehr oder weniger dem, der ſich früh gewöhnt hat, ſolche für ſeine Ueberzeugung gelaſſen zu empfangen?

Ja, in der Mitte ſtehe ich, und bin hoffentlich immer ſo ziemlich darin geſtanden; und hier muß ich ſogleich von vorn herein behaupten, daß alle die Gegenſtände, welche mein kurzes Leben am meiſten beſchäftigt und bewegt haben, mir ganz eigentlich in der Mitte zu liegen oder zu ſtehen ſcheinen, daß ſie einer Mittelwelt anzugehören ſcheinen, deren Gränzen genau abzumarken freilich ſehr ſchwer iſt, deren Beziehungen und Verhältniſſe aber durch die Weiſeſten und Beſten aller Zeiten vorlängſt durchgemeſſen und bezeichnet und durch die Erfahrungen und Lehren von mehr als zwei wiſſenſchaftlichen Jahrtauſenden bis auf den heutigen Tag erklärt und offenbart ſind. Dieſe Gegenſtände, worauf ich hier hinſpiele, liegen alle in den Gränzen des gemeinen oder öffentlichen Rechts, ſie betreffen die bürgerlichen und politiſchen Zuſtände und Angelegenheiten der Völker und meines Volks.

Ja das Recht, jedes Recht — wolltet ihr nur auf die ſinnliche Grundbedeutung des Wortes achten! — und das Politiſche wandelt um und in einer Mittelwelt; ihr höchſtes einziges Ziel, wenn ſie ſich ſelbſt verſtehen, iſt die Vermittelung der verſchiedenartigſten Kräfte zu leidlicher Vereinigung und Verſöhnung; und unſägliche Verwirrung richten an und haben angerichtet, ſowohl in der Theorie als Praxis, welche hier höher hinaus wollen, als die möglichen Bedingungen dieſer mittleren Region es zulaſſen. Alle älteſten Volksſagen und heiligen Fabeln, und auch die tiefſte Grundlehre unſrer heiligen Religion, laſſen das rein und vollkommen geſchaffene Götterkind Menſch in den ſchweren und düſtern Schlamm des Stoffes hinabſinken, und er muß alſo mit den Thieren des Feldes und Waldes die Bedürfniſſe, Leiden und Leidenſchaften einer verdunkelten und vergänglichen Natur theilen. Er iſt beides, Gott und Thier, oder vielmehr der göttliche Funke und der thieriſche Keim ſind in ihm unſelig auf eine ſo wunderſamliche und unerklärliche Weiſe zuſammengegoſſen und zuſammengewachſen, daß auch der heiterſte und reichſte Sterbliche, ein ſolcher, von dem man rühmen möchte, daß er des himmelgebornen Lichtes am meiſten in Kopf und Herzen trage, doch immer die ſchweren Ketten fühlen muß, mit welchen er an die Kälte des Erdkloßes und an die Wildheit des Thieres gefeſſelt iſt. Hier iſt der Urſprung der Sünde und des Elends, hier iſt die Verkehrung, Verſchlingung und Krümmung unſrer edleren Natur, worunter wir uns bis an den Tod beugen und krümmen müſſen. Hier, auf dieſem Mittelgebiete, wo das frühere Unmittelbare, Heitre und Grade auf Erden nimmer wieder zu erlangen iſt, ſtreben wir nur zurecht zu kehren und grad zu machen. Aber das vollkommne Recht wird nie gefunden, und das Krumme wird nie ganz grad gemacht. Hier müſſen wir, indem wir an das Göttliche in uns glauben, doch den Erdkloß und das Thier immer im Auge behalten; wir müſſen nie aus der Acht laſſen, was auch das Thier in uns haben muß und haben darf, damit wir es in ſo weit zähmen, daß wir den göttlichen Funken allmälig wieder, wenn auch nur zu einem ſchwachen Lichtlein, anhauchen können. In dieſer mittleren Region, wo uns der Menſch erſcheint als zwiſchen dem Himmel und der Erde ſchwebend, wo er auf der letzten bleiben muß und den erſten ſuchen ſoll, auf dieſem ewig unruhigen Kampfplatze ſtreitender Kräfte, giebt es keine unbedingte Wahrheit, keine unbedingte Erkenntniß, kein unbedingtes Gebot, nichts als Annäherung, Vermittlung, Ausgleichung.

Man begreift auf dem praktiſchen Wege, worauf wir allein immer geſtanden ſind, und worauf wir uns nur unterfangen, andere zurechtweiſen zu wollen, den ganzen Umfang deſſen, was man das Recht nennt, und zugleich auch die Beſchränkung deſſelben, indem man es an die Lehren des Sittengeſetzes und der Religion hält. Dieſe beiden Erhabenen kommen von den Sternen zu dem Menſchen, und ſie ſuchen in dem, was von Dämmerlichtern aus ſeiner Sternenzeit in ſeiner Bruſt noch übrig iſt, ſich anzuſiedeln und ihn dadurch aus ſeiner Verſunkenheit wieder nach oben zu lüften; ſie ſprechen zu ihm bloß als zu einem Himmelskinde, als zu einem unendlichen, überſchwänglichen, unſterblichen Weſen, und muthen ihm zu, als ſolches keine Erde und kein Thier über ſich herrſchen zu laſſen; ihre Gebote ſind die heiligſten und unbedingteſten, ihre Kämpfe und Arbeiten die offenſten, ihr Preis und Lohn wird jenſeits der Erde gezeigt. Freilich auch das Recht darf nie vergeſſen, daß wir göttlichen Geſchlechts ſind und ſtreben ſollen, auch hier ſchon göttlicher zu werden; aber es darf nicht wie jene beiden ſich über die Erde hinauf verfliegen, es muß recht eigentlich dieſe Erde mit allen ihren Nöthen, Bedürfniſſen, Freuden und Leiden immer feſteſt im Auge haben, und ſchlichten, helfen und rathen, wie der Menſch hier unten ſein Leben und Wohnen ſo ordne, einrichte und erhalte, daß ſeiner Doppelnatur ihre Gebührniß widerfahre, jedoch ſo, daß ſeinem göttlichen Theile die Erleichterung, Erhebung und Vermenſchlichung werde, daß er nicht ganz in der Gewalt des Irdiſchen ſtecken bleibe. Das will ſagen, das Recht ſoll die Spitzen und Ausläufe ſeiner Richtungen und Ordnungen ſo laufen laſſen, daß ſie möglichſt wenig gegen jene beiden genannten Erhabenen anſtoßen, welche ich ſeine höheren und himmliſchen Schweſtern nennen möchte. Wehe ihm, wenn es dieſe beiden jemals aus dem Geſichte und Gedächtniſſe verliert! aber auch dann wehe ihm, wenn es in Vermeſſenheit meint, vergeſſen zu dürfen, daß das Thier in uns ein wildes, heulendes und reißendes Ungeheuer wird, wenn man es durch Feſſeln halten und durch Lehren bändigen will, durch welche der edlere Theil ſich nur in den beſten Stunden ſeines Daſeyns halten und führen läßt!

Der gewaltige Unterſchied, den ich meine, begreift ſich am leichteſten durch Beiſpiele.

Das Sittengeſetz und die Religion mit ihren unbedingten Geboten und überſchwänglichen Lehren wenden ſich, ſo weit die Erde reicht, mit allgemeinſter Geltung an alle Länder und Völker; ſie ſetzen den Keim der himmliſchen Natur, das was einſt ganz frei und göttlich war und durch höheres Bewußtſeyn ſich wieder befreien und vergöttlichen ſoll, in jedem, der das menſchliche Gebilde trägt, als vorhanden voraus, als der Wiederbelebung, Befreiung und Erlöſung fähig; ihre Sprache iſt dieſelbe zu dem Chineſen und den Deutſchen, zu dem Neger und dem Amerikaner; für ſie giebt es kaum eine Verſchiedenheit der Länder und Völker; ihr Auslauf und Anlauf kommt von Gott, ihre Richtung iſt die Allgemeinheit, ihr erſtes und letztes Ziel die Unendlichkeit. Aber das Recht, der bedürftige und beſchränkte Ordner, Helfer, Zurechtſteller und Vermittler, muß ſeiner Natur nach verſchiedene Maaße und Gewichte führen; es hat mit dem Bedingten und Beſchränkten zu thun, mit dem Ungleichen und Unähnlichen, ja mit dem Verſchiedenſten und Entgegengeſetzteſten: das Reich der Gleichheit und Allgemeinheit iſt nur bei den beiden erſten. Freilich ſo weit das Recht oder wo es in ſeinen höheren Beziehungen und Verhältniſſen zunächſt an das Gebiet des Sittengeſetzes und der Religion gränzt, ſoll es auch immer auf das Höchſte hinweiſen; aber es ſoll nur nie behaupten, daß irgendwo in ihm das Reine, Unbedingte und Unvermittelte ſey oder ſeyn ſolle. Selbſt die edelſten Verhältniſſe innerhalb ſeines Gebietes, z. B. die Ehe und die Geſellſchaft der Aeltern und Kinder, ſind und bleiben, wie ſehr edle und ſittliche Menſchen ſie auch zu veredeln und zu erheben ſtreben, doch einem großen Theile nach auf irdiſchem und thieriſchem Boden gegründet, aller derjenigen zu geſchweigen, wo in das Gemeinſte und Gewöhnlichſte Maaß und Ordnung gebracht werden ſoll. Da dem ſchon hier ſo iſt, ſo werden die Gebote und Geſetze des Rechts und der Politik noch auf das mannigfaltigſte bedingt durch die Bedürfniſſe, Leidenſchaften und Triebe der verſchiedenen Völker in den verſchiedenen Klimaten und auf den verſchiedenen Stufen der Bildung oder überhaupt der Bildungsfähigkeit; ſie werden bei den einzelnen Völkern in aller Zeit bedingt immer durch die verſchiedenen Alter und Epochen der Zuſtände, dann durch die Strebungen, Leidenſchaften und geiſtigen wie leiblichen Plagen und Nöthen, von welchen jedes Menſchenalter und jedes Volk beſonders belebt oder angefochten iſt. Denn die Kämpfe, Verwickelungen, Verſchlingungen und Verwirrungen, die grade da ſind, ſollen geſchlichtet, gelöſt und berichtigt werden. Dieß macht Aenderungen und Modifikationen nothwendig: alſo, daß das Recht und die Politik äußerlich die nicht durchaus wandelbaren aber doch mehr wandelbaren ſind, als die beiden höheren Mächte, deren wir vorher gedacht haben. Für die mittleren menſchlichen Verhältniſſe, für alles Bürgerliche und Politiſche, kann es ſo wenig gleiche Rechte und gleiche Pflichten in allen Zeiten und Ländern geben, als es keine Gleichheit der Alter, Geſchlechter, Kräfte, Neigungen, Entwickelungstriebe und Entwickelungsfähigkeiten giebt. Z. B. der ruhige und ernſte Holländer, der tapfre und feſte Normann kann einen Grad der bürgerlichen Freiheit ertragen und behaupten, wobei es dem leichtfertigen und ſorgloſen Polen und dem unruhigen und leidenſchaftlichen Griechen gewiß ſchlecht gerathen wird; dem heitern, beſonnenen und ſein ſelbſt mächtigen Araber kann ich das Weib in ſeinen täglichen Geſchäften und Arbeiten unverſchleiert zeigen, während ich es den Blicken des wüſten und wohllüſtigen Turkomanen verſperren muß. Auf dieſe Weiſe und in ſolchen Verſchiedenheiten geht es fort durch Millionen Stufen, ſo daß uns die ideale Gleichheit und Allgemeinheit der bürgerlichen und politiſchen Rechte, wie einige Männer des Tages ſie ausſprechen und anſprechen ohne Unterſchied für alle, faſt etwas Vermeſſenes und Abgeſchmacktes däucht.

So ungefähr ſcheint es vor dem Unbefangenen und Beſonnenen da zu liegen, wenn man die Lehren des Sittengeſetzes und der Religion und die Ergebniſſe und Entwickelungen, welche ſich bei den bildungsfähigſten und ſtrebſamſten Völkern in den verſchiedenen Epochen der Geſchichte des Menſchengeſchlechts offenbart haben, gegen einander hält und vergleicht. Denn freilich, daß Ideen und Begriffe, wodurch dieſe die höheren Menſchen bildenden und beherrſchenden Gewalten ihnen zum Bewußtſeyn geworden ſind, ſich im Ablaufe vieler Geſchlechter entwickeln konnten, hat den Denkern und Forſchern bis dieſen Tag etwas Wunderähnliches gedäucht. Die Mythen und Sagen, und was als älteſtes Gedicht oder Orakel der edleren Völker aufbewahrt iſt, deuten darauf hin, daß Gott ſelbſt oder von Gott unmittelbar ausgeſandte Boten, oder durch eine außerordentliche göttliche Weihe gerüſtete und begeiſterte Heilige und Seher dasjenige geſtiftet oder vielmehr zuerſt angepflanzt haben, wodurch die ſtilleren und ſanfteren Künſte des Lebens und die ſich in ſich ſelbſt und nach außen hin beſchauenden und beſonnenden Gedanken des Menſchen genährt und geweckt werden konnten. Dahin gehören die Erfindung des Pfluges und des Ackerbaues, die Heiligung der Ehe, die Geheimniſſe und Offenbarungen der Gottesverehrung und der Gehorſam gegen Könige und Obrigkeiten — welche Erfindungen und Anordnungen ihnen ſolcher Art dünken, daß der verwilderte und verwüſtete Menſch nichts davon aus ſich ſelbſt habe ſchaffen können. Da wir nun in unſerm Zeitalter, d. h. von drei Jahrhunderten herab bis jetzt, ſolcherlei verwilderte und verwüſtete Völker, die man weiland wohl für Fabelweſen längſt verſchollener Zeiten hätte halten mögen, in mehreren Gegenden der alten und neuen Welt gefunden haben, welche, dem Anſcheine nach jeder höheren menſchlichen und göttlichen Bildung unfähig und verſperrt, gleich Gewächſen, die nur im öden Schatten wilder und düſterer Sümpfe unter anderer Unhuld gedeihen, vor dem nahenden Sonnenſtrahl jeglicher Geſittung und Vermenſchlichung verwelken, ſo haben mehrere Denker und Naturforſcher etwas Anderes ergriffen, das aber, da es geſchichtlich nicht nachgewieſen werden kann, die Sache ſelbſt eben ſo wenig auflöſt, als die Annahme einer unmittelbaren göttlichen Sendung oder Offenbarung von oben herab. Sie haben vorausgeſetzt, bei gewiſſen vorzüglich glücklichen Stämmen der Menſchen ſeyen in der Verdunkelung und Verdüſterung eines unſelig gewordenen Zuſtandes mehr Lichtfunken der früheren Herrlichkeit und Heiterkeit geblieben, und aus dieſen Keimen ſey der Schein einer höheren Menſchlichkeit mit Geſetzen, Ordnungen, Gottesdienſten, die auf ein verlornes Höheres hinweiſen, bei den edleren

Völkern der Vorzeit und Gegenwart wieder hergeſtellt werden.

Dieſe verſchiedenen Vorſtellungen und Anſichten, die wieder ſehr viele Unterordnungen und Abtheilungen zulaſſen, dürfen auch bei den politiſchen Lehren nicht vergeſſen werden, welche eben, wie es am Tage iſt, alle Köpfe und Herzen bewegen und umkehren und ſich ſo unvereinbar und unvermittelbar entgegengeſetzt ſind als der Nord- und der Süd-Pol. Ich meine die Lehren des ſogenannten Göttlichen Rechts und der Volksſouverainetät.

Diejenigen, welche das Jus Divinum als die einzig gültige politiſche Grundlehre und als das Heil der Völker verfechten, fußen auf den älteſten Sagen des Menſchengeſchlechts, auf den Ueberlieferungen der Mythen und Orakel, vor welchen ſelbſt die weiſeſten Seher und Propheten des Alterthums ſich verneigen; ſie fußen auch auf den Ausdrücken und Lehren unſerer heiligen Bücher des Alten und Neuen Bundes, wo von den Hohenprieſtern und Königen nicht anders geredet wird, als daß ſie durch göttliche Gnade und Weihe ſeyen und ſeyn ſollen, was ſie ſind. Dieſe leiten alles bürgerliche Recht und alle höhere weltliche Ordnung zunächſt von Gott her, und dann zweitens von denen, welchen er die Einrichtung und Verwaltung der Dinge übergeben hat, von den Herrſchern und Prieſtern. Das Recht iſt kein Ausfluß des menſchlichen Verſtandes, ſondern der göttlichen Gnade an Einzelne, welchen die weitere Verleihung allein aus Gnaden zuſteht. Was dieſe geben iſt Gnade, was ſie verweigern iſt Schickſal, was ſie gebieten iſt Nothwendigkeit; gut oder ſchlimm, wie es fällt, die Unterthanen ſollen es ſtill und gehorſam empfangen, als käme es ihnen unmittelbar aus den Händen der göttlichen Vorſehung. Weil die Herzen der Menſchen verkehrt und böſe ſind von Anbeginn und eitel Thörichtes und Vermeſſenes tichten und trachten, ſo bedürfen ſie der ſtrengen Zucht, und müſſen die Gebote und Ordnungen ihrer Herren und Meiſter ſtumm und ſtill annehmen und befolgen. Glückſelig der Menſch, der auch bei dem Schlimmſten und Grauſamſten, was Menſchen über ihn verhängen, ſich in dem Gefühle beruhigt: es kommt dir von Gott und muß von Gott ſeyn! jeder weitere und eigene Gedanke aber, den er bei ſich aufkommen laſſen will, iſt vom Uebel. Dieſer Staat iſt der ſelige freie Patriarchenſtaat, wo die Völker in der Unſchuld des Glaubens wandeln.

Wie die Anhänger des Juris Divini einer jeglichen Macht und Herrſchaft auf Erden das Endliche, Richtige und Verderbliche, was in allen menſchlichen Beſtrebungen und Entwickelungen auch enthalten iſt, vorzüglich auffaſſen und feſthalten, ſo ſchweifen die Anhänger und Prediger der ſogenannten Volksſuveränetät grade nach der entgegengeſetzten Seite hin aus. Sie gebärden ſich, als bildeten ſie ſich ein, wenigſtens ſuchen ſie es andern ſo einzubilden, der Menſch trage bloß göttlichen Stoff und göttliche Anlagen in ſich und ſey ſchon hienieden der Entwickelung und Vervollkommnung bis ins Unendliche fähig. Sie heben alles Recht und alles Politiſche auf ein ideales Gebiet empor, und leiten alle Macht und Majeſtät aus dem Volke, d. h. aus allem, her, und ſetzen den Herrſcher und Hohenprieſter zu Beamten des Volks herab, als welchen es den Glanz und die Würde, womit ſie bekleidet ſind, gelichen habe. Daher klingt es bei ihnen ganz folgerichtig: Gleichheit und Freiheit in gleichem Maaße für alle, für den Armen wie für den Reichen! jeder iſt ein Theilchen der Majeſtät, die auf allen ruhend gedacht werden muß.

Dieſe Beiden, wenn ſie ihre Anſichten auf die Spitze hinaustreiben, behaupten eine Narrheit und ein Unrecht, die weder vor dem Verſtande noch vor der Geſchichte beſtehen, obgleich in den Anfängen der Grundſätze, von welchen Beide ihre Auslauf beginnen, Keime von Wahrheit liegen, die zwiſchen Beſonnenen eine Vermittelung möglich machten.

Den Erſten, die auf ein **Jus Divinum** pochen, kann man gern und willig zugeben, daß die Weiſen und Seher des heidniſchen Alterthums darin mit den Grundlehren des Chriſtenthums übereinſtimmen, daß alle Obrigkeit und alles Hoheprieſterthum ihren Urſprung vom Himmel herleiten, daß ſie eine tiefere und unſichtbarere Quelle haben als alles, was aus dem flachen Boden der gewöhnlichen Erfahrung und Wahrnehmung entſpringt. Dem Chriſten iſt ſchon an ſich jede gute und heilſame Gabe in demüthiger Anerkennung von Gottes Gnaden, ein unverdientes Glück; jede höhere Ordnung und Anordnung alſo, jede erhabenere Stellung in der großen Hierarchie der himmliſchen und irdiſchen Kräfte und Mächte, ſteht ihm unter höherem Schirm und trägt eine höhere und heiligere Weihe — dieß iſt ganz beſonders von Gottes Gnaden. Wie er jede Weisheit und tiefere Erkenntniß unmittelbar von Gott herleitet und Gott verdankt, ſo ſtellt er auch das Geſetz und die Zucht, welche die menſchliche Geſellſchaft verbinden und zuſammenhalten, und die hohen

Träger und Vertreter derſelben, die Könige, Fürſten und Hohenprieſter, unmittelbar weiter zu der Gottähnlichkeit hinauf, und erkennt und ehrt in ihnen jene innere unſichtbare Gnade und Majeſtät, die ſie nur von Gott haben. Dieſe myſtiſche Vorſtellung, die glücklich ein heiliger Glaube der Völker geworden, dieſe unbeſtimmte, fromm geglaubte Majeſtät giebt jenen idealen Schimmer, jene höhere Weihe der Ehrfurcht und Liebe, deren auch die freiſten und edelſten Völker in ihren Herrſchern als irdiſchen Ebenbildern des Allwalters ſich immer gern gefreut haben. Aber daneben haben ſie doch gemeint, daß die Weiſen und Guten im Volke aus ihnen ſelbſt heilſame Geſetze und Ordnungen finden und ſchaffen, oder in Gemeinſchaft mit den Herrſchern ſtiften, und daraus die bindenden Rechte und Pflichten für alle Glieder des Staats durch einen feierlich verbürgten und beſchwornen Vertrag herleiten könnten. Obgleich wir in der früheren germaniſchen Zeit eben nichts dem Gleiches haben, was man jetzt unter Repräſentativregierungen und konſtitutionellen Staaten verſteht, ſo kann doch niemand leugnen, daß namentlich in allen Ländern und Reichen germaniſcher und gothiſcher Abkunft von Island bis Gibraltar und Meſſina immer unaltes Volksrecht und Volksgeſetz, häufig älter als Könige und Fürſten und früher als monarchiſche Verfaſſung, da geweſen, welches die Herrſcher durch heilige Weihe oder öffentlich gegebenen Handſchlag zu achten und zu ehren gelobt und geſchworen haben. Doch blieb bei allem dem immer die Idee einer unantaſtbaren und überſchwänglichen Heiligkeit der Königlichen durch das Geſetz und durch Gott mit Majeſtät gekleideten Perſon, es blieb die myſtiſche Unergründlichkeit des **Dei Gratia**, das bei dem Höchſten nicht bloß eine Formel chriſtlicher Demuth bedeuten ſollte. Nun aber ſind in unſern Tagen, da die unſinnigſten Vertheidiger und Verkündiger der Volksſuveränetät aufgeſtanden ſind, auch ſolche Erklärer und Ausleger dieſes **Dei Gratia** aufgetreten, welche den Herrſchern und Thronen vielmehr geſchadet haben als die Prediger der abſoluten Volksſuveränetät. Dieſe könnte man die Türken oder Orientalen der Staatslehre nennen.

Die Zweiten haben darin gewiß nicht Unrecht, wenigſtens nach den Gefühlen und Gedanken nicht, von welchen germaniſche Menſchen von jeher geführt und regiert ſind, wenn ſie ſagen: unſere Könige und Fürſten ſind aber nicht die Adame des Volks, die wie die Bienenkönigin alle Keime deſſelben, alles, was es künftig ſeyn wird und denken, bilden und entwickeln ſoll, urſprünglich in ſich tragen; ſie ſind nicht die einzige Quelle alles Rechts, aller Macht und aller Entwickelung; und wenn wir geſtehen, daß Gott ihnen das Herrlichſte und Heiligſte übertragen hat, ſo haben ſie Vieles auch durch Uebertragung und Vertragung vom Volke erhalten, und üben es gleichſam im Namen und in der Idee des Volks. In dem Volke und aus dem Volke und aus dem ganzen Begriffe des Volks wird auch die königliche und fürſtliche Macht und Majeſtät gedacht; ein König ohne ein Volk wäre eine undenkbare Größe, ein leeres Nichts. Es ruht alſo auch hier irgend ein dunkler und tiefer, ein myſtiſcher Begriff im Hintergrunde. Ein König wird gedacht als für das Volk und durch das Volk und mit dem beſten Willen und der frommſten und liebſten Anerkennung deſſelben, ſein heiliges und hohes Amt im Namen und Auftrage Gottes führend.

Was ſagt dieß demjenigen, der in allem nach klaren Begriffen und reinen Gedanken forſcht? Es ſagt ihm nichts Anderes, als daß hier unter dem Volke nicht eine rohe wilde Maſſe, z. B. nicht die zehn oder dreißig Millionen Menſchen, die etwa einen gegebenen Staat bewohnen, verſtanden wird, ſondern die ſittliche Kraft und das verſtändige und geiſtige Vermögen, das in den Beſſeren und Weiſeren wohnt, und Sitte, Recht und Geſetz ſchaffen, pflegen und erhalten hilft — daß gleichſam die oben ſchwebende Vernünftigkeit und Weisheit verſtanden wird, die das Ganze trägt und erhält und deren äußere ſichtbare Stütze die Majeſtät des Herrſchers iſt — daß alſo etwas Ideales verſtanden wird: die Einſicht und der Wille der Weiſen und Guten, wovon wir unbedenklich ſagen dürfen: auch hier iſt ein Theil der Majeſtät. Man führt oft den bekannten Spruch an: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk. Dieſer Spruch iſt aber durchaus ſchielend und aus der orientaliſchen Emanationslehre des Abſolutismus, wenn man unter dem Worte Volk nicht bloß die wüſte Maſſe verſteht. Schreitet man aber auf unſerm occidentaliſchen Wege einher, wie ich ihn im Gegenſatz gegen jene Orientaliſten wohl nennen darf, und behauptet man, jeder im Volke, auch der Roheſte und Unwiſſendſte, iſt ein Mitträger der Majeſtät, und nur der Geſammtwille aller, der bei allen befragt werden muß und den jeder perſönlich vertreten darf, ſetzt allein die Herrſchaften und Obrigkeiten durch mitgeborne Machtvollkommenheit ein und ab, dann verläuft man ſich in einen rohen Urzuſtand der Wilden, wo alle Vernünftigkeit und Weisheit mit dem edleren Begriff Volk Abſchied nehmen muß und wo bald die grauſen Erſcheinungen der Auflöſung folgen werden. Vergebens predigen uns dieſe Occidentalen: Mache nur alle Glieder der großen Geſellſchaft, Staat genannt, ganz frei, ganz gleich, verkündige ihnen nur immer und immer wieder, daß ſie göttlichen Geſchlechts ſind, daß ſie beſtimmt ſind edel, frei, herrlich zu ſeyn — und ſie werden es ſeyn. Wir glauben es ihnen nicht, wir erkennen die Bedeutung der Lehre an ihren Früchten, oder vielmehr, wir haben ſie lange ſchon erkannt.

Wohin will ich mit dieſen Hinundherreden und Hinundherwinken? Zu dem ganz einfachen Grundergebniß, daß das Recht und jede politiſche Geſtaltung und Entwickelung nicht aus urſprünglichen Ideen abgeleitet und gelehrt werden kann, ſondern nur aus vielen und langen Erfahrungen und Geſchichten des Menſchengeſchlechts. Wenn wir die beſten und edelſten Völker der verſchiedenen Zeiten betrachten, und erwägen, wodurch ſie entſtanden, beſtanden, geſunken oder vergangen ſind, wenn wir dieß bis auf unſere Zeiten verfolgen, und uns umſchauen, was alle Tage vor uns geſchieht und in dem letztverfloſſenen Jahrhundert geſchehen iſt, ſo gewinnen wir Beſonnenen ungefähr ein Bild von dem, was der Verſtand und die Weisheit der Menſchen auf dieſem Gebiete etwa ſchaffen und wodurch das Geſchaffene behauptet oder zerſtört werden kann; wir gewinnen einen Begriff von der Staatsklugheit und Staatsweisheit. Natürlich ſuchen wir hierüber bei den edelſten Völkern die Belehrung, unter den Alten bei den Indiern, Perſern, Hebräern, Griechen, Römern, unter den Neueren bei den zahlreichen germaniſchen oder germaniſirten Völkern; was Botokuden oder Hottentotten und Kirgiſen für Geſellſchaften gebildet und für Geſetze und Rechte entwickelt und beſtimmt haben, daraus mag ein Vertheidiger des **Juris Divini** von Don Michel oder ein Bewunderer des Türkenregiments für ſeine hündiſche und wölfiſche Lehre ſich ſeine Reſultate ziehen; uns kümmern dieſe nicht.

Die wahre Mitte dieſer Dinge und Verhältniſſe, die allerdings auch bei dem edelſten, mäßigſten und gerechteſten Streben der Weiſen und Guten immer ihre dornigten Unauflöslichkeiten haben, welche nur durch den allgemeinen Boden menſchlicher Natur erträglich, vorzüglich aber durch Sitte und Religion, wenn nicht auflöslich doch überkömmlich werden, iſt ſchon von den Geſetzgebern und Weiſen des Alterthums gefunden und gezeigt worden; und wahrlich ſo viele neue Wahrheiten, als manche der Helden des Tages ſich einbilden, ſind hier nicht mehr zu entdecken. Der Menſch iſt heute noch der Menſch, der er vor tauſend und zweitauſend Jahren war; er hat noch dieſelben Bedürfniſſe, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Gebrechen wie zu Moſes und Platons Zeiten; er wird die alte Abhängigkeit von der Erde behalten müſſen, die ſchlimme Gebundenheit durch ſinnliche und irdiſche Stoffe nie abſchütteln können. Nur in dem Einen iſt die europäiſche Menſchheit mächtig vorgeſchritten und einer größeren Freiheit und Herrlichkeit fähiger geworden, daß das Chriſtenthum mit ſeinen milden und erhabenen Lehren ſie mehr durchdrungen hat. Aber! aber! wo dieſes Chriſtenthums, das auch die äußere Welt mehr vermenſchlichen und befreien ſollte, vielleicht am wenigſten iſt, macht man nicht gerade da immer die ſtolzeſten und ungemeſſenſten Anſprüche auf die größtmögliche Freilaſſung der Kräfte und Strebungen? iſt man da nicht am vorlauteſten mit der gefährlichen Lehre der Volksſuveränetät, welche gerade den Vagabunden der Geſellſchaft am lieblichſten in die Ohren klingt? denn die Geſcheidten wiſſen wohl, was ſie von jeher bedeutet hat und was ſie uns bedeuten würde, wenn es ihrem Wahnſinn gelingen ſollte, mit der Gewalt der Blinden und Tollen durchzugehen.

Dieſe Volksſuveränetät iſt nichts Anderes als die reine Demokratie, die abſolute Gewalt, die in allen ruht und im Nothfall von allen ausgeübt werden darf. Daß aus Furcht vor dieſem blinden Ungeheuer mit hunderttauſend Köpfen und Millionen Fäuſten, vor welchem auch ich ein unendliches Grauen habe, Viele ſich mehr als recht in die Lehre des Jus Divinum bis zur Unvernunft hin zurückverlaufen haben, das liegt am Tage. Daher ſo viele vergebliche Verſuche, ſo viele Gaukeleien und Liebäugeleien ſelbſt mit Lehren der Heiligen Schrift, denen ein Sinn der hündiſcheſten Knechtſchaft, die ſie nie geboten haben, untergeſchoben wird; daher die Anweiſungen des Herrn von Haller u. A. und ſeiner Schüler, die Vergangenheit gleichſam wieder in die Gegenwart zurückzuführen und uns das Mittelalter, dem wir ſchon ſeit vier Jahrhunderten entwachſen, nicht bloß anzupaſſen, ſondern ſeine Ordnungen, als da ſind Lehnweſen, geſchloſſene Kaſten, Hörigkeit, Leibeigenſchaft, neu zu beleben. Aber was ſollten wir damit, da der Geiſt und die Anerkennung dieſer Dinge lange entwichen ſind und die Jetztlebenden ſich ihnen mit unwiderſtehlichem Widerwillen weigern würden? Nein, ſo unhaltbare Stützen kann man gegen dieſes Uebel nicht aufſtellen, das durch ſeinen eignen Unſinn, mit dem es ſich aller Augen zu Tage legt, und durch die Erſcheinungen und Früchte, die es mit ſich führt, endlich den meiſten wohl als das leere und hohle Geſpenſt des Augenblicks erſcheinen wird, das es iſt, als ein Ding, das in ihm ſelbſt nimmer Feſtigkeit, Ruhe und Ordnung gewinnen, noch bei andern laſſen und erzeugen kann, ſondern das immer in ſeinem Zuviel untergehen muß.

Dieſe reine Demokratie und die Uebertreibung ihrer Lehren, von welcher Viele, denen man ſonſt nicht allen Verſtand abſprechen kann, immer noch nicht geheilt werden wollen, iſt eine ganz natürliche Geburt der letzten Jahrhunderte und ihrer Umwälzungen und Entwickelungen, welche, beide auf dem geiſtigen und leiblichen Wege betrachtet und gewogen, dahin ihre Richtung nehmen mußten. Auch ſie, von welcher Manche zu lange Gefahren, wie uns däucht, ohne Grund träumen, iſt nur ein nothwendiger Uebergang der Zeiten, die einen Abſchnitt machen. Sie wird ſich endlich den Völkern in ihrer hoffnungsloſen Leerheit und Nichtigkeit offenbaren; was aber für die Erkenntniß und Ausübung von wohlthätigen

Keimen in ihr liegt, das werden unſre Enkel mit Verſtand ausſäen und anbauen lernen. Die erſtgeborne Tochter dieſer reinen Demokratie im größern Stil war der Nordamerikaniſche Freiſtaat, dann der Franzöſiſche von 1792, und jetzt ſcheint das Frankreich von 1830 lüſtern zu ſeyn, noch einmal einen koſtbaren Verſuch damit zu machen. Ich hoffe, wir ſind für die Belehrung darüber viel reifer, als unſre Väter vor fünfzig Jahren waren, und Erfolge und Begebenheiten, welchen wir entgegenſehen müſſen, werden uns die Augen des Verſtändniſſes über dieſe Ueberſchwänglichkeiten, mit welchen man den wahren Jammer der Zeit einlullen möchte, noch mehr öffnen.

Was Demokratie iſt in der Wirklichkeit und Ausübung, wohin ſie führt, oder vielmehr, worin ſie ſich recht bald verfährt und gewöhnlich eines geſchwinden Todes ſtirbt, das iſt den Wiſſenden und Geſcheidten kein Geheimniß geblieben; wir können es in allen Büchern der Griechen und Römer verzeichnet leſen und in den Urkunden und Kroniken unſers Mittelalters, welche die Entwickelungen, Verwickelungen und Umwälzungen der Italiſchen und Deutſchen Städte und Städtebünde darſtellen. Was wir ſeit vierzig Jahren in Frankreich erlebt haben, liefert breite und blutige Belege dazu und droht jeden Thucydides unſrer Tage, wenn uns ein ſolcher vergönnt würde, durch die unendliche Maſſe des Stoffes zu überwachſen. Doch wird die Welt nicht klug und betet den ſo oft niedergeſtürzten ja vor den Augen der Zeitgenoſſen ſelbſt ſo oft zertrümmerten Götzen immer von neuem wieder an. Da ſoll uns trotz aller durch Blut und Mord geführten Gegenbeweiſe Nordamerika immer noch als Muſter dienen, ſoll uns die Möglichkeit vorhalten und darthun, daß eine reine Demokratie mit lauter gewählten Volksvertretern, mit lauter gewählten Obrigkeiten bis zum Haupt der Regierung hinauf, kein Utopien ſey — jenes Nordamerika, deſſen Bedingungen und Verhältniſſe auf die tauſend und zweitauſend älteren europäiſchen Staaten gar nicht paſſen. Denn erſtlich bildet Nordamerika einen großen Bundesſtaat ſehr verſchieden organiſirter Lande, deren gute Hälfte ganz richtig mit den freien Sklavenrepubliken des Alterthums verglichen werden kann, bei einer völlig willen- und recht-loſen Maſſe von Sklaven in der geringeren Zahl von freien Abkömmlingen der Europäer bewohnt: ächt deſpotiſche Ariſtokratien und Oligarchien; und zweitens — was der Hauptunterſchied iſt — Amerika iſt bis dieſen Tag noch ein breites und weites Kolonieland, wo der Menſch des

Raumes die Fülle und die Leichtigkeit des Gewinns und Lebens in ſolchem Verhältniſſe vor dem Europäer voraus hat, daß, wenn der Geſchickte und Fleißige von 24 Stunden 4 arbeitet, er ſich mehr Genüſſe des Lebens bereiten kann, als derſelbe Menſch in Deutſchland oder Frankreich, der von 24 Stunden 16 im Schweiße ſeines Angeſichts ſich abmüht. Daraus geht hervor, daß die Demokratie Nordamerika's wegen der weit zerſtreuten und leicht lebenden und gewinnenden Menſchen bei weitem keine ſo gefährliche Reibungen und Gegenſtöße veranlaſſen kann, als in dem alten dichter bewohnten Europa. Amerika hat keine Hungerleider, die nach Brod und nach Neuigkeiten ſchreien, keine Straßenräuber und Vagabunden; die Rottenführer und Aufwiegler, welche, durch Ehrſucht oder Tollheit getrieben, Umkehrungen veranlaſſen möchten, finden keine Maſſen mißvergnügter, leichtſinniger und verbrecheriſcher Menſchen, deren wilden Strom ſie vor ſich her wälzen können. Wartet nur, die ihr euch und uns mit falſchen Beiſpielen täuſchen möchtet! Amerika hat ſeine Tage von Athen, Konſtantinopel, Florenz, Mailand, Straßburg, Genua, Neapel, Paris u. ſ. w. noch nicht erlebt. Wartet nur noch einige Jahrhunderte! dann wollen wir uns wieder ſprechen und ſehen, was aus dieſer Einen vortrefflichſten demokratiſchen Bundesrepublik geworden iſt.

Ja ein Wahnſinn plagt die Welt, ſie haſcht nach dem Beſten, ohne das Gute feſthalten zu können; er plagt unſre unglücklichen Nachbarn, die Franzoſen, welche durch das Zuviel von Glück und Freiheit, was ihnen immer vorgaukelt, ſich und uns wieder in die kaum geſtillten Wirbel hinein zu reißen drohen. Sie haben ihre großen Lehrjahre von 1790 bis 1800, ſie haben ihren eiſernen Deſpoten Napoleon wie einen ſchwerſten Freiheitsalp auf dem Nacken gehabt, ſie haben ein anderes Joch, das ihnen unerträglich däuchte, kaum abgeſchüttelt — und ſie, die Leichten, Beweglichen, Unruhigen, bilden ſich wieder ein, daß das Staatsſchiff ohne die nothwendige vis inertiae, welche ſchon die Weiſen des Alterthums anerkannt haben, ohne die Schwere einer ariſtokratiſchen Laſt, die allerdings eine Laſt, aber eine nothwendige Laſt iſt, ſoll ſegeln können, ohne daß es wieder der Raub des erſten kühnen und verwegenen Kapers werde, der zu entern wagt. Sie kennen auch — wenigſtens die Weiſeren unter ihnen kennen und halten ſie den Verblendeten und Unwiſſenden vor — die Lehre der Geſchichte, daß ein Volk nur in dem Maaße der Demokratie würdig oder fähig iſt, als es Ruhe der

Leidenſchaften, Strenge der Sitten, Mäßigkeit in Bedürfniſſen hat; aber dieſe richtige Erkenntniß wird betäubt und bewölkt durch das Geſchrei von der Bildung und Mündigkeit der Völker Europa's, die, den alten Zügeln der Pfaffen und Ariſtokraten (dieß iſt der Klang), ja der Könige entwachſen, die einfachſten Formen ertragen und dadurch glücklich ſeyn können. Die Einſicht ſoll dieſem Geſchlecht alles erſetzen, ſie ſoll das Surrogat alles deſſen ſeyn, was man weiland unter dem inhaltſchweren Worte Tugend oder Bürgertugend begriff; ſelbſt der Pöbel, den dieſe Demokraten täglich mit gefälltem Bajonett aus einander jagen müſſen, ſoll dadurch ſo zahm und ſatt werden, daß er Hunger und Durſt, Raubſucht und Wohlluſt, die ihn ſtacheln, jener Majeſtät allgemeiner Einſicht in Unterthänigkeit und Demuth unterordne.

Verblendete! und noch verblendeter Diejenigen, welche euch glauben und nachbeten! Schüttelt das wilde und unruhige Thier, das in dieſer reinen Demokratie lauert, ſich zum Brüllen und Klauenausrecken auf, erſcheint es als das rohe, dumme und wüthende Thier, das es iſt, ſo hat man ſogleich die nothbehelfende Ausrede oder Lüge: „Wären nicht die „zettelnde Ariſtokratie, die ſchleichende Prieſterſchaft,

„die Liſten und Künſte der fremden Kabinette und „ihrer Helfer, ſo hätte es mit dem Beſtande dieſer „Freiheit und mit der vollen Volksherrlichkeit keine „Noth.“ Etwas iſt und bleibt hievon immer wahr, und ſie müſſen ſich nicht wundern, daß das, was ſie mit Gewalt zu vernichten ſuchen, ſich offen und geheim auf Leben und Tod wehrt; aber, wenn auch dieſe Feinde ſolcher Vortrefflichkeit nicht wären, ſo ſind leider die alten unſterblichen Anzettler und Verſchwörer da, die nie aufhören, gegen alles Beſte, was die Menſchen machen wollen, in Empörung zu ſeyn — es ſind die uralten Bedürfniſſe, die alten ewigen Leidenſchaften, es ſind Herrſchſucht, Habſucht, Ehrſucht und wie die Suchten der armen menſchlichen Natur alle heißen mögen, es iſt das Laſter und Verbrechen mit den Pöbelfäuſten von hundettauſend Hungerleidern geſchäftig, in dem beſten menſchlichen Gemeinweſen geſchäftig, am geſchäftigſten in einem Staate, welcher den Formen der reinen Demokratie am nächſten kommt. Auch wenn die erſten fehlen, die man gewöhnlich allein anklagt, werden die letzten ihr unheimliches und wüſtes Weſen treiben, wie ſie es immer getrieben haben. Bei dieſer Behauptung bin ich kein ſolcher Barbar noch überhaupt ein ſolches Ding, was ihr einen verſtockten Ariſtokratenſchmeichler oder verkappten Pfaffenfreund nennt; ich geſtehe freudig die erhöhete Bildung und gewachſene Einſicht der Völker ein, und daß dieſe ſie befähigen, im beſten Sinne in größerer Maſſe frei zu ſeyn, als die Menſchen vor fünfhundert und ſechshundert Jahren ſeyn durften. Aber es bleibt bei allem dem doch ein Ziel geſtellt, über welches hinaus man aus der Freiheit nur in die Knechtſchaft und unter den Deſpotismus läuft. Bei dem Wörtchen Einſicht will ich übrigens keinen Wortſtreit führen; ich nehme es nur ſo, wie ihr es nehmet, wie die Franzoſen **les lumieres** und **la civilisation** meinen. Verſtände ich unter Einſicht die wahre Erkenntniß der Dinge, wie dürfte ich mich unterfangen, euch bei dem Verlangen und Stiften einer reinſten Demokratie nicht das vollſte Recht zuzugeſtehen? Denn die wahre Einſicht macht mäßig, verſtändig, gerecht, gehorſam, ſie iſt der Tugend ſelbſt gleich. Aber ihr höret ja jeden Tag über eine Verſammlung von zehn oder hundert Menſchen das Urtheil ſprechen: „Geſchicklichkeit, Bildung und Einſicht genug; wäre eben ſo viel Uneigennützigkeit, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit in ihnen, ſo würde es um Stadt und Staat vortrefflich ſtehen.“ Alſo —

Es giebt zwar Länder und Völker, oder richtiger Ländchen und Völkchen, wo wegen klimatiſcher Beſchränktheit und Armuth und daher entſpringender Einfachheit der Arbeiten, Bedürfniſſe und Strebungen, und wegen eines mäßigen, ſtillen und beſonnenen Gemüthes der Menſchen das demokratiſche Princip mehr eine naturgemäße Geltung hat; aber im Ganzen ſteht Folgendes durch die Lehren der Geſchichte feſt:

Die Demokratie alleinherrſchend hat in einer Stadt und Gemeinde ſich wohl zuweilen einige Jahrhunderte erhalten, in größeren Staaten hat ſie immer ein kurzdauerndes Leben gehabt. Unruhe, Herrſchſucht, Tollkühnheit, Kriegsluſt und Eroberungsluſt ſind ihr ſtehender Karakter. Sie giebt alſo dem Zufall und Unheil die meiſten Blößen, ſie läuft ſich in der eignen Unruhe und Wildheit bald ſo außer Athem, daß der erſte beſte Reiter ſich endlich auf das ermattete Roß ſchwingt, und es zum Erſtaunen aller, welche es eben noch umzurennen und niederzuwerfen drohete, wie ein Lamm im Zügel führt. Sie überſtürzt ſich in der eigenen Wildheit und findet zu ihrer Zeit immer ihren Cromwell oder Napoleon, der unter neuen Titeln die Ariſtokratie und Prieſterſchaft für ſich wieder einführt. Denn vergebens ſträubt man ſich bei der Ungleichheit der menſchlichen Verhältniſſe, Kräfte, Anlagen, Glücks- und Gottes-Güter in der Demokratie einer billigen Ariſtokratie.

Ich bin weit entfernt zu meinen, daß die Völker Europa's und auch das deutſche Volk nicht mit Recht einen größeren Theil des demokratiſchen Elements in ihre Verfaſſungen aufnehmen ſollen, als unſre Väter darin hatten; ich geſtehe der allgemeinen Bildung, und auch der allgemeinen Einſicht, ſelbſt in ſo weit ſie bloß eine mehr äußerliche Einſicht iſt, ihre Anſprüche willig zu — aber ich bleibe bei der noch unwiderlegten Erfahrung ſtehen, daß die Oligarchie die verderblichſte, die Demokratie die gefährlichſte, die Ariſtokratie die daurendſte, daß aber eine aus Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie gemiſchte Verfaſſung die glückbringendſte iſt. Ich denke hiebei aber nicht bloß ein ſolches geiſtloſes Gerüſt, eine ſogenannte mechaniſche Gleichgewichtsſchwebung, wie man dieſe Miſchung häufig dargeſtellt findet, ſondern ich meine das innere Leben und Weben, ich meine den lebendigen Geiſt verſchiedenes Strebens, der unter den äußeren Formen wirkt, und das Ganze für einen fröhlichen und lebendigen Kampf mannigfaltiger und verſchiedener

Kräfte durchdringt; und wenn ich glaube, den neueren Völkern ein größeres Maaß von Beweglichkeit in allen Theilen und von freier Entwickelung und Uebung zugeſtehen zu dürfen als den beſten Völkern des Alterthums, die mit der Schande ihrer überwiegenden Sklavenzahl ihre ſogenannte hoch- und hochwohl-geberne Freiheit ſtützten und pflegten, ſo denke ich im Stillen dabei an das Chriſtenthum und an ſeinen ganzen göttlichen und menſchlichen Inhalt, der ſeine Bekenner auch der äußern irdiſchen Freiheit fähiger und würdiger gemacht hat, als die Edelſten des Alterthums ſeyn konnten. Dieſes Chriſtenthum in ſeinen Folgen und Früchten genießen auch diejenigen unter den Europäern, welche eigentlich nicht von ſeiner feinen und freien innerlichen Zucht, ſondern nur von ſeinem äußeren Rahmen umfaßt und gehalten werden. Das kann man aber ſagen, ohne Prophet zu ſeyn, daß dasjenige Volk, in welchem der zugleich milde und gehorſame und doch ſo ſtarke und tapfre Geiſt des Chriſtenthums der lebendigſte iſt, auch die ſicherſte Freiheit erlangen und am längſten beſitzen wird. Dieß giebt für die größere Zahl der jüngſten franzöſiſchen Demokraten und überhaupt für den Theil des franzöſiſchen Volks, der an den Begebenheiten der letzten beiden Jahre den brennendſten Antheil nimmt, auch eben keine ſehr erfreuliche Ausſicht. Wenn die meiſten von ihnen feſt in dem Sinne des belgiſchen Demagogen Mr. de Potter ſchreien: point de religion!, wenn ſie vermeſſen glauben, durch bloßen Verſtand und Einſicht der reinſten Freiheit die würdigſten zu ſeyn, ſo muß man ſie und ihre Verehrer an den alten Glauben aller Guten erinnern: daß ſelbſt ein Gott kein Volk regieren könnte, welches weder Glauben noch Aberglauben hat.

Ich komme nun zum Schluſſe noch auf etwas, das ſich an dieſe Betrachtungen hängt, oder vielmehr aus ihnen entſpringt, ich möchte ſagen, eigentlich ganz in ihrer Mitte iſt, nämlich auf den Pöbel und die Centraliſation, woran die meiſten Staaten der gegenwärtigen Zeit kranken oder doch bald erkranken werden.

Mit Recht haben die Vertheidiger des Mittelalters und die Bewunderer der früheren germaniſchen Zeit als einen ſchönen Vorzug jener Vergangenheit hervorgehoben, daß ihr Karakter der Karakter des Individualiſirens war, ſo wie der Karakter der Gegenwart der des Univerſaliſirens iſt: dort ein blühender, lebenskräftiger, poetiſcher, ſelbſtſtändiger Polytheismus, hier die dämmernde und leere Schattenwelt eines alles wieder in ſich verſchlingenden und begrabenden Pantheismus, ein Zuſtand, in welchem kaum die hohlen Schemen der weiland lebenvollen Geſtalten übrig bleiben; dort ein freieſtes Auseinanderfließen und verſchiedenartigſtes Sichgeſtalten der Kräfte, hier ein ſklaviſches Zuſammenzwingen und einförmigſtes Zuſammenhalten derſelben. Es iſt Wahrheit in dieſen Anklagen und Vergleichungen, obgleich ſie ihrer Weſenheit nach doch nur die nothwendigen Unterſchiede verſchiedener geſchichtlicher Entwicklungsepochen bezeichnen, ein Verhältniß etwa, wie das des Jünglings zum Manne, der, damit er klar um ſich ſchauen und feſten Schrittes wandeln könne, freilich manche poetiſche Schimmer wegblaſen, manches Neſt voll luſtiger Frühlingsvögel, die ſeine Jugend nach allen Seiten hin zogen und feſthielten, ausjagen muß. Es bleibe allerdings die Sehnſucht und Klage, daß wir Manches aus dem zwölften und vierzehnten Jahrhundert wieder haben möchten, wenn das nicht eine Unmöglichkeit wäre. Es hat für die Wehrhaftigkeit und Rüſtigkeit des Lebens der letzten Jahrhunderte und auch für die des Staatslebens derſelben Manches weggeräumt, manche einzelne lieblich erſcheinende und blühende Kraft in ein großes Ganzes zuſammengezogen und in ihm gleichſam begraben werden müſſen, damit das würde und ſich erhielte, was die Verſtändigeren unter uns die Stärke und Güte unſers Zeitalters nennen. In dem Univerſaliſiren und Centraliſiren der Menſchen und aller ihrer Kräfte und Strebungen erſcheint dem denkenden Forſcher eine höhere Nothwendigkeit als die des bloßen Zufalls oder eines alles ſchlau wägenden und berechnenden Deſpotismus, wozu begeiſterte Verehrer des Mittelalters dieſe Erſcheinung gewöhnlich zu verdeuten pflegen. Aber Eines dringt ſich hiebei doch immer als eine unerläßliche Betrachtung auf, zumal in einem Zeitalter, das ſich wie das unſrige das ſpeculative oder philoſophiſche nennt, und ſchon durch die Nöthen und Gefahren, womit es umgeben iſt, gezwungen wird, ſcharf um ſich zu ſchauen und nach den erſten Gründen und Verhältniſſen auch der bürgerlichen und politiſchen Dinge zu fragen: ob denn die Vereinfachung der ſogenannten Staatsmaſchine, die Centraliſirung aller Kräfte unter einer einzigen Geſtalt für einen einzigen Zweck, zu einem einzigen Punkt hin, das Richtige ſey? ob hier nicht ein Tod für das Menſchenweſen überhaupt, nicht endlich auch eine Todesgefahr für den Staat ſelbſt ſey, welchen man dadurch eben recht kräftig und rüſtig zu machen meine? Die Fragen und Bedenken, welche aus ſolcher oder ähnlicher Betrachtung entſpringen, haben eine ſchwere Bedeutung. Durch das Zuſammenziehen des weiten Kreiſes der individuellen menſchlichen Entwickelung zu einem engeren gewinnt man beſtimmtere ſicherere Kräfte, die ſich mehr auf Ein Ziel richten laſſen, man gewinnt geſchicktere Werkzeuge für die Ausführung und Behauptung eines größeren Zuſammenhanges. Wird ſolcher enge Kreis im Ablaufe der Zeiten noch enger gezogen, ſo nimmt die Willenloſigkeit des Einzelnen im reißenden Fortſchritt zu, er wird brauchbar als ein blinder ſtumpfer Klotz, den ein fremder Wille nach Belieben in Bewegung bringt. Bei dieſem Gange der Entwickelung werden die Regierungen auch ohne alle böſe Liſt durch eine Art Inſtinkt deſpotiſcher, ſie gebrauchen eigenwilliger und einſeitiger, was ihnen durch ſeine biegſame Schwäche, in jedem Augenblick nach einer andern Richtung hin, als die ſie ihm eben zu geben beliebten, bequem iſt: ſie centraliſiren ſich ſelbſt und alles. Dieß iſt das Weſen des Deſpotismus, dieß ſeine naturgemäße Entſtehung. Und jemehr ein Volk ſolche einſeitige Richtung und Entwickelung angenommen hat, jemehr es ſich gleich dem Bienenſchwarm immer nur in der Maſſe fühlt, jemehr es immer nur gleichſam durch einen univerſellen Inſtinkt aufgeregt und geführt wird, deſto weniger Anlage hat es zur wahren Freiheit. Hier ſchlage ich mit Einem Worte die reine Demokratie todt, welche, ein todtes, centraliſches Einerlei in ſich tragend, an ihr ſelber ſtirbt oder vielmehr immer an einem Tyrannen ſterben muß, der in dem wüſten Bienenſchwarm, wo alle gegen einander die Stacheln emporheben, der Weiſel ſeyn will.

Dieſes Univerſaliren und Centraliſiren bis zum Uebermaaß fortgetrieben, indem der menſchliche Verſtand oder die wahre Staaten und Freiheit erhaltende und ſchirmende Kunſt dagegen mit neuer Kunſt und Wiſſenſchaft keine Wehr aufführt, zeigt ſich am fürchterlichſten und gefährlichſten in den ſogenannten Reſidenzen oder Hauptſtädten der großen Monarchieen Europa's, nirgends aber mehr als in Frankreich, weil die Franzoſen ein geſellſchaftliches und geſelligſtes Bienenvolk ſind, weswegen ihr großer Napoleon auch wohl ironiſch die Bienen in ſein Wappen aufnahm; aber auch in England, in Spanien, in Deutſchland. Die Hauptſtädte haben eine zu große Anziehungsgewalt, und die ſie nicht ſchon durch die natürlichſte Macht der Verhältniſſe haben, wird ihnen durch alle mögliche künſtliche Mittelung und Förderung der Regierungen, die ihren Vortheil ſchlecht verſtehen, noch hinzugethan. Dadurch erwachſen zweierlei Uebel:

Die Hauptſtädte ziehen nicht allein gleichſam allen Geiſt und alles hervorragende Talent in ſich, ſondern ſie freſſen es endlich ſelbſt auf. Es entſteht durch die Hauptſtadt, durch den Sinn, die Art und das Streben des Ländchens oder Klima's, wovon ſie eben der Mittelpunkt wird, ein eigener einſeitiger Ton, eine einſeitige Richtung, es entſteht das, was man in der Kunſt und dem Leben, ja ſelbſt in der Wiſſenſchaft, Manier nennen könnte, eine tödtende Einförmigkeit, die ſich durch den Einfluß der Hauptſtadt endlich mehr und mehr zur Manier des ganzen Landes macht, deſſen verſchiedene Eigenthümlichkeiten, da die vorzüglichſten Geiſter der verſchiedenen Landſchaften des großen Reichs, die ſie hätten erhalten und weiter ausbilden können, zur Hauptſtadt hingezogen und dort hauptſtädtiſch gemodelt und gebildet werden, jetzt nimmermehr in natürlicher Freiheit entwickelt und ausgebildet werden können. Den Landſchaften wird auf dieſe Weiſe alles eigene geiſtige Leben entzogen, und, indem die Hauptſtadt alles überwältigt, erſtirbt das ſchöne Mancherlei und Vielerlei, welches ſonſt an den verſchiedenen Stellen verſchieden geblüht hätte, in manierirter Einförmigkeit des Lebens und des Geſchmacks.

Aber das zweite noch viel Schlimmere, was dieſe immer dicker anſchwellenden und maſſenhafteren Centralpunkte der großen Monarchieen erzeugen, iſt ein vagabundiſcher und ausgelaſſener Pöbel, eine gefährliche Hefe des Volks, häufig ohne Gewerbe und Arbeit, immer faſt ohne Liebe und Geſinnung, um ſo gefährlicher, da Viele aus derſelben Gelegenheit haben, manche äußere Bildung und Abglättung zu erlangen, ohne daß ihr Inneres von den Vortheilen höherer Bildung, welche ſolche Hauptſtädte den Beſſeren allerdings darbieten, durchdrungen und veredelt wäre. Das Thier in ihnen — ich meine hier jenes Thier, das in jedem Sterblichen lauſcht — iſt nicht gezähmt oder gefeſſelt, es iſt nur äußerlich vermenſchlicht und verlarvt, und hat gelernt, mit einer gewiſſen Klugheit und Geſchmeidigkeit die Tatzen und Krallen gelegentlich einzuziehen. Wir kennen die Geſchichte des Pöbels von Rom und Konſtantinopel weiland, wir ſehen das glänzende Gegenbild jener Vergangenheit jetzt in London und Paris, vorzüglich aber in Paris. London iſt freilich die Hauptſtadt des mächtigſten Reichs der gegenwärtigen Zeit, aber es iſt zugleich die größte Seeſtadt der neueren Welt, und bei weitem zwei Drittel deßjenigen Volkstheils in ihr, welcher anderswo Pöbel heißen würde, haben Gelegenheit, die rohen Fäuſte in mancherlei tüchtiger Arbeit zu üben, und ſind nie ſo ſehr der Möglichkeit der Hungerleiderei ausgeſetzt, als z. B. in Paris, welches nur eine Landſtadt iſt. Was der Pöbel in Paris bedeutet hat in den zehn Jahren von 1790 bis 1800 wiſſen wir; wir wiſſen auch, daß Napoleon die gebührliche Furcht und Ehrfurcht vor ihm gehabt hat. Nichts war ihm angelegener, als die Sorge für dieſe ſchlimmen Bäuche, und nicht bloß für den Schein und Prunk, welchen ſeine Seele freilich nicht überlegen war, hat er in Paris ſo viel gebaut und gerüſtet. Alexandern war es weiland nicht wichtiger, daß die Athener etwas von ihm zu erzählen haben ſollten, als es Napoleon war, daß die Schwätzer von Paris ihm ſchön ſprachen. Wie dieſer Pariſer Pöbel, wohinter jeder ehrſüchtige Rottenfeldhauptmann und- Anzettler ſein verdächtiges Spiel aufſtellen und verſtecken kann, ſeit Jahr und Tag auf ganz Frankreich, ja auf ganz Europa gewirkt und geſpielt hat, und welche große Angelegenheit es für die jetzige Regierung Frankreichs iſt, ihnen den Heißhunger nach Neuigkeiten und Brod zu ſtillen, daran werden wir jede Stunde erinnert. Das weiß aber jedermänniglich, daß die bürgerliche Ordnung und die wahre Freiheit keine gefährlichere Feinde hat als dieſe Habenichtſe und Taugenichtſe, die immer die Hälſe und Ohren, und leicht auch die Fäuſte aufrecken.

Freilich iſt es unvermeidlich, wenn die menſchliche Geſellſchaft in Verfaſſung, Kunſt und Wiſſenſchaft bis zu einem gewiſſen Grade der Bildung gelangt iſt, daß dieſe Hefe, Pöbel genannt, ſich als ein fauler und gährender Niederſchlag dann in dem Volke nicht abſetze. Wie der Fluch der Barbarei Rohheit, Grauſamkeit, gelegentlich gewaltige Hungersnöthen und Peſten iſt, welche die Geſellſchaft zerrütten und die Menſchen zerſtören und wegräumen, ſo iſt der Fluch der höheren und feineren Bildung ein Auswuchs, aus Leichtfertigkeit, Armuth, Halbbildung, Liederlichkeit und Verworfenheit gemiſcht. Dieſer wird immer da ſeyn bei mehr entwickelten und verfeinerten Zuſtänden des Menſchenweſens; aber über das Ganze mehr zerſtreut und vertheilt, bekommt er keinen ſo verderblichen und giftigen Karakter, als wenn er an einem oder zwei Orten eines weiten Reichs gleichſam verſammelt den in ihm liegenden Peſtſtoff für doppelte und dreifache Wirkſamkeit der Anſteckung mehr entwickelt. Ich nenne ihn mit Recht den Peſtſtoff in der menſchlichen Geſellſchaft, denn wie dieſer, an einzelnen wenig bewohnten Orten zerſtreut, häufig in ihm ſelbſt erliſcht, ſo wird er dagegen, in dicht und eng bewohnte Orte geworfen, gewöhnlich zu einer fürchterlichen Bösartigkeit ausgebildet und erhöht.

Wer in der Zeit lebt und ihre Richtungen und Entwickelungen in der Erſcheinung hat vor ſich vorübergehen ſehen, dem liegen dieſe beiden eben erwähnten Uebel und die Verblendung, womit manche Regierungen ſie gleichſam abſichtlich zu pflegen ſcheinen, täglich und ſtündlich vor den Füßen. Gegen das Erſte, gegen das Centraliſiren überhaupt, giebt es allgemeine Mittel würdiger Anſichten vom Staat und zweckmäßiger Anordnungen, wodurch das Individuelle der Einzelnen und der Landſchaften eines großen Reichs, welches bei der allgemeinen Ueberſchwemmung, die allem Eine graue Todenfarbe gegeben hat, noch übrig geblieben iſt, nicht nur kann erhalten ſondern auch geſtärkt werden. Gegen das Zweite aber, nämlich das, was die großen Hauptſtädte nach unſerer Anſicht Verderblichſtes haben, gegen die Kümmerlichkeit einer zuletzt ganz chineſiſch abgeſchloſſenen und manierirten Bildung und gegen die Gefährlichkeit des Pöbelübergewichts gäbe es zwei Abhülfen, von welchen die erſte ſchwerer, die zweite leichter auszuführen ſeyn möchte. Ich darf hier um ſo mehr wieder darauf hinweiſen, da ich beider in früheren Schriften ſchon erwähnt habe.

Das erſte Abwendungsmittel wäre: Damit in Reichen von fünfzehn bis fünfzig Millionen Seelen die Pekinge, Paris und Konſtantinopel mit allem ihrem Ungeziefer und Schlangengezücht nicht zu geſchwind und mächtig anſchwellen, ſo erlaſſe man in großen Monarchieen ein Reichsgeſetz, welches ſtatt einer oder zweier Hauptſtädte ihrer vier oder fünf beſtimmt, und zugleich für alle Zeiten die Ordnung vorſchreibt, daß die Herrſcher nach dem Umwechſel ihre Wohnungen in ihnen aufſchlagen müſſen, ſo daß mit jedem vierten oder fünften Herrſcher der Wechſel herum gekommen wäre. Z. B. wenn in Deutſchland (geſetzt, es wäre eine monarchiſche Einheit) Potsdam, Prag, Regensburg, Frankfurt, Köln u. ſ. w. zu Reichshauptſtädten erklärt würden. Haben wir ſogar in unſerer mittleren deutſchen Geſchichte das Beiſpiel der immer von Stadt zu Stadt wandelnden und während ihrer Regierung oft in zehn verſchiedenen Städten zu Gericht und auf Reichstagen ſitzenden Kaiſer.

Das zweite ſchon ſehr Wirkſame wird folgendes ſeyn, deſſen Ausführbarkeit klarer und deſſen Ausführung durch den politiſchen Verſtand der Zeitgenoſſen wahrſcheinlicher iſt. Man mache nämlich, damit eine Hauptſtadt nicht alles an ſich reiße, in ſich verſchlinge und endlich zu nichtigem Tode auflöſe, in jeder größeren Landſchaft eine Landſchaftshauptſtadt in der vollen Bedeutung des Worts. Dieſe muß die Hauptmittel der allgemeinen Bildung enthalten, und, wenn nicht eine Univerſität, doch 1) eine ſolche Bibliothek, daß die Eingebornen der Landſchaft faſt alle Hülfsmittel ſolcher Bildung bei ſich daheim haben, und deswegen nicht immer die Hauptſtadt des Reichs ſuchen müſſen; 2) Sammlungen der heimatlichen Denkmäler und Alterthümer, und Kunſtſammlungen, die mit beſonderer Sorge gepflegt werden. Außer dieſem muß durch freieres Leben und freieres Verwalten und Regieren, das man den Städten überhaupt zugeſteht, von der Regierung jener Geiſt recht gefliſſentlich gepflegt und ermuntert werden, der eigne Stiftungen, Schenkungen, Sammlungen und Bibliotheken hervorbringt. So daß, wenn dieß wieder recht lebendig würde, man in Städten, wie z. B. Magdeburg, Erfurt, Stettin, nach einigen Jahrhunderten viel Aehnliches finden würde, als Städte wie Frankfurt am Main, Nürnberg, Lübeck noch enthalten, welche dieß eben ihrer eigenthümlichen Lage und jener Art Selbſtſtändigkeit, die ſie ſelbſt Jahrhunderte nach dem Verfall des alten germaniſchrömiſchen Kaiſerreichs noch behauptet, allein zu danken hatten, weil nur bei dem Gefühl einer enger abgeſchloſſenen Gemeinſchaft und einer ſonderheitlichen Eigenthümlichkeit der Sinn der Bürger dahin gelenkt wird, noch für die Enkel und Urenkel etwas Bleibendes und Oertliches zu ſtiften.

Dieß wären, wie mir däucht, ſehr wirkſame Gegenmittel gegen die erwähnten Uebel; manche andre wohlthätige Ableitungen eines ſo verderblichen jede Geſellſchaft allmälig auflöſenden Stoffes würden neben ihnen hin entſpringen, wenn man die Dinge und ihre Einrichtung und Verwaltung in dieſem Sinne ins Auge faßte, die Keime der höheren und edleren Bildung und Wiſſenſchaft an vielen Orten auszuſäen und ihr Wachsthum zu befördern. Die Hauptſtädte würden durch ihren unermeßlichen Einfluß immer doch den Vortheil behalten, aus allen Theilen des Geſammtlandes viel Würdigſtes und Edelſtes an ſich zu ziehen und bei ſich zu behalten und ſo für das Ganze im höhern Stil gleichſam einen Geſammtgeiſt und eine Gemeinfarbe des Volkes zu erzeugen. Man ſchaue nur, um die Meinung, in der dieß geſagt iſt, zu würdigen, auf Deutſchland, welches nicht allein durch ſeine Art und Eigenthümlichkeit, ſondern auch durch ſeine vielen beſonderen Regierungen den Vortheil gehabt hat, daß die Bildung und Wiſſenſchaftlichkeit des großen Volkes weit allgemeiner und wohlthätiger vertheilt und verbreitet iſt, als z. B. in Frankreich und England. Denn mit vielem Rechte kann man ſich wohl rühmen, daß in Deutſchland manche kleine Stadt von 8000 und 12,000 Seelen für die allgemeine und höhere Bildung ganz andre Anſtalten und Vorrüſtungen hat, als Bordeaux, Lyon, Briſtol und Liverpool, die ihre Einwohner mit Zahlen von 100,000 und 200,000 rechnen.

III.

Polen, ein Spiegel der Warnung für uns.

Welch ein Jahr haben wir durchlebt! welche Merkzeichen, Denkzeichen, Warnungen ſind in dieſem merkwürdigen Jahre den Fürſten und Völkern gegeben, die da aufmerken und ſich ſelbſt und die Gefahren und Hoffnungen der Zukunft aus der Gegenwart verſtehen und deuten lernen wollen! Wenn nun auch mit dieſem beginnenden Herbſte Manches, was eben noch in wilder Wellenbrandung an die Ufer des alten Europa ſchlug und ſeine Feſte faſt aus einander zu reißen drohete, in ihm ſelbſt zu verſinken oder anderswohin abgelenkt ſcheinen möchte, ſo iſt doch nach mehreren Zeichen die Ruhe der Zukunft keineswegs verbürgt, und Funken glühen genug unter der Aſche, aus welchen an mehreren Stellen leicht wieder ein Feuer angeblaſen werden könnte. Weil der große Pariſer Aufſtand des Sommers 1830 gegen eine blinde und wahnſinnige Gewalt, die ihre Kräfte und die Strebungen, Bewegungen und Bedürfniſſe des Zeitalters und der eigenen

Nation durchaus verkannte, ſich mit der Billigung der meiſten Völker Europas erhoben hatte und wirklich, mit andern ſo außerordentlichen Getümmeln und Bewegungen verglichen, mit möglichſter Schonung und Menſchlichkeit durchgeführt war, ſo wurden dadurch und durch die Stimmung der Menſchen überhaupt nicht nur viele andere kleine Aufſtände hervorgelockt, ſondern auch faſt im Voraus privilegirt, wie verſchieden auch die Urſachen und Veranlaſſungen derſelben ſeyn mochten. Keiner dieſer Aufſtände hat ein ſo hartnäckiges und tapferes Leben gehabt, als der polniſche, und keinem iſt ſo viel Beifall der Völker zugejauchzt worden, als eben dieſem; wohl zum Theil deswegen, weil die wenigſten der Zeitgenoſſen der früheren Verhältniſſe Polens und der eigentlichen Quellen des polniſchen Unglücks eingedenk oder kundig waren, am meiſten aber deswegen, weil die Menſchen immer mit den Tapfern ſtehen. So iſt das Angeborenſte und Urſprünglichſte in der Menſchennatur, daß alles, wofür man jemand mit Muth und Stolz untergehen ſieht, uns wider Willen zur Theilnahme für ihn begeiſtert. Hier aber hatte ſich ein lange betrauertes Volk erhoben, und rief Freiheit und Wiederherſtellung, und focht mit ſolcher Ausdauer und Tapferkeit und ſtürzte ſich mit ſolcher Verzweiflung in Tod und Verderben, daß auch kalte Zuſchauer dieſes Kampfes hingeriſſen und ſelbſt Feinde der Polen zu einer unfreiwilligen Bewunderung gezwungen wurden.

Es iſt ein Zeichen der Zeit, und darf daher nicht verſchwiegen werden, daß vorzüglich die Deutſchen in lebendigſter Theilnahme für die unglücklichen Polen gebrannt und geeifert haben. Dieß liegt tief in ihrem Karakter, weil alles Freieſte und Ueberſchwängliche, alles, was den höchſten Flügen und Aufflügen der Begeiſterung ähnlich iſt, unſer Volk immer mit ſich fortreißt. Denke man nur an die armen Griechen zurück, die jetzt über näherer Noth und mächtigeren Getümmeln faſt vergeſſen werden, wer iſt für ſie entflammt geweſen wie die Deutſchen? wo hat man in allen Gränzen des Volks mehr für ſie gewirkt und geſammlet? von welchem europäiſchen Lande ſind ſo viele freiwillige Streiter nach Hellas gezogen? Denn wenn auch viele hohle Abentheurerei dabei war, es lief doch wie ein glühender Faden durch das ganze Volk. Es war alſo dieſe Erſcheinung der außerordentlichen Theilnahme für Polen etwas, das in dem deutſchen Gemüthe ſeinen natürlichſten Boden hatte; doch ward dieſe Theilnahme noch vermehrt durch die Aufreizungen der franzöſiſchen und engliſchen Redner in den Parlamenten und durch die Darſtellungen und Beſchreibungen, welche die Pamphletiſten und Tagesboten Englands und Frankreichs von der Lage Polens und von ſeiner wünſchenswerthen Wiederherſtellung und Losreißung von dem ruſſiſchen Scepter machten. Die Deutſchen überſetzten ſich die pomphaften Worte und die rührenden und glänzenden Schilderungen, welche die Fremden von dem Unglück und Heldenthum Polens machten, ohne die Richtigkeit oder Wahrheit derſelben, oder gar den Sinn und die Meinung derer, von welchen ſie ſtammen, genauer zu befragen und zu unterſuchen. Bei dieſer Gelegenheit hat ſich nun im vorzüglichen Grade ſowohl bei den Franzoſen als Engländern eine große Feindſeligkeit gegen Preußen und Preußens Politik offenbart, welche von den Deutſchen ebenfalls wieder nicht bloß in ihre Tagesblätter, ſondern durch die ewige Wiederholung von manchen endlich auch in ihre Herzen überſetzt worden iſt. Während dieſe Fremden nun auf der Tribüne und in ihren fliegenden Blättern das Lob und den Preis der polniſchen Tapferkeit verkündeten und weiſſagten, Polen werde glorreich und frei aus dem Kampfe hervorgehen, und werde endlich wohl gar durch die gemeinſchaftliche Unterſtützung Englands und Frankreichs empor gehalten werden, wurden mit Verdrehungen und Uebertreibungen von Thatſachen und mit Verkennung oder Entſtellung aller wirklichen, ja aller wirklichſten Verhältniſſe die gehäſſigſten Seitenblicke auf Preußen geworfen, deſſen Regierung man den Auftrag geben wollte, die polniſche Sache zu der ihrigen zu machen. Denn Polens Untergang werde der Untergang Deutſchlands und der Untergang der letzten deutſchen Unabhängigkeit und Freiheit ſeyn. So ſuchten die beiden weſtlichen Länder auf die Meinung und Volksſtimmung Deutſchlands zu wirken, und hätten Deutſchland und Preußen gern das gefährliche Wagniß einer Rolle zugeſpielt, deren bedeutungsvolles Spiel ſie richtiger erkannten, als unſre Enthuſiaſten. Aber wie dem ſey, dieſe unſre deutſchen Enthuſiaſten müſſen hier doch wieder vor den Fremden gelobt werden: die Fremden haben meiſt nur leere Worte gegeben, die Deutſchen wieder die Wirklichkeiten. Das Menſchliche ſoll man, wo es zieht, in ſeinen Früchten und Werken erkennen und anerkennen. In London gab es polniſche Feſte und Verſammlungen, um die Siege des neu erſtandnen Volks zu feiern, dabei glänzende Reden genug gegen das gleichgültige und knechtiſche Deutſchland und gegen das ſeine Beſtimmung vergeſſende Preußen; aber ganz England (dieſes beſchämende Geſtändniß mußten die Großſprecher endlich ſelbſt ablegen) konnte aus ſeinen für Freiheit glühenden Herzen keinen Pfennig für Polen herausſchmelzen. Auch die Franzoſen haben für die Polen mehr ihre Kehlen angeſtrengt, als ihre Beutel aufgeſtrengt: der ganze große Ausſchuß der Polenfreunde konnte in Paris, in dem großen reichen Paris, nicht mehr als dreitauſend Thaler (11000 Franken) zuſammenbringen. Unſre Deutſchen dagegen, ſowohl, weil Vielen der polniſche Aufſtand eine Empörung für Recht und Freiheit däuchte, als auch aus reinſtem Menſchengefühle für die vielen Elenden, Verwundeten und Siechen, welche der mörderiſche Kampf und die Choleraſeuche machte, haben mit deutſchen Herzen, viele ſelbſt aus der Mitte großer Noth und Bedrängniß, die entweder ſchon da oder doch vor der Thüre waren, geſteuert, im Süden wie im Norden, und namentlich ſind die ſo hart angeklagten Preußen und die Bewohner von Berlin und Breslau und vielen andern Orten des preußiſchen Landes nicht hinter den Süddeutſchen zurückgeblieben, obgleich ſie die Gefahren und möglichen Schanzen, welche der Krieg und die Seuche auch über ſie heranwälzen könnte, keinesweges überſahen.

Dieß ſey für das Allgemeine geſagt und gelte dafür, ſo weit die Dinge auf der Oberfläche, wie ſie der bewegliche Strom der Erſcheinungen vor unſern Blicken auf und ab gewälzt hat, unſerm Gedächtniſſe noch gegenwärtig ſind. Ich will das Urtheil, den Beifall, die Theilnahme, kurz den Sinn der Zeitgenoſſen in dieſer Beziehung durchaus nicht verdammen; aber zur Berichtigung und Entſchuldigung hinſichtlich dieſer Urtheile, zur wahren Verſtändigung auch für uns Deutſche, inſofern wir zwiſchen Frankreich, England, Rußland bei dieſem ſchweren Kampfe betheiligt waren und noch betheiligt ſind, muß ich einige Winke geben, wodurch, wie mir däucht, die ganze Stellung dieſer ungeheuren polniſchen Frage und ihre Löſung, in ſo weit man ſie beſonders dem preußiſchen Kabinette zugemuthet hat, und was die engliſche und mehr noch die franzöſiſche Politik dabei mitſpielen wollte oder hätte mitſpielen können, wenn ihnen das Wagniß ein ſo leichtes gedäucht hätte, als ſie es dem Könige von Preußen und Deutſchland leicht zuſchoben, etwas klarer und deutlicher in das Licht tritt, als die meiſten unſerer Tagesſchriftſteller ſie hinſtellen, welche die Dinge entweder größtentheils durch engliſche und franzöſiſche Brillen ſehen oder aus einer Anſicht und einem Gefühle ſprechen, die eben nichts weiter ſind als die Anſicht und das Gefühl des Augenblicks und der vergänglichen Meinung und Stimmung des Augenblicks.

Während man in Paris und London in den Parlamenten und auf den Gaſſen und auf politiſchen Huſtings verkündigte, Polen müſſe in ſeiner Ganzheit, in ſeiner ganzen alten Herrlichkeit wiederhergeſtellt werden, während man ihm mit großmüthiger Freigebigkeit, die England und Frankreich nichts koſtete, weitere Gränzen und größere Herrſchaft zutheilte, als es um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts auf dem Gipfel ſeiner Macht kaum beſeſſen hatte, muthete man Preußen zu, nicht allein ſchöne öſtliche Landſchaften, die es zum Theil ſeit Jahrhunderten beſaß, in Begeiſterung für die edlen Polen ihnen gleichſam als ſchuldiges Ehrenopfer hinzuwerfen und andere deutſche Landſchaften von ihnen abhängig zu machen, ſondern auch öffentlich für ſie Parthei zu nehmen, und dadurch Rußland und Oeſtreich die Freundſchaft aufzukündigen, um ſich auf das wankende und handdurchbohrende Rohr der glänzenden Verſprechungen und Verſpiegelungen der franzöſiſchen und engliſchen Partheien zu ſtützen, die mit einander auf Tod und Leben im Kampf ſich ſelbſt gegenſeitig den baldigſten Sturz weiſſagten. Dieſe Gefahr ſollte Preußen antreten zu einer Zeit, wo halb Europa des Aufruhrs und der Umwälzungen lüſtern zu ſeyn ſchien, wo an ſeinen Weſtgränzen ein wildes Feuer in hellen Flammen brannte, welche die Fremden nur mit zu thätigem Beyfall anſchürten und unterhielten; dieß zu einer Zeit thun, wo in Wälſchland die verſchiedenſten Rotten darin ihre franzöſiſche Einſtimmigkeit ausſprachen, daß der Augenblick da ſey, wo Frankreich das ſchöne Rheingebiet als ſeine Naturgränze wieder gewinnen müſſe, wo eine mächtige kriegsluſtige Parthei das doppelte Gelüſt offenbarte zugleich Belgien und die Rheinlande zu verſchlingen: ſo werde der Oſten durch Polen, Oeſtreich durch Italien, England durch die Verlegenheiten, womit die Reformfrage es zu Hauſe binde, feſtgehalten werden. Bei ſolchen glücklichen Ausſichten, deren nahe Erfüllung ſie gar nicht hehl hatten, erwieſen ſich die Pamphletiſten auf der andern Seite gegen Preußen, deſſen Gränzen ſie im Weſten und Oſten verkürzten, und gegen andere Staaten, die bei Polens Wiederherſtellung und Frankreichs Vergrößerung aus ihrer bisherigen Stellung gerückt werden mußten, wieder freigebig, indem ſie, an allen Ecken von Deutſchland abſchneidend und es durch mannichfaltigſte Theilungsentwürfe zerlegend, denſelben für die Weichſel- und Rhein-Lande anderswo Entſchädigungen und Abründungen anzuweiſen geruheten. Indem ſie und ihre Partheigänger alſo auf der einen Seite, d. h. für Polen, von einem unverjährbaren und unverlierbaren Rechte ſprachen, wofür die Stimmen und Fäuſte der ganzen Welt ſich erheben müßten, heben ſie in Hinſicht Deutſchlands und des deutſchen Volkes nach einer bekannten beliebten Anſicht, welche leider manche Deutſche noch immer nicht genug zu entrüſten ſcheint, den Begriff alles Rechts und aller Selbſtändigkeit auf. Wir entdecken hiebei beſonders jene Politik, die als ein altes Erbſtück von Napoleon auf alle ſeine Nachfolger übergegangen iſt, von Rußland und ſeiner Macht nicht anders zu reden als von dem Rieſen und Koloß, der beſtimmt ſey, Deutſchland und Deutſchlands Freiheit und die Freiheit der übrigen Völker Europas zu unterdrücken, der unerſättlich von Eroberung zu Eroberung ſchreite und dem man Polen als einen Damm entgegenwerfen müſſe. Auch dieß nehmen viele Deutſche als baare Münze und treues Wohlmeinen von Seiten der weſtlichen Nachbarn auf, nicht bedenkend, daß die Franzoſen, wenn ſie einig ſind, in zwei Monaten mit einer halben Million Männer gegen uns anlaufen können, während die Ruſſen mit der ungeheuerſten Anſtrengung und dem außerordentlichſten Kraftaufwand wenigſtens ein halbes Jahr brauchen, ehe ſie mit 150,000 Mann an unſern Oſtgränzen aufmarſchiren können.

Polen iſt durch eigne Sünden dahin gekommen, wo es jetzt liegt, aber nicht ohne vielfache Mitſchuld der Nachbarn und der fremden Kabinette. Was aber das Volk ſelbſt, und vorzüglich diejenige Klaſſe, welche damals die libertas polonica am lauteſten ausrief, verſchuldet hat und was die Gemeinſchuld Vieler iſt, wovon auch Frankreich und England ihren ſchweren Antheil tragen, das ſollte — ſo war ihr Anſpruch — der König von Preußen, oder eigentlich das ganze Deutſchland, allein abbüßen und bezahlen. Wie ungerecht, einſeitig und geſchichtlich unerweislich iſt der Vorwurf, den Engländer und Franzoſen in dieſen Tagen bis zum Ekel wiederholt haben, daß Friedrich der Zweite vorzüglich die erſte Theilung Polens in den Jahren von 1770 ausgebrütet und veranlaßt habe. Daß er ſie hätte hindern können, wäre möglich geweſen; daß er ſie hätte hindern ſollen, iſt eine andere Forderung. Ich kann über ſeine damalige und frühere Stellung hier nur Andeutungen und Winke geben. Wer ſie genauer verſtehen und des großen Mannes ganze gefährliche Lage richtig erkennen und würdigen will, ſtudiere in den engliſchen und franzöſiſchen Denkbüchern aus jener Zeit die Kabinets- und Hausgeſchichte der Herrſcherfamilien Europas, den Karakter der Kaiſerin Katharina der Zweiten von Rußland, die Verhältniſſe des öſtreichiſchen Hofes unter Maria Thereſia und ihrem Sohn Joſeph, vor allem auch die Lebensgeſchichte des großen Lord Chatam, und was der große König in ſeinen Geſchichtbüchern und freundſchaftlichen Briefen gelegentlich andeutet. Friedrich der Zweite, der die gleichzeitigen Herrſcher unter Andern auch durch ſeine überſteigende Größe gegen ſich empört hatte, blieb vielen unter ihnen ſein Lebenlang doch gleichſam wie ein Emporkömmling; was ſein Geiſt und ſein Schwerdt aus ihm gemacht, und eben das, daß ſie ihn wie mit Gewalt unter ſie eingeführt hatten, das konnten ſie ihm am wenigſten verzeihen. Le petit Marquis de Brandenbourg war das Stichwort der Höflinge zu London, Paris und Petersburg. Sein Oheim, Georg der Zweite, haßte ihn, wie ſeine Muhme Maria Thereſia und wie Ludwig der Funfzehnte von Frankreich und Eliſabeth von Rußland; Katharina die Zweite mochte ihn nie, und dem Karakter Georgs des Dritten lag nichts ſo fern als die Größe dieſes Königs. Friedrich der Zweite fühlte ſich demnach ſelbſt nach dem ſiebenjährigen Kriege allein und ohne Bundsgenoſſen, und in ſolcher Lage, als habe er die Ebenbürtigkeit unter ſeines Gleichen jeden Tag noch mit dem Degen zu beweiſen. Er hatte in jenem eben genannten Kriege England nur durch die ſonderbarſte Umkehrung aller europäiſchen Verhältniſſe und aller alten Verbindungen zum Bundsgenoſſen erhalten, und war von dieſem England in den letzten beiden Kriegsjahren und bei den abſchließenden Unterhandlungen auf das treuloſeſte im Stich gelaſſen: etwas, das ſo feſt in ſeinem Gedächtniſſe eingemauert blieb, daß er ſich ſpäterhin nie wieder in ein Bündniß mit England einlaſſen wollte. Daß dieſer Mithridat mit grauem Haare, deſſen Länder noch an den kaum vernarbten Wunden eines langen und verheerenden Krieges bluteten, nun als Kämpfer für Polen vortreten ſollte, wofür Frankreich ſich zu ſchwach erklärte, jenes Frankreich, welches doch für das aufgeſtandene Nordamerika bald ſo außerordentliche Anſtrengungen und Aufopferungen machen konnte, und wofür England damals taub war, wofür das viel ältere und mächtigere Oeſtreich ſich zu erklären zagte, hieß von ſeiner Stellung das Gefährlichſte verlangen, nämlich bei der durch die ſchwerſten Kämpfe kaum errungenen Anerkennung von den andern Großmächten, die Rache der unternehmenden und jugendlich kühnen Katharina noch auf ſich zu laden. Es erklärt ſich die Gefährlichkeit und Schwierigkeit dieſer Lage durch das Spätere, nämlich durch die Begebenheiten der Jahre von 1788 bis 1791.

Rußland und Oeſtreich lagen damals in einem ſchweren und nicht glücklichen Türkenkriege gefeſſelt, die Polen wollten die Gunſt der Umſtände benutzen, und ihre Sachen zu Hauſe ordnen und den ruſſiſchen Einfluß in dieſelben auskehren. Schweden, welchem England Beifall zuwinkte, griff Rußland in Finnland an; Friedrich Wilhelm der Zweite im Einverſtändniß mit Pitt wollte Polen gegen Rußland ſchützen und verbürgen. Aber England fand damals wie jetzt unangemeſſen, die Sache durchzuführen. Alles fiel dadurch und freilich auch durch Friedrich Wilhelms Unentſchiedenheit wieder aus einander, und einige Jahren darauf ging Polen unter.

Aber, ihr guten Deutſchen, die ihr euch nicht bloß durch den Strom, der in der Zeit fließt, fortreißen laſſet, ſondern die ihr durch die menſchlichſten und chriſtlichſten Gefühle zur Theilnahme und Hülfe bei ſo gränzenloſem Jammer bewegt worden ſeyd, wiſſet ihr auch, wie ihr euch bei der polniſchen Frage, die noch immer der große Gegenſtand des Tages iſt, durch fremde Darſtellungen und fremde Wünſche, die grade keine Wünſche für eure Selbſtſtändigkeit und Freiheit waren, wie ihr euch durch fremde Unkunde oder abſichtliche Entſtellung der Verhältniſſe und Verfälſchung der Geſchichte habt verführen laſſen, von Preußen Opfer zu verlangen, die nichts Anderes als Opfer Deutſchlands zum Beſten Polens wären, und worauf die Polen im beſten Falle gewiß kein beſſeres Recht darthun können, als z. B. die Franzoſen auf den Beſitz des Elſaſſes oder gar der Rheinlande, deren künftigen Beſitz ſie ſo ungeſtüm anſprechen?

„Die Polen müſſen die ganze Weichſel und die „nördlichen Küſtenlande nothwendig beſitzen, wenn „ſie ein herrliches Vaterland haben ſollen.“ So klingt man euch die Lehre des Augenblicks von allen Seiten her vor. Wißt ihr, die ihr in eurer Begeiſterung für ein tapfer ſtreitendes und tapfer ſterbendes Volk ſo leicht verſchenkt und vertauſcht, als die Franzoſen und Engländer mit fremden Gütern thun, was das bedeutet? Die Niederweichſel iſt ein Strom innerhalb Deutſchlands Gränzen, durch die fruchtbaren umliegenden Lande, die trefflichen Häfen und die Macht ihrer Waſſer und Flüſſe in den Oſtgränzen unſrer Zunge von nicht viel geringerer Bedeutung, als der Rhein in den Weſtgränzen. Alſo nicht allein das ganze Preußen und einzelne unbedeutende Stücke, die früher zu Polen gehört haben, würden mit dem vollen Beſitz dieſer Niederweichſel hingegeben, ſondern ein ſolcher Einfluß, ja ein ſolcher Druck auf das deutſche Land bis auf funfzehn, zwanzig Meilen Abſtand von dem linken Weichſelufer, daß auch die Neumark und Pommern dadurch größtentheils von der polniſchen Herrſchaft abhängig würde: wohl verſtanden, wenn das wiederhergeſtellte Polen ſich, wie ihr es meint, zu wirklicher Ordnung und Kraft erhöbe. Ihr wünſcht alſo, daß, damit vier, fünf Millionen Polen ſich in ihrem Weſen und Daſeyn recht wohlig fühlen, ihnen an unſerer Oſtgränze mehrere Millionen Deutſcher zur Beherrſchung und allmähligen Poloniſirung hingegeben werden, wie die Franzoſen an unſerer Weſtgränze Belgien mit vier und die noch deutſchen Rheinlande mit drittehalb Millionen Seelen zu gleicher Zeit in Beſitz zu nehmen und zu verwälſchen wünſchen. Denn wenn ihr Geſchichte verſteht — ihr könnt aber die Geſchichte der Weichſellande in dem erſten beſten Handbuche der Geſchichte Preuſſens und Polens wenigſtens im Umriſſe durchlaufen — ſo wiſſet ihr auch, daß Pommern, die Neumark und Schleſien bis in das neunte, zehnte Jahrhundert hinein meiſtens von ſlaviſchen Stämmen bewohnt und von ſlaviſchen Fürſten regiert wurden, aber in den folgenden Jahrhunderten durch deutſche Einwanderer, mit Ausnahme einiger kaſſubiſchen Gemeinden in Hinterpommern und eines Stücks von Oberſchleſien, völlig germaniſirt ſind; ihr lernt daraus ferner, daß das ganze Preuſſen und ein großer Theil von Samogitien, daß ganz Kurland, Eſthland und Lievland von andersartigen heidniſchen Volksſtämmen bewohnte Länder, durch das tapfre Schwerdt deutſcher Ritter zum Chriſtenthum bezwungen, mit deutſchen Anſiedlern bevölkert, mit deutſchen Städten und Feſten geſchmückt, von deutſchen Menſchen überhaupt aus der Wildheit und Barbarei geriſſen ſind: alſo daß die deutſche Sprache in dem jetzigen Preuſſen die Volkſprache iſt. Hier, in dieſem Nordoſten, haben die Polen früherhin nicht geherrſcht, ja von hier aus wurden ſie durch die alten heidniſchen Einwohner in ihren eigenen Gränzen ſo bedrängt, daß ſie, weil dieſe ſie zu überwältigen droheten, grade ſie, die Deutſchen als Retter gegen die Heiden herbeiriefen. Dieß geſchah im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert gewannen die Polen durch Auflöſung der ſtrengen Ordnung und Zucht der Ritterherrſchaft und durch Zwietracht der Deutſchen für zwei Jahrhunderte die Oberherrſchaft über einen Theil der Oſtſeeküſtenlande, die ſie im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch die Stärkung der deutſchen Macht ſeit dem großen Kurfürſten von Brandenburg und durch ihre eigne immer heilloſer werdende Unordnung wieder verloren haben. Deutſches Land, deutſche Menſchen, hin und wieder allerdings, mit ſlaviſchem Stoffe gemiſcht. Nur der größere Theil des jetzigen Großherzogthums Poſen iſt ein altes Beſtandtheil Polens. Warum Preuſſen dieſes Stück beſitzt, das erklärt die aufgeſchlagene Landkarte und das Loos, das am wenigſten durch Preuſſens Schuld in den letzten vierzig Jahren über Polen geworfen iſt. Dieß erklären dem Kundigen noch viel beſſer die Verhältniſſe, Verwickelungen und Verhandlungen auf dem Kongreſſe zu Wien, wo, des fremden Neides zu ſchweigen, ſelbſt manche kurzſichtige deutſche Eiferſucht Preußen gern ſo weit als möglich in den Oſten zurückgedrängt hätte.

Preußen alſo ſollte den Polen helfen und Deutſchland ſollte helfen, und ſollte, an beiden Enden mit Gefahren bedroht und von lüſterner Gierigkeit belauert, ſich für alle in eine weiteſte Schanze ſchlagen. Wir können das den begeiſterten und entzückten Polenfreunden jetzt um ſo unumwundener ins Geſicht ſagen und in den Buſen zurückſchieben, da die beiden erſten Miniſter Englands und Frankreichs, Lord Grey und Perrier ſich über Polen ſo ausgeſprochen haben, daß das Ende vom Liede iſt, „ſie „hätten die unmittelbare Einmiſchung in die polni„ſchen Angelegenheiten und ein Auftreten mit den „Waffen in der Hand gegen Rußland unangemeſſen, „ja für das Gefährlichſte gehalten.“ Das iſt aber gewiß, beide hätten durch Geld oder Flotten, wenn ſie ſich dieſem Wagniſſe gewachſen und ihre Völker zu ſolchen Aufopferungen willig geglaubt hätten, den Polen gewaltigſten Beiſtand leiſten und Rußland wahrſcheinlich in die größten Schwierigkeiten und Verlegenheiten verſetzen können. Ich deute nur an, wenn ſie die Oſtſeehäfen ſperrten, wenn ſie den Schweden Waffen und Geld brachten und ihnen zuriefen: „auf! nach Finnland, und von da vor die

„Thore von Petersburg! Wir verbürgen euch Finnlands Beſitz." Aber Lord Grey winkt ganz deutlich und andere ſprechen es mit dürren Worten aus, daß John Bull, der von ſeinen Huſtings herab Preußens Politik ſo oft eine eigennützige und mörderiſche geſcholten hat, ſeinen Oſtſeehandel nicht geſtört wiſſen und im Ernſt von Abentheuern nichts hören wollen, die ſeinen Vortheilen entgegen oder zu fern liegen.

Wir bekennen uns von dem Vater der Geſchichte, von Herodot, herab bis auf Niebuhrs jüngſt beweintes großes Andenken zu der Lehre einer göttlichen Weltregierung und einer geſchichtlichen Vergeltung; alles Unrecht der Väter wird auch hier noch an dem Enkel und Urenkel gerochen. Wir würden uns ſchämen über den Fall der Polen zu frohlocken und für die keine Thränen zu haben, welche das Gefühl, daß ein Volk unvergänglich ſeyn ſoll, mit ihrem beſten Herzblut bezahlt haben. Aber an den unglücklichen Polen rächt ſich die Schuld, welche die Urahnen des gegenwärtigen Geſchlechts immer neu gehäuft und wovon ſich ſeine Väter kaum frei gehalten haben.

Polen hat glückliche Zeiten und Gelegenheiten gehabt, deren Gunſt es ſchlecht benutzt hat. Im funfzehnten, ſechszehnten, ja noch im ſiebzehnten Jahrhundert war es eines der größten Reiche Europas; Rußland war damals das ſchwächſte, Deutſchlands Kaiſerreich faſt aufgelöſt, Skandinavien in mehrere kleine Reiche getheilt, deren jedes etwa anderthalb Millionen Einwohner zählte. Wie iſt es denn gekommen, und welch ein Dämon hat denn verſchuldet, daß ein ſo bedeutendes Reich, welches immer zwiſchen 10 bis 12 Millionen Seelen und damals mehr Quadratmeilen gezählt hat als Deutſchland, in Mitten ſo ſchwacher Nachbarn verſunken und endlich durch ſie untergegangen iſt? Dieſe Frage wird ſich leicht beantworten können, wer die polniſche Geſchichte auch nur oberflächlich durchlaufen hat. Dieſer Dämon heißt Leichtſinn, Knechtſchaft und Unordnung. Von Jahrhundert zu Jahrhundert löſte ſich Polen durch die berühmte **libertas polonica**, welche die Freunde der polniſchen Ritter ihnen als ein unſchätzbares verlornes Kleinod nachbeten, immer mehr in die wildeſte Geſetzloſigkeit auf, wo hochgeborne Junker, an ihre Säbel ſchlagend, ſtatt der Geſetze regieren wollten, und weder die Gewalt tüchtiger Herrſcher noch die Freiheit fleißiger Bürger und Bauern ertragen konnten. Es iſt genug geſagt ſtatt aller weitern Erklärung, daß das große und kriegeriſche Polen, das im ſechszehnten, ſiebzehnten Jahrhundert noch ſo viele herrliche Landſchaften umfaßte, von ſchwediſchen Heeren, welche ſelten die Zahl von 25,000 Mann erreichten, von der Oſtſee verdrängt und bis in dem Herzen ſeines Lebens heimgeſucht ward; daß in dem achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der ſtehenden Heere und der ausgebildeten Kriegskunſt, Schweden und Ruſſen mit nicht größeren Schaaren als 30,000 und 40,000 Mann über das Wohl und Weh der polniſchen Monarchie zu entſcheiden wagen konnten; daß in den Jahren 1770 und 1790 ruſſiſche Heere, die nicht ſtärker waren, Polens letztes Schickſal entſchieden. Geſetzloſigkeit, Sklaverei, Armuth bei dem größten Reichthum der Natur, Schmuz und Elend auf dem Lande, Schmuz, Elend und Juden in den Städten, Zucht, Ordnung, Fleiß, Geſchicklichkeit nirgends; Hülfloſigkeit, Sorgloſigkeit, Leichtfertigkeit, Vaterlandsvergeſſenheit überall. Solches entſetzliche Unheil, das uralte polniſche Grundübel, konnte von einzelnen edelſten Menſchen, die ſich auch damals in glänzendſter Tapferkeit für ihr Vaterland den glorreichſten Muſtern der Geſchichte gleichſtellten, nicht gut gemacht werden. An herrlichen Aufwallungen des kühnſten

Muthes und der hingebendſten Begeiſterung ſind die Polen von jeher den edelſten Völkern gleich geweſen; aber ein gränzenloſer Leichtſinn, eine unruhige Unſtätigkeit, die ihnen Ritterlichkeit heißt, eine Ausgelaſſenheit der Leidenſchaften und Sitten, die unter dem Namen Freiheit keine geſetzlichen Zügel achtet — das iſt der uralte polniſche Schaden. Und ſollen wir den Begebenheiten und Neigungen des Augenblicks zu Liebe vergeſſen, wie die Führer der verſchiedenen polniſchen Rotten weiland um baares Gold mit Rußland, Schweden, Oeſtreich, Frankreich um ihren Thron und ihre Länder und Herrlichkeiten gefeilſcht haben? Endlich täuſche ſich niemand mit ſchönen Worten und mit Scheinen ſchöner Worte und Thaten — die Freiheit und Geſetzlichkeit der Völker iſt ein langſames ſchweres Gut, das nie im Sturmſchritt erobert wird, ſondern durch viele fortgeſetzte ſtillſte und ausdauerndſte Arbeiten und Anſtrengungen gewonnen und erhalten werden muß. Glänzende Arbeiten des Kriegs, Schimmer großer Helden und Siege haben viele Völker aufzuweiſen, welche das höchſte Gut des äußeren Lebens, eine geſetzliche Freiheit, immer entbehrt haben. Nicht die Werke des Kriegs, ſondern die Werke des Friedens, die ſtillen, ruhigen, feſten Schöpfungen in Kunſt, Wiſſenſchaft, Bildung, Geſetzgebung entſcheiden über die Würde und das Glück der Völker. Man kann hier kühn ſagen mit Schiller: die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Die Polen ſind ſeit dem elften, zwölften Jahrhundert Chriſten; eben nicht viel länger ſind es die Skandinavier, die nordöſtlichen Deutſchen. Die Polen haben ſeit jener Zeit an allen bildenden Hülfsmitteln der chriſtlichen Kirche des Abendlandes Theil gehabt, haben mit den Nachbarvölkern in dem ununterbrochenen Verkehr von Kriegen, Handel, Studien, Reiſen geſtanden — ich frage euch, die ihr jetzt alles zuſammenmiſchet und nach Erſcheinungen des Augenblicks über unendliche Zeiträume das Urtheil ſprecht, wo ſind die welthiſtoriſchen Männer der Polen in Kunſt und Wiſſenſchaft? wo ſind ihre wohl geordneten Städte, ihre geſchloſſenen Bürgerſchaften, ihre von der Scholle und von der Schwere und Dumpfheit der Scholle erlöſten Bauern? wo ſind, als ſie von der Weichſel bis zur Düna die Küſten der Oſtſee beherrſcht haben, die polniſchen Flottenführer, ja wo ſind jemals nur polniſche Kauffahrteiſchiffer geweſen?

Doch ſchon zu viel! Der Deutſche ſoll doch auf dem Grabe der libertas polonica weinen, wenn es gleich nie das Ding war, wozu diejenigen, welche das Land nimmer ſahen und das Volk nicht kennen, es ſich ſublimirt hatten.

Und wir? ſchauen wir in dieſen Spiegel und laſſen uns dieſen fürchterlich ernſten polniſchen Spiegel zur Lehre und Warnung dienen! Wir Deutſche können von den unglücklichen Polen doch für uns etwas ſehr Nützliches lernen und auch von dem Geſchrei, das die Franzoſen und Engländer wegen des fallenden Polens erheben.

Daß der Pole, auch der unterſte, flammt bei den Worten Wiederherſtellung und Ganzheit Polens! daß der Franzoſe jeder politiſchen Farbe und Parthei, der Karliſt und der Philippiſt, der Schüler Loyalas wie der Schüler Lafayette's, ſich bei dem Gedanken empört, daß von Frankreich auch nur ein Dorf abgeriſſen werden könnte, daß er ſich für den Fall zu der Einheit der Lehre von der Ganzheit Frankreichs bekennt und zu jener Eintracht, wo alles, was der franzöſiſchen Zunge angehört, geſchloſſen wie Ein Mann ſtehen ſoll, das muß Viele der Unſeren beſchämen, die trotz der Franzoſen uns nur zu oft Entwürfe neuer deutſcher

Land-Abſchneidungen und Ausſchneidungen mit der gedankenloſeſten Gleichgültigkeit vorzulegen wagen. Aber hört! während Englands und Frankreichs Kehlen ſich heiſer geſchrieen haben *über die Nothwendigkeit, das ganze Polen wiederherzuſtellen und ein ſo edles Volk nicht zerſplittert liegen zu laſſen*, haben die Franzoſen von der republikaniſchen Parthei Barrots und Mauguins wie von der Parthei der legitimen Chateaubriands und Fitz James alle den Teufel gegen uns Deutſche im Leibe und ſchärfen auf das unverſchämteſte ihre politiſchen Meſſer, unſre Lande und Leute unter die europäiſchen Mächte zu vertheilen, wobei ſie ſich begreiflicher Weiſe immer das Fettſtück zuwerfen. Ein Deutſchland, ein einiges verbundenes Deutſchland, ein Deutſchland, das Ein Volk, Ein Herz, Einen Willen und Eine Kraft hätte oder haben ſollte, (denn bei den Polen iſt ja eben von dem *haben ſollen* die Rede) das wäre der aller unfranzöſiſcheſte Gedanke, der ſich mit den hohen und ſtolzen Ideen von der jetzigen europäiſchen Bildung und Aufſtrebung ſchlecht vertrüge. Sie kennen nur Preußen, Oeſtreich und das ſogenannte konſtitutionelle Deutſchland, worin der Lüſternheit ihrer Staatsmänner und Pamphletiſten wieder ſo ein

Gleichbild des weiland Rheinbundes aufzudämmern ſcheint. Dieſer Inbegriff der kleineren ſüddeutſchen Staaten, den ſie vorzugsweiſe **l'Allemagne** nennen, hat nach ihrer Anſicht natürlich kein dringenderes und näheres Intereſſe, als im Falle eines europäiſchen Krieges, wenn Preußen und Oeſtreich gegen Frankreich aufträten, entweder neutral zu bleiben, oder mit dem freien Frankreich gar gegen die großen deutſchen Mächte den Schild mit zu erheben. Dieß wäre bloß lächerlich, wenn man den Wiederklang dieſer gefährlichen Lehre nicht von bethörten deutſchen Stimmen in unſrer Sprache hin und wieder gehört hätte.

Nein, deutſche Menſchen, folgt ihr den Lehren der alten und der neuen Geſchichte, beſonders vergeſſet nicht der neueſten Lehre, die euch das letztverfloſſene halbe Jahrhundert gegeben hat, und laſſet euch nicht zum zehnten und zwanzigſten Male täuſchen. Wehe euch! hättet ihr die Franzoſen erſt wieder in Luxemburg, Köln, Koblenz und Mainz, ihr würdet ſie auch ſogleich wieder in Dresden, München und Stuttgardt haben; die Geſandten, Intendanten, Agenten, Späher, Geld- und Menſchen-Forderer unter den hunderttauſend verſchiedenen Formen, womit dieſes geſchmeidigſte und beſtellſamſte Volk beſſer als alle andere zu ſpielen verſteht, würden auch bald wieder da ſeyn. Was die Polen an Schweden und Ruſſen gehabt haben, was ihr an den Trabanten Napoleons hattet, was Griechenland, Spanien und Gallien der Vorzeit an Roms Feldherrn und Geſandten, das alles würde euch dann augenblicklich wieder beſchert ſeyn: die Bignons, die Bouriennes, und jene Art Helfershelfer und Verwalter, die im Frühlinge des Jahres 1799 in der Schweiz und Lombardei unter den Namen Grugeon, Rapinat, Trouvé durch ein ſonderbares Spiel des Zufalls ſo ſchön perſonificirt war.

Unſre Lage und Stellung zu Frankreich — welches, glücklich oder unglücklich, frei oder abſolut beherrſcht, immer unſer gefährlichſter Nachbar bleibt — könnten wir nach ſo vielen früheren Erfahrungen und Lehren, die ſie uns doch wohl übermüthig und blutig genug eingeprägt und aufgeprägt haben ſollten, am beſten aus den Worten begreifen, die ſie immer an uns richten. Denn während ſie viele andere Völker, Polen, Spanier, Italiäner, zur Eintracht und zum feſten Zuſammenhalten ermahnen, ſuchen ſie uns immer zur Zwietracht aufzuhetzen. Warum? weil wir zuſammenhaltend ihnen und ihren Liſten mehr als gewachſen wären. Ich habe ſchon darauf hingewieſen, wie ſie immer Rußland vorſpiegeln als den großen Schuhu, welcher alle kleinen Vögel mit Einem Happ verſchlingen wolle; wie ſie Preußen und ſeine Abſichten dem übrigen Deutſchland verdächtig zu machen ſuchen: eine Darſtellung und Vorſpiegelung, die durch ihre ewige Wiederholung hin und wieder ſchon ihre Wirkung gethan hat.

Laſſet euch nicht verführen! ſelbſt durch das nicht verführen, was in ſolchen Darſtellungen wahr ſeyn könnte. Glaubt nur, dieſe wollen euch durch keine Wahrheit für euer Glück belehren. Immer mag Rußland ſeine Plane für ſich haben, ſeine politiſche und bürgerliche Stellung, welche mit dem, was Frankreich, England und Deutſchland jetzt bewegt, wenig gemein hat und noch weniger gemein haben will; auch mehrere vaterländiſche Regierungen mögen in der Zeit Mißgriffe gethan und Verſäumniſſe verſchuldet haben — aber wehe euch und uns allen, wenn ihr euch je einbilden laſſet, daß Fremde euch Glück und Freiheit bringen werden!

Ich ſage hier zum dritten und vierten Mal: laſſet euch die Polen einen Spiegel ſeyn, die eben durch die Jahrhunderte hindurch fortgeſetzten Zettelungen mit fremden Einflüſſen um ihre Selbſtſtändigkeit gekommen ſind. Wenn wir Deutſche einig bleiben, und in Noth und Tod, wann unſerm Vaterlande von außen her Gefahr droht, feſt zuſammenhalten, wenn wir einig bleiben in Geſinnung, Kraft und Treue, ſo werden wir alle die Güter endlich gewinnen, die unter ſo vielen Seifenblaſen, welche der Augenblick als glänzende Erſcheinungen anſtaunt, der Gewinnung und Aufbewahrung werth ſind. Kein Großſultan und kein Großinquiſitor kann uns die geiſtigen und politiſchen Güter endlich vorenthalten, welche die ganze Bildung der Zeit und der Wille der Gemäßigteſten und Verſtändigſten im Volke als eine Nothwendigkeit verlangen. Sie werden ſo ſicher gewonnen werden, als keine Regierung auf die Länge gegen das beſtehen wird, was die Einſicht und Tugend der Beſten als das Unvermeidliche und Unerläßliche zeigt. Aber freilich, ſie werden ſo leicht und wohlfeil nicht gewonnen werden, als die Fremden uns vorſpiegeln, daß wir ſie durch ihre Hülfe erlangen könnten.

Im Juſtin lieſt man folgende merkwürdige Ueberſchrift auf Griechenlands Jammer: *Griechenlands Staaten haben alle ihre Selbſtſtändigkeit verloren, weil ſie alle herrſchen wollten.* *) Dieß ſey auch uns zur Warnung geſagt. Nicht an dem einzelnen Wohl oder Weh der Stunde, nicht an dem ſcheinbaren Vortheil des Einzelnen in Deutſchlands weiten Gränzen ſollen wir hangen, ſondern immer das ganze Vaterland im Auge, das Wohl und Weh des geſammten Vaterlandes im Herzen haben; wir ſollen das Gefühl und den Gedanken in uns heiligen, daß das ganze Deutſchland ein ewiges und unſterbliches ſeyn und bleiben muß. Wehe uns aber, wenn wir thun wollten wie einer, der ſich Arme und Beine gleichgültig vom Leibe abtrennen ließe, dann aber anfinge an die Wiederherſtellung und Erhaltung des Rumpfes zu denken und auf Künſte zu ſinnen, wodurch er den Verluſt der verlornen Glieder erſetzen möchte!

Täuſchet euch nicht, und laſſet euch nicht täuſchen. Sie geben ſich ja jeden Tag zu erkennen, die für uns Deutſche heute wünſchen und beten, wie die römiſchen Ueberliſter weiland für unſre Altvordern: Bleibe den Deutſchen ewig, wenn nicht Liebe zu uns, doch Haß unter ihnen ſelbſt! *) Unſre große libertas iſt nur unſre Selbſtſtändigkeit, unſre Ganzheit, unſre unverwüſtliche Liebe, unſre unverrückliche Treue. Manches fehlt uns, und wird uns lange fehlen; aber Liebe und Treue und der Glaube an ein unvergängliches Deutſchland bedecken die Menge der Sünden und Gebrechen, ſtellen Verſäumniſſe und Verkehrtheiten zurecht, und beſſern ſelbſt Bosheiten und Ungerechtigkeiten, woraus Zwietracht und Haß den Völkern ſo oft die würgenden Stricke des Todes zuſammengedreht haben. Wenn wir alle, mit dieſer Liebe und Treue zu Schimpf und Glimpf und Ehr und Wehr gerüſtet, für das Vaterland wie Ein Mann ſtehen, dann werden wir, jeder an

---

*) Graeciae civitates, quod omnes imperare voluerunt, omnes libertatem amiserunt.

---

*) Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui! Tac. German. c. 33. Dieß gebe ich Jenen zu bedenken, die, indem ſie doch ſlaviſche Tapferkeit der Polen bewundern, gern von einem ſervilen ſlaviſch-wendiſchen Norddeutſchland ſprechen.

ſeiner Stelle und in ſeinem Kreiſe, auch die kleinere libertas tüchtig und würdig bauen und fördern, wodurch Geſetzlichkeit und Freiheit reiner und feſter, als wie ſie von unſern Vätern empfingen, unſern Enkeln werden überliefert werden.

Geſchrieben zu Bonn,
um die Mitte des Weinmonats 1831.

Zugabe

zum

Wendiſchen Muſenalmanach für 1832.

Verſuch in Scherzen

in A. W., von Schlegels Manier.

1.

Reitest du, mein Lappenritter,
Gegen mich heran im Schimpf,
Männlein ohne Lanzensplitter,
Eitles Männlein ohne Glimpf?

Und es sollten Sporne klirren?
Blitzen sollte Klingenblech?
Nein! nur Peitschen dürfen schwirren
Ueber [illegible].

Wärst durch Muth du schildgeboren,
Böt' ich dir was Anders an;
Doch wo du dich hinverloren,
Find't man keinen Edelmann.

Und doch, Knapp der breitsten Innung,
Pochst du stolz auf Männerrechte?
Du auf Adel der Gesinnung,
Glatter Zierling, blanker Knechte?

Laß den Pfau, den Fechter mahlen
Auf dein Ritterpergament.
Sündensold du mußt ihn zahlen:
Schilt dich selber, wenn er brennt.

2.

Reiter biſt du? und mußt wiſſen,
Daß die Wallache tückiſch biſſig.
Hätteſt du nicht an andern geriſſen,
Würde dir der Pelz nicht riſſig.

3.

Trübes Licht giebt trüben Schein,
Faules Faß giebt faulen Wein,
Wie das Herz, ſo iſt ſein Fluß,
Wie's Gewehr, ſo fällt der Schuß.

4.

Der Stein liegt immer vor dir, du wälzeſt ihn nicht weg:
Denn tritt ein Mann dir vor's Geſicht, ſo ſchreit's in dir Geck! Geck!

5.

Pedant und Kavalier und Geck — dieß Drei in Einem,
Ein dreigeſtrichner Narr, vor männiglich erſcheinen
Muß Seine Poſſierlichkeit der Ritter und Poet:
Man lächelt, wann er kommt; man lachet, wann er geht.

6.

In Berlin ward er vereitelt,
In Paris ſein ausgeſchneitelt,

In Bonn ließ er neu ſich ſtählen,
Doch leider thät's am Eiſen fehlen.

7.

Wer du, Männlein, biſt? Ein glatter Alexandriner,
Kräusler der Worte, fein ſichtend mit kritiſchem Sieb.
Manches gab dir Natur, doch hat ſie den Mann dir verkümmert,
Jene urſprüngliche Gluth, jenes Geheimniß aus Gott.
Zierliches konnteſt du nur in beſten Momenten erzeugen,
Hübſche Kinder, doch bald nach der Geburt ſchon todt.
Andere bauen Palläſte, du biſt Vergolder, Verzierer,
Tapezierer, und dieß meiſtens mit Glück und Geſchick;
Und man könnte dich rühmen in Manchem, närriſcher Kukuk,
Nieſſt langweilig du nicht ewig dein eigenes Lob.

8.

Und du wärſt der Mann der Fürſten, unter hochgebornen Gäſten
Ebenſäßig, ebenſittig, froh willkommen in Palläſten?
O des albernen Pedanten, ſchwerer als das Blei von Schwere!
Wo die Langeweile gähnet, dort iſt, wiſſe, deine Sphäre,
Einmal gern geſehen, wie ſie andre Wunderthiere ſchauen:
Dieß iſt aller Gecken Schickſal, die ſich putern, die ſich pfauen.

9.

Eulenſpiegel hat geſcherzet: Steßt in einen Sack die drei,
Einen Müller und Advokaten und ein Schneiderlein dabei,
Rollt den Sack rundum, und wiſſet, immer oben liegt ein Dieb.
Lehren — weißt du, tapfrer Ritter — ſind in Schwänken doppelt lieb.
Höre weiter — denn die Poſſe wend' ich dir zum Schabernack —
Thue deine ſaubre Dreiheit wohl vernäht in einen Sack,
Der europäiſche Gelehrte, der Poet, der Kavalier
Rollt bergab, und immer oben liegt ein Narr, das glaube mir.

10.

Hat Schiller zuweilen geſchillert,
So haſt du immer kaſtratiſch getrillert,
Frage Tieck, den Prometheus Göthen,
Wann aus allen deinen Pfeifen und Flöten
Es wie Bliz durch bebende Herzen fuhr.
Nichts in der Welt erſezt die Natur.

11.

Hat Schiller oft zu viel, haſt immer du zu wenig.
So ſchimpft der Bettler auf den König,

So ſchilt die Laſter der Kaſtrat,
Wofür er keine Waffen hat.

12.

Ja Niebuhr trieb oft fort in dem zu vollen Strom,
Er ſah die ganze Welt in Rom und außer Rom,
Dem mächt'gen Reichthum hat das Ufer oft gefehlt.
Was ſchad'ts dem Millionär, wenn ſchlecht er Groſchen zählt?
Doch ſprach der ſchlichte Mann ſtets vor gefüllten Bänken.
Dich laſſen ſie allein mit Gaukelei'n und Schwänken.

13.

Dein Kukuk ſingt keinen Frühling,
Er ſinget Geck! Geck! Geck!
Du haſt zu viel geſtunkert,
Mit allerlei Scheinen gejunkert;
Drum liegſt du in dem Dr . . . !

Auch iſt's kein Schwan, der ſinget
Von früh'rer Ritterſchaft,
Von altersmüden Speeren,
Von Kämpfen und Schlachten der Ehren,
Von Thaten ſtolzer Kraft.

Es iſt das Liedlein der Krähe,
Ein ſchlimmerer Kukuksklang:

„Nichts mag dein Prahlen frommen,
„Dein Winter iſt lange gekommen.“
So klingt der Wehgeſang.

14.

(Der tummelhafte Ritter erzählt ſeine Thaten fürs Vaterland.)

Und ich zog einmal mit der Frau von Stael
Hum! Hum!
Und hieß der berühmte Herr Liberal
Dum! Dum!
Da ſah mich das halbe Europa im Glanz,
Und mich lüſtelt's nach kriegriſchem Lorbeerkranz.
Dideldum! Dideldum! Dideldum!
Wie kömmt in der Welt man herum!

Und ich ward bei den Leuten am Nordpol feſt
Hum! Hum!
Da gab ich Napoleons Pfiffen den Reſt
Dum! Dum!
Ich ſchrieb le systeme continental,
In meinem Gloriengeſtirn ein neuer Strahl.
Dideldum! Dideldum! Dideldum!
Da drehte Europa ſich um.

Drauf thät ich Tyrtäus den Schweden mich weih'n
Hum! Hum!

Doch ſang ich ſie nimmer ins Feuer hinein
Dum! Dum!
Wo Guſtav einſt fiel und der Torſtenſon ſchlug,
Da, meinten ſie, hatten ſie Lorbeern genug.
Dideldum! Dideldum! Dideldum!
Da leiert' ich ſtumm mich und dumm.

Hier lief ich fürs Vaterland große Gefahr
Hum! Hum!
Es fingen Franzoſen mich um ein Haar
Dum! Dum!
Ich konnte nicht reiten und roh war der Gaul
Wie Bileams Eſelin ſtörriſch und faul.
Dideldum! Dideldum! Dideldum!
Doch bracht' ich ihn endlich herum.

Und als es ſchlecht ging mit den Thaten im Feld
Hum! Hum!
Paſſirt' ich den großen und kleinen Belt
Dum! Dum!
Die Nordſee auf London, und dann den Kanal
Auf Paris immer hinter der Frau von Stael.
Dideldum! Dideldum! Dideldum!
So kam ich die Runde herum.

Inhalt.

I. Nachruf dem Freiherrn Karl vom Stein, und Vorſchlag zu einem Denkmal deſſelben . . . S. 3
II. Ueber Demokratie und Centraliſation — 6
III. Polen, ein Spiegel der Warnung für uns . . . — 54
IV. Zugabe zum Wendtſchen Muſenalmanach für 1832. . . . — 87

Belgien

und was daran hangt,

von

E. M. Arndt.

◆

Ruft nicht Feuer, eh' das Haus gebaut iſt.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es begab ſich — vor ſieben Jahren, glaube ich — als ein ſichtbarer Komet im Herbſte am Himmel ſtand, da kam ich in den letzten Tagen des Weinmonds um die mitternächtliche Stunde aus einer Stadtgeſellſchaft und wanderte durch das Koblenzer Thor meinem Gartenhäuschen zu. Als ich nun an die Spitze des Baches kam, der längs der Heerſtraße hinläuft, fand ich an dieſem Bache einen Menſchen auf dem Uferrande ſo liegen, daß ſeine Beine faſt in den ziemlich angeſchwollenen Bach hinabhingen. Ich faßte ihn an und ſuchte ihn aus dem Schlafe falſcher Sicherheit aufzuſchütteln: denn bei der kühlen Herbſtnacht, die ſchon weiße Reifen zeigte, hätte aus dieſem Schlafe leicht ein nimmer erwachender werden können, zumal da ich aus ſeinen ſchweren Gliedern und den dumpfen lallenden und verworrenen Tönen ſeiner Stimme bald merkte, daß eine zu ſtarke bacchiſche Fracht ihn hier zu Fall gebracht haben müſſe. Es war ein ganz ſtattlicher Mann, wohl gekleidet, ungefähr in der Art wohlhabiger Landleute. Nachdem ich ihn nach einer Viertelſtunde Arbeit auf die Beine gebracht, und eine andere Viertelſtunde bedurft hatte, ihn mit unſäglicher Mühe im Schweiß meines Angeſichts einige hundert Schritt weiter bis an mein Gartenthor zu ſchleppen, wobei er mir die linke Schulter faſt eingedrückt hatte, wollte ich ihn ins Haus unter Obdach führen, konnte ihn aber dazu ſchlechterdings nicht bewegen, indem er erklärte, er ſchäme ſich zu ſehr vor fremden Leuten, und ich möge ihn doch nach K., eine halbe Stunde von meinem Hauſe, wo er wohne, auf den Weg begleiten. Was war zu thun? Ich pflanzte ihn auf die Bank, lief ins Haus, und zog einen ſtrapazierlichen Ueberrock an, wie er ſich für ſolche Nachtfahrt ſchickte, und ſo geſchwind zurück zu meinem Geſchäfte. Mein Geſell war unterdeſſen von der Bank wieder in die Kniee geſunken, zum Glücke nicht rücklings in den Bach, ſondern vorwärts in den Staub. Ich brachte ihn mit großer Arbeit wieder in die Höhe und hatte nun eine ſehr ſchwere und langſam vorrückende halbe Stunde mit ihm, bis die Bewegung ſeine Glieder und mit ihnen ſeinen Geiſt allmählig zu beleben ſchien. Er begann nun ſelbſtändig zu werden und mit den eigenen Füßen zu wandeln, ſo daß er ſeine Laſt nur zuweilen noch an mich lehnte. Sein erſtes lichteres Bewußtſeyn that ſich kund in der Erkundigung nach meinem Namen, und, als er dieſen gehört, in allerlei wälſchen Komplimenten. Als mich das aufmerkſam machte und ich in wälſcher Sprache einige kurze Fragen an ihn that, ſtotterte er über Italien, Spanien, Polen allerlei buntes Zeug durcheinander, woraus ich lernte, daß er Sergeant im franzöſiſchen Heere geweſen. Bald darauf gelangten wir an einen Kreuzweg, und er wollte nun durchaus den Seitenweg linker Hand nehmen, der durchs Feld wieder auf die Landſtraße führt; und als ich ihm zu beweiſen ſuchte, daß er ſo nimmer nach K. komme, ſtand er plötzlich umgewendet ſtill und rief einem Erſtaunten und Erſchrockenen gleich: O K., was wirſt Du ſehen? Oh mon Dieu, mon Dieu, quel dèshonneur! Ja, Herr A., das ganze Dorf wird blutroth werden vor Schaam, daß einer ſeiner Notabeln in ſolchem Zuſtande von einem Profeſſor auf der Landſtraße gefunden iſt. Darauf zum Himmel ſchauend und die rechte Hand gegen den Kometen hinaufſtreckend, ſchrie er: iſt das der Komet oder iſt es der Erzengel Lucifer? Oh grand Fredric, comete des rois, second Marc Aurele, blitzeſt du von dieſem Kometen auf mich beſoffenen S....d herab? Oui, Mr. A., c'est le comete, n'est ce pas? C'est le champ des heros, c'est là, que Fredric le grand et Napoleon — oh mon Napoleon! — s'embrassent. Ich ſtaunte, wo er dieſe Floſkeln aufgeleſen haben könnte; vielleicht in irgend einem franzöſiſchen Roman. Darauf ward er wieder zärtlich und deutſch, und rief, immer den Blick zu dem Kometen gewendet: O du großer König, ſage deinem Enkel, ſage unſerm guten König Friedrich Wilhelm, was es für Zeit in der Welt iſt, und wie es uns Bauern geht. O der gute liebe König, wenn er das ſo wüßte! Von hier gings wieder auf niederem Socken in die niedere Region des Lebens hinab, bis auf die Kornſpeicher und Kuh- und Schweinſtälle; dann zum Schluß bis an das Dorf eine komiſche Geſchichte von einem ſpaniſchen Hunde perro und einem ſpaniſchen Mädchen, das nichts weniger gewollt hatte, als ihn mit einem Meſſer durchbohren. Als wir ins Dorf kamen und der Hahn die zweite Nachtwache krähte, flogen wieder die großen Ideen in ihm auf: oh jours radiants de ma jeunesse! und dann ſchrie er ein ſo donnerndes Vive la grande armée! Vive l'Empereur!, daß gewiß alle Kinder aus dem Schlafe erwacht ſind. Darauf ſchwatzte er über Napoleons Grab auf Sankt Helena, fragte, wo die Aſche des großen Friedrich ruhe, und als ich ihm Potsdam als die Königsgruft nannte: Ja, nach Potsdam, Thränen weinen auf dem Grabe des Helden! ich muß nach Potsdam! Als ich ihm bemerkte, daß wir im Dorfe ſeyen und daß er ins Bett müſſe, zog er mich mit einer Art Gewalt, die faſt dem Zorn ähnlich ſah, ſo daß ich dabei ſtutzig ward, in welche Rolle wir möglicher Weiſe übergehen könnten, und ſo im geſchwinden Lauf bis an das Thor ſeines Hauſes. Hier bat er mich ganz verſtändig, ja er flehete dann wieder mit den pomphafteſten Worten, und wollte mir ſogar einen Schwur abnehmen, ſeines Namens nimmer zu erwähnen; was ich ihm ohne Schwur verſprach. Nun ward ſeine Trunkenheit zärtlich und er wollte mich zur letzten Belohnung umarmen und küſſen; was ich mit Mühe ablenkte, indem ich es bis zu den Zeichen geſchehen ließ. Ich öffnete ſein Hofthor, einen ländlichen Ueberbau mit gedroſchenem Stroh gefüllt, und ſchob ihn ſanft in deſſen weich gewölbte Bauſchung hinein, ſicher, daß er auf dieſem Schlachtfelde der Flegel und Aehren keinen vor Froſt zähneklappenden Strohtod ſterben würde. Dies hat ſich denn auch ſpäter durch den

Augenſchein beſtätigt. Ich bin dem Manne nachher öfter begegnet, ohne daß ich eine Spur weder von Beſchämung noch von Dankbarkeit an ihm bemerkt oder von ihm vernommen hätte. Der Komet und die Geiſter der Helden und die Träume glänzender Tage der Jugend und des Ruhms und die ganze dreiſtündige Nachtgeſchichte — denn erſt um drei Uhr früh war ich zu Hauſe — ſind alſo wahrſcheinlich wie ein neblichtes Herbſtnachtgeſicht in ſeiner Fantaſie auf ewig untergeſunken und mögen darin wohl bis zum jüngſten Tage ſchlafen.

Aber wozu dieſe alltägliche Geſchichte von einem durch Wein Verrückten? Wozu? Gleichſam als einen tollen Traum zu den Träumen der Zeit und aus der Zeit, die eben ſo unter dem Einfluß und Glanz von unbekannten Kometen mit Klängen und Namen großer Menſchen, Thaten und Erinnerungen ſpielt, und heute ſchon wieder vergißt, was ſie geſtern auf das lebhafteſte geträumt hat; auch wohl als eine Entſchuldigung wegen meines Traums von Träumen, wie der Inhalt dieſes Büchleins ſich vielleicht herausſtellt, Vielen aber, die es noch gelindeſt zu beurtheilen meinen, gewiß bedünken wird.

Solches Gefühl, das doch faſt einem Vorgefühle gleicht, ſollte warnen. Aber ich frage mich: wenn alles drein ſpricht und drein ſchreit und jede verſtändige Stimme zu übertäuben droht, warum ſollte ich ſchweigen? Schuſterle und Spitzerle ſind ſehr wach, Schwärmerle und Geiſterle faſeln und dämmern, manche andere Le und Lein treiben noch ſchlimmere Dinge. Immer bildet man ſich wieder ein, als ſey es möglich, in das wilde Getümmel noch etwas Beſinnung, in den unendlich aufgeſtürmten Dunſt, der alle Welt mit einem trüben verwirrenden Nebel zu bedecken droht, hin und wieder einen Lichtfunken zu bringen. Auch dies mag eine zu klägliche Einbildung und Täuſchung ſeyn; indeſſen im ſchlimmſten Falle hat ſolche Täuſchung wenigſtens Einer Seele einigen Troſt gebracht, nämlich mir ſelbſt. Und es mag mir am Ende wohl eben das widerfahren, was ſolchen Predigern, von welchen man behauptet, daß ſie vor allen Dingen am meiſten ihnen ſelbſt predigen.

Was der Brief bedeutet, der voran ſteht? Die Gedanken und Anſichten, die durch ihn in mir aufgerüttelt werden mußten, haben wirklich das ſtockende und unter einander getriebene Eis gebrochen, daß es ins Treiben gekommen iſt; er iſt gleichſam ein **praeludium** in der Muſik, die in Diſſonanzen ſpielt, woran die Zeit vielleicht eben ſo ſehr Schuld iſt als der Spieler.

Bonn, den 19. des Wintermonds 1834.

und auch beſtritten; und ich meine, wir ſtehen Beide im Weſentlichen noch wohl auf derſelben Linie, wo wir damals ſtanden. Alſo nichts Neues, ſondern das Alte und mit ihm manche ſchöne Erinnerung haſt Du mir zugeſchickt.

Dagegen aber muß ich mich von vornher verwahren, daß Du meinſt, ich ſtehe in Einer Dir ganz entgegengeſetzten Reihe, gleichſam wie auf der äuſſerſten Linken. Du gebrauchſt den Partheinamen. Ich muß Dir hingegen geſtehen, daß ich in vielen Stücken, zumal wo von ländlichen Verhältniſſen und von den nothwendigen Feſſeln vieler zu wilden und flüchtigen Kräfte die Rede iſt, wohl immer mehr mit denen geſtanden bin, die ſich Deinen Anſichten zuneigen. Nur iſt es mir platterdings unmöglich, aus politiſchen Lehren und Einrichtungen die ſtrengen Konſequenzen zu ziehen, deren Ziehung in ſolcher Allgemeinheit, als Du hier und viele Andere ſie jetzt gebrauchen, erſt in unſerm politiſchen Oppoſitionszeitalter der letzten dreißig Jahre Mode geworden iſt. Denn alles, was auf irdiſchem Boden ſteht, iſt durch Zeit, Klima, Volksart, und durch hundert und tauſend andere zufällige Verhältniſſe ſo vielfach bedingt und modificirt, daß die Lehren und Grundſätze nirgends vollſtändig zur Anwendung kommen können, alſo ihre nothwendigen Reſultate keinesweges alle geboren werden.

Da Du meine Anſichten über Kirche und Adel kennſt, ſo erwarteſt Du gegen die Deinige mit Recht Widerſpruch.

Ich kann es nimmer gelten laſſen — wenigſtens in Deinem Sinne nicht — daß der Proteſtant gleichſam nur eine Privatreligion habe. Ich behaupte, der gläubige Chriſt iſt immer und allenthalben ein katholiſcher Chriſt, und der gläubige Proteſtant iſt es durchaus, nur daß er keinen ſo bunten Himmelsweg hat, als eure Hoheprieſter ſich ihn zugelegt haben. Wenn Du mit der Privatreligion aber auf die unſichtbare Kirche hinſiehſt, die hoch über allem Prieſterthum ſchwebt, ſo gebe ich Dir vollkommen Recht; in dieſer fließen die wenigen ächten Chriſten aller Bekenntniſſe wie in Einem Strom zuſammen und ſingen ihr Heilig und Halleluja. Ihr Katholiken habt bloß den Vortheil des Scheins voraus, und weil ihr den Haufen in größeren Maſſen und mit prächtigerem Gepränge und hellerem Geläute zuſammentreibt, ſcheint ihr mehr gläubige Chriſten zu haben. Die Eueren müſſen ſchweigen, ſo lange ſie in eurer Kirche ſind, die Unſeren dürfen reden. Dieß iſt der größte Unterſchied und alles, was natürlich hieraus folgt und was für den Nichtdenker wieder dem Scheine dient. Wir ſchauen mit Beben hinter einen verhüllenden Schleier — Gott weiß alles, und wird die armen Sterblichen mit Barmherzigkeit richten; aber frage Deine eigne Erfahrung — der wahren reinen Gläubigen ſind von jeher wenige geweſen.

Auch Deine Anſicht vom Adel iſt mir noch eben hinaus doch etwas zu ideal und naturhiſtoriſch zu myſtiſch. Jegliches Ding wird ja nur durch That und Leben erklärt und verklärt; und ich habe dieſen Edelmann, wie Du ihn meinſt und ihn Dir einbildeſt — ich ſage vorbildeſt — in der Geſchichte nur in wenigen höchſt ſeltenen Exemplaren gefunden. Auch wüßte ich nicht, daß der Franzos, Spanier, Engländer und Schwede in ſeiner beßeren Zeit bei ganz anderer politiſcher Staatsentwickelung, als die weiland deutſche war, nicht eben ſo Tapfres, Edles und Hohes gezeigt hätte. Was nun vollends die fromme Gemüthlichkeit und ſtille Glückſeligkeit betrifft, die der Bauer in der Hörigkeit und Gebundenheit unter dem Adel entwickelt und beſeſſen haben ſoll, ſo muß ich Dir da noch viel mehr und aus viel ernſterer Ueberzeugung widerſprechen. Der alte germaniſche Landmann, der große und der kleine, wie er ſich in den ächtgermaniſchen Ländern Schweden und Norwegen, meiſtens ohne ſolche Feſſeln, erhielt und entwickelte, hat mir immer freier, tapferer und glücklicher gedäucht als der deutſche, ſeit von Ludwig dem Gutmüthigen, ja ſchon von Karln dem Großen abwärts das Unglück eingeriſſen war, daß die Menge der kleinen unabhängigen Hufener, um in ſchlimmer Zeit gegen böſere Dränger Gut und Leben zu retten, ſich der Kirche und den mächtigeren Grundbeſitzern hatten zinsbar machen müſſen. Ich brauche meine Anſichten über dieſen Punkt Dir nicht weiter auseinander zu ſetzen; Du kennſt ſie genung, wie Du auch genug weißt, welch ein grauſes China in der Verflüchtigung des Landbeſitzes und in der Zerſtückelung der Felder bis in die kleinſten Theile mir für unſre Zukunft entgegen dämmert, und wie mir die Hoffart eines dummen Enkels der Rothſchilde und Baringe etwas viel Unerträglicheres däucht als der dummſte Ahnendünkel eines Dalberg oder Percy.

Wie Du nun die Offenbarung Gottes in Chriſto und in der Natur nach Deiner Weiſe, und ich möchte ſagen und Du ſelbſt tüpfeſt darauf, nach Friedrich Schlegels Weiſe, in dem weiland heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation am vollkommenſten und in den mannigfaltigſten Bildern abgeprägt findeſt, und alſo die vergangene deutſche Geſchichte die herrlichſte und die deutſche Verfaſſungsgliederung die vollendetſte nenneſt, und ſelbſt ihre Höcker und Auswüchſe als ſchöne Beiſpiele der reichſten und großartigſten Entwicklung anführeſt — darüber ließe ſich viel Hübſches und viel Trauriges ſagen, wie es denn auch nach den verſchiedenſten Anſichten verſchieden geſagt worden iſt. Das alte mittelalterige Deutſchland war freilich eine Art Paradiesgarten, worin alle mögliche Schöpfung und Gebährung und Gethierung zuſammengedrängt war, worin die bunteſte Mannigfaltigkeit der Wachſungen und Entwickelungen neben einander zu ſehen war; aber neben dem ſchönen Geziefer und Gebäume war auch des Ungeziefers und der Giftkräuter von jeher genug, und — wie Du ſelbſt irgendwo ſagſt — äußerlich betrachtet iſt das Bild dieſes Paradieſes faſt nur ein Traum geweſen. Es waren allerdings faſt alle die Gewächſe darin, die Du nenneſt, zum Theil auch alle zugleich im Wachſen, aber niemals ſind ſie in harmoniſcher Entwickelung neben einander geſtanden, ſondern ſind häufiger wie Dorngebüſch ſich hindernd und verfilzend in einander hineingewachſen, ja die Dornen im eigentlichen Sinne haben über die edleren Pflanzen oft den Ueberwuchs genommen. Ja, Bruder, man könnte das alte Deutſchland mit einem Walde vergleichen, der alle Blumen, Kräuter und Bäume der verſchiedenſten Klimate vereinigte. Ein ſolcher Wald iſt vielleicht der vollkommenſte für den, der auf Koſten der Beſitzer ſich darin beluſtigen und ergehen will. Das haben die fremden Theoretiker und Praktiker der politiſchen Naturkunde denn auch gefunden, und wie ſie ſeit vier Jahrhunderten, ſeit dem böſen Delphin (ſpäter Ludwig der Elfte genannt) von Frankreich und dem tollen Karl von Burgund in dieſem Allerweltsgarten luſtgewandelt ſind, daß uns oft Luſt und Liebe, ja Luſt und Leben darüber ausgehen wollte, berichtet jedes wehende Sibyllenblättchen unſrer Geſchichte. Statt dieſes unſeres bunten Luſtparks begnügten ſich andere Völker mit einem einfachen tüchtigen Walde, der gedrängt geſchloſſen voll Eichen, Buchen und Tannen ſtand, die Hochbordſchiffen Maſten und Königshäuſern Säulen und Balken geben. Indeſſen ich merke, ich werde ein Schilderer und Bilderer wie Du, und ſage demnach: alle Gleichniſſe hinken etwas. Es bleibe dabei: das Schöne zu dem Guten, das Anmuthige zu dem Starken! Aber ich frage Dich: wo war unſer Schönes und Starkes die letzten Jahrhunderte? Jeder rupfte und zupfte an der in vielen Stockwerken aufgekräuſelten Allongenperrücke des heiligen deutſchen Reichs und riß ſich nach Belieben ſein Löckchen davon ab, und dieſe confusio divinitus conservata wie lange ſchon war ſie eine confusio divinitus lacerata! Ich hätte hier ein barbariſches*) humanitus für divinitus ſetzen ſollen.

Doch von der mythiſchen, myſtiſchen und naturhiſtoriſchen Symbolik des Staats auf die Gegenwart zu kommen, ſo kann ich menſchlich empfinden, wie in dieſer Zeit einem Edelmann ums Herz ſeyn muß, deſſen wahrhaftig adliches Herz meint, nicht bloß die Unverwüſtlichkeit und Unvergänglichkeit des Geſchlechts, die Ächtheit des Stammes in ſeinem Volke darſtellen, ſondern überhaupt das Ewige in demſelben erhalten zu ſollen. Glaube mir, ich fühle ganz das Fürchterliche eines politiſchen Sturmwindes, der in ſtolzer Vermeſſenheit ſich berufen glaubt, alle Stände und Geſchlechter blutig wild durcheinander zu ſchütteln, *damit eine ſogenannte ſchöne Welt aus den Trümmern wieder aufblühe*. Vor ſolcher Wüſtenei

---

*) So meinte ich; aber humanitus iſt ciceroniſch.

— wir hatten im dreißigjährigen Kriege auf andere Weiſe ein Bild davon — wolle uns der gnädige Gott bewahren! Aber — aber — geliebter Freund! damit dieſer Sturm nicht zu wild werde und endlich alles niederraſe, iſt es in der Zeit, wie ſie am Tage ſteht, eines jeden Biedermannes Pflicht, nicht grade oder ſtracks wider zu gehen, ſondern viel und weit mit zu gehen. Dem Adel vor allen iſt bei der Stimmung der Zeit doppelte Weisheit und Mäßigung noth, damit ein plebeiſcher Ungeſtüm, der ſich bis in die Eingeweide des Pöbels hinabſenken will, nicht mehr und mehr fanatiſirt werde. Selbſt wenn ich Dir zugebe, daß gewaltthätige Brechung alter Rechte und Vorrechte, daß auch viele unnöthige oder gar mißliche Neuerungen, ja daß eine Ebnung vieler würdigen Dinge bis auf den Boden, ſo daß man wie der Rothbart einſt auf Mailands Maurenſchutt Salz darüber ſäen könnte, u. ſ. w. u. ſ. w. vorgekommen ſind und täglich vorkommen, ſo bedenke doch das allgemeine Unglück und Getümmel der letzten vier Jahrzehende, und wie jeder gezwungen worden iſt, ſich auf das geſchwindeſte zu helfen, ohne Zeit zu haben, Zwecke und Mittel gegen einander abzuwägen. Wie Frankreichs Umwälzung eine neue Weltgeſchichte und eine neue Weltmeinung gebracht hat, ſo iſt auch eine andere Stimmung und Geſinnung in die Menſchen gekommen, die keine einzelne Regierung verſchuldet. Daneben iſt ungeheure Noth und Arbeit immer vor der Thür, und der Finanzminiſter mit dem grünen Beutel ſteht obenan, ſperrt den leeren weit auf, und ſingt mit dem Rattenfänger von Hameln: ſie müſſen all' herein. — Und nun die jüngſte Wendung und Stellung der Dinge, die Stimmung, welche in Frankreich und England eben vorherrſcht— wie kannſt Du Dir da einbilden, den Bürger und Bauer zu bekehren, daß er ruhig in die alten Zuſtände zurückkehre, da die tauſend und zehntauſend Silberglocken der Wirklichkeit und Täuſchung ihn ſireniſch ganz anderswohin verlocken? Die ganze europäiſche Welt iſt ſeit einem halben Jahrhundert verändert, der Beſitzſtand verrückt, die Köpfe und Herzen auch, wenn nicht verrückt, doch umgerückt. Bedenke ſelbſt, wenn eine allgemeine Umrückung möglich wäre, wie viele Zeit dazu gehören würde; und beantworte Dir ſelbſt die ſchwere Frage: hat unſre Zeit Zeit? Bringt nicht jeder neue Tag neue Noth und Gefahr? Und in ſolchem Zuſtande willſt Du auf dem Schutte bauen oder gar zurückbauen?

Doch die Hand vom Sack! Lieber ſchlage ich ſie warm in die Deinige. Lieber Freund, für das Beſſere, hoff ich, ſind wir doch einträchtig in unſerer Zwietracht.

Alſo die Büſte des alten Löwen, eures ritterlichen weiland Feldmarſchalls ſoll im Friedensſaal zu Münſter aufgeſtellt werden? O wenn die Geſpenſter aller der großen Weltſchelme, die dort einſt zettelten und um unſer ſchönes Land feilſchten, da mitternächtlich rundwandeln müſſen und ſeinem Schatten begegnen, wie werden ſie vor der großen Seele zuſammenſchaudern?

Du erwähnſt auch eines größeren weſtfäliſchen Denkmals, das die Verehrer des Vortrefflichen errichten wollen und ſprichſt mir zu: Rathe mit! Lieber, wenn ihr Geld dazu habt, werdet ihr Rath genug finden, der beſſer iſt, als den ich in gegenwärtiger Stimmung geben könnte. Mein Kopf iſt voll allerlei wüſter Dinge und der Weiſer meines Herzens zeigt und fühlt anderswohin, obgleich jenes Bild darin nimmer erblaſſen kann. O lebte der alte Held wieder auf und Blücher und Scharnhorſt, wie würden ſie ihre Zeit noch erkennen, und welche Geſichter würden ſie zu dem belgiſchen Höcker machen, der aus unſerer deutſchen Allerweltvegetation, die Du in Deinem Buche ſo preiſeſt, eben herauswachſen will? und dazu, daß Talleyrand wieder ſolche Geſchicke mit regiert? Ich könnte Dir mit einer ſchönen Anekdote über dieſen unſterblichen Netzwirker und Tauſendkünſtler dienen, wenn es nicht zu mißlich wäre, ſolches über einen ſo gewaltigen einem gebrechlichen Briefe zu vertrauen — —

Doch was iſt dieß für ein Brief geworden? Schließlich danke ich vollſten Vertrauens für alle Erbietungen Deiner Liebe. Nimm auch dieſe Erwiederung in Liebe auf u. ſ. w.

2.

Und wieder von den Niederlanden und von Belgien? Jede Kreatur weiſt dahin, wo die Wunde brennt. Vor drei Jahren ſchon wies ich hin auf den beginnenden Schaden. Damals lagen alle Verhältniſſe noch mehr in unbeſtimmter Verwirrung. Zwar entwirrt ſind ſie noch nicht, aber nach einem ziemlich allgemeinen Urtheil haben wir von Frankreich eine Niederlage erlitten ohne Krieg, eine Niederlage, die jedoch, damit der Schmerz dieſes Urtheils durch die Jahrelänge ſich mildere, ſchon im Winter 1815 vorbereitet war.

Pitt, ein Mann der größten und kühnſten Ideen fähig, in einem Lebensalter, wo die meiſten Jünglinge noch in träumeriſcher Unbeſtimmtheit dämmern, ſchon der Führer des mächtigſten Reichs der Erde, Pitt, ſeinem Vater dem großen erſten Lord Chatam in jener Unſchuld der Sitten und in jener jeder Goldſucht überlegenen Uneigennützigkeit ähnlich, welche die Alten ſchon unter dem Namen innocentia für die größte Tugend eines Staatsmanns erklärten und welche in alten und jungen Zeiten immer die Größe eines edlen Mannes am unverdächtigſten geſtämpelt hat, Pitt, den viele

Engländer jetzt den Verderber ihres Vaterlandes und Europas ſchelten, hat die Schickſale dieſer beiden von dem Jahre 1782 bis an ſeinen Tod ein Vierteljahrhundert am mächtigſten gelenkt, und iſt in dem Momente, als ſein gewaltiger Gegner Napoleon auf dem Gipfelpunkte ſeiner Macht ſtand, ſorgenſchwer ins Grab geſunken, den letzten Augenblick noch nicht ſich, ſondern England und Europa fühlend. Dieſer Pitt, dem bei Mißgriffen und Irrthümern, die in gefährlichen Zeiten leichter ſichtbar werden, in der Geſchichte doch ein unſterblicher Name bleiben wird, hatte in ſeinen Papieren für ſeinen Nachfolger in der erſten Stelle des engliſchen Miniſterii ein Vermächtniß hinterlaſſen, das eben wieder den großen welthiſtoriſchen Blick dieſes außerordentlichen Geiſtes in die Zukunft offenbart. Wie ſehr ſein Herz bei einzelnen ſeinen Hoffnungen widerſprechenden Erfolgen auch bluten mogte, nie verzweifelte er daran, daß Napoleon im zu wilden Siegeslaufe ſich ſelbſt überſtürzen, daß die weltlüſterne wälſche Vermeſſenheit endlich ihrer Nemeſis begegnen würde. In der feſten Ueberzeugung von einem Tage der Vergeltung unendlichen Uebermuths und grauenvoller Frevel legte er das letzte Teſtament ſeines politiſchen Glaubens nieder. Wir kann=

ten dieſes merkwürdige Teſtament zuerſt durch diplomatiſche Sagen; in den letzten Jahren iſt das Weſentliche ſeines Inhalts durch offene Schriften ſeiner Landsleute mitgetheilt, am ausführlichſten bei Beurtheilungen des Lebens und der Verwaltung des Lords Caſtlereagh. Es lautete dahin: Frankreich iſt Großbritanniens ewiger, mächtiger Feind und Nebenbuhler, die mächtigſte Monarchie auf dem Feſtlande. Spanien und Italien können es nicht hemmen, eben ſo wenig das in viele Staaten zerſpaltene Deutſchland. Dieſes Deutſchland iſt dem unruhigen und eroberungsſüchtigen wälſchen Volke ſeit Jahrhunderten das Ziel des Ehrgeitzes; dahin ſtrebt es ſeine Gränzen auszudehnen, dort will es herrſchen. Gelingt ihm dieſe Ausdehnung, welche ihm in unſern Tagen nur zu leicht gelungen iſt, ſo iſt Großbritannien in Gefahr, eben nicht erobert zu werden, aber doch die außerordentlichſten Anſtrengungen zu machen: denn dann haben wir die Franzoſen im Beſitz der fruchtbarſten Lande, der beſten Häfen, und der günſtigſten Winde und Strömungen am nördlichen Ocean uns unmittelbar gegenüber. Es thut alſo noth, für uns und für die Deutſchen eine recht ſtarke Landwehr aufzuwerfen, damit ihr unſtillbares Gelüſte gegen Norden vorzudringen gedämpft werde. Darum, wenn Frankreich beſiegt und mit zerriſſenen Siegesfahnen in ſeine Gränzen zurückgejagt ſeyn wird, werde der rechte deutſche Reichskämpfer als Gränzhüter hingeſtellt, der für beide Völker gegen den gemeinſamen Feind auf der Wache liege. Zu dieſer Rolle iſt Preußen im Weſten berufen. Damit es ſie würdig behaupten könne, müſſen bei dem künftigen Frieden alle deutſche Lande dieſſeits des Rheins, der ehemalige burgundiſche Kreis mit eingeſchloſſen, zu einem Ganzen vereinigt und Preußen übergeben werden: das alte Auſtraſien, reich an Eiſen, Korn, Heerden, und ſtarken, tapfern Männern.

Mit dieſem wichtigſten weiſen Teſtament des Unſterblichen in der Taſche — das vielleicht nicht, aber ſicher doch im Kopfe — kamen die engliſchen Großbotſchafter im Spätherbſt 1814 in Wien an: Caſtlereagh, Lord Stuart ſein Bruder, Cathcart u. ſ. w. Caſtlereagh als das Haupt mußte für alle einſtehen. Daß dieſer in keiner Beziehung mit Pitt verglichen werden durfte, darüber hat die Welt lange ihr Endurtheil abgegeben; ſeine Gehülfen waren gelindeſt ausgeſprochen keine ausgezeichneten Männer *).

---

*) Wie Caſtlereagh in Verzweiflung an ſich und der Welt durch ein Federmeſſer geendigt hat, iſt bekannt; Cath-

Mit welchen Anſichten und Entſchlüſſen in Hinſicht jenes letzten Pittſchen Willens Caſtlereagh nach Wien gekommen, iſt für uns natürlich ein Geheimniß. Welchen ſchiefen Gang aber die große auſtraſiſche Angelegenheit genommen hat, welche Zwiſchen- und Durch-Spiele ſpäter darin verwebt ſind, das iſt durch die actenmäßigen Verhandlungen des Wiener Kongreſſes und durch das äußere diplomatiſche Weltſpiel, das bis zur Hedſchra Napoleons von der Inſel Elba vor allen offenen Augen ſichtbar erklärlich da lag, kein Geheimniß geblieben. Bei jener großen Frage, wie Deutſchlands Gränzen gegen Frankreich ſo befeſtigt werden könnten, daß den Wälſchen die Luſt verginge, immer von neuem dagegen anzuſtürmen, offenbarte ſich bald wieder jener uralte deutſche Neid (ich muß das garſtige Wort ſchon über die Zunge bringen, das leider eine ſchlimme Wahrheit enthält), der unter dem Titel Bewahrung deutſcher Freiheit und Unabhängigkeit (natürlich, damit die Wälſchen über dieſe Freiheit und Unabhängigkeit Phraſen machen können) bei ſich nicht gern duldet, was überragend

---

cart hieß einem großen Mann, der über Köpfe geſchwinder als Gall urtheilen konnte, der ſchottiſche Eiszapfen, Stuart der Windbeutel oder der iriſche Sumpfnebel.

groß und mächtig iſt. Unter dem Schilde, Preußens großartiges Aufſtreben könne im Vaterlande zu gefährlich werden, ſammelte ſich eine Rotte kleinlicher Neider und kurzſichtiger Politiker. Dieſe jammerten und zettelten mit ſeltener Einſtimmigkeit für Polen, für Sachſen, für Oranien, für England, ja — meiſtens Proteſtanten — ſelbſt für den Papſt — alles gegen Preußen gewendet, nicht fühlend, daß ſie in einer kleinlichen und alſo undeutſchen Geſinnung — wie die Weltlage war und noch iſt — gegen ſich ſelbſt und gegen ihr Vaterland und ganz Deutſchland jammerten und zettelten. Dieß war ein fruchtbares Feld, dem franzöſiſchen Botſchafter zum Mitſpiel geöffnet, und ſie fanden an dem weiland Biſchof von Autun, dem großen diplomatiſchen Ulyſſes unſrer Tage, ihren willkommenen Helfer, vielleicht ihren Häuptling *). Dieſe Parthei und der große diplomatiſche Zwieſpalter brachten die Sachen zu Wien eine Zeitlang in ſolche Gährung, daß einzelnen Vonfernzuſchauen-

---

*) Sogar in dem verfloſſenen Jahre war Herr von Gagern noch ſo ſehr der debonnaire Mann, daß er in einem ſeiner vaterländiſchen Briefe in der Allgemeinen Zeitung äußerte: Herr von Talleyrand gehöre wohl mit zu denen, welchen die Losreißung Belgiens von den vereinigten Niederlanden am meiſten Kummer mache.

den ſchon vor einem Kriege unter denen zu bangen begann, welche jüngſt noch unter Einem Feldrufe gegen Napoleon gefochten hatten. Wie ſie in den einzelnen Zügen und Durchzügen der politiſchen Zettelungen mit den engliſchen Diplomaten geſpielt, wie ſie von den Anſichten derſelben beherrſcht worden oder dieſe beherrſcht haben, wird mit andern diplomatiſchen Geheimniſſen noch wohl lange in Nacht begraben liegen. Als deutſcher Führer ſtanden der Parthei voran der für das Haus Oranien in Wien beſtellte Miniſter Freiherr von Gagern der Aeltere *) und ein ſeit einigen Jahren von den Geſchäften entfernter Staatsmann, der durch ſeine Stellung auf die großbritanniſchen Botſchafter den größten Einfluß haben mußte. Dieſe verwickelten Züge der Spieler auf dem diplomatiſchen Schachbrette, die faſt in feindliche Händel auszuarten droheten, wurden mitten im Spiele plötzlich von Napoleon überraſcht; die Schwerdter wurden aus den Scheiden gezogen und die Schreibfedern hineingeſteckt. Der entſprungene Löwe wurde bei Waterloo bald wieder gebändigt, und der Kongreß in Wien wieder angeknüpft; aber die Ergebniſſe des

---

*) Siehe hinten die Note A.

Winters 1815 blieben leider, und ſind in feſte Beſchlüſſe verwandelt. Sachſen ward getheilt; Auſtraſien ward in zwei große Hälften auseinandergeriſſen: die weſtliche Hälfte ward mit den vereinigten Niederlanden verbunden; von der öſtlichen Hälfte fiel der größere Theil Preußen zu, aus dem kleineren Theile ſchnitt man Entſchädigungen und Ergänzungen anderer Fürſtenthümer, Deutſchland nicht zur Stärkung, aber Frankreich zur Beluſtigung.

Ich verlebte den ganzen Winter des Jahres 1815 in Berlin, von wo man den Verhandlungen des Kongreſſes in der öſterreichiſchen Hauptſtadt von fern zuſchaute und zulauſchte. Wie der Geiſt in jener Zeit groß und gut war, ſo war auch die Anſicht und der Verſtand der meiſten Menſchen damals auf die richtige Linie geſtellt. Mit welcher Beklommenheit, ja endlich mit welcher Trauer vernahm man die Nachrichten aus dem diplomatiſchen Hauptquartier! beſonders ſeitdem verlautete, daß Talleyrand im Namen Frankreichs die große Rolle übernehmen ſollte, Talleyrand von Napoleons Anfängen her ein fürchterlicher Name des Unglückes für Deutſchland. Als es nun endlich von Tage zu Tage heller ward, daß Preußen nicht einmal an der Maas die Feſtungen mit Holland theilen ſollte, daß die herrlichen Rheinlande gerade Frankreichs Gränzen zunächſt in mehrere kleine Schnitzel zerſtückelt werden ſollten, da wurden Stimmen laut von Vorwürfen und Verdachten, die durch nichts entſchuldigt werden konnten, als durch einen betäubenden und verwirrenden Schmerz. Beſonders ward auf den Staatskanzler Fürſten Hardenberg viel geſcholten, als wenn ſein Muth und ſeine Raſchheit mit dem alten Blücher nicht im Gleichſchritt bleiben könne; auch wohl, als wenn er durch hanöverſche Zuflüſterungen und Zuwinkungen in ſeiner Tapferkeit geſchwächt werde. Denn ſo gerecht waren doch die Menſchen, daß ſie ſeine Rechtſchaffenheit und Unbeſtechlichkeit nicht zu bezweifeln wagten.

Wieviel dieſer hochgeſtellte Staatsmann durch ſein Thun oder vielmehr durch ſein Nichtthun hiebei verſchuldet; ob er überhaupt viel verſchuldet und verſäumt hat; was für Hinderniſſe ihm in den Weg gelegt, was für Ränke um ihn geſponnen wurden; welche von dieſen überwindlich und welche unüberwindlich waren — das liegt wohl über das Maaß ſeiner meiſten Beurtheiler und Nachrichter hinaus. Darin waren damals alle einſichtsvolle Männer, geſchweige alle eifrige Deutſche und Preußen, einſtimmig, daß die Pittſche ſo trefflich entworfene Wehr gegen Frankreich kaum zur Hälfte aufgeführt, daß in der Verloſung und Vertheilung der allerwichtigſten deutſchen Gränzlande mit gewiſſenloſem Leichtſinn und neidiſcher Kurzſichtigkeit gehandelt war. Jetzt liegt es auch dem Einfältigſten klar vor Augen.

Wir ſetzen einmal den Fall, man wäre dem Entwurfe des großen Pitt gehorſam geweſen, das ſchöne Elſaß mit Strasburg, das ganze Belgien und die ganzen Rheinlande ohne das zerſchneidende Meſſer irgend eines Anatomen, kurz Auſtraſien wäre vereinigt, und Preußen darin als Vorwächter und Vorfechter des deutſchen Volkes gegen Frankreich geſetzt worden — ich wette, es ſähe jetzt anders aus in der Welt und auch in vielen deutſchen Herzen, als es eben am Tage erſcheint. Wenn auch Elſaß anfangs halb ſträubig in dieſe Verbindung hineingezogen wäre, wie bald würde es ſich heimathlich darin gefunden haben! Sprache, Volk, Rheinſtrom und nebſt ihnen freier Zug gegen Oſten und Weſten, gemeinſchaftliche Vortheile des Handels und der Gewerbe, ſanft ziehende Lockung der Kunſt und Wiſſenſchaft nach Deutſchland — kurz alles, was Gott und Natur für das

Elſaß und die unteren Rheinlande ſonſt noch gemeinſam gemacht haben, würde es in den fünfzehn Jahren die den Juliustagen der großen pariſer Woche vorhergingen, ſeinen deutſchen Brüder wieder ſehr nah gebracht haben. Ich ſpreche dieß nicht ſo aus der Luft oder aus den luftigen Geſpinnſten einer vielleicht mehr patriotiſchen als geſcheidten Vorliebe für mein Vaterland. Ich darf mich auf das Zeugniß meiner eigenen Ohren und auf das mehrerer meiner Freunde berufen, die in jenen Jahren und auch noch ſpäter mit Elſaſſern geſprochen und bei ihnen angeklopft, ob ſie wohl wieder zu Deutſchland gehören mögten? Dieſe hatten zum Theil gar nichts Triftiges dawider einzuwenden, nur ſtellten ſie die Bedingung mit allen Rheinlanden zuſammen Einem deutſchen Herrſcher anzugehören, aber nicht mit einem kleinen Fürſtenthum verbunden zu werden. Die Zuſammenſchmelzung mit dem alten Deutſchland in jenen fünfzehn Jahren und die aufrichtige Hinneigung zu uns würde ſich um ſo leichter gemacht haben, da ſo viele unpolitiſche Schritte der wiederhergeſtellten Herrſchaft der Bourbons, beſonders die Jeſuitenſchleicherei und andere Tartuffinaden, wodurch die Elſaſſer Proteſtanten ſich ſo tief verletzt fühlten, und weswegen die meiſten Elſaſſer eben jetzt auf der äußerſten franzöſiſchen Linken ſtehen, gleichſam eine deutſche Brücke des Uebergangs gebaut hätten. Ich habe eben darauf hingewieſen, wie der natürliche Weg des Elſaſſes mit allen ſeinen Vortheilen und Verbindungen und was dazu gehört laufen muß. Auch deutſcher Sinn und deutſcher Muth ſind in jenem ſchönſten und reichſten Rheinthale noch keineswegs ausgeſtorben. Zwar fabelt man jetzt viel von den Handelsverbindungen und von den Vortheilen derſelben, welche der ſogenannte Rhone- und Saone-Kanal mit dem Süden Frankreichs und ſelbſt mit dem Mittelmeer anknüpfen und auch für Strasburg und das Elſaß bringen ſoll. Aber im beſten Falle wird das nur ein Tröpfchen ſeyn gegen den Ocean von Gedeihlichkeit, welche die volleſte Verbindung zu Einem Ganzen mit allen Rheinlanden und der freieſte Verkehr mit denſelben Strasburg bringen müßte. Ich kann mich hier getroſt für die frühere Zeit auf die Geſchichte und für die jüngſte auf die Erfahrung der letztverfloſſenen Jahre berufen. Solange der Rhein hiſtoriſch genannt iſt, ſind Strasburg und Köln ſeine beiden Hauptſtädte geweſen. Das Verhältniß des Elſaſſes und ſeiner Hauptſtadt zu Frankreich iſt kein natürliches; ja es iſt immer ein verzwicktes geweſen, und iſt noch heute ein ſolches, wenn man die Klagen und Beſchwerden des Landes Frankreich gegenüber hört. Wenn man ſieht, wie die rheiniſchen Städte in den letzten funfzehn Jahren gewachſen, aufgeblüht und verſchönert ſind, wenn man Köln und Koblenz betrachtet und merkt, wie allenthalben ein lebendiger reger Trieb des Anlegens, Verbeſſerns und Verſchönerns ſich rührt, und zwar mitten in einer Zeit, welche ſo viele eine belaſtete und bedrängte Zeit nennen, ſo könnte man gewiß ſagen: wie ganz anders würde Strasburg ausſehen, wie viel lebendiger und blühender in jedem Gewerbe und Verkehr, wie viel ſtrebender in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn das Pittſche Teſtament ausgeführt wäre! In dem Falle wären keine holländiſchen und belgiſchen Plackereien auf und an dem Rhein und der Maas gehört worden, der Verkehr und Handel dieſer ſchönen Lande von dem Jura bis an die Nordſee wäre nicht durch vier, fünf verſchiedene Zolllinien zerſchnitten und gehemmt geweſen. Ich deute nur darauf hin, daß in einem ſo glücklichen Falle und bei ſo bequemer und günſtiger Stellung für die Regierung wie für die Regierten, wo in dieſem Auſtraſien über ſieben Millionen Seelen in Einem verbunden geblieben wären, in der ganzen Verwaltung dieſer ſchönen Lande, in Handel und Gewerbe, in Kunſt und Geſetzgebung vieles angenehmer, zweckmäßiger und auch freier — in dem Sinne, wie die meiſten jetzt das Wort frei meinen — hätte eingerichtet und behauptet werden können, als es unter den gegenwärtigen Verhältniſſen hin und wieder thunlich und räthlich geſchienen hat. Wie die jetzige Weltlage — man möchte wohl ſagen: die jetzige Weltpreſſe — eben iſt, wie überhaupt die Entwickelung und das Leben und Streben der europäiſchen Völker unter einander und gegen einander eben ſteht, kann man zuverſichtlich behaupten, daß im Ganzen in größeren Staaten bequemer und lebendiger und alſo auch zufriedener und ehrenvoller gelebt werden kann, als in kleinen. Das glückſelige und idylliſche, von keiner Argliſt und Habſucht belauerte Schäferleben der kleinen Staaten in ihrer vergeſſenen Einſamkeit iſt mit andern idylliſchen Zuſtänden ſeit dem Jahre 1780 verſchwunden, und kehrt ſchwerlich wieder. Darum iſt es ein ganz natürlicher Inſtinkt, daß die Elſaſſer, welche, wenn gleich häufig und bis auf dieſen heutigen Tag als Stiefkinder von den Franzoſen behandelt und zurückgeſetzt, ſo lange mit einem großen Reiche verbunden geweſen ſind, keine Luſt gehabt haben, mit irgend einem kleinen deutſchen Fürſtenthum in kalter Liebe zuſammengepaart zu werden. Wir haben die Nachtheile ſolcher falſchen und gezwungenen Vermählungen einzelner kleiner Gebiete mit Fürſtenthümern, die zum Theil 50 ja 80 Meilen von ihnen entfernt liegen, eben in den Zerſtückelungen wahrnehmen können, die man unpolitiſch genug hart an Frankreichs Gränze gemacht hatte, jenes Frankreichs, welches dieſe oberrheiniſchen Lande factiſch fünfzehn Jahre und darüber, rechtlich zwölf Jahre beſeſſen hatte. Ich ſpreche es mit voller Ueberzeugung aus, daß in dem bairiſchen Rheinkreiſe, im Koburgiſchen Nebenfürſtenthum und andern kleinen Gebieten manche ſeltſame Erſcheinungen und zum Theil ſehr betrübende Auftritte nimmer erfolgt wären, wenn dieſe einzelnen Stücke nicht von dem großen Ganzen der übrigen Rheinlande abgeriſſen worden wären. O ich möchte die Kunſt ſehen, die es verſtände, hier einen ſogenannten guten deutſchen Geiſt zu erzeugen! Wenn gegen Natur und alle natürlichen Verhältniſſe geſündigt wird, beſſere einer. Auch der treueſte, redlichſte Wille verliert hier ſeine Arbeit.

Nach allen dieſen Betrachtungen, Erwägungen und einzelnen Bemerkungen, die aber keinesweges außerhalb unſerer Bahn, ſondern ganz in ihr liegen, komme ich auf die weltkundigen niederländiſchen Wirren und auf das junge Königreich Belgien: ein inhaltreicher ſchickſalſchwangrer Gegenſtand, der nun bald vier Jahre ganz Europa in Spannung hält und in dem wohl manches künftige Weh eingeſchloſſen liegt. Was ich darüber vor bald drei Jahren in Druck gegeben *), iſt noch heute ganz meine Meinung; und da dem noch ſo iſt und ſeyn muß, ſo muß ich freilich erſchrecken über den Lauf, den dieſer ungeheure Handel — denn das iſt er und kann er noch mehr werden, wenn er nicht endlich richtig behandelt wird, — genommen hat, oder uneingeweihten Augen wenigſtens genommen zu haben geſchienen hat. Mir ſchien damals und ſcheint noch die niederländiſche Frage ganz eine deutſche, dann in zweiter Inſtanz eine engliſche, und erſt in dritter, entfernterer, eine franzöſiſche, wegen natürlicher Verhältniſſe der Nachbarſchaft und wegen mancher Vortheile oder Nachtheile derſelben. Daß ich es in kurzer und ehrlicher Erklärung ſage: hinſichtlich der Vortheile gehörte die Sache allerdings auch Frankreich an, hinſichtlich der Rechte und Pflichten zuerſt

---

*) Die Frage über die Niederlande und Rheinlande. 1831.

Deutſchland, und zweitens England. Nun haben ſich die Dinge aber durch Verhältniſſe, Verhandlungen und Zettelungen der mannigfaltigſten Art, worin Talleyrand wieder als die Hauptfigur geſpielt hat, ſo ſeltſam gedreht, daß die franzöſiſche Regierung ein junggeſchaffenes Königreich Belgien als ihre Schöpfung, ja faſt als ihre Landſchaft, und den König Leopold, ſonſt Prinzen von Koburg, als ihren Schützling anſieht. Er iſt mit einer Tochter aus dem franzöſiſchen Königshauſe vermählt; die franzöſiſchen Bourbons, Prinzen und Prinzeſſinnen, fahren hin und her zu und von Laken und Brüſſel gleichſam als franzöſiſchen Schlöſſern und Königsſitzen; franzöſiſche Feldherren und Officiere befehligen das belgiſche Heer und ſitzen in Belgiens Feſtungen als Kommandanten; und wird die Regierung in Paris von den verſchiedenen Partheien in die Enge getrieben und die Klage erhoben, als habe ſie für die gloire und gloriole françoise nicht genug gethan, als habe ſie mit dem hohen Geiſt und dem höhern Berufe ihres Volks nicht den Gleichſchritt gehalten, ſo weiſt ſie ſtatt aller Antwort nur auf Belgien hin, immer andeutend: dieß ſey nur der erſte Aufmarſch, die politiſchen und diplomatiſchen Geſchicke Frankreichs werden ſich mit der Zeit ſchon ſo günſtig entfalten, daß auch an dem Rhein der galliſche Hahn bald wieder in den Fahnen flattern werde. Kurz, ſie krähen uns übermüthig zu: Wir haben doch Belgien, wir haben mehr als vier Millionen Seelen und alle die Feſtungen gewonnen, die man unſerer Eroberungsluſt als Zügel angelegt hatte. So klingt es in den Blättern und Münden aller Farben und Sekten der unruhigen Wälſchen, und folgende Worte leſe ich eben in dem miniſteriellen Journal des Debats von dem letzten ſtürmiſcheſten Sylveſterabend des verfloſſenen Jahres:

Il est de fait, que la destruction du royaume des Pays Bas, élevé contre la France, a été pour elle un accroissement de force. Il est de fait, que l'erection du royaume de Belgique, créé, consolidé sous son patronage, a été pour elle une extension de puissance. Mais la France a donné à l'Europe en compensation le maintien de la paix generale, et certes ce fut là une grande victoire, qu'elle remporta sur elle même. Le marché a été trouvé bon des deux cotés et les conditions loyalement acceptées et remplies.

Nun ſind freilich gutmüthige, friedliebende, optimiſtiſche Menſchen, auch ſogar ſolche ſind, die ſelbſt einen Talleyrand für einen grundgraden und redlichen Karakter halten, welche hiegegen und gegen Beſorgniſſe von Andersurtheilenden einwenden: Ei! was ſollten wir um die Händel zwiſchen Holland und Belgien, um einen ſo kleinen geringfügigen Gegenſtand, wegen der Eitelkeit der Franzoſen, welche mit Belgien als mit ihrer Schöpfung, ja als mit einer von ihnen eroberten Provinz prahlen, und welchen man zur nöthigen Lüftung ihrer windigen Köpfe ſchon etwas Prahlerei zu Gute halten muß, uns in einen unabſehlichen Hader verwirren, oder gar das köſtliche Gut des ſeligen Friedens aufs Spiel ſetzen? Freilich haben die Franzoſen hiebei die erſte Rolle geſpielt; freilich können ſie ſich rühmen, Belgien zweimal, wenn nicht dreimal, den Holländern entriſſen zu haben; freilich ſind ſie für den Augenblick durch ihre Generale, Officiere und Diplomaten als Herren des Landes zu betrachten — aber dies alles iſt doch nur ein Schein, und wenn man einige Jahre Geduld hat, wird ſich dieſer blanke Schein wie anderer Schein in leeren Dunſt auflöſen. Dieſem windluſtigen und ruhmſüchtigen Volke muß man erlauben ſeine Seifenblaſen aufzublaſen, und ſich im kindiſchen Jauchzen dabei müde zu ſchreien. Möglich, daß die erſten fünf oder zehn Jahre Belgien ganz wie von Frankreich abhängt;

möglich auch, daß die gegenſeitige Wonne ſich früher abkühlt und das Band ſich früher löſt. Belgien hat nach ſeinen Naturverhältniſſen und nach ſeinem ganzen Verkehr und Gewerbe eigentlich wenig von Frankreich zu hoffen; es iſt weit mehr gegen Oſten, gegen Deutſchland hin, gewieſen, oder die Maas und Schelde hinab ins Meer hinaus. Obgleich die franzöſiſche Sprache in den gebildeten Klaſſen des Volks ſehr vorherrſcht, ſo ſind Sitte, Karakter, Volksſtamm, Glaube und Aberglaube doch ſehr verſchieden von dem franzöſiſchen Weſen. Dies und eben jene natürlichen Ziehungen gegen Oſten werden endlich ihr Recht behaupten, und vielleicht können wir es noch erleben, daß König Leopold und ſeine Räthe zuletzt einer Politik folgen müſſen, welche ſie mehr als Glieder des deutſchen Bundes denn als Vaſallen Frankreichs erſcheinen laſſen. Und überdies — iſt denn die Sache ſchon ausgemacht? ſieht man ſchon klar durch das vielverſchlungene diplomatiſche Gewebe, das ſie umhüllt? wißt ihr denn genau, ob die unterhandelnden Mächte, ob Frankreich ſelbſt nicht etwas in petto haben, was euch erſtaunen und alle eure Aengſten und Sorgen wegen Deutſchlands künftiger Sicherheit als geſpenſtiſche Kinderträume erblicken laſſen wird? Wäre es nicht möglich, daß das franzöſiſche Miniſterium hier nach demſelben Muſter wie im eigenen Lande handelte: die wüthenden Partheien, welche über jedes Königthum und Geſetz eroberungsluſtig in die Welt hinaus wollen, durch vorgeſlimmerte Scheine und hingegaukelte Hoffnungen allmählig zu ermüden, und ſo der Propaganda die Spitzen der Hörner abzuſtumpfen?

Da ich dergleichen Anſichten und Einwendungen von manchen Optimiſten wirklich gehört habe, da die Franzoſen mit abſichtlicher Liſt und feiner Schlauheit ſolchen Scheinen und Vorſpiegelungen einer leeren Hoffnung, um die Fremden deſto ſicherer einzuſchläfern, häufig ſelbſt einen Anſtrich von halber Wahrſcheinlichkeit geben, ſo habe ich ſie hier aufgeführt, obgleich mich all dieſer bunte Wortwirrwarr gar nicht täuſchen kann. Ich würde ſolchen Optimiſten und ſelbſt jenen friedſeligen Menſchen, die ſich von den Schelmiſchen in allen Verhältniſſen überliſten laſſen, faſt Recht geben, wenn die Stellung der allgemeinen Weltdinge nicht zu mißlich und gefährlich wäre, wenn der Schritt der Zeit nicht zu geſchwinde ginge, und endlich — mir der weſentlichſte Grund — wenn die **fides gallica** in der Welt jemals einen feſten Boden gehabt hätte.

Seit man Antwerpen hat fallen laſſen, beſitzen die Franzoſen in der That gegenwärtig das Land. Was ſie in geheimen Verträgen England immer gelobt haben mögen, wodurch die andern Mächte immer von ihnen beruhigt und eingelullt ſeyn mögen, wer weiß nicht, wenn ſie nur drei oder fünf Jahre in dieſer Stellung in Belgien bleiben, daß drei oder fünf Jahre jetzt beinahe ſind wie vormals dreißig und fünfzig Jahre? jeden Tag, ja jede Stunde kann irgendwo in Europa ein Ungeheures hervorſpringen; nicht allein mit den andern Mächten, ſelbſt mit England kann in ſolchem Fall blutige Entzweiung erfolgen. Sollten vollends die großen Mächte Deutſchlands in irgend eine plötzliche Verlegenheit verſetzt werden, in welcher vortheilhaften Stellung ſind hier die Franzoſen dann, und wie geſchwind werden ſie, über alle Verträge und Gelübde wegſpringend, dieſe dann benutzen? und zwar zunächſt gegen uns: denn wenn ſie wohin wollen, nach Deutſchland wollen ſie, und dafür ſehen alle Partheien Belgien als das Vorlager an.

Doch gehen wir in der Zeit ein wenig zurück von dem Punkt, worauf wir eben ſtehen. Weltkundig genug in allen ſeinen Potokollen, vor allem Volke hingelegt genug ſind die Verhandlungen des

Londoner Kongreſſes und was in Brüſſel, Paris und Haag von verſchiedenen Seiten her und für verſchiedenſte Zwecke gebrütet und gezettelt worden iſt. Doch wie offen alles dieſes der Welt auch vorzuliegen ſcheint, doch bedeckt ein ſo zauberiſch geheimnißvolles Dunkel das Ganze, beſonders hinſichtlich der Wendung und Geſtaltung dieſer denkwürdigen Angelegenheit, daß ich darüber und über andere Beziehungen und Zubehöre derſelben mich mir ſelbſt und anderen nothwendiger Weiſe etwas mehr zu verſtändigen ſuchen muß.

Wir erinnern uns alle der Anfänge der Belgiſchen Bewegungen und Aufſtände. Die Regierungen waren über Paris erſtaunt, anderswo erfolgten ähnliche Erſchütterungen, in England war ein Wogen der Partheien, in Deutſchland und auch in andern Ländern vielfältige Aufregungen und Erwartungen neuer Dinge. Wenn man auch die erſten ſechs, acht Wochen zuſah, daß aus Paris geſchickte Sansculottes mit anderm Geſindel in Belgien ihr wildes Weſen trieben, wenn man auch die kühnen Worte des franzöſiſchen Miniſters Molé wenn die Deutſchen marſchieren, iſt es der Krieg, geduldig anhörte — aus Furcht brauchte man nicht zu ſtutzen, da Frankreich völlig wehrlos war — ſo konnte man meinen, man müſſe Englands mächtige Einreden in dieſen Handel mit abwarten, als welches zu dem neugebornen Kindlein Königreich der Niederlande, deſſen Wiege, Einwindelung und Taufſchmuck Deutſchland allein hatte beſorgen müſſen, die erſte Patenſtelle vertreten hatte. Man durfte noch hoffen, England werde, nicht auf einmal taub gegen alles Recht und alle Verträge, blind gegen ſeinen eignen Vortheil, und gleichſam aller Geſchichte vergeſſend, doch eingedenk ſeyn, daß grade um dieſes Belgien und um den Beſitz der Maas und des Rheins drei Jahrhunderte, und mit welchen Anſtrengungen und Aufopferungen! von England, Holland, Deutſchland und Spanien gegen Frankreichs Herrſchſucht gerungen worden; daß Holland in Noth, ja in Knechtſchaft und Deutſchland und England jeden Augenblick in Gefahr ſeyn müſſen, wenn auch die Maaslande und die Küſten von Dünkerken bis Antwerpen in Frankreichs Händen ſind. Aber alles hat ſich ganz anders geſtaltet, als damals jeder Verſtändige dieſe Verhältniſſe betrachten und wägen mußte. Unglück iſt in den äußerlichen engliſchen Dingen viel dabei geweſen, aber Ungeſchick, Ungerechtigkeit, verkehrte Anſicht und verkehrter Wille noch weit mehr.

Wellington hielt, als dieſe Sache zuerſt an England gebracht ward, noch das Oberſteuer des großbritanniſchen Staatsſchiffes. Von ſeiner Partheianſicht, wenn auch nicht von ſeiner Staatseinſicht, und auch von ſeiner beſonders freundlichen Verbindung mit dem Hauſe Oranien war, welche Wendung die Dinge auch nehmen mochten, wenigſtens für Frankreich keine erkleckliche Ausbeute zu hoffen. Bald aber trat dieſer gegenwärtig größte europäiſche Name trotzig von ſeiner Stelle ab, die er mit mehr Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit unter das Unvermeidliche vielleicht noch Jahre hätte behaupten können. Mit ihm traten die Tories ab und die Whigs kamen ans Miniſterium: Lord Grey als erſter Miniſter, Lord Palmerſton als Miniſter des Auswärtigen nahmen den Platz des europäiſchen Feldmarſchalls ein. Es erſchienen die Großbotſchafter der großen Mächte der Feſte, von Seiten Frankreichs Prinz Talleyrand, zur Stillung und Schlichtung des belgiſch-holländiſchen Haders. Es zeigte ſich bald, daß Talleyrand ſeine Züge auf dem diplomatiſchen Schachbrete ſo meiſterlich geführt hatte, daß Palmerſton faſt nur als ſeine Kreatur erſchien, als ein Herold, der ſeine Edikte ausrief, daß England ein ewiges örtliches und geographiſches Naturverhältniß, daß es alle Ergebniſſe und Erfahrungen vergangener Jahrhunderte, ja die letzten vierzig Jahre vergeſſen zu haben ſchien. Es war über dieſes ganze Wunder wie ein Zauberdunkel ſo myſtiſch verworren und mit ſo durchſchimmernden Dämmerungslichtern verbreitet, daß die Gedanken und Urtheile der zuſchauenden Zeitgenoſſen eben ſo wunderliche Hin- und Herflüge und fantaſtiſche Deutungen und Erklärungen zeigten, als in den Verhandlungen zu liegen ſchienen. Man meinte die erſten beiden Jahre immer, zumal da John Bull bei dem Einmarſch der Franzoſen zornig ward und Krieg zu drohen anfing, wenn ſie nicht in kürzeſter Friſt wieder abzögen, die Engländer ſpielten nur die Sache ſo hin, um die Franzoſen in Paris matt zu machen. Louis Philipp und Talleyrand hätten die Figuren dieſes politiſchen Puppenſpiels mit unter der Decke, und endlich werde ſich offenbaren, daß Belgien entweder oraniſch oder daß Leopold ein deutſcher Bundesfürſt werden würde. Man glaubte, die Engländer ſpielten, nicht aber, daß mit ihnen geſpielt würde. Wer konnte ſich auch einbilden, daß Palmerſton einen ſo entſetzlichen Mißgriff umſonſt thun werde? Und nun da die Hüllen, die dieſes Jammerſpiel Jahrelang zugedeckt haben, ſich immer mehr durchlöchern und abzufallen beginnen, fragt man ſich erſtaunt aber welcher Teufel hat ihn denn beſeſſen? oder vielmehr, welcher Teufel hat ihn behert?

So meinte man, auch glaubten alle Menſchen, die Geſandten der hohen Mächte, die in der Schlichtung dieſes Handels mit wirkten, hätten den engliſchen Miniſtern und dem franzöſiſchen Botſchafter gewiß ganz beſtimmte Verpflichtungen abgenommen, weil man ſonſt nicht begreifen konnte, wie ſie ganz ruhig zuſahen, daß die Franzoſen nicht bloß bei den Verhandlungen, ſondern in Belgien ſelbſt die Miene der Meiſter und Entſcheider annahmen, und zwar zu einer Zeit, als ſie noch ganz ungerüſtet waren, hochmüthige und kühne Anſprüche etwa durch Waffengeklirr geltend zu machen.

Wahr iſt, damit ich wirklich große Verlegenheiten nicht zu verſchweigen ſcheine, das engliſche Miniſterium hatte und hat zu Hauſe die ſchwerſte Aufgabe zu löſen, nämlich die, mit den Reformers in unvermeidlichen Verbeſſerungen vorzugehen und die radikaliſche Wuth mit Gewandheit ſich ſo weit als möglich vom Leibe zu halten. Zur Entſchuldigung des engliſchen Betragens haben Viele geſagt: Aber vor allen müßt ihr das bedenken, die engliſchen Miniſter haben die Sache wohl aus dem rechten Geſichtspunkte geſehen; aber ſie hatten des Krieges daheim die Fülle, und konnten draußen keinen gebrauchen; ſie mußten Frieden haben um jeden Preis. Alle Verhältniſſe, alle Meinungen, Gefühle, Gedanken, alle Neigungen und Vorurtheile der Menſchen und Völker waren ja von Grund aus verändert — was konnte da der engliſche Miniſter Beſſeres thun, als ſich von dem Altmeiſter der Diplomaten leiſe und fein durch ſo viele gefährliche Klippen und Labyrinthe leiten zu laſſen?

Ich höre dieſen Sprechern zu — wie oft habe ich Aehnliches ſchon hören und meiner berſtenden Ungeduld ein Schloß ans Maul hängen müſſen! — und antworte: Allerdings viel Schein, viel Schein, aber in der Hauptſache keine Wahrheit. Der John Bull aller Partheien verſtand den engliſchen Vortheil ſehr gut, und hatte alſo die engliſchen Vorurtheile gegen die Wälſchen, wenn man es ſo nennen will, ſeit der Verbrüderung durch die große Woche keinesweges aufgegeben; er ſchrie, wie geſagt, Krieg, als die franzöſiſchen Schaaren Miene machten ſich in Belgien feſtzuſetzen. Hierauf fußend konnte alſo Palmerſton für England und Deutſchland mehr thun, als er gethan hat, er konnte gewiß feſt behaupten, was die Heiligkeit der Verträge verlangte. War es unmöglich, die Vereinigung Belgiens mit Holland wieder zu erwirken, ſo lag die Vereinigung des Landes mit Deutſchland vor, ein altes Recht und alſo eine alte und junge Pflicht, und zugleich der augenſcheinlichſte Vortheil Englands. Denn auf Belgiens Gefilden wird um den Beſitz des Rheins und auch um die Herrſchaft im Kanal beide für Deutſchland und England in ewigen Zeiten geſtritten werden müſſen. Wenn er nur eine Viertelſeele Pitts und ſelbſt Cannings war — dieſen Unedleren ſtelle ich nicht gern neben Pitt — ſo hatte er nichts mehr zu thun als die laute Stimme John Bulls Krieg ganz zart in Talleyrands Ohren zu ſäuſeln, und der Schlaue hätte lächelnd die Papiere unterzeichnet, die Palmerſton vorlegte. Denn Krieg konnte die franzöſiſche Regierung damals, und auch jetzt noch, viel weniger brauchen als die Engländer und Deutſchen, und Talleyrand hat ja ſein la guerre est impossible damals wie jetzt geſprochen.

Der letzte Ausſprung von allem bleibt alſo: Palmerſton iſt Talleyrands Gimpel geweſen, er iſt von ihm überſtrickt und begigelt worden, wie die Schlange zuerſt mit ſanften Bewegungen und zarten Windungen beginnt, bis endlich der ſtraffgewundene Todesſtrang ſich um die Kehle des Raubes ſchlingt. Das geht aus allem hervor: auch die engliſchen Miniſter haben in den trüben Schwall der belgiſchen Verwirrung in den Anfängen ohne feſten Plan für das Ende, das ſie haben müßte, nicht klar geſchaut, und ſind alſo in ein kümmerliches zielloſes Treiben gerathen. Unfruchtbare Fragen um Einſchreitung und Nichteinſchreitung, dieſer diplomatiſche Handſchuh, den jeder dehnen und kehren kann, wie es ihm beliebt; die Nothwendigkeit, die Belgier und Holländer fürs Erſte auseinander zu halten, die größere Nothwendigkeit, dem unbeugſamen König Wilhelm und den Holländern durch feſtes drohendes Auftreten alle Hoffnung der Wiedergewinnung und Wiedervereinigung zu nehmen, die Verlegenheit, leiſe hin und her zu taſten und einſtweilen die Sache ſo hinzuſchleppen und fortzuſpielen, bis der günſtige Augenblick einer endlichen Schlichtung und einer allen intereſſirten Theilen bequemen Anordnung und Ausgleichung gekommen ſey. Mit ſolchen oder mit ähnlichen Winken iſt der Engländer, dem das Geſicht in die Ferne völlig abzugehen ſcheint, hingeſpielt und beſchlichen worden, und hat zuletzt aus Verlegenheit und Schaam geduldet, was er mit Verſtand und Hellſichtigkeit anfangs nicht abzuwenden gewußt hatte. Es liegt aber dieſe Sache für die engliſchen Miniſter Grey und Palmerſton wirklich ſo, daß, wenn in den nächſten Jahren ein europäiſcher Krieg in dieſen Weſtgränzen ausbrechen ſollte, ſie von John Bull, der dann ſogleich zum vollen Verſtande des Unverſtandes kommen würde, wie weiland dem Bolinbroke und Harley wegen des Utrechter Friedens geſchehen, als Vaterlandsverräther auf den Hals angeklagt werden könnten. Hart; aber doch würde die gerechte Nachwelt ſie wenig bedauern, als die da eben ſo unedel als unverſtändig und leichtſinnig ſich und die Bundsgenoſſen im Sack verkauft haben.

Ich komme auf den deutſchen Bundesſtaat. Wie geſagt, es iſt ja möglich, daß dieſer von Palmerſton geheime und vortheilhafte Verſprechungen hat, und dann freilich ſind viele meiner folgenden Worte bedeutungslos.

Ich habe oben darauf hingewinkt, wie Deutſchland ſich anfangs von der Hoffnung führen laſſen durfte, das engliſche Miniſterium, aus welcher Volksparthei es auch beſtehe, werde doch wie ein engliſches empfinden und denken, werde Holland, Großbritanniens älteſten und allerverdienteſten Bundsgenoſſen, ohne welchen ſeine **Magna Charta**, ſeine **Petition of rights**, reformirte Kirche u. ſ. w. vielleicht lange zerriſſen und papiſtiſirt ſeyn würde, nicht ungeſtraft berauben, werde von engliſchem Gelde gebaute Gränzfeſtungen von den Franzoſen nicht ſchleifen oder beſetzen laſſen, werde ein Land, das von Deutſchland ausdrücklich zur Bildung einer Gränzwehr gegen wälſche Unruhe zu Holland gefügt worden, im ſchlimmſten Fall, wenn der Vereinigungsvertrag mit ſeinen Bedingungen ſich löſen ſollte, ſeinem alten Beſitzer, der ein tauſendjähriges Recht darauf anſprechen kann, wieder zurückliefern. Wenn man nun aber bei den diplomatiſchen Vorſpielen und nach den erſten Betaſtungen fühlte, daß alles dies kaum aus der Ferne gezeigt, ja daß es durchaus zweifelhaft und in eine unſichere Weite hinausgeſchoben war, ſo mußte der Bund handeln, wie Pflicht und Recht gebot. Freilich rief der napoleoniſche Molé ihm entgegen: *Keine Einſchreitung! wenn ihr marſchiert, iſt es der Krieg; die Umwälzung Belgiens iſt die unſrige, Belgien und wir ſind Eins* (**la Belgique c'est nous**). Aber konnte das ſchrecken, und durfte das ſchrecken? Die Franzoſen hatten damals kaum Hoſen an, geſchweige Harniſche; ſie ſtanden mit allen ihren hohen Worten in der Luft, ohne Heer, ohne Eintracht, zerriſſen in viele Partheien, unter welchen aber die Parthei, welche, der Ueberſchwemmung und Züchtigung durch die Verbündeten in den Jahren 1814 und 1815 eingedenk, den Frieden wünſchte, die bei weitem zahlreichſte war. Ja wäre marſchiert, mit der Erklärung, die man ja mit dem redlichſten Gewiſſen geben konnte, daß man in Frankreich auch kein Dorf, ja nicht einmal einen Hahn berühren wolle, daß man nur ſein Recht behaupten, ſein Land beſchirmen, ſeinen Bundsgenoſſen vertheidigen wolle, wie man müſſe — es wäre ſo wenig Krieg geworden, als nach dem viel ſpäteren Einmarſch der Oeſterreicher in die Romagna, wo die Franzoſen ſchon ein Heer hatten und auch mit Krieg droheten, aber geſchehen laſſen mußten, was Oeſtreich thun mußte und das Schwerdt in der Scheide hielten. Und wie viel damaliges und ſpäteres Unheil wäre, menſchlichem Urtheil und Anſcheine nach, verhütet worden! wie viele unſelige Aufwiegelungen, Meutereien und der ganze lange polniſche Jammer, der immer mehr ein europäiſcher zu werden droht, den die Franzoſen aufgeſchürt und dann ohne Thaten, aber unter vielen prächtigen Wortklängen haben zur Erde beſtatten laſſen, wären dann nicht geweſen! Und ſelbſt als Soult ſchon Männer und Pferde geſammelt und gerüſtet hatte, als die Franzoſen nach Antwerpen zogen und dadurch zu erkennen gaben, daß ſie, unter welchen Gelübden und Titeln immer, die etwas Anderes verſprechen, als die Sachen zeigten, fürs Erſte wenigſtens in Belgien zu herrſchen gedachten, ſelbſt wenn ſie ein Zugeſtändniß von Palmerſton in der Taſche hatten, mußte man nicht ſelbſt da noch ſprechen: Bleibt zu Hauſe! oder wir zucken auch?

Was, fragen wir weiter, kann den Bund bewogen haben, ſich ſo leidend zu verhalten? Wir hören denen zu, welche ſagen: Die deutſche Geduld hat hier freilich eine herbe Probe beſtanden, aber wie weiſe! Das Dreintappen vom Jahre 1792 und anderes ſpätere Hineintappen in das franzöſiſche Revolutionstreiben war noch zu friſch im Gedächtniſſe; der Vulkan mußte in ihm ſelbſt ausgähren und ausbrennen, man mußte ihm keinen Ausgang öffnen, woraus er über die Welt fließen konnte: denn

1) allenthalben, und auch in Deutſchland, war ſeit den Julitagen die Stimmung der Menſchen für die Franzoſen, und alle Gemüther waren aufgeregt, alle hätten den Einmarſch in Belgien als einen Principienkrieg, als den Aufmarſch der Abſolutiſten gegen die Liberalen ausgeſchrieen; die franzöſiſche Kriegsparthei wäre dadurch verſtärkt, die Propaganda

der Libertiner in ihrer brennenden Gluth und Wuth allmächtig geworden;

2) von England hatte man weder Beiſtand noch Hülfsgelder zu hoffen; man konnte ſogar fürchten, daß England bei der Weltſtellung und Weltſtimmung der Völker mit Frankreich gegen Deutſchland auftreten würde, wenn dieſes ſelbſtändig handelte;

3) konnte aus ſolchem Anfange ein unabſehliches Ende entſtehen; der belgiſche Funke konnte eine Flamme werden, die den Weltkrieg entzündete; welcher deutſche Fürſt wäre vermeſſen genug eines ſolchen Unglücks Verantwortung zu übernehmen?

Ich antworte

zu 1. Ich leugne die Aufregung und Stimmung des Herbſtes von 1830 nicht, ich habe ja mitten darin gelebt. Ich frage nur — und ich wünſchte eine verneinende Antwort — ob die Aufregung in Deutſchland jetzt geringer und die Stimmung im Ganzen beſſer iſt als damals? Ich meine, es ſcheine nur ſo; mir ſcheint es kaum ſo. Die Welt müßte ja allen Verſtand verloren, der deutſche Menſch müßte ja aus einem mäßigen und gerechten plötzlich der frevelhafteſte und gewiſſenloſeſte geworden ſeyn, wenn es ihm ein Principienkrieg dünken konnte, daß die deutſchen Fürſten ihren Mitfürſten und Mitverbündeten ſchirmten, daß die Deutſchen ihr Land, ihr tauſendjähriges Erbe gegen fremden Einbruch zu verwahren ins Feld geführt wurden. Wenn man erklärte, und die Erklärung hielt, daß die Sache in Frankreich mit der in Belgien nichts gemein haben ſollte noch gemein haben könnte, und dem gemäß handelte, ſo mußte die Meinung der Menſchen endlich der Wahrheit folgen, wie ſie zuletzt gottlob noch immer thun wird. — *Aber die Propaganda?* Ja die iſt es; die hat Belgien erobert; da haben wir das blutige Geſpenſt, mit welchem die Fürſten ſich ſelbſt erſchreckt haben. Hier haben wir das Geheimniß — es kann kein anderes ſeyn — wodurch es mir erklärlich däucht, daß Deutſchland in einer Art Erſtarrung zugeſehen hat, wie die Franzoſen ſeine ſchönſte Gränzwehr niedergeriſſen haben. Dieſe Propaganda hat Talleyrand meiſterlich gebraucht, ſie hat er im Rieſenwuchſe ſich erhöhend gezeigt, *wenn man es wagte den Stolz und die Ehre der großen Nation zu reitzen.* Und doch was hat man gewonnen? iſt dieſes halb unſichtbare, halb ſichtbare Geſpenſt nicht noch immer das lebendigſte? iſt es wie Luft und Licht nicht allenthalben? ja iſt dieſe verkappte Propaganda — mit ihrem rechten Namen wälſche Raublüſternheit und eitle Herrſchgier genannt — uns Deutſchen gegenüber nicht in der ganzen franzöſiſchen Nation? in allen franzöſiſchen Miniſtern, in den Jeſuitiſten und Legitimiſten, wie in den Napoleoniſten und Kolumbiſten? in Talleyrand und Soult, wie in Chateaubriand und de la Martine? ruft es uns nicht jeder übermüthige Wälſche offen oder verhüllt zu, daß der Rhein, daß die Deutſchen beſtimmt ſind Frankreichs Knechte zu ſeyn?

Zu 2. Hierauf antworte ich kurz. Freilich hat England weder Mittel noch Luſt, jetzt Hülfsgelder zu zahlen; aber das hatten wir bei allen ſchlechten Zeichen dieſer Zeit doch nicht zu fürchten, daß die Engländer mit den Franzoſen gemeinſame Sache machten, Maas und Rhein, und Holland und Belgien für ſie zu erobern. Umgekehrt — das Tröſtliche hat ſich wenigſtens bei den beiden bewaffneten Einſchreitungen Frankreichs in Belgien gezeigt — wurden wir Deutſche beſiegt, was in den Jahren 1830 und 1831 gottlob das Allerunwahrſcheinlichſte war, ſo kamen ſie uns mit Flotten und Geld gezwungen zu Hülfe: denn zwiſchen Dünkerken und dem Texel ſtreckt ſich die Küſte hin, die in Frankreichs Händen ihnen die gefährlichſte iſt.

Zu 3. Ich darf hiebei nicht verſchweigen, daß ſelbſt die Stimmung und Willigkeit der deutſchen Regierungen für ſo großen Zweck, als die Erhaltung nnd Beſchirmung eines Haupttheils unſeres Landes iſt, nicht die feurigſte war; daß die Einrichtung des Bundesheeres nicht als die zweckmäßigſte erſchien. Wie viele Monate Arbeit hat es dem preußiſchen Kabinette gekoſtet, einige Bataillone Bundestruppen in die Feſtung Luxemburg hineinzunegoziiren! und in welcher Rüſtung und Ordnung kamen ſie an! Ich kann mich hier auf die Berichte der urtheilsfähigſten Kriegsmänner berufen. Aber doch welch ein Heer gerüſteter, geübter Männer hatten wir! wie geſchwind hätte Deutſchland 300,000 oder 400,000 ſolcher Krieger verſammeln können! Die Franzoſen konnten wohl Volk zuſammenbringen, aber ein Heer hatten ſie gar keins; und das lehrt alle Kriegserfahrung, daß 1000 geübte tapfre Männer 5000 ungeübten tapfern Männern, auch wenn ſie den brennendſten Muth ehrlich zu ſterben haben, mehr als gewachſen ſind. Und haben wir denn alles vergeſſen, was wir erlebt haben? haben wir ſelbſt die Jahre 1790 vergeſſen? Gewiß waren die Franzoſen damals feurig und tapfer wie jetzt, für das, was ſie ihre Freiheit nennen und was wir ihnen nicht beneiden wollen, eben ſo begeiſtert, vielleicht heißer und tapferer begeiſtert als jetzt. Sie kamen auch damals zu Hunderttauſenden über ihre Gränzen; ſie fanden die deutſchen Heere gegen ſich, nach der alten Einrichtung, mit der gegenwärtigen verglichen ſchwerfällig, unnachdrücklich; wenn ſie aufs höchſte gerechnet wurden, zuſammen nie ſtärker als 160,000 Mann — und dieſe haben bei allen Mängeln und Gebrechen, die man ihnen vorwerfen konnte, bei aller Ueberlegenheit, welche die Franzoſen an wirklicher Jugendlichkeit und Begeiſterung damals über ſie hatten, ſich ſechs Jahre diesſeits des Rheins gegen ſie behaupten können, ja Mainz und der Ehrenbreitſtein ſind nur diplomatiſch in ihre Gewalt gekommen.

Was die erwähnte Verantwortung betrifft, daß bei der belgiſchen Sache gezeigte Kühnheit einen allgemeinen Krieg hätte anzünden können, wahrlich jeder deutſche Fürſt konnte ſie in dieſer Sache mit Gott übernehmen. Wenn ein Feind in mein Haus bricht, zücke ich die Wehr und bete: Herr hilf mir! Dein iſt der Sieg.

Ich ſage und klage — was bei der kläglichen Sache das Allerſchlimmſte iſt, daß durch eine Unentſchloſſenheit, welche gewiß meiſt aus Mäßigung und Friedensliebe entſprang, der Zweck nicht erreicht ward. Die Franzoſen ſcheinen erſchlichen zu haben, was ſie durch Waffen nimmer gewinnen konnten; das Urtheil der Menſchen iſt für ſie und ihre Macht und Gewalt, womit ſie laut prunken, dadurch mehr als je beſtochen, und Viele ſprechen: konnte das am dürren Holz geſchehen, was wird ſich erſt am grünen offenbaren! Auch, däucht mir, hat man ihren Karakter, ihre ganze Art dabei nicht genug in Betrachtung gezogen. Sie ſind von Natur ein großſprecheriſches, übermüthiges Volk; von ihnen gilt vollkommen: gieb ihnen einen Finger, und gleich nehmen ſie die ganze Hand. Sie ſagen es uns ins Geſicht, daß Belgien nur der Vorpoſten iſt, von wo ſie ihr Heerlager bald an und über den Rhein ſchieben werden; ſie ſprechen nicht bloß den Wunſch, ſondern den Willen unverſchämt aus, daß alles ſich ſo fügen und geſtalten muß, daß der Rhein mit ſeinen ſchönen Landen ihr Gebiet werde, d. h. daß Deutſchland ihnen und ihren Gelüſten wieder zinsbar werden müſſe. Nicht auf das zwieträchtige Spanien, nicht auf Italien winken ſie für ihre Herrſchaft; nicht die Lombardei, nicht Katalonien und Arragonien und die Ebregränze ſprechen ſie an, als die ihnen von Natur und Gottes wegen gebühre, ſondern uns und unſer Land.

Bei jenen oben genannten Ländern glauben ſie viel von nothwendiger Einheit, Ganzheit und Stärke, die ihnen von Frankreich bereitet werden müſſe; uns aber und unſre gutmüthige Geduld meinen ſie ungeſtraft berauben und zerreißen zu dürfen. Ich gebe ſtatt aller andern nur ein jüngſtes Zeichen und Pröbchen davon.

Selbſt ihr idealiſchſter Dichter, de la Martine offenbart, darin Chateaubriand der Zweite, gleich bei ſeinem erſten Auftreten in der Volksbotenkammer, daß er dies Ideal des franzöſiſchen Volkes auch im Herzen trägt. Nachdem er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Abfaſſung der Adreſſe verſchieden an den König ein Langes und Breites über den Orient, über Aegypten, Konſtantinopel und Rußland geſprochen, winkt er: Man ſolle ſich um die morſche und faule Leiche des türkiſchen Reiches, deſſen Trümmer man endlich den Ruſſen doch nicht werde ſtreitig machen können, mit Kaiſer Niclaus nicht zerſpannen; man ſolle freundlich geſchehen laſſen, was man nicht ändern könne; wenn man ſich mit Rußland gehörig ſtelle, ſo werde der Sehnſucht zu dem Rhein und über den Rhein hinaus die gewünſchte Erfüllung entgegenlächeln. Alſo ſprach er den vierten Januar 1834 (alſo vor acht Tagen) in dieſer langen, etwas myſtiſchen und poetiſchen, aber uns nur zu verſtändlichen Rede, unter andern auch zu uns hinweiſend:

Vous supportez impatiemment le joug des traités de Vienne. *Vous respirez mal à l'aise dans des limites trop restreintes. Vous espérez encore une repartition plus large de territoire et de nationalité.* Vous voulez consoler l'ombre sanglante de la Pologne, racheter le sang des Polonais. Vous voulez avec raison écarter du coeur de la France les frontières trop rapprochées. Vous voulez de l'espace entre vos ennemis et vous. Et cependant vous ne voulez pas, qu'une enceinte de forts detachés jette jusque sur vos places publiques, sur cette capitale de la liberté, l'ombre attristante du moyen age et de la barbarie. Eh bien, Messieurs, tous ces resultats me paraissent être dans la question de l'Orient.

Nicht wahr, das klingt erbaulich für ein deutſches Ohr? Ich weiß nicht, was ihnen in ihren engen Gränzen, die weiter ſind, als ſie ſeyn ſollten, die das ſchönſte und reichſte geſchloſſene Gebiet in der Welt und eine Volksmenge von mehr als dreißig Millionen enthalten, den Athem zu kurz macht, wenn nicht die Lüſternheit nach fremder Beute. Meinen ſie, daß Paris, das ſie ihr Herz nennen und das es leider iſt, den deutſchen Gränzen zu nah liegt, und müſſen ſie, damit es in die Mitte ihrer Herrſchaft komme, noch fünfzig bis ſechszig Meilen über ihre Gränzen hinaus bis an den Lech und die Ems laufen, ſo müßten wir Deutſche uns wenigſtens in innerſter Seele ſchämen, wenn wir dieſes unverſchämte Gelüſte nicht auf das kräftigſte zurückwieſen. Denn für ihr Herz, damit es noch luſtiger und übermüthiger pulſiren könne, wollen ſie grade das Herz unſers Landes, unſer Kleinod und die Wiege und den Glanz unſerer Geſchichte, die Rheinlande und Schwaben und Weſtfalen, verſchlingen: denn wenn ſie in Mainz, Koblenz, Köln und Weſel ihre Fahnen auf den Wällen aufgepflanzt haben, ſo muß bis Lech und Weſer hin ihnen alles deutſche Land dienen, ja bis in den Norden unſerer Zunge. Ihnen däucht eine ſolche Anordnung ſo leicht und natürlich, ſo als etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, daß **Mr. de la Martine** und ſie alle davon ſchwatzen als von einer Sache, die für das übrige Europa und auch für Deutſchland ohne allen Belang ſey: **un arrangement aisé.** Schon oft haben ſie dahin gewinkt, der König von Preußen müſſe für die Rheinlande Polen eintauſchen —

Gott wolle ſolchen Unſtern auf ewig abwenden, wie unſer König ihn verabſcheuen würde! — Rußland würde in der Türkei entſchädigt, auch Oeſtreich an der Niederdonau verhältnißmäßig geſtärkt. Die Rheinlande, die Gebiete der Fürſten des alten Rheinbundes, locken ſie an, und das Weitere halten ſie noch in petto. Eine prometheiſche Theilung: ihnen ſelbſt das Fettſtück und den Andern die Knochen.

Ich habe angedeutet, daß die ſeltene Geduld und Friedensliebe des deutſchen Bundes in der belgiſchen Angelegenheit nicht vortheilhaft auf das Volk gewirkt habe. Ich kann aus Erfahrung ſprechen: denn ich habe Gelegenheit genug gehabt und noch mehr Gelegenheit genommen, in dieſer Beziehung die Pulſe der Menſchen zu befühlen. Vielen hat dieſe Mäßigung und Unentſchloſſenheit Schwäche gedäucht, beſonders da die Franzoſen, als dieſer Handel begann, viel unrüſtiger waren als wir, und da der Eindruck, ſo dicht hinter den Jahren 1814 und 1815, um ſo grüner ſeyn mußte. Wenn die Franzoſen auch, wie wir hoffen, Belgien jetzt nur erſt dem Scheine nach beſitzen, ſo wirkt ihr vorherrſchender — was ſage ich? — ihr allein herrſchender und beſtimmender Einfluß auf den Hof zu Brüſſel doch wie ein narkotiſches Gift auf die Gemüther. Wie manche wohlgeſinnte deutſche Menſchen in Städten und Dörfern habe ich tröſten müſſen, die das ſchwere Wort ausſprachen: ach Gott! wir werden doch bald auch wieder franzöſiſch ſeyn. Die Lauwarmen und Mittelmäßigen ſind aber durch dieſe Erlebniſſe viel lauer und gleichgültiger geworden, und die wenigen Schlechten lachen ins Fäuſtchen; alle wälſchelnden Volksverführer aber und Herzenverdreher, welche den deutſchen Bund als ein Todtes und Hülfloſes und die Macht der Deutſchen, Frankreich gegenüber, als ohnmächtig darzuſtellen ſich freuen, haben ein reiches, heilloſes Thema.

Doch nun muß ich einen ernſten Vorwurf berühren, den ich deutſchen Wortführern und auch ſolchen machen muß, die das Wort von Rechts wegen hätten führen ſollen und können, und es nicht geführt haben. Es iſt ein Schimpf, der für kein Gemeingefühl ſpricht, welches das deutſche Vaterland nicht zerriſſen wiſſen will, daß die meiſten deutſchen Tagesſchriftſteller den Franzoſen alle wahren und alle falſchen Klänge, alle hohlen von ihnen bloß als Verführung und Verlockung gemeinten Wortſchälle über Polen, Italien, Spanien, Portugal, die Türkei, (ja über China würden ſie es gethan haben, wäre an der Seine das Lied von

China angeſtimmt) alle Anklagen gegen Preußen, es wolle die kleinen Bundesſtaaten deſpotiſch verſchlingen, alle Ausfälle gegen das öſterreichiſche Kabinett nur zu treu nachgeleiert haben. Wie wenige — wir ſagen es mit Kummer — wie wenige haben die große belgiſche Frage in ihrer letzten Tiefe, d. h. in der deutſchen, in der vaterländiſchen Bedeutung, in der Bedeutung unſerer Ehre, Sicherheit und Selbſtändigkeit behandelt! Unter dieſen wenigen nenne ich mit Freuden den Freiherrn von Gagern in ſeinen vaterländiſchen Briefen und andern Aufſätzen, die wir in der Allgem. Zeitung geleſen haben, und einige gründliche Aufſätze in der trefflichen Hannöverſchen Zeitung. Die Franzoſen machten es hier wie immer, ſie hetzten die Jagdhunde auf die falſche Fährte und ließen ſie nach ihrer Meldung mit verkehrtem Lauf und falſchem Anſchlag ſich müde jagen und ſchreien; ſie aber ſchnappten nach dem fetten Biſſen Belgien, und würden nach den Rheinlanden, nach Schwaben und Heſſen geſchnappt haben, wenn ſich dort irgendwo ein erhabener belgiſcher Aufſtand erhoben hätte. Wir ſetzen einmal, die Vendée oder das Languedoc erklärte: „Wir wollen gleich den Belgiern „uns des Rechts unſers ſuveränen Willens bedie-

„nen, wir wollen ein Freiſtaat, ein Königreich für „uns ſeyn,“ — wie würde gleich das übrige Frankreich einbeinig und einſtimmig zuſammenlaufen und zuſammenſchreien von einem Ende bis zum andern: „Die Elenden, die ſich unterſtehen, das ſchöne Frank„reich zerreißen zu wollen! Drauf! drauf! ſtraft die „Verräther, zwingt ſie zum Gehorſam, und, wenn „ſie zu widerſtehen wagen, vertilgt ſie.“

Dieſe deutſchen Sünden der Schriftſteller und der Wortführer und Wegweiſer des Tages in dem, was ſie für unſere Feinde zu viel und für das eigene Haus zu wenig gethan oder vielmehr gar nicht gethan haben, ſind gewiß nur von zu großem Einfluß geweſen. Auch dies hat gewiß ſein gutes Theil dazu beigetragen, daß die Herrſcher und ihre Kabinette an dem Volke und an der Stimmung und dem Willen deſſelben unſicher und unſchlüſſig geworden ſind.

Wenden ſich nun meine Gedanken von dieſer betrübenden Betrachtung auf die Fürſten des deutſchen Bundes und auch auf den erhabenen Greis, den ich als meinen König verehre, ſo haben ſie gewiß nur in dem Gefühle und in den Abſichten alle ihre Schritte gemeſſen und gelenkt, der übergereizten und überladenen Welt und ihren eigenen Völkern, die ſeit vierzig Jahren in Kriegen und Aufruhren und den fürchterlichſten Wechſeln von Glück und Unglück umgerüttelt worden ſind, durch neue Arbeiten und Anſtrengungen nicht gleichſam den letzten Athem auszutreiben. Sie haben den Frieden aufrichtig gewollt, ſie wollen ihn aufrichtig; und nie haben ſie gemeint gegen Frankreich um ſolcher Grundſätze und Lehren willen, die durch keine Degen verwundlich und zerſtörlich ſind, einen wahnſinnigen Krieg anzufangen. Der Friede und die Erhaltung des Friedens iſt ihre wahre Looſung und ihr letztes Ziel. Dieſes ſchönſte Wort Friede klingt auch aus Talleyrands und Broglies Munde; aber Klang und That ſollten gleiche Bedeutung und Richtung haben; das Wort muß durch die That geſtärkt werden. Der Friede iſt ein ſo gerechtes, liebliches und köſtliches Ding, ſo wohlgefällig und wohllautend Gott und den Menſchen, daß ſelbſt die wildeſten Eroberer und Zwinger in ſeinem Laute den Fluch, der die Lügner einmal in die Hölle hinabſtoßen ſollte, wider Willen haben über die Lippen ſpringen laſſen müſſen. Ich bilde mir ein, Timur Beg und Dſchingiskhan und Nadir Shah haben vom Frieden geklungen; Napoleon, den wir zu nah kannten, zog, wann er einen Thron zertrümmern und ein Volk ſchänden wollte, immer mit dem Verſprechen aus, der Welt den allgemeinen, den ewigen Frieden zu geben.

Wir wollen denn das Dunkle nicht zu dunkel ſehen, wir wollen beten und hoffen bei allen verworrenen Verhältniſſen und trüben Ausſichten, daß die Wünſche aller guten Fürſten und Völker für den Frieden erfüllt werden; daß auch die Stellung unſers Vaterlandes an Frankreichs und Belgiens Gränzen, daß die Verhältniſſe dieſes jungen Staates zu uns ſich beſſer geſtalten und noch glücklicher geordnet werden, als ſie jetzt zu ſtehen ſcheinen. Noch hat der König Wilhelm der Oranier keinen Vertrag unterzeichnet, noch iſt die Bundesſache und die Frage um die Zerreißung des Herzogthums Luxemburg und um die Einwilligung der naſſauiſchen und oraniſchen Anwarter ganz; noch iſt es möglich, daß die Hauptſchwierigkeit dadurch beſeitigt werden kann, daß das neue Königthum, unſer altes Land, mit in den deutſchen Bund gezogen wird. Denn wenn Holland und König Wilhelm feſt ſind und der deutſche Bund feſt und ehrenfeſt, wenn die hohen Gefreundten des Hauſes Naſſau auf ihren Rechten beſtehen, wenn England, Oeſterreich, Preußen die große Sache endlich auch aus der höchſten Idee der Zukunft — was meiner Anſicht nach wirklich heißt, aus der Idee eines langen Friedens — erfaſſen und feſthalten, ſo kann ein Weg, worauf ſo viele Verblendung und Unverſtand ſo viele Liſten und Tücken, Blöcke und Steine des Anſtoßes gewälzt haben, ſich vielleicht noch ebnen laſſen.

Aber — ſo fährt mir hier einer durch die Parade — wozu ſo viele Geſpinſte von Schwierigkeiten und Gefahren, die in dieſer Sache gar nicht mehr ſind. Es bleiben ja nur noch die kleinen rauhen Ecken und ſcharfen Spitzen in ihr abzurunden und abzuſtoßen, die untergeordneten Gegenſtände und unwichtigeren Fragen in ihr zu beſeitigen und auszugleichen. Belgien iſt ja auf ewige Zeiten, damit es in Kriegen zwiſchen England, Frankreich und Deutſchland kein Zankapfel mehr werden könne, für einen neutralen Staat erklärt gleich der Schweiz. Das iſt ja ein beſſeres Bollwerk für Deutſchland als alle Feſtungen.

O Jemine! rufe ich dagegen, dieſe Neutralität gehört zu den vielen andern Nothbehelfen der londoner Protokolle. Man wollte dem Scheine nach gern ein Rad ſtill ſtellen, deſſen Rollen ſo viel Verderben drohte. Belgien kann nie ſeyn, was die

Schweiz war, ein unfruchtbares Gebirgland, ein Land der Kriegsſtellungen, aber nicht der Schlachtfelder; und auch bei der Schweiz iſt es zweifelhaft, ob ihr jenes frühere Glück lange bleiben wird. Aber Belgien, die Kornkammer und die Kriegskammer, das geborne Schlachtfeld in dem Hader um die Maas und den Rhein? Ich frage jeden Feldherrn und Miniſter, der über Krieg und Politik nachgedacht hat, ob Belgien in einem europäiſchen Kriege länger neutral bleiben wird, d. h. als neutral geachtet werden wird, als es dem bequem dünken wird, der die beſte Kraft in ſich fühlt der Angreifer zu werden?

Uebrigens wäre es erbaulich, wenn ein Aufſtand wie der belgiſche durch allgemeine Beliebung der Monarchen ſchließlich eine ſolche Belohnung erhielte. Eine hübſche Ermunterung! Doch wartet nur —

Jeder Jäger kennt die ſchlaue Kunſt des Fuchſes, womit er die Hunde auf eine wüſte und falſche Spur zu verſetzen verſteht. In dieſer Kunſt ſind die Wälſchen, welche in betriebſamer und gaukleriſcher Gewandtheit und geduldiger Schlauheit und in der Tugend des *hoc age!* in dem Augenblicke, der eben da iſt, alle Europäer übertreffen, von jeher die erſten Meiſter geweſen. Der galliſche Fuchs hält nun den erhitzten deutſchen Jagdhunden, die auf der Fährte der Zeit jagen, Rußland hin, Rußland, das große verſchlingende Geſpenſt des Tages, in deſſen weit offenen Rachen alles hinein müſſe. Der polniſche Aufruhr, jenes Unheil, das ſeine falſchen Verlockungen aufgeregt haben, leiſtete ihm bei den allgemeinen Zeitgefühlen darin vortreffliche Dienſte. Sie verlieſen ſich auf dieſer kalten und unfruchtbaren Spur weit gegen Oſten, ja bis an das ſchwarze und kaſpiſche Meer hin, und ſahen nicht, welche fette Beute der liſtige Reineke in ihrem nächſten, eigenſten Weſten in dem unbewachten Reviere zu haſchen ſinnt. Er weiſt auf Polen hin — das iſt unſer Nachbar, und er geht uns freilich an — auf die Türkei, auf Perſien, Indien u. ſ. w. — und das geht uns nichts an, da mögen die Franzoſen und Engländer und Andern zuſehen, die da glauben, daß es ſie angehe. Die Herrſchaft an dem Schwarzen und Kaſpiſchen Meere, und — wenn ſie da wären — im Archipelagus braucht die Morgenträume eines Deutſchen auch keinen Augenblick zu ſtören, auch wenn Rußland im volleſten Umfange dort geböte; ja ich möchte ſagen, er könnte ſich dann einen nur deſto ſichereren und feſteren Schlaf zulegen, jemehr die Moskoviter dort gegen Südoſten Arbeit und Wache nöthig hätten. Wir ſtellen keineswegs in Abrede, daß Rußland eine gewaltige Macht, daß es ein Rieſe iſt — der erſte Blick auf die Weltkarte würde uns Lügen ſtrafen, wenn wir Anderes behaupteten.— auch wiſſen wir, daß vorzüglich das ruſſiſche Fußheer furchtbar iſt und wie Römer und wie Spanier einſt unter Cordova und Novara in geſchloſſenen Reihen zu ſiegen und zu ſterben verſteht. Aber dieſem Rieſen fehlt gegen uns die Beweglichkeit und Leichtigkeit, womit der franzöſiſche Tiger uns jeden Tag anſpringen kann. Er iſt ein Symbol jenes antidiluvianiſchen Mammuth, deſſen Urgebeine in den Sümpfen Nordamerikas und in den Eisfeldern der Samojeden und und Tſchuktſchen eingefroren liegen. Wenn man dieſes Rieſenmammuth aus den unendlichen Räumen ſeiner weiten Weideplätze gegen Weſten treiben und verſetzen will, nimmt es im Zuge an Stärke und Kraft ab und gelangt ermattet und abgemagert kaum mit einem Viertel ſeiner angebornen Gewaltigkeit zu dem Kampfplatz, wo es ſtreiten ſoll. Hierzu kommt, daß Deutſchland von Rußland wenigſtens für die gegenwärtige Epoche — und wir ſprechen von den Gefahren der Gegenwart — gewiß nichts zu fürchten hat, daß aber in Frankreich alle Sinne und Gedanken wieder darauf gerichtet ſind, uns

Deutſche, nach alter galliſcher nachbarlicher Freundlichkeit, zuerſt zu verblenden, zu verwirren und zu entzweien, und uns dann unter dem Geſchrei und Schein unſerer Erlöſung von dem unerträglichen und tyranniſchen Joche Preußens und Oeſtreichs zu unterjochen und zu ſchänden.

Ich habe es in der oben angeführten Schrift dargethan, daß uns Frankreich in drei Monaten mit 300,000 bis 400,000 Mann angreifen kann, und daß Rußland in neun Monaten nicht im Stande iſt, 150,000 Mann gegen unſre öſtlichen Gränzen zu bringen. Auf das Letzte werde ich ſogleich zurückkommen. Was Frankreich angeht, ſo bedarf es nicht mehr als der Hinweiſung auf die vorliegenden Länder und auf die lange Kriegsgeſchichte von zweitauſend Jahren, ja nur auf die Kriegsgeſchichte Napoleons, um jeden, der hier widerſprechen wollte, auf das ſchlagendſte zu widerlegen. In Norditalien und in ganz Deutſchland, in dieſen fruchtbaren dichtbevölkerten Ländern, kann der Krieg den Krieg ernähren: Pferde, Rinder, Korn, Weitzen, Reis, Bier und Wein, Leder und Linnen, Eiſen und Holz — kurz alles, was ein glücklicher Feldherr bedarf, findet er hier auf einer Länderſtrecke von nur 120 bis 140 Meilen Länge, wobei er ſich auf keinen ſcythiſchen Märſchen matt und mager zu marſchieren braucht, im gröſten Ueberfluß, wenn er mit einer Gewalt, die das Kriegsglück ihm giebt, ſich die Mittel zur Kriegführung nehmen will. Dies kann er ohne Flotten ausführen, wenn der Nichtbeſitz derſelben freilich auch ſeine Mißlichkeiten und Unbequemlichkeiten hat. Das mächtige und kühnſte England beherrſchte alle Meere mit ſeinem Dreizack, und Napoleon konnte ſein Werk bis an die Nordſee und Oſtſee über und durch ganz Deutſchland hin bis über die Weichſel hinaus ungeſtraft forttreiben. Erſt als er ſich unterſtand, mit einer Vermeſſenheit, wo ihn aller Verſtand verließ, den linken Flügel kaum irgendwo angelehnt und durch keine Flotten geſchützt, in die Wüſten und Weiten des alten Scythiens hinein zu laufen, ging er unter durch die Hülfloſigkeit, wohinein ihn nicht das Schwerdt der Feinde, ſondern Himmel und Erde mit ihren Hinderniſſen und Gefahren trieben.

Setzen wir alſo den ſchlimmen Fall, jener Rieſe wolle ſich gegen Weſten bewegen, wolle mit Krieg gegen uns heranſtrömen, ſo wollen wir einmal zuſehen, wie ſchwer es ihm wird, in Vergleichung mit der Leichtigkeit des franzöſiſchen Angriffs auf uns, zu uns heranzukommen. Da läßt ſich nun mit wenigen Federſtrichen zeigen, daß Rußland bei dem

Vormarſch gegen Weſten faſt denſelben Verlegenheiten und Schwierigkeiten, doch nicht denſelben Gefahren, begegnet, welchen Napoleon mit dem allerſchönſten und allerſtärkſten Heer der Welt erlegen iſt. Wir ſetzen, Rußland will uns angreifen, d. h. einen ſo ernſten Krieg gegen Deutſchland führen, wobei ganze Landſchaften, z. B. Preußen, Schleſien, die Marken u. ſ. w. erobert werden ſollen, oder gar das ganze Vaterland als großes Ziel der Ueberziehung und Unterjochung ins Auge gefaßt wird. Da hätte nun Rußland allerdings über eine Seemacht zu verfügen, welche Napoleon bei ſeinem unklugen Feldzuge abging; und wir Deutſche wären in dem großen Nachtheil, keine Flotten zu haben. Aber ich ſage, wir würden in jenem Fall eine Flotte haben. So gottverlaſſen kann weder Europa noch Deutſchland jemals werden, daß es in ſolcher Gefahr, wobei die Freiheit und Unabhängigkeit des übrigen Welttheils in Frage geſtellt ſeyn würde, nicht ſeemächtige Bundesgenoſſen hätte. Wir fänden bei ſolchem Unwetter, das ſo ſchwarzes Gewölk über ganz Europa zuſammenzöge, im Weſten bei den Engländern oder Holländern oder viel näher bei den ſkandinaviſchen Brüdern, die nun zugleich mit unterjocht werden müßten, ſo viel Hülfe, daß die Ruſſen, welche zur See nie ſeyn werden, was ſie zu Lande ſind, mit ihren Schiffen in ihren Häfen liegen bleiben müßten. Der Krieg wäre alſo ein Landkrieg ohne Flotten. Nun höre man:

Rußlands 50 oder 55 Millionen Menſchen, welche 36 bis 38 Millionen Deutſche angreifen wollen, ſind über eine Welt zerſtreut, worin Gebiete, wie das deutſche, 20 bis 25 Mal ſtecken können. Man denke ſich dieſe Weite nur zugleich in dem nördlichen Himmelſtrich, wodurch die guten Zweidrittel dieſes ungeheuern Reiches für jede Kriegsthätigkeit und geſunde und luſtige Bewegung der Menſchen in großen Schaaren, wie Heerſchaaren ſind, wenigſtens 3 Monate länger durch den Winter gebunden und gehemmt ſind, als in Italien, Deutſchland und Frankreich. Nun blicken wir auch einen Augenblick auf die Eis- und Sumpf-Straßen, auf die Wege und Märſche von 400 bis 600, kürzeſt gerechnet von 200 deutſchen Meilen, zum Theil durch ganz öde, wenig bevölkerte, unfruchtbare Landſchaften. Bei dieſem Ueberblick, welch eine Rechnung, wie viele erliegende, durch Strapazen und Krankheiten hingeraffte Menſchen und Pferde, welch ein koſtbares, langſames, ſich ſelbſt vernichtendes Geſchlepp von Kriegsmitteln und Lebensmitteln! — verſteht ſich ja alles auf der Achſe; denn das Meer iſt verſchloſſen und die Ströme, die man für Fortſchaffungen benutzen könnte, geruhen in dieſen Landen faſt nirgends von Oſten gegen Weſten oder umgekehrt zu laufen, ſondern nach dem Süden und Norden ſind ſie gewieſen — welche koſtbare Rüſtung, Unterhaltung und Fortſchaffung, und alſo welche Schwierigkeiten und Gefahren thun ſich hier dem Statiſtiker und Strategen ſogleich kund! Die Ruſſen beſitzen zwar Polen; aber ſie müßten ein ruſſiſches Heer gegen uns heranbringen: mit den Polen könnten ſie Deutſchland eben ſo wenig angreifen und erobern wollen, als wir wagen könnten, Polen gegen die Franzoſen ins Feld zu führen. Nun erwäge man weiter:

Nicht in ſeinem Norden liegt Rußlands Stärke der Kraft, auch nicht in ſeinem äußerſten Süden gegen den Kaukaſus und Taurien hin, ſondern in ſeiner Mitte. Zwar die Küſtenſtriche der Oſtſee (Kurland, Lievland, Eſthland) ſind zum Theil ſehr fruchtbar; aber die Vorräthe, welche dieſe Landſchaften abgeben könnten, müßten zu dem Heere bis zu der Weichſelgegend durch öde Bezirke, wenigſtens 100 bis 150 Meilen weit von Zugthieren auf Wägen geführt werden. Ich frage: wie viel Brod und Hafer*) liefert da jeder Wagen dem Heere, da ja die Fuhrleute und Pferde unterwegs auch von ihrer Ladung zehren müſſen? Das Land aber 80 bis 100 Meilen ſüdlich von der Oſtſeeküſte, die eine Spitze des Südpunktes 15 Meilen nördlich über Moskau, die zweite bei Wilna geſetzt, d. h. Rußland nördlich über Wilna, Moskau und Smolensk und das ganze nördliche Litthauen in einer Erſtreckung von 120 Meilen Länge, iſt dünn bevölkert, voll Sandhaiden, Sümpfe und Fichten- und Birkenwälder, wenig bebaut und mit meiſtens kaltem und unfruchtbarem Boden, der höchſtens das dritte, vierte Korn giebt und alſo an Heerzüge faſt nichts liefern kann. Südrußland muß alſo die Vorräthe hergeben bei einer Entfernung von 200 bis 300 Meilen vom Kriegsſchauplatz, auch Podolien und Volhynien bei einer geringeren von etwa 100 bis 150 Meilen. Dies ſind ſchon gewaltige

---

*) Im Jahre 1813 ſah ich in der Gegend von Breslau und Schweidnitz ruſſiſche Proviantwägen, mit vier Pferden beſpannt und einem Knecht und Jungen auf jedem derſelben, welche etwa noch 6 bis 8 Scheffel Hafer und [illegible] bis 50 Brode auf hatten. Wahrſcheinlich waren ſie am Orte der Abfahrt mit 30 bis 40 Scheffeln Hafer und 300 bis 500 Broden beladen geweſen. Und dieſe kamen nur aus Polen 40 bis 50 Meilen Wegs. Das Facit?

Schwierigkeiten; ſo groß und ſchwer würden aber die Verluſte an Mannſchaft ſeyn auf den langen Märſchen, daß, wenn wirklich 300,000 Ruſſen aus den entlegenen Heimathen ſich ſammelten und als Ein Heer ausmarſchierten, in Preußen oder Schleſien höchſtens nur noch 150,000 (wenn ſo viele?) einrücken könnten; und nach welchen langen und langſamen Sammlungen, Rüſtungen und Vorbereitungen, die uns die vollkommenſte und gelegenſte Zeit gäben unſere Feſtungen auf das trefflichſte zu verſorgen und unſer Heer beſſer gerüſtet und friſcher als die Feinde ihnen entgegenzuſtellen.

Doch genug über dieſes Kapitel. Rußland iſt uns ſo fürchterlich nicht, als die an der Seine es malen. Wir haben, wie die Sachen liegen, viel mehr von den ſchleichenden und ſchlangenzüngelnden Wälſchen zu fürchten, die uns unter dem Titel unſerer bedrohten Freiheit und Unabhängigkeit gern in ihr Garn treiben möchten, aber uns jede Stunde mit den Ruſſen und jedem andern Volke wie eroberte Sklaven vertheilen würden, wenn ſie in der Theilung nur den Löwentheil bekämen.

Rußland hat ſeine Macht und Stärke eben in ſeinem Umfange, in ſeinem Rieſenleibe. Wie die tapferſten Kämpfer gegen dieſes alte Großſcy-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT;E.M. FN. 01919/026

thien, dieſes *Svithiod hin mickla*, dieſe *vagina gentium*, wovon Olof Rudbeck längſtſeligen Andenkens einſt ſo ſchöne Fabeln zu erzählen wußte, vergeblich angelaufen und an dem wohl verwundlichen, aber nicht tödtlichen Rieſen zerſchellt ſind, davon meldet die Geſchichte in 3 ſtrahlendſten Beiſpielen, Darius, Karln XII. und Napoleon. Aber der Rieſe hat ſeine ſchwachen Seiten, er hat ſeine Stellen, wo man ihm in die Arme fallen, ja vielleicht die Arme eine Zeitlang feſthalten kann, daß er, der überhaupt aus ſeiner Heimath heraus ſchwerbeweglich iſt, noch weniger nach außen hin ſtreben kann. Er hat ſeit einem Jahrhundert freilich ſeine Rieſenſchritte gethan, aber meiſtens über die Leiber der Schwachen hin, über das durch Ausgelaſſenheit und Geſetzloſigkeit verwilderte und geſchwächte Polen und über die abgelebte und entnervte Türkei. Man kann Rußland von der See her anfaſſen und hemmen, leicht und wirkſam in der Oſtſee, ſchwerer am Schwarzen Meer.

An dem Finniſchen Meerbuſen und an dem Schwarzen Meere liegen des Rieſen Arme. Der von Aſow kann ſich nach Belieben bis zum Helleſpont hin verlängern; es fragt ſich, wenn er ſich ſo weit vorſtreckt, ob man ihm nicht die Finger an der Hand abhauen könnte. Rußlands Arm am Finniſchen Meerbuſen kann von einer ſtärkern Seemacht immer gefaßt werden. Wir wiſſen, wodurch die unglücklichen Polen in ihr Verderben verlocket ſind. Wäre es den Aufwieglern in Frankreich Ernſt geweſen — denn das engliſche Volk hat nimmer ſolchen Ernſt gemeint — eine franzöſiſche Flotte in die Oſtſee geſchickt, wie hätte ſie Rußland den Kampf erſchweren und verlängern können! Die Engländer werden ſich bei allen ſchallenden Worten einzelner Campbelle und Ferguſone mit der ganzen Welt lieber überwerfen als mit Rußland; ſie rufen auch Freiheit! Freiheit, aber wenn im Parlamente für die Polen und Andere, die anderswo Unterdrückte heißen, von einzelnen Stimmen Aufrufe gemacht werden, ſo zählt man 200 und 300 Verneiner gegen 4 bis 5 Bejaher des Aufrufs. John Bull iſt Kaufmann, vielleicht oft mehr als recht eine zuſammengeſchnürte Kaufmannsſeele, er verſteht ſeinen Vortheil, er iſt ein guter Rechner. Wenn die, welche ſich einbildeten, daß Frankreich und England für Polen gegen Rußland das Schwerdt ziehen würden, nur bedacht oder vielmehr nur gewußt hätten, was man auf den Börſen zu London und Petersburg lernt, daß ſieben Achtel des ruſſiſchen Oſtſeehandels in Englands Händen ſind, daß Kaiſer Nikolaus durch Einen ausgereckten Finger ſogleich 60 bis 80 Millionen Thaler beſchlagen könnte, womit die Engländer bei ruſſiſchen Kaufleuten häufig im Vorſchuß ſind, ſie würden leerem thörichtem Gegaukel nicht ſo viel nachgegaukelt haben.

An dem Schwarzen Meer iſt Rußlands Stellung ſchon eine ganz andere; ſein Arm iſt dort mit ſolchen ſchwer zerbrechlichen Eiſenſchienen umharniſcht, daß, wenn es dieſe feſt umſchnallen will, es ſchwer ſeyn wird, den Arm zu verwunden, geſchweige zu zerbrechen. Ich glaube nicht, daß es Rußlands Beſtimmung iſt, und daß es nie ſein wahnſinniger Wille ſeyn kann, Weſteuropa zu beherrſchen; es würde bei ſolchen thörichten Verſuchen, wenn es ſie künftig einmal wagen wollte, ſchon allein an der gedachten Stellung der Deutſchen und Skandinavier vollſtändig ſcheitern. Aber gegen Südoſten hin hat es gewiß einen hohen Auftrag der Vorſehung auszuführen: es hat die erhabene welthiſtoriſche Beſtimmung, europäiſche Bildung und Chriſtenthum von dem Norden nach dem Süden und über Turan nach Iran zu bringen. Wenn dies auch im mähligen Ablauf der Zeiten erſt nach Menſchenaltern geſchehen ſollte — es wird geſchehen. Ich habe in einem kleinen Büchlein, das ich vor mehreren Jahren über die Schlichtung und Zurechtſtellung des griechiſchen Aufſtandes ſchrieb, Winke darüber gegeben, von deren Wahrheit ich noch heute überzeugt bin. Doch ich ſoll hier zeigen, welche Eiſenſchienen den ruſſiſchen Arm am Schwarzen Meere beſſer decken und ſtärken als am Baltiſchen, und ich will es zeigen.

Ich bin überzeugt, daß die engliſchen und franzöſiſchen Bewegungen, Rüſtungen und Hindeutungen wegen des Schutz- und Trutz-Bündniſſes, das Sultan Mahmud mit Kaiſer Nikolaus geſchloſſen hat, und wegen der Sperrung der Dardanellen ſich in diplomatiſchen Schriftwechſeln und papiernen Spielen todtſpielen werden. Ich fürchte in dieſer Hinſicht gegenwärtig keinen Krieg. Aber das türkiſche Reich iſt ſo faul und morſch, daß jede Stunde Erſchütterungen und Zuſammenſtürzungen deſſelben erfolgen können, die einen langen Schweif unberechenbarer Folgen und Begebenheiten hinter ſich her ſchleppen können. Es kann auf dieſem großen Felde der Unordnung und Zerrüttung ſich jeden Tag etwas ergeben, wodurch Getümmel und

Krieg, wohin ſich dieſe immer wenden mögen, kaum vermeidlich bleiben.

Wir nehmen aber einmal an: es gäbe jetzt wirklich Krieg wegen des türkiſch-ruſſiſchen Bündniſſes, und die großen Seemächte ſuchten es mit Gewalt zu zerſprengen — da frage ich zuerſt: Iſt es vorauszuſetzen, daß die engliſchen und franzöſiſchen Flotten den Durchgang durch die Dardanellen erzwingen würden, da die aſiatiſchen und europäiſchen Ufer jener Meerſtraße auf einer Strecke von 5 bis 8 Meilen mit vierfachen und fünffachen Kanonenbetten, wo die vorbeiſegelnden Schiffe immer neue Lagen zu empfangen hätten, von Ruſſen und Türken viel zweckmäßiger angelegt und beſſer in Stand geſetzt ſind, als vormals? Schlöſſer, Schanzen und Batterien alſo, die nur durch Landungen und Ausſchiffung von Truppen einzunehmen oder unwirkſam zu machen wären? Truppeneinſchiffungen alſo in Toulon oder Portsmouth müßten die Engländer und Franzoſen erſt zurüſten, wenn ſie auf dieſe Weiſe nach Konſtantinopel gelangen wollten; auf die andere Weiſe mit der ſchwereren Durchzwingung der Fahrt würde die Ankunft vor dem Serail wohl mit ſehr beſchädigten und zerſchoſſenen Schiffen geſchehen. Wenn aber ſolche Einſchiffungen zu Toulon und Portsmouth geſchehen, ſo laſſen die ruſſiſchen Botſchafter in Paris und London flugs Eilboten nach Odeſſa reiten, und 10,000 bis 12,000 Ruſſen und eben ſo viele Türken werden ein- und ausgeſchifft und machen es unmöglich, daß die feindlichen Flotten durch Ausſchiffungen Schlöſſer und Schanzen von hinten, d. h. von der Landſeite, nehmen und ſo die Gefahren der Beſchießung bei der Durchſegelung abwenden können. Aber wir wollen einmal annehmen, die feindlichen Flotten kämen ohne bedeutende Verluſte nach Konſtantinopel, liefen durch den Helleſpont ins Schwarze Meer, ſchlügen die ruſſiſche Flotte, wenn ſie ihnen begegnete, oder ſperrten ſie in ihre Häfen ein — was wäre damit ausgerichtet? Rußland hätte ſeinen Arm, den es bis zum Helleſpont vorgeſtreckt, und auf den der Feind allenfalls mit tüchtiger Kraft gedroſchen, etwas lahm verkürzt und in ſich zurückgezogen; gebrochen oder abgehauen wäre er damit noch nicht. Es hätte den verkürzten nur in die unzerbrechlichen Eiſenſchienen zurückgezogen, die ihn von dem Aſower Meer bis vor die Thore von Erzerum in einem Bogen umkleiden. Von dort könnte es, wenn es wollte — und Zorn und Grimm würden es bei ſolchen Angriffen Englands und Frankreichs zur äußerſten Kraftanſtrengung ſpannen — ihn freilich nur langſam, aber um deſto endlichere und entſcheidendere Streiche zu führen, von der andern (aſiatiſchen) Seite gegen den Helleſpont wieder vorſtrecken, vielleicht, um dieſes Waſſer lange nicht zu verlaſſen. Wir erklären dieſe Hinweiſung:

Selbſt wenn die Hälfte, ja wenn der größere Theil der ruſſiſchen Kriegsſchiffe im Schwarzen Meere zerſtört wäre, ſolche Heere könnten die feindlichen Flotten 500 Meilen weit über den Ocean an die Küſten deſſelben nicht mitführen, daß ſie Taurien und die ruſſiſchen Häfen des Schwarzen Meeres zu erobern und zu behaupten im Stande wären: denn nur in ſolchem Falle wäre der linke Arm Rußlands gehemmt. Die ſiegreiche feindliche Flotte könnte in den wenigen Monaten, die auf dieſem Meere für Kriegsſchiffe gute heißen dürfen, ſich vorn, d. h. näher dem Helleſpont, behaupten, in dem Hintergrunde deſſelben dürfte ſie ſich wegen der ſehr vorherrſchenden Nordwinde und wegen des Mangels an guten Häfen kaum zuweilen blicken laſſen. Dort hat Rußland die Küſten, die Berge, die Feſtungen im Beſitz und, was unter ſolcher Vorausſetzung noch mehr bedeutete, die Gunſt der

Winde. Keine feindliche Flotte, die auf ſo gefährvoller Station keine ſtätige Wachen ausſtellen dürfte, könnte hindern, daß Truppen und Kriegsrüſtung aus den Nordhäfen nicht glücklich gegen Süden übergeſchifft würden. Dort ſtehen die Ruſſen um den fabelhaften Ararat und um die vielbeſtrittenen Quellen des Euphrats und Tigris, und ſchauen herrſchend und im Vorgefühle künftiger Herrſchaft auf die Länder hinab. Dieß ſind die Kriegsſtellungen, wo weiland Sulla, Lucullus und Pompejus mit Mithridat, und darauf ihre Römer ſieben Jahrhunderte mit Parthern und Perſern um Aſiens Herrſchaft gerungen haben, bis die letzten von den Arabern und Türken abgelöſt ſind. Von hieraus, wenn Rußland von den Seemächten ſo auf Leben und Tod herausgefordert wäre, wie wir hier vorausſetzen, würden die Ruſſen in zwei, drei Feldzügen leichter zu dem Helleſpont und zu Smyrna gelangen, als Napoleon trotz aller engliſchen Flotten einſt nach Stettin und Danzig, und im Archipelagus könnten die Palmerſtone und Broglie ſehen, wie die Herrſchaft über Kleinaſien am meiſten von der Herrſchaft im Kaukaſus und in Armenien abhangt. Denn die Millionen haben weder Franzoſen noch Engländer dran zu ſetzen, um

Heere von 50,000 und 80,000 Mann einzuſchiffen, die in Aſien doch in ein paar Feldzügen zuſammenſchmelzen würden; und Ibrahim Paſcha, ſelbſt wenn er als ihr Bundesgenoß aufträte, würde mit ſeinen braunen und ſchwarzen Schaaren den ruſſiſchen Kriegsſtolz nicht beſchämen. Auf dieſe Weiſe würde der verſchiente Arm ſich hier ausſtrecken, und bei der allgemeinen türkiſchen Starrſucht zuletzt auch wohl von der Donau her. Aber, wie geſagt, ſo Ungeheures wird keine Macht leichtſinnig herausfordern, noch wird der ruſſiſche Kaiſer mit ſo gewaltigen Aufopferungen und Anſtrengungen, als ſolche Armausſtreckung in ſolchem Falle nothwendig machen würde, erkaufen wollen, was mit viel leiſeren und leichteren Bewegungen, wenn die Ruſſen wollen, in der unverrückbaren Entwickelung der Zeiten unter ihre Macht kommen muß, nicht darüber entſcheiden zu helfen, ſondern als die Stärkſten — ich meine auf jenem öſtlichen Weltſchauplatz — gebietend zu entſcheiden.

Nach ſo vielen Sprüngen aus- und ein- und rückwärts und vorwärts, die doch, wie ich meine, immer in den Gränzen der großen vaterländiſchen Angelegenheit in Beziehung auf unſere Weſtgränze geblieben ſind, komme ich endlich zuletzt noch zu der Betrachtung über Deutſchlands gegenwärtige Lage. Was die folgenden Worte darüber ausſprechen werden, könnte Vielen dünken — und manche Uebelwollende haben mir bei anderer Gelegenheit ſchon ähnliche Vorwürfe gemacht — als ſey es zum Theil im Widerſpruch mit früher von mir geäußerten Lehren und Grundſätzen. Ich glaube bei Wohlwollenden und Unterrichteten, d. h. bei ſolchen, die mich und meine früheren Schriften kennen, werde ich das nicht zu fürchten haben. Ich bin zu alt und habe von der Welt auch zu wenig zu hoffen und zu fürchten, als daß ich aus gemeinen Rückſichten lügen und mein graues Haar mit Schande bedeckt in die Grube legen ſollte. Ich habe in 20 Jahren wohl Zeit gehabt, meine Einſichten in Manchem zu vermehren, meine Urtheile über viele Dinge zu berichtigen, meine Anſichten zum Theil auch anders zu ſtellen, nicht weil ich mich umgekehrt habe, ſondern weil die Verhältniſſe dies gethan. Ich bin mir feſt bewußt, daß meine Grundſätze im Weſentlichen noch heute ſind, wie ich ſie in meinem vierzigſten Jahre bekannt habe. Jeder billige Leſer und Beurtheiler meiner früheren Schriften weiß zuerſt, daß jene Schriften vorzüglich die Aufgabe im Auge hatten: daß der große

Eroberer und Völkerſchänder gedämpft, und die wälſche Tyrannei aus unſern Gränzen ausgekehrt würde; er weiß ferner: daß Manches, was mir in den Jahren von 1812 bis 1816 möglich, zweckmäßig und dem Vaterlande für ſein Glück und ſeine Selbſtändigkeit heilſam, ja nothwendig däuchte, auf ganz anderen Vorausſetzungen und Erwartungen gegründet war, auf einem ganz andern Grundbau, auf einer ganz andern Gliederung des ehemaligen deutſchen Reichs und der Stellung der Herrſcher und Fürſten zu einander und zu dem deutſchen Volke. Ob jene meine Wünſche und Hoffnungen thöricht, ob meine Erwartungen oder Vorausſetzungen albern und wie aus dem Mond herabgefallen waren, darüber ſteht mir ſelbſt kein Urtheil zu. Ich kann mich freilich in Vielem, ja in dem Meiſten geirrt haben; aber daß ich nicht allgemeinen Frevel, Geſetzloſigkeit und Verwilderung jemals gewünſcht noch bezweckt habe, ſondern nach meiner Anſicht wirkliche würdige Geſetzmäßigkeit und Freiheit zur Selbſtändigkeit und Stärke meines Volks — das hat ſich ja lange herausgeſtellt, und ich habe daher nicht nöthig, mein eigner Vertheidiger und Entſchuldiger zu ſeyn. Oben ſchon ſind an mehr als Einer Stelle Verhängniſſe und Verhältniſſe unſers Vaterlandes während und nach dem Wiener Congreſſe angedeutet, in welchen manche mißlichen Erſcheinungen unſerer Tage ihre erſte Quelle zu haben ſchienen; was der franzöſiſche Einfluß dort durch Talleyrand, was der engliſche, unterſtützt durch deutſche Kurzſichtigkeit und verkehrten Eifer für Oranien faſt bis zu offener Entzweiung hingewirkt hatte, bis die Ankunft Napoleons in Frejus den erſten Congreß gleichſam ſprengte und die Herrſcher, Diplomaten und Feldherren wieder auf die Schlachtfelder rief. Dies hatte Vieles unterbrochen und abgebrochen, und die Erinnerung daran und vielleicht auch die nicht unbegründete Furcht bei der zweiten Sitzung des Congreſſes in Wien, daß, je länger man ſitze, je mehr Punkte man berühre, je mehr wichtige und ſchwere Fragen und Verhältniſſe, deutſche wie europäiſche, man gründlich unterſuchen, erörtern und abmachen und ordnen wolle, deſto tiefer man ſich in ein Meer unüberſehlicher Schwierigkeiten und aus einander treibender Anſtöße ſtürzen werde, hatte wohl auch veranlaßt, daß diejenigen, welche die Hauptrolle zu ſpielen hatten, abſichtlich über vieles Dornichte und Anſtößige hineilten und manches Wichtigſte und Nothwendigſte unberührt und alſo unbeſtimmt und unabgemacht ließen, in der Hoffnung, Vieles werde ſich durch die Zeit ſelbſt ordnen und zurechtſtellen, durch die Zeit, die Entwirrerin und Ausgleicherin vieler Knoten und Höcker und die ſanfte Heilerin vieler Schäden, und durch den guten Willen der Regierungen und der Völker. Auch konnte man nach den bisherigen Erlebniſſen mit Recht Scheu tragen, manche weſentlichſte deutſche Angelegenheiten und Verhältniſſe unter dem Mitwiſſen und dem Mitſpiel der europäiſchen Mächte aufs Tapet zu bringen, Anſpinnungen, Zettelungen und Verwirrungen von ſolchen fürchtend, die Deutſchlands Stärke und Eintracht am wenigſten meinten und alle Knoten gern unauflöslicher und alle Dornen gern ſtechender gemacht hätten. Weil wir bei den Eigenen Kurzſichtigkeit, Mißgriffe und Irrthümer wohl zugeben können, ſchlechten, geſchweige hinterliſtigen, Willen aber vorausſetzen weder können noch dürfen, ſo können wir nach der reichen Liebe und Hoffnung, von welchen wir ſelbſt und wohl die meiſten Deutſchen in jenen großen Jahren getragen und über Vieles, was wir jetzt zum Theil mit Sorge betrachten, wohl zu leicht hingetragen wurden, auch bei andern Aehnliches vorausſetzen. Alſo haben damals auch Fürſten und Miniſter glauben können, Vieles werde ſich von ſelbſt regeln und geſtalten, was ſich gar nicht ergeben und geſtalten kann, wenn kein feſter Grund gelegt iſt, woraus die Ergebniſſe erwachſen und worauf die Geſtalt ſich ordnen und abründen kann.

Das iſt jetzt aber ſchon eine vergangene Zeit, und zwar, weil die Zeit ſelbſt mit ihrem Geſchwindſchritt, den ſie mit Siebenmeilenſtiefeln macht, mit einem langen Maaßſtabe gemeſſen werden muß, eine lange vergangene Zeit. Trauer und Klage über das, was damals vielleicht nicht glücklich gerathen oder getroffen worden iſt, langes Erörtern alles deſſen, was vielleicht hätte geſchehen können und ſollen, längere Hindeutungen, wie alles anders ſtehen würde, wenn dieſes oder jenes damals anders geſtellt und gemacht wäre, ſind alſo auch nur wie eine vergangene Mühe zu betrachten. Was aber zwiſchen 1815 und 1834 erlebt, erlitten, gethan, gewirkt worden, brauche ich den Mitlebenden, die es überdies mit den verſchiedenſten Gefühlen und Gedanken aufgenommen haben, nicht herzuzählen. Uns liegt jetzt nur ob, bei der Weltlage, worin wir uns eben dieſen Augenblick befinden, bei der Stellung der deutſchen Verhältniſſe, wie der Wiener Congreß und die Begebenheiten der ſpäteren Jahre ſie geſchaffen haben, uns klar zu machen: was jetzt zu fürchten und zu hoffen, was zu thun und zu laſſen; was die Menſchen in dieſen Tagen empfinden, wünſchen, anſtreben, und worauf alſo die Regierungen am aufmerkſamſten hinzublicken haben; endlich, was unter den Umſtänden thunlich, möglich, zweckmäßig iſt, und was alſo gethan werden muß, damit wir durch die Dornen und Klippen der Zeit, von welchen alle Völker Europas angeſtreift, ja die meiſten hart verwundet und zerriſſen ſind, mit dem Glücke und der Ehre des lieben Vaterlandes leidlich hindurchkommen.

Zuerſt, wir ſtehen in der Mitte Europas, wir ſind das Herz, das alle andern Völker, damit dem Welttheile wohl ſeyn könne, ſtreben ſollten zu erquicken und zu ſtärken, das aber ſo viele argliſtig oder kurzſichtig zu zerſplittern und zu zerreißen ſtreben. Wir ſind das gebildeteſte, unterrichteteſte Volk Europas; ſelbſt der Engländer, wie ſtolz, der Franzoſe, wie eitel er immer ſey, erkennt dieſen Vorzug zuweilen an. Jede große Erregung und Bewegung des Welttheils, wenn ſie auch nicht von dem Herzen ausgeht, muß doch immer von dem Herzen gefühlt werden, oft ſo gewaltig gefühlt werden, als ob es darüber zuweilen faſt zerſpringen müßte. Was in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Erfindungen und Gewerben, in Geſetzgebungen und Staatsverfaſſungen bei irgend einem Volke Neues und Lebendiges iſt, vor allen zuerſt nimmt der Deutſche davon Kunde und eignet ſich ſein Theil davon zu; vor allen aber nimmt der Deutſche — ſo iſt ſeine Natur geſtellt — das Geiſtige, das Idealiſche, das Außerordentliche mit einem großen Ernſt bei ſich an und auf; wenn auch weniger als andere Völker von den Gefahren des bloßen Scheins beſtochen, ſpielt er doch gern mit allem Geiſtigen, wenn auch nur in der Luſt des Forſchens und Verſuchens, und ſpielt darüber ſich und ſein Leben oft in alle bodenloſeſte Luft hinauf. Der Deutſche hat das Pulver erfunden, das furchtbaren Schall und Glanz aus ſich zündet; er bleibt immer eine Art Pulvermenſch. Nun iſt die europäiſche Entwickelung ſeit der amerikaniſchen Revolution vorzüglich eine politiſche geweſen; auf das Politiſche, auf politiſche Aenderungen und Bildungen, auf Umgeſtaltung oder Verbeſſerung der Verfaſſungen iſt ſeit dem Jahr 1780 aller Geiſt vorzüglich gerichtet geweſen. Dieſe große politiſche Umwälzung hat auch Deutſchland erfaſſen müſſen, und nicht bloß innerlich, geiſtig erfaſſen, ſondern äußerlich handgreiflich, und mehr als handgreiflich: handräuberiſch. Von den fürchterlichen Flammen des galliſchen Nachbarſtaates ergriffen, ſtürzten faſt alle alten Formen des deutſchen Reichs in Trümmer zuſammen, auf welchen der Wälſche ſiegreich herumſpazierte und des alten Germaniens Söhne mit der Geißel des Eroberers vor ſich her trieb, bis Gott den wilden Wellen des Uebermuthes gebot zurückzuweichen und Ermannung und Befreiung gab.

Als dieſe Befreiung vollendet war, iſt man für den Wiederaufbau Deutſchlands nicht ſo ſehr dem Muſter des alten zertrümmerten Baues gefolgt, welches für dieſe Zeit den Meiſten unbequem oder unbrauchbar däuchte, ſondern man hat ſich für die neue Geſtaltung der deutſchen Dinge von der Themſe und Seine Rath geholt: man iſt größtentheils dem Strome gefolgt, wie er floß, oder vielmehr der Meinung, wie ſie eben galt und gleichſam eine Weltmeinung geworden war. Die Staaten Deutſchlands, zuſammen beinahe 40, unter welchen 2 vom erſten Range, ſollten auf der einen Seite unabhängig von einander und jeder Staat ſelbſtändig für ſich in eigner Individualität ſich entwickeln und geſtalten dürfen, auf der andern Seite aber Geſetzen der Geſammtheit gehorchen, wodurch ſie nach innen mit einander in Frieden und Freuden leben, nach außen hin aber den mächtigen Nachbarn gegenüber als eine große Macht, als ein geſchloſſener deutſcher Bundesſtaat in Kraft da ſtehen ſollten. Die Geſtaltung und Entwickelung vieler Kleineren iſt nun nach den Vorbildern und Muſtern, welche vorzüglich Amerika und Frankreich aufgeſtellt haben, in ſ. g. conſtitutionellen Repräſentativverfaſſungen erfolgt; die beiden größeren Staaten aber, nämlich Oeſterreich und Preußen, haben bisher noch Bedenken gehabt, ſolchem Beiſpiele zu folgen, und einige der Kleinen auch ſind entweder bei früheren deutſchen Formen geblieben, wie z. B. Mecklenburg, oder haben ſolche mit Aenderungen und Anpaſſungen an die Bedürfniſſe und Neigungen der Zeit, doch in dem alten Geiſte, nur fortzubilden geſucht. Die verſchiedenen Bewegungen und Aufwallungen, ja die Zerrungen und Zuckungen, nach den verſchiedenſten Seiten hin; alle die Streite und Widerſtreite, alle die Folgerungen, Herleitungen und Anforderungen, die nach den verſchiedenen Anſichten und Bedürfniſſen von den verſchiedenen Staaten gegen einander gemacht worden ſind; die Verſäumniſſe, Mißgriffe, Eingriffe gegen und über einander, die wir als Beſchwerden gehört haben; die Anklagen und Beſchuldigungen, die nach den verſchiedenen politiſchen Glaubens- oder Staats-Bekenntniſſen der Zeit gegen einander gemacht worden; dann, nach der Juliusrevolution von Paris, das plötzliche ungeheure Ueberwallen der wilden bisher eingeſtaueten Waſſer — wem iſt dies alles, dieſes ſo neue neueſte Deutſche, ein Geheimniß? wem auch, der noch irgend mit kühlen Sinnen um ſich ſehen und mit verſtändigem Maaße den allgemeinen Lauf der Dinge und den beſonderen Lauf der deutſchen Dinge übermeſſen kann, iſt das ein Geheimniß, daß hin und wieder auch ſich eine geiſtloſe, gedankenloſe Nachäffung des wälſchen Weſens nnd der wälſchen Staatsknallſtreiche auf eine Weiſe gezeigt hat, die aus den Erſcheinungen der Zeit wohl genug erklärlich, darum aber nicht weniger betrübend iſt: weil der Hecht, der den Wallfiſch ſpielen will, dabei immer zu kurz kommt. Wenn man dies alles betrachtet und erwägt und vieles andere Einzelne und Kleine, was damit zuſammenhangt, was aber in ſeinen Urſprüngen und Folgen weder klein noch einzeln da liegt; wenn man aus den vielen deutſchen Orkanen im Topf in die große weite Weltbewegung, in die allgemeine und ungeſtüme Wogenbrandung hinausblickt, welche an Albions und Galliens Küſten donnernd brauſt — ſo hört freilich oft alle Beſinnung auf und ſteht aller Verſtand ſtill, und wer noch deutſchen Muth und altes deutſches Gewiſſen in der Bruſt hat, ruft: o Gott, wie ſoll's werden?

Doch ſind, die dies alles für einen Taumel erklären, für einen üppigen Nachttanz, wornach ſich's deſto feſter ſchläft, für einen benebelnden Rauſch, der ſich vernüchtern wird, für einen Zauberſchein, worin nur eitel Irrwiſche ſpielen, die endlich am heitern Morgenlichte erblaſſend in die alte öde Nacht zurückfließen werden. Sie ſagen: Laßt das wilde Roß nur laufen, es wird durch ſich ſelbſt ermatten; laßt die tolle Fluth nur brauſen, ſie wird in ihre Ufer zurückſinken, und die Leute werden dann erſchrecken, wie ſie mit Scheinen für Weſenheiten geſpielt haben. Dies deutet unter andern auch Herr Ranke an, und damit will er uns tröſten und beruhigen; in ſeiner Abhandlung über die großen Monarchien (S. ſ. Zeitſchrift). Ich gebe dieſem talentvollen Manne zu, niemand verſteht gewandter, klarer, zarter und mit feinerer Beleuchtung deſſen, worauf er die Lichter fallen laſſen will, zu malen, keiner ſo geſchickt zu verſchweigen, was er oft in den Kreis ſeiner Darſtellungen hineinziehen ſollte, aber was hineinzuziehen ihm nicht beliebt, ſo daß nur der Denkende und Sehrkundige ſolches herauslauſchen kann; aber mir däucht, in der angeführten Abhandlung hat er — ich glaube allerdings, mit Vorſatz — mehr aus einer allgemeinen verdünnenden Fläche als aus der Tiefe heraus die Sachen und Perſonen gezeichnet. Freilich kann man ſagen: es iſt und geſchieht nichts Neues unter der Sonne; aber ſo ſanft wird dieſe Zeit mit der kommenden ſich nicht verfließen, ſo leicht wird ſie nicht vorüberfließen, als er ſeinen Leſern einbilden möchte. Das Zeitalter Ludwigs XIV., der freilich nach Aehnlichem ſtrebte als die jetzigen Franzoſen, war kein neu werdendes wie das gegenwärtige; es war die letzte Nachzitterung der ungeheuren Reformationsbewegungen und Religionskriege, welche das ſechszehnte und die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo haderiſch und blutig erſchüttert hatten. Es war ein ermattetes Zeitalter, das ſeinen lebendigen Feuerſtoff größtentheils ausgeſprudelt und ſeine regſten Kräfte niedergearbeitet hatte; Ludwig XIV. ſelbſt bei manchen rühmlichen Königseigenſchaften, die man ihm zugeſtehen muß, war doch nur ein Held der Allongenparucken und Jeſuiten. Wie würde es um Europa's, namentlich um Deutſchlands Selbſtändigkeit geſtanden ſeyn, wenn er von eines Napoleons Degenheit nur eine Ader in ſich gehabt hätte? Das jetzige Zeitalter aber iſt nicht bloß ein wilder Mann, dem der Wahnſinn für den Augenblick durch die außerordentliche Nervenſpannung den Schein der Stärke giebt; es iſt bei aller flatterhaften und flitterhaften Eitelkeit, deren es leider zu viel offenbart, doch ein Rieſe mit ſtählenen Knochen, in deſſen Lenden noch mächtige Söhne und Enkel verborgen ſind.

Es iſt ſeit 1780 wirklich ein neuer Zeitabſchnitt in die Weltgeſchichte eingetreten, nicht durch die amerikaniſche und franzöſiſche Umwälzung allein — denn dieſe beiden ſind ſelbſt Kinder der Zeit und ihrer allgemeineren geheimen und tiefen Entwickelungen und Fortbildungen — ſondern der ganze Weltzuſtand iſt freilich dem Scheine nach äuſſerlich durch ſie, innerlich aber durch eine mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts begonnene größere Vergeiſtigung und Verflüchtigung des europäiſchen Lebens in Sitten, Staat und Religion gemacht, wodurch die edlen Kräfte der menſchlichen Natur freier und göttlicher, die unedlen übermüthiger und teufliſcher erſchienen ſind, als beides früher war. Der Menſch ſtrebt, arbeitet, denkt, und der lebendigere Theil genießt auch viel mehr, ich möchte ſagen, das Doppelte und Dreifache mehr, als vor 50, ja als vor 30 Jahren. Dies hat Anſprüche auf Leben und Genuß vermehrt, auf das, was dieſes Zeitalter ſeine Freiheit nennt; dies hat Stolz und Selbſtgefühl bei den meiſten gehoben; und hat einen Güterbeſitz geſchaffen, der ſich jetzt ſo weit über Tauſende erſtreckt, als vormals über Zehne. Wir ſind aus der Stille, Genügſamkeit und Mittelmäßigkeit der früheren Zeit herausgeworfen, und keiner will gutwillig dahin zurück. Alles muß nach höherem Maaße gemeſſen werden, und alſo muß auch nach höherem und edlerem Maaße regiert werden.

Schwer würde es ſeyn, ja unmöglich, abzuwägen, welches von beiden das Beſſere und Glücklichere war, das Vergangene oder das Gegenwärtige. Es kommt jetzt nur darauf an, zu erwägen, was das Mögliche, das Zweckmäßige iſt, was die Menſchen überhaupt noch tragen oder ertragen können. Es ſind — ich kenne wirklich mehrere würdige und vortreffliche Leute dieſer Meinung — die da glauben, es bedürfe nur einer tüchtigen Gabe von Rüſtigkeit und Kraft, allenfalls einer feſt und ernſt einſchreitenden und durchſchreitenden Gewalt, ſo werde das Freiheit und Gleichheit ſchreiende Revolutionsgeſpenſt mit allem ſeinem Geklingel von Preßfreiheit, allgemeinen Menſchenrechten, Geſchwornengerichten, conſtitutionellen Staaten und Repräſentativverfaſſungen blaß zurückweichen und die liebe gute alte Zeit das verlaſſene Lager wieder beziehen können. Sie ſagen: In Frankreich wird es immer ſchlüpfriger und verworrener gehen, in England nicht viel beſſer; in Deutſchland hat ſich ſchon alle Narrheit und Frechheit der Zeit in hundert und in tauſend Freveln und Aufruhren offenbart; den Leuten werden endlich die Augen aufgehen, ſie werden klar ſehen und mit Reue und Jammer bekennen, daß ſie blanken und nichtigen Hexengütern aus der Pandorenbüchſe nachgelaufen ſind, die ſie nur in Verwilderung und Unſeligkeit hineinreißen. Mit den Conſtitutionen haben die kleinen deutſchen Staaten den giftigen Neſſusrock der Revolution angezogen. Man muß ihnen dieſe gräuliche Peſt mit Gewalt wieder ausziehen. Freilich werden bei dem Ausziehen Haut und Haar an ſeinen Fetzen hangen bleiben; aber beſſer ſo, als daß das Gift endlich den ganzen deutſchen Leib durchfreſſe und verderbe. Die Wunden werden wieder heilen, und wie glücklich wird das ſtill und friedlich regierte Geſchlecht ſich nach ſo langem unfruchtbarem Sturmwetter fühlen, worin Demagogen und Volksverwirrer es umhergewirbelt hatten!

Ich glaube nicht ſo; auch richte ich nicht ſo ſtrenge über die Zeitgenoſſen. Es giebt kein Zeitalter, das man ſo in Bauſch und Bogen verdammen darf; ein jedes hat ſeinen Gott wie ſeinen Teufel in ſich. Das iſt aber die gewöhnliche Erſcheinung eines mit Orkanen ſtürmenden Zeitalters von Umwälzungen, daß es darin hergeht, wie in einem wüſten Morgentraum. Die neckenden und hohnlächelnden Larven und Teufelchen zerren alle wunderlichſten und abentheuerlichſten Gebilde nach oben und tanzen mit ihnen den wilden Blocksbergreigen, während der Gott verborgen unten in ſeiner unendlichen Tiefe lauſcht und doch mit dem mächtigen Jupiterſeil den Umſchwung der Dinge hält. Wir Deutſche ſind auch ſchon eine ganz hübſche Zahl Proben dieſſeits und jenſeits durchgegangen, bei Kleinen und Großen hat ſich auch unſer Froſch ſchon aufgebläht, ſelbſt der Franzoſenaffe iſt äffiſch nachgeſpielt, auch wo die Bühne für ihn zu eng war; auch an einzelnen Verwegenheiten und Freveln hat es nicht gefehlt: der Foriſche Orkan im Topfe konnte uns ja unmöglich fehlen. Aber ungeſchehen machen, was geſchehen iſt; leichtſinnig einreiſſen wollen, was man vielleicht leichtſinnig gebaut hat; mit einem Geiſt, der ſeiner Natur nach unſichtbar, ungreiflich, unverwundlich iſt, kämpfen, ihn gar einſperren oder ausſchließen wollen — wem könnte das einfallen, als einem ſolchen, dem Gott eine dreifache Verblendung um die Stirn gewunden hätte? Können wir uns retten vor Frankreich, vor England, vor der anſteckenden Influenza dieſer beiden Nachbarländer? muß der wilde Wogendrang, der dort [illegible] lange überfluthen wird, nicht immer auch an unſere Ufer, ja auch an unſere Ohren und Herzen ſchlagen, daß die Menſchen über den Schwarzwald und Böhmerwald hinaus es vernehmen und empfinden müſſen? Können und dürfen wir das Glücksrad in dem Lottoſpiel des Finanzminiſters ſtillſtellen? Können und dürfen wir Dampfſchiffe, Heerſtraßen, Eiſenbahnen, vielleicht bald Luftbahnen, verſenken und durchbrechen? Können und dürfen wir die geiſtige Strebung und Bildung, die geiſtige Erhöhung des Zeitalters, die freilich wie jedes Hochgebirg auch ihre fürchterliche Vertiefung und Verſumpfung neben ſich hat nebſt Bergſtürzen, Lawinen und andern erhabenen Schauſpielen der Tragödie, aus der Welt ſchaffen? Können wir die Univerſitäten wegſchaffen, die unſere Urgroßväter gegründet haben, die Schulhäuſer niederbrechen oder zuſchließen, die wir eben gebaut haben? Können wir den Bauer wieder zu einem Frohner, zu einem Leibeigenen, den Bürger wieder zu einem Kantonspflichtigen im Stile von 1750, den Edelmann wieder zum Officier, Officier von Gottes Gnaden, machen? Ich glaube, das alles können wir nicht. Wir könnten und dürften es nur, wenn die Welt, wenn der Staat ſelbſt nicht jede mächtigſte und energiſcheſte Kraft des menſchlichen Geiſtes auch für ihre leiblichen und häuslichen Bedürfniſſe nicht in Anſpruch nehmen müßten, wenn der Staat nicht alle Rüſtigkeit, Strebſamkeit und Thätigkeit des menſchlichen Vermögens nöthig hätte. Um das zu können und zu dürfen, müßte einer die Preisaufgabe löſen, die etwa einer der Familie von Haller ſtellen könnte: wie die Kunſt heiße, die da lehre, in allen Ecken und Fugen des Gehirns Bewegung und Sonnenſchein zu erzeugen, aber in der Abtheilung, wo das politiſche Organ liege, Schlummer und Nacht zu erhalten?

Was uns bei dieſer Frage und bei ähnlichen Fragen nothwendig einfallen muß, und was unter uns geſagt bei weitem das Weſentlichſte bei der ganzen Sache heißen muß, iſt der veränderte Beſitzſtand. Eben durch die ungeheuren geiſtigen Belebungen, Erregungen und Beſtrebungen, dann durch die Noth der Regierungen, die im Drange der Umſtände nach jeder möglichen Hülfe griffen, hat ſich auch in Deutſchland eine Thätigkeit und Gerührigkeit in jeder Arbeit und jedem Gewerbe entwickelt, welche den Beſitzſtand in manchen Gegenden völlig umgeſchoben, in allen ſehr verändert hat. Es iſt ein gebildeter, thätiger, wohlhabender, ja hin und wieder reicher Mittelſtand entſtanden, in weit größerer Zahl als ſonſt, welcher der vornehmſte Beſitzer der geiſtigen und leiblichen Kraft des Staats genannt werden muß und mit der Hand und dem Kopfe die wunderbaren Reſultate erſchaffen hat, worüber man mit Recht erſtaunt. Der Adel hingegen iſt im Verhältniſſe zu dieſem neuen Mittelſtande eher heruntergekommen und mit ſeinen Gütern verſchuldet; der Bauer aber faſt allenthalben ſchon von den Banden der

Scholle gelöſt. Dieſer Mittelſtand, dieſe zahlreiche und mächtige Mittelklaſſe fühlt ihr Vermögen, und läßt ſich ſelbſt die Scheine nicht nehmen, mit welchen ſie in der Thorheit des Zeitalters mitſpielt; die Wirklichkeiten wird ihr aber keiner nehmen wollen. Dies iſt, was ich oben den veränderten Güterbeſitz nannte. Was da oben Geiſt heißen kann, heißt unten Macht: denn das Geld iſt die Macht, und dieſe Klaſſe hat das Geld.

Wir haben jetzt unſern deutſchen Bundesſtaat, unſere deutſche Staatsverfaſſung, wie ſie ſeit 1815 gemacht worden ſind oder ſich gemacht haben. Wenn ich ſagte, daß dieſe Verfaſſung dem Auslande gegenüber die feſteſte und kräftigſte, im Innern betrachtet die bequemſte und angenehmſte wäre, müßte ich den Gefühlen und Urtheilen Vieler widerſprechen. Aber ſie iſt gegenwärtig auf Recht und wie jeder andere Beſitz auf Heiligkeit des Schwurs und Vertrags gegründet. Jeder, der es mit dem Vaterlande und mit der Zukunft deſſelben wohl meint, hat zu denken und zu arbeiten, jeder auch zu wünſchen und zu beten, daß dieſer ſchwere und verwickelte Bau, der bei dem in der Zeit ſich anwälzenden Gedränge zehnfachen Schwierigkeiten und Gefahren ausgeſetzt iſt, weiter ſo entwickelt, gehalten und geordnet werden könne, daß er denen, die darin hauſen müſſen, wohnlich dünke, nach außen hin aber ſo ſtark und wohl verwahrt erſcheine, daß er den Fremden Ehrfurcht gebiete ihn anzutaſten. Eine große und ſchwere Aufgabe für die Fürſten wie für die Völker; auch die Aufgabe des Regierens zehnmal ſchwerer, als ſelbſt in den großen Monarchieen England und Frankreich. Wir Deutſche haben und machen dieſelben Anſprüche der Bildung und des Glücks wie die Engländer und Franzoſen, dieſelben Anſprüche einer edlen bürgerlichen Freiheit; dieſelben Lockungen, dieſelben Gefahren: eben ſolche verführeriſche Scheine, deren unſre Tage nur zu viele haben, wollen uns aus den Schranken des Maaßes und der Zucht reißen; bei ſo vielen verſchiedenen Herrſchaften, Entwickelungen und Beſtrebungen iſt die Zügelung und Bändigung wilder Kräfte, die Zuſammenhaltung und Einigung des deutſchen Vaterlandes viel ſchwerer als in den oben genannten Ländern. Wir haben alſo doppelte Mäßigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Liebe nöthig, damit nicht alles im ſchlimmen Widerſtreit und Hader oder in noch ſchlimmerer Wildheit und Geſetzloſigkeit auseinander gehe. Denn der Geiſt, der durch die Zeit wandelt, iſt ein Rieſe: Predigten machen ihn nicht demüthig, Edikte machen ihn nicht gehorſam, er geht rund, und ſchüttelt, ein abentheuerlich ausſtaffirter Knecht Ruprecht, mit Hörnern auf dem Kopf und mit der Ruthe in der Hand, ſeine Säcke und Beutel aus, allerlei Gutchen, Leckereien und Geklimper, auch mit Giftfarben bemaltes Gebäcks genug: meiſt Futter für Kinder und Thoren, für die Weiſen und Verſtändigen kaum hie und da ein genießbares Krümchen. Aber man kann dem Unband den Rundgang nicht wehren, noch den Menſchen die Thorheit; glücklich, wenn in dem wilden Getümmel noch einige Beſonnene da ſind, welche die wenigen guten Gaben, die er mit ausſchüttet, herauszuleſen und zu gebrauchen verſtehen!

Ja, Arbeiten und Gefahren ſtehen vor uns und um uns. Wir hoffen, die Deutſchen werden Uebermuth nicht für Muth, Wildheit nicht für Gehorſam, Unordnung nicht für Geſetzlichkeit eintauſchen wollen; ſie werden ſich von Nachbarn, die nur auf den Untergang ihres Glücks und ihrer Unabhängigkeit lauſchen, nicht zum dritten und vierten Mal täuſchen laſſen wollen; ſie werden Unbequemlichkeiten, Widerlichkeiten, ſelbſt Ungerechtigkeiten, vorübergehende Uebel, die doch verbeſſerlich, die doch nicht unüberwindlich ſind, die nicht ſo ſehr durch böſen Willen, als durch das Eigenthümliche der Lage des ganzen Europa und des Vaterlandes erzeugt ſind, von den Eigenen eine Zeitlang lieber ertragen, als von Fremden glänzende Adamsäpfel empfangen wollen, welche geſchwindes Unglück und lange Schmach zur Folge haben würden. Aber wenn ich gleich ſorgenvoll ſpreche und winke, wenn ich gleich dieſes und jenes zu fürchten ſcheine, ſo warne ich doch vor der kleinen Sorge und der engen Furcht, die gegen das Kleine, dem ſie ſich gewachſen däuchte, Gewalt brauchen könnte, um das Große deſto gewiſſer zu verlieren. Es brauſt von außen her über den Rhein und über den Kanal, von den Alpen und von den Vogeſen her Begeiſterung gegen uns und über uns, jugendliche, kräftige, todverachtende Begeiſterung, auch ſie ein Anhauch von dem Athem jenes Rieſen, den ich ſo oft genannt habe. Sey dieſe Begeiſterung von Gott oder vom Teufel, ſie iſt einmal da und bläſt wie ein Sturmwind zu uns hinein. Nur Hoheit und Gerechtigkeit im edelſten höchſten Sinn, nur Stolz gegen das Ausland und Freundlichkeit gegen das Inland wird eine beſſere Begeiſterung ſchaffen, wodurch wir jener ruhig gegenüber ſtehen können. Es iſt die Zeit hohler Klänge, worin aller Wind der Lüge und des Unſinns tönt, es iſt aber auch die Zeit der Ideen, wo nach Höherem geſehnt und geſtrebt wird — o für dieſe Erde und für die Menſchen, die darauf graſen, oft nach viel zu Hohem! Auch die Verruchtheit und Verworfenheit, wenn ſie die Namen Freiheit, Geſetz, Vaterland, Volk, dieſe idealen Größen, die niemand klar ausmeſſen noch beſtimmen kann, erklingen läßt, ſpielt mit einem Ideal. Sey es in ihrem Buſen ein Ideal der Hölle, dieſe Worte und Klänge, im edlern höheren Sinn gebraucht, in einem Wiederklange, woraus Frömmigkeit, Redlichkeit und Geſetzlichkeit, woraus Gott wiedertönt, werden die Geiſter des Abgrunds nur überwinden können. Es brennt ein Feuer durch die Welt, das man dem Oel der Medea vergleichen kann; führe Gräben und Wälle auf, reiße Ströme aus ihren Ufern und wirf ihm ihre Fluthen entgegen — Steine und Erde erſticken es nicht; Ströme löſchen es nicht aus; es brennt nur um ſo fürchterlicher, je mehr du es überwäſſern willſt. — Schaffe ein ſtärkeres Feuer, und es erliſcht.

Nach ſo vielem Geſagten ſage ich denen, die aus Furcht allenfalls zur Gewalt rathen möchten und im blinden Haſſe gegen Lanzen anlaufen, die körperlich nirgends vorgeſtreckt ſind — ſie würden, indem ſie ſich auf halsbrechende Spitzen ſtellten, Viele, die jetzt treu und wohlgeſinnt ſind und zum Theil nur durch manche Ueberraſchungen und Plötzlichkeiten übergereizt und überwältigt erſcheinen, zu ſolchen Spitzen hinaustreiben, wobei das ganze Vaterland gelegentlich den Hals brechen könnte. Es ſind einzelne Anſichten, einzelne Neigungen, es ſind noch mehr Unklarheiten und Irrthümer, welchen man mit Weisheit und Mäßigkeit Zeit geben muß, ſich zu erkennen und zu beſinnen. Es ſind Träume von allerbeſten Verfaſſungen, wie ſie ſeyn ſollten, aber nimmer ſeyn können; Träume von Republiken; es ſind Bilder von großen Weltföderationen, von einem europäiſchen Utopien a la America, welche in manchen Gehirnen wunderliche Blaſen aufwerfen. Solchen Träumern kann man die Monarchie nicht aufzwingen; ſie muß ſich durch ernſte würdige Haltung, durch Kraft und Gerechtigkeit liebenswürdig und ehrwürdig machen. Gewalt aus kleinlicher Feigheit, Gewalt aus unzeitigem Zorn, vollends Gewalt aus verletzten Perſönlichkeiten — ſie könnte einen Augenblick gelingen, die durchgebrochenen Dämme aber würden bald nur deſto ſchrecklichere Verheerungen der wilden Waſſer zeigen.

Ich folge den Begebenheiten der letzten Jahre, ich ſehe auf die Meinungen, Neigungen und Hoffnungen; ich lobe ſie nicht, ja ich könnte viele tadeln, die mir verworren und dumm erſcheinen — aber ſie ſind da. Die Weltpropaganda, die pariſer Propaganda, die ſüßen lockenden Lehren, die ſchlimmen täuſchenden Vorſpiegelungen und Gelübde, die Unvergleichlichkeiten, die aber viele der Zeitgenoſſen, nur zu geneigt Unmögliches für Mögliches anzunehmen, mit vollen Herzen umarmen, die wälſchen Zettelungen und Beſtrickungen, welche man zu Hauſe beſtraft, in der Fremde heimlich befördert und halb anerkennt, auch das wenige Wirklichwahre und Wirklichnothwendige in dieſem Schwall von Gauckeleien und Buhlereien des Verderbens, haben ſchon ungeheure Wirkungen gehabt. Es ſind nicht bloß unbärtige Jünglinge, deren Unverſtand bis zu ſchleichendem Verrath und offener Meuterei hat aufgehetzt werden können; es ſind viele gute, treue, redliche Menſchen, ſolche, die keinem Kinde, ja, wie die deutſche Gutmüthigkeit ſagt, keinem Hunde was zu Leide thun könnten, welche ſich mit bunten Träumen einer närriſchen Zukunſt wiegen. Was in der Schweiz geſchehen iſt und geſchieht, wiſſen wir; wie die Stimmung im Elſaß iſt, eine Stimmung der äußerſten Linken, im Elſaß, einem deutſchen

Lande deutſcher Menſchen und vom edelſten allemanniſchen Stamme und meiſtens proteſtantiſchen Bekenntniſſes; was in Schwaben und am Oberrhein gährt — ſteht nicht einzeln da, es greift weiter ſelbſt gegen den Nordweſten hinauf. Und entbrennte von auſſen oder von innen ein Feuer, entbrennte durch einen Schwindel der Macht, der einen despotiſchen Rathgeber ergreifen könnte, ein Entſchluß der Gewalt gegen etwas, das durch Fäuſte nicht überwunden werden kann; käme es dahin, daß man thörichte Träume und Neigungen der Menſchen durch Henkershand als Verbrechen ausgeißeln laſſen wollte, daß man jedes freie Wort als eine Verruchtheit in Ketten und Bande zu legen wagte — o ich will den teutoniſchen Bundſchuh nicht erleben, der ſich endlich zu unſerm allgemeinen Verderben erheben könnte! Die tragiſche Fabel von den Bewohnern der Eiche, welche die Katzenfamilie verzehrt. Wir kennen dieſe Familie und wo ſie ſchleicht und miaut.

Ich erläutere dieſen inhaltreichen Text ein wenig:

Die pariſer Republikaner, die Allerweltslehrer und Allerweltsverführer — es ſind vielleicht einige wenige redliche Thoren darunter, verworrene Träumer in Mitte eines Haufens, der alle überſchwänglichen Träume ausſchließen müßte — welch eine Schaar von Auswürflingen aller Nationen! welche Wildheit, Sittenloſigkeit, Frechheit in den Grundſätzen und im Leben! Wo alle Tugenden fehlen, ich ſage nicht, die ein Chriſt, ſondern die nur ein guter Heide haben ſoll; wo alles als albern kindiſch, verlebt und veraltet ausgerufen wird, wodurch die weiſeſten Menſchen aller Zeiten und Zungen geglaubt haben, daß Staaten gegründet und erhalten werden könnten, dieſe ſollten die Welt verjüngen und das Verſprechen eines Glücks halten können, womit ſie ſo viele bethören? O gewiß nimmermehr! Ihre Altmeiſter ſind Robespierre, Danton und Fouché, ihr Endziel iſt die reine Demokratie, ein reines Nichts, wofür es von Ariſtoteles ab alle ſtaatskundige und geſchichtskundige Männer erklärt haben. Sie ſind ſolcherlei und ihre Demokratie iſt eine ſolche, daß, wenn ihr Frevel ihnen gelingen könnte, ſie bald ihren Cäſar und Napolon finden würden, der die Sclaven einpeitſchte, wie ſie es verdienen. Dunkel wühlt in den Meiſten auch kein anderer Trieb. Sie ſagen mit **Mr. de la Martine:** „Wir haben zu wenig Athem, Frankreichs Gränzen „ſind uns zu eng, wir vergehen in Beklommenheit. „Hinaus! hinaus! über alle Welt hinaus mit Sieg „und mit Freiheit! Die Thronen müſſen vor der

„Gleichheit fallen und die franzöſiſche Bildung und „Liebenswürdigkeit beherrſche die Welt und verjünge „Europa!" Auch wenn ſie dunkel zum Theil Anderes empfinden, dunkel Anderes meinen, dies iſt doch der unbewußte Inſtinkt ihrer Ungeduld: die Welt überbrauſen und plündern, genießen, herrſchen, rauben wollen ſie; Grugeons und Rapinats und Bourienes — ihr guten Deutſchen (ich ſollte mit wälſcher Zunge ſagen: o ihr tumme Teutſch!) — ſtecken in dieſen republikaniſchen Embryonen. O wenn ihr eure lieben Franzoſen wieder hättet — ſie haben euch von 1792 bis 1798 ja republikaniſche Proben genug vorgemacht — eure Entwürfe und Reden über Preßfreiheit, über Fürſten- und über Volks-Suveränetät, über Verfaſſung und Freiheit, ihr würdet ſie bald unter einer feinen Preſſe und Klemme ſehen.

Und Amerika? Wie wenig, ja wie faſt gar nicht dies und ſeine Zuſtände auf Europa, vollends auf Deutſchland, paſſen, davon hier kein Wort mehr.

Aber die Schweiz? Es iſt auch da nicht alles Gold, was gleißt; noch iſt nicht aller Tage Abend gekommen, ſprach ſchon Solon zum Kröſus. Die Schweiz hat ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert eine Republik geheißen; ſie hat ein ſogenanntes republikaniſches Glück gehabt, wenigſtens eines, was man den Leuten jetzt als ein ausgemachtes Glück der Republiken einbilden möchte: geringe Auflagen, kein ſtehendes Heer, keine verderblichen Kriege. — Alles gleich lächerlich, aus gleicher Unwiſſenheit geboren.

Die Schweiz eine Republik? eine Republik in dem Sinn, wie man es allgemein jetzt meint, und zwar in Paris und in Deutſchland im ſtrengſten abgeſchloſſenſten Sinne meint? Die Schweiz eine Republik? Ja; aber nur in der Bedeutung, wie die Alten das Wort verſtanden, eine **res publica**, ein Staat, ein Gemeinweſen. Die Schweiz war bis zur franzöſiſchen Umwälzung einer der vielen Auswüchſe des deutſchen Kaiſerreiches, einer der vielen Auswüchſe, die Manchen eine Verherrlichung der deutſchen Entwickelung dünken. Sie war bis zu jener Epoche eine Art Bundesſtaat, ein Deutſchland im Kleinen; nur daß ſie keinen Kaiſer hatte: geiſtliche und weltliche Fürſten, Bisthümer und Abteien, Stadt- und Land-Freiſtaaten, Unterthanen, Hörige, Leibeigene, Zugewandte und Schutzpflichtige.

Ihr Glück? hatte die Schweizerrepublik dieſes Glück einer Art Zauber zu verdanken, den der Name Republik, der ihr in dem heutigen Sinn gar nicht zukömmt, über ſie verbreitete und der alle fremden

Störungen und Eingriffe von ihr abhielt? bedurfte ſie darum ſo geringer Anſtrengungen im Frieden? konnte ſie darum ohne ſtehendes Heer Freiheit behaupten und Kriege und Kriegsverheerungen von ſich abwehren? Warum wiſſen die Herren nicht Gleiches von Venedig und Holland zu erzählen? Holland, meine ich, hieß und war doch auch eine Republik? und zwar eine Republik, die in 200 Jahren andern Glanz von ſich geſtrahlt hat, als die Schweiz in 600? Warum ſagen ſie uns die Gründe nicht, weswegen dieſe Republik nicht ohne Heere, Flotten, Kriege, Auflagen, und zwar recht ſchwere, in unangetaſteter Unabhängigkeit beſtehen durfte?

O nichts dieſer republikaniſche Zauber! Eine Stellung, die beinahe vier Jahrhunderte gedauert hat, die Stellung der Nachbarſtaaten und der größen Mächte, Spaniens, Oeſtreichs und Frankreichs, gegen einander und die gänzliche Verfallenheit des deutſchen Reichs haben der Schweiz dieſes einzige Glück verſchafft. Aber bei aller Nebenbuhlerei der genannten Großſtaaten hätte die Schweiz ſo nicht beſtehen können, wenn das deutſche Reich in ſeiner morſchen allmähligen Abſchwächung nicht alles Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, ja alle Gewiſſenhaſtigkeit ſeiner eignen Würde vergeſſen hätte. Die Schweizer haben jene vier Jahrhunderte durchlebt, im leidlichen Glücke, wenn das Glück heißen kann, gegen die höchſten Gefühle und gegen alle Verhängniſſe des großen Volks, dem ſie von Natur angehören, verſchloſſen, ja verroſtet geweſen zu ſeyn. Sie haben ihre vier Jahrhunderte durchlebt in abgeſchloſſener und froſtiger Selbſtigkeit und Kleinlichkeit, gelebt eigentlich immer unter den Fittigen des alten Deutſchlands, von welchem ſie ſich abgeſpaltet hatten, genießend alle offenen Straßen und alle Vortheile der Gewerbe und des Handels jenes großen Landes. Ihre Geſchichte iſt ſeit den Tagen, wo ſie dem böſen Ludwig XI. den Burgunder vernichten halfen, weder groß noch rühmlich geweſen. Ich berufe mich auf ihren Landsmann Meyer von Knonau*). In Schaaren von 10,000 und 20,000 haben ſie aller Welt als Söldner gedient und tragen durch Gott das geſchichtliche Zeichen an ſich, daß aus ſo vielen Kriegern in ſo vielen Jahrhunderten auch kein einziger Feldherr entſproſſen iſt, den die Geſchichte nennen wird. Sie haben den

---

*) Meyers von Knonau Handbuch der Geſchichte der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Zürich 1826—29. 2 Bände. Ein vortreffliches Buch.

Fluch der Undankbarkeit und Schande auf ſich, daß ſie der Tyrannei gegen die Freiheit, den Fremden gegen die Eigenen, die Deutſchen, immer bereitwillig gedient haben. Der Schimpf werde jetzt vergeſſen, wie jenes Glück nun vorbei iſt. Sie wandeln jetzt einer Demokratie zu, mit deren Erlebniſſen und Ergebniſſen es immer mißlicher ſtehen wird, je näher ſie ſie der allerreinſten bringen. Aber davon abgeſehen und wie dieſe Wandelung ihnen auch gerathen möge, ſie müſſen bei der gegenwärtigen europäiſchen Stellung zu Wehr und Gegenwehr gerüſtet ſeyn, ſie werden größeren Aufwand der Kräfte machen müſſen, ſie werden alſo größere Auflagen und ſchwerere Laſten bekommen. Es wird überhaupt die Frage an ſie kommen bei dem Laufe, welchen die Dinge und die Völker jetzt nehmen, und dieſe Frage klopft mit dem großen deutſchen Zollverein als erſter Anfang ſchon zukunftweiſſagend bei ihnen an, wem ſie angehören wollen, ob Frankreich oder Deutſchland. Bei der neuen Aufraffung, Belebung und Einigung aller Kraft der Völker, bei der inſtinktartigen Anziehung alles Verwandten werden ſie nicht lange als ein geheiligtes Eldorado der Glückſeligkeit mitten in der allgemeinen Bewegung liegen bleiben können. Alle natürlichen Wege und Vortheile der Schweiz müſſen ſie endlich wieder den deutſchen Brüdern zuführen; auch ihre Neigungen ſollten das thun.

O dieſer Traum von allgemeinen europäiſchen Föderationen und Republiken! Dieſe Hoffnungen, alle Kaiſer und Könige, Fürſtenthümer und ſtehende Heere abſchaffen und entbehren und mitten unter allen Stachelungen von Trieben, Reizen und Genüſſen des verderbteſten Zuſtandes, unter allen drohendſten Gefahren der fürchterlichſten Bewegung wieder anfangen zu können gleichſam in einer zweiten Unſchuld der Barbarei zu leben! Ich habe auf Frankreich hingewieſen. Einen Republikaner kennt man dort wenigſtens, einen ehrwürdigen Mann, wenn Wahrhaftigkeit und Feſtigkeit der Grundſätze ehrwürdig macht, einen grauen ehrwürdigen Fantaſten, den General la Fayette; aber ihm gleiche, ſo wohlgeſinnte, ſo redliche, menſchliche Männer, wie viele möchte es dort noch wohl geben? Und in Frankreich — ſo bilden die Dortigen denen da draußen ein — ſollte die Föderativrepublik doch beginnen. Frankreich eine Republik? die Franzoſen Republikaner? Welche Sprünge und Wiederſprünge dieſes Volk auch noch machen, durch welche Wechſel und Verwandlungen es auch noch geben mag, eine Republik, vollends eine demokratiſche, hat in ihr keinen Boden; der Franzoſe iſt von Grund aus ein monarchiſcher Menſch, ein Menſch des Haufens. Viele haben geſagt — und in mancher Hinſicht iſt etwas Wahres in dieſem Ausſpruch — der Deutſche wird immer ſchlechter, in je größerer Geſellſchaft er ſich befindet, er iſt der Menſch der Einſamen oder der Wenigen; der Franzos hingegen iſt jämmerlicher, je geringere Schaar er um ſich hat, er zerbröckelt ſich darin: ſein Muth und ſein Geiſt wachſen ihm aus der Menge. Es iſt ein Bienenvolk, Napoleons Bienenwappen war das beſtgewählte als Anſpielung auf Frankreich. Wenn in Deutſchland alſo der Wahnſinn föderaliſtiſcher Republiken gelingen könnte — woran wir gottlob zweifeln — ſo würde man den großen Bund nur in ſolche Bündel und Bündeleien auflöſen, damit die Deutſchen von dem Franzoſenreiche deſto leichter und bequemer nach einander verſchlungen werden könnten. So würde es im Weſten hergehen; und wie im Oſten, wenn wir in ſolchen unſeligen Zerſplitterungen aus einander fallen könnten?

Selbſt unſere älteſten Vorfahren, die wir oft Barbaren ſchelten, waren weiſer, oder vielmehr die

Noth machte ſie weiſe. Als Rom an den Rhein kam und ſich rüſtete das Netz ſeiner grauſamen Hinterliſt, womit es alle Völker zu unterjochen und zum Theil bis auf die Wurzelſpitzen ihrer Sprachen auszurotten verſtand, über die Deutſchen zu werfen, fand es viele getheilte kleine Staaten, welche meiſt unter Erbkönigen und Wahlfeldherrn, einige auch — es ſcheint, die Frieſenſtämme längs der Nordſee — als Freiſtaaten ohne Fürſten beſtanden. Dadurch hatte es einen großen Vortheil über dieſes ſtreitbarſte Volk. Doch ſchon Arminius brachte einen Bund zu Stande, woran ſich Roms noch jugendliche und kraftvolle Monarchie zerſtieß. Indeſſen der immer wieder erneuerte Verſuch der Unterjochung und alſo auch der oft erneuete Fehdezuſtand ſchuf endlich mächtige Völkerbünde: es erwuchſen aus vielen kleinen Völkerſchaften im Norden des Rheins und der Alpen die Allemannen, Franken und Sachſen. An den Oſtgränzen Germaniens aber bei den Sueven und Gothen finden wir faſt überall das erbliche Königthum, auch ſchon weit mehr das kriegeriſche Ritterthum ausgebildet. Von Oſten her droheten immer Wetterſtürme wilder Volkszüge; die Gränzen ſelbſt waren gegen fremdartige Völker nicht feſt, und um Oder, Weichſel und weiter hin in unendlichen Ebenen offen. Daher ward in den öſtlichen Sitzen der Germanen ſtrenger und herriſcher regiert (adductius regnabatur) und der monarchiſche Königszügel mit ſtrafferer Hand gehalten. Hier mußte das Schwerdt immer geſchliffen ſeyn.

Und nun zwiſchen den beiden mächtigſten Staaten der Feſte in der Mitte — zwiſchen Frankreich, welches monarchiſch iſt und zuletzt wieder viel monarchiſcher werden wird, und zwiſchen Rußland — in ſolcher Lage, wo wir mehr denn je der Stärkung und Einigung bedürfen, wenn wir nicht endlich wie ein zerſprengter Sonnenball in tauſend Kometenſtücke zerfliegen ſollen, kann ein Verſtändiger ſolche Träume träumen? Wir bedürfen der doppelten Kräftigung gegen ſo gewaltige Nachbarn. Sie iſt nur möglich durch den Geiſt, durch die Liebe, durch die gegenſeitige Duldung, Hingebung und Aufopferung, durch eine weiſe Wägung und Erwägung beide von den Regierungen und dem Volke, was in unſerer Lage möglich und ausführlich, was auf jeden Fall unumgänglich und unvermeidlich iſt, was alſo geduldet und gethan werden muß. Will man als Freiheitſchwindel, als Geſetzloſigkeit anklagen und ſtrafen, was bei der Wogenbrandung der Zeit ſelbſt in den Ständeverſammlungen hin und wieder über die Ufer gefloſſen iſt, ſo bedenke man, was ich oben über Gewalt geſagt habe, welche irgend ein verwegener und blinder Rath anrathen könnte. Ich hoffe von der Weisheit der Herrſcher und von der Gerechtigkeit der Entſcheider, man wird durch unverſtändig gebrauchte Gewalt ein Uebel, das nur noch auf der Oberfläche hin und her ſchweift, nicht in Mark und Gebein treiben. Ich fürchte keine gewaltthätigen Eingriffe in ernſt und feſt gebrauchte und geübte Freiheit. Aber freilich die ſchwerſte Aufgabe iſt in Deutſchland zu löſen, wie bei ſo vielen verſchiedenen Regierungen, die alle ſelbſtändig heißen und ſeyn wollen, bei ſo mancherlei Strebungen zu den ſonderbarſten Individualiſirungen, wie bei den allgemeinen Wünſchen und Forderungen der Zeit, bei den beſonderen Arten, Abarten, Oertlichkeiten und Bedürfniſſen der verſchiedenen Volksſtämme, wie bei ſo vielen eigenthümlichen Stellungen und Nothwendigkeiten mancher Herrſcher aus einer Vielheit, die oft Verwirrung zu werden droht, eine geiſtige und leibliche Einheit werden könne. Was Vielen in Großbritannien und Frankreich nicht leicht däucht, ſcheint begreiflicher Weiſe jedem Verſtändigen in

Deutſchland mit zehnfachen Schwierigkeiten umgehen. Doch war dieſe Einheit Idee des herrlichen Kaiſerthums, das freilich nur wenige Jahrhunderte in Kraft gedauert hat, doch haben alle guten deutſchen Männer, welchen Liebe und Treue in der Bruſt nicht erkaltet waren, von jeher darauf hingewieſen. Und jetzt, wo die mächtigen Nachbarſtaaten dreimal geſchwinder und ſtärker gegen uns auftreten können als 1780, iſt ſolche Einigung durch jeden Verſtand und jede Liebe geboten, wenn wir nicht der Spielball fremder Politik bleiben und die Knechte ſchlechterer Völker werden wollen. Die geiſtige Einigung iſt und bleibt die Aufgabe, welche ſchwerer zu löſen ſeyn wird, daß nämlich der Zeit angemeſſene, des deutſchen Karakters würdige Verfaſſungen das beſitzen, was jedes verſchiedene Zeitalter mit verſchiedenen Gefühlen und Begriffen ſeine Freiheit nennt; und daß der Deutſche, der hierin ein ganz beſonderer Menſch iſt, ſeine Eigenthümlichkeiten ruhig entwickeln, daß er ſich individualiſiren könne. Ich meine hier das, daß dem Deutſchen friſch und fröhlich im Herzen und heiter und hell im Gehirn ſey. Aber damit ihm auch wohl in ſeiner Haut ſey, damit es ihm leiblich wohl ſey, liegen noch ganze Berge von Wünſchen und Be dürfniſſen vor uns, deren Vollendung es dahin bringen ſoll, daß der Wirtemberger den Mecklenburger, der Holſteiner den Baier allenthalben, wo deutſche Zunge ertönt, als den Mitgenoſſen und Theilhaber derſelben Freuden und Leiden, als den Freund und Bruder erkenne und anerkenne.

Möglichſt freier und ungehemmter Verkehr, Förderung des Handels und der Gewerbe; Niederreiſſung der Schlagbäume und Gatter, welche die freie Thätigkeit der deutſchen Bürger im Innern des Landes hemmen; Wegräumung der Hinderniſſe, Säumniſſe und Verluſte, welche durch die Verſchiedenheit von Zöllen, Münzen, Maaßen, Gewichten u. ſ. w. entſtehen. — Man höre nur alle dieſe ſchweren Wörter, und man begreift, um welche ſchwere Noth und lange Arbeit es ſich hier handelt. Ein Anfang iſt gemacht mit dem großen deutſchen Zollverein, ein Werk, das jeder Wohlmeinende mit Freuden begrüßt. Wir werden ſehen, ob ganz Deutſchland endlich hineingeht. Es ſtehen daran und darin, bei welchen es kein Leichtes ſeyn wird, ſie hineinzulocken, obgleich ſie, wenn das Bild und das Gefühl eines großen deutſchen Bundesſtaates*), ja wenn das Gemeingefühl des ganzen großen deutſchen Volkes ein Wirkliches werden ſoll, nicht draußen bleiben dürfen. Oeſterreich ſteht in Deutſchland, aber es ſteht auch an Deutſchland, mit größeren Reichen und Landen, als es in Deutſchland beſitzt; es blickt auf den Handel des Mittelmeers und der Adria, auf die Schifffahrt der Donau und auf das Schwarze Meer bis tief in Aſien hinein; es muß hiebei beſondere Rückſichten und Vortheile, es muß — wir wollen billig ſeyn — auch beſondere Schwierigkeiten im Auge behalten. Nach Oeſterreich haben wir England leider noch in Deutſchland — hätte doch Hannover bald ſeinen deutſchen in Deutſchland wohnenden König! — das mächtige England. Nicht gern wird es ſehen, daß ſeine deutſchen Lande, daß die Gebiete an den

---

*) Ich ſage nie Staatenbund, damit kurzſichtige Eigene und ſcharfſichtige Fremde nicht Gelegenheit gewinnen, zuerſt durch Verwirrung der Namen, dann durch Verwirrung der Rechte uns zu zerreiſſen. Eben ſo wenig erkenne ich in dieſem Sinne ein mecklenburgiſches, ein badniſches, ein bairiſches, noch ein preußiſches Volk an (die Franzoſen ſagten bei Gelegenheit der Anweſenheit der Verbündeten Heere in ihren Zeitungsblättern: man hört alle Sprachen auf den Gaſſen von Paris, Ruſſiſch, Engliſch, Preußiſch, Deutſch, Oeſterreichiſch u. ſ. w.), ſondern nur Ein deutſches Volk und viele deutſche Völkerſchaften.

Gränzen derſelben (Braunſchweig, Lippe, Oldenburg, Mecklenburg, die Hanſeſtädte, ſich dem Zollverein anſchließen; dürfte es ihm gelingen, dies lange aufzuhalten? Dann haben wir Dänemark mit Holſtein, jenes Dänemark, das in Sprache, Art, Sitten, Literatur u. ſ. w., wie der größte Grammatiker des Nordens und der größte gothiſche und däniſche Patriot Rask ſeligen Andenkens mit Zorn und Gram rügte, ſchon ſeit Jahrhunderten zu ſehr verdeutſcht (fortysket) war: Dänemark, das doch in unſern Tagen, obgleich durch Land und Meer innigſt mit Deutſchland verwachſen, noch gemeint hat, es könne und dürfe Mittel gebrauchen, und ſie könnten ihm gelingen, die Hälfte ſeiner Lande, die deutſchredenden Schleswiger und Holſteiner zu verdänen. Ich leugne nicht, daß dieſe Lande, zum größten Theil Küſtenlande und Seeſtädte, nicht beſondere, ja vielleicht große Vortheile dabei haben können, außerhalb des deutſchen Zollverbandes zu bleiben; aber Deutſchlands Stärkung und Einigung iſt die ohne mannigfaltige und gegenſeitige Aufopferungen möglich?

Zu dem Wohlgefühl des leiblichen und haushaltenden Deutſchlands und zu der Kräftigung und Erhaltung ſeines Daſeyns in Freuden und Ehren gehört das Bundesheer. Wenn man das Wort Heer ausſpricht, denkt man an Macht und Möge, an Krieg und Sieg; die großen Wörter Suveränetät, Majeſtät, Unabhängigkeit fallen einem auch dabei ein, und ein ironiſches Lächeln überläuft Mund und Wangen, wenn man ſich erinnert, wie fratzenhaft und für welche fratzenhafte Zwecke und nach wie fratzenhaften Begriffen ſie oft gebraucht werden. Dieſe drei gewichtigen Wörter, ſo wie die Wörter Freiheit, Gleichheit, Geſetzlichkeit ſind wahre Größen, weil ſie unendliche, unermeßliche Größen ſind, die kein politiſcher Meßkünſtler auf Zahl und Maaß beſtimmen kann, weil ſie ſich in tiefen Gefühlen und dunkeln Begriffen verlieren, weil ihre höchſte Fülle in der Wirklichkeit weder dargeſtellt worden iſt, noch dargeſtellt werden kann. Wie bedient man ſich z. B. der Wörter Suveränetät, ſuveräner Fürſt, ſuveränes Volk, ſuveräner Staat alle Tage, und welche lächerliche Verbindungen knüpft man damit zuſammen, welche noch lächerlichere Folgerungen leitet man davon ab! Ich ſage mit Sancho Panſa: glücklich wer Herr iſt und König zu ſeyn verſteht! und folge blindlings mit dem großen Haufen dem Gefühle weiland Sankt Chriſtofſels, der ſelbſt den Teufel von ſeinem breiten Rücken abſchüttelte, als dieſer bei Erblickung eines hölzernen Kreuzes von der Straße links abbiegen wollte: er wollte nur einem Herrn dienen, der ſich vor nichts fürchtete. Wir haben in Deutſchland geſetzlich und ſtaatsrechtlich viele majeſtätiſche und ſuveräne Namen, wir haben aber nur zwei Majeſtäten, welchen Sankt Chriſtoffel gedient haben würde, den Kaiſer von Oeſterreich und den König von Preußen. Der gewaltige König von Großbritannien herrſcht als ſolcher doch nicht in Deutſchland; er regiert dort nur als König von Braunſchweig Lüneburg, oder vielmehr als König von Hannover, wie die Engländer das junge Königreich getauft haben.

Oeſterreichs und Preußens Herrſcher ſind ſolche, die ſich nicht fürchten dürfen, die wohl auch von den Welt- und Vaterlands-Verhältniſſen abhängig ſeyn müſſen, aber nimmer in dem Maaße, wie z. B. Wirtemberg oder Heſſen. Was helfen hier, ja ich ſage lieber, was nützen hier alle leeren Fragen und Herleitungen aus den Unabhängigkeits- und Suveränetäts-Verhältniſſen, die nur hier, ich ſage abſichtlich nur hier, gar keinen Boden haben, wenn wir (laut der Auslegungen und Anwenbungen, welche Einige im übel begeiſterten Eifer davon machen möchten) nicht gelegentlich wieder mit einem lächerlich kläglichen Reichsheer auftreten wollen. Der Krieg will Einheit des Befehls, ein Heer will Einheit der Ordnung. Hier, wenn Deutſchland dem Auslande gegenüber ſtark ſeyn ſoll, müſſen die Kleinen und Schwachen von ihrer mißgedeuteten Souveränetät etwas abtreten. Wir haben zwei geborne Befehler in Deutſchland; kein Wunſch kann aus Zwei Eins machen. Unter dieſe beiden, unter Oeſterreich und Preußen, muß im Fall eines Bundeskrieges der Kriegsbefehl getheilt werden, ſo daß die Schaaren der norddeutſchen Staaten unter Preußens, die der ſüddeutſchen unter Oeſterreichs Fahnen ins Feld ziehen: nämlich Baiern, Wirtemberg, Baden unter Oeſterreich, die andern unter Preußen. Dies ſcheint mir bei unſerer Lage das Einfachſte und Natürlichſte. Vielleicht erhalten wir durch die Weisheit und Vorſorge unſerer Könige und Fürſten jetzt von Wien noch etwas Einfacheres und Geſchloſſeneres. Ich will hier den ſtrengſten, geſchloſſenſten Befehl auf das freudigſte begrüßen. Denn ohne möglichſte Einheit des Heerbefehls und der Heerordnung bleibt die Sicherheit und Unabhängigkeit Deutſchlands ein Name auf dem Papier.

Denkt man ſich aber einen großen allgemeinen Bundesfeldhauptmann, ſo entſteht da eine Dreiheit ſtatt der Zweiheit, die wir haben und die für die Kriegsführung ſchon ſeine ſehr mißlichen Schanzen zeigt und bietet. Denn es bleibt wahr: Je mehr Hirten, je übler Hut. Denn gieb drei Feldherrn erſter Größe den Gleichbefehl über ein Heer, und ſetze einen ſehr mittelmäßigen Feldhauptmann mit Befehlseinheit über ein gleiches feindliches Heer — die drei Genies werden gewiß vor ihm zu Schanden werden. Es ſteht nämlich bei einem deutſchen Kriege alsdann der Fall ſo: daß erſtlich ein großes Heer unter einem Bundeshauptmann und außerdem noch ein preußiſches und ein öſterreichiſches Heer da ſind. Dieſe ſollen gemeinſchaftlich, wenigſtens nach einem großen gemeinſchaftlichen Plane, wirken und es muß dann eins von beiden nothwendig geſchehen: entweder erhält der Bundeshauptmann die Befehle zu ſeiner Wirkſamkeit immer von Oeſterreich und Preußen — und das giebt eine unſelige Zwicke, wie ſie ſelbſt bei dem jämmerlichen vormaligen Reichsheer ſchon häufig ſichtbar war — oder: der Bundes-Feldhauptmann handelt im Kriege ganz unabhängig von beiden; was faſt undenkbar iſt. Da wäre dann die Dreiheit auch da, obgleich in anderer Weiſe. Das Bedenklichſte aber würde immer ſeyn, daß, wenn ein Feldhauptmann des Bundesheers gewählt iſt — z. B. dies könnte ja ein ſ. g. Durchlauchtiger ſeyn — vielleicht durch einen Mißgriff, vielleicht auch aus bloß politiſchen Rückſichten durch Haus- oder Kabinetts-Verhältniſſe, ohne Hinſicht auf erprobte Tüchtigkeit, wie ſoll er, der zu ſo ſeltener Herrlichkeit Erhöhte, wenn er ſich ſchlecht oder unfähig erweiſt, ſtill geſtellt oder abgeſchafft werden? Und im Kriege wie geſchwind müßte da die Abſchaffung und die Wiederbeſetzung ſeyn! Man denke nur an die Berathungen darüber beim Bundestage, und —

Sollte nun aber der Oberbefehl, wie er in der That ſchon da iſt, — denn welcher Gott kann die übrigen Suveräne Deutſchlands zu Chriſtoffelſchen Herren machen? — zwiſchen Preußen und Oeſterreich getheilt werden, ſo müßte freilich Heer- und Wehr-Ordnung durch ganz Deutſchland — hier muß man ſich alle Individualiſirungen verbitten — bei dem ſtehenden Heere, bei der Landwehr und dem Landſturm ganz aus einem Guß und Schluß ſeyn. Wie viele ſchöne Anordnungen und Einrichtungen, wie viele angenehme und liebenswürdige Bequemlichkeiten und Erleichterungen des deutſchen Volkes, die uns jetzt noch fehlen, wären da möglich und würden dann gewiß auch bald wirklich werden. Ich deute nur Ausſichten an.

Das verſtünde ſich bei allem dem, daß in Zeit des Friedens die Einrichtung bliebe, wie ſie jetzt iſt: die einzelnen deutſchen Könige und Fürſten hätten den vollen Oberbefehl, die volle Verfügung über ihre Kriegsmannſchaft, die Ernennung der Befehlshaber, die Treffung aller beliebigen Anordnungen, die mit den gemeinſamen Bundeskriegsordnungen nicht im Widerſpruch wären; aber ſo weit müßten ſie im Schein der Suveränität nachgeben, daß öſterreichiſche und preußiſche Feldherren in ihren Bezirken zuweilen rundreiſeten und zuſähen, ob alles bundesheersmäßig geordnet und geübt ſey. Und damit unter denen, die künftig mit einander ſiegen oder ſterben ſollten, im Frieden auch Gemeinſamkeit gefördert, damit von den einzelnen kleinen Schaaren ein größeres ächtes Kriegsvorſpiel geſchaut werden könnte, müßten freilich Mecklenburger und Hannoveraner nach Magdeburg oder Minden, Heſſen und Sachſen nach Koblenz oder Erfurt mit den Preußen, Baiern und Badnern auf dem Lechfeld oder bei Linz mit den Oeſterreichern zuweilen Feldläger zuſammen aufſchlagen.

Außer dieſem für das Vaterland wichtigſten

Gegenſtand ſcheint mir ein anderer kaum weniger wichtig, wenn ich mir Möglichkeiten denke, die doch Wirklichkeiten werden könnten. Die Zeit iſt vorgeſchritten im Guten und im Schlimmen; ſie zurückzutreiben, ſie durch Gewalt zu zähmen, iſt nach meiner innigſten Ueberzeugung und nach meiner Hinweiſung auf die Verhältniſſe der Welt und auf ihre unumgänglichen Unvermeidlichkeiten, ja nach den eiſernen Nothwendigkeiten, womit die europäiſchen Dinge zuſammengeſchmiedet ſind, ganz unmöglich. Die Welt iſt verändert, der Beſitzſtand iſt verändert; er wird noch mehr verändert werden, wir hoffen, nicht durch einen wimmelnden chineſiſchen Pöbel nach der Sankt-Simoniſchen Liederlichkeit der Grundſätze. Für einen ſehr gebildeten, übergebildeten Zuſtand, für einen veränderten Beſitzſtand, woraus eine ſehr zahlreiche Mittelklaſſe als Herrin der geiſtigen und leiblichen Kräfte des Staats hervorgegangen iſt, muß nothwendig eine neue Ausgleichung und Vermittelung der Zuſtände und Stände des Staats bedacht und bewirkt werden. Das deutſche Kriegsheer war eine größtentheils leibliche Sache; die deutſchen Rechtsverhältniſſe und Gerichtsverfaſſungen ſind zugleich eine geiſtige und leibliche Angelegenheit des Volks.

Recht iſt zunächſt an die Erde gebunden; es wird ſcheußliches Unrecht, ja die tödendſte, vernichtendeſte Tyrannei gegen alles Menſchliche und Göttliche in unſerer Natur, wenn es bei dieſer Gebundenheit an die Erde und an die irdiſchen Verhältniſſe nicht immer gen Himmel blickt, zu Gott dem Vater der Geiſter empor, der in Gnade und Liebe alle nothwendigen Bande mildern und löſen will, zu dem Geiſte in uns, deſſen Urſprung von den Geſtirnen iſt und deſſen Trachten dahin geht. Das Recht ſoll, in ſeiner weſentlichen Beſtimmung betrachtet, Himmel und Erde vermitteln; es ſoll die irdiſchen Zuſtände, Arbeiten, Nothwendigkeiten ſo ordnen und regieren, daß Menſchlichkeit, Freundlichkeit, Sittlichkeit befördert werden. Darum bedingen ungewöhnliche Begebenheiten, außerordentliche Wechſel der Weltgeſchichte, große Veränderungen der Zuſtände nothwendig auch Veränderungen und Anpaſſungen in dem Recht. Es iſt kein bloßer Wahn, warum ſo viele Stimmen, ja ganze Landſchaften in Deutſchland für neue Einrichtungen und Formen des Rechts jetzt ſo viel über den Rhein nach Frankreich und über den Kanal nach England blicken; und ich glaube denjenigen nicht, und ich wünſchte, daß die Herrſcher und Regierer ihnen nicht glaubten, welche da predigen:

„Nur nicht den leichten und oberflächlichen Geſchwätzen und Lehren des Tags nachgegeben! nur nicht vom Alten gelaſſen! nur unſer gutes volksthümliches Altes feſtgehalten! Es iſt das Volk nicht, das da Neues wünſcht, das mit ſolcher Sehnſucht in die Fremde blickt — es ſind die Advokaten, die großen Aufſtörer und Lärmmacher in allen Ländern, die fanatiſchen Haſſer und Verläumder des Adels und der Fürſten; ihre Goldſucht, ihre Ehrſucht, ihre Luſt, öffentlich pomphafte und theatraliſche Reden zu halten, treibt ſie das Volk zu bethören und aufzureitzen. Es ſind flache gewiſſenloſe Abentheurer ohne Ehre und Beſitz, die auf jede Bedingung neue Dinge wollen. Es ſind Demagogen, welche die Feſſeln durchbrechen wollen, wodurch ihre wilden Anſchläge noch gebunden ſind. Es ſind Lügen oder Vorurtheile, daß das ſtille gehorſame deutſche Volk die Theaterſtreiche öffentlicher Gerichte wünſche.“

Freilich Einiges iſt wahr von dieſen Beſchuldigungen; aber die ganze Wahrheit liegt tiefer, ſie liegt in der gebietenden Nothwendigkeit der Dinge, wie ſie geworden ſind. Ich habe an einer andern Stelle geſagt: Bei uns Deutſchen ſey durch unſere eigenthümlichen Verhältniſſe alles ſchwerer und langſamer als anderswo, aber das Wirklichgute, was die Zeit geben könnte, was wir von Engländern und Franzoſen lernen könnten, würden wir zuletzt doch alles erlangen. Mag uns nur das Glück und die Weisheit verliehen ſeyn, daß wir das Kindlein nicht mit dem Bade ausſchütten, wie die Franzoſen in ihrem flatterhaften Leichtſinn ſo oft gethan haben und täglich thun! mögen wir mit Ernſt und Liebe, mit Ehrfurcht gegen die Vergangenheit und mit Anerkennung gegen die Gegenwart, was wir Altes noch haben und was wir Neues haben müſſen, mit einander ausgleichen und vermitteln! Es iſt nicht allein die Frage, was in der Welt das Nützlichſte und Gehorſamſte iſt, ſondern wie das Aufgeregte und Gefährliche in der Zeit geſtillt und beſänftigt und zum Beſſeren geführt werden könne. Selbſt wenn ich zugäbe — was ich nimmer zugeben kann — daß die Vortheile, welche die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen hat, eine eingebildete Gaukelei vorgefaßter Meinungen und lächerlicher Vorurtheile ſey — dieſe Meinungen und Vorurtheile ſind da in der Stärke, daß man ſie in ernſteſte Ueberlegung nehmen muß. Denn ich frage: was iſt Vorurtheil, und was iſt nicht Vorurtheil unter den Menſchen? Dieſe Frage läßt ſich ſo wenig beantworten, als die große Frage: Was iſt

Wahrheit? die der römiſche Landpfleger einſt an den Sohn Gottes that. Unſer ganzes Daſeyn iſt eine große tragiſche irdiſche Täuſchung, deren wunderſame Räthſel ſich einſt auf anderen Sternen löſen werden; unſer ganzes Leben wird über die gute Hälfte ſeiner Freuden und Leiden durch Schein und Vorurtheil getragen, damit es uns überhaupt erträglich werde. Was iſt Vorurtheil? Warum rennt der Edelmann dem Sackträger den Degen durch den Leib, wenn dieſer ſeine hochadligen Glieder mit dem Stock antaſtet? warum haut der Student ſeinen Freund wegen eines elenden Stichworts zuſammen? warum ſtarb Racine an einer Schnalle? und warum erſchießt ſich der Lieutnant, dem ſein Oberſt auf der Parade ein ehrenrühriges Wort ſagt?

Wir kommen durch ehrenrührig bei der Ehre an. Wenn man will, iſt die Ehre, meiſt aus irdiſchen und bürgerlichen Stoffen beſtehend, auch ein Vorurtheil. Aber die Ehre iſt da, ſie treibt, ſpornt, ordnet, hält und erhält das bürgerliche Leben; ſie iſt eine denkende, ſchaffende, warnende, züchtigende Göttin. Die Ehre iſt ſeit einem halben Jahrhunderte zu ſehr vielen gekommen, welche ſie im Staate ſonſt kaum anſprechen durften; und zwar durch den veränderten Beſitzſtand.

Die große freie Mittelklaſſe des Volks will nicht ſchlechter ſeyn als Freiherren und Grafen, ſie will für Gut, Leib, Ehre und Leben Oeffentlichkeit der Gerichtshandlungen. Sie will es mit größerem oder geringerem Andrange allenthalben. Dies iſt die Perſönlichkeit der Zeit, das Gefühl perſönlicher Ehre und Würde. Zählet nur, wie viele Millionen Menſchen auch in Deutſchland, welche vor 20 und 30 Jahren gleichſam noch Sachen waren, Perſonen geworden ſind. Und ſie ſollten das nicht als Gefühl fühlen? und die Freunde und Räthe der Herrſcher ſollten das nicht als Verſtand verſtehen, oder wenigſtens als Nothwendigkeit fühlen?

Ich wünſche, indem ich dieſe wichtigſte Sache berühre, gewiß nicht eine todte Einförmigkeit des Rechts, die wie ein Scheermeſſer über ganz Deutſchland hinfahren und von der Moſel bis an die Weichſel alles gleich glatt und kahl ſcheeren ſolle. Es wird ja Mannigfaltigkeit der Rechte beſtehen; aber die Oeffentlichkeit wird man dem Rechtsgefühl und dem Ehrgefühl der Völker, ich ſage, auch dem Sicherheitsgefühl derſelben nicht lange verweigern können, und weiſe Regierungen werden in guter Zeit mit Mäßigkeit und Verſtändigkeit vermitteln; was in böſer Zeit ſonſt als eine niederreiſſende Sturmfluth über alle hinfahren könnte. Hier wünſchen und bitten die Menſchen nur von ihren Herrſchern, was jedes edle Gefühl verlangt, und was die Deutſchen vor Jahrhunderten noch hatten, ehe alles lebendige öffentliche Leben unter Papieren der Schreiber und Aktenſtößen der Advokaten begraben war. Die früheren Deutſchen richteten über Haar und Haut, über Ehre und Leben auf öffentlichen Plätzen, unter den Thoren der Städte, in den Vorhallen der Kirchen, auf Malſtätten unter Eichen, Linden und Hagedornen, die lebendigen Zeugen gegenwärtig, auch die Ankläger mit offenem Viſier da, das Volk Zuhörer und Mitzeuge. So ſind in den nordiſchen Reichen bei allen Anklagen auf Kopf und Kragen die Sitzungen durchaus öffentlich. Die Freiheit fürchtet mit Recht bei ſo ſchweren Sachen möglichen Mißbrauch der Gewalt, mögliche Umſchleichung, Beſchleichung und Einſchleichung der Macht; ſie will ſo offenes Spiel, daß der Fuchs zu Loch oder aus dem Loche muß. Solches iſt kein Schwindel des böſen Zeitgeiſtes, es iſt die weſentlichſte bürgerliche Ehre, die weſentlichſte Sicherheit des rechtsverbürgten Daſeyns. Die Sache bleibe! ja ſie werde! wie ſie ohne Form ſchon da iſt. Giebt es dabei in England uralte Mißbräuche, in Frankreich zu viel theatraliſches Gaukelſpiel, ſo könnte das deutſcher Ernſt wohl beſſern. Kein Volk hat ja eine beſſere Rechtspflege, als es werth iſt: denn Menſchen ſprechen Recht.

Hier irre und täuſche ich mich nicht, weder in meinen Gefühlen noch in den Gefühlen der Menſchen, unter welchen ich lebe und gelebt habe, noch in der Stellung und Stimmung der Stände zu einander, noch in der Richtung, welche dieſe Entwickelung nehmen wird, wenn ich die Blicke auf ganz Deutſchland werfe. Sei auch ein Theil Schein, Einbildung, Vorurtheil dabei — aber ich frage alle Widerſprecher und Hohnlächler über meine Behauptung: welchen Eindruck, welchen Eindruck wie einen Donnerſchlag würde es machen, wenn heute erklänge: das öffentliche gerichtliche Verfahren in den preußiſchen Rheinlanden iſt abgeſchafft! und wie würden viele der treueſten, zufriedenſten Unterthanen unſers guten Königs bald verwandelt werden! Und entſtünde ein Krieg — was bei aller anerkannten Friedensliebe der hohen Herrſcher nicht im Reiche der Unmöglichkeiten liegt — dies, der allerdings bethörende Klang *egalité devant la loi* wäre eine Glocke, die nur in zu vielen

Herzen wiedertönen würde. Darum hoffen wir hier eine wohlthätige Vermittelung der Geſetze mit dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Volks und der Welt. Schon beginnt unſre Regierung hiezu Vorbereitungen, die von dem Volke mit freundlicher Dankbarkeit erwiedert werden. Wir hoffen auf mehr, wir wünſchen kein Zuviel, ſondern nur, was auch in dieſem Nothwendigſten, Wichtigſten die treuen Herzen feſter, die feindlichen Anſchläge loſer machen könne.

Und endlich zum Schluſſe — ſind dieſe Winke, Andeutungen und Warnungen leer und luftig, und aus einem leeren und luftigen Gehirn geboren? aus einem alternden Herzen, in welchem, wie es verkindiſchtem Alter begegnet, die Träume und Wahne der Jugend in wunderlichen Nachgeburten wiedererſcheinen? Mahne und ermahne ich vergebens, daß wir alle Treue und Liebe für das ganze liebe Vaterland, daß wir jede größte Geduld, jede freiwilligſte Hingebung, jede längſte Hoffnung dafür nöthig haben, wenn wir im Sturm der Dinge Gefahren, die wirklich da ſind, die vielleicht noch mehr möglich ſind, mit Ehren beſtehen wollen? daß wir alle heiterſten Gedanken, alle edelſten Gefühle nöthig haben, damit wir in Dumpfheit und Starrſucht nicht zum dritten und vierten Mal überraſcht werden. Ohne hohe Ideen werden wir den Kampf gegen eine Begeiſterung nicht beſtehen, die aus wälſchen Suchten entſpringt. Vaterland, Freiheit, Volk, Deutſchland und der Gedanke ihrer Unvergänglichkeit ſind nicht bloße Namen. Unter welchem Panier wollen wir denn künftig ins Feld ziehen, als mit der Loſung Deutſchland? Iſt denn der Gedanke eines deutſchen Reichs ſchon ganz ausgeſtorben? muß nicht der Bund wenigſtens auch ſo feſt gedacht werden, daß nicht der erſte beſte Sturm ihn wieder auseinander wehen könne? Hoher Bilder, ſtolzer Wahne bedarf ein Volk, das ſein Land nicht in einen öden Weideplatz fremder Räuberhorden verwandelt ſehen will. Wir werden mit einem großen mächtigen Volke immer auf der Warte ſeyn müſſen, einem Volke flüchtigſten, feurigſten Geiſtes und geſchwindeſter Rüſtigkeit mit der allerlebendigſten Schnellkraft: Eigenſchaften, welchen wir unterliegen müſſen, wenn wir nicht unſere tieferen ſchwereren Tugenden, die Waffen unſerer älteſten Urkraft, aus dem Arſenal des Herzens heraufholen und uns damit panzern. Lebendigkeit, Hoffart, Eitelkeit, wodurch der Wälſche Großes ausrichten kann, worauf eigentlich ſein ganzes Leben ſteht, wird immer an dem begeiſterten deutſchen Ernſt zerſchellen. *Honneur, gloire, le Français n'est composé que de ces vertus* ruft immer ein Wälſcher dem andern zu — und ich ſage noch *et l'avidité.* So ſind aber in Frankreich die Dinge geſtellt und ſo iſt es mit den Menſchen beſtellt, daß auch die wackerſten, edelſten Männer daſelbſt, wenn ſie auf das Volk wirken wollen, immer wie auf der Schaubühne ſtehen und jenen großen franzöſiſchen Volkstugenden der Hoffart, der Ehrſucht, der Ruhmſucht, der Herrſchſucht, den aufgebläheten Tigerrücken ſtreicheln und ihnen Vieles vorlügen müſſen, damit ihr Weniges von Wahrheit in ihre Herzen Eingang finde.

Sprecht ihr, ich bin ein Preuße? Krethi und Plethi, Kreter und Araber, Juden und Judengenoſſen in zahlloſer Schaar, auch irrende Ritter vom Blumenfelde und von der traurig lächerlichen Geſtalt, die nach Abentheuern und Orden durch die Länder fahren, werden rufen: ich ſey ein gemeiner Söldling, ich ſchreibe im Solde und im Auftrage Preußens — ein wunderlicher Auftrag! — und was dergleichen Anklagen mehr. Nein! ich ſchreibe im Auftrage meines Herzens, ich habe immer nur im Auftrage meines Herzens geſchrieben. Könnte Preußen ſich noch ſo ſehr vergriffen und geirrt haben, ja könnte es noch mehr irren und ſich mißgreifen — ich halte an Preußen, weil ich an Deutſchlands Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit halte. So leicht wird weder niedergeriſſen noch gebaut, als manche kindiſche Thoren ſich jetzt einbilden; ſo leicht ausführlich ſind Revolutionen gottlob nicht, als manche ſich und andern in frevelhafter Dummheit weiß machen. Ein großer Mann, welchen ächte Liberale wohl für ihren Großpapa annehmen können, der berühmte Karl Jakob Fox, Sohn des Lords Holland aus dem alten Stamme der Grafen von Chicheſter entſproſſen, predigt ihnen Weisheit *), wenn ſie ſie vernehmen könnten. Er, der ſeinen Homer, Sophokles, Thucydides und Tacitus täglich las und allein würdig geachtet ward gegen Pitt, ſo lange dieſer lebte, zu kämpfen und als er geſtorben, ſein Nachfolger zu werden, ſagt und weiſt ihnen, daß bei allen Verſchwörungen und Revolutionswagniſſen die Dummheit das größte Verbrechen iſt. Man löſt gottlob alte Liebe und Treue nicht ſo leicht, als Manche wähnen; man reißt die Erinnerungen großer Thaten und Leiden und unſterblicher Namen

---

*) Fox in ſeiner Einleitung in die Geſchichte des Hauſes Stuart, ein Werk, deſſen Vollendung ſein Tod abbrach.

nicht ſo leicht aus den Blättern der Weltgeſchichte und verkleinert ihren Inhalt zum beliebigen Gebrauch nicht zu Taſchenformat. Ich glaube, bis mich die letzte Hoffnung verläßt, ſelbſt auf dem loſeſten Ankergrunde noch, an Preußens große Beſtimmung für unſer Vaterland. Ich kenne leider eine uralte deutſche Abgunſt, lateiniſch invidia genannt. Durch ſie iſt es dem Pabſt einſt gelungen, die Stämme der Salier und Hohenſtaufen zu vertilgen, wodurch Deutſchland einſt herrlich war und mit welchen ſeine Herrlichkeit auch verſank. Wollen wir denn nichts Großes, Hohes unter uns dulden, wodurch das Kleine und Schwache allein geſchirmt werden kann? Sollte dem Pabſt einer tollen und hirnloſen Propaganda gelingen, was der in Rom jetzt nicht mehr vermochte?

Sprecht ihr, ich bin eine Kriegstrompete, die niemand berufen hat zu blaſen? Ich antworte: jene berufen mich, die täglich Krieg rufen mitten im Frieden, die ihrem Volke täglich vorklingeln und zu unſerm Volke herüberklingeln und es dadurch unſicher und flau machen: der Rhein muß unſer ſeyn, er wird bald unſer ſeyn. Mein Beruf beruft mich, meine Liebe und mein Stolz. Ich liebe das Land meiner Väter, meine Kinder ſollen es nach mir lieben; die großen Erinnerungen ſeiner Geſchichte, ſeine unſterblichen Thaten und Namen, ſeine Könige, ſeine Helden, ſeine Seher, ſie ſind auch mein und meiner Kinder Erbe. Der Rhein, dieſes Land, Deutſchland gehört mir, wie meinem Könige. Es iſt das Land meiner ſchönſten und früheſten Erinnerungen, meiner Freuden und Leiden, in ſeiner Erde wird einſt mein Grab ſeyn. Soll ich es mit Ruhe denken können, daß auf dieſer Erde in fremder Sprache Befehl verkündigt werde? Dieſer Stolz, dieſe Liebe ſind der Harniſch meines Lebens, meine Hoffnung für die, welche nach mir wirken werden. Wie ſoll ich es anfangen, ohne ſolchen heiligen Glauben, ohne ſolchen erhabenen Wahn, meinen Sohn zu unterweiſen, wenn ich ihn an die Ufer der Maas und des Rheins führe und zu ihm ſpreche: hier ſtehſt Du auf den deutſchen Reichswällen; auf dieſen Wällen ſollſt Du ſtehen und wenn Gott ſo gebeut, mit dem Schwerdt in der Hand, und nur über deine Leiche darf der Feind nach jenſeits hinüber ſpringen? — An die halbe Kunſt aber glaube ich nicht, welche ſich vermißt die in Mattigkeit und Gleichgültigkeit wie in einem eiſigen Winterſchlaf erkälteten Seelen mit verſtimmter Pfeife zu Thaten wach zu pfeifen.

Die Schickſale der Völker ſind in Gottes Hand, doch auch in der Hand der Menſchen. Ich bete, daß Weltkrieg und Weltverwüſtung lange nicht gehört werden. Geſetzt aber — was ich nicht fürchte — es könnte durch einen hölliſchen Schwindelgeiſt das Fürchterlichſte geſchehen und die republikaniſche Propaganda ſiegen, alle Throne niederreißen, alle Fürſtenthümer vertilgen, alle Geſchlechter alten Glanzes mit Stumpf und Stiel ausrotten; es könnte ihr gelingen, die reine Demokratie zu verwirklichen, die Völker gleichſam zu dem geträumten Urzuſtande wieder herzuſtellen — was würde in ſolchem Falle zuletzt geſchehen? Ein verſtändiger Mann, der Volksbote Gautier von der Garonne hat den Verrückten in Paris vor drei Jahren von der Rednerbühne herab geweiſſagt, was dann geſchehen würde. Nicht der ewige Friede voll lauter Wonneſal, den ſie ſich und andern vorträumen, würde dann da ſeyn, nicht der große Weltkuß, die große Völkerumarmung der allgemeinen Glückſeligkeit — nein! ſondern eine eiſerne Umarmung, eine ſo klirrende und ſchallende, daß ſie über die Welt hin tönen würde: die Urkräfte der entfeſſelten Völker würden gegen einander ſtoßen, und dann in ſolchem ſchrecklichen Kampfe der wilden losgelaſſenen Kräfte würden die Deutſchen wohl eher jenſeits der Garonne lagern, als die Franzoſen jenſeits der Oder.

Doch ſo wird die Welt nicht zuſammenſtürzen, ſo werden die Völker nicht vereinigt werden, um deſto gewaltiger gegen einander zu rennen. Aber die Zeit iſt gekommen, wo das Gleiche das Gleiche ſucht. Möge ſolche Einigung und Wiederzuſammengeſellung menſchlich würdig, auf edlen Wegen und durch die natürlichen Verhältniſſe gefördert und bewirkt werden! Die Franzoſen haben, als ſie beſiegt darnieder lagen, uns bis zum Ekel vorgeſchrieen: **il faut, que la France, cette belle France, soit forte, heureuse et puissante — c' est l'interêt de l'Europe.** Das hätte viel beſſer für Deutſchland gelautet und geklungen; es hätte damals, in den Jahren 1814 und 1815, gelten müſſen, wenn die Zukunft unſers Welttheils, ja wenn nur Frankreich und das franzöſiſche Volk von den Entſcheidern über jene Jahre ganz klar ins Auge gefaßt wären. Der Bundesſtaat, ein Staat, der ſeiner Natur nach nimmer den Geiſt der Eroberungen und Ueberziehungen hegen kann, wäre nicht zu mächtig geworden für das eigene noch für das europäiſche Glück, wenn es damals eine Weisheit gegeben hätte, welche die alten abgeſpalteten edlen Theile des Vaterlandes (das Elſaß, Lothringen, die Schweiz, die Niederlande) wieder in den Bund zu ſchließen geſtrebt und verſtanden hätte. Freilich die Zukunft iſt für uns ein verſchloſſenes Buch — wir ſitzen nicht darin, um mit dem ſeligen Schmalz zu reden — aber ſolchen Gang geht die Geſchichte, ſolchen Willen offenbart die Meinung, und ſolche Neigungen zeigen die Völker, daß einſt der Tag kommen wird, welcher dieſe halbverlorenen Brüder wieder zu uns ladet, ja nöthigt. Ueber die Schweiz habe ich oben gewinkt. Auch die Vereinigten Niederlande, größtentheils ein Land der edlen Frieſen, deren ſchöne und tapfere Freiheitsliebe in allen Geſchichten glänzt, werden einſt wiederkehren, zu denen ſie gehören. In Indien werden ſie ſich vielleicht nicht lange behaupten, wenigſtens nur zu ihrem eigenen Schaden, zwiſchen kriegeriſch erwachten Eingebornen und engliſchem Handelsneid; von dem herrſchſüchtigen Frankreich bedroht, von dem treuloſen und undankbaren England mißhandelt, woran ſollen ſie ſich lehnen, als an ihre treueſten Nachbarn und älteſten Brüder, die Deutſchen?

Ich ſchließe mit Hoffnungen, wie ich mit Beſorgniſſen begann.

(Note a.)

Herr von Gagern hat ſeine Wiener Thätigkeit in jenen Jahren 1814 und 1815 nicht nur nicht entſchuldigt, ſondern ſie in beſonderen Schriften anerkannt und ſich ihrer gerühmt als einer würdigen Thätigkeit für ſein Vaterland. Wer ihn kennt, kann an ſeiner Redlichkeit nicht zweifeln. In den letzten vier Jahren hat er nun Gelegenheit genug gehabt, jene Thätigkeit und Verbindung mit den Engländern und Franzoſen, die ſich beſonders gegen Preußen richtete, zu beſeufzen. Ich verlange dieſe Seufzer nicht mit ihm zu theilen; indeſſen er hat uns Andre mitſeufzen gemacht. Wie er die Dinge jetzt betrachtet, ja wie er ſie beſeufzet und zuweilen befluchet, zeigt er in ſeinen vaterländiſchen Briefen, womit er die hindämmernden oder vielmehr den Tag durch Dämmerung ſo hinleitenden und aller Welt dienenden Gedanken in der Allgemeinen Zeitung zuweilen wohlthätig aufſtört. Seine damaligen Verhältniſſe, ſeine darin geſpielte Rolle, ſeine Einſichten Anſichten, Ausſichten für Gegenwart und Zukunft, auch die Stellung, in welche er dadurch zu dem verewigten Freiherrn von Stein gekommen war, hat es dem Freiherrn gefallen, in den Briefen, die jener große Ritter damals und ſpäter mit ihm gewechſelt, theils klar, theils nur angedeutet und angeſpielt der Welt vor Augen zu legen, und zwar auf eine Weiſe, die keiner der Verehrer jenes edlen Mannes billigen wird. Denn mehr als die Hälfte jener Briefe wäre beſſer ungedruckt geblieben; andere voll Perſönlichkeiten, voll Zufälligkeiten, die das Vertrauen und der Augenblick in der Vorausſetzung der Heiligkeit des anvertrauten Geheimniſſes ſorglos und arglos mittheilt und fliegen läßt, hätte Achtung gegen das Andenken jenes Sehermanns, den er doch ſeinen Freund zu nennen wagt, und Dankbarkeit gegen ihn und ſeine Kinder geboten bei der Durchſicht zu zerreißen, damit ſie nicht einmal zu möglichem Mißbrauch in verkehrte Hände kämen.

Ich lege hier Gewicht auf das Wort Dankbarkeit gegen ſeine Kinder. Ich ſpreche unter Nochlebenden und darf mich auf Herrn von Gagern ſelbſt und auf die guten und liebenswürdigen Gräfinnen von Giech und von Kielmannsegge unerſchrocken berufen. Herr von Gagern hat dieſe Verhältniſſe öffentlich gemacht, hat die Briefe, ihre Zeit und ihre Stimmungen und Veranlaſſungen hin und wieder breit genug kommentirt. Er muß es alſo nur natürlich finden, daß ich hier auch einen kleinen Kommentar dazu liefere. Da er ſo Vieles aus der Geſellſchaft heraus zu ganz Deutſchland geplaudert, ſo hat er mir dazu auch das unbeſtreitbarſte Recht gegeben.

Ich habe das Glück gehabt, bei der Nähe von Naſſau, wo Herr von Stein faſt jeden Sommer drei bis vier Monate verlebte, ihn daſelbſt viel ſehen zu dürfen. Niemals hat er Herrn von Gagern die Rolle ganz vergeben, die er in Wien gegen Preußen übernommen hatte. Dies gab ihm, wenn er ſich demſelben perſönlich gegenüber befand, oft eine ſehr gereizte Stimmung. In den erſten Jahren nach dem Wiener Kongreſſe ward dieſe Stimmung zuweilen bitter und er ſchalt ihn wohl einen eingefleiſchten Preußenfeind. Da habe ich denn geſehen und gehört, wie die freundlichen Töchter den Vater zu ſtillen und zu beſänftigen und gegen Herrn von Gagern wieder in das ſanfte Geleis zu bringen ſuchten. Späterhin war dieſe Stimmung mehr eine neckiſche. Doch war der alte Herr immer mißgelaunt, wenn von Holland und Belgien die Rede war. Da ſchalt er auf alle Welt, und es flogen ihm in Blitzesſchnelle mit nicht ſchmeichleriſchen Beiworten in geſchwinder Aufeinanderfolge alle die Namen über die Lippen, denen er die wunderliche Stiftung des neuen Königreichs Schuld gab. (Ich ſpreche hier von einer Zeit, wo an die große pariſer Woche und ihre Geburten noch nicht gedacht ward). Das war ihm ein Gegenſtand des Zorns und des Kummers, den er ſelbſt nie gern freiwillig berührte. Seine deutſche Seele fühlte dunkel Verhängniſſe vorher, deren erſten furchtbaren Ausbruch er noch beinahe ein volles Jahr mit anſehen ſollte.

Da ich von den Steinſchen Briefen habe ſprechen müſſen, die den würdigſten Mann ohne ſeine Schuld faſt wie im Schlafrock und in Pantoffeln auf die große Straße geführt haben, ſo däucht mir hier die rechte Stelle zu ſeyn, in Hinſicht ſeiner harten und verletzenden Aeußerungen über den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg einige Andeutungen zu geben. Zuvörderſt weiß jeder, was dergleichen Aeußerungen in der Lebhaftigkeit des Geſprächs und in flüchtigen Briefen, die eben als Ausſprudelungen und Aufwallungen des Augenblicks oft gleichſam nur wie ein fortgeſetztes Geſpräch zu betrachten ſind, bedeuten dürfen *). Man muß da meiſtens den Superlativ zu dem Poſitiv herunterſetzen, wie immer bei Geſprächen feuriger Menſchen. Das wollen wir alſo hier auch bei den Steinſchen Briefen thun. Soviel bleibt ſtehen, der Poſitiv gegen den Staatskanzler war einmal da, wie ich glaube, aus keiner unedlen Quelle entſprungen.

---

*) Stein eilte beim Briefſchreiben mit außerordentlicher Flüchtigkeit fort; er ſuchte dabei ſo wie im Geſpräche durchaus nie nach dem Gewählten oder Gezierten, ſondern ſchien nur anzufangen, um auf das geſchwindeſte zum Ende zu gelangen: auch wohl deswegen — ich rede von den Jahren, wo ich ihn geſehen — weil die gewöhnliche halb gebückte Stellung, wozu das Schreiben nöthigt, ſeiner Bruſt verhaßt war. Seine Briefe drückten daher faſt immer das Augenblickliche aus, unmittelbare Gefühle des Augenblicks, in welchem er ſchrieb. Nie hat er einen Brief geſchrieben in der Meinung oder Furcht, daß er vielleicht einmal gedruckt geleſen werden könnte. Keine beſondere Sorgfalt dabei, kein Sekretär, dem er diktirte, keine Kopirmaſchine u. ſ. w. Von wenigen wichtigſten ſeiner Briefe hat er wohl eine Abſchrift bewahrt. Er liebte ſolches geſchriebenes Gepäck nicht, wie er überhaupt nicht gern Gepäck führte, noch ſich etwas zu Gepäck ſammelte. Die meiſten Briefe, die er erhielt, zerriß er oder warf ſie ins Kamin, wenn er ihren Inhalt aufgefangen hatte.

Stein war ein deutſcher Ritter. Er und ſeine Schweſter, Aebtiſſin des Fräuleinſtifts zu Homberg in Heſſen, die wenige Monate nach ihm zu ihren Vätern verſammelt ward — welche Frau! — waren alte ächte deutſche Reichsſeelen. Stein war ein geborner Reichsunmittelbarer; er fühlte alle Erinnerungen der alten Kaiſer, Fürſten, Reichsſtädte, Reichsritter; er fühlte ſein Theilchen unabhängiger Majeſtät, das er von dem heiligen Reiche mitgetragen hatte. Dieſes Gefühl konnten Alter und Jahre nicht ſchwächen. Aber er fühlte auch die Majeſtät des Rechts und der Freiheit, die der kleinſte deutſche Mann unter dem Schirm der großen Geſellſchaft genießen ſollte. Ich habe gottlob viele treffliche und edle Menſchen auch aus dieſer Klaſſe geſehen, aber kein Exemplar dieſen beiden vergleichlich. Ja hätten nur hundert Gleich gelebt, durch die deutſchen Gauen vertheilt, wir hätten ſchon 1798 und 1805 den Wälſchen gegenüber eine andre deutſche Geſchichte gehabt. Ihre Vaterlandsliebe war ein großer Inſtinkt, das Wohl und Weh des Vaterlandes gleichſam ein großes Geſammtgefühl und Vorgefühl geworden. Stein, darf ich ſagen, fühlte hier viel mehr, viel eher, als er dachte und überlegte, was ſich begeben, wodurch deutſche Herrlichkeit gefährdet werden könnte.

Er war ein feuriger Preuße. Vieles möchte man da der ſüßen Gewohnheit eines langen ehrenvollen Lebens unter den Fittigen des preußiſchen Adlers, auch der Dankbarkeit gegen Preußens Herrſcher zuſchreiben

— das Meiſte kam auch da aus dem alten deutſchen Reichsgefühl. Preußen erſchien ihm immer als etwas Werdendes, Wachſendes, als ſtrebender, hebender, belebender Schirmer, als Wahrer und Erhalter. Was Preußen größer machte, ſchien Deutſchland ſtärker zu machen. Von Preußens Zukunft, wie oft hörte man ihn wie weiſſagend in glühender Begeiſterung davon ſprechen!

An Sitten, Art und Karakter war er dem Fürſten Staatskanzler der unähnlichſte. Das gab natürliche Gegenſtöße und konnte auch Mißurtheile hervorlocken. Aber am meiſten grollte Stein gegen den Staatskanzler, weil er ihm in Paris und Wien für die deutſchen Angelegenheiten, beſonders für das, was die preußiſchen Rhein- und Maas-Gränzen und die Abtretung ſchöner preußiſcher Lande an Hannover betraf, nicht umſichtig, thätig und ſtandhaft genug geweſen zu ſeyn ſchien. Dieſer Groll, vielleicht ungerecht, und eben weil ſeine Wurzel ein bitterer deutſcher und preußiſcher Schmerz war, deſto geſtachelter, brach oft über ſeine Lippen. Nie hat er dem Staatskanzler Reichthum an Talenten und Kenntniſſen, große Gewandtheit in Geſchäften, Liebenswürdigkeit im Umgange mit Menſchen abgeſprochen. Aber das war der große Unterſchied: Die Steinſche Reichsſeele, die feurig liebende und zornig-feſthaltende fehlte Hardenbergen; und das müſſen ſelbſt ſeine Verehrer zugeſtehen, daß die großen politiſchen und militäriſchen Weltanſichten, die ein Erſter Miniſter doch nicht ohne Schaden entbehrt, ihm zu ſehr abgingen. Er war keine mens provida futuri.

Doch zu wie vielen Hinter- und Vor-Bemerkungen könnten die Steinſchen Briefe Anlaß werden! Haben ſie doch der müßigen und neckiſchen Schadenfreude ſchon mehr als zu viel gedient, und haben ſich ſogar Feinſchnitzler und Geiſterer (mit Doktor Luther zu reden) darüber hergemacht, um auch aus ihnen zu erweiſen, daß der Ritter nicht beſonders viel Geiſt hatte. — O je!

Das Leben

eines

evangeliſchen Predigers,

des

Chriſtian Gottfried Aßmann,

Paſtors zu Hagen in Vorpommern,

herausgegeben

von

E. M. Arndt

Berlin 1831,
bei Ferdinand Dümmler.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universität
München
Bibliothek

Vorbericht des Herausgebers.

Ich übergebe hiemit der Oeffentlichkeit eine Lebensbeſchreibung, die, wenn mich nicht alles trügt, neben andern noch wohl ein leeres Plätzchen finden wird. Wir haben in unſerer leſeluſtigen Zeit die Abentheuer von Barbieren, Schulmeiſtern, Sergeanten und Matroſen nicht ohne Glück auftreten ſehen, wie ſollte denn das, wenn gleich ſtille und enge, doch gehaltene und würdige Leben eines Landpfarrers nicht auch ſeine Theilnehmer finden? Zwar ſind dieß keine Beſtandniſſe zu Waſſer und Lande, keine Abentheuer in Schenken und Feldlägern, ſondern größtentheils ſolche, die aus der verborgenen Welt der unſichtbaren Himmel und Geiſter entſpringen, oder ſich darauf beziehen; aber es finden ſich Gottlob! noch, die nach dergleichen Abentheuern fragen.

Doch hievon abgeſehen, meine ich, daß dieſes Büchlein noch einen beſondern Werth in ſich hat, den ich faſt einen hiſtoriſchen nennen möchte. Wir entdecken in ihm einen Mann, der von Anfang bis zu Ende nicht nur aus Einem Stücke, der ihm ſelbſt der ähnlichſte iſt, ſondern der auch, wie mir däucht, viel beſſer als allgemeine Beſchreibungen und Schilderungen eine bedeutende theologiſche Schule darſtellt, die ſpeneriſch-frankeſche, die auf die ganze evangeliſche, ja auf die ganze chriſtliche Kirche einen ſo großen und geſegneten Einfluß gehabt und in den letzten Jahrzehenden würdige Darſteller und Beſchreiber gefunden hat. Ein ſolches während eines Zeitraums von beinahe einem halben Jahrhundert in demſelben vor uns hinwandelnde Leben iſt gleichſam ein lebendiger praktiſcher Commentar deſſen, was jene fromme Schule in der Lehre und von den Lehrern geleiſtet wiſſen wollte. In meinem Knabenalter habe ich in Häuſern und auf Kanzeln aus dieſer Schule noch Greiſe geſehen, und die Glückſeligkeit eines, feſten und feſtmachenden

Glaubens, die heitere und ſtille Freundlichkeit eines von allen Stürmen der Zeit und von allen Leiden und Unbillen durch Menſchen unverwüſtlichen und unanfechtlichen Lebens, ſchwebt noch als eine liebliche Blume der Erinnerung vor Augen, die durch greiſende Locken nun auch gemahnt werden, in das ſich täglich tiefer ſenkende Thal der irdiſchen Wallfahrt immer ſtätigern Blicks hinabzuſchauen.

Aber ſelbſt bei von dieſer ganz verſchiedener Geſinnung und Anſicht, wenn man auch gar nicht unmittelbar auf das Innere, auf die unſichtbare Welt, auf den Glauben daran und auf die wunderbaren Wirkungen deſſelben ſieht, ſtellt dieſe Beſchreibung in vielen treueſten und natürlichſten Zügen die häuslichen, kirchlichen, bürgerlichen und gelehrten Sitten und Weiſen des achtzehnten Jahrhunderts und manche lebendigſte Gemälde des äußeren getümmelvollen Lebens, namentlich des ſiebenjährigen Krieges und ſeiner Drangſale nebſt Gräueln von Kalmücken und Koſacken, wie in einem hellen Spiegel, vor; ſo daß beide, die Inneres und Aeußeres ſuchen, wohl einige Weide darin finden würden.

Wenden wir nun auf die beſonderen Schickſale und die beſondere Art des Mannes, der ſich ſelbſt beſchrieben hat, eine nähere Betrachtung, ſo begegnet uns auch da viel Ungewöhnliches und Außerordentliches, und wir bekommen von ſolchen Anfängen einen Aufſchluß, warum dieſer Schüler Speners und der ſpenerſchen Schüler grade einen ſolchen Lebensgang genommen, grade einen ſolchen Karakter, als wir in dieſem Buche finden, aus ſich entwickelt hat.

Zuerſt war die Herkunft ſeiner Aeltern und Voraltern aus einem in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche merkwürdigen Lande, und wenn nicht bedeutende, doch ungewöhnliche Schickſale und Begebenheiten lagen wie eine romantiſche Gottesdämmerung der Vergangenheit ſchon auf der Kindheit des Knaben und beſtreiften bald mit lichten, bald mit dunkeln Gewölken noch die ſpätere Bahn des Jünglings und Mannes. Dadurch ward ſein Geiſt draußen zu einer irdiſchen Ferne, drinnen zu einer himmliſchen Höhe gezogen, wie es ſolchen kaum begegnen kann, deren Leben aus der ſichern Wurzel ruhiger und alltäglicher Gewöhnlichkeit aufgeſchoſſen iſt. Aßmann weiß aus den Erzählungen ſeines Vaters, was ſein Vater von ſeinen Aeltern und Großältern gelernt hatte, daß ſeine Vorfahren ihren Urſprung in den Ländern gehabt haben, wo vor den Huſſiten für die reine und unverfälſchte Lehre des Chriſtenthums ſchon Märtyrer geblutet haben. Dieſe ſeine Vorfahren haben der mähriſchen Kirche angehört und ſind wahrſcheinlich in jener ſchreckenvollen Zeit aus ihrer Heimat entwichen, als die Jeſuiten nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag in Böhmen und Schleſien, in Oeſtreich und Mähren die evangeliſchen Chriſten mit Feuer und Schwerdt, mit Ketten und Banden verfolgten und ihre Lehre, ſo viel an ihnen war, ausrotteten, zu jener Zeit des Jammers, als der gelehrte Amos Komenius (um 1627) mit Tauſenden ſeiner Glaubensgenoſſen aus Fulneck und den Orten des mähriſchen Rieſengebirges nach Norden hin entfliehen mußte. Dieß iſt heiliger Boden des Evangeliums: was ſich in dieſen Bezirken, worin man Teſchen, Alt-Titſchein und Fulneck als Mittelpuncte anſehen kann, in den Verfolgungen unter Ferdinand dem Zweiten und Leopold dem Erſten von evangeliſchen Bekennern noch gerettet und erhalten hatte, ſollte unter Karl dem Sechſten, den man den Milden und Frommen zu nennen pflegt, im Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts völlig ausgetilgt werden. Aus dieſen Verfolgten, von welchen manche in Gefängniſſen geendigt und andere in der Fremde eine Heimat wiedergefunden haben — hier blicken wir mit der Bibel in der Hand über die Welttheile hin — iſt die mähriſche Kirche der Brüdergemeine entſtanden. Aber nicht bloß von einem frommen, ſondern auch von einem geiſtreichen Menſchengeſchlechte iſt dieſe Gegend von jeher bewohnt worden. Die Urenkel jener weiland evangeliſchen Chriſten, die jetzt als gute Katholiken die Städte Alt-Titſchein und Fulneck und die umliegenden Dörfer bewohnen, bewahren noch einen blühenden

Schatz voll Lebensfriſche in köſtlichen romantiſchen Sagen und Liedern, worin wenige Lande unſers deutſchen Vaterlandes ſich ihnen vergleichen können *).

Verfolgt und geflüchtet um des Evangelii willen, waren die Aßmanne weiter gen Mittag in die ungriſche Freiſtadt Presburg gezogen, wo ſie mehrere Menſchenalter hindurch bürgerliche Nahrung trieben. Auch hier warteten ihrer keine fröhlichen Tage. Seit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts furchtbare Türkenüberſchwemmungen, Bürgerkriege und Religionskriege, faſt grauſer als die erſten; Verfolgungen, Einkerkerungen, Aechtungen und Hinrichtungen in ihrem Gefolge. Man bedenke allein, — was man in Coxe's Geſch. des Hauſes Oeſterreich und Wagenaars Geſch. der Verein. Niederlande leſen kann — daß der große, ja der größte europäiſche Seeheld, der je gelebt hat, der niederländiſche Admiral Michel Ruiter dem

---

*) S. Fyelgie oder Volkslieder aus dem Kuhländchen von J. G. Meinert. Wien 1817.

ſpaniſchen Vicekönig von Neapel (damals ſeinem Bundsgenoſſen), mit den Lunten auf den gerichteten Kanonen ſeiner Schiffe, dreihundert lutheriſche Pfarrer abzwingen mußte, die der damalige König Ungerns in den bagno von Neapel abgeliefert hatte. Als nun auch hier in Presburg die Bedrängniß wuchs und die jeſuitiſche Jagd immer eifriger ward, zogen mehrere Aßmanne weiter gegen Weſten und ſiedelten ſich in Deutſchland an. Durch ein ähnliches Verhängniß war auch der Vater unſers Aßmann zuerſt nach Regensburg und von da nach Berlin gekommen.

Bei dieſen leichten und kurzen Andeutungen denke man ein wenig rückwärts und vorwärts, man denke ſich zugleich in das Ende des ſiebenzehnten und in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, in die Sitten, Begebenheiten und Umwälzungen jener Tage zurück: der Aufruhr in Ungern, wegen verfolgten und unterdrückten Glaubens; der proteſtantiſche Siegeszug des großen Schwedenkönigs Karls des Zwölften durch Schleſien mit allen den Bewegungen und Hoffnungen, die er bei den Proteſtanten veranlaßte; einzelne evangeliſche Männer aus hohen Häuſern, die Grafen von Promnitz, die Grafen und Fürſten von Reuß, ſpäter auch Graf Ludwig von Zinzendorf, die Retter, Helfer und Beſchützer der Verfolgten, nicht bloß als Herrnhut zuerſt entſtand, ſondern ſchon Jahrzehende früher. Dieſe Geſchichten, oder doch die lebendigſten Erzählungen und Erinnerungen derſelben umgaben die Jahre der Kindheit und Jugend deſſelben.

Hiedurch und durch einen frommen Vater war er mehr als tauſend Andere gleichſam von Kind auf zu einem Theologen bereitet und geweihet, und dieſe jugendlichen Keime ſproßten bis in ſein ſpäteres Alter mit immer neuen Trieben wieder aus ihm hervor. Treu und gewiſſenhaft in ſeinen Studien, anhaltend in Uebung und Gebet und in jeglicher löblichen Vorbereitung zu einem tüchtigen und gottgefälligen Lehrer und Prediger des Evangeliums, ſtreng und ernſt in dem alten evangeliſchen, mähriſchen und lutheriſchen Bekenntniß, trägt er doch die Bilder einer ſeltſam regbaren Fantaſie, eines oft wunderlichen oft romantiſchen Glaubens einer Kinderwelt, oder wie ihn ſolche Fromme nothwendig haben müſſen, die für den himmliſchen Glauben viel irdiſches Leid erduldet haben, ſein Leben lang mit ſich herum, und kann dieſe Bilder, wie ſehr er ſich oft gegen ſie wehrt, doch nicht los werden. Freilich mochte urſprünglich wohl ein melancholiſches Gemüth mit dabei im Spiele ſeyn, aber das Meiſte war gewiß mit Eindrücken ſeiner Kindheit durchwebt.

Ich rede hier nämlich von den Träumen und Geſichten, von welchen er ſo häufig angefochten wird, wogegen er als gegen Gebilde, die auch von dem Großpapa der Eitelkeit und der Lüge, von dem Teufel, ſeyn können, ſo männlich zeugt, und ſie doch immer wieder mit einer gewiſſen Vorliebe gleichſam härſchelt. Aber man verſtehe dieſe Worte nicht unrecht: Solchen Spielen mit der Geiſterwelt oder aus der Geiſterwelt — wie jeder nach ſeiner Anſicht ſie verſchieden beurtheilt — erlaubt der ernſte und ſtrenge Mann, der auf Heiterkeit der Lehre und auf Klarheit und Wahrheit des Evangeliums verpflichtet iſt, keinen Einfluß auf das Leben und Wirken im Hauſe und in der Gemeine, ſondern wir ſehen ihn da immer auf der hellen und lichten Bahn mit gewiſſenhafter Beſonnenheit wandeln und alles, was nur von fern einer Täuſcherei und Gaukelei der Sinne und unklaren Ausſpiegelungen oder Gegenſpiegelungen einer kranken Fantaſie ähnlich ſieht, weit von ſich halten, darin ſehr ungleich Vielen in unſern Tagen, welche Affenträume unſers pſychiſchen und geſpenſtiſchen Daſeyns uns häufig gleichſam als helleſte und heiterſte Erſcheinungen des geiſtigſten und göttlichſten Lebens verkaufen möchten. —

Damit ich auch von dem rede, womit ich billig den Anfang hätte machen ſollen, ſo iſt mir die Handſchrift dieſer Lebensbeſchreibung von den aßmanniſchen Nachkommen mitgetheilt worden. Sie iſt von Gottfried Aßmann's Hand ſehr deutlich und ſauber auf 798 Octavſeiten geſchrieben und in weißes Leder eingebunden. Wie aus dem Ganzen, beſonders aus der ſehr ausführlichen Anleitung zum gymnaſtiſchen und academiſchen Studium hervorgeht, waren dieſe 798 Seiten nur für ſeinen Sohn und ferner überhaupt nur für ſeine Nachkommen zur Erinnerung, Belehrung und Nachahmung geſchrieben und alſo für Oeffentlichmachung nicht beſtimmt. Dieß wird die Darſtellung ſelbſt durch jene herzige Natürlichkeit, welche ſich nicht eine ganze Schaar Wildfremder als Mitleſer vertrauteſter Papiere denkt und welche ich in ihrer Art und Form unverändert gelaſſen habe, jedem Unbefangenen wohl zur Genüge beweiſen. Ich habe dabei nichts gethan als einige wenige nöthige Anmerkungen hinzuzufügen, und einzelne zu weitläuftige etymologiſche und exegetiſche Ausläufe und faſt das ganze fünfte Hauptſtück, das eine Art von Methodologie und Encyklopädie des theologiſchen Studiums enthält, auszulaſſen. Ich hoffe, daß ich darin das gehörige Maaß gehalten habe.

Schließlich wünſche ich, daß die Leſung dieſes Büchleins andere erfreue, wie ſie mich und mehrere Freunde, welchen ich zuweilen einzelne Stücke daraus vorgeleſen, oft erfreut hat. Wenn man ſein halbes Jahrhundert und länger in dieſer Welt gelebt hat, lernt man, daß der alte Diabolus und Antichriſtus, von deſſen Treiben beide unſer Glaube und die heidniſche und chriſtliche Sage voll ſind, mit ſeinen unſtäten und gaukliſchen Liſten und Künſten noch immer ein weites Regiment übt; man lernt aber auch, daß es Menſchen gab und giebt, in allen Zeiten, Landen und Völkern, unter Heiden, wie unter Chriſten, welche von ihnen unbeſiegt in einer andern Bahn, wenn nicht immer leicht und glückfeſt, doch ſicher und ehrenfeſt, auch ihres Weges gegangen ſind, dadurch, daß Glauben, Wollen und Handeln bei ihnen Eins war, daß ſie Menſchen aus Einem Stück waren, gehalten und geſtärkt durch die Einfalt und Treue eines Glaubens, der auf irdiſche Dinge und irdiſche Geiſter keine Hoffnungen baut. Hiedurch iſt auch verliehen groß zu ſeyn, ſelbſt in dem kleinſten und geringſten Berufe; dieß regiert und bändigt Gottlob! auch die Welt. Mir däucht, ſolche Einheit des Glaubens und Lebens, daß der beſte Geiſt, den wir in den verdunkelten Erdendingen freilich nicht immer erblicken können, der Herr ſey und der Herr ſeyn ſolle, hat auch unſer Pfarrer redlich bis ans Ende gehalten; und wegen dieſer Haltung allein kann dieß Büchlein leſenswürdig genannt werden.

Bonn, den 9. des Chriſtmonds 1831

E. M. Arndt.

Bericht

von

der göttlichen Gnadenleitung

und

einigen Begebenheiten ſeiner Pilgrimſchaft
dieſes Lebens,

in dem Jahr 1765 aufgeſetzt und mit Zuſätzen zum Gebrauche ſeines Sohnes hinterlaſſen

von

Chriſtian Gottfried Aßmann,
Paſtor zu Hagen in Vorpommern.

Einleitung.

§. 1. Weil ich nicht weiß, wie bald ich nach dem Willen Gottes meinen Abſchied von dieſer mühſeligen Welt nehmen könnte, und Gott mir noch jezt in meinem Alter einen Sohn gegeben hat, der vielleicht mich überleben und nach meinem Tode von mir und meinen Vorfahren eine kleine Nachricht begehren möchte, ſonſt aber meines Wiſſens niemand mehr am Leben iſt, welcher ihn davon gründlich benachrichtigen kann, ſo habe dieſes zu ſeinem Gebrauch aufſetzen und ihm hinterlaſſen wollen.

§. 2. Ich will zuerſt etwas von unſerer Abſtammung und leiblichen Herkunft melden, hernach von der geſegneten Führung Gottes, wie er mich von Jugend auf in dieſem Jammerthal ſo gnädiglich und väterlich, allen denen zum Beiſpiel, die ſich ſeiner göttlichen Führung gehorſamlich unterwerfen und anvertrauen, geleitet habe, daß ich ihm in Ewigkeit nicht genugſam dafür danken kann. Ich bin auch in der guten Zuverſicht, daß er ſein Werk in mir nicht werde aufhören oder liegen laſſen, ſondern getreulich vollenden bis auf den Tag, an welchem ich dort ſein Angeſicht fröhlich ſchauen und ſeinen Namen für alle erzeigten Wohlthaten ewiglich preiſen kann. Er hat mich dann mit Gottes Blut erkauft und durch ſeinen Geiſt kräftig bearbeitet, auch berufen das Amt zu führen, das die Verſöhnung predigt; er hat Geduld gehabt mit meiner großen Schwachheit und Unvollkommenheit, mich deswegen nicht weggeworfen, ſondern dennoch geſegnet; wie aus dem Folgenden erhellen wird.

§. 3. Wenn ich zuvor von meiner leiblichen Geburt und Herkunft nach dem Fleiſch, auch darauf von meiner geiſtlichen Geburt und Herkunft oben Erwähnung gethan, wie es damit hergegangen, und wie mich Gott zu dem heiligen Amt, wozu er mich berufen, bereitet habe, ſo werde ich inſonderheit erzählen, welche Barmherzigkeit Gott Zeit meines Predigtamts an mir gethan, wie er mich aus vieler Noth errettet und durch alle Trübſal hindurch gebracht, zur Verſicherung, daß er ſich auch alſo bis ans Ende an mir armem Wurm, ſeinem unwürdigen

Knecht, verherrlichen werde. Zuletzt iſt noch für meinen Sohn ein kleiner Unterricht anzuhängen, wie er ſeine Studia nach meinem Tode zum Heil ſeiner eignen Seele und des Nächſten zu treiben habe.

§. 4. Es wird ſich in fünf Hauptſtücken vortragen laſſen, welche ich mit einigen beſondern Abtheilungen nach ihrem ſummariſchen Inhalt vorläufig anzeigen will.

Erſtes Hauptſtück.

Von der leiblichen Herkunft und von den Jugendjahren.

Zuerſt wird von dem Vaterlande der Vorfahren und dem Namen Aßmann gehandelt; hernach von der Geburt, Erziehung und den erfahrnen göttlichen Gnadenwirkungen in der Jugend.

Zweites Hauptſtück.

Von der geiſtlichen Herkunft, der Geburt aus Gott; von der Zubereitung zu dem heiligen Amte.

Es wird die Erweckung aus dem geiſtlichen Sündenſchlafe erzählt und die erfolgte Bekehrung zu Gott, imgleichen ſeine Gnadenleitung auf der Akademie, ſammt ſeiner göttlichen Fürſorge daſelbſt, beides im Geiſtlichen und auch im Leiblichen. Darauf werden beſchrieben die göttliche Begnadigung und Erfahrung des Segens Gottes auf einer Reiſe, ſonderlich zu Farnſtedt und Greiffenhagen, endlich, wie die Zubereitung zum heiligen Predigtamt von Gott geſchehen ſey.

Drittes Hauptſtück.

Von dem Predigtamt zu Dölzig, wie Gott mit mir geweſen und mich aus vieler Noth errettet hat.

Nachdem der Antritt des Amtes und die hernach geſchehene Verheirathung gemeldet worden, ſo wird nebſt der Bekehrung einiger Perſonen der vielen Leiden gedacht, die mir daſelbſt begegnet ſind, ſammt den häuslichen Umſtänden und Gefahr, in welche ich gekommen bin, beides in Feuer und Waſſer, mit Errettung aus allen ſolchen Nöthen, auch mancherlei andern merkwürdigen Dingen.

Viertes Hauptſtück.

Von dem Predigtamt zu Gartz in geiſtlichen und leiblichen Umſtänden.

Zuvörderſt wird berichtet, wie mein Abzug von Dölzig nebſt dem Anzug in Gartz geſchehen ſey, und der Segen Gottes ſich bei meinem neuen Amte offenbart habe; darauf werden die ſchrecklichen Zufälle des leidigen Krieges berührt, bei deſſen Ende ich hieher nach Hagen berufen worden bin; und wird nach Erzählung vieler merkwürdigen Umſtände meine Lebensgeſchichte mit einer Ermahnung an den Sohn beſchloſſen.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Art und Weiſe, wie ein Studiosus theologiae die nöthigen Wiſſenſchaften erlernen ſoll, daß er zu dem Dienſte Gottes tüchtig werde.

Die Nothwendigkeit wird vorgeſtellt, weil jetzt der höchſte Grad des Verderbens die Kirche Gottes überſchwemmt. Hernach wird gezeigt, wie die Studia und die äußerliche Lebensart eines Studioſi einzurichten ſind; und endlich zum Beſchluß dieſer Anweiſung und des ganzen Berichts wird der Sohn nochmals väterlich ermahnt, ſich rechtſchaffen zu Gott zu bekehren und zu ſeinem wahren Dienſt bereiten zu laſſen.

§. 5. Dieſes iſt der Inhalt deſſen, was man allhier finden wird. Ich will es alles kürzlich mit einigen untergemengten Anmerkungen beſchreiben. Es iſt Etliches παρεκβατικῶς aus der Philologie oder auch Naturlehre mit eingefloſſen; nicht als ob man meine, daß es was Sonderliches ſey, ſondern weil man glaubte, daß ſolches nicht ganz unnützlich und unangenehm ſeyn dürfte.

§. 6. Die außerordentlichen Begebenheiten, welche mir begegnet ſind und man in dieſer meiner Lebensgeſchichte, ein jegliches an ſeinem Ort, wird aufgezeichnet finden von Erſcheinung der Geiſter, von derſelbigen Wirkung in die Körper, und von vernehmlichem Gehör deutlicher Worte und Stimme ohne vorhandene ſichtbare Urſache ſind freilich ſolche Dinge, die geſchwinder einer verdorbenen Einbildungskraft können zugeſchrieben, als ſo gründlich, wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert, beurtheilt werden. Ich weiß aber, daß es gottlob weiſe Männer noch giebt, welche ſelbige Dinge beſſer zu gebrauchen wiſſen, und ſo einige derſelben dieſes etwa zu Geſicht bekommen und leſen ſollten, ſolches auch wirklich gebrauchen werden. Darum will ich es nicht verſchweigen, ſondern zur Ehre Gottes und Erweckung eines gehörigen heilſamen Nachdenkens der wichtigen Lehre heiliger Schrift von der unſichtbaren Geiſterwelt offenherzig erzählen. Der Herr laſſe es zu dieſem Endzweck geſegnet ſeyn!

Erſtes Hauptſtück.

Von der leiblichen Herkunft und den Jugendjahren.

Erſte Abtheilung.

Das Vaterland der Vorfahren.

§. 7. Nach der nächſten Abſtammung von meinen Vorältern iſt das Markgrafthum Mähren das Vaterland derſelbigen geweſen, woſelbſt ſie lange Zeit in der feſten Stadt Iglau gewohnet und bürgerliche Nahrung getrieben haben; in welcher Stadt hernachmals im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts der bekannte Paulus Speratus oder Spretter, ein ſchwäbiſcher Edelmann, zum großen Troſt der gläubigen Einwohner Prediger war, bevor er in der damaligen Verfolgung von dem Biſchof zu Olmütz gefangen geſetzt wurde.

§. 8. Es haben ſich meine Vorfahren dem Römiſchen Papſtthum und deſſen Lehre niemals völlig anſchließen wollen, ſondern ſie ſind Proteſtanten vor den Proteſtanten geweſen, wie

G. C. Rieger in ſeiner Schrift, welche er den Salzbund genannt, von den mähriſchen Einwohnern gründlich erwieſen hat. Weil aber die papiſtiſchen Religions-Bedrückungen in jenem Markgrafthum mit der Zeit immer heftiger getrieben und ſchwerer wurden, ſo wendeten ſie ſich endlich in das Königreich Ungarn, wohin die geſegnete Reformation durch den ſeligen Lutherum kräftig gedrungen war und die göttliche Wahrheit mit mehrerer Freiheit konnte bekannt werden. Sie ließen ſich zu Presburg, der Hauptſtadt in Nieder-Ungarn, wohnhaft nieder, woſelbſt noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts mein Großvater ein Haus und nahe bei der Stadt den Weinberg beſaß, welchen man mit dem Zunamen Baſel nennet.

§. 9. Dieſer mein Großvater hieß Johann Friedrich Aßmann, und hat meinen Vater als ſeinen einzigen Sohn gleiches Namens hinterlaſſen. Denn es war in unſerm Geſchlecht eine alte Gewohnheit geworden, ſonderlich die erſten Söhne Johann Friedrich zu nennen; daher es geſchehen, daß mein Älter- und Urälter-Vater auch dieſen Namen in der heiligen Taufe empfangen hatten. Meine Großmutter hieß Maria Sandhoffers. Sie war am 14. Januar 1651 geboren, und am 3. Februar 1671 an meinen Großvater verheirathet worden.

§. 10. Von dieſen beiden meinen Großältern wurde mein Vater am 24. Juni 1681 zu Presburg geboren, da eine ſehr trübſelige Kriegszeit eingebrochen war, und die Rebellion unter der Anführung des Tekeli das ganze Königreich erſchütterte. Als er kaum zwei Jahr alt war, kamen die Türken mit einer großen Macht nach Deutſchland herein, belagerten Wien, und verurſachten zu Presburg ſammt daſiger Gegend einen unausſprechlichen Jammer. Es war mein Vater der letzte Sohn ſeines Vaters, wie auch ich der letzte Sohn meines Vaters bin.

§. 11. Von meinem Großvater habe ich weiter keine Nachricht, als daß er bald nach der Geburt meines Vaters, vermuthlich wegen vieler ausgeſtandener Kriegsſchrecken, frühzeitig verſtorben ſey. Und iſt mein Vater alſo ſchon in ſeiner zarten Kindheit ein vaterloſer Waiſe geworden; imgleichen, daß meines Großvaters viele Brüder in den damaligen unruhigen Kriegszeiten aus ihrem Vaterlande hinweggekommen ſind; von welchen ſammt ihren Nachkommen bei unſerm Geſchlecht keine weitere Nachricht eingegangen iſt, außer von dem einen, welcher zu Regensburg ſich niedergelaſſen, und bei welchem, wie ich hernach erzählen will, mein Vater iſt erzogen worden; welcher Regensburger aber keine Kinder hinterlaſſen hat. Sollten ſich etwa die an dern, wie zu vermuthen iſt, eben auch nach Deutſchland gewendet haben, ſo könnte es gar wohl ſeyn, daß diejenigen, welche ſich hin und wieder von unſerm Namen finden, derſelben ihre Nachkommen ſind.

§. 12. Nach dem Tode meines Großvaters heirathete meine Großmutter den Wenzeslaum Aſchenbeck, welcher viele Liebe und Treue in der Erziehung meines Vaters bewieſen hat; doch wurde ſie bald bei dem Anfang dieſes Jahrhunderts zum zweiten Mal in den Wittwenſtand verſetzt, worin ſie hernach auch bis an ihr Ende verblieben iſt, welches zu Presburg am 18. Januar in dem 69ſten Jahre ihres Alters endlich erfolgte, da wir 1720 ſchrieben und ich beinahe das ſechste Jahr meines Lebens zurückgelegt hatte.

§. 13. Wenn man in die uralten Zeiten zurückgeht, ſo ſcheint es, daß unſere Vorfahren griechiſchen Urſprungs geweſen ſind, und etwa aus den Ländern jenſeit dem Donauſtrom gegen den Mittag und Morgen belegen, was man vormals Illyrien hieß, zu den Zeiten Methodii und Cyrilli, vielleicht mit denſelbigen, die ohne Zweifel mehrere Griechen bei ſich gehabt, oder auch wohl hernachmals an ſich gezogen haben, nach Mähren gekommen ſeyn mögen. Denn der Name Aßman iſt ein griechiſcher Name und bedeutet einen, der ein Lied macht oder ſinget. Es mag etwa der Stammvater ein Poet geweſen ſeyn, oder die Tonkunſt verſtanden oder geliebt haben; daher man ihm dieſen Namen beigelegt hat, welcher nachher bei den Nachkommen bis zu der jetzigen Zeit geblieben iſt.

Zweite Abtheilung.

Von dem Namen Aßmann und deſſen Bedeutung.

§. 14. Das Stammwort ᾄδω (ich dichte oder ſinge) hat der heilige Geiſt in der Schrift etlichemal von den geiſtlichen und himmliſchen Liedern gebraucht; davon machten die alten Griechen das Wort ᾆσμα, cantilena; und aus dieſem Worte iſt der Name ἀσμὰν entſtanden mit der gewöhnlichen Endigung, welche bei den Griechen in ihren nominibus propriis nicht ungebräuchlich war: daher auch die Septuaginta Interpretes die Namen αἰμὰν, ἀχιμὰν und noch viele andere dergleichen nomina propria virorum mehr aus der orientaliſchen Mundart mit ihrer Endigung in der griechiſchen Sprache beibehalten haben, wie man im erſten Buch der Chronica vom erſten bis neunten Kapitel und an andern Orten viele dergleichen finden kann.

§. 15. Da die griechiſche Sprache eine Tochter von der phöniciſchen oder eigentlich ägyptiſchen, und urſprünglich von der alten ſyriſchen iſt,(?), welche mit der hebräiſchen einerlei Sprache mag geweſen ſeyn, ſo iſt nicht zu verwundern, daß die Endigung beibehalten worden. Ja es findet ſich noch dieſer Name in der alten ägyptiſchen Sprache, nur daß die morgenländiſchen Schriftſteller ihn Aßmân ausſprechen; wovon man die Allgem. Weltgeſch. T. 1. p. 576 edit. Baumgart. nachſehen kann; nicht zu gedenken, daß er auch in der arabiſchen Sprache gebraucht wird.

§. 16. Sonſt dienen zum Beiſpiel die Namen *παιὰν*, womit die alten Griechen teste Macrobio ihren Apollinem benannten, ingleichen *Τιτὰν* und andere mehr. Es gehöret auch hieher der Name jenes lyriſchen Poeten *Ἀλκμὰν*, von welchen Gerh. Joh. Vossius de Poëtis gr. cap. 3. ihrer zwei zu ſeyn behauptet, der eine aus Lacedämon, der andere aus Meſſenia, und woher bei den Grammaticis das *σχῆμα ἀλκμανικὸν*, wie bei den Poeten das genus carminum bekannt iſt, welches man dactylicum alcmanicum nennt. Es kam dieſer Name her von *ἄλκιμος*, und kann nach dieſer Ableitung auch *ἀρμὰν* von dem Nennwort *ἄρμενος* entſtanden ſeyn, von welchem die Griechen das Zeitwort *ἀρμενίζω* machten, in eben der Bedeutung, wie in der heil. Schrift *φιλοφρονέομαι* genommen wird, nämlich jemand liebreich und mit Freuden aufnehmen, was an dem gläubig gewordenen Publio gerühmet und bei allen Gläubigen von dem heil. Geiſt verlangt wird. Actor. 28, 7., 1 Petr. 3, 8.

§. 17. Die eigentliche Abſtammung des Namens von dem Wort ᾆσμα iſt deſto merkwürdiger, weil uns das ἔτυμον deſſelbigen in das innere Weſen des Chriſtenthums führet: denn das Stammwort ᾄδω oder, wie es die Dichter gebraucht haben, ἀείδω, iſt zuſammengeſetzt von dem Zeitwort εἴδω und dem ἀ ἐπιτατικῷ, und bedeutet urſprünglich eine große und lebendige Erkenntniß von einer Sache haben, dergleichen allerdings erfordert wird, wenn man von ſelbiger Sache etwas mit Gewißheit ſingen oder ſagen will; und wird dieſes ἀείδειν eigentlich von den Dichtern geſagt, eben ſo wie λέγειν von den Rednern. Es muß vorangehen, daß man ſchmecke und ſehe, wie freundlich der Herr ſey; alsdann kann man ihn mit einem ſchönen Lobgeſang ᾆσμα preiſen. Sintemal hierinnen der Glaube, den Gott wirket, und das ganze Weſen des Chriſtenthums eigentlich beſtehet, daß man alſo den Herrn erkenne.

§. 18. Sonderlich iſt nöthig, daß ein chriſtlicher Lehrer die wirkliche That dieſes Namens habe, und Jeſum Chriſtum ſeinen Herrn und Heiland recht lebendig erkennen lerne, damit er ihn mit ſeinem Munde und ganzen Wandel auf die ihm wohlgefällige Weiſe preiſen kann. Das göttliche Zeugniß von Chriſto iſt das rechte ᾆσμα, ja das ᾆσμα ᾀσμάτων; aber es gehöret ein ἀείδειν oder eine lebendige Erkenntniß dazu, wenn man es wohl verſtehen will: wie denn eben auch in der hebräiſchen Sprache das Stammwort שור, von welchem die Hebräer das Nennwort שיר machten, nicht allein ein künſtliches Singen mit dem Mund bedeutete, ſondern auch ein Sehen mit den Augen des Leibes *), und vornehmlich des Gemüths, ein ἀείδειν, vid. Iob. 7, 8. Num. 23, 9., 24, 17. Ja, es wird auch damit zugleich ein Zeugniß oder Bekenntniß ausgedrückt, das man von einer Sache ablegt, die man lebendig erkannt und an ſich erfahren hat, wie die Griechen das ἀείδειν gebraucht haben, Iob. 33, 27. Daher haben die Septuaginta das Wort ᾆσμα gar ſchön gebraucht, wenn ſie שיר השירים überſetzt haben ᾆσμα ᾀσμάτων. Wer dieſes Canticum Canticorum wohl verſtehet, der iſt ein rechter Aßmann **).

§. 19.

---

*) Verwandt iſt das deutſche ſchier: klar, hell, ſchieren: klar machen, klar ſehen. A.

**) Solche exegetiſche und etymologiſche An- und Ausläufe, wo Griechiſches, Hebräiſches, ja Syriſches u. ſ. w. angeführt und zuſammengeſtellt wird, hat der fromme und

§. 19. Ich ſchreibe dieſes um meines Sohnes willen, wenn derſelbige erwachſen und von Gott zu dem heiligen Lehramt berufen werden ſollte, daß er ſeines Namens eingedenk ſeyn möge, welchen er von ſeinen Vätern empfangen hat, und daß er ſich um die rechte Erkenntniß Gottes und Chriſti bekümmere, damit er mit fröhlichem Mund und Wandel davon zeugen könne. Sonſt trifft ein — er ſey ſo gelehrt, als nur möglich iſt — was der heilige Apoſtel 1 Cor. 13, 1. ſaget, woſelbſt das Zeitwort ἀλαλάζω im eigentlichen Verſtande ſteht und dem ᾄδω oder ἀείδω entgegengeſetzt iſt. Doch genug von dem Namen.

§. 20. Nur iſt noch zu gedenken, daß in historia literaria ein Grammaticus mit Namen Aßmann zu merken ſey, welcher zu den Zeiten des großen Kaiſers Conſtantini gelebet und von dem Prisciano ein paarmaal angeführt wird; imgleichen in historia ecclesiastica der Grieche Joſeph Simeon Aſſeman, ein coaevus meines Vaters, welcher im Anfange dieſes Jahrhunderts von Rom nach Syrien und Aegypten geſendet wurde, um allerlei ſeltene Manuſcripte aufzuſu-

---

gelehrte Mann ſehr häufig. Ich begnüge mich, dieſen erſten hier vollſtändig als Probe zu geben, und werde die folgenden entweder ganz auslaſſen, oder doch, falls ich noch Einzelnes gebe, auf das Engſte zuſammenziehen.

chen, die er auch nach ſeiner Rückkunſt in drei Theilen unter dem Titel Bibliotheca orientalis, wie bekannt iſt, edirt hat. Wobei ein Irrthum vorzugehen pfleget, wenn dieſer Mann von italiäniſcher Abkunft angeſehen wird, darum, weil man zu Rom ſeinen Namen nach daſiger Mundart Assemanni ſchreibt. Ob Stephanus Evodius Aſſeman, der vor einigen Jahren Biſchof zu Pamiers geworden, des vorhin benannten Joſephi Bruder oder Sohn geweſen, iſt nicht bekannt. Der Unterſchied findet ſich dabei, daß jener alte Grammaticus ſeinen Namen mit der Endung on, und dieſe beide Männer ihn mit dem Buchſtaben e hinter dem gedoppelten s geſchrieben haben. Sollten ſie aus unſerm Geſchlecht ſeyn, könnte die Länge der Zeit dergleichen Veränderung im Namen leicht verurſacht haben, zumal die Griechen die Namensendung an in on und wiederum on in an oft zu verändern pflegten, wie auch die LXX mit den Namen Ammon und Arnan gethan haben; und würde man alsdann ſchließen müſſen, daß in der alten oder neuern Zeit jemand aus unſerm Geſchlecht zu dem Papſtthum übergetreten ſey, wie meinem Vater leider auch widerfahren wäre, wenn Gott ſolches nicht abgewendet hätte.

Dritte Abtheilung.

Des Vaters Geburt, Erziehung und Lebenswandel.

§. 21. Mein Vater bekam nicht allein nach ſeiner Geburt, weil er ſchwach war, die Nothtaufe von einem römiſch-katholiſchen Prediger, als in der Eile kein proteſtantiſcher konnte gerufen werden, ſondern er wurde auch, als er etwas erwachſen, von ſeinen Aeltern in Ermangelung einer guten evangeliſchen Schule in ein Jeſuitercollegium geſchickt, in welchem ſeine liſtigen Lehrmeiſter ſein Gemüth dergeſtalt einnahmen, daß er ſich endlich entſchloß zu der papiſtiſchen Kirchenverfaſſung überzugehen und von der göttlichen Wahrheit, um welcher willen unſere Vorfahren in ihrem Vaterlande viele Verfolgung erlitten und daſſelbe mit Schmerzen verlaſſen hatten, abzufallen. Allein der getreue Gott, welcher vorher ſahe, wie treulich dieſer ſein Knecht ihm dereinſt dienen würde, errettete ihn und veranſtaltete alle Umſtände auf ſolche Weiſe, daß er nicht dazu gelangen konnte.

§. 22. Gott bediente ſich eines Traums, welchen ſeine Mutter zu Presburg in derſelbigen Nacht hatte, da er jetztgedachten gefährlichen Entſchluß faßte. Sie ſahe im Traum, wie dieſer ihr einziger Sohn von wilden Thieren ergriffen und geraubt wurde, ſo daß ſie davon mit Schrecken aus ihrem Schlaf erwachte. Sie erzählte dieſen Traum ſogleich ihrem Mann, meines Vaters Stiefvater, deutete ihn auch nicht anders, als auf die Religion, und bewog ihn durch ihr Zureden, unverweilt an den Ort hinzureiſen, woſelbſt mein Vater ſtudierte, und dieſen ihren Sohn als eine Beute mit ſich nach Hauſe zu bringen.

§. 23. So ungern die Jeſuiten ſolches ſahen, daß ſie dieſen ihren Raub alſo wieder fahren laſſen ſollten, ſo ſorgfältig veranſtalteten ſie ihren Endzweck noch auf eine andere Art zu erreichen. Sie gaben nämlich meinem Vater insgeheim einen Brief mit nach Presburg an den Cardinal von Collonitſch, welcher Primas Regni war und dort reſidirte, worin ſie den Kardinal baten, meinem Vater in ſeinem Vorhaben beförderlich zu ſeyn. Ehe aber noch mein Vater jenen Brief in Presburg hatte abgeben können, ſo entdeckte ihn bereits meine Großmutter des Nachts, da ſie ſeine Kleider durchſuchte, und erſahe den ganzen Handel ſammt der Gefahr ſeiner Seele. Er ſuchte zwar noch einmal in ein Kloſter, welches nahe bei der Stadt war, zu entwiſchen, allein der Stiefvater ſetzte ihm nach mit einem Tolpatſchen, welches ein ungriſcher Soldat iſt, der zu Fuß dient; und als er ihn auch dasmal kurz vor der Thüre des Kloſters wieder erwiſcht hatte, ſo ſäumte er darauf nicht länger, ſondern brachte ihn nach Deutſchland hinein, und ließ ihn bei ſeinem Vaterbruder Johann Georg Aßmann zu Regensburg, welcher, wie gedacht, keine Kinder hatte.

§. 24. Daſelbſt wurde nun mein Vater in der göttlichen Wahrheit befeſtigt, aber ſeine gründliche Bekehrung geſchahe erſt in Berlin, wohin er ſich mit dem Anfang dieſes Jahrhunderts begab, nachdem er viele Jahre hindurch zu Regensburg bei dieſem ſeinem Oheim väterliche Liebe und Treue genoſſen hatte. Als er nach Berlin kam, hörte er da den Doctor Philipp Jakob Spener predigen, und Gott ſegnete es an ſeiner Seele dergeſtalt, daß er bald erleuchtet wurde, und zu einer wahren lebendigen Erkenntniß ſeines großen ſündlichen Elendes und Verderbens gelangte. Er wurde gründlich aus dem Wort Gottes überzeugt, wie nothwendig es ſey, daß man ſich von Gott zu einer ungeheuchelten Buße und Bekehrung zu ihm bringen laſſe, und daß der todte Glaube mit ſeinem äußerlichen Mundbekenntniß nicht hinreiche, zu einem gegründeten Troſt und einer lebendigen Hoffnung in Chriſto zu kommen, ſondern daß unſer Herz durch einen lebendigen und göttlichen Glauben an ihn müſſe gereinigt und geändert werden. Da gingen ihm ſeine Augen auf, daß er nun lernete einſehen, wie viel ihm an ſeinem Chriſtenthum noch fehle; und er wurde durch ſolche erlangte Erkenntniß ſogleich in eine bußfertige Bekümmerniß für ſeine Seele verſetzet. Der Geiſt Gottes wirkte in ihm die göttliche Traurigkeit und Reue; es ward ihm leid, daß er ſo viele Jahre lang Gott den Rücken zugekehret und ſeine große Gnade in Chriſto Jeſu nicht geſchmecket noch erfahren, ſondern vielmehr ſolche verachtet und dagegen die verderblichen Lüſte ſeines Fleiſches und Blutes erwählt, geſucht, genoſſen, und dadurch Gott hoch beleidigt und ſeinen gerechten Zorn über ſich gehäuſt hatte.

§. 23. Nun wendete er ſich von ganzem Herzen zu Gott und ſuchte ſeine Gnade unter Vergießung vieler Thränen. Je länger er ſein heiliges Wort davon hörte, deſto mehr ward er darin beſtärkt. Sonderlich pflegte er zu ſagen, daß Johann Lyſius, welcher zu ſelbiger Zeit in Berlin vor dem Königsthore an der Hoſpitalkirche zu St. Georg Peſtor war, durch das göttliche Wort zu dieſer ſeiner Umkehrung gar viel an ſeiner Seele gethan habe. Er kam zu einer wahren und gründlichen Herzensbuße und erlangte einen recht göttlichen Ernſt und Eifer durch den Glauben an Chriſtum dem Herrn unſerm Gott von ganzem Herzen und in allen Stücken gehorſam zu werden. Er ließ ſich ſein Chriſtenthum dergeſtalt angelegen ſeyn, daß ein jeder, der ihn ſah und mit ihm umging, merken konnte, es ſey ihm ein rechter Ernſt, in der von Gott gemachten Gnadenordnung nach der Wahrheit erfunden zu werden. In der Leſung der heiligen Schrift war er überaus fleißig und im Gebet anhaltend, ja ganz unermüdet beſchäftigt. Daneben pflegte er des Joh. Arndii Bücher vom wahren Chriſtenthum vor allen andern menſchlichen Büchern am meiſten zu leſen: welches oft mit vielen Thränen geſchah, daß die Blätter deſſelbigen Buches davon naß wurden und die Buchſtaben darauf erloſchen; wie es noch heutiges Tages zu ſehen iſt, indem ich ſolches Buch zu ſeinem werthen Angedenken aufbehalten habe. Es iſt die Ausgabe, welche im Jahr 1705 von einem Superintendenten zu Wernigerode Doctor Neuß beſorgt und zu Sondershauſen in Duodez gedruckt worden. Mein Vater ließ es gleich in demſelben Jahr in ſchwarzen Corduan mit Clauſuren einbinden; auswendig auf dem Deckel ſieht man die Jahrzahl 1705 und die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens J. F. A., inwendig aber auf den Blättern die Spuren ſeiner Bußthränen. Das Paradiesgärtlein, das ſich dabei befindet, gebrauchte er zu ſeinem großen Nutzen und lernte mit Gott im Geiſt und in der Wahrheit umgehen; er rang gleichſam mit ihm im Gebet und erlangte eine große Stärkung.

§. 26. Von außerordentlichen Dingen, Träumen, Erſcheinungen und dergl. hielte er nichts, ſondern blieb allein bei dem Wort Gottes; an demſelbigen hielte er ſich und verwarf alles, was damit nicht übereinſtimmte; oder wenn ja etwas vorkam, das einen guten Schein hatte und nicht geſchwind zu verwerfen und zu verurtheilen war, ſo bauete er doch nicht darauf, ſondern allein auf dem Wort Gottes. Und das erhielte ihn im Glauben und ſtärkte ihn darinnen, daß er alles Gegenſeitige konnte überwinden, davon doch andere ſeine beſten Freunde hingeriſſen wurden.

§. 27. Der Satan ſichtete zu jener Zeit die Gläubigen in der Kirche Gottes mit allerlei ſchädlichen Irrthümern, als: von Verwerfung unbekehrter Lehrer, des Beichtſtuhls, ja gar des Eheſtandes; imgleichen vom nahen Ausbruch eines ſichtbaren Reichs Chriſti auf Erden, und dergleichen mehr, daß viele rechtſchaffene Gläubige verführt wurden, den Separatiſten, Gichtelianern, Inſpirirten und andern Fanatikern anzuhangen. Er aber blieb feſt bei dem Worte Gottes, hielte ſich zu dem Abraham Andreä und Hoffmann, zwei ſehr erleuchteten und ſtandhaften Männern, und konnte nicht überwältigt werden.

§. 28. Gleichwohl bekam er ſelbſt einmal eine Erſcheinung, er verſchwieg ſie aber und hat außer mir, ſeinem Sohn, ſelbige niemand jemals entdeckt; wie er denn auch ſolches bei ſeinen Lebzeiten andern zu erzählen mir verboten hat. Es verhielte ſich damit alſo:

In dem Jahr 1707 ging mein Vater in den Sommertagen an einem Sonntag nach ſeiner Gewohnheit des Morgens ganz frühe aus Berlin zum Thor hinaus, um auf dem Felde der Stille zu genießen und damit er den göttlichen Wahrheiten ungehindert nachdenken und ſich deſto beſſer mit Gott im Gebet beſprechen könnte. Er kam in den kleinen Wald bei der Stadt, den man den Thiergarten nennt, und da er in der ſtillen Einſamkeit war und keinen Menſchen um ſich ſahe, kniecte er im Schatten unter einem Baum auf die Erde nieder, demüthigte ſich alſo vor Gott, und betete zu ihm ernſtlich, daß er ſein Herz zu ſeinem göttlichen Wohlgefallen neigen und aus ihm einen treuen Knecht in ſeinem Dienſt machen möchte u. ſ. w. Als er nun ſein Herz vor Gott ausgeſchüttet hatte und von ſeinem Gebet wieder aufgeſtanden war, ſiehet er einen Jüngling mit einem freundlichen Angeſicht hinter ſich ſtehen. Mein Vater, dem um der unvermutheten Gegenwart willen eine Röthe ins Angeſicht ſtieg, gehet vor ſich hin, in der Meinung, daß jener vor ihm vorübergehen ſoll; da es aber in einer kleineren Weile nicht geſchiehet, ſo kehret er ſich wieder um, und ſadet niemand. Er ſieht weit und breit nach der Gelegenheit des Orts um ſich, allein er kann keinen Menſchen entdecken, ſondern befindet, daß er in der vorigen Einſamkeit ſey. Je mehr und je gewiſſer er überzeugt war, daß er mit ſeinen Augen eine wahrhaftige jetzt beſchriebene Perſon bei ſich geſehen habe, deſto größer war ſein Eindruck von dieſer Sache, den er bei ſich ſelbſt verſpürte. Er verwunderte ſich, deutete es auf ein Merkmal des göttlichen Friedens oder Wohlgefallens, und ward im Glauben geſtärkt.

§. 29. Die beiden vorhin gedachten Männer, zu welchen er ſich hielte, waren: Abraham Andreä, ein Weißbäcker, der zu Berlin in der Dorotheenſtadt wohnete, ein ſehr gläubiger Mann, von deſſen Glauben und gottſeligem Wandel ein Prediger zu Berlin auf dem Friedrichswerder Namens Koſſe eine kleine erbauliche Schrift in Octav im Jahr 1724 hat drucken laſſen. Der andere, mit Namen Hoffmann, war von Geburt ein Ungar und auch ein ſehr erleuchteter Mann. Dieſe beide Männer waren zwanzig bis dreißig Jahre älter als mein Vater und haben ihm ein ſchönes Beiſpiel des Glaubens zur Nachfolge gegeben.

§. 30. Seine Mutter ſchrieb fleißig aus Presburg, daß er wieder nach Ungarn zurückkommen ſollte, allein er war dazu nicht zu bewegen, ſondern bat auf das allerinſtändigſte, daß ſie ihn in Berlin laſſen möchte, und beſchrieb mit gar lebhaften Ausdrücken (wie ich dergleichen Briefe unter ſeinen Handſchriften noch gefunden habe), wie viel Gutes Gott in dieſer Stadt an ſeiner Seele ihm erweiſe und wie ſchwer es ihm ankommen würde, wenn er dieſen Ort nun wieder verlaſſen müßte. Sie ſtund in der Meinung, daß der Doctor Spener in Berlin eine irrige Lehre führe, indem das böſe Gerücht dieſes Argwohns bis nach Ungarn erſchollen war, und furchte ſich, daß dieſer ihr Sohn von der reinen evangeliſchen Lehre möchte abgebracht und zu Irrlehren verleitet werden. Aber er wußte es durch ſeine Briefe dergeſtalt abzulehnen, daß ſie vollkommen befriedigt wurde und ihn ferner der väterlichen Regierung Gottes überließ.

§. 31. Von jener Zeit an hatte er nach ſeinem eigenen Geſtändniß die allerfröhlichſten Lebenstage. Weil er von der Tonkunſt ein Freund war, ſo pflegte er oft zu ſingen und brachte damit in der Einſamkeit ſeine meiſte Zeit zu. Zuweilen that er ſolches mit eigenen Worten, wie ſie ihm zur ſelbigen Stunde einfielen. Es ſind mir noch jetzt dergleichen gebundene Zeilen von ihm übrig geblieben und zu Händen, die er von der Allgegenwart Gottes aufgeſetzt und nach der

Melodey: **Nun ſich der Tag geendet hat**, zu ſingen pflegte. Es iſt darinnen ſehr deutlich ausgedrückt, wie gründlich ſein Herz von der Weltliebe gereinigt und zu Gott erzogen geweſen. Der Herr unſer Gott gebe aus Gnaden, daß, ſo lange er Nachkommen auf Erden hat, keiner unter ihnen möge gefunden werden, der nicht alſo ſein Herz ſollte reinigen, durch den Glauben zu Chriſto ziehen und himmliſch geſinnt machen laſſen!

§. 32. Oft pflegte er mit inniger Bewegung ſeines Herzens das Lied anzuſtimmen: **Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern**, ſonderlich den letzten Vers:

„Wie bin ich doch ſo herzlich froh,
„Daß mein Schatz iſt das A und O,
„Der Anfang und das Ende;
„Er wird mich doch zu ſeinem Preis
„Aufnehmen in das Paradeis;
„Deß klopf' ich in die Hände.
„Amen! Amen! komm du ſchöne
„Freudenkrone!
„Bleib' nicht lange!
„Deiner wart' ich mit Verlangen."

Ich erinnere mich oftmals geſehen zu haben, wie er bei Abſingung ſolcher Worte zugleich in ſeine Hände klopfte, ſeine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens und zugleich ſein herzliches Verlangen bei Chriſto zu ſeyn anzuzeigen; aber er mußte noch beinahe 50 Jahre warten, ehe er aus dieſer argen Welt erlöſet und ſeines Wunſches gewährt wurde.

Vierte Abtheilung.

Des Vaters Verheirathung, des Sohnes Geburt und Erziehung.

§. 33. Nachdem alſo mein Vater ſich geiſtlicher Weiſe mit Chriſto verlobt hatte, ſo ſchritte er auch zur leiblichen Ehe mit meiner lieben Mutter Anna Pfannenſtielin, welche in der Priegnitz zu Pritzwalk in dem Jahr 1681 am 29. Juli geboren war. Es geſchah die Vertrauung bei einem Mutterbruder dem alten Paſtor Pfannenſtiel zu Falkenhagen nahe bei Pritzwalk Anno 1707 am 4. October. In welchem Eheſtande er ein chriſtliches Leben geführet, beinahe ein halbes Jahrhundert, aber unter großer Mühſeligkeit und mannichfaltiger Trübſal, bis endlich ſein unauslöſchliches Verlangen daheim und bei Chriſto zu ſeyn geſtillet wurde; welches eben zu derſelbigen Zeit zu ſeiner großen Freude erfolgte, da der letztüberſtandene Krieg (der ſiebenjährige) in unſerm Vaterlande ausgebrochen war und der König mit einem Heer vor Dresden rückte.

§. 34. Als er in den Eheſtand trat, war er des göttlichen Segens ganz verſichert, und obwohl ſeine Mutter ein großes Verlangen bezeugte, daß er nach Presburg wieder zurück kommen und ſich daſelbſt häuslich niederlaſſen möchte, ſo gab ſie ſich doch wider alles Vermuthen auf die Vorſtellung der Urſachen, die ihn zu Berlin zu verbleiben bewegten, und auf ſein ernſtliches Bitten gleich zufrieden, ja zu dieſem ſeinem Vorhaben ihre völlige Einwilligung und mütterlichen Segen.

§. 33. Er ließ ſich alſo zu Berlin nieder und beſorgte die Monturſtücke für das Heer, ſonderlich für die Leibgarden des Königs, wodurch er ſein leibliches Brod erwarb. Sein Augenmerk aber behielt er dabei ſtets auf das Geiſtliche und auf die himmliſchen Dinge gerichtet, und trachtete vornehmlich darnach, daß er im Glauben recht möchte geſtärkt und zur ſeligen Ewigkeit bereitet werden. Auch ſuchte er daneben ſeine Kinder, welche ihm von Gott geſchenkt wurden, in ſeiner Furcht zu erziehen und zu ſeinem wahren Dienſt bereiten zu laſſen. Gott gab ihm deren an der Zahl Fünfe, von welchen ich nebſt meiner Schweſter, die zwei Jahr nach mir geboren iſt, die jüngſten waren. Er hielt uns zeitig zur Schule und verdoppelte ſonderlich ſeine Sorgfalt auf mich und meine Schweſter als ſeine letzten Kinder, die ihm übrig blieben, nachdem meine älteſte Schweſter und beide Brüder geſtorben waren.

§. 36. Der achte Tag des Brachmonats in dem Jahr 1714, welcher der Tag Medardi iſt, war der Tag meiner Geburt, an dem ich zu Berlin des Morgens früh zwiſchen 2 und 3 Uhr das Licht der Welt erblickte. Ich ward in der Kirche zu St. Nicolai getauft und Chriſtian Gottfried genannt. Ungefähr eine Stunde vor meiner Geburt lag meine Mutter auf einem Bette und ſchlummerte; da träumte ihr, daß ſie Bücher gebäre, und dergleichen ſo viele, daß es kein Ende zu nehmen ſchien. Sie erwachte, und ward von mir, ihrem letzten Sohne, entbunden, deutete auch ſogleich dieſen Traum dahin, daß ich erwachſen und den studiis obliegen würde. Mein Vater wollte dagegen nur die beiden älteſten Söhne ſtudieren laſſen und mich zur Kaufmannſchaft bringen; allein Gott regierete es alſo, daß meine Brüder mir mußten Platz machen und der eine ſchon im fünften, der andere im zwölften Jahr ſeines Alters vollendet werden: worauf ich dem studio theologico gewidmet und meiner Mutter Traum erfüllet wurde.

§. 37. Auf meine Erziehung wendeten meine Ältern allen möglichen Fleiß und ſpareten keine Koſten, die dazu erfordert wurden; ſonderlich ſorgten ſie dafür, daß ich ſtets erleuchtete Lehrmeiſter, die mit Gott in einer gläubigen Gemeinſchaft ſtunden, haben möchte. Daher iſt es durch den göttlichen Segen geſchehen, daß ſein Gnadenwerk in meinem Herzen beſtändig unterhalten worden; und ich lernte beizeiten einen Unterſcheid machen zwiſchen dem Wandel eines Menſchen nach dem Fleiſch und nach dem Geiſt. Wenn ich auch das ſchöne Beiſpiel der Gottesfurcht an meinen Lehrmeiſtern ſahe, ſo wurde mein Herz dadurch allemal aufs allerkräftigſte zu Gott geneiget.

§. 38. Da mein älteſter Bruder Friedrich Gottlob noch lebte und ich im ſiebenten Jahre meines Alters war, er aber im elften, legte ich mich einmal des Abends mit ihm zu Bette. Weil es in der Mitte des Aprils und die Stube nicht geheitzt war, ſo überfiel uns bei dem Niederlegen ein ſtarker Hautſchauer, alſo daß uns die Zähne klapperten, ſonderlich meinem Bruder, deſſen Natur wohl eben zu fieberhaften Bewegungen mehr Neigung haben mochte, wie er denn auch bald nachher kränklich wurde und im folgenden Jahre ſtarb. Mein Bruder ergriff dieſe Gelegenheit, ehe wir einſchliefen, mit mir davon zu reden, daß dergleichen Zähnklappen auch dermaleins in der Hölle ſeyn werde. Von der Sache ſelbſt hatte ich ſchon gehört; der Eindruck aber, den ich damals von dieſer Unterredung bekam, war mir neu und bleibt mir unvergeßlich.

§. 39.

§. 39. In dem folgenden Jahr wurde ſolcher Eindruck noch vermehrt, als ich ſahe, wie fröhlich das Ende dieſes meines Bruders war. Er hatte zwar vorher einigen Kampf und Unruhe nicht ohne ſonderliche Traurigkeit zu ertragen, wegen etlicher kindiſchen Ausſchweifungen, die er anzeigte und bereuete, bekannte auch ein gewiſſes Unrecht, welches er ſeinem Spielkameraden angethan, und bat ſolches zu erſtatten; aber es erfolgte ein recht göttlicher Troſt, Friede und Freude in ſeinem Herzen, davon der Mund überfloß, ſo lange er reden konnte. Es war ſeine Freude größer, als ſeine Erkenntniß; daher er ein paar Tage vor ſeinem Tode ſprach: Ich freue mich innerlich ſehr, als wenn mir jemand was Großes geſchenkt hätte oder ſchenken würde. Worauf ihm mein Vater antwortete: es ſey die Herrlichkeit, welche nun an ihm ſolle offenbart werden. Seine Auflöſung geſchahe am 13. Auguſt 1722.

Fünfte Abtheilung.

Die göttliche Gnadenwirkung in der Jugend.

§. 40. Als ich das achte Jahr meines Alters erfüllet und, wie jetzt erzählt worden, das fröhliche Ende meines älteſten Bruders mit angeſehen hatte, ſo bekam ich eine kräftige Erweckung in meinem Herzen, mich zu Gott zu wenden und ihm recht gehorſam zu werden. Mein Vater merkte es bald und freuete ſich. Nicht lange nachher in einem Winter wurde ich von Gott wieder ſehr erwecket, mich ſeiner wahren Furcht zu befleißigen, daß ich auch einſt an einem Sonntag des Abends bei dem Spiel der andern Kinder nicht verbleiben konnte, ſondern zu meinem Vater ging und ihn von göttlichen und himmliſchen Dingen wollte reden hören. Er nahm mich gern an, redete viel mit mir, und erzählte mir auch damals die §. 28. gedachte Erſcheinung eines Engels, wie er es ausdrückte, welche ihm in dem Thiergarten bei Berlin widerfahren war, verbot mir aber ſolches nachzuſagen, welches ich auch hielte. Er that es ohne Zweifel deswegen, damit ich deſto mehr im Glauben an das Wort Gottes, worinnen viele Erſcheinungen der Engel gemeldet ſind, ſollte beſtärkt werden.

§. 41. Indem ich das Gnadenwerk Gottes alſo in meinem Herzen von Jahr zu Jahren immer ſtärker und mächtiger verſpürte, ſo kam die Zeit heran, daß ich mich den Studien immer eifriger widmen ſollte. Ich hatte bisher von Privatpräceptoren die Unterweiſung empfangen, welche mehrentheils alle erleuchtete Männer geweſen waren. Nun aber, da ich das elſte

Jahr erreichte, ſchickte mich mein Vater in die öffentliche Schule des Gymnasii zum grauen Kloſter. Hier kam ich in die Gefahr des Verderbens, worein die meiſten jungen Leute verſinken, und nicht anders als durch die Allmacht Gottes wieder können herausgeriſſen werden. Ich fand Knaben meines Alters, die ſchon Meiſter in der Bosheit waren; ich war viel zu ſchwach zu widerſtehen und fing an zu verwildern. Mein Vater ſah es, allein er konnte es nicht ändern noch verhüten. Sein Herz wurde mit großen Schmerzen darüber erfüllet; er betete, wie er mir ſpäter oft erzählt hat, im Verborgenen ganz unaufhörlich zu Gott, daß er mich retten möge, ſein Werk in mir fortſetzen und mich in ſeiner Wahrheit heiligen. Dieſes Gebet erhörete der Herr gnädiglich, daß, je ſtärker die Verführung von außen und von innen war, deſto ſtärker wurde auch ſein Gnadenzug in meiner Seele, daß meine Sehnſucht nach ihm nicht allein blieb, ſondern gar noch größer wurde: wie ich mich denn erinnere, bald darauf, in dem Jahr 1726, eine neue ſtarke göttliche Erweckung meines Herzens wahrgenommen zu haben. Als ich einſtmals des Sonntags im Sommer wieder bei meinem Vater alleine war und er den göttlichen Trieb und die Aufmerkſamkeit meines Gemüthes ſahe, redete er beſonders lange und viel mit mir von dem

Heil Gottes in Chriſto Jeſu; und nach der Leſung einer Predigt kniecte er endlich mit mir nieder und betete mit mir. Ich war ſehr bewegt und es ging von derſelbigen Zeit an eine beſonders merkliche Veränderung meines Herzens bei mir vor.

§. 42. Im vierzehnten Jahr meines Alters hatte ich eine Erſcheinung. Es iſt außerordentlich, aber etwas Wahrhaftiges; denn ich habe es nicht allein mit meinen offenen Augen geſehen, ſondern auch dabei zugleich den völligen Gebrauch meiner Vernunft und aller meiner Sinne ſammt einem geſunden Leib gehabt; welche Stücke und Umſtände, wenn ſie vernünftig erwogen werden, einen jeden weiſen Mann, der kein muthwilliger Zweifler der himmliſchen Dinge ſeyn will, von der Möglichkeit einer Erſcheinung der abgeſchiedenen Gläubigen nach der Schrift beſtärken können. Es kommt zu deſto mehrerer Bekräftigung noch dieſer Umſtand mit hinzu, daß mein Vater und Mutter, die zugegen waren, gewiſſermaaßen hievon Augenzeugen geweſen ſind, welche es auch noch im Jahr 1753 nach bereits verfloſſenen 25 Jahren meiner Frau zu Gartz in meiner Gegenwart oft zu erzählen pflegten. Es verhielt ſich damit alſo:

§. 43. Ungefähr im Jahr 1728 (ſoviel weiß ich gewiß, daß es im Winter war, obwohl mir die eigentliche Jahrzahl nun entfallen iſt), als ich des Abends einmal nach Gewohnheit war zu Bett gegangen und meine Ältern unterdeſſen noch beiderſeits in eben demſelben Schlafgemach am Tiſche ſaßen und ihre gewöhnliche Abendbetrachtung hatten, etwa um 9 Uhr, ließen ſich meine beiden Brüder, der älteſte Friedrich Gottlob, welcher in dem zwölften Jahr ſeines Alters, und der jüngſte Johann Gottlieb, der Anno 1716 im fünften Jahr verſtorben war, bei mir ſehen. Sie erſchienen mir beide in der größten Klarheit. Ob ich bereits eingeſchlafen und vom Schlafe wieder erwacht geweſen oder noch nicht geſchlafen hatte, kann ich nicht mehr mit Gewißheit ſagen. So viel weiß ich, daß ich damals nicht ſchlief oder voll Schlafs war, wie die Jünger Chriſti, als ihnen Moſes und Elias erſchien, Luc. 9.; ſondern ich wachte, richtete mich vom Bette auf, und fing an mit ihnen zu reden. Der jüngſte Bruder ſtund dem älteſten zur rechten Hand; und war ſolche Beobachtung des himmliſchen Wohlſtandes dem irdiſchen ganz zuwider. Die Sache, wovon ich mit ihnen redete, weiß ich nicht; meine Ältern wußten es auch nicht, ob ſie es gleich gehört hatten; ſie wußten weiter nichts, als daß ich mit jemand einen Wortwechſel gehabt, ohne zu unterſuchen, was es eigentlich geweſen ſey, wovon ich geredet. Im

Anfange meinten ſie, es ſey nichts Sonderliches, ſondern ich redete etwa im Schlaf und träumte. Darum weil ſie an einem Tiſch dergeſtalt ſaßen, daß ſie mir den Rücken zugekehrt hatten, ſo wollten ſie auch nicht aufſtehen und nach mir hinſehen, ſondern nur warten, in der Vermuthung daß ich wieder ſtille werden und einſchlafen würde. Allein ſie bekamen bald andere Gedanken, da ſie höreten, wie es fortdaure, und merkten endlich, daß es etwas Außerordentliches ſey. Zuerſt riefen ſie mir, und als ich ihnen nicht antwortete, ſtunden ſie beiderſeits von dem Tiſch auf, ergriffen das Licht, und kamen damit ganz eilfertig zu meinem Bette hin, zu ſehen, was mit mir vorgehe. Da ſahen ſie nun, daß ich nicht ſchlief ſondern in dem Bette aufgerichtet ſaß, mit hellen ſehr erweckten Augen vor mich hinſahe, und zugleich mit den Händen that als einer, der im eifrigen Reden iſt oder eben darin geweſen. Mein Vater, der es im Anfange für einen Geſichtsbetrug hielt, umarmte, küßte und vermahnete mich von meiner Meinung abzulaſſen und mich wieder zur Ruh niederzulegen. Ich fragte ihn: ob er denn meine beiden Brüder nicht ſähe, die ich zugleich mit Namen nannte. Er aber antwortete Nein, und fuhr fort mit vielen Worten mich zu bewegen, ruhig zu ſeyn und mich wieder zum Schlafen niederzulegen. Unter welchen Reden meine beide Brüder Abſchied nahmen; ich aber fing an darüber heftig zu weinen und dabei unruhig zu ſeyn, wie einer zu thun pfleget, der über den Verluſt einer geliebten Sache großen Schmerz empfindet. Und ich rief ihnen nach, ſie möchten mich doch mitnehmen; allein der Älteſte, der zur Linken ſtund, antwortete mir: Du mußt noch warten! welche Worte er ſo deutlich und helle ausredete, daß ich im geringſten nicht daran zweifeln konnte, die Ältern, welche dabei ſtunden, müßten es auch alſo gehört haben; fragte daher ſogleich meinen Vater, ob er nicht höre, was der älteſte Bruder zu mir ſage? Er antwortete Nein; ich erwiederte: er ſagt, ich müſſe noch warten, und dabei lieſen mir die Thränen beſtändig über die Backen, ja es ward mein Weinen noch ſtärker, nachdem ſie von mir geſchieden waren und ich ſie nun nicht mehr ſahe; denn ich hatte die größte Erquickung von ihrer Gegenwart verſpürt. Mein Vater dachte, es ſey eine Fantaſie oder etwa der Anfang eines hitzigen Fiebers, und gab mir eine Dosis von einem pulvere antispasmodico ein. Ob ich wohl zuletzt nach ſeinem vielen Zureden mich wieder zum Schlafe niederlegte und endlich einſchlief, auch an dem folgenden Morgen eben ſo geſund aufſtund, als ich mich des Tages zuvor zu Bette gelegt hatte, und keine Krankheit des Leibes weder vorher noch nachher verſpüren konnte, ſo war doch der Eindruck von dieſer Sache in meinem Gemüth ſehr groß und blieb beſtändig. Es iſt mir nicht möglich, die Größe der Klarheit auszudrücken, welche ihre Leiber hatten. Sie waren durchſichtig und viel heller als die Sonne, wenn ſie in heiterer Luft am ſtärkſten ſcheinet, ſo daß kein Auge hineinſehen kann. Gleichwohl konnten meine Augen ſolchen großen Glanz ertragen und wurden dadurch nicht geblendet. Der jüngſte Bruder, welcher zur Rechten ſtund, war noch viel heller als der älteſte; er war ganz weiß und ſeine Klarheit war unausſprechlich groß; es ſchien auch, als wenn er ein wenig höher ſtünde, und hat, ſo viel ich mich erinnere, nicht ſelbſt mit mir geredet, ſondern nur der älteſte, der neben ihm etwas niedriger ſtund. Ungeachtet ich meinen jüngſten Bruder in ſeinem Leben nicht gekannt, mich wenigſtens nicht darauf beſinnen kann, indem ich bei ſeinem Abſterbe nicht mehr denn zwei Jahre meines Lebens erfüllt hatte, ſo kannte ich ihn gleichwohl zu derſelbigen Zeit eben ſo gut, als den älteſten, daß er mein Bruder ſey. Ich habe dieſe Sache ſehr geheim gehalten und ſonderlich in meiner Jugend niemand erzählt; es hat mir aber zu vielem Guten gedient, und ich wurde dadurch eine Zeitlang ſehr angetrieben Gott gehorſam zu werden und mich von ſeinem Geiſt zu ſeinem Dienſt bereiten zu laſſen.

§. 41. Deſſenungeachtet geſchah es in dem folgenden Jahre, daß der Feind unſerer Seele Gelegenheit fand durch meine böſen Mitſchüler mein Herz in die Jugendlüſte mit einzuflechten. Der Hauptverführer war eines Buchdruckers Sohn, der auch hernach mit mir in Halle ſtudierte, aber von der göttlichen Rache augenſcheinlich verfolgt ward, daß er auch im Leiblichen den göttlichen Zorn auf mancherlei Art hat fühlen müſſen, und zuletzt, wie mir iſt berichtet worden, ein Ende mit Schrecken genommen. Es iſt erſchrecklich zu einer Sünde verführt werden, aber noch viel erſchrecklicher Jemand dazu verführen. Wehe der Welt der Ärgerniß halben! es muß ja Ärgerniß kommen; doch wehe dem Menſchen, durch welchen Ärgerniß kommt! Ach! wenn ſich doch alle junge Leute dieſes merken möchten, die einander zu allerlei Ungebühr zu verführen pflegen, und durch eine heilige Scheu davon abgehalten würden! Es war aber dieſes kaum geſchehen, ſo war auch der getreue Gott ſogleich hinter mir her, wie ein Hirte hinter ſeinem Schaaf, das ſich von der Heerde verirren will, und rief mir kräftiglich zur Buße;

ſonderlich, da ich in dem funfzehnten Jahr meines Alters confirmirt wurde. Von der Zeit an gerechnet wirkte die Gnade Gottes in mir noch viel kräftiger, als zuvor geſchehen war, bis ſein Werk endlich bei mir durchbrach zu einem völligen Siege und ich Unwürdiger zu ſeinem heiligen Amt, zu welchem er mich gnädiglich berufen hatte, bereitet wurde.

Zweites Hauptſtück.

Von der geiſtlichen Herkunft, der Geburt aus Gott, und Zubereitung zu dem heiligen Amte.

Erſte Abtheilung.

Erweckung aus dem geiſtlichen Sündenſchlaf und Bekehrung zu Gott.

§. 45. Ich kann nicht unfüglich die Zeit meiner Bekehrung herrechnen von den Tagen, da ich confirmirt wurde: denn damals erweckte mich Gott ſehr kräftig und ich ſuchte ihn durchs Gebet Tag und Nacht mit vielen Thränen im Verborgenen, ohne ſonderliche äußerliche Vermahnungen dazu, meiſtentheils allein durch ſeine göttlichen inwendigen Triebe; und ich konnte merken, daß mein Herz geändert wurde. Ich kam zu einem gründlichen Gefühl meines ſündlichen Elendes und wendete mich ganz zu dem Herrn Jeſu.

§. 46. Obwohl in dem folgenden Jahr das gute Werk abermals ins Stocken gerieth und der Kampf wider mein verderbtes Fleiſch und

Blut durch die böſe Geſellſchaft meiner verführeriſchen Mitſchüler mir ſehr ſchwer gemacht wurde, ſo brach doch hernach das Feuer der göttlichen Gnadenbearbeitung in dem Jahr 1732 noch heftiger durch. Ich hielt es aber, ſo viel mir möglich war, heimlich, und bediente mich der Predigten des Paſtors Fuhrmann an der Friedrichs-Hoſpitalkirche und der Betſtunden des Paſtors Aſtmann an der Gertruden-Hoſpitalkirche, welche ich meiſt den ganzen Winter hindurch fleißig beſuchte. Ich war ſehr begierig mich ganz dem lieben Gott zum Dienſt aufzuopfern, und betete im Verborgenen ernſtlich; allein von meiner ſchädlichen Schulgeſellſchaft machte ich mich noch nicht los, ſie war mir aber nun zur größten Laſt geworden, und ich wünſchte nichts mehr, als daß ich nur erſt möchte in Halle ſeyn, in der Meinung, dort beſſere Gelegenheit und wenigere Hinderniſſe zu haben, mein Vornehmen ins Werk. zu ſetzen und ein treuer Knecht Gottes zu werden. Ich verſtund oder bedachte nicht, daß ſolches auch auf der Schule geſchehen könne und daß auf der Akademie nicht weniger Hinderniſſe mir in den Weg kommen würden, die eben auch ſolchen guten Vorſatz niederſchlagen und vernichten könnten.

§. 47. Darüber ſtellte ſich das Frühiahr ein des Jahrs 1733, und ich ſollte nun die

Akademie beziehen, valedicirte auch im Gymnasio am 18. März, und hielte eine Rede: De industria et laboribus eruditorum, qui praeter caeteros naturam fautricem habuerunt in distribuendis memoriae dotibus; worauf ich im Namen Gottes von Berlin abreiſete und am 9. April zu Halle anlangte. Sobald ich daſelbſt war, erinnerte ich mich meines Vorhabens, und wie es nun die höchſte Zeit ſey, daß die Bekehrung zu Gott bei mir recht gründlich zu Stande kommen müſſe; aber der Feind ſuchte auf das äußerſte ſolches zu verhindern, und es ging durch einen neuen ſehr ernſtlichen Kampf.

§. 48. Ich war nun in eine völlige Freiheit des Lebens gekommen, von der weiſen Aufſicht meines Vaters weit entfernt, ohne alle Einſchränkung; es zeigten ſich täglich neue Gelegenheiten, dieſer und jener Weltluſt zu genießen; es fanden ſich auch meine Schulfreunde bei mir ein, die mich in das unordentliche Weſen hineinzureißen ſuchten, nicht eben auf einer groben Weiſe — denn dadurch würden ſie bei mir gar nichts haben ausrichten können, weil ich ſogleich die Unanſtändigkeit und den Schaden würde eingeſehen haben — ſondern auf einer feinen Weiſe, aber doch mit der größten Gefahr, indem ſie ſagten: wir müſſen fleißig ſtudieren und die Collegia abwarten, aber auch dabei die

Bewegung unſers Leibes nicht vergeſſen, weil wir ſonſt durch ein beſtändiges Sitzen unfehlbar erkranken würden. Es hatte dieſes offenbar die Wahrheit für ſich, und die Verführung, die darunter verborgen lag, einen guten Schein; nur waren ſie die Leute nicht, in deren Geſellſchaft ich meine Studien treiben und noch viel weniger die nöthige Leibesbewegung, ohne Gefahr dabei an meiner Seele Schaden zu nehmen, mir verſchaffen konnte. Es waren unbekehrte leichtſinnige Leute, die den Scherz und Narrentheidung, wie ſie vormals auf der Schule gewohnt geweſen waren, noch unter einander zu ihrer vermeinten Ergötzung fortzuſetzen ſich kein Gewiſſen machten, und bei ſolchen Gelegenheiten mein Herz mehr zerſtreut als zu Gott geführt hätten. Darum konnte ich ſolche Geſellſchaft nicht annehmen, ſondern mußte nothwendig derſelben mich enthalten. Wenn ſie demnach ſagten: „wir wollen uns dahin und dorthin auf dieſes oder jenes Dorf „begeben,“ ſo ging ich nicht mit; ja ich entzog mich ihrer vertraulichen Geſellſchaft endlich ganz und gar. Hernach aber, als ich in der Gnade Gottes befeſtigt und ihrer recht verſichert war, ging ich getroſt aus, auch auf die nahe bei der Stadt liegenden Dorfſchaften, um der Bewegung des Leibes zu genießen. Allein es geſchah ohne alle Geſellſchaft oder doch mit ſolcher, die in wahrer Inbrunſt des Geiſtes Gott ſuchte, auf daß wir den Weg mit Beten, Singen und heiligen Betrachtungen auf der Hin- und Rück-Reiſe jedesmal zubringen konnten. Indeſſen war es doch für mich eine gefährliche Anfechtung und ſtarke Reitzung durch meine unbekehrten Landsleute, ſo nicht ohne ernſtlichen Kampf und Gebet konnte überwunden werden, und welches ſonderlich in der erſten Zeit ſchwer hielte, weil das inwohnende ſündliche Verderben ſich mit meinem guten Vorſatz zu überwerfen anfing.

§. 49. Mein Vater, der es bald im Anfang aus meinen erſten Briefen merken mochte, daß das gute Werk in mir keinen Fortgang habe, ſchrieb deshalb an den Paſtor Fuhrmann, welcher eben damals von Berlin nach Halle an die Kirche auf dem Neumarkt berufen war, und bat ihn, daß er ſich meiner Seele annehmen möchte. Dieſer ſchickte ſogleich nach mir, und als ich zu ihm gekommen, befragte er mich, wie es mit meiner Seele ſtehe und ob ich zu Gott rechtſchaffen bekehrt ſey. Als ich nun darauf wenig antworten konnte und in meinem Gewiſſen genugſam, wie er wohl merken konnte, überzeugt war, daß es mir daran noch fehle, ſo ermahnte er mich dazu und ſtellte mir ſonderlich vor, wie unumgänglich nöthig es ſey, daß ich mich je eher je lieber rechtſchaffen und gründlich zu Gott bekehre, wenn ich ihm in ſeiner Kirche dienen und das Reich des Satans wollte zerſtören helfen; ſonſt würde ich gewiß dieſem Feinde Gottes und ſeines Reichs wenig Abbruch thun, ja es würde mich derſelbige mit meiner Arbeit nur auslachen, wenn ich ſelbſt zu dem Herrn nicht recht bekehret ſey. Dieſe letzten Worte gingen mir vornehmlich ſehr zu Herzen, und ob ich wohl im Anfang über dieſe unvermuthete Vermahnung etwas unwillig werden wollte, ſo ging doch gleich ein neuer Kampf in meinem Herzen an, der ſehr ernſtlich wurde und nicht aufhörete, bis ich zum Durchbruch kam und der Glaube in mir zur rechten Kraft und zum Sieg gelangte, alſo daß ich mit göttlichem Frieden und Freude im Herzen erfüllet war, auch dergeſtalt mich geändert befand, daß ich mit vieler Freudigkeit allem, was nur Welt und irdiſch heißt, abſagen konnte, und nun in der Welt gar nichts mehr verlangte, als nur recht in Chriſto erfunden zu werden, zumal ich kräftig überzeugt war, daß ich die Nothdurft des Leiblichen in allen Stücken von ihm gewiß zu erwarten habe.

§. 50. Es ging aber, wie geſagt, durch einen wahrhaftigen und großen Kampf: ich erkannte mich mit einer innigen Traurigkeit als einen verdammten und verlornen Menſchen, als ein Kind des Satans, und rang mit vielen

Thrä-

Thränen Tag und Nacht im Gebet vor Gott, daß er ſich mein erbarmen und mich zu Gnaden aufnehmen möchte. Gott wendete es auch ſo gnädig ab, daß meine unbekehrten Landsleute in langer Zeit nicht zu mir kamen, noch das, was in mir vorging, erfuhren, bis ich ganz göttlich getröſtet war und alle ihre Verſuchungen deſto beſſer überwinden konnte.

§. 51. Als der erſte von ihnen zu mir kam, erſchrak er über die Veränderung, die bei mir vorgegangen war; er rief noch mehrere hinzu, und ſie verwunderten ſich alle. Zuerſt forſchten ſie, wie es zugegangen wäre. Ich ſagte ihnen, es ſey durch das Wort Gottes geſchehen und durch das Gebet. Das konnten ſie nicht begreifen, daß dergleichen wunderbare Wirkung und Sinnesänderung dadurch möglich ſey; doch billigten ſie ſolches hernach mit dem Zuſatz, ſie wollten ſich auch bekehren, thaten jedoch dieſe Einſchränkung ſogleich hinzu: ich möchte auch nicht zu weit gehen, eine kleine Ergötzlichkeit könne Gott wohl leiden. Ich antwortete: Nein, je weiter, deſto beſſer! ich kann nicht weit genug gehen in Verachtung und Verwerfung der weltlichen Lüſte, da ich nun in Chriſto ſelig geworden bin. Ich entſage willig allen Eitelkeiten, ich mache mich mit nichts gemein; ich entſage auch eurer Gemeinſchaft: denn ich kann nun in dieſem Zuſtande ohne Schaden meiner Seele nicht mehr mit euch umgehen. Entweder müſſet ihr der Welt abſagen und allem, was dem Fleiſch wohl gefällt, und euch rechtſchaffen zu Gott bekehren oder ich habe mit euch nichts mehr zu thun, in Ewigkeit nicht mehr! wir ſind geſchieden. — Weil ich ſolches alles mit einer ungewöhnlichen ſehr ernſthaften und eifrigen Miene ſagte, und ſie wohl ſahen, daß es mein rechter Ernſt ſey, ſo ſtutzten ſie und meinten, ich ſey nicht bei mir ſelber, wie die Welt, die nicht vernimmt, was des Geiſtes Gottes iſt, in ſolchen Fällen nicht anders meinen kann. Sie urtheilten, es ſey eine ſchädliche Geblütswallung, die mir übertriebene Vorſtellungen und Worte verurſache; glaubten daher, es würde ſich wieder legen, ſonderlich der eine Namens Älſtermann, ein natürlich vernünftiger Menſch, mit welchem ich auch am meiſten Umgang gehabt hatte. Darum ließen ſie mich und gingen dieß erſte Mal wieder hinweg. Etliche thaten faſt, als wenn ſie willig wären, ſich auch zu Gott zu bekehren, unter welchen der jetztbenannte, mein geweſener beſter Freund, der erſte war. Als ſie aber mit der Zeit ſahen, daß ich von meinem Sinn nicht abzubringen war, ſondern darin zunahm und ſie den Frieden Gottes und die Freude in dem heiligen Geiſt auch äußerlich in meinem ganzen Betragen wahrnahmen, imgleichen, daß ich mit ihnen gar keinen Umgang mehr hatte, ſondern mich zu des ſeligen Herrn Profeſſor Francken Waiſenhaus zu halten anfing und mich mit ſolchen Leuten bekannt machte und umging, an welchen ich den wahren Sinn Jeſu Chriſti verſpüren konnte, die ihnen aber ganz unbekannt waren, als die beiden jetzigen Miſſionarii zu Tranquebar in Oſtindien Namens Wiedebrock und Kohlhoff waren, von welchen ich noch eben jetzt, da ich dieſes ſchreibe, nach Verfließung von mehr denn dreißig Jahren über dem Meer ein Schreiben erhalte, woraus ich mit Freuden erſehe, daß ſie durch göttliche Gnade noch in eben dem Geiſt und Sinn ſtehen, den ſie damals ſammt mir in Chriſto erlangten, und das Werk des Herrn durch ſein Wort in der Beweiſung des Geiſtes und der Kraft treiben — ſo fingen ſie an mein zu ſpotten; und das war in dem Monat Auguſt.

§. 32. Das Gemurmel von meiner Bekehrung ging unter meinen Landsleuten und geweſenen Schulfreunden bis nach Jena, woſelbſt viele derſelben ſtudierten, mit der gewöhnlichen Spötterei, ich ſey im Kopf verrückt und närriſch geworden; daß auch etliche von ihnen mich zu ſehen nach Halle kamen. Es kam aber ihrer keiner zu mir, mich ſelbſt zu ſprechen oder mich zu beſuchen, ſondern, nachdem ſie mich etwa in einem Collegio geſehen hatten, ſchüttelten ſie den Kopf, und zogen wieder hin, woher ſie gekommen waren, und ich hatte alſo von ſelbiger Zeit an vor ihnen und ihrer mir ſchädlichen Geſellſchaft guten Frieden.

Zweite Abtheilung.

Die Gnadenführung Gottes und ſeine Leitung auf der Akademie.

§. 51. Nachdem Gott durch ſeine große Barmherzigkeit aus meinem Sündenſchlaf und Tode mich aufgewecket und zu ſich gezogen hatte aus lauter Güte, daß ich ihm mit einem ſehnlichen Verlangen nachging, ſtets in ſeiner Gemeinſchaft erfunden zu werden, ſo erforderte es nun auch ſeine göttliche Treue, ein kleines Kreuz mir zuzuſchicken, welches meine erſte Krankheit in Halle war und in einem Fieber beſtund, das doch nicht gar lange dauerte und nur dazu diente, daß mir der Wandel nach dem Fleiſch deſto mehr verbittert wurde. Denn wenn wir nun Gnade von Gott empfangen haben und ſelig geworden ſind, ſo iſt wegen unſers Verderbens der göttlichen Ordnung nach höchſt vonnöthen, daß er uns alsdann durch das äußere und innere Kreuz auch bewähre, wenn man in ſeiner Gnade bleiben und darinnen wachſen und zunehmen will.

Welches auch der gütige Gott an mir armen Wurm mit mehr als väterlicher Liebe und Treue bis auf gegenwärtige Stunde, da ich nun dem Ziel immer näher komme, gethan hat und noch thut. O, wie groß iſt die Liebe und Treue des Herrn! wie werde ich ihm noch in der Ewigkeit mit allen ſeinen Auserwählten, die auch alſo ſind geführt werden, danken!

§. 51. In dieſem erſten Semeſtri meiner academiſchen Jahre, da ich vornehmlich das Werk der Bekehrung zu Gott mit allem Ernſt zu treiben ſuchte und ſolches mein Hauptgeſchäft ſeyn ließ, wohnte ich in der Galckſtraße bei einem Schneider mit Namen Wentzel, wo ich mein Chriſtenthum ungehindert ausüben und vor aller Verführung wohl bewahrt bleiben konnte. Weil mir aber däuchte, daß die Stube, darinnen ich war, für mich etwas zu groß ſey und die Heizung in dem bevorſtehenden Winter zu viel koſten würde, auch eine [illegible] zu bekommen war, ſo veränderte ich meine Wohnung und zog um Michaelis 1733 auf den ſogenannten Sandberg in das Haus einer Wittwe; verſahe es aber darinnen ſehr, daß ich nicht zuvor meine treuen Präceptores in dieſer wichtigen Sache um Rath fragte, weil ich alſo leicht in die größte Seelengefahr hätte gerathen mögen. Hier aber befand ich Gott den Herrn meinen verſöhnten Vater in Chriſto Jeſu nach ſeiner Treue als den Vormund der Unmündigen und als den Leiter der Blinden, der uns auch alsdann, wann wir in unſer Unglück rennen, allezeit wieder herausführet, daß wir nicht fallen; wenn wir uns nur wollen zu ihm halten und ihm als unſerm Führer gehorſam werden.

§. 55. Die Sache beſtand darin: Es hatte dieſe Wittwe eine erwachſene Tochter, an welche ſich ein junger Menſch leicht hätte hängen können. Gott aber wachte für meine Seele und wendete die Gefahr wieder ab, und gab mir die Gnade und den Verſtand, ſolche Gefahr vorherzuſehen und davor zu fliehen. Übrigens wurde ich dadurch dergeſtalt gewitzigt, daß ich mich von jener Zeit an niemals in ein Haus zu ziehen entſchloß, ehe ichs nicht zuvor genau erkundigt hatte, ob auch junge Weibsleute darinnen ſich aufhielten; und wenn ſich dergleichen funde, war es eine genugſame Urſach, ſolches Haus zu meiden und darin nicht zu wohnen, wenn ich auch eine Stube ohne Entgelt hätte bekommen können. Ich kehrte mich nicht mehr daran, wenn es auch hieß, daß ſolche Frauensperſonen ein gottſeliges Leben führten, das Wort Gottes liebten u. ſ. w. — ſo wie es von dieſer Wittwe und ihrer Tochter geſagt wurde — ſondern ich gedachte an jene Worte des Virgilii: Frigidus —

o pueri, fugite hinc! — latet anguis in herba. Und ich wurde auch in ſolcher Furcht hernach noch mehr beſtärkt, als ich ſah, daß ein anderer junger Menſch in dieſe Gefahr verfiel, der ich entflohen war. Er zog in dieſes Haus, und es dauerte nicht lange, ſo fing er an mit der Hauswirthin und beſagter ihrer Tochter umzugehen, daß er ihnen des Sonntags, auch wohl zu anderer Zeit eine erbauliche Predigt vorzuleſen pflegte; wodurch ſie nach und nach zu einem vertraulichen Umgang kamen, bis er endlich Gedanken faßte, die junge Perſon zu heirathen, wie gemeiniglich aus dem Umgang zu entſtehen pflegt. Und obwohl die Mutter ihm ſolches im Anfang ausreden wollte und ihm ſeine jetzigen Umſtände ſammt der Unbeſonnenheit ſeiner Meinung vermuthlich vorſtellte, ſo gerieth es doch zuletzt ſo übel, daß ſich ihre Bekanntſchaft in eine Hurerei verwandelte, wie ich hernach erfahren habe. Denn ich blieb in ſolchem Hauſe nicht, ſondern ſuchte mir eine andere Wohnung, ſobald die Oſtern des folgenden Jahrs 1731 herangekommen waren.

§. 56. O wie gnädig hat Gott mich behütet! daß ich weder auf grober und offenbarer noch verborgener feiner Art mein Gewiſſen alſo befleckte; wofür ich ihm noch jetzt in meinem Alter danke. Er gab Gnade, in demſelben halben Jahre mein Chriſtenthum mir einen Ernſt ſeyn zu laſſen. Die Gnadenmittel brauchte ich immer fleißiger, und war oft auf dem Waiſenhauſe; ſonderlich brachte ich die ganze Chriſtnacht dieſes Jahrs daſelbſt zu, in welcher ich mit den beiden vorhin benannten oſtindiſchen Miſſionarien im Gebete beſchäftigt war und großen Segen für meine Seele erlangte. Ich ſtellte mich ganz dem Herrn zum Dienſt dar, und bat ihn anhaltend, daß er aus mir armen Wurm nach ſeiner großen Barmherzigkeit einen treuen Knecht in ſeinem Dienſt machen möchte. Obwohl einer von meinen geweſenen Lehrern in Berlin, als ich bei meiner Abreiſe von ihm Abſchied nahm, zu mir ſagte, ich wäre bis dahin ein guter Chriſt geweſen und möchte auf meinem Wege bleiben, mich aber in Halle vor den aufgekommenen Irrthümern wohl in Acht nehmen, ſo ging ich doch nun, nachdem ich von der Wahrheit überzeugt worden, getroſt zum Waiſenhauſe hin täglich, ungeachtet ich mit demſelben damals noch nicht in Verbindung ſtund. Ich bediente mich der reichen Gelegenheit, das Wort Gottes darinnen zu hören, zu beten, mich auf Chriſtum zu erbauen und im Glauben recht gegründet und geſtärket zu werden; wozu mir auch der Herr ſeine Gnade gab, daß ich ihm in Ewigkeit nicht genug dafür danken kann.

§. 57. Wegen meiner Leibesſchwachheit und Kränklichkeit konnte ich in dieſem Vierteljahr von Weihnachten bis Oſtern die Collegia nicht ſo fleißig abwarten, als ich wohl wollte; welches mir ein beſonderes Leiden war; allein im Gebet ließ ich nicht ab: das waren meine Hände, womit ich täglich neue Gnade nahm, und meine Füße, womit ich zu der Vollendung eilte. Ich ſchrieb zu meiner ſteten Erinnerung und Herzenserweckung über meine Stubenthür mit großen Buchſtaben dieſe Worte Immer weiter! und wollte damit anzeigen, daß ich von dem nun betretenen Wege nicht wieder zu weichen, ſondern vielmehr immer weiter darauf fortzueilen gedächte. Solchergeſtalt endigte ſich das zweite Semeſter meiner academiſchen Jahre, und ich zog in das Haus einer gläubigen Wittwe eines verſtorbenen Uhrmachers mit Namen Krüger, welche grade gegen der Ulrichskirche über wohnte, in deren Hauſe ich geſegnet wurde.

§. 58. Hier war es ganz anders als in dem vorigen Hauſe, die Gelegenheiten zur Verführung waren alle abgeſchnitten, und wer ein Verlangen hatte ſein Chriſtenthum mit Ernſt zu treiben, konnte es in dieſem Hauſe ungehindert bewerkſtelligen, ohne was die Aufwärterin anbelangte, die mir zum Anſtoß hätte gereichen können, wenn nicht die Gnade Gottes, die mit mir war, mich davor behütet hätte. Ich bemerkte, wie dieſe Perſonen gegen die ſtudierende Jugend oftmals eine ungebührliche Dreiſtigkeit annehmen, wofern dieſelben nicht auf ihrer Hut ſind, allen unnöthigen Umgang mit ihnen gänzlich vermeiden, und durch einen ernſtlichen Wandel vor Gott ſolches ſuchen zu verhüten. Nun konnte ich den Vorzug derjenigen Studenten erkennen, welche auf dem Waiſenhauſe wohneten und wider dergleichen Gefahr nicht wachen durften, auch ſonſt viel mehr Gelegenheit hatten, für ihre Seele zu ſorgen und ſich zu erbauen. Darum entſchloß ich mich, ſobald als möglich dahin zu ziehen, ungeachtet ich ſonſt bei der Frau Krügerin wohl aufgehoben war und aller Freiheit genoß mein Chriſtenthum zu üben.

§. 59. Um deſto mehrern Fortgang in meinem Chriſtenthum zu erlangen, nahm ich damals einen bekehrten und gläubigen Stubengeſellen zu mir, einen Ungar von Geburt mit Namen Georg Petermann, welcher nicht erſt neulich, ſondern ſchon vor mehreren Jahren, da er noch auf der Schule zu Presburg geweſen, ſich zu Gott bekehrt hatte und ſein Chriſtenthum ſehr lauterlich und ernſtlich führte, ſo daß er mir zum großen Segen war. Doch hatte ich ihn nur eine kurze Zeit bei mir, indem er bald darauf als Katechet an der böhmiſchen Kirche zu Berlin berufen wurde.

§. 60. Zur Zeit dieſes dritten Semestris bekam ich wieder einen Anſtoß vom Fieber, daß ich auch etliche Tage zu Bett liegen mußte; aber Gott ſchenkte mir eine baldige Beſſerung und erweckte mich darauf in dem Pfingſtfeſt dieſes Jahrs dergeſtalt, daß ich anfing meinen Mund aufzuthun und meinen Nächſten gleichergeſtalt wie mich ſelbſt zur Buße und Bekehrung zu ermuntern. Es war in einer Abendbetſtunde, welche mit dem Geſinde im Waiſenhauſe, das zur Haushaltung gebraucht wird, pflegt gehalten zu werden. Ich ward ſelbſt durch dieſen meinen erſten Vortrag des heiligen Worts Gottes, den ich aus der Fülle meines Herzens hielt, ſehr geſtärkt, habe auch ſeit ſolcher Zeit nicht mehr geſchwiegen, ſondern bezeuge noch bis auf den heutigen Tag mit allen treuen Knechten Gottes, daß kein anderer Weg ſey zu Gott zu kommen als der Weg der wahren Buße durch den Glauben an Chriſtum Jeſum, wie ich es ſelbſt an meiner eigenen Seele erfahren habe.

§. 61. Nachdem ich meinen treuen und lieben Freund, den Herrn Petermann, verloren hatte, ſaumte ich nicht länger meinen gefaßten Entſchluß zu bewerkſtelligen, im Waiſenhauſe, und zwar in dem Hauſe, zu wohnen, wo der Paſtor Myſchke *) die Aufſicht hatte. Es war dieſer Mann ein ſehr geſalbter Knecht Gottes, der vor vielen andern die Gabe der Treue von Gott empfangen hatte und ein rechtes Muſter rechtſchaffener Knechte Chriſti ſeyn konnte. Da dachte ich: wenn du kannſt ſo nahe um jenen Mann ſeyn, ſo wird es dir niemals an der nöthigen Erweckung gebrechen; er wird dich auch dergeſtalt unterweiſen, daß du in deinem Chriſtenthum wirſt recht gegründet werden. Es waren meine academiſchen Jahre bis zur Hälfte verfloſſen, und ich zog gegen den Herbſt 1734 in das Waiſenhaus, um des Umgangs mit dieſem vortrefflichen Mann Myſchke zu genießen.

§. 52. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich, wie unſre Anſchläge, ob ſie noch ſo gut gemeint ſind, nicht ſtets den Willen Gottes treffen: er will allein die Ehre und den Ruhm haben nicht nur von unſrer Erweckung aus dem Sündentode, ſondern auch von unſrer Vollendung; er ſelbſt will uns vollbereiten, ſtärken, kräftigen, und alles in uns ausrichten, was wir bedürfen, ſo daß wir ſollen gar keinen Mangel leiden, wenn wir uns nur wollen zu ihm halten. Ich war kaum auf dem Waiſenhauſe angekommen, ſo nahm Gott dieſen ſeinen getreuen Knecht zu ſich, und

---

*) Myſchke war auch von Zinzendorf ſehr verehrt.

lehrete mich dadurch, daß ich mein Vertrauen nicht auf Menſchen ſetzen müſſe, ſondern im Geiſtlichen und Leiblichen alle Hülfe von ihm dem Herrn allein erwarten. Ich war über dieſen ganz außerordentlichen Todesfall ſehr betrübt und ſahe meine gemachten Anſchläge verloren, doch wendete ich es dazu an, daß es mich zu deſto größerem Eifer in meinem Chriſtenthum antreiben mußte, und war den Winter über ſehr erweckt Gott zu ſuchen, beharrete auch wieder in dieſem Jahre die Chriſtnacht hindurch im Gebet und Lobe Gottes. Um die Mitternacht ſtieg ich auf den Altan des ſogenannten Langen Hauſes mit einigen gottſeligen Studiosis und ſungen daſelbſt das Weihnachtlied: Jeſus iſt kommen, Grund ewiger Freuden, welches eben zu der Zeit der Hofprediger Allendorf in Cöthen verfertigt hatte.

§. 63. Es dauerte nicht gar lange, ſo ſchickte Gott abermals eine kleine Züchtigung, eine Krankheit, woran ich etliche Wochen unbäßlich war; ja es ſtellte ſich bald nach Oſtern ein Anfall von einem Blutſpeien ein, daß ich eines Tages ganz ängſtlich zu dem berühmten Arzt, dem alten Profeſſor Junker, kam, ſolches ihm zu klagen, weil ich mich großer Gefahr beſorgte. Aber er verſicherte mich, es ſey keine nothwendige ſchlimme Folge zu befürchten; nur rieth er daneben bei dem Gebrauch einiger jetzt nöthigen Arzneimittel eine gemächliche Reiſe ins Vaterland oder zu einem ſonſt beliebigen Ort vorzunehmen, mit der Vermuthung, daß ich dadurch gänzlich würde wieder hergeſtellt werden. Hierauf entſchloß ich mich bei dem Antritt des fünften Semestris nach Berlin zu reiſen und meine Ältern zu beſuchen. Dieſes war die Veranlaſſung zu der Reiſe, die hernach ſoll beſchrieben werden und auf welcher der liebe Gott ſeine gnädige Vorſehung an mir gar merklich offenbart hat. Ich that dieſe Reiſe in dem Namen des Herrn, blieb in Berlin einige Wochen, predigte daſelbſt etlichemal, und nachdem ich mich durch den Umgang mit einigen treuen Knechten Gottes, namentlich Paſtor Ulſert und Deilicke am Geiſt wohl geſtärkt hatte, auch am Leibe eine gute Erholung verſpürte, ſo kehrte ich nach Halle zurück, holete wieder nach, was ich in den Collegiis unter ſolcher Zeit zurücklaſſen müſſen, und brachte ſolchergeſtalt auch mein fünftes Semestre zu.

§. 64. Um ſolche Zeit, da das letzte Semestre meiner academiſchen Jahre ſeinen Anfang nahm, war ich zwar im Waiſenhauſe und half darinnen etwas an der Jugend arbeiten, welches auch Gott an meiner eignen Seele dergeſtalt geſegnet hat, daß ich bis jetzt noch den

Nutzen davon ſpüren kann; allein ich beſuchte noch fleißig die Collegia, und legte mich mit allem Ernſt auf die Übung in der Theologie, theils durch Catecheſiren, Proponiren und Predigen, theils durch das Gebet und Erfahrung der göttlichen Wahrheiten. Ich war aber dabei in dieſem letzten Semestre ſtets kränklich, daß ich dadurch nach zurückgelegtem Triennio die Academie zu verlaſſen gezwungen wurde. Nur wußte ich nicht ſobald, wohin ich mich wenden ſollte. Meine Ältern wollten mich wieder nach Berlin haben, und ich hätte meinen Willen darein ergeben, wenn es der Wille Gottes geweſen wäre; aber ſeine Gedanken waren auch darin nicht unſre Gedanken und ſeine Wege nicht unſere Wege.

§. 65. Gott hatte beſchloſſen mich in ſeiner Kirche zu gebrauchen, und wollte nun jetzt, daß ich erſt noch weiter zu ſeinem wahren Dienſt ſollte bereitet werden. Dazu hatte er mir einen Ort auserſehen, der hieß Farnſtedt; daſelbſt ſollte ich gleichſam recht in die Schule gehen und zu ſeinem Werke tüchtig gemacht werden. Allein ich hatte von dieſem Ort niemals gehört, noch wußte ich, wo er ſey und wie ich dahin kommen und was ich daſelbſt machen ſollte. Es war auch hierinnen alles mein Wiſſen und Bemühen unnöthig; denn er ſelbſt veranſtaltete alles ſo, daß ich ohne ängſtliche Sorge ſeinen Willen treffen und nach ſeiner wunderbaren und gnädigen Führung um die Oſterzeit des Jahrs 1736, da eben mein Triennium academicum geendigt war, mich dahin begeben konnte, wie ich hernach werde zu berichten haben. Nur muß ich noch zuvor die großen Wohlthaten Gottes weiter erzählen, welche er mir auch im Leiblichen hat zufließen laſſen und was ſich ſonſt Merkwürdiges Zeit meiner academiſchen Jahre mit mir zugetragen hat.

Dritte Abtheilung.

Die göttliche Fürſorge im Leiblichen.

§. 66. Als ich in Halle war, genoß ich auf dem Waiſenhauſe nebſt den geiſtlichen auch viele leibliche Wohlthaten, ohne welche ich ſchwerlich mein Auskommen gehabt hätte. Denn über die Stipendia, welche jährlich ſich nicht höher als 28 Thlr. beliefen, vermochten meine lieben Ältern mir nicht viel zu ſchicken, ſonderlich weil ſie ſchon auf der Schule faſt über ihr Vermögen an mir gethan hatten, und das Alter nebſt den Leibesſchwachheiten, auch die nöthige eigene Leibespflege ihnen immer ſchwerer und die Zeiten immer bedrängter wurden. Daher kam mir das Waiſenhaus auch hierinnen ſehr zu Statten und erſetzte allen Mangel, daß ich dem lieben Gott gedoppelten Dank dafür bringen konnte, erſt-

erſtlich, weil er in dieſem Hauſe meine Seele begnadigte und mich zu dem heiligen Amt bereitete, hernach weil er zugleich in demſelben meinem Leibe den nothdürftigen Unterhalt zufließen ließ. Ich danke dir dafür, du getreuer Gott; erhalte dieſes dein Werk nach deinem göttlichen Wohlgefallen und ſetze ſolches zum Segen ewiglich; ja breite noch ferner aus den herrlichen Ruhm deines heiligen Namens in dieſem Hauſe und durch daſſelbe auf dem ganzen Erdboden!

§. 67. Sonſt war es eine beſondere göttliche Vorſehung in Abſicht meines Unterhalts im Leiblichen, daß ich mit einigen Stipendiengeldern zum Studieren verſehen war; welches bei dieſer Gelegenheit nicht verſchweigen kann, ſondern zum Preiſe Gottes und ſeiner wunderbaren gnädigen Regierung gedenken muß. Als ich in meiner Jugend noch in die Schule ging, aber doch nun ſchon zu den Jahren kam, worinnen ich bald die Academie beziehen ſollte, ſendete Gott meiner Frauen Mutterbruder mir gänzlich unwiſſend nach Berlin zu dem Endzweck, damit er mir zum Studieren behülflich ſeyn und einige Stipendiengelder verſchaffen ſollte, wodurch ich in den Stand geſetzt würde, auf der Academie den nöthigen leiblichen Unterhalt zu haben. Er war eines Predigers Sohn aus Hinterpommern nahe bei der Stadt Pyritz gebürtig, und nach frühem Abſterben ſeines Vaters verſäumt worden, daß er nicht ſtudiert hatte, ſondern genöthigt wurde in vornehmer Herrn Dienſt ſich zu begeben. Er kam, wie geſagt, durch die göttliche Regierung nach Berlin und erlangte zuerſt die Bedienung eines Geheimſchreibers bei einem Königlichen Hofrath Namens Weſtarpf, welcher Städte-Kaſſen-Rentmeiſter war und die Auszahlung einiger Stipendiengelder zu beſorgen hatte.

§. 68. Meine Ältern hatten ſich zwar vorgeſetzt zu dem studio theologico mich anzuhalten, in der Hoffnung, daß ich Gott in ſeiner Kirche zu dienen brauchbar werden möchte; deſſenungeachtet wollten ſie gern beſondere Spuren ſeines göttlichen Willens und ſeiner Führung in dieſem Stück bemerken. Sie nahmen es auch alſo an, da ſie gewahr wurden, wie ich zu den studiis eine eifrige Begierde und vornehmlich an dem studio theologico ein großes Wohlgefallen zu erkennen gab; imgleichen daß ſich dazu einige nöthige Gaben äußerten; allein da die Koſten größer wurden, als ſie ſich vorgeſtellt hatten, und ſie befürchteten, daß es auf der Univerſität mich zu erhalten ihnen noch ſchwerer werden möchte, ſo wurden ſie einmal dieſerhalb ſehr bekümmert und niedergeſchlagen. Doch was geſchah? Es trat in dem Augenblick gleich als von ungefähr, aber gewiß durch eine ſonderbare Regierung Gottes, gedachter meiner Frauen Mutterbruder bei meinen Ältern in die Stube herein, meinen Vater ſeiner Gewohnheit nach zu beſuchen, und benahm ihnen ſolchen Kummer nach der gnädigen Veranſtaltung Gottes, die er über mich zu meinem Beſten beſchloſſen hatte.

§. 69. Ich habe hiebei zu gedenken, daß dieſer Mann eine Neigung zur Gottesfurcht in ſeinem Herzen hatte; daher ſuchte er ſolche Geſellſchaft, die ihm darinnen förderlich ſeyn konnte. Da hatte es nun Gott gefüget, daß er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin Gelegenheit gefunden mit meinem Vater bekannt zu werden, welchen er fleißig und jetzt inſonderheit zu recht gelegener Zeit beſuchte. Er war nicht ſo bald in die Stube getreten, als er bemerkte, daß meine Ältern wider ihre Gewohnheit niedergeſchlagen waren. Daher fragte er nach der Urſache, und ſie ſagten ihm ihre Bekümmerniß, wie ſie mich den Studien gewidmet hätten und nun befänden, daß es ihnen nicht würde möglich ſeyn, ſo viel zu erwerben, als ſolches koſten würde. Herr Ruccius — dieß war der Name dieſes rechtſchaffenen Mannes — nachdem er ſich erkundigt und vernommen hatte, daß ich mich nicht gern von den Studien wieder wolle abbringen laſſen, antwortete ihnen, daß es ſeiner Meinung nach unnöthig ſey, in dieſer Sache eine unnöthige Sorge zu tragen, weil Gott in Ermangelung ihres eigenen Vermögens die Mittel dazu von andern Orten her beſcheren könne. Man müſſe ſich bemühen, einige Stipendiengelder zu erlangen, dergleichen ſein Herr, der Hofrath, jährlich auszuzahlen hätte. Ja er verſprach zugleich — welches bei einem Fremden am meiſten zu bewundern war — ſeine Bemühung in dieſem Stück auf das ſorgfältigſte anzuwenden, ohne daß er ſelbſt oder meine Ältern wiſſen konnten, wie ich dereinſt aus Sachſen würde nach ſeinem Vaterlande Pommern berufen, zu Wartenberg in ſeiner Schweſter Hauſe bekannt und gar der Tochter derſelben, die nur erſt drei Jahr alt war, Ehemann und alſo ſein naher Anverwandter werden. Indeſſen brauchte ihn doch der allwiſſende Gott, daß er ſchon damals den Anfang machen mußte Vaterſtelle bei mir zu vertreten und mir zu meinem Studieren behülflich zu ſeyn. Er ſetzte auch noch zuletzt hinzu: weil der Herr Hofrath Weſtarpf jedermann gerne diene, ſo hoffe er es gewiß zu erlangen und durch deſſen Fürſprache ein dergleichen Stipendium mir zu verſchaffen.

§. 70. Meinen Ältern war dieſes alles ſehr lieb zu hören, und ſie dankten Gott, daß er ihnen aus dieſer Sorge zu kommen von dem Herrn Ruccius einen Weg zeigen ließe. Sie baten daneben denſelbigen, alles Mögliche zu verſuchen, damit die gemachte Hoffnung erfüllet werden möchte. Herr Ruccius war gar nicht ſäumig, ſondern hielte ſein Verſprechen. Sobald er nach Hauſe gekommen, ergriff er die erſte Gelegenheit und redete mit ſeinem Herrn von dieſer Sache, und brachte es endlich unter der göttlichen Regierung dahin, daß mir zwei Stipendien ausgemacht wurden, nämlich des Georg Heerbrands von 20 Thlrn. und des Johann Hofmeiſters von 8 Thlrn., durch welche ich drei Jahre hinter einander alle Jahre 28 Thlr. zu meinem nothdürftigen Unterhalt in Halle haben konnte; und war mir ſolches eine große Beihülfe. Es wurde mir am 16. Mai 1730 zugeſprochen und zu der Zeit, da ich in Halle war, richtig ausgezahlt.

§. 71. Damals reflectirte ich nicht darüber, was für eine Perſon von Gott zum Werkzeuge gebraucht würde mir dieſe ſeine Gabe zufließen zu laſſen, und noch viel weniger vermuthete ich, daß darunter ein göttlicher Wink verborgen liege und er mir dieſes Mannes Schweſtertochter zu meiner künftigen Ehegattin auserſehen und erſchaffen habe. Als ich hernachmals meine Frau heirathen wollte und Gott mein Herz auf ihre Perſon gelenkt, wußte ich noch nicht, daß ihr Großvater Ruccius geheißen und einen

Sohn hinterlaſſen hätte, der als Geheimſchreiber bei dem Königlichen Hofrath Weſtarpf durch ſeine Bemühung mir die genoſſenen Stipendien verſchafft habe; ich wußte nicht, daß dieſer meiner Braut Mutterbruder und aus Wartenberg gebürtig ſey. Daher als ich ſolches alles erfuhr, ſo mußte ich mit nicht geringer Bewunderung die Weisheit Gottes und ſeine Regierung preiſen. Es wurde dieſer liebe Mann hernach hier zu Treptow an der Tollenſe *) Inſpector bei der Königl. Acciskaſſe. Er bekehrte ſich rechtſchaffen zu Gott und wohnte in dieſer Stadt etwa noch 20 Jahr in großem Segen, iſt aber nun bereits in dem Herrn entſchlafen.

§. 72. Hiebei kann ich nicht unangeführt laſſen, daß, gleichwie Gott durch dieſen Herrn Ruccius für mich geſorgt, daß ich in meiner Jugend bei meinem Studieren eine Beihülfe zu meinem nothdürftigen Unterhalt bekommen habe, alſo hat er auch gleichergeſtalt durch ſeinen Schwager, als meinen nachmaligen Schwiegervater zu Wartenberg geſorget, daß mein Sohn, wenn er am Leben bleibet, ein Stipendium genießen kann. Denn es haftet auf den Nachkommen dieſes Gröffeniſchen Geſchlechts, aus dem

---

*) Nahe bei dieſem Städtchen war der letzte Berufsort des Verfaſſers.

meine Frau entſproſſen iſt, ein eigenes Stipendium, deſſen ich allhier zu einer künftigen Nachricht meines Sohns gedenken will.

§. 73. In dem Jahr 1697, noch vorher ehe mein Vater aus Ungarn nach Deutſchland kam, hat allhier zu Neuendorf, nahe bei den Städten Vahn und Schwedt belegen, der Paſtor deſſelbigen Orts Namens Casparus Leo ein Vermächtniß hinterlaſſen, nach welchem die Gröſſeniſchen Nachkommen, von denen Gott vorherſahe, daß ſie mit den Aßmanniſchen vereinigt werden würden, ſich eines stipendii jährlich von 15 Thlrn. zu verſprechen haben, welches auch vermöge ſolcher Stiftung nicht allein mein Schwiegervater in ſeiner Jugend, ſondern auch hernach deſſen Sohn, der mein Nachfolger im Amt zu Gartz an der Oder geworden iſt, vom elften Jahr ſeines Alters, imgleichen ſeiner älteſten Tochter Sohn mit Namen Neubauer von dem neunten Jahre an bis in das fünfundzwanzigſte bereits genoſſen haben.

(§§. 74 und 75. enthalten den Stiftungsbrief und beſagen, daß die Herren Markgrafen zu Schwedt das Stipendium auszahlen.)

§. 76. Mein Schwiegervater Johann Jeremias Gröſſenius aus Linde iſt der erſte Stipendiat hievon geweſen, welcher auch, da er von der Academie wieder zurückgekommen, in Schwedt zu dem Amt eines Subrectors bei der daſigen Stadtſchule befördert und hernach in dem Jahr 1713 am 15. Auguſt zum Paſtor in Wartenberg eingeſetzt wurde. Und mein Sohn als ſein Enkel wird hoffentlich vermöge dieſes Vermächtniſſes, wenn er am Leben bleibt, zu ſeiner Zeit es auch genieſſen können. Solchergeſtalt hat Gott die Freunde und Anverwandten meiner Frau gebraucht, beides mir ſelbſt und auch vielleicht dereinſt meinem Sohn zu den Studien behülflich zu ſeyn; ja es iſt meines Erachtens nicht wenig merkwürdig, daß Gott alſo ſchon in dem vorigen Jahrhundert, da mein Vater noch in Ungarn war, bereits Anſtalt gemacht, wie ſeine Nachkommen in Deutſchland Unterhalt finden könnten. Hier iſt die Erfahrung der göttlichen Worte: alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er ſorget für euch; und dieſes iſt eine einzige Beweiſung der göttlichen Fürſorge, die wir bemerken und bewundern müſſen. Wie viele mögen nicht deren ſeyn, welche unſrer weſentlichen Schwachheit wegen uns verborgen bleiben! Ach! daß wir doch möchten einzig und allein Gott vertrauen und uns auf ſeine gnädige Fürſorge in dem Leiblichen ſowohl, als vornehmlich in dem Geiſtlichen recht völlig verlaſſen! Wir würden wahrhaftig nicht zu Schanden werden.

§. 77. Überdem ſoll noch ein Stipendium

zu Stettin geſtiftet worden ſeyn, welches die Brunſchwigſchen Nachkommen zu genießen haben, zu welchen mein Sohn auch gehöret, immaaßen derſelbe in Abſicht ſeiner Mutter aus ſolchem Geſchlecht des Stifters Brunſchwig in gerader Linie abſtammet. Es ſind zuſammen 150 Thlr., welche ein Stipendiat drei Jahre hinter einander, nämlich alle Jahre 50 Thaler, zu erheben hat. Der Stifter Brunſchwig war, wenn ich nicht irre, Paſtor an der Jacobikirche zu Stettin; deſſen Bruder oder Vaterbruder war Paſtor zu Wartenberg und Schönfeld, welche beide Pfarrſtellen damals noch zuſammen gehörten, nach ſolcher Zeit aber von einander abgeſondert worden ſind. Dieſer Paſtor Brunſchwig zu Wartenberg hatte des berühmten Johannis Micrälii leibliche Schweſter zur Ehe und zeugte mit ihr eine Tochter, die in der Pfarre zu Wartenberg blieb und an ſeinen Nachfolger im Amte, den Paſtor Plaſier zur Zeit des dreißigjährigen Krieges verheirathet wurde; welche Brunſchwigs leibliche Tochter meines Sohnes Friedrich Bogislav Urältermutter geweſen iſt: denn ſie hinterließ nach Anzeige des noch verhandenen Wartenbergiſchen Kirchenbuchs ihre Tochter die Ruccius, und dieſe die Gröſſenius, welche meine Schwiegermutter geworden, und mit ihrer Tochter, nämlich meiner Frau, nebſt dieſem unſerm

Sohn als ihrem Enkel noch am Leben iſt. Weil, wie bereits gedacht, meiner Frau Urältervater, der Paſtor Brunſchwig zu Wartenberg, des berühmten Micrälii Schweſter zur Ehe gehabt, ſo haben auch dieſes ſeines Schwagers Johannis Micrälii Nachkommen an ſolchem Stipendio Theil genommen. Es verheirathete nämlich derſelbe ſeine Tochter an den Kaufmann Bubbert, deſſen Sohn, der Profeſſor Bubbert, als ein Enkel Micrälii, weil er zu der Brunſchwigſchen obgleich nur ſchwägerlichen Freundſchaft gehörte, dieſes Stipendium empfangen hat. Darum hoffe ich, mein Sohn als ein leiblicher Urenkel des Paſtors Brunſchwig werde zu ſeiner Zeit von dieſer Wohlthat noch viel weniger ausgeſchloſſen werden.

§. 78. (Hierin wird von einem andern Stipendium Nachricht ertheilt, das aber der Aßmannſchen Freundſchaft weder angehörte noch von ihr genoſſen worden iſt.)

§. 79. Was aber mein leiblich Auskommen auf der Univerſität anbelanget, ſo lenkte Gott auch das Herz des Generalfeldmarſchalls von Natzmer *) in Berlin, der die Leibgarden des Königs befehligte, für welche mein Vater

---

*) Dieß war der fromme Stiefvater des Grafen von Zinzendorf.

die Monturſtücke lieferte und ihm daher bekannt war, daß, als er hörete, ich ſey des Studierens wegen nach Halle gezogen, er mir durch den Profeſſor Francken *) daſelbſt drei Jahr lang jährlich 10 Thaler auszahlen ließ. Er war ein Herr, der Gott von ganzem Herzen fürchtete und bei aller Gelegenheit bedacht war, das Werk ſeines himmliſchen Reichs auf Erden zu befördern; ſonderlich unterließ er nicht alles beizutragen, was er konnte, daß ſeine geiſtlichen Knechte zu ſeinem göttlichen Dienſt am Evangelio recht bereitet würden, wie ich an meinem geringen Theil ein Zeuge davon geweſen bin.

§. 80. Ich erhielt durch dieſe Beihülfe mit jenen vorhingedachten beiden stipendiis zu meinem nothdürftigen Unterhalt auf der Univerſität jährlich 38 Thaler. Es war dieſes zwar nur eine ſehr mäßige Summe meines jährlichen Aufwandes an jenem Ort; allein ich war damit vergnügt, und kann wohl mit Wahrheit ſagen, daß ich mich nicht erinnern kann, jemals darüber unzufrieden geweſen zu ſeyn oder mehr begehret zu haben. Ich theilte das, was ich bekam, genau ein, daß ich damit auskommen konnte, und wurde alſo beizeiten zur Vergnügſamkeit angewöhnt; hatte ich gleich keinen Überfluß, daß ich

---

*) Der jüngere Francke.

im Speiſe und Trank ſammt der Kleidung ſo viel verwenden können, als wohl andere meinesgleichen thaten, ſo hatte ich doch keinen Mangel.

Vierte Abtheilung.

Die göttliche Fürſorge im Geiſtlichen.

Wie Gott für das Leibliche ſo treulich ſorgete, alſo ſorgte er noch viel mehr für mich in Abſicht des Geiſtlichen für meine Seele, daß ich ſein Knecht zu ſeinem Dienſt recht bereitet und in denſelben treu werden möchte; welche große Gnade Gottes ich viel höher ſchätze als jene, und derſelbigen hier mit Wenigem noch gedenken muß. Gott regierte alle meine inneren und äußeren Umſtände alſo, daß ich ihm nur einfältig nachfolgen durfte. Ich rechne dahin zuvörderſt und hauptſächlich das Kreuz, welches er mir auflegte, wie ich eben bereits angeführt habe. Er gewöhnte mich dazu, daß ich ſolches nach und nach lernte willig ertragen. Es diente mich zum geheimen Umgang mit Gott anzutreiben und nur einzig und allein darnach zu trachten, daß ich ſein Reich ererben möchte, auch in meinem Chriſtenthum, wohl gegründet werden, auf daß ich dereinſt von Weltleuten, welche in ihrem Leben und Wandel Gott und die Welt gern vereinigen wollen, zu dieſem ihrem fleiſchlichen Sinn nicht hingeriſſen würde, ſondern vielmehr ſelbige überwinden und ſie in der Wahrheit zu Chriſti Nachfolge anweiſen könnte, nach dem Beruf, darin mich ſeine göttliche Weisheit ſetzen wollte. O die Treue Gottes war groß in dieſem Stück, wie ich ſchon §. 53. habe rühmen müſſen.

§. 82. Dazu kam die gute Gelegenheit und deren Anwendung, welche mir Gott in Halle ſchenkte, die Hauptſache ſtets vor Augen zu haben und dasjenige zu erlernen, was zu meinem Beruf am meiſten erfordert würde, nämlich das Wort des lebendigen Gottes nach dem Sinn ſeines heiligen Geiſtes recht gründlich zu verſtehen und hernach bei mir ſelbſt durch den Glauben an Chriſtum zu erfahren, auch endlich in ſeiner Kraft ſowohl den kleinen einfältigen Kindern als den erwachſenen Alten gehörig und im wahrhaftigen Segen vorzutragen. Dieſer Gelegenheit bediente ich mich ſorgfältig, vornehmlich den Collegiis biblicis fleißig mit beizuwohnen. Ich kann nicht umhin, davon eine beſondere Erwähnung zu thun.

§. 83. Es war in Halle eine ſehr geſegnete und nützliche Anſtalt des Waiſenhauſes, daß den studiosis theologiae, die ſich ihr Chriſtenthum wollten einen Ernſt ſeyn laſſen, und zum Dienſt Gottes recht bereiten, Gelegenheit gegeben wurde, mit einigen Geübteren ein Colloquium über ein Dictum biblicum zur Erbauung öffentlich mit einander zu halten. Auf dieſe Weiſe konnten ſie nicht allein in dem wahren Chriſtenthum ſich zuſammen in guter Ordnung erwecken und erbauen, ſondern lernten auch einen erbaulichen Vortrag aus dem Wort Gottes ex tempore thun, und bekamen durch dieſe Übung nach und nach eine ſolche nöthige Geſchicklichkeit, welche ihnen zu ſeiner Zeit im Predigtamt einen ganz unentbehrlichen Nutzen brachte, nämlich aus der Fülle des Herzens von den göttlichen Wahrheiten, ſonderlich von der Heilsordnung, nach der apoſtoliſchen Lehre und Lehrart einen einfältigen und ungekünſtelten Vortrag zu thun, wodurch gewiß am allermeiſten erbauet wird, nicht zu gedenken, daß einem Prediger oft ſolche Gelegenheiten vorfallen, wo man nicht lange Zeit hat, ſeine Meditation zuvor ſchriftlich zu verfaſſen, ſondern gezwungen iſt, ſie alsbald mündlich vorzutragen, als in den heiligen Feſttagen zu geſchehen pflegt, wenn man zwei oder mehr Tage über verſchiedene Texte predigen muß und es ganz unmöglich wird, ſolche Predigten alle, zumal bei andern nöthigen Nebengeſchäften, von Wort zu Wort aufzuſchreiben und aus dem Gedächtniß fertig herzuſagen. Hat nun Studiosus nicht Gelegenheit gehabt ſich darinnen in ſeiner

Jugend beizeiten zu üben, wird es ihm hernach ſehr ſchwer werden ſich zu helfen.

§. 84. (Ermahnung an den Sohn, falls er erwachſen und ſich dem Studio theologico zuwenden ſollte, des Vaters Beiſpiel zu folgen und dieſe Übung fleißig zu treiben.)

§. 85. Ich ſage nicht, daß man ex tempore predigen ſoll, ohne wenn ſolches die Noth erfordert, ſondern ich halte dieſes vielmehr für eine ſündliche Gott mißfällige und ſtrafbare Sache. Denn wenn Gott zu einer gehörigen Meditation Zeit und Gelegenheit giebt, ſoll man ſolche brauchen, nicht aber leichtſinnig und liederlich verſchwenden oder zu Nebendingen anwenden, ſondern die göttlichen Wahrheiten allemal zuvor, ehe man ſie vorträgt, wohl meditiren und zur rechten gründlichen Einſicht derſelben zu gelangen ſuchen, auch die Hülfsmittel, die man hat zu ſolcher gründlichen Erkenntniß zu gelangen und ſie täglich zu vermehren, fleißig anwenden, ja wenn es möglich iſt und die Zeit ſolches geſtattet, ſeine meditationes allemal von Wort zu Wort ſchriftlich verfaſſen, ſonderlich in wichtigen Stücken, bevor man ſolche mündlich vorträgt. Das iſt aber die Meinung: man ſoll ſich daneben gewöhnen, alle ſolche Wahrheiten in einer gründlichen Ordnung ex tempore vorzutragen, damit man darinnen nicht ungeſchickt ſey, wenn dergleichen den Umſtänden nach erfordert wird. Man ſoll ſich an die Worte und Ausdrücke ohne Noth nicht binden, vornehmlich in der Zueignung einer abgehandelten Lehre, ſondern denſelben cum affectu, wenn er rein und lauter iſt, getroſt den Lauf laſſen, und ſich gewöhnen, die angemeſſenen Worte und Ausdrücke ex tempore zu finden und vorzutragen. Ein ſolcher Vortrag wird weit mehr Nutzen und Segen haben, als wenn man ſich noch ſo genau um die Worte zuvor ängſtiglich bekümmert oder ſie auf das künſtlichſte nach den Regeln der Redekunſt geſetzt hätte. Ob man gleich in dem Anfang, wie wohl geſchieht, in einem oder andern Worte fehlen möchte, ſo dienet es doch nicht zum Schaden, ſondern zu deſto mehrerer Behutſamkeit und Gebet, und man wird nach und nach darin geübt werden.

§. 86. Da ich die Collegia biblica und andere dergleichen Übung fleißig beſuchte, nahm ich auch jenen oben genannten Stubenkameraden zu mir, nicht wegen der Landsmannſchaft allein, ſondern vornehmlich deswegen, weil er ſchon im Chriſtenthum gegründet war, damit ich auf meine Stube täglich eine beſtändige Erweckung haben könnte; und als er im folgenden Jahr nach Berlin berufen war, zog ich auf das Waiſenhaus, um des rechtſchaffenen Knechts Gottes Myſchke zu genießen, wovon ich den Verlauf

§. 61 und 62. ſchon erzählt habe. Hier will ich nur gedenken, wie mir Gott auf demſelben geſegneten Waiſenhauſe meinen beſonders vertrauten Freund den Herrn Neuendorf zum Stubenkameraden an der Stelle des erſtgedachten Petermann beſcheerete. Das war mir eine recht gewünſchte geſegnete Zeit, und ich hatte mein Augenmerk allezeit darauf gerichtet, daß der liebe Gott mit einem ſolchen Stubenkameraden mich zuſammenführen möchte, mit welchem ich mich täglich erbauen könnte. Er ließ es mir auch durch ſeine Gnade gelingen. Herr Neuendorf bekehrte ſich damals zu Gott mit großem Ernſt; ich ward ein Zeuge von ſeiner Sinnesänderung; und ſein Beiſpiel hat mir zu vieler Ermunterung gedient. Wie denn derſelbe noch jetzt nach mehr denn dreiſſig Jahren zu Rehfeld und Haſſelbach, bei Bernſtein in Hinterpommern Stargardſchen Kreiſes belegen, in großem Segen arbeitet; jener Herr Petermann aber zu Dresden an der böhmiſchen Gemeine mit aller Freudigkeit und großer Frucht die Menſchen zu Chriſto führet. Damals wurde der Grund gelegt und die Zubereitung geſchah einzig und allein von dem Geiſt Gottes, auf unſerer Seite aber ging es zu ſolcher Zeit durch vieles Gebet und häufige Vergießung der Thränen; doch hat uns ſolche unſre Geſellſchaft noch niemals gereuet.

§. 87. Ich halte dafür, wenn es einem frommen Studioso theologiae ein rechtſchaffener Ernſt iſt, ein getreuer Knecht Gottes im Dienſt an ſeiner heiligen Kirche zu werden, ſo wird er ſonderlich darnach trachten, daß er auf der Academie einen ſolchen Stubenkameraden bekomme, welcher gründlich bekehret iſt und lauterlich dem Herrn Jeſu Chriſto anhanget und dienet, auf daß er ſowohl durch ſeinen Wandel als durch ſeine Worte von ihm eine tägliche Erweckung und Erbauung haben möge, und gleichſam mit zuſammengeſetzten Kräften in ſeiner Geſellſchaft dem Himmelreich Gewalt anthun könne und es alſo zu ſich reißen. Es wird ein ſolcher Studiosus ſich gewiß keinen Stubengeſellen nach dem Fleiſch erwählen, mit welchem er lachen, ſcherzen und mancherlei Muthwillen, wozu junge Leute geneigt ſind, treiben kann, ſondern ſolche vielmehr meiden und als eine Peſt fliehen.

§. 88. Ich kann nicht umhin bei dieſer Gelegenheit anzumerken, daß es ein Hauptſtück des jetzigen geiſtlichen Verderbens der chriſtlichen Kirche ſey und welches man ſonderlich wegen des großen Ärgerniſſes der Jugend ſehr zu beklagen hat: daß man nach den Grundſätzen der philoſophiſchen Bekehrung unſers Herzens wieder anfängt die Unanſtändigkeit ſolcher Jugendſünden zu mißkennen und zu verleugnen, da man ſich kein Gewiſſen mehr machen will, mit Seinesgleichen zu ſcherzen und mancherlei Leichtſinnigkeit oder Kurzweil zu treiben. Man ſucht die alten abgelegten Sitten der griechiſchen und römiſchen Heiden wieder hervor, welche ſonderlich bei ihren ſogenannten κώμοις gebräuchlich waren und denen wir doch in der heiligen Taufe ſo feierlich abgeſchworen, darum weil ſie von Gott in ſeinem heiligen Wort verworfen ſind, wie man aus Rom. 13, 13. erſiehet. Man will ſie rechtfertigen und mit den Sitten eines wahren Chriſten heimlich oder wohl gar öffentlich verbinden, als wenn ſeine göttliche Freudigkeit damit übereinkomme; und ſie ſind doch der Wahrheit oder dem rechtſchaffenen Weſen in Chriſto ſchnurſtracks zuwider.

§. 89. Denn unſer Wandel ſoll ſeyn, wie Ephes. 5, 3. ſtehet, wie es ſich für Heilige ſchicket. Denn nicht allein vor dem Gräuel der αἰσχρότης und μωρολογία (Schaamloſigkeit und Narretheidung) der Heiden wird gewarnt, welche auch aus der bloßen Vernunft ohne das übernatürliche Licht des heiligen Geiſtes kann eingeſehen und verabſcheut werden, wie viele Heiden gethan, die doch Gott nicht ſind gehorſam geworden, ſondern es wird auch ſogar die εὐτραπελία (Scherzerei), die doch der große Philoſoph Ariſtoteles und alle Weltweiſen jederzeit für eine Tugend gehalten hatten, für ein verabſcheuungswürdiger Gräuel erklärt, der einen wahren Chriſten vor dem Angeſicht Gottes ganz abſcheulich macht und nach der Schrift keinesweges in einem guten Verſtande kann gedeutet werden, obgleich es unſere halbierten Chriſten, die Doppelherzigen, aufs allerbündigſte behaupten wollen. Man ſieht aber daraus den wahrhaftigen Beweis, daß die übernatürliche Philoſophie Gottes und ſeiner Kinder e diametro entgegen ſtehe der natürlichen Philoſophie, wider die allgemeine Lehre der meiſten ſcharfſinnigen Weltweiſen dieſer Zeit u. ſ. w.

§. 90. Darum ſoll ein Studiosus ſich angelegen ſeyn laſſen, das Verderben der jetzigen Zeit recht zu erkennen, deſſen ich unten in den beiden erſten Abtheilungen des fünften Hauptſtücks noch weiter gedenken will. Er ſoll ſich damit nicht verunreinigen, ſondern zu einem geſetzten Weſen in ſeinem Chriſtenthum bringen laſſen, daß er ſeine academiſchen Jahre nicht in den Jugendſünden verſcherze, ſondern recht anwende, weil dieſe drei Jahre geſchwinde verſtreichen und doch die Zubereitungsjahre ſind, von welchen gewiſſermaaßen ſeine ganze übrige Lebenszeit abhängt. Er mag leicht daraus erkennen, wie nothwendig ihm dieſe Sorgfalt ſey, wozu denn auch der Umgang mit rechtſchaffenen Knechten Chriſti erfordert wird.

§. 91. Was jenen meinen Stubenkameraden den Herrn Petermann anbelanget, ſo findet man deſſen im 32ſten Beitrag der fortgeſetzten Sammlungen zum Bau des Reichs Gottes gedacht, S. 1022; wie man denn gleichergeſtalt eine kurze Nachricht von dem ungemeinen Glauben des theuerſten Paſtor Myſchke, um deſſen willen ich auf das Waiſenhaus zog, in eben dieſen Sammlungen findet, als in dem 27ſten Beitrag S. 309 und in dem 28ſten B. S. 469 u. f. Indeſſen genoß ich des Umganges mit dieſem theuren Mann, wie auch mit dem Herrn Petermann gar wenig.

§. 92. Zur Zeit der Ferien pflegte ich nach Cöthen zu reiſen und hörete daſelbſt den Herrn Hofprediger Allendorf predigen, oder auch den Herrn Lehr, welcher Informator bei den Prinzeſſinnen war und das Lied: Mein Heiland nimmt die Sünder an, eben damals gemacht hatte. Es war zu derſelben Zeit an dem fürſtlichen Hofe und in der Stadt eine große Erweckung. Zuweilen ging ich nach Schortewitz, wo der alte Magiſter Sommer Paſtor war, auch ein treuer Knecht Chriſti, und weidete meine Seele: ſintemal der Zweck aller meiner Geſellſchaft, die ich ſuchte, bloß und allein dieſer war, daß ich gern in meinem Chriſtenthum wollte gefördert und recht darinnen gegründet werden, mich immer inniger und völliger dem Herrn aufzuopfern. Ja es war auch dieſes der Endzweck meiner vorhin gedachten Reiſe nach Berlin, die ich auf Rath des Herrn Profeſſor Juncker zur Wiedererholung meiner Geſundheit vornehmen mußte. Ich gedachte der treuen Knechte Gottes unterwegs und auch in Berlin zu genießen; welches auch der Herr ſegnete, auf der ganzen Reiſe mit mir war, und ſie nicht ohne großen Nutzen für meine Seele zurücklegen ließ. Es wird nicht undienlich ſeyn, ſolcher Reiſe hier zu gedenken.

Fünfte Abtheilung.

Die Erfahrung des göttlichen Segens auf einer Reiſe nach Berlin.

Weil ich an dem malo hypochondriaco große Beſchwerung hatte und ſonſt ſehr kränklich war, die Ärzte aber dafür hielten, daß ich durch eine bequeme Reiſe an meiner Geſundheit wieder hergeſtellt werden könnte, ſo wollte ich zwar mein Curriculum academicum nicht gern unterbrechen, aber auf vieles Zureden wagte ichs endlich und ſetzte mich in dem Jahr 1735 am 18. Mai zu Halle auf die Landkutſche, die nach

Berlin reiſete. Ich war kaum zum Thor hinausgekommen, ſo wurde ich mit vielem Kummer angefüllet, als ich ſahe, was für böſe Geſellſchaft ich auf jenem Wagen angetroffen hatte.

§. 94. Es war eine weiſe göttliche Regierung, um die erſte Probe abzulegen, wie ich mich unter weltlicher und ſündlicher Geſellſchaft verhalten würde. Als ich zwei Jahre vorher aus meines Vaters Hauſe reiſete und auf dieſer Kutſche nach Halle fuhr, hatte ich's nicht thun können: denn es fehlte mir damals noch die Kraft, welche dazu erfordert wird. Der treue Gott ſorgte auch zu derſelben Zeit gnädiglich für mich und gab mir gleichſam zwei Engel, welche das böſe Weſen, das ſich bei etlichen Reiſegefährten blicken ließ, an meiner Statt beſtrafen und mich davor bewahren mußten. Sie waren zwei Präceptores aus dem halliſchen Pädagogio, welche ihre Freunde in Berlin beſucht hatten und nun ihren Rückweg nach Halle nahmen, gottesfürchtige und verſtändige Männer, Namens Freude und Tüchter, von welchen der erſte nachmals Rector scholae in der Ukermark zu Prenzlow geworden iſt. Ich hatte mich ſchon mit meinen Schulkameraden beredet, wie ich mit ihnen die damalige Reiſe in ihrer Geſellſchaft thun wollte; aber Gott regierte es alſo gnädiglich, daß ſie einige Hinderniſſe bekamen und ihre Reiſe noch etliche Tage aufſchieben, jene frommen Studiosi aber ſich ohne mein Wiſſen an ihrer Stelle auf die Kutſche dingen und alſo ſtatt der Schulfreunde meine Reiſegefährten zwar wider meinen Willen, aber mir doch zum großen Segen werden müſſen. So weiß Gott allen Seelenſchaden abzuwenden und was uns nützlich iſt zu geben, ob wir wohl nicht darum bitten, ja es nicht einmal verſtehen. Er iſt der Unmündigen Vormund. Man ſehe zurück §. 76.

§. 95. Gedachte beide Studiosi nahmen unterwegs Gelegenheit mit mir vom Reiche Gottes zu reden; ich wurde auf der ganzen Reiſe vor aller Ausſchweifung bewahrt, und es wurde durch ſie die ganze Reiſegeſellſchaft auf dem Wagen erbaut. Sobald ich zu Halle ankam, nahm mich der Studiosus Tüchter auf ſeine Stube, die Nacht über bei ihm zu verbleiben; wovon ich einen gedoppelten Nutzen hatte: erſtlich, daß ich nicht in dem Wirthshauſe bei der böſen Geſellſchaft die Nacht über herbergen durfte, und hernach, da dieſer Studiosus des folgenden Tags in das Waiſenhaus zog, daß ich in dem Hauſe ſeines Wirths, welches ein unverdächtiges Haus war, wo ich keine Gefahr hatte Gelegenheit zum Böſen zu bekommen, an ſeiner Statt wohnen konnte. Dank ſey dir ewig geſagt, mein Gott und verſöhnter Vater in Chriſto Jeſu, für dieſe und alle andere deine gnädige Aufſicht und Führung! Ach! nimm dich aller jungen ſtudierenden Leute an, ſonderlich meines Sohnes, wenn er zu ſolchen Jahren kommen ſollte, damit ſie alle vor Verführung bewahrt und deine treue Knechte werden mögen! Dieſes war in dem Jahr 1733 geſchehen.

§. 96. Bei der jetzigen Reiſe im Jahr 1735 von Halle zurück nach Berlin hätte ichs wohl gerne wieder ſo gehabt, daß mich ein paar dergleichen Engel begleitet hätten, allein ich konnte es nun ſo gut nicht erlangen. Vor zwei Jahren verlangte ichs nicht, doch ſahe Gott meine Bedürfniß an, ließ ſich mein jammern, und es mir ſo gut werden. Jetzt begehrete ichs oder hätte ſolches doch gern angenommen, allein ich bekam es nicht; ſondern ich ſollte nun eine öffentliche Probe ablegen, ob ich in den beiden verfloſſenen Jahren durch die göttliche Gnade gelernet hätte mich ſelbſt zu regieren und in der Welt bei aller Verſuchung zu überwinden und unbefleckt zu bewahren; wozu mir der Herr die Kraft bereits geſchenkt hatte.

§. 97. Die ſchlimmſten von meinen Reiſegefährten waren ein Forſtmeiſter und eine Demoiſelle von etlichen und zwanzig Jahren ihres Alters. Die andern Reiſegefährten waren ehrbar, aber dieſe beide ſehr leichtſinnig. Wir waren kaum eine Stunde gefahren, ſo fingen ſie an allerlei ſündhaftes Geſchwätz zu reden und üppige Lieder zu ſingen. Im Anfange ſchwieg ich dazu ſtille, endlich aber ſtieg ich aus Unmuth aus dem Wagen und ging zu Fuße neben demſelben her, damit ichs mit meinen Ohren nicht anhören dürfte, aber ich ermüdete bald und wurde genöthigt mich wieder aufzuſetzen. Da geſchah es nun, daß ſie anfingen mein zu ſpotten, weil ſie aus meinem Stillſchweigen, ernſtlichen Gebärden und Abſteigen von dem Wagen genug gemerkt hatten, daß ich ihr Thun mißbillige und verabſcheue. Sie ließen allerlei Spottnamen, womit die Welt gottſelige Perſonen zu belegen pflegt, von Scheinheiligen und dergleichen hören, und ſungen darauf noch ärgere und unzüchtigere Lieder, gleichſam mir zum Trotz, weil ich mein Wohlgefallen verſagte. Ich wurde dadurch ſehr niedergeſchlagen, aber doch nicht von meinem Stillſchweigen abgebracht. Darüber ging der Tag hin und wir kamen am Abend zu Cöthen an.

§. 98. Es war eben der Abend, welcher vor dem Feſt der Himmelfahrt unſers Herrn Jeſu Chriſti vorhergehet, und ich erfuhr in der Herberge, daß wir des folgenden Tages zu Mittage in Zerbſt eintreffen, daſelbſt aber uns 24 Stunden aufhalten würden, ehe die Kutſche von dort nach Berlin wieder abginge. Es war mir ſolches höchſt unangenehm, ich überlegte es bei mir, und beſchloß ſolche Zeit lieber in Cöthen zu verweilen, zumal am folgenden Tage das heilige Feſt ſollte gefeiert werden, und ich auf ſolche Weiſe mich am Worte Gottes weiden und beinahe zwei völlige Tage der böſen Geſellſchaft entgehen konnte. Ich nahm mir vor meine Reiſe alſo einzurichten, daß ich nur des dritten Tages zu Mittage gegen die Zeit der Abreiſe der Landkutſche in Zerbſt eintreffen möchte.

§. 99. Solchergeſtalt blieb ich den folgenden Tag über in Cöthen und feierte daſelbſt das Feſt mit vieler Erweckung und Segen für meine Seele. Als aber der darauf folgende Morgen anbrach, welches der 20ſte Tag des Monats Mai war, ſo machte ich mich früh auf den Weg und ging nach Zerbſt, in der Meinung zu rechter Zeit daſelbſt anzukommen, ehe noch die Kutſche abgehen würde. Denn ob ich wohl mich auf dieſelbige gedungen, auch meinen Koffer darauf ſtehen hatte, imgleichen die Bezahlung in Halle bereits voraus gethan, ſo konnte ich doch leicht vermuthen, daß ſie ſich nach mir nicht aufhalten würden, wenn ich nicht zu rechter Zeit gegenwärtig wäre. Darum eilte ich gegen die Zeit ihrer Abreiſe gewiß anzulangen.

§. 100. Als ich an das Städtchen Aken kam, wo eine Fähre über die Elbe iſt, durfte ich auch gar nicht lange warten; Gott hatte bereits für mich geſorgt, daß mein Weg beſchleunigt würde. Es hatten ſich ſchon Wagen und viele Reiſende geſammelt, auch auf die Fähre begeben, und wollten vom Lande abſtoßen; als ſie mich aber von fern erblickten, und merkten, daß ich auch über den Strom verlangen würde, riefen ſie mir entgegen, daß ich eilen und einſteigen möchte. Ich ſtieg ein, und kam alſo ohne Aufenthalt hinüber.

§. 101. Darauf ſetzte ich meinen Weg eilfertig weiter fort und kam hinter einen armen Mann, der einen Schiebkarren vor ſich hinſchob, worinnen allerlei Flügelwerk, das er auf einem Markt verkaufen wollte, eingeſperrt war. Ich konnte es nicht unterlaſſen mich mit ihm über unſern Seelenzuſtand in ein Geſpräch zu begeben, da ich ſahe, daß wir zuſammen einerlei Weg zu reiſen hatten. Er ſchien darüber ſehr vergnügt zu ſeyn, ſo daß ich ihm den ganzen Rath Gottes von unſrer Seligkeit mit Freuden vortragen und, ſo viel mir Gott zu der Stunde dazu Gnade gab, auf das beweglichſte an ſein Herz legen konnte, damit er zur Buße möchte erweckt werden, deren er, wie ich merkte, noch ermangelte. Darum zeigte ich ihm, nicht allein, wie ſich ein Menſch bekehren müſſe, ſondern ermahnte ihn auch herzlich, und ſtellte ihm vor mein eigenes Beiſpiel und die große Seligkeit, welche man in dieſer Ordnung in Zeit und Ewigkeit ganz gewiß zu erwarten habe. Über dieſem Geſpräch verweilte ich mich etwas lange, und weil ich in der Mittagsſtunde bereits in Zerbſt zugegen ſeyn und alſo an jenem halben Tage vier Meilen zurücklegen mußte, ſo wurde ich genöthigt endlich abzubrechen und zu eilen, damit ich zu rechter Zeit ankommen möchte; welches denn auch geſchahe, ſo daß ich die Uhr in der Stadt hörte zwölfe ſchlagen, eben da ich in das Thor eingehen wollte.

§. 102. Weil ich mich nun erinnerte gehört zu haben, daß die Landkutſche nur erſt um Ein Uhr daſelbſt abginge, und ſehr ermüdet war, ſo dachte ich Zeit genug übrig zu haben, mich noch zuvor ein wenig niederzuſetzen. Ich ſah zur linken Hand an dem Wege einen kleinen Wald und vorne an neben mir eine ſchöne grüne ſtarkbelaubte Birke ſtehen; unter derſelben ſetzte ich mich ein wenig nieder, um des Schatten zu genießen und mich zu erquicken, indem ich bei mir ſelber ſprach: Du wirſt noch zeitig genug zu der böſen Geſellſchaft wieder kommen, wußte aber nicht, daß es durch ſo vielen Kampf und Schwierigkeiten gehen, und noch weniger, daß der liebe Gott ſich in ſeiner göttlichen Güte und

Vorſehung ſo reichlich an mir verherrlichen würde, wie hernach geſchehen iſt.

§. 103. Unterdeſſen war ich in guter Zuverſicht zu Gott ganz unbeſorgt, und weil ich mich in der Taſche mit einigen erbaulichen Tractätlein zur Reiſe, die ich bei müßigen Stunden durchleſen wollte, verſehen hatte, ſo zog ich deren eins hervor und las darinnen. Die ungewohnte Müdigkeit verurſachte, daß ich unter dem Leſen bald in einen kleinen Schlummer und Schlaf verfiel. Als ich erwachte, erſchrak ich nicht wenig darüber, und ſtund geſchwind auf, ohne zu wiſſen, wie lange ich geſchlafen, oder wer mich aufgeweckt hätte. Ich lief mit aller Eilfertigkeit in die Stadt, indem ich beſorgte, ich würde nun zu ſpät kommen und die Landkutſche nicht mehr daſelbſt antreffen; wie auch wirklich geſchah. Denn ſie war unterdeſſen bereits nach Berlin abgefahren, und der gnädige Gott hatte dieſen Umſtand, imgleichen, daß ſie recht weit vorauskommen mußte, deswegen zugelaſſen, damit er deſto herrlicher an dieſem Tage ſeine göttliche Güte und Vorſehung über mir ſeinem geringſten Diener offenbaren möchte.

§. 104. Es kam nun eine gedoppelte Urſach zuſammen, aus welcher ich ſo weit dahinten bleiben mußte. Erſtlich war es eine Leichtfertigkeit und Bosheit meiner Reiſegefährten, die zu meiner Prüfung von Gott zugelaſſen wurde. Sie hatten nämlich den Fuhrmann der Landkutſche aufgewiegelt, ſich dießmal zeitiger als gewöhnlich aufzumachen und mit dem Wagen von Zerbſt abzufahren, auf daß ich nicht wieder zu ihnen kommen, ſondern den ganzen Weg bis Berlin oder wenigſtens bis in das erſte Nachtquartier ihnen nachlaufen ſollte. Hernach kam noch dazu meine Unbedachtſamkeit, da ich mich zu einer Zeit niederſetzte, als ich am meiſten hätte eilen ſollen, und gar in einen Schlaf verfiel. Indeſſen ließ Gott auch dieſes zu, weil er vorherſah, daß ich keinen Schaden haben, ſondern vielmehr an meiner Seele darüber geſegnet werden würde. Ich ſollte merken, daß er auch in den äußerſten Umſtänden eine geſchwinde Hülfe verſchaffen könne.

§. 103. Als ich alſo in dem Wirthshauſe ankam, fand ich hier meinen guten Freund einen Studiosum theologiae mit Namen Reuſch, der mein daſelbſt mit Schmerzen wartete; aber die Kutſche war nicht mehr vorhanden. Ei! mein Bruder, ſagte er, indem er mich umarmte, Sie kommen nun zu ſpät; die Kutſche iſt ſchon vor mehr denn einer Stunde abgefahren und wir werden ſie ſchwerlich wieder erreichen. Ich betrübte mich, daß ich geſchlafen und mich alſo aus eigener Schuld in dieſen Kummer verſetzt hatte; weil ich noch nicht den Rath Gottes wußte, der darunter verborgen war, daß es alſo gehen mußte, damit ſeine Gnadenaufſicht zu ſeinem Lobe deſto herrlicher offenbar würde.

§. 106. Mit gedachtem Studioſo hatte es folgende Bewandniß: Er war von einem Ort nahe bei Berlin gebürtig und reiſete jetzt zu ſeinen Ältern. Damit er nun meiner Geſellſchaft genießen und noch einen andern guten Freund nahe bei Zerbſt auch zuvor beſuchen möchte, ſo richtete er dieſe Reiſe alſo ein, daß er an dem Tage, da die Landkutſche von Zerbſt abgehen würde, daſelbſt eintreffen und mit mir ſeine Reiſe nach Berlin fortſetzen könnte. Wir hatten es in Halle bereits alſo mit einander abgeredet. Er hielte ſein Wort, und war zu rechter Zeit zugegen; ich aber blieb aus. Deſſenungeachtet wollte er lieber die Landkutſche fahren laſſen, als meiner Geſellſchaft entbehren. Er war, wie geſagt, in dem Wirthshauſe geblieben und hatte daſelbſt mein erwartet. Wie er mich ankommen ſah, war er froh, und wollte mit mir aufbrechen zu verſuchen, ob es nicht möglich wäre, die Kutſche wieder einzuholen. Ich war aber kränklich, hatte an jenem Tage weder gegeſſen noch getrunken, und war gleichwohl ſchon vier Meilen gegangen. Darum mußte ich nothwendig etwas Speiſe und Trank zu mir nehmen,

men, um mich vorher zu erquicken. Ich that es ganz eilig, und machte mich bald mit meinem getreuen Freund auf den Weg.

§. 107. Wir gingen eilend durch die Stadt, und erkundigten uns bei dem Ausgang aus dem Thor, ob die Landkutſche ſchon weit ſeyn möchte. Wir hörten, daß ſie wohl eine gute halbe Meile dürfte zurückgelegt haben, weil ſie außerordentlich ſtark gefahren wäre. Nun ſahen wir, daß es uns nicht möglich ſey, ſolches wieder einzuholen; allein wir wagten es im Namen Gottes, indem wir wußten, daß, wenn wir ſie nicht an dieſem Tage erreichten, wir hernach den ganzen Weg bis Berlin zu Fuße ihr würden nachgehen müſſen, was mir für meinen Theil bei meiner damaligen Schwachheit des Leibes ſehr ſchwer oder unmöglich gefallen wäre. Jene gottloſen Reiſegefährten aber hatten es darauf angefangen, und meinten, wir ſollten nun auf den ganzen Weg bis Berlin nicht wieder zu ihnen kommen. Allein Gott beſchämte ſie und half; nur daß wir nicht gleich die Mittel vor uns ſahen, und uns ängſteten.

§. 108. Indeſſen reiſeten wir in dem Namen Gottes, ſo gut wir konnten, fort, und kamen von der Stadt eine halbe Meile weit bis zu einem bewohnten Ort gleich einem Vorwerk. Da fing ich an zu ermüden, daß wir uns entſchloſſen einen Wagen zu dingen, der uns der Landkutſche bis in das Nachtquartier nachfahren könnte, weil es mir ſchwer wurde weiter zu gehen. Aber die Leute des Orts entſchuldigten ſich, ſie hätten keine Pferde zu Hauſe, und unſre Bemühung war alſo vergeblich. Wir ſahen keinen andern Rath, als nach genoſſener kurzer Erholung uns wieder auf den Weg zu machen, ob wir wohl mit unſerer Vernunft nicht begreifen konnten, wie wir fortkommen würden.

§. 109. Nach einem zurückgelegten kleinen Stück Weges, nicht viel über eine Viertelmeile, ſank ich in die Kniee und war ſo ſehr ermüdet, daß ich mich nicht mehr aufrecht auf den Beinen erhalten konnte. Wir ſahen uns an, und erblickten einen Stein, auf welchen ich mich ein wenig niederſetzte, ſtund aber nach einer kleinen Weile wieder auf, um noch einmal zu verſuchen meinen Weg fortzuſetzen; allein es war nun nicht mehr möglich, ſondern es entfielen mir alle meine Kräfte. Mein getreuer Reiſegefährte hatte noch ein Stücklein Brod, welches er hervorholte mich damit zu ſtärken. Es däuchte mich auch, als ob ich wieder eine Kraft davon bekäme, ſtund auf, ging einige Schritt, und als er ſah, daß ich nicht weiter konnte, wollte er mich fortziehen und zuletzt tragen. Ich bat ihn ſeine Reiſe allein fortzuſetzen und ſich nicht länger noch mit mir aufzuhalten, noch unmögliche Dinge zu verſuchen. Deſſenungeachtet, ob er wohl ſahe, daß er mir nicht helfen konnte, auch genugſam im Stande war ſeine Reiſe ohne mich fortzuſetzen, ſo war er doch nicht zu bewegen, ſolches zu thun, ſondern er wollte lieber bei mir bleiben, mit mir aushalten, mich nicht verlaſſen, es erginge uns auch, als es wolle.

§. 110. Dieſe große Treue meines Reiſegefährten war mir ſehr eindrücklich, und ich konnte daraus den Schluß machen, daß Gott, dem ich mich zum Dienſt ergeben hatte, mich noch viel weniger verlaſſen würde, ſondern vielmehr in den jetzigen Umſtänden, da keine menſchliche Hülfe vorhanden war, ſeine treue Fürſorge beweiſen. Darum bat ich ihn, er wolle uns ſeine Hülfe widerfahren laſſen und uns nur in ein Dorf helfen, damit wir nicht die inſtehende Nacht über unter freiem Himmel bleiben dürften, wovon ich wegen meiner damaligen Kränklichkeit an meiner Geſundheit leicht großen Schaden hätte nehmen mögen.

§. 111. Wir ſahen aber keine Mittel vor Augen, noch eine Möglichkeit, wie ſolches geſchehen könnte, was wir begehreten; indeſſen hielten wir uns an dem, den wir nicht ſahen und der uns verheißen hatte, daß er uns in keiner Noth verlaſſen wolle, und daß keiner ſolle zu Schan dem werden, der zu ihm ſeine Zuflucht nehmen würde. Da erhörete er uns auch in demſelbigen Augenblick; er ſchaffte eine ſchleunige Hülfe, ſo wie wir es bedurften, ja er ſchenkte noch mehr, als ich verlangte und gebeten hatte: nämlich er brachte uns nicht allein in ein Dorf, woſelbſt wir die Nacht über gut und ſanft ſchlafen konnten, ſondern auch noch an demſelbigen Tage bis zu der Landkutſche, und ſolches auf einer viel bequemeren Weiſe, als wenn wir dieſelbe noch im Zerbſt angetroffen hätten. Es ging dieſe erwartete göttliche Hülfe folgendergeſtalt zu:

§. 112. Als wir ganz verlaſſen auf dem Felde ſtunden, an uns ſelber verzagten, und mit vielen Schmerzen auf die Hülfe des Herrn unſers Gottes warteten, wurden wir von fern einen Staub gewahr. Als ſolcher näher kam, ſahen wir einen Bauerwagen mit vier flüchtigen Pferden beſpannt von Seiten der Stadt auf uns zueilen. Mein Gefährte ſprach: Seyn Sie gutes Muthes, mein Bruder, es kommt ein Wagen, der wird uns aufnehmen und zu der Landkutſche bringen. Meine Antwort war: Ach! ich wollte gern zufrieden ſeyn, wenn er uns nur bis zu dem nächſtgelegenen Dorf brächte, wo ich ausruhen könnte, um hernach wieder weiter zu gehen. Unter dieſem Geſpräche kam der Wagen herbei und war nach wenigen Worten bei uns.

Ich ermunterte mich und trat an die Seite in der gewiſſen Hoffnung, daß er uns mitnehmen werde. Indem wollte er auch ſchon vorüberjagen; wir winkten mit der Hand und riefen dem Fuhrmann zu, daß er bewogen wurde ſtill zu halten, war auch ſogleich, als er unſer Verlangen vernommen hatte, willig uns mitzunehmen.

§. 113. Es war ein lediger Kornwagen, mit welchem an demſelben Tage Getraide nach der Stadt gefahren war und der nun wieder nach Hauſe kehrete. Wir ſtiegen im Namen Gottes auf, ohne zu wiſſen noch zu fragen, woher er ſey und wohin er fahre; denn wir waren nur froh, daß wir nicht auf dem Felde dürften liegen bleiben, und wären zufrieden geweſen, wenn wir die Landkutſche auch nicht an demſelben Tage wieder erreicht hätten. Wir lobeten und preiſeten Gott für ſeine wunderbare Güte, und gedachten:

> Mit Mutterhänden leitet er
> Die Seinen ſtetig hin und her:
> Gebt unſerm Gott die Ehre!

§. 114. Nachdem wir auf dieſem Wagen nur eine kleine Weile geweſen und der Fuhrmann ſeinen Weg verfolgte, machte ſolcher den Anfang uns zu fragen: wer wir wären und wohin wir reiſen wollten? Worauf wir ihm alles erzähleten: daß wir Studenten von Halle wären und nach Berlin reiſeten, daß ich mich zwar in Halle auf die Landkutſche gedungen hätte, wäre aber zurück geblieben und müßte nun ihr zu Fuße nachgehen; worüber ich dergeſtalt ermüdet worden ſey, daß ich nicht einen Schritt weiter gehen könnte. Der Fuhrmann erwiederte, er reiſe eben denſelben Weg, welchen die Landkutſche fahren müſſe, und wir würden ſie in kurzer Zeit einholen; wir hätten aber gar nicht nöthig von ſeinem Wagen abzuſteigen, weil er in dem Dorfe zu Hauſe gehöre, in welchem die Landkutſche die Nachtherberge hätte. Er fügte noch hinzu, wenn wir auf ſeinem Wagen blieben, ſo würden wir wohl eine Stunde eher ins Nachtquartier kommen als die Kutſche. Da ſahen wir uns einander an und verwunderten uns über die Regierung Gottes und ſeine ſo ſchleunige Hülfe, daß er das böſe Vernehmen unſerer Reiſegeſellſchaft hatte zu Schanden gemacht. Wir ſahen nun die Erfüllung der Worte: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. Wir hatten dem Herrn unſere Wege befohlen, wir hatten auch auf ihn gehofft, da nichts zu hoffen war; er machte es nun auch wohl: wir wurden nicht zu Schanden, ſondern vielmehr in dem Leib und Geiſt erfreut und geſtärkt, wie ich dergleichen

Proben göttlicher gnädiger Regierung bereits oben §. 78 und 91. gedacht habe.

§. 115. Unſer Geſchäft auf dem Wagen war, daß wir zuerſt unter einander redeten und uns in dem Glauben ſtärkten. Hernach redeten wir auch zu dem Fuhrmann und zu einer Bauerfrau, welche auf dieſem Wagen ſaß, wie gut es ſey den Herrn unſern Gott fürchten und ſich zu ihm bekehren. Sie höreten uns mit großer Begierde an und ſchienen ſehr vergnügt zu ſeyn über dem, was wir ihnen ſagten. Wir kamen unter ſolchen Reden bald hinter der Landkutſche her, und als wir ſie erreicht hatten, ſahen ſie uns mit Verwunderung an und ſchämten ſich, daß ihnen ihr Anſchlag mißlungen ſey; wir aber fuhren an ihnen vorüber und kamen wohl eine Stunde früher in dem Dorfe an, woſelbſt wir die Nacht über bleiben ſollten. Ob wir wohl unſerm Fuhrmann eine Bezahlung dafür geben wollten, daß er uns ſo weit gefahren hatte, ſo nahm er doch keine an, ſondern ſprach: Das Wort oder die Unterredung, welche er von uns gehört habe, ſolle ſeine Vergeltung ſeyn.

§. 116. Nun waren wir vergnügt, lobeten und preiſeten Gott, daß er uns bis dahin gebracht hatte, funden auch bald das Haus, in welchem die Landkutſche einzukehren und die Nacht über zu bleiben pflegte. Wir ließen uns daſelbſt eine kleine Abendmahlzeit bereiten, und weil der Gaſtwirth einige kleine Kinder hatte, ſo nahmen wir ſolche unterdeſſen vor, katecheſirten und lehrten ihnen ein Sprüchlein aus der Schrift. Zuletzt ſpät gegen den Abend, als wir gegeſſen hatten, kam auch die Landkutſche in derſelben Herberge an. Aber wir konnten uns gleich nach ihrer Ankunft zur Ruhe niederlegen, ohne daß wir von ihrem ſündlichem Geſchwätz beſchwert wurden.

§. 117. Des folgenden Morgens, als die Landkutſche aufbrach, ſetzte ich mich in den Wagen. Nur mein treuer Freund und Reiſegefährte konnte es nicht ſo erlangen. Er hatte ſich nicht in Halle aufgedungen und, wie ich gethan, vorausbezahlt. Darum wollte der Kutſcher ihn nicht mit aufnehmen, ſondern ließ ihn den ganzen Weg bis Berlin neben dem Wagen hergehen. Es geſchah dieß bloß aus Feindſchaft gegen ſeine bemerkte Gottesfurcht; und er mußte alſo ein unſchuldiges Opfer der Rache dieſer böſen Leute werden. Indeſſen war er munter und friſch, auch ſchenkte ihm Gott die benöthigte Geduld, und ſtärkte ihn dergeſtalt, daß er ſolches gar nicht achtete und dieſen Weg mit vielem Vergnügen zurücklegen konnte.

§. 118. Der Forſtmeiſter und die Demoiſelle waren nun, als ich wieder bei ihnen auf dem Wagen ſaß, ganz furchtſam, und getrauete ſich deren keiner mehr, wie ſie am vorigen Mittwoch gethan, ſündliche Reden zu führen noch dergleichen Lieder zu ſingen. Weil ſie auch nichts Gutes zu reden und vorzunehmen wußten, ſo ſchliefen ſie endlich auf dem Wagen ein, und ich bekam unterdeſſen Gelegenheit, in meinen Büchlein, die ich bei mir führte, in der Stille zu leſen. Einmal als der Forſtmeiſter erwachte, hatte ich eben A. H. Francken Tractätlein der ſichere Glaubensweg genannt, in einem ganz kleinen Format gedruckt, in Händen. Weil er nun dergleichen kleines Format vielleicht noch niemals mochte geſehen haben, ſo begehrte er ihm ſolches zu zeigen; und nachdem er daſſelbe von Anfang bis zu Ende durchgeleſen hatte, erwachte auch endlich die Demoiſelle von ihrem Schlaf, ſahe das Büchlein in ſeinen Händen, ohne zu wiſſen, von wem er es empfangen hätte, forderte ſich ſolches; und er gab es ihr mit folgenden Worten zu: Das Büchlein iſt gut, wenn Sie aber nach deſſen Inhalt wollen thun, ſo müſſen Sie ganz anders werden.

§. 119. Hiervon nahm ich Gelegenheit mit ihnen mich in ein Geſpräch einzulaſſen und mit aller Freudigkeit ſie zu vermahnen. Ich zeigte ihnen den Gräuel ihres Lebens, die Nothwendigkeit ihrer Bekehrung und die daran hangende

Seligkeit. Sie höreten ſolches alles an und widerſprachen nicht. Ich ſung hernach auf dem Wagen ein erbauliches geiſtliches Lied, welches ſie auch, nicht ohne große Aufmerkſamkeit, mitſungen, und auf ſolche Weiſe kamen wir endlich nach Potsdam. Da lobete ich Gott, der mir ſo kräftig beigeſtanden und mir ſo herrlichen Sieg über dieſe böſen Leute gegeben hatte. Das war meine erſte Probe, welche ich durch die Gnade und Kraft Gottes nach meiner Bekehrung ablegte, die Weltluſt zu überwinden, warum ich den Herrn ſo oft und viel angefleht hatte, daß er mich dazu ſtärken und tüchtig machen möchte.

§. 120. In Potsdam verließ ich dieſe Geſellſchaft und ging mit meinem getreuen Freund Herrn Reuſch zuletzt zu Fuße bis Berlin, wo wir am Sonntage den 22. Mai zu Mittage um 12 Uhr anlangten. Meine Ältern freuten ſich ſehr mich nach einer zweijährigen Abweſenheit wieder bei ſich zu ſehen. Ich wurde nun 21 Jahr alt und predigte zum erſten Mal. Es war am 7ten Sonntage nach Trinitatis, an welchem Sonntag ich ſieben Jahr ſpäter in meiner erſten Gemeine zu Dölzig auch zum erſten Mal predigte. Am folgenden 8ten Sonntag nach Trinitatis predigte ich zu Berlin zum zweiten Mal für den Paſtor Deilicke, welcher ein treuer

Knecht Chriſti an der Heil.-Geiſthoſpitalkirche war, und kehrte darauf, nachdem ich mich an meiner Geſundheit ziemlich erholt hatte, wieder nach Halle zurück, blieb auch hernach noch daſelbſt bis in das folgende Jahr, da ich nach der wunderbaren und gnädigen Regierung Gottes nach Farnſtedt, in dem Fürſtenthum Sachſen-Querfurt belegen, berufen wurde.

Sechste Abtheilung.

Gottes Begnadigungen zu Farnſtedt.

§. 121. Darüber preiſe ich beſonders die Barmherzigkeit Gottes, daß er mich an dieſen Ort hingeführt hat. Es war mir ein ſehr geſegneter Ort, woſelbſt er mich auf der allerbequemſten Weiſe zu dem heiligen Amte, wozu er mich auserſehen hatte, bereitete. Es war dieſes ein rechtes Hauptſtück ſeiner göttlichen Führung, welche er mit mir in meinem ganzen Leben vorgenommen hat und wofür ich ihm nimmermehr genugſam danken kann. Meine Klugheit und Überlegung that es nicht, wie die jetzige gottverachtende Welt meinet, als ob dieſes der Grund eines guten Ausſchlages unſerer Unternehmung ſey. Bei mir kam es gewiß nicht aus dieſem Grunde her, daß ich eben dieſen Ort erwählete, wohin ich mich begeben wollte, damit ich des göttlichen Segens in einem reichen Maaße theilhaftig würde; ſondern es kam einzig und allein aus ſeiner gnädigen väterlichen Fürſorge, welcher ich mich zuvor in meinem Gebet ſo oft befohlen und nun gänzlich überlaſſen hatte, der ich dabei auch einfältig folgte. Da hatte ich erfahren und kann es mit meinem Beiſpiel beſtätigen, daß der Herr ſich allen denen, die ihm folgen, als einen Vormund der Unmündigen in allen ihren Umſtänden beweiſe. Man erwäge, was ich bereits oben §. 76. 94. und 114. hievon erzählet habe.

§. 122. Es kann auch ein jeder, der davon zum Heil ſeiner Seele recht will überzeugt ſeyn, die Probe machen und dieſes an ihm ſelbſt erfahren. Er darf nur kindlich und einfältig ſich in allen Dingen Gott unterwerfen nach der Schrift, und alſo ſeiner Gnadenleitung hernach folgen, und ſich ſeiner göttlichen Führung zuverſichtlich überlaſſen, ohne ängſtliche Sorge, wie er ſeine Umſtände geſegnet einrichten wolle, ſo wird er wahrhaftig erfahren und inne werden, daß er an ihm einen Gott habe, der gut und getreu iſt und die Seinen ſeliglich leitet, auch in den allerzweifelhafteſten und mißlichſten Umſtänden nicht läßt zu Schanden werden, ſondern hindurch hilft und ſeine Weisheit, Liebe und Treue reichlich an ihnen offenbaret. Es gehört aber dazu eine gründliche Bekehrung und wahrhaſtige Verleugnung des Eigenwillens. Man kann von dieſer wichtigen Sache nachleſen des Philipp David Burk Betrachtung der Gnadenleitung Gottes an ſeinem Volk durch die Wolkenſäule, wo hievon ſehr gründlich, erbaulich und der Erfahrung gemäß geſchrieben iſt. Es ſind dieſes Dinge, die der ſchärfſten menſchlichen Vernunft thöricht ſcheinen, weil ſie es nicht begreifen kann; aber der Glaube erkennt ſolches und freuet ſich.

§. 123. Ich hatte zu jener Zeit viele Vorſchläge meinen Ort zu verändern, welche der Vernunft ſehr annehmenswürdig ſchienen und waren doch, wie ich hinterher überzeugt wurde, mit der göttlichen Weisheit nicht übereinſtimmig, und ich behielte auch dabei bei allem meinen Gebet und Flehen eine geheime Unruhe in meinem Herzen, wenn ich dergleichen vornehmen wollte. Es iſt eine ſubtile und ſehr wichtige Sache in dem Reiche Gottes. Man wollte mich unter andern, um nur eines zu gedenken, bei einem gewiſſen Geheimen Rath in Berlin zum Hofmeiſter ſeines Sohnes haben, welches meinen lieben Ältern ſehr angenehm zu hören war, daß ſie mich wieder ſo nahe bei ſich bekommen ſollten; ſonderlich war mein Freund Petermann zu Berlin ſehr eifrig dieſen Vorſchlag zu befördern, und weil ich mit meiner redlichen Entſchließung von einer Zeit zu der andern verzog, ſo kam er ſelbſt nach Halle mich mündlich dazu zu bereden. Ungeachtet ich nach der Vernunft gar nichts Gründliches dagegen einzuwenden hatte und alle damit verknüpfte Vortheile genugſam einſehen konnte, ſo war doch mein Herz beſchwert und ohne rechte Überzeugung ſich dazu zu entſchließen. Doch möchte ich zuletzt den dringenden Vorſtellungen Gehör gegeben und eingewilligt haben, wenn ich nicht anderwärts den Willen Gottes hätte erkennen lernen. Aber eben da erwieß ſich Gott der Herr getreu und zeigte mir ſeinen Weg. O ein treuer Gott!

§. 124. Ich wurde von einem meiner guten Freunde nach dieſem Ort Namens Farnſtedt genommen, ehe ich jemals etwas davon gehört hatte, bloß deswegen, daß wir eine zur Geſundheit nöthige Bewegung unſeres Leibes haben möchten. Er erwählte dieſen Ort vor anderen, weil er daſelbſt bekannt und wohl gelitten war, verſicherte mich auch, daß ich ohne allen Widerwillen zugleich mit ihm daſelbſt würde aufgenommen werden. Weil ich nun am malo hypochondriaco kränklich und einer ſolchen Bewegung, welche durch Gehen oder Fahren über Feld geſchieht, höchſt bedürftig war, auch ſolche Reiſe in zwei Tagen konnte vollbracht werden, daß ich nichts in meiner Arbeit dadurch zum Schaden verſäumen durfte, und mich durch ein erbauliches Geſpräch unterweges und in Farnſtedt zu erquicken und im Glauben zu ſtärken hoffte, ſo nahm ich die Geſellſchaft meines lieben Freundes gern an und reiſete mit ihm nach Farnſtedt hinaus, welches von Halle zwei oder drei kleine Meilen entlegen war. Es geſchah an dem 23ſten Tage des Monats März im Jahr 1736. Kaum war ich daſelbſt angekommen, ſo wurde ich von dem Kirchenpatron jenes Orts, der allhier wohnte, mit Namen Hartmann von Geuſau, erſucht, in ſeinem Hauſe auf einem dazu bequemen Saal einen kleinen erbaulichen Vortrag aus dem Worte Gottes zu halten. Ich hatte mir ſolchen Antrag nicht vermuthet, ward aber doch nach einiger verſuchten Ablehnung liebreich dazu genöthigt. Und weil mir damals zur Erweckung dieſe Worte vor andern bequem ſchienen, da der heilige Geiſt durch den Apoſtel ſpricht Gal. 1, 4. **Chriſtus hat ſich ſelbſt für unſere Sünde gegeben, daß er uns errettete von dieſer gegenwärtigen argen Welt nach dem Willen Gottes unſers Vaters**, ſo nahm ich dieſe Worte, und nachdem ich eine kurze Zeit angewendet hatte, in der Stille den Zuſammenhang der göttlichen Wahrheiten dieſer Worte zu überdenken und mir bekannt zu machen, ſo trug ich ſolches mit einer kleinen Zueignung auf die anweſende Verſammlung vor, wie mir Gott in jener Stunde die Gnade dazu ſchenkte. Des folgenden Tages wollte ich wieder nach Hauſe reiſen, allein da geſchahe, deſſen ich mich nicht verſehen hatte.

§. 125. Gedachter Herr Hartmann von Geuſau, als Patronus der Kirche und Schule jenes Orts, nahm mich bei der Hand, führte mich bei Seite, und eröffnete mir, daß bei daſiger Schule eine Stelle für mich erledigt und dem Cantor, der die ganze Schularbeit nicht allein beſtreiten konnte, ein treuer Mitarbeiter, welcher zugleich die öffentliche Betſtunde auf dem Schloſſe verſehen müßte, nöthig wäre, und fragte mich: ob ich ſolches Amt daſelbſt übernehmen wollte? So unerwartet mir dieſes kam, eben ſo tief war auch der Eindruck davon in meinem Herzen; doch antwortete ich ihm weiter nichts, als daß ich mir eine Bedenkzeit ausbat, in welcher ich dieſe wichtige Sache überlegen könnte und ſie auch nach Berlin an meinen Vater berichten, ohne deſſen Rath ich nicht gern etwas vorzunehmen Willens ſey. In meinem Herzen aber war gar keine Hinderniß, ſondern ſogleich bei dem Antrage eine geheime Einwilligung zu verſpüren, ob ichs wohl nicht von mir ſagte, ſondern mich erſt ins Gebet begeben und des gött-

göttlichen Willens recht verſichert ſeyn wollte. Der Herr Patronus ließ ſich meine gegebene Antwort gefallen, nur verlangte er, daß ich meinen Vorſatz, nach Berlin an meinen Vater zu ſchreiben und ihm dieſe Sache zu berichten, ſobald als es möglich ſey, bewerkſtelligen möchte; welches ich denn auch ſogleich that, und gedachter Herr nahm ſelbſt den Brief, und beſorgte es, daß er mit der nächſten Poſt von Farnſtedt nach Berlin abgehen konnte; ich aber beurlaubte mich unterdeſſen und reiſte wieder zurück nach Halle. Es dauerte darauf gar nicht lange, ſo bekam ich von meinem Vater die Antwort, daß er den göttlichen Willen in dieſer Sache erkenne, nichts dawider einzuwenden habe, und mich der göttlichen Führung überlaſſen wolle. Darum, als der Herr von Geuſau wieder ſchickte und mich aufs neue befragen ließ, ſo meldete ich ihm die Antwort meines Vaters, und wie ich nun mit aller Willigkeit meines Herzens, als von Gott überzeugt, dieſen Ruf annehmen könne.

§. 126. Weil auf die Eile gedrungen wurde, ſo reiſte ich ſogleich nach Querfurt und ließ mich daſelbſt examiniren; worauf ich in dem Namen Gottes zu meinem Amte anzog. Es war am 13. April 1736. Gott gab auch Gnade zu dieſem meinem erſten Amt, daß ich ſeinen göttlichen Beiſtand merklich ſpüren konnte. Den größten und meiſten Segen Gottes hatte ich von dem Vortrage des göttlichen Wortes: da that mir Gott viel zu Gute; und ich genoß an mir ſelber aufs reichlichſte die Früchte ſeines heiligen Wortes, das ich andern vortragen mußte. Daneben lernte ich nun üben, was ich in Halle geſehen und gehört hatte; ſonderlich war mir der tägliche Umgang mit den Gläubigen jenes Ortes ſehr geſegnet.

§. 127. Der Herr Hartmann von Genſau war ein wahrer Chriſt, in welchem Gott ſelbſt den Glauben gewirkt hatte, und der ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, daß ſein Glaube ſtets wacker wäre. Ich gedenke noch allemal an dieſen Herrn, der nun ſchon vorlängſt zu ſeiner Ruhe eingegangen iſt, mit einer innigen Hochachtung wegen ſeines lauteren Sinnes und beſtändigen Ernſtes in ſeinem Chriſtenthum. Er duldete gar nichts Böſes oder Unziemliches an ſich, was er doch an Andern tragen konnte und liebreich überſahe; ſein Herz war ganz himmliſch geſtimmt, und ſo waren auch ſeine Worte und Werke. Er führte zwar in ſeinem Hauſe eine große Haushaltung, aber er bekümmerte ſich nur um die Hauptſache, wie im Geiſtlichen alſo auch im Leiblichen; in Kleinigkeiten ließ er ſich nicht ein, und ſie waren ihm wahrhaftig Kleinigkeiten. Niemand war zu finden, der ſein bedurfte, dem er nicht das Nöthige nach ſeinem Vermögen hätte ſollen laſſen zufließen; doch verbarg er alle ſeine guten Werke vor ihm ſelbſt, oder wie unſer Herr Jeſus Chriſtus ſpricht: er ließ ſeine Linke nicht wiſſen, was ſeine Rechte that. Er führte ein heiliges Leben und ſetzte dabei ſein Vertrauen ganz auf die Gnade. An Lutheri Schriften hatte er vor allen andern Büchern einen großen Geſchmack und Wohlgefallen, daß er nach der heiligen Schrift ſolche am meiſten zu leſen pflegte. Im Gebet war er ganz unermüdet, und obgleich er an ſeinem Leibe außerdentlich fett und ſchwerfällig war, ſo ließ er ſich doch dadurch nicht hindern noch abhalten, heimlich in ſeinem Kämmerlein auf die Erde niederzuknieen, wenn er zu Gott im Verborgenen betete; welches alle Tage nicht nur einmal, ſondern öfter geſchah, wie er ſich denn auch nicht ſchämete, ſolches öffentlich bei aller Gelegenheit zu verrichten. Es war daneben ſeine Gewohnheit, wenn er in ſeinem Kämmerlein allein war und im Verborgenen gebetet hatte, daß er ſich auch durch Abſingung eines Liedes erweckte, unterdeſſen daß er in der Stube auf und nieder ging; ſonderlich hörete man ihn täglich die beiden Lieder ſingen, welche ſich anfangen: Das Jeſulein ſoll doch mein Troſt u. ſ. w., und: Zu dir, Herr Jeſu, komme ich, welche beide Lieder eine Vorſtellung ſeiner Gemüthsſtellung enthielten. Durch dieſes ſein Beiſpiel wurden viele erbauet, und ich an meinem Theil lernte vornehmlich einen rechten Unterſchied machen zwiſchen einem wahren und falſchen evangeliſchen Wandel, und zwiſchen einem lauteren und halbirten Chriſtenthum. Doch genug von dieſem theuren Herrn; er wird zu ſeiner Zeit wie die Sonne leuchten unter den Gerechten in ihres Vaters Reiche.

§. 128. Daß ich aber von den Einwohnern Farnſtedts auch etwas anführe, ſo hatte ſich daſelbſt, nebſt verſchiedenen andern Perſonen, ein blindgeborner Menſch, eines Müllers Sohn, mit Namen Rauchfuß, zu Gott bekehret. Derſelbige Menſch war ein ſehr ernſtlicher Beter, welches ich durch Anführung einer hieher gehörigen Geſchichte allhier gedenken will. Es kam dieſer Menſch einmal nach ſeiner Gewohnheit zu mir, mich zu beſuchen; es war zur Winterszeit des Abends etwa um 7 oder 8 Uhr. Er klagte mir, wie er zu geiſtlichen und himmliſchen Dingen ſich jetzt ſehr lau und träge befinde. Wir knieeten nach einer kleinen Unterredung nieder und beteten mit einander, wie wir oft zu thun pflegten. Zuerſt betete ich, und hernach ermahnete ich ihn, daß er auch ſein Herz ausſchütten und ſeine Bitten vor Gott kund werden laſſen möchte. Da klagte er in ſeinem Gebet Gott

Alles, was ihm fehlte, ſonderlich ſeine jetzige geiſtliche Noth, daß er ſo lau und träge ſey zu allem Guten, und bat ihn ſehr, daß er ſeine Gnade ihm erzeigen und ſeine Trägheit wieder von ihm nehmen möchte. Er konnte aber nur wenige Worte machen und jetzt nicht, wie zu anderer Zeit, ſein Gebet hervorbringen; er ſtöhnte mehr die wenigen Worte aus, als daß er ſie ausredete; endlich betete er das heilige Vater Unſer mit einigen eignen Worten, die er zu einer jeden Bitte hinzufügte, ſonderlich zu der letzten, bis er zum Beſchluß auf das Lob Gottes kam und anfing ihn zu preiſen für alle ſeine Werke und Wohlthaten; da denn nach und nach der Worte immer mehr wurden und er zuletzt ſein Herz ſehr ausſchüttete. Er betete dazwiſchen wieder das Vater Unſer, nach ſeiner Gewohnheit ſein Gebet damit zu beſchließen; allein da es geendigt war, ſo hub er erſt recht an zu beten und konnte nicht aufhören. Ich hatte auf einem Tiſch neben mir eine Sanduhr ſtehen, welche ich wieder umwendete, nachdem ſie bereits einmal ausgelaufen war; aber ſie lief zum zweiten Mal aus und ich mußte ſie von neuem umwenden, ehe dieſer große Beter zu beten aufhörte. Ich ſah hieraus, was es ſey, wenn die Schrift ſagt, daß der Geiſt der Gnade und des Gebets über uns ſoll ausgegoſſen werden. Als nicht mehr erinnern kann; es war nahe bei dem Amt Schraplau belegen. Dieſer kam fleißig, das Wort Gottes bei uns in Farnſtedt zu hören und ſich mit uns zu erbauen. Da geſchah es nun, daß ich einmal einen guten Freund, der aus Halle gekommen war, mich zu beſuchen, bei ſeiner Rückreiſe begleitete, und unter dem Geſpräch mit ihm etwas zu weit ging, alſo daß bei meiner Rückkehr, weil es in den Herbſtagen war, die Sonne unterging, ehe ich wieder nach Hauſe kommen konnte. Dazu kam noch, daß ich unterwegs auf dem Rückwege einen Reiſenden antraf, mit welchem ich von dem Reiche Gottes reden, ihn dazu einladen, zur Bekehrung ermahnen und erwecken konnte. Mit dieſem Menſchen hielte ich mich noch länger auf, alſo daß ich Farnſtedt an demſelben Tage wieder zu erreichen nicht vermochte; ja weil es, wie in den Herbſtagen gewöhnlich geſchieht, ſehr finſter wurde und in der Zeit des Neumondes war, da man von deſſen Licht noch nichts zu genießen hat, ſo verlor ich endlich meinen Weg, nachdem ich ihn zuerſt mit den Augen, zuletzt aber mit den Händen hatte ſuchen müſſen; und obgleich ich mir alle Mühe gab, den Weg, den ich gehen ſollte, wieder zu finden, war es mir doch nicht möglich, ſondern ich ging in dem finſtern Felde herum, ohne zu wiſſen, wohin ich käme.

§. 131. Da ich nun keinen Rath wußte, wurde mir bange, daß ich die ganze Nacht über auf dem Felde würde herumirren müſſen. Ich betete aber zu Gott, daß er mich wenigſtens in ein Dorf brächte, wo ich die inſtehende Nacht unter einem Dache zubringen könnte und nicht unter dem freien Himmel liegen bleiben dürfte. Ich ging dabei ſehr ſtark und wußte nicht, wohin. Weil ſich zu gleicher Zeit die Luft mit dicken Wolken bezogen hatte, daß ich keinen Stern am Himmel erblicken konnte, ſo war ich nicht im Stande, die Gegend zu unterſcheiden, und wußte zuletzt nicht mehr, ob ich vor- oder rückwärts, zur Rechten oder Linken hingehen ſollte. Nun fing ich an meine Thorheit zu bereuen, ſowohl daß ich ſo unbeſonnen geweſen ſey, die Jahreszeit nicht zu bedenken, darinnen die Tage ſo kurz ſind und die Nachtzeit die größte Finſterniß hat, ſonderlich wenn kein Mondlicht ſcheinet, daß man unmöglich dabei reiſen kann — als auch die andere Thorheit, daß ich nicht die Weite des Weges beſſer überleget, wie weit ich für dieß Mal den guten Freund hätte begleiten können. Die ſtarken Waizen- und Roggen-Stoppeln, welche in daſiger Gegend ſtunden, machten mir den Weg ſehr ſauer und beſchwerlich, daß mir der Schweiß ausbrach und über das Angeſicht zu fließen anfing, von welchem ich auch endlich über den ganzen Leib naß wurde.

§. 132. Zuletzt ſtund ich ſtille und wußte nicht mehr, wohin ich mich wenden ſollte, weil ich alles Suchens ungeachtet keinen gebahnten Weg wiederfinden konnte. Da hörte ich endlich zu meiner großen Freude von ferne das Bellen eines Hundes. Ich wendete ſogleich mein Angeſicht grade nach jener Gegend hin, in der gewiſſen Hoffnung, daſelbſt ein Dorf zu finden, und eilete aus allen Kräften ſolches zu erreichen. Allein da ich ſo eilete und vermeinete, nun bald jenem Ort nahe zu ſeyn, ſo fiel ich in einen Hohlweg hinab; doch nahm ich gar keinen Schaden, ſondern richtete mich bald wieder auf, und war nur froh, daß ich einen gebahnten Weg wiedergefunden hatte. Aber ich wußte nicht, ob ich ſolchen Weg zur rechten oder zur linken Hand gehen ſollte, weil der Hund unterdeſſen ſtill geworden war und nicht weiter bellete, daß ich mich nach deſſen Schall hätte richten mögen. Indeſſen verweilete ich mich nicht lange und ging ohne Aufenthalt geradezu, ſo wie ich bei dem Fall war zu liegen gekommen, zu der rechten Hand hin. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo erblickte ich von ferne ein Licht, und es fingen auch noch mehr Hunde an zu bellen, wodurch ich verſichert wurde, daß ich einem Dorfe nahe ſey.

§. 133. Gott hatte mein Gebet erhöret, und ich bekam nun die Hoffnung, daß ich meinem abgemattetem Leibe die nöthige Pflege würde geben können. Doch vermuthete ich mir nicht, daß ich noch mehr bekommen ſollte, als ich gebeten hatte, daß ich nämlich noch dazu an meinem Geiſt und inwendigen Menſchen würde in dem Glauben geſtärkt und erquickt werden. Aber der Herr mein Gott gab mir Zwiefältiges. Ich erreichte das Dorf, ging auf das erſte Haus zu, wo ich Licht ſahe, klopfte an deſſen Fenſter an, und fragte zuerſt nach dem Namen dieſes Dorfes. Da hörte ich nun zu meiner großen Verwunderung den Namen des Dorfes nennen, wo der gläubige Mann Täter wohnte. Es war ein preußiſches Dorf nicht weit von Staten, hart an Schraplau, an der Gränze vom Fürſtenthum Sachſen Querfurt gelegen und zur Grafſchaft Mansfeld gehörig.

§. 134. Ich freuete mich, da mir der Name des Dorfes genannt war, und um meiner Sache deſto gewiſſer zu werden, fragte ich gleich, ob nicht allhier Täter wohne? und da ſie es verſicherten, ließ ich mich zu ihm hinweiſen. Ehe ich aber noch in die Thüre ſeines Hauſes kam, hörte ich ſchon jemand in einem Nebengebäude, welches ein Viehſtall war, beten, und als ich näher hinzutrat, hörte ich dieſe Worte:

„Ich heiße Täter, Herr Jeſu mache mich doch zu einem rechten Thäter deines Wortes.“ Da gedachte ich: Nun weiß ich, wo ich bin, und wartete, bis er ausgebetet hatte, ging zu ihm hinein und wurde von ihm mit Freuden aufgenommen, aber auch mit Verwunderung, daß ich bei ſo finſterer Nacht hätte zu ihm kommen können!

§. 135. Ich erzählte ihm die Umſtände, in welcher Noth und Gefahr ich geweſen ſey, und wie mich der liebe Gott ſo wunderbarlich und gnädiglich zu ihm geführet habe. Er hörte es alles mit vieler Aufmerkſamkeit an, und hernach dankten und lobeten wir Gott für alle ſeine Gnade, die er uns in Chriſto ſtets und in allen unſern Umſtänden und Nöthen erzeige. Die Nacht über blieb ich bei ihm und ſtärkte mich mit ihm durch das Wort Gottes und im Gebet; folgenden Tages machte ich mich frühe auf und ging fröhlich wieder nach Hauſe.

§. 136. Nach dem Geiſt hatte ich in Farnſtede rechte fröhliche Stunden und Tage, doch mit einigen unterlaufenden Anfechtungen, welche etlichemal recht ſtark kamen, und das Meiſte zur Wurzelung des Chriſtenthums beitragen mußten; am Fleiſch aber hatte ich zu leiden, war oft kränklich, und wurde gar keines fleiſchlichen Wohllebens theilhaftig. Gott vergällete mir alles, was nur Welt und irdiſch heißt und mir den Geiſt matt machen oder ſchwächen konnte; alles, woran man ſonſt, wenigſtens in der Jugend, ein Vergnügen zu haben pfleget, wurde mir bitter oder doch ganz gleichgültig, in meinen Augen gering und eitel. Wenn der Herr von Geuſau Haſen hetzte oder die Zeit war, daß die Lerchen geſtrichen wurden, und ſolches anzuſchauen mit mir ins Feld hinausgehen wollte, ſo hatte ich daran kein Vergnügen. Zur Zeit als der Herzog Adolphus zu Weißenfels nach dem Abſterben des Chriſtiani die Regierung angetreten und zu Querfurt gehuldigt wurde, ging faſt ganz Jarnſtedt dahin, ſolches Gepränge mit anzuſehen; ich aber hatte keine Begierde, dergleichen zu thun u. ſ. w. Gott hielte mich beſtändig unter dem Kreuz und benahm mir allen Willen und Luſt, mich an den erſchaffenen Dingen zu beluſtigen.

§. 137. In dem folgenden Jahr 1737 kam der Herr Paſtor Gieſe aus Heuerſen bei Stadthagen in Weſtfalen, zur Grafſchaft Schaumburg gehörig, nach Jarnſtedt. Er war ſchon früher, noch ehe er nach Wernigerode berufen worden, bei dem Herrn von Geuſau zu Jarnſtedt wohl bekannt geweſen, und hatte eine Fräulein von Schlegel, eine nahe Anverwandtin dieſes Herrn, geheirathet, welche ihm eben jetzt zu Heuerſen geſtorben war. Nun hatte er zu Wernigerode, woſelbſt er das Lied gemacht: A und O, Anfang und Ende, ſeine alte Gemeine daſelbſt beſucht, welchen Beſuch er noch öfter wiederholte, bis er nach Kopenhagen berufen und dort Garniſonprediger wurde, in welcher Stadt er nachher noch über 20 Jahre in großem Segen gearbeitet hat. Jetzt kam er nach Farnſtedt, ſeinen Gemüthskummer über den Verluſt ſeiner Ehegattin zu lindern und zur Erhaltung ſeiner Geſundheit bei uns den pyrmonter Brunnen zu trinken.

§. 138. Er blieb in Farnſtedt einige Wochen, bis er ſeine Brunnenkur beendigte und von ſeinem Kummer ſich etwas wieder erholt hatte; worauf er auch nach Weſtfalen zurückreiſete. Ich war zu ſelbiger Zeit eben auch kränklich und hatte eine Erholung höchſt nöthig. Solches führete mir der Herr Paſtor Gieſe bei dieſer Gelegenheit zu Gemüthe, und beredete mich, ſein Reiſegefährte zu werden, verſprach mir auch, bei dem Herrn Patrono die Freiheit dazu auf einige Wochen auszuwirken. Ich überlegte ſolches und fand es nicht undienlich. Darum als der Herr von Geuſau ſeine Einwilligung dazu gegeben, machte ich mich in Gottes Namen auf, und reiſete mit ihm am 15. Juli dieſes Jahrs von Farnſtedt ab. Wir nahmen unſern Weg über Eisleben, Quedlinburg und Wernigerode, wo wir an vielen Orten Gläubige in allerlei Ständen funden und beſuchten. Sonderlich hielten wir uns an dem Gräflichen Hofe zu Wernigerode einige Tage auf. Daſelbſt lernte ich die fromme, nun in dem Herrn entſchlafene Frau Gräfin kennen, die bekanntlich in ihrem Leben ein Muſter der wahren Gottesfurcht und durch den Dienſt des ſeligen Profeſſors Zimmermann zu Gott bekehret worden war. Auch lernte ich die beiden Hofprediger Lau und Seidlitz nebſt vielen Gläubigen am Hofe und in der Stadt kennen. Das Reich Gottes ging zu jener Zeit in dieſer Grafſchaft ſehr im Schwange, und ich ward durch den Ernſt, den man bewies, und durch die Brünſtigkeit des Geiſtes, welche ich an vielen verſpürte, reichlich erbauet.

§. 139. Nachdem wir uns alſo zu Wernigerode geſtärkt hatten, reiſeten wir in Geſellſchaft des Herrn Paſtors Breithaupt wieder ab. Es war dieſer zu Rotenſitte im Kurfürſtenthum Hannover Prediger, ein treuer Knecht Gottes, und wollte jetzt bei dem Herrn Paſtor Gieſe zu Heuerſen eine nöthige Brunnenkur gebrauchen. Wir reiſeten alſo zuſammen über Peine, wo auch ein kleines Häuflein Gläubiger anzutreffen war, und kamen noch auf mehr dergleichen geſegnete Örter, als nach Gadenſtedt zu dem Herrn

Landdroſt von Gadenſiedt und endlich in Hannover an. Wir hielten uns aber hernach nirgends mehr lange auf, ſondern eilten, unſre Reiſe zu vollenden, ſo daß wir endlich durch die Güte Gottes wohlbehalten und mit vielem Segen zu Heuerſen in Weſtfalen anlangten.

§. 140. Hier blieb ich nun einige Wochen über mit vielem Vergnügen und verkündigte das theure Wort Gottes in der Gemeinſchaft des Herrn Paſtors Gieſe. Den Herrn Doktor Hauber zu Stadthagen und auch den Herrn Paſtor Edler daſelbſt, beide rechtſchaffene Knechte Chriſti, beſuchte ich oftmals, weil Heuerſen von ſolcher Stadt nicht weit entlegen iſt, wie ſie denn uns zu Heuerſen gleichergeſtalt beſuchten. Es ging nicht ohne großen Segen ab für meine Seele; ſonderlich war mir die Geſellſchaft und der Umgang mit Herrn Gieſe höchſt erquicklich und vortheilhaft zu dem innern Wachsthum des Chriſtenthums. Ich wäre auch gerne noch länger bei ihm geblieben, wenn mein Amt mich nicht zurückgerufen hätte. Als ich dennach merkte, daß meine Geſundheit wieder etwas gebeſſert ſey, konnte ich nicht länger verziehen, ſondern mußte auf meine Rückreiſe nach Sachſen denken, welche ich mit Ausgang des Monats September im Namen Gottes antrat. Ich nahm meinen Rückweg über Hildesheim und

Goslar wieder auf Wernigerode, wo ich mich abermals einige Tage am Hofe aufhielte, beſahe den berufenen Blocksberg oder Brocken, wie er genannt wird, reiſte über Hoym, Aſchersleben und Bernburg auf Halle, und zuletzt nach dem geſegneten Farnſtedt, wo ich zur großen Freude im Anfang des Octobers 1737 wohlbehalten, an Seel und Leib geſtärkt, wieder eintraf.

§. 141. So groß indeſſen das Verlangen nach meiner Rückkehr geworden war, eben ſo groß und noch größer war meine Begierde mit dem Evangelio daſelbſt weiter zu arbeiten. Ich machte aufs neue einen Anfang, das Werk des Herrn zu Farnſtedt zu treiben, ob es ihm gefallen möchte, einen Segen darauf zu legen. Es zeigten ſich auch durch die Wirkung ſeiner göttlichen Erbarmung die ſeligen Früchte ſeines Wortes an Alten und Jungen; ja einige Perſonen wurden von Gott ſehr begnadigt und bearbeitet, daß man die Hoffnung bekam, ſein Reich würde daſelbſt noch weiter ausgebreitet werden. Und ich an meinem geringen Theil freuete mich, ein Augenzeuge davon zu ſeyn; aber ehe ichs mir verſahe, wurde ich von Gott daſelbſt ab- und nach Pommern hin gerufen.

Siebente Abtheilung.

Die Begnadigungen Gottes zu Greifenhagen.

§. 142. Die gnädige Führung Gottes wollte mich nun als einen geiſtlichen Pilgrim und Fremdling ſeines Reichs auf Erden hieher in das Herzogthum Pommern bringen, in ein Land, das ich nicht kannte, und wohin zu ziehen ich niemals Verlangen getragen hatte. Wobei ich die ſonderbare göttliche Regierung beſonders darin bewundern muß, daß ich dieſen Ruf mit Gewißheit ſeines Willens und mit aller Freudigkeit habe annehmen können, ungeachtet die vernünftige Überlegung nicht den geringſten tüchtigen Grund dazu aufzubringen vermochte. Eben wieder ſo, wie es herging, als ich von Halle nach Farnſtedt hinziehen ſollte; wovon §. 121. gedacht iſt. Jetzt war ich ſchon ein ganzes Jahr vorher durch mancherlei Vorſchläge beunruhigt worden, darunter ſonderlich einer ſehr dringend gemacht wurde; aber ich konnte alles mit Freudigkeit und Gewißheit ausſchlagen, nur allein dieſen letzten Beruf nach Pommern nicht. Hier wurde ich durch einen inwendigen verborgenen Trieb gleichſam gezwungen, dieſen anzunehmen. Ich betete ſehr oft dieſerwegen zu Gott, daß er darinnen ſeinen gnädigen vollkommenen Gotteswillen möchte an mir geſchehen laſſen; ich hielte ihm inſonderheit vor, daß er mich zu ſeinem Knechte angenommen hätte, und ich ſey durch ſeine Gnade entſchloſſen, keines Andern zu leben, als ſeines lieben Sohnes, der ſein theures Blut an mich gewendet habe: darum möchte er auch ſich an mir, als ſeinem armen Knecht, gnädig erweiſen und mich mit ſeinen Augen leiten, wie er es verheißen habe. Je mehr ich alſo zu dem Herrn betete und in ſolchem Gebet anhielte, deſto williger, ruhiger und gewiſſer wurde ich in dieſer Sache. Der theure Herr von Geuſau weinete über meinen Abſchied, allein es konnte mich nicht bewegen davon abzuſtehen. Er ſtellte mir unter andern Dingen auch vor die Beſchaffenheit des Pommerlandes, welche ihm etwas bekannt war, ſonderlich die weitabweichende Himmelsgegend gegen Sachſen, den Unterſchied der Witterung, Speiſen und dergl., welcher meiner nöthigen Leibespflege ſehr zuwider ſeyn würde, und was dergleichen mehr war. Aber ich überwand es alles, und war bereit, den Willen Gottes zu vollbringen. Ich gedachte: wenn Gott mit dir iſt und dich daſelbſt will ſegnen, was können dir alle ſolche Umſtände ſchaden?

§. 143. Greifenhagen in Pommern war der Ort, wo mich Gott nun weiter gebrauchen wollte, und es hieß ſchon damals in meinem Herzen: du ſollſt gehen, wohin ich dich ſende. Ich machte mich darum zu Farnſtedt in Sachſen im Namen des Herrn auf; es war der 16. Junius 1738, nachdem ich Tags vorher am zweiten Sonntage nach Trinitatis über das ordentliche Sonntagsevangelium gepredigt und Abſchied genommen hatte. Es ging ſolcher Abſchied von dieſem geſegneten Ort nicht ohne viele Thränen ab bei mir und allen Gläubigen allda, ſonderlich auch bei dem vorhin gedachten Rauchfuß, mit welchem ich beſonders innig in Gott verbunden geweſen war. Ich befahl mich ihrem Gebet und ſetzte meine Pilgrimſchaft fort über Halle und Berlin, an welchem letzteren Ort ich am 21. gedachten Monats geſund anlangte.

§. 144. So fröhlich meine lieben Ältern waren, mich nach einer langen Abweſenheit wieder bei ſich zu ſehen, ſo lieb würde es ihnen geweſen ſeyn, wenn ich zu Berlin hätte bleiben können. Allein da ich ihnen die Umſtände vorgeſtellt hatte, erkannte mein Vater bald den göttlichen Willen und ließ mich fröhlich nach Pommern ziehen. Ich mußte noch zuvor in Berlin einmal predigen, und darauf reiſte ich am vierten Tage des Monats Julii ab. Am darauf folgenden ſechsten Tage dieſes Monats hörte ich in Prenzlow den alten frommen und erfahrnen Paſtor Schmidt predigen, und reiſete mit ihm nach Wollin, an welchem Ort in der

Ukermark einige treue Knechte Gottes zuſammenkamen, um ſich von der Pflicht ihres geiſtlichen Amtes zu unterreden und zu mehrerer Treue im Dienſt Gottes zu erwecken. Daſelbſt lernte ich den Herrn Landvogt von Eickſtedt kennen, welcher ſeiner wahren Gottesfurcht wegen noch jetzt im Angedenken iſt, und andere erleuchtete Männer mehr. Ich beſuchte auch den alten Paſtor Homann zu Blankenburg, und kam endlich am 14. Julii in Pommern an.

§. 145. Mein erſtes Geſchäft in dieſem Lande war, daß ich mit inniger Lobeserhebung Gott dem Herrn dankte für ſeine große Güte, nach welcher er mich einen ſo weiten Weg aus Sachſen geſund hatte zurücklegen laſſen und wohlbehalten an den Ort gebracht, wo ich mit dem verliehenen Pfunde wuchern ſollte. Daneben ging mein einziges Flehen dahin, daß er mich recht treu machen möchte in ſeinem Dienſt. Ich wußte die Urſachen nicht, warum er mich in dieſes Land geführt habe und welches ſein göttlicher Rath darunter ſey — das war mir alles damals noch verborgen — aber ich überließ mich gänzlich ihm, und bat ihn inſonderheit, daß er mit mir thun wolle alles, was ihm gefällig wäre, nur daß ich meine Seele erretten und andern Menſchen am Glauben nicht hinderlich ſeyn möchte, ſondern ihm vielmehr zu ſeinem heiligen Dienſt brauchbar werden könnte. Ich war jetzt Hofmeiſter bei dem Herrn Karl von Oſten aus Wartin, und hatte oft Gelegenheit, das Wort Gottes nicht nur in Greifenhagen, ſondern auch in Stettin nebſt vielen umliegenden Dörfern öffentlich zu verkündigen, ſonderlich in Gartz, woſelbſt ich an dem 17ten Sonntage nach Trinitatis und folgenden Tages, am Michaelisfeiertage, meine erſten Predigten hielt, mir unwiſſend, daß dieſe Stadt meine Gemeine werden ſollte. Aber wie wunderbar iſt ſeine göttliche Regierung und Führung! Ich mußte aus Sachſen herauskommen, ſeiner Kirche zu Gartz zu dienen, und doch nicht ſogleich, ſondern ich mußte noch zuvor erſt in die Neumark hin und daſelbſt zu Dölzig und Greifenhagen 13 Jahr lang ſein göttliches Werk treiben, bis ſein Knecht, der alte Paſtor Hochgräfen, zu Gartz in ſeine Ruhe eingegangen war und mir alſo Platz gemacht hatte, wie ich hernach in Erzählung meiner Geſchichte berichten will. Damals wußte ich nicht, wie es von Gott gemeinet ſey, war auch darum unbekümmert und ließ Gott alles nach ſeinem gnädigen Willen einrichten. Daß es aber ſein göttlicher Sinn geweſen ſey, hat der Ausgang gelehrt.

§. 146. Zu Greifenhagen arbeitete ich indeſſen getroſt und mit aller Freudigkeit nach der Gelegenheit, die mir von Gott angewieſen wurde;

welche Arbeit, wie gering ſie auch war, der Herr dennoch an einigen aus Gnaden ſegnete; wofür ſein heiliger Name ewig gelobet ſey! Da ich aber an allen Orten, wohin ich kam, Chriſti Kreuz auf mich nehmen und tragen mußte, ſo ward ich auch hier nicht verſchonet. Ich meine nicht die Beſchwerden des Berufs, ſondern ich arbeitete mit Luſt und williger Ertragung des damit verknüpften Ungemachs. Es waren allerlei innerliche ſchwere Anfechtungen, welche auch zuweilen mit leiblichen Krankheiten vergeſellſchaftet waren: ſolche Leiden, die Gott über diejenigen pflegt ergehen zu laſſen, welche er im Glauben bewähren und in der Heiligung fördern will. Äußerlich ſahe ſie mir niemand an, und ich hatte auch keinen, der mir darin hätte können beiſtehen und helfen, als den Herrn meinen Gott, auf deſſen Gutbefinden mir ſolches alles widerfuhr und der auch allemal die Überwindung ſchenkte. Es läßt ſich nicht wohl viel Schriftliches für jedermann ſetzen, dieſe wichtigen Dinge zu beſchreiben, als was man ſchon in den gedruckten Büchern leſen kann, z. B. auf verblümte Weiſe in Johann Bunyans bekannten Büchern und mit deutlichen Worten in Johann Porstii theologia viatorum et regenitorum practica und anderswo. Ich gebe nur einem jeden, dem ſein Chriſtenthum ein Ernſt iſt, den

Rath, daß er an dem Worte Gottes und Gebet bleibe. So wird er gewiß durchkommen, durch die Erbarmung und Treue Gottes das Ende ſeines Glaubens davon zu bringen. Hat man einen erfahrnen Führer, ſo danke man Gott, und folge demſelbigen in der angezeigten Ordnung; ſo wird man deſto leichter überwinden.

§. 147. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu erwähnen, wie heutiges Tages einige Bekenner des wahren Glaubens, welche aber in der göttlichen Wahrheit nicht genugſam befeſtigt ſind, leider dahin verfallen, daß ſie die Anfechtungen gering halten oder dem Mangel der rechten Einſicht in das Evangelium von Jeſu Chriſto zuſchreiben, auch wohl den Lehrern die Schuld beimeſſen wollen; gleich als ob der ſelige Johann Arndt und andere dergleichen erleuchtete Männer mehr, die ſolcher Anfechtungen gedenken, die Sache nicht ſo gut hätten treffen können; ſondern ſie wüßten die Menſchen viel leichter zu Chriſto zu führen und auf dem Glaubenswege, ohne dergleichen Anfechtungen befürchten zu dürfen, zum ewigen Leben zu bringen. Allein es ſind ſolche Perſonen ſehr zu beklagen um ihres böſen Leichtſinnes willen, worin ſie ſich und andere beſtärken, und iſt zu beſorgen, daß, wenn ſie errettet werden ſollen, ſie ſelbſt noch in dergleichen Anfechtungen, wovon ſie jetzt nichts wiſſen wollen, tiefer hineinkommen, und ſelbige an ſich erfahren möchten, ehe ſie vermuthen.

§. 148. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß zu ſolcher Zeit der Anfechtung die rechte Einſicht des Evangelii gemeiniglich fehle; auch iſt ſehr betrübt und zu beklagen, wenn kein rechtſchaffener Lehrer vorhanden iſt, der ſolche Seelen kann zu Chriſto weiſen; aber es iſt doch dieſes nicht der Urſprung der geiſtlichen Anfechtungen, ſondern derſelbe iſt viel tiefer zu ſuchen. Sie werden von Gott den Gläubigen zum Beſten, nachdem er ſolches ihnen dienlich und nöthig findet, zugelaſſen; ſind auch kein böſes Zeichen, als ob ſolche Perſonen nicht recht geführt wären und von Gott nicht lauter und rechtſchaffen befunden würden — nein! es kann Starkgläubige betreffen und lautere Seelen, wie denn gar keine Trübſal ein böſes Zeichen iſt. Nur muß man es nicht verwechſeln mit dem Zuſtande eines Menſchen, der noch unter dem Geſetz iſt, und etwa ſein Verderben fühlet, aber die Kraft des Evangelii an ſich nicht erfahren hat. Denn davon iſt die Rede nicht, und iſt eben daher gekommen, weil ungeübte Lehrer ſolches für Anfechtung gehalten, daß leichtſinnige Gemüther davon Gelegenheit genommen, alle Anfechtung verdächtig zu halten, ja wohl gar ſie zu verwerfen und zu verleugnen.

§. 149. Ich an meinem geringen Theile habe es genugſam an mir ſelbſt erfahren, ſonderlich in Greiſenhagen, da mich Gott durch ſolche bittere aber heilſame Mittel zu meinem nachfolgenden Amt in Dölzig bereitete. Nachdem ich vier Jahre ausgehalten und viermal ſieben Jahre meines Alters erfüllet hatte, ſo war die Zeit da, daß er mich nach Dölzig ſenden wollte, ſeine Gemeine daſelbſt mit dem Evangelio zu weiden; wovon ich nun weiter werde zu berichten haben.

Drittes Hauptſtück.

Von meinem Amt in Dölzig, wie Gott mit mir geweſen, und mich aus vieler Noth errettet hat.

Erſte Abtheilung.

Der Antritt des Amts.

§. 150. Ich hatte nach dem Willen Gottes das achtundzwanzigſte Jahr meines Alters erreicht, da gefiel es ihm, der mich von Mutterleibe an zu ſeinem Knecht erſehen, mich zum ordentlichen Predigtamt zu Dölzig zu berufen. Ich verſahe mich deſſen noch nicht, ſondern meinete, ich müßte erſt dreißig Jahre alt werden, wie unſer Heiland zuvor dieſe Jahre erfüllen müſſen, ehe er ſein Amt nach dem weiſen Rath ſeines himmliſchen Vaters antreten konnte. Darum kam mir dieſe Sache ſo plötzlich und unerwartet, als ſich noch keine Veränderung in meinem Leben mit mir zugetragen hatte. Es war eben wieder der ſiebente Sonntag nach Trinitatis, an dem ich vor ſieben Jahren in Berlin meine erſte Predigt gehalten hatte, als ich nun in meiner Gemeine zu Dölzig die erſte Predigt thun mußte. Ich redete von der großen Liebe Chriſti, und zeigte inſonderheit aus dem ordentlichen Evangelium, wie Chriſto nicht allein unſer leiblicher Mangel zu Herzen gehe, ſondern vielmehr unſer geiſtlicher Mangel; und wie er mit einem großen Liebeseifer darauf bedacht ſey, nach ſeiner allmächtigen Kraft demſelben gründlich und auf ewig abzuhelfen; zuletzt erweckte ich die Gemeine, zu ihm zu kommen, damit ſie ſolches an ihren Seelen erfahren und genießen möchten. Es lieget dieſer Ort in der Neumark zwiſchen Soldin und Küſtrin. Der Patronus jener Pfarre, ein preußiſcher Geheimer Rath, hatte von Gott einige Erleuchtung empfangen, und war deswegen bemühet, einen Prediger zu bekommen, der ihm und den Einwohnern des Dorfs zur Seligkeit mit Lehre und Leben vorleuchten könnte. Das vornehmſte Filial zu ſolcher Pfarre hieß Ringenwalde und gehörte einem General, der in Sächſiſchen Dienſten geweſen und zu jener Zeit geſtorben war.

§. 151. Mein Herz war ſehr bekümmert, da ich das heilige Amt an dieſem Ort übernehmen ſollte, weil es das Anſehen hatte, als ob ich daſelbſt durch tiefe Leidenswege würde geführt werden; ſogar, daß ich auch im Anfange mich deſſen weigern wollte. Allein nach vielem

Gebet und guter Freunde Rath, auch einiger innerlichen göttlichen Glaubensſtärkung wagte ichs endlich im Vertrauen auf Gott. Der Paſtor Fuhrmann, welcher damals wieder nach Berlin auf die Friedrichsſtadt zum Prediger war berufen worden und hernach noch viele Jahre zu Heiligenbeil in Preußen mit großem Segen gearbeitet hat, war es geweſen, der mich zu dieſer Pfarre vorgeſchlagen hatte, als ſolches vom Patrono bei ihm war verlanget worden. Er war auch einer von den guten Freunden, die mir am meiſten Muth einſprachen und mich ermunterten, dieſen Ruf willig anzunehmen und dabei getroſt und freudig zu ſeyn. Aber es verurſachte mir einen ſchweren Kampf. Ich fühlte mein gänzliches Unvermögen, und ſahe an jenem Orte ſolche Umſtände vor mir, die mir unüberwindlich ſchienen; indeſſen folgte ich endlich in dem Namen Gottes und zog hin.

§. 152. Mein Anzug geſchah in der ſogenannten Faſtenzeit, eben wie ich auch hernachmals zu derſelben Zeit nach Gartz ziehen mußte, ja auch wieder zu ſolcher Zeit hier zu Hagen mein Anzug geſchehen iſt. Es konnte andeuten, wie ich mit allen treuen Knechten Gottes in meinem Amt keine gute Tage nach dem Fleiſch ſuchen müſſe, ſo wenig und noch viel weniger, als dieſes einem wahren Nachfolger Jeſu geziemet;

ingleichen, daß ich ſolches Amt nicht allein durch Thun, ſondern auch durch Leiden zu erfüllen habe: ſintemal ein Lehrer in ſeinem Amte zum Leiden berufen iſt, und an allen Orten, wo er ſich befindet, auf ſeiner Seite eine willige Bereitſchaft dazu erfordert wird. Er ſoll ſich auch nach dem Worte Chriſti durchaus nicht davor fürchten, wie er zu dem Lehrer in Smyrna ſagte: *Fürchte dich vor der keinem, das du leiden wirſt.* Denn das Leiden iſt das Salz, wodurch man ein auserwähltes Opfer Gottes wird. Marc. 9, 49. Darum ſagte der ſelige Profeſſor Auguſt Hermann Franke, der das Waiſenhaus in Halle durch die Gnade Gottes geſtiftet hat, auf ſeinem Sterbebette, nicht lange vor ſeinem Ende, als er an ſeinem Leibe große Schmerzen erduldete: *Nun kann ich mich auch rechnen unter diejenigen, welche aus großem Trübſal gekommen ſind.* Gedachte Gemeine zu Smyrna in Kleinaſien iſt auch bis auf den heutigen Tag von allen übrigen chriſtlichen Gemeinen allein erhalten worden, wie man denn noch vor Kurzem derſelbigen aus Halle auf ihr Verlangen einen Lehrer geſendet hat. O welche nützliche Sache iſt das Leiden in dieſem Jammerthal! Und doch ſcheut ſich die Welt davor; ja es pflegen auch wohl Kinder Gottes ſich deſſelbigen zu ſchämen, wenn ſie noch nicht geübte Sinnen haben und die Wege des Herrn recht zu unterſcheiden und zu ſchätzen wiſſen.

§. 153. Es iſt das Leiden gar kein ſchlimmes Zeichen, wie bereits oben §. 148. geſagt iſt, ſondern Gott ſuchet ſeine liebſten Kinder damit heim; dahingegen er die Welt deſſen oft nicht würdiget. Man gebe nur Acht auf die Geſchichte. Der ſelige Johann Arndt führet in ſeinem Buche vom wahren Chriſtenthum 2, 49. die Erzväter an, wie Gott zu dem Abraham geſprochen: Dein Same wird ein Fremdling ſeyn in einem fremden Lande, und ſie werden ſie zu Knechten machen und übel halten; imgleichen wie der Erzvater Jacob zu Pharao ſagte: Wenig und böſe iſt die Zeit meines Lebens. Gen. 47, 9. Weil dergleichen Beiſpiele noch heutiges Tages vor unſern Augen ſind, will ich nur eines derſelbigen anführen. Als im Jahr 1751 zur Zeit des Oſterfeſtes der fromme und getreue Knecht Gottes, der Paſtor Böttcher zu Schletto bei Halle ſehr krank darnieder lag, ſchlug ein Donnerwetter an dem letzten Tage des Feſtes, welches der 13. April war, Abends um 5 Uhr bei ihm ein. Er ward mit ſeinem Bette aus der Flamme getragen und ſein Haus von ſolchem Feuer verzehret; dahingegen ſeinem gottloſen Nachbar, einem Gaſtwirth des Dorfes, und andern nichts verſehret ward. Das kann die Welt nicht begreifen; dieſe Kreuzeswege des Herrn ſind ihnen zu wunderlich, ja ſie fallen auf ihnen. Hoſea 14, 10. Sie ſagen: Wir ſind die rechten Chriſten, die wir gute Tage haben nach dem Fleiſch, jene ſind Heuchler; oder: wir ſind bei Gott beſſer geachtet denn jene, darum läßt er ſo viele Trübſale über ſie ergehen. Wer aber in der Wahrheit gläubig wird, der ſiehet es mit andern Augen an, und wird von Gott weiſe genennet u. ſ. w. — Merkwürdig iſt, was ſogar L. A. Seneca hiervon erkannt und gelehrt haben ſoll, wie man bei dem Lactantio l. 5. c 22. leſen kann: Deus homines pro liberis habet, sed corruptos et vitiosos luxuriose ac delicate patitur vivere, quia non putat emendatione sua dignos; bonos autem, quos diligit, castigat saepius et assiduis laboribus ad usum virtutis exercet nec eos caducis ac mortalibus bonis corrumpi ac depravari sinit. Darum ſoll kein Kind Gottes oder gläubiger Bekenner Chriſti ſeines Leidens ſich ſchämen, ſondern, wenn ihn Gott der Herr in dergleichen Umſtände kommen läßt, was die blinde Welt ein Unglück nennet, ſo kann er ſich deſſen, wie Paulus gethan, rühmen; es begegnet ihm in der Nachfolge Chriſti ſeines Heilandes und in der Vollendung ſeines Werkes, obgleich es freilich bei einem Gottloſen kein Zeichen der Kindſchaft Gottes iſt.

§. 154. Was aber die vorhingedachte Zeit meines Anzuges zu Dölzig anlangt, ſo war mir ſolche allerdings bedenklich, und meine Vermuthung nicht vergeblich, indem die ganze Zeit meines Amts daſelbſt eine Leidenszeit wurde. Ich war zwar damals in meinen beſten Jahren und nach meiner Art am Leibe recht ſtark und friſch, aber die Trübſale, welche beſtändig dauerten, machten mich bald mürb. Wenn auch zu mancher Zeit keine äußerliche Leiden vorhanden waren — welches gleichwohl nur ſelten geſchahe — ſo waren doch innerliche zugegen, die noch mehr drückten als jene; und es traf gewiß der Probetext bei mir reichlich ein, welchen mir der Herr Canzler von Bismark zu Küſtrin bei meiner Ordination darüber zu predigen gegeben hatte. Er war aus dem Kreuztext des wohlgeplagten Hiobs genommen, Cap. 7, V. 1—3: Muß nicht der Menſch immer im Streit ſeyn auf Erden? und ſeine Tage ſind wie eines Tagelöhners: wie ein Knecht ſich ſehnet nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß ſeine Arbeit aus ſey, alſo habe ich wohl ganze Monden vergeblich gearbeitet und elender Nächte ſind mir viel worden.

Zwei-

Zweite Abtheilung.

Die Verheirathung.

§. 153. Die Nothwendigkeit erforderte, bald nach dem Antritt meines Amtes ein Hausweſen anzuſtellen, und ich bat Gott, mir eine ſolche Gehülfin in dem Eheſtande zu beſcheren, mit welcher ich nicht allein eine vergnügte und friedliche Ehe haben, ſondern auch durch ihren ganzen Wandel die nöthige Hülfe von ihr mir verſprechen könnte, damit mein heiliges Amt alſo damit gezieret werden und ich dieſerwegen keinen Vorwurf bekommen möchte. Ich hatte zeit meines Aufenthalts zu Greiſenhagen Gelegenheit gehabt, auf einem Dorfe namens Wartenberg bekannt zu werden, und geſehen, daß die daſelbſt wohnende Predigerwittwe eine noch unverheirathete Tochter bei ſich habe. Ob nun wohl ſolche Wittwe und ihre Tochter, ſammt der ganzen Freundſchaft dem Reiche Gottes zugethan waren und es mit der Welt nicht hielten, ſondern vielmehr ſich befleißigten den Herrn zu fürchten und ſein Reich zu bauen, ich auch zu beſagter Perſon eine Neigung in meinem Herzen verſpürete, ſo empfand ich doch in meinem Gemüthe einen ernſtlichen Kampf, daß ich mich nicht entſchließen konnte, den Vorſatz zu faſſen, dieſelbige zu heirathen. Mir war bange, daß es nicht der vollkommene Wille Gottes ſeyn möchte, und ich mir eine Ehegattin erwählen würde, welche nicht von Gott ſelbſt mir dazu auserſehen, ſondern nur allein meinem verderbten Fleiſch und Blut gefällig wäre.

§. 156. Indeſſen überlegete ich ſolches bei mir ſelbſt, daß ich eine dergleichen Ehegattin nothwendig haben müßte, welche diejenigen Eigenſchaften hätte, die in ihrer Perſon zuſammen angetroffen würden: die nämlich ſelbſt mit ihrer Freundſchaft und Angehörigen mit mir Eines Sinnes und der Welt feind ſeyn wolle; die in der Landwirthſchaft geboren und dabei erzogen wäre; welche auch Fleiß und Tüchtigkeit zu erkennen gäbe, ein dergleichen Hausweſen inskünftige gebührend abzuwarten. Ich war aber dabei noch ſtets furchtſam, daß mich etwa mein Herz betrügen möchte; darum rang ich im Gebet mit Gott und bat ihn mit vielem Flehen, ſeinen heiligen Willen mir zu offenbaren. Oft ſetzte ich die Feder an, zu ſchreiben und um ſie anzuhalten, legte ſie aber allemal wieder nieder und begab mich ſtatt deſſen aufs neue ins Gebet. Wenn ich nun bei mir beſchloß, gänzlich davon abzulaſſen, ſo hatte ich Unruhe in meinem Herzen; dahingegen ich Ruhe in mir verſpürte, ſobald ich mich darin ergab und ſolches bewerkſtelligen wollte. Ich traute meinem Herzen nicht, ſondern ließ eine geraume Zeit vergehen, unterdeſſen ich im Gebet und Flehen anhielt, bis ich es zuletzt wagte im Namen des Herrn dazu zu ſchreiten.

§. 157. Als ich des göttlichen Willens ganz verſichert war, ſo zeigte ich die Sache ihrer Mutter und den Freunden und ihr ſelber an. Nachdem ſie Alle auch an ihrem Theil von dem Willen Gottes meinten überzeugt zu ſeyn und unſere eheliche Verbindung gern ſahen, ſo verlobte ich mich mit ihr in Gegenwart einiger Freunde. Es geſchahe Mittwochs, am dritten Tage des Monats October, in dem Jahre 1742. Ich erachte, es ſey dieſes das allerwichtigſte Geſchäft geweſen unter allen leiblichen Vornehmen, die ich in meinem ganzen Leben gethan habe; Gott aber hat es mir laſſen gelingen, daß es mich bis auf dieſe Stunde noch nicht gereut hat.

§. 158. Es wird nicht unnützlich ſeyn, hiebei eine Anmerkung zu machen, wie höchſt nothwendig es ſey für einen Prediger, ſonderlich für den, der auf dem Lande wohnen und die Gemeine Gottes mit Lehr und Leben erbauen ſoll, den Herrn herzinniglich anzuflehen, wenn er ſich in den Eheſtand begeben muß, ihm nach ſeinem wohlgefälligen Gotteswillen eine mit den gehörigen Tugenden begabte Frau zu beſcheren. Die Gottesfurcht einer Predigerfrau iſt ſehr theuer und werth zu ſchätzen; allein es kann eine ſolche Perſon gottesfürchtig und von Herzen gläubig ſeyn und doch nicht die nothwendige Tugend der Häuslichkeit beſitzen, weil ſie etwa in der Jugend nicht genugſame Gelegenheit gehabt hat dazu angeführet zu werden, da es ihr hernachmals viele Schwierigkeit erwecket, ihrer Pflicht mit Geſchicklichkeit ſich zu unterziehen; entweder weil ſie dazu bei ſich einige angewöhnte Trägheit empfindet oder alle die dazu gehörigen Wiſſenſchaften nicht gleich begreifen kann, wie man in einem ſolchen Hausweſen alle nöthigen Stücke in Acht nehmen müſſe; oder ſie hat auch eine gar zu groſſe Neigung Geſellſchaft zu haben, und dergleichen mehr: welches alles Dinge ſind, die bei der wahren Gottſeligkeit beſtehen können, alſo nämlich, daß ſie vor Gott eine Zeitlang geduldet werden, bis eine ſolche Perſon nach und nach dieſelben immer mehr lernet überwinden. Es thut aber einem Lehrer beides an ſeiner eigenen Seele und auch an ſeiner Gemeine einen Schaden, der gewiß ſehr zu beklagen iſt; und es iſt gar unmöglich, daß er ſeinem Amte kann ein Genüge thun, wenn er, wie der Geiſt Gottes ſpricht, zu Tiſche dienen ſoll, d. i. neben der göttlichen Regierung ſeines Hauſes, die ihm oblieget, ſich auch zugleich um die Kleinigkeiten der Wirthſchaft bekümmern und, anſtatt daß er auf ſeinen Knieen liegen, ſein Gebet vor Gott bringen, auch in die Bücher hineinſehen ſoll, daß er in der Erkenntniß Gottes wachſen und ſein heiliges Wort immer gründlicher aus ſeinen Grundſprachen zur deſto mehreren eigenen Überzeugung verſtehen, vertragen und ſeinen bedürftigen Zuhörern nach ihren beſonderen Umſtänden bei aller Gelegenheit zuzueignen lernen möge, in die Scheunen und Ställe hineinzuſehen hat. Der Schade kann nicht geleugnet werden: denn es iſt offenbar und ſehr traurig.

§. 159. O möchten alle angehende Lehrer Gott ernſtlich darum anrufen, daß er ihnen eine ſolche Ehegattin beſchere, welche ſonderlich die Gabe der Häuslichkeit beſitzet! Wie manches Elend im Leiblichen und Geiſtlichen würde aufhören und in lauter Kraft und Segen verwandelt werden! Darum danke ich Gott, daß er aus Gnaden mein ſchwaches Gebet in dieſem Stücke nicht verſchmähet hat und mir eine ſolche Frau gegeben, die ſich mit allem Ernſt beſtrebet, meine wahre Gehülfin zu ſeyn. Ob ſie wohl in meinem Amt mir nicht kann tragen helfen, ſo kann ſie doch meine häusliche Wirthſchaft führen, daß ſich, wie der Geiſt Gottes redet, mein Herz auf ſie verlaſſen kann. Die göttlichen Worte hievon Proverb. 31, 11. lauten gar nachdrücklich und wird dadurch ein ſolches Sich-verlaſſen ausgedrückt, wobei man von aller Gemüthsunruhe frei bleibt; weswegen der Geiſt Gottes das Wörtlein כשח an vielen Orten heiliger Schrift vom Glauben gebraucht, womit man Gott vertrauet, und das Wort θαρρέω oder θαρσέω, wie es die LXX gegeben, hernach in dem Neuen Teſtament zu unterſchiedenen Malen in dieſem Verſtande angeführt hat. Denn eine ſolche Gemüthsruhe und Vertrauen muß ein Lehrer haben, wenn er ſein Amt in Segen führen ſoll.

§. 160. Der göttlichen Erhörung meines Gebets war ich zuverſichtlich gewiß, daß, obgleich einige gute Freunde mit dieſer meiner Heirath nicht allzuwohl zufrieden waren und Manches dabei erinnern wollten, ich dennoch darüber in meinem Herzen nicht im Allergeringſten beunruhigt ward. Ihr Name war Beata Sophia; und ſolches legte ich zu meinem Vortheile dahin aus, daß ſie nicht allein ſelig werden, ſondern auch mit göttlicher Weisheit meine leibliche Haushaltung führen würde. Sie war des weiland Wohlehrwürdigen Herrn Johannes Jeremias Gröſſenius, Paſtors zu Wartenberg, im Pyritzſchen Kreiſe belegen, jüngſte Tochter, und am elften Tage des Monats Martii im Jahre 1726 daſelbſt geboren. Weil in meinem Pfarrhauſe noch zuvor etwas zu bauen war, wurde ich genöthigt die Hochzeit aufzuſchieben, bis ſie endlich am 16. Septembris 1713 vollzogen wurde. Der Herr unſer Gott und in Chriſto verſöhnter Vater hat Gnade gegeben, daß wir zu ſeinem Preiſe bis auf dieſe Stunde zuſammen wohnen. Hat er uns gleich in ſolcher Zeit viel Kreuz und Trübſal zugeſchickt, wie ich nun im Verfolg meiner Geſchichte werde zu erzählen haben, ſo hat er uns doch dabei nicht ohne Troſt und Erquickung gelaſſen, und — was das Meiſte iſt — unter ſolchem Kreuz ſein Vaterherz täglich mehr zu erkennen gegeben, daß wir ihm in Ewigkeit nicht genug dafür danken können.

§. 161. Sonſt iſt noch bei meiner Verheirathung zu gedenken, daß es nicht ohne Verwunderung abgegangen, als ich hörte, wie Herr Nuccius, der mir in meiner Jugend in Berlin zwei Stipendien verſchafft hatte, und dadurch zum Studiren behülflich geweſen war, meiner jetzigen Schwiegermutter leiblicher Bruder ſey, wie bereits oben §. 68. und in dem Folgenden iſt erwähnt worden. So weiß Gott der Herr Alles von weitem nach ſeinem Willen und Wohlgefallen einzurichten; hintennach ſehen wir erſt, wie wunderbarlich er Alles gemacht und wie weislich er ſolches geordnet hat. Ihm ſey dafür die Ehre in alle Ewigkeit!

Dritte Abtheilung.

Die Führung des Amts.

§. 162. Wie Gott gleich im Anfange meines Anzuges nach Dölzig mit mir war und ich ſeinen gnädigen Beiſtand in allen meinen Umſtänden augenſcheinlich verſpüren konnte, alſo that er auch ferner an mir in der nachfolgenden Zeit. Er brachte mich in die Geſellſchaft und in die Gemeinſchaft mit manchen treuen Knechten ſeines Dienſtes nicht allein im geiſtlichen Stande, ſondern auch in dem ſogenannten weltlichen. Es gehören dahin der Paſtor Stegmann zu Küſtrin, welcher nun bereits in dem Herrn entſchlafen iſt, und mir damals zu vieler Ermunterung und Stärkung des Glaubens diente; imgleichen der Herr Landrath von Roſey zu Haſſelbuſch, welcher auch ſchon zu ſeiner Ruhe eingegangen iſt, ein ſehr geſalbter Mann. Er kam zuweilen nach Dölzig und ließ ſein Licht leuchten; wie auch der Herr Oberſtallmeiſter von Gröben aus Falkenberg, welchen Gott als ein Werkzeug gebraucht hat, daß ich nach 20 Jahren hieher nach Hagen gekommen bin: denn weil er der Herren Patronen hieſelbſt Schweſtertochter zur Ehe bekam, ſo hatte er oft Gelegenheit, meiner wenigen Perſon zu gedenken, deſſen ſich dieſe Herren, als die Pfarre erledigt wurde, wieder erinnert und mich hieher berufen haben. So wunderbarlich weiß Gott ſeine Knechte von einem Ort zum andern zu führen.

§. 163. Ich hatte zu Dölzig ein ſehr mühſames und ſchweres Amt, welches mir meine Leibes- und Gemüthskräfte ſtark angriff und verzehrte. Der Herr Geheime Rath als Kirchenpatronus wohnete an demſelbigen Ort. Weil ich nun an ihm eine göttliche Erweckung und Liebe zum heiligen Wort und Reich Gottes wahrnehmen konnte, ſo freuete ich mich ſehr und war auf vielerlei Weiſe bedacht, die Mittel anzuwenden, ihn dabei zu erhalten und die göttliche Bearbeitung in ihm zu befördern, damit es etwas recht Gegründetes mit ſeinem Chriſtenthum werden möchte. Es ließ damals der König die Haltung der Erbauungsſtunden im ganzen Lande verbieten; weil ich aber die Unwiſſenheit der Gemeine außerordentlich groß befand, ſo wußte ich kein ander Mittel, als daß ich diejenigen, welche ſich erweckt befunden, den gehörigen Ernſt zu gebrauchen, durch die enge Pforte einzugehen, des Sonntags nach geendigter Predigt zu mir kommen und von ihnen mir einfältig erzählen ließ, was Gott die Woche über an ihrer Seele gethan habe, wie ſie etwa in dieſen oder jenen Kampf waren geführet, zum Gebet erweckt, im Glauben geſtärkt, und ſonſt begnadigt werden.

Wenn ſie es auch gleich nicht von ſich ſagen konnten, ſo wurden ſie doch durch die dazu nöthigen Fragen bald darauf gebracht, daß ſie ihr Herz ausſchütteten, wie es ihnen heilſam war. Ich hielte alſo anſtatt einer zuſammenhangenden Rede ein erbauliches Geſpräch mit ihnen, worinnen ich einem jeden unter ihnen nach ſeinen beſonderen Umſtänden Lehre, Ermahnung, Erweckung, Troſt und dergl., wie es nöthig war, ertheilen konnte. Zuletzt betete ich wieder mit ihnen und ließ ſie wieder nach Hauſe gehen, ohne die gewöhnliche Weiſe einer Erbauungsſtunde zu beobachten. Ich theilte ſie dergeſtalt, daß zu einer Zeit die Perſonen männlichen Geſchlechts beſonders, und wiederum zu einer andern Zeit die des weiblichen Geſchlechts auch beſonders unterwieſen wurden, damit auf ſolche Art allem Schaden und aller Läſterung vorgebeugt werden möchte. Auf dieſe Weiſe habe ichs die ganze Zeit hindurch, ſo lange mich die gute Hand Gottes in Dölzig gelaſſen, gehalten, und unverboten fortgeſetzt.

§. 164. Mitten in einer jeden Woche hielte ich eine öffentliche Predigt, welche dazu beſtimmt war, das ganze Alte Teſtament der heiligen Schrift nach und nach zu erklären. Ich fing bei den Büchern Moſe an und fuhr fort zeit meines Amts in Dölzig bis auf das Buch Hiob, bei deſſen Anfang ich von Gott nach der Stadt Gartz berufen wurde. Des Sonntags hatte ich zwei Meilen zu reiſen, weil das Filial eine ganze Meile weit von Dölzig entlegen war, und predigte an ſolchen Tagen, wie auch an jedem Feſttage, des Vormittags zweimal über das ordentliche Evangelium, und zum dritten Mal des Nachmittags über beſagte Bücher des Alten Teſtaments. Dabei hielt ich des Vormittags jedesmal vor der Predigt mit den jungen und noch unverheiratheten Perſonen beiderlei Geſchlechts ein Catechismusexamen.

§. 165. Ob ich nun wohl zu ſelbiger Zeit noch jung war und in meiner beſten Geſundheit, ſo waren doch meine Leibeskräfte zu aller ſolchen Arbeit nicht hinreichend; und da ich nicht abließ, hätte ich ohne Zweifel meinen Lauf in dieſer Pilgrimſchaft nach wenig Jahren vollenden müſſen, wenn ich nicht von Gott wäre weggerufen worden. Die Gemeine war zahlreich und fielen viele Amtsgeſchäfte vor. Es waren zwar nur zwei Kirchen, worin ich predigen, aber acht große und kleine Dörfer, welche eingepfarrt waren und alle von mir mußten bereiſet werden. Das machte mir viele Arbeit und Mühe. Wozu noch manche große Leiden kamen, wie die Paſſionszeit bei meinem Anzuge und der Probetext aus dem

Buche Hiob gedachtermaßen mich zuvor erinnert hatte.

Vierte Abtheilung.

Die Leiden.

§. 166. Die erſte Gelegenheit zu meinen Leiden war ein studiosus theologiae, welchen ich in der guten Meinung nach Dölzig berufen hatte, einen Gehülfen an ihm zu erlangen, durch deſſen Beiſtand das Reich Gottes deſto mehr gefördert würde. Der Herr Geheime Rath war ſehr wirkſam in ſeinen Neigungen, und wollte niemals ohne Geſellſchaft ſeyn. Weil er nun anfing, ſich aller weltlichen und ſündlichen Geſellſchaft zu enthalten, aber doch an ihrer Statt keine beſſere zum täglichen Umgang zu erlangen wußte, ich auch unmöglich ſtets bei ihm ſeyn konnte, ſo vermeinete ich die Sache aufs Beſte einzurichten, wenn ich ihm anriethe, einen gottesfürchtigen studiosum theologiae zur Geſellſchaft in ſein Haus aufzunehmen; wobei ich zugleich die weitere Abſicht hatte, daß derſelbige zum Bau des Reichs Gottes an dieſem Ort mitwirken, etwa mit dem Geſinde auf dem adlichen Hofe des Abends eine Betſtunde halten, oder auch wohl in der öffentlichen Schule täglich einen erklärenden Vortrag des Catechismi thun ſollte.

§. 167. Ich kannte einen dergleichen studiosum, welcher mir vor vielen andern dazu bequem ſchiene. Es war derſelbe bereits eine Zeitlang in der Ukermark bei einem guten Freunde im Hauſe geweſen, und ich hatte nichts Anſtößiges von ihm gehört; ja ich wußte, daß er die göttliche Gnadenwirkung an ſeinem Herzen erfahren hatte; und weil er mich auch kannte, ſo zweifelte ich nicht, daß er mir brauchbar ſeyn würde. Denn es war mir damals noch gänzlich unbekannt, daß derſelbige ſchon vorher unordentliche Dinge vorgenommen hätte, wie ich hernachmals erfahren und in Dölzig leider zu meiner großen Betrübniß ſehen mußte. Ich ſchrieb an ihn, und er kam auf mein Verlangen.

§. 168. Aber es dauerte gar nicht lange, ſo wurden alle ſeine Unlauterkeiten offenbar; und als er ſolches merkte, war er nur bedacht, ſich bei dem Herrn Patrono auf irgend einer Weiſe im Vertrauen zu erhalten. Er fand unvermuthet zu dieſem Endzweck einige geheime Mittel, deren er ſich bald bediente; und es entſtund daraus ein großes Ärgerniß bei der ganzen Gemeine. Sobald ich ſolches merkte, empfand ich darüber das allerſchmerzlichſte Schrecken, und bemühte mich ſogleich, ihn von Dölzig wieder zu entfernen; allein es war zu ſpät, und die Sache ſo weit gediehen, daß es unmöglich war, ihn wieder zu vertreiben. Es wurden mancherlei ſehr betrübte Umſtände, welche ich mit Stillſchweigen übergehen will, in dieſer Sache zuſammengeflochten. Sie verurſachte ein außerordentliches Aufſehen; fleiſchlich geſinnte Leute freuten ſich, daß ſie etwas zu läſtern gefunden hatten, aber wahre Chriſten hatten daran deſto mehr Schmerzen.

§. 169. Wie ſehr ich dadurch betrübt wurde, iſt von keiner Feder zu beſchreiben. Zuerſt ſuchte ich nach meinem Amt und Gewiſſen auf allerlei Art, wie ich darinnen möchte helfen können. Als ich ſah, daß ich nichts ausrichtete und gar keine Beſſerung erfolgte, ſo fiel ich zuletzt vor Bekümmerniß in eine große Krankheit des Leibes, daß ich auch dem Tode ganz nahe kam. Allein der Herr über Leben und Tod hatte ein Anderes beſchloſſen; er rief mir und führete mich aus, daß ich dem Verderben nicht länger zuſehen durfte; er brachte mich nach Gartz auf ein anderes und neues Feld, wie ich hernach gedenken werde. Es koſteten mir dieſe Umſtände viele tauſend Seufzer und Thränen, und waren ſolche nicht ſo geſchwinde überwunden, als es jetzt erzählet iſt. Der Herr unſer Gott ſey dafür herzlich gelobet, daß er mir beigeſtanden und durch alle ſolche Leiden gnädiglich hindurchgeholfen! Er hat mich geprüfet und geläutert, wie Gold im Feuer bewähret wird; ich habe es erfahren, daß kein größeres Leiden ſey als unter falſchen Brüdern.

§. 170. Endlich ging es mit gedachtem studioso theologiae dahinaus, daß er gegen mich die größte Feindſchaft faßte, ungeachtet ich ihm alle mögliche Liebe erwies. Aber ich war ihm in ſeinem Wandel ein Dorn im Fuß, welchen er ſich gern bald hätte ausziehen mögen. Er that mir zuwider Alles, was er nur konnte, und ſuchte auch andere in meiner Gemeine zum Widerwillen gegen mich zu erregen oder, wenn ihm ſolches nicht gelingen wollte, ihnen wenigſtens einen böſen Argwohn wider mich beizubringen.

§. 171. Ich hatte einen alten abgelebten Küſter, der ſeinem Amte nicht mehr vorſtehen konnte. Sein Schwiegerſohn verſah es an ſeiner Stelle, in der Meinung, nach ſeinem Tode in jenem Amte zu verbleiben, hatte auch bereits von dem Herrn Patrono der Kirche eine Verſprechung dazu erhalten. Da ich aber merkte, daß derſelbige einige ſchädliche Meinungen der Herrnhutiſchen Secte *) eingeſogen, ſo ſuchte ich

---

*) Dieſer Ausdruck, von einem ſo ernſten und frommen Mann gebraucht, konnte befremden, wenn unter dem

ihn eines Beſſern zu belehren, und das um ſo viel williger, weil ich an ihm ſahe, daß er Gnade von Gott empfangen hatte. Allein wie viel ich mir auch mit ihm Mühe gab, ſo war doch Alles mit ihm vergeblich. Er dünkte ſich viel klüger zu ſeyn als ich, ſahe mich an als einen geſetzlichen Mann, der Chriſtum nicht kenne, und blieb dabei, die Herrnhuter ſeyen die rechten Lieblinge Gottes. Er führte in der Schule allerlei Herrnhutiſche Lieder ein, und bediente ſich ſtets derſelbigen anſtößigen Ausdrücke; ob es ihm auch verboten wurde, ſo ließ ers doch nicht, und was dergleichen mehr war. Dadurch wurde ich denn genöthigt, um größeres Ärgerniß zu verhüten, nach dem Tode des alten Küſters wider ſeine Nachfolge zu proteſtiren, und bei dem Herrn Patrono Vorſtellung zu thun, wie unumgänglich nöthig es ſey, daß ein anderer unverdächtiger Mann zum Küſter angenommen würde. Ich ſtell-

---

Namen **Herrnhuter** ſich damals nicht das Verſchiedenſte verſteckt hätte, und wenn es nicht bekannt wäre, durch wie viele ſchwere Proben und Sichtungen der vom Geiſt Gottes erweckte Graf von Zinzendorf mit den Seinigen gehen mußte, ehe das, was ſpäter die Brüdergemeine genannt werden durfte, eine feſte Geſtalt bekam. Man gedenke u. A. auch des wirklich harten und ungerechten Urtheils, das der edle J. J. Moſer in ſeinem von ihm ſelbſt geſchriebenen Leben über Zinzendorf fällt.

ſtellte die gewiſſe Gefahr ſo lange vor, bis man es einſahe und gelten ließ. Nach der Zeit, als ich ihm ſeinen Abſchied gegeben hatte, wurde es einem jeden genugſam offenbar, wie gänzlich untüchtig dieſer ſonſt ſehr geſchickte Mann zu einem recht heilſamen Schulweſen ſey; daher er auch an unterſchiedlichen Orten bald wieder entlaſſen wurde und, als er zuletzt noch einmal in Stettin zu einem Schulhalter angenommen wurde und ſich in keine Ordnung bequemte, ſo entſetzte man ihn nicht allein ſeines Amts, ſondern machte auch weiter mit ihm keinen Verſuch, und er begab ſich nach Herrnhut.

§. 172. Sobald der Herr Patron in Döltzig die Einwilligung zu ſeiner Abſetzung gegeben, war ich auf Verlangen bereit, einen beſſern vorzuſchlagen, ſo gut ich ihn bekommen konnte, einen Mann, welcher der Herrnhutiſchen Irrthümer wegen genugſamen Unterricht angenommen und ſonſt zum Schulweſen eine hinlängliche Tüchtigkeit hatte. Er wurde an des Verſtorbenen und deſſen entlaſſenen Schwiegerſohns Stelle angenommen und genoß im Leiblichen auf dem adlichen Hofe viele Wohlthaten. Allein vorhin gedachter Studiosus fand bald Mittel, ihn auf ſeine Seite zu ziehen, ihn mir aufſetzig zu machen, und alſo meine Leiden auch durch den Küſter zu vermehren. Es währte gar nicht lange, ſo war mir dieſer neue Küſter gänzlich ungehorſam; ſtatt daß mir mein voriger alter Küſter meine Amtsverrichtungen erleichtert hatte, ſo machte mir dieſer nun Alles mühſam und beſchwerlich; wenn ich ihm irgend einer Sache wegen Erinnerung that, wurde er noch ſchlimmer, und verließ ſich auf ſeinen Rückhalt am Hofe. Es kam ſo weit, daß ich ihm zuletzt gar nichts mehr befehlen durfte, ſondern ich mußte ihm ſeinen Willen laſſen, in allen Kirchen- und Schulſachen zu thun, wie er ſelbſt wollte; und ich hatte nur ſtets dahin zu ſehen, daß es Alles auf der beſten Weiſe zum guten Endzweck gelenkt und dem ausbrechenden groben Ärgerniß und Anſtoß vorgebeugt würde. Es iſt nicht Alles zu beſchreiben, was in dieſem Stück zu meiner größten Kränkung vorgegangen iſt.

§. 173. Der Herr Geheime Rath war ein gottſeliger Herr, und gewann das Wort Gottes immer lieber. Er merkte auch wohl den Unfug, der geſchahe, allein um der Ruhe und des Friedens willen ließ er es gehen, und der Schade blieb ungeheilet. Wenn ich bei ihm allein war, ſo that er oft die herrlichſten Bekenntniſſe, und verſicherte mich auf der zärtlichſten Weiſe ſeiner Liebe, daß ich wohl ſahe, wie er nicht konnte, was er gern wollte. Ich verehre dieſen ehrwürdigen Greis noch jetzt in ſeinem Grabe; weswegen ich auch die eigentliche Beſchaffenheit jener Sache mit Stillſchweigen übergehe.

§. 174. So betrübt nun dieſe Umſtände waren, ſo kräftig und durchdringend wirkte Gott durch ſein Wort an allen den Seelen, welche ſich erretten laſſen wollten, und ſein göttliches Werk ging deſſenungeachtet in der Gemeine dem Teufel zum Trutz dergeſtalt wohl von Statten, daß unter ſelbiger Zeit merkwürdige Beiſpiele von einer rechtſchaffenen Bekehrung zu ihm offenbar wurden, deren einige ich nicht will unberührt laſſen, weil ich obigen Übelſtand zur Nachricht meiner Leiden habe anführen müſſen, und daß niemand gedenken möge, als wenn durch die gedachten betrübten Umſtände das Werk des Herrn an dieſem Ort gänzlich wäre gehemmt worden. Nein! ſondern es ſcheidete ſich Licht und Finſterniß, und entdeckten ſich vielmehr diejenigen unter dem großen Haufen, welche in Chriſto rechtſchaffen waren und wurden. Es kann ein Beiſpiel zum Muſter dienen von einem Bauer in Döltzig mit Namen Welitz und von ſeiner Ehefrau, wie ſie aus dem Sündentode erweckt und an den Herrn Jeſum gläubig geworden ſind.

Fünfte Abtheilung.

Die Bekehrung einiger Perſonen.

§. 175. Es wurde zu Dölzig eines Bauern mit Namen Chriſtian Welitz Ehefrau vom Geiſt Gottes aus der heiligen Schrift überzeuget, wie in Chriſto nichts gelte als eine neue Creatur, und wurde zur lebendigen Erkenntniß ihres von Natur verdammlichen Zuſtandes gebracht, ja zur wahren Buße wirklich erwecket, da ſie etwa ihres Alters von etlichen und 40 Jahren war. Sobald ihr Mann, der mit ihr gleiches Alters ſeyn mochte, dieſes an ihr verſpürete und ſahe, wie ſie anfing zu beten und nach dem Reiche Gottes zu ringen, ſo vermahnete er ſie, daß ſie nicht von ihrem Glauben, wie er den unbekehrten und weltlichen Zuſtand ihres Herzens nannte, abfallen ſollte, ſondern ſo verbleiben, wie ſie bis dahin geweſen ſey: weil alle ihre Vorfahren eben auch auf dieſem Glauben geblieben und ſelig verſtorben wären. Als ſolche ſeine gütliche Vermahnung nicht helfen wollte und ſie von Tage zu Tage immer eifriger in ihrem Gebet und Chriſtenthum anhielte, klagte er dieſes gegen jedermann, der zu ihm kam, bitterlich, und daß er ſich mit ſeiner Frau nun ſchon viele Jahre lang gut vertragen hätte, aber jetzt uneinig werden müßte, weil ſie ihn verlaſſen und einen neuen Glauben annehmen wollte. Er holte auch ihren Vater Namens Bachmann aus einem andern Dorf herbei, welcher ein alter verſtändiger Mann war, aber ohne wahre und übernatürliche Erleuchtung in eigener Gerechtigkeit lebte. Demſelbigen klagte er es auch, daß ſeine Frau einen andern Glauben annehmen und alſo ihn verlaſſen wolle; zugleich bat er ihn ſehr, ſie zu vermahnen, davon abzuſtehen. Sie aber erklärte ſich ſowohl gegen den Mann als Vater, ſie ſey gar nicht Willens einen neuen Glauben anzunehmen, ſondern ſie ſuche vielmehr den alten Glauben, den die Apoſtel und alle wahre Chriſten von Anbeginn gehabt hätten; ſie aber hätte ihn leider bisher noch nicht gehabt, ſondern ſey ohne Glauben in der Welt dahingegangen; ihr eingebildeter Glaube ſey der todte Glaube geweſen, welcher ſie würde in die Verderbniß geſtürzt haben, wenn ſie länger darinnen hätte bleiben wollen; nun aber bekehre ſie ſich eben deswegen zu dem lieben Gott und bitte ihn, daß er es ihr vergeben und den wahren Glauben in ihr wirken laſſen wolle, damit ſie ſelig würde; ihr lieber Mann und Vater möchten es auch ſo machen, denn es ſey kein anderer Weg zur Seligkeit. Indem ſie dieſes redete, wurden beide, ihr Mann und Vater, ſehr erzürnet und geboten ihr zu ſchweigen, bedroheten ſie auch, wofern ſie von ihrer

Tollheit, wie ſie die Bekehrung ſchalten, nicht wieder ablaſſen würde, ſo wollten ſie durch Schläge ſie dazu nöthigen. Sie war indeß ſehr geſtärkt, achtete die Drohung nicht, ſondern antwortete ihnen mit allem Ernſt: daß ſie nimmermehr davon ablaſſen könnte, ſondern ſie ringe darnach, recht verſichert zu werden, daß ſie zu dem lieben Gott bekehret ſey. Als ſie ſahen, daß ſie für dießmal bei ihr nichts ausrichten konnten, ging ihr Vater wieder nach Hauſe und ihr Mann zu ſeiner Arbeit und Handtierung. Sie aber fiel im Verborgenen auf ihre Kniee und fuhr eifrig fort, Gott mit vielen Thränen anzuflehen, daß er ſich über ſie erbarme und ſie rechtſchaffen zu ſich ziehen und bekehren möchte. Gott that auch an ihr große Barmherzigkeit und ſie kam bald nachher zum völligen Frieden, daß ſie voll wurde des heiligen Geiſtes.

§. 176. Was aber ihren Mann anlanget, ſo wurde derſelbige zu jener Zeit ſehr unruhig, und ſolche ſeine Unruhe wurde auch je länger je größer. Er hörte des Sonntags in der Kirche das Wort Gottes predigen; er fand bei ſich ſelbſt, daß er nicht ſo beſchaffen ſey, als ihn ſolches verlange, und erbitterte ſich endlich darüber in ſeinem Herzen, welche Bitterkeit vornehmlich gegen ſeine Frau ausbrach, daß er auch anfing ſie zu ſchelten und zuletzt zu ſchlagen.

Einmal ſtieß er ſie nach vielen Schlägen aus dem Hauſe hinaus und wollte ſie nicht wieder hereinnehmen; daher ſie gezwungen wurde, ſich zu ihrem Vater zu begeben. Ob nun wohl dieſer eben ſo wenig als ihr Mann mit ihr zufrieden war, ſo brachte er ſie doch wieder zu ihm und verſöhnte ſie beide mit einander. Kaum aber war der Vater von ihnen gegangen, ſo war ſchon ihre Verſöhnung zu Ende, und die ausgebrochene Bitterkeit ihres Mannes dauerte fort, ja ſie wurde heftiger, und äußerte ſich ſogar gegen das heilige Wort Gottes.

§. 177. Es war der ſogenannte Betſonntag am 19. Mai deſſelbigen Jahres 1743, als ich nach meiner Gewohnheit predigte und bei der Gelegenheit des Textes vom Gebet handelte. Ich ſagte in ſolcher meiner Predigt unter andern dieſe Worte: das Gewohnheitsgebet eines muthwilligen Sünders iſt vor Gott ein Gräuel und kann ihm nicht angenehm oder erhört ſeyn; wobei ich den Spruch Jeſ. 1, 12—19 verlas und ſonderlich folgende Worte des heiligen Geiſtes ernſtlich einſchärfte: Wenn ihr gleich viel betet, höre ich euch doch nicht. Bei dieſen Worten ſahe ich ihn unter den andern Bauern in der Kirche von ſeiner Stelle aufſtehen, mich ſteif anſehen, und voller Bitterkeit und Grimm mit ſeinen Zähnen zuſammenbeißen;

wie er denn auch hernachmals oft mit vieler Wehmuth zu erzählen pflegte, daß ſeine Gedanken unter währender dieſer Predigt dahingegangen wären, mich mit Schlägen übel zuzurichten, wenn er meiner Perſon könnte habhaft werden, und es ungeſtraft vollbringen dürfte, weil er meinete, ich hätte die Predigt ganz auf ihn gerichtet. Aber er wurde durch dieſe Predigt gewonnen, ungeachtet er ſich gar ſehr erbittert hatte. Er ging nach Hauſe, nahm die Bibel zur Hand, ſchlug den angeführten Spruch wieder auf, las ihn her, und fing an zu weinen. Sobald ſeine Frau ſolches ſahe, und merkte, daß ſein Herz zerknirſcht wurde, faßte ſie die Hoffnung, er werde ſich zu Gott bekehren, freuete ſich ſchon zum Voraus; weil er nichts redete, war ſie auch ſtille und wartete auf den Ausgang, was Gott mit ihm vornehmen werde.

§. 178. Er weinete den ganzen Tag über, aß nicht und trank auch nicht, wie er gleichergeſtalt die folgende Nacht mit Seufzen zubrachte. Als der Morgen wieder aufgebrochen war, ſtund er auf, nahm ſein Werkzeug — denn er war ſeines Handwerks ein Kahnhauer — und ging damit in den Wald, ſeine Arbeit zu verrichten. Aber ſeine Hände ſunken ihm ganz kraftlos hin, und er war nicht vermögend, ſeinen Vorſatz zu bewerkſtelligen. Sein Bruder, welcher bei ihm war, und ſahe, daß er zitterte, ſprach zu ihm: Chriſtian, was fehlet Dir? Nichts, antwortete er, nur zittern meine Glieder, daß ich nicht arbeiten kann. Worauf der Bruder ihm nach Hauſe zu gehen rieth, und er ſich auch auf den Rückweg machte. Ehe er aber nach Hauſe kam, mitten in dem Buſch, fiel er auf ſeine Kniee und betete; welches das erſte Mal in ſeinem ganzen Leben war, daß er im Verborgenen vor Gott ſeine Kniee beugete. Er betete, und wußte nicht, was er beten ſollte, denn er hatte weiter nichts gelernet, als das heilige Vater Unſer und das Lied: **Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in allem Schmerz und Traurigkeit** u.ſ.w. Seine Angſt aber wurde immer größer, daß er bald wieder aufſtehen und nach Hauſe eilen mußte. Seine Frau verwunderte ſich ſehr, als ſie ihn ankommen ſahe, ging ihm entgegen, fragte ihn und ſprach: Mein lieber Mann, was iſt Euch? warum kommt Ihr ſo bald wieder zurück? Er antwortete ihr: Mir iſt gar zu angſt, daß ich nicht habe in der Haide bleiben können; ich weiß nicht, wohin ich mich vor Angſt wenden ſoll.

§. 170. Als er dieſes ſprach, zitterte er an ſeinem ganzen Leibe wie ein Eſpenlaub, rang mit ſeinen Händen, ging in der Stube auf und nieder, ſprach aber weiter kein Wort. Seine Frau urtheilte aus dieſem ſeinem Zuſtande ſogleich, es ſey nichts anderes, als daß ihn Gottes Hand nun ergriffen hätte und zur Buße bringen wollte; ſie ſprach daher weiter zu ihm: Mein lieber Mann, Ihr müſſet Euch auch nur zu dem Herrn Jeſu wenden, wie ich gethan habe, der wird Euch ſchon Eure Angſt wieder benehmen und Freude ſchenken. Unterdeſſen ſchickte ſie ihre kleine Tochter zu mir, ich möchte, ſo bald es möglich wäre, kommen und ihren Mann beſuchen. Er ſetzte ſich an einem Tiſch in ſeiner Stube nieder und ſchlug die heilige Schrift auf, um darinnen etwas zu leſen. Aber ſeine Herzensangſt bewegte ihn davon wieder abzulaſſen; er ſtund auf und fuhr fort in ſeiner Stube auf und nieder zu gehen und mit den Händen zu ringen.

§. 180. Ob ich nun wohl nicht wiſſen konnte, was mit ihm vorging, und noch des Tages vorher ihn während der Predigt in der Kirche ſpöttiſch lachend geſehen hatte, daß ich alſo noch gar keine Kennzeichen der Buße an ihm wahrgenommen, ſo eilte ich doch in ſein Haus, um bald zu vernehmen, um welcher Urſache willen man mich gerufen habe. Bei meiner Ankunft in der Stube trat ich zu ihm, grüßete ihn freundlich, ſetzte mich bei ihm nieder, und fragte ihn, was ihm fehle. Es war mir, als wenn ein Hirte ſein verlornes Schaf angetroffen hat. Er antwortete mir eben ſo, wie er kurz zuvor ſeiner Frau gethan, nämlich: mir iſt ſo angſt, daß ich nicht weiß, wo ich hin ſoll. Ich antwortete ihm: Zu Jeſu müßt Ihr hin, mein lieber Wilm, der rufet Euch und ſpricht: Kommet her zu mir, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Ich fuhr fort: es ſind eure Sünden, mein lieber Wilm, dieſelbigen drücken Euch; Ihr ſeyd ſo lange ein ſicherer und ruchloſer Menſch geweſen; Ihr habt geſoffen, Ihr habt geflucht, Ihr habt die Gnade Gottes verachtet und von Euch geſtoßen, dem Herrn Jeſu den Rücken zugekehret, mit dem Wort Gottes ein Geſpött getrieben und Euch alſo ſchwerlich an dem lieben Gott verſündiget. Iſt es nicht wahr? Er antwortete mir: Ja, Herr Pfarrer, es iſt wahr, was Er ſagt, es iſt Alles wahr. Ich fragte weiter: Gott hat lange mit Euch Geduld gehabt, und immer gewartet, daß Ihr ſolltet in Euch ſchlagen und Euch zu ihm bekehren; aber Ihr habt es nicht gethan, ſondern auf Muthwillen gezogen, ja, ſeyd noch ärger darnach geworden; Ihr habt Euch ſelbſt nicht wollen bekehren und noch dazu Eurer Frau und eigenen Kindern ſolches gewehret; dadurch habt Ihr dem heiligen Geiſt widerſtrebet, den Herrn Jeſum verachtet und ſein theures Gottesblut mit Füßen getreten. Ihr habt dadurch den gerechten Zorn Gottes über Euch gereitzt, und der drückt Euch: denn die Angſt, welche Ihr fühlet, iſt der Zorn Gottes. Nun iſt kein anderer Rath für Eure Seele vorhanden, als daß Ihr Euch eilend aufmachet und zu Jeſu kommet. Er ſahe mich hiebei ſteif an, und ſprach: Herr Pfarrer, wie ſoll ichs machen? Ich antwortete ihm: auf Eure Kniee, mein lieber Wieler, müßet Ihr fallen und Gott bitten, daß er ſich über Euch erbarme und Euch zu Gnaden annehme und alle Eure Sünden Euch vergebe. Ich hatte kaum das lezte Wort ausgeredet, ſo fiel er in der Stube neben dem Tiſch auf ſeine Kniee nieder und ſprach dieſe Worte: Herr Jeſu, erbarme dich mein! und vergieb mir meine Sünden! Seine Frau und Kinder, die zugegen waren und um ihn herum ſtunden, knieeten auch mit nieder, ich desgleichen, und als er ſeine Worte ausgeſprochen, that ich ein kurzes Gebet: Zuvörderſt dankte ich Gott, daß er dieſen harten Sünder mit ſeiner erbarmenden Gnade heimgeſuchet habe, und bat ihn, er wolle gnädiglich fortfahren und ihn zu einer gründlichen Bekehrung bringen, damit ſeine arme Seele gerettet und auch das Heil ſeiner Kinder befördert werden möchte. Unter ſolchem Gebet weinete er heftig; ich aber ſchloß mein Gebet, ſtund auf und redete mit ihm noch weiter; ſonderlich zeigte ich ihm, wie er nun im Worte Gottes forſchen müſſe, ob nicht dieſes der rechte Weg ſey, der ihm gewieſen würde; imgleichen, wie er auch im Gebet müſſe anhalten, und nicht ablaſſen um Gnade zu bitten, bis ſich der Herr Jeſus werde ſeiner Seele offenbaren und ihm ſeinen göttlichen Frieden werde in ſein Herz ſchenken. Mit dieſen und dergleichen Worten ermahnte ich ihn, nahm endlich von ihm Abſchied und ging nach Hauſe.

§. 181. Sobald ich hinweggegangen war, begab er ſich in ein ernſtliches Ringen und Flehen vor Gott um Gnade und Erbarmung. Zuweilen ſetzte er ſich an den Tiſch und las in der heiligen Schrift, darinnen er fand, daß Alles auf ſeinen Zuſtand eingerichtet war. Die meiſte Zeit brachte er zu auf ſeinen Knieen liegend, im Gebet anzuhalten, nicht allein des Tages, ſondern auch des Nachts. Er nahm in jener Zeit weder Speiſe noch Trank zu ſich. Nachdem es im Dorfe ruchtbar wurde, daß Welitz bete, kamen einige Gläubige in ſein Haus, ihn in dieſem ſeinen neuen Zuſtande zu ſehen; und ſobald ſie kamen, nöthigte er ſie, mit ihm vor Gott niederzufallen und ihm, wie er ſich ausdrückte, ringen zu helfen.

§. 182. Des folgenden Tages — war am Dienstage — beſuchte ich ihn wieder und fand ihn ſehr zerknirſcht; ſeine Augen, die ſonſt in vielen Jahren nicht haben weinen können, waren nun Thränenquellen geworden, und floſſen ſo häufig, daß man ſich verwundern mußte. Seine Worte waren, als ich zu ihm in die Stube trat: Der Herr hat mich verlaſſen, der Herr hat mich verſtoßen, er hat mein vergeſſen, er nimmt mich nicht an; wobei er ſehr kläglich ausſahe. Ungeachtet er ſonſt ein ſolcher harter und beherzter Mann war, daß er deswegen unter ſeines Gleichen in der ganzen Gegend recht berühmt und in Anſehen geweſen, war das nun aber Alles weg, und er war über die Maaßen ſehr erſchrocken und geſchmeidig. Ich trat ſogleich zu ihm, reichte ihm die Hand, und ſprach: Seid getroſt, Welitz, Gott wird Euch gewiß helfen. Darauf erklärte ich ihm das Mittleramt Chriſti, wie derſelbige auch um ſeiner Sünden willen ſey dahingerafft und um der für ihn vollbrachten Gerechtigkeit willen von den Todten auferweckt worden; und wie er kraft dieſes ſeines göttlichen Verdienſtes bereit und willig ſey, ihn zu Gnaden anzunehmen und ſich ſeiner Seele zu offenbaren. Dabei bat ich ihn, daß er möchte

Geduld haben und in ſeinem Gebet anhalten, und nicht ablaſſen, mit der Verſicherung, Gott werde ſich ſein gewiß erbarmen. Er ſah mich unter meinen Reden beſtändig an und zuletzt brach er aus in die folgenden Worte: Herr Pfarrer, ſollte ſich wohl der Herr Jeſus mein annehmen? Ich antwortete ihm darauf: Ja, Welz, ganz gewiß; haltet nur am Gebet. Ich kniete mit ihm nieder auf die Erde, und bat Gott, daß er ſein Gnadenwerk an dieſem armen Sünder nicht wolle laſſen untergehn, ſondern gnädiglich zu ſeinem Preiſe hinausführen bis zum völligen Siege. Nach dem Gebet befahl ich ihn der göttlichen Bearbeitung und begab mich wieder hinweg.

§. 183. An dem Mittwoch kam ich abermal zu ihm, um zu vernehmen, wie das göttliche Werk in ſeiner Seele fortgehe, und fand ihn auf ſeinen Knieen liegen und beten. Nachdem er aufgeſtanden und ich mich nach ſeinem Befinden erkundigt hatte, vernahm ich, daß er bereits einige Gnadenblicke oder Tröſtungen von Gott empfangen und in ſeinem Herzen empfunden habe; nur ſeyen ſie geſchwinde wieder vergangen und darauf die vorige Angſt aufs neue erfolgt. Da ſehet Ihr, mein lieber Welz, antwortete ich, daß Gnade für Euch vorhanden iſt: denn ſolche Gnadenblicke kommen ſchon von dem Herrn Jeſu und ſind die Vorboten von ſeiner völligen Gnadenverſicherung, wie die Morgenröthe oder der Morgenſtern hervorkommt, wenn die Sonne aufgehen will; darum müſſet Ihr nicht ablaſſen, es daure, ſo lange es wolle. Hat er doch ſo viele Jahre auf Euch gewartet, ehe Ihr gekommen ſeyd, Eure Untugend erkannt, bereuet, und Euch vor ihm gedemüthiget habt; warum wolltet Ihr Euch nicht zufrieden geben, wenn er Euch etwas warten läßt, ehe er Euch ſeine Gnade zu genießen giebt? genung, er wird ſich ſchon zur rechten Zeit damit einſtellen. Mit dergleichen Worten vermahnte ich ihn zum Ausharren, ſchlug ihm einige dazu dienliche Sprüche in der heiligen Schrift auf, und dann verließ ich ihn auch dasmal.

§. 184. Hierauf fiel das Feſt der Himmelfahrt unſers Herrn Jeſu Chriſti ein und wurde des folgenden Tags gefeiert. Ich mußte ganz frühe nach dem Filial reiſen, daſelbſt zu predigen, daß ich alſo nicht zuvor zu ihm kommen konnte; ſobald ich aber zu Hauſe kam, ging ich hin und fand ihn ſehr niedergeſchlagen an ſeinem Gemüth und ganz verzagt. Ich grüßte ihn bei meinem Eintritte, und fragte ſogleich, wie es mit ihm ſtehe, ob ſich der Herr Jeſus noch nicht ſeiner Seele geoffenbaret habe? Er antwortete mir traurig: Ach! nein, Herr Pfar-

Pfarrer, ich weiß von nichts als von Sünde und Noth. Ich erwiederte: es iſt doch heute ein ſo herrlicher Tag und hohes Feſt der Himmelfahrt Chriſti Jeſu unſers Herrn, da er den Himmel eingenommen, und uns armen Sündern die Stätte bereitet hat, wo wir bei ihm ſeyn und ewig bleiben und leben ſollen; vielleicht offenbaret er ſich noch heute. Er fragte mich darauf in ſeiner Einfalt: ob er denn auch wohl an dieſem hohen Feſttage im Gebet zu Gott zu nahen ſich unterſtehen dürfe? Ich antwortete: ach! ja, Ihr könnt es getroſt thun. Als er ſolches hörte, ſagte er dieſe Worte: Nun immerfort! Weil die Zeit war, daß in der Kirche der Gottesdienſt angehen ſollte, ſo konnte ich mich nicht länger verweilen ein Mehreres mit ihm zu reden, ſondern mußte mich eilend in die Kirche begeben, die Predigt zu verrichten; er aber begab ſich unterdeſſen wieder ins Gebet.

§. 185. Da geſchah es nun, daß unter währendem Gottesdienſte der liebe Gott dieſen ſeinen Knecht in Gnaden anſahe, ſein Evangelium ihm offenbarte, und dabei mit einem ſo großen Maaß der himmliſchen Freude ihn überſchüttete, daß er bei ſich ſelbſt gedachte, er würde gleich ſterben müſſen und könne es nicht ertragen. Sein Angeſicht, das zuvor voller Traurigkeit und Betrübniß geweſen war, klärete ſich auf, und ſein Mund floß über in lauter Loben und Danken. Er preiſete Gottes Barmherzigkeit in ganz durchdringenden Worten, ſonderlich, wie er ihn aus ſeiner Blindheit errettet, zu Gnaden angenommen, und ihm alle ſeine Sünden vergeben habe. Sobald ich nach vollendetem Gottesdienſt aus der Kirche kam und die Nachricht hiervon hörte, eilte ich in ſein Haus, ein Augenzeuge zu werden von dem, was mir erzählet wurde; er aber kam mir ſchon entgegen, umarmete mich, und weinte vor Freuden, indem er mir erzählte, welche große Gnade Gott an ſeiner Seele gethan habe: er habe ihm alle ſeine Sünden um Chriſti willen vergeben und ihn zu ſeinem Kinde gemacht und angenommen. Er erzählete das Alles mit vielen Worten und mit großer Freude. Es war nicht ohne Verwunderung anzuſehen und anzuhören. Er wuſch ſein Angeſicht von den vergoſſenen Thränen, zog ſeine ſonntäglichen Kleider an, und wollte Nachmittags in die Kirche zur Veſperpredigt gehen, in welcher ich allemal ein Kapitel aus den Büchern der heiligen Schrift Alten Teſtaments zu erklären pflegte. Er bat mich ſehr, daß ich ihm verſtatten ſolle, vor dem Altar in Gegenwart der ganzen Gemeine niederzuknieen und zu bekennen, daß er ein ſehr großer Sünder ſey, und wie hoch Gott ihn begnadigt habe. Da ich ihm ſolches nicht erlauben konnte, ſondern ihm vorſtellte und deutlich zu machen ſuchte, was es für Schaden und Anſtoß thun würde, wenn er dergleichen vernehmen wollte, ſo gab er ſich zwar zufrieden, bat aber in der Kirche das Lied ſingen zu laſſen, welches ſich anfängt: Dir, dir, Jehovah, will ich ſingen, denn wo iſt wohl ein ſolcher Gott wie du? Es ſteht in dem Pommerſchen Geſangbuch Stimmen aus Zion genannt, und fängt ſich darinnen der vierte Vers alſo an: Sollt' ich den Tag vergeſſen können u. ſ. w. Ich ließ alſo auf ſein Verlangen dieſes Lied ſingen und er ſtimmte ihm bei mit großer Freude.

§. 186. Gott ſtärkte auch dieſen Mann dergeſtalt im Glauben, daß er von jener Zeit an ein treuer Knecht in ſeinem göttlichen Dienſt wurde; er kam zu einer großen Salbung, und war ein brennendes und ſcheinendes Licht in dem Herrn. Sein rechtſchaffener Sinn leuchtete hernachmals der Welt dergeſtalt in die Augen, daß, wenn ſie auch an andern wahren Chriſten viel auszuſetzen funden, ſo mußten ſie doch bekennen, daß dieſer es redlich meine. Es wurden zwar zu dem Reiche Gottes noch mehrere hinzugethan, welche ſich rechtſchaffen bekehrten und an den Herrn Jeſum gläubig wurden; allein dieſer blieb ein beſonderes Beiſpiel für viele andere. Späterhin lebte er etwa noch vierzehn Jahre, bis er ſtarb in großem Segen, Frieden und in völliger Glaubensgewißheit. Seine Frau lebte nach ſeinem ſeligen Tode etwa noch ſechs oder acht Jahre und ging darauf auch zu ihrer Ruhe ein. Der Segen breitete ſich aus auf alle ſeine Kinder und Nachkommen, deren einige ſich gründlich bekehreten und in die Fußſtapfen ihrer Ältern traten; und ſind dieſe zum Theil noch am Leben. Der Herr gebe Gnade, daß noch viele durch ſein Wort und ſeinen Geiſt ſich alſo zur Herrlichkeit mögen bereiten laſſen!

Sechste Abtheilung.

Die Geburt meiner erſten Kinder; Kriegesſchrecken; ein Phänomenon am Himmel; Feuersgefahr; erregte Leiden und deren göttliche Ahndung.

§. 187. In dem folgenden Jahre 1744 ſegnete Gott mein Haus mit einem jungen Sohn, von welchem meine Frau am vierten Tage des Chriſtmonds frühe um 7 Uhr entbunden wurde. Bei der heiligen Taufe ließ ich ihn Johann Karl Friedrich nennen; iſt aber in dieſem Jammerthal nicht lange geblieben, indem der liebe Gott am 17. Februar 1745, da er kaum ein Vierteljahr alt war, ihn in Gnaden wieder zu ſich nahm. Sein Name ſey dafür gelobet, daß er das liebe Kind ſo früh hat wollen vollenden! Es war wohl dieſer unvermuthete Sterbefall beiden, mir und meiner lieben Frau, ſehr ſchmerzlich zu fühlen, zumal wir dergleichen damals noch nicht erfahren hatten, weil wir aber in einer betrübten Kriegszeit lebten, da wieder ein neuer Krieg (der ſogenannte zweite Schleſiſche) zwiſchen dem Hauſe Preußen und Öſterreich anging und meine Frau in jenem Jahr zum erſten Mal vor den Feinden in eine Feſtung fliehen mußte, ſo haben wir nachher wohl erkannt, wie es uns zur Erleichterung ſolcher ſchweren Trübſal geſchehen ſey, indem eine Mutter mit einem kleinen Säugling zu fliehen nach dem Wort Chriſti mehr Beſchwerung hat als andere.

§. 188. Bei Landsberg an der Warte, welche Stadt an der Gränze von Polen liegt, ſtund ein Corps Heidemacken, das bereit war, auf den erſten Befehl in die Neumark einzubrechen und ſolche zu verwüſten, weil ſich die Sachſen ſchon damals auf die Öſterreichiſche Seite geſchlagen hatten. Wir wohnten zu Dölzig ſo nahe an der Polniſchen Gränze, daß, wenn dieſes Volk den erwarteten Befehl bekommen hätte, wären wir von ihnen nach wenigen Stunden mit Feuer und Schwerdt überfallen worden. Darum brachte ich meine liebe Frau in Sicherheit, daß ſie wenigſtens dem erſten Anlauf nicht durfte unterworfen ſeyn. Ich wußte nirgends anders wohin als in die nahe bei uns liegende feſte Stadt Küſtrin, welche nun nachher in dieſem letzten Kriege nach dreizehn Jahren bei der Belagerung von den Ruſſen verbrannt worden iſt; wie ich gleichergeſtalt in dieſem Kriege, wenn ich bis dahin in Döltzig geblieben wäre, nirgends anderswohin meine Frau würde haben bringen können. Aber der barmherzige Gott wollte uns mit ſolcher erſchrecklichen Trübſal verſchonen; darum rief er mich zuvor von Döltzig hinweg, daß wir weder das große Schrecken der blutigen Schlacht bei Zorndorf, welcher Ort nahe bei Döltzig liegt, noch den Brand und die jämmerliche Zerſtörung der Feſtung Küſtrin mit anſehen und erfahren dürfen. Ihm ſey Lob und Preis für alle ſeine Wohlthaten in Ewigkeit! Damals flohe meine Frau hinein und blieb bewahret; es war am ſechszehnten Tage des Monats Augusti im Jahr 1745.

§. 189. Ich erinnere mich noch hiebei, als ich acht Tage nach dieſer Flucht, nämlich am 23. Augusti deſſelben Jahres meine Frau in Küſtrin beſuchte, um ſie in ihrem Trübſal zu tröſten, und gegen die Nacht wieder nach Hauſe kehrete, ein ſeltenes Phänomenon am Himmel geſehen zu haben. Es war etwa des Abends um 10 Uhr, zur Zeit als man kein

Mondlicht hatte, und die Luft ſehr finſter geworden. Ich war mit meinem Wagen, auf welchem ich fuhr, nicht allein ſchon in das Dorf, ſondern auch bereits bis auf wenige Schritte an mein Haus gekommen, ob man es gleich wegen der großen Finſterniß noch nicht eigentlich ſehen konnte; da entſtand plötzlich am Himmel, doch nicht ſehr hoch, etwa in der Höhe eines mittelmäßigen Thurms, ein großes Licht, das faſt eben ſo hell leuchtete, wie die Sonne am Tage. Es hatte auch beinahe die Größe und die Geſtalt der Sonnenſcheibe, nur daß es, wie geſagt, in der untern Luft ſich befand, auch der Glanz weißer und im Anſchauen den Augen ganz erträglich war, wie das allerhellſte Mondenlicht. Der Lauf meines Wagens war gegen Mitternacht gerichtet und dieſes Phänomenon ſtund gegen die Abendſeite. Über den plötzlichen Schein dieſes Feuers ſchienen die Pferde beſtürzt zu ſeyn und ſtunden ſtille; meine und des Fuhrmanns Augen aber waren auf dieſen feurigen Körper gerichtet, ohne in der Verwirrung ein Wort zu ſprechen. Es dauerte kaum eine Minute, ſo ſchien es, als ob dieſer Körper zerſprung, wie bei einem Kunſtfeuerwerk eine Kugel zugerichtet wird, die in der Luft erſt leuchten muß und hernach zerſpringet. Es gab aber keinen Knall noch Luftbewegung; nur daß es ſo finſter wieder war als vorher. Es hatte das Anſehen, daß dieſe feurige Kugel ſich während ihrer Sichtbarkeit von der mitternächtlichen Himmelsgegend gegen die mittägige bewegte. Der Fuhrmann des Wagens, welcher ein alter verſtändiger Mann war, mit Namen Michael Welitz, ein Bruder jenes Chriſtian Welitz, der mit ihm in der Haide gearbeitet hatte und ihn nach Hauſe gehen heißen an dem Tage, als dieſer den Anfang machte, ſich zu Gott zu bekehren. Als Michael jetzt dieſes Feuer am Himmel entſtehen, leuchten und wieder zerſpringen ſahe, rief er: Mein Gott! was iſt das, Herr Pfarrer? Ich antwortete ihm: Mein lieber Welitz, es iſt ein Zeichen am Himmel. Ich fand eben nicht nöthig, ihm damals zu erklären, wie es ſeine natürlichen Urſachen haben könnte, noch daß dergleichen ſchon zu anderer Zeit wäre geſehen worden, ſondern ich erinnerte ihn nur bei dieſer Gelegenheit und nach ſeiner Faſſung der Worte: Es werden Zeichen geſchehen u. ſ. w. und ſtellete ihm vor die Gewißheit und Untrüglichkeit des Wortes Gottes nebſt der Nothwendigkeit der Buße. Es wurde auch bald nach einigen Wochen dieſer bemerkten Lufterſcheinung in den öffentlichen Zeitungen gedacht, und ſolche auf eben der Art beſchrieben, wie ich ſie bemerkt hatte; woraus ich ſahe, daß dieſes Phänomenon ſeinen Stand ziemlich hoch in der Luft müſſe gehabt haben, weil es an mehreren Orten Deutſchlands war geſehen worden.

§. 190. In dieſem Jahre brannte das Pfarrhaus ab; das Feuer war von jemand ausgebracht worden, der gleichwohl nicht entdeckt ward, ſondern verborgen blieb. Ich hatte mich nebſt den Meinigen des Abends vorher am 26. Juni in guter Ruhe, und ohne etwas Böſes zu befürchten, zum Schlaf niedergelegt, und als ich des folgenden Tages, welches ein Sonntag war, aufwachte und predigen wollte, ſtund das Haus in vollen Flammen. Doch hatten wir ſchon völlig ausgeſchlafen, als das Geſchrei entſtund: das Pfarrhaus brennt! Das Feuer war in demjenigen Flügel des Hauſes angegangen, der von dem Schlafgemach am weiteſten entfernt lag. Daher konnten wir ſo viel Zeit gewinnen, daß wir nicht allein uns etwas ankleideten, ſondern auch das meiſte Hausgeräth aus dem Flügel, worin wir geſchlafen hatten, durch die Hülfe der Nachbarn in Sicherheit brachten. Wie ich denn die göttliche Güte und Fürſehung hoch zu preiſen habe, nach welcher es geſchehen iſt, daß ich in dem Schlafgemach des Tages zuvor durch die Wand eine Thür nach dem Garten hatte durchbrechen laſſen, durch welche man lange Zeit in ſelbigen Flügel zu der

Ausräumung des Hausgeräths einen Eingang behielte, da durch die Verbrennung und den Niederfall des Strohdachs die beiden Hausthüren hinten und vorne allbereits verſchüttet waren.

§. 191. Es verbrannte mir allerlei Korn, Leinwand, Betten, Kupfer, Zinn und vielerlei Hausgeräth; aber Gott erſetzte ſolchen Verluſt in kurzer Zeit, und ſo reichlich, daß ich nach dem Brande mehr bekam, als ich vor demſelben gehabt hatte. Indeſſen war es gleichwohl mir ein großes Leiden, wodurch das Gemüth ſehr angegriffen wurde. Meine Frau war damals ſchwanger mit unſerm Töchterlein, das uns in dem folgenden Jahre geboren wurde, und wir mußten uns ein ganzes Jahr lang außer dem Hauſe kümmerlich behelfen, mit mancherlei Bedrängniß von innen und außen beladen; doch blieben die göttlichen Erquickungen und Stärkungen nicht aus: dieſelbigen erhielten uns.

§. 192. Da das in der Aſche liegende Pfarrhaus wieder aufgebauet werden ſollte, wurden die Herren Patronen*) uneinig, wodurch dieſes Leiden ſehr vermehrt ward; jedoch erlangeten wir auch deſto reicheren Troſt, jemehr wir Leiden bekamen. Die Sache ſelbſt verhielte ſich

---

*) Der damalige Patron der Pfarre Döltzig war der Königlich Preußiſche Geheime Juſtizrath Hans Wilhelm von Mörner. Seine erſte Gemalin war Wilhelmine Sophie von der Marwitz, Tochter des Königlich Preußiſchen Generalmajors Bernd von der Marwitz. Sie iſt im Jahr 1734 geſtorben. Seine zweite Gemalin war

---

Beate Luiſe, auch eine von der Marwitz, des Königlich Preußiſchen Oberſtlieutenants von der Reiterei Otto Bernd von der Marwitz Tochter. Von keiner dieſer Frauen hat der Geheime Rath Kinder gehabt. Er iſt geſtorben den 11. Juni 1758, und ſeine Gebeine ruhen im herrſchaftlichen Kirchengewölbe. Wörtlich findet ſich Folgendes über dieſen frommen Mann aufgezeichnet:

„Derſelbe ſchenkte vielen ſeiner Unterthanen und andern Armen Geld und Bücher, nämlich Bibeln, Geſangbücher, Katechismen, Ordnung des Heils und Stimmen „aus Zion, baute 1740 und 1741 auf ſeine eigene Koſten, „ohne Zuthun des Kirchen-Aerarii und der Gemeine, eine „neue maſſive Kirche und Thurm, und ließ es an nichts „fehlen, was die Dauer und Anſtändigkeit eines ſolchen „Hauſes nach ſeinem Zweck erfordert. Wie er nebſt ſeiner Frau Gemahlin Jeſu dem Ehrenkönig ſich übergiebt, „alſo ſucht er auch bei ſeinen Unterthanen, Domeſtiken „und Andern das Gleiche zu befördern durch Wort und „Wandel. Halleluja!“

Das Gut Riegenwalde, in kirchlicher Hinſicht filia von Döltzig, eine ſtarke Meile von demſelben entlegen, iſt in früheren Zeiten eine lange Reihe von Jahren hindurch Beſitzung der von Schönebeck geweſen. Im Anfange der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wohnte daſelbſt die Wittwe des weiland Königlich Preußiſchen Generalmajors und Kommandanten zu Colberg Bernd Chriſtian von Schönebeck, Frau Vigilanta Eliſabeth, geborne von Dewitz. Späterhin — in welchem Jahr, iſt nicht angealſo: Nach den ordentlichen Landes- und Kirchengeſetzen ſollten die Patronen die Baukoſten und Materialien zu ſolchem Bau aus ihren Mitteln geben, die Gemeinen aber und Einwohner der eingepfarrten Dörfer die dabei nöthigen Handdienſte und Fuhren verrichten. Patronus in filia war auch dazu bereit und willig, aber Patronus in matre hatte viel dawider einzuwenden; und weil der Herr Patronus in filia außer Landes in dem Herzogthum Sachſen wohnte, ſo verurſachte dieß viel weitläuftiges Hinundherſchreiben. Endlich kam es ſo weit, daß Patronus in matre das Bauholz in natura und 300 Thaler baares Geld haben wollte; dagegen verſprach er den ganzen Bau ohne fernere Beihülfe des Filials zu Stande zu bringen. Auf meine Vorſtellung und mein vieles Bitten wurde dieſes endlich von dem Patrono in filia angenommen. Als aber gleich darauf der Herr Patronus in matre ſeinen Sinn änderte und über den gemachten Ver-

---

zeigt, — nahm das Gut in Beſitz Herr Kurt Friedrich von Schönebeck, Königlich Polniſcher und Kurfürſtlich Sächſiſcher Generalmajor außer Dienſten und Kurfürſtlich Sächſiſcher Erſter Miniſter zu Sachſen-Weißenfels. Er blieb in Sachſen und ließ Riegenwalde verwalten.

(Dieſe und andere lehrreiche Nachrichten verdanke ich der gefälligen Güte des ehrwürdigen Herrn Clawiter, jetzigen Pfarrers zu Dölzig.)

trag hinaus noch die Bezahlung der Bretter und Fuhren forderte, ſo wurde Patronus in filia endlich bewogen, gänzlich zurückzuziehen und den Bau des Pfarrhauſes auf der Art geſchehen zu laſſen, wie es mit den ordentlichen Landesgeſetzen übereinkomme, und wollte von keinem Vergleich mehr hören. Patronus in matre wurde hiedurch aufgebracht, ſo daß er den Gegentheil durch einen Rechtshandel dazu zwingen wollte, ſeine Forderung zu erfüllen; und der Bau gerieth darüber ins Stocken, ja, es gewann das Anſehen, daß ich noch länger als ein Jahr in meinem Elende ohne eigene Wohnung liegen bleiben würde.

§. 193. Ich bat auf das inſtändigſte, daß man ſich vergleichen möchte, aber es half nichts. Das folgende 1746ſte Jahr kam heran, und ich hatte ſchon ein halbes Jahr ohne eigene Wohnung zu haben zugebracht, doch wurde wegen der entſtandenen Streitigkeit zu dem Bau noch keine Hand angeſchlagen. Meine Frau ward in ſolchem Zuſtande am 7. Januarii 1746 des Abends um 5 Uhr 45 Minuten von unſerer Tochter durch die göttliche Gnade entbunden, und hatte in meines Küſters Hauſe, worin ich eingezogen war, kaum ſo vielen Raum, daß ſie ihr Bett darin aufſchlagen konnte. Sie fiel in eine ſchwere Krankheit, daß ſie erſt nach 20 Wochen aus dem Kindbette ihren ordentlichen Kirchgang halten konnte. Ich ſchrie zu Gott, daß er ſich unſer erbarmen möchte, und er erhörte unſer Gebet und erhielte mir meine Frau. Die Herren Patronen bat ich ohne Unterlaß, daß ſie ſich vereinigen und Mitleiden mit mir haben möchten, da ich ohne Haus und nöthige Leibespflege mancherlei Ungemächlichkeit ausſtehen müſſe; ich bat ſie, Anſtalt zu machen, daß das Haus erbauet werde. Allein Patronus in matre blieb dabei, man müſſe ihm ſeine letztgethane Forderung erfüllen oder er baue nicht, und wolle den Gegentheil gerichtlich belangen. Es wurden die Sachwalter von beiden Theilen wirklich angenommen, und ich brachte in zuverläſſige Erfahrung, daß ſich ſolche bereits mit Freuden hätten vernehmen laſſen, wie ſie bei dem Rechtshandel dieſer beiden reichen Partheien viel zu gewinnen hofften. Von welchen Reden ich die Herren Patronen bald benachrichtigte, mit der Vorſtellung, daß die Koſten dieſes Streits ihnen gewiß würden höher zu ſtehen kommen, als die ganze Summe austrüge, über welche ſie zu ſtreiten ſich vorgenommen hätten. Ich ging ſonderlich zu dem Herrn Patrono in matre noch an dem letzten Tage hin, da die Sache ſollte in Bewegung geſetzt werden, und fand ſeine Briefe auf dem Tiſche fertig liegen, womit er es bei

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01920/027

der Königlichen Regierung zu Küſtrin klagbar machen wollte. Es war am 14. Februarii 1746. Ich bat ihn ſehr, daß er den Frieden erwählen möchte, damit auch zugleich mir und den Meinigen darunter geholfen würde; allein es mußte jemand ſeyn, der ihn aufhetzte, ſolches nicht zu thun, ſondern durch den Verſuch eines Rechtshandels zu verurſachen, daß ich noch länger ohne eine eigene Wohnung in meinem Elend bleiben müßte: denn er war gar nicht zu bewegen, er wollte ſeinem Vornehmen den Lauf laſſen, und ſagte zu mir, indem er mit ſeinem Finger auf den Tiſch wieſe: dort liegen die Briefe fertig und ſollen mit der heutigen Poſt abgehen.

§. 194. Was ſollte ich nun thun? Ich ſteckte, wie man zu ſagen pflegt, zwiſchen Thür und Angel, und ſah mit aller Gewißheit vorher, daß ich bei ſo geſtellten Sachen wenigſtens noch ein ganzes Jahr und vielleicht auch noch wohl länger, in meinem Elende liegen bleiben müßte, ohne daß der geringſte Anfang zum Bau gemacht würde; worüber ich mit Frau und Kind an Geſundheit und Leben Schaden leiden könnte. Darum mußte ich nur ſchleunig mich entſchließen zuzutreten und aus meinen eignen Mitteln das Verlangen des Patroni erfüllen. Es kam ihm zwar ganz unerwartet, und ſeine Rathgeber hatten ſich nicht vermuthet, daß die Sache ſo geſchwind zwiſchen uns ſollte entſchieden werden; indeſſen war es nun geſchehen, und er befriedigt: er erhielte ſeine Forderung und der Streit konnte keinen Fortgang haben. Patronus in filia gab das Bauholz in natura nebſt 300 Thalern baares Geld, und ich ſchaffte aus meinen Mitteln die Bretter an und bezahlete auch zugleich die Fuhren, welche er verlangt hatte.

§. 195. Es hielte zwar bei dem Herrn Patrono in filia etwas ſchwer, ſeine Einwilligung aufs neue zu geben und zu ſeinem gethanen erſten Verſprechen wiederzukehren, nachdem er einmal war getäuſchet worden; allein auf die Vorſtellung meines Elendes geſchahe es dennoch, und, wie man ſich ausdrückte, aus Mitleid gegen mich, daß er ſein einmal gethanes Verſprechen erneuerte und vollzog. Es wurde demnach auf ſolche Weiſe, aller Hinderniſſe ungeachtet, der wirkliche Anfang zum Bau gemacht und ſolcher gegen den Herbſt deſſelbigen Jahres endlich auch vollendet, daß ich an dem ſechsten Tage des Monats Octobris mit Frau und Kind in das neue Pfarrhaus einziehen konnte. Wie ſehr es aber mich ſchmerzte, daß ich ſolchergeſtalt aus meinen eigenen Mitteln das Pfarrhaus müſſen helfen aufbauen, kann man leicht erachten. Doch kann ich hiebei zur Steuer der Wahrheit nicht unangezeigt laſſen, daß der Herr Patronus wohl daran

nicht

nicht mag Schuld gehabt haben, ſondern es hauptſächlich denjenigen zuzuſchreiben geweſen ſey, die ihn regierten und ihm täglich in den Ohren lagen.

§. 196. Kaum daß ich ein Jahr lang in dem neuen Hauſe gewohnt hatte, legte Gott den beſten Ort meiner Gemeine, welcher die Neue Scheune benannt wurde und meinem Herrn Patrono in malre zugehörete, mit allen Scheunen, die voll Waitzen und Roggen waren, nebſt allen Wohnhäuſern und Viehſtällen in Einer Nacht in die Aſche. Wie das Feuer ausgekommen ſey, hat man nicht erfahren. Ich hatte zu dem Bau des Pfarrhauſes etwa 100 Thaler hergeben müſſen, nun mußte der Herr Patronus mehrere tauſend Thaler der Flamme zu verzehren geben. Es betrübte mich ſolches überaus ſehr, und ich hätte dergleichen Ahndung verhütet zu ſeyn gewünſcht. Die göttliche Strafe ließ dabei noch nicht nach, ſondern erging zugleich über das neuerbaute Pfarrhaus, doch nicht eher, als bis ich erſt hinweggezogen und von Gott nach Gartz gleichſam in Verwahrung genommen war, worauf die Flamme ſolches auch verzehrete, wie es noch heutiges Tages in der Aſche liegt. Was den Studiosus anlanget, ſo war derſelbige zwar nach meinem Abzuge aus Döltzig von dem Herrn Patrono, der ſich erſt deſſen weigerte, aber doch endlich durch gewiſſe Mittelsperſonen dazu gelenket ward, zum Prediger beſtellet worden; allein es dauerte gar nicht lange, ſo verzehrete, wie geſagt, die Flamme das neuerbauete Pfarrhaus, worinnen er wohnete, mit einem großen Theil ſeiner Habſeligkeit, und in dem darauf erfolgeten Kriege verlor er das Übrige, was er hatte, und gerieth in die bitterſte Armuth. Er reiſete zwar eine Zeitlang im Lande herum, etwas Geld von wohlthätigen Herzen ſich einzuſammeln; doch wollte es nicht hinreichen, und der Tod kam unvermuthet, und nahm erſt ſeine Frau, hernach auch ihn in die Ewigkeit, daß er ſeine Kinder in beklagenswürdigſten Umſtänden hinterlaſſen mußte. Den Herrn Patron nahm Gott vorher zu ſich, ehe das Unglück kam. Es hatte ſich derſelbe vorgeſetzt, ſeine Gemalin durch ein Teſtament reichlich zu verſorgen, aber er ward ſchon vor Ankunft eines Notarii vom Tode übereilet; und weil die feindliche Ruſſiſche Armee gleich nach der Beerdigung in die Neumark einbrach und Alles verwüſtete, flohe ſie nach Küſtrin, woſelbſt ſie nach etlichen Tagen, nämlich am 14. Augusti deſſelbigen Jahrs 1758 bei der betrübten Einäſcherung dieſer Feſtung ihr ganzes Vermögen einbüßete und nichts als ihre Perſon rettete. Sie war aus dem Feuer entſprungen und zur Nachtzeit in Geſellſchaft der

Ehefrau beſagten Studiosi bis nach Frankfurt gelaufen, woſelbſt ſie des Morgens frühe mit bloßen Füßen ankam, erkrankte, und ſtarb, wie gleich nachher, was oben erwähnt iſt, auch des Studiosi Frau.

Siebente Abtheilung.

Fortgeſetzte Amtsführung in Dölzig.

§. 197. Ich arbeitete indeſſen, als ich in das neugebaute Pfarrhaus eingezogen war und meinem Herrn und Gott für ſolche erwieſene Barmherzigkeit gedankt hatte, an ſeinem heiligen Evangelio gleich als wie von neuem getroſt und mit aller Freudigkeit fort. Ich vermuthete gar und im geringſten nicht, daß ich von dort etwa würde weggerufen werden, und noch viel weniger, daß dergleichen große wichtige jetztberührte Veränderungen mit dem Hauſe und Perſonen meiner Gemeine in Kurzem vorgehen würden; ſondern ich freuete mich nur, wenn ich die göttlichen Früchte des heiligen Wortes, ſo ich verkündigte, in meiner Gemeine ſahe. Ich hatte unter allen Leiden daran die größte Stärkung und Erquickung; ſonderlich in dem Märzmonat des folgenden Jahres, da ich in mein neues Haus eingezogen war, zu welcher Zeit etliche

Perſonen von Gott zur Buße erweckt wurden, unter welchen der Wirthſchaftsadminiſtrator im Filial vor andern ein merkwürdiges Beiſpiel gab.

§. 198. Dieſer Mann hatte ſich lange geweigert, dem Worte Gottes gehorſam zu werden. Nun aber bequemte er ſich. Er hatte einen ſehr harten Kampf dabei in ſeiner Seele zu erdulden, und fühlete den Zorn Gottes dergeſtalt, wie er ſich ausdrückte, als wenn er ſchon im hölliſchen Feuer wäre. Einige von ſeinen vorigen Freunden, worunter etliche Preußiſche Officiere waren, mit welchen er bis dahin ſehr üppig gelebt hatte, ſahen es mit Schrecken an, und verwunderten ſich darüber, daß ſie durch ihr Zureden nicht vermögend waren dieſes Gnadenwerk Gottes in ihm zu dämpfen; weswegen ſie auch endlich ihre Bemühungen in dieſem Stücke einſtelleten, und ſonderten ſich gleich von ihm ab, ohne daß es ihm weiter Mühe koſtete, ſich von ihnen loszumachen. Ich kann ihm das Zeugniß geben, daß er mit Gebet und Flehen vor Gott ſehr ernſtlich angehalten und gerungen hat, vornehmlich in den Tagen ſeiner erſten Erweckung, nämlich vom 10. bis 17. März 1747. Seine Bußthränen floſſen Tag und Nacht, bis ihm Gott dieſelbigen abwiſchte und durch ſein Wort ihm ſeiner Gnade verſicherte, daß er voller Friede und Freude und in ſeinem Wandel gründlich geändert ward. Vornehmlich war er hernach an dieſem Ort durch ſein Beiſpiel das Werk Gottes zu befördern ſehr behülflich, ſo ſehr er ſolches zuvor gehaſſet und zu zerſtören geſucht hatte.

§. 199. Es fand ſich in vielen Stücken hier einige Ähnlichkeit mit dem Beiſpiele des heiligen Apoſtels Pauli, nicht allein darinnen, weil er auch zuvor ein Läſterer und Verfolger der Gläubigen geweſen war, ſondern auch, weil er auf der Reiſe von Gott ergriffen wurde. Denn er hatte ſich verlauten laſſen, daß er die Zuſammenkünfte der Gläubigen an dieſem Ort aufheben und dazu die Vollmacht von der Herrſchaft einholen wollte. Ehe er aber noch wieder nach Hauſe kam, geſchahe es auf dem Rückwege gedachten 10. Martii des Morgens frühe, daß ihm ſeine Sünden von Gott vorgeſtellt wurden. Er war mitten in der Geſellſchaft ſeiner weltlich geſinnten Freunde, die ihn bis an ſeinen Wagen begleiteten; er wollte aufſteigen, aber er konnte nicht, ſondern fiel vor Schrecken ſeines Gewiſſens auf die Erde. Sie trugen ihn in das Haus zurück, worin er die Nacht hindurch unter großer Gewiſſensunruhe mit ihnen geſündigt hatte. Sie legten ihn auf ein Bett, und hielten es für eine leibliche Krankheit, mit welcher er befallen ſey, wollten auch einen Wundarzt holen und eine Ader öffnen laſſen. Ungeachtet es kluge Leute waren, ſo konnten ſie doch das Werk Gottes nicht erkennen, ſondern es traf das erſchreckliche οὐ δύναται γνῶναι des heiligen Apoſtels 1 Cor. 2, 14. bei ihnen ein. Er ſelbſt wußte es recht wohl, was ihm fehle, und bat ſie, ſich keine Mühe mit dergleichen unnöthigen Anſtalten zu machen; er verſicherte, die Angſt, die er fühle, ſey eine geiſtliche Seelenangſt; Gott habe ihm ſeine Sünde vorgeſtellet, er ſchmecke jetzt, wie er ſich ausdrückte, die Quaal der Höllen; ſie ſollten ſich an ihm ſpiegeln und bei Zeiten zu Gott bekehren. Daneben erſuchte er ſie, daß ſie ihn nur fein bald auf ſeinen Wagen bringen möchten, damit er nach Hauſe und in die Stille käme. Dieß geſchah denn auch endlich, indem ſie alle erſchrocken waren, und nicht wußten, was ſie mit ihm anfangen ſollten, auch ihnen nur lieb war, wenn ſie ſein los werden konnten. Sobald er nach Hauſe kam, ging das Ringen nach dem Reiche Gottes an, und er ward ein Licht in dem Herrn. Die andern Umſtände, die mit ihm vorgegangen ſind, waren nicht außerordentlich; darum erachte ichs auch nicht nöthig ſie hier zu erzählen. Das Werk Gottes hielte bei allen einerlei Weiſe, daß es nämlich durch den Kampf ging und durch große

Geiſtesdemüthigungen, worauf allemal herrliche Begnadigungen erfolgten.

Achte Abtheilung.

Todesgefahr, worin ich und meine Tochter ſchwebten, ſammt darauf erfolgtem Segen.

§. 200. In dieſem Jahr hätte ich beinahe durch einen beſondern Zufall das Leben verloren, da ein trunkener Jäger mit einer Kugelbüchſe nach mir ſchoß. Es war an einem Sonntag des Abends, als ich von Ringenwalde nach Hauſe reiſete; ſonſt pflegte ich nach meiner Gewohnheit etwas früher zu Hauſe zu kommen, allein für dießmal war es mir etwas ſpät geworden. Ich hatte im Filial nicht allein geprediget und Nachmittags in der Veſper die jungen Leute im Catechismo unterrichtet, ſondern auch die Gläubigen, die dem Himmelreich Gewalt anthäten, zur ernſtlichen Fortſetzung ihres Kampfs durch öftere Vorhaltung ihrer Seligkeit und großen Belohnung vermahnet, und ermuntert, nicht müde zu werden, auch endlich mit ihnen gebetet und Gott für alle ſeine erzeigte Gnade und Barmherzigkeit gedanket; wobei gedachter Adminiſtrator ſonderlich ſehr erweckt geweſen war. Darüber war mir die Zeit etwas zu weit verſtrichen, daß die Sonne bereits anfing unterzugehen, als ich mich auf den Rückweg, nach Hauſe zu reiſen, machte. Ich kam aus dem Wald gefahren, welcher hart an dem Wuſterwitziſchen See liegt, wie mein ordentlicher Weg nach Dölzig mit ſich brachte, und wußte nicht, daß auf dem Felde mir zur rechten Hand hinter mir, hinter einer dicken Eiche, ein trunkener Jäger ſtund, welcher ſich in ſolchem Baum ohne Zweifel zur Übung ein Ziel gemacht und ſeine Büchſe, dahin zu ſchieſſen, angelegt hatte, bekam ihn auch nicht zu ſehen, als bis ich aus dem Walde heraus ihm recht in den Schuß gekommen war. Mein Wagen ging ſchnell, und wie ich mich in grader Linie befand, wurde ich ſein gewahr, und meine Augen ſahen recht in den Lauf ſeiner Büchſe hinein. Ich wollte ihm zurufen, weil er mich nicht ſahe, ſondern ſeine Augen nur auf das Ziel im Baum gerichtet hatte; allein es war zu ſpät: denn er hatte bereits den Hahn losgedrückt. Doch regierte es Gott, daß weder ich noch mein Knecht, noch ein Pferd vor meinem Wagen getroffen wurde, ſondern ich hörte, wie die Kugel gerade an meinem Kopf vorbeiſauſete. Nahe bei dieſem unbeſonnenen Jäger ſtund ein Schäfer, welcher in ſelbiger Gegend die Schaaſe hütete; und ſie erſchraken alle beide, als ſie ſahen, daß ich aus dem Wald ihm recht in den Schuß gekommen war. Mein Knecht wurde nach einer kleinen Erholung erzürnet und wollte ſich an dem Jäger rächen; ich aber beſänftigte ihn, war ſtille, und reiſete fröhlich meine Straße: ich gedachte, daß nur der Teufel ohne den Willen meines Herrn das Leben nicht nehmen könne.

§. 201. Des Leidens war ich nun ſchon gewohnt, nur daß ichs auf allerlei Weiſe erfahren ſollte, worunter auch ſehr empfindlich war, da unſere kleine Tochter zu der Zeit, als ſie ein Jahr und etwas darüber alt war, und man in einem Augenblick auf ſie nicht Acht hatte, am 10. des Maimonats einen Topf voll heißer Suppe ergriff und über ſich ſchüttete; alſo daß ſie ſich an ihrem Leibe ſehr verbrannte und in Todesgefahr gerieth. Gott ließ es zu, daß wir Ältern nicht allein, ſondern auch das Kind ſchon in ſeinem zarten Alter durch die Kreuzesſchule ſollte geübt werden, davon ſich auch bei demſelben in der folgenden Zeit eine ſchöne Frucht gezeigt hat, indem ſolches Kind durch dieſe und andere Trübſale ganz von der Welt abgezogen wurde und Gelegenheit bekam, die Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes recht reichlich und herrlich an ſich zu erfahren, wie ich hernach bei ihrem Ende noch gedenken werde. Ich übernahm auch um deswillen ſo viel williger alles Leiden nach dem Willen des Herrn, weil ich ſahe, daß allemal eine ſchöne Frucht erfolgte. Ja wenn ein Kreuz oder Leiden kam, ſo tröſtete ich mich ſchon zum voraus und freuete mich auf die heilſamen Früchte, welche nach der Erduldung deſſelben daraus erfolgen würden, auch in meinem Amt. Denn Gott hat mir niemals ein Leiden zugeſchickt, worauf nicht allemal ein herrlicher Sieg und Segen erfolgt wäre. Ich will zum Beiſpiel nur etwas davon allhier zur Einſicht der Wege Gottes beibringen.

§. 202. Einmal des Sonntags war ich Nachmittags in der Kirche meiner Gewohnheit nach im Katechismuseramen beſchäftigt und hatte die jungen Leute beiderlei Geſchlechts aus der Gemeine vor mir ſtehen, fragte und belehrte ſie von dem Reiche Gottes ganz ernſtlich; da ſtund nicht weit davon ein Huſar von dem Ziethenſchen Leibregiment des Königs, ein ſehr verwegener Menſch, welcher im Anfange zuhörete, zuletzt aber ſpottete, und die Bauerknechte, die vor mir vor dem Altar ſtunden und von mir katechiſirt wurden, durch allerlei Mienen und Gebärden zum Lachen zu bewegen ſuchte. Ich konnte ſolchem Unweſen nicht lange zuſehen, ſchwieg in meinem Vortrag ſtille, wendete mich zu dieſem Menſchen hin, ſahe ihn an, und ſprach: Fürchtet Euch vor Gott! wenn Ihr nicht ſeyd in die Kirche gekommen, ſein Wort andächtig zu hören, ſondern noch andere dazu ſtören wollet, ſo thut Ihr beſſer, Ihr bleibet draußen. Dieſe Worte nahm der Huſar ſo übel auf, daß er ſogleich mit großem Ungeſtüm, ohne ein Wort zu ſprechen, zur Kirchenthür hinausging, und als er draußen war, fing er an ſehr zu fluchen und zu ſchwören, daß er ſich an dem Pfaffen — womit er mich meinte — rächen wolle. Er ging gleich darauf nach ſeinem Quartier und gürtete ſeinen Säbel um, kam wieder vor die Kirchenthür und wartete mein. Weil ſich aber der Gottesdienſt etwas länger verzog, ſo ging er unterdeſſen in das zunächſtgelegene Wirthshaus, welches der Kirchthür grade gegenüber war, aus welcher ich herauskommen mußte, und vermaß ſich hoch, er wolle mir den Kopf inzweihauen. Er brachte auch die Zeit mit Branntweintrinken zu, bis der Gottesdienſt geendigt war und jedermann nach Hauſe ging. Da meinete er nun, ich würde auch aus der Kirche kommen, weil ihm unbekannt war, daß diejenigen Kinder, welche im ſelbigen Jahr ſollten confirmirt werden, noch zurückgeblieben und von mir beſonders verhört wurden. Doch dauerte es kaum eine Viertelſtunde, in der ich ihnen eine kleine Vermahnung gegeben hatte, ſo ließ ich ſie gleichergeſtalt von mir, und folgte ihnen nach zur Kirchthüre hinaus. Es war ihm unterdeſſen die Zeit ſehr lang geworden, ehe ich herauskam; nur, daß ich von dem Allen nichts wußte. Nun aber ſah ich ihn mit ſtarken Schritten von dem Wirthshauſe her und mir entgegen kommen; woraus ich merkte und urtheilte, er werde Böſes im Sinne haben und ſich an mir wegen der ihm unangenehm geweſenen Vermahnung vergreifen und rächen wollen.

§. 203. Weil mein Weg zur linken Hand war und ich ihm alſo den Rücken zukehren mußte, ſo verfolgte ich denſelben Weg, ohne eigentlich nach ihm hinzuſehen; der Huſar aber kam mir mit ſtarken Schritten nach, und da ſeine Stiefeln, wie gewöhnlich, mit Eiſen beſchlagen waren, konnte ich bei jedem Tritt hören, daß er mir immer näher kam; und ich war noch gar nicht weit von der Kirche ab, ſo hatte er mich bereits eingeholt. Ich ermannte mich ſogleich und wollte nicht furchtſam ſeyn, da ich auf den Schutz des Allmächtigen trauete; daher ſahe ich mich nicht einmal nach ihm um, ſondern wollte aus Verachtung des ſataniſchen Haſſes mit dem Rücken erwarten, wie unvermögend er ſeyn werde. In dem Augenblick war er bei mir, und da er die linke Hand in ſeine Seite geſteift hatte, ſtieß er mich im Vorbeigehen mit dem linken Ellenbogen an, wie wohl diejenigen zu thun pflegen, die mit jemand einen Streithandel anzufangen ſuchen. Hierauf kehrte ich mich nach ihm um, und als er vor mir ſtille ſtund, hob ich den Zeigefinger meiner rechten Hand in die Höhe und ſprach zu ihm: Mein Sohn, wie ſchwer wird es Euch werden, daß Ihr wider den Herrn Euren Gott ſündiget. Er ſtund und zitterte vor Eifer, und redete kein Wort. Als ich das ſahe, fuhr ich fort und fügete noch hinzu: Sehet zu, thut rechtſchaffene Früchte der Buße! Darauf kehrete ich mich um und ging wieder meinen Weg, reiſete auch gleich nach Hauſe; denn es war im Filial. Weil nun einige von ſeinen Geſellen in der Ferne geſtanden und dieſen Handel mit angeſehen hatten, ſo ward es bald ruchtbar, und ſie fingen an ſein zu ſpotten, daß er mir nichts geſagt, noch Gewalt gethan, wie er doch ſich vorgenommen hätte. Er aber entſchuldigte ſich, fluchte dabei, und ſprach: der Pfaffe kann zaubern; als er ſich zu mir umkehrete, kam mir eine ſolche Furcht an, daß ich keinen Laut von mir geben und noch weniger zum Säbel greifen konnte.

§. 204. Aber was geſchah? Dieſer Menſch ging nach Hauſe, fiel in ſeinem Kämmerlein auf ſeine Kniee nieder, und machte den Anfang, Gott zu bitten, daß er ſich ſein erbarmen wolle. Es wurden ihm alle ſeine Sünden von Gott vorgeſtellt, und hatte nun keine Ruhe mehr in ſeinem Herzen. Als die Gläubigen jenes Orts nach einigen Tagen in dem Hauſe eines frommen Gärtners Namens Zepernick einmüthig bei einander waren zu beten, kam er unvermuthet zu ihnen, und bekannte, daß er ſo lange gegen Gott geſtritten habe; es ſey ihm leid, er könne und wolle es nun nicht länger aufſchieben, ſondern er ſey entſchloſſen, ſich von nun an zu Gott zu bekehren. Daneben bat er ſie, Gott für ihn anzurufen, daß er ihm dazu ſeine Gnade verleihen möge; bei welchen Worten ihm ſeine Thränen häufig über die Backen floſſen. Unter beſagten Gläubigen entſtund darüber eine große Bewegung und Freude; viele weinten vor Freude, daß Gott auch die härteſten Herzen erweichen könne, und lobeten Gott, knieeten mit ihm nieder auf die Erde und beteten mit ihm. Sie baten Gott, daß er ſich über ihn erbarmen und ihm eine gründliche Bekehrung ſchenken wolle. Ich wußte von dem Allen nichts, was im Filial mit jenem Huſaren vorgegangen war, ſondern kam nach einigen Tagen, wie meine Gewohnheit zu ſeyn pflegte, dieſe Verſammlung zu beſuchen, und da ich die Thüre aufmachte, ſahe ich zu meiner nicht geringen Verwunderung jemand mit einem Huſarenpelz mitten unter den Gläubigen knieen, indem ſie zu der Zeit im Gebet begriffen waren. Ich gedachte an jenes Iſt

Saul auch unter den Propheten? und als ich recht zuſahe, war es der, welcher vor einigen Tagen mir den Kopf hatte zerſpalten wollen. Er war ſeiner Sünden wegen ſehr niedergeſchlagen und gebeugt; ich aber freuete mich und lobete Gott. Es ſuchte darauf dieſer Huſar die göttliche Gnade mit großem Fleiß, kam auch durch den Glauben zu einer gründlichen Veränderung ſeines Herzens, und ward aus ihm ein ſehr erleuchteter Mann.

§. 205. In dieſem Jahr 1747 erzeigte Gott auch meiner Frau große Barmherzigkeit. Sie hatte ſich bis hiehin noch mit einem geſetzlichen Zuſtande beholfen; nun aber lernte ſie Chriſtum und das Vaterherz Gottes in ihm erkennen und ward von ihm mit einem großen Maaße der himmliſchen Freude überſchüttet. Es geſchah am 23. April, nachdem ſie dreimal ſieben Jahre ihres Alters zurückgelegt hatte. Alle ſolche Gnade ging durch ſtarke Prüfungen. Die Erzählung iſt kurz und bald hieher geſetzet, aber die Erfahrung war lang und ſchwer. Jemehr Gnade ſich in meinem Amt und Hauſe fand, deſto mehr Trübſal ſtellte ſich auch dabei ein und wurde damit verbunden; ſo daß ich wohl merken konnte, der Leidensweg ſey der einige, aber auch der rechte Weg Gottes, auf welchem wir Alle Gnade von ihm erlangen und auch in ihm vollendet werden ſollen.

Neunte Abtheilung.

Waſſersnoth, ſammt darauf erfolgtem Segen.

§. 206. Ich war in Feuersgefahr geweſen, nun wollte Gott nach ſeinem weiſen väterlichen Rath mich auch prüfen mit Waſſersnoth; welches ſich am 22. März 1748 folgendergeſtalt zugetragen hat:

Ich mußte zu einem guten Freund reiſen, um bei deſſen neugebornem Kinde zur heiligen Taufe die Pathenſtelle zu vertreten. Als ich an dieſem Tage gegen den Abend wieder nach Hauſe kehrete, ſo fuhr ich der Nähe wegen, weil es wohl mehr als eine halbe Meile weit in der Richte war, bei der Stadt Soldin über einen großen mit ſtarkem Eiſe zugefrornen See. Das Eis war wegen des heftigen Froſtes mehr als Ellendick geworden, auch waren damals ſeit einigen Tagen viele mit Bauholz beladene ſchwere Wägen darüber gefahren, und die Spur davon ſahe einer Landſtraße ähnlich; ja es hatte der Froſt noch nicht nachgelaſſen. Daher trug ich kein Bedenken, den nächſten Weg über dieſen See zu fahren, und hielte dafür, daß das Eis

uns

uns mit den Pferden und Wagen genugſam tragen würde. Aber wir waren kaum einen Kanonenſchuß weit gekommen, ſo hatten wir, ehe wirs uns verſahen, die Spur verloren. Ich wurde es nicht ſo bald gewahr, ſo rief ich meinem Knecht zu, daß er ſollte ſtille halten, allein noch ehe ich ausgeredet hatte, ſahe ich, daß die Pferde ſunken und weiter nichts von ihnen als der Kopf aus dem Waſſer hervorragte, nur daß der Wagen doch noch auf dem Eiſe ſtehen blieb.

§. 207. Wir waren an einen Ort gekommen, wo der See am tiefſten iſt und wegen ſeiner inwendigen kreisförmigen Bewegung des Waſſers niemals zufriert oder höchſtens nur mit einem ganz dünnen Eiſe belegt wird, wie jetzt bei dem höchſten Grad der Kälte ſich zugetragen hatte; daher es geſchah, daß man keine Öffnung wahrnehmen konnte. Nun aber war dieſelbige groß genug geworden. Die Pferde waren hineingefallen, und ich ſahe, wie ſie die Köpfe in die Höhe hielten, ſtark ſchnauften, und mit den Füßen unter dem Waſſer ſich bewegten, und alſo, ohne zu Grunde zu gehen, ſich über denſelben erhielten. Mein Knecht ſchrie: ach! die Pferde! ich ſprang behende vom Wagen, nahm meine Frau auch herunter, und ließ in möglichſter Eil meine Koffer nebſt dem übrigen Gepäck auf das feſte Eis werfen, denn der Wagen ſchien alle Augenblick mit den Pferden in den Abgrund hinunterzufahren.

§. 208. Gott aber wollte nicht unſer Verderben, ſondern vielmehr uns alle nebſt Pferden und Wagen erhalten. Ich ſahe nun genauer zu, und fand, daß die Spitze des Deichſels bei einer Handbreit lang vorne auf einem ſtarken Stück Eis, das nicht brechen konnte, war zu liegen gekommen, obgleich die Öffnung, worin die Pferde gefallen, ſo groß war, daß die Vorderräder des Wagens nur ganz genau auf dem Rande der andern Seite des Eiſes ſtehen geblieben. Es war die Öffnung gleichſam aufs Genaueſte abgemeſſen, daß die Vorderräder des Wagens noch auf der Spitze des ſtarken Eiſes hatten können ſtehen bleiben und wiederum auch die Vorderſpitze des Deichſels auf dem äußerſten Rande des ſtarken Eiſes auf der gegenüberſtehenden Seite liegen konnte; daß alſo nichts als nur allein die Pferde von dem Waſſer verſchlungen wurden. Und weil das Waſſer die Pferde allemal, wenn ſie ſunken, wieder in die Höhe hob, auch der Deichſel mit ſeiner Spitze feſt lag, imgleichen die ſtarken Halskoppeln etwas hielten, ſo half ſolches alles den Pferden in ihrer Arbeit, ſich über dem Waſſer zu erhalten, daß ſie nicht zu Grunde gehen konnten. Das nächſte Dorf war meiſt eine halbe Meile weit von dieſem Ort entfernt, und der Abend brach herein; daneben hatte ich viel zu thun, den Knecht aus ſeiner Beſtürzung zum Laufen zu bringen, das Dorf zu erreichen, die Sturmglocke zu ziehen, und die Einwohner zur Rettung zuſammenzurufen; welches denn endlich auch bewerkſtelliget wurde.

§. 209. Nachdem ich den Knecht weggeſchickt hatte, dankte ich zuvörderſt Gott, daß er unſer Leben gnädiglich bewahret und uns nicht im Waſſer hatte wollen umkommen laſſen; darauf nahm ich meine Frau bei der Hand, befahl die Pferde und Alles, was da war, der göttlichen Vorſehung und ging dem Knecht nach, weil die Kälte ſehr groß war und ich doch zur Rettung der Pferde nichts beitragen konnte. Nach einer kleinen Weile ſahe ich von ferne die ganze Dorfſchaft mit allerlei Geräth ankommen. Einige trugen Stangen, andere Leitern, und wieder andere hatten Stricke u. ſ. w. Sie liefen, ſo ſehr ſie konnten, und ich rief ihnen entgegen, daß ſie eilen möchten, damit die Pferde nicht endlich untergingen. Es waren Miethpferde, welche ich zu dieſer Reiſe um Lohn gedungen hatte, große und ſtarke Pferde, die ich ohne Zweifel mit einer nicht geringen Summe Geldes würde haben bezahlen müſſen, wenn ſie nicht noch wären gerettet worden. Als ſie aus dem

Waſſer gezogen wurden, war das eine noch ziemlich munter geweſen, das andere aber dem Untergange ſehr nahe; doch wurde es auch noch gerettet. Eine Zeitlang lag es auf dem Eiſe wie todt, daß man an ſeiner Erhaltung zweifelte; allein es ſtund bald auf, ließ ſich wieder vor dem Wagen anſpannen, und ſchadete ihm nichts.

§. 210. Die Einwohner des Dorfes erzähleten mir viele Geſchichten, wie ſchon vorzeiten oft an dieſem gefährlichen Ort einige Menſchen verunglückt wären, und verſicherten, daß es hätte können vermieden werden, wenn wir nur die Spur des Weges nicht verlaſſen hätten. Ich hörete es an, und preiſete Gott, der uns erhalten hatte; den Bauern gab ich ein paar Thaler für ihre Bemühung, dem Knecht aber die Vermahnung, daß er künftig auf dem Eiſe niemals wieder ſo unbehutſam ſeyn, ſondern auf die Spur, wo andere Wagen gefahren, genau merken ſollte. Hierauf ſetzten wir uns wieder auf den Wagen und fuhren noch eine halbe Meile über dieſen See, wichen aber nicht wieder aus der Bahn, und bedachten die vielen Wohlthaten und Errettungen, welche uns Gott in unſerm Leben hatte widerfahren laſſen, ſungen auch, weil wir uns dazu erweckt befunden, das Lied: **Lobe den Herrn, den mächtigen**

König der Ehren. Auf ſolche Weiſe kamen wir an demſelbigen Abend, zwar etwas ſpäte, aber doch wohlbehalten, nach Hauſe.

§. 211. Es dauerte darauf nicht lange, ſo ließ mich Gott abermals wieder ſchöne Früchte ſeines heiligen Wortes ſehen. Es entſtund in meiner Gemeine eine große geiſtliche Erweckung aus dem Sündenſchlaf, welche ſich ſo weit ausbreitete, daß in dem Anfange des 1749ſten Jahres faſt kein Haus nicht mehr übrig war, worinnen nicht etliche zu finden geweſen, die Gott mit allem Ernſt und Thränen ſuchten. Es war damals die Bekehrung eines Bauern Namens Hans Schmidt und deſſen Ehefrau ſehr merkwürdig, weil ſie beide bis dahin in eigener Gerechtigkeit geſtanden. Sie hatten bei der Welt ſchon ſeit vielen Jahren den Ruhm gehabt, daß ſie fromme und gottesfürchtige Leute wären. Sie waren fleißige Kirchengänger und hielten auch ihren Hausgottesdienſt genau; ſie führeten in allen Stücken einen Lebenswandel, woran niemand etwas auszuſetzen fand, wozu ſie ſelbſt ſich das Zeugniß gaben, Gottes Kinder zu ſeyn, und meineten nicht, daß ſie der Bekehrung noch bedürften. Aber Gott ſelbſt überzeugete ſie von ihrem Unglauben, und gab Gnade, daß ſie ſich in ihrem Sündenelende als große Sünder anſehen lernten, in ſolcher Ordnung zu Chriſto zu kommen, und in ihm eine gründliche Bekehrung erlangeten. Ich freuete mich darüber um ſo viel mehr, weil nun ein jeder an dem Beiſpiel dieſer beiden Leute ſehen und lernen konnte, daß in Chriſto nichts gelte als eine neue Kreatur. Sonderlich konnten nun die Ehrbaren, die ſich vor groben Sünden hüteten, erkennen, daß ihre Ehrbarkeit nicht hinreiche, wahrhaftigen Troſt und Frieden in ihren Seelen zu erlangen und der Gemeinſchaft mit Gott verſichert zu werden. Denn ſie ſahen nun, daß dieſe Leute nicht eher zur rechten Ruhe in ihrem Herzen hatten kommen können, bis ſie ihre eigene Gerechtigkeit als ein unflätiges Kleid hatten erkennen lernen und zu Chriſto gekommen waren. Es hat auch bei manchen einen guten Eindruck gehabt; und mir würden durch alle ſolche bemerkte Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes meine Leiden, die ich anderwärts hatte, erträglich gemacht und verſüßt: dahin ich auch rechne, wie mir der liebe Gott meine Tochter von der Welt abforderte, welches dem Fleiſch ein bitteres Leiden war. Ich will davon das Merkwürdigſte anführen.

Zehnte Abtheilung.

Merkwürdige Umſtände auf dem Todesbette meiner Tochter.

§. 212. Meine Tochter, deren Geburt ich oben §. 193. Meldung gethan, hatte in der heiligen Taufe die Namen Anna Beata Maria empfangen. Ihre Lebenszeit in dieſer Welt brachte ſie nicht höher als 5 Jahr, 10 Monate und 5 Tage; aber ſie hatte in ſolcher kurzen Zeit viel gelitten. Kaum war ſie ein Jahr alt, ſo verbrannte ſie ſich mit einem Topf voll Suppe, welcher kochendheiß war, Kinn, Hals, Bruſt und rechten Arm, und litte daran unſägliche Schmerzen; hernach bekam ſie die Blattern und endlich die Maſern, wobei ſie allezeit ſehr krank darniederliegen mußte. Unter allen ſolchen Leiden konnte man augenſcheinlich ſehen, wie der Herr ſie nach und nach zur ſeligen Ewigkeit bereitete; alle Luſt der Welt ward ihr verekelt und ihr ganzer Sinn zu Jeſu ihrem Heiland geneiget.

§. 213. Sonderlich gewöhnte ſie ſich das Gebet ſehr fleißig zu üben: ſie betete nicht allein ſehr gern gemeinſchaftlich mit andern, ſondern beugete auch im Verborgenen ihre Kniee vor Gott; ſie betete einfältig, aber ſehr ernſtlich; um die Krone des Lebens pflegte ſie oft zu bitten, die der Herr verheißen hat denen, ſo ihn lieben; und vergaß ſie nicht gern ihre Ältern mit einzuſchließen, auch pflegte ſie ihrer Wärterin und anderer Hausgenoſſen namentlich in ihrem Gebet vor Gott zu gedenken. Wenn ſie beten wollte, ließ ſie ſich von niemand daran verhindern; kamen andre Kinder zu ihr, um mit ihr zu ſpielen, ſo vermahnte ſie ſelbige, ehe ſie ſichs verſahen, zum Gebet, kniete auch ſogleich mit ihnen nieder, ſolches zu verrichten; wenn ſie nun nicht gleich dazu willig waren, verließ ſie dieſe ihre Geſellſchaft auf eine kurze Zeit, ging in die nächſte Kammer, betete für ſich allein, und kam nach einer Weile mit fröhlichem Angeſicht wieder zurück. Am W[illegible] Gottes hatte ſie die größte Luſt, und war n[illegible]'s fröhlicher, als wenn ſie ihre gelernten Spr[illegible]lein herſagen konnte. Man ſpürte ganz deutlich, daß ſie von dem heiligen Wort eine göttliche Empfindung in ihrem Herzen hatte. Es war dieſes ihre einzige Erquickung, ſonderlich in dem letzten Jahr ihres Lebens, da ſie beſtändig mit flüſſigen Augen beſchwert war und oft ſehr große Schmerzen daran litt. Es verſüßte ſolche Schmerzen oder machte ſie ſehr erträglich.

§. 214. Ihr Herz wurde mit einem ſehnlichen Verlangen nach Chriſto ihrem Heiland erfüllt; daher, als ihre letzte Krankheit, die in einem hitzigen Fieber beſtund, am 23. October mit einer großen Heftigkeit ausbrach, daß man gleich an ihrer Wiedergeneſung zweifeln mußte, ſahe ſie es nicht anders an als einen Boten, mit welchem der Herr Jeſus ihr rufen ließ, daß ſie zu ihm kommen ſollte, und daß er nun ihr Verlangen erfüllen und ſie ihrer ſehnlichen Bitte gewähren wolle. Gleich in dem Anfang ihrer Krankheit geſchahe es, daß ich mit meiner Frau vor ihrem Bette ſaß und keine Stimme hörete; ſie aber richtete ſich auf, und fragte, wer ihr gerufen hätte? es habe ihr jemand bei ihrem Namen gerufen; ſie wollte ſichs auch nicht wieder ausreden laſſen, ſondern fragte zu wiederholten Malen: ob es nicht ihr Papa oder Mama geweſen, die ihr gerufen haben? Ungeachtet wir ſie verſicherten, daß wir ſolches nicht gethan, blieb ſie doch dabei, und ſprach ganz ernſthaftig: es habe ihr jemand mit lauter Stimme bei ihrem Namen Beata gerufen; wobei wir denn ſtille wurden und merkten, daß der Herr ihr vormaliges Gebet gnädig angeſehen und ſolches vielleicht nun bald erfüllen und ſie zu ſich nehmen werde. Man war nun deſto aufmerkſamer zu ſehen, wie er ſich ihre Seele zur Heimholung zubereiten würde. Ihr Herz war gleich, ſobald ſie ſich in ihrer letzten Krankheit legte, von ihren Ältern los, welche ſie ſonſt ſo ſehr geliebt hatte; ſie gab ihnen beiderſeits ihre Hand, als ob ſie von ihnen Abſchied nehmen wollte, ließ ſie aber bald wieder fahren, um mit Gott allein umzugehen. Nachdem der achte Tag ihrer Krankheit angegangen war, ſchien es, als wenn ſie ſich zur Beſſerung anlaſſen wollte, und man bekam dadurch die Hoffnung, daß ſie wieder aufkommen möchte, weswegen man auch ſuchte die Todesgedanken ihr auszureden. Inſonderheit ſprach die Mutter zu ihr, als ſie ſich einmal recht wohl befand: Mein liebes Töchterlein, der liebe Gott wird dich für dießmal wohl wieder geſund machen; ſie aber antwortete mit einer ſehr ernſthaften Miene: Nein, Mama, der liebe Gott wird mich zu ſich nehmen.

§. 215. An dieſem Tage zeigte ſie die Stunde an, in welcher ſie ſterben würde, nämlich um 2 Uhr; und das that ſie nicht allein einmal, ſondern ſprach etlichemal hinter einander: um 2 Uhr! alſo daß man ſich ſehr darüber verwunderte wegen der Gewißheit, die ſie in dieſem Stück zu erkennen gab, ohne daß ſie deswegen wäre befragt worden. Sie that eben, als wenn jemand bei ihr geweſen wäre und ihr ſolches entdeckt hätte, wie auch hernach genau iſt erfüllet worden. Mich däucht, es verdient dieſe Sache eine Aufmerkſamkeit zur Überlegung, wie ein Menſch gleich dieſem Kinde viele Tage vor ſeinem Abſchiede aus dieſer Welt die allergenaueſte Beſtimmung ſolcher Zeit vorher wiſſen und ſagen kann. Es dauerte bei ihr noch 13 Tage, und ſie mußte, der andern Schmerzen nicht zu gedenken, ſonderlich noch große Hauptpein übernehmen, ehe ſie zu ihrer Ruhe gelangte. Der Herr aber gab ihr große Gnade und Geduld, ſolches in gänzlicher Gelaſſenheit und Liebe zu ihm zu übernehmen und zu ertragen; wobei er ſie mit ſeinem Troſt außerordentlich und überſchwänglich in ihrer Seele erquickte. Sie wiederholete nicht allein am zwölften und dreizehnten Tage ihrer Krankheit jedesmal mit lachendem Munde die Stunde, in welcher es geſchehen würde, daß der Herr Jeſus ſie zu ſich nehmen werde, ſondern ſie wurde auch vornehmlich des vierzehnten Tages ſo fröhlich, daß ſie ſprach: ich freue mich, nun iſt es nicht lange mehr hin, ſo werde ich dahin kommen; ich werde dahin kommen „wo Freude die Fülle, wo liebliche „Stille, wo Wolluſt und Jauchzen, wo Herr„lichkeit wohnt.“ Nun iſt es nicht lange mehr hin! Und ſolche Worte ſagte ſie mit lachender Miene und den allerfröhlichſten Gebärden, daß ihre ſterbenden und ſchon halb gebrochenen Augen dabei recht zu funkeln ſchienen. Von derſelbigen Zeit an währte es noch ſieben völlige Tage, und weil es ſich abwechſelnd zur Geneſung anließ, ſagte man noch einmal zu ihr: man hoffe, ſie werde von dieſer Krankheit wieder aufkommen, weil ſie ſo lange daure: denn wenn Gott ſie hätte wollen von dieſem Leben erlöſen, möchte es wohl ſchon in den erſten Tagen geſchehen ſeyn. Aber ſie erwiederte: man müſſe Geduld haben, der liebe Heiland werde ſchon kommen, mit der Zeit, ſprach ſie — welches ſie zweimal hintereinander wiederholte — werde er ſie gewiß zu ſich nehmen.

§. 216. Ihr Herz brannte mit einem göttlichen Feuer in der zarten Liebe zu Chriſto; daher redete ſie ſtets von ihm, ſo lange ſie noch ihren Mund aufthun und ihre Zunge bewegen konnte. Als ihr die Sprache anfing zu vergehen — welches am funfzehnten Tage ihrer Krankheit geſchah — hielte ſie noch zuvor mit Chriſto gleichſam noch eine Verlobung, und zwar auf einer recht feierlichen Weiſe. Es war des Morgens frühe; ſie bekam ihre ſchon halb verlorne Sprache auf einige Minuten wieder, und rief mit heller recht durchdringender Stimme, daß man es auch in dem Nebenzimmer hören konnte:

O Blutbräutigam meiner Seelen,
Du willſt dich mit mir vermählen,
Nun, ſo nimm das Jawort hin!
Welt, fahr hin mit deinen Schätzen,
Jeſus ſoll allein ergötzen
Mich als Braut und Königin.

Nachdem dieſes geſchehen, wurde ſie ganz ſtille und fiel dem Anſehen nach in einen tiefen Schlaf. Eine kurze Zeit hernach erwachte ſie wieder, wendete ſich zu ihrer Mutter, welche bei ihr auf dem Bette ſaß, und ſprach: Nun, Mama, ſo thun Sie mir die Hochzeit; welche Worte ſie darauf noch zweimal hinter einander wiederholte. Sie hatte nämlich die ganze Krankheit hindurch den Tod nicht anders genannt als ihre Hochzeit, ohne daß ſich jemand beſinnen konnte, ihr dergleichen Ausdruck und Vorſtellung vom Tode beigebracht zu haben.

§. 217. Ihre letzten Worte in dieſer Welt waren: Jeſu, komm! komm! und abermal nach einer kleinen Weile wieder: komm, Jeſu! Als ihr endlich der Odem ausgehen wollte, welches Nachmittags um 2 Uhr am 12. Novembris 1751 geſchahe, faltete ſie ihre Hände erſt in einander und ſtreckte ſie ſteif in die Höhe; welchergeſtalt ſie ſeliglich überwand und zu Chriſto ging, der ſie mit ſeinem Blut erkauft und zu ſich gezogen hatte aus lauter Güte. Wie wir ſahen, daß die Seele ihren Leib verlaſſen hatte, fingen wir an das Lied anzuſtimmen: Halleluja! Lob, Preis und Ehr ſey unſerm Gott je mehr und mehr für alle ſeine Werke, in der gewiſſen Hoffnung, daß dieſe Beata auf ihrem Wege zu Chriſto und vielleicht auch die Engel des Herrn, ſo ſie begleitet, ſolches oder doch dergleichen eines gewiß werden mitgeſungen haben. Ach! Herr, hilf uns auch dahin, wo wir dich fröhlich ſchauen und deinen Namen preiſen können. Es war uns dieſer Sterbefall ein ſchmerzliches Leiden am Fleiſch, und wir konnten es mit unſerer Vernunft gar nicht begreifen, daß ſolches von Gott aus Liebe zu uns geſchehen ſey. Wir waren ſehr betrübt, als unſer erſtgeborner Sohn nach dem Willen Gottes abſcheidete; aber die Betrübniß über den Hingang dieſer unſerer Tochter wurde nun noch vielmal größer. Indeſſen ſtärkte uns der Herr und half uns es überwinden. Nachher als ſich aufs Neue wieder die Kriegsunruhen und andere Drangſale einſtelleten, haben wir genugſam eingeſehen, wie ſolches eine große Wohlthat Gottes geweſen ſey. Sein Name ſey und bleibe jetzt und auch in Ewigkeit für dieſe und alle ſeine anderen unzähligen Wohlthaten, die er uns bereits erzeiget hat, und noch erzeigen wird, verherrlicht! er mache uns recht tüchtig, ihn dafür zu preiſen ewiglich!

Elfte Abtheilung.

Bewahrende Gnade Gottes in dem Donner; ein Phänomenon in der Luft.

§. 218. Von dem Jahre 1750 iſt noch zu gedenken, daß ich in demſelben eine beſondere Probe der bewahrenden Gnade Gottes an meiner Perſon erfahren habe. Ich reiſete des Sonntags am 14. Junii frühmorgens um 6 Uhr nach einem nahe bei Döltzig belegenen Dorf mit Namen Roſenthal, daſelbſt zu predigen, weil kurz zuvor der Paſtor des Orts mit Tode abgegangen war. Ich mußte nach Zurücklegung des halben Weges durch einen Wald fahren, und als ich kaum in denſelben hineingekommen war, geſchahe, ehe ich mirs verſahe, ein Donnerſchlag, der vor meinem Wagen eine hohe Tanne zerſchmetterte, dergeſtalt, daß der eine Theil dieſes Baumes mit großem Krachen über den Weg, den ich fahren ſollte, niederfiel, die übrigen Stücke aber und die Zweige um mich herumflogen und zerſtreut wurden, doch ſo, daß ſie weder meinen Wagen noch die Pferde, viel weniger mich und meinen Knecht berührten. Der übrige Theil des Baumes, welcher auf ſeiner Wurzel ſtehen blieb, etwa in der Höhe einer Mannslänge oder etwas darüber, brannte in dem ſtarken Regen, der dabei niederfiel, ſo helle als eine Fackel zu der

Abendzeit in trockener Luft nur brennen und ſcheinen möchte; die Pferde zitterten bei dem Knall des Donners und ſtunden ſtille; und weil auch der dicke Baum queer über den Weg gefallen war, ſo mußte ich einen Umweg nehmen, um mit meinem Wagen vorüber zu kommen.

§. 219. Hier ſahe ich, wie uns Gott bewahren kann. Ich war mitten im Feuer, ohne daß ichs vermuthete: denn das Gewitter war ſchon vorüber geweſen, als ich von meinem Hauſe abgereiſt war; es hatte auch die ganze Zeit über, da ich wohl bereits eine halbe Stunde unterwegs geweſen war, nicht mehr gedonnert, und als wir es am wenigſten erwarteten, geſchahe neben mir dieſer Eine und letzte Schlag. Ich erinnere mich noch, daß in dem Augenblick, als der Blitz ſich entzündete, die Luft dergeſtalt ſtark gedrückt war, daß mir das Athemholen zuletzt ſo ſchwer wurde, als wenn ich erſticken ſollte. Es dauerte aber nicht länger als nur einen Augenblick, ſo war die Entzündung da und der beſagte Schlag geſchehen. Meine Frau lag noch im Bette und ſchlief, weil das Donnerwetter in der Nacht ihre Ruhe ſehr geſtört hatte; allein durch dieſen Schlag wurde ſie wieder aufgeweckt, und fragte, ob ich ſchon weggereiſet ſey. Wobei ſie ſich damit tröſtete, daß ich nicht furchtſam wäre; und wußte nicht, wie nahe mich je-

ner

ner Schlag betroffen hatte. Daher, als ich gegen den Abend zu Hauſe kam und ihr dieſen Zufall erzählte, wurde ſie darüber nicht wenig beſtürzt, doch freuete ſie ſich, daß ich geſund war erhalten worden. Ich aber an meinem Theil wurde dadurch ſehr zum Lobe Gottes erweckt, der mich alſo bewahret und ſeine Herrlichkeit im Wetter mir hatte ſehen laſſen.

§. 220. Gegen den Herbſt dieſes Jahres hatte ich Gelegenheit eine Begebenheit in der untern Luft zu bemerken, welche man wohl noch niemals mag wahrgenommen haben; wenigſtens finde ich ſolches noch von keinem Naturforſcher beſchrieben. Es war des Morgens frühe um 8 Uhr an dem 22ſten Tage des Herbſtmonds, da geſchahe bei ganz klarem Himmel und hellem Sonnenſchein eine Bewegung in der Luft. Es war ein rollendes ſtarkes Getöne, als wenn viele Trommeln zugleich aus aller Kraft gerühret oder geſchlagen werden. Es kam von der mitternächtlichen Himmelsgegend und bewegte ſich ſchnell gegen den Mittag, faſt gerade über meinem Scheitelpunkt, doch dem Bedünken nach etwas abendwärts, ohne Verſpürung eines Windes, da doch der Zug der Luft, nach Bezeichnung der Thurmfahne, von der Morgenſeite gegen die Abendſeite ging. Als es noch in einer weiten Entfernung war, hörte man ein gedämpftes Gerolle; da es aber näher heran kam, ward es von einem Augenblick zum andern ſtärker, bis es nach dem Vorübergange auf ähnliche Weiſe wieder abnahm, wie es vorher zugenommen hatte; und endlich war es ſo weit entfernt, daß es nicht mehr von uns konnte gehört werden. Der Anfang dieſes Getönes und als es noch weit von uns entfernt war, verurſachte bei jedermann eine geſchwinde Aufmerkſamkeit, was dieſes Ungewöhnliche ſey oder werden wolle; nachdem es aber den höchſten Grad erreicht hatte und grade über unſerm Scheitelpunkt war, befiel davon auch einen beherzten Mann ein Schrecken; wer in einem Hauſe war, lief hinaus, und wer draußen war, blickte nach dem Himmel, um wahrzunehmen, was vorginge; doch dauerte die ganze Begebenheit nicht viel über etliche zwanzig oder dreißig Secunden.

§. 221. Der Himmel war ganz klar und helle; indeſſen wollten nach vielen Nachfragen einige ſagen: ſie hätten zwei Wolken geſehen; und als man ſich nach deren Größe erkundigte, ſo beſchrieben ſie dieſelben in der Größe von einer Handbreit. Es kann aber auch dieſes nicht mit Grund der Wahrheit geſagt werden, ſondern ich ſah vielmehr die reineſte Luft bei ſehr hellem Sonnenſchein; daher mir dieſes Phänomenon mit tüchtigen Gründen aus der Naturlehre zu erklären ſehr ſchwer zu ſeyn ſcheint. Meine Leute waren eben im Garten beſchäftigt, den Hopfen einzuſammeln, und erſchraken, als ſie dieſes Getöne höreten, ſo ſehr, daß ſie alle von ihrer Arbeit abließen, gen Himmel hinaufſahen, und ſich wunderten, keine Veränderung an demſelben wahrzunehmen; und ſo auch ein jeder Einwohner des Dorfs. Ich reiſete deſſelbigen Tages nach Roſenthal eine halbe Meile weit gegen die Abendſeite des Himmels, und erfuhr, daß man es daſelbſt eben ſo wie zu Döltzig gehört; ja nach etlichen Tagen kamen einige Perſonen aus der Stadt Königsberg, welche noch 3 Meilen weiter gegen Abend hin liegt, und erzähleten einmüthig, daß man auch an ihrem Ort ſolche Begebenheit in eben derſelben Stunde und mit gleichen Umſtänden vernommen habe. Naturverſtändige mögen es überlegen und die Sache in ihrem Zuſammenhange aus tüchtigen Gründen erklären; mir iſt die Möglichkeit der Erklärung ein Geheimniß geblieben.

§. 222. Es führt mich nun die Zeitordnung auf die Veränderung, welche mit mir im folgenden Jahre vorging, da Gott nach ſeinem wunderbaren Rath und Willen mich wieder von Döltzig ab und in ein anderes Feld ſeiner Ärndte zu Gartz an der Oder hin berufen. Dieſe Stadt liegt in Vorpommern zwiſchen Stettin und Schwedt und iſt etwas größer als Paſewalk, wenigſtens in der Zahl der Feuerſtellen. Wie es mit ſolchem Beruf hergegangen ſey, und was ſonſt nachher bei der Führung meines Amts daſelbſt im Geiſtlichen und Leiblichen ſich mit mir zugetragen hat, werde ich nun kürzlich zu berichten haben.

Viertes Hauptſtück.

Von meinem Amt zu Gartz, was ſich im Geiſtlichen und Leiblichen zugetragen.

Erſte Abtheilung.

Der Abzug von Döltzig; wie ihn Gott durch einen Traum angedeutet, veranſtaltet, mich ſeines Willens gewiß gemacht, und ſolchen geſchehen laſſen.

§. 223. Es iſt von meinem Gartziſchen Amt zuvörderſt merkwürdig, daß mir Gott ſolches durch einen Traum zuvor hat anzeigen laſſen. Der alte Paſtor Hochgräffen, an deſſen Stelle ich kommen ſollte, lag ſchon krank in Gartz, aber ich wußte ſolches in Döltzig nicht, und noch viel weniger, daß ſich der Magiſtrat ſelbiger Stadt mit der Bürgerſchaft vereinigt und mich bereits gewählt hätte zu ſeinem Nachfolger im Amt zu berufen, im Fall er nach dem Willen Gottes ſollte mit Tode abgehen. Ich war auch darum ganz unbekümmert, und trieb mein Amt zu Döltzig freudig und mit allem Eifer. Endlich ſtarb der alte Mann — es war am 22ſten Tage des Februarii im Jahr 1751 —

und dieſer ſein Tod wurde mir an demſelbigen Tage in der Morgenſtunde durch einen Traum angezeiget, auch zugleich damit ein Wink gegeben, meinen Ort zu verändern, und daß mir dadurch ſey Platz gemacht worden, wo ich nach dem Sinn des Herrn künftig mein Amt weiter fortſetzen ſollte, ungeachtet ich mich deſſen nicht verſehen hätte. Es verhielte ſich damit folgendergeſtalt:

§. 224. Weil ich in jener Nacht gewiſſer Umſtände wegen wenig Ruhe genoſſen hatte, war ich in der frühen Morgenſtunde wieder etwas eingeſchlafen. Da geſchah es, daß mir im Traum vorkam, ich ſey auf der Reiſe nach Gartz begriffen und komme durch das ſogenannte Mühlenthor, das mir damals noch nicht bekannt und durch welches ich auch noch niemals zur vormaligen Zeit hineingekommen war, in die Stadt hinein; obwohl auch dieſes genau erfüllt wurde, indem ich eben durch dieſes Thor bei meinem darauf erfolgten Anzuge ankommen mußte, ſo wie es mir damals vorgeſtellt worden. Als ich nun in dieſem meinem Traum durch beſagtes Thor in die Stadt hineinfuhr, ſo däuchte mich, ich höre von ferne in derſelbigen Straße unweit der großen St. Stephanskirche ein Chor Schüler ſingen, wie man eine Leiche zur Erde zu beſtatten pflegt. Ich ließ meinen Knecht mit dem

Wagen ſtille halten, damit ich den eigentlichen Inhalt des gehörten Geſanges verſtehen möchte; und darauf hörte ich mit ganz heller und deutlicher Stimme die Worte ſingen:

Er hat getragen Chriſti Joch;
Er iſt geſtorben, und lebet noch.

§. 225. Hierüber wachte ich auf von meinem Schlaf, rief meiner Frau, und erzählte ihr den Traum, den ich eben jetzt gehabt hätte, zu ihrer Verwunderung. Ich war aber ſtille, und ließ es mir nicht in den Sinn kommen, daß ſolcher Traum dergleichen Bedeutung haben würde, bis hernach die Erfüllung geſchahe, und ich hörete, daß ich an die Stelle des beſagten eben jetzt verſtorbenen Paſtors zu Gartz berufen ſey, und daß derſelbe in jener Nacht abgeſchieden, in welcher ich dieſen Traum bekommen hatte. Da konnte ich ihn genug und ohne Irrthum deuten; gleichermaaßen mir meine Berufung hieher nach Hagen eben auch durch einen Traum, aber doch auf eine andere Art, iſt vorgeſtellet worden. Mir träumte nämlich zuvor, ehe ich eine Nachricht von Hagen bekommen hatte, als wenn ich nach meiner Gewohnheit in meine Studierſtube ging und mich zum Studieren darin niederſetzen wollte; ich fand aber einen leeren Platz, wo mein Stuhl, worauf ich zu ſitzen pflegte, geſtanden hatte. Ich ſuchte ihn, ſahe hin und her, allein er war hinweggenommen. Darüber wachte ich auf, ſahe, daß es ein Traum war, und verwunderte mich. Es dauerte nach dieſem nur eine kurze Zeit, ſo ward ich hieher nach Hagen durch die alles regierende Weisheit Gottes berufen.

§. 226. Daß ich aber jetzt bei meiner erſten Veränderung bleibe, ſo machte dieſelbe zu Döltzig eine große Bewegung. Der Herr Patronus ſahe es höchſt ungerne, und keiner, als nur der Studiosus, welchen er in ſeinem Hauſe hatte, freuete ſich, weil er nun endlich ſeine Hoffnung, in das Predigtamt zu kommen, zu erreichen vor Augen hatte; wie denn auch wirklich erfüllet wurde, indem er nach zuerſt erhaltener abſchlägiger Antwort durch eine gewiſſe Vermittelung zuletzt ſolches nach ſeinem Willen erhielte. Die ganze Gemeine hingegen war über meinen Abſchied untröſtlich. Ich ſahe es nicht ohne innige Herzensbewegung an, und konnte es nicht ändern: denn ich mußte Gott gehorſam ſeyn, eben wie ich geweſen war dorthin zu ziehen, alſo nun auch wieder von da mich hinweg zu begeben. Ich war verſichert, daß er ſelbſt einzig und allein alles ſolches regierete; und ſo wenig ich zu meinem Berufe nach Döltzig gethan hatte, ſo wenig that ich nun auch zu meinem Berufe nach Gartz: Gott that es alles durch ſeine wunderbare und gnädige Regierung.

§. 227. Um nur etwas Weniges von der göttlichen Regierung, wie ich in dem Jahr 1742 nach Dölzig berufen worden bin, anzuführen, ſo kam es eigentlich urſprünglich von meinem Vorfahr im Amte daſelbſt her: denn weil derſelbige einmal Gelegenheit gehabt hatte mich kennen zu lernen, und nun auf dem Todtenbette lag und wohl merkte, daß ihn der Herr zur ewigen Freude aufnehmen würde, ſchlug er mich dem Herrn Patrono vor, und bat ihn, mich an ſeine Stelle zu ſetzen. Der Herr Patronus, welcher mich nicht kannte, ſchrieb zuvor beide an den Herrn Abt Steinmetz zu Kloſter Berge bei Magdeburg und auch an den Paſtor Fuhrmann zu Berlin und fragte dieſe Männer in dieſer Sache um Rath; ſodann ſchickte er mir die Vocation, weil ſie alle beide auf mich geſtimmt hatten, ohne daß ich das Geringſte davon wußte.

§. 228. Und nun wieder, jetzt da ich von Dölzig ab nach Gartz ſollte gerufen werden, ging die Schickung Gottes alſo zu: Der Oberburgemeiſter dieſer Stadt hatte in dem Jahr 1738 zu Gartz mich einigemal predigen gehört und war durch ſolche Predigten ſehr erweckt worden, ſich zu Gott zu bekehren; er hatte einige ſolcher Predigten von Wort zu Wort mit der Feder aufgefangen und ſie hernachmals ins Reine gebracht und abgeſchrieben, die er ſelbſt und andere zu ihrer Erbauung zu leſen pflegten, z. B. eine Predigt vom Glauben als dem einigen und ſicheren Wege zur Seligkeit aus dem Evangel. Dom. 21. p. Trinit. Imgleichen Jeſum als den wohlthuenden Heiland Dom. 3. Adv. und andere mehr. Ich wußte aber davon nichts und hatte dieſen Mann niemals geſehen noch geſprochen, und noch viel weniger wußte ich, daß derſelbige und andere, die daran Theil nahmen, ſonderlich von der Bürgerſchaft, deren viele gleichergeſtalt die Kraft des göttlichen Worts an ihren Herzen gefühlt hatten, ſich zuſammengethan und einmüthig beſchloſſen, wenn eine Stelle erledigt werden ſollte, darnach zu trachten, daß ſie mich zu ihrem Prediger bekommen möchten. Ich wurde darüber im Jahre 1742 nach Dölzig berufen, und war an ſolchem Orte zehn Jahre, bis nun der alte Paſtor Hochgräfen, wie vorhin gedacht, mit Tode abging und mir ganz unvermuthet die Vocation an ſeine Stelle zu treten überſendet wurde. Ich war unter ſolcher Zeit meines Amtes zu Dölzig nicht wieder nach Gartz gekommen, hatte auch gar keinen Briefwechſel oder Nachricht von daher gehabt, und hätte wohl nicht vermuthet, daß man noch an mich gedächte oder bei Wiederbeſetzung einer erledigten Pfarrſtelle auf meine geringe Perſon ein Abſehen haben würde. Nun aber merkte ich genugſam, daß es der vollkommene Gotteswille ſey; darum war ich gehorſam. Wie ich auch wieder nicht ungehorſam ſeyn durfte, da mich Gott von Gartz hinweg hieher nach Hagen berief, und mich ſeines Willens verſichert hatte; ungeachtet die Stadt meinen Abzug ſehr übel empfand, und faſt mit Ungeſtüm und Gewalt erzwingen wollte, daß ich bei ihnen ſollte verbleiben, ſo dachte ich doch: man muß Gott auch in dieſem Stücke nach ſeinem Wort mehr gehorchen als den Menſchen.

§. 229. Hiebei möchte jemand denken: wie das möglich ſey, daß ich alſo des göttlichen Willens bei allem Widerſpruch zum Theil meiner beſten Freunde habe können gewiß ſeyn; allein da das eine Sache über die Vernunft iſt, ſo läßt ſich hierinnen auch nicht viel zu allgemeinen Regeln ſetzen, ſondern es kommt hauptſächlich an auf die Erbarmung Gottes, nach welcher er die Seinen leitet und keinen läßt zu Schanden werden, der zu ihm ſtets und in allen Dingen, in dem Großen und in dem Kleinen, ſeine Zuflucht nimmt, auf ihn vertrauet und ihm auch gehorchet. Daneben kommt es an auf die Verleugnung des Eigenwillens und der zeitlichen Vortheile, von welchen die Vernunft denkt, daß ſolches der Wille Gottes ſey, wo man ſeine Verbeſſerung in der zeitlichen Ehre, Luſt oder Nutzen findet. Vor allen Dingen gehöret dazu ein anhaltendes Gebet; ſo wird man zuletzt des Willens Gottes gewiß, und man trifft denſelben ohne ängſtliche Sorge, daß man daran auch gar nicht mehr zweifeln kann. Man mag hiebei zurückſehen auf das, was bereits §. 121. und in den folgenden iſt angeführt worden. Wäre ich nicht des göttlichen Willens bei meinen Veränderungen überhaupt und inſonderheit bei meinem Abzuge von Dölzig, deſſen ich nur jetzt gedenke, recht göttlich verſichert geweſen, hätte ich mich nimmermehr unterſtanden, ſolchen zu wagen; es hätte ſich auch meine liebe Gemeine noch viel weniger befriedigt. Da ſie aber meine Freudigkeit wahrnahmen und gleichwohl überzeugt waren von meiner wahren und großen Liebe zu ihren Seelen, ſo gaben ſie ſich zufrieden, weil ſie nicht anders denken konnten, als daß es von Gott kommen müſſe, und ſie das Vertrauen zu mir hatten, daß ich ſonſt unmöglich es würde haben über mein Herz bringen können, ſie zu verlaſſen und an ihrer Statt eine andere Gemeine zu erwählen, wenn ich nicht von höherer Hand dazu erweckt und geſtärkt worden wäre. Darum wurden ſie geduldig, gaben ihre Einwilligung und mir das Geleite, obgleich mit vielen Thränen.

§. 230. Es war der 13te Tag des Monats Martii Vormittags um 9 Uhr, als ich aus Dölzig zog. Mein Wagen war um und um von denen, die mir nachfolgten, umgeben: Ältern, Kinder, Mütter mit den Säuglingen ſammt den Alten, die am Stock gingen, alle ohne Unterſchied wollten mir das Geleite geben, ſie weineten und gingen hinter dem Wagen her. Es hatte ein rührendes Anſehen, daß man ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Des Tages zuvor hatte ich die Abſchiedspredigt gehalten aus den Worten 1 Joh. 2, 28. und von der nöthigen Treue wahrer Chriſten geredet. Erſtlich ſagte ich, welche die Perſonen ſind, die ſolche beweiſen können; hernach, wie ſie geſchehen müſſe, und zuletzt die Urſache, welche uns die wahre Treue zu beweiſen bewegen ſoll. Nachdem ich dieſes kürzlich vorgeſtellt hatte, ſo kam ich zur Hauptſache, und zeigte an, daß nun mein Amt an dieſem Ort nach dem Willen Gottes geendigt ſey, und ich diejenigen ſehr beklage, welche nicht hätten wollen zu Jeſu kommen; bat ſie daneben, ſich noch nach meinem Abſchiede zu beſinnen und eilend zur Buße zu kehren, damit ihre armen Seelen, die ſonſt gewiß verloren gehen würden, möchten errettet werden, und ich ſelbige dereinſt an jenem Tage im Himmel wiederfinden könnte. Endlich ermunterte ich auch diejenigen, welche allbereits zu Chriſto gekommen und bekehrt worden waren, daß ſie bei ihm bleiben und nach der gegebenen Anweiſung bis an ihr Ende die nöthige Treue durch ſeine Gnade und Kraft beweiſen möchten, damit ſie Freudigkeit haben könnten und nicht zu Schanden würden bei ſeiner Zukunft. Zum Beſchluß erinnerte ich ſie des Liedes, welches wir oft geſungen hätten:

Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht,
Mache deinen Leuchter helle,
Laß die erſte Liebe nicht,
Suche ſtets die Lebensquelle;
Zion, dringe durch die enge Pfort,
Fahre fort!

und ſegnete ſie. Das Weinen in der Kirche unter währender Predigt ward zuweilen ſo laut, daß ich meine eignen Worte nicht hören konnte, ſondern ein wenig inne halten mußte, bis es wieder geſtillet war.

§. 231. Mein Herz that mir wehe, aus Dölitzig zu ſcheiden, allein durch die Erkenntniß des Willens Gottes und durch ſeine Kraft überwand ich ſolchen Schmerz. Ich kam zu Gartz an am 14ten Tage des gedachten Monats Martii, und habe in ſolcher Stadt nach dem Willen Gottes und durch ſeine Gnade in der Gemeinſchaft mit meinem lieben Kollegen dem Herrn Schultz eben wieder ſo lange, als zuvor in Dölzig, das heilige Amt geführet, nemlich zehn volle Jahre, bis ich im Jahr 1762 den 2. März, wie ich hernach an ſeinem Ort werde zu berichten haben, wieder ab und hieher nach Hagen gezogen bin.

Zweite Abtheilung.

Der Anzug in Gartz; wie man ſich widerſetzet; merkwürdiger Traum; Leiden; Tod der Altern.

§. 232. Als ich nun nach dem gnädigen und weiſen Willen Gottes zu Gartz mein Amt antreten ſollte, erhub ſich eine große Widerwärtigkeit. Es waren einige angeſehene Perſonen, die einen gewiſſen Mann vorgeſchlagen, welchen ſie gern zu dieſer Predigerſtelle befördert ſehen wollten; daher ſuchten ſie die in meiner Perſon geſchehene Wahl und Übernehmung des Amts wieder zu hintertreiben. Es wurden nicht allein einige aus der Bürgerſchaft aufgewiegelt, meiner Wahl zu widerſprechen, ſondern auch der Befehlhaber der in Beſatzung liegenden Kriegsleute ſchlug ſich dazu und machte mit ihnen bei der Königlichen Regierung in Stettin gemeinſchaftliche Sache wider meinen geſchehenen Beruf. Sie wendeten ein, daß ſie mich in der

Kirche nicht genungſam hören könnten; ja es trat endlich auch der Praepositus synodi auf, und wollte beweiſen, daß der Magiſtrat als Patronus bei meiner Wahl auf einer geſetzwidrigen Art verfahren habe. Ich an meinem Theil war des göttlichen Willens gewiß und verwunderte mich nur, daß der liebe Gott dem Teufel hierinnen ſo vielen Willen ließe, ſeinem Willen zu widerſtreben. Indeſſen war ich dabei ganz ſtille, und als man auch durch Schmeichelei an mich ſetzte, daß ich freiwillig dieſe Pfarrſtelle übergeben und an meinem Ort verbleiben möchte, wollte ich doch ſolches keinesweges dem Teufel zu Gefallen thun, ſondern es auf den Ausgang dieſer Sache ankommen laſſen, damit die Göttlichkeit meiner Berufung, wovon ich feſt überzeugt war, offenbar werden könnte; wie denn auch geſchahe.

§. 233. Es wurden alle die Einwendungen gerichtlich unterſucht und unſtatthaft befunden. Ich mußte noch an dem Sonntag Judica, welches in dieſem Jahre 1732 am 19. März war, in Gegenwart einiger Abgeordneten von der Königlichen Regierung zu Stettin predigen, und darauf wurden jene unruhige Leute alleſammt zur Ruhe verwieſen, daß ich mein Amt ungehindert antreten kannte, welches auch der Herr hernachmals in ſolcher Stadt an Alten und Jungen

gen

gen nicht ungeſegnet gelaſſen; wofür ihm Lob und Preis in Ewigkeit gebühret. Ich bin zwar darinnen mit dem Leiden auch nicht gänzlich verſchont geblieben, aber er hat mir doch allezeit beigeſtanden und überwinden helfen. Meine Antrittspredigt hielte ich an dem ſogenannten Betſonntag, an welchem ich nun auch nach verfloſſenen zehn Jahren zu Hagen meine Antrittspredigt wieder habe halten müſſen. Zu derſelbigen Zeit habe ich mir nicht in den Sinn kommen laſſen, daß ich an eben dieſem Sonntag über zehn Jahre wieder an einem andern Ort meine Antrittspredigt halten würde; und ob mir es auch jemand vorherſagen können, würde ich ſolches doch nicht geglaubt haben. Aber es war gleichwohl alſo der Wille Gottes, ja Gott offenbarte auch — daß ich ſo reden mag — dieſen ſeinen Willen ſchon in derſelbigen Nacht abermal durch einen erlittenen Traum. Weil die Sache merkwürdig iſt, kann ich nicht umhin, ſolches hiebei anzuführen.

§. 231. Gedachten Tages, Dominica Rogate, als ich zu Gartz meine Antrittspredigt hielte, wurde ich in der Morgenſtunde von meiner Frau aufgeweckt; und ſie erzählte mir ihren Traum, welchen ſie in derſelbigen Stunde gehabt hatte. Ihr träumte, daß ſie in der Kirche ſitze, und ſiehet mich vor dem Hochaltare ſtehen und das hochwürdige Amt des heiligen Nachtmahls halten. Indem ſie nun da ſitzt und mir andächtig zuſieht, wird ſie gewahr, daß ein Engel vom Himmel herabſteigt und tritt zu meiner rechten Hand am Altar hin, und ſpricht: Dieſer ſoll allhier zehn Jahre verbleiben; mit welchen Worten ſie zugleich von ihrem Schlaf erwacht und ſiehet, daß es ein Traum geweſen. Sie war aber in der Benennung der Anzahl dieſer Jahre ganz ungewiß und zweifelhaftig; ſie wußte nicht mit Gewißheit zu ſagen, ob der Engel ſieben, acht oder zehen Jahre geſagt habe; weiter konnte ſie nichts mit Gewißheit behaupten, als daß eine dergleichen Anzahl Jahre geweſen ſey. Der Erfolg aber hat es genugſam beſtätigt, daß die Anzahl der Jahre zehen geweſen ſey; und iſt eben deſto merkwürdiger, weil ich eben an demſelben Tage nach zehen Jahren hier in Hagen wieder meine Antrittspredigt hielte.

§. 235. Weil damals an dieſem Tage der Praepositus Synodi ſeine Einführungspredigt Vormittags halten mußte, ſo hielte ich Nachmittags in der Veſper die Antrittspredigt aus der ordentlichen Sonntagsepiſtel Jac. 1, 22 — 27., aus welcher ich vom Worte Gottes handelte, und inſonderheit erklärte: wie es müſſe verkündigt und angewendet werden. Bei dem Beſchluß dieſer Predigt ließ ich mich offenherzig heraus, welches mein Vornehmen und Endzweck ſey, weswegen ich den Beruf nach Gartz angenommen habe, und zu ihnen gekommen ſey: daß es nicht wäre, bei ihnen Geld und Gut zu gewinnen, ſondern ihre Seelen; darum ich durch die Gnade Gottes mit allem Eifer meinem Berufe nachkommen würde und ihnen das Wort Gottes recht verkündigen; dagegen verlange ich auch von ihnen die rechte Anwendung, damit ſie in ſolcher Ordnung ſelig werden möchten. Die Stadt war in großer Anzahl verſammelt und hörete begierig zu, waren auch zum Theil ſehr unwillig auf diejenigen, die ſich meiner Berufung widerſetzt hatten. Ich aber überging es mit Stillſchweigen, und Gott gab Gnade, daß alle Widriggeſinnten zu beſſerer Erkenntniß kamen und ich einen Sieg nach dem andern davon tragen konnte.

§. 236. Ich fing alſo in Gartz mein Amt an und predigte das Evangelium Gottes mit getroſtem Muth und Freudigkeit. Es dauerte aber nicht lange, ſo ſtellte ſich auch wieder das Leiden ein. Ich hatte nicht allein einen kränklichen Leib von Dölzig mitgebracht und die beſtändigen Dölzigſchen Leiden hatten meine Jugendkräfte hinweggenommen, wie ich denn vor meinem Abzuge aus Dölzig meiſt den ganzen

Winter krank gelegen hatte; ſondern ich wurde, als ich kaum ein Jahr lang in dieſer Stadt zugebracht hatte, in dem Monat Junio des Jahrs 1753 abermals wieder bettlägerig an einem Hämorrhoidalfieber, wobei dieſe Krankheit dergeſtalt überhand nahm, daß ich gegen das Ende des Herbſtmonats dem Tode nahe kam. Aber es gefiel dem wunderbaren und gnädigen Gott, mich wieder aufzurichten, daß ich in dem Monat November deſſelbigen Jahres aufs neue getroſt predigen konnte. Übrigens kamen bald noch andere Leiden mehr, von innen und von außen, daß ich alſo auch in dieſer Stadt in den Leidenswegen Gottes auf mancherlei Weiſe geübt wurde.

§. 237. Deſſenungeachtet wollte ich doch gerne in Gartz verbleiben und daſelbſt meine Lebenstage beſchließen. Wenn mir nur in die Gedanken einfiel, daß ich noch nach einem andern Ort hinberufen werden könnte, ſo war mir ſchon bange, und ich bat Gott, daß er mich in Gartz möchte verbleiben laſſen; und wenn mir, wie zuweilen geſchahe, jene Worte Jerem. 1, 7. Du ſollt gehen, wohin ich dich ſende, in meinem Gemüth außerordentlich ſtark und eindrücklich waren, ſo krümmte ich mich gleichſam im Geiſt als wie ein Wurm. Ja es dauerte ſieben völlige Jahre, ehe ich ſo weit kam, daß ich mich gelaſſen in dieſen Willen Gottes ergeben und mit Aufrichtigkeit und Wahrheit ſagen konnte: Herr Jeſu, wie du willſt. Und bald nachher hatte ich denſelbigen Traum, welchen ich oben §. 225. erzählt habe, daß mir nämlich mein Studierſtuhl aus Gartz hinweggenommen war. Herr, laß mich, deinen Diener, dir ſtets gehorſam ſeyn, deinen Willen zu thun in allen Dingen, ſonderlich in meinem Amt zu gehen und zu bleiben, wenn und wo es dir gefällt; vollbringe du ſelbſt deinen Willen an mir nach deinem Gefallen. Ich will dich preiſen ewiglich, Amen!

§. 238. Der gnädige Gott fügte es auch, daß ich meine lieben Ältern, die damals beide noch lebten, in Gartz eine Zeitlang mir zum größten Troſt bei mir haben konnte. Sie hatten nun ein ziemlich hohes Alter erreicht und waren ſchwach geworden, der Ruhe höchſt bedürftig, darum verkauften ſie in Berlin ihr Haus, und kamen zu mir nach Gartz, der daſigen Stille zu genießen und ſich eine Zeitlang bei mir aufzuhalten. In dem Jahr 1752 am 27. Junii kamen ſie an, und blieben bei mir zwei völlige Jahre, bis ſie endlich in dem Jahr 1754 am 3. Julii wieder nach Berlin zurückkehrten. Sie hätten wohl gar bis an ihr Ende in Gartz verbleiben mögen, wenn ſie der daſigen

Lebensart, Speiſen und dergleichen hätten können gewohnt werden. Sie waren aber länger als ein halbes Jahrhundert in Berlin geweſen und der Lebensart daſelbſt gewohnt worden, ja ſie hatten ſich dergeſtalt daran gewöhnt, daß es ſie allzu beſchwerlich däuchte, gänzlich aller der Bequemlichkeit zu entbehren, der ſie dort genießen konnten. Sonſt hatte mein lieber Vater eine große Sehnſucht und Verlangen, lieber bei mir zu ſeyn und zu bleiben, welches ich auch gern geſehen hätte, wenn ich ein Augenzeuge von ſeiner ſeligen Heimfahrt aus dieſem Leben hätte werden können; allein, wie geſagt, ſie wollten ihre Pilgrimſchaft zu Berlin beſchließen, welches denn auch bald erfolgte. Und zwar machte mein lieber Vater den Anfang, und wurde am 7. September 1756 in Gnaden heimgeholet; und meine liebe Mutter folgte ihm nach in dem Jahr 1758 am 15. Junii. Gott machte mein Herz von allen Geſchöpfen los, daß ich immer mehr auf die Ewigkeit ſahe, und alles, was ſich mit mir zutrug, war mir auch dazu behülflich.

Dritte Abtheilung.

Göttlicher Segen; Wirkung eines Geiſtes; falſches Gelübde; über das Dölzigſche Pfarrhaus.

§. 239. Was die Führung meines Amts zu Gartz anbelanget, ſo arbeitete ich mit Freuden an dem göttlichen Worte des Evangelii von Chriſto, und Gott ſegnete es an manchen gehorſamen Seelen zu einer wahren Buße und lebendigem Glauben kräftiglich. Obgleich deren Arbeit von der Welt verworfen wurde, freuete ich mich doch, wenn ich ſahe, daß ſie es überwinden konnten, in Chriſto wurzelten, und deſto feſter in ihm gegründet wurden. Einzelne Beiſpiele davon anzuführen übergehe ich, zumal es alles einerlei Weg war: durch die Erkenntniß der Sünden zu Chriſto — wie oben ſchon dergleichen Beiſpiele ſind angeführt und mit mehrerem beſchrieben worden. Einige derſelben erlangeten noch, ehe ich von Gartz abgezogen bin, ein fröhliches und ſeliges Ende ihrer Pilgrimſchaft.

§. 240. Indem ich jetzt des Endes gedenke, ſo fällt mir eine beſondere Begebenheit ein, die ſich in dem erſten Jahr meines Amts zu Gartz bei mir zugetragen hat, und mich von dem Vermögen der Geiſter, welches ſie haben, die Körper zu bewegen, überzeugte. Ich will die Erkenntniß hievon keinem Sceptico aufdringen; das aber ſoll ein jeder, der Verſtand hat, wiſſen, daß ich den völligen Gebrauch meiner Sinne gehabt habe und kein Betrug vorgegangen iſt; imgleichen, daß ich auch die Sache hernachmals ſo ſorgfältig unterſucht habe, ob es etwa aus andern bekannten Gründen hergeleitet werden könnte, als kein Zweifler eifriger und genauer thun möchte. Es verhielte ſich damit folgendermaaßen:

§. 211. Als ich in der Nacht zwiſchen dem 23. und 24. October des Jahrs 1752 zur Zeit des Vollmondes in dem tiefſten Schlaf in meinem Bette lag, kam jemand an meine Stubenthür, und verübte daran eine ſo ſtarke Gewalt und Erſchütterung, daß ich von dem ſchrecklichen Getöſe mit Einem Mal aus meinem Schlaf erwachen mußte. Ich fuhr mit einer Beſtürzung in die Höhe und wollte durch das Gehör weiter vernehmen, was vorhanden ſey; allein ich vernahm nichts; ich wartete, aber es war die größte Stille, wie es um die Mitternacht zu ſeyn pflegt. Daher meine Vernunft ſogleich fertig war, das vorhin Gehörte für eine bloße Einbildung zu erklären; und ich ſuchte mich ſelbſt zu bereden, daß mein Gehör ohne Zweifel betrogen worden ſey, und es nicht anders ſeyn könne, als daß ich etwa durch einen ängſtlichen Traum aus dem Schlaf aufgeweckt ſeyn müſſe. Nach einer kurzen Überlegung legte ich mich wieder nieder, um aufs neue einzuſchlafen; jedoch ſtützte ich nur mir das Haupt fürs erſte mit dem einen Arm, lag alſo im Bette, und ſahe mit meinen Augen nach der Stubenthüre hin, welche mich vorher meiner gehabten Meinung nach durch einen Knall von meinem Schlaf aufgeweckt hatte. In demſelbigen Augenblick ſahe ich nun bei hellem Mondenſchein und hörte mit meinen Ohren an, wie jemand den Drücker an dem Schloß der Stubenthüre aufdrückte und, anſtatt die Thür aufzumachen, ſolche dergeſtalt ſtark ſchüttelte, daß nicht nur die Thür allein, ſondern auch zugleich die ganze Wand mit großer Gewalt ſich bewegte, als ob es alles eingeriſſen werden ſollte. Die Bewegung überſtieg bei weitem die Kraft eines Mannes, und dauerte etwa eine halbe Minute; hernach war es wieder ſo ſtille als es zuvor geweſen. Es iſt zu merken, daß dieſe Thür ſolche Art hatte, daß ſie ſich in dem Falz bei der Angel etwas klemmte, und daher, ſobald der Drücker des Schloſſes aufgedrückt war, von ſich ſelbſt aufzuſpringen pflegte. Jetzt aber that ſie ſolches nicht, ſondern ſie blieb ſtehen, ungeachtet ich doch ganz deutlich hörte, daß der Drücker aufgedrückt war; geſchüttelt aber wurde ſie, wie geſagt, ſehr ſtark, viel mehr, als eines Menſchen Kraft ausrichten kann.

§. 242. Meine Frau, welche ſo lange noch feſte geſchlafen hatte, wachte nun auch mit großem Schrecken auf, richtete ſich im Bette in die Höhe, und fragte mich ängſtlich, was geſchehen ſey. Ich antwortete ihr, daß ichs nicht wiſſe, und es ſey ſchon das zweite Mal, daß ſich ſolches zutrage; ich ſey bereits durch den erſten Knall aus dem Schlaf erweckt worden, und nun habe ich zum andern Mal mit meinen Augen zugleich mit angeſehen, wie jemand an der Thür geweſen, nur wiſſe ich nicht, wer es ſeyn möge. Darauf verſetzte meine Frau: ach! es mögen Diebe ſeyn. Ich antwortete, es ſey ſolches unglaublich, indem dergleichen Leute gewiß keinen ſo großen Lärm im Hauſe machen würden. Unterdeſſen als wir ſo mit einander redeten und in dem Bette aufgerichtet ſaßen, kam es zum dritten und letzten Mal auf eben der vorigen Weiſe, und wir konnten es nun beide recht mit einander anſehen und anhören. Zuerſt drückte es den Drücker des Schloſſes auf, ohne daß die Thür aufſprung, wie ſie zu thun pflegte, ſondern ſie blieb in ihrem Falz ſtehen und wurde ſo ſtark hin und her geſchüttelt, daß die ganze Wand bebte, doch nur die einige Wand; und ich konnte an dem folgenden Tage keine Spur finden, daß etwa Kalch losgeworden und abgefallen wäre, da man doch mit dergleichen Gewalt ſolche völlig hätte niederreißen können. Meine Frau entſetzte ſich und ich ſprach ihr neuen guten Muth ein, daß ſie ſich nicht fürchten möchte; ich glaube nicht, daß uns ein Schade geſchehen werde, wenn es auch ein Geiſt ſey, wie es ſcheine, der herein käme und mit mir etwas zu reden hätte, ſo ich doch nicht vermuthe; ſie möchte ſich nur nicht fürchten, ſondern gewißlich glauben, er werde uns keinen Schaden zufügen. Um ſie deſto ſicherer zu machen, ſtund ich auf und ſchob den inwendigen Riegel an der Stubenthür zu; ob ich wohl dabei zugleich ſagte, daß ſolches keinen Geiſt abhalten könne herein zu kommen, ſo vermeinte ich doch, daß es etwas zu ihrer Beruhigung beitragen ſollte. In dieſem Augenblick ſchlug die Uhr Eins. Ungeachtet jedesmal, wenn dieſe gewaltſame Bewegung an der Thür geſchah, eine große Stille darauf gefolget war, wie man zur Mitternachtzeit zu verſpüren pflegt, ſo hatte es doch zu dieſem letzten Mal eine andere Bewandniß. Wir höreten genau, daß jemand aus dem oberen Stockwerk des Hauſes von der Flurtreppe herunterkam, mit einem dumpfigen Gange ganz langſam geſchritten, wie eine Frau, die eine lange Schleppe an ihren Röcken hinter ſich her ſchleppt, von einer Stufe der Treppe zu der andern herab. Sobald meine Frau dieſes hörte, ſprach ſie: Nun kommt Mama herunter. — Denn unſre Ältern wohnten eben damals in meinem Hauſe und wohnten in dem oberen Stockwerk deſſelbigen. — Sie fuhr fort: ſie wird wollen wiſſen, was dieſen großen Lärm im Hauſe erreget hat. Allein ſobald es bis auf die letzte Stufe der Treppe gekommen war, ſo hielte es ſtille, und ließ ſich nichts weiter vernehmen; ſo daß die Stille in dem ganzen Hauſe wieder ſo groß war wie vorher.

§. 243. Ich habe allerlei Unterſuchungen angeſtellt, ob etwa ſolche geſchehene Bewegung aus körperlichen Urſachen möchte entſtanden ſeyn, habe aber nichts finden können, und es iſt mir ganz unbegreiflich geblieben, wofern es nicht den Wirkungen eines Geiſtes ſollte zugeſchrieben werden, obgleich es auch alsdann zu erklären für unſre eingeſchränkten Begriffe viel zu hoch bleibt. Nach vielen eingezogenen Nachrichten von allen dahin gehörigen Umſtänden erfuhr ich nachher, daß in ſolcher Nacht ein alter Gärtner aus meiner vorigen Gemeine zu Döltzig geſtorben ſey, der ſich ſehr nach meiner Gegenwart geſehnt hatte; wie überhaupt meine Döltzigſche Gemeine mein ſehr ſchwer vergeſſen konnte. Sie kamen zum Theil bloß deswegen nach Gartz, welches 5 Meilen weit entfernet war, damit ſie nur eine Predigt hören möchten, und gingen hernach wieder nach Hauſe, ungeachtet ich ſie doch ſtets von mir ab und zu Chriſto wies. Ein junger Mann, eines Bauern Sohn, kaufte ſich gar deswegen von ſeiner Herrſchaft los und ließ ſich in Gartz wohnhaft nieder, damit er ferner meines Dienſtes am Evangelio wie vorher genießen möchte.

§. 244. Es hatte mit dieſem Menſchen eine merkwürdige Bewandniß. Als er in ſeiner Jugend das Wort Gottes hörete, ward er bald erweckt und zur Buße gebracht, fiel aber hernach in eine ſchwere Anfechtung, welche er niemand entdeckte. Er wurde von gottesläſterlichen Gedanken geplagt und ſehr gequält, daß er oft vor Angſt nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte. Weil er nun ſeinen Zuſtand nicht offenbarte, ſo blieb er ohne Rath und Unterricht eine lange Zeit. Endlich nahm er ſeine Zuflucht zu Gelübden, und gelobte Gott, daß er niemals heirathen wolle, wenn er ihn von ſolchem Übel erlöſen würde. Er war ſeines Alters damals ungefähr von 18 Jahren. Unterdeſſen kam er fleißig in die Kirche zur Anhörung des Wortes Gottes und in die Verſammlung der Gläubigen ſich auf Chriſtum zu erbauen. Er wurde auch immer mehr erleuchtet und begnadigt, bis ihn die Anfechtung endlich ganz und gar verließ. Darauf kam er zu mehreren Jahren; ſein alter ſchwacher Vater ermahnte ihn, nachdem er das männliche Alter errreicht hatte, zu heirathen und eine eigne Haushaltung nach göttlichem Willen anzufangen. Allein dieſer ſein Sohn weigerte ſich deſſen beſtändig wegen ſeines auf ſich habenden Gelübdes, wovon doch der Vater nichts wußte, der Sohn auch Bedenken trug, ihm ſolches zu offenbaren, darum, weil der Vater noch nicht von Gott erleuchtet war und ſolche Sache hätte übel einſehen mögen. Hierüber gingen einige Jahre hin, nicht ohne große Bekümmerniß auf beiden Theilen, bis der Sohn endlich die Blödigkeit ſeines Herzens in dieſem Stück überwand und ſeinen ganzen Zuſtand mir entdeckte; doch nicht mündlich, welches zu thun er nicht vermochte, ſondern er that es ſchriftlich.

§. 245. Nachdem er dieſen ſeinen Zuſtand im Geheimen beſchrieben hatte, brachte er mir ſolchen Aufſatz eines Tages, da er in der Verſammlung der Gläubigen geweſen war, verſiegelt. Er hatte darinnen zuletzt die Bitte mit angehängt, ihm den nöthigen Rath gleichergeſtalt ſchriftlich und insgeheim zu ertheilen, weil er ſeinen Zuſtand nicht gern vor jedermann entdecken wolle. Nachdem ich alles dieſes reiflich erwogen, gab ich ihm folgende ſchriftliche Antwort: Sein vermeintliches Gelübde ſey eigentlich ein Misbrauch des Namens Gottes geweſen, weil es weder zu jener, noch zu anderer

Zeit von ihm allein abhange, wegen des Eheſtandes ſolchergeſtalt etwas zu beſchließen: ſintemal es eine Sache ſey, die auf den göttlichen Beruf ankomme, auch Gott an dem ledigen Stande kein größeres Gefallen habe als an dem ehelichen, und er ſelbſt nicht im Stande geweſen, die gehörige Einſicht und Überlegung in dieſer Sache zu haben, ja ſein Sinn eigentlich nur wider die Unkeuſchheit gerichtet geweſen; welche zu meiden er ohnedieß verpflichtet ſey, und ſolches im Eheſtande ſowohl als außer demſelben möglich wäre. Darum ſey er nicht verpflichtet, dieſes ſein vermeintes Gelübde zu halten; er müſſe es vielmehr als einen Misbrauch des Namens Gottes anſehen, bereuen und Gott abbitten. Sobald ich ihm ſolches ſchriftlich zugeſtellet, hat er ſolches bei ſich ſelbſt wohl überlegt, und iſt dadurch völlig beruhigt worden. Und weil ich inzwiſchen nach Gartz gezogen war, kam er mir nach, ließ ſich dort wohnhaft nieder, heirathete, und ſein Eheſtand wurde von Gott geſegnet.

§. 246. Um dieſelbige Zeit ſchrieb ich auch von Gartz an meinen vormaligen Herrn Patron, und erinnerte ihn deſſen, daß ich zur Aufbauung des Pfarrhauſes ein Capital aus meinen Mitteln, wie oben erzählt worden, gezwungener Weiſe hätte müſſen hergeben. Da die Herren Patronen ſolchen Bau zu beſtreiten allein ſchuldig geweſen wären, und ich ſolches Haus zu bewohnen nun nicht einmal genießen könnte, nachdem ich von dem lieben Gott anderswohin berufen wäre, ſo bat ich, daß dieſe Sache noch auf irgend einer Art möchte abgethan werden, damit keine Seufzer auf das Pfarrhaus von meinen Erben etwa wider meinen Willen kommen möchten. Er war auch, wie ich hernach erfahren habe, ſehr willig geweſen, ſolches zu bewerkſtelligen, allein der oftgedachte Studiosus, den er nun zum Prediger angenommen hatte, und ſonſt jemand waren heftig dawider, ja ſie brachten ihn endlich dahin, daß er ſich zu nichts verſtehen, auch von nichts wiſſen wollte; ungeachtet jener Studiosus ſelbſt ein Augenzeuge geweſen war, als ich mich dazu anheiſchig machen müſſen, und auch die Worte des Herrn Patroni mit angehört hatte, die er bei ſolcher Gelegenheit zu mir ſagte, nämlich: „Allein, Herr Paſtor, wenn Sie dieſe Summe zu bezahlen übernehmen, wird es Ihnen nicht zu viel werden?" Worauf ich mit traurigen Gebärden antwortete: „Ich muß ja." Nun hieß es: von der ganzen Sache ſey ihm nichts bewußt. Aber es verblieb nicht ungeahndet; das Gericht kam ſchnell. Zwar der theure Herr Patronus, dem hierinnen nichts zur Laſt gelegt werden konnte, ſtarb noch zuvor im Frieden,

den, wie ich oben §. 196. bereits erwähnt habe, und ſobald er war zu ſeiner Ruhe eingegangen, ließ es Gott nicht dabei allein, daß er durch eine Feuersbrunſt die ſogenannte Neue Scheune, ſo der beſte bewohnte Ort bei Döltzig war, in die Aſche legte, ſondern er that es auch mit dem Pfarrhauſe ſammt dem Hausrath beſagten Studiosi; ja was noch gerettet wurde, verzehrte hernach der Küſtrinſche Brand, wohin die übrig gebliebene Habſeligkeit war geführt worden: zum offenbaren Zeugniß, wie eifrig der Herr unſer Gott iſt in ſeinen Strafen.

Vierte Abtheilung.

Erdbeben zu Gartz; der darauf erfolgte Krieg; Grauſamkeit der Koſacken; die Stadt kommt in Gefahr, beugt ſich vor Gott, und wird errettet.

Ich komme nun in meiner Erzählung auf jenen gefährlichen Zeitpunkt, als der letzte, nun Gottlob! überſtandene, Krieg hereinbrach, der die ganze Welt erſchreckte, und ſonderlich unſer Vaterland mit Blut und großen Wehklagen angefüllt hat. Das fürchterliche Erdbeben, welches man am 1. November 1755 ſahe, und welches die ſchöne Stadt Liſſabon verwüſtete, ging voran. Es war dieſes gleichſam die Warnungsſtimme Gottes, welche zuvor geſchehen ſollte, ehe dieſes ſein erſchreckliches Gericht über die meiſten Länder des Erdbodens ausbrechen ſollte. Denn obgleich jener Krieg nicht eigentlich in allen und jeden Reichen der Welt zugleich ſollte geführt werden, ſo ſollten doch jetzt meiſt alle Völker das Ungemach deſſelben fühlen. Darum iſt merkwürdig geweſen, daß ein großer Theil des Erdbodens, ſo viel man Nachricht hat, iſt bewegt worden, nur mit dem Unterſchied, daß einige Reiche und Länder ſolches ſtärker als andere haben fühlen können. Wir an dem Oderſtrom zu Gartz und andern Orts in unſrer Pommerſchen Gegend haben es ziemlich ſtark gefühlt. Wenn man nun Liſſabon zum Mittelpunkt dieſer Bewegung annehmen wollte, ſo hat ſich dieſer Krieg noch viel weiter als das Erdbeben ausgebreitet, wie die Nachrichten von den blutigen Vorfällen in Europa und den beiden Indien mit ſich bringen.

§. 248. Was das zu Gartz bemerkte Erdbeben anbelangt, ſo war es allerdings eben daſſelbe, in welchem die große Stadt Liſſabon untergegangen iſt. Denn es wurde nicht nur an demſelben Tage, ſondern auch in derſelben Stunde verſpüret, nur mit dem Unterſcheid, als der Stundenzeiger der Erdfläche mit ſich bringt. Darum berichtete man aus Liſſabon, der ſtärkſte Stoß ſey des Morgens geſchehen, als noch einige Einwohner im Bette gelegen, dahingegen es zu Gartz ſchon gegen den Mittag etwa um 10 Uhr oder etwas darüber war. Die Erde bebte auch zu Gartz nicht ſo, daß man es hätte ſehen können, wenigſtens iſt es von niemand bemerkt worden; allein das Waſſer in dem Oderſtrom bebte ſehr merklich. Es war eigentlich nur Ein Schlag oder ein paarmal, ſo war es vorüber. Weil dergleichen in Gartz noch niemals war verſpürt worden, ſo erſchreckte es einen jeden, der es ſahe, ob es wohl keinen Schaden that. Es ſchlug dergeſtalt aus der Tiefe des Stroms hervor, daß das Waſſer einige große und ſchwere Balken Bauholz, welche am Ufer lagen, ergriffen und mit ſich in den Strom hineingeriſſen hat. Die Fahrzeuge ſchlenkerten an einander, daß jemand aus einem Kahn über Bord in den andern fiel, ohne daß er ſich zu halten vermochte, welches er doch ſonſt in dem größten Sturmwind hätte thun können. Ein gottloſer Fiſcher, der am Ufer ſtund und ſolche ungewöhnliche Bewegung des Waſſers mit Befremdung anſah, fluchte, und ſprach: Was iſt das? der Teufel iſt im Waſſer! Denn weil eine gänzliche Windſtille war, ſo wußte er ſolches keiner bekannten Urſache zuzuſchreiben, bis man nachher aus Portugal ſowohl als auch aus andern Ländern die Nachricht bekam, was zu derſelben Zeit unter der Erde vorgegangen ſey, und es ſolchergeſtalt zu deuten wußte; wie man es denn auch zu Stettin und in andern Städten, ſonderlich den an der Oſtſee liegenden, zu eben derſelben Stunde, doch nach dem verſchiedenen Geſichtskreis, bemerkt hatte. Nur wollte man es damals nicht bekannt machen, damit der gemeine Mann keiner unnöthigen Furcht Raum geben möchte.

§. 249. Ich mache daraus den Schluß: Weil ein ſolcher Stoß durch einen ganzen Welttheil und weiter kann gefühlet oder in ſeinen Wirkungen geſehen werden, wie die Nachrichten beſtätigt haben, ſo muß das unterirdiſche Behältniß, worinnen ſich die Luft dergeſtalt ausdehnen kann, es ſey nun durch welche Urſach es wolle, nothwendig in dem Mittelpunkt der Erde ſeyn, auf deren äußeren Fläche das Meer und die Flüſſe ſchwimmen, aber durch einen ſolchen Schlag in ihrem Boden geſtoßen und bewegt werden, wie wir bei ſolcher Gelegenheit wahrnahmen. Man nehme die Stadt Liſſabon zum Mittelpunkt ſolcher Erdfläche an, und bedenke die Länge des radii bis nach Gartz und des ganzen Umkreiſes, wie viele tauſend Quadratmeilen der Erd- und Meeresfläche durch ſolchen einigen Stoß in einem Augenblick beweget worden, ſo wird man leicht den Schluß machen können, daß unſre Erde hohl, wie eine hohle Kugel geſtaltet ſey. — Nach meiner Meinung iſt das Erdbeben einem unterirdiſchen Gewitter zuzuſchreiben, welches ſich in dem weiten Bauch der Erde entzündet und ſolche Bewegung der Oberfläche nebſt dem oftmaligen großen Schaden und Verwüſtung darauf anrichtet; woraus auch die Möglichkeit, die feuerſpeienden Berge zu erklären, viel leichter ſeyn wird.

§. 250. Dieſes Erdbeben war gleichſam die Poſaune Gottes, mit welcher er den folgenden Krieg ankündigen ließ; und ehe noch ein Jahr um war, ſo brach die Kriegsflamme bei uns in Deutſchland aus, die hernach ſo erſchrecklich gewüthet hat, daß die Nachkommen nicht ohne Verwunderung in den Geſchichtbüchern davon leſen werden. O wie groß iſt die Güte Gottes geweſen, welche mich und die Meinigen gnädiglich bewahret hat, daß uns auch nicht das Allergeringſte an unſerer Geſundheit, Habe und Gut iſt verſehret worden! Gartz iſt zweimal geplündert und in der Feinde Hand geweſen, einmal von den ſchwediſchen Soldaten und zum zweiten Mal von den ruſſiſchen Koſacken — mir aber iſt kein Leid geſchehen, noch das Geringſte von dem Meinigen verloren gegangen, ungeachtet ich zu beiden Malen, da die Plünderungen vergingen, in der Stadt war. Es war zwar auch in mein Haus ein Koſack eingedrungen, forderte und nahm Geld und Silber, ſo viel ich hatte, aber er brachte des dritten Tages auf Befehl ſeines Oberſten Turoveroverowitz und durch deſſen Dolmetſcher Kuſeminsky mir alles wieder und bat mir es ab, daß er mich beraubt hätte, wodurch ich auch bewogen wurde, beſagtem Obriſten meine ſilberne Taſchenuhr zu ſchenken. Und dieſes iſt der einzige Verluſt, den ich auf der jetzt erzählten Art in jenem erſchrecklichen Kriege gehabt habe; dahingegen andere, meine Nachbaren nicht allein alles des Ihrigen ſind beraubt, ſondern auch einige bis auf den Tod geſchlagen und ſehr gemißhandelt worden. Indeſſen waren es freilich ſehr ängſtliche Umſtände, die man erfahren mußte; und es ging ſtets durch große Schrecken und viele Demüthigung. Meine Frau, die etwas furchtſamer Art war, mußte oft fliehen, weil wir die allerfürchterlichſten Nachrichten von der Grauſamkeit hörten, welche die Koſacken ausgeübt hatten. Ich will nur ein einiges Beiſpiel anführen:

§. 251. Es hatte ein Bauer mit Namen Friedrich Spickermann zu Cladow, einem Dorf unweit Döltzig nahe bei Landsberg an der Warte belegen, eine einzige Tochter mit Namen Luiſe von 14 Jahren, welche von Gott vor andern ſchön gebildet war. Da geſchahe es, daß die

Koſacken auch an ſelbigen Ort hinkamen und nach ihrer Gewohnheit ihn plünderten. Sie führten mit hinweg was ſie funden, Geld, Kleider und was ihnen ſonſt anſtändig war; was ſie nicht mitnehmen konnten, zerſchlugen ſie oder machten es auf anderer Art unbrauchbar, ſo viel ſie vermochten. Dabei begingen ſie den allerempfindlichſten Raub an der beſagten einzigen Tochter ihrer Ältern, ſie riſſen ſolche von ihnen mit Gewalt hinweg, und unter großem Geſchrei ſowohl der Ältern als inſonderheit der unſchuldigen Tochter. Weil die Mutter ihnen nachlief, da ſie die Tochter bereits auf ein Pferd genommen hatten, ſo ſchlugen ſie dieſelbe mit ihrem Kantſchu, welches ihre gewöhnliche Peitſche iſt, ſo lange, bis ſie für todt zur Erde niederfiel und, wo ihre Tochter geblieben, nicht mehr ſehen konnte. Die mütterliche Liebe war ſo groß, daß ſie nach einiger Erholung, um ihre Tochter wieder zu bekommen, ſich aufmachte und in das feindliche Lager ging ſie zu ſuchen; und als ſie ſelbige nicht gleich fand, ging ſie hinter jener Armee her bis in Polen hinein, und ſuchte ſie. Aber ſie mußte zuletzt unverrichteter Sache wieder umkehren und konnte ihre Tochter nicht wieder erlangen. Faſt einen vollen Monat nachher, da der Winter bereits angebrochen war, findet der Schäfer eben jenes Dorfes, als er in dem

Walde ſeine Schaafe hütete, dieſe Perſon ganz von ungefähr hinter einem Berge todt und bis aufs Hemd entblößt liegen. Ob er nun wohl ſolche nicht gleich erkannte, ſo wurde ſie doch, nachdem er es in dem Dorfe ruchtbar gemacht, von ihren Ältern beſehen und an ihrem Hemde und Gliedern genugſam erkannt, abgeholet und auf dem Kirchhof begraben.

§. 252. Dieſe und dergleichen viele erſchreckliche Mordgeſchichten, die uns kund wurden, erweckten ein Grauſen vor dieſem wilden Feind, und man nahm ſich auf alle mögliche Weiſe in Acht, nicht in ihre Hände zu fallen. Als ſie das erſte Mal vor die Stadt Gartz rückten — welches am 21. Augusti 1758 gegen den Abend geſchahe, eben als wir uns zu Tiſche ſetzen wollten — war meine liebe Frau vor Schrecken faſt außer ſich; und weil ſie den Knall des Schießgewehrs, ſonderlich des großen Geſchützes anzuhören nicht vertragen kann, wäre ſie beinahe in Ohnmacht gefallen, als die erſte Kanone gelöſet wurde. Sie lief in großer Angſt, als ſie hörte, daß die Feinde von der Landſeite kämen, nach dem Oderſtrom hin, um ſich zu Waſſer in eine Sicherheit zu begeben. Sie arbeitete mit Hülfe ihres Bruders, welcher damals Rector der Schule in derſelbigen Stadt war, eines von den größten Schiffsgefäßen an dem Ufer los, welches zu bewegen ihnen außer ſolcher Angſt nicht wäre möglich geweſen, und fuhr damit in derſelben Nacht nach Greifenhagen, eine Meile weit jenſeits des Stroms, in der ungegründeten Hoffnung, daß ſie daſelbſt ſicher ſeyn würde, da doch zu ihrem abermaligen Schrecken bei ihrer Ankunft ein Schwarm Kalmucken in ſolcher Stadt geweſen, und weil ſie geſehen, daß keine Beſatzung darinnen ſey, zwar wieder aus der Stadt herausgezogen waren, aber ſich doch draußen vor dem Thore gelagert hatten.

§. 253. Zu der Zeit lag in Gartz ein Bataillon Fußvolk zur Beſatzung, welche einige Kanonen und einen kleinen Haufen Huſaren bei ſich hatten. Sobald nun die Ruſſen ſich vor der Stadt ſehen ließen, rückte dieſe Mannſchaft aus, ihnen entgegen und zwang ſie, ſich wieder zu entfernen. Weil aber bei dieſem erſten Gefechte vor unſerer Stadt der feindliche Anführer, welcher eines ruſſiſchen Generals Sohn ſoll geweſen ſeyn, das Unglück hatte, erſchoſſen zu werden, erbitterte dieſes die Feinde dergeſtalt, daß ſie beſchloſſen, ſich dafür an unſerer ganzen Stadt zu rächen. Darum als ſie in derſelbigen Nacht an die Generale von Romanzoff und Steffel, welche zu Schwedt nahe bei Gartz ſtunden und die feindlichen Vortruppen von ungefähr zwanzig bis dreißigtauſend Mann befehligten, dieſen unangenehmen Bericht abſtatteten, wurde von ihnen ſogleich Anſtalt gemacht, ſchwere Kanonen und Mörſer über die Oder zu bringen, um unſere Stadt mit Feuer heimzuſuchen und zu verbrennen, wie ſie einige Tage zuvor, nämlich am 15. deſſelben Monats, an der Feſtung Küſtrin gethan hatten.

§. 231. Allein ſie mußten erfahren, daß ſie nicht ihr eigener Herr waren, ſondern Gott, der Regierer aller Dinge und auch dieſer jetzigen, ſeiner heiligen Gerichte, hatte ihren Rath dießmal nicht genehm gehalten: er wollte nach ſeiner Barmherzigkeit dieſe Stadt mit allen ihren Einwohnern verſchont haben. Wir ſahen zwar vor unſern Augen keine Hülfe noch Errettung, hingegen ſah man die Kanonen und Mörſer, welche aufgeſtellt wurden, um uns mit Feuer zu ängſtigen und zu verderben; es blieb uns nichts übrig als in die Hände des barmherzigen Gottes zu fallen — aber der Herr unſer Gott veranſtaltete ſchon vorher und von ferne unſere Hülfe, und je nöthiger ſie uns wurde, deſto eilte er mit derſelbigen; nur wollte er zuvor ſehen, wie wir ihm begegnen würden, welches denn auch nach ſeinem Willen und durch ſeine Gnade von Alten und Jungen geſchahe. Es war damals in der Stadt, ſonderlich unter den

Kindern *) eine außerordentliche Erweckung zum Gebet zu verſpüren. Sie nahmen in großer Anzahl ihre Zuflucht zu Gott und beteten mit einander gemeinſchaftlich und ein jedes für ſich ſelbſt im Geheimen, daß er ſich unſer erbarmen und uns ſchützen wolle; welches auch nicht ohne gute Frucht bei den Alten abging. Ich kann die ſtarke geiſtliche Bewegung der Stadt, die zu jener Zeit an den Herzen der Einwohner geſchahe, nicht vergeſſen. Ich las ihnen einmal unter der Predigt den 85. Pſalm vor, und es hatte einen ſolchen Eindruck, daß die ganze Gemeine von mehr als tauſend Perſonen, auch die adlichen und gräflichen Standesperſonen, welche ſich damals bei uns in der Stadt aufhielten und in der Kirche gegenwärtig waren, alleſammt auf die Kniee niederfielen und ihre Sünden mit unzähligen Thränen öffentlich beweinten; wobei mir das Beiſpiel der Einwohner von Niniveh ins Andenken gebracht wurde. Es beweiſen auch

---

*) Wie Kinder nicht bloß körperlich den Alten nachahmen, ſondern gleichſam aus den innerſten Empfindungen und Gedanken derſelben aus ſich heraus und mit Handlungen in das Leben hineinſpielen wollen, mag man aus dem bekannten Kinderkreuzzuge im zwölften Jahrhundert lernen und aus den begeiſterten Kinderverſammlungen nach den Durchzügen der ſchwediſchen Heere durch Schleſien im Anfange dieſes achtzehnten Jahrhunderts.

von ſelbiger Zeit an manche, die von Gott Gnade empfangen hatten, in ihrem Chriſtenthum mehreren Ernſt und Treue; die ſchon geiſtlich erſtorben geſchienen, wurden wieder lebendig und wacker: daß ich wohl ſahe, wie dergleichen Heimſuchungen Gottes nicht fruchtlos bleiben, noch ſein Wort leer wiederkommt, obgleich es wohl freilich bei den meiſten verloren iſt.

§. 235. Unter der Zeit als die Stadt ſich alſo vor Gott beugte und ihre Zuflucht zu ihm, dem Allmächtigen und Barmherzigen nahm, bereitete er unſere Errettung. Der König hatte ſchon in dem vorigen Monat unter gnädiger göttlicher Regierung ſeine Belagerung der Feſtung Olmütz in Mähren aufheben müſſen; er zog ſein Heer zurück, und eilte darauf in dieſem Monat Augusto aus Böhmen mit ſtarken Schritten durch die Lauſitz zu unſerer ſchleunigen Rettung herbei. An dem Tage, als die Kanonen zu unſerm Untergange aufgefahren wurden, ſetzte er bei Güſtebieſe über die Oder; an dem folgenden Morgen erfuhren es die Feinde, erſchraken, und ließen ſogleich ab von ihren angefangenen Anſtalten. Am 21. Auguſt rückte der König in die Neumark ein, wo er ſein erſtes Nachtlager bei dem Müller auf der Mietzel-Mühle nahe bei Dölzig hatte. Frühmorgens am 25. griff er die große ruſſiſche Armee bei

Zorndorf an, welche der General von Fermor anführte, er ſchloß ſie ein, und ſchlug ſie zwei Tage lang hinter einander, dergeſtalt, daß nach ihrer eignen Berechnung am Ende der Schlacht 21529 Mann von ihnen auf ihrer Seite ſind vermißt worden, welche entweder auf dem Platz geblieben oder gefangen waren.

§. 256. Deſſenungeachtet ſetzten ſich die Feinde wieder ſogleich nach der Schlacht, und weil der König nicht genug Fußvölker und Kriegsvorrath bei ſich, die Feinde aber ſo eingeſchloſſen hatte, daß ſie nicht konnten zerſtreuet werden, auch eine Nachricht nach der andern bekam, daß die große Armee der Öſterreicher in die Lauſitz eingefallen ſey, ſolches Land auszuplündern und zu verwüſten, ſo wurde er genöthigt, ſeinen erhaltenen Sieg nicht fortzuſetzen, ſondern nach geendigter Schlacht gleich wieder aufzubrechen und einen ſchleunigen Rückzug gegen dieſe Armee vorzunehmen. Die Ruſſen waren indeſſen gedämpfet und aus ihren jetzigen Unternehmungen, ſonderlich aus ihrem Zorn gegen Gartz ward nichts. Denn ſobald die Schlacht angegangen war und der erſchreckliche Schall des ſchweren Geſchützes in Gartz und Schwedt gehört wurde, ließen ſie ab vor Gartz weiter vorzurücken, und wir ſahen gleich den folgenden Tag den Rauch von der Brücke zu Schwedt aufſteigen, die ſie hinter ſich in den Brand geſteckt hatten, damit ſie nicht könnten verfolgt werden. Und wendete ſich der General von Romanzow mit ſeinem Heer gleich darauf wieder zurück über Pyritz und Stargard in Hinterpommern hinein, woher er gekommen war; wohin ihm auch bald nachher die große Armee unter dem General Fermor aus der Neumark nachfolgte. Von ſolcher Zeit an hatten wir nun zwei Jahre lang Ruhe und Frieden in unſerem Ort. Alſo hat uns der Herr geholfen; er hat es aus Erbarmung gethan. Ihm ſey dafür Lob, Preis und Ehre in Ewigkeit!

Fünfte Abtheilung.

Flucht vor den Feinden; Plünderung der Stadt und meines Hauſes; merkwürdige Umſtände dabei.

§. 257. Als das erſte Schrecken vor den Koſacken am größten war und meine liebe Frau mit dem malo hysterico zu derſelbigen Zeit ſehr beſchwert wurde, welches durch die Beängſtigungen noch mehr überhand zu nehmen pflegte, ſo beſchloſſen wir, daß ſie ſich tiefer in das Land, oder gar in das Mecklenburgiſche Gebiet hineinbegeben ſollte, bis etwa Gott an unſerm Ort die Ruhe wiedergeſchenkt hätte. Darum als ſich an dem beſagten Tage, dem 22. Auguſti, die Ruſſen von Gartz ſich etwas zurückgezogen hatten, kam ſie auch von Greifenhagen wieder, und weil wir erfuhren, daß ſie Anſtalt machten, uns mit Feuer zu ängſtigen, auch ihre ausgeſchickten Haufen unſere Beſatzung beſtändig beunruhigten, ſo ſäumten wir nicht, ſondern ich brachte ſie am 21. Tage dieſes Monats nach Paſewalk, in der Meinung, ſie des folgenden Tages noch weiter in das mecklenburgiſche Land hineinzubringen. Allein der daſige Pastor Wegner, ein getreuer Knecht Chriſti, verlangte, daß ich ſeine Frau, die ſich auch in Sicherheit vor den Ruſſen begeben wollte, in der Geſellſchaft mit meiner Frau möchte reiſen laſſen, und noch etliche Tage damit warten, bis ſie die nöthige Bereitung dazu gemacht hätte; ſtellete auch vor, daß der Weg in das mecklenburgiſche Gebiet allezeit offen ſey, und gar nicht zu vermuthen, daß die ruſſiſchen Feinde nach Paſewalk kommen würden, ſondern man könnte ſich zuerſt keines andern Feindes als der Schweden daſelbſt verſehen, unter welchen noch damals mit aller Sicherheit zu wohnen und zu reiſen war. Wir nahmen dieſes an, meine Frau blieb für dießmal in Paſewalk, und ich reiſete des folgenden Tages, da die Schlacht bei Zorndorf anging, wieder nach Gartz zurück. Die Schweden rückten zwar darauf in Paſewalk ein, allein es blieb alles in der Ruhe, und meine Frau fand keine Urſache weiter zu fliehen, ſondern blieb, bis die Feinde in die Winterquartiere gingen; worauf ich ſie wieder nach Gartz holete. Wir preiſeten die Barmherzigkeit Gottes, der uns wieder zuſammengebracht und nun darauf zwei völlige Jahre Ruhe ſchenkte. Denn die Feinde wurden in dem folgenden Jahre bei Frankfurt an der Oder wieder ſo gedämpfet, daß wir in unſrer Gegend nichts zu befürchten hatten.

§. 258. In dem Herbſt des nächſtfolgenden Jahrs 1760 fing die Kriegesflamme wieder aufs neue an ſehr zu wüthen. Meine liebe Frau mußte abermals flüchtig ſeyn und ſich vor dem Ungewitter etwas verbergen. In Stettin hielte ſie ſich am meiſten auf, wo ſie doch mit dem Gerücht einer Belagerung oft gar ſehr erſchreckt wurde. Sonderlich war der Monat October in dieſem Jahr eine angſtvolle Zeit. Wittenberg in Sachſen und Paſewalk in Pommern wurden faſt zu gleicher Zeit, jenes von den Öſterreichern, dieſes von den Schweden, in Brand geſteckt; in welchem Feuer des frommen Freiherrn von Hohenthal nützliche Schulanſtalten zu Wittenberg aus gerechtem Gericht Gottes gegen die undankbare Welt in Rauch aufgingen. Ferner wurden Berlin, Halle und Cöthen, auch Neubrandenburg in dem Herzogthum Mecklenburg und viele andere Städte mehr, in welchen Gott ſeit vielen Jahren ſeine Kirche ſehr merk-

lich

lich gebauet und mit vielem Segen geſchmückt hatte, von den Feinden über die Maaßen ſehr geängſtigt; und endlich gegen das Ende dieſes Monats kam auch die Reihe an uns zu Gartz.

§. 239. Die Feinde pflegten ihre Kriegsbewegungen jederzeit aufs heimlichſte zu bewerkſtelligen und allemal vor dem Ort, welchen ſie überfallen wollten, plötzlich und ganz unvermuthet zu kommen; allein für dießmal gab uns Gott die Gnade, daß wir ihren Anzug zeitig genung entdeckten und meine Frau ſich zuvor hinwegbegeben und in Sicherheit ſetzen konnte. Sie flohe am 25. October abermals wieder nach Stettin, und die Stadt Gartz gerieth darauf am dritten Tage nachher, nämlich den 28. deſſelben Monats, in die Hand der Feinde, die ſie ſogleich plünderten. Ich war nur froh, daß meine liebe Frau zu derſelbigen Zeit nicht mehr zugegen war, weil ſie ſonſt von dem großen Schrecken eine ſchwere Krankheit hätte bekommen können. Schon am 26. gingen die Koſacken mit ihren ausgeſchickten kleinen Haufen bis vor die Feſtung Stettin. Unweit derſelben, nahe bei dem Dorfe Kolzow, überfielen ſie einen preußiſchen Vorpoſten, der aus Jägern und Huſaren beſtund, hieben einen Mann davon nieder, und nahmen zwei gefangen, welche ſie auch noch an demſelben Abend bei uns durchſchleppten. In Schwedt ſtund ein Regiment feindlicher Huſaren, welches von einem Oberſtleutnant Namens Tekeli angeführt wurde, und in Vierraden, nahe bei Gartz, hatte ſich ein großer Schwarm Koſacken gelagert, die täglich durch unſere Stadt zogen, um auf der Straße nach Stettin Kundſchaft einzuholen. Es war eben am Tage Simonis Judae, als beſagte Plünderung unſerer Stadt geſchahe; und ſind dabei manche merkwürdige Umſtände der göttlichen Regierung und Fürſehung zu verſpüren geweſen, deren ich etliche allhier zum Preiſe Gottes gedenken will.

§. 260. In der Nacht, die jenem Tage vorherging, kam ein großer Haufen Koſacken in die Stadt, beſetzte die Thore derſelben, und verübte an den Einwohnern große Gewaltthätigkeit. Sie brachen in die Häuſer und plünderten dieſelben. Ich aber ſchlief in guter Ruhe: denn ich hatte meine Perſon, Habe und Gut dem Herrn meinem Gott zu gnädiger Fürſorge gänzlich übergeben. Es hatte mich des Tages zuvor der liebe Gott mit dem Spruch: Wer nicht abſaget allem, was er hat, kann nicht mein Jünger ſeyn, ſehr geſtärkt, und fielen mir dieſe Worte dergeſtalt eindrücklich in mein Herz, wie gar ſelten zu geſchehen pflegt, daß ich auch mich nicht enthalten konnte, bei deren Leſung in meinem Herzen zu antworten: Herr Jeſu, ich will gern alles fahren laſſen, wenn ich nur ſoll dein Jünger ſeyn. Ich wußte aber zu ſelbiger Stunde noch nicht, daß ich es des folgenden Tages mit Ablegung einer Probe beweiſen ſollte, und durch eine Plünderung alles des Meinigen beraubt werden. Noch weniger wußte ich, daß die Abſicht Gottes ſey, mich nur zu verſuchen, wie ich mich dabei verhalten würde, und daß er mir hernach am dritten Tage alles wiedergeben laſſen wollte. Ich hatte mich daher des Abends vorher getroſt und ohne alle Furcht zu Bette gelegt, wie nur zu Friedenszeiten geſchehen möchte.

§. 261. Um die Mitternachtszeit nahm die Plünderung überhand und kam bis in die Straße, worinnen ich wohnte, daß mein Küſter beſchloß, mir davon eine Nachricht zu geben, damit ich nicht unerwartet überfallen würde. Doch weil derjenige Theil der Straße, in welchem mein Haus ſtund, noch immer verſchont blieb, ſo wollte er auch mich nicht ohne Noth in meiner Ruhe ſtören, ſondern wartete bis gegen den Morgen, etwa um 3 Uhr. Da kam er und klopfte an die Hausthüre, mich aufzuwecken und von der vorhandenen Gefahr zu benachrichtigen. Ich hatte aber meinem Geſinde verboten, jemanden die Hausthüre zu öffnen, ohne mich zuvor darum zu befragen. Sie machten auch dießmal von dem Anklopfen des Küſters nicht auf; daher derſelbe fortfuhr zu klopfen und zugleich ſeine Stimme hören ließ, damit wir wüßten, wer er ſey, der an die Thüre geklopft habe. Weil ich nun zu eben der Zeit vom Schlaf erwacht war, und hörte, daß der Küſter vor der Thüre ſey und verlange eingelaſſen zu werden, ſo klingelte ich meinen Leuten, daß ſie aufwachen und ihm die Thür aufmachen möchten. Als ſie aber erwachten, und vernahmen, daß jemand an der Hausthür klopfe, ſo erſchraken ſie, und meinten, es ſeyen Koſacken; daß ich Mühe genug hatte, ſie zu bedeuten, es ſey niemand anders als der Küſter, welchen ſie ſicher könnten einlaſſen. Der Küſter kam alſo herein und erzählete mir, wie übel die Koſacken in der Stadt hauſeten: ſie hätten den Burgemeiſter wollen erwürgen und in vielen Häuſern geplündert; er habe mir ſolches darum wollen zu wiſſen thun, damit ich mich darnach richten, auf meine Hausthür Acht geben laſſen, und wenn ſie etwa herannaheten, auf meine Sicherheit bedacht ſeyn könne. Ich antwortete: es ſey mir lieb, davon eine Nachricht zu erhalten; der Herr würde uns helfen.

§. 262. Der Küſter ging nun nach Hauſe, und ich befahl, daß man die Hausthür gut verriegeln ſollte und ohne meine Erlaubniß niemand einlaſſen. Indeſſen blieb ich in meinem Bette noch länger liegen, und verwunderte mich, daß ich mich durch den Schlaf in derſelbigen Nacht ſo ſehr geſtärket und erquickt befand, als ich faſt in meinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte, auch hernachmals dergleichen an mir niemals wieder wahrgenommen habe. Zu jener Stunde ſtellte ich darüber gar keine oder doch nur wenige Betrachtung an, aber in der folgenden Zeit iſt es von mir weiter überlegt worden, und ich habe durch ſolche Erfahrung befunden, wie der liebe Gott auch wohl eine leibliche Stärkung läßt vorangehen, wenn er ein Leiden uns zu ſchicken vorhabens iſt. Wer dieſes nicht erfahren hat, kann es unmöglich für wahr halten, wenigſtens kann er ſich keinen rechten Begriff davon machen, ſondern er wird gewiß als ein Heide, welcher keine übernatürliche Wirkung Gottes für nöthig achtet, die ganze Sache aus einer allzugroßen Neigung zur Sinnlichkeit oder aus einer betrogenen Einbildungskraft herleiten. Es ſey denn, daß jemand eine wahre Furcht Gottes habe, und bei dem Mangel genugſamer Erfahrung durch dieſelbe ſich leiten laſſe, ſonſt kann er nicht vor dergleichen verkehrten Urtheilen bewahrt bleiben. Die Sache aber behält ihre vollkommene Richtigkeit; ſo wie auch alle von Gott uns zugeſchickte Leiden eine beſondere göttliche Glaubensſtärkung nach ſich ziehen, davon die Welt als Welt eben auch nichts erfahren und begreifen kann, weswegen es ihr nothwendig thöricht vorkommen muß. Indeſſen wußte ich zu derſelben Stunde nicht, was es bedeute und warum es mir widerfahren ſey, oder welches große Leiden nach wenig Stunden über mich ergehen würde, ſondern ich verwunderte mich nur darüber, daß mir bei der jetzigen großen Kriegsgefahr dennoch am Leibe und auch an meinem Gemüthe ſo außerordentlich wohl zumuthe war, und lag in meinem Bette, und horchte, ob ich etwa vernehmen könnte, daß ſich etwas Widriges meinem Hauſe nahete.

§. 263. Das Geſinde machte mir unterdeſſen in der Küche den Kaffee gegen die Zeit, da ich ihn alle Morgen gewöhnlich zu trinken pflegte. Es dauerte ungefähr bis um 5 Uhr, da ſtund ich auf, preiſete Gott für ſeinen gnädigen Schutz, und bat ihn, daß er ſich auch an dem anbrechenden Tage unſer erbarmen möchte. Ich klingelte, und ließ mir das Morgengetränk hereinbringen, welches ich auch in guter Ruhe zu mir nahm. Hierüber ward es Tag, und es fiel mir ein, daß es nöthig ſeyn würde, meiner lieben Frau zu berichten, wie es mir erginge, damit, wenn ſie hörte, die Stadt ſey geplündert worden, ſie doch wiſſen möchte, wie mich Gott bis dahin gnädiglich bewahrt habe. Ich beſchloß es durch eine Stafette, die etwa durch Gartz nach Stettin gehen dürfte, zu bewerkſtelligen, daß ſie ſich freuen und ängſtlichen Sorgen Urlaub geben könnte: ſintemal das Poſtweſen bis dahin in Ordnung geblieben und der Briefwechſel mit Stettin noch nicht aufgehoben war, ſo lange der General Tottleben dieſe Armee anführte; wenn man nur ein ruſſiſches Feldzeichen annahm und einen Geleitsbrief hatte, der leicht zu bekommen war, konnte man allenthalben durch ihre Armee und Vorpoſten ſicher reiſen. Ich ſetzte mich daher nieder, um an meine Frau zu ſchreiben; allein als ich kaum zwei Zeilen vollendet hatte, fiel mir ein aufzuhören, weil ich noch nicht konnte wiſſen, was geſchehen möchte, und ich ihr würde zu berichten haben. Ich ſtund auf, ging in der Stube auf und nieder, und erfuhr das, was man eine Ahndung nennt, auf einer Art, welche ſich beſſer fühlen als beſchreiben läßt.

§. 264. Ich hatte vor Zeiten gehört von Ahndungen, und ſolches für einen Betrug gehalten, bis ich nun ſelbſt ein Gefühl davon bekommen mußte. Es iſt eine unbegreifliche Erfahrung unſerer Seele, und beſtund nicht in einem Gefühl großer Angſt, aber doch in einer Art von Unruhe. Ich ſetzte mich aufs neue zum Schreiben nieder, allein es fielen mir die vorigen Gedanken wieder ein, und ſo ſtark, daß ſie mich verhinderten im Schreiben fortzufahren. Ich ſtund deswegen abermal auf, und ließ vom Schreiben ab wie zuvor; welches etliche Mal hinter einander geſchahe, ſo daß ich mich über mich ſelbſt verwunderte, weil mir dergleichen noch niemals in meinem ganzen Leben widerfahren war, und ich den Brief wider meinen Willen ungeſchrieben mußte liegen laſſen. Ich hatte auch keine Zeit, dieſer Sache weiter nachzuſinnen, und es klopfte bald nachher jemand an die Hausthür, der eingelaſſen zu werden begehrte. Meinen Leuten hatte ich verboten, die Thür zu öffnen, daher ſie kamen, und mir riefen, ſelbſt zu vernehmen, wer an der Thür ſey. Ich kam, und hörte, daß es der Küſter war, und ließ ihn ein. Er erzählte mir mit Freuden, daß nun die Koſacken ſämmtlich die Stadt, welche ſie die ganze Nacht hindurch geplagt, wieder verlaſſen hätten, und fragte zugleich, ob die gewöhnliche Betſtunde in der Kirche um 8 Uhr gehalten und wie ſonſt vorher mit den Glocken geläutet werden ſollte. Ich antwortete ihm: Gott ſey gedankt, daß die Feinde weg ſind! wir wollen unſre Betſtunde halten, und wann die Glocke Acht ſchlägt, kann Er getroſt läuten. Es hatte eben damals als der Küſter kam, Sieben geſchlagen, und meine gedachte Unruhe des Herzens dauerte beſtändig fort, ungeachtet ich doch wußte, daß die Koſacken wieder abgezogen wären.

§. 265. Der Küſter ging indeſſen hinweg, ſein Geſchäft zu verrichten, und ich in meine Studierſtube zurück, mich zur Betſtunde zu bereiten und anzukleiden; ließ aber zur Vorſichtigkeit die Hausthüre inwendig ſorgfältig verriegeln, und weil ich noch eine ganze Stunde Zeit bis zur Betſtunde übrig hatte und daher nicht ſehr eilen durfte, ſo griff ich zuvor nach des Grafen Henckel Spruchbüchlein, welches im Jahr 1735 zu Greitz gedruckt iſt, und vor mir auf dem Tiſch lag, um mich mit einem Sprüchlein aus dem Wort Gottes zu ſtärken. Der erſte Spruch, der mir unter die Hände kam, war Nr. 154 aus Act. 18, 10: Ich bin mit dir und niemand ſoll ſich unterſtehen dir zu ſchaden. Ich kann es mit keiner Feder beſchreiben, wie viel Troſt, Kraft und Segen ich in jenem Augenblick aus dieſen Worten in meinem Herzen verſpüret, einen ſolchen ſtarken und in dergleichen hohem Grade wirkſamen Eindruck von dem Wort Gottes habe ich weder vorher noch nachher ſonſt jemals empfunden, ob ich gleich in vielen Nöthen und ähnlichen Fällen geweſen bin. Ich legte dieſes Buch alſo aufgeſchlagen vor mir auf dem Tiſch nieder, ſahe auf gen Himmel und ſprach folgende Worte: Herr Jeſu, wenn du willſt mit mir ſeyn, daß mir niemand ſchaden ſoll, ſo bin ich zufrieden; es ergehe mir nach deinem Willen! Indem klopfte wieder jemand an die Hausthüre. Meine Leute denken nicht anders, als daß es abermal der Küſter ſeyn müſſe, der etwas vergeſſen, was er mir noch möchte zu ſagen haben. Sie fragten zwar erſt, wer draußen ſtehe, allein ungeachtet ſie keine Antwort empfingen, hatten ſie doch keinen Verdacht, weil ſie wußten, daß die Feinde aus der Stadt gewichen wären, und machten alſo die Hausthür auf. Sogleich tritt ein Koſack ins Haus herein, von einer großen und ſtarken Leibesgeſtalt, auch ſonſt von einem fürchterlichen Anſehen. Er hielte zugleich die Hausthüre feſt, daß ſie nicht konnte wieder zugethan werden. Die Magd, welche den Riegel an der Thüre aufgeſchoben hatte, ſiehet nun keine Hülfe, und konnte weiter nichts thun, als dieſe Worte ſchreien: Ach! Herr Jeſus! Darauf läuft ſie nach der Hinterthüre, um ihre Perſon in Sicherheit zu ſetzen, desgleichen noch eine Frau, die ſich in ihrer Geſellſchaft befand.

§. 266. Mein Haus war alſo den Koſacken offen, und Gott ließ geſchehen, was er über mich zu meinem Beſten zulaſſen wollte.

Ich hatte in meiner Stube das Anklopfen, Aufthun, und das Geſchrei gehört, und wollte nun auch ſehen, was vorgehe. Ich machte die Stubenthür auf, indem ſtund der raubſüchtige Koſack ſchon vor mir, und ich mußte entweder in die Stube wieder zurücktreten odrr ſtehen bleiben. Ich erwählte das Letztere, trat zu ihm, klopfte ihm mit meiner Hand auf ſeine linke Schulter, und ſprach: Mein Freund, was wollt Ihr? Es hatte das Anſehn, als ob der Koſack meine Worte wohl verſtehe, ob er gleich nicht ſelbſt in deutſcher Sprache reden konnte, antwortete mir auch nichts, als daß er das einzige Wort mit einer fürchterlichen Stimme rief: Kelt! und mit dieſem Worte griff er zugleich nach ſeinem Kantſchu, welchen er unter dem Oberrock an der linken Seite hangen hatte. Es iſt dieſes eine kurze Peitſche der Koſacken, von ledernen Riemen ſehr hart geflochten, womit ſie ihre Pferde zum Laufen antreiben, oder jemand ſchlagen, von welchem ſie einen Raub erpreſſen, werden auch damit von ihren Befehlshabern gezüchtigt, wenn ſie etwas verbrochen haben. Als er ſahe, daß ich ihm meine ſilberne Taſchenuhr reichte, ſo ließ er den Kantſchu hangen, und nahm die Uhr, rief aber dabei zum zweiten Mal eben daſſelbe Wort: Kelt! mit der vorigen fürchterlichen Weiſe und Stimme, mittlerweile er die Uhr einſteckte. Ich griff wieder in meine Taſche und holte meine Geldbörſe heraus, worinnen etliche Thaler waren, und gab ſie ihm. Er aber, als er auch ſolche zu ſich genommen hatte, rief wieder: Mehr Kelt!

§. 267. Ich hatte mich noch nicht angekleidet, ſondern nur einen Schlafrock an, in welchem keine Taſchen waren; jedoch räumte ich in meinen Beinkleidern meine Taſchen aus, worin ich etwas Geld geſteckt hatte. Denn ich war der Meinung geweſen, wenn man von einem Feind geplündert würde, könnte man ihn mit einer Hand voll Geld befriedigen. Nun aber ſahe ich dieſes ganz anders, wie es einem ſolchen Feinde nicht um etwas Geld zu thun ſey, ſondern daß derſelbige alles verlange, was man habe, und ſich nicht eher abweiſen laſſe, bis er deſſen gewiß verſichert ſey, daß nichts mehr vorhanden. Deswegen gab ich ihm alles, was ich in meinen Taſchen hatte, welches in lauter Zweidrittelſtücken *) beſtund; und zum Zeichen, daß nichts mehr darinnen ſey, wies ich ihm zuletzt die Schlüſſel zum Schreibtiſch, welche in einem Ringe eingeſchloſſen waren und ich bei mir zu tragen pflegte. Weil er aber mein Petſchier, das auch in demſelbigen hing, erblickte, und

---

*) Ungefähr 20 Gr. Preuß. Courant.

meinte, es ſey von Silber, griff er begierig darnach, beſah es genau, und da er es nicht ſo befand, gab er die Schlüſſel mit demſelben wieder zurück, fuhr aber zugleich fort mit ſeiner erſchrecklichen Stimme zu rufen: Mehr Kelt! Groß Kelt!

§. 268. Da ſahe ich genugſam, daß es nicht anders werde ſeyn können, ich werde ihm müſſen alles geben, was in meinem Vermögen ſey. Darum gab ich ihm hierauf einen Wink, meine Willigkeit anzuzeigen und daß er mit mir gehen möchte an einen Ort, wo ich ſeine Begierde befriedigen könnte; ja ich ergriff ihm ſeine linke Hand und führte ihn in meine Stube hinein, wie man einem guten Freund thut, welchen man bei der Thür bewillkommt hat. Er folgte mir; ich aber ſchloß in der Stube den Kaſten auf, weinnen ich das Geld verwahrt hatte, und gab ihm einen Beutel nach dem andern; und weil mein vorräthiges Silberzeug an Eßlöffeln und dergleichen darin aufbehalten war, gab ich ihm auch daſſelbige hin und behielte nichts übrig. Nachdem ich alles ausgeleert hatte, ſprach ich zu ihm: Mein Freund, nun habt Ihr alles, was ich gehabt habe; nun habe ich nichts mehr. Es hatte zwar das Anſehen, als ob er meine Rede und Gebärden verſtünde und ihnen glaubte, deſſenungeachtet wollte er es noch zuvor ſelbſt unterſuchen, ob nicht etwa verborgenes Geld zu finden ſey. Er räumte deswegen den ganzen Kaſten aus und durchſuchte alles. Ich war ihm dazu behülflich und machte ihm in allem Gelegenheit.

§. 269. Hier geſchahe es, daß er eine kleine Schachtel fand, und als er ſolche hin und her ſchüttelte, aus dem Klange vernehmen konnte, daß etwas Geld darinnen eingeſchloſſen ſeyn müſſe. Es ſchiene auch, als wenn er wolle anfangen zu denken, ich hätte ſelbiges verhehlen wollen; allein ich bemühte mich in demſelbigen Augenblick, ihm ſolche Gedanken wieder zu benehmen und zu verſtehen zu geben, daß die darin befindliche Münze unbrauchbar wäre. Denn es waren lauter kupferne Heller und andere dergleichen Münze von geringſtem Werth. Die Worte, welche ich mit einigen dazu gehörigen Gebärden ſprach, waren: Ni dobbre! weil ich dafür hielte, daß dieſes in ſeiner Sprache ſo viel als nicht gut! bedeuten würde. Ich konnte auch merken, daß er mich verſtanden hatte; aber er öffnete doch die Schachtel, um einzuſehen, ob ich die Wahrheit geſagt hätte. Er hielte ſie in ſeiner linken Hand und ſtörete mit dem Zeigefinger der rechten darin hin und her, und ſahe, daß es untaugliche Münze ſey; doch hielte er ſeinen Beutel auf und ſchüttete auch dieſes Geld hinein, wobei er etwas murmelte und ſolche Gebärden machte, wie einer, welcher anzeigen will, daß er eine geringe Sache nicht verachte, ſondern ihres ſchlechten Werths ungeachtet doch annehmen wolle. Über welchen Geiz bei allem ſeinen Überfluß ich mich verwundern mußte.

§. 270. Sobald er darauf in der einen Stube nichts mehr fand, ging er mit mir in die Nebenſtube und ſagte noch weiter: Mehr Kelt! Als ich wieder antwortete: Mein Freund, ich habe nicht mehr, und ihm dabei die Schränke, die er vor ſich ſahe, öffnete, ſo durchſuchte er auch ſelbige, und fand in einem zwei zinnerne Leuchter, welche in der Geſtalt gemacht waren, wie die ſilbernen zu ſeyn pflegen. Da gedachte er nun wieder, daß dieſes Silber ſey; ich ſagte zwar wie zuvor: Ni dobbre! gleichwohl wollte er mir abermal nicht glauben, ſondern machte die Probe alſo, daß er mit ſeinen Zähnen hineinbiß und aus Erfahrung der Härtigkeit erforſchte, es ſey nur Zinn und kein Silber; daher er ſie auch wieder an ihren Ort ſetzte und nicht nahm. Hierauf bückte er ſich tief, als einer, welcher ſich bedanket, und ging zur Thür hinaus, durch welche er war hereingekommen, beſtieg auch ſogleich ſein Pferd, und ritt mit ſeinen Spießgeſellen, die vor der Thür geſtanden und ſein Pferd gehalten hatten, zum Thor hinaus. Ich aber ging gleich in mein Kämmerlein, und dankte Gott, daß er ſein Wort ſo treulich an mir erfüllet hätte: es ſoll ſich niemand unterſtehen, dir zu ſchaden, welcher Spruch noch alſo aufgeſchlagen auf dem Tiſch lag, und daß er ſo gnädig alles Leid von mir abgewendet hätte. Weil nun die Koſacken alleſammt im Ernſt ſich aus der Stadt hinwegbegeben hatten, ſo zog ich mir meine ordentlichen Kleider an, ging in die Kirche, und hielte die gewöhnliche Betſtunde.

§. 271. Jedermann, der mich ſahe, verwunderte ſich, daß ich in beſtändiger Gemüthsruhe bei dieſem Handel war und blieb; wie ich denn auch unter währender Beraubung von keiner ſolchen Furcht wußte, als ich mir zuvor vorgeſtellt hatte. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit die Größe der Kraft Gottes, die er den Seinigen ſchenket zur Zeit, wenn ſie es bedürfen. Es war mit dieſer Begebenheit alſo zugegangen: Als der Küſter kam und mir ſagte, daß die Koſacken die Stadt verlaſſen hätten, ſo war ſolche Nachricht vollkommen gegründet; nur vermutheten weder er noch wir, daß ſie ſogleich wieder umkehren und zurückkommen würden. Denn kaum war er von mir weggegangen, ſo waren die Koſacken ſchon wieder in der Stadt, und indem ſie ſich ſchnell durch alle Straßen zertheilten, ein Paar derſelben ſogleich vor meiner Thür, deren ei-

einer vom Pferde ſtieg und, wie erzählt, anklopfte auf einer ſo behenden Art, daß ſich niemand eines Feindes dabei verſehen konnte, bis er eingelaſſen war. Der Herr aber wollte mich prüfen, ob ich nach dem Spruch, den ich des Tages zuvor erwogen hatte, allem abſagen würde, was ich hatte. Ihm ſey Lob und Preis dafür! ſonderlich daß er dabei mein gnädiglich geſchont hat und mich niemand dürfen an meinem Leibe antaſten oder beſchädigen, wie andere meine Nachbarn leider erfahren müſſen. Deſſen ich noch etwas zur Nachricht von der Grauſamkeit der Koſacken gedenken will.

Sechste Abtheilung.

Fortgeſetzte Grauſamkeit der Koſacken: wie ſie deſſenungeachtet alles, was ſie mir geraubt, wiedergebracht; die Stadt wird endlich befreit.

§. 272. Ich war noch im Gebet und in der Dankſagung gegen Gott begriffen, als ich meine unglücklichen Nachbarn ſchreien hörte. Nachdem dieſe räuberiſchen Feinde denſelbigen alles Geld genommen, wollten ſie in den Häuſern, wohinein ſie wie in das meinige gedrungen waren, noch mehr erpreſſen und ſchlugen die Einwohner blutig. Als ich aus der Kirche von der gehaltenen Betſtunde wieder zurückkam, begegneten mir etliche und wieſen mir ihre empfangenen Wunden. Eben dieſe Koſacken ritten an demſelbigen Tage von der Stadt nach einem eine halbe Stunde davon entlegenen Dorfe Namens Hohen-Reinkendorf, und plünderten nicht allein das Pfarrhaus ſelbigen Orts, ſondern ſchlugen auch den Pfarrer daſelbſt mit dem Kantſchu, nachdem ſie ihn alles des Seinigen beraubt hatten, zuerſt über ſein entblößtes Haupt, hernach riſſen ſie ihm ſeine Kleider ab, warfen ihn auf die Erde mit dem Angeſicht unterwärts, und alſo ſchlugen ſie noch weiter ſeinen ganzen Leib jämmerlich. Auch überfielen ſie noch an dieſem Tage meinen Freund, den Pastor Heinrici zu Hohen-Selchow, einem Dorf, welches zwei Stunden weit von der Stadt entfernt liegt. Er gab ihnen alles, was er hatte an Geld nebſt Speiſe und Trank, er demüthigte ſich und bat um Verſchonung ſeines Leibes; allein ſie ſchlugen ihm mit dem Kantſchu über ſein entblößtes Haupt, ſo lange bis er in eine Ohnmacht fiel und des Gebrauchs ſeiner Sinne beraubt war. Als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſchlugen ſie ſeinen entblößten ganzen Leib mit dergleichen Peitſche aus aller Macht und bis auf den Tod. Dabei brachen ſie ihm zwei Rippen im Leibe entzwei, indem ſie unter den Schlägen wechſelsweiſe oft mit ihren Füßen ihn ſtießen, und mishandelten ſeinen Leib ſonſt noch auf anderer ganz ſchändlichen Art, welches ich mit Stillſchweigen übergehen will. Gott aber erhielte doch ſein Leben, und er iſt hernachmals durch den Arzt wieder geheilt worden.

§. 273. Ich preiſete unterdeſſen Gott, der nicht zugelaſſen hatte, daß dieſe Feinde ihre Hände an mich legen dürfen; ſetzte auch, ſobald ich die Betſtunde in der Kirche vollendet hatte, mich an den Schreibtiſch nieder, und ſchrieb nun an meine Frau nach Stettin den Brief, welchen ich in der vorhergegangenen Stunde zwiſchen 6 und 7 Uhr zu Ende zu bringen nicht war vermögend geweſen. Nun konnte ich ihn in der größten Ruhe ſchreiben, und wußte zu berichten, wie gnädiglich und väterlich Gott mich beſchützt hätte. Ob ich zwar an meinem Theil mit den Koſacken gar nicht zürnete, wurde doch die Bürgerſchaft in der Stadt ſehr aufgebracht, als ſie hörte, daß man alles das Meinige geraubt hätte. Sie überlegten es mit Zuziehung des Magiſtrats, und beſchloſſen, einige aus ihren Mitteln zu erwählen und an den General von Tottleben abzuſchicken, der dieſe Truppen befehligte, um ſich über ſolche Ausſchweifung der Koſacken zu beſchweren, und zu bitten, der Stadt den nöthigen Schutz zu leiſten, in Betrachtung deſſen, daß ſie ihre auferlegte ſchwere Brandſchatzung richtig bezahleten und abführeten. Kaum aber waren dieſe abgefertigten Männer eine Meile weit bis nach einem Städtlein Namens Vierraden gekommen, woſelbſt der Oberſte der Koſacken mit Namen Turoverewerowitz ſich gelagert hatte, ſo nahm derſelbige gleich ihre Klage an, und verſprach, inſonderheit mir ſolches alles wiedergeben zu laſſen, was mir geraubt ſey; ſchickte auch am folgenden Tage ſeinen Dolmetſcher Namens Kuſeminsky, welches auf Deutſch Sigismund heißt, einen Menſchen, der in der griechiſchen Kirche getauft und von türkiſchem Gebiet gebürtig war, dabei ziemlich deutſch reden konnte, zu mir, und ließ alles aufſchreiben, was und wie viel mir von ſeinen Leuten entwendet worden.

§. 274. Dieſer Dolmetſcher kam am dritten Tage, nämlich am 30. October, zum zweiten Mal, und brachte denſelben Koſacken mit, welcher die Plünderung gethan, imgleichen den andern, der währender Beraubung vor der Hausthüre geſtanden hatte; und dieſe mußten ſelbſt alles mir wieder überliefern. Meiner Taſchenuhr begab ich mich freiwillig, und ſchenkte ſelbige dem Oberſten; daneben ließ ich ihn erſuchen, daß er die Stadt vor aller Gewaltthätigkeit und Ausſchweifung der Koſacken bewahren möchte; welches er mir auch verſprechen ließ und hielte. Es war merkwürdig, daß der Koſack, welcher den Raub an mir begangen, eine ordentliche Abbitte, ohne daß er einen Zeugen hatte, zu verrichten ſuchte. Als nämlich alle ſeine Gefährten, auch Bürger und Magiſtratsperſonen, die mit ihm gekommen waren, ihn bei dieſer feierlichen Handlung zu begleiten, nach wiedergebrachtem Geld und Silberzeug, das noch alles auf dem Tiſch lag, zur Stubenthür wieder von mir hinausgegangen, ſo wußte er es alſo geſchickt einzurichten, daß er unter allen der letzte ward; und als ſie ſämmtlich hinweggegangen waren, er aber noch in der Stubenthür ſich befand, ſo drehete er ſich noch einmal um, ohne daß es ſeine Kameraden ſahen, und ſtreckte ſeine rechte Hand nach mir aus, als einer, der etwas abbitten will. Da ich ihm nun meine Hand auch ſogleich willig darreichte, drückte er mir dieſelbe auf einer ſanften Art, ohne ein Wort dabei zu ſprechen, welches ich ohnedieß in ſeiner Sprache nicht hätte verſtehen können, und darauf ging er den andern nach, ich aber ſahe ihn nicht wieder. Ich konnte nicht anders denken, als daß er wollte zu erkennen geben, ich möchte es ihm vergeben. Es war dieſes eine Probe, die ihres gleichen nicht hatte, und keinem in unſerer Nachbarſchaft widerfahren iſt. Herr, dir ſey alle Ehre und Preis für deine Gnade, die du an mir armem Wurm auch zur Zeit deines ſchrecklichen Gerichts haſt laſſen offenbar werden!

§. 275. Nach dieſem erbarmte ſich Gott wieder über uns, daß er uns und unſre Gegend von dieſen beſchwerlichen Gäſten befreiete. In der folgenden Woche, am 3. November, ſchlug der König bei Torgau in Sachſen die große öſterreichiſche Armee, welche der Graf von Daun anführte; imgleichen der General von Werner, welcher im September aus Schleſien gekommen war und in Hinterpommern die von den Ruſſen belagerte Feſtung Colberg entſetzt, auch in dem folgenden Monat in Vorpommern die Schweden geſchlagen hatte, kam am 5. November plötzlich nach Gartz, da wir es uns am wenigſten verſahen, und jagte die Feinde bei Schwedt über den Oderſtrom wieder zurück. Von der Zeit an ſind die Ruſſen als Feinde nicht wieder nach Pommern *) gekommen. Alſo hat uns der Herr errettet und große Barmherzigkeit an uns gethan; er ſey dafür gelobet ewiglich!

---

*) Denkt bloß an Vorpommern.

Siebente Abtheilung.

Abermalige Flucht vor den Feinden; Berufung nach Hagen; Verſicherung des göttlichen Willens; Krankheit und Wiedergeneſung.

§. 276. Das folgende Jahr 1761, in welchem ich hieher nach Hagen berufen bin, war vieler beſonderer Umſtände wegen merkwürdig. Die Kriegsunruhen dauerten noch, und ſo lange die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth lebte, mußte man in ſteten Furchten ſeyn, daß der Krieg würde heftig fortgeſezt werden. Wir ſahen auch, daß der Schauplatz deſſelben ſich immer mehr und mehr unſerer Gegend nähere. Darum konnten wir auf das künftige nicht ohne Sorgen ſeyn, und ich beſchloß meine Frau noch einmal, zuerſt nach Paſewalk, wo die ſchwediſche Armee ſich befand, und hernach, wenn es nöthig wäre, bis nach Neubrandenburg im Mecklenburgiſchen zu bringen, weil ſie die betrübten Umſtände, worunter man zu ſolcher Zeit verſezt wird, wegen ihrer Leibesſchwachheit nicht ohne Lebensgefahr ertragen konnte und Gott uns dieſen Weg zu ihrer Sicherheit gezeigt hatte. Denn unter den Schweden konnte man allenthalben in guter Ruhe leben; wenigſtens ging es unter ihnen bei weitem nicht ſo übel und grauſam her, als unter den Ruſſen, wenn auch leztere die beſte Mannszucht zu halten verſprachen. Es war jezt mein

Freund Wegner zu Paſewalk, bei welchem meine Frau im Jahr 1758 etliche Wochen ſich aufhalten müſſen, geſtorben und die hinterlaſſene Wittwe an Herrn Pastor Tägen wieder verheirathet worden. Weil nun deren Vater, der alte Pastor Spalding zu Cummerow damals auch mit Tode abging und ſie als einzige Erbin die Pfarreinkünfte, wie gewöhnlich, ein Jahr lang zu genießen hatte, aber nicht zugegen ſeyn konnte, ſo beredete ſie meine Frau, ſich in ſolcher gefährlichen Zeit nach Cummerow zu begeben und daſelbſt die Wirthſchaft an ihrer Stelle zu verſehen, in der Hoffnung, daß ſie an dieſem Ort*) von den großen Kriegesſchrecken in etwas werde verſchont bleiben können.

§. 277. Wir ſahen dieſes freundſchaftliche Anerbieten an als eine göttliche Schickung, wie es denn auch war, und uns hernachmals genugſam offenbar geworden iſt. Darum ließen wir es uns angenehm ſeyn. Und als in dem Monat Junio deſſelben Jahrs das erſte Schrecken des Kriegs nach der Stadt Gartz kam, indem die ruſſiſche Armee des Generals Romanzow in Hinterpommern ſich zu bewegen anfing unt deſſen Vortruppen über Stargard faſt bis zu dem Oderſtrom ſprengeten, welche doch alle ſich hernach nach Colberg zogen — ſo mußte meine Frau eilen, und kam in Begleitung ihrer Freundin, der Frau Tägen, am 4. Julii zu Cummerow an, und genoß ſonderlich am daſigen hochadlichen Hofe viel Gutes und göttlichen Segen an Seele und Leib. Sie blieb auch in dieſem ihrem Pathmo bis den 18. December beinahe ein halbes Jahr. Denn die Kriegsgefahr wurde für uns in Gartz immer fürchterlicher. Nachdem die Feinde die feſte Stadt Colberg in Hinterpommern eingenommen hatten, rückte ihr Heer vorwärts, und würde in unſerer Gegend zu ſtehen gekommen ſeyn, wenn Gott uns nicht bald Hülfe verſchafft hätte. Wenigſtens wurden wir mit großer Gefahr bedrohet, und möchte meine Frau deswegen wohl noch länger in Cummerow verblieben ſeyn; allein es gefiel Gott, mich in denſelbigen Winter mit einer ſchweren Krankheit in Gnaden heimzuſuchen, darum wollte ſie nicht länger von mir entfernt bleiben. Ich war am 15. October mit einem doppelten Quartanfieber befallen worden, und obwohl ich ſolches ihr nicht ſogleich berichten wollte, ſondern eine baldige Beſſerung hoffte, ſo blieb dieſe doch noch immer aus, und ich wurde dadurch endlich bewogen, von meiner Krankheit ihr Nachricht zu geben und die Rückreiſe ihr zu überlaſſen. Ungeachtet die Kriegsflamme damals am größten war, die feindliche Armee ſich uns näherte, und es das Anſehen hatte, daß ſie über die Oder kommen und die Stadt beſetzen würde, gleichwohl kam ſie getroſt und im Namen des Herrn, der ſie auch ſchützte.

---

*) Cummerow liegt abwärts von Heerſtraßen in einem Winkel Vorpommerns unweit der mecklenburgiſchen Gränze.

§. 278. Als ſie auf dieſer Reiſe Gültz berührte und der Herr Oberhofmeiſter von Malzahn zu Tützpatz ſolches in Erfahrung brachte, welcher bereits beſchloſſen hatte, mich zur Hagenſchen Pfarre zu berufen, ſo ließ er ihr daſelbſt ſolche Vocation einhändigen, um ſie nach Gartz mitzunehmen und mir zu überbringen. Ich bekam alſo dieſen Beruf mitten in meiner Krankheit, und nahm ihn an, ungeachtet mir jedermann davon abrieth, auch ich ſelbſt nicht wiſſen konnte, wie bald ich geneſen würde, nur bloß darum, weil ich des göttlichen Willens gewiß war. Der Ausgang hat es auch erwieſen, und gelehrt, wie thöricht ſich in ſolchen Fällen das menſchliche Urtheil der Vernunft zu verrathen pflegt. Nicht allein unbekehrte, ſondern auch bekehrte und gläubige gute Freunde konnten ſich nicht darin finden, am allerwenigſten unlautere Perſonen. Wenn es eine Berufung zu einer Präpoſitur geweſen wäre, hätten ſie es mögen für den Willen Gottes anſehen, im Fall ſolcher

Beruf von mir wäre angenommen worden. Nun aber konnten ſie es nicht einſehen, ſteckten die Köpfe zuſammen und fragten ſich: was mag den Mann bewegen, dieſen Beruf anzunehmen? Einige meinten, es müßten mir die Einkünfte zu Gartz noch nicht groß genug ſeyn, wenn ſie auch einigen Schein bekamen, weil das geiſtliche Miniſterium der Stadt etwa ein halbes Jahr zuvor wegen des damaligen leichten Geldes bei den Patronen der Kirche um eine Zulage des Gehalts angehalten hatte; da ich doch an meinem Theil mit meinem Salario vollkommen zufrieden war und jährlich davon noch etwas übrig behielte, welches zu meinem nothdürftigen Unterhalt nicht erfordert, ſondern an Arme und Nothleidende verwendet wurde; daher auch aus meinem Willen keine Zulage war begehrt worden. Etliche meinten andere Urſachen zu wiſſen, warum ich Gartz verließe. Mich aber bewegte keine Urſach, als weil ich überzeugt war, daß ich auch in Hagen noch vor meinem Abſchied aus dieſer Welt das göttliche Evangelium predigen und mit dem verliehenen Pfunde wuchern ſollte; und daß der Herr meine geringe Arbeit daſelbſt ſegnen wolle, wie ich mir ſeinen Willen gefallen laſſe.

§. 279. Wer dieſes lieſet und Jeſum liebet, der laſſe ſichs mit Ernſt angelegen ſeyn, den Willen Gottes in allen ſeinen Vorhaben zu treffen und zu thun; ſo wird er in dem Genuß ſeines göttlichen Friedens bleiben können. Er verlaſſe ſich ja nicht bei ſeiner eigenen oder bei fremder Führung auf ſeine verderbte Vernunft; ſonſt wird er von ſeinem Herzen gewiß betrogen. Es iſt zwar dieſe Sache ein paradoxon für einen bloß natürlichen Menſchen, ſonderlich wenn er gelehrt iſt, und er iſt es nach den Grundſätzen ſeiner Vernunft zu begreifen nicht vermögend, ehe er von Gott rechtſchaffen erleuchtet wird. Doch iſt es der himmliſchen Weisheit gemäß und in dem Wort Gottes ſammt der Erfahrung gegründet, wie man aus Jes. 35, 8. und andern Stellen heiliger Schrift erſiehet. Gottes Wege ſind nicht allezeit ſo, daß die Vernunft es einſiehet und genehmigt, wie recht und heilſam ſie ſind. Es gehört aber dazu viel Gebet und eine wahre Verleugnung unſers Eigenwillens, wenn wir des göttlichen Willens wollen gewiß werden und ihn vollbringen, weil er gemeiniglich dem entgegen iſt, wohin unſer Wille geht, ja oft darin beſteht, dem unſer Wille ſich im Anfang weigert. Es gehört hieher, was oben §§. 121 und 129. ſteht.

§. 280. An meinem geringen Theile bin ich des göttlichen Willens in meiner Sache nur durch das Gebet gewiß geworden. Es war aber auch ſolches bei mir ganz unaufhörlich, und durch die Gelaſſenheit in die göttliche Führung kam ich in dieſer Ordnung zu einer völligen Verſicherung, daß ich beſagten Ruf hieher nach Hagen in guter Ruhe und mit Freudigkeit annehmen konnte. Denn ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich ſehr ungern von Gartz wieder wegziehen wollte, nachdem ich an dieſe Stadt einmal durch den Willen Gottes die Hand gelegt hatte, und würde es viel lieber geſehen haben, wenn ich mein Leben daſelbſt hätte können beſchließen. Deſſenungeachtet war mir ſtets in meinem Gedächtniß, und ich konnte es aus demſelben nicht los werden, was Gott zu dem Propheten Jeremia ſprach: Du ſollt gehen, wohin ich dich ſende. Es dauerte zum wenigſten ſieben völlige Jahre, ehe es mit mir dahin kam, daß ich mich in dieſem Stück gelaſſen in den Willen Gottes ergab, wie ich oben §. 237. bereits angeführt habe. Was den eigentlichen Ort betraf, wohin ich kommen ſollte, darüber machte ich mir keinen Kummer, weil ich wußte, daß die ganze Erde des Herrn ſey und er einen Ort ſo lieb habe als den andern. Nachdem ich erſt in der Hauptſache gewiß war, machte die Nebenſache mir keine Schwierigkeit. Warum es eben dieſer Ort Hagen ſeyn mußte, wohin ich ſollte, das war mir unbekannt; und ich weiß es auch noch nicht bis auf dieſe Stunde, verlange es auch nicht zu wiſſen, ſondern überlaſſe es Gott. Indeſſen war ich doch willig und ging ohne Bedenken; dabei freuete ich mich, daß ich noch vor meinem Abzuge aus Gartz zweimal predigen konnte, da ich ſolches bei meiner ſchweren Krankheit mir nicht vermuthet hatte; es geſchah in dem Monat Februar 1762. Mit dem Anfang des folgenden Monats zog ich hieher nach Hagen, und trat am 14. deſſelben mein Amt an in dem Namen des Herrn.

§. 281. (Dieſer §. enthält mediciniſche Bemerkungen über ſeinen Geſundheitszuſtand, ſeinen Arzt und Arzeneien.)

Achte Abtheilung.

Abzug von Gartz; Anzug zu Hagen.

§. 282. Ehe ich krank wurde, hielte ich zu Gartz am 11. Oktober 1761 Dom. 21. p. trinit. meine letzte ordentliche Predigt daſelbſt, ohne daß ich oder ſonſt jemand es wiſſen konnte, daß es meine letzte Predigt ſeyn würde. Denn als ich nach überſtandener Krankheit am 7. Februar 1762, ob ich wohl noch ſehr ſchwach war, wieder auf die Kanzel ſtieg und das Feſt der Reinigung Mariä gefeiert wurde, redete ich von Simeons geiſtlicher Aufnahme Chriſti, und zeigte bei dem Beſchluß der Predigt der Gemeine an, daß Gott währender meiner Krankheit von Gartz mich abberufen habe, und da ich ſolchen Ruf auszuſchlagen mich nicht getraue, ohne mich einer Verſündigung an ihm ſchuldig zu machen, würde ich genöthigt, nach wieder erlangter Geſundheit von ihnen zu ziehen. Ich bezeugete ihnen vor Gott, daß mich keine irdiſche Urſache dazu bewege, ſondern der erkannte Wille Gottes, und demſelbigen müßte ich als ſein Knecht gehorſam ſeyn, ungeachtet ich genugſame Wiſſenſchaft davon habe, daß es die Stadt ungerne zulaſſe. Dabei bat ich ſie flehentlich und in Jeſu Chriſti Namen, daß ſie doch nicht länger dieſen ihren Heiland verachten, ſondern eilend im Glauben recht aufnehmen möchten. Es ſey höchſt nöthig und auch ihre größte Seligkeit damit verbunden. Daß ſie es noch länger aufſchieben wollten, ſey nicht allein gefährlich, ſondern auch unbillig, da ſie ſo dringend im Namen Gottes dazu vermahnt würden, und das bereits ſeit geraumer Zeit: inmaaßen ich an meinem Theil zehn völlige Jahre darin angehalten hätte, und nun heute als zum letzten Mal ſolches thue. Darum möchten ſie ſich doch dem Geiſt Gottes nicht länger widerſetzen, ſondern noch heute zu Jeſu kommen und ihn in wahrer Buße annehmen, damit ihnen endlich einmal gehelfen würde. Auf ſolche Weiſe und mit vielen andern Worten mehr vermahnte ich ſie, und verſpürte bei den meiſten Zuhörern eine ſtarke Gemüthsbewegung, ſonderlich da ich ſagte, daß es heute als zum letzten Mal geſchehe. Indeſſen ſetzte ich noch hinzu, ich würde ihnen noch eine beſondere Abſchiedspredigt halten.

§. 283. Die Abſchiedspredigt geſchahe noch vierzehn Tagen am 21. Febr. Dom. Esto mihi, weil ich wegen Leibesſchwachheit nicht eher dazu kommen konnte. Ich ſtellete aus dem Evangelio vor den geiſtlichen Wandel eines wahren Chriſten nach dem himmliſchen Jeruſalem. Es wurde das Vorbild Chriſti aus dem Text genommen, da er ſprach: Sehet, wir gehen hinauf gen Jeruſalem. Vor der Predigt ließ ich das Lied ſingen: Gottlob! ein Schritt zur Ewigkeit iſt abermals vollendet; in der Predigt erklärte ich zuvörderſt, wie das irdiſche Jeruſalem ein Bild des himmliſchen geweſen; hernach zeigte ich, wie ein wahrer Chriſt in dieſer Welt geiſtlicher Weiſe ſein Angeſicht auch nach dem himmliſchen Jeruſalem richte und als ein Fremdling und Pilgrim dieſer argen Welt dahin walle; zum dritten, wie ſolcher Weg ein Weg des Leidens ſey, da Chriſtus vorangegangen, ob es wohl niemand recht verſtehet, ehe und bevor ihn der heilige Geiſt erleuchtet und

zum

zum rechten Verſtand der heiligen Schrift, nebſt einer willigen Nachfolge Chriſti bringet; endlich that ich noch zum vierten hinzu, wie auch wir in dieſem Stücke Gott um Erleuchtung zu bitten haben und uns ſolchen Weg ſollen angelegen ſeyn laſſen, daß es auch von uns in der That und Wahrheit geiſtlicher Weiſe heißen möge: ſehet, wir gehen! In dem Beſchluß der Predigt trug ich den Endzweck vor, warum ich für dieß Mal die Kanzel beſtiegen hätte, nämlich von ihnen Abſchied zu nehmen und ſie noch einmal in dem Namen des Herrn zu ſegnen. Es war beweglich anzuſehen, wie die meiſten Zuhörer bei ſolchen Worten den Thränen freien Lauf ließen; wie ich denn ſelbſt faſt dazu hingeriſſen worden wäre. Ich faßte mich aber, verbarg meine Thränen, fuhr fort, und bezeugte ihnen, daß mein Herz, Sinn und Wandel auf das himmliſche Jeruſalem gehe, und bat ſie noch einmal, das Trachten nach dem, was auf Erden iſt, einzuſtellen und von nun an allein nach dem, was da droben iſt, zu trachten und ſich deswegen zu Gott rechtſchaffen zu bekehren, damit, wenn ich ſie auf der Erde nicht wiederſehen ſollte, ich ſie doch dort in dem himmliſchen Jeruſalem wiederfinden möchte. Darauf dankte ich für die Liebe, welche mir Zeit meines Amts bei ihnen erwieſen worden, vermahnte inſonderheit die, welche gläudig geworden waren, daß ſie im Glauben beharren und weder durch Noth noch Tod von Chriſto ſich wieder ſcheiden laſſen möchten; und ſegnete ſie.

§. 284. Ich bin der feſten Zuverſicht, daß der getreue Heiland, der ſich durch ſein Wort und ſeinen Geiſt an den Seelen der Einwohner dieſer Stadt nicht hat unbezeugt gelaſſen, mich an jenem Tage mit der Frucht erfreuen wird, die durch ſein göttliches Wort und ſeine Gnade zu ſeinem Preiſe gewirkt iſt. Ihm ſey alle Ehre und Ruhm in Ewigkeit! Alſo beſchloß ich daſelbſt mein Amt, machte mich auf und ward mit vielen tauſend Thränen meiner Zuhörer nach Hagen begleitet; ich reiſte ab den 2. März und kam hier an den 5. jenes Monats.

§. 285. Nach meiner Ankunft war mein Erſtes an dem hieſigen Ort, daß ich Gott für die Wohlthat der Geſundheit und Stärke dankte, welche er mir nach meiner gehabten großen Krankheit verliehen, in dem damaligen noch anhaltenden ſtrengen Winter durch den tiefſten Schnee und vielen Sturmwind unter großen Ängſten meiner ſelbſt und meiner Freunde ſolche ſehr beſchwerliche Reiſe zu thun und mein neues Amt anzutreten. Ich predigte am 14. März Dom. Oculi in der jetzigen Gemeine zum erſten Mal: Von der Begierde Chriſti, uns aus der Tyrannei und Gewalt des Satans zu befreien. In der Zueignung gedachte ich der zukünftigen Führung meines Amts an dieſem Ort; wie ſich mein Amt auf die angezeigte Begierde Chriſti gründe, alſo würde es auch der Endzweck meiner Arbeit ſeyn, und eben darum habe ich mich hieſigen Orts auf Verlangen eingeſtellt. Daneben bat ich meine jetzigen Zuhörer, daß ſie ſolche große Gnade und Kraft Chriſti willig annehmen möchten, damit ſie alle zum ewigen Heil und zur Errettung ihrer Seelen eine ſelige Erfahrung davon bekämen. Zum Beſchluß verſprach ich, in meiner zukünftigen Antrittspredigt mich weiter darüber zu erklären, wie ich mein Amt bei ihnen nach dem Willen Gottes zu führen gedächte.

§. 286. Denn dieſe meine erſte Predigt zu Hagen war meine eigentliche Antrittspredigt noch nicht, ſondern ſolche geſchah erſt Dom. Rogate, als an welchem Sonntag ich vor zehn Jahren in Gartz meine Antrittspredigt gehalten, und im Traum den Beſcheid bekommen hatte, daß ich nach Verfließung einer Zeit von zehn Jahren dieſe Veränderung wieder haben ſollte, wie vorhin §. 234. iſt erzählt worden. Solche zehn Jahre waren noch nicht vollendet, ſondern etliche Wochen fehlten daran, welche ohne mein Bedenken oder ohne meine Einrichtung erſt verſtreichen mußten, ehe ich allhier meine eigentliche Antrittspredigt halten konnte, damit die Zahl der Jahre ohne mein Wiſſen auf ſolcher Weiſe völlig, und der Traum ſolchergeſtalt ganz eigentlich erfüllet würde. Damals hatte ich nicht Acht darauf, ſondern verlangte gleich nach meiner Ankunft zu Hagen an dem Sonntag Oculi die Einführung durch den ordentlichen Praepositum synodi, hatte aber aus der Acht gelaſſen, daß er ſolches ohne Erlaubniß des Consistorii nicht thun dürfe. Darüber mußte ich erſt nach Stettin ſchreiben und ihm dergleichen Befehl veranlaſſen. Ehe derſelbe einlaufen konnte, fiel das heilige Oſterfeſt und andere Hinderniſſe ein, daß wir ſolche feierliche Handlung, ohne an jenen Traum von den zehn Jahren zu gedenken, bis auf den Sonntag Cantate aufſchieben mußten. Darum geſchahe es, daß ich nicht eher als genau auf den Sonntag Rogate, an welchem die beſtimmten Jahre ihr Ende erreichten, meine Antrittspredigt hier halten konnte.

§. 287. An dieſem Tage predigte ich über das ordentliche Evangelium: Von der göttlichen Freude als einem Hauptſtück des wahren Chriſtenthums; wobei ich drei Stücke erklärte: erſtlich, wie man zu einer göttlichen Freude in ſeinem Chriſtenthum kommen könne; dann, worauf ſie ſich gründe; und endlich, wie reichlich man in dieſer Ordnung von Gott geſegnet werde. In dem erſten Theile der Predigt wurde die Sache ſelbſt erklärt und nebſt der Ordnung das Mittel, dazu zu gelangen, vorgeſtellt. In dem zweiten Theil die große Liebe Gottes und Chriſti in ſeinem Verdienſt als der einige und ſichere Grund aller wahren und ewigen Chriſtenfreude; im letzten die Glaubensgenüge, nach welcher ein wahrer Chriſt bei dieſer Ordnung in Chriſto ruhet, und daher nichts weiter begehrt als nur ihn allein. In der Zueignung wurde aus den Worten 1 Joh. 1, 1—4. bewieſen, daß ein ſolches rechtſchaffenes Chriſtenthum durch das heilige Predigtamt angerichtet werden könne und müſſe; und daß ich meine Berufung hieher nach dem Willen Gottes deswegen angenommen hätte, um nach der Gnade und Kraft, ſo er mir dazu darreichen werde, ein ſolches rechtſchaffenes Chriſtenthum bei ihnen allen anzurichten. Daher ich bei dieſer meiner jetzigen neuen Gemeine viererlei zu thun bereit ſey: erſtlich, ihnen die göttliche Gnade und ſeinen Willen treulich zu verkündigen; zweitens, mit meinem Wandel ihnen ernſtlich vorzuleuchten; drittens auf ihren beſonderen Zuſtand genau zu achten; und endlich viertens, mit Wort und Gebet ſie unermüdet zu Jeſu zu führen, daß ſie alle zu einem ſolchen fröhlichen Chriſtenthum gelangen und mit mir ewig ſelig werden möchten. Dahingegen fordert ich auch kraft meines Amts und von Rechts wegen vier Stücke von ihnen: erſtlich, ſie müßten ablaſſen von allem, was dem Herrn Jeſu zuwider ſey; zweitens, fleißig kommen, ſein heiliges Wort zu hören; auch, drittens, ihre Kinder in die Schule ſchicken, damit man Gelegenheit bekomme, an deren Seelen zu arbeiten; und endlich viertens, ſich alleſammt rechtſchaffen zu Gott bekehren, und für mich beten, daß mein Amt nach dem Willen Gottes an ihnen allen möchte ſeliglich geführet und vollendet werden.

Neunte Abtheilung.

Die Geburt meines Sohnes, wie ſie zuvor angezeigt worden; Hagenſche Umſtände.

§. 288. Zu der Zeit, als ich ſolchergeſtalt im göttlichen Vertrauen zu Hagen mein Amt angefangen hatte, that Gott die beſondere Gnade an meinem Hauſe, daß er meine Frau, die ſeit der Geburt meiner Tochter Beata in 16 Jahren kein Kind geboren hatte, mit Leibesfrucht wieder ſegnete. Sie ward bald nach meiner Ankunft ſchwanger und gebar mir Dinstags am 21. December, als am Tage des heiligen Apoſtels Thomae im Jahr 1762 Nachmittags um 2 Uhr 28 Minuten meinen Sohn Friedrich Bogislav. Ich ſprach aus der Feſtepiſtel Ephes. 1: Gelobet ſey Gott! Dieſer Gnade hatte ich mich nicht verſehen, ſondern meinte, daß es Gott nicht gefalle, mir einen Leibeserben zu geben; allein er hatte es in ſeinem Rath beſchloſſen, und erfreuete uns. Er mache ihn zu ſeinem getreuen Knecht, und laſſe durch ihn ſein Reich ausgebreitet werden!

§. 289. Hiebei habe ich einen höchſt merkwürdigen Umſtand zu erzählen, der wohl am würdigſten iſt, daß ſein in meiner Lebensgeſchichte gedacht werde; daher ich auch ihn keineswegs verſchweigen will. Als ich etwa bei drei Monaten vor der Empfängniß dieſes meines Sohnes zu Gartz auf meinem Krankenbette lag, die Beſſerung meiner Geſundheit ſich aber nach und nach wieder herſtellte, ſo erwog ich in der Stille bei mir ſelbſt die wunderbaren Wege Gottes, und verwunderte mich gleichſam in mir ſelbſt, daß ich wieder nach einem andern Ort hingehen und das Wort des Herrn daſelbſt verkündigen ſolle. Indem ich ſolches bei mir überlegte, und ſonderlich auch die mit dergleichen Veränderung verknüpften Ungemächlichkeiten, zumal bei meinem nun herannahenden Alter, bedachte, ſo faßte ich mich endlich, und brach in dieſe Worte aus: Mein Herr und Gott, ich bin dein Knecht, ich will dir gehorchen. In dem Augenblick geſchah eine Stimme, welche überaus deutlich zu mir ſprach: Du ſollt noch einen Sohn haben. Es war des Morgens früh, als ich etwa eine Stunde zuvor ausgeſchlafen hatte und niemand bei mir in der Stube war; doch waren meine Leute im Hauſe bereits aufgeſtanden, daß ich ſolche hören konnte. Aber ich wußte nicht, woher dieſe Stimme kam, welche die gedachten Worte zu mir redete; ich ſahe auch mit meinen Augen niemand, ſondern hörte nur beſagte Worte. Es war zwar eine deutliche und ſehr vernehmliche Stimme, aber doch etwas ſehr Sonderbares dabei, daß ich ſie mehr in meinem Herzen vernahm als in meinen Ohren des Leibes: in intimo ac profundissimo fundo animae vernahm ich ſie, was etwa die Schrift den spiritum mentis nennet; und es war doch kein bloßer Gedanke, ſondern eine wahrhaftige laute Stimme. Indeſſen machte ich mir nichts daraus, ſagte es auch niemand, ſondern ſah es an als einen unnützen Gedanken, deſſen ich mich entſchlagen wollte; nahm auch ſogleich das Wort Gottes zur Hand, welches neben mir bei dem Bette auf einem Tiſch lag, als etwas Heilſameres in meinem Gemüthe zur jetzigen Beſchäftigung zu haben.

§. 290. Ich gedachte nun nicht weiter daran, ſondern ließ es dabei bewenden, hatte auch an ſelbigem Tage mancherlei zerſtreuende Beſchäftigungen, daß ich mich dieſer Sache nicht weiter erinnerte. Aber an dem folgenden Tage und in eben derſelben Stunde, wie an dem vorhergehenden geſchehen, kam die Stimme wieder, da abermals niemand bei mir in der Stube war, und ich hörte dieſelben Worte: ich will dir noch einen Sohn geben. Es war kein äußerliches Gehör, ſondern vielmehr ein innerliches, aber viel vernehmlicher und deutlicher, daß ich recht dabei ſtutzte, nicht wegen des Inhalts der Worte, ſondern wegen der Art der Rede; und ich zweifelte, ob es nicht eine äußerliche Stimme geweſen ſey, die ich in dieſem Augenblick gehört hatte. Es war dieſe Stimme ſehr ähnlich mit der Art der Vernehmlichkeit der Stimme meines Bruders, als er zu mir ſprach: Du mußt noch warten! wie ich §. 43. erzählt habe. Ich hätte es gern zu einer bloßen Einbildung gemacht, wenn nicht die wirkliche Erfahrung wäre dawider geweſen; denn ich hatte es gehört. Indeſſen ſahe ich niemand, wußte auch, daß es keine Menſchenſtimme geweſen ſey; und es war kein ſo lauter Schall, daß etwa vor der Thür von jemand wäre geredet worden, deſſen Stimme in der Stube hätte können vernommen werden; ſondern es war eine ſittſame und leiſe, doch helle und ſehr vernehmliche Rede, wie ein guter Freund zu dem andern redet, wenn ſie ſich dicht beiſammen befinden. Ungeachtet dieſer beſondern Umſtände wollte ich dieſer Sache mich doch nicht annehmen, zumal ich mir ganz aus dem Sinn geſchlagen hatte, daß ich einen Leibeserben bekommen würde; und ich kann mich nicht erinnern, jemals in einem Gebet beſonders darum Gott angerufen zu haben. Ich hatte es ihm ſtets in ſeinem heiligen Willen anheimgeſtellt; ob ich wohl gerne geſtund, daß es mir lieb und angenehm geweſen wäre, wenn ich einen Sohn gehabt oder bekommen hätte, ſo hatte ich mir doch darüber gar keine Gedanken gemacht. Ohnedieß wollte ich dieſe Sache, die mir jetzt widerfuhr, durchaus nicht anders als eine aufſteigende Frucht meiner Einbildungskraft anſehen, und ſeufzete zu Gott, mich vor allen unnützen Gedanken zu behüten; meinte auch nicht anders, als daß es ſich verlieren und ich davon befreit werden würde. Daher ging ich auch an demſelben zweiten Tage abermals wieder getroſt an meine Geſchäfte und vergaß aufs neue ſolcher Rede.

§. 291. Als es aber an den dritten Tag kam, in derſelbigen Stunde des Morgens, hörte ich dieſe Stimme zum dritten Mal mit den Worten wie vorher oder anders, etwa: Du ſollt noch einen jungen Sohn haben. Denn wie die Worte eigentlich gefallen ſind, habe ich vergeſſen, weil ich ſolche nicht gleich aufgeſchrieben und nicht einmal darauf Acht geben wollen. Darum kann ich dieſelbigen nicht mit Gewißheit ſetzen. Wenn ich nicht irre, ſo waren es allemal einerlei und dieſelbigen Worte. Es geſchahe auch das letzte Mal wieder zu derſelbigen Stunde, als an den beiden vorhergegangenen Tagen, mit einem ſo großen Eindruck in mein Gemüth, daß ich mich nicht enthalten konnte zu ſagen: Ach! Herr, mein Gott, was iſt das, das ich höre? Wenn es dein Wille iſt, daß ich noch ſoll einen Sohn haben, ich bin dein Knecht, dein Wille geſchehe! Und nach der Zeit hörte ich dergleichen nicht wieder. Ich zog hieher nach Hagen; und es dauerte etwa beinahe ein völliges Jahr, ſo wurde mir mein Sohn Friedrich Bogislav geboren. Ich habe dieſe Begebenheit ſehr bewundern müſſen, und iſt mir nicht möglich geweſen, ſolche zu denken, habe ſie auch geheim gehalten und nicht ſogleich jemand außer meiner Frau, die es doch auch nicht glauben wollte, offenbaret. Als ſie aber gleich darauf ſchwanger wurde, glaubte ſie es, und ich entdeckte es hernach auch einigen meiner beſten Freunde, die ſich verwunderten, ſonderlich als ſie durch die wirkliche Geburt meines Sohnes endlich die Erfüllung ſahen. So viel weiß ich gewiß, daß dieſer mein Sohn ein beſonderes Gnadengeſchenk Gottes iſt.

Herr Jeſu, verleihe, daß er dir ſein Herz wieder ſchenke und mit der abtrünnigen Welt es nicht halte, ſondern dein getreuer Knecht werde, der dir diene, nicht nur hier auf dieſer Erde, ſondern auch dort in deiner ewigen Herrlichkeit!

§. 292. Wegen der jetzt erzählten ſonderbaren Begebenheit habe ich nachher dieſe Gedanken gehabt: Wenn die heiligen Schriftſteller, ſonderlich die Propheten alten Teſtaments, dergleichen Stimme gehört hätten und dabei verſichert geweſen wären, daß es Gottes Stimme ſey, ſo müſſe es ihnen gar leicht geworden ſeyn, die Worte Gottes ſo genau niederzuſchreiben, vornehmlich wenn ſie ſolches ohne Aufſchub gethan, ehe durch die Schwachheit ihres Gedächtniſſes ihnen etwas entfallen konnte; welches doch auch durch ein gleiches Wunder hat können verhütet werden. Ignosce, Domine, de arcano Tuo cum Sanctis Tuis commercio sic balbutienti, et fac, ut eo sanctius et reverentius ego verbum Tuum tractem, quod per os Prophetarum Tuorum nobis revelare dignatus es, quo minus mea tenuitas ad pernoscenda illa arcana adsurgere valet. V. Bork in Proph. Habacuc c. 2, 34. Ich entſcheide nichts, auch darin nicht, was ich meines Sohnes wegen ſelbſt gehöret habe; ich erzähle nur die Sache ohne mein Urtheil, und berichte die Gedanken, die ich dabei gehabt. Gott iſt wunderbar!!

§. 293. Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich mich einer ähnlichen Geſchichte, die ſich mit mir im Jahr 1752 am 25. Mai zugetragen hat. Ich finde zwar nach langer Überlegung kein Bedenken, ſolche außerordentliche Begebenheiten, die ich erfahren habe, offenherzig zu entdecken und hier mit einzurücken, aber ich kann doch dabei nicht unangezeigt laſſen, daß dieſelbigen Dinge ganz über meine Erkenntniß, ja wider meine ordentliche Denkungsart ſind: ſintemal ich niemals geneigt geweſen bin, der Einbildungskraft des Gemüthes unordentlich nachzuhangen, ſondern habe ſolches jederzeit für ſchädlich gehalten und ſorgfältig vermieden, ſo viel mir nur iſt möglich geweſen. Ja wenn jemand dergleichen vorgegeben, war meine Weiſe, ſolches ihm aus dem Sinn zu reden, und ihn zu warnen, daß er nicht auf ſolche Dinge achten, noch weniger ihnen glauben möge. Ich vermuthe, daß ich in der Verachtung der außerordentlichen Dinge, welche ſich mit den bekannten Gründen und Entdeckungen in der Naturlehre nicht auflöſen laſſen, oft zu weit gegangen bin, wie das menſchliche Verderben uns leider dahinreißen kann.

§. 294. Deſſenungeachtet iſt mir des gedachten Tages widerfahren, daß ich des Morgens frühe, da ich vom Schlaf erwacht war und mich ankleiden wollte, bei mir überlegte, wie es ablaufen würde, wenn die Krankheit des hitzigen Fiebers, von welcher meine Frau vier Tage zuvor plötzlich überfallen worden, alſo ſtark zuzunehmen fortfahren würde; ob ſie davon wohl wieder aufkommen und geneſen könnte. Ich ängſtete mich dabei etwas in meinem Gemüthe, woraus ein Scepticus einen Betrug der Sinne und Einbildungskraft entſtanden zu ſeyn ſich leicht einbilden würde; aber ich war gewißlich bei mir ſelbſt und von einem fanatiſchen Zuſtande weit entfernt. Ich ſtieg aus dem Bette und betete in meinem Herzen zu Gott, daß er ſich unſer erbarmen möge — indem geſchahe eine Stimme — Gott weiß, ich lüge nicht, ſondern ich ſage die Wahrheit — es war eine deutliche und ſehr vernehmliche Rede mit dieſen Worten: *Heute über fünf Tage!* Ich verwunderte mich, doch erſchrack ich nicht, ſondern ſahe mich nur um in der Stube, ob jemand, mir unwiſſend, zugegen ſey, der alſo rede; aber es war niemand vorhanden! Weil ich nun nicht wußte, was ich davon denken, oder wie ich dieſe Stimme deuten ſollte, ſo ſchwieg ich auch ſtille und gedachte dieſer Sache gegen niemand; aber die Deutung ſtellte ſich ſelber ein. Das Fieber ward bei meiner Frau täglich ſtärker, daß ich auf den Gedanken kam, der angezeigte fünfte Tag werde der Tag ihres Todes ſeyn, wie meine Tochter die Stunde ihres Todes mit großer Gewißheit vorher geſagt hatte. Nur hatte meine liebe Frau nicht ſelbſt dieſe Worte geredet, ſie lag auch nicht in derſelben Stube, ſondern in einer andern; überdieß war es eine ganz fremde und mir unbekannte, aber doch helle und deutliche Stimme, und bei hellem Tage. Die vorhin erzählten Worte wegen meines Sohnes habe ich mehr innerlich als äußerlich gehört, aber dieſe ganz äußerlich und dabei laut und helle.

§. 295. Wie ich nun mit großen Gemüthsſchmerzen den fünften Tag, oder, von Anfang des Fiebers zu rechnen, den neunten Tag erwartet hatte und ihn anbrechen ſahe, ſo glaubte ich nicht anders, als daß es nun der Tag ſey, an welchem ich durch den Tod meine Frau verlieren würde. Es waren auch die Kennzeichen des herannahenden Todes an ihr wahrzunehmen. Ich gab mich mit vielen Thränen darein und gedachte: der Herr iſt Gott, und dir gebührt der Gehorſam; allein ſie ward von Stund an wieder geſund, daß die Arzneiverſtändigen und ein jeder, der es ſahe, darüber in Erſtaunen geriethen; ja ſie beſſerte ſich ſo ſchnell, daß wir nach 14 Tagen nach Berlin reiſen und unſre Ältern, die, wie bereits gedacht, uns in Gartz beſuchen wollten, abholen konnten. Es gehet ſolches über meinen Begriff, ja es iſt gewiſſermaaßen wider meinen Begriff, den ich in der Naturlehre habe; und ob ich es wohl zu der Lehre von den Geiſtern rechnen muß, ſo kann ich doch ſolches aus den bekannten Grundſätzen nicht erklären, und ich würde gewiß an der wirklichen Möglichkeit ſolcher Begebenheiten zweifeln, wenn nicht die Erfahrung ihre vollkommene Richtigkeit hätte. Wer aber Verſtand hat, mag es beurtheilen und zur Verherrlichung und Erkenntniß der unſichtbaren Dinge gebrauchen. Es iſt nöthig, daß man dergleichen nicht erwarte; wenn es einem aber begegnet, ſoll man es nicht als etwas Verwerfliches anſehen, nicht darauf bauen, aber doch wiſſen, daß man vormals dergleichen Erfahrung ſchon gehabt habe.

§. 296. Meiner Umſtände hier in Hagen noch zuletzt etwas zu gedenken, ſo ergeht es mir an dieſem Ort gar nicht anders, als wie mir in Döltzig und Gartz widerfahren iſt. Gott erzeuget mir viel Gnade, aber alles in der Ordnung des Kreutzes. Ich ſehe an vielen meiner Zuhörer ſeine göttlichen Wirkungen in ihren Herzen vermittelſt der Gnadenmittel, von denen auch von Zeit zu Zeit einige in einem guten Zuſtande durch den Tod in die Herrlichkeit aufgenommen wer-

werden. Ich ſehe aber auch leider an vielen die betrübte Widerſpänſtigkeit gegen Gott und ſein Wort, von welchen manche plötzlich ein Ende mit Schrecken nehmen. Im Jahr 1764 ſchickte mir Gott eine ſchwere Krankheit zu, daß ich von Michaelis bis in den Advent mehrentheils ſtets zu Bette liegen mußte, faſt eben ſo wie in dem Jahr 1753: wie mir auch dergleichen Krankheit in den Jahren 1766 und 1767 abermal zuſtieß, doch nur gegen den Frühling, da es nicht ſo lange anhielt als in dem erſtbenannten Jahre. Nach ſolcher Zeit wurde mein Geſundheitszuſtand merklich beſſer, daß ich ſeit ſolcher Zeit von dergleichen ſchweren Krankheiten noch nicht wieder angefochten worden bin. Zu welcher Geneſung auch viel beigetragen hat die durch Gott gnädig geſchenkte Erlöſung von zwei Hagenſchen großen Trübſalen. Denn erſtlich erlöſete er mich von meinem bisherigen Kirchenpatron hieſigen Orts, von deſſen Verhalten gegen ſeine Lehrer, hier und zu Dargun, jedermann, der ein Augenzeuge geweſen, leider ein betrübtes Zeugniß ablegen kann. Er hatte von Gott große Erleuchtung empfangen; allein er ließ der Liebe des Irdiſchen bei ſich Raum und wollte ſelbige mit der Liebe zu Gott verbinden. Darum wenn ſein Prediger, wovon ich der letzte war, ihn dieſerhalb vermahnte, ſo ward er ſein Feind. Meine

Vorgänger konnten dergleichen Widerwärtigkeit ausſtehen, ohne dadurch durch tödtliche Krankheit frühzeitig aufgerieben zu werden; allein ich war ſchwacher Natur, von den vorigen Trübſalen entkräftet, daß ich es gar nicht lange würde ausgehalten haben, wenn Gott nicht wäre ins Mittel getreten. Der bald ausbrechende Bankerott demüthigte ihn, bis der Tod kam und ihn hinwegnahm, ich aber das Leben behielt. Alſo erlöſte mich Gott auch noch von einem andern gefährlichen Widerſacher in meiner Gemeine. Ich hatte einen guten Mann zum Küſter bei meiner Ankunft hier vorgefunden, der ſein Amt mit Fleiß und Treue würde verrichtet haben, wenn er nicht durch ſein böſes Weib daran wäre gehindert worden. Bei meines gedachten Patroni Mutter hatte ſie vormals viele Jahre zu Dargun als Kammermädchen gedienet, und nun, nachdem ſie dieſen Mann an die 30 Jahre zur Ehe gehabt, trieb ſie endlich ihre gewöhnliche Bosheit ſo weit, daß er, anſtatt ſeiner Amtsgeſchäfte, in ſeinem Hauſe das Vieh zu füttern und die allerniederträchtigſte Arbeit zu verrichten mit der größten Strenge von ihr gezwungen wurde. Wollte er Frieden haben, mußte er ſich bequemen, und darüber viele nothwendige Amtsgeſchäfte verſäumen, ſonderlich in der Schule, welches mich am meiſten kränkte. Doch wenn ich meinen Unwillen nur im allergeringſten merken ließ, ſo war ihr Zorn und Grimm unerträglich. Dabei konnte ſie reden wie ein Engel des Lichts, ſonderlich zur Zeit, wenn ſie in Branntwein trunken war, was faſt täglich geſchahe. Der Herr erlöſete mich endlich von dieſem Übel. Der Patron ſtarb im Januario und der Küſter im April des Jahrs 1771. Ich wurde zwar noch etwas geplagt, ehe ich die Küſterwittwe los werden konnte, aber endlich geſchahe es, und ſie zog im September ſelbigen Jahrs nach Dargun wieder hin, woher ſie gekommen war. Der Herr ſey gelobet für alle ſeine Barmherzigkeit und Wohlthaten, auch die er uns im Leiblichen erzeiget hat! Dahin ich ſonderlich meine leibliche Verſorgung an dieſem Ort rechne, mit welcher es im Anfange etwas ſchwer herging. Ich kam von Gartz ohne Sorge und mußte mir gleich bei meinem Anzuge allhier das nöthige Vieh, Pferde, Wagenzeug und dergleichen anſchaffen, zu einer Zeit, da es am theuerſten war. Es währte nicht lange, ſo kam die Viehſeuche und riß das meiſte wieder weg. Mein von Gartz mitgebrachter weniger Geldvorrath, der etwa in einigen hundert Thalern beſtund, ging nach und nach drauf. Dazu kam, daß meine Coloni, die das Pfarrgut ackern ſollten, keine gute Wirthe waren, ſo daß der Acker ungefähr das zweite

Korn trug, wenn er zu meinem nöthigen Unterhalt wenigſtens das vierte oder fünfte Korn hätte tragen können *) und ſollen. Aus dem allen entſtund der unausbleibliche Mangel, und ich mußte anfangen durch Borgen bei guten Freunden mir fortzuhelfen, wodurch ich innerhalb ſieben Jahren in Schuld kam bis auf 500 Thaler. Ich konnte nicht abſehen, auf welcherlei Art ich wieder herauskommen würde, zumal eben damals mein Patron bankerott wurde, auch meine Schweſter in Berlin ihren Mann durch den Tod verlor und mir zur Verſorgung anheimfiel; allein der Herr ſelbſt half mir durch ſeinen göttlichen Seegen wunderbarlich, daß ich in den folgenden Jahren nicht nur meiner Schweſter auf Lebenslang eine nothdürftige Verſorgung verſchaffen, ſondern auch alle meine Schulden wieder abtragen konnte. Ich ſchreibe es nicht meiner Klugheit zu, oder meinem Fleiß in der Wirthſchaft, ſondern allein dem wunderbaren Segen Gottes. Wie ich auch nicht umhin gekonnt, in meinem Tagebuche am 10. des Monats September 1771 die Anmerkung zum Preiſe Gottes aufzuſchreiben, daß ich verſpüret, mehr Roggen von meinem Boden durch meine Leute wieder herunter-

---

*) können — gewiß mehr, da jene Gegend ſehr fruchtbar iſt.

getragen zu haben, als hinaufgebracht geweſen war. Dem allmächtigen Gott ſey Lob und Preis auch für ſeine leiblichen Gaben! Er iſt noch heute ſo reich, als er geweſen ewiglich.

Zehnte Abtheilung.

Beſchluß der Lebensgeſchichte; Ermahnung an den Sohn.

§. 297. Dieſes mag von meiner mühſeligen Pilgerſchaft dieſer Welt zu beſchreiben genug ſeyn; und ich weiß nicht, ob ich deſſen ein Mehreres hinzuthun werde. Sollte ich noch ſo lange auf Erden leben, bis mein Sohn Friedrich Bogislav erwachſen und mein Ende in dieſem Jammerthal mit anſehen könnte, ſo mag er oder ein anderer guter Freund meinen Ausgang aus dieſem Leben hinzuthun. Mich aber ſammle der Herr in Gnaden zu meinen Vätern, die Glauben gehalten und der Lebenskrone theilhaftig geworden ſind. Ich bin ein Sünder in allen meinen Werken; er iſt es allein, der für mich antworten muß, ohne ihn iſt es mit mir gethan. Auf ihn, auf die Kraft ſeines Leidens, auf die Kraft ſeiner Auferſtehung, und auf ſein ganzes Verdienſt und Mittleramt baue ich alle meine Hoffnung. Er laſſe mich ſammt den Meinigen ſein Angeſicht mit Freuden ſchauen! Von meiner lieden Frau weiß ich, daß ſie darnach ringet; und was meinen Sohn betrifft, wenn er erwachſen und zu mehreren Jahren kommen ſollte, ſo glaube ich, der Herr, der mir denſelben geſchenkt hat, und mich armen Wurm aus meinem Verderben wunderbar herausgeriſſen und zu ſeiner lebendigen Erkenntniß gebracht, wird ſich auch ſein jammern laſſen, jetzt und nach meinem Abſchied mit ſeinen Händen ihn leiten, zu ſeinem Knecht annehmen und machen, ja endlich dahin bringen, wo wir ihm ewig und mit beſtändiger Freude werden dienen können.

§. 298. Ich ermahne meinen lieben Sohn, daß, wenn er zu den Jahren kommt, da er einen Unterſchied machen kann zwiſchen dem, was gut und böſe iſt, er allezeit das gute Theil erwählen möge und darnach ringen, daß er ein getreuer Knecht Chriſti werde, welcher zwar der Welt ein Ärgerniß iſt, ſonderlich der gelehrten Welt (ich ſchreibe nicht zu viel, wie Verſtändige ohne mich einſehen), aber doch ihm in ſeinem Reiche dienet, und ſeine Schmach höher achtet als die Vortheile, welche er bei der Welt, wenn er ſich ihr gleichſtellen wollte, genießen könnte. Er muß nicht verlangen, daß die Welt ſein Chriſtenthum gut heiße, noch ſolches zu jenem Endzweck einrichten und üben, wie leider bei der jetzigen Zeit nicht wenige im Sinn haben und verſuchen. Denn es kann Licht und Finſterniß nicht gereimet werden, noch die Welt mit Chriſto zufrieden ſeyn. Man erwäge 2 Cor. 6, 15. und Jacob. 4, 4.

§. 299. Ich warne ihn väterlich, daß er ſich wohl verſehe, ſo lieb ihm ſeine Seele iſt, vor der jetzigen allgemeinen großen Verführung, wodurch mancher junge Theologus berücket wird, wie ein Vogel mit dem Fallſtrick kann betrogen werden. Ich meine nicht die Atheiſterei und grobe Spötterei der Schrift, welche freilich jetzt ſo groß wird, als noch niemals geweſen iſt, wie aus der neulichen Schrift, Dictionaire philosophique portatif genannt, bis zum Erſtaunen kann geſehen werden; und iſt zu loben, daß man zu Paris auf Königlichen Befehl ſich öffentlich dawider erklärt und ſolches Büchlein zur Ehre des lebendigen Gottes auf einer feierlichen Weiſe verbrannt hat. Es wird dieſem Reiche ohne Zweifel einen Segen bringen. Merkwürdig iſt die Anführung der Hauptpunkte ſeines Inhalts, welche von dem Generaladvocaten Joly de Fleury in ſeiner vor dem Parlament gehaltenen Rede bei der Verurtheilung dieſes Büchleins geſchehen iſt. Es wird in der deutſchen Überſetzung, die man in den Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reich der Gelehrſamkeit lieſet, folgendergeſtalt ausgedrückt:

„Man erlaubt ſich die Texte der heiligen Schrift zu verfälſchen und man giebt ungetreue Überſetzungen davon; man ſetzt zuweilen gar etwas hinzu, um den unaufmerkſamen Leſer zu hintergehen. Keine Wunderwerke! dergleichen annehmen heißt nach dem Verfaſſer Gott beleidigen. Keine Freiheit im Willen des Menſchen. Keine Vorſehung, weder allgemeine noch beſondere. Die Materie iſt ſeiner Meinung nach ewig. Es giebt keine Gewißheit, als die phyſicaliſche und mathematiſche. Die Hoffnung eines künftigen Lebens iſt ein Blendwerk; der ganze Menſch ſtirbt. Man ſtellt die Religionen vor, als für die Himmelsgegenden gemacht. Alle Geſetze, welche die Phyſik betreffen, ſind nach der Mittagslinie berechnet, welche man bewohnt, und die Gebräuche der Religion ſind von eben der Natur. Man ſcheinet eine Religion zuzulaſſen, in welcher man irgend eine Art von Gottheit erkennen würde; allein was ſollte dieſes für eine Religion ſeyn, und was für einen Gott ſollte man darinnen erkennen, da man nach dem Verfaſſer keinen Begriff von Gott hat, da man ihn nicht erkennen kann, und man ihm keine Verehrung erzeigen würde, unter dem Vorwande, daß er unſer nicht bedarf? Geheimniſſe, Glaubenslehren, Moral, Disciplin, Gottesdienſt, Wahr-

„heit der Religion, göttliches und menſchliches Anſehen — alles iſt alſo der gotteslätſterlichen Feder dieſes autoris preisgegeben, der ſich einen Ruhm daraus macht, ſich in die Klaſſe der Thiere zu ſtellen, indem er den Menſchen ihnen gleich macht, weil er keine andere Glückſeligkeit als die Glückſeligkeit der Sinne zugiebt, und weil er ſo wie ſie ganz vernichtet zu werden behauptet. Und was für Mitleid wendet man denn an, um zur Annehmung dieſer Irrthümer einzuladen? Das Lächerliche, den ſcherzhaften Witz, die Trugſchlüſſe, die Einwürfe, die Schwierigkeiten und Gottesläſterungen ſelbſt, welche ſeit achtzehnhundert Jahren von Verruchten tauſendmal wiederholt worden, und tauſendmal widerlegt und aufgelöſt ſind mit einer Stärke und Klarheit, welche das Kennzeichen der Wahrheit ausmacht — Gottesläſterungen, wodurch man niemand verführen kann als nur diejenigen, welche ſich zu unterrichten vernachläſſigen, und diejenigen, denen daran gelegen iſt, ſich verführen und verblenden zu laſſen u. ſ. w.“

Wer ſollte nicht von Herzen erſchrecken vor ſolchen heidniſchen Lehren der Gottesverleugnung? Man ſieht aber daraus, wie groß unſre Gefahr iſt, worinnen wir uns jetziger Zeit befinden, indem auch zu Kaiſers Juliani Zeit die Feindſchaft wider Gott und ſein heiliges Wort nicht heftiger hervorgebrochen noch liſtiger und eifriger getrieben iſt; wohin die allermeiſten Schriften der jetzigen gelehrten Welt gehen, z. B. die Allgemeine Weltgeſchichte, deren Verfaſſer in England leider großen Theils wahre Atheiſten müſſen geweſen ſeyn, oder, wie ſie ſich lieber nennen, Deiſten, welches doch zuſammen gehört, indem jenes allezeit von dieſem den Urſprung nimmt. Es iſt die Art der Abfaſſung ſolches Werks eine von den Haupturſachen der geſchehenen allgemeinen Verführung dieſer Länder, ſonderlich der Hohen dieſer Welt geweſen; und D. Baumgarten hat zwar durch ſeine Anmerkungen den Schaden wollen verhüten, aber wenig ausgerichtet. Doch ich will davon hier nicht mehr gedenken, weil Gottlob! ernſtlich dawider geſchrieben wird. Ich meine jetzt eine andere Verführung, nämlich die geiſtliche Blindheit und Macht der Finſterniß, die ſich ſogar bei denen einſchleicht und unglückſeliger Weiſe befängt, welche die Göttlichkeit der heiligen Schrift behaupten und die Kirche Gottes erbauen wollen: ſintemal dieſes Verderben viel größer iſt als jenes, und die eigentliche Quelle, woher es kommt, daß jene grobe Atheiſterei und Spötterei ſo ſehr überhand nehmen kann. O möchten wir alle Diener Gottes recht bei ſeinem Wort bleiben! ſo würden die Feinde bald gedämpft werden. Doch der im Himmel wohnet, lachet ihrer; er wird die Sache ſeines Reichs dennoch hinausführen, ſeine Knechte ſtärken und den Sieg zu ſeiner Zeit laſſen offenbar werden. Wehe aber den Beklagenswürdigen, die in dieſer betrübten Zeit in ſolche erſchreckliche Verſuchung fallen und verloren gehen! Ich gedenke deſſen, damit mein Sohn ſich dereinſt davor in Acht nehmen und deſto ſorgfältiger dawider ſtreiten, ja alle ſeine studia ſo einrichten könne, daß er davon nicht überwältigt, ſondern ein wahrer und geſegneter Knecht Chriſti in ſeinem unſichtbaren Reiche werden möge; wozu ich die Eingangs verſprochene Anweiſung hinzufügen will.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Art und Weiſe, wie ein studiosus theologiae die nöthigen Wiſſenſchaften erlernen ſoll, daß er zu dem Dienſte Gottes tüchtig werde.

Dieſes Hauptſtück enthält folgende Abtheilungen:

1. Das Verderben, welches in die Kirche Gottes eindringet, §. 300—308.
2. Des Prälaten Bengel Vorſtellung; eine Vermahnung an den Sohn, §. 309—315.
3. Wie die Schulſtudien geſchehen ſollen, §. 316—339.
4. Wie die academiſchen Studien einzurichten ſind, §. 340—351.
5. Die letzte Vermahnung an den Sohn, die Theologie zu üben und einer guten äußerlichen Lebensart ſich zu befleißigen, §. 352—371.
6. Der Beſchluß dieſer Anweiſung und zugleich des ganzen Berichts, §. 372—374.

Ich habe die Titel der einzelnen Abtheilungen dieſes Hauptſtücks hier aufgeführt, weil es mir unzweckmäßig däucht, zumal da dieſe Anweiſung ſehr in die Breite und Weite geht, daſſelbe mit abdrucken zu laſſen. Wer die chriſtlich theologiſche und menſchlich tüchtige Geſinnung des wackern Mannes in dem Vorigen hat kennen lernen, ſo wie, zu welcher Schule er ſich bekennt, kann ſich gewiß ziemlich deutlich vorſtellen, in welchem Geiſte und mit welcher Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit er auf Schulen und Academien die Studien von einem Theologen, als welchen er ſeinen geliebten Sohn ſich künftig ſo gern denkt, geübt und getrieben, und mit welchem Ernſt und welcher Weisheit er die Sitten und das Leben und Betragen deſſelben geordnet und behauptet wiſſen will. Ich gebe hier alſo nur einzelne Bruchſtücke aus dieſer mit großer Umſicht und Ausführlichkeit ausgearbeiteten Anweiſung:

Aus der Erſten Abtheilung.

Klage über das Verderben in der Kirche Gottes.

§. 300. Die heilige Lehre Chriſti, da ein Menſch durch den Glauben ſoll zu Gott geführt werden, wird aus der Vernunft auf der allerliſtigſten, doch recht groben Pelagianiſchen Art der Jugend erkläret, in möglichſter Wohlredenheit vorgetragen, und mit der Sittenlehre auf das Scheinbarſte vereiniget, aber dergeſtalt verſtellet, daß der Himmel ſich davor entſetzen möchte. O wehe der Welt der Ärgerniß halben! es muß ja Ärgerniß kommen, doch wehe dem Menſchen, durch welchen Ärgerniß kommt! Ich mag um des Ärgerniſſes willen diejenigen Bücher nicht nahmhaft machen, welche von dieſer Art heutiges Tages ausgeflogen ſind und ſolche Lehre und Lehrart enthalten. Der Herr wolle ſich ſeiner Erlöſeten bald erbarmen und dieſe Ärgerniſſe in ſeinem Reiche ausrotten, durch welche ſo viele tauſend unſchuldige Herzen eingenommen und jämmerlich verführt werden! Jedoch er wird es aus Gnaden thun zur rechten Zeit; und je gewiſſer ſeine göttliche Verheißung hievon iſt, deſto weniger kann es den Weiſen dieſer Zeit zu Statten kommen, wenn ſie unſre Lehre mit Verachtung anſehen wollen: es wird ihnen zu deſto ſchwererem Gericht gereichen, ob ſie es wohl nicht glauben, denn der Herr kommt.

§. 301. Es iſt die Verführung niemals behender und ſcheinbarer geſchehen noch höher getrieben werden; daß, wenn man ſich nicht auf die Güte, Weisheit und Allmacht Gottes verlaſſen könnte, man nicht anders gedenken müßte, als daß Gott mit ſeiner Kirche auf Erden nun endlich den Kürzeren ziehen, die Welt aber mit ihren Machinationen wider ihn die Oberhand gewinnen werde. Denn ob auch die groben Spöttereien über die heilige Schrift, wie ſie allezeit von dem Celsus an bis jetzt zu dem Voltaire aufs allerſchändlichſte ſind vorgebracht worden, noch von vielen einigermaaßen verabſcheuet werden, ſo wird doch dagegen die Beſtreitung der Kirche auf einer feinen und verdeckten Weiſe noch weit gefährlicher betrieben, dergeſtalt, daß ſonderlich junge Leute allerlei Standes, welche in der ſeligmachenden Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti unſers Herrn nicht genugſam befeſtigt ſind, gleich als von einem Strom dadurch in das Verderben mit fortgeriſſen werden.

§. 302. Man nimmt das Wort Gottes als eine wohlgegründete Wahrheit an, aber man hält ſich berechtigt ſolches ſchlechterdings nach logicaliſchen Regeln einzukleiden, als ob man dadurch die Deutlichkeit und Kraft deſſelben erhöhen könne, und verwandelt das Chriſtenthum in eine bloße Tugendlehre, daß nichts von Chriſti Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiſt, als nur ein leerer Schein davon übrig bleiben muß: wie man denn inſonderheit das göttliche Werk der wahren Sinnesänderung und Bekehrung des Menſchen in die Form einer ſittlichen Kunſt bringt, zu der ein Menſch gleichſam ſchreiten kann, wann es ihm beliebet. Man ſagt es freilich nicht frei heraus — daher dieſe Verführung ſo gut von Statten gehet — ſondern man will das Anſehen haben, als ob man die Wirkung des Geiſtes Gottes dabei zugebe; und im Grunde wird ſie aufgehoben.

§. 303. Wir finden ſonderlich drei Quellen, woraus dieſes große Verderben des jetzigen gefährlichen Zeitlaufs entſprungen iſt. Erſtlich die angeborne Feindſchaft unſers Herzens gegen Gott, da das natürliche Tichten und Trachten eines Menſchen, oder ſeine molimina oder ſcharfen Vernunftſchlüſſe nur ſtets darauf gerichtet ſind, dem Reich unſers Herrn Jeſu Chriſti auf aller möglichen Weiſe Abbruch zu thun, ohne daß es der Menſch ſelber weiß oder von ſich vermuthet; ja er hält wohl gar dafür, er ſey ſolches zu bauen befliſſen: inmaaßen ihm das arge principium cognoscendi et agendi, welches in ſeinem Herzen iſt, ganz verborgen bleibt, und ſeine vermeinte Erleuchtung, die durch die Logik und Metaphyſik hervorgebracht worden, ihm daſſelbige nicht entdecken kann. Man vergleiche in der Furcht Gottes Ephes. 2, 2., 2 Cor. 4, 4, 1 Cor. 2, 14. mit einander, ſammt andern dergleichen Ausſprüchen heiliger Schrift, ſo wird es genugſam einleuchten können.

§. 304. Es dünken ſich unſre jetzt auf-

ſte-

ſtehenden heidniſchen Chriſten viel damit, daß ſie zu dieſen ſogenannten aufgeklärten Zeiten die Welt mit ſo würdigen Erfindungen bereichern können. — Martin Luther, auch Johann Arndt und andere ſolche erleuchtete Knechte Gottes ſind in ihren Augen noch viel zu abergläubiſch und ſinnlich geweſen und haben die göttlichen Wahrheiten der Schrift zu ihren einfältigen erſten Begriffen nicht können zurückrufen, ſondern haben das Werk einer Bekehrung der Kirche Gottes ſo ſchwer gemacht, daß ſie ihrer Meinung nach mit Ernſt darauf denken müſſen, wie es wieder zu ſeiner weſentlichen Einfalt und Leichtigkeit gebracht werde.

§. 303. Die zweite Quelle iſt der natürliche Stolz unſers Herzens, da man gerne etwas zu ſeiner Beſſerung beitragen will; denn es hält unglaublich ſchwer, die Worte Chriſti: ohne mich könnet ihr nichts thun, wahrhaftig verſtehen zu lernen und in göttlicher Ordnung zu einer wahren Demuth zu gelangen; ich ſage: zu einer wahren Demuth, welche von der philoſophiſchen Demüthigung vor Gott gewiß himmelweit unterſchieden bleibt, ob man dieſe gleich mit den ſchönſten und ehrerbietigſten Ausdrücken gegen den Schöpfer zu beſchreiben ſucht. Man kann davon das ſchöne Büchlein des A. H. Franke, welches unter der Aufſchrift:

der von Herzen Demüthige, gedruckt iſt, nachſehen. Dergleichen wahre Demuth kann durch keine Tugendlehre oder philoſophiſche Bekehrung erlangt werden, wie gründlich und genau ſie auch ſeyn möchte, ſondern da meinet vielmehr ein ſolcher Weltweiſer, wie gut er dieſes bewerkſtelligen wolle, daß Gott mit ihm in Chriſto nothwendig zufrieden ſeyn müſſe; und ſein erfundener Weg kommt ihm höchſt annehmungswürdig vor, weil er der natürlichen Vernunft ganz gemäß iſt; ja ein ſolcher braucht nur wenig Geſchicklichkeit dazu, die Schriftſtellen auf einer gemäßen Weiſe zu erklären und mit Zeugniſſen alter und neuer Schriftſteller von gleichem Schlage zu belegen.

§. 306. Endlich kommt noch die dritte Quelle hinzu, welches iſt die Kreuzesflucht, wenn man es mit der Welt nicht gern verderben, ſondern in ſeiner Bekehrung ihren Beifall erlangen, geliebt und ihr darinnen angenehm ſeyn will. Damit man nun die heilige Schrift nicht zurückſetzen dürfe, ſondern ſie beibehalten könne, trägt man ſelbige in einem philoſophiſchen Vortrage vor, welcher bei der Welt Beifall findet, wodurch ſie eingenommen wird, ſich dergleichen geſchilderte Bekehrung gefallen zu laſſen; ja man macht es endlich durch die Philoſophie ſo kraus und bunt, daß Unbehutſame oder Unbeſeſtigte Wunder denken können, was für eine große Weiſheit daraus hervorleuchte. Denn die ſtolze Welt will ein künſtliches Wort Gottes haben, mit einer möglichſten Anwendung aller Regeln der Kunſtlogik und Metaphyſik erfüllet, wie es ſich ihrer Meinung nach für die Weiſen oder die ſtarken Geiſter ſchickt, damit ſie in ihrer natürlichen und feindſeligen Vernunft keinen Grund behalten mögen, ſolches Wort Gottes zu verachten, und meinet, das ſey eben der hauptſächlichſte Fehler, den die Apoſtel und alle ihre Nachfolger begangen, wenn ſie ſolches nicht beobachtet haben. Daneben verlangen ſie auch ein Wort Gottes, wodurch ihre natürlichen Sinne während der Anhörung deſſelben recht vergnügt werden, nicht allein mit künſtlicher philoſophiſcher Auslegung der Schrift, ſondern auch mit angenehmen Gebärden des Redners, mit zierlichen Worten, mit feinen Wendungen der Rede u. ſ. w., kurz mit möglichſter Anwendung aller Regeln einer natürlichen, vernünftigen Redekunſt, in der Meinung, daß dadurch die Herzen der Zuhörer eher gewonnen und zur Liebe und Annahme des göttlichen Worts könnten gebracht werden. Ob nun wohl der Gebrauch einer vernünftigen Logik, Metaphyſik, auch Rhetorik gewiſſermaßen nöthig iſt und ſelbſt in der apoſtoliſchen Verkündigung des Worts Gottes auf einer denſelben anſtändigen

Art gefunden wird, wie auch ſolchen zum Theil wider die Feinde der Religion, ihnen ihre Thorheit und Blöße zu zeigen, und ſonſt zum Nutzen anwenden und die Jugend eben deswegen darinnen unterweiſen — ſo hangt doch nicht davon ab die Kraft des göttlichen Wortes, wie man aus dem Beiſpiel ſolcher treuen Knechte Gottes ſehen kann, welche dergleichen Künſte auf der verlangten Art entweder nicht gewußt, oder doch nicht geübt und gleichwohl das göttliche Wort mit dem größten Segen verkündigt haben. — Rechtſchaffene Knechte Chriſti richten ſich darinnen nicht nach der Welt, ſondern enthalten ſich vielmehr bei dem Vortrage aller elenden Künſte, wenn ſie an den Seelen der Menſchen arbeiten. Nicht, als wenn ſie nicht ordentlich, gründlich und deutlich die göttlichen Wahrheiten aus der Schrift vortragen wollten, deſſen ſie vielmehr mit allem Ernſt ſich befleißigen und beobachten; aber davon ſind ſie weit entfernt, daß ſie ihre Predigten in bewegungsvollen Worten (πειθοῖς λόγοις) menſchlicher Weisheit, wie die Schrift redet, ſollten ſeyn laſſen. Man vergleiche die wichtigen Stellen Rom. 16, 18., 1 Cor. 1, 17.

§. 307. Es verhält ſich jetzt eben wieder ſo, wie in den mittlern Jahrhunderten geſchahe, da die papiſtiſche Tyrannei und Blindheit alle studia verjagt hatte, und man ſich ſolches Elends zu ſchämen anfing, dem Verfall aber aufzuhelfen ſuchte. So wollte man auch die göttliche Lehre durch die wieder aufgekommene ariſtoteliſche Philoſophie in ein rechtes Licht ſetzen, und brachte damit die ſogenannte ſcholaſtiſche Theologie in die Kirche Gottes hinein, daß die Zeugen der Wahrheit genug zu thun bekamen, ein ernſtliches Zeugniß dawider abzulegen, bis Gott Beatum Lutherum ſendete, welcher die apoſtoliſche Lehre und Lehrart in ihrer wahren Einfalt, Lauterkeit und Kraft wiederherſtellen mußte. Indeſſen war kaum die geſegnete Reformation vollbracht und durch ſolches Mittel dem Evangelio Gottes auf dem Erdboden weit und breit Bahn gemacht, daß es wieder auf der ihm wohlgefälligen Art konnte verkündigt werden und ſich auch zu ſeinem Preiſe einige ſchöne geiſtliche Früchte zeigten, ſo traten bald andere Feinde auf, nämlich die Socini, welche noch ein viel helleres Licht der Chriſtenheit anzuzünden vorgaben, und auch ihre Sache ſo zu drehen und ihr durch die Philoſophie einen ſolchen guten Schein zu geben wußten, daß diejenigen, welche begierig waren, dem Vernunftlichte zu folgen, haben müſſen in die gräulichſten Irrthümer hineingeriſſen werden, wenn ſie ihnen Gehör geben wollen und ſich nicht in Chriſto rechtſchaffen bekehren laſſen.

§. 308. Dieſes Verderben ergreift man

denn zu jetziger Zeit wieder mit der größten Begierde. Was Photinus zu Syrmiſch in den erſten Jahrhunderten und die Socini in den letzten von den Arianern und andern Feinden Chriſti genommen und in der Kirche Gottes unglückſeliger Weiſe ausgebreitet haben, das wird jetzt alles zuſammengeholet und in die feinſte Form gebracht, durch die Philoſophie dergeſtalt ausſtaffirt und mit der heiligen Schrift höchſt ſonderbar verbunden und ausgedrückt, daß dadurch der Naturalismus vollkommen behauptet wird. Weil man auch die Meiſter ſolcher Gräuel vor andern hervorzieht und den Gemeinen in der Kirche Gottes vorſetzet, ſo kann man leicht erachten, wie weit derſelbe ſich in Kurzem ausbreiten werde. D. Anton hat es vorhergeſehen und in ſeinem Collegio antithetico wie geweiſſaget. Man kann davon ſeine 132ſte Lection, die er am 19. März 1719 gehalten, am Ende derſelben nachſehen. D. Baumgarten klagt darüber in ſeiner Geſchichte der Religionspartheien, wenn er S. 996 der neuen Arminianer gedenkt, und ſpricht: „Die neueren Arminianer ſind wirkliche „Socinianer oder Arianer und gegen alle „Glaubenslehren gleichgültig. Ihre Religion iſt „ein bloßer Naturalismus. Die Sittenlehre „verdränget die Glaubenslehre. Sie beſtreiten „alle ſymboliſchen Bücher und die Verbindlich-

„keit derſelben. Aus Abſchen gegen den Gewiſſenszwang ſind ſie gleichgültig, und aus Liebe zur Vereinigung aller Proteſtanten, ja auch der Socinianer, ſind ſie gegen die Irrthümer gleichgültig. Sie halten ſich bloß an das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, und halten alle andre Beſtimmung der Glaubenslehren für unnöthig. Sie ſind wahre Pelagianer, leiten die Rechtfertigung von der Beſſerung der Menſchen her, und leugnen die Verſöhnung Jeſu. Dennoch iſt dieſes arminianiſche Syſtem alles Widerſpruchs der öffentlichen Bekenntnißbücher ungeachtet jetzt das herrſchende in der engliſchen biſchöflichen Kirche, unter den Mennoniten, ja einigen Theils auch unter den Reformirten, beſonders zu Genf, und reißet auch unter den Unſrigen ein.“ Welche letzte Worte entſetzlich zu leſen ſind und von D. Semler mit vielen andern ſeinesgleichen in unſrer lutheriſchen Kirche leider beſtärkt werden, indem er dafür hält, die wahre chriſtliche Kirche in dem zweiten Jahrhundert ſey mit den jetzigen Socinianern einerlei Meinung geweſen, nämlich, daß die in der Schrift belobte Errettung der Menſchen, die durch Chriſtum geſchehen, nichts anderes ſey als ihre moraliſche Verbeſſerung, vid. Semleri institutio brevis lib. I. pag. 95. Er beweiſet aber nichts; welches wohl zu merken iſt. Nicht zu gedenken, daß er an einem andern Ort über die Dreieinigkeit ſpottet, ſ. ſeine Genaue Unterſuchung des zu Alcala gedruckten Neuen Teſtaments S. 43. Der Herr erbarme ſich unſer, und erwecke viele erleuchtete Männer, welche den jetzigen Verfall und die Gefahr des wahren Chriſtenthums einſehen und dawider unerſchrocken zeugen mögen, damit ſonderlich junge Leute gewonnen und vor dieſer erſchrecklichen Verführung gewarnt und bewahrt werden. Wer aber beten kann, der bete, und wer nach dem Reiche Gottes trachtet, ermuntere ſich, ihn recht ernſtlich und anhaltend zu bitten, daß er nicht von uns und unſern Nachkommen in dieſen Weltgegenden weiche. Wer die Gabe von Gott empfangen hat, ein mündliches oder ſchriftliches Zeugniß wider das einreißende Übel abzulegen, der würde wohl thun, wenn er ſolches getroſt bewerkſtelligte: denn er hat den Allmächtigen zum Schutz und auf ſeiner Seite, auch viele ſeiner rechtſchaffenen Knechte zu Vorgängern — er laſſe das verderbliche Zeug den Bücherladen nicht allein einnehmen, und bedenke die gegebene wahrhaftige Verheißung Jerem. 15, 19. u. ſ. w. „Darum ſpricht der Herr alſo: Wo „du dich zu mir hältſt, ſo will ich mich zu dir „halten, und ſollt mein Prediger bleiben. Und

„wo du die Frommen lehreſt ſich ſondern von
„den böſen Leuten, ſo ſollt du mein Lehrer ſeyn.
„Und ehe du ſollteſt zu ihnen fallen, ſo müſſen
„ſie eher zu dir fallen. Denn ich habe dich wi-
„der dieß Volk zur feſten ehernen Mauer ge-
„macht; ob ſie wider dich ſtreiten, ſollen ſie dir
„doch nichts anhaben; denn ich bin bei dir,
„daß ich dir helfe und dich errette, ſpricht der
„Herr.“

Zweite Abtheilung.

§. 314. Unſer armes Deutſchland — daß ich der andern Länder nicht gedenke — iſt zu beklagen. Seine Einwohner haben das helle Licht der Sonnen, Jeſum Chriſtum, ihren Heiland, gehabt, aber großen Theils verworfen, und dagegen das elende Licht der natürlichen Vernunft erwählt, darinnen zu wandeln, und ſind dadurch bereits dergeſtalt in die Irre gerathen, daß ſie ſich ſo bald nicht wieder zurecht finden werden. Seit drittehalbhundert Jahren hat ihnen das Evangelium geſchienen, nun aber iſt die Sonne ihnen untergegangen, und die uralte Finſterniß dringet mit einer verſtärkten Gewalt herein. Es iſt als ein großes und erſchreckliches Gericht Gottes anzuſehen, das er hat über den Erdboden kommen laſſen, weil man die Frucht ſeines Wortes, welches er ſeit Beati Lutheri Zeit nicht allein bis in die entlegenſten Länder, ſondern auch mit der allernachdrücklichſten Kraft hat verkündigen laſſen, an den meiſten Orten muthwillig verhindert hat und noch zu verhindern fortfähret; als wohin der offenbare Misbrauch einer von Gott ſelbſt geordneten, aber nun gänzlich verfallenen Kirchenzucht zu rechnen iſt, wovon man auch nicht einen Schein mehr dulden kann; wie denn eben daher geſchieht, daß man den Artikel von der Beicht, als was uns noch zuletzt von der Kirchenzucht übrig geblieben war und welche in das wahre Chriſtenthum einen weſentlichen Einfluß hat, auch nach ihrem Grund in dem Worte Gottes genugſam erklärt iſt, zu jetziger Zeit mit dem größten Fleiß aus den ſymboliſchen Büchern auszumärzen ſucht, und zwar mit einer ſolchen geheimen Gewalt, daß Theologi ſich nicht mehr unterſtehen, jenen Artikel in den Katechismus hineinzurücken und den Kindern in den Schulen vorlegen zu laſſen. Man läßt ſich nicht genügen, daß die hohe Landesobrigkeit das Jus Episcopatus ausübe, ſondern eine jede Art der Unterobrigkeit ſucht durch ſeine weltliche Gerichtsgewalt ſich des Reichs Gottes, das einem natürlichen Menſchen unerträglich iſt, zu erwehren; und es gelinget ihnen mit dem beſten Fortgang, weil alle Arten der Kirchenzucht gehemmt ſind. Solches einreißende Verderben verbreitet ſich ſogar auf die, welche ſeit vielen Jahren Gott erkannt haben, und es kann mit Thränen nicht genug beklagt werden, daß auch derſelben viele den Kampf wider die Sünde niederlegen und in ein zügelloſes Leben eingehen, ja bei ihrer muthwilligen Ausübung des fleiſchlichen Sinnes vermeinen in einem evangeliſchen Zuſtande zu ſtehen, und den Eifer ſolcher Lehrer, die dawider ſtreiten, aus der Hypochondrie herleiten. Ich ſage, es kann nicht genug beklagt werden, daß man alſo die Frucht ſeines göttlichen Worts hindert und ſeine Gerichte, die darauf erfolgen müſſen, beſchleunigt: denn Gott läßt ſich nicht ſpotten.

§. 315. *) — Er ſoll mit einem kleinen Amt, worin ihn Gottes Weisheit ſetzen möchte, zufrieden ſeyn, und vor großen Ämtern fliehen, damit er in der Stille das Reich Gottes bauen,

---

*) Ich rücke dieſes Bruchſtück aus dieſem §. ein, worin gleichſam ein Geiſt der Prophezeiung weht. Er ſpricht nämlich in dieſem §. zu ſeinem Sohn, in welchem er einen künftigen Geiſtlichen hofft.

deſto ungehinderter ſtudiren, und nach Gelegenheit ſeinem Nächſten dienen könne. Weil auch in dem Römiſchen Reiche gegen den Mittag *) beide im Geiſtlichen und Leiblichen trübſelige Zeiten überhand nehmen dürften, ſo geht mein väterlicher Rath dahin, daß er ſich nach unſerm, ſeiner Ältern, Abſterben, die mitternächtlichen Gegenden zu ſeinem Aufenthalt erwähle, woſelbſt die göttliche Wahrheit und deren Liebhaber mehr Raum finden möchten.

Schluß.

In dieſer Lebensbeſchreibung iſt unſer Verfaſſer bei den Jahren 1771 und 1772 ſtehen geblieben. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß dieſelbe in dem letzteren Jahre oder doch nicht viel ſpäter **) vollendet worden. Aus den letzten ſieben Jahren ſeines Lebens — denn nur ſieben Jahre hat er dieſe Zeit überlebt — finden ſich gar keine Nachrichten. Auf ſeiner letzten Stelle zu Hagen oder Altenhagen, auch Heinrichshagen, in der Treptower Superintendentur, hat er nach ſiebenzehnjähriger treuer Arbeit in ſeinem heiligen Amte im Winter des Jahrs 1779 im 65ſten Jahre ſeines Alters ſeine Tage beſchloſſen. Seine Wittwe hat ſich nach ſeinem Tode mit dem Paſtor Dreyer zu Beggerow wieder verheirathet. Der nachgelaſſene einzige Sohn Friedrich Bogislav Aßmann hat nach des Vaters Willen Theologie ſtudirt, und zwar meiſtens durch die Hülfe ſeines Stiefvaters Dreyer, da der Vater ohne Vermögen geſtorben war. Er hat aber in der Bahn nicht bleiben können, in die ihn der Wunſch und das Beiſpiel des Vaters geſetzt hatte: denn da ſeine Bruſt den Anſtrengungen des Redens und Predigens nicht gewachſen war, ſo hat er auf den Rath der Ärzte ſich einem andern Geſchäfte zugewendet und iſt Landmann geworden. Ich habe ihn gekannt; denn er wohnte als Feldnachbar meines ſeligen Vaters in den 1790ger Jahren zu Langenhanshagen, eine Meile von der Stadt Barth im Fürſtenthum Rügen, wo er eine Königliche Domäne gepachtet hatte. Es war gar ein feiner, freundlicher und liebenswürdiger Mann, und er iſt auf jener Stelle in der Blüthe ſeines Alters geſtorben. Von jeder ſeiner beiden Töchter, deren eine nur noch lebt, iſt ein Kind da. Dieſe beiden letzten Nachkommen des ehrwürdigen Paſters in Altenhagen weiland, ein Jüngling und eine Jungfrau, ſind jetzt 20 Jahre alt.

---

*) Unſer Verfaſſer begreift unter dem Römiſchen Reiche offenbar, was die Idee des Mittelalters darin einſchloß.

**) Laut ſeiner eignen Nachricht iſt das Meiſte im Jahr 1765 geſchrieben.

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn in Berlin.

Schwediſche

Geſchichten

unter

Guſtav dem Dritten,

vorzüglich aber unter

Guſtav dem Vierten Adolf.

Von

E. M. Arndt.

> Von menſchlichen Dingen iſt doch
> das Meiſte zu beweinen.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1839.

B6 19

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

72

Vorrede.

Dieſes Buch iſt in den Jahren 1809 und 1810 geſchrieben. Es hat als Handſchrift ſein Jahrdreißig faſt durchgelegen, erſtlich, weil auch ich das Herz des unglücklichen Guſtav Adolf nicht verwunden wollte, der ſchlecht geſehen aber es wohl gemeint und auch mit mir wohl gemeint hatte, ja der gern mein großer Wohlthäter geworden wäre *), wenn ich ſeine Wohlthaten hätte annehmen können, zweitens weil mich die erſten Jahre nach ſeinem Tode großes Unglück ſo gebeugt hielt, daß ich mich geiſtigen Arbeiten nicht gewachſen fühlte.

---

*) Er, einſt mein König und Herr, liebte mich wohl, weil wir in Einem Haſſe wenigſtens uns ziemlich auf Einer Linie fanden, in dem Haſſe gegen den großen Götzen des Tages, Napoleon, von welchem er vielleicht fühlte, daß es ein ordentlicher und kein höfiſcher Haß war. Und Liebe, woher ſie komme, ſoll doch Liebe bleiben und Liebe treiben.

Von den in der Handſchrift niedergelegten Anſichten und Urtheilen iſt nur Unweſentliches geändert, am meiſten hin und wieder in dem Ausdruck, weil das lebendige und zornige Wort jener ſcheußlichen Unglücksepoche ſich für die gegenwärtige Zeit, wie die Leute meinen, nicht mehr ſchickt. Man muß ja etwas mit den Leuten meinen, wenn man auch nicht mit ihnen glauben kann. Ich habe keinen Muth, Anker aus dem Sande zu reißen, woran Schiffbrüchige ſich noch klammern können.

Viele werden ſich wundern, daß hier ſo viele Menſchen beſchrieben und geſchildert ſind, als wenn ich glaubte, die Geſchichte ſolle nur Menſchengeſchichte ſeyn. Freilich glaube ich das, weil der Menſch von dem unſichtbaren Gott als der ſichtbare Gott (nicht der berühmte Hegelſche) auf die Erde geſetzt iſt, daß er ſein Werk beſſere oder verderbe. Ich weiß es wohl, daß die Meiſten die alten Geſchichtſchreiber anklagen, daß ſie uns ſo wenig von den Sachen erzählen, die wir beiläufig auch gern lernen mögten. Ich fühle dieſen Mangel oft ſchmerzlich mit ihnen, aber ich darf doch nicht wünſchen, daß Thucydides und Tacitus ſich zu ſehr in den Sachen verloren hätten. Dergleichen hätte in andern Büchern erzählt ſeyn ſollen, und iſt in ſolchen gutentheils auch erzählt geweſen; aber dieſe Bücher ſind untergegangen, weil die Geſchichte der Menſchen und Männer bei den Völkern mit Recht ein mächtigeres Gedächtniß findet als die Geſchichte der Sachen (Erfindungen, Künſte, Wiſſenſchaften, Handel, Gewerbe). Wir Jüngeren dagegen ſollen immer Alles, alles Mögliche, alles Wißliche aus der Geſchichte in Einem Buche zuſammenballen, zuſammen darſtellen. Dadurch müſſen aber auch gute Bücher zerriſſen, verworren, zu künſtlich, zu liſtig (in Betrachtung und Beurtheilung des Menſchlichen) und endlich tödtlich langweilig gerathen. Und ſo geſchieht es in der That. Doch hat ein ſehr würdiger Mann, ein treuer tapfrer deutſcher Mann, deſſen Andenken ich gern ein Denkmal errichten mögte, der weiland Profeſſor und Director Manſo in Breslau, in ſeiner Preußiſchen Geſchichte ganz unumwunden ausgeſagt, von Perſonen habe er faſt wenig geſprochen (nämlich der Edle, Freimüthige durfte es nicht) ſondern meiſt nur von Sachen: die Perſonen ſeyen in der Geſchichte nur Nebenfiguren, die Sachen und Begebenheiten und ihre treue Erzählung erklären alles hinlänglich; man könne ſich, da ja die Namen der Handelnden nicht ganz fehlen oder man dieſe auch anderswo finde, die Perſonen ſchon hineindenken.

Die Sachen erklären Manches, aber ſie erklären nichts genug; die Sachen ſind die Grundfarben oder, wenn man will, der Schatten im Gemälde, die Menſchen die Lichtfarben, welche alles in klaren Schein ſtellen; die Sachen können nichts ſo erklären und verklären und erleuchten, daß die ſittliche Begeiſterung, der ſittliche Abſcheu oder die ſittliche Liebe erweckt werde, daß die Geſchichte dem Menſchen fromme, daß ſie ihn warne, tröſte, aufrichte, begeiſtere in Noth und Tod.

Und hier muß ich wieder über einen deutſchen Tod, über einen rein deutſchen Tod, klagen. Wir haben ſchon über ſo viele Todte und Tode klagen müſſen. Die Engländer und Franzoſen haben neben andern Vortheilen, die wir ihnen beneiden könnten, auch jenen gewaltigen Vortheil vor uns voraus, daß ſie Menſchen, und zwar Menſchen im Leben und Handeln, noch lebende oder jüngſt geſtorbene Menſchen, friſch und frei beſchreiben dürfen. Sie haben bei der Darſtellung höchſtens zwei bis drei majeſtätiſche oder majeſtätiſch geachtete Unverletzlichkeiten zu ſchonen; wir hingegen haben es im ähnlichen Falle ſogleich mit Hunderten und Tauſenden, und dann noch mit Zehntauſend Andern, die nicht ſchlechter ſeyn wollen, als die erſten, und mit allen Deutungen und Hinundherleitungen möglicher Anſpielungen, die von ihnen und auf ſie dieſſeits und jenſeits gerichtet werden könnten, zu thun; vieler andern Verletzlichkeiten und Unverletzlichkeiten zu ſchweigen. Wir können daher als Zeitgenoſſen eine Zeit, in ſofern ſie eine Menſchenzeit iſt, nimmer tüchtig und hell beſchreiben; und ſo geſchieht es denn ganz natürlich, daß die Fremden uns die Geſchichte, und — was viel ſchlimmer iſt — die Komödie und Tragödie unſerer eignen Geſchichte, von deren Luſt und Leid Schule und Haus ſich ſättigen könnten, vorwegnehmen oder gar wegſtehlen. Denn uns bleibt nach funfzig oder nach hundert Jahren kaum die Möglichkeit, die Schatten des Lebendigen nachzumalen, wann die, welche das Mitdurchlebte und Mitgethane hätten malen können, im Grabe längſt ſtumm ſeyn müſſen. Alle Lichter ſind dann aber ſchon lange erloſchen, woran die Seelen ſich hätten erwärmen und erleuchten können. Auch haben uns beide Franzoſen und Engländer durch ein kühnes und freches Gemiſch von Wahrheiten und Prunkereien auch die letzten wenigen glorreichen Jahre ſchon verkümmert. Sie hauen da in großartigen Lügen zu aus dickem und vollem Holze und wir müſſen noch die Spänchen verfeinern, damit ſie durch die engen Pförtchen, die ihnen ängſtliche Cenſoren laſſen, von irgend einem günſtigen Wind durchgeweht werden können. Napoleons und ſeiner Marſchälle, Wellingtons und Nelſons Großthaten und die Verhältniſſe, wodurch ſie geworden, liegen in kecken Schilderungen offen vor uns ausgebreitet, und werden, weil ſie menſchlich erzählt ſind, von jedermänniglich mit nur zu großer Erbauung geleſen, ſelbſt wenn der liebe Deutſche immer wie der politiſche Tölpel darin dargeſtellt wird; aber unſre Scharnhorſte, Steine, Blücher — wer dürfte ſie und ihre Verhältniſſe ſchildern, wie ſie waren und wurden? Höchſtens dürfen es Bilderchen werden, welchen man anfühlt, daß den Figuren die Knochen fehlen, Bilderchen a la Angelica Kaufmann und Varnhagen von Enſe: denn die Innengründe und Hintergründe ihres Daſeyns dürfen dem Volke nicht gezeigt werden. Alſo Pinſeleien, wo man den Mangel an kräftiger Zeichnung durch Farben und künſtliche Wiederſcheine zu erſetzen meint, Feinſchnitzeleien und allenfalls ein bischen in der Geſchichte ganz überflüſſiger Bephiloſophirung ihres Lebens und Wirkens.

Daher, weil eigenthümliche Verhältniſſe, worin tauſend germaniſche Tode ſchlummern, die große Wahrheit, das große Daſeyn in der Geſchichte, nicht zu uns kommen laſſen, weil ſie uns den Menſchen in der Geſchichte verkümmern, daher zum Theil auch der gemeine Sanskulottismus, der jetzt in der deutſchen Schriftſtellerei herrſcht, und worin die zierlichen Feinſchneider in Unverſchämtheit eben wieder voran ſind; daher recken begreiflicher Weiſe, weil man alles politiſche Gewürm, das gute mit dem ſchlechten, etwas zu eilfertig und unbedachtſam todtgeſchlagen hat, die Pfaffenwürmer im Vaterlande ihre bisher ſchlau verſteckten ultramontaniſchen Schlangenköpfe aus der kalten Nacht wieder ans Sonnenlicht herauf, und ziſchen: *Hie Rom und Jeſuiten!* *Wer unterſteht ſich in Germanien den Kaiſer machen zu wollen!* Ich meine aber unter der Pöbelhaftigkeit des Tages nicht den Sanskulottismus der Sanskulotten, ſondern jenen, der in ſeidenen Strümpfen einhertrippelt und das Zeitalter durch Brillen beblinzelt. Die Wiſſenden verſtehen mich.

Aber außer den fremden und eigenen Todtſchlägern und Mördern des Menſchlichen und Wahren thut ſich, wie es am Tage iſt, ein hiſtoriſcher Skepticismus auf, den man auch wohl erklären könnte, wenn man alles erklären dürfte. Selbſt würdige gelehrte und ſittlich ſtrenge Männer, was man ſonſt tugendhafte Männer nannte, bezweifeln auf eine oft graunvolle Weiſe die Güte und die Tugend in dem Menſchen, das zarte zitternde Fünklein in ſeiner Bruſt, welches man ſonſt heidniſch und chriſtlich ſeinen göttlichen Keim nannte.

Ich bin alt und grau und habe in ſchlimmer Zeit von Schlimmen auch Schlimmes erlebt, aber gottlob ich glaube noch in Mitten der Schlimmen (welche der Grundſprache nach ja *nicht die Böſe-*

wichter ſondern nur die Scheelen und Schielenden, die Liſtigen bedeuten) an einen gewaltigen unverwüſtlichen Adel des Menſchengeſchlechts, an eine Tugend, die freilich ſelten die Geſchichtstafeln füllt. Böſewichter, o gottlob! Böſewichter ſind ſeltene Vögel; die ſtille ungewußte Tugend und Geduld heißt die Mehrzahl. Das iſt und bleibt freilich wahr: die Vielen ſind zum Gehorchen und Folgen geboren, ſind mittelmäßige gutmüthige Geſchöpfe, welche von den Hohen und Außerordentlichen, von den Genien des Heils oder Unheils, geleitet, gebraucht, gemißbraucht, oft bis in die Hölle hinein unwiderſtehlich fortgeriſſen, und geſtämpelt oder zerſtämpelt, zuweilen wohl zerſtampft oder wie zum Tode geborne Editionen von Büchern gar eingeſtampft werden. Ich glaube Gott in den Dingen gegenwärtig, und ein Gottähnliches, Unvertilgbares in den Menſchen; aber doch iſt in den menſchlichen Dingen das Meiſte zu beweinen.

Bonn, 10. Oktober 1858.

Inhalt.

Einleitung 1

Blick auf die letzten Jahrhunderte 69

Guſtav der Dritte 99

Karl Herzog von Südermanland 156

Guſtav der Vierte 1796—1803 178

1803—1806 200

1806 227

1807 238

1808 290

Anhang von Beilagen . : 490

Einleitung.

Es iſt kein Land in Europa nächſt Rußland und der Türkei, das in den letzten Jahrhunderten ſo viele Geſchichten des Mittelalters gezeigt hat als Schweden, wo Königsmorde, Entthronungen, Umwälzungen ſo häufig geweſen ſind als dort. Schweden iſt in dieſer Beziehung gleichſam noch als das Schottland des Mittelalters erſchienen. Doch würde es ſehr ungerecht ſeyn, die Schweden mit Barbaren des Mittelalters oder mit Rußen und Türken des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu vergleichen. Solche wilde und blutige Ergebniſſe können aus etwas entſpringen, das den Karakter des Volkes unbefleckt läßt, aus nothwendigen und unvermeidlichen Mängeln des Landes und der Geſellſchaft, die ſich in ihren nothwendigen und unvermeidlichen Folgen offenbaren müſſen. Die Schweden ſind ein braves und tapferes Volk; was ſie gethan, auch was ſie gelitten haben, ſteht glänzend in der Geſchichte, und Thaten, wie ſie unter den Guſtaven und Karlen vollbrachten, ſind kein Werk des Zufalls noch des auch oft nur zufälligen oder doch dahin fahrenden Zeitalters, ſondern ruhen auf edler Freiheitsliebe oder auf ſtolzer Tapferkeit und Trotzigkeit. Ungleiche und mißfällige Erſcheinungen alſo, Begebenheiten, die man mildeſt unglücklich nennen mögte, die aber, durch Menſchen gewirkt, wohl ungerecht und unheilvoll heißen könnten, und die in der Geſchichte dieſes Volks oft wiederkehren, müſſen noch aus anderen mehr fremden und äußeren Quellen mit hergeleitet werden. Denn wenn viele Schweden ſagen, ihre häufigen Umwälzungen haben ihren Grund in einem edlen Streben nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit, ſo ſagen wieder einige Eigene und manche Fremde, ſie entſpringen aus einem unruhigen und zügelloſen Sinn, welcher gern Rotten und Meute mache und dieſem Volke angeboren ſey. Beide Theile könnten Recht und Unrecht haben, wie man es hat, wenn man die Dinge nur aus Einem Geſichtspunkt betrachtet oder ſie gar nur an ihren Spitzen und Ausläufen anſieht. Wir wollen einmal ſehen, was zur Erklärung dieſer Erſcheinungen und Begebenheiten in den Außendingen liegen kann, oder auch in den Dingen, die den Menſchen nur umgeben, und den Bürger nur umſchließen, aber nicht in ihm ſind, noch durch ihn gehen. Wir wollen alſo über das Klima, Land und Volk und über die Verfaſſung und Bürgerlichkeit dieſes Volkes einige kurze und leichte Betrachtungen anſtellen.

Daß in allen menſchlichen Dingen und Entwickelungen das Klima eine der erſten beſtimmenden Gewalten iſt, bekennt jeder verſtändige Betrachter der Welt und ihrer Geſchichten. Freilich kann der Menſch durch Kunſt und durch die durch ſie gewonnene Erlöſung von den erſten Nöthen der gemeinſten Bedürfniſſe ſich ſehr halten und machen; aber immer doch wird er auch durch die Natur und ihre Nothwendigkeit gewaltig ergriffen und gemacht. Welches Land, welches Volk wir anſehen mit ſeinen Schickſalen, Thaten und Werken, immer ſtoßen wir auf dieſe große Gewalt. Denn wenn wir den Nil und die Themſe, Kampanien und Oſtfriesland, Sicilien und Island zuſammenſtellen, ſo begegnen uns Unterſchiede, die nicht willkürlich, ſondern nothwendig ſind, d. h. ſolche, wo Naturgewalt mächtiger war als Menſchenkunſt und Menſchenwille.

Schweden iſt eines der nördlichſten Länder Europa's und liegt unter einem kalten und ſtrengen Himmel. Ein Land, das ſechs bis ſieben Monate Winter und nur fünf bis ſechs Monate Sommer hat, kann nur durch die geduldigſte Beharrlichkeit und den ausdauerndſten Fleiß zum Dienſt und Gehorſam des Menſchen bezwungen werden, und Jahrtauſende müſſen hier hingehen in den erſten Arbeiten und Mühen der Vermenſchlichung der rohen Erde, wenn unter den glücklicheren Himmelſtrichen der Menſch mit ſeinen Arbeiten ſogleich zu genießen und ſich auszubreiten anfängt. Zwar iſt der Boden Schwedens dem Menſchen keinesweges undankbar und widerwärtig: es hat Korn und Früchte, Fiſchfang und Jagd, Schaafe und Rinder, Pelzwerk und Flachs, Holz und Metalle; aber der lange Winter mit ſeinem Froſt und ſeiner Erſtarrung, und die Klippen und Steine, womit es überſäet iſt, erlauben der Menſchenthätigkeit nur eine langſame Ausbreitung, und jeden Fußbreit Land muß ſie der Natur mit ſchwerer Mühe für den Pflug abgewinnen. Man kann behaupten, daß, wie auch des Menſchen Geduld endlich alles bezwinge, veredle und vermenſchliche, in gewiſſen Klimaten doch Gränzen geſteckt ſind, die er nie überſchreiten darf: denn Regen und Schnee, Hitze und Froſt, und alle andere rohe Gewalt der Elemente wirkt ihr entgegen. Nie wird daher Schweden werden können, was die Lombardei, Belgien oder Britannien. Aber noch heute iſt es lange nicht geworden, was es ſeyn könnte. Auf einer Fläche, worauf, auch wenn man die klimatiſchen Hinderniſſe und Gebrechen voll einrechnet, ſechs bis ſieben Millionen Menſchen ſich eben ſo gut nähren könnten wie ſeine jetzigen Bewohner, weiden drittehalb Millionen *) weit von einander zerſtreut, und die uralte Rohheit und Unbildung hauſet noch in Steinlagern und Sümpfen, auf welchen vielleicht erſt nach mehreren Jahrhunderten ſegenreiche Kornfelder mit goldnen Aehren wogen werden. Mit Einem Worte, Schweden iſt immer noch in dem Zuſtande einer Kolonie, es ſteht immer noch in den Anfängen ſeiner Kultur. Denn wie geiſtreich man die Dinge auch wende, und was man ſich auch einbilde: ehe die Erde eines Landes größtentheils bezwungen iſt zum Anbau, mag die bürgerliche und geiſtige Bildung eines Volkes nicht gleichmäßig noch vollkommen werden, es mag kein rechtes Gleichgewicht, kein ruhiges Ebenmaaß werden, ſo lange die beiden erſten Macher und Geſtalter der Dinge und Verhältniſſe, der Menſch und ſein Land, ſich noch nicht genug bearbeitet, ja gleichſam durchgearbeitet haben. Was an Bildung, Geſetzgebung, Kunſt und Wiſſenſchaft daheim auch einzeln werde, oder hereingebracht aus der Fremde komme, es wird immer loſe und ſchwächlich ſtehen, entweder zu hoch oder zu niedrig dahin fahren, weil ihm das einzige rechte Maaß fehlt, welches nur das Geſammtgefühl und Geſammtleben einer Nation geben kann. Und was iſt eine

---

*) Jetzt (1838) drei.

Nation? Können die Schweden ſchon eine Nation ſeyn? oder ſind ſie nur noch die Bruchſtücke einer Nation?

Dieſe Fragen ſcheinen wunderlich und können mir von den braven Schweden übel gedeutet werden, welche den Völkern an der Donau und am Rhein, an der Neva und an der Weichſel ſchon vor hundert und zweihundert Jahren bewieſen haben, daß ſie eine Nation ſind, was man gewöhnlich unter Nation verſteht. Auch habe ich in dieſem gewöhnlichen Sinn Unrecht, in welchem alles Nation genannt wird, was durch den Gebrauch von einerlei Sprache und durch die Zucht von einerlei Regierung zuſammengehalten wird, mag dieſes Zuſammenhalten auch noch ſo loſe und willkürlich ſeyn. Ich aber meine, von einer fertigen Nation könne nur da die Rede ſeyn, wo die erſten nothwendigen Erforderniſſe ſchon da ſind, alſo daß ſie im ſtätigen Gleichgewichte der menſchlichen und bürgerlichen Strebungen und Entwickelungen ſich ſelbſt tragen und halten könne. Die Schweden mögen vielleicht eine glücklichere Verfaſſung haben als die Deutſchen, Ungern und Franzoſen, entweder, weil der Zufall ihnen günſtiger war als dieſen Völkern, oder weil in ihnen größerer Bürgerſinn iſt; aber die Schweden können noch nicht ſo Nation ſeyn, als dieſe es könnten, weil ihnen das Erſte fehlt, was ein Volk in ſicherer Gemeinſamkeit zuſammentreibt und zuſammenhält, die unaufhörlich in Wechſelwirkung ſich einander reibenden anziehenden und belebenden leiblichen und geiſtigen Kräfte der Maſſe. Wie vortrefflich auch die Anlage eines Volkes ſey zur Bürgerlichkeit und Geſetzlichkeit, ſo muß doch immer Eines da ſeyn, nothwendig da ſeyn, welches bald als träges Blei mit ganzer irdiſcher Schwere herunterziehe und zur Ruhe lege, bald als ein himmeldurchſpannender Adlerflügel mit ganzer geiſtiger Leichtigkeit emporfliege. Dieſes Eine iſt die Schwere und der Geiſt der Maſſe des Volkes, es iſt das, was der Engländer public spirit oder Gemeingeiſt nennt.

Einen ſolchen Gemeingeiſt haben die Schweden noch nicht; auch iſt die Zeit noch nicht da, daß ſie ihn haben können.

Warum nicht? Darum nicht, weil ihrer noch zu wenig ſind.

Was? ſind drittehalb Millionen Menſchen zu wenig, um eine Nation, oder, was du unter Nation zu verſtehen ſcheinſt, um einen ordentlichen gleichmäßigen Staat auszumachen? Wo willſt du denn hin mit deinen herrlichen Freiſtaaten von Syrakus, Athen, Sparta und mit andern alten Herrlichkeiten? und iſt die Republik der Niederlande, ſind Venedig und Genua keine Staaten geweſen? Und wie viel Anderes, was uns die Geſchichte vielleicht ſchöner malte, als es war?

Wohin ich will? Hört mich.

Ich meine nicht, daß der Schweden zu wenig ſind, um eine Nation zu ſeyn, ſondern daß das Land für ihre Zahl zu groß iſt, daß dieſe Wenigen zu zerſtreut wohnen; daß ſie zu viel Land zwiſchen und neben ſich haben, aber zu wenig Menſchen; daß alſo das Bedürfniß, der Wille, der Sinn und der Geiſt Aller ſich nicht Allen verſtändigen, mittheilen und — was auch ſeyn muß — aufdringen und aufzwingen kann. Sammelte man die Schweden, die jetzt leben, in den ſechs Landſchaften Småland, Öſtergöthland, Nerike, Südermanland, Weſtmanland und Upland zuſammen, ſo wäre ſogleich die Möglichkeit einer im gehörigen Gleichgewicht gehaltenen Nation da, es wäre jene Reibung und Mittheilung der Kräfte da, ohne welche nichts Irdiſches, und alſo auch nicht eine gute Verfaſſung, die ein ſehr irdiſches Ding ſeyn muß, beſtehen kann. Dann könnte das allgemeine Bedürfniß, die allgemeine Noth, ſelbſt das allgemeine Gebrechen, und klimatiſcher ſowohl als nationaler Mangel ſich ausſprechen, erklären und helfen. Ehe aber dies geſchehen kann, wird jeder Verſuch einer gehalteneren und gleicheren Verfaſſung nur Verſuch bleiben und zwiſchen Glück und Unglück probend hin und her ſchwanken, bis er fällt und wieder anderen Proben und Schwankungen Platz macht; matt und todt wird werden, was der friſcheſte und lebendigſte Geiſt gebahr, weil er auf dem nicht ruhte, was es im natürlichen Reiz und in gleichmäßiger Bewegung erhalten konnte.

Dieſe Bemerkungen ſollen auf nichts Anderes hinſpielen, als darauf, daß in Ländern, welche hinſichtlich der Volksmenge gleichſam noch im Kolonialzuſtande ſind, mehr ein einzelner als allgemeiner Geiſt herrſchen und vorherrſchen muß, mehr Willkür der Perſonen als Nothwendigkeit der Sachen entſcheiden muß, daß alſo Einſeitigkeit und Eigenwille und ſtatt des öffentlichen Geiſtes häufig ein Geiſt der Perſonen und Rotten alles forttragen und durch einander werfen muß. Es muß in Stößen von Windsbräuten und Orkanen geſchehen, was durch die Schwingungen regelmäßiger Winde belebt und bewegt werden ſollte. Man werfe nur einen Blick auf Nordamerika und auf ſeine Entwickelungen und Bewegungen, wie ungeachtet eines ſeltenen politiſchen Gefühls und Sinnes, den die Leute dort von dem Mutterlande her haben, doch ſo vieles daſelbſt ganz gegen die Regel und Ordnung des Verſtandes und Geſetzes in einzelnen Stößen geſchieht, welche vorragende Perſönlichkeiten und Partheiungen, die durch keinen großen und gewaltigen Geſammtwillen eines Volkes in Achtung und Furcht gehalten werden, ſich durch die Lande hinſchnellen, mehr gleich zerſtörenden Blitzleuchtungen als mild belebenden Sonnenſtrahlen. Und welche Stöße und Erſchütterungen werden die künftigen Jahrhunderte dort bringen, bis die verſchiedenen Länder- und Völker-Haufen ſich zu wirklichen Staaten und Völkern bilden und entwickeln können!

Zwiſchen den irdiſchen und himmliſchen Dingen wandelt eine ewige Nothwendigkeit, unvermeidlich und unverrücklich, wie alle ewigen Geſetze der Natur. Das Band, welches Beide zuſammenbindet, ſcheint oft unſichtbar, iſt aber dem ſehr ſichtbar, der verſtändig zu ſeyn wagt; denn allerdings iſt verſtändig ſeyn jetzt ein Wagſtück, und mit geiſtreichem Geſchwätz und luftigen Geſpinnſten kann man heut zu Tage viel leichter glänzen als mit dem grad ſehenden Aug und dem grad wandelnden Fuß, wobei unſre Väter die tüchtigen und freudigen Menſchen waren, die wir anſtaunen, ohne zu wiſſen, was wir in ihren Thaten und Arbeiten denn eigentlich bewundern. Wenn man glaubt, daß Geiſt aus Geiſt geboren wird, ſo hat man Recht im bloß idealen Sinn. Wenn man aber glaubt, daß das Gemiſchte, das aus Leib und Geiſt Zuſammengeſetzte, durch bloßen Geiſt geſchaffen und erhalten werden könne, ſo iſt man unverſtändig. Wenn man endlich glaubt, daß das Irdiſche und alles, was an den vielfachen Entwickelungen und

Verhältniſſen der Menſchheit rein irdiſchen Stoffes iſt, bloß aus Geiſt entſtehe und beſtehe, wie man nun oft zu glauben ſcheint, ſo iſt man närriſch. (Denn unter Geiſt meint man offenbar nicht jenes Allſchaffende und Allbelebende, wo Gott und Natur, Himmel und Erde, Leib und Seele Eins ſind; denn dann wäre man nicht närriſch.) Dieſe Narrheit iſt jetzt alltäglich und läutet mit der großen Glocke des Tages, und obgleich ein jedes Jahr die neueſten Verfaſſungen die eben noch neuen zu Grabe tragen ſieht, brüten die Hirnſchädel der Weltverbeſſerer die platoniſchen Republiken und Staaten, wie ſie ſeyn ſollen, zu Dutzenden aus. Verfeinerung, Aufklärung, Geiſt ſollen jetzt alles können; ſie ſollen das Verlorne erſetzen, wodurch die früheren Zeiten beſtanden: ſie beſtanden aber durch Treue, Glauben, Gemüth. Ich will nicht behaupten, daß die menſchlichen Einrichtungen und Ordnungen der Vorzeit viel beſſer waren, als die der Gegenwart; ich will nicht ſagen, daß wir alle hohen Tugenden und edlen Künſte unſrer Väter verloren haben: aber die Zuſtände der Welt, der Gang und die Bildung der Menſchheit, der Sinn des Zeitalters und der Erde ſind ganz anders geworden. Es trägt ſich nicht mehr gleichſam von ſelbſt, was ſich damals trug. Alle menſchliche Vermögen und Kräfte lagen vor einigen Jahrhunderten noch mehr in einander eingewickelt; die Mittelvermögen (gleichſam die zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden Mittelgeiſter, die Dei Medioxumi), welche den Geiſt und den Leib der Dinge verbinden, die Mitteltugenden, aus recht gediegenem irdiſchen Schrot und Korn, welche ſie zuſammenhalten, wandelten noch alle zwiſchen ihnen — und mit unvollkommnerem Geſetz und ungewognerem Staat ſtand alles in ihm ſelbſt feſter, ohne daß man eben wußte und ſich fragte, wodurch. Aber ſeit dem letzten halben Jahrhundert wie iſt alles anders geworden! Zerſtoben und verweht iſt, was als ein heiliger Nebel zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Leib und Geiſt ſchwebte und die Abſtände, Klüfte und Brüche zwiſchen beiden verhüllte; nackt und geſchieden ſtehen nun die verſchiedenen Kräfte und Willen in dem Schickſal, in der Natur, in dem Menſchen einander gegenüber und ſind durch keine Klagen und Gebete auf die alte Weiſe wieder zuſammen zu bringen. Alles iſt mehr entwickelt, beſtimmt, gewogen als zu unſrer Väter Zeit, aber iſt es doch noch nicht ſo weit, daß die Menſchen für ihre Noth es gegen einander wägen und ſtellen könnten, ſo daß es ſich hielte und daß Kunſt und klug meſſende und rechnende Erfindung erſetzte, was ſonſt Zufall und dunkel empfindender Wahn gab. Wir ſind viel geiſtiger, viel feiner, als unſre Väter waren, aber noch nicht geiſtig und fein genug, um das Leibliche und Grobe, das doch ein gar mächtiges Gewicht in den menſchlichen Dingen hat, gehörig würdigen zu können; wir haben unendliche Künſte und Fertigkeiten, aber mangeln immer noch der höchſten Kunſt und Fertigkeit, ſie als einen einfachen und genialiſchen Bau ſo in einander zu fügen, daß Kunſt ſich durch ſich ſelbſt trage, wie Natur von Ewigkeit her ſich durch ſich ſelbſt trägt. Denn ich muß ſagen, was es iſt: wir kommen uns ſo geiſtig vor, daß wir das Leibliche, ſo edel, daß wir das Gemeine nicht mehr achten wollen. Das iſt eine Narrheit, denn wir ſind Menſchen, Geſchöpfe, die zwiſchen Himmel und Erde zugleich ſtreben, die nicht allein idealiſiren, ſondern auch eſſen wollen.

Dies Letzte iſt das rechte Wort. Denn um nichts Anderes als um das tägliche Brod und was dazu gehört, was eine Millionencentnerſumme von Gütern ausmacht, für deren Erringung und Erhaltung der ewige Kampf ſteht, führt man die großen und koſtbaren Tragödien der Welt auf, die da heißen Kriege, Entthronungen, Umwälzungen. Dieſes gemeinſte Bedürfniß und gemeinſte Gefühl hat die Räder unſrer Welt ſeit Adam getrieben, und wird ſie noch treiben, wann unſer Ururenkel ſich zu einem fliegenden Seraph vergeiſtigt hat, wenn wir anders ſo weit ſeraphiſirt werden können; und das wunderſame Sternenkind, Menſch genannt, das wie ein Räthſel auf dieſem kleinen Planeten rund wandelt, und deſſen Augen, wie uns die Weiſen lehren, damit er ſeinen Urſprung nicht vergeſſe, von Gott nach oben gerichtet ſind, muß doch täglich auch auf die Schollen der Erde und auf ihre Sorgen und Hoffnungen hinabſchauen, wenn es ihm hier unten wohl werden ſoll; und ſchlecht ſteht es um die Welt, wenn er ſolches Bedürfniß und ſolches Gefühl nicht anerkennen will. Denn wie hochgebildet ein Zeitalter immer ſey, wie künſtlich und vielfach zuſammengeſetzt das Spiel ſeiner Kräfte ſich treibe, wie klug und fein in einander gefügt der Bau ſeiner Staaten als geiſtiges Kunſtwerk da ſtehe — es wird alles nichts ſeyn noch werden, wenn das Fundament der Dinge nicht aus irdiſchen Bauſteinen gemauert iſt. Denn die Wahrheit iſt ewig wie die Welt: der Geiſt muß einen Leib haben, den er bearbeite; er kann hier nicht aus ſich ſelbſt gezeugt noch erhalten werden, ſondern zeigt auch darin ſeine Feuernatur, daß er ſich in ſich ſelbſt verzehrt, wenn man nicht irdiſchen Brennſtoff auf ſeinen Heerd ſchüttet. Freilich unhemmbar iſt die

Feuerkraft, welche die Welt ergriffen hat; auch darf ſie nicht gehemmt werden, ſondern muß leuchten und brennen, bis das geblendete Geſchlecht wieder ſehen lernt. Denn dahin wird es kommen und muß es kommen, daß in demſelben Maaße, wie das Menſchengeſchlecht durch Geiſt verfeinert und verflüchtigt wird, es durch Leib vergröbert und erſchwert werden muß, damit das Ganze ſich im Gleichgewicht trage: das zu leichte und zu viele Segel führende Schiff muß mehr Ballaſt einnehmen; die bleierne und ſteinerne Gewalt der Dinge muß ſich immer ſchwerer an den flüchtigen Geiſt hängen, je himmelslüſterner er der Erde zu entfliegen ſtrebt. Dieſe bleierne und ſteinerne Gewalt der Dinge, dieſe nothwendige vis inertiae des Menſchenlebens und Staatslebens iſt, was ich oben das gemeinſte Gefühl und gemeinſte Bedürfniß nannte. Ein Zeitalter kann ſo geiſtig werden, daß es dieſe beiden aus den Augen verliert; daß es in Uebermuth und Eitelkeit nichts als Ungemeines und Vornehmes anerkennen will, ja daß es ſich gebärdet, als müſſe in Geſetzgebungen und Verfaſſungen nur auf das Erhabene und Göttliche der menſchlichen Natur gerechnet und das Niedrige und Thieriſche derſelben gar nicht mit angeſchlagen werden: denn der edel geglaubte und vorausgeſetzte werde auch immer edel gehorchen und befehlen. Dann Lebewohl Verſtand, Freude und Freiheit auf Erden!

Man ſollte denken, die Maſſe der Menſchen werde ſchon dafür ſorgen, daß das Natürlichſte und Gemeinſte nicht vergehe; aber der Menſch iſt ein wunderliches Weſen. Er, das geiſtige Geſchöpf der höheren und verborgeneren Kunſt, wird in dem Triebe zu bilden und zu künſteln durch keinen ſo ſicheren Inſtinkt gehalten, als die übrigen Lebendigen; er übertreibt häufig ſein Schönſtes ſo lange, bis er durch ſchmerzliche Verluſte des Irrthums inne wird, worin er war. Wir Europäer ſind offenbar dahin gekommen, daß die Tugend der Beſten und die Einſicht der Weiſeſten nöthig iſt, um unſre auseinander geſprengten Kräfte wieder zu ſammeln und ins Gleichgewicht zu bringen; wir haben Chirone und Solone nöthig, um die irdiſche und leibliche Kraft der Jünglinge und der Staaten ſo zu ſtärken, daß die ſüßen geiſtigen Ausſchweifungen des Zeitalters, die lockenden Spiele der Künſte, deren wir nun nicht mehr entbehren können, uns nicht ſchwächen und verderben. Selbſt diejenigen Staaten, die auf einem natürlichen Grunde noch am beſten zu ſtehen ſcheinen, werden, durch Geiſt untergraben, zuſammenſtürzen, wenn der mündiger gewordene Menſch durch Kunſt nicht erhalten lernt, was er durch Kunſt verdorben hat. Der Menſch wird mehr und mehr zu allem erzogen werden müſſen, wozu er ſonſt nur gewöhnt wurde.

Wenn dieſe Gefahr des Sturzes und Ueberſturzes der Dinge durch ihr aufgehobenes Gleichgewicht über der ganzen gebildeten und geſitteten Welt hangt, wenn ſolche Nothwendigkeit der Verwandlung oder Umwandlung aller Kräfte und Verhältniſſe auch das Beſt- und Natürlichſt-Eingerichtete verdirbt und auflöſt, was ſoll man denn da erwarten, wo die menſchlichen und bürgerlichen Einrichtungen noch nicht die beſten ſeyn können? Ich komme auf Schweden zurück.

Hier fehlt bis auf den heutigen Tag noch die nothwendige vis inertiae, oder vielmehr hier fehlt die Koncentration derſelben. Als noch weniger Geiſt über den Dingen ſchwebte und durch die Dinge ging, da hielt, wenn Tugend und Adel im Volke war, irdiſche Noth und irdiſcher Inſtinkt auch das Loſe leidlich zuſammen. Schweden, ihm ſelbſt überlaſſen, auch mit ſeinen klimatiſchen Mängeln, ſeiner noch wenig vermenſchlichten Erde und ſeiner geringen Volkszahl, hätte ſich wohl nach manchen Jahrhunderten allmälig immer mehr zu einem wohlgeordneten Staat entwickeln und runden können. Aber Schweden hat ſich ſelbſt nicht überlaſſen bleiben können, es hat von den Fremden die ſüßen Reize geiſtiger Bildung und Verfeinerung empfangen, während ſein Boden von Torneå bis Yſtad ſich nach Deukalionen und Pyrrhen umſieht, die ſeine Steine hinter ſich werfen, damit Menſchen daraus werden. Solches geiſtige Wachsthum bei einem freigeſinnten und aufſtrebenden Volke hat das alte Ungefähr von politiſcher Verfaſſung als ein bloßes Gewohnheitsding nicht lange dulden können; man hat hier daher an dem Politiſchen viel gerüttelt und geſchüttelt. Ueber den Sinn dieſer politiſchen Rüttelungen und Erſchütterungen laſſe ich mich hier nicht ein; ich ſage nur, daß bei aller Tüchtigkeit und Würdigkeit eines Volkes doch nichts werden kann, wenn die erſte Bedingung fehlt, die ſich immer an einander reibende und einander haltende Maſſe des Volks. Denn in dieſer Maſſe, in dem Bedürfniß, dem Sinn und dem Gefühl der Menge, liegt die den Geiſt und ſeinen Muthwillen regelnde und haltende Kraft, die allen Einrichtungen ihr Maaß, allen Geſetzen ihre Würde, allen Handlungen der Rathenden und Waltenden im Volke ihre Schätzung giebt; hierin liegt jene wohlthätige Kraft der Schwere, die bald hemmt bald ſtößt, immer aber wie ein bleiernes Gewicht zu dem Boden der Erde zieht, wenn die künſtliche Staatsmaſchine durch zu großen Trieb ſich aus ihrem Kreiſe ſchwingen mögte. So iſt es und ſo war es in den Verfaſſungen, die älteſtens und jüngſtens die beſten hießen, daß das Volk das Gemeine, die Weiſeſten und Beſten über dem Volke das Edle darſtellten und wieſen: denn aus Gemeinem und Edlem muß jedes Ding beſtehen, das ſo ganz auf der Erde ſteht, als der Staat ſtehen ſoll. Will man alles edel und überirdiſch, wie Thoren in neuen Revolutionsproben verſucht haben, ſo wird es gemeiner als das Gemeinſte und irdiſcher als das Irdiſcheſte, d. h. es wird unmenſchlich und teufliſch. Die Menſchen des Jahrhunderts hatten den alten Soloniſchen Geſetzgeberſpruch vergeſſen, daß das Zugute nicht gut iſt. Was das Volk will, d. h. was das Volk tragen kann, das ſollen die Beſten und Weiſeſten verſtehen und machen; ſie ſollen die Geduld haben, ſich eben ſo ſehr vom Volke führen zu laſſen, als es führen zu wollen. Fehlt aber das Volk noch, d. h. die Möglichkeit, daß es ſein Bedürfniß und ſeinen Willen zuerſt in ihm ſelbſt erkenne, und dann deutlich und energiſch ausſpreche, ſo iſt es auch faſt unmöglich, daß es viele Weiſeſte und Beſte geben könne; denn woher ſollen die Einzelnen zu Rath und That den nothwendigen Verſtand nehmen, wenn nicht von dem Volke? Denn ſetzen wir das Glücklichſte, daß die Rather und Ordner der Dinge in einem Lande durch einen glücklichen Zufall alle Kenntniſſe und Tugenden vereinigen, die man ſo ſelten beiſammen findet, doch werden ſie das Nützliche und Dauernde nie machen noch erhalten können, wenn das Volk, das Volk ſelbſt und allein, ſie nicht hält, fortſtößt, warnt, ermuntert. Bei irdiſchen Dingen muß der Menſch ſich in das Richtige verlaufen, wenn er durch geiſtige Triebe geſtoßen wird, ohne durch irdiſche gehemmt zu werden.

Feſt ſteht alſo das Ergebniß, daß Schweden, ſo lange es iſt, wie es nun iſt, noch keine dauernde in ſich ſelbſt ſich haltende und ſich verbeſſernde Verfaſſung haben kann. Denn wie fein man auch die Maſchine mache, wie klug man auch alle ihre Bewegungen und Triebe berechne, wie ſorgfältig man die ſtreitenden und auf einander wirkenden Kräfte auch wäge und meſſe — es giebt nur Einen richtigen Trieb, nur Ein richtiges Gegengewicht, nämlich das ganze Volk. Aber wo in Schweden iſt dieſes ganze Volk? Selbſt wenn man eine vollſtändigere und richtigere Volksvertretung gewönne, wenn die Reichstage in kürzeren Zwiſchenräumen wiederkehrten, wenn die Mittheilung der Geiſter und Gedanken die unbeſchränkteſte wäre, wenn alſo das Volk zu größerer Aufklärung über ſeine Intereſſen, zu lebendigerer Theilnahme an dem Allgemeinen gebracht werden könnte — ſo würde doch immer die Kraft und der Nerv fehlen, welche für ein rechtes Bürgerdaſeyn mehr durch phyſiſche als geiſtige Reibung hervorgebracht werden; es würde jenes Unſichtbare und Allſichtbare, jenes Nichts und Alles fehlen, was wie eine Götterſtimme aus der Ferne zu tönen ſcheint, da es doch aus der ganzen großen Maſſe herausklingt und den Rathenden erklärt, was ſie thun ſollen, den Regierenden deutet, was ſie thun müſſen. Wer Menſchen kennt und Geſchichte verſteht, weiß, daß es nicht ſo viele erlauchte Buben und Böſewichter unſers Geſchlechts gegeben hat, als ſchulſtaubige Pedanten und überfeine Miniſterköpfe uns einbilden wollen; aber er weiß auch — was dieſe nicht wiſſen — daß es ohne natürliches Gleichgewicht und Ebenmaaß der Kräfte, ohne Gränzen drinnen und draußen unmöglich iſt, das Gute zu thun und zu machen. Der

Menſch muß fehlen, wo er keine Schranken hat, er muß dann entweder zu viel oder zu wenig thun, immer alſo das Unrechte thun. Wenn die Schweden alſo von Vielen leicht geſcholten werden, als die da eine angeborne Neigung zu Neuerungen und Umwälzungen haben, ſo mag freilich etwas davon im Karakter des Volkes liegen, aber das Meiſte liegt außer dem Volke in dem ganzen Zuſtande des Landes und in einer nothwendig mangelhaften Verfaſſung. So viel aber kann ich mit jedem geſcheidten Schweden vorausſagen, daß ſie noch manche traurige Erſchütterungen und Umkehrungen werden erfahren müſſen, ehe ſie durch einen ſicheren und bewußten Gemeingeiſt werden gehalten werden.

Nun einige Worte über die Schweden ſelbſt, zuerſt über ſie als über die Menſchen, dann als über die Bürger.

Auch in dem Menſchen hier finden wir das Klima und ſeine Gewalt wieder. Die Berge voll Stein und Eiſen, die ſcharfen Klippenküſten, die unendlichen Wälder, die großen Seeen und brauſenden Ströme und Waſſerfälle, die langen und friſchen, meiſt ſonnenhellen Winter, die kurzen und heißen Sommer — vom Frühling und Herbſt meiſtens nur ein leichter Anhauch im geſchwinden Vorüberfliehen — ſtellen ihr Bild wieder dar in dem großen Allbilde der irdiſchen Dinge, in dem Menſchen. In den unverdorbenen und im einfachen Leben und einfältigen Sinn beharrenden Klaſſen iſt der Menſch ſtark, ſchön, friſch, muthig, redlich, männlich, freiheitliebend; nicht ſo leicht anklingend durch zarte und weiche Gefühle als die ſüdlichen Völker, nicht ſo leicht beweglich als ſie durch Spiele des Leibes und Gemüthes; was den Schweden Feſtigkeit heißt, mögte jenen oft Härte, was ihnen Männlichkeit heißt, jenen oft Trotz dünken; die ſchlichte Einfalt und Ruhe des Nordländers aber ſchilt der leidenſchaftliche Südländer Dummheit. Dieſer Geſtalt des Gemüthes ſind hier auch die menſchlichen Triebe und Anlagen im Leben und in der Wiſſenſchaft und Kunſt ähnlich; es geht im Ganzen alles mehr auf das Aeußere und Verſtändige als auf das Innere und Gemüthliche; der Schwede überhaupt iſt mehr ein logiſches, mathematiſches und mechaniſches als ein erfindendes und ideales Volk: er iſt mehr verſtändig als vernünftig, mehr geiſtvoll als ſeelenvoll. Hier berührt er die Franzoſen, aber auch nur hier, und man kann ihm ſeine Vorliebe für ſie und ihre Bildung und Kunſt*) nicht ganz verdenken, wie ſehr er ſein Land und ſeine ächten natürlichen Bedürfniſſe darüber auch vergeſſen hat.

Nachdem man dieſe Tugenden und andere gute Eigenſchaften des Schweden gebührlich gerühmt hat, kommt man gewöhnlich mit dem etwas dicken Verzeichniß von Fehlern nach, welches ungefähr ſo lautet: der Schwede mag immer ein ſchöner, tapferer, redlicher und geſcheidter Menſch ſeyn, doch kannſt du leugnen, daß Neid, Rachſucht, Meuterei, Leichtſinn und Eitelkeit Flecken an ihm ſind, die ſchwarz auf ſeinen weißen Tugenden ſitzen und ſeine ſchöne Geſchichte verdunkeln?

---

*) Man kann nicht leugnen, daß das Franzöſiſche und ſeine ganze Art ſeit der Erlöſchung oder vielmehr Ermordung der großen Wittelsbacher, welche ſie perſönlich haßten, durch den Glanz, den das ſogenannte Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten von ſich warf, und durch die ganze Richtung des achtzehnten Jahrhunderts in die gebildeten und vornehmeren ſchwediſchen Klaſſen viel tiefer eingedrungen war, als z. B. in England und Deutſchland; aber jene Vorliebe war in den Jahren, wo dies geſchrieben ward (1809—10) ſchon im Hinſterben, und mehr in den Sitten und Gewohnheiten der Alten, als in den Neigungen und Strebungen der Jungen. Dieſe wendeten ſich damals ſchon mehr dem verwandten Deutſchen zu und mit ihm den gemeinſamen germaniſchen Wurzeln und Urſprüngen, obgleich die Meiſten unter ihnen lieber Gothen als Germanen heißen wollen und ordentlich zürnten wie Rask, wenn man ſeinen Dänen und Normännern den Namen Germanen beilegte.

Es iſt wahr, ſo ungefähr ſtellt ſich des Schweden Bild dar, wenn man nur ſein öffentliches europäiſches Leben und ſeine Geſchichtstafeln durchblättert, wenn man ihn nur nach den gewöhnlichen äußeren Erſcheinungen betrachtet: ich möchte ſagen, wenn man ſelbſt ſein Inneres auch nur von außen gleichſam nach den Schattenwürfen ſeiner Oberfläche betrachtet. Aber neben dieſem Bilde und den mannigfaltigen und vielfarbigen Scheinen dieſes Bildes ſind in dem Volke noch viel tiefere und bedeutendere Scheine und Bilder, worauf und wohinein auch geſchaut werden muß. Darüber hier noch einige Winke.

In der alten Erdkunde iſt zuweilen die Rede von einer Germania magna et Germania parva, von einer Germania prima et Germania secunda. Dieſe Namen mögte ich auf Deutſchland und Schweden anwenden, indem ich letzteres gleichſam eine Germania secunda nenne. Wie Deutſchland den meiſten Ländern Europas gegenüber von einem autochthoniſchen Volke bewohnt wird, deſſen Sitz daſelbſt wenigſtens über jede geſchichtliche Kunde hinausragt, ja ſelbſt über die Sage und Fabel hinaus liegt, wie dieſes alte Autochthonien daher eine Unendlichkeit von Urwahnen, Urtrieben, ja von Urdummheiten und Urkonfuſionen in ſeinem Schooße birgt, welche man bei jenen Völkern viel weniger findet, die, in ſpäteren Jahrhunderten entſtanden, gleichſam ein mehr durchgeſiebtes und durchgeſtäubtes Daſeyn, ein helleres bewußteres, aber auch einſeitigeres und engeres, offenbaren, eben ſo zeigt Schweden in gewiſſer Weiſe eine ähnliche Erſcheinung; es däucht mir in vielfältigen Beziehungen und Aehnlichkeiten ein nordiſches Gleichbild unſerer ſüdlicheren Germania prima; es iſt mehr als die andern Länder des ſkandinaviſchen Nordens ein großes gemeinſames Urbild, das ſich mit den Mängeln und den Tugenden der Vorzeit ungetrübter und unverblaßter erhalten hat als die verwandten Nachbarn. Unter gleichen Breitengraden, größtentheils auch von demſelben Stamme, wohnt der Schotte, Däne und Normann. Alle dieſe haben durch Himmel und Art mit dem Schweden viel Gemeinſames, aber noch mehr von ihm Verſchiedenes. Ich zeige einige Züge.

Der Schotte (ich meine den ſkandinaviſchen und ſächſiſchen Theil) hat meiſtens ſogar eine große körperliche Aehnlichkeit mit dem Schweden. Auch in Art und Sitte und in Künſten und Wiſſenſchaften fällt er ſehr mit ihm zuſammen. In der Theologie und Philoſophie das Praktiſche, was ſich unmittelbar auf das Leben bezieht; wo er zu ſchwärmen ſcheint, iſt er mehr ein trockner realer Schwärmer, wo der Deutſche z. B. mehr der Dunſtige und Ideale iſt; in der Wiſſenſchaft offenbart er die Vorneigung für das Ethiſche, Logiſche, Mathematiſche. Aber der Schotte iſt betriebſamer, gewandter, unruhiger und abentheuerlicher, immer mehr das Fremde ſuchend und die Fremde beſuchend, als dies in dem Triebe des Schweden liegt.

Der Däne liegt in zerſplitterten Stücken zerſtreut auf dünnen Inſeln und Halbinſeln, allen Winden und allen

Reitzen und Lockungen der Winde und Meere, der Nordſee und Oſtſee, preisgegeben; ſchon frühe iſt er in die weſtlichen Kämpfe Deutſchlands und Britanniens hineingeriſſen und zum Theil aus der Heimath weggeriſſen und aus der Veranlaſſung wohl mit manchem Fremdartigen gemiſcht und verſetzt worden*); ſpäter von dem Deutſchen zu ſehr verändert und mit geſtämpelt oder, wie däniſche Patrioten ſchelten, verdorben: ſo klagte unter andern Rask beſtändig: „wir ſind zu ſehr verdeutſcht.“ Der Däne hat eine eigenthümliche Art, einen Anflug ganz eigner Natur von Eitelkeit, der die Fremden bei'm erſten Anblick ſogleich zu fragen ſcheint: ſind wir nicht auch für etwas in der Welt? er iſt zu unruhig und reitzbar, zu empfindlich für das Seinige, und hat von der nordiſchen Feſtigkeit und Ruhigkeit, von einer gewiſſen Stille, die im Norden ihre unbeſchreiblich glückſelige Eigenthümlichkeit hat, wie ſie gottlob hin und wieder in Deutſchland noch übrig iſt, gar vieles verloren, wie denn auch die däniſchen Leiber — ich nehme die reiſigen, ja faſt rieſigen Jüten aus — nicht an die Stattlichkeit und Schönheit des Schweden reichen.

---

*) Bei den blutigen und bitterlichen Kämpfen um die Herrſchaft in England unter den Königen Sven und Knut dem Großen, in der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts, müſſen die däniſchen Inſeln ſehr entvölkert ſeyn. Vielleicht haben, um die Entleerung wieder zu füllen, die Zurückgebliebenen ihre Stellen zum Theil mit entführten Kriegsgefangenen und Sklaven der wendiſchen, finniſchen, liviſchen Küſten erſetzt, mit welchen ſie in unaufhörlichem Seeräuberkriege lagen. Es wäre ſogar möglich, daß daher das wunderliche Gepräge käme, welches zum Beiſpiel der größte Theil der Bauren in Seeland trägt, das allem Andern eher ähnlich ſieht als ſeinen gothiſchen Brüdern in Schweden und Jütland.

Der Normann iſt weit weniger Ackerbauer, er iſt weit mehr als der Schwede auf den Wind und das Meer angewieſen, und wie gewaltig und ritterlich er auf allen Meeren und auch auf den Inſeln und Küſten des Süden geabentheuert hat, ſteht in allen europäiſchen Geſchichtbüchern verzeichnet. Sein Land ſinkt von dem hohen von Süden gen Norden laufenden Bergrücken des Kjölen, jedoch mit mehreren Queerdurchläufen, gegen den weſtlichen Ocean hinab, ein Land der Meerengen und Seebuchten; daher vielleicht Sein Name Reich der Seeengen*), der Meerbuſen. Dieſen Normann haben die erhabenen Berge und Klippen, die herrlichen Seegeſtade und ihre Bilder und Reitze nicht ausarten laſſen; er iſt ſtattlich, ſchön, tapfer und unternehmend und bis dieſen Tag einer freien und ritterlichen Geſinnung. Aber ſein Land war nie ein Land der Ruhe und Stille, wie das breitere ſchwediſche Mittelland ſüdlich und ſüſtöſtlich vom Kjölen. Wie er bei Fremden immer verkehrte und einkehrte, oft mit dem blitzenden Degen, öfter mit friedlichem Kiel, ſo ward er auch viel von den Fremden beſucht, vorzüglich ſeiner Fiſchereien wegen. Auch er hat eine gewiſſe unruhige Beweglichkeit und Abentheuerlichkeit im Karakter, die in Schweden viel weniger heimiſch ſind.

---

*) Gewöhnlich leitet man den Namen Nor-rige ab von Norr (nördlich) und rige, das Nordreich, nämlich im Gegenſatz gegen die beiden ſüdlichen Reiche, Schweden und Dänemark; man könnte aber eben ſo gut die zweite Ableitung wagen von Nor, Nore, Nora, welches Wort in den ſkandinaviſchen Sprachen und laut den Nachrichten der ruſſiſchen Land- und Natur-Erkunder in den Steppen Sibiriens und der Mongolei eine Seebucht, Seeenge bedeutet. Der Name findet ſich in Skandinavien und England öfters für eine Seebucht, einen Seehals.

Schweden, vorzugsweiſe das Land der Hillevionen, das Land der Hügel und Wälder, hat das Ebnere und Breitere, alſo auch das Tiefere und Stillere der Erde und des Gemüthes erhalten. Es iſt freilich auch ein Seeland, aber über dem Schiffer und Fiſcher herrſcht doch der Bauer und Bergmann vor. Der ſchwediſche Bauer und Edelmann, welchen der Branntwein, der in einzelnen Bezirken allerdings ein großer Verwüſter iſt, nicht verdorben hat, iſt ein ſchöner ſtattlicher Mann mit dem Gepräge heiterer und beſonnener Ruhigkeit und Feſtigkeit; wie denn auch Feſtigkeit und volltönende beſtimmte Klarheit der Karakter ſeiner tapfern Sprache iſt. Ja dieſe Ruhigkeit und Feſtigkeit, ein gewiſſer ganz eigenthümlicher Ausdruck und Abdruck ſeines Weſens, wo Ernſt und Fröhlichkeit, Milde und Trotz in glücklicher Miſchung erſcheinen, bezeichnen ſein eigenſtes Daſeyn. Dieſe Ruhigkeit und unter ihrem Bilde eine tiefere ſtillere Beſchaulichkeit zeichnen den Schweden vor ſeinen verwandten Nachbarn aus. Ja ſie iſt ſo ſehr ſein innerſtes Leben, daß er alles Anmuthige und Fröhliche, was ihm etwa begegnet, mit dem Namen rolig, ruhig, bezeichnet, ſo daß er z. B. ſagt: wi hadde där mycket roligt, wir hatten es da ſehr ruhig, wo wir Deutſche ſagen würden, es ging da ſehr luſtig her. Kurz, Schweden als die breitere und dickere Mitte Skandinaviens hat eine gewiſſe heitre und ruhige Gleichmäßigkeit und Gleichmüthigkeit, die den unruhigeren und aufgeregteren Nachbarn fehlt. Aber dieſe mehr beſonnene und gehaltene Heiterkeit hat noch einen andern Grund:

Schweden iſt das Land der Sonne und des Lichts. Ueber ſeinen Hügeln und Bergen, welche von 300 bis 1200, ja an einzelnen Stellen zu 3000 bis 4000 Fuß ſich über die Oſtſeefläche erheben und mit reizenden Seeen, Flüſſen und Waſſerfällen durchwebt ſind, ſtrahlt im Winter und Sommer eine helle Sonne, funkelt ein reicherer Lichtglanz als über dem ganzen übrigen Norden. Denn wie großgeſtaltig und großbilderlich Norwegens Natur auch ſey, ſein Klima iſt auf jeden Fall viel wechſelvoller und ungleicher, und im Sommer treiben die Weſtwinde von der Nordſee die kalten und trüben Nebel und Regen, im Winter die ewig wechſelnden Thauwetter herbei; die däniſchen Inſeln und Halbinſeln ſind vollends durchaus Wind- und Wolkenländer, von allen Launen eines ewigen Wechſels geplagt. Schweden hat gewiß ſechzig bis achtzig helle Sonnentage mehr als Deutſchland; es hat, ſo weit ſeine Gränzen ſich erſtrecken, unter dem Boden Metall, und die metalliſche Kraft in allen ſeinen Gewächſen, den vom Licht geläuterten Metalldunſt in ſeiner Luft, die Metallkraft in den Sehnen und Muſkeln ſeiner Menſchen. Aber ich glaube, die Einflüſſe des reichen Lichtgenuſſes ſind hier vorzüglich in Erwägung zu ziehen. Daher eben die Ruhe und Sicherheit der Gemüther in Schweden, ein ganz eigenthümlicher Reiz und Streben zu allem Anmuthigen, Glänzenden und Schimmernden; daher auch die Verführlichkeit, die in allem Lichten für ſie liegt, wie es dem leichtgefiederten Heer mit dem Brande der ſonnenachahmenden Lichter geht. Dieſer Reiz und Trieb iſt mir bei meinem erſten Eintritt in das wackere Land bei den ſchlichteſten, einfältigſten Bergleuten und Bauern aufgefallen als eine recht poetiſche und kindliche, oft aber auch als eine alberne und kindiſche Luſt an allem Funkelnden und Blanken. Selbſt aber bei den gebildetſten Schweden erſcheint dieſer Reiz als ein Entzücken über jeden Glanz und jede Schönheit. Der Schwede iſt daher als ein bevorzugtes Licht- und Sonnen-Kind freilich aller Lichtfreuden und aller innerlichſten Lichterſcheinungen im überſchwänglichen Grade fähig, aber auch, wo dieſer edle Trieb verunreinigt wird, der Verführung durch Prunk und Schimmer ſehr preisgegeben, ſo daß dieſer ſonſt ſo ehrenfeſte und willenskräftige Menſch ſich häufig in die kindiſcheſten prunkvollſten Eitelkeiten verlaufen kann. Wie rege aber der Sinn für das Schöne hier iſt, habe ich in Stockholm oft gewahren können, wenn unter der wimmelnden Menge herrlicher Menſchengeſtalten von Männern und Frauen, welche dort an ſonnigen Wintertagen umzuwandeln pflegen, je einmal ein ganz auserleſener Phönix des holden Geſieders erſchien. Hinter einem ſolchen Vogel ſammelten ſich ſogleich Hunderte und Tauſende, die ihn fröhlich verfolgten, ſo lange ſein Anblick irgend noch zu erreichen war. Eine Erſcheinung, die im Süden Europas alltäglich, in unſerm Deutſchland ſelten iſt. Kurz der einfache Ausführung dieſer einzelnen Betrachtungen auf einem Felde, wo durch die Lichter ſo viele Schatten laufen, bleibt wohl meiſtens bei dem Licht und dem Metall ſtehen. Was darin Phantaſtiſches, Geheimes und Wunderſames verborgen liegt, das muß ja in der Geſtalt und Gebärde und in der Sitte und Art des Menſchen hervortreten und auf ſeine Elemente und Urſprünge zurückſpiegeln. Die Schweden haben nicht allein ihre beſondere ſtille Beſchaulichkeit, ſondern auch eine eigne Art Muſik, die das Ideale und Reale weit näher verbunden herausſpiegelt, als dies z. B. je bei uns geſchieht. Man mögte, indem man das Innerſte, das Unbeſchreibliche nur andeuten kann, ſagen: ihr Ideales iſt weit mehr ſinnlich und leiblich als das deutſche; bei ihnen ſpringen die Geiſter durch die Wände, wo ſie in Deutſchland kaum ihre Schattenbilder darauf werfen. Ja ich mögte, indem ich an den größten Helden und Befreier unſers geiſtigen Lebens und Glaubens, an Doktor Martin Luther, denke, ſagen: ſie ſind noch jetzt wohl die ächteſten Lutheraner. Wer den Doktor Luther verſteht, verſteht auch, wohin mein Finger weiſt.

Nach dieſen leichten Hinundherſprüngen komme ich wieder auf die gewöhnlichen Anklagen, die man in Hinſicht unruhiger Meuterei nnd des Leichtſinns und der Eitelkeit gegen die Schweden erhebt. Ich antworte darauf alſo:

Dies alles kann ganz oder halbwahr ſeyn und doch eben nicht nothwendig in dem urſprünglichen Karakter des Volkes ſeinen Grund haben. Eine unvollkommene Verfaſſung, eine verkehrte Erziehung, und andere mangelhafte Einrichtungen können einem Volke oft eine ſo falſche Richtung, einen ſo unſeligen Anſtrich geben, daß das Gute und Wahre ſeiner Triebe nicht durchſcheinen kann; oder auch die großen und energiſchen Triebe und Leidenſchaften eines Volkes, welche die kleinlichen und ſchwächlichen zügeln und dämpfen ſollten, werden dadurch geſchwächt und erſtickt; und dann muß freilich das Unkraut aufſchießen. Dies iſt auch oft der Fall geweſen, vorzüglich da, wo es am hellſten erſcheinen konnte, bei den vornehmeren und gebildeteren Schweden. Gewiß iſt es hie und da auch auf das untere Volk übergegangen; aber doch gehört das ſchwediſche Volk

— ich meine hier, was man gewöhnlich mit dem Worte Volk meint — zu den redlichſten und bravſten Völkern Europas. Wer menſchliche Dinge zu betrachten und wägen verſteht, weiß auch ohne meine Worte, daß die oben genannten Fehler theils in dem Klima, theils in ſchlechten Einrichtungen liegen. Wir wollen einmal ſehen:

Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß der Menſch des Nordens ſpröder, härter, leidenſchaftloſer und freudenloſer iſt als der des Südens. Mehr als dieſer muß er ſein Leben und ſeine Tugenden durch Arbeit gewinnen und behaupten, er muß im unaufhörlichen Streit mit der Natur ringen. Weil er untergehen würde, wenn er wie jener mit ſeinen Leidenſchaften hinführe, ſo iſt er meiſtens der redlichere, treuere, zuverläßigere Menſch. Er iſt ein vortrefflicher Menſch, ſo lange er in den Schranken ſeiner Naturnothwendigkeit ſtehen bleibt. Aber die Zeiten und Geſchlechter ändern und verwandeln ſich, und die Verführerinn aus dem Pandorenkaſten, die Kunſt, tritt immer geſchmückter, ſie tritt wohl endlich unter falſchen Larven zu dem Menſchen und treibt ihn mit Gewalt über die Gränzen ſeiner wohlthätigen Naturnothwendigkeit hinaus. Dann iſt jener verwickelte Zuſtand da, wo in die Regierung des Lebens und des Herzens Zwietracht kömmt, wo Kunſt und Natur als Feinde verworren einander gegenüber ſtehen, und wo ſo lange hin und her geſchwankt wird, bis der Menſch ſeine Kunſt und ſeine Natur erkennen und beide gegen einander ins Gleichgewicht ſtellen lernt. In dieſem Zuſtande ſind jetzt alle Europäer; wir ſtehen in einer Epoche ſeltſamer Uebergänge und Verwirrungen: Wo iſt das Land, wo eine verſtändige Volkserziehung, wo eine tiefere Anerkennung von klimatiſcher und volksthümlicher Nothwendigkeit, zumal bei der Erziehung der höheren Klaſſen, die künftig die Führer, Richter und Wächter ſeyn ſollen, und wo alſo die Möglichkeit von Würde, Freiheit und Glück wäre? Wie viele Völker laufen jetzt äußeren Scheinen und Aeffereien nach, und können daher die Tugenden und Stärken nicht gewinnen, welche die weiſe und wohlthätige Natur nach dem Maaße des Klimas und Bedürfniſſes jedem Volke verſprochen hat! Denn auch das iſt eine ewige Wahrheit: in jedem Klima ſind beſondere Tugenden vorherrſchend, wodurch die Neigungen zu beſonderen Fehlern gezügelt werden. Aber im Norden ſteht es mit der Kunſt mislicher und gefährlicher als im Süden, und ſobald die höhere und feinere Bildung und Entwickelung im Leben und in der Geſellſchaft beginnen ſoll, muß hier auch des Irrens und Umhertaſtens mehr ſeyn als dort. Denn dort iſt ſchon ſo vieles, was von Anfang an der Kunſt gleich ſieht, oder wohl ſo klar über der Kunſt ſteht, daß der Menſch zittert ſie daran zu bringen. Hier aber ſcheint es, als müſſe dann alles neu gemacht werden; hier meint dann der maaßloſe Menſch auch das verwandeln und verbeſſern zu müſſen, was als Grund alles Lebens und alles Staates ſtehen bleiben muß, wie es von jeher ſtand. So wird, indem dieſe Uebergriffe der Kunſt ſich verbreiten, ein Unmaaß von Begier, eine Unruhe von Eitelkeit, die nimmer möglich iſt im Süden, wo die Natur der Kunſt mehr ähnlich ſieht, dahingegen im Norden vergeblich gearbeitet wird, alle Natur zur Kunſt zu machen. Denn die Nordländer werden ſelbſt aus ihren beſten Anlagen und Tugenden immer Albernheiten und Erbärmlichkeiten machen, ſobald ſie nicht anerkennen wollen, daß ſie im

Genuß und in der Kunſt nie ſo frei und genialiſch ſeyn dürfen als die Südländer. Aber die Eitlen wollen das nicht erkennen, ſie wollen ſich gewiſſe Mängel und Schranken ihres Klimas und Gemüthes immer verhehlen, und fahren ſo in Begierden und Verſuche hinein, die ſie hier nicht befriedigen und erfüllen ſollen noch können. Man braucht nur Nordfrankreich, Deutſchland, England, Schweden, Rußland anzuſehen und den Spanier und Italiener geſehen zu haben, um auf Betrachtungen zu kommen, die eben ſo lehrreich als demüthigend ſind. Kunſt und Kunſtwille ſind geborne Ariſtokraten, die alle hohe Kraft gern vereinzeln und deſpotiſiren. Wenn die Erſten und Führenden den verkehrten Weg einſchlagen, für alle Natur Kunſt zu wollen, nichts anzuerkennen, was bleiben muß, wie künſtlich und verwickelt der menſchliche und bürgerliche Zuſtand des Zeitalters auch ſey, ſo kommen alle kleinen ariſtokratiſchen Triebe und Tücken zum Vorſchein, und ein Volk wird ein junkerliches ariſtokratiſches Volk, welche Verfaſſung es auch haben und welche Namen es dieſer Verfaſſung auch geben mag. Dies iſt in Schweden wirklich ſo geweſen, und iſt ſo bis auf den heutigen Tag. Durch eine Verfaſſung, in welcher die Zahlen, womit die verſchiedenen Stände zählen, in einem zu ungleichen Verhältniß ſtehen, durch eine verkehrte wälſchelnde Erziehung der Vornehmeren, die das Volk leiten, richten und berichten ſollen, ſind alle Eitelkeiten und Schwächen des Nordens ſehr hervorgelockt, und mehr als in irgend einem Lande geht der Menſch hier, ſobald er über den ſchlichten Bauren hinausſteigt, zu dem elenden und tantaliſch unerſättlichen Streben der Ariſtokratie des Prunkes und Schimmers über. Ja, wäre der Stamm des Volkes nicht ſo gut, wären die Geſetze und Gewohnheiten des früheren rohen Zuſtandes nicht ſo brav geweſen, lange ſchon hätte man in Schweden geſehen, was in Rußland und Polen erſchienen iſt. Denn wie die Bildung des Landes und der Geſellſchaft auch fortſchreite, dieſes Land iſt nur gemacht, von freien und glücklichen Bauren bewohnt zu werden. Man verſtehe mich, und verſtehe, was ich unter dem Wort Ariſtokratie meine — ich will nicht bloß Bauren, aber ich will in dieſem rauhen Nordlande, das jeden auf Ernſt und That anſieht, auch den gebildeten Mann, auch den Edelmann und Freiherrn, gleichſam mit dem Stämpel des Bauren ausgeprägt wiſſen. Ich will nicht bloß Bauren, aber ich will alles wie für Bauren, eine freie männliche Erziehung, einen Sinn für das Nützliche und Tüchtige, einen Willen gerade auf die That und das Wirken im Leben gerichtet, nicht ſo ſehr auf das Werk und auf das Spiel mit der Kunſt und Idee, worin dieſes Volk wohl immer hinter dem Südländer bleiben wird; ich will alſo Demokratie, nicht bloß die Demokratie in der Verfaſſung, ſondern in dem Ernſt und der Strenge der Sitte, in der rüſtigen Geſchloſſenheit für die Arbeit und den Kampf mit einer nicht ſpielenden und ſcherzenden Natur. Denn dies iſt ein Land, wie Schottland, Norwegen, Tyrol und die Schweitz, wo der Menſch durchaus verdirbt, wenn er ſeinen Trotz und Stolz in That und Wort nicht ausſprechen darf, wenn man ihn hinweiſt auf die Zierlichkeit für die Bravheit, auf das Spiel für die Arbeit.

Nun kommen wir wieder auf das Vorige zurück. Die meiſten Fehler und Gebrechen ſind nur negative Eigenſchaften; ſie entſpringen, wo eine Kraft und Tugend unterdrückt oder weggekünſtelt iſt. Wie wir oben ſagten, hat die Natur es ſo weiſe eingerichtet, daß der Menſch und ſein Gemüth mit ſeinem Lande und Klima immer leidlich im Gleichmaaß und in Uebereinſtimmung ſteht. In dem für Schweden zu vielen Adel und in ſeinem unklimatiſchen Streben, in der ungewogenen Verfaſſung und den Verwirrungen und Stürmen, die aus ihr entſprangen, werden wir die leichte Erklärung finden, wie ein ſonſt ſo braves, gerades, treues Volk Fehler und Gebrechen an ſich tragen kann, die mit ſeinem Grundkarakter im größeſten Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen.

Neid iſt eine Schwäche, die aus Gefühl von Armuth und Mangel im Aeußern und Innern entſpringt. In allen armen Ländern iſt der Menſch eher neidiſch als in reichen; aber das Gute und Treue im Gemüthe, was ihm die nothwendige Arbeit giebt, überwiegt den böſen Neid. Wo aber Eitelkeit und Künſtlichkeit eintritt, daß er ohne Ernſt und Arbeit ſpielen und genießen will, da muß in einem armen Lande der Neid als ein ſchlimmes Unkraut wuchern, als die häßliche Wurzel von Kriechereien, Lügen und Ränken. Auch kann man dies Gebrechen, gleichſam ein höfiſches und vornehmes Gebrechen, an den gebildeten Klaſſen oft entdecken.

Hiermit iſt verwandt, was man an den Schweden unter dem Namen Rachſucht tadelt, auch nur eine Folge ihrer ungleichen Verfaſſung und ihrer ariſtokratiſchen Kabaliſterei: ein Gebrechen, das mehr dem heißen und Gift und Schlangen nährenden Süden angehört als dem Norden. An ſich iſt der nordiſche Karakter nicht rachſüchtig noch verſteckt, ſondern trotzig und offen; aber Ueberverfeinerung und Uebertünchung nordiſcher Kraft und Sprödigkeit mit gleißendem Schimmer anderer Länder, kurz die Mutter des Neides als die Quelle aller Verſtellung und Hinterliſt, und eine von Partheiungen geſchüttelte Verfaſſung geben dieſem Laſter hier oft eine unglaubliche Kunſt und Weite. Haß und Partheigeiſt verführt und verblendet, und Ehre, Pflicht, Vaterland und Geſetz wird vergeſſen, die heiligſten Bande werden zerriſſen, und unter Aſchen wird der glühende Haß verſteckt, bis der Verletzte oder Unterdrückte einen Brand daraus reißen und damit an ſeinen Gegner kommen kann.

Hier hängt ſich ſogleich an, was man Meuterei nennt, wieder ein Kind, meiſtens aus der ſchlecht gewogenen Verfaſſung und den daraus entſpringenden politiſchen Zuſtängen geboren. Hart und trotzig iſt hier die Natur, zu harten Arbeiten und Kämpfen herausfordernd; hart und trotzig muß der Menſch ſeyn, wenn er ſich in ihr behaupten und gegen ſie vertheidigen ſoll. Einen trotzigen Ernſt, eine männliche Rauhigkeit mit ihren verwandten Tugenden ſollte der Schwede nie für fremden Flitter hingeben wollen. Er bedarf ein ſtrenges Geſetz und einen ſtarken Willen, um glücklich regiert zu werden. Der ſchwächere und weichere Fremde wird ſich hier oft an Rauhem und Kaltem ſtoßen, das ihn verletzt; er wird Hartnäckigkeit und Kühnheit oft als Gefühlloſigkeit und Ungehorſam ſchelten; aber ſo muß es ſeyn. Wenn aber die Schweden wirklich ungehorſam und neuerungsſüchtig ſind, wenn ſie gegen das Geſetz und die Majeſtät nicht immer genug Ehrfurcht zeigen, ſo entſpringt auch das aus den unklimatiſchen ariſtokratiſchen Beſtrebungen und aus den partheiſüchtigen Rotten, die ſie genährt, aus den immer wiederkehrenden Erſchütterungen, die ſie verurſacht haben.

Alſo lauter Mängel, die mehr in willkürlichen und zufälligen Einrichtungen des Staates als in nothwendigen und unvermeidlichen Grundzügen der Nation liegen.

Etwas anders ſieht es mit der Beſchuldigung aus, die Schweden ſeyen ein leichtſinniges und eitles Volk. Leichtſinn und Eitelkeit ſind ächt ſchwediſche Eigenſchaften, und ſie findet man bei dem Volke von der Hütte bis zum Pallaſte; ſie ſind hier nicht etwas Gemachtes und Eingeführtes, ſondern etwas Urſprüngliches und Heimiſches. Aber dieſe Eigenſchaften gehören mehr zu den gleichgültigen, ſind bis auf einen gewiſſen Grad ſogar ein Vorzug, und werden erſt ſchlimm, wenn ſie ſich an größere Gebrechen hängen. Ich habe oben auf die höchſt anmuthigen und liebenswürdigen Elemente hingewieſen, welchen ſie hier größtentheils ihr Daſeyn verdanken.

Des Schweden Streben und Sinn geht im Ganzen mehr nach außen als nach innen. Dies könnte man ſogar weiſen, wenn man von dem eine kurze Ueberſicht nähme, was dieſes Volk in Wiſſenſchaften und Künſten verſucht und geleiſtet hat. Nicht den Inhalt ſondern das Maaß, nicht die Tiefe ſondern die Fläche der Dinge ſucht und bearbeitet der Schwede. Der ſchwerſinnige Deutſche und Engländer wird anfangs immer irre an dem Schweden. Auf der einen Seite findet er eine gewiſſe Kälte und Steifheit, auf der andern eine Unbeſtändigkeit und Flatterhaftigkeit, die ſich zu widerſprechen ſcheinen. Aber hat er ſich das Land und das Volk gehörig betrachtet, ſo erklärt ſich das Meiſte leicht als eine nothwendige Folge des Klimas. Denn dem Klima gehört faſt alles dieſes. Der Deutſche und Engländer muß die Unbeſtändigkeit ſeines Himmels ſo oft mit Trübſinn und Schwerſinn bezahlen; der Schwede hat faſt nur zwei Jahrszeiten, Sommer und Winter, und ſeine Luſt kennt weniger die unſeligen Wechſel, wodurch jene geplagt werden. Deswegen iſt des Menſchen Gemüth hier gewöhnlich friſch und leicht und Grübelei und Schwermuth ſind ſeltene Erſcheinungen. Leichtes Blut und leichter Sinn gehören zu den glücklichen Gaben dieſes Volkes; denn für die meiſten Arbeiten und Geſchäfte des Lebens dienen ſie trefflich, am beſten aber im Kriege. Daher iſt der Schwede von jeher ein guter Soldat geweſen. Doch mit einem verdorbenen Herzen können ſie oft Laſtern ähnlich werden, wenn der Leichtſinn ſich in Unbeſtändigkeit, Untreue und Neuerungsſucht verläuft. Dann wird ſelbſt der feſte Boden nordiſcher Gütigkeit und Redlichkeit davon durchgraben. Als ein leichtſinniges und verſtändiges Volk ſind die Schweden mehr luſtig als fröhlich, mehr ſchlau als geſcheidt, mehr fein als tief, mehr darſtellend als empfindend.

Ein wenig Eitelkeit iſt die natürliche Geſellſchaft des Leichtſinns; und gewiß iſt jedem Sterblichen davon eine gewiſſe Gabe nothwendig, um weniger belaſtet durch die mancherlei Wechſel des Lebens zu gehen. Beide, Leichtſinn und Eitelkeit, ſcheinen von einer weiſen Vorſehung dem Schweden als Zugift gegeben, theils um der Mängel und Beſchwerden ſeines Landes und ſeiner Natur zuweilen zu vergeſſen, theils auch um in Dinge um ihn her den Schimmer und die Zierlichkeit zu bringen, welche die Natur hier verſagt hat. Denn unglaublich iſt es, wie der Sinn für das Schimmernde und Glänzende den Schweden angeboren iſt, ſo daß man ſie ein metalliſches Volk nennen könnte, wie ſie ein metalliſches Land bewohnen. Dieſer Trieb und der Leichtſinn ſcheinen ihnen verliehen zu ſeyn, um als Reitzmittel die Trägheit und Starrheit zur Thätigkeit zu treiben; und offenbar wirken ſie in den kleinen Dingen des Lebens und für die untere, auch liebenswürdige, Bildung manches Gute, was ſonſt nie hervorgelockt wäre. Sie halten den Menſchen rege, raſch, geſpannt, wo er ſich in manchen glücklichen Ländern hingehen ja hinfließen läßt; ſie geben ihm äußere Glätte, Geſchmeidigkeit und Gewandtheit, womit die innere Bildung, Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit auf das innigſte zuſammenhangen. Bis auf dieſen Punkt iſt die allgemeine Eitelkeit des Volkes etwas Gutes und Nothwendiges, wo ſonſt in Reitzloſigkeit und Starrſucht alles vergehen würde. Dieſer Eitelkeit neben der Sonnenkraft und Metallkraft ſeines Landes dankt der Schwede auch den großen Vorzug, daß er in Haltung und Darſtellung des Leibes es den meiſten Nordländern zuvorthut. Weiterhin aber beginnt das Gebiet der Eitelkeit, wo ſie nicht mehr ſo hübſch und unſchuldig ausſieht, ſondern an Prunk und Nichtigkeit gränzt. Auch da hangt das Uebel mit der Verfaſſung wieder innig zuſammen, ſo wie die Verfaſſung aus dieſem ariſtokratiſchen Uebel wieder oft gewiſſe Richtungen bekommen hat. Der Schwede hat hier eine unendliche Geduld für den Dienſt und die Abängſtigung in dieſer kleinlichen Eitelkeit, und es iſt unglaublich, wie er unerſättlich von einem Raube des Ehrgeitzes nach dem andern jagen, von einem äffenden Schimmer nach dem andern laufen kann; wie er um Titel, Orden, Namen und um ſo vieles, was in Worten, Thaten und Scheinen fern von der Sache nur ein Bild, ja oft kaum ein Schatten der

Sache iſt, ſeine beſten Beſtrebungen aufwenden ja aufgeben kann.

Dieſe falſche Jagd nach Schatten von Nichts hat nun freilich bei dem Schweden auch etwas ſelbſt in dem Uebertriebenen noch Liebenswürdiges und Natürliches, aber häufig ſtreift ſie doch an das Kindiſche. Am allerauffallendſten offenbart ſich dies Spiel in den Namen des ſchwediſchen Adels. Ich fordre jeden heraus, mir in Europa eine ähnliche Erſcheinung zu zeigen. Alles, was an Metallen, Sternen, Blumen, Vögeln, Thieren, Klangreiches, Glänzendes, Schönes, Edles und Heldiges, was in den menſchlichen Dingen und Thaten Ritterliches und Glorreiches iſt, hat das ſchwediſche Ritterhaus geplündert, und oft mit den lächerlichſten Zuſammenfügungen dem früheren Namen des Geadelten oder Geritterten angehängt, z. B. Lilienanker, Lilienhabicht (Liliehök), Müllerhelm, Ackerhelm, Schröderſtern, Müllerſchwerdt, Förenhelm. Einige Namen tragen freilich ihren Glanz in der Erinnerung hoher und ſeltener Thaten, wie Stalhandſchuh, Armfeld, Sprengsthor (Sprengporten), Nacht und Tag. Jedoch muß bemerkt werden, daß die meiſten dieſer prangenden Namen den jüngeren, ſchwediſchen Adel der beiden letzten Jahrhunderte bezeichnen. Die Namen der älteren Geſchlechter ſind meiſt einfach und prunklos oder beziehen ſich meiſtens nur auf das Gemeine und Unkriegeriſche der Thier- und Pflanzen-Welt, z. B. Brahe, Bonde, Tott, Waſa, Poſſe, Bjelke, Baner, Sture, Schweinskopf (Svinhuſvud), Löwenkopf (Leionhuſvud). Ein gutes Drittel aber und drüber des ſchwediſchen Adels führen die klang- und glanzloſen Namen der ſchottiſchen und deutſchen Häuſer fort, woher ſie ſtammen. Ich ſetze zur Ergötzung einige Proben dieſes unſchuldigen Spiels der Eitelkeit hieher, indem ich diejenigen Namen, die auch mit ſchwediſchen Umlauten und Endlauten jeder Deutſche, der ſie nur hört oder auf dem Papier erblickt, ſogleich verſteht, ganz, als wären ſie deutſche, herſetze: Güldenfalk (Gyllenhök), Güldenſtern, Güldenadler, Güldenhammer, Güldenpiſtol, Güldenbügel, Güldenſchwerdt, Güldenſchild, Güldenbogen, Güldenſtrahl, Güldenſchiff, Güldenkreuz, Güldenberg, Güldenſpitz, Güldengranat.

Silberſchwerdt, Silberharniſch, Silberſchild, Silberſtrahl, Silberſparre, Silberarm, Silberbrand, Silberſäule (Silverstolpe), Silberhelm.

Lorbeerzweig (Lagerquist), Lorbeeraſt, Lorbeerlaub, Lorbeerkranz, Lorbeerbalke, Lorbeerfeld, Lorbeerberg, Lorbeerſtrahl, Lorbeerhelm, Lorbeerſchwerdt, Lorbeerheim.

Eiſenſchild (Jeruſköld), Eiſenfels, Stalberg, Stalhammer, Stalarm.

Sternſtamm, Sternwall, Sternſäule, Sternkrone, Sternkranz, Sternſpitze, Sternſchanze, Sternfeld, Sternblad, Sternſtedt, Sternmann, Sternſchwerdt, Sterngranat, Sternſtrom, Sternfeuer (Stierneld).

Roſenſchwerdt, Roſenburg, Roſenadler, Roſenzweig, Roſenblad, Roſenſchild, Roſenſtrahl, Roſenſtern, Roſenſtein.

Lilie, Lilienkranz, Lilienkrone, Lilienkreuz, Lilienſäule, Lilienſparre, Lilienſtern, Lilienſchild, Lilienſtrom.

Adelſchwerdt, Adelhelm, Adelſchild, Adelberg, Edelkranz, Edelfeld, Edelkreuz.

Ehrenheim, Ehrenburg, Ehrenſtamm, Ehrenerz (Ehrenmalm), Ehrenſtern, Ehrenhelm, Ehrenwurzel (Ehrenrot), Ehrenſäule, Ehrengranate, Ehrenfalk, Ehrenkrone, Ehrenſtrahl, Ehrenſchwerdt.

Löwenadler, Löwenhelm, Löwenſchild, Löwenflug.

Adlerheim, Adlerkranz, Adlerkreuz, Adlerſparre, Adlerberg, Adlerſtrahl, Adlerflug, Adlerſchild (Örnflycht, Örnſköld, deutſch Arndſchild).

Greifenwald, Greifenberg, Greifenſtern, Greifenſchild, Greifenſchwerdt.

Nordenſtern, Bärenſtern, Nordenſäule, Nordenanker, Nordenſchild, Nordenkreuz, Nordenkranz.

Ritterburg, Ritterſtamm, Ritterſäule, Ritterbalke, Ritterſtrahl, Ritterſchwerdt, Ritterſchild, Ritterherz (Riddarhjerta).

Donner, Thors-Donnerſtrahl (Thorvigge), Turnierhelm, Panzerhelm, Piſtolkreuz, Piſtolſchild, Ankerſchwerdt, Ankerkrone, Reuterſchwerdt, Reuterkrone, Reuterſchild, Fahnenhelm, Kronhelm, Helmenſtern, Drachenhelm, Strahlenhelm, Siegsheimat (Segerheim), Säbelherz (Sabelhjerta.)

Klingeſtern, Waſaſtern, Palmſtern, Taraſtſtern, Jägerſchild, Jägerhorn, Prinzenſchild, Hammerſchild, Hammerhelm, Tigerhelm, Tigerklau, Bärenklau, Wolfshelm, Wolfskrone, Klingſporr.

Hierüber kann man allenfalls lächeln und es ſogar als eine Mehrung der Herzens- und Dichter-Sprache hinnehmen. Hier wenigſtens haben die Heraldiker und Ehrenholde des goldnen Ritterwappenbuchs für die Namen der Götter und Helden den Ueberſetzern des Homer und Sophokles vorgearbeitet. Aber alle dieſe Uebertreibungen ſelbſt von an ſich guten Eigenſchaften, dieſe Ausartungen ſtarker und ritterlicher Gefühle und Leidenſchaften in Fehler und Lächerlichkeiten, kurz manche öffentliche Gebrechen und Standeseitelkeiten, worüber die beſſeren und verſtändigeren Männer Schwedens genug klagen und künftig noch klagen werden, hangen doch zunächſt an den ungleichmäßigen Einrichtungen und Ordnungen der Verfaſſung. Solange dieſe bleibt wie ſie iſt, mit dem zu perſönlichen Uebergewicht eines größtentheils beſitzloſen und doch nach Glanz und Macht ſtrebenden Adels, deſſen Bewegungen und Partheiungen auf der Bildungsſtufe, worauf das ſchwediſche Volk einſtweilen noch ſteht, immer durch daſſelbe hinzittern müſſen, werden dieſelben Erſcheinungen immer wiederkehren. Dieſes Volk muß, damit ſich bei ihm alles in das richtige Verhältniß ſetzen könne, damit ſein Sinn und ſein Gefühl eine wahre Stimme Gottes werden könne, nicht bloß in politiſcher Einſicht, es muß zuvörderſt noch um ein paar Millionen Menſchen an Zahl wachſen.

Die ſchwediſche Verfaſſung iſt geworden, wie die meiſten Verfaſſungen, nämlich dem Anſcheine nach durch das, was man, wenn man auf Unerklärliches ſtößt, Inſtinkt oder Zufall zu nennen beliebt, obgleich in dem Willen eines tapfern und freiheitluſtigen Volkes ſo viel lag, daß es immer geſetzlich und nicht deſpotiſch regiert werden wollte. Dieſe Verfaſſung war älteſtens monarchiſch demokratiſch, mußte aber immermehr ariſtokratiſch werden, jemehr in einem künſtlichen und verfeinerten Zuſtande die menſchlichen Triebe und bürgerlichen Strebungen ariſtokratiſch wurden. Wirft man mir ein, daß eine Verfaſſung nicht ariſtokratiſch genannt werden könne, wo der Bauer und Bürger auch ſeine Vertretung hat, ſo ſage ich: ariſtokratiſch iſt jede Verfaſſung, wo der Adel herrſcht, welche Namen und Scheine man ihr auch gebe; und ſeit dem Verein von Kalmar hat der Adel in Schweden geherrſcht, wenn nicht große und kraftvolle Könige, wie Karl der Neunte und Karl der Elfte, ihm zuweilen den Nacken brachen; und er herrſcht noch heute, wenn gleich nicht mehr ſo offen, wie noch um 1770. Denn ſo iſt die Volksvertretung, daß das Uebergewicht der Entſcheidung in der Regel bei dem Adel ſeyn muß. Wir wollen einmal ſehen:

Schweden hat vier darſtellende Stände, Adel, Prieſter, Bürger und Bauren, welche gleichſam in vier beſonderen Kammern, mit vier entſcheidenden Stimmen ſitzen, und unter welchen der König berufen iſt, bei allen wichtigen Fragen das Gleichgewicht im Schwanken zu erhalten, oder wenn es ihm gelingt, die Gewichte zu ſich hinüberſinken zu machen. Schon dies iſt eine ganz eigne Zuſammenſetzung, und jedem fällt ſogleich ein, daß aller richtige Druck und Gegendruck, alle natürliche Oppoſition zwiſchen zwei kämpfenden Kräften darin fehlen müſſe, ſelbſt wenn dieſe Kräfte gegen einander gleich gewogen wären. Aber noch ſonderbarer iſt die Art der Repräſentanten ſelbſt, eine ſolche Art, daß die würdigſten, geſchickteſten und geiſtreichſten Männer im Volke von aller lebendigen Wirkſamkeit und Theilnahme an der Geſetzgebung und Berathſchlagung ausgeſchloſſen ſeyn können, bloß weil ſie nicht in die Form einer dieſer Klaſſen paſſen. Denn ſo iſt dieſe Art:

Der Bürger kann nur durch einen Bürger ſeiner Stadt, der Bauer nur durch einen richtigen Bauren, der Prieſter nur durch einen Prieſter vertreten werden. Von dem Adel iſt in jeder Familie der Aelteſte Repräſentant des Standes; doch kann er ſtatt ſeiner einen Stellvertreter ſchicken. Man ſieht, dieſe adliche Vertretung iſt dem Sinne nach faſt eine perſönliche, nicht eine geiſtige wie eines Geſammtkörpers oder Geſammtſtandes. Sie iſt faſt, was die polniſche war; auch hat ſie genug polniſche Auftritte bereitet. Möge ſie Schweden kein polniſches Ende bereiten! In dem Ganzen iſt alſo Rohheit und Gedankenloſigkeit. Es iſt ein Sinn für das Einzelne und Perſönliche, ſtatt eines Sinnes für das Allgemeine und Geſammte. Es muß alſo auch das Facit mehr für die Perſonen und ihre Vortheile als für den Staat und ſeine Forderungen herauskommen. Und, brave Schweden, wer von euch wagt abzuleugnen, daß es auf vielen eurer freien Reichstage nicht alſo ſich ergeben?

Von dem Adel denn verſammeln ſich, was man die Häupter der Familien nennt. Dieſe ſogenanten capita aber können ebenſo leicht non capita als capita ſeyn; denn die Natur hat den Aelteſten und Erſtgebornen nicht immer die Erſtgeburt des Herzens und Kopfes verliehen. Es trifft ſich alſo natürlich, daß eben ſo oft die Dümmſten als die Klügſten des Standes repräſentiren. Aber hier iſt noch auf etwas Anderes, und zwar auf etwas Höchſtwichtiges Acht zu geben. Die meiſten Edelleute muß man hier gleich den weiland polniſchen anſehen, als ſolche anſehen, die dafür Ideeen darſtellen, weniger aber als Bürger. Denn der ſchwediſche Adel iſt nicht, wie der engliſche und deutſche war und iſt, auf Güter begründet, ſondern auf das ſehr ideale und oft ſehr luftige Ding, das Ehre heißt. Aber wahrlich eine hohe Ehre muß ſeyn, die ſich mit dem Adel ohne Güter ehrlich und ritterlich behaupten ſoll. Der bei weitem größte Theil des ſchwediſchen Adels iſt arm und faſt ohne Beſitz; und ſolchen Adel macht man täglich neu, wie man leider jetzt auch bei uns in Deutſchland genug thut. Es müßte alſo ein hoher Geiſt und eine hohe Tugend in ihnen ſeyn, wenn ſie immer das Beſte und Würdigſte rathen und wollen ſollten. Und doch nach allem Begriff vom Bürgerſtaate, der auf Freiheit und Sicherheit der Perſon und des Beſitzes ruhen ſoll, dürfte der Beſitzloſe kaum repräſentiren, es ſey denn, daß er nicht bloß den Schein ſondern auch den Geiſt der Dinge und das geiſtige Leben der Nation vorſtellend und vertretend angeſehen werde; was aber weder in dem Begriff noch in der Wirklichkeit des Adels liegt, wohl aber bei Vertretern des Prieſterſtandes, der Hochſchulen und dergl. ſeine Geltung haben würde.

Wir wiſſen, der Geiſt hoher Schwärmerei und für Ehre alles opfernder Ritterlichkeit war im Norden nie heimiſch wie im Süden. Im Süden, wo er einige Jahrhunderte ſein glorreichſtes Leben hatte, iſt er ausgeſtorben; in Schweden iſt er nie geweſen. Denn als er im Süden blühete und bis in das vierzehnte Jahrhundert hinaus hatte Schweden noch nichts von dem, was man Adel, Lehnadel, oder Ritteradel nennen könnte, ſondern, wenn auch, wie bei den Frieſen, einige reiche und mächtige Häuptlingsfamilien hervorragten, wohnten alle freie Männer in würdiger Gleichheit unter einem allgemeinen Landrecht. Die Schweden haben herrliche Könige und tapfere Feldherrn und Krieger gehabt; aber nie hatten ſie Ritter wie Spanien, Frankreich, Süddeutſchland: denn auch bis Norddeutſchland hinab hat die Wurzel der Ritterſchaft kaum ausgeſchlagen. Guſtav der Dritte, ein liebenswürdiger und genialiſcher Mann, war eine Art Ritterkönig, ſeine Freunde und Lieblinge waren eine Art Ritter, aber auch nur eine Art, denn die Zeit war für dieſen Glanz überhaupt ausgelaufen, und hier hatte er auch keine natürliche Geburtsſtätte. Doch ſagen manche Schweden, wenn ſie von ihrer Verfaſſung ſprechen: es ſey leidlich gut, wie es iſt; es müſſe im Staate ein Körper ſeyn, der bloß den Geiſt und die Seele der Dinge darſtelle und dem Leibe und rohen Stoffe, die von andern dargeſtellt werden, den Schwung gebe: dieſer treibende, belebende, begeiſternde Körper ſey der Adel. Wir wollen dies weiter unten betrachten.

Vertreter des Bauerſtandes kann nur ein Bauer ſeyn, d. h. nicht, wer vom Ackerbau lebt, ſondern wer ſich als wirklicher Bauer hält und Pflug, Spaten und Sichel führt. Man ſpricht, dies ſey vortrefflich, es ſey beſſer, als in irgend einem Staate Europas: denn hier treten die Einfalt, die Redlichkeit, die Treue, der ſchlichte Verſtand und das ſchlichte Wort hin, und halten die Künſtlichkeit, die Feinheit, die Liſt und den übermüthigen Geiſt und die übermüthige Idee in Ordnung, und führen ſie, damit ſie ſich beſinnen, zur Erde und zu irdiſchem Gefühl und irdiſcher Kraft zurück. Dies klingt viel beſſer, als es iſt. Denn erſtlich ſind jene genannten Eigenſchaften nicht ſo ganz mehr der ausſchließliche Beſitz des Bauren, wie ſie es vor einem ganzen oder halben Jahrhundert noch waren; und zweitens wären ſie es auch, was könnten ſie bedeuten in einer ſo, künſtlichen und verfeinerten Zeit, wo die Fragen über Staat, Geſetz, Verfaſſung, Finanz, Welthandel viel zu weit und tief gehen, als daß ſie von bloßer Einfalt, Redlichkeit und Herzensgeſundheit begriffen, geſchweige denn erörtert und aufgelöſt werden könnten. Es wird alſo immer der Fall ſeyn, daß dieſe braven Menſchen, die aber keinesweges auf der gleichen Bildungsſtufe mit dem Zeitalter ſtehen können, und Leben des Künſtlichen und Vielſeitigen ſchon mehrere Stufen über dem Bauren ſteht, ſoll von ihm den geſunden Kern des ſchlichten Verſtandes und friſchen Muthes empfangen und ihm dafür die mancherlei Anſicht und Einſicht von zuſammengeſetzten und verwickelten Dingen zurückgeben. Von ihm, als welcher das Nützliche in allerlei Werk und Kunſt treibt und vollbringt, welcher immer meſſen, wägen, berechnen, anpaſſen muß, erwartet man, daß er das Nothwendige und Wirkliche noch beſſer werde wollen und vollbringen können als der Bauer, weil die Schimmer und Zierrathen des Willkürlichen und Nichtigen ihn nicht ſo leicht täuſchen als jenen. Aber was iſt der Bürger hier? und wo iſt er? Er iſt in Schweden noch nicht zu der Kunſt und Würde geſtiegen, daß irgend ein hoher Gemeingeiſt in ihm walten, irgend ein Gefühl über das gewöhnliche Handwerk, Geſchäft und Bedürfniß hinaus in ihm aufkeimen könne. Denn wenn man etwa vier, fünf Städte ausnimmt, ſo ſind die übrigen kleine, ärmliche, von einem wenig Handwerk und Ackerbau, Fiſcherei und Kleinſchifffahrt ſich nährende Neſter. Da muß auch das Thörigte in der Vertretungsweiſe wieder erſcheinen, daß das Städtchen von keinem Andern als von einem in ihm anſäßigen Bürger vertreten werden kann. Alſo fährt ein kleiner Bürgermeiſter oder Schreiber oder Handelsmann zum Reichstage, welcher über die engen Schranken ſeiner kleinen Gerichtsſtube oder Krämerbude nie anders als mit kleinen Gedanken und Wünſchen hinausſtieg, welcher weder die umblickende Kenntniß noch den kühnen Willen hat, feinere und edlere Dinge wägen, darſtellen und durchführen zu können, deſſen Schwäche und Engherzigkeit alſo von den Schlaueren und Gewandteren gebraucht und gemißbraucht werden kann, wie ſie ſie zu ihren Zwecken eben wenden wollen.

Den vierten Stand bilden die Prieſter. Der Heiland ſagte freilich zu ſeinen Jüngern: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, aber, wie er oft ſo bitter klagt, waren ſelbſt ſeiner Jünger Herzen und Köpfe oft zu ſehr umnebelt von den irdiſchen Dünſten, als daß ſie den tieferen Sinn dieſer Worte hätten begreifen können; was ſollte man denn von den Jüngern der Jünger erwarten? Auch lehrt uns die Geſchichte, daß dieſe gar frühe nach dem Reiche und der Herrſchaft dieſer Welt langten, während ſie die andern Chriſten auf die Güter einer höheren Welt hinwieſen. Wir wiſſen, daß im Mittelalter die Prieſter auch die Erde beherrſchten, daß ſie in manchen Ländern als der erſte Stand wohl im Rath und Regiment obenan ſaßen. Bei den meiſten Völkern haben ſie dieſes ſichtbare Regiment lange verloren; in wenigen iſt noch eine Ruine davon, ſie iſt auch noch in Schweden: die Prieſter ſind Reichsſtand. Man ſagt mit Recht, ſie ſollten es nicht ſeyn, wenigſtens in dem Umfange nicht, als ſie es ſind. Denn erſtlich ſollen ihre Blicke auf ganz etwas Anderes gerichtet ſeyn als auf die gewöhnlichen weltlichen Händel und Wirren und die Schlichtungen und Löſungen derſelben, und ſtehen ſie in mancher Beziehung doch auch zu der Regierung wie Officiere, Richter und Verwaltungsbeamte; und zweitens ſollen ihre Gedanken grade über die gemeinen irdiſchen Verhältniſſe und die Einrichtung und Verwaltung derſelben ſich erheben. Als Prieſtern und Verkündern des Evangeliums iſt ihnen die Unterſuchung, Betrachtung und Darſtellung der himmliſchen Dinge zugewieſen, und in dem Maaße, wie ſie die irdiſchen Dinge am beſten verſtehen und verwalten lernen, müſſen ſie den Sinn und das Bild der himmliſchen Dinge mehr und mehr verlieren. Denn ein guter Prieſter ſoll ſeyn geiſtlich, einfältig, fromm, ſtill, nach oben ſchauend und trachtend, und das Untere mehr vergeſſend; ein guter Reichstagsmann aber ſoll ſeyn weltlich, gewandt, kühn, unternehmend, nach Irdiſchem ſchauend und trachtend und alle Bedürfniſſe und Verhältniſſe des Irdiſchen mit klugen Blicken durchdringend. Wer aber weiß, wie ſehr die menſchlichen Dinge gewöhnlich durch Ränke und Liſten durchgetrieben und gemacht werden, begreift leicht, welch ein verſchmitztes, ſchlaues und ſchleichendes Weſen ein Prieſter, welchen Ehrſucht und Herrſchſucht ſtacheln, in der Regel werden muß. Denn wo andere poltern, ſchelten und Kraft gegen Kraft herausfordern dürfen, da muß er ſich doch immer gewiſſer äußeren Scheine befleißigen, da ſoll er doch immer als der Stille, Sanfte und Beſcheidene auftreten. So wird dann der auf dieſer Bahn Wandelnde leicht ein Heuchler und Schleicher, wenn er zu ſolcher Katzenleiſetreterei irgend Anlage hat. Von den Reichstagen kommen alſo meiſtens ſchlechtere Prieſter zurück, als dahin gingen. Und was und wie können ſie dem Staate helfen? Sie haben doch immer nur ein mehr künſtliches und einzelnes Intereſſe; und nur die natürlichen und allgemeinen Intereſſen ſollen vertreten werden. Auch ſchadet ihnen in der Meinung, daß ſie mehr als die meiſten Reichstagsmänner doch viele Gründe zu haben ſcheinen, aus einer vielfachen Abhängigkeit zur Macht hinaufzublicken. Wer aber abhangt von dem, bei welchem die Gewalt und das Regiment iſt, der iſt leichter verführt, als wer mehr auf ſich ſelbſt ruht. Beſſere Pfründen, Biſchömer, Orden locken den Eigennutz, und Manches wird gethan und gelitten, was der ganz unabhängige Mann nicht geſchehen ließe. Auch hat man die Prieſter von jeher beſchuldigt, daß auf Reichstagen von ihnen ſelten etwas Bedeutendes ausgegangen iſt und daß ſie mehr als die andern Stände dem gedient haben, welcher die Macht hatte.

Aber, ſagt man und hat man geſagt, wir finden freilich Manches wahr, was über und gegen unſre Volksvertretung durch vier Stände geſagt iſt; aber ſo ungereimt, als ſie Vielen ſcheinen möchte, iſt ſie denn endlich doch nicht; wir möchten vielmehr beweiſen, hier werde mehr als in einem andern europäiſchen Staate das öffentlich vertreten, worauf es eigentlich ankommt. Durch den Bauern wird der Leib des Staates, durch den Bürger das, was zwiſchen Leib und Geiſt gleichſam getheilt liegt, durch den Prieſter werden die inneren, und durch den Edelmann die äußeren Seelenvermögen dargeſtellt. Während der Bürger und Bauer für das Untere und Gemeine des Menſchenbedürfniſſes denken, rathen und kämpfen, wacht und kämpft der Prieſter für die innern und der Edelmann für die mehr äußeren geiſtigen und idealen Güter des Volkes: dieſe beiden letzten halten den Geiſt, die Ehre und die Würde der Dinge aufrecht, während die erſten das vertreten, was als gröberer irdiſcher Stoff ihnen unterliegend gedacht werden muß.

So ſagt man, und es klingt fein und ſieht fein aus, aber ruht doch auf einem Irrthum. Denn das eben iſt die Narrheit und Nichtigkeit aller neuen Konſtitutionen und Repräſentationen geweſen, daß man den Geiſt und Schein der Dinge — jenes Geheime, was tief in dem Innern der Dinge lebend und höchſt über ihnen ſchwebend geglaubt wird — auch ſo durch Leib und Gebein hat darſtellen wollen, wie ihren Leib und ihre Wirklichkeit. Sobald man ſich ſo weit verlaufen hatte, mußte immer eine Narrheit aus der andern geboren werden. Sicherheit des Lebens und Beſitzes allein machte die erſte Bürgergeſellſchaft, nur dieſes beides muß immer und vorzüglich vertreten werden; unter dieſe beiden Ueberſchriften fällt der im ordentlichen Staate lebende Menſch auch das mit, was er Freiheit und Geſetzlichkeit nennt und alle anderen höheren geiſtigen Güter, wodurch die eben genannten allein geſchützt werden können: denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit dem Fortſchritte der Geſellſchaft auch die Hülfsmittel jener Sicherheit werden gewählt und behauptet werden von denen, welche uns vertreten. Setzt man aber ordentliche Repräſentationskörper für das, was man im weiteſten Sinn unter Geiſt, Aufklärung und freiem Gebrauch aller geiſtigen Kräfte meint, ſo verwirrt man die Begriffe, indem man leiblich darſtellen und vertreten will, was für alle leibliche Darſtellung zu fein iſt und bloß dadurch genährt und erhalten werden kann, daß der leibliche und irdiſche Grund aller Bürgergeſellſchaft recht gelegt iſt.

So ungefähr ſtehen die vier ſchwediſchen Stände, aber die Macht und Entſcheidung iſt faſt immer bei dem Adel geweſen; und das iſt ſehr begreiflich, wenn man Folgendes vernehmen will:

Ueberzählt man die Köpfe der Repräſentanten bei den Reichstagen, ſo iſt das Perſonale des Adels größer, als das der drei übrigen Stände zuſammen; was das ariſtokratiſche Uebergewicht in der Verfaſſung am auffallendſten zeigt. Denn vom Adel ſitzen über eilfhundert Repräſentanten, wenn alle gerechnet werden, die im Ritterhauſe Sitz und Stimme haben. Es iſt hier alſo ſchon die phyſiſche Macht der Maſſe ſogar in den Händen des Adels, der geiſtigen Kräfte zu geſchweigen, daß er im Volke die größte Ehre, die erſten Stellen, von welchen Gunſt und Beförderung im Dienſt abhangt, die meiſte Bildung hat; wodurch das Uebergewicht gewaltig wird. Denn könnten wir auch annehmen, die Geſchicklichkeit und Bildung aller Repräſentanten der vier Stände wäre einander faſt gleich, ſo hätten ſchon nach der Kopf-Zahl die geiſtigen Kräfte des Adels das Uebergewicht über die Uebrigen; größer mußte es aber nothwendig dadurch werden, daß die adlichen Köpfe durch Ein Standesintereſſe zuſammengehalten werden, jene drei aber nicht nur gegen einander, ſondern auch in ihnen ſelbſt leichter getheilt und entzweit werden können. Denn z. B. die höhere Geiſtlichkeit, der Erzbiſchof, die Biſchöfe, die Kreispröbſte und andere talentreiche und ränkereiche Aufſtreber jenes Standes, die Biſchöfe werden wollen, fallen mit ihren größtentheils ſchon geadelten Familien in das Adelsintereſſe hinein, wie die höhere Geiſtlichkeit Englands, wenn ſie nicht ſchon aus Lordsſöhnen beſteht, doch gewöhnlich durch von den reichen Pfründen zuſammengeſcharrtes Geld und durch Verbindungen mit dem Hohen Adel für die Söhne die Lordswürde erwirbt. Auch muß hier noch mit erwähnt werden, daß wenigſtens zweihundert adliche Familien zu den reichſten und mächtigſten Haüſern Schwedens gehören. Aber nun iſt durch die wunderliche Repräſentationsordnung namentlich des Bauerſtandes auch die Bildung und Geſchicklichkeit offenbar auf der Seite des Adels. Von der Stellvertretung des Bauerſtandes ſind alle reichen und mittleren bürgerlichen Landbeſitzer, welche wiſſenſchaftliche Bildung und höhere Einſicht in die Geſchäfte haben und den Pflugſterz nicht eigenhändig führen, ausdrücklich ausgeſchloſſen; ja dieſe bedeutende Klaſſe hat im Staate gar keine Vertretung. Der redliche und verſtändige Bauer hat keine Uebung, gegen weite Berechnungen und vielfache Künſte der Liſt und des Ehrgeitzes zu kämpfen; er läßt ſich ſo leicht auf das loshetzen, wohin man ihn haben will, und beißt ſich mit gereitzter Hartnäckigkeit in unbedeutenden Gegenſtänden feſt, die man ihm als Köder vorwirft; er verfährt und übereilt ſich in Nebendingen und Plumpheiten; will die Sachen oft verkehrt haben, weil man ſie ihm verkehrt zeigt; und muß Uebereilungen und Lächerlichkeiten meiſtens damit büßen, daß er gezwungen wird ſein gebührendes Nein mit einem ungebührenden Ja zu vertauſchen. Ich habe dem Spiele, welches der Adel auf dieſem Reichstage von 1809 mit den armen Bauren getrieben, wie ſie durch glänzende Gaukeleien, falſche Verſprechungen, lügenhafte politiſche Tagesneuigkeiten und Ausſprengungen gelockt, hingehalten und ermüdet wurden, lange genug zugeſehen und zugehört, um begreifen zu können, wie es früher gegangen iſt und künftig gehen wird.

Der Bürger iſt noch kein Bürger, er hat im Staate noch nicht die Geltung und das Anſehen, welche er haben ſollte; er wird nicht durch das Wirkliche und Wahre ſondern durch das Scheinende und Eitle angezogen; ſein Ziel iſt hier immer noch, den Edelmann und vornehmen Herrn zu machen und dem Edelmanne Gleiches zu erlangen. In London, ja ſchon in Hamburg, Berlin und Frankfurt, wie viele unabhängige großartige Bürger, die ſich durch mächtige oder kunſtreiche Geſchäfte und Gewerbe adlich oder geadelt genug glauben und ſchon über der Eitelkeit des Prangens und Scheinens ſtehen! Dazu kommt auch noch die ſchlechte Repräſentationsart des Bürgers. Er und der Bauer, welche eigentlich die Großheit der Nation machen und darſtellen ſollten, haben alſo noch nicht die Kraft, wodurch ſie herrſchen können, und welche ſie allein durch das Bewußtſeyn deſſen gewinnen können, was ſie in einfacher Anſicht ſeyn und wollen ſollen.

Von den Prieſtern iſt oben genug geſprochen.

Nationaleitelkeit und Vorurtheil des Schweden werden Mehreres von dem Ebengeſagten beſtreiten, wenigſtens die Folgen beſtreiten, die viel weiter und viel ſchlimmer darausgezogen werden könnten, als von mir geſchehen iſt; ſie werden endlich mit einer Vertheidigung des adlichen Uebergewichts kommen, die alles niederſchlagen ſoll, was ſchon geſagt iſt und noch geſagt werden könnte. Sie werden ungefähr ſo ſprechen:

Es iſt gut und dem Ganzen erſprießlich und nothwendig, daß der Adel nach unſrer Verfaſſung leitet, regiert, entſcheidet. Bei ihm iſt die altüberlieferte Klugheit, bei ihm die Aufklärung, Bildung und Einſicht, welche den übrigen Ständen fehlen; bei ihm iſt die Ehre, der Schimmer, der Muth und die Beweglichkeit, welche die Schwere der Uebrigen fortſtoßen, die Schlaffheit begeiſtern und die Schläfrigkeit erwecken. Er bewies von jeher den meiſten Patriotismus, den kühnſten Haß gegen die Alleingewalt und den Despotismus der Könige, den feſteſten Willen für Freiheit und Vaterland. Ohne ihn wären die Schweden ſchon lange Sklaven eines einheimiſchen oder fremden Despoten. Wer verfocht auf den letzten Reichstagen zu Geſle und Norrköping die Sache der Freiheit? wer machte die freiſinnigſten Vorſchläge zu neuen Geſetzen und Einrichtungen, wenn nicht der Adel? Welcher europäiſche Adel hat im Ganzen die Bildung, die Ehre, den aufopfernden Muth des ſchwediſchen, die ſelbſt in dieſen alles umkehrenden Zeiten da ſtehen als Pfeiler gegen Unterjochung und Tyrannei?

Ich will einräumen, daß Manches hiervon wahr iſt, doch ſteht Folgendes feſt:

Selbſt wenn wir annehmen, daß die andern Klaſſen der Bürger von dem Adel an Bildung und Einſicht übertroffen werden, ſelbſt wenn wir annehmen, daß er immer das Patriotiſche und Allgemeine wolle und abziele, ſo kommen wir doch auf ganz natürliche Betrachtungen, die theils aus der Repräſentationsart, theils aus der adlichen Bildung und Strebung entſpringen und allem jenem Lobe der adlichen Kaſte gar vieles abziehen. Wie wir oben ſahen, iſt die Repräſentationsart roh und eng und befördert durch ſich ſelbſt das einzelne Streben für das allgemeine; der ſchwediſche Adel müßte alſo aus den ſeltenſten Männern beſtehen, welche die Geſchichte je gezeigt hat, wenn der Verſtand und die Tugend der Männer immer mächtiger wäre als einſeitige Anſichten, Rückſichten und Habſuchten. Ferner iſt das, was man adliche Einſicht, Bildung und Großherzigkeit nennt, in den meiſten Ländern und auch in Schweden häufig mehr eine Abglättung als Durchdringung, mehr eine Verwerfung des Alten, als ein Verſtändniß des Neuen. Und geſetzt, dieſer Adel hätte den feſten Geiſt der Dinge gefaßt, und wollte ihn durch Rath und That gern darſtellen, was würde es doch werden mit der Berathſchlagung und Geſetzgebung, da der ſchlichte Verſtand des Bauren und das gemeine Bedürfniß des Bürgers noch nicht die politiſche Stärke haben ſich auszuſprechen und die geiſtigen Kräfte und idealen oder herrſchſüchtigen und rottenſüchtigen Kräfte zu kontrolliren, daß ſie ſich nicht überfliegen und das Nichtige machen, indem ſie alles machen wollen? Es wird dem Adel leicht begegnen, daß er auch unwillkürlich in den Dingen mehr das Vornehme und Schimmernde als das Gemeine und Weſenhafte wolle. Aber der Adel hat nicht immer nur das Allgemeine und Patriotiſche gewollt, er hat ſein Uebergewicht und ſeine Vormundſchaft nicht immer zum Beſten der übrigen Stände gebraucht; und darüber wollen wir ihn nicht anklagen, denn das iſt ſehr natürlich. Denn ſo iſt das Streben aller phyſiſchen Kräfte, und der Staat iſt doch zumeiſt ein ſehr phyſiſches und irdiſches Ding, um irdiſche Nöthen, Bedürfniſſe, Triebe zumeiſt ſchwebend und webend, und ſoll ſo bleiben. Kraft ſtößt auf Kraft und fährt ohne Gleichgewicht hin, ſobald ſie keinen Widerſtand findet. Dieſen Widerſtand, ich möchte ſagen dieſe Hemmung, hervorzubringen, damit der rechte Kampf und Gleichgewicht entſtehe, das iſt das Einzige, was die Weiſeſten und Beſten thun können, wenn ſie einen glücklichen Staat und ein freies Vaterland wollen. War der ſchwediſche Adel, wie er ſich rühmt, von jeher Freiheitsfreund und Deſpotenhaſſer, ſo wachte er auch von jeher zum Nachtheil der Uebrigen für ſeine Vortheile; woher Schweden bis auf den heutigen Tag viel Unglück und Zwietracht erlebt hat. Ich ſage nur: lies die ſchwediſchen Geſchichten der Unionszeit, der Regierung Chriſtinens, der Minderjährigkeit Karls des Elften; blättre ſie dann durch von des großen Karls des Zwölften Ermordung bis auf die Königliche Wiederherſtellung von 1772, den graunvollen Tod Guſtavs des Dritten und die Vertreibung des unglücklichen Guſtav Adolfs des Vierten — und man kann die langen Erklärungen ſparen über das, was geſchehen iſt und geſchehen wird.

Der ſchwediſche Adel überhaupt iſt tapfer, kriegeriſch und gebildet, und eine gewiſſe leibliche Raſchheit und Gewandtheit verdankt er theils ſeinem Ehrgeiz, theils dem Klima, das die Menſchen in Weichlichkeit und Elendigkeit hier nicht ſo ausarten läßt, wie in milderen Himmelsſtrichen. Eine gewiſſe angeborne Härte und Trotz halten, wohl gebraucht, Leib und Geiſt friſch, und dieſe ſind hier bei den meiſten Menſchen klimatiſch da: metalliſche Kraft und Friſche. Es iſt unglaublich, welch ein anſtelliges bildbares Weſen der Schwede überhaupt iſt, und wie leicht er fremde Weiſen, Sitten, Sprachen, Zierlichkeiten und Fertigkeiten lernt und nachahmt; mit welcher Geduld er ausharrt und alles, was zum äußern Gebrauch und zur äußern Zier dient, ſich aneignet. Denn zum Äußeren und zur Entwickelung und Bildung alles Äußern und Schimmernden führt ihn ſeine innerſte Neigung und jener glückliche Leichtſinn und jene unſchädliche Eitelkeit, von welcher wir oben ſprachen. Dies hat unter andern die guten Folgen, daß der Adel, welcher vorzüglich beſtimmt ſcheint mit dem Leibe und mancher leiblichen und äußeren Thätigkeit zu bezahlen und darzuſtellen, in der äußeren Bildung und Haltung und in den leichten und liebenswürdigen Fertigkeiten es dem beſten europäiſchen Adel gleich thut. Dies iſt ein allgemeiner Vorzug der Schweden, den man anerkennen muß; glücklich, wenn der ſchwediſche Edelmann auch zu einem ſchwediſchen Menſchen und Bürger erzogen würde! — Denn er iſt doch einmal beſtimmt unter den Wäldern und Felsbergen des Göthaſtroms und Dalſtroms zu leben und zu arbeiten, nicht zwiſchen den Rebenhügeln und Lieblichkeiten Kampaniens und Andaluſiens. Daß der Menſch hier das Zierliche und Feine will, iſt gut. Denn wo die Natur nur das Rauhe, Schwere und Mächtige hingeſtellt hat, da gab ſie dem Menſchen mit Weisheit auch den Sinn für jenes, damit er durch den Bildungs- und Spiel-Trieb des Scheins auch ſein Inneres vermenſchlichen lerne. Aber der Grund dieſer Natur des Menſchen und Landes ſollte bei der Erziehung nie vergeſſen werden. Kraft und Gewalt des Gemüthes ſollten hier mehr als in irgend einem Lande als Grund und Element des Lebens und des Glückes bewahrt und entwickelt werden. Dann könnte das Feine und Anmuthige darauf gelegt werden, wie uns die Blume auch unter den Aehren erfreut; und es würde ſchöner darauf glänzen, wenn die Tugend und die Würde darunter lägen. Dieſes Volk iſt tüchtig und edel genug, um wie der Diamant aus ſeinem eignen Staube geſchliffen zu werden. Aber gefährlich iſt im Norden das Spiel mit dem Schönen, wenn der Trieb und die Kraft des Nützlichen und Nothwendigen nicht vorher geübt und geſtärkt iſt; es iſt immer gefährlicher als im Süden, weil der ſüdliche Menſch das Spiel als Spiel erkennt, der nördliche hingegen es ſo leicht für Ernſt nimmt. Und nichts iſt den Schweden auch verderblicher geweſen, nichts iſt ihnen verderblicher bis auf den heutigen Tag, als die verkehrte nach wälſcher Art ſich hinneigende Erziehung der beſſeren Klaſſen. Hier lernt der junge Menſch zuerſt nur das Fremde kennen, verſtehen, lieben; lernt ſich nach fremden Gütern und Genüſſen ſehnen, welche ihm hier die Natur verſagt hat; lernt ein Leben mit buntem Spiel vertändeln, das mit ernſter und ſtrenger Arbeit gebraucht werden ſollte; lernt ſeine nordiſchen Tugenden mit ſüdlichen Zierrathen vertauſchen; und jagt endlich im verkehrten Streben und mit unbefriedigten Begierden von Eitelkeit zu Eitelkeit, immer weiter von dem Glück und der Würde des Mannes, jemehr er das zu erreichen meint, was die Taüſchung ihm beſſer vorſpiegelt als alles, was ſein eignes Herz und ſein eignes Land ihm geben können. Dies geht denn endlich ſo weit, daß der Menſch, ewig durch den Schein verlockt, und weil er nur ein Schatten iſt, nimmer durch ihn beglückt, alle Einfalt und allen Verſtand verliert und die Stärke zur Schwäche, die Sprödigkeit zur Weichlichkeit macht.

An dieſer Erziehung muß man ſich auch halten und an den unaufhörlichen Staatsrevolutionen und Rotten, und an dem unruhigen bittern und ränkevollen Geiſt, der dadurch erzeugt iſt, wenn man begreifen will, wie ein von Gemüth ſo ſtarkes und einfältiges und vom Leibe ſo tapferes und raſches Volk, als die Schweden ſind, ſo wunderlich manierirt verziert und verbildet habe werden können, als es in den gebildeteren und vornehmeren Klaſſen ſo haüfig erſcheint; hieran muß man ſich halten, wenn man die oben gerügten, dem Volke vorgeworfenen Fehler erklären und entſchuldigen will. Denn der Tod aller Tugend und Kraft liegt in der Geſinnung und Schätzung der Scheine und Zierrathen der Dinge und ihrer Titel und Namen, die hier von jedem kleinen Schreiber und Zollverwalter bis zu den höchſten Würden herrſchen und ein leeres und engherziges

Streben bis in die unterſten Klaſſen des Volks bringen. So lange eine verkehrte Erziehung, die verkehrte Verfaſſung und der ariſtokratiſche Rottengeiſt, welcher ſie gebiert, fortdauren, werden die Schweden nimmer das volle Bild ihrer urſprünglichen Stärke, Tapferkeit und Redlichkeit darſtellen. Das Erſte und Nothwendigſte demnach, was wahre Patrioten zu thun haben, iſt die Sorge für eine freie und männliche Volkserziehung, beſonders für eine ſchwediſche Erziehung der erſten Klaſſen, die edel und frei erzogen werden können; ſo daß ſie das Eigne lieben und begehren, das Fremde kennen und würdigen lernen, damit ſie nichts davon wollen, als was ſich mit dem Eigenen und Einheimiſchen verträgt. In einem geiſtigen Zeitalter, wo die Reitze und Strebungen mit aller Verführung des koſtbaren Kleinods, das man höhere Bildung nennt, bis ins Unermeßliche wachſen, iſt es überall eine Nothwendigkeit, wenn es je eine war, auf eine wahrhaftig edle und großartige Erziehung der Vornehmſten im Volke zu denken, damit die zu viele Kunſt nicht ſelbſt die kräftigſte Natur unterdrücke oder doch verkehre. Ferner das Erſte und Unerläßliche, was wahre Vaterlandsfreunde zu thun haben, iſt, durch ein Geſetz einzuſchränken, was die alten ſchwediſchen Tugenden überwachſen und überwuchert hat: ich meine, durch ein Geſetz ein Maaß zu ſetzen, daß der Herrſcher nicht täglich ſo viele Edelleute als er will nach Willkür ſtämpeln könne. Denn nach dem Verhältniſſe ſeiner Reichthümer und Ehrenſtellen hat Schweden eine zu große Zahl adlicher Familien; und glänzen, befehlen, hervorragen und genießen will doch einmal der Edelmann. Denn der Adel iſt für den Schein und für die Darſtellung, die wenigſten ſeiner Mitglieder wollen das Unſcheinbare und Gemeine thun; ihr Streben geht immer zur Herrſchaft und zum Genuß, und fehlen die rechten Mittel dazu, ſo müſſen Künſte gebraucht und Wege gegangen werden, die nicht löblich ſind. Selbſt das Vorurtheil der unteren Klaſſen in Hinſicht des Adels iſt hier mächtig, und ein Vorurtheil zerſtören iſt weit ſchwerer als die Sache zerſtören, woran es ſich hängt. Und wäre die ſchlimme Folge des zu vielen Adels in Schweden auch nur, daß der Figuranten und Spieler im Volke zu viele ſind, daß das Volk durch die vielen Spiegeler des Scheins zu ſehr nach dem Prunk und Schimmer der Dinge trachten lernt, ſo iſt der Schaden ſchon außerordentlich. Denn was will das Zeitalter?

Wie wild und verworren die europäiſchen Dinge jetzt auch durch einander geworfen liegen, das Zeitalter will Demokratie, es verlangt ſie mit der ernſten Stimme des Rechts, es fordert ſie mit der donnernden Stimme des Zorns von uns und unſern Kindern. Ich meine aber nicht die tauſendhalſige Stimme des heulenden Tigers Pöbel, der unter dem Ruf nieder mit den Ariſtokraten! Laternenpfähle in Galgen verwandelt und das Kopfabhacken gelehrt hat. Der ariſtokratiſche, ich ſollte ſagen junkeriſche, Sinn, all das elende athemloſe Streben nach dem Nichts im Leben, in der Kunſt und im Staat hat uns Europäer dahin gebracht, wo wir ſtehen. Denn dieſer kalte verſchmitzte und eitle Sinn für den warmen fröhlichen ſtolzen Sinn der Demokratie vereinzelt und entgeiſtert das Herz, zieht es ab von dem Gefühl für das Volk und die Menſchheit, zerſchneidet alle Nerven hoher Tugend und hohen Muthes, und macht nichts Größeres als ſchlaue Herren und dumm=

gleichgültige Knechte. Ich will Demokratie; aber was heißt mir Demokratie? Ich verſtehe unter Demokratie hier nicht die Verfaſſung ſondern die Geſinnung, wie ja überhaupt nur in der Geſinnung das Leben oder der Tod der Dinge liegt. Es hat nie eine ungemiſchte Verfaſſung gegeben als die deſpotiſche, ſey ſie die eines blutigen Ungeheuers mit Einem Kopfe oder mit tauſend Köpfen; alle andre Verfaſſungen, heißen ſie Monarchien, Ariſtokratien, Demokratien, haben immer einige Beſtandtheile aus einander gemiſcht. Nur das Streben und der Sinn des Volkes geben ihnen die Bedeutung und beſtimmen das Urtheil über ſie. Die Demokratie nämlich, welche ich meine, iſt diejenige, wo der Sinn der Regierenden und der Regierten ſo gerichtet wird, daß das Volk in immer lebendiger warmer Theilnahme an dem Wohl und Wehe und der Ehre des Vaterlandes bleibe, und daß die Beſten und Einſichtigſten im Volke nothwendig die Rather und Verwalter werden müſſen. Die Monarchie der Glorie und Majeſtät, die Ariſtokratie des Glanzes und der Darſtellung und die Demokratie des Tüchtigen und Nützlichen werden in einem geiſtigen Zeitalter immer beiſammen ſeyn müſſen, wenn die Dinge ſich nicht überſtürzen und umkehren ſollen. Aber ohne Demokrat zu ſeyn und Demokratiſches zu wollen, wird kein König noch Ariſtokrat künftig mit Ruhm regieren können und iſt die Welt nie mit Ruhm regiert worden. Wer für das Volk, d. h. wer für das Ewige und Nothwendige — für das, was als ewig und nothwendig wenigſtens gedacht werden muß — alles thut und denkt, der hat die höchſte Kraft des Bürgers und die höchſte Würde des Mannes vereinigt. Und zu dieſer Kraft und Würde müſſen die kräftigen Bürger und die, welche ſie einſt regieren ſollen, erzogen werden; ſie muß ihnen größer und höher dünken als aller Schimmer von Titeln und Namen die nur durch ſie etwas werth werden. Wer den blutigen Schritt der jetzigen Zeit noch mit menſchlichem Gefühl und fröhlicher Hoffnung begleitet, der ſieht leicht, daß der wilde Revolutionsſturm nothwendig war, damit der faule ſchimmlige Staub von der Welt abgeblaſen würde: die Elendigkeit muß erſt vertilgt werden, damit die Tüchtigkeit wieder aufſprießen könne. Die kleinen Künſte und Mittel und alles Altflicken, Ausbeſſern und Ausheilen der Mittelmäßigkeit und Zaghaftigkeit können hier nicht helfen. Die Noth muß wieder Männer machen und die Erziehung muß ſie bilden, und ſollten alle wir Jetztlebende darüber kadmëiſche Ausſaat werden.

So ſteht es mit der ſchwediſchen Volksvertretung, und ſo muß man ſie im Allgemeinen anſehen, nach den Ideeen, welche das Zeitalter geboren, und nach den Begebenheiten, welche es gezeigt hat. Aber man kann die Sache auch anders anſehen und muß ſie anders anſehen, wenn man auf den dermaligen Zuſtand des Landes Rückſicht nimmt, eine Rückſicht, die man bei politiſchen Dingen nie vergeſſen darf.

Die gegenwärtige Zeit verlangt die freieſte und unmittelbare Vertretung des Volks in Hinſicht beider, ſeiner leiblichen und geiſtigen Bedürfniſſe; ſie verlangt ſie freier und umfaſſender, als ſie in den glücklichſten und freieſten Staaten des Alterthums und des Mittelalters je geweſen. Unglückliche und verruchte Proben, die wir erlebt haben, beweiſen nichts gegen die Idee, deren Wahrheit auch Wirklichkeit werden muß. Daß wir durch den ſteinernen Tod des

Alten, der uns dumpf und kalt umfangen hielt, ſchlecht, ſchwächlich, dumm ſind und uns mit den Ideen, die wir haben, auf Erden noch nicht zu behelfen wiſſen, iſt ſehr begreiflich. Dieſe fürchterliche Periode des Durchgangs zu einem veredelten politiſchen und ſittlichen Leben mußte auch ſeyn. Denn was durch das Alte ungeſund war, konnte durch das Neue nicht plötzlich geſund werden. Dieſes wird bei dem Durchgange aufgerieben und aufgeräumt werden. Denn diejenigen, welche auf das Alte zurückweiſen, auf die Hierarchie und das Feudalweſen, ſchlagen ſich mit ihren eigenen Waffen. Wenn ſie behaupten, daß in dieſen alles wahrhaftige und ewige Zuſammenband der Staaten der chriſtlichen Welt ruhe, daß in ihnen allein das Erhaltende und Stärkende derſelben ſey, ſo kann man fragen: aber warum iſt das Chriſtenthum und der milde, freudige und lebendige Geiſt deſſelben an ihnen, gerade an ihnen, erkaltet und erſtarrt? warum ſind ſie in ihnen ſelbſt erſtarrt und geſtorben? Denn wer hat ſie niedergearbeitet und gegen ſie geſtürmt als ſie ſelbſt und die allmächtige Zeit? Denn die meiſten Regierungen ſind ja offenbar für ſie geſtanden bis zu ihrem in ihnen ſelbſt ausgehölten Grabe, das ſie mit verſchlungen hat; ja die meiſten ſtehen mitleidig noch auf ihren Trümmern für ſie. Was ſich ſo kraftlos und ſeelenlos zum hinfälligen Alter verknöchert und verſteint, ſoll uns nicht mehr einbilden, daß in ihm Verjüngung und Erhaltung ſey. Wer Geiſt vernehmen kann und in dem wilden und brauſenden Strudel der Gegenwart, der uns mit raſtloſer Geſchwindigkeit mit ſich fortreißt, noch einige Klarheit und Beſonnenheit gerettet hat, begreift, daß wir durch fürchterliche Abgründe muthig mit nach oben müſſen, wo die

Flamme nicht mehr brennt, ſondern helles und ſeliges Licht wird, oder daß wir gleich anderm ſchlechten Holz unten in das Feuer geworfen werden müſſen, auf daß ein grünes und waidliches Geſchlecht hinter uns Raum gewinne. Männlich, ſittlich, tapfer, frei muß das uns machen, was unſre Väter weichlich, ſchlaff, feig, ſklaviſch gemacht, weil ſie von der Allgewalt der neuen Weltordnung ergriffen wurden ohne einige Kraft und Kunſt, dieſe Allgewalt zu ihrer Allgewalt zu machen. Wann jene Epoche eintritt, wo wir das Leben als ideale Kunſt verſtehen, dann wird der Leib und der Geiſt der Dinge richtig begriffen und dargeſtellt werden, und es wird nicht wieder geſchehen, was alle alte Staaten verdarb und was die neuen durch lange trübe Lehrjahre durch die Jahrhunderte hin ſo fortſchleppte, daß der Menſch in Sachen und die Sache gleichſam in Menſchen verwandelt werden könne. Denn an den verhärteten Mumien Hierarchie und Lehnweſen ſind alle Staaten zu Greiſen geworden oder — was daſſelbe iſt — alle Menſchen zu Sachen. Wann aber der Geiſt alles wird durchdrungen haben, wann das Chriſtenthum — weſſen ſich unſre Urenkel wohl erſt freuen werden — mit ſeiner ganzen vollen liebenden Macht zu mildern und zu befreien ſich in dem Bürgerthum zum edleren Menſchenthum und Ideeenthum wird entwickelt haben — dann erſt werden wir auf dem ſicheren Beſitz eines wirklich menſchlichen und chriſtlichen Zuſtandes ſtehen, und herrſchen und dienen mit gleicher Liebe und gleichem Gehorſam als die Freien. Dann iſt die hohe Aufgabe gelöſt, daß Chriſtus der Heiland die wahre Brüderſchaft und Gemeinſchaft der Freiheit auch in dieſe irdiſche Welt gebracht hat, indem die höhere Freiheit der himmliſchen Welt als leuchtendes Urbild darüber ſchwebt; dann wird die Erde und irdiſches Bedürfniß und der Gebrauch und Genuß der Dinge wieder geheiligt, weil der Menſch alsdann da von ihnen geſchieden ſteht, wo er muß; dann erſt iſt Ein Gott, Eine Menſchheit, Ein Staat in den mannigfaltigen und vielgeſtaltigen Entwickelungen und Strebungen der Völker, und es iſt dann wohl die Zeit gekommen, wo ein freieſter Senat chriſtlicher Amphiktionen die Streite mit der Schrift und dem Schwerdt ſchlichten wird in dem Sinn, wie Gott droben die menſchlichen Dinge verwaltet.

Auch manche edle Schweden haben in dem Unglück des verfloſſenen Sommers eine mehr ideale Volksvertretung verlangt, wo ſie die vier Stände mit allen ihren verſchiedenen Intereſſen zuſammenwerfen und einen künſtlichen Neubau von zwei Kammern aufführen wollten, welche die nothwendige Beweglichkeit und Lebendigkeit von Wirkung und Gegenwirkung hervorbringen ſollten. Wenn dieſe Männer vielleicht edel wollten, ſo verſtanden ſie die irdiſchen Dinge doch ſchlecht. Ein künſtlicher Bau, wie wohl berechnet er auch ſey, giebt noch kein neu lebendiges Leben noch einen gegenſeitig auf einander wirkenden Trieb, es ſey denn, daß dieſer Bau nicht bloß aus dem Willen ſondern auch aus dem Sinn des ganzen Volkes hervorgehe, wo er aber auch ein natürlicher Bau iſt. Sonſt wird es immer nur das ſchöne todte Gebild des Zeus, das ſeines Prometheus wartet, ihm Leben in die Nüſtern zu blaſen. Dies war der Mißgriff der Franzoſen, die überdies durch ihre Sitten und Gewohnheiten von allen Europäern wohl die ungeſchickteſten und unbereiteteſten zu republikaniſchen Freiheitsverſuchen waren. Sie mußten das Alte nicht ſogleich völlig todtſchlagen ſondern ſein mattes Leben noch zum Kampf lebendig erhalten oder, wenn es auch erſtarrt war, es durch Schläge und Streiche doch wieder zum Leben aufzurütteln ſuchen, um für das Neue das leibliche irdiſche Leben, d. h. ein Leben in der Maſſe des Volks, zu gewinnen. Nun aber baueten ſie Idee auf Idee, von aller Welt wie neue blanke Wunder angeſtaunt und von niemand begriffen — und die bunten ſchimmernden Seifenblaſen, weil ſie auf Erden zu dünn erfunden wurden, flogen eine nach der andern in die Luft auf und zerplatzten. So wird es allen europäiſchen Völkern gehen, auch denen, welche mehr Strenge der Sitten und Ruhe des Verſtandes haben als die Franzoſen, wenn ſie nicht durch ein wieder lebendig gemachtes Alte zu dem Neuen hindurchgehen wollen. Denn wie kann die junge Idee ſich unmittelbar verbinden mit einem ihr ganz fremden Leben, worin die alten geſpenſtiſchen Geiſter noch hauſen, die auf einmal ausgetrieben werden weder können noch ſollen? Ihr Verhältniß zur Erde muß doch immer ausgeprobt werden, und ein freieres und edleres Geſchlecht muß nach und nach gebildet, d. h. es muß für ſie erzogen werden, damit das Gute und Wahre nicht zum zweiten und dritten Male, gleichwie an der Seine geſchehen, als Teufliſches und Lügneriſches gezeigt und dem Pöbel zum Gelächter und den Gerechten zum Abſcheu hingeſtellt werde. Die größte Sünde gegen den lebendigen Geiſt, der in dieſem verworrenen, nach beſſerer Ordnung und Schöpfung ſehnſüchtigen Zeitalter doch umgeht, aber den kurzſichtigen oft nur als ein blutdürſtiges Geſpenſt umzugehen ſcheint.

Dieſes für jeden Uebergang und Durchgang zum Beſſeren nothwendige Geſetz gilt für alle europäiſche Staaten;

es gilt dreifach für Schweden, wo der gemeinſame Geiſt des Ganzen ſich noch nicht ſo beleben und reitzen noch gegenwirken kann wie in mehr bevölkerten Ländern. Auch wäre es jetzt unmöglich, etwas ganz Neues durchzuſetzen; was auch alle verſtändige Schweden recht gut einſehen. Denn ſo viel Leben iſt noch in dem Alten, daß man wahrlich nur ſo aufs Ungefähr nicht drein greifen darf. Der beſte Beweis, daß es auch bleiben muß. Denn wenn man das ganz Todte und Erſtarrte nicht ohne Gefahr auf einmal umſtößt, wie viel weniger darf man umſtoßen, worin noch Leben und Bewegung iſt! Die Schweden thun alſo ganz wohl fürs erſte noch in dem Alten ſtehen zu bleiben und es allmälig dem großen Zielpunkte näher zu führen, wo ſie Beweglicheres und Freieres ertragen können. Sie behalten alſo ihre vier Stände, worauf doch ſo manches ſchöne Volkliche und Bürgerliche gebaut iſt; aber ſie vertheilen die dargeſtellten Klaſſen gerechter und gleicher, und laſſen alle Namen und Unterſchiede vom erſten, dritten, vierten Stande wegfallen. Denn wollte man ja nach wirklichem Rang benennen, ſo hießen die Bauren in Schweden der erſte Stand, als der durch Beſitz bedeutendſte und erhaltendſte Stand dieſes Landes. Aber dem Staate ſind alle Stände und Klaſſen gleich, wie Gott alle Alter und Geſchlechter. Damit aber eine mehr gleiche Reibung und Gegenwirkung der Kräfte und Triebe des Volkes auf einander ſey, meſſe man die Zahl und das Maaß der Volksvertreter nach der Bedeutung und Wirkſamkeit der verſchiedenen Klaſſen gerechter und zeitgemäßer ab, als bisher geſchehen.

Ich betrachte es ungefähr ſo:

1) Der ſogenannte erſte Stand, der Adel, darf hin-

fort, wenn er ja als Adel noch dargeſtellt werden ſoll, nicht mehr für den Schein, d. h. nicht mehr gleichſam polniſch dargeſtellt werden, weil dieſer Schein, was er im zwölften, dreizehnten Jahrhundert hie und da war, kein idealer Schein mehr iſt, was der Adel und die Adlichgeſinnten uns noch immer einbilden mögten, ſondern nur wie der leuchtende Dunſt einer Nebenſonne, die erſcheint, wann die alte Sonne eben unterging oder wann die neue Sonne aufgehen will. Der Adel ſoll alſo nur noch darſtellen für eine Sache, d. h. für einen wirklichen Beſitz größerer Landgüter. Auch alle große bürgerliche Gutsbeſitzer, z. B. die großen Landbeſitzer, welche Metallgruben bearbeiten und Hütten- und Hammer-Werke treiben, ſollen als ſolche dieſer Klaſſe zugerechnet werden. Der güterloſe Adel kann alſo als Stand auf Reichstagen nicht mehr auftreten. Wenn hier die Einrichtung gebürlich gemacht wird, daß nur die Begüterten aus ihrer Mitte Stellvertreter wählen, ſo wird man ſtatt 1000 bis 1100 Repräſentanten etwa 200 zum Reichstage ſchicken.

2) Der Prieſterſtand, den man lange ſchon mit ſchiefem Auge angeſehen, bleibt ein darſtellender Stand. Aber da er vorausgeſetzt wird das Ideale und Geiſtige darzuſtellen, ſo werden aus allen Klaſſen hochgeiſtiger Wirkſamkeit, z. B. aus den Hochſchulen, den Gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w. Mitvertreter in ihn aufgenommen. Hier öffnet ſich dem beſitzloſen Adel eine Darſtellung, die mehr als Schein von Scheinen iſt, den die Jahrhunderte abgebleicht haben. Durch die Privilegien des Genius und der Wiſſenſchaft kann er unter den edelſten und glänzendſten Männern mitſitzen und mitrathen in der herrlichen Gleichheit des Standes, worin alle wetteifernd zum höchſten leuchtendſten Ziele ſtreben ſollen.

3. 4) Der Bürger und Bauer bleiben, wie ſie geweſen, einige dem Zeitalter und Volksbedürfniß angemeſſene Aenderungen ausgenommen.

Wenn dieſe gerechte und nothwendige Ausgleichung gemacht wird, wenn der Adel ſich zu einer mehr verhältnißmäßigen und bürgerlichen, der Prieſterſtand zu einer mehr lebendigen und geiſtigen Darſtellung umſchafft, ſo wird viel Neid, Mißtrauen und Kabale von ſelbſt ausſterben und die ſchwediſchen Dinge werden ſich mehr im ruhigen Gleichgewicht fortſchwingen, bis die alles vollendende Zeit einmal eine vollkommnere Ordnung herbeiführt.

Dieſe etwas lange Einleitung däuchte mir nöthig für das Verſtändniß des Folgenden und für die Leichtigkeit der Erzählung, deren Faden ſonſt durch Rückblicke und Seitenblicke oft hätte abgeriſſen werden müſſen. Wir kommen nun zu unſern Geſchichten ſelbſt, und werfen bloß einen flüchtigen Blick auf die letzten Jahrhunderte, um zu zeigen, wie in dem Bilde des Vergangenen die Aehnlichkeit des Gegenwärtigen liege und wie das Neue mit dem Alten zuſammenhange, ſo wie es ſelbſt einſt mit dem Künftigen zuſammenhangen wird.

Von jeher offenbarten die Schweden einen kühnen und unabhängigen Sinn, welchen ihre Feinde wohl einen unruhigen und meuteriſchen Sinn genannt haben; von jeher waren ſie ſchwer zu regieren und machten gleich einem wilden und muthigen Roſſe dem geſchickteſten und raſcheſten Reiter oft Mühe, gingen mit ſchwachen und mittelmäßigen Reitern faſt immer durch. Solche Zeichen gehören beiden, freiheitliebenden und meuteriſchen Nationen. Die Schottländer, arm, tapfer und unruhig bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geben in Karakter und Geſchichte bis auf jene Zeit faſt ein ähnliches Bild. Die Engländer, gegenwärtig die beſteingerichtete und herrlichſte Nation Europa's, haben dieſelben Erſcheinungen offenbart, bis ſie vor etwa einem Jahrhundert zur bürgerlichen Ruhe und Beſtändigkeit gelangten. Land und Volk aber war dort den Schweden an Bildung und Bürgerlichkeit ſeit langem voraus und der bürgerliche Gemeinſinn hielt bei ihnen ſchon ſeit Jahrhunderten dem mächtigen Adel das Gleichgewicht; wenigſtens mußte dieſer Adel, wie klug er auch meiſtentheils das Steuer des Regiments zu ergreifen und zu halten verſtand, ſich mit dem Ernſt und der Gemeſſenheit gebärden, die dem Sachſenvolke eigen ſind, und durfte ſelten leichtſinnig ſpielen, wie der ſchwediſche oft faſt franzöſirend gethan hat.

Die Geſchichte des ſchwediſchen Mittelalters vom neunten Jahrhundert bis zum Ausgange des vierzehnten iſt der Geſchichte des übrigen Europa, abgerechnet daß dieſes Land von dem Mittelpunkte aller geiſtigen und politiſchen Bewegungen ſo fern lag, in jenem Zeitalter ziemlich ähnlich. Dieſelben Erſcheinungen von Rohheit und Barbarei, derſelbe Kampf des ſich der Verfeinerung weigernden und doch zur Verfeinerung hinſehnenden Menſchen; dieſelben Auftritte von Grauſamkeiten und Gräueln der verſchiedenen Donaſtieen gegen einander oder der herrſchenden Familie in ihrem eignen Schooß; die Kraft des Volkes aber ſelten zuſammengedrängt, weil Furcht vor mächtigen Nachbarn von keiner Seite her drohte.

Mit dem Jahre 1397 ſchloß ſich durch den Kalmariſchen Verein die loſe Verbindung der drei ſkandinaviſchen Reiche Schweden, Dänemark und Norwegen, welche man für das Glück und die Macht des Nordens hätte feſter wünſchen mögen. Dieſe Verbindung, welche etwas über ein Jahrhundert währte, unglücklich von dem ſchwächſten Theile ausging, und unglücklicher keinen großen Herrſcher fand, der durch die Gewalt und Herrlichkeit ſeines Karakters ſie hätte enger zuſammenziehen können, entwickelte in dem Volke die ariſtokratiſchen Keime und Rotten, woraus die meiſten ſpäteren Umwälzungen und Erſchütterungen erwachſen ſind. Schweden, bald von ohnmächtigen Unionskönigen bald von eigenen Herrſchern unter dem Namen von Königen oder Reichsvorſtehern regiert, immer unruhig, unzufrieden, in ſich ſelbſt zerſpaltet, gewann während dieſer Zeit die Hauptbeſtandtheile ſeiner ſpätern Verfaſſung und Repräſentation; der Adel ſpielte während derſelben die große Rolle, und einzelne mächtige Familien trieben den Staat und die Herrſcher zwiſchen ihren Privatabſichten, Ränken und Zwietrachten nach ihrem Gefallen hin und her; die ſtolzen und trotzigen Magnaten gewöhnten ſich dem Regenten als ihres Gleichen gegenüber zu ſtehen, auch ertrugen ſie dieſe lieber mit dem Titel Reichsvorſteher als mit dem Titel König. Hohn und Druck der Fremden ſetzten endlich wieder einen Mann und einen König auf den Thron. Dies war Guſtav der Erſte, welcher Schweden mit Klugheit, Standhaftigkeit und Strenge beinahe vierzig Jahre regierte. Die erſte dringende Noth und Gefahr des Vaterlandes machte ihn zum König. Kaum hatten die, welche ſonſt ſeines Gleichen geweſen, ſich von den Schrecken des Stockholmer Blutbades und der fremden Söldnerhaufen Chriſtians des Zweiten etwas wieder beſonnen, als ſie ſein gern wieder los geweſen wären. Aber er war thätig, klug und mäßig und behauptete ſich durch die Liebe und das Vertrauen der Menge, obgleich auch durch ſeine Regierung viele Aufruhre und Erſchütterungen laufen. Der Name dieſes großen zum Fürſten ſeines Volks gebornen Mannes lebt mit Recht unauslöſchlich in den ſchwediſchen Herzen fort. Er trug den ächten nordiſchen Stämpel, und bis heute fühlt jeder Schwede mit ſeinem Andenken die Verwandtſchaft; auch lebt durch

Ueberlieferung dieſes großen Namens das dunkle Bewußtſeyn fort, daß er dem verdunkelten Schweden wieder Ehre und dem zerriſſenen wieder Eintracht und Macht gegeben hatte. Kaum aber war er vom Schauplatz abgetreten, ſo begann unter ſeinen Söhnen wieder das alte Spiel, jedoch diesmal mehr durch Familienunglück als durch magnatiſche Rotten. Sein älteſter Sohn und Nachfolger Erich, ein Mann mit großen Anlagen und heftigen Leidenſchaften, war unfähig des Vaters großes Werk fortzuſetzen, indem er durch die letzten mehr als durch die erſten geführet ward. Der ſich in ſeiner oft bis zum Wahnſinn ſteigenden Heftigkeit nicht regieren konnte, konnte die Herrſchaft nicht behaupten, ſondern verlor endlich durch ſeinen Bruder Johann und deſſen Anhang Thron, Freiheit und Leben. Johann ſein Nachfolger herrſchte ohne Würde und Achtung, bis das Scepter in die Hand des ſtrengen und eiſernen Karls des Neunten kam, des jüngſten Sohnes Guſtavs des Erſten, und der von ſeinen großen Eigenſchaften am meiſten geerbt und alle Bildung der Zeit am vollkommenſten erworben hatte. Zwiſchen ihm und ſeines Neffen Sigismunds, Königs von Polen und Schweden Anſprüchen wollte die alte Parteiſucht der Magnaten wieder das Haupt erheben, aber ſtark durch das Lutherthum, das er gegen die katholiſirende polniſchariſtokratiſche Parthei vertheidigt und beſchützt hatte, und durch die Liebe des Volks, nahm er ihr durch Schwerdt und Beil das Gift, und grollend verſtummte ſie vor dem Gewaltigen.

Mit Karls des Neunten großem Sohn Guſtav Adolf, der auf alle Tüchtigkeit des Vaters und Großvaters eine liebenswürdige und freundliche Ritterlichkeit legte, begann für den Norden eine neue Epoche. Er machte die Schweden zu dem erſten und glorreichſten Kriegsvolke ſeiner Zeit und gab ihnen einen Weltnamen, den ſie früher in Europa entbehrt hatten. Durch alle ſeine liebenswürdige Großheit und durch das weite Ehrenfeld, das er ſeinem Adel öffnete, konnten unter ihm keine herrſch- und parteiſüchtigen Rotten entſtehen.

Aber gleich nach ſeinem Tode, während der Minderjährigkeit und Regierung ſeiner Tochter Chriſtine, merkte man, daß die königliche Männerhand fehlte, die Trotzigen zu zügeln und die Herrſchſüchtigen und Aufſtrebenden zu bändigen; man merkte dies, obgleich in dem Reichskanzler Axel Oxenſtierna ein weit blickender und alles verbindender und zuſammenhaltender Mann zurückgeblieben war. Dieſer große Mann hatte drinnen und draußen zu thun und ſeine Klugheit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Thätigkeit hielten, wenn nicht immer die Macht, doch wenigſtens den Schein derſelben aufrecht. Aber als die Königinn Selbſtherrſcherinn geworden war und künſtleriſche und genialiſche Neigungen, und was alles für Spiel der Laune und des Zufalls durch den Weſen einer geiſtreichen jungen Frau hinſpielt, mächtiger wirkten als die des Ruhms und der Herrſchaft, da hat Axel wohl oft ſchmerzlich gefühlt, wie Ränke, Kabalen, Eigennutz mittelmäßiger und habſüchtiger Menſchen gewaltiger trieben als Klugheit, Pflicht und Vaterlandsliebe. Dieſer Noth, worin er ſteckte und wodurch ſein edler Wille vielfach gebunden war, muß man es wohl zuſchreiben, daß Schweden bei allem Waffenruhm und Waffenglück durch den Frieden, der dem dreißigjährigen Krieg ein Ende machte, eben keine bedeutende Stärke noch wirkliche weſentliche Vortheile gewann. Einen großen nordiſchen proteſtantiſchen Bund, wie es im Plane des unſterblichen Guſtav geweſen war, gegen das ſchleichende und grauſame Jeſuitenthum, hätte man für immer knüpfen ſollen mit Schweden an der Spitze als einer Vormauer der evangeliſchen Freiheit, die in Ungarn, in Deutſchland, in Frankreich, bald ſelbſt in England geängſtet und verfolgt werden ſollte. Dies wäre ausführbar geweſen und wäre ausgeführt worden, wenn die junge Königinn in Hinſicht der politiſchen und religiöſen Anſichten von des Vaters Sinn und Geiſt geerbt hätte. Die Zeit war die allergünſtigſte. Oeſterreich, Spanien, Dänemark waren entwaffnet; Frankreich, der neidiſche Bundsgenoß, war es auch, denn die Fronde begann, als der Friede geſchloſſen werden ſollte; zwei Drittel Deutſchlands waren von den ſchwediſchen Heeren und denen der deutſchen evangeliſchen Fürſten beſetzt. Bei dem Friedensſchluſſe ward die ſiegreiche evangeliſche Sache faſt ganz hintangeſetzt; und auch Schweden erhielt nichts als ein paar unbedeutende, nicht einmal zuſammenhangende, verwüſtete und menſchenleere Landſchaften und vielen Schimmer eines vergänglichen Ruhms. Denn die evangeliſche und ſchwediſche Sache wurde in Osnabrück verkauft. Dort waren für Schweden Johann Oxenſtierna und Adler Salvius, der erſte der Sohn, der zweite gleichſam der Zögling des großen Axel. Aber dieſer Zweite ward durch ſeine Talente und Kenntniſſe, noch mehr durch ſeinen Ehrgeiz und durch die Gefügigkeit, womit der Undankbare ſich Oxenſtierna's Gegnern und den Günſtlingen der Königinn zugeſellte, bald der Erſte; was Axel ſchon dulden mußte. Salvius, dem Unedlen ſchon von Natur zugänglich, mußte für die Bedürfniſſe eines zu glänzenden Hofes in Stockholm, für die fürſtliche Pracht, mit welcher Magnus Gabriel de la Gardie in Paris figurierte, Geld auf Geld ſchaffen. Frankreich, das durch alles was Gewandtheit und Liſt heißt und durch Künſte des Goldes immer noch mehr als durch Eiſen auszurichten verſtanden hat, benutzte dieſe traurige Schwäche; auch die andern Fürſten, die etwas gewinnen wollten, merkten bald, wodurch die diplomatiſchen Schanzen ohne Sturm umgangen werden konnten. So ward hier um die Ehre und die Länder gefeilſcht. Auch zu Hauſe ward nur mittelmäßig regiert, denn die Königinn, wie ſehr ſie auch durch Geiſt und Kenntniſſe glänzen mogte, ermangelte doch des einfachen Verſtandes und feſten Willens, wodurch allein würdig regiert werden kann, ſie war Thörinn und Verſchwenderinn. Die Großen buhlten um Geſchenke, Verleihungen und Gunſt; ja einige buhlten mit ihr um den Thron. Sie aber reiſte zu ihrem Aerger nach Rom, wo des großen Guſtav Adolf Tochter zum Wahrzeichen der Zeit katholiſch ward, und übergab ihrem Vetter dem Pfalzgrafen Karl Guſtav das Scepter Schwedens.

Dieſer liebenswürdige Herrſcher und glückliche Krieger ſtellte durch ſeine freundliche und ritterliche Art gleichſam ſeinen großen Oheim Guſtav Adolf wieder dar, bekam aber nicht Zeit die Schäden und Mißbräuche des Reichs auszuheilen. Sein Leben war nur Krieg, und nachdem er einige Jahre von Sieg zu Sieg geflogen war, erkrankte und ſtarb er plötzlich in der Mitte weiter Entwürfe. Er hatte Schwedens Ruhm beſtätigt und einige ſchöne Landſchaften erworben. So fiel er hin in der Kraft ſeines Lebens, und ſein Sohn, ein unmündiges Kind, folgte ihm auf den Thron.

Nun war wieder eine lange Minderjährigkeit und Vormundſchaft, wo eine ſchwache Frau, die Königinn Wittwe die Zügel führen ſollte. Alsbald fingen die alten adlichen Künſte wieder an zu ſpielen und einige mächtige begünſtigte Familien führten das Heft unter der Vormundſchaft und vertheilten Statthalterſchaften, Würden, Güter und Vortheile des Reichs nach Gefallen unter ſich. Eine heilloſe Wirthſchaft von Verſchwendung, Unordnung, Schwäche und Willkühr ging über alle Zweige der Verwaltung und Regierung hin. Schlecht wie die innere Leitung war der Geiſt der äußeren Politik. Bloß der glänzende Schein, den Guſtav Adolf und Karl Guſtav dem ſchwediſchen Reiche gegeben hatten, erhielten ihm draußen noch einige Bedeutung und ein Anſehen, das jetzt auf keiner Macht und Ordnung ruhte. Auch offenbarte der unpolitiſche Krieg, worein die durch franzöſiſches Gold beſtochene Parthei der Regierenden das Reich verwickelte, ſeine volle Unordnung und Ohnmacht; und der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der mit ſeinem Vetter Karl Guſtav gegen die Polen hatte ziehen und die Schlacht bei Warſchau mit durchfechten helfen müſſen, lehrte zum Erſtaunen von ganz Europa das bisher unbeſiegte ſchwediſche Heer vor ſeinen Reiterdegen fliehen.

In dieſem ſchlecht und unglücklich geführten Kriege lernte der Jüngling Karl der Elfte ſich als Mann und zugleich die Gebrechen ſeines Staates fühlen. Er gelobte ſich ſein Wiederherſteller und Erneuer zu werden. Abſichtlich hatte man dieſen König in Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit*) erwachſen laſſen, weil man nicht beherrſcht werden ſondern ſelbſt herrſchen wollte. Aber heller Verſtand, ernſter Sinn und raſtloſe Thätigkeit erſetzten und verbeſſerten, was die Erziehung verſäumt oder verdorben hatte; oder vielleicht war es ein Glück, daß ſie dieſen Gewaltigen frei wie einen Halbwilden hatten herumlaufen laſſen und daß wenigſtens keine falſche Verzierung und Abglättung mit ihm verſucht worden war: denn bald entdeckte man in dem Jüngling einen thätigen, ſtandhaften und karakterfeſten König, mit dem Willen und der Kraft ſelbſtmächtig die Zügel des Regiments zu führen. Die alten Geſchlechter, die ſeit Guſtav Adolfs

---

*) Es läuft in Schweden eine ſchöne von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferte Anekdote über Karls des Elften erſte Regierungsjahre um, die ich hier niederlegen will. Man hatte Karls des Elften Jugend mit Fleiß ſo verſäumt, daß er mit dem Antritt ſeiner Regierung kaum ſchreiben noch leſen konnte: ein Mangel, den er ſpäter durch eigne Rü-

---

ſtigkeit zu erſetzen ſuchte. Als er volljährig als König dem Reichsrathe vorzuſitzen anfing, blieb er noch lange der Stumme und Ja-Sagende oder Ja-Nickende: denn er ſah in den mitſitzenden Greiſen die Geſichter vor ſich, die den Knaben und Jüngling bisher geleitet und beherrſcht hatten. Endlich aber ergab ſich eine Gelegenheit, wo er ſich ſeiner Willenskraft bewußt ward und die Reichsräthe eines gebornen Königs gewahr wurden. Es war ein an ſich unbedeutender Gegenſtand, worüber gerathſchlagt ward und wobei der König den Meinungen und Erörterungen ſeines Reichsraths gegenüber zweimal Nein zu ſagen wagte. Da machte ſich der Reichskanzler, weiland des Königs oberſter Erziehungsmeiſter, was ſie in Europa mit dem wälſchen Namen Gouverneur du Prince nennen, mit ſtrenger und ernſter Amtsmiene auf, und ſprach nach wiederholter langer Erläuterung: „Nun dieſes dritte Mal werden Euer Majeſtät den rechten Punkt der Sache wohl begriffen haben.“ Aber der König, der diesmal zum Hören und Begreifen wenig aufgelegt ſchien, ſprang bei dieſen Worten wie ein grimmiger, junger Löwe auf, und riß aus dem im Kamin lodernden Feuer die glühende Ofengabel, und ſie vor den Naſen der Hochgebornen Herren ſprühend auf den Tiſch ſchlagend, rief er: „Genug begreife ich den rechten Punkt, daß ich König von Schweden bin und daß ihr meine Diener ſeid.“ Und die Herren entſetzten ſich, unterſchrieben das königliche Nein, und gingen ſtill auseinander.

Tode, ſelbſt unter der Verwaltung des edlen Oxenſtierna ſchon, die Würden und Güter des Reichs größtentheils wider den ausdrücklichen Buchſtaben des Geſetzes unter ſich vertheilt hatten und in einem halbhundertjährigen Beſitz waren, zürnten und erſchracken. Denn Karl beſchloß von dem Jahre 16[illegible]0 her einmal die Reichsrechnungen durchzuſehen und abzuſchließen und auch die Geldquellen zu verſtopfen, wodurch die ſchlaue Politik Ludwigs des Vierzehnten ſo viele einflußreiche Schweden im franzöſiſchen Solde gehalten hatte. Denn ſeit den Unterhandlungen und Verträgen Guſtav Adolfs mit den Bourbons gegen Polen, Oeſtreich und Spanien hatte ſich der wälſche Faden hier nicht mehr abgeriſſen. Dieſer goldne Faden war durch die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten, die oben von uns geſchildert ſind, noch feſter geſchlungen. Während der Minderjährigkeit unter der ſchwachen Königin Wittwe und dem gebietenden Reichsrath, deſſen meiſten Mitgliedern ſein Glanz nur zu verführeriſch blinkte, ward er zu einem dicken blutigen Strick, wodurch Schwedens Herrlichkeit umwunden und befleckt ward und welchen nur die tüchtige Fauſt eines Karls des Elften zerhauen konnte. Der König hatte in dem Kriege, wohinein die vom Rath ſeine Jugend geriſſen hatten und wodurch dieſer Goldſtrick ſo blutig hinlief, ſeine ganze Bedeutung kennen gelernt. Er demüthigte und zerſchmetterte die franzöſiſche Parthei in Schweden, und die wälſchen Künſte prallten hinfort für immer von ſeinem ſtrengen nordiſchen Ernſt ab. Ueberhaupt kann man von ihm und von allen drei Wittelsbachern, am meiſten wohl von ſeinem beſſer unterrichteten und mehr gebildeten Sohn, Karln dem Zwölften, ſagen, daß ſie eine große Vorliebe für das Deutſche und für die Verbindung mit der deutſchen Art und dem deutſchen Leben bewahrten und daß ſie das Wälſche, das nach ihrem Ausgange beinahe ein volles Jahrhundert in Schweden alles beherrſcht hat, aus angeborner Abneigung von ihren Sitten, ihrer Hofhaltung und Politik fern hielten.

Dieſen Goldfaden riß Karl alſo entzwei, aber tiefer ſchnitt er durch die ſogenannte Reduktion in die Macht der Adelsgeſchlechter ein, welche ſich in den ungeſetzlichen Beſitz des Kronguts geſetzt hatten. Denn das Reichsgeſetz lautete ausdrücklich: das Domanium ſey ein unveräußerliches Gut, und auf vielen Reichstagen und ſehr ernſthaft ſchon in den letzten Regierungsjahren Chriſtinens, war die Klage und Forderung der drei nicht adlichen Stände erklungen, die durch Schenkungen und Verleihungen der verſchiedenſten Art verſchleuderten Einkünfte und Güter des Reichs müßten für die Wohlfahrt und Erleichterung der Unterthanen, auf welche die Hauptlaſten der Auflagen und Leiſtungen drückten, wieder beigebracht werden. Doch damit keinem Unrecht geſchehe, darf nicht verſchwiegen werden, daß auch aus dem Ritterſtande immer einzelne Stimmen würdiger Männer ſich für das Geſetz und die Rechte des Königs und des Volks erhoben hatten. Auch fand Karl eben unter dem Adel die Männer, welche ihm die Güterwiederherſtellung angreifen und durchführen halfen. Als den erſten Entwerfer und Begründer dieſer allerdings höchſt bedenklichen und traurigen Rieſenarbeit nennt die Geſchichte den Königlichen Rath Gyllenſtierna, einen Mann ſo mächtigen Willens, daß die Zeitgenoſſen ihn dem des Königs überlegen glaubten. Dieſer war durch Stärke, Schönheit, Geiſt und Witz ein ſo gewaltiger Mann, daß man von ihm geſagt hat wie die Sänger des Königs Saul weiland von dem Goliathtödter „er könne Hunderte mit der Fauſt und Tauſende mit dem Verſtande niederſchlagen.“ Mit dem Jahre 1680 begann dann endlich die genaue Durchſicht und der Abſchluß des alten Sündenregiſters; was freilich nicht zum Vortheil der Magnaten ausfiel. Unter der mehr als zwanzigjährigen Minderjährigkeit und Regierung Chriſtinens und der langen Minderjährigkeit Karls des Elften ſelbſt waren faſt alle Regalien, Krongüter und Kroneinkünfte verſchenkt, verliehen, vertauſcht und verpfändet, und in demſelben war das Volk ohnmächtig, elend und unterdrückt geworden, alle Willkühr hatte die Vornehmen groß und reich und die Bauren, die Stärke des Volks und die Kraft des Heers, klein und arm gemacht. Mit allen eroberten Landen, mit allem Einfluß bei den fremden Nationen, womit die großen Könige dieſes ſiebenzehnten Jahrhunderts Schweden erhöht hatten, war es ohne Heer, Macht und Hülfsmittel, als Karl der Elfte das Steuer der Regierung mit eigener ſicherer Hand zu führen begann. Schon ſein Vater Karl Guſtav hatte an eine große Wiederherſtellung des Reichs ernſtlich gedacht, war aber durch ſeinen frühen Tod an der Ausführung dieſes Plans gehindert worden. Von der antiariſtokratiſchen Parthei wurde nachher ſogar geflüſtert — ein Geflüſter, das bei geſchwinden Todesfällen hochgeſtellter Männer nur zu gewöhnlich iſt — er ſey ſo jung geſtorben, weil er die Reduktion habe vornehmen wollen. Karl und ſein Mann Gyllenſtierna griffen das harte Werk nun mit friſchem Muthe an; doch Gyllenſtierna hatte kaum begonnen, als der Tod ihn wegnahm. Indeſſen ein fähiger, kühner Mann, auch aus den berühmteſten Geſchlechten, Klas Flemming, trat in ſeine

Fußſtapfen und half es dem Könige vollenden. Die verſchenkten und verliehenen Lehen und Krongüter wurden in Schweden und in allen eroberten und erworbenen Landen, wo man wegen der Entfernung und wegen geringerer Hut der Geſetze noch willkürlicher verſchenkt und verſchleudert hatte, zurückgefordert, zum Theil mit ſehr ſtrengen Nachrechnungen; das Kriegsheer und die Flotte wurden auf einen neuen und feſteren Fuß gegründet; die Abgaben und Finanzen wurden geordnet; für Handel und Ackerbau, ſelbſt für Fabriken wurde gearbeitet; die Geſetzgebung ward geregelt. Alles mit ſo ſeltener Thätigkeit und Rüſtigkeit und mit ſo beſonnener Zweckmäßigkeit, daß nach fünfzehn Jahren, nämlich bei dem zu frühen Tode des Königs, Schweden wieder ein wohl eingerichteter und mächtiger Staat war. Alles dies ward ſo eigenmächtig und ſelbſtherriſch gethan, daß Karl faſt wie ein Deſpot hätte regieren können. Denn er regierte mit dem Willen des Volks, weil das Volk begriff, der König thue das Nützliche und Nothwendige, und auch, weil das ſchadenfrohe Volk es gern ſah, daß die einmal geplagt würden, welche ſo lange geplagt hatten.

In Karln dem Elften ſah man die eine Seite des ſchwediſchen Urbildes ganz, den ſtahlharten Willen und den feſten Ernſt des Nordens; von dem liebenswürdigen Leichtſinn, der auch dem Volke eignet, hatte er nichts erhalten. Auch durch ſeine Bildung oder vielmehr durch ſeine Nichtbildung war er vielleicht einem ſchwediſchen Mann der einfältigeren Gattung, etwa einem ſchlichten tapferen Bauren, ähnlich geworden. Will man ihn mit wenigen Strichen zeichnen, ſo darf man ſagen, dieſer König ſtand zwiſchen Guſtav Erichſon Waſa und Karln dem Neunten ungefähr in der Mitte. Was er geworden, verdankte er dem eignen Streben und der Erfahrung des Lebens und Regierens. Durch ſeinen Umgang und Verkehr mit dem Volke aller Klaſſen und Stände, durch ſeine Rundreiſen durch alle Landſchaften in dem einfachſten Aufzuge und mit der gewöhnlichſten Begleitung, etwa eines Reitknechts, und durch ſein Anſprechen und Uebernachten bei Bauren, Landprieſtern und Landrichtern war er gleichſam durch ſeine Sitten ſchon der Liebling des ſchwediſchen Bauren; er ward es doppelt durch die Wiederherſtellung. Denn dieſe Wiederherſtellung war noch mehr für den Bauren als für den König. Denn nicht weniger hatte man in dem letztverfloſſenen Jahrhundert verſucht, als auf Koſten der alten gothiſchen Volksfreiheit in dem armen Schweden einen herriſchen Lehnadel zu ſtiften. Man hatte Grafen gemacht mit neuen Namen, welche unter dem Titel einer Verherrlichung der Königlichen Majeſtät durch ſo hohe Vaſallen ein Abbild des reichsunmittelbaren deutſchen Adels ſeyn ſollten. Dieſen waren nicht bloß die großen Königshöfe und Königsforſten verliehen, ſondern auch die freien Zinsbauren des Reichs in ihren Bezirken mit den Steuren, die ſie ſonſt dem Könige leiſteten; man hatte die Menge der Kronbauren mit allen Gefällen und Dienſten ihnen unterworfen, welche von den vielen kleinen Sceptern, die nun ſo nah über ihren Köpfen ſchwebten, natürlich öfter und ſtrenger getroffen wurden als ſonſt von dem großen hohen Scepter in der königlichen Hand: denn dieſen Baronen war in Schloßgerichten und Landgerichten eine Art Oberherrlichkeit bewilligt. Daß nun, als ſolche ungeſetzliche und unſchwediſche Stiftungen gebrochen wurden, die Bauren dem Könige als dem Wiederherſteller von Geſetz und Freiheit Heil zujauchzeten, während der Adel Tyrann rief, war das natürlichſte Ergebniß der Begebenheiten.

Aber Karl war nur ein Despot für das Gute und Tüchtige und regierte Schweden nach dem alten Geſetz und Brauch und hielt die Reichstage nach der alten Ordnung, ließ die Steuren nach der alten Weiſe von den Ständen berathen und bewilligen; aber den ſogenannten Reichsrath ſetzte er wieder auf den Fuß herab, wie er unter Karln dem Neunten und Guſtav Adolf geſtanden hatte, ja faſt noch niedriger; ſie ſollten ſeine Miniſter und Räthe aber nicht ſeine Mitentſcheider ſeyn. Daß aber auf den Reichstagen alles nach dem Königlichen Wunſch und Wink geſchah und er ſeit dem Jahre 1680 faſt nie mehr auf Widerſtand oder Hemmung ſtieß, verdankte er ſeinem Verſtande und ſeiner Tüchtigkeit, noch mehr aber dem Haſſe, den der Uebermuth des Adels ſich bei dem Volke zugezogen hatte. Daß dieſer Adel ihn aber haßte, beſonders der reichere und vornehmere, oder vielmehr der, den er aus einem reichen und hohen arm und klein gemacht hatte, war begreiflich. Manche hatten auch wohl gerechten Grund zu haſſen, indem ſie dem Könige zur Laſt legten, wo bei der Wiederherſtellung hart und unbillig verfahren war. Denn bei ſolchen ſchlimmen Staatsoperationen iſt es wie bei dem, was die Aerzte Radikalkuren nennen, wo durch die gewaltigen Mittel mit den ſchädlichen Säften auch manche unſchuldige ausgetrieben werden. Es iſt unmöglich, wo es auf eine ſo große Revolution ankömmt, als die Rettung und Wiederherſtellung eines Staats iſt, daß da Einzelne nicht verletzt und beſchädigt werden ſollten. Manche Familien hatten gewiß ſchreiendes Unrecht gelitten; aber durfte man dies alles dem Könige zuſchieben? hatte nicht das Volk auf vielen Reichstagen hiezu gemahnt und die letzte Ausführung gewollt und beſchloſſen? Es lag das Unglück dieſer Häuſer in den Sünden der Väter, wofür der König ſo wenig konnte als die Söhne und Enkel derſelben. Freilich dafür konnte er, daß er ein gewaltiger König war; denn ſonſt wäre das alte Uebel unangerührt oder doch ungeheilt geblieben. Karl ſtarb 1697, gefolgt von der Achtung Europa's, der Liebe ſeines Volks, der Furcht ſeiner Nachbarn und dem Groll der Ariſtokratie, der auf ſeinen Sohn forterbte. Die Nachwelt iſt gezwungen worden ihn den verſtändigſten und größten Herrſchern zuzuzählen.

Ich ſage Groll der Ariſtokratie. Denn es iſt gegen dieſen großen König der Partheihaß ſo mächtig und erfinderiſch geweſen und hat ſo fernhin gewirkt, daß Karl der Elfte auch in vielen Geſchichtbüchern der Fremde als ein Stück von einem Tyrannen prangt. Dieſer bittere Haß iſt durch Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht ſo tief in das Blut des Adels eingedrungen, daß ich ſelbſt unter den verſtändigen Männern dieſes Standes wenige gefunden habe, die bei ſeinem Namen nicht mit einem Pfui! ausſpieen und Tyrann und Henker (rackare) riefen.

Die Heldenbahn ſeines Sohnes Karls des Zwölften liegt zu hell vor den Augen der ganzen Welt als daß ich bei dieſer kurzen Ueberſicht ihn darauf begleiten dürfte. Im Taumel von Schlachten und Siegen gab er ſeinen Schweden kaum Zeit an ſich zu denken. Erſt als Pultava ſeinen Siegeslauf hemmte, begann man zurückzudenken, und die Mißvergnügten ſehnten ſich wieder nach den alten goldenen Zeiten der Weiberregierungen und Vormundſchaften. Da zeigten ſich auch ſchon hie und da Gegenwirkungen und Rücktreibungen, welche das Unglück und die Verwirrung noch größer machten. Der nordiſche Achill, den die Kampfluſt und ein gerechter Zorn allerdings über das Maaß hinausgetrieben hatte, kam endlich wieder in die Heimath, nachdem er alle ſeine Länder am ſüdlichen Saum der Oſtſee verloren und das bei dem Tode ſeines Vaters ſo mächtige und blühende Schweden tief verwundet hatte. Ohne Flotte, faſt ohne Heer, mit erſchöpften Hülfsmitteln ſchien das Land in dem ungleichen Kampfe mit vielen Feinden faſt erliegen zu müſſen. Aber günſtige Umſtände traten ein, und die Kraft des gewaltigen Degens, der es geſchwächt hatte, ſchien es auch wieder aufrichten zu können. So groß war der Menſch in dem Könige, daß aller Haß und alle Ehrſucht der Partheien vor ihm verſtummen mußten; ſo groß waren ſeine menſchlichen und kriegeriſchen Tugenden, ſeine altſchwediſche Treue und Redlichkeit, daß das unter Elend und Noth erliegende Volk ihn vergötterte und anbetete. Denn ſolcher iſt der wunderbare Zauber des Erhabenen für die Menſchen, daß ſie ſich für ihn gern in alle Abgründe des Verderbens ſtürzen. Als die Welt ihn verloren glaubte und nur noch durch die Klippen geſichert, welche die ſchwediſchen Küſten umſtarren, ward über großen Entwürfen der Wiederherſtellung gebrütet, welche mehr waren als bloße politiſche Träume. Der große Kämpfer, an deſſen Ausdauer, Klugheit und Glück ſich Karls Heftigkeit und Tapferkeit gebrochen hatten, Peter von Rußland, neigte ſich zu ihm. Denn ſo großartig und edel war dieſer Barbarenkönig, daß er den großen und ritterlichen Tugenden und Thaten Karls mehr als Achtung, daß er ihnen Liebe geben mußte. Peter verachtete Auguſt von Sachſen und Polen; er mogte die Dänen nicht; er hatte überhaupt keine Eroberungspläne als die nothwendigen; er wollte nur Verbindung ſeines Volks mit dem geſitteten und gebildeten Europa: dazu mußte er Meer und Häfen haben. Glücklich hatte ſich zu Karln ein Mann gefunden, der als Rath des verwandten Hauſes Holſtein-Gottorp ſtand und in den Angelegenheiten der Familie nach Schweden kam. Dieſer Mann war der Graf Görtz, deſſen Gehirn hohe und kühne Plane umfaſſen konnte, und der bei ſeinem neuen Herrn bald eine große Gewalt gewann. Schnell, geſchickt, gewandt und thätig und ſeinen Gebietern bis in den Tod getreu wandte ſich dieſer vielſeitige und erfinderiſche Mann rings umher und belauſchte die Stellung Europa's, um ſeine feinen politiſchen Fäden irgendwo anknüpfen zu können. So weit ſpann er ſie aus, daß ſie nicht allein die Nachbarſtaaten, ſondern ſelbſt Spanien, Frankreich, Italien und England umſpannen. Beide, ſowohl er als ſein König arbeiteten raſtlos, und Europa ſah noch einmal mit geſpannter Aufmerkſamkeit nach dem Löwen hin, der nur geſchlafen zu haben ſchien, um deſto furchtbarer wieder aufzuſtehen. Schon war alles mit dem großen Czar bereitet, welcher Karln nicht nur einen vortheilhaften Frieden, ſondern auch wirklichen Beiſtand verſprochen und Schweden, außer Ingermannland, Ehſtland und Lievland, alle ſeine alten Lande wieder verſchaffen wollte. Doch vielleicht hätte Karls guter Degen, ſobald er des ruſſiſchen Krieges frei war, das allein ausgeführt. Denn dieſer König hatte das Unmögliche möglich gemacht, und zwar durch nichts Anders, als durch ſeinen Namen und durch die Begeiſterung und Zuverſicht, womit dieſer Name das ſchwediſche

Volk erfüllte. In einem Lande, welches nie volkreich geweſen war und welchem ein ſiebenzehnjähriger Krieg, wozu freilich auch die deutſchen Lande viele Krieger geliefert, die Blüthe der Männer weggemäht hatte, wußte er binnen zwei Jahren wieder ein ſtattliches Heer von 60,000 Mann aufzurichten. Er hatte alles fertig und ging mit dieſem Heere Norwegen erobern. Dieſer Raub war ihm faſt gewiß; und wann er vollendet war, mußte der König wieder in dem alten Glanze erſcheinen. Die ſchwarze Tücke wollte das nicht; Karl fiel vor Friedrichshall durch eine ſchwediſche Kugel. Seinem Freunde und Helfer Görtz hieben ſie bald darauf als einem landesverrätheriſchen Ausländer den Kopf ab.

Dieſe beiden großen Menſchen können das Schickſal billig anklagen, welches ihnen das Leben grade auf dem Punkte abſchnitt, wo ſie hätten beweiſen können, daß ſie für Schweden länger zu leben verdient hätten. Denn entweder hätte Karl der Zwölfte nie geboren werden oder auch jetzt nicht ermordet werden müſſen. Er fiel hin in der friſchen Mannskraft ſeines Lebens, in dem ſechsunddreißigſten Jahre des Alters; und aus der Ruhe und Ordnung, womit er jetzt alles bereitete und ſeinen Görtz bereiten ließ; aus der Planmäßigkeit und Geduld, womit er ſich durch die Umſtände regieren ließ und nicht durch das gewaltige Herz allein alles regieren wollte; aus den langen und unglücklichen Erfahrungen, aus welchen er eine lange Lehre ziehen konnte, durfte man hoffen, daß für ihn und ſein Land die Zeit gekommen war, wo er Irrthümer verſöhnen und Uebel verbeſſern wollte. Man gönnte ihm und ſeinem Ruhm dieſe Wiederherſtellung nicht.

Bei dem großen und unglücklichen Ruhepunkt, der mit dem Tode dieſes Helden in die ſchwediſche Geſchichte fällt, kann man ſich der Betrachtung nicht erwehren, wie viele große und außerordentliche Herrſcher nach einander dieſes Volk regierten, von welchen die Vorſehung ihm mehr den Schein und die Blüthe als die Wärme und die Frucht gegönnt hat. Denn ſo wollte es der Schweden ſchlimmes Verhängniß oder ihr böſer Wille. Guſtav Erichſon; Karl der Neunte, Guſtav Adolf, Chriſtine, die drei Wittelsbachiſchen Karle — in welcher Geſchichte findet man ſolche Namen dicht nacheinander? und wo findet man ſie meiſtens durch ein kurzes und raſches Schickſal in der gewöhnlichen Mitte des Lebens ſo weggenommen? Wie ſähe Schweden jetzt aus, welche Rolle ſpielte es vielleicht noch auf dem Welttheater, wenn jeder der drei Wittelsbacher ſechszig Jahre alt geworden wäre? Dieſe Frage giebt viel zu denken; ſie muß den Schweden ſehr viel zu denken geben!

Ueber Karls des Zwölften Tod laufen in den Büchern viele Fabeln um. Daß er vor Friedrichshall durch Mord gefallen, war nicht bloß Fabel und Sage; es war der Glaube und die Kunde der Zeitgenoſſen! In Schweden hat dieſer Mord ſich als Geſchichte fortgepflanzt und man nennt Namen, Orte, Tage, Gaſtmäler, die bereit waren und wo die Thäter von fürſtlichen Perſonen fürſtlich empfangen und bewirthet wurden. Doch da kein Schwede gewagt hat dieſe düſtre Nachtgeſchichte mit klarem Lichte zu beleuchten, ſo darf ich aufs Ungewiſſe hin von Namen, Verhältniſſen und Umſtänden nicht reden, wodurch edle noch lebende Geſchlechter tief verletzt werden müßten. Von Guſtav dem Dritten, der ſonſt Leichtſinns im Ueberfluß hatte, erzählt man ſich noch, daß er die ſchwediſchen in jene Unthat bedenklich verflochtenen Namen von ſeinem Umgange und ſeiner perſönlichen Gunſt immer fern gehalten habe. Der große Karl ſelbſt, noch heute des ächten Schweden Liebling, wird mit ſeinen Worten, Thaten und Abentheuern allmälig bei dem Volke faſt zu einem Fabelhelden, indem die letzten ſtolzen Karoliner — wie man die Helden der Tafelrunde dieſes Königs Arthur nannte — die von den lebendigen Geſchichten des nordiſchen Löwen zu erzählen wußten, in den jüngſten Jahrzehenden ausgeſtorben ſind.

Ich ſage, *kein Schwede hat gewagt, dieſe Geſchichte mit klarem Licht zu beleuchten.* Es war Wagniß und iſt noch Wagniß in Schweden bei dem engen Kreiſe der Gebildeten daſelbſt und bei dem unvermeidlichen zu nahen Zuſammentreffen und Zuſammenſtoßen der bedeutenden und gelehrten Männer in dem Mittelpunkte dieſes Kreiſes; es iſt ein Wagniß wegen des Partheigeiſtes in den Familien, der noch heute ſehr grün lebendig iſt, auch wegen des Schwerbeſchreiblichen, was der Adel ſo häufig auf ſeine Weiſe unter den Worten ſchwediſche Ehre und ſchwediſche Freiheit verſteht, die Geſchichte dieſes Landes der letzten drei Jahrhunderte mit freiem offenen Munde der Wahrheit zu erzählen. Man blättre nur Brings, der für ſeine Arbeiten den adlichen Namen Lorbeerbring (Lagerbring) bekam, Geſchichte Schwedens durch, und es wird jedem auffallen, wie abſichtlich leiſe und oft kaum winkend und andeutend und viele knotige Fragen unaufgelöſt laſſend er über manche Epochen und Karaktere hingleitet, worüber er Klares und Beſtimmtes zu erzählen wußte. Geyer, Schwedens neueſter Geſchichtſchreiber, ſucht mit unerſchrockener Redlichkeit immer das Würdige und Wahre, er hat zuerſt über Karaktere und Begebenheiten Licht ausgegoſſen, die ſonſt noch unbeleuchtet oder wenigſtens ſchlecht und falſch beleuchtet waren, und namentlich dem Karl Knutſon Bonde, den Sturen und den Rotten, welche in ihren Tagen das ſchwediſche Reich ſchaukelten und ſchüttelten, Karln dem Neunten, Chriſtinen, Axel Oxenſtierna ihr hiſtoriſches Recht gegeben; viel mißlicher aber wird ihm die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts werden, wo die Begebenheiten und Namen den Ehren und Erinnerungen der Lebenden ſo nah rücken.

Nach Karls Tode ſetzte die Rotte, wodurch er fiel, ſeine jüngere Schweſter auf den Thron, welche ihr Recht bald auf ihren Gemal, den Landgrafen Friedrich von Heſſen, übertrug. Nach bisher geltendem Königsgeſetz und nach dem Willen Karls hätte der junge Herzog von Holſtein-Gottorp, Sohn ſeiner älteren und geliebteren Schweſter, ihm nachfolgen ſollen. Aber die Parthei fürchtete in ihm entweder einen kräftigen Herrſcher oder gar einen Rächer ſeines großen Oheims. Vielleicht wollte ſie auch die wiedereroberte Freiheit, womit ſie über das ganze Reich hintönte, dadurch beweiſen, daß ſie durch die Wahl eines Fremden das Reichsgeſetz brach und das Erbrecht überſprang. Die Geſchichte, welche ſpäter oder früher alle dunkle Verbrechen an das Sonnenlicht zieht, hat es faſt wahrſcheinlich gemacht, daß die ſchlechte Ulrika Eleonora und ihr Gemal Mitbewußte und Mitverſchworne gegen das Leben des großen Karls waren. Sie waren nun die leeren Figuren, und die herrſchſüchtigſte und eigennützigſte Ariſtokratie bemächtigte ſich der Gewalt und riß alle Wunden wieder auf, welche die ſtarke Hand, die ſie geſchlagen, auch allein hätte heilen können.

Jetzt war an keinen glücklichen und glorreichen Frieden mehr zu denken; denn mit dem Helden fiel die letzte Kraft und für das Schwerdt herrſchte hinfort die Kabale; auch waren alle Bündniſſe und Freundſchaften, wodurch das Reich hätte geſtützt werden können, mit ihm ermordet: denn Schweden hatte in Europa jetzt nur noch in dem Einen Namen gelebt. Es erſchien jetzt, was es war, geſchwächt, beraubt, von Partheien zerriſſen und aller Herrlichkeiten und Ehren entkleidet. So verzettelte, verſchenkte, verkaufte man denn die heiligſten Vortheile des Landes, und verlor nebſt einem Theil Finnlands alle Lande jenſeits des Meers bis auf ein kleines Pröbchen der Eroberungen Guſtav Adolfs in Deutſchland. Aber man hatte zu Hauſe größere und wichtigere Sorgen und zu dieſen eilte man.

Das Erſte, was die Rette that, war die Wiederausrufung und Wiederherſtellung der ſogenannten ſchwediſchen Freiheit, und die Verdammung der Alleinherrſchaft (envälde); wobei der lange verborgene Haß ausbrach und das Gedächtniß von zwei großen Königen verfluchte, das Gedächtniß der beiden Karle, die zuletzt regiert hatten. Dieſe Parthei war durchaus ariſtokratiſch und beſtand auch aus eitel Edelleuten. Das Volk beweinte noch lange Zeit den König, der ihm viel Leid gethan hatte und durch deſſen Unruhe an der Weichſel und am Dnieper das beſte ſchwediſche Blut vergoſſen war. Denn Karl war an Gemüth und Kraft ein Schwede geweſen und hatte den Klang des ſchwediſchen Namens noch einmal wieder in die große Weltpoſaune gebracht; und das lieben die Schweden. Dieſe Herren, die ſich nun Reichsherren und des Reiches und Königs Rath nannten und nichts als Freiheit, Geſetzlichkeit, Vaterland auf der Zunge hatten, theilten die Macht und die Ehren des Landes auf die ſchaamloſeſte Weiſe unter ſich und ließen das Volk jene Königsgewalt bald wieder zurückwünſchen, welche ſie als die Quelle alles Unheils und aller Tyrannei verrufen hatten. Jetzt war die Herrſchaft allein bei dem Adel; er war es, der auf den erſten Reichstagen alles beſtimmte und entſchied und zugleich mit dem dummſten Uebermuth ſich dem Urtheil der Mitwelt und Nachwelt bloßſtellte. Der Edelleute war alle Macht und Verwaltung, ihre waren die großen Privilegien und Vorrechte, die als ein ſchreiender Hohn gegen die andern Stände geſchrieben und beſiegelt aufgeſtellt wurden, da die Rechte dieſer nur als dunkles Herkommen gelten ſollten, woran ſich nach Gefallen drehen und deuteln ließ. Nur die Prieſter waren ſo geſchickt, ihr Herkommliches in Geſchriebenes verwandelt zu erhalten. Man ſieht, wie trotz aller äußeren Scheine und Namen, die man dem neuen Syſtem gab, alles nur für den Adelſtand berechnet war; man ſieht dies am beſten, wenn man die Reichstagsakten von 1720 bis 1772 durchblättert, worin ariſtokratiſcher Dünkel und Uebermuth ſich gegen die ſogenannten unteren Stände oft auf das unverſchämteſte ausſprachen. Ich führe nur Eine Reichstagsanekdote an, die karakteriſtiſch genug iſt und die an Geſetze erinnert, die man in den Tagen der Minderjährigkeit Karls des Eilften gewagt hatte. Ein Edelmann ſchlug das Geſetz vor, es ſolle hinfort wie ein Gräuel angeſehen und der Bauer mit dem Tode beſtraft werden, der ſich unterſtehe ein adliches Weibsbild zu beſchlafen. Als der Vorſchlag zu den Bauren kam, äußerte ſich ihr Sprecher, der Bauer Håkanſon aus Blekingen, er habe nichts dagegen, nur ſey die Sache zu gelind genommen, und man ſolle für das Wort Gräuel das Wörtlein Sodomiterei *) ſetzen. Dieſe Lauge fühlte der Adel denn doch ſo ſcharf, daß der Vorſchlag fiel.

Aber woher entſprang dieſe ſchaafige Geduld der Bürger und Bauren? was war aus den Enkeln derer geworden, die Karln dem Eilften als dem Wiederherſteller und Befreier zujauchzeten? und wo waren die Kampfgenoſſen des zwölften Karls, daß Liſt und Uebermuth ſo herrſchen durften? O die meiſten lagen mit ihm unter dem grünen Raſen und die übrigen ſchliefen unter den Lorbeerbäumen, welche die Helden gepflanzt und mit ihrem Blute begoſſen hatten, ſie träumten unter ihrem Schatten von großen Thaten und Erinnerungen einen verworrenen Traum und ruhten die von Wunden und Narben bedeckten Leiber aus. Schweden war entkräftet, entvölkert, ermattet. Dies iſt die Geſchichte aller Zeiten: nach ungewöhnlichen Entwickelungen und Erſchütterungen, nach außerordentlichen Männern und Helden tritt durch ein oder zwei Menſchenalter faſt immer etwas ein, was man einen ſchlechten Schlaf oder Traum nennen mögte. So die ſechzig Jahre hinter Kolumbus, Luther, Karln dem Fünften und den großen Männern ihrer Zeit in Krieg, Wiſſenſchaft und Kunſt; ſo in England das Menſchenalter hinter Haſden, Cromwell und Milton **).

Bei dieſem Uebergewicht des Ritterſtandes, bei dem

---

*) Der ſarkaſtiſche Bauer, ein höchſt geiſtreicher, witziger Mann, (ſein Sohn iſt jetzt Statthalter von Biekingen) ſagte lachend: „Das iſt was Neues! Ich glaubte nicht, daß die adlichen Fräulein Vieh wären.“

**) Und wir ſeit 1815?

Mißvergnügen, das bei den andern unterdrückten Ständen nicht fehlte, bei der ganzen ſchlechten Repräſentation, die eigentlich eine Art Neutraliſation und Stillſtellung der Kräfte in ſich trug, wenn ein König darin nicht das belebende Princip war, hätten die Regierenden außerordentliche Menſchen ſeyn müſſen, wenn hätte wohl regiert werden ſollen. Die geſetzgebende, die richterliche, die ausübende Gewalt — alles war durch den Beſitz der höchſten Stellen und durch die Macht der Verleihung derſelben in den Händen des Adels, und der König hatte kaum die Bedeutung eines Präſidenten des Reichsraths; er war nichts weiter als ein leerer Name, gleichſam nur ein Siegel auf die Beſchlüſſe der Machthaber. Indeſſen nicht alle Anſtreber von dem zahlreichen Adel konnten herrſchen, nicht alle einträgliche Aemter und Würden erlangen; nicht alle konnten zu ſo bedeutenden Stellen gelangen, für welche Geſchenke und Jahrgelder fremder Höfe ausfielen. Es gab Mißvergnügte unter dem Adel; es gab Mißvergnügte unter den Bürgern, obgleich die herrſchende Ariſtokratie die herkömmliche Klugheit hatte, die Hervorragenden und Kühnen aus den andern Ständen unter ſich aufzunehmen; es gab zuletzt zwei Rotten, die wechſelsweiſe mit einander um die Herrſchaft rangen. Ein kluger und kühner Herrſcher würde dieſe Lage der Dinge ſchon haben gebrauchen und wenige Jahre nach dem Tode Karls des Zwölften die verdammte Königsmacht wiederherſtellen können. Aber ſolche Könige fehlten Schweden das erſte halbe Jahrhundert nach Karls Tode. Friedrich von Heſſen war nicht rüſtig und herrſchſüchtig, ſondern wollüſtig und faul, und fand es ganz bequem mit Beiſchläferinnen, Vergnügen und Jagden ſein unrühmliches Königspuppenleben gefahrlos hinzuträumen. Friedrich Adolf von Holſtein, ſein Nachfolger, war ein Mann ohne Karakter und Kraft, den ſelbſt ſeine Gemalin Luiſe, welche ſich als Schweſter des großen Friedrich von Preußen fühlte, zu keiner Kühnheit aufſtacheln konnte; und der einzige Verſuch, der unter ihm 1756 zur Wiederherſtellung der Monarchie gewagt wurde, mißglückte, und die Anführer deſſelben bezahlten ihn mit dem Köpfen oder dem Elend.

Unbillig würde man behaupten, daß unter den Herrſchenden nicht viele fähige und edle Männer geweſen ſeyen, daß eine dem Wettkampf geöffnete Bahn der Ehre und Wirkſamkeit nicht manche Kräfte und Talente hervorgelockt habe, welche ſonſt nie das Licht geſehen haben würden. Schweden hatte unter manchen ehrſüchtigen, unruhigen und feilen Seelen auch edle, tapfre, patriotiſche und unbeſtechliche Männer, die das Gute aus reinem Triebe wollten und beförderten; aber unglücklich waren die Sachen ſo eingerichtet, daß weder die Tugend des Volks noch die Kraft der Regierung für das Gute mit ungebundener Freiheit hätten thätig ſeyn können. Denn ſo grimmig war die Wuth und der Sturm der Partheien, daß, welche auch herrſchten, die Gegner immer mächtig genug waren, in die lebendigen Räder des Staats einzugreifen und Hemmung in ſeine Bewegung und in alle ſeine Einrichtungen Tod und Erſtarrung zu bringen. So groß war endlich der Rottenhaß, daß das Beſte und Nützlichſte oft zerſtört wurde, bloß, weil diejenigen, bei welchen jetzt die Herrſchaft war, es nicht beſchloſſen und gemacht hatten. Denn wenn auch Einiges gut und weiſe entworfen und ausgeführt ward, das Meiſte ward doch in dem Sinn einer Parthei gedacht und gethan, d. h. es war mehr einzeln als allgemein, mehr ſchimmernd als nützlich. — Die zwei Rotten, welche in dieſen fünfzig Jahren die Hauptrolle mehrmals mit einander wechſelten, ſind bekannt unter dem Namen Hüte und Mützen oder Franzöſiſche und Ruſſiſche Parthei. Aber bei allen Partheien iſt es oft ſchwer, die Gränzlinie ſo genau zu ziehen, daß ſie ſich nicht zuweilen in einander verlaufen; ſo wie es auch nicht leicht iſt, den handelnden Perſonen zwiſchen beiden oder in beiden immer die rechte Stelle anzuweiſen. Denn wie es zu geſchehen pflegt, die Namen bleiben, aber die Anſichten, Abſichten und Entwürfe der Menſchen ändern ſich, manche Karaktere ſchwanken mehr, andere ſtehen feſter; einige ſuchen ſich kühner auf ſich ſelbſt zu behaupten, bis ſie ſich durch die Noth oder den Vortheil einer der Partheien zugeſellen müſſen.

Die Hüte hießen, wie geſagt, auch die Franzöſiſche Parthei, die Mützen die Ruſſiſche, ſpäter auch die Engliſchruſſiſche. Nichts beweiſt beſſer die Ohnmacht und Zerſtückelung der ausübenden Gewalt und die Lähmung und Stockung, welche die egoiſtiſche Ariſtokratie und ihre Rotten in alles brachten, als die beiden Kriege, welche Schweden in dieſem Zeitraum geführt hat und welche eben ſo leichtſinnig begonnen, als unrühmlich durchgeführt wurden. Der erſte war der in Finnland 1740, in welchem ein ganzes Heer, ohne zu ſchlagen, die Waffen ſtreckte und ein neues Stück des ſchönen Landes verloren ging. Der zweite war der pommerſche 20 Jahre ſpäter, wozu auch franzöſiſches Geld verführte und worin die Schweden, die in Deutſchland noch immer einen großen Klang gehabt hatten, vor ganz Europa eine lächerliche Rolle ſpielten. Denn in beiden Kriegen war weder Sinn noch Zweck, obgleich man in dem erſten wenigſtens noch gegen einen alten Erbfeind ins Feld rückte; was die einen wollten, hinderten die andern; Befehle, Entwürfe, Anführer wechſelten nach der Laune des Zufalls oder der Tücke des Eigennutzes. Der letzte Krieg, obgleich Frankreich Hülfsgelder bezahlte, hatte neue Schulden gebracht und gab bald einen reichen Stoff für den Kampf der Partheien und für gegenſeitige Aufhetzungen und Beſchuldigungen; ſo daß Kabale, Zwietracht und Rachſucht von Tage zu Tage ärger tobten. Dies und die Verwirrung in allen Zweigen der Verwaltung, welche von den Feinden Anarchie geſcholten ward, und die Unruhe und das Mißvergnügen des Volks erreichten auf und nach dem Reichstage von 1765 ihre höchſte Höhe. Und in der Verfaſſung lag keine Gewalt, welche die zwieträchtigen Kräfte hätte vereinigen, die tobenden züchtigen und beruhigen können. Denn die Königliche Gewalt war ein leerer Schatten; bei jedem Reichstage hatte man ihr neue Vorrechte abgedrungen, beſonders ſeit dem mißlungenen Verſuch der Wiederherſtellung vom Jahr 1756, welcher Brahen und Horn die Köpfe gekoſtet hatte: und ſo waren die Dinge geſtellt, daß alles, was der König herriſch und ſtrenge thun wollte, ihn verdächtig, was er mild und gütig that, ihn nicht geliebter machte. Zuletzt war er nichts weiter als eine politiſche Puppe auf einer Stelle, die man der Meinung und Vorurtheile des Volks wegen nicht leer laſſen durfte, und die bloß durch den Namen bei den Unterſchriften noch etwas bedeutete. Dazu kam, daß Adolf Friedrich weder Kühnheit noch Feſtigkeit hatte. Doch endlich verwirrten ſich die Angelegenheiten des Reichs ſo ſehr; ſo ſchwankend und unentſchieden wurden auch ſeine Ver-

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

hältniſſe zu den auswärtigen Mächten; ſo übermüthig wuchſen die Hyderköpfe des Ungehorſams, des Eigennutzes und der Partheiwuth; ſo offen erſchien die Unmöglichkeit, daß mit ſolchen Zerrüttungen und Hetzereien länger regiert werden könne — daß ſogar dieſer ſchwache König gegen das Ende ſeiner Tage die Regierung eine Zeitlang niederlegte. Es erſchien, etwas Neues mußte werden; das Volk ſehnte ſich nach einem andern Zuſtande und die Aerndte reifte für eine ſtarke und geſchickte Hand. Adolf Friedrich ſtarb, ſein Sohn Guſtav beſtieg den Thron, und ohne Kampf und Blut machte er die berühmte Revolution von 1772.

Guſtav der Dritte.

Dieſe Revolution des Jahres 1772 nahm der Ariſtokratie die Macht und legte, wie es ſich gebührte, die Gewalt wieder in die Hände des Königs. Doch war Guſtav ſo fein, die Vorurtheile und Scheine zu ſchonen; ſicher durch ſeinen Geiſt, daß er die Dinge doch lenken werde, wie er wolle, behielt er den ſogenannten Reichsrath bei, der aber von ihm abhängig und von ihm gezügelt war, *der*, wie es lautete, *rathen, nicht regieren ſollte*. Hierin ſammelte er die beſten Köpfe beider Rotten.

Dieſe Revolution und ihre Einleitung und Ausführung iſt von Zeitgenoſſen und Zuſchauern und Durchſchauern gut beſchrieben und der König, der ſie in der Blüthe der Jugend, im 26. Jahre ſeines Alters, vollbrachte, iſt eben ſo ſehr wegen ſeiner Klugheit und Gewandtheit während des Kampfes um die Herrſchaft, als wegen ſeiner Mäßigkeit und Milde nach dem Siege gelobt worden. Freilich war die Aerndte reif, aber ſie bedurfte nichts deſto weniger eines geſchwinden und kühnen Schnitters, damit Winde und Regenſchauer, die dazwiſchen fielen, die Körner nicht ausſchlügen. So ſtand es: Nicht nur hatten die beiden Partheien, die immer wechſelnd um die Herrſchaft rangen, ſich feſt gefahren, und keine von beiden hatte Macht genug die Staatsmaſchine tüchtig in Bewegung zu ſetzen, wohl aber genug, Hemmung hinein zu bringen. Es war wirklich ſo bei dem wunderlichen Verhältniſſe der vier Stände, und wird wohl künftig noch oft wieder ſo ſeyn, daß nicht bloß ein ſchlauer König als Balancierſtange in ihrer Mitte ſie in unentſchiedenem Schwanken halten, ſondern, wenn es ſeinen Vortheilen entſprach, auch die eine Seite durch die andre leicht niederwippen laſſen konnte. Bis zum Jahr 1760 indeſſen war das Uebergewicht ſichtbarlich ſo ſehr bei dem Adel geweſen daß, welche ſeiner Rotten auch herrſchte, die übrigen Stände meiſtens leicht im Zügel gehalten wurden. Dies aber hatte ſich nun geändert. Der Baurenſtand, den die vielen Feldzüge Karls des Zwölften ſehr geſchwächt hatten, war in vierzig Jahren wieder zu einem gewiſſen Wohlſtand und Selbſtgefühl erwachſen, er trat ſtärker und feſter auf, und das Wort Svensk Mann (Schwediſcher Mann) bekam bei ihm wieder die Geltung, wodurch es in der That mehr als Riddarsmann bedeutet. Dieſe und die Bürger begannen nun wieder mehr mitzuwiegen und gaben einem unternehmenden und liebenswürdigen Könige Gelegenheit, alter Ehren und Zeiten wieder eingedenk zu werden. Auch war der Adel der Stärke und Stimmung dieſer Stände nicht unbewußt, und ſah ſich auf jeden Fall genöthigt mit einem klugen und vorſichtigen Herrn, der keine Blößen gab, vor dem Volke in den Schranken des Anſtandes und der Ehrfurcht zu ſpielen. Die durch lange Erfahrung in Welt- und Ränke-Spiel gewiegten und gewitzigten Häupter der Rotten ſahen die königlichen Künſte und Gelüſte genug durch, daß er das Scepter nicht bloß als einen vergüldeten Stock in der Hand halten wolle, aber ſie hofften ſich mit ihm ſo durchzuſchaukeln, ja ſie hofften wohl ihn niederzuſchaukeln, und ihm zu gleicher Zeit das Vertrauen und die Achtung des Volks zu rauben und ſeine Kühnheit für die Zukunft blöd zu machen. Und wirklich war Guſtavs Spiel kein leichtes. Sie waren im Beſitz aller Ehren und Würden, hatten Flotte und Kriegsheer unter ihrem Befehl, und traten mit der Herrſchaft gewohnten Stirnen und Gebärden auf, die einem Jüngling wohl bange machen konnten. Daß in dieſem Könige Geiſt und Luſt zu herrſchen war, das wußten ſie, auch kannten ſie ſeine Gewandtheit; aber den Muth trauten ihm die meiſten wohl nicht zu, das er einzelne dünne Fäden, deren Gewebe ſie wohl kannten, zu einem Netz auszuſpinnen wagen werde, daß ſie alle einzufangen beſtimmt war. Er aber war, indem er ihnen nur in einzelnen Gelüſten und Anwandlungen zu ſpielen ſchien, verſchlagener und kühner, als ſie ihm zugetraut, fuhr mit hellem königlichen Muth drein, das Glück führte ihn hindurch, ohne daß Dolch oder Kugel auf ihn geſchnellt wäre, und durch den glücklich unblutigen Sieg verdiente er den ſchwediſchen und europäiſchen Triumph.

Und Guſtav zeigte bald, daß er zu regieren und zu ordnen verſtand. Rüſtig, thätig und heiter, brachte er in alle Zweige der Verwaltung ein lange nicht gefühltes Leben und wußte die Männer zu wählen, die ſeine Arbeiten fördern konnten. Unter dieſen ſtanden in erſter Linie die Finanzen, deren Schwierigkeiten eben die letzten Reichstage ſo beunruhigt hatten. Guſtav fand für dieſe ſeinen Helfer in Weſtermann, der bald Freiherr Liliencranz hieß, ein Mann, der ſchon in den Volksverſammlungen über die Geldfragen eine entſcheidende Stimme geführt hatte; und in wenigen Jahren war das Chaos der Finanzen zur Ordnung gelichtet. So gewann Guſtav der Dritte die erſten zehn Jahre ſeiner Regierung eine Liebe und Freude bei dem Volke, dergleichen ein König von Schweden lange nicht genoſſen hatte; auch hatten ſie ja ſeit dem großen Karl keinen König in der ſüßen Mutterſprache als einen Schweden zu ſich ſprechen gehört. Guſtav war der Günſtling Europas und der Liebling der Schweden. Dies offenbarte ſich auf dem Reichstage von 1778, wo alles, was er vorſchlug und that, mit wahrem Jubel bewilligt und empfangen wurde.

Einige Jahre nach dieſem Reichstage machte er ſeine bekannte Reiſe nach Petersburg und nach Südeuropa. Seit dieſer Zeit begannen Glück und Gunſt ihn mehr zu verlaſſen. Daſſelbe Volk, das ſeinen Guſtav jüngſt noch vergöttert hatte, ward lauer, ſtrenger, mißtrauiſcher gegen ihn, belauerte ſeine kleinſten Fehler und Gewohnheiten, ſchalt ſeine ſchuldigen und unſchuldigen Freuden, machte ſeine offenſten Schritte verdächtig, tadelte ſeine Weisheiten und Thorheiten, und rechnete ihm ſelbſt das zu, was über dem Gebiete aller Königlichen Macht liegt. Kurz es zeigte, daß es durch ſeine häufigen Revolutionen ein leichtſinniges, veränderliches und unruhiges Volk geworden war. Nun hieß Tyrann, welcher jüngſt noch Befreier, nun Deſpot, welcher jüngſt Vaterlandsvater*) genannt war; nun hieß liederlich, was ſonſt liebenswürdig, abſcheulich, was ſonſt leichtfertig

---

) Welche Töne klingen noch aus den Tagen meiner Kindheit in meine grauen Jahre hinüber. Es erinnert mich wohl, und ich ſehe noch die fröhlichen Züge und Sitten der Jahre 1780 vor mir, wo mein Vater mit dem beliebten ſchwediſchen Revolutionsliede Gustavs Skål) bei jedem frohen Gelag auf den Tiſch zu ſchlagen pflegte und wie der Tanz mit Gustavs Skål munter angetanzt werden mußte.

---

*) Das Lied begann mit der Strophe Gustavs Skål, den bästa kung, som Norden äger „Guſtavs Heil, dem beſten Könige, den der Nord hat.“

geheißen hatte; ja der Neid und Haß drang ſogar in die Geheimniſſe ſeiner Vergnügungen und Spiele ein und murmelte von fremden Wohllüſten und in Italien gelernten Schändlichkeiten. Dieſe Anklage däuchte Vielen doch zu ſchwer, zumal gegen einen König, der mit ſeinen Blößen und Mängeln nur zu offen vor den Leuten einherwandelte und überhaupt alle Scheine des Lebens, inwiefern ſie wirklich bloße Augenſcheine ſind, immer mit heiterm und liebenswürdigem Anſtand zu zeigen verſtand. Und war es vielleicht unrecht, daß der König das Fremde und Südliche zu ſehr liebte, was konnte er dafür? Dies war die Krankheit des ganzen nordiſchen Zeitalters; ſo war er erzogen; in dieſen Geſtalten und Bildern ſah er ſeine Zeitgenoſſen um ſich ſich ſpiegeln. Denn Affen fremder und wälſcher Sitte und Sprache, Verächter oder Mißkenner des Eigenen waren ſeine Herren und Leute wie er. Der fremde Krebs fraß gleich nach des großen Karls Tode das wackere Volk an; denn der hielt das Alte und Schwediſche, ſo lange er lebte, in Ehren.

Ich will eben nicht ſagen, daß es das Volk war, das ſo tadelte und richtete, ſondern das Volk ließ ſich ſchon führen und verführen von denen, welche den 24. Auguſt des J. 1772 nicht vergeſſen konnten; es fing an gleichgültiger zu werden gegen ſeinen Liebling, es hatte ſeine großen Eigenſchaften und Tugenden ſo lange bewundert, daß es nun mit Pöbelſchadenfreude recht auf die Entdeckung ſeiner Mängel und Gebrechen ausging. Man fand nun in der Regierung und Verwaltung, in den Sitten und Gewohnheiten Guſtavs allerlei Ungleiches und Unrechtes, und ſelbſt das Unglück vom Himmel, einige ſchwere Mißwachſe dieſer Jahre des Gemurmels, legte man auf ſeine Schultern, als die da alles tragen ſollen. Die Schweden hätten ihn, ſagte ein weiſer und guter Mann einſt zu mir, opfern ſollen, wie ihre Väter die Heiden einigen ihrer Könige weiland gethan haben, welche ſie in dürren Mißwachsjahren als Sühnopfer des Hungers und der Peſt den zornigen Göttern ſchlachteten. Doch war dies ein König, wie es ſchien, ordentlich vom Himmel hernieder geſandt, um ihnen das Leben froh zu machen. Denn wer ſtellte wie er den Schein der Dinge dar, welcher den Schweden doch ſo ſehr gefällt? Er war leicht, liebenswürdig, freundlich, witzig, beredt, liebte Vergnügungen und Feſte, ehrte Wiſſenſchaften und Künſte, die er verſtand; er war ein herrlicher Geſellſchafter und Spieler und wußte alle Verdienſte hervorzuheben, aller Schwächen zu ſchonen und allen Eitelkeiten zu ſchmeicheln. Aber was das Volk an ſich und an andern liebt und entſchuldigt, das haßte und verdammte es an ihm. Außerdem regierte dieſer König thätig und mild. Er hatte die Finanzen wiederhergeſtellt, eine Flotte geſchaffen, den Handel und Ackerbau und alles Nützliche und Schöne befördert; und wenn er ja hie und da Kleines verſchwendete, ſo war es für Künſte, Spiele und Freuden, woran er das ganze Volk Theil nehmen ließ und worauf er auch die ſchwediſche Ehre gründen wollte. Alles wenigſtens, was ſchön, liebenswürdig, geiſtreich, durch irgend ein Verdienſt, ein Talent, eine Kunſt vorragend war, verſammelte er um ſich und zog es in den genialiſchen Sonnenkreis ſeiner Majeſtät: er machte es königlich, er machte es zu ſeines Gleichen. Und endlich alles mit ein paar Worten geſagt: war Guſtav leichtſinnig, ſo war er doch nicht leichtſinniger als ſein Volk. Und auch das muß geſagt werden: ſein mildes Herz ſtand eben ſo hoch über den Herzen der Menge, als ſein heller Kopf über ihren Köpfen. Denn Männer und Frauen, die er mit Wohlthaten, Ehren und Liebenswürdigkeiten überhäuft hatte, zerriſſen und ſchändeten ſeinen Namen. Freilich klangen ſie nichts als Recht und Freiheit; aber wofür und warum? Das hat die Zeit gewieſen. Guſtav griff durch die Mängel einer ſchlechten Verfaſſung um ſich: das hatte man nicht wehren können; er herrſchte allein durch das Naturrecht des Klügeren: das hätte man nicht wehren ſollen. Denn der große Menſch, auf ſolchen Poſten geſtellt, wird faſt bei jeder Verfaſſung ſo despotiſch zu herrſchen ſcheinen. Und würden alle Könige als große Menſchen geboren, ſo möchte eine Despotie keine ſo üble Verfaſſung ſeyn, weil unter ſolchen Herrſchern die einzig ächte Ariſtokratie, die Herrſchaft der Beſten, entſteht. Aber daß man Guſtav einen Tyrannen, einen Unterdrücker, einen Freiheitshaſſer nannte und ihn als einen ſolchen zu ſchwärzen ſuchte, das wird der blinden Bosheit der von ihm geſtürzten ſonſt herrſchenden Rotten keine Geſchichte verzeihen.

Das Volk war dann kälter geworden gegen Guſtav wegen der Verläumdungen, welche ſeine Feinde über ſeine italiäniſche Reiſe verbreiteten, wegen der Hungerjahre, die Gott ſchickte, auch wegen des lieben Brantweins, den er ihnen durch Monopole und erhöhte Auflagen vertheuert hatte. Auf dem Reichstage 1786 merkte der König zuerſt, daß ſeine Gunſt bei ſeinen Schweden ſo gefallen war, daß die Ariſtokratie ihr Haupt wieder emporheben und ſich zu einer Oppoſition zuſammenſchließen konnte. Sie hatten einen klugen, feinen, beredten Mann, einen alten Rottenführer der Hüte, an ihrer Spitze, den Grafen Axel von Ferſen, welcher wenigſtens insgeheim manche Fäden aufzog, die Guſtavs Gewebe verwirren ſollten. Man erzählt, dieſer Reichstag ſey die Veranlaſſung geweſen zu dem folgenden Finniſchen Kriege. Einige ſeiner Freunde nämlich ſollen dem Könige gerathen haben, Krieg mit Rußland anzufangen, um die Mißvergnügten zu beſchäftigen oder auch um Gelegenheit zu finden ſie beſſer zu zügeln. Es iſt möglich, daß ein flüchtiger Rath oder ein flüchtiger Einfall auch hiebei geweſen iſt; Guſtav hatte in ſeinem Verſtande, ſeiner Geſchicklichkeit, ſeiner Beredtſamkeit, er hatte in den lebendigen fünfzehnjährigen Beweiſen ſeiner Verwaltung Stärke genug, den Kampf mit herrſchſüchtigen Magnaten und ihrem Anhange zu beſtehen. Aber Ehrgeitz, eine kriegeriſche Rolle zu ſpielen und den Waſanamen auch bei den Fremden wieder aufzufriſchen; Hoffnung auf den Beiſtand anderer Mächte, welche Katharinens hinterliſtige Eroberungsplane neidiſch belauerten; ja vielleicht wirkliches Verſprechen von dieſen Mächten; alſo die Gunſt der Umſtände und das eines Königs von Schweden würdige Gefühl, die Abhängigkeit von Rußland zu zerbrechen, die heimlichen Geſpinnſte ſeiner Zettelungen mit ſeinen Unterthanen zu zerſchneiden und die öſtlichen Gränzen des Vaterlandes wiederherzuſtellen — waren hinlängliche Reitze zu dieſem Kriege, und bei einem Manne von Guſtavs Karakter muß man keine andre Urſachen ſuchen.

Aber Guſtav mit allem ſeinem Geiſte hatte ſich diesmal doch verrechnet. Er bewies ſogleich, daß er den Krieg nicht verſtand, obgleich er nachher bewies, daß er ihn ſchnell lernen konnte. Er bewies auch, daß er den ſchwediſchen

Adel nicht genug kannte; denn ſonſt hätte er ihm keine Zeit gegeben ſich zu beſinnen und ſogar das Geſetz gegen König und Vaterland zu gebrauchen. Der König hatte in der Verfaſſung von 1772 den gefährlichen Satz ſtehen laſſen, daß er ohne Berathung mit den Ständen keinen Angriffskrieg anfangen durfte; und das Kriegsheer ſchwor zugleich ihm und den Ständen. Guſtav verſäumte die Gunſt des Augenblicks, und zeigte hier nicht die Geſchwindigkeit und Entſchloſſenheit, deren man an ihm gewohnt war. Er verſpielte eine koſtbare unwiederbringliche Zeit, indem er auf Gelegenheiten wartete, wodurch die Anſcheine des erſten Angriffes auf die Ruſſen fallen ſollten. So lag er drei Wochen unthätig an der Gränze, wo er die leeren und unverſehenen ruſſiſchen Feſtungen Friedrichshafen und Wiborg hätte überraſchen und beſetzen, nach Petersburg und von da nach Lievland marſchieren, vielleicht Kronſtadt mit den Flottenrüſtungen nehmen und zerſtören, und ſeinem Heere Kleider, Nahrung, Geld und alle Hülfsmittel für noch einen Feldzug hätte verſchaffen und den Ruſſen ihre Stärke lähmen, ſeinen Kriegern aber die Luſt des Feldes und Zuverſicht des Sieges geben können. Aber er verſtand nicht, daß in dem Geſchwinden und Plötzlichen, in dem, was die gewöhnlichen Menſchen überraſcht, das Hauptgeheimniß des Glücks des Feldherrn iſt. Die Ruſſen bekamen Zeit die erſte Noth zu kehren; das Uebrige thaten die meiſten der ſchwediſchen Regimentsoberſten für ſie. Wahrlich, hätte der König ſogleich den Ernſt gezeigt, den ein Feldherr zeigen muß, hätte er in ſtrenger Haltung und Art ein Bild der alten Waſa gezeigt, hätte er ihnen ſogleich Arbeit verſchafft und durch das Glück, das hier ſo leicht gewinnlich war, den

Soldaten Stolz und Vertrauen eingeflößt, der Verrath der Meuterer erhielt weder Gelegenheit noch Muth etwas Verderbliches anzuzetteln. Hier auf dieſem Punkte, hier an der Gränze dem Feinde gegenüber, regte ſich die bübiſche Tücke der Feinde Guſtavs; hier wurde ſein Verderben oder doch ſeine Schande beſchloſſen; hier ſollte Ehre, Zucht, Vaterland vergeſſen und dem Erbfeinde verkauft werden, um perſönliche und adliche Rache zu befriedigen. Denn wer will die Empörung von Officieren beſſer betiteln, wenn ſie da ſtehen, wo geſchlagen werden ſoll, wo der König nicht verlaſſen werden kann, ohne daß das Vaterland verlaſſen werde? Denn glaubten jene Männer, der Krieg ſey ungerecht, der König habe kein Recht ihn anzufangen, ſie alſo keine Pflicht zu gehorchen, ſo mußten ſie ihre Stellen abgeben, als zum Auszuge gerufen wurde, nicht Aufruhr machen, als gefochten werden ſollte. Sie wurden bei allen ſchönen Worten und Anſtrichen ihres Aufruhrs durch nichts Edleres getrieben als durch Partheiwuth, welche lieber das Vaterland klein als den König groß ſehen wollte. In dieſem Sinn gingen nach und von Petersburg Botſchaften hin und her und ähnliche wandelten zwiſchen Schweden und Finnland. Ja ſo ſchändlich war dieſe meuteriſche Wuth der Rotten und die ihres Anhanges, daß während des Krieges ſowohl in Stockholm als in den Landſchaften- große adliche Geſellſchaften ſich verſammelten und Freudenmahle anſtellten, wenn von ſchwediſchen Verluſten Nachricht einlief, und Trauer trugen, wenn ruſſiſche Niederlagen gemeldet wurden. Guſtav wußte alles, und ließ ſie bei Gelegenheit fühlen, daß er ſeine Leute kannte. Aber entweder hätte er nicht in dies Weſpenneſt ſtören oder gleich anfangs jene ſtrenge Stirn zeigen müſſen, die ſagte: *wenn ihr nicht lieben wollt, ſo lernet fürchten.**)

Guſtav aber hatte im Lager an der ruſſiſchen Gränze die Zeit nicht bloß verzaubert, nein, er hatte ſie wirklich verſpielt, mit einem unbegreiflichen Leichtſinn verſpielt. Er,

---

*) Einiges, was von mir ſchon erzählt iſt, Einiges was noch erzählt werden wird, trägt das Gepräge des Einzelnaufgeſammelten und Anekdotenartigen. Es iſt wirklich ſo entſtanden. Ich habe manche Jahre unter und mit ſolchen gelebt, welche die Begebenheiten der Jahre von 1780 bis 1810 miterlebt, zum Theil mitgemacht hatten: ich habe aufgeleſen, behalten, aufgezeichnet. Für Vieles, was dieſe leichten Blätter enthalten, könnte ich würdige Lebendige nennen, wenn ſolches Nennen nicht mißlich wäre; ſo nenne ich denn nur drei edle Todte, die mächtigen Zeugen gleich wiegen. Die Lebenden, welche damals mit mir und mit ihnen gelebt haben, wiſſen, daß ich in einer Zeit, wo Herz und Glück bedrängt war, der Freundſchaft und Liebe dieſer Männer in Schweden und Deutſchland genoſſen habe. Sie waren: Graf Philipp Schwerin, ſchwediſcher Generalmajor auf Husby in Oſtgothland; Moritz von Dyke, ſchwediſcher Generalmajor auf Loſentitz in der Inſel Rügen; Buslav von Platen, ſchwediſcher Admiral.

Graf Philipp Schwerin aus dem Hauſe Spantekow in Vorpommern war zugleich ſchwediſcher und preußiſcher Vaſall, hatte als Jüngling im preußiſchen Heere gedient, und war von dem großen Friedrich, als ſeines Vaters, des ſchwediſchen Reichsraths Grafen Schwerin Tod ihn nach Schweden rief, ungern aus dem Dienſt entlaſſen. In dieſem finniſchen Kriege war er Oberſt des ſmåländiſchen Regiments Jönköping; kein Bewunderer Guſtavs des Dritten, aber noch weniger ein ruſſiſcher Meuterer. Bald nach Guſtavs Tode trat er von der öffentlichen Bahn ab, und lebte unabhängig von einem großen Vermögen, des Sommers auf ſeinen Gütern, des Winters in Stockholm.

Dyke hatte als Huſarenoberſt im finniſchen Kriege bei dem Heere des Königs meiſtens die Vorpoſten der leichten Reiterei befehligt, noch ein Zögling des ſiebenjährigen Krieges, ein Mann, der was er war, ſeiner eigenen Tugend verdankte. Er, der Sohn eines Domänenpächters in der Inſel Rügen, hatte zuerſt im Regiment Royal ſuedois im der ſonſt ſo kluge und gewandte Mann, der die älteſten Füchſe ſo oft in den eigenen krummen Gängen gefangen hatte, bedachte die Rolle nicht, die er, auch wenn ſie ihm nicht aus dem Herzen kam, hier durchaus ſpielen mußte. Wohl verſtand der Beredte und Geiſtreiche, wenn es Noth that, die großen Schatten der Guſtave und Karle wieder unter die Lebendigen herauf zu citieren, wohl hatten Natur und Kunſt ihm die Stimme, die Gebärde und die Schönheit verliehen, daß er zu ſeinen Bauren und Soldaten gewaltig reden konnte; aber ſtatt das Spiel des Kriegs oder wenigſtens die äußere Gebärde dieſes Spiels zu ſpielen, ſpielte er unter Männern, die nordiſcher Kraft und altnordiſcher Thaten warteten, wirklich nur den Spieler. Er, der bei der böſen Stimmung Vieler ſeines Adels und auf dem großen Wendepunkte der Dinge, wo die Würfel eines blutigen Kriegs geſchüttelt wurden, ſich den Rock und die Sporen Karls des Zwölften hätte anlegen und ſo unter ſeinen Schwe-

---

Elſaß bei den Franzoſen gedient und war im ſiebenjährigen Kriege Lieutenant in jenem Huſarenregiment (dem nachherigen ſ. g. Mörnerſchen), bei welchem Blücher als Kadet in ſeiner Schwadron ſtand. Im hohen Alter (bis zu 86 Jahren hinauf) lebte er in ſeiner Heimath auf ſeinem Ritterſitz Loſentitz auf der Halbinſel Zudar, das Bild eines chriſtlichen Hausvaters und adlichen Patriarchen, der beſte Edelmann ſeiner Inſel.

Graf Platen, ſchwediſcher Admiral, Sohn des im finniſchen Kriege berühmten Feldmarſchalls Platen, war als Knabe ſeinen Aeltern entflohen, weil er am Hofe Guſtavs nicht Page werden wollte, und hatte an den mexikaniſchen Küſten unter den Flibuſtiers das Schifferhandwerk gelernt, war ſpäter daheim Flottenofficier geworden. Ein ſchlichter derber Mann, was der Engländer a good tar nennt, ein eiſerner Karakter voll Verſtand, Einfalt und Ausdauer, ein faſt amerikaniſch republikaniſcher Mann im beſten Sinn. Schweden wird lange von ſeiner Wirkſamkeit erzählen.

den und Finnen einherreiten ſollen, erſchien unter denen, welche die Kanonen des achtzehnten Jahrhunderts abdonnern ſollten, als ein Turnierritter des leichten Lanzenſpiels des Scherzes im bunten burgundiſchen Seidenwams, mit flatterndem vielfarbigem Federhut, in Schuhen mit rothen Bändern zu Pferde, oder gar als ein neroniſcher Nachäffer der luſtigen Darſtellungen der Mimen und Sänger. Und er hatte Sänger, Hiſtrionen, Dichter wirklich mit ſich, im Lager wurden Geſang- und Theater-Proben gemacht, manche ſeiner fröhlichen und tapfern Begleiter waren zugleich Macher und Thäter mit der Feder und dem Degen. Es war König Arthur mit ſeinen Zwölfen wirklich im Feldlager; und alle bewieſen ſpäter, daß ſie auch Wunden zu empfangen und zu geben würdig waren. Aber jedes Ding hat ſeine Zeit und ſeinen Ort. Der Schwede iſt ein luſtiger und leichtſinniger Menſch, er ſpielt gern; aber dieſe Art aufzutreten und aufzureiten ward den alten mit Säbeln und Büchſen für grimmigen Ernſt bewaffneten Graubärten doch zu viel. So nur ward es möglich, daß die verrätheriſchen Oberſten ihre tückiſchen Heimlichkeiten treiben und durchſetzen konnten. Dieſe Art des Königs ſteckte auch die Ernſten und Kampfluſtigen an; da ſie ſahen, daß er den Einen großen katoniſchen Gedanken Katharina und St. Petersburg nicht jede Minute feſt im Herzen und in der Gebärde trug, ſo ſpielten ſie mit, und tragiſch ward das Lager ein wirkliches Luſtlager. Das aber kann den König doch von großer Schuld nicht retten, daß er bei dieſen Spielen immer der liebenswürdige Menſch blieb, der er geboren war. Statt vieler luſtigen Geſchichtchen nur eine:

Eines Morgens früh, als der König unweit Helſingborn durch die Vorpoſten ritt, erblickte er auf einem nahen Hügel ein buntes Gewimmel von Menſchen, Rindern und Ziegen und hörte zugleich eine gräßliche Muſik der disharmoniſcheſten Inſtrumente durch einander gellen und ſchnarren. Da es unweit der Scheerenflotte war, ſo fiel ihm gleich ſein luſtiger und tapferer Oberſt Stedingk ein, dem wegen ſeiner guten Laune alle witzigen und auch beiſſenden Einfälle und derben Matroſenſpäße erlaubt waren, und er rief ſeiner Begleitung zu: das iſt gewiß wieder der Stedingk; wollen ſehen, was er vorhat. Und er galoppirte auf den Spaß zu. Was ſah er? einen ſtattlichen Ziegenbock mit dem Komthurkreuz des Schwerdtordens um den Hals und von Stedingk und ſeinen Adjutanten und auch von vielem Vieh umringt und von der barbariſchen Muſik umklungen. Der König, über dieſe Poſſe verwundert, fragte: Nun was hat Stedingk wieder vor? „O E. M., antwortete der Oberſt, eine ganz „gewöhnliche Geſchichte, ich habe dem Bock hier das Kommandörkreuz verliehen und ihm Ochſenrang beigelegt, „aber mit Bocks-Traktamenten. Das Feſt dieſer Beförderung feiern wir." Der König lachte und ritt weg. Stedingk hatte ſeine eigne Geſchichte parodirt, und bekam in einigen Tagen den vollen Sold eines Oberſten, der dem Titel nicht mitgefolgt war.

Alſo als der König in Finnland ſich endlich in vollen Marſch ſetzen ſollte, ſtand er auf einmal ſtill, und die Oberſten unter dem Titel: „ſie können als edle Schweden nicht „anders; nicht ſie ſeyen den Geſetzen ungehorſam, ſondern der König breche ſie" unterzeichneten eine Art Verein, der unter dem Namen der Verein oder Bund von Anjala bekannt iſt; die große Frau aber in Petersburg rieſen ſie an, als welche Mitbürginn für die alte Verfaſſung Schwedens ſey, ſie und das Vaterland gegen tyranniſche Gewalt beſchützen zu helfen. Daß Katharina, die durch ihren Gehorſam gegen ihren Herrſcher in große Noth hätte kommen können, ſolche Anrufe und Anträge gern hörte und erhörte, war begreiflich. Ueber manche dieſer Zettelungen laufen verſchiedene Sagen um, ſo wie über die Entwürfe der Aufrührer für die Zukunft; einige ſollen über ein unabhängiges Großfürſtenthum Finnland unter ruſſiſchem Schutz gerathſchlagt haben. O dieſer Unabhängigkeit und Freiheit. So verhandelten dieſe Soldaten als eine Macht und ſchloſſen mit der Kaiſerin einſtweilen ſogar einen Waffenſtillſtand ab.

Guſtav, der hatte überraſchen wollen, ward ſo überraſcht. Nun ſah er, daß er auf einem Vulkan geſpielt hatte und was er verſpielt hatte; dem, der eben noch von Siegeskränzen und Einzügen in Petersburg und Kronſtadt geträumt hatte, drohte Schmach und Untergang. Aber ſogleich erweckte auch die Noth den ſchlafenden Löwen, und mit der wachſenden Gefahr wuchs ihm der angeborne Muth. Denn nicht bloß hier in Finnland ging der Feldzug dieſes Jahrs 1788 verloren, ſondern vom Weſten brach ein neues Unglück los. Die Dänen, wie immer, von den Ruſſen aufgehetzt, fielen dem Löwen in die Ferſen, und rüſteten ſich mit Heer und Flotte Schweden ſelbſt von Südweſten her anzugreifen. Guſtav aber verdoppelte ſich nun. Zuerſt ſchickte er nach Gothenburg, der Hauptſtadt des Südens, welche die aus Norwegen heranziehenden Dänen bedrohten, was in Stockholm und der Umgegend von Kriegern zur Hand war, dann durchzog er die Lande, ſeine Bauren aufzurufen ſich für das Vaterland zu waffnen. So beſuchte er die geheiligten Orte der ſchwediſchen Geſchichte und die erhabenen und ſtillen Elben, Hügel und Seeen der Thalleute und redete zu den Bauren von Mora und Tuna, wie Engelbrecht Engelbrechtſon und Guſtav Erichſon weiland gethan hatten: und ſie ſchaarten ſich um ihren König und ihre ſtreitrüſtige Jugend zog bald gegen Süden ab; ſo durchflog er Weſtmannland und Wärmeland, und langte in Gothenburg an, als die Dänen, ein Heer von 15000 Mann, unter ihrem Feldherrn dem Prinzen Karl von Heſſen durch Bohus und Dalsland heranzogen. Hier rüſtete, bereitete, entflammte er alles zur kühnſten Vertheidigung, und die bewaffneten Bürger und Bauren fehlten ihrem Könige nicht: bald ſtanden in der Stadt 5—6000 Mann bewaffnet und die geladenen Kanonen auf den Wällen und Schanzen. Doch die Noth an dieſer Seite ward in wenigen Wochen beruhigt. Die Kabinette von London und Berlin nahmen die däniſche Sache in die Hände, ſie führten in Kopenhagen eine ſolche Sprache, daß mit Dänemark im Oktober dieſes Jahrs ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen ward, den der Frühling von 1789 in einen Frieden verwandelte, der an der Nordſee alles wieder in den alten Zuſtand verſetzte.

Aber Guſtav durfte daheim der Ruhe nicht pflegen. Jetzt galt es König ſeyn oder von einem hochadlichen Reichsrath Befehle empfangen: er ſtand zwiſchen Sieg und Schmach gedrängt. Keine Frage, er hatte eine Ruine der alten Verfaſſung verletzt, die ihn nun bald erſchlagen hätte und die er bei der Revolution von 1772 mit anderm ſchlechten Schutt hätte niederreißen und wegräumen ſollen: der König hatte den Buchſtaben der Verfaſſung verletzt, die Oberſten den Geiſt derſelben; ſie hatten in brennendem Kriege die Ehre und Sicherheit des Königs und Vaterlandes dem alten Erbfeind verrathen und verkaufen wollen. Das ſchwediſche Volk, das ſeit 1783 flau geworden, das ſich 1786 mißvergnügt und ſtörriſch gezeigt, das vielleicht die Anfänge dieſes Kriegs nicht einmal gebilligt hatte, fühlte unter dieſen Umſtänden wieder ſein Vaterland und ſeinen König, und entſchied die Rechtsfrage nicht nach dem Buchſtaben, ſondern nach dem Sinn. Denn wenn die Könige auch einmal gegen ein Geſetz ſündigen, ſo entbindet dies doch das Volk nicht ſogleich vom Gehorſam, noch weniger giebt es ihm das Recht des Aufſtands. Es bleiben ihm die Mittel der Beharrlichkeit, der Vorſtellung und Bitte, der tapfern Geduld, die endlich tapfrer Wille wird und auch Gewaltigen Ehrfurcht gegen Geſetze gebietet. Guſtav hatte jetzt ſeine Bürger und Bauren wieder, er hatte ſeine Stockholmer Bürger wieder, welche in Schweden die wichtigſten ſind. So ſchrieb er denn für den unvermeidlichen Kampf der Entſcheidung für den Winter 1789 einen Reichstag aus.

Auf dieſem Reichstage, der in Stockholm gehalten ward, entwickelte Guſtav die ganze Behendigkeit und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes und als König, als Unterhändler, als Redner ſpielte er eine glänzende Rolle. So fein ſpannte er die Netze ſeiner Politik aus; ſo ſehr wußte er das Volk von der rachſüchtigen und verrätheriſchen Geſinnung der ariſtokratiſchen Meuterer und Befehlshaber gegen ſich und das Vaterland zu überzeugen; ſo ſchlau verlieh er den Kleinen, um die Großen zu berauben; ſo allmächtig donnerte er von der Rednerbühne Erſtaunen und Verſtummen in alle Herzen, daß er auch diesmal einen zweiten Sieg über die Magnaten davon trug. Durch die bekannte Vereinigungs- und Sicherheitsakte, die er auf

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01921/028

dieſem Reichstage durch das große Mehr der Stände durchſetzte, wurden ſie mehr in ſeine Hände gegeben; dadurch ward die ſ. g. Alleinherrſchaft, die ſeit dem Jahre 1720 verflucht war, wie ſie unter Karln dem Elften und Karln dem Zwölften beſtanden hatte, wiederhergeſtellt. Die Mehrheit des Adels, welche ſich auf dieſem Reichstage durchaus und in allen Dingen widerſpänſtig zeigte, riß Guſtav durch einen ſcharf berechneten und ſcharf gehaltenen Widerſtand mit Gewalt weiter, als er ſonſt vielleicht geſchritten wäre. Nach der Regierungsform von 1772 war der König vorzüglich durch folgende Punkte eingeſchränkt:

1) Er mußte einen Reichsrath von 17 Edelleuten haben.

2) Er durfte, ohne ihre und des Reichstags Einwilligung keinen Angriffskrieg machen.

3) Bei dem Reichsrath war der Vorſchlag zu allen Aemtern und der König hatte unter den Vorgeſchlagenen nur die Wahl.

4) Ohne Unterſuchung durfte der König Niemand von einer hohen Stelle entlaſſen.

Guſtav beſchloß dieſe Hinderniſſe, wodurch der Adel ihm queer oder grade immer entgegenſpielen konnte, zu durchbrechen: er entwarf die Sicherheitsakte. Durch dieſe verſchwand der einſchränkende Reichsrath; der König ernannte zu allen Aemtern und Würden und konnte von allen höheren Stellen ohne Unterſuchung entlaſſen, die richterlichen Aemter allein ausgenommen; er hatte unumſchränktes Recht des Kriegs und Friedens. Der Strom der Meinung lief ſo gegen den Adel, er hatte durch ſeine landesverderblichen Tücken den Haß der ganzen Nation auf ſich geladen, und der König zog die unadlichen Stände durch neue Verleihungen von

Rechten und Würden des Adels noch mehr an ſich. Dieſe drei Stände unterſchrieben die Sicherheitsakte; der Adel ſträubte ſich hartnäckig. Auf dem Reichstage von 1786 war abgemacht, was drei Stände wollen, ſelle Geſetzeskraft haben, außer wo von Grundgeſetzen, Privilegien und Bewilligungen (Steuer-Bewilligungen) die Rede ſey. Offenbar war die Sicherheitsakte mehrfach ein Eingriff in adliche Privilegien. Auch behauptete der Adel, dieſe Sicherheitsakte ſey eine Veränderung der Grundgeſetze, die nur alle Stände und der König einſtimmig *) machen könnten; aber der König nannte ſie nur Modifikationen —, Erklärungen —, Zuſätze zu der Regierungsform von 1772. Der Widerſtand der Gegenparthei war hartnäckig aber vergeblich. Das adliche Reichstagsheer war diesmal nach ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen wie ein wohlgeordnetes Regiment in ſeine verſchiedenen Geſchwader eingetheilt und ſtand unter einem ſeinen gewandten und entſchloſſenen Feldhauptmann, der das Schlachtfeld mit ſcharfem Blicke überſchaute und dem ſcharmützelnden oder ſturmlaufenden Feinde auch nicht die geringſte Blöße gab. Dieſer Feldherr war der alte Graf Axel Ferſen, der ſich bei allen Schwierigkeiten der adlichen Stellung mit kühler Beſonnenheit und weiſer Mäßigung betrug und ſeine verſchiedenen Truppen ſo in Ordnung hielt, daß durch Heftigkeiten und unüberlegte Ausfälle dem Feinde keine Vortheile gegeben wurden. Er war berühmt geworden durch eine

---

*) Die Herren mogten ſich bei dieſer Gelegenheit fragen, wie es denn um jene zwiſchen 1720 bis 1760 gewordenen Geſetze ſtehe, wodurch ſie der königlichen Macht troß alles Sträubens und Widerſtrebens, wodurch ſie ſich oft wehren wollte, einen Glanz nach dem andern abgedrungen hatten.

Prophezeihung, die er 1772 den im kleinen Kriege unaufhörlich gegen einander ſcharmützelnden Partheien der Hüte und Mützen warnend zugeklungen hatte: der König, der ihnen als ein vorlauter und unbeſonnener Jüngling nur zu ſpielen ſcheine, werde durch ihre Uneinigkeit mit dem Raube der Herrſchaft durchgehen. Aber der König ſiegte diesmal eben ſo ſehr durch Volksgunſt als durch Muth und Entſchloſſenheit, und durch jene geiſtige Gewandtheit und Feurigkeit, wodurch er gleich einem Strom die Meinungen und Geſinnungen der Menſchen mit ſich hinriß. Hier hielt er an dem Tage, wo er die Häupter der feindlichen Schaar bei'm Schluſſe der Sitzung verhaften ließ, die alles niederſchmetternde Rede, wobei er mit voller Gewalt der Empfindung das Scepter Guſtav Adolfs auf die Rednerbühne niederſchlug mit den Worten *) eher ſoll dieſe Hand verdorren, als ich die Erniedrigung des Reichs unterſchreibe. Guſtav war vor der Sitzung dieſes Tages gewarnt, es ſey etwas im Werk, die Gegenparthei könne vielleicht Wildheiten erregen oder begehen, über ſeinem Haupte ſchwebe Gefahr. Eine Warnung, vielleicht von einem ſeiner Feinde, um ihm den Muth zu brechen. Ernſt und blaß, mit einem Antlitz, das den Stämpel von Sorgen und Anſtrengungen trug, trat er auf den Rednerſtuhl, die ſtattlichſten und muthigſten Männer des feindlichen Heeres hatten ſich zuſammengeſtellt und faßten dieſes Antlitz mit mächtigen und drohenden Augen und Gebärden. Leiſe und ſchwach erhob er anfangs die Stimme, bald aber erhob der muthige Mann ſich wieder zum ganzen König, donnerte ſie nieder, daß das Erblaſſen

---

*) S. Beilage 1.

nun an ſie kam, und jeden der Gefährlichſten einzeln mit ſeinem Namen aufrufend, gebot er ihnen zu gehen und ſich von den draußen wartenden Wachen ins Gefängniß abführen zu laſſen. Und ſie gingen und ſträubten ſich nicht, alſo daß ſie ſich mit Fauſtgewalt, eben um auf den König mehr den Schein der Gewaltthat zu werfen, hätten von ihren Sitzen wegreißen laſſen. Unter den weggeführten waren die Grafen Axel Ferſen, Horn, de Geer, der Direktor Fritzky, ein wirklich edler und patriotiſcher Mann, und die Oberſten Almfelt, Schwarzer (ein Pommer), Maclean die bedeutendſten. Sie wurden ungefähr einen Monat im Schloſſe Friedrichshof am Thiergarten in anſtändiger Herrenhaft gehalten und dann wieder entlaſſen.

Auch in Finnland ward über die Regimentsbefehlhaber und Oberſten Kriegsrecht gehalten und faſt alle nebſt den Häuptern des Anjalabundes wurden als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Guſtav zeigte ſich auch hier wieder als der Milde: ein Einziger, der Oberſt Freiherr von Häſtſko (Hufeiſen), ein geborner Finne, büßte mit dem Kopfe, einige wurden nach Barthelemy (ſchwediſche Antilleninſel) ins Elend abgeführt, andre übers Meer nach Deutſchland verwieſen, die übrigen begnadigt. Unter den nach Barthelemy Verbannten war der Oberſt Montgommery, ein Jüngling glänzender Hoffnungen und von Guſtav ſehr hervorgehoben, aus einem edlen ſchottiſchen Geſchlecht, das ſchon ſeit anderthalb Jahrhunderten in Schweden anſäſſig war; er aber war der Sohn eines Flüchtlings, der im Anfange des Jahrhunderts nach Schweden gekommen war, nachdem ſeine vielen Brüder bei dem erſten ſchottiſchen Stuartsaufruhr gegen das Welfenhaus auf dem Schlachtfelde oder der Henkerbühne geblieben waren. Die Schwediſchen Montgommerys hatten ihn in die Familienrechte aufgenommen. Sein Sohn, durch Schönheit und Feurigkeit vor Vielen leuchtend, ward mißgeleitet durch den Geiſt ſeines Hauſes: denn er war der Eidam des alten Generals Freiherrn Rudbeck, eines der heftigſten Mützenhäupter, der im Jahr 1772 Oberbefehlshaber der Garderegimenter und Oberſtatthalter Stockholms und nebſt dem Oberſten Freiherrn Pechlin einer der Männer war, welche Guſtav damals am meiſten fürchten mußte.

Der Feldzug des Jahres 1788 war das entſcheidende und um die Herrſchaft der Oſtſeeküſten ringende Glück des Kriegs, das man hoffen durfte, wenn man die ungerüſteten Ruſſen überraſchte, war vereitelt, meiſt durch den Aufruhr der Oberſten im Heer, jedoch nicht ohne große Schuld des Königs.

Der zweite Feldzug des Jahres 1789 fand die Ruſſen zu Waſſer und zu Lande, ſogar mit überlegenen Flotten, baß gerüſtet. Man focht dieſes ganze Jahr auf trockenem und naſſem Element mit großer Erbitterung aber ohne große Erfolge.

Eine Merkwürdigkeit hinfort in der Geſchichte dieſes Kriegs iſt, daß die vornehmſten und genannteſten Befehlshaber des Heers meiſtens Deutſche waren. Dies geſchah nicht durch eine Vorliebe des Königs für ſie noch durch eine despotiſche Willkühr ſondern durch Zufall und Nothwendigkeit. Denn erſtens hatte das ſchwediſche Heer faſt gar keine ältern Befehlshaber an der Spitze, weil durch Aerger und Ueberdruß der neuen Dinge ſeit dem Jahre 1772 die alten Männer aus dem Dienſt in die Stille des Sonderlebens ſich zurückgezogen hatten, und zweitens waren bei dem Aufruhr der Oberſten die gebornen deutſchen Officiere größtentheils in unerſchütterlicher Treue bei dem Könige geblieben.

Die große Flotte führte des Königs Bruder, der Herzog Karl von Südermannland; die Hauptabtheilungen des Landheers befehligten die Generale Meierfeld, Platen und Stedingk; auf der kleinen Flotte waren die Oberſten Stedingk und Cronſtedt berühmte Namen.

Meierfeld war der Sohn des Generals von Meierfeld, der im großen nordiſchen Kriege in Stettin den Befehl hatte, als dieſe Feſtung von Friedrich Wilhelm dem Erſten von Preußen beſetzt ward, und der ſpäter die Oberſtatthalterſchaft von Pommern und Rügen geführt hatte.

Platen war aus dem Geſchlechte der über den ganzen deutſchen und ſkandinaviſchen Norden verbreiteten Platen, aus dem Hauſe Dornhof in Rügen.

Die beiden Stedingke waren merkwürdig durch ihren Urſprung, ihre Schickſale und ihr geſchwindes Aufſteigen in der Fremde: denn beide waren vor dem vierzigſten Lebensjahre, der ältere General, der jüngere Admiral. Ihr Vater ſaß auf dem kleinen Ritterſitze Lentſchow bei Wolgaſt in Vorpommern, ein alter preuſſiſcher Major des wunderlichſten und eigenthümlichſten Karakters, der ſeine Söhne hart und ſtreng ja ganz ſoldatiſch bloß zu Soldaten erzog. Er war Adjudant des Feldmarſchalls Schwerin in der Prager Schlacht geweſen, war an ſeiner Seite verwundet, nach ſeinem Tode aus dem Dienſte getreten, und hatte mit Schwerins einzigem Kinde, einer natürlichen Tochter, dieſe beiden Söhne gezeugt. Dieſe Heldenenkel, die nicht aus der Art ſchlagen ſollten, hatte er bei entbrennendem engliſchamerikaniſchen Freiheitskriege den Franzoſen zugeſchickt, unter welchen ſie die erſten Sporen verdienen ſollten. Der älteſte focht zu Lande unter Rochambeau und la Fayette, der jüngſte war Seeofficier in der blutigen Seeſchlacht zwiſchen den kleinen Antillen, wo Admiral Rodney die franzöſiſche Flotte des Grafen de Graſſe zerſtörte, war Stedingk auf dem Admiralſchiffe der Ville de Paris der einzige unverwundete Officier auf dem Verdecke, der bei der Uebergabe des Schiffs dem engliſchen Admiral den Degen überreichen konnte.

Doch waren dieſe wenigen Deutſchen nicht die einzigen Tapfern und Treuen; der General Siegroth und der jüngere Armfelt (ſein Oheim, ein alter General, hatte den Bund von Anjala mit unterſchrieben). die Mörner, Kuylenſtierna und Andre wurden durch glänzende Thaten geprieſene Namen. Der Feldzug des Jahrs 1790 fand die Krieger beider Völker eben ſo tapfer und erbittert, als der vorige. Guſtav hatte einen kühnen Plan entworfen, wodurch er die ſtolze Katharina noch einmal in Petersburg zittern machen wollte. Er ſchlug ſich mit ſeinen ſiegreichen Schaaren zu Lande von Gefecht zu Gefecht bis in die Klippenſcheeren und Inſeln von Wiborg durch, ſeine Scheerenflotte zur Seite, welche die ruſſiſche in mehreren unbedeutenden Gefechten vor ſich her in die Flucht trieb. Der Großadmiral Prinz Karl mit der großen Flotte war im erſten Frühling, ſobald das gelöſte Eis die Schiffe herausließ, vorausgeſchickt, die Vereinigung der beiden ruſſiſchen Kriegsflotten von Reval und Kronſtadt zu hindern oder, wenn er eine derſelben beſonders erfaſſen könnte, über dieſe mit ganzer Macht herzufallen und ſie zu zerſtören. Er hatte es gegen die Flotte des Admirals Kruſe auf der Kronſtadter

Rhede gewagt, und hielt, von einem Theil der ſchwediſchen Scheerenflotte unterſtützt, mit ihr ein zweitägiges mörderiſches Treffen; aber der Ruſſen feſte Haltung, noch mehr die Ungunſt der Winde, vereitelten alle ſeine blutigen Anſtrengungen. Mit unentſchiedenem Glücke verließ er Kronſtadt, er ſegelte der Küſte zu, wo das ſchwediſche Heer und die Scheerenflotte wirkte; und bald vereinigten ſich die beiden ruſſiſchen Flotten in ſeinem Rücken. Hier zog der König wider den Rath mehrerer Admirale die große Flotte zu der Scheerenflotte mit zwiſchen die Scheeren und Inſeln durch in die Bucht hinein, und ſiehe! nach einigen Tagen zeigte ſich die große ruſſiſche Flotte, Linienſchiffe und Fregatten über 40 Segel ſtark, wie es offenbar erſchien, den Schweden den Ausgang aus den Engen zu ſperren. Nicht lange, und man ſah ein, wie mißlich die Stellung ſey, die ruſſiſchen Feſtungen im Rücken, die Flotten vor der Stirn, man hoffte indeſſen immer noch auf günſtige Winde, welche die große ruſſiſche Flotte auf die Höhe des Meers gegen Süden zurücktreiben und ſo den Sack, worin man ſie gebunden lag, öffnen würden. Dieſe Winde blieben aus, aber Mangel und Hunger ſtellten ſich ein; Niedergeſchlagenheit, bald Hoffnungsloſigkeit herrſchten in Heer und Flotte, Viele begannen vom Frieden zu murmeln, ſie meinten aber eine Kapitulation. Die ruſſiſchen Admirale erwarteten auch wohl nichts Anderes, als daß der König mit dem größten Theil des Heers und der ganzen Flotte ihre Beute werden müßte. Aber der König faßte ſich und ſein altes Herz königlich zuſammen.

Den Abend vor dem blutigen Durchbruch aus dieſem Sacke war der Oberſt Dyke bei ihm, Berichte abzuſtatten und Befehle zu empfangen. Der König, der ſich gern mit ihm unterhielt, nahm ihn bei Seite, und ſagte, in ſeinem Geſichte forſchend: Um zwei Stunden ſoll Kriegsrath gehalten werden, Ihr ſollt mit dabei ſeyn; was glaubt Ihr, wird mein Bruder der Herzog rathen? Der alte Oberſt, in kluger Ehrfurcht ſich verneigend, antwortete: „Er wird ra„then wie E. M. Bruder und wie ein ſchwediſcher Prinz „und wie er ſich gegen die Ruſſen geſchlagen hat; er wird „nicht ohne Kampf in Feindeshände fallen wollen.“ Und der König nahm wieder das Wort: „Lieber Dyke, Ihr „kennt meinen Bruder wenig, er hat ein muthigeres Herz „als ich, ſein Herz fürchtet ſich nicht, aber ſein Kopf fürch„tet ſich leicht, und da ſitzt alles. Die Leute ſchelten und „tadeln mich, ſie werden ihn vielleicht bald haben, und dann „werden ſie wiſſen, wer ich geweſen bin.“ Und der König hatte wahr geweiſſagt. Denn als die Häupter zum Kriegsrath berufen wurden, ſtimmte der Herzog mit den Meiſten für Unterhandlung mit den Ruſſen, d. h. für Kapitulation oder einen ſchimpflichen Frieden: denn noch einige Tage, ſo war man außer Stande zu ſechten. Stedingk aber, der in die Bucht von Wiborg nicht hinein gewollt hatte*), wollte nun mit Gewalt heraus und erbot ſich zur Oeffnung des Ausgangs ein paar Brander beim Kopf zu nehmen. Und der König ſchloß mit den Worten: Keinen ſchimpflichen Frieden! wir müſſen morgen fechten. Und den folgenden Morgen ſegelte Stedingk voran gegen den wartenden Feind mit der Begleitung leichter Schiffe und Brander. Aber o weh! Wind und Strömung jagten die hölliſche Brandrüſtung gegen die eigenen Schiffe zurück, welchen ſie den Durchlauf hatten erzwingen ſollen, und bald ſtanden mehrere in lichten Flammen oder liefen, dieſem Verderben zu entrinnen, auf den Strand. Bald Brand, Getümmel, ſinkende und auffliegende Schiffe von Freunden und Feinden überall; die Mordſchlacht und der Kampf gegen die übermächtige und ordentlich aufgeſtellte und durch Batterieen auf den Scheereninſeln geſchützte ruſſiſche Flotte hatte begonnen. Der König in einer leichten fliegenden Kriegsſchalupe und Stedingk im heißeſten Feuer voran brachten doch den größten Theil der Flotten und des Heers durch; doch wur-

---

*) Als er dem Könige ſeine Bedenken gegen das Einlaufen der Scheerenflotte in die ruſſiſchen Scheeren und Inſeln bei Wiborg mit trocknen derben Worten geſagt, rief der König unwillig: Stedingk, Ihr ſeid bei Kleinigkeiten immer bedenklich. Er aber erwiederte: Wir wollen ſehen, wer E. M. wieder heraushelfen wird. Stedingk war unter Matroſen nicht zum Hofmann gebildet und hatte wegen ſeiner Tüchtigkeit die Erlaubniß vor dem Könige und unter den Hofleuten auf ſeine Weiſe witzig zu ſeyn. Im Jahr 1791 als er einmal im Schloſſe auftrat, fragte der König, der doch gern mit ihm anband, ihn: Stedingk, was macht Eure Toka? (la folle, die Närrinn.) So

---

hieß aber der kleine Schnellſegler bei der Scheerenflotte, worauf Stedingk im Kriege gewöhnlich ſeine Flagge wehen ließ. Der Admiral, der Wiborg nicht vergeſſen hatte, blitzte darauf dem Könige ſchnell zurück: E. M., ſie heißt nicht mehr Toka; ich habe ſie umgetauft, ſie heißt Kloka (la ſage, die Kluge): denn ſie war nicht mit in der Bucht bei Wiborg.

Von den Anekdoten dieſes eben ſo geiſtreichen und witzigen als tapfern und kecken Seemanns, eines kleinen lebendigen Mannes mit funkelnden Augen und ſchwarzem Lockenhaar, wimmelt Schweden. Als er ſpäter im Gefolge Guſtav des Vierten Adolfs mit in Petersburg war, traf es ſich, daß er auf einen Zipfel des Schleppkleides der großen Katharina trat. Dieſe ſolches fühlend rief ihm zu: Mon Admiral, vous ancrez sur moi, und er unverzagt ihr entgegen: Madame, je la voudrois bien, mais la mer est trop profonde.

den 7 Linienſchiffe, 3 Fregatten, über 30 Galeeren und Kanonenbote und 6 — 7000 Mann verloren.

Dieſe böſe Schlacht war den 3. Julii. Welche Gefühle mogten die edlen ſchwediſchen Herzen erſchüttern, als ſie mit den verwundeten Trümmern des jüngſt ſiegreichen Heers und Geſchwaders längs der Küſte hinfuhren, bald die eigene Küſte und die Felſenfeſtung Srenskſund erblickend! Die Meiſten, da ſie nicht anders glauben konnten, als daß der ſiegestrunkene und überlegene Feind ihnen geſchwindeſt folgen würde, um ihre Reſte zu vertilgen, bildeten ſich ein, der König werde für die Fahrt nach den Alandsinſeln oder gar nach dem Ausfluſſe des Mälare das Signal geben; ſie erſtaunten, einige auch erſchracken als für die Bucht bei Srenskſund ſignaliſirt ward. Der König verſammelte wieder ſeine Feldhauptleute und Admirale zu Rath und ſprach, damit alle wußten, wie ſie fechten ſollten: Hier iſt Schwedens Gränze, hier ſoll man mir einen Grabſtein ſetzen oder einen Siegesſtein. Er fühlte in dieſem Augenblick ſeine Ahnen und ſeinen großen Oheim von Preuſſen. Alſo kein Wegſegeln in ſichere Häfen, keine Flucht, kein Aufgeben Finnlands. Jede Stunde konnte der Feind heranſegeln; man rüſtete ſich zur Schlacht, wenn es Gott beſchloſſen, zum Tode. Den 8. Julii ſah man die ruſſiſchen Wimpel im mächtigen Zuge heranflattern, geführt von dem ruſſiſchen Admiral Prinzen Naſſau. Den 9. Julii griff der kühne Mann in gewiſſer Zuverſicht des Sieges die Schweden an; dieſen ganzen Tag und noch den Vormittag des 10. Julii ward von beiden Seiten mit beiſpielloſem Muth gefochten. Gott hatte Guſtavs Tod und Finnlands Verluſt noch nicht beſchloſſen. Diesmal waren die zu große

Verwegenheit Naſſaus und die von Süden her gegen die Küſten wehenden Winde den Schweden günſtig. Die Ruſſen verloren faſt ihre ganze Scheerenflotte, 700 Kanonen, 8000 Gefangene, 5 — 6000 Todte. Auch fing man unter der Beute gedruckte Verkündigungen in ſchwediſcher und ruſſiſcher Sprache, worin die Große Frau die Finnen zur Unterwerfung und zum Gehorſam unter dem ruſſiſchen Scepter und die Befehlshaber der Heere und Feſtungen zur Uebergabe aufforderte. Guſtav konnte nun ſein Siegeszeichen aufrichten. Hier focht Stedingk wie bei Wiborg, aber des Oberſten Cronſtedt Abtheilung, die aus in Pommern gebauten und mit ſtralſundiſchen, barthiſchen, darſiſchen*) Matroſen bemannten Schiffen und Kanonenböten beſtand, gewann in dieſem herrlichen Kampfe den Siegesnamen.

So war denn Finnland gerettet und die Ehre wieder rein gewaſchen, und im Anfange des folgenden Monats Auguſt ſchloß Guſtav zu Werelä mit Katharinen ſeinen Frieden. Dieſer Friede beſtätigte die Dinge, wie ſie im Frühling 1788 geweſen waren. Es war ein dreijähriges ritterliches Turnier geweſen, wobei der König von Schweden vor der Kaiſerin nur das voraus hatte, daß er perſönlich Wunden geſchlagen und empfangen hatte. Längerer Krieg wäre bei der jetzigen politiſchen Weltlage ohne Zweck und Ziel geweſen. Als er den Krieg begann, durfte er Hoffnungen nähren, wie ſie nicht bloß ein verwegener und tollkühner Jüngling faßt. Rußland hatte ſeine Streitkräfte nach Süden hin gegen die Türken gewendet und war im Norden ungerüſtet. Dieſe Türken hatten, wie einige verſichern, dem Könige ein bedeutendes Hülfsgeld für ſeine Rüſtungen bezahlt; von England und Preußen hatte er günſtige Winke und halbe Verſprechen: dieſe wollten die Osmanen von Katharina und Joſeph nicht vernichten laſſen; auch verſprachen die Polen eine reiſige Erhebung und Abſchüttelung des ruſſiſchen Alps: dieſe leichten Aufſpringer ſuchte er durch Unterhändler aufzuſtacheln. Aber durch alle dieſe Hoffnungen und Entwürfe fuhr ein blutiges Geſpenſt, das ſeine rothen Schatten auf die Welt warf, die Kabinette erſtarrte und alle bisherigen politiſchen Verhältniſſe und Verbindungen zerrüttete und zerriß; es trat der große Wendepunkt ein, den ſelbſt der Geſcheidteſte nicht ſo furchtbar nah glauben konnte, die franzöſiſche Revolution. Alle europäiſche Geſchichte wandte ſich nun von Oſten gegen Weſten. Pitt, Friedrich Wilhelm von Preußen, Kaiſer Joſeph mußten ihre Augen gegen die Flammen richten, die an der Seine aufſchlugen. Rußland ſchien den Oſten allein für ſich zu behalten; ob Schweden unterdrückt, ob Polen vernichtet ward, ſchien hinfort nur Nebenſache. Der König konnte nicht mächtiger ſeyn als das Schickſal; er zwang ihm wenigſtens ein ruhmvolles Ende des Kampfes ab.

---

*) Die pommerſche Halbinſel Dars, welche durch ihre kühnen und ſchönen Schiffer und Matroſen berühmt iſt. Ich ſah im Jahr 1817 drei ſolcher Matroſen mit engliſchen Ehrenzeichen der Schlacht von Trafalgar an der Bruſt; zwei derſelben hatten auf Nelſons Viktory gedient.

Man war nun wieder daheim in einem kühlen ruhigen Zuſtande; man erblickte jetzt die Dinge mit den gewöhnlichen Augen, und konnte bei allen Siegeszeichen die verlornen Schiffe, die durch Eiſen und Krankheiten geſchwächten Regimenter, man konnte alle Wunden und Narben zählen; der Geiſt, der inmitten des Kampfs und der Gefahr viele gehoben hatte, ſchwebte jetzt wieder tiefer an der Erde hin, nicht mehr in den goldnen Nebelwolken der Höhe, ſondern in Dämpfen, die kälteten und auch ſtanken. Man ſah klare und offenbare Schäden, die ſelbſt der Ruhm nicht verhüllen konnte. Die erbitterte Rotte, welche der Reichstag von 1789 niedergeſchlagen hatte, richtete ihre ziſchenden Natterköpfe wieder auf; ſie waren nur gequetſcht, nicht zerſchmettert worden. Sie ziſchten Lüge und Wahrheit durch einander, murmelten ja murrten bald über tollen Ehrgeiz, unſinnigen Krieg, vermehrte Schuldenlaſt, Unterdrückung der uralten ſchwediſchen Freiheit. Der Krieg treibt das Blut durch die Herzen, das Geld durch die Beutel der Menſchen geſchwinder um, im Kriege ſind alle Kräfte lebendig und fühlen ſich mitten im Gedränge der Dinge friſch ja oft glücklich; jetzt ſtockte das Blut in den abgekühlten Adern, das Geld lief nicht um, es war ſogar knapp geworden. Der Kaufmann, Bürger und Bauer fing allmälig an in das Gemurr einzuſtimmen. Zu dieſem allem kamen ritterliche Plane und Entwürfe, die man dem Könige für die Rettung und Wiederherſtellung des Hauſes der Bourbonen beimaß; man ſchrie nicht bloß über ein Verderben, das er dem Reiche gebracht, ſondern über das, was er noch bringen wolle. Sie hüteten ſich wohl den Verrath der Oberſten und die Stämpelungen und Zettelungen anzuklagen, die man von Finnland ja ſelbſt von Stockholm aus mit der ruſſiſchen Liſt und Herrſchſucht gepflogen hatte; man erhöhete nur die Fehler des Königs und ſchrieb die Rettung allein der ſchwediſchen Tapferkeit, nicht der königlichen Großherzigkeit zu. Da ſeht ihr nun, ihr treuen und tapfern Schweden, ſchrie man, die unſeligen und gräuelvollen Folgen der Jahre 1772 und 1789; da ſeht ihr die Preiſe, die ein Volk gewinnt, das in unglücklicher Ueberraſchung den Worten der Könige vertraut und ihnen die Entſcheidung der Alleinherrſchaft giebt. So murrten, ſchrieen und zettelten dieſe durch das Volk, die, als bei ihnen die Gewalt war, in dem Kriege von 1740, wo Rußland ein ſchwaches unfähiges Weib auf dem Thron und nur ein ſchwaches Heer hatte, ein ganzes Heer die Waffen ſtrecken ließen, einen Theil Finnlands abtraten und dem mißvergnügten Volk zur Sühne den Feldherren ihrer Wahl die Köpfe abhieben, die damals und 1760 im ſiebenjährigen Kriege auch große Schulden gemacht und mit Schimpf und Schande, mit Einbuße von Ehre und Namen ihre Kriege geführt und ihre Frieden geſchloſſen hatten. Dieſe konnten Guſtav am wenigſten vergeben, daß er ſeinem Volke, daß er ihm ſelbſt wieder einen Namen erkämpft hatte.

Der König mußte mit ſeinem Volke nach dem Frieden von Werelä aus manchen Träumen erwachen, die ſeine Jugend vielleicht zu leicht geträumt hatte. Er hatte eben das volle Mannesalter überſchritten, er war 45 Jahre alt, alſo ſchon älter, als die meiſten großen Könige Schwedens geworden. Seine ſchwediſche Lage, die Lage des ganzen Europa ſtand ſeit 1790 dunkel genug da, und die Beſonnenſten und Weitſehendſten mogten ſchwerlich weiſſagen, welche Blitze und wohin aus den Gewölken ſchießen würden, die an dem weſtlichen Horizont ſtanden. Er war älter geworden, viele fanden ihn ernſter, verſchloſſener, bedenklicher als früher; ſelbſt ſeine Freunde erzählen, er war bei heiterer Oberfläche ſeiner Erſcheinung zuweilen verdüſtert. Die Einflüſterungen und Zettelungen ſeiner Feinde blieben ihm kein Geheimniß, das Gemurmel und endlich das lautere Gemurr und auch eine gewiſſe Kälte und Gleichgültigkeit, die er in den Geſichtern ſeiner Stockholmer Bürger las, konnten ihm kein Geheimniß bleiben. Daß er an den Begebenheiten in Frankreich als Menſch und als König lebendigſten Antheil nahm, daß er für Ludwig den Sechszehnten und für Marie Antonie mehr empfand als für Mirabeau und Pethion und die Frau Roland und Frau von Stael, war das Natürlichſte. Eben ſo natürlich aber war es bei der damaligen Stimmung und Anſicht der Völker, daß dieſe Theilnahme und dieſes Mitgefühl ihn bei ſeinen Schweden nicht beliebter machen konnten. Was er in Kopf und Bruſt gehegt und gebrütet und ob die Abentheuerlichkeiten, die man über ſeine Entwürfe umgetragen hat, beſonders nach ſeiner Sommerreiſe 1791 in die Bäder von Aachen und Spaa, ihm jemals ſchon reif geworden, das Alles und vieles Andere hat ſein ſchweigendes Grab zugedeckt.

Unter ſolchen Stimmungen und Verhältniſſen ſchrieb Guſtav für den Winter 1792 einen Reichstag nach Gefle aus. Dies war im eigentlichen Sinn ein ſogenannter Geldreichstag. Durch den finniſchen Krieg waren die alten Reichsſchulden etwa um 10—12 Millionen Reichsthaler vermehrt, die ganze Schuld belief ſich etwa auf 25 Millionen, der Kurs war ſchlecht, der Handel und Verkehr gedrückt, die Gemüther erkältet oder geſpannt. Es galt dann Ordnung in die Finanzen und wo möglich in das Volk wieder Vertrauen und Schwung zu bringen. Guſtav hatte auf dieſem Reichstage Schwierigkeiten vorausgeſehen; es begegneten ihm manche Bitterkeiten, welche vorzüglich aus der Erbitterung des Ritterſtandes entſprangen. In dieſem Stande hatte er kaum ein Achtel der Stimmen für ſich; in den übrigen drei Ständen waren die Königiſchen freilich viel zahlreicher, aber doch waltete in allen Mißſtimmung, Unbereitwilligkeit oder doch Gleichgültigkeit vor. Zu Geldbewilligungen war aber kein Stand willig: man fürchtete, der König gehe mit Entwürfen für das Ausland um. Beiläufig ſieht man, wie wenig der König, welcher von der Steuerbewilligung der Stände abhängt, die despotiſche Alleinherrſchaft zu üben beſchuldigt werden darf. So ſchien hier ein Theil mit Erbitterung zu fechten, der andere zum Schein zu ſcharmützeln. Der König, dem nichts gelingen wollte, hob den Reichstag den 24. Februar auf, nachdem er einen Monat gedauert hatte.

Es läuft in Schweden eine Ueberlieferung aus Guſtavs beiden letzten Jahren, daß der König, der ewigen und oft ſo unwirkſamen Schaukelung zwiſchen den 4 Ständen müde und von der Unheilbarkeit des Rottenweſens bei dem gegenwärtigen Zuſtande überzeugt, den kühnen Plan mit ſich herumgetragen habe, die ganze alte Verfaſſung umzuwerfen und die barbariſche adliche Repräſentationsart und alſo die adliche Gewalt unter ihren Trümmern zu begraben. Guſtav hatte oft laut erklärt, er wolle kein Despot ſeyn aber es ſey unmöglich bei einer Verfaſſung wie die jetzige ein freies Volk und ein freier König zu ſeyn. Auch arbeitete er — ſo wird überliefert — ſeit einigen Jahren mit mehreren guten Köpfen (ſie nennen unter Andern einen Geheimen Sekretair Ehrenſtröm) an Entwürfen und Planen zu einer ordentlichen ſtehenden Volksrepräſentation, ähnlich der engliſchen Verfaſſung, aber mit Modificationen nach dem Klima und Volke. War es möglich, gegen Hinderniſſe des Haſſes, des Eigennutzes und der Vorurtheile ein ſo großes Werk auszuführen, ſo ſchien Guſtav allerdings große Fähigkeiten und Erfahrungen dafür zu haben. Immer indeſſen bleibt es problematiſch, wie er den Verſuch beſtanden haben würde. Man ließ ihm nicht die Zeit ihn zu machen; denn ſchon drei Wochen nach dem Reichstage zu Gefle, den 16. März 1792 traf ihn auf einem Maskenball im Opernhauſe zu Stockholm eine Mordkugel, die ihn nach 14 Tagen, den 29. März, mit allen ſeinen Gedanken und Entwürfen ſtill ins Grab legte.

Dieſer Schuß fiel wie ein Schreckſchuß und hallte durch ganz Europa wieder. Bei den wüſten und blutgierigen Gedanken vieler Tollköpfe der Zeit träumten ſelbſt unſchuldige Menſchen blutige Träume. Einem Theil der Zeitgenoſſen träumte, Kaiſer Leopold der Plötzlichgeſtorbene und König Guſtav ſeyen durch eine geheime republikaniſche Propaganda, durch einen unſichtbaren Aſſaſinenbund, gefallen. Denn die Lehre des Tages Tod den Tyrannen! Friede den Strohhütten! klang den Menſchen aus der Ferne her wunderbar geheimnißvoll entgegen. Die Propaganda in Paris war nun gewiß nicht mit bei dieſer Unthat, wie weit aber die Lehre mitgewirkt hat, welche Kaiſer, Könige, Fürſten, Tyrannen, Despoten, Hoheprieſter und Prieſter, alle als derſelben hölliſchen Wurzel und Bedeutung, unter eine gemeinſame rothe Aufſchrift ſtellte und ihre Vertilgung als das Ziel der Befreiung und Beglückung der künftigen Geſchlechter zeigte, wer will das abwägen? Von einigen hinſichtlich dieſes Mordſchuſſes Mitwiſſenden und Mitwünſchenden ſcheint es faſt unzweifelhaft, daß ihr Antheil daran nicht bloß aus der Stimmung und aus den Reden und Gedanken ihres Standes geboren war, ſondern aus allgemeinen europäiſchen Gedanken und Anſichten, welche über die höchſten und heiligſten Höhen wie über gewöhnliche Niedrigkeiten denken und ſprechen lehrten.

Dieſe That war mitternächtlich vollbracht zwiſchen 11 und 12 Uhr unter der Maske der Nacht und von wirklichen Masken. Manche hatten darum gewußt, vielleicht Zwanzig Dreißig, Mehrere darauf gehofft. Als aber der König lebend weggefahren ward; als man ungewiß zitterte, ob er nicht wieder geneſen und vielleicht mit doppelt ſtarker Hand das Scepter führen werde; als das ſchwediſche Volk Abſcheu und Zeter über die verſchworne Mörderbande ſchrie, da wollte man die Verſchwörung gern als Sonderſache einzelner Perſonen, als Sonderrache, nicht als die Geburt einer Rotte gelten laſſen. Gewöhnlich iſt jede ſolche Verſchwörung nur unter wenigen Mitbewußten, aber die Mitwünſchenden und Mitbilligenden müſſen auch mit zur Parthei gerechnet werden: denn in ihrer Billigung, in ihren halbgewinkten Hoffnungen und Wünſchen iſt der Reitz zur That, und in ihrem Beiſtand die Sicherheit der Thäter. Hier aber waren der Mitwiſſenden, wie ſich aus der Unterſuchung herausſtellte, mehrere als ſelbſt die Akten angaben.

Das empörte und erſchrockene Volk verklagte ſogleich den verwundeten König, er habe durch ſeinen verwegenen Leichtſinn der meuchliſchen That die Gelegenheit gegeben. Man höre:

Dieſer König hatte während der zwanzig Jahre ſeiner Regierung frühe ſchon Partheikämpfe durchzufechten gehabt; ſchon bei manchen früheren Gelegenheiten hatten die verſchiedenen Rotten durch alle erdenkliche Mittel ſeinen Muth geprobt, auch ihn zu brechen geſucht; zu dieſen Mitteln gehörten auch die namen- und verfaſſer-loſen Warnungen, Drohungen, Anklagen, Vorſpiegelungen, womit man ihn reichlich verſucht hatte. Er war vor dem Reichstage zu Gefle, er war auf dem Reichstage öfter vor böſen Anſchlägen gewarnt. Gewöhnlich pflegte er ſolche Papiere ſogleich zu zerreißen. Bei ſolcher Gelegenheit hatte General Armfelt, einer ſeiner Günſtlinge, ihm einmal verwundert zugerufen: wie er es denn ſo leicht nehmen könne? hatte aber die königliche Antwort erhalten: wenn ich mich fürchten ſoll, kann ich nicht regieren. Dies erinnert an den Ausſpruch eines der Schriftſteller (ich weiß eben nicht welchen) der ſ. g. Historia Augusta über den großen Septimius Severus er verdiente gefürchtet zu werden, weil er ſich nicht fürchtete*). Auch vor dieſem Maskenballe, als auf welchem ihm großes Unheil drohe, hatte ein Namenloſer den König gewarnt. Er hatte das Papier ruhig in die Taſche geſteckt, war mit ſeinem Oberſtallmeiſter Freiherrn von Eſſen zuerſt in ſeine Loge und aus ihr unverzagt unter das Gewimmel der Masken getreten, wo der Schuß auf ihn fiel

Die drei Edelleute, welche ſich verſchworen hatten, den Todesſtreich zu führen, und die gewöhnlich die drei Königsmörder heißen, waren die Grafen Ribbing und Horn und der Hauptmann Ankarſtröm, unlängſt noch Leutnant in des Königs Leibwachen. Der letzte that den Piſtolenſchuß. Der meiſte Geiſt bei den Dreien war bei dem Grafen Ribbing, einem feſten, ſtolzen, entſchloſſenen Karakter, dem ſchon ſeine ſchöne, ſehr geiſtreiche Mutter Todeshaß gegen Guſtav eingeflößt hatte. Die Menſchen trauten Ribbing ſo ſehr den Anfang der That zu, daß ſogar die Sage ging, er habe, da er Ankarſtröms Arm zittern geſehen, das Piſtol in deſſen Hand gegen den Rücken des Königs abgedrückt, obgleich Ankarſtröm wahrlich kein Zitterer war. Auch ſind, die da behaupten, Ribbing habe von Sonderrache gebrannt. Denn das war auch ein tragiſches Moment in der blutigen Geſchichte, daß jener Oberſtallmeiſter von Eſſen, auf deſſen Arm gelehnt der König unter die Masken getreten war, zu Ribbings Feinden gehörte. Mit ihm hatte Ribbing um die Hand des ſchönſten und reichſten Fräuleins Schwedens geworben, einer Fräulein de Geer von Löfſtad (die reichſte Familie Schwedens aus flandriſchem Geſchlecht, der Religion wegen vor einigen Jahrhunderten aus der Heimath gewandert); das Glück der Entſcheidung hatte zwiſchen beiden Jünglingen geſchwankt, bis Guſtav ſein Gewicht durch eine Bitte bei dem Vater der Jungfrau für ſeinen Oberſtallmeiſter eingelegt hatte. Daraus war Zweikampf geworden, und zwar in den königlichen Ställen, welche als zur Schloßfreiheit gehörig dem Unfug ſtrengere geſetzliche Ahndung zuzogen und dem Ribbing als dem Herausforderer eine längere Haft.

---

*) Timeri meruit, quia non timuit.

Johann Jakob Ankarſtröm, aus einer walloniſchen Bergmannsfamilie entſproſſen, war kein Zitterer, dem ein Anderer die Hand hätte führen müſſen. Auch er war ein junger Mann von dreißig Jahren und, wie es ſchien, von der Natur für finſtere Thaten gezeugt. Ernſt, verſchloſſen und heftig konnte er grollen und haſſen und düſtre mitternächtliche Gedanken einſam mit ſich herumtragen. Er war des Königs erbitterter Feind, wie es ſcheint aus Grundſätzen und Partheianſichten und hatte ſeinen Haß nie hehl gehabt. Wegen ungebührlicher öffentlich ausgeſtoßener Schmähungen gegen den König und ſeine Regierung bei Gelegenheit eines Beſuchs auf der Inſel Gothland, wo er hatte Güter kaufen wollen, war er zur Unterſuchung gezogen und zu einer Geldbuße und längeren Haft verurtheilt, doch von dem Könige — was dieſer bei allen ihn perſönlich betreffenden Verletzungen zu thun pflegte — von der Strafe befreit worden. Auch dieſer unangenehme Handel, den er ſich ſelbſt geſchaffen, ſoll ſeinen Ingrimm noch vermehrt haben. Dieſer wilde und rauhe Karakter blieb ſich während der Unterſuchung, Ausſtellung auf dem Pranger, Geiſſelung und Hinrichtung gleich; er behauptete ſeinen ſtolzen Trotz bis in den Tod, und betheuerte, er habe den König erſchoſſen, weil er ihn für einen Unterdrücker und Feind und Verderber des Vaterlandes halten müſſe.

Von ganz anderer Art als Ribbing und Ankarſtröm, welchen Beſonnenheit und Entſchloſſenheit beiwohnte, von milder und ſanfter Art war der dritte Königsmörder Major Graf Klas Horn, ein Jüngling von 24 Jahren Alters. Dieſer Jüngling glorreichſten Namens, mit Liebenswürdigkeit, Schönheit und ſeltenen Talenten begabt, war deswegen von dem Könige frühe herangezogen und ausgezeichnet. Ein Liebling der Muſen ſchwärmte er in einer idealiſchen Welt und war gewiß von den böſen idealiſchen Träumen der Zeit mit umdämmert. Wenigſtens bekannte er bei den Verhören ſeine Verirrungen von dem Pfade der Pflicht und der Ehre für einen böſen Zauber, der ſeine edleren Gefühle und Entſchlüſſe umnebelt habe. Er war lyriſcher Dichter und noch heute klingen Lieder von ihm bei Gaſtmälern und Reigen. Wie oft hab' ich eine ſüße Stimme mit einem feuchten Thränenblick nach dem Singen eines ſolchen Liedes ſeufzen hören: ach! dieſes ſüße Lied iſt von dem unglücklichen Klas Horn! Das Schloß Hufvudſtad, wo das Verbrechen mit entworfen und berathen ward, eine Stunde von

Stockholm am Mälare, iſt einer der lieblichſten idylliſcheſten Sitze Schwedens.

Dieſe drei waren die genannten Schwarzen, aber mehrere Weiße und Gefleckte, welchen niemand dergleichen That zugetraut hätte, wußten um den Gräuel, der geſchehen ſollte, und freuten ſich, als er vollbracht war. Das Haupt aller aber war unſtreitig der General Freiherr Pechlin, ein verſchmitzter und erfahrener politiſcher Partheigänger, deſſen Schlauheit und leiſe Thätigkeit auf manchen Reichstagen eine bedeutende Rolle geſpielt hatte. Er war einer der heftigſten Ariſtokraten und konnte Guſtav die Revolution von 1772 nie vergeben. Dieſer Mann voll Liſt, Entſchloſſenheit und Einſicht war zur Zeit jener Revolution Oberſt des Regiments Jönköping und der thätigſte und hartnäckigſte Gegner von Guſtavs Planen; weswegen er damals auch auf fünf Monate in Haft geſetzt worden. Um dieſen 72jährigen Greis ſpielten die mißvergnügten, unruhigen, ſchwärmeriſchen und nebelhaften Jünglinge herum. Es fand ſich, daß faſt alle Verhaftete und Angeklagte in den letzten verhängnißvollen Wochen Beſucher ſeines Hauſes und Theilnehmer ſeiner Gaſtmäler geweſen, kurz bei ihm aus und ein gegangen waren. Ruhig und beſonnen war er zu keinem in Worten oder Aeußerungen überfließend geweſen, hatte in der Unterhaltung und bei Unterredungen, damit er durch den Buchſtaben des Geſetzes nicht gefällt werden könnte, ſich nimmer Zweien zugleich mitgetheilt. Er ſcheint den Schnittern das Kornfeld gezeigt und die Sicheln geſchärft zu haben; er hoffte die Garben mit einzufahren, die ſie mit Arbeit und Noth gemäht und gemandelt haben würden. Dieſer ſtahlfeſte und kluge Mann blieb auch bei den Verhören der Feſte und Unerſchütterliche, und ſtämpelte die Mörder und ihre Genoſſen, die einzeln allerlei Verfängliches und Gefährliches gegen ihn ausgeſagt hatten, als Narren oder Buben, die ihre eignen verworrenen Kümmerlichkeiten und Pinſeleien und unſinnigen Verbrechen ihm dem Rechtſchaffenen und Welterfahrnen in die Schuh gießen wollten. Er verſchulde nicht, daß es Knaben und Narren mit Männerſchnauzbärten gebe; ſein Leben ſey unglücklich genug in eine Zeit der Wechſel und Umwälzungen, noch mehr der politiſchen Kunſtſtücke und Albernheiten gefallen, und er habe nun in die dreißig Jahre ſo viel Schwächliches und Feiges mit anſehen, ſo viel kindiſches und unſinniges Geſchwätz von Alten und Jungen anhören müſſen, daß er an keinen Ernſt in großen und guten Dingen, geſchweige in ungeheuren und verbrecheriſchen habe glauben können; ſein König, deſſen Wunden keinem treuen Herzen ſchmerzhafter ſeyn können als dem ſeinigen und das ſchwediſche Volk werden ſeinem Kopf wenigſtens wohl die Ehre anthun, nicht zu glauben, daß er mit Solchen für ſolches unmögliche Geſpinnſte habe ſpinnen können; jene albernen und kindiſchen Jungen aber wollen nun ihren Unſinn und ihr Verbrechen mit ſeiner Tapferkeit und Weisheit bemänteln, wenn dergleichen überhaupt bemäntelt werden könne.

Mit ihm ſcheinen kluge und kalte Planmacher geweſen zu ſeyn die älteren Männer (Fünfzigjährige) Freiherr Thure Bjelke, der ſich vor den Verhören vergiftete, und die Brüder Kanzleirath Jakob Engeſtröm und Königliche Sekretär Engeſtröm, welche gleich Pechlin die kaltblütigen und feſten Leugner und Ablehner machten.

Planmacher nenne ich die Alten. Die Jungen wurden meiſtens durch blinden Haß oder durch noch blindere Standes- oder Freiheits-Schwärmerei getrieben. Nach den Ausſagen der bekennenden Verſchwörer, war für den Fall, wo die Ermordung des Königs gelingen würde, Mancherlei entworfen, wie man die Verfaſſung herſtellen und die Regierung einrichten, wen man an die Spitze derſelben (einige riethen zu der ſchwachen Königin, andre zum Herzog Karl) ſtellen, wen zum Vormund des Königlichen Knaben beſtellen ſolle u. ſ. w.; und auch auf die Nothwendigkeit war man immer zurückgekommen, daß man die bedeutenden und einflußreichen Befehlshaber gewinnen und durch ſie der in Stockholm ſtehenden Truppen ſich verſichern müſſe. Es wurden denn auch mehrere Officiere in die Anklagen und Verhöre und endlich auch in die Strafen mit verwickelt. Von den Officieren, die auf dieſe Weiſe unglücklich wurden, nenne ich drei, Liljehorn, Hartmansdorf und Graf Ehrenſvärd.

Liljehorn war durch den Einfluß, den er hätte haben können, von den dreien der bedeutendſte. Es war ein ſchöner Jüngling aus einem edlen Geſchlecht, faſt gleichen Alters mit Ribbing, nämlich 28 Jahre, und wegen ſeiner Schönheit und Tüchtigkeit von dem Könige ſo geſchwind erhoben, daß er als Oberſtleutnant die Leibwachen in Stockholm befehligte. Von Natur innerlich eben ſo ſchön als äuſſerlich, mild, edel, fromm, jeder Begeiſterung fähig, war er allerdings von jener Schwärmerei angehaucht, welche damals mit luftigen und goldigen Wolkengebilden nicht nur die Jugend umgaukelte, ſondern in ganz Europa ſelbſt Greiſe zu Narren machte. Er war von Pechlin und Ribbing im geſellſchaftlichen Verkehr gefaßt und bearbeitet; daher heißt bei ihm in den Ausſagen der ganze Mordplan der

Ribbingſche Plan. Es ſcheint, die Abſichten, Entwürfe und Anſchläge der eigentlichen Planer, die Anſtalten, Ordnungen, Einrichtungen, die man, wenn man den König gefangen oder weggeräumt habe, machen wolle, habe man bei der Unterhaltung mit dieſem Jüngling unbeſtimmt gelaſſen, deſſen ſchwärmeriſche Unklarheit, damit er nicht etwa aufgeſchreckt würde, man wohl mit abſichtlicher Klugheit im Dunkeln erhielt. Doch war er durch ſein Gewiſſen und durch Gefühle der Dankbarkeit aufgeſchreckt worden, und hatte dem Könige den Mittag jenes Maskenballtages den obenerwähnten namenloſen Warnungsbrief geſchrieben. Durch dieſen Brief, oder vielmehr durch die Angabe des Trägers, der ihn ins Schloß überbracht hatte, und durch ein ſcharfgeſchliffenes und mit Scharten durchhacktes Meſſer, das Ankarſtröm auch noch hatte gebrauchen gewollt, aber in der erſten Beſtürzung nach dem Schuß hatte auf den Boden gleiten laſſen, und deſſen Verkäufer, ein Eiſenhändler, den Käufer wieder erkannt hatte, waren die Verbrecher zuerſt entdeckt.

Major Hartmansdorf war von der Artillerie der Hauptſtadt, kein Jüngling mehr, ſondern mußte wiſſen, was ſolche Abredungen und Anſchläge bedeuten.

Graf Ehrenſvärd, ein edler Jüngling guter Art, gehörte zu den Enthuſiaſten des Tages, ward von jedermänniglich bedauert.

Die Erfolge des großen Schlages aber waren von den Verſchwörern doch verfehlt. Der König lebte, ſein Geiſt lebte und wirkte noch, und von ſeinem blutigen Lager gingen noch immer die Befehle aus. Jedoch ernannte er für die laufenden Geſchäfte eine Regierung, worin ſein Bruder

Herzog Karl, der Reichsdroſt (Juſtizminiſter) Graf Wachtmeiſter, der Reichsmarſchall Graf Oxenſtierna, der Generalleutnant Freiherr Taube und der Generalmajor Freiherr Armfelt als die Vornehmſten ſaßen. Auch zeigte er in den wenigen qualvollen Tagen ſeines Lebens, die ihm nach dem Schuſſe noch übrig blieben, die alte ſcherzende und fröhliche Heiterkeit und Beſonnenheit. Er ſpielte ſelbſt mit ſeinen Feinden, die für die Leidbezeugung ſeinem Lager naheten, das alte politiſche Spiel noch durch. Doch ließ er einigen von ihnen bittere Wahrheiten hören. Unter andern kam auch die Gräfin Klinkowſtröm, die ſchöne und geiſtreiche Tochter des alten Feldhauptmanns der Hüte, des Grafen Axel Ferſen, den König zu ſehen und zu bedauren, eine jener Damen, welche Guſtav vor vielen ſeines Hofes ausgezeichnet hatte und die zur Dankbarkeit, unter andern auch während des finniſchen Krieges, mit Geſchichten und Geſchwätzen über ihn im Hofwagen nun ſchon manches Jahr durch die ganze Stadt ſich hatte herumrollen laſſen. Guſtav hörte ihre unter Thränen und Schluchzen geſprochenen theilnehmenden Worte ruhig an und ſagte darauf lächelnd: Meine Gräfin, was weinet Ihr? gefalle ich Euch nicht, wie ich hier liege? Ihr habt das ja lange gewünſcht und viele Andere wünſchten es; aber die Zeit wird kommen, wo man ſich den Tyrannen Guſtav den Dritten zurückwünſchen wird.

Dies waren Guſtavs des Dritten Begebenheiten und Thaten, dies ſein Ende. Spittler ſagt über ihn (Sp. Staatengeſch. Thl. 2. Art. Schweden): „Gewiß es fehlte „Guſtav dem Dritten ſehr wenig zum wahrhaft großen „Mann, und manche ſeiner Eigenſchaften würden ſich

„viel glänzender gezeigt haben, wenn er ſie weniger glänzend hätte zeigen wollen.“ Dies iſt kaum ein halbwahres, ja es iſt ein durchaus ſchielendes Urtheil durch das Endwort wollen. Dieſer Mann war zu groß und zu reich, als daß er von jener Schwäche der Eitelkeit, von dem glänzen wollen angefochten geweſen wäre. Er war kein eitler Mann, aber ein leichtſinniger Mann im höchſten Grade, und der Leichtſinn eben iſt die Quelle ſeiner Fehler und vielleicht ſeines traurigen Todes geworden. Glänzen wollen wollte er nicht, er mußte glänzen, er war ganz Glanz, er war von Natur ein königlicher Menſch, ein höherer Geiſt, ein Genie. Nur Eine Gabe hatte Gott ihm verſagt, hatte eine mehr ſchmückende und reitzende als ordnende und mäßigende Erziehung ihm nicht angebildet, die Gabe, welche ſein großer Oheim in Berlin, den er ſich draußen und drinnen hätte zum Muſter nehmen ſollen, ſo herrlich zu gebrauchen verſtand, mit ſeinem Reichthum ordentlich hauszuhalten. Auch hat er durch ſein natürliches Glänzen, eben weil er es von der Natur hatte und es als einen unbewußten Schatz beſaß, niemals jemand verletzt als den Neidiſchen, der jeden Glanz haßt, oder den, der ſchon als Feind zu ihm trat. Triumphe der Eitelkeit hat er über ſeine Feinde nie gefeiert, Haß und Hohn nach dem Siege waren ſeiner milden fröhlichen Natur fremd. Er war ſo groß und ſo glücklich in dem Reichthum ſeines Geiſtes, daß er wohl auf Tage zürnen, nimmer aber haſſen, nicht einmal ſtrafen konnte. Ich muß über den verkannten König, deſſen große Fehler ich nicht verſchwiegen habe noch hier beſchönigen will, zum Schluß noch einige Bemerkungen zur Erklärung ſeines Karakters und ſeines Schickſals hinzufügen.

Guſtav war ein wunderſchöner talentvoller Knabe mit den Brandenburgiſchen Adleraugen, die ſeine Mutter, eine Tochter Friedrich Wilhelms des Erſten in das holſteiniſche Haus gebracht hatte. Seine Jugend fällt in die Jahre 1760. Seine Erziehung ward nicht vernachläſſigt, ſondern würdigen und kenntnißreichen Männern anvertraut; aber dieſe Erziehung konnte keine ſchwediſche ſein, keine ſolche, die einen Guſtav Adolf oder Karl Guſtav aus dem Knaben gemacht hätte. Denn wo war das alte ächte Schwediſche noch? Man fand es nicht mehr in den höheren Klaſſen; es wohnte nur noch unten bei dem kleinen Volke. Weit mehr als die deutſchen Grafen und Prinzen jener Jahre war alles ſogenannte gebildete Schwediſche verwälſcht und verfranzöſirt; franzöſiſche Sprache, franzöſiſche Sitte, franzöſiſche Formen und franzöſiſche Anſichten, ſentimentale oder prunkvolle wälſche Moralien — kurz, ein ganz fremder Weltſpiegel, aus einem ſüdlichen Lande und aus ſüdlicher Verzierung und Vermanierirung gegen die rauhen Scheerenklippen Uplands und die Eisberge Jämtlands und der Thallande geſpiegelt, ward dem Knaben vorgehalten. Die Reichsräthe und Lehrer, welche ihn führten und unterwieſen, kannten in jenen Tagen nichts Höheres; das Schwediſche klang ihnen kaum in den Worten, das Wälſche in den Worten und in dem Sinn entgegen. Schon oben iſt erklärt, welche Neigung und Anlage der Schwede überhaupt, ſobald die feinere Bildung an ihn gebracht wird, zur Glätte und zum Schimmer hat. Jetzt ward dieſe Anlage noch mit franzöſiſchem Firniß übertüncht, mit einem Schimmer des Schimmers. Man lehrte die Männertugend nur in Worten, aber ihr Weſen ward in Scheinen gezeigt. Dieſes Königskind war ein Genie, ein ſeltener Lichtvogel, deſſen ganzes Daſeyn blitzender und funkelnder Witz, Freundlichkeit und Fröhlichkeit und ein unbezwinglicher Sinn für Schönheit war. Die Schweden haben in ihrer Anlage eine Aehnlichkeit in ihrer Sprache, ein Wort, was dem franzöſiſchen esprit entſpricht, eine eigenthümliche Art Geiſt und Witz, die freilich nicht ganz franzöſiſch iſt, aber doch dahin ſtreift. Das Wort und die Art heißt Quickheit. Im Deutſchen unüberſetzlich, wir müßten denn daſſelbe auch deutſche Wort*) nehmen; aber was hülf' es? die Art Geiſt, die es bezeichnet, fehlt uns ganz. Dieſe ſchwediſche Quickheit, dieſe ſprudelnde Lebendigkeit eines immer hervorfunkelnden Witzes, dieſe Luſt an der Anmuth jeglicher Erſcheinung und an Spielen und Scherzen glänzender Bilder war dem Knaben Guſtav angeboren. Jedem Sterblichen eine gefährliche Gabe, einem Fürſten und Könige eine der gefährlichſten, deſſen Leben beſtimmt iſt, ſo viel innerhalb der Schranken der erhabenſten Arbeit und der erhabenſten Darſtellung ſich ſo zu halten und ſo zu ſpielen, daß das, was bei dem kleineren Mann allenfalls noch ein biſchen Bild und Fantaſie bleiben darf, als heiteres klares Leben, als gediegenſte Wahrheit und Wirklichkeit von einem idealen Schimmer nur zart vergoldet erſcheine. Ein König trägt darum den Purpurrock, damit man ihn nicht mit einem matteren Purpur überhängen und überſchatten wolle; die Majeſtät iſt eine ſo hell leuchtende Sonne, daß man keine andern Lichter um ſie anzünden darf, am allerwenigſten aber fantaſtiſche Halblichter mit chineſiſchem Farbenſpiel. Durch ſolche hohe gefährliche Gabe aus der Pandorenbüchſe wie viele gehen nicht in den Proben des herben Lebens verloren, ſelbſt der Niedrigergebornen, die da von Gott beſtimmt waren unter Sängern und Dichtern einſt als Fürſten zu prangen! Und dieſe gefährliche Gabe ward von Guſtavs Erziehern und Lehrern vorzugsweiſe ausgebildet; es ward ihm nicht genug die ſtrenge und ſchwere Aufgabe des ſchwediſchen Mannes in ſolchem Lande mit ſolchen Kämpfen und Trieben, die noch viel ſtrengere und ſchwerere Aufgabe des ſchwediſchen Königs vor Augen geführt und in dem Gemüthe befeſtigt; es ward das große Ding, das unſcheinbare Ding, was man den ſchlichten und geraden Verſtand nennt und von Witz und Geiſt nicht immer genug unterſcheidet, dem Knaben und Jüngling nicht genug gezeigt in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Nothwendigkeit: jenes kleine unſichtbare Pünktchen im Manne, das man dem feſten Punkte vergleichen mögte, welchen Archimedes ſuchte und wodurch er, wenn er ihn fände, die Welt aus den Angeln heben wollte. Jenes klare feſte Pünktchen ward in Guſtav nicht aufgeſucht, woraus langſam aber ſicher die Mächtigkeit erwächſt, welche Karakter heißt, eine Größe, die nicht ſchimmert aber die ſcheinbar mittelmäßige Männer oft befähigt den außerordentlichen Aehnliches zu vollbringen. Kurz, es ward dieſem Prinzen nicht genug vorgehalten, welch ein Land und welch ein Volk er einſt beherrſchen ſollte, daß er über ein eiſernes, metalliſches, neuerungsluſtiges und freiheitsluſtiges Volk herrſchen ſollte, und daß er dazu mehr Stahl eines feſten Willens nöthig hätte als Prinzen, welche zu Hütern und Führern ſanfterer und weicherer Völker geboren ſind.

---

*) Quickheit gleich Lebendigkeit, oder eine Art geiſtiger Lebendigkeit, die uns Deutſchen fremd iſt.

Dieſer liebenswürdige geiſtreiche Jüngling hatte bei der Revolution vom Jahr 1772 doch ſeltene Gewandtheit und

Ausdauer und einen tüchtigen dem ſchwerſten Unternehmen gewachſenen Verſtand gezeigt, und dadurch wie durch ſeine Milde die Bewunderung Europa's gewonnen. Er hatte ſeine erſten zehn Königsjahre glücklich und geliebt regiert; er hatte ſpäter in einem gefahrvollen Aufruhr und Kriege den Muth und die Standhaftigkeit eines Helden und Königs offenbart — alſo er hatte genug bewieſen, daß er auch ſeiner leichten fliegenden Natur Feſtigkeit und Beharrlichkeit anlegen könne. Aber doch bleibt es wahr, er konnte ſeinen Verſtand nie zum Stehen bringen, er hatte keine Geduld, noch als Mann von 35 und 45 Jahren keine Geduld, mit einem feſten wohlgeordneten Plan ſein Leben und Regieren in einer gleichen ſtätigen Linie fortzuleiten, und auf dieſe Weiſe das heilige und ſo leicht verletzliche Königsamt in ſeiner vollen Würdigkeit immer gegenwärtig zu haben. Kaum war die Noth der Arbeit und Anſtrengung nicht mehr dringlich, kaum war die Gefahr vorüber, ſo vertauſchte er das ſchwere Scepter mit einem Blumenſtängel oder Thyrſusſtabe und ſchwang ſich wieder als der leichte Springer und Flieger in ſeiner angebornen Natürlichkeit fort; er verſchmähte es für ſein leichtes Schiff den nöthigen Ballaſt einzunehmen, ſeiner fliegenden Leichtigkeit das nöthige Blei an die Flügel zu hängen, damit ſie der Erde nah genug bliebe, ihre Arbeiten und Bedürfniſſe nicht zu vergeſſen, und auch die Augen und Gefühle nicht zu vergeſſen, mit welchen die Leute da unten am Boden der Erde ihren Luftflügen wohl zuſehen mögten. Die Leute drunten mögen es zuweilen wohl leiden, daß die Könige den Purpur der Majeſtät einmal ablegen und gleich gewöhnlichen Adamskindern ſich ergötzen; aber zart iſt die Linie, worüber ſie nicht ungeſtraft hinausſpielen dürfen.

Guſtav hatte keine gefährliche Sinnlichkeit, keine gewaltige Leidenſchaften; er war ein wirklich poetiſcher Vogel, deſſen Knochen und Federn mit feinerer Aetherluſt gefüllt waren; ſein Geiſt lebte und webte in Lichtern und Scheinen. Und dieſer leichte fliegende Trieb flog immer mächtiger mit ihm fort, je älter er ward, und erſchien auch häufig als ein Flattern. Solche Leichtigkeit, auf das äuſſere Leben, auf Anſtand und Sitte, ſogar auf Würdigung der Sitten und Tugenden gewendet, wird Leichtfertigkeit. Dieſe wuchs bei Guſtav auch mit den Jahren. So ſammelte der Fliegende und Glänzende denn auch alles um ſich, was Flügel und Schimmer hatte, und der Hof zu Stockholm in dem armen und eiſenreichen aber nicht goldreichen Schweden ward ſeit der Königin Chriſtine zum erſten Mal wieder als einer der glänzendſten Höfe Europa's geprieſen. Er verdiente dieſen Namen aber nicht bloß durch Leichtigkeit oder Leichtfertigkeit, ſondern auch im beſſeren Sinn, weil in dem Glanze nicht bloß Wolluſt, Ueppigkeit und Prunk, ſondern Schönheit, Geiſt und Geſchmack den Reigen führten. Unter Sängern, Dichtern, Helden, und ſchönen ritterlichen Jünglingen, welche Helden zu werden verſprachen, unter reitzenden geiſtreichen und witzigen Frauen leuchtete Guſtav als der König des Geiſtes. Auch blühten unter ihm, nicht durch ihn, ſeit der romantiſchen Sagen- und Balladen-Poeſie des Mittelalters zum erſten Mal, Männer, welche der ſchwediſchen Literatur Schwung und Namen gegeben, Kelgren, Lidner, Leopold, Bellmann, Sergel der Bildhauer; auch ſangen die erlauchten Ritter des Degens, Moritz Armfelt, Klas Horn, Hampus Mörner und Andere liebliche Lieder, die aus dem Königsſchloſſe bis in die Häuſer der Bauren und Bürger wiederklangen. Mit ſolchen feierte der König in ſeinen anmuthigen Luſtſchlöſſern Haga und Drottningholm apolliſche Tage und Nächte und verſaß ſich oft mit einer Schaar von Erwählten, bis das Morgenroth die Fröhlichen aufſcheuchte, und horchte den Liedern, die der nordiſche Improviſatore Bellmann, der größte Dichter Schwedens, von Champagner oder altem Hochheimer begeiſtert, nebſt den Melodieen aus dem Tiſche klopfte. Manche Nächte klopfte er auch vergeblich, die Lieder und Melodieen weigerten die Zuſtrömung, und er trank den königlichen Wein umſonſt. Der König ſelbſt aber ſchlürfte die Freuden und auch den Wein immer königlich, d. h. mäßiglich; er nährte ſich in allem, was Luſt und Wolluſt heißen kann, von dem zarten geiſtigen Duft. Der Wein, das Spiel, die Frauen blieben ihm Spiel des fröhlichſten funkelndſten Scheins; des irdiſchen Stoffes darinnen bedurfte er wenig. Auf dieſelbe Weiſe verfaßte er mit Kelgren und Naumann in Gemeinſchaft Opern (Guſtav Waſa *) und wohnte mit manchen luſtigen Scherzen und Späßen im Schauſpielhauſe und der Oper gern den Proben der Spieler und Sänger bei. So z. B. rief er einmal, als der treffliche Spieler Adam im Opernhauſe bei'm Steigen über eine Bank den Arm gebrochen hatte, zur allgemeinen Beluſtigung aus einem deutſchen Kirchenliede den Vers durch Adams Fall iſt all's verderbt.

Dies alles war leicht, ſehr leicht, es däuchte dem königlichen Geiſte nur ein unſchuldiger Schein, ein erlaubtes Spiel

---

*) Mehrere der berühmteſten Partieen dieſer Oper, u. A. die herrliche Arie Edle Schatten, ehrwürdige Väter, Schwedens Helden und Ritterglanz ſollen von Guſtav ſeyn.

mit dem Gleichgültigen und Unſchuldigen, was ein Volk ſeinem Könige zur Erheiterung wohl gönnen möge. Aber es ſtreifte oft an das Leichtſinnige, ja an das Leichtfertige, beſonders in ſolchen Zeiten, wo die Dürre Hungerjahre und ſinkenden Kurs brachte, und wo ſelbſt die Freunde des Königs ſich grämten, daß er ſo leicht und luſtig erſchien. Man muß dies freilich nach den Sitten und Gewohnheiten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beurtheilen, wo in Philoſophie und Theologie und in den Sitten und Gebräuchen Europa's ein unglaublicher Leichtſinn und Flachſinn herrſchte und auch durch die Auflöſung der Sitten und Grundſätze jene fürchterliche leibliche und geiſtige Revolution ſich vorbereitete, deren Brandung noch lange nicht geſtillt iſt, ſondern grade da, wo die Träumenden und Kurzſichtigen nichts ſehen können, mit tieferen ſtilleren Wellen die Ufer unterwühlt, von wo die Gaffer ins Gebraus des weiten Oceans hinausſchauend horchen. Die meiſten Schweden, noch faſt mehr verwälſcht als die übrigen Europäer, ſpielten ſo im Leichtſinn auf der breiten Straße des Tages mit fort; aber es gab auch noch Männer vom alten Schrot und Korn, ächte nordiſche Männer mit eiſerner Sprödigkeit und hartem Stahlſinn, wenig berührt von der allgemeinen Leichtfertigkeit, Männer, welche dem Könige, als er dem Reichsrathe die Gewalt entriß, aus vollem Herzen Heil und Glück zugejauchzt, und einen Wiederherſteller und Aufbauer des Vaterlandes, einen Guſtav den Erſten oder Karl den Elften, in ihm gehofft hatten. Dieſe wandten ihre Angeſichter immer mehr von ihm und verhüllten ſie in Trauer. Sie wogen ſeine leichten Spiele mit ſchwerem nordiſchen Ernſt und Trotz und beurtheilten ihn wohl oft zu ſtrenge nach ſeinen Genoſſen und Mitſpielern. Und gerade hier, in ſeinen Genoſſen und Mitſpielern, lag eine unverzeihliche Schwäche, ein unbegreiflicher Unverſtand des Mannes, der ſo viel Klarheit und Scharfſichtigkeit hatte und oft auch ſeinen Verſtand zu gebrauchen wußte. Hier auf dieſem Punkte ward das Spiel zu ernſthaft und ging über das Gebiet des Scheins hinaus; hier hätte der König auch die Augen öffnen und den ſchwarzen Punkt ſehen müſſen, da er gewahrte, daß alle Augen ſich darauf richteten. Dies waren keine Spiele mehr, dies waren unſelige Wirklichkeiten, wo der König durch ſeine Leichtfertigkeit ganz mit darin zu ſeyn ſchien, da die Höchſten, wenn ſie gefürchtet und geehrt ſeyn wollen, Sitte und Wohlanſtändigkeit zu achten ſcheinen müſſen. Das Volk war hier in ſeinem natürlichſten Rechte: es beurtheilte den König nach ſeinen Geſellen, und ſchrieb ihm die Sitten, Neigungen und Laſter zu, die es an dieſen verabſcheute.

Ich habe eben erzählt, daß der König wirklich nur durch die geiſtige Wonne fortgeriſſen ward, welche der ſchöne und anmuthige Schein giebt. In dieſem mächtigen Gefühle liebte, ehrte, ermunterte und belohnte er die Dichter, Sänger und Künſtler; aber ſo liebte und bewunderte er auch die bloße verdienſtloſe Schönheit, die bloße Schönheit der Geſtalten, jene Wundergabe Gottes, die man preiſen ſoll, die aber höhere Preiſe und Ehren nimmer in Schatten ſtellen darf, am wenigſten in dem Urtheil und in der Gunſt des Herrſchers. In dieſer Luſt hat Guſtav oft den König vergeſſen. Schweden wimmelt von ſtattlichen und ſchönen Menſchen. Welche wahre Götter- und Heroengeſtalten unter dem gewöhnlichen Menſchengewimmel! welche

Armfelte, Flemminge, Schwerine, Mörner, Tauben, Eſſen, Horne! welche Töchter der Ferſen, Löwenhaupte, Gyllenſtolpe konnte Guſtav an ſeinem Hofe verſammeln! in welchem gleichſam olympiſchen Blumengarten der Schönheit konnte er hier luſtwandeln! Aber er ſchien darin nicht bloß als ein Luſtwandler zu ſpazieren; es däuchte den meiſten ſeiner Unterthanen zuletzt, daß er die auch ſchönen Ackerkämpe der nützlichen Aehren über all den Blumen vergäße. Auch iſt es keine leere Anklage gegen Guſtav, daß er die ſchöne Geſtalt oft dem unſcheinbaren Verdienſt vorgezogen. Doch bleibt es im Ganzen wahr, daß nur die ſchönen Menſchen, die auch durch Geiſt glänzten, nur die Armfelte, Tolle, Horne ihn auf die Länge feſſelten. Aber auch darin ſtand er nicht höher als die Anſicht und das Urtheil der Jahre 1770 und 1790, daß er von einem Mann ernſte und unbeſcholtene Sitte, feſten und gleichen Sinn verlangt hätte. Man war damals über ſolche Altväterlichkeiten hinaus und ließ in dieſer Hinſicht allenthalben gern Fünf grad ſeyn. Geiſt und nichts als Geiſt, Liebenswürdigkeit und Gewandtheit, Anmuth in den äußeren Formen, wenn in dem Herzen auch der faule Tod ſaß — war dies da, dann mogte über alles Andere als über Kleinigkeiten mit leichtem Sinn hingehüpft werden. Das war eben die bunte Lehre der Zeit von London und Paris bis Wien und Berlin. Auch der Weiſe von Sansſouci ſaß ſtill und ernſt mit geſchloſſenen und ſtrengen königlichen Gedanken in ſeiner Klauſe; auch er ließ die Sitten und Leben der Menſchen eben laufen, wie ſie laufen mogten; auf dieſes Gebiet warf er kaum einen flüchtigen Blick.

Der Unmuth der Ernſten, der Tadel der Strengen, das Hohnlächeln und Verleumden der Feinde wuchs, als Guſtav von ſeiner zweiten wälſchen Reiſe, die man gewöhnlich ſeine italiäniſche Reiſe nennt, zurückkam, und als die Zeit ſelbſt mit immer mehr verfinſtertem Antlitz heranzuſchreiten ſchien. Er hatte auf dieſer Reiſe ſeine ſchönſten und ritterlichſten Geſellen mitgenommen, auch manche Sproſſen alter Geſchlechter, bloß weil ſie berühmte Geſchlechter waren, um ſich und ſie durch die europäiſchen Namen in der Fremde zu ehren. Einige von dieſen brachten Gewohnheiten und Wollüſte mit in den Norden, wofür unſre Sprachen gottlob keine gewöhnlichen Namen haben und welche in Neapel und Rom vorzugsweiſe Kardinaltugenden genannt zu werden pflegen. Dieſe unnennbare Schande ward an Guſtavs Hofe ruchtbar. Seine Feinde und Verleumder miſchten ihn mit in das Bedürfniß und die Uebung eines ſolchen Schmutzes. Man wagte ſolche Verleumdung, obgleich er in dieſer Beziehung durch die allgemeine Meinung in Schweden wenig verwundlich ſchien. Solche Dinge bleiben bei Höchſtgeſtellten kein Geheimniß; man kannte ſeine dünne Sinnlichkeit, die in früheren Jahren oft verſucht alle Proben der Verführung ſiegreich beſtanden hatte. Selbſt ſeine Feinde konnten nicht an die Herrſchaft der Wolluſt über ihn glauben, am wenigſten an die einer ſo unnennbaren Wolluſt. Es waren wohl Wenige, die ihn ſolcher Schande fähig glaubten; aber es gab ſolche, die aus Haß dergleichen Gerüchte unter das Volk ausſtreueten. Es war ſchlimm genug, es war faſt mehr als Leichtfertigkeit, daß ein ſchwediſcher König Menſchen, von welchen ſolches mit Recht geglaubt werden konnte, um ſich duldete. Ich habe noch Reſte jener guſtavianiſchen Hofhaltung geſehen, Reſte jener elenden

Weichlinge, die ſolcher Laſter mit Recht angeklagt wurden. Wegen der Garſtigkeit und wegen edler Geſchlechter, die um andre Dinge in der Geſchichte berühmt ſind, müſſen hier alle Namen verſchwiegen bleiben.

Aber weil nicht bloß der Leichtſinn und die Leichtfertigkeit Guſtavs durch viele nicht in Schweden gedruckte Bücher, weil auch dieſe ſchwarze Anklage faſt auf die Nachwelt zu kommen droht, ſo habe ich ſolchen böſen Berichten über einen großen Mann, der allerdings auch große Makel an ſich trug, wehren müſſen. Eben ſo muß denen widerſprochen werden, die da ſagen: Guſtav war verſchlagen, treulos, lügenhaft, er iſt in Vorſpiegelungen und Verſprechungen größer geweſen als in Thaten; er hat ſein Volk von Anfang bis zu Ende betrogen, und jene unbewußte großartige Natürlichkeit und liebenswürdige und heitere Leichtigkeit des Gemüthes, die du an ihm preiſeſt und womit du ſelbſt ſeine unköniglichen Lüſte und Gaukeleien zudecken willſt, ſind nichts weiter als die Hülle einer ehrgeitzigen Heuchelei geweſen.

Dieſe Anklage gründen ſie meiſtens auf die Art, wie er den Reichsrath 1772 von dem Thron der Herrſchaft herunterwarf und wie er 1789 dem Ritterſtande mit dem Zujauchzen der drei übrigen Stände durch die Sicherheitsakte die letzten Vorrechte nahm.

O ihr unſchuldigen Beurtheiler und Verurtheiler, die ihr immer mit offenem Viſier dem verkappten Feinde entgegen ſchreitet! Nicht wahr, man ſoll die Klapperſchlange von vorn angreifen? man ſoll ſelbſt vor dem Angriffe klappern, damit ſie gerüſtet ſey? Nicht wahr, die Pechline und Ferſen und Häſteſko und Almfelde und wie die Rottenhäupter und Aufruhrsoberſten alle hießen, ſpannen die Gewebe ihrer dunkeln Hinterliſten am hellen Sonnenlichte? Wann der Adel von ſchwediſcher Freiheit ſprach, meinte er die ſeinige, eine libertas polonica et hungarica; wann der König von Freiheit und Geſetzlichkeit ſprach, meinte er auch die ſeinige oder doch eine ganz andere des Volks als die adliche. Die Klugen an beiden Enden verſtanden wohl, was jeder in ſeiner Sprache meinte. Könige und Parlamentsredner dürfen ja nicht meinen und ſprechen wie Schuhmacher und Schneider. Der große Jakob Fox in ſeiner Geſchichte der Stuarte ſagt mit ziemlich klaren Worten an mehreren Stellen ſeines Buches: das iſt auch ein Verbrechen, wenn ein Dummkopf, der nur Einen Weg weiß, und zwar dieſen Weg nur nach Einer Schnur weiß, Revolutionen wagt. Guſtav iſt mit Recht wegen der Klugheit und Gewandtheit gelobt und bewundert worden, womit er ohne einen Tropfen Blut eine Revolution gemacht hat. Es giebt ein einziges ewiges Recht, eine einzige unvergängliche Wahrheit in der Menſchenbruſt, wornach der König und der Bettler gleich gerichtet werden müſſen; aber für den verſchiedenen Stand der Dinge, für die höheren oder niedrigeren Stellungen der Perſonen giebt es nicht bloß Einen Verſtand, ſondern verſchiedene Verſtände: denn Verſtand heißt, irdiſche Dinge, die alle mit genug thieriſchen, wilden und unſauberen Stoffen durchſchoſſen ſind, die eingefangen und gebändigt werden müſſen, mit Klugheit und Gewiſſenhaftigkeit verwalten. Guſtavs Fehler waren aber grade, daß er ſich mit ſeiner Offenheit und Natürlichkeit zu ſehr gehen ließ. Hätte er den Grundkarakter ſeines Volks in ruhigere Erwägung nehmen, hätte er verſchlagenern Verſtand gebrauchen können, wäre er in dieſer erlaubten Verſchlagenheit ſeinem großen Ahnherrn Guſtav Erichſon ein wenig ähnlich geweſen, wahrlich er hätte glücklicher und länger geherrſcht.

Ich habe geglaubt über Guſtavs Gemüth und Art mich weitläuftiger ausſprechen zu müſſen, weil wir dem großen und ſeltenen Geiſt, wo er erſcheint, Ehrfurcht ſchuldig ſind. Guſtav übertraf die meiſten gleichzeitigen Fürſten an Geiſt, Bildung und Thatenkraft. Er hat ſich die Bürde der ernſten Tugend nicht ſchwerer gemacht als ſie. Die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen ſahen dieſe in den oberen und gebildeteren Regionen der menſchlichen Geſellſchaft als eine unbequeme und ziemlich unbedeutende Laſt an. Er hätte zu vielen großen Eigenſchaften nur einer kleinen Zuthat von Ernſt bedurft, um einer der herrlichſten Könige zu werden; daß er wie ein Abſcheu hingeſtellt werden ſollte, durfte man nicht dulden. Ich habe ihn mit dem Maaße ſeines Zeitalters gemeſſen.

Karl Herzog von Südermanland.

Der verſtorbene König hatte, wie wir eben hörten, ſchon auf ſeinem Krankenbette einſtweilen eine Regierung für die dringenden Geſchäfte ernannt. Als er fühlte, daß ſeine Wunde den Tod bedeute, mußte er an Einſetzung eines Vormunds denken. Er hinterließ eine Gemahlin, die Schweſter des Königs von Dänemark; er hatte zwei Brüder, die Herzöge von Südermanland und Oſtgothland. Einer von dieſen Dreien konnte ohne Anſtoß zum Vormund ſeines Sohnes, der im vierzehnten Altersjahre ſtand, ernannt werden. Die Königin war eine ſtille unſcheinbare Dame, die ihr Leben am liebſten in Zurückgezogenheit und Einſamkeit verlebte, eine ſo unſcheinbare Frau, daß man in Schweden ſelten ihren Namen hörte. Die ſie kannten, hielten ſie eben ſo wenig luſtig als fähig zum Regieren. So dachte der König denn auch nicht an ſeinen jüngſten Bruder, den Herzog Friedrich von Oſtgothland, einen unbedeutenden und vereinſamten Herrn. Es blieb demnach nur der Herzog Karl von Südermanland übrig, der als Großadmiral im ruſſiſchen Kriege wenigſtens die Ehre eines ſichern und feſten Muths erworben hatte. Noch hatte Guſtav eine Schweſter am Leben, die Prinzeſſin Albertine, Abtiſſin zu Quedlinburg, welche nebſt ihm das Meiſte von dem Looſe des mütterlich hohenzolleriſchen Geiſtes gezogen hatte. Hätte Gott dieſe Albertine als Mann ausgeprägt, wäre er wahrſcheinlich von allen Vieren der bedeutendſte Karakter geworden.

Dieſe ſeine Schweſter liebte der König ſehr, ſie war ihm oft gleich ſeinem Gewiſſen und Verſtande geweſen, von ihr hatte er ſich ermahnen und warnen und die tüchtigſten, offenſten Wahrheiten ſagen laſſen. Alle die ſie kannten lobten ſie als treu, redlich und muthig. Aber es hätte ſich nicht geſchickt, ſie über eine verwittwete Königin und über die herzoglichen Brüder zu ſetzen. Alſo ward der Großadmiral Karl Vormund des Reichs. Guſtav, durch die Geſchichte belehrt, daß die Herrſchaft des letzten Willens der Könige oft kaum die Wirkung leiſer Wünſche hat, umſetzte den Reichsverweſer als Vormund mit keinem mitregierenden Zwang. Er bat ihn nur, die Männer ſeines Vertrauens in ihren Stellen beizubehalten, die Mörder und Verſchwörer nach ſeiner Weiſe, d. h. milde, zu beſtrafen, und die Erziehung ſeines einzigen Sohnes in derſelben Linie fortzuleiten, wie ſie bisher mit großem Erfolge geführt war. Dieſer ſein Sohn, als welcher durch Kenntniſſe und Reife des Verſtandes ſeinen Jahren vorausgeeilt ſey, ſolle mit dem gefüllten achtzehnten Jahre, alſo im Herbſte 1796, volljährig ſeyn und die Regierung antreten.

Die erſte bedeutende öffentliche Handlung, die nach des Königs Tode in die Regentſchaft fiel, war die Beſtrafung der Verſchwörer.

Durch ordentlichen Richterſpruch zum Tode verurtheilt waren: der Mörder Hauptmann Ankarſtröm, die Grafen Ribbing und Horn, der Oberſtleutnant Liljehorn von den Leibwachen, und der Leutnant Graf Ehrenſvärd; zum Gefängniß in Feſtungen verurtheilt waren: der General Freiherr Pechlin und der Kanzleirath Engeſtröm.

Aber die Hinrichtung erging nur über Einen, über den Mörder Ankarſtröm.

Horn, Ribbing, Liljehorn, Ehrenſvärd wurden verbannt und ins Elend getrieben.

Pechlin und Ehrenſtröm wurden in Feſtungen geſetzt.

Die Verbannten ſind in der Fremde verſchollen oder geſtorben. Ribbing, wie die Sage geht, lebt vielleicht noch irgendwo in Frankreich an der Loire. Seines Elends hatte ſich der edelſte Edelmann Schwedens, der ſeine Mutter, eine der ſchönſten, geiſtreichſten Frauen, liebte, der Freiherr Maclean in Schonen angenommen. Liljehorn liegt hier auf unſerm Kirchhofe in Bonn nun über zehn Jahr begraben; er hatte durch ſeine ritterliche Adlichkeit und ſtrenge Redlichkeit und Frömmigkeit in der Schweitz und am Rhein Freunde gewonnen, die ſein Andenken in Ehren halten und der Verirrungen ſeiner Jugend nicht mehr gedenken. Klas Horn, der Träger eines unſterblichen Namens, der liebliche Dichter, iſt in Dänemark geſtorben. Ach! in ſeinem Unglück war auch die Hippokrene vertrocknet, die ihm in der Jugend ſo reich floß.

Der Regent, indem er den geſetzlichen Richterſpruch milderte und das möglich wenigſte Blut vergoß, erinnerte in einer Erklärung an das Volk an den Sinn, in welchem ſein Bruder gehandelt haben würde, und an den letzten Willen, den derſelbe ihm auf dem Todbette brüderlich zur heiligen Pflicht gemacht habe, gegen die Verſchwörer Barmherzigkeit zu üben und durch ein von vielen Henkerbühnen ſtrömendes Blut nicht blutdürſtige Rachegeiſter im Volke zu entflammen.

Die Meiſten fanden das königlich und guſtaviſch und auch politiſch richtig gehandelt, und lobten den Herzog. Wir werden aber ſogleich ſehen, wie durch Maaßregeln, welche der Herzog bald gegen die ſogenannten Guſtavianer ergriff, er eine Parthei erſchuf, wenn dieſe Parthei nicht ſchon da war, wenn gleich noch nicht mit offen erklärter Heftigkeit, welche das Lob nicht bloß in Tadel, ſondern in finſtre Verdachte und Anklagen verwandelte. Die Farben, ſolche Verdachte und Anklagen zu beſcheinigen, findet eine Parthei leicht.

Der Herzog Karl führte das Regiment etwas über vier Jahre, vom Frühling 1792 bis zum Herbſt 1796. Seine Verwaltung fällt in die Zeit der erſten feurigen und blutigen Revolutionsjahre. Schweden genoß während dieſer vier Jahre eines tiefen Friedens, und die königsmörderiſche Parthei, wenn es eine ſolche gab, oder richtiger die antiguſtaviſche, pries ſich und das Vaterland glücklich, daß Guſtav nicht mehr das Scepter führte. Denn, ſagten ſie, ſeine Unruhe und ſein Ehrgeitz, ſeine Vorliebe für ritterliche Abentheuer, da er durch Anheftung des bourboniſchen Handſchuhs als einer der Paladine der ſchönen Königinn von Frankreich aufgetreten war, würden uns nicht haben ſtill ſitzen laſſen: denn der abentheuernde Held verſtand weder ſeine noch unſre Kräfte zu meſſen. Wir hätten, wie weit wir auch von dem wilden Strudel entfernt wohnten, doch in denſelben hinein gemußt ohne unſern Vortheil und Ruhm, und die Entſcheidung und das Glück der europäiſchen Dinge würden doch geblieben und geworden ſeyn, wie ſie nun ſind. Denn es iſt nicht mehr als lächerlich, zu meinen, daß der ſchwediſche Tropfen, in den empörten Ocean gegoſſen, ihm einen andern Wellenſchlag oder ſeiner Brandung gar eine

Stillung habe geben können? Seine Freunde hingegen geſtanden freilich zu, daß dieſe gewaltige Revolution, die an den Ufern der Seine aufbrauſte, mit ihren unbändigen Gährungs- und Entwickelungs-Stoffen allerdings mehr Revolution der Sachen als der Perſonen ſey, daß in ihr die Sachen und ihre Nothwendigkeit alle Perſonen, die ſtarken wie die ſchwachen, mit gleicher Gewalt mit fortreißen werde, und daß erſt nach der Ausgährung und Verdampfung der wilden Kräfte die Reihe wieder an die Perſonen kommen könne; aber ſie meinten, man dürfe doch die Menſchenbewegungen in der Geſchichte nie ſo niedrig anſehen, als könne es Zeiten geben, wo die Perſönlichkeit, die höhere und geiſtigere Kraft bedeutender Männer, der Faulheit und Dummheit gleich gelten. Guſtav ſey kein abentheuerlicher Ritter des Mittelalters geweſen, ſondern, wenn irgend einer, ein geborner Vorkämpfer in dieſem Streite; er durch ſeine Liebenswürdigkeit und Geiſtigkeit ſey vor Tauſenden berufen geweſen, die dämoniſchen Kräfte, welche die Welt in ihren Tiefen aufzuwühlen drohen, zu beſchwören und zu bezaubern; ſeine Thätigkeit und Rüſtigkeit im Handeln, ſeine Geſchicklichkeit und Gewandtheit im Verbinden und Unterhandeln, ſeine unwiderſtehliche Macht über alle Menſchen, die ſich dem Teufel noch nicht ganz ergeben haben, auch wohl ſein guter Feldherrndegen hätten vielleicht der Revolution einen andern Gang und Europa eine andre Geſtalt gegeben. Wie dem immer ſey, der Herzog Karl war nicht ſo glücklich, die Achtung der Nation, welche ihm im vorigen Kriege ſeine Treue gegen den königlichen Bruder und ſeine Tapferkeit erworben, auch als Regent in dem königlichen Seſſel zu behaupten. Auch war dieſer Prinz gewiß nicht zum Regieren geſchaffen, am allerwenigſten ein Volk zu regieren, das von Erſchütterung zu Erſchütterung gegangen iſt und von einer ſtarken Hand gezügelt ſeyn will.

Herzog Karl hatte einen graden und leichten Verſtand, perſönlichen Muth und eine gewiſſe freundliche Gutmüthigkeit, die aber nicht auf zu harte Proben geſtellt werden darf. Mit dieſen guten Eigenſchaften verband er Liebenswürdigkeit im Umgange und einen Sinn für das Schöne und Anmuthige, der allen Kindern der trefflichen Luiſe Ulrike mitgeboren war. Aber ihm fehlte jene lebendige thätige Kraft, wodurch ſein Bruder ſo groß ſeyn konnte: ihm fehlte Geiſt und Feurigkeit des Gefühls und Gedankens; ihm fehlte jener kräftige, ausdauernde Ernſt des Karakters, der das Gute befiehlt und das Schlechte verhindert; ihm fehlte endlich — was bei einem Herrſcher den Mangel vorzüglicher Eigenſchaften zuweilen etwas erſetzt — jener unruhige Ehrgeitz, jene Geſchäftigkeit und Gerührigkeit, die etwas zu thun ſcheinen, indem ſie eigentlich nichts vollenden, die aber doch Andre in Athem ſetzen und eine Regierung nicht einſchlafen laſſen. Karl war karakterlos und ſorglos, ließ ſich und die Dinge gehen, wie ſie gehen konnten und wollten, lebte in Kleinigkeiten, ſpielte mit Kleinigkeiten, mit myſtiſchen Poſſen und freimaureriſchen Grillen, während er andern das Große überließ. Es giebt ſonderbare Erſcheinungen. Dieſer Herzog, fein und wohl gebildet, mit edlen Zügen im Angeſicht wie ſein Bruder, obgleich nicht ſo funkelnd, in der äußern Erſcheinung ſogar mit den Zeichen einer gewiſſen Männlichkeit und Entſchloſſenheit auftretend, war doch ein ſchwacher und leerer Herr, ohne irgend eine herrſchende Leidenſchaft in der Bruſt. Man könnte ſagen, er ſey von Natur leer geweſen, wenn er nicht ruhigen Muth gehabt hätte, einen ächten Korporalsmuth, alſo doch Naturmuth. Denn das war jedermänniglich bekannt und gab ihm bei dem Volke einiges Anſehen, daß er im Kanonendonner und Pulverdampf auf der Decke ſeines Admiralſchiffes ſo behaglich ruhig geſeſſen hatte, als im Lehnſtuhl ſeines Schlafzimmers. Auch hatte er ſich bei aller Feinheit und Fürſtlichkeit, die ihm natürlich war, mehr aus Gewohnheit als aus Eitelkeit um an Thaten zu erinnern, Seemannsſitten zugelegt, die er nie wieder verlor. Seine gewöhnlichen Zimmer ſahen wirklich mehr denen eines alten Schiffskapitains als eines Königsſohns ähnlich; die Zeichen des Seelebens lagen in ſeinen Vorſälen in hundert ausgeſogenen Tabacksklümpchen umher, und eine ſeiner Wangen war gewöhnlich von einem ſolchen Priem, der ſchwediſch Tuggbus heißt, aufgeſchwellt. In Hinſicht ſeines geiſtigen oder vielmehr nichtgeiſtigen, Weſens muß er denen zugezählt werden, die man trockene Fantaſten nennen muß, eine Art, die ſich im Norden häufiger findet als im Süden. Dieſer Mann, der im Herrſchen und Regieren keine Luſt des Schaffens und Wirkens hatte und auf ſeiner idealen Höhe der Macht auch nicht durch den kleinſten Ehrgeiz, geſchweige durch Herrſchſucht, erregt ward, der überhaupt keinen geiſtigen Trieb, noch eine geiſtreiche Ader hatte, lebte und webte ſein Lebelang in Freimaurerei und myſtiſcher Geheimnißkrämerei. Auf dieſem Gebiete war ſeine ganze Arbeitſeligkeit und Thätigkeit, und die ihm maureriſche Geheimniſſe zu deuten verſprachen und ihm hieroglyphiſche und kabbaliſtiſche Handſchriften und Bücher zutrugen, waren ſeiner Gunſt gewiß. Es iſt unglaublich, wie weit hier ſeine

Verblendung ging. Ich habe verdächtige Kerle gekannt, die von ſolchen Lieferungen und Zuträgereien lebten; Ueberſetzer, oft ſolche, die nichts überſetzen konnten, geſchäftig, für den heiligen Zweck dieſes unſichtbaren Steinbaus Materialien zu liefern: elendeſtes Gewäſch und Gewiſch, wofür ein geſcheidter Maurer, geſchweige ein geſcheidter Mann, nicht zehn Pfennige gegeben hätte, bezahlte Karl mit fünfzig und hundert Dukaten. Die Freimaurerei ſchien unter ihm eine Staatsangelegenheit zu ſeyn, und nicht mit Unrecht hat man ihn beſchuldigt, daß man unter ſeiner Regierung nur Freimaurer zu werden brauche, um geſchwinder befördert zu werden. Wohl erinnere ich mich, daß dies als eine Peſt, beſonders unter dem Generalſtatthalter Grafen Runth, ſich auch über meine Heimath verbreitete, und daß die klugen Leute, welche für die Förderung irdiſchen Glücks auch ſchlüpfrige Mittel erlaubt halten, vorzüglich die Jünglinge ermahnten, vor allen Dingen ſich und ihre Freiheit und freie Geſinnung in die Geheimniſſe der Freimaurerei einmauern zu laſſen. Man nennt ſolche Geheimnißſucher mit Recht Würmer und ihre Heimlichkeitskrämerei Wurmerei: Würmer, die trocknes Holz ganz zu Staub zerarbeiten. Denn die armſeligen trocknen Fantaſten, da ſie mit den Adlern keine Sonne erfliegen können, wühlen und kriechen mit den Würmern nach Geheimniſſen der Finſterniß, welche in der öden kalten Nacht, die keine fröhliche Kindergebährerin iſt, nur höchſt ſpärlich und unerquicklich gefunden werden. Herzog Karl wurmte. Gewöhnlich wurmen von den Häuptern dieſer Welt alte, abgelebte Wollüſtlinge, die für ihr trübes Aug nach auſſerordentlichem Lichte haſchen, für das geiſtig und leiblich abgenutzte und von allen edlen Träumen und

Fantaſieen ausgeſchöpfte Leben den Stein der Weiſen, den Unſterblichkeitsginſengstrank *) und dergleichen Wunder ſuchen. Karl war aber keiner der durch Ausſchweifungen Ausgeleerten und Ausgetrockneten; er hatte durch böſe Luſt nichts verloren. Mit ſeiner Gemalin, einer holſteiniſchen Prinzeſſin, lebte er in glücklich friedlicher, kinderloſer Ehe. Von Kebſinnen oder von Schlimmerem iſt bei ihm nie die Rede geweſen.

Gerüchte über dieſe Maurerei und Wurmerei des Herzogs waren über Land und Meer vielfältig in die Fremde geflogen und ſind zum Theil mit wunderlichen Entſtellungen und Uebertreibungen in die Schilderung der damaligen ſchwediſchen Zuſtände übergegangen. Nicht allein die Freimaurerei iſt genannt, ſondern von ſehr vielen geheimen Geſellſchaften und Verbindungen geredet, deren Stiftung zum Theil den Zweck haben ſollte, der herzoglichen Freimaurerei und ihrem Einfluſſe auf die Regierung das Gegengewicht zu halten, die beſonders meiſtens aus politiſchen Rückſichten geknüpft und gegründet ſeyn ſollten, ſo daß des Herzogs Nachfolger, der junge König, bei ſeinem Regierungsantritt den Wurmſamen ſolcher gefährlichen Verbindungen allenthalben im Reiche ausgeſtreut gefunden habe. Das hieß aus einem Sonnenſtäubchen einen Berg machen. Freilich gab es und giebt es in Schweden, und zumal in Stockholm, eine Menge ſogenannter Orden, zum Theil auch mit Sinnbildern und äußeren Abzeichen, welche gleichſam der

---

*) Das Kraut Ginſeng heißt bei den Chineſen Lebenskraut. Man bereitet für den Kaiſer, die Prinzen und höchſten Mandarinen daraus einen köſtlichen Trank, der wunderſame Stärke der Belebung und Heilung hat.

Weihe tieferer Spiele im Scherze nachahmen. Viele dieſer Orden beſtanden lange vor dem Herzog. Dieſe Orden oder Klubs, wie man ſie richtiger nennen muß, führen öffentlich bekannt die verſchiedenſten Namen, Amaranthen-, Narciſſen-, Innocenz-Orden u. ſ. w. Sie enthalten aber unter ſcherzhaften Anſpielungen und Verkleidungen ihrer Zwecke gar unſchuldige Geheimniſſe, für geſellige Vergnügungen und Unterhaltungen der Hauptſtadt berechnet. Der Schwede liebt die Freuden der Geſelligkeit, der Tafel und des Tanzes; er hat lange Winter, welche die Menſchen bei den hyperboreïſchen Nächten mehr zuſammennöthigen; er hat kurze reitzendſte Sommertage mit den wundervollſten Spiegelungen und Gaukelungen der Lichtgeiſter und Nachtgeiſter. Er iſt bei der Kürze dieſer Herrlichkeiten alſo auf raſchen Genuß und geſchwinde Ausbeutung derſelben angewieſen. Und er verſteht ſie auszubeuten. Und für dieſen Zweck und auch für einzelne beſtimmte Zwecke der Menſchlichkeit und Wohlthätigkeit ſind faſt alle dieſe Orden geſtiftet, die den Menſchen in der Ferne oft freilich myſtiſch und vieldeutig genug klingen müſſen.

Oben iſt erzählt, daß Guſtav der Dritte bei der Ernennung des Herzogs zum Vormund ihm die Regierungsvollmacht ohne Einſchränkung übertragen hatte, jedoch mit der Bitte, die Männer des höchſten Vertrauens bei den Stellen zu laſſen, die ſie bei ſeinem Tode inne hatten. Auch dieſem Wunſche des Königs ging es wie allen Wünſchen und Befehlen der Herrſcher, die noch nach ihrem Tode Geltung haben wollen. Einige dieſer Höchſtbetrauten *) waren

---

*) Der ordentliche Titel hoher Würdenträger in Schweden.

dem Herzoge vielleicht perſönlich unangenehm oder doch unbequem — und bequem war der Herr — andere waren vielleicht ſeinen Freunden im Wege, die ſich auch im Sonnenſchein der neuen Macht erquicken wollten; und dieſe flüſterten, jene ſeyen dem Reichsverweſer zur Seite geſetzt, ſeine Macht zu theilen und einzuſchränken. Er machte ſich denn bald dieſer Bande los. Und vielleicht wäre das gut und nothwendig geweſen, wenn er der Mann geweſen wäre, durch ſich ſelbſt allein zu regieren. Aber das konnte und wollte er nicht, ſondern fiel in die Hände eines übermüthigen, ſchlechten und eitlen Menſchen, des Freiherrn Reuterholm. Die Gunſt dieſes Reuterholm machte um ſo mehr Aufſehen, da er, bekannt als einer der geſchwornen Feinde des ſeligen Königs, ſeit dem Jahre der Sicherheitsakte, dem Jahr 1789, Schweden verlaſſen und eine Zeitlang in Italien gelebt hatte. Er war früher Oberkammerherr der Königin geweſen, und ward nun, er, den man bis dahin nur als Höfling gekannt hatte, zu der hohen Stelle eines Präſidenten des Kammerreviſionskollegiums ernannt, obgleich er von Verwaltungsgeſchäften und Finanzen nichts verſtand, gleichſam der Poſten des Finanzminiſters. Dieſer Reuterholm mit kleinen Leidenſchaften und engem Herzen leitete alles ſo kleinlich und kümmerlich, habſüchtig und perſönlich, daß man ſich bald nach jenem Guſtav wieder ſehnte, deſſen Ermordung Einige mit Freude, Viele mit Gleichgültigkeit vernommen hatten. Reuterholm war ein gar zu gewöhnlicher Kopf, um das Große zu faſſen, und ein zu kalter, neidiſcher und rachſüchtiger Menſch, um das Gute zu wollen; nur Mittelmäßigkeit, Kriecherei und Gemeinheit konnten neben ihm beſtehen. Auch flüſterte das Gerücht viel von

Ausſchweifungen, die man ſelbſt ungewöhnlichen Geiſtern ungern verzeiht. Dieſes Gerücht, welches nie ſchläft, wo Schwäche mit Härte und Hoffahrt regieren will, machte noch viele andre Winke und Andeutungen, wodurch es den Oheim und ſeinen Mündel entzweien, dunkles Geſchwätz zu Wahrheit, ſchwarzen Argwohn zu Wahrſcheinlichkeiten zu machen und entſchlafenen Haß der Partheien wieder zu beleben verſuchte. Kleine Kabalen und Hoffspiele und der unruhige Höflingseigennutz mogten dabei zuweilen wohl eine Rolle übernehmen und manche Gemüther aufreitzen und erbittern; aber eigentlich erſchien doch nirgends eine Parthei, welche etwas Neues zu wollen und etwas Ungeheures zu wagen andeutete, ſondern die Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit, welche oben zu walten ſchien,ſcheint in dieſen Jahren auch unten geherrſcht zu haben. Der Regent hatte nicht die Thätigkeit, den Ehrgeitz, die Kühnheit, welche ſchwarzen Verdachten von Verbrechen Grund geben konnten; ſein Karakter war von jeher aus Gleichgültigkeit, Sorgloſigkeit und Bequemlichkeit zuſammengeſetzt geweſen; nur die Geheimnißkrämerei war ihm eigen, und durch maureriſche und ihnen verwandte Spielereien hatte auch Reuterholm, der darin ſtark war, ſich ſeiner zuerſt bemeiſtert.

Aber freilich Blößen hatte der Regent gegeben und gab er. Der erſte große Akt ſeiner Regierung war die beiſpielloſe Gelindigkeit gegen die Mörder ſeines Bruders. Dieſe Gelindigkeit war anfangs auch von ächten Guſtavianern nicht geſcholten worden, ſie ward nun aber, da man Reuterholms Hand mit im Spiele wußte und fühlte und da man die weiteren Aeußerungen und Entwickelungen der Macht von Tage zu Tage heller erblickte, ganz anders gedeutet. „Nur Ankarſtröm, ſagten ſie jetzt, nur die blinde und ſchlechte Fauſt, welche den Todesſchuß abſchnellte, den Andre geſpannt hatten, iſt geſtraft; er war der am wenigſten ſchuldige. Aber die Köpfe des Gräuels wie ſäuberlich iſt man mit ihnen verfahren! und mit allen den andern Köpfen, welchen man nicht einmal die Larven von den Geſichtern geriſſen und ſie dem Volk in ihrer Scheußlichkeit gezeigt hat, wie ſäuberlich! denn gewiß waren noch andre Köpfe da, deren Schuld verhüllt wurde und die man leicht durchſchlüpfen ließ. Und Reuterholm, der ſchmutzige Weichling, der wurmige Ränkeſpinner, war er nicht mitten in den düſtern Knäul eingewunden und durfte er es aufwickeln laſſen?“ So murmelten viele Stimmen, und anderes Gemurmel ſumſete darein, welches ſelbſt auf den Regenten ſchlimme Anſpielungen machte, als ſey er nicht bloß der Milde, ſondern als müſſe er mild ſeyn.

Hiezu gab er nämlich neue Scheine. Schon im Herbſte dieſes Jahres 1792 wurden General Pechlin und Kanzleirath Engeſtröm aus ihren Feſtungsgefängniſſen entlaſſen und erhielten Erlaubniß, ruhig auf ihren Gütern zu wohnen. Eben ſo gnädig verfuhr man mit den verbannten oder gefangenen Verſchwornen des Bundes von Anjala. Die nach St. Barthelemy abgeführten Oberſten Montgommery und Graf Leyonſtedt erhielten die Begnadigung, jene Antilleninſel zu verlaſſen, ſollten aber Schweden meiden; andre, z. B. die Oberſten Almfeld und Pfeif, wurden aus dem Gefängniß der Feſtung Warburg entlaſſen und durften im Vaterlande leben. Alle Freunde des vorigen Königs dagegen wurden von den hohen Stellen und zum Theil aus dem Lande entfernt. Der General Toll war nach Warſchau als

Botſchafter, der General Moritz Armfelt nach Italien wie ins Elend geſchickt. Dieſer Armfelt war an dem letzten Tage Guſtavs des Dritten zum Oberſtatthalter der Reſidenz Stockholm ernannt, darauf zum Generalſtatthalter in Pommern beſtimmt; weil er aber da noch zu nah zu ſeyn ſchien, ſchickte man ihn möglichſt weit weg als Geſandten an die italiäniſchen Höfe. Auch der Graf Munck, einer von Guſtavs vernehmſten Hofleuten, ward des Reichs verwieſen. Mehr Aufſehen noch als die Entfernung dieſes Männer, die doch meiſtens unter ſcheinbar ehrenvollen Titeln geſchah, machte die Wegſendung (auch eine Art Landesverweiſung) des Unterſtatthalters von Stockholm Liljeſparre. Dieſem, der bei der Entdeckung und Unterſuchung des Königsmordes eine Hauptrolle geſpielt hatte, wurde die Stadt Greifswald in Pommern, jedoch mit Beibehaltung ſeines vollen Gehalts, zum ſtilleren Wohnſitz angewieſen. Dieſer Liljeſparre war eine Art nordiſcher Löwe, ein eiſerner Mann, wie aus Einem glücklichen Metallguß der Natur, eben ſo gewaltig und zerſchmetternd von Karakter als gewandt und verſchmitzt in Liſten, der unter einem derben und ſcharfen äußern Schein eine unendliche Feinheit verhüllte. Er war als außerordentlicher Profeſſor der Rechte aus Upſala nach Stockholm berufen, dort die Polizei zu leiten, hatte die beſondere Gunſt Guſtavs gewonnen, und auch bei verändertem Winde als ein Starker den Mantel nicht umgedreht. Er als Polizeimeiſter der Hauptſtadt hatte die erſten Nachforſchungen, Unterſuchungen und Verhöre der Verbrecher nach dem Mordſchuſſe angeſtellt und geleitet. Jetzt flüſterten ſich die Leute zu: „Siehe! dieſer Fürchterliche iſt verbannt, weil er ſeinem „Amt und ſeinem Könige getreu, weil er bei den Unterſu-

„chungen zu eifrig geweſen; er hat dem Reuterholm und „Konſorten zu weit eingegriffen, hätte gern noch weiter gegriffen und mehrere Verbrecher ans Licht gebracht. Des„wegen mußten ſie ihn aus Stockholm wegſchaffen.“ Und in der That, dies war ein gewaltiger Menſch, wann er die Stirn runzelte und die Augen richtete, mit dem Blitzblick eines Höllenrichters. Und ſelbſt ſeine Verweiſung frommte ſeinen Feinden wenig. Er war zu kühn um zu ſchweigen, und hat auch ſpäter nicht geſchwiegen: denn er hat dieſe verworrenen ränkevollen Jahre lange überlebt.

Indem man auf dieſe und manche andere Weiſe Guſtavs alte Freunde und Helfer zurückſetzte, abſetzte, entfernte und verbannte, beförderte man nicht nur ſolche, welche als ſeine offenbaren Feinde aufgetreten waren, ſondern auch ſolche, welche die Guſtavianer Mitverſchworne des Königsmords nannten.

Kaum ein Jahr nach dieſen Anfängen erregte einer der durch Geſandſchaften Entfernten, nämlich Armfelt, durch das Unglück, das er über ein Weib brachte, und durch andre Abentheuer, die bei der Gelegenheit öffentlich wurden, in Schweden und ganz Europa vielfaches Gerede. Armfelt hatte zu Guſtavs Lieblingen und Vertrauten gehört, der König hatte ihn durch die Ernennung zum Oberſtatthalter Stockholms am Vorabend ſeines Todes gleichſam dem ganzen Reiche als eine Stütze ſeines Sohns gewieſen. Dieſer Armfelt, ein geborner Finne, war jung in des Königs innere Geſellſchaft aufgenommen. Er war ein Bild der Stärke und Schönheit. Sein ſtattlicher Leib von ungewöhnlich hohem und ſchlankem Bau trug einen Apollokopf, eine breite Stirn voll Fantaſie und Verſtand, große feurige, blaue

Augen, eine königliche Naſe, einen Mund, worinn Scherz, Witz und Wolluſt ſpielten. Er war ein unwiderſtehlich anmuthiger und zauberiſcher Geſell; noch im ſpäteren Alter ging er mit Herzen durch. Im finniſchen Kriege hatte er eine Freiſchaar geführt und mit andern ſchwediſchen Rittern alten Rieſenwuchſes durch auſſerordentliche Tapferkeit ſich hervor gethan. Alſo ein ritterlicher Degen, ein Geiſt, ein ſchöner Geiſt, deſſen anmuthigem Munde witzige Ausſprudelungen und liebliche Verſe zu jeder Stunde entſtrömten. Aber...aber....dieſer von der Natur ſo reich und herrlich ausgerüſtete und begabte Mann ward auch von allen Leidenſchaften fortgetragen, ſeinem königlichen Herrn hierin ganz ungleich. Er war auf dem Schlachtfelde und auf dem Liebesfelde gleich unwiderſtehlich, und wenn der ächte Don Juan je gelebt hat, ſo hat dieſer ſchöne und gewaltige Wollüſtling ihn tauſendmal übertroffen. In wie vielen europäiſchen Hauptſtädten hatte er ſeine Buhlinnen und Kinder, Kinder auch von fürſtlichen Frauen! wie viele Bücher könnten ſeine Abentheuer mit Weibern füllen! Dieſe zu leichten Siege, dieſe nicht immer rühmlichen Thaten gaben ihm eine Leichtfertigkeit und in der Anſicht und Beurtheilung, noch mehr in der Entwerfung und Leitung der Dinge und Geſchäfte auch eine ſolche Abentheuerlichkeit, man möchte ſagen ſiegesgewiſſe Wildheit, daß in ihm kaum ein Viertel des Mannes fertig geworden iſt, wozu die Natur ihn beſtimmt hatte. Die ihn kannten lobten ſeine Treue nicht gegen die Frauen, ſondern gegen den König und gegen ſeine Freunde, und bekannten, daß der luſtige Abentheurer für ſie jeder Aufopferung fähig geweſen. Aber eben das Leichtfertige und Abentheuerliche, das er mit ſich führte, machten ihn nicht nur durch die Schatten, die er auf das Bild des Königs warf, den ernſteren Männern unlieb, ſondern brachten ihn auch bei Vielen, die ihn weniger kannten, in den Ruf eines halben Windbeutels, und ſchadeten alſo ſeiner Wirkſamkeit.

Dieſe ſo viel Lärm und Gerede erregende Geſchichte, welche man auch die Verſchwörung des Freiherrn Moritz Armfelt nannte, war etwa folgende:

Armfelt als ſchwediſcher Geſandter in Neapel ſitzend, ward beſchuldigt durch allerlei Zettelungen und Anſpinnungen nichts weniger im Schilde geführt zu haben, als die Guſtavianer wieder ans Ruder zu bringen, den Regenten und Reuterholm der Macht zu berauben, und den König früher, als Guſtav befohlen, auf den Thron zu ſetzen. Das Gerücht munkelte — natürlich enthielten die Anklageakten darüber keine Belege — Armfelt habe bei Rußland angeklopft, aber keine beſtimmte Verſprechungen noch Vertröſtungen erhalten. Andere wieder meinten, er habe in ſeinem leichtfertigen Sinn und in flüchtiger Planmacherei in vertrauten Briefen freilich Mancherlei angerührt und angeklungen, man habe es aber nur als loſe Einfälle, als Ausdruck ſeiner bekannten guſtaviſchen Geſinnung, als Stimmungen des Augenblicks, kaum als einzelne dünne Gedanken von Entwürfen zu betrachten; es ſey ja alles noch ohne Grund und Boden, ohne Geräthe und Hülfsmittel irgend einer möglichen Ausführung, es ſey Windblaſen des Augenblicks gleich geweſen, welche Partheihaß zu politiſchen Sturmwinden vergrößert habe: kurz dieſe Armfeltiſche Verſchwörung, wenn ſie nun einmal Verſchwörung heißen ſolle, dürfe höchſtens eine Knabenverſchwörung heißen.

Ich erzähle nun den Verlauf dieſer Armfeltiſchen Verſchwörung, deren falſche Behandlung nebſt mehreren kleineren ähnlichen Geſchichten dem Regenten in der Meinung der Menſchen den meiſten Schaden gethan hat.

Man miſchte in dieſe ſogenannte Verſchwörung, in dieſe Einfälle, Plane und Entwürfe ins weite Blau hinein, wohinter gar kein Horizont lag, eine junge Gräfin Rudenſköld, die mit Armfelt in den vertrauteſten Herzensverhältniſſen geſtanden und fleißig auch in die Fremde Briefe mit ihm gewechſelt hatte. Man hatte dieß Verhältniß belauert und ſich der Briefſchaften und Papiere der Gräfin bemächtigt. In dieſen Papieren hatten weder der überſprudelnde ſarkaſtiſche Armfelt, noch der Witz und die Laune der ſchönen Dame ſich Zügel und Gebiß in den Bemerkungen und Einfällen über Reuterholm angelegt; er fand reichlich, was er ſuchte, die feindſeligſte Verſchwörung gegen ſich. Auch mit einem andern armſeligen Mann, dem am Leibe verkrüppelten und am Geiſt für ſeine bucklichte Mißgeſtalt nicht entſchädigten Reichskanzler Sparre, war in den Briefen nicht zu glimpflich verfahren. Da Armfelt über dreihundert Meilen entfernt war, ſo warf ſich die ganze Wuth dieſer engherzigen und erbitterten Menſchen auf die unglückliche Gräfin, die man ſogleich faſſen konnte. Und wie faßte man ſie? Als wenn man ſie im brennenden Aufruhr ergriffen, als wenn es ſich um Herrſchaft, Ehre und Leben des Regenten in der ſchwachen mittelloſen und verbindungsloſen Hofdame geſpielt hätte, die doch nichts als einige leichte und flüchtige Gloſſen zu Armfelts Text gemacht! Und derſelbe Regent, der die Mörder Guſtavs unverletzt und unter ſicherm Geleit gegen den Volkszorn hatte aus dem Lande reiſen laſſen, ſtrafte ein Weib, das bei Verhandlung von politiſchen Entwürfen und etwa möglichen Begebenheiten kaum eine Nebenrolle hatte ſpielen können, wegen einiger muthwilligen und beißenden Aeußerungen über ſich und ſeine Freunde ſo grauſam, daß die Welt nur ſeiner Grauſamkeit gedachte, um ihrer Schuld zu vergeſſen. Nicht genug, daß man der Schadenfreude der Welt die innigſten und traulichſten Herzensergießungen und Anſpiele und Ausſpiele von Liebesgeſchichten preisgab, welche die Verſchwörung nicht angingen, ſondern nur den Karakter der Dame beflecken ſollten, wurde ſie ohne Achtung gegen Anſtand und Sitte, ſie eine hochgeborne Frau, an den Pranger dem Pöbel öffentlich zur Schau geſtellt, und dann in das Spinnhaus gebracht, wo man nur die verächtlichſten und verlorenſten Weiber einzuſperren pflegt; und nachdem ſie dort eine lange Quarantäne gehalten, verließ ſie das Land, wo eine Alſogeſchändete ſich nicht gern vor den Augen der Sonne gezeigt hätte, und ging hin, wo ſie unbekannt verſchallen konnte. Dieſer grauſame Uebermuth Reuterholms ſchadete ihm und ſeinem Herrn mehr, als hundert andere Ungleichheiten zuſammen hätten thun können. Denn die Regierung ſtellte eine heilloſe Schwäche den Blicken und Urtheilen des ganzen Volks aus, und ſelbſt die dunkeln Gerüchte und leiſen Anſpielungen wegen möglicher Unſicherheit des königlichen Jünglings, wo man von einem Prinzen Hamlet und ſeinem Oheim und von blutig ehrgeizigen Planen des Regenten murmelte, konnten bei ſolchen einigen Glauben gewinnen, welche Karln nicht kannten. Reuterholm ſchändete ſeines Herrn Ehre, und nur die Mißgriffe der folgenden Regierung haben vergeſſen gemacht, weswegen damals die Meiſten wünſchten, ein anderer möge bald in ſeine Stelle treten. Was nun dieſen widerlichen

Handel weiter betrifft, ſo wurde im Jahre 1794 die Armfeltiſche Verrätherei gerichtlich angeklagt; er ward als Landesverräther und Hochverrathsverbrecher geächtet und ein Preis von 4000 Thalern auf ſeinen Kopf geſetzt; mit beſonderen Anweiſungen wurden Officiere ausgeſchickt, welche ihn einfangen ſollten. Begreiflicher Weiſe ließ er ſich nicht fangen; vielleicht wollten ſie ihn nicht fangen. Bekannt iſt, daß einige derſelben Süditalien, Ungarn und die Türkei bis in Aſien hinein um dieſen Fang durchjagt haben.

Uebrigens waren ſolche die größten Begebenheiten der vier Regentſchaftsjahre. Schweden ſchlief während derſelben in jeder Hinſicht: denn der Geiſt war hin, der es beſeelt oder — wie andere meinten — aufgeſtört hatte. Es ſchlief glücklich, ſagten Viele, aber doch waren dieſe Vielen mit dem Schlaf nicht zufrieden; denn ſo iſt einmal der Menſchen Art. Man kann ſich hier einer Bemerkung nicht erwehren, die ſich von ſelbſt aufdringt. Nimmer konnte man Guſtav dem Dritten die Jahre 1772 und 1789 vergeſſen; man hätte Himmel und Hölle aufregen mögen, ihn zu verderben und das alte Freiheitsſyſtem der hochmögenden und allesmögenden Edelleute wiederherzuſtellen. Der kühne und fähige Herrſcher ſtarb, der ſchwache und ſorgloſe folgte. Jetzt, unter einer Regentſchaft, die immer ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefährlichkeiten hat und die wirklich die Zügel des Regiments weder mit weiſer noch ſtarker Hand zu führen verſtand, wäre für Verwegene und Entſchloſſene eine Zeit geweſen, für das Alte etwas Neues zu wagen; aber mit der befriedigten Rache ſchliefen die Entwürfe der Mißvergnügten ein. So iſt es hier oft geweſen. Ein Beweis, wie alles meiſtens nur perſönlich iſt, wenn Gerechtigkeit, Vaterland, Geſetz und andere ſchöne Namen auch noch laut drein und drum klingen. Karl konnte ſie nach denſelben Geſetzen und Grundſätzen regieren, wornach Guſtav ſie regiert hatte; und ſie murrten zuletzt nur darüber, daß er ſie nicht tüchtig regierte.

Uebrigens ſchob ſich im Innern des Reichs die Verwaltung in unbedeutender und unthätiger Mittelmäßigkeit ſo durch die vier Jahre hin, und auch in den äußeren Verhältniſſen, da große Andränge und Stöße den Norden noch nicht berührten, ward ſie ſo mit durchgeſchaukelt. Nur daß der Handel und die Seefahrt durch das Zuſammenſtoßen engliſcher und franzöſiſcher Flotten und Intereſſen und durch Kapereien, Durchſuchungen und Aufhaltungen, zuweilen auch durch Aufbringungen, häufig ſchon unleidlich geſtört wurden. Die Guſtavianer beſchuldigten Reuterholm, er neige ſich der franzöſiſchen Politik und Regierung zu. Aber damals in dem fluthenden und brauſenden Chaos Frankreichs wo war die franzöſiſche Politik und Regierung? Wenn aber viele Schweden auch die neuen Franzoſen wie ſonſt die alten liebten, und ſich zu ihren Grundſätzen bekannten und dieſen und ihren Waffen den Sieg wünſchten, ſo lag das auſſerhalb der möglichen Wirkſamkeit Reuterholms. Doch ſchien ſich eben bei Gelegenheit des unendlichen europäiſchen Lärms und der vielen Flugſchriften, welche die Armfeltiſche Verſchwörung gebar, eine gewiſſe unangenehme Spaltung und Abkältung zwiſchen den Kabinetten von Stockholm und St. Petersburg zu offenbaren. Wie der Verſuch, die Verhältniſſe derſelben durch die Vermälung des jungen Königs von Schweden, Guſtav Adolf, mit einer ruſſiſchen Czarentochter wieder flüſſiger und wärmer zu machen, mißgeglückt iſt, ſoll weiter unten erzählt werden.

Guſtav der Vierte Adolf.

1796 — 1809.

Im Herbſt 1796 beſtieg Guſtav Adolf, der ſich **Guſtav der Vierte Adolf** ſchrieb, mit ſeinem achtzehnten Jahre den ſchwediſchen Thron, und wurde, weil man ſeines Oheims müde war, mit Wohlgefallen empfangen. Denn thörigte große Kinder ſind die Menſchen und die Völker, immer hoffen ſie Beſſeres von dem Neuen als von dem Alten, ſelbſt wenn ihnen ſchon Proben gegeben ſind, das Neue werde bald ſeyn, was das Alte iſt. Der königliche Jüngling hatte manche gute Eigenſchaften offenbart; ſeine Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Gewiſſenhaftigkeit waren anerkannt; man hoffte, er werde ein redlicher und gerechter Herrſcher werden. Zwar war etwas Steifes, Kaltes und Sprödes in ſeiner Haltung und in ſeinem Weſen; aber man glaubte, das werde in dem Glanz des Königthums, in dem Hochgefühl, daß er der Erſte ſey, in der Thätigkeit des vielwirkenden Mannes und Königs allmälig verſchwinden; ein Gemüth, das durch eigne Stimmung, durch den blutig düſtern Schatten, den die Ermordung eines Königs und Vaters auf ſeine Knabenjahre geworfen, durch Verdachte und Ränke, vielleicht durch Zuflüſterungen und Einblaſungen, verdunkelt und in ſich ſelbſt zurückgedrängt ſey, werde durch die natürliche Schnellkraft der Jugend, vielleicht durch den erquickenden Sonnenſchein von Glück und Liebe, Heiterkeit und Freiheit gewinnen. Je gefährlicher man die ſeltenen genialiſchen und blitzleuchtenden Eigenſchaften des Vaters gefunden hatte, deſto mehr meinte man der verſtändigen und gewöhnlichen des Sohnes ſich freuen zu dürfen. Guſtav Adolf wurde alſo mit Hoffnung empfangen, wie faſt alle Beginner, ſelbſt diejenigen, welche auſſerordentlichen Vortretern folgen. Man glaubte ſeine Hoffnungen daurender, weil ſie nicht enthuſiaſtiſch waren; denn ſo war der junge König nicht gemacht, daß er Begeiſterung einflößen konnte. Aber er war noch jung, ſeine Jugend war nicht glücklich geweſen, ſein Gemüth hatte ſich nicht in Freude und Freiheit entfalten können. Viele glaubten, eine ſpröde, kalte und hinfällige Hülle verberge vielleicht einen reichen innern Gehalt, den die künftigen Jahre entwickeln würden. Auch hatte der Wille des jungen Königs ſich ſogleich mit vieler Feſtigkeit für das Gute ausgeſprochen, und davon ließ ſich mit mehr wachſender und reifender Erfahrung und Selbſtgefühl Manches hoffen. Freilich das hatten Geſcheidtere lange entdeckt, daß Guſtav Adolf nie ein großer Mann ſeyn werde; aber daß er ein guter tüchtiger König werden könne, das bezweifelten Viele noch nicht.

So verfloſſen die erſten Jahre ſeiner Regierung ziemlich leicht, ohne beſtimmte Färbung und Bedeutung, aber voll mancher guten Hoffnung. Er war noch Jüngling, unerfahren in Geſchäften, unbewußt ſeiner Kräfte, wohl den König fühlend, aber doch jenes Selbſtvertrauens mangelnd, welches das Gute eben ſo ſehr beſiehlt und ausführt, als es daſſelbe ſicher erkennt und will. Wenn er daher Miniſter und Räthe behielt, die ſein Vater oder Oheim ihm überliefert hatten, wenn er ſich zu Männern neigte, die nicht gefielen, ſo konnte man das entſchuldigen; man konnte ſagen, auch er müſſe ſeine Proben und Erfahrungen machen, er müſſe ſehen lernen. Dazu kam manches Andere, was dieſe

erſten Jahre diejenigen Menſchen genug beſchäftigte, von
welchen das Gerücht der Könige ſo oft ausgeht. Ein neuer
Hof, eine junge Königin, neue Würden, neue Arbeiten,
Sorgen, Ränke und Kabalen aller Art bei jenen mittelmä-
ßigen Menſchen, die ſich zu dem Glanz der Hoheit heran-
drängen und nichts Beſſeres zu thun wiſſen als kleinliche
Geſpinſte von Ränken weben und mit Hauptſtadts- und
Hof-Lügen umherlaufen und den Fliegenfang von müßigen
und leeren Nichtigkeiten treiben, den ſie oft ſelbſt kaum ſo
ſchwer als einen Fliegenfang glauben. Da gab es mancher-
lei Lauſchungen, Geſchwätze und Beſchäftigungen, ſo daß
Größeres eine Zeitlang vergeſſen werden konnte. Ueberdies
hatte Guſtav Adolf manche Eigenſchaften gezeigt, die gegen-
wärtig, wo zu *großen Entwürfen* und Thaten glücklich noch
keine Gelegenheit war, gefallen mußten. Man wußte, er
war ſparſam, mäßig, züchtig, gerecht: Tugenden, die jedem
Könige, beſonders dem Beherrſcher eines armen Landes,
wohl ſtehen. Er hatte mehrmals die Erklärung recht laut
und feierlich ausgeſprochen, daß er nie Günſtlinge dulden
wolle, und er zeigte die herriſche kalte Höhe ſelbſt gegen die-
jenigen, welche man ſeine Freunde nannte. Denn das hatte
ihm wohl kein Geheimniß bleiben können, daß ſein Vater
wegen ſeiner Günſtlinge angeklagt war. Aber welcherlei
Günſtlinge hatte ſein Vater gehabt? Von großer Feſtigkeit
hatte er unter andern Beweiſen in Petersburg einen Be-
weis gegeben, der alle ſeine Begleiter erſtaunt hatte und
wodurch er jener Frau zu trotzen ſchien, vor deren Liſt und
Gewalt Europa ſeit 1770 zittern gelernt hatte. Ich ſpreche
von Katharina der Zweiten.

Der Vormund und Regent Herzog Karl hatte ſchon in den erſten Jahren ſeiner Reichsverweſung ſeinem königlichen Mündel eine Braut ausgeſucht, eine Prinzeſſin aus dem älteſten regierenden Fürſtenhauſe, welches ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert mit dem Hauſe Waſa verwandt und vorzüglich in des großen Guſtav Adolfs Tagen mit Schwedens Schickſalen verbunden geweſen war. Dieſe Prinzeſſin, Namens Luiſe Charlotte, war eine Tochter des Herzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Dieſe anerkannte durch Verlobung und Verkündigung geſchloſſene und gefeierte Verbindung ward aus Gründen, die nie ganz offenbar geworden ſind, auf eine unbegreiflich plötzliche und ungeſchickte Weiſe abgebrochen. Die gewöhnliche Meinung iſt, die Große Frau in Petersburg habe dem Herzog, der nur zu leicht einzuſchüchtern war, nicht bloß Winke ſondern Drohungen zukommen laſſen, daß ſie dieſe Verbindung für ihren Vetter und Nachbar nicht genehmigen könne. Es war überdies das Verhältniß Rußlands zu dem Reichsverweſer ſeit mehreren Jahren ſchon ein ſehr kaltes und geſpanntes. Schon die Armfeltiſche Verſchwörungsgeſchichte hatte in Beziehung auf Rußland kein gutes Blut gemacht; weniger noch die ſchwediſche Anerkennung der franzöſiſchen Republik und ein gewiſſer ſcheinbar freundlicher Fuß, auf welchen Herzog Karl ſich überhaupt zu den Franzoſen geſtellt hatte, eine Stellung, zu welcher ſchon die Neigungen ſeines Volks ihn zum Theil treiben mußten. Katharina, welche die franzöſiſche Verwirrung gewiß ſehr gern ſah, machte doch äuſſerlich und öffentlich die unverſöhnliche geſchworenſte Feindin der galliſchen Grundſätze und Erfolge und der ganzen wilden Revolution, welche ſie in ihren Verkündigungen einen heidniſchen Frevel, ja den Abſcheu des Menſchengeſchlechts nannte und wogegen ſie alle Mächte und Fürſtenthümer der Welt in die Waffen zu bringen ſuchte. Gethan hatte ſie freilich ſelbſt nichts, kein ruſſiſcher Mann war über den Dnepr und die Weichſel gegen Südweſten marſchirt, aber Oeſtreich und Preußen und viele Andre hatte ſie in Kämpfe gegen dieſen Abſcheu geſchwindeſt feſtzumachen geſucht, und Polen, als deſſen Herzen für dieſen und für ähnlichen Abſcheu gefährlich entflammt ſeyen, unterdeß ganz leiſe für ſich genommen. Genug, ſie führte dieſen Schein im Wappen auf dem diplomatiſchen Turnierfelde und erklärte ſich als Feindin aller, die einen andern Schein führten. Wie nun in dieſer Sache der Zuſammenhang immer ſeyn mogte, das Reſultat war: der Herzog reiſte im Sommer 1796 wenige Monate vor dem Regierungsantritt Guſtav Adolfs mit demſelben und mit einem ſtattlichen Gefolge der prächtigſten und vornehmſten ſchwediſchen Männer und Würdenträger nach Petersburg, wie jedermann flüſterte auf Katharina's Befehl, welche dem erſchrockenen Fürſten eine ihrer Enkelinnen als eine ſchickliche und würdige Gemalin für ſeinen Mündel gezeigt hatte. Die Enkelin der Czaren gefiel, denn ſie war ſchön und liebenswürdig. Alle Punkte und Bedingungen waren abgemacht, alle Schwierigkeiten geebnet, ja man ſtand ſchon an der Stunde des Abſchluſſes. Da kam man noch auf die Frage von der Religion der künftigen Königin von Schweden. Hier bäumte ſich der ruſſiſche Stolz hoch auf: eine Czarentochter dürfe nimmer ihr Religionsbekenntniß ändern. Man beſtand in Petersburg auf eine griechiſche Kapelle und griechiſche Prieſter für ſie. Als dies an den Jüngling Guſtav kam, ſagte er zum Schrecken ſeiner Umgebung nein, und blieb bei ſeinem Nein.

Schweden ſey ein älteres und berühmteres Reich als Rußland, entgegnete er mit ruhigem Stolz, auch ſey ſolches gegen Schwedens Geſetz und eines Königs von Schweden Würde. Schwedens Königin müſſe eine Lutheranerin ſeyn. Katharina ärgerte ſich; die Begleitung des Jünglings, die ſchon Gott weiß wie viele Plane für ſich gemacht haben mogte, ſtand verwirrt und beſtürzt da; er befahl die Reiſe zu rüſten und fuhr faſt ohne Abſchied davon. Ob von Katharina's Zorn etwas wäre zu fürchten geweſen, konnte nicht erſcheinen. Sie war ſchon ſchwach und hinfällig und ſtarb nach wenigen Monaten noch denſelben Herbſt eines plötzlichen Todes, weil plötzlich ſagten Viele, mit des Kaiſers Tiberius Ausgange. Der König von Schweden ſchien Rußland gegenüber dadurch alles ebener und freundlicher zu machen, daß er ſich den Herbſt des folgenden Jahrs 1797 mit einer jungen Markgräfin von Baden, der Prinzeſſin Friederike Dorothea vermälte, deren ältere Schweſter die Gemalin des Großfürſten Alexander war, des älteſten Sohns von Katharina's Nachfolger, dem Kaiſer Paul.

Hergebracht iſt es, daß jeder Menſch, und alſo auch jeder Fürſt, ſein Leben, ſo ſehr er kann, nach ſeinem Herzen ordnet und einrichtet. Ein neuer Herrſcher — und ſiehe! neue Miniſter, neue Freunde, neue Günſtlinge, neue Einfälle, Entwürfe, Befehle, Einrichtungen. Jedoch muß man loben, daß der junge König hier mit Maaß verfuhr. Es war natürlich, daß er die Männer vorzog, die ſein Vater ihm als ſeine lieben Getreuen gezeigt, ſolche entfernte, die ihm als Feinde gezeigt waren oder ſich ihm als ſolche gezeigt hatten. Aber im Ganzen machte er die neuen Einſtellungen und die Umſtellungen und Veränderungen langſam und verſtändig und ohne Zeichen von Heftigkeit oder Groll. Der einzige Reuterholm, gegen welchen aber nicht bloß die Hofſtimme, ſondern die ganze volle Landesſtimme laut ſchrie, ward ſogleich bei der Thronbeſteigung ſeiner Stellen entſetzt und aus der Reſidenz verwieſen; Armfelt aber, den manche Guſtavianer als einen Märtyrer der Treue hingeſtellt hatten, erhielt erſt drei Jahre ſpäter, im Jahr 1799 bei der Geburt des Kronprinzen, ſeine Wiederherſtellung. Es war unvermeidlich, daß ſolche Veränderungen und was damit zuſammenhing gleichſam als ein Tadel oder gar als eine Anklage des Reichsverweſers erſchienen; auch war es unvermeidlich, daß ſich jetzt, da die Macht ſich anderswohin gewendet, Zuflüſterer und Zwiſchenträger genug fanden — aber die Stellung des Neffen gegen ihn blieb immer in den Schranken des Anſtandes, wie man denn auch von dem Regenten bekennen muß, daß er gegen ſeinen Neffen nie böſe *Zettelungen gewebt noch* die äuſſerlichen Scheine und Schonungen, die er ihm ſchuldete, jemals verletzt hätte.

Was die öffentlichen äußeren und innern Zuſtände Schwedens und die Stellung ſeines Herrſchers betrifft, nachdem beide der Sonnendunſt und Nebeldunſt der beiden erſten Honigjahre ſeiner Regierung verraucht waren, ſo kamen jetzt ſchon mehrere Vorſpiele von Ernſt und Noth, wobei der König mehr hervortreten mußte:

Die Jahre 1798 und 1799 hatten, das erſte zu große Dürre, das zweite zu große Näſſe und Kälte, alſo Mangel, und in dem letzten wegen des ungewöhnlich frühen und ſtrengen Winters auch ſchlechten Fiſchfang. Dieſe Noth lief bis in das Jahr 1800 hinein. Man mußte viel Korn in der Fremde kaufen. Dies drückte den ſchlechten Kurs noch mehr herunter; wozu kam, daß die ſchwierigen Verhältniſſe für Handel und Schifffahrt durch den fortdaurenden erbitterten Kampf der beiden mächtigſten Völker im und am nördlichen und atlantiſchen Meere nicht nur in der früheren Unſicherheit fortbeſtanden, ſondern eher noch ſchlimmer wurden, indem beide, Engländer und Franzoſen, jeder ſich auf die Handlungsweiſe des andern berufend, mit großer und regelloſer Willkühr verfuhren.

Der junge König ſelbſt erſchien bisher höchſt vortheilhaft. Arbeitſam, thätig, einfach, ſparſam, geduldig guten Rath der Einſichtsvollen und Rechtſchaffenen zu hören. Doch ſprach er ſeine Anſichten und Geſinnungen über die Strebungen und Richtungen der Zeit im Jahr 1798 in ſehr ernſten Warnungen gegen Preßunfug aus. Seinen eigenthümlichen und politiſchen Karakter bezeichnete er durch eine Erklärung und einen Zank.

Die Erklärung gab er als Herzog von Pommern und Fürſt von Rügen und als Bürge der deutſchen Reichsverfaſſung zu Regensburg für das zerriſſene deutſche Reich, und rief im Namen der alten Ordnung und des alten Rechts zur Vertheidigung und gemeinſameren Waffenrüſtung gegen wälſchen Frevel und demagogiſchen Uebermuth mit ſo hohen Worten auf, daß jedermänniglich ſah, dieſem werde man, wie ſeinem Oheim dem Herzog geſchehen, nimmer Vorliebe für die Franzoſen vorwerfen können.

Der Zank war mit dem Kaiſer Paul von Rußland über Kleinigkeiten; und man bemerkte große Lauheit zwiſchen Stockholm und Petersburg. Doch ſchienen ſich die beiden Herrſcher durch Gemeinſamkeit der Anſichten über die Angelegenheiten des weſtlichen Europa einander glücklich wieder zu nähern; ſo daß Guſtav Adolf im Herbſt 1799 ſogar nach Petersburg reiſte und bald mit dem Kaiſer Paul für mögliche Fälle auf acht Jahre ein gegenſeitiges Vertheidigungsbündniß abſchloß.

Endlich aber kam es zu einer wirklich wichtigen Begebenheit, wobei des jungen Königs Karakter ſich beſtimmter zeichnete, nämlich zu dem Reichstage zu Norrköping, welcher im Frühling des Jahres 1800, den 15 März, eröffnet ward, und ungefähr ein Vierteljahr ſaß.

Dieſer Reichstag war, wie ja die meiſten Reichstage in freien mit Ständen oder Volksvertretern regierten Ländern ſeyn müſſen, ein ſogenannter Geld- oder Schulden-Reichstag. Es mußte und es ſollte das verworrene Geldweſen Schwedens geordnet werden. Der Kurs aufs Ausland war unbeſchreiblich ſchlecht und ewig hin und her ſchwankend. Man hatte 26, andere ſagen 28, Millionen Thaler Schulden, wovon 15 Millionen in ſogenannten Reichsſchuldzetteln; und während der Regentſchaft war an Schuldabtragung ſo wenig gedacht worden, daß man nachrechnete, unter Reuterholms Verwaltung ſey die Schuld, ſtatt vermindert zu werden, etwa um 600,000 Thaler noch gewachſen; auch habe man zu viele Jahrgelder bewilligt und für die bedrängte Zeit manche Gehalte zu ſehr erhöht. Man ſprach dadurch gegen den Reichsverweſer gleichſam einen Tadel aus. Alſo Geld- und Schulden-Weſen, Finanz und Ackerbau und der allgemeine Haushaltungszuſtand des Reichs ſind die Ueberſchriften der wichtigſten Verhandlungen, Zwiſte und Kämpfe dieſes Reichstags. Doch ward er auch durch die Krönung des Königs und der Königin ausgezeichnet. Hiebei begab ſich — was Viele als ein ſchlimmes Vorzeichen deuteten — daß während des Feierzuges der König ſeinen unbändigen und ſtätiſchen Krönungshengſt nicht zum fortſchreitenden Gehorſam bezwingen konnte und ein anderes Roß für ihn geholt werden mußte. Beiläufig erzähle ich, daß 1117 adliche Stämme ihre Häupter zu dieſem Tage hätten ſenden können, daß aber, da mehrere Mitglieder des Ritterhauſes als Bevollmächtigte von Abweſenden doppelte Stimmen führten, kaum die Hälfte der Zahl anweſend war.

Der Reichstag entwickelte manche neue Verhältniſſe und gab dem Karakter des Königs zuerſt eine Richtung, die bei einem gewaltigen Mann zu Eigenmacht, Strenge und Despotismus, bei einem ſchwächeren zu Unduldſamkeit, Mißtrauen und Ungeduld der Wahrheit zu führen pflegt. Denn alſo hatten einige ränkevolle und ſchadenfrohe Menſchen ſich ſeines Vertrauens bemächtigt, und glaubten herrlich für ihn zu ſtreiten, indem ſie ihre Plane ſo durchſetzten, daß die Gegenparthei nicht bloß beſiegt ſondern auch betriumphirt wurde, aber nun auch den Haß gegen ſie auf den König übertrug. Ich habe eben geſagt, dieſer Reichstag ſey vorzüglich ausgeſchrieben, um den Finanzzuſtand des Reichs zu ordnen und andre Gegenſtände der allgemeinen Haushaltung zu behandeln und zu berathen. Der letzte finniſche Krieg hatte dem Staate anſehnliche Schulden gebracht; Millionen von Reichsſchuldzetteln waren in Umlauf, die von Jahr zu Jahr an Werth verloren, manche Mitbürger zerſtörten, und Wucherern und Agioſpielern zu Betrügereien und Prellereien reichliche Gelegenheit gaben. Dieſem Uebel ſollte abgeholfen, der Werth der Zettel beſtimmt, der Kredit befeſtigt, und die Mittel zur Sicherung dieſes feſten Kredits und zur Tilgung der Schuld ſollten ausgemacht werden. Dies geſchah auch auf dieſem Reichstage, indem die Reichsſchuldſcheine um den ſechsten Theil ihres Werths herabgeſetzt und die Mittel zur Realiſation derſelben auf 15 Jahre angewieſen wurden. Aber zugleich fiel neben vielen kleineren Ränken und Kabalen eine Begebenheit vor, welche dem Könige und ſeiner Gunſt bei dem Volke ſehr ſchadete, obgleich Manche, die damals heiß waren, ſpäter zurückgekommen ſind und erkannt haben, daß man nicht auf den jungen König hätte legen ſollen, was die Anführer ſeiner ſogenannten Parthei etwas unregelmäßig und willkührlich durchzuſetzen ſuchten. Es war nämlich den 26. und 29. Mai der Finanzplan des Geheimen Ausſchuſſes in den Plenis des Adels zur Berathſchlagung gekommen, wobei beſonders hinſichtlich der Verwaltung der Bank und der Discontobank und des Dahingehörigen großer Zwieſpalt der Meinungen ſich aufgethan und die ſogenannten Antiköniglichen mit Hülfe des ſchwachen Landmarſchalls Grafen Brahe überrumpelt, ihre Stimmen unterdrückt, ihre Vorbehalte nicht aufgezeichnet, und ein tumultuariſch gefaßter Beſchluß unberichtigt ausgefertigt wurde. Dies gab zu mancherlei heftigen Aeußerungen und wilden Scenen Anlaß. Mehrere Mitglieder, heiß durch Jugend und Zeitalter, entſagten förmlich dem Adel, als der ein leerer Klang ſey ohne Würde und Ehre. Andere erklärten, einem unfreien Reichstage, wo Gewalt für Recht gelte, nicht länger beiwohnen zu wollen, legten die Stellen, die ſie in verſchiedenen Ausſchüſſen bekleideten, nieder*), und fuhren zu Hauſe. Unter dieſen waren Männer, ausgezeichnet durch Erfahrung, Geſchicklichkeit, Tugend und Alter, auf welche man keine Makel des Partheigeiſtes oder gar des Zeitgeiſtes werfen konnte. Von denen, welche dem Adel entſagten, hießen Klas Cederſtröm hinfort Klas Klasſon, David Schulzenheim David Schulz, Adelheim Borgſtröm, Adlerſvärd ich weiß nicht wie.

---

*) S. die Beilage II. Dieſes Aktenſtück iſt zugleich eine eigenthümliche Probe der königlichen Art.

Eine Scene hatte ſich auf dieſem Tage ſchon begeben, welche über ganz Schweden wegen der Bedeutſamkeit der getroffenen Perſon großes Aufſehn gemacht, nämlich der plötzliche Tod des berühmten Biſchofs Wallquiſt von Weriö, eines Mannes, der durch ſeine auſſerordentlichen Geiſtesgaben unter Guſtav dem Dritten von Stufe zu Stufe zum Staatsſecretair der geiſtlichen Angelegenheiten geſtiegen und dann Biſchof geworden war. Dieſer durch die Gewalt ſeines Karakters, Schärfe des Geiſtes und Macht der Beredtſamkeit geehrte und gefürchtete Mann war der unbeſtrittene Oberfeldherr des geiſtlichen Standes. Ränkemacher hatten gegen ihn Durchſtechereien gemacht, und als er bei einer wichtigen Motion der Stimmen ſeines Standes gewiß zu ſeyn glaubte, ward er von ihr im Stich gelaſſen und bloß geſtellt. Der heftige über ſolche Niederträchtigkeit erzürnte Mann raffte alle ſeine Kraft zu einer alles niederdonnernden letzten Strafrede zuſammen und fiel von Ingrimm übermannt ſterbend auf der Tribune nieder.

Das Schlimmſte bei den Auftritten im Ritterſtande war, daß man, nicht zufrieden mit dem an ſich geriſſenen Erfolg, die Mißvergnügten und Trotzigen durch den Königlichen Fiskal bei dem Gothiſchen Hofgericht belangen ließ. Hatten ſie vorher in der Sache, wenn vielleicht auch nicht in der Form, Recht gehabt, ſo bekamen ſie es nun zweiſach. Denn ein Mann, ſeinen Gegnern eben ſo ſehr an Kenntniſſen als an Genie und Witz überlegen, führte ihre Vertheidigung ſo meiſterlich, daß man gut fand, den ganzen Prozeß endlich einſchlafen zu laſſen. Dieſer Mann war der Freiherr Hans Hjerta *), ſelbſt einer der Unzufriedenen und von den Wenigen, die ſich des adlichen Rechts und Namens begeben hatten. Er hatte in Folge dieſes Reichstags den Staatsdienſt verlaſſen und lebte in der Hauptſtadt als Sachwald. In der Politik iſt es eine große Sünde, wenn eine Parthei nicht allein ſiegen, ſondern auch triumphiren will. Den Sieg, ſelbſt den durch ſchlechte und unritterliche Künſte gewonnenen Sieg, verzeiht man zuletzt; nimmer verzeiht man den Triumph: denn er ſoll den Schimpf des Beſiegten bedeuten. Aber dieſe Mäßigung kannten General Toll und die Seinigen nicht. Es iſt ſo gefährlich nicht, wenn ein König oder ſeine Miniſter einmal etwas ungleich und ungerecht thun — denn das iſt ſelbſt bei einer guten Regierung unvermeidlich — aber ſehr gefährlich iſt es, wenn ſie ſich auf die Vertheidigung und Behauptung des Gethanen einlaſſen. Dann wird das Unrechte wirklich ungerecht.

---

*) Schönere Proſe als Hjerta hat ſchwerlich ein Schwede geſchrieben. Seine Meiſterſchaft bewies er außer mehreren kleineren Schriftchen in einer Flugſchrift, worin er ſeinen Vorgeſetzten (er war Geh. Sekretair im Kabinett) den Reichskanzler Sparre und den Bewacher der Preſſe den Hofkanzler Freiherrn Zibet zum Beſten hatte. Dieſes Schriftchen führte den Titel: Ueber die beſte Art die uralte franzöſiſche Monarchie wiederherzuſtellen und das Motto Comment peut on être si bête? (Anſpielung auf des Hofkanzlers Namen), und war mit ſo meiſterlicher Ironie und Parodie geſchrieben, daß ſie die Unſchuldige drei Auflagen durchleben ließen und ſie erſt bei der dritten, wo ſie den [illegible] geſpürt hatten, antaſteten.

Von dem General Toll muß geſagt werden, daß er, ein alter Guſtavianer, während der Regentſchaft in Ungnade, bei dem jungen Könige viel zu gelten anfing. Einer ſeiner Haupthelfer war der ſehr geſchickte und beredte Håkanſon, Sohn des früher berühmten Sprechers im Bauernſtande. Dieſer jüngere Håkanſon war ein Anführer im Bürgerſtande und ſtieg bald zum Landeshauptmann in derſelben Landſchaft Blekingen, wo ſein Vater als Bauer gelebt hatte.

Die Männer aber, welche auf dieſem Reichstage des Königs Panier führten, thaten noch etwas weit Schlimmeres: ſie bezauberten ſein Gemüth mit Namen und Klängen, wohinein Dummheit und Bosheit ſo viele dunkle Schrecken und Verbrechen legen können, die ſonſt ohne Ueberſchrift bleiben würden. Man betrog hier den König, wie man die Fürſten allenthalben betrogen hat. Die Töne Freiheitsſchwindel, Revolutionsgeiſt, Demokrat, Jakobiner, Atheiſt und Philoſoph mußten ſo lange in ſeine Ohren klingen, bis ſie in ſeinem Kopfe feſt wurden. Jedes Ungewöhnliche in Wort und That, jedes höhere und kühnere Streben, jeder ſtolze Sinn für Wahrheit, Recht und Freiheit, kurz alles, was Buben und Dummköpfen ein beſchämendes Gegenbild iſt, wird dann unter ſolche weite Rubriken geſtellt; Lächerliches und Kindiſches und jegliches leicht vorüberflatternde Spiel mit Scheinen und Klängen, welche in der Zeit ihren Tod finden, wird zu ernſter Gefährlichkeit umgedeutet, und wird durch Beachtung und Beahndung oder gar durch Verfolgung wirklich gefährlich; und ſolche Weiſe iſt dann mächtig genug, alles Edle und Wahre von dem Herrſcher zu entfernen und alles Gemeine und Falſche zu ihm zu ziehen. Man darf wohl nicht leugnen, daß unter den glühenden Hirnſchädeln der Jünglinge damals Manches ſpukte, was ſie eben ſo wenig verſtanden, als die Könige und Miniſter die rechte Bedeutung der Revolutionen und Jakobiner erfaßten. Halbe Ideen, ja volle Narrheiten und Verruchtheiten, hatte man in neuen Worten und prächtigen Klängen mit heiterer Stirn ausſprechen gelernt, und manche ſelbſt heilige Worte waren durch den Mißbrauch ſo verdächtig geworden, daß ein verſtändiger und geſcheidter Mann ſie nur mit Ekel wiederholen hörte; aber es war doch die lügenhafteſte Sünde, daß alles, was auch weiſe und patriotiſche Männer wahr, ernſt und männlich dachten, ſprachen und wollten, als eine Geburt anarchiſcher und königsmörderiſcher Grundſätze von ſolchen vorgeſtellt wurde, welche lieber durch die ſchlechteſten Künſte herrſchen als beſſere an ihre Stelle treten laſſen wollten. Auch hier bohrte man allmälig durch, und es kam dahin, daß jeder Opponent der Mitherrſchenden ſogleich Demokrat und Jakobiner hieß, ja man machte wohl jeden zum Königsfeind, der frei und männlich eine eigne Meinung vertheidigte: jedes ſeiner Worte wurde gedeutet, jede Gebärde gemuſtert, Aengſte wurden in des Königs Herz geblaſen, deren er nie wieder frei werden konnte und die ihn endlich unaufhaltbar in die Gewalt der Mittelmäßigkeit hineinſpielen mußten. Niemand vielleicht hatte mehr als Guſtav Adolf den Willen, gerecht und geſetzlich zu regieren; aber man machte ihn zum Feind jener geiſtigen Freiheit und Wahrheit, wodurch jetzt allein wohl regiert werden kann; man machte ihm das einzige Licht, woran ein König ſich zurecht finden kann, zu einem Wiederſchein hölliſcher Künſte und Liſten: Aufklärung

Philoſophie, Redefreiheit und Preßfreiheit, Gaukelte und ſurrte man ihm täglich zu, ſeyen die einzigen Thronenſtürzer und Königsmörder, die einzige Schuld aller der Gräuel, welche jetzt die Welt verwüſten.

Seit dieſem Norrköpinger Reichstage waren in Schweden nicht allein ſolche, welche von dem Könige klein dachten, ſondern auch, welche anfingen ihn zu haſſen und ſelbſt das Gleichgültige oder das Unvermeidliche ihm aufzubürden. Man ſprach nur von ſeiner Steifheit, die man Pedanterei, von ſeiner Kälte, die man Dummheit, von ſeiner Gleichgültigkeit, die man Verachtung nannte. Dazu kamen vielleicht einzelne Aeuſſerungen des Königs, noch mehr leere Geſchwätze und Mährchen, die man ihm oder ſeiner Gemalin andichtete, welche angeklagt wurde, ſie könne das ſchwediſche Land und Volk nicht leiden und verleide beide auch dem Könige. Aber dieſe Beſchuldigungen konnten gegenſeitig ſeyn; denn Kälte und Trotz zeugen Kälte und Trotz. Etwas von dieſen beiden wohnte nun allerdings im Zeitalter und in den Gefühlen und Anſichten deſſelben Königen und Fürſten gegenüber. Hiezu kam noch der Haß, der auf einigen Männern laſtete, die der König am meiſten gebrauchte. Aber dieſer Haß ſchien ſich nur mehr zu erbittern, weil der König ſie gebrauchte; und man darf denken, andern auch vorzüglicheren Männern möchte Gleiches begegnet ſeyn, wenn ſie in gleicher Gunſt geſtanden hätten. Dieſe Männer, welche bis an das Ende ſeiner Regierung ſich in einem gewiſſen Vertrauen erhalten haben, waren folgende: der General Freiherr Toll, gehaßt und gefürchtet; der Reichsdroſt Graf Wachtmeiſter, mittelmäßig und verachtet; der Oberſtatthalter Graf Ugglas, gehaßt und verachtet;

der Hofkanzler Freiherr Zibet, gehaßt und geachtet; der Staatsſekretair für das Innere Freiherr Roſenblad, gehaßt und nicht geachtet.

Man kann nicht ſagen, daß in Schweden jetzt das war, was man eine antikönigliche Parthei nennen könnte, obgleich es dem Könige von ſeinen Leuten zuweilen zugeflüſtert wurde; aber Unzufriedener waren viele, auch wohl manche ſolcher, welche durch eine Art allgemeiner Krankheit des Zeitalters angeſteckt waren; und ſeit dem letzten Reichstage ſtanden die meiſten geſcheidten und patriotiſchen Schweden gegen die Regierung in einer Oppoſition, die faſt etwas ſo Feſtes und Beſtimmtes andeutete, als hätte ſie ein unſichtbares Haupt gehabt, das ſie nach beſtimmten Anſichten für beſtimmte Zwecke leitete. Indeſſen ſolcher Häupter gab es damals viele in Europa, welche nur die Verblendeten da nicht ſehen wollten, wo ſie wirklich waren. Das wurden in jenen Tagen Vogelſcheuche und Geſpenſter der Könige, welche die Köpfe verwirrten und die Arme lähmten. Eine derlei Oppoſition war da, nicht daß die Regierung eigenmächtig oder ungerecht war, ſondern weil die gemeinen und ränkevollen Menſchen, die bei dem Könige gewaltig waren, alle Freieren und Beſſeren gegen ihn reitzten. So zeugte ſich Widerwille aus Widerwillen und Haß aus Haß. Man tadelte und verkleinerte alles, was gethan wurde; und ſelbſt was ohne Schuld gelitten wurde legte man auf die Regierung. Denn was konnte der König für das Mißvergnügen über die erhöheten Auflagen? Nicht er, ſondern frühere Regierungen oder Mißgeſchicke hatten die Noth verſchuldet, wodurch ſie geſteigert werden mußten. Was konnte er für zwei ſchwere Mißwachsjahre, die auf einander folgten und einige Landſchaften Schwedens ſchwer drückten? Die Regierung that, ſo viel ſie konnte; das Brantweinbrennen wurde eingeſtellt; der König verbot ſogar den Gebrauch des Branntweins an ſeinem Hofe, und enthielt ſich ſelbſt deſſelben, obgleich ein paar Gläſer, nach ſchwediſcher Sitte täglich genommen, ſein liebſtes und faſt einziges Getränk waren. Ueberdies war der Jüngling ein rechtes Muſter aller Zucht, Mäßigkeit und Enthaltſamkeit, und unterwarf ſich als König mit einer Strenge, die ſonſt nur für Kleinere zu gelten pflegt, allen Geſetzen der Sitte und Polizei.

Weit älter als die Jahre 1800 und 1801 waren die Klagen und Plagen des Meers, die Beſchwerden der ſogenannten Neutralen über Frankreichs und Englands Kaper und Flotten, zuletzt meiſtentheils gegen England gerichtet, deſſen Flotten jetzt das Meer von Franzoſen ziemlich abgeſchäumt hatten. Dieſe Klagen namentlich der nordiſchen Mächte wurden aber in dieſen Jahren lauter und bekamen vorzüglich durch den Kaiſer Paul von Rußland einen beſtimmten Klang, der ein Kanonenklang zu werden drohte. Mit dem wunderlich hin und her ſpringenden Karakter des Kaiſers Paul hatte der erſte Konſul Frankreichs, Napoleon Bonaparte, meiſterlich geſpielt, die Mißgriffe der Verbündeten dieſes Kaiſers fein benutzt und durch kleine Aufmerkſamkeiten und Schmeicheleien ihn faſt ganz zu ſich hinübergezogen. Bekannt iſt auch, mit welcher Heftigkeit Kaiſer Paul die Sache der Maltheſer ergriffen, wie er mit den Zeichen dieſes längſt veralteten Ordens getändelt, wie er ſich endlich zum Beſchützer und Großmeiſter dieſes Ordens hatte ausrufen laſſen. Laut dem Frieden von Amiens ſollte die Inſel Maltha von den Engländern dem Orden zurückgegeben werden; aber die Engländer zauderten, vorwendend, daß Frankreich keine der Bedingungen des Friedens erfülle und täglich neue Uebergriffe mache. Paul wurde durch ſein eignes Gemüth und durch fremde Kunſt gereizt: denn der feine und liſtige Konſul Frankreichs ſäumte nicht die Undankbarkeit Englands gegen ſeinen treueſten Bundsgenoſſen, gegen Rußland, in allen Blättern auszurufen. Paul fuhr dann mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit durch, beſchlug alles engliſche Eigenthum und die engliſchen Schiffe in ruſſiſchen Häfen, führte die Beſatzungen der Schiffe oder auch andere in ſeinem Reiche lebende und reiſende Engländer tief ins Innere des Landes ab, und verbot alle Gemeinſchaft mit dem Inſelvolke. Zugleich wurden mit den nordiſchen Mächten Verträge abgeſchloſſen, namentlich auch mit Schweden, deſſen König im Spätherbſt des Jahres **1800** am Hofe Pauls einen Beſuch gemacht hatte. Man hatte an die Wiederauflebung der bewaffneten Neutralität des Nordens während des engliſch-amerikaniſchen Krieges von den Jahren **1780** und **1781** gedacht; und dieſe nun abgeſchloſſenen Verträge bezogen ſich eben auf die Grundſätze jener bewaffneten Neutralität, deren Hauptinhalt war, daß Schiffe unter Geleit irgend eines Kriegsſchiffs ſich jeder Unterſuchung einer kriegführenden Macht weigern ſollten, und daß ein neutrales Schiff frei Gut machen ſollte, mit Ausnahme von Waffen und Waffengeräth. England hatte auf dieſe diplomatiſchen Verhandlungen und Bewegungen ein aufmerkſames Auge gehabt und ſchon im Herbſt **1800** eine Flotte vor dem Sund ſeine Wimpel entfalten laſſen, welche aber, obgleich die Verſuche mit Dänemark beſonders abzuſchließen mißglückt, vor dem

Winter wieder heimgeſegelt war. Endlich aber, als es in Pauls feindlichem Verfahren und in der Unfruchtbarkeit ſeiner diplomatiſchen Verſuche gewahrte, wohin dies endlich auslaufen würde, griff es mit ſeiner gewohnten Entſchloſſenheit zu, beſchlug alle nordiſchen Schiffe in ſeinen Häfen, brachte die auf der See auf, und erklärte, es werde das von Katharinen der Zweiten geſtiftete Seerecht von 1780 und ihre bewaffnete Neutralität nimmer zur Anerkennung kommen laſſen. Und damit die Ruſſen, Schweden und Dänen ihre Flotten nicht vereinigen und England alſo zu einer fürchterlichen Anſtrengung nöthigen könnten, ſchickte es, ehe das aufgethaute Eis das Auslaufen der Schiffe aus den ruſſiſchen und ſchwediſchen Kriegshäfen erlaubte, unter den Admiralen Parker und Nelſon eine mächtige Flotte in die Oſtſee, welche, wenn ja einmal Krieg die Verträge ſchließen oder zertrennen müßte, die Einzelnen zerſchmettern und zuerſt gegen die Dänen losdonnern ſollten. Dieſer nordiſche Zank ward ſo allgemein, daß auch Preußen mit hineingezogen ward und mit einem Heer von 25000 Mann die hannoverſchen Lande und die Elb- und Weſermündungen beſetzte, ſo wie auch die Dänen in Hamburg und Lübeck einrückten, um dem engliſchen Handel die Nerven abzuſchneiden. Preußen aber war auf dieſe Weiſe mit in Theilnahme hineingezogen, um größerem Uebel oder gar einem Kriege mit Kaiſer Paul auszuweichen, deſſen Wahlſpruch beugen oder brechen zu ſeyn ſchien. Denn Paul hatte gewinkt, er werde ſelbſt gen Weſten ziehen, um die deutſchen Lande des Königs von England nöthigenfalls zu beſetzen; welcher Widerlichkeit Preußen zuvorkommen wollte. Die engliſche Flotte lief endlich durch den Sund, und den zweiten April 1801 hielt Nelſon die mörderiſche Schlacht vor Kopenhagen, worin die Dänen zwar wie Helden fochten, aber doch unterlagen und bald einen Waffenſtillſtand abſchließen mußten: denn ſchwediſche und ruſſiſche Schiffe konnten noch nicht da ſeyn. Aber den Hauptſtillſtand gab die Nachricht von dem Tode des Kaiſers Paul, der nicht mehr athmete, als der Held vom Nil hier für die Zerſtörung ſeines Werks aufſegelte: er war den 24. März ſchon geſtorben. Seinen Feinden war gelungen, ſeine Hauptſtütze, einen gewaltigen Mann gefürchteten Karakters, ſeinen General-Adjutanten Grafen Roſtopſchin, von ſeiner Perſon zu entfernen. Mit dieſem hatten ſie ihm den Schutz und die Wehr ſeines Lebens genommen: er ſtarb plötzlich. Nach ſeinem Tode zerriſſen Unterhandlungen bald, was ſein Zorn gegen Englands Seetyrannei zuſammengeknüpft hatte. Alles kam wieder ins alte Geleis ja auf den alten Fuß, und England legte das Seerecht aus, wie es früher gethan hatte. Den 19. Mai wurde das gute Verſtändniß zwiſchen Schweden und England wiederhergeſtellt, und den 17. Juni zwiſchen dem jungen Kaiſer Rußlands Alexander und König Georg von England ein Vertrag abgeſchloſſen, der alles friedlich und freundlich zuſammenlegte, ohne etwas entwickelt zu haben; auch Preußen verließ die hannöverſchen Lande wieder und die deutſchen Flußmündungen an der Nordſee. Schweden koſtete die Sache unbedeutende Rüſtungen und eine Reiſe des Königs nach Schonen, wo er unter dem General Toll ein kleines Heer verſammelt und in Landskrona der Schlacht auf der Rhede von Kopenhagen zugeſehen hatte. Die Dänen haben ihn, den Sohn ihrer Königstochter, beſchuldigt, er habe ihrer Niederlage mit Vergnügen zugeſehen.

In Schweden ſelbſt war übrigens dieſe Jahre hindurch, nämlich von 1800 bis 1808,[2] im Ganzen eine ziemlich glückliche Zeit: meiſtens gute Aerndten, geſegneter Fiſchfang, beſſerer Kurs (die allmälige Realiſation der Reichsſchuldzettel trug wirklich erſprießliche Früchte), wachſende Volksmenge, und mit den vermehrten Armen wachſender Eifer in der Nation für Verbeſſerungen jeder Art, vorzüglich in dem erſten Zweige alles Wohllebens und Rechtlebens, im Ackerbau. Von außen her wehten einige Gewölke heran, die ſich aber glücklich verzogen. Mit Rußlands jungem Kaiſer Alexander nämlich entſtand eine Ueberwerfung, welche Krieg drohte und mit Mühe beigelegt ward, und zwar wegen der Bemalung eines auf der Brücke bei Abborfors in Finnland geſetzten Gränzpfoſtens. Da dieſer Pfoſten auf der Scheide beider Reiche ſtand, verlangte der König, auf der ſchwediſchen Seite ſolle er ſtatt des ruſſiſchen Wappens mit dem ſchwediſchen bemalt werden Unrecht hatte er nicht, aber der Gegenſtand des Streits war klein. Indeſſen über kleinere Dinge ſind oft blutige Kriege entſtanden. Der König konnte kaum beſchwichtigt werden. Im Jahr 1803 ward die Stadt Wismar in Mecklenburg mit ihrem kleinen Gebiet von etwa einem Dutzend Dörfer, ein Reſt der Eroberungen Schwedens im dreißigjährigen Kriege, für 1 Million 200,000 Thaler an Mecklenburg überlaſſen, gleichſam unter dem Titel einer Verpfändung mit dem Wiedereinlöſungsrecht nach hundert Jahren. Man betrachtete dieſe Klauſel als einen Schein, um den übelklingenden Klang Verkauf zu vermeiden. Obgleich dieſe Veräußerung, da Wismar in gegenwärtiger Weltlage ohne Bedeutung war, Schweden nicht beſchädigte, ſo murrten doch viele darüber, meinend, dieſe Leichtfertigkeit ſtehe einem Herrn übel, welcher über einen neu angeſtrichenen Gränzpfoſten ſich eben noch ſo entrüſtet gezeigt. Uebrigens lief dieſer Handel um den Gränzpfoſten noch durch mehrere Jahre fort, indem er zu genaueren Gränzberichtigungen Veranlaſſung gab.

1803 bis 1806. In das Jahr 1803 fällt die bekannte längere Reiſe des Königs nach Deutſchland, welche die Schweden eine Epoche nennen, als welche die Haupturſache des Unglücks ſey, worin der König ſich und ſein Vaterland nachher verwickelte. Man war überhaupt unzufrieden mit des Königs Reiſeluſt und ſchalt ſogar kleine Ausflüge, die er die vorigen Jahre zuweilen nach Pommern und Finnland oder in andere entlegenere Landſchaften gemacht hatte. Die Schuld dieſer längeren deutſchen Reiſe ſchob man auch wohl auf die Königin, welche immer nur Deutſchland lobe, Deutſchland denke und empfinde und das ſchwediſche Volk und Land nicht leiden könne. Im Ganzen war es gewiß unrecht, daß der König ohne einen großen politiſchen Zweck anderthalb Jahre von ſeinen Staaten entfernt lebte; aber wer ſeinen Karakter beobachtet hat, darf doch beſtimmt ſagen, daß er auch ohne jene Reiſe mit Frankreich und perſönlich mit Napoleon in dieſelbe Stellung gekommen ſeyn würde. Der König und ſeine Gemalin reiſten im Anfang des Monats Auguſt 1803 aus Schweden und kamen erſt im Februar 1805 wieder zurück. Das Mißvergnügen der Schweden mit dieſer Reiſe war gleich anfangs ſehr groß, und wuchs, je länger die Rückkehr aufgeſchoben wurde und je mehr der Nachrichten, Gerüchte und Lügen wurden von dem, was theils wahr, theils erdichtet alles auf des Königs Rechnung kam. Man erfand und verbreitete in der Hauptſtadt Manches, was über den König und ſeine Schweden jenſeits des Meers geſagt oder geſchrieben ſeyn ſollte; man ſchlug Pasquille an, und unter anderm las man einmal an der Ecke des königlichen Schloſſes: hier ſind Zimmer zu vermiethen; kurz man fing an alles Unrechte und Fehlerhafte des Königs und der Regierung aufzudecken und das Nützliche und Löbliche, was auch unter ihm geſchehen war, zu verſchweigen oder zu vergeſſen.

Freilich mit hohem und freiem Geiſt war nicht regiert worden — dazu fehlten dem Könige und ſeinen Räthen die Flügel — aber doch hatten im Ganzen Ordnung und Geſetz gewaltet, wie der Sinn für Recht und Geſetz offenbar im Karakter des Königs lag und er, was er für ſeine Pflicht hielt, pünktlich zu erfüllen ſtrebte; aber doch war, wie oben ſchon angedeutet iſt, für die Verbeſſerung des Ackerbaues und der Gewerbe im Reiche manches Gute gethan, wozu die Regierung ermuntert wurde durch den ſeltenen Eifer, der ſich für dieſe ſtillen und nützlichen Geſchäfte in allen Landſchaften regte. Das Meiſte freilich wirkte der eigne Trieb der Einwohner; aber man muß geſtehen, daß die Regierung ihm bereitwillig an die Hand ging. Dieſer Trieb des Anbaus und der Verbeſſerung des Landes, der Abdeichung von Sümpfen und Seeen, der Anlegung von Kanälen war vorzüglich belebt durch die größere Menge des umlaufenden Geldes. Das verdankte Schweden dem letzten Kriege mit Rußland unter Guſtav dem Dritten, was es der Weisheit ſeiner Finanzminiſter hätte verdanken ſollen, nämlich daß mehr Zettelgeld unter die Leute ausgeſchickt worden. Die Regierung beſtätigte und unterſtützte mehrere patriotiſche Geſellſchaften, die zur Aufnahme des Landbaus ſich in den einzelnen Landſchaften ſtifteten; ſie hob manche Zwangsgeſetze auf, und gab neue Verordnungen, welche den ländlichen Fleiß zugleich ermunterten und befreiten, z. B. das Geſetz über Felderzuſammenlegung (Enſkifte) oder Auseinanderſetzung der Gemeinheiten.

Aber alles dies überſah das Mißvergnügen und tadelte was zu tadeln war deſto bitterer. Man ſchalt den Eigenſinn des Königs, weil er auf dem Punkt geweſen war wegen einer kleinen Brücke auf der Gränze des ſchwediſchruſſiſchen Finnlands Krieg anzufangen; man ſchalt ihn, weil er Wismar nebſt Zubehör an Mecklenburg verpfändet oder gleichſam verkauft hatte: das ſey ſein Reiſegeld, rief man, und andere Landſchaften werden veräußert werden, wenn zu andern Reiſen die Luſt komme; man ſchalt die Verpachtung der Zolleinkünfte, die vom Jahre 1803 an auf zehn Jahre abgeſchloſſen war; man ſchalt endlich den unverſtändigen Druck, der ſich auf Gedanken und Schrift zu legen begann. Dieſe beiden letzten Dinge ſchalt man mit dem größten Recht.

Das Zoll- und Accise-Weſen iſt in Schweden wie in den meiſten andern Ländern ſchlecht und verworren und auf keinen einfachen und geſunden Grundſätzen von Politik und Moral ruhend, ſondern wie allenthalben iſt es ein blindes Chaos, durch den Zufall und die Noth des Augenblicks geboren und durch falſche Grundſätze von Staatswirthſchaft und Kunſtfleiß oft noch verwickelter und verkehrter gemacht, als es ſeiner Natur nach ſchon iſt. Ungereimt hohe Abgaben von Kunſt- oder Luxus-Artikeln, die man doch haben will oder der Bildung und Entwickelung des Zeitalters wegen nothwendig haben muß; ungereimte Privilegien und Monopole von Fabriken, die hier gar nicht natürlich wachſen, ſolche Verordnungen befördern die Luſt des Schleichhandels auf eine unglaubliche Art, reitzen das Volk zu Liſten und Spitzbübereien, und machen eine Menge Auſſeher, Auſlaurer und Schelme nöthig, welche eben ſo viele Tyrannen natürlicher Freiheit und Verletzer perſönlicher Würde ſind und den kühnen und trotzigen Karakter des Volks an Sklaverei uud Niederträchtigkeit gewöhnen. Für dieſes alte wüſte Chaos konnte Guſtav Adolf nicht; und es iſt leichter, es zu tadeln als es beſſer zu machen: denn der Staat muß doch mit den ſtehenden Einnahmen fortgeführt werden. Aber gewiß wäre es löblicher geweſen, einen Prüfungsausſchuß (wofür viele Stimmen im Reiche ſich erhoben hatten) niederzuſetzen, als das alte Uebel durch eine lange Pacht von zehn Jahren unverletzlich zu erklären, zumal da die Strenge ungerechter und verkehrter Einrichtungen in den Händen einer Privatgeſellſchaft drückender und verhaßter werden mußte, als in den Händen öffentlicher Verwalter, welche, auch ohne Schelme zu ſeyn, zuweilen mit menſchlichem Sinn (man mögte ſagen, im milden Sinn eines Königs) überhinſehen, wo die politiſche Verkehrtheit Strafen befiehlt. Verhaßter ward dieſe Zollverpachtung noch dadurch, daß man mehrere bedeutende Perſonen, vielleicht nicht ohne Grund, beſchuldigte, ſie ſey von ihnen veranlaßt, damit ſie auf ihren Aktien gewönnen. Unter dieſen Beſchuldigten ſtand der Graf Ugglas oben an, ſchlimmer, weil er in dieſen Angelegenheiten mitgewirkt, mitgearbeitet hatte.

Die einzige wirklich ſchwere Anklage gegen den König war die, daß Gedanke und Schrift nicht frei ſeyen. Unglücklich hatten ſeine Erziehung und die erſten Jugendeindrücke, unglücklich die Menſchen, die ihn umgaben, ſo gewirkt; unglücklich wirkte ſein eigener Karakter dahin, daß ihm alles Neue und Kühne widerlich war, daß die Namen Unglaube, Empörung, Jakobinismus, Aufklärung, Freiheit, Philoſophie ihm als Geſchwiſterkinder und als Geburten der Freiheit und Wildheit des Geiſtes, ja als eine gleiche Verwilderung und Empörung gegen die Majeſtät des göttlichen und menſchlichen Geſetzes dargeſtellt wurden. Der alte Glaube, die alte Politik, die alte und uralte Dummheit, die keine Zeit zu einer ehrwürdigen Greiſin macht — da ſteckte es, und weder er ſelbſt, noch ſeine Räthe waren die Männer, zu begreifen, daß es in Europa eben ſo unſinnig iſt den Geiſt zügeln, als den Wind mit Netzen fangen zu wollen. So entſtand eine Art antijakobiniſcher Jagd, die zu gleicher Zeit übermüthige Narren und geiſtreiche Köpfe traf; die kühne Philoſophie und der luſtige Witz mußten verſtummen; nur das Mittelmäßige und Gemeine war ſicher. Denn ſtreng und kleinlich war die Cenſur, und zuletzt wurde nicht bloß gegen einheimiſche Genien geſtritten, ſondern auch den Fremden wurde der Eingang in Schweden erſchwert oder gar verboten. Dies traf Bücher, deren Verfaſſer ſchon dreißig, vierzig Jahre begraben waren, wie z. B. Raynals Schriften; ja im Jahr 1804 wurden in Schweden alle däniſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften und Bücher ohne Ausnahme verboten, und nur eine beſondere Erlaubniß konnte einzelne für einzelne Zwecke verſchaffen. Dies war die Folge einiger zu freien Aeuſſerungen franzöſiſcher und däniſcher Tagesblätter über Schwedens politiſche Verwaltung und über des Königs deutſche

Reiſe und ſein politiſches Betragen und Verhältniß zu dem neuen franzöſiſchen Kaiſerhofe. Solch ein Zwang iſt immer dumm: denn die Ausfuhr und Einfuhr des Geiſtes und der Ausblitzungen oder Ausſprützungen von Wahrheit oder Lüge, wie gefährlich oder unſchädlich beide ſeyn mögen, läßt ſich ſo wenig hemmen als die der Dukaten, Piaſter und Brabanter Spitzen; und alſo ſollte man ſie nie verbieten. Zu dieſer Betrachtung kommt hinzu, daß der Verbieter ſich zu fürchten ſcheint, und alſo, wie jeder Feige, Spott und Schadenfreude aufreitzt, und daß nach der uralten Adamsunart unſers Geſchlechts das Verbot zur Uebertretung lockt, d. h. daß oft ſelbſt dem Unbedeutenden und Lügenhaften dadurch ein Schein von Wichtigkeit und Wahrheit gegeben wird. Ueberdies iſt einer Regierung nichts gefährlicher als jene Dumpfheit, Starrſucht und Reitzloſigkeit, welche die geſtörte und gehemmte Geiſtesfreiheit hervorbringt: denn dieſe fällt endlich mit andern Laſten auf ſie wie eine todte Laſt zurück. Noch gefährlicher iſt ihr die Macht, welche unedle und dumme Menſchen dadurch erhalten, mit den Klängen Rationaliſt, Neolog, Atheiſt, Jakobiner, Philoſoph jedes Verdienſt auf ſeiner Bahn zu hemmen oder gar zu unterdrücken.

Wegen dieſes Geiſteszwanges, der im achtzehnten Jahrhundert ſchon eine Unmöglichkeit war, klagte man vorzüglich den Hofkanzler Freiherrn Zibet an, mit deſto größerem Recht, weil er als ein geſcheidter und kenntnißreicher Mann bekannt war. Freiherr Zibet war der Sohn eines Predigers in Schonen, galt unter den ſchönen Geiſtern Guſtavs des Dritten für einen guten Kopf, und war deswegen von ihm hervorgezogen. Während der Reichsverweſerſchaft des Herzogs von Südermannland lebte er fern vom Hofe und von Geſchäften. Guſtav Adolf holte ihn bei'm Antritt ſeiner Regierung wieder hervor und machte ihn zu ſeinem Hofkanzler. Dies war ein ſonderlicher Mann, feſt, ſtandhaft, geſchickt und klug, aber dabei heftig, einſeitig, eigenſinnig und despotiſch. Sein Wort war ihm heilig, ſeiner Ueberzeugung war er treu, bei Freunden und Feinden galt er für einen redlichen Mann; aber von jeher war er mehr ein feiner als tüchtiger Kopf geweſen, Witz und Heftigkeit hatte von jeher Stärke und Ernſt erſetzen ſollen. Dazu kam, daß er jetzt ausgelebt und an Gemüth und Geſtalt jenem alten ausgehagerten Wolfe ähnlich war, den der Storch mit dem Knochen im Halſe fand. Es iſt ſchlimm, wenn Männer, die an Freude und Geiſt keine Luſt mehr haben, die an ihnen vielleicht nie eine andre Luſt hatten als die Luſt des Witzes und der Leidenſchaft, die höchſten Freuden und Flüge und ſelbſt den erlaubten fröhlichen Uebermuth des Geiſtes richten ſollen. Zibet war wohl von Natur ungeduldig gegen alles Genialiſche, Kühne und Neue und mußte deswegen von Anfang an ein Haſſer der Revolutionen ſeyn, die allem Alten den Untergang prophezeiten. Denn die Kümmerlichkeit gehörte ihm nicht, daß er ein Heuchler und Fuchs war, ſondern ehrlich ſtellte er ſich und ſeine Geſinnung jedermann bloß. Er haßte die franzöſiſche Revolution aus Ueberzeugung, er diente ſeinem Könige aus Ueberzeugung, weil er glaubte, geiſtiger Uebermuth ſey die Quelle alles Böſen und Verruchten der neueſten Zeit; aber ſein Despotismus gegen die Freiheit des Geiſtes, dieſe lächerlichen Lufthiebe gegen eine unſichtbare untreffliche Macht, war darum nicht weniger eine Sünde an dem Zeitalter, deſſen tieſeres Wohl und Weh dieſer ſonſt kluge Mann nicht verſtand, und an dem Könige, den er dadurch gegen nichts, am wenigſten aber gegen Haß und Spott ſicherte.

Der König und ſeine Gemalin hatten Deutſchland durchreiſt und die hohen und erlauchten Gefreundten beſucht; ſie weilten am längſten in den herrlichen Gauen am Oberrhein, wo der Königin Großvater, der Markgraf Karl Friedrich von Baden, über ein glückliches Ländchen das Scepter führte. Hier ſaß der König in Karlsruhe den Gränzen jenes Frankreichs gegenüber, deſſen wilde und blutige Begebenheiten ſchon ſeine Kinderjahre umklungen hatten und ſogar in die Ermordung ſeines Vaters mitverwebt worden waren. Hier lauſchte und ſchaute er aufmerkſam über den Rhein. Und was war hier nicht zu erlauſchen und zu erſchauen? Ein auſſerordentlicher Mann war zu belauſchen und zu beſchauen, welcher korſiſche Verſchmitztheit und Hinterliſt und italiäniſche Feinheit und Verborgenheit mit der Großheit und dem Glücke eines orientaliſchen Eroberers vereinte, Napoleon Bonaparte, ſeit der Schlacht von Marengo der Herrſcher Frankreichs und durch ſeltene Gunſt der Umſtände Theiler und Vertheiler der Länder und Schiedsrichter Europa's, ein Mann, der ſich den Königen und Kaiſern ſchon gegenüberſtellte und bald ſich über ſie hinausſtellte. Dieſer Herrſcher des zweiten Reichs in Europa gelobte das mächtigſte Reich, welches jetzt in allen Welttheilen gebietet, das Reich von Großbritannien zu zertrümmern. Er lagerte jenſeits des Rheins am Ocean mit einem mächtigen herrlich gerüſteten Heere, gaukelnd, bald über Britannien die wälſchen Fahnen ſiegreich flattern zu laſſen. Von hieraus war er mitten im Frieden mit Deutſchland in das

Herz deſſelben mit einem Heerhaufen eingefallen und hatte die von Großbritanniens Könige regierten braunſchweigiſchen Lande um Weſer und Elbe beſetzt; von hieraus hatte er in ſeinem dienſtbaren Tribunat die Worte ſprechen laſſen: ein guter Wind und 36 Stunden, und Karthago iſt hin; von hieraus hatte er ſchon auf den König der Könige, auf den europäiſchen Kaiſer angeſpielt durch ſeinen Landvogt in Amiens mit den ſtolzen Verſen, die bei einer öffentlichen Freude erleuchtet wurden:

> Praesens divus habebitur Augustus, adjectis Britannis imperio.

Dies war ein Klang und ein Anblick, welche altgebornen Königen nicht lieblich ſeyn konnten.

Aber dies alles waren nur Vorſpiele, und bald griff der verwegene Mann kühnere und blutigere Arbeit an. Beinahe unter den Augen des Königs ward in einer guten Nacht, den 15. März dieſes Jahrs 1804, der Duc d'Enghien, der einzige Bourbon, der Furcht einflößen konnte, aus Ettenheim in der Markgrafſchaft Baden durch eine über den Rhein entſendete Kriegsſchaar gewaltthätig entführt. Der König ſchickte auf dieſe Kunde ſeinen General-Adjutanten Oberſt Tavaſt ſogleich nach Paris, Einreden und Vorſtellungen zu machen. Dieſer kam zu ſpät, würde auch doch vergebens gefahren ſeyn. Durch das geſchwindeſte ſoldatiſche Gericht war der Duc d'Enghien den ſechsten Tag nach ſeiner Entführung, den 21. März, im Graben der Feſtung Vincennes erſchoſſen. Dieſen Knall begleitete das Gerücht und der Lärm der ſogenannten großen Verſchwörung gegen das Leben Napoleons, welche die Engländer angezettelt und vermittelſt ihrer Geſandten an den verſchiedenen kleinen deutſchen Höfen durchgeſponnen haben ſollten, und worin mit vielen Andern Männer größten Namens, wie die Feldherren Pichegru und Moreau, verwickelt wurden. Nicht lange, und man hörte noch Korſiſcheres, den ſtolzen und trotzigen Pichegru, der bei den Verhören fürchterliche Antworten gegeben und bei Fortſetzung des Gerichtshandels noch fürchterlichere fürchten ließ, im Gefängniß erdroſſelt, wie auch den engliſchen Schiffsoberſten Wright, welcher Theilnehmer dieſer Verſchwörung ans Land ſetzend gefangen worden. Viele wurden gerichtlich und auſſergerichtlich gefangen, eingekerkert, verurtheilt oder begnadigt; Moreau, die größte Figur, ward des Landes verwieſen und entwich mit ſeinem Ruhm, der aber durch ſeine ſchwächliche Aufführung in dieſem Handel nicht gewachſen war, durch Spanien nach Amerika. Das gewaltige und kurze Facit dieſer grauſen Geſchichten war: Napoleon, der bisher Erſter Konſul der franzöſiſchen Republik geheißen, machte ſeinen divus Augustus der Erleuchtung des Vogts von Amiens fertig und ließ ſich den 19. Mai zum Kaiſer von Frankreich ausrufen, und ſtiftete nebſt ſeinem ganzen Geſchlechte von Brüdern und Schweſtern auf dem franzöſiſchen Thron die vierte Dynaſtie, von welcher er, Gott als Prophet gleichſam vorgreifend, ſpäter bei ſeiner Krönung durch den Papſt ſagte: meine Nachkommen werden lange herrſchen.

Die Könige und Fürſten erſtaunten und erſchracken; wenige wagten zu zürnen. Unter dieſen Zürnenden, und zwar unter denen, welche laut zu zürnen wagten, war Guſtav Adolf. Nicht über dieſen Gränzdurchbruch und Friedensbruch, ſo wie über die gewaltſame und hinterliſtige Entführung des großbritanniſchen Geſandten Rumbold vom friedlich neutralen Hamburger Gebiet und über die gräulich nächtliche Hinrichtung des ritterlichſten Bourbons, zürnte und ſchalt Guſtav Adolf zuerſt und laut. Er hatte ſeine Gefühle und Anſichten nie hehl gehabt und ſie an den befreundeten deutſchen Höfen, häufig zum Verdruß und zur Angſt ihrer Fürſten, nur zu offen ausgeſprochen. Napoleon aber hielt und beſoldete Angeber und Späher über ganz Deutſchland, die nicht bloß die Worte der Zürnenden und Scheltenden einberichteten, ſondern auch Zeichen, Winke und Gebärden belauerten und ſchilderten. So war es: es ſchließen damals die Meiſten, deren Beruf war zu wachen und aufzumerken; er war der allein und allenthalben thätige, und verdiente darin Lob, in ſofern er nicht für Miſſethaten wachte. Jetzt däuchte es ihm an der Zeit zu ſeyn, den leidenſchaftlichen und heftigen Aeuſſerungen des Königs einmal zu antworten, und dieſe Antwort, die ſich im Moniteur vom 14. Auguſt dieſes Jahrs findet, war böſe und bitter genug*) und ſtreute recht ſtarkes Salz aus, den Zorn und alle Beſtrebungen des Königs lächerlich zu machen, ihn als einen ungeſchlachten und unerfahrnen Jüngling bloß zu ſtellen, der beſchränkten Anſichten und kindiſchen Einfällen folge und, ſeiner Pflichten uneingedenk und von unſterblichen Ahnherren nur die leeren Namen und Titel tragend, aller natürlichen Neigungen ſeines Volks und wahren Vortheile ſeines Reichs vergeſſe. Sein Volk dagegen ward ihm im glänzenden Lichte gegenübergeſtellt als das ritterliche und edle und das den herrlichen Namen Franzoſen des Nordens verdiene. Der König antwortete hierauf nicht viel gelinder, und brach alle diplomatiſche Verbindung mit dem Pariſer Kabinett ab: bald wurden die beiderſeitigen Geſandten abberufen.

---

*) S. die Beilage III. a. und b.

Hier, daß Guſtav Adolf grade als nächſter Zuhörer und Zuſchauer am Rhein ſaß, als ſo Ungeheures und Blutiges geſchah, hier, ſagen die Schweden, iſt die Quelle des Unheils, das uns getroffen hat; ohne die unſelige deutſche Reiſe würde alles anders geworden ſeyn. Ich habe ſchon oben meine Meinung hierüber geäußert.

Nach ſeinem ernſten, ſtrengen und ſpröden Karakter, nach ſeinen Begriffen von königlicher Macht und von ihrem Urſprung, nach ſeinem Stolz auf den Namen Schwede und Schwedenkönig, den man, wie es aber bei der Erziehung aller Hochgebornen geſchieht, dem Kinde und Knaben ſchon vielleicht mit zu glorreichen und hohen Erinnerungen und Anſichten genährt hatte, nach ſeinen für einen König vielleicht zu engen Begriffen von politiſcher Treue und Gerechtigkeit konnten Guſtav Adolf und der Geiſt des neufranzöſiſchen Staats nie übereinſtimmen. Es würde zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Kaiſer doch zum Riß gekommen ſeyn, nur daß dieſer Riß vielleicht ein Jahr ſpäter erfolgt wäre; was für Schweden von derſelben Wirkung war. Denn ſeinen Willen und ſeine Geſinnung hatte Guſtav Adolf lange ſchon erklärt, ſo wie ſeinen Haß gegen die franzöſiſche Revolution und gegen diejenigen, welche durch ſie groß geworden waren:

Als im Frühling 1799 die neue Koalition den Krieg mit Frankreich wieder begann, da war er der einzige der norddeutſchen Fürſten, welcher ſich laut gegen Frankreich erklärte, ſein Reichskontingent verſprach, und durch ſeinen

Geſandten in Regensburg ein ſcharfes Diktamen abgab, worin er die Fürſten, die ſich abgeſondert und neutraliſirt hatten, Gleichgültige, Untreue und Verräther ſchalt. Er war es ferner, er allein, der den 21. Mai 1801 auf dem Reichstage vorſchlagen ließ, dem Erzherzoge Karl als dem ritterlichen Vorkämpfer Deutſchlands ſolle von den Ständen des Reichs eine Ehrenſäule errichtet werden. Das hieß doch wohl ſich nicht freundlich gegen Frankreich erklären? Und überdies konnte man glauben, daß ein ſo ſtolzer und auf ſeine Titel und Ahnen ſo hoch haltender Monarch es werde vergeſſen und verſchmerzt haben, daß bei den Friedensunterhandlungen und Ländervertheilungen Deutſchlands ſeine warnende und mitrathende Stimme gar nicht war gehört worden? Er trug den Namen des großen Schwedenkönigs, welcher die Bürgſchaft für den Weſtfäliſchen Frieden erfochten hatte, und er wollte nicht umſonſt Guſtav Adolf heißen. Noch im April des Jahrs 1803 erinnerte er die deutſchen Stände wieder an ſeine Grundſätze durch Folgendes, was in ſeinem Namen an die Reichsverſammlung in Regensburg eingegeben wurde: „S. K. M. von Schweden, „unterrichtet von dem Inhalt des Magdeburger Votum „wegen mehrerer von dem Könige eingegebener Erklärungen „hat befohlen, Folgendes zu erklären: S. K. M. will ſich „nicht äuſſern über den Nutzen oder Schaden der bewaffneten Neutralität, die bei dem Baſeler Frieden für Norddeutſchland beſchloſſen wurde, aber der König will hiebei „allein wiederholen, daß ſeine bei verſchiedenen Gelegenheiten „gemachten Erklärungen die Vertheidigung des deutſchen „Reichs gegen fremde Gewalt und ſeine Selbſtſtändigkeit „und wahre Wohlfahrt immer zum Zweck gehabt haben,

„welches alles nicht gern erreicht werden konnte ohne Ge„meinſamkeit und Eintracht unter den Mitgliedern des deut„ſchen Reichs; woraus dann eine genaue Befolgung der „Grundgeſetze des Reichs entſpringen mußte. Dies hat der „König von Schweden als Herzog von Pommern auf das „genaueſte zu erfüllen geſucht, da er durch ſein Beiſpiel „ſeine Mitſtände dazu hat ermuntern wollen. Er begreift „alſo nicht, was man unter ſeiner angeführten Paſſivität „verſteht. Der König will mit Freuden noch einmal erklä„ren, daß ſeine Theilnahme an dem Wohl des deutſchen „Reichs und ein uneingeſchränkter Gehorſam ge„gen deſſelben Geſetze ihn allein dazu bewogen haben. „Dieſe Denkungsart hat der König von ſeinen großen Vor„fahren auf dem Thron geerbt und immer war dies ſein „politiſches Syſtem, und bleibt es immer bei den jetzigen „und künftigen Schickſalen Deutſchlands.“

Guſtav Adolf zog im Sommer 1804 erbittert gen Norden und langte mit ſeiner Gemalin um die Mitte des Septembers in Stralſund an. Man hatte nicht allein mit den napoleoniſchen Ausfällen im Moniteur und mit den pariſer Tagesblättern Kampf, ſondern auch mit den däniſchen Nachbarn, welche franzöſiſche Anzüglichkeiten mit Bemerkungen und Vermehrungen nach dem Norden hinübergepflanzt hatten. Ueber dieſen Preßunfug führte der König bei dem däniſchen Kabinette Beſchwerde, und da man hierauf gleichgültig antwortete, ſo erfolgten jetzt faſt zu gleicher Zeit Verbote der franzöſiſchen und däniſchen Zeitſchriften und Bücher. So war denn mit dieſem Jahre Guſtav Adolfs Verhältniß zu Frankreich mit bitterſter Offenheit erklärt, und mit der Erklärung dieſes Verhältniſſes neigte er ſich immer näher zu England hinüber. Vom Krieg mit Frankreich hatte es ſchon ſeit einigen Jahren gemunkelt; aber man konnte ſich jetzt nur noch necken, man berührte einander noch nicht. In der Stockholmer Zeitung vom 12. März 1805 lieſt man in einer Erzählung gleichſam eine Weiſſagung der künftigen Berührung. Wie viele glaubten damals wohl, daß ſolche Gebote des gewaltigen Mannes von fünfzig bald vielleicht auf fünfhundert Meilen gehen könnten? Alſo lautet die Stelle: „Vor einigen Tagen kamen in Petersburg zwei „Herren von Grünſtein und Vernegues an. Der erſte war „Adjutant bei dem Duc d'Enghien und wurde zugleich mit „ihm gefangen. Beide ſind jetzt aus dem Tempelthurm in „Paris entlaſſen, aber unter der ſonderbaren Bedingung, „auf fünfzig Meilen Weite von der franzöſiſchen Gränze „ſich nicht aufzuhalten. Eine ſehr unangenehme Ausſicht „für die Fürſten, welche in dieſer eigenmächtigen Jurisdiction mit einbegriffen ſind.“

Weil der König unterdeſſen dieſen Herbſt zwiſchen Pommern und Schonen hin und her wirkend und befehlend wieder einige Häuflein ſchwediſcher Krieger übers Meer kommen ließ, ſo fürchteten die Pommern ſchon jetzt einen Beſuch von den Franzoſen, welche im hannöverſchen Lande an der Elbe in grader Linie etwa nur fünfzehn Meilen von der pommerſchen Gränze entfernt ſtanden. Aber jeder kluge Mann konnte ihnen ſagen, daß das unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht geſchehen würde. So klein war Napoleons Politik nicht: die Beſetzung Pommerns war für ihn kein Gegenſtand, das kleine Land konnte ihm keine Hülfsmittel geben, wohl aber konnten die Schweden, welche er ohne Flotten nicht erreichen konnte, ihm vielfach ſchaden.

Daher wünſchte er immer noch Frieden mit dem König von Schweden. Die Pommern hatten übrigens ihre guten Gründe zur Furcht; ſie ſchloſſen aus den äuſſeren Zeichen: denn ſchon ſeit dem vorigen Jahre waren mehrere Regimenter ſchwediſcher Soldaten übers Meer gekommen und an Stralſunds Feſtungswerken wurde gearbeitet, wozu, wie man ſich erzählte, die Engländer das Geld herſchoſſen. Aber mit dem Sommer 1805 ward es etwas ernſthafter.

Zuvörderſt gab es mehrere Zwiſte und Händel mit dem Berliner Kabinette. Dieſem hatte Guſtav Adolf nach ſeiner Anſicht, welche die ſogenannte Neutralitätspolitik deſſelben verdammte, ſchon ſeit Jahren gegrollt. Nun kam in dieſem Jahre Neues hinzu. Das preußiſche Kabinett konnte Schwedens Rüſtungen hart an ſeinen Gränzen nicht mit Gleichgültigkeit anſehen, weil es allenfalls fürchten mußte, Napoleon möge nach ſeiner zufahrenden Art daher die Gelegenheit ergreifen, nicht nur in das ſchwediſche Pommern einzurücken, ſondern auch das wehrloſe Mecklenburg zu beſetzen, von deſſen Hülfsmitteln neue Kriegsſchaaren zu errichten und zu unterhalten und in Preußens immer mehr umſtellte rechte Flanke zu werfen. Es fragte alſo nach der Bedeutung der Rüſtungen und Truppenüberſchiffungen und erklärte mit großer Entſchiedenheit, es werde auf alle Weiſe zu hindern ſuchen, daß hier an der Oſtſee die Kriegsflamme ausbreche. Der König von Schweden antwortete trotzig, er als ein unabhängiger Monarch habe das Recht zu thun und zu laſſen, was ihm gut dünke, ſich auf dieſes Recht und nöthigenfalls auf ſeinen und ſeiner hohen Bundsgenoſſen guten Degen berufend. Dies gab Mißſtimmung, welche noch mehr wuchs, als er im Frühlinge den Königlich preußiſchen Schwarzen Adlerorden mit der ſtolzen Erklärung zurückſchickte, er dürfe nach dem Sinn der ritterlichen und königlichen Orden ein Zeichen nicht mehr tragen, womit Leute wie Napoleon und ſeines Gleichen geſchmückt wären *). Der Kaiſer gewordene Napoleon nämlich hatte ſich ſeinen Ehrenlegionsorden geſtiftet und dieſen Sr. preußiſchen Majeſtät überſandt, wofür ihm nach europäiſcher Herrſcherſitte das Gegengeſchenk der höchſten preußiſchen Ehren geworden.

Oeſtreich und Rußland hatten gegen Napoleons täglich wachſende Ueberziehungen und Ueberſpiele, wogegen nirgends ein Vertrag Sicherheit gewährte, endlich im Sommer des Jahres 1805 wieder den Krieg beſchloſſen, und England und Rußland traten jetzt mit dem Könige von Schweden, der ſelbſt von England bis dahin faſt als eine unbedeutende Nebenſache ſo hingehalten worden, in beſtimmtere und feſtere Unterhandlung. Dieſer ſaß dieſen Sommer von 1805 in Schonen bei ſeinem alten Freunde dem General Toll und ergötzte ſich dort mit einer Schaar von 10,000 bis 12,000 Mann, die er für Uebungen zuſammengezogen hatte. Dieſe nannte man das Heer, welches nach Pommern übergeſchifft werden ſolle, vielleicht ehe der König ſelbſt es noch feſt wußte. England hatte dem Könige ſchon einzelne kleine Summen ausbezahlt, aber beſtimmte Verträge waren bis dahin nicht fertig geworden. Erſt als England mit Rußland abgeſchloſſen hatte, däuchte dieſe Gegend für ein Unternehmen in Norddeutſchland gegen die Nordſeeküſten hin nicht unwichtig, und nun unterhandelte auch das Petersburger Kabinett mit Eng-

---

*) S. die Beilage IV.

land für Schweden. Im September kam ein förmlicher Vertrag zu Stande, laut welchem der König für die Befeſtigung und Zurüſtung Stralſunds und für eine Schaar von ungefähr 20,000 Mann etwa 900,000 Thaler jährliche Hülfsgelder ziehen ſollte. Hier alſo ward die Sache erſt zu der Zeit abgemacht, als die größeren ſüdlichen Heere von Frankreich und Oeſtreich ſchon mit hellen Haufen gegen einander zogen. Hier erklang es nun, in Norddeutſchland ſollte ein ruſſiſchengliſchſchwediſches Heer aufgeſtellt, dem Oberbefehl des Königs von Schweden untergeben, und als das Weſtheer gegen den Rhein und gegen die Niederlande gewendet werden. Wirklich landeten auch gegen das Ende des Septembers 20,000 Ruſſen auf ſchwediſchem Gebiete auf der Inſel Rügen und bei Greifswald. Dies waren durchaus auserleſene und in jeder Hinſicht auf das reichſte ausgerüſtete und bewaffnete Krieger; aber es waren, wie es bei den ruſſiſchen Heeren leider gewöhnlich iſt, faſt um die Hälfte zu wenig: denn in den Zeitungen und auf den Rollen ſtanden ſie immer zu 37,000 Mann aufgeführt, wiewohl ihrer nur 20,000 waren. Die Engländer, auch 20,000 Mann ſtark, landeten um die Mitte Novembers an der Weſer und Elbe, vortrefflich gerüſtete Krieger, unter Andern die deutſche hannöveriſche Legion und die Leibregimenter; ſie führte General Don. Auch die Schweden verſtärkten ſich nach und nach, und im November kam der König ſelbſt übers Meer. Im Anfang Decembers, nachdem allerlei Zwiſte wegen des Oberbefehls und wegen der Stellung zum Berliner Kabinett wenigſtens etwas beſeitigt waren, zog er mit ſeinen lezten Truppen nach Meklenburg: es marſchierten etwa 8000 bis 10,000 Mann über die Gränze.

Dies war denn doch ein Heer, wenigſtens 50,000 Mann ſtark, herrlich gerüſtet, beritten, bezahlt und verpflegt. Wären es franzöſiſche Soldaten geweſen, ſo ſtanden ſie gegen die Mitte Novembers am Rhein, weckten die deutſchen Geiſter und bewaffneten die deutſchen Fäuſte, ſperrten den Franzoſen Zufuhren und Hülfen, und konnten den großen Heeren der Verbündeten Luſt machen und ihren Freunden Zuverſicht geben. Aber es ging hier an der Elbe wie oben an der Donau. Dieſe erſchienen erſt an der Gränze des Kriegsſchauplatzes, als jene ſchon geendigt hatten. Nur Napoleon und ſeine Krieger hatten Geiſt, Thätigkeit und Beweglichkeit und volle Einheit des Willens und ſeines Zieles.

Das allgemeine europäiſche Erdbeben dieſes Sommers, wo der Stifter der vierten franzöſiſchen Dynaſtie, der junge Kaiſer von Frankreich, durch verdoppelte Thätigkeit und Liſten und Uebergriffe ſeine neuen Titel geltend machte, und die Erſchütterung, welche von der Seine und Themſe bis zur Neva und Donau, ja bis zum Hellespont fortzitterte, brachte auch das preußiſche Staatsſchiff, das wie bisher gern ruhig im Hafen liegen bleiben wollte, in eine ungewöhnlich ſchwankende Bewegung. Es herrſchten in der ganzen europäiſchen Welt graunvolle und unheimliche Gefühle, aber in der allgemeinen Beſtürzung, in der dunkeln Ahnung, daß der Kaiſertitel Napoleons nur der Anfang eines neuen ungeheuren Anfangs ſey, war es ſchwer, klar zu ſchauen und feſt zu beſchließen. Man wollte gern ſeine neutrale Stellung behaupten, wollte dem Schwedenkönige die Luſt am Kriege ſtillen, wollte mit den feindſeligſt gegen einander ſtrebenden Mächten, mit England, Rußland, Frankreich, zugleich in Freundſchaft und Frieden bleiben — und ſo verging auch hier ein halbes Jahr mit Verhandlungen, Beſchlüſſen und Märſchen hin und her, indem man nach allen Seiten hin Front machen mußte. Dies brachte auch die Ruſſen um einige koſtbare Monate, weil es lange ungewiß ſchien, zu welchem von beiden Kämpfern die Preußen ſich am meiſten neigen würden, indem in Berlin eine mächtige Parthei der Meinung war, man müſſe ſich dem gewaltigen und glücklichen Napoleon anſchließen, welcher allein Preußen groß machen wolle und groß machen könne. Dies gab auch neue Händel mit dem König von Schweden, indem Preußen nach dem Abzuge der Franzoſen, damit das verbündete Nordheer nicht zuvorkäme, ſchnell die hannöverſchen Lande im Namen des Königs von England beſetzte; und dies hinderte auf dieſe Weiſe den Vormarſch jenes verbündeten Nordheers, welches ſonſt geſchwinder hätte vorrücken, die Hannoveraner bewaffnen, 20,000 Heſſen mit ſich an den Rhein ziehen und gegen Ende Novembers wohl 80,000 Mann ſtark am Rhein und Main aufmarſchieren können. Endlich gegen den Ausgang des Monats Oktober ſchien die preußiſche Politik ſich beſtimmter zeichnen und zwar für die Verbündeten gegen den Einen großen Ueberliſter und Ueberzieher zeichnen zu wollen. Napoleon hatte das Preußen, welches er den weiſen und gerechten Schirmer und Erhalter der Ordnung und des Friedens zu nennen pflegte, öffentlich beſchimpft. Ein franzöſiſches Heer, dasjenige, welches die engliſchbraunſchweigiſchen Lande unter dem Marſchall Bernadotte beſetzt hielt, war auf ſeinen Befehl ohne Anfrage mit Gewalt durch die königlich preußiſchen Landſchaften in Franken gezogen und dem öſtreichiſchen Donauheere in den Rücken gefallen. Er hatte einen mächtigen Staat als einen abhängigen und ſchwachen behandelt, auf jeden Fall als einen ſolchen, den man nicht zu fürchten brauchte. Dieſer Schimpf und die bald darauf erfolgte Ankunft des ruſſiſchen Kaiſers in Berlin, wo dieſen Herbſt der Brennpunkt auſſerordentlicher Zuſammenkünfte und Verhandlungen von Fürſten und Diplomaten war, und ſeine perſönlichen Beſprechungen mit dem Könige Friedrich Wilhelm hatte die politiſche Wagſchaale von den Franzoſen weg mehr auf die entgegengeſetzte Seite geſenkt. So viel iſt gewiß, die preußiſchen Heere wendeten ſich jetzt von Nordweſten und Weſten mehr gegen Südoſten, und der preußiſche Miniſter Graf Haugwitz ward zu Napoleon ins Feldlager bei Wien geſchickt, und ſollte, ſo erzählte man, mit ſchickſalſchwangern Worten wie Popilius aus den Falten ſeines diplomatiſchen Mantels Krieg oder Frieden vor ihm ausſchütten: Krieg und Heereszuzug zu den Verbündeten, wenn der Stolze billige Friedensbedingungen verweigere.

Hatte Preußen unentſchieden hin und her gezaudert und beide mit Gedanken und Heeren viel hin und her marſchierend eine unwiederbringliche Zeit verloren, ſo war auch Oeſtreich erſt zu läßig, nachher zu geſchwind. Es konnte und es mußte, da es Montgelas Zettelungen mit Napoleon und ſeinen allmächtigen Willen über den Kurfürſten von Baiern nur zu gut kannte, mit überraſchender Geſchwindigkeit über die Baiern herfallen, ſie auflöſen und entwaffnen, alle Vorräthe und Hülfsmittel des Landes ausſchöpfen und für ſich nehmen, und dann ſich auf die erſten von Oſten heranmarſchierenden Ruſſen zurückziehen, um mit überlegener Stärke den Franzoſen die Spitze bieten zu können, die nie ohne Noth mit unterlegener Macht die Angreifer ſind. Der unglückliche Mack, den man ſeit ſeinem neapolitaniſchen Feldzuge vom Herbſt 1798 nimmer wieder an Heeresſpitze hätte ſehen ſollen, ließ ſich von der franzöſiſchen Uebermacht von allen Seiten her umziehen und überflügeln, ja, was man ſagen könnte, er ließ ſich recht eigentlich in den Sack ſchieben: denn nachdem er ſich in Ulm hineingeſpielt hatte, diente das Schlagen zu nichts, wenn nicht alle lieber ſterben als ſich fangen laſſen wollten, wodurch der Schimpf immer in Ehre verwandelt wäre. Nachdem er ein treffliches Heer von 70,000 Mann verſpielt und endlich in Ulm mit 40,000 Mann die Waffen geſtreckt hatte, ſtand den Franzoſen der Weg nach Wien offen, den ſie im Sturmſchritt des Siegs zu vollenden ſuchten und durch ihren ſchnellen Vormarſch auch den Erzherzog Karl zwangen, mit ſeinem ſiegreichen Heere von der italiäniſchen Gränze gegen Ungarn zu ziehen. Die Reſte des deutſchen öſtreichiſchen Heers vereinigten ſich endlich mit 60,000 anrückenden Ruſſen in Mähren, wo man in den erſten Tagen des Decembers die Schlacht bei Auſterlitz zu früh wagte. Man konnte ſolche Stellung nehmen, daß Napoleon nicht angreifen durfte; das Heer des Erzherzogs und die 80,000 Preußen in Franken, die nach langen Hinundhermärſchen wirklich ſchienen Ernſt machen zu wollen, konnten ihm gefährlich in den Rücken kommen, und auch ohne eine Schlacht konnte ſein dann nothwendiger Rückzug nicht luſtig werden. Man wagte die Schlacht, verlor ſie, und Kaiſer Franz, der unglücklicher Weiſe dem Schlachtfelde zu nah war, ſchloß einen geſchwinden, unſeligen Frieden, einen ſolchen wie einer, der in äußerſter Verzweiflung alles aufgeben muß.

Damals rieſen Viele: o wäre Kaiſer Franz von Oeſtreich doch viele hundert Meilen entfernt geweſen! wie ganz anders hätten bald die deutſchen und europäiſchen Dinge geſtanden! Er ſah Napoleon und beſprach ſich mit ihm, und nun ward die Niederlage eine wirklich fürchterliche: man hatte eine große blutige Schlacht verloren, aber die perſönliche Niederlage, welche Franz von dem überlegenen Napoleon erlitt, war ſchrecklicher als fünf verlorne Hauptſchlachten. Dies iſt die Gewalt Napoleons, die auch an ſeine Fahnen den Sieg feſſelt; dies iſt das Unſichtbare, das Unnennbare, mit tauſend Namen Genannte aber immer Unbeſchreibliche, nenne man es Geiſt, Genie, Glück, wodurch er immer mehr zu gewinnen verſtanden hat als durch ſeine Schlachten. Die Alten erzählen, der Honig in Korſika ſey giftig und erzeuge einen böſen Rauſch: dieſer Korſe übt gewiß einen giftigen Zauber, wenn er durch den Sonnenblick der Freundlichkeit am ſüßeſten winkt und lächelt. Genug der bezauberte Franz gab ihm Italien und das adriatiſche Meer, gab ihm ſein prächtiges Tyrol, die durch hunderttauſend Scharfſchützen unbezwingliche Vormauer ſeiner Monarchie, gab ihm die europäiſche Herrlichkeit, die uralte Kaiſerwürde über Deutſchland hin, ein Verluſt, der Vielen unbedeutend ſchien; aber ſie bedachten nicht, daß Napoleon aus allen Ehren, die er mit Schmutz bedeckte oder in den Staub trat, wirkliche Vortheile zu bereiten wußte. Ganz Europa erſchrack bei der Nachricht von dieſem Presburger Frieden, und von dieſem Tage an erſchien der Kaiſer Napoleon der Menge faſt wie ein durch höhere Macht gefeites und geweihtes Geſchöpf einer wunderſamen geheimen Ordnung. Er ſelbſt liebte es, in einzelnen pomphaſten Worten und Verkündigungen ſich den Völkern ſo hinzuſtellen, gleichſam ein nebelhaftes zauberiſches Weſen eines heidniſchen Schickſals: denn darin war er, der alle betrog, doch kein Heuchler, daß er ſich und ſeine glänzende Bahn unter den Gott der Chriſten und ihren Heiland geſtellt hätte.

Kaiſer Franz war mit ſeiner kurzen Arbeit fertig und konnte nun ſeinen traurigen Winterſchlaf eines böſen Friedens in den langen Nächten der kürzeſten Tage durchträumen; jetzt kam es an Haugwitz und an Preußen; es kam die große Frage an den preußiſchen Miniſter, ob auch er die Augen für böſe Träume zudrücken oder klar in den Tag und in ſeine Gefahren hineinſchauen wolle. Graf Haugwitz war ausgeſchickt mit ſeines Königs höchſtem Vertrauen, gleichſam mit den Augen und Fühlhörnern ſeines Herrn und ſeines Vaterlandes gerüſtet, das Nothwendige und Geſchwinde — denn der Zeitlauf ging geſchwind — geſchwind und klar zu thun. Er war kein Kaiſer und kein König, er war ein Miniſter und hatte gewagt auf ſolchem hohen und jetzt allerdings gefährlichſten Poſten ſtehen zu bleiben; ſein Amt war aufzumerken, zu ſchauen und zu wachen. Ihm konnte die Lage Europa's und Deutſchlands und die Stellung Preußens und ſeines Herrſchers dazwiſchen, ihm konnten die Stimmungen, Wünſche, Urtheile, ihm konnte der ganze volle entſchloſſene Wille ſeines Vaterlandes, mit dem ſpinnenden und zettelnden Verderber, der ſich Freund nannte, ehrlichen preußiſchen Kampf zu wagen, kein Geheimniß ſeyn. Auch durfte er ſich nicht einbilden, daß dem liſtigen Napoleon Preußens Politik ein Geheimniß geblieben ſey, eine Politik, deren Standpunkt in Deutſchland und zu Napoleon im Monat December des Jahres 1805 jeder flachſte politiſche Kannengießer begriff. Preußen hatte ſeine Neigung, der großen Koalition beizutreten, genug offenbart; darum war ſein Heer gegen Süden gezogen; es wäre ohne die Schlacht von Auſterlitz vielleicht in wenigen Tagen durch eine offene Kriegserklärung gegen Napoleon beigetreten. Auch Napoleon, ſowohl die Unerſättlichkeit ſeiner Herrſchſucht, als die Schlüpfrigkeit ſeiner Treue, und was er ſich gegen die Völker und Herrſcher vermeſſen konnte, war wenigſtens ſeit dem Jahre 1803 auch den Kurzſichtigſten kein Geheimniß mehr. Er, der alle ſogenannte Verbündete und Freunde Frankreichs, mogten ſie Freiſtaaten oder Fürſtenthümer heißen, beraubt, erniedrigt und nach Willkühr zertheilt, vertauſcht, zerriſſen hatte, er, dem kein Vertrag heilig war, als der ihm eben nützlich däuchte — war es möglich, daß er einem Miniſter einbilden konnte, daß ein Miniſter ſich ſelbſt einbilden konnte, er werde Preußen als einen Freund ſchonen, er werde nicht zu wiſſen ſcheinen, was Preußen gegen ihn beſchloſſen gehabt? Dieſen, dieſen, wenn man ihn mit Männern der Vorzeit vergleichen will, ſchrecklichen Römer, der ein anderer Paul Aemil mit feiner und kalter Grauſamkeit zu erniedrigen und zu erwürgen verſtand, dieſen mußte Graf Haugwitz doppelt fürchten, wann ſeine anmuthige Rede und ſeine ſchmeichelhaften Verſprechungen aus freundlichen Sonnenblicken des Antlitzes hervorbrachen. Noch war, wenn auch Kaiſer Franz ſich verloren gegeben, nichts verloren: 80,000 Preußen ſtanden auf der Entſcheidungslinie, die jeden Tag mit neuem Zuzug vermehrt werden konnten, im Weſten das Nordheer von 50,000 Mann, wozu man ſogleich 20,000 Heſſen rechnen konnte, in Polen noch 70,0000 Ruſſen und ihr Zuzug. Klare Anſicht der Gefahren des Augenblicks, der nun als der flüchtigſte Augenblick ergriffen werden mußte, und Muth, der über ſeinen Gefahren ſchwebte, mußten doch Krieg rufen für falſchen betrügeriſchen Frieden. Haugwitz empfing von Napoleon Worte und nichts als Worte, er empfing auch das Wort Frieden von ihm, und ſprach es ihm nach, und er hörte dafür von ganz Preußen und Deutſchland Verräther. Dieſe fühlten den Puls des Tages, ſie fürchteten nicht künftige Gefahren ſondern Gefahren, in welchen ſie mitten drinnen waren, und worin Napoleon in dem nun deutſcheſten Chaos der Dinge und Verhältniſſe luſtig und ſchadenfroh hohnlächelnd mit dem Drachenſchwanz ſchlängelte. Haugwitz zog dem preußiſchen Staate den von Napoleon überreichten diplomatiſchen Neſſusrock an, deſſen Gift ihm alsbald Fleiſch und Mark und Sehnen verzehren und das Geripp der edlen herkuliſchen Leiche, die durch die Friedrich Wilhelme und zweiten Friedriche zum Göttergeſchlecht verherrlicht war, der erſtaunten Welt zum Jammer zeigen ſollte. Denn damit Haugwitz ohne jede Entſchuldigung bleibe, ſo hatte er ſogleich die volle tolle Gefahr ohne Proteſt in Empfang genommen. Durch die Verabredung, die er abſchloß und wovon er wohl wiſſen konnte, wie viel der hohnlächelnde Ueberliſter noch davon abdringen würde, wich Preußen aus dem Süden Deutſchlands, gab alle ſeine Stammlande in Franken und edles Gebiet am Rhein auf und empfing das allergefährlichſte Geſchenk, nämlich die braunſchweigiſchen Kurlande, das Eigenthum des mächtigſten Herrſchers der Welt, des Königs von Großbritanien, vor deſſen Flotten und Gold Napoleon ſelbſt noch zittern mußte. Haugwitz nahm dies an, und nahm damit zugleich Krieg mit England und ſeinen Verbündeten, mit dem meerbeherrſchenden England, nicht bedenkend, daß Preußen auf 120 Meilen Länge an der Oſtſee hingeſtreckt aus dem Meere ſeine friſcheſten Kräfte und Hülfen holen muß. Dies Geſchenk empfing Preußen und den traurigen Auftrag die fremden Heere ſtill aus Norddeutſchland herauszuſchaffen, nämlich die Engländer, Schweden und Ruſſen. Es hatte aber der Kaiſer von Rußland ſeine ganze in und an Deutſchland ſchlagfertig lagernde Heeresmacht nach dem Preßburger Frieden Preußen angeboten, wenn es vielleicht den Kampf mit Napoleon wagen wolle. Man dankte für die Freundlichkeit und ließ ſie ziehen. Auch die Engländer ſchifften im Anfange des Jahrs 1806 wieder heim, und die Schweden überwinterten im Lauenburgiſchen und Mecklenburgiſchen, wo ſie, durch alte Erinnerungen und durch Glaubensgemeinſamkeit als ächte Lutheraner faſt heimatlich wie unter befreundeten Landsleuten lebten. In den erſten Tagen des Aprils 1806 rückte der König mit ihnen in ſein Land ein, indem er nur eine kleine Reiterſchaar an der Elbe zurückließ, den dieſſeitigen Theil des hannöverſchen Herzogthums Lauenburg zu beſetzen und zu decken und hielt auf dem Felde von Ziemersdorf an der Mecklenburgiſchen Gränze Generalmuſterung. Bei dieſer Gelegenheit lobte und ermahnte er ſeine Schweden mit einer Rede, die ich hier anführe, weil ſie ſeinen Karakter malt. So klang ſie:

„Ich habe euch hier verſammeln laſſen, um ſowohl den Befehlenden als den Gehorchenden meine beſondere Zufriedenheit und Wohlgefallen über den Eifer zu bezeugen, womit während der jüngſtverfloſſenen Zeiten jeder ſeine Pflichten zu erfüllen geſtrebt hat. Wenn das Schick-

„ſal mich bis jetzt gehindert hat, mit euch den großen Zweck „auszuführen, wofür ich euch in dieſes Land gerufen, ſo „müſſen wir darin die Lenkung einer höheren Hand ehren „und es mit Ergebung betrachten. Die uralte Ehre der „ſchwediſchen Waffen iſt von euch doch in dem Anſehen be„hauptet, das ihr und eure Vorfahren ihnen gewonnen. „Ich habe euch jetzt alle zurückgeführt in das Land, welches „eure großen Vorfahren durch ihr Blut ſo glorreich erwor„ben, und wir vermiſſen hier allein die Kriegsgenoſſen, „welche auf meinen Befehl in einem Theil der deutſchen „Staaten meines Bundsgenoſſen des Königs von Eng„land zu ihrem Schutz zurückgeblieben ſind. Wir ha„ben alſo die größte Veranlaſſung, dem Allerhöchſten „Lob und Dank darzubringen, der uns in dieſen ge„fährlichen und verworrenen Zeiten auf eine ſo ausgezeich„nete Weiſe beſchützt hat. Ich ermahne euch nun alle, Gott „mit fröhlichem Herzen dafür zu danken und ſeine Gnade „anzurufen, daß wir nun und fernerhin immer den Weg „der Tugend und Ehre wandeln mögen.“

Dieſer Sommer 1806 iſt für die europäiſche und ſchwe- 1806. diſche Geſchichte durch den König nicht merkwürdig geworden; aber es iſt vielleicht der letzte Sommer geweſen, der ihm nach ſeinem Sinn einige königliche Ergötzung gewährt und worin er ſeine trotzige Starrheit mit einigem Selbſtgefühl hat zeigen können. Er blieb nun mit ſeinem kleinen Haufen bis gegen den Herbſt in Pommern, wo er ſich mit neuen Verfaſſungen und Neckereien und Zwiſten mit ſeinem preußiſchen Nachbar beſchäftigte. Wir zeichnen dies ganz kurz:

Schon im Januar dieſes Jahrs hatte der König der deutſchen Reichsſtandſchaft entſagt. Bald darauf entwickelte ſich auch Frankreichs Politik immer klarer, und Napoleon gab gar bald die Kommentare und Erläuterungen zum Preßburger Frieden und warum er Franz von Oeſtreich die deutſche Kaiſerkrone hatte ablegen laſſen. Er ließ ſie wahrlich nicht im Staube roſten, ſondern ſetzte ſie unter einem andern Namen, unter dem Namen Protektor des Rheinbundes, auf ſein Haupt, und lehrte die deutſchen Könige und Fürſten vor ihrem neuen Glanze ſich mit Ehrfurcht verneigen. Nach ſolcher Auflöſung des alten heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation ſtand es dem Könige wohl frei, mit ſeinem kleinen Pommern zu thun, was er wollte: denn auf Reichsverträge und Reichsgeſetze konnte man ſich kaum mehr berufen, und die meiſten Fürſten des Rheinbundes zeigten ihm durch die willkührliche Art, wie ſie in ihren Gebieten ſchalteten, den Weg, den er auch hätte gehen können. Er hätte ſich unumſchränkt erklären können, wie faſt alle deutſche Fürſten unter Napoleons Flügeln thaten; er wollte es nicht: Pommern ſollte nicht unfreier als Schweden ſeyn, es ſollte auch in Verfaſſung und Geſetzen ganz ſchwediſch werden. Das Erſte, was dies alles in Bewegung brachte und dem königlichen Willen eine beſtimmte Richtung und Aeußerung gab, war der Befehl des Königs, nach dem Beiſpiel anderer Länder in Pommern und Rügen eine Landwehr zu errichten. Dies gab den erſten Stoß gegen die alte landſtändiſche Verfaſſung, die freilich, von dem Nabel des weiland großen deutſchen Reichs abgetrennt, als eine Reliquie etwas ſchutzlos in der Luft zu hangen ſchien. Der größte Theil der pommerſchen Regierungsmitglieder, die da auf dieſe Verfaſſung beeidigt waren, weigerten ſich, das königliche Edikt, als welches gegen dieſelbe ſtreite, zur Ausführung zu bringen. Der König ſetzte die Widerſpenſtigen ab, und eine Landwehr von ungefähr 5000 Mann wurde in Pommern und Rügen *) organiſirt. Nun ging es Schritt vor Schritt mit neuen Einrichtungen weiter. Der Gräuel der Leibeigenſchaft und die adliche Tyrannei wurden zerſtört; für die oft ſo willkürlich und ungerecht gepflegten Patrimonialgerichte wurden Landgerichte mit dem Namen Kreisgerichte eingeführt; die ganze Ordnung und Verwaltung des Landes ward geändert, und zugleich die königliche Erklärung erlaſſen, im September des Jahrs 1807 ſolle die Landſchaft ganz die ſchwediſche Verfaſſung bekommen. Auch hielt der König im Auguſt einen allgemeinen Landtag ſchon ganz auf ſchwediſchem Fuß mit den vier Ständen, was dort etwas Neues und Unerhörtes war. Hiebei geſchah es, daß er für einen Stand, der bei der ſorgloſen Verwaltung dieſer Lande ſeit dem dreißigjährigen Kriege faſt ganz unterdrückt, oder zerſtört worden, für den Baurenſtand, ſich mit einzelnen geſammelten Bruchſtücken (mit Domanialpächtern, Zinspächtern u. ſ. w.) einſtweilen zum Theil behelfen mußte, bis ihm Zeit gegeben würde durch neue oder den früheren ſchwediſchen nachgeahmte Einrichtungen einen wür-

---

*) Beiläufig das weiland ſchwediſche Pommern und Rügen, welches jetzt Neuvorpommern und Fürſtenthum Rügen genannt wird, ſollte mit dem Einen Titel Fürſtenthum Rügen genannt werden: denn mit Ausnahme der Städte Loitz, Gützkow, Wolgaſt und einem Gebietſtreif etwa zwei Stunden Weite von der Peene ablaufend, beſteht es in dem Fürſtenthum Rügen, zu welchem die größten und meiſten Städte des Landes, Stralſund, Greifswald, Barth, Damgarten, Tribbeſees, Grimmen, Richtenberg, Franzburg mit den zubehörigen Umkreiſen und Bezirken gehörten.

digen, freien Stand der Art zu ſchaffen. Es iſt unglaublich, mit welcher Wichtigkeit dies alles betrieben wurde und wie der König nur in ſeinem kleinen Pommern und in Entwürfen und Planen für daſſelbe lebte und webte, als könne er ſich hier gleichſam ein zweites und mächtiges ſchwediſches Reich erbauen. Denn nicht allein von neuer Geſetzgebung war die Rede, ſondern von neuen Kanälen, Häfen, Werften, Städten; und zwar zu einer Zeit, wo dies kleine Pünktchen in dem vulkaniſchen Ocean der Weltrevolution verſchwinden mußte. Bei einem tragiſchen Gefühl, das die Erinnerung jener blutigen Tage mit ſich führt, erſcheint einem dieſer Bau in der Ungewißheit aller damaligen Dinge faſt lächerlich und Napoleons wilder Thätigkeit gegenüber, der eben jetzt alte Herrſcherſtühle umſtieß und neue aufrichtete, faſt wie ein unſchuldiges, poetiſches Kinderſpiel.

Aber Guſtav Adolf wühlte und tummelte ſich in den leichten Schöpfungen dieſes Königsſpiels, als hätte eine ſtille fromme Zeit mit einer Schaar Melchiſedecke auf den Thronen wenigſtens einen zwanzigjährigen Frieden geweiſſagt. Er gefiel ſich überhaupt nirgends beſſer als in Pommern oder auch anderswo in Deutſchland. Das Weiche und Gutmüthige, mehr vielleicht noch das Schwächliche und Karakterloſe, oder ſage ich lieber das Unbeſtimmte und Volkloſe, was kein Gepräge von irgend einem Lande oder Volke hat, dieſes unbeſchreibliche Etwas, welches ſo viele Deutſche unſerer Zeit eben nicht zu Ehre und Glück an ſich tragen und den Fremden darſtellen, machte einen gefälligen Eindruck auf den, welcher durch das Trotzige und Kalte oder auch durch das Ruhige und Feſte ſeiner Schweden oft zurückgeſtoßen wurde: denn ihm begegnete dann, was zu ſehen nie erfreulich iſt, er ſah ſein Bild zu ähnlich in andern. Kurz, dies ſchien ein letzter glücklicher Spielſommer für ihn zu ſeyn, und die ſonſt über ſeinen ſtillen und kalten Ernſt zu klagen pflegten, durften ſich in ſeiner Gegenwart zuweilen gar des Scherzes unterfangen. Davon hier zwei Beiſpiele ſtatt mehrerer:

Ein Jüngling, der den Studentenrock eben mit dem Kriegskleide vertauſcht, hatte ein bombaſtiſches Kriegslied gemacht, worin er mit gewaltigen Worten ſeinen König ermuntert und auch die ſchwediſche Unüberwindlichkeit nicht vergeſſen hatte. Dies begann mit den Verſen:

Gör krig, gör krig, du ſtore kung,
Låt alla Nordens åskor dundra! *)

---

*) Die Verſe zu deutſch:

Mach Krieg, mach Krieg, du großer König,
Laß alle Wetter Nordens donnern!

und die Parodie:

Mach Frieden, mach Frieden, du großer König,
Laß Bonaparten auf den Ruſſen donnern!

Der General Hampus Mörner war noch aus der guſtaviſchen Schule. Dieſer Schule, wozu auch der Oberkammerherr Graf Stenbock, ein Urenkel des großen Feldherrn, der auf Karls des Zwölften Waffen den letzten Glanz geworfen, aber ſeinem Ahnherrn ſehr unähnlich, und Armfelt gehörten, ſah der König manche Späße, Scherze und Einfälle nach, die er an andern mit ſtrengen Mienen oder noch ſtrengeren Worten geahndet haben würde. So hatte unter anderm Armfelt ſeinen Herrn durch einen Einfall beluſtigt, als der General Graf Ferſen, Sohn des berühmten Partheiführers, ſelbſt berühmt durch das Kutſcheramt, das er bei der Flucht Ludwigs des Sechszehnten verwaltet, und ſpäter durch ſeinen tragiſchen Tod, auch im Feldlager erſchien: ein langer hagerer Mann mit allen erkünſtelt zierlichen Formen des weiland Hofes von Verſailles. Armfelt hatte nämlich bei ſeiner Erſcheinung ausgerufen: Was wollen E. Maj. mit jenem Langen? Wollen wir ihn etwa zur Lärmſtange oder zum Telegraphen gebrauchen?

Hierüber machte ſich der genialiſche Huſarengeneral Hampus Mörner her und parodirte es auf das allerliebſte. Da es nun im Feldlager zu Franzburg an der Königlichen Tafel in Abſchriften rundlief und der König, durch die luſtigen Gebärden der Leſenden aufmerkſam geworden, ſeine Vorleſung begehrte, lachte er über die Hampuſiade herzlich mit, vielleicht auch, weil er ſeinem lauen Bundsgenoſſen Alexander wegen ſeines leiſen Heraustretens aus dem Kampfe und eben damaligen neuen Unterhandelns mit Napoleon allenfalls ein Bonapartiſches Donnerwetter gönnte: denn dahin ſpielte Hampus ganze Parodie, die mit den Worten begann:

Gör fred, gör fred, du ſtore kung,
Låt Bonapart på Ryſſen dundra!

Ein anderes Mal hatte ſich bei einer feierlichen öffentlichen Audienz in Stralſund begeben, daß zwei höchſt ergötzliche Perſonen durch den loſen Capriccio des Zufalls an einander gerathen oder vielmehr an einander gehängt waren. Es erſchienen nämlich bei dieſer Vorſtellung der königliche Archiater Herr Haken, der kleinſte, feinſte, beweglichſte und liebenswürdigſte Mann der Stadt, ein berühmter Arzt, ein edler wohlthätiger Bürger, gleichſam wie in einem Modell des zarteſten Männchens ausgeprägt, und ihm zur Seite der Herr F., Oberauditeur der ſtralſundiſchen Beſatzung, durch ſein Auftreten, ſeine Gebärden, Kleider, Reime, die er bei jeder Gelegenheit hervorſprudelte, eine bis zur Abentheuerlichkeit lächerliche Figur. Dieſer Oberauditeur war nun im Gedränge der Eintretenden zufällig dem Nordſternorden des kleinen Doktors mit ſeinem mächtigen Patenthaarbeutel von zwei Stockwerken zu nah gekommen, und der Orden hatte ihm den Haarbeutel abgeſangen. Nun waren beide höchſt komiſch bemüht, der Doktor, den widerlichen Beutel von der Zierde ſeiner Bruſt loszumachen, der Oberauditeur, ſich ſo zu drehen und zu wenden, daß der König ſein haarbeutelloſes Hinterhaupt nicht entdeckte. Dieſe Bewegungen und Beſtrebungen waren ſo fürchterlich lächerlich, daß auch die Ernſteſten ſelbſt vor dem Könige in Lachen zerplatzten, der mitlachende König aber, mit einer luſtigen Verbeugung die Verſammlung auflöſend, ſich heiter in ſein Kabinett zurückzog.

Solche waren die pommerſchen Freuden und Erheiterungen, ſolche die pommerſchen Neigungen des Königs. Doch lieſt man in einem bekannten Buche,*) er habe grade in dieſem Sommer, wo er aus Pommern alles Mögliche zu machen ſuchte, den Plan gehabt, es für 6 bis 7 Millionen Thaler an Rußland zu verkaufen. Ich habe in jener Zeit in Pommern und Schweden gelebt und viel mit ſolchen gelebt, die derlei Plane wiſſen konnten; aber nimmer iſt mir von einem ſolchen Plan auch nur ein Ton zugeklungen, ſo wenig als von der andern Beſchuldigung, der König habe England angetragen, das däniſche Seeland zuvorkommend gegen Frankreich zu beſetzen. Jenes Buch wirft viele und ähnliche Winke und Beſchuldigungen und manche leichte Anſichten und Urtheile hin und wieder oberflächlich hin, und muß mit großer Vorſicht geleſen werden. Es iſt eine Partheiſchrift, welche den beſtimmten Zweck hatte, die ungünſtigſte Meinung über den unglücklichen König zu verbreiten: ſie malt daher auch ſein Weißes ſo viel möglich ins Schwarze, und ſtellt ihn faſt allen ſeinen Gegnern und Feinden gegenüber allenthalben ſo dar, als der entweder im Unrecht oder in der Verblendung war.

---

*) Hiſtoriſches Gemälde der letzten Regierungsjahre Guſtavs des IV. Adolf. Hamburg 1810.

Mit den preußiſch ſchwediſchen Neckereien dieſes Sommers verhielt es ſich folgendermaßen:

Als Graf Haugwitz von Napoleon überliſtet worden, ſollten die Preußen die kurbraunſchweigiſchen Lande einnehmen. Dies thaten ſie auch, fanden aber dieſſeits der Elbe im Herzogthum Lauenburg noch ein Häuflein Schweden, das nicht weichen wollte, erklärend, ſie ſtehen da auf Befehl ihres Königs, dieſes hannöverſche Stückchen Land für ſeinen Bundsgenoſſen den König von Großbritannien zu behaupten. Nachdem der König nämlich das ganze Land jenſeits der Elbe von den Preußen ruhig hatte beſetzen laſſen, ſcheint er es ſich in den Kopf geſetzt zu haben, das kleine dieſſeitige Stück Lauenburg zu behaupten. Auch erklärte er bei ſeinem Rückmarſch nach Pommern, die dreihundert Reiter, welche er unter dem Befehl des Grafen Löwenhjelm dort zurückließ, ſtehen da im Namen ſeines engliſchen Bundsgenoſſen und jeden Einmarſch fremder Truppen dort werde er als eine Feindſeligkeit anſehen. Dies war höchſt unangenehm für die Preußen, die einrücken wollten und vielleicht einrücken mußten. Sie thaten es endlich mit aller möglichen Freundlichkeit von Artigkeiten, worauf die Schweden mit allem möglichen Trotz antworteten. Doch waren ſie die Stärkeren, und nach einigen Scharmützeln, wobei ein einziger ſchwediſcher Huſar erſchoſſen und einige Reiter verwundet wurden, hießen ſie die Schweden höflich abziehen; was dieſe auch thaten. Dieſes Scharmützel geſchah den 23. April 1806 und prangt in den ſchwediſchen Bulletins mit dem Namen Gefecht am Schallſee. Guſtav Adolf ſah dies als einen

Schimpf an, brach alle Gemeinſchaft mit Preußen ab, womit er ſich lange ſchon erkältet hatte, paradirte mit ſeinem kleinen Heerhaufen längs der preußiſchen Gränze, brachte die preußiſchen Schiffe auf, und ließ die preußiſchen Häfen durch ſeine Kriegsſchiffe ſperren; zugleich machte er in Manifeſten und Erklärungen über Preußens damalige Politik, über ſein abhängiges und unſicheres Verhältniß mit Frankreich, über ſein ſchlimmes und gefährliches mit England und Schweden ſehr bittere Anmerkungen. Nur die Unkundigen wunderten ſich, warum die mächtigen Preußen ſolches ſo lange ertrugen, warum ſie den ganzen Sommer den Schweden gegenüber ſo geduldig lagerten, und nicht mit einem tüchtigen Einfall und Anfall dieſe Kleinigkeit, wie ſie ihnen däuchte, beendigten. Denn ſtatt die Kleinigkeit mit den Waffen kurz abzumachen, liefen zwiſchen Greifswald und Berlin und weiterhin zwiſchen London, Petersburg und Berlin Depeſchen und Botſchafter den ganzen Sommer hin und her. Preußen hatte nebſt Rußland an Großeres zu denken als an dieſen Schwedenzank um ein paar lauenburgiſche Aemter und ein paar verwundete Reiter und Pferde. Vergebens hatte Kaiſer Alexander durch ſeinen Geſandten Dubril zu Paris eine Baſis von Friedensvermittelungen und Hemmungen der napoleoniſchen Entwürfe zu legen verſucht; er mußte, da er Napoleon von Monat zu Monat über alle Verſprechen und Verträge kühner und friſcher wegſchreiten ſah, dieſe Rolle aufgeben. Preußen aber ward immer geſchwinder mit ſolcher ſchmeichleriſchen Treuloſigkeit und ſchadenfrohen Bosheit an den Rand des Abgrunds von Napoleon gedrängt, daß es endlich zornig zurückſpringen und zum Degen greifen mußte. Als das Gefühl dieſer letzten Noth faſt ein ſicheres geworden, ward auch der kleine Zwiſt mit den Schweden ausgeglichen. Gegen Ende des Auguſts zogen die Preußen aus dem Lauenburgiſchen ab, worin 1500 Schweden wieder einmarſchirten; die Sperrung der preußiſchen Häfen wurde den 4. September wieder aufgehoben; den 14. September fuhr Guſtav Adolf nach Schweden zurück. Er hatte ſeine Feldzüge von 1805 und 1806 geendigt.

Preußen hatte es gewagt, weil es zuletzt wagen mußte. Es unterlag der Uebermacht und dem Glücke. Wir ſchweigen von dem Uebrigen, weil wir alte Leiden und Schmerzen nicht wieder aufwecken wollen. Bald wimmelten nun die Oſtſeeküſten von Verſprengten und Flüchtigen, den erſten Unglücksraben von Niederlagen; dann kamen die Franzoſen ſelbſt in einzelnen Schaaren. Der König war nach Schweden zurückgereiſt, und wohnte den Winter in Schonen. Auch ein Theil der ſchwediſchen Truppen war um dieſelbige Zeit zurückgekehrt und die Leibwachen hatten ihr Standquartier Stockholm wieder bezogen. Die bewaffnete Stärke in Pommern und Stralſund mogte außer 4000 bis 5000 Mann Landwehr etwa 6000 Mann ſeyn. Man hatte endlich den ſo lange herausgeforderten Feind wirklich an der Gränze. Aber nun hatte man kein Heer in Pommern, noch erſchien, daß man eines dahin ſchicken wolle. Auch ging es hier verwirrt durch einander wie allenthalben, wo gegen Napoleons faſt mährchenhaftes und zauberhaftes Glück angekämpft werden ſollte. Während die Franzoſen herumſtreiften, war der Generalſtatthalter von Pommern Freiherr von Eſſen vierzehn Tage auf der Jagd, wie es ſchien abſichtlich, um ſicher zu ſeyn, keine Parthei ergreifen zu müſſen. So ſchlecht waren die Anſtalten getroffen, daß einige tauſend franzöſiſche Streifer in den erſten Tagen des Novembers über die Gränze gehen und einige Orte plündern und brandſchatzen konnten. Nach der bekannten Schlacht bei Lübeck, wo der preußiſche General Blücher mit ſeiner Schaar, welcher der beabſichtigte Uebergang über die Elbe nicht gelungen war, die Waffen ſtrecken mußte, wurden in Folge derſelben auch 900 Schweden gefangen. Dieſe waren von den 1500 Mann, welche der Oberſt Morian in dem Lauenburgiſchen Haderländchen befehligte. Auch ihm ging der Kopf rund, als die Unglücksboten umherzufliegen anfingen; er verlor die Zeit mit unnützen Fragen und Berichten, und beſchloß endlich, ſtatt ſtracksweges nach Pommern zu marſchiren, ſeinen Haufen einzuſchiffen und alſo Stralſund zu erreichen. Ein Theil ſeiner Reiterei und die Artillerie war ſchon in See, als die Franzoſen bei Lübeck ankamen, und wurde gerettet; die Uebrigen ſchwammen in Schiffen auf der Trave, kamen den 6. November zwiſchen das Feuer der Preußen und Franzoſen, und wurden wehrlos, da die Waffen unten in den Schiffsräumen verpackt lagen, von den Franzoſen gefangen.

Dies war eine kleine Probe von Krieg, und dabei blieb es lange. Die Franzoſen hatten anderswo genug zu thun, und ließen die Schweden gern ruhig, wenn dieſe ſie nur in Ruhe laſſen wollten. Bei allen Zügen gingen ſie Monate lang um die ſchwach beſetzte pommerſche Gränze recht artig herum und behandelten das ſchwediſche Gebiet faſt wie ein neutrales. Es erſchien, ſie wollten den König von Schweden nicht reitzen, ja ſie wünſchten Frieden mit ihm, und äußerten, daß ſie ihn wünſchten und daß ſie die tapfern

Schweden für ihre lieben, natürlichen Bundsgenoſſen achteten. Aber daran war bei der Geſinnung des Königs von Schweden nicht zu denken. Hätte er nur gewußt, was es heißt Krieg wollen und Krieg führen.

1807. So hingen die Sachen, obgleich man erklärten Krieg hatte, mehrere Monate in einem Mittelzuſtande zwiſchen Krieg und Frieden, bis die Franzoſen endlich wirklich Ernſt machten. Den 28. Januar 1807 rückte General Mortier mit 14,000 Mann in Pommern ein und trieb die Vorpoſten der Schweden auf ihre Feſtung zurück. Die letzteren erwarben ſich dabei in einzelnen kleinen Gefechten und Scharmützeln viele Achtung von ihren Feinden. Stralſund, das durch denkwürdige Belagerungen und durch große Helden, durch Wallenſtein, den großen Kurfürſten, Karln den Zwölften, Leopold von Deſſau berühmte Stralſund, deſſen gegenwärtige Feſtungswerke aber ſeinem alten Ruhme nicht entſprachen, wurde nun eingeſchloſſen, obgleich nicht belagert: denn dazu fehlten Macht, Geſchütz und Jahrszeit. Die Schweden hatten das Meer und Rügen offen; ſie hatten bewaffnete Kanonenböte, die in dem nicht ſtrengen Winter faſt immer wirken konnten; ſie hatten endlich durch einige Verſtärkung, die während der Einſchließung Stralſunds aus Schweden herüber gekommen war, eine Beſatzung regelmäßiger Truppen, die zum wenigſten aus 8000 Mann beſtand. Aber manches Andere fehlte ihnen und — was das Schlimmſte war — ihnen fehlte Einheit des Willens und Befehls. Der erſte Befehlshaber in der Feſtung war der Generalſtatthalter Freiherr von Eſſen, der zweite der Generalleutnant Freiherr Moritz Armfelt, welcher jenem freilich untergeordnet war, aber bei den Soldaten mehr galt als er und durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunſt doch wie ſein Gleicher von ihm behandelt werden mußte. Dieſe beiden Männer zerſpalteten den Befehl unter ſich ebenſo wie ihr Wille und Karakter verſchieden war. Von Eſſen war der Mann des Friedens, Armfelt war der Mann des Kriegs; von Eſſen liebte das Sichere, Armfelt liebte das Gefährliche; von Eſſen war kalt und bequem, Armfelt war heiß und thätig. Was ſollte das geben als Zwietracht, Lähmung, Stockung? Bei kleinen Ausfällen und Scharmützeln ſchlug man ſich zwar gut, aber ſonſt ging alles unbeſchreiblich ſorglos und ſchläfrig. Da war in der Stadt keine Wachſamkeit, keine Polizei, keine Sorge weder für die Eigenen noch gegen die Fremden. Die Franzoſen, immer wachſame Meiſter in allem, wo durch Schelmerei und Beſtechung etwas auszurichten iſt, hatten lange vor Stralſunds Umzingelung ihre Schelme abgerichtet und ließen ſich ſogar von den Thürmen ſignaliſiren. Man wußte das, ſtellte es ſcharf dar; aber es blieb, wie es war. Des heftigen und thätigen Armfelts Warnungen und Erinnerungen hier, ſeine Vorſtellungen bei dem Könige in Schonen — alles fruchtete nichts. Der eine nannte gefährlich, was dem andern leicht däuchte; der eine hintertrieb, was der andere wollte. Die Franzoſen hatten hier Glück wie allenthalben. Man ließ ſie Schanzen, Reduten und Batterien anlegen, ſo viele ſie wollten, und war endlich von einem Haufen ſchlechter Soldaten eingeſperrt, die nicht viel Mann ſtärker waren, als die in der Feſtung. Denn die beſten und brauchbarſten Truppen waren allmälig nach Polen abmarſchirt und von ſogenannten Holländern und zuſammengeworbenem Geſindel aus allen Nationen erſetzt. Armfelt hatte in den erſten Tagen des Märzes mehrmals darauf gedrungen, durch kühne und raſche Bewegungen ſie zu umwickeln, zu ſchlagen und gefangen zu nehmen; aber zu ſolchen Unternehmungen fehlte anderswo Kühnheit und Luſt. Und doch war dieſer zuſammengeraffte Haufe, welcher brave Soldaten in ihrer Feſtung einſchloß, zuweilen nicht ſtärker als 7000 bis 8000 Mann. Und welche Vortheile und Hülfen ſtanden den Schweden zu Gebote! Sie hatten offenes Meer und bewaffnete Schiffe, konnten ſchweres Geſchütz ein- und aus-ſchiffen und im Rücken der Franzoſen Landungen machen, und durch wohl berechnete Bewegungen ſie zugleich hinten und vorn angreifen. Aber nichts dergleichen geſchah, und ſie hätten vielleicht noch lange ſo in ihrem Mauſeloche gelegen, wenn die Franzoſen ſelbſt ihnen nicht gleichſam geſagt hätten, daß ſie ſie angreifen müßten. Sie wußten, drinnen waren wenigſtens 7000 Mann tapferer und geübter Krieger; ſie wußten, die Schweden hatten eine Landwehr von 4000 Mann, friſche und raſche Jugend, die für den eigenen Heerd ſtreiten ſollte. Jeden Tag einen Hauptangriff der Schweden fürchtend, hatten ſie ihr ſchweres Geſchütz und ihre Magazine und Lazarethe weiter zurück verlegt. Man erfuhr endlich den 30. März, daß die Werke vor dem Kniepertthore an der öſtlichen Seeſeite der Stadt gänzlich verlaſſen waren, und nun erſt beſchloß man zu thun, was man ſchon vor vier Wochen hätte thun ſollen: man beſchloß einen allgemeinen Angriff auf die franzöſiſchen Werke.

Dieſer wurde auch den 1. April wirklich ausgeführt. Aber man ließ ſich und dem Feinde alle mögliche Zeit; und karakteriſtiſch iſt die Anekdote, daß von Eſſens Kolonne jenen Morgen eine gute Stunde länger aufgehalten wurde, als der Befehl war, weil der Herr Statthalter dieſe Stunde noch zu ſchlafen geruhte. Nach einigen ſcharfen Gefechten bei Lüdershagen und Löſſow, welche General Armfelt und ſein Unterbefehlender Oberſt Freiherr Wegeſack ausführten, wich der Feind nach allen Seiten, und man hatte ihn nur zu jagen. Die zweite Kolonne unter General von Eſſen und ſeinem Unterbefehlshaber Freiherrn Tavaſt war auch allein mit dieſer Jagd beſchäftigt. Sie machte den rechten Flügel des ſchwediſchen Heerhaufens und zog des Weges auf Grimmen, Loitz, Demmin; der linke Flügel unter Armfelt zog auf Greifswald und Anklam. Unverzeihlich war es, daß man den größten Theil dieſer zurückfliehenden franzöſiſchen Schaar nicht abſchnitt und fing: denn bei dem paniſchen Schrecken, das die Franzoſen ergriffen hatte, bei dem Vorzug der ſchwediſchen Soldaten vor den zuſammengerafften, bei der beſſeren Kenntniß des Landes und der Gunſt der Einwohner hätten verdeckte Nachtmärſche dies gewiß möglich gemacht; um ſo mehr, da die meiſten franzöſiſchen Soldaten ſich eben ſo gern ergaben, als weiter rückwärts nach Hinterpommern und Polen zu ziehen. Die Franzoſen in einem ähnlichen Fall würden die Schweden nicht ſo ungeſtraft haben durchſchlüpfen laſſen. Doch muß man Armfelt das Zeugniß geben, daß er viel raſcher war als die Befehlier des rechten Flügels. Er hatte mit fechtenden Feinden und mit Brückenſchlagen zu thun, und machte in derſelben Zeit acht Meilen, wo der rechte Flügel nur fünf und ſechs Meilen machte, welcher auf alle dieſe Hinderniſſe nicht traf, ſondern bloß zu jagen hatte. Luſtig genug aber hielt man die bequemen Glockenſtunden, war um 7 Uhr des Abends im Quartier und marſchierte ſelten vor 6 Uhr früh aus. Und doch machte man an 2000 Gefangene und nahm in Anklam, Demmin, Dargun Magazine von 400,000 Rthlr. Werth. Wäre von Eſſen ein wenig geſchwinder geweſen, ſo konnte ein großer feindlicher Artilleriepark genommen werden, der nur unter Bedeckung von ein paar hundert Mann in Friedland ſtand.

Die Schweden ſetzten ſich nun im preußiſchen Pommern längs der Uker die Linie nach Friedland hin und ſtreiften in Mecklenburg hinein, von wo ſie Gefangene und Beute einbrachten. Armfelt erließ ſogleich Verkündigung und Aufruf an die Einwohner des Landes und an verſprengte oder verſteckte preußiſche Soldaten ſich zu ihm zu ſammeln; auch erſchienen wirklich binnen wenigen Tagen einige Hunderte, die man nebſt andern Flüchtlingen, Selbſtranzionirten und Freiwilligen auf den Inſeln Wollin und Uſedom organiſiren wollte, welche beide Inſeln von der ſchwediſchen Küſtenflotte und von der pommerſchen Landwehr eingenommen waren. Aber dieſe heißen Verkündigungen wurden durch von Eſſen ſogleich mit kaltem Waſſer begoſſen durch eine andere ſpätere, wodurch er die Einwohner zur Ruhe und Untheilnahme hinwies. Dies und noch etwas Anderes vermehrte die Zwietracht, die zwiſchen den beiden Anführern lange verſteckt geglommen hatte. Von Eſſen nahm nämlich das Wort zurück, welches er in den erſten Tagen ſeiner Ankunft in Demmin dem Armfelt gegeben hatte, ihm den ganzen Befehl zu überlaſſen und zur Verwaltung und Regierung des Landes nach Stralſund zurückzukehren. Die Schuld daran hatte der Oberſt Freiherr Tavaſt, ein geborner Finne wie Armfelt, und Eſſens General=Adjutant, ein geſchworner Feind Armfelts, weil dieſer im vorigen finniſchen Kriege von ihm dem Jüngling geſagt hatte, daß er gern zu ſpät komme und zu früh gehe, und welcher ein bequemer Weichling überdies gern bis zehn Uhr des Morgens ſchlief, was zu Eſſens Art beſſer paßte als zu Armfelts.

Unter ſolchen Verhältniſſen war an keinen glücklichen Erfolg mehr zu denken. Man hielt weder Entſchlüſſe noch Truppen zuſammen, und lag unthätig in ſeinen Linien. Der franzöſiſche General Mortier hatte unterdeſſen die Belagerung Kolbergs aufgehoben, marſchierte auf Stettin, zog einen Theil der Beſatzung jener Feſte an ſich, und ſtand den 15. April mit 12,000 Mann bei Paſewalk. Den 16. in der Frühe griff er mit ſeiner koncentrirten Stärke die Armfeltiſche Kolonne, nämlich den linken ſchwediſchen Flügel, an, ſchlug ſie nach tapferer Gegenwehr aus allen ihren Poſtirungen heraus, und rückte den Abend in Anklam ein. Die Schweden hatten bei Ferdinandshof und Großkoſerow ſehr tapfer gefochten, der General Armfelt und Oberſt Vegeſack wurden beide verwundet und 500 Mann bei Ukermünde abgeſchnitten und gefangen; die Uebrigen zogen ſich über die Peene in ihr Land zurück. Die Stellung der Schweden war ſo gut, daß dieſer Verluſt nicht erlitten wäre, wenn ſie ihre Stärke bei dem erſten Kanonenſchuß zuſammengezogen hätten. Aber von Eſſens Kolonne rührte ſich nicht, Armfelt zu Hülfe zu kommen; wohl aber rührte ſie ſich auf das eiligſte zum Rückzuge, welchen Tavaſt, ohne nur einen Feind geſehen zu haben, auſſer Athem bis Stralſund fortſetzte. Die Faulen und Sicheren behielten hier Recht: Armfelt gab den Befehl ab, und wurde bald darauf mit einer Art Ungnade nach Schweden zurückgerufen.

Den 18. April ſchloſſen die Generale von Eſſen und Mortier einen Waffenſtillſtand, alſo lautend:

1) Die ſchwediſchen Truppen ſollen den franzöſiſchen die Inſeln Uſedom und Wollin übergeben.
2) Die Flüſſe Peene und Trebel ſollen die Demarkationslinie beider Heere ausmachen!
3) So lange der Stillſtand währt, verpflichtet ſich S. Exc. Baron von Eſſen, Oberbefehlshaber der ſchwediſchen Truppen, den Städten Danzig und Kolberg weder directe noch indirecte einigen Beiſtand zu leiſten, noch den Truppen der gegen Frankreich und ſeine Bundsgenoſſen kriegführenden Mächte.
4) Keine Landung von Truppen, die den gegen Frankreich kriegführenden Mächten gehören, darf in Stralſund, Pommern oder auf der Inſel Rügen Statt haben, ſo lange dieſer Stillſtand dauert. Sollten gleichwohl höheren Befehlen zufolge, deren Herr Baron von Eſſen unkundig iſt, dergleichen Truppen in Stralſund landen, ſo verpflichtet er ſich, daß von jenen Truppen gegen das franzöſiſche Heer keine Feindſeligkeit geübt werden ſoll, ſo lange gegenwärtiger Waffenſtillſtand beſteht.
5) Die Feindlichkeiten zwiſchen den beiderſeitigen Heeren dürfen nicht eher als zehn Tage nach geſchehener Aufkündigung des Waffenſtillſtandes erneuet werden u. ſ. w.

So endigte das kurze ſchwediſche Glück. Es iſt glaublich, daß ſelbſt mit der kleinen Stärke etwas hätte ausgerichtet werden können, wenn man geſchwind und planmäßig gehandelt und nicht ein paar Wochen mit Nichtsthun verſpielt hätte. Denn mit einem friſchen Geiſt und Entſchluß geführt, wären ſie im Vorrücken gewachſen und hätten den Franzoſen, die jetzt an der Weichſel keine Soldaten entbehren konnten, ſelbſt eine gefährliche Diverſion machen können. Aber freilich ſtolz und begeiſtert mußte man auftreten, wie Armfelt gewollt hatte, die Pommern, die Brandenburger mußte man für ihren König Friedrich Wilhelm zu Hauſen in die Waffen rufen, Aufſtand, kühnen, blutigen, allgemeinen Aufſtand rufen gegen die fremden Plager und Schänder, und auf wie vielen tauſend Köpfen würde Schrecken die Haare emporgerichtet haben! und ſelbſt vielleicht auf Napoleons Wirbel würde es wiedergezittert haben! Auch verſtanden die Franzoſen die Wichtigkeit des kleinen Vortheils ſehr wohl, den ſie den 16. April über die Schweden gewonnen hatten. Das Geheimniß ihrer Stärke, wann die ſchlecht geführten Heere geſchlagen worden, war, daß die Völker zahm und ſtill blieben. Darum wurden die übertriebenſten Berichte davon in den Hanſeſtädten, in Schwerin, Hannover, Caſſel an allen Straßenecken angeſchlagen und ausgerufen. Sie kannten das Mißvergnügen des Volks und die Meinung von den Schweden, die in hundert Jahren, ſeit dem großen Karl dem Zwölften, noch nicht erloſchen war. O nur ein Aufſtand von ein paar hunderttauſend Bürgern und Bauren, auch nur mit Knüppeln bewaffnet, vom Rhein bis zur Oder nach der Schlacht bei Eilau — und wir hätten einmal ſehen wollen, wie Napoleon ſeinen Kriegswams hätte zur Flucht gürten müſſen! Wahrlich dieſen Winter hätte Guſtav Adolf mit 10,000 oder 20,000 Mann Guſtav Adolf werden können, wenn er mit dem Namen auch ſein Herz in der Bruſt getragen hätte.

Nachdem dies geſchehen und die rechte glückliche Zeit verſäumt und verſeſſen war, machte der König, welcher mit allem ſeinem Haß gegen Napoleon, den er nur Herr Bonaparte nannte, den Herbſt und Winter unthätig verträumt hatte, ſich endlich mobil. Den 12. Mai kam er in Pommern an und nach und nach folgten ihm einige Verſtärkungen ſchwediſcher Truppen. Dazu kamen gegen Ende des Mai's und im Anfange des Junius etwa 7000 Mann preußiſcher Krieger unter dem General Blücher und dem Major Schill. Endlich noch ſpäter landeten auf Rügen noch 25,000 Engländer, lauter ausgeſuchte und herrlich ausgerüſtete Soldaten. Dieſe ſollten nach einer Verabredung der Verbündeten von Stralſund aus unter dem König von Schweden einen blutigen Keil in die Mitte Deutſchlands treiben und des Feindes Verbindungs- und Zufuhrs-Linien durchſchneiden. Ja wären dieſe ein Vierteljahr früher beiſammen geweſen und geſchwind gegen Süden und Weſten geführt!

Der Waffenſtillſtand beſtand indeſſen immer noch, und der König hatte darüber mit dem Marſchall Brune, der über das franzöſiſche Heer in Mecklenburg und im preußiſchen Pommern den Befehl führte, eine ſehr karakteriſtiſche Unterredung, wo er nicht ohne Gewandtheit gleichſam weiſſagend ſich über die franzöſiſche Revolution, über Napoleon und ſein und ſeiner Marſchälle Glück und über die Wechſel des menſchlichen Schickſals ausſprach. *)

Der König hatte jetzt ein Heer beiſammen, aber zu ſpät. Dem franzöſiſchen Kaiſer hatte man die Zeit gelaſſen, aus allen Enden Europa's Soldaten zuſammenzutreiben;

---

*) S. die Beilage V.

und ſchon ſtand ein buntes Gemiſch von 50,000 Mann, Franzoſen, Spanier, Italiäner, Holländer, Deutſche bereit, ihm zu begegnen, falls er ſchlagen wolle. Aber die Dinge waren ſchon entſchieden, als dieſe hätten anfangen können. Danzig, Preußens Bollwerk, war ſchon früher gefallen; nun hatten die Ruſſen die Schlacht bei Friedland in Preußen verloren, und den 25. Junii war der Frieden von Tilſit unterzeichnet. Und nun, grade nun kündigte der König den 3. Julii den Waffenſtillſtand auf, und die Feindlichkeiten begannen. Einige behaupten, er habe dies nur gethan, um dadurch zur Schließung des Friedens, nämlich mit Wahrung ſeiner königlichen Ehre, Gelegenheit zu bekommen. Aber wie ſollte ſein Trotz Frieden ſchließen, wenn er ſich vor dem gewaltigen Feind nicht beugen wollte? So hätte er Frieden gewollt, daß alles geblieben wäre, wie es war, aber nimmer auf die demüthigenden Bedingungen des viel mächtigeren Rußlands. Es mußte alſo Krieg bleiben. Die Preußen unter Blücher zogen auf Befehl ihres Königs jetzt davon; und auch die in Rügen lagernden Engländer ſchifften ſich nach einigen Wochen ein und ſegelten von dannen.

So ſtand der König denn nun endlich ganz allein mit ſeinem kleinen Häuflein. Er ſchien aber trotzig und gutes Muthes. Viele nannten ihn wahnſinnig, weil er alle Friedensanträge der franzöſiſchen Marſchälle, alle Vortheile und Vergrößerungen ſeines Reiches, womit Napoleon ihm entgegenwinken laſſen, verſchmäht hatte. Anderen war er, da er in allen übrigen Dingen klares Geiſtes zu ſeyn ſchien, ein wunderliches Räthſel. Er hätte ihnen kein Räthſel ſeyn dürfen, wenn ſie ſeine Anſicht von der Zeit, ſeine königlichen Grundſätze, ſeine Hoffnung auf ein endliches großes Gottesurtheil, welches alle dieſe jüngſten frevelhaften Herrlichkeiten und falſchen Götzen der Zeit zertrümmern und die gerechte Sache ſiegreich machen werde, ſich zu Gemüthe geführt hätten. Karakteriſtiſch hiefür waren ſeine Geſpräche mit dem Marſchall Brune und die Verkündigungen und Aufforderungen, welche er von Stralſund aus an die Deutſchen und Franzoſen im napoleoniſchen Heere ergehen und rings im Lande ausſtreuen ließ, ſich unter ſeine, unter die gerechten, gottgeweihten Fahnen zu ſtellen; dahin wieſen ſeine unaufhörlichen dringlichen Verhandlungen und häufigen Erzürnungen mit ſeinen Verbündeten, daß man nicht als das letzte einzige Ziel aller Kriege gegen Napoleon die Wiedereinſetzung der Bourbons, mit welchen er zum Verdruß ſeines Volks hin und her ſchmeichelte und zärtelte und die er ſogar in ſein Schneeland einlud, immer voranſtellen wollte. Solche Meinung hatte er von der Majeſtät der Könige, von ihrem unverlierbaren, unverjährbaren Rechte und ihrer unmittelbar göttlichen Stiftung, daß ihm das Wohl und Weh der Völker dagegen vom leichteſten Gewicht ſchien.

Zehn Tage nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes, den 13. Julii, ergoß ſich das franzöſiſche Heer ſogleich wie wilde Waſſer über die Gränze, und ſpülte die Schweden auf Stralſund zurück. Hiebei machte der ſchwediſche General Freiherr Wrede ein Meiſterſtück und rettete durch ſeine Tapferkeit und Haltung den alten Toll mit ſeinem Haufen und alle andere Vorpoſtenketten. Er ſchlug ſich mit einer ungeheuren Uebermacht während drei Stunden bei Steinhagen, anderthalb Meilen von Stralſund, mit außerordentlicher Ehre, und zog ſich dann mit der beſten Ordnung in die Feſtung zurück: einer der geſchickteſten Generale und wackerſten Männer, die Schweden hat. Brune begann eine förmliche Belagerung Stralſunds. Der König, jetzt allein mit einer Beſatzung von ungefähr 10,000 Mann, da er zur Deckung des nächſten Nothwendigen (zur tüchtigen Beſetzung des Dänholms und der Küſten Rügens) wohl 25,000 bedurft hätte, nicht ohne Sorge, es könne dem Feinde doch irgend eine Landung auf Rügen gelingen, überdies ohne Hoffnung von Entſatz und ohne Möglichkeit, mit eigner Kraft dieſe kleine Provinz zu behaupten, beugte endlich ſeinen ſtolzen Muth, räumte die Feſtung in der Nacht von dem 19. auf den 20. Auguſt, ehe das Bombardement begann, und zog ſich mit ſeinen Truppen nach Rügen. Man ſah ihn bei ſehr. ſchlechter Laune, denn der Verluſt Pommerns ging ihm ſehr zu Herzen; Gunſt und Befehl wechſelten daher unaufhörlich, und alle ſeine Männer, Wrede, von Eſſen, Toll, Vegeſack, mußten ſein ſchweres Gemüth fühlen. Im Anfange Septembers kam er krank in Karlskrona an, und den 1. September ſchloß der Feldmarſchall Toll mit dem Marſchall Brune den Vertrag, binnen einem Monat auch Rügen ganz zu räumen. So war der erſte kleinere Aufzug des Kriegs geendigt.

Dies war geſchehen. Was hätte geſchehen müſſen? was hätte geſchehen können?

Die meiſten Schweden, welche ganz anders meinten als ihr König, hofften und wollten Folgendes: Sie ſagten: Napoleon iſt nicht unſer Feind, die Franzoſen ſind nicht unſre Feinde: ſie haben uns immer allen andern Völkern Europa's vorgezogen; ſie erblicken in uns ihr Abbild, nennen uns noch heute die Franzoſen des Nordens; an

Muth, an Gemüth, an Liebenswürdigkeit ſind wir ihnen die ähnlichſten und alſo die liebſten. Sie würden alles für uns thun, ja ſie haben verſprochen alles für uns zu thun, und wenn unſer König nicht ein Starrkopf wäre, ſo wäre jetzt der ſeltene Augenblick da, wo wir durch die Stellung der Welt und durch die Gunſt der Umſtände größer denn je werden könnten. Unſre früher verlornen deutſchen Beſitzungen, der Raub, den Brandenburg und Hannover vor hundert Jahren über uns weggenommen haben, ſind uns klar verſprochen, wenn wir zu ihnen übertreten wollen; das ruſſiſche Finnland und Lievland würden wir wieder nehmen, das ſtolze Petersburg wieder in Fiſcherhütten verwandeln können, wenn wir die Gelegenheit muthig ergriffen. Denn was thun wir dann? Wir betriegen beide, die Ruſſen und die Engländer. Unter dem ſichern Schein einer gewaltigen Ausrüſtung für das Feſtland gegen die Franzoſen verſammeln wir den Kern unſrer Macht, ein Heer von 50,000 Mann, rüſten die Landungsſchiffe, indem wir ſtill auch die Kriegsſchiffe bewaffnen, bereiten alles für die Arbeiten von vier Monaten; aber wir ſegeln nicht gegen Weſten, ſondern gegen Oſten, und bezahlen unſerm tückiſchen und barbariſchen Feinde in Petersburg die alte zuſammenſummirte Sündenrechnung auf einmal. Petersburg, Kronſtadt, die ruſſiſche Flotte, die unvorbereiteten, ungerüſteten, ſind ohne Schwerdtſchlag unſer; wir waffnen unſre alten lutheriſchen Glaubensgenoſſen, vor hundert Jahren noch Genoſſen unſrer Herrſchaft, die unterdrückten ihrer Freiheit beraubten Eſthen und Lieven, die unſre Ankunft fröhlich bewillkommen, zum gemeinſamen Kampfe gegen die Moskoviter — und Alexander mit ſeinen Keeſen und Bojaren mag rathſchlagen, auf welchem Wege er künftig zur Oſtſee gelangen will: denn von der Weichſel her kommt uns Napoleon mit den Franzoſen und Polen entgegen, und an unſerm nun wieder ſüdöſtlichen Gränzſtrom, an der Düna, wird ein gemeinſames Bundesfeſt der ſiegreichen Heere gefeiert.

Die Andersmeinenden antworteten ihnen hierauf alſo: Liebe Freunde und Landsleute, ihr empfindet recht, aber ihr verſtehet ſchlecht. Doch lieben wir eure Begeiſterung für das geliebte Vaterland; wir lieben die Erinnerung an die Großthaten eurer Väter und an die Unbille eurer Feinde; wir lieben euren Haß gegen die hinterliſtigen Moskoviter. Aber über euren Wünſchen vergeſſet ihr das Mögliche, über euren Hoffnungen vergeſſet ihr das Wirkliche. Unglücklich iſt der Schwache, ſey es mit Freunden, ſey es mit Feinden; er trägt nie die Bürgſchaft in ſich, daß das, was geſchehen könnte, auch für ihn geſchehen wird. Und was iſt die politiſche Bürgſchaft? was ſind politiſche Verſprechungen und Anweiſungen? was ſind franzöſiſche und napoleoniſche Verſprechungen und Anweiſungen? Wer die Geſchichte kennt und die letzten beiden Jahrzehnte mitgelebt hat, weiß es. Wie Mancher ſtürzte in die Hölle, welchem der Himmel gezeigt wurde! Und bedenkt es wohl, Flotten und Heere fliegen nicht ſo leicht und geſchwind über Meere und Berge als die Gedanken durch die Luft. Und wie können die Franzoſen uns etwa Pommern und Mecklenburg ſchenken und Finnland und Lievland wiedergeben? Die Engländer ſchlafen nicht, ſie ſind gewaltig auf dem Meere, wie die Franzoſen es auf dem Feſtlande ſind. Werden ſie uns, dann ihre Feinde, ruhig gewähren laſſen? Wie ſollen wir unſre Kraft in Finnland verſammeln, wie ſollen wir ſie dort behaupten, wenn jene uns die Seewege verſperren? Denn ſo ſchnell gehen unſre Rüſtungen leider nicht, daß wir fertig ſeyn können, ehe ſie uns auf dem Nacken ſind. Alſo nichts als Träume und blanker Hoffnungsſchaum. Es iſt wahrlich nicht die Zeit, wo die Armen reich werden. Aber wenn Frieden ſeyn könnte, ſo wünſchen wir Frieden, da wir doch nicht kräftig wirken können noch wollen.

So ſprachen dieſe Verſchiedenen, und ſie hatten beide Recht; denn ſie wollten doch etwas Wirkliches und wollten es ernſtlich. Auch der König von Schweden hätte ſo wollen müſſen. Wollte er Frieden und war Frieden auf ehrliche und für Schweden ſichere Bedingungen möglich, ſo mußte er ihn ſchließen. Wollte er Krieg, ſo mußte er den Krieg ſo führen, daß ſeine und ſeines Volkes Ehre wuchs. Denn wie es immer ausfalle, im Kriege verliert derjenige nimmer, welcher nicht Ehre verliert. Guſtav Adolf wollte Krieg, denn er brannte von Haß und Verabſcheuung ſeiner Feinde; aber er führte einen ſchlechten Krieg. Und worin lag es, daß er ihn ſchlecht führte? Dies lag in ihm ſelbſt, in der allgemeinen Stimmung und Geſinnung ſeines Volkes, und in dem Karakter, ja auch in der Unfähigkeit und Kurzſichtigkeit ſeiner Freunde und Räthe.

Guſtav Adolf hatte einen eiſernen Willen, aber auch eine eiſerne Schwere. Sein Eiſen war durch geſchwinden und geſchmeidigen Geiſt nicht zu Stahl verarbeitet. Er verſtand das Große und Geſchwinde nur in einem dunkeln Wahn, den man faſt einen hiſtoriſchen Aberglauben nennen könnte, nicht in klarem Verſtande noch in begeiſternder Idee. Auch ſetzte er es nicht in menſchlicher Kraft, ſondern in göttlichem Geſchick. Er hoffte allein von einem guten und treuen Willen, was der König auch von kühner und ſelbſtthätiger Wirkſamkeit hoffen ſoll. Von der ungeheuren Zeit allgemeiner, weltumkehrender und weltumſchaffender Verwandlungen, in welcher er lebte; von dem gewaltigen Sturz der Dinge, der alles Alte zertrümmert; von der Gewalt auf Leben und Tod, die für Sieg und Rettung eingeſetzt werden muß, wußte er ſo wenig als die meiſten ſeiner gleichaltrigen Könige. Doch vermaß er ſich ſtolzer zu ſeyn als die meiſten derſelben. Er kannte die Geſchichte nicht, er wußte nicht, daß Gott und Glück gern mit den Kühnen und Geſchwinden ſind. Dazu kam noch, daß er frühe den Meduſenſchild geſehen hatte, daß keine große Geiſter und hohe Herzen ſeiner Jugend erſchienen waren; daß der junge Herrſcher ſogleich auf liſtige Kabbaliſten oder mittelmäßige Leiſetreter getroffen hatte, die in einem ſtürmiſchen Zeitalter mit den gewöhnlichen Segeln ſchiffen wollten, oder feig an der Küſte hinzuſchiffen meinten, wo leichter geſcheitert wird als auf offenem Meer.

Auch des Volkes allgemeine Stimmung und Geſinnung hielt die Kraft zurück, welche der König noch hätte gebrauchen können. Denn was alle wollen oder nicht wollen, davon muß auch in das eigenmächtigſte und unabhängigſte Gemüth unwillkührlich etwas überfließen und die Hitze heißer oder kühler, den Entſchluß geſchwinder oder langſamer machen. Es iſt wahr, Guſtav Adolf führte faſt allein Krieg mit Napoleon und den Franzoſen; die meiſten Schweden wünſchten ihnen Glück, freuten ſich über ihre Siege, und hätten gern für ſie gefochten, da der König ſie gegen ſie ausziehen hieß. Sie ſchwatzten den Franzoſen die ſchön klingenden Worte Freiheitskämpfe, Uneigennützigkeit und Großherzigkeit nach, und träumten, jene ſeyen von Natur eitel Geber und Verleiher und würden ihnen als Bundsgenoſſen Länder und Schätze bringen. Sie hätten die franzöſiſchen Intendanten und Marſchälle ein halbes Jahr bei ſich im Quartier haben müſſen, um mit der rechten Einſicht und dem rechten Muth gegen ſie zu ſtreiten. Sie waren in vollkommener Täuſchung, wenn ſie ſich einbildeten, bei dieſem von Natur trügeriſchen und großprahleriſchen Volke, das von jeher durch ſeine kleinliche und zierliche Habſucht berüchtigt war *), ſey der Geiſt des Gebens mächtiger als der des Nehmens.

Aber am Meiſten wurde Guſtav Adolf in ſeinem Laufe gehemmt und um ſeine Ehre betrogen durch den Karakter und den Unverſtand ſeiner Räthe und Freunde. Gewiß wenige von dieſen meinten es ſchlimm; aber die meiſten hatten kleinliche Anſichten der Dinge, welche durch kleinliche Rückſichten auf ihre eigenen Dinge noch kleiner wurden. War Frieden möglich für Schweden und war des Königs Starrſinn dahin zu beugen, ſo mußten alle dafür ſtreben. War aber der Krieg unvermeidlich, ſtand der König unwandelbar auf Krieg, ſo mußte auch tüchtiger Krieg ge-

---

*) Schon Macchiavelli in ſeinen Tagen ſagte: Gli Francesi son piu avidi di danari che di sangue. Wir kennen beide die eiſerne und goldene Laufbahn ihrer Marſchälle, Intendanten und Sendeboten, von den Maſſenas, Forfaits, Grugecs und Trouvés (andere enfans trouvés et perdus nicht einmal gerechnet) bis zu den Bouriennes und Konſorten, welchen Napoleon ſelbſt gelegentlich den eingeſammelten Raub wieder auszupreſſen pflegte. Die wohlfeilen Wörtlein gloire und honneur immer im Munde, haben wenige von ihnen (unſterbliche Ehre ſey Carnot!) den Probierſtein beſtanden, welchen edle Menſchen von jeher als den gefährlichſten Prüfer der Männertugend angeſehen haben. Muß nicht ſelbſt die armſelige Barbarei, das gräuliche Algier, uns heute wieder des Alten erinnern.

führt werden. Nun wußten aber alle, der König wollte Krieg haben und meinte ihn zu führen. War es denn recht, daß ſie ihn in dem unſeligen Mittelzuſtande hielten, worin weder für ihn ſelbſt noch für ſein Volk Ehre und Sicherheit gewonnen werden konnte? in jenem Mittelzuſtande, wo er ſeinen Freunden nicht nützen und ſeinen Feinden nicht ſchaden konnte, woraus alſo immer mit Verachtung geſchieden wird? Die blutige Karte der neueſten Begebenheiten und Geſchichten Europa's mit der ganzen ſchwarzen Laſt politiſcher Sünden und Dummheiten lag ja vor den Augen aller Welt ausgebreitet — warum wollte man ſie nicht ſehen? Aber man glaubte ſich ſo hinzuſchleppen, bis anderswoher irgend eine Entſcheidung käme, welche das ganze verworrene Knäul auf einmal durchhaute; man meinte in der gefährlichen Zeit ohne Gefahr mit durchzuſchlüpfen — aber man kannte weder ſie noch ihr Verhängniß.

Der König hatte dieſen Winter in Schonen verträumt. Dort lag er, wie man ſich erzählte, in der Gewalt des alten Feldmarſchalls Toll. Zwar hatte der König ſich frühe vorgeſetzt, er wolle keine beſondern Freunde haben — was man ſonſt auch wohl Günſtlinge nennt — und dem Kalten und Spröden war es nicht ſchwer geworden, bis ſo weit Wort zu halten. Er zeigte auch denen, die am meiſten bei ihm galten, recht oft den ganzen König. Aber dies hinderte doch nicht, daß durch Vorurtheil oder Vorliebe gewiſſe Menſchen ſehr viel bei ihm vermogten und gegen allen Haß und alle Verachtung des Volkes ſich bei ihm behaupteten. Unter dieſen war der General Toll einer der vornehmſten.

Wir geben zur Abwechſelung einige Karakteriſtiken:

Generalfeldmarſchall Freiherr Toll, jetzt ein Mann zwiſchen Sechszig und Siebenzig, begann ſeine Laufbahn als ein kleiner Landrichter und zwar nicht zu rühmlich; denn er wurde wegen Dienſtvergehen abgeſetzt und lebte mehrere Jahre hülflos und vergeſſen, obgleich nicht rathlos noch verzweifelt. Als ein unternehmender und verſchlagener Mann wurde er von Guſtav dem Dritten frühe bemerkt, und ſpielte bei der Revolution von 1772 und ſpäterhin auf mehreren Reichstagen für ihn eine ſehr thätige Rolle, wurde auch in manchen ſchwierigen Unterhandlungen und Beſchickungen gebraucht. Ja ſo bedeutend iſt dieſer Mann geachtet worden, daß die billigſten von den Gegnern jenes Königs behauptet haben, Guſtav würde noch lange regiert und gelebt haben, wenn er Toll nie gekannt hätte. Denn von dieſem gefährlichen Menſchen leiten ſie gern jene Schritte und Entwürfe her, die den König ins Verderben ſtürzten. Nach Guſtavs Tode während der Regentſchaft war er in Ungnade. Dies ſchien genug für Guſtav Adolf, ihn ſogleich zu ſich zu erheben; und bald war es kein Geheimniß mehr, daß Tolls Einfluß auf den jungen Monarchen groß ſey. Dieſer Einfluß und des Mannes Verdienſte ſchienen noch zu wachſen auf dem Reichstage zu Norrköping, der nebſt ſeinem glücklichen Ausgange dem Könige als ein Werk Tolls vorgeſtellt wurde. Aber wie dem ſey, Toll machte den König doch ohne Nutzen verhaßt durch den Triumph, den er als Partheiführer über die ſogenannte Oppoſition feiern wollte. Bald wurde Toll zum Generalſtatthalter in Schonen ernannt, begleitete den König auf ſeinen meiſten Reiſen, ja hatte ihn oft bei ſich wohnen auf ſeinem Landſitze Beckaſkog. Dieſer Mann iſt ſehr ausgezeichnet ſowohl in leiblichen als geiſtigen Eigenſchaften und die Natur hatte ihn zu nichts Gewöhnlichem beſtimmt. Sein Leib iſt hoch ſtark und wohl gebaut. Dieſem entſpricht der Kopf, der darauf thront, wo man durch den ungeheuren Knochenbau, noch mehr aber durch die Züge des Geſichts erſtaunt wird: denn Stirn, Augen, Naſe und der ganze Blick geben die ſprechendſte Aehnlichkeit von der Stärke, Liſt und Kühnheit eines Leoparden. Auch iſt der Mann gewandt, thätig, liſtig und unerſchrocken vor den meiſten. Mit dieſen Eigenſchaften verbindet er ſeltene Kenntniſſe und eine unermüdete Arbeitſamkeit. Durch dieſe Arbeitſamkeit, durch Unbeſtechlichkeit und Uneigennützigkeit, die er dem Könige bewährt hatte, durch ſeltene Gaben und Liebenswürdigkeiten des Witzes, durch das Vorurtheil, daß er Guſtavs des Dritten Freund geheißen, endlich wohl am meiſten durch die Macht, die der Starke über den Schwachen gewinnt, war Toll ein vielgeltender Mann. Aber dieſer Mann hatte ſeine großen Eigenſchaften von frühe an durch die kleinen überwuchern laſſen: die Liſt hatte die Stärke, die kleine Kabale die große Klugheit verdrängt. Er hatte vielen Willen ſchadenfroher Stärke, er hatte noch mehr den Ausdruck davon. Unter einem großen Herrſcher wahrſcheinlich ein großer Mann; unter einem mittelmäßigen diente er nur, die Laſt von Haß und Verdacht, welche er im Volke trug, das ihn auch in den gleichgültigſten Dingen für einen ſchlauen Spieler hielt, auf ihn abzuladen.

Auf dieſen ſollen Drei folgen, welche mit einander viele Gemeinſchaft haben von Natur und gehabt haben durch Kunſt, drei Namen, die oben mit ihm zugleich genannt ſind: Wachtmeiſter, Ugglas, Roſenblad. Dieſe drei Männer gehören zu den narkotiſchen Pflanzen, welche die Herrſcher ſo lange umranken und einſchläfern, bis die vorwaltende Lethargie alle Kraft und alles Gefühl des Großen und Edlen zerſtört. Sie ſind der oben genannte Meduſenſchild. Alles, was mittelmäßig, gemein, unedel, kalt und pedantiſch iſt, wird von ihnen ſowohl befördert als dargeſtellt, und ohne daß man ſagen kann, ſie haben abſichtlich und verrucht das Böſe gethan, erwächſt aus dem vielen Elendigen und Schlechten, was ſich um ſolche und durch ſolche gehäuft, das Allerböſeſte. Der König fiel ſogleich bei ſeinem Regierungsantritt in ihre Hände, lernte mit ihren Augen ſehen und mit ihrer Geſinnung würdigen. Man kann ſagen, es giebt eine Vergeſellſchaftung der Geiſter, ein Anwuchs und Durchwuchs der Tugenden und Gebrechen durch eine Aehnlichkeit, die ſich durch Inſtinkt findet und erkennt. Gewiß war es ein Unglück, daß Guſtav Adolf der Jüngling ſolche Miniſter empfing, von welchen Guſtav Adolf der Mann ſich nicht mehr retten konnte. Ihre Wirkung auf ſeine unglückliche, unrühmliche Regierung iſt langſam aber doch tödtlich geweſen, wie alle langſame Gifte, wovon man täglich einige Tropfen einſchluckt. Solche Menſchen wie dieſe drei wirken wie unbeſtimmte Krankheiten, die am ſchwerſten zu heilen ſind. Freilich wenn der König groß war, duldete er ſie nicht oder ſie ſchadeten ihm nicht. Aber es war doch ein Mißgeſchick, daß er bei ſeinem Anfange für gemeine, wankende, ſchlaffe Menſchen nicht edle, feſte und brave fand.

Graf Hans Wachtmeiſter war von einer alten und um Schweden verdienten Familie, die aus Lievland in dieſes Land verpflanzt worden. Es war nicht allein Politik, es war Schwachheit und Vorurtheil, daß Guſtav der Dritte dieſe alten Geſchlechter oft mehr hervorzog, als recht war. Dieſer Graf Hans hatte wirklich nichts weiter als ſeinen Namen; er mangelte aller der andern Eigenſchaften, wodurch Verdiente und Unverdiente bei jenem Könige etwas gewinnen konnten. Doch erhob er ihn noch ſehr jung zu der erſten höchſten Würde des Reichs, zu der Würde des Reichsdroſten oder Juſtizminiſters. Unbegreiflich iſt es, wie ein ſo kluger Mann ſich ſo vergreifen konnte. Graf Wachtmeiſter war von der Natur nicht ſeinem Wappen gemäß mit einem adlichen Bilde ausgeprägt. Die alten ritterlichen Geſchlechter wurden weiland nicht bloß die geſtrengen, ſondern auch die tummelhaften genannt; aber weder ſein Leib noch ſein Geiſt trug Zeichen der Schwunghaftigkeit und Tummelhaftigkeit: eher mogte man ſagen, ſie trugen die der hinfälligen Taumelhaftigkeit. In einem ſo ſchweren Leibe wohnte kein leichter Geiſt, in einem ſo häßlichen Leibe wohnte keine ſchöne Seele. Es iſt genug, wenn man erzählen kann, daß ein Mann einen Leib hat unentwickelt wie der Leib eines fünfjährigen Buben; es iſt noch mehr, wenn man erzählen kann, daß ein Mann von funfzig Jahren und einigen darüber einem fünfundſiebenzigjährigen Greiſe gleich abgelebt iſt. Auch iſt in dieſem Manne alles dumpf und ſchwer, ſogar die Sprache; denn er ſtottert und ſtammelt wie ein Kind. Da iſt keine Spur von Leichtigkeit, welche durch Freiheit, von Adel, welcher durch Geburt, von Würde, welche durch Stolz erzeugt wird; ſondern Pedanterei, Kümmerlichkeit, Kleinlichkeit jeder Art. Nie leuchtete eine Idee durch dieſe trübe Stirn, nie zitterte eine Wonne durch dieſes lahme Herz, nie erinnerte der Stolz an Väter, die wirklich Männer geweſen waren. Der gemeine Sinn für das gemeine Recht des todten Buchſtabs ohne Verſtändniß der Zeit und der Menſchheit, die gemeine Anſicht der Welt nach der Nützlichkeit und ſtarren Rechtlichkeit ohne Gefühl und Begriff von dem, wo ſelbſt Unrecht zuweilen größeres Recht ſeyn kann als das durch die Formel geheiligte Geſetz; alle ariſtokratiſchen Vorurtheile, dürre, ſaftloſe Geſpenſter der Vergangenheit, wodurch unſer Zeitalter ſo ſchrecklich leicht hat umgekehrt werden können, hier in einem ſo wunderſamen Gemiſche beiſammen, daß man faſt hätte ſagen mögen: Graf Hans Wachtmeiſter war ein ganz guter Mann, wenn er nicht Reichsdroſt geweſen wäre. Wir entſchuldigen ihn damit, daß wir bekennen, er war wenigſtens nicht viel ſchlechter, als die meiſten Grafen und Freiherren, welche in den letzten Jahrzehenten in Madrid, Neapel u. ſ. w. u. ſ. w. mitregiert haben. Man ſah ihm an, daß er eine Laſt trug, deren Gewicht er immer fühlte, er ſah einem Stönenden ähnlich: Stönling hätte man ihn nennen können, wie ich ein Miniſterchen des entgegengeſetzten feinſten Formats gekannt habe, der Seufzerling hätte heißen können.

Graf Ugglas iſt der Sohn eines Probſtes in Dalarne (in den Thälern). Die Söhne der Prieſter in Schweden haben manche Häuſer von Grafen und Freiherren geſtiftet. Kenntniſſe, wozu ſie eifriger geführt wurden als manche Andere, auch, wie die Bosheit oft flüſtert, mitgeborner, prieſterlicher Kabalengeiſt und leiſetretende Liſtigkeit öffnen die Bahn der Ehre und des Glückes. Ugglas ging ſie nicht ſchwer. Er begann ſie als ein kleiner Sachwalt, nicht eben mit Ruhm, wie ſeine Feinde erzählen; denn kaum wußte er in gewöhnlichen Fällen ſich zu helfen. Dies könnte eben ſo gut Lob als Tadel ſeines Kopfes und Herzens ſeyn; denn man weiß, ſehr bedeutenden Männern iſt daſſelbe begegnet. Wie man ſich erzählt, hob Ugglas ſich zuerſt durch eine eigene Kühnheit bei der Revolution von 1772. Denn in dem entſcheidenden Augenblick, wo König Guſtav den Reichsrath verhaften ging, ſchlug er ihm derb auf die Schulter und rief: Friſch drauf! E. M., es wird gehen! Seit dieſem kühnen ça ira zog Guſtav ihn hervor und brauchte ihn: denn Ugglas war arbeitſam, eifrig und treu. Der König bediente ſich ſein bei Reichstagen und in allerlei Geſchäften, nicht in den erſten Rollen ſondern da, wo es gilt die Wege zu reinigen: wie man jene Jagdhunde gebraucht, welche den Wald ſtören und wecken, bis die feinen Naſen kommen, die wirklich finden und jagen. Unter Guſtav Adolf ſtieg er ſchnell von Stufe zu Stufe, ward Graf, Oberſtatthalter in Stockholm, Kammerpräſident (gleichſam Finanzminiſter) und Excellenz. Unter andern verwaltete er des Königs Sondervermögen, und man erzählt, daß die gewiſſenhafte und faſt kaufmänniſche Verwaltung deſſelben während ſeiner Minderjährigkeit vorzüglich ihm ſein großes Vertrauen gewonnen habe. Graf Ugglas iſt eine dicke, plumpe und ſchwere Geſtalt, welche auf einem dicken und kurzen Halſe ein großer breiter Kopf ſchließt. Eine weite flache Stirn, kleine lebendige halb ſpitzbübiſche halb gutmüthige Augen, eine grobe Naſe und ein unverſchämter Mund geben das Bild eines Menſchen, der ſchieben und allenfalls ſich ſelbſt mit durchſchieben, nicht aber eines, der ſchnellen und ſchwingen kann. Auch drückt dieſer Mann in Stellung und Geberde immer das Gemeine aus; unter ſeines Gleichen faſt verlegen tritt er unter Niedrigergeſtellten gern vornehm auf, d. h. er mögte ſich gern hoch fühlen, wenn er Muth dazu hätte. Ugglas iſt ein Beweis, wie weit ein Mann mit beharrlicher Arbeitſamkeit und Strebſamkeit, mit größerem Ehrgeiz als Geſchicklichkeit, mit ſeltenem Selbſtvertrauen es bringen kann. Denn von jeher war er unermüdet fleißig, ordentlich und geſchwind in Geſchäften, treu ſeinen Verbindungen, dankbar ſeinen Wohlthätern, hülfreich und gefällig in Kleinigkeiten: Eigenſchaften, womit man, wann die erſten Durchgänge gebrochen ſind, ohne groß zu ſeyn, oft das werden kann, was die Welt groß nennt. Aller Geiſt und alle Feinheit der Dinge fehlte nothwendig dem, der in ſo vielen Dingen der Erſte ſeyn wollte, da er unter der Leitung eines Beſſeren als dritter oder vierter Mann vortrefflich geweſen wäre. Man hat Ugglas als Beamten des Eigennutzes *) beſchuldigt und behauptet, er habe einige Zoll-Einrichtungen und -Anordnungen mit für ſich gemacht, vorzüglich habe er bei dem neuen Zollſyſtem und bei'm Diskont ſich zu bereichern verſtanden. Solche Beſchuldigungen ſind immer und allenthalben ſchwer zu beweiſen. Ugglas iſt ein reicher Mann, aber ſeine Verheirathung mit einer reichen Erbtochter und eine verſtändige Haushaltung können ſein Vermögen leicht erklären. Aber daß der Unwürdige ein reicher Graf war, daß er in den höchſten Aemtern ſtand, die er nicht ausfüllen konnte, daß er bei dem jungen Könige gewaltig war und immer noch weiter ſtrebte — das konnte man einem Manne ſchwerlich vergeben, der ſo viele Mängel

---

*) Es giebt in Schweden eine alte Ritterfamilie Uggla (Eule). Ein Uggla gefragt: ob er mit Graf Ugglas verwandt ſey? antwortete: wir ſind keine Genitiven. Ugglas iſt nämlich ſchwediſch der Genitiv von Uggla.

durch keine einzige Liebenswürdigkeit vergütete. Er verſchuldete Haß, denn mit einer Art bewußter Plumpheit trug er ſeine leere Einbildung und pfauiſche Selbſtgefälligkeit öffentlich zur Schau. Sein größter Fehler aber war der, daß er nichts weiter war als ein beſtellſamer Diener: was der König ihm befahl und anbefahl, das, meinte er, könne und müſſe er thun. Ja wenn Guſtav Adolf ihn zum Geſandten nach Paris oder Petersburg beſtimmt, wenn er ihn als Feldhauptmann an die Spitze ſeines Heers geſtellt hätte, Ugglas hätte ſich nicht geweigert, er hätte geglaubt Ruf und Beruf zu haben. Solcher gemeine Dienſtſinn nicht eines Miniſters ſondern eines Knechts trug doch ſo ein bischen Geruch von einem Staatsverbrecher in ſich. Denn wer ſich eitel in alles miſcht, wer ohne den Sinn der höheren Treue, der auch dem Könige gegenüber ein Sinn der Freimüthigkeit und Unabhängigkeit iſt, das Größeſte mit regieren will, wenn er nur dem Kleinen gewachſen iſt, der klage nicht, wenn das Volk, auch ſeine guten Eigenſchaften vergeſſend, zuletzt hinter ihm her flucht.

Freiherr Matthias Roſenblad ſchließt dies Kleeblatt, welches nur zum Ziehen, nicht zum Führen geboren iſt. Auch trägt er faſt noch mehr als die vorigen den Stämpel eines Laſtthiers, obgleich er ihnen an Geſchicklichkeit überlegen iſt. Roſenblad iſt ein Schone, Sohn eines Profeſſors zu Lund und ganz ordentlich durch die Dienſtgrade gegangen. Die Oberſchweden, die ſich über die etwas ſchwerfälligen Schonen gern erluſtigen, ſagen, das gelinge den gefügſamen und dienſtbaren Schonen beſſer als ihnen *). Unter Guſtav

---

*) In Oberſchweden iſt ein eignes Vorurtheil gegen alles, was aus Schonen kömmt, wohl noch aus den früheren Dänenfehden her-

Adolf war Roſenblad Staatsſekretair für das Innere und für das Lehrweſen, und durch die jüngſte Revolution iſt er als einer der ſechs Mitregenten in den Staatsrath Karls des Dreizehnten gekommen. Auch ihn kann man gewiß keiner kühnen und glänzenden Verbrechen gegen den Staat und den König beſchuldigen; aber es iſt faſt einem Verbrechen gleich, wenn ein Mann mit gemeiner Geſinnung und Anſicht der Dinge durch alle Künſte zum Regieren ſtrebt; und dieſes Verbrechen hat Roſenblad mit Ugglas gemein. Durch den gewöhnlichen kleinen Dienſt hatte Roſenblad ſich den Schlendrian der Geſchäfte angeeignet und jene Fertigkeit gewonnen, wodurch man ein guter Schreiber, aber meiſtens ein ſchlechter Miniſter wird; wie auch ein vortrefflicher Wachtmeiſter ſelten zu einem vortrefflichen Feldherrn gedeiht. Denn durch die Geſchwindigkeit des Buchſtabs und die Vielgeſchäftigkeit des kleinen Dienſtes geht die Schärfe und der Blitztreffer des Geiſtes verloren. An Geiſt aber und Adel der Verwaltung hat dieſer zuſammengepreßte Menſch wohl nimmer gedacht. Alles fein ſachte, fein ſäuberlich, fein rückſichtlich gemacht, ſo daß niemand zu ſehr geſtoßen wird, ſelbſt das Gute ſo gethan, als wenn es aus Willkühr, das Würdige ſo befördert, als wenn es aus Gnade geſchehe — das heißt wohl aller Mittelmäßigkeit und Schwäche Patron ſeyn? Auch iſt es wohl genug geſagt gegen Wachtmeiſter und Roſenblad, daß unter ihrer Verwaltung keine Männer von Geiſt gebildet ſind; denn wie hätten ſie um ſich dulden können, was ihnen feindſelig war? Eine Makel ſitzt außerdem noch auf ihnen, die zu den ſchwarzen gehört,

---

ſtammend. Sie ſagen: der Schwede und Deutſche kriecht geduldig empor.

daß beide trotz den Päbſten Roms ſchaamloſe Nepotiſten ſind. Roſenblads Haltung und Tragung iſt noch weniger edel als Ugglas, mehr mit Unentſchloſſenheit, Schüchternheit und Kraftloſigkeit gezeichnet, gleichſam wie die eines Mannes, der mit ſeinen Gedanken und Entwürfen, wenn ſie ſich ja einmal ans Licht hatten hervorwagen wollen, gleich wieder in ſich zurückkriecht. Sein Geſicht iſt bleich und verfinſtert mit bald trübe hervorblinzelnden, bald mißtrauiſch unterſuchenden Augen, die nie von einer Idee geglänzt haben. Roſenblad gehört zu den Frommen im Lande; ſeine Feinde ſagen, er ſey ein Heuchler. Das glaube ich nicht. Auf ſeinem ganzen kalten und trüben Weſen liegt auch jener kalte und trübe Aberglaube ausgedrückt, der mit leeren und öden Formeln einer verwirrten Fantaſie ſpielt, nie aber zu den ſüßen und leichten Träumen einer ſeligen Schwärmerei auffliegen kann. Der trockne Fantaſt, der ſich in wüſter und ideenloſer Arbeit abmattet, ſucht doch irgendwo Troſt, und ſollte es auch in den eiſigen Nebeln zwiſchen Himmel und Hölle ſeyn. Durch die Meinung, daß er ein frommer Mann ſey, und durch eine gewiſſe Knechtsmiene und Bereitwilligkeit galt Roſenblad viel bei Guſtav Adolf. Denn bereitwillig iſt er immer geweſen. Bei des Königs Regierungsantritt arbeitete er ſogleich gegen ſeinen Wohlthäter, den Herzog Regenten, und gab auf dem Reichstage zu Norrköping eine Ueberſicht von dem Zuſtande des Reichs und von der Finanzlage deſſelben, wo er zum Theil dem Regenten aufbürdete, was frühere Zeiten verſchuldet hatten. Bei dem Sturz Guſtav Adolfs ſegelte er ſogleich mit dem neuen Winde, und machte Unterzeichnung unter denen, gegen welche er eben noch Proklamationen geſchrieben hatte *). Bei dieſer Gelegenheit warf ſein älteſter Bruder, ein Biedermann von altem Schrot und Korn, der Oberſt Roſenblad, ihm bitter vor, wie er wagen könne bei der neuen Ordnung der Dinge als Miniſter noch wieder mitregieren zu wollen und die Unbeſtändigkeit und Untreue ſeiner Grundſätze ſo offen zu bekennen? Die beiden Brüder erzürnten ſich ſo, daß der Oberſt ihn mit der Erklärung verließ, er verachte ihn als einen gemeinen Kriecher und werde ſein Geſicht nie mehr ſehen, als um darauf zu ſpeien; ja wenn er ſeine Mutter nicht als ein Ehrenweib gekannt hätte, ſo müßte er glauben, ſie habe ſeinem Vater ein Kukuksei ins Neſt gelegt. Dieſer ältere iſt ein Mann von großen Kenntniſſen und lebt jetzt in Blekingen, wo er wüſte Felder urbar macht. Er legte ſeine Stelle als Haupt der Fortification in Stralſund nieder, weil ſeine und des Königs Meinungen ſich zu ſehr widerſprachen.

Noch einige Blicke auf zwei Männer, die oben ſchon erwähnt ſind und in den politiſchen und kriegeriſchen Dingen dieſer Jahre mitſpielten. Sie ſind die Freiherren von Eſſen und Armfelt.

Freiherr Hans Hinrich von Eſſen war der jüngere Sohn eines guten Hauſes deutſcher Herkunſt in Weſtergöthland, und war frühe an den Hof Guſtavs des Dritten gekommen, bei welchem er durch ſeine Geſtalt und ſein feines adliches Weſen bald Gunſt gewann. Bei dem Tode Guſtavs war er Oberſtallmeiſter, ward ſpäter Oberſtatthalter in Stockholm und bekleidete ſeit dem Jahre 1800 die Stelle eines Generalſtatthalters in Pom-

---

*) Er hatte im Namen Guſtav Adolfs eine Verkündigung gefertigt, deren Abdruck durch des Königs ſchnelle Verhaftung vereitelt ward.

mern und Rügen. Von Eſſen iſt ein ſehr ſchöner Mann, ſchlank, hoch und edel gebaut, mit einem dichten, ſchwarzen Lockenkopfe und einer Stirn, worin der volle Muth und die geſammelte Stärke eines Stiers erſcheint. Sein Gang, ſeine Haltung und Gebärde ſind vornehm, zuweilen edel, wenn er den vornehmen Mann über dem Menſchen für einen Augenblick vergeſſen kann. Alles was er hat hält er mit ſchwediſcher Beſonnenheit und Gleichmüthigkeit klug zuſammen und kann daher mit mittelmäßigen Eigenſchaften oft etwas bedeuten, wo Beſſere zurückſtehen müſſen. Sein Leben kurz ausgeſprochen iſt Haltung und Beſchränkung. Sein Karakter iſt offen, treu, redlich; man kann im beſſern Sinn des Worts von ihm ſagen: er iſt ein Edelmann. Sein Gemüth iſt kalt, beſonnen, ſorglos: er muß ſehr gereizt und geſtoßen werden zum Zorn und zur Thätigkeit. In politiſche Zettelungen und feine verfängliche Sachen hat er ſich nie gemiſcht; zu langſamen Geſpinnſten und Ränken fehlen ihm Geduld und Gerührigkeit. Von jeher gingen Sinn und Wirken bei ihm nach außen und nach äußerem Glanz und Genuß. Er iſt von den Menſchen, von welchen geſagt werden kann: ſie ſind geboren zu ſeyn und zu ſchimmern, wenn andere mit dem Thun bezahlen müſſen: wie manche bunte Vögel und Blumen ohne Geſang und Duft, ſo ſcheinen gewiſſe Menſchen bloß da zu ſeyn, damit ſie durch Schönheit und Glanz die Welt erfreuen, ohne je das Nützliche ſchaffen noch das Große thun zu können. Von Eſſen war und iſt die Freude der Weiber, ein rüſtiger Jäger, Reiter, Fechter, brav, friſch, liebenswürdig; aber etwas Anderes als Oberſtallmeiſter und Oberkammerherr hätte er nie werden ſollen; an der Spitze eines Heers oder einer Regierung mußte er immer eine mittelmäßige Rolle ſpielen. Denn wie ſehr der feine und geſchickte Guſtav der Dritte auch alle Köpfe reitzte, auf von Eſſen haben die Künſte der Muſen nie gewirkt. Er mangelt durchaus aller Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, und — was ſchlimmer iſt — er mangelt jener Thätigkeit, die mit einem geraden Verſtande verbunden oft mehr kann als alle Kenntniſſe. Wohllüſtig, ſorglos und faul hat er immer alle Arbeit von ſich geſchoben und die Dinge am liebſten den bequemſten ſachteſten Gang gehen laſſen. So kam es, daß unter ſeiner Verwaltung elende Schreiber oft wagen und thun durften, was bei einem redlichen und unbeſtechlichen Mann, wofür ihn die ganze Welt erkannte, ſonſt unmöglich geweſen wäre. Und doch iſt dieſer Mann ſo glücklich geboren, daß bei ihm kaum Schwachheit heißt, was bei andern Verbrechen geſcholten wird; indeſſen fühlt man oft, daß man neben dem ſchönen Naturwerk auch gern ein ſchönes Menſchenwerk achten mögte.

Der Freiherr Guſtav Moritz Armfelt iſt ein geborner Finne, ganz ein Zeitgenoß von Eſſens und mit ihm ungefähr gleiches Alters, d. h. etwas über funfzig Jahre. Armfelt wurde wegen Schönheit und Geiſt frühe hervorgezogen und gehoben von Guſtav dem Dritten, zu deſſen Genoſſen und Vertrauten er lange Zeit gehörte. Im vorigen Finniſchen Kriege zeichnete er ſich durch glänzenden Muth aus und kam mit Ruhm und Wunden bedeckt heim. Mit Guſtav fiel auch ſein Glück; ſeine Plane gegen die Regentſchaftsregierung wurden, kaum geboren, wieder erſtickt, und Armfelt mußte einige Jahre mit Noth und Gefahr kämpfen. Guſtav Adolf rief ihn ins Vaterland zurück und ſtellte ihn wieder her; er that an ihm, was er an allen denen that, welche Freunde Guſtavs des Dritten genannt wurden. Aber zwiſchen Menſchen wie Guſtav Adolf und Armfelt war von Natur eine zu weite Kluft, und es war nicht wohl möglich, daß ſie zuſammen ſich wohl befinden konnten. Denn Heißes und Kaltes, Feierliches und Unbeſonnenes, Weites und Enges ſind die natürlichſten Feinde von einander. Dies hat Armfelt oft erfahren, doch ſind dem Könige wenige ſeiner Leute ſo treu geblieben als er. Denn bis auf das äußerſte Letzte hat Armfelt für ihn und in dieſen letzten Monaten auch für ſeine Familie gearbeitet. Armfelt trägt den Stämpel eines Menſchen, den die Natur zu großen Dingen beſtimmt hat. Wären ſeine ſeltenen Eigenſchaften mit nur etwas weniger Leichtſinn durchgoſſen geweſen, wäre er ſpäterhin in edler und kühner Thätigkeit gehalten worden, gewiß er würde unter den erſten genannten europäiſchen Männern ſeyn. Sein Bau iſt von einer ungewöhnlichen Größe und Stärke und von der Scheitel bis auf die Kniee wunderſchön; in den Unterbeinen und Füßen aber iſt etwas Unbeſtimmtes und Schwankendes, welches ſich vielleicht hie und da in dem Karakter des Mannes wiederfindet. Sein Kopf, von blonden Ringellocken umfloſſen, gehört zu den ſchönſten, die man ſehen kann: eine breite ideenvolle Stirn, geiſtvolle und ſeelenvolle blaue Augen, eine genialiſche Naſe, ein voller Mund, worum Gefühl, Ironie und Wolluſt im Wetteifer ſpielen, ein rundes männliches Kinn machen dieſen Kopf faſt zu einem Ideal. Armfelt iſt ein Genie und vereinigt alle die Tugenden und Mängel, welche höhere Genien zu bezeichnen pflegen. Reich an Gedanken, Witz und Leben ſprudelt und überſpringt er ſich ſelbſt ſo oft. Er ſpricht und ſchreibt vortrefflich; macht ſchöne

Verſe; ſtreut, ſo wie er den Mund aufthut, unaufhörlich Blitze von Geiſt und Scharfſinn aus; verſteht die Kunſt mit allerlei Menſchen zu leben und ihnen zu gefallen; und — was das Höchſte iſt — in ſeinem Großen und Kleinen, in ſeinem Guten und Böſen bricht immer der Menſch durch, der offne liebenswürdige Menſch. Dies macht ihn ſo außerordentlich intereſſant und beweiſt ſein großes Uebergewicht über die gewöhnlichen Geiſter. Denn in dieſem Norden muß man ein großes Herz haben, um auf ſolcher Höhe, als worauf Armfelt ſteht, in der nordiſchen Kälte noch den warmen Menſchen zu bewahren. Armfelt iſt kühn und leicht ergreifend, heiß und leicht loslaſſend, leicht und oft leichtſinnig, jetzt arbeitſam und geſchickt, jetzt wieder nachläſſig und gedankenlos, fähiger, Anzettelungen aufzuziehen als ſie durchzuweben. Auf Amors buntem und zauberiſchem Blumenfelde war dieſer Mann ein fürchterlicher Sieger und konnte das cäſariſche Veni Vidi Vici mit Recht im Schilde dieſes Turniers führen; ſeine Liebesabentheuer mit Weibern aller Nationen ſind berühmt, wie ſeine Sammlungen reitzendſter Kinder, die er guten Theils mit fürſtlichen Frauen gezeugt und als ſeine Kinder erziehen ließ. Bei ſolchen Verhältniſſen nennt man keine Namen. Aber dieſer Mann, deſſen Blößen ſo offen da liegen und den es ſo leicht iſt zu tadeln, hat auch eine Treue und eine Kraft, die der größten Begeiſterung und einer unauslöſchlich lodernden Flamme gleich ſind. Gefühlvolle Menſchen kann eine tiefe Wehmuth anwandeln, wenn man ſieht, wie ſolche Männer, welche für die heldigſten Thaten und menſchlichſten Werke geboren waren, ihren Lebenszweck oft kaum halb erfüllen und mit allen ihren blitzenden und leuchtenden Eigenſchaften der Pöbelmenge zum

Gelächter werden, welche alles immer nur nach dem Erfolge richtet. Armfelt, wenn Guſtav der Dritte länger gelebt hätte, Armfelt in England oder Frankreich geboren, würde vor den Zeitgenoſſen in ganz anderem Glanze da ſtehen. Er iſt von den Männern, welche Menſchen ſich unwiderſtehlich nachziehen. In einem freien Staate, unter einem hochherzigen König, in einem revolutionirten Volke wäre er ein glorreicher Bürger und berühmter Anführer geweſen. Aber Armfelt, von lauen und engbrüſtigen Menſchen umgeben, Armfelt mit beſchränkten und mechaniſchen Köpfen zuſammen an Einem Seile ziehend, wird oft faſt ſchlechter erſcheinen müſſen als die Schlechten: er wird bald zu geſchwind bald zu langſam, bald zu heiß bald zu kalt erſcheinen müſſen. Denn nie hat ein Genie den Inſtinkt der Mittelmäßigkeit, das Halbe für Ganz und das Flickwerk für Meiſterwerk zu nehmen. Deswegen macht es Narrheiten und Uebertriebenheiten, wo es durch ſich ſelbſt nicht wirken noch ſich ſeinen eignen Pfad durchbrechen kann.

Den ganzen Winter von 1807 alſo verſaß der König bei Toll oder er lag — wie man es ausdrückte — in ſeinen Händen; was doch nicht ganz ſo war, wie Viele es meinten. Er ſaß da, ärgerte ſich an dem Glücke der Franzoſen, unterhandelte mit den Engländern, las Berichte und Befehle und gab deren aus, und hatte endlich weder rechten Frieden noch rechten Krieg. Die meiſten von ſeiner Umgebung wollten wohl, daß er Frieden machen ſollte; aber wie? das mogten ſie eben ſo wenig wiſſen als er. Wenn ſie ſeine Abneigung gegen den Frieden mit Frankreich wußten, ſo hofften ſie ihn und die Zeit doch ſo hinzuſchleppen, bis die Sache anderswo irgend einen Ausſchlag bekäme. Sie vergaßen, daß der Schwache bei dem Zuſammenſtoß der Mächtigen, wenn er darin nicht zertrümmert werden will, vor allen andern rechter Freund oder Feind ſeyn muß. Die Schuld eines ſolchen Vergeſſens gegen den König und ſeine Ehre und gegen des Vaterlandes Sicherheit und Ruhm haben wohl die meiſten, die um ihn waren, mit einander gemein, einige ſicher mit den beſten und patriotiſcheſten Abſichten, wie z. B. der Hofkanzler von Engeſtröm, vormaliger ſchwediſcher Geſandter in Berlin, welcher ſich in Schonen einige Zeit am Hofe des Königs aufhielt, ein redlicher und treuer aber heißer und heſtiger Mann, welcher in der Verbindung mit Napoleon das einzige Glück von Schweden ſah. Von Toll iſt es ſchwer zu ſagen, was er wollte und wie er wirkte. So viel aber weiß man, daß er keinesweges wünſchte, der König möchte mit einer bedeutenden Macht über das Meer gehen. Kurz, alle, auch die Beſten und Treueſten, wollten mit mattem Kiel auf einem Meer ſegeln, wo man entweder alle Segel aufſetzen oder nie auslaufen muß. Toll wollte keinen großen Krieg: er war ſo geſcheidt zu begreifen, daß er als Feldherr nie eine große Rolle ſpielen würde. Vielleicht wollte er auch den König nicht gern loslaſſen, fürchtend, andere mögten über ihn gewinnen, was der Tag und die Gelegenheit giebt. Die Engländer unterhandelten unterdeſſen mit dem Könige; ſie wollten für 15000 bis 20,000 Schweden Hülfsgelder zahlen, aber nicht ſo viel, als der König verlangte oder als man ihn verlangen ließ. Denn offenbar erſcheint es, ſeine Räthe und Freunde ließen ihn Kleinigkeiten auf Kleinigkeiten vorſchieben, um alle geſchwinde und kräftige Unternehmungen zu hindern. Zu denjenigen, die allen friſchen lebendigen Krieg in Schweden und Deutſchland zurückhielten, gehörte vorzüglich der Freiherr von Eſſen. Er liebte Vergnügungen und bequeme Tage; er als ein kalter Menſch berechnete die Kräfte der Franzoſen nie geiſtig, ſondern nur mechaniſch und körperlich, und konnte ſie alſo nicht anders als ſiegreich ſehen. Vielleicht kam auch ein unbewußtes Gefühl des Eigennutzes dazu. Er hatte Verwandte in Pommern und Rügen, welche, wie der norddeutſche Adel größtentheils, überall nach Frieden und Genuß ſchrieen;*) er hatte ſelbſt Güter und Lehen, die der Krieg in Gefahr

---

*) Dies iſt ſehr begreiflich, warum man damals im ſchwediſchen Pommern nur wie Krämer und Lombarden empfand. Man ſchätzte die Zeit nur nach dem Golde, was ſie bringen oder nehmen konnte. Nur einen Wink, warum es ſo ſeyn mußte. Die große Axe, worum alle irdiſche Dinge ſich drehen, wodurch der Menſch als Bürger veredelt oder erniedrigt wird, iſt der Erwerb und Beſitz, und die Art von beiden. Schlage die Geſchichtbücher aller Völker auf: wo Freie lebten und beſtanden, da war der Boden der Erde unter alle mehr gleich vertheilt. Die, welche immer Sklaven blieben oder welche aus Freien Sklaven wurden, bewohnten die Erde ihres Landes in zu ungleichen Verhältniſſen. Der freie Bauer, der demokratiſch organiſirte Städtebewohner giebt dem Ganzen den Verſtand, die Kraft, die Tugend, und lehrt auch den Höchſten im Staate, wie es ſich würdig lebt und ſtirbt. Wo nur Barone und Edelleute auf Gütern von tauſend und zehntauſend Morgen Landes ſitzen und einzelne freie Bauren unter der Ueberzahl der ackerbauenden Magnaten und ihrer abhängigen Leute verſchwinden, da iſt man zur Sklaverei fertig, weil man mit dem kühnen Widerſtande oder blutigen Aufſtande ſogleich ſeinen ganzen Beſitz drein ſetzt. Ein Staat, welcher frei und glücklich leben will, bedarf nothwendig **leges agrarias**: Zwei Drittel Bauren auf kleinen und ein Drittel Herren auf großen Grundſtücken — ſo wäre das Verhältniß, womit Veredelung der Erde und der Geſellſchaft und die Freiheit beider beſtehen könnte. Bei ſolcher Einrichtung wird, wenn Gott befiehlt, das Schwerdt gern den Pflug ablöſen.

ſetzte; er fühlte wohl auch, daß er nicht gemacht war ein großes Heer zu führen. Wahr iſt es, daß er auf die Anfrage von Schweden aus, ob man nicht noch **10,000** bis **15,000** Schweden mehr nach Deutſchland überſchicken könne, ganz kurz antwortete, ſie würden dort todthungern, Hannover, Mecklenburg, Brandenburg ſeyen völlig ausgeleert und aufgezehrt und das ſchwediſche Pommern habe für die Beſatzung Stralſunds kaum Brod und Heu. Doch war dies die Antwort der Dummheit oder der Lüge. Denn in jenen Ländern lebten wenigſtens **30,000** Franzoſen ohne Sold bis an das Ende des Monats Mai, und ſpäter **60,000** bis **70,000** eben ſo bis zur Aerndte; und weder von ihnen noch von den Landeseinwohnern iſt einer Hungers geſtorben. Man verſtand den Krieg nicht, noch die Mittel ihn zu führen, oder man wollte ſie nicht verſtehen.

Von Eſſen wurde hiebei am königlichen Hoflager unterſtützt von einer jener kleinen politiſchen Hohlfiguren, die dadurch oft gefährlich ſind, daß ſie unbedeutend ſcheinen. Dies war Herr von Brinkmann, vormals Legationsſekretär in Paris und Berlin, einer von jenem Geſchlecht, welches witzig, klug und Gott weiß was alles ſcheint und doch bei ſeiner dünnen Nichtigkeit kein Gefühl hat von dem Eiſen, das in und an dem Mann ſeyn ſoll, noch von dem Verhängniß, das den Mann und König zu Thaten herausfordern muß, und welches bei dieſer Dünnheit und Witzigkeit mitunter recht ſchlecht wirken und mitſpielen kann ohne ein Bewußtſeyn ſeiner Jämmerlichkeit. Solche leichte zierliche Luſtlinge verbreiten in böſer, gewaltiger Zeit auch ihr paniſches Schrecken, welches man ein Schrecken nicht der dumpfen, geheimen Sturmwinde der Bergforſten der Geſchichte, ſondern der ſeufzenden Rohrpfeifen nennen mögte, woraus ſie mit Hoffräulein und Hofjunkern den Königen und Königinnen oft verderblich genug ihren kurzathmigen Muth blaſen. Dieſer Brinkmann iſt einer von jenen Leuten, die an Leib und Seele ſo fein ſind, daß ſie die letzten des Menſchengeſchlechts heißen könnten, aber nicht in jenem Sinn, wie Brutus und Kaſſius die letzten der Römer hießen. Er iſt fein, witzig, gewandt, macht ſchwediſche, deutſche, franzöſiſche Verſe, die leicht fließen aber auch leicht zerfließen. In Deutſchland erzogen und gebildet, in deutſcher Sitte, Wiſſenſchaft und Philoſophie heimiſch, hat er ſich jener deutſchen Art ſehr bemächtigt, die, wie ich oben andeutete, dem König von Schweden ſo ſehr gefiel. Durch eine wirkliche Gutmüthigkeit, durch eine liebenswürdige Leichtigkeit, die, mit Eitelkeit und Schwachheit verbunden, in ſeinem Weſen erſchien, durfte er oft lange und viel vor dem Könige ſchwatzen und zwitſcherte ihm die Dinge nach ſeinem dünnen Schnabel vor. Der Tropfen macht den Fels hohl. Dieſes Männchen ſaß ſpäter am preußiſchen Hoflager in Königsberg und ließ dort vor der ſchönen Königin ſeine luſtigen Gedanken- und Verſevögelchen ausfliegen und ſchien die preußiſche Schmach, die er für ſeinen Theil wenigſtens nicht lindern gewollt hatte, redlich mit zu beweinen. So ſcheinen viele Solche.

Der einzige Mann, welcher wahren ernſtlichen Krieg wollte, war der General Armfelt. Die Schweden ſagten, er brannte nur von perſönlichem Haß gegen Napoleon, er vergaß wie ſein König Pflicht und Vaterland für einen blinden tollen Trieb. Gleichviel, ob dies wahr iſt oder nicht, man kann doch ſagen, Armfelt hatte Recht. Konnte man den König und ſeine Herrſcherwirkſamkeit nicht einige Jahre in den Ruheſtand ſetzen, ſo mußte man ſeinen Willen kräftiglich thun — dies iſt ein ewiges Geſetz der Politik, welches ſolches auch damals für das Vaterland gebot; ſtand es in des Königs Macht Krieg oder Frieden zu wollen, ſo mußte man ſeinen Willen ernſtlich und ganz wollen mit ihm. Dies iſt auch ein Geheimniß der Monarchie bei manchen Schwächen, die ſie beſonders durch den Einen ſtarren oder verkehrten Willen haben kann. Armfelt hatte durch ſeinen Haß und ſeinen Karakter das jetzt grade Nothwendige; er wäre der rechte Feldherr geweſen für ein Diverſions- und Aufſtands-Heer in Norddeutſchland: denn Idee und Wirklichkeit, Begeiſterung und That, Schein und Wahrheit, Spiel und Ernſt ſind in ihm ſo wunderſam gemiſcht, wie es die Zeit bedurfte. Er war der rechte Mann für einen deſultoriſchen Fechterkrieg vom Rhein bis zur Oder, der unter tüchtiger Leitung wohl ein Standkrieg auf Leben und Tod hätte werden können. Er ließ es nicht fehlen an Aufforderungen und ſelbſt an Beweiſen deſſen, was gethan werden konnte und alſo gethan werden mußte; aber die andern ſtellten ihn gutmüthig als einen Enthuſiaſten, boshaft als einen Narren vor, und die Stimmen Vieler waren mächtiger als die Wahrheit eines Einzigen. Wir haben oben erzählt, was geſchehen iſt.

Aber was konnte geſchehen? und alſo, was mußte geſchehen?

Nach dem, was man nachher ſah und was von Mehreren vernommen werden konnte, iſt es kein Zweifel, daß die Engländer ſogleich mit 25,000 bis 30,000 Mann bereit geweſen wären, wenn der König von Schweden einen kühnen und geſchwinden Willen gezeigt und bei Sachen, die groß und königlich betrieben werden wollen, nicht mit kräſmerlichen Kleinigkeiten und Knickereien die köſtlichſte Zeit weggeknickert hätte. Die Engländer wollten denn doch ganz gute Hülfsgelder bezahlen, ſolche, womit 25,000 Schweden über das Meer geſchifft und faſt unterhalten werden konnten. Sahen ſie dieſe für wirklichen Ernſt in Bewegung, ſo kamen ſie ſelbſt mit einer gleichen Schaar; und dieſe 50,000 Mann konnten ſich in Norddeutſchland eben ſo gut füttern, als eben ſo viele Franzoſen; ja die Einwohner fütterten ſie lieber als jene: denn dieſe kamen als Freunde und Befreier, jene waren da als Feinde und Unterjocher. Die Engländer brachten Waffen mit für 50,000 Andere, für alte preußiſche, heſſiſche, hannöverſche Soldaten, die ſich ſammelten, ſobald das Echo der Hülfe erklang — und die lieben Bauren und Bürger im hellen Landſturm, wenn man den rechten Volksſturm gegen den Völkerſchänder aufzublaſen verſtand! So landete man gegen das Ende des Märzes oder Anfang des Aprils und rückte mit klingendem Spiel und klingenderen Herzen gegen Süden und Weſten auf das raſcheſte vor, bemächtigte ſich vielleicht irgend einer gegen ſolche Kraft ſchlecht verſehenen Feſtung, brachte auf jeden Fall halb Deutſchland in die Waffen. Dies ward erreicht, wenn Männer wie Armfelt mit waren, welche die Waffen der Meinung, des Wortes und des Wahnes eben ſo gut zu gebrauchen wiſſen als die des Muthes und der Fauſt. Unſterblicher Ruhm konnte gewonnen und der Feind vielleicht zertrümmert werden. Napoleon hatte ſich in der Schlacht bei Eilau ſehr verblutet, zwei hundert Meilen lagen hinter ihm, wo laue Freunde und heiße Feinde wohnten. Dieſe kamen ihm in den Rücken und ſchnitten Feſtungen, Zufuhren und Hülfen ab; er hatte nicht Zeit aus den Enden der europäiſchen Welt 150,000 Mann an ſich zu ziehen. Immer würde er wohl als Mann ſeinen Entſchluß genommen haben, aber nicht ſo leicht wäre er über ſeine Feinde hingehüpft, nicht ſo luſtig hätte er ihrer geſpottet, wenn man den Krieg gegen ihn verſtand. Hiezu brauchte man weder Preußen noch Ruſſen zu landen; Schweden und Engländer waren genug, hier den Ausſchlag zu geben.

Und geſetzt, Napoleons Glück und Geſchicklichkeit, ſeine Kunſt zu täuſchen und zu unterhandeln, die Sorgloſigkeit zu ſichern und die Schläfrigkeit einzuſchläfern war mächtiger als alles, was geſchwinde und kühne Feinde thun konnten, was verloren die Schweden, wenn ſolcher Feldzugsplan ihnen mißlang? Im ſchlimmſten Fall verloren ſie vielleicht 10,000 Mann, die ſie unrühmlich nach und nach im kleinen Kriege verbröckelt haben, zogen auf ihre Feſtung zurück, und ſegelten, wann es ihnen da nicht gefiel, wieder über das Meer. Aber in jedem Fall gewannen ſie Ruhm und ihr König gewann Ehre; er gewann wahrſcheinlich das, was mehr werth war als ſchwediſcher Ruhm und königliche Ehre, daß er Glück und Krieg kennen lernte, daß er ſpäter Frieden zu machen und Krieg zu führen verſtand. Hier konnte auf Koſten einer kleinen Provinz verſucht werden, was ſpäter auf Koſten des ganzen Reichs verſucht werden mußte. Denn daß es zu dieſem Verſuch kommen werde, ſahen kluge Männer vorher.

Aber feſt ſteht das Schickſal, und man muß faſt glauben, daß Napoleon einer der Lieblinge Fortunens iſt. Denn ihm iſt gegeben, was Wenigen ſo reichlich geboten war, daß die Fehler und Verblendungen ſeiner Gegner ſeiner Thätigkeit, Tapferkeit und Geſchicklichkeit zugerechnet werden. Es iſt wirklich das Allerleichteſte, daß er mit der Heeresmacht einer großen kriegsgeübten Nation, mit den Hülfsmitteln aller Länder, die er mit unerbittlicher franzöſiſcher Revolutionsgrauſamkeit gebrauchte, mit der Einheit des Befehls gegen Schwachverbündete, und — was das Größte iſt — mit eigner Kraft und Macht über Europa gebietet: denn die andern ſind faul und elendig, wo er thätig und muthig iſt.

Den zweiten größeren Aufzug des ſchwediſchen Kriegs läßt man gewöhnlich mit Kopenhagens Eroberung beginnen. Alle Welt erhob ein gräßliches Zetergeſchrei über das Schickſal der unglücklichen Dänen, und gebärdete ſich als wenn dergleichen Geſchichten in unſerer gerechteſten Zeit unerhört wären. Dies thaten beſonders Ruſſen und Franzoſen. Ruſſen und Franzoſen thaten recht, den Leuten den Geſichtspunkt zu verrücken und von Tilſit auf Kopenhagen hinzuweiſen. Aber in Tilſit war durch Bedingungen, welche Alexander angenommen hatte, der Bruch zwiſchen Rußland und England entſchieden; in Tilſit war es abgemacht, daß der König von Schweden mit ſeinen Nachbarn Krieg haben mußte, wenn er Frankreichs Friedensbedingungen, alſo, wenn er Krieg mit England nicht annehmen wollte. England that alſo politiſch ganz recht, daß es die Dänen auf die Probe ſtellte, ob ſie ſich Napoleon und Alexander oder ihnen hingeben wollten, und daß es die däniſche Kriegsflotte als Unterpfand verlangte, eine Flotte, die ſie ſonſt neben ruſſiſchen oder gar neben franzöſiſchen Wimpeln bald zu bekämpfen haben konnten: denn die napoleoniſche Art, die ſogenannten Bundsgenoſſen und Freunde zu gebrauchen, war kein Geheimniß mehr. Hier galt alſo das Zuvorkommen: und ſo mußte Kopenhagen bombardirt und die Flotte genommen werden, da der König von Dänemark nach allen Zeichen ſich der napoleoniſchruſſiſchen Politik anzuſchließen bereit ſchien. Der König von Schweden mußte, wenn er konnte, es eben ſo machen; wenigſtens mußte er auf jeden Fall ſich mit möglichſten Kräften rüſten, das einzige Mittel, der falſchen Nachbarn Schwerdt in der Scheide zu halten, oder, wenn es ſeyn mußte, das eigene mit Ehren zu ziehen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo das unthätige Schwanken zwiſchen Krieg und Frieden gefährlicher war als vor einem Jahre; denn über Schwedens eigne Gränzen drohte der Sturm loszubrechen. Aber es ging jetzt wie damals. Man ſtand im offenen Bunde mit England und wollte doch durch Rüſtungen, wie man meinte, den Nachbarn keine Verdachte noch Vorwände des Angriffs geben. Die lächerlich dumme Halbheit!

Der König ſaß wieder bei ſeinem General Toll. Er war den 5. September von Rügen abgeſegelt und hatte mehrere Tage in Karlskrona krank gelegen, ſo daß er, wie einige Dänen ihn beſchuldigt haben, ſich des Bombardements von Kopenhagen auf der ſchoniſchen Küſte nicht hatte freuen können. Denn Kopenhagen hatte ſchon den 7. September kapitulirt, wo er noch fern vom Sunde war. Aber den 21. und 22. Oktober, wo die ganze engliſche Ausrüſtung heimſegelte, wurde er, der Bundsgenoſſe, zu Helſingborg von den Engländern ſalutirt, die engliſchen Admirale kamen dort ans Land und nahmen ein Frühſtück bei ihm ein; was die Dänen ſehr verdroß. Man kann bei dem engliſchen Zuge nach Seeland ſich nicht ableugnen, daß er brav begonnen, aber ſchlecht beendigt wurde. Es galt hier, was in kleiner und großer Politik gilt: Hat man Jemand ſchon mit der Fauſt ins Aug geſchlagen, ſo mag man die Keule nur ſogleich auch gegen die Stirn richten. Krieg mit Dänemark war nun angefangen; er mußte dann auch ganz als Krieg, er mußte, da man es hinfort mit einem abhängigen franzöſiſchen Vaſallen zu thun hatte, als franzöſiſcher Krieg geführt werden. Was heißt das? Sie mußten nicht bloß die Flotte wegführen, ſondern auch alle Schiffe wegnehmen, die bewaffnet werden konnten, überhaupt aller Kriegsmittel ſich bemächtigen und in dieſer Beziehung die Dänen für jeden möglichen Angriff lähmen. Noch unverzeihlicher war es, daß ſie Seeland nicht beſetzt behielten. Mit 15000 Mann und einigen leichten Fregatten und Kuttern konnten ſie es leicht behaupten. Dieſe 15000 Mann konnten ohne Bedrückung des Landes von dem Lande ſelbſt und ſeinen gewöhnlichen Einkünften unterhalten werden. Auf dieſe Weiſe blieb Dänemark völlig gelähmt, der Sund war frei, die ſchwediſche Küſte ſicher; Norwegen konnte ſich nicht rühren und rührte ſich nicht im Fall eines Krieges zwiſchen Dänemark und Schweden; und Schweden konnte, wenn ja Rußland den franzöſiſchen Executionskrieg gegen Guſtav Adolf unternehmen wollte, oder unternehmen mußte, ſeine ganze Stärke nach Finnland wenden. Man erzählt, die Engländer haben die Beſatzung Seelands und der kleinen anliegenden Inſeln dem ſchwediſchen Könige angeboten, und zwar gemeinſchaftlich von beiden, ſeine Freunde aber haben es ihm abgerathen, als welches eine offenbare Kriegserklärung gegen Dänemark und Rußland ſeyn würde. Man nennt bei dieſer Gelegenheit wieder den Namen Toll. Iſt es wahr, ſo hat er ſeine vielen Sünden gegen ſein Vaterland noch vermehrt. Denn viele Schweden rechnen das Unglück Schwedens von dem Tage an, wo er bei Guſtav dem Dritten gewaltig ward, deſſen Sinn und Gemüth er ſichtlich verändert haben ſoll. Man hat in dieſen Tagen der Verſuchung überall geſehen, daß es mit dem Gerücht von der außerordentlichen Klugheit und Feinheit dieſes Mannes nicht weit her war. Solche Köpfe wie er, die durch nichts als Ränke und Trüge gegangen ſind, verlieren völlig das Geſicht für die Klugheit und Feinheit der großen Dinge, wo der raſche Muth und geſunde Verſtand des graden Mannes viel beſſer durchzudringen weiß. Selbſt das Gute und Tüchtige, was Solche thun können, und zuweilen wohl thun wollen, umſpinnen ſie ſo mit den Lügengeweben ihrer Künſte, daß es alle Kraft und allen Eingang bei den Menſchen verliert. Denn leider war Toll als der Ränkemacher und Schadenfrohe, als der Rachſüchtige und Böſe ſo bekannt, daß alles, was von ihm zu kommen ſchien, ſchon dadurch ſchlecht ward, weil es von ihm kam. Doch drückte er durch das Vorurtheil von ſeiner Thätigkeit und Klugheit ſchwer auf den König, ohne daß dieſer eben einen liebenden Glauben zu ſeinem Karakter gehabt hätte.

Seit dieſer Epoche von Kopenhagen begannen kleine Neckereien mit den Dänen und eine diplomatiſche Scharmützelei mit dem Petersburger Kabinette, von welcher man vorherſehen konnte, wohin ſie führen würde, wenn der König, wie er that, das engliſche Bündniß behauptete. In Schweden aber verlebte man dieſe Zeit, wo alles hätte bereitet und gerüſtet werden ſollen, wie im tiefſten Frieden.

Das Heer war größtentheils auf dem Friedensfuße, die Feſtungen nicht genug verſehen, Magazine nicht angelegt, die Küſtenflotte von Finnland, wo der Winter ſo gefährlich werden konnte, nicht in Sicherheit gebracht. Kurz, man ſchlief, und that nichts. Leider muß man bekennen, daß das Meiſte doch in und an dem Könige lag; denn wäre er ſchnell geweſen, ſo hätten ſeine Räthe und Befehlträger ſchnell ſeyn müſſen. Aber es zeigte ſich mehr und mehr, daß, wie geſchwind er in ſeinen Empfindungen und Leidenſchaften war, ſo langſam war er in ſeinen Entſchlüſſen und Thaten. Aber die Männer, die bei ihm gewaltig waren, hatten auch keine energiſche Art, ja von einigen flüſterte man ſogar, daß ſie abſichtlich auf ſein Verderben hinarbeiteten: eine bei ſchwachen oder verworrenen Regierungen gewöhnliche Beſchuldigung. Wir haben oben ſchon die Bekanntſchaft von einigen gemacht; wir nennen noch einige, welche jetzt mehr in Betrachtung kommen müſſen.

Der ſchwediſche Großbotſchafter in Petersburg, General Stedingk, ein geborner pommerſcher Edelmann, war als ein erfahrner und tapferer Soldat und gewandter Diplomat berühmt, ein lebhafter feiner Mann, an Leib und Geiſt gewandt, von einem durchaus offnen, treuen und redlichen Karakter, der durch ſein perſönliches Anſehen bei den Ruſſen ſeinem Vaterlande große Dienſte geleiſtet hatte. Er that auch jetzt, was er konnte; doch behaupten einige, er habe nicht genug auf den König gedrückt, um ihm nach einer Seite hin eine beſtimmte und raſche Bewegung zu geben.

Erſter Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war der Kanzleipräſident Freiherr Ehrenheim. Er galt für einen redlichen und geſchickten Mann; dafür galt er auch bei dem

Könige. Aber dieſer ſonſt wackre Mann hatte keine von den Eigenſchaften, die bei einem Miniſter oft eben ſo wichtig ſind als alle Tugenden und Kenntniſſe. Er hatte nichts von dem vielen, kleinen, liebenswürdigen Nichts, was im Leben für eine große Zahl zählt, von jenen leichten Spielen und Scheinen, die auch den Redlichen nicht entſtellen und wodurch Wahrheit und Redlichkeit vielmehr oft doppelte Stärke gewinnen; er hatte vielmehr etwas Aehnliches mit dem Könige gemein, was beide von einander abſtoßen mußte. Denn ſteifer, kälter und gemeſſener als Ehrenheim mogte man ſchwerlich einen Mann in Schweden finden. Auch ſah er den König immer nur als Geſchäftsmann, nie als Menſch. Durch mit mehreren Geſcheidten und Redlichen verbundene Thätigkeit, durch Gewandtheit und Geſchmeidigkeit, durch den langſam und fernher berechneten Trieb einer Maſchinerie etwas einzufädeln und auszurichten, kurz auch das Gute nur mit kleinen Umwegen und Querwegen (es giebt auch Kreuz- und Quer-Wege, die keine böſe Wege ſind) zu erreichen, war einem ſolchen Karakter unmöglich. Man darf ſagen: bei dem Manne war mehr angeborne Sicherheit gegen das Schlechte als kühne Thätigkeit für das Gute.

Freiherr Zibet, in Kränklichkeit und grollender Unzufriedenheit mit der Gegenwart, hatte ſich von Tage zu Tage mehr in ſich zurückgezogen und übte auf das große Staatsleben faſt gar keinen Einfluß, wie es ſchien, weil er es nicht wollte.

Freiherr Wetterſtedt war erſter Kabinettsſekretair, ein geſchickter, feiner, liebenswürdiger Mann, mit einem von Natur edlen und treuen Karakter. Aber er war nicht von den Kühnen und Selbſtſtändigen, die durch Hinderniſſe und

Gefahren ſich Bahnen brechen; er war auch zu jung und noch nicht hoch genug, als daß ein über keine Form hinſpringender König ihn auf ſich hätte wirken laſſen. Vielleicht hatte er auch nicht ſpornenden Ehrgeitz genug, um auf ihn wirken zu wollen.

Mehr davon hatte ſein Vorgänger im Kabinett, der Staatsſekretair Freiherr Lagerbjelke, welcher aber ſeit einiger Zeit bei dem Könige wenig zu gelten ſchien und ſich von den großen Geſchäften entfernt hatte. Dies iſt ein geſchwinder, feiner und gewandter Mann, leicht, geſchickt und kenntnißreich. Er würde vollkommen zu einem Miniſter gemacht ſeyn, wenn er mit ſo ſeltenen Geiſtesgaben mehr Darſtellung von Offenheit, Muth und Redlichkeit verbände. Er iſt beweglich und ſchlüpfrig wie ein römiſcher Kardinal, aber er kann die Schlüpfrigkeit und ihre Gefährlichkeit nicht kardinaliſch verſtecken. Von ihm gilt, er würde brauchbarer ſeyn, wenn er mehr gut oder mehr ſchlecht zu ſeyn wagte. Unter einem großen Könige oder von einem andern Gewaltigeren geleitet, kurz als zweiter Mann, wird er immer ſehr brauchbar ſeyn. Er iſt mit jener Thätigkeit und Gewandtheit geboren, hat jene ſpähende Geſchicklichkeit und laurende Geduld erworben, welche ſchwere und langſame Geſpinnſte der Liſt und Kunſt möglich machen. Aber wo die Kraft des Augenblicks, die Geſchwindigkeit des Entſchluſſes, die Kühnheit der That den Mann anſprechen, da fehlt ihm der Nerv und der Muth. Unglücklich hat die Natur den Liſtigen und Feinen, aber auch den Unredlichen und Feigen zu ſehr in ihm gezeichnet, als daß ein geſcheidter Mann an ihm irre werden könnte. Denn er hat den unſtäten und ſchlüpfrigen Blick einer Schlange, und das freundlich liſtige

Aug läßt ſich von einem geraden Geſicht nicht gern auf einem feſten Punkt faſſen; ſein Gang iſt der Gang einer Schlange, die in ungleichen Schwingungen über das Gras hinhüpft, oder eines Hühnerhundes *), welcher ſeitwärts geht oder nach Hundeart auf drei Füßen forthumpelt.

Ein Mann, auf welchen jetzt die Augen gerichtet ſeyn mußten, war der Kriegspräſident Generalleutnant Freiherr Bror Cederſtröm. Guſtav hatte ihn als Jüngling hervorgehoben wegen ſeiner hübſchen Figur; aber er war nichts weiter als die äſopiſche Maske, und der König bewies an ihm wie an mehreren ſeiner Begünſtigten, daß ſelbſt ein geſcheidter Mann dem äußern Schein mehr geben kann, als recht iſt. Dieſer Mann iſt höchſt mittelmäßig und ohne alle Klarheit und Entſchloſſenheit, leider auch ohne Kenntniſſe, und dabei hochfährtig, eingebildet, eigennützig. Aber unter einem Aeußeren, das gewöhnlich ſehr ernſt und gemeſſen erſcheint, verſteht Cederſtröm die nicht leichte Kunſt, für ſeine Zwecke andere liſtig verſpielen zu laſſen und dann mit dem Nachſpiel zu kommen, die Kunſt auf dem Straubigen als wäre es glatt, und auf dem Glatten als wäre es ſtraubig, fortzuſchreiten, wodurch und durch die Miene des Unſcheinbaren und Geduldigen die Mittelmäßigen nicht nur die Bedeutenden überflügeln, ſondern andern Mittelmäßigen ſogar oft ſelbſt bedeutend ſcheinen. Bei dem Könige Guſtav Adolf ſtieg er von Stufe zu Stufe, wurde in mancherlei wichtigen Aufträgen und Beſtellungen gebraucht, war eine Zeitlang Viceſtatthalter in Pommern, erhielt darauf ein

---

*) An Hundehinken und Kaufmannsſchwören
Soll ſich kein ehrlicher Chriſte kehren.

Reineke de Voß.

ſehr einträgliches Küraſſierregiment in Schonen, und wurde im Jahr 1800 zum Kriegsminiſter ernannt, ein Poſten, worauf er bis zum Anfange des Jahrs 1809 blieb, wo er mit ſeinen geſammelten Schätzen ſich vor dem nahenden Sturm zurückzog. Ueberdies ließ er ſich von dem Könige von Zeit zu Zeit ſo anſehnliche Geſchenke machen, daß die Welt hätte meinen können, dieſer Cederſtröm ſey der erſte und würdigſte Mann im Lande. In Pommern allein hat der König ihm an Lehen und Domanialpächten an 70,000 Thaler geſchenkt. Was that der Mann dafür? war er ein geſchickter und thätiger Diener? war er ein Schwede alter Art, ein wahrhaftiger, freimüthiger Mann, der durch Wahrheit und Verſtand den König leitete, der Eifer hatte ihm zu dienen, Kühnheit ihm zu widerſprechen, Muth und Rath bei kommenden Gefahren ihn zu warnen, bei wirklichen ſich vor den Riß zu ſtellen? Nein, von dieſem allen hatte er nichts. Auch wich er, wie es ſolcher eigennützigen Schlauheit Art iſt, dadurch der Verantwortlichkeit aus, daß er ſich bei Gelegenheit mit kluger Aufgebung ſeiner Würde als der Unſcheinbare und Einflußleere gern hinter die zweiten und dritten Männer ſtellte. Doch verſtand Cederſtröm einige geſchickte Männer zu gebrauchen — denn ſonſt hätte er ſeinen Poſten unmöglich behaupten können — aber wenn Einiges ordentlich gethan und tüchtig gemacht wurde, ſo erblickte man in den Zweigen ſeiner Verwaltung auch viele Neuerungen, ungeprüfte Verſuche und Windbeuteleien, eine Ausſaat von Abentheurern, welchen der unklare Miniſter ſich häufig hingab.

Die meiſten dieſer eben genannten Männer konnten unmittelbar nicht dafür, daß die ſchwediſchen Angelegenheiten einen ſo ſchläfrigen und ſorgloſen Gang gingen; denn leider konnten ſie mit Recht hinweiſen auf den politiſchen Unverſtand des Königs, welcher mit ſeinem unbeweglichen Starrſinn, mit ſeinem Vertrauen auf eine baldige unmittelbare Dazwiſchenkunft der göttlichen Verſehung für den Gerechten gegen den Ungerechten, mit ſeiner Spießbürgerrechtlichkeit, die er mit dem Sprichwort Ehrlich währt am längſten*) auch auf die fluthende Ungebundenheit der großen Weltdinge, wo der diaconus Dei, der Teufel, immer mit drein rührt, anwenden wollte, ſich um Ehre und Glück betrog. Aber es war die Pflicht dieſer Männer für und auf den König zu arbeiten und ſich von dem ſchmutzigen Strom der Nichtigkeit und Faulheit nicht ſo fortreiben zu laſſen, ſondern, wenn ſie den König nicht zur Thätigkeit und Tüchtigkeit bewegen konnten, durch Niederlegung ihrer Aemter der Welt und dem Volk zu zeigen, daß ſie den Namen von Räthen und Miniſtern verdienten. Denn nimmer mögen ſie der Makel entgehen, daß von dem Unglück und der Schande dieſer Zeit die Nachwelt ihnen nicht etwas anhänge.

Die Bedeutung und der Inhalt des Friedens von Tilſit zwiſchen Alexander und Napoleon blieb nicht lange ein Geheimniß. Im Oktober und November dieſes Herbſtes gelangten mehrere Anträge von Petersburg an den König, vermöge des Vertrages der ſogenannten bewaffneten Neutralität, der die drei nordiſchen Reiche verpflichte, fremden Kriegsſchiffen und namentlich den Engländern, die Oſtſee zu ſchließen. Zu gleicher Zeit beklagte ſich der Kaiſer über das Kabinett von London, daß es alle ſeine Vermittelungsverträge zu einem Frieden mit Napoleon trotzig von der Hand gewieſen und Dänemark und Dänemarks Hauptſtadt auf eine beiſpiellos treuloſe und barbariſche Weiſe behandelt habe; welche einem der drei holſteiniſchen Häuſer widerfahrene Unbill alle gemeinſam zu rächen haben. Dieſe Anträge wurden mehrmals mündlich und ſchriftlich wiederholt und zuletzt in einer Note vom 5ten. November gleichſam zuſammengedrängt. Auch erfolgte um die Mitte jenes Monats die gegenſeitige Zurückgabe des Andreas- und Seraphinen-Ordens, jedoch mit kalten Höflichkeiten, indem ſie ſich mit dem Ehrenlegionsſtern an derſelben Bruſt ja nicht ſcheinen vertragen zu können. Der König von Schweden antwortete auf jene ruſſiſchen Erklärungen und Aufforderungen gegen England, nicht er ſondern der Kaiſer von Rußland habe jenen Vertrag der bewaffneten Neutralität mit Kaiſer Pauls Tode durch die Verträge vom Jahre 1801 zuerſt fallen laſſen; wie er denn nun Schweden dadurch dürfe binden wollen! *) Und wenn man ſeines treuen Bundsgenoſſen des Königs von England Kriegsſchiffen die Oſtſee ſchließen wolle, ſo müſſe er zuvörderſt verlangen, daß der Kaiſer von Rußland auch alle franzöſiſche Truppen und Beſatzungen von den Küſten und aus den Städten der Oſtſee entfernen laſſe. Auch mit Dänemark gab es bald Zwiſte wegen des ſchwediſchen Poſtenlaufs durch die däniſchen Inſeln, der in Rückſicht auf die däniſchfranzöſiſchen Verhältniſſe Verhinderungen und Verzögerungen erfuhr; wogegen auch der König von Schweden den däniſchen Poſtenlauf durch Schwe-

---

*) Dies Sprichwort citirte der König wirklich in Noten über die ruſſiſche Aufforderung an die Finnen.

---

*) S. die Beilage VI.

den nach Norwegen hemmte. Auch waren von Kopenhagen aus ſchon mehrere Noten angelangt, die den König fragten: ob es wahr ſey, daß Se. ſchwediſche Maj. in Gemeinſchaft mit England Seeland beſetzen wolle? worauf der König ſeines guten Gewiſſens getroſt endlich den 21. December trotzig antwortete: „daß, wenn S. M. es für nöthig gefunden hätten, Seeland durch Ihre Truppen gemeinſchaftlich „mit denen Ihres Verbündeten zu beſetzen, Sie ſolches gethan haben würden, und der König wünſche niemals in die Lage zu kommen, es bereuen zu müſſen, daß er anders gehandelt habe.*)"

1808. Nachdem man auf dieſe Weiſe den ganzen Herbſt und den Anfang des Winters von 1808 mit Rußland Depeſchen und Fragen und Antworten gewechſelt hatte, die nichts bedeuteten, da man bei der Lage der Dinge den endlichen Schluß wiſſen konnte, daß der Kaiſer von Rußland ſich nicht vor Guſtav Adolf wie vor Napoleon verneigen und demüthigen werde; nachdem man über die ſchwediſchruſſiſchen Verträge von 1780 und 1800 vergeblich viel geſtritten hatte, kam die Sache dem Ausſchlage immer näher. Von der ruſſiſchen Gränze und von dem Botſchafter General Stedingk erhielt man wiederholte Nachrichten von ruſſiſchen Rüſtungen und Bewegungen; ſo, daß der König endlich den ruſſiſchen Geſandten Herrn von Alopeus fragen ließ, was die Märſche und Rüſtungen an der finniſchen Gränze bedeuteten? und erklärte, er ſehe ſich dadurch genöthigt, ſeinerſeits auch Anſtalten zur Vertheidigung zu machen.

Dies hätte der König freilich lange thun ſollen, und zwar auf eine tüchtige und großartige Weiſe thun ſollen; und wahrſcheinlich wären die Ruſſen dann nicht gekommen. Dieſe Ruſſen haben einen römiſchen und franzöſiſchen Inſtinkt, die Umſtände zu benutzen. Sie waren lange lüſtern auf das ſchöne Finnland, das Juwel in Schwedens Krone; und die Gelegenheit, die überdies einige Scheine eines wenigſtens diplomatiſchen Rechts bot, war zu günſtig. Den 21. Februar rückten die Ruſſen wirklich in das ſchwediſche Finnland, und ihr Oberfeldherr Graf Burhövden gab eine Aufforderung an die Einwohner des Landes heraus, worin er zur Ruhe und zum Gehorſam unter dem neuen Scepter ermahnt, und eine andre an die Soldaten, worin er zum Abfall und Aufruhr ermuntert. *) Bei der Nachricht hievon ließ der König, der gegen die Thätigkeit des ruſſiſchen Geſandten in Stockholm, Herrn von Alopeus, lange ſchon gewarnt worden, ihn unter Verhaft ſtellen, worunter er trotz aller Vorſtellungen des ganzen diplomatiſchen Körpers der fremden Geſandten mehrere Tage blieb, und den 7. März wurde ein petersburger Kurier an ihn bei Hernöſand mit Briefen aufgefangen, woraus in Hinſicht dieſes Krieges eine gewiſſe Uebereinſtimmung mit dem Däniſchen Hofe hervorleuchtete, und worin ſich Winke fanden von Unterhandlungen und Anzettelungen, welche der Miniſter mit ſchwediſchen Mißvergnügten für Rußland anknüpfen ſollte: namentlich war der General Armfelt darin genannt, welchen man nach dem gemeinen Lauf der Dinge ſchlecht genug hielt, ſeinen König und ſein Vaterland an die verhaßteſten Reichsfeinde zu verrathen, weil er ſeit

---

*) S. die Beilage VII.

---

*) S. die Beilage VIII.

dem pommerſchen Feldzuge von Geſchaften und vom Hofe entfernt gelebt hatte; was die Leute in Ungnade leben nennen.

Den Ruſſen folgten die Dänen bald nach, und den 29. Februar gab der Kopenhagener Hof ſeine Kriegserklärung gegen Schweden aus.*) Die Dänen konnten nicht neutral bleiben: Abhängigkeit von Frankreich wegen ihrer Feſtlandsprovinzen, Erbitterung gegen England, alte Gewohnheit den Ruſſen gegen Schweden beizuſtehen und ihnen von hinten in die Ferſen zu beißen — alles dies riß ſie zum Kriege hin. In dem Manifeſt aber führten ſie kleine und ſchwache Gründe an: klagten über die von Guſtav Adolf mit den Engländern lange vorher angelegten Entwürfe gegen Kopenhagen; klagten darüber, daß er an ſeiner Küſte ihrem Unglück zugeſehen,**) daß er von den engliſchen Admirälen ſalutirt, ſie von ihm bewirthet worden; daß er mit den weltbefreienden Ruſſen und Franzoſen gegen die gemeinſchaftlichen Ruheſtörer und Verderber Europa's, die Engländer, ſich nicht verbinden wolle. Dies war des Königs Dank dafür, daß er gutmüthig ſtill geſeſſen, als es in ſeiner Macht ſtand, dieſem Feind wenigſtens die Flügel zu lähmen.

So wurde Schweden unvorbereitet überraſcht, weil es überraſcht werden wollte. Schweden mit ſeinen Hülfsmitteln war bisher unberührt geblieben; durch einen Vertrag mit England hatte man vierteljährlich doch einen Zuſchuß von zwei Millionen Thaler; aber keine Magazine, keine Heere, keine Feldherrn zur Stelle. Zum Glücke war denn doch der Schlüſſel Finnlands, die Felſenfeſtung Sveaborg, auf vier Monate mit dem Nöthigen verſehen worden. Gewiß war Schwedens Lage nicht erfreulich, und wahrſcheinlich hätte es ſchnell erliegen müſſen, wenn ſeine Feinde größere Geſchwindigkeit und Kraft gebraucht hätten. Aber dort war, wie es erſchien, dieſelbe Trägheit und Planloſigkeit. Dies bewieſen die Ruſſen und Dänen während des ganzen Feldzugs, und wären die ſchwediſchen Hülfsmittel und der engliſche Beiſtand zu rechter Zeit und mit gehöriger Kräftigkeit und Zweckmäßigkeit angewandt worden, es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Schweden bei dem Schluſſe des Feldzuges noch das ganze Schweden geweſen wäre. Uebrigens war die Unzufriedenheit mit dieſem Kriege, die ſchlechte Meinung von ſeinem Erfolg, das Mißvergnügen über die dazu getroffenen oder vielmehr nicht getroffenen Anſtalten allgemein und Mißtrauen und Haß legten ſowohl das Verſchuldete als Unverſchuldete immer ſchwerer auf die Schultern des armen Königs. Die am gelindeſten von ihm ſprachen nannten ihn Schwachkopf oder Pedant, bei den Uebrigen hieß er Narr oder Tollkopf. Lächerliche Lügen, ärgerliche Anekdoten und Geſchichten aller Art wurden über ihn erzählt und geglaubt. Der Bauer war noch ſein einziger Getreuer, der Edelmann haßte ihn, der Bürger liebte ihn nicht. Vorzüglich aber war dies der Ton in der Hauptſtadt, wo man ihn am meiſten ſah, oder vielmehr weil man ihn nicht ſo oft ſah, als man ihn ſehen wollte. In den meiſten Ländern entſcheiden die Hauptſtädte ſehr über die Meinung; beſonders muß das ſo ſeyn in Ländern wie Schweden, wo es faſt nur Eine Stadt giebt. Leider hatte Guſtav Adolf nichts von der Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit Guſtavs des Dritten, welcher alles in ſeiner Gewalt hatte, wodurch man Menſchen gewinnt und beherrſcht. Ueberdies ſaß bei den Leuten die Ueberzeugung feſt, er könne Stockholm und die Stockholmer nicht leiden; ſo daß die tauſend Stimmen der Abneigung von hier zu allen Provinzen hinabtönten. Der König gab für ſolchen Verdacht allen möglichen Schein. Kaum war er aus Pommern oder Schonen angekommen, ſo verweilte er kaum einige Tage in Stockholm, und fuhr dann wieder nach Haga, Gripsholm oder einer andern Stelle. So ſaß er auch dieſen Winter, nachdem er um Weihnachten aus Schonen heraufgekommen war, auf Gripsholm; und erſt bei der Nachricht von dem Einfall der Ruſſen in Finnland vertauſchte er es mit dem vor den Thoren der Hauptſtadt liegenden Schloſſe Haga. Weil der König unglücklich ſich ſelbſt verließ, ward er auch verlaſſen. Waren ja noch Männer da, welche es redlich mit ihm meinten und ihn bedauerten, ſo konnten ſie doch wenig für ihn thun, weil er an die ſchwächliche und leiſe Sprache ſeiner Halblinge einmal zu ſehr gewöhnt war. So geſchah es, daß zu einer Zeit, wo man alle Tugend und Kraft zur Rettung des Vaterlandes hätte verſammeln ſollen, die tüchtigſten und würdigſten Männer zurücktraten und ihren König und ihr Land in der Stille beweinten. Freilich lag dies auch zum Theil in einem gewiſſen ungeduldigen Trotz, der in dem Karakter ſelbſt der beſten Schweden niſtet und überhaupt in Biederleuten und Sehrmännern mehr zu wohnen pflegt als in Schurken und Schwächlingen. Doch ſtellten einige Männer dem Könige die ganze Gefahr ſeiner Lage vor, und zeigten ihm, welcher ungewöhnlichen Thätigkeit und Kräftigkeit es bedürfe, dem dräuenden Ungewitter tapfer zu begegnen. Unter dieſen war der General Armfelt, der nun wieder bei Hofe erſchien; der Staatsſekretair für das Kriegsweſen Lagerbring, ein geſchickter und raſcher Mann; und der General Graf Kurt Philipp Schwerin, redlich, ungeſtüm und kräftig, bekannt als einer der tapferſten und geſchickteſten Kriegsleute, aber leider — was alle beklagten — lange nicht mehr im Dienſt. Aber ihre Worte und die Flammen, die ſie wohl zuweilen angeblaſen hatten, wurden weggewaſchen und gelöſcht durch die wäſſerigen und nichtigen Seelen, welche dem Könige die Geſchäfte gewöhnlich verwalten halfen.

---

*) Ja ſogar dem Bombardement Kopenhagens ſollte der König von ſeiner Küſte mit Vergnügen zugehört und zugeſehen haben. Eine Unmöglichkeit: denn er ſchiffte den 5. September von Rügen weg und kam den 7. September in Karlskrona an, wo er mehrere Tage am Fieber krank lag: Kopenhagen aber hatte ſich den 7. September den Engländern ſchon übergeben.

**) S. die Beilage IX.

So niedrig war übrigens bei'm Beginn des Krieges die Stimmung und Meinung des Volks, daß man ſchon im April, unfehlbar im Mai, Ruſſen, Dänen und Franzoſen in Stockholm ſehen werde; die letzten werden mit den Dänen über die Inſeln kommen. Unzufriedenheit und Mißtrauen gegen die Regierung und Schrecken vor der Unüberwindlichkeit der franzöſiſchen Kunſt im Felde und im Kabinette war bei den beſſeren Klaſſen allgemein und ſtreute täglich neue Gerüchte und Sagen aus, welche auch die unteren Volksklaſſen anſteckten. Soldaten und Nichtſoldaten, alles kam darin überein, daß es Wahnſinn ſey gegen ſolche als Franzoſen nur ſtreiten zu wollen: denn franzöſiſche Generale ſeyen mit den Ruſſen in Finnland und führen die Dänen in Norwegen. So erzählte der eine dem andern, obgleich man nachher keine fand. So focht auch hier wie allenthalben die Meinung für Frankreich, und jene Ruſſen und Dänen, von welchen ſchwediſcher Haß und Stolz ſonſt ſo gern als von Halbmenſchen oder Schwächlingen ſpricht, waren jetzt in franzöſiſcher Geſellſchaft nur die Schrecklichen und Unüberwindlichen. Ja ſo groß war bei Vielen die Erbitterung gegen den König, daß er ſich ſogar zuweilen in Flüchen und Wünſchen faſt für Ruſſen und Dänen auszuſprechen ſchien. Nur daß dieſe Namen ſo verhaßt waren, machte dergleichen Wünſche doch etwas ſtutzig. Hätte man für dieſe ihre Bundsgenoſſen die Franzoſen ſelbſt ins Land bekommen können, faſt ſah es aus als hätten Mehrere ſie mit Gelübden herbeigewünſcht. Man ſah nun wieder, freilich nicht ohne königliche Verſchuldung, was unter Guſtav dem Dritten erſchienen war, Menſchen, die ſich über ſchwediſche Unfälle kaum zu betrüben ſchienen; wenigſtens wurde jeder kleine Vortheil der Feinde vergrößert; jeder kleine feindliche Haufe wurde zu einem Heer gemacht; die Tage wurden mit finſtern Vorherſagungen ſchon beſtimmt, wo der Feind in Stockholm einziehen werde; alle Unternehmungen der Regierung wurden geſcholten und auf das lächerlichſte oder gehäſſigſte dargeſtellt; und endlich war das Geſchrei, welches man über eine ausgeſchriebene Kriegsſteuer und über die Errichtung einer Landwehr aus der waffenfähigen Jugend erhob, als wenn dergleichen in dieſen Tagen etwas ganz Außerordentliches und Heillosdeſpotiſches geweſen wäre. Kurz, Groß und Klein, der flaumenbärtige Fähnrich wie der befehlende Oberſt, der unterſte Schreiber wie der oberſte Miniſter, ſelbſt die meiſten Beamten, die mit der Ausrüſtung und Verwaltung zu thun hatten, ſchienen faſt zu wünſchen, daß es nur recht ſchnell zu Ende gehen mögte:

denn zu Ende gehen müſſe es doch einmal und aller Widerſtand und alle Anſtalten deſſelben ſeyen vergeblich. Dieſe Meinung verdarb alles und hemmte alle Schnellkraft und Thätigkeit. Da jeder ſo glaubte, war es natürlich, daß jeder nur die Hälfte von dem that, was er hätte thun können — ja hätte nur jeder die Hälfte gethan! Manche ſchienen gleichſam ein Intereſſe dabei zu haben, daß alles ſo ſchlecht als möglich gethan würde; Viele hinderten offenbar, wo noch was geſchehen konnte, und ſchoben dann die Schuld auf den König und ſeine Freunde. Wäre, was hier gethan und geläſtert wurde, in Paris gethan und gehört worden, Napoleon und ſeine Fouché's würden anders über die Köpfe und Mäuler hergefahren ſeyn. Stockung und Lähmung heißt die kurze Ueberſchrift dieſes für Schweden ſo unglücklichen Sommers. Sie lag in dem Könige, ſie lag beinahe noch mehr in der Meinung und Geſinnung ſeines Volks gegen ihn, welches ſeinen Feinden redlich vorarbeitete und beiſtand. Solcher iſt der Zirkel, daß die Schuld der Regierung und der Regierten ſo traurig in einander verworren rundläuft, daß nimmer wird geſondert werden können, wieviel von ihr einem jeglichen gebühre. Wenn man die unvergleichlichen Finnen ausnimmt, ſo erſchien wenig der Geiſt, der Patriotismus, der Aufopferungsſinn, wovon die Schweden, wenn ſie von ihrer Nation ſprechen, ſo viele Wunder zu erzählen wiſſen; ſondern Haß, Tücke, Eigennutz, Ungehorſam und Saumſeligkeit machten das Schwache noch ſchwächlicher als es war. Doch ſieht es einem Wunder ähnlich, daß es bei ſo vieler Sorgloſigkeit und Elendigkeit nicht noch elendiger ging als es wirklich gegangen iſt.

Wir geben jetzt eine kurze Geſchichte des Feldzugs von

1808, und ſehen zuerſt, was in Schweden ſelbſt, dann, was in Finnland geſchah, wo das eigentliche Ziel des Krieges lag, wenigſtens wohin die ruſſiſche Politik ſeit Tilſit gezielt und geſchielt hatte.

Schon vor der Kriegserklärung des däniſchen Hofes war wegen der Gerüchte von däniſch-franzöſiſchen Rüſtungen und wegen wirklicher Rüſtungen unter dem Befehl des Generalmajors Freiherrn Vegeſack, eines gebornen Pommers, in Wärmeland eine kleine Kriegsſchaar zuſammengezogen. Eine andre ſollte ſich um Örebro (ungefähr Schwedens Mitte) in Nerike verſammeln unter dem Namen Rückhaltsheer. Nun brach endlich der Krieg wirklich aus, und Armfelt erhielt den Befehl über die gegen Norwegen beſtimmten Truppen, die man auf 18,000 bis 20,000 Mann angab, die aber nie viel über 12,000 Mann ausmachten und etwa 20,000 Mann und eine durch Engpäſſe und Feſtungen verwahrte Gränze gegen ſich hatten. Doch drang der ſchwediſche General in der Mitte des Aprils über die Gränze, und würde, wenn er gehörig unterſtützt wäre, den Krieg hier vielleicht bald haben ſtillen und ſeinen öſtlich kämpfenden Brüdern Luft machen können. Aber da die Schaaren, die öſtliche unter dem Oberſten Bergenſträle und die weſtliche unter Vegeſack, ihn zu rechter Zeit nicht unterſtützen konnten oder nicht durften, da die ſchwediſche Küſtenflotte hier nichts that — ſo mußten dieſe Vortheile wieder aufgegeben werden und die Schweden in ihre Gränzen zurückgehen. Sie waren überdies außer den ſchlechten Anſtalten und der wenigen Uebereinſtimmung im Befehl durch Wegziehung einiger der beſten Regimenter noch mehr geſchwächt worden. Zwar erſchien im Frühling eine vortrefflich ausgerüſtete engliſche Expedition unter dem Befehl des ſpäter in der Schlacht bei Korunna gefallenen tapfern Generals Johann Moore, aber dieſe, obgleich an 12000 Mann ſtark, lag acht Wochen an den Küſten bei Gothenburg ohne für Schweden das Geringſte zu thun, und ſegelte dann wieder ab. Man wirft die Schuld davon auf den König von Schweden. Dieſe Schuld lag, wie aus den Akten *) darüber hervorgeht, wohl mehr in den erhaltenen Verhaltungsbefehlen des Generals und dann in den veränderten Verhältniſſen und Zuſtänden Europa's, beſonders der pyrenäiſchen Halbinſel. Zuerſt gab es Schwierigkeiten wegen des Oberbefehls über dieſe Schaar, in wie fern der König ihn bei gemeinſamen Unternehmungen anſprechen müſſe; doch hierüber verſtändigte man ſich. Die Hauptſchwierigkeit aber lag in der ausdrücklichen Anweiſung, die der engliſche General hatte, ſeine Schaar nicht anders als an den Küſten und in der Nähe ſeiner Flotte zu gebrauchen. So daß die ganze Rüſtung nur wegen des Scheins gekommen zu ſeyn ſchien. Die Leute ſollten, das erſchien, keinen mörderiſchen Gefechten im Innern des Landes bloßgeſtellt werden, England wollte ſie für jeden Fall immer bereit und fertig haben, wenn es ſie anderswo nöthiger hätte. Den erſten Zank mit dem Könige veranlaßte ſein unter den Umſtänden höchſt verſtändiger Vorſchlag, dieſe Schaar ſolle ſich mit einer ſchwediſchen vereinigen, Kopenhagen nehmen und Seeland beſetzen und die Dänen entweder zur Ohnmacht oder zum Frieden zwingen. Dies lehnte der General ab, als welches in ſeinen Anweiſungen durchaus verboten ſey. Wahr-

---

*) S. das oben erwähnte boshafte Hiſtor. Gemälde u. ſ. w.

ſcheinlich ſcheuten ſich die engliſchen Miniſter durch ein zweites Bombardement Kopenhagens das Geſchrei über das erſte bei der Oppoſition wieder aufzuwecken. Darauf ſchlug der König vor, die Flotte der Rüſtung ſolle ſeine Krieger an der finniſchen Küſte zwiſchen Wiborg und Petersburg landen und den Ruſſen im Rücken wirken, Zuführen und Verbindungen abſchneiden u. ſ. w. Dies fand Moore zu gefährlich. Endlich verneinte er noch einen Zug gegen Norwegen, als welcher nun (es war die Mittſommerszeit) doch zu ſpät werde fertig werden. Der König, über alle dieſe Weigerungen, die wohl einen Sanfteren hätten ungeduldig machen können, und über zurückgenommene von Moore gemachte Zugeſtändniſſe erzürnt, ging ſo weit, daß er, um ſein Fortſegeln zu hindern, ihn wollte in Verhaft nehmen laſſen. Dies gab höchſt unangenehme Erörterungen und Weiterungen mit dem engliſchen Geſandten Thornton, der ihnen zufolge abberufen und durch Herrn Merry erſetzt wurde. Das Facit aber war, daß dieſe mächtige Rüſtung davon ſegelte, ohne das Geringſte geleiſtet zu haben. Faſt ſcheint es, als ſuchte Moore ſelbſt Urſachen zu ſeinem Abzuge durch Verneinungen und Weigerungen zu veranlaſſen; vielleicht hatte er von England aus ſchon Weiſungen, daß man ihn an Hiſpaniens Küſten gebrauchen wolle, wohin Napoleon den verfloſſenen Winter einen Feuerbrand voll Trugs und Aufruhrs geworfen hatte, den England zu einer Flamme anfachte, die ihn verderben ſollte. Der ſchwediſche König beklagte ſich bitter bei dem großbrittanniſchen über ſeinen General *) Was half's? Sein Schickſal mußte dem größeren nachſtehen.

---

*) S. die Beilage X.

Bei dieſem ſchwediſchen Weſtheer wurde alſo nichts Entſcheidendes ausgerichtet. Bei ſeiner Schwäche, bei der Unordnung und dem Mangel an allem, beſonders an dem nöthigſten Kriegsvorrath, bei der Verwirrung und dem Wechſel im Befehl war es genug, daß es wenigſtens die Gränzen deckte. Alles verlief ſich in unbedeutenden Gefechten, Ueberfällen und Vorpoſtenſcharmützeln, wobei die ſchwediſche Tapferkeit nichts verlor. Nachdem man ſich etwa ein Vierteljahr einander ſo geübt hatte, ward auch dieſes ſeltener, und man lag ſich in den beiderſeitigen Stellungen meiſtens ſtill gegenüber. Hier war auf keiner Seite weder Haß noch Luſt. General Armfelt, der für allen ſeinen Eifer weder Freude noch Dank gehabt hatte, mußte den 16. Auguſt hier den Befehl an den Kriegspräſidenten Generalleutnant Bror Cederſtröm abgeben.

Weil dies der Hauptpunkt des in Schweden geführten Krieges iſt, ſo gebe ich hier eine allgemeine Ueberſicht davon, die mir von einem ſehr unterrichteten Officier des Generalſtaabs, zugleich einem Freunde des Königs, mitgetheilt worden; worin ſich über die Leitung und Verwaltung der Angelegenheiten ſonderbare Winke finden. Hier iſt ſie:

Ueberſicht der Operationen des ſogenannten Weſtheers unter Befehl des Generals Armfelt.

Der Feldzug gegen Norwegen iſt ſo verſchieden beurtheilt worden, daß es nöthig ſcheint eine kurze Ueberſicht davon zu geben, welche mit Vorbeigehung von Nebenſachen bloß die großen Punkte berührt.

Gegen Ende des März 1808 ſollte unter dem Namen Rückhaltsheer um Orebro ein Heer verſammelt werden. Der General Armfelt erhielt darüber den Befehl. Aber da die Dänen grade damals dem Könige den Krieg erklärt hatten, ſo mußte er alle genommene Maaßregeln und das

Zuſammenziehen aller der Truppen beſchleunigen, welche gegen Norwegen handeln ſollten. Eine beſondere Abtheilung derſelben erhielt den Namen Weſtheer. Alles von Truppen, was ſich um Sundsvall und noch höher gegen Norden fand, wurde als der rechte Flügel davon angeſehen und ſtand unter dem Befehl des Generaladjutanten Oberſten Bergenſträle; und alle Truppen von Omol bis Svineſund, zu Gothenburg und in Elfsborgs Landshauptmannſchaft hießen der linke Flügel und wurden von dem Generalmajor Freiherrn Vegeſack befehligt. Der General Armfelt wurde als der Oberbefehlshaber angeſehen, aber mit ſolchen Einſchränkungen in Hinſicht der beiden Flügel, daß dieſe Schaaren mit dem Centrum kaum zuſammenhingen und nichts weniger als einen innig verbundenen Theil des Ganzen ausmachten. Die Herren von Vegeſack und Bergenſträle hatten das Recht direkte Berichte nach Stockholm einzuſchicken, ohne daß der Obergeneral auf die Mittheilung ihres Inhalts dringen konnte. Wenn hieraus auch kein anderer Nachtheil entſprang als eine beſtändige Ungewißheit auf die Ausführung aller kombinirten Operationen zu werfen, ſo war das ſchon viel; und man wird weiter unten ſehen, daß dies nicht das größte Uebel war, welches die Theilung von Zutrauen und Gewalt hervorbrachte.

Unterſucht man dies Syſtem, welches jeder bedeutenden Unternehmung Feſſeln anlegte, gewahrt man die Geſchicklichkeit, wodurch der gute Wille und die Wirkſamkeit des Heers gelähmt ſind, ſo kann man ſich nicht enthalten das Unglück Schwedens zu beweinen, da ſeit dem Anfange des Krieges von den Ufern der Uker und den Wüſten Karelens bis zu dem Glommen und den Küſten des Kattegat Officier und Soldat ſich mit Ruhm bedeckt haben. Dieſe tief und weither angelegte Verruchtheit hatte den General Armfelt immer perſönlich im Auge, und das mußte ſeine Ehre ſeyn, wäre er allein ihr Opfer geweſen; aber das Vaterland und das Heer, welches er befehligt hat, ſind weit mehr zu beklagen als er.

Die Norweger hatten bei der Eröffnung des Feldzugs 17,000 Mann regelmäßiger Truppen, welche, wenn gleich nicht kriegsgeübt, wenigſtens mit allen ihren Bedürfniſſen vollkommen verſehen waren. Die Landmiliz, die aus Veteranen beſtand, belief ſich auf 13,000 Mann, und man war ſo verſtändig geweſen ſie den Linientruppen einzuverleiben. Dieſe 30,000 Mann waren bedeckt durch das Dovrefield, den Glommen, Kongsvinger, Fredricshall und Fredricsſtad auf der ſchwediſchen Seite, und auf der Seeſeite durch ſchwer zugängliche Küſten, überdies noch geſchützt von Chriſtianſand, Bergen, Chriſtianſund, Aggerhus und Drontheim; eine Flotille von 40 Segeln deckte die Bai von Chriſtiania.

Das ſchwediſche Heer ſollte ſich von Sundsvall bis Gothenburg auf 16,000 Mann belaufen, aber es war nie 10,000 Mann ſtark, außer im Anfange des Junius, als die Landwehr und die Wargerning[*] der Regimenter zu ihm geſtoßen waren. Eine Flottille ſollte nach dem Aufthauen des Eiſes ſich vor die Bai von Chriſtiania legen; aber ſie verließ nie die Küſten von Strömſtad, wo ſie den linken Flügel des Heers deckte, der ſich übrigens auf Marſtrand und Warberg ſtützte und von daher und von dem Zeughauſe in Gothenburg verſehen wurde, ohne die Magazine zu rechnen, die man in Wennersborg und Uddevalla anlegte. Das Centrum, welches jenſeits Karlſtad gegen die Gränze vorrücken ſollte, hatte den 18. März noch gar keine Magazine, obgleich es in einer der unfruchtbarſten Landſchaften Schwedens handeln ſollte. Wenn man den Feind ſchlug und bis an den Glommen vordrang, ſo war das gräulichſte Elend und ein völliger Mangel an allem der Reitz, den dieſe Wüſte darbot. Man hatte zu Orebro, Karlſtad und um Eda[**]) einiges Futter und Lebensmittel zuſammengebracht; aber kaum hatte man angefangen zu handeln oder hatte man die Gränze erreicht, ſo waren dieſe ſchwachen Hülfen erſchöpft. Allen Kriegsvorrath mußte man aus Stockholm bekommen, und an Futter war ſo wenig gedacht, daß die Hälfte der Reiterei ſchon zurückgeſchickt wurde, nachdem ſie 14 Tage zu Arboga verweilt hatte. Ueberdies fand ſich auf dieſer ganzen Linie kein einziger befeſtigter Stützpunkt, noch weniger ein Vorrathsplatz. Eda, wo vormals ein Fort geweſen, war ſeit 1788, wo der General Armfelt daſelbſt einige unbedeutende Ausbeſſerungen hatte machen laſſen, zur Vergeſſenheit verdammt geweſen.

Das Centrum des Weſtheers ſollte 9,000 bis 10,000

---

[*] Wargerning heißt die halbe Verdoppelung eines eingetheilten Regiments, welche in Kriegszeiten bei Nothfällen und als Ergänzung der Verluſte mit ins Feld muß.

[**] Eda, Paß und Schanze an der norwegiſchen Gränze.

Mann ſeyn; aber man zählte dort nie über 6000 Mann. Die Bataillone waren nur 400 bis 500 Mann, welche die Waffen tragen konnten, und dieſer Probe von Heer fehlte es an allem.

Die Macht Norwegens war auf folgende Weiſe vertheilt:

Drontheim nebſt den Zubehören	4,000	Mann
Bergen und Chriſtianſand	1,200	=
Chriſtianſund	1,200	=
Chriſtiania	2,000	=
Die Linien von Kongsvinger bis Fredricshall	21,600	=
	30,000	Mann.

Die erſten Tage des Aprils meldete der rechte Flügel, daß er ungeachtet der Hinderniſſe, worauf er ſtoßen könnte, Röraas überrumpeln und Drontheim bedrohen werde. Der linke Flügel benachrichtigte Stockholm und das ganze Heer, daß er zum Angriff fertig ſey. Der General Armfelt brannte demnach anzugreifen. Auch verſprach man ihm in dieſer Hinſicht auf das ſchleunigſte alles zu ſchicken, was er nöthig haben könnte. Aber alles kam nur ſtückweiſe an; doch beſchloß Armfelt den Launen des Glücks und den Erfolgen, die er von der Bereitwilligkeit und Tapferkeit des Heers erwarten konnte, alle andern Rückſichten preiszugeben, nur nicht die, Zeit zu verlieren. Als Beweis der außerordentlichen Nachläſſigkeit, die in allen Zweigen der Kriegsverwaltung herrſchte, und wie wenig man daran gedacht hatte, das Heer in den Kriegsſtand zu ſetzen, führe ich nur an, daß Flintenſteine, Kugeln, ja ſelbſt die Gießformen dazu fehlten; ſo daß man bei den Kaufleuten zu Karlſtad, Chriſtinehamn und Orebro alles, was man bei ihnen finden konnte, kaufen und in der Eile Kugelformen machen laſſen mußte, damit die Truppen, welche zur Deckung einiger kleinen Niederlagen an der Gränze und zur Sicherheit der Zuſammenziehung des wärmeländiſchen Regiments geſchickt waren, wenigſtens einige Flintenſchüſſe thun könnten. Hätten die Dänen den erſten Augenblick benutzt, wo man gar keine Vertheidigungsmaßregeln genommen hatte, ſie hätten wahrſcheinlich das ganze Land bis Orebro verheeren können, ehe von dem ganzen Weſtheer eine einzige Kompagnie beiſammen war. Bei Erwähnung der Sorgloſigkeit, die mit der dummſten Vermeſſenheit gleichen Schritt gehalten hat, um alle natürlichen Mittel unſrer Kriegsorganiſation zu zerſtören, muß man nicht den Zuſtand vergeſſen, worin im Anfange dieſes Feldzugs die Waffen waren: Von 400 Gewehren taugten kaum 60 dem Soldaten Zuverſicht zu geben, vielmehr gab es ſo ſchlechte, daß er ſie zu laden fürchtete. Auch die Kleider waren mehr oder weniger ſchlecht, zumal da die in einem ſolchen Klima ſo nothwendigen Mäntel fehlten oder verſchliſſen waren. Und um den Einfluß zu beurtheilen, den die Bekleidungsart auf den Soldaten hat, braucht man nur die Sterblichkeit und die Krankenzahl, welche in den von dem Landbeſitzer gekleideten und ausgerüſteten Regimentern geweſen iſt, mit denſelben Plagen zu vergleichen in den Regimentern, die der väterlichen Sorge des Kriegskollegiums überlaſſen ſind *).

Ungeachtet aller dieſer Unordnungen und des völligen Mangels aller Bedürfniſſe des Heers war Armfelt den 14. April ſchon ſo weit, daß die Brigaden organiſirt, Patronen gefüllt, Magazine für ein halbes Jahr angelegt waren u. ſ. w. u. ſ. w., und an eben dieſem Tage griff er an, aus den nachſtehenden Gründen, und zufolge dem Plan, der ſich aus ihnen ergab:

Betrachtungen:

a) Die norwegiſchen Truppen ſind wegen eines langen Friedens nicht kriegsgeübt; die ſchwediſchen ſind es.

b) Die Norweger fürchten die Schweden und Engländer, und die in England ſich bereitende Seerüſtung zwingt ſie ihre Küſten nicht zu entblößen.

c) Bergenſträles Schaar hält 4000 Mann in Athem.

d) Die gegenwärtige Operationslinie iſt beinah 40 ſchwediſche Meilen lang, die vom Berge Mangel bei Kongsvinger würde nur 12 bis 15 ſeyn.

e) Die Schaar des Generals Vegeſack iſt hinlänglich, die Beſatzung von Fredricshall und Fredricsſtad in Athem zu halten, und ſobald das Meer offen iſt, wird die Flotille kommen und in der Bai den Meiſter ſpielen.

f) Iſt man Herr von Mangel, ſo iſt man es von der Quelle der Waſſer zwiſchen dem Glommen und der Gränze, und man iſt es auch von dem linken Ufer dieſes Fluſſes bis

---

*) Wo das Kriegskollegium die Sorge hatte, da war Mangel, Nacktheit und Tod; denn da war Faulheit und Unwiſſenheit oder Verrätherei und Diebſtahl.

an den See Dieren; auch hält man am linken Ufer des Sees Miöſen alles in Athem.

g) Das binnen drei Wochen wahrſcheinlich eintretende Thauwetter erlaubt die Seeen zu bewaffnen.

Alſo:

In Athem (oder im Schach) erhalten auf den Küſten	5,000 Mann
In Drontheim nebſt den Zubehören	4,000 =
In Kongsvinger	6,000 =
In Fredricshall und Fredricsſtad	6,000 =
	21,000 Mann.

So bleiben höchſtens 9000 Mann, womit man zu ſchlagen hat.

Plan.

1) Der Generaladjutant Oberſt Bergenſtråle nach der Demonſtration, die er machen ſollte, wird die Ungewißheit des Feindes und ſeine erſte Beſtürzung benutzen, um gegen das Elſdal 400 bis 500 Mann zu entſenden, um in Uebereinſtimmung mit dem von dem Oberſten Gahn befehligten fliegenden Lager den Angriff zu beginnen, und wird alſo den Feind ſo weit als möglich nach dem oberen Glommen zurück zu bringen ſuchen.

2) Die erſte Brigade wird in demſelben Augenblick auf Kongsvinger marſchieren und den Mangel beſetzen.

3) Die zweite Brigade ſchon Meiſter von Krokfors wird über Haneborg gegen Blackier fortſtoßen; und die dritte, die über das Hanefjäll*) geht, wird, ſich Örjes, Opſals und Lunds bemeiſternd, über Basmöe gegen Onſtad vordringen, ſich an die zweite ſchließend, unterdeſſen die vierte Smuggeſund paſſiren würde, um in Aremark einzurücken, ſich nach der Bewegung des Generals Vegeſack richtend, um den Feind zu bedrohen und ſeine Aufmerkſamkeit gegen Degenås und Rakeſtad zu ziehen.

4) Vegeſack würde dadurch eine große Leichtigkeit gewinnen, gegen die Skiebergsebne vorzudringen, indem er ſich an die vierte Brigade ſchließt und zugleich die Feſtungen Fredricshall und Fredricsſtad in Schach hält.

5) Sobald das Ufer des Glommen rein gefegt iſt, wird

---

*) Hanefjäll. Fjäll auf ſchwediſch jedes höhere Felsgebirg; vorzugsweiſe heißen ſo die Gränzgebirge zwiſchen Schweden und Norwegen: ſonſt der Kjölen.

man mit der dritten Brigade darüber gehen, ſich gegen das Meer ausdehnend, um im Nothfall die Operation der Flottille zu unterſtützen.

6) Vegeſack, der ſein Handwerk gut verſteht und Meiſter iſt nach den Umſtänden zu handeln, wird die Operation der Flottille nach der Möglichkeit benutzen, welche verſuchen wird in die Bucht vorzudringen, um das von dieſer Seite ſchlecht befeſtigte Fredricsſtad zu bombardieren.

7) In dieſer Stellung wird man die Engländer oder Verſtärkungen erwarten. Im Fall der Feind nicht ſo ſehr den Kopf verliert, alle Vortheile ſeiner Stellung zu vernachläſſigen, oder man aus Mangel an Hülfe zu ſchwach iſt etwas weiter zu unternehmen, wird man die Kriegsgränze von 40 Meilen immer auf 12 Meilen verkürzt haben, und die beiden Feſtungen werden vor der Aerndte von ſelbſt durch Hunger fallen.

Jetzt kommen wir auf die Ausführung dieſes Planes, der nach der Natur des Landes vielleicht die Aufmerkſamkeit jedes erfahrnen und unpartheiiſchen Soldaten verdienen wird.

Der Oberſt Gahn, welcher in dem Elfdal befahl, griff den 14. April an und rückte drei Meilen über die Gränze vor. — Der Angriff auf die Schanzen von Lier geſchah den 18. April, und der Feind wurde über den Glommen unter die Kanonen von Kongsvinger geworfen. Von Magnor bis Lier hatte das Heer zwei Tage gebraucht, den Feind aus allen ſeinen vortheilhaften Stellungen herauszutreiben. — Die zweite Brigade, nachdem ſie den Feind aus Haneborg gejagt hatte, war gleich der dritten auf dem Punkt, ihre Beſtimmung zu erfüllen. Hätte der General Armfelt ein einziges Artillerieſtück von ſo ſtarkem Kaliber gehabt, um die elendeſte Hütte in Kongsvinger in Brand zu ſchießen, ſo kapitulirte der Platz den 19. Der Kommandant hatte ihm geſchrieben, weder er noch ſeine Beſatzung haben Luſt ſich röſten zu laſſen. Der General Armfelt hatte ſeit dem Monat März dem Generalfeldzeugmeiſter um dieſe ſchwachen Nothwendigkeitsmittel unaufhörlich angelegen, indem er einen ſolchen Fall als möglich angab; aber nichts war bereit, und außer ſehr guten Batterien Sechspfünder kam vor dem Ende des Mais nichts an.

Die Schaar des Generals Vegeſack inzwiſchen, welche laut ſeinen Berichten ſeit dem 6. April fertig war, konnte aus Mangel an Lebensmitteln und Fuhrwerk keinen Schritt thun. Dieſer Querſtrich erlaubte dem Feind die beiden Feſtungen zu entblößen und gegen Höland und Blackier 4000 Mann zu entſenden, die ſich mit den von Chriſtiania entſendeten vereinigten und bei Onſtad über den Glommen gingen. Das Reſultat davon war, daß unſre Truppen ſowohl zu Höland als Lund zum Rückzuge gezwungen wurden, nachdem ein von dem Grafen Mörner befehligtes Häuflein zwiſchen Urſkog und Blackier aufgehoben worden.

Dieſe Unfälle bielten plötzlich eine allgemeine Bewegung auf und brachten das Heer in eine ſehr mißliche Lage.

Dieſe ward noch ſchlimmer durch einen andern Verluſt. Bergenſtråle, ſtatt zu thun, was er am Ende des März verſprochen hatte und den verabredeten Plan zu befolgen, hatte ſich — Armfelt wußte nicht, warum, noch auf weſſen Befehl — gegen den Quarken gezogen, wo man mit Unrecht den Einfall ruſſiſcher Truppen befürchtete. Durch dieſe unerwartete Bewegung, wovon der Obergeneral und der Oberſt Gahn beide gleich wenig wußten, konnte die feindliche Schaar, die bei Drontheim feſt gehalten werden ſollte, leicht herabkommen und Gahn in demſelben Augenblick erdrücken wo er vorgerückt war, um mit der erſten Brigade zu gleicher Wirkung zuſammen zu treffen. Die Dänen, wenigſtens ſechsmal ſtärker als Gahn, umzingelten und fingen ihn, nachdem die Hälfte ſeines Häufleins auf dem Platz geblieben war. Dadurch war der Weg von Dahlby nach Karlſtad offen und alle Magazine des Heers waren in Gefahr, wenn unſre Feinde unſre Unfälle zu benutzen verſtanden hätten.

Die zweite Brigade inzwiſchen, um nicht umwickelt zu werden, fand ſich gezwungen in der Linie von Krokfors und Stangnås zu bleiben, während die dritte das linke Ufer der Seeen Or und Boſiolen beſetzte. Die vierte Brigade, zwiſchen den Bezirken von Odemark und Aremark zu Ottier und im Paß von Bön poſtirt, band ſich an einen Theil der Vegeſackiſchen Schaar, welche ſich endlich

---

*) Quarken, eine Inſelgruppe in dem Bothniſchen Meerbuſen zwiſchen Waſa in Finnland und Umeo in Norrland, wo es im Winter gewöhnlich ſo friert, daß man oft über das Meer gehen und fahren kann. Der Abſtand hier zwiſchen Schweden und Finnland iſt etwa 14 deutſche Meilen.

auf Björkebeck und Skottsberg poſtirt hatte, gegen Ende des Mais ſich Präſtebackas und Bärbys bemeiſternd.

Grade jetzt fiel bei Strömſtad ein für die ſchwediſchen Waffen ſehr rühmliches Gefecht vor zwiſchen 5 ſchwediſchen und 26 däniſchen Kanonenböten, worin die letzteren mit Verluſt zurückgetrieben wurden. Der ausgezeichnete Officier (Major Norberg), welcher damals das Pröbchen der Flottille befehligte, die wir haben ſollten, verlor den Befehl, als ſie ſtark genug war etwas zu thun. Auch blieb ſie in der völligſten und ſchädlichſten Unthätigkeit, und ihre Befehlshaber, wenn man ihren Berichten glauben ſoll, hatten immer die Elemente gegen ſich.

Ungeachtet der Verluſte, welche das Heer erlitten, hatte der Feind nur zu ſehr gefühlt, welch ein Uebergewicht durch ihren Muth und ihre Tapferkeit unſre Truppen über ihn hatten. Auch vermied er ſo ſehr als möglich jedes entſcheidende Gefecht, und beſchränkte ſich auf den kleinen Krieg und auf Ueberfälle, welches noch nicht die glänzende Seite unſrer Kriegskunſt iſt. Man mußte ihn alſo zwingen ſein Syſtem zu ändern und unſre einzelnen Verluſte auf eine kräftige Weiſe wieder gut zu machen. Auch war der General Armfelt entſchloſſen, zur Lieferung einer Schlacht Gelegenheit zu ſuchen. Er ließ daher ſeine Artillerie auf die Punkte von Orje und Opſal rücken und ſtellte die zweite, dritte und vierte Brigade ſo, daß ſie ſich binnen vier Tagen vereinigen konnten, um in den Momark einzurücken und ſich auf der Ebene von Edsberg auszubreiten. Man wollte eine in dieſen Gegenden ſtehende feindliche Schaar von 4000 Mann angreifen und ſo den Feldzug entſcheiden. Grade in dieſem Augenblick kam ein Eilbote von Gothenburg mit der Nachricht von der Ankunft der großen engliſchen Seerüſtung. Armfelt hegte nämlich die ganz natürliche Meinung, da ſie an dieſe Küſten angelegt, ſey ſie wahrſcheinlich zur Mitwirkung gegen Norwegen beſtimmt. Er beſchloß alſo jetzt noch zu warten, weil ſein Angriff bei dem glücklichſten Erfolg dem Feinde doch keinen ſo empfindlichen Streich verſetzen konnte, als wenn man mit vereinter überlegener Macht angriffe. Zu dieſem Ende ſchickte er einen ſeiner vertrauten Adjutanten zum General Moore, um ſeine Abſichten zu erfahren, und einen Officier an den engliſchen Admiral, um ihm die Plane der däniſchen Feſtungen einzuhändigen, welche an der Küſte liegen; was für den Befehlshaber eines

Geſchwaders ſehr wichtig war, falls er den Feind auf dieſen Punkten beunruhigen wollte. Der Zweck des ſchwediſchen Generals war, ſo ſehr als möglich in alle Operationen eine vollkommene Uebereinſtimmung zu bringen und im Voraus alle Schwierigkeiten zu heben, ſelbſt die der Eitelkeit, der gefährlichſten Feindinn verſchiedenartiger verbündeter Truppen. Der engliſche General ſchien ſehr geneigt in die Anſichten des ſchwediſchen einzugehen, ja er ſchien ſogar eine Unterredung zu wünſchen, um ſich deſto leichter über alles zu vereinbaren. Aber er konnte nichts entſcheiden vor dem Empfang einer Antwort von Stockholm, wohin er den Chef ſeines Generalſtabes geſchickt hatte, um die Befehle des Königs zu empfangen. Der engliſche Admiral, voll des beſten Willens, hatte einen Theil der Flotte in die Oſtſee entſandt und beſaß kein einziges zur Unterſtützung unſrer Flottille paßliches Schiff, falls ſie ſich je hätte entſchließen können, die Station von Danckiöl zu verlaſſen. Die Dänen inzwiſchen, jetzt von einem kombinirten Angriff der Schweden und Engländer bedroht, ſuchten die Aufmerkſamkeit des ſchwediſchen Generals gegen den Norden zu ziehen; von dem Eiſdal bis unter den Mangel geſchahen täglich neue Bewegungen und mehr oder weniger heftige Angriffe, von welchen der den 18. Mai auf Moback und Lier der blutigſte war. Der Feind wurde mit Verluſt zurückgeſchlagen und die Ehre der ſchwediſchen Waffen erhielt ſich unbefleckt. Armfelt weit entfernt ſeinen gefaßten Plan zu ändern blieb ſtandhaft dabei, und ſuchte alle vorkommende Hinderniſſe, die zum Theil von einer verzweifelten Natur waren, zu heben. Aber gerade in der Mitte dieſer Geſchichten erhielt er einen Befehl vom 19. Mai, Norwegen zu räumen und ſich auf die ſtrengſte Defenſive zu ſetzen. Dies traf ihn wie ein Donnerſchlag, aber doch wagte er dem Könige nicht nur die Nachtheile dieſer Maaßregel vorzuſtellen, ſondern noch mehr, daß jetzt oder nie der Augenblick da ſey, entweder mit Hülfe der Engländer oder durch die Sendung von Verſtärkungen das ſüdliche Norwegen zu erobern. Aber alles war vergebens, und man mußte gehorchen. Dieſem erſten Befehl folgte ein zweiter, zwei Bataillone Linientruppen und 22 Artillerieſtücke theils nach Schonen theils nach Gothenburg zu entſenden; wofür man verſprach das Weſtheer mit Landwehriſten zu verſtärken, die ohne Waffen, ohne Kleider, und mit ihrer Beſtimmung äußerſt unzufrieden waren, obgleich man den falſchen Gedanken gehabt hatte, ſie einer von der in dem übrigen Heer gebräuchlichen ganz verſchiedenen Disciplin zu unterwerfen. Dieſe zuſammengerafften Menſchen, die aller phyſiſchen und moraliſchen Mittel für eine kriegsgemäße Organiſation mangelten, wurden von Officieren geführt, die den Dienſt entweder verlaſſen oder noch gar keine Fertigkeit darin hatten — kurz, dieſer Aufſtand in Maſſe, welcher hätte furchtbar werden können, wenn er nach feſten Grundſätzen gemacht worden wäre, nahm ſogleich bei ſeinem Urſprung die unſeligſte Form an, man mag ihn nun als Soldat und Politiker oder als Bürger und Menſch betrachten. Armfelt, überzeugt von dieſen Wahrheiten, iſt der einzige, welcher gewagt hat, in der Organiſation, Bildung und Uebung dieſer Landwehr den fehlerhaften und zerſtörenden Plan zu ändern; und bei ſeiner Abreiſe von dem Weſtheer gab es drei Bataillone, welche verſprachen binnen kurzem es den Linientruppen in allem gleich zu thun.

Endlich nach Verlauf noch einiger Wochen bereitete ſich die engliſche Ausrüſtung, welche gekommen ſchien, um nichts zu thun, und kaum den Schein einer Hülfe gegeben hatte, uns zu verlaſſen; und dieſer Augenblick war die Epoche eines dritten Befehls, welcher an den General kam, ſechs Bataillone vortrefflicher Truppen und ein Bataillon Artillerie nach Finnland zu entſenden. Er fand ſich nun einem ſehr überlegenen Feinde gegenüber, der von aller Furcht vor den Engländern befreit und von unſrer Lage vollkommen unterrichtet war.

So ſcheiterte die Eroberung Südnorwegens aus Mangel an Truppen, aus Mangel an Uebereinſtimmung und gutem Willen bei Denen, welche, wenn ihnen gleich nicht alle Mittel zu Gebote ſtanden, doch dem, was ſich noch bewegen konnte, hätten Feſſeln anlegen und insgeheim Hinderniſſe ſchaffen ſollen. Die Beſetzung eines Theils von Norwegen wäre das Pfand für Finnland, die Sicherheit Schwedens, und eine Vermehrung von Hülfsquellen geweſen, um nach Finnland eine Stärke zu bringen, welche die heroiſchen Arbeiten des braven finniſchen Heers hätte unterſtützen können, welches bei dem glänzendſten Erfolge ſich ſelbſt durch ſeine Siege ſchwächte, ohne je anders als theilweiſe verſtärkt zu werden.

Ich zweifle, ob es jemals zur Nachwelt gelangen wird, durch welche Verkehrtheiten die Mitwelt zerſtört und das Vaterland an den Rand des Abgrunds getrieben iſt. Wenn man nicht an einen Fatalismus glauben kann, der alle beſten Entwürfe halbierte oder gar vernichtete, ſo mögte man an eine fein durchſpinnende Verrätherei oder an einen Glückszauber glauben, der diejenigen umnebelt hält, welche gegen Napoleon und ſeine Knechte und Trabanten etwas zu unternehmen wagen.

Obgleich der General Armfelt ſich mit der Organiſation der Landwehriſten beſchäftigte, um während des Julius ſeine Verluſte nach Möglichkeit zu erſetzen, ſo konnte er ſich doch nicht verhehlen, daß nicht nur die Eroberung Norwegens unmöglich geworden war, ſondern daß man im Gegentheil darauf denken mußte, eine den Umſtänden angemeſſene Defenſive einzurichten. Er befahl demnach den Bau von Feſtungswerken, die man ſeitdem zu Eda gemacht hat, und that was in ſeiner Macht war für die Ernährung und Erhaltung des Heers. Doch der Herbſt und Winter konnte nicht anders als ihn beunruhigen, zumal wenn er die Natur der zu vertheidigenden Gränze und die Art bedachte, wie der Soldat ausgerüſtet war, um jene ſtrengen Jahreszeiten aushalten zu können. Ein Stillſtand mit Norwegen konnte uns in jeder Hinſicht günſtig ſeyn, und der General erhielt vom Könige die Erlaubniß, dem Oberbefehlshaber in Norwegen, Prinzen von Auguſtenburg, den Vorſchlag darüber zu thun. Der Prinz hatte darüber einige Eröffnungen machen laſſen, aber als man zur Sichtung der Bedingungen kam, zeigten ſich ſo viele Schwierigkeiten und der Ton des Prinzen, wenn er von dem Könige ſprach, war ſo wenig ſchicklich, daß die Unterhandlungen erfolglos abgebrochen werden mußten. Der General Armfelt ſchickte einen Eilboten an den König mit den Berichten über dieſe Angelegenheit, und ſtatt aller Antwort brachte dieſer ihm die Nachricht von ſeiner Ablöſung und ſeinem Exil. Drei Tage vergingen indeſſen, ehe der neue Obergeneral ankam, und den 16. Auguſt übergab Armfelt ihm den Befehl *).

---

*) Soweit der Bericht des Armfeltſchen Generalſtabsofficiers. Es war ein Wunder, daß Armfelt nicht früher mit Ungnade entlaſſen ward; denn in allen Berichten und Zuſchriften hatte er ſich die bitterſten Aeußerungen über die Mißgriffe im Kriegsdepartement und über die Saumſeligkeit und Sorgloſigkeit der Verwaltung und Bekleidung erlaubt. Und er führte eine ſcharfe Feder.

Außer dieſem Weſtheer unter den Befehlen der Generale Armfelt und Cederſtröm befehligte der Feldmarſchall Freiherr Toll ein Küſtenheer von 12000 bis 16000 Mann, welches Südſchweden gegen etwanige Landungsverſuche der Franzoſen und Dänen decken ſollte. Dieſes bekam aber nur ein einziges Mal etwas zu thun, und zwar ſogleich beim Anfange des Feldzugs. Den 22. April hatte der ruſſiſche Admiral Bodisko auf der Inſel Gottland, einem wegen ſeiner Häfen ſehr wichtigen Punkt in der Oſtſee, etwa 1500 Mann gelandet. Das Gerücht, welches im Schlimmen und Böſen immer ſehr wach war, brachte die Nachricht nach Stockholm, es ſeyen über 8000 Mann dort ans Land geſtiegen und bald werden aus preußiſchen und pommerſchen Häfen 30000 Franzoſen und Ruſſen nachfolgen und von hier auf die Küſten Schwedens übergehen. Dies war zu der Zeit, als die ſchwediſchen Sachen in Norwegen nicht ſo glücklich gingen, als man hätte hoffen können und als man von glücklicheren Erfolgen in Finnland noch keine Nachricht hatte. Da war denn das Geſchrei allgemein, es werde bald aus ſeyn mit dem Kampfe, und das ſey bei dem Unglück eben das größte Glück. Doch wurden, um dieſe Ruſſen wegzufangen, einige Linienſchiffe und Fregatten unter Befehl des Admirals Freiherrn Cederſtröm und etwa 2000 Mann der beſten Linientruppen aus dem Tolliſchen Heere abgeſchickt. Dieſe landeten den 14. Mai, und der Admiral, welcher die Ruſſen als Gefangene nach Schweden hätte führen müſſen, um zu wirklicher Austauſchung gefangener Finnen zu dienen, erlaubte ihnen in ihren eigenen Schiffen, worauf ſie gekommen, ruhig abzuſegeln, mit der Verbindlichkeit binnen einem Jahre nicht gegen Schweden zu fechten. Dies war denn doch zu großmüthig oder vielmehr zu ſchwachmüthig: denn die Ruſſen waren wirklich Gefangene: ſie hatten weder Artillerie noch Stärke der Stellung, noch Macht nur ein Treffen zu wagen.

Die zweite kleine Antaſtung des ſchwediſchen Gebiets kam aus dem nördlichen Norwegen, aus der Gegend von Drontheim her. Etwa 2000 Mann drangen die Tage des 8. und 9. Auguſt in Jemtland und Herjedalen ein; aber, nachdem ſie einigen Widerſtand gefunden, gingen ſie den dritten Tag wieder zurück. Es ſcheint, die Norweger thaten dies, weil ſie von den Ruſſen, welche ſchwediſche Landungen fürchteten, zu einer Diverſion aufgefordert waren. So leiſteten ſie wenigſtens einen kleinen Schein: denn es ernſtlich gegen Schweden zu meinen, dazu fehlte ihnen die Macht und der Haß. Doch vergrößerte das Gerücht, welches aus den Hälſen und Winken vieler Uebelgeſinnten wieder ſehr lebendig war, auch dieſes kleine Häuflein zu 15000 Mann; es rief aus: „ſobald dieſe weiter herabkommen, „ſoll das ſüdliche norwegiſche Heer mit ihnen im Zuſam„menhange handeln; von Stralſund, Roſtock und Wismar „kommen 30000 Mann dazu, und im Anfange des Sep„tembers ſind dieſe Feinde in Stockholm.“ Denn ſolche Befreier wünſchten Manche ſich; aber auch dieſe Wünſche ſchlugen fehl.

Uebrigens waren die Küſten Schwedens das ganze Jahr unangetaſtet, Dank den ſchwediſchen und engliſchen Flotten. Auch erſcheint es, daß die Feinde gar keine bedeutende Landungsplane entworfen noch zugerüſtet hatten. Dieſe, die an ſich ſchon ſelten gelingen, ſind, wenn man nicht Meiſter der See iſt, im Großen unausführbar. Diejenigen, die den König haßten, auch ſolche, welche kleinliche Entwürfe des Ehrgeizes dem Wohle des Vaterlandes vorzogen, verbreiteten und beſtätigten ſolche Gerüchte.

Hieran knüpft ſich ganz natürlich die Geſchichte der ſchwediſchen Flotten während dieſes Sommers. So wie ſie die einzige Vermittelung waren zwiſchen Schweden und Finnland, ſo ſtehen ſie auch als Mittelglied zwiſchen den ſchwediſchen und finniſchen Dingen.

Guſtavs des Dritten thätiger Geiſt hatte auch das ſchwediſche Seeweſen neu geſchaffen und beim Anfange des vorigen finniſchen Kriegs hatte Schweden eine Orlogsflotte von 36 Segeln (Linienſchiffe und Fregatten) und eine ſogenannte Scheeren- oder Küſten-Flotte von 250 bewaffneten Schiffen. Dieſe Scheerenflotte, aus Galeeren und Kanonenböten und einigen größeren mit flachem Kiel gebauten Schiffen beſtehend, war einem Lande wie Schweden und Finnland ſehr angemeſſen, deſſen Küſten mit kleinen Inſeln und Klippen gleichſam umſäet und tieferen Schiffen wenig zugänglich ſind. Die blutige Schlacht bei dem Auslauf aus der Wiborger Wik, woraus die in den Sack hineingezogene Flotte ſich mit großem Verluſt herausſchlagen mußte, und die Zeit mit ihrem freſſenden Zahn hatten die große Flotte ſehr verkleinert, und der Zuſtand der Finanzen war nicht ſo geweſen, daß man viele neue Kriegsſchiffe hätte vom Stapel laſſen können. Daher waren bei dem Anfange dieſes Kriegs nur etwa 8 Linienſchiffe und 5 Fregatten dienſtfähig. Man hatte auch gefunden, daß die Kriegsflotte bei ſolchen Küſten, wie man ſie hatte, weniger nothwendig war als die Scheerenflotte; die erſte Sorge war daher auf dieſe gewandt, und ſie war wirklich in preiswürdigem Zuſtande und zählte an 300 Segel. In der Zuverſicht auf dieſe Flotte und auf die engliſchen Hülfen durfte man glauben, den Ruſſen, falls ſie Finnland anfallen ſollten, den Krieg ſehr ſchwer und koſtbar machen zu können. Denn da ſie ihre Scheerenflotte völlig vernachläſſigt hatten, mit viel ſchlechteren Matroſen als die ſchwediſchen bemannt waren, und mit ihrer großen Flotte gegen die engliſchſchwediſche nichts wagen durften, ſo lagen alle ihre Küſten feindlichen Streifereien offen, und alle unterſtützende Seeoperationen und Zufuhren des Landheers waren unmöglich. Aber Unklugheit und Verrätherei der Schweden halfen ihnen hier, und ſie waren glücklich, ſobald ſie als Verbündete Napoleons das Schwerdt zogen.

Die ſchwediſche Scheerenflotte war in vier Geſchwader getheilt, welche in Stockholm, Gothenburg, Åbo und Sveaborg ihre Stationen hatten. Von dieſen war das Geſchwader von Sveaborg bei weitem das anſehnlichſte. Es war unklug von der ſchwediſchen Regierung, daß ſie bei der Verdunkelung des öſtlichen Horizonts gegen Rußland im Herbſt 1807 die Küſtenflotten nicht nach ſchwediſchen Häfen in Sicherheit brachte, da der Winter ſie im Eiſe feſtmachen und den Feinden bloß ſtellen konnte. Dies geſchah auch. Sogleich bei dem Einfall der Ruſſen war der brave Admiral Hjelmſtierna gezwungen, das Geſchwader in Åbo, welches aus 40 meiſtens neuen Fahrzeugen beſtand, den Flammen zu übergeben. Dieſer Verluſt war um ſo empfindlicher, weil er hätte vermieden werden können. Aber auf eine ſchändliche Weiſe verlor Schweden ſeine Flotte von 130 bis 140 Segeln in Sveaborg, worunter die größten und beſten Schiffe der ganzen Flotte waren. Dieſe Scheerenflotte kam mit der Feſtung durch Verrätherei in die Hände der Ruſſen, und gab ihnen eine Küſtenflotte, womit ſie die ſchwächeren Schweden bekämpfen, die Operationen ihres Landheers unterſtützen und ihre Küſten und Zufuhren decken konnten. So ſtanden die Sachen und dies war geſchehen, ehe die Flotten die See offen hatten.

Die ſchwediſche Orlogflotte unter dem Befehl des Konteradmirals Cederſtröm lief zum Theil ſchon im April aus, und kreuzte in den Waſſern von Bornholm bis zur pommerſchen Küſte. Von ihrem Zuge gegen Gottland haben wir gehört. Den 3. Junii ging ſie nach Hangöudd *) ab, der ſüdweſtlichſten Landſpitze von Finnland, welche man umſegeln muß, um in die ſogenannte Alandiſche See (Ålandshaf) und von da in den Bothniſchen Meerbuſen zu kommen. Sie lag hier lange Zeit unthätig, weil auch die ruſſiſche Flotte, die auf der andern Seite ſich ihr gegenüber gelegt hatte, nichts vornahm. Doch beſchuldigten Einige den Admiral Cederſtröm, er habe nachläſſig eine ruſſiſche Scheerenflotte, die 30 Segel ſtark von Sveaborg kam, zu den Inſeln zwiſchen Aland und Abo durchgelaſſen: denn bei größerer Wachſamkeit habe ſie wieder umkehren müſſen. Deswegen, ſagt man, und wegen der zu gütigen Kapitulation, die er den Ruſſen auf Gottland bewilligte, verlor er den Befehl. Der Admiral Rauckhoff kam an ſeine Stelle; aber auch dieſer zweite Admiral hatte weder Glück noch Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Die ſchwediſche Orlogflotte oder vielmehr die Böte dieſer Flotte hatten den ganzen Sommer ein einziges ernſthaftes Gefecht. Man entwarf nämlich den

---

*) Udd ſchwediſch eine ins Meer hineinſpringende Landſpitze.

kühnen Plan, einen Theil der ruſſiſchen (vormals ſchwediſchen ſveaborgiſchen) Scheerenflotte bei Nacht zu überfallen und, wo möglich, wegzunehmen oder zu vernichten. Dies ſollte in der Nacht vom 17. auf den 18. Auguſt geſchehen, und von der Beſatzung mehrerer Kriegsſchiffe und einigen Landtruppen ausgeführt werden. Dieſe ſchifften ſich ein in die Böte und Barkaſſen der Kriegsſchiffe unter dem Befehl des Oberſtleutnants Kruſenſtierna, eines geſchickten und braven Officiers. Durch eine dunkle Nacht begünſtigt kamen ſie glücklich und unbemerkt an die feindlichen Schiffe, und richteten den Angriff vorzüglich gegen zwei mächtige Seeungeheuer, den Hemmema Styrbjörn und den Hemmema Hjalmar, die als gute Schwedenbollwerke jüngſt noch in Sveaborg gelegen hatten. Der Styrbjörn wurde mit bewundernswürdiger Tapferkeit geentert und genommen, aber bei dem Angriff auf den Hjalmar verwickelte ſich die Linie in einander, das ganze Unternehmen ſtockte und der Styrbjörn wurde von dem Hjalmar und andern ruſſiſchen Schiffen ſo wüthend beſchoſſen, daß die Schweden ihn mit großem Verluſt verlaſſen und ſich mit dem Raub einiger kleinen Schiffe zurückziehen mußten. Der Ausfall dieſes Gefechts war Ehre, ſein Beweis mehr Muth als Geſchicklichkeit.

Endlich gegen Ende des Auguſts ſchien es ein Ernſt werden zu wollen. Der engliſche Admiral Samuel Hood war mit zwei Kriegsſchiffen zu der ſchwediſchen Flotte geſtoßen, und es ward beſchloſſen die Ruſſen, welche nicht weit von ihnen lagen, zu jagen. Dieſe aber, durch die Ankunft engliſcher Schiffe in Schrecken gebracht, ſpannten ſogleich alle Segel auf, und die Schweden waren zum Verfolgen noch nicht ganz fertig. Dieſe Jagd war den 25. und

26. Auguſt. Der engliſche Admiral holte die ruſſiſche Flotte bald ein, aber ſeine zwei Linienſchiffe konnten mit 9 Kriegsſchiffen, 7 Fregatten und 8 Kuttern kein Treffen anbinden. Die Schweden aber ſegelten ſo ſchlecht, daß ſie immer zwei bis drei Meilen zurück waren. So geſchah es denn, daß die Ruſſen den 26. Auguſt in Rogerswik oder Baltiſchport an der jenſeitigen eſthiſchen Küſte einliefen, mit Verluſt eines Schiffes von 74 Kanonen, des Sewolod, welches die Engländer ſo zugerichtet hatten, daß ſie es verbrennen mußten. Hätte man Brander gehabt, ſo war die ruſſiſche Flotte verloren; aber alles fehlte, und die Ruſſen hatten Zeit, zur Sicherung ihrer Flotte Landbatterien anzulegen. Sie erkannten ihren mißlichen Zuſtand ſo ſehr, daß ihr Admiral gegen freien Abzug ſich verpflichten wollte, die Flotte ſolle während dieſes Krieges nicht wieder gebraucht werden. Dies nahm man nicht an, ſondern blokierte ſie ſtrenge, und da der engliſche Admiral Saumarez die vereinigte Flotte mit vier Schiffen verſtärkte, ſo ſtreifte man bis vor Kronſtadt und machte viele Beute. Damit endete auch die ganze Herrlichkeit; denn nach wenigen Wochen war die ſchwediſche Flotte durch Krankheiten faſt außer Stande zu dienen, und lief größtentheils in Karlskrona ein, und die Ruſſen ſegelten von Rogerswik nach Kronſtadt.

Durch die Verbrennung des Abogeſchwaders und die Uebergabe Sveaborgs hatte die ſchwediſche Flotte faſt zwei Drittel ihrer beſten Schiffe verloren. Nun galt es. Die Dänen und Norweger hatten den ganzen Herbſt und Winter Kanonenböte gebaut und gerüſtet und den Ruſſen war die beſte ſchwediſche Flotte verkauft worden. Doch waren die Dänen und Norweger noch ohne Uebung dieſes Kriegs, und zeigten — was Schwedens Glück war — überall keinen großen Ernſt. Wir hörten oben, daß das kleine Geſchwader bei Strömſtad den ganzen Sommer nichts that. Ein ähnliches Geſchwader von 30 bis 35 Schiffen lag in Malmö. Auch zwiſchen dieſen und den Dänen kam es zu nichts weiter als zu Spiegelfechtereien und Scharmützeleien. Die engliſchen Kriegsſchiffe hielten das große Fahrwaſſer des Sundes rein, und nur wann eine große Zahl Handelsſchiffe durchgehen ſollte, lockte die Luſt des Raubes die däniſchen Mäuſe heraus, die ſonſt meiſtens ſtill in ihren Löchern lagen. Einige genommene oder verbrannte Handelsſchiffe ſind kein Gegenſtand in der Geſchichte eines Kriegs.

Ernſter und kriegeriſcher ging es her an den Küſten Finnlands. Die Ruſſen hatten durch Ueberraſchung — weil man ſich ſorglos überraſchen ließ — ganz Finnland überſchwemmt und waren über die Menge Holmen *) und Scheeren und über das ſichere Eis nach den Ålandsinſeln übergegangen. Dieſe Ålandsinſeln ſind ein ſehr wichtiger Punkt, der nächſte Punkt, welcher Schweden mit Finnland verbindet, und von wo zur See und im Winter ſogar zu Lande der Zuſammenhang zwiſchen beiden Ländern der kürzeſte und leichteſte iſt. Von Åland nach der gegenüber liegenden Küſte Uplands in Schweden iſt eine Ueberfahrt von beinahe fünf ſchwediſchen (7 deutſchen) Meilen zwiſchen der åländiſchen Inſel Ekerö und dem ſchwediſchen Städtchen Griſſelhamn. Dieſer weſtliche Seeſtrich Ålands iſt reiner

---

*) Holm: eine kleine Inſel, meiſtens in Binnenwaſſern oder doch nahe an einem größeren Lande. Skär (Scheer), eine Klippe oder rauhe Felſeninſel an der Küſte.

von Holmen als der öſtliche gegen Finnland, und daher friert das Meer hier nicht ſo leicht als dort; doch giebt es Winter, wo man in den Monaten Februar und März zwiſchen Schweden und Aland ganz ſicher reiten und fahren kann. Auf der öſtlichen Seite, die Weite von zehn ſchwediſchen Meilen, der Abſtand zwiſchen Abo in Finnland und Aland, iſt das Meer mit Klippen und Inſeln beſäet, welche mit dem Eiſe zwiſchen Aland und Finnland im Winter bald eine feſte Brücke bilden. Aland daher und ſeine Inſelgruppe, als der Eingang in die Bothniſche Wik und zu den Küſten Nordſchwedens und Nordfinnlands, war der nothwendige Hauptpunkt für die ſchwediſche und ruſſiſche Scheerenflotte, und blieb auch der einzige Punkt, wo dieſe ſich im Sommer bewegten. Auch begann der Seekrieg zwiſchen den Ruſſen und Schweden mit Aland.

Im Anfange des Mais lief eine kleine Abtheilung Kanonenböte unter Befehl des Leutnants Kapſelmann von Stockholm aus und kam bei dem von den Ruſſen beſetzten Aland an. Dieſe wären nun gern abgezogen, aber das an den meiſten Stellen aufgegangene Eis machte dies nicht leicht, und Kapſelmann, der zwiſchen ſie und die kleinere Inſelgruppe ſich legte, verrammte ihnen den Paß. Die Einwohner Alands, ermuntert von einem Prieſter Gummerus, und angeführt von dem tapfern Kirchſpielsvogt Arén griffen bei der Ankunft der Flottille zu den Waffen und nöthigten 300 Ruſſen das Gewehr zu ſtrecken. So wurde die Inſel befreit.

Hier und in der Nachbarſchaft war den ganzen Sommer die Station der ſchwediſchen Scheerenflotte, und alle

Seeſchlachten dieſes Feldzugs fielen vor in den Sunden*) und Seebuchten zwiſchen Aland und Abo, in deſſen Gegend die ruſſiſche Scheerenflotte gewöhnlich lag, welche ſich von Sveaborg um Hangöudd dahinauf gezogen hatte. Hier wurden viele kleine und große Treffen geliefert, worin die Ehre und Tapferkeit der Schweden herrlich beſtand, welche faſt immer gegen Uebermacht und oft gegen Landbatterien anzulaufen hatten. Nie war die ſchwediſche Flotte ſtärker als 40 Segel, gewöhnlich war ſie der ruſſiſchen um ein Drittel unterlegen. Doch ſicherte ſie nicht allein die Küſten Schwedens ſondern deckte auch ſchwediſche Landungen auf Finnlands Küſten; und es lag nicht an ihr, daß dieſe nicht glücklicheren Erfolg hatten. Keine Stelle iſt für die ſchwediſche Ehre ruhmvoller geworden als dieſes Inſelmeer, und das Vaterland ſollte Namen wie Hjelmſtierna, Jönſſon, Brandt, Sjöholm, de Brunck, Wirſén mit Dankbarkeit und Achtung in ſeinen Jahrbüchern bewahren. Nur ein einziges dieſer Gefechte war entſcheidend, das, welches der Oberſtleutnant Brandt den 30. Auguſt bei Grönwicksſund gewann, worin die Ruſſen 15 Kanonenböte verloren; die andern konnten es deswegen nicht werden, weil die Ruſſen ſich faſt immer in die Sicherheit ihrer Küſten und Batterien zurückzogen. Merkwürdig iſt eine Anekdote aus einem der erſten Treffen, worin der Anführer, der tapfere Oberſt Jönſſon, tödtlich verwundet wurde. In der Qual ſeiner Todeswunde von ſeinen Officieren umgeben, reckte er die flehenden Hände zum Himmel und fluchte alſo dem Vaterlandsverräther: „Olof Cronſtedt, ich lade Dich hiemit vor des allmächtigen

---

*) Sund eigentlich eine Meerenge der Breite, die ein kräftiger Mann durchſchwimmen kann.

„Gottes ewigen Richterſtuhl, daß Du mir antworteſt für „meine Plagen und für das Leben ſo vieler tapferen Männer, welche heute von ſchwediſchen Schiffen mit ſchwediſchen „Kugeln beſchoſſen ſind."

Nun erzählen wir die Geſchichte des finniſchen Landfeldzugs, des einzigen, der nebſt den Thaten der Scheerenflotte die Ueberſchrift Krieg verdient.

Finnland macht durch ſeinen Umfang, ſeine Volksmenge, ſeine Fruchtbarkeit und mancherlei Hülfsmittel beinahe ein Drittel der ſchwediſchen Macht aus. Ein vortreffliches Land, von welchem doch kaum der zwanzigſte Theil des anbaufähigſten Bodens bebaut iſt, ſondern welches zum guten Theil noch in der alten Urwildniß liegt, mit Wäldern, Sümpfen, Strömen und Lachen bedeckt und überſchwemmt. Seine Bewohner ſind ein hartes, tapfres, redliches Volk, voll Muth, Thätigkeit und Geſchicklichkeit, ausgezeichnet durch eine gewiſſe eigenthümliche Lebhaftigkeit und durch eine Mannlichkeit und einen Trotz, die oft wie Hartnäckigkeit ausſehen. Ihre Brüder die Schweden ſagen daher ſprichwörtlich: er iſt eigenſinnig wie ein Finn. Als tapfre Soldaten ſind ſie lange berühmt geweſen und haben dieſen Ruhm auch in den letzten Tagen herrlich behauptet. Die großen Könige und Kriegshelden Guſtav Adolf und Karl Guſtav hielten außerordentlich hoch auf die Finnen. Finnen waren es, welche in der Schlacht bei Leipzig Tillys eiſerne Geſchwader zuerſt zerſprengten; Karl der Zwölfte achtete die Finnen immer ſeiner Leibwache gleich; unter Guſtav dem Dritten fochten ſie, wie Männer für ihr Land und ihre Freiheit fechten müſſen: was einzelne ehrſüchtige finniſche Edelleute mit andern Schweden gegen den großen König anzettelten, darf dem Volke nicht zugerechnet werden; wie ſie dieſen Sommer 1808 gefochten haben, werden wir bald hören. Die Finnen haben ihre eignen Sitten, ihre eigene Sprache; doch längs den Küſten, in den Städten, und in den ſüdlichen Landſchaften, wo auch viele Abkömmlinge ſchwediſcher Anſiedler wohnen, iſt das Schwediſche dem Finniſchen gleichherrſchend; auch iſt die ſchwediſche Sprache durchgehends die Sprache der gebildeteren Klaſſen des Volks. Seit dem dreizehnten Jahrhundert iſt Finnland mit Schweden vereinigt durch die Klugheit und Tapferkeit des berühmten Jarls Birger von Biälbo; und dieſe Vereinigung und die Ueberpflanzung vieler Schweden, die Gemeinſchaft der ſchwediſchen Sprache und Verfaſſung hat beide Länder durch ſehr feſte Bande zuſammengeknüpft. Am feſteſten aber hält dieſes Band durch die Verfaſſung und durch die Wohlthat ſchwediſcher Geſetze, von deren Freiheit die öſtlichen Nachbarn nichts wiſſen. Die Finnen hatten das Gefühl dieſer wohlthätigen Geſetze, und durch dieſes Gefühl war der Kampf, womit der Oſten ihnen drohte, ein Freiheitskampf für edle Güter. Bei den düſterſten politiſchen Ausſichten überließ man dieſes treffliche Land, dieſes biedere Volk völlig ihm ſelbſt und dem Zufall.

Finnland hatte außer dem Seeſtaat eine ordentliche Kriegsmacht von etwa 15,000 Mann, welche in Kriegszeiten durch Reſerven und durch die halbe Verdoppelung der eingetheilten Regimenter, welche Wargerning heißt, auf etwa 20,000 Mann ſteigen. Aber bei faſt einer Million Menſchen, welche Finnland bewohnen, und bei dem Eifer, womit Furcht und Haß beſeelen, ſobald der ruſſiſche Name hier als Feind genannt wird, wären die Finnen leicht auf

30,000 bis 35,000 wohlbewaffneter und geübter Krieger zu bringen geweſen. Schon im November 1807 hatte man von einer ſolchen Bewaffnung und von der Abſendung von Gewehren nach Finnland hin und her geſprochen; aber dabei war es auch geblieben. Nehme ich nun nur 30,000 waffengeübte Männer, habe ich meine Feſtungen, beſonders mein Sveaborg, gut verſehen, und meine ſtarke Scheerenflotte gerüſtet, ſo ſtehe ich in ſo ungeheurer Stärke, ſelbſt gegen den ruſſiſchen Koloß, daß er, wenn er nicht toll iſt, gar nicht daran denken kann, mir Finnland nehmen zu wollen; denn meine natürlichen und künſtlichen Vortheile ſind ſo groß, daß er fünffache Kräfte gegen einfache nöthig hat, um es durchzuſetzen, und da gebricht es ihm. Will er im Winter kommen, ſo ſind freilich alle Seeen und Sümpfe alsdann Ebnen für Schlachtfelder und Wege für Züge; aber wo will er in einem wenig bebauten Lande, welches in vielen Gegenden faſt noch Wüſte iſt, größere Heere als 25,000 bis 30,000 Mann zuſammenhalten? wo will er Nahrung und Futter finden für ſie? woher will er die Hülfen nehmen, dieſe beiden einen langen Weg hinter ſich zu ſchleppen? und endlich — was das Schwerſte iſt — wo will er ſelbſt für dieſe 25,000 Mann ſolchergeſtalt Obdach finden, daß er ſie in koncentrirten Stellungen zuſammenhalten und zu feindevernichtenden Schlägen fortſchnellen kann? denn hier ſind nicht die Winter, wo der Soldat das Liegen unter Reiſighütten oder unter freiem Himmel mehrmals ertragen mag. Will er im Sommer kommen, ſo geht es ihm nicht viel beſſer. Bis gegen die Mitte, gewöhnlich bis gegen das Ende des Maimonats macht das Thauwetter mit ſeinen Folgen alle Wege zu kriegeriſchen Operationen faſt allenthalben unbrauchbar. Erſt mit dem Junius kann auf größere Unternehmungen gedacht werden. Aber mein Land iſt allenthalben von Strömen, Seeen, Moräſten und Wäldern durchſchnitten und abgeſchnitten; wenn ich meine Vortheile zu benutzen verſtehe und meine Stellungen gehörig genommen habe, ſo bedarf der Feind, der mich in meinem Lande angreifen will, gegen mich faſt der doppelten Stärke, alſo wenigſtens 50,000 bis 60,000 Mann; womit er mich freilich nicht erobern kann. Die Herrſchaft der Küſten iſt mein; ich erhalte von der See her leicht und wohlfeil, was der Feind mit unendlichen Koſten, Schwierigkeiten und Gefahren ſich nachführen laſſen muß. Laß ihn ſogar vorrücken, laß mich in einem klugen oder gezwungenen Vertheidigungsſyſtem mit meinem Heere weiter gegen Weſten zurückweichen — jeder Schritt vorwärts iſt für ihn ein Schritt der Schwäche, jeder Schritt rückwärts für mich ein Schritt der Stärke mehr. So kann er — wenn er am weiteſten vordringt — vielleicht zwanzig bis dreißig Meilen in meinem Lande vordringen. Was gewinnt er damit? Nichts weiter als daß er ungeheuren Aufwand vergebens macht, daß er 25,000 bis 30,000 Mann durch Mangel und Arbeit verliert, ſeine Schifffahrt vernichtet, ſeine Küſten bedroht oder geplündert ſieht, und daß er gegen den Herbſt mit zerriſſenen Schaaren wieder über die Gränze zurückweichen muß. Dies iſt die unvermeidliche Nothwendigkeit, wenn ich, der Vertheidiger Finnlands, nicht faul und ungeſchickt bin.

Aber ich war leider ſehr faul, war auch nicht ſehr geſchickt, und ein entſetzliches Unglück durch einen ſchändlichen Verräther kam dazu, ſo daß alles verloren ging, was natürliche und künſtliche Vortheile mir gaben und was die Vaterlandsliebe, Treue und Tapferkeit meiner tapfern Finnen mir ſo gern erhalten wollten.

Obgleich man wußte, daß die Ruſſen an ihren Gränzen lange ſchon gerüſtet hatten, ſo ſchlief und träumte die ſchwediſche Regierung immer noch. Nichts wurde gethan, und nicht einmal der Oberbefehlshaber im Lande und über das Heer, der Generalſtatthalter Graf Klingſpor, war in Finnland zur Stelle, ſondern lebte ganz ruhig in Stockholm. Doch thaten die wackern Finnen in der erſten Noth und für die erſte Noth alles Mögliche. Seit dem 8. und 12. Februar, wo die ruſſiſchen Rüſtungen und Bewegungen immer bedenklicher wurden, verſammelten der Generalleutnant von Klercker und der Generalmajor Aminoff, die nächſten im Befehl nach Klingſpor, das finniſche Heer, verſahen die Feſtungen Sveaborg und Svartholm auf vier Monate mit Mundvorrath, und ſuchten für ihre Truppen, ſo viel thunlich war, Magazine anzuſchaffen; wobei der Eifer der Einwohner ſie aus allen Kräften unterſtützte. Den 21. Februar 1808 gingen die Ruſſen an drei Stellen, bei Abborfors, Kjeltis und Anjala über die Gränze, und warfen die ſchwediſchen Vorpoſten allenthalben zurück, welche ſich ohne Verluſt zu den Hauptſchaaren zurückzogen. Bei der Schwäche der Finnen, die hier nicht mehr als etwa 6,000 Mann ausmachten, konnte kein großer Widerſtand gethan werden, und die Hauptſorge des Befehls mußte dahin gehen, die Truppen und ihren Unterhalt zu retten und ſich immer weiter nördlich zu ziehen. Dieſer Plan wurde auch ſtrenge befolgt, und man rettete aus den verſchiedenen Niederlagen und den großen Städten faſt alles, was zum Geſchütz, zur Ausrüſtung und Verpflegung der Soldaten gehörte oder dazu dienen konnte. Den 1. März endlich war Klingſpor mit ſeinem Generaladjutanten, dem raſchen Oberſten Grafen Guſtav Löwenhjelm, in Tawaſtehus angekommen und hatte den Befehl übernommen. So zog man ſich langſam zurück; denn ſchreckliche Winterkälte und verſchneite Wege hinderten jeden ſchnellen Marſch, da man Geſchütz, Gepäck, Mundvorrath, kurz alles mitſchleppen mußte. Die Ruſſen, die den finniſchen Truppen an leichter Reiterei, vorzüglich an den vortrefflichen Koſacken, ſo ſehr überlegen waren, ſuchten wohl hie und da den Marſch zu hindern und den Finnen etwas abzugewinnen; aber immer ohne Erfolg. Im Anfange Aprils vereinigte ſich dieſer ſüdliche Heerhaufe mit dem öſtlichen oder dem Savolaxer, welchen der General Graf Cronſtedt befehligte. Dieſe Vereinigung geſchah in Öſterbottn, der nördlichſten Provinz des ſchwediſchen Finnlands. Auch dieſe Schaar war zu gleicher Zeit als die ſüdliche von dem ruſſiſchen General Tuſchkoff angegriffen, und hatte, um nicht abgeſchnitten zu werden, ſich die Straße durch Savolax über Kuopio und Idenſalmi nach Uleåborg hinaufgezogen. Auch Cronſtedt wurde von den Ruſſen oft angetaſtet, vorzüglich von Jägern und Reiterei. Dies geſchah zweimal ſehr ernſthaft, nämlich den 11. und den 15. März, wo große weite Seeen der feindlichen Reiterei einen vortrefflichen Spielraum zu geben ſchienen; auch verſuchten ſie, verbunden mit großen Jägerketten die Savolaxer zu überflügeln, aber die Haltung und Tapferkeit der finniſchen Soldaten warfen alle ihre Verſuche blutig zurück. Nachher ließen die Ruſſen die Finnen ruhig ziehen, und zogen ihnen langſam nach.

So war gegen die Mitte des Monats April ein Marſch von 70 bis 80 ſchwediſchen, oder 100 bis 120 deutſchen Meilen mit den ungeheuerſten Anſtrengungen und Schwierigkeiten vollbracht. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, an das öde und dünn bebaute Land und an die finniſchen Winter zu denken, um ſich ein Bild menſchlicher Geduld und Ausdauer aufzuſtellen. Bei einer Kälte oft von 30 Grad und drüber mußte man marſchieren, ſich ſchlagen, aus Mangel an Dörfern oft bis ſpät in die Nacht den freien Himmel zu ſeinem Zelt machen. Dies heißt kaum einen menſchlichen Krieg führen, und doch wurde der Krieg ſo geführt; denn die Ruſſen ſind in Ausdauer alles Elends den Finnen noch überlegen. Ein finniſcher Officier hat mir von dem Zuſtande und dem Ausſehen dieſes braven Heers ein Gemälde gegeben, das ich wünſchte mit der Friſche, wie er es hinſtellte, wiedergeben zu können. Dieſe Soldaten, die immer höher gegen den Nordpol zogen, ſahen nicht aus wie Soldaten, ſie ſahen kaum aus wie Menſchen, ſondern wie von einem unbekannten Planeten herabgefallene Geſchöpfe. Die oft entſetzliche Kälte machte, daß dieſe, welche wahrſcheinlich zu keinem luſtigen Karneval zogen, ſich mehr als karnevaliſch vermummen mußten. . Officiere und Soldaten trugen über ihren Kleidern Pelzſtiefeln und lange Pelze, und ſelbſt Kopf und Geſicht waren bis über die Augen mit Rauchwerk verhüllt; die Pelze waren mit Gürteln feſtgeſchnallt, ihre Gewehre hingen darüber, und neben trotzigen Augen guckten oft rauhe Bärte hervor. So zogen, ſo ſchlugen dieſe tapfern Männer, und duldeten das Unglaubliche; denn ſie gedachten des geliebten Vaterlandes und ihrer Freiheit und ihres Glückes, worum geſpielt wurde, und die größten Mühen däuchten ihnen nur gering. Unter dieſen Truppen war noch eine militairiſche Sonderbarkeit, die ſogenannten Skidläufer, die man auch Schneeläufer nennen könnte. Das Skid iſt ein langes in Form eines Schrittſchuhes gebogenes Holz, welches man unter den Schuh bindet und womit man auf dem Schnee über Berge und Ebenen mit unglaublicher Geſchwindigkeit wegrollen kann. Dieſe Art Schneeſchrittſchuh gebrauchen viele Bewohner des nördlichen Schwedens und Norwegens und Finnlands. Die Norweger haben ein eigenes Regiment Skidläufer, und auch die Ruſſen hatten bei ihren Angriffen auf Cronſtedt, beſonders bei dem Gefecht von Lappäwirta, den 11. März, neben ihren Koſacken eine Menge Skidläufer. Des Skidläufers großer Vortheil vor ſeinem Gegner auf dem natürlichen Fuß iſt der, daß die Schneerinde ihn trägt, wodurch dieſer andere oft zwei drei Fuß tief hinabſinkt.

Man könnte meinen, ein ſo langer und zugleich ſo beſchwerlicher und gefährlicher Rückzug müſſe das finniſche Heer ſehr geſchwächt haben durch Ueberläufer, Verzagende, und Zurückbleibende. Aber dies geſchah nicht, ſondern die kleine Schaar wuchs vielmehr noch auf dem Zuge. Manche Soldaten, die wegen der weiten Entfernung von den Sammelplätzen, wegen des plötzlichen Aufbruchs oder wegen anderer Hinderniſſe nicht ſogleich ihre Regimenter hatten erreichen können, fanden ſich auf dem Marſche noch ein; manche andre Finnen folgten als Freiwillige; ja ſelbſt viele von denen, welche in den Gefechten und Scharmützeln gefangen oder verwundet zurückgeblieben oder von den Ruſſen zu ihrer Heimath entlaſſen waren, kamen nach und nach wieder an, und hatten den langen und gefahrenvollen Weg von zwanzig, dreißig, meinen Jammer, den dieſe Botſchaft erregte, einzelne Buben, die ſprachen: es iſt gut! Dies wird ihm doch wohl endlich den Hals brechen. (Sie meinten den König). Da dies die größte und unglücklichſte Begebenheit des ganzen Krieges iſt, ſo gebe ich zuerſt die Kapitulation mit Noten, und mache zum Schluß über beide wieder einige Noten.

Alſo lautete dieſe Kapitulation, wie in der Stockholmer Hofzeitung vom 6. Mai wörtlich abgedruckt ſtand:

Rapport.

Nachdem der Feind am 2. März um 5 Uhr des Morgens unſre Vorpoſten zurückdrängte und gegen Helſingfors marſchirte, wo ich allein ein Bataillon des Adlercreuziſchen Regiments liegen haben konnte, wurde dieſes gezwungen ſich in die Feſtung zurückzuziehen. Unterwegs ſetzten die feindlichen Dragoner und Koſacken ihnen nach, und da das Bataillon mehrere Wachen ausgeſtellt hatte, ſo erhielten nicht alle Zeit zu ihm zu ſtoßen, dergeſtalt, daß 73 Mann gefangen und 11 Verwundete zur Feſtung geführt wurden. Nachdem man auf den Feind einige Kanonenſchüſſe gethan, hörte die Verfolgung ſogleich auf.

Alle Verbindung mit der Stadt war vorbei, und der Feind dehnte ſeine Poſtirungen rund um die Feſtung aus.

Aus Mangel an geübter Mannſchaft konnte gegen ſie nichts vorgenommen werden. Faſt täglich wurden auf ihre Rekognoſcirungen und leichten Truppen einige Schüſſe gethan. Viel Reiſig ſah man täglich von einigen hundert Pferden zur Stadt führen *).

Den 17. März um 2 Uhr Nachmittag begann der Feind von einer Batterie hinter Beckholms Klippen mit ſehr hoher Elevation zu ſchießen; ſo daß Kugeln von Sechspfündern und Zwölfpfündern in die Feſtung geworfen wurden. Dieſe wurden von den dort hinaus liegenden Werken ſogleich beantwortet, und dieſe Kanonade währte bis 5 Uhr Nachmittags.

Den 18. 19. und 20. fuhr der Feind fort, einige Stun-

---

*) Der Kommandant ſcheint hierdurch auf ſeine Furcht hinzudeuten, die Ruſſen mögten ihm das Eis um ſeine Feſtung haben anzünden wollen.

den des Tages und ſelbſt während der Nacht die Feſtung mit Granaten und glühenden und kalten Kugeln zu beſchießen. Der Feind hatte nun eine große Batterie auf Skatudden angelegt.

Den 21. März kam ein Zwiſchenſprecher vom Feinde an, welcher auf dem Eiſe gehörig entgegengenommen wurde und mir eine Unterredung mit dem feindlichen General antrug, welche für den folgenden Tag auf Lonnan, einem kleinen Holm unter den Kanonen der Feſtung, feſtgeſetzt wurde, Dieſe Zuſammenkunft geſchah den 23., und ging vorzüglich dahin, daß von der Feſtung nicht auf die Stadt geſchoſſen werden ſollte, wo dieſer Tage viel Schaden geſchehen und mehrere der Einwohner verwundet waren; wogegen der Feind ſeine Batterien außerhalb jener Linie legen und von ſeinen beweglichen Stücken eben ſo wenig in jener Richtung haben ſollte. Dies ward verabredet und feſtgeſtellt.

Den 28. März bei Tagesanbruch entdeckte man, daß der Feind auf den Bergen vor Ulricaborg eine große Batterie angelegt hatte, welche man aus der Feſtung ſogleich zu beſchießen anfing, wo auch von dieſer und von der Batterie auf Skatsudd ſowohl mit Granaten als Kugeln geantwortet wurde.

Den 29., 30. und 31. März und den 1. und 2. April bombadierte und kanonierte der Feind bei Tage von den feſten Batterieen, aber während der Nacht auch von ihnen und den beweglichen Batterieen auf dem Eiſe in mehreren Richtungen, indem er hinter niedrigen Landſpitzen und Klippen ſich immer Schutz ſuchte, wo ſeine Kanonen von der Feſtung nicht ſo gut getroffen werden konnten; außer einmal, wo er ſich mehr unbedeckt auf das Eis wagte, da aus Pferden und Leuten, die man bei Tagesanbruch todt liegen ſah, geſchloſſen werden konnte, daß er einigen Verluſt gehabt. Dieſe Bombardirung und Kanonierung hat durch die wunderbare Vorſehung des Höchſten*) nicht allen den Schaden gethan, den man hätte erwarten können. Zuweilen ſind wohl Feuer ausgebrochen, aber immer gelöſcht, Dä-

---

a) Nicht durch die wunderbare Vorſehung des Höchſten, die hier, wie oft an unrechter Stelle genannt wird, ſondern durch die Stärke, welche die große Natur und ihr großer Sohn der Generaladmiral Freiherr Ehrenſvärd der Aeltere in dieſe Klippen legten. Wenigſtens hätte er von Ehrenſvärds Vorſehung ſprechen müſſen.

cher durchbrochen, Kanonen unfähig gemacht und andere Schäden geſchehen. Von der Beſatzung ſind 1 Officier und 5 Mann (!) geblieben, 1 Unterofficier und 31 Mann verwundet.

Befehl und Mannſchaft haben mit rühmlicher Standhaftigkeit und Tapferkeit die Kanonen bedient, und ich bin gezwungen geweſen, durch Wachen, Arbeit an der Befeſtigung und dem Geſchütz und durch Aufeiſen um die Feſtung, welches alles in dieſer ſtrengen Jahreszeit ſehr mühſelig geweſen, ſie abzumatten und habe jetzt in den Lazarethen und Quartieren 515 Mann Kranke, eine fühlbare Schwächung dieſer ſchwachen Beſatzung.

Während dieſer zehn Tage iſt ungeachtet aller Sparſamkeit ein Drittel des Pulvers[b]) drauf gegangen.

Man hat mehrere auf Skansvik, Kalfholm, Sandhamn, Knugsholm und Bokholm angelegte Batterien entdeckt[c]); was auch von einigen in der Stadt angekommenen Ueberläufern beſtätigt worden. Dazu kamen auch die ſogenannten wandelnden Stücke[d]).

Den 2. April Nachmittags kam ein feindlicher Zwiſchenredner an, und auf der vorigen Stelle wurde für den folgenden Tag eine Zuſammenkunft verabredet, wo der ruſ-

---

b) Der Herr Kommandant hätte alle ſeine Schüſſe noch ſparen können, weil ſie ohne Zweck und Wirkung in den leeren Wind verſchoſſen wurden, und weil auch die feindlichen Batterien ſeinen Felſen und kaſamattirten Werken nichts anhaben konnten; wenn er nicht etwa die wandelnden Batterien auf dem Eiſe fürchtete, die aber nicht mit Laufgräben vorrücken konnten. Ueberhaupt hatten die Ruſſen kein ſolches Geſchütz, um eine Feſtung wie Sveaborg zu zerſchmettern; um herbeizuſchaffen, was ſolchen Werken wenigſtens etwas hätte anthun können, dazu bedurften ſie noch wohl 5 bis 6 Wochen mehr; und dann war die Gefahr vorbei, Sveaborg auf dem Eiſe zu beſtürmen. Zu einem großen Sturme à la Souworow-Ismail oder à la Potemkin-Otſchakow hätten ſie 30,000 Mann mehr vor der Feſtung haben müſſen. Alſo —

c) Was heißt dies? Der Kommandant muß beweiſen, daß ſie ſeiner Feſtung etwas zu Leide thun konnten, dadurch, daß ſie ihr etwas zu Leide gethan hatten.

d) Dieſe wandelnden Stücke, d. h. die nur hie und da auf dem Eiſe ohne einen bedeutenden Schutz der Kunſt herumgeführt werden konnten, ſcheinen den Kommandanten ſehr beſtürzt zu haben. Es ſcheint ihm dabei begegnet zu ſeyn, was einigen deutſchen Generalen bei den Luftmaſchinen begegnet ſeyn ſoll, womit die franzöſiſchen Revolutionsgenerale ihnen etwas vorgaukelten und die verwirrten Köpfe noch mehr verwirrten. Hätte nicht ein Mann wie Cronſtedt, ein ſo tüchtiger Soldat, dies geſchrieben, ſo möchte man dieſe Schrecken für Ernſt halten.

ſiſche General eine Uebereinkunft zur Uebergabe der Feſtung vorſchlug, falls bei offenem Waſſer keine Hülfe ankommen ſollte.

Nach mehreren Unterredungen und Ueberlegungen mit den Perſonen, welche das Kriegsreglement beſtimmt, iſt heute folgende in Unterthänigkeit beigelegte Konvention abgeſchloſſen.

E. Königl. M. geruhen in gnädige Erwägung zu nehmen, daß dieſe Feſtung, da ſie in ihrem unfertigen und unvollkommenen Zuſtande allein für einen Angriff zur Sommerzeit angelegt iſt, zur Winterzeit, wo das Eis liegt und ſie von allen Seiten zugänglich macht, von ihrer Stärke unendlich verliert. Alle Werke müſſen beſetzt gehalten werden; die Weitläuftigkeit der Feſtung, wo das eine Werk das andere nicht ſo leicht unterſtützen kann, macht eine große Reſerve nothwendig, wozu die gegenwärtige Beſatzung nicht hinreichend iſt, ſondern es müſſen alle Werke, nachdem ſie bekommen, was man ihnen hat zutheilen können, die Erkrankten vermiſſen; und da die Beſatzung bloß aus Rekruten beſteht, wenn man das Leibregiment Ihrer Majeſtät der verwittweten Königin und das Jägerhornſche Bataillon ausnimmt, ſo kann man auf keine große Vertheidigung in den Handgewehren rechnen, falls der Feind einen Sturm verſuchen ſollte; auch fehlt für die Reſervehaufen der nöthige Befehl, da für 600 Mann nur 5 bis 6 Officiere ſind, ſo daß der Mangel doch fühlbar iſt, obgleich ich genommen, was von andern Regimentern entbehrlich war. Die Officiere der Flotte ſind als Artilleriſten auf den Werken vertheilt, aber jede Baſtei hat kaum 1 Officier, und auf 3 Kanonen haben nur 2 Artilleriſten vertheilt werden können. Nachdem der Feind mehrere Batterien um die Feſtung angelegt und ſeine Bedürfniſſe bekommen e), ſo müſſen auch mehrere Werke ihre Kanonen nützen, und da für die verfloſſenen zehn Tage ein Drittel des Vorraths f) drauf gegangen, ſo wird man wohl nicht rechnen können, daß ſich auf mehr als vierzehn Tage Pulver findet, wornach die Feſtung aus Mangel daran hätte kapituliren müſſen,

---

e) Was für Bedürfniſſe? Wahrlich nicht die Bedürfniſſe, um Sveaborg zu nehmen, wenn es ehrlich vertheidigt ward.

f) Aber warum ſchoß der Herr Kommandant? Wenn der Feind auf dem Eiſe gegen die Feſtung anzuſpazieren begann, dann war es Zeit zu ſchießen, und nicht eher. So ſagen alle Kriegskundige und Sveaborgskundige.

wenn nicht andere Unglücksfälle, Feuersbrünſte und Verringerung der Mannſchaft es vorher nöthig gemacht hätten.

Und da vor jener Zeit keine Hülfe zu hoffen war, ſo habe ich es für meine Schuldigkeit angeſehen, dieſe mir gnädigſt anvertraute Feſtung für E. Königl. M. und das Reich auf das längſte zu vertheidigen, bis zur Möglichkeit eines Entſatzes g), als zu welchem Zwecke ſie angelegt iſt h). Dies war die längſte Zeit und die beſten Bedingungen, welche ich erlangen konnte. Die Unterhandlung iſt vom Feinde begonnen, von mir oft abgebrochen, und von ihm wieder angeknüpft i), und bin ich, ſo lange es möglich war k), zur Vertheidigung immer bereit geweſen.

Was Longörn betrifft, ſo iſt der Holm von der Beſchaffenheit, daß, hätte der Feind an dem hölzernen Pavillon Feuer gelegt, ich ihn aus Mangel an Wohnungen für die Beſatzung hätte verlaſſen müſſen; im gegenwärtigen Zuſtande kann er allezeit, wann man nur will, wiedergenommen werden, da die andern Holme ihn kommandiren.

E. Königl. M. geruhen gnädigſt zu finden, daß die Kriegsehre der ſchwediſchen Waffen durch die Vertheidigung, welche dieſe Feſtung ſchon ausgehalten, nicht verdunkelt iſt l), beſonders wenn man den Zuſtand und die Lage der Feſtung bedenkt, wie ſchwach ſie mit ihren Bedürfniſſen verſehen ge-

---

g) Den 3. Mai war Entſatz unmöglich. Das wußte niemand beſſer als Cronſtedt. Doch erwähnet er eben der Hülfe bei offenem Waſſer.

h) Nicht legt man eine Feſtung an, daß man etwas zu entſetzen habe, ſondern daß der Kommandant ſie bis auf den letzten [illegible] vertheidige. Dies war weiland die Kommandantenregel.

i) Das war ein ſehr artiger Feind, welcher menſchlich und freundlich dem Admiral nicht mit Kanonenfeuer zuſetzen wollte. Aber wer wollte nicht artig ſeyn und mehremals wieder anknüpfen, wenn er eine ſolche Feſtung und eine ſolche Flotte ohne weiteren Aufwand als etwas Dinte und Papier, vielleicht einiges gelbe Metall für das [illegible] Eiſen, im friſcheſten und unbeſchädigtſten Zuſtande in Empfang nehmen kann?

k) Möglich! Möglichkeiten! O Schande! alle Wirklichkeiten widerlegen hier die Möglichkeiten. Für jede edle und hohe Möglichkeit war leider dein Herz und die Herzen deiner ſchlechten Mithelfer verſchloſſen.

l) Sieht man doch allen dieſen Ausflüchten und Entſchuldigungen und den umſchweifenden Worten, die bei nichts Beſtimmtem zu verweilen wagen, das Bewußtſeyn der Schuld an.

weſen**), und welche Arbeit hat angewandt werden müſſen, um ſie binnen drei Wochen einigermaßen in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und als der Feind zu Helſingborg ankam, konnte man auf die Vertheidigung einer Fronte nicht mehr als 300 Mann Fußvolk rechnen, und während dieſer ganzen Zeit iſt täglich irgend eine Kanone aufgeſetzt, um die Vertheidigung zu vermehren*); daß mit der wenig geübten Beſatzung kein Ausfall hat gewagt werden können, um den Feind zu hindern, ſeine Batterien, wo es ihm beliebt, anzulegen; und daß durch kreuzendes Feuer auf den Wällen für die Kanonenbedienung kein Schutz geweſen*). Ich wage alſo zu hoffen, daß dieſe Beſatzung ihre Schuldigkeit gethan hat. Regelmäßige Feſtungen in beſſerem Stande, mit größerer und geübterer Beſatzung verſehen, ſind in kürzerer Zeit zur Uebergabe gezwungen worden.

Sveaborg, den 7. April 1808.

C. O. Cronſtedt.
C. Simmell.

**) Ueber das Pulver iſt ſchon geſprochen; und alle [illegible] von [illegible] kommen einſtimmig darin überein, daß Cronſtedt bis zum Ende des Junius zu leben hatte. Auch führt er unter ſeinen Entſchuldigungsgründen keinen ſolchen Mangel an, obgleich man nach der Uebergabe in einem Artikel von Petersburg las, in der Feſtung habe ſchon die größte Hungersnoth geherrſcht, und ſie ſey dadurch gefallen.

*) Was half das Aufſetzen der Kanonen, wenn man ſie nicht gegen den Feind gebrauchen wollte, ſondern bloß, um ins weite Blau zu ſchießen!

*) Wahrlich Cronſtedt ſpricht wie ein altes Weib, das ein Pulver gerochen noch Blut geſehen hat. Laßt uns einmal rechnen: 6 Todte und 32 Verwundete auf 30 Tage geben auf 90 Tage 18 Todte und 96 Verwundete. Dies macht, wenn wir monatlich die Todten zu 20, die Verwundeten zu 100 Mann annehmen, auf 3 Monate 60 Todte und 300 Verwundete. Das iſt doch ein fürchterlicher Kampf! Und wenn wir die Zahl dreifach legen, darf der Kommandant denn ſchon die weiße Fahne aushängen!

Konvention

zwiſchen den Herren **van Suchtelen**, General en Chef, Chef der Fortifikation und Generalquartiermeiſter der Heere Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland, Ritter des Alexander Newsky-, St. Georgs-, St. Wladimirs- und St. Annen-Ordens, Komthur des Ordens St. Johannis von Jeruſalem,

und

Cronſtedt, Viceadmiral in Sr. Maj. von Schweden Dienſt, Chef des Geſchwaders und Kommandant der Feſtung von Sveaborg, Komthur und Ritter mit dem Großkreuz des Schwerdtordens und Komthur und Großkreuz des Ordens St. Johannis von Jeruſalem:

Es ſoll Stillſtand ſeyn zwiſchen den ruſſiſchen Truppen, welche Sveaborg belagern, und der ſchwediſchen Beſatzung, von heute bis den 3. Mai neuen Stils des jetzt laufenden Jahrs 1808. Wenn um 12 Uhr jenen 3. Mai die Feſtung nicht eine kräftige Hülfe wenigſtens von 5 Linienſchiffen*) erhalten hat, ſo ſoll ſie Sr. Kaiſerl. Maj. Truppen überliefert werden: wohl verſtanden, daß dieſe Hülfe zu der feſtgeſetzten Stunde bereits wirklich in Sveaborgs Hafen eingelaufen ſeyn muß, und daß ſie als nicht angekommen angeſehen werden ſoll, wenn ſie bloß im Geſicht der Feſtung iſt.

Den Tag nachher, wo dieſe Konvention von Sr. Excellenz dem en Chef befehlenden General Grafen Burhöfden beſtätigt worden, wird der Herr Admiral den Longörnsholm räumen laſſen, deſſen Beſatzung eine ruſſiſche ablöſen wird; die beiden folgenden Tage, nämlich von 24 zu 24 Stunden, ſoll eben das mit Weſterſvartö geſchehen, das kleine Werk Leyon auf der daranſtoßenden Klippe und Lilla Oſterſvartö mit darin begriffen.

Die dortige Beſatzung ſoll zu den großen Inſeln übergehen, welche die Feſtung ausmachen, und ſoll allein mitführen, was einem jeden eigenthümlich gehört, ohne an den Werken, Geſchütz und Kriegsvorrath das Mindeſte zu zerſtören noch zu beſchädigen, den Mundvorrath ausgenommen, welcher frei mitgenommen werden kann.

Von den drei Inſeln, welche für dieſe Konvention eine Bürgſchaft ausmachen, ſoll der Longörnsholm gänzlich an die ruſſiſchen Truppen abgetreten werden, welche gleichwohl an der Seite, die der Feſtung gegenüber liegt, keine

---

*) Hätten eben ſo gut 500 ſtehen können: denn unerhört iſt, daß um dieſe Zeit dieſe Küſte vom Eiſe frei iſt.

Arbeit machen dürfen. Was die beiden andern Inſeln betrifft, ſo ſollen ſie, obgleich von ruſſiſchen Truppen beſetzt, zurückgegeben werden, falls vor der beſtimmten Zeit Hülfe ankommt, und zwar ganz in dem Zuſtande, worin ſie ſich befinden. Indeſſen verbleiben die dort befindlichen ſchwediſchen Hoſpitäler unter der Aufſicht ihrer eignen Aerzte und Vorſteher, die keine andere Kommunikation mit Sveaborg haben dürfen als wegen des Transports der Geneſeten oder der Kranken, die an ihrer Stelle dahin kommen können, ohne die Zahl der jetzt daſelbſt befindlichen zu überſteigen. Die Mühle und die Bäckerei auf Weſterſvartö verbleiben zur Diſpoſition eben dieſer Hoſpitäler.

Den 3. Mai neuen Stils bei Uebergabe der Feſtung ſoll die Beſatzung mit allen Kriegsehren ausmarſchieren, mit denſelben Bedingungen in Anſehung des Ceremoniels, die der Beſatzung auf Svartholm[*] bewilligt worden.

Um 12 Uhr vorerwähnten Tages ſoll die Inſel Guſtavsſvärd von der ſchwediſchen Beſatzung geräumt und zur ſelbigen Stunde von den ruſſiſchen Truppen beſetzt werden, die zu derſelben Zeit bei dem nach Guſtavsſvärd führenden Wargöthore die Wache ablöſen ſollen. Die Inſel Wargö, ſo wie Stora Oſterſvartö ſollen, wenn es möglich iſt, während des Laufs des Tages oder auch ſpäteſtens den Tag darauf geräumt werden, je nachdem die Beſatzung auf Böten übergeführt werden kann, *falls das Eis dann nicht trägt*[**]. Wegen dieſer Unſicherheit wird man gegen die Annäherung jenes Termins über die den Umſtänden angemeſſenſten Maaßregeln übereinkommen in Hinſicht der geſchwindeſten und ſicherſten Ueberführung der Beſatzung nach dem Feſtlande ſo wie der Sicherheit der Familien, ſowohl derjenigen, die dort bleiben als derjenigen, die der Beſatzung folgen müſſen.

Jedermann bleibt im Beſitz ſeines Eigenthums; alles, was nicht Privateigenthum iſt, bleibt in der Feſtung zurück; und der Herr Admiral verpflichtet ſich, von dieſem Augenblick an nichts davon zu zerſtören noch aus dem Hafen, der als blokirt angeſehen wird, irgend ein Schiff, von welcher Beſchaffenheit es auch ſey, auslaufen zu laſſen, noch die Fahrzeuge, welche nicht ſchon ausgelegt haben, im Waſſer auslegen zu laſſen.

---

[*] Auch dieſe kleine Feſtung, wo ein Major Gripenberg befehligte, war übergeben, ohne einen Kanonenſchuß gehört zu haben.

[**] Alſo, man ſetzte voraus, es werde dann noch tragen. Und den 3. Mai ſollten Schiffe, und zwar Linienſchiffe hier einlaufen, wenn die Kapitulation für die Schweden gelten ſollte. O Cronſtedt! Cronſtedt!

Alle Officiere, welche geborne Schweden ſind, erhalten Erlaubniß, wenn ſie ſolches wünſchen, nach Schweden zurückzukehren, auf ihr Ehrenwort, gegen Rußland oder ſeine Bundsgenoſſen während dieſes Krieges nicht zu dienen. Die ſchwediſchen Unterofficiere und Soldaten ſollen nach Wiborg oder andern nicht fernen Stellen abgeſchickt werden. Alle die, welche wünſchen unter Sr. Maj. des Kaiſers von Rußland Herrſchaft zurückzubleiben, ſollen den Eid der Treue ablegen, und können der Vortheile genießen, die S. Maj. durch Seine Proklamation vom 31. März 1808 erbietet.

Die finniſchen Regimenter, die in Sr. Kaiſerl. M. Dienſt treten, ſollen gegen Schweden oder deſſen Bundsgenoſſen während dieſes Krieges nicht gebraucht werden, und übrigens der Vortheile genießen, welche die im Namen Sr. Maj. erlaſſenen Verkündigungen enthalten, und namentlich die vom 19. März dieſes Jahres.

Das adlercreutziſche Regiment ſoll während des Kriegs als Regiment bleiben, nachdem es den Eid der Treue abgelegt hat, mit Genuß derſelben Vortheile, die es für jetzt hat. Alles, was wegen der Landtruppen beſtimmt wird, ſoll eben ſo für die Seetruppen gelten. Die Civilbeamten und überhaupt jedermann ſind auf gleichem Fuß in dieſen Artikeln einbegriffen.

Die Feſtung ſoll übergeben werden mit allen ihren Zubehören, Artillerie, Ammunition und Magazinen aller Art, ſo wie mit allem, was zur Flotte oder Scheerenflotte gehört, wovon eben ſo wenig, als von allem Uebrigen von dieſem Augenblick an nichts beſchädigt noch zerſtört werden ſoll.

Das Scheerengeſchwader ſoll nach ſeinem beſonderen Verzeichniſſe nach dem Frieden an Schweden zurückgegeben werden, falls England gleichfalls an Dänemark die Flotte zurückgiebt, welche dieſer Macht im vergangenen Jahre abgenommen wurde *).

---

*) Siehe, wie der Admiral Diplomat wird! Wer das Seinige ſchlecht thun will, miſcht ſich gar zu gern in das Fremde und Unmögliche. Dies war eine Spiegelfechterei unter den Beiden: das Verſprechen iſt lächerlich, wie es als Lüge gemeint war.

Das Archiv der Feſtung, die Plane, und die andern Papiere, welche ſie oder den Seeſtaat betreffen, ſollen den zu ihrer Entgegennahme ernannten Officieren überliefert werden. Man verläßt ſich auf das Ehrenwort des Herrn Admirals, daß davon nichts entwandt werden wird.

Zum Abzug der Familien wird man allen möglichen Beiſtand leiſten. Ueberhaupt ſoll in allem, was durch dieſe Konvention nicht ausdrücklich beſtimmt iſt, auf beiden Seiten redlich verfahren werden.

Im Fall bei Ankunſt der Hülfe vor dem beſtimmten Termin die Inſeln Weſterſvartö und Lilla Öſterſvartö geräumt werden müſſen, verpflichtet ſich der Herr Admiral, dazu ſo viele Böte zu liefern, daß die Räumung binnen 24 Stunden geſchehen kann, während welcher zwiſchen den ruſſiſchen Truppen und der Feſtung keine Feindſeligkeit Statt haben darf, ehe ſie am Ufer angekommen.

Auf dem Holm Lonnan vor Sveaborg den 8. April 1808.

van Suchtelen. **C. O. Cronſtedt.**

Beſonderer Artikel*)

Da der Herr Admiral Cronſtedt vorgeſchlagen, daß, falls die Feſtung nach dem Inhalt der Konvention unter dieſem Datum ſich ergiebt, die Schuld ihrer Kriegskaſſe, welche nicht 100,000 Reichsthaler ſchwediſch überſteigt und nach allen gewöhnlichen Formalitäten beglaubigt iſt, von Sr. Kaiſerl. Ruſſ. Maj. für Schwedens Rechnung bezahlt werden möge, ſo verbindet ſich der befehlende Obergeneral des ruſſiſchen Heers Graf Buxhöfden, hierin ſeines Herrn des Kaiſers Beiſtimmung zu erbitten und alles Mögliche zu thun ſie zu erhalten.

Der Herr Admiral ſoll zwei Eilboten an den König abſchicken können, den einen den ſüdlichen und den andern den nördlichen Weg. Sie ſollen mit Päſſen und Sicherheitswachen verſehen werden, und man wird ihre Reiſe auf jede mögliche Weiſe erleichtern.

---

*) Auch dieſen Artikel beſtätigte Buxhöfden den folgenden Tag, und verſprach wegen der Bezahlung des Geldes und der Beförderung der Eilboten ſein Mögliches zu thun.

So klingt die Kapitulation. Nun noch einige Noten zum Text:

„Von den drei Inſeln, die eine Bürgſchaft für dieſe „Konvention leiſten, ſoll der Longöresholm an die ruſſiſchen Truppen gänzlich abgetreten werden, welche gleichwohl vor dem 3. Mai daſelbſt an der Seite, die der Feſtung gegenüber liegt, keine Arbeit machen können.“

Dieſer Longöresholm beſtreicht den Hafen ſo, daß kein Schiff ein- oder auslaufen kann, wenn er es nicht erlaubt.

Konnte man ſich einbilden, die Ruſſen würden ſo dumm ſeyn, es ruhig anzuſehen, daß ſchwediſche Schiffe in den Hafen von Sveaborg einſegelten? O Unſchuld unſchuldiger Zeiten! Mit ihm war die Stärke der Feſtung abgetreten, und der Termin des dritten Mai, wenn er zu etwas dienen konnte, war nur Gaukelei. Daſſelbe gilt von den beiden andern eingeräumten Holmen. Nicht wahr, der redliche Cronſtedt glaubte, die redlichen Ruſſen würden ſie gutwillig räumen, wenn die benannte Hülfe von wenigſtens 5 Linienſchiffen vor dem Termin eintraf?

Die Sveaborger Flotte gegen die Däniſche Flotte geſtellt? Wer hatte Cronſtedt dazu die Vollmacht gegeben? Er hatte den beſtimmten Befehl, die Flotte zu verbrennen, wenn die Feſtung ſich nicht länger behaupten könne. Das mußte er thun; denn ſein Herr befahl es; ja wenn er ein Mann war, mußte er ſeinen alten Ruhm unter den Trümmern Sveaborgs begraben. Er that es nicht. Doch ſucht die Schande ſich noch zu verlarven.

Die Bezahlung der Schuld von 100,000 Thalern Banko war für den Kommandanten und ſeine Offiziere, die vielleicht noch Forderungen hatten, von der größten Wichtigkeit; denn das böſe Gewiſſen mußte ihnen ſagen, daß ſie ſchwediſcher Seits nie etwas erhalten würden.

Der Punkt mit den Eilboten iſt vortrefflich. Die Ruſſen verſprechen nur, ihnen die Reiſe auf jede Art zu erleichtern; und das hielten ſie ehrlich; denn ihre Bruſt litt wenigſtens durch die geſchwinde Art keinen Schaden. Der Officier, welcher nördlich reiſen ſollte, Leutnant Callerſtedt, wurde zwiſchen Sveaborg und dem Hauptquartier des finniſchen Heers, welches den 25. April bei Kalajocki in Öſterbottn ſtand, 19 Tage aufgehalten, und kam erſt den 3. Mai nach Stockholm, an jenem Tage, wo Sveaborg völlig übergeben werden ſollte; der ſüdliche Eilbote Major Lilienſparre, Sohn des berühmten Unterſtatthalters, der über Aland gehen ſollte, wurde daran gehindert, mußte auch den nördlichen Weg nehmen, und kam drei Tage nach Callerſtedt, den 6. Mai, in Stockholm an. Doch ſollten dieſe die Convention über Sveaborg melden, damit man zum Entſatz der Feſtung Anſtalt machen könne. Auf jeden Fall hätte Cronſtedt ſich bedingen müſſen, daß die Nachricht davon zu rechter Zeit nach Stockholm käme — was den 12. oder 14. Tag nach der Unterzeichnung geſchehen konnte — und daß man ihm die beglaubigte Beſcheinigung davon überbrächte, ehe er die Feſtung übergäbe. Aber die Wahrheit war, mit den überlieferten Holmen hatten die Ruſſen Sveaborg ſchon in den Händen. Auch wußte niemand beſſer als Cronſtedt, daß der dritte Mai kein Termin der Ankunft des Entſatzes ſeyn konnte, weil die Küſten Finnlands in dieſer Jahreszeit wegen Eis gewöhnlich noch unzugänglich ſind.

Sveaborg war alſo verloren und mit ihm fiel eine köſtliche Artillerie und die beſte Scheerenflotte Schwedens in die

Hände der Ruſſen, und nun ſchien, wenn die Ruſſen verſtändige Anſtalten machten, Finnland wirklich erobert. Dieſe Feſtung war mit unglaublichen Koſten angelegt und wurde als das Bollwerk des Landes angeſehen, hatte im vorigen Kriege auch bewieſen, daß ſie es war. Freilich war ſie gegen die Landſeite nicht ſo feſt, als gegen die Seeſeite; aber ſo hätte ſie nimmer gewonnen werden müſſen, wie ſie gewonnen wurde. Die Ruſſen waren durchaus nicht auf große Anſtrengungen eingerichtet; ſie hatten weder an Geſchütz noch Mannſchaft die Stärke, um mit Erfolg zerſchmettern und ſtürmen zu können; und gegen die Zeit, wo ſie beide haben konnten, kam der Frühling, machte das Eis mürber und alle ernſtlichen Angriffe von der Landſeite unmöglich. Mogten ſie die ewigen Felſen von ihren jenſeitigen Landbatterien beſchießen, ſo viel ſie wollten, die Kugeln prallten unſchädlich zurück von ihnen; ihre auf dem Eiſe wandelnden Batterieen, wodurch ſie der Feſtung allein näher kommen konnten, ſind gegen eine höher liegende Feſtung eben nicht fürchterlich. Wollten die Ruſſen ja mit Ernſt auf dem Eiſe vordringen, dann war es Zeit alle Stücke auf ſie ſpielen zu laſſen, und die Bahn rein zu fegen, und dann konnte man von hier herab auf die glatte Fläche wirken, wie weiland von Gibraltar und Ehrenbreitſtein. 40,000 bis 50,000 Mann hätten hier vielleicht ſtürmen und ſiegen können, wie bei Praga und Ismail geſtürmt worden; denn nur über Leichen und Trümmer hätte in Sveaborg der Eingang ſeyn müſſen — aber der Ruſſen draußen waren nicht mehr als etwa 9000 Mann, alſo nicht viel mehr als die Beſatzung drinnen, die an 6000 Mann ausmachte; und ehe man 40,000 zuſammenbringen konnte, hatte das Thauwetter Sveaborg gerettet. Aber Cronſtedt hatte nicht die la Valette, Zrini und Boufflers zu Vorbildern genommen, ſondern Ulm und Magdeburg.

Dieſe ſchändliche Geſchichte erſtaunte die ganze Welt, denn der Admiral galt für einen eben ſo geſchickten als tapfern Mann. Auch konnte man nicht glauben, daß einer, der glänzenden Ruhm erworben hatte, ſo ſchwarze Schande wählen könne. Cronſtedt hatte unter Guſtav dem Dritten für einen der erſten Seemänner gegolten, und ihm und dem Admiral Stedingk legt man unter andern den Plan und die Ausführung der glorreichen Schlacht von Svenskſund bei, wodurch die Scharte von Wiborg wieder ausgewetzt wurde. Der allgemeine Glaube von ſeiner Tapferkeit und Geſchicklichkeit war ſo groß, daß alle redliche Schweden ſich freueten, daß Cronſtedt von Sveaborg Kommandant war. Ja kurz vor dem Ausbruch des Kriegs ſagte ein Mann großer Erfahrung im Seedienſt und berühmter Tapferkeit, der Admiral Balzer von Platen: „gebt Cronſtedt ein Heer „von 35,000 Mann und ſeine Scheerenflotte mit unbedingtem Befehl zu Waſſer und zu Lande, und nimmer nehmen „die Ruſſen uns Finnland.“ Ja dieſer Glaube ging ſo weit, daß mehrere Wochen nach wirklich erfolgter Uebergabe der Feſtung noch Gerüchte umlieſen, Cronſtedt habe mit den Ruſſen nur geſpielt, um Zeit zu gewinnen, und Sveaborg ſey gottlob noch eine Vormauer Schwedens. Aber endlich offenbarte ſich das Unglück und die Schande ſo hell, daß niemand an der traurigen Wahrheit länger zweifeln konnte.

Die Urſachen dieſes unerſetzlichen Verluſtes ſind nach den verſchiedenen Urtheilen in Feigheit, Rachſucht oder Habſucht verſchieden geſetzt worden. Die Wahrheit läßt ſich wohl nicht ganz ſicher ausmachen; das einzige Gewiſſe war, Sveaborg war für Schweden verloren.

Bei einem Manne von Cronſtedts Tapferkeit ſollte man das Wort Feigheit wohl kaum nennen. Aber haben wir ſolcher nicht genug geſehen, welche frühere Proben von Tugend durch die ſchimpflichſte Muthloſigkeit widerrufen haben? Denn ſoll Verwirrung und Verblendung herrſchen, ſo herrſcht ſie für den Gewaltigen und ſein Glück. — Doch iſt Cronſtedt immer ein feſter, kalter und beſonnener Mann geweſen; er iſt in der vollen Kraft ſeines Alters: durch Schwäche und Verwirrung kann er nicht gefehlt haben.

Cronſtedt war von dem Könige perſönlich beleidigt*), aber der König vergütete dieſe Beleidigung durch ein großes Geſchenk, durch die Erhöhung des Ranges, und durch die Verleihung der Wache über den wichtigſten Poſten im Reiche. Glaubte Cronſtedt ſich beſchimpft, ſo konnte er abdanken; da er fortdiente, ſo übernahm er die volle Pflicht des Dienſtes. Doch ſagten Einige, der König habe ihm eine ſo wichtige Stelle nicht anvertrauen ſollen, da er wußte, Cronſtedt grolle auf ihn. Aber ich meine, hier hatte der

---

*) Cronſtedt hatte den Stab als Generaladjutant für die Flotten. Dieſen nahm der König ihm plötzlich ab und übergab ihn dem Admiral Rayalin. Aber der Konteradmiral ward Viceadmiral, Kommandant und Geſchwaderhauptmann in Sveaborg, erhielt freien Transport ſeiner Sachen und 6000 Rthaler Banko als Geſchenk. Der Mann konnte durch das Geſchwinde und Unerwartete dieſer ſogenannten Ungnade ſich beleidigt fühlen, aber beſchimpft war er nicht, weder nach dem Begriff vom Edelmann noch dem vom Unterthan. Doch äußerten Manche, er habe nicht ſo ganz Unrecht gehabt, die Gelegenheit zur Rache zu ergreifen; nur ſchade, daß ſie dem Vaterlande ſo theuer zu ſtehen gekommen, der König Starrkopf habe ſie wohl verdient.

König Recht: denn ſollte er nicht glauben, ein ſolcher Mann, ein berühmter Soldat, ein Admiral könne Ehre, Vaterland und Pflicht unmöglich ſo weit vergeſſen, um ſie einem ſchlechten perſönlichen Gefühle zum Opfer zu bringen? Doch ſagten Andere, mehr im Faktionsgeiſt als im Vaterlandsgeiſt erzogen: Iſt es denn ſo unnatürlich, daß ein Mann von Cronſtedts Verdienſt einem Guſtav Adolf einmal zeigt, daß ein König niemand ungeſtraft beleidigen darf? Er kann vielleicht noch fühlen, daß auf Sveaborg ſein Thron ſtand.

Hier noch eine wahre Anekdote über Sveaborg: Einer meiner Freunde, der unter dem Hofkanzler Freiherrn Zibet arbeitete, ward eines Morgens wegen einer Kleinigkeit hart von ihm angefahren. Als er ſich darüber beklagte, erholte ſich der alte Griesgramm und ſprach: Verzeihen Sie mir! ich habe Ihnen Unrecht gethan, aber ich bin wahrlich unſchuldig an meiner böſen Laune. Hören Sie: Ich komme eben vom Könige. Wir haben über die Möglichkeit des Kriegs und über Sveaborg viel miteinander geredet, und ich habe ihm vorgeſtellt, er ſolle dahin einen andern Befehlshaber ſetzen, dem Cronſtedt ſey nicht zu trauen, er glaube ſich von Sr. Maj. verletzt und ſey eines falſchen rachſüchtigen Gemüths. Da hat der König mir geantwortet: Ich habe den Admiral Cronſtedt ja in Rang, Ehren und Einkünften erhöht, und wie er auch gegen mich geſinnt ſeyn mag, er wird doch nicht vergeſſen, daß er ein Schwede iſt und daß er die Schlacht bei Svenskſund gewonnen. So hat der König geſprochen; aber Sie werden es ſehen. Mit dieſen Worten ging Zibet weg. — Das war denn doch königlich gedacht und geredet.

So viel iſt wahr, Cronſtedt liebte immer das Geld.

Gerüchte ſagen, daß der Mann, welcher zwiſchen ihm und den Ruſſen am meiſten hin und her ging und unterhandelte, der Oberſtleutnant Jägerhorn, zuerſt gewonnen war und ihn dann friſch bearbeitete. Dieſe Gerüchte ſagen, daß Cronſtedt für ſeine Schande 15000 Dukaten erhielt; nach andern er nur 25,000 Thaler und Jägerhorn 70,000. Jägerhorn galt für den Zettler und Macher des ſchändlichen Verkaufs der Feſtung und Flotte, ein falſcher, liſtiger, ränkevoller Menſch, welchem die ihn kannten Unwürdiges zutrauten; denn ſie meinten, Cronſtedt ſey nur der Gimpel dieſes Netzflechters geweſen. Eben dieſe Gerüchte ſagen: der Handel über Sveaborg war in Petersburg ſchon abgeſchloſſen, ehe ein ruſſiſcher Soldat in Finnland einrückte. Sonſt würden die Ruſſen ſich in Hinſicht des Krieges noch lange bedacht haben; ſie würden vor einer Feſtung wie Sveaborg nicht mit ſo elendigen Anſtalten erſchienen ſeyn, wenn ſie nicht gewußt hätten, daß Gold ihre Thore aufſprengen werde. Wer weiß es genau?

Der Admiral wurde von ſeiner Würde ſuspendirt, und alle Officiere mit Oberſtleutnantsrang und darüber, die mit ihm unterzeichnet hatten, wurden nebſt ihm vor ein niedergeſetztes Kriegsgericht geladen, um wegen der Feſtung Rede und Antwort zu geben. Keiner von ihnen hat ſich gemeldet oder iſt erſchienen.

So war die Schande von Sveaborg. Doch daß für das Vaterland Hoffnung bliebe, entſprang aus ihr folgende hohe Ehre: Es war ein finniſcher Mann aus einem alten Geſchlecht, Namens Munk. Er war Ritter des Schwerdtordens und Major bei der Scheerenflotte, und hatte ſeine

Lehrjahre als Jüngling in Holland und ſeine Kriegsproben im vorigen finniſchen Kriege gemacht. In jenem Kriege hatte eine edle Kühnheit ihn geſchwind zum Leutnant erhoben. Bei dem unglücklichen Ausgange der ſchwediſchen Flotte aus der Wiborger Wik führte Munck ein Kanonenboot; dieſes war durchſchoſſen, ſeine Mannſchaft größtentheils todt oder verwundet, und es mußte entweder ſinken oder ſich nehmen laſſen. In dieſer gräßlichen Lage trat der Leutnant da friſch zur Pulverkammer mit der brennenden Lunte, und rief dem Stedingk, der ihm grade vorbeifuhr, zu: Halt ab von mir! denn ich muß fliegen. Und er flog; die Seinigen aber fiſchten ihn unverletzt wieder aus dem Meer auf. Dieſer wackre Seemann zeugte nachher ein Dutzend Kinder, ſechs Söhne und ſechs Töchter, welche er in alter finniſcher Tugend erzog. Seinen älteſten Sohn, einen Jüngling von ſechszehn Jahren, ließ er bei'm Ausbruch des Krieges in Sveaborg bei der Küſtenflotte als Unterofficier den Dienſt beginnen. Als die Feſtung übergeben war, ſollte der Jüngling mit andern finniſchen Unterofficieren und Gemeinen den Ruſſen ſchwören. Er wußte, ſein tapfrer Vater focht gegen die Feinde des Vaterlandes in der Bothniſchen Wik; er wollte ihm nicht unähnlich ſeyn. Standhaft ſagte er zu allen ruſſiſchen Lockungen und Drohungen nein: von dem Eide, den er zu den Fahnen ſeines Königs geſchworen, könne auch nur dieſer ihn entbinden. Man warf ihn, um ihn mürb zu machen, in einen ſchändlichen und ſcheußlichen Kerker, woraus man ihn nach einigen Wochen herauszog und von neuem den Eid begehrte. Nun klang ſein Nein noch ſtolzer und ſogar verhöhnend. Jetzt verdammte man ihn zu den ſchwerſten Feſtungsarbeiten, ließ ihn hungern, ja gab ihm die Padoggen [*]). Er blieb der Alte. Doch war er dem Tode nah, denn ſein jugendlicher Leib war durch Kerker, Hunger, Arbeit und Schmach faſt aufgelöſt. Nachdem er ein Vierteljahr ſo geſchändet worden, ließ man ihn los auf die Vorſtellung eines in Finnland gefangenen ſchwediſchen Officiers von hoher Geburt. Solchen herrlichen Sieg erfocht ein Jüngling, näher dem Knaben. Aber unſre Zeit hört leicht und vergißt geſchwind.

Das ſchwediſche Heer hatte, wie wir oben erzählten, ſich hoch nach Öſterbottn hinaufgezogen, ohne auf dem Rückzuge bedeutend gelitten zu haben. Das erſte wirklich ernſthafte Gefecht war den 16. April bei Pyhäjocki unweit Braheſtad, wo die Ruſſen eine finniſche Brigade auf dem Rückzuge mit großer Uebermacht angriffen und abzuſchneiden ſuchten. Aber die Finnen wieſen ſie tapfer zurück und ließen ſich nichts abgewinnen; doch wurde ihr Generaladjutant, der Graf Löwenhjelm, welcher ſich in der Hitze des Gefechts zu weit vorgewagt hatte, von den Koſacken vom Pferde geſtoßen und gefangen. An ſeiner Stelle ernannte der General Klingſpor den Oberſten Adlercreutz, deſſen Regiment in Sveaborg mit kapitulirt hatte. Dieſer Adlercreutz, der durch ſeine Verdienſte General, Großkreuz, Komthur des Schwerdtordens und Freiherr geworden, war ſeit dieſem Tage die Seele des finniſchen Heers, und führte es in Glück und Unglück immer mit hoher Ehre. Der General Klingſpor, welcher auch bald den Namen Feldmarſchall erhielt, war eigentlich nie Soldat geweſen, und alle Welt wußte, daß er ſich gern auf gehörigem Abſtand von den Kugeln hielt. Man fand es alſo von dem Könige ſehr unklug, daß er einem ſolchen Mann den wichtigſten Befehl im Reiche gab, zumal da Klingſpor als Generalſtatthalter von Finnland eben auch nicht der beliebteſte war. Indeſſen es war vielleicht recht gut, daß es ſo geſchah. Klingſpor hatte hinfort bloß den Schein, Adlercreutz die That. Ein mittelmäßiger General, der aber den Muth und Dünkel eines Generals gehabt hätte, würde ſelbſt haben leiten und anführen wollen, und die Dinge wären dadurch nur ſchlechter gegangen. Nun aber kam der Befehl an den, welcher zu befehlen verſtand. Ueber Klingſpor war, ehe er auszog, die Meinung ſo ſchlecht, daß er in dieſem Feldzug doch Ehre gewann. Er war doch thätig für die Leitung der Geſchäfte, für die Verpflegung und Beſchützung ſeines Heers; er zeigte doch die Ehrlichkeit, daß er ungeheure Anträge der Ruſſen für den Verrath und Verkauf des Heers mit ſtolzer Verachtung abwies. Man bewunderte es gleichſam als den Zug einer großen Seele, daß ein Feldmarſchall ſich nicht durch Gold von der Bahn der Pflicht und Treue ablocken ließ; und wahrlich ſo ſchändlich iſt die Zeit, daß man es faſt mitbewundern muß.

---

[*]) Eine Strafe, wo man mit kurzen Stäbchen nicht geſchlagen, ſondern im geſchwindeſten Takt gedroſchen wird.

Zwei Tage nach dem Gefechte bei Pyhäjocki den 18. April wurde der finniſche Rückzug wieder angegriffen bei Sikajocki, wo die Ruſſen mit großem Ungeſtüm und mit den geſchwindeſten und kombinirteſten Bewegungen ihn anfielen. Schon hatten ſie durch ihre Ueberlegenheit an Jägern und leichter Reiterei die Linke der Finnen überflügelt, und es ſtand ſehr mißlich für dieſe, als Adlercreutz merkte, daß der Feind durch die große Ausdehnung ſeiner Macht zur Linken ſein Centrum ſehr geſchwächt hatte. Er ſah und handelte, ſammelte einen kleinen Haufen von Tapfern, durchbrach des Feindes Centrum, und ſchlug ihn nach tapfrer Gegenwehr: 200 todte Ruſſen lagen auf dem Felde und 300 wurden gefangen.

Hier nahm Adlercreutz das Handgeld vom Glücke, und wagte bald darauf etwas Neues auf ſeine Rechnung. Der Plan wurde entworfen die Ruſſen zu überfallen, die etwa 4000 Mann ſtark bei Revolar ſtanden, einige Meilen von dem ſchwediſchen Hauptquartier. Die Finnen ſollten die Nacht durch marſchiren in zwei Kolonnen, die eine geführt von Adlercreutz, die andre von dem Oberſten von Savolar Infanterie Grafen Cronſtedt. Aber die abſcheulichen Wege, welche Cronſtedt drei Stunden über die Abrede aufhielten, machten, daß der Ueberfall nicht vollkommen glückte und daß der früher angelangte und von dem Feinde entdeckte Adlercreutz ſogar in große Gefahr kam. Auch gewannen die Feinde Zeit ſich in Ordnung zu ſetzen und ihre Transporte hinter ſich zu ſchicken. Dieſes Treffen bei Revolar vom 27. April, worin man auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit focht, zeigte die Tapferkeit der Finnen im vollen Glanze; nichts hielt ihren Ungeſtüm auf, Batterieen wurden erſtürmt und genommen, und da das Bayonett nicht genug zu ſeyn ſchien, ſchlugen ſie die Ruſſen mit Kolben todt. Der Graf Cronſtedt entſchied den Tag. Die Finnen fingen den ruſſiſchen General Bulatoff nebſt 8 Officieren und 400 Mann und erbeuteten 2 Kanonen und 4 Fahnen; 250 ruſſiſche Leichen bedeckten den Walplatz. Die Finnen hatten 2 todte und 3 verwundete Officiere und etwa 80 Mann Todte und Verwundete.

Bald darauf, den 2. Mai, hatte der Oberſt Sandels bei Pulkila ein glänzendes und folgenreiches Gefecht. Dieſer Oberſt, Anführer von Savolax Fußjägern, befehligte einen Haufen von etwa 2000 Mann, womit er gleichſam den linken Flügel des finniſchen Heers bildete, und in gleicher Linie mit ihm auf dem Wege nach Savolax vordringen ſollte. In dieſem Gefechte fing er den ruſſiſchen Oberſten Abukoff nebſt 5 Officieren und 276 Gemeinen, und erbeutete 1 Kanone und 2 Fahnen. Aber die Folgen dieſes Gefechts waren viel größer, und brachten den Schweden unſchätzbare Vortheile. Von Savolax und Karelen her war eine große Menge Transporte an Mund- und Kriegs-Vorrath auf dem Wege, welche der Sandelſche Haufe faſt alle aufhob und erbeutete. Er nahm an dieſem und an den folgenden Tagen über 600 Wägen mit dergleichen Zufuhr und machte noch 200 Gefangene. Bei der Nachricht von dem ſiegreichen Anzuge ihrer Landsleute ſtanden auch die Bauren in Idenſalmi Kirchſpiel in Savolax auf, machten 50 Gefangene und nahmen 200 Wägen mit Zufuhr weg. Ihr Anführer hieß Erich Olikainen aus Idenſalmi, ein raſcher und trotziger Geſell. Als man ihn bald darauf vor den General Klingſpor führte und dieſer ihm für ſein tapferes Verhalten die Hand voll Dukaten drückte, trat er ſtolz und erzürnt zurück und ſprach: Herr General, dieſes Gelbe bedürfen wir nicht, aber geben Sie uns Waffen und Anführer, damit wir Ruſſen todtſchlagen können. Was hätte man mit ſolchem Volke und Geiſte ausrichten können, wenn man ſie zu rechter Zeit tüchtig zu brauchen verſtanden!

Da die Finnen, brennend von Abſcheu und Haß der Ruſſen in mehreren Provinzen es eben ſo machten wie die Bauren in Idenſalmi, ſo ſah der ruſſiſche Oberfeldherr ſich genöthigt, folgenden Tagsbefehl zu erlaſſen, welchen ich hier einrücke, weil er mit ſo vielen Erlaſſen verwandt iſt, welche in dieſen Zeiten in Deutſchland, Italien und Spanien erſchollen ſind.

Kundmachung.

Als Sr. Kaiſerl. Maj. Truppen dieſes Land beſetzten, wurden alle Lebensbedürfniſſe, Futter, Transporte und Fuhren bezahlt *) und das Volk bei härteſter Strafe an Leben und Eigenthum vollkommen geſchützt, ſo weit ſie als aufgeklärte Landleute am Kriege nicht Theil nahmen. In der Hoffnung, das Volk, ſein eigenes wahres Beſte kennend, werde ſich allein mit dem Ackerbau und dem Dazugehörigen beſchäftigen, wurde ferner nicht auf die ſonſt kriegsübliche Weiſe anbefohlen, daß ihnen ihre Waffen abgenommen werden ſollten, ſondern das Landvolk behielt ſeine Gewehre, Piſtolen und anderes Kriegsgeräth. Aber nachdem verſchiedene bösliche unverſtändige und müßige Böſewichter gegen alle Erwartung die Bauren verführen gekonnt, mit den Waffen in der Hand diejenigen anzufallen, welche Mehl führten, die ihnen zugegebenen Geleite zu ermorden und Sr. Kaiſerl. Maj. Officiere, Eilboten und diejenigen von den Landeseinwohnern, die auf ihren ordentlichen Reiſen begriffen ſind, als Waldräuber zu überfallen — ſo ſind dieſe unglücklichen Verbrecher theils erſchoſſen theils erhängt worden. Und erfordert es die allgemeine Ruhe und Sicherheit zur Vorbeugung von dergleichen gräulichen Auftritten, daß alle bei dem Landvolke befindliche Gewehre, Piſtolen und andere Waffen ſogleich bei den Pfarrkirchen zuſammengebracht werden, damit des Kaiſers Befehlshaber ſie in Verwahr nehmen. Die Eingepfarrten müſſen alſo gewiſſe Männer erwählen, in deren Gegenwart der Kirchſpielsvogt alle ihre Gewehre anzeichnet, und ſollen ſie von jenem Verzeichniß ein Exemplar erhalten; und das zweite ſoll mir von den Landshauptleuten zugeſchickt werden. Der Kirchſpielsvogt muß auch jene Waffen märken, damit ſie von den Waffen andrer Kirchſpiele unterſchieden werden können, nach-

---

*) Nicht wahr für das Letzte; das Landvolk ward mit Fuhren ſo zerſtört, daß in manchen Gegenden der Ackerbau völlig unterging.

dem jeder Eigner vorher mit der Aufſetzung ſeines Schriftzeichens oder auf andere Weiſe ſeine Waffen ausgezeichnet hat, damit wann die allgemeine Ruhe ihre Zurückgabe erlaubt ein jeder die von ihm abgelieferten wiederbekomme.

Alle die, welche binnen acht Tagen, nachdem dieſer Erlaß von den Kanzeln kund gethan, ihre Gewehre, Piſtolen oder andere Waffen nicht abliefern, ſollen nicht nur 50 Reichsthaler büßen für jede Waffe, Flinte, Piſtole, die ſie bei ſich zurückbehielten (die Hälfte dem Angeber, deſſen Namen verſchwiegen werden ſoll) ſondern ſie werden auch als Aufruhrſtifter angeſehen, die nach den Kriegsartikeln ohne Schonung am Leben geſtraft und nach den Umſtänden entweder erhängt oder erſchoſſen werden ſollen. *Die Frauen der Verbrecher, ihre zu geſetzlichem Alter gelangte Kinder, Verwandte und Dorfnachbarn, welche um das Verbrechen gewußt, ziehen ſich oberwähnte Strafe zu.* Sollten mehrere von dem Landvolke übereinkommen, ihre Waffen nicht von ſich zu geben, ſondern ſich damit bewehren, oder auch zur Störung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit etwas vornehmen, ſo ſoll ihnen all ihr Eigenthum genommen, ihre Häuſer ſollen verbrannt, und ihre Weiber und Kinder ins Elend geſtürzt werden; was ſie allein denen zuzuſchreiben haben, welche vergeblich und unbedachtſam an einem ſo ſchweren Unglück Schuld geweſen.

Inſonderheit wird den Kronbedienten bei gleicher Verantwortung auf das ernſtlichſte angedeutet, daß ſie mit aller möglichen Sorgfalt diejenigen ausſpähen, welche gegen die allgemeine Sicherheit etwas vornehmen; ſo wie ihnen auch anbefohlen wird, durch die Verhaftung der Verbrecher ſie an der Ausübung ihrer Bosheit zu hindern, wovon ſogleich Bericht eingegeben werden muß, ſowohl an die Landshauptleute als an den nächſten Befehlshaber, welcher zum nöthigen Beiſtand Mannſchaft hergiebt; und auf die beſte Art veranſtaltet, daß Ruhe und Sicherheit behauptet werde.

Åbo, den 28. Mai 1808.

Graf Buxhöfden.

Der brave Sandels, durch die Kundſchafter und Hülfen der Bauren immer unterſtützt, ſetzte ſeine Beutejagd friſch fort. Den 12. Mai waren ſeine Soldaten ſchon in Kuopio. Die Ruſſen hielten ihren Angriff nicht aus; doch machte der tapfere Major Malm von Savolax Jägern, der ein kleines Häuflein befehligte, 200 Gefangene, und bemächtigte ſich anſehnlicher Magazine. Aber weit größere Magazine fand man in dem ſüdlichen Savolax, in Rautalambi und Jorois, nebſt 32 vom Feinde zurückgelaſſenen Kanonen und vielem Kriegsvorrath. Sandels war überall der Glückliche und machte den ganzen Sommer viele wohl ausgeführte Ueberfälle und Diverſionen, wie auch keiner der finniſchen Anführer beſſer die Kunſt verſtand, das Lokale für ſich immer mitfechten zu laſſen, eine Kunſt, wodurch der Name eines großen Feldherrn allein gewonnen wird. Unter andern überfiel er den 24. Junius einen Zug von 200 ruſſiſchen Proviantwägen, welchen er aufhob und zerſtörte. Doch war hier nicht der Punkt etwas Großes zu thun, ſondern ſein Geſchäft beſtand darin, dem größeren Heer hier die Linke zu decken und durch Streifereien und Ueberfälle den Feind in Furcht und Athem zu halten. Die ſchwere und thätige Jagd des kleinen Krieges, die für ein ſo abgeſchnittenes Land als Savolax vorzüglich paßt, führte Sandels mit großer Geſchicklichkeit und bildete treffliche Officiere für den großen Krieg. Wenn in dem Kleinen das Einzelne immer geſchildert werden dürfte, wie viele Züge des kühnſten Muthes und des ſeltenſten Patriotismus, woran das ganze finniſche Heer ſo reich war, würden ſich hier aufzeichnen laſſen! Wo alle als Helden ſtreiten, iſt es faſt unrecht, Einzelne zu nennen; doch wurden bei dieſem kleinen Heerhaufen die Majore Dunker und Malm*) glänzend berühmt. Solchen Kriegern ſetzte das Alterthum Ehrenſäulen. Sandels hatte im Anfange des Junius ganz Savolax inne, mußte aber bei dem Andringen einer ruſſiſchen Schaar, die über 4000 Mann ſtark war, ſich weiter in die Mitte des Landes hinaufziehen. Er hatte mit den Ruſſen, die ſeine kleine Schaar vergebens zu ſprengen verſuchten, einige hartnäckige Geſechte, und nahm gegen den 20. Junius die feſte Stellung von Toiwola unweit Kuopio, wo er ſich den ganzen Sommer behauptete und den ruſſiſchen Bären angebunden hielt. Von hieraus gab er durch fliegende Haufen und geſchwinde Wageſtücke den Ruſſen vollauf zu thun, und durchſtreifte ihnen im Rücken Karelen, wo der Major Malm mit einem leichten Trupp hin und her flog und verſchiedene Male ſogar über die ruſſiſche Gränze ging.

Nach den Verluſten von Sikajocki, Revolax und Pulkila hielten die Ruſſen nirgends Stand, ſondern zogen ſich auf allen Punkten weiter nach Süden zurück. Auch das Hauptheer der Finnen unter Klingſpor und Adlercreutz machte hie und da Beute; doch hatte es nicht Gelegenheit es Sandels hierin gleich zu thun. Bald war Uleåborgslän vom Feinde befreit, und den 14. Mai rückten die Finnen in Gamla Carleby in Waſalän ein, von wo und von Ny Carleby die Ruſſen ſich ohne Geſecht zurückzogen. In dieſer Gegend machten beide Heere ein langes Halt.

Offenbar erſcheint in der Verfolgung der zurückweichenden Schweden bei den Ruſſen wenig Plan, ſo wie alle ihre Anſtalten und Maaßregeln ſich jetzt ſchlecht und planlos zeigten. Vielleicht hatten ſie ſich die Sache mit Finnland doch leichter gedacht, als ſie war. Aber die Anſtalten zu einem Winterfeldzuge in einem ſolchen Lande ſind auch nicht leicht. Wo bei der grimmigſten Kälte Mangel iſt an allem, ſelbſt an dem Nothwendigſten, an Obdach, da iſt es leichter zu ſagen, wie es hätte ſeyn ſollen, als es auszuführen. Denn freilich hätten ſie bei ihrem nördlichen Heer 5000 Mann mehr gehabt, ſie hätten die Finnen den Weg um Torneå herum treiben können, und das Wiederkommen wäre ſo leicht nicht geweſen. Da Sandels ihnen nun die Zufuhren aufhob, die aus Savolax kommen ſollten, ſo mußten ſie wohl etwas weiter nach Süden hinunter weichen. Und ſobald es einem nur ſchlecht geht, ſcheinen auch die beſten Anſtalten die ſchlechteſten zu ſeyn.

---

*) Beide können nicht mehr für Schweden fechten. Malm wurde im Herbſt 1808 ſchwer verwundet und von den Ruſſen gefangen; Oberſtlieutnant Dunker fiel im Frühling 1809 unweit Umeå in Weſterbotten. Fahrt wohl, ihr Seelen der Helden!

Auch den General Adlercreutz hat man ſpäterhin beſchuldigt, er habe die erſten gewonnenen Vortheile nicht klug und thätig genug benutzt, und bis auf das Treffen von Lappo zwei Monate mit Nichtsthun verloren. Es gab Viele, die meinten, er habe gegen den Anfang des Junius in Björneborg ſeyn und ſein im Gehen wachſendes Heer gegen Johannis ſiegreich in Åbo einführen müſſen. Aber dieſe Leute bedachten Folgendes nicht, was Adlercreutz ihnen zu bedenken geben könnte: So ſpricht er zu ihnen:

Liebe Freunde und Landsleute, ihr, die uns ſo gern die geſchwindeſten Züge und die vollkommenſten Siege wünſchet, wofür wir euch herzlich danken — ihr habt gehört, daß wir die Ruſſen in Oſterbotten geſchlagen und mit den

Waffen in der Hand uns die Nahrung erobert haben, ohne welche wir ſonſt hätten todthungern oder auseinander laufen müſſen. Jetzt, meint ihr, haben wir alles, wenn wir nur wollen; aber darin irret ihr ſehr. Ihr, welche anfangs zu ſehr an uns verzweifeltet, hoffet nun zu ſehr. Wie oft habt ihr in euren Klubbs und Kaſſinen, auf euren Kaffeehäuſern und Theatern, auf dem Zuge von Nyland und Savolax nach Uleåborg hinauf uns von den Ruſſen abſchneiden und vor ihnen die Waffen ſtrecken laſſen! Und nun da wir blutige Beweiſe gegeben haben, daß wir unſre Fäuſte und Kniee noch rühren können, glaubet ihr ſogleich, daß wir mehr können als Menſchen, da ihr vorher gezweifelt, daß wir das könnten, was Männer können ſollen. Gewiß wir ſind brave Soldaten, noch härter und hartnäckiger als die Schweden, in dieſem Lande wenigſtens beſſere Soldaten als ſie, weil Haß, Abſcheu, Rache neben allen gewaltigen und hohen Empfindungen des edlen Zorns für unſre Freiheit und unſer Geſetz uns gegen Feinde treiben, welche uns zu unterjochen kommen. Aber ihr ſprechet und denket zu klein von dieſen Feinden, die ihr weniger kennet als wir. Denn was ſind dieſe Ruſſen? das härteſte aller Mühen und Mißhandlungen der Menſchen und der Elemente geduldigſte Volk; das Volk, welches unverzagt gleich alten Römern in den Tod geht, weil ihm das Leben wenig werth iſt; das Volk, das am blindeſten gehorcht und am ſchrecklichſten ausführt, weil es nie einen eignen Willen gekannt hat; das Volk, für welches der Krieg oft eine Erleichterung ſeiner Plagen iſt, ſobald es nur mit der gemeinſten Nahrung unterhalten wird; das Volk, welches da noch Speiſe zu finden verſteht, wo wir verhungern, welches ſich von

Schwämmen, Beeren, Wurzeln und Gräſern zu nähren*) verſteht, wo wir uns faul hinlegen und verſchmachten. Und dieſe Ruſſen, dieſe, ſobald ſie wohl geführt werden, trefflichſten Soldaten, zogen wohlgerüſtet in den Krieg; für ſie war, als ſie anfingen, alles vorgeſehen und vorbereitet, Waffen, Kleider, Speiſe und Geſchütz; denn ſie wußten, daß ſie Krieg führen wollten. Für uns war hievon nichts geſchehen; für uns hatte niemand geſorgt noch gedacht. In der Ueberraſchung, womit der Feind uns auf den Leib fiel, hatten wir kaum Zeit, unſre Waffen zu nehmen und uns unter unſre Fahnen zu ſtellen; alle unſere andern Bedürfniſſe mußten, wie es die Eile und Noth gab, zuſammengerafft werden, und in allen Dingen und auf allen Stellen ungerüſtet, mußten wir, um nicht ſogleich des Feindes Raub zu werden, in der Jahreszeit, die in dieſen Gegenden fürchterlich iſt, mit unſäglichen Mühen und Plagen doch zum Norden hinaufziehen. Was fanden wir hier? Nichts als Mangel und Kälte. Von dem Feinde mußten wir nehmen, um leben zu können; und das thaten wir wie geſchwinde Männer. Aber wenn wir glänzende Thaten thun und mit Blitzesſchnelle und Blitzeszerſtörung vordringen ſollen, ſo ſchaffet uns erſt, weſſen es dazu bedarf; ſchaffet uns Kleider und Schuhe, ſtatt unſerer Lumpen, damit wir Näſſe, Kälte und Nachtwachen ertragen können; ſchaffet uns Waffen für diejenigen unſerer wackern Landsleute, die ſich zu uns geſellen und mit uns für das geliebte Vaterland ſtreiten wollen; ſchaffet uns Rinder und Korn für unſere Leiber; ſchaffet uns Aerzte für unſere Wunden. Denn ſehet! alles dies mangelt uns mehr oder weniger. Und ihr guten Leute, die ihr uns jetzt ſo ſchnell vorwärts führen wollet, womit wollt ihr hier die Natur beſchwören? Der Frühling kommt, das Eis geht auf, der Schnee zerſchmilzt; alle Seeen, Ströme, Bäche, woran dieſes Land ſo viele hat, überſchwemmen, und machen ſelbſt das zum Sumpf, was es ſonſt nicht iſt; es bleibt nichts übrig als die Landſtraßen und ſelbſt dieſe werden unfahrbar, wenigſtens werden ſie es für die Laſt des Geſchützes: und würden ſie es nicht, ſo bedarf es von Seiten des Feindes nur einiger klugen Stellungen, um diejenigen, welche in künſtlichen Bewegungen ſich nirgends ausbreiten können, faſt auf jedem Schritt aufzuhalten. Und geſetzt, des Feindes Einrichtungen und Anſtalten ſind ſchlecht, er benutzt ſeine Vortheile nicht, wie er ſoll, und läßt uns ohne große Schwierigkeiten vorrücken, was gewinnen wir, wie wir vorrücken? Wir kommen in ein armes ausgeſogenes Land, wo es weder Speiſe für die Menſchen noch Futter für die Pferde giebt; wir ſelbſt ſind kaum für das erſte Bedürfniß verſehen und in allem ſchlecht ausgerüſtet. Saget ihr, wir befreien unſere Freunde, und täglich kommen neue Waffenbrüder zu uns, ſo iſt das allerdings wahr; aber ſo redlich dieſe treuen Freunde und Waffenbrüder mit dem Vaterlande und mit uns es auch meinen, ſo kann das treue Gefühl doch die Kunſt nicht erſetzen: ſie ſind noch keine Soldaten, ſie ſollen es durch Uebung erſt werden, und dazu fehlen uns Zeit, Mittel und Waffen. Der Feind hingegen, je weiter er zurückzieht, deſto mehr gewinnt er an Stärke, denn er nähert ſich ſeiner Centralkraft; und nach dem Unglück von Sveaborg wächſt dieſe Stärke bedeutend, denn er bedarf nun keiner Truppen vor der Feſtung ſondern nur einiger tauſend Mann in derſelben.

---

*) Dies iſt wörtlich wahr. Es verſtehen ruſſiſche Soldaten und Bauern ſich jeden Tag zu ernähren, und ihre Geſchicklichkeit darin iſt eben ſo bewundernswürdig als liebenswürdig. Der ruſſiſche Soldat verhungert im Sommer nicht leicht, wo er Schwämme, Kräuter und Wurzeln finden kann. Als Suppe, als Gemüſe weiß er ſie auf mannigfaltige Weiſe zu bereiten, und bedarf nur einiger Körnlein Salz dazu; hat er obenein noch eine Hand voll Mehl oder ein Stück Brod, ſo iſſt er Leckerbiſſen. Die Schweden, darauf anſpielend, daß in den nördlichen Provinzen ihres Landes das Brod zuweilen mit Fichtenrinde gemiſcht iſt, haben freilich das Sprichwort der Teufel mag ſtreiten gegen die, welche Holz eſſen; aber jetzt paßt der Spruch nicht mehr ganz, denn in Geduld und Ausdauer von Beſchwerden, in Sicherheit vor Hunger und Seuchen iſt der Ruſſe unſerer Tage ein viel zäherer und härterer Soldat im Felde als der Schwede.

So konnte Adlercreutz auf alle Beſchuldigungen antworten, und ſo antwortete und bewies er durch den Mund des alten Feldmarſchalls Klingſpor an den König. Er ſtellte die Unmöglichkeit vor, in dieſer Jahrszeit mit einem übel ausgerüſteten und ſchwachen Heere große Fortſchritte machen zu können; wegen Mangel an allem könne alles nur langſam gehen; und ſelbſt wenn die 8000 Mann, welche er etwa unter den Waffen habe, mit allem Nöthigen verſehen wären — denn Muth und Geiſt habe ihnen nie gefehlt — ſo ſeyen ihrer zu wenige, um Finnland wieder erobern zu können. Doch wenn der König 8000 bis 10,000 guter Soldaten gegen die Mitte des Junius nach Finnland überſchicke, und zugleich Waffen für 10,000 andre, ſo hoffe man in die ſüdlichen, fruchtbaren und volkreichen Provinzen von Åbo, Björneborg und Nyland vordringen, die braven Landsleute bewaffnen und trotz des Verluſtes von Sveaborg durch Kraft und Eifer die durch Verrätherei verdorbene Sache vielleicht wiederherſtellen zu können.

So waren die unwillkürlichen Vorſtellungen und Forderungen dieſer tapfern Männer. Wir wollen nun hören, was geſchah.

Adlercreutz bat auch um Waffen für 10,000 Mann. Die Waffen ſind in dieſem Kriege ein merkwürdiger Artikel geweſen. Man hatte in dem Kriegskollegium Präſidenten und Vicepräſidenten, Generalfeldzeugmeiſter und Oberzeugmeiſter, aber Zeug hatte man nicht in dem Lande, wo das Eiſen wächſt. Wir haben oben Armfelts Klage vernommen, wie bei den ordentlichen Regimentern die Gewehre waren. Weit ſchlechter noch ſtand es bei den außerordentlichen Truppen, bei der Landwehr, den Reſerven und den Freiwilligen. Man ſteckte ihnen alte elendige und lange verdammte Gewehre in die Hände, welche ihnen gar keine Sicherheit gaben und ihnen alſo den Muth nahmen: und man behauptet nicht zu viel, wenn man ſagt, daß die Hälfte dieſer Waffen wenigſtens untauglich war. Bei dieſer Waffennoth, worin man ſteckte, hatte man 36,000 neue Flinten aus England erhalten, von dem gewöhnlichen engliſchen Kaliber und von derſelben Güte wie diejenigen, womit wenigſtens die Engländer ſelbſt ſowohl zu Waſſer als zu Lande recht gut zu ſchießen wiſſen. Dieſe Gewehre ſollten auf die Bundesgelder abgerechnet werden; aber Nationaleitelkeit, Neid, Eigennutz, vielleicht noch ſchlechtere Leidenſchaften erklärten ſich ſo laut gegen ſie, daß die meiſten ungebraucht wieder nach England zurückgingen. Für Finnland waren endlich im Mai 4000 Gewehre eingepackt, die aber über 4 Wochen in Stockholm ſtanden und nach dem allgemeinen Gang der Dinge wahrſcheinlich auch ſechs Wochen unterwegs waren.

8000 bis 10,000 Mann ſollten bis gegen die Mitte des Junius dem finniſchen Heere zu Hülfe kommen, um die gewonnenen Vortheile kräftig verfolgen und den bedrängten Landsleuten Luft machen zu können. Darum hatten die finniſchen Generale beſtimmt gebeten. Auch hatte man ſeit dem Mai in Stockholm von Landungen geſprochen, die unter dem Schutz der Scheerenflotte von Åland aus auf den Küſten Finnlands gemacht werden ſollten. Man rüſtete eifrig dazu und um Johannis landete man mit zwei Schaaren auf verſchiednen Punkten; aber beide Landungen entſprachen weder ihrem Zweck noch den finniſchen Forderungen: denn ſelbſt wenn ſie geglückt wären, waren die Truppen zu ſchwach, als daß ſie dem finniſchen Heer ein drückendes Gewicht der Kraft gegen den Feind geben konnten.

Die erſte Ausrüſtung führte der Generalmajor Vegeſack, ein tapferer Degen, der mit dem Kanonenfeuer vertraut iſt und ſich immer mit den Erſten in die Gefahren ſtürzt. Seine Schaar beſtand ungefähr aus 2,500 Mann, welche aus zwei Bataillonen und etwas Reiterei von den Leibwachen, aus 1200 Mann Landwehr und 200 finniſchen Flüchtlingen zuſammengeſetzt waren; denn ſo groß war der Eifer der Finnen, daß ſich auf den Ålandinſeln von den finniſchen Reſerven und von den in Sveaborg Verkauften täglich einſanden, die für ihr Land ins Feld zu ziehen brannten. Dieſe Schaar ſollte die Ruſſen ſchlagen, Åbo nehmen, das Landvolk bewaffnen und dem nördlichen Heer unter Adlercreutz Luft machen. Zu große Entwürfe auf ſo wenige Köpfe gebaut. Den 20. Junius landete Vegeſack $^3/_4$ Meilen von Åbo bei Lemos; aber ſtatt 1500 Ruſſen, welche in und um Åbo die ganze feindliche Stärke ſein ſollten, fand er ſogleich mehr als 3000 Mann gegen ſich, und bald zogen 2000 andere dieſen zu Hülfe herbei. Er ſchlug ſich brav, wie er konnte, an die 4 Stunden lang, und zog ſich dann ohne Verluſt eines einzigen Gefangenen fechtend auf ſeine Schiffe zurück und ſegelte wieder nach Åland. Alles, was man von einem braven General und tapfern Soldaten verlangen kann. An Todten und Verwundeten verlor er 200 Mann und brachte noch 20 gefangene Ruſſen mit. Die Leibwachen zeigten eine Haltung und Gewandtheit, wie Leibwachen müſſen; die Finnen als Jäger gebraucht ſchoſſen, wie Finnen pflegen; Uplands Landwehr ſchlug ſich mit außerordentlichem Muth, und hatte faſt alle ſeine Officiere verwundet.

Zu derſelben Zeit ſollte aus Weſterbotten eine Ausrüſtung nach Waſa abgehen und zum Vortheil des finniſchen Heers dort eine Diverſion machen; aber auch dieſe war zu klein, um bei dem glücklichſten Erfolg eine wirkliche Diverſion machen zu können. Sie beſtand aus nicht mehr als 1500 Mann Jemtländern und Weſterbottnern, und wurde geführt von dem in Norrland befehlenden Generaladjutanten Oberſten Bergenſtråle. Dieſer landete auch wirklich den 24. Junius und führte ſeine Schaar den folgenden Tag gegen die Stadt, wo er gleich nach Mittage ankam. Die Rüſtung war ſchwach und ſchwach wurde ſie geführt. Die Ruſſen in Waſa, viel ſchwächer als die Schweden, waren von allem wohl unterrichtet, hatten die Gaſſen mit Kanonen geſpickt, die Häuſer an bequemen Punkten mit Soldaten beſetzt, und lockten nun durch falſche Kundſchafter Bergenſtråle in die Falle. Dieſer lief auch blind hinein, und ohne vorher in und um die Stadt zu kundſchaften, führte er ſeine Soldaten in das ungleichſte Gefecht. Doch ſchlugen die braven Schweden ſich drei Stunden mit großer Tapferkeit und größerer Erbitterung, bis ſie endlich den beſſeren Anſtalten der Ruſſen weichen mußten. Bergenſtråle ſelbſt nebſt 10 Officieren wurde gefangen und 400 wurden getödtet oder gefangen; die Uebrigen führte Major Ulfhjelm von Weſterbottens Regiment zu den Schiffen zurück, ohne nur von einem Ruſſen verfolgt zu werden. Der beſte Beweis von der Schwäche der Ruſſen, wovon Bergenſtråle ſich hatte ſchlagen laſſen.

Die unglückliche Stadt Waſa, eine der größten und hübſcheſten Städte Finnlands, mußte das Gemetzel in ihren Gaſſen und die Schrecken der Schlacht in ihren Mauren nachher noch mit größern Verluſten und Gräueln bezahlen.

Den 25. Junius befahl der ruſſiſche General Demidoff, Waſa ſolle zwei Stunden geplündert werden. Dies ward ſogleich ausgeführt. Die ſchon durch das frühere Gefecht in den Gaſſen, wobei mehrere Bürger getödtet worden, erſchreckten Einwohner wurden den von ſolchem Befehl unzertrennlichen Mißhandlungen preisgegeben, die von dem Präſidenten bis zum Bettler herunter über alle ergingen und worunter des ergrimmten und losgelaſſenen Siegers Dobbra und Karaſcho erſchallte. Dieſe ſchauderhaften Scenen des Jammers ſtanden nicht innerhalb zweier Stunden ſtill, ſondern erneuerten ſich die folgenden Tage mehrmals bis zum Abzuge des Feindes. Aber damit war es noch nicht genug. Bei dem Abzuge führten die Ruſſen mehrere von der Bürgerſchaft mit ſich fort, die ſie nachher auf das gräulichſte mißhandelten, zum Theil mit dem Gaſſenlaufe ſtraften, und dann laufen ließen.

Bei der Nachricht von dieſen Landungen ſtanden die Finnen in mehreren Kirchſpielen auf, vorzüglich in Waſalän, griffen die ruſſiſchen Poſtirungen an und hoben ſie auf, hieben einzelne Trupps nieder, überfielen Eilboten, und was ein Volk, welches ſein Vaterland und ſeine Freiheit liebt, ſonſt zu thun pflegt. Dies waren — verſteht ſich — nur die Bauren, welche gewöhnlich die Gefahr nicht wägen, ſondern nur aus dem erſten mächtigen Gefühl handeln. Einzelne ſchwediſche Kanonenböte und bewaffnete Schiffe, die von Zeit zu Zeit längs dieſer Küſten hinfuhren, brachten ihnen Unterſtützung von kleinen Haufen Soldaten und ſchafften ihnen etwas Pulver und Geſchütz. Aber auch die Ruſſen kamen oft wieder und rächten ſich ſchrecklich an denen, die ſie Aufrührer nannten und als Aufrührer behandelten. Schuld und Unſchuld wurden in dieſe gräßliche Rache zugleich eingewickelt. Die Strafen waren oft unmenſchlich verfeinert und langſam peinigend; ja es iſt erzählt worden, daß die Ruſſen einige dieſer Unglücklichen an den Füßen aufhängten oder an langſamem Feuer oder in erſtickendem Qualm ſterben ließen. Das ſcheußlichſte Schickſal aber traf vielleicht diejenigen, die vor der Wuth der Koſacken auf öde Holme und Klippeninſeln an der Küſte geflohen waren, wo die Feinde ſie mit teufliſcher Schadenfreude vor Hunger und Durſt umkommen ſahen. Ich ſage hiebei noch einmal: was hätte man mit einem ſolchen Volke nicht ausrichten können, wenn man es zu rechter Zeit auf die rechte Weiſe gebraucht, wenn man auf einmal ihm eine tüchtige geſammelte und mit allem Waffengeräth gehörig gerüſtete Hülfe gebracht hätte! Der König von Schweden, unterrichtet, wie ſchrecklich die Hoffnungen dieſer treuen Menſchen getäuſcht und beſtraft waren, ſchrieb deswegen an den Kaiſer von Rußland folgenden Brief, den ich hier einführe, weil er karakteriſtiſch iſt und beweiſt, welchen Wahn der König noch über die Wiedergewinnung Finnlands hatte, als der rechte Zeitpunkt dazu leider ſchon verloren war. Auf jeden Fall wäre es erklecklicher geweſen, wenn er für Briefe, die von der Bruſt ſeines Kaiſerlichen Schwagers hart abprallten, ſeinen Finnen Waffen und Männer geſchickt hätte.

„Die Ehre Euer Kaiſerl. Maj. und die Menſchlichkeit befehlen mir ſtarke Vorſtellungen zu machen gegen die Gräuel und Ungerechtigkeiten, welche die ruſſiſchen Truppen im ſchwediſchen Finnland begehen. Dieſe Thatſachen ſind zu bekannt, ja zu weltkundig, als daß ich nöthig hätte ſie zu beglaubigen; denn das Blut jener unſchuldigen Opfer ſchreit um Rache gegen diejenigen, welche ſolche Grauſamkeiten gutgeheißen haben. — Möge das Herz Euer Kaiſerl. Maj. nicht gefühllos ſeyn gegen die Vorſtellungen, die ich im Namen meiner finniſchen Unterthanen Ihnen machen muß! Dieſer eben ſo ungerechte als unnatürliche Krieg wozu ſoll er dienen, wenn nicht den ſtärkſten Abſcheu gegen den ruſſiſchen Namen einzuflößen? Iſt es ein Verbrechen meiner finniſchen Unterthanen, ſich durch Verſprechen nicht haben verführen laſſen zu wollen, die eben ſo falſch ſind als die Grundſätze, worauf ſie ruheten? Steht es einem Herrſcher wohl, ihnen daraus ein Verbrechen zu machen? Ich beſchwöre E. Maj. die Gräuel und Verwüſtungen eines Krieges aufhören zu laſſen, *der auf Sie und Ihr Reich die Flüche der göttlichen Vorſehung herabrufen wird.* Die Hälfte meiner finniſchen Staaten iſt durch meine braven finniſchen Truppen ſchon befreit; die Flotte Euer Maj. iſt in Baltiſchport eingeſperrt, ohne je anders als Beute daraus hervorzugehen; Ihre Scheerenflotte hat jüngſt eine bedeutende Niederlage erlitten; und in jedem Augenblick landen in Finnland von meinen Truppen, diejenigen zu verſtärken, welche ihnen den Weg des Ruhms und der Ehre zeigen werden."

„In meinem Hauptquartier den 7. September 1808."

Guſtav Adolf.

Nach dieſen beiden mißgeglückten Landungsverſuchen ging der König den letzten Junius an Bord und fuhr nach Åland, um von dort aus die Unternehmungen auf Finnland und die Operationen der Scheerenflotte ſelbſt leiten zu können. Aber die Sachen gingen durch ſeine Anweſenheit weder geſchwinder noch glücklicher. Das Einzige, was man gewann, war, daß die ſchwediſche Kriegsgeſchichte in ihren Jahrbüchern noch den Namen eines Heers mehr aufzubewahren hatte; denn die Truppen, welche der König auf Åland zuſammenzog, erhielten den Namen Finniſches Küſtenheer. Aber dieſes Heer wurde herzlich langſam verſammelt, und war am Ende doch herzlich klein; denn nie überſtieg es 5000 Köpfe. Zwei Monate, die für den Feldzug köſtlichſten Monate Julius und Auguſt, verfloſſen hier, ohne daß man das Geringſte that, wenn man ausnimmt, daß die Scheerenflotte ſich rühmlich ſchlug, und daß unter Befehl des Hauptmanns Gyllenbögel von einigen Kanonenböten einige hundert Mann in der Gegend von Chriſtianſtad und Nerpes Kirchſpiel ans Land geworfen wurden, um die kampfluſtigen finniſchen Flüchtlinge und die aufgeſtandenen Bauren dort zu unterſtützen.

Uebrigens behandelte und betrachtete Guſtav Adolf dieſe kleinen Dinge mit dem größten Ernſt: der beſte Beweis, daß er die großen Dinge nicht kannte. In ſeinem Hauſe, an ſeiner Tafel, bei dem Gottesdienſt, bei der Parade mußte mit der größten Genauigkeit und Strenge alles ſoldatiſch geſchehen und jedermänniglich ſich ſoldatiſch gebärden, als wäre man den Abend vor einer entſcheidenden Weltſchlacht in dem Lager eines Guſtav Adolfs des Zweiten oder Karls des Zwölften geweſen. Unglücklich der Kriegsmann oder

Hofmann, der hier das Kleinſte vergeſſen oder den Schein der Kleinigkeiten, die da waren, in ſeiner Haltung und Gebärde abgeſpiegelt hätte! Der König war in den kleinen Aeuſſerlichkeiten ſo pedantiſch genau, daß, wann er zur Flotte fuhr, der Admiralshut ſogleich auf dem Kopfe ſeyn mußte und er mit der lächerlichſten Peinlichkeit ſeemänniſch grüßte und ſich gebärdete, ja in Regen und Sturm trotz dem beſten Matroſen ſtundenlang auf dem Verdeck ſtand, wo ſeine Begleitung frierend uud fluchend neben ihm aushalten mußte; noch unglücklicher, wenn dann irgend ein Gallatag einfiel, denn dann ſchützte weder Regen noch Hagel ſie, gekleidet aufzutreten wie in den königlichen Zimmern.

Im Auguſt wurde das ſogenannte finniſche Küſtenheer getheilt. Die eine Hälfte unter dem Generalmajor Vegeſack erhielt den Namen des nördlichen und die zweite Hälfte unter dem Generalmajor Grafen Lantingshauſen den Namen des ſüdlichen finniſchen Küſtenheers.

Vegeſack mit ſeiner Schaar von etwa 2000 Mann landete den 28. Auguſt bei Chriſtianſtad, wo er gewiſſermaßen zum rechten Flügel des adlercreutziſchen Heers gehörte. Unten werden wir ihn dort wiederfinden.

Graf Lantingshauſen mit ſeinem Haufen landete den 17. September bei Lokalar zwiſchen Nyſtad und Abo. Den folgenden Tag traf er auf die doppelt ſo ſtarken Ruſſen. Er ſchlug ſich brav mit ihrem Vordertrupp, da er aber ſah, daß hier nichts auszurichten war, ſchiffte er ſich wieder ein. Sein Haufe war etwas über 2000 Mann ſtark und beſtand aus 2 Leibwachenbataillonen, 1 Bataillon von Kronobergs- und aus einiger Wargerning von Uplands- und Weſtmannlands-Regiment. Man beſchuldigte dieſen vortrefflichen Mann, der vielleicht kein großer General iſt, der Langſamkeit und Pedanterei, und Spötter nannten ihn General Cunctator oder General Methodius; doch das Glück, was ſeine Nachfolger im Befehl hatten, rechtfertigte ihn hinlänglich. Da er den König mißvergnügt mit ſich ſah, ſo verließ er den Dienſt und fuhr nach Stockholm. Seit langer Zeit nicht mehr Soldat, hatte er, einer der beſten und edelſten Bürger Schwedens, aus Eifer für das Vaterland dieſen Frühling einen Befehl bei der Landwehr übernommen, und war dadurch hier in Åland das geworden, was man bei dem ſchwediſchen Heer einen Diviſionsgeneral nannte und nennen konnte; denn man ſprach von Vegeſacks und Lantingshauſens Diviſionen.

Dieſe Lantingshauſenſche Abtheilung war kaum zurückgekommen, als ſie Befehl erhielt, ſich wieder einzuſchiffen und mit den Ruſſen zu ſchlagen. Zum Anführer erhielt ſie den Oberſten Lagerbring von Uplands Regiment, einen tapfern und geſchickten Soldaten. Dieſer landete wieder den 26. September faſt auf derſelben Stelle, und ſchlug die Ruſſen, worauf er ſtieß, tüchtig zurück. Den 27. September erſchien des Königs Generaladjutant Oberſt Boye, und nahm ihm den Befehl ab. Den 28. September hatten die Ruſſen ſich von allen Seiten zuſammengezogen, ſuchten mit großer Uebermacht die Schweden zu überflügeln und durchbrechen, und ein ſehr hartnäckiges Gefecht begann, welches bei der überlegenen Mannszahl des Feindes ſehr mißlich zu werden anfing. Boye, der nie viel Kopf gehabt, hätte ihn und ſeine Ehre hier verloren, wenn Oberſt Lagerbring und der brave Oberſtleutnant von Kronobergs Regiment Hederſtierna nicht da geweſen wären. An ihnen ſcheiterten alle Verſuche der Ruſſen zu fangen oder zu durchbrechen; ſie ſammelten diejenigen, welche auf ſie vertrauten, zu unerſchütterlichen eiſernen Haufen und fuhren ſo mörderiſch unter die Ruſſen, daß dieſe abließen ſo heiß anzudringen, und die zurückziehenden nur matt verfolgten. Ohne dieſe beiden Männer wäre alles verloren geweſen; ſie deckten den Rückzug wie eine unzerbrechliche Todesmauer. Der Verluſt in dieſem Gefecht, welches das Treffen von Wiais genannt wird, würde kleiner geweſen ſeyn, wenn der Vorderzug mit den erſten Schiffen nicht ſchon den Strand verlaſſen hätte, als der Hinterzug ankam, ſo daß über 200 dieſer tapfern Männer wegen Mangel an Schiffen in die ruſſiſche Gefangenſchaft geriethen. Der ganze Verluſt an Todten und Gefangenen war etwas über 400 Mann.

Faſt gleichzeitig mit dieſer mißlungenen Landung hatte der Oberſt Sköldebrand in Gefle mit ungefähr 2000 Mann ſich eingeſchifft, welche auch auf den Küſten Finnlands fechten ſollten. Dieſe Rüſtung trafen alle mögliche Widerlichkeiten, dicke Nebel, unaufhörliche Regen und Stürme, ungünſtige Winde, welche in einem mit Klippen und Untieſen beſäeten Waſſer die Fahrt noch gefährlicher machten. Nirgends fand er die Kanonenböte, die ihn bedecken, die Signale, die ihn leiten, die erwartenden Mitkämpfer, die ihn an den Küſten empfangen ſollten. Der Befehlshaber, um den ganzen Zug auf der See nicht dem Verderben der Elemente auszuſetzen, vielleicht gar einer ruſſiſchen Flottille zuzuführen oder, wenn er landete, unwiſſend den Ruſſen in die Hände zu liefern, kehrte nach langem Hinundherkreuzen um, und brachte ſeine Soldaten wieder glücklich auf den feſten Boden Schwedens zurück.

In demſelben Augenblick, als der ſchwediſche Zug unter Boye von der finniſchen Küſte floh und das Dorf Helſinge, wo er ſich eingeſchifft hatte, in hellen Flammen hinter ihm brannte und mit ſeinem Unglück den Horizont röthete, begab es ſich, daß der König mit ſeiner Jacht Amadis erſchien und ſeine fliehenden Soldaten empfing. Boye bekam eben keine zu gute Geſichter; indeſſen war der König immer zufrieden, wenn man ſich nur geſchlagen hatte. Das Sonderbarſte aber war, daß er mit einigen Kanonenböten und der Transportflotte ſich hier gewiſſermaßen vor Anker legte. Wahrlich, wären die Ruſſen, welche zwiſchen den nahen Buchten und Inſeln mit ihren viel ſtärkeren Böten lagen, thätig und kühn geweſen, ſie hätten alles zerſtören und nehmen und den König ſelbſt zum Gefangnen machen können. Der König ließ ſeine Begleitung die Wirkung der Kanonen wenigſtens aus der Nähe ſehen; denn die Kugeln ſauſten ihnen über die Köpfe hin, ſtreiften an ihren Böten vorbei oder ſchlugen vor ihnen ins Waſſer. Unbegreiflich unter andern war ein Spaziergang, welchen der König eines Abends mit fünf bis ſechs Perſonen ſeines Gefolges machte. Er ließ ſich auf einer Landſpitze ausſetzen und ſpazierte zwei volle Stunden am Strande und im Walde mit ihnen herum. Es war des Abends von 7 bis 9 Uhr, einer jener reitzenden Herbſtabende, die für das Menſchenherz ſo viel Zauberiſches haben, weil ſie gleichſam wie Frühlinge einer Schattenwelt ſind. Das Waſſer plätſcherte nur am Seeufer, die Luft war ſtill, der Mond guckte hell und freundlich durch die Bäume. Der König war heiter, als wäre er ins Paradies verſetzt worden, und ſprach nur von dem ſchönen Wetter, von dem Mond und den Sternen und von der Schönheit der Natur, wofür er von jeher viel Gefühl gehabt hatte. Aber die Stelle war unſicher, denn die Ruſſen lagen dicht dabei. Niemand hatte gekundſchaftet, man war einſam, ohne Waffen und Bedeckung, und ein paar im Gebüſch verſteckte Jäger oder fünf ſechs ſtreifende Koſacken hätten die ganze Geſellſchaft aufheben können. Doch kamen ſie glücklich dannen, und der König und die Transportflotte ſegelten den folgenden Tag nach Åland zurück.

Es liegt hier eine Sonderbarkeit in dem Karakter Guſtav Adolfs, wie er denn viele Wunderlichkeiten in ſich trug. Von ſeinen Feinden, deren er täglich mehrere gewann, iſt er auch der Feigheit beſchuldigt worden; gewiß mit dem größten Unrecht. Er hat bei vielen Gelegenheiten bewieſen, daß er kälter und unerſchrockener ſeyn konnte, als die Kälteſten und Unerſchrockenſten. Als er im Herbſt 1804 die verunglückte Seereiſe von Stralſund nach Yſtad machen wollte, erſtaunten ſeine Begleiter über die Ruhe, womit er die Gefahren anſah, über die Geduld, womit er die Beſchwerden ertrug: es erſchien, er war der Feſteſte und Härteſte. Auch dieſen Sommer fuhr er mehrmals zwiſchen den ſchwediſchen und ruſſiſchen Scheerenflotten herum, ſo ruhig, als wenn die Kugeln, welche Bretter von Kanonenböten als Splitter umherfliegen ließen, Erbſen geweſen wären. So that er auch hier bei Helſinge. Was wollte der König damit ſagen? und warum ſtellte er ſich, wie ein König von Schweden immer thun muß, nicht an die Spitze der Heere, wo für den Muth eines Königs die rechte von Gott angewieſene Stelle war? Er wollte damit nichts ſagen; es war weder Prahlerei noch Narrheit darin, ſondern Guſtav Adolf wußte ſeinen Muth nicht zu gebrauchen, und es waren Viele, die lange planmäßig daran gearbeitet hatten, daß er nimmer zum klaren Bewußtſeyn ſeiner Selbſt kommen ſollte. An ſolchen Bearbeitern der Könige fehlt es ja nirgends.

Das Erſte, was der König bei ſeiner Ankunft in Åland that, war, daß er ſeine Leibregimenter zu gleichem Range mit den gewöhnlichen geworbenen Regimentern herabſetzte, da ſie ſonſt in dem Heer immer einen Grad vorausgehabt hatten. Man verklagte nämlich die Gardebataillone, ſie hätten auf dem Rückzuge nach dem Treffen bei Helſinge ihre Schuldigkeit nicht gethan; die Hauptanklage war aber, ſie hätten die Schiffe und Böte für ſich zu früh vorweggenommen, weswegen mehrere Hunderte des Hintertrabs in der Gewalt des Feindes hätten gelaſſen werden müſſen. Deswegen nahm der König ihnen den Vorrang und ſetzte ſie den übrigen Regimentern gleich. Dies fand alle Welt unrecht, und es war wohl unrecht. Man ſagte, ſolches Loos dürfe nicht gleich über alle fallen, die Fehlenden müſſen beſtraft, die Unſchuldigen müſſen befreit werden; ſey Unfug geſchehen, ſo ſeyen die Officiere da, die den Befehl gehabt, die könnten und müßten Rede ſtehen, aber dergleichen Dinge durch Machtſprüche abmachen wollen, ſey ſchreiende Ungerechtigkeit. So ſprachen und fühlten alle Schweden, welchen ein tiefes Gefühl für Recht innewohnt und welche alſo auf dieſem Punkte höchſt reitzbar und verletzlich ſind. Unglaublich iſt, welch ein Geſchrei man gegen den König erhob wegen dieſes Schrittes; denn die Officiere in den Leibwachen waren aus den erſten und reichſten Familien beide des Adels und des Bürgerſtandes und auch ſonſt mit den Bewohnern der Hauptſtadt auf mancherlei Weiſe verbunden. Auch machte dieſe Geſchichte den ganzen Herbſt einen Lärm, als ſey erſt dadurch das Vaterland wirklich in Gefahr gekommen und in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. So ſehr wirkt bei den Menſchen das Perſönliche gewöhnlich über das Allgemeine. Was Guſtav Adolf hier gethan hatte, ſchrie man, ſey nie und nirgends erhört worden. Man brauchte die Schreier nur auf viele ähnliche Vorfälle unter Friedrich dem Zweiten und Napoleon dem Erſten, den ſie ihren Napoleon den Großen nannten, hinzuweiſen. Aber was große Menſchen thun dürfen, mögen kleine Menſchen nicht ſicher nachthun. Guſtav Adolf, der ſich noch nicht als Soldat gezeigt hatte, durfte mit Soldaten nicht ſo verfahren, am allerwenigſten mit ſchwediſchen Soldaten. Man nennt zwei Männer als die Mitſchuldigen dieſer Geſchichte, welche dem Könige unbeſchreiblich ſchadete. Dieſe ſind die Oberſten Palm und Mellin. Palm war Befehlshaber der Artillerie auf Äland, folgte der Ausrüſtung und hatte bei der Einſchiffung vor Helſinge den Ruſſen mehrere Kanonen überlaſſen müſſen. Seine Feinde ſagen, dies geſchah durch ſeine eigne Sorgloſigkeit; er behauptete, dies geſchah durch die ſchlechten Anſtalten des Befehlshabers Boye und durch die Unordnung und Verwirrung, womit die Leibwachen nicht ſich zurückzogen, ſondern flohen und eigenmächtig die erſten beſten Schiffe nahmen und vom Lande ſtießen. Oberſt Mellin hatte bei'm Könige den Dienſt als ausfertigender Generaladjutant: ein Kämmerling, der bloß durch pedantiſchen Fleiß und biegſame Karakterſchwäche zu dem Poſten hinaufgekrochen war, worauf er ſtand, ſonſt von der Natur nicht beſtimmt, Männern zu befehlen und Eiſen zu führen, ſondern hinter dem Schneidertiſch oder in einer Barbierſtube zu ſitzen. Mellin hatte gewiß nichts weiter verſchuldet, als daß er kein Mann war, ſondern alles gut fand, was dem Herrn gefiel oder einfiel. Aber ſolche ſchwammige Seelen, die nichts als Waſſer ſaugen und woraus man nichts als Waſſer preſſen kann, thun ſchon durch ihre Gegenwart unſäglichen Schaden; und unglücklicher Weiſe mogte Guſtav Adolf dieſe Weichen und Gefügigen am liebſten. Auf Mellin fiel nun noch zu alter Verachtung junger Haß; er hatte das um die Leibwachen vielleicht, um den König gewiß verdient. Das Gerücht von dem Mißvergnügen, ja von der Wuth der herabgeſetzten Leibwachen gegen den König ging in Stockholm ſo weit, von Aufruhr und Blut zu ſprechen, oder daß der König nächſtens eine Kugel im Leibe haben oder in Verhaft ſeyn werde. Beides geſchah jetzt noch nicht.

Guſtav Adolf blieb noch einen Monat auf Åland und den umliegenden Inſeln. Außer einigen Scharmützeln zwiſchen den ſchwediſchen und ruſſiſchen Scheerenflotten fiel hier nichts mehr vor. Der Winter nahete mit ſeiner ganzen Strenge und Widerlichkeit, und mit ihm ging der Feldzug von ſelbſt zu Ende. Den 4. November kam der König zu Haga an nach einem viermonatlichen Aufenthalte in dieſem unfreundlichen Inſelmeer, wo er freilich nichts Großes gethan aber Unangenehmes genug gelitten hatte. Keine Freude, kein Glück kam mit ihm; Mißvergnügen und Haß mit düſteren Hoffnungen und mit noch düſterern Ahndungen empfingen ihn in der Hauptſtadt. Nicht als Sieger und Friedensſtifter zog er ein, ſondern Trauer und Elend in den ſcheußlichſten Geſtalten folgten ihm, und machten ſeinen Einzug zu einem Leichenzug.

Klingſpor nnd Adlercreutz, nachdem ſie bis in Waſalän vorgedrungen waren, ordneten und organiſirten nun ihr leines Heer, ſo ſehr ihre knappen Umſtände und die unzulänglichen Hülfen, die ſie aus Schweden erhielten, es thun ließen. Da ſie weder die Zahl Waffen noch Soldaten bekamen, welche ſie erbeten hatten, und da die ſchwachen Ausrüſtungen, welche von Åland und Umeå abgingen, ihnen keine Luft machen konnten, ſo war an raſches Vordringen uhd kühne Unternehmungen nicht zu denken, ſondern ſie mußten ſich begnügen, die von den Ruſſen verlaſſenen Stellungen einzunehmen und ſich ſo aufzuſtellen, daß ſie ſich behaupten und bei einem Unfall oder zu großer Uebermacht des Feindes auf einen Hauptpunkt zuſammenziehen konnten. Waſalän, wo ſie um die Mitte des Mais einrückten, blieb bis an den Herbſt ihre Station und ward der Schauplatz der unſterblichen Arbeiten und Thaten dieſes tapfern und unvergleichlichen Heers. Sie beſetzten die Wege, welche von Gamla und Ny Carleby nach Savolar, Tawaſtland und Björneborgslän auslaufen, ſo daß ihre Hauptſchaar, welche Adlercreutz ſelbſt befehligte, auf dem Wege ſtand, der von Ny Carleby über Lappo, Kuortane, Alawo, Wirdois nach Tamerforß geht. Den Weg von Gamla Carleby über Perrho, Karſtula und Sarijärwi nach Savolar und Tawaſtland und den Weg über Lillkyro, Ilmola und Kauhajocki, welcher nach Chriſtineſtad und Björneborgslän führt, hatten kleinere Entſendungen beſetzt. Wir werden bei der Erzählung der Treffen und Gefechte dieſe Namen oft wiederfinden.

Die lange Ruhe nach dem Treffen bei Revolar wurde endlich den 14. Julius unterbrochen. Der linke Flügel des Heers auf dem Wege nach Gamla Carleby wurde bedroht. Der Feind, welcher auf dieſer Seite aus Savolar mehrere Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, fiel ſo heftig auf das Häuflein, welches der Oberſtleutnant Fiandt dort befehligte, daß er von Lindular und Perrho bis Obervetil zurückgedrängt wurde. Es war alſo nothwendig, ſich auf einer andern Seite Luft zu machen und die Ruſſen dort zum Rückzug zu zwingen. Adlercreutz beſchloß alſo, den Feind bei Lappo anzugreifen, und kam ihm dort ſo ungeſtüm und unerwartet auf den Hals, daß alle ſeine Anſtrengungen ſich zu halten fruchtlos waren. Nach drei Stunden des hartnäckigſten Gefechts war er durchbrochen, und trat, um nicht abgeſchnitten zu werden, auf das ſchnelleſte den Rückzug an. Sein Verluſt würde ſehr groß geworden ſeyn, hätte der enge Weg, worauf man marſchieren mußte, ihn nicht gerettet. Eine halbe Stunde vom Schlachtfelde zündete er das Dorf Leochtelen an, und hielt die nachſtürmenden Finnen durch das Feuer auf; denn ſo war die Lage, daß das Dorf nicht umgangen werden konnte. In dieſem raſchen und wohl ausgeführten Treffen fochten 4000 Finnen gegen 6000 Ruſſen. Die Finnen hatten 4 todte und 12 verwundete Officiere und 120 todte oder verwundete Gemeine; die Ruſſen verloren 100 Gefangene und mehrere 100 Todte, die ſie, um ihren Verluſt zu verbergen, in die Waſſer und Ströme geworfen hatten. Viele von ihren hinter ſich geführten Verwundeten verbrannten gräßlich in den Flammen des angezündeten Dorfes Leochtelen. Dieſen Tag entſchieden die tapfern Savolarer, vorzüglich die Jäger von Savolar, die in allen Gefechten immer die erſten und die letzten ſeyn wollten. Dieſe Savolarer, die öſtlichſten Unterthanen des Königs von Schweden gehören zu den beſten Soldaten von der Welt. In dem rauheſten Klima erwachſen, trotzen ſie allen Mühen und Gefahren, und bei der wimmelnden Menge Wild und Geflügel, das in ihren Wäldern und Moräſten lebt, haben ſie eine ſolche Uebung der Jagd, daß jeder Bauerburſch ſeine Kugelbüchſe zu gebrauchen weiß, ehe er noch fähig iſt als Soldat im Gliede zu ſtehen. In allen Kriegen haben die Ruſſen vor ihren fürchterlichen Schüſſen gebebt. Guſtav der Dritte, welcher die Großthaten ſeiner Savolarer unter den braven Generalen Stedingk und Ehrenrot wohl kannte und erkannte, hielt hoch auf ſie. Eines Tages als er die Savolarer Brigade muſterte, fragte er, erſtaunt über ihre Fertigkeit im Schießen: „aber, Kameraden, treffet ihr den Feind eben ſo gut als die Tafel?“ Da trat ein alter Unterofficier ſtolz vor, ſchilderte, und ſprach lakoniſch: Ew. Maj. hat einen Kopf kleiner als ein Birkhuhn, er ſieht nicht den Tag*). Auch begruben die Savolarer auf dem Siegesfelde die meiſten Todten, und unter dieſen zwei junge Officiere, die Brigadeadjutanten Freiherr Ramſay und Blume, zwei Jünglinge, die der Zukunft außerordentliche Männer verſprochen hatten. Ramſays beide älteren Brüder waren ſchon fürs Vaterland gefallen.

Oberſt von Döbeln, welcher die Rechte der Hauptſchaar deckte, hatte den 10. Auguſt ein glänzendes Gefecht bei Kauhajocki. Er wurde von den Ruſſen zu wiederholten Malen mit großer Uebermacht und gewaltigem Ungeſtüm angegriffen, aber warf ſie immer blutig zurück und zwang ſie endlich zur Flucht und Zurücklaſſung vieler Gefangenen. Hier entſchied ein Bataillon des vortrefflichen Björnebergs Regiments, eines der erſten Regimenter des finniſchen Heers. Döbeln züchtigte die Ruſſen an demſelben Tage, wo er den Brief erhielt, der ihm meldete, er ſey zum Komthur mit dem Großkreuz des Schwerdtordens *) und zum General ernannt.

---

*) Er. Maj. har han hufvud mindre än hjerpen, han ser intet dagen.

Die Ruſſen ſcheinen einen allgemeinen Plan des Angriffs gehabt zu haben; denn den folgenden Tag griffen ſie die Brigade des Grafen Cronſtedt bei Kuortane an, aber auch ohne Erfolg; denn ſie liefen wie gegen einen Felſen an.

Um dieſe Zeit hatte der Hauptmann Gyllenbögel in Döbelns Nachbarſchaft um Kaskö Chriſtineſtad und Lappfiärd ſich feſtgeſetzt, von wo die Ruſſen zur Verſtärkung der Ihrigen ſich weiter gegen Oſten gezogen hatten. Er befehligte dort ein kleines fliegendes Häuflein von einigen hundert Mann, welches durch freiwillige und ſelbſtranzionirte Finnen und durch aufſtehende Bauren verſtärkt wurde. Als Vegeſack hier gegen Ende Auguſts landete, einverleibte er dieſen Haufen ſeiner Schaar.

Die Ruſſen, welche planlos und unthätig lange zu ſchlafen geſchienen hatten, bekamen jetzt ein lebendigeres und geſchwinderes Leben durch einen lebendigen und geſchwinden Mann, den Generalleutnant Grafen Kamensky den Jüngern, welcher durch Geſchicklichkeit, Kühnheit und Wirkſamkeit ein großer Feldherr zu werden verſpricht. Auch machten die Finnen in dem erſten Treffen, worin er befahl, die Probe, daß das bisher ziemlich leichte Schlachtenſpiel ſich in ein ſehr ernſtes zu verwandeln anfange.

---

*) Die Schweden haben glänzende Orden, aber in ihnen iſt auch nichts weiter als Glanz und Ehre; Güter und Jahrgelder ſind weder mit der Würde der Ritter noch der Großkreuze und Komthure verbunden. Alles für die Ehre.

Oft von dem Feinde geneckt und beunruhigt beſchloß der ſchwediſche General Adlercreutz ihn bei Alawo anzugreifen, von wo er die ſchwediſchen Vorpoſten zurückgedrängt und wo er ſeine Hauptſtärke verſammelt hatte. Raſch rückte er vor, und Nachmittags den 17. Auguſt trafen beide Heere auf einander und ſchlugen bis in die Nacht mit unbeſchreiblicher Wuth, wo die Ruſſen endlich auf allen Punkten zurückgetrieben wurden und den Finnen das Schlachtfeld überließen. Kamensky befahl hier das erſte Mal, und ſeine Feinde fühlten, daß er befahl. Beide Heere waren ungefähr gleich ſtark, jedes etwa 4000 Mann. Die Schweden verloren 200 Mann Todte und Verwundete, aber ſie fingen 200 Ruſſen und das Feld war mit ruſſiſchen Leichen bedeckt. Auch in dieſem Treffen waren die Savolarer die erſten und nächſt ihnen die von Åbolän. Der Generalmajor Graf Cronſtedt und der Oberſt Lode von den Savolarern wurden ſchwer verwundet.

Wenige Tage ſpäter, den 21. Auguſt, griffen die Ruſſen den Oberſtleutnant Finandt an. Sie fielen bei Karſtula von Sarijärwi her mit ſolcher übermächtigen Gewalt auf ihn, daß er ſich mehrmals durchſchlagen mußte. Doch verlor er an Todten und Gefangenen 700 Mann, ein Verluſt, der bei einem ſo kleinen Heer, als das finniſche, nicht leicht erſetzt werden konnte.

Ungefähr zu derſelben Zeit, wo dieſer unglückliche Ueberfall ſich begab, wurde ein Bataillon, welches bei Omoſſa ſüdlich von Chriſtinestad ſtand, durch feindliche Uebermacht zurückgetrieben.

Ueberhaupt hatte dieſe unvergleichliche Schaar tapferſter, trotziger und freiheitliebender Männer das traurige Schickſal, daß man von ihnen ſagen konnte, ſie beſiegten ſich ſelbſt durch ihre Siege. Denn je kühner ſie fochten, deſto weniger mußte ihrer werden, da weder von dieſſeits noch jenſeits Verſtärkung zu hoffen war und die Jahreszeit mehr und mehr zu Ende lief, wo in dieſem Klima auf menſchliche Weiſe Krieg geführt werden kann. Die Ruſſen hingegen hatten nun einen kühnen und geſchickten Feldherrn und mehrere ihrer allerbeſten Regimenter zur Verſtärkung bekommen. Es war alſo nicht ſchwer, den Finnen ihr Schickſal zu weiſſagen; denn was auf Åland gerüſtet wurde, war ſo ſchwächlich, daß es nur diente, vergebliches Blut zu vergießen, keineswegs aber, dem nördlichen finniſchen Heer freiere Arme zu machen.

Gegen Ende Septembers war der Feind fertig, einen Hauptſchlag zu thun, und wirklich griff er, wie es ſchien, nach einem allgemeinen Operationsplan zu dieſer Zeit die Finnen auf allen Punkten an. Oberſtlieutnant Fiandt, welcher wieder vorgerückt war, hatte ſich über Perrho und Obervetil zurückziehen müſſen. Oberſtlieutnant Freiherrn Otters Haufen war den 28. Auguſt bei Rumjärwi mit großer Gewalt angegriffen, hatte diesmal den Feind tapfer abgeſchlagen, mußte aber, um nicht abgeſchnitten zu werden, nach wenigen Tagen ſich weiter gegen Norden ziehen. Vegeſack, der den 28. Auguſt mit ſeiner Schaar bei Chriſtinestad glücklich gelandet war, wurde mit ſeinen Schweden ſogleich von den Feinden gedrückt, die ihn den 29. Auguſt bei Lappfiärd angriffen; aber die Ruſſen wurden von ihm nach allen Seiten geworfen und verfolgt, und zogen ſich nach Verluſt einiger hundert Mann nach Omoſſa zurück. Sie würden viel mehr verloren haben, wenn Vegeſack ſie weiter hätte verfolgen dürfen; aber bei der mißlichen Lage der übrigen finniſchen Vertheidigungspunkte durfte er ſich nicht weiter vorwärts wagen.

Kamensky ſelbſt, nachdem er bei Alawo eine große Stärke zuſammengezogen, hatte den 31. Auguſt den Oberſtleutnant Wetterhof bei Kuortane zurückgeworfen, woſelbſt er mit 3 Bataillonen ſtand. Da dieſer Poſten und Ruona Brücke für die Stellungen des finniſchen Heers äußerſt wichtig war, ſo eilte Adlercreutz auf die Nachricht von dem ruſſiſchen Anfall ſelbſt dahin mit aller der Stärke, die er zuſammenbringen konnte, und ſetzte zur hartnäckigſten Vertheidigung alles in Bereitſchaft. Den 1. September gegen Mittag griff Kamensky mit großem Ungeſtüm an, wurde aber mit gleicher Kraft empfangen. Alle ſeine Verſuche, mit ſeiner Ueberlegenheit die Finnen zu überflügeln oder zu durchbrechen, waren vergeblich. Nachdem man von 11 Uhr Vormittags bis 7 Uhr Abends mit unbeſchreiblicher Tapferkeit und Erbitterung ſich geſchlagen hatte, machten Nacht und Ermattung dem Gefecht ein Ende. Die braven Finnen ſtanden auf dem Schlachtfelde und hatten keinen Fußbreit Land verloren; aber ihre Schwäche und die weite Ausdehnung der Stellung, die von einem überlegenen und thätigen Feinde zu Ueberflügelungen benutzt werden konnten, auch die Leichtigkeit der Ruſſen, den Kuortaneſee zu umgehen und ihnen in den Rücken zu kommen, veranlaßten Adlercreutz in der Nacht von dem 1. zum 2. September bei Salmi eine Stellung zu nehmen, welche enger und feſter war. Auch hier wurde er den folgenden Tag von den Ruſſen angegriffen, war einmal umzingelt, und mußte ſich mit dem Degen in der Fauſt durchſchlagen; doch konnte der Feind dieſe Stellung nicht zwingen. Da Adlercreutz aber Nachricht erhielt, daß der Oberſt Aminoff, welcher auf ſeiner Rechten mit Kareliens Jägern poſtirt war, von einer feindlichen Schaar zurückgedrängt werde, welche 2000 Mann ſtark von Lintulax anrückte, ſo zog er ſich von hier auf die mehr konzentrirte Stellung von Lappo.

Dieſer Tag vom 1. September bei Kuortane koſtete den Finnen an Todten, Verwundeten und Gefangenen 22 Officiere und 700 Gemeine. Die Ruſſen waren 6000, die Schweden 4000 Mann ſtark. Adlercreutz und ſeine Tapfern bewieſen, welche Männer ſie waren. Die Wage des Sieges ſchwankte zwiſchen beiden Heeren; aber man kann Schlachten gewinnen, worin man weniger Ruhm erwirbt.

Keinem Sehenden war es nun noch ein Geheimniß, daß man den traurigen Rückzug nach dem Norden wieder werde antreten müſſen, jetzt doppelt traurig für die tapfern Krieger, weil alle Hoffnungen verloren waren, das liebe Vaterland wieder zu erobern. Auch machten die Befehlshaber allmälig alle Anſtalten zum Rückzuge, vorherſehend, daß ſie gegen Uebermacht und Jahreszeit vergebens kämpfen würden. Die Ruſſen griffen mehrere Tage an verſchiedenen Punkten an, aber immer umſonſt. Endlich den 14. September ward es wieder der blutigſte Ernſt. Frühe in der Dämmerung dieſes Tages griffen die ruſſiſchen Generale Kamensky und Rajefsky die Schweden und Finnen an.

welche unter den Generalen Adlercreutz und Vegeſack bei Orawais ſüdlich von Ny Carleby ihre Stärke koncentrirt hatten. Das Treffen ſtand den ganzen Tag bis in die ſinkende Nacht 14 Stunden lang, und es wurde mit mörderiſcher Wuth gefochten und Schweden und Finnen wetteiferten mit einander um die Ehre dieſes Tages; doch der Upländer und Weſtmanländer Tapferkeit unter Vegeſacks Befehl leuchtete faſt vor den übrigen. Als die Nacht hereinbrach, ſtanden beide Heere unerſchütterlich einander noch gegenüber, wo ſie begonnen hatten; Dunkelheit und Müdigkeit endigten das Blutvergießen. Dieſer heiße Tag koſtete den Schweden und Finnen 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; unter dieſen 40 Officiere. Doch verloren ſie nicht mehr als 100 Gefangene. Schwere Quetſchungen hatten General Vegeſack und Oberſt Cedergrén und ſchwer verwundet waren der Oberſt von Platen von Helſinglands und der Oberſt Brändſtröm von Weſtmanlands Regiment, welche ihre Schweden immer in das vorderſte Feuer geführt hatten.

In dieſer Schlacht offenbarten alle insgemein, was Männer können; aber ein Jüngling zeichnete ſich ſo glänzend aus, daß ſein Name hier ſtehen muß. Er hieß Wilhelm Graf von Schwerin und ließ den Heldennamen unbefleckt. Als ſechszehnjähriger Jüngling nahm er dieſen Sommer Dienſt bei der Artillerie und ging als Unterleutnant mit der Vegeſackiſchen Schaar nach Finnland. Schon die Tage vor der Schlacht von Orawais hatte er Gelegenheit gehabt zu zeigen, wer er war; bei Orawais übertraf der Männerſinn in der Bruſt des Jünglings die Aelteſten und Tapferſten. So hatte lange kein Jüngling die Kanonen geführt, mit ſolchem Muth und Eifer lange keiner die Matten geſtärkt und die Weichenden zurückgebracht, mit ſolcher Beſonnenheit und ſolchem Blick hatte lange keiner die Augenblicke belauſcht, wo der Tod am fürchterlichſten unter die anſetzenden Feinde fliegt. Als er zwei Wunden erhalten und vor Mattigkeit ſchon mehrmals in Ohnmacht gefallen war, als ſeine Mannſchaft um ihn erſtochen, niedergeſchoſſen oder entflohen war, gab er noch Schuß auf Schuß, ſchwang ſich endlich auf ſeine Kanonenpferde und ſprengte mit ſeiner Kanone mitten durch die umringenden Feinde. Aber eine Verletzung am Kopfe wirkte. Der edle Jüngling fiel endlich ohne Bewußtſeyn hin, und wurde mit andern Verwundeten in eine Baurenſtube nach Drawais gebracht, woraus ein weſtmanländiſcher Officier ihn rettete, als die Flintenkugeln der Ruſſen ſchon durch die Fenſter flogen. Wilhelm Schwerin ſtarb nach einigen Tagen in den Armen des Generals Aminoff, und nahm die Bewunderung ſeiner Kameraden mit ins Grab.

So fochten hier ſchon Jünglinge; denn den vorigen Winter ſaß dieſer noch in der Schule. Kurz vor ihm ſprach ein finniſcher Jüngling ein großes Wort. Dieſer, der Fähnrich Lindſtröm verließ die finniſche Kriegsſchule von Hapaniemi, und wurde in ſeinem erſten Anlauf tödtlich verwundet. Als einer der Umſtehenden ihn beklagte, daß er in der Blüthe ſeiner Jahre dahin fahren müſſe, ſprach er ganz ruhig: *Ich kam nicht hieher, um zu leben.*

Dieſes blutige Treffen von Drawais, das blutigſte während des ganzen Feldzugs, war unentſchieden und mattete beide Theile ab, nur mit dem Unterſchiede, daß die Ruſſen ſolche Schäden leichter erſetzen konnten als die Schweden und Finnen. Der General Klercker, der ſtatt des abgeruſenen Klingſpors den Oberbefehl erhalten hatte, nahm ſeine Stellung mit dem Heer umweit Gamla Carleby, einige Meilen von Orawais. Den 29. September ſchloß er auf unbeſtimmte Zeit einen Waffenſtillſtand mit Rußland. Auch General Sandels wurde darein begriffen. Um mit dem andern Heer in gleicher Linie zu ſeyn, hatte er die Stellung bei Toiwola verlaſſen und bei Idenſalmi eine andere genommen. Die Zeit des Stillſtandes benutzte man zur Wiederherſtellung des Heers und zur Auswechſelung der Geſangenen.

Den 19. Oktober wurde der Waffenſtillſtand von den Ruſſen aufgekündigt, und acht Tage darauf, den 27. Oktober, ſollten die Feindſeligkeiten wieder beginnen. General Sandels fühlte ſogleich die Wirkung der Aufkündigung. Gleich am frühen Morgen jenes 27. Oktobers griff der ruſſiſche General Tuſchkoff ihn mit der überlegenen Stärke von 5000 Mann an. Aber ſeine Savolarer und Öſterbottner bewieſen, daß ſie noch die Alten waren. Viermal ſtürmten die Ruſſen gegen ſeine Batterieen, viermal wurden ſie blutig zurückgewieſen, und als Sandels, nach ſo vielen unglücklichen Verſuchen ihn zu ſprengen, ſie wanken ſah, befahl er ſelbſt den Angriff, und nahm ihnen 400 Geſangene ab. Dies war für die Ruſſen ein unglücklicher Tag; ſie verloren außer dieſen Geſangenen eine Menge Todte, unter dieſen den Generalmajor Prinzen Dolgorucki (Langarm), einen ihrer vielverſprechenden Jünglinge.

Dies war die letzte Siegesfreude der Finnen. Sie konnten doch das Unmögliche nicht möglich machen. Klercker mußte ſich immer höher nach dem Norden ziehen; denn wozu der Feind nicht zwingen konnte, dazu zwangen die

Elemente, die Noth und die Jahrszeit. In einem Bericht vom 10. November giebt er nicht weniger als 6000 Kranke an. Der Mangel war groß, beſonders der Futtermangel, das Wetter ſcheußlich, und bald droheten Froſt und Eis alle Ströme und Seeen zu Ebenen und alſo zu bequemen Schlachtfeldern zu machen. Er, welcher endlich mit Sandels vereinigt wenig über 7000 Mann unter Gewehr hatte gegen 15,000 Ruſſen, konnte das Schickſal ſeiner Braven leicht vorherſehen. Unter dieſen Umſtänden unterhandelte man über einen Waffenſtillſtand mit den Ruſſen. Dieſe machten anfangs ſchwere Bedingungen; aber Adlercreutz erklärte ihnen, ſie hätten wohl in den letzten Gefechten mit dem finniſchen Heer noch gelernt, daß dieſe tapfern Männer ſich nicht wie Neſtvögel nehmen ließen; ſo ſey auch jetzt noch ihre Geſinnung, und lieber wollten ſie alle die letzten Gränzen ihres unglücklichen Vaterlandes mit ihrem letzten Blute färben, als Bedingungen eingehen, die ſolchen Kriegern unehrlich ſeyen. Da gaben die Ruſſen nach, und die Generale Kamensky und Adlercreutz kamen über Folgendes überein:

1. Die Schweden räumen Uleåborgslän und der Kemiſtrom macht die Gränze zwiſchen beiden Heeren.

2. Alles Geſchütz, Waffen, Vorräthe u. ſ. w. nehmen ſie mit ſich.

3. Der Waffenſtillſtand iſt auf einen Monat geſchloſſen und muß 14 Tage vor dem Anfang der Feindſeligkeiten wieder gekündigt werden.

Mit dieſem den 30. November geſchloſſenen Waffenſtillſtande ſchloß ſich auch der Feldzug dieſes Jahres. Man kann den Arbeiten und Kämpfen dieſer Tapfern mit Recht den Vers des Petrarca nachrufen, der da lautet

O ſe trovaſte ſì chiara ed alta tromba,
Che tante lodi riſonar poteſſe!

„O fändet ihr die Trompete ſo laut und helle,
„Daß ſolchen Thaten glichen ihre Schälle!“

So ſang der fromme Dichter der Liebe und Wehmuth, ſo ſang Petrarca im vierzehnten Jahrhundert; aber der Zärtliche und Süße war auch die Poſaune der Männer und die helle Drommete der Freiheit und des Vaterlandes. Er träumte von aller Größe und Herrlichkeit des ſchönen Landes, wo das Si ertönt; er träumte auf den Gräbern der Kamillen und Scipionen von den längſt begrabenen Ehren Roms, von Einem großen Staate der vielen kleinen des auſoniſchen Landes, von Glanzherrſchaft und von Lebensſchönheit. Und dieſe Geſichte, Wünſche und Hoffnungen gingen mit ihm ins Grab. Aber der Klang ſeiner Leyer lebte nach ihm, und Namen lebten durch ihn, die ſonſt nicht gekannt ſeyn würden. Wie manche göttliche Tugend, wie manche gewaltige That, die Enkelbrüſte hätte entflammen ſollen, wird nicht gewußt, weil ihr die Stimme fehlte, welche ihr Klang und Schein geben konnte! O daß ihr eine ſolche Poſaune des Ruhms fändet, redliche, tapfere, unerſchütterliche Männer Finnlands! daß ihr eine Stimme fändet, die das Herrliche verherrlichen und das Große ausſprechen könnte! Doch was ſollen hier die Klänge von Ruhm und Größe? Laſſet uns beten für ſie und für uns, daß wir an Gott und Zeit nicht verzweiflen, daß wir unſre Stirnen an den Eiſenpforten eines blinden Schickſals nicht einrennen, welches Glück und Sieg der Gewalt und dem Uebermuth preisgegeben zu haben ſcheint, welche die Völker im Namen der Freiheit und des Friedens zertreten;

daß wir an Gott glauben und auf Gott hoffen, daß wir hoffen, daß die Enkel und Urenkel dieſer Tapfern die Freiheit und Geſetzlichkeit, die ſie von einem freien Volke überkamen und wofür ſie gekämpft und geblutet haben, wieder genießen mögen! daß Gott, der Urquell des Rechts und der Freiheit, die Schickſale einmal wieder herumrollen möge.

Wir haben geſehen, wie Faulheit, Hülfloſigkeit und Planloſigkeit in Rüſtungen und Unternehmungen Finnland verloren haben, wie alle unbeſchreiblichen Arbeiten und kühnen Tode edler Männer für ihr Vaterland vergeblich geweſen ſind. Wir wollen nun einmal mit einem Plan ſpielen, den wir ausgedacht haben und der wirklich etwas mehr iſt als ein bloßes Hirngeſpinnſt von Gedanken.

Das Unglück von Sveaberg war ſo zerſchmetternd, als die Schande davon unauslöſchlich iſt. Mit der Uebergabe Sveabergs hatte Schweden Finnland verloren, wenn die Anſtalten der Ruſſen waren, wie ſie ſeyn mußten. Denn alle künſtlichen Vortheile, mit der natürlichen Uebermacht verbunden, zeigten das Unterfangen des geſchwächten und verbluteten Zwerges gegen den koloſſalen Rieſen, deſſen faſt unverwundlicher Leib weit über den Scheiden zweier Welttheile ausgeſtreckt liegt, als einen Unſinn, es ſey denn, daß es ſeine Abſicht war, im Lebensüberdruß ſich auf einmal das Gehirn einzurennen. Aber die Anſtalten und Einrichtungen der Ruſſen waren nicht, wie ſie ſeyn mußten. Die Ruſſen waren weder gehörig gerüſtet noch klug geführt (nur daß der zu Schwedens Leiden geborene weiland leidener Profeſſor *)

---

*) von Suchtelen war als holländiſcher Profeſſor aus dem Vaterlande entwichen, weil er den Verluſt der Freiheit deſſelben nicht ertragen konnte. O Menſch, du Widerſpruch!

ſeinen Handel mit den ſchwediſchen Verräthern gut führte) und ehe ihre Hülfen und Verſtärkungen, durch tauſend Schwierigkeiten gehemmt, einen langen Landweg kommen konnten, welchen ſie kommen mußten, konnten die Schweden hier Schläge thun, die ſie ſo ſchwächten, daß ſie Monate nöthig hatten, um an der Gränze nur einen gleichen Kampf auszuhalten.

Was thue ich, wenn ich König von Schweden bin? Zu der Zeit, als Vegeſack und Bergenſträle landeten, um ſich nach einigen Schüſſen wieder einzuſchiffen, um den Mittſommer, ſteige ich mit 12000 Mann guter geübter Soldaten bei Åbo ans Land und führe Waffen mit zur Bewehrung von 15000 andern. Mund- und Kriegsvorrath für mehrere Monate bringe ich auch mit. Ich nehme ſogleich Åbo, und die ruſſiſche Scheerenflotte, jene Flotte, welche der Verräther Cronſtedt ihnen verkaufte, fällt mir entweder in die Hände oder muß vom Feinde verbrannt werden; denn vor meiner Kriegs- und Scheerenflotte, die mit mir aufgeſegelt iſt, darf ſie ſich nicht ins offene Meer wagen: und wenn ſie es auch dürfte, ſo laſſe ich ſie nicht aus, denn bei meiner Landung beſetze ich die Holmen und Küſten, und bemächtige mich der Batterieen, unter deren Schutz ſie ſicher zu liegen glaubte und die ſie jetzt einſperren. Die geringe Stärke der Ruſſen um Åbo und Nyſtad zerſprenge ich mit meiner Uebermacht, wie der Herbſtſturm die fallenden Blätter auseinander wehet; königlich fordre ich meine Finnen zum Aufſtand auf: die meiſten Ruſſen kommen als Gefangene in meine Gewalt, viele werden ermordet, wenige entrinnen über die Gränze mit der Schreckensnachricht, daß ein König ans Land geſtiegen iſt. Nach 8 Tagen iſt mein

Vordertrab bei Helſingfors, nach 14 Tagen ſteht mein Heer geſammelt an der Gränze. Meine Flotte läßt einige Kreuzer am Eingange der bottniſchen Wik und Orlog- und Scheeren-Flotte ſegeln in gleicher Linie mit mir auf; kein Schiff mit Kriegs- und Mund-Vorrath läuft mehr ein in Sveaborg, Fredricshamn und Wiborg. Durch meine ſiegreiche Geſchwindigkeit iſt das ruſſiſche Heer in Waſalän abgeſchnitten; nur Ein Rückzug, aber ein langer ſchwerer und gefährlicher Rückzug iſt ihm übrig, der Rückzug auf Nyſlott. Aber meine Finnen im Norden ſind nicht faul geweſen, Adlercreutz und Sandels haben ſie geſchlagen, ihre Magazine genommen, ihre Zufuhren aufgehoben; beide wiſſen, daß ich komme, wann ich komme, und wie ich komme: ſie ſind bereit! Sobald die Ruſſen ſich nach Süden hin bewegen, liegen ſie ihnen heiß in den Ferſen; die redlichen treuen Bauren helfen ihnen; die Zufuhren vom Süden bleiben aus, denn ich bin dazwiſchen gefahren; Mangel, Flucht, Haß der Einwohner verderben das feindliche Heer: die meiſten Ruſſen werden auch hier zerſprengt, gefangen, erſchlagen, und nur einzelne kleine Haufen entrinnen dem Hunger, der Gefangenſchaft und dem Eiſen der Soldaten und den Keulen und Spießen der Bauren. Gegen die Mitte des Julius ſtoßen meine wackern Finnen des Nordheers über Tawaſtehus und Heinola zu mir.

Bis hieher ging es leicht und natürlich, wie bei der Schwäche und Unordnung der Ruſſen mein ganzer Plan leicht und natürlich war. Aber nun ſtehe ich an meiner Südgränze, an den Scheeren, ich ſtehe Sveaborg gegenüber. Daran hatte ich vorher gedacht; denn wenn ich daran nicht gedacht hatte, ſo ging ich nicht als ein König nach Finnland. Meine Bundsgenoſſen die Engländer haben mir eine ſtattliche Flotte und **12,000** Mann Landtruppen geſchickt. Sie ſind gewiß einen ſo weiten Weg nicht gekommen, um nichts zu thun *), ſondern da ſie ſehen, daß ich ein geſchickter, kühner und glücklicher Mann bin, welchem das Glück, das die Kühnen und Geſchickten ſo gern begleitet, gehorſam folgt, ſo ſind von ihnen ſo viele fertig, als ich haben will; die übrigen laſſe ich mit meinem Weſtheer die Norweger im Schach halten. Die Ruſſen haben ſich meiner Geſchwindigkeit und Kühnheit nicht verſehen; Sveaborg hat nicht die Beſatzung noch die Vorräthe und Bedarfe, wodurch es ſich lange halten könnte; keine Flotte kann kommen, es zu entſetzen, und finniſcher Haß, ſchwediſche Rache und engliſche Geſchicklichkeit und Seeſtolz nehmen es nach der entſetzlichen Kanonade weniger Wochen, vielleicht weniger Tage weg. So iſt Finnland wieder ſchwediſch geworden.

Die Ruſſen haben nun Zeit gehabt ſich wieder zu ſammeln und zu ſtärken. Sie kommen gegen das Ende des Auguſts und den Anfang des Septembers wieder, und ſind zum Schlagen fertig. Aber wir ſind es auch. Wir haben zwei Monate gehabt, unſre befreiten Landsleute in den Waffen zu üben; unſer Heer hat ſich erholt: wir zählen **35,000** Köpfe, die durch Muth und Haß (und jetzt auch wieder durch die natürlichen feſten Stützpunkte) **50,000** Feinden die Wage halten. Laß die Ruſſen nun nur kommen! ſie nehmen uns Finnland nicht mehr. O ihr Geiſter Guſtav Erichſons und Guſtav Adolfs des Zweiten! o nur du, Geiſt des Dritten Guſtavs! Ach!

---

*) S. oben darüber. Wenn der König ſogleich bei ihrer Ankunft etwas Großes fertig gehabt hätte, gewiß hätten ſie mit engliſchem Stolz mit eingegriffen. Da ſie alles klein fanden und in Streite um Kleinigkeiten hineingezogen wurden, ſo wollten ſie ſich in Dinge, welchen ſie unter ſchwediſcher Bereitung und Leitung, wie ſie war, keinen Erfolg zutrauten, nicht mit einſetzen.

Dieſer ſchöne Traum, der kein Hirngeſpinſt war, kam nie in den Kopf des Königs, auch wohl nicht in die Köpfe ſeiner Räthe. Es fehlte in Schweden weder an Soldaten, noch Geld, noch Lebensmitteln; es fehlte an der großen Kunſt ſie verſtändig und recht zu gebrauchen. Hätte man die Hülfsmittel, die man in acht Monaten elendig und ſchlecht verſchwendete, in vier Monaten raſch zuſammengefaßt und tüchtig und kräftig angewandt, ſo ſtünde es um Schweden ganz anders und Guſtav Adolf ſäße noch ruhmvoll auf dem Thron ſeiner Väter. Aber kleinliche Eitelkeit, dumme Sparſamkeit, pedantiſche Biegſamkeit, ſchändlicher Eigennutz, ſchmeichelnde Schlangenzüngelei, vielleicht tief und dunkel ſpinnender Verrath haben das Land und den König verderben. Weil die Dinge ſo ſchlecht und lahm gingen, rief alle Welt: ei! nun ſieht man, welch eine Narrheit das engliſche Bündniß war, und wie unmöglich es iſt, daß Schweden, ſelbſt mit Englands Beiſtand und Hülfsgeldern, dem ruſſiſchen Drucke widerſtehen kann! Wenn man von Anfang an um Frieden geſchrieen hatte, ſo ſchrie man jetzt im Fortgange des Krieges immer lauter, und das Unglück, womit er geführt wurde, gab das volleſte Recht zu dieſem Geſchrei. Abec wären die Dinge klug und friſch verwaltet nnd geleitet worden, hätte das Glück, welches die Klugen und Friſchen nimmer verläßt, die ſchwediſchen Waffen begleitet, ſo würden die Uebelgeſinnten haben verſtummen müſſen, und Zufriedenheit und Muth des Volks wären in den Spuren des Glücks gegangen.

Schweden hatte gegen den Ausgang des Junius eine Kriegsmacht, desgleichen es faſt nie gezählt hatte. Das ordentliche Heer mit den Reſerven und der Landwehr machte 104,000 Köpfe. Was hätte mit dieſen gethan werden können, wenn ſie recht gerüſtet und mit Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit auf den Punkten gebraucht wären, wo die großen Schläge geſchehen mußten! Aber leider dieſe große Macht war nirgends, wo ſie hätte ſeyn ſollen, und durch Schlechtigkeit und Sorgloſigkeit aller Art zerbröckelte und verſchwand ſie allmälig, als wäre ſie nie da geweſen.

Es war eine Landwehr ausgeſchrieben und errichtet aus der blühendſten Jugend des Reichs; aber ihre Organiſation war ſo ſchlecht, daß ſie ohne Nutzen aufgeopfert wurde und dem Könige nichts als Haß und Verwünſchung bei der ganzen Nation gewann. Denn dieſe Landwehr zog meiſtens aus den Hütten der Armen aus, welche immer die treueſten Freunde der Könige ſind. Die Landwehr der verſchiedenen Provinzen hätte man von den Officieren und Unterofficieren ihrer eingetheilten Regimenter üben laſſen und ſie dann dieſen Regimentern ſelbſt einverleiben und in ihren Gliedern fechten laſſen müſſen; ſo hätten ſie Vertrauen, Ehre und Brauchbarkeit gewonnen. Aber was that man? Man bildete eigene Schaaren aus ihnen, und gab ihnen alte abgedankte zum Theil liederliche und verſoffene Officiere, oder auch Jünglinge ihres Alters, deren Ehre und Karakter freilich unbefleckt war, die aber vom Kriegsdienſt eben ſo wenig wußten, als die, welche abgerichtet werden ſollten. Dieſe Organiſation, dieſer Officierſtab und die ganze Behandlung der unglücklichen Jünglinge gab ihnen weder Ehre noch Geiſt; Ausrüſtung, Waffen, Kleider, alles war ſo ſchlecht, daß ſie andern lächerlich, ihnen ſelbſt erbärmlich vorkommen mußten. Dazu kam, daß Haß gegen den König, Eigennutz und Aufſätzigkeit alles thaten, dies, was in ſeiner Grundeinrichtung ſchon ſchlecht war, in der Meinung der Menſchen noch ſchlechter zu machen. Die Errichtung der Landwehr war in den Zeitverhältniſſen gewiß ein nothwendiges und alſo ein dem Herrſcher erlaubtes Ding. Freilich wurde ſie wider die Form des Geſetzes befohlen, aber nicht gegen den Sinn des Geſetzes; worauf alles ankommt. Denn die geſchwinde Noth des Krieges läßt oft alles Geſetz für Augenblicke ſchweigen, und eine Regierung hat vor und nach dem Kriege Gelegenheit genug, zu beweiſen, ob ihr Geiſt gerecht oder ungerecht iſt. Auch fand die Errichtung der Landwehr ſelbſt keine Widerſetzlichkeit, ſo drückend ſie für die unteren Volksklaſſen und für den Landbau auch ſeyn mogte. Aber geheim und öffentlich arbeiteten Kabale, Habſucht und Geitz dahin, daß ihr Zweck verfehlt würde; ja einige ſchienen es ſogar darauf anzulegen, daß dies in der Regierung des unglücklichen Guſtav Adolfs noch ein glänzendes Unglück mehr würde. Zuerſt manche Beamte trieben Handel mit den waffenfähigen Jünglingen. Viele wohlhabende Burſche, die bezahlen konnten, die man alſo hätte in den Reihen behalten ſollen, weil ſie ſich beſſer kleiden, nähren und den Waffen Ehre geben konnten, kauften ſich los vom Dienſt; alle die Aermſten blieben; ja man behielt, da man unter Stärkeren und Beſſeren doch die Auswahl hatte, ſolche, die an Wuchs und Stärke Knaben von 12 bis 14 Jahren gleich und den Beſchwerden und Gefahren des Kriegs nicht gewachſen waren. Ferner die Vornehmeren, ja in den meiſten Landſchaften der Adel, legten ſich quer gegen den Willen der Regierung, und hintertrieben insgeheim, was Beſſergeſinnte für die Unterſtützung, den Unterhalt und die Ausrüſtung ihrer Landsleute thun wollten. Die Regierung hatte den Patriotismus der Provinzen aufgefordert, die Landwehriſten zu bekleiden und mit Mänteln zu verſehen. Dies, obgleich auf alle vertheilt eine kleine Ausgabe, geſchah an den wenigſten Orten, oder es geſchah zu ſpät; und nackt und abgeriſſen gingen die Jüngſten und Aermſten des Volks in den Krieg, wo ſie auf offener See und unter freiem Himmel die Probe machen ſollten, wie viel ihre jungen und überdies ſchlecht genährten Leiber aushalten könnten.

So that man mit der Landwehr. Nicht viel beſſer erging es den übrigen Truppen. Denn Knickerei, Habſucht, Dieberei, Faulheit und Unwiſſenheit wetteiferten mit einander im Verpflegungsamte, alles zu verderben, und dem Mangel und der Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit folgten bald Seuchen, welche alle Operationen des Heers lähmten, und Muthloſigkeit, Trauer und Unzufriedenheit über alle Provinzen des Reichs verbreiteten. Schalt gleich alle Welt auf den König, ſo ſchalten doch auch Viele auf das Kriegskollegium und beſchuldigten ſeine Genoſſen der größten Beſtechlichkeit und Dieberei. Ein eigenes Mißgeſchick Guſtav Adolfs war es auch, daß ein einem ſolchen Poſten weder durch Kraft und Geſchicklichkeit noch durch Eifer und Treue gewachſener Mann die Oberaufſicht über das Feldmedicinalweſen führte. Und hätte dieſer ſchlaue Mann aller Welt Kenntniſſe und Erfahrungen in ſich vereinigt, er ſteckte ſo tief in Ränken und Kabalen verflochten, daß er für ſeinen Beruf keine Zeit behielt. Dieſer Doktor Hallmann, ein am Hofe mächtiger und, weil er immer das geheime königliche Ohr hatte, gefürchteter Mann, war des Königs Erſter Leibarzt und hatte auf eine unbegreifliche Weiſe, da auch nicht die geringſte weder natürliche noch erworbene Liebenswürdigkeit an ihm erſchien, das Vertrauen ſeines Herrn erſchlichen, welchem er in der Leitung der ihm übertragenen Geſchäfte auf keinerlei Weiſe entſprach. So ſchlecht waren die Lazarethe eingerichtet und verſehen, daß man von den Hineingehenden ſagen konnte, was von den Wanderern zur äſopiſchen Löwenhöhle erzählt wird. Doch koſtete ihre Unterhaltung ungeheure Summen.

Ein großes Unglück dieſes Sommers war noch die Dummheit oder die Eitelkeit des alten Toll. Er hielt in Schonen 15,000 Mann der beſten ſchwediſchen Soldaten in Unthätigkeit. Es iſt ſchwer zu ſagen, was er damit meinte; gewiß aber meinte er nicht ſeinen König zerſtören zu helfen, wohl wiſſend, daß ſeine Macht mit Guſtav Adolf ſtehen oder fallen werde. Entweder hatte der Teufel ihn mit Eitelkeit bethört, daß er den Titel Feldmarſchall nicht umſonſt führen und auch ein Heer befehligen wollte; oder Toll war auch nicht ſo geſcheidt, als die meiſten ihn glaubten, er war vielleicht mehr ein gewandter Ränkemacher als ein kluger Mann. Und nach allem, was erſchienen iſt, muß man faſt dies Letzte glauben. War ich General Toll und ſchwediſcher Feldmarſchall, ſo ſprach ich alſo mit mir ſelbſt:

Was ſtehe ich hier mit meinen 15,000 Mann und ſchaue müßig Wind und Wellen an, wie ſie vorüberfließen? Können Ruſſen, Dänen, Franzoſen große Landungen ausführen; d. h. können ſie mit **30,000** und **40,000** Mann kommen, ſo dienen meine **15,000** zu nichts; denn dann iſt Schweden ohne Rettung verloren. Aber dieſe Landungen können ſie nicht ausführen, und ſie wiſſen, daß ſie es nicht können. Denn durch unſre Bundsgenoſſen ſind wir Herren der Oſtſee. Unſre Feinde haben keine Flotte, die vor dieſen Bundsgenoſſen und uns die See halten und die Transporte decken könnte; und ſolche Flotten, als die da **10,000** und **20,000** Mann und mehr überführen, können der Wachſamkeit der Kriegsſchiffe nicht entgehen. Möglicher Weiſe können Transporte von einigen tauſend Mann durchſchlüpfen. Aber was ſoll es dem Feinde helfen ſie ans Land zu werfen? denn das heißt ja nichts anders als ſie uns zum Raube hinwerfen. Für ſolche mögliche kleinliche Verſuche bedarf ich nicht mehr als höchſtens **6000** Mann, um die kleinen Feſtungen Chriſtianſtad und Landskrona für den erſten Anlauf zu beſetzen und die Landenden gebührend zu empfangen. Ich habe alſo **9000** Mann zuviel; und daher gebe ich dem Könige dieſe **9000** meiner beſten Soldaten, und zugleich gebe ich ihm den Rath, als ſein Freund und ein geſcheidter kriegskundiger Mann, **4000** bis **5000** Mann noch zu ihnen zu fügen und mit ihnen auf das geſchwindeſte nach Finnland zu gehen, Åbo zu nehmen, die ruſſiſche Scheerenflotte zu nehmen oder zu zerſtören, und das nördliche ruſſiſche Heer abzuſchneiden oder ſeine zerſprengten Trümmer aus dem Lande zu jagen.

So mußte Toll mit ſich ſelbſt und mit dem Könige ſprechen. Denn von hier konnten und mußten gegen den Mittſommer **9000** bis **10,000** Mann nach Åland und von da nach Finnland geſchifft werden. Aber Toll that dies nicht, ſondern begehrte vielmehr noch Verſtärkung und unterhielt den König unaufhörlich mit Berichten von 30,000 und 40,000 Mann, die an den pommerſchen und mecklenburgiſchen Küſten zur Ausrüſtung und Einſchiffung gegen Schweden bereit lägen. Dieſe Gerüchte waren entweder Lügen oder Uebertreibungen; denn längs der ganzen Küſte von Lübeck bis Colberg hatten die Franzoſen damals nicht 15,000 Mann. Freilich ward auf franzöſiſche Weiſe von Landungen großer Lärm gemacht, auch ſchob man einzelne kleine Demonſtrationen hin und her; aber dabei blieb es auch, und die Franzoſen wußten wohl, daß es dabei bleiben müſſe, weil ſie die Schwäche und Unthätigkeit der ruſſiſchen Flotte kannten, unter deren Schutz allein größere Landungsverſuche auf den ſchwediſchen Küſten gemacht werden konnten.

Zu ſo vielen Thorheiten, Eitelkeiten und Schlechtigkeiten aller Art in der Verwaltung und Leitung der Dinge kamen noch die ewigen Hin- und Her-Märſche der Soldaten von einer Gränze des Reichs zur andern. Es war ein unglaublicher Wirrwarr und Widerſpruch in der Beſtimmung der Truppen, und Befehle und Gegenbefehle durchkreuzten einander unaufhörlich. Ja es iſt eine wirkliche Wahrheit, daß einige Regimenter auf ſolchen Spazierfahrten während des Sommers an 300 ſchwediſche Meilen machten, ohne daß ſie je hingelangten, wo ſie eine feindliche Kugel hätten können ſauſen hören. Dieſe Unordnung, wenn es nur Unordnung war, machte die Soldaten mißvergnügt und ungläubig an die Regierung, und war eine neue Plage für die genug geplagten Bauren, mit deren Pferden ſie fortgeſchafft werden mußten: denn viele Truppenzüge geſchehen alſo in Schweden.

Guſtav Adolf kam die erſten Tage des Novembers zurück, nicht unter fröhlichen Zeichen. Finnland war verloren, und die Reſte des tapfern finniſchen Heers zogen immer höher zum Norden hinauf, und mußten mit den Ruſſen endlich jenen Vertrag ſchließen, wodurch Torneå ihre Gränze gegen den Feind ward; die Reichsſchulden waren mit der für Schweden großen Summe von 12 Millionen Thaler Banko vermehrt; das Heer war durch Seuchen um mehr als die Hälfte zuſammengeſchmolzen, und noch täglich hielt der Tod eine reiche Aerndte in den Lazarethen; aber am ſcheußlichſten wüthete die Seuche auf den Flotten. Wegen der Menge ihrer Kranken hatte die Orlogflotte die Station von Rogerswik, wo ſie mit den Engländern die ruſſiſche Flotte eingeſperrt hielt, verlaſſen und nach Karlskrona ſegeln müſſen. Dort waren die Anſtalten ſo abſcheulich, daß über Zweidrittel der Mannſchaft wie die Herbſtfliegen wegſtarben. Die Officiere und die Aerzte ſelbſt hatten kein beſſeres Schickſal, und auch in viele Häuſer der Einwohner drang die unſelige Plage ein. Eben ſo ſcheußlich, aber noch düſterer, iſt das Gemälde, was man von der Scheerenflotte machen könnte; noch düſterer, ſage ich; denn hier mähete der Tod die grüne Jugend ab, die man erbarmungslos ohne Schutz und Hülfe ließ. Die Scheerenflotte war größtentheils mit Landwehr bemannt worden. Dieſe war ſchlecht bekleidet, als ſie den Dienſt begann; ſie war nach wenigen Monaten faſt nackt; dazu kam eine ſchlechte, faſt karge Nahrung, häufig auch Mangel an Polizei, Reinlichkeit und Ordnung. Schwere Arbeiten, häufige Nachtwachen und endlich die kalten langen Herbſtnächte, auf offenem Meer in unbedeckten Schiffen unter der ganzen Strenge des nordiſchen Himmels ſo oft in

Regen und Sturm zugebracht, mußten alſo unausbleiblich Krankheiten zeugen. Im September und Oktober begannen dieſe auch ſo wüthend zu raſen, daß der Name Landwehrſeuche (landvärsſjuka) wie der Name einer unheilbaren Peſt dem Uebel nach Stockholm vorauslief, ehe es noch ſelbſt dahin kam. Der ſpäte Herbſt und das wachſende Elend hatten die Unternehmungen der Scheerenflotte geendigt; im Anfange Novembers liefen ihre erſten Schiffe bei Stockholm ein und ſetzten das Unglück und die Schrecken ans Land, die man bisher nur aus der Ferne vernommen hatte. Es landeten 4000 Jünglinge außer mehreren tauſend andern, die von dem Landheer einmarſchirt waren. Es iſt ſchrecklich, aber es iſt wahr, keine Anſtalten waren gemacht weder zu Lazarethen für die Kranken noch zu Quartieren für die Geſunden. Zwei, drei Tage lang lagen Krankenſchiffe auf dem Strom, zum Theil offene Jachten und Schuten; ſie lagen da im November, wo es ſchon ſchneite und fror, ohne daß man die Unglücklichen, welche ſie führten, in warme Zimmer gebracht, ja ohne daß man ihnen auf den Schiffen nur das Nothwendige an Speiſe und Trank, geſchweige die nothwendige Arzenei, gereicht hätte; zwei drei Nächte kampirten mehrere Tauſende der Flottenlandwehr unter freiem Himmel in der größten Stadt Schwedens, wo ein feindliches Heer von 50,000 Mann in wenigen Stunden ſich leichtes und bequemes Quartier gefunden haben würde. Zu der Unordnung und Pflichtvergeſſenheit der Verpflegungsabtheilung im Kriegskollegium ſchien noch Härte und Gefühlloſigkeit der Bewohner Stockholms zukommen. Wie — könnte ein Fremdling fragen, der dieſe Gräuel hört — wie konnten die Herzen von Schweden gegen ihre eignen Landsleute ſo zugeſchloſſen ſeyn, daß die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01922/029

Bürger der Hauptſtadt nicht gut machten, was die verſäumten und ſündigten, welchen im Kriegskollegium jene Sorge oblag. Ich antworte, es war nicht allein Härte und Gefühlloſigkeit der Menſchen, ſondern es war Angſt und Schrecken, was ſie von dieſen Verlaſſenen wegjagte: man glaubte einmal, ſie bringen die Peſt ins Haus, und eine ſolche Plage nimmt keiner freiwillig bei ſich auf. Endlich wurden ſie doch untergebracht, aber die meiſten, um bald die Lazarethe, d. h. die Kirchhöfe, zu bevölkern. Ermattet, ausgehungert, ausgefroren, man konnte ſagen, bis auf das Mark ausgedörrt, ſtiegen dieſe traurigen Geſpenſter und Bilder des Kriegs ans Land. Es war bei der Organiſation der Landwehr ein Mißgriff geweſen, daß man ſie aus der Altersklaſſe von 18 bis 26 Jahren genommen hatte; man hätte ſie aus der Klaſſe von 22 bis 30 Jahren nehmen ſollen: denn um das achtzehnte, zwanzigſte Jahr ſind die wenigſten Jünglinge der ärmlicher lebenden Menſchenklaſſen in dieſem Norden reif. Ein zweiter minder verzeihlicher Mißgriff war es, daß man zu dem härteſten und mühſeligſten Dienſt, zu dem Dienſt auf der Scheerenflotte, dieſe kaum fertige Jugend verwendet hatte. Denn die Erfahrung wies, daß der Tod unter den Jüngſten am unerbittlichſten wüthete. Das letzte Kampiren hier gab ihnen den Gnadenſtoß. Doch hätte gute Polizei, Ordnung und Pflege die meiſten retten können; denn die Peſt, Landwehrſeuche genannt, war nichts anderes als Schwäche und Lähmung der ganzen Organiſation. Aber die Unglücklichen waren völlig dem Zufall überlaſſen; keine Officiere, keine Aerzte, keine Aufſeher, wodurch ſie erhalten werden konnten. Für die lange und ſchwere Arbeit von vier bis fünf Monaten trat nun auf einmal Ruhe und Faulheit ein, jene Epoche, welche die lange geſammelten Krankheitsſtoffe auszubrüten pflegt. Wären ſie allmälig an dieſe Ruhe gewöhnt, hätten die Officiere ſie täglich einige Stunden arbeiten, marſchiren oder exerciren laſſen, wären ſie nach dem Verhältniß ihrer Kräfte und ihres Bedürfniſſes zweckmäßig genährt — gewiß man hätte die meiſten gerettet. Aber dieſe armen Menſchen waren ohne alle ſolche Hülfe, und ſelbſt die Barmherzigkeit und Güte mancher ihrer Wirthe ward ihr Verderben; denn für geſchwächte Leiber iſt das Zuviele und Zugute des Genuſſes noch gefährlicher als etwas Mangel. Sie waren ſo ſich ſelbſt überlaſſen und umher verſtreut, daß es den Aeltern und Gefreundten oft unmöglich war ſie aufzufinden. Ich weiß, daß ein Geiſtlicher, ein ſehr würdiger Mann, der die Landwehr ſeines Kirchſpiels aufſuchen und mit Geld und Lebensmitteln unterſtützen wollte, drei Tage herumlief und herumſchickte, ehe er nur eines einzigen von ihnen habhaft werden konnte.

Die Landwehrſeuche war alſo in Stockholm, ja ſie wurde zum Schrecken der Stockholmer im ſchönſten Mittelpunkt der Stadt einquartiert; denn ſie bekam ihr Hauptlazareth im Opernhauſe, das aus einem Freudenhauſe in ein Leidhaus verwandelt wurde. Einige witzige Köpfe machten dabei eine Anmerkung, die nicht ganz grundlos geblieben iſt; ſie ſagten: hier erſchoß man Guſtav den Dritten und hier ermordet man langſamer ſeinen Sohn Guſtav Adolf. Man muß zuweilen an wunderbare Ahndungen der Menſchen glauben. Dem Könige Guſtav Adolf war das Opernhaus ſo verhaßt, daß er es niederreißen und an einer andern Stelle wieder hinbauen laſſen wollte. In ſeiner Bruſt war vielleicht ein dunkles Gefühl, das ihn nicht frei athmen ließ, ſo lange das Haus ſtand, welches durch das Blut ſeines Vaters befleckt war. Aber niemand entgeht ſeinem Schickſal. Durch den eingetretenen Krieg war das Opernhaus noch ſtehen geblieben, und täglich fuhr der ſchwarze Todtenwagen hin und her, von den Flüchen und Verwünſchungen des Volks begleitet, welche alle auf den König zurückfuhren. Aber nur die Landwehr ſtarb, von den Einwohnern der Hauptſtadt wurden nur einige Wenige die Opfer der Anſteckung, und gewiß nannte das Vorurtheil manche Krankheit Landwehrſeuche, von welcher man nicht recht wußte, was ſie war und woher ſie kam. Der Tod hörte hier nur auf zu würgen, als nichts mehr zu würgen war, ſo wie die wüthendſte Flamme zuletzt in der eigenen Aſche erlöſchen muß. Drei Monate wanderten die ſchwarzen und ſtillen Leichenzüge durch die Stadt, und erneueten jeden Tag das Gefühl von vergangenem und die Ahndung von künftigem Unglück. Eben ſo waltete das Unheil in mehreren Provinzen und machte einen traurigen Wiederklang der allgemeinen Trauer. Edle Herzen bluteten vor Gram (ich habe den herrlichen General Philipp Schwerin in dieſen Tagen weinen ſehen), das Unvermeidliche vorherſehend und betraurend; die Kabale und der Haß freueten ſich mit immer hämiſcherer Schadenfreude, daß die Zeit nahte, wo ihre düſtern Prophezeihungen ganz beſtätigt werden ſollten.

So vielem verſchuldeten und unverſchuldeten Unglück zu begegnen, ſo viele von allen Seiten her drohende Stürme zu beſchwören, die Verzweiflung zum Muth aufzurichten, die Gleichgültigkeit in Liebe zu verwandeln, den kalten Haß mit Begeiſterung zu durchblaſen, dazu hätte es eines großen Mannes bedurft. Guſtav Adolf war dieſer Mann nicht. Unbewußt und unbekümmert deſſen, was gethan und gelitten wurde, ſchien er da zu ſitzen, entweder wie ein epikuriſcher Gott, der nichts thut, als ſeiner eignen Seligkeit genießen, oder auch wie ein höherer Geiſt, der die menſchlichen Dinge mit einem größeren Gewichte wägt als die andern Sterblichen, und vor welchem alles, was geſchieht, als ein unvermeidliches Spiel der Nothwendigkeit im ungetrübten Lichte vorüber wallt. Ich glaube, dies Letzte war wirklich der Fall. Guſtav Adolf war freilich jener höhere Geiſt nicht, aber die menſchlichen Dinge und ſein eigenes Schickſal betrachtete und wog der König wirklich ſo. Sich ſelbſt und was ihm begegnete ſtellte er mit rührender Gläubigkeit unter die unmittelbare Macht Gottes, und auch was er ſelbſtmächtig, er der göttliche Stellvertreter, der König, hätte thun und ändern ſollen und können, ſchob er der letzten Nothwendigkeit zu, welche unſichtbar und geheim alles lenkt und beſtimmt. Aber was ihm chriſtliche Frömmigkeit und königlicher Wille däuchte, das nannten Menſchen, die mit andern Augen ſahen, Aberglauben oder Faulheit. Wirklich that Guſtav Adolf nicht, was ein kluger oder raſcher König hätte thun müſſen. Es wäre wohl recht geweſen, daß er ſeine tapfre durch ſo viele blutige Arbeiten dieſes Sommers erprobte Scheerenflotte ſelbſt empfangen, daß er die Noth der Krieger ſelbſt geſehen, daß er ſelbſt befohlen und mit eigenen Händen und Augen geholfen hätte. Gewiß Vieles wäre dann ſogleich anders geworden; ſelbſt die Schlechten hätten ehrlich und die Faulen thätig ſeyn müſſen. Es war ein natürliches Gefühl für einen menſchlichen König, ein kluger Gedanke bei einem klugen König, ſich oft unter ſeinen Soldaten und Bürgern zu zeigen, die Ankommenden zu empfangen und zu begrüßen, die Abziehenden zu begleiten und zu ſegnen: kurz unter allerlei Volk beide als Menſch und als König zu erſcheinen. Ein König hat es ſo leicht, ſelbſt durch Kleinigkeiten die Herzen zu gewinnen. Aber Guſtav Adolf ſchien weder dieſes Bedürfniß des Herzens noch dieſe Klugheit des Kopfes zu haben. Er verließ wirklich ſein Volk, und durfte nachher nicht klagen, daß er von ſeinem Volke verlaſſen werde.

Ein ſittliches Leben iſt allerdings etwas Höchſtachtungswürdiges, aber bei einem weit waltenden und wirkenden Mann wird ſeine Bedeutung geringer, wenn Kraft und Thätigkeit nicht in dem Vorderzuge ſeines Lebens voranſchreiten. Ein ſolches ſittliches Leben, welches durch den Geſchmack für ſtillen Genuß ſich zur Faulheit hinneigt, hat nie einen großen Werth; bei einem Herrſcher wirkt es faſt ſchlimmer als energiſche Leichtfertigkeit. Guſtav Adolf wohnte auf Haga wie ein ſtiller Mann im Schooße ſeiner Familie, und ſchien von den Stürmen nichts zu wiſſen, welche Europa und ſein eigenes Land verheerten und ſchon an ſeinem Thron ſchüttelten. Nur die Vormittage flog er zuweilen in die Stadt, um die Parade aufziehen zu ſehen, zu Rath zu ſitzen und Geſchäfte abzumachen; kaum war er damit fertig, ſo brannten ihm die Sohlen, und er flog eben ſo flüchtig fort, als er gekommen war. Nie bewegte er ſich unter den Soldaten, nie unter den Bürgern mit den Zeichen, als habe ſein Herz und ſeine Neigung ihn unter ſie geführt. Deswegen kannten die Soldaten ihn kaum und die Gleichgültigkeit mancher Bürger ward Haß, weil ſie glaubten, der König könne die Stockholmer nicht leiden. Daß er, er allein und weiſe, in der Zeit allgemeiner Noth und Gefahr der einzige Ruhige und Glückliche ſchien, das konnten ihm weder Freunde noch Feinde vergeben. Denn wer in der Welt wirken will, der lebt im Schein, und wird nach dem Schein gerichtet, und muß wenigſtens im Sonnenſchein des Lebens unter andern Lebendigen ſich erblicken laſſen.

So entzog Guſtav Adolf ſich ſelbſt der Welt und ſeinem Volke, und gab durch ſeine Einſamkeit dem Haß und Verrath Gelegenheit, täglich neue Geſchichten, Gerüchte und Anekdoten zu erzählen und in Umlauf zu bringen, welche, wahr oder unwahr, um ſo leichter geglaubt wurden, jemehr das Mißvergnügen mit der Regierung und die Verzweiflung an dem Vaterlande von Tage zu Tage wuchs. Es gelang den Feinden des Königs, ihn lächerlich zu machen, während ſie ihn zugleich der Gleichgültigkeit und Gefühlloſigkeit gegen ſein Volk anklagten. Iſt es erſt gelungen, einem Karakter das Lächerliche anzuhängen, ſo hat man leichtes Spiel, der Leichtgläubigkeit auch das Uebrige einzubilden. Am liebſten ſtellte man den König als einen Betvater vor, mit der Bibel in der Hand und mit Doktor Jung Stillings Erklärung der Apokalypſe, worin er allerdings viel Troſt fand und ſich an dem Apollyon Napoleon ergötzte und von Napoleons Untergang und der Wiederherſtellung der alten franzöſiſchen Dynaſtie träumte und weiſſagte, während das Unglück von Tage zu Tage dunkler über ihm und ſeinem eignen Hauſe aufſtieg.

Dies Lächerliche wirkte; noch mehr wirkte das öffentliche Elend. Jeder König hat ſeine beſten und ſicherſten Freunde in denen, welche ihn am wenigſten kennen, und welchen nie beſchert wird, was man Königliche Gnade und Gunſt nennt

Guſtav Adolf verlor dieſe ſeine beſten und ſicherſten Freunde durch das ſchreckliche Schickſal der Landwehr. Da war kein Dorf, da war kaum eine Hütte in irgend einer Provinz, wo um einen Sohn, Bruder oder Bräutigam nicht getrauert wäre. Die Kabale bemächtigte ſich dieſer fürchterlichen Waffen gegen den König, rührende Geſchichten wurden erdacht, traurige Geſchichten wurden zu ſcheußlichen vergrößert, und liefen ſo durch die Münde und Herzen der Männer. Die letzte ſchwere Laſt der langen Schuld wurde auf den König gewälzt; viele haſſeten ihn, wenige bedauerten ihn, die meiſten erſtarrten theilnahmelos in kalter Gleichgültigkeit.

Nichts aber erregte einen größeren Lärm und ſchärfte und ermunterte den Haß mehr als die oben erzählte Geſchichte mit den Leibregimentern auf Aland, wobei der König ſich allerdings ſtreng und heftig zeigte, aber keinesweges die ſchreiende Ungerechtigkeit beging, deren man ihn beſchuldigte. Der Einfluß der Gardeofficiere war groß durch ihre Verwandtſchaft und Verbindung mit den erſten Familien, noch größer vielleicht durch ihre Bekanntſchaft und Gemeinſchaft mit den angeſehenſten und reichſten Familien der Hauptſtadt. Ihr Geſchrei hallte hier aus tauſend Kehlen wieder, und in allen Geſellſchaften und auf allen öffentlichen Häuſern ſprach man jetzt frech und laut aus, was man ſonſt ſchüchtern und leiſe nur geflüſtert hatte.

Das kalte und zuweilen unfreundliche Weſen des Königs, und der pedantiſche ſpröde Sinn, womit er alles behandelte, was Geſetz und Recht heißen kann, machte ſelbſt Kleinigkeiten zu wichtigen Dingen und gab manchen Beſchuldigungen einen Schein, den ſie ſonſt nicht gehabt haben würden. Gewiß hatten die meiſten Officiere bei den Leibregimentern Grund ſich zu beſchweren; denn wenn bei Helſinge einige ſchuldig geweſen waren, ſo durften doch auch diejenigen dafür nicht büßen, welche in andern Heerabtheilungen an andern Gränzen des Reichs fochten. Auch erhoben dieſe den lauteſten Lärm und ſahen das Verfahren des Königs ſo gräulich an, daß er alle ſeine Rechte auf den Gehorſam ſeiner Unterthanen dadurch verwirkt habe und nichts weniger als abgeſetzt und weggejagt werden müſſe; Ungeheuer, Tyrann, Deſpot, Tollkopf waren die Ehrennamen, womit ſie und ihre Freunde ihn jetzt überſchütteten. Und gewiß that der König nichts, dieſes Geſchrei zu beſchwichtigen und die erbitterten Gemüther zu beſänftigen. Nur Eine Anekdote: Ein ſehr ausgezeichneter Offizier von den Leibwachen, der Leutnant Freiherr Jakob Cederſtröm, rückte im April 1808 mit dem Weſtheer in Norwegen ein, und verlor in einem Gefecht ein Bein. Er hielt bei dem Könige um die Erlaubniß an, ſich aus England ein hölzernes Bein verſchreiben zu dürfen, welches man da mit einer ſo beweglichen Künſtlichkeit mache, daß das verlorne fleiſcherne dadurch faſt erſetzt werde. Der König ſchlug dieſe Bitte rund ab, weil ſolches Kunſtbein unter den Artikeln der durch die Zollordnung verbotenen Waaren ſey. Nicht wahr? ſolches giebt gutes Blut bei den Soldaten? Und wußte denn der König nicht, daß für ihn und ſeine Gemalin oft Juwelen, Schmuck und Kleider eingeführt wurden, die nicht eingeführt werden durften?

Unter dieſen Umſtänden und unter dieſer Stimmung und dieſen Stimmen des Volks, die zu ſeinem Schloſſe und Herzen hinaufſchallen mußten, dachte der König nichts als Krieg. Stellte man ihm das Elend des Landes vor, die Minderung des Heers durch den Tod, den Verluſt von

Finnland, und die Unmöglichkeit, die verdoppelten Anſtrengungen des Kriegs länger auszuhalten, und bat man ihn einen andern Entſchluß zu faſſen und Frieden zu unterhandeln, ſo blieb er der Unbewegliche und behauptete, er führe den Krieg als einen gerechten Krieg nach ſeiner Ueberzeugung und nach allem göttlichen und menſchlichen Recht, und werde ihn fortſetzen, und der Vorſehung, die dem Gerechten endlich den Sieg verleihe, die letzte Entſcheidung anheimſtellen. Aber das Heer ſollte ergänzt, gerüſtet und unterhalten, die Kanonenböte ſollten gebaut, die Magazine ſollten gefüllt werden; und die Kaſſen waren leer und die engliſchen Hülfsgelder von 100,000 Pf. Sterl. monatlich, um deren Erhöhung man vergebens unterhandelte, reichten nicht weit. Der König ſetzte alſo einen Finanz- und Kriegsausſchuß nieder, worin der Feldmarſchall Toll, der Reichsdroſt Graf Wachtmeiſter, der Kammerpräſident Graf Ugglas, der Generalmajor Aminoff, der Landshauptmann von Blekingen Hokanſon, der Generalmajor Tibell, der Staatsſekretair Lagerbring und mehrere gelegentlich Zuberufene ſaßen. Dieſe ſollten nicht nur Anſchläge und Vorſchläge machen, ſondern auch Mittel erſinnen, um Geld herbeizuſchaffen. Ihre Anſchläge der Staatsbedürfniſſe des nächſten Jahrs ſtiegen über 20 Millionen Reichsthaler; aber keiner von ihnen konnte ſo reiche Quellen ausfinden, woraus ſie zu ſchöpfen waren. Faſt alle wieſen den König auf die traurige Nothwendigkeit hin, auf jede thunliche Weiſe Frieden zu machen und ſich aus einem Labyrinth zu ziehen, woraus ſich loszuwickeln ſie ihm weder den Geiſt noch die Macht zutrauten. Guſtav Adolf blieb, der er geweſen war, und befahl Geld zu ſchaffen.

Weil alle Welt des Königs Unbiegſamkeit erfuhr, ſo wuchs die Unzufriedenheit im Volke, und die allgemeine Gleichgültigkeit und Erſtarrung machten während des Winters 1809 einen düſtern Gegenſchein gegen die Freuden und Feſte der Hauptſtadt, welche eine neue Lebendigkeit erhielten durch die Anweſenheit der tapfern finniſchen Generale Adlercreutz und von Döbeln und vieler ruhmbedeckten Officiere, welchen man glaubte nicht genug Ehre erweiſen zu können. Haß und Verzweiflung ſprachen nicht allein täglich lauter und kühner, ſondern machten ſich auch in Schmähungen, Pasquillen und Thätlichkeiten Luft. Es geſchah zu dieſer Zeit, daß man gegen die Häuſer von drei Männern einen garſtigen blutrothen Farbenſchmutz warf, deſſen Zuſammenſetzung ſo durchdringend war, daß er nicht leicht abgekratzt werden konnte. Einige behaupteten, der Hauptbeſtandtheil ſey wirklich Blut geweſen. Die Warnung war deutlich und die Anſpielung wenig tröſtlich für die Hausbeſitzer. Dieſe drei waren der Reichsdroſt Graf Wachtmeiſter, der General und weiland Großbotſchafter in Petersburg Freiherr Stedingk, und der Kammerpräſident Graf Ugglas. Wenn man ſie nicht als Urheber von Unheil und als böſe oder falſche Rathgeber anſah, ſo war die Meinung wohl ziemlich allgemein, daß ſie dem Könige die Wahrheit nicht ſo offen und ſo ſchmerzlich getreu geſagt, als ſie war, und daß ſie ſeiner Narrheit, wie man ſie nannte, mit dem gehörigen Muth nicht immer die Spitze geboten hätten. Am meiſten aber offenbarte ſich der Haß gegen den Grafen Ugglas. Er hatte in ſeinem Pallaſte die eingeworfenen Fenſter oft neu machen laſſen müſſen, und ſeine Beſchenkung mit der Blutfarbe war dreimal reichlicher geſprützt als bei den beiden andern. Aber das Schmerzlichſte war eine Geſchichte, die man ſich allgemein erzählte. Auf ſeinem Hofe war eines Morgens eine todte Eule gefunden, woran ein Zettel geheftet war mit den Worten: dieſer Vogel ſoll ſo lange gerupft und geklopft werden, bis nur die beiden letzten Buchſtaben übrig ſind *).

Der Frühling nahete und mit ihm kamen auch die Sorgen und Aengſten immer näher, womit man ſich vier Monate zermartert hatte, ja ſie wurden immer wirklicher. Nichts war bereitet, um den Feldzug kräftig zu beginnen; eine Kriegsſteuer war ausgeſchrieben, dreimal ſo groß, als die das verfloſſene Jahr ausgeſchriebene: man ſagte, dies ſey der letzte Gnadenſtoß der Nation, unmöglich könne ſie entrichtet werden; die Schrecken der Ruſſen rückten täglich heran, und wurden durch den Haß gegen den König und durch den lügneriſchen Ruf vergrößert; doch waren ſie keine leere Erdichtung, denn man wußte, daß um Åbo und Waſa bedeutende Macht zuſammengezogen war: die einen ſollten den graden Weg auf Stockholm über Aland und Griſſelhamn erzwingen, und die andern ſollten über die Scheerengruppe zwiſchen Waſa und Umeå, welche der Quarken genannt wird, in die Nordprovinzen eindringen. Auch erzählte man, es würden in Kopenhagen große Landungsanſtalten gemacht und über den gefrornen Sund ſollten 15,000 Dänen nach Schonen übergehen. Viele fürchteten ganz gewiß, die Ruſſen im März in Stockholm zu ſehen, und ſie raunten ſich zugleich ins Ohr, der König werde mit ſeiner

---

*) Uggla heißt ſchwediſch Eule. Unſer Präſident heißt Ugglas. Die beiden letzten Buchſtaben des Namens ſind as, welches ſchwediſch daſſelbe bedeutet als das deutſche Wort Aas. Man ſieht, der Witz war leicht findlich, aber darum nicht weniger blutig.

ganzen Familie und mit allen ſeinen Schätzen nächſtens nach Helſingborg oder Gothenburg reiſen; er habe leichtes Trotzen bis ans Ende, weil er weder Leben noch Gut daran ſetzen wolle: denn eine engliſche Fregatte liege bereit, um ihn bei der erſten böſen Nachricht über das Meer in Sicherheit zu bringen.

Ein anderer ſonderbarer Vorfall, der ſich um dieſe Zeit begab, veranlaßte viel Gerede und gab der Geſchichte faſt Glauben, die man gefliſſentlich ausbreitete, der König leide nicht allein an unbeweglichem Eigenſinn, ſondern kranke an Anfällen wirklicher Narrheit. Guſtav Adolf hatte erlangt, daß der engliſche Geſandte Thornton, mit welchem er ſich den vorigen Sommer mehrmals überworfen, zurückgerufen und an ſeiner Stelle Herr Merry geſchickt worden war. Dieſen Herrn Merry ließ er nun eines Tages fordern, um mit ihm über die Hülfsgelder zu ſprechen, welche er vermehrt wünſchte. Dieſen Wunſch ſprach er in einem ſo fordernden und befehlenden Ton aus, daß der Miniſter verlegen wurde und Einwendungen machte, die ſich auf ſeine Verhaltungsbefehle bezogen. Der König gerieth in Zorn und drückte völlig außer ſich den Hut auf den Kopf, trat in einer drohenden Stellung dem Geſandten näher, und rückte an dem Degen. Herr Merry zog ſich ſtumm aus dem Saal zurück. Guſtav Adolf wollte nun ſeinem einzigen noch übrigen mächtigen Freunde auch zeigen, daß er König ſey, und auf alle engliſche Schiffe in ſeinen Häfen Beſchlag legen laſſen. Er fertigte den Befehl dazu aus, und nur durch die dringendſten Vorſtellungen, was er dabei wage, was Schweden dabei verliere, und mit der unbeſchreiblichſten Mühe brachte man ihn dahin, daß er von dieſem wilden Einfall des Zorns abließ.

Ueberall läßt ſich nicht leugnen, daß der ſchlechte Gang der Dinge, vielleicht zuweilen auch ein dunkles Gefühl ihrer ſchlechten Leitung, ferner der Unmuth und die Gleichgültigkeit, welche ſich auf manchen Geſichtern vor ihm ſpiegelten, die Vorſtellungen und Warnungen, die doch von einigen gewiſſenhaften und treuen Männern gemacht wurden, auf die Laune Guſtav Adolfs wirkten und ſeine angeborne Hartnäckigkeit und Heftigkeit oft ſo ſtachelten, als ſey er von den blutſaugenden Bremſen der Furien geſtochen worden. Aber er begrub den Unmuth ſeines Herzens und die Düſterkeit ſeines Schickſals tief in ſich ſelbſt; er verſchloß die Augen, um das Gewitter nicht zu ſehen, das ſeine ſchwarzen Donnerwolken über ſeinem Haupte thürmte. Daſſelbe gilt wohl von mehreren, die man ſeine Freunde und Räthe nannte. Wenn ſie nicht blind waren, ſo machten ſie ſich ſelbſt zu Blinden, was dem Menſchen in jener Starrſucht ſo natürlich iſt, worin er ſich befindet, wenn die Dinge um ihn ſich ſo verwirren, daß er ihren Knoten weder zerhauen noch löſen kann, und wenn er weiß, daß mit dieſem Schickſalsknoten nichts als Unglück zuſammengeknüpft iſt. Da weigert er ſich das Unvermeidliche anzuſchauen, und mögte ſich immer noch einbilden, daß er das Unmögliche hoffen dürfe.

Das Volk ſelbſt war in einem ähnlichen Zuſtande kalter Gleichgültigkeit und trüben Hinausſtarrens in die Zukunft. Die Anſichten der Leiter und Führer und die Schilderungen und Deutungen, welche ſie über den König und ſein Betragen ausgehen ließen und welche wie ein ſchleichendes Gift bis in die unterſte Maſſe der Nation hinabdrangen; das eigne Unglück, die Noth, welche jeder bei ſich ſelbſt fühlte und ſah oder welche mit verdoppelten Schreckensklängen durch die Poſaune des Gerüchts aus der Ferne her wiederhallte; endlich das Vorgefühl und Mitgefühl des Verhängniſſes, welches über dem Zeitalter ſchwebt und als ein dunkler und prophetiſcher Keim der Dinge vielleicht in der Bruſt jedes Mitlebenden ſich rührt — alles dies mußte wohl Geſichte und Spukereien zeugen, zumal da das Schickſal ſelbſt als ein erbarmungsloſer und blutiger Würgengel mit dem gefeieten Mordſchwerdt umzugehen ſcheint. So geſchah es denn, daß das Volk ſich mit Ahndungen, Mährchen und Prophezeiungen herumtrug, die um ſo mehr geglaubt und behorcht wurden, jemehr von Tage zu Tage der Himmel um ſie ſich verfinſterte. Beſonders ging ein altes Geſpenſtermährchen um von einem Geſicht *), welches Karln dem Elften erſchienen und worin blutige und gräuliche Thaten, die man jetzt erleben würde, vorhergeſagt ſeyn ſollten. Schon vor fünfzig und mehr Jahren, ehe an dieſe Zeit und an ihre Männer gedacht war, lief es durch einige Hände als politiſche Seltenheit, ohne daß man ſeinen Urſprung wußte, obgleich einige erzählten, es ſey aus einer Originalurkunde im ſchwediſchen Reichsarchiv abgeſchrieben. In dieſen jüngſten Jahren hatten ſich mit dem Glauben an das Ungeheure und Schreckliche auch die Abſchriften vervielfältigt.

So ſtand es im Anfange des Märzes, als ſich auf einmal das Gerücht verbreitete, ein Theil des in Wärmeland ſtehenden Weſtheers ſey im Aufruhr und auf dem Zuge nach Stockholm, um den König zur Unterhandlung des

---

*) S. die Beilage XI.

Friedens und zur Zuſammenberufung eines Reichstags zu zwingen. Dieſes Gerücht ward den 8. März laut, und zwar auf folgende Weiſe: Ein franzöſiſcher Emigrant und Ludwigsritter Namens de Rodais, welcher ſeit mehreren Jahren in Stockholm gelebt hatte, trifft auf der Gaſſe den General Stedingk, der ihn einladet mit ihm Mittag eſſen zu gehen. Im Geſpräch ſagt dann Rodais: Aber Herr General, haben Sie das in der Stadt umlaufende Gerücht gehört, daß das weſtliche Heer gegen den König im Aufſtand ſeyn ſoll? Stedingk beſtürzt erwiedert: Was ſagen Sie? auf jeden Fall muß man es dem Könige melden. Stedingk fuhr alſo nach Haga, der König folgte ihm auf den Fuß in die Stadt, berief einen Rath, und ritt erſt den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags nach Haga zurück. Rodais wurde vorgefordert, und der König dankte ihm als einem, welchem ſein Leben und ſeine Ehre ſo ſehr am Herzen liege. Aber dieſe Freude währte nicht lange; denn als dem Franzoſen zugemuthet wird, diejenigen zu nennen, von welchen er ſeine Angabe gehört, erklärt er, es ſey ihm im allgemeinen Geſpräche zugeklungen, doch der Perſonen erinnere er ſich nicht, habe auch nicht weiter Acht darauf gegeben, doch meine er, es ſey geſtern auf der Societé herumgeklungen. Als man ihm vorſtellte, daß er für ein ſolches Gerücht auch Urheber haben müſſe, erklärte er, er ſelbſt wolle lieber für den Urheber gelten, als ehrliche Leute namentlich angeben, auch ſelbſt wenn er bekannte Namen nennen könne. Er wurde alſo unter Verhaft geſtellt. Zugleich

---

*) Societé eine geſchloſſene Geſellſchaft im Bondeſchen Pallaſt, wo die Hochgebornen, Vornehmeren und fremden Diplomaten zu tafeln, zu tanzen, zu ſpielen und Zeitungen zu leſen pflegen.

ſchickte man zur Societé und fragte, welche Perſonen den geſtrigen Abend dort zugebracht hätten. Dieſe alle wurden vor die Polizei geladen und über das Gerücht vernommen; aber alle gaben entweder verneinende oder auch ſo wunderliche Antworten, daß das ganze Gerücht für Lüge gehalten wurde. Auch glaubte die Regierung und der größte Theil der Hauptſtadt, daß es nichts ſey; und der König ſelbſt ritt vergnügt nach Haga zurück.

Alles war wieder ruhig und ſtill geworden wie gewöhnlich, als den folgenden Sonntag den 12. März gegen Abend der König plötzlich in die Stadt gefahren kam, die Schloßthore geſperrt und mit Wachen beſetzt wurden, und eine Menge kleiner und großer Männer wie in wichtiger Eile zwiſchen den Wachen aus- und ein-liefen. Die ganze Stadt verwandelte ſich allmälig in einen Bienenſchwarm und ſchwärmte hin und her wogend um das Schloß, den Guſtav Adolfs-Markt, die Norderbrücke, Schiffbrücke und andere nahe Plätze auf und ab. Man wußte nun allgemein, daß ein Theil des weſtlichen Aufſtandsheers unter dem Oberſtleutnant Adlerſparre wirklich im Anzuge ſey, und es waren, welche ſie ſo nahe brachten, daß ſie morgen (den Montag) ſchon vor den Thoren der Stadt ſeyn könnten.

Nun galt es Eile und ſchnellen Entſchluß. Der König hatte Männer genug um ſich, Soldaten und andere, die ihm rathen konnten; aber ſeine wenigen wirklichen Räthe waren rathlos, und die übrigen ſahen das Wetter an, wie es ſtand, und riethen und riethen — und manche dachten wohl ſchadenfroh: nun mag er ſich einmal ſelbſt rathen, weil er von andern nie hat Rath annehmen wollen. Man ſchrieb, man fertigte aus, man befahl und befahl gegen oder zurück von einer Stunde zur andern: Zorn, Unmuth, Verwirrung, Unſchlüſſigkeit erſchienen wechſelnd. Es war die Zeit gekommen, wo der Mann, ſey er groß oder klein, allein von ihm ſelbſt Rath nehmen kann. Was konnte der König thun?

Er konnte, wenn es ihm an Rath und Muth in der Gefahr fehlte oder wenn er mit allem ſeinem Muthe an dem Glücke verzweifelte, die Regierung niederlegen, ſeinen Sohn zum Nachfolger erklären, die verſchiedenen Aemter und Beamten ihm ſchwören laſſen, eine Zwiſchenregierung einſetzen, und der auf dem Reichstage verſammelten Nation die Anordnung einer Vormundſchaftsregierung überlaſſen. Dies konnte er thun ohne Verletzung ſeiner Ehre, erklärend: er ſehe die Nation unzufrieden mit ſeiner Regierung und mit dem von ihm ergriffenen Syſtem der Politik, ſeine Grundſätze erlauben ihm aber weder Frieden noch Bündniß mit Frankreich und ſeinen Bundsgenoſſen; er entſage daher der Regierung, andern zu thun überlaſſend, was Gewiſſen und Ehre ihm verbieten. So wurde die Beſtändigkeit ſeines Karakters behauptet und die Herrſchaft ſeines Hauſes geſichert.

Wollte Guſtav Adolf königlich fallen oder königlich ſtehen, ſo überraſchte er das Aufruhrsheer. Wie? Er ſetzte ſich mit drei vier treuen Freunden*) zu Pferde, und erſchien plötzlich in ſeiner Mitte. Die Kühnheit iſt oft glücklich, und wenn ſie untergeht, nie unglücklich; denn ſie endigt immer mit Ruhm. Vielleicht ſchlug er die Führer des Aufruhrs auf dieſe Weiſe ohne Schlacht. Wenn er unter die Soldaten ritt, ſie als König anredete, ihnen als König verſprach und gelobte, was der Augenblick befahl, wenn er ihnen erklärte, daß er ſich in ihren Schutz gebe, ſo wie er ihren Willen und das Wohl des Reiches wolle, ſo zermalmte er vielleicht die Entwürfe derer, welche auf ſeinen Trümmern zur Herrſchaft ſteigen wollten. Der Soldat und der Bauer ſind leicht bewegliche Menſchen, wenn die geborne Majeſtät der eigenmächtigen Anmaßung ſo gegenüber tritt. Waren unter den Führern des Aufruhrs vielleicht Männer, die ihren Haß mit dem Leben bezahlen und einen Königsmord dafür wagen wollten, wer weiß, ob die Gemeinen um den kühnen Guſtav Adolf nicht eine Wagenburg ſchlugen, die ihn gegen alle Streiche ſicherte? ob ihre Bayonnete nicht ſogleich gegen die gewendet wurden, welche ſie eben noch gegen den König führten? Und fand der König hier ſeinen Tod, ſo wurde der blutige Auftritt königlich begonnen und beendigt.

---

*) Aber wo hatte er dieſe drei vier treuen Freunde, die zugleich Männer waren?

Oder der König konnte zu einem andern Heere reiſen und es zu ſeinem Beiſtand auffordern. Es waren noch drei Heere faſt eben ſo zahlreich als das ſogenannte Weſtheer, welches auch das Heer von Wärmeland genannt ward. Unter General Döbeln lagen etwa 6000 Mann auf Åland, um die Inſeln und Küſten Schwedens gegen die Ruſſen zu decken; im äußerſten Norden zwiſchen Umeå und Piteå ſtanden die Reſte des tapfern finniſchen Heers; in Schonen befehligte der Feldmarſchall Toll ſeinen, jetzt freilich ſehr verringerten, Heerhaufen.

Das åländiſche Heer war das nächſte; aber der König konnte ihm nicht trauen. In ihm waren ſeine erbitterten Feinde, die Leibregimenter, und er konnte fürchten, auch die übrigen ſeyen von ihnen angeſteckt. Ueberdies im ſicherſten Fall hieß dieſes Heer nach Stockholm gegen die Aufrührer führen, die gefährlichen Ruſſen ſich auf die Ferſen nachlocken.

Bei dem finniſchen Heer konnte der König wohl noch auf Treue rechnen. Aber wie weit war dieſes Heer von dem Punkte, wo es gebraucht werden ſollte? wie unmöglich war es demſelben, in einem ſo armen Lande als Norrland geſchwind herunter zu marſchieren? Auch ſetzte der König, wenn er daſſelbe herunterführte, ſich dem Vorwurfe aus, daß er für ſeinen eignen Vortheil das Vaterland in Gefahr ſtürze und die ganze Nordgränze gegen die Ruſſen entblöße. Ueberdies taugte dies Heer nicht für ihn, in ſeinem Gebrauch lag zu viel Verdacht. Seine Feinde konnten ſagen: ſehet, ihr Schweden, wie euer König von euch denkt, wie wenig er euch traut: euch hat er immer gehaßt, nur die Finnen und Deutſchen liebt er. Das hätten ſie geſagt, und die Schweden hätten ihnen geglaubt. Denn von dieſer Vorliebe für Deutſche und Finnen lief ſchon ſeit Jahren das Gemurmel gegen den König um.

Es war alſo das Tollſche Heer noch übrig. Alle Welt glaubte, ſein Befehlshaber und der König hätten alles, Meinung, Geſinnung, Vortheil, gemein. Wie der König keine Liebe gewonnen hatte durch das Vertrauen, welches er dem Toll bewies, ſo war auch Toll gehaßt, weil man

---

*) Norrland heißen mit einem allgemeinen Namen die nördlichen ſchwediſchen Landſchaften Helſingland, Herjedalen, Jemtland, Medelpad, Angermanland und Weſterbotten, worin Torneå die äußerſte Stadt und das Nordkap die äußerſte Grenze iſt.

ihn als einen blinden Befolger und Ausführer aller königlichen Einfälle und Befehle anſah. Mit dieſem Heere alſo, ſelbſt wenn es treu geſinnt war, konnte unter Tolls Befehl auf die Nation kaum gut für den König gewirkt werden.

Aber der König konnte noch etwas ganz anderes, noch etwas Fünftes und Sechstes thun. Er konnte die Truppen in Stockholm ſammeln und mit ihnen gegen die Aufrührer ziehen. Anfangs wurde auch von Vielen geglaubt, daß er dieſes thun werde, vorzüglich, weil die Befehle an die Befehlshaber und an das Kriegskollegium ſich einander jagten, ſie ſollten ſich auf das geſchwindeſte rüſten und marſchfertig halten. Unter andern hatte der König dem vorgeforderten Generalfeldzeugmeiſter Helwig gegen einige Einwendungen der Unmöglichkeit mit äußerſter Heftigkeit zugerufen: Hat Er ſeine Batterieen Artillerie gegen ſechs Uhr morgen früh nicht marſchfertig, ſo laſſe ich Ihm den Kopf vor die Füße legen. — Aber wen ſollte er zum Anführer dieſer Truppen wählen? Klingſpor war da, ein Feldmarſchall, der aber nie Pulvergeruch geliebt hatte; der kühne und glückliche Adlercreutz war da; der General Tibell, Vicepräſident im Kriegskollegium war da: aber der Kluge lag ſchon ſeit einigen Tagen im Bette, und ſeine Freunde verzweifelten an ſeinem Aufkommen; der Generaladjutant Oberſt Mellin war da, und führte den Stab: aber welches Heer hätte der anführen können? Man erzählt, der König habe in der Klemme des Raths und Entſchluſſes nach dem General Armfelt, dem wieder in Ungnade gefallenen Armfelt, geſchickt, von welchem man ſagte, daß er ſich entweder in der Stadt oder auf einem nahe bei Stockholm gelegenen Gute aufhalte; aber Armfelt ſey nirgends zu finden geweſen.

Die Truppen der Hauptſtadt beſtanden: 1) aus dem Reſt der beiden ehemaligen ſtralſundiſchen deutſchen Regimenter: jedes Regiment ſollte nach dem Anſatz 1200 Mann zählen, aber jetzt machten beide zuſammen wohl dieſe Zahl kaum aus. Der König liebte die Deutſchen ſehr; aber keinen Gefallen hatte er ihnen damit gethan, daß er ihnen ſtatt der in Ungnade gefallenen Leibwachen den Dienſt um ſeine Perſon und die Wachen des Schloſſes vertraut hatte. Das war unklug von einem Könige von Schweden; denn man ſchrie hinter ſeinem Rücken, er haſſe und fürchte die Schweden, deswegen habe er die Deutſchen hereingebracht, um bei Gelegenheit von Unruhen ſchwediſche Bürger von ihnen zuſammenſchießen zu laſſen. Man ſchimpfte hinter dem Rücken der armen Deutſchen, die für die Vorliebe des Königs nichts konnten, und log alle mögliche Schandthaten und Gräuel auf ihre Rechnung: ja bei der Nachricht von ihrer Ankunft war in der Hauptſtadt ein Geſchrei, als ſey eine Horde Buräten und Kirgiſen im Anzuge; man erzählte ſich tauſend Geſchichten von Raub, Mord, Diebſtahl, Nothzucht und andern Schanden, die ſie verübt haben ſollten. Aber kaum waren ſie einige Wochen in Stockholm, ſo widerlegten ſowohl Officiere als Gemeine durch ihre Ordnung, Stille und Reinlichkeit und durch ihr ganzes Betragen dieſe Lügen, die meiſtens von den Leibwachen und ihren Freunden herſtammten. Die Bürger Stockholms ſtellten zwiſchen den Leibwächtern und den Deutſchen eine Vergleichung an, die zum Vortheil der letztern ausfiel; und endlich lebte man mit dieſen ſo fürchterlich geſchilderten Vagabunden auf einem ganz guten Fuß. Uebrigens gehörten die beiden Verglichenen zu derſelben Gattung Soldaten, nämlich zu den geworbenen, und auch die ſchwediſchen Leibwächter, obgleich ausgeſucht ſtattliche und ſchöne Leute, zählten eben ſo wenig als die deutſchen Regimenter immer das Ehrenhafte und Edle unter ſich, was die ſchwediſchen eingetheilten Landregimenter allerdings vortheilhaft auszeichnete. Die Deutſchen wurden in der Abweſenheit des einen Oberſten von dem Oberſten von Engelbrecht befehligt, einem ſtattlichen und wohlbeleibten Mann mit rothen Backen und hochragendem Bauch und Bruſt troß einem deutſchen Herrn, deſſen Verſtand aber nicht berühmter war als ſein Muth. Durch den ſchlüpfrigen Weg der Weiber und durch jene Art Dummdreiſtigkeit, die im Leben manche Tugenden erſetzt, war er Oberſt und Befehler von zwei Regimentern geworden; denn vor der Herabſetzung der Leibwachen auf Åland befehligte er auch eines der Leibregimenter. — 2) Außer den Deutſchen befanden ſich in Stockholm einige Schwadronen Leibwache zu Pferde und etwa 400 Mann der upländiſchen Leibküraſſiere, deren Oberſt der alte Herzog Karl von Südermanland war. 3) Grade dieſen Morgen den 13. März rückte ein Bataillon der oſtgothiſchen Leibgrenadiere ein. 4) Man zählte in der Stadt etwa 1200 Mann waffenfähiger Landwehr. Wenn man hiezu die Artillerie rechnete, ſo konnten wenigſtens 4500 Mann recht friſche Soldaten ausrücken. Daß der unter Adlerſparre anrückende Aufruhrshaufen nicht größer und noch 4 bis 5 Tagemärſche entfernt war, mußte die Regierung durch ihre Freunde und Kundſchafter wiſſen, wenn ſie es wiſſen wollte. Denn die Gegenparthei that freilich ſehr klug auszubreiten, es ſeyen 8000 Mann im Anzuge und zwar ſey ihr Vordertrapp ſo nah, daß er vielleicht den Montag (dieſen 13. März) Abend vor der Hauptſtadt eintreffen werde.

Den Morgen des 13. März wußte man endlich, daß der König den Entſchluß genommen hatte, mit ſeinem Heerhaufen den ſüdlichen Weg zu marſchieren, wie einige ſagten, um ſich mit Toll zu vereinigen und Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben, wie andere flüſterten um mit ſeinen Schätzen und dem, was er von den ſeit Jahren gezahlten Hülfsgeldern für ſich behalten habe, nach England zu entfliehen und das Vaterland allen Gräueln der Anarchie und die Hauptſtadt der Durchplünderung der Moskoviten zu überlaſſen. Der ganzen königlichen Familie war befohlen ſich reiſefertig zu halten und ihrem Haupte zu folgen; von der Stockholmer Bank waren 2 Millionen Reichsthaler gefordert, und da ihre Vorſteher ſie herauszugeben weigerten, ſo drohete der König ſie mit Gewalt zu nehmen. Gegen Mittag ſollte Zug und Reiſe angetreten werden.

Gegen dieſen Entſchluß des Königs arbeiteten alle, die ihn umgaben: alle ſeine Räthe, Miniſter, Generale, der alte Herzog von Südermanland beſchworen ihn davon abzulaſſen, ſtellten ihm das Unglück des Bürgerkriegs, die Gefahren der verlaſſenen Hauptſtadt, die Mißlichkeit ſeines eignen Schickſals vor, wenn er dieſen Entſchluß ausführen wolle. Sie baten ihn, eine Erklärung zu erlaſſen, die das Volk beruhigen könne, die Ausſchreibung eines Reichstags, die Unterhandlung des Friedens und die Abhelfung aller Noth zu verſprechen; dann werde der Aufruhr ſogleich geſtillt ſeyn und das anziehende Heer auf ſeiner Stelle ſtehen bleiben, um des Königs Befehle zu empfangen. Der König beharrte bei ſeinem Vorſatz und ſagte nichts als Nein! Nein! Ich hätte auch Nein geſagt, wenn ich König geweſen wäre; aber was hätte ich gethan?

Da ich ſah, daß alle einſtimmig dieſelbe Pfeife blieſen und mich auf dieſe Weiſe wankend machen wollten, ſo ſah ich, daß ſie für ihre Sicherheit, nicht für meine Ehre, für ihre Feigheit, nicht für meine Gefahr ſprachen: ich ſah, daß ich weder kluge noch zuverläſſige Freunde um mich hatte. Denn wozu riethen ſie mir? Mich in der Hauptſtadt nur unter einem anderen Schein und mit größerer Unehre, gefangen zu geben, die Ankunft von Adlerſparres Vaterlandsrettern zu erwarten und dann die Gnade anzunehmen, die ſie mir zu bewilligen geruheten. Wie? konnten dieſe Männer, die mir ſolches vorſpiegelten, glauben, daß jene, welche die Fahne des Aufruhrs ſo frech aufgeſteckt hatten, Guſtav Adolf als König behalten wollten? daß ſie nicht das Aeußerſte thun und wagen würden für ihre Sicherheit und mein Verderben? Ich hörte alſo ihr Geſchwätz, ſah ihre falſchen und heuchleriſchen Thränen und Kniebeugungen, wie man dergleichen nichtige Dinge hört und ſieht; ich blieb beſonnen, faßte meinen Entſchluß für mich, durch kühne Geſchwindigkeit den Händen der Dummköpfe und Verräther zu entrinnen. Dieſer Entſchluß und dieſe Geſchwindigkeit waren königlich. Nicht vertrauend der Treue und Unterwürfigkeit dieſer Generale, dieſer Officiere, dieſes Adels, die mit ihren heranrückenden Brüdern wohl im Einverſtändniß ſeyn konnten, trat ich plötzlich aus den Thoren meines Schloſſes und gab mich in die Gewalt der Bürger und Soldaten, wies auf den heiligen Schatten des geliebten Guſtav, auf ſeine verehrten Denkmäler hin, die vor aller Augen warnend da ſtanden, und erklärte, ich wolle nie etwas Anderes ſeyn als ihr Führer und Beſchützer. So befahl ich Gehorſam und rief Marſch! Stand ich da noch einſam, ſo ſtand ich königlich einſam. Aber ich wäre nicht einſam geſtanden; denn ich hätte überraſcht, die mich überraſchen wollten.

Es war zwiſchen 10 und 11 Uhr Vormittags. Alle Schloßthore waren geſperrt, bis auf den einzigen Eingang der Hauptwache gegenüber, wo aber nur die Officiere und hohen Beamten und diejenigen, welche einen Einlaßſchein vorzeigen konnten, durchgelaſſen wurden. Die Truppen waren rings um das Schloß und längs der Schiffbrücke aufgeſtellt, auf den erſten Befehl alle marſchfertig; die Einwohner der Stadt hatten ſich ausgegoſſen und drängten ſich in trüber und ängſtlicher Stille umher: nur hie und da flüſterten einzelne Stimmen mit bleichen Geſichtern und gaffenden Augen, und einzelne Adjutanten und Boten liefen geſchäftig hin und her, wiſſend oder nicht wiſſend, was geſchehen ſollte; die Schloßwache hatten die Deutſchen und nebſt ihnen einige von den Leibküraſſieren; die Officiere ſtanden und wandelten zahlreich auf dem Platze zwiſchen der Hauptwache und dem Schloſſe, unter ihnen der dicke Pommer, Oberſt von Engelbrecht, vor ſich hinſtarrend in jener ſchwülen Beklommenheit wie ein Menſch unter einer düſtern Wetterwolke ſtehend, von welcher er nicht weiß, ob die Blitze, die ſie geladen hat, nicht vielleicht auf ſein Haupt hinabſchießen können. Da erſcholl es mit Einem Male: Der König iſt verhaftet.

Gottlob! Gottlob! riefen da die Meiſten, gedankenlos oder froh wie die Menſchen ſind. Gottlob! daß es ſo ſtill abging! Auf den meiſten Geſichtern las man

Freude, auf wenigen Beklommenheit, auf ſehr wenigen Traurigkeit; es war, als ſey das Alltäglichſte vorgefallen; kein Soldat, kein Bürger rührte ſich weiter, als wie nichtige Neugier umhergafft und umherläuft. Nach einer Stunde etwa erfuhr man, daß der Herzog von Südermanland unter dem Namen Reichsvorſteher bis auf weiter die Regierung übernommen habe: bald ſprengte der alte Herr aus dem Schloſſe und redete zu ſeinen Küraſſieren; den Nachmittag ritt der Reichsherold in ſeinem ritterlichen Wappenkleide durch die Hauptſtadt um und verkündete auf allen Märkten und Straßen die Regierungsveränderung; und den Abend ſagte die folgende erlaſſene Verkündigung dem Volke, wer jetzt der Herr ſey:

„Wir Karl von Gottes Gnaden, der Schw[illegible]en, Gothen
„und Wenden Erbfürſt u. ſ. w. Herzo[illegible] Südermanland,
„Großadmiral u. ſ. w. u. ſ. w. thun [illegible]: Da
„durch eingetretene Begebenheiten Se. Königl. [illegible] außer
„Stand geſetzt worden, die wichtigen Angelegen[illegible]en des
„Reichs zu beſorgen, ſo haben Wir als der nächſte und
„einzige volljährige Sproß des Königl. Hauſes Uns veranlaßt
„gefunden, in der Eigenſchaft eines Reichsvorſtehers
„bis auf weiter die Regierung anzunehmen, die Wir mit
„dem Beiſtande des Höchſten ſo führen wollen, daß das
„Reich innere und äußere Ruhe, und Handel und Gewerbe
„ihr lange ſchon hinſchmachtendes Leben wieder gewinnen
„mögen; und iſt es Unſer unerſchütterlicher Vorſatz, nachdem
„Wir dieſen Grund zu legen begonnen, mit den Ständen
„des Reichs wegen der übrigen Maaßregeln zu überlegen,
„welche des ſchwediſchen Volks künftige Wohlfahrt bereiten
„ſollen. Wir gebieten und befehlen daher hiemit ſämmtlichen
„Einwohnern des Reichs, der Kriegsmacht zu Lande
„und zu Waſſer und den Beamten aller Grade, Uns die
„Treue und den Gehorſam zu beweiſen, welche Unſer reiner
„Vorſatz und ihr eigenes Wohl in gegenwärtiger Zeit
„unumſchränkt fordert. Wir befehlen euch ſammt und ſon-

„ders in Gottes des Allmächtigen Hut und Schutz, und
„verſichern euch Unſerer beſondern Gnade.“

Stockholms Schloß den 13. März 1809.

Karl.

Aber als die erſte Spannung und Angſt dieſer noch unentſchieden ſchwebenden Begebenheit vorbei war, ſchien auch alle Theilnahme aufzuhören. Man hatte den König ſtill verhaften laſſen; eben ſo ſtill empfing man den Herzog. Hatte der Erſte keine Freunde und Beſchützer, ſo fehlten dem Zweiten die Bewunderer und Hoffer; ja ſchon den Abend dieſes Tages ſagten mehrere: wozu hat man jenen eingekerkert, wenn man uns dieſen wiedergeben will? Da war kein Jauchzen und Jubeln wie der Beglückten, kein Leid und keine Trauer wie der Unglücklichen. Die Leute aßen, tranken, ſpielten, gingen ins Schauſpiel, ſchwatzten Nichtigkeiten, als ſey der 13. März allen andern Tagen gleich. Ganz die alte Gleichgültigkeit, die alte Starrſucht des Volkes. Man ſah, dies alles war das Werk einer Parthei, wenn es auch Nothwendigkeit war; es war nicht durch das Volk geſchehen, ſondern wurde nur von dem Volke geduldet. Man ſah aber noch etwas Anderes, eben nicht Erfreuliches, daß dieſes Volk durch ſeine vielen Revolutionen alles Gefühl für die Majeſtät verloren hat, welches den meiſten Menſchen auch unwillkührlich anklebt. War es nothwendig, wie viele Schweden ſagen, daß man Guſtav Adolfs Regierung mit Gewalt ein Ziel ſetzte, ſo konnte mit dieſer Nothwendigkeit doch eine Trauer über das Unglück beſtehen, welches einer Nation begegnet, die ihren König ins Gefängniß ſetzen muß. Aber wo waren die ſchwediſchen Thränen für den unglücklichen König? wo waren die Thränen für ihre Kinder und Enkel? Denn jede ſolche That zieht durch den Ungehorſam und die Selbſtgewalt, die ſie nährt, für lange Geſchlechter Verderben nach ſich, und recht ſagt Hamlet bei'm Shakeſpeare:

— — — Die Majeſtät
Stirbt nicht allein, gleich einem Strudel zieht
Sie mit, was nah', iſt ein gewaltiges Rad
Auf höchſtem Bergesgipfel ſteh'nd: es ſind
An ſeinen ungeheuren Speichen tauſend
Und tauſend kleinere Dinge feſtgemacht;
Es fällt, und jeden kleinen Anhang und Gefolg
Reißt mit der raſſelnde Sturz; denn nie allein
Seufzt je ein König, alles Volk ächzt mit.

Aber wie Wenige fühlten das hier? Da war bei Vielen der gemeinſte Spott und der argliſtigſte Hohn befriedigter Rachſucht, bei Einigen thörigte Freude, bei den Meiſten dumme Gleichgültigkeit. Und doch war das gewaltige Rad vom Berge gelaufen, und wohin es fahren, und wie viele es mitreißen werde, wußte noch niemand.

Die Verhaftungsgeſchichte des Königs iſt folgende:

Nachdem alle Bitten und Vorſtellungen erſchöpft waren, den König von ſeinem beſchloſſenen Abzuge von Stockholm abzubringen und ſeinen eiſernen Sinn zu beugen, traten Klingſpor, Adlercreutz, der Oberſt von Smålands Dragonern uud Hofmarſchall Silverſparre und mehrere Adjutanten näher um ihn, Adlercreutz ſchritt auf ihn zu, wiederholte die alte Bitte, und, da er vom Könige die alte Antwort empfing, ſprach er: dann begehre ich Euer Maj. Degen und verhafte Sie im Namen der Nation. Der König tritt bei dieſer Ankündigung einige Schritt zurück, ruft Verräther! zieht den Degen, und zückt ihn auf Adlercreutzens Bruſt, welchen er durchbohrt haben würde, wenn Silverſparre ihn nicht von hinten umfaßt und zurückgezogen hätte. Der König ſchlug mit beiden Händen um ſich, wurde entwaffnet, und in ein nahes Zimmer geführt, wo jene auf ſeine Ausbrüche des Zorns, daß ſie Verräther und Schelme ſeyen, antworteten: Wir ſind redliche treue Männer, Ew. Maj. ſind nirgends ſicherer als unter uns, und Ihnen ſoll kein Haar gekrümmt werden. Kaum war der König entwaffnet, ſo entriß Adlercreutz ſeinem erſtarrt neben ihm ſtehenden Generaladjutanten, dem Oberſten Mellin, den Stab und bekleidete ſich mit ihm und ſeiner Gewalt, ohne daß jene Mütze ſich nur gerührt hätte ſo wenig als die andern, die nicht um die Sache wußten. Man erzählt, einige treue Diener des Königs — nicht jene, welche Schwerdt und Uniform trugen, ſondern von der Dienerſchaft des Schloſſes — lieſen von einer andern Seite auf ihnen nur bekannten Schleichwegen herbei, und öffneten die Thüre. Adlercreutz befand ſich allein mit einem einzigen Adjutanten bei dem Könige und hatte die Beſonnenheit ihnen zu ſagen: ihr ſehet, der König iſt frei, und nichts iſt vorgefallen; und der betäubte König ſagte nichts und ſie — gingen.

Aber bald darauf wäre der König ihnen um ein Haar entronnen. In ſeinem Zimmer waren bei ihm der General Graf Strömfelt, ein alter abgelebter Hofmann, und Graf Ugglas. Der König hatte die Geſchicklichkeit, dem alten Strömfelt ſeinen Degen aus der Scheide zu ſtehlen, ohne daß dieſer es merkte, und verbarg den Degen unter die Decke eines im Zimmer ſtehenden Bettes; ein getreuer Hoflakai kam und ſprengte eine Thüre; der König griff wie ein Blitz ſeinen verſteckten Degen und ſprang die Treppen hinunter auf mehreren labyrinthiſchen Schloßgängen, die er beſſer kannte als die meiſten andern. Adlercreutz und ſeine Geſellen ſetzten ihm wie im Sturm nach; aber er war ſchneller, kannte die Wege beſſer, und kam an der Seite, wo der alte Herzog wohnt, die Treppe nieder in den unteren Schloßgang, und ſuchte von dort aus dem Schloſſe zu entkommen. Aber o weh! er hatte durch ſeinen Befehl ſeit geſtern Abend alle Thore des Schloſſes zuſchließen laſſen, und ſchon dadurch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſich zum Gefangenen gemacht. Hier wurde er auf dem inneren Schloßhofe an einem Pfeiler von Mehreren umrennt und von dem Jägermeiſter Greiff ergriffen, welchen er durch einen Stoß mit ſeinem Degen am Arm verwundete; mehrere Officiere liefen dazu, und ohnmächtig vor Wuth und Erſchöpfung mußte er ſich die Stufen der großen Königstreppe wieder hinauftragen laſſen, und bekam, damit er nicht entrinnen könne, eine Officierwache in ſeinem Zimmer. Er blutete, denn er hatte ſich geſtoßen; er war ermattet durch Lauf und Zorn; auch befand er ſich einige Stunden übel, war unruhig, und erbrach ſich. Nachmittags aber nahm er ſeine alte Ruhe und Faſſung wieder, nur daß er ſich beleidigt fühlte, und verlangte, man möge nicht vergeſſen, daß ihr Gefangener ein König ſey. Dieſelben Jünglinge, welche vor wenigen Tagen noch um ſeine Gnade buhlten, die ſich heute früh noch tief vor ihm verneigten, Stabsadjutanten, Leutnante, Fähnriche, ſetzten ſich neben ihm auf die Stühle mit ſchmutzigen Ueberröcken und in den nachläſſigſten Stellungen und blickten den Gefallenen höhniſch und hämiſch an; unter ihnen waren ſolche, die ihm, d. h. der Königlichen Gnade und nicht ihrem Verdienſt, alles verdankten. Andere Zuſchauer kamen, Neugier und Freude zu befriedigen. Unter dieſen war ein gewiſſer Schultz, der vormals Schultzenheim hieß und auf dem letzten Reichstage in Norrköping dem Adel entſagt hatte, der Sohn eines ſehr verdienten Mannes, des jetzigen erſten Archiaters und Präſidenten im Geſundheitskollegium David von Schultzenheim. Dieſer, des Königs bitterer Feind und bekannt als ein unruhiger und rachſüchtiger Menſch, ſtellte ſich grade vor den König und hohnlächelte ihm zu. Da rief der unglückliche Monarch im Gefühl ſeines Schmerzes aus: Mit dieſem Anblick ſollte man mich wohl verſchonen. — Sobald die erſte Unruhe der Geſchäfte und die erſte Verwirrung der Dinge vorüber war, ſorgte Adlercreutz, daß der Anſtand etwas wiederhergeſtellt wurde.

Gleich nach der Verhaftung des Königs wurden alle höheren Staatsbeamten auf das Schloß gefordert; der alte Reichsdroſt, welcher podagriſch darniederlag, wurde in ſeinem Bette hinaufgetragen. Dieſe alle gingen nun ein zu dem ehemaligen Vormund und Oheim des Königs, dem alten Herzog Karl von Südermanland, und baten ihn, er möge das Vaterland retten und einſtweilen die Regierung übernehmen. Der alte Herr ſträubte ſich lange, entſchuldigte ſich mit ſeinem hohen Alter und ſeiner Schwachheit, die in ſo gefährlichen Zeiten das Steuer nicht halten könne; und erſt nach vielen langen Bitten und Ausweichungen hin und her ließ er ſich bewegen, und erklärte, er wolle unter dem Namen Reichsvorſteher regieren, bis mit den verſammelten Reichsſtänden das Weitere abgemacht und entſchieden werden könne. Der einäugige Feldmarſchall Klingſpor wurde zum Oberſtatthalter in Stockholm ernannt, eine Würde, welche wohl zwei recht gute Augen verlangt, und

Adlercreutz erhielt den Stab als dienſtthuender Generaladjutant.

Die folgende Nacht ſetzte man den König in eine Kutſche und führte ihn nach Drottningholm, von wo er bald ferner von der Hauptſtadt nach Gripsholm gebracht wurde. Die Königin und die Königlichen Kinder blieben immer noch in Haga und wurden erſt um die Mittſommerszeit mit ihrem Gemal und Vater wieder vereinigt.

Nun einige Winke zur Geſchichte dieſer Verſchwörung. Ich ſage Winke, denn ſolche Dinge werden gewöhnlich ſo geboren, daß diejenigen, welche darin ſind, oft ſelbſt nicht wiſſen, wie ſie hineinkommen. Alle Verſchwörungen, noch mehr alle Aufruhre — denn kaum kann man dies hier Verſchwörung nennen — wachſen meiſtens durch Zufälle und eine Sammlung von zuſammentreffenden Begebenheiten, Thaten und Perſonen allmälig ſo zuſammen, daß die Leute erſtaunen, wann ſie die Geburt ſelbſt erblicken, und meinen, das, was ihnen im Augenblick geheim und eingewickelt kömmt, ſey durch lange Künſte und Vorrüſtungen ausgeſponnen und zuſammengewickelt. Dies iſt hier wenigſtens gewiß der Fall nicht geweſen. Es mag immer ſeyn, daß Haß und Rachſucht einiger Elenden, daß altariſtokratiſcher Stolz, der in neuen Dingen alte Herrſchaft wiederaufzurichten wünſchte, daß patriotiſcher Wahn einiger Beſſeren, der allein in dem Umſturz der Regierung die Rettung des Vaterlandes ſah — ſich nach einer ſolchen Epoche ſehnten; aber für ihre Herbeiführung iſt gewiß nicht in bewußter Uebereinſtimmung gewirkt, alſo iſt keine Verſchwörung da geweſen. Freilich eine ſtumme und nicht wiſſende Verſchwörung gegen Guſtav Adolf war ſchon ſeit Jahren da; denn die vielen Uebelwollenden und Hemmenden, die vielen Feigen und Eigennützigen, die vielen Schmeichler und Halblinge, die vielen Diebe und Verräther, die ihn umgaben oder von ferne gegen ihn wirkten, haben den König vom Thron geſtürzt.

Wunderbar genug indeſſen waren die Erzählungen oder gar die Prahlereien, womit, als die That geſchehen war, einige Anhänger der Parthei gern beweiſen wollten, die Klugheit und Vorherſicht patriotiſcher Männer habe ſie ſeit langer Zeit ſchon vorbereitet: als wenn es ein Ruhm wäre, eine Revolution vorzubereiten, wenn die unvermeidlichſte Nothwendigkeit nicht befiehlt, den ordentlichen Gang der Dinge durch einen außerordentlichen, welcher auch ein unordentlicher heißen kann, zu unterbrechen. Unter andern ſagten Adlerſparres Anhänger von ihm, nur deswegen habe er mit ſo großem Eifer eine Stelle bei dem Heer geſucht, um bei günſtiger Gelegenheit, die bald eintreten müſſe, als Haupt der Freiheitsfreunde und Anführer neuer Dinge aufzutreten.

Gewiß hatten mehrere dies vorhergewünſcht, und Viele dies vorhergeſehen. Dem franzoſenliebenden Gemüthe der Schweden war des Königs Syſtem verhaßt; ſelbſt die Verſtändigen und Guten konnten ſich die gefährliche Zeit und die gefährliche Lage des Königs nicht verbergen: ſie fühlten wohl, auf einem ſolchen Ocean bedürfe es eines beherzten und glücklichen Steuermanns; die Unthätigkeit und Unklugheit der Regierung und das darauf folgende Unglück des Krieges unterdrückten alle friſchen Hoffnungen und fröhlichen Ausſichten, aber der Anfang der ſogenannten Verſchwörung war nicht älter als der Herbſt 1808, und perſönlicher Haß gegen den unglücklichen König wirkte auch hier eben ſo viel als allgemeine Liebe des unglücklichen Vaterlandes.

Es war der oben erzählte Vorfall mit den Leibregimentern auf Åland, welcher die ſchnellere Entwickelung und Herbeiführung dieſer That veranlaßte. Schon auf Åland ſoll die Wuth mehrerer Officiere ſo groß geweſen ſeyn, daß ſie nur mit Mühe von gewaltſamen Schritten gegen die Perſon des Königs hat zurückgehalten werden können. Man nennt die Bataillonsführer Oberſt Fleetwood und Major Tornerhjelm als diejenigen, welche damals einen Ausbruch verhütet haben. Seit dieſer Geſchichte dachte man es als leicht ausführbar und als ein Glück, was man ſonſt immer nur von fern als möglich und auch noch wohl als ein Unglück gedacht hatte. Man ſchalt den König ein kaltes Ungeheuer, einen Raſenden, welcher wolle, daß die ganze Welt für ihn untergehe, wenn er nur ſeinen Willen durchſetze; man ſprach jetzt laut und öffentlich, es ſey das größte Glück für Schweden, wenn er nur recht bald fort ſey: man müſſe ihn abſetzen, einkerkern, allenfalls todtſchlagen, wenn er nicht anders zu bändigen ſey. Nicht bloß die Officiere der Leibwächter führten dieſe Sprache, ſondern ſie ging immer mehr durch alle gebildeteren Klaſſen des Volks, und jeder, welchen der König — was ihm wohl begegnen konnte — durch irgend eine Laune oder Unfreundlichkeit verletzt hatte, glaubte jetzt ein volles Recht zu haben mit einzuſtimmen, und, wenn die Gelegenheit es gebe, mitzuwirken.

Dieſe Mißvergnügten und Grollenden wurden durch die allgemeine Noth unterſtützt und durch das Geſtändniß des niedergeſetzten Ausſchuſſes, daß der König bei dem Mangel an Hülfsmitteln und bei der Unmöglichkeit einer kräftigen Fortſetzung des Kriegs eine andere Parthei ergreifen und irgendwo einlenken müſſe. Von Großen und Kleinen, von Guten und Böſen, die ſich mit öffentlichen Dingen abgaben, wurden Plane für und gegen den König und das Vaterland gemacht, die aber faſt alle nur Plane blieben. Viele der Mißvergnügten, die ſich ſelbſt Patrioten nannten, hatten ihr Aug' auf den General Armfelt geworfen, von welchem ſie glaubten, daß er ihr Haupt ſeyn könne und wegen mehrerer von dem Könige erfahrnen Verletzungen auch ihr Haupt ſeyn wolle. Armfelt hatte die ganze Anzettelung von ihrer Geburt an begleitet und war ſeit dem Monat December auch als Mitwiſſender hineingezogen, wiewohl er auch früher kein Unwiſſender geweſen war. Er hatte da bei ſich eine Menge Plane entworfen, wie der arme König zu retten und das Vaterland vor einer ſo wilden Begebenheit zu bewahren ſey. Er war endlich dabei ſtehen geblieben, alle hohe Beamte des Reichs müſſen zuſammentreten, den König mit Vorſtellungen und Bitten beſtürmen, durch Ausſchreibung eines Reichstags, durch Anknüpfung von Unterhandlungen, oder durch Ergreifung irgend eines kühnen und ungewöhnlichen Entſchluſſes das Volk entweder zu beruhigen oder mit ſich fortzureißen. Er hatte unter anderm nach dem Karakter des Königs darauf gerechnet, ſein Unmuth, von ſeinen Dienern und Räthen allein gelaſſen, werde vielleicht die Parthei ergreifen, der Krone zu entſagen und ſie mit Anordnung einer Regentſchaft ſeinem Sohn aufzuſetzen; denn man wußte, wie er ſich vormals erklärt hatte, daß ſie ihm ſchwer das Haupt drücke und daß die Zeit für ſeine Grundſätze zu blutig, wild und ungerecht ſey. Bleibe der König unerſchütterlich und wolle durchaus auf der alten Langſamkeit der Dinge ſchläfrig feſtſitzen, ſo ſollen alle auf einmal ihre Aemter ihm zu Füßen legen und ihm zeigen, daß er ohne Menſchen nicht regieren könne. Armfelt klopfte hier bei Vielen an, bat, beſchwor, warnte, und erklärte, was geſchehen werde; aber er merkte bald, daß die Wenigſten dieſen Schritt billigten: ſie hatten ihre Stellen, die doch aufs Spiel geſetzt wurden, lieber als ihren König, oder ſie waren ſo dumm geblendet, daß ſie behaupteten, das ganze Ding von Verſchwörung und Gefahr, die kommen könne, ſey nichts als Geſchwätz. Armfelt und Mehrere, die mit ihm gleich dachten, vorherſehend, was geſchehen werde, begnügten ſich die Fahrt der Parthei ſo lange als möglich zu hemmen, entſchloſſen, wenn ſich freundlichere Mittel der Ausführung zeigten, ſie zu gebrauchen, aber ſich aller gewaltthätigen Schritte gegen Guſtav Adolf zu enthalten.

Ein Theil der Mißvergnügten war übereingekommen ſchon ſechs bis acht Wochen früher einen Streich auf die Perſon des Königs auszuführen. Der Oberſt Sköldebrand, welcher Anführer ſeyn ſollte, und mehrere Officiere waren zu dieſem Ende nach Stockholm gekommen. Der Entſchluß war, den König bei ſeiner Rückkehr aus der Stadt nach Haga eines Abends aufzuheben und zu entführen. Dieſe Verſchwornen, etwa ein Dutzend an der Zahl, zogen einen Mann mit zu Rath, von dem ſie glaubten, er müſſe nach ſeinen politiſchen Grundſätzen mit ihnen übereinſtimmen. Dies war der vormalige Freiherr und Kabinetsſekretär Hans Hjerta. Er war von den Jünglingen, welche auf dem Reichstage zu Norrköping dem Adel entſagten, legte darauf ſeine Stelle im Kabinett nieder und lebte als Geſchäftsmann und Sachwalt ein thätiges und ſtilles Bürgerleben mit dem Bürgernamen Hans Järta, wie er ſich nun ſchrieb. Das reinſte Herz und der hellſte Kopf Schwedens, ein liebenswürdiger, geiſtreicher und kenntnißreicher Mann, der Liebe und Achtung des ganzen Volks genießend. Järta erſtaunte, als man ihm den kühnen Vorſatz mittheilte; er fragte nach den Vorbereitungen, Mitteln, Planen der Verſchwornen, nach ihren Mitbewußten und Helfern; er fragte, ob die Beamten bearbeitet, ob das Militär der Hauptſtadt gewonnen, ob der Entwurf einer Regierung und wer regieren ſolle, entworfen ſey; was und wohin man mit dem Könige wolle? Denn genommen könne er freilich ſehr leicht werden. Jene wurden verlegen, und wußten nichts weiter zu ſagen, als das Sprüchlein der Thoren, das werde ſich nachher ſchon finden. Da ſchüttelte er den Staub von den Füßen, und erklärte, er wolle mit ſolchen Raſenden nichts zu thun haben, die durch ſolche Tollheit unberechnenliches Unheil, Aufruhr, Verwirrung und Blut über ihr Vaterland bringen könnten. Sie ſtutzten, verließen Sköldebrands Plan, und die That blieb diesmal noch ungethan.

Endlich erſcholl der Ruf des Aufſtandes von Wärmeland her. Sonderbar genug gab es bei dem weſtlichen Heer jetzt gar keinen befehlenden General, ſondern die Oberadjutanten wechſelten Wochen- und Monatweiſe in dem Befehl der in Kantonnirung gelegten Truppen. Der Kriegspräſident Generalleutnant Freiherr Cederſtröm war zwar noch Oberbefehlshaber, aber er gab ſeine Befehle nur aus der Ferne, und ſchien ſich ganz zurückziehen zu wollen, geleitet vielleicht von jenem Inſtinkt der Schlauheit, welcher, wo es auf perſönliche Sicherheit ankömmt, die Dümmſten grade am wenigſten verläßt. Auch das Präſidium im Kriegskollegium hatte dieſer allgemein verachtete Mann vor einigen Monaten in die Hände des Königs zurückgegeben. Unter dieſen Umſtänden hatten die Officiere völlig freie Hand ſich zuſammenzuſetzen und die Soldaten zu gewinnen. Sie wählten den Oberſtleutnant Jöran (Jürgen) Adlerſparre zu ihrem Anführer, machten ſich, etwa 4000 Mann ſtark, auf den Marſch, und gaben folgende Verkündigung an das Volk aus, welche, wie die meiſten Verkündigungen, täuſchen ſollte, und Dinge gelobte, die weder ſo gemeint noch ſo möglich waren, wie man ſie verkündigte:

„Eine bedeutende Anzahl Krieger haben zu den Waffen gegriffen, um ſich der Hauptſtadt zu nähern und unſerm gemeinſamen, jetzt unglücklichen, zerſtückelten, ſterbenden Vaterlande den Frieden wiederzugeben.

„Wenn jeder Mitbürger einſieht, daß unſre Abſichten vereinbar ſind mit dem, was Gewiſſen und Ehre in jeder tugendhaften Bruſt gebieten, ſo können wir uns in der feſten Ueberzeugung nicht irren, unſer unerſchrockener Eifer werde von jedermann, der das ſchwediſche Vaterland liebt, unterſtützt und gebilligt werden: von allen unſern Waffenbrüdern nicht minder als von unſern unbewaffneten Mitbrüdern.

„Welche ſind alſo unſre Abſichten?

„Wir haben einander die Hand darauf gegeben, daß des Reiches Väter und Geſetzgeber Freiheit haben ſollen, unter dem Schutz unſerer Waffen zuſammenzutreten und über die Angelegenheiten des leidenden und ſonſt bald zerſtörten Vaterlandes zu überlegen und zu beſchließen.

„Wir haben einander die Hand darauf gegeben, zu ihren Füßen die Waffen niederzulegen, welche wir für ihre Freiheit ergriffen; unerſchrockener Krieger zuſammengehaltene Schwerdter werden dann um die Berathungsſitze der ſchwediſchen Geſetzgeber eine Schutzmauer bilden, die keine Gewalt zu durchbrechen vermag.

„Wir haben einander die Hand darauf gegeben, daß

„Tod und Verderben einen jeden treffen ſoll, der Schwedens Leiden noch verlängern will, es ſey nun eine fremde Macht oder ein einheimiſcher Unheilſtifter.

„Schwedens deutſche Länder ſind dem Feinde überlaſſen; Finnland, dieſes Vaterland des tapferſten, edelſten Volkes, iſt vom Feinde eingenommen. Wir haben einander die Hand darauf gegeben, daß keine Elle mehr vom ſchwediſchen Vaterlande in die Hand des Feindes übergeben werden ſoll.

„Schwedens Bergwerke und Handel liegen wüſt; Schwedens Jugend iſt vom Pfluge weggeriſſen, um nackt und ungepflegt eine Beute der Krankheiten und des Todes zu werden; des Landmanns Laſten und Bürden ſind ſolche, daß er mit aller ſeiner Geduld ſie nicht länger tragen kann; ausſaugende Schatzungen ſind ohne Schonung eingetrieben; Ohnmacht, Elend, Zerſtörung greifen von Tage zu Tage auf eine ſchauderhafte Art mehr um ſich: wir haben einander die Hand darauf gegeben, daß die Väter und Weiſen des Landes Freiheit haben ſollen, Glückſeligkeit, Wohlſtand und Geſetzlichkeit dem Vaterlande wieder zu ſchenken.

„Mögen die höheren und niederen Stände gleichwie wir muthig und zuverſichtlich einander die Hand darauf geben, daß das Vaterland befreit werden ſoll! Ihre Eintracht iſt des Reiches Stärke, ihre Zwietracht der Erfolg des Unterdrückers.

„Mögen Schwedens Väter und Weiſe den Nachbarn Schwedens bald Frieden und Vertrauen anbieten; aber möge dieſer Antrag mit der Verſicherung begleitet ſeyn, daß jeder Schwede lieber unter der ſchwediſchen Erde begraben liegt, als daß er ſeines Vaterlandes Selbſtſtändigkeit gekränkt oder aufgelöſt ſieht.

„Unſer Bundsgenoß England wird ein Volk zu ſchätzen wiſſen, das ſeine Feſſeln zerbricht und geſetzliche Freiheit in ſeinem Schooße befeſtigt. Frankreichs und aller Jahrhunderte Held wird ein Volk hochachten, das ihm in Großthaten und Kriegsehre gleicht. Rußlands und Dänemarks Herrſcher, unaufhörlich hinſtrebend zur Aufklärung und zur gewerblichen Umſchaffung werden ein Volk nicht befeinden wollen, welches denſelben Zweck hat. Wenn alle perſönliche Erbitterung weggeräumt iſt, ſo iſt nichts übrig als gemeinſame Hochachtung, gemeinſame Vortheile,

„gemeinſamer Vorſatz, als ſelbſtſtändige Völker zu leben und zu ſterben.

„Wir haben Schwedens Hülfsmittel über die weiten Gränzen des Landes mit Betrübniß zerſtreut, vermindert, verſchleudert geſehen, ohne Zweck, ohne Plan, ohne irgend eine Bezielung eines wirklichen Nutzens, ohne Erfolg auch nur auf einem einzigen Punkt.

„Mögen Schwedens letzte noch übrige Kräfte nicht vom Unverſtande nichtsnützig oder wirklich ſchädlich gemißbraucht werden, falls das Vaterland zur Anwendung dieſer Kräfte auffordert.

„Dieſe ſind unſre Wünſche für unſer Land. Wir werden mit Freude und Vergnügen Leben und Wohl für ihre Erfüllung opfern.

„Groß und lieblich wird für Schweden der feſtliche Tag, wo jeder ſchwediſche Mann mit behaupteter Ehre und Selbſtſtändigkeit zu ſeinem friedlichen Gewerbe, zu neuem Wohlſtand und zum Glück in ſeinem eignen Hauſe zurückkehrt.

„Die Vertheidigung an einer der Gränzen des Reichs iſt durch unſern Abzug auf eine kurze Zeit geſchwächt; aber wenn der Feind gegen alle Wahrſcheinlichkeit und gegen gegebene Verſprechen*) ſich deſſen bedient, ſo wird er bei unſrer geſchwinden Zurückkunft durch blutige Verluſte bald erfahren, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Kriege, der von dem perſönlichen Haß der Herrſcher geführt wird, und einem andern, der durch treulos gebrochene nachbarliche Freundſchaft zwiſchen den Völkern ſelbſt entſpringt.

„Wir rechnen mit voller Zuverſicht auf den Eifer eines jeden Kriegsbefehlshabers, mit uns zugleich dahin zu wirken, mit der Geſchwindigkeit und Stärke des Blitzſtrahls einheimiſchen Unheilſtiftern und fremden Feinden zu begegnen.

„Wir wagen ſchließlich an unſere geliebten Landsleute und Mitbrüder aus allen Ständen den Wunſch zu äußern,

---

*) Anſpielung auf eine Art Waffenſtillſtand, welchen der däniſche Oberfeldherr in Norwegen, der Prinz von Auguſtenburg, verſprochen haben ſoll. Mit dieſem hatte Adlerſparre häufige Verhandlungen und Beredungen gepflogen, wahrſcheinlich auch über Verhältniſſe und Entwürfe, die ſpäter zu Tage kamen.

„daß die jüngſt anbefohlene allgemeine Kriegsſteuer nicht „mag entrichtet werden, ehe die Reichsſtände ſich über ihre „Behörigkeit ausgeſprochen.

Karlſtad, den 7. März 1809.

Der Befehl über die in Wärmeland
verlegten Truppen.

Wahrlich die Sprache dieſer Verkündigung fährt in hohen und ſtolzen Worten daher und winkt hin und wieder mit Stürmen und Blitzen, die über Schwedens Feinde daherbrauſen ſollen, wenn ſie gegen die Kinder der Freiheit, die nun wieder zum Gefühle ihrer gefeſſelten Stärke und befleckten Herrlichkeit gekommen, anzutaſten wagen ſollten; ſie iſt dem ſchwangeren Berge gleich, worin die Furcht donnert, er werde Vulkane gebären — und ſiehe! ein lächerliches Mäuschen ſpringt heraus. Nichts iſt aber komiſcher als die Hinſpielung auf Frankreichs und aller Jahrhunderte Helden, welchem die ſchwediſche Tapferkeit ſich jedoch in aller Demuth zu vergleichen wagt. Er hatte den vergangenen Herbſt mit dem Kaiſer von Rußland zwiſchen Weimar und Jena die berühmte Haſenhetze gehalten, und war jetzt eben auf der ſpaniſchen Löwenjagd, wo er alle ſeine Hunde und Jäger nothwendig gebrauchte. Er hatte Alexandern in Erfurt nicht umſonſt die Hand gereicht und mußte die Ruſſen längs der Oſtſee und in Sarmatien ſchon beuten laſſen.

Jöran Adlerſparre war vor mehreren Jahren Rittmeiſter bei den Leibküraſſieren und hatte mit Auszeichnung gedient. Weil ein Jüngerer vor ihm befördert wurde, nahm er Abſchied. Auf dem Norrköpinger Reichstage ſpielte er unter den ſogenannten Gegenkönigiſchen eine bedeutende Rolle, und war die Sonne, worum ſich manche kleinere Lichter drehten. Die königliche Parthei ſchrie ihn als einen gefährlichen Mann aus, ja ſie reizte ihn genug es zu werden; denn wegen eines kleinen Aufſatzes verbot der Hofkanzler Zibet die Fortſetzung einer Zeitſchrift, welche Adlerſparre unter dem Titel Läsning i blandade åmnon *) herausgab: die gehaltreichſte Jahrsſchrift, die je in Schweden erſchienen war. Nun zog der Rittmeiſter ſich aufs Land zurück, pachtete eine kleine Stelle unweit Stockholm, und beſchäftigte ſich mit ſeinen kleinen Studien und mit Ackerbau und Viehzucht, worin ſein Verſtand und ſeine Beharrlichkeit ſich auch auszeichneten. Bei dem Ausbruche des Kriegs ſuchte er Wiederanſtellung; der König empfing ſeinen Antrag ſo freundlich, daß Adlercreutz gerührt von ihm ging **); er ernannte ihn zum Major und Oberadjutanten bei dem Stabe des Weſtheers. Er blieb dort, bis er mit einem Theil jenes Heers gegen ſeinen König ins Feld zog. Adlerſparre hat ſich als ein guter Soldat gezeigt durch Thaten und Schriften, er hat gründliche Kenntniſſe der Verfaſſung und Geſchichte ſeines Vaterlandes, iſt ein theoretiſcher und praktiſcher Kenner des Ackerbaus und der Staatshaushaltung, kurz ein vor vielen geſchickter und hervorragender Mann. Aber wie er durch Geiſt und Verſtand über die meiſten hervorragt, ſo thut er es auch durch den Leib. Er iſt groß und ſtark, von faſt herkuliſchem Wuchs und ſtattlichem Anſehen; man würde ſagen, er ſey ein ſchöner Mann, wenn die Natur ihm das Bewegliche und Liebenswürdige nicht verſagt hätte. Seine Miene verkündigt kalten Stolz und eiſerne Feſtigkeit; auf ſeiner Stirn ruht Verſtand und Kühnheit; ſein lebhaftes Auge iſt ſchlüpfriger und freundlicher, als es bei ſolchem Karakter ſeyn ſollte, es lächelt, ſelbſt wann er ernſthaft iſt; ſein Aug verräth ihn, daß er ſelbſt da, wo er den graden und derben Schweden macht, fein zu ſpielen verſteht. Sein unerſättlicher Ehrgeitz und ſtarrer Eigenwille wurden ſchon von ſeinen Freunden geſcholten, als ſie ihn verletzt und zurückgeſetzt glaubten; in dem Verlaufe dieſer letzten Monate, wo man allein den offenen und uneigennützigen Patrioten ſehen wollte, ſind ſie noch mehr geſcholten worden. Die Zukunft wird lehren, mit wem der Mann es am beſten meinte, mit ihm ſelbſt oder mit ſeinem Vaterlande.

---

*) Auswahl in vermiſchten Gegenſtänden.

**) So gerührt, daß er mit Thränen in den Augen aus den königlichen Zimmern ging, und einem Freunde geſtand, die Unterhaltung mit dem Könige und beſonders deſſen Wehklage über Kaiſer Alexander habe ihn ganz weich gemacht, und es breche ihm das Herz zu ſehen, daß ein König mit ſo geradem und menſchlichem Sinn die rechten Männer nicht finden könne und ſo unglücklich ſey.

Der Generalmajor Karl Adlercreutz vollbrachte, was dieſe in Bewegung geſetzt hatten. Man weiß beſtimmt, er hatte gar nicht mit ihnen geſponnen noch gewebt, und jetzt, da man in Stockholm wegen des Königs eine Parthei ergreifen mußte, ließ er erſt nach langem Sträuben ſich bewegen, der Anführer und Ausführer des Gewaltſtreichs zu ſeyn. Denn man hatte keinen genug berühmten und beliebten Mann, welchem die kühne That vertraut werden konnte. Dieſer aber ging durch das, was er in Finnland gethan hatte, vor den Augen aller Welt im Glanz einher; er war nur als der tapfere und glückliche Soldat, als der fröhliche und ſorgloſe Geſellſchafter unter ihnen erſchienen, war nie als ein ſchleichender Kabalenſchmied, als ein gefährlicher

Ehrgeiziger bekannt geweſen; wenn er alſo dies that, ſo mußte die ganze Welt glauben, daß es nicht verruchter Frevel ſondern unvermeidliche Nothwendigkeit ſey. Zur Verzierung der Scene nahm er den alten Feldmarſchall Klingſpor mit, welcher allein ſolcher Kühnheit nimmer gewachſen geweſen wäre. Man ſagte ſich nachher ſpottend ins Ohr: gewiß war bei der That keine Gefahr, denn ſonſt wäre Klingſpor nicht dabei geweſen.

Adlercreutz iſt nichts als Soldat; aber das iſt er auch tüchtig. Zu langen Ränken und ſchlauen Anzettelungen fehlt ihm Geduld und Sinn. Das Muthige, Sorgloſe und Fröhliche iſt in jeder ſeiner Gebärden gezeichnet. Gewiß hat er Ehrgeitz — denn ganz ohne Ehrgeitz kann kein öffentlicher Mann ſeyn, was er iſt — aber er fühlt den Mann zu ſehr, als daß ein wie Schlangen ſchleichender, wie Füchſe lächelnder und wie Furien zehrender Ehrgeitz ſeiner Meiſter werden könnte. Man ſieht es ihm an, daß er, wie die Zeit es giebt, mit dem Tage fortſchlendern kann; aber bei dem Luſtigen iſt jene Beſonnenheit, bei dem Vergeſſenden jene Gegenwart, die ſogleich alle Kräfte ſammeln und für die gefährlichſte That gerüſtet ſeyn können. Adlercreutz iſt das Bild der geſchwindeſten Koncentration in ihr ſelbſt. Er iſt von einem mittlern und gedrängten Wuchs, welcher Stärke des Baues mit raſcher Bewegung vereinigt. Die breite und heitere Stirn ſpricht Unerſchrockenheit und Glück; das leuchtende und fröhliche Auge leuchtet Klugheit und Liſt; um den ſcharf gezeichneten Mund und das männliche Kinn ſpielt wohl zuweilen ein Ausdruck von Vergeſſenheit und Wohlluſt, aber wer Menſchengebärde verſteht, ſiehet leicht, daß Selbſtbewußtſeyn und Beſonnenheit die Führerinnen und Göttinnen ſeines Lebens ſind, und auch da als ſeine Schildhalterinnen ſtehen, wo er ſich auf dem Strom der luſtigen Gegenwart mit andern leichtſinnigen Thoren ſo forttreiben zu laſſen ſcheint. Adlercreutz kann hintergangen und überſpielt werden durch kleine Künſte, die er weder kennt noch bedarf, aber er wird immer thun, was er ſelbſt will, ja er wird ſeine Ueberliſter und Ueberſpieler zwingen zu thun, was er will.

Niemand hatte ſich für Guſtav Adolf gewagt, als er verhaftet wurde, auch nicht einer, wenigſtens von denen nicht einer, die es gekonnt und geſollt hätten. Die Hoflakaien, die ihm die Thüre zur Flucht öffneten und ein alter Schloßknecht, ein Holzträger, der, als der Greif ihn ergriff, mit ſeiner Bürde über den Schloßhof hinlief und ſchrie zu Hülfe! zu Hülfe! ſie ermorden den König waren die einzigen, welche thaten, was ihnen das Gefühl eingab. War Guſtav Adolf denn ein ſo abſcheulicher und verworfener Monarch, daß alles, was ſonſt Liebe und Pflicht gebieten, hier ſchweigen durfte? Der Kapitainleutnant*) mit ſeiner Wache Leibtrabanten, Graf Lewenhaupt, war im Vorzimmer, als man den König angriff; ſie rührten ſich nicht. Die Deutſchen hatten die Wache im Schloſſe; ſie rührten ſich nicht. Und dieſe Deutſchen wußten, daß der König ſie auch als Menſch beſonders liebte; ſollten Ehre und Liebe die Männer für ihn nicht bewegen? Aber ſie hatten einen faulen feigen Oberſten, einen muthloſen, kopfloſen Mann, zum Anführer, einen ſolchen, dem das Herz bis an den Hals hinaufſchlug, als er merkte, es könne Gefahr ſetzen; einen ſolchen, der mit dem Allergemeinſten ein Gottlob! ſeufzete, als er erfuhr, ſein König ſey eingefangen. Denn von der Ehre wußte der Mann nichts, daß ein Oberſt bei einer ſolchen Gelegenheit nicht wie ein Tropf da ſtehen muß, daß er eine Parthei ergreifen muß. Engelbrecht mußte den König verhaften, oder er mußte den Verhafteten befreien und ihn aus den Händen der Verſchwörer befreit dem ſchwediſchen Volke und den ſchwediſchen Soldaten darſtellen. Denn die wenigen Deutſchen konnten den König nur für den Augenblick beſchützen, ſie durften ihn, ohne Haß von ſich auf ihn abzuladen, nicht länger beſchützen wollen. Auch kniriſchten die deutſchen Soldaten vor Wuth, und mehrere geſcheidte Officiere waren in Verzweiflung. Denn ſie hörten die Schweden, welche überhaupt die Deutſchen als Soldaten bei ſich nicht leiden können, bald hinter ſich herrufen: ſeht da die verdammten Deutſchen, wie ſie gehen gleich den beſchneiten Hunden; Guſtav Adolf hat nun geſehen, was ihm ſein Vertrauen auf ſie half. Noch weniger zu entſchuldigen als dieſer elende Oberſt ſind die Leibtrabanten. Sie werden beſoldet gleichſam als die Doggen des Königs; ſie müſſen nicht politiſiren, ſondern ſterben, wenn es des Herrn Leben gilt. So iſt die Ehre und das Geſetz in allen Ländern. Iſt der künftige Herrſcher ein Mann, ſo muß er mit Schande wegjagen, die für Ehre nicht ſterben konnten.

---

*) So heißt der Hauptmann der Trabanten mit Generalmajors Rang.

Hier gefiel man ſich indeſſen darin und pries es als ein beſonderes Glück dieſer Umwälzung, wie man ſie nannte, und als eine beſondere Tugend des ſchwediſchen Volks, daß dabei auch nicht Ein Tropfen Blut vergoſſen war. Welcher menſchliche Menſch liebt Blutvergießen? aber immer iſt es beſſer, daß Blut mit Ehre vergoſſen als mit Schande geſpart wird. Dieſe gleichgültige Ruhe, deren man ſich rühmt, beweiſt oft nichts weiter als eine Schlaffheit und Elendigkeit, die ſich alles gefallen läßt. Aber gewiß kann man ſagen, daß das, was man Revolution nannte, nichts weiter war als der Gewaltſtreich einer Parthei; denn in dem Begriff von Revolution liegt die Entwickelung einer Gährung, die wie die Gewalt der Elemente immer mit Zerſtörung losplatzen muß. Starre Gleichgültigkeit, hülfloſes Mißvergnügen war genug im Volke, aber kein Keim zu neuen und großen Dingen. Man konnte alſo auch vorherſagen, daß aus dieſem Nichts eben kein großes Etwas kommen werde, es ſey denn, daß die Männer der Parthei alle außerordentliche Menſchen waren, die dem Lebloſen und Starren Begeiſterung und Umſchwung, und dem Volke und Staate zu neuem Leben eine neue Geſtalt geben konnten. Aber ſo große und ſeltene Eigenſchaften und Tugenden hätten auch früher erſcheinen müſſen. Kluge Patrioten konnten alſo bei ſo großem Tode des Gefühls nicht hoffen, was gaffende Tröpfe ſich einbilden ließen.

Der Reichsvorſteher Karl ſchrieb nun ſogleich den **14.** März einen Reichstag auf den **1.** Mai aus, und gab den folgenden **15.** März eine ſehr gut geſchriebene Erklärung an das ſchwediſche Volk *), worin alles für die Gunſt der neuen Zeit dargeſtellt war. Bald darauf, den **20.** März, wurde das neue glückliche und von ſeinem Zerſtörer befreite Volk für den Drang der Umſtände zu patriotiſchen Anleihen und Geſchenken aufgefordert. Die vereinigten Waffenbrüder hatten verſprochen, die Vaterlandsliebe glänzend leuchten zu laſſen, und zu beweiſen, daß ein edles Volk für ſeine Freiheit und Ehre aufopfern könne, was es für einen eigenſinnigen Despoten nie thun werde. Darin hatte ihr Anhang mit hellen Kehlen und jubelnden Prophezeihungen eingeſtimmt. Aber die kargen Anleihen und die kümmerlichen, Geſchenke, womit man doch in allen Blättern prunkte zeigten alles anders. Hier, bei dem tapfern und freien Volke, erſchien nichts von dem, wodurch ſelbſt ſeine Nachbarn und Feinde, die Dänen, die einem abſoluten Könige dienenden Dänen, ſo berühmt geworden waren. Große Worte, und kleine Thaten.

---

*) S. die Beilage XII.

In den Geſchäften der neuen Regierung wurde viel gebraucht der Staatsſekretair Freiherr Guſtav Lagerbjelke, welcher Schlaue die letzte Zeit ſich ſehr zu des Herzogs Hofe gehalten hatte. Auch der alte Reichsdroſt Graf Wachtmeiſter, deſſen Schwäche und Karakterloſigkeit in allem Wechſel der Dinge immer gleich geblieben war, wurde viel als Maſchine vorgeſchoben. Alle hohe Beamten, die es wollten, blieben übrigens in ihren Stellen. Nur zwei Männer nahmen Abſchied, die Freiherren Ehrenheim und Zibet. Trauer über ſeines Königs Fall verſchlimmerte die Kränklichkeit des letzteren ſo, daß er dieſe Epoche nur wenige Wochen überlebte. Ehrenheim weigerte ſich ſtandhaft wiederholten Anträgen, ſeine Stelle als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ferner zu behalten.

Ob Lagerbjelke, ob Adlercreutz, ob beide zuſammen dem Reichsvorſteher riethen, Adlerſparres Soldaten nun nicht in die Hauptſtadt einrücken zu laſſen, als wo alles gethan und keine ſoldatiſche Macht nöthig ſey, weiß man nicht. So viel aber erhellt aus dem geführten Briefwechſel *), daß ſolche Zumuthungen an Adlerſparren ergangen waren, und daß der dienſtthuende Generaladjutant die von Aland anrückenden Truppen zum Vorwand gebraucht hatte, die wärmländiſchen Helden anderswohin zu bringen. Vielleicht fürchteten ſie, der tiefe Ehrgeiz jenes Mannes werde alles an ſich reißen und zu Schatten ſeiner Sonne machen, welche für ſich ſelbſt Lichter ſeyn wollten. Adlerſparre nahm ſich hiebei ganz als der Herr und Entſcheider der Dinge; er führte eine ſtolze, ja eine höhniſche Sprache und behandelte Lagerbjelken, deſſen Feigheit, und den Reichsvorſteher, deſſen Schwäche er kannte, wie ſie es verdienten. Ich hätte ſehen mögen, was er gethan hätte, wenn der Reichsvorſteher zu befehlen verſtand? Er konnte doch wohl nicht einziehen, um ihn ſogleich wieder abzuſetzen? Und jener Einzug war nichts Leichtes, wenn er mit Männern zu thun hatte. Aber ſeine Ausrechnungen waren richtig. Man fuchsſchwänzelte und gab nach, oder vielmehr man hundewedelte und ließ ſich knechtiſch gebieten.

Acht Tage nach des Königs Verhaftung rückte das patriotiſche Heer ein. Wahrlich dieſe Soldaten ſahen nicht aus, wie die da eine Regierung auf den Kopf ſtellen und einen Staat revolutioniren können. Ohne kriegeriſchen Takt, ohne revolutionaire Munterkeit, ohne hohen Geiſt ſah man die wärmeländiſchen Krieger einziehen. Es war nirgends Haltung noch Glanz, was auch bei ſchlechter Rüſtung erſcheinen kann. Auch erklang aus dem Bürger und Bauren nirgends jener Jubel, womit ein Volk, das eben Freiheit

---

*) S. die Beilage XIII.

empfängt, ſeine Retter zu begrüßen pflegt. Die Neugier hatte Menſchen genug herbeigelockt, aber ſtille und gleichgültige Menſchen. Adlerſparre hatte die Kühnheit, für ſeine Soldaten eine eigne Hauptwache zu errichten und ſie unmittelbar unter ſeinem Befehl zu behalten; ſo daß zum großen Aerger redlicher und verſtändiger Bürger gleichſam zwei verſchiedene Kriegsbefehle in der Hauptſtadt waren. Ein neuer Beweis, daß der Reichsvorſteher nicht wußte, wer er war. Guſtav Adolf, als er in ſeiner Einſamkeit zu Gripsholm die pomphafte Beſchreibung dieſes Einzuges der Patrioten und Freiheitswiederbringer in den öffentlichen Blättern las, ſprach die bittern Worte: nun dies iſt denn auch die einzige große und glänzende Bewegung, welche dieſes weſtliche Heer gemacht hat.

Grade in dem Zeitpunkte, als dies alles zu Stockholm vorging, hatten die Ruſſen ſich wieder bewegt. Den 13. und 14. März marſchirten unter dem Befehl des Generals Knorring 15,000 Mann gegen Åland, und den 18. März war der Waffenſtillſtand zwiſchen den beiderſeitigen Heeren in Öſter- und Weſter-Botten aufgeſagt worden. Die Schweden, welche etwa 6000 Mann ſtark unter General von Döbeln auf Åland lagen, wurden den 15. März angegriffen, ſuchten mit dem Feind über einen Stillſtand zu unterhandeln, konnten aber über die Bedingungen nicht einig werden. Fürchtend von dem überlegenen Feind abgeſchnitten zu werden zogen ſie ſich auf die upländiſche Küſte nach Griſſelhamn zurück, und bargen den größten Theil ihrer Vorräthe und ihres Geſchützes. Endlich den 20. März ſchloß man einen Stillſtand mit dem ruſſiſchen General, wie es hieß, weil ſein Herr geneigt ſey, mit der gegenwärtigen Regierung zu unterhandeln. Er zog einige ſeiner Vorpoſten, die ſchon bis Griſſelhamn vorgeſchoben waren, nach Åland zurück, und ſchickte zugleich einen Eilboten an den bei Waſa befehlenden Generalleutnant Barclay de Tolly, den Zug gegen das ſchwediſche Norrland einzuſtellen. Dieſer war aber ſchon vor der Ankunft des Eilboten mit 8000 Mann über den Quarken gegangen und hatte Umeå beſetzt. Auch er zog, nachdem er dort einige Raſttage gehalten, wieder nach Finnland.

Kaum war man mit den Ruſſen auf Åland in eine ſolche Mittheilung getreten, ſo erſchien plötzlich in Stockholm Herr von Alopeus, vormaliger ruſſiſcher Geſandter am ſchwediſchen Hofe. Er ging öffentlich umher, zeigte ſich in allen Geſellſchaften, und der zum Hofkanzler ernannte Freiherr Lagerbjelke gab ihm im Namen des Reichsvorſtehers ein Ehrenmahl. Nach Verweilung von fünf Tagen reiſte er wieder ab, von dem Herzoge mit einer koſtbaren Doſe beſchenkt. Alle Welt ſagte und glaubte, dies könne nichts anders bedeuten als Einleitung eines guten Verſtändniſſes und Hoffnung eines baldigen Friedens mit Rußland; auch flüſterte man ſich zu, Kaiſer Alexander habe ſich über ſeinen Schwager ſehr feindſelig, aber über die neue Regierung ſehr freundlich geäußert. Alles dies aber widerrief ſich ſehr bald. Man wußte, der Kaiſer war mit den Rückzügen ſeiner Heere unter Knorring und Barclay de Tolly eben nicht beſonders zufrieden geweſen. Unbegreiflich aber war es, daß man Alopeus, der ohne Verhaltungsbefehle und Vollmacht ſeines Herrn gekommen, frei hatte herumſpazieren und endlich noch mit Ehrengeſchenken abreiſen laſſen. Dies war doch gar zu freundlich. So groß war die Verwirrung der neuen Regierung.

Aber warum zogen die Ruſſen zurück? Denn daß man noch weit vom Frieden war, offenbarte ſich ſehr bald. Einige ſagten, ſie thaten es, weil ſie mit der neuen Regierund keinen Krieg haben wollten. Dies ſagten vorzüglich die Adlerſparriſchen, die dem ſchwediſchen Volke auch dies als eine der großen Wohlthaten der neuen Umwälzung vorrechneten. Denn wäre Guſtav Adolf — ſo flüſterten ſie — auf dem Thron geblieben, ſo würden die Ruſſen im März Stockholm geplündert und mit nachrückenden Schwärmen ganz Schweden überſchwemmt und ſeinen freien Namen im Buche der Geſchichte ausgelöſcht haben. Ich ſehe aber nicht, wenn ſie dies konnten, wie die junge Revolution ſie daran hindern konnte; denn kein Herkules war an die Spitze der Regierung gekommen noch waren durch ihren Zauber kadmeiſche Schaaren bewaffneter Männer aus dem Erdboden geſprungen. Andre ſagten, ſie wurden durch das Gerücht von dem Anzuge des Weſtheers zurückgeſchreckt, als wenn ſie, die leider auch ihre von Alopeus bereiteten Kundſchafter hatten, nicht gewußt hätten, daß von dieſen thronumſtürzenden Giganten nicht mehr als 4000 Mann gegen die Hauptſtadt anzogen. Die Dritten ſagten, und wohl mit Recht: es iſt möglich, daß Knorring mit ſeinen 15,000 Mann nach Stockholm kommen konnte; aber wie wollte er zurück kommen, wenn das Eis aufging? denn die Seeherrſchaft hatten die Ruſſen noch nicht. Wenn nun im Norden auch Ruſſen über den Quarken zogen, ſo konnten dieſe Nordiſchen durch die Hinderniſſe der Jahreszeit, des Landes und der ihnen gegenüber gelagerten Schweden doch nicht auf Windesflügeln zum Süden herunterſtiegen und ſich hier mit Knerring vereinigen. Die Schweden mogten immer ſchwach und entkräftet ſeyn, ohne Verbindung mit der See und ohne Feſtung mußte Knorring mit den Seinigen von vereintem Haß und vereinter Stärke doch endlich zerſtört und gefangen werden.

Wenn alſo dieſe letzten Recht haben, ſo wäre der ruſſiſche Marſch auf Stockholm ohne eine ſiegreiche Flotte eine Dummheit geweſen. Darum alſo kamen ſie nicht. Es war keine Dummheit, wann eine Flotte immer längs den Küſten mit aufſegelte und vom Norden **20,000** und von Åland herüber **50,000** Streiter heranzogen, wenn ſie den großen Plan hatten, Schweden zu unterjochen. Dann war Schweden wirklich verloren und ein ſchwediſcher Koſciusko hätte dann den alten herrlichen mit tauſend Schlachten und Siegen bemalten Waffenſchild Skandinaviens zerſchlagen und das Zeter finis Sueciae darüber ſchreien können. Aber was mit **70,000** Mann geſchehen konnte, war mit **25,000**, von welchen überdies ein Drittel hundert Meilen von Stockholm hoch im Norden eindrang, eine Unmöglichkeit.

Doch war die Rettung Schwedens von den Ruſſen, die Rettung der Hauptſtadt von der Plünderung der Koſacken und Kalmücken, durch die Begebenheit des 13. März, jetzt das allgemeine Feldgeſchrei der neuen Herren. Denn aus keinem andern Grunde, klangen ſie, gingen jene zurück, als weil ihnen entweder die glückliche Veränderung der Dinge gefiel, oder auch, weil ſie die furchtbaren Ausbrüche und Anläufe einer für Freiheit und Glorie neu erwachenden Nation fürchteten. Dieſe neuen Herren aber hüteten ſich wohl, einen großen Verluſt, der dieſen herrlichen

Dingen bald nachfolgte, auf ihre Rechnung zu nehmen. Die nördliche ruſſiſche Heerſchaar, welche bei Tornea ſtand, wollte von keinem Stillſtand wiſſen, ſondern rückte gegen die Schweden vor. An den unbedeutenden Vordertrab dieſer kleinen Schaar ergaben ſich 4000 Finnen, 4000 jener tapfern Männer, die ſonſt gegen eine doppelte Schaar von Feinden ſiegvertrauend und unbezwinglich ins Feld zu rücken pflegten; ſie ergaben ſich auf die Bedingung, in ihr Vaterland mit Erhaltung ihrer Ehren und Güter zurückkehren zu dürfen, und überlieferten den Ruſſen Waffen, Geſchütz und Vorräthe. Die Befehlshaber, welche dieſe ſchnöde Kapitulation unterzeichneten, waren der Generalmajor Gripenberg und der Oberſt Palmfelt; der dritte Befehlshaber Generalmajor Aminoff war nicht anweſend, ſondern lag krank: er widerſprach dem Vertrage, reiſte aber bald ſeinen heimziehenden Landsleuten, mißvergnügt mit den ſchwediſchen Dingen und Perſonen, welche auf die Finnen kaum Rückſicht nahmen, ins Vaterland nach. Dieſe Kapitulation ward beinahe drei Wochen nach der großen Veränderung in Stockholm abgeſchloſſen. Doch behauptete die Parthei kühnlich, hätten dieſe hier eben von jener fröhlichen Begebenheit gewußt, ſo würde neuer Muth in ſie gefahren und dieſe Schande nicht gethan ſeyn. Aber wahr iſt es, gerade als ſie jene Begebenheit erfuhren, dachten ſie an eine Kapitulation; denn Männern, die in zehn Schlachten ausgehalten hatten, konnte vor ruſſiſchen Vorpoſten nicht plötzlich der Muth erbleichen. Aber weil man dort ſich das Recht des eignen Willens genommen hatte, ſo glaubte man es hier auch nehmen und ſeinen eignen Entſchluß faſſen zu können. Am meiſten aber wirkte wohl der Unwille, von denen, welche ſonſt Gleiche geweſen, jetzt herriſche Befehle empfangen zu ſollen.

Mit den Ruſſen war alſo weder Stillſtand noch Friedensunterhandlung, weil Alexander erklärte, er könne mit einem Staate nicht unterhandeln, der noch keine ordentliche Regierung habe. — Mit Norwegen war ſchon lange eine Art ſtillſchweigender oder geheim beſprochener Stillſtand geweſen, der, eine kleine Unterbrechung in Jemtland abgerechnet, den ganzen Sommer dauerte. — Mit Dänemark blieb es auf dem alten Fuß; der Krieg war ietzt, was er das vorige Jahr geweſen, die kleine Jagd auf die Schiffe im Sunde: Seeſcharmützel.

Man ſandte auch ſogleich Botſchaft an den Helden aller Jahrhunderte. Von ihm glaubte man, daß er für Schweden alles könne und alles wolle; von ihm hoffte man ſchnelle und völlige Wiederherſtellung, ja Vergrößerung; von den Franzoſen hoffte man die Anerkennung der alten Freundſchaft und Verwandtſchaft: man ſagte, ſie würden die tapfern, freien, galanten Schweden, die liebenswürdigen Franzoſen des Nordens, nicht unterdrücken laſſen; Napoleon würde dem Kaiſer Alexander befehlen, Finnland ſogleich wieder herauszugeben, und aus einem Uebermaaß von Achtung und Liebe würde er ſeinen Bundsgenoſſen den Dänen, die er in Deutſchland entſchädigen könne, Norwegen abſprechen und Schwedens Herrlichkeit damit vermehren; in Deutſchland würde man nicht nur das jüngſt verlorne, ſondern auch das alte ſchwediſche Pommern mit Stettin und den Inſeln wieder bekommen. So betrog man ſich und andere mit leerem Wahn und ſtolzem Wortgeklingel von Freiheit, Ruhm und altſchwediſchen Ehren.

Endlich gegen das Ende des Aprils kam der Kapitainleutnant der Trabanten des Reichvorſtehers, Graf Roſen, zurück, welcher, an Napoleon geſchickt, dieſen auf ſeiner Reiſe zum Heere, das an der Donau gegen Oeſtreich ſchlagen ſollte, in Stuttgart getroffen hatte. Nun wurden die jubelnden und weiſſagenden Stimmen auf einmal viel leiſer. Allmälig verlautete es, Napoleon, der mit größeren Dingen zu thun hatte, ſey über die ſchwediſchen Angelegenheiten wie über eine Kleinigkeit hingeſprungen und habe den Oberſten Roſen mit einigen kalten Wünſchen und Komplimenten in den kürzeſten Worten entlaſſen. Ja einige behaupteten, er habe im flüchtigen Geſpräche geſagt: „die „Schweden ſind eine ſonderbare Nation, ſie ſchlagen ſich „zuweilen gleich den Tapferſten, aber eben, wie es ihnen „einfällt, werden ſie des Krieges müde, gehen zu Hauſe, „und entthronen oder ermorden ihre Könige.“ Aehnliches ſollte nämlich Graf Roſen ſeinen Freunden insgeheim zugeraunt haben.

Aber hier ſtellte man die Dinge und die Menſchen, welche das Schickſal des Zeitalters in ihren gewaltigen Händen halten, und ihre Verhältniſſe und äußeren Scheine ganz anders hin. Man ſprach von der äußeren und inneren Lage Schwedens und von ſeinen Hoffnungen ſo, als wenn ſie nie glücklicher und größer geweſen wären; man ſprach von der Tapferkeit, der Freiheitsliebe, dem Edelmuth, dem Gehorſam und dem Aufopferungsſinn des ſchwediſchen Volks, als ſey in ſolchen Tugenden keines der europäiſchen Völker mit ihm zu vergleichen; man ſprach von einer völligen Umgießung der Verfaſſung und Volksvertretung, wodurch man das Glück und die Freiheit der Nation unſterblich befeſtigen wolle; man verkündigte, nicht allein Finnland werden die Ruſſen zurückgeben müſſen, ſondern die Zeit ſey nicht fern, wo auch in Petersburg und Riga die ſchwediſchen Wappen wieder die Thore zieren werden; Norwegen, welches Guſtav Adolf, wenn er nicht raſend geweſen, hätte in Empfang nehmen können, werde der dortige Oberfeldherr Prinz Chriſtian Auguſt von Auguſtenburg als Mitgift an Schweden bringen, zu deſſen künftigem Thronfolger er deswegen ernannt werden müſſe. Darüber ſey zwiſchen ihm und dem großen Patrioten und Vaterlandsretter Adlerſparre ſeit dem vorigen Sommer alles ſchon eingefädelt. So klopfte man bei dem unſchuldigen braven Volke auf den Buſch und jagte die Haſen und die Haſengedanken in eben ſo leeren Hoffnungen als Schrecken auf.

Unterdeſſen man ſo äffte und ſich äffen ließ und über alle Noth und Verwirrung drinnen, über alle ſchweren und faſt unauflöslichen Verhältniſſe draußen wegſprang und weder die Zeit noch ihren Geiſt, noch den Geiſt und Karakter derer, die ſie führen, anerkennen wollte, ergoß man ſich unaufhörlich nicht allein in Verwünſchungen und Schmähungen des unglücklichen Gefangenen auf Gripsholm, ſondern in Mährchen und Lügen oder doch in Verdrehungen und Entſtellungen der Wahrheit, von welchen die einen immer noch lächerlicher waren als die andern. Die meiſten dieſer Mährchen, die von Mund zu Mund flogen, ſpielten hin auf Guſtav Adolfs Frömmelei und Pedanterei, über welche man die ausgeſuchteſten Geſchichten herumtrug. Aber ernſthafter waren Anklagen, die auf ſeinen Karakter gingen und wodurch man ſelbſt ſeine Redlichkeit zweifelhaft zu machen ſuchte, eine Tugend, welche bisher unbeſchrieen war.

Man behauptete, der König habe auf Koſten der Nation ein großes Vermögen geſammelt, er habe einen großen Theil der engliſchen Jahrgelder für ſich behalten und untergeſchlagen; ſo habe er das Glück und die Sicherheit des Vaterlandes, die Ehre und das Blut ſeiner Unterthanen an die ſtolzen Inſulaner verkauft. Man erzählte, er habe ſchon lange auf ſeine Flucht nach England und auf die Deckung dieſer Flucht gedacht und mehrere Millionen eingewechſelter Dukaten ſeyen über's Meer geſchifft; kurz vor ſeiner vorgehabten Flucht von Stockholm und Plünderung der Reichsbank am 13. März ſey ſein Vertrauter der Oberhofmarſchall Freiherr Munck mit einem Theil jener Schätze und den königlichen Juwelen vorausgereiſt, um ſie vor jedem Zufall zu retten; des Königs Vermögen hier im Lande, das Vertraute in Händen haben, ſey nicht weniger als drei bis vier Millionen Bankothaler. So habe dieſer eigenſinnige, feige und plünderiſche König alles Andere, nur nicht ſein eigenes Daſeyn, ſeinen eiſernen und blutigen Starrſinn, aufopfern wollen.

Anfangs glaubten dies Viele, aber allmälig ſank die Lüge vor der Wahrheit zu Boden. Freiherr Munck, des Königs erſter Hofmarſchall und Statthalter auf Stockholms Schloß, war wenige Tage vor der Umkehrung auf das Land gereiſt. Es war leicht, auf ihn zu dichten, denn ſeine treue Anhänglichkeit an der königlichen Familie war bekannt; aber er kam nach acht Tagen wieder, und weder war er, wie man erzählte, von dem patriotiſchen Weſtheer verhaftet geweſen, noch hatte er Schätze und Juweelen geführt. Die würde die jetzt herrſchende Parthei, welche ihn haßte, wohl von ihm herausgeklopft haben; aber ſie klopfte nicht. Nach

Verlauf eines Monats wußte man, daß Lüge war, was die Unzufriedenen ſchon ſeit zwei Jahren geſchwatzt hatten von Ueberſendung eingewechſelter Dukaten nach England; man wußte ſogar, daß des Königs ganzes Vermögen zwiſchen der Summe von 600,000 bis 700,000 Bankothalern ſtand, und nun wunderten ſich wieder Viele, daß es weniger war, als ſein Vater ihm hinterlaſſen hatte.

Mehr politiſch noch als dieſe erlogenen Verbrechen war anderes loſes Geſchwätz und Gelåſter und mancherlei Anſpielungen, welche durch die Måuler rundliefen. Man erneuerte alte vom Haß gegen Guſtavs des Dritten Andenken genåhrte und fortgepflanzte Gerüchte, Guſtav Adolf ſey nicht Guſtavs des Dritten åchter Sohn; und der unverſöhnliche Haß ſeiner Feinde ſuchte ſo einen ſchwarzen Schandhügel hinter ihm aufzuthürmen. Zugleich war man ſehr geſchåftig, die Liebe und das Mitleid zu erſticken, die ſich in den Herzen für die Königin und die königlichen Kinder regten, deren Unglück mehr rührte, je unſchuldiger es war. Man ſagte, die Königin ſey die größte Verbrecherin an der Nation, die erſte Quelle alles Unheils, welches das Vaterland und ihr eigenes Haus verderbe; ſie habe Schweden nie geliebt, habe des Königs Herz von dem Lande und Volke abgewendet, habe ihn zu der unſeligen deutſchen Reiſe verführt, wodurch er ſich mit Napoleon entzweite; ihr alter bitterer Haß werde durch dieſes letzte Unglück noch mehr gereitzt werden, ſie werde ſein Mordgift in alle Lebensadern ihres Sohnes einträufeln, und Rachſucht und Wuth werden, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbend, raſen. Darum müſſe man ſich vor dem Sohn hüten, unter welchem nur eine Büttelregierung*) ſeyn werde. Ja ſo unmenſchlich grauſam war die Erbitterung, daß man der Königin den Stolz und die Liebe zum Verbrechen machte, womit ſie das Schickſal ihres Gemals theilte: was an allen Frauen ehrwürdig iſt, ſollte an ihr ſchlecht ſeyn. Man ſagte laut: der beſte Beweis ihres kalten und engen Herzens iſt, daß ſie um einen ſolchen Mann ſo trauren kann, der weder ſchön noch tapfer, weder liebenswürdig noch ſiegreich war, der nichts Großes noch Königliches darſtellte. Was ihre Tugend noch reiner und höher machte, das ſollte albern und lächerlich ſeyn. Um dem Unglück die Gunſt zu rauben, welche die Menſchen ihm ſo gern geben, trug man Erzählungen ja ſogar Abſchriften von Briefen herum, welche man von der Königin an den König geſchrieben und aufgefangen ſagte, und worin ihr Haß und ihr Groll gegen das ſchwediſche Volk ſich auf das härteſte erklärt haben ſollte. Das mag ſo ſeyn, daß ſie bei ſo friſchen Wunden bitterſte und herbſte Gefühle des Augenblicks vielleicht gegen ganz Schweden ausgeſprochen hatte, wie andre Sterbliche in ähnlichen Fällen auch thun. Solche Gefühle aber vernarben ſich durch die heilende Zeit und das beſänftigende Glück.

Aber alles dies wirkte nur bei denen, deren Entſchlüſſe lange genommen waren, und ſelbſt dieſe mußten knirſchen, daß die Achtung und Gunſt der Königin bei dem Volke in demſelben Maaße wuchs, als man ſie zu verringern ſuchte.

---

*) en rackareregering; ſo ſprachen die Stimmführer der Parthei; und doch behaupteten ſie wieder, ſie hätten bei dem Aufſtande an ihre Perſonen und deren Sicherheit nicht, ſondern allein an das liebe Vaterland gedacht.

Dieſe ſchöne und liebenswürdige Frau, mit jeder Zucht und Anmuth ihres Geſchlechts geſchmückt, hatte durch ihr kluges beſonnenes Betragen, durch ihre Sanftmuth und Liebe gegen einen Gemal, der nicht immer der ſanfteſte und liebenswürdigſte war, lange den höchſten Preis der Tugend unter den hohen ſchwediſchen Frauen verdient; jetzt riß die Standhaftigkeit, die Klugheit, der ſtille Stolz und die kalte Hoheit, womit ſie das ſchwere Unglück trug, ſelbſt von dem Haß die Huldigung und Bewunderung an ſich, welche er ungern gab. Seit dem Tage der Verhaftung des Königs machte die königliche Frau ihr Zimmer zu einem Gefängniß, welches ſie nie verließ; ſie wies den Neugierigen eine ſtumme und ſchweigende, den Lauſchern und Schadenfrohen eine ſtolze und ſtandhafte, den Wenigen, die ein Herz zu ihr hatten, eine zarte und menſchliche Frau; ſie wies allen, daß ſie verdient hätte, eines großen und ſieghaften Monarchen Königin zu ſeyn.

Auch der königliche Knabe, der Kronprinz Guſtav, gewann, ſo wie die Zeit fortging. Das natürliche Mitleid mit ſeiner unſchuldigen Jugend und die hohe Tugend ſeiner würdigen Mutter wirkten für ihn; es wirkte ſeine ſchöne Blüthe und die reiche Hoffnung, die in einer edlen Geſtalt eingeſchloſſen ſchien. Prinz Guſtav hatte eine ſo kränkelnde Kindheit, daß man faſt fürchtete, er werde ein Krüppel werden. Aber ſeit ſeinem achten Jahr hat er ſich wunderbar erholt und iſt jetzt in ſeinem zehnten ein ſchöner und ſtarker Knabe, das Bild ſeiner Mutter mehr als eine ſeiner Schweſtern. — Welche Gründe gebrauchen die bittern Feinde ſeines Vaters für ſeine Ausſchließung vom Waſathron? Faſt alle ſtehen bei dem Einen ſtill, bei der oben erwähnten

Furcht einer Büttelregierung: daß Triebe und Grundſätze von Geſchlecht zu Geſchlecht mit dem Blute forterben, und daß Rachſucht zerſtören werde, was Patriotismus neu aufbauen wolle. Welche Lehre! Nach ihr müßte auf gut Türkiſch die ganze Familie eines Königsmörders, eines Landesverräthers, eines jeden großen oder ſcheußlichen Verbrechers mit Stumpf und Stiel vertilgt werden.

Nach Verlauf einiger Monate auch, da die Menſchen anfingen ſich zu beſinnen, ward man in Vielem gemäßigter; Unwille und Zorn gegen die alte Regierung milderte ſich, jemehr man ſah, daß die Neuen mit glänzenden Seifenblaſen ſpielten und goldene Berge verſprochen hatten, die wenigſtens weit hinter allen ſchwediſchen Bergen lagen. Lebendige und friſche Begeiſterung, gewaltiger und aufbrauſender gleichſam mit neuen Schöpfungen ſchwangerer Revolutionsſinn war von Anfang an nicht geweſen. Man ſah immer deutlicher, daß neue Namen alte Uebel nicht beſſerten, daß Eiſen nicht Gold ward, weil man es Gold nannte; man fühlte, man war nicht weiter gekommen, als wo man lange geſtanden. Gewiß ſehr wenige erkannten mit Klarheit und Beſonnenheit die Gewalt der Zeit, die man auch den Taumel der Zeit nennen könnte; gewiß ſehr wenige erkannten das, was an Guſtav Adolf ewig ehrwürdig bleiben wird und was, mit größerer Thätigkeit verbunden, ihn zu einem unſterblichen Mann gemacht haben würde; aber manche begannen zu fragen: Iſt er es nur, er allein, der alle Laſt der Schuld tragen ſoll? wären wir Schweden ſo tapfer, ſo tugendhaft, ſo edel und ſo frei, als man uns täglich vorklingt, wie hätte unſer König ſo viel Schlechtes und Erbärmliches thun können, als man ihm aufbürdet?

ja wie hätte er bei einem ſolchen Volke es anfangen ſollen, um mit dem Gefängniſſe zu endigen? Die Billigeren fingen auch an andere anzuklagen und redeten viel von der Elendigkeit und Pinſelei der Ugglaſe, Cederſtröme, Wachtmeiſter, und von der Verrätherei der Cronſtedte und Tibelle; vorzüglich laut aber wurden die Anklagen gegen den Generalmajor Tibell.

Tibell war der Sohn eines Unterofficiers bei Südermanlands Regiment, welcher in Armuth geſtorben war. Er ward jung Soldat und zeichnete ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit aus. Als Leutnant ward er zum Lehrer an der Kadetten- oder Kriegs-Schule in Karlberg ernannt. Wegen eines Zwiſtes mit einem ſeiner Kameraden, welchen er ſich unverdient vorgezogen glaubte, nahm er Urlaub und ging nach Frankreich, machte unter Napoleon zwei Feldzüge in Italien mit, und diente ſich zum Brigadier auf. Nach dem Frieden von Campo Formio kam er nach Schweden zurück und ward durch Gunſt des Kriegspräſidenten Cederſtröm, der alles, was im Auslande geweſen, für Wunder anſah, empfohlen und angeſtellt. Auch galt Tibell für einen geſchickten und fleißigen Mann. Bald errichtete man ein neues topographiſches Korps, zu deſſen Haupt er ernannt wurde. Im Jahr 1805 folgte er dem Könige nach Pommern und Mecklenburg, und im Sommer 1806, bei der neuen Einrichtung der pommerſchen Provinz, ſpielte er als Rath und Planmacher dort eine große Rolle. Tibell verließ das Land mit dem Könige im September 1806, und ließ den Ruf eines herrſchſüchtigen, ehrgeitzigen und eigennützigen Mannes hinter ſich; ja ſchwediſcher Neid und pommerſche Junkerei ſagten, er habe, um ſich Anſehen und

Wichtigkeit zu geben, dem Könige abſichtlich Lügen und Wind vorgemacht. Bei ſeiner Rückkunft in Schweden wurde er zum Generalquartiermeiſter und nicht gar lange darauf zum Vicepräſidenten im Kriegskollegium ernannt. Während des Krieges von 1808 war er einer von den Wenigen, die mit dem Könige am meiſten allein rathſchlagten und beſchloſſen. Man ſprach: iſt Tibell ein ſo kluger Mann, als die Welt glaubt, ſo mußte er lieber Abſchied nehmen, als elende und tolle Unternehmungen befördern, welche man ihm mit Recht zuſchob, als der im Kriegskollegium und mit dem Könige am meiſten bedeutete. Da er dies aber nicht that, da alles, auch das, worin er die Hand hatte, unbeſchreiblich elendig verwirrt, ja ſchändlich verwaltet und ausgeführt wurde, ſo ſagte man endlich: dieſer Menſch iſt ein elender Glückspilz, ein eigennütziger ſelbſtſüchtiger Schelm, ein ſchlauer Benutzer des Augenblicks, ein gemeiner Dieb der Ehre und des Glückes ſeines Königs und Vaterlandes; ja Viele murmelten: Tibell arbeite planmäßig, ſtehe im Bunde mit den Feinden des Staates, und bereite das Verderben ſeines Herrn ganz ſyſtematiſch. So klang die Stimme des Volks vielfältig, ſo klangen die Stimmen von Männern, die vor dem Könige ſeine Freunde waren; und ſo war wirklich der Schein: aber vom Schein zur Wahrheit führt oft gar kein Weg, ſo viele Schatten und Nebel fliegen zwiſchen beiden hin und her. Tibell iſt geſchickt, thätig, ehrgeitzig, vielleicht mehr geldgeitzig; ſein Ausdruck iſt eiſige Kälte und Schlauheit, die er unter einer trotzigen halb franzöſiſchen Derbheit und Unverſchämtheit verſteckt; gegen ſeine Untergebenen braucht er der Hoffart und des Dünkels genug. Ließ dieſer ſich gleich der allgemeinen Gemeinheit und Schlaffheit den Strom ſo forttreiben, denkend, weil er nichts Edles empfinden konnte, wie man die Waſſer auch leite, ſie werden immer ins Verderben reißen? oder war er ein Verräther? Ich glaube dies Letzte nicht. Er fand ein ungünſtigeres Urtheil und ward mehr gehaßt als Viele, weil der Emporkömmling gelegentlich von Hochmuth und Uebermuth überfloß. Er war ſchlecht, undankbar ſeinem Herrn, nicht ſchlechter als andre, die gute Leute hießen.

Der erſte Mai war gekommen, der Tag, wo der Reichstag beginnen ſollte; die Stände waren größtentheils verſammelt, außer den unglücklichen Finnen, die unter fremder Herrſchaft ſeufzeten. Die erſten acht Tage verfloſſen mit Unterſuchung der Vollmachten, Vorbereitungen, Aufwartungen und Beſprechungen. Das erſte Nothwendige war natürlich, den Rettern des Vaterlandes, Adlerſparre, Adlercreutz, Klingſpor und dem Reichsverweſer zu danken, daß ſie nicht an dem Vaterlande verzweifelt, ſondern das ſterbende und untergehende wieder zu Leben und Ruhm aufgerichtet hatten. Dies geſchah mit großer Feierlichkeit und mit der rührenden Einhelligkeit und Freude, wie man ſich ausdrückte, die einen neuen und friſchen Geiſt der Freiheit verkündigten.

Den 9. Mai war öffentlicher Reichstagspomp, Gottesdienſt und Verſammlung der Stände in dem Reichsſaal im Schloſſe, und nach dem Schluß derſelben große Tafel bei dem Reichsvorſteher. Bei jener Verſammlung im Reichsſaale ließ der Reichsvorſteher einen allgemeinen Bericht*) über den Zuſtand des Reichs und über die Veranlaſſung der Regierungsveränderung und des Reichstags verleſen. Der Verleſer und Verfaſſer dieſes Berichts war der Freiherr Lagerbjelke, jüngſt zum Hofkanzler und einige Zeit darauf zum Staatsrath ernannt. Er hatte für den Zweck des Tages, für Blendung und Täuſchung, vortrefflich geſchrieben, und die einzelne Schuld des Königs und der Nation und die allgemeine Schuld der Zeit und der Nationen ſo fein und künſtlich in einander verwebt und verwickelt, daß der Schein ſiegte, und jeder mit der Ueberzeugung wegging, nie habe ein ſchlimmerer und unfähigerer König regiert als Guſtav Adolf.

---

*) S. die Beilage XIV.

Merkwürdiger war der folgende Tag, der 10. Mai. Zuerſt hielt Jöran Adlerſparre im Ritterhauſe eine Rede, die darauf ausging, nicht allein den König Guſtav Adolf, ſondern auch ſeinen Sohn, den Kronprinzen Guſtav, und ſein ganzes Haus auf ewige Zeiten des Thrones verluſtig zu erklären, auf dem Grunde der Erblichkeit der Grundſätze und des Haſſes von Geſchlecht zu Geſchlecht dieſen harten Antrag ſtützend. Darauf verſammelten ſich der Adel und die übrigen Stände in dem Reichsſaal. Dort las der vormalige Expeditionsſekretär Freiherr Lars Auguſt Mannerheim eine Rede *) vor, worin er die Stände aufforderte ſich zu erklären, ob ſie Guſtav Adolf und ſeinen Sohn als Herrſcher behalten oder ihnen die Treue aufſagen und ſie abſetzen wollten? Alles war vorgearbeitet und vorbereitet, und mit lautem Jubel ging der Antrag der Abſetzung durch. Zugleich las man eine Erklä-

---

*) S. die Beilage XV.

rung*) des gefangenen Königs her, wodurch er für ſich, aber nicht für ſeinen Sohn der Krone früher ſchon entſagt hatte. Dieſe Erklärung war geſchrieben zu Gripsholm den 29. März. Guſtav Adolf ſchien dieſen Tag dazu abſichtlich gewählt zu haben, den Tag, an welchem er vor 17 Jahren nach dem Tode ſeines Vaters den blutigen Thron beſtiegen hatte.

Nach dieſem Auftritt erklärte der alte Herzog, daß er vorläufig noch als Reichsverweſer regieren wolle, bis die Stände die neue Verfaſſung und veränderte Regierungsform beſtimmt hätten und ſie ihm vorlegen könnten, wo er dann ſehen würde, ob er nach ſeinem Gewiſſen und ſeinen Grundſätzen die Krone ſeiner Väter annehmen könne oder in die ſtille Ruhe des von ihm geliebten Privatlebens zurückkehren müſſe.

Um die Freude dieſes großen Tages zu krönen, ließ der Reichsvorſteher einen franzöſiſchen Bericht vorleſen über die Schlacht bei Regensburg, welcher den Abend vorher eingelaufen war und in pomphaften Worten verkündigte, Napoleon habe das ganze öſtreichiſche Heer zu Staub und Aſchen zermalmt. Dieſer Bericht wurde mit lautem Jubel empfangen und verbreitete einen ſolchen Freudentaumel durch die ganze Stadt, als wenn man vernommen hätte, alle Ruſſen ſeyen plötzlich an der Peſt geſtorben, oder zwiſchen Archangel und Petersburg habe ein Erdbeben ein Meer von 20 Meilen Breite geriſſen und Skandinaviens Gränzen dadurch auf immer gegen die Anfälle der öſtlichen Barbarei geſichert. Denn hier glaubte man, Schwedens goldne Zeit, die Wiedererhebung ſeiner alten Herrlichkeit und ſeines ſeit einem Jahrhundert erblaßten Glanzes werde beginnen, ſobald der Kaiſer von Frankreich alle Hinderniſſe beſiegt habe, die ihn jetzt noch zurückhalten, dem ſchwediſchen Volke das zu thun, was er für daſſelbe im Sinne habe. Denn daß Napoleon ſie vor allen Völkern bewundere und liebe, das glaubten ſie feſtiglich. Als die Verſammelten des Nachmittags wieder auf den Straßen erſchienen, traf ich auf dem Ritterhausplatze einen würdigen Greis meiner Bekanntſchaft, einen Freiherrn, der ſonſt auch für einen geſcheidten Mann galt, welcher, ſobald er mich anſichtig ward, wie ein Entzückter auf mich zulief, mich umhalſete und küßte, und laut ausſchrie: (ſo hatte ihn das arkaniſche regensburger Bulletin verwirrt) Gottlob! nun ſind wir alle frei! Ein finniſcher Officier, mit welchem ich im Geſpräch auf und ab gegangen war und welcher neben uns ſtand, fing dieſen Freudenausruf mit der Spitze der bittern Worte auf: Ja frei von dem Könige, aber nicht von Schurken.

---

*) S. die Beilage XVI.

Die von den Reichsſtänden unterſchriebene Aufſagungsakte vom 10. Mai wurde dem Gefangenen auf Gripsholm, den 29. Mai *) übergeben. Er beſcheinigte ihnen den Empfang, und antwortete, er habe ſie mit ruhigem Gewiſſen, aber mit dem ſchmerzlichſten Gefühl empfangen.

Man arbeitete nun ſehr eifrig an der neuen Verfaſſung. Im Anfange des Junius war ſie fertig. Die Stände nahmen ſie faſt ohne Widerrede an. Bloß die Bauren ſträubten ſich lange gegen den §. 114 derſelben. Da dieſes Pochen und Widerreden der Bauren zeigt, daß ſie bei einer

---

*) S. die Beilage XVII.

Revolution, bei welcher ſo viel von Freiheit und Gleichheit geklingelt ward, allenfalls auch etwas gewinnen wollten, ſo führe ich den §. hier wörtlich ein. Er lautet:

„Der König laſſe ſämmtliche Reichsſtände ihre Privi„legien, Gerechtſame und Freiheiten genießen; und beruhet „es auf ſämmtlicher Reichsſtände Uebereinkunft und des „Königs Beifall, ſie diejenigen Veränderungen und Aus„gleichungen untergehen zu laſſen, welche die Bedürfniſſe „des Reichs fordern können. Keine neue Privilegien, die „einen Reichsſtand angehen, können ohne des Königs und „aller Reichsſtände Kenntniß und Beifall gegeben und er„theilt werden.

Die Bauren ſteiſten ſich darauf, daß von Privilegien, Vorrechten und Freiheiten gar nicht beſonders geredet werden dürfe, da ja die Verfaſſung ſelbſt die Rechte und Verhältniſſe der einzelnen Stände gegen einander deutlich beſtimme, und es hinfort keine mehr gebe, als welche ſie enthalte. Es ſey hier alſo ein unnützer Ueberfluß, der auf das Alte hinzuwinken ſcheine und alte Händel bei günſtiger Gelegenheit wieder lebendig machen könne. Der Adel wolle ſich vielleicht gleichſam ein Loch offen halten, um das wiedergewinnen zu können, was er durch die Noth und Gewalt der Zeit von ſeinen Vorrechten habe aufgeben müſſen. Dies ſcheine um ſo mehr der Fall zu ſeyn, da der Adel grade durch ſeinen heftigen Widerſtand, den Anfang dieſes §. nicht aufzugeben, beweiſe, daß das Wort Privilegien, jenes ewig verhaßte Wort, das den Ohren freigeborner ſchwediſcher Männer ſo übel laute, mit ſo großer Hartnäckigkeit verfochten werde. Doch gaben die Bauren endlich nach, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, der beſtrittene §. ſolle und müſſe auf dem nächſten Reichstage wieder geſichtet werden.

Sogleich nach der Vollendung und Annahme der Verfaſſung empfing der Reichsvorſteher unter dem Namen Karl der Dreizehnte Krönung und Huldigung. Es war eine ſchlechte Vorbedeutung für die Stärke des Reichs, daß der alte ſchwache Mann ſich bei den Strapazen dieſer Tage kaum auf ſeinen Füßen halten konnte.

Da ich von der Stärke des Reichs ſpreche, ſo erwähne ich in aller Kürze, daß ſich dieſen Frühling und Sommer weder in der Führung des Kriegs noch in der Abſchließung des Friedens Stärke und Glück ſo offenbarten, daß ſie den Verkündigungen gleich gekommen wären. Schweden verlor durch die Friedensſchlüſſe ſein herrliches Finnland. Um Finnland hatte Alexander Krieg begonnen, das war das Ziel ſeines gewaltigen Zorns gegen England und deſſen Bundesgenoſſen, welcher ſpäter gar nicht mehr brannte. Mit Dänemark und Frankreich ward auf den Status quo vor dem Kriege abgeſchloſſen. Die Dänen hätten hiebei viel zu bedenken gehabt, wenn Haß und Neid Beſonnenheit zum Denken hätten. Sie hatten, getrieben von dieſem Haß und Neid, die ſeit dem Jahre 1762, dem Antritt der großen Katharina, höchſt unkluge Leidenſchaften waren, Schweden immer mit eigenen Aufopferungen zum Vortheile der Ruſſen angegriffen und dieſe Slaven an die Thore des alten Skandinaviens gebracht und die eignen Stammgenoſſen immer bereitwillig ſchwächen helfen. Auch das dringt ſich der Betrachtung unwillkührlich auf, daß durch die franzöſiſche Revolution, welche ganz Europa umgekehrt und umgewühlt hat, niemand vergrößert iſt als die beiden Enden deſſelben, der äußerſte West und der äußerſte Oſt; die Mitte iſt endlich ungefähr liegen geblieben, wie die Revolution ſie empfangen hat: England und Rußland haben, durch die Umſtände und am meiſten durch ihre geographiſche Lage begünſtigt, Länder und Völker verſchlingen dürfen, während die Wälſchen in der Mitte ihr tolles, wüſtes Weſen trieben.

Einige Tage vor der Krönung Karls des Dreizehnten war die Königin Friderike mit ihren Kindern von Haga nach Gripsholm geführt und dort mit ihrem Gemal vereinigt. Sie hatte vor der Abreiſe noch die letzten Beſuche von ihren Gefreundten empfangen. Dies war gewiß ein ſchweres Spiel geweſen beide für die Hinaufſteigenden und Herabſteigenden, dieſe letzten Ehren und mit Trauerflor umhängten Verzierungen des Anſtandes und der Pflicht durchzuſpielen, wo das Menſchliche und das Fürſtliche mit einander ringen muß. Der Reichsvorſteher begrüßte die Königin jetzt zum erſten Male nach dem wilden Tage des 13. März; vielleicht beſuchte er ſie auch zum letzten Mal. Er war ſehr gerührt; die Königin aber war die ruhige und ſtolze Frau. Die alte Prinzeſſin Sophie Albertine, Aebtiſſin von Quedlinburg, hatte ſich von Anfang an als die würdige Schweſter Guſtavs des Dritten gezeigt, mit deſſen hellem Verſtande ſie größeren Ernſt des Karakters verbindet. Die Gemalin des Reichsvorſtehers trug ihr gutes, unbefangenes Herz ohne Haltung und Würde immer zur Schau, leicht bewegt und leicht vergeſſend, alſo weder in Freundſchaft noch Feindſchaft Gewicht habend. Die alte Königin Mutter, die mit ihrem einzigen Sohn all ihr Lebensglück untergehen ſah, trug ihren Schmerz mit ſtillem königlichen Anſtand. Guſtav Adolf war ihr der dankbarſte und gehorſamſte Sohn, er war ein ihr in mancher Hinſicht ähnlicher Sohn; ſie liebte ihn unausſprechlich, ſie liebte ſeine Gemalin ſehr, ſie liebte die königlichen Kinder wohl mehr als beide. Sie fuhr dieſes Jahr ungewöhnlich früh auf ihr Schloß Ulricsdal, eine Meile von Stockholm, und entzog ſich allem Lärm und Getümmel, welches für ſie keine Freude bedeutete.

Zum Ruhm des Reichsvorſtehers, jetzt Königs Karl des Dreizehnten, muß geſagt werden, daß er ſich lange ſträubte zur Ausſchließung des Prinzen Guſtav vom ſchwediſchen Thron ſeine Stimme zu geben, vorſtellend, ganz Europa werde ſich gegen ihn empören, daß er, der Greis am Rande des Grabes, ſo willig die Hand biete, die kindliche Unſchuld und in ihr das Haus eines großen Bruders zu verderben, daß er ſich zum Geräthe einer Parthei zur Vertilgung ſeines eigenen Stammes machen laſſe. Was man dem alten Herrn auch vorſprach und vorſtellte von politiſcher Nothwendigkeit, von der Wohlfahrt und der Rettung des Vaterlandes, von der Ehre des ſchwediſchen Volks — diesmal beſtand der ſonſt ſo Bewegliche und Schwache alle bethörenden Täuſchereien und zudringlichen Beſtürmungen, und erklärte ihnen, Unrecht thun bringe nimmer Glück und Grauſamkeit ſey nimmer die Ehre eines Volks. Der Mäkler der Parthei, welcher ſich ihr auch ſogleich zugeſellt hatte, war der Freiherr von Eſſen. Als dieſer nach mehreren wiederholten Angriffen ſah, daß er immer noch nichts ausrichtete, ſo ſchlug er vor, man ſolle dem erſten Beamten des Reichs, dem großen Bewahrer und Vorſteher des Rechts, dem in Entſcheidung hoher und ſchwerer Fragen geübten Reichsdroſt Grafen Wachtmeiſter auch dieſe Frage vorlegen. Nun ging von Eſſen nebſt den Seinigen zu dem alten, ſchwachen Wachtmeiſter und ſie holten ihn leicht herüber. Dieſer ließ ſich auf das Schloß tragen und wimmerte mit Thränen in den Augen und mit Händeringen ſo viel von des Vaterlandes Nöthen und Gefahren und von möglichen ungeheuren und mörderiſchen Geburten der Zukunft; und der Reichsverweſer, der hier wirklich eine ungewöhnliche Standhaftigkeit bewieſen hatte, ließ ihnen endlich den böſen Willen.

Dies that der Freiherr von Eſſen. Welcherlei Mann er iſt, wurde oben erzählt. Aber wie ward er dieſer General, Generalſtatthalter und Excellenz? Guſtav der Dritte nahm den Jüngling, der nichts weiter mitbrachte als eine ſchöne Geſtalt, an ſeinen Hof, beförderte ihn von Stufe zu Stufe, bezahlte ſeine Schulden und half ſeiner Armuth zu einer reichen Frau und zu Gütern in Pommern. Auch Guſtav Adolf empfing ihn bei ſeinem Regierungsantritt in zerrütteten Umſtänden, er machte ihn zum Generalſtatthalter von Pommern und Rügen, ſchenkte ihm beträchtliche Einkünfte von Krongütern daſelbſt, und gab ihm die Anwartſchaft auf das wahrſcheinlich bald ledige Lehen der Grafen von Küſſow auf Quetzin von 15,000 Rthalern Einnahme, ſetzte ihn auch nach dem Verluſt Pommerns mit einem Jahrgelde von 3000 Rthalern Banko in Sicherheit. Dies thaten die Könige; dies that von Eſſen. Will man am gelindeſten richten, ſo ſpricht man: Da Freiherr von Eſſen dies alles empfing und annahm, ſo lud er die Pflicht auf ſich, wenigſtens nicht gegen die königliche Familie zu arbeiten, wenn die alles auflöſende Zeit ihm auch die politiſche Ueberzeugung brachte, daß er für ſie nicht arbeiten dürfe noch könne.

Um die Mitte des Julius wurde die Thronfolge nach Karln dem Dreizehnten feſtgeſetzt und der Prinz Chriſtian Auguſt von Holſtein Auguſtenburg, däniſcher Statthalter in Norwegen, zu Karls Nachfolger gewählt. Man ſprach nicht mehr ſo laut davon, daß er Norwegen als Mitgift mitbringen werde; man hatte wohl von Anfang an gewußt, daß das an ganz andern Sternen hing, als an ſeinen und den ſchwediſchen, aber man hatte dem Volke etwas einbilden müſſen, und Adlerſparre hatte ſeinen König haben wollen. Dieſer Prinz wurde aus perſönlichen und einzelnen, nicht aus politiſchen und allgemeinen Rückſichten gewählt. Norwegen? — hatten überdies die Geſcheidten gefragt — was, Norwegen? Das kann uns nicht weglaufen, wenn es nicht ins Meer ſpringt, das können wir nach Jahrhunderten noch haben, wenn wir es haben wollen — aber ein Kronprinz, der uns Finnland wieder gäbe! bringt uns den!

Auch der Kronprinz Guſtav hatte ſeine Freunde gehabt, welche für ſeinen Waſathron gefochten, aber nicht hatten durchdringen können. Man nennt unter ihren Führern den General Armfelt, den Grafen Ruth, Finanzminiſter unter Guſtav dem Dritten, ſpäter Generalſtatthalter in Pommern, und den Grafen Jakob de la Gardie *), vormaligen Geſandten in Wien. Der letzte und der Oberſt Sköldebrand redeten öffentlich im Ritterhauſe für den jungen Prinzen und gegen die Uebereilung mit Auguſtenburg. Die Parthei hatte für ihn unter andern den Grund gebraucht,

---

*) Sonderbar, daß dieſer Graf de la Gardie, durch ſeine Urältermutter, Karl des Zehnten Schweſter, vom Waſaſtamme, von einigen Schweden zu einem Thronfolger angeſpielt ward.

daß er, obgleich ein Fürſt aus dem Hauſe Oldenburg, allein der Mann ſeiner Tugend und Würdigkeit und von jeder fremden Macht unabhängig ſey. Die Königiſchen aber meinten, eben weil er von keiner bedeutenden Macht getragen und unterſtützt werde, ſolle man ſich mit ihm vorſehen, denn Schweden ſey nicht in der Lage, ſein Schickſal nach Gefallen zu entſcheiden; es könne noch wohl geſchehen, daß Prinz Guſtav gewaltige Fürſprecher finde, und dann komme man mit dem machtloſen Thronfolger in Verlegenheit. Auch wieſen ſie hin auf die Gefahren künftiger Tage: Guſtav Adolfs Kinder könne man auf gut Türkiſch doch nicht erdroſſeln; ſie bleiben immer Thronanſprecher — ſo ſey die Meinung und Neigung der Völker und die Lehre der Erfahrung — und fremde Politik werde ſie gelegentlich gegen Schweden gebrauchen können; der Kronprinz Guſtav ſey im Purpur geboren, ſey unangefochten; jede neue Dynaſtie bleibe durch Menſchenalter in einem ſorglichen und ſchwankenden Zuſtande und ſetze das Reich durch Erſchütterungen und Schaukelungen zwiſchen den Zugſeilen fremder Mächte hin und her einige Menſchenalter hindurch gefährlichen Mißverhältniſſen aus.

König Guſtav Adolf hatte den Sommer ruhig und ſeit der Wiedervereinigung mit den Seinigen auch leidlich glücklich verlebt. Er las in ſeiner Bibel und in ſeinem Glauben an Gott und Gottes Vorſehung das Schickſal der Könige und Völker anders als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, in der Zuverſicht dieſes Glaubens gewiß glücklicher als ſie. Indeſſen da ſeine Gefangenſchaft wider alle Erwartung lange dauerte, da der trübe graue Herbſt die grauen Wolken vor ihm aufzog und die gelben Blätter von den Bäumen zu ſchütteln begann, ſo ward auch er trüber und unruhiger, und die Geſchichten und Geſpenſter, welche an Gripsholms Schloß gebunden ſind, ſcheinen ſeine Tage und Nächte, wie ſehr er vor den Menſchen ſeine königliche Ernſthaftigkeit auch hütete, doch häufig geängſtet zu haben. Hier hatten große Könige vor ihm gefangen geſeſſen, er konnte über das enge Gefängnißkämmerchen ſeine Betrachtungen anſtellen, worin Erich der Vierzehnte ſo lange ſaß, daß die Spuren ſeiner Füße in den Steinen vor dem Guckfenſterchen noch ſichtbar waren, wodurch ſeine ſehnſuchtsvollen Augen Licht und Sonne und einen frei fliegenden Vogel geſucht hatten. Auch konnte er die vor zehn Jahren hier vorgefallene wunderbare Begebenheit nicht vergeſſen haben, welche dem Mährchen von einem Traume ähnlich ſieht und doch wirklich erlebt iſt. Es war des Königs Schwäher der Markgraf von Baden aus Petersburg nach Schweden zum Beſuche gekommen und ihm zu Ehren hatte man den Tag vor ſeiner Abreiſe auf Gripsholm noch ein recht feſtliches Gaſtmal gehalten. Nach dem Feſte in der tiefen ſchlafenden Nacht, als die Mitternachtsglocke geſchlagen, fing der alte Umgänger, der Schloßgeiſt, der auch König Erichs Geiſt genannt wird, ſeinen Rumor an: Hauchen, Ziſchen, Schnalzen, Klappern und Toſen, als wenn alle Steine auf dem Dache zu tanzen begännen oder ein wüthendes Heer von wilden Katzen und Mardern losgelaſſen wäre. Kurz, der alte Geiſt weckte die Schläfer und Träumer auf und erſchreckte die wenigen Wachenden, und ſo bunt miſchte er das Menſchengewimmel unter einander, daß ſich Hofmarſchälle und Adjutanten in Schlafröcken, Hofdamen und Hoffräulein in Nachthemden, Lakaien und Kammerjungfern in ähnlichen Nachtgewändern, Diener und Küchenjungen mit Fackeln oder Laternen umherlaufend, umherſchreiend, Angſt und Hülfe ausrufend in den Sälen, auf den Treppen, auf den Höfen, ja in den Gärten durch einander gejagt und geſcheucht fanden, daß man aus Mißgruben, Ciſternen, Feuerlöſchkufen die hineingeſtürzten und ſchreienden Hoffräulein und Pagen retten mußte. Dieſer wilde nächtliche Aufruhr ward freilich in einer halben Stunde beſchwichtigt, aber ſeine Bedeutung erſchien den folgenden Tag am Sonnenlichte. Der Wagen des abgereiſten Markgrafen Erbfürſten von Baden warf unweit Arboga um, und er kam als Leiche nach Gripsholm und von da ſpäter in ſeine Heimath zurück.

Wie begreiflich, daß ein ſolcher Rundgänger Guſtav Adolf nicht immer ruhig ſchlafen ließ, der nun Zeit genug hatte, melancholiſchen Gedanken und Träumen nachzuhängen. Beſonders wild offenbarte er ſich wieder in der Nacht des 7. Oktobers, in welcher Nacht der alte Oheim König einſt ans Licht gekommen war. Er hatte ſo arg rumort und mit Hauchen, Ziſchen und Stönen und andern ſchauerlichen Tönen den König und die Königin in ihrem Bette ſo lange geängſtigt, daß ſie endlich aus Bett und Schlafzimmer entflohen und zu dem wachhabenden Officier Freiherrn Otter ihre Zuflucht nahmen und ihm das Erlebte erzählten. Sie wechſelten in Folge dieſes Nachtbeſuchs ihre Schlafſtelle und hatten hinfort Ruhe. Die Sage aber lief mit tauſend verſchiedenen Verzierungen und Auslegungen bald rings im Lande herum und gab eben wegen des alten Königs Jahrestagsnacht zu den wunderlichſten Deutungen und Weiſſagungen Veranlaſſung.

Endlich mit dem Schluſſe des unglücklichen Jahrs 1809 ward Guſtav Adolf aus dieſem Orte des Grauens und der Geſpenſter erlöſt. Man erwartete bald die Ankunft des neu erwählten Kronprinzen, es mußte in Schweden Raum gemacht werden. Ganz geheim und geſchwind ward Guſtav Adolf nebſt den Seinigen den 6. December aus Gripsholm unter Geleit des Generals Sköldebrand und mehrerer Stabsofficiere nach Karlskrona abgeführt, dort auf eine Fregatte eingeſchifft und kam den 18. December in Stralſund an, wo er in der Treue ſeiner alten Pommern die letzte Königswehmuth hatte*). Früher hatte er gewünſcht ſich in eine Herrnhuter Anſtalt des Herzogthums Schleswig zurückzuziehen; man hatte das für Schweden zu nah gefunden. Da hatte er ſich Süddeutſchland und die Schweiz zum Aufenthalt gewählt. Den 1. Februar 1810 kamen ſie in Bruchſal an.

Guſtav Adolf iſt eine ſchlanke gerade Mannsgeſtalt, in allen Gliedern ebenmäßig gebildet, etwas über die Mittelgröße, ſein Kopf länglicht, die Stirn aufgedeckt, faſt zu ſteil aufſteigend, die Augen blau, die Haare blond, die Naſe grad und edel, der Mund voll und feſt geſchloſſen, das Kinn rund und männlich, kurz ein oldenburgiſch holſteiniſches Familiengeſicht, was Karl der Zwölfte durch ſeine oldenburgiſche Mutter auch hatte. Man könnte ſagen, ſein Kopf und ſeines Leibes Haltung haben etwas von Karl dem Zwölften, wenn man ſich dieſen in Ruhe denkt; aber der ſtill erhabene Ernſt, die dunkle Augengluth und das Kräftige und Bewegliche in der reichen Heldengeſtalt, was die Zeitgenoſſen in jenem Zwölften ſogar als eine zauberiſche Schönheit bewundert haben *), fehlt hier. Der König tritt mit einem fein und beweglich gebildeten Leibe eher ſteif und feierlich denn kräftig und fortſchreitend auf. Er hatte hierin etwas wie von einem ſpaniſchen Bourbon, welcher Art auch ſein Gemüth wohl in mancher Beziehung ähnelte. In ſeinem ſonſt regelmäßigen Geſichte, was bei heller geiſtiger Durchleuchtung und Beleuchtung ſogar ſchön geweſen wäre und bei'm Lächeln und gnädigen Anhören und Entlaſſen höchſt angenehm ſein konnte, blieb doch auch, als er aus dem Jünglingsalter herausgetreten war, etwas Unfertiges, Unreifes, was man faſt Knabenhaftes nennen mögte, jener Mangel, den man in den Geſichtern alter Geſchlechter findet, die zum Erlöſchen hinneigen, jenes Etwas, was man Artzüge oder Racezüge nennen mögte, wo ſie bei dem Bewußtſeyn alten Adels und alter Herrlichkeit, mit den geſpenſtiſchen Erinnerungen und Scheinen der Vergangenheit gleichſam belaſtet, dieſe Laſt nicht abſchütteln und deswegen im lebendigen kämpfevollen Leben nicht friſch mit zutaſten können.

---

*) S. das Büchlein des 13. März 1809. St. Gallen. 67 S. 8. Dieſes Büchlein iſt kurz vor des vertriebenen Königs Tode erſchienen, von ſeiner eignen Hand, ehrlich und karakteriſtiſch genug in ſeiner eigenthümlichen Art.

Des Königs Auftritt war feſt und ſchwediſch, immer mit Ernſt und Feierlichkeit gefärbt, und erheiterte ſich ſelten zu einem Lächeln. Karl der Zwölfte, meldet die Ueberlieferung, hat faſt nie gelacht, aber der Held hat auch nie gemurrt noch gegrollt. Wenn man den König öfter geſehen

---

*) S. das Leben des Feldmarſchalls Grafen von Schulenburg u. ſ. w.

und geſprochen hatte, fühlte man, dies war nichts Künſtliches noch Angenommenes, es war ſeine Natur. Er war von Natur kalt und ſpröd, unbeweglich und ſtarr wie nordiſches Eis und Eiſen, und alle ſeine Starrheiten und Störrigkeiten im Denken, Glauben und Handeln ſind aus dieſer ſeiner natürlichen Starrheit geboren.

Und doch bei aller dieſer Sprödigkeit war dieſer Mann nicht ohne mannigfaltige Bildung und Kenntniſſe. Er hatte einen guten Unterricht genoſſen und ihn wohl benutzt, ſo daß man des Knaben Anlagen und Entwickelungen zu ſeiner Zeit mit Recht gelobt und viel Schönes davon gehofft hatte. Er gehörte nicht zu den unwiſſenden Königen und verſtand die Geſchichte und das Staatsrecht ſeines Vaterlandes gründlich, konnte ſich auch in dem weiten Rahmen der allgemeinen und beſonderen europäiſchen Geſchichten mit Leichtigkeit bewegen und ſie gelegentlich als Beweis und Beiſpiel wohl gebrauchen. Er war ein guter und geſchwinder Denker und Sprecher und ließ ſich deswegen mit Eigenen und Fremden in Erörterungen und Hinundherreden, welchen die wenigſten Fürſten gewachſen ſind, gern und freiwillig ein. Auch die Schreibfeder führte er mit Leichtigkeit und Gewandtheit, beide in der Mutterſprache und in der franzöſiſchen Zunge, ſchrieb mit Klarheit und Bündigkeit, und hatte eine ganz ſeine Gabe der Ironie und Parodie. Manche der Staatsſchriften (wovon einige dieſem Buche beigefügten ſchon durch den Ton ihrer Haltung Zeugniß geben können) entwarf er ſelbſt, wenigſtens dem weſentlichen Inhalt nach, ſo daß ſeine Miniſter nur die formalen Köpfe und Schwänze daran zu ſetzen hatten. Auch hat er die fremden Angelegenheiten und die politiſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit ſelten unrichtig beurtheilt noch ihren Zuſammenhang falſch verſtanden. Ich habe merkwürdige Briefe, ganz aus ſeinem Herzen und ſeiner Feder gefloſſene Briefe, geſehen, aus dem Sommer 1808, als die Spanier ſich im edlen Aufſtand erhoben und dem Grafen Romana Kunde geſandt hatten, welcher einen Theil ſeiner von dem ſchlauen Napoleon bis an die äußerſten Küſten und Inſeln hinausgetriebenen Schaar eingeſchifft und auf einige Zeit bei den ſchwediſchen Weſtgothen *) gelandet hatte. In dieſen Briefen an den König von England hatte er mit großer Klarheit und mit ſeltenem Verſtändniß auf den Karakter des ſpaniſchen Volks und die Beſchaffenheit des ſpaniſchen Landes hingewieſen und ſeinen Bundsgenoſſen aufgefordert, dahin alle engliſche Stärke zu wenden, denn da werde der gewaltige Apollyon untergehen. — Sonderbar dieſer geiſtige Treffer ja ſogar dieſe große Gewandtheit und Beweglichkeit des Geiſtes, und im Handeln und Wirken dieſe Verſtocktheit und Starrheit! Wer löſt die Widerſprüche im Menſchen auf?

Guſtav Adolf der König ſaß mitten in der wogenden Fluth des neunzehnten Jahrhunderts, welche auch älteſtes Eis und ſchwerſtes Eiſen wie Strohhalme und Staub im

---

*) Dies war den Schweden, welche jetzt meiſtens die entgegengeſetzte Stimmung und Empfindung hatten, obgleich ſie ſonſt alles was Gothe heißt mit ihrem Gothien gern genaueſt zuſammenknüpfen, ſo wenig merkwürdig, daß kaum ein Mann ſich jene Wochen nach Gothenburg aufmachte, um ſich die kaſtiliſchen Weſtgothen zu betrachten. Romana hieß ihnen ein Verräther und Ueberläufer, wie Napoleon ihn ſtämpelte.

Treiben mit fortwälzte, als der Unbewegliche da auf ſeinem Thron. Mit hohem Gefühl von königlicher Macht und Majeſtät, auch mit dem Gefühl des Königlichen Berufs, Ehre und Recht im Volke zu ſchützen und zu bewahren, ſaß er da unerſchütterlich, als wäre er in Schweden wirklich ein zweiter Thor oder vielmehr ein zweiter chriſtlicher Gott Vater geweſen, und ließ die Wellenbrandung der Zeit um ſich brauſen und emporſchlagen, wohinein er, ſeines guten Gewiſſens und des Glaubens an die göttliche Vergeltung und Wiederbringung getroſt, ruhig ſein ärligt varar längſt rief.

Alles dies wäre ſchön und groß und herrlich in einem Könige geweſen und hätte edle Thaten zeugen können; aber Guſtav Adolfs Maaß war ein ſehr gewöhnliches, und alſo übermaß er ſich. War er vermeſſen? Nein, nicht das; er konnte bei ſeinem ſchönen Wahlſpruch Ehrlich währt am längſten nicht die Unterſchiede der göttlichen und der königlichen Weltregierung, ja nicht einmal die Unterſchiede der königlichen und bürgerlichen Lebensregierung konnte er meſſen. Er trug tief in ſeinem Innern ein Dunkles und Schwermüthiges, aber auch dieſes ſtarr. Darum war er auf dem Wege der Religion und des Glaubens eine Art trockner Fantaſt; er glaubte gern das Wunderliche, das kein Wunder iſt; darum ward er Apokalyptiker und Jungiſcher Schwärmer, er wollte die Geiſter bei hellem Tage, er wollte Gottes Hand in der Entwickelung und Entſcheidung des kurzen Augenblicks ſehen, er verſtand die göttliche Zeitrechnung nicht, die ohne Zeitmaaß iſt und Ewigkeit heißt, vor welcher ein Jahrtauſend der Sekunde gleich iſt. Darum verſaß er den Augenblick, wo dem Menſchen auch gegeben iſt ſein Zeitmaaß zu machen, im ſtarren Glauben und in ſtarrer Hoffnung, und verwunderte ſich zuletzt noch, daß Gott zugelaſſen hatte, daß die wilden beweglichen Weltkräfte ihm den königlichen Stuhl unter den Füßen wegrücken durften. Freilich hatte er ein ſchönes, ein königliches Gefühl von Unzerbrüchlichkeit edler Grundſätze, von einem unerlöſchlichen Recht der Bündniſſe und Verträge, worin und worüber Gott mit walten müſſe; aber wie wenig er mit heiterm beweglichen Geiſte Gott begriffen in der Leitung der Jahrhunderte und der Augenblicke, bei deren Beleuchtung unſer Zeitmaaß gar kein Maaß ſeyn kann, eben ſo wenig begriff er das Gewiſſen und Recht der Könige und Herrſcher: nämlich daß dieſe nicht gewogen und gemeſſen werden können, wie bei dem Mann in engeren und kleineren Verhältniſſen des Lebens, ſondern daß ſie in und über den Dingen ſchweben und weben gleich Gott, deſſen Ebenbilder die Könige ſich ja ſo gern nennen laſſen, daß ſie eine ewig fließende und werdende Welt der mannigfaltigſten und verſchiedenartigſten Elemente zu überſchauen, zu leiten und zu bewältigen und zu bemeiſtern haben, und daß ſie darin ſo mitführen und doch ſich mittreiben laſſen müſſen, daß bei aller Freiheit und Ungemeſſenheit in ihrem Leiten und Handeln in letzter Inſtanz von ihnen doch ausgeſagt und abgeurtheilt werden darf: ſie waren gewiſſenhaft und gerecht: kurz, daß von Königen viel mehr als von andern Sterblichen gilt, daß aus der Summe ihrer Thaten, aus dem ganzen großen Inhalt ihres Lebens und Wirkens, wo die Einzelrechnung mehr verſchwindet als bei dem kleinen Sondermann, ihnen Namen und Beinamen gegeben werden, ob ſie der Faule, der Lahme, der Kahle, der Grauſame oder der Große, der Heilige, der Fromme, der Gerechte heißen ſollen. Guſtav Adolf muthete Gott das Wunder zu, ihm den alles überfluthenden Ocean der Zeit mit einem Eimer einfangen zu helfen.

Wie dieſer Fürſt das Herrſchergefühl und Rechtsgefühl mächtig in ſich trug und im Leben ſchroff darſtellte, ſo war er auch ſtreng und ernſt in Sitten, ein treuer Gemal, zärtlicher Vater, ſittlicher Hausherr. Er war ein Vir uxorius und hatte vor Vielen das Bedürfniß weiblicher Gemeinſchaft; ſo daß unter ſeinen Hofleuten die Sage ging, er ſey dreifach ſchwer und launiſch, wann er lange von ſeiner Gemalin getrennt geweſen. Schon dem Prinzen und Thronfolger hatten beſtellſame Diener der Hoheit und des Laſters von ſchönen Weibern, woran Schweden ſo reich iſt, Schlingen genug gelegt; auch dem Könige hatte die Verſuchung mit leiſeren und behutſameren Katzentritten oft genaht — er war hier unbeſiegt geblieben wie ſein Vorbild Karl der Zwölfte, und verdiente den Namen der Keuſche.

Hiegegen wird man einwenden, daß er ſpäter im Elende umherwandernd den Reitzungen der Luſt erlegen iſt. Dazu eine Erklärung: Dem Entthronten und im Elende Lebenden hatte die Königin einen guten (oder böſen) Tag die Frau verweigert, ſprechend: was wollen wir noch mehr Unglückliche ſchaffen, welchen Ehren und Thronen fehlen? Da war er zornig von ihr geſchieden auf immer, und kein Flehen und Geloben hatte ihn zu ihr zurückgeführt; denn er hatte ihr ganz ſeinem chriſtlichen Glauben gemäß vorgehalten: Adam und Eva und ihr heiliges Verhältniß waren vor allen Königen und Kaiſern. Dieſer ſein Zorn brach durch bis zur Scheidung von ſeiner Gemalin. Später ſoll er gleich andern ſchwachen Sterblichen auch zuweilen der Luſt verfallen ſeyn.

Ueber ſeine ſtarren Grundſätze in Hinſicht auf das Recht ſtehe hier noch eine Anekdote aus ſpäterer Zeit, weil ſie ihn ganz bezeichnet. Er war in Trieſt, und hatte alles bereitet zu einer Pilgerfahrt nach Syrien und Paläſtina zu den heiligen Orten, wo uns das Heil aufgegangen iſt. Da erhielt er von Frankfurt einige Rechnungen von ſeinem Geſchäftsführer zugeſandt und glaubte ſich bei Anſicht derſelben von einem Mann in Hanau übervortheilt. Was thut Guſtav Adolf? Er giebt ſeine morgenländiſche Reiſe dran, nimmt im Rechtseifer Extrapoſt, fährt nach Frankfurt zurück, beſtellt ſich einen Sachwalt und leitet gegen den vermeinten Uebervortheiler einen Proceß ein, den er mit ſolcher Heftigkeit betreibt, daß oft zwei, drei Eilboten an Einem Tage zwiſchen Frankfurt und Hanau hin und her laufen u. ſ. w.

Solcherlei Starrſucht richtet jeglichen Mann zu Grunde. Durch ſie und durch Kaiſer Alexanders liſtige Habſucht ging Guſtav Adolf unter: ohne Finnlands Verluſt würde er und ſein Geſchlecht noch in Schweden herrſchen.

Und auch du, mein Sohn Brutus? — denn mein Brutus biſt du auch geweſen, und zwar nicht der Verkappte, ſondern der Offene — du mein edles, tapferes, vielgeliebtes und vielgelobtes ſchwediſches Volk? warſt du bloß der Leidende? war der König allein der Schuldige? Nein, das glaubt keiner, der die Geſchichte und die Urtheile Gottes in der Geſchichte kennt. Wann den Völkern großes oder gräuliches Unheil widerfährt, ſind die Sünden in der

Regel gemeinſam. Ihr habt auch geſündigt, bekennt es nur, und beweinet darum zugleich euch und euren König, und fluchet ihm nicht mehr. Wie euern Guſtav Adolf ein Zuviel von königlicher Allgewalt erſtarrte und jener Glaube und jene Hoffnung auf ein unmittelbares augenblickliches Eintreten Gottes gegen Frevel und Uebermuth ihn feſthielt und feſtbannte, daß er nicht handeln und ſtreben konnte, wo es galt und wie es galt, hielt euch, ſeine Unterthanen, ein anderer Zauber feſtgebannt, daß ihr mit ihm nicht handeln noch ſtreben wolltet, der alte wälſche Zauber, der alte böſe Geiſt der Lügen und Ränke, der euren Vätern ſchon oft ſo viel edles Land und Blut gekoſtet hatte, damit ſie die Freude hätten an der Seine geprieſen zu werden. Ihr, alte Söhne der Freiheit, ihr waret ſo ſchlimm bezaubert, daß ihr dem Frevel und Uebermuth, der Ungerechtigkeit, die mit lügenhaften Scheinen und Gaukeleien die Welt betrog und ſchändete, Glück und Sieg wünſchtet, daß ihr für Napoleon und ſeine Marſchälle wünſchtet und betetet, die ſelbſt kein Gebet kannten. So geſchah ganz natürlich, daß durch eure Gleichgültigkeit, durch euren Haß und durch eure durchaus gegenempfindenden, gegenwünſchenden und gegenſtrebenden Gefühle und Geſinnungen, alles Glück und alle Thätigkeit, wodurch das Vaterland hätte gerettet werden können, auch erfror und erſtarrte, daß jede Meinung und Hoffnung des Siegs erſtarrte und erſtarb, und ihr und der König zugleich fielet.

Dies iſt der dunkle tragiſche Schickſalsſchatten, der über den Völkern und Königen ſchwebt, dies der traurige Zirkel, worin ihr umgetrieben ſeyd. Wahrlich, wäre im Könige etwas von Karl dem Zwölften, wäre in euch etwas mehr von den freudigen, freiwilligen Kriegern Karls des Zwölften geweſen, alles hätte anders empfunden, gedacht, geſtrebt und gehandelt, auch die Jägerhorne und Cronſtedte wären dann nicht Verräther geworden. Dieſer Zirkel hat ein langes und ſchwarzes Ach! als Herz in ſeiner Mitte.

Anhang

von

Beilagen.

I.

Stelle aus einer Rede Guſtavs des Dritten an die Stände auf dem Reichstage von 1789.

(Nachdem der König von den wilden und ſtürmiſchen Auftritten auf dem Ritterhauſe und von der Ehrſucht, Rachſucht und Reaktion der ariſtokratiſchen Hyder geſprochen hatte, fuhr er in dieſen Worten fort:)

Dies iſt vorgefallen auf dem Ritterhauſe: Ungeſetzlichkeit in den Grundſätzen, Unordnung in dem Betragen, und Unanſtändigkeit in den Mitteln der Ausführung. Solche Vorfälle hat man zu einer Zeit geſehen, wo alles andre Meinungen, andre Gefühle, andre Berathſchlagungen forderte, wo alle unſre Landſchaften im edlen Wetteifer, dem Reiche zu Hülfe zu kommen, ſich ſelbſt zu unſerer Vertheidigung dem Feinde entgegen ſtürzen. Aber wie ſollte man an dieſen Zügen nicht den alten Geiſt der Anarchie wiedererkennen, der ſich ſo lange in der Dunkelheit fortgepflanzt hat? der ſo eifrig geſucht hat mir die Herzen meiner treuen Unterthanen zu entfremden? der meine Handlungen, ſelbſt die unſchuldigſten als gefährlich dargeſtellt, und der, indem er ſeine Anzettelungen mit den Namen der Freiheit übertünchte, jener Freiheit, die ich ſelbſt wiederhergeſtellt habe, keinen andern Gegenſtand gehabt hat, als ſeinen eignen Ehrgeiz zu befriedigen? der die ariſtokratiſche Gewalt wieder lebendig machen will, die ich glaubte im Anfange meiner Regierung faſt zermalmt zu haben? der unter dem Vorwande durch falſche Deutungen die Regierungsform zu befeſtigen nur ſtrebt ſie zu vernichten, und endlich die Verfaſſung von 1772 zu dem Zuſtand der Verfaſſung von 1720 zurückzubringen, wovon kaum ein einziger Artikel noch übrig war, als die Regierungsform verändert ward? *Wer erkennt hier diejenigen nicht wieder, welche, ſo lange ſie die Macht hatten, den Staat mit einem eiſernen Scepter regierten, und welchen es unerträglich iſt, mich die Gewalt mit Milde und ohne ihrer in ſechszehn Jahren gemißbraucht zu haben verwalten zu ſehen?* Sie ſind es, welche mich zwingen, eine Sprache zu führen, die ſo ganz gegen meine natürliche Neigung iſt; ſie erregen zuerſt die Gemüther und dann wollen ſie mir die Folgen der Gährung zuſchreiben, die ſie ſelbſt ſeit ſo langer Zeit und mit ſo vielem Eifer gearbeitet haben hervorzubringen und zu unterhalten. Endlich, da ſie nicht mehr an die Möglichkeit glauben, eure Gemüther zu verirren, mir eure Herzen zu entfremden, und euch von jener frommen Ergebenheit abzuwenden, die meine und eure Stärke ausmacht, ſuchen ſie euch noch zu beunruhigen, indem ſie euch überreden wollen, ich ſtrebe nach Alleingewalt: ein abſcheuliches Wort, welches ich ſelbſt freiwillig geächtet habe. So klagt man denjenigen an, der während drei Tage, den 19. 20. und 21. Auguſt 1772, der unumſchränkteſte Herrſcher Europa's war, denjenigen, der ſich dieſer Macht freiwillig entkleidete, der die wahre Freiheit wiederhergeſtellt hat, aber der nie gedacht hat, das Regiment der Ausgelaſſenheit und Anarchie wieder lebendig zu machen. Zum zweiten Mal alſo erkläre ich euch von meinem Throne, und ich erſtaune, daß ich genöthigt bin es euch zu wiederholen, daß ich auf immer der Alleingewalt entſage, und daß ſogar, wenn der Lauf der Unordnungen ſie in meine Hände gäbe, ich ſie nie behalten würde; daß ich ſtolz darauf bin, der wahre Erhalter der Freiheit zu ſeyn; aber daß ich als Haupt des Reichs es auch als die erſte meiner Pflichten anſehe, die Zügelloſigkeit zu dämpfen und zu ſtrafen, nicht zu leiden, daß die, welche mit verwegenen Händen nach der Krone meines Vaters getaſtet haben, das Scepter aus den meinigen reißen; und daß vorzüglich ich es weder leiden kann noch darf, daß man durch Zögerungen die Abſichten des Feindes begünſtige. Denn ich erkläre es offen vor euch, wenn ich nicht unverzüglich unterſtützt werde, die Flotte auslaufen zu laſſen, das Heer zu bekleiden, zu bewaffnen, zu beſolden; wenn unſre Küſten verheert werden, wenn Finnland verwüſtet, wenn dieſe Hauptſtadt bedroht wird, ſo muß man nicht mir dieſe Unfälle zuſchreiben ſondern denen, welche die Ruſſen lieber in Stockholm einziehen und einen ruſſiſchen Miniſter mir daſelbſt Geſetze vorſchreiben ſähen, als daß ſie ihrer Herrſchſucht, ihrer Rachgier, ihren Leidenſchaften entſagten; denen, welche dadurch, daß ſie bei den Langſamkeiten der Berathſchlagungen Zeit zu gewinnen ſuchen, mich zu einem ſchimpflichen Frieden zu zwingen meinen, zu einem Frieden, den ihr, Herren und Männer, und eure Nachkommen mir vorwerfen würden als eine Erniedrigung, als einen Schandfleck für die ſchwediſche Monarchie und für dieſen Namen, den große Könige getragen haben, den ich die Ehre habe ſelbſt zu tragen. Aber dieſe Hand ſoll eher verdorren, als ich die Erniedrigung des Reichs unterſchreibe; man ſoll mir meine Krone eher abreißen, ja zerſchlagen, dieſe Krone Guſtav Adolfs, welche ich wenigſtens fleckenlos bewahrt habe, wenn ich ſie gleich nicht mit ſo vielem Glanz trage u. ſ. w.

II.

Des Königs Schreiben an Se. Exc. den Landmarſchall Grafen M. E. Brahe bei'm Reichstage zu Norrköping den 5. Junii 1800.

Unſere beſondere Gunſt zuvor u. ſ. w.

Die Vorfälle, welche ſich zugetragen in Veranlaſſung der Berathungen der Ritterſchaft und des Adels über die von dem geheimen Ausſchuß der Reichsſtände in einem abgegebenen Protocollauszug mitgetheilte Aeußerung in Hinſicht des Geld- und Münz-Weſens des Reichs und einer zu beſchaffenden Realiſation ſind von der ſeltſamen und unerwarteten Beſchaffenheit geweſen, daß ſie Unſrer Aufmerkſamkeit nicht haben entgehen können.

Da mehrere von den Mitgliedern der Ritterſchaft und des Adels aus Urſachen, hergeholt aus dem, was bei der Verhandlung dieſer Angelegenheit bei der Ritterſchaft und dem Adel vorgefallen, ſich erklärten, ſie ſeyen geſonnen, ihren Wunſch der Entledigung von dieſem Vertrauen in Unterthänigkeit anzumelden, ſo konnten Wir dies nicht ſo anſehen, als enthalte es die geſetzlichen Verhinderungen, ohne welche laut der Reichstagsordnung vom 24. Januar 1617 niemand ſich erdreiſten mag, entweder in allgemeinen Zuſammenkünften oder in jedes Standes beſonderen Berathungen wegzubleiben. Wir fanden daher auch eben ſo wenig Veranlaſſung, auf ſolchen Gründen irgend eine Entſagung entgegenzunehmen, und die Antworten, welche dieſe Mitglieder des Adels und der Ritterſchaft übrigens erhielten auf ihren unterthänigen Antrag in dem, was Euer Verhalten als Landmarſchall betraf, da Ihr einen von der Ritterſchaft und dem Adel geſetzmäßig gefaßten und durch ordentliche Umſtimmung beſtätigten Beſchluß zu gehöriger Ausführung befördert, über welche Antwort ein beſonderes Protocoll errichtet iſt, bezeugen Unſre gnädige Zufriedenheit mit Eurer Wachſamkeit und Befliſſenheit ſolchem vorzubeugen, was gegen die Geſetze ſtreitend wäre, und das Euch von uns in Gnaden anvertraute wichtige Amt auf eine Art auszuüben, die mit Eurer Pflicht und der klaren Vorſchrift der Ritterhausordnung übereinſtimmte. Aber um von dem eigentlichen Zuſammenhang dieſer Dinge näher unterrichtet zu werden, haben Wir die bei der Ritterſchaft und dem Adel gehaltenen Protokolle von Euch eingefordert, nicht weniger das vom 26. letztverfloſſenen Mai, da des geheimen Ausſchuſſes Bedenken zur ſchließlichen Abmachung vorwar, als ein ſpäteres vom 29. deſſelben Monats, da in Anleitung des Beſchluſſes die Expedition erfolgen ſollte.

Wir haben daraus eingeholt, daß es ſowohl während der Ueberlegung als auch bei der zu dem Ende angeſtellten Umſtimmung, um der Ritterſchaft und des Adels Meinung zu erfahren, ordentlich und geſetzlich hergegangen; daß, wiewohl einige Mitglieder der Ritterſchaft und des Adels darauf beſtanden, daß unter dem Beifall zum Bedenken des geheimen Ausſchuſſes nichts anderes begriffen werden mögte, als was zu dem vorgeſchlagenen Realiſationsplan gehörte, und daß die Ritterſchaft und der Adel ihr Recht offen behalten mögten, alles, was darin die Bewilligung und die Zeit dazu anginge, zu überlegen und abzumachen, ſo wäre gleichwohl dieſe Bedingung, als die von der Mehrheit des Standes nicht unterſtützt noch angenommen worden, auch in die genehmigte Propoſition nicht eingefloſſen; daß dieſe Propoſition in ihrer ganzen Weite, ohne irgend einen weiteren Zuſatz zu des geheimen Ausſchuſſes Bedenken, zum Beifall für das Ja geſtellt worden; daß auf an Euch gethane Fragen, was die Folge dieſer Propoſition würde, wenn das Ja gewönne, Ihr zweimal die unbedingte Antwort gegeben, dann wäre dem Bedenken in ſeiner ganzen Weite beigefallen mit Summen und allem; daß in Anleitung fernerer Anmerkungen, welche, nachdem die Propoſition allgemein angenommen und genehmigt war, wegen der Trennung der Bewilligungsfrage von dem Bedenken, im Fall das Ja gewönne, allein einige wenige Mitglieder gemacht hatten, Ihr Euch geäußert, daß ſich das von ſelbſt verſtünde, daß dieſe Anmerkungen keine Abänderung in der Propoſition veranlaßt; und endlich, daß nach vollendeter Umſtimmung Ihr der Ritterhausordnung gemäß kund gethan, daß dem Bedenken des geheimen Ausſchuſſes der Propoſition gemäß in ſeiner ganzen Weite beigefallen ſey.

Es geſchieht mit beſonderer gnädiger Zufriedenheit, daß Wir hiemit erklären, daß Ihr bei dieſem allen die Ordnung beobachtet habt, welche der Ritterſchaft und des Adels Rechte und Eure Pflicht als Landmarſchall von Euch gefordert, ſowohl da Ihr den Vorbehalten einiger Mitglieder nicht geſtattet in die Propoſition einzufließen, weil ihnen des Standes Genehmigung gefehlt, als da Ihr dieſer gehörig dargeſtellten und angenommenen Propoſition gemäß den Beſchluß abgekündigt.

Nach einem ſo geſetzlichen Verfahren und nachdem das Mehr der Ritterſchaft und des Adels einen unverrücklichen Beſchluß beſtätigt, gegründet auf alle die Ordnung, welche nach den Geſetzen bei den Zuſammenkünften des Standes beobachtet werden muß, hätten wir uns nicht die Möglichkeit vorgeſtellt, auf dem ſchwediſchen Ritterhauſe ſolche zu finden, die da wagen konnten, entweder darauf zu beſtehen, daß die abgehende Ausfertigung von einem andern Inhalt werden ſollte, als welcher mit dem nach der Propoſition angenommenen Beſchluß vollkommen einſtimmte, oder Euch hindern zu wollen, dieſen Beſchluß zu gehöriger Ausführung zu befördern.

Gleichwohl haben Wir mit Mißvergnügen vernehmen müſſen, daß ſolche gegen des Reichs Grundverfaſſungen und vorzüglich gegen den 18. §. der Ritterhausordnung ſtreitende Verſuche hierin gemacht worden, welche, wenn ſie Erfolg gewonnen, für die innere Ruhe des Reichs und die Unverletzlichkeit der Verfaſſung zu den gefährlichſten Folgen hätten leiten können.

Aber hiemit iſt es nicht genug. Das Protokoll bei der Ritterſchaft und dem Adel vom 29. Mai zeugt von einem ſolchen Verhalten und ſolchen Geſinnungen einiger Mitglieder des Standes, welche Wir von dem Geſetze gehorſamen Unterthanen oder von ſchwediſchen Edlen nimmer erwartet, welche auf die Ehre hätten Werth ſetzen ſollen, welche Unſere großen Vorgänger auf dem Thron ihren Vorfahren ertheilt, adeligen Namen und Wappen zu führen. Wir hätten nicht vermuthet, in dem Schooß des ſchwediſchen Ritterhauſes Spuren ſolcher Verwirrung zu treffen, die mächtiger Staaten Fall bereitet und mit dieſem Fall Millionen Menſchen ins Unglück geſtürzt haben. Wir hätten nicht geglaubt, da Wir ſelbſt von Unſerer Achtung gegen die Geſetze, von der genaueſten Beobachtung der Ordnung tägliche Beweiſe geben, daß dieſe Tugenden bei Mitgliedern eines Standes fehlen würden, welcher, der erſte im Reiche, durch ein edles Betragen glänzen und dadurch ſein Anſehen verdienen und behaupten muß.

Bei dieſen für Unſer Herz ſchmerzlichen Gefühlen iſt es Uns doch eine große Freude und das lebhafteſte Vergnügen, erfahren zu haben, daß die Zahl derer, welche eine Ruhe zu ſtören geſucht, die Wir für Unſer eigenes und Unſeres Volkes Glück wünſchen, und welche ihren eigenen Willen haben mächtiger machen wollen als das Geſetz, gering iſt denen gegenüber, welche aus freiwilliger Ehrfurcht für Uns, aus ungezwungenem Gehorſam gegen das Geſetz, aus einer rechtſchaffenen mitbürgerlichen Geſinnung, aus Grundſätzen, welche ſie und ihren Stand ehren, den Ausbrüchen der Unruhigen vorgebeugt, Ordnung und Schicklichkeit behauptet, und dem nachgekommen und gehorcht, was Ihr kraft Eures Amtes und der Euch von uns übertragenen Macht und Mündigkeit in geſetzlicher Ordnung verordnet und befohlen habt.

Da Wir nicht unterlaſſen können, über die erſten Unſer Mißfallen und den Kummer zu erklären, womit Wir dieſe Aeuſſerlichkeiten erfahren, wünſchend, daß ſie nimmer wieder vorkommen mögen, müſſen wir dagegen Euch, Herr Graf und Landmarſchall, Unſern gnädigen Beifall zu den von Euch genommenen Schritten bezeugen, da Ihr den von der Ritterſchaft und dem Adel geſetzlich abgefaßten Beſchluß zur Ausführung befördert, und zugleich den Mitgliedern der Ritterſchaft und des Adels, welche mit ihrer Ordnungsliebe und mit der Ueberzeugung, wie nützlich und nothwendig ſie ſey, der Unſchicklichkeit und Unbedachtſamkeit eine Gränze geſetzt, Unſere beſondere gnädige Gewogenheit und Wohlwollen erklären; und verſichern Wir ſie alle mit Unſerer königlichen Gnade und hohen Gunſt ſtets zu umfaſſen.

Es wäre Uns gewiß ſehr lieb geweſen, wenn Wir es hiebei bewenden laſſen könnten. Aber die Ehre Unſerer Krone, das Anſehen des Staats, und die Heiligkeit des Geſetzes verlangen von Uns ein weiteres Einſehen. Aus obenerwähntem Protokoll vom 29. Mai haben wir eingeholt, wie David von Schultzenheim der Jüngere mit dem Ausruf, die Ritterſchaft und der Adel mögten das Ritterhaus gänzlich verlaſſen, dem Adel entſagt; und daß Freiherr Klas Cederſtröm vorgetreten und dem Adel entſagt und ſich ausgebeten hat, Ihr mögtet ſein unterthäniges Anſuchen, ſeinen Namen umtauſchen zu dürfen, bei Uns melden. Und obgleich Wir dies Verfahren in ſeinem ganzen Grunde nicht gut heißen, ſo wollen wir zur Sicherung der Würde der Ritterſchaft und des Adels es bei dieſen Entſagungen beruhen laſſen, zufolge welchen vor dieſem David von Schultzenheim der Jüngere und Freiherr Klas Cederſtröm ihres Adels und der Gerechtſame, adeligen Namen und Wappen zu gebrauchen, verluſtig ſeyn ſollen.

Ferner hat Freiherr Hans Hjerta erklärt, daß er von dieſem Augenblicke an aufhöre Mitglied der Ritterſchaft und des Adels zu ſeyn; womit Pehr Tham und Johann Wilhelm Netherwood eingeſtimmt; Axel Adlerſparre*) hat erklärt, daß er von dieſem Augenblick an ſeinem Recht entſage, unter Eurer Wortführung an den Berathungen in dem Ritterhauſe Theil zu nehmen, daß die Vollmacht für ſeinen Prinzipal aufhöre, und daß er für ſeinen eignen Theil aufhöre Mitglied dieſes Ritterhauſes zu ſeyn; und Johann Friedrich Adelheim hat ſich geäußert, daß er aufhöre Mitglied der Ritterſchaft zu ſeyn, allen damit verbundenen ausſchließenden Gerechtſamen entſagend.

Und da dieſe letzteren ſich nicht beſtimmt ausgeſprochen, ob es bloß ihr Reichstagsmannsrecht iſt, welchem ſie entſagt haben, oder ob darunter auch Entſagung vom Adel verſtanden wird, ſo haben Wir gut gefunden durch Unſern Juſtizkanzler ihre unterthänige Erklärung darüber einzufordern; wornach Wir über das was ſie betrifft, Uns in Gnaden auslaſſen wollen.

Ferner kömmt vor, wie Freiherr Nils Silfverſköld ſich für ein unnützes Mitglied des Standes angeſehen, und erklärt, daß er alſo für dieſes Mal aufhöre es zu ſeyn; daß Jöran Gripenwald ſich erklärt, er könne während dieſes Reichstags den Zuſammenkünften der Ritterſchaft und des Adels nicht mehr beiwohnen; daß Freiherr Johann Karl Adelſvärd angeführt, er könne nicht wagen für ein abweſendes Geſchlecht an den Berathungen auf dem Ritterhauſe während dieſes Reichstags weiter Theil zu nehmen; und daß Jöran Adlerſparre und Anders Friederich Sköldebrand erklärt, ſie entſagen aller Theilnahme an den Berathſchlagungen der Ritterſchaft und des Adels während dieſes Reichstages.

---

*) Bruder von Jöran Adlerſparre, auch ein ſtattlicher durch Muth, Geiſt und Thätigkeit ausgezeichneter Mann.

Obgleich dies nun eine gegen die Reichstagsordnung ſtreitende Ungeſetzlichkeit enthält, auf eine ſolche eigenmächtige Art ſich des Reichstags zu enthalten, ſo ſind wir doch geſinnt, es für diesmal hiebei bewenden zu laſſen; ſo daß die zuletztgenannten während dieſes Reichstags kein Reichstagsmannsrecht ausüben können.

Schließlich haben wir vernommen, wie ſolche Ausdrücke gefällt und ſolche Redensarten gebraucht ſind, daß Anders Friederich Sköldebrand geäuſſert, er proteſtire gegen die unerhörte Ungeſetzlichkeit, eine Deputation abgehen zu laſſen, ehe die Ausfertigung beglaubigt ſey; daß Freiherr Knut Kurck über die abgeſchickte Deputation ſich ausgelaſſen man will uns des heiligſten unſrer Rechte berauben, Freiherr Nils Silfverſköld, er erkläre die vorgeſchlagene Ausfertigung (Abſchied) für ungeſetzlich und ſein Reichstagsmannsrecht kränkend, Jöran Gripenwald, er ſehe es für eine unerhörte Ungeſetzlichkeit an, eine Deputation mit einer unbeglaubigten Ausfertigung abgehen zu laſſen, und endlich, daß Axel Adlerſparre geäuſſert, daß, da Ihr den Abgang der Deputation erlauben können, das eine offenbare Kränkung der Rechte des Standes ſey.

Dieſe Aeuſſerungen finden wir von der Beſchaffenheit, daß, was darin etwa gegen Euch Verkleinerndes liegen mag oder in und wegen Eures Amtes als Landmarſchall ungeziemende Bezüchtigungen Enthaltendes, nebſt des vormaligen David von Schultzenheim des Jüngern Aeuſſerung, daß die Ritterſchaft und der Adel das Ritterhaus ganz verlaſſen mögen, von dem Richter aufgenommen, geprüft und entſchieden werden muß. Und befehlen Wir deswegen Unſerm Juſtizkanzlersamte dahin Sorge zu tragen, daß ſolches auf das baldigſte unter geſetzliche Anklage und Beeiferung kommen möge.

Dies alles habt Ihr der Ritterſchaft und dem Adel in unſerm hohen Namen kund zu thun.

Guſtav Adolf.

Freiherr von Ehrenheim Hofkanzler.

Protokoll gehalten vor Sr. Königl. Maj. in der Reichsſtände geheimen Ausſchuß den 29. Mai 1800.

Nachdem die Sachen vorgeweſen, worüber beſonders Protokoll gehalten iſt, meldete der Kammerherr Graf Hamilton an, daß er, durch gewiſſe Umſtände veranlaßt, vor dem Zuſammentritt des geheimen Ausſchuſſes bei Sr. Königl. Maj. in Unterthänigkeit Vortritt geſucht, aber nicht erhalten habe.

Der König.

Der Herr Landmarſchall gab mir zu verſtehen, daß Eure Abſicht war, Euch der Theilnahme als Mitglied im geheimen Ausſchuß zu entſagen. Dies war nicht eine private, ſondern eine ſolche Angelegenheit, die den geheimen Ausſchuß anging und alſo dort abgemacht werden mußte.

Graf Hamilton.

Kein Entſchluß war genommen wegen Entſagung. Man hatte den Herrn Landmarſchall nicht erſucht darüber etwas anzumelden. Meine Abſicht war, vor Euer Maj. in Unterthänigkeit einige Umſtände zu äußern, die dazu veranlaſſen konnten und die mich und den Stand, wozu ich gehöre, beſonders angingen. Ich wage in Unterthänigkeit der Meinung zu ſeyn, daß der Gegenſtand den geheimen Ausſchuß nicht angeht. Ew. Königl. Maj. hat mir zuvor immer die Gnade vergönnt, mir Gehör zu bewilligen, wenn ich in Unterthänigkeit darum angehalten. Ich hoffe, daß ich mich ihrer noch nicht unwürdig gemacht.

Der König.

Ich bitte mir aus, daß der Graf meine Worte nicht verdrehet noch ſolche Ausdrücke gebraucht, welche Anleitung dazu geben, als ſollte meine Antwort Ungnade bezeichnen. Als Graf Brahe Euch und Verſchiedene aus der Ritterſchaft und dem Adel zum Gehör anmeldete, und ich von der Angelegenheit unterrichtet ſeyn wollte, antwortete der Herr Landmarſchall, die

Abſicht wäre, ſich von dem Vertrauen im geheimen Ausſchuß loszuſagen. Ich antwortete: wenn dies ihre Angelegenheit wäre, ſo müßte es im geheimen Ausſchuß geſchehen. Da der Herr Landmarſchall weiter zu verſtehen gab, daß Graf Hamilton aus Ehrfurcht gegen mich und zur Vermeidung einer Scene beſondern Vortritt wünſche, gab ich weiter zur Antwort: wenn die Angelegenheit von der Art wäre, ſo könne in allem Fall eine Scene nicht vermieden werden, und da wäre es gleich, ob ſie im geheimen Ausſchuß oder anderswo vorfiele.

Der Herr Graf und Landmarſchall erklärte, daß es ſich ganz ſo zugetragen. Graf Hamilton erneuerte ſein unterthäniges Anhalten um Gehör in einer Sache, die theils ihn ſelbſt theils ſeinen Stand angehe, und nicht von ſolcher Beſchaffenheit ſey, daß ſie zum geheimen Ausſchuß gehöre.

Major Stedt.

Sie geht uns alle an.

S. Königl. Maj. erklärte in Gnaden, daß Sie dem Grafen Hamilton und denen von der Ritterſchaft und Adel, die ſich angemeldet, erlauben wolle, morgen um 11 Uhr Vormittags nach einander Gehör zu bekommen. Generalmajor Lagerbjelm meldete ſich auch dazu an.

M. G. Brahe
hoc tempore Landmarſchall.

Protokoll gehalten von Sr. Königl. Maj. auf Norrköpings Schloß den 30. Mai 1800.

Nachdem S. K. Maj. geſtern im Plen. des geheimen Ausſchuſſes von den Deputirten der Ritterſchaft und des Adels mehrere unterthänige Anhalten entgegengenommen, im beſondern gnädigen Vortritt einige Umſtände anführen zu dürfen, welche ſie möglicherweiſe zu dem Wunſch veranlaſſen könnten, aus dem geheimen Ausſchuß abzugehen, ſo ſtellten ſich heute um 11 Uhr

Vormittags auf gnädigen Befehl folgende Mitglieder des Ausſchuſſes auf dem Königl. Schloſſe ein:

Der Lagmann Graf Gyllenborg,
Der Kammerherr Graf Hamilton,
Der Generalmajor Graf Schwerin,
Der Rittmeiſter Klingſpor,
Der Generalmajor Lagerhjelm,
Der Major Stedt,
Der Bergrath von Stockenſtröm,
Der Profeſſor Schulzenheim.

Nachdem Se. Königl. Maj. alle oben genannten Mitglieder in Sein Schlafzimmer eingelaſſen, je einen beſonders, und alle insgeſammt daſelbſt geblieben, wurden S. Exc. der Reichsdroſt und der verordnete Hofkanzler hereingerufen, da denn S. Maj. in Gnaden äußerte: Nachdem gegenwärtige Mitglieder des geheimen Ausſchuſſes jeder beſonders für ſich ihre Anliegen hätten anführen dürfen, ſo glaubte S. Maj., es ſey am beſten, daß einer von ihnen für ſie alle das Wort führte, wofern nicht jemand von ungleichen Gedanken wäre, da dieſer von ihnen ſich dann beſonders auslaſſen könne, damit über das Vorgefallene ein Protokoll verfaßt werden möge.

Der Generalmajor Schwerin merkte in Unterthänigkeit an, daß die Anführungen und Meinungen der Mitglieder zu ungleich geweſen wären, als daß ein einziger ſollte für ſie alle ſprechen können, und hielt deswegen an, daß es einem jeden erlaubt ſeyn möchte ſich beſonders zu äußern.

Der Kammerherr Graf Hamilton äußerte ſeinen Wunſch, ſeine Stelle im geheimen Ausſchuß niederlegen zu dürfen, wegen der Hinderniſſe, die er ſowohl im Ausſchuß als im Pleno des Standes gefunden, ſeine Gedanken äußern zu dürfen, wozu der Graf ſich um ſo mehr berechtigt glaubte, als er durch Krankheit gehindert geweſen, an den Berathungen Theil zu nehmen.

Der Generalmajor Graf Schwerin hielt in Unterthänigkeit an, in Anſehung ſeiner ſchon lange Zeit geſchwächten Geſundheit aus dem geheimen Ausſchuß zu treten, um ſeine Brunnenkur anzufangen, wozu die Zeit jetzt da wäre.

Profeſſor von Schultzenheim meldete gleichfalls an, daß ſeine geſchwächte Geſundheit Ledigkeit von den Geſchäften verlange, die zum Theil zu ihrer Störung beigetragen, und hielt gleichfalls um Abtritt aus dem geheimen Ausſchuß an.

S. Königl. Maj. erklärte in Gnaden, Er wolle im Pleno des geheimen Ausſchuſſes über dieſe beſonderen Anmeldungen ſich äußern.

Der Kammerherr Graf Hamilton berührte ferner die in den Plenis der Ritterſchaft und des Adels den 26. und 29. dieſes M. über des geheimen Ausſchuſſes Finanzbedenken gefaßten Beſchlüſſe als Gegenſtände ſeiner Bedenklichkeit, und ſtellte inſonderheit Zweifelsgründe vor, wie weit die Summe, welche zur Entlaſtung der einheimiſchen und ausländiſchen Reichsſchuld beſtimmt ſey, dadurch bereits wirklich bewilligt wäre; und er führte das Vorrecht des Standes an, über eine ſolche Bewilligung zu rathſchlagen, auch die Vorbehalte, welche während der Berathſchlagungen auf dem Ritterhauſe in ſolcher Hinſicht gemacht worden, nebſt der Aeuſſerung des Herrn Grafen und Landmarſchalls, die ſie anzuerkennen ſchien, aber die bei der beglaubigenden Durchſicht der Ausfertigung nicht geltend geworden.

S. Königl. Maj. geruhte gnädigſt eine ſchriftlich verfaßte Aeußerung zu verleſen folgenden Inhalts:

Da eine gemachte und gehörig beglaubigte und durch Umſtimmung genehmigte Propoſition der einzige und rechte Grund zu dem Beſchluß eines Standes iſt, ſo finde ich, daß der Landmarſchall ſeiner Pflicht gemäß verfahren da er jenen Beſchluß in Ausführung gebracht.

In dem Finanzbedenken kommt allein der Belauf der für die Reichsſchuld erforderlichen Summe vor, womit das Reichsſchuldenkontoir jährlich verſehen werden muß, nebſt dem Tilgungsfond, der nach dem Finanzplan zur Einziehung der laufenden Zettel angeſchafft werden muß; aber der geheime Ausſchuß hat ſich nicht geäußert über die Art der Leiſtung dieſer Ausgaben, ſondern dies iſt dem Bewilligungsausſchuß übergeben, um Vorſchläge zu machen, und den Plenis der Reichsſtände, um, wann die Aeuſſerung des Bewilligungsausſchuſſes eingekommen, ihr Recht zu gebrauchen und ſie auf eine mit den Grundgeſetzen übereinſtimmende Weiſe durchzuſehen.

S. Königl. Maj. geruhte zugleich des Herrn Grafen und Landmarſchalls eigenhändige ſchriftliche Erklärung aufzuleſen, wie ſie hier folgt:

„Meine Aeußerung konnte nichts anderes in ſich haben
„als meine individuelle Ueberzeugung, daß die Ritterſchaft und
„der Adel ihr Berathungsrecht über die Bewilligung offen hätten,
„wann die Frage über die Vertheilung derſelben entſteht;
„welches eintritt, wann die Arbeit des Bewilligungsausſchuſſes
„bei der Ritterſchaft und dem Adel einkommt.“

Graf Hamilton erkundigte ſich weiter, ob nicht die Größe der Summe bei dieſer Gelegenheit unter Berathung kommen ſollte.

S. Königl. Maj. verlas noch einmal die letzte Periode Seiner gnädigen Aeußerung, mit mündlicher Beifügung, daß die Summe in dem Finanzbedenken als ein Bedürfniß angegeben und zugleich mit dem Bedenken ſelbſt angenommen wäre. Dieſes Bedürfniß ſey beſtimmt durch die Größe der Reichsſchuld, welche die Stände verbürgt, und ſie könnten ſich, wenn ſie anders bezahlen wollten, dem nicht entziehen.

Graf Hamilton beſtand noch weiter auf dem Vorrechte des Standes zu berathen.

Der Bergrath Stockenſtröm äußerte ſeine unterthänige Zufriedenheit mit Sr. Königl. Maj. gnädigen Erklärung, und bat ſich aus, noch ferner im geheimen Ausſchuß bleiben zu dürfen.

Major Stedt erklärte ſich gleichfalls in Unterthänigkeit zufriedengeſtellt, und überließ es Sr. Königl. Maj. Gutfinden, ſeine gemachte unterthänige Anmeldung wegen Austritts aus dem geheimen Ausſchuß anzunehmen oder nicht.

Rittmeiſter Klingſpor gleichfalls.

Lagmann Graf Gyllenborg vereinte ſich auch mit Major Stedt.

In fidem protocolli
F. v. Ehrenheim.

Protokoll gehalten vor Sr. Königl. Maj. im geheimen Ausſchuß der Reichsſtände, den 30. Mai 1800.

S. K. M. gab in Gnaden zu erkennen, daß das geſtern gehaltene Protokoll, die Anordnung des Branntweinbrennens betreffend, noch nicht hätte verfaßt werden können; weswegen nun das Protokoll über das, was ſpäter im geheimen Ausſchuß vorkam, juſtirt werden ſolle; welches auch geſchah.

S. K. M. berichtete weiter in Gnaden, daß Seinem geſtern gegebenen gnädigen Verſprechen gemäß der Kammerherr Graf Hamilton und die übrigen Mitglieder der Ritterſchaft und des Adels, die ſich in Unterthänigkeit angemeldet, bei S. K. M. Vortritt gehabt, und ſolle nun das bei jener Gelegenheit gehaltene Protokoll beglaubigt werden.

Graf Hamilton.

Ich hätte nicht vorausgeſetzt, daß ein Protokoll darüber hier vorgeleſen werden würde.

Der König.

Da die Anmeldung in Gegenwart der übrigen Mitglieder des geheimen Ausſchuſſes geſchah, ſo muß auch zu ihrer Kunde kommen, was in Anleitung derſelben vorgefallen.

Der Lagmann Graf Gyllenborg.

Da die Sache eine private war, ſo hätte ich geglaubt, daß es keines Protokolls darüber bedürfte.

Der König.

Die Sache war von der Beſchaffenheit, eines jeden von Euch Antrag beſonders einzuziehen und Euch dann insgeſammt meine gnädige Antwort und Erklärung zu geben. Damit die Gedanken nicht unrichtig aufgefaßt würden, habe ich zur Sicherheit deſſen meinen Hofkanzler darüber ein Protokoll abfaſſen laſſen, welches jetzt vorgeleſen werden ſoll.

(Das Protokoll wurde vorgeleſen.)

Graf Hamilton.

Sowohl in Anleitung von Euer Maj. gnädigen Erklärung als deſſen, was Major Stedt unterthänigſt angeführt, ſtimme ich in ſeine unterthänige Aeußerung ein, auch ferner noch als Mitglied im geheimen Ausſchuß zu bleiben.

Generalmajor Graf Schwerin.

Meiner Geſundheit wegen wage ich in Unterthänigkeit um Befreiung davon anzuhalten.

Der König.

Der Graf wird ſich dann wohl auch gehindert anſehen, auf dem Reichstage noch länger zu bleiben.

Graf Schwerin.

Ja, E. K. M. ich denke Brunnenkur zu gebrauchen, wozu die Aerzte mir gerathen.

Der König.

Die Ordnung verlangt, daß der Graf die Nothwendigkeit davon mit ärztlichem Beweiſe bekräftige.

Graf Schwerin.

Kann mein Begehren als genehmigt angeſehen werden, wiewohl ich nicht ſogleich einen ſolchen Beweis beibringen kann?

Der König.

In Anſehung deſſen, daß ich an Euren Worten nicht zweifeln kann; aber zur Beglaubigung von geſetzlichen Verhinderungen iſt ein ſolcher Beweis nothwendig.

Profeſſor Schultzenheim.

Meine ſchwache Geſundheit, meine Seelenruhe und Familienverhältniſſe veranlaſſen mich unterthänigſt um Entledigung von dem im geheimen Ausſchuß mir aufgetragenen Vertrauen anzuhalten. Ich hoffe, daß E. K. M. überzeugt iſt, daß ich ſeit meinem erſten Eintritt in den geheimen Ausſchuß mit allem Eifer und Fleiß zu Euer K. M. hohem Vergnügen und zum Beſten des Reichs beizutragen verſucht habe, daß E. M. keinen ergebneren Unterthan haben kann, und daß ich bis zu meinem letzten Athemzug nicht aufhören werde, Euer K. M. hohes Glück und Wohlergehen zu wünſchen.

Der König.

Des Profeſſors Meinung iſt wohl nicht, gleichwohl dem Reichstage ferner beizuwohnen?

P. Schultzenheim.

Nein, E. K. M.

Der König.

Zur Beibehaltung einer nöthigen Formalität wird gefordert, daß der Profeſſor wegen der Nothwendigkeit zur Pflege ſeiner Geſundheit Gelegenheit zu ſuchen ein ärztliches Zeugniß beibringe.

P. Schultzenheim.

Als ſelbſt promovirter Doctor Medicinae ſollte ich glauben, daß mein eigenes Zeugniß werde gelten dürfen.

Der König.

Aber im geſetzlichen Wege gilt kein eignes Zeugniß.

Der Erzbiſchof.

E. K. M. hat durch das Protokoll, welches heute Vormittag vor Euer M. gehalten und jetzt in dem geheimen Ausſchuß vorgeleſen worden, in Gnaden geruht dem geheimen Ausſchuß von der wirkſamen Weisheit und Feſtigkeit zu unterrichten, womit E. K. M. die kummervollen Empfindungen weggeräumt, welche der Vorfall, ſo dazu Anleitung gegeben, bei den hier anweſenden Mitgliedern des Prieſterſtandes verurſacht hat.

Da E. K. M. hierin gleich kräftige Schritte genommen, das Recht der Majeſtät und die Heiligkeit der Geſetze zu ſchützen, Schritte, nothwendig um den Erfolg nützlicher Berathungen zu befördern, ſo hat dies uns die froheſte Zufriedenheit verurſacht.

Dieſe Geſinnungen ſoll ich im Namen des Prieſterſtandes in Unterthänigkeit darbringen, mit dem Gefühl unſrer lebhafteſten Freude und Dankbarkeit.

Des Prieſterſtandes hier anweſende Mitglieder finden ſich hierdurch noch mehr geſtärkt in dem unterthänigen Eifer und Treue, womit ſie bereit ſind nebſt den übrigen Ständen des Reichs Euer K. M. gnädigen Abſichten entgegen zu kommen, und zwar mit der uneingeſchränkten Ergebenheit für E. K. M., welche, auf Erfahrung gegründet, bei uns die Ueberzeugung befeſtigt, daß E. K. M. in allem des Vaterlandes Wohl beabſichtigt.

Hierauf traten auch die Mitglieder des Bürgerſtandes auf, und erklärten in Unterthänigkeit durch ihren Sprecher, den Juſtizbürgermeiſter Ulner, daß der Bürgerſtand, bei welchem dieſer ſo unangenehme als unerwartete Vorfall viele Senſation und Unruh erweckt, deſto mehr mit aufrichtigen und ehrfurchtsvollen Herzen in die von dem Prieſterſtande unterthänigſt niedergelegte Dankſagung einſtimmt für Euer K. Maj. gnädige Achtſamkeit und hiebei genommene Maaßregeln, da E. M. nebſt Offenbarung Ihrer gewöhnlichen Milde und Gnade zugleich die Würde behauptet und bewahrt hat, die Ihr hohes königliches Recht verlangt und die Regierungsverfaſſung fordert, welche beide der

Bürgerſtand ſich mit leiblichem Eide verbunden und nimmer unterlaſſen wird nach ſeinem Vermögen zu unterſtützen und zu behaupten; und bittet der Bürgerſtand in Euer K. M. unſchätzbarer Gnade und hoher Hut allezeit eingeſchloſſen zu ſeyn.

Der Sprecher Olof Larsſon ſtimmte im Namen des Baurenſtandes in allen Theilen in das ein, was des Prieſter- und Bürgerſtandes Mitglieder in Unterthänigkeit erklärt hatten. Des Baurenſtandes Ehrfurcht und Ergebenheit könne nimmer aufhören für einen König, der immer mit ſo viel Gnade und Huld ſein Volk umfaßte und ſtets alle Veranlaſſungen zu Bekümmerniſſen und Beſorgniſſen wegnahm.

Der König.

Mit der größten Zufriedenheit empfange ich dieſe Beweiſe der Ehrfurcht und Ergebenheit für Mich. Ich habe ſie bei ſo vielen Gelegenheiten erfahren; und da dieſe Eure Geſinnungen auf Eurer Ueberzeugung von der Reinheit Meiner Abſichten gegründet ſind, ſo können ſie nicht anders als die gnädige Ergebenheit vermehren, die ich für Euch hege, und die Sorge, die ich für Euer Beſtes trage, nebſt der königlichen Gnade und Gunſt, womit ich Euch ſtets wohlgewogen bleibe.

M. E. Brahe.
hoc tempore Landmarſchall.

III.

A.

(Auszug aus dem Moniteur vom 14. Auguſt 1804.)

Nichts würde auffallender ſeyn, als das Zweckloſe in den Unternehmungen des Königs von Schweden, wenn das Lächerliche, welches ſie auszeichnet, es nicht noch in einem höheren Grade wäre. Wie? nachdem Polen vor ihren Augen getheilt worden, und das geſchwächte Osmaniſche Reich nur noch ſo weit fortdauert, als es die benachbarten Mächte erlauben, und Frankreich ſelbſt durch die Verſchließung ſeiner Häfen Ihrem Handel ſo ſehr ſchaden kann, macht es Ihnen Vergnügen Frankreich täglich zu beleidigen, ohne einmal angegriffen oder auf irgend eine Weiſe dazu gereizt zu ſeyn. Als Guſtav den dreißigjährigen Krieg führte, geſchah es mit Frankreichs Hülfe und mit der Kraft des Genies und des Willens, welche alle Unternehmungen eines großen Mannes ſtämpeln. Polen war damals noch furchtbar, die Türkei beſtand in ihrer vollen Kraft, und Rußland war in Europa noch gar nicht vorhanden. Aber mit welchem Rechte und in welcher Abſicht reizten Sie die deutſchen Staaten gegen Frankreich auf? Da Deutſchland auf Ihr Anſtiften (?) ſich in einem unglücklichen Krieg verwickelt fand, waren Sie der erſte, der Frieden ſchloß und einen Geſandten nach Paris ſchickte. Unter allen Erſchütterungen haben die deutſchen Staaten gar nicht von Ihnen reden gehört; aber kaum war der Friede geſchloſſen als Sie denſelben Ihr Daſeyn kundthaten und auf eine Standſäule für den Erzherzog Karl von Oeſtreich antrugen. Dieſer Prinz hat die Ehre und Achtung, welche Deutſchland ihm zollt, wohl verdient, und Frankreich geſteht ihm dieſelbe gern zuerſt zu; aber hat er ſie etwa mit Ihren Truppen erworben? Wenn Sie ein Glied des deutſchen Reichs ſind, warum haben Sie ihm nicht mit Ihren Heeren beigeſtanden? Wenn Sie die Bürgſchaft des Weſtfäliſchen Friedens übernommen haben, warum haben Sie Frieden für ſich geſchloſſen, ehe das Deutſche Reich den ſeinigen abſchloß? Wie kommt es, daß Sie der einzige ſind, der nicht weiß, wie Ihr Verfahren zu Regensburg für alle deutſche Staaten höchſt verletzend iſt? Während Sie Ihre eignen Städte verkaufen, nehmen Sie die Gebärde an für ein eingebildetes Intereſſe in Deutſchland kämpfen zu wollen; während Sie in Baden das Gaſtrecht genießen, beleidigen Sie Ihren

Schwiegervater. Sie haben keinen Augenblick in Karlsruhe zugebracht, der dieſem Fürſten nicht gerechte Urſache zur Klage gegeben hätte. Als Sie darauf bei Ihrem Schwager, dem Kurfürſten von Baiern, verweilten, unterſchrieben und datirten Sie eine Note, die gänzlich gegen ſeinen Vortheil ſtreitet. Und doch war dieſer Fürſt damals durch den Krieg geſchwächt, von Heeren umgeben, in ſtündlicher Gefahr angegriffen zu werden, Ihrer Hülfe bedürftig, wenn Sie derſelben noch etwa fähig geweſen. Und gerade dieſen Zeitpunkt und grade ſeine Hauptſtadt wählten Sie, um gegen ihn zu ſchreiben! Sie ſind noch jung, aber wann Sie zu reiferem Alter gelangt ſeyn werden und dann die Noten leſen, die Ihnen auf dem Poſtwagen ſo einfallen, dann werden ſie es gewiß bereuen, den Rath Ihrer erfahrnen und treuen Miniſter nicht befolgt zu haben; dann werden Sie thun, was Sie immer hätten thun ſollen, auf nichts Anderes denken, als auf das Beſte Ihres Vaterlandes. Was dieſes für Sie und Ihre Ahnherrn gethan, fordert wohl, daß Sie ſeine Vortheile nicht der Eitelkeit und andern trügeriſchen Leidenſchaften aufopfern. Sie werden dann nichts unternehmen, als was Sie durchſetzen können und die deutſchen Staaten nicht mehr zu einem Kriege aufwiegeln, zu deſſen glücklichem Erfolg Sie nichts beitragen können, zu einem Kriege, in welchem Ihr Schwiegervater und Schwager mit Frankreich wahrſcheinlich gemeinſchaftliche Sache machen werden. Und wenn nun endlich das Intereſſe der Oſtſee Sie zu einem Bündniß mit Dänemark bewegen wird, ſo werden Sie einſehen, daß dies Ihr wahres Intereſſe, daß es von der Sicherheit Ihrer Staaten, der Würde Ihrer Krone und der Ehre Ihrer Nation unzertrennlich iſt. Sie werden dann Ihre Sicherheitsmaaßregeln ſo nehmen, daß Ihre Küſten nicht entblößt ſind, und daß keine Flotten auf einen halben Kanonenſchuß Ihren Küſten ungeſtraft vorbeiſegeln können, um Kopenhagen zu bombardiren: denn nicht durch ſolche

Tropäen haben Ihre Ahnherren ſich Ehre und Ruhm in der Geſchichte erworben. Schließlich werden Sie, von mittelmäßigen Hülfsgeldern gereitzt, nicht thun, was noch keine Nation in Europa gethan, einen Vertrag abſchließen, der ſo unwürdig iſt, daß er gewiſſermaßen als ein Anfang der Entſagung Ihrer Selbſtſtändigkeit betrachtet werden kann. Wir glauben wohl, wann Sie dieſe Zeilen leſen, daß ſie doch für Sie verloren ſeyn werden; aber wir glauben auch, daß Sie keine andre Lektion von Frankreich erhalten werden. Dieſes Reich bekümmert ſich ſehr wenig um alle Ihre Schritte, und es wird Sie darüber niemals zur Rechenſchaft ziehen, weil es eine redliche tapfere Nation und Männer, die ſeit Jahrhunderten ſeine treuen Bundsgenoſſen waren und deswegen mit ſo vielem Recht die Franzoſen des Nordens genannt worden, unmöglich ſtrafen kann. Es verwechſelt ſie nicht mit einem Jüngling, der von falſchen Ideeen verwirrt noch nicht nachdenken gelernt hat. Ihre Landsleute ſollen alſo von Frankreich immer gut behandelt, die Handelsſchiffe derſelben dort gut aufgenommen, und ſogar Ihr Geſchwader, wenn es deſſen bedarf, in ſeinen Häfen proviantirt werden. Es wird Ihre Flaggen nur als Fahnen anſehen, die den Guſtaven gehörten, welche vor Ihnen herrſchten. Und wann die Hitze Ihrer Leidenſchaften endlich verraucht iſt, wann Sie Europa's wirkliche Lage haben recht kennen und die Ihrige beurtheilen gelernt, dann wird Frankreich immer bereit ſeyn, ſeine Blicke auf den Vortheil Ihrer Nation zu richten und ſeine Augen von dem wegwenden, was Sie waren und was Sie gethan haben.

B.

Note des Kanzleipräſidenten Freiherrn von Ehrenheim an den franzöſiſchen Chargé d'affaires Herrn Caillard.

Stockholm 7. Septbr. 1804.

S. Maj. der König von Schweden haben Sich berichten laſſen von den unſchicklichen und mit einer lächerlichen Kühnheit geſtämpelten Bemerkungen, welche Herr Napoleon Bonaparte in ſeinen Moniteur vom 14. Auguſt unter dem Artikel aus Regensburg einzurücken ſich erlaubt hat. Der Ton, die Schreibart, der Inhalt ſelbſt ſind von einer ſo ſeltſamen Beſchaffenheit, daß S. Maj. den Zweck eines ſolchen Ausfalls bis jetzt noch nicht ergründen können. Sollte man die Abſicht gehabt haben, die allgemeine Meinung in Hinſicht der Schritte des Königs irre zu leiten, wie aus der Mühe erhellt, die man ſich gegeben eine Gränzlinie zwiſchen S. Maj. und Dero Unterthanen zu ziehen, ſo kann man im Voraus überzeugt ſeyn, daß ein Verſuch dieſer Art immer vergeblich ſeyn wird bei einem Volke, welches ſein Daſeyn nie von dem ſeiner Könige trennte und welches ſein Schickſal beſtändig an das Schickſal ſeines Königs knüpfte, und ſich bloß in dem Maaße glücklich achtet, in welchem es zu Seiner Ehre und zu Seinem Glück etwas beitragen kann.

Da die Würde des Königs und Seiner Krone nach einem ſolchen Ereigniß keine diplomatiſchen Verhältniſſe weiter erlaubt, ſo haben S. Maj. mir befohlen, Ihnen, mein Herr, zu erklären, daß von dieſem Tage an alle ſowohl öffentliche als private Gemeinſchaft zwiſchen dem Miniſterium Sr. Maj. und der franzöſiſchen Geſandſchaft in Stockholm aufhört.

Weil aber eine Stelle in dem obenerwähnten Artikel vermuthen läßt, daß die franzöſiſche Regierung noch den Nutzen der Handelsverbindungen zwiſchen Schweden und Frankreich an=

erkennt, ſo wollen S. Maj. die Fortſetzung derſelben gleichfalls erlauben, wegen Ihrer Geſinnungen der Achtung für die franzöſiſche Nation, Geſinnungen, welche S. Maj. von Ihren Ahnherren geerbt und welche ihren Urſprung in glücklicheren Zeiten hatten.

Ehrenheim.

IV.

Eigenhändiges Schreiben Sr. Maj. des Königs von Schweden an Sr. Maj. den König von Preußen, vom 22. April 1805.

Mein Herr Bruder und Vetter.

Mit Bedauren ſehe ich mich genöthigt in Euer Maj. Hände den ſchwarzen Adlerorden zurückzugeben, welcher von dem Hochſel. Könige Ihrem Vater mir als ein köſtliches Unterpfand ſeiner Geſinnungen gegen mich anvertraut worden. Obgleich ich den Werth und die Eigenſchaft dieſer herrlichen Zeichen, die aus den älteſten Zeiten herſtammen und aus den heiligen Verpflichtungen der Religion und des Ritterthums entſprungen ſind, nur zu gut kenne, ſo ſehe ich mich doch gegen meine Meinung genöthigt, den gegenwärtigen traurigen Zeitverhältniſſen nachzugeben und einen Schritt zu thun, der mit meiner Denkungs- und Handlungs-Art ſtreiten würde, wenn nicht die neulich eingetretenen Ereigniſſe mir dieſe Aufopferung zu einer traurigen Pflicht machten. Eine weitere Ausführung dieſer Materie würde mir ſehr ſchmerzhaft ſeyn, aber als Ritter glaube ich mich doch verbunden zu erklären, daß ich dieſe Würde in Napoleon Bonaparte und Seinesgleichen nicht anerkenne.

Ich bitte Euer Maj. von meinen aufrichtigen Geſinnungen gegen Ihre Perſon überzeugt zu ſeyn, und verbleibe u. ſ. w.

Guſtav Adolf.

V.

(Aus den ſchwediſchen Inrikes Tidningar für den 11. Auguſt 1804.)

Da in den Hamburger und Altonaer Zeitungen ein ungebührlicher Artikel ſteht, der ſich auf die Unterredung Sr. Königl. Maj. mit dem franzöſiſchen General Brune zu Schlatkow den 4. Junius 1807 bezieht, ſo ſcheint es an der Zeit zu ſeyn dieſe Unterredung in ihrem rechten Lichte darzuſtellen.

Als der franzöſiſche General zu Sr. Maj. hereintrat, hielt er nach einigem Bedenken folgende Anrede:

Auf Euer Maj. Befehl habe ich mich hier eingefunden.

Der König. Ich habe ſelbſt mit Ihnen ſprechen wollen mein General, um alle weitere Erklärungen auf den Zuſatzartikel des Waffenſtillſtandes zu Schlatkow überflüſſig zu machen, weil ich wünſche, daß alles klar und deutlich und keinem Zweifel mehr unterworfen ſeyn möge. Mein Generalgouverneur hat bereits auf meinen Befehl in meinem Schreiben vom 14. Mai Sie benachrichtigt, daß ich nur die in dem Waffenſtillſtande von Schlatkow feſtgeſetzten Bedingungen anerkenne, und ich wiederhole Ihnen jetzt, daß es nur die einzige Akte iſt, welche ich für gültig anſehe.

Der General. Erlauben Euer Maj., daß ich reden darf, oder geruhen Sie Sich Selbſt über dieſen Gegenſtand gegen mich zu erklären.

Der König. Nein, Sie können reden.

Der General. Ich kann mich ſelbſt Euer Maj. als Beiſpiel anführen, indem ich einen ähnlichen Waffenſtillſtand mit dem Herzog von York in Holland abgeſchloſſen habe; und ich habe geglaubt, daß der in Frage begriffene zuſätzliche Artikel, gleichſam auf die Redlichkeit beider befehlenden Generale en Chef gegründet, eben ſo heilig als der Waffenſtillſtand ſelbſt angeſehen werden müßte.

Der König. Ja, grade nach dieſem Grundſatz erkenne ich nur den Waffenſtillſtand von Schlatkow an. Ueberdies hat ſich Bonaparte eines Grundes bedient, welchen ich auch anführen könnte, wenn er ſagt, daß er ſein Heer en Chef befehlige und daß er dem General Mortier den Befehl ertheilt habe, daß, wenn der Waffenſtillſtand noch nicht angenommen ſey, ſo ſolle er ihn brechen. Da ich jetzt perſönlich mein Heer befehlige, ſo würde es mir ein Leichtes geweſen ſeyn, darin einen hinreichenden Grund zu finden, den Waffenſtillſtand aufzukündigen, weil ich den Artikel nicht anerkennen wollte; aber ich habe es nicht gewollt.

Als General Brune von den alten Verbindungen zwiſchen Schweden und Frankreich und von einer Vereinigung beider Nationen unter einander zu reden anfing, antwortete ihm

der König. Ja freilich. — Ich wünſche es eben ſo ſehr als Sie, daß dieſe Verbindung zwiſchen den beiden Nationen wiederhergeſtellt werden könnte; allein die franzöſiſche Nation iſt nicht mehr dieſelbe, und jene glücklichen Zeiten ſind vorüber, wo ein genaues Bündniß das politiſche Glück beider Reiche beförderte. Die gegenwärtige Lage der Dinge hindert es.

Der General. Die franzöſiſche Nation iſt immer dieſelbe, Sire; ſie hat viel Ehre und Macht erworben. Frankreich hat große Fortſchritte gemacht, es hat ſeinen Ackerbau und ſeine Induſtrie verbeſſert, und wenn E. Maj. zu einer andern Zeit Muße hätten, dahin zu reiſen, ſo würde es Sie vielleicht intereſſiren, dieſes Land zu ſehen und kennen zu lernen.

Der König. Ich betrachte Frankreich jetzt als die Geißel von Europa.

Der General. Ja wir haben viele Kriege geführt; der Kaiſer hat einen großen Karakter.

Der König. Ich kenne keinen Kaiſer von Frankreich.

Der General Brune erwiederte auf dieſe Erklärung nichts.

Der König. Haben Sie vergeſſen, mein General, daß Sie einen rechtmäßigen König haben.

Der General. Ich weiß nicht einmal, ob er exiſtirt.

Der König. Wie? ob er exiſtirt? Er lebt im Elende, unglücklich, aber er iſt Ihr rechtmäßiger König, und ſeine Rechte ſind gleich heilig. Er wünſcht nur alle ſeine Unterthanen unter ſeine Fahnen zu verſammeln.

Der General. Wo ſind dieſe Fahnen?

Der König. Wenn Sie ſolche nirgends finden, ſo werden Sie ſie immer bei mir finden.

Der General. Man hat mir geſagt, er habe ſeine Rechte dem Herzog von Angouleme abgetreten.

Der König. Das habe ich nie gehört. Im Gegentheil hat der König eine Verkündigung erlaſſen, die von ſeinen Geſinnungen gegen ſein Volk zeugt und wozu Monſieur und alle Prinzen vom Blute ihre Einwilligung gegeben haben. Kennen Sie dieſe Verkündigung?

Der General. Nein, Sire.

Dies ſagte er mit vielen Betheurungen bei ſeiner Ehre.

Der König. Der Duc de Pienne, Marſchall im Dienſte des Königs, iſt hier. Vielleicht hat er dieſe Schrift bei ſich. Ich werde ihn hereinkommen laſſen, wenn Sie wollen.

Da S. Königl. M. die Verlegenheit des Generals bemerkten, ſetzten Sie hinzu: doch dies würde vielleicht zu viel Aufſehen machen.

Der General. Ja, Sire; allein wenn E. M. ſie mir kuvertirt bei den Vorpoſten zuſenden wollen, ſo werde ich ſie leſen und meine Officiere ſollen ſie auch zu ſehen bekommen.

Der König. In dieſer Verkündigung verſpricht der König allen Kriegsleuten, welche zu ihrer Pflicht zurückkehren wollen, Beibehaltung ihrer Aemter und Würden. — Sie, mein

General, glauben Sie wohl, daß die jetzige Lage der Dinge in Frankreich lang beſtehen kann.

Der General. Alles kann ſich ändern.

Der König. Glauben Sie nicht, daß jene Vorſehung, welche bisher zahlreiche glückliche Erfolge zugelaſſen, ſie auch aufhalten kann, um Gerechtigkeit und die gute Sache zu befördern?

Der General. Allein es kann auch wohldenkenden Perſonen begegnen, daß ſie dem Beſchluß der Vorſehung entgegenwirken, indem ſie nach ihrer Ueberzeugung handeln.

Der König. Ich nehme an, daß Ihre Unternehmungen noch immer glücklichen Erfolg haben ſollen; glauben Sie denn, daß dies auf die Länge fortdauert? Wenn man Ihnen die Wahl ließe, Ihrem geſetzmäßigen Könige zu dienen oder der Sache, welche Sie jetzt übernommen haben, was würden Sie thun? Antworten Sie mir aufrichtig.

Der General (ſich die Stirn reibend). Dieſe Frage fordert Ueberlegung.

Der König. Mich dünkt, daß Sie nicht nöthig haben, darüber lange nachzudenken. Sagen Sie mir nur, ob Sie zu Ihrer Pflicht zurückkehren oder die Grundſätze, welche Sie ergriffen, vertheidigen wollen?

Der General. Was das betrifft, ja! Ich werde dieſe Grundſätze vertheidigen, ich werde für den Augenblick meine Pflicht thun.

Der König. Wiſſen Sie, daß Bonaparte dem Könige vorgeſchlagen hat mit ihm wegen ſeiner Rechte zu unterhandeln? Das iſt doch der ſicherſte Beweis, daß er ſie anerkennt.

Der General. Das iſt mir ganz unbekannt.

Der König. Aber wiſſen Sie, daß der König ſolches beſtimmt verweigert und wie Franz der Erſte geſagt hat: Wir haben alles, nur nicht die Ehre, verloren?

Der General Brune wiederholte dieſe Worte mit Wärme.

Der König. Ich kenne den König ſehr genau, und er verdient wegen ſeiner großen und ſchönen Eigenſchaften gekannt zu ſeyn. Sie, mein General, können nie ruhig ſeyn; denn was wird wohl Ihre Lage werden, wenn ſich alles ändert?

Der General. Ich werde dann mit den Waffen in der Hand einen ehrenvollen Tod ſterben.*) Als Soldat bin ich einem ſolchen Schickſal jeden Augenblick bloßgeſtellt. Es iſt hier nicht die Frage zu ſterben, ſondern zu ſterben wie man muß.

Der König. Aber dies hangt vom Schickſal ab. Es giebt indeſſen ein Glück, welches in der Ruhe der Seele beſteht und eine Frucht des Bewußtſeyns iſt, ſeine Pflichten erfüllt und nach ſeinem Gewiſſen gehandelt zu haben. Bonaparte kann dieſer Ruhe nie genießen, er, der ſich hätte unſterblich machen können, wenn er den König wieder auf den Thron geſetzt hätte. Zufällige Ehre, Ruhm und mancherlei Vortheile mag er ſich erwerben, aber nimmer wird er Ruhm genießen können.

Da der General Brune von den Talenten Bonapartes aufs Neue mit vielem Lobe ſprach und hinzuſetzte, daß keiner von den Bourbons ſo viele gezeigt habe, antwortete ihm

der König. Die Umſtände begünſtigen oft, und dann kommt es nur darauf an, ſie zu benutzen.

Der General ſchien dem beizufallen.

Der König. Und der Tod des Herzogs von Enghien — welche Abſcheulichkeit!

Der General. Ich war damals grade in Konſtantinopel und kann es alſo nicht erklären.

Als das Geſpräch auf die franzöſiſche Revolution kam, erwiederte

der General. Ich gehöre der Revolution an, und ſie iſt mit dem Willen des franzöſiſchen Volks geſchehen.

---

*) Der unglückliche Brune ward ſpäter vom Pöbel ermordet.

Der König. Nicht das franzöſiſche Volk hat die Revolution gemacht ſondern der Pöbel. Man ſieht nun auch zu deutlich ein, was ſolche Pöbelrevolutionen, wovon Sie reden, für Folgen haben, weil dieſe mit Abſchaffung alles Ranges und aller Vorrechte anfing, indem man die Gleichheit der Stände einführen wollte, und jetzt ſind Sie ſelbſt ein Beweis, daß dieſe Grundſätze ſich geändert haben.

Der General. Wenn Euer Maj. an Ludwigs des Sechszehnten Stelle geweſen wären, ſo würde die Revolution nie Statt gehabt haben.

Der König. Ich will mich deſſen nicht rühmen, weil ich mich niemals in ſolchen Umſtänden befunden habe. Er war zu gut, zu mild, und hat bewieſen, daß dieſe Eigenſchaften, zur Unzeit angewandt, die traurigſten Folgen haben können. Ich habe aufrichtig mit Ihnen geſprochen, und mein Karakter verlangte, mich hierüber zu erklären. Ich bin verpflichtet ſo zu reden, und wenn ich mich auch in andern Verhältniſſen befände, ſo würden deſſen ungeachtet meine Geſinnungen immer dieſelben ſeyn. — Wie können Sie verlangen, daß ich es gleichgültig anſehen ſoll, daß man ſeinem rechtmäßigen Könige die ſchuldigen Pflichten verſagt, ich, der ich ſelbſt König bin? Das hieße die Pflichten vergeſſen, die ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

Der General. E. M. betrachten den König wie einen Bruder.

Der König. Mir däucht, die Franzoſen ſollten von ſelbſt die ihrer Pflicht angemeſſenen Geſinnungen hegen, ohne von mir zu erwarten, ihnen ein Beiſpiel zu geben.

Der General Brune kam jetzt wieder auf den Zuſatzartikel zurück, und ſagte: E. M. verbleiben alſo noch immer bei der zehntägigen Kündigung?

Der König. Ja.

Der General. Wollten aber E. Maj. nicht ſtillſchweigend übereinkommen, daß der Waffenſtillſtand nur erſt nach monatlicher Kündigung aufhöre!

Der König. Sie kennen mich nicht recht, wenn Sie glauben, daß ich im Stande wäre, ſolche Uebereinkunft einzugehen.

Der General. Ich kenne Euer Maj. Karakter.

Dies iſt der gedrängte Inhalt einer Unterredung, während welcher der General Brune Mühe hatte die große Verlegenheit zu verbergen, welche ſich ungeachtet ſeines Beſtrebens in ſeinem Geſichte und in ſeinen Reden äußerte.

VI.

Note des ruſſiſchen Miniſters Grafen Romanzow an den ſchwediſchen Geſandten Freiherrn Stedingk, den 28. November 1807.

Unterzeichneter hat die Note, welche S. Exc. der Herr Freiherr von Stedingk, außerordentlicher und bevollmächtigter Botſchafter Sr. Schwed. Maj., ihm unter dem 1. dieſes haben zuſtellen laſſen, aufmerkſam erwogen, und da er gefunden, daß dieſe Note den Wunſch des ſchwediſchen Hofes enthält, daß die nahen Verbindungen zwiſchen Schweden und England ferner mögten beibehalten werden, ſo hat er Se. Kaiſerl. Maj. davon unterrichtet und Dero Befehle erhalten.

Der Kaiſer hat geglaubt, daß der Freundſchaft, welche Ihn mit dem Könige verbindet, und der Aufrichtigkeit, welche beide Monarchen auszeichnet, nichts mehr entſpreche, als wenn er Unterzeichnetem den Auftrag ertheile, dem Herrn Freiherrn von Stedingk folgende Facta vorzulegen:

1. Da der Kaiſer durch ſeine Erklärung vom 26. Oktober mit England gänzlich gebrochen, ſo kann über die Verhältniſſe zwiſchen Rußland und England gar kein Zweifel mehr Statt finden.

2. Der Kaiſer hat England ſeinen Unwillen über die Gewaltthätigkeit deutlich zu erkennen gegeben, welche dieſe Macht ſich gegen einen König erlaubt hat, der Sein Freund und Verwandter iſt, und in einem Meer, das unter der Bürgſchaft und gleichſam unter dem Schutz derjenigen Mächte ſteht, welche die Küſten deſſelben beſitzen. Er hat zugleich erklärt, daß Er dagegen nicht gleichgültig ſeyn könne, und es iſt jetzt Zeit, daß er die übernommenen Verpflichtungen erfülle.

Zufolge der Verträge können S. Maj. der Mitwirkung Schwedens und Dänemarks in allen Umſtänden, welche die Sicherheit der Oſtſee betreffen, gewiß ſeyn.

Der Kaiſer ſetzt vorzüglich hohen Werth auf die Mitwirkung Schwedens. Mit Bedauren würde er es alſo vernehmen, daß ein Fürſt, für welchen Er ſo viele Freundſchaft hegt, ſich von einem Syſtem abſondere, welches die drei Nordiſchen Mächte allein befolgen müſſen, und ſich gleichſam kaltſinnig gegen das Unglück bezeige, womit England einen König aus dem holſteiniſchen Hauſe überhäuft.

Aus dieſem einzigen Grunde allein trugen S. Kaiſerl. Maj. Unterzeichnetem auf, das Geſuch bei dem Herrn Botſchafter Freiherrn Stedingk zu erneuen, ihm den Beſchluß Sr. Schwed. Maj. mitzutheilen, nachdem der König weiß, daß der Kaiſer mit England gebrochen, und daß Er bereit iſt alle nöthigen Maaßregeln zu ergreifen, um Großbritannien abzuhalten, gegen Dänemark oder irgend eine andere Macht in der Oſtſee eine Gewaltthätigkeit zu erneuen, die es ſich bereits einmal erlaubt hat, und die man nicht ungeſtraft laſſen darf.

Unterzeichneter hat von dem Kaiſer ſeinem erhabenen Herrſcher den Befehl, dem Herrn Freiherrn von Stedingk nicht zu verhehlen, daß es Sr. Kaiſerl. Maj. zu einem beſonderen Vergnügen gereichen würde, zu vernehmen, daß S. Maj. der König von Schweden den Beſchluß gefaßt hätten, in Uebereinſtimmung mit Rußland und Dänemark in alle die Maaßregeln einzugehen, die es jetzt an der Zeit iſt zu ergreifen.

Graf N. Romanzow.

VII.

Note des ſchwediſchen Chargé d'affaires Freiherrn Taube an den Königlich däniſchen Miniſter.

Kiel 21. December 1807.

Unterzeichneter hat ſo eben die Note zur Kenntniß des Königs ſeines Herrn gebracht, welche S. Exc. der Herr Graf von Bernſtorff die Güte hatten ihm am 4. December zu überſenden, in Hinſicht der Aufklärung, welche der däniſche Hof zu erhalten wünſcht wegen einer bekommenen vorgeblichen Anzeige von der Abſicht Schwedens, die Inſel Seeland mit ſchwediſchen Truppen zu beſetzen.

Der König hat es ſchon einmal abgelehnt, ſich hierüber zu erklären; weil aber die däniſche Regierung ſo beſtimmt eine Antwort verlangt, ſo hat Unterzeichneter den Befehl erhalten, zu erklären:

daß, wenn S. Maj. es für nöthig gefunden hätten, Seeland durch Ihre Truppen gemeinſchaftlich mit denen Ihres Verbündeten zu beſetzen, ſo würden Sie ſolches gethan haben; und der König wünſcht niemals in die Lage zu kommen, es bereuen zu müſſen, daß Er anders gehandelt habe.

E. Taube.

VIII.

Erklärung des Königlich ſchwediſchen Hofes gegen Rußland wegen des Einfalls in Finnland.

Ruſſiſche Truppen haben einen feindlichen Einfall in das ſchwediſche Finnland gethan. Die erſte Kunde davon erhielt S. Maj. durch einen Telegraphenbericht, die zweite durch im Namen Sr. Maj.

des Kaiſers von Rußland in dieſer Provinz ausgeſtreute Verkündigung, welche Abfall und Aufruhr predigt. Feindſeligkeiten, welchen keine Kriegserklärung vorangegangen war, aus keinem alten Groll entſprungen, angefangen mit Beſtechungen, geleitet durch einen Vaterlandsverräther*) an der Seite des Obergenerals, ſind an ſich ſchon Handlungen, wovon es wenig Beiſpiele giebt und welche allgemeinen Abſcheu erwecken müſſen; wenn man ihnen aber das noch ſo jüngſt zwiſchen beiden Höfen geknüpfte Freundſchaftsband entgegenhält, wenn man ſieht, daß ſie hinterliſtig gegen die erprobte Aufrichtigkeit und Treue eines Bundsgenoſſen gerichtet werden, ſo giebt es weder Gefühle noch Namen, welche die Ungerechtigkeit derſelben ausdrücken können. Sie ſtehen einſam in der Geſchichte, ſie ſind die Krone aller Gräuel unſers Zeitalters.

Zu der Zeit, als der unterdrückten Fürſten und Staaten Schickſal die Theilnahme des ruſſiſchen Hofes zu erregen ſchien, als er die Gefahren zu ahnen anfing, die dem ganzen Europa drohten, wurden S. Maj. durch gleichſinnige Gefühle mit ihm in Verbindung gezogen, welche auf das Vertrauen zu einem Nachbarn, einem Freund, einem unabhängigen Herrſcher gegründet waren. S. Kaiſerl. Maj. hatten Verbindungen angeknüpft, welche dem gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe heilſam waren; Sie hatten von Frankreich die Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten zu fordern; Sie hatten Macht Ihre und aller Rechte zu behaupten.

Der König verband ſich mit dem Kaiſer, und nun findet er ſich von ihm angegriffen, grade weil er ſein Bundsgenoſſe war. Nimmer konnte ein Fürſt Bündniſſe mit größerer Hoffnung ihrer Unverbrüchlichkeit abſchließen. Der Kaiſer war perſönlich beleidigt durch Frankreichs hartnäckige Weigerung, einen geſchloſſenen und unterzeichneten Vertrag zu erfüllen, und durch einen bei vielfachen Gelegenheiten bewieſenen Mangel an Achtung; die ruſſiſche Nation war gereizt, die man öffentlich als Wilde und Barbaren *) verſchrie. Was einer Regierung nur heilig ſeyn kann, vereinigte ſich mit der gemeinſamen Sache. Wie konnte man anders als für unwiderruflich halten, was der Kaiſer erklärt hatte, er wolle einen jeden mehr oder minder für ihn vortheilhaften Friedensantrag verwerfen, der nicht mit des ruſſiſchen Namens Ehre, des Vaterlandes Sicherheit, der Bündniſſe Heiligkeit, und des geſammten Europa's Ruhe vereinbar ſey. **)

---

*) General Georg Sprengporten, welcher ſchon unter Guſtav dem Dritten als Verräther zu den Ruſſen entfloh.

Die Gegenwart hat ſchon darüber gerichtet, und die Folgezeit wird es noch mehr inne werden, ob dieſe großen Abſichten durch den Tilſiter Friedensvertrag erreicht worden ſind. Der König blieb auf dem Kriegsſchauplatz, und den Bedingungen des Bündniſſes †) grade entgegen wurde er weder von einem Waffenſtillſtand noch von einem Frieden unterrichtet, bis der Vertrag abgeſchloſſen war.

Da die Mittheilung geſchehen war, verbunden mit einem unbeſtimmten Antrage dem Frieden mit beizutreten ††), ſo ließen

---

*) „Völker, die durch ihre Sitten und barbariſchen Gebräuche den Haß aller geſitteten Nationen erwecken müſſen." (Tagsbefehl in Wien, den 14. Nov. 1805). — „Dieſe wilden Horden, deren verſchmähte Hülfe zum letzten Mal von europäiſchen Regierungen herbeigerufen worden iſt." (22. Bulletin der großen Armee vom 16. November 1805.) „Herrſchte die griechiſche Tiara von der Oſtſee bis zum mittelländiſchen Meere, man würde in unſern Tagen unſere Provinzen von einem Schwarm wahnſinniger Barbaren angegriffen ſehen." (Verkündigung aus dem Hauptquartier zu Warſchau den 29. Januar 1807.)

**) Manifeſt vom 30. Auguſt 1806.

†) Haben die Feindſeligkeiten einmal ihren Anfang genommen, ſo verpflichten ſich beide hohe kontrahirende Partheien aufs beſtimmteſte und feierlichſte, nicht anders als nach gemeinſchaftlicher Uebereinkunft die Waffen niederzulegen oder mit der franzöſiſchen Regierung den Frieden zu unterhandeln. Bundesvertrag vom 14. Januar 1805. Art. 9.

††) Brief des Generals Budberg an den Kammerherrn und Kabinets-Miniſter Freiherrn Hardenberg vom 10. Juli 1807.

S. Maj. aufs neue Vorſchläge thun zu einem Waffenſtillſtand, der zu einer Bedingung des Friedensvertrags hätte gemacht werden müſſen, aber Sie bekamen eine verneinende Antwort, und ſahen den Werth der Mitwirkung vollkommen ein. S. Maj. befanden Sich nicht im Stande, Ihre Deutſchen Provinzen zu vertheidigen, und waren gezwungen ſie zu räumen.

Nach dieſem Verluſt, deſſen Grund in Rußlands Abtrünnigkeit lag, ſahen ſich S. Maj. ganz vom Kriegsſchauplatz entfernt und ſuchten nun in Ihrem Reiche die Ruhe zu genießen, die deſſen geographiſche Lage zu verſprechen ſchien. Sie hatten Ihre Verbindlichkeiten mit Rußland treulich erfüllt, und erwarteten, daß man Ihnen der Verſchiedenheit der Syſteme ungeachtet für das Vergangene werde Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Der König hatte die Unternehmungen der ruſſiſchen Heere mit ſeinen Kriegsſchiffen unterſtützt, hatte dem Kaiſer ſeine Zeughäuſer geöffnet; er hatte die heimlichen Anerbietungen *), welche Frankreichs Regierung mitten in der Hitze des Kampfes that, da Rußlands Provinzen und Hauptſtadt ganz entblößt waren, abgewieſen und ſogleich mitgetheilt; worunter auch dieſe war, ihm, falls er mit Rußland brechen wolle, alle von Karl dem Zwölften verlorne Provinzen ſammt allen Abrundungen, die Schweden ſich wünſchen könne, wieder zu verſchaffen. S. Maj. ſind wohl über alles Lob dafür erhaben, daß Sie ſo unmoraliſchen Neigungen widerſtanden; aber Sie erwarteten, daß die Gewaltthätigkeiten, die eine von Ihnen mit ſo vieler Rückſicht behandelte Macht gegen Ihre Staaten begeht, ein um ſo ſtrengeres Urtheil finden werde.

---

*) Anerbietungen wegen Norwegens, gethan an einen ſchwediſchen kriegsgefangenen Offizier durch Bernadotte, im November 1806. Wiederholt wegen Norwegens durch den franzöſiſchen Miniſter Bourienne an den Chargé d'affaires Netzel, am 14. November 1806. Anerbietungen ſolcher Gränzen, die Schweden wünſche, da es ein Gegengewicht Rußlands ſeyn müſſe, durch den General Grandjean an den Oberſten Baron Tawaſt, den 27. November 1807.

Geheime Artikel des Tilſiter Vertrags, die man ſogleich vermuthete und die das ruſſiſche Miniſterium ſpäter ſelbſt eingeſtand, fingen an ſich nach und nach zu offenbaren. Das leere Hirngeſpinſt, deſſen die franzöſiſche Regierung ſich zur Unterjochung des Feſtlandes bedient hat, die Gefahr vor dem engliſchen Handel, ward dem Norden vorgeſtellt, um auch dort die Unterdrückung und das Elend einzuführen, die von Hafen zu Hafen, von Stadt zu Stadt ſich bereits über das übrige Europa verbreitet hatten. Keine Regierung wird ihrer eignen Einſicht, ihrer eignen Erfahrung, kein Volk ſeiner eignen Betriebſamkeit überlaſſen, kein Zwiſchenzuſtand zwiſchen Vaſall und Feind wird erkannt.

Friedensverträge und Bündniſſe, Bündniſſe und Unterjochungen ſind einerlei, und von Paris aus werden den ſogenannten unabhängigen Verbündeten Syſteme, Geſetze und Anordnungen vorgeſchrieben, welche, das Syſtem der Oberherrſchaft befördernd, angreifen, was in der Geſellſchaft und unter ihnen ſelbſt das heiligſte iſt.

Solchergeſtalt bereitete man zu Petersburg ſchon im Herbſt des verwichenen Jahres einen Bruch mit England vor. Während man die Jahrszeit abwartete, wo ſolches mit Sicherheit geſchehen konnte, that man dem Könige vermittelſt einer Note vom 6. Oktober den Vorſchlag zu einer Mitwirkung zur Verſchließung der Oſtſee für fremde Kriegsſchiffe auf dieſelbe Weiſe, worüber man 1780 übereingekommen war. S. Maj. ließen unterm 13. November erwiedern, es ſey unmöglich, den Frieden der Oſtſee zu ſchützen, ſo lange die franzöſiſche Macht einen ſo großen Theil der ſüdlichen Häfen derſelben beherrſche und dort ihr ausſchließendes Syſtem ausübe.

Er lud folglich S. Kaiſerl. Maj. ein, die Franzoſen erſt dahin zu vermögen, ſie zu verlaſſen; und als derſelbe Vorſchlag am 27. deſſelben Monats erneuet ward, als eine in dem Vertrage von 1780 gegründete Verpflichtung, bewies man kurz: daß durch den Vertrag von 1801 zwiſchen England und Rußland, welchem der König auf die dringende Einladung Rußlands und unter der Verbürgung deſſelben beigetreten ſey, S. Maj. damals unmittelbar mit England Verpflichtungen eingegangen, die Sie vernünftiger Weiſe nicht brechen könnten, ſo lange dieſe Macht ihrerſeits die ihrigen erfülle; daß die auf die bewaffnete Neutralität gegründeten Verpflichtungen die Oſtſee zu verſchließen mit jener wegfallen und auf die gegenwärtigen Umſtände um ſo weniger anwendbar ſeyen, als die däniſche Flotte, auf welche man dabei gerechnet, nicht mehr da ſey und die Engländer in ſpäteren Zeiten die Fahrt durch den großen Belt entdeckt hätten; daß aber Schweden, wenn es gleich nicht durch eine Ausrüſtung dazu beitragen könne, die Oſtſee zu ſchützen, es übernehmen wolle, durch Unterhandlungen mit England zu bewirken, daß es kein Kriegsſchiff dahin ſenden wolle, falls ſich keine andre Macht rüſte oder falls nicht andre Feindſeligkeiten es nöthigen, als Hülfsmacht dahin zu kommen.

Verlangen wollen, daß Schweden Rußland zum Bollwerk dienen ſoll, nachdem es demſelben gefallen, England herauszufordern, daß Schweden ſeine Flotte und ſeinen Handel aufopfern ſoll, um Kronſtadt und Reval zu vertheidigen, das wäre doch in der That zu viel. Auch fingen die Rüſtungen an den ruſſiſchen Gränzen zugleich mit dieſen Vorſchlägen an. Der König ſah ihnen ruhig zu, ſo lange man keine Beſchwerde anführte und ſo lange die Vorſchläge nichts Entſcheidendes enthielten.

Uebrigens bot der Antrag, den Frieden der Oſtſee mittelſt eines Vertrags zu ſchützen eine Ausſicht auf Ruhe und Vortheile für Rußland, welche man nicht ohne große Verantwortung unbeachtet laſſen konnte. Freier als während des ganzen Kriegs hätten die ruſſiſchen Häfen ſich für einen Abſatz ihrer Erzeugniſſe geöffnet, desgleichen man bisher nicht gekannt: Annäherung beider Höfe gegen einander, Handelsthätigkeit, Ruhe nach einem unglücklichen Kriege, einige Beifallsbezeugungen nach einem unglücklichen Frieden — dies alles enthielt das Anerbieten des Königs für den Kaiſer. Solches geſchah im vollen Vertrauen auf die Einwilligung Englands. S. Maj. erwarteten die Beſtätigung derſelben, lange ehe die ſo gefürchtete engliſche Flotte die Rache in die Oſtſee tragen konnte.

Man drang auf Antwort: der Botſchafter des Königs ſollte das gemeinſame Intereſſe am 15. Februar in einer beſondern ihm verſprochenen Audienz vorſtellen, als man die Mittheilung der Botſchaft mit Schweden mit Gewalt abſchneidet und die ruſſiſchen Truppen mit folgenden Verkündigungen in Finnland einfallen:

Verkündigung.

„Gute Nachbarn und Bewohner des ſchwediſchen Finnlands!

„Mit dem größten Leidweſen ſieht mein erlauchter Herr und „gnädiger Monarch ſich gezwungen, ſeine Truppen unter mei„nem Befehl in euer Land einrücken zu laſſen.

„Es iſt dem Kaiſer um ſo ſchmerzlicher, dieſe Maaßregel „ergreifen zu müſſen, welche die in Schweden vorgefallenen Be„gebenheiten ihm vorgeſchrieben haben, als S. Maj. das An„denken der edeln Empfindungen einer guten Nachbarſchaft, ſo „wie das aufrichtige und freiwillige Vertrauen auf Rußlands „Schutz, welche die finniſche Nation im Anfange des letzten „Krieges auf eine ſo muthige Art offenbarte*), als der König „von Schweden ohne die geringſte Urſache und im förmlichen

---

*) Die finniſche Nation und einzelne verrätheriſche Oberſten ſind nicht Eins. Wie wenig das Volk dem ruſſiſchen Schutz vertraute, bewies es durch die muthige Art, womit es ihn mit ſeinem Blut und Eiſen abwehrte.

„Widerſpruch mit eurer Verfaſſung einen ſo unerwarteten als ungerechten Anfall auf unſre Gränzen that.

„Aber ſtatt ſich mit Sr. Kaiſerl. Ruſſ. Maj. in den friedlichen Bemühungen vereinigen zu wollen, wodurch S. M. geſucht hat die Ruhe wiederherzuſtellen, deren Europa ſchon ſo lange beraubt geweſen iſt, und die es nur von dem Bündniſſe erwarten kann, welches zwiſchen den beiden mächtigſten Staaten ſo glücklich geknüpft iſt — entfernt ſich S. M. der König von Schweden nicht nur mehr und mehr von dieſem Zweck, ſondern verbindet ſich noch enger mit dem gemeinſchaftlichen Feind der allgemeinen Ruhe, deſſen Unterdrückungsſyſtem und unerhörtes Betragen gegen S. Kaiſerl. M. und ſeinen innigſten Bundsgenoſſen von S. Kaiſerl. M. nicht mit Gleichgültigkeit angeſehen werden kann.

„In Erwägung dieſer Gründe alſo, verbunden mit dem, was S. Kaiſerl. M. der Sicherheit ſeiner eignen Staaten ſchuldig iſt, ſieht er ſich gezwungen, euer Land als Pfand unter ſeinen Schutz zu nehmen, um ſich eine angemeſſene Genugthuung zu verſchaffen, falls S. ſchwed. Maj. fortfährt die billigen Friedensbedingungen nicht anzunehmen, die ihm unter Vermittelung Sr. M. des Kaiſers aller Reuſſen von Sr. Kaiſerl. franzöſ. Maj. zur Wiederherſtellung eines glücklichen Friedens angeboten ſind, welcher der Hauptzweck Sr. Kaiſerl. M. geweſen iſt und immer ſeyn wird.

„Gute Nachbarn und Bewohner Finnlands, bleibt ruhig, friedlich und furchtlos in euren Wohnungen; wir kommen zu euch nicht als Feinde, ſondern als Freunde und Beſchützer, um euren Zuſtand glücklicher zu machen, indem wir es dadurch in unſere Macht bekommen, von eurem Lande die Uebel zu entfernen, deren unfehlbare Opfer ihr im Fall des Krieges ſeyn würdet.

„Laſſet euch nicht verführen, die Waffen zu ergreifen, oder

„die mir anvertrauten Truppen S. Kaiſerl. M. in etwas zu „beleidigen. Wer in dieſem Punkte fehlt, hat ſich ſelbſt die Folgen beizumeſſen. Andrerſeits werden alle die, welche ſich durch „ihren guten Willen auszeichnen, zu den väterlichen Sorgen „Sr. Kaiſerl. M. für das Wohl des Landes beizutragen, ſich „ſeines hohen Schutzes und Wohlwollens würdig machen.

„Und da S. Kaiſerl. M. wünſchet, daß alles, was das „Land betrifft, ſeinen gewöhnlichen Gang gehen könne nach euren Geſetzen, Sitten und Gebräuchen, welche, ſo lange als „ſeine Truppen genöthigt ſeyn werden im Lande zu bleiben, unverletzlich gehalten werden ſollen, ſo beſtätigen Wir durch Gegenwärtiges jeden öffentlichen Beamten, ſowohl im Civil als „Militair, in ihren reſpectiven Aemtern und Beſtallungen, mit „Ausnahme desjenigen, der als geborner Schwede ſie vielleicht „gebrauchen könnte, um das Volk zu verführen und zum Schaden des gemeinen Beſten zum Irrthum zu verleiten.

„Was man zum Unterhalt und zur Erfriſchung der Truppen nöthig haben wird, ſoll auf der Stelle und in baarem „Gelde bezahlt werden. Jede Lieferung ſoll zufolge einer Uebereinkunft zwiſchen unſern Kommiſſarien und denen des Landes „vergütet werden; und damit ihr noch hierin einen Beweis der „hohen Fürſorge Sr. Kaiſerl. M. bemerkt, hat er befohlen, daß „außer den hier ſchon befindlichen mehrere Magazine errichtet „werden ſollen, woraus der dürftigſte Theil der Landeseinwohner zugleich mit den Truppen Sr. M. den Unterhalt wird ziehen können.

„Da ſich indeſſen verſchiedene Fragen erheben können, deren Entſcheidung in guter Nachbarlichkeit ein gegenſeitiges Vertrauen in den Discuſſionen und Eintracht in den endlichen „Beſchlüſſen erfordert, ſo werdet ihr durch Gegenwärtiges aufgefordert, ſobald als möglich, und nach der bei euren gewöhnlichen Reichstagen üblichen Ordnung aus jeder eurer Provin-

„zen Deputirte zu ſchicken, die ſich nach der Stadt Åbo zu begeben haben, um über alles, was zum Wohl des Landes beitragen kann, zu berathſchlagen.

„Das Großherzogthum Finnland ſoll folglich von dieſem Augenblick an und einſtweilen wie die übrigen eroberten Provinzen des ruſſiſchen Reichs angeſehen werden, welche unter der Regierung der Vorfahren Sr. Kaiſerl. M. und jetzt unter ſeinem Scepter einer glücklichen Ruhe mit Erhaltung aller Privilegien, freier Religionsübung, Rechte und Immunitäten u. ſ. w. genießen, die ſie von jeher beſeſſen haben und noch bewahren.

„Die gewöhnlichen Auflagen der Krone werden folglich künftig ohne Evalvation und allein nach dem alten Kataſter erhoben werden, mit Ausnahme deſſen, was für die Beſoldung der öffentlichen Beamten angeſchlagen iſt, welches auf demſelben Fuß bleiben wird wie ſonſt.

„Gegenwärtiges ſoll allen denen, die es angehen kann, zur Richtſchnur dienen, die nicht allein hierin, ſondern in allem Andern ſich nach dem zu richten und dem zu gehorchen haben, was in den Ukaſen Sr. Kaiſerl. M. künftig etwa befohlen werden mag.“

„Gegeben im Hauptquartier zu Fredrieshamn den 18. Februar 1808.

Buxhövden.“

Dieſe Verkündigung iſt an die Pfarrer der an der Gränze liegenden Kirchſpiele mit folgenden geſchriebenen Billets verſandt worden:

„Mein Herr!

„Haben Sie die Güte, dieſe Verkündigung als eine Sicherheit zu empfangen, und theilen Sie den Inhalt Ihren Eingepfarrten mit, worauf ſogleich eine Sicherheitswache Sr. Kaiſerl. M. folgen wird.

„Soldaten!

„Ungern ſieht mein allergnädigſter Kaiſer ſich wider ſeinen Willen gezwungen, ſeine Truppen in Finnland einrücken zu laſſen, welches allein einen kräftigen Schutz, die Erhaltung des Friedens und der Ruhe, ſo wie das Glück der Finnen zum Zweck hat.

„Zur Ausführung dieſes billigen Schritts hat Sr. Kaiſerl. M. befohlen, nicht zuerſt zu ſchießen, bis ihr, eurer Freiheit vergeſſend und die Ruhe verachtend, anfangen würdet thätig zu ſeyn; was ihr zu Unſerm großen Mißvergnügen ſchon gethan habt. Wir erneuen dieſe Befehle Sr. Kaiſerl. M., die finniſche Nation ſeines aufrichtigen und wahren Wohlwollens für dieſes Land verſichernd, und euch, Soldaten, von neuem verbürgend, daß Ihr an den Gnaden Sr. Kaiſerl. M. Theil habt. Ihr, gute Finnen, die nach eurer Beſtimmung zu dem Kriegsſtaat des Landes gehört, ihr ſeid mehr zu beklagen. Ihr verlaſſet eure Familien, eure Verwandten, und wollt für eine ungerechte Sache den Tod ſuchen. Soldaten! mein allergnädigſter Kaiſer hat mir befohlen, demjenigen von euch, der freiwillig die Waffen übergiebt, zu erlauben, zu ſeiner Heimath zurückzukehren oder zu dem einem jeden gefälligen Ort, und außerdem für jedes Gewehr zwei Rubel, für einen Säbel oder andere Waffen einen Rubel, und für jedes Pferd zehn Rubel zu bezahlen. Wer von euch ſollte wohl die Ruhe ſo wenig lieben[*]), daß er nicht jede ungerechte Aufforderung zum Kriege zu unterdrücken ſuchte, um ſich unter dem Schutz meines al-

---

[*]) Die Predigt zur Ruhe an die feindlichen Soldaten iſt klug, wenn ſie anſchlägt. Die Franzoſen haben dieſe Predigten hie und da mit großem Erfolg gebraucht. Die Finnen vergaßen, ruſſiſch zu reden, ihre Freiheit; ſie waren diesmal wirkliche Soldaten, ſie fühlten, daß die ungerechte Sache, wofür ſie fochten, ſkandinaviſches Geſetz, Freiheit und Vaterland war.

„lergnädigſten Kaiſers ein glückliches und friedliches Leben zu „verſchaffen!

„Hauptquartier Loviſa den 22. Februar 1808.

Buxhövden."

Nun beurtheile jede rechtliche Regierung, jeder tapfere und redliche Krieger, jeder getreue Unterthan dieſes Verfahren. Ein hinterliſtiger Einfall in das Land eines friedlichen Nachbarn, welchem Aufruf zur Empörung vorangegangen, iſt unerhört, ſogar in dieſen letzten Zeiten, welche an Beiſpielen von Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten ſo reich ſind.

Das ruſſiſche mit Frankreich verbündete Reich iſt nicht mächtig genug, um ſich durch die Formalitäten des Völkerrechts einigem Widerſtand in einer durch die Jahrszeit abgeſchnittenen Provinz auszuſetzen. Es bedarf der Ueberraſchung und Beſtechung. Die Regierung ſucht durch Verheißung der Freiheit das Volk in Maſſe zu erkaufen; der General will die Soldaten ſtückweiſe erſteben, wie er auf den Märkten zu Petersburg oder Riga Leibeigne hat kaufen können.

Getreue Bewohner Finnlands, achtungswerthes Volk! Euer König hat während ſeiner ganzen Regierung die Aufklärung, den Ackerbau und den Wohlſtand Eures Landes befördert; ein treuloſer Nachbar droht Euch in die vergangenen Jahrhunderte wieder zurückzuſtoßen. Eure Nachbarſchaft war ihm ein Vorwurf geworden, ſein Schwerdt ſchwebt über Euren Häuptern, ſeine blutigen Hände ſind nach Eurem Eigenthum, ſeine Mordfackeln nach Euren Wohnungen ausgeſtreckt; ſeine Verheißungen bedeuten nichts als ſeinen Wunſch ſich ohne Gefahr zu nahen. Betrübt über das Unglück des Kriegs, aber geſtärkt durch das Bewußtſeyn, nicht ſchuld an demſelben zu ſeyn, weiß Euer König, daß Eure Herzen unverändert, euer Muth unerſchüttert bleiben wird, bis er ſeine und ſeines Verbündeten Kraft anwenden kann, euch zu ſchützen und zu rächen.

Stockholm, den 2. März 1808.

IX.

Kriegserklärung des däniſchen Hofes gegen Schweden, gegeben zu Kopenhagen den 14. März 1808.

Die däniſche Regierung hat mit gerechter Ungeduld die Wirkung der Bemühungen erwartet, welche der Petersburger Hof angewandt hat, um Schweden zu einem Intereſſe, welches ihm mit dem ganzen Norden gemeinſchaftlich iſt, und zu Grundſätzen zurückzuführen, welche die vorzüglichſte Grundlage ſeiner Verbindungen mit Rußland und Dänemark bilden.

Nachdem dieſe Bemühungen ihr Ziel gänzlich verfehlt haben, ſieht die däniſche Regierung ſich in Hinſicht Schwedens in eine Lage verſetzt, die ihr nicht länger erlaubt, über ihre Verhältniſſe zu dieſer Macht Ungewißheit walten zu laſſen. Man kann ſich nicht darüber täuſchen, was dieſe Verhältniſſe geworden ſind, ſeitdem ein hinterliſtiger Angriff Dänemark plötzlich aus der Bahn herausriß, von der es während einer langen Reihe von Jahren ſich nicht die mindeſte Abweichung erlaubt hatte. Der Frevel, deſſen Großbritannien ſich gegen ein neutrales und friedliches Land ſchuldig gemacht, hat über ganz Europa die laute Stimme eines allgemeinen Unwillens geweckt, und von allen Seiten hat man ſich beeifert der däniſchen Regierung die lebhafteſte Theilnahme zu bezeugen. Der einzige Hof von Stockholm, wenn gleich durch engere Bande mit dem von Kopenhagen vereint, beobachtete ein völliges Stillſchweigen und hat dieſes endlich nur gebrochen, um die wichtigſten Beſchwerden und die grundloſeſten Vorwürfe in Betreff der Unbequemlichkeiten vorzubringen, welche die Kriegsvorfälle und diejenigen ſtrengen Maaßregeln, zu deren Ergreifung die däniſche Regierung durch die gewaltſame Lage, in welche ſie ſich unverſehens geſetzt ſah, unumgänglich genöthigt war, und von welchen abzulaſſen die endloſen Chikanen und Verdrießlichkeiten, die ſie ihr von Seiten Schwedens zuzogen, ſie zu bewegen wenig geeignet waren.

Das däniſche Kabinett würde Mühe gehabt haben ſich ein ſolches Betragen eines Herrſchers zu erklären, deſſen Intereſſe, Grundſätze und Gefühle es in gleichem Maaße durch eine Gewaltthätigkeit verletzt und gekränkt halten zu dürfen geglaubt hatte, welche im Norden plötzlich die Flamme des Kriegs angezündet, wenn es nicht bald hätte gewahren können, daß das Gefühl, welches bei dieſer Gelegenheit die Entſchlüſſe des Königs von Schweden leitete, nicht das der Gleichgültigkeit war.

Die auffallende Bereitwilligkeit, womit dieſer Monarch mehrere Wochen vor der Uebergabe Stralſunds den Abzug des größten Theils der engliſchen Truppen aus Pommern zuließ, wo ſie nur angelangt ſchienen, um dort den Augenblick abzuwarten, wo ſie nach Seeland hinübergeſchifft werden ſollten, und die Art, wie Se. ſchwediſche Maj. es ſich haben angelegen ſeyn laſſen, Ihr Volk zu benachrichtigen, daß dieſe Wiedereinſchiffung der Engländer in Folge eines Separatartikels Ihres Vertrags mit Großbritannien Statt habe, boten die erſten Anzeichen eines heimlichen Verſtändniſſes auf Koſten Dänemarks dar.

Dieſer Anzeichen gab es bald mehrere. Die däniſche Regierung kennt den ganzen Umfang der Unterſtützung und Hülfe nicht, die ihre Feinde in den Häfen Schwedens gefunden, aber die Wirkungen davon ſind ihr auf die verderblichſte Weiſe fühlbar geworden.

Man ſtellt ſich leicht den Eindruck vor, den die ununterbrochenen Verbindungen aller Art, welche die Engländer ohne alle Schwierigkeit mit Schweden unterhalten, auf die däniſche Nation haben machen müſſen. Niemand hat es entgehen können, wie viel Beleidigendes für Dänemark in dem Vergnügen lag, welches der König von Schweden daran zu finden ſchien ſich am jenſeitigen Ufer des Sundes zum Augenzeugen aller dieſem benachbarten Lande zugefügten Ungerechtigkeiten und Kränkungen zu machen; ſo wie in der ſchmeichelhaften Begegnung und den unzähligen Auszeichnungen, mit welchen Er die engliſchen Befehlshaber überhäufte; in den öffentlichen Achtungsbeweiſen, die dieſe ihrerſeits dem Verbündeten ihres Herrſchers auf die auffallendſte Weiſe darzubringen ſich beeiferten; und in den Ehrfurchtsbezeugungen zu Gunſten Sr. ſchwed. Maj., welchen die aus dem Hafen von Kopenhagen fortgeſchleppten däniſchen Kriegsſchiffe bei ihrer Durchfahrt durch den Sund unter den Kanonen der Feſtung ſelbſt unterworfen wurden, welcher ihr Gruß gebührt hätte. So ungünſtig auch das Licht war, in welchem die Vereinigung dieſer verſchiedenen Umſtände die Geſinnungen des Königs von Schweden gegen die däniſche Regierung nothwendig mußte erſcheinen laſſen, ſo hat doch dieſe es ſich nicht vorzuwerfen, ein übertriebenes Gewicht auf einen Schein gelegt zu haben, welchen zu heben der Stockholmer Hof ſich nicht nur auf keinerlei Weiſe bemühete, ſondern vielmehr recht darauf auszugehen ſchien, denſelben durch alles, was von ihm abhing, hervorzubringen, zu nähren und zu verſtärken. Aber es war bald mehr als bloßer Schein da.

Die engliſche Regierung enthüllte zuerſt dem däniſchen Hofe die offenbar feindlichen Geſinnungen Sr. Maj. von Schweden. Europa kennt bereits die durch dieſe Anzeige herbeigeführten Erörterungen zwiſchen Dänemark und Schweden. Man hat geſehen, wie der König von Schweden, auf die offenſte und freundlichſte Weiſe aufgefordert, ſich über dieſen Gegenſtand zu erklären, anfangs dieſe Nothwendigkeit zu umgehen verſuchte, und wie S. M. als man lebhafter in Sie drang, endlich eine ſchiefe zweideutige und beleidigende Antwort gaben. Da indeſſen dieſe Antwort doch eine Ableugnung der Behauptung Englands in ſich zu faſſen ſchien, ſo begnügte die däniſche Regierung ſich für den Augenblick damit, und glaubte ihre gerechten Beſchwerden gegen Schweden unterdrücken zu müſſen, in der Hoffnung, daß dieſe Macht, über ihr wahres Intereſſe aufgeklärt und die Folgen ihrer Entſchließungen in reifliche Erwägung ziehend, endlich den Vorſtellungen nachgeben werde, welche der Petersburger Hof ihr mit ſo vieler Schonung und Geduld gemacht hat, um ſie zu bewegen, von ihren Verbindungen mit Großbritannien abzulaſſen, welche offenbar ſo zwecklos als mit der Ruhe des Nordens und insbeſondere mit der Sicherheit Dänemarks unverträglich geworden waren.

Die däniſche Regierung kennt nur unvollſtändig die Natur und den Umfang der Verbindlichkeiten, die Schweden gegen England eingegangen iſt. Welcher indeſſen der Gegenſtand, welche die Richtung derſelben immer ſein möge, ſo würde niemand mehr als ſie die Abneigung Sr. ſchwed. Maj., übernommene Verpflichtungen unerfüllt zu laſſen, zu begreifen und zu achten wiſſen. Aber dem Kabinett von Kopenhagen iſt es nicht unbekannt, daß die ſchwediſche Regierung ſelbſt zugeſtanden hat, daß die Zeit jener Verbindungen eben jüngſt und nachdem das Kabinett von St. James ſich vor den Augen Europas entlarvt hat, abgelaufen iſt; und es wäre beleidigend für den ſchwediſchen Hof geweſen anzunehmen, daß er in dem gegenwärtigen Zeitpunkte neue Verbindungen mit einer Macht hätte eingehen wollen, die alles gethan, um ihm ſeine Verbindungen mit ihr zu verleiden, und die ihm die gerechteſten Urſachen gegeben, ſie gänzlich abzubrechen.

Hat man in Stockholm vergeſſen können, daß England ſeine Verbündeten einen nach dem andern den Berechnungen ſeines verderblichen Egoismus aufgeopfert hat, daß es, nachdem es Schweden durch falſche Verſprechungen lange hintergangen und getäuſcht, ihm endlich eine verſpätete Hülfe nur geſandt hat, um die Niederlage deſſelben um ſo mehr in die Augen fallend zu machen? Hat die ſchwediſche Regierung in der That nicht gefühlt, daß ſie, durch die von dem engliſchen Miniſterium dem däniſchen Hofe gemachten Mittheilungen entweder verläumdet oder verrathen, ſich vor den Augen des ganzen Europa auf die ihrer Ehre empfindlichſte Weiſe durch ihren Bundsgenoſſen blosgeſtellt ſieht? Hat dieſe Regierung ſich wirklich darüber täuſchen können, daß die im Sunde verübten Gewaltthätigkeiten, daß die Verletzung des Baltiſchen Meers, daß der mit Frevelmuth in den Norden geſchleuderte Feuerbrand die gekränkten, verhöhnten oder bedrohten Mächte zu einem Widerſtand aufrufen würden, der Schweden bald und nothwendig in die Lage bringen müſſe, nur die Wahl zu haben, ob es der Vertheidigung und Rächung des beleidigten Nordens beitreten oder ſeinem augenſcheinlichen Intereſſe, ſeinen älteſten Grundſätzen und ſeinen wohlgegründeteſten Rechten entſagen wolle, um ſich zum blinden Werkzeuge der unſinnigen Abſichten einer Regierung zu machen, die ſich nicht entblödet hat, ihre Angriffe gegen die erſten Grundlagen der Sicherheit, des Glücks und der Würde der nordiſchen Mächte zu richten? Können dieſe Rückſichten durch die nichtigen Vortheile von Hülfsgeldern aufgewogen werden, um deren Preis das Kabinett von London ſtets bereit iſt Verbündete zu erkaufen, die es eben darum ein Recht zu haben glaubt als Söldner zu behandeln?

Nachdem jedoch die Entſchließungen des Königs von Schweden die letzten Hoffnungen ſeiner Nachbarn vereitelt haben, ſo darf die däniſche Regierung nicht länger ſäumen, ihrerſeits ſo zu handeln, wie ihre Sicherheit, der allgemeine Vortheil des Nordens, ihre Anhänglichkeit an Rußland und die

Natur ihrer Verbindungen mit dieſer Macht es ihr unausweichlich vorſchreiben. In dem Augenblick, wo Seeland von neuem von einer engliſchen Kriegsmacht bedroht iſt, welcher die Häfen Schwedens jetzt ſchon zum Vereinigungspunkt dienen, wo der Feind des Nordens ſich ſo eben die Abhängigkeit des Stockholmer Hofes durch neue Geldunterſtützungen verſichert hat, wo die öffentlichen Aeußerungen des engliſchen Miniſterii die Natur der zwiſchen den beiden Verbündeten noch beſtehenden oder von neuem angeknüpften Verbindungen hinlänglich offenbaren, hält die däniſche Regierung ſich berechtigt, den Zuſtand offener Feindſchaft einem unſichern und zweideutigen Verhältniſſe mit einem Nachbarn vorzuziehen, deſſen Geſinnungen immer verdächtiger geworden ſind und den ſie ſeit langer Zeit nur als einen verkappten Feind hat anſehen können.

S. Maj. der König von Dänemark erklären demnach, daß Sie den Entſchließungen Rußlands in Hinſicht Schwedens unbedingt beitreten, und daß Sie in keinem Stücke Ihre Sache von der Sr. Maj. des Kaiſers Alexander, Ihres erhabenen und treuen Bundsgenoſſen, trennen werden.

Schwediſche Antwort hierauf.

Der däniſche Hof war ein Bündniß mit Frankreich eingegangen, hatte alle Vorbereitungen zur Aufnahme franzöſiſcher Truppen in ſeinem Lande gemacht, hatte in ſeinen Häfen Transportſchiffe geſammelt, hatte, was möglich war, auf Kopenhagens Rhede gerüſtet, um einen franzöſiſchen Kriegszug gegen Schweden zu decken — da er endlich eine Kriegserklärung erläßt, worin er Schweden aus dem Grunde des Friedensbruchs anklagt, weil es Dänemark nicht ſein Bedauren über den Verluſt ſeiner Flotte bezeugt, weil es nicht mitwirken wollte, dieſe Demüthigung zu rächen, und vorzüglich, weil es bei England Hülfe gegen einen feindlichen Ueberfall geſucht hat.

Das Verhalten Sr. Maj. gegen dieſen Nachbarn lag innerhalb der Gränzen eines wirklichen Friedens. Die politiſche Bahn beider Höfe war durch keine Art Bündniß oder Uebereinkunft bezeichnet; auch ſchien Dänemark zu der Zeit, als Schweden, Rußland und Preußen vereint gegen Frankreich kämpften, unter dem Schutz ſeiner Neutralität der Freund Aller zu ſeyn. Zeuge dieſes Syſtems und durch einige im Laufe des Jahrs 1806 verlangte Aufklärungen von der Unmöglichkeit überzeugt, hierin einige für Schweden vortheilhafte Veränderungen zu erlangen, hatten S. Maj. keine Hoffnung mehr, daß die däniſche Seemacht ihm je nützlich werden könne; im Gegentheil war nach dem Tilſiter Friedensſchluß aller Grund vorhanden zu fürchten, daß durch Rußlands und Frankreichs Einfluß dieſe Macht einſt gegen Schweden gewandt werden könne. Daher hielten S. Maj. es für das Beſte, in Hinſicht der in Ihrer Nachbarſchaft im vorigen Herbſt vorgefallenen Begebenheiten ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten und es England und der Zukunft zu überlaſſen, ſie zu rechtfertigen und darüber zu richten.

Indeſſen iſt man der Wahrheit die Erklärung ſchuldig, daß der Londoner Hof Schweden nie zugemuthet hat an dieſem Zuge Theil zu nehmen, oder auch nur ihm Kenntniß davon gegeben, als im Augenblick der Ausführung. So wurden auch in Schweden bei dieſer Gelegenheit nicht die mindeſten Bewegungen gemacht. Die engliſche Flotte kam und ging, ohne in einen ſchwediſchen Hafen einzulaufen, und die in Pommern eingeſchifften Hülfstruppen wurden zurückgegeben kraft eines Separatartikels in der zu London am 17. Junius 1807 geſchloſſenen Uebereinkunft, die zu einer Zeit unterhandelt wurde, als von jenem Zuge gewiß noch nicht die Rede war.

Dieſer Artikel lautet: „Man iſt übereingekommen, daß, im Falle Umſtände den Zweck dieſer Uebereinkunft unausführbar machen oder S. Großbrittann. Maj. die Zurückziehung Ihrer Truppen aus Schwediſch-Pommern nöthig machen ſollten, dieſe durch die Verpflichtung dieſer Uebereinkunft in keiner Hinſicht gehindert werden könne, die zur anderweitigen Beſtimmung dieſer nun unter Sr. Kön. Schwed. Maj. Befehl geſtellten Truppen für dienlich erachteten Befehle zu geben.“

Der engliſche Hof hat ſpäterhin dieſes Unternehmen vollkommen gerechtfertigt, und die Erfahrung eines jeglichen Tages rechtfertigt ſie nur mehr.

Zahlreiche franzöſiſche Heere überzogen Niederſachſen und und ſchienen den Norden zu bedrohen. Noch gab es Völker unters Joch zu beugen, Häfen zu ſchließen, und Kräfte gegen England zu richten. Dieſe Heere ſollten, was es auch koſte, in den Norden eindringen; in jedem Falle hätten ſie es ausgeführt, unter jedem möglicher Weiſe erſinnlichen Vorwand. Jetzt iſt jener Anfall auf die däniſche Flotte das Loſungs- und Vereinigungs-Wort für den ganzen Bund geworden.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die däniſche Regierung, bereits umgeben, geleitet, fortgeſtoßen von franzöſiſchen Truppen, ja ſchon bezahlt von Frankreich, eine Kriegserklärung gegen Schweden giebt, ohne auch nur die Macht nennen zu dürfen, welche ihre Schritte lenkt. Mit Verlegenheit ſucht Dänemark Gründe und Beſchwerden auf, um ſich das Anſehen zu geben, als werden ſeine Beſchlüſſe durch den eignen Willen geleitet. Es führt Schwedens Vorſtellungen gegen das Aufhalten der ſchwediſchen Poſten als Unannehmlichkeiten an, da es, um den engliſchen Briefwechſel zu hindern, nicht im Stande war, dieſe Poſten, wie es die Verträge fordern, frei durchs Land gehen zu laſſen, und bekennt, daß es wider Willen zu dieſem Verfahren gezwungen ſey.

Es erräth Sr. Maj. Gedanken, und bildet ſich ein, daß ſie feindlich ſeyn müſſen, während es ſchon ſeit Monaten heimliche Verabredungen über einen Einfall in Schweden getroffen hat. Es nimmt ſich heraus über die Vortheile dieſes Landes zu urtheilen, da es ſelbſt Vortheile und Selbſtſtändigkeit einem fremden Einfluſſe hingegeben hat. Es macht endlich Schweden den Vorwurf, ſich durch einen Hülfsvertrag Vertheidigungsmittel bereitet zu haben, da es ſelbſt zu einem Angriffskriege bezahlt iſt, und gebraucht bei der Gelegenheit, doch mit einer Art Verlegenheit, das Wort Söldlinge, ein Wort, welches die Regierung, von welcher es bezahlt wird, vielleicht hart genug gewesen ſeyn mag ihm vorzuſchreiben.

Man muß auch hier Sr. Maj. von Großbritannien das gegründete und feierliche Zeugniß ertheilen, daß Sie in allen Ihren Verträgen und Unterhandlungen mit Schweden nie angreifende Maaßregeln und Schritte gefordert, und nie etwas Anders verlangt hat, als was mit der Sicherheit und Selbſtſtändigkeit dieſes Reichs vereinbar geweſen. Hievon iſt der neueſte und überzeugendſte Beweis die Bereitwilligkeit, womit der engliſche Miniſter ſogleich in Sr. Maj. Vorſchlag durch das förmliche Verſprechen einging, keine Schiffe nach der Oſtſee zu ſenden und dadurch dieſes Meeres Frieden auf Bedingungen zu erhalten, die dem ganzen Norden vortheilhaft und ehrenvoll waren. In dieſem einzigen Vorſchlage leſe die däniſche Regierung die vollkommenſte Widerlegung aller Klagepunkte, womit ihr Manifeſt gegen Schweden angefüllt iſt, und vergleiche in einem Augenblicke der kalten Ueberlegung den Zuſtand, welchen S. Maj. zu bewirken ſtrebte, mit demjenigen, den Rußland und Frankreich jetzt herbeigeführt haben.

Es mögen in dieſer Bereitwilligkeit alle Bundsgenoſſen Frankreichs den Unterſchied des Bandes leſen, welches dieſe beiden Höfe vereinigt, und jenes, welches ſie ſelbſt feſſelt, und dann mögen ſie urtheilen, auf weſſen Seite ſich die höhere Achtung für die Vortheile jeder Parthei, die meiſte Erſprießlichkeit und Gerechtigkeit für das Allgemeine befinde. Selbſt Dänemark war lange der Gegenſtand dieſer Handlungsweiſe, und es hörte nur dann auf es zu ſeyn, als dieſer Hof wirklich anfing gefährlich zu werden. Was that Dänemark für des gekränkten Nordens Rache, als Heere Niederſachſen überzogen, als die Hanſeſtädte ausgeplündert wurden.

Schweden, England, Preußen und Rußland führten Krieg für dieſen Zweck; keinem fiel es ein, Dänemark zur Theilnahme zu zwingen! Damals wie jetzt war Dänemark Rußlands Bundsgenoß, warum unterſtützte es damals nicht deſſen Sache? welche Gründe für ſeine damalige Ruhe kann es anführen, welche jetzt Schweden nicht für die ſeinige anführen könnte?

Nur der einzige Umſtand, den Dänemark zu verbergen ſucht, kann alles aufklären; es iſt gegenwärtig in Frankreichs Gewalt. Hätte England den Grundſätzen dieſes Feindes gefolgt, es würde nicht bis zu dem Augenblicke, als Dänemark ſich hinzugeben entſchloſſen war, mit der Entwaffnung deſſelben gezögert haben. Es hätte dieſes Land zum eignen Beſten des Nordens Jahre vorher in Beſitz genommen und behalten. Auch Dänemarks altes Bündniß mit Rußland ſoll dieſem Angriffskriege zur Beſchönigung dienen, obgleich die ganze Welt weiß, daß es ein Vertheidigungsbündniß iſt, und als ſolches für den letzten Krieg nicht geltend war, ungeachtet dieſe Macht deſſen Erfüllung wohl gefordert haben mögte.

Um ſich zu rechtfertigen wagt der däniſche Hof eine jede Anführung, nimmt zuletzt Antheil an den Ungerechtigkeiten Rußlands, geſteht eine überlegte Verbindung ein, alles, um ſeinen einzigen vornehmſten Grund zu verbergen, daß er Frankreichs Verbündeter iſt.

Ungerechtigkeit und Falſchheit haben ihre Gränzen. Es kommt die Zeit, wo Ehre und Wahrheit ſiegen werden. Geſtützt auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache, ſtolz, ein ſtreitbares und treues Volk zu beherrſchen, welches, in ſo manchen Gefahren geprüft, durch des Allmächtigen Hand ſtets aufrecht gehalten wurde, hofft S. Maj., daß eben dieſe Vorſehung Ihre Waffen ſegnen und Ihrem Volke mit der Demüthigung Ihrer Feinde einen ſichern ehrenvollen Frieden ſchenken werde.

X.

Schreiben des Königs von Schweden an den König von Großbritannien. Stockholm den 25. Jun. 1808.

Mein Herr Bruder! Unter allen Beweiſen, den E. Maj. mir von dem beſonderen Antheil, den Sie an einem Kriege nehmen, den ich gegen den gemeinſchaftlichen Feind auszuhalten habe, gegeben haben, iſt keiner, der mich mehr rühren kann, als die letzte Sendung einer Hülfsſchaar Ihrer Truppen. Ich habe darin Euer Maj. ganze Freundſchaft gegen mich erkannt und habe mich an meiner Seite beſtrebt, dieſe feierliche Handlung der Vereinigung zweier Höfe für die gemeinſame Sache nützlich zu machen. Durch die Zuſammenziehung und Stellung meiner eigenen Truppen, welche durch die vereinigte Seemacht unterſtützt wurde, war ſchon die Vorſichtsmaaßregel getroffen, das zu ſichern, was mir ſeit vorigem Winter noch nicht entriſſen war. Sicher für das Gegenwärtige, dachte ich nur auf das Künftige, und fand, daß meine ganze Sicherheit für den nächſten Winter größtentheils auf den angreifenden Operationen beruhen würde, welche man etwa dieſen Sommer ausführte. Ich ſchmeichelte mir daher, daß die Truppen, welche E. Maj. mir ſo freundſchaftlich überſchickt hatten, dieſen Abſichten entſprechen würden, welche ſowohl mit dem gemeinſamen Vortheil übereinſtimmten als auch mit der Anſtrengung, welche E. Maj. gegen Verwüſter und deren Vaſallen ſeit ſo vielen Jahren gemacht haben. Ich konnte eine ſo bedeutende Macht nicht in unnützer Unthätigkeit halten. Ich konnte ſie eben ſo wenig zurückſenden, ohne ſowohl bei den beiden vereinten Nationen als auch bei'm Feinde minder günſtige Gedanken zu erwecken. Ich habe daher dem Befehlshaber dieſer Truppen, dem General Moore, mehrere Angriffsplane vorgeſchlagen, wovon keiner ihm annehmlich ſchien. Dieſe abſchlägige Antwort mußte mir um ſo unerwarteter ſeyn, weil der bei mir reſidirende Miniſter Euer Maj. Truppen angemeldet hatte, die zu Angriffsoperationen beſtimmt ſeyn ſollten. Bei dieſer Unannehmlichkeit kann ich nicht anders als mich an E. Maj. ſelbſt wenden; wobei ich meinem Miniſter zu London aufgetragen habe, Ihrem Miniſterio einen treuen Bericht von allem dieſer Sache wegen zwiſchen dem General Moore und mir Vorgefallenen abzuſtatten, um von Euer Maj. Weisheit eine direkte Mittheilung Ihrer Abſichten zu erhalten, die, wie ich hoffe, allezeit mit Ihren Geſinnungen gegen mich übereinſtimmend ſeyn werden, welchen zu entſprechen ich niemals aufhören werde u. ſ. w.

Guſtav Adolf.

XI.

Karls des Elften Geſicht.

Ich Karl der Elfte, heute König von Schweden, war die Nacht zwiſchen dem 16. und 17. December 1676*) mehr als gewöhnlich von meiner melancholiſchen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb 12 Uhr, da ich meine Augen von ungefähr auf das Fenſter warf und gewahr ward, daß ein ſtarker Schein im Reichsſaal leuchtete. Ich ſagte da zu dem Reichsdroſt Bjelke, der bei mir im Zimmer war: was iſt das für ein Schein im Reichsſaal? ich glaube, da iſt Feuer los. Er antwortete mir: O nein, E. Maj. es iſt der Schein des Mondes, der gegen das Fenſter glittert. Ich war da vergnügt mit dieſen Antworten, und wandte mich gegen die Wand, um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeſchreiblich ängſtlich in mir, wandte mich wieder nach vorn hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich ſagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zuſtehen. Ja, ſagte der große und geliebte Reichsdroſt Bjelke, es iſt nichts anders als der Mond. Aber in demſelben Augenblick kam der Reichsrath Bjelke herein, um ſich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da dieſen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichsſaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillſchweigen einer kleinen Weile: Nein gottlob! das iſt nichts; es iſt bloß der Mondſchein, der verurſacht, daß es ausſieht, als wäre im Reichsſaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich grade wie gewahr, daß es ausſah, als wären Menſchen da geweſen. Ich ſtand alsdann auf, und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenſter und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da ſagte ich: Gute Herren, hier ſteht es nicht richtig zu. Ihr verlaſſet euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, ſich vor nichts in der Welt fürchten muß; ſo will ich nun dahin gehen, um zu erfahren, was es ſeyn kann. Ich beſtellte da bei den Anweſenden herunter zu gehen zum Wachtmeiſter, um ihn zu bitten mit den Schlüſſeln heraufzukommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge mit dem Mann zu dem geſchloſſenen heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Guſtav Erichſens

---

*) Der König war damals noch nicht 20 Jahre alt.

Schlafzimmer*). Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeiſter die Thür zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um Gnade, ihn damit zu verſchonen. Ich bat darauf den Reichsdroſt, aber auch er weigerte ſich deſſen. Ich bat darauf den Reichsrath Oxenſtierna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuſchließen; aber er antwortete mir: Ich habe einmal geſchworen, Leib und Blut für E. Maj. zu wagen, aber nie, dieſe Thüre aufzuſchließen. Nun begann ich ſelbſt beſtürzt zu werden, aber faſſete Muth, nahm ſelbſt die Schlüſſel, und ſchloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und ſogar den Fußboden überall ſchwarz bekleidet fanden. Ich nebſt meiner ganzen Geſellſchaft waren ſehr zitterig. Wir gingen dann zur Reichsſaalsthüre. Ich befahl dem Wachtmeiſter wieder die Thüre zu öffnen, aber er bat mich um Gnade ihn damit zu verſchonen; ich bat da die andern von der Geſellſchaft, aber ſie baten ſich alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da ſelbſt die Schlüſſel, und öffnete die Thüre; und als ich meinen Fuß hineinſetzte, zog ich ihn aus Beſtürzung haſtig zurück. Ich ſtutzte ſo ein wenig, aber dann ſagte ich: Gute Herren, wollt ihr mir folgen, ſo werden wir ſehen, wie es ſich hier verhält; vielleicht, daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten alle mit bebenden Worten: Ja. Wir gingen da hinein.

Allzuſammen wurden wir eines großen Tiſches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben. Alle hatten große Bücher vor ſich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite ſaß ein langer ſchöner Herr von ungefähr 40 Jahren, ſein Angeſicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu ſeiner linken Seite ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren. Es war beſonders, daß der junge König mehrmals den Kopf ſchüttelte, da alle dieſe würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher ſchlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg, und ward ſtrax neben dem Tiſch Richtblock bei Richtblock und Henker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, ſo daß das Blut längs dem Fußboden fortzuſtrömen anfing. Gott ſoll mein Zeuge ſeyn, daß mir mehr als bang war: ich ſah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf ſie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meiſtentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tiſch in der Ecke eines Throns gewahr, der faſt umgeſtürzt war, und daneben einen, der ausſah, als ſollte er Reichsverweſer ſeyn; er war ungefähr 40 Jahr alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog, und laut rief: Welche iſt des Herrn Stimme, die ich hören ſoll? Gott! wann ſoll dies geſchehen? Es wurde mir nicht geantwortet; ich rief wieder: o Gott! wann ſoll dies geſchehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König ſchüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher ſchlugen. Ich rief wieder, ſtärker denn zuvor: o Gott! wann ſoll dies geſchehen? ſo ſey denn, großer Gott, ſo gnädig, und ſage, wie man ſich dann verhalten ſoll? Da antwortete mir der junge König: Nicht ſoll dies geſchehen in Deiner Zeit, ſondern in der Zeit des ſechsten Herrſchers nach Dir; und er wird ſeyn von eben dem Alter und Geſtalt, wie Du mich ſieheſt, und der, welcher hier ſteht, offenbart, daß ſein Vormund ausſehen wird wie dieſer; und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren in ſeinem Fall ſeyn durch einige junge Edelleute; aber der Vormund, der während ſeiner Regierung den jungen König verfolgt, wird ſich dann ſeiner Sache annehmen; und ſie werden

---

*) Guſtav Waſa, Erich Waſas Sohn. N. B. Das jetzige herrliche Schloß, ein Werk des Baumeiſters Teſſin, war damals noch nicht da.

den Thron ſtärker befeſtigen, daß nie zuvor ein ſo großer König in Schweden geweſen, und nie ſpäter kommen wird, als dieſer werden wird, und daß das ſchwediſche Volk in ſeiner Zeit glücklich werden wird; und er wird ein ſeltenes Alter erreichen; er wird ſein Reich ohne Schulden und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlaſſen. Aber ehe er ſich auf dem Thron befeſtigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im ſchwediſchen Lande geweſen und auch nimmer werden wird. Gieb du ihm als König im Schwedenlande Deine guten Vermahnungen. — Und als er dies geſagt, verſchwand alles, und allein wir mit unſern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erſtaunen, wie jedermann ſich vorſtellen kann, und als wir in das ſchwarze Zimmer kamen, war es auch weg, und alles in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich ſetzte ich mich, dieſe folgenden Vermahnungen zu ſchreiben (die Vermahnungen liegen verſiegelt, werden von König zu König erbrochen, geleſen, und verſiegelt) in Briefen, ſo gut ich konnte. Und alles dies iſt wahr, dies bekräftige ich mit meinem leiblichen Eide, ſo wahr mir Gott helfen ſoll.

Karl der Elfte,
heute König in Schweden.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir alles geſehen, wie S. K. M. es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unſerm leiblichen Eide, ſo wahr uns Gott helfen ſoll.

Karl Bjelke, Reichsdroſt. **A. W. Bjelke,** Reichsrath.
A. Oxenſtierna, Reichsrath. **Petter Granſtén,** [illegible].

Anmerk. Dieſes Mährchen iſt keine neue Erfindung, ſondern war ſchon in den Jahren 1740 und 1750 vorhanden. [illegible] [illegible] verſichert mich, daß es zu einer Zeit, wo er die gemeine Schule in [illegible] beſuchte, dort in Abſchriften umlief.

XII.

An das Schwediſche Volk.

Von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Südermanland, bis aufs weitere des ſchwediſchen Reichs Vorſteher *).

Se. Königl. Hoheit der Herzog von Südermanland ſieht es als nothwendig und mit den Pflichten ſeines hohen Berufs übereinſtimmend an, dem ſchwediſchen Volke öffentlich und unvorbehältlich die höchſt wichtigen Urſachen und Gründe vorzulegen, welche die jüngſt vorgefallene Regierungsveränderung veranlaßt haben.

Unter den öffentlichen Verhandlungen des Reichs werden mannichfaltige Beweiſe verwahrt beide für Mitwelt und Nachwelt von dem, was in dieſer Hinſicht angeführt werden ſoll.

Schon eine längere Zeit hatte das allgemeine Urtheil, zuerſt mit Unruh bald mit Verdruß, ſeine Aufmerkſamkeit auf das herrſchende Kriegsſyſtem gerichtet, welches für ein Land ſo wenig paſſend ſchien, deſſen Neutralität durch Handels- und Induſtrie-Intereſſe verlangt wurde und durch eine glückliche geographiſche Lage hätte geſichert ſeyn ſollen. Bereits im Jahr 1805 begann in Vereinigung mit andern Mächten ein durch Schwedens beſondere Verhältniſſe und Rückſichten keineswegs veranlaßter Krieg gegen Frankreich, der ſich gleichwohl wegen örtlicher Umſtände dieſes und das folgende Jahr auf den immer bedeutenden Verluſt von Schwedens Handelsverbindungen mit beinah dem ganzen ſüdlichen Europa beſchränkte. Während der Zwiſchenzeit, welche die größern Kriegsbegebenheiten dieſer beiden letzten Jahre trennte, wurde das ſchwediſche Volk durch ein Mißverſtändniß mit Preußen beunruhigt, welches doch bei unbedeutenden Ausbrüchen ſtehen blieb. Im Jahr 1807 ward

---

*) Iſt von der Hand des Freiherrn Guſtav Lagerbielke.

Schwedens Theilnahme an dem damals erneueten Bündniſſe gegen Frankreich von einem ernſthafteren Einfluß auf die großen Intereſſen des Reichs. Das ſchwediſche Pommern wurde von fremden Heeren überſchwemmt und Stralſund bedroht. Aber Eine Begebenheit ſchien noch Ausſicht zu glücklicheren Zeiten zu geben. Der Frieden des feſten Landes wurde in Tilſit geſchloſſen, und Schweden wurde angeboten, daran Theil zu nehmen. Dies ſchlug man aus; einen aus wichtigen militairiſchen Gründen kurz vorher bewirkten Waffenſtillſtand kündigte man auf; allein auf dem Feſtlande erneuete Schweden den Kampf gegen Frankreich und deſſen zahlreiche Bundsgenoſſen, und wenige Tage darauf war Stralſund wieder belagert. Doch konnte das Land noch gerettet werden. Aber ſowohl die während dieſer Belagerung als auch nach der Uebereinkunft über die Räumung Pommerns und Rügens von dem Feinde wiederholten Friedensanträge wurden verworfen, und Schwedens deutſche Staaten, dieſer letzte Reſt von Guſtav Adolfs des Großen Eroberungen, gingen verloren.

Aber die Folgen blieben bei dieſem bereits fühlbaren Verluſt nicht ſtehen. Der Winter zwiſchen 1807 und dem nächſt verfloſſenen Jahre (1808) wurde unter immer mehr beunruhigenden Ausſichten eines Friedensbruches mit den Feinden des Reichs beide auf ſeiner öſtlichen und weſtlichen Gränze zugebracht. Dieſe Gefahren wären unfehlbar abgewendet worden durch einen vor wenigen Monaten leicht abſchließlichen Frieden mit Frankreich, einen Frieden, der von Schwedens einzigem Bundsgenoſſen nicht beſtritten, der auf keine mit ſeinem Intereſſe unvereinbare Bedingungen vorgeſchlagen war. Nun ſchienen die Gefahren doppelt drohend, da der vorige Krieg die Vertheidigungsmittel des Staats bereits verringert hatte.

Der Krieg brach aus in Finnland. Seine tapfern Vertheidiger wurden endlich genöthigt, nach einem ehrenvollen Widerſtand gegen einen weit überlegenen Feind ein geliebtes Vaterland zu verlaſſen. Dieſer ſeit beinahe einem Jahrhundert größte von Schwedens Unfällen hätte leicht abgewendet werden können, wenn die bedeutendſten Rüſtungen, die in dieſem Lande vielleicht jemals gemacht worden, ein beſtimmteres und zuſammenlaufenderes Ziel gehabt hätten; wenn die muthigen Krieger, welche zu des finniſchen Volks Entſatz beſtimmt waren, nicht das Opfer eines beſtändigen Wechſels und Mangels an Zuſammenhang ſowohl in Planen als in Unternehmungen geworden wären. Finnland, an Werth und Volksmenge beinahe ein Drittel des Reichs, ging alſo verloren; und die Laſt fiel doppelt drückend auf die beiden übrigen Drittel.

Unter ſolchen Umſtänden konnten die Mittel zur Ausführung eines Kriegs mit ſo vielen Feinden für den Zweck nicht lange hinlänglich ſeyn ungeachtet der Unterſtützung, welche kraft gemeinſamer und gewiſſenhaft erfüllter Verbindungen von einer treu verbündeten Macht geleiſtet wurde. Der Reichsſtände in der Bank verwahrtes Kreditiv *) war ſogleich zu den Koſten der erſten Ausrüſtung drauf gegangen. Eine Kriegsſteuer, zuerſt zu einem leidlich mäßigen, aber nun zuletzt das allgemeine Vermögen durchaus überſteigenden Belauf war ausgeſchrieben worden. Ungeachtet deſſen wurde das Reich von einer Schuld von mehreren Millionen belaſtet, und kein anderer Ausweg, die täglich vermehrten Bedürfniſſe des Staats herbeizuſchaffen und ſeine ungeheuren Ausgaben zu beſtreiten, ſchien ergriffen werden zu können, als der, den Mangel mit erneueten Auspreſſungen eines bereits ausgemärgelten Landes zu erſetzen. Die Noth war im täglichen Zunehmen und in demſelben Maaße ſchwanden die Mittel hin, ihr abzuhelfen. Ein Theil der blühenden Jugend des Reichs, zur Vertheidigung des Landes ausgeſchrieben,

---

*) Eine Summe von einer Million Thaler Banko für außerordentliche Fälle außer den gewöhnlichen Abgaben niedergelegt.

kam durch Krankheiten um, welche Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen verurſachten. Unter beſtändigen Gefahren von Einbrüchen der Feinde von allen Seiten her waren die Heere unbeſoldet, und die Vertheidigungsanſtalten mußten mit dem beſten Willen auf Seiten derer, die ſie beſorgten, gleichwohl allmälig erlahmen. Handel und Gewerbe nahmen ab; die einzelne Noth wetteiferte immer mehr mit der allgemeinen. Die Bergwerke wurden beinahe mit Verödung bedroht. Selbſt der Ackerbau fühlte Mangel an arbeitenden Händen. Und keine Hoffnung des Friedens konnte Muth eingeben in ſo traurigen Schickſalen auszuharren, da man Sr. Königlichen Majeſtät beſtimmte unerſchütterliche oft wiederholte Erklärung ganz wohl kannte, nie, unter keinen Umſtänden, von keinerlei Mißgeſchick bewegt, mit der jetzigen Regierung in Frankreich Frieden zu ſchließen, auf welchem gleichwohl, wie man ſah, der Friede mit Schwedens beiden Nachbarn, mit Rußland und Dänemark, beruhte.

Ein bedeutender Theil des weſtlichen Heeres faßte da den Entſchluß, ſich der Hauptſtadt zu nähern, mit den patriotiſchen Abſichten, die aus ihrer Verkündigung hervorgehen. Dieſelbe Bewegung erwartete man von andern Truppen. Unter dieſen weit ausſehenden Umſtänden faßte der König den unglücklichen Entſchluß, Stockholm zu verlaſſen, mit der Anmahnung an die Königliche Familie und dem Befehl an mehrere Beamte des Reichs, Sr. Maj. zu folgen. Die Beſatzung war zum Abmarſch befehligt, alle Vorräthe ſollten weggeführt, die Hauptſtadt ohne eine mit hinreichender Macht verſehene Regierung ſollte unberechnenlichen Schickſalen überlaſſen werden. In den ſüdlichen Landſchaften ſollte gegen die vom Weſten und Norden erwarteten Truppen eine Stärke geſammelt werden. Es ſchien alſo der Zeitpunkt nahe, wo zwei Regierungen geſchaffen, zwei Heere gegen einander zuſammengezogen werden ſollten, und ein

Bürgerkrieg bedrohte das Reich mit dem letzten Maaß ſeiner Unfälle.

Die Abreiſe war auf die Mittagszeit des 13. März feſtgeſetzt. Die Bevollmächtigten der Bank waren des Morgens früh zuſammenberufen und erwarteten ein betrübtes Reſultat der von ihnen ſtandhaft gegebenen Weigerung, einen bedeutenden Theil ihres baaren Geldes herauszugeben. Die Beſtürzung war allgemein. Mit Gefühlen tiefer Betrübniß muß man nennen, daß bis auf den letzten Augenblick vor der beſtimmten Abreiſe alle unterthänige Vorſtellungen einen gleich unbeweglichen Widerſtand fanden. Im höchſten Grade bedrängt durch dieſe unſelige Gemüthsverfaſſung war man endlich genöthigt den einzigen Schritt zu ergreifen, der nebſt der Rettung des Reichs auch Sr. Königl. M. Perſon eine Sicherheit gab, welche ſonſt auf einer Reiſe unter ſolchen Umſtänden unzähligen Gefahren ausgeſetzt war. Alle anweſende Staatsbeamte und bald auch die allgemeine Stimme, ſobald ſie binnen wenigen Augenblicken durchdringen konnte, vereinigten ſich in dem Wunſch, Se. Königl. Hoheit mögten die Reichsregierung annehmen, und durch die Schritte, welche die Geſetze vorſchreiben, ein gemeinſames und theures Vaterland retten. Mit der Ueberzeugung von der Mißlichkeit der Stellung, mit der Zuverſicht, welche edle und reine Abſichten eingeben, hat S. Königl. Hoheit eingewilligt, dieſen hochwichtigen und bei ſeinem annahenden hohen Alter mühevollen Ruf anzunehmen.

Die Zuſammenberufung der Reichsſtände und die Einſtellung der anbefohlnen Kriegsſteuer wird jeder rechtſchaffene Mitbürger gewiß als Beweiſe anſehen ſowohl von Sr. Königl. Hoheit eigner Denkungsart als von ſeinen Regierungsgrundſätzen.

Stockholm, den 15. März 1809.

XIII.

1.

Jöran Adlerſparre an Guſtav Lagerbjelke.

Ich habe die Ehre für Ihren Brief vom 17. dieſes nebſt den mitgefolgten gedruckten Papieren auf das verbindlichſte zu danken. Der Bericht an das ſchwediſche Volk iſt nach meinem Begriff beſonders wohl verfaßt und grade zum Ziel führend. Ich beſchwöre Sie bei unſrer alten *) und jetzt erneuerten Freundſchaft und Liaiſon, die auf meiner Seite ſehr aufrichtig iſt, wenden Sie alle halbe Maaßregeln und alles Hinken nach beiden Seiten und alle elenden kleinen Ränke ab, wovon ich ſchon unverkennbare Zeichen geſehen. Gehen Sie grad und ſanftmüthig und mit ſichern Schritten zum Ziel; begegnen Sie uns ehrlich, denn wir ſind die ſanftmüthigſten und wohlwollendſten Menſchen, die das Vaterland hat. Wenden Sie kleine Chikane und Mißtrauen ab, denn wir werden nicht betrogen, und bei ſolchen Verſuchen können wir ernſthaft werden. Hier kamen geſtern charmante Ordres, daß der Herzog uns nicht in der Hauptſtadt ſondern weit draußen vor ihr zu ſehen gedenkt. Dies iſt eine Bagatelle, aber ſie beweiſt doch etwas; Verſuche, uns bereits auf dem Wege zu zerſtreuen, beweiſen noch mehr. Der ſammelt Blutſchuld auf ſein Haupt, der das allgemeine Wohlwollen vermindert oder erſchlafft.

Nachdem wir unter unglaublichen Beſchwerden des Transports mit der Artillerie 32 Meilen **) in 9 Tagen gemacht haben, bedurften wir ein paar Tage uns auszuruhen und unzerſtreut zur Hauptſtadt zu kommen.

---

*) Dieſe Freundſchaft war eine ſolche, daß Adlerſparren und ſeinen Freunden übel ward, ſobald ſie nur in Lagerbjelkens Schatten gehen mußten. Der Urſprung dieſer beſondern Freundſchaft war der Reichstag von Norrköping, wo Lagerbjelke mit Toll und den andern ſogenannten Königlichen eifrig zuſammenhielt und ſchwärmte.

**) Etwa 45 deutſche Meilen.

Den 17. März 1809.

J. Adlerſparre.

2.

Brief des Herzogs von Südermanland an J. Adlerſparre, vom 17. März 1809.

Mein beſter Adlerſparre. Durch Aminoff habe ich Eure Grüße erhalten. Als ein alter Freund kann ich nicht ohne die wärmſten Empfindungen an der Rettung Theil nehmen, die Ihr meinem Vaterlande bereitet, für welches nichts mir zu theuer iſt. Euch meines vollen Vertrauens zu verſichern muß unnöthig ſeyn, denn davon muß mein früheres Betragen Euch ſchon lange überzeugt haben. Ich ſehne mich mit unglaublicher Ungeduld nach Eurer Ankunft, um mein Herz zu öffnen. Seid inzwiſchen auf das höchſte verſichert, daß meine Handlungen Euch meine Denkungsart beweiſen und Eure Rathſchläge meine Unternehmungen regieren ſollen. Verſichert Euren tapfern Kameraden, daß die Liebe, die ich immer für meine Waffenbrüder hege, nie von ihnen weichen noch entfremdet werden ſoll, und daß mein Leib und Blut ihnen ewig zugehört. Dieſe Grundſätze ſind unzertrennlich von meiner Perſon, und verbleibe beſtändig in Freud und Leid Euer treuer Freund

Karl.

3.

Adlerſparre an den Herzog Reichsvorſteher.

(Antwort auf 2.)

Tief lebendig und rührend war die Freude, die ich und meine Waffenbrüder fühlten, als wir die Nachricht erhielten von Euer Königl. Hoheit Entſchluß, das Vaterland zu retten, das unglückliche leidende Vaterland, und die Sorge für ſein Glück und ſeine Ruhe wieder zu übernehmen. Wenn dieſes unbeſchreibliche ſüße Vergnügen durch etwas vermehrt werden konnte und wirklich vermehrt worden iſt, ſo iſt das durch Euer Königl. Hoheit gnädiges huldreiches von Eifer für das Vaterland und Liebe für die Waffenbrüder brennendes Schreiben vom 17. dieſes geſchehen. Auf dieſe Weiſe mit Beifall und Güte von Schwedens Helden umfaßt, können wir an dem glücklichen Fortgang des großen edlen Unternehmens nicht einen Augenblick zweifeln. Wir haben geſchworen, daß das Vaterland gerettet werden ſoll; wir ſchwören es nun bei Euer Königl. Hoheit großem Namen und Eigenſchaften. Wir wagen hiemit unſre Verſicherung von felſenfeſter Ergebenheit vor Euer Königl. Hoheit niederzulegen. — Meinen unterthänigen Wunſch, daß mir die Gnade werde, dieſe unſre Geſinnung vor E. K. Hoheit perſönlich auszudrücken, muß ich zurückhalten, bis die Truppen in die Hauptſtadt einrücken. Gegenſeitiges Vertrauen, gemeinſamer Vorſatz, im Leben und Tode unzertrennlich zu ſeyn, ausdrückliche Gelübde für dieſen Zweck ſind die Grundpfeiler unſerer Vereinigung, unſers gewagten Unternehmens und unſerer eignen Sicherheit. Ich kann, will und darf mich von dieſen edlen tapfern Waffenbrüdern alſo nicht entfernen, ehe unſer einfaches Vorhaben völlig ausgeführt iſt, das Vorhaben, den Repräſentanten des Reichs Freiheit zu verſchaffen, zuſammenzukommen und gegenſeitig zu rathſchlagen und zu beſchließen. Man ſoll uns nimmer darauf betreten, einen andern Zweck zu bezielen, als dieſen, uns in andere Regierungsangelegenheiten miſchen zu wollen, als in dieſe. Bloß in Hinſicht unſerer eignen Sicherheit und des Vorſatzes uns nicht zu zerſtreuen muß ich vor Euer Königl. Hoheit bekennen, daß, ſo lange die vorigen Mitglieder des Conſeils noch in den Geſchäften ſind, ſo lange offenbare Feinde der geſchehenen Veränderung Freiheit haben zu zu wirken, ſo lange die Polizei in derſelben Hand iſt wie vorher, wir glauben, allein in unſrer feſten unzertrennlichen Vereinigung perſönliche Sicherheit zu haben. Ich ſage dies mit der Ehrfurcht, wovon ich während der ganzen Zeit, wo ich vormals der Gnade genoß Euer Königl. Hoheit Perſon zu nahen, unaufhörlich ſichere Beweiſe gegeben zu haben glaube. Mit u. ſ. w. bin ich bis zum letzten Augenblicke

J. Adlerſparre.

4.

Adlerſparre an den Herzog Reichsvorſteher.

Durchlauchtigſter Fürſt. Vor E. K. Hoheit lege ich meine tiefe ehrfurchtsvolle unterthänige Dankſagung nieder für das gnädige und huldreiche Schreiben, welches ich ſo glücklich geweſen bin von Ihnen zu empfangen. Ich würde mich umſonſt bemühen zu beſchreiben, wie ſehr gerührt ich geweſen von dem huldvollen edlen Inhalt jenes Briefes: mein Herz kennt ſeinen ganzen Werth, aber meine Feder darf nicht verſuchen auszudrücken, was ich empfinde. Die Eindrücke davon ſind unauslöſchlich bei mir. Ich ſehe einen großen Mann, den Helden und Vertheidiger des Vaterlandes, *den einzigen rechtmäßigen Erben des ſchwediſchen Throns* *), auf einmal und in denſelben Zeilen ſeinen flammenden Eifer für das Vaterland und deſſen Wohl und ſeine beſondere Gnade und Güte für ein ſo unbedeutendes Individuum als ich, welches allein durch ſeine aufrichtige Wohlmeinung Werth hat, ausdrücken. Bewahre Gott, daß E. K. H. das zum Untergang hinſinkende Vaterland grade in dem Augenblicke verlaſſen ſollten, da es von Ihrer Hand, und keines andern, gerettet werden kann und ſoll! Iſt es möglich, daß der hieſigen Truppen reiner uneigennütziger ſanftmüthiger Eifer unter der Geſtalt von Zwang, womit man auf Euer K. H. eignen edlen wohlthätigen Willen hat wirken wollen, von Jemand hat vorgeſtellt werden können, da gleichwohl jeder einzelne Soldat unter dieſen Truppen von Liebe und Treue für Euer K. H. Perſon brennt? Ich wage dagegen mit der Aufrichtigkeit eines redlichen Mannes zu verſichern, daß die, welche vor dem Zuſammenhalten dieſer Truppen Beſorgniß haben, welche unſre Sorge für eigne Erhaltung während und nach der Ausführung des gewagten Unternehmens haſſen, welche mit Kopfbrechen und böſer Laune ſich wegen unſrer Zerſtreuung, wegen unſrer Wegſendung von dem uns vorgeſteckten Zweck bemühen, nicht Euer K. Hoh., nicht des Vaterlandes, nicht der glücklichen Veränderung Freunde ſind. Ich wage vorherzuſagen, daß der Tag kommt, wo das Ziel der jetzt in Zettelung gebrachten Ränke ſich zeigt, und daß dann die gehaßte Schaar, die ich mit unausſprechlicher Zufriedenheit befehlige, Euer K. H., des Vaterlandes und der vielverſprechenden Veränderung ſicherſte, vielleicht einzige, aber unerſchütterliche Stütze wird. Es iſt betrübt, daß es Perſonen giebt, die nicht einſehen wollen, in welcher mißlichen Lage wir uns befinden, die ſich bereits ſtellen, als haben ſie vergeſſen, was wir dem Vaterlande gelobt haben. E. K. H. können nie aufhören, uns Schutz und Gerechtigkeit zu verleihen, auf Ihnen allein ruht unſer Vertrauen und unſre Freudigkeit. — Entzückend wird mir der Augenblick, wo mir perſönlich die Gnade wird, Euer K. H., meines alten Beſchützers, Perſon zu nahen. E. K. H. werden jetzt wie immer einen ehrlichen Mann in mir finden, ohne beſondere einſeitige eigennützige Abſichten. Ich kann jetzt nicht einmal das Officierkorps hören, wie fern ich gegen unſre gegenſeitige gute Uebereinkunft auf eine kürzere Zeit mich von ihnen ſollte entfernen können. Sie ruhen ſich nun in weit zerſtreuten Quartieren aus, nachdem ſie in 9 Tagen einen Marſch von 32 Meilen gemacht haben, mit Artillerie, Reiterei und Fußvolk, unter unzähligen Hinderniſſen und Schwierigkeiten in Hinſicht auf Transport, Mundvorrath und

---

*) Svenska thronens enda lagliga arftagare — ſo ſteht es wörtlich in dem Briefe.

Futter. Ich bin alſo genöthigt gegen meine innigſte Neigung den frohen Augenblick noch anderthalb Tage zu verſchieben, wo ich die unſchätzbare Freude genießen werde, Euer K. H. hoher von uns allen ſo unausſprechlich geliebter Perſon mich zu nähern. — Ich wage unterthänigſt zu bitten, daß E. K. H. zu erlauben geruhen, daß die Truppen in Mänteln paradieren dürfen; ihre Kleidung iſt ſo mangelhaft, daß ſie ſich nicht anders zeigen können. Auch wage ich zu erwähnen, daß ſich im Stabe freiwillige Officiere finden, die theils unvollkommene theils gar keine Uniformen haben. Ich wage zu hoffen, daß E. K. H. dieſe Mängel gnädigſt überſehen. Die ganze Schaar macht eine ſeltene Sammlung von ſanftmüthig eifrigen Männern aus, welche warm und unerſchütterlich für das allgemeine Wohl brennen und für eigene Vortheile durchaus gefühllos ſind. Die ganze Zukunft wird dieſe Wahrheit beweiſen. Ich wage zwei in dieſem Augenblick angekommene Briefe hiebei zu fügen, den einen von dem dienſtthuenden Oberkommandanten über Eda und Carlſtad, den andern von dem norwegiſchen General Staffeldt.

J. Adlerſparre.

5.

Adlercreutz an Adlerſparre.

Laut General von Döbelns Rapport vom heutigen Tage, der in Abſchrift beifolgt, iſt der Feind im Anmarſch über Ålands Haf; weswegen ich vermuthe, daß Sie ſich nicht weigern werden, ſobald es geſchehen kann, uns mit Ihrer Schaar zum Entſatz zu marſchiren.

Stockholm, den 19. März 1800.

Karl Adlercreutz.

Rapport. Eben rückt eine ruſſiſche Kolonne gegen Grißlehamn vor. Keine Kanonenpferde, wenig Artillerieammunition, die

Truppen abgemattet, keine Troßpferde. Widerſtand ſoll man thun; der Ausgang iſt vorherzuſehen. Bis General Wachtmeiſter ankommt *) ſoll der Befehl ausgeführt werden. Die Hülfe der Allmacht iſt nöthig. Wäddö halb 10 Uhr Vormittags den 19. März 1809.

G. von Döbeln.

G.

Adlercreutz an Adlerſparre.

Obgleich von General von Döbeln kein Rapport angekommen, der ſeinen letzten Rapport widerruft, ſo bin ich doch aus guten Gründen überzeugt, daß die Ruſſen noch nicht übers Meer gegangen ſind; welches ich für meine Pflicht halte an die Hand zu geben, damit Sie nach Bequemlichkeit Ihren Marſch antreten können.

Stockholm, den 20. März 1809.

K. Adlercreutz.

XIV.

An die Reichsſtände

von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Südermanland bis aufs weitere des ſchwediſchen Reichs Vorſteher **).

Von uralten Zeiten her iſt die Zuſammenberufung der Stände des ſchwediſchen Reichs durch wichtige Angelegenheiten des Vaterlandes veranlaßt worden; oft durch ſeine mehr oder weniger mißliche Lage, zuweilen durch wirkliche Gefahren, die ſeine Wohlfahrt und Ruhe bedroht. Aber in ſo reichswichtigen Geſchäften und Angelegenheiten, als die jetzt bevorſtehenden, aber in einem ſo höchſt gefährlichen Zeitpunkt, als der jetzt eingetretene, ſind die Geſetzgeber des Reichs noch nie zuſammengetreten.

---

*) Der General Graf Wachtmeiſter nahm von Döbeln den Befehl ab über die åländiſche Abtheilung.

**) Verfaßt von dem Freiherrn Guſtav Lagerbjelke.

Nie forderte die allgemeine Wohlfahrt zu einer ſorgfältigeren Gemeinſamkeit in Rathſchlägen und Beſchlüſſen auf. Nie öffnete ſich den Freunden des Vaterlandes ein weiteres Feld für nützliche Wirkſamkeit und wirkliche Dienſte.

Das uralte Schweden iſt ſeiner Auflöſung nahe geweſen; die Selbſtſtändigkeit unſers gemeinſchaftlichen Vaterlandes iſt auf das ſchrecklichſte Wagſpiel geſetzt worden; noch ein kurzer Zeitraum, und ſogar ſein Name wäre vielleicht nicht mehr unter Europa's Staaten gefunden worden.

Ein weſentlicher Anfang iſt gemacht zur Rettung dieſes großen und heiligen Gegenſtandes. Der Erſte Mitbürger, der durch ſeinen Namen, ſeine Geburt, die lebendigen Gefühle ſeines Herzens zuerſt dazu aufforderte, iſt durch redlicher Männer Beitritt glücklich genug geweſen, dieſen Anfang zu begründen; es gehört der allgemeinen Aufklärung, der allgemeinen Stärke, der allgemeinen Eintracht, es zu vollenden.

Aber um Gegenſtände für dieſe Aufklärung darzuſtellen, um Wirkſamkeit in dieſe Grundſtärke zu bringen, um die allgemeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieſer Eintracht zu wecken, dazu iſt eine wahre Schilderung der Begebenheiten nöthig, die während der letztverfloſſenen Jahre ſich zugetragen.

Wenn dieſer wichtige Gegenſtand die Möglichkeit irgend einer Unſchlüſſigkeit übrig ließe, wie ſollte dieſe ſich nicht erheben bei dem Kampf zwiſchen Sr. K. H. Pflichten gegen ein liebes Vaterland und ſeinen durch Natur und Blutsbanden erregten Gefühlen? bei der Wahl zwiſchen der ſtrengen Wahrheit, welche das Wohl des Allgemeinen ſo unumgänglich fordert, und der mildernden Schonung, die beſondere Verbindungen gebieten? Eine ſolche Gemüthsverfaſſung iſt nicht von denen, die mit Worten beſchrieben werden können; ſie wird von der Fantaſie nicht gefaßt, ohne von dem Herzen getheilt zu werden. Möge wenigſtens jeder rechtſchaffene Mitbürger dieſe Hingebung eigener Ruhe, dieſe Aufopferung eigener Neigungen zur Rettung und zum künftigen Glücke des Vaterlandes fühlen und ehren!

Bei der Zuſammenkunft der Reichsſtände zu Norrköping wurden zur Begründung der Wohlfahrt des Reichs kräftige Anſtalten ergriffen. Die Hinderniſſe, worauf die damals beſchloſſene Realiſation bei der Ausführung ſtieß, wurden weggeräumt, und das Reich ſah die glückliche Zeit nahen, wo es wieder eine ſichere und feſtbeſtimmte Münze haben ſollte.

Der unter allen Klaſſen des Reichs entſtandene Trieb zum Urbarmachen wurde durch öffentliche Verfaſſungen unterſtützt und ermuntert. Der Zwang, womit die Vorurtheile früherer Zeiten die Freiheit und das Wachsthum des Handels, der Bergwerke, der Induſtrie, der Gewerbe gefeſſelt hatten, wurde aufgehoben; auf die Aufnahme Finnlands wurde eine beſondere Aufmerkſamkeit und Sorge gewandt; zur Erleichterung der Waarentransporte und der inneren Betriebſamkeit wurden auch kräftige Anſtalten ergriffen.

Dieſe, von dem rühmlichen Fleiß des ſchwediſchen Volks unterſtützt, konnten nur heilſame Folgen mit ſich führen.

Der Zuwachs des Ackerbaues war augenſcheinlich; unbebaute Haiden wurden in fruchtbare Felder verwandelt, und die Einfuhr von Getraide war in bedeutendem Abnehmen; Eiſenmanufakturen wurden geſucht, und große Koſten darauf gewandt; Induſtrieeinrichtungen aller Art wurden angelegt, verbeſſert und erweitert: mit einem Wort das Reich ging mit großen Schritten zur Verbeſſerung der inneren Haushaltung, zur Erweiterung des Handels und zu allgemeinem Wohlſtand fort.

Aber wie ſchnell verfloſſen nicht dieſe wenigen Augenblicke der Ruhe und des Glückes, um in der Erinnerung vergangener Tage einzig Schattenbilder zurückzulaſſen! wie trauervoll ſelbſt iſt dieſe Erinnerung für alle dem Vaterlande ergebene Mitbürger, vorzüglich für Diejenigen, welche dieſe Verordnungen ausgearbeitet, vorgeſchlagen und ausgeführt haben! Wie ſchrecklich ungleich war nicht die goldne Zukunft, welche Hoffnung und Zuverſicht uns noch ſo lebhaft ſchilderten, und unſre ſpätere betrübte Erfahrung kaum überſtandener Unglücksfälle, lange verbunden mit der Vorſtellung ihrer gränzenloſen Dauer in einer düſtern Zukunft! Nicht ohne große Mißgriffe beide in der Regierungslehre und Staatskunſt hatten die Schickſale des Reichs ſich auf eine ſo entſcheidende Art verändern können.

Der Grundkeim zu Schwedens politiſchen Fehltritten und darauf gefolgten Unfällen liegt nicht in einer zufälligen oft veränderlichen Entwickelung der Begebenheiten; er muß leider in einem gleichſam ſyſtematiſchen Streben nach allzugroßer Theilnahme an den Angelegenheiten und Schickſalen des ganzen Europa geſucht werden; er muß geſucht werden in einem übertriebenen Begriff von dem Vermögen der Nation, von ihren Rechten und Pflichten gegen andere Regierungen und Völker; er muß endlich geſucht werden in einer ſeltſamen Beharrlichkeit, unüberwindliche Schwierigkeiten zu beſiegen und ſich zu unmöglichen Reſultaten durchzuarbeiten.

Der Zeitraum, welcher zunächſt auf den Reichstag von 1800 folgte, zeichnete ſich noch durch politiſche Verhältniſſe aus, welche, obgleich von einem beunruhigenden Einfluß auf das Wohl des Reichs, ſich gleichwohl auf eine rechtmäßige Sache ſtützten. Ernſthafte Mißhelligkeiten waren vorher entſtanden mit einer großen Seemacht wegen Eingriffe in Schwedens Handelsrechte und Seefahrt. Die übrigen Mächte des Nordens, auf gleiche Weiſe beeinträchtigt, hatten an dieſen Streitigkeiten Theil genommen; und der König nahm eine Reiſe nach Rußland vor (December 1800), der bedeutendſten dieſer Mächte. Ein Bündniß zur Vertheidigung gemeinſchaftlicher Rechte wurde in Petersburg abgeſchloſſen. Daß dieſe Vereinigung ſpäter ihrem Zwecke nicht entſprach, iſt allgemein bekannt. Dänemarks Mitwirkung ging durch eine unglückliche Seeſchlacht verloren (April 1801), Rußlands durch den Tod ſeines Kaiſers (März 1801). Schnell wurde nun von den beiden Nachbarn des Reichs das Syſtem geändert. Schweden, in heimlicher Unfreundſchaft mit ihnen beiden, in offenbarem Streit mit England, in gebrochenen Staatsverhältniſſen mit Frankreich, befand ſich in einer gefährlichen Stellung. Mit Mühe wurden dieſe Schwierigkeiten überwunden; die Freundſchaft mit Frankreich wurde wiederhergeſtellt (Mai 1801), Unterhandlungen mit England wurden eröffnet. Dieſe beruhigenden Ausſichten gingen doch bald zu beunruhigenden Vorſtellungen über. Das Mißtrauen auf däniſcher Seite wuchs; unbedeutende, man mögte ſagen lächerliche, Gegenſtände eines Zwiſtes mit Rußland arteten in perſönlichen Unwillen aus; dieſer hingegen war nahe daran zu einem wirklichen Kriegsausbruch zu führen. Dieſem wurde doch vorgebeugt, nicht ohne anſehnliche Geldaufopferungen zur Bereitung eines Kriegszuſtandes, welche Beſonnenheit und Biegſamkeit ſo leicht überflüſſig gemacht hätten.

Aber ſchon begann Ruhe und Beſonnenheit in der Behandlung der Geſchäfte von ſtärkeren Gemüthsbewegungen von Tage zu Tage mehr verdrängt zu werden. Dies erzeugte nicht ſelten eine Veränderlichkeit in Beſchlüſſen, oft in politiſchen noch öfter in militairiſchen Angelegenheiten offenbart. Die Orlogflotte, dieſe für das Reich ſo hauptſächliche Waffe, ſollte wechſelsweiſe zerſtört, verkauft, beibehalten, vermindert werden. Der Landtruppen Anzahl und Stärke ſollte vermehrt werden, ohne Rückſicht auf die Möglichkeit, ſie mit dem Beſtand und Zuflüſſen des Staatswerks zu unterhalten, die durch koſtbare Veränderungen theils in der Bekleidung theils in mancherlei andern Hinſichten mitgenommen wurden. Aus eingekommenen Anſuchungen um gleiche Vertheilung der Rotirungslaſt wurde Anleitung hergenommen, in Finnland und mehreren Orten Schwedens neue Rotirungen *) anzubefehlen, welche diejenigen weit überſtiegen, die feſtgeſetzte Verträge beſtimmen; und unter allen dieſen nebſt mehreren andern das Kriegsweſen betreffenden Anſtalten ſchienen nicht weniger irrige unüberwindliche Begriffe von der rechten und wirklichen Vertheidigung des Reichs durch, und von der Schuldigkeit der Unterthanen dazu beizutragen, als eine unglückliche Vorliebe für kriegeriſche Auftritte.

Die Zeit, dieſe Neigung zur Wirklichkeit übergehen zu laſſen, war indeſſen noch nicht da, aber ſie näherte ſich allmälig und wurde insgeheim vorbereitet. Die Staatsverhältniſſe mit Frankreich ſäumten nicht lange eine weniger gefällige Form von Perſönlichkeit zu bekommen; und dieſe ward immer ſichtbarer, jemehr die Hoffnung zur Wiederherſtellung der Freundſchaft mit England zunahm.

Die Streitigkeiten mit dieſer letzteren Macht wurden endlich beigelegt (Julius 1803); Handelsverbindungen wurden eingegangen; es zeigte ſich auch die Gelegenheit ähnliche mit andern Mächten abzuſchließen.

Unter dieſen günſtigen Ausſichten in Schwedens politiſchen Verhältniſſen wurde die Realiſation ausgeführt (Auguſt 1803) auf eine Art, die dem Wunſche der Nation entſprach, und ſie wurde ſpäter durch eine Einrichtung befeſtigt, die, wenn ſie in der letztverfloſſenen Zeit ungeſtört hätte fortfahren dürfen, die Gewerbebetreiber, das Reichsſchuldenkomtoir und das Staatswerk eines einigermaßen feſten Verhältniſſes zwiſchen der Wechſelmünze des Reichs und der anderer Länder verſichert haben würde.

---

*) Anſchläge auf die Landſchaften zur Haltung von Reiterei.

**) Staatswerk gleich Finanzverwaltung, Finanzweſen.

Hiedurch war nun das Staatswerk ſowohl in Anſehung der Einkünfte als der Ordnung in der Verwaltung in einen vortheilhafteren Zuſtand gekommen, als worin es früher in mehr als einem Jahrhundert geweſen. Um dieſe vortheilhafte Stellung beizubehalten, um ſie noch immer mehr zu verbeſſern und mittelſt ihrer die Anſtalten zur Vertheidigung des Reichs in allen Fällen erweitern zu können, dazu bedurfte es nur unwankend einen wohl überlegten und unveränderlichen Plan zu befolgen und bei der Ausführung deſſelben wichtige Angelegenheiten nicht von gleichgültigen oft unerſprießlichen Zwecken verdrängen zu laſſen.

So war die allgemeine Stellung, als eine Reiſe nach Deutſchland vorgenommen wurde. Ihre traurigen Folgen für Schweden ſind wohl nicht unbekannt. Die Hoffnung, an den Angelegenheiten des deutſchen Reichs auf eine eben ſo glänzende Art Theil zu nehmen, als einer der großen Vorfahren Sr. K. Maj., und der noch nicht völlig entwickelte Wunſch, ein unglückliches Königshaus wieder auf den Thron ſeiner Väter zu ſetzen — dieſe waren die geheimen Zwecke der Reiſe. Aber die Mittel, ſolche rieſenmäßige Anſchläge durchzuführen, wurden nicht erwogen. Mit der Entfernung von dem Vaterlande, mit einem lange fortgeſetzten Aufenthalt fern von ſeinen Gränzen wurde das Gefühl für ſeine eigenen, von der inneren Regierung anderer Mächte völlig unabhängigen Intereſſen allmälig geſchwächt. Der bleibende Aufenthalt an der franzöſiſchen Gränze, gewiſſe geheime Umſtände, gewiſſe nicht genug zurückgehaltene Vertraulichkeiten trugen ſchon bei, die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Regierung auf ſich zu ziehen. Gleichwohl unterhandelte man ununterbrochen mit dieſer Macht über verſchiedene den ſchwediſchen Handel weſentlich betreffende Angelegenheiten, und zwar nicht ohne Hoffnung eines vortheilhaften Reſultats, als eine eingetretene Begebenheit *), die ich wohl nicht ins Gedächtniß zurückrufen darf, auf einmal alle Ausſichten zu friedlichen Staatsverhältniſſen zwiſchen Schweden und Frankreich zerſtörte.

Mit der äußerſten Mühe wurden für den Augenblick unmittelbare Folgen einer heftigen Gemüthsbewegung zurückgehalten. Des Königs Botſchafter in Paris wurde zurückgerufen (April 1804). In Petersburg, in London wurden Vorſtellungen gemacht, zuerſt über Beitritt zu einem Vertheidigungskriege (April bis Junius), aber bald unmittelbar auf Angriff gerichtet, lange vorher, ehe die übrigen Mächte des Feſtlandes ihr Syſtem gegen Frankreich noch entwickelt hatten. In den Angelegenheiten der deutſchen Reichsverſammlung gerieth Schwedens Theilnahme (April 1804) in offenbaren Streit mit dem franzöſiſchen und preußiſchen Intereſſe. — Die gegenſeitige Gemüthsſtimmung verbitterte ſich; eine unglückliche Veranlaſſung wurde gebraucht, um alle Gemeinſchaft zwiſchen beiden Ländern aufzuheben (Auguſt 1804), und die franzöſiſche Miſſion verließ Schweden (September 1804).

Noch konnte ein wirklicher Kriegszuſtand leicht vermieden werden. Preußen, der Beiſtimmung Frankreichs gewiß, entwarf Vorſchläge (Oktober 1804) zur Neutralität des nördlichen Deutſchlands, wodurch alle Rüſtungen im ſchwediſchen Pommern überflüſſig werden ſollten. Dies wurde verworfen; die Unterhandlungen mit England wurden fortgeſetzt; die mit Rußland, deſſen Syſtem inzwiſchen eine entſchiedene Wendung genommen, führten zur Abſchließung eines förmlichen Kriegsbündniſſes (Januar 1805). Ein ähnliches, obgleich jetzt allein noch in Hinſicht der Vertheidigung Pommerns (December 1804), war vorher mit England unterzeichnet. Preußen erneute da in

---

*) März 1804. Des Prinzen von Condé Hinrichtung.

ernſten Ausdrücken ſein Anerbieten von Verbürgung für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands; darauf folgte von ſchwediſcher Seite ein noch beſtimmterer Abſchlag; und eine perſönliche Unfreundſchaft zwiſchen den beiden Monarchen wurde begründet.

Endlich kehrte der König ins Vaterland zurück (Februar 1805). An einem Hülfgeldsvertrag mit weit ausgedehnteren Entwürfen wurde in London gearbeitet; und der Vorſatz an einem Kriege gegen Frankreich hauptſächlich Theil zu nehmen, wurde mehr und mehr befeſtigt. Die Abſicht, in der Regierungsform dieſes fremden Landes eine Aenderung zu machen, wurde den verbundenen Mächten als das große Ziel des Kriegs angegeben; jedoch gefiel ihnen ein ſolcher Kriegsgrund nicht. Davon ward einige Zögerung die glückliche Folge. Inzwiſchen hatte das Mißvergnügen gegen Preußen zugenommen. Dies ging bald ſo weit, daß die Zeichen des ſchwarzen Adlerordens (April 1805) dem Könige von Preußen zurückgeſchickt wurden, aus der angegebenen Urſache, daß dieſer Herr Frankreichs Beherrſcher zum Ritter dieſes Ordens ernannt hatte. Auf dieſe zwiſchen regierenden und durch Blutsbande vereinigten Fürſten ungewöhnlichen Schritte folgte ſogleich die Zurückberufung (Mai 1805) der preußiſchen Beſchickung von Schweden, und alle Gemeinſchaft zwiſchen beiden Reichen hörte auf.

In Schonen zog man ein Lager (Junius 1805) zuſammen, mit der Abſicht, dieſe Truppen bei der erſten bequemen Gelegenheit nach Deutſchland überzuführen. Nach langwierigen Unterhandlungen, mit zuweilen verminderten, zuweilen vermehrten Veranlaſſungen zu Uebereinſtimmung, ſiegte endlich ein unabläſſiges Streben, alle Hinderniſſe für Schwedens Theilnahme am Kriege wegzuräumen. Ein Vertrag mit England über Hülfsgelder zu einem Koalitionskriege wurde unterzeichnet (Oktober 1805). Ein ſchwediſches Heer wurde auf deutſchen Beden gelandet, wo es ſich mit ruſſiſchen Truppen vereinigte. Der König langte bald darauf in Stralſund an (November 1805) und übernahm den Oberbefehl. Unangenehme Zwiſte entſtanden wieder mit Preußen, und durch ſie blieb das Heer in einer langen Unthätigkeit. Indeſſen entwickelten ſich die großen Kriegsbegebenheiten (December 1805) in Mähren; Rußland trat von der Koalition ab; ſeine Stärke in Norddeutſchland zog heim; und, in Uebereinſtimmung ſowohl mit dieſer Macht als mit Frankreich, übernahm Preußen, die Neutralität dieſer Länder wieder zu beſchützen.

Nie hätte Schweden eine ſchicklichere Gelegenheit bekommen können, unbemerkt und mit geſchonten Streitkräften das Kriegstheater zu verlaſſen. Aber der Haß gegen eine Macht, der Unwille gegen eine andre, die Hoffnung, noch die wirkende Urſache zu neuen Kriegsauftritten zu werden, vermogten den König, ſeine Kriegsſtellung zu behalten und ſich öffentlich zum Vertheidiger und Beſchützer des Lauenburgiſchen Landes zu erklären (Februar 1806). Nicht allein Preußen und Rußland, ſondern auch der König von England, der rechtmäßige Beſitzer des Fürſtenthums Lauenburg, machten hiegegen vergebens ſtarke Vorſtellungen. Nach mannigfaltigen Streitigkeiten wurde das Land endlich von preußiſchen Truppen beſetzt (April 1806). Die Schweden wurden genöthigt ſich daraus zurückzuziehen; und offenbare Feindlichkeiten gegen Preußens Häfen und Handel wurden anbefohlen.

Durch ruſſiſche Vermittelung wurde dieſer langwierige Zwiſt allmälig beigelegt, und Lauenburg kam wieder unter ſchwediſchen Schutz (Auguſt 1806). Aber inzwiſchen hatte Schweden durch die Händel des verfloſſenen Winters ſich einen Weg bereitet, allein unter den Waffen zu ſtehen, während die ſeiner Bundsgenoſſen theils gebrochen theils ruhend waren. Dies begründete die Theilnahme des Reichs (Oktober 1806) an dem letzten unglücklichen Koalitionskriege, den man kurz vorher nicht hatte vorherſehen können. Die erſte Frucht davon war der Verluſt der ſchwediſchen Truppen, die das Lauenburgiſche wieder beſetzt hatten und die, auf ihrem zu ſpät anbefohlenen Rückzug begriffen, gezwungen waren, ſich einer weit überlegenen franzöſiſchen Stärke bei Lübeck gefangen zu geben (November 1806).

Nun trat eine kurze Weile Ruhe ein. Dieſe Zwiſchenzeit beſchäftigte man ſich mit Zwiſtigkeiten mit Dänemark, deren Zweck war, dieſes Land mit Gewalt in Schwedens Syſtem hineinzuziehen.

Die franzöſiſche Regierung machte Schweden zur ſelbigen Zeit förmliche Friedensvorſchläge (November 1806), mit Verſprechen von Pommerns Beibehaltung, nebſt der Hoffnung eines Gebietszuwachſes und dem Erbieten der Zurückgabe der bei Lübeck gemachten Gefangenen, gegen die bloße Verpflichtung von Seiten Schwedens neutral zu bleiben. Dieſe Anträge wurden beſtimmt verworfen, und eine franzöſiſche Heeresmacht rückte ins ſchwediſche Pommern ein (Januar 1807). Das ſchwediſche Heer, geſchwächt durch den Unfall bei Lübeck und überhaupt an Stärke weit unterlegen, war genöthigt ſich in die Feſtung Stralſund einzuſchließen, welche durch die Arbeit von anderthalb Jahren mit bedeutenden Koſten verbeſſert, verſtärkt, und zu einer langwierigen Vertheidigung bereitet war. Die während dieſer Belagerung vorgefallenen Kriegsbegebenheiten zeugten alle von dem Muth und der Standhaftigkeit der ſchwediſchen Krieger. Da nach Verlauf einiger Zeit ein Theil der Feinde hier eine andre Beſtimmung erhalten, ſo benutzten die Befehlshaber des Heers Sr. K. Maj. mit rühmlicher Entſchloſſenheit dieſe Gelegenheit, durch wohl überlegte und tapfer ausgeführte Unternehmungen das ſchwediſche Pommern zu befreien, und ſogar die Möglichkeit zu bereiten, außerhalb ſeiner Gränzen ſich der gewonnenen Vortheile zu bedienen. Die bald zu neuer Ueberlegenheit geſammelte franzöſiſche Stärke nöthigte doch die ſchwediſchen Truppen nach einem ehrenvollen Widerſtande ſich wieder über die Gränze des Landes zu ziehen. Hierauf wurde ein Stillſtand abgeſchloſſen (April 1807), und neue nicht minder vortheilhafte Anträge wegen des Friedens folgten von franzöſiſcher Seite. Sie fanden eine gleich unbewegliche Zurückweiſung. Nach Pommern wurden Verſtärkungen abgeſandt; mit England kam man überein über die Herſendung einer Schaar hannöverſcher Hülfstruppen (Junius 1807); und auch eine Zahl preußiſcher Truppen vereinigte ſich mit der im Lande liegenden Stärke.

Der Krieg des Feſtlandes nahete unterdeſſen ſeinem Ende. Die Schlacht von Friedland, der Friede in Tilſit (Junius 1807) folgten hart auf einander. Durch den Kaiſer von Rußland erbot man Schweden, an dieſem Frieden ohne Aufopferungen Theil zu nehmen; ertheilte auch die Verſicherung von der gewogenen Geneigtheit der franzöſiſchen Regierung dazu. Die Antwort war verneinend; und grade den Augenblick, wo Frankreich auf dem Feſtlande Europa's keinen einzigen Feind mehr hatte, wählte man, den damals noch beſtehenden Waffenſtillſtand zwiſchen den ſchwediſchen und franzöſiſchen Kriegsheeren aufzuſagen (Julius 1807). Zum zweiten Mal überſchwemmten feindliche Truppen Pommern, und belagerten Stralſund. Die Kriegsbegebenheiten vor und während dieſer Belagerung befeſtigten die uralte Ehre der ſchwediſchen Waffen. Aber wie erſtaunten nicht Schwedens Krieger, wie tief wurden ſie niedergeſchlagen, da wenige Tage nach Eröffnung der Laufgräben, da, ehe ein Kanonenſchuß gegen Stralſunds Wälle gelöſt war, ſie Befehl erhielten, dieſe Feſtung zu räumen! dieſe Feſtung, die vormals dem Glücke Wallenſteins eine Gränze geſetzt, und in einem ſpätern Zeitalter, mit einem ſchwediſchen König in ſeinen Mauern, den Angriff von drei vereinten Heeren lange und ruhmvoll abgeſchlagen hatte (unter Karl XII).

Die Beſatzung, die unzureichend angeſehen war, eine durch Kunſt und Natur bewehrte Feſtung zu vertheidigen, ſollte nun (Auguſt 1807) auf Rügens offenen Ebenen einem vielfach überlegenen Feinde trotzen. Keine beſtimmte Aenderung dieſes Entſchluſſes konnte gewonnen werden; aber da der König, von einem Fieber angegriffen, nach Karlskrona abreiſte, wurde das Heer durch eine von dem höchſten Befehlshaber mit dem feindlichen Feldherrn getroffene Uebereinkunft (September 1807) gerettet, kraft welcher ihm Zeit, Gelegenheit und Beiſtand gegeben ward, die ſämmtlichen ſchwediſchen Truppen mit allen ihren Magazinen und übrigen Zubehören nach Schweden zurückzuführen.

So gingen Schwedens deutſche Staaten verloren, dieſer letzte Reſt der Eroberungen Guſtav Adolfs des Großen. Pommerns unglückliche Bewohner hatten während dieſes Feldzugs unerhörte Verluſte erlitten. Während der ſchwediſchen Herrſchaft von Steuern, Einquartierungen, Landwehrausſchreibungen und Laſten aller Art gedrückt, mußten ſie ſpäter die weit zahlreicheren Heere des Feindes ernähren. Keine Linderung noch Erſatz konnte ihnen aus den völlig zerſtörten Finanzen des Landes mitgetheilt werden; ſie wurden das erſte Opfer der Kriegsſucht, und ihr Schickſal ward eine warnende Ahnung deſſen, was die Bewohner des Mutterlandes bald treffen ſollte.

Die Folgen ſo mancher verworfenen Friedensanträge ſäumten nicht lange ſich zu entwickeln. Rußlands und Dänemarks Syſtem war auf einmal zum völligen Gegenſatz gegen das ſchwediſche verändert. Streitigkeiten mit dieſen Mächten konnten nicht lange ausbleiben, und dieſe bereiteten bald einen unrechtmäßigen Angriff gegen die öſtlichen und weſtlichen Gränzen des Reichs. Lange ſchien man die Gefahr mit einer Gleichgültigkeit anzuſehen, die von einem hoch getriebenen Begriff von Schwedens Streitkräften und vielleicht auch von einer geheimen Zuverſicht auf jene Art Hülfe, die von menſchlichen Berechnungen nicht beſtimmt werden kann, herrührten. Bei dieſer Lage der Dinge und da es übrigens an Beſchwerden über Rußlands übertriebene Forderungen keinesweges fehlte, welche auch angeführt wurden, wurde der Zwiſt zwiſchen den Staaten mit einer perſönlichen Mißhelligkeit vermehrt, da der König dem Kaiſer von Rußland den Andreasorden zurückſchickte (November 1807), mit der Erklärung, es geſchehe dies aus denſelben Gründen und Urſachen als die, welche einen ähnlichen Schritt gegen den König von Preußen veranlaßt haben.

Die Unterhandlungen mit den Nachbarn des Reichs nahmen jetzt eine immer unangenehmere Wendung. Alle Verſuche zur Abwendung der Gefahr verfehlten ihres Zwecks, nicht durch die Weigerung, den ungerechten Forderungen einer nächſtgränzenden Macht nachzugeben, ſondern durch einen unerſchütterlichen und oft wiederholten Vorſatz, nimmer in eine Art Verhandlung mit der Macht einzugehen, die durch ihre Siege und ihren Einfluß den Entſchlüſſen der nordiſchen Höfe jetzt eine entſcheidende Richtung gab.

Bei einer ſolchen Unerſchütterlichkeit in Vorſätzen, man kann hinzuſetzen, in Vorurtheilen, ſchien es wenigſtens, daß die kräftigſten Vertheidigungsanſtalten unumgänglich nothwendig angeſehen und folglich ohne Zeitverluſt anbefohlen werden würden. Aber ſolches geſchah gleichwohl nicht früher, als im Anfange des verfloſſenen Jahrs (Januar 1808), und ſo kurz vor dem Ausbruche des Kriegs, daß der größte Theil dieſer Kriegsrüſtungen nicht anders als unvollkommen zu Stande gebracht werden konnten. Die Hülfsmittel des Staats waren auch während des letzten Feldzugs ſehr mitgenommen worden, und das Staatswerk war überdies mit einem fühlbaren Zuwachs von Koſten dadurch beſchwert, daß anſehnliche Ausgaben auf den ſchwediſchen Staat übergeführt wurden, die vorher dem pommerſchen zugehört hatten. Durch die thätige Bemühung der Behörden wurden die finniſchen Feſtungen gleichwohl mit hinlänglichen Beſatzungen und den übrigen Bedürfniſſen auf eine Zeit von vier Monaten verſehen. Das finniſche Heer wurde verſammelt, und der Krieg brach aus (Februar 1808). Bei der erſten Nachricht davon wurde der ruſſiſche Geſandte in Stockholm gegen die Geſetze des Völkerrechts in ſeinem Hauſe verhaftet und erſt nach Verlauf einer langen Zeit wieder frei gegeben.

Schweden, lange befriedet durch ſeine geographiſche Lage, jüngſt in die Gelegenheit geſetzt, mit Beibehaltung aller ſeiner Beſitzungen, mit Hoffnung neuer und mit bewahrter Ehre und Selbſtſtändigkeit zu einem Syſtem von Unpartheilichkeit zwiſchen allen ſtreitenden Mächten zurückzukehren — ward durch den jetzt unwiderſtehlichen Lauf der Begebenheiten in eine Kette von Unfällen verwickelt, die lange droheten nicht eher als mit ſeinem politiſchen Daſeyn aufzuhören.

Als das erſte von allen dieſen Mißgeſchicken wird die Nation wohl mit einer tiefen Sehnſucht den Verluſt eines köſtlichen Drittels des Reichs, des Großfürſtenthums Finnland, rechnen. Wie dieſer Stammſitz eines edlen und tapfern Volks mit Heldenmuth und Ehre vertheidigt, wie er endlich der Uebermacht auf der einen, den unklugen Unternehmungen auf der andern Seite aufgeopfert wurde, iſt wohl allgemein bekannt. Schritt vor Schritt machte man weit zahlreicheren Feinden allen Erfolg ſtreitig, und wo das Waffenglück verſucht wurde, war der Sieg nie zweifelhaft. Auf erhaltenen Befehl zog das finniſche Heer ſich allmälig nach Öſterbotten, wo ein aufgebotener Landſturm ſich einſtellte, aber nicht mit Waffen verſehen werden konnte. Jetzt war wegen der völlig gehemmten Verbindungen von Schweden kein Beiſtand zu erwarten; aber die finniſchen Krieger, ihrem Schickſal überlaſſen, nicht bloß mit feindlichen Heeren, ſondern auch mit Natur und Elementen im Streit, ſuchten in ihnen ſelbſt Mittel zur Rettung, und fanden ſie.

Auf ſchwediſcher Seite verſtärkte man unterdeſſen die Kriegsmacht durch Aufrichtung der Wargerningen, und zog ſie zuſammen (März 1808), um die nördlichen, weſtlichen und ſüdlichen Gränzen des Reichs zu decken, da die däniſche Kriegserklärung bald auf die ruſſiſche gefolgt war. Die ſchwediſchen Kriegs- und Küſten-Flotten wurden in dienſtfertigen Stand geſetzt (März 1808), die letztere erhielt ſogar theils auf Koſten des Staats, theils durch die Freigebigkeit verſchiedener Städte und Privatgeſellſchaften einen anſehnlichen Zuwachs, der um ſo wichtiger war, da das Geſchwader in Åbo mit allen ſeinen Vorräthen hatte verbrannt werden müßen, um nicht in die Hände des Feindes zu fallen, und da ein noch bedeutenderer Theil der finniſchen Seevertheidigung auf eine Art aufgeopfert worden (Mai 1808), die es nicht nöthig iſt mit von Trauer und Abſcheu gemiſchten Empfindungen in das Gedächtniß ſchwediſcher Mitbürger zurückzurufen.

Aber alle dieſe Anſtalten konnten in der drohenden Lage, worin das Reich ſich befand, nicht hinlänglich werden. Eine zahlreichere Kriegsmacht zu Lande wurde als durchaus nothwendig angeſehen. Dieſe erhielt man durch Ausſchreibung aus der blühenden Jugend (Mai 1808) des Reichs, woraus 30,000 Mann mit ungewöhnlicher Geſchwindigkeit errichtet wurden. Möge ſelbſt der Name dieſer neuen Errichtung, mögen die ſchaudervollen Schickſale dieſer Landwehr nicht bei mehreren Anweſenden die traurigſten Gefühle wieder erwecken!

Die ſchwediſchen und finniſchen Heere waren nun auf etwas über 100,000 Mann gebracht. Auf der Anwendung dieſer bedeutenden Stärke beruhte die Rettung des Reichs. Ein Operationsplan mußte alſo ſchleunigſt beſtimmt werden. Aber die Uebergabe der finniſchen Feſtungen und die dadurch veranlaßten Aenderungen in der Vertheidigung Finnlands; unangenehme Unterhandlungen über die Anwendung einer Schaar engliſcher Truppen, die wegen dieſes Zwiſtes ſogar wieder heimgingen; und vor allem eine wunderliche Veränderlichkeit in Unternehmungen und Entſchlüſſen führten die Wirkung mit ſich, daß ein Theil des Sommers verging, und der König nach Åland abreiſete (Junius 1808), ohne daß zur Ausführung des Feldzugs ein Plan angenommen worden; vielmehr ließ man es unausgemacht, ob nicht die hauptſächlichſten Unternehmungen ein ganz anderes Ziel haben ſollten, als beide Finnland und Norwegen.

An der Gränze jenes letzteren Landes und auch innerhalb demſelben hatten die Kriegsbegebenheiten inzwiſchen begonnen (April 1808); aber die unendlichen Schwierigkeiten ſelbſt der Oertlichkeit mit der Unzulänglichkeit der Stärke und Mittel zu einem Angriffskriege verbunden, hielten auf dieſer Seite das feurige Streben der ſchwediſchen Krieger nach Gefahren und Ehre zurück.

In Finnland hatten zu derſelben Zeit durch die kühne Entſchloſſenheit des Befehls und den unerſchrockenen Muth des Soldaten die Sachen eine hoffnungsvolle Wendung genommen, aber dieſe Begebenheiten ſind zu neu und in der Erinnerung dankbarer Mitbürger zu wohl verwahrt, als daß ſie hier erwähnt zu werden bedürften. Die Namen Sikajocki, Revolax, Ny Carleby, Lappo, Alavo, Pulkila und Idenſalmi, von den Zeitgenoſſen gefeiert, gehören bald den Annalen des Vaterlandes an. Welche glückliche Folgen durfte man von dieſen heldenmüthigen Bemühungen nicht hoffen? aber ſey es Unvermögen in der Leitung des Ganzen oder mangelnder Zuſammenhang in einzelnen Theilen der Ausführung, die nie auf dem Befehlshaber ſelbſt beruhete, die Hülfe, welcher das finniſche Heer ſo ſehr bedurfte, beſchränkte ſich auf einige mit unbedeutender Stärke auf weit von einander gelegenen Punkten geſchehene Landungen in Südfinnland, die, obgleich ſie mit ausgezeichneter Tapferkeit ausgeführt wurden, doch gegen weit überlegene Feinde den Ausgang gewannen, der von dergleichen Unternehmungen im Kleinen immer unzertrennlich iſt. Dies brachte wieder heftige Beſchlüſſe hervor: das Unglück, das Unmögliche nicht zur Ausführung bringen zu können, wurde als Schwachheit und Unwilligkeit beſtraft. Die Leibwache der ſchwediſchen Könige verlor dieſen Namen und ihre nicht verwirkten Gerechtſame; ſie wurde der Strenge des allgemeinen Urtheils ausgeſetzt, das durch eine ſolche Behandlung hätte verwirrt werden können. Aber dies Urtheil blieb immer gerecht. Vorſtellungen, unverwerfliche Beweiſe, Anhalten um Unterſuchung vom Kriegsgericht — alles war vergeblich; alle Aenderung des Beſchluſſes wurde abgeſchlagen, alle Genugthuung verweigert. So lernten ſchwediſche Krieger, daß ihr Daſeyn in der Geſellſchaft und ſogar ihre Ehre von der Leidenſchaft des Augenblicks auf das Würfelſpiel des bloßen Erfolgs geſetzt werden ſollte.

Eine einzige der eben erwähnten Ausrüſtungen, die der erhaltenen Vorſchrift gemäß an den ſüdlichen Küſten Finnlands nicht bewerkſtelligt werden konnte, gab dem durch Siege geſchwächten nördlichen finniſchen Heere eine nicht bedeutende aber nützliche Verſtärkung, welche nach der Theilnahme an der ehrenvollen Schlacht bei Oravais das Heer auf ſeinem durch feindliche Uebermacht verurſachten Rückzug nach Uleåborg begleitete.

Die Jahrszeit war nun ſchon weit vergangen. Die ſchwediſche Orlogflotte, die den verfloſſenen Sommer mit engliſchen Kriegsſchiffen in der finniſchen Wik vereinigt geweſen und die ruſſiſche Flotte eingeſchloſſen gehalten hatte, war, durch ſchwere Krankheiten um den größten Theil ihrer Beſatzungen geſchwächt, zur Heimſegelung genöthigt worden. Die Scheerenflotte brauchte gegen die ruſſiſche, deren Unternehmungen ſie den ganzen Sommer mit Erfolg und Ehre beſtritten, eben ſo wenig länger die See zu halten. Im Spätherbſt reiſete auch der König heim, um den Feldzug des nächſten Jahrs zu bereiten.

Aber mit welchen Empfindungen muß man hier die Felgen des abgelaufenen Feldzugs darſtellen! Von mehr als 100,000 ſtreitbaren Männern kaum 30,000 dienſtfähig! alle die übrigen durch des Feindes Waffen gefallen oder gefangen in Feindes Lande, oder durch Noth und Krankheiten umgekommen, oder in Krankenhäuſern den Reſt eines bald erloſchenen Lebens hinſchleppend! die Landwehr vorzüglich, dieſe Hoffnung der Nation für künftige Zeiten, um zwei Drittel zuſammengeſchmolzen; und die meiſten dieſer Unglücklichen nicht dem Tode der Helden, ſondern der langſamen aber ſicheren Zerſtörung der Noth und des Mangels geopfert! Die Vormauer des Reichs gegen einen mächtigen und übermüthigen Nachbarn gefallen, und der Reſt von Schwedens Selbſtbeſtand während des annahenden Winters mit zahlloſen Gefahren bedroht!

Solche war die Lage in ihrem allgemeinſten Verhältniſſe; faſt düſterer mögte die Zeichnung ihrer Theile werden. Der Ackerbau, dieſer erſte von den Nahrungszweigen eines Landes, ſchmachtete hin, theils aus Mangel an arbeitenden Händen, theils durch unzählige Kronfuhren, die dem daheim ſeyenden Arbeiter Zeit und Mittel zur Betreibung ſeines Gewerbes nahmen, theils endlich durch Steuern und Lieferungen, die dem Landmann ſeine gegenwärtigen Hülfen raubten, während ſein Fleiß neue bereiten ſollte. Das Bergwerksgewerb gerieth in die äußerſte Ohnmacht, und wurde an mehreren Orten mit vollkommener Verwüſtung bedroht. Durch Mangel an Abſatz fiel ſowohl das rohe Eiſen, als das verarbeitete Manufakturſtangeneiſen zu einem ſolchen Unterpreis für die meiſten Bergbezirke und Hammerwerke herab, daß die Arbeitskoſten oft unbezahlt blieben. Nie ging das auf den Metallwaagen unverſchifft liegende Eiſen zu einer ſolchen Höhe als vergangenes Jahr, wo es ſich über 560,000 *Scl.* belief. Durch den Verluſt von Finnland und der pommerſchen Staaten, durch vermißte Gemeinſchaft mit den Oſtſeehäfen verlor man auch eine durch vermehrte

Bedürfniſſe doppelt nöthige Zufuhr von Getraid und Lebensmitteln, weswegen die Preiſe auf dieſe Nothwendigkeitswaaren zu einer bisher unerhörten Höhe hinaufgejagt wurden, zum ſchwerſten Schaden des Bergwerksgewerbes, anderer nützlichen Einrichtungen und des ärmeren Theils der Einwohner des Reichs; welches beſonders für die Bewohner der Hauptſtadt durch verlorne Weitzenzufuhr von Finnland vermehrt wurde.

Die Verluſte des Reichs und der Einzelnen durch die Lähmung des Handels und der Seefahrt mit den meiſten auswärtigen Orten, durch Schwierigkeiten für den ſichern Gang der inneren Schifffahrt, durch Kapereien auf Schiffe und Ladungen, ſind auch als ein höchſt bedeutender Zuwachs zu den unglücklichen Folgen des Kriegs zu zählen.

Eine kurze Ueberſicht der Lage der Finanzen ſcheint in dieſer traurigen Schilderung nicht fehlen zu dürfen. Der Krieg ſollte mit engliſchen Hülfsgeldern geführt werden nebſt dem Zuſchuß von andern Mitteln, die ohne Aenderung in den gewöhnlichen Staatsausgaben und ohne Laſt für das Land beſchafft werden könnten. Mit England war auch bei'm Anfang des Jahrs Uebereinkunft getroffen von Hülfſendungen beide in Geld und Waaren zu einem Belauf von 100,000 *ll.* Sterl. monatlich oder 1 Million 200,000 *ll.* jährlich. Daß dieſe Hülfen zu ſo bedeutenden Rüſtungen an allen weit ausgedehnten Gränzen des Reichs, zum Unterhalt der Landmacht und der Flotten bei weitem nicht zureichend ſeyn würden, ſolches war vor Unterzeichnung des Vertrags von den Behörigen oft zu erkennen gegeben und ſolches wurde bald auch durch die traurigſte Erfahrung beſtätigt. Schon bei'm Anfange des Feldzugs (März 1808) wurde das in der Bank verwahrte Kreditiv der Reichsſtände zur Beſtreitung der Ausrüſtungskoſten geöffnet. Nicht lange darauf (Mai 1808) wurde eine Kriegsſteuer zu drei Vierteltheilen Belauf der Bewilligungsſumme ausgeſchrieben, eingefordert und verwandt. Die Einziehung der Hülfsgelder fand Hinderniſſe, theils wegen der Schwierigkeit Wechſel von einem hohen Belauf auf einmal anzuwenden, theils wegen einiger durch Perſönlichkeit entſprungenen Zwiſte mit England (Junius 1808). Doch wurden dieſe Hülfsgelder nach und nach gewiſſenhaft bezahlt. Deſſen ungeachtet waren mitten im Feldzuge alle Hülfsmittel erſchöpft, die Bedürfniſſe unbefriedigt, und die Noth täglich im Zunehmen. Der Wismarſche Pfandſchilling, deſſen Zinſen die vorigen Einkünfte dieſer Beſitzung vielfach erſetzten, verſchwand jetzt in eben dem Abgrund von Bedürfniſſen, der ſo manche andre Hülfen verſchlungen hatte. Man mußte bei öffentlichen Anſtalten um Anleihen anſuchen; die Verlegenheit der Kriegs- und See-Verwaltungen wuchs; die Gläubiger konnten nicht bezahlt, die Heere nicht völlig beſoldet werden. Endlich verfloß dieſes in Schwedens künftigen Jahrbüchern merkwürdige Jahr. Vierzehn Millionen Rthaler Banko hatte der unglückliche Feldzug deſſelben gekoſtet; davon waren beinahe ſechstehalb Millionen auswärtige Gelder; alles Uebrige war von dem Lande erpreßt, oder eine den Staat drückende Schuld.

Unter dieſer fortſchreitenden Zerſtörung ſowohl des allgemeinen als beſonderen Vermögens entbehrte der König durchaus nicht zeitige Aufklärungen, umſtändliche Berechnungen, flehende Vorſtellungen; aber alle waren fruchtlos. Ein Finanzausſchuß, der bereits vor dem Ausgange des vorigjährigen Feldzugs angeordnet war, und deſſen erſter Zweck darin beſtand, die Bedürfniſſe anzugeben, Mittel vorzuſchlagen, und die erſteren mit den letzteren nach Möglichkeit in Uebereinſtimmung zu bringen, war nicht glücklicher in ſeinen Verſuchen, den wirklichen Zuſtand des Reichs zu offenbaren. Auf ein umſtändliches Bedenken über dieſen Gegenſtand, mit vorgeſchlagenen Verminderungen der Kriegsausgaben, erhielt der Ausſchuß beſtimmten Befehl (November 1808), ſich nicht bei den Mängeln aufzuhalten, ſondern ohne Aufſchub den Bedürfniſſen entſprechende Fonds anzugeben, dabei die von Anfang an berechnete Stärke der Flotte und des Heers zum Grunde zu legen, und endlich keine Einziehungen und Beſparungen in die geringſte Berechnung kommen zu laſſen. Die für den Feldzug von 1809 vorgeſchlagene Summe ſollte ohne alle Einwendung gefunden, eingetrieben und verwandt werden; und dieſe Summe war nicht geringer als 26 Millionen Thaler Banko. Vergebens führte man an, daß dieſe Summe das bewegliche Kapital des Reichs weit überſteige; daß ihr Belauf nebſt den gewöhnlichen Abgaben 23 Procent und darüber von der übrigen Vermögensmaſſe des ganzen Reichs in Häuſern, Geld und Waaren ausmachen werde; und daß die Beſchaffung derſelben alſo im offenbaren Streit mit der Möglichkeit ſey. Der Entſchluß war gefaßt, auf welche Art es immer gehe ein bereits ausgeſogenes Land zur Füllung der Bedürfniſſe zu beſchatzen; und zu einem Anfang wurde die Ausſchreibung einer neuen Kriegsſteuer zum Belauf von 5 Millionen Rthalern Banko anbefohlen, eine Schatzung, die das weit überſtieg, was Schweden in ſeinen mißlichſten Zeiten und als das Land unzerſtückelt war, jemals geleiſtet hatte. Die lebendigſten Vorſtellungen theils von denen, welche mit dieſen Geſchäften Befaſſung hatten, theils von der damaligen königlichen Bereitung *), blieben völlig wirkungslos; der Befehl wurde gegeben, binnen 24 Stunden dieſe bedenkliche und wichtige Verordnung auszuarbeiten, deren Ausfertigung nach einer kurzen Zögerung erfolgte (7. Januar 1809), die von verſchiedenen Entwürfen herrührte, welche aber verworfen wurden, weil ſie auf die Berufung der Reichsſtände gingen und einen ſicheren Grund dazu legten.

---

*) Bereitung eine aus mehreren Geſchäftszweigen gewählte Zahl von Beamten zur Vorbereitung und Vorarbeit von wichtigen Finanz- und Staats-Geſchäften.

In dieſem Streit zwiſchen dem Despotismus und der allgemeinen Geduld verfloſſen die erſten Monate des gegenwärtigen Jahres. Mit England wurde inzwiſchen wegen neuer und vermehrter Hülfsgelder unterhandelt, worüber eine feſte Uebereinkunft doch lange zögerte, theils wegen der durch die Jahreszeit gehinderten Kommunikationen, theils wegen der ungewöhnlichen Mittheilungsart, welche die Unterhandlungen des ſchwediſchen Hofes auszeichnete. Denn auch dieſer einzige noch übrige Bundsgenoß Schwedens war nicht ſicher vor mehr oder minder ernſtlichen Mißhelligkeiten, welche, wie vorher erwähnt iſt, theils von einer verſchiedenen Ueberzeugung über die Art, einen gemeinſchaftlichen Endzweck zu erreichen, theils in den letzten Zeiten von immer mehr ausgedehnten Forderungen eines kräftigeren Beiſtandes herrührten. Engliſche Befehlshaber und Geſandte ſahen mehr als einmal ein Mißtrauen oder einen Unwillen auf ihre Perſon zurückfahren, die zuweilen nahe daran waren, zum Bruch zwiſchen beiden Höfen überzugehen. Endlich, und da die engliſche Regierung nebſt der Weigerung, die Subſidienſumme, worüber man ſtritt, über einen gewiſſen Belauf auszudehnen, beſtimmt geäußert, daß ſie, weit entfernt Schwedens beſonderen Frieden hindern zu wollen, faſt mehr zu dieſem Frieden rathe, ſofern er ohne offenbare Unvereinlichkeit mit Großbritanniens Intereſſen geſchloſſen werden könne; und da dazu die Erklärung gelegt wurde, daß England nicht in den Vorſatz der ſchwediſchen Regierung eingehe, mit Frankreichs gegenwärtigem Beherrſcher nie Frieden zu ſchließen, ſo wurden dieſe Mittheilungen auf eine Art aufgenommen, die das ganze Reich in Staunen und Verwunderung ſetzte. Auf alle in den ſchwediſchen Häfen befindliche engliſche Handelsfahrzeuge wurde ein Embargo anbefohlen, welcher Befehl doch, obgleich nicht ohne die äußerſte Mühe und wiederholte Vorſtellungen von Seiten der Behörden, widerrufen wurde. Es kann nicht berechnet werden, welche Folgen dieſer Schritt, ohne kurz darauf eingetretene Begebenheiten, wahrſcheinlich gehabt haben würde.

Während dieſes letztverfloſſenen Zeitraums wurden die Gefahren mehr als verdoppelt, und in demſelben Verhältniſſe verringerten ſich die Mittel, ſie abzulenken. Eine auf Aland zurückgelaſſene Stärke, deren Verſorgung mit allen ihren Bedürfniſſen ſchon dadurch erſchwert geweſen, daß man verſäumt hatte zu rechter Zeit Vorbereitungen zu befehlen, und die durch die abgeſchnittenen Kommunikationen der Jahreszeit faſt unmöglich geworden, war in der verzweifeltſten Verlegenheit. Der Frühling ſtand bevor; ein feindlicher Angriff im Herzen des Reichs war vorherzuſehen; aber Mängel aller Art machten hinlänglich gegenwirkende Ausrüſtungen unmöglich. Nach und nach ſchien jetzt die allgemeine Stimmung eine veränderte Ordnung der Dinge zu prophezeihen. Die einzige und wahre Triebfeder dieſer Stimmung war wieder die allgemeine Noth. An dem Rande jenes Abgrundes, der ſchon bereit ſchien ſowohl die gegenwärtigen als künftigen Schickſale des Vaterlandes zu empfangen, ſammelten ſich redliche beherzte Männer, zur Rettung oder zum geſchwinden Untergange vereinten ſich die Stimmen des Volks. Dieſe Stimmen hörte man zuerſt, ſie klangen zuerſt unter den Kriegern an der weſtlichen Grenze des Reichs, welche gleich ihren Waffenbrüdern in andern Theilen des Reichs die Verbindlichkeiten ihres Standes gegen das Vaterland kannten. Bald verkündete das Gerücht (den 8. März) ihren Anzug zur Hauptſtadt. Bei der Nachricht davon faßte der König den Entſchluß, Stockholm zu verlaſſen, mit der Anmahnung an die königliche Familie, mit dem Befehl an die meiſten Beamten des Reichs, Sr. K. M. zu folgen. Vergebens that man Vorſtellungen gegen dies unglückliche Vorhaben (den 12. März). Die Beſatzung wurde zum Abzuge befehligt, alle Vorräthe ſollten weggeführt, die Hauptſtadt, ohne eine mit hinlänglichem Anſehen verſehene Regierung, ſollte unberechnenlichen Verhängniſſen überlaſſen werden. Die allgemeine Beſtürzung erreichte ihren Gipfel als die Bevollmächtigten der reichsſtändiſchen Bank nicht allein aufgefordert wurden, zur vorgegebenen Bewahrung der Sicherheit der Bank dieſes heilige Eigenthum der Nation, dieſe Bürgſchaft für das allgemeine und beſondere Wohl, von der Hauptſtadt zu führen und unter ſolchen Umſtänden den Wagniſſen einer Verlegung zu überlaſſen, ſondern als man ihnen außerdem noch andeutete, als Anleihe ohne Sicherheit einen bedeutenden Theil des baaren Geldes herauszugeben, oder, wie die Worte in des Königs Schreiben lauten „Geld zu ſo großem Belauf, als möglicher Weiſe vorgeſchoſſen werden könne.“ Die Bevollmächtigten weigerten ſich ſtandhaft etwas zu thun, was gegen die deutlichen Vorſchriften der Reichsſtände ſtritt, und was die Sicherheit der Bank betraf, ſo glaubten ſie, dafür ſey am beſten geſorgt unter dem Schutz, worauf die Sicherheit der Hauptſtadt beruhen ſollte. Die ſchon früh Morgens den **13. März 1809** verſammelten Bevollmächtigten erhielten Befehl, bis aufs weitere nicht auseinander zu gehen. Sie erwarteten traurige Folgen von der Antwort, welche zu geben Geſetze und Gewiſſen ihnen auferlegten; und es kann nicht beſtimmt werden, zu welchem äußerſten Schritt, den Drohungen ſchon vorher verkündigten, dieſe ihre Weigerung geführt haben würde, wenn nicht die Begebenheit eingetreten wäre, welche den Geſetzen des Reichs Kraft und Unverletzlichkeit gab.

Aber auch ſogar den Augenblick zunächſt vor dieſer Begebenheit wurde nichts verſäumt, wodurch ihr möglicher Weiſe hätte vorgebeugt werden können. Die beweglichſten Vorſtellungen wegen Unterlaſſung der Reiſe, wegen Berufung der Reichsſtände, wegen Eröffnung von Friedensunterhandlungen fanden von allen Seiten hartnäckige Weigerungen. Da gebot das eben ſo unwiderſtehliche Geſetz der Nothwendigkeit, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der mit der Rettung des Reichs auch Sr. Königl. Maj. eigner Perſon Sicherheit gab. Alle anweſende Staatsbeamte und bald die allgemeine Stimme, ſobald ſie binnen wenigen Augenblicken durchdringen konnte, vereinigte ſich in dem Wunſch, Se. Königliche Hoheit möge bis auf weiter die Reichsregierung übernehmen, und durch die Schritte, welche die Grundgeſetze vorſchreiben, ein gemeinſames und theures Vaterland retten. Mit der lebendigſten Ueberzeugung von der Mißlichkeit der Lage, mit der Zuverſicht, welche reine und edle Abſichten geben, haben Se. K. H. ungeachtet Seines herannahenden hohen Alters dieſen hochwichtigen Ruf übernommen, und mit den Reichsſtänden die ehrenvolle Mühe theilen wollen, das Reich zur Ruhe, zum Glücke, zum Selbſtbeſtand zurückzuführen. Ihre Zuſammenrufung iſt alſo Sr. K. H. erſte Regierungsſorge geweſen, und in dieſem Augenblick, wo die Reichsſtände zufolge derſelben zum erſten Mal auf dem Reichsſaal verſammelt ſind, erinnern Se. K. H. ſie alle mit Empfindungen einer wahren Zufriedenheit, daß ohne dieſen Schritt von ſeiner Seite die geſetzlichen Repräſentanten eines freien Volks vielleicht in dieſem Lande nimmer wieder über die Angelegenheiten des Vaterlandes berathſchlagt haben würden.

Nächſt dieſer wichtigen Pflicht iſt Se. K. H. darauf bedacht geweſen, die Laſten zu lindern, welche, weit über das beſondere und allgemeine Vermögen, dem ſchwediſchen Volke aufgelegt waren. Die erſte von dieſen war die zum fünffachen Belauf der Bewilligung anbefohlne allgemeine Kriegsſteuer, die S. K. H. eingeſtellt, überzeugt, daß die Reichsſtände nach eingezogener Kenntniß von den Bedürfniſſen des Staats zu ihrer Abhelfung ſchon die nöthigen Mittel bewilligen werden.

Das unglückliche Schickſal der Landwehr hat Sr. Königl. Hoheit zärtliche Theilnahme erregt. Mit gerechter Rückſicht darauf haben S. K. H. befohlen, daß alle die von der Landwehr, welchen während der Zeit einiger Ackerbau zugefallen, von den Landwehrbataillonen ſogleich freigegeben werden ſollen, ohne die Schuldigkeit, einen andern an ihrer Stelle zu ſchaffen; wonebſt S. K. H. nicht minder, um dem Landgeſchäfte einen lange entbehrten Beiſtand wiederzugeben, auch um in möglichſter Maaße die Ausgaben des Kriegsſtaats zu lindern, erlaubt haben, daß die Landwehrmannſchaft, wo ſolches in Hinſicht der Gränzbewahrung geſchehen können, bis auf weiter beurlaubt werden möge.

Allen Feinden des Reichs haben S. K. H. Frieden und Freundſchaft erboten. Sein feſter Vorſatz iſt, mit ſorgfältiger Behauptung der Ehre und Unabhängigkeit des Reichs alles Mögliche anzuwenden, um von außen her Ruhe und Sicherheit wieder zu gewinnen. Wenn die Kürze der Zeit und die weite Entfernung der Länder Sr. K. H. nicht die Befriedigung gewährt, den Reichsſtänden einige beſtimmte Reſultate ſeiner Friedensanträge mitzutheilen, ſo ſind gleichwohl das Aufhören der Feindſeligkeiten, der Rückzug der ruſſiſchen Truppen von den nördlichen Landſchaften des Reichs, und die Rettung der åländiſchen Abtheilung die unmittelbaren Folgen derſelben (!) geweſen. Was dieſe letzte Begebenheit betrifft, ſo erinnern S. K. H. ſich mit Empfindungen der lebendigſten Dankbarkeit gegen die ſchützende Hut der Vorſehung, daß, wenn die Regierungsveränderung einen einzigen Tag ſpäter eingetreten wäre, die auf Åland verlegte Stärke, ohne Zeit ihren Rückzug auszuführen, unvermeidlich in die Gewalt des viel zahlreicheren ruſſiſchen Heeres gefallen ſeyn würde; daß unter ſo günſtigen Ausſichten der Feind auf keine Waffenſtillſtandsvorſchläge mehr gehört haben würde; daß die ſchwediſche Erde wenige Tage ſpäter von Eroberern betreten, und die Hauptſtadt des Reichs von Gefahren bedroht wäre, deren warnendes Bild wohl hinreichend iſt, um jetzt alle Urtheile zu leiten und alle Gemüther zu vereinigen.

Schließlich erwarten und hoffen Se. K. H. in ſeinen für die Mitwelt und Nachwelt wichtigen Unternehmungen von dem wahren Vaterlandsgefühl, von der ruhigen Standhaftigkeit, und vor allem von der gegenſeitigen Eintracht und Vertrauen unterſtützt zu werden, welche ſowohl für das einheimiſche Glück als für die Achtung der Nation bei fremden Mächten die ſicherſten Bürgen ſind. Mit der Weisheit, die vorbereitet, mit der Kraft, die ausführt, mit der Eintracht, die befeſtigt, was vorbereitet und ausgeführt worden, werden die Reichsſtände ein unvergängliches Recht auf die Dankbarkeit der Nation und auf den Segen der künftigen Geſchlechter erwerben.

Stockholms Schloß auf dem Reichsſaal, den 9. Mai 1809.

Karl.

XV.

Rede des Freiherrn Lars August Mannerheim.

Durchlauchtigſter Allergnädigſter Fürſt!
Des ſchwediſchen Reichs Vorſteher!
Des ſchwediſchen Reichs hier verſammelte Stände!

Was E. K. H. ſowohl jetzt als beſonders geſtern den Ständen des Reichs gnädigſt mitzutheilen geruheten, was ein jeder genugſam kennt, leitet mich zur Erwägung der Lage und Gefahr des Vaterlandes, der Mittel zu ſeiner Erlöſung.

Der fünfhundertjährige Beſitz, Birger Jarls Eroberungen, tragen das Joch des Feindes, unerträglich für die unauslöſchliche Geſinnung der Einwohner gegen das Mutterland: tapfere Streiter, die Blüthe der Jugend des Landes, gefallen durch des Feindes Schwerdt auf dem Felde der Ehren, noch mehrere durch ſchlechte Pflege, alle für eine Sache, die nicht des Vaterlandes war.

Das Reich, aller Vertheidigung entblößt, von des Feindes Ueberſchwemmung bedroht, die Hauptſtadt von Einnahme, nach beinahe dreihundertjähriger Befreiung davon.

Friedliche Gewerbe hinſchmachtend, zerſtört.

Die Einwohner unterdrückt von Auflagen, von Durchmärſchen, von einer Kriegsſteuer, möglich in Befehlen, unmöglich für das Vermögen.

O mein Vaterland! bezeichnet eine ſolche Regierung das Gemüth der Waſa?

Unglücklicher König! war ſolches das Glück, das Du Deinem Volke geſchworen? Du haſt Deinen Eid gebrochen, die Liebe Deiner Unterthanen, Deine Krone, Dein Scepter verwirkt. Du haſt ſelbſt die Bande gelöſt, die Dich mit Deinem Volke vereinigten. Wir ſind frei von den unſrigen, ohne daß es einmal der Mitwirkung der Entſagung bedürfte. Sie dient allein, um die Verſtocktheit in der Denkungsart noch mehr zu beweiſen, die bisher unſre böſen Verhängniſſe verſchuldet, die künftig ihr Maaß gehäuft hätte.

Das Wohl des Allgemeinen iſt das höchſte Geſetz*). Dieſes gebietet, daß das Vaterland von Auflöſung zur Ordnung, zur Stärke, zur Ruhe allein von einem reifen Mann, von einer feſten, einer gekannten Hand zurückgeführt werden kann; daß das Leben und die Sicherheit um dieſes Vaterland verdienter Männer weder jetzt noch in der Zukunft der möglichen wahrſcheinlichen Geneigtheit des Blutbandes zur Rache und Verfolgung nicht ausgeſetzt werden muß.

---

*) Ein prunkender Gemeinplatz, mein Herr Freiherr, und doch ein falſcher. Recht und Tugend ſoll werden und beſtehen, das iſt das Höchſte, und mögen alle kleine und große Staaten, ja mag die Welt ſelbſt vergehen! Wie viele Gräuel und Schanden hat dieſes dicke Wort von jeher mit unter ſeinen weiten Mantel nehmen müſſen! Dieſer Satz iſt nur ein Satz der zweiten dritten Ordnung. Denke an den Hohenprieſter und an Pontius Pilatus.

Aus dieſen Gründen ſage ich nun dem Könige Guſtav Adolf alle Treue und Gehorſam auf, und erkläre ihn und ſeine Bruſterben für gegenwärtige und künftige Zeiten der ſchwediſchen Krone und Regierung verluſtig.

Freie ſchwediſche Männer, was ein freier ſchwediſcher Mann jetzt ausgeſprochen, gebt ihr dazu euren Beifall?

(Starkes und lange fortgeſetztes Ja.)

XVI.

Entſagungsakte des Königs Guſtav des Vierten Adolf.

In des Hochgelobten Dreieinigen Gottes geſegnetem Namen.

Wir Guſtav Adolf, der Schweden, Gothen und Wenden König u. ſ. w., Herzog zu Schleßwig, Holſtein u. ſ. w. thun kund:

Nachdem Wir heute vor ſiebenzehn Jahren zum König ausgerufen wurden und mit einem blutenden Herzen eines zärtlich geliebten und verehrten Vaters blutigen Thron erbten, iſt Unſer Vorſatz doch geweſen, dieſes uralten Reiches wahres Wohl und Ehre zu befördern, die von dem Glücke eines freien und ſelbſtſtändigen Volkes unzertrennlich ſind. Da Wir nun Unſerm reinen Vorſatz gemäß in dieſem Unſern Königlichen Beruf nicht mehr fortfahren noch auf eine Unſer und Unſerer Unterthanen würdige Weiſe Ruhe und geſetzliche Ordnung in dieſem Reiche befördern können, ſo ſehen Wir es als eine heilige Pflicht an, dieſem Unſern Königlichen Amte zu entſagen; welches Wir hiemit frei und ungezwungen thun, um zu Gottes Ehre Unſre übrigen Tage zubringen zu können. Und wünſchen Wir allen Unſern Unterthanen die Gnade und den Segen des Allerhöchſten zu einer glücklichen Zukunft für ſie und die Nachkommen. — Ja, fürchtet Gott und ehret den König!

Zu größerer Gewißheit haben Wir dieſes mit eigener Hand verfaßt und unterzeichnet, und mit Unſerm Königlichen Siegel beſtätigt.

Gripsholms Schloß den 29. März, das Jahr nach Unſers Herrn und Heilands Jeſu Chriſti Geburt Achtzehnhundert und Neun.

Guſtav Adolf.

XVII.

Aufſagungsakte der Reichsſtände, dem Könige Guſtav Adolf auf Schloß Gripsholm zugeſtellt den 29. Mai 1809.

Wir Unterſchriebene, des Schwediſchen Reichs Droſt, Marſchall und Stände, Grafen, Freiherren, Biſchöfe, Ritterſchaft und Adel, Prieſterſchaft, Bürgerſchaft und Baurenſtand, die zu dieſem Reichstag in der Hauptſtadt Stockholm verſammelt ſind, ſo für Uns ſelbſt als geſetzlich gewählt und bevollmächtigt von Unſern daheim befindlichen Mitbrüdern, thun kund:

Nachdem Wir von dem Hochgebornen Fürſten und Herrn Karl, der Schweden, Gothen und Wenden Erbfürſten, Herzog von Südermanland, bis auf weiter des ſchwediſchen Reichs Vorſteher u. ſ. w., Erben von Norwegen, Herzog zu Schleßwig, Holſtein, Stormarn und Ditmarſen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorſt u. ſ. w. zu einer allgemeinen Reichsverſammlung berufen worden, haben Wir theils durch Unſre eigne und aller Unſerer Mitbrüder traurige Erfahrung, theils durch die näheren unverwerflichen Aufklärungen, die Uns hieſelbſt mitgetheilt worden, mit der lebhafteſten Unruhe und Kummer die mißliche Lage eingezogen, worin das Reich ſowohl in Hinſicht ſeiner inneren Angelegenheiten als ſeiner Staatsverhältniſſe mit fremden Mächten durch mannigfaltige Mißgriffe in der Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten verſetzt werden. Wir haben mit Empfindungen, die jeder redliche Mitbürger gewiß mit uns theilt, gefunden: daß des Reichs friedliche Stellung mit allen auswärtigen Höfen und Mächten von Sr. Maj. König Guſtav dem Vierten Adolf, Unſerm bisherigen König und Herrn, mit einem mehrjährigen Kriege vertauſcht worden, den nicht die eigne Sache des Vaterlandes veranlaſſete, der ohne Schwierigkeit hätte vermieden werden können, der nachher mehr als einmal ohne Aufopferungen hätte aufhören können, und der endlich zu den zerſtörendſten Folgen geführt: daß der vor wenigen Jahren noch blühende Zuſtand des Reichs dadurch in eine allgemeine und beſondere Noth verwandelt worden, der Ackerbau ſeiner arbeitenden Hände beraubt, der Handel gelähmt, Gewerbe und Induſtrie hinſchmachtend, und die Bergwerke in die äußerſte Ohnmacht verſetzt: daß die allgemeinen Hülfsquellen des Reichs verſchleudert, das Staatswerk um mehrere Millionen Rthaler in Schuld geſetzt, drückende Laſten aller Art den Landeseinwohnern aufgelegt, und eine unrechtmäßige Schatzung weit über das allgemeine Vermögen ausgeſchrieben worden: daß außer dem bedeutenden Theil der geworbenenen und eingetheilten Kriegsmacht, der in dem letztverfloſſenen Feldzug verloren gegangen, gleichfalls die aufwachſende Jugend des Reichs, die ohne deutlichen Grund der Geſetze zum Kriegsdienſt aufgeboten worden, theils den gewöhnlichen Verhängniſſen des Kriegs, theils und vorzüglich der elenden Verpflegung und Mängeln aller Art aufgeopfert worden: daß zuerſt Schwedens deutſche Staaten, und bald darauf ein köſtliches Drittel des Reichs, das Großfürſtenthum Finnland, in einem ungleichen Streit gegen weit überlegene Feinde verloren worden, welchen letzten großen Verluſt Wir mit der zärtlichſten Theilnahme an unſern finniſchen Mitbrüdern beklagen: daß ungeachtet ſo hauptſächlicher Unfälle und unverkennbarer Zeichen zur Auflöſung des ganzen Reichs der König ſich doch hartnäckig und unbeweglich geweigert, in irgend einige Friedensunterhandlungen ſich einzulaſſen, und inſonderheit erklärt, er werde mit einer Macht, die auf die Schickſale des Feſtlandes den bedeutendſten Einfluß hat, nimmer irgend eine Uebereinkunft treffen: daß während des jüngſtverfloſſenen Frühlings das Reich in einem faſt wehrloſen Zuſtande unzähligen Gefahren preisgegeben geweſen: und endlich, daß gegen die reichsſtändiſche Bank, dieſes gemeinſchaftliche heilige Eigenthum des ſchwediſchen Volkes, von Sr. Maj. eigenmächtige Verſuche gemacht worden. Bei Erwägung aller dieſer höchſt betrübten Umſtände und bei dem Gedanken an Unſre theure Pflicht, das Vaterland zu befrieden und zu erretten, ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten, und beide allgemeine und beſondere Sicherheit zu bewahren, haben Wir gemeinſam gefunden: daß das Geſellſchaftsband zwiſchen dem König und dem Unterthan von dem erſteren unwiderruflich gelöſt und ſein Eid und Gelübde eigenmächtig gebrochen worden. Wir haben ferner erwogen, daß, da allgemeines Wohl das höchſte Geſetz iſt und ſeyn muß, dieſes bei der gegenwärtigen bedenklichen Lage des Reichs Schwedens Regierung von einem vollmündigen Könige verlangt: und daß ſonſt in einer künftigen Zeit durch der Nachkommen angeerbte Denkungsart und durch der Sippſchaft wahrſcheinliche Geneigtheit das zu rächen, was zur Rettung des Staats bereits geſchehen oder künftig vorgenommen wird, die Gefahren des Reichs leicht könnten erneut werden.

Aus dieſen höchſt wichtigen Urſachen und Gründen und da Sr. K. Maj. freiwillig und ungezwungen abgegebene und heute im Reichsſaal vor uns aufgeleſene eigenhändige Entſagungsakte noch dazu kommt, deren Mitwirkung zu Unſerem Vorhaben Wir gleichwohl nicht als nothwendig anſehen, haben Wir Uns in folgendem unerſchütterlichen Beſchluß einhellig vereinigt:

Wir ſagen hierdurch Unſerem bisherigen König und Herrn, Guſtav dem Vierten Adolf, der Schweden Gothen und Wenden König u. ſ. w. alle unterthänliche Treue und Gehorſam auf, und erklären ſowohl ihn als ſeine Bruſterben, ſo geborne als ungeborne, der ſchwediſchen Krone und Regierung verluſtig, nun und für ewige Zeiten.

Zu größerer Gewißheit, daß Wir alles dieſes Obige alſo beliebt und beſchloſſen, haben Wir ſämmtliche des ſchwediſchen Reichs Droſt Marſchall und Stände dies unterſchrieben und beſiegelt; welches geſchah zu Stockholm den 10. Tag im Maimonat, das achtzehnhundertneunte Jahr nach Unſeres Heilands Jeſu Chriſti Geburt.

Leipzig. Druck von Hirſchfeld.

Berichtigungen.

Seite 26 Zeile 27 ſtatt Sveinekufond lies Sveinekufond.
„ 28 „ 28 „ Leinekufond lies Leinekufond
„ 41 „ 21 „ dafür l. da für
„ 71 „ 11 „ dem Regenten l. den Regenten
„ 78 „ 7 „ 1630 l. 1660
„ 93 „ 23 „ Hosken l. Hemden
„ 112 „ 1 „ Helſingborn l. Helſinborg
„ 131 „ 28 „ Lande l. Stande
„ 158 „ 23 „ wählen l. wühlen
„ 178 „ 2 „ 1803 l. 1808
„ 180 letzte Zeile der Note ſtatt Schelf lies Schalf
„ 190 Zeile 2 ſtatt 1808 lies 1803
„ 234 in der Note ſtatt Grugeret lies Grugerens
„ 285 Zeile 7 ſtatt Lagerbeing lies Lagerbring
„ 357 „ 8 „ nahe l. nahm
„ 404 „ 30 „ ertige l. fertige
„ 471 „ 13 „ erkaniſche l. erkaniſche
„ 531 „ 31 „ Kronſtädt l. Kronſtadt
„ 562 „ 28 „ mand l. jemand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedichte

von

E. M. Arndt.

Neue verbeſſerte
verminderte und doch vermehrte
Ausgabe.

Leipzig.
Weidmann'ſche Buchhandlung
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mein hohes Alter, welches das ſiebenzigſte Lebensjahr überſchritten hat, ermahnt mich mein Haus zu beſtellen und mich und das Meinige zu ſammeln, ehe ich zu meinen Vätern verſammelt werde. Darum habe ich meine Gedichte, einige früher ſchon gedruckte, viele aber jetzt zum erſten Mal erſcheinende, einer Durchſicht und Auswahl unterworfen und in dieſe Sammlung gebracht.

Dies iſt der erſte Grund der Herausgebung derſelben.

Der zweite Grund iſt der, daß meine Freunde durch dieſe Ausgabe ſehen mögten, was mein Eigen iſt. Denn mehreren derſelben iſt durch die Gunſt der Zeit widerfahren, daß ſie in mancherlei fremden Sammlungen abgedruckt und, wie es zu geſchehen pflegt, nach den Anſichten und Abſichten der Veranſtalter ſolcher Sammlungen, verändert und verbeſſert, auch verſtümmelt und verſchlechtert worden ſind.

Der dritte Grund iſt der, daß mehrere meiner Freunde eine neue Ausgabe gewünſcht haben; und hier muß ich erklären, was ich mit dem Worte Gunſt der Zeit gemeint habe. Ganz eigentlich Kinder der Zeit ſind dieſe Gedichte, und eben als ſolche ſind ſie manchen der Zeitgenoſſen, mit welchen ich gelebt und gewirkt habe, lieb geworden. Die meiſten derſelben werden wohl mit dieſen meinen Mitlebenden hinſterben und unter Vergeſſenheit begraben werden. Das gemeine Loos der menſchlichen Dinge und Geſchöpfe: denn nur weniges wird durch Werth oder Zufall im Strome der Zeit oben gehalten und ſchwimmt in das Stille Meer der Glückſeligen hinüber, welchem der Menſch das Wörtlein Unſterblichkeit zu überſchreiben pflegt.

Schließlich bemerke ich noch, daß man vielen dieſer Reime wohl das Element des wilden und ſtürmiſchen Baltiſchen Meers, in welchem ich geboren bin, und in Sitten Anſichten und Gefühlen die Rauhigkeit des Nordens, von welchem keine feine und zierliche Südfrüchte zu erwarten waren, abfühlen wird oder vielmehr lange ſchon abgefühlt hat.

Bonn im Anfange des Weinmonds 1840.

Inhalt.

Aelteres. Seite.

Freude. (1797.) 2
Vergänglichkeit. (1797.) 4
Der Menſch und Prometheus. (1799.) 6
An die Muſen. (1799.) 10
An den Menſchen. (1801.) 12
Die Blumen. (1801.) 15
Die vier Alter. (1801.) 18
Lebenslied. (1801.) 20
Lebensmuth. (1801.) 22
Des Knaben Segen. (1802.) 24
Das Geſpräch. (1802.) 27
Das Waſſer. (1802.) 28
Der Knabe und die Jungfrau. (1802.) 30
Das Loos des Schönen. (1802.) 34
Liebesſtreit. (1802.) 36
✓ Die Zaunranke und der Klee. (1802.) 39
Klinglied. (1802.) 40
Klage um Liebe und Freiheit. (1802.) 41
Dithyramben. (1803.) 45
Das Monatslied. 50
Lied der Greiſen. (1803.) 54
Die Ritter von Jomsburg. (1803.) 56
Der König von Burgund. (1803.) 59
Die Roſe und die Jungfrau. (1803.) 66

Seite.
Der Knab am Meer. (1803.) 70
Liebesgeflüſter. (1803.) 72
Leben. (1803.) 75
Die Mitte. (1803.) 78
Die Biene und der Lenz. (1803.). 81
Die fünf Gläſer. (1803.) 83
Geſicht. (1806.). 85
Elegie (1806.) 88
Lob des Eiſens. (1806.) 90

Späteres. (Weltliches.)

Epiſtel an Eliſa. (1807.). 95
Blumengeſpräch. (1807.). 99
Lied, geſungen an dem Mälare. (1807.) 101
Frühlingsſpiel. (1808.) 103
Frühlingslied von der Nachtigall. (1808.) 104
Fröhlichkeit in Treue. (1808.) 106
Liebeswehmuth. (1808.) 107
Marienwürmchen. (1808.) 108
Waldhochzeit. (1808.) 110
Klage um den kleinen Jakob. (1808.) 112
Liebesnähe. (1808.) 114
Das runde Lied. (1808.). 116
An Melina. (1808.) 118
Eines frommen Kindes Geſpielen. (1808.) 120
An Luiſe Imhof. (1808.) 122
An Lili. (1809.) 125
Lied für den Wirth. (1809.) 126
Romanze. (1809.) 128
Laß klingen. (1809.). 130
Ballade. (1809.) 131
Chorgebet. (1809.) 132
Gebet an die Liebe. (1809.) 135
Erinnerung an Pirchidien. (1809.) 136
Schlachtgeſang. (1810.) 137

Seite.

Der Mutter Wiegelied. (1810.) 139
Klinglied. (1810.) 141
Blumengruß. (1810.) 142
Wunsch. (1811.) 144
Klinglieder. (1811.) 146
Der Wanderer und die Blume. (1811.) 148
Troſt. (1811.) 150
Scherz. (1811.) 152
Männerglück. (1811.) 153
An Pſychidion. (1811.) 155
Auf dem Rugard. (1811.) 157
An den General Grafen Schwerin. (1811.) . . . 160
Die Tauben. (1811.) 162
Die Lerche. (1811.) 163
Der Stromgeiger. (1811.) 165
Zueignung. (1811.) 169
Wiegenlied. (1811.) 172
Willkommen. (1812.) 174
Der Mann. (1812.) 178
Das Lilienmädchen. (1812.) 180
Das Marienblümchen. (1812.) 182
Gott der Hirt. (1812.) 184
An die Herzogin Amalie von Würtemberg. (1812.) . 186
An die Kaiſerin Eliſabeth. (1812.) 190
Vaterlandslied. (1813.) 194
Das Lied vom Schill. (1813.) 196
Das Lied vom Gneiſenau. (1813.) 199
Das Lied vom Dörnberg. (1813.) 202
Das Lied vom Chaſot. (1813.) 205
Des Deutſchen Vaterland. (1813.) 210
Des Knaben Robert Schwur. (1813.) 213
Klänge aus der Vergangenheit. (1813.) 215
Harald Schönhaar. (1813.) 220
Klinglieder. (1813.) 225
Der Freudenklang. (1813.) 233

Seite.

Der Waffenſchmidt der deutſchen Freiheit. (1813.) . 235
Noth des Vaterlandes. (1813.) 238
Deutſcher Troſt. (1813.) 241
Scharnhorſts Tod. (1813.) 243
Lug ins Leben. (1813.) 246
Lebenstraum. (1813.) 259
An die Nachtigall. (1813.) 267
Der feſte Mann. (1813.) 269
An die Wehmuth. (1813.) 271
Geſangesluſt. (1813.) 273
Die Leipziger Schlacht. (1813.) 276
Der tapfere König von Preußen. (1813.) 278
Frühling. (1813.) 281
Das Lied vom Feldmarſchall. (1813.) 283
Das Lied vom Stein. (1813.) 285
Herr Peter. (1813.) 288
Liebestod. (1813.) 292
Zur Feier des 18. Oktobers. (1814.) 295
Geſang zur Pflanzung einer deutſchen Eiche. (1814.) . 299
Bundeslied. (1814.) 301
Die Schlacht beim Schönen Bunde. (1815.) 303
Sankt Chriſtoph. (1815.) 306
Ermannung. (1816.) 313
Klage um klein Scherzelein. (1816.) 315
An Pritzbuer. (1816.) 317
An Charlotte von Kathen. (1816.) 318
Das Feuerlied. (1817.) 321
Trinklied. (1817.) 323
An Charlotte Piſtorius. (1817.) 325
An Guſtava. (1817.) 327
An Pritzbuer. (1817.) 329
An den General von Dyke. (1817.) 331
Mein Glöcklein. (1817.) 333
Sehnſucht. (1817.) 334
Des Lilienmädchens Wiegenlied. (1818.) 336

Seite.
Schneeflöckchens Klage. (1818.) 337
Ade! (1818.) 339
Schlangenkönigs Geſang. (1818.) 340
Klage um das Seufzerlein. (1818.) 342
An die Gräfin Schwerin. (1818.) 344
Mein Lichtlein. (1818.) 346
Vorwärts und Rückwärts. (1818.) 348
Gruß an die Freunde. (1818.) 350
Wer ſoll der Hüter ſeyn? (1818) 353
Lied der Feuermuſikanten. (1818.) 356
Lied für den 18. Oktober. (1819.) 359
Drei Troſtlieder. (1819.) 362
Friſchauf! (1820.) 366
Zorn und Liebe. An Karoline Hegewiſch. (1820.) . 368
Ein Gleiches. An dieſelbe. (1820.) 370
Lehre an mich. (1821.) 372
Zum griechiſchen Auflodern. (1822.) 374
An Charlotte Piſtorius. (1830.) 375
An Friedrich Brandis Mutter. (1830.) 376
Verſe für den Dornbergstag. (1832.) 378
Rückblick. (1832.) 380
Beilings Tod. (1833.) 382
Das Grab. (1835.) 388
Am Grabe. (1835.) 390
Troſt in Thränen. (1835.) 392
Wilibald. (1835.) 393
Der grüne Wald. (1835.) 394
Frühling. (1835.) 396
An die Gräfin von Stirum. (1835.) 398
Lerchengeſang. (1836.) 400
Wohin? An C. F. Leiſt. (1836.) 401
An Napoleons Verehrer. (1836.) 403
Troſt am Grabe. (1836.) 405
Des Zweiflers Unruh. (1836.) 406
An die Lerche. (1836.) 408

Seite.
Traum. (1837.) 409
Des Schiffers Traum. (1837.) 410
Warum ich rufe? (1837.) 411
Zuverſicht auf Gott. (1837.) 413
Geiſterbeſuch. (1837.) 415
Geſicht. (1837.) 417
An die Schläfer und Schlafbringer. (1837.) . . . 419
Der Stein im Rhein. (1837.) 421
Der Fernſchütz und der Schnellläufer. (1837.) . . 423
An Ernſt Haſenclever. (1837.) 424
Meine Grablegung. (1837.) 426
Gerechtigkeit Gottes. (1838.) 428
Mein Vöglein. (1838.) 431
Mein Blumenkönig. (1838.) 432
Dem Erbprinzen von Mecklenburg Strelitz. (1839.) 433
An den engern Rath des Kölner Faſchingsfeſtes. (1839.) 435
An Brandis. (1839.) 437
An Bleek. (1840.) 438
Des Soldaten letzter Marſch. (1840.) 440
Was will's (1840.) 443
Lied der Bergknappen der Grafſchaft Mark. (1840.) 444
Silberhochzeitlied des 25. Junius. (1840.) 446
Die Nachtrheinfahrt. (1840.) 448
An Henriette von Willich (1830.) 451
An Balduin Grafen zu Dohna (1813.) 452

(Geiſtliches.)

Reime aus einem Gebetbuche. (1808.) 454
Danklied. (1810.) 495
Hymne. (1810.) 497
Chriſtgebet. (1810.) 499
Lieder aus dem Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehr-Mann. (1812 bis 1815.) 500
Des Knaben Abendlied. (1813.) 514

Seite.

Des Reiſenden Abendlied. (1813.) 516
Des Soldaten Morgenlied. (1813.) 518
Des Soldaten Abendlied. (1813.) 520
Unſer Saal. (1814.) 522
Gebet an die ewige Liebe. (1818.) 527
Empor. (1818.) 528
Troſt in Chriſto. (1818.) 530
Hoffnung in Sehnſucht. (1818.) 532
Grablied. (1818.) 534
Der Liebe Unausſprechlichkeit. (1818.) 537
Abſchied von der Welt. (1818.) 539
Freude in Chriſto. (1818.) 541
Troſt im Licht. (1818.) 543
Weihnachtslied. (1818.) 545
Abendlied. (1818.) 547
Abendmalslied. (1818.) 550
Der Fels des Heils. (1818.) 553
Gebet um das Gebet. (1818.) 555
Das Wort. (1818.) 558
Jeſus mein Licht. (1818.) 560
Ruf an den Geiſt. (1818.) 562
Die Ewigkeit iſt lang. (1818.) 564
Ruf zu Gott. (1836.) 568
Wiedererkennung. (1836.) 569
Immer Liebe. (1836.) 570
Muth Gottes. (1837.) 572
Himmelfahrt. (1837.) 574
Das Nichts und Alles. (1837.) 575
Geſang der Chriſtenlerche. (1837.) 578
Gottergebung. (1837.) 580
Auf zum Licht! (1837.) 582
Weihnachtslied. (1837.) 584
Freude durch den Geiſt (1837.) 586
Gerecht iſt Gott. (1837.) 588
Friedensgebet. (1837.) 590

Seite.
Anrufung des Worts. (1838.). 591
Grablied. (1838.) 593
Jeſusgebet. (1838.) 595
Troſt zum neuen Jahr. (1840.) 596
Ermunterung. (1840.) 598

Aelteres.

Freude.

Freundlich leuchten dir Sonne, Mond und Sterne,
Freundlich ſchimmert das Blumenkleid der Erde,
Mächtig brauſet das Meer mit ſeinen Wellen
Furchtbar und lieblich.

Droben kreiſet in Sonnengluth der Adler,
Drunten ſumſet der Käfer und die Biene,
Aus den Büſchen klingen der Nachtigallen
Zärtliche Lieder.

Ja du biſt ſchön und golden, Mutter Erde,
Schön in deinen roſigen Abendlocken,
Duftig in deines Erwachens Silberſchimmer,
Bräutlich und züchtig.

Luſtig hüpfeſt du hin im Weltentanze,
Alle deine Kinder am warmen Herzen,
Wandelſt freudig dahin in deiner Sonne
Funkelndem Reigen.

Luſtig ſei und leuchtend des Menſchen Stirne!
Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens,
Dem Unſchuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter.

Vergänglichkeit.

Was wehſt du, ſüße Himmelsluft,
Um meine friſchen Locken?
Was ſtreut ihr, Zweige, Balſamduft
In weißen Blüthenflocken?
Was flöteſt du, o Nachtigall,
Der Minne Luſt mit ſüßem Schall?
Was klingt mit frohen Wellen
Ihr, kleine Murmelquellen?

Die Roſe blüht, das Waſſer rauſcht
Im Frühlingsklange hinnen,
Die Jugend ſpielt am Bach und lauſcht
Mit ſüßbethörten Sinnen —
O holde Jugend, bald verbleicht
Die Blum' am Bache, bald entfleucht
Der Liebe Zauberkehle
Den Büſchen, Philomele.

Der Pflüger mit dem Lerchenſang
Begrüßt den Lenz der Frühe,
Der Schnitter geht im Senſenklang
Gebückt den Tag der Mühe;
Dann ſchwellt ihm die beklommne Bruſt
Erinnrung der vergangnen Luſt,
Er fühlt des Lebens Narben
Und weint auf ſeine Garben.

Des Lebens Schöne iſt ein Traum,
So klingt der Weiſen Klage,
Er ſpielet um der Wiege Flaum
Mit goldnem Flügelſchlage,
Wird dann zum heißen Mittagswind,
Daß Schweiß von unſrer Stirne rinnt,
Und ſtürmt zuletzt mit Flocken
Von Schnee uns um die Locken.

Doch manche holde Blume ſinkt
Auch in dem Lenz der Tage,
Des großen Schnitters Senſe blinkt
Mit jedem Glockenſchlage,
Sie mäht den Jüngling und den Greis,
Die Jungfrau mit dem Myrtenreis,
Und bleicht die zarten Züge
Der Kindlein in der Wiege.

Und horchte mit erſtaunten Sinnen
Dem Zauberklang der Nachtigall,
Und ſah der Quelle Silberfall
Durch Blumen und durch Kräuter rinnen.

Da ſandte aus dem goldnen Sitz —
In welcher Botſchaft, iſt vergeſſen —
Zeus einen Vetter, der den Witz
In klugen Räthſeln oft mit ihm gemeſſen,
Dem er, vom Ueberdruß geprellt,
Gar oft das Scepter eingehändigt,
Womit er Himmel und Erde hält,
Die Rieſen ſchlägt und die Titanen bändigt.
Er hatte dann im Regimente
Stets ſeinen tiefen Sinn erprobt
Und mehr als einmal ihn belobt
Auf ſchön beſiegeltem Pergamente.

Prometheus — alſo hieß der Sohn
Der Götter, klug und ſchlau vor vielen —
Er ſahe das Geſchöpf aus Thon
Im kindiſchen Vergnügen ſpielen.
„O, rief er, faſt wie Unſersgleichen!
„Wie ſchön an Leib, an Stirn und Bruſt!
„Wie einer aus des Olymps Reichen,
„Doch des Gedankens unbewußt!
„Wie jene dort, die Gräſer eſſen,
„Genießt es, ſchnarcht in dummer Ruh,
„Und jedes Tags Gedächtniß ſchließt Vergeſſen
„Ihm mit dem Schlaf auf ewig zu.

„Im Traume backteſt du es, Zeus,
„Wenn du nicht ſchelmiſch gar gehandelt —
„Doch kratze dir die graue Stirn — ich weiß
„Was dieſen Stein in fröhlich Leben wandelt:
„Die luſtige Geſtalt, es iſt ein Jammer,
„Daß ſie ſich nicht in Kraft bewegt!
„Vortrefflich das Metall, doch ſchlecht der Hammer,
„Der es zum Bilde ausgeprägt."

Drauf eilt der Heros ſchnell zurück,
Wohin ihn die Gedanken ſchickten,
Und laurte auf den Augenblick,
Als Jovis Augen ſchläfrig nickten;
Schnell ſchlüpft' er in die heil'ge Kammer,
Die aller Kräfte Urſtoff hält,
Und ſtahl die Unruh und den Jammer
Aus ihr herab zur Sonnenwelt.
„Durch dieſen Funken will ich dich entſteinen,
„Sprach er, auf! wach zum Menſchen auf!
„Und zwiſchen Lachen, zwiſchen Weinen
„Und zwiſchen Thier und Engel ſei dein Lauf!"

Wie du gebüßt die ſchwere That,
Wo iſt die Stimme, wo die Leyer,
Prometheus, die nicht deinen Geier
Schlecht oder gut beſungen hat?
Uns ſtahleſt du den ſüßen Frieden
Durch den entwandten Feuerſtral,
Und brachteſt alle Eumeniden
In unſer ſchönes Erdenthal:

Der Kindheit Traum entfloh mit Beben
Vor des Gedankens lichtem Blitz,
Und furchtbar klirrt um unſer Leben
Des Schickſals eiſernes Geſchütz.

Seit jenem Tag und wie es angefangen,
Ging es fortan, und geht es dieſen Tag:
Der Wünſche Flügel wachſen, und die Schlangen
Der Schuld ſind ſtets im Buſen wach,
Wir ſehnen das, was nimmer wir verſtehn,
Wir wollen das, was nimmer wir erlangen,
Und müſſen ſo, geblendet und gefangen,
Durch unſre ſchönſten Freuden fühllos gehn.
Man rühme viel das Himmliſche, den Preis
Des Göttlichen, im Feuerelemente,
Was einſt an deinem Stuhl, erhabner Zeus,
Verſchloſſen, einſt den Uraniden brennte,
Uns ſtürzt es nur in wilde Hader,
In ewige Kriege mit uns ſelbſt —
So dünken wir uns deiner Ader,
Du, welcher Himmel und Erden wölbſt.

An die Muſen.

Spindeln auch tragen die Muſen und weben
Schimmernde Fädchen ins düſtere Leben —
Spinnerinnen, ſeid freundlich gegrüßt!
Lehrt in dem drückenden Netze uns ſpielen,
Welches auf Lacheſis webenden Stühlen
Schwarz das Geheimniß des Lebens umſchließt.

Grauſamer als um die Beute die Diebe
Schlagen ſich um uns die kämpfenden Triebe,
Stoßen uns Arme hinab und hinan;
Können wir bannen das loſe Geſindel,
Welches der Parzen gedrehete Spindel
In das Gewebe ſo innig verſpann?

Auf denn! ihr Holden, ihr Freundlichen, Schönen,
Lullt mit des Wohllauts bezaubernden Tönen,
Lullet das böſe Geſindel uns ein,
Bringet den blumenbekränzeten Frieden,
Bringet ihn wieder, die drei Eumeniden
Jaget hinunter zur hölliſchen Pein.

Herrliches tragt ihr und Süßes und Holdes,
Darum o ſpinnet des ſchimmernden Goldes,

Spinnet ein Fädchen ins Leben uns ein!
Jeglicher Lieblichkeit pflegt ihr die Blüthe,
Jugend und Schönheit bewahrt im Gemüthe,
Anmuth und Luſt euer roſiger Reih'n.

Lehre an den Menſchen.

Thor, du weinſt? Laß Erd und Himmel krachen!
Stürze mit, doch weine nicht!
Meere ſchlucken Ströme gleich den Bächen,
Mit den Zwergen fallen große Recken:
Um das Schickſal traure nicht.

Wie der Blitz mit ſeinen Flammenzacken
Tauſendfach in ſich verſchürzt
Grade trifft auf den geweihten Nacken,
Trifft der Mann, der nicht mit bleichen Backen
In den Kampf des Lebens ſtürzt.

Was er hofft, das hofft er von ihm ſelber,
Schwäche betet Fremdes an,
Hauet Bilder, gießet goldne Kälber,
Schreiet elend an die Sterngewölber,
Die ſie nicht erreichen kann.

Zwar der Tapfre heißet Herr der Länder
Durch ſein Eiſen, durch ſein Blut,
Aber wie der Iris Farbenbänder,
Wie des Himmels wechſelnde Gewänder
Iſt die Erd ein wechſelnd Gut.

Sie gebiert den Wogen und Orkanen,
Sie der Wolken wilderem Heerd,
Weiſt den irrenden Kometenbahnen,
Miſcht mit den Tropfen in Orkanen
Den Erobrer und ſein Schwert.

Seit das Weib die Frucht der Luſt gebrochen,
Herrſcht der Böſe auf der Welt
Und dem Menſchen iſt ſie abgeſprochen,
Doch ihn mahnet ſeines Buſens Pochen:
Herrſche über'm Sternenzelt!

Hier vermiſcht die Mode und die Jugend,
Wahrheit flicht man auf das Rad,
In der Acht ſind Tapferkeit und Tugend,
Und die Schwäche, in das Joch ſich fugend,
Ißt ſich unter Schrecken ſatt.

Zwanzig Söhne zeugte der Alide,
Zwanzig all' in Einer Nacht:
Der, ſo immer ruht, bleibt immer müde,
Nur aus Streit erblüht der heil'ge Friede
Und aus Heldenmuth die Macht.

Sammle dich, auch du vom Götterſtamme!
Mächtig wie Nothwendigkeit,
Mächtig mehr iſt deines Geiſtes Flamme:
Wirke Großes! werde Held! verdamme
Trauer um Glückſeligkeit!

14

Was du nicht geſucht, das wirſt du finden,
Tönt des Schickſals ernſtes Wort;
Glück und Freude wohnen mit den Blinden,
Wie die Götter Schauenden verſchwinden:
Suchſt du ſie, ſo ſind ſie fort.

Die Blumen.

War bunt der Frühling erſchienen,
Schien warm der Sonnenſtral,
Ich ſchwärmte mit Schwalben und Bienen
Hinein ins Blumenthal.

Die feinen Buſen zu ſchmücken
Der Lenz ſich machen kann,
Sie ſehn mit liebenden Blicken
Mich jung und luſtig an.

Da ſteht das Veilchen beſcheiden,
Das Blümchen wunderhold,
Scheint ſprechend: Magſt du mich leiden?
Ich bin ſo treu als Gold;

Scheint ſprechend: Tulpen und Nelken
Blühn ſchöner wohl als ich,
Doch auch die ſchönſten verwelken!
Komm, Knabe, pflücke mich.

Da ſteht die Lilie blinkend
In Unſchuld weiß und frei;
Die Nachtviole verſinkend
In ſüße Schwärmerei;

Und auch Narciſſe die helle,
In Liebe rein und zart,
Die über der Sehnſucht Quelle
Zur ſchönſten Blume ward.

Da wehn mit lockigen Haaren
Die bunten Nelken auch,
In Buhlereien erfahren,
Und ſtreuen ſüßen Hauch.

Da glänzt im farbigen Wahne,
Leichtfertig junges Blut,
Die ſchimmernde Tulipane
Und wunderfreundlich thut.

Doch wie ſie lieblich mir däuchten
Vom Lenzesſtral umſonnt,
Von allen frommen und leichten
Mich keine locken gekonnt.

Da ſeh' auf Dornen ich blutig
Der Roſe Majeſtät,
Und alle Freude ſo muthig
Vor ihrem Schein vergeht.

Ich konnte nimmer es laſſen —
O Herz, mein armes Herz! —
Die Dornen mußt' ich erfaſſen
Im ſüßen heißen Schmerz.

17

Gewaltig hat mich geſtochen
Der allerſchärfſte Dorn,
Die Roſe ſteht ungebrochen
Und hat kein Blatt verlorn.

Die vier Alter.

Unter Blumen ſpringt der Knabe,
Spielend mit der freundlichen Welt,
Die er noch als Knoſpe hält,
Hat ein Roß in ſeinem Stabe
Und im Bächlein ſeinen Belt.
Spiele, ſpiele froher Knabe!
Und genieße, was dir gefällt!

An dem Strom der Jüngling ſtehet
Und ſein Rauſchen ihm ſchwellt das Herz;
Sehnend, was er nicht verſtehet,
Flammt ſein Blick hinüberwärts.
Wie ein Täubchen von dem Schlage
Fliegt er in die weite Welt,
Bis mit jedem goldnen Tage
Auch ein goldner Zauber fällt.
Auf dem Lande, auf den Wogen
Iſt er viel umhergezogen;
Nur die Sorge bringt er mit
In das Land der erſten Wiege,
Preis der Mühen, Preis der Siege,
Und ſie folgt ihm Schritt vor Schritt.

In die Enge zieht der Mann
Sich im Lebensſturm zuſammen,
Jeder Tag mit ſeinen Flammen
Fragt ihn, ob er ſtreiten kann;
Seines Willens ſtrenger Meiſter
Jagt er ſelbſt die Hoffnung fort,
Suchet in ihm ſelbſt die Geiſter,
Sucht ſie nirgends oder dort;
Kämpft für ſeines Herzens Reſt,
Daß ſich Fremde drein nicht ſetzen,
Hält, umringt von tauſend Götzen,
Nur im Schweiß das Heilige feſt:
Das Allmächtige, was zertrümmert,
Ehrt er wie den Schwur des Styx,
Sieht es kommen, aber wimmert
Nicht um Gnade des Geſchicks.

Kraftlos ſchleicht der müde Greis
Zitternd hin am Wanderſtabe,
Doch ihm blühen ſelbſt am Grabe
Blümlein blau und roth und weiß,
Geiſtern trauet er und Träumen,
Nimmt die Hoffnung wieder ein,
Und mit goldnen Flügelſäumen
Kommt ſie hell wie Morgenſchein.

Lebenslied.

Steh und falle mit eignem Kopfe,
Thu das Deine, und thu es friſch!
Beſſer ſtolz an dem irdnen Topfe
Als demüthig am goldnen Tiſch:
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat ſorgliches Schlangengeziſch.

Bau dein Neſt, weil der Frühling währet,
Luſtig bau's in die Welt hinein.
Hell der Himmel ſich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein —
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet:
Wage! dulde! die Welt iſt dein.

Steh nicht horchend was Narren ſprechen;
Jedem blüht aus der Bruſt ſein Stern,
Schickſal webt ſich an ſtygiſchen Bächen,
Feigen webt es ſich ſchrecklich fern:
Steige hinnieder!
Faſſe die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

21

Wechſelnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der ſchnelle Tag;
Jeder ſuche zum Kranz beſcheiden,
Was von Blumen er finden mag;
Jugend verblühet,
Liebe verglühet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach.

* * *

Lebensmuth.

Tummle dich, mein junges Leben,
Vorwärts gleich dem ſchnellen Renner!
Mußt nicht vor dem Staube beben
In dem heißen Kampf der Männer,
Mußt nicht vor den Stürmen zittern,
Die die Stärkſten niederſchmeißen,
Eichen aus den Felſen ſplittern
Und die Felſen ſelbſt zerreißen.

Friſch hinein! wo Tauſend fallen,
Mögen Zehnmaltauſend ſtehen;
Siegeslieder luſtig ſchallen,
Wo ſich Gräber ſchwarz erhöhen;
Die zu Bergen klimmen brechen
Leicht die himmelkühnen Häupter,
Wohnt der Menſch auf niedern Flächen,
In der Fluth der Ströme bleibt er.

Was das heil'ge Drei, die ſchwarzen
Schweſtern, unvermeiblich weben,
Das Geſetz der ſtrengen Parzen
Schlinget ſich um jedes Leben:
Was wir ſtreben, was wir wollen,
Hält die tiefe Kraft gefangen,
Heimarmenens Donner rollen,
Ziſchend ſprühn Erinnys Schlangen!

Kränze deiner Jugend Locken
Mit den ſchönſten Maienblüthen,
Eh des Winters kalte Flocken
Um die kahle Scheitel wüthen;
Tapfer mußt du ſtehn und fallen,
Klanglos iſt der Tod der Matten,
Doch die Heldenſeelen wallen
Herrlich fort ins Reich der Schatten.

Des Knaben Segen.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm ſich luſtig bewegt!
Wie er ſtrebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den ſüßen
Taumel, der um ihn ſummt und ſchwirrt.
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung ſchweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau,
Mögte alles ſo gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Mögte in das fröhliche Leben
Mit den Schwalben und Bienen ſchweben,
Mögte ſich ſtürzen nimmer ſatt
In der Welten unendliches Bad.

Kleiner Unſchuldiger, halte ſtill!
Dein Geſchlecht kann nicht, wie es will.
O wie ſchimmert dir, ſüßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu faſſen mit inniger Luſt,
Alles zu ziehen in die Bruſt!
Wirſt den unendlichen Durſt nicht ſtillen,
Wirſt die unendliche Bruſt nicht füllen.

Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Winter die Blumen verſchneit,
Ehe die ſüße Nachtigall ſchweigt
Und der Sommer Gewitter zeugt.
O wie wird's dann dem Buſen ſo enge!
Wie wird ſo heiß auf dem Weg das Gedränge!
Ein ſtetes Fluchen und Stoßen und Treiben —
Kannſt nicht fliehen und kannſt nicht bleiben,
Darfſt nicht lieben und ſollſt nicht haſſen:
Wo ſoll das geängſtete Herz ſich laſſen?
Flehend ſuchet das Aug umher,
Wie der Wehrloſe nach dem Speer,
Sehnſt dich heraus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel,
Zu dem Steckenpferde, zum Ball,
Wünſcheſt, daß in der ſtillen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelſchall,
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben geſetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig ſpielen ſoll.
Es gehe dem Unſchuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn dir, Erde du grüne,
Dir, leuchtender Himmel, liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verſchuldung böſen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt die Bruſt ihm fromm und weich.
Großes Schickſal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen geſtaltet,

Nimm die lächelnde Unſchuld hin!
Geſund iſt ſein Leib, geſund ſein Sinn,
Iſt in ſüßer Liebe geboren,
Laß ihn freundlich führen die Horen!

Das Geſpräch.

Ich ſprach zum Morgenroth: was glänzeſt du
Mit hellem Roſenlicht?
Ich ſprach zur Jungfrau ſchön: was kränzeſt du
Dein junges Angeſicht?
Morgenroth, du einſt erbleichen mußt,
Jungfrau ſchön, du einſt verwelken mußt;
Drum ſchmücket euch nicht.

Ich ſchmücke mich, ſo ſprach das Morgenroth,
Mit hellem Roſenlicht;
Ob mir dereinſt ein bleiches Schickſal droht,
Das frag' und weiß ich nicht:
Der dem Mond, den Sternen gab den Schein,
Auch gefärbt hat roth die Wangen mein;
Drum traure ich nicht.

Ich kränze mich, ſo ſprach die Jungfrau ſchön,
Weil noch mein Frühling blüht,
Sollt' ich darum in ſtetem Trauren gehn,
Daß einſt die Jugend flieht?
Der beſchirmt und hält der Vöglein Neſt,
Der die Blumen blühn und welken läßt,
Dem traut mein Gemüth.

Das Waſſer.

Wie ſchau' ich ſtill und fromm hinab
In deiner Wellen ſtilles Grab!
'S iſt um das Herz mir ſüß und weh,
Und pochet, was ich nicht verſteh',
Du Fluth in tiefer See.

Dein Waſſer rinnet immerhin,
So rinnet auch des Menſchen Sinn,
Nimmt immer ab und immer zu,
Erlanget ſtets, hat doch nicht Ruh.
Sein Bild, o See, biſt du.

Tief aus der dunkeln Erde Schooß,
Aus Klippen reißeſt du dich los,
Jagſt ſchneller viel als Roſſestrab
Zum weiten Ocean hinab,
Erjagſt dein ewig Grab.

So jagt mit ſeinem kurzen Tag
Der Menſch auch bunten Schatten nach,
Im Sturm und Schnee, im Saus und Braus
Läuft ihm das ſüße Leben aus
Ins letzte enge Haus.

So ſpiegelſt du vor meinem Blick
Mein eignes wechſelndes Geſchick,
In deiner Tiefe, deiner Höh'
Ich meine Fluth und Ebbe ſeh,
Du Fluth in tiefer See.

Der Knabe und die Jungfrau.

Der Knabe ſprach zur Jungfrau ſchön
Nach ſüßem Liebesſcherz:
„Horch! ſchon die Morgenlüfte wehn,
„Süß Lieb, ich muß nun hinnen gehn,
„Fahr' wohl, du trautes Herz!“

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Iſt dir das Bleiben Müh?
„Noch ſtreiſet nicht den Oſt der Tag,
„Noch rufet nicht der Finken Schlag,
„Was eileſt du ſo früh?“

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird dir die Luſt ſchon alt?
„Wie oft dein Herz an meinem lag,
„Wann ſchon mit Licht der rothe Tag
„Guckt' in den grünen Wald!“

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
„Die liebe Mutter ſchilt:
„Was, Knabe, thuſt ſo früh aufſtehn?
„Sieh, deine Wangen dir vergehn,
„Siehſt wie ein Jammerbild.“

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
„Der Tag iſt heiß und lang
„Und keinen Schlaf die Augen ſehn,
„Ich muß des Vaters Aehren mähn,
„Darin iſt kein Vergang.“

„Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
„Hier in dem grünen Wald,
„Wann küſſet mich dein Mündlein fein,
„Wann mir dein Brüſtlein weiß und rein
„Wie Schnee entgegen wallt.“

„Doch ſüßer wär' es tauſendmal,
„Im eignen Kämmerlein,
„In ſtiller Nacht, beim Sonnenſtral,
„Du meine Braut, ich dein Gemal,
„Uns ſüßer Luſt zu freun.“

„Willſt du im eignen Kämmerlein
„Nun ſchlafen gern bei mir,
„So ſoll noch heute Hochzeit ſeyn,
„So ſchlaf' ich in dem grünen Hain
„Das letzte Mal bei dir.“

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit ſeyn?
„Wir ſind ja nicht bereit.
„Wie laden wir die Gäſte ein?
„Wo nehmen wir den Hochzeitwein?
„Und wo dein Ehrenkleid?“

„Die Gäſte längſt geladen ſind
„Und zu dem Tanz bereit,
„Der Wein aus allen Quellen rinnt,
„Und was die kluge Spinne ſpinnt,
„Das wird mein Ehrenkleid.“

„Mein Kind, wie ſchmückſt du dein Haar!
„Wo iſt des Ringes Gold,
„Das mir und dir am Traualtar
„Der Pfarrer ſegnend reichet dar,
„Der Minne Pfand und Sold?“

„Die Perlen blitzend für mein Haar
„Auf allen Blumen ſtehn,
„Den goldnen Ring zum Traualtar
„Ich flecht' aus meinem goldnen Haar:
„So macht die Braut ſich ſchön.“

„Mein Kind, wo ſind zum Hochzeitball
„Die Spieler mit dem Spiel?“
„Die Spieler ſind die Vögel all,
„Die Droſſel und die Nachtigall,
„Sie können ſchönes Spiel.“

„Mein Kind, wo nimmſt du Lampen her
„Zu leuchten in der Nacht?“
„An Lampen fehlt's mir nimmermehr,
„Der Mond und aller Sterne Heer
„Erleuchten mir die Nacht.“

„Wo wohnt dein Vater, Jungfrau ſchön?
„Wo iſt der Hochzeitſaal?“
„Tief, tief, wo keine Winde wehn,
„Mußt du mit mir hinunter gehn;
„Da iſt der Hochzeitſaal.“

„Iſt ſchon geſchmückt dein Kämmerlein?
„Gemacht dein Hochzeitbett?“
„Geſchmückt iſt ſchon das Kämmerlein
„Mit Silber und mit Muſcheln feyn,
„Gemacht das Hochzeitbett.“

„O Jungfrau, ſüße Jungfrau mein!
„So nimm mich hin mit dir!
„Wie ſchön muß da zu wohnen ſeyn!
„Wie ſüß in deinen Aermelein
„Zu ſchlafen für und für!“

Und freundlich ſpringt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe, komm zum Glück!“
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun ſich weit die Wellen auf —
Er kommt nicht mehr zurück.

Loos des Schönen.

Die Roſe blühet auf Dornen,
Die Nachtigall ſinget im Leide,
Was hoffſt du irdiſche Freude,
Wo nirgends das Schöne beſteht?
Die Blüthen verwelkten und ſtarben,
Dann klangen die Sicheln für Garben,
Doch manche der lieblichſten Blüthen
Hat fruchtlos der Winter verweht.

Hier ſitz' ich, pflücke mir Blumen,
Der Liebſten den Hügel zu ſchmücken,
Ich hoffte in Freuden zu pflücken,
Was brachte der luſtige Mai.
Nun lieget mir ſtill und begraben
Die ſchönſte der irdiſchen Gaben,
Drum pflück' ich die Blumen mit Thränen,
Die brachte der luſtige Mai.

Klingt ſtiller, zärtliche Saiten!
Klingt ſtill um die ſchlummernde Schöne!
Sie kannte den Wohllaut der Töne,
Der Seelen melodiſchen Klang.

Haucht, Blumen, die lieblichſten Düfte!
Die ſchläft in dem Schweigen der Grüfte,
Ging Veilchen zu pflücken und Roſen
Oft ſpielend die Auen entlang.

Liebesſtreit.

Sieh, ſüße Maid, wie die Blumen blühn!
Horch! wie die Waſſer klingen!
Noch iſt dein Frühling und Jugend grün
Zu lieben ſüßen Dingen.
Komm! komm zum Wald! zum grünen Wald!
Bald wirſt du alt.

Daß Frühling blühet und Jugend blüht,
Gehört zu ſüßen Dingen,
Doch ſollſt mich, wo mich nicht jeder ſieht,
Zum grünen Wald nicht bringen.
Mancher Bub' iſt gleich dem Taubenfalk,
Er iſt ein Schalk.

Sieh, ſüße Maid, wie das Roſenroth
Auf friſchen Wangen ſpielet!
Einſt wiſcht es ab der geſchwinde Tod,
Der alles Feuer kühlet.
Laß pflücken, Süße, pflücken jetzt!
Er pflückt zuletzt.

Und pflückt der Tod auch die Roſe zart,
Die ich ſo fromm bewahre,

Er weiß, die Roſe wird aufgeſpart
Dem Treuen vorm Altare.
Gern harr' ich ſtill, und kommt er nicht,
Sie keiner bricht.

Sieh, liebe Maid, wie die Augen hier
Ausſprechen ihr Verlangen!
Was kommt vergebens das junge Jahr
Mit Blumen ſchön gegangen?
Sie winken ſich mit Luſtgewalt
Zum grünen Wald.

Laß winken ſchöner die Augen mein,
Ich will ſie nicht erhören,
Ihr Winken gleichet dem Irrlichtſchein,
Die Jungfrau zu bethören:
Traue nicht dem Schein des Augenlichts,
Du trauſt auf Nichts.

Sieh, liebe Maid, wie ſo raſch und bang
Die Brüſtlein aufwärts drängen!
Laß, was Natur dir ſo luſtig gab,
Nicht traurig in den Engen;
Im Wald iſt Schatten überall —
Komm! laß ſie aus!

Du Schmeichler, deſſen Geſicht bethaut
Mein junges heißes Leben!
Was unterm Tuche des Buſens wächſt,
Das darf ich dir nicht geben;

Es wächſt, daß einſt der treuſte Mann
Sich freue dran.

O ſüße Maid, wie unſchuldig biſt!
Wie rein an Herz und Sinne!
Nimm den, der treu dir auf ewig iſt,
In deine ſüße Minne.
Er iſt nicht ſchlimm, er fährt zur Trau
Die junge Frau:

Auf! junger Knab', wenn es ſo erſchallt,
Laß Gott erſt Amen ſagen,
Dann mag mit dir in den grünen Wald
Ich wohl ein Gänglein wagen;
Dann komm, o Knab', zum grünen Wald!
Wir werden alt.

Die Zaunranke und der Klee.

Zum Klee die Zaunranke ſprach:
Nachbar, komm mir doch nach!
Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum haſt du nicht mit mir wollen?

Lächelnd erwiedert der Klee:
Darfſt auf die ſtattliche Höh'
Eben ſo trotzig nicht pochen;
Ich ſtehe, du biſt gekrochen.

Klinglied.

Die Erde ſprach zu meiner langen Klage:
Was weinſt du? hab' ich Blumen nicht und Gras?
Und blühe luſtig ohne Unterlaß?
Und bin nicht alt nach langem Lebenstage?

Sie ſchläft ja lieblich deine ſüße Klage,
Ihr Grab umgrünet friſch das grüne Gras;
Was weinſt du Armer ohne Unterlaß?
Was weinſt du um die Freude deiner Tage?

Sieh, meine Blumen welken, blühen wieder,
Ich ſcheine alt, doch wērd' ich immer jung,
Und in mir wächſt und über mir das Leben.

Sey froh! auch deine Liebe blühet wieder,
Dein alter Frühlingstag wird wieder jung,
Dein neu Elyſium hat neues Leben.

Klage um Liebe und Freiheit.

Willſt du, o junge Welt, dich früh entfärben?
Du ſüßer Lenz, mit deinem Roſenſchein?
Muß Schönheit mir nur winken, um zu ſterben?
Wächſt mir aus kurzer Luſt die lange Pein?
Du glänzend Glück, ſo fliegeſt du in Scherben?
Auch du, o Freude, fliegſt mit deinem Reih'n?
Doch prangt Natur mit bunten Blumenmatten,
Nur mich allein umwölkt des Unglücks Schatten.

Das war es, was die Parze mir geſungen,
Als man ins Windelband den Säugling fing;
Das war es, was des Knaben Bruſt durchklungen,
Wann er am Meer, im Haine traurig ging;
Damit hat oft der Jüngling heiß gerungen,
Wie Iſrael Jehovah einſt umfing:
So wandeln vor dem ſterblichen Geſchlechte
Verhüllt die Bilder unſichtbarer Mächte.

Das war es, was der ſtrenge Ernſt bedeutet,
Womit ich blutig um die Tugend rang;
Die Wolluſt ward von andern ausgebeutet,
Ich wandte einſam von ihr meinen Gang:

So wird das Schickſal warnend vorgeläutet,
O Herz, in deinem dunkeln Glockenklang,
Und wie des Buſens Saiten drinnen klingen,
So müſſen wir es draußen all' vollbringen.

Hier ſteh' ich nun an deiner Blumenſchwelle,
Du ſüße Jugend, fahre ewig wohl!
In dieſer Bruſt wird's nimmer wieder helle,
Sie iſt des Nordens düſtrer Winterpol:
Da weht kein Blatt, da rauſchet keine Welle,
Nur Winde pfeifen durch die Nächte hohl,
Nur öder Geiſter fürchterliches Grauen
Umſchwebt die ewig ſtarren Eiſesauen.

Wo biſt du, ſüßer Inhalt meiner Lieder?
Wo biſt du, meiner Jugend ſchöner Geiſt?
Die Sonne flieht, und kehret ewig wieder,
Doch du biſt ewig in die Nacht gereiſt;
Nie kehret zu des Lichtes Fluren wieder,
Was unerbittlich ſtreng der Styx umfleußt,
Nie kam ein Wanderer von den ſtillen Seelen
Hier oben uns die Kunde zu erzählen.

Wo biſt du, meine Liebe, mein Verlangen,
Wornach die kranke Sehnſucht ächzend ruft?
Wir ſahen dich noch jüngſt ſo luſtig prangen,
Nun blühen Blumen ſchon auf deiner Gruft;
In Träumen nur willſt du mich noch umfangen,
Und hauchſt mich lieblich an wie Himmelsduft,
Durchleuchteſt mir das Herz mit heil'gen Wahnen,
Zum Stolz der Tugend meine Kraft zu mahnen.

Da klingſt du mächtig oft mit Geiſterſtimme:
Auf zu den Sternen! auf das Angeſicht!
Daß dir die kühne Sehnſucht nie verglimme,
Ward dir der Geiſt gewebt aus Luft und Licht.
Drum blaſe wie der Sturm im raſchen Grimme,
Drum brenne wie die Gluth, und zittre nicht
Durch Arbeit und Gefahr zu allen Göttern
Mit Jovis Sohn den Himmel zu erklettern.

Dahin? dahin? ſo ſoll ich mich ermannen?
In Eilen kleiden meinen wunden Gram?
Die wilden Geiſter ſoll ich alle bannen,
Nicht fühlen, was der Tod mir Armen nahm?
Dein Elend nur, mein Volk der Allemannen,
Das ſoll ich fühlen, das, und meine Schaam?
Die Freiheit auch iſt dieſes Jahr begraben,
Um ihre Leiche krächzen wälſche Raben.

Du Land der Eichen, wo das Ja ertönet,
Germania, mein herrlich Vaterland!
Du Rächerin, wie liegſt du verhöhnet!
Du Kriegerin, wie blickſt du abgewandt!
Du, die die Schmach der alten Welt verſöhnet,
Die einen Weg zu Romas Schickſal fand,
Du Pflegerin der Tapfern und der Guten,
Weinſt Thränen in des fremden Rheines Fluthen?

Doch daß er fremd iſt, werden alle büßen,
Die es verſchuldet — rächendes Geſchick,
Du wandelſt leiſe, doch auf ehrnen Füßen,
Und greifſt die Schuld am bebenden Genick;

Wie Berge Ströme hoch aus Wolken gießen,
So ſtrömſt du aus der Völker wechſelnd Glück,
Machſt Fürſten blind und Könige zu Kindern,
Wann's dir gefällt das Große zu vermindern.

Doch wird der Rache Tag ſich düſter bläuen,
Geladen mit des Zorns Gewittergluth,
Wie Spreu im Winde wirſt du dann zerſtreuen
Die eitlen Wälſchen, heil'ge deutſche Wuth;
Denn unbezwinglich gleich der Kraft der Leuen,
Denn unbeſieglich iſt der Frommen Muth,
Macht Knechte zittern und zermalmt Tyrannen,
Das glaube feſt, mein Volk der Allemannen.

So will ich dich als letztes Anker halten,
Dich Hoffnung — fahre hin, du glattes Glück!
Zu euren Sternen, ewige Gewalten,
Zu eurem Stolz erheb' ich kühn den Blick.
Wo Luſt ſich treibt in wechſelnden Geſtalten,
Zum ſüßen Irrthum will ich nicht zurück:
Dir will ich, Vaterland, dein Opfer weihen
Und ſterben oder ſiegen mit den Freien.

Dithyramben.

I.

Das blanke Eiſen, das junge Blut
Man muß es brauchen in Jahren;
Die Jugend locket mit friſchem Muth,
Wird friſch von hinnen auch fahren.
Was willſt du klagen, wann Runzeln gelb
Die Roſenwangen entfärben,
Wann ſpringt auf männlichem Hirngewölb'
Das roſtige Eiſen in Scherben?

Drum bringt herbei mir das Mädlein hold,
Den Stal der blitzenden Klinge!
Die Männerſchlacht und der Minneſold
Sind tapfre freudige Dinge.
Es ſoll Kupido als Schenke friſch
Das Luſtgelag mir beſitzen,
Und Roſen ſollen am Jubeltiſch,
Cytherens Roſen, auch blitzen.

Doch ewig weg mit dem jungen Moſt!
Hinweg von den roſigen Lippen!
Dem Waſſertrinker mit ſolcher Koſt
Schwellt auf die ſpakrigen Rippen!

Beſtraft mit geſtern gepreßtem Wein
Des Trinkgelages Verſpötter!
Er zeigt als Irrwiſch der Lichter Schein
Und unter dem Tiſche die Götter.

Doch mir mit Mädchen und Roſen jung
Den ältſten Greis aus dem Keller!
Seine alte Jugend hat raſchen Schwung,
Mit jedem Jahre wird ſchneller;
Er hat in heiliger Bacchuswuth
Die Leu'n gebändigt vor Jahren.
Drum woll' der Himmel uns junges Blut
Und alte Weine bewahren!

2.

Des Lebens Jubel iſt erſchienen,
Man trägt die Tonnen ſchon herbei.
Auf! all' ihr Naſen mit Rubinen!
Und haltet uns die Lichter frei!

Um eure leuchtende Laterne
Verſammle ſich, was luſtig iſt,
Vor deren Glanz das Licht der Sterne
Und ſelbſt der Mond in Dunſt zerfließt.

Euch wuchs aus hunderttauſend Weinen,
Was Hermes ſchwitzend oft verflucht,
Der ſchönſte von den Edelſteinen,
Die Geiz in tiefer Erde ſucht.

Herbei denn, ritterliche Blume,
Mit ſolchem Ehrenglanz geziert,
Wo Bacchus in dem Heiligthume
Mit allen Göttern präſidirt!

Nichts Großes ſchafft das Wörtlein Nüchtern,
Kein Kloſter hegt's in ſeinem Raum;
Auch galt bei Helden und bei Dichtern
Stets Weiberlieb' und Rebenſchaum.

Wann Zeus auf Sternen rund gegangen
Im Reigen mit der Götterſchaar,
So färbt' ihm Rebenſaft die Wangen
Und Roſen kränzten ihm das Haar.

Nie iſt er im Olymp geſeſſen
Im ſchweren Herrſcherſtuhl allein;
Der Schmidt muß ihm die Trauben preſſen
Und Ganymedes ſchenkt ihm ein.

Nicht ſchlechter ſei es hier auf Erden!
Der Menſch hat den Olymp gebaut,
Und jeder kann olympiſch werden,
Der fleißig in die Becher ſchaut.

Er wirft das Blei der Lebensſchwere
Tief zu den Hefen in das Faß,
Und füllt im Götterhaß der Leere
Und füllt und ſchöpfet Glas auf Glas.

Drum friſch, ihr Mondſcheinangeſichter!
Aus vollen Kehlen hoch gepreiſt,
Was durch das Freudenloch der Trichter
In klingende Pokale fleußt!

Es weiche keiner von dem Sitze —
Dies heilige Geſetz ſteh' feſt!
Solange uns der Tonne Ritze
Noch Einen Tropfen fließen läßt.

3.

Hör' ich munter um die Tonnen ſingen,
Kannen klappern, Gläſer hell erklingen,
Dünkt es mich, ich hör' der Sphären Ton;
Muß ſogleich hinein in ſolchen Orden,
Bin einmal nun ſo geboren werden,
Glaub' als Türk' Prädeſtination.

Uebt dort oben ſich in Donnerklängen
Zeus und läßt die Wolken runzlicht hängen,
Meint ihr wohl, ich ring' die Hände ſchon?
Trink' ihm tapfer zu in ſolchen Nöthen;
Einen Trunknen darf kein Donner todten:
Zeus hat auch Prädeſtination.

Laß die Thoren fliegen in die Fernen,
Laß das Heil ſie fragen hoch von Sternen,
Forſchen tief aus tiefſtem Acheron —
In den Tonnen leſ' ich die Planeten,

Schau' am Hügel, wo ſich Trauben röthen,
Meines Sterns Prädeſtination.

Droht der bleiche Tod mit ſeiner Senſe,
Reit' ich's Leben doch auf Stang' und Trenſe
Im Galopp, im Trabe ihm zum Hohn:
Vor der Stunde darf das Roß nicht ſtürzen,
Um Minuten darf er mir nichts kürzen —
Tod hat auch Prädeſtination.

Das Monatslied.

Zwölf Monden hat das Jahr —
Rücket, Brüder, zuſammen!
Bald kommt das graue Haar,
Fehlen Athem und Flammen:
Laßt uns trinken zum letzten Stern,
Die Philiſter, die weiſen Herrn,
Unſre Freude verdammen!

Kommt mit dem Reifenbart
Januar, der beſchneite,
Zapft, die ich lang' geſpart,
Alle Fäſſer mir heute!
Immer luſtig ſo aus und ein!
Gebt dem kommenden Jahre Schein!
Klingt ihm Bechergeläute!

Kommt Februar der Schelm
Oft mit ſonnigen Blicken,
Trägt doch von Eis den Helm,
Leidig will er berücken;
Aber ſtell' ich die Kellerwehr,
Flaſchen, Gläſer, rings um mich her,
Muß er ſchämig ſich drücken.

März iſt ein lieber Mond,
Tag' und Nächte kann gleichen —
Du, der im Keller wohnt,
Sollſt des Weines mir reichen!
Daß er luſtig entfliehen mag,
Will ich gleichen der Nacht den Tag
Mit Pokalen und Schläuchen.

April, den Wankelmuth,
Hat der Taumel geboren.
Auf! laßt das Rebenblut
Aller Fäſſer uns bohren!
Von der Kapſtadt zum deutſchen Rhein
Zapfet täglich mir andern Wein!
So ihn luſtig verloren.

Mai, kommſt du wonniglich,
Alle Welt zu beglücken,
Will ich mich tonniglich
Zu dem Jubel auch ſchicken:
Roſen bringt mir und alten Wein!
Mädchen bringt mir mit Sonnenſchein
Süßer Lieb' in den Blicken!

Der längſten Tage Pein
Wächſt mir auch zum Vergnügen:
Ich weiß den Sonnenſchein
Zu den Nächten zu fügen;
So berechn' ich ihr Längenmaaß,
Daß ich ziehe den Wein vom Faß
Auch in längeren Zügen.

Brennt heiß des Sirius
Stern die Tollwürm' zu ſchneiden,
Muß man des Waſſers Fluß
Tollen Hunden gleich meiden;
Dann verſammle ſich zum Pokal
Alles, was an Kapital-
Würmern fürchtet zu leiden!

Auguſt der durſtige
Trocknet Bäche und Seeen,
Laut ſchreit der Froſch Auweh!
'S Waſſer will ihm vergehen.
Laß ihn ſchreien Koax, Kerker,
Ich will trinken von dem Gewächs,
Das die Kelter geſehen.

September trüb' und ſchwül
Sendet Leichen zur Tiefen,
Weil ſie zum Entenpfuhl
Waſſer holen ſich liefen.
Nicht des fröhlichen Weins geſpart!
Weil die Kehle zur Röhre ward,
Muß ſie rinnen und triefen.

Weinmond, wie ſoll ich dich
Würdig, Süßer, begehen?
Trunken ich lege mich,
Trunken will ich erſtehen.
Vater Evan, du naheſt ſchon,
Meine Tonne mein Königsthron,
Tiſch' olympiſche Höhen.

November nichts als Wind,
Regenſchauer und Nebel.
Weil wir im Triefen ſind,
Netzet Kehlen und Schnäbel.
Alles lieget in Aſthenie
Und das Leben voll Gram und Müh'
Braucht die Freude zum Hebel.

December, letzter Mond,
Tüchtig ſind wir geſchulet.
Was unterm Nordſtern wohnt,
Trinket wacker und julet;
Alſo halten wir mit dem Jul,
Bis zur Wandrung zum ſchwarzen Pfuhl
Ab das Leben ſich ſpulet.

Das Lied der Greiſen.*)

Friſchauf! der Freude Vagabunden!
Friſchauf! im jubelvollen Klang!
Oft habt im Wein ihr Glück gefunden
Und Sorgentodtſchlag im Geſang.

Friſchauf! wir ſind der Tage Beute,
Auch uns die Parze webend ſaß.
Stets reißt das Leben in die Weite,
Auf! feſſelt hier es an das Faß!

Bedenkt, ihr kurzen Ephemeren,
Den frühen jammervollen Rauſch —
Ihr mögt den ganzen Lethe leeren,
Und trinkt euch dennoch keinen Rauſch.

Verſammelt hier euch um die Tonne
Und laßt die Gläſer luſtig gehn,
So lange wir dies Licht der Sonne
Und dieſe Himmelſterne ſehn.

---

*) Die meiſten Greiſen, Vögel einer fröhlichen Genoſſenſchaft der fröhlichen Jugendzeit, ſind lange ſchon zu andern Sternen entflogen.

Verlacht des Goldes feige Knechte,
Des Goldes, drob die Luſt erfriert,
Und preiſet, wer die Mitternächte
Beim Trunk dem Tag entgegen führt;

Und preiſet hoch die goldne Freiheit,
Des Lebens erſte Majeſtät,
Daß in Philiſtereinerleiheit
Der Jugend Blume nicht vergeht.

Seht auf den unbezwungnen Greifen,
Der durch die weite Wüſte fliegt;
Sein Leben iſt ein ewig Schweifen,
Drum lebt er frei und hochvergnügt.

Stürzt, Brüder, gleich dem freien Greifen,
Euch muthig auf den ſüßen Raub,
Und tretet, wornach Narren greifen,
Und ſelbſt die Narren in den Staub.

Die Ritter von Jomsburg.*)

Auffuhr bei dem Mahl,
Gleich dem himmliſchen Strahl
In wilden Gewittern,
Vor Knappen und Rittern
Olaf — und in Stille
Staunte die herrliche Schaar:
Die Vögel zittern dem Donneraar,
Und dem Meiſter der Ritter Wille.

Zu Sigurd er trat:
„Mann der ſchändlichen That!
„Du liegſt beim Weibe.
„Dort ſteht ſie, von Leibe
„Zierlich, mit den feinen
„Locken viel heller als Gold;
„Dort Ivar iſt es, der Knabe hold,
„Den du fingſt in der Preuſſen Hainen.“

„Du lügſt in den Hals,
„Wie die Stimme des Schalls.

---

*) Jomsburg, eine Feſtung nordiſcher Wikinger am Ausfluß der Oder. Es war Geſetz, daß unter den Männern der Burg kein Weib ſeyn durfte.

„Dafür will ich ſtreiten
„Mit Bogen und breitem
„Degen und der ſpitzen
„Lanze auf Leben und Tod,
„Bis einer geht zu dem Gaſtgebot,
„Wo die Tapfern um Odin ſitzen."

Sprach Sigurd — „mein Schwerdt
„Iſt des deinen wohl werth;
„Biſt mehr du dem Bogen
„Oder Speere gewogen,
„Nimm ſie." — Und der Meiſter
Riß aus der Scheide den Stal;
Und wiegten luſtig ſich allzumal
Ueber den Wolken der Helden Geiſter.

Und Sigurd haut wild
Und zerſpaltet den Schild
Des Meiſters und röthet
Den Panzer. „Dies tödtet
„Helden für die Weiber,
„Männer nicht, ſchreiet der Feind;
„Wenn Dieſes Eiſen es ernſtlich meint,
„Macht es Geiſter und todte Leiber."

Nun faßt ihn die Wuth,
Und er ſchwinget die Gluth
Des fallenden Degens
Voll Zaubers und Segens,

Hauet durch der Ketten
Dreimal verſchlungnes Geflecht,
Daß Sigurd rufet: „Ich hab' mein Recht,
„Gebt mir, Brüder, das Grab zu betten."

Drauf fliegt mit Geſchrei
Eilends Ivar herbei,
Der liebliche Knabe.
„Dir folg' ich zum Grabe,
„Liebſter!" und ſie ſenket
Tief in den Buſen den Stal. —
„O Schwerdt du bringſt auch das Weib zum Mahl,
Wo Iduna den Meth uns ſchenket."

Der König von Burgund.

Es reit't mit ſtolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kommt ein Knab' gegangen
Und grüßt mit ſüßem Mund.

Er ſpricht: Gott grüß' dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach deine Feinde wenig!
Dich ſtark zu jeder Stund!

Er ſpricht: Gott lohn' dir, König,
Du mir den hohen Sinn,
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.

Der König ſpricht zum Knaben:
Was willſt du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

Was wagſt du, holder Knabe,
In Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg iſt dir zu hart.

Geh mit den kleinen Füßen
Zurück ins Blumenthal,
Und horche dort dem ſüßen
Geſang der Nachtigall.

Pfleg' mit den kleinen Händen
Den blühenden Nelkenſtock,
Und näh' den kleinen Enden
Für einen Schäferrock.

O König, zart von Bild,
Iſt meine Jugend wohl;
Doch ſie nicht von dir [illegible]!
Sie fühlt ſich Muthes voll.

Wohl viele Tauſend ziehen
Zu Feld um dich zu Roß,
Mit tauſend Schwertern blitzen
Und Köcher voll Geſchoß;

Doch von den allen keiner
Iſt mehr dir zugethan
Als ich, wiewohl dein kleiner
Ein dienender Kumpan;

Doch von den allen keinen
Bekümmert ſo dein Streit
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut.

O Knabe, deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch will's, die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich;

Die ſchönen blauen Augen
Verſchonen keinen Feind,
Denn die, ſo Schwerter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint.

O Herr, klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,
So will', in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

Laß ſich den Schein entfärben,
Der dieſe Wangen ſchmückt;
Ja, laß mich für dich ſterben,
So dünk' ich mich beglückt.

O Knab', laß ich dich nehmen,
So melde, ob du kannſt,
Womit zur Zeit der Schmerzen
Du mir die Sorgen bannſt;

Womit im Glanz der Sonne
Du mir die Stirne kühlſt
Und für der Träume Wonne
Mich ſanft in Schlummer ſpielſt.

Herr König, zwar geringe
Iſt meiner Gaben Loos,
Doch macht zu jedem Dinge
Die fromme Liebe groß.

Ich kann die Laute ſchlagen,
Ich kann das Harfenſpiel,
Womit ſeit manchen Tagen
Ich vielen wohlgefiel;

Auch kann ich luſtig ſingen
Und zwitſchern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein;

Auch kann ich künſtlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerdter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring;

Auch weiß ich Wundermähren
Aus alter grauer Zeit,
Die Sorgen wegzukehren
Stracks durch Geſchwätzigkeit;

Auch richt' ich ſchnelle Falken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Mareſchalken
Haſt keinen flinkern du.

Der König nimmt den Knaben
Und kleidet ihn in Stal
Und läßt ihn bei ſich traben
In Sonn- und Monden-Stral;

Sein Schwerdt muß er ihm tragen,
Ihm zäumen früh ſein Roß;
Iſt ihm in wenig Tagen
Der Liebſt' im ganzen Troß.

Beim Mahl muß er ihm ſingen
Zum goldnen Harfenſpiel,
Und oft von alten Dingen
Erzählen lang und viel.

Und wann von ſeinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
Dann muß der Knabe ſchlafen
Zunächſt an ſeinem Bett.

So zieht er als Begleiter
Des Zuges mit hinab;
Da kommt die Luſt der Streiter,
Des Feindes Vordertrab.

Im Glanz der Waffen ſprengen
Die Reiſigen voran,
Und Heldenherzen drängen
Sich friſch zum Kampf heran.

Und König Rudolphs Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenſcherz;

Und Mütter müſſen weinen
Und Bräute jung und hold
Den Tag, der zu beſcheinen
Die Todten aufwärts rollt.

Da faßt ein ſtarker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zerſprengt den Schild in Scheiter,
Zerſplittert ſeine Wehr;

Trifft ihn mit ſtolzem Grimme —
Das Feld iſt Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Er ſtürzt vom Roß herab.

Erbleichend hält der Knabe
Und ſpannet ſein Geſchoß.
„Nimm letzte Liebesgabe!“
Er ſchießt den Mann vom Roß;

Wirft dann mit heißem Stöhnen
Sich auf des Königs Leib,
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke ſchnell,
Damit das Blut zu ſtocken,
Das rinnt vom König hell;

Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weißes Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von ſeines Buſens Schrein.

Doch ſieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und ſieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Trug,
Das Lieb' auf Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug;

Und faßt ſie gar behende,
Und drückt ſie an ſein Herz,
Und ruft: Hier, Treue, ende
Dein langer, ſüßer Schmerz!

Und wärſt in Bettlerhütten
Die kleinſte Magd im Land,
Du biſt durch Muth und Sitten
Mit Königsglanz verwandt.

Mein König, ſtammelt leiſe
Das holdverſchämte Weib,
Vergieb mir meine Weiſe,
Mir hinfort gnädig bleib'!

Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran,
Wohl aus der Fürſten Mitte
Erkore ſie ein Mann.

Mein Vater heißt Graf Walter,
Wohnt im Ardennerwald;
Doch zog mein junges Alter
Der Liebe Allgewalt.

Du weißt, wie ich gedienet,
Wozu bei Tag und Nacht
Sich Liebesmuth erkühnet
In wilder Knabentracht.

Ich weiß es, es ſoll wiſſen
Das ganze Männerheer;
Du ſchläfſt auf deinem Kiſſen
Hinfort nicht einſam mehr.

In deinen ſüßen Armen,
Du ſüße Königin,
Laß ewig mich erwarmen
Im frommen Liebesſinn.

67

Die oft mein Roß gezäumet
Und nach dem Sattel ſprang,
Nun bei mir ſchläft und träumet
Iſt all mein Lebenlang.

* * *

Die Roſe und die Jungfrau.

Was ſtichſt du mich, du Röslein roth!
Warum der Dorn bei ſolcher Zier?
Unſchuldig ich die Hand dir bot,
Wollt' dich pflücken in ſüßer Begier.

Ach! ſchilt mich nicht, unſchuldig Kind!
Mit lieben Augen zu mir komm!
Meine ſüße Zier verweht der Wind,
Dornen ſtechen, ich ſelber bin fromm.

Von wilden Buben mich errett',
Und von des Reiſes kalter Noth!
Dein frommes Herz mein Todtenbett —
Luſtigs Leben und luſtiger Tod!

Du Schönſte aus dem Blumenreich!
Was willſt du thun an meiner Bruſt?
Keine Blum' iſt dir auf Erden gleich,
Mußt auch ſterben in eigener Luſt.

Ich kann nicht ſterben mehr allein,
Einſt ſtand ich wie die Lilie bleich,
Da gab mir Liebe rothen Schein:
Bin an Sehnſucht der Liebe nun gleich.

Nun lockt mich Sonnenſtral und Mai,
Mir ſchwellt der Thau den brünſtigen Leib,
Kann nicht mehr leben und ſterben frei —
Komm mich pflücken, unſchuldiges Weib!

Die Jungfrau fromm die Roſe brach
Und Thränen auf die Blätter goß,
In Wehmuth ſinnend, was ſie ſprach,
Warm ans Herzchen das Röſelein ſchloß.

Und eh des Abends Schein verging,
Die Jungfrau fromm war todt und kalt;
Die Blume, die ihr am Buſen hing,
Hielt noch luſtig die alte Geſtalt.

Der Knab am Meer.

Stand ein Knab am tiefen Meer,
Schöpfend mit der hohlen Hand,
Wollt' es ſchöpfen waſſerleer:
Kindiſch will des Kinds Verſtand.
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Still ich ſah des Kindes Thun,
Kindiſch all, doch himmelwärts;
Nimmer raſten, nimmer ruhn
Will das eitle Menſchenherz.
Luſtig könnt' es am Bache ſpielen,
Muß am Meer ſich ſein Müthchen kühlen.

Knabe, ſprach ich, Knabe, laß
Ab von deiner eitlen Pein!
Eher wird das Sieb zum Faß,
Worin ſicher ruht der Wein,
Eher fängſt du den Wind mit Netzen,
Als ſich trocken die Tiefen ſetzen.

Und der Knabe ſprach zu mir:
Weiche, böſer Feind, hinweg!
Laß mein ſüßes Spielen mir;
Ueber Bächen liegt ein Steg,
Quellen kann ich im Grunde ſchauen:
Auf die Tiefe nur will ich trauen.

Und er ſchöpfte luſtig fort,
Aber ich ging weinend weg —
Heil'ge Brunſt, wo iſt dein Ort?
Süßer Abgrund wo dein Steg?
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Liebesgeflüſter.

Süß Liebchen, doch ſchweige! das Süße, Süße flieht:
So blühet die Blume, wie Liebe flüchtig blüht,
Sie duftet am Morgen, am Abend iſt ſie todt.
Reich her mir dein Mündlein voll Küſſe roſenroth!

Blüht Liebe wie Blumen? o luſtig, luſtig Bild!
So küſſe die Lippe, die Liebe brünſtig füllt!
Stirbt Liebe wie Blumen, daß Liebe traurig ſei,
Die Blume, die welket, kommt wieder friſch im Mai.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich dem Sonnenlicht,
Es locket ſo freundlich mit Roſenangeſicht,
Dann ſchwellen die Knoſpen, die Blumen brechen aus;
Doch löſcht eine Wolke die Tagesfackel aus.

Du Lieber, gleicht Liebe dem hellen Sonnenlicht,
So läſſet die Sonne die Blumen nimmer nicht;
Die Wolke muß weichen, und friſcher ſteht die Welt:
Die Liebe läßt nimmer, was einmal ihr gefällt.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich der dünnen Luft,
Du willſt ſie wohl faſſen, und faſſeſt leichten Duft,
Du willſt ſie wohl halten, wer hält die Winde feſt!
Süß Liebchen, ich ſterbe, wenn Liebe je mich läßt.

Du Lieber, wohl gleichet die Liebe dünner Luft,
Sie iſt allenthalben und wallt wie Blumenduft,
Umſchlinget, umfließet den Himmel wie die Au:
Das Leben der Liebe du findeſt nie genau.

Süß Liebchen, dem Klange iſt auch die Liebe gleich,
Sie liſpelt in Tönen wie Engel wonnereich,
Was gleichet dem Girren der liebevollen Bruſt?
Ach! Klang iſt vergänglich; vergeht auch Liebesluſt?

Wohl lebet im Klange die Liebe doppelt ſüß,
Im Klange, der Erden um Sonnen tanzen hieß,
Im Klange, der liebend aus mir verklingen wird,
Wann ſelig mein letztes Lebwohl! die Zunge girrt.

Süß Liebchen, im Feuer die Liebe flammend blüht,
Im mächtigen Feuer, das heiß zu dir mich zieht;
Ich fühl' es gewaltig, ich fühl' es freudenvoll,
Doch ſprich, ob dies Feuer denn nie verlöſchen ſoll?

Du Lieber, dies Feuer iſt andrer, andrer Art,
Als das wodurch Troja zum Aſchenhaufen ward,
Es lodert und brennet, und brennt ſich nimmer ſatt —
O himmliſche Flamme, wie ſelig, wer dich hat!

Süß Liebchen, dem Waſſer iſt gleich die Liebe auch,
Es ſpielet ſo leidig, und dampfet hin in Rauch,
Es kommt wohl ſo luſtig und fließet wieder fort.
O Liebe, du ſüße, wo ſteht dein feſter Ort?

Ihr feſter Ort ſtehet im Waſſer ewiglich,
Wie Waſſer fließt, fließet mein Liebesſtrom um dich,
Wie Waſſer ſich ſchwellet, mir ſchwillt das volle Herz
Zur Sonne der Liebe, zum Manne himmelwärts.

Süß Liebchen, die Liebe iſt unergründlich tief
Wie Waſſer, worinnen manch ſchlimmes Scheuſal ſchlief.
Wie kühn iſt der Steiger, der ſteigt in ſolchen Grund!
Wohnt immer im Herzen, was ſpricht der ſchöne Mund?

Wohl brauſt unergründlich das tiefe, tiefe Meer,
Wohl fließet es immer, wird nimmer doch nicht leer;
So ſchöpfeſt du nimmer des Herzens Tiefen aus!
Die Tiefe der Liebe ſie ſchwillet überaus.

O liebliches Liebchen, wie tröſteſt, Süße, mich!
Kommt, Flammen der Liebe! begrabet ſelig mich!
Kommt, Fluthen des Waſſers, das nimmer nie verrinnt!
O Wonne, die alſo die tiefſte Tiefe findt!

Leben.

Ich war ein Kind — wie Frühlingsſäuſel flogen
Die Lebensſorgen ſpielend um meine Locken,
Das Gras gab weich die Blumendecke,
Der Himmel das ungemeſſene Auge —
Leben und Traum noch Eins:
Mich wiegte in beiden
Die Wiege der Liebe.

Ein Knabe ward ich.
Oft in den Hain der Eichen
Nahm mich mein Vater unter die heiligen Lauben,
Legte hinter die Garben des Feldes
Oft des Müden Ohr an des Meeres Sauſen.
Ich bebte unter den regen Eichenwipfeln,
Weinte ob des Meeres Sauſen,
Drückte vor dem Donner des Himmels
Mit der Lerche, dem Reh mich hinter die Büſche.
Doch blühten mir Blumen,
Mir ſangen die Lüfte, die Vögel,
Warm ſchien die Sonne, der Fruchtbaum golden,
Sanft trug das Meer oft des Schaukelnden Kahn.

Ich ward ein Jüngling.
Götter des Himmels all!
Ihr kamt herab mit eurem ſeligen Traum.
Schwellend ſtand ich am Meer wie Wogen,
Wollte fließen fort mit den Waſſern,
Stand lebendig unter dem Eichbaum,
Fühlte mich wie Lüfte geſiedert.
Adler des Himmels, ihr trugt mich oft
Glänzend in eure Donnerwolken,
In eurer Sonnen brünſtige Gluth;
Blumen der Erde, heiliger Mond,
Freundliche Nacht, wie liebt' ich euch,
Meine erſte Liebe, geheim!
Schimmernd floß mir des Lebens Wolke
Um die ſchuldloſen Locken noch;
Wie prophetiſcher Raben Silberklang
In höchſter, einſamſter Luft
Umklangen mich Töne der Zukunft.
Ich lebt' und war glücklich.

Ich ward ein Mann.
Die himmliſchen Götter all,
Die Spielenden all, in ernſter Geſtalt
Stehen ſie da: die Aegide
Schüttelt Minerva; zum hölliſchen Webſtuhl
Schaut' ich hinab ins Dunkel der Parzen:
Sie ſaßen und webten
Thränen und Freuden im ſchrecklichen Schweigen,
Und des Blutes geflügelte
Rächerinnen, die Eumeniden,

Standen umher, die grinſende Ate
Flocht verworrene Knoten der Schuld,
Und meinem Donner droben
Fehlte der Klang, doch fraß
Mir ſein Blitzſtrahl die Hütte.
Flehend ſah ich zum Himmel,
Wollte weinen, und konnt' es nicht.
Da nahm die Liebe den Mann
Freundlich an die milde Bruſt,
Füllt' ihm das Herz mit Jugend,
Das Aug mit Thränen,
Gab dem Himmel den Glanz
Wieder, den Blumen den Duft.
Und die Sünde ging unter in Liebe,
Und die Eumenis wandelte abwärts,
Blüthen kränzten das ſchuldige Haupt.

Die Mitte.

Wie der Geier kreiſt
Aufwärts ſeinen Pfad zur Sonne!
Fröhlich kämpfend klingt ſein Flügel
Mit der Lerche frühem Liede
Hoch hinauf, froh hinauf.
Luſtig Fliegen durch die Lüfte!
Seine Kleinen ſieht er wieder
Sonnentrunken in dem Neſte,
Seine braune Felſenbrut;
Unter Blumen gehſt du wieder
Unten in des Pfluges Furchen,
Himmelsſängerin!

Göttergluth! ſelig Licht!
Ewig ſteigend, ewig ſinkend
Wallt das tiefe Meer zu dir
Mit den Strömen, mit den Quellen,
Und der Blume Thau zieht lechzend
Zu dir auf, fröhlich auf,
Kleidet ſich um deine Sterne,
Deinen Mond und deine Sonne,
Dünkt ſich deinesgleichen dann.

Göttergluth! ſelig Licht!
Lockſt du mich wie Vogelfittich?
Ziehſt du mich wie brünſtig Waſſer?
Warum wuchſen mir nicht Federn?
Warum kann ich nicht in Dünſten
Aufwärts fliehn?
Brauſend heben ſich die Wogen,
Doch die Felſen ſtürzen nieder
Und die alten Fichtenſtämme
Tief zur Tiefe.
Sturmwind faſſet ihre Wipfel,
Und ſie fliegen in den Sturz.

Bäume, ſtille fromme Weſen,
Meines Daſeyns klare Spiegel,
Sind wir alſo unten feſt?
Eure Zweige wollen aufwärts,
Eurer Blätter heiße Liebe
Auf zur Sonne; doch nach unten
Zieht die Kraft der Wurzeln tief:
Vögel ſpielen auf den Gipfeln,
Lüfte ſpielen,
Doch ihr ſteht gebunden feſt,
Halb dem Himmel, halb der Erde
Unterthan.

Helden rangen
An des Nils geheimnißvoller
Fluth um Tod und Leben friſch,
Drängten ihre Rieſenleiber

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01923/030

Bis zu heißer Athemsohnmacht,
Herkules, des Jovis Baſtard
Und Antäus, Sohn der Erde.
Und es wirft der Löwentödter
Oft den Aethiopen nieder,
Doch die Mutter
Füllt mit Mark ihm das Gebein,
Und mit friſchen Armen ringt er
Um verderbenvollen Sieg,
Bis ihn von der Mutter Brüſten
Jener liſtig weggehoben:
In den Lüften,
Zwiſchen Himmel, zwiſchen Erde,
Hangt er, eine blaſſe Leiche
An des Götterſohnes Bruſt.

Und die Mutter nimmt ihn liebend
Zu ſich, wo er hergekommen,
In den ewig jungen Schooß;
Aber jener ſteigt aus Flammen,
Aus der Qual des Feuertodes
Zu den alten Göttern auf.

Die Biene und der Lenz.

Ziehſt du dein goldnes Röckchen an?
Die goldnen Stiefeln auch?
O Bienchen, Vöglein wohlgemuth,
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Was locket dich das Sonnenlicht?
Was lockt dich Blüthenhauch?

Was ſummſt du luſtig hin und her?
Haſt nie des Spiels genug?
Der Lenz iſt kurz, du ſüßes Kind!
Dich zieht der Strom, dich nimmt der Wind,
Dich bringet um den Blumenraub
Der Menſchen Liſt und Trug.

Wohl zieh' ich an den goldnen Rock,
Und kleid' in Gold den Fuß,
Leicht iſt mein Blut und leicht mein Sinn,
In Freuden ich geboren bin;
Drum locket mich das Sonnenlicht
Und Blumenliebesgruß.

Der Lenz iſt kurz, das Leben ſchnell,
Drum flieg' ich ſchnell dahin;
Mein Frühlingsſchein, mein Blumenſpiel,
In jedem Kelch mein Bettchen kühl,

Auf jeder Flur mein Leben bunt —
Drob trag' ich frohen Sinn.

O Bienchen, Vöglein wohlgemuth!
O ſüßes Frühlingskind!
Horch! horch! wie klagt die Nachtigall
Im Erlenbuſch mit Trauerſchall!
Auch ſie im Lenz geboren iſt,
Doch nur auf Trauren ſinnt.

Wohl höre ich die Nachtigall,
Ihr Klagen fromm und ſtill;
Sie iſt die ſchmerzenvolle Frau,
Ihr Trauerkleid iſt dunkelgrau,
Doch ſprich, warum ich trauren ſoll,
Weil ſie nicht froh ſeyn will?

Sieh her, wie bebet Strauch und Laub
Im jungen Sonnenſchein!
Wie küſſen ſich die Blumen lieb!
Und locken: Kleiner Honigdieb,
Komm, ſammle Blumenliebeskoſt!
Denn dieſer Lenz iſt dein.

O Vöglein! Vöglein wohlgemuth,
Mit goldnem Flügelpaar!
O leichtes Leben frommer Bruſt!
Zieh mich zum Lenz, zu ſeiner Luſt,
Und mache mir mit Liebesglanz
Die truben Augen klar.

Die fünf Gläſer.

Mein erſtes Glas, mein beſtes Glas
Für des Gelags Genoſſen!
Für die viel tauſendmal das Faß
Sich luſtig leer geſtoſſen,
Die vor dem Zapfenloch ſo gern
Gejubelt und geſündigt
Und welchen oft der Morgenſtern
Beim Wein den Tag verkündigt.

Mein zweites Glas, mein ſchönſtes Glas
Für Bacchus und Cytheren!
Wer je als Held beim Trunke ſaß,
Der hält ſie hoch in Ehren;
Kein Herz iſt feſt vor Hieb und Stich,
Das Bacchus Kraft bezwungen,
Doch haben ſie beim Waſſer ſich
Nie hohes Lob errungen.

Der Freundſchaft dieſes dritte Glas
Zur Heiligung des Feſtes!
Durch ſie bezwang der Hölle Haß
Mit Pylades Oreſtes,

Durch ſie iſt manche Männerbruſt
Zur Götterheimat worden,
Und ſie verſammelte in Luſt
Auch dieſen Zecherorden.

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas,
Soll vollen Klangs erſchallen
Für die, ſo im Tyrannenhaß
Für's Vaterland gefallen,
Für die auch, ſo im Sorgenhaß
Den Wein auf Fäſſer faßten
Und jubelnd bei dem vollen Glas
Hinſanken und erblaßten.

Mein fünftes Glas, mein letztes Glas,
Die heil'ge Fünfe lebe!
Es grün' und blüh' ohn' Unterlaß
Der ſüße Strauch der Rebe!
Es blühen Roſen, Mädchen jung
Mir noch bei grauem Haare!
Und Becherklang und Sang und Trunk
Begleiten mir die Bahre!

Geſicht.

Es ſaß ein Kind mit goldnen Haaren
Bei uns am grünen Blumenrain,
Und ſchaute in die Welt mit klaren
Und ſehnſuchtsvollen Aeuglein,
Und in dem kindiſchen Gewimmel,
Womit das zarte Leben ſprang,
Wandt' oft es ernſten Blick zum Himmel
Und lauſchend Ohr zu fernem Klang.

Wann kaum die frühen Lerchen ſangen,
War es zu frohen Spielen auf
Und führte hell mit Roſenwangen
Der Kindheit frommen Blumenlauf,
Und wann das leichte Volk der Neſter
Zu ſüßer Ruhe Heimat flog,
So ſang es bei der kleinen Schweſter,
Des kleinen Bruders Wiege noch.

Doch als der Tag mit kürzern Schatten
Den Kreis des Lichts zuſammenzog,
Als auf gemähten Wieſenmatten
Manch gelbes Blatt im Winde flog,
Als Lerchen über Stoppeln ſtrichen,
Bewimmernd Frühlingsſonnenglück,
Da war das ſüße Kind entwichen
Und kehrte nimmermehr zurück.

Und für die leichten Blumenſchritte,
Für Spiel und Tanz und Luſtgeſang
Trat ernſt ein Weib in unſre Mitte
Und redte mit Prophetenklang —
Es ſtand mit ſtrengem Angeſichte,
Nicht niederblickend nicht hinauf —
Und alle Stralen flohn vom Lichte
Und Wolken thürmten Wetter auf.

Vergeiſtert flogen ihre Locken,
So wie ſie dunkle Worte ſang
Und webend um den ſchwarzen Rocken
Des Schickſals ew'ge Fäden ſchlang;
Stumm ſaßen zwei an ihrer Seite,
Drei Schrecklichere ſchwangen roth
In Fackeln tiefes Weh der Bräute
Und ungeheuren Männertod.

Noch tönt das Raſſeln ihrer Spindel,
Noch ſchwingen ſie die Fackeln um,
Wild hat das hölliſche Geſindel
Verwüſtet mein Elyſium:
Umwölket hangt der Himmel droben,
Der Erde lichtes Grün iſt grau,
Die Bruſt zu ſtetem Kampf gehoben
Trieft von der Wunden blut'gem Thau.

Da kommſt du mit verſchämten Wangen
In aller Schönheit Sonnenſchein,

Und lullſt der Eumeniden Schlangen
Um meine Bruſt in Schlummer ein,
Und lüfteſt mit den weichen Händen
Der Parzen eiſernes Geſetz,
Und machſt die ewig ungetrennten
Geſpinſte mir zum leichten Netz.

Bleib' bei mir, Himmelstochter, Liebe!
Des Herzens Glück, des Lebens Zier!
Wer ohne deine Zauber hübe
Die ewig feſte Höllenthür?
Wer ſtellte ohne dich die Leiter,
Wodurch man an die Engel reicht
Und imer höher, immer weiter
Ins ſel'ge Reich der Geiſter fleucht?

◆

Elegie.

Biſt du es, Traum der Jugend mit all deinen lieblichen Blüthen,
All deiner ſproſſenden Luſt, all deiner Hoffnungen Glanz!
Führſt du mit Wehmuth zurück im Schleier ſchimmernder Nächte
Holde Geſtalten, die längſt bei den Entſchlafenen ruhn?
Ach! oft ſchwirrt dein Laut ſüßtönend in goldene Saiten
Mir, von Thränen genetzt weigert die Laute den Klang,
Und es zittert die Hand, die Arme ſpreiten Umarmung
Aus, doch die weichende Luft nimmt ihre Schatten zurück.
Nein, ein grünendes Grab, von ſpäteren Raſen gewölbet,
Späteren Thränen benetzt, ſendet den liebenden Geiſt.
Ja du biſt es, du Weib, das mich geboren, du kühnes
Hohes und muthiges Herz, welches mich liebend umſchwebt.
Mächtiger fühle ich mich zu ringen mit Schwerdt und mit Leyer,
Für das Vaterland friſch nehm' ich den blutigen Tod,
Für die Tugend, das Mährchen der Schnöden, männlicher duldend
Wandl' ich muthig den Pfad, welcher zu Himmliſchen führt.
Solches wehet von dir und ſtrömt aus heiliger Nähe,
Was du dem Knaben oft, öfter dem Jüngling gelehrt.
Herrliches Weib, wo iſt dein Leben nach der Verwandlung,
Welche, Tod genannt, friſcheres Leben verjüngt?

Biſt du die Stimme der Nacht, der Klang ſehnſüchtigen Lenzes,
  Philomele, die ſonſt oft um den Schlaf dich betrog?
Biſt du der Blumen, der Nachtviolen, der züchtigen Veilchen,
  Deren Geſpielin du oft wareſt in einſamer Nacht?
Oder der zärtliche Geiſt des Lüftchens, der, ſanft durch die Blätter
  Rieſelnd, Demuth und Ernſt haucht in die lauſchende Bruſt?
Biſt du des Abendroths, der leuchtenden Flamme des Morgens
  Ein lebendiger Theil, heiligſten Lebens ein Theil?
O du hubeſt mich oft, den lallenden Knaben, zum Lichte,
  Zu den Göttern hinauf, ſegnend und betend zugleich,
Hingſt mit ſehnendem Blick demüthig hoffender Liebe,
  Schauend ins tiefe Blau, ſelig am Sternenglanz:
Wo du auch biſt und was du auch biſt, dich ehren nicht Thränen,
  Nein, ein männliches Herz, nein, ein rüſtiger Lauf.
Gieb dem Brennenden dann die heilige Weihe, daß oben
  Bei den Himmliſchen einſt Licht ſich vereine dem Licht.

* * *

Lob des Eiſens.

Gold ſchreit die feige Welt
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verſtellt
Und ſchwächt des Starken Rechte,
Für Gold mag keiner ſterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und edlen Ruhm zu werben
Macht's nie den Degen ſcharf.

Drum preiſ' ich das Metall,
Das ſchwarze, braune Eiſen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es thut ſich herrlich weiſen,
Heilt mächtig alle Wunden,
Die jenes blanke macht:
Wär' Eiſen nicht gefunden,
Noch tappten wir in Nacht.

Es ſtellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf ſchnellen Windesſchwingen,
Baut Menſchen feſte Sitze
Und führt die Kunſt ins Haus,
Und löſcht des Donnrers Blitze
Mit einer Stange aus.

Und wann die Sitte flieht
Und Männerarm' erſchlaffen,
Wann Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wann Deſpotiſmusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann ſchlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es ſchöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude;
Als Schwerdt, als Schild, als Speer,
Als feſtes Bruſtgeſchmeide
Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich:
Wir wären alle Sklaven
Ohn' Eiſen ewiglich.

Und ſieget Tyrannei
Und ſinkt des Glückes Wage,
So macht es blutig frei
Mit Einem kühnen Schlage,
Zerhaut die Schlangenknoten,
Die Wahn und Lüge flicht,
Und ſchickt die freien Todten
Empor zu Recht und Licht.

Bleib, Eiſen, Männern hold!
Laß Knechte Gold begehren!

Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum ſei dir Preis gegeben,
O Eiſen ſchwarz und ſchön!

Späteres.

Weltliches.

Epiſtel an Eliſa.

Ich ſaß ſo ſtumm, wie in dem ſchwarzen
Gericht des Orkus Rhadamanth,
Und wog auf ſchwerer Schickſalshand
Die Schuld und Unſchuld mit den Parzen,
Las in der blutigen Schrift der Zeit
Der Thronen Sturz und Königsmorde,
Und ſiegreich die Banditenhorde,
Die einer Welt mit Knechtſchaft dräut —
Da dacht' ich an die großen Seelen,
Die, keinem Schickſal unterthan,
Den Weg zum ſtillen Ocean
Sich durch das freie Eiſen wählen:
Denn Eines, Herr ſeyn oder Knecht,
Iſt jedem Erdenſohn gegeben;
Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte, heißt Geſetz und Recht.
Und wann nur Knechte und Deſpoten
Auf Erden graſen matt und dumm,

Dann kehrt die alte Welt ſich um,
Und Leben blühet aus dem Todten
Still in der Zeiten Wechſellauf,
Daß edlere Geſchlechter werden;
Und ſprängen ſie aus Stein und Erden
Durch Kadmen und durch Pyrrhen auf. —
So ſaß ich, hielt die letzten Enden
Der Dinge wägend in der Hand,
Und ſchaute ſtumm ins dunkle Land,
Von wannen nimmer Wandrer wenden;
Da rief mich deine Stimme ſüß,
O Freundin, in das friſche Leben,
Mit Blumenluſt und Wolkenſchweben
Ins volle Frühlingsparadies.

O Freundſchaft, holde Wunderſaite,
Die lieblich durch den Buſen klingt
Und alles Schöne wiederbringt,
Der Kindheit Traum, der Jugend Weite,
Du Männerſtal und Frauenſchutz,
Das Herz zur Tugend zu ermannen,
Zu groß für Sklaven und Tyrannen,
Beutſt du gemeinen Gütern Trutz,
Und ſchwingſt unſterblich durch das Leben
Wie ein Geſtirn den Feuerglanz
Von Sphärentanz zu Sphärentanz
Uns aufwärts, wo die Götter ſchweben.
Ich höre deinen Zauberklang,
Der Gram entflieht ins öde Dunkel,
Der Himmel leuchtet, Ein Karfunkel,

Die ganze Erde wird Geſang;
Und Guillotinen und Banditen,
Tyrannenſeelen groß und klein
Verſinken aus des Lichtes Schein
Hin, wo die Teufel Höllen hüten;
Und in der Freude freierm Schlag
Hebt ſich die Bruſt dem Licht entgegen,
Und jedes Unheil wird ein Segen,
Ein Wonneruf wird jedes Ach.

So lieb und wunderbar getroffen
Hat mich, o Freundin, jedes Wort,
Das wüſte Heer der Nacht iſt fort,
Der ganze Himmel ſteht mir offen,
Die Erde ſinkt, das kleine Nichts,
Worum ſich Thoren blutig ſchlagen,
Nur denen eigen, die ſie tragen
Empor ins Sonnenreich des Lichts.

Ja, Freundin, welche ferne Lande
Mein Fuß auch noch durchwandern muß,
Eh' ich den letzten Obolus
Bezahle an dem ſtygiſchen Strande,
Ich ſchwör' es dir und jener Gluth,
Die edle Herzen ewig zündet,
Was ſich unſterblich mir verkündet,
Das halt' ich feſt mit Männermuth,
Und kein Despot ſoll mir es rauben;
Und drückt es mich zu ſchwer hinab,

So öffn' ich durch das Schwerdt mein Grab,
Und nehme in das Grab den Glauben.

Doch heute lacht der Lenz noch mild,
Geführt von Grazien und Scherzen,
Und zeiget jedem Menſchenherzen
Der Freude anmuthvolles Bild.
O möge er mit zarten Schwingen
Dich wie ein Blumenhauch umwehn
Und friſch und jugendlich und ſchön
Der Kindheit Träume wiederbringen!
Was du geweſen, was du biſt,
Das iſt der Gott in deinem Buſen;
Orakel hat und Klang der Muſen
Nur welcher gleich ihm ſelber iſt.

Blumengeſpräch.

Blumen, holde Sonnenkinder,
Süß gepflegt von Luft und Licht,
Bunt gefärbt von goldnen Stralen,
Seyd ſo ſchön, und hört mich nicht;

Schaut ſo klug, und könnt nicht ſprechen,
Zittert, jedes Lüftchens Spiel,
Und, den Menſchen Wonne gebend,
Habt ihr ſelber kein Gefühl.

Menſch — ſo ſchütteln ſie die Köpfchen —
Stolzer, was erkühnſt du dich?
Worte blühn in unſern Augen
Ewig klar und wonniglich.

Daß wir fühlen, daß wir wiſſen,
Was der Götter Leben heißt,
Sieh, wie unſer Liebesbuſen
Ewig hin zur Sonne kreiſt.

Stumm ſind andre Sonnenkinder
Tief zur Erdennacht verflucht,
Die der Geiz, der magre Gräber,
Unter tauſend Quaalen ſucht:

Magſt von Steinen alſo ſprechen,
Vom Opal und Diamant,
Sprichſt dann gleichſam von dir ſelber,
Deinem Trug und deinem Tand.

Unſer Leben, unſre Blüthe
Iſt dem eignen Himmel gleich,
Spricht zu feinern höhern Geiſtern,
Und verweilet kurz bei euch.

Und ich ſah die Köpfchen nicken,
Und die Aeuglein ſprachen ſchier —
Blumen, holde Sonnenkinder,
O wohin? wohin mit mir?

Lied

gesungen zu Edeby am Mälare im September 1807

für den Freiherrn Otto Magnus Munck.

Ihr krauſen Grillen weg! hinweg ihr düſtern Sorgen!
Tief in das Meer hinab! heut laßt uns fröhlich ſeyn!
Ein weiſes Schickſal deckt dem Sterblichen den Morgen,
Auf! halt die Stunde feſt! das Heute nur iſt dein.

Es ſpielt Vergänglichkeit mit Hütten und mit Thronen:
Denk Alexanders Loos, der weiland Magnus hieß;
Wo iſt der Heldenſchritt gewaltiger Ottonen?
Geh, ſuche ihren Staub, den längſt der Wind zerblies.

Sey du in Liebe groß, ſey du in Freude Kaiſer!
Bau in dem Herzen dir den ewig ſichern Thron.
Dies Heldenthum gilt mehr als alle Lorbeerreiſer,
Trotzt der Vergänglichkeit, und beut Tyrannen Hohn.

Herbei des alten Weins! und luſtig angeklungen!
Schling' Roſen um das Haar, ſchling' Roſen um den Wein!
Der Mann iſt auch ein Held, und hat die Welt bezwungen,
Dem ernſte Weisheit heißt mit Freunden froh zu ſeyn.

Drum Liebe lebe hoch, die Königin des Lebens!
Und Freundſchaft, die den Haß an Männerbruſt erdrückt!
Wer dieſe zwei gewann, der lebte nicht vergebens,
Der hat den höchſten Glanz der Erde ſich gepflückt.

Auch dir, o Vaterland! dir, Land der tapfern Gothen!
Klingt, Freunde, dreimal hoch! das Vaterland! es gilt!
Das Leben ſteht nur hoch auf Leben edler Todten —
Auf Vätertugend denn die Becher friſch gefüllt!

Und unſerm König auch, dem Heldenſohn, zu Ehren,
Der mit dem Schwerdte blitzt und mit dem Scepter dräut,
Will ich das vollſte Glas im vollſten Jubel leeren:
Heil ſey ſein Königswort und Sieg ſein Männerſtreit!

Reicht, Freunde, euch die Hand! ſtolz ſchlägt die Bruſt gehoben —
Die Freude führet auch auf zur Unſterblichkeit —
Den letzten vollſten Klang dem Ewigen dort oben
Für manchen ſchönen Tag, für dieſen ſchönen heut!

Frühlingsſpiel.

Leichter Scherz, leichtes Herz,
Lieb' und Luſt in der Bruſt,
So ſchwinden die Stunden mir nimmer bewußt;
Grüner Wald, nimmer alt,
Blum' und Strauch, wie dein Hauch
So grünet und duftet das Leben mir auch.

Was ich find' jung geſinnt,
Wohlgeſtalt't — o Gewalt!
Wie lockſt du die Liebenden tiefer zum Wald!
Liebchen mein, gieb dich drein!
Luft und Hain ſäuſeln drein,
Heut' grünet der Frühling, und Hochzeit ſoll ſeyn.

Frühlingslied von der Frau Nachtigall.

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Auch Fink und Amſel ſinget laut!
Die Erde ſteht mit dem Frühling Braut,
Muſikanten und Schallmeien
Spielen auf zu ihrem Reihen,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Die Bäume grün und Blumen ſüß,
All Frühlingsluſt und Paradies:
Alle Knaben ſchlingen Tänze,
Alle Mädchen winden Kränze,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Cecilia kommt auch ins Grün,
Wann Vögel ſingen und Bäume blühn;
Frommen Kindern lehrt ſie Lieder,
Flieget dann zum Himmel wieder,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

◆

Fröhlichkeit in Treue.

Leicht wie der Thau
Iſt das Herz mir geboren,
Blumen der Au
Hab' ich luſtig erkoren,
Vöglein im Haine,
Sternlein mit Scheine
Zum Bild meiner Liebe.

Jäger ſpringt leicht
Ueber Thäler und Hügel,
Vöglein fliegt leicht
Mit dem flatternden Flügel,
Blümlein verwelken,
Roſen und Nelken,
Nicht ſo meine Liebe.

Komm, meine Luſt,
Komm doch einmal mir wieder!
Drück' an die Bruſt
Mich tapfer und bieder!
Fröhlich, beſtändig,
Nimmer abwendig,
So heißt meine Liebe.

Liebeswehmuth.

Vögelein, ſingſt du?
Lüftelein, klingſt du?
Singſt mir und klingſt mir nicht Ruh;
Blümelein freudig
Träumen ſo leidig,
Schließen die Aeugelein zu:
Mir nur alleine
Blühet im Haine
Nicht Liebe, nicht Ruh.

Sternlein, euch ſchwinget,
Leuchtet und bringet
Träume und Wonne zugleich:
Seufzet Geflüſter,
Zweigelein düſter,
Euch iſt der Traurende gleich;
Rauſchet im Leide!
Fern von der Freude
Entflieh' ich zu euch.

Marienwürmchen.

Marienwürmchen flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Ueber'n Zaun und über's Heck,
Ueber Vaters Garten weg
In die Welt hinaus —
Vergiß nicht dein Haus,
Vergiß nicht die lieben Kinder;
Die Blumen ſind hier geſünder,
Die Sonne ſcheint hier heller;
Drum, Würmchen, fliege ſchneller
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen, flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Weg iſt lang, und weht der Wind,
Acht' die Flügel, liebes Kind,
Und die Füßchen klein
Auch vor Schelmenn'n:
Denn Krötentücken und Spinnen
Auf dein Verderben nur ſinnen;
Doch hier dich alle lieben —
O wärſt du doch geblieben
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen, komm wieder!
Dir rufen deine Brüder,
Brüderlein und Schweſterlein,
Und die kleinen Kinderlein,
Und Großmutter auch,
Und Großvater auch —
Sie ſitzen im ſchwarzen Röcke,
Der Küſter zieht die Glocke,
Und ſoll die Trauer läuten —
O komm zu lieben Leuten!
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Waldhochzeit.

Wann der Kukuk ſingt, wann der Kukuk ſingt,
Iſt Hochzeit im grünen Wald,
Und es tanzt und ſpringt und es ſpielt und klingt
Die Liebe mit ſüßer Gewalt;
Die Knaben und Mädchen zu Zweien
Sie wandeln im fröhlichen Maien
Zum grünen grünen Wald.

Und mit Heiſſahei und abermal Hei
Die Liebe ſie ſpielet friſch,
Nach dem Tanze führt ſie je zwei und zwei
Die Spieler ins Schattengebüſch;
Da ſtreut ſie auf ſchwellenden Mooſen
Ein Bettchen von Veilchen und Roſen
Im grünen grünen Wald.

Sey nicht bange, Mädel! es muß ſo ſeyn,
Die Liebe ſie liebt Gewalt,
Fähret gern mit Donnern und Blitzen drein,
Und luſtig zur Hochzeit ſchallt.
Dein Blümchen magſt nimmer du retten,
Drum freu' dich der roſigen Betten
Im grünen grünen Wald.

III

Auf! mein Kukuk! ſinge und klinge laut!
'S iſt Hochzeit im grünen Wald.
Auf! mein Himmel, Bräutigam kling' und Braut:
Und donnre der Luſt Gewalt!
Auf! Schweſtern! und ſchlinget den Reihen
Zu Zweien, zu Zweien, zu Zweien
Im grünen grünen Wald!

Klage um den kleinen Jakob.

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder.
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Wohin iſt der kleine Jakob gegangen?
Es hat ihn ein Unterird'ſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen und ſchenket
Wein ein, und denket:
Wäreſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach! armer Jakob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Liebesnähe.

Lieb' ſey ferne,
Iſt doch immer da,
Gleich dem Licht der Sterne
Ewig fern und nah.

Schließt Gedanken
Wohl ein Kerker ein?
Glück und Stunden wanken,
Mein Gefühl iſt mein.

Leuchte, Sonne!
Wandle, frommer Mond!
Meines Buſens Wonne
Hoch mit Göttern thront.

Frühling ſcheine!
Winter ſtürme kalt!
In der Bruſt dies Eine
Nimmer wird es alt.

Holde Treue!
Weiß und engelrein!
Gleich des Himmels Bläue
Bleibt dein lichter Schein.

Sey denn ferne
Liebe, ſey ſie nah,
Gleich dem Licht der Sterne,
Immer iſt ſie da.

Das runde Lied.

Brüder, gerüſtet das Herz und den Mund!
Heidniſche Weisheit und chriſtlicher Glaube
Sitzen in Eintracht beim Nektar der Traube.
Rund heißt die Loſung, auf! ſinget ſie rund!

Rund, o du hohes und heiliges Wort!
Rund iſt — o ſelige Ründung! die Tonne,
Rund iſt mein Mädchen und rund meine Sonne,
Rund iſt der Zapfen, der Tonnen durchbohrt.

Denken wir Großes, wir denken es rund:
Rund iſt die Erde mit rollenden Polen,
Rund iſt die Schönheit der Flaſchen und Bolen,
Wangen und Lippen der Liebe ſind rund.

Schaut ihr nach oben — ich ſinge nicht Spott —
Rund geht auf Sternen das Leben der Frommen,
Kugelrund heißet, was himmliſch vollkommen,
Kugelrund iſt der platoniſche Gott.

Hier auch auf Erden rollt kugelndes Spiel
Trotz den Platonen; doch deckt mit der Roſe
Süßeſtes gerne in Verſen und Proſe,
Wem es in ſeligen Ründungen fiel.

Heil mir! ich grüße dich, fließendes Gold!
Nektar der Reben, dich Liebling der Sonne!
Grüße dich, Bole! und grüße dich, Tonne!
Grüße dich, Trinker, der neben ihr rollt!

Laufen die Tage und Sterne denn rund,
Brauchet, ihr Freunde, die Freude der Trichter,
Rollet euch ſelig wie himmliſche Lichter,
Schlaft und erwachet am fröhlichen Spund.

Offen ſchon ſteht das olympiſche Haus,
Offen die Sphären, wo Götter ſich rollen,
Irdiſches Dichten und irdiſches Wollen
Flieget ſchon über die Himmel hinaus.

Eins noch! es gilt unſer heiligſtes Rund!
Rund ſey die That uns und rund ſey die Rede!
Rund ſey die Freundſchaft und rund ſey die Fehde!
Klinget zuſammen und haltet den Bund!

An Mellina zum Geburtstage.

Wär' ich ein Vögelein,
Flög' ich zu dir,
Wollte der erſte ſeyn
Heut an der Thür,
Schlüg' mit den Flügelein
Fenſterchen auf,
Flög' in dein Bett hinein,
Weckte dich auf.

Wär' ich der Sonnenſtral,
Lieblicher Schein,
Guckt' ich viel tauſendmal
Zu dir hinein,
Küßte die Wängelein,
Roſigen Mund,
Grüßte dich, Engelein,
Freundlich zur Stund'.

Zephyr der Flattrer auch
Mögt' ich wohl ſeyn,
Wehte mit Blumenhauch
Zu dir hinein,
Wiegte mich, weiß wohl wo —
Himmliſche Luſt!
Nimmer mir wölbten ſo
Roſen die Bruſt.

Echo der Wiederhall,
Wärſt du in mir,
Töne der Liebe all
Tönt' ich zu Ihr;
Aber nicht Ton und Klang
Klinget es aus,
Liebe und Liebesdank
Spricht ſich nicht aus.

Vöglein und Sonnenſtral,
Zephyr der Wind,
Echo im Felſenthal
Sind wohl geſchwind;
Doch iſt der Liebesgruß
Früher zur Stell',
Alles ihm weichen muß,
Nichts iſt ſo ſchnell.

* * *

Eines frommen Kindes Geſpielen.

Einfalt heißt das Himmelsmädchen,
Das mit Göttern räth und denket,
Das an unſichtbaren Fädchen
Stern' und Menſchenherzen lenket;
Einfalt heißt die weiße Taube,
Die den Pfad dem Wandrer weiſet,
Wo der Himmelsherold Glaube
Leuchtend hoch mit Sonnen kreiſet.

Unſchuld heißt die zarte Blume,
Ungeſehen, kaum vernommen,
Duftend ſtill im Heiligthume,
Daß wir in den Himmel kommen:
Engel lauſchen ſelig nieder,
Wo das holde Blümlein blühet,
Das uns von der Erde wieder
Auf zur Götterheimat ziehet.

Frommes Herz im reichen Buſen,
Selig lebt, wem du beſchieden,
Du verſtehſt die Kunſt der Muſen
Und der Geiſter heil'gen Frieden,
Du verſtehſt die hohen Flammen,
Wodurch Menſchen Götter werden
Und in Einen Bund zuſammen
Luſtig Himmel gehn und Erden.

Laß die himmliſchen Geſpielen
Nie von dir, du Stille, weichen,
Höchſten Preis von höchſten Zielen
Mögen dieſe Drei nur reichen;
Laß das Faß der Danaiden
Eitle Thoren raſtlos füllen,
In des Buſens Gottesfrieden
Halte feſt den frommen Willen.

An Luiſe von Imhof.

(Mit einem Roſenſtock.)

Eine Roſe, ſüße Jungfrau, dir,
In der Knoſpe nach dem Licht ſich ſehnend.
Ach! wie viel in kindlicher Begier
Von dem künft'gen Sonnenleben wähnend!
Von dem Lüftchen, das ſie küſſen ſoll,
Von dem Thau, der ihre Schönheit letzet,
Von dem Herzen, das empſindungsvoll
An dem zarten Gleichniß ſich ergetzet.

Holde Blume, wird den ſüßen Traum
Je die goldne Sonne dir entbinden?
Wird dein Buſen in dem weiten Raum
Seiner Sehnſucht ſüße Liebe finden?
Wird das Lüftchen mit dem leichten Spiel,
Wird der Thau mit ſeinem zarten Leben,
Wird ein menſchlich Weſen voll Gefühl
Dir ein Bild des frommen Wahnes geben?

Frage! Ach! die Antwort bleibet aus.
Was du ſuchſt, iſt draußen nie zu finden.
Oeffne nie der ſüßen Träume Haus,
Für dein Lüftchen zitterſt du in Winden,
Für den Thau kommt wilder Hagelſturm,
Deine Schönheit flattert hin mit Beben,
Oder ſchlimmer zehrt ein Todeswurm
Ueppig langſam auf dein ſüßes Leben.

Holde Jungfrau, ſieh dein eignes Bild,
Zartes Gleichniß deines zarten Lebens;
In der Freiheit draußen ſtürmt es wild,
Glück und Ruhe haſcheſt du vergebens.
Selbſt die Hoffnung, die ſo gerne weilt
Vor des frommen Herzens reinem Spiegel,
Rauſcht mit jener, die auf Kugeln eilt,
Mit Fortunen fort auf gleichem Flügel.

Selig du, die in des Buſens Haus,
In das ſichre, ſich zuſammendränget!
Wolle nie aus dieſem Schrein heraus,
Den der Iſisſchleier mild verhänget,
Reiße nie die zarte Hülle durch,
Götterleben liegt in ihren Falten,
Und der Uraniden goldne Burg
Wimmelt nicht von ſeligern Gewalten.

Hier gebeut allmächtiges Geſetz,
Wodurch Sonnen rollen, Blumen blühen,
Und der Eitlen kindiſches Geſchwätz,
Ihre blanken Flitter, blanken Mühen,
Ihre Jubel, ihre bunte Luſt,
All die Nichtigkeit der nicht'gen Seelen
Rauſchen machtlos hin an einer Bruſt,
Welche Engel gern zur Heimat wählen.

Nie wird's Frieden in dem Lebensſtreit,
In der Wogen brandendem Gebrauſe,

Friede wohnet und Glückſeligkeit
In des Herzens friedlicher Karthauſe,
Himmliſch wandeln dort im Götterwahn
Herrliche Geſtalten, ſüße Töne:
Was der Fromme hofft, wird er empfahn.
Wer es glaubt, der ſindet auch das Schöne.

An Lili.

Es wächſt ein Blümlein Beſcheidenheit,
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid,
Wer ſolches Blümlein ſich friſch erhält,
Dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das Demuth heißt,
Als Schmuck der Mägdelein hoch gepreiſt,
Die Englein, ſingend an Gottes Thron,
Es trag'n als Demant in goldner Kron.

Ein drittes Blümlein, wo dieſe zwei
Nur ſtehen, immer iſt dicht dabei,
Heißt Unſchuld, ſiehet gar freundlich aus,
Das ſchönſte Blümchen im Frühlingsſtrauß.

So pflege, Mägdlein, der Blümlein drei
Mit frommer Sorge und ſtiller Treu;
Denn wer ſie wahret, wird nimmer alt,
Er trägt die himmliſche Wohlgeſtalt.

Lied für den Wirth.

(An O. M. Munck.)

Wer klingt der erſte beim fröhlichen Mahle?
Welcher der Götter? Sage mir an!
Bacchus beginnet im himmliſchen Saale,
Bacchus beginnet die Freude auf Erden,
Soll etwas Kühnes und Herrliches werden,
Er führet an.

Welchem der Götter zum Herrſcher der Reben
Oder Göttinnen ertönt der Geſang?
Cypris, die Leuchte im irdiſchen Leben,
Cypris, die Spenderin ſüßeſter Wonnen,
Sing' ich, ſo lange mir kreiſet der Sonnen
Wechſelnder Gang.

Wer iſt der dritte nach ſeligen Göttern?
Wer wird nach Bacchus und Venus gepreiſt?
Freundſchaft, die Stütze in brauſenden Wettern,
Freundſchaft, die Stärke der Tapfern und Guten,
Freundſchaft, die reinſte der himmliſchen Gluthen,
Preiſe ich meiſt.

Wer klingt der vierte beim fröhlichen Mahle?
Wem wird das Letzte und Beſte zu Theil?
Hebet euch, Freunde, und ſchwingt die Pokale!
Auf mit dem Herzen, wer redlich es meinet!
Heil ihm, wer Freunde und Freuden vereinet!
Dreifaches Heil!

Romanze.

Saß ein Vögelein im Leide
Und ſein Herzchen war ihm ſchwer,
Lenz gekommen war in Freude,
Bäum' und Blumen blühten ſehr.
Fliege, Vöglein, fliege ſchnelle!
Alle Gäſte ſind ſchon hier,
Und beſetzt iſt jede Stelle
Süßer Luſt und ſüßer Zier.

Wohin ſoll ich Armer fliegen?
Mag nicht in den Sträuchen gehn,
Bei den Roſen iſt Vergnügen,
Bei den Lilien weiß und ſchön;
Doch ſchon trägt die ſüße Roſe
Einen ſtärkern Freund als mich,
In der Lilie weichem Schooße
Wiegt ſchon ein Beglückter ſich.

Von den Blumen, von den Bäumen
Fliegt das Vöglein traurig weg,
Nimmt zu hohen Himmelsräumen
Durch die Wolken ſeinen Weg.

Wohnet dort mit ſeinem Triebe
In der höchſten Luſt allein:
Denn glückſelig iſt die Liebe
Durch den eignen Wiederſchein.

Laſs klingen!

Ich ſinge ein Liedel, Juchheiſſa! Juchhei!
Es ſäuſeln die Lüfte, es locket der Mai,
Die Quellen ſie rieſeln mit luſtigem Klang,
Die Büſche ſie ſpielen und flöten Geſang.

O liebliche Roſen! o Lilien weiß!
O dürfte ich ſingen die Luſt, die ich weiß!
O dürfte ich klagen, was ſüß und was weh
Im Buſen ſich regt, das ich ſelbſt nicht verſteh'!

Vergebliche Sorge, du ſchelmiſches Kind!
Du haſcheſt das Lüftchen, du feſſelſt den Wind,
Du zähleſt die Blätter im Frühlingsgebüſch.
Du trägeſt in Reyen die Weine zu Tiſch.

Laß klingen, was klinget, laß wehen, was weht,
Du weißt nicht, von wannen, wohin daß es geht.
Der Vogel muß ſingen, das Lüftchen muß wehn;
Doch frage nicht, ob ſie die Klänge verſtehn.

Ballade.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldnen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeuglein.
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſtehet, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Chorgebet.

Herrſcher der Dinge,
Selige Götter,
Deutet der Menſchen
Klügeln euch je?
Feuriger Schwinge
Führet das Wetter
Schmetternd zur Erde,
Stiftend das Weh.

Und von dem Tage
Flüchtet der Schimmer
Und von den Nächten
Flüchtet der Schlaf:
Denn von dem Schlage
Hebt ſich nimmer,
Wen es mit Blitzen
Schrecklicher traf.

Bringet ihr wieder
Freundliche Sonnen,
Wandelt das Glück auch
Luſtig darein.

Locken und Lieder,
Reigen und Wonnen,
Blühet das Leben
Lieblich im Schein;

Und von den Blitzen
Und von dem Wehe
Rollender Wolken
Klingt es nicht mehr;
Leuchtenden Sitzen
Himmliſcher Höhe
Gleicht ſich in Wonne
Irdiſches Herz.

Selige Götter,
Richtet mit Gnade,
Richtet der Menſchen
Flüchtig Geſchlecht.
Geht ihr im Wetter
Donnernde Pfade,
Träufelt ihr Segen,
Eu'r iſt das Recht.

Denn was im Staube
Wächſet und gehet,
Fliehet wie Sand im
Winde dahin.
Und gleich dem Laube,
Welches verwehet,
Wechſelt der Menſchen
Schickſal und Sinn.

Darum beſcheiden
Sollen ſie treten
Unter des Himmels
Leuchtenden Saal,
Blühend in Freuden
Sollen ſie beten,
Daß ſie nicht treffe
Freſſender Stral.

'S wechſelt die Welle
Unten nach oben,
Spielet den Schwimmer
Auf und hinab;
Heut iſt ſie helle,
Heut iſt er oben,
Morgen ſie reißt ihn
Brauſend ins Grab.

◆

Gebet an die Liebe.

Blitzesſchnelle, Adlerſchwinge
Däucht der Liebe Macht geringe;
Große Mutter aller Dinge,
Gerne trag' ich deine Schuld,
Gerne will ich alles leiden,
Deine Schmerzen, deine Freuden,
Denn du miſcheſt mild zu beiden
Unausſprechlich ſüße Huld.

Erinnerung an Pſychidion.

Was blickſt du ſehnend ſo zurück!
Der Tag er geht geſchwind,
Und Menſchenleben, Menſchenglück
Verwehet gleich dem Wind.

Doch wann die Zeit vergangen iſt
Und die Erinnrung kömmt,
Wie alles dann ſo freundlich iſt,
Was nun das Herz beklemmt.

Wie alles dann ſo lieb und hold
Von ferne wiederſcheint!
Gleichwie der Mond am Himmel rollt,
Der Nächte ſtiller Freund.

Drück' an die Bruſt den lieben Traum,
Das ſüße Kinderſpiel,
Für Freud' und Leid iſt weiter Raum
Im Herzen voll Gefühl.

Schlachtgeſang.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen,
Auf! Männer, auf! und ſchlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen,
Die Freiheit ſoll die Looſung ſeyn!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Die Arme müſſen ſich erſtraffen,
Und ſtählern alle Brüſte ſeyn,
Voll Kraft und Muth und Grimm der Leuen,
Bis wieder ſtrömt in deutſchen Treuen
Der deutſche Strom, der deutſche Rhein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit dem wälſchen Affen!
Das alte Land ſoll unſer ſeyn!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen,
Komm, Hölle, thu den Abgrund auf!
Heut ſchicken viele tauſend Gäſte
Wir hin zum düſtern Satansneſte,
Heut hört die lange Schande auf.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen —
Weht, Fahnen, weht! Trompeten klingt!
In deutſcher Treue alle Brüder!
Hinein! es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hauſe bringt.

Der Mutter Wiegenlied.

Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Die weißen Lämmer ſchlafen all,
Die Vöglein nicken auf dem Zweig
Und ſchließen ihre Aeuglein gleich.
Schließ' auch du die Aeuglein zu!
Suſuſu! Suſuſuſu!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Die bunten Blümlein ſchlafen all,
Das Röslein roth, die Lilie weiß,
Das Veilchen und der Ehrenpreis.
Blümlein fein das biſt auch du.
Suſuſu! Suſuſuſu!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Die weißen Englein wachen all,
Die Wiegen heißen ihr Gebiet,
Sie ſingen dir ein himmliſch Lied,
Sie ſingen dir die ſüße Ruh.
Suſuſu! Suſuſuſu!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Schlafe, Kindlein hübſch und fein!
Du biſt noch gleich den Engelein,
Den Blümlein fromm, den Vöglein bunt.
Drum ſing' ich froh zu jeder Stund'
Mit hellem Mutterliebesſchall,
Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Klinglied.

Den tiefen Ernſt des Lebens zu verkünden
Gab uns der Herr allmächtige Geſchichten!
Die Vorwelt einzig darf die Nachwelt richten,
Die Gegenwart tappt taumelnd fort mit Blinden.

Nie mag den Weg zum Sternenlande finden,
Wer nicht, wann Wolken ſich für Donner dichten,
Auf Blitzen wagt dahin den Flug zu richten,
Wo Tod und Leben in einander ſchwinden.

Drum ſtrebe, Muth, zum alten Götterhügel,
Dem ſtralenden der Sonnen, welche gingen,
Dem dämmernden der Sonnen, welche kommen.

Dort ſteht mein Bild im ungetrübten Spiegel,
Dort tragen mich der Muſe Aetherſchwingen
Empor ins Land der Tapfern und der Frommen.

Blumengruſs an L. B.

Die letzten Kinder der Sommerau
Standen wir Kleinen, uns fehlte der Thau,
Uns fehlte der freundliche Sonnenſtral,
Und auch das linde Lüftchen zumal.

Da kommt ein ſinnender Wandersmann
Und pflückt uns und redet uns freundlich an,
Verſpricht uns Freude in fernem Land
Und ſüße Pflege von Herz und Hand.

So kommen wir, holde Frau, zu dir,
Erbleicht und verwelkt und ohne Zier;
Doch trägeſt im Herzen du Liebe rein,
So wird es uns wieder lebendig ſeyn.

Denn Blumenleben iſt Liebe nur,
Die Sterne ſchmücken uns auf der Flur,
Das bunte Röckchen iſt Sonnenkleid,
Das Weiß haben Engel herabgeſchneit.

Und rührt ein liebendes Herz uns an,
Wie iſt uns ſelig im Sterben dann!
So nimm uns, Liebling, und birg uns ſchön,
Bis unſre Schweſterchen auferſtehn.

Wunſch.

Würdet ihr zu Nachtigallen,
Kleine leichte muntre Lieder,
Flöget zärtlich hin und wieder,
Könntet ſchmeicheln und gefallen,
O dann würde wohl der Schönen
Bald das hohe Herz verſinken:
Denn wie grauſam, nicht zu trinken
Süßen Rauſch aus ſolchen Tönen!

Würdet ihr, o Blicke, Sterne,
Ihr, o Augen, Himmelslichter,
Zögt ihr alle Angeſichter,
Käm' auch ſie zum Glanze gerne;
Und, vom Schimmer erſt befangen,
Von des Lichts allmächt'gem Triebe,
Zündete die Bruſt die Liebe
Und die Liebe das Verlangen.

Würdet ihr, o Seufzer ſtille,
Zähren heiße, zarte Blätter,
Blumen, wie das Maienwetter
Sie hervorlockt in der Fülle,
Ginge ſie wohl auch zu pflücken,
Was die Jugend freundlich ladet,
Und in Lenz und Luſt gebadet
Fänd' und gäbe ſie Entzücken.

Thränen, Seufzer, Lieder, Worte,
Vögel, Blumen, Himmelsſterne,
Geiſter alle nah und ferne,
Helft mir, öffnet mir die Pforte
Zu dem grauſam ſtrengen Herzen,
Oder ſchier muß ich vergehen:
Denn von ſolcher Schönheit wehen
Feuerwonnen, Feuerſchmerzen.

Klinglieder.

1.

Ein Räthſel tritt das Heilige ins Leben,
Ein Räthſel wohnt es in des Buſens Gründen,
Es wandelt, wo die Blitze Wolken zünden,
Geahndet kaum dahin im leiſen Schweben.

Daß wir die Herzen und die Händ' erheben
Und Unſichtbares brünſtiglich verkünden,
Muß alles, was wir irdiſch ſehn, verſchwinden:
Im freiſten Tode blühet freiſtes Leben.

So fahre hin, du Nichts, du dünner Schemen,
Der Leben heißt, und laß die hohen Bilder
Der ew'gen Liebe auf mit Göttern ſteigen!

Dich, Braut der Engel, will ich mit mir nehmen
Im Himmelfluge, denn du leuchteſt milder
An Ruh und Glanz als alle Stern' im Reigen.

2.

Woher, du ſüßes Bild, aus Licht gewoben,
Um das die Schönheit fließet, wie die Sterne
Umfließen jene Burg der blauen Ferne,
Wo Gott die Myriaden Geiſter loben?

Haſt du hieher, mein Engel, dich erhoben,
Daß ich den Himmel ſchon auf Erden lerne,
Demüthig lieb' und hoff' und dulde gerne,
Das heiße Herz ſehnſüchtig ſtets nach oben?

Du winkeſt mild, wie Himmelliebe winket,
Und weiſeſt auf die ewig hellen Kerzen
Dort oben, auf die bunten Blumen unten;

Und wie du, Süße, lächelſt, ſinkt und ſinket
Wie Sterne zu dem Meer ein Licht zum Herzen,
Und in Entzückung iſt das Leid verſchwunden.

* * *

Der Wandrer und die Blume.

Ging einſt ein Wandrer im Thale
Und ſah ein Blümlein ſtehn
Im Frühlingsſonnenſtrale
Demüthig, fromm und ſchön;
Mit Augen, wie Kinder ſehen,
Sah's in die Welt hinein,
Der Wandrer mogte nicht gehen,
Mußt' immer beim Blümchen ſeyn.

Er grüßt' es Abend und Morgen,
Er grüßt' es in ſtiller Nacht,
Und gab mit zärtlichen Sorgen
Nur auf das Blümlein Acht,
Er trug aus Bächen und Quellen
Ihm kühlende Labung zu;
Seine Thräne floß in die Wellen,
Doch trug er im Herzen Ruh.

Nun iſt der Winter gekommen,
Der Wandrer ſtehet ſo fern,
Er blickt zur Heimath der Frommen
Nach manchem freundlichen Stern,

Sein Auge dämmert in Thränen —
Wohin, o Wandrer? wohin?
Der Himmel ſtillet kein Sehnen,
Doch ſehnt ſich Liebe dahin.

O Liebe, ſprudelnder Bronnen,
Der wallet von Tiefe zur Höh!
Wie haſt du glühende Wonnen!
Wie haſt du frierendes Weh!
Es ſind der Wanderer viele,
Die ſehnend zu Sternen ſchaun,
Wem mögen ſie ſchönſte Gefühle
Als ſeligen Göttern vertraun?

O Liebe, alle die Lichter,
Viel tauſend und tauſend Mal,
Und alle die Kindergeſichter,
Die leuchten als Blumen im Thal,
Sie winken zu dir, ſie rannen
Als Tropfen von dir einſt aus;
Sie wollen wiederum dannen
Ins alte himmliſche Haus.

* * *

Troſt.

Was ſtürmſt du, Herz, und biſt ſo wild?
Iſt nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch
Der lebet und regieret noch.

Der alte Gott, der ſtarke Held,
Der Erd und Himmel hingeſtellt,
Der ſchilt des Sturmes wilde Wuth
Und ruft dem Meer: hier ſtehe, Fluth!

Zog er dir nicht die Rüſtung an,
Die kühn mit Geiſtern ringen kann?
Haucht' er dir nicht die Sehnſucht ein,
Des hohen Stolzes edle Pein?

Leid frißt das Herz und frißt den Muth,
Denk', dieſe Welt und du ſeyſt gut;
Leid löſcht die Kraft und den Verſtand,
Die Freud' iſt Gottes Feuerbrand.

Leid iſt der blanken Waffen Roſt,
Die Freude hoher Seelen Moſt;
Leid ſchleicht im Finſtern wie ein Dieb,
Der Freude iſt die Sonne lieb.

Drum hell den Blick und friſch die Hand!
Und ſchwinge Gottes Feuerbrand!
Berauſche dich in edlem Wein!
Und wandle froh im Sonnenſchein!

Und wenn auch Sturm die Woge treibt,
Der Pfad vom blut'gen Staube ſtäubt,
Hinein! und kommſt du nicht heraus,
Wiſſ' hier und dort iſt Gottes Haus.

Scherz.

Heiſſa! ihr luſtigen Vögel!
Spannet die Flügel als Segel!
Leben und Freude ſind Wind!
Spielet, und ſchlaget die Schwingen!
Denn was die Stunden uns bringen
Iſt Wind, iſt Wind, iſt Wind.

Amor er weiß es, der Kleine,
Flattert durch Büſche und Haine,
Flattert um Hütt' und Pallaſt,
Wählet ſich täglich das Neue,
Rufet dann fliehend: die Treue
Iſt Laſt, iſt Laſt, iſt Laſt.

Schelme ſind Vögel, ſie wandern
Luſtig von einem zum andern,
Sitzen auf Einem thut weh;
Wiegend die fröhlichen Schwingen
Recken ſie ſchalkiſch und klingen:
Ade! Ade! Ade!

Männerglück.

(An Wolf Grafen von Baudiſſin.)

Was iſt herrlichſter Klang? iſt's droben
Auf des Donnerers Stühlen ſitzen,
Und, von wolkiger Nacht umwoben,
Rings aus rollenden Wettern blitzen?
Brauſend in Hagelſchauern und Regen
Niederſenden Schrecken und Segen?
Iſt es der Klang?

Nein, wo Schwerdter auf Schwerdtern klingen,
Fahnen rauſchen und Kugeln ziſchen,
Männer blutig mit Männern ringen,
Tod und Sieg ſich ſtäubend vermiſchen;
Dort, wann Trommeln, Pfeifen erſchallen,
Für das geliebte Vaterland fallen,
Das iſt der Klang.

Aber lieblich auch klingt der Reigen,
Den die Göttin des Reizes führet,
Die mit Flöten und ſüßen Geigen
Schön die Feſte der Menſchen zieret,
Bacchus und Phöbus folgen der Holden,
Friede bewohnt die Häuſer und golden
Winket die Ruh.

Selig, welchem die droben walten
Beides geben in gleicher Maaßen!
Denn wo Friede und Krieg ſich ſpalten,
Oeffnet Unheil die breiten Straßen.
Fertig zum Schwerdtertanze, zur Leyer,
Haltet des Lebens würdige Feier,
Männer des Kampfs!

An Pſychidion.

Pſyche Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vöglein mit den goldnen Flügeln,
Locket der Lenz dich wieder in die Freude?
Lockt dich die Liebe?

Locket dich mehr als Lenz und mehr als Liebe,
Wie ſie im Staub des Erdenthals gehört wird,
Lockt dich die Sehnſucht wieder zu der Heimat
Sel'gen Geſpielen?

Hin, wo das Heilig tönt um den, der war, iſt,
Seyn wird, deß Name Liebe klingt und Freude,
Welcher die Seelen ausgoß aus der Urne,
Ausgoß die Sterne?

Laß ſie dich locken, laß die Engelflügel
Klingen zum Aether, alter Götterheimat,
Daß du uns unten das von oben deuteſt,
Himmliſche Träume;

Daß du uns lehrſt, warum die Demuth droben,
Lieblingin Gottes, herrſcht vor hohen Thronen,
Was in der Unſchuld ſchweigt und was in holder
Schaam ſich verhüllet.

Aber fliege nicht von uns, ſüßer Vogel!
Komm zu der Erde grünen Fluren wieder,
Damit auch wir was auf den Sternen wandelt
Hoffen und ſehnen.

Auf dem Rugard.

(An Charlotte von Kathen.)

Wohin, du freundlicher Strahl?
Wohin lockt dein Frühlicht?
Wohin, dämmernder Morgen,
Spielet dein wechſelnder Schein?
Berge ſteigen unter der Bergſicht',
Waldigte Hügel ſteigen
Duftig an dem Geſtade des Meers auf,
Wo ich als Knabe geſpielt.
Und es ſchwellet mit Sehnſucht
Leuchtende Augen,
Und es flüſtert ſüße Erinn'rung
Künftige Freuden
Mir ins lauſchende Ohr:
Thor, wohin mit der Unruh?
Kennſt du der Ferne
Gaukliſch äffendes Ziel nicht?
Weißt du nicht, was am Pallaſt
Goldenen Trug ſpinnt?
Nicht, was an Thronen
Schüttelt mit blut'gem Verrath?
Hier eine Hütte,
Wo die liebliche Thalflucht
Gegen den ſüdlichen See

Abſchickt, wo an dem Waldberg
Nachtigalllieder der Frühling weckt;
Und ein Feldchen, an deſſen
Fernſter Gränze dein Weib dir
Von der Schwelle rufet: Spann' aus nun!
Denn das Mahl iſt bereit.

Aber ſiehe! die Nebel
Sinken hin vor der höheren Sonne —
Schaue, wie fliegen
Wandernde Maſten
Hin durch die Fluth!
Taumelnde Berghöhn
Wandeln mit ihnen,
Schimmernde Thürme
Stattlicher Städte
Fließen und tanzen
Jenſeits im Blauen,
Und die Bewegung
Mächtigen Lebens
Brauſet auch mir in die
Flügel der Seele,
Lüftet des Buſens
Schwellende Segel.

Fahr wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr wohl!
Und weide in Freuden
Hinfort ein glücklich Geſchlecht!

Ich mag nicht bleiben,
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch ſtellt ſich
Blinkender Rüſtung
Rieſengeſtalt mir:
Arbeit bei Menſchen
Heißt ſie, den Göttern
Klingt ſie Minerva.
Drum muß ich hinnen;
Wo ſich die Länder
Hängen an Länder,
Wo ſich die Kämpfe
Drängender miſchen,
Da ſteht mein Leben,
Stille, fahr wohl!

An den General Grafen Philipp Schwerin.

Schwerdter ſollen helfen, meinſt du Stolzer?
Schwerdter? Was am Schwerdte blinkt, zerhieb
Oft das Größte; was nicht Tugend ſchärfte,
Schändet im Eiſen.

Leuen löſe, Tigerrachen öffne!
Laß die Schlangen ziſchen! Schlangengift,
Katzenbosheit reicht nicht an des Gräuels
Blutige Spitze.

O des Gräuels, wann die ſchwarzſt Schande
Ihren Schmutz ergießt, daß aller Klang
Hoher Worte, aller Klang des Buſens
Zürnend verſtummet!

Schau umher, wo findeſt du die Männer,
Die ſo laut, als nach der Mutter Bruſt
Schreit das Kind, die Zeit ruft? Du erblaſſeſt:
Schweigen giebt Antwort.

Werde blaſſer noch! Wo ſind die Träume,
Die auch dich bethörten, dies Geſchlecht
Könne frei ſeyn, wolle frei ſeyn, Gecken
Fühlen, was Mann iſt.

Ha! du fühlſt ihn, trägſt die hohen Bilder
In dem friſchen Schritt, im friſchern Ton,
In des Auges Zorn und in der Locken
Fliegendem Wehen.

Auf denn! Lüge wird nicht freien Brüſten,
Was die Zeit verſchreit; das Deine bleibt
Gottgeboren: ſtehe denn ein Gleichniß
Edlerer Väter!

Steh' olympiſch hell im Sonnenſchimmer,
Wann es unten nachtet! ſey dir gleich!
Denn olympiſch wird der Tag erſtehen,
Deſſen wir hoffen.

Her die Hand! und muthig laß uns ringen!
Gottes Krieger! auch des Wortes Stal
Sprühet Blitze, hauet Schwerdteshiebe
Schartig auf Schande.

Gottes Krieger ſind wir, Feuertaufe
Hieß der Styx, worein man uns getaucht;
Durch die ſchwerſte Arbeit zu den Sternen
Sollen wir ſtreben.

Flammen zeugen Flammen, Seelen Seelen,
Wort zeugt Wort, und That treibt That — ſo brauſt
Männertugend voller Strom der Zukunft
Leuchtend entgegen.

Die Tauben.

Freundliche Vögel, o ſeyd gegrüßt mir, flatternde Tauben!
Einſt das Spiel meines Tags, jetzt das Spiel meiner Nacht,
Seyd mir gegrüßt! ihr bringt mir immer ſo liebe Geſellſchaft,
Wann mir der Schlaf auf's Bett ſchleicht mit dem ſeligen Traum.
Dann kommt mit zu dem Spiel die frommſte zärtlichſte Mutter:
Kindiſch tändeln wir faſt, Tauben und Mutter und Sohn.
Alſo will es der Gott, der Erſtes und Letztes verbindet,
Der in dem Herzen geheim Himmel und Erde verflicht.
Denn in der wimmelnden Schaar der Kindheitbilder als erſtes
Führt die Erinnerung ſtets luſtiges Taubenſpiel auf,
Stellet das Haus mir hin, den Garten, die Blumen, die Vögel,
Alles im dämmernden Schein, wie es die Kindheit geliebt.
Schneeweiß flattern die Kleinen noch auf und ſchneeweiß die Alten
Durch die Raute herein, welche zum Kämmerchen führt;
Mütterchen ſtreut noch das Korn, das Büblein klatſcht in die Hände;
Auch das Neſt im Kamin ſeh ich wie damals noch heut.
Seyd mir darum geliebt, ihr weißen freundlichen Boten
Aus der vergangenen Zeit, Boten vom Himmel geliebt!
Lehren will ich die Liebe dem Sohn, er lehre den Söhnen,
Daß noch das Enkelgeſchlecht ehre des Vaters Gebot.

Die Lerche.

Als man das achte Jahr zu achtzehnhundert nach Chriſti
Unſeres Herrn Geburt zählte, zur Zeit, wo der Klang
Gehet der Sicheln ins Feld, da lag ich einſamen Schlummers
Fern in dem Lande, wo Jo klinget zugleich mit dem Ja.
Da ward öfters der Fremdling beſucht von Träumen von jenſeits
Her des Waſſers von dem, was über Länder und Meer
Träget der Ruf, und von dem, was Liebe innigſt im Herzen
Von den Geliebten ſo ſüß, ſüßer vom Vaterland ſpinnt.
Einſt als der Mond mit dem lieblichen Stral ſchon bleicher und tiefer
Funkelte, ſchon ein Stern hinter dem andern erloſch,
Schlug es mit rauſchenden Flügeln faſt hart ans Fenſter und rief mir:
Mache gleich auf! es iſt kalt, auch iſt der Falke nicht weit.
Ich aus dem Bett, und öffne das Fenſter, da flattert ein Vöglein
Schwirrend mir dicht in den Schooß, zitternd und wimmernd und naß.
Und ich ſehe das Vögelein an, da iſt es die Lerche,
Und ich denke bei mir: Vöglein, wo flatterſt du her?
Und es ſieht ſo bedeutend mich an, halb menſchlichen Blickes,
Spricht dann: kennſt du mich nicht? kennſt du den Vater nicht mehr?

Habe mich auch recht lieb und hege mich warm in dem Buſen
Fern iſt der Weg, den ich flog, fern, den ich fliegen noch muß.
Und es fiel mir aufs Herz, es ſchoſſen mir ſchwere Gedanken
Hin durch die Seele und heiß floß aus den Augen ein Strom.
Wimmerndes Vöglein, du kamſt ein Bote der Sehnſucht und Treue:
Alſo findet der Geiſt Boten der Liebe dem Geiſt;
Denn mein Vater verließ die irdiſche Heimat und grüßte
Wandelnd die himmliſche Fahrt noch den Entfernten durch dich.
O er war dir ja gleich an fröhlichen Liedern und Freuden,
Liebte das glückliche Land, liebte die Felder wie du.
Heil dir, Herold des Himmels! und Heil dem frommen Geſchlechte,
Das in den Furchen ſein Neſt baut und die Halmen bewohnt!
Friede ſoll ewig beſtehn den ſpäteſten Enkeln von beiden!
Und es verdorre die Hand meines Geſchlechts, die den Tod
Schickt auf die Deinen mit Blei und Schlingen ſtellet und Netze,
Oder mit diebiſcher Luſt fährt auf die piepende Brut!

Der Stromgeiger auf Starkoddurs Grabe[*]).

Der Mond iſt aufgegangen,
Der Thurm hat zwölf geſchlagen,
Mit hunderttauſend Wagen
Rennt hell das Sterngeſpann,
Da taucht er aus den Fluthen
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß ſtill die Wellen gleiten,
Der alte Geigenmann;
Ihm ſtralt ſein Haar in Gluthen,
Ihm klirrt ein Schwerdt zur Seiten,
Das Geier kämpfend deuten:
Er iſt ein ſtolzer Mann.
Er ſchwingt ſich hoch mit Sauſen
Empor vom Felſenwalle,
Er haut mit lautem Schalle
Das Grab mit blankem Schwerdt,
Und dumpfe Schrecken brauſen
Die ſchwarzen Wellen alle
Aus ſeines Stromes Tiefe,
Wie's aus der Scheide fährt.
Er ruft mit heller Stimme:
Thu auf, Geſell der Jugend!
Mich lüſtet deiner Tugend,
Thu auf dein Felſenbett!

---

*) Strömgigare, Strömkarl heißt er in der nordiſchen Volksſage.

Nicht lang', es tönt im Grimme
Herauf vom harten Steine:
Wer iſt der Schalk, der meine
Ruhſtätte ſtören geht?
Ich lob' ihm, ich erſcheine
Auf leichter Geiſterſchwinge —
Weh ihm, wenn meiner Klinge
Er nicht gerüſtet ſteht!

Drauf klingt der Felſenboden
Gleich einem gläſern Berge,
Der für das Spiel der Zwerge
Um Mitternacht zerſpringt;
Er läßt den hohen Todten
Heraus mit blanken Waffen,
Er ſchwingt den Stal in ſtraffen
Gewalt'gen Fäuſten, welcher
Durch alle Helme dringt;
Es wächſt ihm Haupt und Schulter,
Wie wenn in Mitternächten
Die Wolkengeiſter fechten
Und Zorn vom Himmel klingt.

Laß ab mit mir zu ſtreiten!
Wir ſind ja Waffenbrüder —
Kenn' deinen Ivar wieder!
Kenn' auch dies Falkenſchwerdt!
Dein Zorn macht Helden grauen,
O laß dich freundlich ſchauen,

Starkoddur, kühner Degen!
Du erſter Kämpfer werth!
O gieb mir deine Rechte
Dem alten Streitgenoſſen!
Ich ſang vieltauſend Nächte
Seit deinem langen Schlaf;
Manch Waſſer iſt gefloſſen
Seitdem herab vom Berge,
Als mich vom falſchen Zwerge
Der böſe Zauber traf.
Nun muß ich einſam ſpielen
Dem leichten Nachtgeſindel
Dreihunderttauſend Sommer
Aus tiefem Waſſergrund.
O laß die Hand mich fühlen,
Du Tapfrer und du Frommer!
Thu mir die Liebe kund!
Denn die hier oben weiden
Sind Söhne kleiner Männer,
Nicht kühne Lanzenrenner,
Nicht Reiter auf der See.

Und jener ſchlägt in Freuden
Auf ihn die dunkeln Blicke
Und neiget mild das Eiſen,
Und reicht die Hand ihm hin.
So ſtehen da die beiden
Im kurzen alten Glücke,
Dann tönt es: Ich muß reiſen,
Woher ich kommen bin.

Und plötzlich ſank er wieder
Zurück zum kalten Bette,
Zurück zur finſtern Nacht;
Es ſchloß der Stein ſich wieder,
Mit diamantner Kette
Band ihn der Tod ans Lager,
Daß laut empor es kracht.

Der Geiger ſchlägt die Saiten,
Er ſchlägt die goldnen Töne,
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht;
Und ſüße Thränen gleiten
Den längſt begrabnen Zeiten,
Und in dem grauen Buſen
Blüht alles friſch erwacht.
Da kam der flinke Reigen
Der Elfen aus den Zweigen,
Aus Bergen und aus Quellen,
Und tanzten in der Nacht;
Sie tanzten, bis mit hellen
Geſängen Vögel klangen:
Da war die Zeit vergangen,
Da war das Leid vollbracht.

Zueignung.

(An Charlotte von Kathen.)

Wohin entflieht dem Pöbellärm der Menge
Die ſtille Wehmuth und der tiefe Schmerz?
Wohin entrettet aus dem Weltgedränge
Sein hehres Götterbild das bange Herz?
Wo weitert ſich des Lebens düſtre Enge
Zur Himmelsbahn und ſchwingt ſich himmelwärts?
Bei euch, Kronions Töchter, keuſche Muſen,
Find't ſüße Labung jeder wunde Buſen.

Vergänglich ſtämpelt Menſchenangeſichter,
Was irdiſch zu dem Trieb der Erde zieht,
Doch droben gehn die ewig hellen Lichter,
Bei welchen Wonne überſchwänglich blüht;
Zu ihrem Glanz entflieht der fromme Dichter,
Aus Wolken tönt er hoch ſein kühnſtes Lied,
Prophetiſch gleich des Raben Klang und Schwingen
Hört man's von Sternen zu der Erde klingen.

Doch ſchreitet Gott nicht bloß im Blitz und Wetter,
Wird im Vulkan allein, im Sturm nicht kund,
Auch Veilchen haben Stimmen, auch die Blätter
Der Lilie melden ihn mit ſüßem Mund,

Des Zephyrs Säuſeln und das Waldgeſchmetter
Verkündet auch den großen Geiſterbund:
So muß uns aus dem Zarten und dem Kleinen
Der Eine Größte herrlich wiederſcheinen.

Wie Blumen ſtreut er aus die zarten Seelen,
Demüthig kindlich in ſich ſelbſt verhüllt,
Im holden Schweigen müſſen ſie erzählen,
Was durch die Bruſt des Weltenalles quillt:
So ſchuf er des Geſanges Philomelen,
Er ſchuf das ſtille, keuſche Frauenbild,
Das Heiligthum des Helden und des Dichters,
Den Spiegel unſers innern Herzenrichters.

Ihm ſelber wollt' im Buſen edler Frauen,
In dieſem Himmel heiter rein und klar,
Er unſichtbaren Tempeldienſt erbauen
Für das, was iſt, was ſeyn wird und was war;
Daß wir auf das, was nie vergeht, vertrauen,
Lockt ſüße Liebe tief und wunderbar,
In ſtummer Wonne und in heißen Thränen
Faßt uns der Muth der Götter und ihr Sehnen.

Ich hatt' es einſt, in meiner Jugend Tagen
Erſchien es mir im leiſen Morgentraum —
Von Himmelſchöne darf kein Ird'ſcher ſagen —
Von oben kam's und ging zum Sonnenraum,
Und all mein Wähnen, all mein Thun und Wagen
Umſchien hinfort ein lichter Aetherſaum,

Und wollten Trug und Thorheit mich umfaſſen,
Es blitzte auf, ſie mußten gleich mich laſſen.

Ich hab' es noch — erklinget, ſtolze Saiten! —
Ich hab' es noch, es weicht nicht mehr von mir,
Als bunter Traum, als ernſtes Bild der Zeiten,
Als Wahrheit und als Dichtung folgt es mir,
Steht mir im Krieg und Aufruhr treu zur Seiten,
Iſt in der Luſt des Reigens meine Zier,
Geknüpft zugleich an Sonnen und an Erden,
Daß wir zum Licht vom Staub erlöſet werden.

Die wilde Kraft verfliegt im wilden Treiben,
Durch Eiſen ſtirbt, wer nach dem Eiſen greift,
Stal muß den Stal und Stein den Stein zerreiben,
Ermatten muß, was ohne Ruhe ſchweift;
Das Stille einzig mag beſtändig bleiben,
Was fromm ihm ſelber blüht, ihm ſelber reift:
Ich kenn' es wohl, doch darf ich's laut nicht nennen,
Armſelig ſind, die alles melden können.

Nimm, edles Weib, was dieſe Reime ſingen,
Ir edler Liebe blühte mir Geſang,
Sie trug den Müden oft auf Engelſchwingen
Zum Licht empor, wann unten alles ſank,
Sie liſpelt' öfter ihm von Wunderdingen
Der andern Welt geheimnißvollen Klang.
Sey mir gegrüßt, du lieblich Kind der Frommen!
Und bete, daß die Götter wiederkommen.

Wiegenlied.

Suſuſuſu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Der Gott, der euch erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein;
Er hat die kleinen Kinder gut
Und liebt ſie wunderbar,
Und hält ſie treu in ſichrer Hut
Heut Nacht und immerdar.

Suſuſuſu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
In eurer Unſchuld Paradies
Dringt keine Sorge ein;
Ihr thut wie bunte Blümelein
Des Nachts die Augen zu,
Und ſchlafet, bis der Morgenſchein
Euch wecket aus der Ruh.

Suſuſuſu! wer ſingt ſo ſchön?
Die Englein weiß und rein
Zu'n Füßen und zu'n Häupten ſtehn
Und ſollen Wächter ſeyn:
Die hohen Wächter thun ſo gern,
Was Gott der Vater will,
Und leuchten jeder wie ein Stern;
Dann wird die Welt ſo ſtill.

Und ſtill und züchtig, fromm und rein
Und friſch und licht und klar
Weht's in die zarten Seelen ein,
Erquickt ſie wunderbar;
Auch klingt es oft wie Harfenton,
Wie Geiſterflüſtern drein:
Die Kinder ſind im Himmel ſchon
Beim lichten Sternenſchein.

Suſuſuſu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Gott, der euch heut erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein;
Er hat die kleinen Kinder gut
Und hält ſo treue Wacht,
Daß alles ſanft in Frieden ruht
In ſtiller tiefer Nacht.

Willkommen!

(An Otto Magnus Munck zum Neujahr 1812.)

Willkommen, Freund, am deutſchen Strand!
Willkommen unter deutſchen Eichen!
Willkommen! laß uns Herz und Hand
Zum alten Bunde freundlich reichen!

Willkommen! ſüßer Freudenklang,
Du brauſteſt einſt an Mälarns Strande,
Sirenen tönten drein Geſang
Und Nymphen ſchwammen froh zum Lande;

Die Ulmen tanzten mit uns rund
Und alle Lüfte ſpielten Geigen,
Das ganze blaue Sternenrund
Beriefen wir zu Freudenzeugen.

O ſüße Zeit, wo flohſt du hin?
Wer ſitzet jetzt an jenen Wellen?
Wem ſchattet jetzt der Ulmen Grün,
Wann Sommerſonnen Pfeile ſchnellen?

Wen ladet jetzt der Birkenhain,
Der grauen Eichen dunkles Rauſchen
Zu ſüßen Fantaſien ein,
Wann Geiſter durch die Schatten lauſchen?

O rinnet nur, ihr Thränen, rinnt!
Die Geiſter ziehen mit den Seelen,
Und da, wo keine Herzen ſind,
Weiß die Natur nichts zu erzählen.

So komm, und weihe durch dein Herz
Die fremde Flur zum Vaterlande!
In Leid und Freud, in Luſt und Schmerz
Wir halten feſt die alten Bande.

Es drehet Zeit und Welt ſich um,
Die Menſchen und die Sterne wandern,
Hier blühet kein Elyſium,
Glück rollt von einem fort zum andern.

Nur Eines ſtehet wie ein Berg,
Der nie von ſeiner Stätte rücket,
Das Herz, das nimmer überzwerch
Vom graden Pfad der Ehre blicket.

Das bleibt der ewig feſte Pol,
Um den die kleinen Dinge rollen;
Es wanket alles leicht und hohl,
Steht nicht auf feſtem Grund dein Wollen.

Das Glück, das glatt und ſchlüpfrig rollt,
Tauſcht in Sekunden ſeine Pfade,
Iſt heute dir, mir morgen hold,
Und treibt die Narren rund im Rade.

Laß fliehn, was ſich nicht halten läßt,
Den leichten Schmetterling laß ſchweben,
Und halte nur dich ſelber feſt:
Du hältſt das Schickſal und das Leben.

Willkommen denn zum Neuen Jahr!
Laß uns die Blicke fröhlich heben!
Die Freundſchaft lebe treu und wahr!
Die Freiheit ſoll am höchſten leben!

Die Freiheit iſt der Seelen Stal
Und ritterliche Wehr der Braven,
Die Freien trägt der Sternenſaal,
Der Teufel herrſchet über Sklaven.

Ein freies Wort, ein freier Mann
Iſt hoher Klang für Engelohren;
Wer ſolchen Klang nicht fühlen kann,
Dem ging der Himmel ſchon verloren.

Friſchaus den groſen Wunſch und Klang!
Der ganzen Hölle Trotz geboten!
Dem feigen Laſter Untergang
Und allen Teufeln und Despoten!

Willſt du nur ſehen, was da iſt?
Du ſiehſt, ſo weit die Sonnenpferde
Rundwandeln, Lug und Hinterliſt,
Und Knechte graſen auf der Erde.

Sieh weiter, Freund! uns wird noch ſchön
Der Menſchheit Morgen wieder dämmern,
Die Freiheit kann nicht untergehn,
So lange Schmiede Eiſen hämmern.

Drum Eiſen lebe mehr als Gold!
Und Eiſenmänner ſollen leben,
Die, wie Fortunens Kugel rollt,
Nicht auch ſich ſenken oder heben!

Der Mann.

Brauſet Winde! ſchäume Meer!
Mir im Herzen brauſt es mehr.
Schlage, Unglückswetter, ein!
Muth will trotzig oben ſeyn.

Schwillt die Fluth ins Himmelshaus,
Keine Anker wirft er aus;
Schmettern Blitze höllentief,
Blickt ſein freies Aug nicht ſchief.

Freudig ſchießt er auf Gefahr,
Wie auf Raub der Sonnenaar,
Stürzt mit Wangen friſch und roth
Kühn hinein in tiefſten Tod.

Froh für Recht und Vaterland
Faßt das Eiſen ſeine Hand,
Für das Laſter feig und feil
Wird ſein Mund ein Donnerkeil.

Seine Rüſtung heißet Gott,
Darum iſt die Welt ihm Spott;
Freiheit klingt ſein Feldgeſchrei,
Darum haßt er Tyrannei.

O wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Du, Gefahr, biſt meine Braut,
Treue, du mir angetraut!

O wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Muth, du biſt mir Sonnenſchein,
Muth, du biſt mir edler Wein!

Sonnenſchein behält ſein Licht,
Edle Rebe altet nicht:
So erliſcht nicht kühner Muth,
So erbleicht nicht Heldenblut.

Will die Welt zu Scheitern gehn,
Muth allein bleibt ruhig ſtehn;
Ja fällt ſelbſt der Himmel ein,
Muth wird Gott mit Göttern ſeyn.

* * *

Das Lilienmädchen.

Im Abendſchein im grünen Hain
Da ging ein Mägdlein jung,
So weiß wie Schnee auf Bergeshöh',
So flink wie's Reh im Sprung.

Ein ſüßes Bild gar traut und mild,
Gar lieblich, hold und fein,
War's hier und dort an jedem Ort
Wie's Licht mit ſeinem Schein.

Und hell wie Licht ſein Angeſicht,
Sein Blick ein heller Stern;
Es ging und kam wie Täubchen zahm
Und grüßte nah und fern.

Es ging und kam, und Blümlein nahm
Und ſich ein Kränzel wand;
Dann flog es hin mit leichtem Sinn,
Und winkte mit der Hand.

Und mit dem Wink es jeden fing,
Er ward ihm unterthan,
Von ſüßem Schmerz ſchwoll jedes Herz,
Von ſüßem Himmelswahn.

Ihr Leutchen, wißt, das Mägdlein iſt
Nicht von der Erdenflur,
Sein weißes Kleid ſpricht Engelsfreud'
Und himmliſche Natur.

Sein heller Schein im grünen Hain,
Sein lichter Sternenblick,
Die Segenshand auf uns gewandt
Verkünden Himmelsglück.

Ihr Leutchen, wißt, das Mägdlein iſt
Das Lilienmädchen ſchön;
Sie muß im Hain im Abendſchein
Nach ſüßen Blumen gehn;

Sie muß im Hain im Abendſchein
Nach ſüßer Unſchuld gehn;
Dann ſegnet ſie, dann grüßet ſie
Die Erdenjungfrau ſchön:

Daß ſie den Kranz beim Himmelstanz
Einſt tragen ſie vor Gott,
Daß ſie ſo weiß der Tugend Preis
Bewahren rein von Spott.

O ſüßer Schein im grünen Hain!
O holdes Himmelslicht!
O Lilienmaid, verlaß uns heut,
Verlaß uns nimmer nicht!

Das Marienblümchen.*)

Es blüht ein ſchönes Blümelein,
Das blüht auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Gar lieblich anzuſchauen;
Bald bunt, bald roth, und bald ſchneeweiß,
Iſt es des Lenzes frühſter Preis,
Des Herbſtes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es ſehn,
Die klatſchen in die Hände,
Und ſchmeicheln: Gänſeblümchen ſchön!
O Tauſendſchön ohn' Ende;
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz:
Das ſüße Tauſendſchönchen!

Die holden Jungfraun, die es ſehn,
Sie rufen: ſieh! Zeitloſen!
Sie können nicht vorüber gehn,
Und müſſen mit ihm koſen.
Das Blümlein iſt der Jugend Bild,
Die noch in tauſend Farben ſpielt —
O bunte Blumenjugend!

---

*) Bellis perennis.

Und ſieht es ein verliebtes Herz
Auf grünem Anger prangen,
So fühlt es ſich von ſüßem Schmerz
Und ſüßer Luſt gefangen:
Maaßliebe, ruft es, her zu mir!
Und lehre mich der Jugend Zier
In Freude rein bewahren.

Und ſieht es eine fromme Frau,
Sie nennt's Marienblümchen
Und herzt es: ſchönſtes Kind der Au
Und kleines Gottesmühmchen!
Und betet zu dem Sternenglanz:
Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So ſtill demüthig ſtehen!

So blüht das ſchöne Blümelein,
Das viele Namen träget
Und in der Demuth ſtillem Schein
So hohe Wunder heget.
Du, der das Blümlein ſchön gemacht,
Nimm deine Kindlein all in Acht,
Daß ſie ſo lieblich blühen.

Gott der Hirt.

Es iſt ein Schäfer fromm und gut,
Der treibet goldne Schafe aus,
Er hält ſie wohl in ſichrer Hut,
Und jedes kommt ihm froh zu Haus;
Blau iſt die weite Himmelsweide,
Der Schäfer ſitzt auf höchſter Höh'
Und ſchaut die Weltenenden beide,
Daß ſeiner Schaar kein Leid geſcheh'.

So weidet ſie in Ewigkeit,
Und jedes kennet ſeine Flur
Und weichet keinen Finger breit
Von ſeines Weges feſter Spur;
Man ſieht die einen um die andern
Gar luſtig ohne Anſtoß gehn:
Denn könnten ſie in Irre wandern,
So müßte gleich die Welt vergehn.

Der Heerde Fürſtin Sonne heißt,
Ihr folgt ihr Kind, der güldne Tag,
Der Mond wird als ihr Fürſt gepreiſt,
Daß ſich die Nacht erfreuen mag;
Ihm folgen viele tauſend Lichter
Als ſchnelle Diener hübſch und fein,
Und ziehn die Menſchenangeſichter
Empor mit wunderbarem Schein.

Denn wie mit Gottes Augen blickt
Das ganze Firmament herab,
Und bis ins tiefſte Herz entzückt
Verläßt der Menſch ſein Erdengrab,
Er ſchwingt ſich über Erdenquaalen
Hin, wo der Seraph ſelig fliegt,
Wo aller Tand von Wort und Zahlen,
Wo der Gedanke ſelbſt verſiegt.

Du, der die güldnen Schaaſe treibt,
Du guter treuer frommer Gott,
Was in die Bruſt ſo tief ſich ſchreibt,
Das iſt kein Wahn, das iſt kein Spott:
Ich werde mit der ſel'gen Heerde
Einſt droben luſtig weiden gehn
Und als ein dunkles Bild die Erde
Tief unter mir ſich wälzen ſehn.

Laß denn die güldnen Schaaſe aus,
O Schäſer, laß ſie wieder ein,
Ich ſchaue immer froh hinaus
In deiner Auen hehren Schein,
Und wenn der Mond mit ſeinen Sternen
So lieb auf mich hernieder blinkt,
Dann fühl' ich, wie aus jenen Fernen
Dein Licht mir hin zur Wonne winkt.

An Antonia Amalia Herzogin von Wirtemberg.

Knabe war ich, es drang kein Klang von gewaltigen Dingen
Unter das ſtrohene Dach, welches die Kindheit geſchirmt,
Einfalt wohnte mit mir und ſtille freundliche Sitte,
Frömmigkeit lullte mich ein, Frömmigkeit weckte mich auf,
Liebe führte mich mild durch Büſche Felder und Auen,
Liebe zeigte mir fromm Götter und Sterne zuerſt;
Und es hüteten noch mit mir die Engel des Himmels
Heerden des Vaters im Hain, Heerden am brauſenden Meer,
Kamen als Träume herab, als ſchöne helle Geſichte,
Wie in der älteſten Zeit, ſpielten als Kinder mit mir.
O was ruf' ich zurück in Tagen des Jammers, der Sünde,
O was ruf' ich zurück, Kindheit, dein ſeliges Bild,
Als mein Taubenſchlag noch die fliegendſten Wünſche begränzte,
Als mein Wäldchen mir noch däuchte die weiteſte Welt,
Als die Bibel mein Buch, mein einziges Buch und mein Licht war,
Und dein goldener Mund, Mutter, mein höchſtes Geſetz?
Ach! es rollte ſich bald die Hülle der Unſchuld herunter,
Frühe zeigte ſich mir mit der unendlichen Welt
Auch die unendliche Macht, die hoch über Donnern und Blitzen
Wettert und leuchtet — ich ſah, eiſernes Schickſal, dich früh;
Und ich trug es ſo jung dein unerbittlich Verhängniß,
Trug es im ſchweigenden Ernſt, trug es im trauernden Blick.

Oft ermahnte mich dann mein fröhlicher Vater: ſey fröhlich!
Oefter die Mutter, und ſchalt: Bube, warum ſo allein?
Wenn ich mit Arbeit den Tag, mit bretternem Lager die Nächte
Feierte, ſchüttelten ſie traurig das liebende Haupt;
Denn ſie meinten, es werde der Sohn, ein finſterer Träumer,
Sich und andern die Luſt tödten in künftiger Zeit.
Ich aber ſprach: wer weiß, wozu die Uebung mir frommet?
Ich aber ſprach: wer weiß, was mir das Schickſal beſtimmt?
Leichthin ſprach ich's, doch ſchwer erdrückten mich Laſten der Liebe,
Die nur ein eiſernes Herz, nimmer ein menſchliches trägt:
Abwärts weint' ich allein und traurig, daß ich ſo traurig
Machte, die zärtlich ihr Herz ſenkten in meines hinab.
Jahre, ihr ſeyd nun verrollt, ihr ſchlimmen und trüblichen Jahre,
Lange erleuchtet iſt mir Schickſal und Menſchheit und Gott;
Aber gekommen iſt doch, was frühe den Knaben geahnet,
Arbeit, Noth und Gefahr, Unheil, Zwietracht und Krieg.
Nicht umſonſt warſt du, o Tag voll bitterer Kämpfe,
Nicht vergeblich dein Ernſt, ſtille und denkende Nacht;
Wohl bedurfte der Mann der feſten und ſtählernen Rüſtung,
Welche der Knabe ſich ſchon hart um den Buſen gewölbt.
Freude gabeſt du mir, o Leben, Freude und Liebe,
Du, o reiche Natur, Freude und Segen genug;
Doch die Ahndung hat auch ihr dunkles Verhängniß erfüllet,
Bis auf den heutigen Tag alles mit Strenge erfüllt,
Zeugen mögt ihr mir nun, ihr heiligen Geiſter der Liebe,
Freundlicher Vater, und du, tapfere Mutter, mit ihm,
Zeugen mögt ihr mir nun dort oben im ſternigen Reigen,
Wie ich die Zukunft gefühlt, wie ich das Schickſal gefühlt.

O ihr zeuget mir oft, ihr haucht wie heilige Lichter
Himmliſchen Athem mir ein, göttliche Wonne mir zu.

Tochter Germaniens ſey gegrüßt mir, herrliche Fürſtin!
Nimm den prophetiſchen Klang, nimm das erröthende Herz,
Nimm das verhallende Wort, den flüchtigen Athem der Stunde —
O du biſt menſchlich und fromm — nimm das Menſchliche hin!
Kühnliches höreſt du gern und Tapfres kannſt du ertragen,
Nimmer in banglicher Furcht zaget dein fürſtlicher Sinn,
Ueber den blutigen Staub und über die wilden Getümmel,
Welche der Augenblick tönt, hebt ſich dein freudiger Muth.
Laß ihn fliegen und leuchten und blitzen in heiligen Flammen!
Stolzem Vertrauen drückt gern göttliches Siegel ſich auf. —
Sieh! ich verkünde es dir, ſo wahr mir der Gott in die Seele
Künftiger Tage Geſchick, Deutung der Zukunft gelegt:
Herrliches wirſt du noch ſehn, das heilige Volk der Germanen,
Wieder ein ritterlich Volk, ſtehen gerüſtet mit Kraft;
Herrliches wirſt du noch ſehn, die Heldengeſtalten der Väter
Wieder in Enkeln erblühn, blühn mit dem Scepter und Schwerdt.
Dann wird Freiheit den Erdball umwalten, Gerechtigkeit herrſchen,
Klingen gefürchtet das Wort, blitzen gefürchtet das Schwerdt,
Ueber den blutigen Staub und über die Lüge des Tages
Schweben die Wahrheit, das Recht, glänzende Engel, dahin.

Nimm denn die Wonne dir, nimm die Gewißheit mit liebendem Herzen,
Nimm den herrlichen Wahn, fürſtliche Seele, denn hin!

Selig, welche beſtanden und unbefleckt von der Schande
  Hielten den heiligen Stolz, hielten den gläubigen Sinn!
Gott wird richten und hat gerichtet, der mächtige Walter.
  Klinge prophetiſchet Klang! halle verfliegendes Wort!

An Eliſabeth Alexiewna Kaiſerin von Russland.

Ein Adler flog ich einſt hinein ins Leben,
Ein Adler ſonnenkühn und friſch und jung,
Der ſüße Trieb, den mir der Gott gegeben,
Erregte meiner Flügel muntern Schwung,
Die Erde ſah ich unter mir verſchweben,
Zum Himmel trug mich hoch Begeiſterung,
Aus fernen Welten tönten Wunderklänge
Und alle Sphären ſangen mir Geſänge.

O goldne Zeit! o ſel'ge Himmelshöhen!
O einzig ſchönes Land der Fantaſien!
O hohe Wunder, die ich dort geſehen!
O Blumen, welche überirdiſch blühn!
O Lüfte, welche Engelodem wehen!
O Träume, welche ſelbſt als Engel ziehn,
Als bunte Vögel zu der Zeit des Maien,
Wann alle Kreaturen ſich erfreuen!

O ſüße Fahrt auf deinen Oceanen,
Erhabner Walter, wunderbarer Geiſt,
Wo unermeßlich durch die Sonnenbahnen
Der Feuerſtrom des ew'gen Lebens fleußt,
Wo alle Sinne ſtolz zur Tugend mahnen,
Wo jede Hoffnung hält, was ſie verheißt,
O frommes Ahnen, unergründlich Lieben,
Unendlich Glauben, wo ſeyd ihr geblieben?

Ihr ſeyd dahin, und kehret nimmer wieder,
Nur einmal blühet eure Zauberwelt,
Der ſtolze Wahn ſinkt aus dem Himmel nieder,
Er fühlet nun, wie tief der Gott hier fällt,
Die lahme Schwinge ſtreifet müd' und müder
Am Boden hin, die einſt das Sternenzelt
Mit edler Kühnheit wagte zu durchmeſſen,
Hoch ob Olympen fliegend und Permeſſen.

Das war der Glanz von deiner ew'gen Schöne,
O Tugend, die mein kindlich Herz entzückt?
Das euer Klang, ihr hohen Wundertöne,
Die meine ſtillen Träume oft beglückt?
Das waret ihr, ihr ſtolzen Götterſöhne,
Heroen ihr, mit jedem Glanz geſchmückt?
So jäh warſt du, o Sturz von jenen Höhen,
Wo ich bei Göttern göttlich mich geſehen?

Selbſt du, des Liedes holde Wundergabe,
Selbſt du, der Rede himmliſche Gewalt,
Was mit beſeelten Lippen ſchon der Knabe,
Mit frohem Stammeln ſchon das Kind gelallt,
Apollon, ſelber deine ſüße Gabe
Erſtarret an des Tages Mordgeſtalt,
Wie welche das Meduſenbildniß ſahen
Von Eis und Stein ein kaltes Herz empfahen.

So klingt die Klage, und ſie hat geklungen,
So lange Geiſter hier in Leibern gehn.

Viel tauſendmal haſt du dich rundgeſchwungen,
O Sonne, um der Alpen höchſte Höh'n,
Viel tauſendmal biſt du dem Meer entſprungen —
Doch haſt du Einen Glücklichen geſehn?
Von Millionen Sterblichen nur Einen,
Die deine Stralen liebewarm beſcheinen?

Du kennſt die Wonne der erhabnen Seelen,
Erhabne Frau, du kennſt auch dieſen Klang;
Was Geiſter leiſe Geiſtern nur erzählen,
Das ſpricht in zarten Räthſeln der Geſang;
Er wohnt mit Herrſchern in den Kaiſerſälen,
Er ſpielt mit Hirten an des Hügels Hang,
In tauſend Bildern Farben und Geſtalten
Darf er der Götter Wunderwelt entfalten.

Er flieget leicht der Genius der Zeiten,
Er ſchreitet ſchwer, des Schickſals ernſtes Bild,
Was frei ertönt aus ſeinen goldnen Saiten,
Das hat ſich wahrlich je und je erfüllt;
Er iſt Prophet und kann Orakel deuten,
Wann rein ſein Strom aus der Begeiſtrung quillt,
Ein weißer Schwan erſchwingt er ſein Gefieder
Und ſingt den Himmel zu der Erde nieder.

Nimm dieſen Himmel, nimm die hohe Weihe,
Den Spruch des innern heiligſten Gerichts,
Der Gott der Sterne iſt der Gott der Treue,
Der Gott der Sterne iſt der Gott des Lichts,

Vernimm es, daß ſich deine Seele freue:
Die ſchwarze Schande ſtürzet in ihr Nichts,
Gerechtigkeit wird um den Erdball walten,
Und ſeine Welt wird Gott der Herr erhalten.

Es iſt kein Trug, was edle Seelen ſchwellet,
Was kühne Geiſter denken iſt kein Wahn,
Das Licht, das dir den tiefen Buſen hellet,
Blitzt durch der Götter Bruſt, der Sonnen Bahn;
Die Kraft, die Liſt und Lug und Schande fället,
Wird ihres Glaubens ſchönen Kranz empfahn,
Sie heißet Einfalt Unſchuld Demuth Friede
Und ſchirmt das Glück mit leuchtender Aegide.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwerdt und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der ſpeiſe Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſchen alle Mann für Mann
Für's Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann!
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann!
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen;
Auf! fliege hohes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte ſechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürſteten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Roſſen im Schritt
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott ſegne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblaſſen muß!

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzoſen ſchlagen ſich will;
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus,
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das ſette Land mit franzöſiſchem Blut,
Zweitauſend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf ſtürmten ſie Dömitz, das feſte Haus,
Und jagten die Schelmenfranzoſen hinaus,
Dann zogen ſie luſtig ins Pommerland ein,
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi mehr ſchrein.

Auf Stralſund ſtürmte der reiſige Zug —
O Franzoſen, verſtündet ihr Vogelflug!
O wüchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenſtein weiland verlegen ſich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore ſchlief;
Jetzt liegen ihre Mauren und Thürme tief.

O weh euch Franzoſen! wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel roth!
Die Reiter ſie fühlen das deutſche Blut,
Franzoſen zu tödten das däucht ihnen gut.

O wehe dir, Schill! du tapferer Held!
Was ſind dir für bübiſche Netze geſtellt!
Viele ziehen zu Lande, es ſchleichet vom Meer
Der Däne, die tückiſche Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was ſprengeſt du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was ſchließeſt in Mauren die Tapferkeit ein?
Bei Stralſund da ſollſt du begraben ſeyn.

O Stralſund, du trauriges Straleſund!
In dir geht das tapferſte Herz zu Grund',
Eine Kugel durchbohret das redlichſte Herz,
Und Buben ſie treiben mit Helden Scherz.

Da ſchreiet ein frecher Franzoſenmund:
„Man ſoll ihn begraben wie einen Hund,
„Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
„Schon fütterte Krähen und Raben ſatt.“

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmuſik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie ſchnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein ſchlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngſten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

Da ſchläft nun der fromme, der tapfre Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß geſtellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſeyn.

Denn ſattelt ein Reiter ſein ſchnelles Pferd,
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwerdt,
So rufet er zornig: Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzoſen Euch rächen will.

Das Lied vom Gneiſenau.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Geht's mit dem Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Da donnert's aus Kanonen,
Da ſä't man blaue Bohnen,
Die nimmer Stängel treiben,
Bei Kolberg auf der Au.

Bei Kolberg hat es ſlinken Tanz,
Juchheididei! Juchheididei!
Um Mau'r und Graben, um Wall und Schanz,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Sie tanzen alſo munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz todt getragen,
Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei! Juchheididei!
Um die ſo mancher tanzend fällt?
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wornach die Tänzer tanzen
Auf Kolbergs grüner Au.

Wie heißt ihr ſchöner Bräutigam?
Juchheidibei! Juchheidibei!
Es iſt ein Held vom deutſchen Stamm,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Ein Held von ächten Treuen,
Des ſich die Deutſchen freuen,
Und Gneiſenau klingt ſein Name
Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheidibei! Juchheidibei!
Da tanzt der tapfre Gneiſenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Er tanzt ſo friſch und freudig,
Er tanzt ſo ſcharf und ſchneidig
Franzoſen aus dem Athem
Auf Kolbergs grüner Au.

So ging's auf Kolbergs grüner Au,
Juchheidibei! Juchheidibei!
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Und manchen Franzen haben
Sie nach dem Tanz begraben:
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Kolbergs grüner Au.

Doch als es ſtill wird auf der Au
Vom Juchjuchhei! Juchheidibei!,

Da däucht es ſchlecht dem Gneiſenau,
Er ruft: Ei! ei! ei! ei!
Er haſſet die Franzoſen,
Die argen Ohnehoſen,
Nach England thut er reiſen
Von Kolbergs grüner Au.

Komm nun zurück, du frommer Held!
Juchheidibei! Juchheidibei!
Und zieh mit Deutſchen froh ins Feld,
Und rufe: Hei! Juchhei!
Thu einen Tanz noch wagen,
Wir woll'n die Wälſchen jagen
Mit dir und deinem Degen
Von Deutſchlands grüner Au.

Komm nun zurück aus Engelland!
Juchheidibei! Juchheidibei!
Das Glück hat alles umgewandt,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Komm! laß dein Spiel erklingen,
Komm! laß die Wälſchen ſpringen,
Wie du ſie ſpringen ließeſt
Auf Kolbergs grüner Au.

Das Lied vom Dörnberg.

Es war ein Freiherr fromm und gut
Vom Kattenland und Kattenblut —
O tapfres Land der Heſſen! —
Der haßte tief den wälſchen Tand,
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergeſſen.

Es hatt' auf den Landgrafenthron
Den Bruder ſein Napoleon
Im Kaiſerſtolz geſetzet;
Der Bruder hieß Hieronymus,
Ein Weichling, der im Diebsgenuß
Der Wolluſt ſich ergetzet.

Das däucht dem edlen Dörnberg ſchlimm,
Er rüſtet ſich im Heldengrimm,
Den Buben will er ſchlagen,
Die Wälſchen will der Ritter werth
Mit Spieß und Stange, Kolb' und Schwerdt
Weit über'n Rhein verjagen.

Schon hat er klug ſein Netz geſpannt,
Schon hält er's Schwerdt in tapfrer Hand,

Schon warten ſeine Treuen,
Sie brennen all von deutſchem Muth,
Sie dürſten all Franzoſenblut
Mit Durſt der edlen Leuen.

Das däuchte einem Schelm nicht recht,
Ein Deutſcher, doch von Sinn ein Knecht,
Herr Malsburg ſchlecht geboren
Der ſagt's dem König alles aus;
Er rüſtet ſich und ſchirmt ſein Haus
Mit Wehr an Thürm'n und Thoren.

Da muß der edle Dörnberg fliehn,
Verräther ſpähen hinter ihm,
Sie wollen ihn erlauſchen;
Er auf der Flucht muß ab und an
Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauſchen.

Bis er den wackern Braunſchweig find't,
Der Welfen ächtgebornes Kind,
Den treuen deutſchen Degen;
Da muß noch mancher wälſche Hund
Sich blutig auf den grünen Grund
Durch ſeinen Säbel legen.

Sie hauen ſich wie Männer durch,
Dann ſegeln ſie zur Freiheitsburg,
Altengelland mit Namen;
Da ruhen ſie vom harten Strauß

Die müden wunden Glieder aus.
Gott ſprach zur Kühnheit Amen.

Nun, Deutſche, hört die neue Mähr:
Der Dörnberg ziehet wieder her,
Er führet tapfre Reiter,
Er ſchwinget ein geſchliffnes Schwerdt,
Er reitet ein geſchwindes Pferd,
Und Gott iſt ſein Geleiter.

Das Lied vom Chaſot.

In Deutſchland lebt' ein edler Graf,
Eine freie Stadt ſein Vaterland,
Ein rechter Ritter fromm und brav,
Seine Seele trug er in ſeiner Hand.
Die Stadt heißt Lübeck von ſtolzem Namen,
Der Graf heißt Chaſot von edlem Samen.

Dem freien reichsgebornen Mann
Gefiel die Schande des Reiches ſchlecht,
In ſeinen Adern Ehre rann,
Drum haßte er durſtig den Schelm und Knecht.
Ein Freund von redlichen Biederleuten,
Kann er zum Recht nicht die Knechtſchaft deuten.

Drum war er mit dem Degen riſch,
Wo gegen die Wälſchen die Trommel klang;
Das machte Muth ihm und Seele friſch,
Das war ihm höchſter Freudenklang,
Da mußt' er hin über Land und Waſſer,
Der tapfre und kühne Franzoſenhaſſer.

Als nun die Poſt nach Deutſchland ſcholl:
„Der Kaiſer von Rußland ziehet aus,“

Dem Grafen das Herz in dem Leibe wallt,
Da kann er nicht ſitzen ſtill zu Haus,
Da muß er ſein Blut und Leben wagen,
Er muß ſich mit den Franzoſen ſchlagen.

Durch Buben und Verräther ſchleicht
Viele hundert Meilen der Grafenſohn
Hin, wo's dem Herzen luſtig däucht,
Wo klinget des Krieges Poſaunenton,
Wo Alexander die Männer rüſtet
Und muthige Ruſſen nach Streit gelüſtet.

Bald brauſt auf ſie wie wildes Meer
Franzöſiſcher Rotten gewaltige Fluth,
Sie ziehen trotziglich daher
Und dräun im prahlenden Uebermuth:
Hieher! wer ſtehet vor unſern Heeren?
Wer mag uns die Herrſchaft der Erde wehren?

Doch Gott im Himmel ſah darein
Und der Ruſſen mächtige Kriegesfauſt,
Wie Herbſtwind ſchüttelt das Laub im Hain,
So hat ſie der Sturmwind der Schlacht zerzauſt:
Sie ſollten Raben und Wölfe füttern,
In Rußland ſollt' ihr Gebein verwittern.

Der edle Graf in mancher Schlacht,
In manchem blutigen Männerſtrauß
Sich gegen die Schelme luſtig macht,
Er ſieht ſie zerſtieben zu Staub und Graus,

Er ſieht ſie fliehen, er ſieht ſie fallen:
Das däucht ihm der luſtigſte Fall von allen.

Drauf reiſt er hin nach Petersburg,
An Hoffnungen und an Freuden reich,
Eine Zierde für die Kaiſerburg,
Ein ſtolzer Sprößling aus deutſchem Reich;
Dort ſoll er des Vaterlands heil'gen Waffen
Erleſene Schaaren von Männern ſchaffen.

Dort hebt die deutſche Legion
Für Freiheit und Ehre das Siegspanier,
Sie brennet gegen Schmach und Hohn
Und gegen Franzoſen von Kriegsbegier,
Sie brennet von Sehnſucht der ſüßen Stunde,
Wo Rache klinget von Mund zu Munde.

Sie ſchauet auf des Grafen Schwerdt
Und auf ſein frommes und deutſches Herz;
Er dünket ihr vor allen werth,
Voranzuſpielen im Schlachtenſcherz,
Voranzuſchreiten dem kühnen Reihen
Als Held und Führer der deutſchen Freien.

Du edler Graf, wo ziehſt du hin?
Wo ziehſt du hin im Winter und Schnee?
Auf Deutſchland ſteht dir nur der Sinn,
Dir thun die armen Gefangenen weh,
Die armen Gefangenen, die die Franzoſen
Haben in den Tod und das Elend geſtoßen.

Du edler Graf, wo ziehſt du hin?
Wo ziehſt du hin im Winter und Schnee?
Auf Deutſchland ſteht dir nur der Sinn,
Drum ziehſt du nach Pleskow am Peipusſee,
Da willſt du die armen Gefangnen erlöſen
Und waffnen und führen gegen die Böſen.

O Pleskow, Stadt am Peipusſee!
Wann hört die Klage der Freien auf?
Wann ſauſt nicht mehr ein dumpfes Weh
In deines Stromes ächzendem Lauf?
In dir ſoll der Bravſte von allen Braven,
In dir ſoll der edle Graf Chaſot ſchlafen.

Der Ritter, der die Kranken pflegt
Und der Verwundeten Schmerz verbind't,
Wird in die dunkle Gruft gelegt,
Schon ſpielt um ſeinen Hügel der Wind,
Die irdiſche Sonne wird nimmer ihm ſcheinen,
Doch werden ihn ewig die Freien beweinen.

Denn einen freiern deutſchern Mann,
Als Chaſot war, der viel edle Graf,
Das Deutſchland nie gebären kann,
An Leib und Seele ſo feſt und brav,
Ein Kind in Liebe, ein Held in Treuen,
Ein Herz, wie die Herzen der edlen Leuen.

Drum ſetzen wir dieſen Leichenſtein,
Drum ſingen wir dieſes Trauerlied.

So lange grünt eine Eich' im Hain,
So lang' eine Blume auf Auen blüht,
Eine Liebe noch glühet in deutſchen Seelen,
Sollen Kränze und Thränen ihm nimmer fehlen.

Des Deutſchen Vaterland.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preuſſenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweitzer, iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott vom Himmel ſieh darein!
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn!

Des deutſchen Knaben Robert Schwur.

Der Knabe Robert feſt und werth
Hält in der Hand ein blankes Schwerdt,
Er legt das Schwerdt auf den Altar,
Und ſchwört beim Himmel treu und wahr:

Ich ſchwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwerdt in feſter Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir hold zu ſeyn.

Ich ſchwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele, Muth und Blut;
Du biſt des Mannes höchſtes Gut.

Auch ſchwör' ich heißen blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem franſchen Tand,
Daß nie ſie ſchänden deutſches Land.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o ſteh mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu!

Daß ich, vom Lug und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge ſeyn,
Daß dieſes Eiſen ehrenwerth
Für's Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh' ich's gegen's Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Aſt!
Dann werd' ein Halm dir Centnerlaſt!

O nein! o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke ſeyn,
Der Robert ſchwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt ſein Stern.

Klänge aus der Vergangenheit.

I.

Klinglieder.

1.

Die Blume, die ſich in der Sonne Gluthen
In ſüßer Lichtesliebe ſelig trinkt,
Weißt du, wohin ihr voller Buſen winkt?
Wohin die Seelchen ihrer Blätter fluthen?
Iſt's nur die Menſchenbruſt, die ſteigt und ſinkt?
Sind's Menſchenſeelen nur, die brünſtig bluten?
Und ſich verzehren in den Feuergluthen,
Wo Liebe Tod im Born der Liebe trinkt?

Sieh der verborgnen Seelen zarte Scheine —
Unſelig, willſt du ihren Sinn entblättern,
Unſelig mehr, willſt du dir ſelbſt erſcheinen!
Genieß des Tages Wonne, denk das Eine,
Wie Semele zerſchmolz in Donnerwettern,
Wie Pſyche mußte um die Fackel weinen.

2.

Das Herz will immer in die Weite dringen,
Das Sternenkind, die Seele, ſtrebt zur Höhe,
Der Geiſt, der Flieger, ſtürzt ſich in das Zähe,
Zur dunkeln Tiefe ſchnellt er raſche Schwingen.

So war in meinem Buſen wildes Ringen
Der Mächte, die ich nie mit Augen ſehe,
Ein Fremdling war ich mir in nächſter Nähe,
Mich ſelbſt zu kennen wollte nie gelingen.

Da kommt ein himmliſch Kind mit Himmelſcheine,
Und Weite Tiefe Höhe Nähe Ferne
Sind all in mir in Maaß und Klang verbunden,

Und Herz und Geiſt und Seele im Vereine
Schaun jetzt aus mir nach Einem hellen Sterne:
Er heißt Furina, und er führt die Stunden.

2.

Was Goldringelein ſagen ſoll.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meinem trauten Kinde,
Treufeſt wie Berge ſoll ſie ſeyn
Und lieblich wie die Frühlingswinde,
Doch nicht wie Zephyrs Flügel leicht,
Der alles küſſend weiter fleucht.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meiner Hübſchen Feinen,
Sie ſoll in meines Herzens Schrein
Hell leuchtend wie Karfunkel ſcheinen,
Womit man heil'ge Bilder ſchmückt,
Daß ſich der Frommen Herz entzückt.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meiner ſüßen Holden,
Wann oſtwärts geht der Sonne Schein
Und Sterne Höllennacht vergolden,
Wann Waſſer rinnen berghinauf,
Dann höret meine Liebe auf.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Das ſollſt du noch zuletzt ihr ſagen:
Nichts ſüßer iſt als Liebespein,
Nichts luſtiger als Liebesklagen,
Nichts fröhlicher als Liebesnoth,
Nichts ſeliger als Liebestod.

3.

Frühling und Furina.

Horche, wie die Winde ſchwirren
Lüſtern um die Blüthenlauben!
Horche, wie die Lüfte girren
Von der Luſt der Turteltauben!
Horche, wie die Lerchen ſingen
Tilirirend auf gen Himmel!
Wie die kleinen Bächlein klingen
Durch der Blumen bunt Gewimmel!

Schaue, wie die Wolken ziehen
Liebedurſtig all zuſammen;
Schaue, wie die Roſen blühen
Mit der rothen Bruſt voll Flammen;
Schaue, wie die hellen Sterne
Tanzen mit den Frühlingsreigen,
Wie die Weſen nah und ferne
Sich in Wonne luſtig zeigen.

Komm auch du, mein Turteltäubchen,
Komm auch du, mein Frühlingsbienchen,
Sey mein Liebchen, ſey mein Weibchen,
Holdes, freundliches Furinchen,
Laß mich an der ſüßen Weide
Deiner Lippen, deiner Wangen
Wie an Blümelein der Haide
Bunte Schmetterlinge hangen.

Thörigt, wer die kurze Wonne
Dieſes Lebens meint zu ſparen!
Denn es bleichet jede Sonne
Einen Kranz in unſern Haaren,
Jede fliehende Minute
Eilt mit ſüßem Raube hinnen,
Kühlt ein Tröpfchen in dem Blute,
Löſcht ein Fünkchen in den Sinnen.

Harald Schönhaar.

In der Freude der Hallen zechte
Frode, König von Hadaland,
Ida die Schöne deckt' ihm die rechte,
Kämpfer deckten die linke Hand;
Hell zum Becher die Skalden ſangen
Odins Reiſen und Ragnars Krieg,
Als mit Brauſen die Pforten klangen
Und die Stufen ein Mann erſtieg.

Stattlich tritt er mit zücht'gem Neigen
Zu dem Stuhle der Fürſtin hin,
Und die Stimmen der Skalden ſchweigen,
Und es ſtaunet der Männer Sinn;
Um die mächtigen Schultern fließen
Locken ſchimmernd wie Sonnenſchein,
Und die blitzenden Augen ſchießen
Furcht in tapfere Herzen ein.

Und es reicht von dem Sitz der Alte
Ihm den Becher den goldnen zu,
Daß er das Mahl mit den Kämpfern halte,
Neigt er und winkt er ihm freundlich zu;

Doch der Jüngling mit feſter Rede
Zu dem König der Inſeln ſpricht:
Nicht zum Spiele und nicht zur Fehde,
Zu dem Becher auch komm' ich nicht.

Um die Schöne ich komme werben,
Ida die Fürſtin, die Tochter dein,
Harald heiß' ich, von Odins Erben
Nicht der letzte im Schlachtenreih'n,
Harald Schönhaar, der Sohn des Grafen,
See mir Heimat und Himmel Dach;
Rede! ſoll ich bei Ida ſchlafen?
Soll ſie ſchmücken ihr Brautgemach?

Nein! bei Ida nicht ſollſt du ſchlafen,
Stelle tiefer den ſtolzen Muth,
Tauſend Streuner ſich nennen Grafen,
Tauſend Knechte ſich Odins Blut;
In der Herrſchaft der weiten Lande,
In dem Scepter und in dem Schwerdt
Gieb von himmliſchen Ahnen Pfande,
Geh, und weiſe dich Odins werth.

Und der Jüngling mit edlem Zorne
Rennet hinnen im ſchnellen Lauf,
Bläſt die Seinen mit hellem Horne
Riſch aus Bergen und Thälern auf,
Und er ſchwöret und läßt ſie ſchwören,
Herrſcher will er der Länder ſeyn
Oder frühe mit blut'gen Ehren
Gehn zur Freude Walhallas ein.

Und ſo zückt er das ſcharfe Eiſen
Und ſo bäumt er den ſtarken Speer,
Und die Monden und Jahre reiſen,
Und es ſchwillet ihm Macht und Heer,
Rieſen ſchlägt er und ſchlimme Zwerge,
Ueberwindet der Zaubrer Liſt,
Bis er König der höchſten Berge,
König der Küſten und Inſeln iſt.

Und nun fliegt er mit ſüßem Triebe
Hin zur Feſte, wo Ida ſitzt,
Und er rufet: Thu auf, o Liebe!
Harald ruft, der das Land beſitzt;
Und ſie öffnet der ſtarken Mauer
Eiſenthore dem Helden weit,
Doch die Augen umhüllet Trauer
Und die Glieder ein ſchwarzes Kleid.

Und er ſtaunet — doch ſie in Freuden
Bricht von Eichen den grünen Kranz,
Drückt ihm züchtig und hold beſcheiden
Auf die Locken den Ehrenglanz,
Heißt ihn lieblich vom Becher trinken,
Den ſie füllet mit goldnem Wein,
Und die freundlichen Augen winken
Auf ihn leuchtend wie Sternenſchein.

Dann, als Harald mit lieben Händen
Will die Lieblichkeit zu ſich ziehn,
Sieht er zornig den Leib ſie wenden
Und zum ragenden Söller fliehn;

Nach ſich zieht ſie empor die Stufen,
Flammend wirft ſie hinab den Blick:
Harald, ſpricht ſie, die Geiſter rufen,
Harald, weiche! zurück! zurück!

Was wir heiſchten, du haſt erfüllet,
Und ich flecht dir des Stolzes Lohn,
Odins Enkel iſt groß enthüllet,
Herrſche lange, du Odinsſohn!
Doch mein Vater und liebe Brüder
Liegen ſtumm durch dein grimmes Schwerdt,
Und ſie laden mich: komm hernieder!
Zeig' auch du dich der Ahnen werth!

Hör' ich ſie nicht in Winden wehen?
Brauſen in Wellen nicht überlaut?
O ihr Götter in Himmelshöhen,
Nehmt mich, empfanget mich, Haralds Braut!
Fahr' wohl, Sonne am blauen Bogen!
Nimmer färbſt du den Tag mir roth —
Und ſie ſpringt in die wilden Wogen,
In den brauſenden Heldentod.

Und der König erfaßt die Schöne,
Wie die Fluth ſie ans Ufer bringt,
Und er ſuchet umſonſt die Töne,
Welche Leben und Liebe klingt,
Und er ſchlingt um den Leib die Rechte,
Hält ihn traurend in bitterm Harm,
Und zwölf ſtumme und finſtre Nächte
Macht ihn Feuer und Schlaf nicht warm.

Dann gebeut er das Grab zu graben,
Legt die herrliche Leiche drein,
Schmückt es glänzend mit Siegesgaben,
Thürmt es hoch zum Gebirg von Stein,
Daß es ſtehe in langen Zeiten
Als ein Denkmal der Zärtlichkeit,
Woran Liebende traurig deuten
Alles Schönen Vergänglichkeit.

Klinglieder.

1.

Ihr hohe Bilder, die im Herzen prangen,
Ihr bunte, holde Himmelsfantaſieen,
So ſollt ihr nimmer mir hier unten blühen?
So bleibt ihr ewig an den Sternen hangen?

Wie liebe Arme wollen mich umfangen!
Wie ſüße Augen wollen für mich glühen!
Wie ſüße Seelen wollen in mich ziehen!
Ich darf nach Glück und Liebe nimmer langen.

Doch bleibet, Fantaſieen! bleibet, Träume!
Ihr dünne Schatten bleibt, die ewig lügen,
Doch mehr uns halten als das dicke Leben!

Unendlich ſind des Geiſtes Aetherräume,
Und in den Höhen, wo die Vögel fliegen,
Soll meine Lieb' ein bunter Vogel ſchweben.

2.

Geliebtes Eiland, mütterliche Erde,
Wo ich von achtzehn ſchönen Jugendlenzen
Die Bäume und die Hügel ſah bekränzen,
O Rügen, Land voll lieblicher Gebärde!

Sprich, ob ich je die Thaten ſehen werde,
Wovon die Bilder alſo herrlich glänzen,
Daß ich in andern Völkern, andern Gränzen
Stets jagen muß nach Arbeit und Beſchwerde?

All deine ſüße Schöne müßt' ich laſſen,
All deine holde Stille müßt' ich fliehen,
Ich müßt' ein größres Vaterland mir ſuchen.

O dieſen Stolz werd' ich ihn je erfaſſen?
Wirſt du, Germanien, noch in Freiheit blühen,
Wo Sklaven ſtönen und Tyrannen fluchen?

3.

Ich leſe bunte Blumen in den Hainen,
Daß ich ſie fernhin meiner Liebe ſende,
Gar luſtig gehn die Augen und die Hände,
Doch die Gedanken drinnen wollen weinen.

Sie ſprechen: ſieh an dieſen ſüßen Kleinen
Den Anfang aller Dinge und das Ende,
Schnell kommt des ſchönſten Glückes Sonnenwende,
Und traurig ſpielſt du dann mit leeren Scheinen.

Sie ſprechen: blühten wir nicht bunt wie dieſe
In deiner Bruſt voll junger Frühlingsliebe?
Sind wir dir lieb nicht, o wie lieb! geweſen?

Kein Engel treibt dich aus dem Paradieſe,
Die Stunden nicht ſind deiner Freuden Diebe,
Du biſt es ſelbſt, du unruhvolles Weſen.

4.

So klingſt du wieder, längſt verklungner Klang!
So blüht ihr wieder, längſt verwelkte Roſen?
So wollt ihr, Fantaſieen, mit mir koſen,
Wie mit dem Lenz der muntre Waldgeſang?

Was will dies? wandelt nicht mein Lebensgang,
Wo Furien wild in Kriegspoſaunen ſtoßen?
Wo Männer blutig um das Schickſal looſen?
Was täuſchet mich der Himmliſchen Empfang?

Gewiß, ihr Holden, habt ihr euch verirrt,
Ihr ſucht den Mann nicht, dem die Locken grauen,
Ihr ſucht den Mann nicht mit dem finſtern Blick.

Was hör' ich? eine ſüße Stimme girrt —
Was iſt's, das die entzückten Blicke ſchauen?
O bleibe, Traum! o bleibe wärmend Glück!

5

Was klingt mir für ein ſüßer Wunderſchall
Mit Himmelstönen tief im tiefſten Herzen,
Gleichwie die Stimme klingt der hehren Schmerzen,
Die ewig liebeskranke Nachtigall?

Was blüht ihr, längſtvergangne Wonnen, all?
Und zündet mir die Bruſt mit Himmelskerzen?
Und läßt die ſüßen Geiſter in mir ſcherzen?
O das iſt Liebe, das iſt Liebesſchall!

O bleibſt du ewig, ſüßer Wunderſchall!
O würd' ich ſelber ganz zur Philomele
Und klänge mich in Liebesklagen todt!

Denn wer die Liebe hat, der hat das All,
Die Liebe iſt der Seelen große Seele,
Der Götter Leben und der Götter Tod.

6.

Was ächzeſt du, o Seele, Turteltaube
Des Himmels? warum ſehneſt du dich hinnen
Dahin, wo Engelherzen liebend ſinnen
Das Wohl und Weh der Pilger hier im Staube?

Sey fröhlich! Hoffnung wandelt ja und Glaube
So lieb mit dir im Wähnen und im Minnen,
Und weiße Lilien, rothe Roſen ſpinnen
Hienieden manchen Fleck zur Himmelslaube.

Sie ſpricht zu mir: zur Stillung meiner Schmerzen
Berufe alle Blumen, alle Bäume,
Und lade alle ſüßen Nachtigallen.

Vergebens; denn mir blüht ein Gram im Herzen,
Der Liebe heißt, der ſucht die hohen Räume
Und zu den Sternen geht ſein ew'ges Wallen.

7.

Woher, du ſüßes Schmachten, frommes Wähnen,
Die ſich mit Inbrunſt auf gen Himmel drängen?
Die mir die heiße Bruſt wie Ströme ſprengen
Im Ocean von Träumen und von Thränen?

Woher du tiefes wunderbares Sehnen
Mit Todesliebe und mit Todesklängen,
Gleich jenen wonnereichen Grabgeſängen,
Womit der ſüße Tod erklingt in Schwänen?

O in der Töne Wolluſt ſo verklingen!
In ſüßen Thränen Wellen gleich verrieſeln!
In ſüßen Träumen Geiſtern gleich verſchweben!

O Schwäne, welche mir im Buſen ſingen,
Ihr ſchmölzet wohl die Bruſt von harten Kieſeln,
Eu'r Sterben gäbe wohl dem Todten Leben.

8.

Wie Millionen Tropfen in den Wogen
Des Meeres luſtig durch einander fliehen,
Wie Millionen ſüßer Blumen blühen,
Wann mildre Stralen wehn vom Himmelsbogen,

So kommen wimmelnd Geiſter hergeflogen,
Die jauchzend ein in meine Seele ziehen,
Die gleich den Sternen, gleich den Blumen blühen,
Und haben bunte Farben angezogen.

O ſeyd willkommen, Seelchen meiner Seele!
Willkommen, ſüße Boten meiner Kleinen!
Willkommen, bunte Vögel ihrer Minne!

O grüßet meine holde Philomele!
Die klingt ſo hell in meines Herzens Hainen,
Die ſo entzücket meine trunknen Sinne.

Der Freudenklang.

Durch Deutſchland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Iſt laut geklungen worden:
Der Wüthrich iſt gefallen,
Durch Gott den Herrn gefallen
Mit ſeinen Henkerhorden.

Drum auf, ihr Männer, auf ins Feld!
Drum auf, ihr deutſchen Brüder!
Die Böſen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück erſteht nicht wieder;
Drum auf mit Jubelſchalle!
Und ruft und ſchwöret alle:
Wir ſind und bleiben Brüder.

Nicht Baiern und nicht Sachſen mehr,
Nicht Oeſtreich und nicht Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer,
Wir wollen Deutſche heißen.
Als ächte deutſche Brüder
Haun wir die Feinde nieder,
Die unſre Ehr' zerreißen.

In gleicher Liebe feſt und treu,
In Einem Bund geſchloſſen,
Ihr Wälſchen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Roſſen:
Wie Herbſtesſtürme brauſen
Und wilde Meere ſauſen,
So kommen wir gefloſſen!

So kommen wir, ſo brauſen wir,
Und ſchwören rothe Rache,
Und Gott der Herr iſt mit uns hier
Und hält die rechte Sache;
Der Herr der Himmelsſchaaren
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit dieſem Glauben ziehn wir aus
Als rechte deutſche Brüder,
In Deutſchland ſtand der Freiheit Haus,
Wir baun es tapfer wieder,
In Fahr und Todesflammen
Wir baun es kühn zuſammen,
Kein Teufel reißt es nieder.

Der Waffenſchmidt der deutſchen Freiheit.

Wem gebühret der höchſte Preis?
Nur dem Mann, der ſtill erſchafft,
Der in Mühen ſchwer und heiß
Nie verzagt und nie erſchlafft,
Der im Drange von Gefahren
Fühlt, wer ſeine Väter waren;

Der ſelbſt mit dem Schelm und Knecht,
Mit dem Buben glatt und blank
Immer wahr und immer recht
Geht der Ehre feſten Gang,
Der demüthig und beſcheiden
Alles kann um Tugend leiden;

Den der Ehre Gaukelſpiel
Und das Gold nicht lockt noch hält,
Der auf Ein Gefühl, Ein Ziel
Alle Kräfte mächtig ſtellt:
Schandeketten zu zerbrechen
Und den wälſchen Trug zu rächen;

Der, wenn Memmen matt und feig
Dingen um der Knechtſchaft Lohn,
Nimmer müde, nimmer bleich
Trotzt der Spötter ſchnödem Hohn,

Der, wann alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Nenne ihn! wie heißt der Mann?
Deutſcher Freiheit Waffenſchmidt?
Der nie wankend ab und an
Ging den feſten Heldenſchritt,
Der im Stillen hat geſchaffen
Roß und Männer, Krieg und Waffen?

Scharnhorſt heißt der edle Mann,
Deutſcher Freiheit Waffenſchmidt,
Der auf Rettung raſtlos ſann,
Vieles that und vieles litt,
Daß er könnte deutſche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns ſteht um hohes Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuren Heldenblut:
Allen Tapfern rann's zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Darum Klang, der Freiheit klingt,
Kling' ihn hell wie Orgelton,
Darum Lied, das Ehre ſingt,
Singe Deutſchlands tapfern Sohn,
Zeig' ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beßrer Zeiten.

Treuer, deutſcher, biedrer Held,
Gott mit uns und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält,
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandesrettern,
Nimm den Kranz von Eichenblättern!

Noth des Vaterlandes.

Noch ſind die Furien nicht ſatt,
Noch iſt die Hölle nicht gefüllet,
Noch wälzt das Glück ſein blutig Rad,
Das nimmer ſeine Rollung ſtillet;

Noch hat Germanien nicht genug
Der Faulheit Sünden abgebüßet,
Wo Schmach aus Schmach und Lug aus Lug
Gleich Kröten aus den Sümpfen ſprießet;

Noch will kein Hermann uns erſtehn,
Noch winkt kein Retter mit dem Schwerdte;
Der Lüge bunte Fahnen wehn,
Und Frevler folgen ihrer Fährte;

Und Knechte krächzen Dohlen gleich:
Hieher! hier herrſchet Ruhm und Freude,
Dem Korſen gab der Herr das Reich,
Daß er die Völker herrlich weide.

Und Fürſten zittern blaß und bleich
Des Wälſchen fürchterlichem Willen,
Er winkt — ſein Wink trifft Dolchen gleich
Und ſeine Augen ſind Baſtillen.

So dient das Volk, ſo dient das Land,
Das in der Ahnen großen Tagen
Mit ſtolzem Muth und ſtarker Hand
Der Römer langes Glück zerſchlagen;

Das auf dem Schutt der alten Welt
Der Freiheit neue Tempel weihte
Und nur den Herrn im Sternenzelt
Und keine andre Herren ſcheute.

Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!
So hat es einſt bei uns geklungen;
Was nie ein Eidſchwur binden kann,
Das hielt die Treue feſt umſchlungen.

Jetzt brüten wir Verräther aus
Und feile Vaterlandsverächter,
Zertrümmert liegt der Freiheit Haus,
Zermürſt die mächtigen Geſchlechter.

Im Xerxes und Sardanapal
Da ſuche Enkel tapfrer Väter,
Beim Mahle, in dem Maſkenſaal
Da ſind ſie großer Thaten Thäter;

Auf weichgeſchwollnem Eiderflaum,
Wo Wolluſt unter Roſen lauert,
Da träumen ſie den Heldentraum
Von dem, was durch die Zeiten dauert.

Drum iſt das Scepter und der Stal
In ihrer Hand wie Rohr zerbrochen,
Drum hat der Herr im Sternenſaal
Das Donnerwort ſeyd Richter! geſprochen.

Doch ſtille dich, du deutſcher Zorn!
Es dürfen auf den grünen Höhen
Um des Parnaſſus Doppelhorn
Nur heitre Geiſter wandeln gehen.

Drum ſchweige von der ſchwarzen Schmach,
Drum ſchweige von dem Ungeheuer,
Und ſtimme an Kaſtaliens Bach
Für ſanftre Töne deine Leyer.

Es flieht die Grauſen der Geſang,
Die in der Hölle düſter wohnen,
Ihr Saitenſpiel iſt Kettenklang
Und ihre Muſen ſind Kanonen.

Deutſcher Troſt.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Stral des Himmelslichts:
Thue Recht und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, du Sohn vom Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwerdt, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Wälſchen Meuchelei,
Du ſey redlich, fromm und frei;
Laß den Wälſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſey mit dir!

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stal
Sind vier Helden allzumal.

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Redlich folge ſeiner Spur,
Redlich hält es ſeinen Schwur.

Auf Scharnhorſts Tod.

Wen erleſt ihr für die großen Todten,
Die einſt ritterlich für's deutſche Land
Ihre Bruſt dem Eiſen boten?
Wen erleſt ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Wer iſt würdig, ſolche Mähr zu bringen:
Aufgeſtanden ſind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unſre Schandeketten ſollen ſpringen!
Auch der Donner klingt's des Streits.

Wer mag Hermann ſeine Rechte reichen
Und der Väter Angeſichter ſchaun?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind ſtreichen,
Die zermalmte ſchier das Graun.

Nur ein Held mag Helden Botſchaft tragen,
Darum muß Germaniens beſter Mann,
Scharnhorſt muß die Botſchaft tragen:
Unſer Joch das wollen wir zerſchlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Heil dir, edler Bote! Hohe Weihe
Giebt dein Gang dem deutſchen Waffenſpiel,
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird für's Vaterland ein Leue,
Wann ein ſolcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerſpiegel,
Biedermann aus alter deutſcher Zeit!
Ewig grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm ſchlägt ſeine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er ſteht uns wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes, feſtes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterlande grüner Eichen,
Von dem heil'gen deutſchen Land.

Wann einſt fromme Herzen deutſch ſich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck
Werden hier ſie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitkränze winden,
Blühet hier der Ehrenſchmuck.

Wann ſich Männer nächtlich ſtill verſchwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtſchaft lehren,
Hieher lenken ſie den Pfad.

Will der Vater ſeinen Sohn bewehren,
Hieher führt er ihn im Abendſchein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn ſchwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu ſeyn.

So blüht Tugend aus der Tugend Samen
Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel;
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorſt wie ein Amen
Für das gläubigſte Gefühl.

◆

Lug ins Leben

aus meinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach.

1.

Still ſteht das Leben, es ſteht der Zorn der Männer gefeſſelt,
Und durch der Könige Wort ruhet das Eiſen der Schlacht.
Ich auch ſitz' hier in Engen, an Reichenbachs bröcklichte Mauer
Lehnt ſich das Häuschen, wo Streit kaum mir ein Stübchen gewann.

2.

Denn zwei Stunden wohl war ich gelauſen von einem zum andern,
Hatte mit Worten genug, faſt mit den Fäuſten gekriegt,
Bis ich den Käſicht errang, der reinlich und heiter und ſtill iſt;
Hat er der Fliegen zu viel, hat er des Lichts auch genug.

3.

Nun iſt begonnen der Krieg, ich nehm' ihn als frohe Bedeutung
Gerne des größeren an, Friede das klänge wie Tod:
Erſt ein ruſſiſcher Oberſt, der wollte mich trotzig [illegible]drängen,
Dann ein Koſackenmajor; was ich erſtritten, blieb mein.

4.

Iſt denn Stillſtand, bleibt es auch ſtill um mein einſames
Häuschen,
Laß ich das Leben ſo gehn; auch die Gedanken ſtehn ſtill.
Zukunft, dich fraget nicht gern in ſolchen Zeiten die Seele,
Darum, Vergangenheit, komm! ſey mir Erinnrung gegrüßt!

5.

Als man ſechszig und neun zu ſiebenzehn hundert geſchrieben
Nach unſers Herrn Geburt, ſah ich das Licht dieſer Welt,
Hinter dem Korſen vier Monden, dem auch dies Quartier ich
verdanke.
Anderswo ſäß' ich gewiß, trieb er nicht alſo die Welt.

6.

Fröhliche Zeit! es war der zweite heilige Chriſttag,
Als meinem Vater die Poſt ſcholl: Noch ein Knäbchen iſt da!
Glückliche Zeit! es war die ſechste Stunde des Abends,
Wo in der ſüdlichen Welt alles zur Wonne ſich ſchickt.

7.

Himmliſcher Vater, o nimm den Dank für das ſelige Leben!
Zwar nicht Karneval ſtets, doch hat's der Masken genug,
Und in den Masken der Freuden genug, und ſelbſt in den
Wechſeln
Schwebt nicht dein liebender Geiſt immer als Spieler mit
drein?

8.

Wo ich geboren bin? Am Ufer des Baltiſchen Meeres
Lullte die ſauſende Fluth oft mich als Wiegenlied ein.
Sey mir mütterlich Land, ſey freundlich gegrüßet, o Rügen!
Liebliche Inſel, wohin ewig die Liebe ſich ſehnt.

9.

Sey auch du mir gegrüßt, o Schoritz, am luſtigen Buſen
Stillerer Wellen, du Sitz, wo ich die Kindheit durchſpielt!
Du auch, Dumſevitz! beide mit grünenden Hainen und Fluren,
Und mit den Hügeln, die einſt maß ſich zu Bergen das Kind.

10.

Grüß' ich euch, grüßt' ich nicht auch die himmliſchen Seelen der Liebe?
Freundliche Aeltern, nicht euch eher als Land und als Meer?
Denn was Gutes ich bin, was Frohes ich Froher gefunden,
Habet des Dank! denn von euch kam mir der Segen nächſt Gott.

11.

Karnevalsgabe begrüßten mich einſt die fröhlichen Menſchen,
Mich als ein feſtliches Kind, Feſtliches dachten ſie auch:
Daß ich würde Geſpenſter erſchaun und Traumbilder deuten,
Und daß ein luſtiger Sinn würde ſich helfen hindurch.

12.

Auch um den Namen war Streit, als wäre das Kleine was Großes:
Ernſt rief die Mutter, er heißt Philipp, Klang, Vater, dein Wort.
Mutter, du ſiegteſt, auch hat das Geſchick in den Ernſt mir der ſchweren
Vollen Bedeutung genug, oft faſt zu vieles gelegt.

13.

Und ich ſpielte zwölf Jahre, und lernte mit fröhlichem Muthe,
Worin uns Himmel und Meer, Hügel und Thal unterweiſt,
Wodurch der fabelnde Mund der Mutter, der fromme des Vaters
Lehren, was künftig wird ſeyn, weil es das Ewige iſt.

14.

Dann kamen Meiſter des Wiſſens, es ſchwebten fünf andere Jahre
Leichter als Träume dahin — o die glückſelige Zeit!
Und es rühmten mich alle die Meiſter, mich lobten die Aeltern,
Und bei den Nachbaren ſelbſt hieß ich ein ſittiges Kind.

15.

Darauf die feurige Zeit, wo heiß zwiſchen Schmerzen und Freuden
Kindheit und Jugend ſich trennt und der Gedanke beginnt.
Was gedenk' ich hartſeliger Kämpfe? der ſchlafloſen Nächte?
Was meiner Tage voll Müh'n, Mühen, die ſelber ich ſchuf?

16.

Was ich wollte, das wußte ich nicht, und weiß es auch heut kaum,
Doch ich vollbrachte mit Ernſt, was mir der Buſen gebot.
Trotz war mein herber Geſell und eiſerner Stolz war mein Wächter,
Mann ſeyn mein höchſtes Gefühl — Würdeſt du ſo doch, o Mann!

17.

Und es ging mir die Liebe vorbei, die Wolluſt, die Freude
Manchen mühſeligen Tag, manche durchkämpfte Nacht,
Und ich erſchuf nichts, erfand nichts, empfand kaum, was ich empfunden,
Dachte kaum, was ich gedacht, ſchien nur von Träumen ein Traum.

18.

So flohen wieder neun Jahre dahin, o nein! wie Soldaten
Gleichen geſchloſſenen Schritts zogen ſie langſam dahin,
Wo nicht die Jugend zuweilen dazwiſchen ein luſtiges Spiel trieb,
Doch ward ihr jegliches Spiel bei mir gebührlich gebüßt.

19.

Denk' ich nun alles zurück, ſo kann ich nicht traurig nicht froh ſeyn,
Gott hat es alſo gewollt, darum auch mußt' ich es thun;

Will ich mir's deuten, ich weiß, die eigene Deutung wird Thorheit.
Blieb' es denn Räthſel, wie ſelbſt, Leben, ein Räthſel du biſt.

20.

Träumend ſo naht' ich dem dreißigſten Lenz um wenige Jahre,
Als wie die Nacht vor dem Bliz plötzlich das Dunkel mir wich,
Als mir ein Saitenſpiel klang durch alle Nerven des Buſens,
Durch jeden Porus ein Stral leuchtete göttlichen Lichts.

21.

Das war Leben, das zweite, das rechte Leben im Aufgang,
Das war Liebe, ſie iſt ja mit dem Leben nur Eins.
Und ich fühlte den Mann, und dachte die männlichen Dinge,
Doch wie ich ſelber ein Mann würde, das dacht' ich nicht mehr.

22.

Gleichwie die Schwinge des Vogels der Morgenröthe entgegen
Träget das fröhliche Herz, träget den hellen Geſang,
Wiegt' ich auf fröhlichen Fittichen auch mich hin durch die Lüfte
Und wie mit Aether gefüllt ſchwell mir die ſelige Bruſt.

23.

Und nun riß mich der Gott, der muthig mich weckte zur Freude,
Friſch in das Leben hinein, Hoffnung und Glaube ging mit;

Und ich beſchaute die Bilder und Länder und Sitten der Menſchen,
Hatt' ich ja lange genug einſam mich ſelbſt nur beſchaut.

24.

Und nun ward's mir hell um die Augen, die drinnen und draußen
Schauen das lebendige All, ſchauen den ewigen Gott,
Und es däuchte mir alles, als hätt' ich es längſtens erkundet,
Und ich ſprach bei mir ſelbſt: Wunder! was iſt denn der Menſch?

25.

Und ich fiel in den Staub und reckte die Hände gen Himmel:
Sieh mich! hier kniet vor dir dankend ein glücklicher Menſch,
Was ich mit Arbeit geſucht in langer Zeit und nicht funden,
Giebſt du mir, gnädiger Gott, jetzund auf einmal von ſelbſt.

26.

Darauf drückt' ich ein Weib mir lieb an den liebenden Buſen,
Und ich freute der Luſt, freute der Liebe mich ſehr,
Und ich pries die Geſtirne die ſeligen droben am Himmel
Und was auf Erden ſo ſchön ſproſſet und grünet und blüht.

27.

Und ich dachte: Nun wallen wir hin und kehren nicht wieder!
Walle du, Leben, ſo mit, kehre auch du nicht zurück!

Denn das Unſterbliche hatt' ich und hab' ich und werde es haben.
Muthig, ihr Götter! nun blitzt! ſchon bin ich Blitzen zu hoch.

28.

Und ſie blitzten — es ſank mein zärtliches Weib in die Grube,
Schlummert den ſchweigenden Schlaf lange mit Schlafenden ſchon.
Sie entſchlief, als den Sohn ſie geboren, die herrliche Gabe,
An ſeinem neunten Tag ward ſie als Leiche beklagt.

29.

Und ich grämte mich ſehr, und weinte Wochen und Jahre,
Doch mit dem Lichte hinfort ging auch durch Trauer mein Pfad,
Denn ich hatte die Götter geſehn, den Himmel empfunden,
Ueber die Blitze hinaus hatt' ich mein Leben geflüchtet.

30.

Und nun kam mir die zweite, die tiefere ſtillere Schwermuth,
Kam wie ein ſüßerer Traum, welcher mich nimmer verläßt;
O kein Dunkel iſt ſie, jetzt ſeh' ich Geſpenſter und Geiſter,
Nebel ſteht dick in dem Thal, doch auf den Bergen iſt Glanz.

31.

Und ich war rüſtig im Strom und tapfer in männlichen Thaten
Und ein beweglicher Sinn ſchmolz ſich mir weich um die Bruſt.

Mühe ward fröhliches Spiel und Arbeit lächelnde Freude,
    Leben und Schickſal zugleich ſah ich in Liebe verklärt.

32.

Jetzt erſt lernt' ich, was hell durch alle Geſchichten erklinget,
    Jetzt erſt ſah ich dein Bild, männliche Tugend, enthüllt:
Wofür Herkules drang durch Plagen und Kämpfe zu Göttern,
    Wofür Hermann ſein Schwerdt bergender Scheide entriß.

33.

Und ich that ihn den Schwur der höchſten und heiligſten Liebe
    Legte die Hand auf das Herz, wandte zum Himmel den Blick:
Nie zu vergeſſen das Land, wo Ja einſt Eide gegolten,
    Nie zu vergeſſen den Glanz, der auf Germanien ruht.

34.

Denn nach traurigem Schlaf, der trübliche Jahre verdämmert,
    Weckte im Wetter und Sturm Gott der Gewaltige uns:
Daß wir wieder gedächten der glorreichen Ehren der Väter,
    Hob ſich ein wilder Tyrann, Geißel des Himmels, empor.

35.

Wüthend hat er die Völker von Kriegen in Kriege getrieben,
    Miſchend den hölliſchen Trug ſchlau mit dem himmliſchen Schein,
Hat er die Menſchenſitze, die Menſchengedanken erſchüttert,
    Bis aus dem wüſten Gewirr herrliche Freiheit erblüht.

36.

Ja ſie wird blühen, ſo klingt's von Gott mir innerſt im Buſen,
Liegen im Staube wird bald Lüge und Lügengezücht,
Stehen wird wieder Germaniens Kraft in Ehren und Waffen,
Wann mit dem modernden Schutt weichliche Schande verſank!

37.

Dies hat hell mir geklungen, dies hab' ich geſehnt und geglaubet,
Flüchtling zu Waſſer und Land, Flüchtling in Noth und Gefahr,
Hiefür hab' ich am Mälare oft, am Strande der Neva
Nächtlicher Beter zum Licht flehende Hände geſtreckt.

38.

Hiefür hab' ich die Segel den trügriſchen Winden geſpannet,
Habe mit Rädern den Staub fernester Straßen erregt,
Hiefür ſitz' ich nun hier im engen einſamen Stübchen. —
Dank dir, allmächtiger Gott, für den allmächtigen Zorn!

39.

Denn die Räder der Seele, ſie rollen in herrlichen Kreiſen
Und in die Segel der Bruſt brauſet ein muthiger Wind,
Daß ich mag ſagen: glückſeliger Mann, wer ſolches empfunden!
Denn wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichſten Tod.

40.

Still ſteht das Leben, es ſteht der Zorn der Männer gefeſſelt,
Und durch der Könige Wort ruhet das Eiſen der Schlacht.
Ich auch ſitz' hier in Engen, an Reichenbachs bröcklichte Mauer
Lehnt ſich das Häuschen, wo Streit kaum mir ein Stübchen gewann.

41.

Bin ich nicht glücklich? das Rad Fortunens, das auf und hinab mich
Alſo gerollt bis hieher, rollt ja den Größten auch ſo.
Gab nicht auch das mir die Zeit, die Feigen nur Großes genommen,
Daß ich die Nichtigkeit ganz fühle bis tief in ihr Nichts?

42.

Bin ich nicht glücklich? wie ſtehn in Kraft die mächtigen Berge
Fern in dem dämmernden Blau, Lehrer des Ewigen, da!
Scheinet nicht freundlich der Mond, der liebende Hort, durch mein Fenſter?
Leuchten die Sterne nicht lieb hier wie im Königspallaſt?

43.

Bin ich nicht glücklich? Ich lernte durch Noth das Meiſte entbehren,
Doch was mein Buſen geliebt, hab' ich mir nimmer verſagt;
Da bin ich Königen gleich und Kaiſern, die Herrlichſtes wagen,
Da ſteht mein herriſcher Thron feſter gebaut als Demant.

44.

Bin ich nicht glücklich? Ich halte die grünende bräutliche Hoffnung,
Nehme ſie ſtolzen Vertrauns mit mir hinab in die Gruft,
Siegen wird Wahrheit und Recht und fallen die prunkende Lüge —
O ich glückſeliger Mann! ſolches hat Noth nicht gelehrt.

45.

Solches haſt du mir gelehrt, du Walter auf himmliſchen Höhen,
Solches erlauſcht' ich von dir, wehender, liebender Geiſt,
Welcher die Sterne durchwebt, die Brüſte der Menſchen durchlüftet —
Dir muß ich knieen — Gebet, werde ein jauchzendes Lied!

46.

Bin ich nicht glücklich? auch ſelbſt, wenn der Kampf, den wir ritterlich ſtreiten,
Mich mit den Beſten zugleich riſſe hinweg von der Bahn?
Dieſe Glückſeligkeit ſteht Tyrannen nimmer erreichlich,
Nur zu der Hölle hinab recken ſie muthig die Hand.

47.

Seh' ich nicht leuchten das Roth der herrlichen Zukunft der Zeiten?
Grünt mit der Jugend der Welt nicht auch die meinige friſch?
Zahlt für des zwanzigſten Jahrs und dreißigſten Jahres Entbehrung,
Gnädige Götter, den Zins ihr nicht im vierzigſten reich?

48.

Blüht mir die Blume der Luſt nicht lieblich in himmliſchen Träumen,
Wie ſie im ſiebzehnten Jahr kaum aus der Knoſpe geblüht?
Schlingt um das dünnere Haar die Liebe nicht leuchtende Roſen,
Jene, die ſtolzer beſitzt, weil ſie Beſitzes entbehrt?

49.

So, ihr Höchſten, erfüllt ihr jeglichem, was ihr gelobet,
Liebe hält ewig ihr Wort, Liebe und Glaube, die zwei:
Faſſe, Pygmalion, brünſtig den Stein, und hauche die Seele
Immer und immer darein! ſieh! er erwacht zu Gefühl.

50.

Sey mir denn, niedriges Häuschen, gegrüßt und bröckelnde Mauer!
Auch wenn du bröckelſt, o Glück, welches dem Pöbel gefällt!
Siehe, ich rufe den Mond zum Zeugen und alle Geſtirne,
Daß ich kein anderes Loos wahrlich mir wünſche denn meins.

51.

Rollt denn, ihr Räder, die weiter mich tragt, und flattert, ihr Segel!
Glaube und Liebe ſind mit, Zorn fliegt fröhlich voran,
Vaterland klinget der Ruf, die Freiheit ſchwebt wie ein Engel,
Schwingend den leuchtenden Kranz über der ſtaubigen Bahn.

Lebenstraum,

der Künftigen gemalt zu Reichenbach im Sommer 1813.

Still hält der Wagen, es ſtehn die Gedanken im rollenden Leben
Mit ihm ſtill und erbaun flugs ſich ein freundliches Neſt,
Sich und der Liebe ein Neſt, von längſt verſchienenen Jahren
Einen anmuthigen Traum, welcher noch immer ſich träumt.
So iſt das Herz, im Getümmel begehrt es der friedlichen Stille,
Und aus der Stille ſogleich will es ins Wilde hinaus.
Wohl erkenn' ich hierin das wechſelnde Schickſal der Menſchen,
Wohl erkenn' ich hierin, wie es mir ſelber ergeht.
Schon iſt der Mittag des Lebens im Wirbel von Freuden und Leiden
Näher dem Untergang mir über die Scheitel gerollt,
Und von dem eignen Gemüth, von dem was Gott in der Höh ſchickt,
Ward über Land, über Meer vielfach getrieben mein Lauf.
Doch der Wagen hält ſtill, flugs kommt mir Sehnſucht und Liebe
Und noch mit ihnen ein Bild, welches mich nimmer verläßt.
Haltet, Gedanken, denn ſtill und laſſet ein Hüttchen uns bauen,
Reinlich und dicht und bequem, ſicher wie niedriges Glück.

Wohin ziehn wir, mein Liebling? wohin? zur Inſel der Heimat?
Oder zum heiligen Rhein? Rede: was liebeſt du meiſt?

Liebſter, antworteſt du mir, wie kann ich Unkundige wählen?
Schildre die Orte und dann frage dein Liebchen zuletzt;
Oder erwähle du ſelbſt, denn bauſt du das Häuschen in Wüſten,
Wird es mir wahrlich mit dir doch der holdſeligſte Ort.

Alſo zur Inſel der Heimat zuerſt. Du liebliches Rügen,
Was meine Seele nur ſpinnt, knüpfet ſie immer an dich,
Freundliches Eiland im Meer voll frommer und gaſtlicher Menſchen,
Voll auch der Schönheit, die Gott über die Fluren geſtreut.

Hier an dem fernſten Gebirg der öſtlichen Marken von Deutſchland,
Grüß' ich die glückliche Zeit, die ſchon Vergangenheit heißt,
Jedes anmuthige Thal und jedes umbrauſte Geſtade,
Jeglichen Hügel und Buſch, wo ich als Knabe geſpielt.
Ueber mir hebt aus dem Dunſt der blauen Dämmrung der Rieſe,
Welcher die Berge benennt, glänzend den Gipfel von Schnee;
Aber ihn ſehe ich nur, euch fühl' ich mit Herzen und Seele,
Ferne Geſtade, wohin ewig die Sehnſucht entfliegt.

Jetzt ſind wir angekommen, es ſteiget in Mitten der größern
Inſel ein Inſelchen auf, ſtiller von Fluthen umſpielt;
Pulitz heißt es, es war die Liebe des ſehnenden Jünglings
Und wie ein ſeliger Traum ſchwebt es dem Manne noch vor.
Süß iſt das Eiland, geſchirmt durch Höhen und Wälder vor Stürmen,
Schauet es über das Land, über die Küſten hinaus
Fern auf das wogende Meer, wo Schiffe wie reiſende Vögel
Glänzender Fittiche Flug ſpreiten dem hauchenden Wind.

Aus dem Paradieſe wie traulich ſchaut ſich's ins Wilde!
Aus der beſchirmeten Hut in die umbrauſte Gefahr!
Siehe ein grünes Juwel, vom Silber der Fluthen umfaſſet,
Funkelt es hell wie das Licht, bräutlich und jugendlich ſchön.
Und wir bauen das Häuschen uns hin, das Neſtchen der Liebe,
Reinlich und dicht und bequem, ſicher wie niedriges Glück,
Hart am Haine der Eichen, der heiligen Bäume der Freiheit,
Wo ſich zum Süden hinab ſanfter das Inſelchen neigt.
Da erfaſſet uns nie der Samum des Landes, der Oſtwind,
Beißet der Nord uns nicht ſcharf, wann er mit Flocken erbrauſt.
Bald ergrünet daran ein Gärtchen voll luſtiger Bäume;
Wenige Jahre ſo ſchwillt ſchon an den Zweigen die Frucht;
Früher umzieht deine Hand das freundliche Häuschen mit Blumen,
Unter den bunten erblühſt, Blume der Blumen, du ſelbſt.

Dies iſt gemacht für die Luſt, die, ſpielend auf kindlichen Schwingen,
Gleich einem Vögelchen gern tändelt dem Neſte zunächſt.
Treibet uns höherer Ernſt und tiefere Wehmuth und Liebe,
Rauſchen die Eichen nicht fern und der beſchattende Hain,
Welche zum Himmel empor mit ahnenden Seelen entwehen,
Welche wie Geiſtergeſpräch liſpeln in Stille der Nacht,
Welche das ſüße Geheimniß bedecken erröthender Küſſe
Und das Geflüſter, das hold ſäuſelt wie Taubengegirr.
Oder es locken die ſpielenden Wellen die ſpielenden Seelen
Oft ans Geſtade hinaus, und auf der rollenden Fluth
Wiegen die Geiſter ſich fort, ſehnſüchtige Geiſter der Liebe,
Und an das klopfende Herz ſinkt mir mein liebendes Weib.

Oeſter noch lockt uns die Nacht zur ſeligen Feier der Sterne
Und in den himmliſchen Glanz müſſen wir brünſtig hinaus;
Daß uns der Wonnen ſo viel der Geber des Guten beſchieden,
Knieen in Demuth wir hin, Schweigen iſt höchſtes Gebet.

Willſt du das Nützliche ſehn, des gern der Menſch ſich erfreuet
Und geſpeiſet von Gott dankende Hände erhebt,
Wandeln wir hin durch die Felder, die mäßigen Umfangs der Aehren
Uns und den Kindlein genug tragen und kleinem Geſind;
Oder auch luſtiger noch durchſtreifen wir blumige Wieſen,
Wo uns die Heerde der Hirt treibet entgegen dem Pfad;
Oeſter noch, wenn es dem Liebchen gefällt und linde die Luſt geht,
Stoßen den Nachen wir ab hoch auf die wallende Fluth,
Werfen das Netz nach dem Barſch und ſtellen dem Aale die Reuſen,
Ködern die Angel dem Hecht, ſpießen bei Fackeln ihn auf.
Herbſtlich auch bahnen wir uns mit ſchneidenden Meſſern die Steige—
Labyrinthiſchen Laufs rings durch den ſauſenden Hain,
Stellen die Schlingen mit Beeren drinn auf den wandernden Vögeln:
So wird der Köchin in Noth öfter ein Braten beſchert.

Nun, was meineſt du? iſt dies Leben nicht Freude und Liebe?
Sind nicht der Gaben von Gott, ſind nicht der Wonnen ſo viel?
Nimmer welket noch altet das Herz, das Gott und Natur liebt,
Aber das Herz nur, das liebt, weiß auch von Gott und Natur.

Liebliches Pulitz, du haſt im Frühling Lieder der Schwäne,
Die ſich in lenziger Luſt ſammeln ringsum auf der Fluth,
Liebliches Pulitz, du haſt der Nachtigall Wundergeſänge,
Haſt den erhabnen Geſang immer, der brauſet vom Meer:
Wohl ein Neſtchen der Liebe, die einſam gerne und ſtill wohnt,
Wohl für die Unſchuld ein Sitz, welcher der Lärm nicht gefällt.
Doch bedarf der geſellige Menſch zuweilen des Menſchen,
Doch bedarf er zu gehn aus ihm ſelber heraus.
Siehe wir ſchirren den Wagen uns an und ſuchen uns Menſchen,
Suchen auf anderer Flur andres Geſicht und Gefühl.

Herrlich raget nicht fern der Rugard, das Auge des Landes,
Wo in verdämmerter Zeit weiland die Herrſcher gethront,
Bergen, das Städtchen daran, bewohnt von gaſtlichen Menſchen,
Wo uns mein redlichſter Freund, wo uns mein Bruder begrüßt;
Putbus im grünenden Schmuck der prangenden Hügel und Haine,
Und der anmuthige Vilm ſind nur drei Stunden von uns:
O der Vilm, das liebe und ſüße Gedächtniß der Kindheit!
Wenn die Mutter mit uns abendlich trat an das Meer,
Wo ich geboren bin, zu Schoritz, der freundlichen Stelle,
Wies ſie uns fern in der Fluth ſeinen hochſchimmernden Hain.
Wollen wir weitere Fahrt, ſo winken uns Gräber der Helden,
Gräber der Väter, die ernſt mahnen an frühere Zeit,
Mahnen an tapfere Männer, die Freiheit mit Eiſen beſchirmten,
Die in dem Handſchlag die Treu trugen, im Schwerdte die Macht.
Siehe du findeſt ſie rings auf der Inſel, die Mäler der Vorzeit,
Jenes Gigantengeſchlechts, welches die Zwerge erſtaunt,
Magſt du in Cracows Hain im Schauer der Gräber wandeln,
Oder beim heitern Rambin ſehen die Hügel gethürmt,

Mag dich auf Pazigs Höhn, auf Oſſians Campiſchen Haiden
  Wehmuth der nichtigen Zeit, worin du athmeſt, umwehn.
Locket dich weiter der Trieb, wir ſchaun das reizende Mönchgut,
  Paradieſiſchen Sitz mitten in brauſender Fluth,
Schauen das fruchtbare Land, wo ragt die alte Arkona,
  Wo den Fürſten der See thürmten Genoſſen das Grab,
Segeln nach Hiddenſee, der Heimath friedlicher Menſchen,
  Welche auf ſtürmiſchem Meer ſtellen den Fiſchen den Tod.
Weiterhin lockt uns der Hain, der ſchauerlich düſter den See ſchwärzt,
  Den mit dem Kühegeſpann *) Hertha, die Göttin, befuhr,
Wo von der Stubbenkammer herab der Blick auf dem Meere
  Zahlloſe Segel erſpäht, weißes Geflügel der See,
Wo ſich die hohe Natur ein ewiges Denkmal gegründet,
  Königſtuhl nennt es das Volk, weil ſich der König der Welt,
Weil ſich der Menſch, im Graun von Himmel und Erde verſinkend,
  Aus der Anbetungen Staub fliegend zu Sternen erhebt.
So hat der himmliſche Vater uns gnug des Glücks und der Schönheit
  Hier mit dem luſtigen Saum rauſchender Wogen umfaßt;
So verrollt ſich im wechſelnden Tanz der blühenden Horen
  Luſtig das Leben, doch rollt nimmer die Liebe ſich ab.

Wählſt du das Eiland? ſprich! das Stillen geziemt und Zufriednen?
  Oder gefällt es dir mehr, wo es lebendiger iſt?

---

*) Wo Hertha fuhr, ſoll die Geſchichte wohl ſchweigen, die Fabel hat ſie auch in dieſen prächtigen Buchenhain hingeſpielt.

Dann komm mit mir zum Rhein, zum heiligen Strom der Germanen,
Wo an den Ufern der Glanz blühender Reben ſich hebt,
Wo ſich mit lichterem Blau ein milderer Himmel erwölbet,
Wo ſich ein reges Geſchlecht fröhlicher Menſchen bewegt.
Dort ein Hüttchen gebaut, von grünenden Ranken umwunden,
Wovon der Weinſtock oft Trauben ins Fenſterchen ſenkt;
Dort uns Bäume gepflanzt und duftige Blumen gepfleget,
Dunklere Lauben gewölbt, welche der Mond nur durchſcheint,
Welche die Nachtigall ſucht für einſame Klagen des Abends:
Mond und Nachtigall ſind liebenden Seelen vertraut.

O der zu glückliche Traum! ſchon hör' ich's trommeln und blaſen:
Das klingt Reiſe und Krieg, ſelige Stille, fahr' wohl!
Her rollt der Wagen, es fliegen dahin die frommen Gedanken,
Alles wird wild um mich her, alles wird wilder in mir;
Sauſender rollt auch das Rad des Glückes heute denn jemals
Hin auf dem ſchlüpfrigen Pfad, ewig begoſſen mit Blut.
O der zu glückliche Traum! wo fänden wir trauliche Stätte,
Welche nicht ſchreckliche Wuth mordiſcher Waffen umtoſt?
Dienſtbar trauret der Rhein, der heilige Strom der Germanen,
Und auch mein heimathlich Land heißet noch heute nicht frei;
Rings tobt Trug und Gewalt, ein grimmer Tyrann ſchwingt die Geißel,
Könige ſtehen gebückt, ſtaunend gehorchet das Volk.
Hat wohl dein liebender Freund, wohin er das Haupt mag legen,
Flüchtig, geächtet, weil Recht beſſer als Lug ihm gefiel?
Findet er jemals die Ruh? die Ruh des engeren Lebens?
Findet er jemals die Ruh träumender Sehnſucht mit dir?

Sicher iſt nichts, kein Thron, kein Pallaſt, kein Berg und kein Eiland,
Sicher iſt nichts, als allein, was nicht Beſitzes bedarf.
Dies laß uns halten, was tief im innerſten Buſen uns brennet,
Dies, was mit heißer Gewalt ferneſte Fernen verknüpft.
Siehe! das Häuschen, es ſteht, die Laube grünt und der Garten,
Mondſtral ſchimmert darauf, Nachtigall klinget darin —
Erde vergehet und Irdiſches flieht, o laß uns den Buſen
Dehnen zum himmliſchen Raum, welcher es alles umfaßt.

* * *

An die Nachtigall.

Süße Klage,
Kleine Nachtigall,
Klang der Nächte, ſage,
Wer gab dir den Schall?

Fielſt von Sternen
Du, ein Engeltraum,
Daß wir Sehnſucht lernen
Nach dem lichten Raum?

Wurdeſt Leyer
Für der Liebe Leid,
Singſt der Seelen Feier
Nun im Federkleid?

Philomele,
Holdes Himmelskind!
Zarte Geiſterſeele,
Wie die Engel ſind!

O der Herzen
Goldner Leyerklang!
Klinge, Luſt der Schmerzen!
Klinge laut, Geſang!

Klinge, Liebe,
Klinge, Sehnſucht, drein!
Funkelt, helle Triebe,
Hell wie Sternenſchein!

Stimmt Geſänge
Gleich der Nachtigall,
Und im Strom der Klänge
Fluthet hin zum All.

Der feſte Mann.

Wer iſt ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünſtig, wahr und frei;
Denn dieſe Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Menſch inzwei.

Wer iſt ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm;
Die heil'ge Gluth giebt hohen Muth
Und ſtärkt mit Stal den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit Pflicht und Recht,
Dem frommen Muth däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer ſeyn,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

An die Wehmuth.

Du, die im Sternenſchleier
Der Nächte wandeln geht,
Wo Traum und Ahndung freier
Um fromme Seelen weht,
Wo ſich von grünen Grüften
Die grüne Hoffnung hebt
Und in den heitern Lüften
Mit Engeln ſelig ſchwebt.

Die dann um ſtille Seelen
Ihr zartes Dunkel ſpinnt,
Die Wunder zu erzählen,
Die hoch im Himmel ſind,
Die dann die hellen Saiten
Des tiefſten Herzens rührt
Und durch die langen Zeiten
Die Geiſter wandeln führt. —

Sey ſüß mir, o Huldinne,
Sey, Wehmuth, mir gegrüßt!
Die mild durch alle Sinne
Gleich Himmelsquellen fließt,
Die Gram und heißes Sehnen
In ſanften Schlummer lullt
Und in der Fluth der Thränen
Ertränkt die bittre Schuld.

Dir will ich ewig danken,
Dir, meiner Nächte Luſt,
Die weich mit Himmelsranken
Umflicht die wunde Bruſt,
Die ſüße Liebesworte
Mit Engeltönen ſingt
Und an der Himmelspforte
Der Sehnſucht Glocken ringt.

Dich will ich ewig loben,
Dich und die Schweſter dein,
Die Liebe, die nach oben
Auch lockt der lichte Schein,
Die Liebe, die auf Erden
Wohl nie Genüge findt,
Oft traurig an Gebärden,
Gleich dir ein himmliſch Kind.

O bleibet, ſüße Weihe,
O bleibt mir ewig treu!
Daß fröhlich ich im Leide,
In Freuden traurig ſey.
Was flache Thoren preiſen,
Das mag mein Glück nicht ſeyn,
Wo eure Sterne kreiſen,
Da kann ich ſelig ſeyn.

Geſangesluſt.

Wem rühren die Saiten den goldenen Klang?
Wen grüßen die hohen Verwalter der Töne,
Apoll und die Muſen, in himmliſcher Schöne?
Wen meint der Geſang?

Er meinet nicht Hoheit, er meinet nicht Gold,
Er meint nicht das Nichts, welchem ſklaviſche Rücken
In geizigen Aengſten des Dienſtes ſich bücken,
Er klingt nicht um Sold.

Er ſendet die Pfeile der Worte nicht aus,
Unſterblicher Ehren unſterbliche Boten,
Für grauſe Tyrannen und wilde Deſpoten
In Säkeln hinaus.

Doch was in den Tiefen das göttliche Herz
Zu leuchtenden Höhen der Sterne beflügelt,
Was ſchweigende Seelen zur Sprache entſiegelt
Im himmliſchen Schmerz;

Was ernſt als das heiligſte Männergebet
Umwölket die Stirn der Kamenen mit Trauer,
Was Hektor'n, das Bollwerk der Troiſchen Mauer,
Hinaustreibt zum Tod;

Was Kolom geſezt auf das ſtehende Ei,
Was Newton im fallenden Apfel gemeſſen,
Was Porzia lächelnd in Kohlen gegeſſen
Voll Stolz und voll Treu —

Das rühret der Saiten gewaltigen Ton,
Das ſchüttert die zitternde Seele der Leyer,
Das ladet die Götter und Geiſter zur Feier,
Das klingt ohne Lohn.

Das blitzt aus dem Liede, ein ſtrahlendes Bild,
Wie Pallas der Stirne des Vaters im Glanze
Entblitzte, gewaffnet mit Schwerdt und mit Lanze,
Mit Panzer und Schild.

O heiliger Wahnſinn der ſchwellenden Bruſt!
O brauſende Stürme der wehenden Töne!
O himmliſcher Tugend unſterbliche Schöne!
Unſterbliche Luſt!

Wohin mit dem ſeligen Sänger? wohin?
Wie lodert die mächtige Flamme im Buſen!
Wie brennt euer Athem, gewaltige Muſen!
Wohin? o wohin?

Was donnert's? ſo tönt's vom Olympus nicht her,
So brauſet das Wetter von Mars und Bellonen,
So wiehert's von Roſſen, ſo hallt's von Kanonen,
So donnert ein Heer.

O Vaterland ſüßes! dich meldet der Klang,
Germaniens Söhne ſind mächtig erſtanden,
Zu tilgen den Trug und die wälſchelnden Schanden.
Das klinge, Geſang!

Die Leipziger Schlacht.

Wo kommſt du her in dem rothen Kleid,
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerſtreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Weiber und Bräute klagen,
Da ward ich ſo roth.

Sag' an, Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken
Und Tauſenden mußte der Athem ſtocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzoſen aus,
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Oeſtreich heißen,
Die zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eiſenhand?
Die Wälſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Wälſchen hat Gott verweht wie den Sand,
Viele Tauſende decken den grünen Raſen,
Die übrig geblieben entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Soldat!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr' von dem blutigen Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenſtadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmahl;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange ſcheinet der Sonnenſtrahl,
So lange die Ströme zum Meere reiſen,
Wird noch der ſpäteſte Enkel preiſen
Die Leipziger Schlacht.

◆

Der tapſere König von Preussen.

Der König von Preußen zieht reiſig aus
Mit dreimalhunderttauſend Mann,
Sie ſehen ſo luſtig und freudig aus,
Daß er die Welt wohl bezwingen kann;
Und wie zu dem Zuge die Trommel klingt
Und wie in dem Winde die Fahne wallt,
Einem jeden das Herz in dem Leibe ſpringt,
Einem jeden der Mund nur von Freuden ſchallt:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Einem jeden der Mund nur von Freuden ſchallt.

Bei Lützen da hält er die erſte Schlacht,
Da blühen die Maiblumen blutig roth,
Da ſchläfet wohl mancher, der nie erwacht,
Ein fauler Langſchläfer iſt der Tod.
Doch ſchliefen die Burſchen gar luſtig ein,
Ein jeder nahm drei der Franzoſen mit,
Sie ſchlugen wie Donner und Wetter drein
Mit Sturmeswuth und im Sturmesſchritt:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Mit Sturmeswuth und im Sturmesſchritt.

An der Katzbach auch hatt' es gar heißen Strauß,
Da jagte der Blücher den Macdonald,
Da riſſen die Wälſchen wie Haſen aus,
Weil der alte Herr ſo gewaltig knallt,
Da deckten Zehntauſend den grünen Plan
Und Zwanzigtauſend ſtreckten 's Gewehr,
Viele Tauſende ſchwammen die naſſe Bahn
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer.

In Böhmen bei Kulm in den Bergeshöhn,
Hei Vivat! mein König! mein Siegesheld!
Da haſt du den giftigen Ratten ſchön
Die mordliche Falle gar fein geſtellt,
Sie lieſen mit gierigem Stolz hinein,
Der Rattenkönig Vandamme voran,
Bald klang es dir luſtig von Groß und Klein:
Er hat ſie gefangen mit Maus und Mann!
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Er hat ſie gefangen mit Maus und Mann.

Auch thaten's die Preußen bei Dennewitz,
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Da mißte der Mareſchall Ney den Witz,
Und lief wie ein Teller Berlin vorbei:
Herr Marſchall, Herr Marſchall, wo wollt Ihr hin!
Gen Süden liegt nicht die Königſtadt,
Gen Norden zu reiſet Ihr nach Berlin;
Doch er hört nicht, und läuft wie ein Wagenrad.

Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Doch er hört nicht, und läuft wie ein Wagen ab.

Bei Leipzig ſie hielten den letzten Tanz,
Der Franzoſenkehraus der ſoll es ſeyn!
Drei Tage ward getanzt, ſie verſpielten's ganz,
Achtzigtauſend nur kamen lebendig zum Rhein,
Achtzigtauſend von dreihunderttauſend Mann,
Die übrigen todt und gefangen all.
Alle Welt lobt den König, den tapfern Mann,
Und der alte Blücher ward Feldmarſchall:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Und der alte Blücher ward Feldmarſchall.

Drum Vivat der König von Preußen, der Held!
Drum Vivat der Blücher, der Feldmarſchall!
Sie ſäeten Kugeln wie Erbſen ins Feld
Und ſpielten zum Tanz mit Kanonenknall.
Auch Vivat der Burſche, der flink hinterdrein
Friſch folgte dem König, dem Feldmarſchall!
Bald ſingen wir Heidideldei am Rhein
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall.

Frühling.

Juchhei! Blümelein!
Duſte und blühe!
Strecke alle Blättchen aus,
Wachſe bis zum Himmel 'naus.
Juchhei! Heidibei!
Blümlein, und blühe!

Juchhei! Lüftelein!
Hauche und wehe!
Hell der Himmel über dir,
Bunt die Erde unter dir.
Juchhei! Heidibei!
Lüftlein, und wehe!

Juchhei! Bächlein klein!
Rauſche und brauſe!
Brauſe hin durch Berg und Thal,
Grüß' die Freunde allzumal.
Juchhei! Heidibei!
Bächlein, und brauſe!

Juchhei! Vögelein!
Klinge und ſinge!
Blüthenhain und Sonnenſchein,
Frühling tanzt den bunten Reih'n.
Juchhei! Heididei!
Vöglein, und ſinge!

Juchhei! Menſchenherz!
Klinge und ſpringe!
Wollteſt du das letzte ſeyn?
Nicht der hellſte Tänzer ſeyn?
Juchhei! Heidideil!
Klinge und ſpringe!

Juchhei! alle Welt!
Juchhei in Liebe!
Liebesluſt und Wonneſchall,
Erd' und Himmel halten Ball.
Juchhei! Heidideil!
Juchhei in Liebe!

Das Lied vom Feldmarſchall.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren, heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwerdt.

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſeyn.

Der Mann iſt er geweſen, als alles verſank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch ſchwang.
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
Den Wälſchen zu weiſen die preußiſche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel ſich ſchwang!
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Wälſchen der Athem ging aus,
Viel Tauſende liefen dort haſigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nie wachen auf.

Am Waſſer der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld
Und hell ließ erklingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Das Lied vom Stein.

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauſcht,
Da iſt ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauſcht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit ſtolzer Sehnſucht angehaucht.

Da ſaß er in dem Felſenneſte,
Das ſeine Väter einſt gebaut,
Da klang ihm auf der hohen Feſte
Der grauen Vorzeit Wunderlaut:
Hei! wie dem Jüngling von dem Klingen
Die Bruſt erſchwoll im ſüßen Wahn!
Hei! wie er oft geregt die Schwingen,
Als mäß' er ſchon die Sonnenbahn!

Drauf in das Leben ausgeflogen
Wie find't er alles anders gar!
Verfinſtert hat den Himmelsbogen
Ein wüſter Schwarm dem Sonnenaar,
Die Krähen und die Dohlen haben
Verhüllt des Lichtes goldnen Schein,

Und Eulen wollen gar und Raben
Herolde und Propheten ſeyn.

Doch mitten in den Truggeſtalten
Er ſchirmt des Herzens fromme Scheu,
Er bleibt den himmliſchen Gewalten
Des Jugendwahnes redlich treu,
Er winkt hinauf zur höchſten Ferne,
Hinab zum tiefſten Geiſterort,
Und ſpricht: die Götter und die Sterne
Sie halten ewig feſt ihr Wort.

Iſt gleich der Sonnenpfad der Väter
Vom ſchwarzen Pöbelſchwarm verhüllt,
So brennt mir doch vom lichten Aether
In tiefſter Bruſt ein Flammenbild;
Laß ew'ge Nacht das All bedecken,
Den Himmel thun den Höllenfall,
Die Seele zittert keinen Schrecken,
Sie trägt das All, ſie iſt das All.

Heil dir, du Sohn vom Felſenneſte!
Heil dir, du muthig Sonnenkind!
Der hohe Walter ob der Feſte
Er hat geſandt den Sauſewind,
Die ſchwachen Flügel ſind zerbrochen,
Dem Adler ſind die Lüfte rein,
Das Nichts iſt in ſein Nichts gekrochen.
Der Tugend ſoll das Scepter ſeyn!

Heil feſter Stein vom feſten Steine!
Heil ſtolzer freier deutſcher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenſcheine
Vor aller Welt nun leuchten kann!
Zerſchmettert liegt die Pöbelrotte,
Zerflogen iſt der Knechte Wahn,
Und mit dem alten deutſchen Gotte
Geht Ehre auf der Ehrenbahn.

Heil feſter Stein vom feſten Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am deutſchen Rheine
In Freuden blühen Teuts Geſchlecht!
Sieh lange noch vom Sitz der Ahnen
Im ſchönſten Lebensſonnenſchein
Die freien Enkel der Germanen,
Das freie Land, den freien Rhein!

Herr Peter.

Herr Peter kam heim aus dem heiligen Land,
Sein Roß er ans Gitter der Stiegen band,
Sein Schwerdt ſchlug der Thüre vergüld'ten Knauf,
Frau Elſabeth hört' es und ſchloß ihm auf.

O heilige Jungfrau! mein einziger Sohn!
Wir dachten, Ihr ſchlieſet im Grabe ſchon;
Wo kommt Ihr, Herr Peter, wo kommt Ihr her?
Wir dachten, Euch deckte das tiefe Meer.

Frau Mutter, ich komm' aus dem Morgenland,
Da ſpaltet' ich manniches Schildes Rand,
Da löſte ich manchem das Helmband auf,
Nie ſetzt er den eiſernen Hut mehr auf.

Und kommſt du, Herr Sohn, aus dem Morgenland,
So gieb mir zum Willkomm die warme Hand,
Und biſt du kein nächtlicher armer Geiſt,
So küſſe mit lebendem Kuß mich dreiſt.

Frau Mutter, mir Gruß nicht noch Kuß behagt,
Eh' Eines Ihr mir von der Liebſten ſagt:
Sprecht: minnt ſie mich noch und gedenkt ſie mein?
Oder ſchauet ſie nimmer der Sonne Schein?

Frau Elsbeth ward blaß wie der blaſſe Schnee —
O Sohn, wie thut Ihr mir Armen weh!
Frau Elsbeth ward blaß wie der blaſſe Kalk —
Gen Himmel entflohn iſt der weiße Falk.

Er harrte drei Jahre und Monden drei,
Da war das beramete Ziel vorbei,
Er weinte ein Jahr, einen Mond, einen Tag,
Als Sehnſucht ſein zärtliches Herz zerbrach.

Nun löſe vom Zügel dein ſchnelles Roß
Und laß es frei laufen im Hang am Schloß,
Abſchnalle die güldenen Ritterſpor'n,
Es ging dir das treueſte Herz verlor'n.

Nun winde dir Flor um dein blankes Schwerdt,
Dein Liebſtes iſt Trauer und Ehren werth,
Nun decke den Schimmer des Schildes zu,
Dein Liebſtes ging ein in die Himmelsruh.

Herr Peter mit mannichem Ach und Weh
Blickt ſtarr zu der ſternigen Himmelshöh,
Herr Peter mit mannichem Weh und Ach
Die traurigen Worte zur Mutter ſprach:

Vom Zügel nicht löſ' ich mein ſchnelles Roß,
Es graſet nun nimmer im Hang am Schloß,
Nicht ſchnall' ich die güldenen Sporen ab,
Sie gehen mit mir in das tiefe Grab.

Auch wind' ich nicht Flor um mein blankes Schwerdt,
Es lieget mit mir bald in kühler Erd.
Auch deck' ich nicht zu meines Schildes Pracht,
Sie decket mit mir bald die dunkle Nacht.

O Wind! o du grimmiger Weſtenwind!
Du haſt mir getödtet mein liebſtes Kind;
O Glück, o du trügeriſch falſches Glück!
Du jagteſt nach Cypern mich zwier zurück.

Herr Peter ſein Schwerdt aus der Scheide riß —
Nimm hin, du mein Hengſtlein, es trifft gewiß.
Mein ritterlich Rößlein, nimm Rittertod!
Das Roß färbt das Gras an den Stiegen roth.

Herr Peter ſein Herz mit dem Schwerdt befühlt —
Komm, Balſam, der Schmerzen der Liebe kühlt!
Herr Peter im Blut auf die Stiegen ſank,
Frau Elſabeth ward bis zum Sterben krank.

O Wind! o du grimmiger Weſtenwind!
Du haſt mir getödtet mein liebes Kind;
O Glück! o du trügeriſch falſches Glück!
So bringſt du den einzigen Sohn zurück?

Drauf ließ ſie wohl graben ein tiefes Grab —
Da ſchlafe nun, du, meines Alters Stab!
Sie pflanzete Roſen und Lilien drauf —
Mir blühet's nun nimmer von Blumen auf.

Da, wo ſein Feinsliebchen begraben liegt,
Da wird für Herrn Peter das Grab gefügt,
Da ſchläft er nun ſanft bis zum jüngſten Tag,
Geborgen vor jeglichem Weh und Ach.

Die gülbenen Sporen, das blanke Schwerdt,
Das Streitroß, des Todes der Ritter werth,
Der Speer und der Helm und des Schildes Schein
Liegen alle bei ihm und der Jungfrau ſein.

Liebestod.

Es ſaß ein Knab' im grünen Hain,
Und hielt im Arm die Liebſte ſein,
So lieb und hold, ſo jung und ſchön,
Als Roſen unter Lilien ſtehn.

Der Knabe zu der Jungfrau ſprach:
„Sieh da das Waſſer in dem Bach,
„Es fließet hin, fließt nie zurück,
„So fließt auch hin der Liebe Glück."

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Die Liebe iſt kein Waſſerbach;
„Das Waſſer rinnt wie falſches Glück,
„Doch Liebesfluth fließt treu zurück."

Der Knabe ſah nach Mond und Stern —
„Die Wandler droben hab' ich gern,
„Sie halten feſt die rechte Bahn,
„Doch Liebe bleibt ein Lügenwahn."

„Iſt Liebe Wahn und Lügenwahn,
„So lüget auch die Sternenbahn,
„Kein Stern hält ſichrer Weg und Pfad,
„Als die dein Arm umſchlungen hat."

Der Knabe ſah die Wolken ziehn —
„Sieh dort der Liebe Bilder fliehn,
„Sie wechſeln Farben mancherlei:
„So bunt iſt auch der Weiber Treu.“

„Iſt Weibertreu ſo leicht und bunt,
„Wie trau' ich, Knab, auf deinen Mund?
„Auf deinen Mund, der Treu verſpricht?
„Doch meine Treue wechſelt nicht.“

Der Knabe ſah der Vöglein Heer
Auf Zweigen hüpfen hin und her,
Er ſprach: „Wie dieſe Flattrer ſind,
„So iſt auch jedes ſchöne Kind.“

„Iſt jedes Kind ſo wandelbar
„Als dieſer leichten Flattrer Schaar,
„Du böſer Knab', ſo mach' mich todt,
„Damit ich komme rein zu Gott.“

Der Knabe ſah zwei Lilien ſtehn,
Er rief: „Wie ſind ſie weiß und ſchön!
„Wärſt du, mein ſchönes Kind, ſo weiß,
„Mir brennte nicht die Bruſt ſo heiß.“

„Brennt dir, o Knab', die Bruſt ſo heiß,
„So wiſſe doch, dein Kind iſt weiß,
„Iſt weiß und rein, wie Lilien ſind,
„Doch ach! ihr Wort hört nur der Wind.“

Zur Feier des 18. Octobers 1814, bei den Freudenfeuern auf dem Taunus.

Es iſt in dieſen Tagen
Eine ſtolze Schlacht geſchlagen,
Wovon man noch wird ſagen
In ſpäter Enkel Zeit:
Bei Leipzig an der Pleiße
Da drängten ſich im Schweiße
Und Blute Männer heiße
Im arbeitvollen Streit.

Die Schlacht ſtand wild und grauſend,
Es wälzten Hunderttauſend
Sich über Hunderttauſend
Verderben ſchnaubend fort,
Der Tod traf ohne Schonen
Von Schwerdtern und Kanonen
Hier Männer aller Zonen,
Und flog von Ort zu Ort!

Doch Gott vom hohen Himmel
Sah mit ins Schlachtgewimmel,
Von ihm ſind die Getümmel,
Von ihm kommt Peſt und Krieg.
Er ſprach das Wort der Rache:
Heut falle, falſcher Drache!
Heut ſtehe, gute Sache!
Heut juble, deutſcher Sieg!

Da fielen die Franzoſen,
Die falſchen, die treuloſen,
Wie vor der Stürme Toſen
Die Blätter von dem Baum;
Da hieb dem Bonaparte
Das Glück eine ſolche Scharte,
Daß man auch ohne Warte
Sie ſah auf Meilen Raum.

Es floh die giftige Schlange
Im Lauf und nicht im Gange,
Denn mit Kartaunenklange
Scholl Jagd ihm hinterdrein;
Durch Berg und Thal und Höhen
Hat man ihn laufen ſehen,
Und nimmer ſtille ſtehen,
Als hinterm tiefen Rhein.

Und aus der Knechtſchaft Banden,
Aus Lug und Trug und Schanden,
Iſt alles Volk erſtanden
Im heil'gen deutſchen Reich:
Es ließ auf Tod und Leben
Der Freiheit Banner ſchweben,
Und Sieg ward ihm gegeben,
In Ehren ſteht das Reich.

Drum auf in dieſen Tagen,
Weil ſolche Schlacht geſchlagen,
Von der einſt Enkel ſagen:
Es war die beſte Schlacht!

Drum auf, ihr Männer alle!
Ihr deutſchen Männer alle!
Und ruft mit Freudenſchalle:
Es war die beſte Schlacht!

Drum auf zur hohen Freude!
Weil Gott der Herr hat heute
In jenem harten Streite
Sein tapfres Volk befreit;
Laßt Deutſchlands ächten Söhnen
Heut in Kartaunentönen
Den ſtolzen Hymnus drönen:
Gewonnen ward der Streit.

Auf Bergen und auf Höhen
Laßt helle Flammen wehen,
Daß alle Augen ſehen,
Es iſt ein deutſcher Tag;
Laßt hehre Feuer zünden,
Daß ſie dem Nachbar künden,
Dem Volk undeutſcher Sünden,
Es iſt ein deutſcher Tag.

Und wann die Flammen ſinken
Und wann mit hellerm Blinken
Zum Schlaf die Sterne winken
In tiefer Mitternacht,
Dann laßt uns in Gebeten
Still an die Feuer treten,
Und niederknien und beten
Zu Gott dem Herrn der Macht:

Daß er mit Gnaden walte
Und Volk und Land geſtalte,
Daß es an Freiheit halte,
An Freiheit, Licht und Recht,
Daß ſtets in Deutſchlands Gränzen
Des Sieges Feuer glänzen,
Wie deutſche Eichen kränzen
Den Wüthrich und den Knecht!

Geſang,

zu ſingen bei der Pflanzung einer deutſchen Freiheitseiche zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht.

(Für die Freiherrin von Löw geborne Freiherrin von Tiele.)

Wir pflanzen die Eiche,
Den heiligen Baum,
Den König der Sträuche
Im luftigen Raum:
Ein fröhliches Zeichen,
Ein Denkmal der Ehre
Den Jahren, die weichen,
Erwachſ' er und währe
Jahrhunderte durch!

Er ſtehe, und ſage
Dem Enkel noch an
Die Wonne der Tage,
Die heute begann:
Germaniſcher Männer
Gewaltige Thaten
Und Siege bekenn' er,
Die herrlich gerathen
Durch Gott und ihr Schwerdt.

Denn heut iſt gekämpfet
Der blutige Streit,
Gewalt iſt gedämpfet,
Das Land iſt befreit:

Es lagen die böſen
Tyrannen im Staube,
Die Schande zu tilgen
Ermannt ſich der Glaube
Und führt' es hinaus.

Drum ſteht die Eiche,
Der heilige Baum,
Der König der Gewächſe
Im luftigen Raum:
Ein fröhliches Zeichen,
Ein Denkmal der Ehre
Den Jahren, die weichen,
Erwachs' er und wachſe
Jahrhunderte durch!

Er grüne und glänze
In freudiger Pracht,
Beſchatte, bekränze
Nur Männer der Macht,
Nur Tapfre und Freie,
Nur Deutſche von Tugend!
Doch freundlich auch weihe
Unſchuldiger Jugend
Er ſchattiges Laub!

◆

Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen,
Mit hehrem heiligen Gefühl;
Drum ſoll die volle Bruſt erklingen
Ein volles helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der Erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erſchienen war,
Der unſrer Feinde Zorn zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut
Und auf den Sternen waltend ſitzt
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der Zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm ficht und ſteht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das Dritte, deutſcher Männer Weide,
Am hellſten ſoll's geklungen ſeyn!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reih'n;
Für ſie zu leben und zu ſterben
Das flammt durch jede deutſche Bruſt,
Für ſie um hohen Tod zu werben
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutſche Treue!
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang!
Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das ſey gehalten und geglaubt!

Die Schlacht beim Schönen Bunde.

Auf! Viktoria! auf! Viktoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Ueber Strom und Berg geklungen,
Tauſendſtimmig nachgeſungen
Rollet er die Welt entlang.

Alter Blücher! alter Blücher!
Jüngling mit dem weißen Haar!
Der wie Mars zu Roſſe ſitzet,
Der wie Gottes Wetter blitzet,
Machſt den Schwur du wieder wahr?

Jenen Schwur, den du geſchworen
Einſt an Gott und Vaterland,
Deinen Degen zu zerbrechen
Oder Deutſchlands Schmach zu rächen
An dem wälſchen Bubenland?

Alter Blücher! alter Blücher!
Mahnſt du das Banditenheer
An der Katzbach naſſe Tiefen,
Und an Leipzig, wo ſie liefen?
An Brienne, Laon, la Fere?

Auf! Viktoria! auf! Viktoria!
Dreimal hoch Viktoria!
Wer in Spanien iſt geweſen,
Kennt den Namen auserleſen,
Kennt das Feld Viktoria.

Talavera, Salamanca,
Und Vittoria dreimal hoch!
Auch ein Klang klingt von Toloſe,
Und dir bebt das Herz, Franzoſe —
Wellington der lebet noch.

Auf! Viktoria! auf! Viktoria!
Blücher, Wellington und Gott
Dieſe drei ſind feſt verbunden,
Und der Feind iſt hingeſchwunden,
Und ſein Dräun iſt Kinderſpott.

Bei la Belle Alliance —
Heißt auf deutſch der Schöne Bund —
Hielt der große Himmelsrichter
Das Gericht der Böſewichter,
Ihres Trotzes letzte Stund'.

Auch Viktoria! auch Viktoria!
Euch, ihr Tapfern, die ihr ruht!
Die kein Schlachtruf mehr erwecket,
Die des Todes Nacht bedecket!
Freiheit blüht aus eurem Blut.

Nun nach Frankreich! nun nach Frankreich!
Ins Franzoſenparadies!
Straft das Land der böſen Heiden,
Das uns zwanzig Jahr an Freuden,
Zehn an Freiheit darben ließ.

Nun nach Frankreich! nun nach Frankreich!
Holt geſtohlnes Gut zurück!
Unſre Feſten, unſre Gränzen,
Unſern Theil an Siegeskränzen,
Ehr' und Freude holt zurück!

Auf! Viktoria! Auf! Viktoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Hände, Herzen auf nach oben!
Gott zu danken, Gott zu loben!
Gott hat Glück und Sieg geſandt.

Sankt Chriſtoph.

Sankt Chriſtoph war ein Wandersmann,
Und ging die Welt wohl auf und ab,
Es klang in ſeinem Buſen an,
Was ſeinem Herzen Sehnſucht gab,
Von oben kam ein mächtig Treiben,
Er durfte nicht zu Hauſe bleiben.

Er wuchs im Lande Kanaan,
Wo unſer Herr für alle litt,
Zu ſtolzer Länge rieſig an,
Die Rieſenmaaße überſchritt,
Von ſeinen Fäuſten hört' man ſagen,
Sie konnten Thürm' und Berge tragen.

Er ſah, zu Hauſe ſtand es ſchlecht:
Der feine Schelm war Meiſtermann,
Den Starken machte Geiz zum Knecht,
Den Schwachen ſchirrte Feigheit an.
So wollt' er ſich nicht jochen laſſen,
Drum ging er frühe eigne Straßen.

Durch viele Reiche nah und fern,
Durch Berg und Thal, zu Land und Meer
Ging Chriſtoph ſuchen einen Herrn
In weiter Wandrung hin und her,
Den Jüngling trieb ein groß Erkühnen,
Er wollt' allein dem Stärkſten dienen.

Zuerſt er ſeinen Dienſt verhieß
Dem Kaiſer jenſeits Mohrenland,
Dem dienend, wann's zur Tafel blies,
Zehn Könige gingen flugs zur Hand,
Bei deſſen kleinſtem Wink und Huſten
Wohl tauſend Fürſten ſpringen mußten.

Der, dacht' er, iſt ein rechter Herr,
Und dient' ihm treulich manches Jahr,
Bis endlich einer, weiß nicht, wer,
Zum Hofdienſt eingeladen war,
Der von der Zukunft dunkelm Zweifel
Viel redte und von Höll' und Teufel.

Kaum daß der Teufel drein erſchallt,
Sieht Chriſtoph, wie dem Kaiſer grauſt
Gleich einem, dem des Schwertes Gewalt
Am Hochgericht zum Nacken ſauſt;
Er ſieht ihn zittern und erblaſſen,
Und muß den Feigen gleich verlaſſen.

Er ruft: dem dien' ich länger nicht,
Der Teufel muß ſein Meiſter ſeyn.
Des lauſchet froh der Höllenwicht,
Und ſtellet gleich ſich freundlich ein,
Kommt mit Geſchwänzel und Gewaifel,
Und ſpricht: Hier haſt du mich, den Teufel.

Biſt du der Teufel, ſchlage ein!
Wenn du kein Bebehoſe biſt,
So will ich treu dein Diener ſeyn,
Wie einer treu geweſen iſt.
Der Teufel ſtellte ſich gewaltig,
Und Chriſtoph war an Treue haltig.

Das war dem Herrn Beelzebub
Ein Knecht bequem für ſchwarze Kunſt,
Der Berge aus den Wurzeln hub
Und Seen trug in Feuersbrunſt,
Geſchickt, des Himmels argem Affen
Sein Neſt von Seelen voll zu ſchaffen.

Er brauchte das unſchuld'ge Kind,
Das nichts von Lug und Trug verſtand,
Für allen Lügendunſt und Wind,
Für allen bunten Höllentand:
Der Chriſtoph lernte Künſte machen
Zum Seelenfang des alten Drachen.

Denn Satan trug gar fein Gebär,
Und ſtellte ſich gewaltig an,
Als ob ihm nun und nimmermehr
Kein Andrer was gewönne an;
Der Chriſtoph nahm ihn für den Rechten,
Drum hielt er's aus bei ihm zu knechten.

Doch einſt ſich Satanas verging,
Und kam gekreuztem Holz zu nah,
Woran ein Bild vom Heiland hing,
Und bebt' und floh, als er's erſah;
Und Chriſtoph ließ den Feigen laufen
Und ſprach: der mag ſich Knechte kaufen!

Und an dem Kreuze blieb er ſtehn,
Woran das Bild vom Heiland hing,
Er konnte nimmer hinnen gehn,
So ſehr des Schauens Luſt ihn fing,
Er dachte: hier wird's endlich frommen,
Hier muß der rechte Meiſter kommen.

Er ſtand drei kalte Nächte durch,
Von Hunger und von Durſt gequält,
Er ſtand drei heiße Tage durch,
Und hat nicht Tag und Nacht gezählt,
Und hat das Trinken und das Eſſen
In Seligkeit des Schauns vergeſſen.

Und als erſchien die vierte Nacht
Und Mond und Sterne gingen auf,
Er iſt vom langen Traum erwacht,
Ein Kinderſtimmchen weckt' ihn auf,
Es klang ſo mächtig laut herüber:
Iſt keiner, der mich holt hinüber?

Zum Chriſtoph klang's wie Gottes Wort,
Er nahm ſogleich den Wanderſtab
Und ſauſt' in Windeseile fort,
Woher es klang, zum Fluß hinab,
Er war geſchwind hindurchgewatet
Und hatte kaum die Knie gebadet.

Und jenſeits er das Kindlein fand,
Das ſah ſo wunderlieblich aus,
Daß er es flugs mit ſtarker Hand
Schwang auf die Schultern hoch hinaus;
Er lud es fröhlich auf den Rücken,
Und mußte viel zurücke blicken.

Doch als er in das Waſſer tritt,
Da fühlt er ſchwer der Bürde Laſt,
Muß ſtönend ſtützen Schritt auf Schritt,
Als hätt' er Berg und Stein gefaßt,
Auch hört mit fürchterlichem Sauſen
Er wild das Meer zum Strome brauſen.

Und als er kaum die Mitte hält,
Schwillt ihm die Fluth bis an den Mund,
Da denkt er: Träteſt du das Feld!
Gar tückiſch iſt des Waſſers Grund.
Zum erſten Mal in ſeinem Leben
Fühlt er von Furcht ſein Herz erbeben.

Doch ſicht es durch der Rieſenheld,
Und als er das Geſtad erreicht,
Die ſchwere Bürde von ihm fällt,
Das Kindlein wird ſo leicht, ſo leicht,
Der Strom iſt wieder ausgefloſſen,
Als hätt' er nimmer ſich ergoſſen.

Und ſtaunend ſchaut er um ſich her
Und ſtaunend ſchaut er auf das Kind.
Es ſpricht: was wunderſt du dich ſehr,
Daß Kinder auch gewaltig ſind?
So wiſſe, kühnlich war dein Wagen,
Du haſt den Herrn der Welt getragen.

Und wie das Kindlein dies geſagt,
Wie Licht und Lüfte ſchwebt es fort,
Und Chriſtoph zittert, bebt und zagt,
Daß ihm es Mark und Bein durchbohrt:
Wie ſoll der Mann die Wonne tragen,
Daß er den Herrn der Welt getragen?

Und reiſig macht er gleich ſich auf,
Und forſchet nach dem Kreuzesbild
Und nach des Kindleins Lebenslauf,
Das ſo gewaltig und ſo mild;
Und als er alles recht vernommen,
Da hat er ſelbſt das Kreuz genommen.

Und mit dem Herrn, dem rechten Herrn,
Iſt er gezogen weit und breit,
Der Chriſtenheit ein heller Stern,
Voll Seligkeit und Heiligkeit,
Und hat das große Heil verkündigt,
Das alle Welt durch Blut entſündigt.

Er hat gelernt, durch Knochenmark
Gewinnt man nicht das Himmelreich,
Durch ſtille Demuth iſt er ſtark,
Durch Lieb' und Glauben iſt er reich,
Durch Dienſt der Armen und der Schwachen
Bezwingt er alle Höllendrachen.

Und nach dem langen Pilgerlauf,
Der nicht mehr ird'ſche Kämpfe ſucht,
Thut ihm das Paradies ſich auf,
Die Seele nimmt durch Blut die Flucht,
Er iſt durch Martern, Peinen, Wunden
Des Herrn der Herren werth erfunden.

* * *

Ermannung.

Wer hat Blitze? Donnerer, nur du,
Der die Sterne wälzet in den Höhen
Und in eines Athems kurzem Nu
Welten werden läſſet und vergehen.

Weſſen iſt der wunderbare Klang,
Der mit ſeinem fernen dumpfen Läuten
Ganzer Völker Auf- und Unter-Gang
Und der Zeiten Wendung ſoll bedeuten?

Dein iſt Blitz und Klang, du Majeſtät,
Unter welcher tief die Majeſtäten,
Deren Herrlichkeit auf Staub ſich bläht,
Mit den kleinern Donnerſtralen tödten.

Ueberſchwebend in dem Glanz des Lichts
Hörſt du nicht das Winſeln und das Toſen,
Wo die Würmer um das eitle Nichts
In dem blinden Wirrwarr ſich erboſen.

Muthig denn, o Seele, deines Horts!
Und vermache alle Angſt den Feigen!
Muthig deiner ſelbſt und ſeines Worts
Wandle freudig deinen Sternenreigen.

Deines Athems iſt, was droben weht,
Deiner Flammen iſt der Born der Sonne
Und der Blitze hehre Majeſtät
Und der Götter und der Engel Wonne.

Auf denn! faſſe dir auch deinen Blitz!
Laß den Stal der Sternenrüſtung blinken!
Und von dem geſtohlnen Götterſitz
Wird dir mancher Blendling niederſinken.

Wage nur, und ſey dir ſelber gleich,
Auf den kühnen Flügeln der Gedanken
Trage mit hinab dein Himmelreich
Und durchbrich der Erde enge Schranken.

Und das Eden breitet neu ſich aus,
Wo der Engel mit dem Flammenſchwerdte
Vater Adams ſchönes Blumenhaus
In die Diſtelwüſte einſt verkehrte.

Stolz und Liebe heißt das Lichtgeſpann,
Worauf Geiſter durch die Himmel fliegen —
Hoffe, dulde, liebe! ſey ein Mann!
Das Geſchmeiß laß in dem Staube kriechen.

Klage um klein Scherzelein.

Als ich jung war und waidlich,
Da hatt' ich ein Kind,
Unſchuldig und maidlich
Und herzig geſinnt,
Klein Scherzelein hieß es,
Das liebliche Kind,
Die Sorgen zerblies es,
Wie Wolken der Wind.

Um den Kopf blonde Löckchen,
Die Aeuglein ſo hell,
So roſig die Bäckchen,
Die Schritte ſo ſchnell,
Oft trug es auch Flügel
Und flatterte hin
Ueber Thäler und Hügel
Mit fröhlichem Sinn.

War der Maimond erſchienen
In blumiger Zier,
Dann tanzt' es im Grünen
Den Reigen mit mir,
Dann lockte ſein Kehlchen
Die Vöglein herbei,
Die liebenden Seelchen
Im liebenden Mai.

War der Winter gekommen
Mit Eis und mit Schnee,
Das Herz ſchlug beklommen
Und that mir ſo weh —
Mit luſtigen Spielen
Vertrieb's mir die Zeit,
Ich konnte nicht fühlen
Wie's ſtürmet und ſchneit.

Ach! wo biſt du geblieben,
Du freundliches Kind?
Dein Sehnen, dein Lieben
Wo ſchlürft es der Wind?
Wohin weit entflogen,
Mir wehe zu thun?
Welche Wälder und Wogen
Umrauſchen dich nun?

Komm klein Scherzelein wieder,
Du holdigſtes Kind!
Bringe Blumen und Lieder
Und Luſt, welche minnt —
Komm mit Spielen und Küſſen
Und Träumen der Nacht,
Die mancherlei wiſſen,
Was der Tag nicht gedacht.

Dem Vater Pritzbuer zu Garz in Rügen

zu ſeinem fünfundachtzigſten Jahrestage.

Heil, Heil dir! wackrer Greis, am Jubeltage,
Daß du vertraut haſt dem gewalt'gen Wächter,
Der ſä't und ärndtet ſterbliche Geſchlechter
Und ſchwebend hält die ernſte Richterwage!

Dem alten Glauben treu, der alten Sage,
Der auf den Sternen herrſcht, ſey ein gerechter
Hort, lachteſt du der höhnenden Verächter
Des Rechts und der Verzagten feiger Klage.

Drum ward dir auch das hohe Heil verliehen,
Der ſchönern Zukunft Dämmrung noch zu ſchauen,
Den freien Tag der Menſchheit zu begrüßen.

O mögen, wie die Vögel ſpielend ziehen,
Wann linder Lüfte Athem blümt die Auen,
Die letzten Jahre dir gen Himmel fließen!

An Charlotte von Kathen.

Du haſt mir ein Geſchenk gegeben,
Mit bunten Blumen ſchön durchwebt,
Ein zartes Bild von deinem Leben,
Das ewig zu den Sternen ſchwebt.

Auch Anſpiel auf die wilden Mächte,
Die weiter wollen als die Welt,
Die Helden ſelbſt als arme Knechte
Des Glückes auf und nieder ſchnellt.

Es ſoll dies Büchlein mich ermahnen —
So mild ermahnt ein liebes Kind —
Daß meine Heimat, meine Ahnen
Dort oben auf den Sternen ſind.

Auch liegt im Büchlein unbeſchrieben
Ein kleinres Büchlein eingehüllt,
Vom unbekannten fernen Lieben,
Vom unbekannten Gott ein Bild.

Was meldet mir dies weiße reine
Mit ſeiner ungeſchriebnen Schrift?
Daß feſte treue Lieb' alleine
Den rechten Weg zum Himmel trifft.

Du ſollſt die Welt und dich verlaſſen,
Der Erde ſüße ſchwere Laſt,
Und leichte Schatten ſollſt du faſſen:
So wird der Himmel nur erfaßt.

Die ſich mit Blick und Hand erdreiſten,
Sie bringen nimmermehr hindurch,
Gigantiſch mit Gigantenfäuſten
Erſtürmſt du nie die Götterburg.

Und nun zu dir ein leiſes Wörtchen —
Du wirſt die Bitte mild empfahn —
Die mir des Herzens Himmelpförtchen
Mit Blumen lieblich aufgethan:

O lege alle ſtillen Sinne,
Die hold um deinen Buſen wehn,
O lege alle ſüße Minne,
Worin die Engel ſich ergehn;

O lege all dein frommes Leben,
Den ganzen ſel'gen Sonnenzug,
O alles, was dir Gott gegeben,
Das lege in das Blumenbuch.

Und herrlich wird ein Lenz entblühen
Aus ſolcher reinen Liebesſaat
Und an des Lebens Sonne glühen
In Sinn und Kraft, in Wort und That.

Denn wie ein Schatten kaum von Träumen
Iſt Freude, wie die Erde giebt,
Doch leuchtend ſtrebt zu Sonnenräumen
Die Liebe, die wie Engel liebt.

Für ſie iſt alle Nacht verſchwunden
Und Licht durchblitzt ihr Leimenkleid,
Sie reiht des Lebens kurze Stunden
Ein in die lange Ewigkeit.

Und Schmerz und Sorge ſind vergeſſen,
Ein Wiegenlied umtönt die Gruft,
Und ungebunden, ungemeſſen,
Durchfliegt ſie höchſte Geiſterluft.

Das Feuerlied.

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein,
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Trauben ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was ſoll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waſſer ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Fröſche Kröten Drachen
Und für die ganze Würmerſchaft?
Für Menſchen muß es friſcher ſeyn,
Drum bringet Wein! und ſchenket Wein!

O Wonneſaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäßrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenſchein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündeſt deine Lichter an!

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen,
Und alle Herzensherrlichkeit
Im naſſen Jammer längſt erſoffen
Und alles Leben hieße Leid,
Wärſt du nicht in der Waſſersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder ſtoßet an!
Dem friſchen kühnen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein!
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Trauben ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Trinklied.

Bringt mir Blut der edlen Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel ſchweben
In den Lüften ſoll mein Leben
Durch den Wein.

Bringt mir Epheu, bringt mir Roſen
Zu dem Wein!
Mag Fortuna ſich erboſen,
Selbſt will ich mein Glück mir loſen
In dem Wein.

Bringt mir Mägdlein hold und mundlich
Zu dem Wein!
Rollt die Stunde glatt und rundlich,
Greif' ich mir die Luſt ſekundlich
In dem Wein.

Bringt mir auch — das darf nicht fehlen
Bei dem Wein —
Aechte treue deutſche Seelen
Und Geſang aus hellen Kehlen
Zu dem Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe,
In dem Wein!
Sorgen flieh'n fort wie Diebe,
Und wie Helden glühn die Triebe
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Wonne,
In dem Wein!
Ha! ſchon ſchau' ich Mond und Sonne,
Alle Sterne in der Tonne,
In dem Wein.

Höchſter Klang, vom Faß zu klingen
In dem Wein!
Schönſtes von allen Dingen,
Dir mag ich's im Stillen bringen
In dem Wein.

325

An Charlotte Piſtorius

nebſt einem Bildchen vom heiligen Chriſt

Es iſt in dieſen hehren Zeiten
Einſt hoher Himmelsklang erklungen,
Es haben Engel einzuläuten
Dies Feſt die Glocken ſelbſt geſchwungen,
Und Seraphim, die oberſt prangen,
Sind gar als Boten ausgegangen.

Drum ſollen wir in dieſen Tagen,
Die allen Chriſten ſelig kommen,
Einander froh die Botſchaft ſagen:
Erſchienen iſt das Heil der Frommen,
Der heil'ge Chriſt iſt heut geboren
Zu retten alle, die verloren.

Und Himmel ſoll und Erde rufen,
Der tiefſte Abgrund ſoll es tönen,
Der Seraph an des Thrones Stufen,
Der ärmſte von den Erdenſöhnen:
Der heil'ge Chriſt iſt heut geboren
Zu retten alle, die verloren.

Nimm denn dies Bildchen hin als Boten,
Der klingen kann auch ohne Worte:
Vernichtet iſt die Furcht der Todten,
Zerſprenget iſt die Höllenpforte,
Der Fürſt der Finſterniß gebunden
Und Gnade aller Welt gefunden.

Nimm denn dies Bildchen hin als Zeichen,
Daß wir nun fröhlich wandeln können,
Daß die Bewohner von zwei Reichen
Nicht ungeheure Klüfte trennen,
Und knieend vor der ſüßen Milde
Bet' an den Kindergott im Bilde.

An Guſtava.

Gern mögt' ich dir ein Kränzlein binden,
Wie's holden Kindern lieblich ſteht,
Doch Blumen ſind nicht mehr zu finden,
Der Winter hat ſie abgeweht.

Doch weiß ich, wo ſie ewig grünen,
Zwei Gärten weiß ich wunderſchön,
Wo allen zarten Honigbienen
Die Monden ſtets in Wonne ſtehn.

Der eine ſtralt in hohen Räumen
Und ſäet Sternenblüthen aus,
Der andre hegt mit ſüßen Träumen
Im Herzen ſtill ſein Blumenhaus.

Doch das iſt beiden Gärten eigen,
Kein Fremder ſchließet auf ihr Thor,
Kein Bote mag den Weg dir zeigen
Zum immergrünen Blumenflor.

Sonſt würd' ich dir zum Weiſer gerne
Und ſetzte mich in Schritt und Trab,
Und nähme Lichter und Laterne
Und Mantel flugs und Wanderſtab.

Du brauchſt nicht Boten noch Laterne,
Du haſt ein Lämpchen lieb und ſüß,
Das ſicher weiſt den Pfad der Sterne,
Den Pfad ins Herzensparadies.

Dies Wunderlämpchen zu bewahren
In frommer Demuth klar und rein,
Muß, ſüßes Kind, in künft'gen Jahren
Dein einziges Beſtreben ſeyn.

Dann wird ſich nie dein Lenz verdunkeln,
Dann wird er ewig jung und grün
Im Himmel und im Herzen funkeln,
Wann draußen keine Blumen blühn.

Dies iſt der ſchöne Lenz der Frommen,
Wodurch ein ſtilles Kinderherz
Mag täglich in den Himmel kommen
Und ſpielen ſüßen Engelſcherz.

Dem ehrwürdigen Vater Pritzbuer in Garz

zu ſeinem ſiebenundachtzigſten Geburtstage.

Die grüne Jugend will ich preiſen,
Doch jene Jugend allermeiſt,
Die in den Trauben, in den Greiſen
Erblüht durch den gewalt'gen Geiſt,
Der, wenn das All in Nichts zerbebt,
Noch jauchzend ob den Trümmern ſchwebt.

Auch preiſ' ich dich, ehrwürd'ger Meiſter
Der alten Zeit, der jungen Kraft,
Geſell der hocherhabnen Geiſter
Und Prieſter der Genoſſenſchaft,
Die, wann der Staub in Staub zerfällt,
Emporfliegt zu der ſchönern Welt.

In ſechsundachtzig langen Jahren,
Die doch wie Träume kurz verwehn,
Haſt zwiſchen Wiegen, zwiſchen Bahren
Du Leid und Freude wechſeln ſehn,
Auch dich traf's viel in Luſt und Schmerz,
Doch blieb dir grün das ſtarke Herz.

Denn zu dem güldnen Sternengarten,
Wo Engel rings als Wächter ſtehn,

Wo alle fromme Seelen warten
Der Wonnen, welche nie vergehn,
Haſt du mit feſtem Blick geſchaut,
Wie ſchaut der Bräutigam zur Braut.

Denn zu den ſüßen Paradieſen
Der Mühen und des Wandels frei
Haſt du im Pförtneramt gewieſen
Nun ſechszig Jahre feſt und treu
Den Weg des Heils, den Weg des Lichts:
Drum blühſt du friſch und fürchteſt nichts.

Sey Gott mit dir, der höchſte Walter,
Du treuer Knecht, weil du geglaubt,
Was jedes Leben, jedes Alter,
Mit immergrüner Luſt umlaubt!
Weil du gehofft, geliebt, geglaubt,
Drum blühet Jugend um dein Haupt.

Sey Gott mit dir und mit uns allen
In treuer Liebe licht und rein!
So wird das trübe Erdenwallen
Zum hellen Edenſonnenſchein,
Und Freud' und Gnade, Licht und Recht
Beglückt das ſterbliche Geſchlecht.

Dem General von Dyke auf Loſentitz

zu ſeinem achtzigſten Geburtstage.

Das Tageslicht bricht an, die Welt beginnt zu klingen,
Ein jeder Mund begrüßt den neuen Lebensſtral —
So will es ſtets in mir auch jauchzen, klingen, ſingen,
Gedenk' ich deiner nur, du Mann aus Nordens Stal.

Du Mann, gleich wie gehaun aus Nordens alten Bergen,
Lachſt immerdar zur Luſt dem Lenz und Morgen gleich,
Stehſt wie ein Rieſenbild, umſpielt von blanken Zwergen,
Für dieſe Welt zu feig, zu ſchlau für's Himmelreich.

Einſt führteſt du mit Ruhm die ritterliche Klinge,
Der Moſkowiter Schreck und der Guſtave Wehr,
Jetzt geht dein Leben rund im engen Zimmerringe,
Das Roß iſt dir zu ſtark, der Säbel dir zu ſchwer.

Gefeſſelt halten dich des müden Alters Bande,
Sanft trägt der leiſe Stab den kühnen Reiter jetzt,
Für letzte weitſte Fahrt flaggt ſchon dein Schiff am Strande
Und hat zu bald vielleicht die Segel beigeſetzt.

Doch haſt du einſt ein Mann auf Mavors Bahn geheißen,
So grüß' ich dreimal dich auf dieſer Bahn als Mann;
Hier ſtreift der Tand ſich ab, wodurch ſo viele gleißen,
Hier ſteht auf andern nicht, wer ſelbſt nicht ſtehen kann.

Hier gilt's mit Knochen nicht, mit Rieſenmark ſich ſchlagen,
Selbſt das Kanonenſpiel iſt dieſem Ernſt ein Scherz;
Aus ferner Räthſelwelt die ungeheuren Fragen
Des ſchwerſten Inhalts löſt allein das ſtille Herz.

Allein das ſtille Herz gewinnt die großen Siege,
Wodurch der Erdenſtolz zermalmet niederfällt,
Schwingt fröhlich über'n Staub empor die Sonnenflüge —
Sey durch dein Herz gegrüßt, du frommer Gottesheld!

Iſt eng und klein der Ring, worin du eingefangen,
Wie weit ward dir dafür des Geiſtes lichter Raum!
Wie ſchwebſt du ſelig ſchon, wo jene Sterne prangen,
Auf welchen träumt der Chriſt den hocherhabnen Traum!

Was? Traum? Nein, ſpiegelhell liegt ſeine Welt im Glauben;
Schwimmt auf der Sündfluth gleich wie Noahs Schiff ſein Haus,
Gedanken fliegen ſtets wie jene Botentauben
Den Himmel auf und ab darinnen ein und aus.

Doch bleibe bei uns noch! und laß die Vögel fliegen!
Sie ſchaffen dir ſchon hier das bunte Paradies:
Laß uns noch lange ſehn, wodurch die Chriſten ſiegen,
Wodurch zum Himmel wird der Erde Nachtverließ.

Doch bleibe bei uns noch! Es wollen viele, viele
Gern hin auch, wo du ſtehſt; ſie wiſſen nur nicht, wie:
Wenn ſolch ein Weiſer winkt zum Preis der hohen Ziele,
Dann ſtreben Kämpfer fort auch durch die ſchwerſte Müh.

Mein Glöcklein.

Es klinget ein Glöcklein, das klinget ſo fein,
Es klinget, es ringet zum Himmel hinein,
Sein Zünglein, ſein Stimmlein ſo hell und ſo ſüß,
Ein Glöcklein des Pförtchens wohl zum Paradies.

Das klingende Glöcklein ſo lieb und ſo hold
Das machte kein Künſtler aus Silber und Gold,
Der's Glöcklein gegoſſen, der gießt nicht um Lohn,
Der Gießer ſitzt höchſt auf dem himmliſchen Thron.

Er ſenkte das Glöcklein der Liebe und Luſt
Dem zärtlichen Weibe hinab in die Bruſt,
Voll himmliſcher Sehnſucht, voll himmliſchen Klangs,
Den Singer, den Klinger des Sphärengeſangs.

O lieblichſtes Glöcklein! o freundlichſtes Herz!
Wie ſingſt du, wie klingſt du von Freude und Schmerz!
Wie klingſt du, wie ringſt du zum Himmel hinein
Mit weinender Wonne und lachender Pein!

O klinge, mein Glöcklein, in Ewigkeit fort!
O klinge und ringe zum ſeligſten Ort!
O klinge mein Glöcklein ſo lieb und ſo ſüß!
Du Glöcklein des Pförtchens wohl zum Paradies!

Sehnſucht.

Wann die Vöglein ſo minniglich
Im grünen Walde ſingen,
Mit den Kehlen ſo winniglich
Von Luſt und Liebe klingen,
Dann ſingt's und klingt's auch hell in mir,
Dann will das volle Herz mir ſchier
Vor lauter Freude ſpringen.

Wann die Blümlein in Berg und Thal
In ſüßer Liebe glänzen,
Mit dem himmliſchen Wonneſtral
Die Au'n und Anger kränzen,
Dann blüht's und glüht's in mir ſo jung,
Dann nimmt die Seele ſich den Schwung
Zu Reigen und zu Tänzen.

Wann die Sternlein mit mildem Schein
Die ſtille Nacht durchfunkeln,
Alle Blätter und Zweiglein klein
Zuſammen flüſternd munkeln,
Dann will's in mir auch luſtig ſeyn
Und aller Himmel Sternenſchein
Beginnt aus mir zu funkeln.

O ihr Vöglein ſo traut und hold!
Und Blümlein bunt und feine!
O ihr Sternlein, die leuchtend rollt
Mit ſüßem Gottesſcheine!
Euch künd' ich mein Geheimniß dreiſt,
Ihr wiſſet wohl, was Liebe heißt,
Und ſchweigt ſie treu und reine.

Wann ihr ſchmücket Feld Berg und Thal
Mit Klängen und mit Scheinen,
Dann beginnt auch mein Klang und Stral
Zu klingen und zu ſcheinen.
Doch ach! mein Liebſtes wohnet fern,
Und ſehnlich muß mein Augenſtern
Auch in der Wonne weinen.

Des Lilienmädchens Wiegenlied.

Schlafe, Kindlein hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß,
Schlaf in ſtiller ſüßer Ruh,
Thu die kleinen Aeuglein zu.

Draußen ſtehn die Lilien weiß,
Haben allerſchönſten Preis,
Droben in der lichten Höh
Stehn die Englein weiß wie Schnee.

Kommt, ihr Englein weiß und fein!
Wiegt mir ſchön mein Kindelein,
Wiegt ſein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie thut.

Schlafe, Kindlein, ſchlafe nun!
Sollſt in Gottes Frieden ruhn;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter ſeyn.

Prinzeſſin Schneeflöckchens Klage.

Geiſter in den dunkeln Höhlen,
Geiſter in der tiefen Nacht,
Habt ihr Liebe, habt ihr Seelen,
Gebt auf meine Klagen Acht,
Die ich ſeufze, die ich weine
In der ſtummen Einſamkeit
Ferne von dem Sonnenſcheine,
Von des Lebens Lieblichkeit.

Aus der ſüßen Welt verſtoßen,
Welche warme Herzen hat,
Mit den Stürmen, mit den Schloßen
Flieg' ich ſchaurig meinen Pfad;
Zitternd vor den leichten Winden,
Vor der Stürme Wankelmuth,
Kann ich nirgends Ruhe finden.
Ach! ich armes junges Blut!

Und mein Seelchen voll von Liebe
Sauſ' ich durch die öde Welt,
Welche meine ſchönſten Triebe
Nur für Winterlügen hält,
Muß dem Stein am Buſen frieren
Und dem ſtarren harten Eis,
Das ſich wohl mit Glanz zu zieren,
Aber nicht zu lieben weiß.

Und ſo kann ich einſam fliegen
Durch die lange Ewigkeit,
Und dies Herz wird nie ſich ſchmiegen
An ein Herz voll Zärtlichkeit,
Wie ich brenne, wie ich glühe,
Keine Seele glaubt es je,
Wenn ich gleich von Flammen ſprühe,
Heiß' ich doch der kalte Schnee.

O wo lebt das holde Weſen —
Wenn ihr's wißt, ſo ſagt mirs an —
Welches dieſen Zauber löſen,
Dieſe Liebe kühlen kann?
O wo lebt die ſeltne Treue,
Welche Stahl und Eiſen ſchmelzt
Und für mich ein kühner Leue
Sich durch Feu'r und Strudel wälzt?

Ach! ihr Elfen, ach! ihr Zwerge,
Was verkünd' ich euch die Pein?
Ihr ſeid hart wie eure Berge,
Ihr ſeyd kalt wie euer Stein:
Denn was nie am Menſchenherzen
In der ſüßen Liebe lag,
Ahndet nichts von dieſen Schmerzen,
Dieſer Sehnſucht, dieſer Schmach.

Ade!

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
Reich' mir ein Gläschen kühlen Wein,
Reich mir ein weißes Semmelein —
Ade!
Den kühlen Wein, das Semmelein —
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
Ade! du heller Sonnenſchein!
Und Mondenſchein und Sternenſchein!
Ade!
Du Sonnenſchein und Mondenſchein
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
O weine nicht, Feinsliebelein!
Es muß von dir geſchieden ſeyn!
Ade!
Es muß, es muß geſchieden ſeyn!
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Schlangenkönigs Geſang.

Komm, ſchönes Jungfräuelein!
Schlafe bei mir!
Ich hab' ein Goldringelein,
Das ſchenk' ich dir,
Ich hab' ein Goldkämmerlein,
Das iſt für dich,
Ich hab' ein Goldwiegelein,
Drin wieg' ich dich.

Komm, ſchönes Juugfräuelein!
Schlafe bei mir!
Süßen und kühlen Wein
Trinkſt du bei mir,
Zucker heißt hier das Brod,
Fleiſch Marcipan,
Aepfelchen roſenroth
Beißet dein Zahn.

Komm, ſchönes Jungfräuelein!
Schlafe bei mir!
Dienerinnen hübſch und fein
Warten der Thür,
Kammerfrau'n ohne Zahl
Stehen am Bett,
Das in dem gold'nen Saal
Hochzeitlich ſteht.

Komm, ſchönes Jungfräuelein!
Schlafe bei mir!
Zieh' in mein Schloß mit ein,
Treu bin ich dir.
Heiſſa! wie geht zum Tanz
Luſtig der Strich!
Du trägſt den Hochzeitkranz,
Bräut'gam bin ich.

Klage um Prinzeſſin Seufzerlein.

Ein ſüßes Liebesſeufzerlein
Liegt unter dieſem Grabeſtein,
Es war ein holdiges Königskind,
So hold, als wenige Kinder ſind.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenſtein,
Hat herrlich gefunkelt und gebrannt,
Nun decket ihn ein Häuflein Sand.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Bäume, die Stein' in'n Arm,
Nun ſchläft es ledig von Müh und Harm.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Herbei nun alle, Groß und Klein!
Und ſtimmt den nächtlichen Klageſang
Zu liebender Herzen Glockenklang!

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Thräne ein Edelſtein!
Würde jedes Ach ein heller Demant,
Wir kauften wohl manches Königes Land.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinſte Sandkörnlein,
Wir ſtiegen wohl in den Himmel hinein.

Gruß an die Gräfin Charlotte Schwerin,

geborne Gräfin von Putbus, auf Husby in Oſtgothland.

Es fliegt ein ſüßer Klang herab vom hohen Norden,
Und der Magnet in mir dreht gleich ſich nordenwärts;
Gewiß, ich bin daher recht lieb gegrüßet worden:
Drum wallet mir die Bruſt in Sehnſucht und in Schmerz.

O Klang, du klingſt gewiß vom Lande tapfrer Gothen,
Von Husby's hohem Sitz, von Husby's Paradies,
Da hat ein deutſches Herz mir deutſchen Gruß entboten,
Das Herz, des Zeiger ſtets nach Süden richtig wies:

Das Herz, das nie vergaß das traute Heim der Ahnen,
Wo Rügens Lieblichkeit das blaue Meer umſchlingt,
Das Herz, das in die Luſt der jauchzenden Germanen
Der Freiheit Wonnelied im hellſten Jubel ſingt.

Ja, Herz von feſter Treu, in dir hat hell geſungen
Von deutſcher Siege Luſt die deutſche Nachtigall,
Und über Land und Meer iſt zu mir hergeklungen
Zu meinem Rhein hinab des Geiſtes Wunderſchall.

O Dank dir, edles Herz! als ich vom Gram verdunkelt
Mit meinem Schmerz allein an Mälarns Waſſern ging,
Wie licht hat mir aus dir der Hoffnung Stern gefunkelt,
Als das Verhängniß ſchwarz um Deutſchlands Gaue hing.

O Dank dir, edles Herz! auch Dank dir, Land der Gothen!
 Daß ihr den fremden Mann mit Liebestreu umfingt.
Drum fliegen ewiglich des Buſens ſchnelle Boten,
 Worin Erinn'rung ſüß der Sehnſucht Glocken ringt!

Hier ſitz' ich nun am Rhein im Lande edler Reben,
 Wo mir die Herrlichkeit der Berge ſtolz und hehr;
Doch flöge gern mein Geiſt mit jedes Vogels Schweben
 Gleich mit mir fort, wär' ihm der Ballaſt nicht zu ſchwer.

Hier ſitz' ich nun am Rhein, und wie die Wellen fließen,
 So träum' ich mir ſo oft die holde Möglichkeit,
Daß ſie an Husby's Strand dich einſt mit Wehmuth grüßen;
 Ihr Rollen gleich dem Geiſt will die Unendlichkeit.

O die Unendlichkeit! das Fliegen und das Rollen
 Der Liebe für und für! der zarte Geiſterhauch!
Das bleibet uns allein; das Sehnen und das Wollen,
 Das Erde ſehnt und will, zerfliegt wie dünner Rauch.

O die Unendlichkeit! der ſchnelle Falkenflügel!
 Da iſt nichts nah und fern, da iſt die Ewigkeit,
Das iſt das feſte Wort, das iſt uns Brief und Siegel,
 Daß in dem Dieſſeits kaum ein Tröpflein unſrer Zeit.

Drum ſchwing', mein Vogel, dich und laß die Flügel klingen!
 Du Nordens Falke, hoch hinaus vom heil'gen Rhein!
Der holden Freundin ſollſt du ſchönſte Grüße bringen.
 Die Berge ſtehen ſtill, der Geiſt kann Vogel ſeyn.

Mein Lichtlein.

Der Alte, der die Sterne hält
In gleichen feſten Bahnen
Und jedes Tröpflein ſenkt und ſchwellt
In tiefſten Oceanen,
Der alte Meiſter droben hat
Ein Lichtlein mir gegeben,
Das mir erhellt den dunklen Pfad
Im irrwiſchvollen Leben.

Ihr fraget, wie das Lichtlein heißt,
Das ſüße Kind der Sterne,
Das ſtets die rechten Pfade weiſt
Auch in die fernſte Ferne?
Ich weiß es nicht, ich kann es nicht
Mit Menſchenſprache künden,
Auch hör' ich's nicht und ſeh' es nicht,
Und kann den Weg doch finden.

Es haben's Viele wohl genannt
In Liedern und mit Zungen,
Doch unerklärt und unbekannt
Wird's immer noch geſungen.
Drum ſelig, wer es ſtill bewahret
In tiefſten Buſens Höhlen!
Des Lichtleins Art iſt ſtille Art
Und liebt die ſtillen Seelen.

Doch bitt' ich den, der's Lichtlein gab,
Den Alten in den Höhen,
Er wolle vor mir bis an's Grab
Sein Flämmchen laſſen wehen,
Daß muthiglich und ritterlich
Ich durch das Dunkel ſtrebe,
Bis daß ich von der Erde mich
Zum Licht der Lichter hebe.

Vorwärts und Rückwärts.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Deutſchlands beſter, treuſter Degen,
Und auf ſchlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held ſo ſicher.

Vorwärts! Vorwärts! hat's geklungen
Von der Oder bis zur Seine,
Und die ſcheußliche Hyäne
Hat der alte Held bezwungen.

Vorwärts! dann ſoll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der ſtolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts! iſt ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und ſchlechtes Zeichen,
Wodurch Muth und Luſt entweichen
Und erſchlafft des Herzens Welle.

Rückwärts ſchleichen Satans Schliche,
Wenn er Seelen meint zu fangen,
Rückwärts ſchleichen feige Schlangen,
Wenn ſie lenken Todesſtiche.

Rückwärts laſſen Liebesblicken
Für den Wind und Spinnenfäden,
Wenn im luſtigen Gefilde
Sie die Flügel wiegend heben.

Rückwärts — o die ſtolzen Seelen! —
Nein, nicht Namen ſollſt du nennen!
Wo ſie mit dem Schwerte trennen,
Mag der Schmerze ſie erzählen.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts! klinget fröhlich und freudig,
Vorwärts! haut ſcharf und ſchneidig,
Vorwärts! ſchmettert Höhe und Thäler.

Gruſs an die Freunde.

Ihr, die beim hehren Aufgebot
Des Vaterlands euch fandet
Und felſenfeſt in Noth und Tod
Mit treuer Liebe ſtandet,
Ihr Brüder ſeyd mir lieb gegrüßt
In Fernen und in Nähen!
Was unſern Bund zuſammenſchließt,
Soll nimmermehr vergehen.

Ihr habt gehofft auf hohes Gut,
Um hohes Gut geduldet,
Ihr habt gelöſt mit Muth und Blut,
Was Sünde ſchwer verſchuldet;
Es kam die Zeit, es klang der Klang,
Da zog mit Schwerdt und Feder,
Als Gott der Herr die Fahne ſchwang,
Ein jeder friſch vom Leder.

Und Wort und Eiſen haben friſch
Geklungen und gerungen,
Und in dem blutigen Gemiſch
Iſt Satans Macht bezwungen;

Der Sieg iſt grün, das Glück iſt neu —
O unſre Luſt und Wonne! —
Der deutſche Adler flieget frei,
Im Licht der eignen Sonne.

Erfüllt hat Gott, was ihr geglaubt,
Der Stern iſt aufgegangen,
Zermalmet liegt der Hyder Haupt
Mit Millionen Schlangen,
Ihr habt auf Babels Wällen zwier
Das Siegspanier gepflanzet,
Drum ſitzt des ſchwarzen Abgrunds Thier
Vom Ocean umſchanzet.

Auf! bleibet treu und haltet feſt!
So wird euch mehr gelingen.
Wer ſich von Gott nicht ſcheiden läßt,
Der kann die Hölle zwingen:
Der alte Gott, der deutſche Gott,
Läßt ſich noch immer ſchauen
Und macht des Teufels Liſt zu Spott
Und ſeinen Stolz zu Grauen.

Auf! bleibet treu und haltet aus,
Wie Lug und Trug auch ſchnauben!
Der Alte droben hält noch Haus
Und ſchirmt den rechten Glauben,
Den Glauben, daß die Welt vergeht,
Wann Männertreue wanket,
Den Glauben, daß wie Sand verweht,
Was um die Lüge ranket.

Denn Treue ſteht zuerſt zuletzt
Im Himmel und auf Erden;
Wer ganz die Seele drein geſetzt,
Dem wird die Krone werden.
Drum muthig drein und nimmer bleich!
Denn Gott iſt allenthalben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben.

Wer ſoll der Hüter ſeyn?

Max von Schenkendorfs Denkmal.

Wer ſoll dein Hüter ſein?
Sprich, Vater Rhein!
Mag dich der Schwerdter Glanz,
Mögen dich Wall und Schanz,
Mag dich von Thürmen
Ein diamantner Kranz
Hüten und ſchirmen?
Ach nein! durch Felſenburg
Dringet die Liſt hindurch,
Solches ſchirmt nie genug
Gegen den wälſchen Trug.

Wer ſoll denn Hüter ſeyn?
Sprich, Vater Rhein!
Eins kann nur Hüter ſeyn,
So ſpricht der Vater Rhein,
Eins kann nur dauren;
Lanzen und Schwerdterſchein,
Felſen und Mauren,
Wären ſie noch ſo dicht,
Sprenget der Höllenwicht;
Bau diamantne Burg,
Er dringet doch hindurch.

Was ſoll das Eine ſeyn?
Sprich, Vater Rhein!
Herz muß das Eine ſeyn!
Spricht Vater Rhein —
Das wird es treffen,
Herz, das kein Lügenſchein
Nimmer kann äffen.
Auch ohne Schanz und Wall
Brauſet mein Wogenſchwall
Fröhlich in Freiheit hin,
Wann ich des mächtig bin.

Soll das das Eine ſeyn?
Ja, das allein.
Treues und deutſches Herz,
Tapfer in Ernſt und Scherz,
Das iſt die Mauer,
Treues und deutſches Herz
Bleibe auf die Dauer;
Brechet die Schwerdter klein,
Reißet die Wälle ein,
Schleifet die Felſenburg —
Mit dieſem fecht' ich's durch.

Wohl dir des Hüters dein!
Dies ſoll es ſeyn!
Wohl dir! ein deutſches Herz,
Tapferes und treues Herz,
Köſtliche Gabe,
Senken wir hier in Schmerz
Nieder zum Grabe.

Das ſey dir Schild und Hort,
Brauſende Landespfort!
Das ſoll ein Zeichen ſeyn
Ewig am freien Rhein!

Wohl dir des Hüters dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutſchen Land,
Er hat vom wälſchen Tand
Mächtig geſungen,
Daß Ehre auferſtand,
Wo er geſungen.
Bei dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanenſang:
Hier ſollt' er Zeichen ſeyn,
Hier ſollt' er Hüter ſeyn.

Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun Rhein!
Brauſe in Wonne fort
Heilige Landespfort!
Klinge in Freuden,
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Glanz
Liege ſein Grab als Schanz!
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall!

Lied der Feuermuſikanten.

Auf! Bombardier und Kanonier!
Laßt die Muſik erklingen!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier
Und ſehnen ſich zu ſpringen;
Auf! zieht den vollen Glockenſtrang
Im Donner- und Kartaunen-Klang!
Spielt auf mit allen Geigen
Zum blutig frohen Reigen!

Der Klinger und Singer habt ihr gnug,
Kartaunen und Scharfmetzen *)
Und Baſilisken, die im Flug
Auf Thurm und Mau'r ſich ſetzen,
Und Narren, die mit Stock und Stein
Gleich wilden Buben um ſich ſtreun,
Anſchnarcher, Heuler, Preller,
Gewalt'ge Feuerſchneller.

Der Vögel und Flieger habt ihr gnug,
Sie fliegen gar geſchwinde,
Und überholen mit dem Zug
Der Flügel alle Winde:

---

*) Namen mit den folgenden der verſchiedenen größeren Feuerröhren oder Kanonen.

Der Singerinnen feurig Heer
Und Falken und Sperber noch viel mehr,
Auch müſſen Nachtigallen
Aus hellen Kehlen ſchallen.

Die Vögel fliegen und ſingen gut,
Nun laßt auch ziſchen und ſauſen
Der wilden Feuerkatzen Wuth,
Der Feuerſchlangen Grauſen,
Der Bomben und Granaten Schein
Das ſoll der Hochzeitbitter ſeyn,
Mit Orgeln und mit Glocken
Sollt ihr zum Tanze locken.

Und wißt ihr, Spieler, wer Hochzeit giebt
Und prüft der Tänzer Sohlen?
Das liebe Deutſchland iſt verliebt
Und will die Braut ſich holen,
Die ſtolze Braut, die Freiheit heißt,
Sie reizt der tapfern Kämpfer Geiſt,
Sie woll'n in ihrem Reigen
Sich als die Beſten zeigen.

Und wißt ihr, Spieler, wer jene ſind,
Die für ſie tanzen wollen,
Und ſich im ſchnellen Wirbelwind
Des blut'gen Reigens rollen?
Das ſind die Herzen hochgemuth,
Die weder ſparen Gut noch Blut,
Bis ſie im ſchönen Tanze
Sie kränzen mit dem Kranze.

Auf! Bombardier und Kanonier!
Ihr Feuermuſikanten!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier,
Die hohen Spielverwandten —
Die Fidelbogen ſchnell zur Hand!
Spielt auf für's liebe Vaterland!
Spielt auf mit allen Geigen
Der Freiheit ſtolzen Reigen!

Lied für den achtzehnten Oktober.

Und es leuchten deutſche Flammen
Und die Lohe ſchlägt hervor,
Geiſter, die dem Licht entſtammen,
Wollen heut zum Licht empor,
Treu des Herzens ew'gen Sagen,
Wovon jede Fabel ſpricht,
Wollen ſie den Himmel fragen:
Iſt es licht? und wird es licht?

Ward er darum nicht vernichtet,
Jener Fürſt der Schreckensmacht,
Weil er hielt den Pfad gerichtet
Grade hin zur düſtern Nacht?
Gott der Ehren, Gott der Gnaden,
Gott der Freiheit, Gott des Lichts,
Stürzteſt du mit Schmach beladen
Darum Satan nicht ins Nichts?

O die Fragen in die Ferne
Und die Räthſel, die die Welt
Gar zu gern an jene Sterne
Die dort oben leuchten, ſtellt

Nein! zurück zur grünen Erde!
Zu euch ſelbſt zurück! zurück!
Sucht den Spruch am eignen Herde,
Spruch von Freiheit, Kraft und Glück.

Warum wollt ihr Gott verſuchen
Mit der eitlen Gaukelei?
Flehen, jammern, ſchelten, fluchen,
Als ob's in euch richtig ſey?
Auf euch wendet dieſe Frage,
Dieſen Jammer, dieſen Schmerz,
An dem größten deutſchen Tage
Fraget ernſt das eigne Herz.

Und es wird den Spruch euch künden,
Bittre Mahnung, edlen Troſt,
Was aus keinen Räthſelfünden
Sich der eitle Gaukler looſt,
Wird euch ſtrafen, wird euch weiſen,
Wie die Erde ſich erneut,
Und was bleibt in höhern Kreiſen,
Wo es ewig tönt für heut.

In euch müßt ihr euch erlöſen
Von der Lüge, von dem Wahn,
Von dem bunten Tand des Böſen,
Dem die Welt iſt unterthan:
Schafft ihr göttliche Gebärde,
Licht und Wahrheit in das Herz,
Wahrlich die verſunkne Erde
Steiget fröhlich himmelwärts.

So in Freuden hell zuſammen!
Wißt ihr, wie die Looſung heißt?
Wie der Geiſt der hehren Flammen?
Hört es! eurer Väter Geiſt:
Schaut, wohin der ſtarke winket,
Folgt ihm redlich für und für:
Wo's am hellſten blitzt und blinket,
Das iſt er und ſein Panier.

Drei Troſtlieder aus dem Sommer von 1819.

1.

Es war einſt ein Wahn mir gekommen,
Ein Wahn, und, beſinn' ich mich recht,
Ich hörte von Paulus dem Frommen,
Der Menſch ſey von Göttergeſchlecht,
Es hat's der Apoſtel verkündet:
So weit dieſe Kugel ſich ründet,
Soll walten ein ewiges Recht.

So weit dieſe Kugel ſich ründet,
So weit nur erklungen das Wort,
So weit es die Geiſter verbündet,
Verpfändet dem himmliſchen Hort,
Verpfändet unſichtlichen Reichen,
Soll knechtiſcher Frevel erbleichen!
Es bläſt ihn das mächtige fort.

Drum muthig! die Looſung ſoll gelten!
Wer mag vor dem ſtarken beſtehn?
Es ſchafft die unendlichen Welten
Und läßt ſie wie Flocken verwehn —
Drum muthig des Zorns und der Rede!
Drum muthig der heiligen Fehde!
Wir ſiegen, auch wenn wir vergehn.

Drum muthig! die Freiheit ſoll leben!
Und leben das ewige Recht!
Es blüht als das Leben im Leben,
Und adelt den König und Knecht.
Wie viel ſie auch flittern und flunkern,
Wie viel ſie auch gaukeln und junkern,
Doch ſieget das ewige Recht.

2.

Komm, Geiſt! und zieh dich ſtählen an!
Komm, Herz! und laß dich eiſern kleiden!
Es rüſte ſich, was ſtreiten kann,
Auf harten Krieg und ſchwere Leiden!

Komm, Stolz! und faſſe das Panier!
Laß wehn die Fahnen! wehn zum Himmel!
Das rechte Bleiben iſt nicht hier,
Drum wirf dich muthig ins Getümmel!

Komm, Hoffnung, auch! es ſoll dein Grün,
Dein Maigrün, roſenroth ſich färben,
Noch einmal ſollſt du herrlich blühn,
Und dann gleich rothen Roſen ſterben.

So iſt der Krieg, ſo iſt der Zorn,
Und in der Mitte gar kein Bleiben:
Wer lechzet Strom zu ſeyn, der Born
Muß kühn als Dunſt von Felſen ſtäuben.

So alles dran! ſo alles drein!
Und ſetzt das Kleine für das Große!
Gott aber ſoll der Würfler ſeyn!
Er kennt die Millionen Looſe.

So alles dran! ſo alles drein!
Und ſetzt das Kurze für das Lange!
Gott aber ſoll der Würfler ſeyn!
Bei dieſer Schanzung ſeyd nicht bange.

3.

Wo iſt der Geiſt,
Der mildlich fleußt
In Lieb' und Sehnen?
Der Geiſt, der fromm und ſtill
Was Gott will immer will?
Der lächelt aus Thränen?

Wo iſt der Geiſt,
Der Tröſter heißt?
Der Stolze, Freie?
Durch den der Jammer Pſalm,
Speer wird der dünne Halm,
Das Lämmchen ein Leue?

Wo iſt der Geiſt,
Vor dem vergleißt,
Was trügiſch blinket?
Der Geiſt des tiefſten Borns,
Aus dem die Gluth des Zorns
Kein Irdiſcher trinket?

Dies iſt der Geiſt,
Den fromm verheißt
Sehnſucht und Liebe.
Geh auf, o Morgenſtern!
Komm, leuchte, Geiſt vom Herrn!
Komm, Leuchte der Triebe!

Friſch auf!

Heraus, mein Herz, aus deinem Jammer!
Mein krankes Herz, verzage nicht!
Heraus aus deiner dunkeln Kammer!
Und ſuche Licht, ſo findſt du Licht.

Heraus! es brütet in dem Dunkeln
Des Trübſinns volles Schlangenneſt;
Heraus! wo Gottes Sterne funkeln,
Da wird der Muth dir hell und feſt.

Wie? willſt du auf den Hort nicht bauen,
Der dir ein Fels in Nöthen war?
Auf den Propheten nicht vertrauen,
Der ſelbſt die Träume machte wahr?

Wie? willſt du, Eitler, dich betrüben,
Wenn Welt und du auch ungleich gehn?
Bedenk, ſein Seyn iſt eitel Lieben,
Und was er will, das muß geſchehn.

Wie? willſt du, Zage, nicht mehr hoffen,
Als wär's um Welt und dich geſchehn,
Und haſt ſo oft den Himmel offen
Und Gott den Finger recken ſehn?

Drum muthig! — Satan nimmt die Waffen —
Auf! gürte dich zu Lauf und Stand!
Erzittre nicht vor Gottes Affen,
Denn ſeine Wehr zerſtäubt wie Sand.

Es gilt mit Gott hinein zu fahren,
Mit Gott wird unten oben ſeyn;
Denk der Jahrtauſende, die waren,
Jahrtauſende, die werden ſeyn.

* * *

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-0
ARNDT,E.M. FN. 01924/031

Zorn und Liebe.

(An Karoline H — ſch.)

Von Liebe ſprichſt du, ſüßes Kind,
Und immer nur von ſüßer Liebe;
Lieb' iſt der Frauen Frühlingswind,
Die Mutter aller milden Triebe,
Lieb' iſt des Himmels Nachtigall,
Die laut vom Jenſeits klingt den Schall.

Sie klingt der Welten Hochgeſang,
Wie keine Harfe klingt noch Cither;
Was ſie nicht klingt, iſt Schellenklang,
Was ſie nicht ſchafft, iſt Prunk und Flitter;
Was ſie nicht baut, das ſteht auf Sand;
Was ſie nicht weiht, geräth zu Tand.

Sie iſt der Stolz, ſie iſt der Glanz —
Doch wer mag all die Namen zählen?
Sie iſt im Götterſternentanz
Die Reigenfürſtin heil'ger Seelen —
Wer klänge, hätt' er ſolchen Klang,
Von ihr nicht Ewigkeiten lang?

Doch ſchilt mir drum den Bruder nicht,
Der holden Herrlichkeit Bewahrer,
Er funkelt auch von Himmelslicht,
Ein Frommer, Feſter, Heitrer, Klarer,
Doch ſchilt mir nicht den tapfern Zorn,
Ohn' ihn hat Liebe halb verlorn.

Doch ſchilt den tapfern Kämpfer nicht,
Mit ihr aus Einem Bett entſproſſen.
Zwar trägt er ſtrenges Angeſicht
Und hält der Schlacht Viſier geſchloſſen,
Und könnt' er jemals läſſig ſeyn
Wie mögte Liebe ſicher ſeyn?

Drum her die Hand! es bleibt dabei!
Blieb's nicht, ſo würde gar nichts bleiben,
So würd' in öder Wüſtenei
Kein Geiſterfrühling Blüthen treiben,
So ſchüfe Satan hier das Recht
Und ewig hieße Herr der Knecht.

Drum her die Hand! es bleibt dabei!
Halt hoch empor den Stolz des Lebens!
Halt feſt, halt feſt an dieſem Zwei!
So lebſt und ſtrebſt du nicht vergebens:
Denn wie die Roſe blüht im Dorn,
So blüht und glüht die Lieb' im Zorn.

Ein Gleiches. An Dieſelbe.

Wer nie im Zorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht,
Die Lieb' iſt ſüße Blüthe,
Die bitterm Zorn entbricht,
Wie Roſen blühn aus Dornen
Und wunderlieblich ſtehn,
So ſteht auf ſcharfen Zornen
Auch Liebe wunderſchön.

Wie, wer will Roſen pflücken,
Muß ſtreiten mit dem Dorn,
Pflückt Liebe, pflückt Entzücken
Der Liebe nur der Zorn;
Durch Muth und ſtolze Thränen
Und Arbeit und Gefahr
Wird ihr unendlich Sehnen
Allein hienieden klar.

Wohlan! wenn ſo die Looſe
Uns hier geworfen ſind,
So greif' ich nach der Roſe,
Dem hellen Dornenkind,
So ring' ich nach der Liebe,
Dem ſüßen Himmelſchein,
Wenn eine Welt ſich hübe
Mitringer drum zu ſeyn.

So blühe Roſe, blühe!
Blüh', Liebe, ſcharf im Dorn!
Komm du, mein Blitz, und ſprühe!
Sprüh', ſprühe, edler Zorn!
Komm, Stolz, und nimm die Waffen
Der Arbeit und der Noth!
Was frommte dir der Schlaffen
Lebendig todter Tod?

Lehre an mich.

Auf! lege deiner Jugend Harniſch an!
Und ſchnalle um auch deine Ritterſporen!
Was Glück? ſein Rädlein rollet ab und an;
Was Ruhm? ein dunſt'ges Gaukelbild für Thoren;
Was bunter Tand, wornach der Matte greift?
Was Geld und Glanz und Titelklang und Orden?
Du greife das, was nicht wie Zufall ſchweift;
Du halte feſt, was kein Tyrann kann morden.

Was du in ſtrenger Arbeit dir erwarbſt,
Was du im ſchweren Kampfe dir errungen,
Wodurch du reich wirſt ſeyn, auch wenn du darbſt,
Und ſiegreich, wenn dich auch Gewalt bezwungen —
Das zarte Unſichtbare ſuch' hervor!
Das dünne Fünkchen aus der Gottesflamme,
Und jauchze: zittre Bube! zittre Thor!
Dies iſt's, wodurch ich dir dein Nichts verdamme.

Dies iſt's, worauf die ganze Erdenlaſt,
Wirfſt du ſie drauf, nur lieget und nicht drücket,
Das Unſichtbare, was Gewalt nicht faßt,
Und faßte ſie's, nicht von der Stelle rücket,
Das Starke, was den bittern Feind, den Tod,
Mit allen ſeinen Schrecken ſelbſt mag tödten,
Das Frohe, was mit hellem Morgenroth
Des Unglücks dichtſte Wetternacht mag röthen.

Dies nimm dir, ruf' [illegible] [illegible] auf,
Geſpielen und Genoſſen froher Jugend,
Die in der ernſten [illegible] dir den Lauf
Geſtreckt auf der heitern [illegible] der Tugend:
Durch das, was zornig ſchon den Knaben riß
Hinweg vom Tand, wornach's die Vielen lüſtet,
Steh nun als Mann im Sturm und Streit gewiß,
Auf! waffne deine Schaar! und ſey gerüſtet!

O ſieh! ſchon ſteht dein tapfrer Wappenknecht,
Der edle Stolz, und zuckt mit dem Eiſen;
Drei Helfer ſtehn auf, der Muth, das Recht,
Das Licht — ſie wollen ſich die alten waffen;
Die Wahrheit trägt das leuchtende Panier,
Die Hoffnung ſchwingt die fliegende Standarte;
Auch unſichtbare Kämpfer folgen dir;
Gebet und Wunſch ſind Hüter auf der Warte.

Mit ſolchen muthig drein auf Sieg und Tod!
Es gilt, was Freien ziemlich ſey, was Knechten;
Es iſt Ein Jammer nur, nur Eine Noth,
Für Nichts und ſchlimmer gar für Frevel fechten.
Hinein mit Gott! dein kleines Schickſal rollt
Aus ſeiner Hand mit Millionen Looſen.
Das glaube — feſt geſchieht, was er gewollt —
Und glaubſt du recht, ſo werden Neſſeln Roſen.

Zum griechiſchen Auflodern.

Es hat kein Feuer ſo lieben Schein,
Es brennt einmal zum Dach hinaus;
Feſt ſchreiteſt du über den glatten Stein,
Und gleiteſt über dem Strohhalm aus.
So ſpielt es zwiſchen dem Großen und Kleinen,
Damit wir jauchzen zugleich und weinen.

Noch weht der Wind, noch kräht der Hahn,
Noch fließt das Waſſer hinab zu Thal,
Wie ſie viel tauſend Jahr gethan —
Dies blitzt ins Herz wie Lebensſtral:
Auch hier, wo Trümmer auf Trümmern treiben,
Muß Eins doch ſicher und ewig bleiben.

O ſelig, wer es geſchaut das Nichts
Unblinzelnden Auges ſonder Graun,
Der mag, ein Adler im Glanz des Lichts,
Die zitternden Fünkchen der Rettung ſchaun,
Der mag, wo Trümmer auf Trümmern treiben,
Durch das Ewige, Eine gefeſtet bleiben!

Schlagt ein, ihr Freunde, die tapfre Hand,
Und über dem ewigen offnen Riß,
Und über dem Moder, Wahn und Tand,
Dem Wechſel des Lichts und der Finſterniß,
Beſchwört das Gewiſſe gewiß zu halten,
Das nimmer verfluthen kann noch alten.

An Charlotte Piſtorius.

Nimm die Leyer, laß ſie klingen,
Greif heraus den vollen Schall:
Wollen alle Krähen ſingen,
Singe lauter, Nachtigall.

Brauche was dir Gott gegeben,
Brauch's mit Gottes Muth und Luſt,
Laß heraus das bunte Leben,
Laß heraus den Lenz der Bruſt.

Auf der Welt will's Abend werden,
Und der Kunſt iſt gar zu viel,
Alles lernt ſich nur gebärden,
Und ein Ende hat das Spiel.

Darum klinge, ſüße Stimme,
Klinge hellen Frühlingsklang,
Bringe Honig gleich der Imme,
Gleich der Nachtigall Geſang.

An des kleinen Friedrich Grandis Mutter.

Ja wohl traurig mußt du klagen
Um den Sohn, o Mutterherz,
Daß er flog vor ſeinen Tagen
Wieder himmelheimatwärts.

Ja wohl bitter mußt du weinen
Um das Knöſpchen ſchönheitvoll,
Das in lichtern Edenshainen
Nur als Roſe blühen ſoll.

Doch ſey froh! des Todes Schrecken
Hat des Lebens Fürſt zerſprengt,
Hat zerriſſen alle Decken,
Womit Nacht das Licht verhängt;

Hat geſchweiget alle Fragen
Um des Jenſeits dunkles Seyn,
Daß Geſchichte ward für Sagen,
Sonnenlicht für Dämmerſchein.

Alle Räthſel, alle Träume
Hat gelöſt ſein ſchönſtes Wort:
Mein ſind alle Himmelsräume,
Da bereit' ich euch den Ort.

Drum empor aus Nacht und Jammer!
Aufwärts ſchaue, nicht hinab:
Denn den Sarg verſchließt kein Klammer,
Denn kein Riegel ſperrt das Grab.

Drum empor zu Licht und Leben!
Fühle ganz den ſel'gen Schmerz:
Was dir hier der Herr gegeben,
Sinkt dir wieder dort ans Herz.

Halte, was du glaubſt, ja ſchaue
Ganz den vollen Himmel an,
Auf die höchſte Liebe traue,
Die ſich nimmer wandeln kann.

Verſe,

geſungen, als General Dörnbergs Freunde ihm an dem Tage, der ſein funfzigſtes Kriegsdienſtjahr voll machte, einen Ehrendegen überreichten.

Auf! Freunde, friſch zu Luſt und Wein,
Den blinkenden, den brauſenden!
Denn eine Wonne ſoll es ſeyn
Der klingenden und ſauſenden.
Der fünfzig Jahr im Dunkeln lag,
Heut tragt den Kellergreis ans Licht!
Er ward geſpart für ſolchen Tag,
Und beſſre Tage findt er nicht.

Die ſchönſte Hochzeit feiern wir,
Die golden iſt und ſtählern iſt,
Und einen Ruhm begrüßen wir,
Der reich an Ehrenmälern iſt:
Vor fünfzig Jahren hat das Schwerdt
Dem Wilhelm Dörnberg ſich vermählt,
In Glück und Unglück treu bewährt
Hat's nie dem deutſchen Streit gefehlt.

O glücklich Schwerdt! kein Herz voll Tand
Riß dich zum wilden Morden hin,
Dich trieb kein Ekel Zwingeland
Mit feilen wüſten Horden hin,

Du warſt ein Stral in guter Hand,
Der nur auf ſchuld'ge Köpfe fuhr,
Du blizteſt nur für's Vaterland
Und ſchlugſt für deutſche Freiheit nur.

O Vaterland! o Siegesglanz!
O Waterloo und Lüneburg!
Wie griff er da den Eichenkranz!
Wie riß ſich da der Kühne durch!
Hie Deutſchland! dieſe Loſung rief
Der edle Zorn von Schaar zu Schaar,
Und Wälſchlands Banner ſanken tief,
Und himmelan flog der deutſche Aar.

O edles Schwerdt! o edler Mann!
Wer wüßte reinern Ehrenſchein,
Als Stal, wovon kein Tropfen rann
Des Blutes grimmer Zährenpein,
Vergoſſen für Tyrannenwuth,
Für Sklaverei, für Meuchelei?
Dafür war dieſer Mann zu gut,
Davon blieb dieſer Degen frei.

Klingt nun den letzten hellſten Klang
Dem grauen Ruhm beim grauen Wein!
So muß der Bräutigamsempfang
In ächten deutſchen Gauen ſeyn.
Klingt! klingt! kein Dörnbergsenkel ſey
Je ehrenbleich vor dieſem Schwerdt!
Sey gleich dem Ahn ſtark fromm und frei
Und Deutſchlands grünſter Kränze werth!

Rückblick.

Und haben wir das all durchlebt?
Durchwunden und durchrungen?
So dicht verworren und verwebt,
Mit Knoten viel durchſchlungen
Und Dorngeflechten ſcharf und ſpitz?
Sind wir durch Kunſt und Mutterwitz
Durch oder drüber geſprungen?

O nein! feſt ſteht das Weltgeſetz
Der alten ewigen Dinge:
Wir ſind mit Hand und Fuß im Netz,
Mit Schnabel und mit Schwinge
Und woll'n wir brechen aus der Pein,
Wir zerren feſter nur uns ein,
Und rollen im engeren Ringe.

Wild wälzt das Schickſalsrad im Saus
Die blutbeſprützten Speichen,
Daß ſtarke Männer drob vor Graus
Im tiefſten Muth erbleichen;
Und ſperr'n ſie auch ſich kühn und ſtolz,
Sie ſtürzen hin wie morſches Holz,
Wann Sturmwind ſchüttelt die Eichen.

Und doch über all den Saus und Braus
Und all die grauſen Sätze
Schwingt oft das Herz ſich hoch hinaus
Und glaubt an keine Netze,
Es wieh'rt ein edles Schlachtenroß
Hinan zum goldnen Freiheitsſchloß,
Wie hartes Gebiß auch verletze.

So ſang der alte Lebensfürſt,
Und wie ein Held ſo ſtand er,
Er hatt' die volle Jagd durchbürſcht,
Und fragt ihr ihn: was fand er?
Er ſprach: Wie blinde Heſſen drauf!
Das Räthſel löſet keiner auf,
Haut's durch wie Alexander!

Beilings Tod.

Auf dem Mühlberg von Schoonhoven
An dem Lech, nicht weit vom Rhein,
Muß es heut Orange boven!
Friſchen Klangs geklungen ſeyn:
Weiland klang's dort boven Angel!
Klang's dort boven Kabeljau!
Und ein wildes Kriegesgemangel
Färbte blutig Fluß und Au.

Ausgeflogen war die Biene
Wohl auf Amors Blumenau,
Hollands Gräfin, Jakobine,
Hennegaus und Frieslands Frau,
Zwiſchen Buhlen hin und Lieben
Hat auf manches böſe Riff
Lug und Trug und Wahn getrieben
Steuerlos ihr Lebensſchiff.

Und durch Treu und durch Gewiſſen,
Ja, und durch Barmherzigkeit
Iſt ein weiter Riß geriſſen,
Welcher Volk und Land entzweit:
Von Jahrhundert zu Jahrhundert
Haben Wuth, Verrath und Mord,
Schlau durch wälſche Liſt bezundert,
Schlimm gebrannt von Ort zu Ort.

Jakobine war entronnen
Des Burgunders Burgverließ,
Der ſie erſt mit Trug umſponnen,
Dann im Kerker ſchmachten ließ;
Herr Johannes von Vianen,
Ihrer Flucht getreuer Held,
Rief am Lech zu Hollands Fahnen,
Rief die Angeln auf ins Feld.

Als man vierzehnhundertzwanzig
Einſt geſchrieben hat und vier
Schlug die Schaar fünftauſendlanzig
Vor Schoonhoven ihr Quartier.
Bald war Stadt und Burg umzingelt,
Bald war Thor und Fluß geſperrt,
Wie den Raub die Schlang' umringelt,
Den ſie langſam tödtend zerrt.

Denn der Fiſche Kraft lag drinnen
Auserleſen, wenn auch klein:
Schwer Verlieren, ſtolz Gewinnen —
Da muß hart gerungen ſeyn.
Viermal ward zurückgeſchlagen
Von der tapfern Schaar der Sturm,
Und von mehr als hundert Tagen
Klang das Leben aus vom Thurm.

Doch iſt ſo die Zeit verklungen,
Klang auch Muth und Hoffnung aus,

Die kein Eiſen hat bezwungen
Zwingt zuletzt des Hungers Graus,
Dieſer allerſchlimmſte Zwinger,
Dieſe allertiefſte Noth;
Und es ruft der Stundenklinger:
Gebet euch! ihr habt kein Brod.

Ja, der Hunger kalt und mager
Treibt im Armenſünderrock
Boten aus ins Fürſtenlager
Mit dem Strick und weißen Stock;
Abzug flehn ſie nur und Leben,
Jeder Wehr und Habe baar:
Langem Bitten ward's gegeben,
Weil noch Eiſen drinnen war.

Alſo ſcholl nach düſterm Schweigen
Jakobinens Fürſtenſpruch:
Unglück nenn' auch ich mein Eigen,
Leides ward auch mir genug;
Drum, ihr Fiſche, mögt ihr ſchwimmen
Uebern Lech und übern Rhein,
Einem müſſen doch die Kimmen
Feſt an unſern Angeln ſeyn.

Einen treffe die Harpune,
Albrecht Beiling heißt der Waal,
Alſo raunt's des Herzens Rune
In der Bruſt geheimſtem Saal:

All die Kleinen mögen ſchwimmen
Nach Gefallen hin und her,
Dieſem ſchlag' ich durch die Kimmen,
Dieſer Fang iſt reich und ſchwer.

Und darauf ſie hat geſeſſen
Mit den Angeln lang' im Rath,
Hat die Schrecken all durchmeſſen
Jenes Manns der mächt'gen That,
Hat gerufen: Eine Grube
Grabt ihm tief noch heute Nacht,
Eine finſtre Schlummerſtube,
Deren Schläfer nie erwacht.

Und ſie ſpricht: Du bringſt die Rede,
Arnold Spiring, hin dem Mann,
Und du, Dietrich von Mervede,
Daß er ſich bereiten kann:
Auf daß ihm der Seelentödter
Nicht zu ſchwer im Tode ſey,
Daß er Beichter werd' und Beter,
Geb' ich Einen Tag ihm frei.

Und ſie gingen, und ſie kamen,
Und ſie ſprachen: Herrin, er
Rief: Gott will's, ſo ſey es! Amen!
Und kein Wörtlein ſprach er mehr;
Doch dann bat er Eine Gnade —
Und ſie werd' ihm auch gewährt!—
Daß du dreißig Tage Pfade
Oeffneſt ihm zum eignen Herd;

Daß er kurz ſein Haus beſtelle,
Und ermahne Weib und Kind,
Wie gleich Sand und Wind und Welle
Glück und Luſt der Menſchen ſind;
Daß er Weib und Kind noch küſſe
In der letzten Liebespein
Und den bittern Tod verſüße,
Der ihm muß geſtorben ſeyn.

Drauf die Fürſtin: Mir zum Pfande
Für den Belling ſollt ihr ſtehn;
Alſo mag er ſeiner Bande
Dreißig Tage ledig gehn.
Und ſie ſetzten ſich als Pfänder,
Sprechend: dieſer löſt uns aus,
Brachen ihm die Eiſenbänder,
Und der Belling ritt zu Haus.

Und als dreißig Mal im Kreiſe
Sich das Sonnenlicht gedreht,
Treu zurück von ſeiner Reiſe
An der Grube Belling ſteht,
Auf dem Mühlenwarf gegraben
Zwanzig ſchwarze Ellen tief,
Wo er ſoll ein Lager haben,
Wie's kein Ritter je beſchlief.

Und er grüßt die edlen Männer,
Die ſich ihm zum Pfand geſetzt,
Küßt ſein Roß, den ſtolzen Renner,
Seine Waffen noch zuletzt,

Klingt ſein letztes Weh vom Munde,
Eh' er ſpringt ins offne Grab:
Wie die Huren, wie die Hunde
Stößt man mich in Schlamm hinab.

Und ſo fuhr in voller Rüſtung
Aus des Lebens harter Noth,
Wie ein Held in Siegsgelüſtung
Er hinab in dunkeln Tod,
Wo ſie ihm ſein Grab gegraben
Bei Schoonhoven an dem Lech —
Krähen flogen da und Raben,
Aber keine Tauben weg.

Und Herr Dietrich von Merwede
Rief dem theuren Helden nach:
O die unglückſelige Fehde!
O der ſchwarze Unglückstag!
Sprechen wirſt du, ſtumme Erde,
Wenn auch jede Stimme ſchweigt,
Von dem Rittersmann zu Pferde,
Der ſich treu wie Gold gezeigt.

Seine Sage wird noch klingen,
Wie die ſchönſte Fabel klingt,
Wann ſich hier ſtatt Mühlenſchwingen
Einſam nur die Möwe ſchwingt,
Wann von Fröſchen ſelbſt und Unken
Hier der wüſte Sumpf nicht girrt,
Wann ins Meer zurückgeſunken
Holland ſelbſt zur Fabel wird.

Das Grab.

Steh hier ſtill, hier wächſt der Baum,
Schon mit Blättern grün und voll,
Der des letzten Schlummers Traum
Freundlich dir umſchatten ſoll.
Schau ihn an, er iſt ſo grün,
Nickt ſo luſtig in die Welt,
Rothe Roſen ihn umblühn,
Von der Maienluſt geſchwellt.

Welch ein Schimmer! welch ein Duft!
Horche, wie der Morgen klingt,
Wie der Kukuk unten ruft,
Wie die Lerche oben ſingt!
Und dies Leben roſenroth,
Dieſe Wonne liederreich
Wäre graulich? und der Tod
Hätte hier ſein düſtres Reich?

Nein, ihr Roſen, nein, du Baum,
Der mich einſt umſäuſeln wird,
Nein, du Vöglein, das den Traum
Dieſes Schlafes einſt umſchwirrt,
Nein, ihr Maienlüftchen ſüß,
Die ihr mit den Blumen koſt,
Hier blüht wieder Paradies,
Das nicht Sturm noch Fluth umtoſt.

Wachſe denn, du grüner Baum,
Wachſet, Roſen, zum Gebüſch,
Mit dem vollen Frühlingstraum
Duftet mir ums Bettlein friſch;
Liebe, hüte dieſes Grab,
Hoffnung, winde drum dein Grün!
Und ſo laßt mich bald hinab
In die ſel'ge Stille fliehn.

Am Grabe.

Hier iſt dein Grab, hier ſtehe, alter Fuß!
Du wirſt doch in der Welt nichts mehr erlaufen;
Hier, Herz, vernimm den letzten ernſten Gruß
Von Lehren, die ſich nicht um Gold erkaufen;
Hier gilt nicht Gold noch goldner Schein,
Hier kann der Bettler Kaiſer ſeyn,
Hier biſt du was du biſt mit dir und Gott allein.

Hier ruh dich aus, hier iſt dein Bett gemacht,
Dein ſtilles Bettlein unter rothen Roſen,
Hier träumſt du deine letzte Frühlingsnacht,
Die keine Erdenſtürme mehr umtoſen.
O welch ein Lager! welch ein Traum!
Er ſchwinget dich vom Erdenſaum
In die Unendlichkeit empor, zum Himmelsraum.

Hier ruh dich aus. Wer hat dein Bett gemacht?
Wer hat das weiche Lager dir geſpreitet?
Der Engel Gottes, der die hehre Nacht
Von Stern zu Stern, die Geiſter weidend, ſchreitet;
Die grüne Hoffnung heißt der Hirt,
Der hütet, daß ſich nichts verirrt,
Der einſt die ganze Schaar zum Vater ſammeln wird:

Zum Geiſtervater, zu dem Vater mein,
Der wollte, daß ich nicht im Staube bliebe,
Der mich geführet hat durch Noth und Pein,
Der mich geführet hat durch Luſt und Liebe.
Er iſt der Held, er iſt der Hort,
Er iſt das Wort, er hält das Wort,
Sein grüner Hirte jagt die dunkeln Schrecken fort.

O Dank dir, Herr, der Tod und Leben gab,
In Liebe ſein Geheimniß hält verborgen!
Dank dir für meine Wiege, für mein Grab,
Für meinen Abend Dank, für meinen Morgen!
Hier ſteh ich ſtill am Lebensrand,
Und ſchaue betend auf den Sand,
Der bald mich deckt; dann flieg' ich froh ins beßre Land.

Troſt in Thränen.

Trockne nicht die Thränen ob den Todten,
Thränen ſind der ew'gen Liebe Boten,
In den Augen, die unſterblich weinen,
Muß der ſel'ge Himmel wiederſcheinen.

Dämpfe nicht die Trauer ob dem Grabe,
Dieſe deutet deine ſchönſte Habe;
Was dahin fließt, wie die Lüfte ſcherzen,
War ein leerer Schatz im leeren Herzen.

Laß den Staub mit anderm Staub verſchweben,
Weil du trauren kannſt, ſo wirſt du leben,
Weil du lieben kannſt, du wirſt noch lieben,
Wann ſchon Sonn' und Mond in Nichts zerſtieben.

An die Engel reichſt du durch die Thränen,
An der Engel Meiſter durch dein Sehnen —
Dulde Herz, die mächtige Empfindung,
Himmelöffnung heißt ſie, Himmelfindung.

O der Wonne aus dem Weh der Schmerzen!
Fliege muthig, Herz, zu Gottes Herzen,
In die Arme, die die Welt umfangen —
Und dein Jammer iſt in Luſt vergangen.

Klage um Wilibald.

Eine Handvoll Erde,
Einen Roſenkranz,
Daß erfüllet werde
Treue Liebe ganz,
Werf' ich, ſüßer Knabe,
Unter ſchwerem Ach,
Letzte Liebesgabe,
Deinem Schatten nach.

Ach! der holde Schatten,
Ach! das liebe Bild,
Welches Engel hatten
Schön in Staub gehüllt,
Sollte nur als Schimmer
Hier vorüberfliehn,
Dieſe Knoſpe nimmer
Voll als Roſe blühn.

O mein ſüßes Leben!
Alters Luſt und Zier!
Könnt' ich mit dir ſchweben!
Wär' ich ſtets bei dir!
Von dem Staubgewimmel,
Von den Gräbern fern,
Stets in deinem Himmel!
Stets auf deinem Stern!

Der grüne Wald.

O der ſüße grüne Wald,
Wo wir einſt in Wonne klangen,
Wo wir ſpielten, wo wir ſangen,
Wo wir tanzten Maientänze,
Wo wir pflückten Maienkränze,
O der ſüße grüne Wald!
Wie er immer wiederhallt,
Wie er ſchallt
Willibald! Willibald!

Schalle nur, du grüner Wald,
Rufe immer deinem Frommen,
Ach! er kann nicht wiederkommen!
Blühet Blumen, flüſtert Blätter,
Klinget, Vöglein, das Geſchmetter
Eures Lenzes durch den Wald —
Bleich iſt eure Lichtgeſtalt,
Stumm und kalt
Willibald, Willibald.

O du ſüßer grüner Wald!
Wo wir nun in leiſen Thränen
Uns nach unſerm Liebling ſehnen,
Nimmermehr im friſchen Maien
Mit der jungen Luſt juchheien,
Rufe ewig, grüner Wald,
Mit der Liebe Allgewalt,
Daß es ſchallt:
Willibald! Willibald!

◆

Frühling.

Wenn die leiſen Bächlein rauſchen,
Säuſeln durch die Blätter bebt,
Muß ich horchen, muß ich lauſchen,
Ob der Liebſte niederſchwebt;
Wenn die Frühlingsvöglein ſingen
Und die ganze Blumenflur
Nur Ein Blühen iſt und Klingen,
Singt und klingt und blüht er nur.

Und ich rufe meinen Schmerzen
Unter manchem lauten Ach:
Blüht auch ihr! — ich will euch herzen —
Werdet friſch im Lenze wach!
Bringt die ſchönſte meiner Gaben,
Bringt mir das verlorne Glück,
Bringt mir meinen ſüßen Knaben
In der alten Pracht zurück!

Und die Thränen fließen milder
Und es ſchmilzt das ſtarre Herz,
Und die holden Liebesbilder
Zaubert neu der neue Schmerz:
Liebesbilder, Liebesſchatten,
Sie bevölkern jeden Raum,
Was wir haben, was wir hatten,
Was wir lieben, heißet Traum.

Ach! ein ſüßer Traum, verdunkelt
In der Erde Nebelluft,
Deſſen heiliges Bild erfunkelt,
Wenn wir weinen auf der Gruft:
Erde müſſen wir begraben
Und was in uns irdiſch iſt,
Wollen wir im Lichte haben,
Was vom Himmel göttlich iſt.

Weihnachtsgruſs

an Wilhelmine Gräfin von Limburg-Stirum.

Womit ſoll ich dich begrüßen
In der freudenvollen Zeit,
Wo die ganze Welt in ſüßen
Tönen jubelt und ſich weiht?
Wo das hohe Kind geboren,
Das uns alle ſelig macht,
Das geſucht hat was verloren
Und verdüſtert lag in Nacht?

Ach! ein ſchreckliches Gewimmel
Wirrer Triebe um und um
Schloß dem Glauben ſeinen Himmel,
Machte Lieb' und Hoffnung ſtumm,
Aus der dunkeln Geiſter Spiegeln
Schien der Trug des Höllenwichts,
Log von nie gebrochnen Siegeln
Finſtrer Gräber, log vom Nichts.

Welchen Gruß? O dieſen, dieſen,
Dieſen Gruß von Lieb' und Licht,
Der die Hirten hingewieſen,
Wo der neue Tag anbricht!
Dieſen Gruß vom ſtillen Frieden,
Dieſen Gruß von milder Kraft,
Die die Wüſtenei hienieden
Wieder neu zu Eden ſchafft.

Wie erklingt aus höchſter Ferne
Er uns immer ſelig nah,
Dieſer Gruß von jenem Sterne,
Den das Aug' der Weiſen ſah,
Dieſer Gruß von unſerm Sterne,
Der nun nimmer untergeht
Und im heitern Glanz ſo gerne
Ueber frommen Seelen ſteht!

Laß denn Tag und Stunde fliehen
Und des Lebens dünne Luſt
Gleich den dünnen Wolken ziehen
Ueber deines Himmels Bruſt:
Denn dein Stern mag nimmer dunkeln,
Deine Wonne welken nicht,
Wenn verblühn muß und verfunkeln,
Was aus Glanz der Erde bricht.

Lerchengeſang.

Haſt du noch einen Ton, du altes Herz,
So ſpann' ihn auf, und laß es klingen,
Laß deine Liebe, deinen Schmerz
Ihr volles Leid den Sternen ſingen.

Was hoch empor ſchlug, hallet tief zurück,
Es hallt in deinem Buſen wieder,
Es weiß kein Lied vom Erdenglück,
Von Engelwonnen ſingt es Lieder.

Empor du Lerche zur geſtirnten Höh'!
Was flatterſt du im Erdgewimmel?
Dort klingt ein Echo für dein Weh:
Du biſt vom Himmel, ſuche Himmel.

Wohin?

An C. J. Leiſt.

Hörſt du nur das Tagsgeklingel,
Wie es ſpielt auf leichten Saiten?
Willſt im flüchtigen Geringel
Fort auf ſeichten Wellen gleiten?
Lieber, du wirſt ärndten müſſen,
Was die Hände kindiſch ſäen,
Tropfen fließen mit den Flüſſen,
Lüftchen mit den Winden wehen.

Nicht nach dieſem kleinen Balle,
Der aus Zweimalzwölf der Stunden,
Selbſt ein Stäubchen in dem Alle,
Hat das Maaß der Zeit gebunden,
Darfſt du dir die Uhren ſtellen,
Die dein Tagwerk ſollen leiten
Und dein Pünktchen Zeit geſellen
Der Unendlichkeit der Zeiten.

Glaube, was die Weiſen ſangen,
Was dir um die Wiegenſchaukel
Bunte Ammenmährchen klangen
Leid: im fabelnden Gegaukel:
Eine Welt ſie ſpielt dahinten,
Eine Welt ſie ſpielt dadrüben,
Noch von Farben, noch von Dinten
Ungemalt und ungeſchrieben.

Glaube, und du wirſt die Saiten
Dir zu höhern Tönen ſpannen,
Wirſt für's Maaß der Ewigkeiten
Aus Sekunden dich ermannen,
Muthig in den Abgrund ſpringen,
In die Weltenwelt des Alles,
Und die Seligkeit erringen
Dieſes Sprunges, dieſes Falles.

Glaube, und du haſt das Weſen,
Licht und Gott haſt du gefunden,
Was du ſeyn wirſt, was geweſen,
Dich und Gott haſt du gefunden:
Wie dem Kämpfer, der geſieget,
Führet dir Triumph die Reiſe,
Und dein Erdenbällchen flieget
Luſtig mit dir fort im Gleiſe.

An Napoleons Verehrer.

1.

Däucht euch der Schlaue immer noch ſo groß,
Der auf Sankt Helena Prometheus Loos
Im öden Felſenjammer hat gezogen?
Seufzt ihr dem Heuchler jedes hehle Ach
Mit der geſchwätz'gen Echo redlich nach.
Er lüget heut wie geſtern er gelogen.

Prometheus, du des Lieds erhabner Klang,
Wird ihn mit deinem Namen der Geſang
Zuſammen durch die Zeiten niederklingen?
Er wird's: den wunderſamen Unterſchied,
Die wunderſame Gleichheit wird das Lied
Zur Kunde künftiger Geſchlechter bringen.

Hört Großes! hört! vom Feuer hört, vom Licht!
Um dieſe beide ſchwebte das Gericht,
Das an den Felſen band die hohen Sünder:
Der Alte trug das Licht vom Himmel aus
Den Menſchen zu, der Junge löſcht' es aus —
Wen wählet ihr? den Löſcher oder Zünder?

2.

Cäſarn und Hannibal und Alexander
Und Mithridat, des Unglücks tapfern Rieſen,
Und die um Troja, Simois und Skamander
Der Heldenlieder Hoheslied geprieſen,
Das deutſche Friedrichsdrei — mit Staufenkaiſern
Ihn, der nach Sieben zählt, den großen König —
Die plündert ihr an Blüthen und an Reiſern
Des Ruhm's? Noch däucht's für euren Kranz zu wenig?

Wer iſt der Stern aus Millionen Nächten,
Die um Jahrtauſende die Dämmrung bleichen,
Um den ihr meinet ſolchen Kranz zu flechten,
Aus vielen Kränzen Einen ſonder gleichen?
Wem gilt's von den erhabnen Flammenzündern?
O ſaget an die Stärke, Weisheit, Güte,
Die es verdient die Ehren all' zu plündern,
Daß Eine Glorie leuchte, Eine Blüthe?

Napoleon! Ha! das war das Geläute
Von euren Glocken? das die ſtolze Liebe?
Für deſſen Stirn pflückt ihr die lichte Beute,
Der Licht und Sonne haßte wie die Diebe?
O Klang, o Traum von Schlangen und von Dolchen,
Wo Liſt und Lug und Satan ſich zerbalgen!
Fort mit dem Lichterlöſcher zu den Molchen!
Fort mit dem Freiheitsmörder zu dem Galgen!

Troſt am Grabe.

Dünnſtes Blättchen, das im Winde fliegt,
Kleinſtes Steinchen, das im Sande liegt,
Feinſtes Körnchen Sand es deckt ein Grab;
Was das kleinſte Spinnerwürmchen ſpinnt,
Wird ein Leichentuch, was wirkt und denkt und ſinnt,
Predigt nur hinab! hinab! hinab!

Ha! hinab! hinunter! und hinweg!
Welches Grauſen! welcher düſtre Weg!
Welches Flattern durch das Nichts zum Nichts! —
Doch was wirkt und denkt und ſinnt, ruft Nein!
Ruft ein muthig Nein! durch dieſen Schein vom Schein,
Rufet Licht für dich, du Kind des Lichts.

Licht mir, nur das dünnſte Fünkchen Licht,
Und die Todeskralle faßt mich nicht,
Und es klingt hinauf! hinauf! hinauf!
Wimmert ihr um Wiege, Sarg und Grab
Mit den Leichenraben eu'r hinab! hinab!
Mit den Geiſtern jauchz' ich froh hinauf!

Des Zweiſlers Unruh.

Wohin? wohin, ihr flatternden Gedanken?
Wohin mit mir im brauſenden Gewimmel?
Was reißt ihr mich durch aller Himmel Himmel?
Und ſchlingt um Nichts und Alles eure Ranken?

Wir fliegen hoch. Sind wir ſo hoch geboren?
Und warnt uns nicht, was Fabel klingt und Sage,
Der Weiſen Lehre und der Helden Klage,
Des Frommen Seufzer und der Spott des Thoren?

Sie warnen: Kinder flüchtiger Sekunden,
Wie reißt euch doch der wilde Wahnſinn hinnen?
Was Menſchen bauen, ſchaffen, denken, ſinnen
Wird ihnen gleich ein Morgentraum erfunden.

Ja, daß wir durch die höchſten Himmelshöhen
Und durch die tiefſten Höllen müſſen ſchweifen,
Nach dem, was unergreiflich, müſſen greifen,
Das iſt das ſchwarze Weh der ält'ſten Wehen.

Da ſpielt die Hoffart und ihr Sohn, der Zweifel,
Ach! ſchon Geſell von Adam, unſerm Ahnen;
Wir ſind Soldaten unter ſeinen Fahnen,
Und folgen ihres bunten Trugs Gewaifel.

Er ruft: Mir nach! zum Sieg, ihr tapfern Knechte!
Mir nach! zum Dienſt das Geiſterreich zu zwingen!
Wir müſſen durch zum Lichtesurborn bringen;
Den Feigen unten laſſen wir die Nächte.

Das iſt's, das iſt der alte Fluch hienieden,
Wir jagen nach den bunten Zauberbildern,
Bis wir im wirren Geiſterkrieg verwildern,
Stets weiter weg von Einfalt, Ruh und Frieden.

Weh heißt die Aufſchrift auf dem Lebensſchilde,
Verwirrt hat unſer Abc die Lüge,
Verwiſcht das klare Antlitz reiner Züge,
Des Götterbilds der Liebe, Luſt und Milde.

Doch iſt des Bildes Bild herabgekommen,
Des Armen Reichthum und das Licht des Blinden,
Der Edelſtein, den Kunſt und Liſt nicht finden,
Der nur den Stillen leuchtet, nur den Frommen.

An die Lerche.

Vöglein, Vöglein in den Lüften,
Lerche, die zum Himmel ſchwebt,
Unten ſtill in Blumendüften
Und im Grün der Wieſen lebt,
Du biſt mein, du ſüße Kehle:
Meine Sehnſucht, meine Luſt,
Alles Weh der Menſchenſeele
Klingſt du hell aus frommer Bruſt.

Alſo trägſt du meine Schmerzen
Aus der Erde Nebelflor
Zu dem Herzen aller Herzen,
Zu dem Himmelhort, empor,
Trägſt mich hin zu meinen Lieben,
Die nun oben ſelig ſind;
Unten iſt das Leid geblieben,
Droben wehet Lebenswind.

O wie ſüß, mit dir zu kreiſen
In dem heitern Sonnenſtral!
O wie ſüß, mit dir zu reiſen
Himmelauf vom Erdenthal!
Auszujubeln, auszuſingen,
Was das ſtille Herz nur weiß,
Und aus voller Bruſt zu klingen
Liebesluſt und Himmelspreis!

Traum.

Hartmuth und Nanna ſprechen Gute Nacht,
Da ruft die dritte gute Nacht der Wile,
Und trifft mit hellem Klang ins Herz zum Ziele —
„Hat ihn ein Engel wieder hergebracht?“
So rufen wir, „wie? wenn er ſich im Bette
„Uns ſüß zu täuſchen wo verſteckt hätte?“
Wir ſuchen, finden nichts, der Traum erwacht.

Du ſüßer Traum! du ſehnſuchtvolles Herz!
Du krankes Herz voll Träume und voll Sorgen!
Wann klingt für Gute Nacht ſein Guter Morgen?
Wann wandelt ſich in Freude dieſer Schmerz?
Geduld! die Geiſter reiſen durch die Stufen —
O Wonne, wann ſie Tag und Morgen rufen!
Nun freu' dich auch der Guten Nacht, mein Herz.

* * *

Des Schiffers Traum.

Es heult der Sturm, die Woge ſchäumt
Und durch die Wolken fahren Blitze,
Der alte Schiffer nickt und träumt
Gar ruhig auf dem naſſen Sitze:
Wie wild um ihn die Woge ſchlägt,
Wie auf und ab das Schifflein ſchaukelt,
Ein Traum, der ſüße Bilder trägt,
Umſpielt ſein Haupt und ſcherzt und gaukelt.

Ein Eiland hebt er hell und ſchön
Mit reichen Fluren aus den Wogen,
Ein wundervolles Lenzgetön
Aus Blüthenhainen kommt's geflogen —
Der Alte ruft: „Hier legt ans Land,
„Hier in die Bucht, den ſtillen Hafen!
„O kommſt du endlich, Friedensſtand?
„Wie will ich ſüß nach Stürmen ſchlafen!"

Da ſchießt aus ſchwarzer Nacht ein Stral,
Ein glühnder Gottespfeil, von oben,
Der Schiffer und das Schiff zumal
Mit Mann und Maus ſie ſind zerſtoben,
Die wilde Woge treibt zum Strand,
Treibt Trümmer und Leichen treu zum Hafen —
Glückſeliger Träumer! du haſt Land,
Nun kannſt du ſüß nach Stürmen ſchlafen.

Warum rufe ich?

Und rufſt du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht raſten?
Und doch wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkaſten;
Die nächſte Ladung trägſt du ſchon
Geſchrieben hell auf weißer Scheitel,
Gedenk des weiſen Salomon,
Gedenk des Spruches alles eitel.

Ja darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit, dieſer Ruf muß bleiben,
Wann lange unſrer Gräber Sand
Und unſern Staub die Winde treiben;
Wann unſrer Namen dünner Schall
Im Zeitenſturme längſt verklungen,
Sey dieſes Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgeſungen.

Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verſchweben,
Muß dies die große Sonne ſeyn,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müſſen wir an dieſem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geiſterau
Einſt ſelig können niederſchauen.

O Vaterland, mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sey alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirſt Jahrtauſende durchblühn
In deutſchen Treuen, deutſchen Ehren,
Wir Kurze müſſen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unſterblich währen.

Zuverſicht auf Gott.

Unter Schwerdtern blüht das Paradies,
Unter Dornen blüht die Roſe:
Gott, der frommſte Geiſter ſpinnen hieß,
Weben, knüpfen unſre Looſe,
Gott, der Engel, Gott, der Menſchen Vater
Iſt kein blinder Wähler, blinder Rather.

Eingewickelt hat er ſelbſt den Traum
Meines Daſeyns dem Gewebe,
Wodurch Sonnen hoch im Sternenraum
Kreiſen, ich hier unten ſchwebe:
Laß ihn wickeln, löſen — ſeinen Händen
Geb' ich fröhlich meiner Fäden Enden.

Ach! die Fäden drehen ſich zum Strick
Dem, der wagt daran zu zerren,
Den Tyrannen fühlt er am Genick,
Nicht des Himmels gnäd'gen Herren,
Ja der Blinde wähnt von eignen Ketten,
Als ob Teufel ſie geſchmiedet hätten.

Iſt der Weg zum Paradieſe rauh,
Reißt der Dorn den Pflücker blutig,
Tapfer ringe durch zur Lebensau,
Pflücke dir die Roſe muthig,
Gleich in guten, gleich in böſen Dingen
Schau' auf Gott, er läßt es wohl gelingen.

O du Odem der Glückſeligkeit!
Süßer Hauch aus Himmelsauen!
Was iſt Menſchenfreude, Menſchenleid,
Unſre Wonne, unſer Grauen?
Was iſt dieſes ganze Schattenleben,
Will es ſtill ſich nicht in Gott ergeben?

O du Odem der Glückſeligkeit!
Süßer Hauch aus Himmelsauen!
Lehr' empor aus Erdendunkelheit
Mich ins Licht der Sterne ſchauen,
Bauen auf den Einen feſten Willen,
Welcher jeden Schmerz und Wunſch kann ſtillen.

Geisterbeſuch.

Süße Töne flüſtern leiſe,
Süßer Athem hauchet linde
Ganz in voller Lenzesweiſe,
Hauch und Duft der Frühlingswinde,
Und ein Singen und ein Klingen,
Und ein Schweben und ein Weben,
Als wenn zarte Engelſchwingen
Sich in ſel'gen Lüften heben.

Wie die Himmelsvöglein girren,
Philomelen und Galandern!
Wie ſie durch einander ſchwirren
Bunt in ſpielenden Mäandern!
Horch! es klingen Wundergeigen
Wie des Sternentanzes Weiſen —
Will der Himmel mir den Reigen
Seiner ſel'gen Geiſter weiſen?

Ja, ſie ſind es — hoffe dreiſter,
Glaube froher, glaube frommer!
Deine Liebſten, deine Geiſter,
Deiner Sehnſucht Wiederkommer,

Flüſtern dir in ſüßen Träumen,
Leuchten dir mit Sternenaugen,
Wie in trüben Erdenräumen
Augen nicht zu leuchten taugen.

Ja ſie ſind es, funkeln Liebe,
Wie's hienieden nimmer funkelt,
Wo die allerſchönſten Triebe
Graun vom Erdendunſt umdunkelt,
Wo die allerwärmſten Herzen
In der Erdennoth erkalten,
Wo die Sorgen, wo die Schmerzen
Um das arme Leben walten.

Ja ſie ſind es — o wie feine,
Wie holdſelige Gebilde!
Welche Klänge! welche Scheine!
Welche Unſchuld! welche Milde!
O der Wonne! — Ha! da krähet
Aus der Hahn den wachen Morgen —
Klang und Duft und Schein verwehet
Vor dem Tag der neuen Sorgen.

Geſicht.

Einmal in Septembertagen
Ging ich fort nach Wandrers Weiſe —
Seine Sagen, ſeine Klagen
Nimmt der Menſch mit auf die Reiſe:
Weiland am Septembertage
War mein ſchönſter Sohn gekommen —
Dies die Sage — nun die Klage:
Ach! ihn hat der Rhein genommen!

Und bei Poſtführt, wo man ſchnüret
Poſtzeug zwiſchen Neuß und Jülich,
Fleht' ich: Du, der Geiſter führet —
Die gewaltigen trag' und fühl' ich —
Herr, o wende mir die grauſen
Weg! die dunkeln und die ſchlimmen!
Laß die lichten mit mir hauſen
Süßer Augen, ſüßer Stimmen!

Und als kaum der Schlaf beſiegelt
Leid und Lärm vom wilden Tage,
Kommt ein Reigen, abgeſpiegelt
In den Spiegeln goldner Sage,
Wie's in Kindermährchen funkelt,
Wie's in Kinderſeelen blühet,
Und mein Lager ſteht entdunkelt,
Rings von Himmelſchein umglühet.

Und ein Schifflein ſeh ich reiten
Vollen Segelflugs zum Hafen,
Als ob's riefe allen Leuten:
Wollt ihr denn die Pracht verſchlafen?
Segel Silber, Gold die Maſten
Und die Taue Edelſteine,
Und die Mannſchaft und die Laſten —
Geiſter waren's, Laſten keine.

Wie eine Sonn' aus tauſend Sonnen,
Wie ein Blitz aus tauſend Blitzen
Leuchtet's über weichen Wonnen!
Glück und Licht aus Sternenſitzen,
Und den allerſchönſten Kleinen,
Ihn, den Traum und Wachen ſpinnen,
Ihn, den allermeinſten Meinen
Seh' ich funkeln mitten drinnen:

Seh' ihn funkeln, ſeh' ihn winken
Wie in alten Freudentagen,
Mit den Augen zu mir blinken,
Als ob wollt' er Frohes ſagen —
Da erſchallt es: Friſch, Geſellen!
Spannt die Segel, kappt die Seile!
Und der Glanz fliegt durch die Wellen
Blitzesleuchten, Blitzeseile.

An die Schläfer und Schlafbringer.

Schlaft ihr? wollt ihr wieder träumen,
Da das Wachen kaum begann?
Und die Zeitenwogen ſchäumen
Noch die Brandung himmelan.

Sinnt ihr Bänder nur und Feſſeln
Für den deutſchen Sauſebraus?
Peitſcht ihm mit des Spottes Neſſeln
Alle warmen Triebe aus?

Sind die Tapfern wieder Schemen?
Wird euch Glück und Ruhm zur Laſt?
Und beginnt ihr euch zu ſchämen,
Daß ihr einmal deutſch gehaßt?

Daß von Walſtatt bis zur Pleiße,
Von der Pleiße bis Paris
Euer Zorn der edle heiße
Eure Dränger laufen hieß?

Gaukeln wieder euch die Wälſchen
Mit dem Freiheitsaffentanz,
Eure Herzen durchzufälſchen,
Durchzudunkeln euren Glanz?

Eure Heldenleichentücher,
Was bei Kulm und Leipzig fiel,
Eure Scharnhorſt, Gneiſenau, Blücher
Sind ſie ſchon ein Fabelſpiel?

Ha! ließ' ihre dunkle Kammer
Schellenklang des Tages ein,
Wehe! würden ſie dem Jammer
Und der Schande Zeter ſchrein.

Der Stein im Rhein.

Hier iſt die Stelle, hier liegt der Stein,
Hier nahm mein Liebſtes hinweg der Rhein,
Der Freude, der Liebe goldenſten Hort,
Hier flog die Luſt des Lebens mir fort.

O kurze Zeit! und o lange Zeit!
Wird die Vergangenheit Ewigkeit?
Wird Zukunft eine Ewigkeit lang,
Weil ſolchen Hort mir die Woge verſchlang!

O Tag! — ja klage nur — Tag, der war!
Einſt muſtert' ein Feldherr mir meine Schaar —
„Stell' auf die Knaben! alle herbey!
„Daß ich ſehe, welcher der rüſtigſte ſey.“

Sie ſtanden, und ich ſprach: „Euer Rhein
„Muß ewig Deutſchlands Herrlichkeit ſeyn;
„Ihr wiſſet 's, und euer friſcheſtes Blut
„Für ſolchen Preis ſey es keinem zu gut.“

Da trat der Kleinſte wohl aus dem Chor,
Ein ſtolzer Freiwilliger, leuchtend hervor,
Schlug in des Feldherrn Ehrenhand
Den edlen Willen raſch ein als Pfand.

Er hat's gehalten, er ward der Hort,
Ihn trug ſein Rhein ſich als Opfer fort,
So hat er mir ohne Schlachten die Schlacht
Vor tauſend Schlachten blutig gemacht.

Nun liege feſt vor den Wälſchen mein Stein!
Nun brauſe freudiger, freier, mein Rhein!
Meine Sehnſucht und Liebe ſie rauſchen mit dir —
O rauſchten die Wellen auch über mir!

Der Fernſchütz und der Schnellläufer.

Das Mährchen ſprach von einem Schützen mir,
Der ſchoß aus einem Pol und traf zum andern,
Vom Läufer auch, der in Sekunden ſchier
Wohl Millionen Meilen mogte wandern.
Nun iſt der Schütze da mit ſeinem Schuß,
Der Springer da mit ſeinen Wunderbeinen,
Daß ich erzittern und erjauchzen muß,
Wann ſie gleich Zaubrern ſchwinden und erſcheinen.

O Sehnſucht, welche Büchſe führeſt du!
Wie ſüß, wie ſchrecklich treffen deine Lothe!
O Schmerz, durch welche Weiten ſpringeſt du!
Des Wehes Herold und der Trauer Bote!
Der trifft wie Blitz, der fliegt wie Sonnenſtral —
Ich bebe nieder vor dem hohen Meiſter,
Der ihnen Botſchaft zu mir her befahl:
Sie tragen hin und her den Gruß der Geiſter.

O bunte Wunderwelt und Geiſterwelt!
O ſchmerzenreiche Sendung aus der Höhe!
Was jetzt mit Wonnen überſchwänglich ſchwellt
Den Buſen, jetzt ihn füllt mit tiefſtem Wehe —
Doch ſpringet, leichte Springer, fliegt und ſpringt!
Braucht immer mich als Ziel, ihr ſcharfen Schützen!
Ha! wie es um mich haucht und weht und klingt!
Ha! wie die heißen Kugeln auf mich ſprützen!

Meinem Paten Ernſt Haſenclever.

So iſt der alte Bund geſtellt,
Der Menſch muß wandern in die Weite.
Nun fährſt auch du zur Neuen Welt,
Siehſt andre Länder, andre Leute.

Viel Abenteuerlichs wirſt du ſchaun,
Viel Neues wird dein Herz durchblitzen,
Mit bunten Vögeln, bunten Frau'n,
Mit braunen und ſchwarzen wird's dich ritzen.

Doch wirſt du auch ein bischen wund,
Wie Leben und Schickſal mit uns ſcherzen,
So werde nur uns da nicht bunt,
Wo Farbe ſitzen bleibt, im Herzen.

Wie immer dein Spiel geſpielet ſey
In Jugendſcherzen auf und nieder,
Bring' du das alte Herz uns treu,
Den alten Muth zur Heimat wieder.

Das helle Aug, den ſtarken Arm
Soll Buntes und Schwarzes dir nicht brechen,
Die Bruſt von Zorn und Liebe warm
Zu dumpfer Kälte nicht zerſchwächen.

So komm uns unverſehrt zurück
Zur deutſchen Treue, deutſchen Erde —
Es wehe Gott und Wind zum Glück,
Daß Herz und Fahrt geſegnet werde!

Meine Grablegung.

Wann ich geſtorben, ſchlagt den ſchwarzen Mantel
Um meinen morſchen Leib, wie er verſchliſſen.
Ihr wißt, warum: die Sünde, die Tarantel,
Hat mich in grüner Jugend ſchwer gebiſſen.

Drum mußt' ich taumelnd in dem tollen Tanze,
Der Leben heißt, durch böſe Irren ſchweifen,
Am Becher wilder Luſt, am bunten Kranze
Der Thorheit wie an Blumen mich vergreifen.

Wie ſollt' ich anders denn vor Gott erſcheinen
Am jüngſten Tag als trauernd und zerriſſen?
Ach! mein Gefolg, mein Engel, der wird weinen,
Und mein Vertrauter zagen, mein Gewiſſen.

So ſprach ich. Und mein Töchterlein das Feine
Wiſcht' aus den Augen ſich die hellen Zähren:
O Vater, dieſe Farben ſind nicht deine,
Wie kommſt du auf die alten Heidenmähren?

Ich weiß es beſſer, wie wir dann dich kleiden:
Dein Leichentuch muß grün ſeyn, und ein rothes
Herz auf dein Herz genäht; denn dieſe beiden,
Das Grün und Roth, verkünden nichts Gedrohtes.

Die frohen Chriſtenfarben ſollſt du nehmen
Mit grünem Chriſtenglauben in die Erde;
Was ſpielſt du ſo mit wüſten Heidenſchemen,
Verzerrt durch Graun der düſtern Nachtgebärde?

So winkte mich das Kind zur Himmelspforte
Zurück, zurück zum Grün, zum grünen Hoffen,
Zurück zum Roth, zu dem, deß Wunden offen
Geblutet an dem Kreuz, zum Liebeshorte.

Drum wann ich ſterbe, ſollt ihr grün mich kleiden,
Ein rothes Herz mir nähn auf Herzensſtelle:
Grün iſt das Wort vom Chriſt und roth die Welle,
Die eine ſchwarze Welt geweiht durch Leiden.

* * *

Gerechtigkeit Gottes.

Du findeſt keinen feſten Weg zum Glücke
Hier, wo das bleiche Mondlicht niederſchauet;
Nur wer ſich gleich der Regenbogenbrücke,
Aus leichten bunten Steinen ihn erbauet,
Iſt weiſe, wer wie Kinder fort ſich ſpielet,
Auf keinen Fang wie auf Gewiſſes zielet.

Es war der Mann gekommen aus dem Lande,
Wo Honig Gift iſt, Dolch die Streite ſühnet,
Er ſchlug die Welt durch Schwerdt und Trug in Bande,
Durch Großes zu dem Größten ſtolz erkühnet —
„Mir, ſprach er trotzig, gab der Herr die Reiche,
„Wer wider mich und Gott will, der erbleiche!“

So rief der Korſe, doch es ſchmolz zuſammen
Sein Stolz im Schnee und Eis der Moskoviten,
Aufſchlugen da aus allen Herzen Flammen
Und Zorn und Liebe trieben heiße Blüthen,
Zu Einem Strauß des ſchönſten Kampfs gebunden:
Des Böſen Zauber war wie Dunſt verſchwunden.

Verkrächzet war das Lied der Schickſalsraben
Und hell erklang das Siegeslied der Chriſten
Zum Gotteskampf vom Greiſe bis zum Knaben,
Gebunden ward der Fürſt der Hinterliſten,
Er fiel, und zweimal heulte die Hyäne
Europas, deutſch gegeißelt an der Seine.

Da, als die Völker wachten auf vom Staunen
Und ließen friſch dem heißen Muth den Willen,
Ich blies mein Pfeifchen auch zu Kriegsposaunen,
Der Freiheit lang erſtickte Luſt zu ſtillen —
Da winkten manche Fromme mir den Segen,
Ich führte Federn nur, die Beſſern Degen.

Bald klingt es Frieden: nach gewalt'gen Dingen
Iſt's allen Herzen wieder ſtiller worden,
Man läßt zum Rhein zurück die Trommeln klingen,
Man läßt die Fahnen wieder wehn gen Norden,
Und jeder ſuchet froh das liebe Seine,
Ich ſuche, finde Meines mir am Rheine.

Da träumt' ich Ruh dem kurzen Reſt der Tage,
Ach! Traum iſt Menſchenwünſchen, Menſchenmeinen!
Der droben alles wägt mit höchſter Waage,
Vor dem erliſcht der Schein von Erdenſcheinen,
Er bräute Wetter meinem ſtillen Sitze
Und ſchoß durch meinen Himmel manche Blitze.

Und endlich ließ er mir von jenen Streichen
Aus hellen Wolken einen niederſchmettern,
Von jenen, welche Wang' und Locke bleichen,
Das Leben flugs entblüthen und entblättern:
Er ſchoß auf meinen ſchönſten ſchnellſten Knaben,
Ihn hat der Rhein genommen und begraben.

Gerecht iſt Gott und gut allein und weiſe,
Er miſſet jedem zu mit rechtem Maaße:
Wer nur die Blumen ſucht der Pilgerreiſe,
Den treibt er fort zur böſen Dornenſtraße;
Verirren wollt' ich mich auf Blumenwegen,
Da trat mit Schrecken mir der Herr entgegen.

Gerecht iſt Gott und gut allein und weiſe —
O Menſch, bekenn' es unter bittern Thränen! —
Er rollt Geheimniß durch des Lebens Kreiſe,
Auf daß du lerneſt nach dem Licht dich ſehnen,
Auf daß die liebe Noth dich lehre beten,
Vom Erdenweg in Himmelswege treten,

Mein Vöglein.

Goldſchwingen trugſt du — o wie goldne Schwingen! —
Mein Vöglein, das ſo frühe mir entflogen,
Drum hat von hier der Glanz dich weggezogen,
Drum muß ich fernhin lauſchen ihrem Klingen;

Ach! fernhin, wo, in ſel'gen Lichtes Wogen
Die Engel badend, Heilig! Heilig! ſingen;
Ach! fernhin! Mag ſo hoch ein Schuß gelingen,
Den Schmerz und Sehnſucht thun vom Herzensbogen?

Meiſt kommt der Pfeil zurück, der nichts getroffen,
Daß Herz und Augen Thränen mir verdunkeln,
Daß mir die Ohren wie voll Glocken klingen.

O Himmel, wann ſtehn deine Pforten offen,
Daß meine Geiſter mir entgegen funkeln,
Daß meine goldnen Vögel um mich ſingen?

Mein Blumenkönig.

Von Blumen trug er beide Händchen voll,
Drum nannten wir ihn ſcherzend Roſenkönig,
Dann goß er vor uns aus den bunten Zoll,
Und meint', er trüge immer noch zu wenig —
Ach! unſern Liebling, unſern ſchönſten Knaben,
Wir mußten ihn im Blüthenlenz begraben.

Glückſelig er! er hat der ſchlimmen Welt
Nur Spiel und Scherz und Blumen abgewonnen,
Nie hat ſich ihm des Lebens Nichts erhellt,
Nie iſt ein Zauber ihm in Trug zerronnen:
Reich flog er weg mit allen Blüthenſcheinen,
Wir ſchauten arm ihm nach, und mußten weinen.

O Roſenkönig, ſüßes Sternenkind!
Wann nun die Nacht die goldnen Lampen zündet,
Wann Luſt und Leid voll Sehnſucht ſtill und lind
Lauſcht, was die ob're Welt geheim verkündet,
Dann ſcheinſt auch du mit Millionen Lichtern
Und funkelſt her aus Engelangeſichtern.

O Roſenkönig, ſüßes Sternenkind!
Dann ſtreuſt du bunte Himmelsblumen nieder,
Und wie an Tagen, die vergangen ſind,
Erfreut uns jene Blumenwonne wieder,
Dann ſpielt es rings mit längſt verſchwundnen Scheinen,
Wir ſpielen mit, wir träumen mit, und weinen.

Dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm Guſtav von Mecklenburg Strelitz

bei ſeiner Abreiſe von Bonn zur Erinnerung.

Du wünſcheſt dir ein leichtes Wort von mir —
Es wünſcht ein Fürſt — das heißt: du haſt befohlen.
Nimm denn ein Wort vom Wort, und damit ſchütt' ich dir
Dein liebes Haupt voll glühnder Kohlen:
Denn Pfeile ſchießt das Wort und Flammen,
Was leuchten ſoll, das muß auch brennen,
Damit wir, was wir ſind, woher wir ſtammen,
Damit wir uns als Lichtgeſchlecht erkennen.

Ein Wort vom Wort? Wer klingt Geheimniß aus,
Verſchloſſen in des Schöpfers erſtem Werde?
Was einſt Prometheus trug als Dieb vom Himmelshaus,
Die Luſt, den Glanz der jungen Erde?
Wornach die Kreatur mit Beben
Im dumpf verſteinten Daſeyn ſtönet,
Das erſte Wort, das als der Klang vom Leben
Durchs groſe All der Dinge ſchaffend tönet?

Heil dir! dich lüſtet auch der hohen Kraft,
Die heiße Blitze hegt und ſcharfe Klingen,
Um ſtolzen Preis von Licht und Kunſt und Wiſſenſchaft
Willſt du im Kampf der Edlen ringen:

Dich locken ſüß die goldnen Horte,
Die tief geheim verzaubert liegen
Und nur gelöſet durch die Macht der Worte
Als heitre Geiſter auf zur Freiheit fliegen.

Doch anders näher tritt dir noch das Wort,
Wo's auf des Lebens vielburchkreuzten Straßen
Als Stundenweiſer ſteht, und ſtellet Zeit und Ort
Mit feſten Regeln, ſtrengen Maaßen:
Da trägt es in gewalt'gen Händen
Der Scepterhalter und der Prieſter,
Und was die Himmel ſegnend niederſenden,
Das Urgeſetz, verwaltet und verlieſt er.

Wenn dieſe heil'ge Laſt, wenn dieſes Wort,
Geliebter Fürſt, einſt Gott auch dir vertrauet,
Wenn einſt zu deiner Burg wie zu dem Gnadenort
Von Tauſenden das Auge ſchauet,
Wenn muß dein Zorn auf wilde Triebe,
Auf wilde Thaten Strafe blitzen,
Dann ſoll an deinem Stuhl mitrathend Liebe,
Mitwiſſend und verſöhnend Weisheit ſitzen.

Dem kleinen Rath des groſsen Kölniſchen Faſchings-Volksfeſtes.

Pflichtſchuldige und gerührte Antwort.

Der Wagen rollt, die Peitſche knallt,
Die Roſſe brenſchen hell im Stall,
Des alten Fuhrmanns Herze wallt:
Vergeſſend Stoß und Sturz und Fall
Er rafft die müden Knochen auf,
Doch ſieh! die kranken Beine wackeln,
Und mahnend frühern Sprung und Lauf
Löſcht Wehmuth ihm der Augen Fackeln.

So ruft auch Ihr zum Freudenſpiel
Den lebensmüden Greiſart auf,
Der über ſüßer Narrheit Ziel
Vorlängſt hinausgeſtreckt den Lauf.
Einſt lief ein froher Vagabund
Er gern voran mit buntſten Kappen,
Doch jedem ſtehet ſeine Stund',
Zuletzt noch haut das Alter Schlappen.

Dann hebt der alte Narr die Hand
Zum Wunſch nur und Gebet empor,
Vertrauend, daß durch ſüßen Tand
Kein Herz das Himmelreich verlor;

Gar luſtig fliegt der fromme Reim
Geflügelt zu den höchſten Höhen:
Was Gott gebrechlich ſchuf aus Leim,
Mit dem wird er auch Spaß verſtehen.

In dieſem deutſchen Glauben ſtark
Stellt friſch das Leben auf den Kopf,
Und ſchlürft die Narrheit bis aufs Mark,
Die Luſt zum letzten Nagelknopf;
Spielt kühnlich durch das Spiel der Scheine,
So werdet Ihr der Wahrheit ſatt,
Und macht die ältſte Stadt am Rheine
Zur frohſten und zur beſten Stadt!

Dem lieben Brandis,

als er aus Griechenland heimkam. Zugleich eine Tiſchrückung in ſeinem aus dem Brande erſtandenen Hauſe.

Am Rhein! am Rhein! heut kling' es hell am Rheine,
Kling' mit dem Rhein ins Meer!
Auf! Freunde, friſch! und bringt die beſten Weine,
Die wärmſten Herzen her!

Wir haben ihn, den Vogel, der entflogen,
Einflog er in ſein Neſt —
Nachdem er viel und weit die Welt durchzogen,
Hier findet er es beſt.

Er iſt im Schlag, wir laſſen ihn nicht wieder
Aus ſtillem Glücke fliehn!
Die Liebe kürzt ſein muthig wild Geſieder,
Die Freundſchaft bindet ihn.

Auf! ſchenket ein! laßt Glas und Herz uns heben,
Und klingt und ruft zum Feſt:
Die alten und die jungen Vögel leben!
Das ganze volle Neſt!

Was unausſprechlich iſt, wer darf es künden?
Viel muß verſchwiegen ſeyn —
Hier ſoll kein andres Feuer jemals zünden
Als Gluth von Lieb' und Wein!

Dem lieben Bleek die Freunde

bei der Tiſchrückung.

Fröhlich kommen wir und bringen
Fromme Wünſche, frohe Reden,
Lange, lange, längſte Schwingen,
Lange, lange, längſte Fäden:
Denn zu höchſten Sternenpfaden
Soll die Luſt ſich heut erſchwingen,
Mit dem allerlängſten Faden
Liebe heute Liebe binden.

Fröhlich kommen wir zu ſegnen,
Ach! wir können's doch nicht ſprechen:
Wolle Gott vom Himmel regnen
Aus den Quellen, aus den Bächen,
Aus den Strömen ſeiner Gnaden:
So viel Glück, als ihr könnt tragen,
Als auf dieſen Erdenpfaden
Gut iſt unſern kurzen Tagen!

Leben ſollen, blühn und leben
Alle, die ſich um euch ranken,
Wie am Weinſtock edle Reben,
Wie am Geiſte Luſtgedanken!
Und was eingeht und was ausgeht
Durch die gaſtlich offnen Thüren
Soll, ſolange dieſes Haus ſteht,
Gott die guten Wege führen!

Gnug des Segens, gnug der Worte —
Was wir ſelber nicht verſtehen,
Muß ja aus der Herzenspforte
In der Freunde Herzen gehen:
Alſo ſey der Bund der Treue
Und was Gott im Menſchen ſpiegelt,
Liebſte Freunde, heut aufs neue
Feſt gebunden und beſiegelt!

Des alten Soldaten letzter Ausmarſch.

Marſch! was klingen die Trompeten?
Marſch! klingt das nicht Todtenmarſch?
Helles Blaſen nicht und Flöten,
Ernſt und ſtill, nicht wild und barſch?
Marſch! es muß gewandert werden!
Nicht zu Tanz- und Krieges-Spiel,
Nein, der letzte Marſch auf Erden
Und der nächſte Marſch zum Ziel.

„Marſch! zum Abzug wird geblaſen
„Und des Lebens haſt du ſatt;
„Nimm das letzte Grün vom Raſen,
„Nimm vom Baum das letzte Blatt,
„Nimm vom Strauch die letzte Roſe:
„Denn es muß geſchieden ſeyn,
„All vergriffen ſind die Looſe,
„Keines ſteht für dich noch ein.“

Sey's! Trompeten und Poſaunen
Schallt! und donnre Paukenſchlag!
Donnre Schrecken und Erſtaunen!
Mir entbebt kein Weh noch Ach;
Und ich will es ſelber ſagen:
Ja, des Lebens hab' ich ſatt,
Falle ſtill und ohne Klagen
Wie vom Baum das gelbe Blatt.

Denn ich bin Soldat geweſen,
Und in manchem heißen Strauß
Blieſen Kugeln auserleſen
Mir faſt Licht und Athem aus,
Wilde Schaaren aller Farben
Drangen ſtürmend auf mich ein,
Schrammen, Striemen, Wunden, Narben
Müßen deß mir Zeugen ſeyn.

Nicht auf weichen ſeidnen Sitzen
Wiegte mich das Leben durch,
Scharf mit Donnerſchlag und Blitzen
Traf's mich aus der Himmelsburg:
Denn wo gute Kämpfer ſtanden,
Bot ich mich dem Schützen voll,
Und der Schütz hat wohl verſtanden,
Wie ins Herz man treffen ſoll.

„Welchen Schützen? welche Fabeln?
„Wohin träumt der irre Greis?
„Spielt in Bilder und Parabeln
„Aus, wovon er ſelbſt nicht weiß?"
Schweigt! hier müßt ihr alle lallen,
Kinder, kind'ſche Träumer ſeyn,
Beten, knien und niederfallen
Vor des Schützen Blitzesſchein.

Marſch! o Freudenmarſch! und munter
Spielt mir auf zum letzten Gang!
Klingt mir fröhlich noch hinunter
In das ſtille Grab den Klang!

Kameraden, bald hinnieder
Folgt ihr mir zu gleichem Ziel —
Doch getroſt! wir kämpfen wieder
Droben beſſres Kriegesſpiel.

* * *

Was will 's?

Was will dies Flimmern und Schimmern!
Dies bunte Mancherlei?
Ich dächte, ich wäre der Spiele,
Der ſlatternden Träume frei.

Was will dies Ringen und Schwingen!
Wo will's mit mir hinaus?
Es fehlt den lockenden Winden
Der mächtigen Flügel Saus.

Was will dies Klingen und Singen!
O längſt verklungnes Glück!
Geborſtene Leyer des Herzens
Giebt heiſeren Klang zurück.

Was will 's? Es klinget und ſinget
Ein ſchöneres Morgenroth,
Aus müdem zerbrechlichem Leibe
Erſehnet der Geiſt den Tod.

Lied der Bergknappen der Grafſchaft Mark.

Es iſt über Berge und Thäler ein Klang
Aus Trommeln und Pfeifen erklungen:
Den Wälſchen wird drüben der Friede zu lang,
Ihr Hahn hat die Flügel geſchwungen,
Er ſpreizt ſich, er kräht es uns über den Rhein:
Auf! beugt euch! die Lande, die Waſſer ſind mein,
Mir hat, der da Himmel und Erde gemacht,
Die Herrſchaft vermacht.

Was meinet ſein Krähen? was meinet der Schall?
Das müſſen wir Bergleut' uns fragen,
Was? meint er uns mit ſeinem bischen von Knall
Einem bischen von Funken zu jagen?
Wir haben des Feuers und Eiſens ſo voll,
Wir wiſſen, wie hauen und brennen man ſoll,
Wir kennen die Wetter der donnernden Schlacht
Im donnernden Schacht.

Drum hurtig, ihr Knappen, ihr Deutſchen, heran!
Ihr ſprengenden, hämmernden Schaaren!
Damit ihm die ſtruppigen Federn bergan
Im wetternden Sturme zerfahren.
Wir ſtehen gerüſtet, wo's donnert und knallt,
Wir ſchwingen des mächtigen Eiſens Gewalt,
Wir ſchürfen aus Tiefen der ewigen Nacht
Die Schrecken der Schlacht.

Heran denn, du Prahler, und hole den Sold,
Wir wollen die Münze nicht fälſchen,
Wir bringen germaniſch dir Eiſen für Gold,
Dir gierigem lüſternen Wälſchen,
Das deutſcheſte Eiſen geſchliffen und gut,
Gehärtet, geſchmeidigt in feuriger Gluth,
Wir bringen mit kräftigen Armen der Nacht
Die Schrecken der Schlacht.

Der König er ruft uns, das Vaterland ruft,
Wir hören ihr heiliges Mahnen,
Und Freudengejubel durchſchmettert die Luft,
Und luſtig erflattern die Fahnen —.
Glückherein! denn, ihr Männer von Eiſen und Gluth!
Glückherein! denn, und ſchwingt ihren blitzenden Stahl!
Ihr Männer der Tiefe, ihr Männer der Nacht,
Die Schrecken der Schlacht.

Glückherein! ſingt mit Gott für den König, für's Land!
Glückherein und Glückauf! ihr Geſellen!
Durch ihn wird der Prahler zu Spott und zu Schand',
An ihm muß der Frevler zerſchellen —
Mit Gott für den König, für's Land in den Krieg!
Des Herrn iſt der Sturz und des Herrn iſt der Sieg,
Der Herr hält die Looſe des Glücks und der Macht,
Die Schrecken der Schlacht.

Des 18. Junius 1825 Silberhochzeitslied.

(Eingeſandt für die Feier des 18. Junius 1840 an den Fabrikinhaber Herrn Trooſt zu Luiſenthal bei Mülheim an der Roer für ihn und ſeine tapfern Mitkämpfer der Schlacht beim Schönen Bunde.)

Ha! biſt du da, du alte Schaar,
Die einſt ſo fromm beiſammen war
Fürs Vaterland zu ſtreiten?
Heut ſoll's ein Tag der Wonne ſeyn!
Heut bringt den allerbeſten Wein!
Wir denken der alten Zeiten.

O wie es da ſo anders war!
Heut ſind es fünfundzwanzig Jahr,
Da riefen Trommeln und Pfeifen:
Wohlauf! ihr Deutſchen insgemein!
Die Wälſchen wollen wieder zum Rhein,
Ihr müßt zum Eiſen greifen.

Wir griffen zu und thaten's kund
Bei Waterloo, beim Schönen Bund —
Die wird man ewig nennen.
Da haben wir dem wälſchen Hahn
Wohl Kamm und Sporen abgethan:
Noch heute fühlt er's brennen.

Drum auf! du alte Freudenſchaar!
Heut leuchte deine Wonne klar
In Luſt der deutſchen Reben!
Heut, deutſche Brüder insgemein,
Ruft über Donau, Elb' und Rhein:
Das Vaterland ſoll leben!

Der König und das Vaterland!
Und jedes Herz und jede Hand,
Die ihm ſich redlich weihte!
Heut gilt es allen, Groß und Klein,
Heut gilt das Wörtlein insgemein,
Das unſre Schwerdter feite.

Noch Eins, ein leztes höchſtes Hoch
Wie viele Tapfre fehlen doch,
Die heut nicht mit uns ſingen!
Wie viele hat ins beßre Land
Der Kugelregen früh geſandt!
Ein Hoch ſoll ihnen klingen!

So feiern wir den Jubeltag,
Den Gott der Herr geſegnen mag
An uns und unſern Kindern!
So müſſen einſt ſie halten Stand,
Daß Ruhm und Sieg und Vaterland
Sie nimmer laſſen mindern.

Die Nachtrheinfahrt.

Zwei ſchlugs nach Mitternacht. Wohl ſieben Meilen
Hatt' ich am heißen Sommertag vollendet,
Da ſahen, wo die Sieg zum Rhein ſich wendet,
Nur Mond und Sterne mich nach Mondorf eilen.

Es ſchliefen Menſch und Thier und Wald und Bäume,
Die Vöglein bargen unter ſtillen Flügeln
Die Schnäbel und die Stimmen, aus den Spiegeln
Des Tages ſpielten Bilderſpiel die Träume.

Ich rief dem Färgen, doch mir ſchall's entgegen:
„Er liegt am Ufer jenſeits eingeſchlafen,
„Denn ſelten kommt zu unſerm kleinen Hafen
„Ein Wandrer her auf mitternächt'gen Wegen.

„Doch ſteht ein Eichſtock an der Sieg Geſtade,
„Und macht das ſchmale Fahrzeug euch kein Grauen,
„So mögt ihr meiner Armeskraft vertrauen,
„Ich rudr' euch muthig durch die Wellenpfade."

„Geh! He!" — Er ging. Doch unterdeß erblaßten
Mond und Geſtirne, ſchwarze Wolken zogen
Gewitternacht zuſammen, Blitze flogen,
Die ſich vom Oſt zum Weſt umarmend faßten.

Der Eichſtock kam. Sein blitzerhellter Treiber
Erſchien mir nun, ein Menſch gewalt'ger Knochen,
Schwarz, düſter, gleich dem Fährmann viel beſprochen,
Der weiland Geiſter führte dünnſter Leiber.

Friſch ſprang ich doch in dieſen Charonsnachen,
Doch kaum das Viertel meines Wegs gefahren
Erpfiff ein Liſpelwind, und pfiff Gefahren,
Die bald als Sturm und Donner ſollten krachen.

Schon bebet die Natur, die Vögel ſauſen
Durch wilde Luft, mit Wellen Heulen Stöhnen
Erwacht die Kreatur in Klagetönen,
Die kurz verhallend durch einander brauſen.

Der Ruf der Wächter, die die Nacht durchſchreiten,
Schreit in geſchwinder Angſt aus dumpfem Horne,
Als blieſen ſie ein Lied von Gottes Zorne,
Den jüngſten Tag, den Untergang der Zeiten.

Und krach! ſchlägt's ein vor uns, die Wellen ſpritzen,
Der Nachen bäumt ſich wie zum letzten Sprunge
Ein fallend Roß, und aus dem Ruderſchwunge
Entſtürzen beide wir zugleich den Sitzen.

Ein Ruder brach, ein Vogel ohne Flügel
Fliegt nun das Schifflein fort. „Gott ſey uns gnädig!“
So rufen wir kleinmüthig und kleinredig,
„Der Wogenthurm wird uns zum Grabeshügel.“

Doch Wunder! wie wir kaum das Wort geſprochen,
Verſtummt der Donner, und die Winde liſpeln
Sich ſanft zum Säuſeln ab, zum Zephyrwiſpeln,
Das Morgenroth ergänzt aus Nacht gebrochen.

Wohin wir wollten, muß die Fluth uns bringen,
Wir, die noch eben Tod in Tiefen ſahen,
Schon können wir des Ufers Weiden ſahen
Und bei Graurheindorf froh ans Ufer ſpringen.

Die Lerche klingt, es klingt der Menſch den Morgen,
Wach auf, mein Herz, und ſinge! hör' ich klingen,
Aus kleinem Häuschen, mußte mit es ſingen,
Bald lag ich in der Meinen Arm geborgen.

An Henriette von Willich,

als ich ihr das Büchlein des Thomas von Kempen von der Nachahmung Chriſti überreichte.

Viel iſt geredt, geleſen und geſchrieben,
Seit dieſes Büchlein in die Welt gegangen, —
Das Mal und Siegel von dem Geiſt empfangen,
Der Liebe ſandte, daß ſie lehrte lieben.

Wie Vieles iſt geweſen und vergangen,
Dies Büchlein hat vier Säkeln überdauert,
Und in dem Lande, wo's den Seelen ſchauert,
Lehrt's heute noch das ew'ge Heil erlangen.

Geliebtes Kind, kannſt du einfältig fragen,
Einfältig wirſt du darin Antwort finden:
Wie Liebe alles löſen kann und binden,
Weiß einzig ſie das Höchſte auszuſagen.

Des Knaben Wiegenlied,

für den kleinen Erdenbürger Balduin Grafen zu Dohna.

Das Kind iſt da. Wohlauf! mit Klang!
Nicht Geigen tönt noch Flöten!
Nein, hellen vollen Schlachtgeſang
Mit Trommeln, mit Trompeten!
Krieg heißt das Leben, Krieg und Streit;
Wir wollen Muth und Tapferkeit
Dem jungen Krieger erbeten.

Tragt auch die hohen Zeichen her,
Die Fahnen und Standarten,
Und Kolb' und Büchſe, Schwerdt und Speer
Und Glanz der Hellebarten,
Als ſeiner Mannheit Trutzgeräth,
Als ſeiner Freiheit Schutzgeräth —
Der ſoll er pflegen und warten.

Das größte hängt ihm an die Bruſt
Und legt ihm auf die Wiege,
Das Zeichen höchſter Kampfesluſt,
Das Zeichen ſchwerſter Kriege:
Das Kreuz mitſammt dem Bibelbuch,
Auf daß er ohne Lug und Trug
Des Teufels ſtreit' und ſiege.

Ha! Chriſtenkreuz und Bibelbuch!
Mit dieſen kann er's wagen,
Sie ſtellen Herz und Hand in Fug
Zum Tragen mehr als Schlagen,
Daß wer im Kampf will Sieger ſeyn
Sich muthe zu die edle Pein
Zu dulden, zu entſagen.

So ſegnen wir, ſo weihn wir dich —
Kaum kannſt du, Büblein, lauſchen —.
Wir flehn, daß nicht zu ſchwer um dich
Des Krieges Wetter rauſchen;
Wir flehn zu Gott um Lieb' und Muth:
Dann wirſt du nimmer edles Gut
Um ſchlechten Lohn vertauſchen.

Geiſtliches.

Reime aus einem Gebetbuche

für zwei fromme Kinder.

1.

Ein Blümlein ſteh' ich im Erdenthal,
Mich lockt die Sonne mit warmem Stral,
Mit meinen Blättchen buhlet der Wind,
Der Zephyr nennt mich liebliches Kind,
Und Thau und Regen erquicken mich;
Wohl jung und luſtig und ſchön bin ich,
Doch muß ich welken und ſterben.

Und wann ich endlich geſtorben bin,
So ſchläft und träumet mein kleiner Sinn
Im Winterwiegelein ſtill und fromm;
Dann kommt der Frühling und rufet: *komm!*
Wach Kindlein! ruft die Sonne dazu,
Wach auf vom Schlummer! vorbei iſt die Ruh,
Sollſt wieder blühen in Freude.

2.

Zieh mich auf! zieh mich auf zu dir!
Du, der im Himmel wohnet.
O wie ſchön, o wie ſchön bei dir,
Der überſchwänglich lohnet!

Jugend flieht, Freude fliehet früh,
Glück wechſelt leicht abwendig;
Gott verſäumt, Gott vergiſſet nie,
Iſt immer gleich beſtändig.

Sey denn fromm, ſey denn ſtill in mir,
Mein Herz in ſüßer Freude!
Denn er wohnt und er zieht in dir,
Und kennt die Kindlein beide.

3.

Es ſaß ein Kindlein im weißen Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
Von Roſen und Lilien ſchön gewunden,
Solche Blumen ſind nicht auf Erden erfunden,
Auch war das Kindlein ſchön und ſüß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kindlein ſah,
Dem wunderbarliche Luſt geſchah,
Als wär' er zum Himmel ſchon hoch erhoben
Und hörte Gott Vater von Engeln loben
Und ſäh' die Stern' im Jubelring
Laut preiſen den Schöpfer aller Ding'.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
Alle Zwietracht plötzlichen Abſchied nahm,
Und Liebe und Friede und ſtille Freude,
Als wär' es ſchon Himmel, erfreut die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
Gleich Gottes Engel all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unſchuld heißt,
Im Himmel auch iſt es hoch gepreiſt
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den Höchſten im Lichte wohnen,
Steht Gott zunächſt zur rechten Hand
Und wird ſein Liebling dort genannt.

Denn alles Schöne geworden iſt
Durch Kindereinfalt zu jeder Friſt,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menſchenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Das Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit ſeinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnſucht der ew'gen Liebe
Euch brünſtig zum Himmel der Freuden hübe:
Denn wer das Kindlein zu ſich hält,
Dem iſt das Herz gar wohl beſtellt.

Beſonders Kindelein fromm und zart
Und holden Mägdlein von ſtiller Art,
Auch helles Geſpiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen geſtellt zu ſchauen,
Daß drein ſie ſpat und frühe ſehn
Und werden gleich der Unſchuld ſchön.

4.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Eh' ich zu ſchauen
Ging das bethränte Erdenland,
Holde Geſpielen,
Engel des Himmels, kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch nur das kann ich.

Aber die Wonne
Flüchtig wie Schatten vorüberrauſcht
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauſcht,

Hier, wo die Klage
Ueber der Todesurne ſchallt
Und mit dem Tage
Schönheit und Jugend vorüber wallt.

Traurig gefangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht,
Und ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht.
Leuchten die Sterne,
Schau' ich nach oben ſehnend hin,
Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen ſteht mein Sinn.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Werd' ich euch ſchauen
Frei von dem eitlen Erdentand?
Süße Geſpielen
Himmliſcher Kindheit, Engelein,
Werd' ich bald ſpielen
Mit euch droben den Ringelreih'n?

Eija! wie fröhlich
Geht mir im Buſen friſch das Herz!
Eija! wie ſelig
Fühl' ich verſinken Erdenſchmerz!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensgluth auf mich?
Engelgeſichter,
Himmelgeſpielen, grüßt ihr mich?

5.

Unter Blumen ſpielen
Gern die kleinen Kinder,
Blumen ſind ſüß und ſchön.
Wie den Sonnenkindlein,
Wie den bunten Blumen
Soll den Kindern das Herzchen ſtehn.

Denn die Blumen heben
Gern die Liebesäuglein
Liebend zum Lichte auf;
Wann die Sonne ſinket,
Sinken ſie in Schlummer,
Stehn zugleich mit der Sonne auf.

Wißt ihr, kleine Kinder,
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tauſendmal
Tauſend bunte Blumen,
Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelsſaal.

Wann die Kinder ſchlafen,
Hängen ſie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Thut der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

6.

Ein Kind wollt' Blumen pflücken gehn
Des Morgens früh im Thaue,
Und tauſend Blümlein bunt und ſchön
Entblühten auf der Aue.
Lenz war es rings und Sonnenſchein
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in ſüßer Freude.

Und als das Kindlein tritt ins Feld,
Die Blümlein werden munter,
Und jedes gleich ſein Köpfchen hält
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindleins Händchen langt:
Ein jedes Blümlein ſehr verlangt
In ſeiner Hand zu ſterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwiſchen beide
Und ſpricht: Gegrüßt der Jugend Preis!
Und Blümlein auf der Haide!
Voll Himmelsluſt und Himmelſchein,
Von innen und von außen rein,
Blumen ſchön und fromme Kinder!

Willkommen, Veilchen ſtill und zart!
Willkommen, Lilie reine!
Und du von Königinnenart
Und Königin alleine,

Du Roſe, hohes Purpurroth!
Euch Holde alle ſegne Gott,
Wie er dies Kindlein ſegnet!

Er drauf das Kindlein freundlich küßt
Und küßt die Blumen ſchöne,
Dann rauſcht er, wie er kommen iſt,
Dahin wie Saitentöne.
Das Kindlein blickt ihm brünſtig nach,
Und lauſcht den Worten, die er ſprach,
Und ruft: ach! komm doch wieder!

Und als er doch nicht wiederkömmt,
So geht es traurig weiter,
Und nichts die heißen Thränen hemmt,
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen rings umher:
Dem Kindlein wird das Herz ſo ſchwer
Und will ihm faſt zerbrechen.

Da ſiehe! wie ein Himmelſchein
Fällt ihm ein Glanz entgegen,
Es ſchießt ein helles Kränzelein
Herab als Himmelsſegen,
Und fällt dem Kindlein in den Schooß,
Ihm wird das Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und dieſen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen,
So lang' es ging im Erdenland,
In Nächten und an Tagen;
Das Kränzlein ſchön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

So oft nun Kinder Blumen ſehn,
Sie ſoll'n des Engels denken,
Daß ihnen auch er wolle ſchön
Ein ſolches Kränzel ſchenken.
Mit Erdenblumen ſpielt der Wind,
Doch Blumen, die vom Himmel ſind,
Die blühen unvergänglich.

7.

Gott, deine Kindlein treten
Mit Freuden zu dir hin,
Sie ſtammeln und ſie beten:
Du kennſt der Worte Sinn.

Was aus dem Borne quillet,
Der nimmermehr verſiegt,
Was ihnen ſelbſt verhüllet
Im tiefſten Herzen liegt,

Das lockſt du hoch nach oben
In ſeliger Begier,
Die Milde dein zu loben
Und Güte für und für.

O du, der in den Höhen
Und in den Tiefen wohnt,
Laß kindlich uns verſtehen,
Was überſchwänglich lohnt.

Gieb fromme Kinderworte
Und ſüßen Kinderwahn!
So wird uns einſt die Pforte
Der Himmel aufgethan.

8.

Du, der in flammende Gebete
Des Lebens höchſte Kraft gelegt
Und aus des Buſens tiefſter Stätte
Das Herz in ſüßer Sehnſucht regt,
Du, aller Himmel höchſter Meiſter,
Du, alles Lebens höchſter Schein,
Komm, führe in das Land der Geiſter
Dein ſehnend Kind zum Lichte ein!

Wo Myriaden Sonnen kreiſen,
Der Morgenröthen Jubelklang
In tauſendfach verſchiednen Weiſen
Ertönt, Ein ſeliger Geſang,
Wo Millionen Heil'ge knieen
Und ſchauen dir ins Angeſicht,
O Vater! Gott! laß dort mich blühen
Am kleinſten Stral von deinem Licht!

Denn ach! zur kalten Erde wollen
Die Himmelslichter nicht herab,
Und ihre goldnen Lampen rollen
Gefühllos über Sarg und Grab;
Der Wechſel hier vom Leid zum Glücke,
Vom Glück zum Leide iſt zu ſchwer:
Es bricht die zarte Geiſterbrücke,
Und Paradieſe blühn nicht mehr.

Drum Himmel ſteige! ſinke Erde!
Und irdiſch Leben unter mir!
Daß ich ein weißer Engel werde,
Steht, weiße Engel, neben mir,
Und helft im Glauben mir vollenden
Der Erde mühevollen Streit,
Und traget mich auf reinen Händen
Empor ins Land der Seligkeit.

9.

Wir wandeln hier in Finſterniſſen
Und ſchaun vergebens nach dem Licht;
Nicht tröſten mag uns, was wir wiſſen,
Und was wir können, helfen nicht:
So wickelt ewig auf und ab
Sich Labyrinth aus Labyrinthen,
Und heute ſehen wir verſchwinden,
Was geſtern ſüße Täuſchung gab.

Doch liebt der Stolze ſeine Irre,
Der Eitle ſeinen Lügenſchein,
Und wirret in das Truggewirre
Sich jede Stunde feſter ein,
Verſchmäht die Wahrheit für Gedicht,
Verſchmäht die Flamme für den Schimmer,
Und haſcht, und ſucht und findet immer,
Doch ach! ſich ſelber findt er nicht.

O du, durch den die Sonnen brennen
Und leuchtend durch die Himmel gehn,
Gott, lehre du mich ſelbſt mich kennen
Und meiner Künſte Lug verſtehn,
O hebe dein demüthig Kind
Empor mit deinen Liebesarmen,
Und laß ſein Herz in dir erwarmen,
Vor dem die Engel Stammler ſind!

Aus deines Lichtes reichem Meere
Floß einſt ein einziger Tropfen aus
Und zündete die Sternenheere
Und Lampen all im Himmelshaus —
O Einen Funken nur für mich!
Nur Einen Schimmer von dem Glanze!
Und droben in dem Sternentanze
Mit allen Sel'gen preiſ' ich dich.

10.

Es lebt ein Geiſt, durch welchen alles lebt,
Durch den die Sonne kreiſt,
Der Blumenbuſch die goldnen Köpfchen hebt,
Den Lenz der Vogel preiſt;

Durch den das Menſchenherz, das Wunderding,
Vor eignen Wundern bebt,
Wann er es mächtig zu dem Sonnenring
In tiefſter Sehnſucht hebt.

O Geiſt der Geiſter! knieend bet' ich an,
Was keine Zunge ſpricht.
Zieh', ewiges Licht, den kleinen Funken an!
Er will zu deinem Licht.

Er floß vom ſel'gen Götterlande aus
Herab zur Erdenflur
Und ſehnt ſich ewig nach dem Sonnenhaus,
Nach himmliſcher Natur.

O Geiſt der Geiſter, trage mich empor!
Und mache ganz mich dein!
Es iſt mein Vaterland, was ich verlor:
Der Himmel iſt ja mein.

II.

Lehr' mich beten,
Gott der Herrlichkeit!
Kindlich vor dich treten,
Wie das Herz gebeut.

Mach' unſchuldig,
Mache fromm dein Kind,
Denn die Welt iſt ſchuldig,
Ueberall voll Sünd'.

Nach dem Bilde
Schufeſt du mich dein,
Vater aller Milde,
Laß mich heilig ſeyn!

Nimm die Erde,
Nimm die Schuld von mir!
Daß ich Engel werde,
Wohne du in mir!

O Gedanke!
Himmelsfahrt voll Licht!
Erd und Himmel wanke!
Gott verläßt mich nicht.

IX.

[illegible]

Hebe mich empor zu dir,
Der die kindliche Begier
Mir im tiefſten Buſen zündet,
Daß mein Herz die Wahrheit findet,
Die dein heil'ges Wort verkündet:
Suchet mich, ſo findet ihr.

O verheißungsvolles Wort!
Sey mein Schild und ſey mein Hort!
Sey mein Licht im finſtern Staube!
In Verzweiflung ſey mein Glaube!
Daß mir nichts die Wahrheit raube:
Gott iſt hier, und Gott iſt dort.

Ach! ich bin ein ſchwaches Kind,
Sehe viel, und bin doch blind,
Wähne viel, und kann nichts wiſſen,
Suche Licht in Finſterniſſen,
Wanke, tauſendfach geriſſen
Hin und her im Erdenwind.

Du, der einzig helfen kann,
Vater, nimm dich meiner an,
Helle mir Verſtand und Augen,
Daß ſie dich zu ſehen taugen
Und aus deiner Liebe ſaugen,
Was die Bien' aus Blumen kann.

O mein Gott, ich fühle dich
Freundlich und herzinniglich.
O wie weht mich an von innen!
Erd und Erdenquaal zerrinnen
Und mit allen meinen Sinnen
Fühle, habe, lieb' ich dich.

Fahre hin, du Erdenthal!
Schon bin ich im Himmelsſaal,
Schwebe auf den ſel'gen Höhen,
Wo die Zehnmaltauſend ſtehen
Und den Lobgeſang erhöhen
Mit den Frommen allzumal.

13.

Traum iſt das Leben,
Schatten von Träumen der Jugend Luſt;
Wolken verſchweben,
Alſo die Bilder der Menſchenbruſt;
Alles iſt Wanken,
Sinken und Steigen,
Selbſt die Gedanken,
Sterblicher, ſind nicht dein eigen.

Doch willſt du bauen,
Bauen auf das, was vergänglich iſt,
Doch willſt du trauen
Dem, was das Maaß der Sekunde mißt:
Trug aus Betruge
Spinnen und weben
Taumelnd im Fluge,
Eitler, das heißet dein Leben.

Saget denn keiner
Mir, wie die Unruh zur Ruhe wird?
Tröſtet denn keiner
Sehnſucht, die ſchmachtend im Buſen girrt?
Himmliſcher Glaube,
Magſt du nicht finden,
Wie auf dem Staube
Wir uns das Bleibende gründen?

Ach! nicht hienieden,
Nicht, wo in Gräbern die Aſche liegt,
Suche den Frieden,
Nicht, wo die Freude mit Winden fliegt.

Arbeit und Thränen
Irdiſchem weihe,
Aber dein Sehnen
Stelle zur himmliſchen Bläue.

Da gehn die Lichter,
Ewige Spiegel der reinſten Luſt,
Liebende Richter,
Liebende Tröſter der Menſchenbruſt;
Dahin gerichtet,
Was dich bedränget!
Da wird gelichtet,
Was hier die Nacht noch verhänget.

14.

Traum der fliehenden Minuten,
Wie auf Fluthen
Mondenſchimmer wechſelnd bebt,
Wie auf grünen Sommermatten
Licht und Schatten
Flüchtig durch einander ſchwebt.

Alſo ſtürzt des Lebens Welle,
Nacht und Helle
Wechſelnd, ſich ins eigne Grab,
Und das Liebſte, was wir hatten,
Flieht als Schatten
Mit zur Schattenwelt hinab.

Stolzer Menſch, was iſt dein eigen?
Wie ein Reigen
Lieblich aber kurz verklingt,
So verklingt der Jugend Schöne,
Deren Töne
Nur die Wehmuthglocke ringt.

Was iſt Liebe? Süßes Sehnen,
Banges Wähnen,
Recht des eitlen Traumes Traum.
Die unſterblichen Gewalten
Willſt du halten?
Und du hältſt dich ſelber kaum.

Was iſt Schwur und feſte Treue?
Wolkenbläue
Wechſelt nicht wie Menſchenwort;
Und du nimmſt, was auf dem Sande
Steht, zum Pfande?
Doch wie Sand ſo fließt es fort.

Das Unendliche ergründen
Willſt du? finden,
Was die Weltenräder treibt?
Weiſe hab' ich viel vernommen,
Doch beklommen
Lernt' ich, daß es Räthſel bleibt.

Deine Kunſt, dein eitles Wiſſen
Teufelskiſſen
Iſt es leerer Eitelkeit.
Dennoch weckſt du Dunſt aus Dünſten,
Mit Geſpinſten
Webſt du golden dir dein Leid.

Auf! aus Nacht der Eitelkeiten
Zu den weiten
Welten, leuchtend über dir!
Aus des Lebens reinen Quellen
Trinke hellen
Himmelsgeiſt und Lichtbegier!

Trinke heitern Geiſt der Wahrheit!
Und in Klarheit
Wird die Täuſchung vor dir ſtehn;
Weinen wirſt du bittre Thränen,
Doch dein Sehnen
Wird durch alle Himmel gehn.

Und von Gottes goldnen Kerzen
Zünd't im Herzen
Sich die Flamme keuſch und rein,
Die unſterblich Leben fodert,
Aufwärts lodert
Durch der Erde Nebelſchein.

Auf! mit ſtolzem Angeſichte
Zu dem Lichte!
Zu dem Lichte alles Lichts!
Wo die tauſend Sonnen brennen,
Lern' erkennen:
Gott iſt alles, du biſt nichts.

Und vom finſtern Erdenſtaube
Schwingt der Glaube
Rettend deine Seele auf,
Erde ſinkt und ihr Gewimmel
Und der Himmel
Thut ſich der Erlöſten auf.

15.

Abendgebet.

Der muntre Tag iſt wieder ſtill
Und alles ſchlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooſes Flaum,
Der Vogel auf den grünen Baum,
Der Menſch in ſeine ſtille Kammer
Sich auszuruhn von Müh' und Jammer.

Doch tritt er aus der Hüttenthür
Zuvor noch in die Nacht herfür,
Sich chriſtlich erſt bereiten muß
Mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß ſehen, wie die Sterne blinken,
Und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von oben Wache hält,
Du milder Vater aller Welt,
Vernimm mein ſtammelndes Gebet,
Das zu den hellen Sternen geht,
Wollſt mich von deinen Sonnenkreiſen
Im rechten Weſen unterweiſen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
Behüt' auch heint mich, Vater gut,
Durch deine milde Gütigkeit
Vorm böſen Feind und ſeinem Neid;
Denn was den Leib mir mag befallen,
Das iſt das kleinſte Leid von allen.

O ſende von dem Strahlenſchein
Den liebſten Engel zu mir ein,
Als Friedensboten unters Dach,
Als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß Herz und Sinne und Gedanken
Sich feſt um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag ſo luſtig fort,
Dann iſt die Nacht ein Liebeswort,
Dann iſt der Morgen Engelgruß,
Daß alles Böſe weichen muß
Und wir hienieden ſchon auf Erden
Wie helle Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendſchein
Einſt in das müde Aug hinein,
Sehnt meine Seele ſich hinauf
Zum ewig ſel'gen Sonnenlauf,
So werden alle Engel kommen
Mich heimzuholen zu den Frommen.

16.

Morgengebet.

Die Nacht iſt nun vergangen,
Der Morgen ſteht ſo herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wieſen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Macht geprieſen
Von Stimmen ohne Zahl.

Die frommen Nachtigallen
Sie klingen hellen Freudenklang,
Die Lerchen höchſt vor allen
Zum Himmel tragen ſie Geſang,
Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch der Zeiſig klein
Sie wollen ſich dankbar zeigen,
'S will keiner hinten ſeyn.

Und ich? ich ſollte ſchweigen?
Ich, Gottes reiches Ebenbild?
Durch das mit Liebesneigen
Der Feuerſtrom der Gottheit quillt,
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderſchaar geweiht
Und Engelangeſichter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum
Sie prieſen alſo balde
Den Vater überm Sternenraum!
Es ſumſete die Imme,
Das Würmchen ſeine Luſt,
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Bruſt?

Nein, Vater aller Güte,
Du meiner Seele Freudenlicht,
Wie gern will mein Gemüthe!
Doch meine Worte können nicht.

Wer mag dich würdig preiſen,
Durch den die Welten ſind,
Von dem die tiefſten Weiſen
Kaum lallen wie ein Kind?

O Herr, laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Beute,
Der Eitelkeiten Spiel nicht ſey;
Laß mich nach deinem Bilde
Den Weg der Tugend gehen
So wird der Tag mir milde,
So kommt der Abend ſchön.

Wer hat den Sand gezählt,
Welcher im Waſſer hauſt?
Wem hat kein Blatt gefehlt,
Wann der November brauſt?
Wer weiß im Januar,
Wie viel der Flocken wehn?
Wie viele auf ein Haar
Tropfen auf's Weltmeer gehn?

Wer mißt den Ocean,
Wo er am tiefſten fließt?
Wer mag die Stralen ſah'n,
Welche die Sonne ſchießt?

Wer holt das Lichtgeſpann
Fliegender Blitze ein?
Nenne den Wundermann!
Keiner mag größer ſeyn.

Gott iſt der Ohnezahl,
Vor dem die Zahl vergeht,
Der durch den Sternenſaal
Sonnen wie Flocken weht;
Gott iſt der Ueberall,
Gott iſt der Ohnegrund,
Schneller als Licht und Schall,
Tiefer als Meeresgrund.

Sandkörner zählſt du,
Nimmer die Freundlichkeit,
Weltmeere miſſeſt du,
Nie die Barmherzigkeit,
Sonnenſtral holſt du ein,
Nimmer die Liebe doch,
Womit ſein Gnadenſchein
Sündern entgegen flog.

18.

Gottes ſüße Liebe,
Gottes freundlich frommes Herz,
Ziehe meine Triebe
Alle himmelwärts.

Unten ſind nur Thränen,
Unten iſt nur eitel Lug,
Ungeſtilltes Sehnen,
Täuſchung nur und Trug.

Unten iſt nur Mühe,
Kampf nur, wenn's am beſten iſt,
Hader ſpat und frühe,
Daß man dein vergißt.

Alle, gleich den Blinden,
Tappen wir in Bieſterniß,
Können dich nicht finden
In der Finſterniß.

O du reiche Quelle,
O du Brunnen jeder Luſt!
Mache mir es helle,
Hell in Aug und Bruſt!

Ziehe, ſüße Liebe,
Aus dem Dunkel mich zum Licht,
Alle meine Triebe,
All mein Angeſicht.

Gottes Liebe, ziehe,
Zieh' in dich mich ganz hinein!
Daß ich hier ſchon blühe
Wie ein Himmelsſchein.

Gottes Liebe, Spiegel
Aller Freude, alles Lichts,
Gieb mir Sonnenflügel
Zu entfliehn dem Nichts:

Daß ich gleich der Lerche
Flieg' empor ins Sternenhaus
Ueber Thal und Berge
Und die Welt hinaus.

* * *

19.

O du ſüßes Engelbild,
Das mir Sinn und Seele füllt,
Himmelsglanz von beſſern Sphären,
Friedensbote hoher Ehren,
Meine Sehnſucht, mein Verlangen,
Sprich, wo biſt du hingegangen?

O wie war mit dir es ſüß!
Alle Welt ein Paradies,
Eitel Friede, Luſt und Freude
Was erzählten wir uns beide
Von den wunderbaren Dingen
Jenſeits, wo die Sphären klingen!

Kehre wieder, komm zurück,
Alte Unſchuld, altes Glück!
Daß die böſen Schatten weichen,
Die mir Gottes Sterne bleichen,
Daß die wilden Triebe ſchweigen,
Die mein Herz zur Sünde neigen.

Tröſte dein verwaiſtes Kind!
Ach! der kalte Erdenwind
Hat es gnug in Finſterniſſen
Irrend hin und her geriſſen —
Komm, du ſüßer Troſt der Frommen!
Laß den Frieden wiederkommen!

20.

Frühlingslied.

Friſchauf! liebe Kinder! es iſt Maientag!
Heute ſey fröhlich, wer froh ſeyn mag!
Friſch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet ſein Sternenhaus,
Alle Engelein kommen mit Prangen,
Sie wollen den Frühling empfangen.

Friſchauf! liebe Kinder! es iſt Maientag!
Seht, wer das Schönſte ſich pflücken mag:
Demuth, das Veilchen lächelt ſo blau,
Die Unſchuld winket als Lilie im Thau,
Und die Roſe, die himmliſche Liebe,
Auf Dornen trauert ſie trübe.

Friſchauf! liebe Kinder! es iſt Maientag!
Horcht, was der Engelgeſpiele ſprach:
Schön biſt du, Erdenmaitag, und ſüß,
Das holde Bildniß vom Paradies,
Aber auf himmliſchen Blumenauen
Da ſollt ihr Schöneres ſchauen.

O du ſüßer Himmel und dein Maientag!
Seliger himmliſcher Maientag!
Droben verwelket Demuth nicht mehr,
Die Unſchuld klagt nicht: die Welt iſt leer,
Und die Roſe, die himmliſche Liebe,
Sie ſteht auf Dornen nicht trübe.

O du ſüßer Himmel und dein Maientag!
Glücklich, wer ſchon deine Blumen brach!
Friſch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet ſein Sonnenhaus,
Und die Engel wollen mit Prangen
Die frommen Kinder empfangen.

21.

O wie ſehr thut mich verlangen
Nach den ſüßen Himmelsauen,
Wo die Tage ſelig prangen,
Wo die Nächte Wonne thauen,
Wo die Unſchuld und die Freude
Stehen als die Wächter beide!

O wie ſehr thu' ich mich ſehnen
Nach den ſüßen Paradieſen,
Nie benetzt von Trauerthränen
Wie die kalten Erdenwieſen!
Himmelsroſen, Himmelsnelken
Blühen dort, die nie verwelken.

O die ſchönen Reigentänze,
Welche ſelige Engel ſchwingen!
O die immergrünen Kränze,
Die der Frommen Stirn umſchlingen,
Land der Sehnſucht, Land der Frommen,
O wann werd' ich zu dir kommen?

Ach! die Erde iſt ein Schwanken
Auf und ab von Ruh zum Streite,
Himmel wollen die Gedanken,
Doch die Sünde ſtellt auf Beute.
Drinnen lechzet Sternenliebe,
Draußen locken Erdentriebe.

O du ſüßer Himmelsfrieden,
Komm mit deiner Engelmilde!
Führe doch den Streitesmüden
Wieder auf die Luſtgefilde,
Wo wir wie die Kinder ſpielten
Und nur Luſt und Unſchuld fühlten.

Komm, du ſüßer Friede! kehre
Mit den Kinderfreuden wieder!
Stiller Engel komm, und lehre
Mir die alte Unſchuld wieder,
Daß ich ſchon auf dieſen Auen
Kann das Leben Gottes ſchauen.

22.

Lockſt du mich, du Gottesfrieden,
Zu den ſchönen Himmelsauen,
Die wir Dunkle ach! hienieden
Nur in blaſſen Schatten ſchauen?
Lockſt du mich, o Sehnſucht, immer,
Wie die Frommen Glockenläuten,
Wieder hin zum Sternenſchimmer?
Wieder in die alten Zeiten?

In die Zeiten längſt vergangen?
In der Seelen Kindertage?
Dahin ſchmachteſt du, Verlangen?
Dahin, Herz, mit jedem Schlage?
Ja, der Funke will zur Sonne
Und die Seele will zum Himmel,
Zu des ſtillen Lebens Wonne
Aus dem tollen Erdgewimmel.

Nein, es iſt kein Wahn der Träume,
Iſt kein Irrlicht düſtrer Nächte,
Mein ſind jene Sternenräume,
Mein ſind jene Götterrechte;
Fremdling bin ich nur im Staube,
Meine Heimat ſuch' ich wieder,
Meine grüne Himmelslaube,
Meine Himmelsblumen wieder.

Was ſoll ich hienieden ſtreben
Zwiſchen Kummer ſtets und Freude
In dem unruhvollen Leben,
Der Minuten ſchnelle Beute?
Wie die Vöglein auf den Zweigen
Wechſelnd hin und wieder fliegen,
Schwebt des Menſchen Thun und Neigen,
Schwebt ſein Wünſchen, ſein Vergnügen.

Was ſoll ich hienieden finden,
Das die heiße Liebe ſtillet,
Wo die Unruh wilder Sünden
Aus der Erdenfreude quillet?
Wo wir heute laſſen müſſen,
Dem wir geſtern angehangen?
Wo Begierde und Gewiſſen
Sind in ſtetem Krieg befangen?

Was ſoll ich hienieden ſchaffen?
Hier, wo nichts beſtändig bleibet?
Wo vom Staub und Blut der Waffen
Stets die wilde Rennbahn ſtäubet?
Wo die Lüge auf dem Throne
Gaukelnde Orakel ſinget
Und mit blut'ger Dornenkrone
Wahrheit kaum vernommen klinget?

Fahre hin, du Land der Thränen!
Hin, du Land der ſüßen Lügen!
Damit wir uns hinnen ſehnen,
Darum mußt du viel betrügen;
Damit wir das Feſte wollen,
Darum muß in dir nichts bleiben,
Alles durch einander rollen
Und die Welle Wellen treiben.

Locke, ſtiller Gottesfrieden!
Süße Sehnſucht, ſchweige nimmer!
Werfet Himmelſchein hienieden
Auf der Nichtigkeiten Trümmer,
Daß die Seelen inne werden
Unter Zittern, unter Bangen:
Wahres giebt es nicht auf Erden,
Jenſeits ſollen wir erlangen.

23.

Ich bin ſo traurig in dem Herzen
Und weiß nicht mehr, wo hin noch her,
In meinem Innern brauſt von Schmerzen
Ein weites kaltes wüſtes Meer,
Es reißt mich Sehnſucht und Verlangen
Vom Süd zum Nord, vom Oſt zum Weſt,
Gleich einem Menſchen, der von Schlangen
Im Buſen trüg' ein ganzes Neſt.

Ich bin ſo traurig in dem Sinne,
Der ſonſt ſo ſtill und freundlich war,
So voll von Gottes ſüßer Minne,
So voll von Gottes Lichte klar;
Bei Menſchen fühl' ich mich verlaſſen
Und einſam faßt mich ſchlimme Noth,
Ich kann mich ſelber nicht mehr faſſen
Und wünſche oft: o wärſt du todt!

Denn ach! mein Gott hat mich verlaſſen,
Weil ich zuerſt mich ſelbſt verließ
Und auf des Lebens breite Straßen
Mich thörigt gnug verlocken ließ.
Im bunten gaukelnden Gebrauſe
Wo floh es hin, mein altes Glück?
Wie find' ich zu der ſtillen Klauſe
Der Kinderunſchuld nun zurück?

O du, der in das Land der Nächte
Die Liebe ſelbſt herabgeſandt,
Daß ſie uns allen Gnade brächte
Und Heilung mit der milden Hand,
Der ſie ans harte Kreuz geſchlagen,
Mit Dornen blutig ſie zerriß,
Daß wir in Sünden nicht verzagen,
Der unerſchöpften Huld gewiß.

Du tröſte, was den Troſt verloren,
Du richte das Gefallne auf,
Und zu den ſteilen Himmelsthoren
Ermuthige des Pilgers Lauf.
Du biſt die Güte und die Treue,
Ich bin der Staub, ich bin das Nichts,
Das ſehnend lechzt zur heitern Bläue
Des reinen Glücks, des reinen Lichts.

24.

Gott der Gärtner.

Die Erde iſt ein Garten
Voll ſüßer Blümelein,
Gott ſelbſt will ihrer warten
Und gerne Gärtner ſeyn,
Will ihrer ſpat und früh
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenſchein und Regen
Und Thau erquicken ſie.

Die erſte Blum' vor allen
Das muß die Liebe ſeyn,
Der Menſchen Wohlgefallen,
Der Engel ſchönſter Schein:
Sie iſt die Roſe roth
Und muß auf Dornen ſtehen,
Sobald die Winde wehen,
Iſt ihre Schöne todt.

Die zweite, die Gott liebet
Nächſt Liebe allerbeſt,
Iſt, die das Gute übet
Und ſich nichts merken läßt.
Ihr Name Demuth heißt,
Auf Erden auch das Veilchen,
Sie blüht ein kurzes Weilchen
Und kaum die Blüthe weiß.

Der Glaube heißt die dritte,
Sie duftet nur bei Nacht,
In aller Geiſter Mitte
Bei voller Himmelspracht:
Da thut das Herz ſich auf
Der frommen Nachtviole,
Wann hell von Pol zu Pole
Sich ſchwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung iſt nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebſtes ſeiner Kinder,
Die nur hienieden ſind.
Schneeblümchen grün und bleich,
Holdſelig von Gebärden,
Du biſt ihr Bild auf Erden,
Kommſt mit dem Lenz zugleich.

Auch du, die im Gemüthe
Beſtändig iſt und treu,
Du aller Zeiten Blüthe,
Wie lieb gegrüßet ſey!
Veilblümchen friſch und bunt!
Beſtändigkeit ſoll leben!
Woll' unſer Gott uns geben
Solche Lieb' zu jeder Stund'!

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengartens ſitzt
Und mit der weißen Krone
Gleich einem Engel blitzt,
O Lilie, Unſchuld ſüß!
Du winkeſt lieb uns hinnen
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurück zum Paradies.

Noch Blumen viel und Kräuter
Hat Gott der Gärtner mehr,
Wer ſie erzählte weiter,
Zählte wohl den Sand im Meer:
Wie viel er ausgeſtreut,
Wie könnt' ich alle zählen,
Die lieben Blumenſeelen
Im bunten Sommerkleid!

Sollt' ich mir eine nehmen,
Die Lilie möcht' es ſeyn,
Steht wie ein Geiſterſchemen
Mit hellem Himmelſchein;
Wehmüthig geht ihr Blick
Empor zum Licht der Sterne,
Sie wäre ach! wie gerne
Zum Vaterland zurück!

O Gärtner treu und milde,
Der alles kann und weiß,
Mach' mich zu ihrem Bilde,
Mach' mich ſo rein und weiß.
Dann kann ich droben froh
Mit Lilienmädchen kommen
Und unter allen Frommen
In Unſchuld blühen ſo.

23.

Der heil'ge Chriſt iſt kommen,
Der ſüße Gottesſohn,
Des freun ſich alle Frommen
Am höchſten Himmelsthron;
Auch was auf Erden iſt,
Muß preiſen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben heil'gen Chriſt.

Das Licht iſt aufgegangen,
Die lange Nacht iſt hin,
Die Sünde iſt gefangen,
Erlöſet iſt der Sinn,
Die Sündenangſt iſt weg,
Und Liebe und Entzücken
Baun weite Himmelsbrücken
Aus jedem ſchmalſten Steg.

Verwaiſet ſind die Kinder
Nicht mehr und vaterlos,
Gott rufet ſelbſt die Sünder
In ſeinen Gnadenſchooß,
Er will, daß alle, rein
Von ihren alten Schulden,
Vertrauend ſeinen Hulden,
Gehn in den Himmel ein.

Drum freuet euch und preiſet,
Ihr Kindlein fern und nah!
Der euch den Vater weiſet,
Der heil'ge Chriſt iſt da;
Er ruft ſo freundlich drein
Mit ſüßen Liebesworten:
Geöffnet ſind die Pforten,
Ihr Kinder kommt herein!

◆

Danklied.

Friſch auf, mein Herz! und werde Klang!
Und Seele werde Lied!
Und Freude töne Lobgeſang,
Der mir im Buſen blüht!
Denn er, der alle Himmel rollt
Und zählt das Sternenheer,
Denn Gott, der Vater fromm und hold,
Verläßt mich nimmermehr.

Ich lag umhüllt mit Finſterniß,
Die aus der Hölle kam,
Und durch die tiefſte Seele riß
Mit Tigerklaun der Gram,
Gebrochen war mir alle Kraft,
Erloſchen aller Muth,
Da rief ich dem, der alles ſchafft:
Mach's Vater, mach' es gut!

Und plötzlich ward die Nacht zu Licht,
Zur Wonne ward das Leid,
Und wieder ſchaut' ich aufgericht't
Des Lebens Herrlichkeit,
Den blauen lichten Sonnenraum,
Das bunte Blumenfeld —
Da war mein Jammer nur ein Traum,
Die Welt die beſte Welt.

Drum dank ich dem, der Wunder thut
Und Güte für und für,
Es rieſelt jeder Tropfen Blut
Den Lobgeſang in mir,
Es wird ein jeder Blick ein Stral,
Der auf gen Himmel dringt,
Wo tauſend tauſend tauſend Mal
Das Heilig! Heilig! klingt.

Denn wie die Kindlein in dem Schooß
Die treue Mutter hegt,
Läßt ſeine Treue nimmer los,
Die alles ſelig trägt,
Und ſeine Liebe lockt ſo ſüß,
Was Liebe mag verſtehn,
Daß wir zu ihm ins Paradies
Der Luſt und Unſchuld gehn.

Hymne.

Klinget Lieder, klinget Freude
Ihr Stimmen und ihr Herzen heute!
Klingt Jubelklang dem höchſten Hort!
Singt dem Schöpfer, dem Erhalter,
Der Dinge heiligem Verwalter!
Er heißt die Kraft, er heißt das Wort,
Das Wort, das ewig ſteht,
Wann auch die Welt vergeht.
Hoſianna! dem höchſten Hort!
Wir gehen fort,
Er bleibet ewig hier und dort.

Sonnen rollen, Erden kreiſen
In ewig gleichbeſtimmten Weiſen,
Sein feſtes Maaß hat Nacht und Licht.
Dir auch iſt dein Ziel geſtellet,
O Menſch! was alle Himmel hellet,
Das zieh' dir Sinn und Angeſicht!
Dahin zum Sternenchor,
Zum Glanz, zu Gott, empor!
Ringet! ringet! zum Vaterland!
Denn gleich dem Sand
Zerrinnet der Erde eitler Tand.

Preis und Lob ſey dir geſungen!
Du haſt mit Sehnſucht uns durchdrungen
Nach dem, was unvergänglich iſt;
Laß uns, Heiliger, laß uns brennen
In deiner Liebe, zu erkennen,
Was keine Menſchenſprache mißt.
Auf Geiſter! auf zum Geiſt,
Den Wurm und Seraph preiſt!
Halleluja! die Kraft iſt ſein,
Durch ihn allein
Sind alle Geiſter groß und klein.

Geiſterheimat, Land der Frommen,
Zu dir ſoll alles wiederkommen,
Von dir ging alles Schöne aus,
Von Erkenntniß zu Erkenntniß!
Von Licht zu Licht! bis das Verſtändniß
Löſcht alle düſtern Wahne aus,
Die Gottes Kinder heißt,
Auf, Geiſter, auf zum Geiſt!
Preiſet! preiſet! denn er allein
Iſt gut und rein;
Was gut und rein iſt, das iſt ſein.

Gebet eines kleinen Knaben

an den heiligen Chriſt.

Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Der für uns Kinder kommen iſt,
Damit wir ſollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes ſeyn;

Du Licht, vom lieben Gott geſandt
In unſer dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsſchein,
Damit wir ſollen himmliſch ſeyn:

Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Weil heute dein Geburtstag iſt,
Drum iſt auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

O ſegne mich! Ich bin noch klein,
O mache mir den Buſen rein,
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes ſey
In Demuth und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du heil'ger Chriſt, das ſchenke mir!

Lieder
aus dem
Katechiſmus für den deutſchen Wehrmann.

1.

Troſtlied.

Gott, du biſt meine Zuverſicht,
Mein Schirm und meine Waffen,
Du haſt den heil'gen Trieb nach Licht
Und Recht in uns geſchaffen;
Du großer Gott,
In Noth und Tod
Ich will an dir mich halten:
Du wirſt es wohl verwalten.

Und wenn die ſchwarze Hölle ſich
Mit ihrem Gift ergöſſe
Und trotziglich und mörderlich
Durch alle Länder flöſſe,
Gott bleibt mein Muth,
Gott macht es gut
Im Tode und im Leben:
Mein Recht wird oben ſchweben.

Und wenn die Welt in Finſterniß
Und Unheil ſich verſenkte,
Mir ſteht das feſte Wort gewiß,
Das Ewigkeiten lenkte,
Das alte Wort
Bleibt doch mein Hort:
Laßt nur die Teufel trügen,
Die Guten ſollen ſiegen.

O großes Wort! o feſter Stal!
O Harniſch ſonder gleichen!
Was Gott verſprach, was Gott befahl,
Das läßt mich nicht erbleichen;
Die ſtolze Pflicht
Erzittert nicht,
Mag Land und Meer vergehen,
Sie wird mit Gott beſtehen.

Drum walt' es Gott, der alles kann,
Der Vater in den Höhen!
Er iſt der rechte Held und Mann
Und wird es wohl verſtehen.
Wer ihm vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Tode und im Leben:
Sein Recht wird oben ſchweben.

2.

Ein zweites.

Wann beginnt das Heil zu tagen?
Es brauſt mit Roſſen und mit Wagen
Wild durch die weite Welt der Krieg,
Brandgemalte Teufel ſcherzen
Mit Menſchenrechten, Menſchenherzen,
Die ſchwarze Hölle hat den Sieg;
Sie rufen trotzig aus
In alle Welt hinaus:
Jauchzet! jauchzet! das Heil iſt da!
Die Freiheit da!
Der Menſchheit ew'ger Friede da!

Doch die Wahrheit fleht und ſchweiget,
Die ſtolze Freiheit trauert, und neiget
Des Satans glatten Worten nicht,
Die Ehre fliehet vor der Schande,
Die Treue räumet flugs die Lande,
Sie wohnet nur mit Recht und Pflicht.
Die hohen Zeugen all
Erklingen lauten Schall:
Nimmer, nimmer war Gottes Reich
Der Hölle gleich,
Ihr Bund iſt Elend, Trug ihr Steig.

Seyd gegrüßt, ihr edle Zeugen!
Der höchſte Richter wird nicht ſchweigen,
Der waltend hoch auf Sternen geht,
Der die lichten Himmelskerzen
Entzündet, der die Menſchenherzen
Mit ſeines Athems Kraft durchweht.
Er iſt der rechte Mann
Der einzig helfen kann:
Preis dem Mächtigen! Preis dem Hort!
Es ſteht ſein Wort:
Das Gute ſieget hier und dort.

Tobe, Satan! ſey verwegen!
Vor dieſer Macht zerſplittern Degen,
Zerſpringt der diamantne Stolz;
Gott will Recht und Ehre ſchützen;
Und Trug und Bosheit niederblitzen
Mit ſeiner Rache Donnerſtral:
Der ſtarke Siegesheld,
Der Erd und Himmel hält
Schmettert Schande hinab ins Nichts,
Der Gott des Lichts
Iſt nicht ein Gott des Böſewichts.

Darum himmelan, Gedanken!
Mit Gott dem Helfer in die Schranken
Für Freiheit Recht und Vaterland!
So ihr's meint mit rechten Treuen,
Bläſt Gott euch an mit Muth des Leuen
Und ſtärkt mit Kraft die ſchwächſte Hand.

Der gute fromme Gott
Er bleibt in Noth und Tod.
Fallet nieder und betet an!
Der helfen kann,
Er ficht als Streiter euch voran.

8.

Vor der Schlacht.

Auf! die Schwerter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben!
Noch steht Gottes Himmelshaus,
Noch schwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott ist unsre Zuversicht.

Laßt die Fahnen lustig wehn!
Laßt die Trommeln muthig klingen!
Gott der Herr wird mit uns stehn
Und den Blitz der Rache schwingen,
Gott verläßt die Guten nicht.
Gott ist unsre Zuversicht.

Tobe nur du Höllenheer!
Wüthet, mordet nur Tyrannen!
Gott verweht wie Sand am Meer
Lug und Trug und Schande bannen,
Gott bestraft den Bösewicht.
Gott ist unsre Zuversicht.

Auf! mit Gott zum Heldenſtreit!
Auf für Freiheit, Recht und Ehre!
Daß ſich deutſche Redlichkeit,
Daß ſich deutſche Treue mehre!
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Klingt denn, Trommeln! Fahnen weht!
Herzen weht in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

4.

Ein anderes.

Friſchauf ihr deutſchen Schaaren!
Friſchauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg:
Mit Gott dem Frommen, Starken
Seyd fröhlich und geſchwind,
Kämpft für des Landes Marken,
Für Aeltern, Weib und Kind.

Friſchauf! ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut,
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelwuth,
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Gottes Sohn geſchenkt.

Drum auf für deutſche Ehre,
Du tapfres Teutsgeſchlecht,
Der beſte Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht,
Als ſchönſte Looſung klinget
Die Freiheit in das Feld,
Wo ſie die Fahne ſchwinget,
Wird jedes Kind ein Held.

Drum auf, ihr deutſchen Schaaren!
Friſchauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Und wenn die ganze Hölle
Sich göſſe über euch,
Ihr ſpült ſie, wie die Welle
Das Sandkorn, weg von euch.

5.

Ein drittes.

Friſchauf! ihr deutſchen Brüder!
Friſchauf zum heil'gen Streit!
Der Satan drückt uns nieder
Und wüthet weit und breit,
Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüſte machen,
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur.

Er will die Freiheit morden
Und brechen jedes Recht,
Der Trug iſt Herr geworden,
Es dient der Muth als Knecht,
Die Wahrheit ſliehet fern
Vom blutigen Getümmel
Hoch in den lichten Himmel,
Sie klagt es Gott dem Herrn.

Drum auf! ihr deutſchen Brüder!
Es hat's der Herr gehört;
Auf! ſchlagt die Schande nieder,
Die Recht und Licht zerſtört,
Auf! waffnet Herz und Hand
Mit alter deutſcher Treue,
Daß Redlichkeit ſich freue,
Daß zittre Lug und Tand!

Auf! mit dem Herrn, der Schaaren!
Wohlauf in Noth und Tod!
Es wird euch wohl bewahren
Der alte treue Gott;
Von ihm kommt alles her,
Zu ihm geht alles wieder:
Drum zagt nicht, deutſche Brüder,
Gott ſteht mit euch im Heer.

Gott ſteht mit euch im Leben,
Gott ſteht mit euch im Tod;
Will Gott den Arm erheben,
Wo bleibet, was euch droht?
Mit Gott das Schwerdt zur Hand!
Mit Gott hinein gefallen!
Und laßt die Loſung ſchallen:
Gott! Freiheit! Vaterland!

6.

Danklied.

Auf! danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden;
Auf! werdet heute Ein Geſang!
Auf! klinget heute Einen Klang:
Gott ſey allein die Ehre!

Denn trotzig gleich der Meeresfluth,
Wann wilde Stürme ſauſen,
Ergoß ſich grimmer Feinde Wuth
Mit Schrecken, Angſt und Grauſen,
Voran zog Hunger, Peſt und Tod
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu ſtreiten?

Da ließ der Herr vom Himmelsſaal
Die Donnerglocken ſchallen,
Sie ſchlug nicht unſer Arm und Stal,
Sie ſind durch Gott gefallen:
Der Held der Helden hat's gethan,
Im Staub zerſchmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz iſt ſtummes Schweigen.

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Und laſſet Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden,
Drum ſinget frohen Lobgeſang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gebt unſerm Gott die Ehre!

7.

Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache,
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!
Schwöret bei dem Ruhm der Ahnen,
Bei der deutſchen Redlichkeit,
Bei der Freiheit der Germanen,
Bei dem Höchſten ſchwöret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd und Himmel ſoll ihn hören
Unſern hohen Schwur der Ehren,
Unſern Schwur für's Vaterland.
Glorreich ſchwebe, ſtolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner ſoll von hinnen weichen,
Wo ſich dies Panier erhöht!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne,
Daß ſich jede Bruſt ermahne
Für das heil'ge Vaterland!
Mache, ſtolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfeſt,
Daß ſie tauſendmal erbleichen,
Eh' nur einer dich verläßt!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieſer Ehrenweihe!
Ewig lebe deutſche Treue!
Ewig blühe deutſches Land!
Freiheit, deutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Trug und Lug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Himmel Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdentand!
Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken, Wort und That:
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Menſch beſchloſſen hat.

8.

Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutſchen Jünglings.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Daß ſein Herz, ſein Eiſen heilig werde!
Küſſe, Knabe, fröhlich dieſe Erde,
Denn ſie iſt der Freiheit heil'ges Land.
Willſt du ſeinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ohren!
Deutſchland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unſterblich ſeinen Ohren!
Deutſcher Jüngling, du biſt frei geboren,
Freiheit ſey dein Glanz, dein höchſtes Gut!
Ihr ſollſt du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein beſtes Herzensblut!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer ſtolzer Waffenzier;
Auch ſein deutſches Herz zu weihen
Mit den ächten deutſchen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Und er hat den höchſten Schwur geſchworen;
Hier und dort ſey ihm das Heil verloren,
Wenn er dieſe Worte jemals ſchwächt!
Erd' und Himmel ſollen zeugen!
Dienen müß' er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Schönes Eiſen, du der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köſtlichſtes Geſchmeide,
Das der Hammer aus Metallen ſchlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Deutſchem Lande Ruhm und Segen!
Werde Deutſchlands Feinden Fluch!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Eiſen, könnte Untreu' dieſen ſchänden,
Dann empöre dich in ſeinen Händen!
Kehre gegen ſeine Bruſt die Gluth!
Dulde nimmer, Schwerdt der Ehren,
Daß Verräther bei dir ſchwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Steh nun auf, umgürtet mit dem Stale!
Steh nun auf! es ſchaun vom Himmelsſaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Feſt,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfeſt.

Betet, Männer, heiligſtes Gebet!
Gott im höchſten Himmel gebe Segen
Dieſem freien Mann und ſeinem Degen,
Daß er Blitz in deutſchen Schlachten ſey!
Gott behüte unſre Lande,
Unſre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutſchland frei!

Des Knaben Abendlied.

Die Welt thut ihre Augen zu
Und alles wird ſo ſtill,
Auch ich bin müde und zur Ruh
Ich auch mich legen will:
Ich leg' im ſtillen Kämmerlein
Mich in mein Bettchen warm,
Und Engel ſollen Wächter ſeyn
Vor jedem Trug und Harm.

Du lieber Gott, der uns die Nacht
Mit Mond und Sternen ſchuf,
Der himmliſch uns das Herz gemacht
Für himmliſchen Beruf,
Der uns den lichten Himmelsſchein
Geſenkt in tiefe Bruſt,
Damit wir ſollen ſelig ſeyn
Durch deiner Liebe Luſt;

Du lieber Gott, du gehſt mit mir
Ins ſtille Kämmerlein,
Und ſtellſt die Wächter an die Thür,
Die Engel fromm und fein;
Sie treten leiſ' und ſanft daher
Und halten treue Hut,
Daß dieſe Nacht und nimmermehr
Mir nichts was Leides thut.

Nun habe Dank für dieſen Tag
Und Dank für jede Freud'!
Ich weiß nicht, was ich beten mag
Mit rechter Herzlichkeit;
Du weißt am beſten, was ich will,
Du liebſter, treuſter Hort,
Drum bin ich mit den Lippen ſtill,
Gott iſt mein einzig Wort.

Des Reiſenden Abendlied.

Gegangen iſt das Sonnenlicht,
Still ſchweiget Feld und Hain,
Und hell am Firmamente bricht
Hervor der Sterne Schein,
Und hell aus ſtiller Seele blickt
Ein wunderſamer Strahl
Von dem, der ewig waltend ſitzt
Im hohen Himmelsſaal.

Wie wäre doch das Menſchenſein
So elend, ſo allein,
Wenn nicht von oben zart und lind
Ihm käme dieſer Schein!
Es wäre nichts als Trug und Wahn,
Ein zitternd Blatt am Baum,
Ein Stäublein Sand im Raum,
Ein Traumbild faſt vom Traum.

Das Leben wallt von Ort zu Ort,
Hat nimmer Ruh noch Raſt,
Und treibt im wilden Fluge fort,
Geſchwellt durch eigne Haſt;
Es brauſet wie ein ſchäumend Meer,
Das keine Ufer kennt,
Und wirft mit Zweifeln hin und her
Im wilden Element.

Drum komm, o du, der Frieden bringt,
Du Gott, in ſtiller Nacht,
Wo hell die Engelsſtimme klingt
Bei goldner Sterne Pracht —
Komm, wirf den frommen Liebesſtrahl,
Mir warm ins arme Herz,
Und die Gedanken allzumal
O zieh' ſie himmelwärts!

Drum komm mit deinem Engelchor,
Du lieber Vater gut!
Du biſt die einzig ſichre Wehr,
Die einzig ſichre Hut;
Gar nichtig iſt der Menſchen Macht,
Die eitle Eitelkeit,
Was Gott bewacht, iſt wohl bewacht
Hier und in Ewigkeit.

Des Soldaten Morgenlied.

Sey gegrüßet, heller Stral!
Sey gegrüßet, ſüßes Licht!
Das durch Berg und Wald und Thal
Jung in lichten Flammen bricht.
Vögel ſingen frohe Lieder
Ob dem neu erwachten Tag
Und im Menſchenbuſen wieder
Wird die fromme Freude wach.

Und ſie kehrt ſich zu dem Herrn,
Der die ſel'gen Höhn regiert,
Der am Firmament den Stern
Aller Wonne wandeln führt:
Preis dir, großer Sonnenwalter!
Preis dir, höchſter Himmelsheld!
Schöpfer, Lenker und Erhalter,
Träger, Vater aller Welt!

Sieh! mich treibt wie wildes Meer,
Wann der Sturm vom Norden brauſt,
Unſtät mein Geſchick umher,
Welches nirgends heimiſch hauſt,
Und im Wechſeln und im Wanken
Wanket auch mein armes Herz,
Lenkeſt du nicht die Gedanken,
Gott, mein Vater, himmelwärts.

Ach! das Leben iſt ſo wild,
Und ſo wild die Menſchenbruſt,
Wenn nicht du ſie warm und mild
Füllſt mit deiner Himmelsluſt,
Wenn nicht du die wüſten Triebe
Von des Laſters Bahnen lenkſt
Und mit ſtiller frommer Liebe
Dich mir in den Buſen ſenkſt.

Leicht beſchirmen Stal und Wehr
Gegen jeden Erdenfeind,
Doch ſie ſchirmen nimmermehr
Gegen den, der Seelen meint:
Da muß jede Kraft erliegen,
Jede Wehr wird da zu Spott,
Hilfſt du, ſtärkſter Held, nicht ſiegen,
Stehſt nicht du uns bei, o Gott!

Nimm mich denn auch dieſen Tag,
Gott, in deine fromme Hut,
Daß ich redlich kämpfen mag
Als dein Streiter feſt und gut;
Decke mich mit deinem Schilde
Gegen Trug und böſe Luſt,
Und mit Freundlichkeit und Milde
Fülle, Vater, mir die Bruſt.

Des Soldaten Abendlied.

Es kommt der ſtille Abend wieder,
Es geht das Licht der Sterne auf,
Nun legen Tauſende ſich nieder
Und ſtehn nach ſüßem Schlummer auf,
Allein dem Träger eherner Waffen
Verkehrt ſich ſtündlich Tag und Nacht,
Für ihn iſt Ruhe nicht geſchaffen,
Die alle Weſen glücklich macht.

Den Krieger unter Waffentoſen
Erfreut der fromme Friede nicht,
Der von dem Schlummer ſüße Roſen
Der Freude und der Liebe bricht,
Denn fern von dem geliebten Herde
Ruft ihm das ſtrenge Schickſal zu:
Dein Unterbett iſt kalte Erde,
Der weite Himmel deckt dich zu.

Doch ſeyd gegrüßet, goldne Lichter,
Die liebend leuchten durch die Nacht
Und freundlich unſre Angeſichter
Hinaufziehn zu des Himmels Pracht!
Doch ſey gegrüßet, höchſter Wächter,
Der auf den Sternen wandeln geht
Und wie den Blüthenſtaub Geſchlechter
Der Menſchen ſäet und verweht!

Was hat der Menſch im wilden Leben,
Den das Verhängniß faßt und treibt?
Was iſt ihm in der Noth gegeben?
Im Sturm, wo nichts beſtändig bleibt?
Zu dir, zu dir, der ohne Ende
Die Sonnen und die Erden hält,
Erhebt er betend ſeine Hände,
Du frommer Vater aller Welt!

So will ich freudig vor dich treten,
Mein Himmelsvater fromm und gut,
O lehr' mich glauben, lehr' mich beten!
Das iſt des Kriegers ſchönſter Muth,
Das iſt ſein Schild im wilden Streite,
Das iſt des Herzens feſte Macht,
Wann tauſendſtimmig das Geläute
Des Todes aus Kanonen kracht.

So will ich ruhig denn mich legen
Auf harte Erde wie auf Flaum.
Es ſtralt ja über mir dein Segen
Dort oben in dem lichten Raum,
Es wandeln freundlich ja die Sterne
Als deine Boten her und hin,
Und deuten mir aus heller Ferne,
Daß ich hienieden Pilger bin.

Unſer Saal.

Es ſteht ein Saal mit hohen Pforten,
Gefüllt mit Gold und Goldesſchein,
Da geht die Welt mit leiſen Worten
Und leiſern Füßen aus und ein,
Da muß ſich alles feſtlich ſchmücken,
Was anders ausſieht, weiſt man weg,
Und graden Augen, graden Rücken
Verſperren Wächter oft den Weg.

Doch dringt die Menge unermüdet
Dem zaubervollen Schimmer zu,
In Herz und Sinnen gar entfriedet
Sucht ſie im Glanze Glück und Ruh,
Und viele lauren unverdroſſen
Vom Morgen- bis zum Abend-Schein —
Das Thor ſteht immer aufgeſchloſſen,
Doch läßt es nur Erwählte ein.

Und wer dann endlich eingedrungen,
Was hat er von der goldnen Pracht?
Bei Tage Gift von böſen Zungen
Und ungeheuren Schlaf bei Nacht:
Oft iſt die Hölle hingeteufelt
Mit Neid und Gram zum bunten Schein,
Und mancher ſchon iſt dran verzweifelt
Und mögte lieber drauſſen ſeyn.

Wie heißt der Saal der hohen Schwelle?
Wie heißt der blanke Ort der Qual?
Wie heißt die ſchöne Lügenhölle?
Sie heißt auf deutſch ein Königsſaal.
Da ſind die Ehren und die Würden,
Wornach ſich's rennt im Lauf und Trab;
Doch Kaiſer legten goldne Bürden
Oft gern in ſtillen Hütten ab.

Ein andrer Saal mit güldnen Zeichen,
Ein wunderbar gewölbter Saal,
Hoch über allen Königreichen
Und über jedem Kaiſerſaal,
Er ruht auf keinen ird'ſchen Säulen,
Nichts ſieht man, was ihn trägt und hält,
Und wie die ſchnellen Stunden eilen,
Umrollt er mit die ganze Welt.

Daß ſeinem Tag das Licht nicht fehle,
Da ſpringt kein einz'ger Diener auf,
Er bläſt die große Lebensſeele,
Die Sonne ſich zur Lampe auf;
Und wann die Nacht die Menſchenherzen
Zur Freude und zur Liebe ruft,
Dann hängt er hunderttauſend Kerzen
Gar ſternig auf in blauer Luft.

Sein Glanz iſt immer aufgeſchloſſen,
Der ganzen Welt gehört ſein Schein,
Und unermüdet, unverdroſſen
Klingt's immer freundlich: Nur herein!

Es ſitzt als Pförtnerin die Liebe,
Die Hoffnung trägt das Wächteramt,
Die gern in alle Herzen grübe
Das Licht, das ihr die Bruſt durchflammt.

Auf dieſes Saales höchſtem Sitze
Da thront ein König groß und hehr,
Hält mit der rechten Hand die Blitze
Und mit der linken Erd und Meer;
Der Glanz des Throns iſt nicht zu faſſen,
Iſt keines ird'ſchen Blickes Raub,
Die Erdenkönige erblaſſen
Und liegen tief vor ihm im Staub.

Er iſt genannt auch ohne Namen
Der Saal, er heißt der Himmelſaal,
Wo Halleluja tönt und Amen
Im Jubel ohne Maaß und Zahl;
Des Herrſchers Namen muß ich ſchweigen,
Gott rufen Menſchenzungen ihn,
Um den der Sterne Wonnereigen
Schon Myriaden Jahre fliehn.

O Wunderſaal auf goldnen Zinnen!
O wunderſchöner Gottesſaal!
Zieh' all mein Denken, Trachten, Sinnen
Empor mit deinem ſüßen Stral!
Zieh' all mein Sehnen und mein Lieben,
Zieh' all mein Hoffen auf zu dir!
Ich bin als Kind ja eingeſchrieben
Zu deinem Dienſte für und für.

Was iſt der höchſte Glanz hienieden?
Ein gaukelnd bunter Irrlichtſchein.
Er lockt uns aus dem ſüßen Frieden
In trüben Wahn der Nacht hinein;
Für Wonnen flüchtiger Minuten,
Des Augenblickes kurzen Traum,
Muß unſer Herz in Jahren bluten
Und heilt oft vor dem Grabe kaum.

Was ſind die Freuden dieſer Erde?
O nichts als eitel Eitelkeit;
Wodurch ich heute ſelig werde,
Das hab' ich morgen ſchon bereut:
Im Wechſel zwiſchen Luſt und Schmerzen,
An Sinnen und Gefühlen blind,
Treibt mich der Sturm im eignen Herzen
Umher, wie welkes Laub der Wind.

Drum auf! drum auf zum hohen Saale!
Wo ſtets die Thore offen ſtehn
Und bei dem reichen Freudenmahle
Die Engel rings als Diener gehn,
Wo ſtets die Pförtnerin, die Liebe,
Auf ſüße Tröſtung iſt bedacht,
Die alle wilden Erdentriebe
So fromm als kleine Kinder macht.

Drum auf! drum auf zur Stadt der Gnaden!
Aus finſtrer Erdendunkelheit!
Wir ſind ja alleſammt geladen
Zum Glanz der ew'gen Herrlichkeit,

Wir ſind ja alle eingeſchrieben —
Und das iſt unſer Stolz und Muth —
Durch unbegreiflich ſüßes Lieben
Mit Gottes eignem Herzensblut.

Gebet an die ewige Liebe.

Du ewige Liebe, die gebar
Das Wort vom Himmel rein und klar,
Daß es mit ſeinem Gnadenſchein
Sollt' aller Welt eine Leuchte ſeyn;

Du ewige Liebe, ſüße Brunſt,
Lehr' uns die tiefe Herzenskunſt,
Die tiefe Kunſt, die ſtill verſteht,
Was von dem Geiſte Gottes weht.

Durchflamm' uns mit dem hehren Wind,
Dem Gottesathem ſanft und lind,
Durchkling' uns mit dem ſüßen Klang
Des himmliſchen Lenzes Lerchenſang.

Damit wir alle, Groß und Klein,
In deiner Freud' beiſammen ſeyn,
Damit wir alle für und für
Bleiben in Ewigkeit in dir.

Dies bitten wir den Heiligen Geiſt,
Der unſer Aller Tröſter heißt,
Er wird's am beſten wohl verſtehn.
Amen! Amen! das ſoll geſchehn!

Empor!

Auf! auf mein Geiſt! und ſchwinge dich
Empor vom Erdenſtaube!
Flieg', fliege, fliege wonniglich,
Du ſchnelle Himmelstaube!
Empor vom dunkeln Erdenthal!
Empor zum lichten Sternenſaal!
Empor zum Chriſt, dem Herren!

Empor! empor aus finſtrer Nacht!
Aus Staub und Schmach und Banden,
Aus Sklaverei und Bann und Acht
Zu jenen freien Landen,
Wo Lug und Trug und Wahn verweht,
Wo nie die Sonne untergeht,
Worin die Frommen blühen.

Hienieden iſt nur Müh und Noth,
Nur eitel Eitelkeiten;
Der arme Menſch muß bis zum Tod
Mit Trug und Schatten ſtreiten:
Dem bald man mit drei Ellen mißt
Den Raum, wo's ſtill vom Kriegen iſt,
Wie viel ſind ſeiner Plagen!

Hienieden was iſt Luſt und Glück?
Was iſt des Menſchen Freude?
Ein Hui, ein Nu, ein Augenblick,
Des Wechſels leichte Beute,
Ein Waſſer, das von Bergen rinnt,
Ein Schnee, ein Nebel, Schaum und Wind:
Auf Erden mag nichts bleiben.

Drum auf, mein Geiſt, und ſchwinge dich
Die hellen Sternenſtraßen!
Was irdiſch iſt, wirf hinter dich!
Du mußt es doch verlaſſen.
Das unten muß für andre ſeyn,
Das droben bleibet ewig dein —
Zur Heimat woll'n wir fliegen.

Drum auf! mein Geiſt! mein froher Geiſt!
Zur Heimat woll'n wir fliegen;
Die Erde und was irdiſch heißt,
Das laſſen wir unten liegen.
O du, der unſer Helfer iſt,
Das hilf du uns, Herr Jeſu Chriſt,
Daß wir's mit dir gewinnen!

Troſt in Chriſto.

Ich bin des Lebens müde,
Der eitlen Eitelkeit,
O komm, du Gottesfriede,
Und nimm mich aus dem Streit,
Nimm mich in deine Ruh,
In deine ſtillen Freuden,
Und ſchließ' den bittern Leiden
Des Wahns Erinnrung zu.

Zu viel hab' ich geduldet,
Gekämpfet überlang,
Geſündigt und verſchuldet,
Drum iſt mir weh und bang,
Ich weiß nicht aus noch ein
Auf dieſen Irrthumsſtraßen;
Ich wäre gar verlaſſen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein.

Ich wäre längſt vergangen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein,
In Zittern und in Bangen,
In Sündenangſt und Pein,
In tiefer Seelennoth,
Wär' er, das Licht der Frommen,
Vom Himmel nicht gekommen,
Des Dunkels Morgenroth.

531

Du ſüßer Jeſu Chriſte,
Mein Heiland und mein Hort!
Komm, nimm aus dem Geniſte
Der Eitelkeit mich fort
Ins ſtille Paradies,
Wornach mich thut verlangen:
Zu hart ſitz' ich gefangen
Im finſtern Erdverließ.

Du ſüßer Jeſu Chriſte,
So freundlich und ſo hold!
Ach! wenn doch jeder wüßte,
Was deine Huld gewollt,
Wir würden immerdar
Entzückt nach oben ſchauen,
Und auf den Sternenauen
Würd' alles offenbar.

Ja, auf den Sternenauen,
Wo unſre Heimat iſt,
Da würden hell wir ſchauen,
Wer du geweſen biſt,
Nein, wer du ewig biſt,
Im Himmel und auf Erden
Würd' offenbaret werden,
Der ganze Jeſus Chriſt!

Hoffnung in Sehnſucht.

Wann aus dem Dunkeln ich mich ſehne
Und ſeufze: Nacht, wann wirſt du Licht?
Wann aus der Seelennoth die Thräne
Ein heißer Sündenſprudel bricht,
Wann alle Freude mich verläßt,
Was hält mein armes Herz noch feſt?

Wann auf des Zweifels Oceane
Mein Schifflein treibt vor Sturm und Wind,
Wann jedem ſchönen Lügenwahne
Das bunte Farbenſpiel zerrinnt,
Wann Hoffnung ſelbſt nicht ankern kann,
Was iſt mein ſichres Anker dann?

Das biſt du, Hort und Troſt des Lebens,
Das biſt du, Heiland Jeſus Chriſt,
Der du der Tröſter alles Lebens,
Der Stiller alles Haders biſt,
Der Liebe Quell, der Gnade Born,
Der uns erlöſt vom Sündenzorn.

Das biſt du, blöder Herzen Wonne
Und kranker Seelen Zuverſicht,
Du aller Sonnen hellſte Sonne,
Du aller Lichter reinſtes Licht,
Du aller Scheine ſchönſter Schein,
Du Wort des Vaters klar und rein.

O Liebesabgrund, den ergründen
Auch keines Engels Senkel kann,
Daß wir doch immer recht verſtünden,
Wodurch der Hölle Trug zerrann,
Wodurch der Gnade ſel'ges Licht
Nun himmliſch durch die Herzen bricht!

Daß wir doch alle immer wüßten,
Wodurch wir Gottes Kinder ſind,
Wodurch wir zu des Himmels Küſten
Hinſteuren vor dem rechten Wind,
Wodurch wir ſelbſt in Düſterniß
Nicht zagen, unſrer Fahrt gewiß!

Das hilf du uns, daß wir's gewinnen,
Du ſüßer Heiland Jeſus Chriſt,
Der du den Herzen und den Sinnen
Allein die rechte Leuchte biſt,
Die, wann auch Sonn' und Mond vergeht,
In wandelloſer Klarheit ſteht.

◆

Grablied.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde ſcheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die ſüße Ruh
Von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet,
Lege nun den Wanderſtab
Hin, wo alles Ird'ſche endet,
Lege ſelbſt mich nun hinein
In das Bette ſonder Pein.

Was ſoll ich hienieden noch
In dem dunkeln Thale machen?
Denn wie mächtig ſtolz und hoch
Wir auch ſtellen unſre Sachen,
Muß es doch wie Sand zergehn,
Wann die Winde drüber wehn.

Darum, Erde, fahre wohl!
Laß mich nun in Frieden ſcheiden,
Deine Hoffnung ach! iſt hohl,
Deine Freuden ſind nur Leiden,

Deine Schönheit Unbeſtand,
Eitel Wahn und Trug und Tand.

Darum letzte gute Nacht,
Sonn' und Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reiſ' in weite Ferne,
Reiſe hin zu jenem Glanz,
Worin ihr erbleichet ganz.

Ihr, die nun in Trauren geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
Tröſtet ja des Herrn Gemeinde;
Weint nicht ob dem eitlen Schein,
Droben nur kann ewig ſeyn.

Weinet nicht, daß nun ich will
Von der Welt den Abſchied nehmen,
Daß ich aus dem Irrthum will,
Aus den Schatten, aus den Schemen,
Aus dem Eitlen, aus dem Nichts
Hin ins Land des ew'gen Lichts.

Weinet nicht, mein ſüßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Theil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einſt ſein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zu Gut.

Weint nicht, mein Erlöſer lebt,
Hoch vom finſtern Erdenſtaube
Hell empor die Hoffnung ſchwebt
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ewige Liebe ſpricht:
Kind des Vaters zittre nicht!

Der Liebe Unausſprechlichkeit.

O könnt' ich doch von Liebe ſprechen,
Wie Liebe unergründlich iſt,
Wie ſie in Adern Quellen Bächen
Und Strömen jede Bruſt durchfließt!
Dann würde dieſes Herz ein Schall,
Der klänge durch das weite All.

O könnt' ich doch von Liebe klingen,
Wie Liebe ſüß von Tönen klingt,
Wie ſie, das ew'ge Wort, den Dingen
Geheimnißvoll das Leben bringt!
Dann würde dieſes Herz ein Klang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.

O könnt' ich doch von Liebe girren,
Wie Liebe zärtlich lockt und girrt,
In Lerchenliedern aufwärts ſchwirren,
Wie's nur in mir lebendig wird!
Dann würd' ich bald im ſüßen Schall
Die hellſte Liebesnachtigall.

O ſüße Liebe, fromme Liebe,
Die auf die Welt hernieder kam,
Aus unermeßlich reichem Triebe
Für uns den Tod am Kreuze nahm,

O ſüße Liebe, ſel'ge Brunſt!
In dir zerrinnet jede Kunſt.

O ſüße Liebe, fromme Liebe!
O ungeſtillter Sehnſucht Schmerz!
Die gern uns all' auf einmal hübe
Empor an deines Vaters Herz,
Ich fühle deines Athems Wehn,
Und Wort und Stimme muß vergehn.

Abſchied von der Welt.

Ade! ich muß nun ſcheiden,
Ihr Freunde, gute Nacht!
In Freuden und in Leiden
Gar ſchwer iſt mir's gemacht,
In Kummer und in Thränen,
In Arbeit und in Noth;
Drum ruft mein heißes Sehnen:
O komm, mein Herr und Gott!

O komm, und ſchleuß dem Matten
Die müden Augen zu,
Bett' ihm im kühlen Schatten
Die ſtille ſanfte Ruh,
Bett' ihm im kühlen Grabe
Den letzten weichen Pfühl,
Die einzige letzte Habe
Vom ganzen Weltgewühl.

Ade! ihr ſollt nicht weinen,
Ihr Freunde lieb und fromm,
Das Licht wird wieder ſcheinen,
Das ruft dem Schläfer: komm!
Das klingt in ſeine Kammer:
Steh', Schläfer, ſteh' nun auf!
Steh' auf aus Erdenjammer!
Der Himmel thut ſich auf.

Ja! ihr ſollt nicht klagen,
Daß nun ich ſterben muß,
Die Nacht wird wieder tagen
Mit Freudenüberfluß,
Der große Held der Frommen
Wird mit der Krone ſtehn,
Und Engel werden kommen
Und mich zu Gott erhöhn.

Freude in Chriſto.

Wenn meine Seele traurig iſt
Und Muth und Luſt in mir vergangen,
Wenn wankend zwiſchen Glaub' und Liſt
Sich Welt und Sünde hart verklagen,
Wenn auf des Zweifels wildem Meer
Mein Schifflein ſteuerlos muß treiben,
Wo ſcheint der Stern der Rettung her?
Was läßt mich dennoch oben bleiben?

Wenn um mich alles finſter wird,
Als fiel' ich in der tiefſten Hölle,
Wenn's in mir bangt und zagt und irrt,
Als wenn der Abgrund um mich ſchwelle,
Wenn dieſe tiefſte Seelennoth
Faſt will am ew'gen Heil verzagen,
Wo dämmert dann das Morgenroth,
Der Sonne Zukunft anzuſagen?

Nur dir! nur dir! du biſt der Stern,
Du biſt der Hoffnung lichte Sonne,
Der Knechte Knecht, der Herr der Herrn,
Der Kranken Arzt, der Schwachen Wonne,
Der Armen Schatz, der Bangen Licht,
Verſöhner aller, die verloren,
Erlöſer von des Zorns Gericht,
Der ganzen Welt zum Heil geboren.

Du biſt's allein, Herr Jeſu Chriſt,
Du biſt die Hoffnung, du der Glaube,
Du retteſt von des Böſen Liſt
Und von der eitlen Luſt am Staube,
Du richteſt uns das Angeſicht
Hin, wo die ew'gen Sterne funkeln,
Du ſprichſt: mein Seyn iſt Lieb' und Licht,
Ihr ſollt nicht bleiben in dem Dunkeln.

Du biſt's allein, du ſüßer Hort,
Du milder Tröſter aller Schmerzen,
Dein iſt die Hoffnung, dein das Wort,
Dein iſt die Kindſchaft frommer Herzen:
Wir ſollen alle Kinder ſeyn,
In Einfalt Kinder und im Glauben,
Der Kinder ſoll der Himmel ſeyn,
Das Reich iſt derer, die da glauben.

Troſt im Licht.

Wann ich hier im dunkeln Thal
In der Irre traurig gehe
Und den ſchönen Sonnenſtral
Aus dem Himmel funkeln ſehe,
Weiß ich nicht, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Wann mich Sünden ohne Zahl
Aengſten und in Zweifeln jagen,
Wie die Jagd den Hirſch zum Maal,
Daß ich mögte ſchier verzagen,
Weiß ich nicht, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Wann ins Grab ich ſenken ſeh'
Schmerzenvoll den Staub zum Staube
Und zur heitern Himmelshöh'
Winket aus der Nacht der Glaube,
Weiß ich nicht, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Und doch weiß ich, was ſo ſpricht,
Weiß es, wann ich's recht bedenke,
Halt' es feſt, damit ich nicht
Mich zu tief in Leid verſenke,
Halte feſt, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Denn Ich bin das Licht der Welt
Hat der Heiland ſelbſt verkündet,
Wer zu mir ſich redlich hält,
Hat ſich auch dem Licht verbündet,
Wer mir glaubt, der irret nicht,
Ich bin Wahrheit, ich bin Licht.

Darum aus dem dunkeln Thal,
Aus der Todesnacht der Grüfte
Auf im Glaubensſonnenſtral!
Funkle durch die heitern Lüfte!
Funkle, Seele, zittre nicht!
Er iſt Wahrheit, er iſt Licht.

Darum auf zum ew'gen Glanz,
Wo die Millionen Lichter
Schwingen um den Thron den Tanz
Vor dem milden Weltenrichter!
Bleib' auch du im Dunkeln nicht!
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Muthig, Seele, auf zum Licht!
Friſch die Sternenburg erklommen!
Halte aus und zage nicht!
Licht muß doch zum Lichte kommen.
Glaube dem, was in dir ſpricht:
Gott iſt Wahrheit, Gott iſt Licht.

Weihnachtslied.

Erklinge, Lied, und werde Schall,
Kling' gleich der hellſten Nachtigall,
Kling' gleich dem hellſten Lerchenklang
Die ganze weite Welt entlang!

Kling', Lied, und kling' im höchſten Ton!
Es kommt der ſüße Gottesſohn,
Es kommt das helle Himmelskind
Hernieder, wo die Sünder ſind.

Er kehrt bei einer Jungfrau ein,
Will eines Weibes Säugling ſeyn,
Der große Herr der ganzen Welt
Ein Würmlein auf die Erde fällt.

Ein armes Knäblein nackt und bloß
So liegt er in Mariens Schooß,
Der alle Sterne lenken kann,
Fleht eines Weibes Gnade an.

Der eh'r als Erd und Himmel war,
Das Wort des Vaters rein und klar,
Spricht lieb und freundlich bei uns ein,
Und will der Sünder Bruder ſeyn.

So kommt die unermeßne Huld,
Zu tragen unſre ſchwere Schuld,
Die ewige Liebe ſteigt von Gott
Zu uns hinab für Schimpf und Spott.

Des ſoll'n wir alle fröhlich ſeyn
Und jauchzen ob dem Kindelein,
Dem ſüßen Kindlein Jeſus Chriſt,
Das heut für uns geboren iſt.

Des ſoll'n wir alle fröhlich ſeyn
Und ſingen mit den Englein
Und ſingen mit der Hirten Schaar:
Das ewige Heil wird offenbar.

Des ſoll'n wir alle fröhlich ſeyn,
Daß Gott will unſer Vater ſeyn
Und daß der ſüße Jeſus Chriſt
Heut unſer Bruder worden iſt.

Abendlied.

Der Tag iſt nun vergangen
Und dunkel ſchläft die Welt,
Die hellen Sterne prangen
Am blauen Himmelszelt;
Nur in den grünen Zweigen
Singt noch die Nachtigall,
Im weiten tiefen Schweigen
Der einz'ge Lebensſchall.

Ich aber, Vater, flehe
In meiner Hüttenthür,
Und ſchau' hinauf zur Höhe
Und ſchau' hinauf zu dir;
Wie gerne mögt' ich klingen
Als helle Nachtigall,
Dir Lob und Dank zu bringen
Mit tiefem Schmerzenſchall!

Ja mit dem Schall der Schmerzen;
Denn geht die Nacht herauf,
So ſpringt in meinem Herzen
Ein Quell der Thränen auf.

Der Thränen und der Klagen:
Du, Vater, weißt es beſt,
Was ſingen nicht und ſagen,
Was ſich nicht ſprechen läßt.

Du kenneſt meinen Kummer,
Der auf gen Himmel blickt,
Wann für den ſüßen Schlummer
Die ganze Welt ſich ſchickt,
Womit ſo ſchwer beladen
Mein Herz nach oben ſchaut,
Nach jenem Born der Gnaden,
Der Labſal niederthaut.

Ja, deine ſüße Liebe
Die tröſtet mir den Schmerz,
Ja, deine ſüße Liebe
Die ſtillet mir das Herz,
Die löſt in heißen Thränen
Das Eis des Buſens auf
Und ſtellet Sinn und Sehnen
Zum hohen Sternenlauf.

O laß mich ewig ſchauen
Im ſtillen Kinderſinn
Zu jenen güldnen Auen,
Woher ich kommen bin!
O richte Herz und Sinne,
Mein Vater, für und für
Zu deiner ſüßen Minne,
Zum Himmel hin, zu dir!

So mag ich froh mich legen
Nun mit der Welt zur Ruh,
Mein Amen und mein Segen,
Mein Wächter das biſt du;
So mag in deinem Frieden
Ich fröhlich ſchlafen ein,
Dort oben und hienieden,
Im Schlaf und Wachen dein.

Abendmalslied.

Kommt her, ihr ſeyd geladen,
Der Heiland rufet euch,
Der ſüße Herr der Gnaden,
An Huld und Liebe reich,
Der Erd' und Himmel lenkt,
Will Gaſtmal mit euch halten,
Und wunderbar geſtalten,
Was er in Liebe ſchenkt.

Kommt her, verzagte Sünder,
Und werft die Aengſten weg!
Kommt her, verſöhnte Kinder,
Hier iſt der Lebensweg:
Empfangt die Himmelsluſt,
Die heil'ge Geiſtesſpeiſe,
Die auf verborgne Weiſe
Erquicket jede Bruſt.

Kommt her, betrübte Seelen,
Die Noth und Jammer drückt,
Mit Gott euch zu vermälen,
Der wunderbar beglückt;

Kommt, legt auf ewig ab
Der Sünde bange Säumniß,
Empfanget das Geheimniß,
Das Gott vom Himmel gab.

O wunderbare Treue,
So lockſt du mich zu dir?
O wunderbare Weihe,
So nahſt du ſelig mir?
Ich ſoll der Sünden Tod
In deinem Blute trinken,
Vergehen und verſinken
In deiner Liebe, Gott?

O Wonne kranker Herzen,
Die mir von oben kam!
Verwunden ſind die Schmerzen,
Getröſtet iſt der Gram,
Was von dem Himmel fleußt,
Hat lieblich ſich ergoſſen,
Mein Herz iſt gar durchfloſſen
Vom ſüßen Liebesgeiſt.

O Wonne kranker Herzen,
Die von den Sternen ſtammt,
Und mir mit heißen Kerzen
Die ſel'ge Bruſt durchflammt!
Die unergründlich labt
Mit milden Himmelsbächen!
Wie kann die Zunge ſprechen,
Wie groß mich Gott begabt!

Drum jauchze, meine Seele,
Hell aus der Sündennacht!
Verkünde und erzähle
Die tiefe Wundermacht,
Die unermeßlich ſüß,
Ein Born der Liebe, quillet,
Und jeden Jammer ſtillet,
Der faſt verzweifeln ließ.

Drum jauchze, meine Seele,
Drum jauchze deinem Herrn!
Verkünde und erzähle
Die Gnade nah und fern,
Den Wunderborn in Blut,
Die ſel'ge Himmelsſpeiſe,
Die auf verborgne Weiſe
Dir giebt das höchſte Gut.

Der Fels des Heils.

Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was feſt beſteht,
Wann alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weiſen treibet
Und Trug die Klugen prellt.

Ich weiß, was ewig dauret,
Ich weiß, was nimmer läßt,
Mit Diamanten mauret
Mir's Gott im Herzen feſt,
Ja recht mit Edelſteinen
Von allerbeſter Art
Hat Gott der Herr den Seinen
Des Herzens Burg verwahrt.

Ich kenne wohl die Steine,
Die ſtolze Herzenswehr,
Sie funkeln ja mit Scheine
Wie Sterne ſchön und hehr:
Die Steine ſind die Worte,
Die Worte hell und rein,
Wodurch die ſchwächſten Orte
Gar feſte können ſeyn.

Auch kenn' ich wohl den Meiſter,
Der mir die Feſte baut,
Er heißt der Fürſt der Geiſter,
Auf den der Himmel ſchaut,
Vor dem die Seraphinen
Anbetend niederknien,
Um den die Engel dienen:
Ich weiß und kenne ihn.

Das iſt das Licht der Höhe,
Das iſt der Jeſus Chriſt,
Der Fels, auf dem ich ſtehe,
Der diamanten iſt,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchtet hier und dort.

Drum weiß ich, was ich glaube,
Ich weiß, was feſt beſteht
Und in dem Erdenſtaube
Nicht mit als Staub verweht;
Ich weiß, was in dem Grauen
Des Todes ewig bleibt
Und ſelbſt auf Erdenauen
Des Himmels Blumen treibt.

* * *

Gebet um das Gebet.

Kann ich beten,
Iſt in Nöthen
Alle Sorge leicht dahin,
Bald geſunden
Müſſen Wunden,
Wodurch manche ſchwere Stunden
Ich ſo krank geweſen bin.

Kann ich beten,
Engel treten
Wunderfreundlich zu mir ein,
Lächeln, winken
Mir, zu trinken
Aus dem Born, worein verſinken
Alle Sorgen groß und klein.

Kann ich beten,
Engel treten
Wunderfreundlich zu mir ein,
Ich muß trauen,
Ich kann ſchauen
Fröhlich zu des Himmels Auen,
Zu dem ſel'gen Gnadenſchein.

Doch verzaget
Und verwaget
Gar nichts mehr das arme Herz,
Dann muß ſchweigen
Und ſich beugen
Vor der Sünde und ſich neigen
Zu der dunkeln Nacht der Schmerz.

Doch verzaget
Und verklaget
Sich in mir das arme Herz,
Dann muß ſchwinden,
Wodurch linden
Sich der Jammer kann, zu finden
Iſt kein Wort in ſolchem Schmerz.

Lehr' mich beten
Du, der treten
Wollte für die Sünde ein,
Süße Liebe,
Ewige Liebe,
Die die grimmen Seelendiebe
Sperrte in die Hölle ein.

Lehr' mich beten,
Held in Nöthen,
Süßer Heiland Jeſu Chriſt,
Hort der Gnade,
Der die Pfade
Zu dem Himmel machte grade,
Der für mich geſtorben iſt.

Lehr' mich beten,
Alle Fehden
Meiner Sünden ſtille du,
Heil und Leben,
Lehr' mich ſchweben
Durch das Grauen Zweifeln Beben
Deinem frommen Vater zu.

* * *

Das Wort.

Was iſt das Wort, was iſt die Kraft,
Des Chriſten ſtolze Ritterſchaft,
Der Schirm und Schild und Schmuck der Ehren,
Die ungebrochne Wehr der Wehren,
In jeder Noth und Fahr der Hort?
Das iſt das Wort, das feſte Wort.

Was kann wie ein zweiſchneidig Schwerdt,
Das blitzend aus der Scheide fährt,
Mark und Gebein im Hui zerſchneiden,
Die Geiſter und die Leiber ſcheiden?
Was hat ſo freißlich ſcharfen Ort?
Das hat das Wort, das feſte Wort.

Was brauſt daher wie Windesbraut
Und überdonnert Donners Laut?
Was donnert in der Sünder Ohren,
Gleich einem Schwur von Gott geſchworen?
Was iſt's, was durch die Seelen bohrt?
Das iſt das Wort, das feſte Wort.

Was ſäuſelt wie ein Weſtenwind
Vom Frühlingshimmel ſanft und lind?
Was ſäuſelt lieblich durch die Herzen,
Ein Troſt und Balſam aller Schmerzen?
Was wehet alle Sorgen fort?
Das thut das Wort, das feſte Wort.

O Wort der Macht, o Wort der Kraft,
Das ſo gewaltig wirkt und ſchafft,
O Wort der Schrecken und der Freuden,
Zum Heilen mächtig und Zerſchneiden!
Du wareſt eh'r als Zeit und Ort,
Du ſtarkes Wort, du feſtes Wort.

O Wort der Macht, o Wort der Kraft,
Du meines Herzens Ritterſchaft,
Wollſt ewig in und bei mir bleiben,
Durch Donner und durch Säuſel treiben
Zum rechten Kampfe fort und fort,
Mein ſtarkes Wort, mein feſtes Wort.

Jeſus mein Licht.

Wann ich traurig werde
Und auch der Gedanke
Blind wird wie die Nacht,
Wann ich nichts kann finden,
Tappend unter Blinden,
Was mir's helle macht,
Wer zündt dann
Das Licht mir an?

Das thuſt du, o Wonne
Meines Glaubens, Sonne
In der dunkeln Nacht;
Durch dich muß verſchwinden,
Was im Thal der Sünden
Alles düſter macht:
Du zündſt an,
Was leuchten kann.

Das thuſt du, mein Leben,
Der das dumpfe Beben
Mit der Nacht verſcheucht:
Alle Nebel fliehen,
Erd' und Himmel blühen
Und der Trug entweicht.
Du machſt feſt,
Du tröſteſt beſt.

Helles Licht der Herzen,
Sichrer Troſt der Schmerzen,
Süßer Jeſu Chriſt,
Das kannſt du alleine,
Der vom Himmelſcheine
Niederkommen iſt:
Hort und Held
Und Licht der Welt.

Das kannſt du alleine,
Der die Gnadenſcheine
In uns niederſtralt,
Daß ſich ſelbſt in Sünden
In den düſtern Gründen
Goldne Hoffnung malt:
Du allein
Kannſt Tröſter ſeyn.

O ſo bleibe, bleibe
Ewig in mir! ſchreibe
Mir es feſt ins Herz!
Alles mag verſchwinden,
Der Gedank' erblinden
In dem dunkeln Schmerz —
Süßes Licht,
Du dunkelſt nicht.

◆

Ruf an den Geiſt.

Dich, Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Kraft,
Dich, Hort der Chriſtusritterſchaft,
Der alle Blöden tröſten kann,
Dich ſtarken Tröſter ruf' ich an.

Dich, Licht der Höhe, milden Stern,
Dich freundlich frommen Geiſt vom Herrn,
Der alles Dunkel lichten kann,
Dich, Licht der Höhe, ruf' ich an.

Tief ſitz' ich in der dunkeln Nacht,
Wo mich die Sünd' hineingebracht,
Tief ſitz' ich in der Finſterniß,
Wohin Verzweiflung mich verſtieß.

Mein Jammer brauſet wie ein Meer
Mit allen Stürmen um mich her,
Er ſauſt und brauſet immerzu
Und läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh.

Drum komm, mein Hort, und rette mich,
Mein Tröſter, komm, und tröſte mich,
Mein Licht geh' auf mit deinem Schein
Und funkle durch die Nacht herein.

Komm, Helfer in dem Sündengraus,
Und ſprich mir zu, und leg' mir's aus,
Was ich nicht mehr begreifen mag,
Was Chriſtus zu den Sündern ſprach.

Sprich mir das Wort der Liebe zu,
Den rechten Klang verſtehſt nur du,
Das rechte Wort, den rechten Klang,
Des Glaubens Hoffnung und Empfang.

O Geiſt der Liebe, Geiſt des Herrn!
O Himmelslicht und Gnadenſtern!
Geh' auf in mir mit deinem Schein!
So kann ich wieder fröhlich ſeyn.

Lang iſt die Ewigkeit.

Mein Herz, was hilft dein Sorgen
Hier um das eitle Nichts?
Es leuchtet jeden Morgen
Ein junger Strahl des Lichts,
Es ging viel tauſend Jahre
Der Tag im Wechſelgang
Hin zwiſchen Wieg' und Bahre:
Die Ewigkeit iſt lang.

Mein Herz, was hilft dein Sehnen
In der Sekunde Zeit?
Kannſt du dir etwa nehmen
Nur einen Tropfen Freud'?
Kannſt du dir etwa geben
Auch nur ein Fünklein Muth?
Ein Andrer hält dein Leben,
Der was ihm lieber thut.

Mein Herz, was hilft dein Streiten,
Dein Ringen für und für?
Dein Haſchen, dein Erbeuten?
Es bleibt ja nichts bei dir.
Und bliebe Luſt und Habe
Dir treu wohl hundert Jahr,
So trete hin zum Grabe:
Dort wird dir alles klar.

Aus ſeinem dunklen Grunde,
Der nicht mehr lügen kann,
Klingt wie von Geiſtes Munde
Ein hohes Wort dich an:
Hieher! hier lerne ſchauen,
Was Tand und Weisheit iſt;
Hieher! hier lerne bauen
Auf das, was ewig iſt.

In dieſem dunklen Grunde,
In dieſem ſtillen Raum,
Du Mährchen der Geſunde,
Hier lerne deinen Traum;
Hier wird der jüngſten Wange
Um ſüßes Leben bang,
Um alle holde Wonne:
Die Ewigkeit iſt lang.

O Ewigkeit du lange!
Wie ſteh' ich kurz vor dir!
O Ewigkeit du bange!
Wie bleib' ich ſtill vor dir?
Wenn ſelbſt die Sonnen zittern
Im Weltenocean,
Wie bin ich nicht, von Splittern
Der allerdünnſte Spahn?

O Ewigkeit du lange!
O tiefes tiefſtes Graus!
O Ewigkeit du bange!
Wie halt' ich vor dir aus?

Ich Pünktlein auf den Wogen
Der Unermeßlichkeit?
Ich Körnlein, das geflogen
Ein Stäubchen in die Zeit?

Mein Herz, ich will dir's ſagen,
Mein armes krankes Herz!
Du mußt den Aufflug wagen
Empor vom Erdenſchmerz,
Du mußt die Flügel ſchwingen
Empor zum Himmelzelt,
Und mit den Lerchen ſingen:
Dort oben iſt die Welt.

Dort oben, ja dort oben
Da iſt des Chriſten Welt,
Wenn was aus Staub gewoben
In Staub hienieden fällt;
Dort oben, ja dort oben
Da iſt des Chriſten Zeit,
Dahin den Flug gehoben!
Lang iſt die Ewigkeit.

Dort oben, ja dort oben
Bei Gott und ſeinem Chriſt
Wird aller Wahn zerſtoben
Und Menſchentand und Liſt,
Die eitlen Eitelkeiten,
Die eitle Sorg' und Noth,
Worum ſo viele ſtreiten
Und ringen bis zum Tod.

Drum ſtell', o Herz, dein Grämen,
Den leeren Jammer ein,
Flieg' aus den Erdenſchemen
Empor zum Himmelſchein,
Wirf hin die eitlen Sorgen
Der kurzen Spanne Zeit;
Das Wort hat dich geborgen:
Lang iſt die Ewigkeit.

Ruf zu Gott.

Du, der Licht war vor meinem Tage,
Du, der Klang war vor meiner Klage
In der Geſtirne Jubelgeſang;
Du, dem Sonnen und Welten entrollten,
Eh meine Sinne fühlten und wollten,
Hilf, Herr! mir iſt die Seele ſo bang.

Du, der Licht biſt, laß es durchdringen,
Du, der Klang biſt, laß es erklingen,
Hauche von oben himmliſchen Wind,
Hauche den Odem ewigen Lebens,
Daß entfliehn die Schauer des Bebens —
Gott, hilf! höre dein flehendes Kind!

Aus dem Lichtmeer nur einen Funken,
Wie ich einſt ihn ſelig getrunken!
Aus deiner Wonne nur einen Ton! —
Und es wehen die Lüfte des Lebens,
Und es fliehn die Schauer des Bebens,
Du biſt Vater, ich wieder dein Sohn.

Wiedererkennung.

Viel hab' auch ich geſpielt mit allen Wahnen,
Auch ich geflattert viel mit allen Fahnen,
Wie ſie die leichte Zeit mir losgebunden;
Doch Glück und Frieden hab' ich nicht gefunden.

Ich mußte fliegen hoch in fernſte Weiten,
Mit Geiſtern kalter Lüfte mußt' ich ſtreiten,
Das Glück der grünen Erde mußt' ich laſſen,
Die Liebe ſuchen, und die Unruh faſſen.

Da mußt' ich ſchrein im allertiefſten Wehe:
Herr hilf! hilf Herr, du Walter in der Höhe!
Er hörte: Wahn und ich wir fielen nieder,
Ich fand die Erd' und mich auf Erden wieder.

Und wie in ſüßer Kindheit Gottesbilde
Erblühten wieder neue Luſtgefilde,
Und mit Geſpielen von den lichten Sternen
Sollt' ich vergeſſne Kunde wieder lernen.

O bleibe, Himmelsbild, mit deinem Frieden
Im Thale meiner Pilgerſchaft hienieden!
O bleibe! bleibe! daß durch ſtillſte Stunden
Das kranke Herz kann heilen und geſunden!

Immer Liebe.

Und klingſt du immer Liebe wieder?
Und immer nur denſelben Ton?
Und weißt du keine andern Lieder
Als Gottes Sohn, von Gottes Sohn?
Muß er dein Licht, dein Glanz, dein Schein,
Muß er dein Alles, Alles ſeyn?

Ja er allein: in dieſem Namen,
In dieſem allerſchönſten Ton,
Klingt aller Himmel Himmel Amen,
Das Heilig! Heilig! klingt vom Sohn,
Und Cherubim und Seraphim
Anbetend fallen ſie hin vor ihm.

Ja, er allein: ſo weit die Winde
Das grüne Erdenrund umwehn,
Muß nun im Klang vom hohen Kinde,
Das Menſch ward, aller Jubel gehn,
Es klinget kein ſo ſüßer Ton
Als von dem Sohn und aus dem Sohn.

Nein, nimmer lernt es andre Lieder
Das arme ſündenkranke Herz,
Nein, nimmer klingt es Andres wieder
Als jener Sehnſucht ſüßen Schmerz
Vom Menſchenſohn, vom Gottesſohn,
Dies bleibt das Lied, der Klang, der Ton.

371

Du bleibſt das Lied, du liebſte Liebe,
Du bleibſt die Sehnſucht, ſchönſtes Bild,
Du Licht der Lichter, Trieb der Triebe,
Aus dem der Himmel Wonne quillt:
Mein Herz klingt deine Herrlichkeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

◆

Muth Gottes.

An Emilie Nitzſch.

Was rufeſt du, mein Herz voll Sorgen,
Was rufeſt du mit ſchwerem Ach:
O Herr mein Gott! wann wird es Morgen?
Wann wird die lange Nacht zum Tag?
Wann wird der Irrlichtflatterſchein
Ein feſter Stern der Wahrheit ſeyn?

O Herr mein Gott! du biſt die Wahrheit,
Du biſt das Leben, du der Pfad,
Dein Seyn iſt eitel Licht und Klarheit,
Dein Thun iſt eitel Rath und That —
O laß mich aus der Dämmrung Graun
Dein ſel'ges Morgenroth erſchaun!

Du Lebensquelle, Liebesquelle!
Du unergründlich Liebesmeer!
Nur einen Tropfen, eine Welle
Aus dir! Mich durſtet ach! ſo ſehr —
Die ſüße Fülle mir ſo nah,
Doch weder Kraft noch Muth iſt da.

O du, der uns den Sohn verſchrieben,
Der, in der Hand den Gnadenbrief,
Der ganzen Welt ſein Laßt euch lieben,
Laßt euch mit Gott verſöhnen rief,
Der's treu beſiegelt durch ſein Blut,
O gieb mir, Herr, zur Liebe Muth!

O gieb mir Muth ins Licht zu ſchauen!
Und hell wird meiner Seele ſeyn,
Und aus den heitern Sternenauen
Wird leuchten ſtiller Friedenſchein,
Der Geiſter milder Morgenſchein,
Worin wir können fröhlich ſeyn.

Himmelfahrt.

Wie prangt im Frühlingskleide
Die grüne bunte Welt!
Und hat in Wald und Haide
Muſik und Luſt beſtellt!
Wie klingt und ſpielt der Scherz
In Büſchen rings und Bäumen
Von Edens Blumenträumen
Den Klang in jedes Herz!

Hinaus denn, meine Seele,
In voller Luſt hinaus!
Verkünde, ruf, erzähle
Und kling' und ſing' es aus!
Du biſt von Lerchenart,
Nach oben will dein Leben:
Laß fliegen klingen und ſchweben
Die ſüße Himmelfahrt!

Auf! lüfte deine Schwingen
Zum frohen Heimatort!
Dein Trachten Sehnen Ringen,
Dein Weg, dein Lauf iſt dort.
O flieg' aus dieſem Glanz
Der bunten Erdenlenze
Ins Land der ew'gen Kränze!
Dort iſt dein Ziel, dein Kranz.

Das Nichts und das Alles.

An Bethmann Hollweg.

In die Unendlichkeit hinein ſich ſtürzen,
Im Sonnenmeer ein Fünkchen untergehen,
Ein Stäubchen um Saturnusbälle wehen,
Das nennt die Weisheit Gottgedanken ſchürzen.

Das nennt ſie mir des ſel'gen Tods Verlangen,
Das Wandeln fromm auf gottgewieſnen Pfaden,
Des Fädchens hehres Knüpfen an den Faden,
An dem die Myriaden Welten hangen.

Das preiſt ſie mir als Balſam aller Wunden,
Womit uns böſer Wahn die Bruſt zerſpleiſſe,
Als freiſten Tod, der ſtetem Tod entreiſſe,
Von Glauben und Aberglauben ein Geſunden.

Hinein du Mücke, ruft ſie, in die Lichter!
Hinein in das erhabne Todeswimmern!
Verdirb nicht langſam feig in kalten Schimmern.
In Flammen werde muthig Selbſtvernichter!

So wirſt du, armes Fünkchen, weggeſchmiſſen
Zu Sonnen, die ſich liebend dir nicht hallten,
So wirſt du, Stäubchen, von Saturn dem kalten
Zur Todesgluthumarmung fortgeriſſen.

Weh dir! weh mir ob dieſem neuen Lichte!
Ob dieſem All im Nichts und Nichts im Alle,
Des öden Orkus bleicher Schattenhalle,
Dem groſsen Leichenſchlachtfeld der Geſchichte!

Weh! ſtünd' es ſo am Firmament geſchrieben,
Am Firmament des Herzens und des Himmels;
Weh! wäre nicht im Taumel des Gewimmels
Ein Wandelloſes Eines mir geblieben.

Ha! Wandelloſes Eines! Wohl für Wehe,
Wohl kling für Weh! o du unendlichs Lieben!
In Flammen ſtehſt du hell in mir geſchrieben,
Und leuchtend ſtralt dein Abbild aus der Höhe!

Die erſte Morgenröthe hat's geklungen,
Der erſte heil'ge Reigentag der Sphären;
Noch wird das Urgeheimniß aller Lehren
Von Menſchen und von Engeln nachgeſungen.

Das wareſt du, Unendlichkeit der Liebe,
Der Welten Erſtgeborner und des Lichtes,
Vernichter alles Todes, alles Nichtes,
Damit kein Geiſt im Nichts des Staubes bliebe.

Das wareſt du, das biſt du, Wort der Gnaden,
In deinen Abgrund will ich froh mich ſtürzen,
Herz, Sinn, Gedanken ganz in dir verſchürzen,
Mein Fädchen knüpfen feſt an deinen Faden.

Wohl mir! nun rollt die ungeheuren Bälle,
Saturn und Uranus und all ihr Sonnen!
Hoch überflieg' ich euch mit dieſen Wonnen,
Weit überſtral' ich euch mit dieſer Helle.

Wann Schwung und Zug erlahmt in euren Kreiſen,
Wann euer Glanz in Aſchen muß zerſtieben,
Werd' ich ein Geiſt mit Sehnen, Hoffen, Lieben
Ob euren Trümmern luſtig wandelnd reiſen.

Mit ihm, dem Geiſterfürſten, werd' ich reiſen,
Der Welten Wandlung wandellos umſchweben,
Er iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben —
Hier ſchließt die Bücher, betet an, ihr Weiſen!

Geſang der Chriſtenlerche.

Es klingt ein Klang der Klage,
Rings durch die Welt umher:
„Kurz ſind der Menſchen Tage
„Und ihre Mühen ſchwer,
„Nach leichtem Jugendſpiele
„Treibt Arbeit, Müh und Noth
„Sie raſtlos fort zum Ziele,
„Und dieſes Ziel iſt Tod.“

O Klang voll bittrer Wehen!
Uralter Heidenklang!
Aus Tiefen laut und Höhen
Wie klingſt du grauſig bang!
Mit Zweifeln Zittern Zagen,
Mit ungeſtilltem Schmerz
Stellſt du die ſcharfen Fragen
Ans arme Menſchenherz.

So mag ein Sandkorn ſchweben
Auf hoher Meereshöh’,
Wie Menſchen ſtürmiſch beben
Auf wilder Lebensſee:
Ach! zwiſchen Fürchten Hoffen
Wie hielten ſie’s wohl aus,
Stündſt du zum Troſt nicht offen,
Du Grabesfriedenshaus?

Fort Heidenklang! verklinge!
Verkling' uraltes Weh!
Komm, Chriſtenlerche, ſinge
Ein Lied aus höhrer Höh',
Ein Lied vom ſchönern Glauben,
Von ſüßern Friedens Ruh,
Komm, trag' mit Noahs Tauben
Uns grüne Hoffnung zu.

Komm, Chriſtenlerche, ſinge,
Was du ſo ſelig weißt,
Die Luſt des Himmels ſinge,
Die Held und Heiland heißt,
Die Wahrheit heißt und Leben
Und Licht der Erdennacht,
Daß nun kein Leib mehr beben,
Kein Tod mehr grauen macht.

O ſüßer Klang der Freude!
O Klang der Seligkeit!
Nicht mehr der Stunden Beute,
Ich heiße Ewigkeit.
Verliſch, du Erdenſonne!
Thu', finſtres Grab, dich auf!
Hell flieget meine Wonne
Zum höchſten Stern hinauf.

Gottergebung.

Armes Herz, was willſt du trauren
Um das Glück, das nichtig iſt?
Prüfſt des Erdenkerkers Mauren
Täglich neu mit neuer Liſt?
Wähnſt, du wirſt es endlich zwingen,
Wie die Noth das Eiſen bricht,
Und aus kaltem Dunkel dringen
An der Freiheit Luſt und Licht?

Armes Herz! und arme Trauer!
Alſo kommſt du nimmer los;
Feſter, höher ſteigt die Mauer
Jedem Ruck von dir und Stoß;
Was du Freiheit nennſt und Frieden,
Dieſer Kampf erringt ſie nicht,
Wiſſe, keine Kunſt hienieden
Giebt's, die ſolche Kerker bricht.

Ach! dein Sehnen, dein Verlangen,
Deine Freude, deinen Schmerz,
Gieb dein ganzes Seyn gefangen,
Gieb dich Gott gefangen, Herz!
Der die Welt und dich geſchaffen,
Dich geſtellet mitten drein,
Der kann Künſte, der hat Waffen,
Daß du magſt ein Freier ſeyn.

In ſein treues Lieben lege
Deine Freude, deinen Schmerz;
Seine Steige, ſeine Wege
Führen alle himmelwärts,
Und hoch über höchſte Mauren,
Die die Erde um dich zieht,
Fliegt dein Wähnen Sehnen Trauren
Jubelnd auf wie Lerchenlied.

Dann wie wirſt du fröhlich ſitzen
In dem engſten Kerker frei!
Mag es ſtürmen, donnern, blitzen,
Gott iſt immer mit dabei;
Mag die Welt zu Trümmern fahren,
Ihre Schönheit groß und klein,
Der vor Millionen Jahren
Herr hieß, iſt und bleibet dein.

Er bringt das Licht zur Erde,
Das ganze Sternenreich,
Daß alles ſelig werde,
Macht Nähen und Fernen gleich.
Drum woll'n wir fröhlich ſingen
Dem Heiland Jeſus Chriſt,
Vom Dunkel zum Lichte ringen,
Wo er Held und König iſt.

Weihnachtsfreude.

Steh auf! die Sonn' iſt aufgegangen,
Es ſcheint das Licht der Herrlichkeit —
O Seele, ſinge dein Verlangen,
Kling' hell herein die neue Zeit!
Laß heut die frohe Kunde ſchallen
Weit über'n Erdenball ringsum!
Erklinge, ſinge, künde allen
Der Menſchheit Evangelium!

Dies iſt das Licht, dies iſt der Morgen,
Der Vorwelt dünner Dämmerſchein,
Oft leuchtend auf und oft verborgen,
Nun ſcheint er hell zur Welt herein,
Das Liebesräthſel ew'ger Güte,
Der Frommen Hort, der Weiſen Luſt —
Der Sehnſucht ſüße Roſenblüthe
Erblüht nun voll in jeder Bruſt.

Drum ſollſt du, frohe Liebe, klingen,
Daß alle Welt in Wonne ſey,
Mit allen Himmelschören ſingen:
Ihr dunkle Menſchen eilt herbei!
O eilet euch im Licht zu baden!
Der Glanz des Himmels ſtralt herein,
Und jeder Jammer, jeder Schaden
Der Nacht ſoll weggeleuchtet ſeyn!

Kommt all, die ihr tief verloren
In freudenloſer Finſterniß!
Denn Jeſus Chriſtus iſt geboren,
Es ſcheint das lichte Heil gewiß.
O Liebesglanz! o Lebensmorgen!
O wunderbarer Gottesſchein!
Weg Sünden, Schmerzen, Zweifel, Sorgen!
Denn Jeſus Chriſt will unſer ſeyn.

Freude durch den Geiſt.

Fliegt auf! fliegt auf zum Himmel,
Gedanken trüb' und ſchwer!
Entfliegt dem Staubgewimmel!
Es ängſtet euch zu ſehr.
Weg! weg die Traurigkeit,
Die euch mit Wahn umſponnen!
Der Herold aller Wonnen
Ruft Luſt und Fröhlichkeit.

Ja, Herold ſüßer Wonnen,
Du milder Gottesgeiſt,
O gieß aus deinem Bronnen,
Der unverſieglich fleußt,
Geuß Muth und Liebe aus,
Mach' alle freudig inne,
Wie lieblich Gnad' und Minne
Regiert das Vaterhaus.

Das Vaterhaus, den Namen,
Den *Vater Gott*, den *Chriſt*
Das mache feſt wie Amen,
Das lehre, was es iſt,
Das zünd' in Flammen an,
Das blitz' in alle Herzen
Und Erdenleid und Schmerzen
Sind fröhlich abgethan.

Du Rufer hoch aus Sternen,
Du Leuchter durch die Nacht,
Dies Eine laß uns lernen,
Was alle ſelig macht:
Wir ſind die Saat zum Licht
Und ſollen muthig funkeln,
Wie Zeit und Welt auch dunkeln,
Nach oben das Geſicht.

Drum fröhlich, ihr Gedanken,
Drum fröhlich himmelauf!
Der Geiſt bricht alle Schranken
Für euren Flug und Lauf;
Hoch über Noth und Tod
Und Grab und Grabgewimmer
Erleuchten ſeine Schimmer
Das ewige Morgenroth.

Gerecht iſt Gott.

Gerecht iſt Gott und ſeine Gewichtsſteine,
Ausgleichungsgewichte, ſteigen auf der Weile
Beſtändig hin und her, auf daß ſich weiſe
Das ewige Recht Lebendigen und Todten.

Auf daß wahr bleibe jene alte Sage,
Der erſten Wieg' als Schlummerlied geſungen,
Als Troſt dem erſten Sarge nachgeklungen:
Leid überwiegt die Luſt der Erdentage.

Auf daß der Menſch ſich fühl' als der Verbannte,
Vom Lichte herabgeſtoßen tief zum Kerker,
Auf daß er hier ein Schauer ſtiller Werke
Erlauſche, was er einſt bei Gott erkannte.

Auf daß er wiſſe mit den hohen Mächten,
Die droben waltend über Tod und Leben
Des Schickſals dichtes Räthſelgeheimniß weben,
Hienieden nicht um Glück und Freude rechten.

Denn Vogel iſt er ſeines eignen Fluges, —
Das fühlt er ganz in Mitten dieſer Irren,
Die er mit müdem Fittich muß durchſchwirren
Denn Gimpel iſt er ſeines eignen Truges.

Nichts Ungeheures wird ihm zugemuthet,
Nicht übereilt ſind ſeine Rechnung Zeilen;
Doch nimmer mag er ſeine Schuld bezahlen,
Wie viel er auch durchkämpfet und durchblutet.

Dies nur, dies meint der Gnadenvollen Macht.
Knie' nieder, armer Erdenſohn, im Staube!
Knie' nieder, glaube, bete, daß dein Glaube
Nicht wanke vor des Herrſchers dunkler Nacht.

Doch die ſo dunkel iſt, das macht dir's helle,
Das lehrt dich das Verlorne wiederfinden,
Das lehrt dich beten da, wo Worte ſchwinden,
Das weiſt dich ſchluchzend zur Himmelsſchwelle.

Das leitet dich auf weiſen Zwiſchenpfaden,
Die dir geſpenſtiſch Schrecken rings ummalen,
Das läßt den Stern der Treu' und Liebe ſtrahlen,
Den du begrüßeſt als den Stern der Gnaden.

O Stern der Sterne! o du Licht der Lichter!
Wenn ich in ſchlimmen Nächten will verzagen,
Nur deinen blauen Schimmer laß mir tagen,
Dann weiß ich froh: Mein Vater iſt mein Richter.

Friedensgebet.

Gieb Frieden, Herr, gieb Frieden,
Du milder Liebeshort!
Einſt biſt du abgeſchieden
Mit ſüßem Freudenwort:
Euch geb' ich meinen Frieden,
Wie ihn die Welt nicht giebt,
Verheißen und beſchieden
Dem, der mich glaubt und liebt.

Gieb Frieden, Herr, gieb Frieden!
Die Welt will Streit und Krieg,
Der Stille wird gemieden,
Der Wilde hat den Sieg,
Und Unrecht herrſcht auf Erden
Und Lug und Trug und Liſt.
Ach! laß es ſtille werden,
Du ſtiller Jeſu Chriſt!

Gieb Frieden, Herr, gieb Frieden,
Du milder Liebeshort!
Dann wird es ſchon hienieden
Ein Paradieſesort,
Und Sorgen fliehn und Schmerzen
Aus jeder ſchweren Bruſt,
In Freuden blühn die Herzen,
In Lieb' und Himmelsluſt.

Anrufung des Worts.

O Gottes Wort, gewaltig Wort,
Wie führt dein Schwerdt ſo ſcharfen Ort!
Faſt unſichtbar und zart und fein,
Doch bohrt er tief durch Mark und Bein.

O Gottes Wort, gewaltig Wort,
Du Seelenſchrecken, Geiſterhort!
Du ernſt geheime Majeſtät,
Die ſtill durch alle Welten geht!

Bald gleich dem Sturmwind wild und graus
Du fährſt mit Blitz und Donner aus,
Bald freundlich, fröhlich, lieb und lind
Du haucheſt gleich dem Maienwind.

O Wort ſo mächtig und ſo treu!
O ältſtes Wort, doch ewig neu!
Laß deine Schrecken mich durchwehn,
Damit ich lerne Gott verſtehn.

O Wort ſo freundlich und ſo lind!
Durchhauche mich wie Maienwind,
Laß deine Liebe mich durchwehn,
Damit ich lerne Gott verſtehn.

Dann wird mir alles offenbar
Und ſternenhell und himmelklar,
Dann liegt mein kurzes Erdenloos
Geborgen fromm in Gottes Schooß.

O Wort ſo mächtig und ſo treu!
O ältſtes Wort, doch ewig neu!
Du Wort von Liebe, Wort von Licht!
Verlaß mich nun und nimmer nicht!

Grablied.

Auf! laßt uns fröhlich ſingen
Ein Lied von Tod und Grab!
Gar herrlich ſoll es klingen
Ins letzte Bett hinab:
Des Friedhofs ſtiller Hügel
Kein Leben deckt er zu,
Der Geiſt ſchwingt frohe Flügel
Und fliegt der Heimat zu.

Er ſagt der grünen Erde
Die letzte gute Nacht,
Denn Arbeit Noth Gefährde
Sie ſind mit Gott vollbracht,
Die Freuden und die Mühen
Der armen Sterblichkeit —
Nun ſieht er Kränze blühen
Im Lenz der Ewigkeit.

Nun ſieht er hell im Lichte,
Was hier ſo dunkel war,
Des Herzens Traumgeſchichte,
Des Lebens Räthſel klar,
Nun kann er ganz verſtehen,
Was Gott, was Chriſtus iſt:
Wie wohl iſt ihm geſchehen,
Daß er geſtorben iſt!

Drum woll'n wir fröhlich ſingen
Ein Lied von Tod und Grab,
Ein Himmelslied ſoll klingen
Ins Erdenbett hinab!
Die Seele hat gewonnen
Das ew'ge Morgenroth,
Und ſchaut aus heitern Wonnen
Hinab auf Grab und Tod.

Jeſusgebet.

Herr, du mein Licht, mein Heil, mein Leben!
Du ſüßer Heiland Jeſus Chriſt!
Hilf Herr! hilf! laß mich nicht entſchweben
Von dir, wo Seelenfreude iſt,
Wo Einfalt iſt, wo Frieden iſt,
Bei dir, bei dir, Herr Jeſus Chriſt!

Hilf! laß mich nicht im Schein verwildern
Der Welt, die tauſendfarbig gleißt,
Die lockt die Weiſen durchzuſchildern,
So weit das All die Bahnen kreiſt —
O gieb mir deinen ſtillen Geiſt,
Deß Name Lieb' und Demuth heißt!

O könnt' ich ſchaun aus deinem Bilde
Der Welten Ziel, der Menſchen Sein
Mit voller Klarheit, voller Milde,
Dann wäre ſchon der Himmel mein,
Dann täuſchte mich kein Schein vom Sein,
Das Licht der Lichter wäre mein.

O Licht der Lichter! Bild der Bilder!
Du Gottesglanz, du Liebesglanz!
Du Stiller Zauber frommer Milder,
Erleuchte mir die Seele ganz!
Dein Bild drück tiefe ganz mir ein!
Und werde, bleibe ewig mein!

* * *

Troſt zum Neuen Jahr 1840.

An Charlotte von Kathen.

Wie leuchten hell die Sterne
Am blauen Firmament!
Dahin trägt jeder gerne,
Was ihn hienieden brennt,
Die Freuden und die Schmerzen,
Die wechſeln ab und an,
Und was man hegt im Herzen
Und keinem ſagen kann.

Sie leuchten, und ſie grüßen:
Kommt, klagt und weint euch aus,
Die bittern und die ſüßen
Gefühle klagt ſie aus!
Kommt! brechet alle Siegel
Vom tiefſten Herzensſchrein,
Kommt! leſt in unſerm Spiegel:
Es wird verſchwiegen ſeyn!

Wir wandeln noch die Reiſe,
Wie Gott ſie einſt gebot,
Wir ſingen noch die Weiſe
Von Sonn' und Morgenroth:
Das Heilig! Heilig! Heilig!
Des ew'gen Lebens Klang,
Unſterblich und untheilig,
Der Welten Urgeſang.

So grüßen ſie und leuchten
Mit hellem Freudenſchein,
Und die uns Rieſen däuchten
Das müſſen Zwerge ſeyn:
Die finſtern Erdenſorgen
Mit greiſem Angeſicht
Verjagt der Jubelmorgen,
Und alle Welt wird Licht.

Und alle Welt wird Wonne
Zum Chriſtenneuenjahr,
Das uns die neue Sonne,
Des Lebens Licht, gebar:
Durch den die Morgenröthen
Geſprungen aus der Nacht,
Der kann die Sorgen tödten,
Der hat die Kraft und Macht.

Ermunterung.

Was willſt du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch,
Nicht hüben und nicht drüben,
Nicht ferne und nicht hoch!
Sein Seyn iſt allenthalben,
Sein Lieben klingt durch's All
In höchſter Engel Pſalmen,
In kleinſter Vöglein Schall.

Er weiß um deine Schmerzen,
Er weiß um deine Luſt,
Und willſt du ihn von Herzen,
Gleich hat ihn deine Bruſt;
Gleich fällt wie Frühlingsregen
Bei warmem Sonnenſchein
Sein ſüßer Gnadenſegen
Dir voll ins Herz hinein.

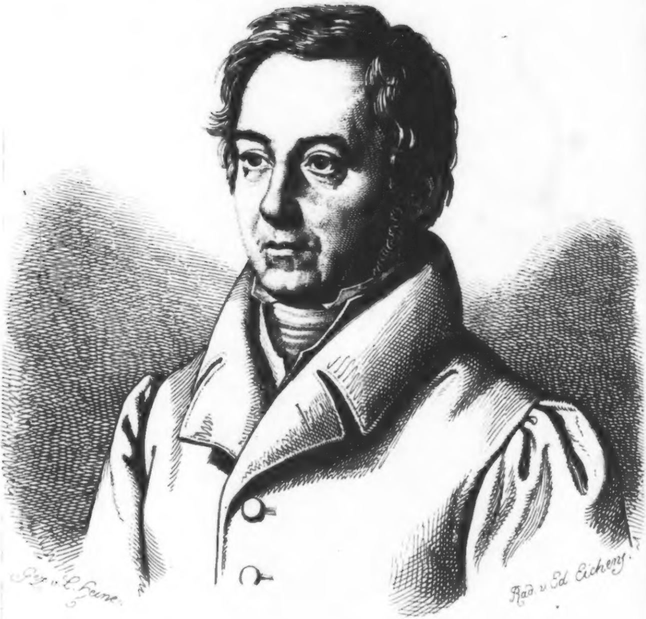
Auf! wirf dein ſchlechtes Grämen,
Dein eitles Sorgen weg!
Verſcheuche alle Schemen,
Die irren deinen Weg!
Du ſollſt im Lichte ſchreiten
Und der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten,
Schloß ewig deine Nacht.

Mag alles ſinken, wanken,
Dies Eine bleibet feſt,
Gedanke der Gedanken,
Der nimmer ſinken läßt:
Das große Licht der Zeiten,
Dein Heiland Jeſus Chriſt,
Wird Stralen um dich ſpreiten,
Wo alles finſter iſt.

Dies wage feſt zu faſſen,
Dies halte treu und feſt:
Den ſchwöre nie zu laſſen,
Der nimmer dich verläßt:
Der dich mit ſeinem Blute
Erlöſt aus Nacht und Wahn,
Will, daß mit hellem Muthe
Du wandelſt deine Bahn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von J. B. Hirſchfeld.



Gez. v. C. Heine.

Rad. v. Ed. Eichens.

EMArndt.

Erinnerungen

aus dem

äußeren Leben

von

Ernſt Moritz Arndt.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.

1840.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt
bei Friedrich Frommann
in Jena.

Ich ſteh, ich ſteh auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.

Dieſen Spruch habe ich in der lieben Heimath oft geſprochen in den Tagen, wo es mir noch luſtig däuchte, im Pfänderſpiel eine hübſche Dirne anzulocken und von ihr mit einem Kuſſe von dem feſten Platze erlöſt zu werden. Es lag nämlich im Mittelalter in der alten herrlichen Stadt Stralſund auf dem Alten Markt ein ſogenannter Breiter Stein, unweit einer andern Stand- und Schau-Stelle, dort Kak, anderswo Pranger genannt. Dieſer Breite Stein hatte weiland gedient wie jetzt die Kanzel zu allerlei feierlichen Ausrufungen und Verkündigungen, namentlich: wann hohe Ehrenſtellen in der Obrigkeit beſetzt werden ſollten, wurden ſie dem Volke durch Ausrufungen von jener Stelle bekannt gemacht; Verlöbniſſe wurden dort verkündigt, Verlobte ſtellten ſich in Feierkleidern dahin, und ließen unter Pauken- und Trompeten-Schall ihre Namen erklingen und ſo jedermänniglich zu Einrede und Einwand aufforbern.

Auf eine ähnliche Weiſe meine ich mich hier auf dem Breiten Stein hingeſtellt zu haben, und nicht an ſeinem Nachbar, wenn ich auch nicht glaube, daß mir wie mit Jugendglück die liebebrennenden Herzen mit Küſſen entgegenfliegen werden. Ich habe hier in einzelnen dünnen Linien die Umriſſe meines öffentlichen Lebens hingezeichnet, meines Lebens, Wollens und Wirkens als deutſcher Mann und Bürger. Beruf dazu hatte ich ſchon deswegen genug, weil es öffentlich vielfältiglich angefochten worden iſt. Danton, ein wälſches Ungeheuer, hat einmal das große Wort geſprochen: *Mein Name ſey geſchändet! nur ſey das Vaterland gerettet!* Aber doch, wenn es nicht die allerhöchſten Dinge gilt, wer mögte ſich freiwillig ſchänden und anprangern laſſen? was hätte das liebe Vaterland des Gewinn, daß irgend eines ſeiner Kinder unverdient für einen Schurken oder Narren gälte? Darum ſtelle ich mich hier auf den Breiten Stein und rufe: *Hier ſteh ich, ein redlicher und verſtändiger Mann. Iſt einer, der meint mich davon auf die Nachbarſtelle hinüberſtoßen zu können, der komme! Ich lebe noch, und will ihn beſtehen.*

Die meine Schickſale kennen, verſtehen die Meinung dieſer Verkündigung. Weiter wüßte ich über dieſe Umriſſe nichts zu ſagen, als daß in Beziehung auf die Schilderung meiner jugendlichen Jahre Manches vielleicht zu breit ausgeführt ſcheinen mögte. Ich glaube nicht, daß mich hier mit einer gewiſſen Breite der Darſtellung die Geſchwätzigkeit des Alters beſchlichen hat, ſondern eine ſehr natürliche Luſt an vergangenen Dingen, die nicht bloß für mich vergangen ſind. Jene Menſchen und Dinge, ja das ganze Leben der Jahre von 1780 und 1790 ſtehen ſchon gleich ein paar Jahrhunderten von uns geſchieden, ſo ungeheure Riſſe haben die letzten fünfzig Jahre durch die Zeit geriſſen. Ich bilde mir ein, jene breiten Bilder ſeyen gleichſam als Bilder längſt verſchienener Tage auch den Jetztlebenden ergötzlich.

Ich ſelbſt? was bin ich, was bin ich nicht unter jenen nun längſt verblaßten Bildern? Wie ich geſagt habe, ein fliegendes Blatt unter Millionen fliegenden Blättern, die auf dem Ocean der Zeiten fortſchwimmen, bis ſie auf immer verſinken. Aber ich ſehe keinen Grund, warum dieſes Blatt, ſo lange es oben ſchwimmt, dulden ſoll, daß man es mit Schmutz bewerfe? Der Sonnenſtrahl der Ehre jedes Einzelnen iſt auch dem Vaterlande heilig; alles Übrige iſt gleichgültig. Vergeſſen auch die Menſchen geſchwind, Gottes Liebe vergißt kein Stäubchen in ſeinem All. Man kann von der Menſchheit und ihrer heiligen unendlichen Beſtimmung, auch von der Beſtimmung jedes einzelnen Sterblichen nicht hoch genug denken; und doch, wenn man ſich die Pilgerwanderung des Einzelnen auf dieſem trugvollen neblichten Planeten, wie er umhertappt und an allen Ecken und Enden anſtößt und ſelten den rechten Pfad findet, in der Wirklichkeit klar vorſtellt, dann ſingt man darüber den Spruch des alten Heiden Pindar: Was iſt einer? was iſt er nicht? eines Schatten Traumbild iſt der Menſch.

Bonn, den erſten des Hornungs 1840.

Am Schluſſe des zweiten Weihnachtstages des Jahrs nach der Erſcheinung unſers Herrn Jeſu Chriſti 1769 habe ich zuerſt das Licht dieſer Welt erblickt, und zwar als ein Wohlgeborner und Hochgeborner, und nach der Meinung Einiger auch als ein Glücklichgeborner. Wohlgeboren konnte ich heißen, weil ich ſtark und geſund an das Licht dieſer Welt fiel, zumal ich ſchon mit dem neunten Monat meines Alters gelaufen bin, was einige meiner Söhne mir nachgemacht haben; Hochgeboren, weil das Haus meiner Geburt damals durch eine hohe ſtattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein ſehr ritterliches und hochadliches Anſehen hatte, und in ſeinen Sälen und Gemächern mit Geſchichten der griechiſchen Mythologie, ja mit dem ganzen Olymp, Jupiter und Juno mit Adler und Pfau an der Spitze, verziert war; Glücklichgeboren, weil Glaube und Aberglaube den an hohen Feſten Hervorgekommenen allerlei Vorzügliches und Wunderſames, als da ſind Wahrſagen, Geſpenſterſehen u. ſ. w. beizulegen pflegt.

Es hätte ſich aber leicht begeben können, daß ich ein recht Unwohlgeborner geworden wäre. Einige Wochen vor dem Ziel meiner Ankunft auf Erden war nämlich in der Feſtung Stralſund vor dem Tribſeeer Thore ein Pulverthurm aufgeflogen, der die nächſten Gaſſen und Hunderte von Menſchen zerſchmettert hatte. Dieſer Knall war längs dem Meere auf drei Stunden Weite mit ſo fürchterlicher Gewalt bis Schoritz durchgeklungen, daß ich darüber in der Mutter aufgeſchreckt worden und ſie in der Angſt wegen meiner ungewöhnlichen Sprünge gefürchtet hatte, ihr würde was Ungrades geſchehen. Sie pflegte mich zur Erinnerung daran, wann ich zu wild war, wohl zuweilen den wilden Pulverjungen zu ſchelten. Doch legte ſie als fromme Chriſtin in ſolche Dinge eben keine Bedeutung, obgleich ſie für die Bedeutung meines Namens Ernſt ritterlich gekämpft und den Namen Philipp, den der Vater von meinem Herrn Paten beliebte, niedergeſiegt hatte: wie denn die Frauen in ſolchen Dingen gewöhnlich zu ſiegen pflegen.

Wie es nun auch um alle dieſe Geborenheiten ſtehen mag, die Wahrheit bekennend muß ich ausſagen, daß der Stamm, aus welchem ich entſproſſen bin, unter anderm niedrigen Menſchengeſträuch ganz tief unten an der Erde ſtand, und daß mein Vater kein beſſerer Mann war, als der Vater des Horatius Flaccus weiland, nämlich ein Freigelaſſener. Er hieß Ludwig Nikolaus Arndt, und war zu jener Zeit Verwalter der ſogenannten Schoritzer Güter. Meine Mutter hieß Friederike Wilhelmine Schumacher. Jene Güter, von welchen meine Geburtsſtätte Schoritz der Hauptſitz war, beſtanden aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerdörfern, und mein Vater war eine Art Oberverwalter und führte den Namen Herr Inſpektor, und ſeine nächſten Unterleute hießen Schreiber. Dieſer Beſitz und ein großer Theil der Güter auf der angränzenden Halbinſel Zudar waren weiland Lehen des rügenſchen adlichen Geſchlechts der von Kahlden. Ein ſehr reicher Herr von Kahlden hatte das damals noch junge und ſchöne Haus auf dem Ritterſitze Schoritz um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebaut, ſeinen ſchönen Beſitz aber um die Zeit des ſiebenjährigen Krieges an einen General Grafen von Löwen verkauft, ſchwediſchen Generalſtatthalter über Pommern und Rügen, und hatte dafür andere große Güter in Pommern wieder erworben. Er war aber durch Krieg und unverſtändige Wirthſchaft zuletzt in ſchlechte Umſtände gerathen, und mußte nun hier in Schoritz, wo er den ſchönen Hof und Garten und mehrere Parks gebaut und angelegt hatte, eine Rolle ſpielen, welche der Volksglaube gewöhnlich Solchen beilegt, die durch ſchwere und gräuliche Unfälle gegangen ſind. Mir hat er die erſten kalten und heißen Geſpenſterſchauer durch den Leib jagen müſſen: denn er machte in einem grauen Schlafrocke, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und ein paar Piſtolen unter dem Arm abendlich und mitternächtlich häufig die Runde auf ſeinem Hofe, indem er zwiſchen den beiden Scheunen über den Damm, der auf das Haus hin führte, langſam in das unterirdiſche Haus und die Keller marſchirte und von da herausſchreitend durch das Gartenthor ging, wo er die Bienenſtöcke muſterte und dann verſchwand. Dieſer war das Geſpenſterſchrecken; aber ein zweites geſpenſtiſches Schrecken, womit der abentheuernde Mund des Geſindes meine und meiner Brüder jugendliche Fantaſie fütterte, waren ein paar mächtige goldige Waſſerſchlangen, welche in dem großen Teiche hinter der Scheune hauſen und den Kühen gelegentlich die Milch abſaugen ſollten. Von dem General Löwen hatte die Güter der Graf Malte Putbus gekauft, aus dem vornehmſten und älteſten Rittergeſchlecht in der ganzen ſchwediſch-pommerſchen Landſchaft, Erblandmarſchall des Fürſtenthums Rügen und Präſident der Regierung in Stralſund.

Mein Vater, im Jahr 1740 geboren, war der Vorjüngſte von vielen Geſchwiſtern, und Sohn des unterthänigen Schäfers Arndt zu Putbus und Darsband. Der Vater dieſes Schäfers war nach der Familienüberlieferung ein geborner Schwede, als ſchwediſcher Unterofficier in's Land gekommen, und hatte ſich in ein Bauerweſen der Herrſchaft Putbus eingeheirathet. Mein Vater war, da der Schäfer in ſeiner Lage leidlich wohlhabend war, und da ſein viel älterer auch ſchon zu einigem Wohlſtand hinaufgekommener Bruder Hinrich ſeine Jugend unterſtützte, fleißig zur Schule gehalten worden und hatte den Unterricht des Kantors und Küſters Jahn zu Vilmnitz bei Putbus genoſſen, eines feinen alten Mannes, deſſen ich mich aus meiner Kindheit noch wohl erinnere, und der für einen ſehr vorzüglichen Orgelſpieler und Rechenmeiſter galt. In dieſer Schule hatte mein Vater eine tüchtige Rechenkunſt und eine vorzüglichſte Handſchrift gewonnen, ſo daß ſein Herr, der Graf, ihn zu einem Haidereiter, wie man ſie damals in Rügen nannte, oder einem kleinen Förſter beſtimmte, und ihn, da er ein hübſcher rüſtiger Burſche war, als ſeinen Jäger in Geſchäften und auf Reiſen mit ſich nahm. Nun brach der ſiebenjährige Krieg aus und der Graf ward zu einer Art General-Intendanten des ſchwediſchen Heers ernannt, das über's Meer kam und die vielen Feinde des großen Friedrich von Preußen vermehren ſollte. Da der Graf die Redlichkeit und Anſtelligkeit des Jünglings erkannt hatte, ſo gebrauchte er ihn nicht nur in ſeiner Kanzlei als Schreiber, ſondern auch zu mancherlei zum Theil gefährlichen und mißlichen Sendungen, namentlich zur Geleitung von Geldfuhren von Hamburg her u. ſ. w., und nahm ihn ſpäter auf mehreren Reiſen nach Stockholm mit. Auf dieſe Weiſe ging mein Vater von ſeinem achtzehnten bis fünfundzwanzigſten Jahre durch eine tüchtige Schule des Lebens, und hatte ſich bei dem Aufenthalte in großen Städten und unter fremden Menſchen, obgleich nur ein dienerlicher Mann, die Art eines gebildeten und gewandten Mannes zugeeignet. Bei ſeinem Herrn aber hatte er ſchon in den erſten Jahren ſeines Dienſtes die Gunſt gewonnen, daß er ihn frei ließ und ihn zu Hauſe in Putbus in Geſchäften der Landwirthſchaft und Schreiberei gebrauchte, bis er ihn zum Inſpektor der Schoritzer Güter machte.

Meine Mutter, im Jahre 1740 geboren, war die Tochter eines kleinen Ackerbeſitzers und Landbauers in dem Kirchdorfe Lanken, eine Meile von Putbus. Auch ſie hatte eine beſſere Erziehung genoſſen, als man von der Lage ihrer Eltern erwarten durfte; denn ſie war mehrere Jahre mit den Kindern eines reichen Pächters zu Garftitz bei Lanken, Namens Bukert, mit unterrichtet worden, und hatte aus der Schule die Anfänge von für die damalige Zeit ganz hübſchen Kenntniſſen zu Hauſe gebracht, ſo daß man ſie zu den gebildeten Frauen rechnen konnte. Sie und ihre Geſchwiſter waren überhaupt geiſtig ſehr begabte Menſchen, mit mancherlei feinen Talenten, beſonders zu Saitenſpiel, Geſang und Bildnerei und allerlei ſinnigen und ergötzlichen Erfindungen. Sie war aber wohl die Krone von allen, ernſt, fromm, ſinnig und muthig, und durch keine Geſchicke ſo zu beugen, daß ſie die Klarheit und Beſonnenheit verloren hätte. Sie ſteht mir noch heute mit ihren ſchönen großen, blauen Augen und ihrer prächtigen breiten Stirn, als wenn ſie lebte und webte, lebendig gegenwärtig.

Schoritz war denn höchſt anmuthig hart an einer Meeresbucht gelegen, welche die Halbinſel Zudar von der größeren Inſel abſchneidet; ein neues noch glänzend geſchmücktes Haus; ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten; dicht daran eine ganz kleine Halbinſel, die aber bei hoher Sturmfluth oft zu einer Inſel ward, mit hohen Birken und Eichen bepflanzt, worauf wir unſre Sommerſpiele zu halten pflegten; gegen Oſten des Hofes ringsum ein prächtiger Eichenwald, in welchem Tauſende von

Ackerraben ihren horſtenden Wohnſitz zu haben pflegten; ein Viertelſtündchen weiter der größere Wald Krewe. Auch ſind mir aus dieſen Tagen noch mehrere Freuden erinnerlich, beſonders die freundlichen Gaben, welche zwei Menſchen uns Kindern faſt allwöchentlich zutrugen. Der erſte war mein Ohm und Pate Moritz Schumacher, damals Verwalter des Hofes zu Putbus. Dieſer ſegelte oder ritt nie nach Stralſund oder Greifswald, ohne daß er bei uns etwas abweges anſprach und Gebäck und Süßigkeiten und anderes Schönes aus ſeiner Taſche ſchüttelte. Der zweite war ein alter preußiſcher Hauptmann von Wotke aus Hinterpommern, der mit ſeinem grauen Gemal auf dem Schoritzer Nebengute Silmnitz eine halbe Stunde von uns wohnte. Noch heute ſchwebt mir das alte gutmüthige und roſig heitre Geſicht dieſes Greiſes vor, der faſt alle Abende zu uns kam und mit dem Vater eine Partie Karten oder Damenbret ſpielte. Am beſten aber hatten wir Kinder es, wann er den Vater nicht zu Hauſe traf; dann nahm der freundliche Alte mich und meinen Bruder Karl auf die Kniee, und erzählte uns Kriegs- und Mord-Geſchichten und andere wunderſame Abentheuer; worauf wir mit unbeſchreiblicher Luſt horchten. An Sonntagen erſchien dann auch die Frau Hauptmannin, immer im vollen Staat nach der damaligen Weiſe, und der Alte dann meiſtens in Montur, mit herrlich gepuderter Paruke, den Degen an der Seite und die ſilbernen Sporen an den Stiefeln. An ſolchen Galatagen und vorzüglich an den hohen Feſten beſcherte er den Kindern ſehr reichlich, und mit Recht ſchwebt ſein liebes Bild nach mehr als ſechszig verlidenen Jahren als das Bild eines milden und freundlichen Chriſtengels vor meinen in Wehmuth dämmernden Augen. Denn dieſer gute Greis war neben den Gaben auch ein Friedensengel, und hat mich und meinen Bruder Karl öfter von verdienter Züchtigung befreit.

In Schoritz wurden alſo die erſten Kinderſpiele durchgeſpielt. Es war im Jahr 1775 oder 76, da zog der Inſpektor Arndt von Schoritz ab, eine halbe Stunde weiter, und ward nun ſein eigener unabhängiger Herr. Der Graf verpachtete nämlich dieſe Güter an mehrere Pächter, und mein Vater ward Pächter von Dumſeritz und Ubechel nebſt einigen Dienſtbauren. Weder er noch die Mutter hatten zu ſolchem Unternehmen hinreichendes Vermögen. Freunde in Stralſund, deren Vertrauen er verdient hatte, ſchoſſen ihm dazu die nöthige Summe vor.

Wir wohnten nun zu Dumſeritz fünf oder ſechs Jahre, ich meine, bis zum Jahr 1780. Wir waren ein Viergeſpann von Buben, und es kam hier bald noch eine Dirne und ein Knabe hinzu; ſo daß in Dumſeritz das halbe Dutzend voll ward, das ſpäterhin noch um zwei Geſchwiſter vermehrt werden ſollte. Dies hier ſind die Jahre der aufdämmernden Kindheit, und aus dieſen ſind mir die anmuthigſten und idylliſcheſten Lebensbilder übrig geblieben, und auch glaube ich, ſie haben meine glücklichſten Tage enthalten. Was nun das Äußere betrifft, ſo waren wir freilich aus dem Pallaſt in die Hütte verſetzt. Dumſeritz war ein häßlicher, zufällig entſtandener Hof, mit einem neuen aber doch kleinlichen Hauſe; indeſſen doch hübſche Wieſen und Teiche umher, nebſt zwei ſehr reichen Obſtgärten, und in den Feldern Hügel, Büſche, Teiche, Hünengräber, alles in dem unordentlichen aber romantiſchen Zuſtande eines noch ſehr unvollkommenen und urſprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, gottlob noch nicht reinlich gemacht und ihre ungeſtörte Wildheit mit Vögeln, Fiſchen, Wild und Heerden deſto luſtiger; auch ſtreiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und ſeinen Hunden folgend, oft darüber hin. Das hatten wir alles zu genießen, behielten aber Schoritz, wo uns ganz nahe befreundete Leute wohnten, und das nahe Silmnitz, worauf Ohm Moritz Schumacher als Pächter gezogen war, eigentlich immer noch als unſre Heimath, weil die Nachbarn und Nachbarskinder immer wöchentlich, oft auch täglich zuſammenliefen. Dies geſchah am meiſten in dem Walde Krewe, wovon ein Theil zu Dumſeritz gehörte, und worin wir bei der Vogelfängerei und Vogelſtellerei meiſtens freundlich, zuweilen auch feindlich zuſammenſtießen. Wir hatten überhaupt ein glückliches Leben. Es war die zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege eine ſtille heitere Zeit und die Menſchen fühlten ſich außerordentlich wohlig und wählig, und ließen bei Beſuchen, Zuſammenkünften und Feſtlichkeiten und bei Reiſen zu entfernten Verwandten die Kinder an allem freundlich mit Theil nehmen. Das Beſte aber war, daß wir mit keinem frühen Lernen gequält wurden und auch dieſe Dumſeritzer Jahre noch ſo ſpielend durchſpielen durften. Das hatte ſeinen guten Grund.

Es hatte nicht ſeinen Grund in der Anſicht oder in dem Willen der Ältern, ſondern in den engen und kleinen Umſtänden derſelben. Es gab keine Schule in der Nähe, und ein rechter ſtudierter Hauslehrer wäre ihnen zu theuer geworden. Einmal kam freilich einer an, ein alter verlegener Kandidat, Sohn eines Kantors in der Stadt Bergen, Namens Herr Krai. Ich erinnere mich dieſer Krähe noch mit Schaudern. Er war früher mit unſerm werthen Hausfreund, Herrn Paſtor Krüger zu Swantow, mehrmals als Gaſt bei uns geweſen, wo wir über ſeinen wunderlich zugeknöpften Rock und ſeine gelbe Paruke gelacht hatten: ein langer dürrer griesgrämiſcher Menſch mit einer ungeheuren Naſe und tiefliegenden ſchwarzen Augen. Welche Angſt aber, als er wirklich bei uns einzog und uns in ſeinem kleinen Zimmer zuſammenkniff! Da waren die wilden Vögel eingefangen. Aber dieſe

Angſt nahm glücklicher Weiſe ein baldiges Ende. Er verließ unſer Haus zu unſerm Jubel etwa nach acht Tagen, indem er meinem Vater in einem Briefe erklärte: er könne nicht bleiben, wo man dem Lehrer der Kinder ſo wenig Achtung erweiſe, meine Tante Soſie habe ihn einen guten Morgen kaum angeknixt, und meine Mutter habe geſtern ſtatt Herr Krai, wie ſich gebühre, lieber Krai geſagt.

Indeſſen liefen wir doch nicht wie die rohen Wildlinge herum, ſondern wurden, wie ich noch meine, für dieſes Alter vom ſechsten bis zehnten Jahre recht gut erzogen. Man höre:

Mein älterer Bruder Karl — ich war der Zweite — ward auf ein paar Jahre nach Stralſund geſchickt, wo er im Hauſe des älteſten Mutterbruders, Friedrich Schumacher, wohnte und in die Schule ging. Ich weiß noch, welch Erſtaunen und Schrecken wir hatten und wie ſich die Geſchichte bald in brüderlichen Spaß auflöſte, als der Junge nach einem halben Jahre einmal zu Hauſe kam und anfangs nicht anders als in hochdeutſcher Zunge ſich mit uns zu unterreden herabließ. Denn das Hochdeutſche waren wir bisher nicht anders als von den Kanzeln oder bei'm Vorleſen aus Büchern oder bei feierlichen Gelegenheiten in den erſten Bewillkommnungen der Beſuchenden zu hören gewohnt geweſen. Wir blieben aber dabei gar nicht hinter ihm: nämlich ich und Bruder Fritz, der Dritte in der Reihe. Die Ältern hielten den Herbſt und Winter, wo ſie am meiſten Muße hatten, ordentlich Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leſeübungen, und machte unſre jungen flatternden Geiſter durch Erzählungen und Mährchen lebendig, die ſie mit großer Anmuth vorzutragen verſtand. Das Leſen ging aber in den erſten Jahren faſt nicht über Bibel und Geſangbuch hinaus; ich mögte ſagen, deſto beſſer für uns. Sie war eine fromme

Frau und eine gewaltige Bibelleſerin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei vier Mal mit ihr durchgeleſen. Das Geſangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden, und den Samstag Nachmittag mußten die Jungen unerläßlich entweder ein aufgegebenes Lied oder das Sonntagsevangelium auswendig lernen. Das geſchah, weil ſie eine ſanfte und liebenswürdige Schulmeiſterin war, mit großer Freude und alſo mit großem Nutzen. Muße aber hatte ſie ungeachtet einer nicht ſtarken Geſundheit, der vielen wilden Kinder und der großen Wirthſchaft, die mit Sparſamkeit geführt werden mußte, mehr als die meiſten andern Menſchen. Wann alles längſt vom Schlaf begraben lag, ſaß ſie noch auf und las irgend ein frommes oder unterhaltendes Buch, ging ſelten vor Mitternacht zu Bette, und war im Sommer mit der Sonne wieder auf den Beinen. Weil ich nun auch ein ſolcher Kautz war, der ſelbſt im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen Lerche (Lewark) zugenannt war, ſo habe ich in jenen Kindertagen und auch ſpäter noch manche Abende und Nächte bis über die Geſpenſterſtunde hinaus mit ihr durchgeſprochen und durchgeleſen.

Weil ich dieſe Leſerei der Vergangenheit hier im Gedächtniſſe wieder überleſe, ſo füge ich ſogleich hinzu, was für dieſe Zeit dahin gehört. Es war wenigſtens auf der Inſel Rügen damals noch die Zeit des ungeſtörten chriſtlichen Glaubens, und meine guten Ältern und die Baſe Sofie, meiner Mutter jüngſte Schweſter, welche mit uns lebte, waren treue fromme Menſchen. Sie hatten in dem Magiſter Stenzler, dem Großvater des jetzigen Profeſſors Stenzler in Breslau, Paſtor in Garz einen vorzüglichen Prediger und Seelſorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigſten Grund verſäumt, bei ſchlechtem Wetter hingefahren, bei ſchönem und im Sommer hingegangen, wo der Bader denn ſeine älteren Buben neben ſich herlaufen ließ. Dieſe durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche nicht fehlen, ſondern mußten zum zweiten Mal über Feld laufen. Wann der Vater dann nicht mitging, ſo gab er uns ſeinen alten Großknecht zum Führer, einen chriſtlichen bibliſchen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein beſonderer Beſchützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines ſehr guten Gedächtniſſes erfreute und großen Eifer und viel Beleſenheit in der Heiligen Schrift hatte, ſo prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magiſter eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der oberſten Stelle, und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüſten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil ich nun bei'm Auſſagen und Verleſen große Zuverſicht hatte und es da, wie blöd ich ſonſt auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, ſo rechnete der alte treue Jakob ſich das gleichſam zu ſeiner Ehre an, und ging wie triumphirend mit mir zu Hauſe.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indeſſen war die Schule unter den Geſpielen in Feld und Wald und auf Wieſen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beſte. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie auf's liebe Ungefähr herumlaufen, ſondern wußte es meiſtens ſo einzurichten, daß wir bei dem Herumſpringen und Herumſpielen irgend etwas auszurichten und zu beſtellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angeſtrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unſern kleinen Kräften auch ſchon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Ärndte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Roſſetummler, der eigentlich den mir abgeſtrittenen Namen Philipp hätte haben ſollen, ein flinker Roſſehüter. Ich ärndtete wegen meiner ſorgſamen Gewiſſenhaftigkeit nicht miszuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die erſehnten leuchtenden Abendröthen, wo ich fröhlich meine Kuhheerde in den Hof trieb und dann geſchwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirſch-Baum kletterte, wo ich ſüße Beute für mich wußte. Meiſtens aber hatte die freundliche Baſe Soſie ſchon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unſer gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umſtände der Familie und durch den Karakter der Ältern beſtimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und ſtreng und Kinder und Geſinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Ältern und Herrſchaften immer im gehörigen Abſtande gehalten. Es ward ſelbſt in den unteren Ständen im Allgemeinen eben ſo ſehr, als man ſich jetzt lotterig oder ungezogen gehen läßt, nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit geſtrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beſchäftigte die Jungen meiſt draußen herum, im Hauſe aber überließ er ſie, wie es in dieſem Alter ſeyn mußte, faſt ganz der Mutter. Die Mutter war von Karakter ernſt und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Werth legte, auch kein Bedürfniß davon hatte. Dieſe Frau, welche ihre irdiſchen Sorgen und Geſchäfte ſo treu und eifrig erfüllte, lebte doch faſt wenig von irdiſcher Luſt und irdiſchem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Thee iſt faſt jemals über ihre Lippen gekommen, Fleiſch hat ſie wenig berührt, ſondern ſich von Brod, Butter, Milch und Obſt ernährt. Dieſes mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir älteren Burſche ſind faſt ſtreng erzogen worden. Eben ſo wenig ward uns in Beſchuhung und Bekleidung Weichlichkeit geſtattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu beſtellen, der Vater ſchrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward geſattelt, der Junge drauf geſetzt, und ohne Mantel und Überrock, es mogte Sonnenſchein oder Regen und Schneegeſtöber ſeyn, mußte er mit ſeinem Gewerb fortgaloppiren. Ja der Vater noch jung und kräftig, fühlte mit unſerer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter Stunden weit mit klingendem Einſpänner-Schlitten zu Verwandten oder Freunden, ſo mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhucken, und, wenn ſie fror, nebenbei ſpringen, um ſich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hauſe auf einem Stuhl oder Bett eingeſchlafen lag, während die Männer Karten ſpielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr Nachts aufrüttelte und ich ſchlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht abſichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert ſeyn mußte, wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibiſch plinſende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beſchädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andre dergleichen Nöthe betraf, welche die Jugend ſich ſelbſtwillig oder gar muthwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, ſo mogte ſie zuſehen, ſie vor den Augen des Vaters zu verſtecken, geſchweige, daß ſie bei ihm Hülfe oder Mitleid hätte ſuchen können. Kam dergleichen zufällig vor ſein Angeſicht, ſo ward neben Schmerz und Noth Muthwille und

Unvorſichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böſe Fälle von Bäumen oder Pferden, Verſinkungen und Wiederherausreißungen in Waſſer und unter Eis, wie alltäglich waren ſolche Geſchichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralſund und Magiſter Stenzlers nebſt vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unſre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durch's Eis einbrach und ſchon einmal verſunken war, als mein Bruder Karl mich bei'm Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den naſſen triefenden Kleidern in die Geſindeſtube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In dieſem Zuſtande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Geſellſchaftszimmer erſcheinen. Die Männer ſpielten L'hombre; die Frauen ſaßen am Theetiſch und eine las aus dem Siegwart vor; und ich Armer ſtand ſcheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, ſo ſehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zahnklappte. Da erſchien meine Retterin, die gute Tante Sofie; ſie fühlte zufällig meinen naſſen Rock, zog mich in's Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes naſſes Abentheuer und erbarmte ſich meines Elends. Flugs war ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angethan, und ſo in's Bett. Die naſſen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und den andern Morgen erſchien ich zierlich und wohlgemuth wieder in der Geſellſchaft. Die Baſe aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind ſchon genug geplagt worden bin, mein Wegſchleichen entſchuldigt.

Ich habe eben geſagt, daß damals alles nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit ſtrebte. Dies ging durch alle Klaſſen durch bis zu denen hinab, welche an die allerunterſten gränzen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelaſſener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunſt der Umſtände ſich ein bischen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein ſchöner ſtattlicher Mann und hatte ſich durch Reiſen und Verkehr mit Gebildeten ſo viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutſchland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verſtand und Lebensmuth Vielen überlegen, und war in vielen Dingen geſchickter, ſchrieb ſein Deutſch und ſeinen Namen richtiger und ſchöner, als die meiſten Landräthe und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübſcher anſtändiger Mann, wenigſtens für das Ländchen Rügen, wie die Menſchenkinder dort damals mit einander verkehrten, und hielt mit den würdigſten Geiſtlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarſchaft Umgang. Man behalf ſich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerſt wohlfeil und das Geld alſo ſehr theuer war, mit der leichten nordiſchen Gaſtlichkeit, welche in unſerer Landſchaft durch die ſchwediſchen Sitten, woran ſie ſich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müſſen, vielleicht im ganzen Norddeutſchland die frohherzigſte war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundſchaftlichſte und herzigſte mit einander um. Von den Geiſtlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zudar und ein von der Lanken öfter in unſerm Hauſe. Mein frommer und freundlicher alter Chriſtengel von Wotke war leider ſchon ſeit einigen Jahren wieder in ſein hinterpommerſches Kaſſubien gezogen.

Verſteht ſich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt Pächterjungen blieben, arme kleine Geelſchnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürſtiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch ſchon ihre Bücklinge machen, und wie!

Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Feierſchmäuſen, Hochzeiten u. ſ. w. was waren das für Anſtalten und Zurüſtungen auch bei ſo kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780. Alſo ſtehe es!

Es ging bei ſolchen Gelegenheiten in dem Hauſe eines guten Pächters oder eines ſchlichten Dorfpfarrers ganz eben ſo her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derſelben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich ſteifer und ungelenker, alſo lächerlicher und alberner.. Es war nur der Parukenſtil oder der heuchleriſch wälſch und jeſuitiſch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenſtil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die franzöſiſche Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langſam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knickſungen bewegte ſich die rundliche Frau Paſtorin und Pachterin mit ihren Mamſellen Töchtern gegen einander, um die Hüften wulſtige Poſchen geſchlagen, das oft falſche dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgethürmt, die Füße auf hohen Abſätzen chineſiſch in die engſten Schuhe eingezwängt, wacklicht einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weiſe eben ſo ſteif, aber doch tüchtiger. Bei dieſen hatten die großen Bilder des ſiebenjährigen Krieges den wälſchen Geſchmack etwas durchbrochen. Man mogte mit Recht ſagen, es waren die komiſchen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und ſeiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Kniee aufgezogen, ſchwere ſilberne Sporen daran, um die Kniee weiße Stiefelmanſchetten, in den Händen ein langes ſpaniſches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den ſteif einpomadirten und eingewächſeten Locken und der langen Haarpeitſche —

da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbſt dieſe kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten ſchon mit heran. O es war eine ſchreckliche Kopfmarter bei ſolchen Feſtlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeſchlagenen Stunde, bis der Zopf geſteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgethürmt waren. Da ward, wenn drei vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden ſollten, mit Wachs und Pomade drauf geſchlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wann die armen Knaben nun in die Geſellſchaft traten, mußten ſie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küſſen.

Das Poſſierlichſte bei dieſen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutſchen Sprache, welcher damals in jenem Inſelchen auch für Überaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil Wenige damit ordentlich umzugehen verſtanden, ohne dem Dativ und Akkuſativ in einer Viertelſtunde wenigſtens einige hundert Maulſchellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigſtens die erſten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Verſammlung einer Geſellſchaft hochdeutſch zu radbrechen; erſt wann die erſte Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die erſten Beklemmungen, welche der Überfluß von Komplimenten verurſacht, über einer Taſſe Kaffee verſeufzet waren, ſtieg man wieder in den Alltagsſocken ſeines gemüthlichen Plattdeutſch hinunter. Auch franzöſiſche Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Wälſche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour) und a la Wundor! (a la bonne heure!), oder an die Fladrun (flacon), wie das gnädige Fräulein B. ihre Waſſerflaſche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wann ſie zu Roß zuſammenſtießen, ſich mit ſolchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

Ich galt in dieſen Tagen für einen treuen, gehorſamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungeſtümen und trotzigen, für einen ſolchen, der gern ſeinen eignen Weg ging. Mein Bruder Karl war ein leichter, gewandter und liebenswürdiger Wildfang, zu Roß und zu Fuß der Kühnſte und Geſchwindeſte, ſpäter im Jünglingsalter ſo geſchwind, daß er im Laufe nie ſeines Gleichen gefunden hat. Fritz, zwei Jahre jünger als ich, war mild und gleichmüthig, ein geiſtiges Kind und körperlich noch ſehr zart. Die andern waren klein. Ich war zugleich trotziger und blöder als beide und konnte von Fremden ihnen gegenüber daher leicht in's hintere Regiſter geſtellt werden.

Große Angſt hab' ich meinen guten Ältern in Dumſeritz einmal gemacht; in wirklicher Lebensgefahr bin ich dort zweimal geweſen.

Die Angſt. Es war einen Abend, einen jener thauloſen Abende, wo man bei'm Mondſchein wohl bis zehn elf Uhr das Korn noch einzufahren pflegt. Die Arbeit war geendet, Menſchen und Kreaturen zu Hauſe, und die meiſten auch ſchon zur Ruhe — ſiehe! da fehlte, als man die Köpfe überzählte, meine Kleinigkeit. Eine halbe Stunde geduldete man ſich meiner Abweſenheit, weil man gewohnt war, daß ich ſchon in jenem Alter auf eigenen Wegen und Stegen wohl einſam auch im Dunkeln umherſtrich; endlich aber ward man unruhig, und als es gegen die Mitternacht ging, ſtellte ſich der ängſtliche Gedanke ein, ich mögte in irgend einen Teich gefallen, übergefahren ſeyn, oder gar das Gräßliche, ich ſey vielleicht in der Scheune irgendwo im Stroh eingeſchlafen und von raſch übergeworfenen Garben zugedeckt und lautlos und klagelos erſtickt. Alles lief nun ſuchend umher. Meiner Baſe Sofie fiel ein, ſie habe mich den vorigen Abend, wo die Binderinnen unweit dem Dorfe Preſeke Gerſte banden, im Mondſchein längs dem Meeresſtrand hingehen und dort lange am Ufer ſitzen und gegen die pommerſchen Geſtade und den reitzenden Bilm hinſchauen ſehen; vielleicht ſitze ich dort wieder und erluſtige Herz und Augen. Da war ſie denn hingelaufen und hatte an dem Ufer weithin jeden Dornbuſch und Diſtelbuſch durchgeſtöbert, ob ich etwa dahinter verſteckt oder eingeſchlafen ſey. Aber vergebens. Nach langem und vergeblichem Suchen waren aus der liebenden Bruſt und dem hellen Munde Klagegetön und Weherufe hervorgebrochen und endlich bis zu dem verlornen Schläfer hingeklungen. Ich war nämlich plötzlich und geſpenſtiſch, durch die Mondſcheinnebelgeſtalten hinſtreichend, neben ihr erſchienen und hatte ihr bei ihrem Erſtaunen einen alten Hagedornbaum, wie ſie in Rügen in den Feldern hie und da ſehr groß und kraus ſtehen, gezeigt, wo der müde Junge ſich abendlich hingehuckt hatte und eingeſchlafen war. Sie riß mich nun mit geſchwindeſten Schritten zu Hauſe. Ich langte bald vor dem richterlichen Angeſicht der Ältern an, kam aber diesmal, da der Zorn durch die Angſt gemildert war, mit leiſen Verweiſen davon.

In Lebensgefahr bin ich geweſen: das eine Mal, als ich unter das Eis gerathen war und mein Bruder mich faßte und herausholte; das zweite Mal, als nichts Geringeres als ein Wagenrad mir über den Kopf gelaufen war. Ich hatte mich nämlich auf einem großen vierſpännigen Ärndtewagen in's Feld fahren laſſen, war bei'm Zurückfahren des beladenen Wagens neben dem Knecht auf das Beipferd geſtiegen, und bei einem Sprunge deſſelben herabgefallen — und ſiehe ein Rad des Wagens war mir hinter dem Ohre ſo über den Kopf gegangen, daß Haut und Haar blutig abgeſtreift worden. Doch war dem Knaben der Schädel nicht zerbrochen, ſondern er blutete nur tüchtig. Wahrſcheinlich hat, wie ſo oft im Fahren geſchieht, das Rad, das mich nicht voll treffen ſollte, erſt einen Sprung über einen Stein und alſo halb in der Luft leichthin über meinen Kopf gemacht; ſonſt bleibt es unbegreiflich. Hier ſalbte und wuſch die gute Tante mich wieder, damit ich nicht anderswo gewaſchen würde. Als die Wunde vernarbte, durfte die Begebenheit unſchädlich erzählt werden.

Dies waren Unfälle, und dergleichen nebſt andern Nöthen mögen wohl mehr über unſre Köpfe hergefahren ſeyn; aber ſie ſind längſt vergeſſen, und es tauchen aus jener jetzt ſo fernen Vergangenheit nur Bilder von Freudenerinnerungen auf. Nur eine einzige bittere Erinnerung nahm ich mit, und zwar die Erinnerung der erſten lügenhaften Ungerechtigkeit, die an mir gefrevelt iſt und die auf lange hin einen tiefen Stachel in mir zurückgelaſſen hat. Denn des Unrechts, das ein lieber freundlicher Vater den Kindern ein paar Mal mit dem Stock und der Ruthe angethan hat und das nach dem Brauche jener Zeit ein ziemlich allgemeines Unrecht war, will ich nur kurz gedenken. Dieſes Unrecht beſtand darin, daß der kleine Trotzkopf, wann er gezüchtigt ward, nicht weinen noch viel weniger für die erlittene Strafe ſich bedanken und handküſſen wollte; weswegen er in Verhältniß gegen ſeine thränenreicheren Brüder gewöhnlich die doppelte Beſcheerung erhielt.

Es war Herbſtjahrmarkt zu Gartz. Die ganze Dumſeritzer Familie war bei dem Herrn Magiſter Stenzler zu Mittag geweſen und fand ſich nachmittäglich um den Kaffeetiſch der alten verwittweten Paſtorin Magiſterin von Brunſt ſitzend, deren Mann vorlängſt auch Pfarrer des Städtchens Gartz geweſen. Dort in dem vollſten Gewimmel von Damen und Herren, als der Herr Magiſter mich vorzeigte und als einen fleißigen Schüler lobte, erhob ſich aus dem Kreiſe der Damen eine damals noch junge roſige und mit den ſchönſten ſchwarzen Muſchen auf den Wangen gezierte und mit Federbüſchen und ſeidenen Bändern den Kopf umflatterte Mamſell, die Schweſter der Frau Magiſterin Stenzler, Mamſell Dittmar aus Greifswald, und machte gegen mich die förmliche Anklägerin. Der Gegenſtand der Anklage war aber folgender:

Mein Bruder Karl und ich traten, wenn wir Vormittags in die Kirche gingen, häufig in dem Hauſe des Herrn Magiſters ab, wurden auch oft zu Mittag da behalten, um Nachmittags in das Katechismusexamen zu gehen, und dann den Reſt des Sonntags mit dem Sohn des Hauſes, Lorenz Stenzler, und einigen Junkern von Kahlden, welche gewöhnlich auch da waren, zu verſpielen. Da ging es denn natürlich in dem Garten des Herrn Magiſters, auf dem alten Gartzer Schloßwall der weiland heidniſchen Feſtung Carenza und bis in den Wald von Roſengarten hinein luſtig und wild jugendlich und knabenlich her. Hühnerneſter und Eier in Scheunen und auf Speichern, Vogelneſter in Hecken und Wäldern, Igel und Gewürm unter Sträuchen und Blumen ſuchen, und was anderer Jungenheid und Knabenheit mehr iſt, nebſt wilden Sprüngen und Spielen — das alles fehlte natürlich nicht. Nun hatte man aber einige Tage vor dem Jahrmarkt in dem Garten des Herrn Magiſters gefunden, daß mehrere hinter einem kleinen Schuppen ſtehende Miſtbeetenfenſter zertreten waren, und die Spuren von Knabenfüßen daneben. Davon entſtand in der Geſellſchaft zufällig die Rede, und die roſige ſchwarzbemuſchte Mamſell fuhr heraus: „Wer das gethan hat, iſt nicht zweifelhaft, das „iſt der wilde Monſieur Moritz, der immer wie ein loſes Füllen „daherſpringt und mit ſo kecken Sprüngen über die Büſche und

„Blumen wegſetzt.“ Mit dieſen Worten wieſen ihre Blicke auf mich, ſo daß ich ſelbſt den Unbekannten in dem Kreiſe gezeigt ward. Auch meine Ältern ſchienen der Ausſage Glauben beizumeſſen; nur die Tante Soſie rief eben ſo zuverſichtlich, als die Anklage geſprochen hatte, in die Geſellſchaft hinein: „Nein, der „Moritz hat es gewiß nicht gethan, der iſt wohl wild, aber er pflegt „nicht gern etwas zu beſchädigen.“ Der Moritz aber, der die Glaszerbrecher wohl kannte (Bruder Karl und Herr Lorenz Stenzler waren bei'm Balgen auf das Miſtbeet gefallen) ging wie ein beſchneiter Hund von dannen, und machte ſich in den Stall zu dem Kutſcher, um ſo unbemerkt und unſichtbar als möglich zur Zeit der Abfahrt zu den Übrigen in den Wagen zu ſteigen. Zu Hauſe gab es denn des Abends noch eigne Scheltungen und Warnungen, wogegen ich weiter nichts thun konnte, als meine Unſchuld betheuren, jedoch ohne die Verbrecher anzugeben.

Dies begab ſich, wie ich meine, in dem letzten Jahre unſers Dumſeritzer Lebens, und ſank tief in mein Herz. Ich weiß, daß ich nimmer in's Haus und in die Geſellſchaft zu bringen war, wenn die Frau Magiſterin und ihre muſchige Schweſter uns beſuchen kamen, ſondern mich ſo lange zu den Hirten oder in die benachbarten Bauerhäuſer, beſonders zu meinem Spielgeſellen Ludwig Starkwolf verlief, und mich dort ſo lange enthielt, bis ich vermuthet oder erlauſcht hatte, daß die grauenvollen Menſchen weg waren. Selbſt gegen den verehrten und freundlichen Herrn Magiſter ward ich etwas ſcheu, weil ich meinte, er hätte bei der Anklage, die ſelbſt meine guten Ältern verlegen und ſtutzig machte, meine Vertheidigung übernehmen müſſen.

So waren hier in Dumſeritz bei Gartz die erſten Knabenjahre verfloſſen. Im Jahr 1780, wenn ich mich recht erinnere, zog mein Vater von Dumſeritz ab in die nordweſtliche Ecke der Inſel, eine Meile von Stralſund, wenn man das zwiſchenſtrömende Meer mitrechnet. Er übernahm zwei ſundiſche Güter, Grabitz und Breeſen, nebſt zwei Bauerdörfern, Gieſendorf und Gurvitz, deren Bauren Hofdienſt leiſteten, oder vielmehr er kaufte ſich das noch auf vier Jahre rückſtändige Pachtrecht derſelben mit einer ganz bedeutenden Summe von einem Oberſten von Schlagenteufel. Der Vater dieſes Oberſten war im Munde des Volks faſt zu einer mythiſchen Perſon geworden. Er war ein Hüter der Schaafe geweſen, wie mein Großvater ſeliger, und es war dem jungen Hirten gelungen, ſich eine gute Nacht unter die mondſcheinlichen Tänze der Unterirdiſchen einzuſchleichen und einem der kleinen Lilliputter ſein unverlierbares Käppchen nebſt Glöckchen, woran das Glück ihres Daſeyns geknüpft iſt, zu entreißen. Das hatten die kleinen Leute von ihm mit großen Schätzen wiedergelöſt, und dafür hatte er ſich das Gut Grubitz gekauft, welches, ich weiß nicht, durch welche Verhandlung, aus ſeiner Hand in den Beſitz des Kloſters St. Jürgen vor Rambin gekommen war. Genug, der Schäfer war plötzlich reich und Eigenthümer eines hübſchen Gutes und endlich Edelmann geworden. Seine Söhne waren in herzoglich braunſchweigiſche Dienſte getreten, und mehrere derſelben hatten als Officiere in den braunſchweigiſchen in Englands Sold gegebenen Regimentern gegen die junge nordamerikaniſche Freiheit gefochten. Einige von ihnen, worunter auch der Oberſt, kauften ſich ſpäter Rittergüter in Pommern. Mit einem derſelben, dem Major von Schlagenteufel, einem ſehr würdigen Mann, begegnete mir eine Joſephsgeſchichte, die mich hätte eitel machen können. Als er aus Amerika zurückkam, beſuchte er ſeine Heimath und auch ſeine Geburtsſtelle Grabitz, und ließ ſich meines Vaters Fünfzahl von Buben vorführen. Nach der Muſterung griff er mich heraus, und ſagte zum Vater: „Wenn Sie mir einen der Jungen ſchenken wollen,

„nehme ich dieſen.“ Neben mir ſtand mein Fritz, ein ganz anderer Kerl, aber damals kränklich und winterweich; und ich erröthete in mir, und fühlte, daß der Herr Major ſich vergriffen hatte.

Die Güter Grabitz und Breeſen mogten etwa zwölf bis dreizehn Laſt jährlicher Ausſaat haben; das hübſche Dorf Gieſendorf ſtieß dicht an Grabitz. Die Gegend war nicht ſo romantiſch als die um Schoritz und Dumſeritz, welche gleichſam ſchon die Angränze der paradieſiſchen Meerbuchten und Wälder von Putbus ſind. Indeſſen wir waren gottlob wieder an's Meer gekommen, fanden reichliche Obſt- und Blumengärten, und auch noch ein paar Wäldchen, die Lau*) bei Grabitz, den Tannenwald bei Breeſen, und den größeren noch näheren Tannenwald an dem Kloſter St. Jürgen vor Rambin. Wir hatten die Herrlichkeit des Binnenmeeres faſt mächtiger als bei Schoritz und Dumſeritz. Es bildet nämlich das Meer von dem Gellen bei Barhöft**) und Pron an der pommerſchen Küſte und von der Inſel Hiddenſee ab einen drei bis vier Stunden tiefen und drei bis eine Stunde breiten Buſen, wohinein die Oſtſee bei Nord- und Nordoſt-Stürmen gewaltig zurückſchlagend ſtrömt. Unſer Grabitz lag auf einer kleinen Erhöhung an fetten weitgeſtreckten Wieſen und Weiden, die längs einem halben Dutzend Höfen und Dörfern weit am Strande hinlaufen. Wir hatten bei mächtigen Stürmen die ſchauerliche Freude, daß ſich die Wogen etwa funfzig Schritt von unſerm Hofe heranwälzten. Alle Wieſen waren dann ein einziger unendlicher See, und welche Wonne, wenn ſolches im December oder im Januar geſchah und ein geſchwinder Froſt die Waſſer in metallfeſtes und metallſpiegeliges Eis verwandelte!

---

*) Lau, Loo: Wald.

**) Barhöft: Bergehöft der Wogen. Bar nord. Woge, franz. la barre.

Hier ging das Leben und die Weiſe, wie es mit uns und unſrer Erziehung und Unterweiſung gehalten ward, im Ganzen ſo ziemlich nach dem Dumſevitzer Zuſchnitt fort; nur daß wir endlich in eine ordentliche Schule eingeſperrt wurden. Es kam ein Hauslehrer, wahrſcheinlich ein ſehr wohlfeiler, weil kein theurer bezahlt werden konnte oder weil wir für einen ſolchen noch zu jung zu ſeyn ſchienen. Dieſer, Herr Gottlob Heinrich Müller, hatte ſchon zehn Jahre und länger ſogar die Söhne von Edelleuten und reichen Eigenthümern unterrichtet; wie ſollte er denn für die Knaben eines armen Pächters nicht gut genug ſeyn? Herr Müller war ein Sachſe aus dem Städtchen Chemnitz, hatte dort die Schule bis an den Studenten hinauf beſucht, war aber nicht Student, ſondern im ſiebenjährigen Kriege Soldat geworden. Ich glaube, er hat erzählt, die Preußen haben ihn zum Soldaten gepreßt, darauf die Schweden ihn gefangen, als ſchwediſcher Unterofficier hatte er ſich endlich zur Ruhe geſetzt und für den Korporalſtock die Faſces des Orbilius ergriffen. Es war ein kleiner vierſchrötiger Mann mit einem runden breiten Kopfe und buſchigen weißen Brauen, unter welchen ein paar blitzende blaue Augen hervorfunkelten; trug immerfort Kamaſchen, einen dick bepuderten mit zwei großen Locken gezierten und mit einem ellenlangen dünnen Haarzopf behangenen Kopf, und führte, wann er ſpazieren ging, ein langes ſpaniſches Riet in der Hand; ſeine Bewegungen waren ſcharf und eckig wie auf dem Paradeplatz, ſeine Haltung ſtrack, ſeine Stimme hell, ſein Blick funklig, ſein ganzes Weſen Ehrlichkeit, Redlichkeit und Zorn. Er unterrichtete uns und die ſehr hübſche und ſchelmiſche Tochter eines Nachbarn, des Herrn Lange, welche ſpäter an einen Paſtor verheirathet worden, im Schreiben, Rechnen, Chriſtenthum und etwas Geſchichte und Erdkunde und einem bischen Latein. Ich ſage ein bischen, denn er ſelbſt wußte von allem kaum ein bischen mehr. Das Facit war, wir lernten in den zwei Jahren, die der gute ſoldatiſche alte Mann bei uns war, faſt wenig zu, wenn es nicht ein Vortheil war, daß das Sitzfleiſch mit einiger Regelmäßigkeit eingeübt ward, und daß er mit ſeinem ächt ſächſiſchen eifrigen Lutherthum und durch Geſang und Katechismus das äußerliche Chriſtenthum in uns feſter machte. Er war ein ächter Sachſe, wie ich ſie im Erzgebirge und Voigtlande ſpäter habe kennen lernen, ein eben ſo redlicher und gutmüthiger als auflodernder und zornmüthiger Mann, hatte dabei ſeinen alten Unterofficiers- oder Lehrer-Stolz, der das Pächtergeſchmeiß — wie er uns freilich leiſe gelegentlich merken ließ — und beſonders den ungehobelten Pöbel der Bauern und Tagelöhner tief verachtete. Hier ein paar Anekdoten von ſeiner Art, welche uns, ſeine Schüler, noch zwanzig und dreißig Jahre nach ſeinem Grabe bei ähnlichen Gelegenheiten oft ergötzt haben:

In Grabitz ſtand ein altes ungeheuer großes, aber ſchlechtes und gichtbrüchiges Haus, worin die ſtarke Familie und das nicht kleine Geſinde des Pächters ſich nothdürftig behalf. In dem kleineren und jüngeren Backhauſe ſtießen einige Zimmer an den ſchönen Baumgarten, wohin Herrn Müllers Wohnung und Schule verlegt ward, welche auch künftig ihren Sitz dort behielt. Vorn am Eingange in dieſem Backhauſe hatte aber in einem Kämmerchen ein kleines zierliches Knechtchen meines Vaters ſeinen Sitz, welches wegen ſeiner abentheuerlichen und bajazziſchen Streiche, Schnurren und Einfälle Jahre lang auf dem Hofe gehegt und etwas verhätſchelt ward. Dieſes Kerlchen war wegen ſeiner Gewandtheit und Behendigkeit und wegen allerlei flinker und luſtiger Ausrichtungen und Anſtellungen, womit es die Einförmigkeit unſers ſtillen Landlebens durchſchnitt, bei den Frauen und Kindern, welchen er zu allen Späßen, Spielen und Dienſten bei Tage und bei Nacht immer fertig war, beſonders gut angeſchrieben. Dieſes muntre Männchen, das als Knecht mit Knochenarbeit wenig bezahlen konnte, hieß Papier, und ward nur das Papierchen, von Herrn Müller das Badierchen oder verächtlich gar das Badierſchnipelchen genannt. Da er in laufenden Beſtellungen nach Rambin und der Alten Fähre viel gebraucht ward, ſo mußte er oft auch den Müllerſchen Läufer machen. Dieſer hatte dem kleinen Menſchen, da er ſich über eine mitternächtliche Sendung durch Eis und Schnee beklagt hatte, einſt mit ſeinem langen Rohre dräuend zugerufen: „Wie der Mann iſt brät man ihm die „Wurſt.“ Das Badierchen hatte dies Wort aufgegriffen und unter dem Geſinde verbreitet, bei welchem Herr Müller hinfort nur der Wurſtbrater hieß, ein Ökelname *), den auch ſeine Schüler in ihrer Unart leider zuweilen gebrauchten.

Unter ſeinen Schülern kam ich, als der in ſeinem Trotze oder vielmehr wegen ſeines Trotzes Gehorſame, wohl am beſten weg; der leichte bewegliche Karl und die ſchöne, unruhige und lebhafte Katharina Langen wohl am ſchlimmſten; Fritz im mittlern Maaße, welchem er doch einmal in Beziehung auf ſeinen herrlichen Kopf im Zorne zugeſchrieen hatte: „Friedrich, aus dir will ich einen Kerl „machen, aber Prügel mußt du haben;“ welches Wort begreiflicher Weiſe auch ein Sprichwort unter uns ward.

Das Schwerſte und Mißlichſte für die Schüler war die Geſangſtunde, welche des Morgens als Schulanfang gehalten ward. Der Alte ſang mit deſperat heftiger und kreiſchender Stimme, und es war ſelbſt der Furcht oft unmöglich, ſich eines verſtohlnen Kicherns zu erwehren. Da ward denn nach der guten alten Geiſtli-

---

*) Ökelname, ſo ſpricht man in Vorpommern, nicht Ekelname. Von öke (auch,) verwandt. Alſo nur ſo viel als Beiname.

chen Weiſe mitten im Singen drunter gehauen, daß die Späne flogen, jedoch ohne daß der Geſang dadurch im mindeſten aufgehalten wäre. Am gefährlichſten aber ward es, wenn der Alte von den Seinigen Beſuch bekam. Er hatte nämlich in Stralſund eine verheirathete Tochter, bei welcher ſeine Frau wohnte, und ſeinen Sohn, einen jungen Bäcker. Die kamen denn zuweilen Samſtags oder Sonntags zu uns über's Waſſer und blieben die Nacht und hielten Montags früh vor dem Frühſtück und der Abreiſe gewöhnlich noch den Morgengeſang mit uns. Ich weiß nicht, ob die alte Frau, ſonſt gar ein beſcheidenes freundliches Mütterchen, von ihm eingefangen war, aber ſie hatte ſeine helle durchgellende und durchquiekende Manier, ſo daß ſie gewöhnlich den ganzen Geſang in Verwirrung brachte; wobei er denn doch mit großer Mäßigung des Zorns nur mit den Worten drein ſprach: „Mutter, du mußt Ton halten;" was auch als Scherzwort noch lange durch die Münder laufen ſollte.

Ich war indeſſen vierzehn Jahr und mein Bruder Fritz zwölf Jahr alt geworden, Karl war wieder nach Stralſund in die Schule geſchickt. Herr Müller ward verabſchiedet, und Herr Gottfried Dankwardt, Kandidat der Theologie, nahm ſeine Stelle ein. Zu dieſer Veränderung hatten die Freunde meines Vaters, die Herren Stempler und Krüger, und die Vorſtellungen meiner Mutter den Anſtoß gegeben. Dieſer Herr Dankwardt war der Sohn eines Arztes aus der Stadt Barth in Pommern, damals etwa ein Fünfundzwanzigjähriger, ein kleiner, blonder, fröhlicher und beweglicher Mann, in ſeinem innerſten Weſen voll Freundlichkeit und Frömmigkeit, obgleich von dem Genieweſen der Sturm- und Drang-Periode, welche in jenen Tagen von 1770 bis 1785 herrſchte, ſtark angeweht und durchgeweht. Dies gab ihm manche Wunderlichkeiten und Schwierigkeiten, welche wir Jungen wenig gewahrten, woran ſich aber Mutter und Tante anfangs oft ſehr ſtießen. Der Vater aber, der einen tiefen Sinn für alles Rechtſchaffne hatte, nahm ſich des Herrn Dankwardt treulich an, und ſetzte ihn bald im Hauſe in das rechte Verhältniß.

Dieſer gute und liebe Mann iſt drei Jahre unter uns geblieben und hat ſein Leben und Wiſſen in Liebe und Treue mit uns getheilt. Es war ein redliches Herz, ein guter Kopf, ein leidlicher Lateiner, mittelmäßiger Franzoſ, ein bißchen Engländer, Grieche faſt gar nicht, indem das Griechiſche in jenen Tagen bei den Prüfungen der Kandidaten des Predigtamts nicht einmal gefordert ward. Dieſes und das andre Gewöhnliche, was Hauslehrer alles lehren ſollen und zu lehren pflegen, hat er mir und meinem Bruder Fritz nach Vermögen mitgetheilt, und wir haben daher ſein Andenken in Ehren gehalten, wie er denn auch, ſo lange mein Vater lebte, als er Paſtor zu Bodenſtede bei Barth und auf der Halbinſel Darß war, immer deſſelben lieber und willkommener Hausfreund geblieben iſt. Er war nicht nur ein guter frommer Lehrer und ein treuer frommer Paſtor, wie man die Worte im gewöhnlichen leichten Sinn ausſpricht, ſondern ſeinem innerſten Weſen nach ein tapferer und begeiſterter Kernmenſch, in deſſen kleinem zarten Bau eine mächtige Seele hauſte. Da er während der über mich verhängten Unterſuchung wegen einiger bei mir gefundener und beſchlagener Briefe aus den Jahren 1810 und 1811, worin er ſich über den damals blühenden und glühenden ſpaniſchen Aufruhr nach ſeiner Weiſe ausgeſprochen hatte, auch von Staats- und Gerichtswegen befragt worden iſt, und ich dem Ehrenmann Mühe im Alter gemacht habe, da er mir in meiner Jugend keine gemacht hatte, ſo muß ich von dieſem kleinen tüchtigen Menſchenkern ſeinem theuern Andenken zu Ehren hier ein Beiſpiel überliefern, das er ſelbſt in angeſpannter Zeit gegeben hat.

Als im Winter 1807 der franzöſiſche General Mortier Stralſund berannt hatte, waren rings in die Dörfer an den pommerſchen Küſten franzöſiſche Wachpoſten gelegt; ſo auch in dem Kirchdorfe Bodenſtede unweit Barth dem Dars gegenüber. Dieſe hatten angefangen nach wälſcher Weiſe mit den Weibern und Töchtern Überſpiel zu verſuchen. Das konnten dieſe Dörfler nicht leiden, Männer an die mächtigſten Gefahren und gelegentlich auch an Pulver und Blei gewöhnt*). Sie ſchaarten ſich im gerechten Zorn, die Franzoſen erſchracken vor ihrer Zahl und Rüſtigkeit, wurden entwaffnet, gebunden, eingeſchifft, und etwa funfzig Mann ſtark nach Stralſund an die Schweden als Gefangene abgeliefert. Das war eine kurze Freude. Die That erſcholl in dem franzöſiſchen Lager und ein Kommando von mehreren hundert Mann ward abgeſandt das Dorf zu beſtrafen. Der Schulze und mehrere Älteſte von Bodenſtede wurden gefeſſelt und ſollten erſchoſſen, das Dorf ſollte geplündert, angezündet und abgebrannt werden. In dieſer großen Noth, als die Gefeſſelten den ſicheren Tod erwarteten, trat der kleine Herr Paſtor vor, und redete den wälſchen Befehler mit den kühnen Worten an: „Mein Herr, Sie haben die Unſchuldigen gegriffen, ich „bitte, laſſen Sie dieſe Männer los, die ſind die Unſchuldigen und „Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, „mich erſchießen Sie, wenn Gott es Ihnen erlaubt, mein Haus „verwüſten und verbrennen Sie, ich bin der Verführer, der einzige Schuldige. Ich habe dieſen armen Bauren gepredigt, daß „ſie bis auf den letzten Mann für ihren König ſtehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch thun müßten.“ Dieſe Worte, aus kühnem und tapferm Herzen geſprochen, rührten den Wälſchen; er ließ die Gefangenen losbinden, legte ihnen eine leidliche Geldſtrafe für ſeine Truppen auf, und ließ zum Zeichen, daß er die befohlne Abbrennung des Dorfs ausgeführt habe, einige elende leere Hütten außerhalb des Dorfs, wo die Fiſcher ihre Häringe zu räuchern pflegten, niederbrennen. Dieſe That des Pfarrers war groß, größer die des edlen Wälſchen, der ſeinen böſen Muth bezwang. Warum habe ich ſeinen Namen nicht erfahren können?

---

*) Auf der Halbinſel Dars und in den Dörfern auf den gegenüberliegenden Küſten wohnt ein ſchöner kräftiger Menſchenſchlag, deſſen Gewerbe in der Jugend gewöhnlich das kühne Element des Meeres iſt. Als ich im Winter 1817 meinen alten Meiſter zu Prerow auf dem Dars, einer reichen Pfarrſtelle, wohin er von Bodenſtede befördert war, zum letzten Mal beſuchte, ſtießen mich und meinen Bruder Karl zwei herrliche ſchlanke Männer mit langen eiſenſchlagenen Stangen in fliegenden Schlitten über das ſpiegelglatte Eis hin, welches damals zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel eine Brücke geſchlagen hatte. Beide trugen engliſche Ehrenmünzen, hatten engliſches Jahrgeld. Sie hatten auf der Victory des Admirals Nelſon die Schlacht von Trafalgar mitgemacht. Der Schulze in Bodenſtede, in deſſen Hauſe ich mit dem Herrn Paſtor mehrmals zu Tiſche geſeſſen bin, war in ſeiner Jugend Steuermann eines Weſtindienfahrers geweſen.

Mit Herrn Dankwardt begann nun ein neuer Abſchnitt in dem Leben der Jungen und eine Art der Schule und des Umgangs wie ſolcher, die da vorhaben Bücherleſer oder Studenten zu werden, welche der Schwede nach der Haupteigenſchaft, wodurch ſie ſich auszeichnen ſollen, Leſekerle nennt. Es gab der Kandidaten in der Nachbarſchaft mehrere, welche zuſammen wöchentlich etwas einem Klub Ähnliches hielten, wo ſie ſich beſprachen und auch ihre Leſebuben zuſammenführten. Auch ließen ſie und die Prediger der Inſel in einer recht anſehnlichen Leſegeſellſchaft alles Neueſte der ſchönen und leichten Literatur rundlaufen, wovon natürlich auch uns und unſerm Hauſe ſein Theil zu Gute kam. Von den Knaben, welche durch dieſen Kandidatenklub zuſammengeführt wurden, waren unſer nächſter Nachbar Gottlieb von Kathen, ferner Buslaf von Platen und Chriſtoph von Schmiterlöw die gewöhnlichſten Spielgeſellen. Dieſer Chriſtoph war der allgemeine Spaßhammel. Er hieß nur der lange Stoffel, zuletzt gar der Löwe in der Wüſte; denn der Herr Koſegarten hatte ſeine ſchöne Tante beſungen und in ſein Gedicht ein Abentheuer von einem Ritter Schmiterlöw eingewoben, der vor tauſend Jahren weiland in den Kreuzzügen den Löwen in der Wüſte erſchlagen. Das ward ein Stichwort gegen unſern langen Helden, der es im preußiſchen Dienſt doch bis zum Oberſten eines Dragonerregiments gebracht hat, und wann wir uns dieſen damals noch ſehr ungeleckten und ungelenken Löwen zuwarfen, klang es „Smit den Löwen her!" (Wirf den Löwen her!) Die ſehr langen und tapfern Smiterlöwen — denn ſie galten alle für Eiſenfreſſer — waren übrigens vor etwas über hundert Jahren noch nichts als gute Kaufherren und Rathsherren in Stralſund: auch ſchon Würdigkeit, denn ein Rathmann in dieſer Hauptſtadt des Landes Rügen galt ſchon längſt einem Ritter ebenbürtig.

Von den Kandidaten waren Herr Theobul Koſegarten, Lehrer zu Götemitz, und Herr Neſtius, Neffe des berühmten und gelehrten Probſtes Piſtorius zu Poſeritz, wohl die ausgezeichneteſten. Darunter fuhr öfter von Greifswald herüberbrauſend der wilde Johann Hagemeiſter, ein ſtürmiſcher genialiſcher Jüngling, der aber ſpäter ein ſchönes Talent liederlich verſauſt und verbrauſt hat. Dieſer und der überfliegende Koſegarten zündeten Manches an und erregten das Leben, das aber bald wieder in ſtilleren Wellen hinfloß: denn der Vater hieß Zucht und Ordnung und die Mutter Beſonnenheit und Klarheit; das enge Gefäß des Vermögens ließ auch keinen weiten und brauſenden Wellenſchlag zu.

Außer dieſen mit Herrn Dankwardt verkehrenden und wechſelnden Jünglingen kamen uns die alten Hausfreunde nicht abhanden. Herr Magiſter Stenzler und Paſtor Krüger ſprachen häufig bei uns ein, und machten bei ihren Stralſundsfahrten gewöhnlich eine kleine Ausbeugung von der Landſtraße nach Grabitz, wo ſie mit den Ihrigen eine Nacht oder zwei ſchliefen. Auch ſie trugen uns manche gute Bücher und Anweiſungen in's Haus. Dies konnte beſonders von Stelzner gelten, der nicht bloß ein vortrefflicher Prediger, ſondern auch ein bedeutender Gelehrter war und eine ausgeſuchte Bücherei hatte. Die Häuſer dieſer geiſtlichen Herren, ſo wie das unſers Ohms Moritz Schumacher zu Silmnitz, dann zu Rentz bei Gartz und des Pächters Dalmer zu Schoritz wurden in der guten Jahrszeit von unſerm Herrn Kandidaten und uns auch recht fleißig beſucht. Gewöhnlich ging die Karawane den Sonnabend Mittag aus und kam Montag Nacht wieder heim. Es waren aber nur Spaziergänge von zwei drei Stunden.

Außer dieſen Freunden waren in Stralſund Verwandte, Bekannte und Geld- und Geſchäfts-Freunde des Vaters, die bei der Nähe von Grabitz, welches zur Alten Fähre nur eine Stunde hat, die Samstage und Sonntage fleißig zu uns herauspilgerten. Sie brachten gewöhnlich Wein oder die Zuthaten zum Punſch mit. Unſer Federhof lieferte Gänſe, Schruthähne, Enten, Hühner und Tauben und das gute Gewehr meines Vaters Haſen, Repphühner, wilde Enten und die herrlichſten Schnepfen, wovon der Strand und ſeine weiten Wieſen wimmelten, in großer Menge. Es war damals überhaupt eine große allgemeine Gaſtlichkeit auf der Inſel, die zum Theil wohl noch beſteht, obgleich die Seebäder und ein wimmelnder Anzug und Durchflug von reiſenden Pilgern da wohl etwas Eintrag gethan haben mögen. Es ging ungefähr her wie in den Tagen des berühmten Gelehrten und Grobians Samuel Johnſon, als er mit ſeinem Amanuenſis Bothwell Nordſchottland und ſein weſtliches Inſelmeer bereiſte und bei Landedelleuten, Pächtern und Pfarrern die Freude der Trinkhörner und

Muſcheln in Bewegung ſetzte. Man fuhr, wenn der fröhliche geſellſchaftliche Trieb aufſtieg, unangemeldet zu den Nachbarn oder Freunden; mogte man zu Fünfen oder zu Funfzehen kommen, man kam willkommen. Umſtände wurden nicht viel gemacht; Fiſche, Gefieder, Geräuchertes und Geſalzenes fehlten faſt nirgends; Zucker, Kaffee, Thee waren in dem faſt gar nicht bezollten Lande ſehr wohlfeil; Bier und Branntwein fehlten nimmer, ſelten auch ein Glas Wein; immer aber war die ungeſchminkte Gaſtlichkeit und Herzigkeit da. Dies war etwas ſo Abgemachtes, daß, wenn z. B. ein oder zwei wohlgepackte Wägen eben angeſchirrt ſtanden und abfahren wollten, und dann etwa ein dritter Wagen vorfuhr, der die Abfahrenden beſuchen wollte, man dieſen flugs wieder umwenden und mit zu denen, welche man beſuchen wollte, fortrollen hieß. Auch für die Nacht, wann ſchlechte Wege oder böſes Wetter die Heimfahrt nicht erlaubten, war in den meiſten Häuſern durch die Menge der reichlich gefüllten Federbetten geſorgt. Unſre ſundiſchen Freunde brachten denn auch ihre Jugend mit, unter welchen wir mehrere treue Kameraden gewannen, welche uns neue Spiele und Künſte zubrachten, beſonders mehrere Arten Ballſpiel und die Luſt des Schiffbauens und Segelns auf unſern vielen Teichen, und für die Spiegeleisbahn des Winters den Schrittſchuhlauf, wie für den Sommer die Freude des Vogelſchießens. Für dieſe der großen Hauptſtadt nachgemachte Sommerluſt ward auf dem kleinen Tannenberg auf unſrer Weide hart bei Gieſendorf, der Bakenberg zugenannt, eine mächtige Stange mit einem Vogel aufgerichtet, nach welchem wir oft zwei drei Tage ſo lange mit Flitzbögen und Bolzen ſchoſſen, bis das letzte heruntergeſchoſſene Stück einen der Schaar zum König machte. Das gab dann, gewöhnlich in der Pfingſtwoche, eine große Feſtlichkeit. Es ward ganz nach ſundiſcher Weiſe mit großer Feierlichkeit unter dem Klang von Pfeifen und Hörnern vom Hofe ausmarſchirt, einige mit Maien und Kränzen geſchmückte Zelte waren aufgeſchlagen, worin Butterbrod, Kuchen und Punſch gereicht ward und wozu in der Regel die Menge Junge und Alte unſrer ſundiſchen Freunde und der Nachbarn geladen wurden.

Dieſe Luſt erinnert mich einer böſen Unluſt, die ich erzählen muß und die wahrſcheinlich in eines der letzten Jahre unſers Grabitzer Lebens fällt. Bruder Fritz und ich hatten zu der Schützenfeierlichkeit als Einladungsprogramm jeder ſein Gedicht gemacht. Dieſe wurden vorgeleſen, und des Fritzens Worte gewannen als die wirklich luſtigen und witzigen bei der zuhörenden Verſammlung einen glänzenden Sieg, meine hochtönenden und bombaſtiſchen aber fanden keinen Anklang. Hier faßte mich der böſe Neidteufel, und da der Fritz mir eben mit etwas in den Weg trat, rügte ich es derber, als recht war, und zwar mit dem beſchämenden Gefühl des Neides.

Jetzt muß ich endlich einer Stelle ganz beſonders erwähnen, wohin von mir wenigſtens ſelbſt bis in die ſpäteren Jahre, wo ich ſchon zwiſchen den Dreißigen und Vierzigen ſchwebte, wie zu einem feſtlichen Orte zu Fuß, Roß und Wagen viel gewallfahrtet worden iſt. Dieſe Stelle heißt Poſewald, eine kleine Stunde von Putbus, und ein zu Putbus gehörendes Gut. Dort wohnte der Patriarch unſrer Familie, der alte Hinrich Arndt. Zu dieſem, meines Vaters treueſtem Bruder und Freund, ward gewöhnlich im Herbſt und Winter, oft auf mehrere Wochen, gezogen, zur Zeit, wo Äpfel, Birnen und Nüſſe reiften, wo die Bienenſtöcke abgeſtoßen wurden, und wann die Jagd begann. Der alte Graf Malte ließ nämlich ſeine Pächter ohne Umſtände die kleine Jagd treiben; nur die Pürſch der Hirſche hatte er ſich vorbehalten. Der alte Ohm aber und mein Vater, eigentlich alle

Vaterbrüder, waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn, und hielten ſich die vorzüglichſten Flinten und Jagd- und Hühner-Hunde; mein Vater war vielleicht der Meiſter von allen, und nicht leicht flog eine Schnepfe unbeſtraft vor ſeinem Rohr vorüber. Wie oft bin ich am Strande auf der Jagd gegen dieſes Geflügel oder auf der Abendblinke gegen die wilden Enten, oder auf den Brachfeldern gegen die Myriaden Brachvögel als Diener mit ihm gegangen und habe mit dem herabfallenden Gevögel die Waidetaſche füllen müſſen! Wenn ſie nun hier in den waldreichen und buſchreichen Revieren von Poſewald, Nadelitz und Süllitz, welche Güter mein alter Ohm als Pächter inne hatte, mit ihren Hunden ſtreiften, ſo ward ich gewöhnlich auf's Pferd geſetzt und zu beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, woran die armen Haſen und der Familie von Malepart geſchwind abgeſtreifte Bälge aufgeknüpft wurden. Das mußte dann von Morgen bis Abend, oft durch Sturm, Regen und Schneegeſtöber, ſo fortgehen — denn die Männer waren damals noch in einem rüſtigen waidlichen Alter — und ich durfte nicht muckſen, wie ich vor Näſſe und Kälte innerlich auch oft ſchaudern mogte. Auch muckſte ich nicht: denn es gab dabei ſo viele Abentheuer, und der alte Hinrich war ein ſo poetiſcher und romantiſcher Menſch, daß ich doch immer meine Ausbeute dabei fand.

Ich nenne den alten wackern Bauren poetiſch und romantiſch, und ſollte eigentlich dieſes Ländchen Putbus ſo nennen, welches mit ſeinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opfer-Steinen, Küſten, Inſeln und Halbinſeln ſelbſt ganz eine Romanze und ein Gedicht iſt. Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war nur ein Bild davon, oder vielmehr, er bildete es in Sitte und Geſpräch ab. Es war ein ſchöner Mann, von mittlerem Wuchs, eines edlen Geſichts, blondem Haar und blauen Augen, faſt immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und ſorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen ſchönen Naturgeiſt, und eben deswegen gar kein Bedürfniß künſtlicher Vergnügungen. So ſpielte er zum Beiſpiel wohl die Geige, aber nie die Karten, und ſaß, wann er ſeine Feldarbeiten überſehen und beſorgt, oder ſich auf der Jagd ermüdet, und der Gaben Gottes, die auf ſeinem Tiſch immer in der reichſten Fülle aufgetragen wurden, mit uns genoſſen hatte, abendlich und mittäglich vor dem Thore ſeines Hofes auf breiten Steinen, und hatte es dann gern, wenn man ſich da zu ihm ſetzte und ſich die Mährchen und Abentheuer der Gegend, den Sprung des nordiſchen Helden Olaf Trygveſon in's Meer *) — da, wo der Kirchthurm von Wuſterhuſen ragt, iſt ein König mit der goldnen Krone in's Meer geſprungen; noch blinkt ſein Kopf mit der goldne Krone in der Johannismitternacht hervor — und die Geſchichten der Schlachtfelder dieſer Küſten, wo Karl der Zwölfte und der alte Deſſauer mit einander gerungen hatten, von ihm erzählen und die Kanonenkugeln herbeitragen ließ, die ſeine Leute aus den Feldern um Nadelitz ausgepflügt und aus den Gräben und Teichen ausgegraben

---

*) Dahlmann in ſeiner Dän. Geſch. Thl. I. ſetzt dieſen Sprung, ich weiß nicht warum, in den Sund. Die Sagen von dem berühmten Normannskönig ſetzen ihn an die Küſten, dieſen Putbuſſer Geſtaden gegenüber. Dieſe erhalten für die Örtlichkeit eine Beſtätigung durch die geographiſche Beſtimmung der Schlachtgegend. Sie nennen einen Ort, der noch jetzt da iſt, nämlich die Inſel Svoltbar, hinter welcher die verbündete Flotte der nordiſchen Könige und des norwegiſchen Jarls auf das Auslaufen Olafs aus der Peene gelauert und bei ſeinem Erſcheinen hervorgeſegelt ſeyen. Dieſe Inſel kann nach dem dumpfen Laut, wo das Volk de Zoudar ausſpricht, keine andre geweſen ſeyn, als die Halbinſel Zudar, welcher noch jetzt alle größeren Schiffe, die von Stralſund aus in's weite Meer wollen, vorbeiſegeln müſſen.

hatten. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ ſich gern erzählen, wußte Mancherlei von rügenſchen und ſchwediſchen Begebenheiten, und hatte ſich aus manchen alten Kroniken, die auf ſeinem Kannbrett lagen, auch für die allgemeine und deutſche Geſchichte Manches herausgeleſen. Das Beſte aber war der Mann ſelbſt, den man ſich aus ſeinen Worten und Thaten mit Freuden herausleſen konnte. Er war immer herzig und beherzt und quoll aus dem Kreiſe ſeines beſchränkten Lebens immer von Scherzen und Schwänken über. Keine Luſt und kein Spaß war ihm zu luſtig, nur unſittlich durften ſie nicht ſeyn, und er pflegte gern den Spruch zu führen — ich weiß nicht, woher er ihn hatte —: „Doktor Luther hat geſagt, wenn Gott keinen Spaß verſtünde, mögte ich nicht im Himmel ſeyn.“ Ich nenne ihn den Patriarchen: das war der glücklich geborne Menſch wirklich; redlich, frei, tapfer und hülfreich, wann und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und ſeine Weltregierung Unglück und Trübſal meiſtens ſtill und leicht neben und unter ſich hingehen und richtete ſich am Sonnenſchein des Lebens bald wieder auf. Mein Vater, ein Menſch mit leicht beweglichem und reitzbarem Gefühl, war ihm ſehr unähnlich, auch körperlich, ein großer, ſtarker, brauner Mann; weil ſie aber mit ihren Verſchiedenheiten einander ergänzten, hatten ſie ſich nur um ſo lieber. Als der Älteſte des Hauſes und als geborner Patriarch hatte er nicht allein unter ſeinen Verwandten großes Anſehen, ſondern genoß auch unter allen Nachbarn einer großen Achtung, und hieß nur Vater Arndt, duldete auch von ſeinem Geſinde keinen andern Namen. Das Wort Herr war ihm verhaßt, wenn jemand ihm damit aufwarten wollte; er meinte, nur ſein Graf Putbus ſey ein Herr — und er hatte wohl nicht Unrecht. Kraft dieſer Würde anerkannter Vaterſchaft durfte er auch Manches, was man von andern Männern nicht mit gleicher Geduld hingenommen hätte. Mir gab er, als ich ſchon im Jünglingsalter ſtand, weil ich über den König von Schweden ein mißfälliges Wort geſprochen, eine klingende Schelle mit den Worten: „Junge, ſollſt du ſo von unſerm König ſprechen?“ Einen andern Verwandten, welchem ſeine Frau Zwillinge in die Wiege gelegt hatte und welcher über dieſen Segen Gottes die Hände zuſammenſchlug, warnte und ſchalt er mit den Worten: „Du feiger Menſch! meinſt du nicht, daß Gott wird erhalten können, was er geboren werden läßt?“ So blieb er bis an's Ende. Ich und meine Brüder beſuchten ihn ein halbes Jahr vor ſeinem Tode (er ſtarb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, ſaß mit ſeinem alten Mütterchen ſchon zuſammengefallen in ſeinem Stübchen, aber die alte Lebensflamme zuckte bei unſerm Anblick friſch auf. Er ſetzte ſich mit uns zu Tiſch und ließ Wein auftragen, und ward faſt beredt wie in längſt verſchienenen Tagen, und ſagte bei'm Abſchied ganz beherzt: „Kinder, ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann ſollt ihr recht fröhlich ſeyn und von dieſem Wein trinken: denn ich habe mit Gott mein Lebenlang ein frohes Leben geführt.“

Dies war der Patriarch. Noch ſaß in einem ſtillen Stübchen eine liebende und freundlich lächelnde Parze am Spinnrocken, des Patriarchen Mutter und meines Vaters Mutter, deren alte Tage der treue und fromme Sohn mit der größten und zärtlichſten Sorge und Liebe gehegt und gepflegt hat. Das war das Bild einer ſchönen und ſtattlichen Alten, das Angeſicht meines Vaters, bräunlich und ſchön wie König David weiland, auch ſie immer herzig und wohlgemuth; hat 96 Jahr auf Erden gelebt und mit ihren Küſſen manchen Segen auf meine Wangen und mein Haupt gedrückt.

Nun müſſen auch ihre andern Söhne heran, die ich in jenen meinen Jugendtagen und ſpäter hier und dort und in der Gegend geſehen habe, auch dieſe alle durch Stärke und Reiſigkeit berühmt und in ihren jungen Jahren auch durch heftige und armbrechende Geſchichten; weswegen in der Umgegend wohl von dem ſtarken heißen Arndtsblut die Rede ging. Es ſchien der Ahn, der alte ſchwediſche Unterofficier, in dem Geſchlecht lange verhalten zu wollen, und dies Blut ſoll auch in dem jüngeren Stamm der Söhne und Enkel hin und wieder etwas heiß hervorgequollen ſeyn. Da war der eine Holländer (Kuhpächter) zu Darsband, früher geſtorben, deſſen ich mich nur dunkel aus meiner Kindheit erinnere; ein anderer, Johann Arndt, Putbuſſer Förſter in der Granitz, von Geſicht und Wuchs dem Hinrich ähnlich, aber milderen und weicheren Gemüths, auch ein rüſtiger Jäger, Vogelſteller und Fiſcher, mit einer ſehr geſchickten Hand, ſo daß er allerlei künſtliche Arbeit weben und ſchneiden konnte. Dieſer hatte in der alten Schwedenſtärke alle ſeine Brüder übertroffen, ſo daß ihn in ſeinem jugendkräftigen Alter auch ein mächtiger Ringer nicht hatte aus der Stelle rücken können. Endlich die beiden Jüngſten, Jochim und Chriſtian, Zwillinge, die auf meinen Vater gefolgt waren. Der Jochim war auch ein kleiner Pächter, nicht hoch von Wuchs, aber ſehr gewandt und lebensrüſtig, auch voll angeborner Schneidigkeit und Kräftigkeit, ein Sorgenlos und Sauſewind, wie ich keinen andern gekannt habe; aber das galt nur für ſeine Feierſtunden: denn er war in ſeinen Arbeiten ein ſehr ordentlicher verſtändiger Mann. Dieſen habe ich erſt ſpäter kennen und erkennen gelernt. Er war fein und hübſch von Gebärde, mit leuchtenden Augen und feſteſtem Blick, von der Art, die auch der Teufel nicht aus der Faſſung bringen mögte. Mehr Verſtand, klares Urtheil und heiteres Weſen habe ich in wenigen Menſchen geſehen; daher war er bei all ſeiner windigen und gutmüthigen

Luſtigkeit zuweilen ſcharf, indem ihm die meiſten Menſchen wie Dummköpfe oder Träumer erſchienen. Er war in den Jahren von 1804 bis 1812, wo ich wenigſtens wechſelnd mich in der Heimath aufhielt, viel in meinem väterlichen und in den brüderlichen Häuſern, und da habe ich in manche Nacht tief hinein mit ihm geſeſſen, geſpielt und geplaudert. Denn das bedurfte er. Wann die Zeit kam, wo die andern Menſchenkinder ſchlafen gehen, dann bat er noch gern ein paar Geſellen, drei vier Stunden in Karten oder Geſpräch mit ihm durchzuſpielen und ihm über die Nacht hinzuhelfen. Denn in ihm zeigte ſich die eigenthümliche Erſcheinung, daß er in Verhältniß zu andern Sterblichen kaum die Hälfte der Stunden zum Schlaf bedurfte. Obgleich er in ſeiner Jugend ein ſehr arbeitender Mann geweſen, ſo genügten dem ſechszigjährigen Manne doch zwei drei Stunden dazu. Dies war eine Naturbeſonderheit, die ſich darin offenbarte, daß ihm zwiſchen elf und zwölf Uhr, wann es gegen die Mitternacht ging, das ſtarke Haupthaar wie im Schweiß gebadet ordentlich zu rauchen begann.

Der Nebenhäusler dieſes Jochim, der Chriſtian, war in ſeiner Jugend als ein wilder und freudiger Geſell davon gegangen und von dem berühmten preußiſchen Dragonerregiment Anſpach und Baireuth eingefangen worden, worin er es bis zum Wachtmeiſter gebracht. Auch er lebte als ein Ab- und Überſtändiger in ſeinen ſpäteren Jahren in dem Hauſe des Poſewalder Patriarchen, hoch und ſchlank, ein Zwölfzoller, und auch von ungewöhnlicher Stärke, noch mit den Spuren ehemaliger Schönheit. Er gehörte mit zur Poeſie dieſes Hauſes, indem der alte freundliche und ſanfte Menſch unerſchöpflich war, aus den Kreiſen ſeines Lebens allerlei ſoldatiſche und volkliche Geſchichten und Mährchen zu erzählen; aber ſein vorzüglichſter Zauber für uns beſtand in ſeiner ſchönen klangreichen Stimme, mit welcher er eine Menge luſtiger Volks-, Jäger- und Soldaten-Lieder abzuſingen wußte. Er war nach dem ſiebenjährigen Kriege Dragoner geworden, und hatte unter dem großen König nur den Bairiſchen Erbfolgekrieg oder den ſogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht. Von dem alten König Fritz erzählte er mit Wohlgefallen zwei ihm begegnete Geſchichten.

Nachdem er ihn bei der Muſterung des Regiments das erſte Mal nach ſeiner Heimath gefragt und erfahren hatte, er ſey aus Rügen aus der Grafſchaft Putbus, hatte er ihn die erſten Jahre bei der Heerſchau freundlich auf die Wangen geklopft und gerufen: „Ach! der ſchöne Putbuſſer!“

Im Bairiſchen Erbfolgekriege hatte der König, die Vorpoſten durchreitend, von den öſtreichiſchen Plänklern der Kundſchaftung der Stellungen wegen irgend einen Gefangenen gewünſcht; aber man hatte keinen öſtreichiſchen Huſaren auf flinkem Pferde erjagen können. Da ließ der preußiſche Oberſt, der die Vorpoſten befehligte, eine Büchſe holen und rief den Dragoner Arndt, einen ihm als wohl zielender Jäger bekannten Schützen, heraus. Dieſer ſprang vom Pferde, lud die Büchſe, ſah den König an, und ſprach: „Aber nur das Pferd, E. Majeſtät“, und mit den Worten ſtürzte ein Huſarenſchimmel, der Arndt geſchwind auf ſein Roß, den laufenden Huſaren eingeholt und zum König gebracht. Der König drückte ihm zwei Goldfritzen in die Hand, mit den Worten: „Brav, mein Sohn! Nicht unnütz einen Menſchen erſchießen.“

Auch gebe ich von ſeinen Soldatenliedern hier ein recht karakteriſtiſches, und wünſchte nur, ich könnte gleich die Muſik dabei ſetzen. Hier iſt es:

In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzet mit der Königin
Von Ungern und von Böhmerland
Gar luſtig wohl auf dem Plan.

Sie tanzeten ſo vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf ward dumm,
Ein ſolcher Tanz koſtet Muth —
Doch wenn ich's wiederum recht bedenk',
So thut es mich von Herzen kränk'n:
Meine Kameraden liegen in dem Blut.
Da heißt es nicht: Bruder, komm' herein!
Hier iſt gutes Bier, hier iſt guter Wein.
Nein, da koſtet es Fleiſch und Blut.

Potz tauſend! ei! ei! ei! ei! ei!
Eins hätt' ich bald vergeſſen:
Die Herren Sachſen waren auch mit dabei;
Sie machten ja ſolche weite Schritt,
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied —
Da war der Tanz vorbei.

Ich ſah aber in meiner Jugend nicht bloß das alte heiße Arndtsblut als von ſehr ſtattlicher und reiſiger Natur, ſondern noch andere Trümmer von Männern reiſiger Größe und Stärke. Doch war dieſe Art nach dem Geſtändniß des alten Hinrich in ſeinen Tagen in der Herrſchaft Putbus ſehr ausgegangen. Der Graf Malte zu Putbus hatte nach dem Tode ſeines Vaters, des Tribunalspräſidenten Grafen Moritz Ulrich zu Putbus, die Herrſchaft ſehr verſchuldet empfangen und war aus einem ſtrengen Haushalter, der er anfangs aus Noth ſeyn mußte, zuletzt aus Gewohnheit ein harter Haushalter geworden. Er hatte große Dörfer zerſtört und Pachthöfe daraus gemacht, und überhaupt über ſeine Herrſchaft ein ſo ſchweres Scepter geführt, daß ſehr viele, und zwar meiſtens die ſchönſten und rüſtigſten Jünglinge zur See und zu Lande in die Fremde entwichen und nicht wiedergekommen waren.

Auf dieſe hier geſchilderte Weiſe war das gaſtwirthliche Poſewald eine Stelle, wo ſich nicht bloß die Brüder und Gefreundten, ſondern alle guten Leute aus der Umgegend häufig einfanden, auch manche höchſt wunderliche und ſeltſame Käutze, woran jene Zeit und dieſe Gegend reich war. Ich täuſche mich nicht, indem ich das Gedächtniß jener Tage wiederhole: die Menſchen waren damals ungebildeter, aber eigenthümlicher, mannigfaltiger und poetiſcher, als jetzt; das Naturgepräge war noch nicht zur glatten Einerleiheit ſo abgeſchliffen, man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben.

Es war das wirklich eine poetiſche Epoche, wo das liebe Deutſchland nach einem langen matten Traum wieder zu einem eigenthümlichen literariſchen und poetiſchen Daſeyn erwachte; und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenoſſen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden däucht, an jenem Daſeyn Theil nahmen. Dies war nicht bloß bei den Studierten und Gebildeteren der Fall, ſondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrten, wie z. B. bei meinen Ältern und ihresgleichen Leuten. Schon war man über den Grandiſon und die Pamela, über Gellerts Schwediſche Gräfin und Millers Siegwart zu Werthers Leiden, zu Eſchenburgs und Wielands überſetzten Shakeſpearn fortgeſchritten, und Leſſing, Klaudius, Bürger, Stollberg wurden von Alt und Jung mit Jubel begrüßt. Das Leben wehte friſch anhauchend aus der Luft der Zeit, und ward nicht bloß von himmelſtürmenden Jünglingen, wie Koſegarten und Hagemeiſter, in unſer Haus hineingeblaſen. In unſrer Schule fing Bruder Fritz zuerſt an Verſe zu machen, und zwar begann der Junge die Römiſche Geſchichte in Dramen darzuſtellen, verſuchte ſich auch in manchem Andern, wovon ich noch einige gerettete Muſter habe; auch wurden die Hausſpäße und lächerlichen und komiſchen Begebenheiten der Nachbarſchaft oft recht glücklich von ihm beſungen. Das hat wahrſcheinlich auch mich gereizt, der ohne ihn vielleicht keinen Vers gemacht haben würde. Ich habe wohl von der Natur nicht genug von jenem flüſſigen und flüchtigen, fantaſtiſchen und magnetiſchen Fluidum erhalten, was den Dichter ſchafft, und wenn mir einzelne kleine lyriſche Sächelchen hie und da leidlich gelungen ſind, ſo iſt es nach dem Sprichwort geſchehen: Eine blinde Taube findet zuweilen auch eine Erbſe. Der Fritz aber war ein ganz anderer Kerl, mit einem hellen Kopf und einem königlichen Gedächtniß, und noch wohl mit mehr bildneriſchem als poetiſchem Talent. Er redete und deklamirte wie ein König, konnte aller Menſchen und Thiere, aller Alter und Geſchlechter Töne, Stimmen und Gebärden nachmachen, zeichnete vortrefflich, und hatte jenen ſtillen und leiſen Witz, der von ſich nichts weiß und nie ſich ſelbſt belächelt. Er war damals ein in ſeiner leiblichen Entwickelung zurückgebliebener etwas weichlicher und kränkelnder Knabe, und huckte viel hinter dem Ofen; woran wohl Unglücksfälle, die er mit Armbrüchen und Vergiftung durch verſchluckte Kupferpfennige gehabt, mit ſchuld ſeyn mogten. Später, ſchon mit dem funfzehnten Jahre, raffte er ſich auf, und erwuchs zu einem ſtattlichen und ſchönen Menſchen, der auch mit der Fauſt als Fechter und Ringer Vielen überlegen war. Leider hat dieſer königliche Jüngling ſeine großen Gaben wenig entwickelt oder vielmehr verſpielt. Er, der ein großer Maler, Bildhauer oder Schauſpieler hätte werden können, auch, wenn er gewollt hätte, ein bedeutender Gelehrter, ſtudierte die Rechte, ward Sachwalt, nahm zu früh ein Weib und mußte in dem gewöhnlichen Lebenskarren eingeſpannt im Schweiß ſeines Angeſichts ziehen.

Dieſer prächtige Junge brachte nun in unſer Schulleben manche ergötzliche Luſtigkeit, theils durch die Karrikaturen, die er auf jedes weiße Papier hinwarf, theils durch die komiſchen und launigten Späße, die er in ſeinen Verſen ausgoß, indem er mit einem Vetter, der mit uns in Grabitz erzogen und von ihm mit der Verſewuth angeſteckt ward, in Tragödien, Komödien und allerlei Hansſachſiſchem Faſtnachtſpiel ordentlich poetiſche Wettkämpfe hielt. Dieſer, der Sohn meines Ohms Moritz Schumacher, ein recht wackerer und fleißiger Junge, hieß zum Unterſchied von ihm der kleine Fritz. Dieſe beiden beſangen und bereimten alles Denkliche und miſchten die kleine und große Welt in den wunderlichſten Tragikomödien durch einander, der große Fritz mit bewußter Laune, der kleine Fritz in begeiſterter Unſchuld. Beſonders trugen ſie — worin ich als ein Erztaubenkrämer auch mitſpielte — die Welt der Götter und Helden des Alterthums auf die Kämpfe und Liebesabentheuer ihrer Taubenfamilien über.

Der kleine Fritz ſang:

Das iſt wahr, Priamus,
Du haſt einen tapfern Fuß,
Zu kämpfen mit Achill
Das iſt dir nur ein Spiel.

und der große Fritz:

Ach! du tapfrer Hektor,
Wind' um deinen Hals dir Flor,
Traur' um Vater Priamus,
Achill biß ihn in den Fuß.

Der kleine Fritz:

Eiſen haſt du, Gott Vulkan,
Greife doch die Feinde an;
Selbſt der alte Priamus
Girret deiner Frau den Gruß.

und der große Fritz:

Weh! Vulkan, du alter Schmidt!
Wo, wer ſolche Schmach erlitt?
Denn die ganze Götterburg
Geht mit deiner Venus durch.

Dieſe kindiſche Reimſpielerei und was dahin gehörte, beſonders die Begeiſterung für die Dichter, die wir laſen, brachten durch meine Schuld eine Tragödie hervor, welche der guten Mutter mehr als Eine Thräne und uns allen manchen guten Braten gekoſtet hat. Hier iſt die ſchwarze Geſchichte:

Wir hatten uns in dem Baumgarten hart unter den Augen unſrer Schulfenſter, wo ein ſchöner ſonnenbeglänzter Raſenplatz war, ein Ding gleich einem pegnitziſchen Blumengarten angelegt. Der Raſen war nämlich in viele kleine Duodezgärtchen getheilt, und die Mitte jeder Abtheilung war mit einem Haufen bunter am Meeresſtrande aufgeſammelter Steinchen belegt. Jedes einzelne Gärtchen trug den Namen eines Dichters: Gellert, Hage-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT, E.M. FN. 01925/032

dorn, Uz, Leſſing, Bürger, Stollberg, Hölty, Klaudius, Overbeck u. ſ. w.; Goethens Großheit lag natürlich noch weit jenſeits unſers Geſichtkreiſes. Damit nun dieſe bunt ausgelegten und mit Raſen umlegten Gärtlein recht grünen mögten, mußte Waſſer zum Begießen geſchafft werden. Das fehlte in dem Baumgarten; auch war kein Brunnen oder Teich in der Nähe. Da machte ich als der Stärkſte der Theilnehmer mich an's Werk und beſchloß einen kleinen Teich zu graben, worin ſich Waſſer ſammlen könne. Das ward in der That in den Feierſtunden einiger Wochen vollbracht und bald füllten auch ergiebige Regen meine Grube mit Waſſer. Da begab ſich, daß die jungen Geſchwader von etwa ſiebenzig achtzig Gänſehäuptern, ſchon ziemlich erwachſen und wohl befiedert, eines Abends in den Baumgarten getrieben wurden, um in ſeinem wohl beſchloſſenen Bezirk die Nacht in ſichrer Hut vor Hunden und Füchſen zu durchſchlafen. Aber o weh! die armen Gänschen hatten nicht geſchlafen, ſondern Waſſer geſucht und gefunden, waren in meine tiefe Grube geſtürzt, welche keinen leichten Ausgang bot, und hatten ſich über einander ſchlagend und ſtrebend bis auf vier fünf, die man auf den Leichen der übrigen noch lebendig fand, ſämmtlich erſtickt.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine beſondere Freude an Geſchichten und Mährchen hatte, nämlich unſer *Geſchichten erzählen* oder *Geſchichten treiben*, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich überein gekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte ſich bei den Hyperboräern faſt zu ſehr längen, die lange Weile durch Geſchichten, welche jeder umſchichtig in ſeiner Reihe zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden ſollten. Dies ward denn auch mit großer Freude in luſtige That verwandelt und während mehrerer

Winter von uns fortgeſetzt; denn die Luſt daran ward ſo mächtig, daß wir oft um acht Uhr ſchon zu Bett eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein ward Erzählung getrieben — damit die Geſchichten recht lange genoſſen werden könnten. Hier ſuchte nun jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wunderſames behalten oder vom lebendigen Munde Anderer ſich aufgeleſen hatte, in neuer Geſtaltung und Erfindung zuſammen zu weben. Auch ward der Vertrag eben ſo gewiſſenhaft gehalten, als er feierlich geſchloſſen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beſchwerliche Unterbrechung eingetreten, geſchweige, daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anſtändigſten Geduld zu. Ich für meinen Theil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Roſinen und Feigen und Pommeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen geſpannt, und er hat mich zu Magnetinſeln und in Diamantgruben, in die Höhlen von Rieſen und Zauberern und in die goldenen Paläſte der Unterirdiſchen, ja durch die Mongolenwüſte Kobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen. Auch jene Kleinigkeit hing offenbar mit der poetiſchen Influenza jener Tage zuſammen. Für uns hatte es wenigſtens den Vortheil, daß wir zu rechter Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beſchwerde herbei, daß ich noch fünf ſechs Jahre ſpäter, wo ich im Kreiſe kinderbegabter Freunde erſchien, meinen Goldadler ſatteln und anſchirren mußte. So hatte ſich der Ruf unſers Geſchichten Treibens verbreitet.

Bei allen dieſen kindiſchen und kindlichen Spielen und Entwickelungen des jungen Lebens hin und her, worin ſchon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zuſtand doch in den Schranken des älterlichen Standes und Vermögens.

Der rüſtige damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater muthete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müſſen; er ſah es überhaupt gern, wenn wir aus eignem Triebe oder im wackern Wettkampf uns Strengen und Härten auflegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Ärndtezeit, wo viele Hände, und dieſe oft recht geſchwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulſtunde Ochſen und Roſſe herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in dieſen oder ähnlichen jungenlichen und hirtlichen Geſchäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu ſchwemmen, Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er beſtimmt ſchien, wieder gegen den Landmann vertauſcht hatte, und ich wurden darauf geſetzt, oft wenn es in's Waſſer ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitſche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Thier ſplinterfaſernackt durch einen Teich ritt, von dieſem bei'm Herausſpringen in Neſſeln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu ſolchen Abentheuern durfte nicht ſauer geſehen werden. Baden im nahen Meere, Fiſchen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überſchwemmten Wieſen auf Karauſchen, Krebſe, Krabben, Hechte und Aale, Vogelſtellen im Herbſte in unſrer trauten Lau, Schlittenfahrten und Schlittſchuhlaufen — alles das verſtand ſich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von ſelbſt.

Bei allen dieſen Arbeiten, Übungen und Vergnügungen, wie ſie das Land darbietet, ward doch immer ſehr ſtreng auf die Zeit gehalten. Wir trieben einen mächtigen Taubenverkehr und hegten in unſerm Wäldchen einen hübſchen Donenſtrich, der, weil die Oſtſeeküſten von Zugvögeln jeder Art zu wimmeln pflegen, uns oft Hunderte von Krametsvögeln und Droſſeln lieferte; auch wurden andre ſeltnere und buntgefiederte Gäſte oft lebendig eingefangen und in Käfichten aufgehoben. Aber die Schulſtunde mußte genau mit acht Uhr früh gehalten werden. Ich und der Fritz ließen alſo im Oktober und November, oft im ſchlimmſten Regen und Schneegeſtöber, ſchon in der Morgendämmerung und vor dem Frühſtück auf unſern Vogelſtrich, die Beute abzuholen und das durch Wind, Regen oder loſe Buben Verwirrte wieder in Ordnung zu ſtellen. Wenn wir dann beſchneit oder durchnäßt und zähneklappend zurückkamen und uns an den Frühſtückstiſch ſetzten, jammerte es die Frauen wohl, aber der Vater lachte dazu, und lobte den Jungen, der luſtig in alles Wetter hinein ſah.

Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; nein, er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfaſſen müſſe, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen. Ich habe ihn ſelten gefühlt; doch die letzte wohl verdiente Züchtigung etwa in meinem funfzehnten Jahre hatte ich dem Asmus omnia sua secum zu danken. Der Vater war ermüdet und verdrießlich wegen eines unangenehmen Verluſtes aus Stralſund zu Hauſe gekommen und hatte ſich früh zu Bett gelegt. Ich und Bruder Lorenz, der Vierte in unſrer Reihe, ſaßen im Nebenzimmer und laſen das berühmte Lied vom Rieſen Goliath; wobei wir in ein gefährliches immer von neuem beginnendes Kichern geriethen. Zweimal gebot ja bat der Vater Ruhe zu halten, und rieth uns lieber auch ſchlafen zu gehen; als wir das dritte Mal in Lachen ausplatzten, da platzte er herein und ſtillte unſre Überluſt mit ungebrannter Aſche.

Ich war wirklich in meinen Jugendtagen ein unglücklicher Kicherer und Lachenausberſter und mußte mich bei jeder Gelegenheit vor mir ſelbſt in Acht nehmen. An meinem Bruder Fritz habe ich das nie gemerkt, ſondern er lächelte nur bei Gelegenheiten, wo ich und die andern in lautem Lachen ausplatzten. Ich weiß nicht, ob das viele und leichte Lachen ein niedriges Gemüth verräth, wie man im Jeſus Sirach lieſt; aber das ſcheine ich zu wiſſen, daß ein erhabenes Gemüth in der Regel kaum lächelt, wo die meiſten lachen. Ich habe Goethens Geſicht oft darauf angeſehen: ich glaube, das hat auch nur lächeln können.

Ein ſolches verderbliches Lachen, das den väterlichen Stock wieder gegen uns hätte reitzen können, überfiel uns einmal bei'm Frühſtück. Wir aßen unſre Milchſuppe aus einer bunten gemalten Schüſſel, in deren Innerm der Vers Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern gemalt zu leſen war. Nun ward es unter uns zum Schiboleth: „du iſſeſt bis zum Stern"; „du bis „leuchtet" — und darüber brachen wir eines Morgens los, und fürchteten, es würde nun die andern Morgen auch ſo gehen. Da bat ich, indem der Vater ſchon wieder einige Male Stille! gerufen hatte, die liebe Baſe Soſie, uns den nächſten Morgen eine ungemalte und unbeſchriebene Schüſſel aufzuſetzen, und ſo ward die Gefahr glücklich abgewandt.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines ſiebenzehnten Jahres ſo fortgelebt, wie es ſich eben machte, und meine Ältern konnten wohl nicht daran denken, mich ſtudieren zu laſſen. Da kam es durch fremde Hülfe, wahrſcheinlich durch Anregung und Vermittelung der Herren Stenzler und Brunſt, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralſund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für dieſen Zweck einen Zuſammenſchuß gethan, und im Februar des Jahres

1787 ward ich in die Sekunda jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Konrektor Furchau meine Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erſchien im ſchlechteſten Aufzuge unter vielen zum Theil zierlichen und nach ihrer Weiſe vornehmen Jünglingen der erſten Familien der pommerſchen Hauptſtadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeuge; wenn es ein bischen beſſer ſeyn ſollte, einen grauen plüſchenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zuſammengenäht und von dem Landſchneider etwas zu wulſtig weit zugeſchnitten; meine Stiefeln ungefähr in ähnlicher Art von dem Leiſten des Meiſters Silverſtorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die ſo aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe ſich anfangs zurück machte. Indeſſen Noth bricht Eiſen, und da mich einige etwas unſanft anzutaſten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufſieden, und bald lagen ein paar Burſche zuſammengeknickt zu meinen Füßen. In dieſer Beziehung hatte ich bald Ruhe; denn in der ganzen Klaſſe war etwa nur ein Einziger, der mich allenfalls hätte beſtehen können, mein nachheriger Schwager Asber: dieſer aber ließ mich ungeheiet. Die Klaſſe war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verſtorbenen Subrektors Borbeck ſehr vernachläſſigt. Ich konnte mich darin bald mit den beſten Schülern meſſen. Zwar verſtand ich noch kein Wort griechiſch, aber in dieſer Sprache ſah es bei jedermänniglich damals ſchlecht in Sekunda aus. Nach des Subrektors Tode ward der Unterricht in dieſer Klaſſe von den Lehrern der Prima mit beſtritten, und ging nur bruchweiſe fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechiſchen nahm, mit den Übrigen, die alle nicht hoch ſtanden, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühling langte denn der neue

Subrektor Herr Ruperti *) aus Hanover an, und erhob den Unterricht und die Zucht der Sekunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieſer Klaſſe zwei Jahre und in der Prima ein Jahr zugebracht und für einen der fleißigeren und beſſeren Schüler gegolten; was bei allem dem nicht viel ſagen will. Warum?

Will ich etwa die Unterweiſung, Verwaltung und Einrichtung der Lehrer tadeln oder ſchelten? Ich gewiß nicht.

Es war gerade eine glücklichere Epoche der Stralſundiſchen Schule, als ſie lange nicht geweſen. Ihr Vorſtand war Magiſtrat und Konſiſtorium der Stadt. In dem damaligen Erſten Bürgermeiſter und Königlichen Landrath Herrn Dinnies, einem gelehrten und eifrigen Mann, hatte ſie einen würdigen Muſageten. Der Rektor, Herr Groskurd, früher Direktor des Deutſchen Lycei in Stockholm, war die Gewiſſenhaftigkeit und Ordnung ſelbſt, ein Mann, welcher binden und zuſammenhalten konnte. Wenn ſeine Art mir und andern damals zuweilen an Pedanterei zu gränzen ſchien, ſo habe ich ſpäterhin ſolche Eigenſchaften und die Farben und Schatten, welche ſie in einem gewiſſen Alter gewinnen, als eine unvermeidliche Nothwendigkeit doch achten gelernt. Auch war Groskurd keineswegs ein verbrauchter oder verworrener Lehrer, wiewohl ich geſtehen muß, daß ich ſeinen beiden Kollegen der oberen Ordnung mehr zu danken habe. Dieſe beide ſtanden glücklicher Weiſe auf der Altersſtufe, wo die Lehrer einer Schule durch Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Geiſtes die wirkſamſten und wohlthätigſten ſind. Ruperti, ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren, kam eben an, mit ſchönen Kenntniſſen, mit ſchöner Begeiſterung und Liebe für ſein Amt begabt. Furchau, der Konrektor, ein Sohn der Reichsſtadt Bremen, der zweite Mann nach dem Rektor, mogte eben ein Dreißi-

---

*) Vor zwei Jahren als Superintendent in Göttingen geſtorben.

ger ſeyn, ein kleiner runder freundlicher Mann voll Lebendigkeit und Geiſtigkeit. Er hatte ſich in der Wiſſenſchaft nach allen Seiten hin umgeſehen, war ein tüchtiger Philolog und Literator, und folgte ſeinen Studien mit dem raſtloſeſten Fleiße, ein Mann von Geſchmack, würziger Laune und feinſtem Bienenwitz, der anmuthigſte und heiterſte Geſellſchafter, und von einem glänzenden Vortrage, durch den Tacitus, Sophokles und Homer deutſchen Klang und Sprache bekamen. Er führte für die beiden alten Sprachen und für Literargeſchichte in Prima das Scepter. Leider war er jedoch in dieſen Jahren öfter kränkelnd, ſo daß mehrere ſeiner Vorleſungen für uns halb verloren gingen. Ich wohnte in ſeinem Hauſe und hatte mein Stübchen ſeiner Bibliothek gegenüber. In ihr ſah es ungefähr aus, wie jetzt auch in meiner kleinen Bücherei. Die meiſten Bücher ſtanden freilich in den Brettern, aber unordentlich durch einander; ein großer Theil, beſonders die zunächſt von ihm gebrauchten, lagen auf Tiſchen, Stühlen und dem Fußboden in Verwirrung umher. Doch hatte er mitten in der Unordnung eine große Ordnung des Gedächtniſſes und wußte das Verlangte und Geſuchte meiſtens augenblicklich zu finden. In dieſer immer offenen Bibliothek konnte ich naſchen, wie ich wollte, und meinen Bedarf hin und her ſchleppen, um ſo mehr, da der Herr Konrektor bald ein Hausfreund meines Vaters ward, mit welchem er in Stadt und Land mehrere gemeinſame Freunde hatte. Mehr aber noch als von Furchau ward man in ſeinen Studien von Ruperti gefördert, bei welchem jeder fleißige Schüler immer den freieſten Zutritt und die bereiteſte Hülfe fand.

Alſo an Geiſt, Gelehrſamkeit und Lebendigkeit fehlte es dieſer Schule damals in keinem Wege. Aber doch hatte die Heyniſche Philologie, woraus dieſe Männer ſämmtlich hervorgegangen waren, einen Mangel, welcher dem Meiſter oft genug vorgeworſen iſt, den Mangel der Vernachläſſigung der Lehre von den Sprachformen, den Mangel der grammatiſchen Strenge. Hat doch Heyne ſelbſt gegen dieſe Anklage ſich damit entſchuldigt, daß er ſich den Dichterphilologen nannte, als welchem es nicht auf die feinen Klaubereien der Grammatik, ſondern auf das innere Leben der Alten, auf Geſchmacks- und Schönheits-Findung und -Bildung ankomme.

Meine Stellung in Stralſund war ungefähr folgende:

Die erſten anderthalb Jahre meines dortigen Aufenthalts genoß ich die oben erwähnte Unterſtützung, von welcher ich den eigentlichen Belauf nie erfahren habe. Dieſe hörte dann auf, da meines Vaters Verhältniſſe ſich unterdeſſen weſentlich erweitert und verbeſſert hatten. Daneben hatte ich Freitiſche, mehr als ich bedurfte, indem mein Vater in der Stadt ſo viele Freunde und Bekannte hatte, daß ſie ſich um mich riſſen: dieſe Freitiſche beide für den Mittag und den Abend. Die letzten aber benutzte ich nicht immer, weil ſie mir zu viele Zeit raubten, und nahm zu Hauſe mit einem Butterbrod und Glaſe Waſſer oder Bier vorlieb. Das war auch des Morgens mein Frühſtück; und auf dieſe Weiſe iſt es auch in der Folgezeit meiſtens von mir gehalten worden; ſo daß ich bis zu meinem vierzigſten Jahre Kaffee und Thee nur bei außerordentlichen Gelegenheiten genoſſen habe. Später, erſt näher dem fünfzigſten hat die Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit des häuslichen Lebens meiner zweiten Ehe mich auch an dieſe Genüſſe gewöhnt, welchen ich nun in Anſteigen des hohen Alters weiſe, aber zu ſpät, wieder zu entſagen beginne. Das aber, was Fichte ſelbſt aus ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaat nicht auszuſchließen wagte, Wein, Punſch und deren Geſellen (den Branntwein jedoch ſelten und nur einzelne Gläschen) habe ich nimmer verſchmäht. Auch ſchien ich von der Natur zu einem bacchiſchen Leben geſtämpelt zu ſeyn: der Wein iſt mir von jeher wohl bekommen, eine Taſſe Kaffee hingegen, wenn ſie ja einmal über meine Lippen kam, machte mir vor meinen Dreißigen mein Blut ſo wallen und die Hände ſo zittern, daß ich kaum einen Buchſtaben grad auf's Papier bringen konnte.

Dieſe Freitiſche hatten für mich allerdings ihre Gefahr. Zuerſt verlor ich etwas von Zeit dabei; aber dies war das Kleinſte. Das Zweite war ſchlimmer, das für einen Jüngling von ſiebenzehn, achtzehn Jahren zu gute und reiche Leben. Es waren faſt lauter angeſehene und reiche Häuſer, wo ich zu Tiſche ging; die Gaſtlichkeit, die Gütigkeit der Freunde war überdies nach Landesgewohnheit unermeßlich; das Leben in jenen Tagen überhaupt waidlich und wohlgemuthig, und, da die politiſchen Stürme nur erſt in der Ferne brauſten, auf anmuthigen und fröhlichen, auch wohl auf künſtleriſchen und äſthetiſchen Sinnengenuß gerichtet. Hier muß etwas von den Menſchen geſagt werden.

Stralſund iſt eine große Stadt, durch ihre Leiden und Freuden und durch große Kämpfe, worin die Namen Wallenſtein, Guſtav Adolf, Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt, Karl der Zwölfte und der alte Deſſauer Leopold von Anhalt mit klingen, eine glorreich berühmte Stadt. Im Mittelalter war ſie nach Danzig, der alten Hauptſtadt Hinterpommerns, die mächtigſte und prächtigſte Stadt im Pommerlande, und noch ſieht man ihren Marktplätzen, dem herrlichen Rathhauſe und den drei größten Kirchen den alten vergangenen Glanz an. Sie entwuchs wenige Jahrzehende nach ihrer Gründung im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Macht der Fürſten von Rügen und nach deren Erlöſchung der pommerſchen Herzoge, und war die nächſten Jahrhunderte nur dem Namen nach eine abhängige, der That nach aber faſt eine freie Reichsſtadt. Wegen Fehden mit den Fürſten und der Landſchaft oft abgeſchloſſen und auf ihre Ringmauern oder höchſtens auf einige Gebiete in der Inſel Rügen angewieſen, hatte ſich in ihr in einiger Ähnlichkeit mit der herrlichen Reichsſtadt Köln ein ganz eigner Volksdialekt gebildet, der mit dem umwohnenden Lande wenig gemein hat und in ſeinem Ton und Accent bis dieſen Tag ſich mit einer gewiſſen Dünnheit und Weichlichkeit bricht, welche zu der Thatenkraft und Rüſtigkeit ihrer Bürger von weiland und jetzt wenig paßt. Dieſe Stadt wie die anderen größeren ſchwediſch-pommerſchen Städte hatte aus der Zeit der gewaltigen Hanſe bis zu unſrer alles ſtürzenden und ändernden Epoche große und achtbare Freiheiten und für ihre Obrigkeiten und Stiftungen in Rügen und Pommern höchſt bedeutendes Gut und weite Gerichtsbarkeit gerettet. Sie war ſelbſt unter ſchwediſcher Herrſchaft bis zum Untergange des heiligen römiſch-deutſchen Reichs als eine ehrwürdige Ruine der Vergangenheit, gleichſam noch als eine eigne Herrlichkeit ſtehen geblieben. Nun beſtanden jene Trümmer alten Glanzes damals noch mit einem feinen und würdigen Schein. Der Magiſtrat, d. h. Bürgermeiſter und Rath, zog in der Stadt und auf ſeinen ſehr zahlreichen Gütern und faſt eben ſo zahlreichen Gerichtsbarkeiten wie eine Art Majeſtät auf; die verſchiedenen Bürgerausſchüſſe und Genoſſenſchaften hielten ſich unter ihnen oder ihnen gegenüber in achtbarer Geſchloſſenheit und Ehrenfeſtigkeit; und jeder einzelne Bürger als Mitgenoß einer ſo altberühmten und glorreichen Gemeinſchaft trat auf dem ſundiſchen Pflaſter ſtolzer einher, als die Bürger der andern Städte auf dem ihrigen. Und die Stadt Stralſund hatte ſchöne ſtattliche Menſchen und konnte auch in Hinſicht der Frauen, ſelbſt in den unteren Klaſſen, wie Korinth bei den Griechen, für eine ſchönweibrige Stadt gelten. Ein ſchönes Menſchengeſchlecht findet man auch in den andern großen Städten Pommerns, vorzüglich in Wolgaſt und Barth, viel weniger in Greifswald, welches ſchlechtes Waſſer und ſchlechte Luft, und natürlich alſo, obgleich eine Univerſitätsſtadt, auch ſchlechtes Licht hat.

Die Sitten waren freilich, wie ich angedeutet habe, ſinnlich auf Genuß und Lebensluſt geſtellt; hohes und höchſtes Glück und Unglück, hohe und höchſte Fragen und Kämpfe ahndeten in jenen Tagen Wenige. Aber wie auch vieles locker, ja lockerer als recht war, es war doch von dem alten Glauben und der alten Treue und von den etwas verſteiften, aber doch wohlanſtändigen Gebräuchen und Geſtalten genug übrig, um das Ganze des Lebens mit einer gewiſſen äußeren Würdigkeit zuſammen zu halten und zu tragen. Einzelne Schäden wurden durch ziemlich allgemein herrſchenden Wohlſtand, Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit reichlich vergütet. Nur Ein Schaden war da, der aber durch den ausgebrochenen ruſſiſch-ſchwediſchen Krieg während des größten Theils meiner ſundiſchen Anweſenheit fehlte, nämlich die ſchwediſch-pommerſche Soldateska. Die Officiere derſelben waren meiſtens ſchwediſche oder pommerſche, einige auch mecklenburgiſche Edelleute, aber die Gemeinen aus allen Weltgegenden zuſammengeworbenes Geſindel, viel mehr als in dem benachbarten Preußen, wo die Kantonspflichtigkeit wenigſtens doch einen ehrenwerthen Stamm von einheimiſchen Gemeinen lieferte. Dieſer Schaden war bei der Art der Zuſammenſetzung ein unheilbarer und den Sitten höchſt verderblicher, und die zwei dort liegenden Regimenter Fußvolk nebſt einer Abtheilung Artillerie, Ingenieurs und Pioniers waren ein Krebs in dem geſunden Fleiſche der Bürgerſchaft. Auch begab ſich hier damals das Unerfreuliche, daß der größte Theil der Officiere durch eignen Übermuth und Unart von der beſſern Geſellſchaft der Stadt abgeſchloſſen leben mußten.

In dieſer Stadt war ich nun in die gute Geſellſchaft hinein geſtellt, und hatte es in ihr nur zu gut, beſonders an ſolchen Tagen, wo mein Vater, der alte Ohm von Poſewald und andere Hausfreunde oder Gefreundte zum Vergnügen oder in Geſchäften in der Stadt erſchienen und dann in Einem Athem zu Mittag und zu Abend, wobei die Gaſtgelage oft bis tief in die Nacht hinein reichten, bei den Freunden rings in der Runde eingeladen wurden. Ich verlor mich aber nicht weder in einer breiten und eitlen noch in einer ſchwelgeriſchen und ſinneberauſchenden Geſelligkeit, ſondern behielt meinen Vorſatz feſt im Auge, und war in der gewöhnlichen alltäglichen Zeit eher zu ernſt und abgeſchloſſen, als daß ich ein Leichter oder gar ein Leichtfertiger hätte geſcholten werden dürfen. Es hatten ſich in den beiden letzten Grabitzer Jahren in meiner Familie Vorfälle und Verhältniſſe ergeben, deren Erzählung nicht hieher gehört, die aber in meinem Gemüthe tiefe Nachbebungen hinterließen, welche ich Jahrelang geſpürt habe, und deren Folgen, indem ſie, wie zu geſchehen pflegt, in andern Fibern und Nerven ihren Sitz aufgeſchlagen, vielleicht in unbewußten Bebungen noch in mir fortzittern. Ich kam ſehr ernſt geſtimmt und mit ſehr ernſten Entſchlüſſen nach Stralſund, welchen ich dort auch keinen Augenblick untreu geworden bin. Ich war geſund, ſtark und rüſtig, und hatte mir vorgenommen, es um jeden Preis zu bleiben. Mitten aus den Genüſſen des dortigen fröhlichen, ſinnlichen Lebens, mitten aus den Genüſſen des breiter und weiter gewordenen älterlichen Lebens in dem Hauſe Löbnitz, wo meine Ältern jetzt wohnten, riß ich mich ſtrenge wieder zu meiner Schule und noch ſtrenger zu den freiwilligen Mühen und Strapazen, welchen ich meinen Leib unterwarf. Ein blöder, unverdorbener, unſchuldiger Junge war ich in die Schule getreten; aber der Trieb, von dem Gott einſt über dem Paradieſe geſprochen hatte: *es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey*, ließ ſich in den

Seltſamkeiten und Träumereien, die um dieſes Alter in unbeſtimmten Suchten und Sehnſuchten ſpielen, auch ohne ein beſtimmtes Ziel zu haben, ſchon genug merken, und ich betete und rang keuſch und unſchuldig zu bleiben, um ſo eifriger, da ich wohl gewahrte, wie es unter den größeren Schülern mehr als einen leichtfertigen und liederlichen Geſellen gab, der ſolche ſchwere und düſtere Käuze, als ich ſolchen wohl zuweilen erſchien, auslachte und verſpottete. Alle Wälder, Büſche und Strandufer um Stralſund bis auf zwei drei Stunden in der Weite haben meine ſpazieren laufenden und noch im Oktober und November zum Bade eilenden Fußtritte gefühlt. Die Stunden, welche dabei und bei fröhlichen Gaſtgeboten drauf gingen, mußten der Nacht abgeſpart werden. Gottlob ich bedurfte wenig Schlaf, hätte ſein aber vielleicht mehr bedurft, wenn ich mich der Abhärtung und Abmattung weniger bedürftig gefühlt hätte. So mußte in den Jahren 1787, 88 und 89 der einſame Schüler durch Wald und Feld ſtreichen; er rief ſich dabei die horaziſchen Worte Hoc tibi proderit olim zum Troſte zu: und der Spruch hat ſich bewährt: es iſt aus ſolchen einſamen Umnebelungen und Verfinſterungen ſpäter einiger Sonnenſchein hervorgegangen.

Doch ſoll keiner glauben, daß ich immer als der Einſame und Freudenloſe erſchien; nein, ich fand auch meine Kameradſchaft, und zwar eine recht liebe. Manches Gemeinſame in Studien verband mich vorzüglich mit Karl Asmund Rudolphi *), Sohn einer armen Predigerwittwe, welche eine kleine Mädchenſchule hielt, und mit Johann Arnold Pommereſche **), deſſen Vater, Königlicher Kammerrath und Procurator Fisci, mein beſonderer Gönner und

---

*) Der Berliner.

**) Beide ſind mir bis in den Tod treueſte Freunde geblieben.

Wohlthäter war. Außer dieſen konnte ich den liebenswürdigen und geiſtreichen Friedrich Reincke (in ſpäteren Jahren ein treueſter Freund), Johann Jakob Grümbke, Ernſt von Gagern, Bernhard Cummerow und Johann Iſrael zu meinen Getreuen zählen. Eisbahn, Kegelbahn, Schlittenfahrten, Spaziergänge mit ſolchen lieben Geſellen fehlten nicht, noch einzelne luſtige Wanderungen in der Inſel Rügen oder auch mit dieſem und jenem gelegentlich zu meinen lieben Ältern nach Löbnitz. Hiezu kam noch, daß mein Bruder Fritz, der aber von mir ſehr verſchiedene (ich meine keine ſchlimmen) Wege ging, nach zwei Jahren ſogleich als Primaner die Schule und neben mir ein Stübchen bezog, und daß Lorenz Stenzler, der Sohn des ehrwürdigen Paſtors zu Gartz, mir als Stubengeſell beigethan ward. Ich als der Ältere und nun ſchon Geübtere ſollte dieſem gelegentlich helfen, und half auch; was Fritz, der hier auch bald einen guten Namen gewann, weniger bedurfte.

Doch blieb für mein Gutes und Beſtes das älterliche Haus immer die Oberburg meiner Gefühle und Gedanken, und zu wie vielen Orten und Menſchen ich auch freundlichen Zutritt hatte, nirgendshin zog es mich ſo mächtig als zu dieſen Wurzeln meines Daſeyns. Dieſes Haus und die ganze Lage deſſelben hatte ſich bald nach meinem Abzuge nach Stralſund vier Meilen weiter gegen Nordweſten auf das Feſtland und in viel größerer Breite hingeſtellt. Mein Vater hatte drei Meilen von Stralſund an der großen Straße zwiſchen Stralſund und Roſtock die ſogenannten Löbnitzer Güter (mehrere Höfe und Dörfer) gepachtet. Dieſe Güter gehörten auch unter die Herrſchaft Putbus, welche von der verwittweten Gräfin zu Putbus Wilhelmine Gräfin von der Schulenburg verwaltet wurden, welche für ihre Söhne, die Kinder des verſtorbenen Grafen Malte zu Putbus, die Vormundſchaft führte. Mein Vater hatte dieſe Pachtung wohl vorzüglich dem Einfluß zu danken, den unſer Patriarch Hinrich zu Poſewald bei der Gräfin Wittwe hatte. Dieſes große Unternehmen ſchlug ihm bald ſehr vortheilhaft aus. Die franzöſiſche Umwälzung und andere Zeitereigniſſe trieben die Preiſe des Getraides viele Jahre zu einer ungewöhnlichen Höhe, und wer Landgüter bebaute, konnte nun gewinnen.

Hier war nun wieder etwas von Schoritz, und mehr als Schoritz, obgleich das heilige Meer fehlte. Löbnitz war auch eine verlaſſene Schönheit, deren Glanz zum Theil freilich abgebleicht war, aber deren Jugend Schoritz ſicher um vieles überglänzt hatte. Löbnitz war ein Sitz der Grafen von Schwerin geweſen. Der Vater meines Gönners und Freundes, des ſchwediſchen Generals Grafen Philipp Schwerin, hatte noch darauf gewohnt. Nach dem Tode deſſelben hatten er und ſeine Brüder ihre pommerſchen Güter dem Grafen Malte von Putbus verkauft. Es war auch im erblaſſenden Glanze immer noch ein ſehr ſchöner Hof. Das Haus mit zwei ſtattlichen Flügeln zählte zwei große Säle und über zwanzig Zimmer, deren ein Theil noch goldene Leiſten und Getäfel, ſeidene Tapeten und ſchön geformte Öfen hatte, die andern mit vergoldeten Tapeten verziert waren, die einen mit Kriegsthaten Karls des Zwölften, die andern mit Abentheuern des Ritters von der traurigen Geſtalt geſchmückt. Der Erbauer des Hauſes, ein Oberſt Graf Schwerin, war nämlich ein Kämpe des großen Schwedenkönigs und Vetter des berühmten preußiſchen Feldmarſchalls geweſen. Unter dem Hauſe, das zwiſchen grünen Wieſen auf einem ſandigen Hügel lag, dehnte ſich der von einem tiefen Bach durchſtrömte Luſtgarten aus, mit feinen Lindenalleeen, Luſthäuschen, Hecken und Grotten, alles in dem Stil von 1740 und 1750. Gegen das Ende des Gartens ſtieg man einen kleinen Olymp hinan, um welchen die hölzernen Bilder der Dei majorum et minorum gentium ſtanden, ein kleiner Hügel, von welchem man auf die Stadt Barth und auf alle Thürme der umliegenden Kirchdörfer eine hübſche Ausſicht hatte. Nahe am Hauſe hart am Bache war eine mit Epheu und Jasmin umwebte Grotte, die Grotte der Königin betitelt. Darin hatte die ſchwediſche Königin Ulrike Luiſe, Guſtavs des Dritten Mutter und Friedrichs des Zweiten Schweſter, erzählte der alte ſiebenzigjährige Gärtner Benzin, zur Sommerzeit häufig die Kühlung geſucht. Im Hauſe zeigte man die Zimmer mit goldnem Getäfel und grünen ſeidnen Tapeten, worin ſie gewohnt und geſchlafen hatte. Sie hatte hier nämlich einſt Monate lang ihren Wohnſitz genommen, in der Zeit, als ihr Gemal mit dem ſchwediſchen Reichsrath den härteſten Streit um die Herrſchaft geſtritten und als der Vater des Generals Philipp Schwerin, ſchwediſcher Reichsherr und Oberpräſident des Tribunals in Wismar, Löbnitz bewohnte. Außer dieſem Garten gab es noch zwei wohl beſetzte Baumgärten und rings um den Hof Wieſen und zur Ähnlichkeit mit Schoritz ganz nahe zwei liebliche Eichenwäldchen gleich der Lülo und für die Krewe ein ähnliches etwas entfernteres Wäldchen mit den Trümmern einer alten Burg, worum Geſpenſter und Hexen und allerlei wunderliches Geſindel ihr Weſen trieben, und eine Viertelſtunde weiterhin einen großen prächtigen Buchenwald. Der Bach aber, die Zier und Freude des Gartens, ergoß ſich nach einem Lauf von zehn Minuten in den Fluß die Barth, der unweit Barth, ein paar Stunden von hier ſich in's Meer gießt, immer nur ein Flüßchen, aber doch ein anmuthiges, auch wegen der Thiere und Fiſche, die es hegte, und wegen der Badegelegenheit, die es uns im Sommer reichte.

Hier wohnten alſo meine Ältern und Geſchwiſter nun recht nett und behaglich; doch ward ihr Einzug bald durch eine Familientrauer bezeichnet, indem mein dreijähriges Schweſterchen Karoline, ein ſehr liebliches Kind, beſonders zu meinem tiefen Schmerze, an der Bräune ſtarb. Doch gab der liebe Gott dafür im Sommer bald wieder Erſatz durch ein Dirnchen, welches das jüngſte und letzte Kind des Hauſes bleiben und viele Verluſte heilen ſollte. Es ward deswegen Dorothea oder Gottsgab genannt.

Löbnitz war von Stralſund drei Meilen entfernt, von jenen Meilen, welche, wie die gemeine Rede ſpricht, der Fuchs gemeſſen und den Schwanz zugegeben hat. Ich war unterdeſſen durch meine ſpartaniſchen Übungen recht fuchsbeinig geworden, und lief dieſe Strecke oft in vier guten Stunden. Dies geſchah häufig des Sonnabends Nachmittags, und den Montag in aller Frühe ging es wieder zur Stadt und Schule, oft mit Gelegenheit, oft in der Weiſe, daß der Vater anſpannen und mich den halben Weg fahren ließ. Gelegenheit gab es auch im Sommer und Winter genug: erſtlich die fahrende hamburger Poſt, die hart an unſerm Hauſe hinfuhr, aber nach der damaligen Art den fürchterlichſten Schneckengang ging und in jedem Dorf und bei jeder Schenke anhielt; zweitens hatte mein Vater auf den Vorwerken drei bis vier ſogenannte Holländer oder Kuhpächter und einige Müller und Schmiede, welche Waaren hin und zurückführend auch oft zur Hauptſtadt kutſchierten; drittens zogen im Herbſt und Winter Reihen von zehn bis zwölf mit Korn oder Weitzen beladenen Vierſpännern ihr zu. Die Abfahrt derſelben geſchah gewöhnlich um zwei drei Uhr in der Frühe, und ſie waren, indem ſie unterwegs einige Mal zum Füttern anhielten, gegen ſieben bis acht Uhr zur Stelle; ſo daß ich mit der Schule nicht in Verdruß gerieth. Da lag der Schüler denn auf den dickgefüllten Säcken, in irgend einen alten Mantel ſeines Vaters gehüllt, und ließ es muthig auf ſich ſchneien und regnen; oft aber leuchteten die winterlich blitzenden Sterne auch freundlich über ſeinem Haupte, und noch jetzt ſehe ich Siebengeſtirn und Arktur und Orion, die im Winter ein gewaltiges Licht führen, wehmüthig darauf an, wie viele Freuden und Leiden des Jünglings, der an ihnen damals oft die Stunden zählte, unterdeſſen unter ihrem unſterblichen Laufe auch dahingerollt ſind. Die Schulferien, verſteht ſich von ſelbſt, wurden faſt immer bei den Ältern verlebt, wenn nicht zuweilen für Poſewald und Putbus eine Woche abgegeben ward.

Der Herbſt von 1789 war herbeigekommen und vor dem Anfang deſſelben die gewöhnlichen öffentlichen Darſtellungen und Prüfungen. Mein Vater war dabei anweſend geweſen und ich war unter andern guten Schülern ordentlich durch öffentliches Lob ausgezeichnet worden; doch ſollte und wollte ich noch ein zweites Jahr in Prima bleiben. Es ging in jenem Herbſt beinahe ein Dutzend Primaner ab, nach Göttingen (dem gewöhnlichen Ausflug der Sundiſchen, wohin auch die Lehrer, alle weiland Göttinger, immer wieſen), Erlangen und Greifswald; und da gab es mehrere Tage hinter einander nichts als Einladungen und Abſchiedsſchmäuſe. Dies war mir und meinem Blute wahrſcheinlich zu viel geworden. Ich gerieth in außerordentliche Stimmungen und Kämpfe mit mir ſelbſt, und es lief in mir herum, ich würde, wenn ich mein Schülerleben hier ſo fortſetzte, zu einem weichlichen und liederlichen Lappen werden. Alſo etwas Anderes — aber was? Landmann oder eine Art Schreiber und Rechnungsführer bei irgend einem Landmann. Ich wußte wohl ſelbſt nicht viel zu meinen noch zu wollen. Genug, einen guten Nachmittag ging ich aus dem Frankenthor, wo Karl der Zwölfte in einer Mauerniſche weiland ſein ſtrohenes Lager gehabt hatte, in die Welt hinein. Den Vormittag hatte ich für meinen Vater noch Geſchäfte beſorgt, unter anderm 400 Thaler für ihn eingenommen, die ich ihm herausſchickte. Ich mogte zehn oder zwölf Thaler in meinem Sacke haben; damit und mit meinen beſten Kleidern auf dem Leibe und einem Bündel Wäſche unter dem Arm lief ich davon, ſchrieb aber meinem lieben Vater in der damaligen Faſſung und Stimmung meines Herzens einen ſo pathetiſchen Brief, als wenn ich auf das Nordkap oder die Magellansſtraße zu ſteuren wollte. Ich ging gegen Süden fort die große Straße, welche nach Greifswald führt, in eine Weltgegend hinein, wohin ich noch nie den Fuß geſetzt hatte. Es muß in den erſten Tagen des Weinmonds geweſen ſeyn. Als es nachtete, begann es zu regnen; ich kam in ein Dorf, wo es keine Schenke gab, und trat in eines Schäfers Haus, Nachtquartier begehrend. Die Leute ſahen mich verwundert an, nahmen mich jedoch auf, und gaben mir, da ſie kein übriges Bett hatten, einige Kiſſen und ein Laken mit auf den Heuboden, worein ich mich wickelte und königlichen Schlaf hielt; denn die vorige Nacht war auf dem Abſchiedsſchmauſe meines lieben Reincke durchſchwärmt worden. Jedoch krähte der Ruf von einem halben Dutzend Hähnen, die auf einem Balken über mir Poſto gefaßt hatten, mich einige Mal auf. Dies war mein erſtes Nachtlager, das ich unter wildfremden Menſchen hielt, gleichſam eine kleine Schickſalsvorzeichnung. Den andern Morgen ſah ich Greifswald vor mir liegen, wagte aber nicht, um oder in die Stadt zu gehen, aus Furcht, ich mögte auf irgend einen mir bekannten Studenten ſtoßen. Ich ging alſo nun am linken Ufer des Ricks hin und ſteuerte den ganzen Tag, im ſchönſten Sonnenwetter nur ſchlendernd, in den Weſten hinein, und gelangte ſo, ich weiß nicht, auf welchem Wege, in ein Dorf an der Peene unweit Demmin, wo ich das zweite Nachtlager hielt. Den dritten Tag früh morgens in und durch Demmin über die Peene, ohne Paß und Kundſchaft; ich ward aber von keinem Menſchen gefragt. Nun däuchte ich mir weit genug von der Heimath zu ſeyn, um irgendwo in dieſer Fremde mich zu verdingen. Ich ging alſo längs der Peene hin auf mehrere Ritterſitze und Pachthöfe, fragend, ob ſie nicht irgend einen jungen Schreiber oder Rechnungsführer nöthig hätten. Nachdem ich ſo mehrere Nein entgegengenommen hatte, kam ich Nachmittags zu Zemmin an, wo ein alter Hauptmann von Parſenow wohnte. Dieſer empfing mich auf meine Frage ſehr freundlich, ließ mir ſogleich Speiſe und Trank auftragen und ein nettes Schlafzimmerchen anweiſen, unterhielt ſich dann des Breiteren mit mir, und erklärte, ich gefalle ihm und er wolle mich gern behalten, wenn mein Vater einwillige. Dieſem müſſe ich es melden und ſeine Antwort abwarten. Es lief alſo ein Brief mit der Poſt nach Löbnitz, und den fünften Tag kam ſtatt aller Antwort mein Bruder Karl und mein Ohm Moritz Schumacher, der damals bei meinen Ältern lebte, mit einem vierſpännigen Wagen und einem Brief meines Vaters, worin er mir freundlich ſchrieb, ich möge doch zu Hauſe kommen, er laſſe mir die freieſte Wahl, ob ich ein Bauer oder ein Studierter werden wolle; wähle ich das Erſte, ſo könne ich die Landwirthſchaft ja nirgends beſſer und bequemer lernen als unter ſeiner Anleitung, Beſchäftigung werde er mir ſchon zu geben wiſſen.

Ich war dieſer Entwickelung ſehr froh; denn jene Dunſtwolken, die mich aus Stralſund weggeſcheucht hatten, waren durch die harten Wanderungen und ſoldatiſchen Nachtquartiere ſchon weggeſunken. So ſetzte ich mich denn mit den Meinigen auf den Wagen und den folgenden Nachmittag waren wir in Löbnitz.

Dies war alſo ein Entweichen, wenn man will, ein Entlaufen von der Schule, wie es ſchien, ohne Grund. Doch muß es in meinem Weſen und in dem Gedränge von Gefühlen und Sorgen, die meine Bruſt beklemmten, einen tieferen Grund gehabt haben, den ich ſelbſt jetzt nicht begreifen kann. Denn grade die Tage vor meiner Flucht war ich mit meinen Freunden und beſonders mit meinem lieben Friedrich Reincke vorzüglich fröhlich geweſen. Was meine Ältern davon gedacht haben, weiß ich nicht; ſie haben ſich wohl mit allerlei Ängſten über mich gequält: denn wie konnten ſie mir in mein dunkles Herz ſehen, da ich ſelbſt nicht klar hineinſchauen konnte? Daß ſie aber Schlechtes von mir geglaubt haben, bezweifle ich. Sie kannten mich ja, und der beſte Beweis, daß ich nicht wegen Schlechtigkeiten und für Schlechtigkeiten davon gegangen, lag wohl in der unberührten bedeutenden Summe, die ich für meinen Vater einkaſſiert und ihm zugeſchickt hatte. Die Welt aber oder das ſogenannte große Publikum hatte auch hierüber ſeine Fabeln gemacht und von böſen Liebſchaften und von noch Schlimmerem umher geſchwatzt, welchem damals gewiß kein Jüngling tapferer aus dem Wege lief als grade ich. Das kam auf dem zehnten zwanzigſten Seitenwege, wie es zu geſchehen pflegt, endlich auch zu meinen Ohren. Ich verachtete es, und habe damals und im Laufe des Lebens noch mehr gelernt, daß nichts thörigter und kindiſcher iſt, als um Urtheil, Vorurtheil und Nachurtheil der Menge zu buhlen und aus ſolcher Rückſicht nur ein Strohhalmbreit von ſeinem gewöhnlichen Wege abzulenken.

Die Ältern ließen mich nun einige Wochen ſo ruhig bei ſich fortleben, als ob nichts geſchehen wäre und ich nur meine Ferien bei ihnen gehalten hätte. Dann ſprach der Vater mit mir, und meinte, es ſey doch wohl das Beſte, daß ich, da ich einmal den Weg betreten habe, bei den Studien bleibe; ſo kamen die Freunde und Brüder allmälig heran; ſo die Briefe meiner Lehrer. Und die Meinung des Konrektors Furchau fiel dahin aus: wenn ich glaube meiner Geſundheit wegen auf dem Lande leben zu müſſen, ſo könne ich da ja auch in allerſchönſter Muße für mich fortſtudieren. Dieſer letzte Vorſchlag leuchtete mir ein, und ich nahm ihn an. Meine Sachen und Bücher wurden aus Stralſund abgeholt. Was ich zur Fortſetzung meiner Studien von Büchern u. ſ. w. wünſchen konnte, verſprachen die Lehrer und andere Freunde mir immer zu verſchaffen, und ſie haben es verſchafft. Und ich habe auf dieſe Weiſe wirklich in allerſchönſter Muße und mit nicht mattem Fleiße vom Herbſte 1789 bis Oſtern 1791 anderthalb Jahre zu Löbnitz verlebt. Jedoch wurden neben dieſen edleren Übungen die Strapazen und Abhärtungen tapfer fortgeſetzt. Soldatiſche Lager auf harten Brettern oder Reiſig, Übernachtungen unter freiem Himmel, wo ich mich, in meinen Mantel gehüllt, unter irgend einen Baum oder hinter einem Heuhaufen hinſtreckte, Wanderungen oft Meilen weit nach allen Seiten hin, beſonders nächtliche Wanderungen, die ich begann, wann die Andern ſchlafen gingen — alles um den in üppiger Jugendkraft ſchwellenden Leib Tapferkeit und Gehorſam zu lehren. Das erſtaunte die Ältern und betrübte ſie wohl zuweilen, und ich ſah ſie über mein Weſen und Treiben oft kopfſchütteln; aber da ich das Meinige ſonſt verſtändig zu thun ſchien und mich nicht närriſch gebärdete, ſo mußten ſie mich ſchon gewähren laſſen.

Dieſer merkwürdige Abſchnitt in meiner kleinen Lebensgeſchichte war auch einer in dem ganzen Zeitalter. Die franzöſiſche Umwälzung begann. Dieſe machte eben nicht den Abſchnitt oder Durchſchnitt der Zeit, ſondern war auch nur etwas von ihr Gemachtes. Die unbewußte und guten Theils unſchuldige ſinnliche und auf das Bequeme und Zierliche in Leben und Kunſt gerichtete Behaglichkeit, welche von dem Ende des ſiebenjährigen Krieges bis dahin durch ein Vierteljahrhundert geherrſcht hatte, war ausgeſchöpft und ausgeleert und in Schlaffheit und Empfindelei übergegangen, und nach allen Seiten hin in Sitten und Neigungen, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Theologie und Philoſophie entſtanden mit Einem Male entweder neue Richtungen und Strebungen, oder die Geburten des alten Daseyns ſchienen ſo reif und fertig, daß die Menſchen wenigſtens neue Richtungen und Strebungen erwarten konnten. Es war zu gleicher Zeit ſowohl ein neues politiſches, als ein neues philoſophiſches Streben in die Welt getreten, und ward mit ungeheurer Geſchwindigkeit und Lebendigkeit in den Zitterungen und Erſchütterungen, die es mit ſich führte, von der Hütte bis zum Pallaſte mitempfunden und nachempfunden. Und ſelbſt in den engeren Kreiſen unſers Hauſes und bei der Feſtigkeit und Beſtändigkeit, welche meine Ältern in ihrem Weſen ſchienen gewonnen zu haben, ward dieſe neue Epoche der europäiſchen Entwickelung zwar nicht mit Plötzlichkeit, aber doch in Abſätzen von je fünf zu fünf Jahren, merklich verſpürt.

Mein Vater hatte die Pachtung von Löbnitz nebſt ſeinen Zubehören auf achtzehn Jahren übernommen, und hat dieſe achtzehn Jahre bis zum Sommer 1805 dort in Friedlichkeit durchgewohnt. Das Haus blieb das alte in rügenſcher Freundlichkeit und Gaſtlichkeit, nur daß bei größerer Wohlhabenheit der Kreis der beſuchenden Freunde und Nachbarn ſich erweiterte, und bei dem jugendlichen Aufſchuß der Kinder auch die Schaar der Geſellen und Geſellinnen ſich mehrte. Es war Raum im Hauſe und die Mutter konnte allenfalls zwanzig Betten aufmachen. Da gab es Vergnüglichkeit und Wirthlichkeit. Und gern ergingen die Freunde ſich bei uns; denn der Vater verſtand auf eine ſeltene Weiſe Anſtändigkeit mit Freiheit zu vereinigen, und dabei ſeine vielen Arbeiten und Geſchäfte ſo zu ordnen, daß darin nichts aus dem ordentlichen Geleiſe kam. Er war im Sommer immer mit der Sonne, im Winter um fünf ſechs Uhr auf, brachte in den erſten Stunden ſeine Hauptbücher in Ordnung, und beſorgte dann die dringenden Geſchäfte bis zum Frühſtück, darauf in noch einigen

Stunden mit den Söhnen und Großknechten die laufende Wirthſchaft, und dann hatte er immer noch ein paar Stunden für den geiſtigen Menſchen übrig. Es war ein ſtiller frommer Naturſinn in dieſem guten Menſchen, und er konnte bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendroth mit gefalteten Händen Stunden lang auf ſeinem Olymp ſitzen und ſchweigend und anbetend in die Unendlichkeit hineinſchauen. Auch die liebe Mutter blieb unverrücklich in ihrer klaren und ſichern Natürlichkeit, wie ſehr auch der Welt der alte Boden, worauf ſie bisher geruht hatte, durch gefährliche Unterminirung zu entſinken begann.

Da in dieſem Hauſe nun nicht bloß die alten Freunde und Gefreundten und die Nachbarn aus- und eingingen, ſondern nun auch die ſtudierenden Genoſſen und die umwohnenden Geiſtlichen, der gute Paſtor Dankwardt zu Bodenſtede mit eingerechnet, und in den Ferien oft auch unſre werthen ſundiſchen Lehrer als Gäſte hinzukamen, und die Söhne nun auch allmälig anfingen ihre Geelſchnäbel in Geſprächen und Streiten zu wetzen, ſo fehlte es auch an edlerer Lebendigkeit nicht; und auch die politiſche Theilnahme an den Weltbegebenheiten wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß ſie hierlandes noch einen heftigen Karakter angenommen hätte. Auch ich war mit darin, noch zwar nicht tief eingebrannt, obgleich ich ſchon ſeit manchen Jahren nicht bloß ein eifriger Vorleſer, ſondern auch ein ämſiger Selbſtleſer der Zeitungen geweſen war.

Nachdem ich hier in Löbnitz im väterlichen Hauſe wieder anderthalb Jahre recht wohl verlebt hatte, bezog ich die Univerſität Greifswald, um Theologie zu ſtudieren, ein Studium, zu welchem der Sohn eines Landpfarrers und Landmanns, wenn er nicht unfromm iſt, auf die allernatürlichſte Weiſe hingezogen wird. Ich lebte in Greifswald zwei Jahre. In der Theologie hat mir der Doktor Schlegel genutzt, damals General-Superintendent des

Landes, ein gelehrter, nur im Vortrage etwas zu ſehr ſpringender Mann; in Naturwiſſenſchaften der Schwede Brismann, ein heller lebendiger Kopf; in der Philoſophie Muhrbeck, auch ein Schwede, ein ſcharfer Denker und eifriger Wolfianer, von einem trefflichen Vortrage und tüchtiger Gelehrſamkeit: dieſer alte Schwede war von unendlicher Lebhaftigkeit und Heftigkeit; noch klingt mir's in den Ohren, wie er, wenn er meinte Kant in den Temperamenten aller vier Winde zuſammengehauen zu haben, im Feuer ſeines philoſophiſchen Zorns im gebrochenen Schwediſch-Deutſchen ausrief: „Und nun? was will Du nu, Kant, Vir juvenis?“ Geſchichte, Erdkunde und die Sprachen, für welche hier eben keine vorzügliche Vorleſer waren, trieb ich fleißig für mich.

Im Frühling des Jahrs 1793 bin ich von Greifswald nach Jena gegangen und habe dort bis zum Herbſt 1794 gelebt. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Ulrich muß ich unter meinen Lehrern hervorheben, auch Paulus, welcher, damals jung und friſch, noch nicht lange gelehrt hatte. Schütz, damals ganz von der Allgem. Literaturzeitung beſchlagen, betrieb ſeine Vorleſungen leider wie ein Nebengeſchäft. Aus der Philoſophie, welche alles begeiſterte und auch unter meinen Genoſſen manchen trocknen Kopf verrückt machte, habe ich wenig Scharfes und Spitzes ziehen und gewinnen können, doch hat mich Fichtes tapfre Perſönlichkeit begeiſtert; Ulrich war lebendig, witzig und geiſtreich, und las Geſchichte der Philoſophie und Literargeſchichte mit mehr Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit, als Reinhold und Schütz. Für Geſchichte war hier, außer Griesbach nichts: der alte Heinrich war trocken und einformig wie die Wüſte Sela, und der eben auftretende Woltmann bedeckte ſeine vornehme Oberflächlichkeit mit ſchön klingenden Worten; er ſchillerte damals durchweg ohne Schillers edle Seele.

So kurz zeichne ich meine Studentenjahre an, weil ſich darin für meine Entwickelung ſcheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat. Ich wandelte auf dem alten Wege fort, ward aber allmälig freier und leichter. Gottlob nicht leichtfertig. Am meiſten half mir dafür wohl das gute Beiſpiel aus dem Vaterhauſe, viel gewiß auch das Urtheil und Vorurtheil, welches mich ganz beherrſchte, daß ein Theologus keuſch und unbefleckt ſeyn müſſe. Am meiſten halfen doch wohl Gott und Glück, welches auch Gottes iſt; aber gewiß thun auch jene angeführten Items ihr Großes. Ich will hiemit nicht andeuten, als habe ich gleichſam ein ſtrenges Klausnerleben geführt. Nein keinesweges. Ich habe mit der andern Jugend ſtudentiſch und deutſch gejubelt und mitgelebt, auch manche fröhliche Nacht mit drein geſetzt, was ich mehr als Andere durfte, ohne in meinen Fleiß zu große Riſſe zu machen: ich bedurfte wenig Schlaf. Dann aber wallte mein Leben wieder ſtiller auf einſamen Pfaden dahin.

Mein lieber Bruder Fritz war in Jena auch ein Jahr mit mir zuſammen. Ich hatte aber damals gar wenig von ihm; unſre Wege liefen zu weit aus einander. Wenn ich mich auch zuweilen in den wilden jugendlichen Strudel ſtürzte, ſo brauſte er doch oft ordentlich mit ihm fort und ſchlürfte ſein kaiſerliches Studententhum mit aller Luſt und Überluſt oft in vollſten Zügen aus. Ich ſage oft; denn weit mehr als ich konnte dieſer wunderſame und reich begabte Menſch auch wieder die Einſamkeit ertragen und oft vier Wochen in einem verborgenen Dorfſtübchen verſitzen, wohin er ſich ſeine Bücher ſchleppte und im Genuß der Alten und auch der Kantiſchen und Fichtiſchen Philoſophie ſchwelgte. Er war ein trefflicher Lateiner, überhaupt bei einem königlichen Gedächtniſſe, das ihm alles Nöthige immer ſogleich aus dem Stegreif darreichte, ein gewandteſter und klarſter Sprecher, und erſchien deswegen gern bei allerlei öffentlichen Disputationen, wo die Leute erſtaunten, daß dieſer, den ſie ſelten in den Hörſälen ſahen und der nur durch ſeinen Degen berühmt war, in omni scibili ſich ſo gewandt und fertig zeigte.

Meine Univerſitätsreiſen machte ich nach meiner Weiſe zu Fuß, wie auch andere Ein- und Ausflüge durch das liebe Vaterland, und zwar nicht bloß, um den ſtarken Mann zu zeigen oder zu machen, ſondern auch, um Land und Menſchen kennen zu lernen; was von Tage zu Tage mehr ein leidenſchaftlicher, ich mögte faſt ſagen, naturhiſtoriſcher Trieb in mir ward. Bei meiner Heimkehr von Jena wanderte ich über Leipzig, Deſſau, Quedlinburg, durch den Harz und Braunſchweig bis Celle, und fuhr dann durch die Lüneburger Haide mit der Poſt nach Hamburg, wo ich einige Wochen blieb und Schrödern in mehreren Rollen und auch als König Lear bewunderte. Wandsbeck beſuchte ich, ſah Asmus Haus und nicht ihn. Auch hatte ich eine Furcht auf berühmte Männer einzudringen; ich habe da, wo die Meiſten zu viel thun, zu wenig gethan. Auch Goethen hatte ich nur noch von fern geſehen. Gegen Ende des Oktobers dieſes Jahres 1794 war ich in Löbnitz.

Hier ſaß ich nun wieder zwei behagliche Jahre, indem ich meine beiden jüngſten Geſchwiſter unterrichtete und für mich ſtudierte, ich ſollte lieber ſagen repetirte. Ich hatte in den letzten ſechs Jahren ſeit meiner Flucht vom ſundiſchen Gymnaſium, wo ich mein freier Herr geworden war, mit recht lüſternem Heißhunger, wie aller lebendigen Jugend wohl begegnet, Mancherlei genaſcht, mitunter auch wohl manche rohe und wüſte oder meinem Magen wenigſtens unverdauliche Speiſe heruntergeſchluckt. Dies fing nun an gleich im Meer verſunkenen Inſeln ſich zur Oberfläche des Lichts zu erheben und Einiges auch ſich zu geſtalten. Ich war lange ein Dämmerer geweſen und ein Träumer ſollte ich in vielen Dingen wohl immer bleiben. An Reibung und Reizung fehlte es mir ſelbſt im ländlichen Hauſe meines Vaters nicht; und ſo floſſen dieſe zwei Jahre meiſt fröhlich dahin.

Im Herbſt 1796 lud mich der alte Hausfreund Koſegarten zu ſich, der mehrere Jahre als Rector scholae in Wolgaſt gelehrt und dann die beſte Pfarre im Lande, die zu Altenkirchen auf Wittow, erlangt hatte. Ich ſollte ſeine Kinder unterrichten, die aber in der That für den Unterricht noch zu jung waren. Ich ging gern zu ihm, weil er eine ausgewählte Bibliothek hatte. Ich war nun Kandidat der Theologie, auf eine unbeſchreiblich leichte Weiſe von dem alten Schlegel tentirt und zum Predigen berechtigt; und ich predigte auch zuweilen, und zwar mit Schall und Beifall. Ich kann nicht ſagen, daß ich mir ſelbſt ſo vielen Beifall gab, wiewohl ich merkte, daß ich Leichtigkeit und Flüſſigkeit genug hatte. Ich hatte wenigſtens einige vortreffliche Prediger gekannt und mir ſelbſt ein Muſter geſtellt, das nicht leicht war. Ja grade hier auf Wittow, wo die Leute anfingen etwas von mir zu meinen, kam ich ganz von dem Entſchluſſe ab, ein Geiſtlicher zu werden. Warum? Ich bildete mir ein, weil ich nach und nach erfuhr, daß die meiſten Stellen in Pommern und Rügen, welche Königlichen Patronats waren, oft faſt wie durch Kauf und Verkauf, gelindeſt doch durch nicht immer löbliche Verbindungen in Stockholm gewonnen wurden; es war aber wohl, weil die Welt mich nach einer andern Seite hinzog, weil ich den rechten Beruf nicht hatte, weil ich auch, wenn gleich mir damals noch unbewußt, von der allgemeinen theologiſchen Lauigkeit der Zeit ergriffen war. So iſt es alſo in der Ordnung geweſen, daß ich mich von den fetten rügenſchen Pfründen nicht habe locken laſſen, ſondern den ſchwarzen Rock nicht angezogen habe. Denn locken konnten rügenſche Pfarrſtellen wohl den pfaffiſchen und weltlichen Sinn, deren mehrere bei den damaligen hohen Kornpreiſen 2000 und 3000 Thaler ſchwer Geld eintrugen, deren Inhaber Gerichtsherren ihrer Kirchdörfer waren, mit vier ſchwarzen Rappen vom Bock fuhren und ſich Kirchherren ſchrieben. Nein nicht alle — auch mein Koſegarten nicht, den kein Hochmuthsteufel plagte, — ſondern nur Einer, der auch andere ſchnurrige Eitelkeiten zur Schau trug. Ich traf dieſen Herrn einmal in einer Geſellſchaft von Edelleuten und fragte ihn, warum er ſich bei einer öffentlichen Ankündigung Kirchherr unterſchrieben habe mit einem in Rügen ganz ungewöhnlichen Worte. Er entgegnete mir keck, das ſey ſein gebührlicher Titel und ſchicke ſich in der Inſel für einen Gerichtsherrn recht gut, um ſo mehr, da in Schweden ſelbſt alle gemeine Pfarrer ihn gebrauchen. „Ei!“ entgegnete ich ihm da etwas boshaft, „Herr Paſtor, Sie haben das Wort nur unrichtig „überſetzt: das ſchwediſche Wort Kyrkoherde iſt eben ſo weit „vom Kirchherrn, als der umwandelnde Apoſtel Paulus vom „Pabſt zu Rom: es heißt nicht Herr der Kirche, ſon„dern Hirt der Kirche; ich denke, Sie bleiben bei'm Wort „Paſtor.“

Doch dieſe Anekdote bei Seite hatte meine liebe Inſel grade damals, und zum Theil in den beſten und erſten Pfründen mehrere durch Kenntniſſe, Sitten und Karakter ſehr ausgezeichnete Männer, von welchen ich nur den trefflichen Stenzler in Garz, der leider früh heimgegangen war, die Pröbſte Piſtorius zu Poſeritz, Picht zu Gingſt, Schwarz zu Wyk auf Wittow, die Superintendenten Pritzbur zu Garz und Droyſen in Bergen und meinen Doktor Koſegarten in Altenkirchen hier nenne. An ſolchen hätte ſich ein junger Mann wohl aufbauen und für die würdige Führung des heiligen Amts bereiten und ſtärken können.

Ich wollte denn der Geiſtlichkeit Ade ſagen und mich in die volle Weltlichkeit hineinſtürzen. Ich war jetzt acht und zwanzig Jahre alt, und eine große Sehnſucht lockte mich die Welt zu ſehen. Mein Vater reichte mir die Mittel, ich verſtand mich zu behelfen; und ſo ging es ganz leidlich, wenn auch nicht freiherrlich, doch zuweilen herrlich. So bin ich denn anderthalb Jahre in mancherlei Abentheuern, die nicht hieher gehören, zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff herumgepilgert vom Frühlinge 1798 bis in den Herbſt 1799, habe ein Vierteljahr in Wien gelebt und mir das Ungerland betrachtet; dann über die Alpen nach Italien. Dort hat mich in Toskana der wieder ausbrechende Krieg überraſcht und mich geſchwinder weggetrieben, als ich gedacht hatte; ich habe Rom, Neapel und Sicilien nicht zu ſehen bekommen. Als die Kriegsflamme aufzulodern begann, war ich in Nizza, dann in Marſeille, den ganzen Sommer in Paris; den Herbſt bin ich über Brüſſel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langſam heimgezogen. Auch dieſen Ausflug, wie ſo Vieles in meinem Leben, was ich leider beklagen muß, habe ich mehr aus Inſtinkt als für einen bewußten Zweck gethan. Ohne beſtimmte Richtung und Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten für die Straßen, die ich durchlaufen wollte, bin ich faſt zu leicht durch die Welt fortgeſchlendert. Ich habe dieſe Reiſe faſt wie Bruder Sorgenlos gemacht, faſt, als wäre ich ein hochgeborner Reichsfreiherr geweſen, die ſtraffe Börſe und die blanken Wechſel deſſelben abgerechnet. Indeſſen ich bin ſpäter gewahr geworden, daß in mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht gewahrte. Ich habe die Dinge, Menſchen und Völker dieſer Welt doch ſehen und erkennen gelernt. Ich glaube aber nun, da mir die Augen über dem, was ich alles erſehen habe, oft übergehen wollen, es wäre ein Unglück, wenn ein Menſch ſehen könnte, wann und wodurch ihm auf ſeinem Pilgerlaufe das Geſicht wächſt.

Ich war wieder in der Heimath. Die Frage war: Was nun? Dieſe ward zunächſt durch die Liebe entſchieden. Eine alte Liebe, zuweilen mit dünnen weißen Aſchen bedeckt, hatte fünf Jahre im Stillen gebrannt; ſie ſchlug an's Licht auf. Durch ſie bin ich nach Greifswald gekommen und Univerſitätsmann geworden. Dieſe kleine unberühmte Univerſität Greifswald war eine der älteſten deutſchen Lehranſtalten und beſaß ſo bedeutende Güter und Stiftungen, daß ſie wenigſtens etwas beſſer und berühmter hätte ſeyn können, als ſie war. Aber ihre Leitung und Verwaltung ruhten auf keinen ernſten und ſicheren Grundſätzen, ſondern liefen ganz zufällig, wie die oberſten Leiter eben wollten. Denn ſie war, außer andern Übeln, die ſie drückten, erſtlich in eine Verſorgungsanſtalt für die Schweden ausgeartet. Manche gute ſchwediſche Köpfe, die in Lund und Upſala oder als Dichter und Redner auf Reichstagen nachher berühmt geworden, haben in Greifswald ihre Studien gemacht und ihre akademiſchen Anfänge als außerordentliche oder ordentliche Profeſſoren. Zweitens war ſie eine Verſorgungsanſtalt für die Söhne und Töchter der Profeſſoren und mancher angeſehenen Familien der Stadt. Ich heirathete die natürliche Tochter des Profeſſors der Naturgeſchichte, Dr. Quiſtorp, Charlotte Marie, und ward Privatdocent, und das folgende Jahr, nicht ohne den Einfluß dieſer Familie, Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät mit etwa 300 Thalern Gehalt, im Jahr 1805 außerordentlicher Profeſſor, mit einer Verbeſſerung von etwa 200 Thalern. Meine Frau ſchenkte mir im Sommer 1801 einen ſchönen Sohn, der ihr das Leben koſtete.

An dieſer kleinen Univerſität war ich zehn Jahre befeſtigt, von welchen ich ungefähr die Hälfte auf Reiſen und in Schweden zugebracht, die zweite Hälfte gelehrt habe. Als ich antrat, waren einige ſehr würdige Alte da, und etwa ein halbes Dutzend Jüngere, die meiſtens erſt zugleich mit mir begannen und von welchen einige berühmt geworden ſind: Parow, Rudolphi, Rühs, Schildener, Muhrbeck. Dies brachte durch das junge Blut etwas Belebung und Erregung in den Greifswalder Schlaf. Es hat ſein Misliches mit ſolchen Mühlen der Gelehrſamkeit, welchen das Waſſer, d. h. die Studenten, zu ſehr fehlt; es tritt leicht Vertrocknung und Erſtarrung oder Verfaulung ein. Es hat ſein Gutes mit ihnen, daß der Wetteifer die jungen Kräfte bei'm Anſpannen und Ziehen nicht übertreibt und zur Nothreife austrocknet, und auf ſolche Weiſe Talente, die ſpäter wirkſam werden können, zerſplittert und aufreibt. Manche von uns, obgleich wir nach Art des Landes leicht mit dem Tage fortlebten, waren doch ſtrebſam und fleißig, und lernten bei'm Lehren, welches die herrliche Nothſchule iſt, daß ſie die Gewiſſenhaften nöthigt, ein Chaos von Geſammeltem und Aufgeſpeichertem, was in ihrem Gehirn noch in völliger Unordnung über und unter einander liegt, in Ordnung und Klarheit zu ſtellen. Ich begann als Lehrer mit Allerlei, welchem ich kaum halb gewachſen war, blieb endlich bei geſchichtlichen Vorleſungen ſtehen, hatte oft zahlreiche Zuhörer, und war geſund und fleißig. Noch gedenke ich jener Tage neben manchen traurigen Erinnerungen mit Luſt.

Außer den eben genanten jungen Männern lebte ich mit andern würdigen Altersgenoſſen und erprobten Freunden, deren Namen ich mit Dankbarkeit hieher ſetze: Dr. Billroth, Dr. Geſterding (jetzt beide Bürgermeiſter der Stadt), Dr. Ernſt von Gagern, und Wilhelm Ledebur, auch ein ehemaliger Sundenſer, den wir leider frühe begruben. Unter den Älteren waren die würdigen Männer, Archiater Profeſſor Weigel, Profeſſor Muhrbeck der Alte, Generalſuperintendent Schlegel, Profeſſor Dr. Ziemßen, Profeſſor von Hagemeiſter, ſpäter Oberappellations- und Geh. Reviſions-Rath, und Oberappellationsrath Sonnenſchmidt meine Gönner und Beſchützer.

Doch ward von hier außer zu dem allerbeſten älterlichen Hauſe oft auch in die Inſel Rügen gepilgert zu meinem Patriarchen in Poſewald, zum General von Dyke auf Loſentitz, und zum Superintendenten Pritzbur in Gartz, auch zwei Patriarchen anderer Stufen, als der wackre alte Hinrich Arndt. Ich fühlte oft die Sehnſucht, dieſe herrlichen Menſchen zu ſuchen, die ich in fünf ſechs Stunden von Greifswald erreichen konnte. Was ich da empfangen habe, das läßt ſich auf kein Papier bringen. Es waren herrliche Abdrücke von Gottes Ebenbilde, drei Patriarchen, aus denen ſich Kraft ſaugen ließ, wenn die luſtigen Geiſter der Spekulation, die oft in dünner und unerquicklicher Geſpenſtigkeit wie Herbſtwinde durch die dürren Stoppeln, durch die öden Bücherblätter hinpfeifen, einen in die kalte und leere Nebelwelt forttragen wollten.

Hier ward ich auch bald ein politiſch ſchreibender und handeln müſſender Menſch. Mein Freund Steffens hat ein Buch geſchrieben des Titels: Wie ich wieder Lutheraner ward. Ich will hier wenigſtens kurz andeuten, wie die einzelnen Keime nach und nach ſich zu einem großen politiſchen Kraut oder Unkraut entwickelt und erhoben haben. Ich beſchreibe hierin zugleich das ähnliche Keimen, Wachſen und Erſtehen der Gefühle und Anſichten von Millionen deutſcher Menſchen.

Mit Recht betrachtet man den Anfang der franzöſiſchen Umwälzung als den Punkt des Übergangs der ſinnlich ſentimentalen und äſthetiſchen Epoche zu der überſchwänglich philoſophiſchen und politiſchen, und als den Beginn des Erlöſchens oder doch Untertauchens aller andern Gefühle und Anſichten. Aber in einem gewiſſen Sinn hatten ſich bei mir doch ſchon viel früher, ſchon im

Knabenalter manche eigenthümliche und einſeitige Anſichten feſtgeſetzt, welche noch jetzt bei meinem ſchneeweißen Kopf oft beſſerer Warnung und Einſicht nicht weichen wollen. Ich hatte als kleiner Junge, als Zeitungsvorleſer und Kronikenleſer zwiſchen meinem neunten und zwölften Jahre ſchon gewiſſe politiſche Verhärtungen und Verſteifungen. Ich brauche dieſe Worte abſichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königiſcher (Royaliſt) geweſen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die meiſten Menſchen ganz unbewußt etwas werden durch die erſten Gewöhnungen des frühen Alters. Mein Vater war wenig ein politiſcher Mann, er ließ ſelbſt in ſpäteren Jahren, wo die politiſchen Stürme auch zu unſrer Heimath immer näher und dräuender heranbrauſten, zwiſchen 1800 und 1806, die Begebenheiten und die Urtheile und Streite über die Begebenheiten meiſtens unbekümmert und lächelnd an ſich vorübergleiten. Nur bei dem Namen Guſtavs des Dritten von Schweden gerieth er in Gluth. Dieſen und die Schönheit und die glänzenden Auftritte deſſelben hatte er in den erſten glücklichſten Jahren jenes Königs in Stockholm mit jugendlichen Augen geſehen. Auch hatte er höchſtens für ein paar andere ſchwediſche Namen noch einige Liebſchaft. Alles Andre blieb ihm fremd. Aber es waren zwei Andre meiner Gefreundten, welche Feuer in mir anſchüren konnten, der alte Hinrich zu Poſewald und mein anderer Ohm und Pate Moritz Schumacher. Hinrich war ganz Schwede — war ſein Großvater vielleicht in ihm wieder aufgelebt? — und riß mich mit ſeiner Heftigkeit unwiderſtehlich in die Schwedenliebe und Schwedenverehrung hinein; er lebte auch, ſo viel ſein niederer Lebensſtandpunkt es erlaubte, in ihren Geſchichten und in allen Geſchichten und Anſchauungen des gewaltigen norddeutſchen und ſkandinaviſchen Lutherthums.

Darin konnte der herrliche Waſa, Guſtav Adolf, wohl für Millionen Könige gelten. Wie ſollte ich denn die Könige nicht angebetet und über alle Republiken, griechiſche, römiſche, platoniſche und fichtiſche, geſtellt haben? Moritz Schumacher auf der andern Seite war ein heftiger Preuße ganz gegen die Neigungen meiner meiſten Landsleute, welche, an eine gewiſſe gutmüthige Lockerheit und ſorgloſe Ungebundenheit mit großer einzelner Freiheit des ſchwediſchen Weſens gewöhnt, jenſeits der Peene etwas Korporaliſchfreudenloſes und Fiskaliſchhartes zu ſehen glaubten. Moritz Schumacher war durch ſeine Art und Neigung ganz natürlich zu dieſer preußiſchen Begeiſterung gekommen. Er war ein feiner, hübſcher ſchlanker Menſch, mit einer trefflichen Geſangſtimme und andern Talenten, und liebte das Eitle und Blanke. Mein Vater war ein bäuerlicher und, obgleich nicht ungebildet, ein ganz bürgerlicher Mann, und drängte ſich nimmer zu Vornehmen und Adlichen hinauf. Ganz anders aber mein Herr Ohm Moritz. Rügen wimmelte damals weit mehr als jetzt von kleinen Edelleuten, welche als Hauptleute oder Majore in ihrer Jugend im preußiſchen Heere gedient hatten. Dieſe ſuchte er, wie er nur konnte, auf, und erzählte jedes Wort des gnädigen Herrn Hauptmanns und Rittmeiſters, jeden Einfall, den die gnädige Frau ihm gegenüber hatte fallen laſſen, als eine Gnade; ja, der Apfel und die Birne, welche die Frau Majorin oder das gnädige Fräulein ihm bei'm Abſchiede in die Taſche geſteckt hatte, bekam dadurch einen Geruch und Geſchmack, als hätte er ſie im Paradieſesgarten gepflückt. Auch trug er ſich ganz, legte Schabracke und Sattel, ſchnallte Stiefeln und Sporen, drückte den Hut über Zopf und Locken wie ein alter preußiſcher Rittmeiſter. Von dieſer ſeiner Geſellſchaft holte er ſich die preußiſche Farbe. Wie ſollten dieſe Männer den Namen und die Thaten des großen Friedrich nicht vergöttert haben?

Dieſe ritterliche Vergötterung trug er mit in unſer Haus und blies alſo auch von dieſer Seite etwas Königiſches in mein Herz. Auch dieſes große Königsbild ward ſo vor meine Kindheit geſtellt und neigte meinen politiſchen Glauben der Monarchie zu. Ich bin ſpäter der Nichtachtung des großen Helden beſchuldigt worden; ich glaube es nicht verdient zu haben. Ganz gemäß ſolchen erſten Jugendlehren und Jugendeindrücken geſchah es denn auch, daß ich kleiner Zeitungsleſer bei Debatten immer für England gegen Amerika ſtritt, da doch die meiſten Alten amerikaniſche Partheigänger waren.

Und die Franzoſen und ich? Auch da war mein politiſcher Glaube wohl in erſter Jugend entſtanden. Ich habe oben mehrmals erwähnt, wie ich in den Jahren, wo wegen der kleinen Umſtände der Ältern mir aller regelmäßig fortlaufende Unterricht verſagt war, doch mit reichlicher Leſung alter Geſchichtbücher und Kroniken gefüttert ward. Unter dieſen waren auch die deutſchen und in's Deutſche überſetzten Bücher Puffendorfs und Anderer, welche den dreißigjährigen Krieg und die herrſchſüchtigen Hinterliſten und mordbrenneriſchen Thaten Ludwigs des Vierzehnten beſchrieben haben. Dies hatte mir Abneigung, ja oft Abſcheu gegen das ganze mitſpielende Volk eingeflößt. Daher freute ich mich zur Zeit jenes Zeitungsvorleſens über jede ihrer Niederlagen und war im Haß gegen ſie auch ganz Engländer.

Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große franzöſiſche Umwälzung und mit ihr die große Umwälzung und Umrollung der Herzen von halb Europa los. Dieſe ward allenthalben und auch bei uns im Hauſe für und wider heftig beſtritten, hatte aber auch da mehr Freunde als Feinde; und ich mußte mich trotz meiner Abneigung gegen das Volk doch oft zu den erſten geſellen, weil die Verſchuldungen der Regierungen vor Ludwig dem Sechszehnten entſetzlich geweſen, weil manche von den Führern aufgeſtellte Lehren und Grundſätze unleugbar gerecht und heilig waren, wie ſehr ſie ſpäter auch entheiligt und befleckt worden ſind. Doch jammerte mich jeder franzöſiſche Sieg über die Deutſchen und über die andern gegen ſie Verbündeten, ohne daß ich Deutſchland ſchon nach voller deutſcher Pflicht gefühlt hätte. Ich ſaß noch weit vom Schauplatz und Getümmel am Baltiſchen Meere und hatte noch mehr ein ſchwediſches als deutſches Herz. Ich war wohl heftig und ungeſtüm, auch gewiß keine knechtiſche und dienerliche Seele, aber nicht geboren, mich mit einer Schwärmerei, welche ſelbſt den Greis Klopſtock hat Lieder und Gegenlieder ſingen laſſen, in ein Chaos verworrener und nebelvoller Anſichten und Leidenſchaften hinabzuſtürzen. Vielleicht bin ich dazu zu ſehr als Philiſter geboren, der gern ſogleich von allem klaren Beſcheid haben mögte, mag auch zu viel von jener bleiernen Schwere in mir tragen, welche in dem karakteriſtiſchen Fluche des Volkes Schwere Noth die urſprüngliche Weltanſicht deſſelben ausdrückt, wie der Schwede mit den Teufeln und die romaniſchen Südländer bei erregteren Gefühlen mit jenem Dinge, welches die größte ſinnliche Luſt anſpielt, um ſich werfen müſſen. Dieſe philiſtrige Natur, welche das Edelſte und Höchſte in ſeiner allgemeinſten poetiſchen Reinheit anzuerkennen ſich ſträubt, mag ſich ſchon in den horaziſchen Verſen, welche ich in die Stammbücher meiner Kommilitonen zu malen pflegte, offenbaren, als da ſind: Nil admirari und Perfer et obdura. Daß ich mich alſo früh ſchon gegen die erhabenſten Täuſchungen ſträubte.

Ich hatte endlich das Volk ſelbſt geſehen, und ſein Liebenswürdiges und Leichtes wie ſein Trügeriſches und Lügenhaftes war mir kein Geheimniß geblieben. Ich war durch Belgien und längs dem Rhein langſam in's Vaterland zurückgezogen, hatte mich in

Brüſſel, Aachen, Köln, Koblenz und Mainz aufgehalten und allenthalben die von jenem übermüthigen Volke zertretenen und geſchändeten Trümmer der alten deutſchen Herrlichkeit geſehen. Ich hatte Unmuth und Ärger genug, aber wahrlich noch keinen rechten Zorn empfunden. In Frankfurt und bei Höchſt war ich mitten unter Gefechte gerathen. Der franzöſiſche General Baraguai d'Hilliers hatte mich mehrere Tage in Frankfurt eingeſperrt; am Main waren die Plänkler an beiden Ufern hin und her geſprengt; der Speſſarter Landſturm Albinis hatte mich umbrauſt. Das war meinen Augen und Ohren noch nicht viel mehr als ein Schauſpiel geweſen, obgleich ich mich allerdings von Herzen gefreut haben würde, wenn durch einen Engel Gottes, wie weiland den Schaaren Sanheribs geſchehen, die Franzoſen um Frankfurts Mauern in Einer Nacht alle als Leichen gelegen hätten. Aber nicht lange, ſo erwachte der Zorn, ach! der freilich kein Glück bedeutende Zorn, der mir aber doch über manchen ſchweren Tag hingeholfen, mich an manchem ſchwerſten Tage ſogar beglückt hat. Denn glückſelig iſt der Menſch nur in dem Maaße, als er am gewaltigſten empfindet, wenn nämlich das Empfinden der Art iſt, daß ihm das Denken darüber nicht ausgeht; denn ſonſt wird es ein zermalmender Mühlſtein.

Napoleon war einige Tage nach meiner Abreiſe von Paris aus Ägypten zurückgekommen. Ich ſah die herriſche Geſtalt der Zeit ſich ſchwingen und fortſchwingen, folgte ſeinen Liſten, ſeinen Schlachten, ſeinen Weltklängen und Fauſtgriffen. Begriff ich ihn ſchon klar? Ich weiß nicht; aber nach der Schlacht von Marengo wandelte mich ein Grauen an vor dieſer Geſtalt, vor dieſer von ſo vielen und von ſo hohen Menſchen vergötterten Geſtalt: es ſchien ein unbewußtes Grauen vor dem Jammer der nächſten zehn Jahre zu ſeyn. Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der deutſchen und europäiſchen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Luneville und mit den ſchimpflichen Verhandlungen und Vermäkelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Loos und Looſe ausſchnitten und ausfeilſchten. Die Jahre 1805 und 1806 riſſen endlich die beiden letzten Stützen nieder, woran ſich ein bischen Deutſches geſchienen hatte halten und erhalten zu können. Jetzt war das Letzte geſchehen, alles einzelne Deutſche, das Kleinſte wie das Größte, das Ruhmvollſte wie das Dunkelſte, lag nun in Einem großen gemeinſamen Jammer über und unter einander hingeworfen, und der übermüthige wälſche Hahn krähte ſein Victoria! über den Trümmern der geſchändeten Herrlichkeit. Da war der Tag gekommen, wo alle einzelne Gefühle und Urtheile und Vorurtheile und Lieben und Vorlieben in dem großen Schutt mit zuſammen ſanken. Was Kaiſer und Könige verloren und aufgegeben hatten, davon mußten ſich endlich auch die Kleinen löſen! Als Öſtreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erſt fing mein Herz an ſie und Deutſchland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälſchen mit rechtem treuen Zorn zu haſſen. Es war nicht allein Napoleon, nicht der liſtige, geſchloſſene, höhniſche, in dem Lande, wo Honig Gift iſt, geborne Korſe, auf welchen die Lügenhaften ſpäter als auf ihren großen Sündenbock allen Zorn Europas hinzuhetzen geſucht haben, den ich zornig haßte, den ich am meiſten haßte — ſie waren es, die Franzoſen, die Trügeriſchen, Übermüthigen, Habſuchtigen, die hinterliſtigen und treuloſen Reichsfeinde ſeit Jahrhunderten — ſie haßte ich im ganzen Zorn, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der ſchwediſche Partikularismus war nun auf einmal todt, die ſchwediſchen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andre Töne der Vergangenheit; als Deutſchland durch ſeine Zwietracht Nichts mehr war, umfaßte mein Herz ſeine Einheit und Einigkeit.

Faſt zu gleicher Zeit erließ ich zwei kleine politiſche Schriften. Das Erſte unter dem Titel Germanien und Europa war nichts als eine etwas wilde und bruchſtückige Ausſprudelung meiner Anſicht der Weltlage von 1802; das Zweite, Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen behandelte ein heimathliches Übel. Sein Inhalt war ungefähr folgender:

Die Inſeln und Küſtenländer dieſer Oſtſee ſind nach geſchichtlicher Wahrſcheinlichkeit urſprünglich nicht von Slaven und Wenden bewohnt worden.

Bei den Stößen, welche die Zerſtörung des großen Gothenreichs durch die Hunnen in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts und die fortwährende Drängung der Hunnen gegen Weſten veranlaßt haben, iſt die ungeheure Bewegung entſtanden, welche Völkerwanderung genannt wird. In jenen Tagen, wo auf die Begebenheiten, die an der Weichſel und Oder vorgefallen ſeyn können, auch kaum ein Schimmer von Licht fällt, ſind die Slaven und Wenden auch wohl von Oſten nach Weſten weiter vorgeſchoben und haben die verlaſſenen oder entvölkerten Landſchaften Oſtgermaniens beſetzt.

Als die Deutſchen, die nach dem großen Karl verſunken waren, unter den Sachſenkaiſern im zehnten Jahrhundert ſich wieder erhoben, begannen ſie ihre Herrſchaft auch gegen Nordoſten auszubreiten, und der Krieg gegen die ſlaviſchen Völkerſchaften begann, ward unter ihnen und ihren Nachfolgern bis an's Ende des zwölften Jahrhunderts fortgeführt, und endigte trotz der muthigſten und hartnäckigſten Gegenwehr der Slaven mit ihrer Ausrottung oder Unterjochung.

Die deutſche Herrſchaft rückte vor, deutſche Städte und Feſtungen wurden gebaut, welche die wendiſchen Bewohner meiſtens ausſchloſſen, deutſche Einwanderungen und Anſiedelungen begünſtigt und in den verwüſteten Landen unter und über den Wenden gegründet. Was früher germaniſch geweſen, ward nach und nach wieder germaniſirt.

Wir finden in Pommern und Rügen, als der neue Zuſtand geſchichtlich an's Licht zu treten beginnt, faſt allenthalben mehr oder weniger ſtrenge Leibeigenſchaft oder Hörigkeit, aber durchaus nicht in ſo eigenmächtig willkürlichem Maaße, als im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Aus den Geſetzen des ſechszehnten Jahrhunderts ſehen wir, daß Dienſte und Leiſtungen faſt allenthalben beſtimmt, daß ſie nicht ungemeſſen waren; daß auch die Edelleute keine Bauerhöfe oder Bauerdörfer willkürlich zerſtören und in große mächtige Güter verwandeln durften.

Für die Inſel Rügen, wo im achtzehnten Jahrhundert die Willkür und Plackerei die ungemeſſenſte war und der Dienſt und die Abhängigkeit der armen Leute ſich als die härteſten darſtellten, ergiebt ſich, daß der Bauer dort im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert in einer viel beſſeren und unabhängigeren Lage war als in Pommern. Wir haben über die bäuerlichen Verhältniſſe derſelben die Schrift eines rügenſchen Edelmanns, des Landvogts von Normann auf Tribberatz, im ſechszehnten Jahrhundert unter dem Titel Rügenſcher Landgebrauch verfaßt. Es iſt vorauszuſetzen, daß der Landvogt, ſelbſt ein adlicher Gutsbeſitzer, für die Bauren keine partheiiſche Darſtellung abgefaßt hat. Auch verſchweigt er ihre Gebrechen und Fehler keinesweges, ſondern ſtellt ſie dar als übermüthig, ſtreit- und ſchlagſüchtig, hoffärtiſch und wild, und als ſolche, die es im ungebundenen und herriſchen Weſen den Junkern faſt gleich thun wollen. Das ſeyen die natürlichen und heilloſen Folgen zu großen Wohlſtandes und übertriebener Freiheit, daß die Frechheit und der Übermuth ſogleich neben ihnen wuchere. Aus dem Landbuche erhellt, daß die Rügenſchen Bauren Gewinner waren, welche eine große Einlage in das von ihnen bewohnte Gut gemacht hatten; daß, wann ſie freiwillig oder aufgekündigt (was an geſetzlich beſtimmte Bedingungen gebunden war) von dem Gute zogen, ihnen die ganze volle Wehr, alle Gebäude nebſt Saaten und Hofraide ausbezahlt werden mußten; ſie waren auch bei ihrem Abzuge von jeglicher Gutspflichtigkeit frei, und mogten als Leute ihres eigenen Willens ziehen, wohin ſie wollten. Bei'm Todesfall und bei'm Antritt des Beſitzes mußte das Beſthaupt und der Gewinn entrichtet werden. Als Mitrichter und Mitſchützer ihrer Rechte ſaßen ſie bei Feld- und Gard- oder Kreis-Gerichten neben den Edelleuten, und verheiratheten — was dem alten Landvogt in ſeiner adlichen Geſtrengheit ſehr misfällt — ihre Söhne und Töchter häufig in adliche Geſchlechter hinein.

Wir finden in jenem ſechszehnten Jahrhundert beides in Pommern und Rügen eine Menge einzelne Höfe und ganze Dörfer, wovon um die Mitte des ſiebenzehnten auch keine Spur mehr da iſt. Nach der Erlöſchung des alten Herrſcherſtammes empfingen die Schweden durch die Friedensſchlüſſe, welche den ſcheußlichen dreißigjährigen Krieg endigten, das Land verwüſtet, entvölkert und verknechtet. In ſolchem Zuſtande übernahmen es die Schweden, der früheren deutſchen Zuſtände weder kundig noch ſorglich. Auch die beſten ihrer Verwalter und Einrichter wurden von den Vortheilen und Anſichten des pommerſchen Adels und der pommerſchen Juriſten (worunter der berühmte Möwe, ſpäter von Mevius, obenan ſteht), welche an die deutſchen Acker- und Landverhältniſſe ganz das Maaß des ſpäteren Römiſchen Rechts legten, damals und in den folgenden Zeiten geleitet. So ſind die wenigen leidlich oder mittelmäßig freien Leute in dieſer Landſchaft auf dem Lande faſt ganz verſchwunden, und alle Rechte, die wenigſtens als Brauch und Herkommen noch beſtanden hatten, in die böſeſte und unermeßlichſte Knechtſchaft hinein verdeutet. So iſt es denn geſchehen, beſonders ſeit dem Schluß des ſiebenjährigen Krieges, ſeit den Jahren 1760 bis in die von 1790 hinein, daß der Bauerſtand nicht nur allenthalben mit ungemeſſener Dienſtbarkeit belaſtet, ſondern durch Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Ritter-Güter endlich ſehr zerſtört worden. Dieſe Wuth des ſogenannten Bauernlegens (quasi castratio) herrſchte nicht bloß bei den einzelnen Beſitzern vom Ritterſtande, ſondern ergriff auch die Verwaltung des Domanii und der Güter der Städte und Stifter, wiewohl die Bauren, welche in den letztgenannten Beſitzungen noch übrig ſind, nicht mit ungemeſſener Willkür behandelt und mishandelt werden durften. Kurz für das ſchwediſche Pommern galt noch um das Jahr 1800 der Lichtenbergiſche Scherz in ſeiner vollen Bedeutung einer hübſchen Preisfrage Eine Salbe zu erfinden zur Einſchmierung der Bauern, damit ſie drei vier Mal im Jahre geſchoren werden können.

Dieſe Gräulichkeit hatte ich mit angeſehen und ſie hatte mich empört. In Rügen war noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verſchwunden und die Bewohner der Höfe waren als arme heimathloſe Leute davon getrieben, ſo daß die früher Knechte gehalten hatten nun ſelbſt auf den großen Höfen wieder als Knechte und Mägde dienen mußten. Ja es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten ſchleiften, große und prächtige Höfe bauten, und dieſe dann mit dem Gewinn von 20,000 und 30,000 Thalern wieder verkauften. Dies veranlaßte an mehreren Stellen förmliche Bauernaufruhre, welche durch Soldatenentſendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten. Auch wurden, wie es munkelte — was aber des verhaßten Gegenſtandes wegen vertuſcht ward — einzelne böſe Edelleute und Pächter gelegentlich wie Tiberius durch nächtliche Überfälle unter Kiſſen erſtickt. Aber dergleichen Gräulichkeiten waren nur eine kurze Warnung, und die Dinge ließen darum nichts deſto weniger ihren gewöhnlichen häßlichen Lauf.

Wie dieſe Verwüſtung der Menſchen der Hartherzigkeit oder Habſucht unbarmherziger oder verſchuldeter Herren preisgegeben war, ſo war es auch die Perſönlichkeit der an die Scholle gebundenen Leute. Faſt in allen deutſchen Landen, wo Leibeigenſchaft oder Hörigkeit herrſchte, war durch feſten Brauch oder beſtimmtes Geſetz ein leidliches Maximum geſetzt, wodurch ein Mannſen oder Weibſen oder Kind aus ſolchen Banden gelöſt werden konnte. Selten überſtieg es für den Mann zwölf bis zwanzig, für das Weib zehn, für das Kind fünf Reichsthaler. Hierlandes war gar kein feſter Brauch noch ſicheres Geſetz, ſondern mancher Herr ließ ſich für die Freiheit von einem rüſtigen und ſchönen Jüngling hundert ja wohl hundert und funfzig und von einer ähnlichen Magd funfzig oder ſechszig Thaler bezahlen, konnte auch die Freilaſſung überhaupt gegen jede Summe ganz verweigern.

Nach den Geſetzen ſollten die Bauren, deren Wehr gelegt ward, nebſt ihrer ganzen Familie wenigſtens mit voller Freiheit und mit ihrer ganzen lebendigen Hofraid auszziehen, welche oft einen ganz beträchtlichen Werth ausmachte, da es Vollbauren gab, die wohl zwölf Pferde, zehn bis zwölf Kühe, einige Ochſen und dazu Schweine, Schaafe und Geflügel auf ihrem Hofe hegten. Hätte man ihnen dies Alles nebſt der Freiheit laſſen müſſen, ſo hätte mancher ſchlechte Herr ſich vielleicht zweimal bedacht, ehe er zum Zerſtören und Abtreiben gegriffen hätte. Ich erweckte nun meinen lieben Bruder Fritz, der damals als Tribunalsadvokat und ſpäter als Burgermeiſter in der Stadt Bergen auf der Inſel Rügen lebte, und er trieb durch ordentliche Proceſſe einige Edelleute zu Gunſten der Bauren zu Paaren. Er zog ſich dadurch bittern Haß und auch wohl Nachtheile und Verluſte ſeiner Einnahme und Weltſtellung zu, doch gewann er auch unter den Milden und Frommen des Adels mehrere treueſte Freunde. Solche waren und blieben unter Andern der alte würdige Herr von Scheelen zum Stedar und der Freiherr von Barnekow auf dem paradieſiſchen Ralswyk.

Mein Büchlein machte natürlicher Weiſe Haß und Lärm, nicht bloß bei dem Adel, welchen ich darin am meiſten anzuklagen ſchien, ſondern auch bei andern Halbvornehmen und bei manchen reichen und junkeriſch geſinnten Großpächtern, welche ſchrieen, ich ſey ein Leuteverderber und Baurenaufhetzer. Selbſt manche Recenſenten ſchienen mir dies in die Schuhe zu gießen, und einer ſagte mit dürren Worten: es ſtehe das Verhältniß zwiſchen den Großgütern und Bauren im ſchwediſchen Pommern gar ſo übel nicht; man merke es meiner Schrift wohl an, daß ich Bauren angehöre und den Druck in meiner Familie gefühlt habe: das habe mich denn wohl, wenn gleich unabſichtlich und unbewußt, die Dinge oft einſeitig und partheiiſch betrachten und darſtellen laſſen.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich gleichſam ex domo pro domo ſprechen. Mein Vater war freilich eines Schäfers Sohn und der Freigelaſſene eines Grafen, aber ich hatte von Kindauf nichts von dieſen Verhältniſſen gefühlt. Als ich in's Knabenalter trat, war er ein unabhängiger und angeſehener ſtralſundiſcher Gutspächter; als ich Jüngling ward, wohnte er auf dem ſchönen ehemaligen Grafenſitz Löbnitz, und hatte Macht und Patrimonialgerichtsbarkeit wenigſtens über dreihundert Seelen. Es ward aber mit jenen Patrimonialgerichtsbarkeiten, welche Einige uns jetzt noch als ein gar hübſches patriarchaliſch-väterliches Verhältniß zwiſchen dem großen Grundbeſitzer und ſeinen Bauren anzupreiſen wagen, ſo unverantwortlich leichtſinnig gehalten, daß ſogar das Königliche Domanium, nicht allein der Adel ſie dem erſten beſten oft roheſten und gemeinſten Pächter mitverpachteten. Mein Vater war kein Mann, irgend ein Recht aus Habſucht oder Hartherzigkeit zu misbrauchen; aber ich habe von Andern genug kleine und große Frevel üben ſehen, auch dann noch üben ſehen, als für die Bewachung dieſer ſo vielen Misbräuchen und Willküren ausgeſetzten Untergerichte in der Perſon des nachherigen Oberappellationsraths Sonnenſchmidt ein ſehr würdiger und gelehrter Oberlandesfiskal angeſtellt werd. Und groß iſt meine Freude geweſen, als für dieſe ſo vielen ſchleichenden Ungerechtigkeiten preisgegebenen Gerichte mehrere allgemeine Kreisgerichte eingeſetzt ſind.

Aber gegen mich tobten nun nicht bloß Haß und Lärm, ſondern mir ging eine förmliche Anklage zu Leibe. Mehrere Edelleute, an ihrer Spitze ein Freiherr Schultz von Aſcheraden auf Schloß Nehringen bei Demmin, ein Käufer und Vermäkler von Bauerdörfern in der oben erwähnten ſpekulativen Weiſe, und ein Brüderpaar von Bagevitz in Rügen, die ſich in ihren Geſchlechten ſehr weiſe däuchten, ſtellten ſich zuſammen, und lieferten mein Buch in die Hände meines Königs Guſtav des Vierten Adolf, und zeigten ihm roth unterſtrichen mehrere Stellen in demſelben, wo ich über einzelne längſt verblichene ſchwediſche Herrſcher in Beziehung auf die Regierung meiner Heimath einige, wie ihnen däuchte, zu freie und ungebührliche Urtheile gefällt hatte. Die Herren hätten mir gar gern einen Majeſtätsproceß auf den Hals gehetzt. Der König in erſter Aufwallung hatte das Buch mit ſeiner gefährlichen Bleifederröthe an den damaligen Generalgouverneur über Pommern und Kanzler der Univerſität Greifswald, Freiherrn von Eſſen, geſchickt mit dem Auftrage, den frechen Schriftſteller zur Verantwortung und Unterſuchung zu ziehen. Der General von Eſſen lud mich nach Stralſund[*]), deutete mir die Perſonen meiner Ankläger ungefähr an, welche ſich aber auch an andern Stellen ſchon hatten laut vernehmen laſſen, und zeigte mir die angerötheten Gefährlichkeiten mit der Frage: Wie ich mir aus dem ſchlimmen Handel zu helfen gedenke? denn der König ſcheine höchſt angeblaſen und entrüſtet. Ich bat ihn um das Buch und um eine Bleifeder, unterſtrich nun auch eine Menge Stellen, worin die Gräulichkeit und Ungerechtigkeit dieſer Verhältniſſe dargeſtellt war, und bat ihn, er möge dieſe nun auch Sr. Majeſtät zur Anſicht und Betrachtung vorlegen. Das hat er gethan, und der König hat geantwortet: „Wenn dem ſo iſt, ſo „hat der Mann Recht." Und ſo bin ich nach Greifswald zurückgefahren und iſt mir auch kein Haar gekrümmt worden. Vielleicht haben die von meiner Hand unterſtrichenen Stellen mit beigetragen, daß die Leibeigenſchaft nach einigen Jahren durch jenen König aufgehoben und die Patrimonialgerichtsbarkeit durch Königliche Kreisgerichte erſetzt iſt.

Nach dieſen und andern kleinen Arbeiten meiner Greifswalder Lebensjahre beſchloß ich eine Reiſe nach Schweden zu machen und einen Wunſch zu befriedigen, den ich lange im Herzen getragen hatte, jenes nordiſche Land, welches zum deutſchen Volke und zur deutſchen Geſchichte ſo viele Beziehungen hat und zu meiner Heimath damals die nächſte Beziehung hatte, durch eigne Anſchauung und Mitlebung lebendiger kennen zu lernen, als ich es durch Bücher und durch die vielen bei uns lebenden und verkehrenden Schweden bisher erkannt hatte. Ich begehrte zu dieſer Reiſe, die ich ganz auf eigne Koſten machte, Urlaub, und erhielt ihn. Diesmal zu meinem großen Schmerz. Denn eben als ich ihn erhalten hatte, traf ein Brief von einem reichen Freunde und Landsmann aus Hamburg ein, der mich einlud, mit ihm ganz auf ſeine Koſten, bloß damit er einen heitern und beherzten Reiſegeſellen hätte, auf anderthalb Jahre einen Durchflug durch die ganze pyrenäiſche Halbinſel zu machen. Wie gern hätte ich dieſe Seltenheit benutzt! aber ich hatte mich ſo gefeſſelt, daß ich nicht wohl zurück konnte: denn ich hatte meinem Urlaubsgeſuch für Schweden derlei Gründe untergelegt, deren ſchnelle Aufgebung den Freiherrn von Eſſen erzürnen konnte.

---

[*]) Ich hatte ihm das Büchlein zugeeignet. Auch er hatte unter dem pommerſch-rügenſchen Adel Verwandte, die aber nicht zu den Drängern gehörten.

So fuhr ich denn im Herbſt 1803 nach Schweden und kam nach einem vollen Jahre im Herbſt 1804 zurück, zu einer Zeit, wo der politiſche Teufel in Nord- und Süd-Deutſchland ungeſtümer und gewaltiger zu rumoren anfing. Bald kam das Jahr 1805 mit dem öſtreichiſchen Unglück, dann das ſchrecklichere Jahr 1806, welches Preußen niederwarf. Jetzt flog mein Erſter Theil des Geiſtes der Zeit in die Welt. Ich ſaß und lag jenen Sommer des Jahrs 1806 in Stralſund, wo ich in der Regierungskanzlei für die ſchwediſchen Angelegenheiten arbeitete. Ich ſage ich lag. Ich ward in einem Zweikampf mit einem ſchwediſchen Officier, der den ſchönen apolliſchen Beinamen Gyllenſvård (χρυσάωρ) führte, von einer Kugel durchſchoſſen, und lag ein paar Monate auf dem Bette hingeſtreckt. Ich habe hierüber nichts zu ſagen. Man lehrt du ſollſt nicht tödten, du ſollſt nicht zweikämpfen; aber es giebt hier gar wunderliche Fälle. Wir ſaßen, ich unter mehreren liebſten Freunden, bei'm Trunke in einem öffentlichen Garten, die Herzen vom Wein durchglüht, die Geſpräche munter. Da ließ der Schwede ein ſchlechtes Wort über das deutſche Volk fallen, grade indem ich ihm ſein ſchwediſches in's Geſicht lobte. Es ward mir zu Muthe wie dem Moſes in Ägyptenland; wir geriethen an einander, und ſchoſſen den dritten Tag eine halbe Stunde von Stralſund am Meeresſtrand auf funfzehn Schritt auf einander. Als die Kugel mich durchfuhr, ſank ich wie in Ohnmacht zuſammen und glaubte, ich hätte den Tod im Leibe. Es war etwa ſechs Uhr Abends, der ſchönſte Abendſonnenſchein, und ich grüßte mit liebenden Augen die gegenüber liegenden Küſten meiner ſchönen grünen Inſel wie zum letzten Mal. Aber das war nur ein fliegender Zuck der Natur geweſen, bald ſtand ich wieder ſelbſtmächtig auf den Beinen, ging mit meinem Sekundanten in die Stadt, ließ mich zerſchneiden und verbinden, und mußte dann freilich noch ein ſechs acht Wochen auf dem Streckbrett liegen. Sonderbar!? als die Kugel in mich hinein fuhr, war ihr Marſch mir ein ganz bekanntes Geſuhl. Grade mit demſelben Gefühl war ich im Traum einige Male von Kugeln durchbohrt: ſo als wenn man einem einen kalten Eiszapfen durch den Leib ſtieße. Ich fragte: „was „iſt das? und woher?" O Origenes!

Kurz vor dieſem Kugelſpiel hatte ich in Greifswald eine Todesangſt ausgeſtanden höchſt lächerlicher Art, wobei ich meines asmuſſiſchen Rieſen Goliath und der mit frommen Reimen bemalten Milchſchüſſel gedenken konnte. Ich ging nämlich auf zum Königlichen Hoflager, mich unterthänigſt zu neigen und zu bedanken, daß Se. Majeſtät mich zum außerordentlichen Profeſſor mit Gehaltszulage ernannt hatte. Der König empfing mich in einem weiten Saal ganz allein mit ſeinem gewöhnlichen feierlichen Ernſt; aber hinter ihm ſtanden zwei Gemächer offen, wohin mein Geſicht ſtand und wo der General Armfelt und der Oberkammerherr

Graf Stenbock mit einander Poſſen trieben, und zwar mit ſo lächerlichen Männchen, daß es der Gegenwart der königlichen Majeſtät bedurfte, damit ich nicht in Lachen ausplatzte. Da hatte ich meine Angſt: denn Poſſierlicheres gab es nichts als jenen Stenbock, er mogte nun ſelbſt Poſſen machen oder mit ſich machen zu laſſen geruhen. Seine ganze Geſtalt, Stellung und Gebärde war mehr als lächerlich: wie ein Haſengeſicht auf der Lauer. Ein weit vom Stamme gefallener Enkel des großen Feldherrn Karls des Zwölften.

Gegen Michaelis waren meine Arbeiten in Stralſund geendigt, und ich war zu meinem Vater nach Trantow gegangen, einem Königlichen Gute bei Loitz an der Peene, wo er ſeit zwei Jahren wohnte. Hier erreichten uns die Nachrichten und bald auch die Flüchtlinge der Schlacht bei Jena. Da ſich an dieſem Gränzſtrom bald Freund und Feind zu drängen begannen, ſo begaben wir uns nach Stralſund, von wo der Vater nach Rügen und ich nach Schweden ging. Bei den verworrenen oder vielmehr gar keinen tüchtigen Kriegsanſtalten in der kleinen ſchwediſchen Provinz war wenig Tröſtliches zu hoffen. Ich hatte nicht Luſt, mich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Wälſchen todtſchießen zu laſſen.

Ich kam alſo gleich einem geächteten Flüchtling grade an meinem Geburtstage, den zweiten Weihnachtstag dieſes Jahrs 1806 in Stockholm an, wo ich Freunde und Bekannte genug aus alter Zeit hatte und bei meinem Freunde Karl Nernſt, Direktor des deutſchen Lycei, für's Erſte Quartier nahm. Es dauerte kaum einige Wochen, ſo hatte ich dort auch eine beſtimmte Anſtellung. Mein Freund, der Profeſſor der Rechte Dr. Schildener aus Greifswald, und der Kammerrath von Schubert aus Wolgaſt waren dahin berufen, um an einer Überarbeitung und Überſetzung der ſchwediſchen Geſetze für unſer kleines Ländchen zu arbeiten. Schubert war auf Urlaub zu Hauſe gegangen, und blieb zu Hauſe, und ich wurde in ſeine Stelle eingerückt und erhielt ſeine Tagegelder. Hier bin ich denn einige Jahre mit dieſer vergeblichen Arbeit und auch mit einzelnen kleinen Arbeiten in der Staatskanzlei unter dem Kabinettsſekretär Wetterſtedt beſchäftigt geweſen; auch ſchwediſche Ankündigungen und Manifeſte während des im Jahr 1808 ausbrechenden Ruſſenkrieges und engliſche und ſpaniſche Sachen habe ich gelegentlich in's Deutſche überſetzen müſſen, welche über den Sund mit einzelnen Reiſenden und nach Preußen hin mit Schiffen über's Meer ausgeworfen wurden. Dies geſchah auch mit der berühmten Staatsſchrift des ſpaniſchen Miniſters Don Pedro Cevallos, worin er den Gang der Hinterliſten und Zettelungen aufdeckte, wodurch die ſpaniſche Königsfamilie vom Thron und in's Elend und in den Kerker verlockt worden. Hiedurch hätte ich einen meiner beſten Freunde unglücklich machen können. Ich ſchickte nämlich im Sommer des Jahrs 1809, wo ich entſchloſſen war auf jeden Fall wieder nach Deutſchland zurückzugehen, mit einem nach Stralſund abſegelnden Schiffe einige Koffer mit Büchern und ein Kaſtchen an meinen lieben Freund Reincke. In dem Kaſtchen, worin allerlei kleine ſchwediſche Andenken lagen, hatte ſich unter Anderm auch ein Exemplar jener Schrift des Cevallos in ein Schublädchen verkrochen. Die Zöllner der Stadt, mit gebornen Franzoſen gemiſcht, hatten alles auf das ſchärfſte durchgeſucht, aber zum Glück dieſes Papier überſehen. Als Reincke aber das Käſtchen im Hauſe hatte, ſtieß er dieſe verſteckte Giftſchlange, welche ihm bei der Unſicherheit und Verrätherei ſo leicht hätte verderblich werden können, heraus und ließ ſie flugs in Flammen auflodern.

Ich hatte liebe Freunde in Stockholm, auch pommerſche

Landsleute von allen Ständen, vor allen meine geliebten Getreuen Schildener und Nernſt, die mir ein großer Troſt waren; auch manche edle Schweden, die ich in den Jahren 1803 und 1804 hatte kennen gelernt. In der anmuthigen ſchönen Stadt und unter dem gebildeten gaſtlichen Volke ließ es ſich ſchon aushalten. Indeſſen diesmal war ich unfreiwillig da (und drei Jahre unfreiwilliger Abweſenheit aus dem Vaterlande ſind eine lange lange Zeit), und das Gewitter, welches mich aus der Heimath getrieben, zog ſich im Herbſt 1807 auch über Schweden zuſammen, und das folgende Jahr 1808 ward ein Jahr ſcheußlichen Verraths in Finnland und großen Unglücks für dieſes von mir ſo ſehr geliebte Land. Ich hatte dort Freunde, ich genoß Freundſchaft und Liebe mehr, als ich verdiente; aber doch waren dieſe Jahre auch für mich ſehr unglückliche Jahre. Erſtens, wie hätte ich nicht des Jammers meines geliebten Vaterlandes jenſeits des Meers gedenken ſollen? und zweitens, wie hätte ich hier froh und friedlich leben ſollen? hier, wo mit dem Jahre 1808 ſich alles in Hader und Zwietracht aufzulöſen drohte, das Volk in Rotten und Partheien zerſpalten, von welchen die meiſten den Wälſchen Glück wünſchten, der König ſtarr und unerſchütterlich in ſeinen Entſchlüſſen, aber eben ſo ſtarr im Handeln, d. h. im Nichthandeln, wo es galt, ein königliches Wagen und Wollen zu zeigen? kurz, mitten unter den Zeichen alles Verderbens und Untergangs, wo die vorbedeutenden und weiſſagenden Unglücksraben des Schickſals mit ihren ſchwarzen Flügeln einem jede Sekunde um das Haupt ſchwirrten? Endlich im Frühlinge des Jahrs 1809 kam das Getümmel, das den König in den Kerker und bald vom Thron ſtieß, ein unvermeidlicher Sturz, den ich vorhergeſehen hatte und der mich nichts deſto weniger doch tief betrübte.

Indeſſen obgleich jedermänniglich mich als einen Franzoſenhaſſer und als keinen Bewunderer des von den meiſten Schweden vergötterten Napoleon kannte, ſo muß ich doch der Wahrheit zu Ehren geſtehen, daß auch nach des Königs Fall kein einziger Schwede mich das unedel hätte empfinden laſſen. Denn ſelbſt Freunde hatte ich, mit welchen ich über dieſen Punkt immer im Streit lag. Doch ward es mir jetzt herzlich ſchwermüthig und unheimlich, und oft ſo heiß, als wenn mir die Solen unter den Füßen brennten. Dieſes ſchmerzliche und brennende Gefühl wuchs, als die neuen deutſchen Getümmel an der Donau und in den Alpen ausbrachen und in einzelnen Blitzzuckungen durch ganz Deutſchland fortzitterten. Dieſe zitterten ſelbſt einige Tage nach Schweden hinüber. Es war die Nachricht dahin gekommen, Schill ſey mit 10,000 Mann in Stralſund eingerückt und warte nur auf engliſche Schiffe, um nach Schonen überzugehen und dort für den gefangenen Guſtav Adolf die Fahne aufzuwerfen. General Schwerin, mein Freund, kam eines Morgens zu mir und erzählte mir lachend dieſe verbreitete und bisher geflogene Nachricht, und wie Einige anfangen ſich zu fürchten, „aber," ſetzte er ernſter hinzu, „ich glaube nicht daran; man ſchüttelt die Zehntauſende nicht ſo „aus dem Ärmel." Den nächſten Vormittag begegnete ich ihm im Park zu Haga; er kam heftig auf mich zu, drückte mir die Hand, und ſprach, indem ihm die Thränen aus den Augen ſtürzten: „Schill mit ſeinen Zehntauſend iſt hin, er iſt todt, die Dänen „und Holländer haben ihn in der Fährſtraße abgeſchlachtet. Noch „muß vor dem Satan alles fallen."

Ich machte denn meine Sachen allmälig fertig, ſchaffte mir Wechſel und Päſſe, und fuhr gegen das Ende des Sommers wieder gegen Süden. Ich hatte durch einen treuen Freund doppelte Päſſe, die einen auf England, die andern auf Deutſchland genommen. In Schweden nahm ich der Sicherheit wegen (ich meine, zwei Menſchen nur wußten meine wahre Reiſe), weil die halbe Welt mit wälſchen Helfern und Spähern bedeckt war, von den Leuten Abſchied, als wenn ich über Gothenburg nach England ginge. Ich aber fuhr nach Blekingen, und ſegelte im Anfange des Septembers mit einem preußiſchen Schiffe von Karlshamm nach Rügenwalde ab, wo ich nach geſchwindeſter Fahrt mit einem mächtig treibenden Winde als Sprachmeiſter Allmann landete. Von hier fuhr ich den folgenden Tag mit einem Küſtenſchiffchen nach Kolberg. Denn ich wollte mich nicht gern der Reiſe auf Poſtwägen und mehr mitten im Lande anvertrauen, weil ich fürchtete, es könne mir das Spiel des Zufalls dort unwillkommene Bekannte zuführen; ich könne auch vielleicht auf franzöſiſche Zöllner und Schnuffler ſtoßen. Als Wandrer aber nach meiner Weiſe bei Nacht und Nebel und auf wenig betretenen Pfaden durch Brüche und Wälder mich durchzuſchlagen konnte ich hier nicht brauchen. Denn ich war dieſſeits der Oder ein Fremdling und hatte früher nie einen Fuß hieher geſetzt; wozu noch kam, daß ich wegen der langen Abweſenheit aus Deutſchland der einzelnen Zuſtände in dieſen Gegenden völlig unkundig war.

Kolberg, obgleich durch Gneiſenau und ſeine tapfern Krieger und durch Schills Huſaren wieder mit neuen Lorbeern gekrönt, warf doch in dieſer Zeit einen ſchwarzen Schatten des Todes auf mich. Ich ſah auf der Haide preußiſche Huſaren und Artilleriſten exerciren, ſah die Schanzen am Meer, worin und warum ſo blutig gefochten war, gedachte der Schatten der vor den grünen Wällen gefallenen Helden; aber meine Stimmung war der weiten kahlen Sumpfhaide und dem darüber hinwehenden Nebelbrodem der Salzwerke und dem öden Geſchwirr der kahlen und entaſteten Tannen gleich, die um die Schanzen und in den Dünen ſtanden. Ich hatte in meiner Gaſtſtube in der Zeitung die wiederholte Trauerbotſchaft geleſen, daß an der Donau der Friede wahrſcheinlich bald werde abgeſchloſſen werden..

Ich hatte hier drei Tage gewartet, indem ich wieder mit Salzſchiffen abgehen wollte, die längs den Küſten fortſegeln und in die Oder einlaufen ſollten. Den zweiten Tag war ich ſchon eingeſchifft, aber kaum waren wir eine halbe Stunde auf der See, ſo kam ein heftiger widriger Wind, und alle dieſe flachen und ſchlechten Schiffe liefen wieder zurück, und der Schiffer erklärte mir nach den Luftaſpekten, daß ſie noch wohl vier bis fünf Tage liegen bleiben müßten, ja daß ſie in Erwartung günſtiger Winde oft acht bis zehn Tage ſo liegen müßten. Was war zu thun? Ich mußte nun endlich ſchon die Landreiſe wagen, und bedang mir einen Fuhrmann, der mich in anderthalb Tagen über Treptow und Kamin in Wollin ablieferte. Da ſaß ich nun wieder feſt. Hier hätte ich mich mit dem Stabe in der Hand über die Inſeln Wollin und Üſedom leicht nach dem mir bekannten Wolgaſt durchſchlagen können, wenn ich erſtlich nicht gefürchtet hätte, dort ſogleich auf Bekannte zu ſtoßen, und wenn ich zweitens nicht zu ſchweres Gepäck geführt hätte, was ich nicht gern fahren laſſen wollte und was mich doch wieder leicht verdächtig machen konnte. Ich führte nämlich zwei Koffer und einen gewaltigen großen Korb eines recht erbaulichen Inhalts: denn er war von meinen ſtockholmer Freunden bei meiner Abreiſe mit edlen Weinen, Chokolade, Thee, Wurſt, Käſe u. ſ. w. u. ſ. w. bis zum Übermaaß vollgepfropft. Hier mußte alſo wieder an's Segeln gedacht werden, und zwar auf dem Achterwater in die Peene hinein und auf Anklam zu. Aber auch hier waren die Winde nicht mit mir im Bunde. Zweimal verſuchte ich mit einem kleinen Segelkahn die Ausfahrt, zweimal brachten uns Windſtille und Gegenwind wieder in das Städtchen Wollin zurück. Erſt den fünften Tag gelangte ich nach dem Städtchen Neuwarp, und den ſechsten gegen Mitternacht an die Anklammer Brücke. Hier ließ ich meine Sachen an der ſogenannten ſchwediſchen Seite an's Land ſetzen und flugs an's Wach- und Zollhaus tragen. Ich, ohne zu wiſſen, weß Geiſtes Kinder drinnen ſeyen, gebärdete mich wie ein Mann des vollſten Muthes und Rechts, pochte und lärmte gewaltig; denn alles ſchlief. Ich gewahrte auch nicht, welcherlei Volk es war. Alles lag ſchlaftrunken da, einer rappelte ſich auf, ſah meine Sachen kaum an — denn die Nacht war kalt; und eines guten Trinkgeldes froh ſtreckte er ſich ſogleich wieder hin. Ich winkte meinem Schiffer und er und ſeine Frau trugen mein Gepäck in ein nahe ſtehendes Gaſthaus, wo ich in früheren Jahren zuweilen eingekehrt war. Dies war auf dem ſogenannten Anklammer Damm der ſchwediſchen Seite. Ich hielt mich hier nur ein halbes Stündchen auf, nahm einige Erfriſchung, befahl dem Wirth meine Sachen, die ich morgen werde abholen laſſen, und flog dann wie ein Vogel über den Damm weiter. Dann ging es durch Ziethen linker Hand des Weges auf Gützkow, welchen ich in jüngeren glücklicheren Tagen oft befahren und bepilgert hatte. Aber es ward eine ſtockfinſtre neblichte Nacht, oder vielmehr eine Morgennacht, und bei Lüſſow, einem mir wohl befreundeten Ritterſitz der von Wolfradt, gerieth ich auf eine falſche Fährte und verlief mich in's Peenebruch, und als ich mich von da wieder zurückgewendet hatte, wieder rechts in ein falſches Dorf, wo der Nachtwächter nicht übel Luſt hatte, mich als einen Dieb auszuſchreien. So hatte ich mehrere Stunden wie auf Irrwiſchpfaden verloren; doch als ich endlich den Thurm von Gützkow ſah, konnte ich nicht mehr irren, und trat in der Morgendämmerung in den Trantower Hof, als aus dem andern Thore deſſelben die Ochſen von den Pflügern eben zur Früharbeit herausgeführt wurden.

Dieſe meine abentheuerliche Hedſchra fiel in die erſten Tage des Oktobers.

Hier war ich denn wieder an ſehr traulicher Stelle, ſah mein Kind, meinen achtjährigen Sohn, ſah meine Geſchwiſter, ach! den lieben Vater ſah ich nicht wieder. Ihn hatten ſie den vorigen Sommer begraben. Unruhen und Sorgen und Verluſte des Vermögens von allen Seiten her, wie es in ſo böſen und räuberiſchen Zeiten nicht anders ſeyn konnte, hatten ihn, den einſt ſo Starken, vor ſeinen Tagen getödtet. Solche freundliche friedliche Natur, als Gott ihm geſchaffen, war dieſer Zeit nicht gewachſen. Meine Mutter war ihm ſchon vor vier Jahren vorangegangen. Sie war 56, er 68 Jahre alt geworden — wie weit hinter ſeiner Mutter und ſeinem Bruder Hinrich zurückgeblieben!

Weil das Land, worin einige Mecklenburger als Rheinbundsgenoſſen ſtanden, noch von Franzoſen beherrſcht und hie und da von franzöſiſchen Verwaltern durchſtrichen ward, ſaß ich hier in Trantow des Tages gewöhnlich in einem einſamen Stübchen verſteckt und verborgen, den meiſten Kommenden und Gehenden ein Geheimniß; abendlicher und nächtlicher Weile erging ich mich denn gewöhnlich im Baumgarten oder im Walde mit einem der Brüder oder mit der geliebteſten Schweſter Gottsgab oder der alten lieben Baſe Sofie. Nur eine einzige Fahrt machten wir im December durch's Land zu meinen Bruder Karl, der zu Zipke bei Barth auf Domänengütern wohnt, ungefähr ſechs Meilen von Trantow. Ich hatte mich ſo verhüllt und verkappt und ſo wunderlich greiſenhaft mit Mänteln und Mützen verſtellt, auch meinen Bart für dieſe kleine Ausfahrt ſo genährt, daß, wenn uns auch Bekannte begegnet wären, der Teufel ſelbſt uns kaum gekannt haben ſollte. Doch brauchten wir die Vorſicht, unterwegs nirgends einzukehren, ſondern im Freien, in irgend einer hübſchen Waldecke am Wege, wurden die Pferde und auch die Menſchen gefüttert. Ich hatte alten ſchwediſchen Wein aus meinem gewaltigen Speiſekorbe und pommerſche Gänſebrüſte mit. Die letzte Lagerung hielten wir im Tannenwalde bei Franzburg. Dort trank ich auf das ſüße Gedächtniß längſt verweinter und verſchienener Tage — einſt hatte ich dort unter Finken- und Nachtigallenſchlag mit meiner Braut einen fröhlichen Sommernachtstraum gefeiert bei einer Frühlingsfahrt zwiſchen Greifswald und Löbnitz — ich trank auch den Minnetrank meiner lieben Stockholmer, die mir den Wein auf Flaſchen gefüllt hatten. So mußte ich in der Heimath neben ſo vielen Verwandten und Bekannten mich wie ein Bandit durch's Land ſchleichen. Das waren Zeiten! Es war aber dieſer Reiſetag ein heller ſonnenſcheiniger bereifter Decembertag.

Ja das waren Zeiten! das war ein Jahr das Jahr 1809! Es hatte mit der Ächtung und Flucht aus Berlin des edlen Miniſters vom Stein begonnen; alle ſeine Arbeiten, Aufſtände, Kämpfe und blutigen Männerſchlachten waren durch einen fürchterlichen Frieden verloren und beruhigt; ſo viele und große Hoffnungen von vielen Millionen Menſchen lagen wieder verſunken in dem Abgrund der Verzweiflung. Es endigte mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer.

Ich war in der Heimath; aber es war mir hier alles zu durchſichtig. Das Land war freilich, wie geſagt, nicht von Franzoſen, ſondern von mecklenburgiſchen Truppen beſetzt; aber es gab dort einzelne franzöſiſche Angeſtellte und Beamte; es ſtrichen hin und wieder einzelne wälſche Abentheurer oder Sendlinge durch; auch einzelne für die wälſchen Zwecke erkaufte und eingelernte Schelme und Späher deutſcher Zunge, die einem Geächteten gefährlich werden konnten. Ich meine mit den Schelmen deutſcher Zunge keine Pommern. Ich darf die Art meiner Heimath nicht ſchwärzen;

ſie iſt etwas träg und bequem, aber durchaus gutmüthig und grad, ihre mit Recht geprieſene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt ſich gottlob ſelten zu Ränken und Hinterliſten hinunter.

Ich ging nach Berlin. Dort hoffte ich in dem dichten Menſchengewühl mich der Welt verbergen und ſtill und verſchloſſen für mich leben und ſtudieren zu können. Ich kannte die Stadt kaum, war nur einige Mal durchgeflogen, ein einziges Mal vor elf Jahren etwa eine Woche da geweſen. Ich konnte hoffen, der Sprachmeiſter Allmann werde von Niemand erkannt und nur von denen, welchen er ſich anvertrauen durfte, gekannt und anerkannt werden. Ich hatte dort einen treueſten redlichſten Herzensfreund aus jugendlichen Jahren, den Buchhändler Georg Reimer, einen gebornen Greifswalder. Dem hatte ich geſchrieben, mir ein Quartier zu beſtellen nicht zu weit von ihm; mein Bruder führte mich mit eignen Pferden bis Paſewalk; von da ließ ich mich auf der Schneckenpoſt, welcher ein Fußgänger damals leicht ein paar Meilen voraus abgewinnen konnte, nach Berlin ziehen.

Ich kam ein paar Tage vor Weihnachten an, den Tag vor dem feierlichen Einzuge des Königs und der Königin aus Preußen. Ich mußte den Zug und die Freude mit anſehen. Jedes Herz, in welchem noch ein deutſches Fünkchen athmete, war durch das fürchterliche Allen gemeinſame und mehr oder weniger von Allen verſchuldete Unglück jetzt ein allgemeines deutſches Herz geworden. Das weiland ſo ſtolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Aſchen wie eine Königin der Länder, deren Gemal und Herrſcher von einem böſen Feinde mit Banden umſtrickt iſt. Ich mußte heraus aus meinem Stübchen und mit den Jauchzenden und Weinenden die Straße unter den Linden und die großen Plätze um das Schloß mit durchhinken. Denn ich ging ein Knie mit einem Schnupftuch umwunden; war in Zehdenick bei'm Ausſteigen aus dem Poſtwagen ausgeglitſcht und blutig verwundet Ich ſpreche von Weinenden unter den Jubelnden. O mehr Augen waren naß von Wehmuth und Schmerz als von Freude. Der ſchönen Königin, die ſich dem begrüßenden Volke im Fenſter zeigte, ſah man an den rothgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten ſiegklatſchenden Adler hingeflogen? Meine Augen ſuchten Scharnhorſt, der blaß und verſchloſſenen Blickes und vornüber gebückt ſich von ſeinem Roſſe unter andern Generalen ruhig forttragen ließ.

Ich blieb denn in meinem nothwendigen Verſteck. Meine herzigen Reimers und der Thiergarten und die prächtigen Spaziergänge längs der Spree in Belle Vue, mit deren düſterſten und einſamſten Winkeln ich vertraut ward, theilten ſich in die Stunden meiner Muße. Doch ging ich zuweilen mit in das Schützenhaus, wo mein Freund und mehrere gute Geſellen ſich im Schießen mit Büchſen und Piſtolen übten, der Geſinnung und Hoffnung, ſie würden dieſe Fertigkeit einmal gegen den Reichsfeind gebrauchen können. Ich machte das ſo mit.

In dem Hauſe dieſes meines Freundes und noch bei einem ward ich denn auch mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt, die den Gefühlen, wodurch die Menſchen damals zuſammengeführt wurden, treu geblieben ſind. Es war das doch eine ſchöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechſel zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung ſchwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufſchimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete es plötzlich ſein mächtiges Gefunkel! und die Nacht und die mitwiſſenden Sterne belauſchten Worte, welche in Geſellſchaften die Furcht damals kaum zu wiſpern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den ſchwärzeſten Wolken das Licht ſich am ſchönſten abſpiegelt.

Furcht? Sind die Deutſchen ſo feige Kreaturen der Furcht und des Schreckens? Nein! aber ſeit Adams Apfelbiß fürchtet ſich jeder vor Schlangen. Die Franzoſen — ſie ſagen, Napoleon, aber in dieſen Künſten ſind ſie von jeher Meiſter und Überliſter geweſen — hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflaurerei und Späherei geworfen, in deſſen weiten Falten jene ziſchelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterliſt und des Verraths verborgen lauerten. Dieſes Gewebe, ja dieſes Netz und die einzelnen Fäden deſſelben hielt vor vielen andern der franzöſiſche Geſandte Reinhard in Kaſſel und der weſtfäliſche Botſchafter Freiherr von der Linden in Berlin, und der Franzoſe Bignon in Stutgard in der Hand, welcher ſpäter unter den Bourbons unverſchämt genug den Verfechter der ſogenannten großmenſchlichen und freiſinnigen Ideeen des Jahrhunderts geſpielt hat. Es hat mich immer geſchämt und gegrämt, daß jener deutſche Apoſtat Reinhard, noch dazu ein deutſcher Schwabe, ein Mann aus dem beſten deutſchen Stamm, erſt Jakobiner, nun ein williger Scherge des Mannes, der ſein deutſches Vaterland ſchändete, ſich zu ſolchen Künſten gebrauchen ließ. Nein! nein! nicht das hat mich geſchämt und gegrämt — was können die wackern Schwaben für einen einzelnen Unreinen? — ſondern jenes viel Schlimmere, daß die deutſche Sorgloſigkeit und Herzloſigkeit gegen das geliebte Vaterland und ſeine Ehren ſich ſo weit hat vergeſſen können, dieſen Renegaten einen Warner, Helfer und Beſchützer der Deutſchen, ja einen edlen Deutſchen, einen deutſchen Mäcenaten und Muſageten zu nennen. Dank ihm der Teufel ſein böſes Handwerk! Und was ſoll man Rühmliches und Löbliches da heraus preſſen, daß er, während er das ganze Volk nach ſeinen Kräften mit in den Sack ſchieben half, dieſem und jenem deutſchen Schriftſteller wohl mal irgend eine Hülfe oder einen Wink der Vorſicht gegeben hat?

Um Oſtern 1810 verließ ich Berlin. Meine Heimath war wieder an Schweden zurückgegeben; ich ward von dem ſchwediſchen General Statthalter Grafen von Eſſen wieder in meine alte Stelle in Greifswald eingeſetzt. Er bewillkommnete mich als einen, der aus England zurückkomme; ſo weit hatte ſich jenes Gerücht über meine Reiſe dahin in Schweden doch bewahrt. Ich trat wieder in meine Stelle ein, nicht weder mit der Luſt noch mit der Hoffnung, daraus nicht verrückt zu werden. Wer konnte ſich hier nur für ein paar Jahre irgend etwas Sicheres und Bleibendes einbilden? Aber ich bedurfte für's Erſte der Stellung bürgerlicher Ehre und Unbeſcholtenheit; ich bedurfte auch meine Haus- und Familien-Geſchäfte einmal wieder ein wenig zu ordnen. Schon im folgenden Sommer 1811 war ich damit fertig, ſuchte und erhielt meine Entlaſſung, packte mein Geräth, meine Bücher und Papiere zuſammen, und ging nach Trantow auf's Land. Ich hatte meine Füße leicht gemacht und war körperlich und gemüthlich auf alles gerüſtet. Denn neue ungeheure Wetterwolken zogen ſich an dem europäiſchen Horizont zuſammen. Gewarnt war ich genug, mich in Acht zu nehmen, von mir ſelbſt und von Freunden gewarnt, unter Andern auch von dem edlen Villers *). Ich ſetze ein Zettelchen hieher, das er mir in jenem herrlichen Kometenſommer 1811 ſchickte, mit griechiſchen Lettern in deutſcher Sprache geſchrieben, welches ich noch unter meinen Kleinoden bewahre. Es lautet wie folget: „Man iſt in Paris und Hamburg „äußerſt beſorgt über eine geheime Geſellſchaft in Deutſchland, die

---

*) Die beiden Lothringer Villers und Chamiſſo müſſen wir uns ſchon feſthalten. Wir wollen auch einmal — aber nicht im Sinn wälſcher Prahlerei — über ſie ſprechen: Sie verdienten Deutſche zu ſeyn. Villers hat man ſeine Begeiſterung für Deutſchland in den Tagen des Sieges ſchlecht genug gelohnt.

„feindliche Abſichten gegen Frankreich hegen ſoll. Man vermu„thet, daß ſie ihren Hauptſitz in Berlin habe und ſich über den „nördlichen Theil von Deutſchland verbreite. Davouſt hat Auf„träge bekommen, ein wachſames Auge zu haben.“

Meine letzten anderthalb Jahre in Greifswald waren mit vielen Dornen durchſäet, beſonders durch die Flauheit und den wälſchelnden Sinn derjenigen, welche ich wegen alter freundlicher Erinnerungen und verwandtſchaftlicher Verhältniſſe hätte ehren ſollen. Koſegarten war unterdeß Profeſſor in Greifswald geworden. Dieſer und mein Schwiegervater Quiſtorp, und deſſen Bruder der Maler Quiſtorp waren ſo von der napoleoniſchen und franzöſiſchen Bezauberung und von der Vergötterung der ſogenannten liberalen Ideeen der Franzoſen befangen, daß dies die alte herzige Gemeinſchaft unter uns ſtörte. Die Geiſter ſonderten ſich jetzt und nahmen ihre verſchiedenen Quartiere ein; und das mußte ſo ſeyn. Dies ging denn oft über bloße Verdrießlichkeiten hinaus. Ja es ging bis zu dem Grade, daß der alte Quiſtorp ſeinen Enkel, meinen neunjährigen Sohn, der einmal geſagt hatte „die „großen Deutſchen ſollten die kleinen Franzoſen alle todt ſchlagen“ züchtigte mit den Worten: ſo ein kleiner Naſeweis müſſe das Maul halten. Doch mogte immer der gebrochene Johannes Müller gerufen haben: „Ich habe Napoleon geſehen, ich ſah den Finger Gottes, und alles ſoll ſich beugen!“ mogte Heeren in dem von Perthes herausgegebenen Deutſchen Muſeum dem deutſchen Volke eben eine hoffnungsloſe Grabrede gehalten haben; mogten auch andre nachkrächzende Krähen ſolcher Verirrten und dienſtfertige Zurechtmacher und Ausſchmücker der Feigheit und Schande ſeyn, welche, wie ſpäter der große Niebuhr von ihnen ſagte, gleich gefeſſelten Opernhelden, die unter Schäferinnen gerathen, ſich die garſtigen Ketten ſchon mit Blumen umwanden — es gab allenthalben noch recht zornige und auch hoffnungsvolle Proteſtanten gegen dieſe Lehre eines widerlichen fataliſtiſchen Gehorſams; es gab gottlob auch in Greifswald recht viele. Wenn ich bei denen, welche meine Eigenſten hätten ſeyn ſollen, nur den Gegenklang aber nicht den Wiederklang meiner Gefühle und Hoffnungen fand, ſo fand ich bei den ehrwürdigen Männern von Weigel und von Hagemeiſter und bei meinen jüngeren Freunden Schildener, Billroth, Gagern, Geſterding, Eichſtedt — denn Rudolphi und Rühs verließen nun auch Greifswald für Berlin — die Fülle des Zorns und der Hoffnung, das Herz ausſtrömen zu laſſen. Uns war nicht bloß der Komet aufgegangen, aus welchem einige Abergläubiſche große Veränderung der Dinge deuten wollten; wir hatten den Glauben in der Hand, wir hatten Spanien und Arthur Wellesley. Wie oft haben wir dieſes großen europäiſchen Retters, Wellingtons, Geſundheit geklungen! Ja dieſer große Engländer und die Spanier Romana, Balleſteros, Empecinado und Caſtagnos wurden durch mich, der ich bei Beſuchen meiner Brüder oft mit Pächtern und Landedelleuten in Berührung kam, ſo romantiſch und fantaſtiſch bekannte Namen, daß ſie bei ſolchen, welche Merinoheerden hatten oder ſich anlegten, die edelſten Widder bezeichnen mußten, mit einer beſſern Bedeutung, als die deutſchen Hunde im ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhundert die Namen der franzöſiſchen Feldherren und Mordbrenner Melac und Duras geführt haben.

Ich ſaß alſo in Trantow bei Loitz, zur Reiſe oder Flucht gerüſtet. Durch Freunde in Petersburg hatte ich mir Empfehlungen an den ruſſiſchen Geſandten Grafen Lieven in Berlin verſchafft. Gleich nach Neujahr 1812 fuhr ich auf eine Woche nach Berlin und erhielt von ihm einen Paß für Rußland. Dort war doch noch Europa. Nie hatten meine Gedanken nach Amerika geſtanden — ſelbſt wenn ich gefürchtet hätte, Europa ſey verloren — nach ſeiner habſüchtigen und gebildeten Barbarei. Kaum war ich einen Tag aus Berlin zurück (wir waren, eine große Schaar, in ſehr fröhlicher Abendgeſellſchaft bei dem Probſt in Loitz, Konſiſtorialrath Barkow), ſo erſchien ein reitender Bote mit einem Briefe meines Freundes Billroth aus Greifswald, meldend, die Franzoſen ſeyen über die Gränze gerückt und werden morgen wohl das ganze Land überſchwemmt haben. Wir packten und bündelten uns nun auf das geſchwindeſte auf. Ich fuhr noch in derſelben Nacht nach dem noch franzoſenleeren Stralſund, wo ich einige Gelder einkaſſierte, ſchlief die folgende Nacht bei einem alten werthen ſchwediſchen Freund, Oberhofmarſchall Freiherr Munck in Brandshagen, und fuhr frühmorgens in einem Schlitten von dannen, ſchon mitten hindurch durch hin und her ſprengende franzöſiſche Huſaren und Dragoner, erreichte mit der Morgendämmerung das ſchon von wälſchen Soldaten wimmelnde Greifswald, drückte einigen Freunden die Hand, ging dann auf bekannten Pfaden fern von den Landwegen auf eine Stelle, wo ein Schlitten meines Bruders von Trantow hielt und kam dort in der Abenddunkelung an. In Greifswald bei der Einfahrt über die Brücke am Steinbecker Thor ward mir wunderlich zu Muth. Ich erblickte einen verdächtigen Kerl, der mich ſogleich erkannte und mit wunderfreundlicher ſchlauer Miene grüßte, einen greifswalder Schelm, der eben nicht Urſache hatte, mein Freund zu ſeyn, und den alle Welt beſchuldigte, er habe während der früheren Anweſenheit der Franzoſen für ſie den Späher und Beſteller gemacht. Er hat wenigſtens mein Blut nicht begehrt.

Ich ſchlüpfte zu Trantow durch eine Hinterthür in's Haus, und begab mich auf ein Seitenſtübchen, von wo ich bei entſtehendem Lärm ſogleich hätte in den buſchigen Garten gelangen können, deſſen Wirren und Ausgänge ich alle kannte und von wo ich in wenigen Minuten in die Wälder und Gebüſche der mir wohl bekannten Peeneſümpfe entrinnen konnte. Es waren ſchon mehrere franzöſiſche Officiere und Gemeine im Hauſe. Dieſe nahm mein Bruder mit Wein und Branntwein tüchtig zuſammen; ſie waren durch Märſche über Eis und Schnee erfroren und ermüdet, und ſchnarchten ruhig und unſchädlich, während ich die ganze Nacht mit Einpacken und Ordnen von Papieren und mit Briefſchreiben beſchäftigt war und den Meinigen die letzten Aufträge, Wünſche und Segnungen zu übergeben. Denn ſo lange der Menſch lebt, meint er immer noch etwas zurecht zu legen und zu ordnen zu haben, ſelbſt wenn das Licht des Todes ihm ſchon auf die Finger brennt. Gegen die Morgendämmerung ging ich denn wieder aus dem Hinterpförtchen durch die Küche in's Freie auf dem unter meinen geſchwinden Schritten knirſchenden Schnee hinaus. Meine Baſe, meine Schweſter, mein Knäbchen hielten mich umklammert. Ich mußte ſie abſchütteln mit Küſſen und Wegſchiebungen und mit geſchwinderen Schritten ihnen enteilen. Ich hörte meinen kleinen Sohn, als wenn er mich einholen wollte, hinter mir her laufen und laut heulen. Da ward meine Seele in mir zornig und fluchig. Raſch ging mein Lauf nun durch Büſche und Geröhrig zur Peene hinab, und über die gefrorne Peene hin. Als ich gegen das gegenüberliegende Hochfeld aus den Flußwieſen in's preußiſche Gebiet hinaufſtieg, da ging die Sonne hell auf für den ſchönſten Wintertag. Ich grüßte ſie mit betender Seele als ein glückweiſſagendes Zeichen, traf bald den Schlitten meines Bruders, der durch Loitz gefahren war; wir fuhren auf einen adlichen Hof an und aßen ein pommerſches Frühſtück bei einem alten Hauptmann von Glöden, und langten gegen Abend zu Clempenow an der Tollenſe an bei dem Oberamtmann Fleiſchmann, einem lieben alten Freund und Gaſtfreund.

Jener glückweiſſagenden Sonne, die an jenem Morgen über mich und mein Gebet an der Peene aufging, gedenkend ſetze ich einen Brief hieher, den meine jüngſte liebſte Schweſter, Schülerin und Freundin — ſie und mein Bruder Fritz die begabteſten Kinder meiner Mutter — mir in jenen Tagen des Getümmels nach Clempenow geſchrieben hat. Die Blüthe der Gefühle jener Tage will zuweilen unter dem grauen Mooſe der Jahre wieder hervorſprießen:

„Lieber Moritz. Ich weiß nicht, ob es die Ahndung Deines
„Glückes für die Zukunft iſt, aber auch ich fühle mich ruhig, ſeit
„Du weg biſt, und nur die fromme Wehmuth, als ob man einen
„lieben Todten beweint, herrſcht noch in meinem Herzen. Dein
„Karl Treu iſt nun ſo allein; die letzten ſchönen Tage, die das
„Schickſal uns ihn noch gönnt, können wir nicht genießen in
„Freundlichkeit und Liebe. Ich fühle einen Muth in mir, den ſo
„leicht nichts niederbeugt; nur bitte ich Gott täglich, daß er mich
„zum Guten leite, damit ich ihn auch recht gebrauche. Wenn
„nur die Großtante geſund bleibt, ſo geht alles wohl. — Mein
„beſter Moritz, auch ich ſah den Mond und die ſchöne Morgen-
„röthe, als Du von uns gingſt, und mir war es, als ſchwebten
„tauſend Schutzengel über Dir. Karl Treu küßt dies Blatt, und
„ich und die Tante wünſchen tauſend Glück und Segen."

So war ich denn mitten durch die Feinde glücklich wieder zur ſichern und freundlichen Stelle gekommen. Bei ſolchen Gelegenheiten hilft Muth und die Klugheit, nicht zu viel zu ſorgen und zu fragen, beſonders aber die Klugheit, weder eine zu ſorgliche noch zu gefaßte Gebärde vorzuſtellen. Die Mitte. Aber friſch drein muß man gehen, wie ich vor zwei Jahren in der Mitternacht die Zollbude auf dem Anklammer Damm ſtürmte. Doch wem hilft Muth allein? Gott hatte mir durchgeholfen. Hier in Clempenow ruhte ich noch zwei Wochen aus und kam den Anfang des Februars in Berlin an.

In Berlin fand ich ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verſchiedenſten Menſchen und den verſchiedenſten Anſichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder ſchwarz am Horizont hing, losplatzen werde; und wohin ſich jeder ſtellen ſolle; wohin der König von Preußen ſich ſtellen werde. In dieſen Wirbel gerieth ich friſch hinein, und natürlich gerieth ich in den Kreis, worin mein alter Freund Reimer und meine Freunde vom Winter 1809 ſich bewegten. Dies war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen ſchlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollſte ſeligſte Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche friſcheſte Geſellen, welchen noch keine Polizei die Flügel geſtutzt hatte, gaben einen Augenblick faſt eben ſo große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichſte Männer zuerſt geſehen und kennen gelernt, und war mit Einem Male mitten in einem großen gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenſtand ſeines Bedürfniſſes hatte, Haß und Abſchüttelung und Vernichtung der Wälſchen. Andre Schibolethe und Geheimlehren gab es dort gewiß bei den Wenigſten, wenigſtens bei mir keine andere.

Hier aber klang es nun bald wieder Marſch! Der König von Preußen hatte ſich der Weltlage nach mit dem Erzfeind verbinden müſſen, und im Anfange des Märzes machte ich mich weiter gegen Oſten nach Breslau auf den Weg, außer dem ruſſiſchen Paſſe auch mit einem öſtreichiſchen auf die böhmiſchen Bäder lautenden verſehen. Als das Bündniß mit Napoleon bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußiſche Officiere, welchen das Herz zu ſchwer ward, unter franzöſiſchen Fahnen zu ſtreiten, von dem Könige gnädigen Abſchied. Der Herrſcher verſtand ſie und misbilligte ſie nicht. Viele gingen nach Schleſien, dort zu warten, wie die Dinge ſich entwickeln würden; andere ſuchten, ehe ihnen alles geſperrt würde, die verſchiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihre Degen hoffend; mich nahm der Oberſt Graf Chazot mit in ſeinen Wagen bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entflog.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerſt eben ſo lebendig und faſt auf ähnliche Weiſe lebendig, wie mein Februar in Berlin geweſen war. Zuerſt Bekannte ſchon von Berlin hier: die Oberſten Graf Chazot und von Gneiſenau, der Polizeipräſident Gruner, welcher als ein Franzoſenfeind gezeichnet natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in ſeiner Stellung bleiben dürfen; und außer ihnen mehrere Andere. Das bewegte ſich einige Wochen in Einem Kreiſe zuſammen, bis es nach verſchiedenen Seiten hin aus einander floß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarſchall hatte. Trotz ſeines Alters trug er eine herrliche Geſtalt, groß und ſchnell, mit den ſchönſten rundeſten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, ſeine Arme, Beine und Schenkel noch faſt wie eines Jünglings ſcharf und feſt gezeichnet. Am meiſten erſtaunte ſein Geſicht. Es hatte zwei verſchiedene Welten, die ſelbſt bei Scherz und Spaß, welchen er ſich ganz friſch und ſoldatiſch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechſelten: auf Stirn, Naſe und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Weſen. Daß ich es ſage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, ſondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der ſchwarzdunklen Augen wegen, die der finſtern Meeresbläue glichen, faſt eine Meerſchwermuth nennen mögte; denn wie freundlich dieſe Augen auch zu lachen und zu winken verſtanden, ſie verdunkelten ſich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernſt und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch ſeinen dunklen Zorn verrückt geweſen und hatte auf alle Fliegen und ſchwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwerdt geſtoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Theilen des Geſichts in Übereinſtimmung. Hier ſaß immer die Huſarenliſt geſammelt, deren Zügenſpiel bisweilen ſogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf ſeinen Fang lauſcht.

Hier ſah ich auch Scharnhorſt, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und ſeine unvergeßliche ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den ſiebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemal, der Rittmeiſter Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerſchen Heerabtheilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen und ſie nahmen mich oft mit in die grüne Einſamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man ſich freier und menſchlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks beſprechen konnte. Wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja ſchlenderte er ſogar unſoldatiſch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Geſicht war von edler Form und mit ſtillen edlen Zügen ausgeprägt; ſein blaues Aug groß, offen, geiſtreich und ſchön. Doch hielt er das Viſier ſeines Antlitzes gewöhnlich geſchloſſen, ſelbſt das Aug halb geſchloſſen, gleich einem Manne, der nicht Ideeen in ſich aufjagt, ſondern über Ideeen ausruht.

Doch tummelten ſich die Ideeen in dieſem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, ſeine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchſichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in ſeinem Innern kochte. Doch wie ſicher und feſt geſchloſſen er ſein Angeſicht und die Gebärden desſelben auch hielt, er machte den Eindruck des ſchlichten beſonnenen Mannes; man ſah keine Vorlegeſchlöſſer vor denſelben. So war ſein Weſen, er hatte es wohl gewonnen durch ſein Schickſal ſowohl als durch ſeinen Verſtand. Er hatte ſich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen lernen müſſen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung ſeiner Verdienſte durch ſeinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden: denn in der böſen Zeit, ſeit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den wälſchen Spähern längſt verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes ſchuf und vorbereitete, immer den Unſcheinbaren und Unbedeutenden ſpielen, ſich freiwillig gleichſam zu einem Brutus machen müſſen. Auch ſeine Rede war dieſem gemäß: langſam und faſt lautlos ſchritt ſie einher, ſprach aber im langſam dehnenden Ton kühnſte Gedanken oft mit ſprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteſte Wahrheit in Einfalt, gradeſte Kühnheit in beſonnener Klarheit das war Scharnhorſt; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen ſoll. Soll ich noch erinnern, daß dieſer edle Menſch, durch deſſen Hände als des ſtillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben laſſen? Er iſt ein Vir innocens im Sinn der großen Alten geweſen: er iſt arm geſtorben.

Solche war die Art und Gebärde dieſes ernſten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgend einer zur Heilung deſſelben geſtrebt und gewirkt hat. Wenn er ſo da ſtand, auf ſeinem Stock gelehnt, ſinnend und überſchauend, geſenkten Haupts und halb verſchloßnen Augs, und doch zugleich kühnſter Stirn, hätte man meinen mögen, er ſey der Todesgenius, der über den Sarkophag der preußiſchen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einſt!

Ich lebte aber dieſe Monate nicht allein in Breslau und in den nächſten Orten der Umgegend, ſondern ich beſah mir, das ſchöne Schleſien und das preußiſche und böhmiſche Rieſengebirge durchſtreifend, nach meiner Weiſe auch die Orte und die Menſchen, und hatte dabei die Freude, in den Bädern von Rheinerz, Landeck und Kudowa zuſammengedrängte Freunde aus Berlin wiederzufinden und mit ihnen auf die großen Hoffnungen des Tages anzuklingen.

Fragt jemand: aber woher und wie nimmſt du Pilger und Flüchtling die Mittel und Gelder? ſo antworte ich: Gott hatte mir dem Knaben ſchon die Vorahnung meiner Schickſale in die Bruſt gelegt; aus Abſcheu vor Weichlichkeit und Wolluſt ward ich frühe trotzig und hart und hatte frühe ſowohl entbehren als genießen gelernt. Dies hatte ich fortgeſetzt auch jenſeits der Dreißige und Vierzige, hatte oft freiwillige Nachtwachen und Hunger- und Durſt-Übungen verſucht, und war meines Fußgängerglücks, worin Gott auch gefallen hat mich zu erhalten, mir bewußt, oft in Einem Zuge ſechs acht Meilen zu Fuß gegangen, wann meine Herrn Brüder, wie die Wohlhabigkeit der Zeiten damals noch ſtand, auf ſchönen Pferden einherſprengten. Seit Napoleons Emporkommen war ich auf harte Proben gefaßt und hatte mich und mein Leben darauf eingerichtet. Ich hatte von meinen Tagegeldern in Stockholm, vom rückſtändigen Gehalt mehrerer Jahre, das mir im Jahr 1810 in Greifswald ausgezahlt ward, und von dem Gewinn einiger Schriften mir einen Reiſepfennig erſpart. Wenn ich auch zuweilen unter Freunden bei fröhlichen Gelagen einen Friedrichsd'or oder Dukaten ſpringen ließ, ſo hatte ich einſam oder als wandernder Pilger die wenigſten Bedürfniſſe. Was ſoll ich hier erzählen, wie der Flüchtling oft auch nur die Tafel eines Jägers im Walde oder eines verſprengten Huſaren gehalten hat?

Endlich mußte ich fort. Napoleon war um die Mitte des Mais in Dresden angelangt, wohin er die Könige und Fürſten zur letzten großen Berathung beſchied. Den 29. Mai flog er aus Dresden nach Polen. Jetzt war mir der Krieg nicht mehr zweifelhaft. Ich ging im Junius nach Prag, entſchloſſen, mich ſo geſchwind als möglich weiter gegen Oſten zu machen, ehe mir alle Wege dahin geſperrt würden.

Wir laſen nun ſeine und der Seinigen Weiſſagungen für dieſen ſcythiſchen Feldzug. Die Vorbedeutung ſollte erfüllt werden, allein ſie ward von Gott nach einer andern Seite hin ausgelegt und gedeutet als von den Menſchen. Auch der chriſtliche Gott ſpielt den Vermeſſenen und Stolzen durch ihre Orakel hin.

Da klang es in der Allgemeinen Zeitung aus Dresden vom Tage der Abreiſe des Fürchterlichen: „Dresden hat das Glück genoſſen, den größten Helden und Herrſcher des Jahrhunderts zwölf „Tage lang unter Umſtänden und Umgebungen in ſeinen Mauern „zu beſitzen, welche für die Geſchichte ewig denkwürdig bleiben „müſſen. Jede Minute war gewiſſermaaßen verhängnißſchwer, und durch große Beſchlüſſe wichtig, und „die Folgen der hier gepflogenen Unterhandlungen

„und hier verabredeten Maaßregeln werden einſt „noch ganz Europa in Erſtaunen ſetzen."

Und er ſelbſt gebrauchte in der Kriegsankündigung, die er den 22. Junius an ſeine Soldaten erließ, unter Anderm die Worte: „Ein unvermeidliches Schickſal reißt Rußland mit „ſich fort. Des Schickſals Wille muß erfüllt werden."

In Prag traf ich Gruner. Dieſer ſagte mir ſogleich, der Miniſter vom Stein, der vom Kaiſer Alexander aus Prag nach Petersburg berufen war, verlange mich auf's baldigſte zu ſich. Gruner hatte ihm nämlich berichtet, daß ich ſchon in Berlin meine Päſſe für Rußland in der Taſche gehabt habe. Er wunderte ſich, daß ich ſo ſpät in Prag erſchien: denn er hatte mir ſchon vor mehreren Wochen Steins Wunſch nach Breslau geſchrieben; aber ſein Brief iſt nie in meine Hände gekommen.

Jetzt entſtand die Frage: wie kommt man unter den obwaltenden Umſtänden auf das kürzeſte, geſchwindeſte und ſicherſte in Rußland hinein? wie erhält man Päſſe durch die öſtreichiſchen Lande dahin? Der Krieg war erklärt und die Kämpfe waren vielleicht ſchon begonnen; und Öſtreich war Napoleons Bundsgenoß gegen Rußland. Wir fanden bei dieſer Frage, daß ich, ein unbedeutender unbekannter Menſch, unter dieſen Verhältniſſen auf meine Perſon für ſolche Reiſe einen Paß erhalte, ſey ein Ding der Unmöglichkeit; ich werde wohl den Weg gegen Norden zurück zur Oſtſee nehmen und aus einem dortigen Hafen über Schweden meine Nordoſtpaſſage zu durchbrechen ſuchen müſſen. Endlich fand ſich aber glücklicher Weiſe doch noch ein Ausweg, der einige Sicherheit zu bieten ſchien, allenfalls aber auch mislingen konnte. Indeſſen hier mußte gewagt werden. Wir trieben einen kleinen Kaufmann auf, einen gebornen Wiener, der gewohnt war als Schmuggler über das Rieſengebirge und über die Karpathen zwi-

Univ. Bibl. München

ſchen Böhmen, Schleſien, Ungern und Polen hin und her zu fahren. Dieſer hatte eine Reiſe nach Brody vor. Ich erbot mich die Koſten derſelben für ihn mitzutragen, wenn er mich als ſeinen Kommis oder Diener auf ſeinen Paß ſetzen laſſe. So wurden wir Handels eins.

Nun ein Wort über Gruner. Ich hatte ihn vor Berlin weder geſehen noch ſeinen Namen nennen gehört. Ich fand ihn dort unter denjenigen, die ich für meine treuen Freunde halten mußte. Er galt als Polizeipräſident allgemein für einen Franzoſenfeind. Ein feiner, gewandter, liebenswürdiger Mann, von einer Beweglichkeit des Leibes und Geiſtes und der Rede, die man bei einem Weſtfalen nicht ſuchen ſollte. Daß er halb und halb wie ein Geächteter nach Prag entwich, war begreiflich. Viele ſagten, er ſey bei den Franzoſen ſo angezeichnet, daß ſie möglicher Weiſe, wenn er in Preußen bliebe, ſeine Auslieferung verlangen konnten. Über ſeine Stellung in Prag weiß ich weiter nichts als das allgemeine Gerede der Freunde, daß er, wenn ſich Gelegenheit fände, den Einzelnen, die nach Rußland gegangen waren, Nachrichten und Winke zukommen laſſen und eben ſo empfangen ſollte. Andere haben geſagt, er ſey mit beſtimmten Verſprechungen für ruſſiſche Zwecke ordentlich in ruſſiſchem Dienſt und Sold geweſen, und habe dafür ruſſiſche Gelder in Händen gehabt. Davon weiß ich nichts zu ſagen; weil ich kein Geheimnißkrämer bin, habe ich bei Andern keine Geheimniſſe geſucht noch von ihnen empfangen. Dem ſey, wie ihm wolle, Gruner iſt etwa einen Monat nach meiner Abreiſe, wahrſcheinlich auf franzöſiſche Zumuthung in Prag verhaftet und endlich in eine ungriſche Feſtung abgeführt worden, woraus ihn erſt die Leipziger Schlacht erlöſt hat. Ich habe ſpäter, als er am Mittelrhein und im Herzogthum Berg Statthalter war, viel mit ihm gelebt und bin ſeinem Gedächtniß ein gutes Zeugniß ſchaltig. Er war ein talentvoller, lebendiger, geiſtreicher Mann, von Natur leicht, weich und beweglich; aber zu großer Ehre muß ihm gerechnet werden, daß dieſer leichte lebensluſtige Menſch im Großen und Gefährlichen, wo die Leichten und Leichtfertigen ſich ſo leicht dem Teufel verſchreiben, edel und treu erfunden iſt. Seine Fehler lagen alle offen, ſeine Liebe und Treue haben ſeine Freunde erkannt und geehrt.

Ich fuhr denn mit meinem Wiener ab, und ſollte eine harte Reiſeprobe mit ihm beſtehen. Es war ein kleines hageres und, wie mir däuchte, entſchloſſenes Kerlchen, und ich hoffte alſo einen raſchen und geſchwinden Reiſegeſellen in ihm gewonnen zu haben, zumal da ich bedungen hatte, uns unterwegs nicht aufzuhalten, weil mir an der Schnelligkeit der Reiſe viel gelegen ſey. Ich fürchtete nämlich mit Recht, daß, wenn ich zaudere, mir die Gegenden, wo ich noch durchzuſchlüpfen hoffte, durch Kriegsgetümmel verſperrt werden könnten. O wie hatte ich mich verrechnet! In dieſem hagern Leibe ſteckte doch ein ächter vollſtändiger Wiener, der vor dem Duft keines gebratenen Hahns vorbeifahren konnte. Daher mußte auf jedem Poſthalt geſeſſen und gegeſſen und getrunken werden. Ich faßte mich indeſſen bald in Geduld, und ſuchte mir, als ich die Panſanatur meines Gebieters — denn der war er auf meinem Wagen — weg hatte, die Geſchichte zum Spaß zu machen. Meine fliegenden Dukaten durften mich dabei nicht ärgern. wohl aber die Verſchwendung der diesmal ſo koſtbaren Zeit. Meine Rolle war dabei drolligt genug. In der Feſtung Olmütz unter Anderm fuhren wir bei dem prächtigſten Gaſthof vor. Er beſtellte flugs ein gutes Mittagseſſen und beſten Unger, und ſetzte ſich dran, zu mir ſagend: „Hier könnte es verdächtig und gefährlich ſeyn, „wenn Sie als ein Kommis mit zu Tiſche ſäßen; bleiben Sie lieber draußen und ſpringen bei dem Wagen herum, als wenn Sie

„was zu thun hätten." Er ſaß drinnen ſeine anderthalb Stunden durch, die Extrapoſtpferde lange vor dem Wagen, ich im Regen umherſpazierend, und ein Butterbrod und eine halbe Flaſche ſchlechtern Weins genießend. Als wir den folgenden Tag an dem reizenden Kuhländchen hin in Biala anlangten, war ihm der dargebrachte Wein immer zu ſchlecht, und er kegelte wie ein vornehm zürnender Baron oder Student auf meine Koſten mehrere Flaſchen zum Fenſter hinaus. „Dies hier iſt halb polniſches Volk," ſprach er, „die muß man kurz anbinden." Dieſe Zwiſchenſpiele abgerechnet war mir darin das Loos gut gefallen, daß ich keinen Schwätzer aufgeladen hatte. Meine guten Weine verfehlten ihre einſchläfernde Wirkung nicht; er ſchnarchte den größten Theil der Reiſe, und ſo konnte ich das herrliche Land Böhmen, das reiche Mähren und das ſchöne Gallizien unter den Karpathen deſto heiterer und ungeſtörter genießen. Ja, auch Gallizien iſt ein liebliches Land, und ein ſteter Wechſel von Hügeln, Wieſen und Feldern; aber leider der ſarmatiſche Schmutz und die polniſche Bettelei und die elendeſten Bettlerhütten neben Schlöſſern der Magnaten begegneten einem allenthalben, und der Schmutz und Jammer nahm zu, je ferner wir von der deutſchen Gränze und je näher wir der Judenſtadt Brody kamen.

Hier waren wir hart an der ruſſiſchen Gränze. Ich warf nun meine Dienerverpuppung ab, und kleidete mich wie für einen neuen Aufzug. Mein Wiener begleitete mich. Mein Herz klopfte, als ich die fliegenden Fähnlein von ſechs zu Roß ſitzenden Koſacken an dem Gränzſchlagbaum vor Radziwiloff erblickte. Mein bisheriger Herr ſtieß mich an, ſprechend: „Laſſen Sie mich ein bis„chen veranlaſſen, und geben Sie mir fünf Dukaten; denn ich „kenne die Kerle, hier muß man ſich hinüberkaufen." Ich ſah ihn nun trotzig an, merkend, der Schelm wolle mir noch etwas abklopfen, rief ihm Ade! zu, holte meinen prächtigen Paß heraus — und die Lanzenträger ſahen ihn, verneigten ſich ehrerbietigſt, und geleiteten mich an die ganz zierlichen und freundlichen Zollgebäude. Gleich trat der Zollinſpektor, ein ruſſiſcher Hofrath — ich meine, es war ein Kurländer Namens Gieſe — heraus, ſah meinen Paß an, und führte mich dann mit den freundlichſten Worten in ſein Haus, wo ich ſeine Frau, eine ſehr ſchöne Polin, nebſt andern Damen begrüßte und in ein ſehr nettes Zimmer geführt ward, indem der Herr Oberzöllner, den ich um Krieg und Kriegsgeſchrei fragte und von dem ich allerlei Kunde über meine Weiterreiſe einzog, zu mir ſagte: „Jetzt kommen Sie, wir wollen „Mittag eſſen; Sie bleiben heute hier, und erholen ſich die Nacht, „morgen können wir dann alles weiter beſtellen.“ Es war hier und auch in Brody ein wogendes luſtiges Leben. Öſtreichiſche und ruſſiſche Beamte und Officiere zogen noch hin und her, an der öſtreichiſchen Seite ſtand nicht einmal eine Zollwache, und mehrere öſtreichiſche Officiere, die eben gleich vielen Preußen gegen die Wälſchen zu fechten brannten, flogen dieſen Tag hier durch, unter Anderen der Oberſt von Tettenborn und ein Rittmeiſter Mäurer, die ich unterwegs an mehreren Stellen und dann in Petersburg wiederfinden ſollte.

Ich war alſo glücklich durch mein ſchmuggleriſches Fegefeuer hindurch, und hatte meinen Ärger und meine Dukaten bald verſchmerzt. Hier war ich aus dem Schmutz der Judenwirthſchaft der letzten Poſthalte und aus dem ſtachlichten Dornbuſch meiner Begleitung wie in ein Paradies verſetzt. Eine prächtige Mittagstafel, vortrefflicher Ungerwein, ſchön gebildete Frauen, die deutſch und franzöſiſch ſprachen, und ein feiner freundlicher Wirth. Ja dieſes Paradies ward noch paradieſiſcher, als mein Wirth eine Entdeckung machte, welche ſeine Freundlichkeit faſt in Zärtlichkeit verwandelte. Bisher hatte ich alles dieſes Glück dem Inhalt meines Paſſes zugeſchrieben; nun aber ergab ſich eine Offenbarung, die mich nicht in Zweifel ließ, ich könne alle dieſe ſeine Gaſtlichkeit endlich als den Erguß eines erfreuten und zärtlich gerührten Herzens hinnehmen. Als wir nämlich ſchon einige Gläſer mit einander geleert und allerlei hin und her geſprochen hatten, fragte er um deutlichere Nennung meines Namens, der ihm aus dem Paſſe nicht recht klar geworden. Ich nannte Arndt. „Arndt? was Arndt?“ rief er. „O ich hatte einen ſehr lieben Freund, als ich in Jena „ſtudierte, der hieß Friedrich Arndt, war aus Pommern; mir „däucht, als ſeyen Sie ihm in der Sprache ähnlich.“ Und er lief und holte ſein Stammbuch, und zeigte mir einen Scherz, den mein Bruder hineingeſchrieben. Als ich ihm nun ſagte, jener Friedrich Arndt ſey mein Bruder, und ihm erzählte, wie und wo er jetzt lebe, da war ich plötzlich ein Hausfreund geworden.

Späterhin ſprachen wir über meine Reiſe nach Moskau und Petersburg, und er ſagte: „Sie bekommen laut Ihres Paſſes einen Feldjäger mit, und ſo wird es ſchon gut gehen. Aber beſſer „iſt beſſer. Hier iſt ein Theil des Perſonale der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Wien gemeldet, für die ich Anſtalten machen muß. Die „kommen gewiß morgen oder übermorgen. Das trifft ſich als eine „ſchöne Gelegenheit, da können Sie in Geſellſchaft reiſen, und „haben es deſto ſicherer und bequemer.“ Ich fiel dem bei, und hielt bei dem freundlichen Wirth mein erſtes Nachtlager, und ſollte hier noch ein zweites halten.

Den zweiten Tag in aller Frühe langte denn die Karawane an, welcher ich mich anſchließen ſollte. Sie kam in zwei ſtattlichen Wägen und ſchien auch Gepäck des ruſſiſchen Geſandten zu haben. Sie beſtand aus drei Kavalieren und einigen Bedienten. Die erſte Perſon war ein kleiner höchſt beweglicher, freundlicher und geſprächiger Mann, der Legationsrath Graf Ramſay von Balmaine, der zweite ein Franzoſe le Marquis de Favars, ein junger abgelebter Windbeutel, und der dritte ein ruſſiſcher Flottenkapitän, ein ſchöner Mann, ein geborner Grieche, der aber leider auch einem verdorbenen Weichling der allerſchlimmſten Art ähnlich ſah. Dieſer hatte die letzten Jahre in Paris im Gefolge des ruſſiſchen Geſandten Prinzen Kurakin gelebt. Mit dieſem Dreiblatt begab ich mich denn nach einigen Stunden auf die Fahrt.

Ich hatte mich mit dem kleinen Grafen gepaart, und gewahrte nach dem Zuſammenſeyn auf mehreren Poſthalten ſehr bald, daß ich den beſten Griff gethan habe. Der kleine Mann iſt ſpäter berühmt worden als einer der bewachenden Begleiter Napoleons nach der Inſel St. Helena. Er war von altem ſchottiſchen Blut, Katholik und von den Jeſuiten in Mohilew erzogen, nicht ohne Kopf und Lebendigkeit, nicht ohne mancherlei durch einander zerſtreute Kenntniſſe, aber von einer bodenloſen, poſſierlichen, doch höchſt gutmüthigen Geſchwätzigkeit. Dieſen Jüngling, der mir durch ein längeres Zuſammenleben ſehr läſtig hätte werden müſſen, benutzte ich klug für unſre paar Tage, um das aus ihm herauszulocken, was er etwa Nützliches mit ſich führen konnte. Ich brachte ihn nämlich auf Erzählungen von den Sitten und Arten in den Landſchaften Rußlands, worin er am meiſten gelebt und verkehrt hatte; und ſo ward mir ſeine ſonſt faſt zu flüſſige Unterhaltung oft zugleich ergötzlich und lehrreich. Auch in ihm entdeckte ich eben nicht viel Männliches und Soldatiſches, und wunderte mich daher nicht wenig, als er mir erklärte: er habe einen Bruder Generalmajor im Heere, und er ſelbſt werde auch bald den Degen für's Vaterland umſchnallen. Wirklich las ich ihn nach wenigen Wochen in den Zeitungen als Oberſten.

Wir fuhren durch Volhynien, ein herrliches, reiches Land. Hier wohnen die ſogenannten rothen Ruſſen. Dieſe Menſchen kamen mir ernſter und ſinniger vor als die Polen, welche ich bisher geſehen hatte; auch gewannen die Felder, Wieſen, und ſelbſt die Wohnungen, wie wir weiterhin fuhren, ein immer beſſeres und reinlicheres Anſehen, zuweilen faſt ein ſo gutes als in Norddeutſchland. Man ſah einen ſchönen Pferdeſchlag und fette Weiden voll ſilbergrauer Rinder des Schlages, wie ſie aus Ungern zu Tauſenden nach Wien getrieben werden. Hier erblickte man auch die Anſtalten einer gewaltigen Bienenwirthſchaft; man ſah Bienenſtöcke anderthalb Mannslängen hoch aus hohlen Baumſtämmen; man ſah Waldbäume mit noch grünen Wipfeln zehn funfzehn Ellen hoch über der Erde angebohrt, mit Bienen bevölkert und mit Thüren und Klappen verſchloſſen. Auch ſtanden hin und wieder Pfähle unter den Bäumen, ich denke, die hinaufkletternden Bären drauf zu ſpießen.

In der Stadt Zitomirs hatten wir einen prächtigen Spaß. Wir aßen in einem Judengaſthauſe Mittag — ſiehe! da entſtand plötzlich ein ſo gewaltiges Klingen und Schwirren von durcheinander tobenden Inſtrumenten und ein ſolches Gelärm und Getümmel von Menſchen, daß wir alle geſchwind an die Fenſter liefen. Was ſahen wir? Es war ein Schauſpiel für Götter, eine prächtige Judenhochzeit oder vielmehr der Reigen einer Judenhochzeit. Um den Marktplatz dieſer allerdings etwas dreckigen Stadt tanzten einige hundert Juden, Alt und Jung, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen immer ringsum, d. h. den weiteſten Ring der Häuſer haltend, ihren Reigen, Geigen und Dudelſäcke voran und Toſen und Geklingel hintennach. Es war wirklich eine allerliebſte wilde Naturjagd, und wir erluſtigten uns königlich daran. Alles blitzte im prächtigſten Schmuck, und wahrlich an

Perlen, Gold und Silber fehlte es um Köpfe und Hälſe nicht, auch nicht an anmuthigen Geſtalten. Denn das dringt ſich einem ſogleich auf, daß es in Polen an Männern und Frauen viel edlere Judenbildungen giebt als in Deutſchland, auch etwas viel Gemeſſeneres und Ruhigeres in Sitten und Art, als unſre unruhigen, neugierigen und alles betaſtenden und umwühlenden Hebräer oft verrathen. Dies mag zum Theil daher kommen, daß die Juden hier an manchen Stellen in größeren Schaaren beiſammen wohnen, und auch daher, daß viele von ihnen die ſtilleren und frommeren Arbeiten des Feldes und der Viehzucht treiben.

Wir kamen endlich nach Kiew an dem Dnepr: einſt die hohe Hauptſtadt des werdenden ruſſiſchen Reichs und noch jetzt die Spuren vergangener Herrlichkeit zeigend. Es war ein ſchöner Sommermorgen, als wir heran fuhren, und wir Fremdlinge ſtaunten den fernen wunderſamen Glanz an. Es war mir wie ein erſter Vorſchimmer des Orients, all die goldglänzenden Thürme und Kuppeln der Kirchen und Klöſter, und viele einzelne mächtige Häuſer; doch däuchte mir die Stadt, als wir drinnen waren, wegen der vielen weiten leeren Räume wie eine Verlaſſenheit, eine ſchöne Ruine der Vergangenheit. Aber ſie hat die Lage einer Königin der Städte auf und zwiſchen ſtattlichen Hügeln über dem Dnepr. Wir ſtiegen wieder in einem anſehnlichen Judenpallaſt ab, wo wir ein ſehr ſchönes Geſchlecht, eine Mutter mit mehreren Töchtern, ſahen und ſprachen wie weiland der General Holofernes: „wahrlich die Hebräer haben ſchöne Weiber.“

Es war immer noch ein reiches fettes Land das Land jenſeits Kiew, doch mit den früher geſehenen Fluren nicht zu vergleichen. Der Juden wurden nun immer weniger, wiewohl doch einige noch am linken Ufer des Dneprs wohnen. Wir kamen nun bald in das eigentliche Rußland. Nun ward alles reinlicher und netter, die

Häuſer beſſer gebaut, die Dörfer zierlicher angelegt, die Menſchen rüſtiger von Anſehen und beſſer in Kleidern. Doch hatten wir ſehr heiße Tage, und in den Häuſern eine ſchreckliche Plage, die wir bisher nicht ſo gefühlt hatten, obgleich kein Sterblicher ſich in Polen vor gewiſſem Ungeziefer retten kann. Es wimmelten nämlich die Häuſer von einer Unendlichkeit von Flöhen, freilich keine Thiere von der großen italiäniſchen Zucht, doch bei all ihrer Kleinheit ſchlimm genug, einen faſt zur Verzweiflung zu bringen. Wirklich hatten wir auf einigen Poſthalten ſo viele dieſer Knicker und Zwicker aufgeleſen, daß wir an dem erſten beſten Wäldchen oder Büſchchen ſtill halten ließen, uns faſt bis zur vollſten Natürlichkeit entkleideten, und unſre Kleider einige Minuten im Winde hin und her ſchwenkten und ausſtäubten, um das ſtechende und zwickende Geſindel in die weite Welt zu ſchicken. Wir trafen hier Dörfer, von Roskolnicken, einer altgläubigen ruſſiſchen Sekte, bewohnt, und machten die wunderliche Erfahrung, daß die Frauen Näpfe zerſchlugen, worin wir uns die Hände gewaſchen hatten. Denn was Andersglaubende zu nah berühren, das halten ſie unrein. Gefäße, woraus ſie nur mit Löffeln gegeſſen und die ſie nicht mit den Händen berührt haben, werden nicht ſo entweiht geglaubt.

Wir hatten dieſe Tage mehrere Proben, wie in Rußland mit Extrapoſtpferden, Feldjäger an der Spitze, verfahren werden darf, oder vielmehr, wie verfahren wird und vielleicht nicht verfahren werden ſoll. Wann die Pferde im geſchwindeſten Laufe abgetrieben waren oder den Feldjägern auch ſonſt nicht ſtark genug däuchten und ſie eine Heerde Roſſe unweit der Straße weidend entdeckten, ſo flogen ſie auf ihren Pferden wie die Pfeile unter ſie, und griffen ſich die beſten heraus, ſchirrten die matten ab und die eingefangenen ein, und ſo paschol! (friſch fort!). Ich ſah aber auch bei mehreren Gelegenheiten, daß die Hirten, ſobald ſie nur von ferne ſo einen fliegenden Extrapoſtwagen erblickten, oft wie der Blitz mit ihren Pferden Reißaus nahmen und ſich von den Feldjägern nicht einholen ließen. Das auch iſt gewöhnlich, daß wo ſtillgehalten wird der fahrende Bauer ſeine Sichel nimmt und auf den Feldern Klee, Wicken, Hafer, ſo viel er für ſeine Pferde bedarf, abſchneidet. Dies erinnert an Reiſebeſchreibungen über die Moldau und Wallachei.

Als wir über den Dnepr geſetzt waren, hatten die Andern etwas an den Wägen zu berichtigen, und ich fuhr allein voran, verſprechend, an dem nächſten Poſthalt Abendbrod und Thee zu beſtellen. Das that ich, aber es vergingen Stunden, und mein Nachtrab fehlte immer noch; ſo daß ich glaubte, es ſey irgend ein Wagenbruch oder gar noch was Schlimmeres eingetreten. Endlich kamen ſie langſam hergefahren und ſtiegen noch langſamer aus den Wägen, und gingen ſeitwärts jeder beſonders ſeinen Weg. Der kleine Graf Ramſay aber rothglühend und mit einer verſtörten Schreckensmiene, als ſey ihm das größte Unglück begegnet, kam auf mich zu und erzählte mir, die beiden Andern ſeyen bei einem Geſpräch über Paris und die Franzoſen ſo aneinander gerathen, daß er fürchte, es werde noch etwas Blutiges abſetzen, ja der Marquis habe von Kugeln und Piſtolen geſprochen und er wiſſe nicht, wie er die wilden Burſchen aus einander halten ſolle. Für ihn könne das aber ſehr gefahrvoll werden, der Marquis, ein beſonderer Schützling des Generals in öſtreichiſchen Dienſten, Prinzen von Rohan, ſey ihm auf die Seele gebunden, die Familie habe große Verbindungen, auch in Petersburg, und wenn dem Jüngling alſo ein Unglück begegne, ſo werde er es mit verſchuldet haben müſſen. Hier unterbrach ich ihn, indem ich in lauteſtes Lachen ausplatzte, mit den Worten: „Lieber „Graf, machen Sie Sich doch keine ſo düſtre und blutige Träu-

„me zurecht. Ich ſehe dieſen beiden es an, daß ſie keine Eiſenfreſſer und Pulverſchlucker ſind; gehen Sie mal hin, das iſt mein „Rath, und ſchlagen ihnen vor, hier ſey ja die prächtigſte Gelegenheit, den Zwiſt mit Säbeln oder Piſtolen auszugleichen: wir „ſeyen hier mutterſeelen allein, dort ſey ein hübſches Büſchchen „einige hundert Schritt hinter dem Poſthauſe, Waffen und Pulver „führen wir ja im Überfluß, und ſo könne im ſchönſten Abendſonnenſchein ihr zorniges Müthchen abgekühlt werden.“ Er wollte anfangs nicht dran, aber als er zuerſt dem Marquis auf mein Zureden dieſen ritterlichen Vorſchlag that, antwortete dieſer, indem er einen leichten wälſchen Sprung that, mit ſanftmüthiger Schaafsmiene: „Bah! ein Marquis von Favars ſich mit einem Griechen „ſchlagen! Das wäre meiner Seele zu lächerlich, da uns jetzt die „Schlachtfelder offen ſtehen. Und geſtehen Sie ſelbſt, Herr Graf, „es waren Kindereien, worüber wir uns gekabbelt haben.“ Doch erklärte er, er werde froh ſeyn des griechiſchen Gegenüber los zu werden, denn er könne ſo ein ewig lächelndes Geſicht nicht leiden. Es ward alſo ein Vergleich zu Stande gebracht, und ich erbot mich, um die beiden kurrigen Puterhähne aus einander zu bringen, den Franzmann in mein Wägelchen zu nehmen. Dies war freilich ein großes Friedensopfer. Es war gar ein armes windiges Bürſchchen, als Kind aus Frankreich geflüchtet, als ſeines Vaters Kopf, eines der erſten Schlachtopfer der Umwälzung, unter der Guillotine gefallen war. Dazu kam, daß er einen wahren Wachteufel wälſcher Lebhaftigkeit hatte, der meine Ohren mit den Embryonen ſeiner künftigen Thaten überfüllte. Er errichtete nämlich auf meinem Wagen ein Koſackenregiment, das keinem napoleoniſchen Franzoſen Quartier geben ſolle u. ſ. w.

Luſtiger als dieſes leere Kriegsgeplapper meiner Älſter, die bisher wohl nur in den Sälen der ſchönen Wienerinnen herumgehüpft war, umbrauſte uns das Kriegsgetümmel oder vielmehr das Getümmel, welches Kriegsleben und Kriegswirthſchaft bezeichnete. Tauſende von Wägen mit Mundvorrath und auch mit Rekruten für das Heer, Zehntauſende von Ochſen und Pferden, die ebendahin getrieben wurden, einzelne Züge Ulahnen und Koſacken, auch Geleite einzelner Gefangenen zu Fuß und auf Wägen (es ſchienen keine Kriegsgefangene, ſondern politiſche Gefangene), unendliche Nachtfeuer gelagerter Soldaten und Hirten durch einander, ein brauſendes ſtrudelndes Gewimmel, und hin und wieder Geſang und Tanz dabei. Luſtig und ſeltſam anzuſchauen bei'm Mond- und Sternen-Licht die Maſſen umherſpringender ganz nackter Menſchen, welche an ihren Feuern, woran auch gekocht und gebraten ward, ihre Hemden und Beinkleider rundſchwenkten und das Ungeziefer in die kniſternden Flammen ſchüttelten. Ich wunderte mich darüber, und doch waren wir genöthigt worden, bei hellem Tage in ähnlicher Noth beinahe Ähnliches zu thun. Immer kam es mir doch ein wenig tatariſch und barbariſch vor. So ließ ſich unter dieſen Beluſtigungen die läſtige und unluſtige Geſellſchaft, viele Hitze, viel Staub, ſchlechte Abſpeiſung, ſtundenlanges Warten auf Pferde (denn es zogen viele außerordentliche Reiſende dieſes Weges, und wir bedurften immer zwölf Pferde) und ſelbſt die blutdürſtige Unverſchämtheit ruſſiſcher Fliegen und Flöhe ertragen, die Bremſen, welche die vielen Pferdezüge umherſtreuten, mit eingerechnet.

Ich klage über *ſchlechte Abſpeiſung*. Wir fanden in den Dörfern die Menſchen faſt immer freundlich und willig, uns zu Hülfe zu kommen, aber in manchen derſelben war reines Haus gemacht und der letzte Hahn ſchon abgeſiedert; froh, wenn wir nur noch etwas Brod, Milch und Branntwein fanden. Doch ging es uns dagegen an andern Stellen, namentlich in Tſchernigow, ſehr wohl, und nirgends vermißten wir die nordiſche Gaſtfreiheit. Ruſſiſche Kaufleute in den kleinen Städten und Flecken zogen uns mit gütiger Gewalt in ihre Häuſer und labten uns mit dem herrlichſten Thee und Butterbröden; ruſſiſche Edelleute in den Poſtdörfern führten uns mit patriarchaliſcher Gaſtlichkeit in ihre zierlichen Säle, und erquickten uns mit Speiſe und Trank. Juden ſahen wir in den Dörfern nicht mehr, außer bei dem Fuhrweſen und der Viehtreiberei, auch bei den Poſthäuſern, wo ſie die Fremden (Deutſche und Engländer) oft weither, von Peſth, Jaſſy, ja von Konſtantinopel her, als Aushelfer und Dolmetſcher begleiten. Denn in dieſen Rollen kommen ſie mit in Rußland hinein, wo ſie keine Wohnungen aufſchlagen und in der Regel nur wenige Tage verweilen dürfen. Merkwürdig iſt, daß alle polniſche Juden auch das Deutſche verſtehen und ſprechen; man ſollte alſo auf die Vermuthung kommen, ſie ſeyen weiland aus Deutſchland von Weſten gegen Oſten in Polen und Litthauen und die ſüdlicheren karpathiſchen Nachbarlande eingewandert. Ihre Treue und Zuverläſſigkeit bei dieſen Geſchäften iſt allgemein berühmt. Meine Luſt hatte ich an den ruſſiſchen Fuhrleuten und Poſtknechten und an ihrer Munterkeit und Lebendigkeit. Selbſt wenn die rohen Feldjäger, wie mir däuchte oft ohne die geringſte Veranlaſſung, auf die Rücken der armen Burſche zuweilen losdraſchen, daß ſie gleich geſchlagenen Brettern knallten, ſchüttelten ſie dieſe Laſt ab wie die Gans das Waſſer, ſchwangen ſich auf ihre Pferdchen und ſangen, pfiffen und klatſchten wieder luſtig fort. Mit ihren Pferden ſcheinen dieſe Naturkinder im Singen, Pfeifen und Plaudern eine Sprache zu ſprechen, welche beide Theile vollkommen verſtehen; denn das Pferd, welches höchſt unvollkommen geſchirrt iſt und meiſtens nur durch einen einſeitigen langen Zügel geführt wird, zeigt auf jeden Wink, Klang und Pfiff ſeines Lenkers in jeder veränderten Bewegung den vollkommenſten Gehorſam. Ich habe hierlandes auch die größte Zärtlichkeit der Menſchen für dieſe Thiere bemerkt, wie wild, häßlich und roh ſie auch auf ihr eigenes Geſchlecht losfahren.

Mein Reiſetagebuch iſt mir mit andern werthvollen Sachen bei meiner Heimkehr durch Polen guten Theils durch Diebeshand verloren gegangen, und ich weiß nicht auf den Tag genau, wann unſre Ankunft in der berühmten Stadt Smolensk war. Sie muß aber in den erſten Tagen des Auguſts geweſen ſeyn. Es war ein heller Morgen, die Sonne brannte ſchon, und wir fuhren langſam, und ſo, daß wir oft fünf und zehn Minuten ſtill halten mußten, durch ein wildes Heerlager, und mitten unter Küraſſieren, Koſacken und Kanonenzügen hin, und wurden mit dem fürchterlichſten Staub bepudert und einpomadirt. Unſer Möſer ſagt ja ganz recht, der Staub ſey die Pomade des Helden. Endlich drangen wir in die Stadt ein und bis auf einige hundert Schritt zu dem empfohlenen Gaſtwirth, einem ehrlichen deutſchen Italiäner, Simon Giampa, vor. Es war ungefähr zehn Uhr Vormittags, und unſre Mägen und Kehlen hatten ſchon ſeit Sonnenaufgang auf dieſes erquickliche Ziel gehofft. Wir fochten uns endlich durch Menſchen- und Pferde-Gewoge bis in den Hof des Giampa hinein. Ich fand dort einen deutſchen Officier, einen braven Sachſen, den Major von Boſe, den ich ſpäter in Petersburg noch beſſer kennen lernte, auf einer Treppe ſitzen, und auf unſre Fragen nach Wein und Brod erwiederte er: „Geduld! Geduld! meine „Herren; ich habe meinen Bedienten ausgeſchickt und brüte hier „ſchon über eine Stunde in Erwartung einiger Erquickung. Es „iſt hier ſchlechterdings nichts zu bekommen, weder Zimmer noch „Speiſe; Sie ſehen, die Koſacken- und Ulahnen-Officiere haben „den ganzen Hof und das Haus eingenommen; es kann ſich kaum „eine Maus hineindrängen.“ — So ſetzten wir uns denn geduldig neben ihn, unſer kleiner Graf aber lief und kam erſt nach einer Stunde mit einer Flaſche ſchlechten Donſchen Weins und einem Brode wieder, und rief: „Das koſtet einen Dukaten, theilen „wir's uns.“ Wir thaten ſo, gewannen noch eine Flaſche Waſſer, und theilten dem Sachſen etwas mit. Erſt gegen Abend floß der Strom ab, und wir gewannen endlich ein paar Zimmer und einige gebratene Hühner. Es war Krieg, und die ganze Stadt und das Feld ringsum Ein großes Lager, wozu ſich täglich neue Truppen ſchaarten; denn Barclay de Tolly und Prinz Bagration hatten ſich nun vereinigt.

Mir lachte aber hier wieder ein beſonderer Glücksſtern. Es waren viele deutſche Officiere hier, theils ſchon im ruſſiſchen Heere angeſtellte, theils ſolche, die erſt in's Getümmel mit hinein wollten, Sachſen, Öſtreicher, Preußen, die ihre Herzen und Schwerdter auf die Franzoſen gewetzt hatten. Bald traf ich liebe alte Bekannte: meinen Grafen Chazot, den tapfern Spanienfahrer Leo Lützow, meinen Heimathsmann, den wilden Guſtav Barnekow aus Rügen u. ſ. w. Chazot ſorgte hier, wo kaum für Geld etwas zu haben war, für meinen Erbantheil Panſaſcher Natur. Er war Generaladjutant bei der Brigade des ältern Prinzen von Oldenburg (des jetzt regierenden Herzogs) und aß täglich an der Tafel des Diviſionsgenerals, Herzogs Alexander von Würtemberg. Da ſteckte er mich mit unter bei der großen Mittagstafel; auch habe ich nächtlicher Weile ein paar Mal mit ihm auf ſeinem Heu geſchlafen in einem großen Saal, wo wohl ein halbes Hundert Officiere neben einander hingeſtreckt ſchnarchten.

Die vier fünf hier im getümmelvollſten Kriegsleben ſo hingeſauſten Tage waren mir höchſt beluſtigend und erbaulich. Ich ſah hier unter den mannigfaltigſten und wechſelvollſten Geſtalten die verſchiedenen ruſſiſchen Völkerſchaaren an mir vorbeimarſchiren und vorbeigaloppiren, die vom Eismeer und vom Ural her und die in der Wolga und im Schwarzen Meere ihre Roſſe tränken, ſchöne Tataren aus der Kabarda und aus der Krimm, ſtattliche Koſacken vom Don, Kalmücken mit platten Naſen, bretternen Leibern, ſchiefen Beinen und ſchiefen Augen, wie Ammian vor funfzehnhundert Jahren ſeine Hunnen malt, und häßlich tückiſch blickende Baſchkiren mit Bogen und Pfeilen. Aber das Prächtigſte war ein Geſchwader von einem Fähnlein Tſcherkeſſiſcher Reiter, in Stahlhemden und Stahlmützen mit wehenden Federbüſchen, ſchönſte ſchlankſte Menſchen und ſchönſte Pferde.

Ich fuhr mit einem jungen deutſchen Officier von der ruſſiſch-deutſchen Legion, der in's Lager geſchickt war und nach Petersburg zurück wollte, den Weg auf Moskau, zuweilen auch in Geſellſchaft mit dem Oberſten von Tettenborn, mit welchem ich den Tag nach meiner Abreiſe aus Smolensk in Wiäsma zuſammentraf. Es war dort eben ein Theil des Kaiſerlichen Kabinetts anweſend, Graf Neſſelrode, Herr von Anſtedten und Mehrere, mit welchen wir zuſammen bei dem Polizeipräſidenten zu Mittage tafelten in einem ungeheuren Saal, worin wohl ein paar Hundert Gäſte zuſammengereiht ſaßen. Es war faſt der ganze Adel aus der Gegend dort verſammelt und Tauſende junger Bauerburſche rings um die Stadt gelagert, die für's Heer ausgehoben noch von Müttern, Schweſtern, Bräuten begleitet wurden; auch hielten viele Wägen, welche verwundete Krieger in's Innere des Landes führten; brave verwundete Officiere ſaßen mehrere mit uns zu Tiſch. Da war heute Jubel und Begeiſterung, und die Freude der Becher ging klingend um; und nach den Bechern, als alles ſich von Tiſch erhob, erhielten auch die Fremdlinge ihre Gaben, von welchen erſchollen war, daß ſie nicht für Napoleon nach Rußland gekommen ſeyen. Umarmungen, Händedrücke, Küſſe von ſchönen Frauen und Jungfrauen, welche ihr Vaterland fühlten. Es war eine außerordentliche Lebendigkeit und Aufwallung in dem ganzen Volke und auch bei den Geringſten im Volke, welche die Wälſchen wegen ihrer Unfreiheit Sklaven ſchalten: nichts bloß Angehauchtes und Gemachtes; nein, es brauſte aus dem Innerſten der Herzen gleich lebendigſtem Sprudelwaſſer. Solche Gaben von ſchönen Frauen und Dirnen ſind mir nachher in Petersburg, ſelbſt in den Palläſten der Orloffe und Lieven, öfter zugefallen an Tagen, wo Siegesnachrichten einliefen oder gefeiert wurden. Es iſt auch die Sitte des Landes ſo, darin der engliſchen etwas ähnlich, daß die Frauen beginnen und das unſchuldige Recht haben, die Männer nach der Tafel zu küſſen. Ländlich ſittlich.

Wir fuhren erſt am folgenden Morgen von hier, und hielten den Mittag mehrere Stunden in dem netten freundlichen Städtchen Gſchat an, weil mein Oberſt ſeinen Wagen kalfatern laſſen mußte. Ich war vor die Stadt gegangen, und hatte mich auf einer grünen Wieſe, wo ſtille Heerden weideten, als wenn kein Krieg wäre, hinter einem Heuhaufen hingeſtreckt; eine dichtlockige Birke wehete über mir, und ich ſchaute ſinnend und träumend in die Welt hinein oder vielmehr in die über mir hinfließenden Wolken. Siehe! da tönte Muſik in mein Ohr, die immer näher und heller heranklang und bald rollten mir lange Reihen von Wägen vorüber, die auch Landwehr führten, Geigen und Hornpfeifen auf mehreren Wägen voran, und Ältern, Geſchwiſter, Bräute noch mit. So luſtig zog es in den Krieg und in den Tod, gleich einem fantaſtiſchen Hochzeittraum mit Blumen und Spielen an dem Träumenden vorüber. Hier ſchied ich von meinem Oberſten. Er fuhr von Gſchat ſtraxweges auf Petersburg, ich und mein Officier in einer kleinen ruſſiſchen Telegga auf einem Umweg nach Moskau.

Ich habe die Wunderſtadt nur zwei Tage geſehen. Mir däuchte, ich ſah Aſien: Armuth und Pracht, Hütten und Scheunen und Ställe nicht bloß in den Vorſtädten, ſondern hin und wieder mitten in der Stadt; dazwiſchen der Glanz der Palläſte und Gärten, die vergoldeten Kuppeln und Thürme der Kirchen und Klöſter, der Kreml mit ſeinen goldnen Thoren, Thürmen und Zinnen. Dazu das ungewöhnliche Wogen und Wimmeln der Menſchen in jener außerordentlichen wild bewegten Zeit. Ich konnte nichts ſehen in zwei Tagen, ich konnte nur ſtaunen. Ich fand auch hier freundliche Aufnahme, zuerſt bei dem Kommandanten des Kremls, dem General Heß, einem Deutſchen, der in Rußland von deutſcher Gradheit und Gemüthlichkeit nichts verloren zu haben ſchien und mich und meinen Officier, während er unſre Päſſe durchſchaute und unterſchrieb, mit einem hübſchen Frühſtück bewirthete und uns ſelbſt in ſeinem Wagen zum Gouverneur führte, ſagend: er müſſe doch eben in Geſchäften zu ihm. Wir ſahen ihn denn, dieſen Gouverneur, den General Grafen Roſtopſchin, der einen Monat ſpäter durch die Einäſcherung der alten Czarenhauptſtadt ſo berühmt geworden iſt. Wirklich hatte ich ihn ſchon geſehen, in Smolensk nämlich, in der Perſon eines verwundeten Majors, der bei Giampa in einem Zimmer neben dem unſrigen mit ſeinem verbundenen Knie auf dem Sofa lag und uns des Abends mehrmals bei ſeinem Thee um ſich verſammelte: ganz die Geſtalt, die Augen, die Stirn, die derbe und doch freundliche Gradheit, mittlerer ſtarker Wuchs, ein breites geſtutztes Geſicht und eine kurze regelmäßige Naſe, große blaue Augen, geſchwinde Bewegung. So erſchien Roſtopſchin, ſo ſind mir nachher an vielen Orten viele ruſſiſche Officiere erſchienen, mit dieſem Ausdruck, dieſem Grundbilde. Man findet es wohl nicht oft mehr in den großen alten Familien, welche zu ſehr europäiſirt, hoſiſirt und abgeſchliffen oder gar verſchliffen ſind, ſondern in dem guten mittleren Adel. Wir wurden zu ſeiner Tafel geladen, wohnten einem großen Gepränge bei, einem Tedeum wegen eines Wittgenſteinſchen Siegs über den Marſchall Oudinot, in der Johanniskirche am Kreml, und machten auch hier den begeiſterten und klingenden Jubel bei Tiſche mit.

Der Weg von hier nach Petersburg geht über Twer und Novogrod, zwiſchen Moskau und Twer durch ein ſchönes, reiches und wohl bebautes Land. Ich ſah große hübſche Dörfer und nette Baurenhäuſer, mehrere von zwei Stock, mit hellen Fenſtern und bemahlten Geſichtern und mit manchem zierlichen Schnitzwerk und bunter Beblümung draußen und drinnen; ſowohl die Häuſer als die Täfelung der Wände drinnen faſt ganz aus Holz. Hier ward ich an die Weiſe von Helſingland, Dalarne und Norrland in Schweden erinnert, wo die Bauren ihre Wägen und Pferdegeſchirre und Häuſer und Kirchen mit ähnlichem künſtlichen Schnitzwerk verzieren. Bei der Anordnung und Einrichtung mancher Dörfer aber war ich oft geneigt zu glauben, ſie hätten Hippokrates oder den Leibarzt Doktor Fauſt zu Bückeburg über Sonne, Luft und Waſſer dabei vor Augen gehabt. Einige Dörfer ſind nämlich förmlich im Kreiſe gebaut, die meiſten aber in einem Halbmond, welcher von Südoſt zu Südweſt den möglich größten Theil von wärmender Sonne aufnehmen und von den böſen kalten Winden von Nordoſt bis Nordweſt am wenigſten zerhadert werden kann. Ganz auf dieſe Weiſe im Halbmondskreiſe findet man auch manche Höfe in Schweden gebaut. Überhaupt die Ruſſen in dieſer und in mehreren andern Beziehungen mit den unglücklichen polniſchen Bauren verglichen welch ein Unterſchied!

In den Dörfern und auf den Straßen war bis Novogrod noch immer das die Waffen übende Menſchengewimmel und einzelne Züge von Kriegern. Auch einzelne traurige Haufen von Gefangenen zogen uns vorüber, unter dieſen ſogar Spanier und Portugieſen. Das Wetter war des Tages meiſtens ſehr heiß auch wegen der kurzen nordiſchen Nächte. Zwar leidet man in dem viel reinlicheren Rußland nicht ſo viel vom Ungezieſer, als in Polen, aber die barbariſchen und unmenſchlichen ſchwarzen Springer und Blutſauger verminderten ſich nicht. Dieſen zu entfliehen mied ich, ſo ſehr als möglich die Zimmer, und wenn durch Warten auf Pferde, was aber zwiſchen Twer und Petersburg ſelten eintrat, mal ein paar Stunden Raſt gegeben ward, wickelte ich mich in meinen Mantel, und legte mich, wenn es regnete, unter die Telegga, meine beſte Habe unter meinem Kopf, ſummte hoc tibi proderit olim, und ſchlief wie ein König. Ich hatte keinen Bedienten bei mir und mußte alſo meine Sachen ſelbſt hüten, und war wegen der nothwendigen Hut ſchon ein paar Mal gewarnt worden, zuerſt in Smolensk bei Giampa, wo die Bedienten nicht aufgepaßt hatten, wo uns Manches wegſtipitzt war und ich ſchon mit Schrecken mein Schatullchen mit dem Inhalt mehrerer Hunderte Dukaten vermißte, was ich jedoch glücklicher Weiſe fand gleichſam aus Inſtinkt in meinem Bette verſteckt zu haben — und zweitens in Wiásma, wo uns während der jubelnden Mittagstafel im Vorzimmer des Präſidenten ſelbſt mehrere Sachen abhanden gekommen waren. In dieſer Hinſicht iſt Rußland ein Arabien, und die gemeinen Ruſſen wie die Araber, gebiſch im Zelte und nehmiſch auf der Straße.

Endlich fuhr ich durch das berühmte Großnaugard, von welchem das Hanſeatiſche Sprichwort einſt geſungen hatte: „Wer „will ſtreiten wider Gott und Großnaugard?“ Aber dieſes Novogrod, wie es jetzt lebt, machte keinen ſo mächtigen Eindruck auf mich, und trägt höchſtens in einzelnen Kirchen und in dem weiten Umfang ſeiner Mauern noch Andeutungen ſeiner vormaligen Großheit, darin mit Kiew zu vergleichen. Iwan Waſiljewitſch der Fürchterliche ſtampfte die Freiheit und Unabhängigkeit dieſer herrlichen Stadt und ihrer ſtolzen Bürger und der umliegenden Landſchaften mit ſeinen eiſernen Füßen zuſammen, entführte viele Tauſende ihrer muthigen Bewohner in den Süden des Reiches und ſetzte für ſie andere der blinden Knechtſchaft gewohnte Anſiedler in ihre Güter und Häuſer ein.

Den vierten Tag nach meiner Abreiſe von Moskau flog ich dem anmuthigen Sarsko Zelo vorbei, und bald erblickten meine verwunderten Augen die Neva und das neue Palmyra an ihren Ufern. Alſo hatte ich über hundert deutſche Meilen in vier Tagen gemacht. Der ganze Weg von Twer bis Petersburg iſt äußerſt einförmig, das Land nichts als eine flache Ebene, viele Sümpfe und Moore mit einzelnen Gruppen von Tannen und Birken, wenig Dörfer, nur hie und da ein einzelnes zierliches Poſthaus oder ein gewöhnlich von einem Italiäner bewohntes Wirthshaus. Der Weg iſt übrigens ziemlich leidlich einer guten Hauptlandſtraße des großen Reiches ähnlich. Gottlob mecklenburgiſche und holſteiniſche oder belgiſche Steindämme giebt es nicht, wohl aber Knüppeldämme in Menge, deren einzelne man auch Baumdämme nennen könnte, welche, aus ganzen Tannenſtämmen zuſammengelegt, vorzüglich über den Sümpfen und Moraſten angebracht ſind und auf dem hohlen und quebbigten Boden gleichſam aufſpringend unter den Rädern zittern. Und über dieſe Zitterer war in der Telegga gefahren, einem niedrigen Wägelchen mit vier Rädern, in welchem man jeden Stoß aus der erſten Hand erhält. Auch thaten mir die Rippen weh nach dieſer ſoldatiſchen Fahrt, wo vier Tage und Nächte kaum ein Lullerchen von Schlummer meine Augen berührt hatte. Denn ich ward nicht bloß durch das

Menſchengewimmel und das Stoßen der Knüppeldämme wach gehalten, ſondern hielt mich ſelbſtwillig und freiwillig wach, und lag wie der Hund des Schatzteufels auf meinem Gute, um nicht ganz ausgeplündert in Petersburg anzukommen. Ich nenne dieſe Fahrt eine ſoldatiſche, indem ich im Sinn habe, wie die Soldaten ſeyn ſollten, nicht wie ſie ſind. Denn meine Soldaten, gewiß ein paar tapfre und rüſtige Männer, meinen Oberſt Tettenborn und meinen Legionsoſſicier fand ich die Tage nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt beide halbkrank auf Bett und Sofa hingeſtreckt; ich aber blieb auf den Beinen, und dachte: Deine Bruſt und Dein Athem werden, wenn der liebe Gott will, wohl noch einige Jahre aushalten.

Ich machte bei meinen ruſſiſchen Nachtfahrten eine Bemerkung, die mich noch heute in innerſter Seele anlächert, eine Wiedererinnerung von Bemerkungen über Erſcheinungen, die ich in ähnlichen Nächten, wo die Sinne durch Wachen übergereizt waren, nimmer in Deutſchland, ſondern nur in Schweden gehabt habe. Ich glaube, es ſind die wunderſeltſamen Lichtſpiegelungen, welche die ganz anders als in Deutſchland ſternhellen und mondhellen Nächte in die Sinne hineinwerfen und dadurch eine ihnen nur eigne Zauberei hervorbringen. Genug: die Bäume, Felſen, Häuſer und andre lebloſe Gebilde, wie man ihnen vorüberfliegt, gewinnen alle gleichſam lebendige Geſtalt und ſpringen zuletzt als eben ſo viele zauberhafte und ſeltſame Thiere und Ungeheuer hervor. Ich weiß nicht, ob hier die Wirklichkeit der Dinge in die innere Idee des Geiſtes hineinfährt, oder ob die Idee ihre eignen Bilder in die Dinge hinausſtößt. Indeſſen darüber werden die Philoſophen ſich bis an's Ende der Tage ſtreiten, aber die Thatſache bleibt dieſelbe. Ich will daraus die Menge der Zaubergeſichte in Schweden erklären und die Geſpenſterhervorrufung und Geiſterladung eines Svedenborg.

Ende Auguſts 1812 fuhr ich in St. Petersburg ein und ſogleich gradesweges zur Burg des Herrn Miniſters Freiherrn vom Stein. Dieſe Burg führte den Namen Demuth nach dem Namen des Wirthes des Gaſthofes, worin der Miniſter einſtweilen noch einige Monate blieb und dann in geringer Entfernung einen ihm angemeſſenen pallaſtartigen Bau bezog. Ich fand in der Demuth ſogleich ein paar Zimmer für mich und nahm mir einen deutſchen Bedienten an, einen gebornen Ehſtländer, ein hier durchaus unentbehrliches Geräth. Ich ward nun bei dem Herrn Miniſter ordentlich angeſtellt, einſtweilen gleichſam wie im ruſſiſchen Dienſt; denn ich bekam mein Gehalt aus öffentlichen Kaſſen ausbezahlt, und zwar noch während meines Aufenthalts in Preußen; ſpäterhin, verſteht ſich, aus der Kaſſe der Centralverwaltung für Deutſchland. Auch die Gelder, die ich auf meiner abentheuerlichen Reiſe von Prag bis Petersburg aufgewandt, bekam ich zurückerſtattet. Ich bin hier (ich will dieſe Kleinigkeiten auf einmal herzahlen) von ihm in allerlei kleinen Schreibereigeſchäften, zur Dublirung und Entzifferung von Briefen und Depeſchen, zur Abfaſſung einzelner kleiner Flugſchriften gebraucht worden, ſo wie bei den Angelegenheiten, welche die Errichtung der ſogenannten Deutſchen Legion betrafen. Auch hat mich ein alter ruſſiſcher Admiral zuweilen in Athem geſetzt und in Anſpruch genommen zur Erluſtigung und Unluſtigung, wie die Würfel der Einfälle und Gedanken, die mit dem alten Herrn durchgingen, eben fielen. Es war der Admiral Schiſchkow; ſo ward der Name ungefähr ausgeſprochen. Dies war ein Original von einem Mann, ein ächter Ruſſe, denke ich, von allerbeſtem Schlage. Er trug den Grundtypus ſeines Volks, Luſtigkeit, Geſpaßigkeit und eine unbeſchreibliche Gewandtheit und Lebhaftigkeit beide in ſeinem Glieder- und Gebärden-Spiel. Er muß etwas von Suworow gehabt haben.

Ein fünfundſiebenzigjähriger Greis, mehr mager als beleibt, mit einem ganz eigenthümlichen Geſicht und ironiſchen jedoch dabei höchſt gutmüthigen Zügen, unaufhörlich hin und her fliegenden Wechſeln in denſelben, wie ich es kaum an einem Menſchen geſehen habe. Dabei hatte er die Gewohnheit, welche ganz ruſſiſch ſcheint, nicht durch Worte, ſondern durch Pantomimen die werdenden Geburten ſeiner Einfälle und Gedanken zu bezeichnen; und es ward dem Greiſe überhaupt ſchwer, ſeinen Geiſt, deſſen er wahrlich genug hatte, in's Wort zu überſetzen, oder richtiger ihn an das immer dürftige Wort zu feſſeln. Hiebei muß ich gelegentlich bemerken, daß die Ruſſen in der Pantomime und im Karakterſpiel auf dem Theater und im Tanze einzig ergötzlich ſind. Mit dem allergrößten Vergnügen habe ich oft Stundenlang im ruſſiſchen Theater ohne Langeweile aushalten können, ohne daß ich ein Wort verſtanden hätte: ſo ſehr ergötzte mich die Sprache der Bewegungen und Gebärden. Dieſer alte würdige Admiral, der blutwenig Deutſch verſtand, hatte entweder von mir reden gehört oder irgend einen meiner kleinen Aufſätze oder Überſetzungen davon zu Geſicht bekommen. Er war damals, nachdem Romanzoff den Miniſter des Innern Speranski geſtürzt hatte, gleichſam als ein Lückenbüßer in ſeine Stelle eingeſchoben, und hatte unter Anderm auch Aufrufe und Verkündigungen an das Volk zu erlaſſen. Da ſuchte er nun gewaltige und mächtige Worte und Redensarten, überſetzte mir ſeine Sachen in ſchlechtes Franzöſiſch; das mußte ich denn deutſch geben, und dieſes wieder, wenn möglich, mit Mehrung und Erhöhung des Ausdrucks und Gedankens in wahrſcheinlich noch ſchlechteres Franzöſiſch zurücküberſetzen, wodurch er dann endlich ſein Ruſſiſches noch zu heben ſuchte. Ich erinnere mich nur, daß dies bei aller Erluſtigung, welche des wackern Greiſes Perſönlichkeit mir gab, eine Schwerenothsarbeit war, von welcher ich, da ich kein Ruſſiſch verſtand, nicht einmal den Erfolg zu ſchmecken bekam.

So ward ich hier befeſtigt in einer nicht unwürdigen noch unwillkommenen Stellung. Das war ungefähr das Ende meiner Jugendzeit, die ungewöhnlich lang geworden iſt. Man ſagt: die Jugend hat Glück. Ich Flüchtling hatte dieſes Glück auf zwei Fluchten. Das erſte Mal in Schweden, wo ich durch den Abtritt von Schubert ſogleich in deſſen Stelle trat; das zweite Mal hier in Petersburg. Ich hatte vor dem Jahr 1807 den Namen des Herrn vom Stein nicht gehört. Im Jahr 1808 ward es ein europäiſcher Name durch die Geſetze und Einrichtungen, die er zur Wiederbelebung und Wiederaufrichtung des gefallenen preußiſchen Staates machte. Im Jahr 1809 ward er dem deutſchen Vaterlande durch Napoleons Ächtung als ein Lichtzeichen gezeigt. Dieſer hohe Mann gerieth auf meinen Namen, und lud mich zu ſich. Meine Geſinnung und mein Schickſal jagten mich freiwillig nach Rußland; durch ihn bekam ich dort eine ſichere und ehrenvolle Stellung. Gott öffnete mir damals die Wege, ja er ebnete die Pfade vor mir; ſpäter ſcheint er ſie mir geſperrt zu haben. So ſind ſeine dunkeln wunderſamen Verhängniſſe.

Ich bin hier alſo gegen das Ende des Auguſts angekommen, ich meine den 26. oder 27. Tag jenes Monats, und trat vor den Miniſter, welchem ich aus ſeinem Prag einige mündliche Erzählungen überliefern konnte. Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen. Mich hatten ſeine Geſtalt und Darſtellung betroffen, als hätte ich ſchon irgendwo ihres Gleichen oder ihres Ähnlichen geſehen; aber ich wußte mich anfangs nicht zu erinnern. Erſt als ich einige Stunden vor ihm am Theetiſch geſeſſen und die erſten Eindrücke ſich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir Fichte! Ja Vieles von meinem alten Fichte ſchlug mich nun: dieſelbe Geſtalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit; dieſelbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogen; dieſelben kleinen, ſcharfen funkelnden Augen; faſt dieſelbe nur noch mächtigere Naſe; die Worte derb, klar, feſt, mit kurzer Geſchwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen grade in's Ziel ſchlagend. Daß ich dieſe fichtiſche unerbittliche ſittliche Strenge in den Grundſätzen bei ihm bewundern mußte, ergab ſich ſehr bald. Der Unterſchied war nur, daß dieſer Mann der Sohn eines alten reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lauſitz war; daß dieſer Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philoſoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabſteigend vergebens ſtrebte, es auf dieſem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erſte flüchtige Eindruck. Ich zeichne den großen und guten Mann noch mit ein paar Worten, wie er mir damals und in ſpäteren Jahren ſeinem eigenſten Weſen nach erſchienen iſt.

Ich habe eben von zwei Welten in Blüchers Angeſicht geſprochen. Dergleichen mag ſich wohl in den meiſten Geſichtern finden, oft wohl drei vier oder gar mehrere, die mit einander ſtreiten. Wenn ihrer aber ſo viele ſind, dürfen ſie nicht Welten heißen, ſondern hadernde und einander zerſetzende und zerfetzende Temperamente und Leidenſchaften. Auf dem obern Theil des Steinſchen Antlitzes wohnten faſt immer die glanzvollen und ſturmloſen Götter. Seine prächtige breite Stirn, ſeine geiſtreichen freundlichſten Augen, ſeine gewaltige Naſe verkündigten Ruhe, Tiefſinn und Herrſchaft. Davon machte der untere Theil des Geſichts einen großen Abſtich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geſchnitten, auch das Kinn nicht ſtark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohmung, hier trieben Zorn und Jachzorn ihr Spiel und oft die plötzlichſte Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr feſt begegnete, ſich bald wieder beruhigte. Aber das iſt wahr, daß, wenn dieſer ſchwächere untere Theil im Zorn zuckte und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geſchwindigkeit ſeine Ausſprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein ſchöner ſonniger Olymp noch zu lächeln und ſelbſt die blitzenden Augen nicht zu dräuen ſchienen; ſo daß wer vor der unteren Macht erſchrack durch die obere Macht getröſtet ward. Sonſt ſprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieſes herrlichen Mannes Redlichkeit, Muth und Frömmigkeit. Er war ein herriſcher Mann, wäre ein geborner Fürſt und König geweſen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiemit nicht geſagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich ſeyn und wirken könne. Das verſteht ſich ja von ſelbſt; aber Stein war dazu nicht geſchaffen. Es war eine zu mächtige Eigenthümlichkeit in ihm, ſeine Natur überhaupt aus einem ſo ſtrengen Metallguſſe, daß er ſich einer fremden Natur nicht leicht anſchmiegen, viel ſchwerer noch ſich ihr unterſchmiegen konnte: was die edelſten Menſchen für gute Zwecke oft gethan haben und thun müſſen.

Ich weiß nicht, auf welche beſondere Weiſe oder durch welche beſondere Veranlaſſung der Herr vom Stein nach Petersburg gekommen iſt. Auf die Einladung des Kaiſers durch einen Brief — das verſteht ſich, und das hat er mir ſelbſt erzählt. Von andern habe ich wohl gehört, der Kaiſer, jetzt auf dem Rande eines ungeheuren Durchbruchs der Dinge ſtehend, habe ſich an Worte erinnert, welche der Miniſter im Sommer 1807 zu Tilſit weiſſagend zu ihm geſprochen habe, und habe, dieſe Weiſſagungen in ſeinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Wie dem nun ſey, der Herr vom Stein hatte hier keine Kämpfe —

denn er ging ohne Furcht immer grade durch und überließ das Übrige Gott — aber der Kaiſer Alexander hat ſich langſam durchkämpfen müſſen. Dieſer Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmüthigen fähig, aber es war etwas Weiches in ſeiner Natur, was die feſte Ausdauer und die männliche Härte verſagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt und die erſten blutigen Zuſammenſtöße hatten ſchon geknallt; aber noch immer ſaß Romanzoff am Ruder und hatte den Miniſter des Innern, den verdienten Speranski und den Geheimen Staatsrath Beck in ſeinem Miniſterium, weil ſie dem Kaiſer Vorſchläge und Rathſchläge zu den kühnſten und geſchwindeſten Maaßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geſchickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Öſtreich beſchwornen und nur zu lange und zu ſchimpflich gehaltenen napoleoniſchen Bündniſſes; er, in ſeinen Sitten und Gewohnheiten ein abſcheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schickſalsmann des göttlichen Fingers ſahen, den keine irdiſche Macht werde bändigen können; ſein Rath war Friede und Unterwerfung geweſen. Kaiſer Alexander hatte nicht den Muth, ſich plötzlich von dem alten Mann zu ſcheiden und loszureißen, obgleich Stein über dieſe Stellung, beſonders über die Meinung, welche dieſe Stellung bei England, Öſtreich, Preußen und bei allen, die einmal an dem Joche des Korſen ſchütteln könnten, nothwendig hervorbringen müſſe, dem Kaiſer die redlichſten und tapferſten Wahrheiten geſagt und geſchrieben hatte. Ich habe von ihm an den Kaiſer geſtellte Briefe abſchreiben müſſen, welche nach Wien und London geſchickt wurden, in welchen dieſes Verhältniß und die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des weichlichen, wollüſtigen und karakterloſen Mannes mit dem leiſen Tritt und der honigſüßen Miene mit Steinſcher Kürze und Klarheit geſchildert war.

So wirkte er auf den Kaiſer, aber eine breitere mächtigere Bahn machte er ſich bald in der großen petersburger Geſellſchaft, und durch dieſe wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiſer zurück. Sein Muth, ſeine Kühnheit, noch mehr ſein Witz und ſeine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein, und leuchteten und zündeten wie Blitzſtrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die ſittliche Schönheit und Klarheit ſeines Weſens, durch und durch mit Muth durchgoſſen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzeſten unſcheinbarſten Worten an den Tafeln und Theetiſchen zu ſpielen wußte, wo er ſich auch gern und unbewußt ſelbſt im leichteren Koſen und Scherzeln hingeben ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Geſellſchaft; ſein tapfrer Wille, ſeine Einfälle, ſeine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen ſehr bedeutenden Anhang, der um ſo treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen ſey, der mit dem Siege wieder gegen Weſten wolle, daß er alſo keinem in den Weg treten werde. Er ſtand endlich in Petersburg wie das gute Gewiſſen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltykowe, Uwarowe, Kotſchubey, Lieven und das zum Begeiſtern und Fortſchnellen ſo allmächtige Heer der ſchönen und geiſtreichen Frauen pflanzten ſein Banner auf. Auch war er der unerſchütterlichſte Fürſt und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam, und Czar Konſtantin umherſprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiſerin Mutter und Romanzoff Frieden flüſterten, trug er ſein Haupt nur deſto heiterer und ſtolzer. Ich habe ihn geſehen dieſen heiteren Muth. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackeren Deutſchen bei ihm zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher geſehen. Da ließ er friſcher einſchenken, und ſprach: „Ich habe mein Gepäck im Leben ſchon drei vier Mal verloren; man muß ſich gewöhnen es hinter ſich zu werfen: weil wir ſterben müſſen, ſollen wir tapfer ſeyn*).“

Dieſe Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino den 7. September, der Einzug der Franzoſen den 14., und der Brand der alten Hauptſtadt den 15. und 16. September machten einen großen Einſchnitt, den erſten großen Einſchnitt in den Lauf dieſes Feldzugs, jagten auch in Petersburg die verſchiedenſten Meinungen und Anſichten in einem ungeheuren brandenden Wellenſchlage durch einander, ſiegten aber endlich durch heitres ſich aufhellendes und ſtählendes Froſtwetter des ausharrenden Muthes bei dem Kaiſer und bei dem Volke. Auch hier waren anfangs die Anſichten getheilt, ob die Franzoſen oder ob der General Roſtopſchin die Einäſcherung Moskaus verſchuldet habe. Die den Mann kannten, ſagten, Roſtopſchin, aber die meiſten fluchten auf die That als auf eine ſchauerliche Gräulichkeit. Als aber die Franzoſen anfingen darüber zu fluchen und Roſtopſchin als einen Abſcheu der äußerſten Barbarei hinzuſtellen, da wendete es ſich bei den Ruſſen um, und da erſt merkten ſie, welche Glorie für das Volk und welche Niederlage für den Feind in dieſem flammenden Opfer aufgelodert ſey. Nun ward Roſtopſchin mit Einem Male der große ruſſiſche Name, und es erhoben ſich Erzählungen und Sagen von vielen Vorbereitungen und Veranſtaltungen für dieſen Zweck, die der Mann nie weder gedacht noch gemacht hatte. Nun liefen auch Fabeln um, von einem ungeheuren Höllenball voll Feuer- und Kugelnſpeienden Verderbens, welchen Roſtopſchin in der Nachbarſchaft von Moskau mit mehreren Luft- und Feuer-

---

*) S. die Zugabe am Ende.

Künſtlern bereitet habe und welcher beſtimmt geweſen ſey, mitten auf das franzöſiſche Heer herabgelaſſen zu werden. Eine Sage, welche die Franzoſen in ihren Tageblättern wiederholt haben. Roſtopſchin war ein ächter Ruſſe, ein Mann, der ſein Volk verſtand, der mit ihm und zu ihm zu ſprechen verſtand — dies bewieſen alle ſeine Erlaſſe und Verkündigungen in Moskau — er war auch nöthigenfalls der Mann von einem höllenſtürmenden Muth. Früher war er bei Kaiſer Paul Generaladjutant geweſen, und der Kaiſer war in allen ſeinen Burgen ſicher geweſen, ſo lange dieſer gefürchtete Muth um ihn gelagert war. Erſt als Roſtopſchin durch Beförderung zu Stellen, die er gar nicht gewollt hatte, von denen, welche im Finſtern zettelten aus Petersburg entfernt war, wagten ſie ſein letztes Schickſal zu entſcheiden. Napoleon hatte durch die Einäſcherung Moskaus ſeinen Feldzug verloren. Wie weh dieſe Flammen den Franzoſen thaten, zeigt ein Aufſatz aus dieſen Tagen im Journal de l'Empire. Hier iſt er:

„Hätte man die gräuliche Barbarei der Ruſſen je bezweifeln
„können, ſo würde ihr Verfahren in ihrem eignen Lande uns beſ-
„ſer davon überzeugen, als alles, was man über ihre Sitten je
„gedruckt hat. Durch unſre Waffen beſiegt rächen ſie ihre Nie-
„derlagen dadurch, daß ſie die Städte, die ſie nicht vertheidigen
„können, verbrennen. Weiber, Kinder, Greiſe, ſelbſt ihre eignen
„Verwundeten ſind die Schlachtopfer ihrer unſinnigen Wuth und
„ihres rohen Stolzes. Wir ſcheinen ſie nur noch zu verfolgen,
„um ſie vor ihrer eignen Wuth zu ſchützen, und diejenigen, wel-
„chen man in dem Siegesrauſche einige Unordnungen verzeihen
„konnte, kommen nur herbei, um das Volk vor den Ausſchwei-
„fungen des Heers, das es vertheidigen ſoll, zu retten. Was
„würde aus dem geſitteten Europa werden, wenn dieſe Schaaren
„Mordbrenner darin eindringen könnten. Die Trümmer Roms

„und Italiens geben Antwort. Die heutigen Barbaren ſind noch
„die Barbaren von weiland. Gab es je einen Volkskrieg, ſo iſt
„es unſtreitig der Krieg für die Umſtürzung dieſes blutdürſtigen
„Koloſſes, der ſich ſeit hundert Jahren unter dem Geklirr von Ketten,
„womit er Europas Freiheit bedroht, und mit dem Schein
„von Fackeln, womit er die Trümmer deſſelben beleuchten will,
„gegen uns vordrängt. Bei der Belagerung Wiens ward Europa
„einmal vor der Überſchwemmung der Barbaren geſchützt, aber
„ſeine Ruhe war noch ohne Bürgſchaft. Es mußte ſich ein mächtiges
„Genie erheben und alle Streitkräfte der geſitteten Welt bis
„in den Mittelpunkt der Barbarei führen, um ihr den Herzſtoß zu
„geben. Dies iſt das große Gemälde, welches ſich vor den Augen
„der erſtaunten Welt aufrollt und wovon die Einnahme Moskaus
„einen der wichtigſten Gegenſtände ausmacht. Man hatte
„geglaubt, der Feind würde ſeine alte Hauptſtadt verſchonen;
„man hatte um ſo mehr Grund dazu, als nach glaubwürdigen
„Briefen der ruſſiſche Oberfeldherr einen Parlamentär in's franzöſiſche
„Hauptquartier geſchickt hatte, um Moskau der Gnade des
„Siegers zu empfehlen. Aber ſo groß iſt in Rußland herrſchende
„Unordnung, daß ein Statthalter wagt aus eigener Macht Banden
„von Räubern und Mordbrennern zu organiſiren und eine
„Stadt, worin ein ganzes Heer ſich nicht hatte behaupten können,
„mit einer Handvoll Miſſethäter zu vertheidigen hofft. Nie hat
„die wahnſinnigſte Grauſamkeit eine ſcheußlichere
„That erſonnen; der Name des Mannes, der ſie
„beging, muß ein Fluch der Zeitgenoſſen und ein
„Abſcheu der Nachwelt bleiben. Übrigens hat man trotz
„der ſchauderhaften Vorſicht des Statthalters, die Feuerſpritzen
„fortzuführen oder zu vernichten, die Hoffnung, daß verſchiedene
„durch große Felder abgeſonderte Quartiere vom Feuer werden

„verſchont geblieben ſeyn. Nach einem vor uns liegenden Briefe „hatte man große Vorräthe(?) Reis, Branntwein und Mehl gerettet, und entdeckte noch jeden Augenblick neue. Der Rückzug „der Ruſſen geſchah ſo übereilt, daß ſie ſich nicht einmal Zeit nahmen, die zahlreiche im Zeughauſe liegende Artillerie zu vernageln. „Aber graunvoll iſt — und ſelbſt Menſchenfreſſer würden darüber „ſchaudern, — daß der Tatar, der in Moskau Statthalter war, „ſogleich zuerſt die Quartiere, worin die Spitäler liegen, anzünden ließ, und daß die 30,000 (?) Verwundeten und Kranken, „welche in der Schlacht vom 7. September dem Tode entgingen, „ihn nun in den von ihren Landsleuten angezündeten Flammen „finden mußten. Kann man wohl Raſende, die ihre Verwundeten verbrennen, ein Volk nennen? Nein, Europa giebt ſie zornig der Verachtung aller geſitteten Nationen preis, und ruft den „Fluch der kommenden Jahrhunderte auf ſie herab."

So ſchwer fühlten die Franzoſen, daß die Sonne von Auſterlitz in dem Rauch dieſer Flammen erloſchen war. Denn es war an dem Tage von Borodino ein heller Sonnenaufgang; da rief Napoleon ſeinen Soldaten zu: „es iſt die Sonne von „Auſterlitz, das Heer nahm die Vorbedeutung an und ſchlug „den Generalmarſch*)." Aber Kaiſer Alexander hatte auch nicht Muths genug, zu der ungeheuren That, die allerdings ſo viel Glück und Vermögen, was aber nur den Franzoſen zu Gute gekommen wäre, zerſtört hatte, ein feſtes Ja oder Nein zu ſagen; ſo daß General Roſtopſchin nicht anerkannt ward, ſondern wie in einer Art Ungnade nicht lange darauf das Land verließ. Doch war dies ein Stück von Numantia und Saragoſſa, und den Wälſchen mußte ſich das letzte Haar auf dem Kopf bewegen, wenn ſie Saragoſſa hörten. In den Flammen Moskaus aber leuchteten zehn Saragoſſas. Europa aber rief keinen Fluch über die Flammen aus noch empfand es Abſcheu, aber wohl jenes Erſtaunen und Schrecken, welche das Gefühl desjenigen ſind, der ſich der Großheit ſolches Verderbens nicht mächtig glaubt.

---

*) So lautet es in dem franzöſiſchen Bulletin über dieſe Schlacht.

Ich habe oben die Ruſſiſch-Deutſche Legion genannt. Viele deutſche Officiere, und zwar grade nicht von den gewöhnlichſten, waren aus der Heimath entwichen und gegen Oſten gezogen. Es war ein dunkles Vorgefühl in den Menſchen, Gott werde durch ein Glück, welches Kraft, Kunſt und Liſt zu einer Macht aufgebaut hatten, welche die Gemeinen und Feigen gleich einem unverrücklichen Schickſal anſtaunten, endlich einen Bruch reißen. Den Anfang eines ſolchen Riſſes meinten ſie ſchon in Spanien gewahrt zu haben; Napoleon, deſſen Stolz und Herrſchſucht ſich in dieſem neuen Iberien ſchon an vielen ſcharfen Dornſpitzen zerſtoßen hatte, werde ſich in Scythien verlaufen. Dieſe Entwichenen, meiſtens Preußen, treue tapfere Männer, meinten hier nicht gegen, ſondern für ihren Herrn und König zu fechten. Groß gewiß war ihre Herzensnoth, daß ſie in der Fremde den Muth fühlen mußten, den ſie lieber in der Heimath gefühlt hätten. Sie wußten, ihres Königs Herzensnoth war tauſendmal größer, daß er ſich als Freund und Bundsgenoß des Mannes gebärden mußte, der die Ehren ſeines Volkes ſchändete und alle beſchwornen Verträge und Gelübde, wie der Augenblick ihm gelegen däuchte, gleich zerriſſenen Spinneweben durch die Lüfte blies. Sie lagen hier bei den Fremden wahrlich nicht auf Roſen: denn groß iſt das Leid des Ehrenmanns, der als Flüchtling zu den Fremden kommt. Schon Kallinus vor zweitauſend fünfhundert Jahren ſang: „er „wird durch Neid und Haß und Misgunſt denen verhaßt ſeyn, „wohin er gelanget.“ Viele dieſer Entwichenen fochten nun mit im Heere; andere lebten in Petersburg, um aus deutſchen Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen eine Deutſche Legion zu bilden, welche Fahnen und Schwerdter erheben ſollte, ſo wie der Sieg aus dieſem Oſten gegen die vaterländiſchen Gränzen nach dem Weſten vorrücken würde. An der Spitze der Errichtung dieſer Legion ſtanden der regierende Herzog von Oldenburg, auch er ein entwichener Flüchtling, der Graf Lieven, jüngſt noch Geſandter in Berlin, und der Miniſter vom Stein, die ungleichſten Männer; was viele kleine Häkeleien gab. Der Herzog, ein würdiger trefflicher Fürſt, war feierlich, kalt und gemeſſen, und freilich nicht gemacht, ſoldatiſchen und kriegeriſchen Angelegenheiten Athem und Feuer einzublaſen. Der kurze Stein war in Verzweifſlung, wenn er mal mit ihm ſich beſprechen und berathen mußte: „der ſteht vor mir ganz wie der alte deutſche Reichsproceß und „docirt mir zwei drei Stunden stans pede in uno“ pflegte er von ihm zu ſagen. Als ich zuerſt ging mich vor dem Herzoge zu verneigen, warnte er mich, ihn ja ruhig fortſprechen zu laſſen, er werde mich in der Reichs- und Fürſten-Geſchichte belehren; und ſo geſchah es. Mit Lieven war gut handeln: der unterſtellte ſeine Wirkſamkeit in dieſen und andern deutſchen Sachen gern der Einſicht und dem Willen Steins. In dieſen Geſchäften bekam ich zuweilen auch kleine Aufträge, hatte wenigſtens zuweilen kleine Vermittelungen zwiſchen einzelnen Officieren und meinem Herrn. Durch die langſame und etwas pedantiſche Weiſe des Herzogs wurden die armen Officiere auch oft zur Verzweiflung gebracht, und die feurigſten waren oft nahe daran, ſich von dem ganzen Plan zurückzuziehen und ſich lieber in dem ruſſiſchen Heere zu verlieren, wo ihnen freilich auch nicht leicht eine würdige Thätigkeit beſchieden ward, zumal da die Ruſſen, als es mit ihren Dingen anfing glücklicher zu gehen, gegen die Fremden, die ſie nicht leiden können, einen unerträglichen Stolz und Hohn übten. Das war eine harte Geduldprobe vieler trefflichſter Männer; doch hat Gott ihnen verliehen, im Jahr 1813 ihre Schwerdter für's Vaterland mit wälſchem Blute zu röthen. Unter dieſen mit mancherlei Verdruß und Ärger durchflochtenen Dingen gab es gottlob auch recht heroiſche Freuden, die uns, wann wir auf dem weichen Friedenspfühle ſchlummern, nimmer werden können. Welche Abende und Nächte mit Euch, ihr Heldenſeelen, von welchen ſo viele ſchon von andern Sternen auf die Leichenfelder jener Jahre herabſchauen! Da waren die Dörnberge, Clauſewitze, Goltze, die Grafen Friedrich und Helvetius zu Dohna, auch edle Kommer und Geber: Boyen, Adolf Lützow u. ſ. w., und das gab denn oft einen jauchzenden und jubelnden Zuſammenklang der Herzen und der Becher, zumal nachdem die Flammen Moskaus unendliche Hoffnungen befeuert hatten.

Dies war faſt mein täglicher ſchöner Kreis, in welchem ich mich bewegte; doch darf und will ich einen andern nicht verſchweigen, welcher auch ſeine Luſt hatte. Ich fand in Petersburg große Handelshäuſer, deren Häupter Männer aus meiner Heimath waren, und ward in manchen andern deutſchen Häuſern und unter den Gelehrten und einzelnen Akademikern bald wie heimiſch. Die Gaſtlichkeit des Nordens herrſchte hier in ihrer Fülle. Auch fand ich alte ſchwediſche Bekannte, unter ihnen den General Grafen Armfelt, damals General Statthalter Finnlands. Man konnte ſich hier vor Einladungen und Schmäuſen kaum retten. Das Leben war ein Nachtleben, wie es im hohen Norden der Winter ſchon mit ſich bringt und die Hauptſtädte es begreiflicher Weiſe dreifach mit ſich bringen. Vor Mitternacht ging man faſt nie aus einer Abendgeſellſchaft, oft nicht vor zwei drei Uhr früh. Vormittags aber durfte man nicht erwarten vor zwölf Uhr jemand ſprechen zu können.

Unter vielen bedeutenden Männern lernte ich auch Schubert den Aſtronomen, Klinger den Dichter, und den Weltumſegler Kruſenſtern kennen, alle drei Deutſche, der letzte aus einer ſchwediſchen Familie ſtammend. An Schubert war ich gewieſen als an einen Mann aus meiner Heimath. Ein hoher, ſchöner und geiſtreicher Mann, aber durch Hochmuth verdorben. Er war ein Vergötterer Napoleons, zweifelte an jedem Erfolg gegen ihn, ſchien überhaupt Geiſt und Glück anzubeten, kalter Hohnlächler und Menſchenverächter. Vielleicht hatte er das hier gelernt; indeſſen gehört zu allem irgend eine geborne Anlage. Er gab mir die Lehre: der Menſch iſt eine dienſtbare und laſtbare Beſtie, lieber Landsmann; hier iſt ſie eine doppelt tückiſche Beſtie; gewöhnen Sie Sich hier recht grob und hoch aufzutreten, dann hält man Sie für etwas. Solche widerliche Lebensregeln mögten auch anderswo für gewiſſe Karaktere ihre praktiſche Gültigkeit haben. Ich war ein paar Mal bei dieſem hochfahrenden und vornehmen Gelehrten und kam nicht wieder. Klinger war eine hohe mächtige Geſtalt, ſchon mit ſchneeweißem Haupt, ein Leib wie aus Metall gegoſſen, ein hoher tiefer Blick, eine gewaltige Stimme. Aber auch dieſer Frankfurter war hier zu einem fürchterlichen Weltmann abgeſchloſſen, geglättet und gehärtet. Es kam der Jammer über ihn; in der Schlacht bei Borodino verlor er ſeinen einzigen Sohn, Officier im ruſſiſchen Heere; das beugte ihn tief. Kruſenſtern — ja das war ein ganz anderer, obgleich im rauhen Norden an Ehſtlands Küſten geboren, der menſchlichſte, anſpruchloſeſte liebenswürdigſte Mann, bei welchem jeder Seele wohl ward, der nur die ſchlichte Einfalt des Seemanns aber nichts von der Rauhigkeit des rauhen Elements, mit welchem er zu kämpfen hatte, an ſich trug. Mein Liebling aber ward der Akademiker Dr. Trinius, Leibarzt bei der Herzogin Alexander von Wirtemberg, gebornen Prinzeſſin von Sachſen-Koburg, Dichter, Botaniker, und Menſch. Bei dieſem verſammelten ſich nächtlich und mitternächtlich gewöhnlich die Beſten und Frohherzigſten der petersburger Gelehrtengilde. Hier war zugleich Leben und volles Herz für die große Sache der Befreiung des deutſchen Vaterlandes und Europas.

Bei Trinius Herrin ward ich beide durch ihn und durch den Herrn vom Stein eingeführt. Das war eine herrliche Frau, ſtattlich und ſchön wie ihr ganzes Geſchlecht und von hohem deutſchem Gemüth. Sie war eine begeiſterte volle Steinin und Deutſchin und an ihren Abendtheetiſchen ſaß der alte Herr in ſeiner Wonne und weiter hintenhin ſaßen andere Kleinere. Dieſe edle Fürſtin verſammelte bei ſich was nur irgend noch deutſche Liebe und Hoffnung hatte. Sie, die vertrauteſte Freundin der regierenden Kaiſerin, Frau Eliſabeth, trug nebſt ihr das Steinſche Banner des Muths und der Ehre; und oft begab ſich, wenn ſie wußte, daß ſeltſame und eigenthümliche Käuze zu ihr kommen würden (in ſolchem Fall hielt ſie alle Herren und Damen des Hofes ausgeſchloſſen), dann gab ſie der erhabenen Kaiſerin einen Wink, und dieſe ſetzte ſich dann in ihrem Incognito ſeitwärts oder hinterwärts, etwa hinter einigen ſie verbergenden Hoffräulein, um ſich einmal menſchlich zu ergötzen. Hievon ein Pröbchen:

Hier in Petersburg, wo ſich wie zu einem großen Pfingſtfeſt der Begeiſterung und Erlöſung die Menſchen und Zungen aus allen Völkern damals verſammelten, erſchienen auch einige eben aus England zurückgekehrte Tyroler, unter dieſen ein prächtiger Menſch, ein Vorarlberger, Franz Fidelis Jubilé, ein Vierzigjähriger, ein rechtes Bild eines ſtattlichen und freien deutſchen Mannes. Um dieſen, der einige Monate in Petersburg verweilte, riß man ſich in allen Geſellſchaften, und ließ ſich die Thaten und Leiden des Tyroler Kriegs und ſeine Audienzen bei ſeinem Kaiſer Franz und bei'm Prinz Regenten von England und ſeine Geſpräche mit ihnen erzählen, und ſeine Tyroler Kriegs- und Volkslieder vorſingen, die er mit hellſter fröhlichſter Stimme klingen ließ. Er war ſchon oft bei der Herzogin geweſen, welche die Weiſen ſeiner Lieder auf dem Klavier zu ſpielen pflegte; und er war da ganz zahm und heimiſch und nach Art der Alpenbewohner zutraulich plauderiſch geworden. Die Herzogin hatte der Kaiſerin von dieſem ergötzlichen fremden Vogel erzählt. Dieſe wünſchte ihn zu ſehen und zu hören. Dem General Armfelt war von der Herzogin aufgetragen, ihn einen beſtimmten Abend herzubringen. Dieſer hatte ihn den Mittag zu ſich geladen und ſeinen Muth mit edlem Wein aufgefriſcht. Jubile kam, ſchwatzte, erzählte, ſang — alles in prächtigſter Tyroler Luſtigkeit und Fröhlichkeit. Als nun die Mitternacht nahte, die Herzogin aufſtand, und alles ſich erhob, trat die Kaiſerin aus ihrem Verſteck unter den Hoffräulein hervor, und machte ſich freundlich an den Tyroler, ſprach mit ihm über Schwaben und den Rhein, erzählte ihm, ſie ſey eine Deutſche vom Rhein, und bat ihn, wenn nun die Tyroler und er ſich bald wieder bewegten und Gott ihnen Sieg gebe, möge er ihrer Fürbitte und dieſes Abends gedenken und in Baiern und Schwaben nicht zu wild hauſen. Er, der im freien fröhlichen Lauf war, entgegnete ihr kühnlich und friſch, und ſprach nach erzürnter Tyroler Weiſe über die Könige von Baiern und Wirtemberg und über ihren Bruder, den Großherzog von Baden, keine leichten Worte. Als ſie das lächelnd angehört und ihre Bitte wiederholt hatte, trat der Schelm Armfelt vor und ſprach: „Wiſſen Sie, lieber Jubilé, „mit wem Sie ſprechen? es iſt die Kaiſerin." Bei dieſen Worten erblaßte der Mann und ſchrack zuſammen, indem er herausſtammelte: „E. Kaiſerl. Majeſtät, halten zu Gnaden! Sie haben es „ſo gewollt; ich wußte nicht, daß Sie da waren, ich hielt Sie „nur für eine Hofmagd.“ Sie nun ſuchte ihn freundlich zu beruhigen, aber er ging zitternd davon. Als ich ihn den andern Morgen beſuchte — es war der Tag, wo er abreiſen wollte — lag er krächzend im Bette; er hatte ein Brechmittel genommen. Auf meine verwundernde Frage, wie er plötzlich ſo huſtig und matt geworden? antwortete er: „Das war geſtern ſchlimmer als ein „Küglein aus einem Stutzerl, die Kaiſerin iſt mir auf die Bruſt „gefallen.“

O das war die Zeit der Zeichen und Weiſſagungen des Propheten Jeſaias, da glich die Gleichheit der Geſinnung alle Völker, Stände und Alter, da ebneten ſich die Berge zu Thälern, und die Thäler ſtiegen zu Bergen empor.

Es kamen auch viele andere berühmte und herrliche Männer dieſen Sommer nach Petersburg, die ſich nicht zu meinem Erreich und Bereich herabließen. Auch erſchienen hier, auf der Flucht über Wien kommend, die beiden europäiſchen Berühmtheiten, Frau von Stael und Herr Auguſt Wilhelm von Schlegel. Dieſe kamen jedoch zu meinem Anblick. Was ſoll ich von der großen oft beſchriebenen und viel geprieſenen Frau ſagen? Sie war dem Leibe nach nicht ſchön gebildet, für ein Weib faſt zu ſtark und männlich gebaut. Aber welch ein Kopf thronte auf dieſem Leibe! Stirn, Augen, Naſe herrlich und vom Licht und Glanz des Genius funkelnd, Mund und Kinn weniger ſchön. Bei ſo vielem Witz und Geiſt, als aus ihren Augen blitzte und von ihren Lippen ſprudelte, ein bezaubernder Ausdruck von Verſtand und Güte. Verſtand? Jedem Vogel ſah ſie ſogleich an ſeinem Schnabel an, welchen Ton ſie mit ihm zu ſingen habe — eine königliche Gabe, die aber vielen Königen fehlt. Es war eine Luſt, wie die Frau den Stein behandelte, und wie die beiden lebendigſten Menſchen, wenn ſie auf einem Sofa zuſammengepaart ſaßen, ſich mit einander karambolirten. — Eine Scene gab Frau von Stael noch, die uns oft zu kalten fühlen ließ, wie Franzoſen für ihr Vaterland und ihr Vaterländiſches empfinden, und wie ſie oft zu viel haben, was bei uns zu wenig iſt. Die franzöſiſchen Schauſpieler in Petersburg gaben die Phädra. Rocca, der Freund der Frau von Stael, und ihr Sohn waren in's Theater gegangen, wir andern bei der berühmten Frau zu Mittag Geladenen ſaßen noch am Tiſche — ſiehe! da kamen die beiden bald wieder etwas beſtürzt zurück, und erzählten, es ſey bei dem Anfang des Spiels im Theater ein ſolches Lärmen und Toben und ein ſolches Schimpfen gegen die Franzoſen und das franzöſiſche Schauſpiel von den Ruſſen erregt worden, daß die Darſtellung habe eingeſtellt werden müſſen. Und ſo war es in der That; dies war der letzte Spieltag der franzöſiſchen Schauſpieler dieſen Sommer in Petersburg geweſen, und der Haß und Zorn des Volkes hatte ſich ſo derb und hart ausgeſprochen, daß ſie im Anfang des folgenden Winters aus Petersburg abreiſen mußten. Und die Frau von Stael? Sie vergaß Zeit und Ort und fühlte nur ſich und ihr Volk. Sie gerieth außer ſich, brach in Thränen aus, und rief: „Die Barbaren! die Phädra des Ra„cine nicht ſehen zu wollen."

Und endlich die Ruſſen? Da ich der Sprache unkundig war, ſo konnte ich nur mit denen verkehren, welche deutſch oder franzöſiſch ſprechend in die allgemeine europäiſche Bildung eingetaucht waren und in der europäiſchen Abſegung und Polirung das Volksgepräge zum Theil ſchon verwiſcht zeigten. Aber die rechten Ruſſen, die Soldaten, die Bauren, die kleinen Krämer, die Fuhrleute und Kutſcher, die Schauſpieler, Mimen und Tänzer des ruſſiſchen Theaters zu beobachten und zu erkennen, verſäumte ich keine

Gelegenheit. Solche naturhiſtoriſche Beluſtigung war mir als Trieb angeboren, und dieſen Trieb zu befriedigen hatte ich hier reiche Gelegenheit. Ich ergötzte mich oft mit meinem alten Herrn, wenn wir mal ſpazieren gingen; was in meinem erſten petersburger Monat öfter geſchah. Da riethen wir denn, und wetteten gegen einander, wenn wir in gewiſſer Entfernung verſchiedene Menſchen gehen ſahen, welche von ihnen Deutſche, Engländer, Ruſſen u. ſ. w. ſeyen. Ich hatte die letzten bald weg in ihrer Art, auch in ihrem Wuchs und Schritt, ſo daß ich ſie ſchon in beträchtlicher Ferne meiſtens ſicher erkannte. Mein alter Herr pflegte dann wohl ſcherzend zu ſagen: ich müſſe von irgend einer Hexe meinen Ältern als ein Wechſelbalg in's Neſt gelegt ſeyn; ich gehöre offenbar einem Stamm amerikaniſcher Wilden an, und habe noch die Hühnerhundnaſe zum Aufwittern des verſchiedenen Blutes. Dies iſt ein wunderbares Volk. Man irrt nicht, wenn man ſagt, in den Zügen und in dem ganzen Ausdruck ihres Weſens iſt Aſia und Europa beiſammen; nein, es ſpringen einem noch manche andre unerklärliche Ähnlichkeiten entgegen; Miſchungen mit Skandinaviſchem, Tatariſchem, Finniſchem erſcheinen unverkennbar. Die Sprache wie nahe der polniſchen verwandt und der Menſch wie ganz ein anderer! Das Leichte und Luſtige des ſlaviſchen Stammes im Allgemeinen, doch viel mehr bewußtes ſpielendes Talent als bei den Polen, viel mehr Ausdruck ſchalkiſchen Verſtandes und trotzigen Willens bei aller Biegſamkeit und Beweglichkeit der Glieder und Gebärden. Und wann es Ernſt gilt, welch ein Ausdruck von Trotz und Hartnäckigkeit, welch eine Geduld und Arbeit, eine Ausdauer, die nach Aſien hinzudeuten ſcheint! Dabei eben ſo viel tiefer religiöſer Sinn, als auch der bei den Nachbarn auf der Oberfläche zu liegen ſcheint. Ich bin ordentlich erſtaunt über die Geſichter der Betenden in den Kirchen und ſelbſt der Betenden auf den Gaſſen, wann die Mittags- oder Abend-Glocke zum Gebet ſchlug — wie ſtand auf einmal alles ſtill und händefaltend da, tief wie in ſich und in den Himmel hineinſchauend und aus der alltäglichen oder luſtigen Gebärde des vorhergehenden Augenblicks und aus den gemeinen irdiſchen Gedanken und Geſchäften, worin ſie eben noch befangen waren, plötzlich in eine andere Welt verſetzt, und vom Donner gerührt an der Stelle feſtwurzelnd, wo ſie ſich eben noch ganz leichtſinnig und gedankenlos bewegten! Da fühlt man, es iſt ein Kern in dem Volke, ein feſtes, unzertreibliches Daſeyn. Auch hat der gemeinſte Kerl eine Miene, die ſagt: *ich bin etwas*, den Ausdruck einer großen unverwüſtlichen Gemeinſamkeit, etwas einem Stolze Ähnliches, wovon der demüthige Deutſche keine Ahnung hat. Ich ſage das gar nicht als einer, der ſie beſonders liebte und bewunderte, ſondern es iſt eben der Eindruck, den ſie mir gegeben haben. Sie mögen die Deutſchen nicht, ja ſie verachten ſie. Das gebe ich ihnen eben nicht wieder, aber lieben könnte ich ſie auch nicht, und unter ihnen leben mögte ich um alles in der Welt nicht. Sie haben ein großes ſchweres Schickſal zu erfüllen gehabt, und haben es tüchtig beſtanden. Ich glaube nicht, daß eine Weltumwälzung von ihnen ausgehen wird, auch wünſche ich ſie nicht als Weltumwandler oder Weltwiederherſteller in meinem Vaterlande zu ſehen, aber die Fremden werden dieſen Feſten und Sicheren ihr Leben nicht leicht verrücken.

Und unter den Ruſſen höheren Ranges welche großartige einzelne Köpfe, ich mögte ſagen, welche Studien für Maler und Bildhauer unter ihnen! Man erſtaunt und erſchrickt vor dieſer ſichern Gewalt, welche ich nicht Hoheit nennen darf — das Wort wäre zu hoch — aber Entſchloſſenheit und Beſtimmtheit, ja Unabhängigkeit. Wie? *Unabhängigkeit* in Staaten wie Rußland und die Türkei, wo Zufall und Willkür faſt immer mächtiger ſind als Gerechtigkeit? Freilich **Unabhängigkeit**. Etwas liegt hievon allerdings in der Grundanlage dieſes Volks, mehr gewiß noch in ſeiner Regierungsart. Die Männer ſehen unerſchütterlich aus und unverrücklich, wie das eiſerne Schickſal. Ich begreife, wie ſolche Geſichter in Rußland und in der Türkei entſtehen können. Wer dort genug Muth und Macht in ſich hat, ſetzt ſich endlich über die Furcht weg, die er in der Regel nur von Einem zu fürchten hat; alles Andere iſt Staub und Geſindel, worauf er tritt. Er bedarf nur zwei Dinge ſo lange feſt zu halten und unaufhörlich zu denken, bis er ſchußfeſt darin wird: den Entſchluß ſeines Muthes, und den einzigen Kaiſer auch als einen ſterblichen Menſchen anzuſehen. Wie ganz anders, wo freiere Kräfte ſpielen! In England, in Frankreich, in Deutſchland wie muß auch der angeborenſte, gewaltigſte Muth in ſeiner Wirkſamkeit ſich zertheilen und zerſplittern! gegen wie viele Dinge und Perſonen muß er Front machen und mit einer gewiſſen Scheu, Achtung und Biegſamkeit langſam die Flügel zu umgehen ſuchen! wie darf er ſo ſelten die Centra zu durchbrechen wagen! In Ländern, wo nur Ein Gott und Ein Autokrator anzubeten iſt, wo Gott hoch und der Alleinwalter fern wohnt, kann er immer gleich auf das Centrum den Angriff machen. Denn wo die Menſchen in Knechtſchaft dienen, ſind Einzelne immer die Unabhängigſten. Hier ein paar Anekdoten von dem großen Suworow:

Als ſein einziger Sohn ſiebenzehn Jahre alt war, beſchloß er ihn bei der Kaiſerin Katharina einzuführen. Er trat mit ihm in das Vorzimmer, das von Wartenden und Aufwartenden angefüllt war. Die Leute, die ſich bei ihm immer über etwas zu wundern hatten, verwunderten ſich über den Aufzug und Anzug des Jünglings. Der Vater hatte ihn gekleidet, wie in den Tagen Peters des Erſten die Pagen gekleidet zu werden pflegten. Der Alte, welcher zu der Kaiſerin immer freien Zutritt hatte, ſprang, wie er denn mehr zu laufen als zu gehen gewohnt war, mit ſeinem Sohn raſch durch die Reihen der Weichenden, und faßte den Thürdrücker, als wenn er zur Herrſcherin eingehen wolle. Plötzlich aber lief er eben ſo geſchwind wieder zurück bis in die Mitte des Saals, ſtand dort einige Augenblicke, wie wenn er in Betrachtung vertieft wäre, und führte dann ſeinen Sohn eine Stunde rund herum, die Einzelnen der Daſtehenden der Reihe nach zu begrüßen. Er fing bei den Vornehmſten an mit geringſter Verbeugung des ſohnlichen Nackens, welche er mit ſeinen väterlichen Händen abmaß, vermehrte dieſe, wie er die Rangklaſſen hinabſtieg, und indem er bei dem Sklaven, der die Kohlen im Kammin aufſchürte, aufhörte, drückte er die Stirn des Jünglings bis in den Staub des Fußbodens nieder. Darauf ihn wieder aufrichtend ſprach er feierlich und überlaut, ſo daß der ganze Saal es hörte: „Mein Sohn, du trittſt heute „auf eignen Füßen in das Leben ein, vergiß nicht der großen Lehre, „die ich Dir habe geben wollen: ſieh! dieſe Herren“ (auf die Vornehmſten zeigend) „ſind, was ſie werden können, aus jenen aber „kann noch alles werden.“ Man denke hiebei nur an Glücke wie der Raſumowski, Orlow, Potemkin, Subow u. ſ. w.

Unter Pauls Regierung, als der alte Feldmarſchall ſchon ſehr hinfällig war, ließ der Kaiſer, der ihm nicht völlig traute, doch ſein Thun und Befinden belauſchen. Er hatte ſeinen Günſtling Kutaiſow zu ihm geſchickt, unter dem Schein, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Dieſer Kutaiſow war von einem Barbier und Nägelbeſchneider bis zum Generalleutnant emporgehoben. Bei der Anmeldung ſeiner Ankunft ließ der Feldmarſchall, der krank auf ſeinem Bette lag, ſich in Uniform kleiden und Stiefel und Sporen anthun und in einen großen Lehnſtuhl ſetzen — und ſo gerüſtet hieß er Kutaiſow einführen. Dieſen, obgleich er ihn öfter geſehen, empfing er als einen Völligunbekannten; indem er ſich anfangs kindiſch und erinnerungs- und gedächtnißleer gebärdete, nöthigte er ihn durch ewiges halb kindiſches Fragen hin und wieder und durch Vorſchützung ſeines Alters und Mangels an Gedächtniß, indem er alle Feldzüge herrechnete, worin er zugleich mit ihm hätte ſeyn können, und ſo aus ihm herausquälte, daß er nimmer unter Kugelpfeifen geſtanden, endlich zu dem zerknirſchenden Geſtändniſſe, wie er ohne irgend eine blutige Arbeit, ohne irgend ein Verdienſt durch des Kaiſers Gnaden General geworden. Nachdem Suworow dieſe Quälerei mit ſeinem Auflaurer beendigt hatte, ſtellte er ſich, als ob ihm plötzlich die helle Beſinnung wieder komme, nöthigte ihn freundlich neben ſich zu ſetzen, und klingelte dann auf das heftigſte. Als auf dieſes Geſchell ein großer Heiduck herein trat, winkte er ihm einen in der Ecke ſtehenden Stock zu reichen, hieß ihn ſich richten, und ſpielte dann, ſo viel ſeine ſchwachen Arme vermogten, ihm mit dem Stock auf dem Rücken herum, ſprechend: „Du Schurke, täglich hab' ich an deiner Liederlichkeit und Saumſeligkeit zu meiſtern, ſo viele Jahre arbeite ich ſchon an dir, und kann nichts Ordentliches aus dir machen; ſchau den Herrn hier, der iſt geweſen, was du biſt; und ſchäme dich, du Schlingel, was iſt aus dir geworden?"

Napoleon hatte eine koſtbare Zeit in Moskau verſeſſen, immer noch hoffend, den Kaiſer von Rußland mit Frieden zu beſtricken, wie es ihm in Wien und andern Hauptſtädten gelungen war; aber diesmal ſchoß er fehl. Der Friede erſchien nicht, wohl aber erſchien der Winter, und endlich mußte an den Rückzug gedacht werden. Den 20. Oktober ward zum Abzug geblaſen, und den 23. den Ruſſen in's Geſicht, die ſie nur Barbaren ſchalten, ſprengten die Franzoſen den ſchönen Kreml in die Luft, ein ſchönes biſtoriſches Denkmal in einem halb italiäniſchen halb aſiatiſchen Stil gebaut. Dies war eine jener unnützen Barbareien, welche dieſe, die ſich ſo gern die Fürſten der Bildung und Geſittung Europas nennen, nicht bloß unter den Melacs, ſondern in unſern Tagen an hundert Stellen in Deutſchland gegen heilige Denkmale begangen haben. Denn der Kreml war keine Feſtung, war nicht für den Krieg gebaut, ſondern gleichſam eine eigne kleine Wunderſtadt in Mitten der großen Stadt. Der Rückzug der Franzoſen ward nun durch den Winter und durch die Lanzen der Koſacken, welche die Rückreiſe der Wälſchen beſchleunigten, eine fürchterliche und graunvolle Flucht, eine Niederlage der Menſchen und Pferde, wie man in Jahrtauſenden nicht erlebt hatte. Die Ruſſen zogen ihnen nach gegen Weſten; der Kaiſer ſollte bald aus Petersburg abreiſen, und der Herr vom Stein ihm nach Preußen voran gehen. Er nahm mich mit in ſeinen Wagen, worin wir bärenhaft genug in nordiſches Pelzwerk vermummt ſaßen. Wir fuhren des Abends des 5. Januars 1813 aus Petersburg ab, und waren den folgenden Abend in Pleſkow, weiland eine Stadt und ein Staat glorreicher Freiheit und Herrlichkeit wie Novogrod, jetzt einſam und verlaſſen. Hier vernahmen wir die Trauerbotſchaft, der Graf Chazot liege im Nervenfieber todtkrank. Er war in den Angelegenheiten der Deutſchen Legion hieher gezogen. Denn hier war ein Depot von Gefangenen und Überläufern. Dieſe aber hatten die Feldpeſt dahin getragen. Die meiſten unglücklichen Jünglinge, durch die Strapazen des ungeheuren Feldzugs ermattet, ſtarben wie die Fliegen im November, und verbreiteten die Seuche umher. So war auch mein edler Chazot angeſteckt. Wir ſahen ihn auf ſeinem Lager; ein Landsmann, ein Hauptmann von Tidemann verpflegte ihn; er lag im Delirium, und kannte uns nicht mehr. Wir ſollten ihn nimmer wieder ſehen. Während der Miniſter und ich hier ein Stündchen weilten, hatten unſre Bedienten die Wache der Schlitten verlaſſen, und mehrere Sachen waren geſtohlen, unter andern ein groſſer Mantelſack, worin ich in der letzten beſchleunigten Eile des Einpackens meine meiſten Papiere und faſt alle meine Wäſche verpackt hatte. Auch den ſollte ich nicht wieder ſehen. Ich verlor mir ſehr werthvolle Papiere, die ich aus dem Gedächtniſſe nicht wiederherſtellen konnte, und manche liebe Geſchenke und Andenken von meinen petersburger Freunden, und mußte wegen Mangel an Wäſche von der unvermeidlichen beißenden polniſchen Einquartierung doppelte Plage leiden. Chazot, der geliebte Chazot, der fröhliche muthige Held, begleitete mich in den trübſten Gedanken durch das dickſte Schneegeſtöber; auch mein alter Herr war ſehr traurig, denn er liebte ihn ſehr, und es war ein Mann von allen geliebt zu werden. Er hatte von der männlichen Schönheit und Stärke ſeines Vaters geerbt, aber dabei die herzigſte deutſche Natur und einen brennenden Haß gegen die prahleriſchen Unterjocher. In Berlin hatte er den franzöſiſchen Kommandanten, der unſchickliche Worte über ſeinen König geſprochen, in einem Piſtolenduell in die Ewigkeit geſchickt. Sein Vater, der Graf Chazot von Florencourt, war ein geborner Franzoſe, durch Schönheit, Rieſenſtärke und Witz ausgezeichnet. Kronprinz Friedrich von Preußen hatte den Jüngling auf dem Feldzuge von 1735 am Rhein kennen gelernt, und König Friedrich hatte ihn in ſeinen Dienſt eingeladen. Jener ſtarke Graf hatte bei einem Zweikampf das Unglück gehabt, ſeinem Gegner den Kopf vom Rumpf zu hauen, wie in dieſem Jahre 1813 in Roſtock ein Koſackenofficier in einem ähnlichen Kampf dem älteſten Sohn der Frau von Stael that, und da der König ſich darüber geäußert hatte, er wolle Officiere, aber keine Scharfrichter im Dienſt haben, ſo hatte Graf Chazot ſeinen Abſchied verlangt, und war Kommandant der Reichsſtadt Lübeck geworden, und hatte mit einer Gräfin von Schmettau mehrere Söhne gezeugt, welche ſpäter im preußiſchen Dienſt doch wieder willkommen waren. Auf dieſe Weiſe war unſer ſeliger Freund vom wälſchen Stamm, hatte aber in ſeiner Art und Geſinnung kaum einen Tropfen Blut einer wälſchen Ader.

Von Pleskow oder Pſkow, wie es abgekürzt gewöhnlich lautet, fuhren wir auf Druja, dort über die gefrorne Düna, und von da über Widzy und Svenziany auf Wilna. Ein armes, ſandiges, wenig bevölkertes Land, das erſt gegen Wilna hin fruchtbarer wird. Wir ſahen den lebendigſten Krieg, ja wir waren mitten drinn, und kamen immer tiefer hinein, je mehr wir Wilna naheten: Viele zerriſſene, zerſchlagene, abgedeckte Häuſer ohne Menſchen und Thiere, nicht einmal eine Katze miaute darin; öde ſchauerliche Gemäuer und Brandſtätten, magere Poſtpferde, ja ſo abgetrieben waren die kleinen litthauiſchen Pferde, daß wir an jedem Erdknollen oder Hügel ſtill halten und ſie ſich verſchnaufen laſſen mußten — und doch hatten wir unſre Wägen auf Schlitten geſetzt, an welche ſechs ja zuweilen acht Pferde geſchirrt wurden. Ach! wir hatten durch unſern langſamen Zug über die öden Schneewüſten Zeit, über die Gräuel nachzudenken, die dieſer einzige Feldzug veranlaßt hatte. Was ſahen wir! O könnte ein ſtolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttauſenden weinen macht! Den zweiten, dritten und vierten Tag unſrer Reiſe begegneten uns immerfort einzelne Schaaren Gefangene, die weiter rückwärts gegen den Oſten geführt wurden. Welch ein Anblick! zerriſſene, erfrorne, bläuliche, unglückliche Pferdefleiſchfreſſer ſchienen ſie kaum noch Menſchen. Vor unſern Augen ſtarben ihrer in Dörfern und vor den Poſthäuſern; Kranke lagen auf Schlitten im Stroh über einander; ſo wie einer ſtarb, warf man ihn ſeitweges in den Schnee. An den Straßen lagen die Leichen wie anderes Aas unbedeckt und unbegraben, kein menſchliches Auge hatte ihre letzte Noth beweint. Wir ſahen ſie zum Theil mit blutigen Gliedern; denn auch Erſchlagene hatte man als gräßliche Wegezeichen an Bäumen aufgerichtet. Sie und geſtürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna; auch der des Weges Unkundigſte hätte ſchwerlich irre gehen können. Unſere Pferde ſchnoben und bäumten ſich häufig, indem ſie dazwiſchen, auch wohl darüber hinſpringen mußten. Das war aber nicht das Grauen vor den Leichen, ſondern ihre Witterung der Wölfe, die wir hin und wieder oft in Schaaren von zehen oder fünfzehen mit dem Genuß ihrer Beute beſchäftigt ſahen und die wohl wenige Schritt von uns über den Weg ſtrichen.

Wir fuhren den 11. Januar ſpät Abends in Wilna ein. Unſer Hauptſchlitten fuhr ſich im Rinnſtein feſt. Die Bedienten holten Leute zum Heraushelfen, der Miniſter ging in's nahe Gaſthaus. Ich blieb bei dem Schlitten. Indem wir nun aus Leibeskräften arbeiteten und ich meine Schultern mit untergeſtützt hatte, den Schlitten wieder flott zu machen, kam ein großer ſauſender Schlitten gegen uns gerauſcht und riß uns wieder in das alte Elend zurück. Ich fluchte ein Donnerwetter, flugs flog der Einſitzer jenes Schlittens, der an dem unſern feſt geworden, heraus, und wir packten uns an die Bruſt. Aber dies verwandelte ſich in Lachen, es war ein lieber Freund, der Major von Pfuel, der eben aus dem Hauptquartier kam, aus der Stadt etwas Mundvorrath zu holen. Er freute ſich, daß wir da waren, half uns nun mit ſeinen Leuten uns losmachen, und wir holten bald den Miniſter ein, wo wir in Müllers Gaſthauſe in der Deutſchen Straße nach ſechs öden Nächten endlich einen heitern Abend hatten. Aber, aber — wie ſtand es um die liebe Ruhe! Die erſte Nacht half die unendliche Müdigkeit; nachher hatte ich meine polniſche Noth, auch meine polniſche Langeweile. Denn den zweiten Tag ließ uns der Miniſter hinter ſich; wir mußten noch auf einen Packſchlitten aus Petersburg warten, zogen ihm dann langſam über Grodno nach, und vereinigten uns unweit der preußiſchen Gränze wieder mit ihm.

Alſo von meiner polniſchen Noth. Ich hatte einen prächtigen Saal zu meinem Quartier, mit Seide tapezirt, mit großen Spiegeln und mit den Rafaeliſchen Kupferſtichen des Morghen geſchmückt. Mein Bett hatt' ich auf einem weichen Sofa aufſchlagen laſſen; aber, aber — ein unbeſchreiblicher Ekel! — alle Wände voll ſcheußlicher gelber Wanderer. Entſetzlich! ich mußte mich kreuzen und mein pereat! rufen; aber wo blieb hier das proderit tibi? Sonſt war hier des Guten die Fülle, und ſeit der Flucht der Franzoſen ſelbſt an guten Weinen kein Mangel, ungriſchen und franzöſiſchen.

Den folgenden Tag Nachmittags, als der Miniſter abgereiſt war, ging ich aus die Stadt zu beſchauen und zu erkunden. Sie kam mir vor wie eine tartariſche Hölle. Allenthalben ein ſcheußlicher Schmutz und Geſtank; ſchmierige Juden; einzelne unglückliche Gefangene, meiſtens Verwundete oder Halbwiederhergeſtellte, jämmerlich umherſchleichend; alle Straßen in giftigen Rauch und Dampf gehüllt, denn faſt vor jedem Hauſe hatte man allerlei brennbare Sachen, ſelbſt nur gewöhnliche Miſthaufen, angezündet, um die Peſtluft der vielen Lazarethe und Seuchen zu zerſtreuen, und dieſe Haufen dampften Tag und Nacht; auf den Straßen hie und da franzöſiſche Kokarden, beſchmutzte Federbüſche, zerriſſene Hüte und Tſchakos liegend und in der Demuth des Staubes und der Zertretung an den Trotz derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderer Geſtalt mit ihnen durch Wilna ſtolzirt waren. Ich ging aus dem Thore hinaus und ſchlenderte ein paar grauenvolle Stunden durch die Vorſtädte, die nach Wilkomirz und

Kowno führen. Welche Gräuel! Jene Zeichen, die ich in der Stadt geſehen, immer dichter neben einander liegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, todte Pferde, Ochſen, Hunde, treue und unglückliche Genoſſen dieſes ungeheuren Jammers; viele Häuſer ganz wüſt, ohne Dielen, Fenſter und Öfen, manche nur Brandſtätten; unter dieſen gräulichen Denkmälern der Verwüſtung einzelne Schatten von Gefangenen und Rekonvaleſcenten umherſchleichend; und hin und wieder am öden Gemäuer in ſich zuſammengekrümmt und frierend ein armes verlaſſenes Pferd ſtehend, und kümmerlich einige Büſchel Heu aufleſend. Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich anredete und ihn etwas fragte; es war ein Brabanter und Oberchirurg eines Lazareths franzöſiſcher Gefangener, die in einem geiſtlichen Stift einquartiert waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Elends, ſah den ganzen Kirchhof des Kloſters ringsum voll Leichen liegen, und wandte mich zurück. Er erzählte, er habe von 2000 Lazarethiſten täglich funfzig bis achtzig Todte. Dies wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadtthore näher kam, begegneten mir funfzig ſechzig Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den öffentlichen Plätzen wegräumte; ſie wurden gefahren wie man dürres Zaunholz fährt, und waren vom Froſt erſtarrt und dürr wie Zaunholz, und werden den Würmern und Fiſchen (denn viele wirft man in gehauene Waken des Fluſſes) ſchlechte Speiſe geben. Das war mir das Scheußlichſte, daß, wie man auf Angern, wo Ameiſen ihre Haufen haben, die Fußſteige ihrer wandernden Ämſigkeit ſieht, ſo in der Haut vieler Leiber die Läuſeſtraßen abgetreten waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menſchenleiber, die einſt mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen, und endlich in der Blüthe ihres Lebens durch einen wilden Eroberer von ihren Ältern und Gefreundten weggeriſſen wurden, ſo viehiſch, ohne alle Zucht, ja mit an der Erde hinſchlackernden Köpfen und gen Himmel ſtehenden Beinen, ohne alle Verhüllung deſſen, was Menſchlichkeit und Schaamhaftigkeit ſonſt verhüllen, fortſchleifen zu ſehen.

Den 13. Januar war ſchönes helles und nicht zu kaltes Winterwetter. Mich lockte die freundliche Sonne wieder heraus, und ich wanderte aus einem andern Stadtthore längs dem Flüßchen Wilia hin, an welchem die Stadt liegt. Vor dem Thore viele zerbrochene franzöſiſche Troßwägen und Kanonenlaffetten, öde und verwüſtete Häuſer, Hüte, Mützen, Kokarden, Leichen, verreckte Pferde am Wege. Man hatte die Leichen meiſt weggeräumt, aber hinter großen Steinen und Brückenpföſten und hinter Büſchen waren viele vergeſſen worden, woran die Wölfe hin und wieder ſchon ſchienen gezerrt zu haben. Rührend war es mir, wie ein verwundeter Gefangener, der bleich und gekrümmt vor mir her hinkte, und ausſah wie einer, der eben aus dem Lazareth entlaſſen war oder eben hinein wollte, an einer ſolchen Leiche ſtehen blieb, und ſie betrachtete, ja mit ſeinem Stocke berührte. So ſchaut der Menſch endlich ſtarr und gleichgültig in ſein Schickſal; ja er könnte es täglich thun in hunderttauſend Legionen Elend und Jammer, wenn er nicht auch zu etwas Anderem, Fröhlicherem und Beſſerem, berufen wäre. Während dieſer bei der Leiche ſeines Kameraden und ich bei beiden ſtand, kam Sang und Klang den Berg herunter, und Prieſter und Trauergefolge in Schwarz gekleidet begleiteten mit frommer chriſtlicher Weiſe einen Sarg und ſeinen Bewohner zur Gruft. Unter uns auf dem Strom fuhren Schlitten Unrath und nackte Leichen fort. Unwillkürlich kam ich in den weiten Hof eines großen Gebäudes hinein, das mit ſeinen Stuben und Ställen und dem Reſt von zierlichen Öfen und Tapeten verrieth, es habe ſonſt ganz ſtattliche Bewohner gehabt. Alles drinnen zerriſſen und zerſchlagen, viele Fußböden angebrannt, Scherben, Knochen, Reſte von Monturen, Hüten, Mützen, Federbüſchen, endlich in einem abgelegenen Zimmerchen an einem Kammin eine halbgeröſtete Leiche. Ihr armer Bewohner kroch vielleicht der Wärme nach wie ein Wurm dem Lichte, verlor die Beſinnung, und ſtarb ſo an den Flammen. Auf ähnliche Art hatte man viele an einzelnen Beiwachtfeuern gefunden, die, in der Luſt, die erſtarrten Leiber zu erwärmen, im halben Todesſchlafe den Flammen zu nah gekommen und verbrannt waren. Mich überfiel ein Grauen, als hatt' ich am hellen Tage Geſpenſter geſehen, und ich lief aus den wüſten Mauern. Dieſen Abend ſah ich in der Stadt noch das größte Scheuſal. Ich war ausgegangen, das Menſchengewimmel ankommender und durchziehender ruſſiſcher Landwehr und auch die polniſchen Bauren und Juden zu betrachten, ſiehe! da lockte mich Geſang zu ſich, und ich kam unvermerkt zu dem Minsker Thore, über welchem ein feierlicher Gottesdienſt gehalten ward. Dieſem hörte ich einige Minuten zu und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Thore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich ſah zuerſt nur die Kirche, dann die oberen Fenſter oder vielmehr die Luken ohne Fenſter eines rings um den Kirchhof laufenden Gebäudes, das einem Kloſter oder Kollegium ähnlich ſah. Wie ich näher hinzutrete, was erblicke ich? Leichen auf Leichen gethürmt, an einigen Stellen ſo hoch, daß ſie bis an die Fenſter des zweiten Stockwerks ragten; es waren gewiß tauſend Leichen, éin ganzes ausgeſtorbenes Spital; in dem ganzen weiten Gebäude kein Fenſter, kein Menſch — nur ein Hund ſchnoberte an einer Thür. Zum Glück band ſtarrer Froſt den Dunſt der Verweſung, der dieſe Jammerſtätten ſonſt unnahbar gemacht haben würde. Ähnliche Leichenhaufen mögen auch in Frankreich und Deutſchland blutige

Schlachten geliefert haben, aber es gehörte polniſche Wirthſchaft und ein Jahr wie das Jahr 1812 dazu, ſie in ſolcher Scheußlichkeit menſchlichen Augen zu zeigen. Aber wie konnte ich mich wundern, daß dieſe Leichenthürme hier auf einander ſtanden? ſtand nicht unſer Schlitten unter einem Schuppen des Müllerſchen Gaſthauſes in der Deutſchen Straße auf einem in ſeiner vollen Montur unter Miſt und Stroh niedergetretenen Franzoſen? So groß war das Unglück der Zeit, ſo ſorglos und unmenſchlich hier der Schmutz.

In Wilna wimmelt es von Juden. Ich mußte einige Einkäufe machen von Kleinigkeiten, welche mir der Diebsgriff in Pleskow auch entriſſen hatte, und mußte mich alſo unfreiwillig in ihren Buden herumtreiben. Ich fand die Geſtalten und Geſichter derſelben hier in Litthauen weniger ſchön, als im ſüdlichen Polen. Die Juden haben ſich in dieſem Kriege allenthalben ſehr ruſſiſch gezeigt und ſind mit ihren Herzen nicht wie die Polen abgefallen: denn die geprieſene polniſche Freiheit gab ihnen nicht die Sicherheit des Beſitzes, deren ſie unter dem ruſſiſchen Scepter genießen. Sie ſcheinen einen guten politiſchen Geruch gehabt zu haben, denn ſie ſind den Franzoſen von Anfang an aufſätzig geweſen und haben ſich trotz der Lockungen des Geldes faſt gar nicht zum Spähen und Verrathen gebrauchen laſſen. Ja in Wilna haben ſie bei'm Einmarſch der Ruſſen tapfer gegen die Franzoſen mit geſtritten und ſo kühnlich mit Kriegsgeſchrei hinter ſie drein gejagt, daß ſie mehrere Hundert erſchlagen und gefangen haben. Die Beute, die ſie hier von den Weltplünderern gemacht und die Dukaten und Waaren, die ſie von den Koſacken eingewechſelt und eingekauft haben, ſollen ſich auf einen unermeßlichen Werth belaufen haben.

Ich fuhr den 14. Januar gegen Abend aus dem Minsker Thor des Weges nach Grodno. Auch hier beſchien der Mond ein

Leichenfeld; da lagen wieder auf eine Halbemeilenlänge eitel Erfrorne und Erſchlagene in Haufen von dreißig bis fünfzig neben einander, da lagen um und neben todten Pferden immer zwei drei Leichen, da rutſchte unſer Schlitten noch über Menſchengebeine. Hier ſah ich in den Wäldern ungewöhnlich viele Wölfe uns vorbeiſtreichen. Dies war über fünf Wochen nach der Einnahme Wilnas durch die Ruſſen. So nahm ich eine grauenvolle Erinnerung von Wilna mit.

Das Land zwiſchen Wilna und Grodno fand ich viel fruchtbarer und bebauter, als das zwiſchen Pſkow und Wilna; auch iſt der Krieg mit ſeiner Verwüſtung nicht ſo ſchwer wie dort über dieſe Straße gezogen. Grodno iſt ein ganz nettes Städtchen. Ich blieb nur einige Stunden dort, und erreichte in der Nacht das Kaiſerliche Hauptquartier und meinen Herrn, und ſchlief in einem wohlgeheitzten Baurenzimmer wie ein König auf ein paar Stühlen, die ich mir unterbreitete.

Den 17. Januar langten wir in dem preußiſchen Städtchen Lyck an und nahmen in dem Amtshauſe Quartier. Es war eine bittere Kälte und ein hungriger Abend; denn die Menſchenmenge war dort größer, da viele Ruſſen mitgeſtrömt waren, als der Speiſevorrath. Doch welche Freude, wieder unter deutſchen Menſchen zu ſeyn, die uns mit Ahnung eines beſſern Glücks, wie ſehr ſie auch von Freund und Feind zerpreßt ſeyn mogten, mit den fröhlichſten Geſichtern empfingen. Den 18. Januar ging es auf Schlitten durch preußiſche Wälder und über gefrorne Seeen bis tief in die Nacht hinein, wo auf einem Amtshofe wieder ein wenig geſchlafen ward. Den 19. früh kamen wir bei dem Regierungspräſidenten Herrn von Schön in Gumbinnen an und blieben dort den ganzen Tag und die folgende Nacht. Da war es ein Jubel, wie wir empfangen wurden. Dieſer würdigſte ausgezeichnete Mann war ein alter Freund des Miniſters. Hier waren Geſpräche auszutauſchen, auch wurden Anekdoten über die fliehenden franzöſiſchen Marſchälle und Intendanten zum Beſten gegeben, welche über Gumbinnen nach Königsberg durchgezogen waren. In Preußen war ihnen natürlich ſehr bange geweſen, das Volk möge ſich einmal mitternächtlich gegen ſie erheben und allen das Garaus machen. Was würden die Wälſchen den Deutſchen in ſolcher Lage in Frankreich gethan haben? ſchwerlich wäre ein Gebein davon gekommen. Wir ſind auch in früheren Jahrhunderten nicht ſo zahm geweſen. Wie begab es ſich denn hier? Die Marſchälle waren denn doch in den beſten Häuſern einquartiert; aber mehrere derſelben und andre vornehme Officiere ſchickten ihre Bedienten heimlich herum und ließen ſich und ihre Sachen in ganz ſchlechte und ärmliche Häuſer führen, gleichſam, als meinten ſie dort beſſer verborgen zu ſeyn, und bezahlten die Nachtquartiere mit Friedrichsd'oren, weil ſie Überfälle und Ausplünderungen fürchteten.

Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptſtadt, in Königsberg, an. Stein verſammelte hier die preußiſchen Würdenträger und angeſehenſten Männer, unter ihnen voranzuſtellen der ehemalige Miniſter Graf Alexander zu Dohna und der Präſident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrage des Kaiſers von Rußland, aber in ſolcher Weiſe und mit ſolcher Achtung und Schonung der Perſonen und Verhältniſſe, daß der König von Preußen ſtillſchweigend als der Freund und Bundsgenoß deſſelben vorausgeſetzt ward. Von dem Lande ſollte nicht als von einem eroberten Lande Beſitz genommen werden, ſondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erſchienen in dieſen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heerabtheilungen des Fürſten von Wittgenſtein und des Generals York, der mit den Ruſſen den bekannten Vertrag abgeſchloſſen hatte. Das veranlaßte Jubel und Feſte, die freilich noch ihren düſtern und finſtern Gegenſchein hatten. Denn groß war auch hier die Noth und das Elend. Lazarethe voll gefangener und verwundeter Franzoſen, auch Lazarethe von Ruſſen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichſten Gefangenen weiter gegen Oſten; auch hier knarrten die ſtillen Leichenwägen durch die Gaſſen, und viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So ſchlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finſtere Geſellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum erſten Mal erſchien, der General York, der berufen war, gleichſam den erſten preußiſchen Anfang zu machen, eine ſtarre entſchloſſene Geſtalt, eine breite gewölbte Stirn voll Muth und Verſtand, um den Mund ein hartes ſarkaſtiſches Lächeln. Er ſah aus ſcharf wie gehacktes Eiſen; hat es ferner gegen die Wälſchen in vielen Schlachten wohl erwieſen.

Der Herr vom Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen ſich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzoſen, welche durch die Lande und Städte hin und her ziehend ſich immer noch gebärdeten, als müſſen die Lande ihnen fernerhin dienen. Endlich erſchallte zur unendlichen Freude aus Breslau die Königliche Entſcheidung hieher. Wie auch die diplomatiſchen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft ſpielten, ſeit dem Königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Geſetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entſcheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern deutſchen Zugvögeln, die noch ein bischen Herz in der Bruſt hatten, wahrhaft königliche und kaiſerliche Tage verlebt; noch klopſt mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdeß kälter gewordenes Blut bei dieſer Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Dieſe Freudenbezeugungen empfing man doch noch mit anderm Herzen als die in Petersburg. Es iſt ein prächtiges deutſches Volk die Preußen, beſonders die Oſtpreußen und was dort von den Salzburgern ſtammt; ſie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was ſie als Geiſter vermögen, hat die Literatur in ihre unſterblichen Regiſter eingetragen. Mit keinem der niedergeworfenen deutſchen Staaten, mit keinem der verbündeten war Napoleon ſo grauſam verfahren, als mit dem preußiſchen. Das war überhaupt die boshafte Wonne dieſes großen Feldherrn und engen Menſchen — denn wenn er ein weiter Menſch geweſen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherrſchen und umbilden können — wo irgend eine Tugend und Ehre übrig war, ſie in höhniſcher Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der König ſich nun endlich erklärte und den Willen Gottes und die Wünſche und Gebete ſeines Volks erkannte, da ſchrie über Verrath, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngſten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und ſtolz gebrochen hatte, indem er die Feſtungen Spandau und Pillau beſetzte und mehrere preußiſche Regimenter über die Bedingung der Zahl gegen Rußland mit hinaus trieb; da klagte er, daß er zu großmüthig die Trümmer Preußens noch habe beſtehen und den Herrſcherſtuhl unverrückt gelaſſen. Er wußte wohl, warum er es gethan hatte; er mußte die Völker durch die Könige und Fürſten beherrſchen. Wäre ihm der ſcythiſche Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutſchland und in Polen geſehen haben! wie viele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wie viele Fürſtenſtühle erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahr 1807 als Kriegsſchauplatz der Ruſſen und Franzoſen furchterlich verheert; im Frühling des Jahrs 1812 war dies mit abſichtlicher Grauſamkeit geſchehen: man hatte das Land durch die ſchrecklichſten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hülfsmittel an Getraid, Pferden und Rindern bis auf's Mark ausgeſogen und ausgeplündert. Und nun wie vergaß dieſes in tauſend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Luſt der Abſchüttelung und Befreiung alle ſeine Narben, ja ſeine noch offenen Wunden und ſchaarte und rüſtete ſich zur Bewaffnung ſeiner Jugend und zum Vordermarſch der Deutſchen für die Freiheit!

Hier ward die erſte Landwehr von 30,000 bis 40,000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preußiſchen Regimenter ergänzt; unter der Führung des Grafen von Lehndorf ward ein prächtiges Reiterregiment von Freiwilligen beritten gemacht. Das war eine Begeiſterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war alles bitterſter heiligſter Ernſt, was den Leuten jetzt ein kindliches ja kindiſches, höchſtens ein gemachtes poetiſches Spiel dünken würde. Da ſagten die ſechszehn- ſiebenzehn-jährigen Jünglinge, die für die Waffenlaſt kaum reifen Jünglinge bei'm Abſchied aus den Gymnaſien, als ſie das Roß tummeln und die Büchſe laden lernen wollten, überſetzte Stücke aus den Hymnen des Tyrtäus, lyriſche Stücke aus der Klopſtockiſchen Hermannsſchlacht her, und Männer und Greiſe, Väter und Mütter ſtanden mit gefalteten Händen dabei, und beteten ſtill Sieg und Segen. Ich ſchrieb da ein Büchlein über Landwehr und Landſturm, woran ich Freude erlebt habe; es iſt Monate ſpäter über ganz Deutſchland hingeflogen und ohne mein Zuthun in vielen tauſend Abdrücken vervielfältigt worden. Solches ſind hinfliegende Blätter, die mit der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern ſich gelben und vergeſſen werden. Doch iſt ja jeder Einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

Hier muß ich noch eines Grafen zu Dohna aus dem Hauſe Finkenſtein und Schlobitten erwähnen, des Oberſten Grafen Ludwig, eines jüngern Bruders des Grafen Alexander und der beiden edlen Rußlandsfahrer, Grafen Friedrich und Helvetius. Ein anderer Bruder deſſelben in grüner Adlichkeit blühenden Stammes, Graf Fabian, hat ſich in Spanien im freiwilligen Kampfe gegen die Wälſchen ſchöne Wunden geholt, und ſollte auch bald wieder in dem deutſchen blutigen Reigen gegen ſie mittanzen. Dieſer Oberſt Ludwig Dohna war, als im Königreich Preußen alles zur Entſcheidung drängte, an ſeinen König nach Breslau geſchickt worden, und hatte die ſtille Genehmigung der Vorrüſtungen des preußiſchen Patriotismus mitgebracht; darauf ward er an die Spitze der Errichtung und Einrichtung der Landwehr geſtellt, und machte dieſe durch eignen Eifer und durch den Miteifer ſeiner Landsleute in unglaublich kurzer Zeit waffengeübt. Es war eine eben ſo freundliche als thatenkräftige Natur, dabei von großer Lebendigkeit und Gewandtheit. Er und ſeine Landwehr nebſt einer kleinen ruſſiſchen Hülfsſchaar unter dem Herzog Alexander von Wirtemberg haben die Feſtung Danzig lange eingeſchloſſen, und endlich zur Übergabe gezwungen. Die Beſchwerden und Arbeiten dieſes Dienſtes, wo er zugleich für ſein Heer und auch für ſein Land ſelbſt gegen die ruſſiſche in Mannszucht ſehr aufgelöſte Hülfsſchaar zu kämpfen hatte, dann der wiederholte Kampf für's Vaterland, als die Stadt endlich die weiße Fahne aufſteckte, und die vielen Streite und Ärger mit dem Herzog Alexander, der die Feſtung durchaus mit ſeinen Ruſſen beſetzen wollte, hatten die

Kraft dieſes jugendlichen und kühnen Helden aufgerieben. Er erkrankte bald, nachdem er Danzig, die alte Hauptſtadt Hinterpommerns, ſeinem Könige wiedergewonnen, und ſtarb am Nervenfieber. Ehre ſeinem Gedächtniß!

Hier iſt alſo die Landwehr unter den Auſpicien der Grafen zu Dohna, und vorzüglich des zum Oberſtatthalter des Königreichs Preußen während des Kriegs ernannten Miniſters Grafen Alexander zu Dohna, zuerſt in's Leben getreten. Später iſt die Frage aufgeworfen, wer in Preußen der eigentliche Erfinder und Stifter derſelben, ich ſollte ſagen der Grundſätze derſelben, geweſen? Und man hat den Namen Scharnhorſt genannt. Mit Recht: ſeine war die Schule der denkenden und erfindenden Männer und Officiere in Preußen. Einer ſeiner Lieblingsſchüler, der Oberſt von Clauſewitz, hatte ſchon vor einigen Jahren mit ſeiner energiſchen Klarheit und Kürze in Beleuchtung aller möglichen Geſichtspunkte, welche dieſe große Angelegenheit darbot, eine ſehr ſchöne Schrift über die mögliche Vertheidigung und Bewaffnung der preußiſchen Monarchie Sr. Maj. dem Könige eingereicht für den Fall, daß die Gunſt der Umſtände eine Gelegenheit böte, wo alles Volk aufſtehen und gegen ſeine tückiſchen Dränger die Sturmglocke ziehen könnte. Ich habe dieſen Aufſatz abſchriftlich in Händen gehabt und mir Auszüge daraus gemacht, worüber ich bei den demagogiſchen Unterſuchungen befragt worden bin, in der Vorausſetzung, ich ſey der Verfaſſer ſolcher Entwürfe geweſen. Aber alle Grafen Dohna, und auch der Miniſter, gehörten durch Geſinnung und Wirkſamkeit dieſer Schule an, endlich ſogar durch Verwandtſchaft. Der Miniſter, der ſtillſte, beſcheidenſte, frommſte Mann, aber eben deswegen voll heißeſter Gluth und unerſchrockenſtem Muth, wo es die heiligſten Vortheile des Königs und Vaterlandes galt, hat die Landwehr zuerſt, und zwar auf das kürzeſte, zweckmäßigſte und mächtigſte, in Preußen auf die Beine geſtellt, und ſo ſoll er mit ſeinem Scharnhorſt und dem Scharnhorſtiſchen Clauſewitz die Erſtigkeit behalten. Die Erſtigkeit in allen guten und heiligen Dingen wird dieſem edlen Mann keiner, der ihn gekannt hat, abzuſprechen wagen.

Dies waren leuchtende Tage, dieſe kriegesbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Geſinnung und Begeiſterung mit fortgetragen und emporgehalten. So bin auch ich damals getragen worden, ohne daß ich mir das Verdienſt anſprechen könnte, ſo reiner und edler Heber und Schweber, als mich trugen, würdig geweſen zu ſeyn. Ich wohnte und lebte in dem Hauſe der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Beſſeren und Edleren ihres Vaterlandes ſtrebten; ich lebte viel im Hauſe eines Jugendfreundes, mit welchem ich vor funfzehn Jahren manche fröhliche Donaufahrt in Wien und Ungern gemacht hatte, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem ſich der Glanz der jugendlichen Welt verſammelte, tapfre und begeiſterte Jünglinge: ſeine Brüder, die Motherby *), Friccius, von Fahrenheit, von Bardeleben, und Andere, die dem Vaterlande in der Noth nicht gefehlt haben; ich lebte noch mehr, wirklich die meiſten Königsberger Abende, in dem Hauſe des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des Gemals einer Dohnaſchen Schweſter. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorſt, Gräſin Friedrich zu Dohna, die ſchönſte Erbin des väterlichen Geiſtes. Sie war die rechte Fürſtin der Begeiſterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit ſtrahlend. In dieſem Hauſe verſammelten ſich die Dohna ſehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrſamkeit und Tapferkeit in

---

*) Der Regierungsrath Johann Motherby, Hauptmann bei der Landwehr, fiel an einem Thore von Leipzig, einer der erſten, welche die Mauern erkletterten, durch eine wälſche Kugel.

Königsberg ausgezeichnet war. — Auch ſah ich oft den Geheimen Kriegsrath Scheffner, einen ſchönen liebenswürdigen Greis, Zögling des ſiebenjährigen Kriegs und ſeines Nachwuchſes, weiland Freund und Genoß von Hamann, Kant und Hippel, berühmt durch ſeinen Geiſt und Witz, womit er auch damals noch funkelte. Man erzählt, die Ebengenannten und Andere, die durch Schriften Preußens Ruhm ſind, haben auf ſeiner reichen Blumenweide fleißige Leſe gehalten. Scheffner gehörte zu den Geiſtern, welche, durch Geſpräch und Geſellſchaft gereizt, eitel Funken von ſich geben, in der Einſamkeit aber weniger glücklich ſchaffen. Er war der unmittelbarſte Hervorbringer. Jetzt bildete er nur noch einen engen Kreis; er war noch geiſtesfriſch aber hochbetagt. Aber nicht allein ſeinen Witz bewunderte man; auch ſeine Redlichkeit und ſeinen Verſtand hielten die Weiſen in Ehren.

Hier ſtieß ich auch auf zwei abentheuerliche Menſchen, von welchen ich den einen kurz im Feldlager geſehen hatte, den andern, deſſen trauriges Ende vielleicht auf mein Schickſal mit Einfluß gehabt hat, hier in Königsberg zum erſten Mal ſah. Ich meine Guſtav von Barnekow und Auguſt von Kotzebue. Der erſte hat mir einige Noth, der zweite vielleicht ſchwere Noth gemacht.

Den Vater jenes Guſtav von Barnekow hatte ich wohl gekannt. Er wohnte zu Teſchvitz unweit Gingſt in Rügen, wo ich ihn im Greiſenalter geſehen habe, ein ſchönſter Greis und ein Mann voll Thatkraft und Unbeugſamkeit, mit allen adlichen Vorurtheilen des Mittelalters behaftet, aber auch mit vielen trefflichen Eigenſchaften gerüſtet, welche die meiſten ſeiner Rügenſchen Vettern nicht theilten. Er war nicht mein Freund. Der Sohn früher in kurſächſiſchen, dann in preußiſchen Kriegsdienſten hatte ſich in dem Winterfeldzuge von 1807 in Preußen glänzend ausgezeichnet, war mit einem ſtattlichen Abſchiedsreiſegelde aus dem

Dienſt entlaſſen, da man von Seiten Frankreichs ſeine Auslieferung begehrt hatte, weil er die franzöſiſchen Marſchälle bei'm Eintritt in's Theater in Königsberg öffentlich ausgeſcharrt und ausgepfiffen hatte, im Jahr 1809 hatte er als Freiwilliger unter Öſtreichs Fahnen gefochten, und ſich darauf in den ſtillen Jahren von 1809 bis 1812 in Pommern und Mecklenburg ſo hingehalten. Da war er, deſſen Verdienſt das Schweigen nicht war, einmal von Davouſt eingefangen und einer franzöſiſchen Friedenskugel nur durch die Verwendung und Börſe eines Freundes ſeines Vaters, eines Freiherrn von Stenglin, ganz hart vorbeigekommen. Ich ſah ihn flüchtig im Lager von Smolensk, hatte ihn in der Heimath nimmer geſehen. Es war ein ſchönſter Kriegsmann, groß, ſchlank, mit herrlichſten Augen und Stirn, dabei leicht und beweglich, voll Einfälle und Talente, aber alles huſariſch und überſtrömend, mit der allerunbändigſten Zunge, ſo daß, wenn er ſeinen Muth nicht durch Thaten erprobt hätte, einer ihn für einen ſtreitſüchtigen Prahler hätte halten können. Dieſer Guſtav Barnekow ward in Rußland der genannteſte deutſche Name. Er hatte in der Schlacht bei Borodino ein paar Pulks Koſacken geführt und dieſe durch ſeine ſchöne und muthige Perſönlichkeit ſo begeiſtert, daß ſie im ſtehenden Gefecht ausgehalten und, von ſeinem wilden Muth hingeriſſen, in zwei franzöſiſchen Regimentern gewaltigen Durchbruch und blutige Metzelung angerichtet hatten. Aber es waren die meiſten von ihnen im Kampf gefallen, und auch den Führer hatte man von vielen Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde aufgeleſen. Sein ihm voran fliegender Ruf hatte ihn zur Verpflegung und Heilung auf Roſtopſchins Schloß bei Moskau gebracht, dann in die Nähe der Stadt Twer und der großherzigen Czarentochter, Katharina von Oldenburg, der ſpäteren allgeliebten Königin von Wirtemberg. Dieſer Mann prangte nun als ein Wunder perſönlicher Tapferkeit und Stärke (denn er war ſtark wie ein Löwe) in allen ruſſiſchen Tageblättern, und die Begeiſterung für ihn ging ſo weit, daß für dieſen verwundeten deutſchen Ritter auch in Petersburg ordentliche Sammlungen gemacht wurden. Da man ihn nicht auffinden konnte (denn er war unterdeſſen aus Rußland durch Polen halbgeheilt weiter gefahren), ſo waren die geſammelten Summen dem Miniſter vom Stein übergeben, als der den Kriegsmann wohl irgendwo treffen würde. Kaum waren wir in Königsberg, ſo erſchien einen guten Abend mein Barnekow vor dem Miniſter am Theetiſche. Er kam auf Krücken herein gehumpelt, denn auf der Fahrt durch Polen hatte er durch Umwerfen mit dem Schlitten ſeine verwundete Hüfte wieder verletzt. Stein ſchalt ihn und hieß ihn zu Hauſe gehen und ſtill liegen, damit er für den Frühlingsfeldzug wieder recht rüſtig ſeyn könne; mir aber trug er eine Art Aufſicht über ihn auf, bis er wieder fertig wäre. Für Arzt und Wundarzt war leicht geſorgt; ſchwerer war der wilde Vogel in Ruhe zu halten. Der Miniſter gab ihm bei der Abreiſe einen Theil der Sammlung; den Reſt in Wechſeln ſollte ich behalten, bis der Lahme beſſer wäre. So vergingen einige Wochen, und er ward wieder ganz fertig, und erhielt von mir die letzten Wechſel. Dieſe lagen den nächſten Morgen in den ſchönſten Thalern und Friedrichsd'or auf ſeinem Tiſche — es mogten wohl 3000 Thaler ſeyn. Ich warnte, ſie nicht zu geſchwind flüchtig zu machen; er lächelte, und antwortete: „Freundchen, ein paar prächtige Pferde und neue Ausrüſtung, das Übrige wollen wir der Freude weihen.“ Ein paar Tage drauf höre ich, Barnekow habe in ſeinem Hauſe mit großer Herrlichkeit einen Ball gegeben — er war in Königsberg bekannt — über hundert Menſchen eingeladen, habe ihm wenigſtens hundert Friedrichsd'or gekoſtet. Nicht vierzehn Tage vergingen, und ich erhielt eines Morgens einen kläglichen Brief von ihm, worin er bat, ihm hundert Friedrichsd'or vorzuſtrecken; er müſſe ſie haben, ſeine Ehre ſey verpfändet. Ich konnte ſeine Ehre nicht aus dem Pfandſtall löſen. Er war indeſſen bald weggeflogen, und ich hörte ſeinen Namen nicht wieder bis zur Nachricht von dem Erfolg des Czernicheſſchen Zuges gegen Kaſſel. Da hatte Barnekow eine Reihe Wägen des flüchtigen Königs Hieronymus abgeſchnitten und auf ſeinen Antheil über 30,000 Thaler Beute gemacht, und mit einem Theil deſſelben, wie er denn adlicher Geſinnung war, eigene und Freundes-Schuld bezahlt. Das Übrige war bald wieder weiter geflogen. Barnekow iſt vor nicht lange als preußiſcher Generalmajor geſtorben. Er kam mir anfangs vor wie eine Blüchersnatur, eine der ſchönſten Geſtalten, die meine Augen geſehen; aber er war doch nur der Ritter mit der Stange der nordiſchen Mährchen. Wie jenen hätte man ihn an einer eiſernen Stange feſthalten und nur auf Schlachtfeldern loslaſſen müſſen. Schade um ſolche königliche Natur.

Herr von Kotzebue kam bald nach mir nach Königsberg, ging nachher mit dem General von Wittgenſtein nach Deutſchland, und tageblätterte wie ich und Andre. Ich mußte ihn oft ſehen, er war eine Fliege, die ſich auf alles ſetzte, kam auch viel zu Nicolovius dem Buchhändler, der ſein Kunde geweſen, und deklamirte und las vor. Er machte, wie man ihn ſah, einen ſehr gemeinen Eindruck — ſein großes Talent in allen Ehren — eine der widerlichſten Erſcheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wie es einem mit den meiſten Menſchen geht, die man ſich nach Erzählungen oder Büchern vormalt, wenigſtens als einen fein geſchliffenen, etwas höfiſchen und höfelnden Mann, zumal da er ſo lange in dem zierlichen und adlichen Lievland gelebt hatte. Aber den Vornehmen und Zierlichen ſpielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverſchämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche ſchlaue und gewandte Weltleute gewinnen; und in ſeinen freundlichen Augen war zugleich etwas ſchleichend Laurendes und unverſchämt Fauniſches. Er hat mich ſpäter in Schriften angegriffen; glücklich, daß ich mit dieſem Schmutzfinken die Fehde nicht aufgenommen habe! Das hätte mir, als er ein ſo ſchrecklich blutiges Ende nahm, Gott weiß, wie, in die Schuh gegoſſen werden können.

Um die Mitte des Monats März fuhr ich aus Königsberg. Der Winter war vergangen, ich mogte ausrufen, leider vergangen! In einem kleinen Wagen, mit einem Bedienten ganz allein, ohne ſchwere Ladung, vier Extrapoſtpferde vor, mußte ich auf fettem preußiſchen und polniſchen Boden doch oft den Schneckengang ſchleichen; was freilich auch durch häufiges Warten auf Pferde und durch die Abgetriebenheit der Pferde ſelbſt noch gemehrt ward. Auch einen weiten Umweg mußte ich machen, nördlich der Feſtung Thorn, die eben belagert ward, wovon der Kanonendonner mein Ohr erreichte. Hier lernte ich nun die rechte polniſche Wirthſchaft kennen, und in dieſen Monaten einen Schmutz in den Wohnungen und auf den Gaſſen der Städte und Dörfer, den ich vergebens zu ſchildern verſuchen würde. Mir fiel dabei die Anekdote ein, die man ſich in Kaliſch und Breslau von dem Marſchall Davouſt erzählte. Dieſer ritt im Spatherbſt 1806 in Poſen vor das Stadthaus, wohin er die polniſchen Magnaten beſchieden hatte, und da er bei'm Abſteigen vom Pferde tief im Koth verſank, ſprach er zu einem neben ihm ſtehenden ehemaligen preußiſchen deutſchen Beamten, indem er den Dreck von ſeinen Stiefeln ſchüttelte: Voilà ce, que cette canaille appelle sa patrie. In der That man muß ſehen und fühlen, ſonſt glaubt man die wüſte Unordnung und den ſchweiniſchen Schmutz der Polen nicht; man begreift nicht, wie ein Volk von ſo vieler Lebendigkeit und von einer ſo zauberhaften Vorliebe für alles Prächtige und Schimmernde, als die Polen haben, ſo weit herunterkommen konnte. Denn auch hier leider malt ſich ab, wie es in ihrer Regierung und Verwaltung ſeit Jahrhunderten ausgeſehen hat; auch hierin ſieht und begreift man des edlen Koſciusko Wort finis Poloniae! Hiemit iſt alles angethan und befleckt, ſo nicht nur die Wohnungen der Lebendigen, ſondern auch die Wohnungen der Todten, und die Wohnung Gottes, wenigſtens was die Sterblichen ſo nennen. Wie viele Kirchhöfe habe ich geſehen ohne eine Spur einer Mauer oder Umfriedung, die Kühe und Schweine nach Gefallen auf den Gräbern herumſpazierend! In die Kirchen ſtreuen ſie in der ſchlimmen Jahrszeit Stroh auf Stroh, daß es ſich wie in ſchlecht gehaltenen Viehſtällen gegen den Sommer oft Ellen hoch drinnen erhebt und ordentlich ausgemiſtet werden muß. Ich will durch dieſen Jammer wahrlich des größeren politiſchen Jammers nicht ſpotten. Schon das iſt genug geſagt, daß ich in ſchlimmer Jahrszeit, wo es faſt immer regnete, doch faſt immer froh war, von den Stühlen und Tiſchen der Menſchen wieder auf meinen naſſen und kalten Sitz hinauszukommen. Denn ich fuhr nur in einem leichten ſogenannten Holſteinerchen, den ich mir in Königsberg gekauft hatte und der allen Winden und Wolkengüſſen mit meiner Herrlichkeit freies Spiel ließ.

Unterdeſſen war Kutuſow, welcher über Litthauens Sümpfe und Wüſten und über Polens Schnee auch nicht hatte hinhüpfen können, mit ſeinen Ruſſen auch über die Weichſel gegangen und der Kaiſer Alexander nach Breslau, wo er Bündniß und Freundſchaft mit dem König von Preußen von neuem befeſtigte. Der

König hatte ſeine Verkündigung an ſein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erlaſſen und den Orden des Eiſernen Kreuzes als das hohe Feldzeichen dieſes Kriegs errichtet. Ich kam in der letzten Märzwoche in Kaliſch an, wo der Kaiſer und der Miniſter vom Stein waren und den König von Preußen erwarteten. Bei meiner Fahrt von da nach Breslau traf mein Wägelchen auf dem Wege plötzlich auf den Wagen Sr. preußiſchen Majeſtät, die den Kaiſer in Kaliſch beſuchen fuhr. Ich richtete mich auf, entblöſte mein Haupt, ſchrie aber meinem polniſchen Schwager vergebens zu, auszuweichen. Um ein Haar hatte der Königliche Wagen mich armen Plebejer geſtreift; wie würde ich mit meinem Geſchirr auseinander geflogen ſeyn, wenn er uns gefaßt hatte!

Ich weilte nur ein paar Tage in Breslau. Bei meiner Fahrt von da nach Dresden begegnete mir ein paar Stunden von Liegnitz einer jener Vorfälle, die, wiewohl nur baare Spiele des Zufalls, doch eines tiefen Eindrucks auf uns nicht verfehlen. Ich war bei meiner Nachtfahrt im halben Schlafe — ſiehe! da ſchmetterten mich Trompeten plötzlich aus meinem dämmernden Traumzuſtande heraus. Ich rieb mir die Augen — es war die Morgenröthe, und ich kam eben aus einem großen Tannenwald auf's Blachfeld hinaus gefahren — und ſiehe! auf einem Querwege zogen ein paar ruſſiſche Regimenter Huſaren und Koſacken mit fliegenden Fahnen an mir vorüber, ſo daß ich wohl an zehn Minuten ſtill halten und mir die Leute und die Gegend betrachten mußte. Und als meine Sinne und Gedanken ſich mit der aufgehenden Sonne aufklärten, ward mir eine dunkle Erinnerung, gleichſam eine Wiedererkennung hell in meiner Seele — hier an derſelben Stelle, hier vor dem Tannenwalde, und in eben ſolcher morgenlichen Zeit hatte ich vor einem Jahre ſächſiſche und polniſche Reiter mit ganz andern Gefühlen vorüber ziehen ſehen. Was haben bei ſolchen wunderlichen Spielen die Gedanken für ein weites freies Spiel! O hätte nun mein Chazot bei mir geſeſſen! Wie würde er dieſes Morgenroth und das aufgebrochene Morgenroth der Freiheit begrüßt haben!

Im Anfange Aprils war ich in Dresden und ließ mich bei dem würdigen Oberappellationsrath Körner einquartieren. Bald kam auch der Miniſter vom Stein. Er war jetzt durch gemeinſamen Beſchluß der hohen Herrſcher zum Vorſitzer eines Kaiſerlich Ruſſiſchen und Königlich Preußiſchen Verwaltungsraths für die Deutſchen Angelegenheiten und Lande ernannt. Die würdigſten Männer, Herr Präſident Schön aus Preußen und Herr Geheimer Staatsrath Niebuhr aus Berlin wurden von Preußen ihm beigeſellt. Niebuhr iſt gegen den Herbſt ausgetreten und hat den Staatsrath von Rhediger aus Schleſien zum Nachfolger gehabt.

Hier begann nun ein ganz neuer Abſchnitt unſers Lebens, ein neues Gedränge, ein Gedränge der deutſchen Dinge und Menſchen, und dies wogte nun allerdings oft mit Sturmfluth auf Herrn vom Stein ein. Er begriff, daß der Stein, den er von Deutſchlands Nacken abwälzen wollte, nur durch die gemeinſame Anſtrengung des ganzen Volks abgewälzt werden könne, daß alles, was Altteſtamentlich an die Wand p..... und Spieß und Stange heben könne, angeſtrengt werden müſſe. Schon von Petersburg aus hatte er darüber vielfach nach England und Deutſchland hin und her gebriefwechſelt; denn allerdings hatte man nach Deutſchland, wenn gleich langſame, Gelegenheiten, durch Eilboten über Jaſſy und längs der Donau nach Wien, auch durch einzelne Schiffer, die ihre Briefe und Felleiſen irgendwo an der Oſtſeeküſte Vertrauten überlieferten. Ich erinnere mich mehrerer Briefe, die er mit dem hannöverſchen Miniſter Grafen von Münſter in London gewechſelt hat und die ich abſchreiben mußte. Münſter äußerte ſich ſehr kalt und bedenklich in Hinſicht der Volksbewaffnung und ſah, wie mir däuchte, die Dinge allein aus dem ariſtokratiſchen Standpunkte von oben her an, und erblickte in einer ſolchen Erhebung und Bewaffnung für die Folgezeit mancherlei Gefahren; Stein antwortete ihm aber, er wolle lieber das Stück trockne Brod mit dem ärmſten deutſchen Bauren in der Hütte eſſen, als in der glänzendſten Herrſchaft von Fremden abhangen. Stein vertraute der Treue und dem Willen des deutſchen Volks, und er hat ſich darin nicht geirrt; aber wie weit war er von allen demagogiſchen und anarchiſchen Utopien, welche manche Queerköpfe ihm auch wohl zugetraut haben! Aber Napoleon gegenüber konnte er auf Spanien und Tyrol hinweiſen, und er wies darauf hin. Nun kam in Dresden das Gedränge beide der Wohlmeinenden und der Verrückten, die oft auch recht wohlmeinend waren, nur überall keine Meinung haben durften. Wenn es langſam ging mit dem Vormarſch der Heere, mit der Bewaffnung, und jener blitzſchnellen Wirkſamkeit, welche man von den vereinigten Preußen und Ruſſen erwartet hatte, wenn Stein ſelbſt oft ärgerlich war über Verſäumungen und Hemmungen, die weder von den Monarchen noch von ihm verſchuldet waren, ſo pflegte er die Fragenden und Suchenden oft kurz und ungeduldig mit den Worten abzuweiſen: „Meine Herren, was wollen Sie von mir? Ich bin kein Herrgott, „ja ich bin nicht einmal Kaiſer von Rußland noch König von Preußen.“ Doch mußte ich bei ſeiner Heftigkeit oft bewundern, wie er ſelbſt gegen überlaufende und quälende Narren, wenn ſie es nur gut und treu meinten, geduldig und zuweilen ſogar langmüthig ſeyn konnte. Wie er nun vollends mit brieflichen Anfragen, Bitten, Vorſchlägen und Entwürfen der vielen Vaterlandsretter bedrängt worden iſt, kann jeder ſich vorſtellen, der jene aufgeregte Zeit bedenkt. Was kurz gefaßt war, las er gewöhnlich, merkte ſich, wenn etwas zu merken war, und zerriß oder verbrannte dann ſogleich das Papier; denn mit geſchriebenen Aktenballen ſchleppte er ſich nicht gern. Was lang und mit langen Einleitungen und Herleitungen verſehen war, dem traute er nicht, und ſeine praktiſche Kürze hielt es — was es meiſtens auch war — für unbrauchbares theoretiſches Gewäſch. Das gab er mir dann zuweilen zur Beantwortung, gewöhnlich aber nur zur Durchleſung. Es liefen da die wunderlichſten Dinge ein. So ſchickte unter andern ein Profeſſor Hauff oder Hauch, der früher in Marburg gelehrt hatte, ſpäter, wenn es mich richtig erinnert, als Profeſſor der Mathematik nach Gent berufen iſt, einen Plan ein zur leichten Zerſtörung und Überwindung des franzöſiſchen Heers, ein ähnlicher Plan, wie der, den man zu Roſtopſchins Zeit in Moskau aufgedeckt haben ſoll. Es war in dieſem Entwurf von nichts Geringerem die Rede, als von einem magnetiſchen Eiſenkoloß von eigenthümlichem Bau, der vor der Fronte des deutſchen Heeres geführt werden und alle feindliche Kanonen- und Flinten-Kugeln mit unwiderſtehlichem Reiz zu ſich locken ſolle; ſo daß der deutſche Soldat unverletzt und unverletzlich unter dieſem Schirm dem Feinde deſto muthiger und kräftiger auf den Leib rücken könne. Ich hatte mir von ſolchen Schnurrigkeiten eine kleine Sammlung angelegt, die auf dem Meere mit einem Theil meiner Bücher verfault iſt.

Da die verbündeten Heere nun über die Elbe weiter in Thüringen vordrangen und die Franzoſen von der andern Seite heranzogen, ſo wimmelte Dresden außer den erwähnten Fremden, die dort Geſchäfte hatten, auch von Flüchtlingen, die das Sichere ſuchten, einige Zeit dort blieben, und dann über die Berge nach Böhmen zogen. Auch Göthe kam, und beſuchte mehrmals das ihm befreundete Körnerſche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht geſehen: er erſchien immer noch in ſeiner ſtattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater ſprach ſich begeiſtert und hoffnungsreich aus, da erwiederte Göthe ihm gleichſam erzürnt: „Schüttelt „nur an Euren Ketten, der Mann iſt Euch zu groß, Ihr werdet „ſie nicht zerbrechen."

Ich war meinen Dresdener Monat recht fleißig, arbeitete meinen Soldatenkatechismus aus, und überarbeitete einen dritten Theil des Geiſtes der Zeit, wozu ich ſchon in Königsberg geſammelt hatte. Ich erlaube mir hier daraus eine Stelle zu wiederholen, zum Zeichen, daß ich das Ziel dieſes heiligen Krieges klar und richtig in's Aug gefaßt habe, ein Ziel, das in deutſchen Herzen ewig unverrückt ſtehen ſollte *).

„Das nächſte große Ziel dieſes mit ſolcher Würde und Hoheit „der Geſinnung begonnenen Krieges iſt die Befreiung und Wiederherſtellung Italiens und Deutſchlands und die Beſchränkung des „franzöſiſchen Übermuths an dem Rheinſtrom. Dort beginnt die „Arbeit des Kriegs, vielleicht eine lange und ſchwere Arbeit, die „aber gethan werden muß, wenn man nicht bei Halbem ſtehen „bleiben und nach einigen Jahren die Franzoſen wieder da ſehen „will, wo ſie eben geweſen ſind. Den Rhein darf das unruhige „und eroberungsluſtige Volk nimmer als Gränze behalten; denn „welche Klauſeln und papierne Eidſchwüre und Verſchreibungen „man auch an einen Friedensſchluß hängen und von wie vielen „Bürgen und Zeugen man ihn auch mit unterſchreiben laſſen mag, „die natürliche Gewalt wird immer ſtärker ſeyn als die künſtliche, „wenn die Grundlage des Friedens nicht eine ſichere iſt. Der

---

*) Geiſt der Zeit Theil 3. S. 307—9.

„Rhein mit ſeinem Knie in fremder Hand drückt grade auf den „Nacken Deutſchlands, und wird nicht weniger drücken, wenn „man auch gelobt und bedingt, es ſolle mit weicher Wolle und „Seide umwulſtet werden. Wenn Frankreich den Rhein und ſeine „feſten Stellungen beſitzt, ſo iſt das Niederland und die Schweiz „und alſo auch der größte Theil von Oberitalien gradezu von ihm „abhängig, ſo liegt ihm das übrige Deutſchland bis an die Elbe und „den Böhmerwald offen, und es mag ungeſtraft hineinbrechen und „ſtreifen und ziehen, ſo weit es will; zu ihm aber darf ungeſtraft „kein Heer bis an den Rhein, geſchweige denn über den Rhein „kommen. Will man alſo den Franzoſen das Übergewicht in der „That entwinden, und nicht bloß zum Schein, ſo müſſen Deutſch„lands alte Gränzen wiedergenommen werden. Dann werden die „beiden Völker, die Deutſchen und die Franzoſen, in gleichem „Verhältniß einander gegenüber ſtehen, und gegenſeitige Furcht „wird die Marken beſſer bewachen und das Gleichgewicht und die „Ruhe Europas beſſer bewahren, als alle Bullen und Diplome, „deren ewige Verſicherungen und Gelobungen immer nur durch „die Degenſpitze recht getragen werden. Die Deutſchen wollen „nur ihr Gebührliches wieder haben, die Menſchen ihres Landes „und ihrer Zunge, die ihnen unter Ludwig dem Vierzehnten und „Funfzehnten und in der letzten franzöſiſchen Raubzeit entwendet „worden ſind. Dieſe uralte germaniſche Gränze ſteht an dem „Vogeſus, dem Jura, und den Ardennen, durch Art und Sprache „des Volks unverkennlich und unverrücklich feſt, und nichts Fran„zöſiſches, welches ſie nur verderben würde, ſoll von den Deut„ſchen je begehrt noch genommen werden.“

Ein großes Glück erlebten wir hier in Dresden, für welches alle, welche die Verhältniſſe kannten, dem Himmel dankten; ſo daß Viele dabei riefen: der alte deutſche Gott lebt noch.

Den 25. April ſtarb zu Bunzlau in Schleſien der alte ruſſiſche Feldmarſchall Kutuſow am Nervenfieber. Bei dieſer Nachricht rief auch ich: hier iſt der Finger Gottes. Dieſer Greis war eine hartnäckige zauderiſche ruſſiſche Natur. Er hatte die Gewalt und das Anſehen im Heer gewonnen, daß ſelbſt Alexander ihn nicht gut davon hätte wegrücken können. Kaum war es ihm und Stein gelungen, ihn über die Weichſel vorwärts zu bringen. Er hatte durchaus jenſeits der Weichſel bis zum Sommer ſtehen bleiben und dann erſt mit verjüngten Kräften vorrücken wollen. Aber was wäre dann aus Deutſchland geworden? Er war nun freilich vorwärts marſchiert; aber wieder kann man fragen: was wäre aus Deutſchland, was aus Preußen geworden, wenn Kutuſow gelebt hätte? Die Franzoſen würden alles Land bis an die Weichſel, ſie würden mit der grauſamſten Berechnung Preußens letzte Hülfsmittel vertilgt, ſeine letzten Sehnen zerſchnitten, und eine preußiſche Bewaffnung faſt unmöglich gemacht haben. Und was hätten Kutuſow und die Ruſſen allein ohne Preußen wohl ausgerichtet, hier, wo auch noch alle Feſtungen von franzöſiſchen Beſatzungen gehalten wurden? Ein anderer Übelſtand wäre geweſen: Kutuſow mogte die Deutſchen nicht, er war im höchſten Grade rauh und unliebenswürdig, und hatte jede hohe deutſche Aufwallung und Begeiſterung wahrſcheinlich bei ihrer Geburt mit plumpen moſkovitiſchen Füßen zertreten. Einen Ähnlichen oder gar einen Gleichen würde er neben ſich nimmer geduldet haben; wie wäre neben ihm Blücher heraus oder herauf gekommen? Nach ſeinem Tode aber hat ſich alles wie von ſelbſt gemacht. Blücher der Alte iſt weniger gehemmt durch ſeine eigne Kraft emporgedrungen, und die übrigen ruſſiſchen Feldherren, Wittgenſtein, Barclay de Tolly, Langeron u. ſ. w. haben ſich neben, und ſelbſt unter dem Liebenswürdigen und Schönen, der alles bezaubern und hinreißen konnte, nicht in Schatten geſtellt gefühlt. Dieſen Finger Gottes ſahen wir jetzt; ein anderer Finger Gottes reckte ſich für das Vaterland in der Schlacht bei Dresden aus den Wolken, wo eine der erſten losgebrannten franzöſiſchen Kanonenkugeln dem wackern Moreau beide Beine und mit ihnen das Leben zerſchmetterte. Wahrlich hätte dieſer Franzoſe gelebt, wie würde er im Großrath des Kaiſers Alexander ſich in unſre Angelegenheiten und Siege hineingeſchoben und zwiſchen uns und die Franzoſen vorgeſchoben, und uns nach Vermögen um Ruhm und Siegespreis betrogen haben! Wir haben ſolchen Finger Gottes in jenen Tagen, wo man glauben und hoffen lernte, ausgereckt zu ſehen gemeint. Andere haben uns darüber ausgelacht, und lachen uns noch aus.

Nach der Schlacht bei Lützen vom 2. Mai wichen die Verbündeten über die Elbe zurück, wo ſie auch nicht einen einzigen feſten Platz als Anlehnungspunkt beſaßen. Ich ſah in Dresden den edlen Scharnhorſt, leicht am Knie verwundet. Er ſelbſt ſah es nur für eine Streifung an; aber dieſe leichte Wunde ſollte ſein Tod werden. Er ſtarb den 28. Junius in Prag. Eine Reiſe nach Wien, und bei der ſchwebenden Ungewißheit der Dinge hin und her fliegende Sorge um die endliche Löſung derſelben bei dieſem ſtarken und doch reitzbarſten Gemüthe machten das kleine Übel zu einem gefährlichen. Doch auch der Tod iſt Gottes.

Ich fuhr, als alles Dresden verließ, mit kleinen Aufträgen meines Herrn nach Berlin, und beſuchte von dort aus meine Gefreundten und meinen kleinen Sohn in Pommern und Rügen. Dann wieder nach Berlin zurück, wo ich bis gegen das Ende des Junius blieb. Es wurden inzwiſchen mit Napoleon Schlachten geſchlagen, zweifelhafte, aber tapfere; doch ſelbſt die Nachrichten von Verluſten ſchlugen nicht nieder. Die Menſchen waren auf das Höchſte und Letzte gerüſtet: lieber das tiefſte Leid und Verderben, lieber die letzten ehrlichen Todeswunden als länger die Schande der Knechtſchaft — das war das allgemeine Gefühl und die einſtimmige Stimme in der Hauptſtadt. Noth genug und Bedrängniß, aber Freude und Hoffnung in der Noth und eine Gemeinſamkeit der treuen Herzen, die nur in ſolchen Zeiten zuſammen auflodern kann. Ich lebte mit lieben Freunden, mit edlen und hohen Menſchen, die meinen Willen für die That nahmen. Savigny und Eichhorn ſaßen im Landwehrausſchuß; Süvern übte ſeine Kompagnie, bald ſein Regiment Landſturm auf dem Wilhelmsplatz; Fichte hatte für ſich und ſeinen kaum waffenfähigen Sohn, der kaum aus dem Knabenalter heraustrat, Lanzen und Schwerdter vor ſeiner Thür angelehnt ſtehen. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Officier bei'm Landſturm machen wollen, er hatte es verweigert mit den Worten: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen.“ Dieſem Mann war es mit allem immer voller Ernſt; er war ſchlecht auf den Füßen, ich glaube, etwas an Gicht leidend; da hatte er denn geſprochen: „Ich weiß, ich werde keine großen Thaten thun, „aber ich werde dem Volke nimmer den Weg zur Flucht weiſen; „nur über meine Leiche ſollen die Feinde in die Stadt eindringen.“ Er war erſtaunlich friſch, lebendig und liebenswürdig in dieſer Zeit, und es ſchien gleichſam, als fände ſein frommer Sinn in der Liebe zum Volk und Vaterlande mehr und mehr die Brücke, worüber er aus ſeinem idealiſchen Ich zum Nichtich hinüber gelangen könnte. Ich habe ihn damals viel geſehen, in ſeinem Hauſe und bei Freunden. Er und Reil waren gewiſſermaaßen die tragiſcheſten Perſonen der Hauptſtadt durch die ungeheure Feurigkeit, womit ſie die Zeit auffaßten, und durch den brennenden Haß, den der letzte faſt noch mehr als Fichte gegen die Wälſchen trug. Reil, der edle Oſtfrieſe, war ein Mann mächtiger und gewaltiger Leidenſchaften, die ſich in ſeinem ſchönſten Leibe und ſeinen göttlichen

Augen in herrlichſten Farben und Flammen darſtellten und brachen. Ich war dort gleichſam Hausfreund geworden durch einen geliebten Freund, Ernſt von Scheele, Bruder des gegenwärtigen hannöverſchen Miniſters, und ich habe manche Abende in ſeiner liebenswürdigen Familie verſeſſen, wenn er über Menſchenleben und Naturleben bei dem leidenſchaftlichen Blaſen ſeiner Tabackspfeife ſeine Fantaſieen ausſtrömte. Ich erinnere mich wie heute — ich traf ihn unter den Linden ſpazierend, als die grimme Botſchaft unter vielen zugleich zuſammenlaufenden erſchallte, es iſt Waffenſtillſtand (war den 4. Junius abgeſchloſſen). Er ſtand bei der Nachricht wie in den Boden hineingedonnert, erblaßte einem Ohnmächtigen ähnlich, dann drückte er mir und andern Freunden die Hand, und die hellen Thränen ſtrömten ihm über die Wangen.

Ja das war eine grimme Botſchaft und machte Viele unſicher und zweifelhaft. Bald kam der Jammer von Hamburg, das ſo leicht hätte gerettet werden können. Dann der ſchändliche Überfall mitten im Waffenſtillſtand der Lützower und ihre Niederſäbelung, wo die Franzoſen, die ſie die brigands noirs ſchalten, ſich die Luſt machten, die Wirtemberger in böſer Miſſethat auf ihre Brüder zu hetzen. Ich fuhr im Anfang des Monats Julius nach Reichenbach in Schleſien, wo Herr vom Stein lebte und in deſſen Umgegend die hohen Herrſcher ſaßen. Ich wohnte dort anfangs in einem ſchlechten Stübchen bei einem Nachtwächter auf der Mauer, dann bei einem edlen Herrn, dem Grafen Karl von Geßler, vormaligem preußiſchen Geſandten in Dresden und jetzt ernanntem Feldhauptmann des ſchleſiſchen Landſturms in jenen Gauen. Ich ließ hier meinen Soldatenkatechismus drucken. Ich weiß nicht, ob er irgend ein Herz zum Kampfe begeiſtert hat — dazu hatten die Franzoſen mit rother Dinte den rechten Katechismus geſchrieben — aber daß er manchem verwundeten Krieger in Lazarethen ein Troſt geweſen iſt, das weiß ich, und das iſt auch mir ein Troſt geweſen.

Hier zu Reichenbach ſtand nun während des Waffenſtillſtands ein Kongreß, hier und zu Schloß Gitſchin in Böhmen: ein ſchauerlicher Kongreß, der die verworrenen europäiſchen Dinge zu Ordnung und Frieden vermitteln ſollte. Napoleon ſaß als dritte Größe in Dresden. Ich ſage, ein ſchauerlicher Kongreß, denn Viele fürchteten, Napoleon, der den Willen und die Liſt der Einheit — Einheit ein gewaltiges Ding bei Unterhandlungen — gegen Mehrere hatte, werde die Zeit und das Glück ſo hinſchleppen, und durch Überliſtung gewinnen, was nicht mehr durch Waffen erzwungen werden konnte. Wir waren alle viel in Sorgen und Misſtimmungen und oft in bitterm Ärger, wenn wir in den Zeitungen von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens laſen. Mein alter Herr war auch häufig nicht allein misgeſtimmt, ſondern verärgert, auch wohl durch Podagra geſtachelt, und das fiel dann auf Unſereinen und auf andere Kleine zurück. Die einzige große Freude in dieſer ſchweren Zeit war die Nachricht von dem Siege bei Vittoria, wo Wellington das franzöſiſche Heer von ſeinem ganzen Geſchütz und Zeuge ausgezogen und über die Pyrenäen gejagt hatte. Wir ſiegten mit bei Vittoria, und hofften wieder auch bei uns zu ſiegen. Ich müßte eigentlich bei dem Namen Wellington immer die Hände falten; wie viele fröhlichſte Tage und Nächte hat er mir erfochten und wie hat er über die ſchwerſten Jahre 1810 und 1811 mir und ſo Vielen hinüber geholfen!

Zwar gab es hier der bedeutenden Männer viele, die zu mir auch oft ſehr freundlich waren. Doch ſie litten an demſelben Übel, woran Stein krankte, mehr oder weniger; z. B. von Niebuhr hatte man ſelten Freude, zumal da ſeine Frau viel kränkelte und er einmal mit Stein ſehr geſpannt war, was Herr von Schön durch ſicherere Stimmung wieder zurechtſtellte. Andere merkwürdige Perſonen oder ausgezeichnete Männer: der Korſe Pozzo di

Borgo, Stadion, die ſächſiſchen Flüchtlinge Thielemann, Carlowitz und Aſter, die berühmten preußiſchen Feldherren, Blücher, Gneiſenau, Grolmann, gingen und kamen. Es war ein Feldlager, wildes, drängendes, oft ſehr unbehagliches Leben. Ich fand indeſſen eine Schaar edler Jünglinge, mit welchen ich in der Stadt, mehr noch in den umliegenden Orten, z. B. in dem feinen Herrnhuter Flecken Gnadenfrei, öfter zuſammentraf: da waren Max von Schenkendorf, den ich hier kennen lernte; Theodor Körner, der mit einer ſchlimmen Wunde den Säbeln der Wirtemberger entronnen war und hier bei dem Grafen Geßler, ſeinem Paten, einige Wochen wohnte; Karl Sack, mein jetziger Bonner Freund; Graf Karl von der Gröben; zuweilen auch der wilde genialiſche von der Marwitz. Mein einziger rechter Freudenbringer war indeſſen der Graf Geßler, ein alter Jugendfreund Steins, welcher über ihn eine große Gewalt hatte und ihn, ſelbſt wenn ſie ſich anfangs kabbelten, doch zuletzt meiſtens in heitre Laune ſetzte; denn dieſer edle Mann hatte über ein ſehr ſtürmiſches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn ſchrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrſchaft gewonnen. Er verſtand die ſchwerſte aller Künſte, nach außen hin heiter zu ſpielen, wenn auch in ihm Gewitterwolken ſpielten. Das war aber das Anmuthigſte, daß ſeine Art Witz dem Steinſchen auf eigenthümliche Weiſe zum Wetzſtein diente und Funken aus ihm hervorlockte. Er war in der Nähe begütert, und die ſächſiſchen Generale und Andere wohnten auf ſeinem Gute Neuendorf eine Stunde von Reichenbach, wohin wir oft ſpazieren fuhren. Er erlöſte mich bald aus meinem Nachtwächterneſte, wo ich wie auf einer Hühnerſtiege ſaß. Weil wir alle, und die meiſten nur zu viele, Muße hatten, woraus bei dem ſchwebenden zweifelhaften Stande der Dinge eben doppelter Überdruß und Verſtimmung entſtand, ſo zog er mich heran, und wir laſen Griechiſch und Italiäniſch mit einander. Denn er war ein ſehr gebildeter kenntnißreicher Mann, der in der Jugend England und Italien mehrmals geſehen und ſich eine ſchöne Bibliothek geſammelt hatte. Ein kleiner Mann, mit der lebhafteſten Bewegung, mit einem breiten von Blatternarben zerriſſenen Geſicht und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen. Schalkheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er bei'm erſten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte. Von Natur ungeſtüm und geſchwind hatte er durch beharrliche Übung die größte Herrſchaft über ſich gewonnen. Im Geſpräch ſchoß er Pfeil auf Pfeil ab, und wenn er ja einmal hart getroffen hatte, machte ſeine große Gutmüthigkeit es bald wieder gut. Denn eben dieſe Gutmüthigkeit und eine große Weichheit und Zärtlichkeit des Gemüths zu bedecken oder vielmehr zu verhüllen, gebärdete er ſich oft wie ein Eiſenfreſſer, beſonders wenn er Gutes thun und Wohlthaten ertheilen wollte; worin er im Stillen unermüdlich war. Er war der Enkel eines großen preußiſchen Reitergenerals, der im zweiten ſchleſiſchen Kriege in der Schlacht bei Jauer oder dem ſchleſiſchen Hohenfriedberg durch eine glänzende Waffenthat die große Entſcheidung brachte, indem er mit vier Reiterregimentern das öſtreichiſche Centrum durchbrach und die ungriſchen und böhmiſchen Grenadierregimenter wie Haberſtroh zuſammenritt. Der große König machte ihm in dem eroberten Lande eine der bedeutendſten Schenkungen und erhob ihn in den Grafenſtand. Als Zeichen jener glorreichen Waffenthat führen ſeine Enkel 26 Fahnen und 66 Standarten im Wappen. Nach der Überlieferung waren die Geßler in den Kreuzzügen gegen die Heiden aus Schwaben nach Preußen gekommen, und gehören wahrſcheinlich dem Stamm des wilden Geßlers der ſchweitzeriſchen Tellfabel an, welche ja nur die Überſetzung der perſiſchen Kambyſesfabel iſt. Unſer Graf Karl war ein Feldhauptmann des Landſturms und hat als ſolcher gottlob nicht Gelegenheit bekommen, Thaten zu thun. Er war aber mit ganz Schleſien nebſt dem würdigen Oberpräſidenten Merkel und vielen andern Patrioten eifrigſt thätig, durch Rath und That, auch durch Silber und Gold die Landwehr errichten und bewaffnen zu helfen. Dieſe war eine geſchwinde und ſchöne Arbeit Gneiſenaus: 60,000 Mann Landwehr waren in einigen Monaten leidlich fertig, wie Soldaten in zwei Monaten fertig werden können. Sie zogen zum Theil faſt ſanskulottiſch in's Feld, manche nur mit linnenen Beuteln ſtatt der Patrontaſchen auf dem Rücken; aber es war der rechte Einrichter und Beleber da und der rechte Muth. Sie haben's an der Katzbach und bei Wartenburg wohl bewährt, und das Schleſiſche Heer hat ſich einen grünſten Kranz und Namen gewonnen; ſo daß von den Preußen nicht bloß die Pommern und Brandenburger genannt werden ſollen. Hier war alſo Graf Geßler auch eifrig thätig; aber von ſeinem Landſturm mogte er nichts hören, noch weniger von den für den Landſturm erlaſſenen Geſetzen, welche wohl in Litthauen und Rußland hin und wieder, aber nimmer in einem ſo dichtbevölkerten Lande als Deutſchland Anwendung finden konnten und welche ein verkehrter Hyperpatriot (man hat den nachherigen Königlich Preußiſchen Generalkonſul Bartholdy in Rom als Verfaſſer genannt) im Traum gemacht zu haben ſchien. Er legte auch dieſe Oberfeldherrnſtelle ſobald als möglich nieder. Noch während meiner Anweſenheit in Reichenbach hatte er ſein ſechszigſtes Jahr vollendet, und ließ ſich nun ſogleich davon entbinden. „Eine ſchöne Geſchichte," ſagte er eines Tages zu mir, „wenn ich mit meinen Baumwollenwebergeſellen auf den Plan „müßte!" (es ſind aber in Reichenbach und der Umgegend viele Zeugwebereien). „Das würde ein Laufen geben! und ich müßte „dann ja mit laufen! Nein, ſo weit ſind wir noch nicht herunter; „eine ſolche Maulſchelle ſoll mein Wappen nicht bekommen."

Als der Waffenſtillſtand zu allgemeinem Jubel den 10. Auguſt aufgekündigt ward und den 17. Auguſt das Schlagen wieder begonnen, war Herr vom Stein mit dem großen Hauptquartier durch Böhmen gezogen und hatte mich in Reichenbach zurückgelaſſen. Da erſt lernte ich meinen Geßler recht kennen und erkennen. Es zogen nach der Schlacht an der Katzbach 18,000 franzöſiſche Gefangene durch Reichenbach nach Oberſchleſien; in Reichenbach waren Lazarethe für verwundete Preußen. Da arbeitete und wirkte mein Landſturmsfeldhauptmann auf das treueſte und unermüdlichſte. Wie oft ſind wir auf dem Wurſtwagen nach und von ſeinem Gute gerollt, von wo wir fette Schöpſe und Kälber mit zurückbrachten, die alsbald in Braten und Suppe für die Kranken verwandelt werden mußten! Solche Dinge that er ohne allen Schein, ja mit einem Schein, als thue er es nur, weil es ſich nicht anders ſchicke; er that es aber aus vollſtem liebenden Herzen.

In dieſen ſchönen Reichenbacher Tagen machte er eine prächtige Geſchichte. Einige franzöſiſche gefangene Generale, unter ihnen General Puthod, und viele franzöſiſche Staabsofficiere waren in Reichenbach zurückgeblieben. Dieſe hatten von der für uns unglücklich ausgefallenen Schlacht vor Dresden Wind bekommen, und fingen an loſe Reden zu führen, und auf die Thürme und Dächer zu klettern, um zu ſehen, ob ihre ſiegreichen Heere nicht heran marſchieren: denn davon hatten ſie gemunkelt, daß dieſe, ihren Napoleon an der Spitze, bald wieder in Schleſien ſeyn würden. Auch waren ſie nach der wälſchen Art, wie ſie iſt, wenn man ihr nicht den Daumen auf dem Auge hält, gegen die deutſche vergeſſende Gutmüthigkeit bald übermüthig geworden, und hatten in den Häuſern ſchier auf die beſten Zimmer als die ihnen behaglichen und gebührenden Quartiere Anſpruch gemacht, ja eigenmächtig und wie mit Drohung gegen die Bewohner Reichenbachs angefangen ſich hin und wieder umzuquartieren. Da gingen wir, der Graf und ich, einmal zu dem evangeliſchen Oberpaſtor Tiede, einem gebornen Pommer aus Paſewalk, in deſſen Hauſe der Miniſter Stein gewohnt hatte. Dieſer Herr Paſtor fing nun an vor dem Grafen über den wälſchen Übermuth zu klagen und namentlich über den bei ihm einquartierten General Puthod, und wiederholte ungefähr das Obengeſagte, und wie der Schluß immer ſey, Napoleon würde uns die kurzen Vortheile bald mit doppelten Zinſen zurückzahlen und in wenigen Wochen wieder an der Oder und Weichſel als Sieger gebieten. Bei dieſen Worten erzürnte ſich mein Graf, und ſchalt ihn: „Schämt Euch! Ihr „dicker ſtarker Pommer, ſolltet doch wiſſen, wie man unter ſolchen Umſtänden mit ſolchen Kerlen umgehen muß — das Hausrecht! wofür wachſen denn Stöcke und Hanf?“ Und er drückte den Hut auf den Kopf, und ging eilig mit mir von dannen, und grüßte den General Puthod, der uns auf dem Markte begegnete und zuerſt den Gruß bot, nicht einmal wieder. Ich ging auf mein Zimmer, ſah aber nach einem Viertelſtündchen meinen Grafen in voller Kammerherrnuniform, Blau mit Gold, einen Degen an der Seite und Piſtolen in den Taſchen eilends aus der Thür über den Markt in das Kommandantſchaftshaus eilen, wo der preußiſche Kommandant Oberſt Graf Luſi ſeinen Sitz hatte. Er kam bald wieder, und wir ſetzten uns zum Thee. „Ich habe jenem „spazzacammino (der Graf war von piemonteſiſcher Art) die „Dauben aufgetrieben, und ihn Pulver merken laſſen; den könnte „ich mit meinen Landſtürmern allenfalls noch überwältigen; er „ſcheint mir auch die Franzoſen im Leibe zu haben, daß ſie wiederkommen könnten — ſie ſollen alle fort!“ Dieſe letzten Worte ſprach er gar kecklich aus — und kaum waren einige Stunden vergangen, ſo fuhren Wägen und Karren genug auf, und General und Officier ward drauf gepackt und tiefer in Oberſchleſien hinauf fortgerutſcht.

So war mein Graf, ſo war mein mitten im brennenden Kriege einmal wieder ſtill gewordenes Leben in ſeiner freundlichen und tapfern Nähe recht vergnüglich. Er iſt mir ein treuer Freund geblieben, auch in den ſpäteren Jahren, auch als es mehr um mich zu ſtürmen anfing, und ſein Andenken muß mir heilig ſeyn. Ich habe ihm ohne meine Schuld Mühe gemacht. Dieſer feine und helle Mann hatte eine eigenthümliche faſt hamanniſche Ader und ſtreute in der Rede und in Briefen nach allen Seiten hin Blitzfunken aus, die nicht immer die Wolken zeigten, woraus ſie hervorgeſchoſſen, dunkle oft wunderbar geſtaltete oder verhüllte Bilder und Gleichniſſe, wie Leben, Leſen und Einfall des Augenblicks ſie ihm eben gaben. Zu ſeinen Worten, die immer in möglichſter Kürze zuſammengepreßt und nach allen Ecken mit mehreren Geſichtern ausgeſchliffen waren, mußte man ſeine Miene und Gebärde haben, um zu empfinden, was ſie bedeuteten. Spiele aber und Anſpiele des Witzes zu unterdrücken war einem ſolchen Manne platt unmöglich. Er iſt wegen Briefe, die man bei mir gefunden, mit in meine Demagogie verwickelt worden, d. h. er iſt befragt worden, aber auf das leichteſte.

Nach der Leipziger Schlacht hieß mein Herr mich nach Leipzig zu ſich kommen. Da fand ich nun auch meinen Friedrich Albert Eichhorn und den Oberſten Rühle von Lilienſtern und Reil, der als Oberhaupt über den Jammer der vielen Lazarethe geſtellt war. Er war dem Anſchein nach friſch und geſund, ſagte uns aber, er trage das Verderben in ſich, habe es in Berlin aus dem Munde eines ſterbenden Freundes eingehaucht bekommen, und könne es durch kein Mittel austreiben; es liege ihm wie Blei in den Knochen. Ach! nur zu wahr! Er ging nach Halle, die Vermälung ſeiner liebenswürdigſten älteſten Tochter mit meinem lieben Ernſt von Scheele zu feiern — und in wenigen Tagen war er nicht mehr. Das war ein prächtiger Menſch voll überſchäumender Kraft und Leidenſchaft, der von ſeinem Feuer Hunderten hätte abgeben können, und immer noch genug übrig behalten hätte.

Im November zogen Herrſcher und Heere und auch die Verwaltung des Herrn vom Stein in Frankfurt ein. Ich blieb noch in Leipzig. Hier war ein kleines Bild von Wilna, nur mit dem Unterſchiede, daß die Stadt nicht verwüſtet worden, und daß hier deutſche Menſchen lebten. Es lagen 30,000 Kranke und Verwundete in Lazarethen, Freunde und Feinde; die Leichenwägen knarrten auch hier täglich durch die Straßen, und viele der Einwohner wurden mit von den Seuchen fortgerafft. Doch ermüdete hier die Menſchlichkeit und Wohlthätigkeit nimmer, und die Leipziger vergaßen die Ängſten und Nöthen und ſich ſelbſt, und halfen und retteten, ſo viel ſie konnten. Das war auch Deutſchland, und das allerbeſte Deutſchland.

Ich beſorgte hier Kleinigkeiten und ließ kleine Flugſchriften ausfliegen. An einer derſelben erlebte ich Freude, an dem Schriftchen: Der Rhein Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. Sie gefiel, und ſcheint mir noch heute eine wohl gefaßte Schrift. Natürlich waren die meiſten jener kleinen Schriften, im Strudel der Menſchen und Geſchäfte geboren, wo man auch das rechte Handwerksgeräth ſelten zur Hand haben konnte, wirklich nichts weiter als fliegende und mit den Winden hinfliegende Blätter. Dieſe trug mir offenes Lob von dem preußiſchen Staatskanzler Fürſten Hardenberg ein und Antrag und Verſprechen für den preußiſchen Staatsdienſt.

Gleich nach Weihnachten ging ich auch nach Frankfurt am

Main, eine böſe Straße im Winter über den Inſelberg nach Schmalkalden, und von da über Würzburg und Aſchaffenburg längs dem Main. Denn auf der gewöhnlichen Straße über Fulda war damals wegen Mangel an Pferden gar nicht fortzukommen. Auf der Spitze des Thüringer Waldes ſtürzte ich auf dem ſpiegelglatten Schnee- und Eis-Wege mit Pferden und Wagen auf eine fürchterliche Weiſe kopfüber, kam aber mit einer tüchtigen Beule und einem wacklichen Zahn davon. In der alten heiligen Reichs- und Krönungs-Stadt fand ich die Stimmung und Anſicht der Guten und Geſcheidten ſo, daß ich mit ihnen nicht zu hadern brauchte. Alles war über die geheimen Punkte des bekannten Vertrags von Ried betroffen worden. Die meiſten deutſchen Menſchen wünſchten damals größere Stärkung und Mehrung der Hauptmächte Deutſchlands und alſo ad modum Napoleonis Einziehung mehrerer geringerer Herrſchaften. Sie begriffen auch nicht, wie man mit den nothwendigen Entſchädigungen fertig werden, oder vielmehr, woher man ſie nehmen wolle, wenn Napoleons Werk in Deutſchland unverrückt ſtehen bleiben ſollte, zumal bei den Friedensanerbietungen, die man ſelbſt nach der gewaltigen Hunnenſchlacht bei Leipzig dem Niedergelegten noch machte. Er hatte nämlich bei ſeiner Flucht eines ſeiner diplomatiſchen enfans perdus, den Grafen St. Aignan, zurückbleiben und ſich fangen laſſen, um durch ihn auf den Buſch zu klopfen. Schon zitterten wieder viele treue Herzen, der Teufel werde ſein Spiel haben und man werde den Fuchs wieder durchſchlüpfen laſſen. Aber wie viel man ihm auch erbot, ſelbſt auf die Gefahr, vergeblich geſiegt zu haben, er konnte und wollte ſich ſein ganzes Unglück ſelbſt noch nicht klar machen, und ſein zerknirſchter Stolz wollte ſich noch nicht beugen. Folgende Erklärung, die einer amtlichen Erklärung von Seiten der erhabenen Herrſcher ähnlich ſah, hatte man damals den 1. December in Frankfurt mit einer Art Verwunderung in deutſcher und franzöſiſcher Sprache gedruckt geleſen:

„Erklärung.

„Die franzöſiſche Regierung hat kürzlich eine neue Aushebung
„von 300,000 Mann aufzubieten beſchloſſen. Die Beweggründe
„dieſes Senatuskonſults ſind eine Aufforderung an die verbünde-
„ten Mächte, noch einmal im Angeſicht der Welt die Abſichten,
„welche ſie im gegenwärtigen Kriege leiten, die Grundſätze, auf
„welchen ihr Benehmen beruht, ihre Wünſche und ihre Entſchlüſſe
„bekannt zu machen. Nicht gegen Frankreich, ſondern gegen jene
„laut verkündete Übermacht, welche der Kaiſer Napoleon zum
„Unglück Europas und Frankreichs nur allzulange außerhalb der
„Gränzen ſeines Reichs ausgeübt hat, führen die verbündeten
„Mächte Krieg. Der Sieg hat die verbündeten Heere an den
„Rhein geführt. Der erſte Gebrauch, den auch hier die Kaiſer-
„lichen und Königlichen Majeſtäten von dem Siege machten, war
„Sr. Majeſtät dem Kaiſer der Franzoſen den Frieden anzubieten.
„Die neue und verſtärkte Kraft, welche ſie durch den Beitritt aller
„Herrſcher und Fürſten Deutſchlands erhalten haben, hat keinen
„Einfluß auf die Bedingungen des Friedens gehabt. Dieſe ſind
„eben ſo wohl auf die Unabhängigkeit des franzöſiſchen Reichs als
„auf die Unabhängigkeit der übrigen Staaten Europas gegründet.
„Die Abſichten der verbündeten Mächte ſind gerecht in ihrem Ziele,
„großmüthig und edelmüthig in ihrer Anwendung, beruhigend für
„alle, ehrenvoll für jeden. *Die verbündeten Monarchen*
„*wünſchen, daß Frankreich groß, ſtark und glück-*
„*lich ſey, weil die franzöſiſche Macht groß und ſtark*
„*eine der Hauptgrundlagen des europäiſchen*
„*Staatsgebäudes iſt.* Sie wünſchen, daß Frankreich glück-

„lich ſey, daß der franzöſiſche Handel wieder auflebe, daß Künſte
„und Wiſſenſchaften, dieſe Wohlthaten des Friedens, wieder aufblühen,
„weil ein großes Volk nur dann ruhig ſeyn kann, wenn
„es glücklich iſt. Die verbündeten Mächte beſtätigen dem franzöſiſchen
„Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie Frankreich
„ſie nimmer unter ſeinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation
„deswegen nicht herabſinkt, daß ſie nun in einem hartnäckigen
„und blutigen Kampfe, in welchem ſie mit gewohnter Tapferkeit
„gefochten hat, auch Unfälle erlitten. Aber auch die verbündeten
„Mächte wollen frei, glücklich und ruhig ſeyn. Sie wollen einen
„Zuſtand des Friedens, der durch eine weiſe Vertheilung der
„Macht, durch ein billiges Gleichgewicht ihre Völker künftighin
„vor den zahlloſen Leiden bewahre, welche ſeit zwanzig Jahren
„auf Europa laſteten. Die verbündeten Mächte werden die Waffen
„nicht niederlegen, ohne dieſen großen und wohlthätigen
„Zweck, dieſes edle Ziel ihrer Anſtrengungen, erreicht zu haben.
„Sie werden die Waffen nicht niederlegen, bevor der politiſche
„Zuſtand Europas nicht von neuem befeſtigt ſeyn wird, bevor
„nicht unwandelbare Grundſätze über eitle Anmaaßungen den Sieg
„davon getragen, bevor nicht endlich heilige Verträge Europa den
„wahren Frieden verſichert haben werden.“

In dieſer merkwürdigen Erklärung war nicht allein zu den Franzoſen geſprochen; es war auch, und gar nicht ſchräge und ſeitwärts, zu den Deutſchen nicht allein gewinkt, ſondern auch geſprochen. Sie konnten nach den Verhöhnungen und Schändungen ſo vieler Jahre, nach den blutig erſchöpfenden Anſtrengungen und Arbeiten der letzten beiden Jahre ſich billig ein wenig verwundern, hier in dieſer Erklärung die Gründe nicht etwas beſſer belegt zu finden, **warum die Franzoſen zum Glück und Heil Europas denn ſo groß, mächtig und glücklich** ſeyn müßten. Sie hatten von dieſer Macht und Größe nun ſeit drei böſen Jahrhunderten nichts als Trug und Hinterliſt und Schmach und Verderben erfahren; ſie konnten ſich billig wundern, warum bei ihnen, dem Herzenskern des Welttheils, dem Mittelpunkt, der von Gott beſtimmt ſcheint, die Streitenden, welche von Weſten und Oſten gegen einander anlaufen wollen, aus einander zu halten, nimmer von der Nothwendigkeit von Macht, Glück und Größe die Rede ſey.

So glücklich war es denn durch Gott wieder gerathen, daß Napoleon ſich geſträubt hatte, und daß die Heere der Verbündeten endlich über den Rhein gegangen waren. Endlich waren ſie einmal in das Land eingerückt, das alle Wälſche unter dem Titel das ſchöne und ruhmvolle Frankreich gleichſam als ein heiliges und unantaſtbares, als den Sitz aller Kunſt, Wiſſenſchaft, Bildung und Schönheit den andern Europäern, den Barbaren mögte man ſagen, darzuſtellen pflegten. Dieſe Feinen und Feinſten mußten ſich nun einmal gefallen laſſen, dieſes Land nicht allein von den Deutſchen, Ungern und Ruſſen, ſondern von Koſacken, Kalmücken und Baſchkiren, deren Roſſe aus der Wolga und dem Oby getrunken, beſtampfen zu laſſen. Doch gingen in Mitten der Züge und Gefechte die Unterhandlungen mit Napoleon immer noch fort, und wurden den 5. Februar des Jahrs 1814 zu Chatillon wieder neu eröffnet. Wir dieſſeits des Rheins zitterten daher immer noch vor böſen Friedensnachrichten; kleine Wechſelfälle der Schlachten erſchreckten uns nicht, ſondern wir fürchteten die wälſchen Fuchsliſten, und ob es ihnen nicht gelingen würde, das Gewebe, welches Liebe und Eintracht jetzt glücklich und feſt um die Monarchen geſchlungen zu haben ſchien, irgendwie und irgendwo zu lockern. Aber gottlob Napoleon ward durch einzelne kleine Erfolge zu neuen Hoffnungen verleitet, und die

Herrſcher konnten immer klarer erblicken, daß er durch Unterhandlungen nur hinzuhalten und Zeit zu gewinnen ſuchte. Aber das Beſte war, daß die Friedensbedingungen nun immer härter geſtellt wurden, und daß nicht bloß mehr ſein Stolz, ſondern vielleicht auch ſeine Sicherheit auf das Spiel geſetzt ward, wenn er durch irgend ungewöhnliche Zugeſtändniſſe, z. B. durch Übergebung und Beſetzung der Hauptfeſten und Schlüſſel Frankreichs (Mainz, Antwerpen, Lille, Metz, Strasburg), ſich beſiegt und entwaffnet bekennen mußte. Zwar ſchrieen die Franzoſen, als das Unglück und die Noth, welche ihr Übermuth ſo viele Jahre über die Nachbarn gebracht hatte, nun an ihre Thore klopfte, *Frieden! Frieden!*, aber Napoleon kannte ſein Volk. Wie ſie ihre Unthaten und Grauſamkeiten gegen andere Völker zuletzt alle auf ihn zuſammenwarfen, ſo würden ſie ihre Demüthigung als ſeine einzige Verſchuldung auf ihn abgelagert haben — und ein Emporkömmling iſt dem nicht ſo gewachſen, als ein Fürſt aus altem Königsſtamm. Er hat ſelbſt ſpäter bekannt: *Ich hätte anders herrſchen und Anderes wagen können, wenn ich mein Enkel geweſen wäre.*

Alſo beide Stolz und Eigenſucht retteten diesmal Europa. Er hat ſich übrigens im Januar dieſes Jahrs 1814 prächtig ausgeſprochen, als im franzöſiſchen Unterhauſe, was ſie damals le Corps législatif nannten, Lainé und Raynouard endlich gewagt hatten, über das für Frankreich gefährlich fortgeſetzte Würfelſpiel des Kriegs frei den Mund zu öffnen, und als dieſe Mundöffnung in die Addreſſe jenes Unterhauſes an Napoleon überging. Das kam ihm, vor welchem alles nun zehen Jahre und länger im Staube gekrochen war, ganz ungewohnt; er ergrimmte und jagte ſie aus einander, und antwortete aus ſeinem Zorn in ſeiner Weiſe ſo ſchön, daß dieſe karakteriſtiſche Antwort hier ſtehen muß.

„Ich habe den Abdruck Eurer Addreſſe verboten; ſie war aufrühreriſch. Elf Zwölftel des geſetzgebenden Körpers beſtehen aus guten Bürgern; ich kenne ſie und habe Achtung für ſie. Das letzte Zwölftel enthält Ränkeſchmiede oder ſchlechte Bürger, und Eure Kommiſſion befindet ſich unter dieſer Zahl. Lainé iſt ein Verräther, welcher durch Vermittelung des Deſeze mit dem Prinz Regenten briefwechſelt. Ich weiß es, ich habe Beweiſe davon. Die vier andern ſind Rottenſüchtige. Dieſes Zwölftel beſteht aus Leuten, welche die Anarchie wollen und den Girondiſten ähnlich ſind. Wohin hat ein ſolches Betragen Vergniaud und die andern Häupter gebracht? Auf die Henkerbühne. Nicht in dieſem Augenblicke, wo man den Feind von unſern Gränzen vertreiben muß, ſoll man von mir eine Änderung in der Verfaſſung verlangen. Man muß das Beiſpiel vom Elſaß, der Grafſchaft Burgund und der Vogeſen nachahmen. Dort wenden die Einwohner ſich an mich, um Waffen zu erhalten, und daß ich ihnen Anführer für die Freiſchaaren zukommen laſſen ſoll. Auch habe ich Adjutanten hingeſchickt. *Ihr ſeid nicht Stellvertreter der Nation, ſondern Sendeboten der Departemente.* Ich habe Euch verſammelt, um Troſt von Euch zu erhalten; nicht daß es mir an Muth fehlte, ſondern ich hoffte, der geſetzgebende Körper würde mir denſelben noch vermehren. Statt deſſen hat er mich getäuſcht; ſtatt des Guten, was ich von ihm erwartete, hat er Schaden gethan: kleinen Schaden zwar, indeſſen nur darum, weil er keinen großen thun konnte. *Ihr ſucht in Eurer Addreſſe den Herrſcher von der Nation zu trennen. Ich allein bin der wahre Stellvertreter des Volks; und wer von Euch vermögte wohl dieſe Laſt auf ſich zu nehmen? Der Thron iſt nur ein Ding von Holz mit Sam-*

„met überzogen. Ich allein bin der wahre Stellvertreter des Volks. Wenn ich mich nach Euch richten wollte, ſo würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er ſelbſt von mir verlangt. In einem Vierteljahr ſollt Ihr Frieden haben oder ich will untergehen. Allein gegenwärtig muß man Kraft zeigen. Ich werde die Feinde aufſuchen und wir werden ſie ſchlagen. Der Augenblick, in welchem Hüningen bombardirt und Befort angegriffen wird, iſt nicht der rechte, um über die Verfaſſung des Reichs und den Misbrauch der Staatsgewalt Klagen zu führen. Der geſetzgebende Körper macht nur einen Theil des Staats aus; er kommt nicht einmal mit dem Senat und dem Staatsrath in Vergleichung. Ich ſtehe darum an der Spitze der Nation, weil Euch die dermalige Staatsverfaſſung ſo recht iſt. Sollte Frankreich eine andere Verfaſſung verlangen, welche mir nicht recht wäre, ſo würde ich ſagen: ſucht Euch einen andern Herrſcher. Die Feinde ſind gegen mich noch mehr als gegen Frankreich erbittert; allein ſoll ich mir darum die Zerſtückelung des Reichs erlauben? Opfere ich nicht meinen Stolz und mein Selbſtgefühl auf, um Frieden zu erlangen? Ja, ich bin ſtolz, weil ich Muth beſitze, ich bin ſtolz, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Eure Adreſſe iſt mein und des geſetzgebenden Körpers unwürdig, und ich werde ſie dereinſt drucken laſſen, um den geſetzgebenden Körper und die Nation zu beſchämen. Kehrt in Eure Heimath zurück. Selbſt vorausgeſetzt, ich hätte Unrecht, ſteht es Euch nicht zu, mir darüber Vorwürfe zu machen. Übrigens bedarf Frankreich mein mehr, als ich Frankreichs bedarf.“

Die Verbündeten kamen nach blutigen Schlachten nach Paris; Napoleon ward entthront, und ließ ſich ganz zahm nach der Inſel Elba abführen; die Bourbons beſtiegen den Thron ihrer

Väter. Was ſoll ich, was alle Deutſche damals empfunden haben, was alle wiſſen, hier weiter berühren? Talleyrand war ſogleich voran da, und nahm den Kaiſer Alexander in Empfang; ja er nahm ihn gefangen, er nicht allein, ſondern die Franzoſen, ſondern die Pariſer. Wie knirſchten die preußiſchen Krieger, wie die Öſtreicher, daß ſie vor den Thoren und in den Straßen von Paris hungern und durſten mußten, daß ihnen nicht einmal Quartier vergönnt ward in dieſer Hauptſtadt der geſitteten Welt, wie die Wälſchen ſie nennen, ſie, die Berlin und Wien und die grauſam und hinterliſtig berechneten Mishandlungen ſo vieler Jahre fühlten! Doch ſollen wir nicht vergeſſen, daß wir es vorzüglich Alexanders Beharrlichkeit verdankten, daß wir nach Paris kamen. Durch ihn haben wir Paris erobert, aber ſo wie er in ihre Thore eintritt, hatte Paris ihn ſchon erobert. Frankreich behielt den Raub der Länder und leiſtete auch nicht die geringſte Entſchädigung und Vergütung; doch brannte es die Hoffart tief, daß ſie die meiſten Eroberungen und Einziehungen wieder herausgeben mußten. Dies iſt das Glück der Wälſchen, der allgemeine Gebrauch ihrer Sprache als einer Weltſprache und was ſich an dieſen Gebrauch bei allen Verhandlungen von Vortheilen und Hülfsmitteln knüpft, und was durch die Erziehung und Unterweiſung in derſelben faſt als Sitte und Art zu ihrer Gunſt in die Gemüther ſich einſchleicht ja einſchmeichelt. Kaiſer Alexander, wenn man ihn nicht als Ruſſen betrachtet, war ſowohl von Vater als Mutter her fa[illegible]in deutſcher Fürſt; die Deutſchen ſind es vor allen andern europ[illegible]ſchen Völkern, welche das Ruſſiſche Volk zur europäiſchen Bildung mit emporgehoben und aus dem Groben gearbeitet haben; er hatte mehr als eine Million deutſcher Unterthanen — aber der Czar war erzogen, als wenn er künftig Franzoſen beherrſchen ſollte; ſein Lehrer und Meiſter war ein ſchweizeriſcher Wälſche. Dieſer Talleyrand und was ihn in Paris ſogleich umfloß, ja überſchwemmte, flüſterten ihm zu: „Gnade! „Gnade! und Huld den Franzoſen gegenüber! ſie ſind die Überlieferer der Geſchichte für künftige Geſchlechter; haben Alexander „von Macedonien und Rom Ilium geehrt und geſchont wegen „Homers, ſo ſchone und ehre Du Paris wegen des gebildetſten „und wiſſenſchaftlichſten Volks, ohne welches wir alle noch Barbaren ſeyn würden.“

Ich war den ganzen Winter in Frankfurt geblieben und dann nach Koblenz gegangen, weil der Miniſter meinte, ich könne in der Verwaltung des Mittelrheins unter Gruner irgendwie eine ſchickliche Anſtellung finden. Daraus ward aber nichts, weil dieſe Verwaltung ſich nach dem Pariſer Frieden bald in verſchiedene Theile auflöſte, und ganz anders geſtaltete, als anfangs die Meinung geweſen war. Einen Theil des Sommers und Herbſtes benutzte ich, die Rheiniſchen Lande, worüber und wodurch ich bisher nur hingeflogen und durchgeflogen war, näher zu erkunden. Ich ſah den Oberrhein, ich ſah Strasburg ein paar Mal, verſteht ſich im ſtrengſten incognito. Welches Land! welche Stadt! und wir haben ſie nicht wiedergenommen und behalten? Aber, ſagt man, ſie würden ſich ſchwer zu uns gefügt haben? Freilich, nicht ſo bald; aber muß ſich denn nicht alles gewöhnen? haben die übrigen Rheinlande, die freilich nur zwölf bis funfzehn Jahre von den Franzoſen beſetzt oder beherrſcht waren, ſich nicht gewiſſermaaßen auch wieder an Deutſchland und an ihre deutſchen Brüder gewöhnen müſſen? Elſaß iſt dem größten Theile nach hundertfunfzig ja beinahe zweihundert Jahre mit Frankreich vereinigt. Noch bis heute herrſcht die Sprache und Sitte Teuts bei ihnen; doch empfinden wenige von ihnen, was ſie verloren haben, daß ſie nicht ganz mit den Pulsadern des ganzen großen deutſchen

Volks ihr Leben pulſiren fühlen. Das iſt die geiſtige Weltverkehrung, wenn ein Volk von einem größeren fremdartigen Volke beherrſcht wird, daß die Elemente ſeines eigenen innerſten Lebens ſich matter regen und ſchlechter entwickeln, und daß es ſich die Elemente der fremdartigen Nation nur kümmerlich aneignen kann. Wird und kann ein deutſcher Elſaſſer jemals im franzöſiſchen Weſen und Geiſt ein Mann des erſten Ranges in der franzöſiſchen Monarchie werden? Ich zweifle. — Aber, ſagt man ferner, man wollte den Revolutionsgeiſt in Frankreich tödten, man wollte die Franzoſen befrieden, beruhigen — und wie würde man ſie erbittert haben, wenn man ihnen das Elſaß und alles, was dieſſeits des Ardennenkamms liegt, abgenommen hätte! O! O! meint ihr, ſie ſeyen uns Deutſchen dankbar für unſre Blödigkeit zuzugreifen? ſie ſeyen nicht erbittert, daß ſie endlich die verdiente Staupe gekriegt haben? Wo iſt der Franzoſe, der nicht flucht, daß die Leute in Antwerpen, Köln und Mainz vor ihm als dem Herrn den Hut nicht abnehmen müſſen? wo iſt von Chateaubriand bis de la Martine, bis auf den dümmſten Korporal ein Franzoſe, der nicht ſagte: „aber der Rhein das iſt Frankreichs „natürliche Gränze: was dieſſeits des Rheins liegt, „das iſt Frankreich, das muß bei der erſten beſten „Gelegenheit wiedergenommen werden!“ O mit welchen Gefühlen, mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all dieſe Schönheit und Herrlichkeit, und daß dieſe nicht wieder unſer geworden ſind, bin ich in Straßburg auf dem hohen Münſter geſtanden, und habe im Oſten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Weſten den Vogeſus vor mir ſich bläuen ſehen! Eine herrliche Stadt, und die Menſchen darin wie deutſch noch! wie leicht erkenntlich die ächte ſchlichte deutſche Art von der mehr verzierten und beweglichen wälſchen! und welche ſchönen kräftigen Bauerngeſchlechter in dieſem herrlichen Rheinthal! Es ſind Alemannen — die Heftigkeit, der Ungeſtüm der Leidenſchaften, der kurze geſtoßene Accent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja ſelbſt die Grobheit ſagt es. Dieſer Stamm, freilich hin und wieder mit andern Stämmen durchſchoſſen und etwas verdünnt, läuft nach meiner Überzeugung, wenn ich die Sprache, noch mehr, wenn ich die Sitten und Geſtalten der Menſchen erwäge, über den Hundsrück und die Moſel hinaus bis in die Eifel, und öſtlich bis an's Maifeld bei Andernach; ſo daß es an einigen Stellen nicht fern von der Aar abbricht. Weiter gegen Weſten wird die Sprache auf jede fünf Meilen hin immer träger, tonloſer und plattdeutſcher. Der Bauer um Köln, der im Jülicher, Klever, Limburger Lande, ja der in Brabant und Flandern ſpricht mit kleinen Abweichungen im Grunde denſelben Dialekt, wenigſtens nicht abweichender, als in Norddeutſchland der Braunſchweiger, Holſteiner, Pommer und Brandenburger von einander abweichen. Das Facit: dies ſind größtentheils Franken. In dieſen Landen waren die Sitze der ripuariſchen und ſaliſchen Franken; ſie ſind nicht ausgewandert; ihre Fürſten haben nur mit ihrem freiwilligen Gefolge Gallien erobert — wie ſollten ſie auch ſo herrliches, von den prächtigſten Strömen bewäſſertes, mit jedem Naturreichthum und ſeltenſter Fruchtbarkeit begabtes und geſegnetes Land für ein ſchlechteres verlaſſen haben? Und wer hätte ihnen, wären ſie mit Mann und Maus aufgezogen, nachrücken ſollen und die von ihnen verlaſſenen Lande beſetzen? Etwa die Sachſen, ihre Erbfeinde? Wir wiſſen, nichts Desgleichen iſt geſchehen. Ihre Eroberung Galliens fällt in eine geſchichtlich beleuchtete Zeit. Und es blieb das deutſche Frankreich, Auſtraſien genannt, noch vier Jahrhunderte die Kraft und Macht ihres Reichs. Aber mit den Sachſen, welche nachher ihre grimmigſten Feinde hießen, ſind ſie verwandt geweſen, ſehr nahe verwandt. Das zeigt bis auf den heutigen Tag ihre ganze Art und Sprache. Waren die Franken urſprünglich ein beſonderer Stamm? Ich glaube es nicht. Der Name Franke iſt als Bundesname entſtanden; die Maſſe, woraus das Frankenvolk gebildet worden, muß aus ſächſiſchen Völkerſchaften zuſammengeballt ſeyn — es werden ja auch in der Römiſchen Kaiſergeſchichte des dritten, vierten Jahrhunderts in den Kriegen der Römer am linken Rheinufer viele ſächſiſche Völkerſchaften genannt in eben der Gegend, wo die Stärke der Franken wohnte. Die wohnte aber in den Gauen zwiſchen Moſel und Maas und jenſeits der Maas bis an die Gränzen der Frieſen, die mehr in den Marſchlanden längs des Meers und um den Süderſee von dem Ausfluß der Maas an bis über die Elbe hinaus und bis in die Cimbriſche Halbinſel hinein ſaßen. Auch in den Schilderungen, welche Freund und Feind vom vierten bis neunten Jahrhundert von ihnen entwerfen, werden Sachſen und Franken in vielen Beziehungen ähnlich gezeichnet: Hartnäckigkeit, Wildheit, ja Grauſamkeit und eine fürchterliche Gräulichkeit hatten nach allen Beſchreibungen die Franken in jenen Tagen vielleicht vor den Sachſen voraus. Ihnen gegenüber erſchienen die Gothen und Longobarden viel menſchlicher, milder und ritterlicher. Wenigſtens der Franke in Gallien ward, von dem verdorbenen, verknechteten und romaniſirten Gallier angeſteckt, bald eben ſo liſtig und treulos als tapfer und grauſam.

Welche glückliche ja welche ſelige Augenblicke habe ich bei jenen Streifzügen und Durchſchlägen durch die Lande durchlebt! wie viele edle deutſche Menſchen, damals alle von der Gluth unendlicher Hoffnungen durchhaucht, ſind mir begegnet! in Worms und Speier, in Baden, im Schwarzwald, ſelbſt im Elſaß begegnet!

Schon in Frankfurt hatte ich Elſaſſer getroffen — ich traf durch ihre Anweiſungen ihnen ähnliche in Strasburg — welche ſagten: „Wir ſind Deutſche, und viele von uns mögten wieder deutſch werden, aber uns mit einem kleinen Fürſtenthum zuſammenlöthen das würde nicht halten; ſchafft etwas Größeres, ſonſt bleiben wir lieber, wie wir ſind.“ Ich kam nach Köln, nach Düſſeldorf, ſah Friedrich Jacobis wackern Sohn Georg in dem großväterlichen Pempelfort; ich kam in die Berge, ja recht in die Berge des Herzogthums Berg. Hier lächerte mir's, als ich faſt alles auf Pferderücken erblickte. Das kam mir faſt vor wie in dem ſchwediſchen Jemtland. Wie mag es hier galoppirt haben, als noch gar keine geſchüttete Straßen hier waren, als man kaum auf zwei, geſchweige auf vier, Rädern durch die Bergriſſe und Thalgeklüfte gelangen konnte! Es lächerte mir's wegen einer philologiſchen Schnurre, die ich in einem Kommentar über Tacitus Germanien irgendwo geleſen habe: die Tenkterer, welche Tacitus in dieſer Gegend als vortreffliche Reiter gemeldet, ſollten ihren Namen von dem Trompetenton Tenk Ter, Tenk, Tenk erhalten haben, grade wie ein Römer der blutigſten Feldſchlacht, welche Germanikus und Arminius an der Weſer mit einander hielten, den Namen die Schlacht bei Idiſtaviſus gegeben haben ſoll, indem er von einem Deutſchen et is a Wiſe auf ſeine Frage nach dem Namen der Stelle zur Antwort bekommen habe. Ich kam in den Bergen von Elberfeld über Solingen nach Remſcheid, nicht zu Roß noch zu Wagen, ſondern zu Fuß, mit einem Wegweiſer von Elberfeld, der mein Gepäck trug. Jahn war mit mir, der Obermeiſter der Turner, ſo jung noch, daß er in Greifswald mein Zuhörer geweſen; er war mit mir von Koblenz, wo ich ihn traf, Rheinabwärts gezogen. Wir kehrten in Ehringhauſen in einem Patriarchenhauſe ein, wo ich von jenem Tage an nun ſeit einem Vierteljahrhundert Einkehr gehalten habe und Einkehr halten werde, bis der Tod mir die Augen vernebelt. In Remſcheid, Ehringhauſen und ringsum wohnen mehrere Männer des Namens Haſenclever. Hier in Ehringhauſen wohnten damals drei Brüder — der älteſte, Bernhard, iſt ſeitdem heimgegangen — Bernhard, David und Joſua. Weil das Alte Teſtament in den Namen ſo vorherrſchte und auch wohl wegen der treuen patriarchaliſchen Hausſitten habe ich meinen lieben freundlichen Freund Bernhard ganz unbewußt, bis ich mich eines Beſſern beſann, oft Abraham genannt. So ſtämpelte ich ihn, was er in der That war, zu einem rechten frommen Patriarchenpapa. Dies war ein ächtes deutſches Geſchlecht, welchem in jenen Tagen des Siegs und der Freiheit das Herz hoch in die Bruſt hinaufſchlug. Meinen David hatte ich im Winter ſchon in Frankfurt geſehen. Er war damas Feldhauptmann der Tenkterer in den Bergen, des Landſturms nämlich. Seine Frau eine edle Frankfurterin, Georg Schloſſers würdige Tochter. Wer verehrte eine ſolche Frau nicht gern als Königin David? Mit dieſen und mit ihnen ähnlichen Menſchen war es eine Luſt zu leben und von ihnen über Land, Art, Sitte der Menſchen ſich Auskunft und Kenntniß zu holen. Der Landſturm meines Königs David würde, wenn die Noth bis an ihn gekommen wäre, wohl feuerfeſter geſtanden ſeyn, als die Webergeſellen meines lieben Grafen Geßler. Dieſe mannhaften und kernigten Tenkterer, gewohnt das Eiſen durch Feuer zu bändigen, würden im Feuerſprützen und Schlachtenhämmern gleichſam in ihrem Element geweſen ſeyn. Auch hatte ſich hier in den Bergen begeben, daß bei den Gerüchten von den franzöſiſchen Niederlagen in Rußland und Polen hier Viele in zu frühem Aufſtand ſich erhoben hatten; was mehreren Jünglingen Verderben gebracht.

Um die Mitte des Monats Junius dieſes Jahrs 1814 war der Miniſter vom Stein aus Paris nach Frankfurt zurückgekommen, wo er ungefähr ſechs bis acht Wochen weilte. Acht Tage lang ſahen wir dort den für Deutſchland begeiſterten Kronprinzen von Baiern in dem Steinſchen Garten vor dem Eſchenheimer Thor faſt immer die Abende bei'm Theetiſch. Dort ſah ich auch zuerſt den Fürſten von Hardenberg, der mir ſeine früheren Verſprechungen wiederholte und mir ſeit dieſem Herbſt das Gehalt, das ich bisher aus der Kaſſe der Centralverwaltung genoſſen hatte, bis zu meiner ordentlichen Anſtellung im preußiſchen Staate bewilligte. Von Frankfurt ging Stein auf ſeine Güter in Naſſau. Dort war ich im Auguſt einige Tage. Es war ein prächtiges Leben dort, vorzüglich durch eine edle Frau, welche ich wiederſah und jetzt erſt recht kennen lernte. Dies war ſeine ältere Schweſter, Fräulein vom Stein, damals Priorin des Freien Adlichen Fräuleinſtifts zu Homberg in Heſſen. Ich hatte ſie im Frühling ſchon kennen gelernt auf einer Landreiſe von Frankfurt nach Koblenz, wo ich ſie in Dietz traf. Das war ein Menſch! ſo pflegte die ſelige Doktorin Lüdecke in Stockholm, eine tapfre Schwabin aus Augsburg immer auszurufen, wenn ſie jemand beſonders loben wollte. Ja das war ein Menſch! ein ganz kleines, feines, etwas verwachſenes Perſönchen, ſchon über ſechszig Jahr alt, mit einem ſchneeweißen Köpſchen. Aber ihr Geſichtchen war leuchtend, und die ſchönſten blayen Augen funkelten als Sterne darin. Man mogte ſagen, ſie war ganz das Ebenbild ihres Bruders des Miniſters, daſſelbe Geſicht, dieſelben Züge, nur alles feiner und kürzer, alles beſonnener und milder, wie das Weib neben dem Manne ſeyn ſoll; dieſelbe Kürze und Gewandtheit in der Rede, derſelbe unbewußte Witz, faſt noch mehr Geiſt. Doch bei dem Worte Geiſt erſchrecke ich, weil ſich darunter oft ein Baſtard- oder gar ein Kaſtraten-Geſchlecht verſteckt, wovon ich eben nicht viel halte. Weiber haben mehr Klarheit, haben mehr Beſonnenheit, und, wenn ſie wirklich Geiſt haben, leicht mehr Beſtimmtheit und Spitzigkeit als Männer. Vielleicht hatte ſie wirklich mehr Geiſt als ihr Bruder; aber was Herr von Varnhagen auch ſagen mag, welcher in ihm keinen Geiſt bemerkt haben will, ich denke, er hatte davon, und zwar ſolcher Art, wovon er manchen ſpitzigen und ſpitzelnden armen Sündern zur Genüge hätte abgeben können, ohne daß er darum daran verarmt wäre. Es giebt aber Viele, welche die Kraft und Einfalt, wodurch der Geiſt in einem großen Karakter untergeht und ſich in Muth und Demuth und Glauben verſenkend ſelbſt unſcheinbar wird, aber den rechten Männerſtahl der Tugend und Thatkraft macht, nimmer begreifen können. Es heißt im Sprichwort fulmine, non grandine, wie ſoll aber ein ſogenannter geiſtreicher armer Teufel begreifen, daß man mit einem tüchtigen Keulenkopf viel wirkſamer ſchlägt und trifft, als wenn man ihn in hundert kleine Speerſpitzen ausgeſchnitzelt hätte? Kurz, ſie war geiſtreich, ſie war aber auch kenntnißreich und gelehrt, und wußte die vaterländiſche Geſchichte und die alten deutſchen Ordnungen und Verfaſſungen nicht bloß auf dem Nagel ſondern im Herzen. Rührend war es, wie ſie neben dem Bruder ſtand, und wie die reißende Gewalt ſeiner Lebendigkeit allein vor ihr in ſtillen Ufern hinfloß. Bekannt iſt, daß ſie in den deutſchen Aufruhr des Jahrs 1809 verwickelt und als eine Staatsgefangene von den Franzoſen weggeſchleppt und eingekerkert worden. Sie hatte, verlautete es, dem Ritter von Dörnberg eine Fahne geſtickt und eingeſegnet. Sie war im Umgange höchſt heiter und liebenswürdig. Das war auch die Gemalin des Miniſters, eine Tochter des weiland kurbraunſchweigiſchen Generalfeldmarſchalls, Reichsgrafen von Walmoden, eine ſchöne ſtattliche Frau, aber bei großer Milde mehr ernſt und ruhig. Wir erlebten damals eine königliche Geſchichte in Naſſau. Ich erzähle ſie hier:

Der Hettmann Platow nebſt noch einem ruſſiſchen General waren in Naſſau zu Mittage. Nach Tiſche ging alles, die Priorin und die beiden noch nicht erwachſenen Töchter des Miniſters mit, auf die Burg Stein ſpazieren. Da hatte es ein eignes Spiel. Ein alter Maurermeiſter im Städtchen Naſſau, der vor längſt verſchollenen Jahren mit dem Freiherrn Kinderſpiele geſpielt und ſich immer als ein Ergebener zum Freiherrlichen Hauſe gehalten hatte, war auf den Einfall gekommen, an den Gängen, welche auf der Höhe und an den Wieſen hin durch den Park des Steinſchen Berges laufen, wirklich und bildlich durch die künſtlichſten und wunderlichſten Zuſammenſetzungen von Steinen, Mooſen, Blumen und Büſchen die Thaten und Leiden der ruſſiſchen Feldzüge, den Brand von Moskau, den Rückzug der Franzoſen, die Leipziger Schlacht u. ſ. w. u. ſ. w. abzubilden. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und ein wohl verdienter Kranz hie und da abgebildet. Der alte Herr hatte ſchon von dieſer Transſiguration gehört, und finſter dazu geſehen. Nun als er es wirklich erblickte, gerieth er in Zorn, und wollte alles ſogleich wegſchaffen laſſen, alle die ſchöne kunſtreiche und mühſame Arbeit, worauf der fromme und dankbare alte Meiſter vielleicht die Feierſtunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Priorin war außer ſich, wagte aber nicht ſich gegen zu legen, ſeufzte nur ach! der arme Mann! Sie kriegte mich nun auf, bald kamen noch andere Gäſte, welche vorſtellen und bitten helfen mußten; und wir brachten es dahin, daß der alte Herr freilich verdrießlich wegging mit den Worten: „Die Leute könnten glauben, ich wäre „ein kindiſcher Narr geworden und bildete mir ein, die Welt er-

„obert zu haben“ — aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter die Kunſtwerke des alten Mannes zerſtören durften.

Er ging bald darauf (im September) nach Wien, und ich trat gegen das Ende des Oktobers meine Wanderung nach Berlin an. Glückſelig, daß ich, meinen Säbel an der Seite und meinen Stock in der Hand, meine Füße gebrauchen durfte. O es gibt keine Luſt und Freiheit über die Luſt und Freiheit des Fußgängers; und wer die Sitten, Arten und Weiſen der Menſchen und Völker recht erkunden will, ſoll, wo Wüſten und Räuber es ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern. Wer in Kutſchen mit Vieren dahergefahren kommt, ſchließt den Leuten den Mund oder öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er iſt des Bauers und Bürgers Gleicher, und jeder ſteht ihm Rede und gewinnt ihm Rede an, und ſo wird ihm auch die Luſt, durch die Gefühle und Gedanken der Menſchen frei durchzuſpazieren. Dazu kommt, daß wer mit einem Viergeſpann oder Sechsgeſpann einher kutſchirt ſchon dem Einen großen gebildeten europäiſchen Volke angehört, welches bei aller Verſchiedenheit der einzelnen Völker eine ſo große Einerleiheit gewonnen hat, daß die an der Tiber und Neva, an dem Tajo und an der Elbe gebornen Vornehmen und Gebildeten durch eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Sitte und des Tons ſich ſo abgeſchliffen haben, daß man das urſprüngliche Naturgepräge oft kaum im dünnen Durchſchein noch erkennt. Ich wanderte denn durch die Wetterau und Heſſen und Weſtfalen luſtig hin, beſah mir den Teutoburger Wald und die Porta Westphalica, und lebte einige fröhliche Tage mit dem wackern alten deutſchen Heſſen, Dr. Fauſt in Bückeburg; dann ging es über Hannover, Braunſchweig und Magdeburg fröhlich weiter. Fröhlich, doch, wie es der Herbſt häufig mit ſich bringt, zuweilen im brauſenden Regen. Ich konnte noch alle Wechſel und

Unbille des Wetters ertragen. Hier machte ich eine Bemerkung, die mir auffiel und die ich für die Herren Chemiker und Phyſiker zur Nachricht hieher ſetze: Ich war gewohnt, geſchwind wie ein feuriges Roß zu pilgern, ſo daß ich auch im Herbſt wohl mit Schweiß bedeckt ward. Da fühlte ich nun, ſo wie ich ungewöhnlich erwarmte, in der linken Lende da, wo die eiſerne Säbelſcheide anſchlug, ein fliegendes Prickeln in der Haut, als ob ich mit Nadeln geſtochen würde. Ich habe dieſes Prickeln an derſelben Stelle noch einige Wochen nach der Wanderung gefühlt. Ich meine nach meiner Anſicht, es war bei dem damals noch kräftigen Manne viel Eiſen im Blut, und durch die Wärme wurden beide Metalle gereitzt ihren magnetiſchen Zug gegen einander zu offenbaren.

Im Werder vor Potsdam begegnete mir ein romantiſches Glück. Ich kam dort ſpät Abends an, durchnäßt, ermüdet, überwacht, ſuchte den ſchwarzen Adler zum Nachtquartier, erhielt ſo ſchlechtes Abendeſſen und ſo ſäuerlichen Wein, daß ich meine Lippen verdrießlich zuſammenkniff und mich nüchtern in ein kaltes Bett legte. Hier erſchien mir ganz Mexiko im Traum. Ich habe von bildlichen Blumengeweben der Dichtkunſt bei Mexikanern und Peruvianern wohl hin und wieder geleſen, auch von allerlei hieroglyphiſchen orientaliſchen Blumenſprachen, aber nimmer hab' ich mich in die Vorſtellung und Nachbildung derſelben ſo vertieft, daß ſie in meiner Fantaſie eine Geſtalt hätten gewinnen können. Nun aber hatte ich gewiß Stunden lang — wenn ich den Inhalt berechne — die allerluſtigſten Blumenbilderungen von den bunteſten Geſtalten und Begebenheiten. Vergangenes und Gegenwärtiges, Zukünftiges und dem Scheine nach noch ganz Überweltliches zauberte ſich dort in lieblichſten Wechſeln von Blumenbildern, und zwar von ſprechenden und weiſſagenden Blumenbildern ab; ſo daß ich in meinem ſchlechten Bette das entzückendſte Erwachen hatte. Was iſt dies? woher dieſes lieblichſte in den mannigfaltigſten Farben und Tönen wechſelnde Blumenmexiko? oder bin ich ſchon einmal in mexikaniſchen Blumengeweben verſtrickt geweſen? Überhaupt wer ſind dieſe wunderſamen Spieler der Nacht, wo unſer Geiſt, der alles unſer Spiel regieren ſollte, mit zu ſchlummern ſcheint? was ſind das für kleine bunte Götzen, die in unſrer Herzenskapelle in verborgenen Niſchen verſteckt liegen und in dem dunklen Traumleben ſolche wunderbare Geſtalten und Nachbildungen nicht nur des in That oder Gefühl Erlebten, ſondern Vorbildungen des Künftigen und Ungebornen hervorbringen? was ſind das für Götter oder Götzchen, die uns eine künftige Geliebte, einen künftigen Herzensfreund ſchon im Abbilde vorzaubern? oder tragen unſre innerſten edelſten Organe die Urbilder jener Nachahmungen der Natur ſo in ſich, daß wir, wenn ſie uns im Leben erſcheinen, uns gleichſam mit magnetiſcher Gewalt zu ihnen hinreißen und ſie lieben müſſen? Genug, ich ſtand glückſelig auf, und habe die anmuthigſten Bilder noch nicht vergeſſen; fröhlich ſchlürfte ich meinen dünnen gelben Kaffee ein, und wanderte auf die Reſidenzſtadt Potsdam, und hielt auf halbem Wege nach Berlin an der Stelle, wo ganz hart an der Heerſtraße ein Buſen des großen Havelmeers anſpült, in einem ganz ſtattlichen Gaſthauſe mein Mittagseſſen. Dies war die Stelle, wo der genialiſche Heinrich von Kleiſt, den ich im Winter 1809 während meines Incognito in Berlin oft mit Freuden geſehen hatte, ſich unten am See mit einer älteren Dame durch einen gegenſeitigen Schuß entleibte. Ich ließ mir den Fleck zeigen, wo ſie gefallen waren; die Bäume ſtanden ruhig da, das Gras wuchs ſaftig und grün, ſogar einige Stängelchen Quendel konnte ich mir noch pflücken. In der Stube, wo ich mein Mittagsmahl hielt, ſaß ein junger Officier mit einer ſehr hübſchen blauäugigen Blondine, wie ich mit dem Eſſen beſchäftigt. Dieſe beide ſahen nicht aus, als die da aus dem Leibe herauszuſpringen meinten. Sie nahmen ihren Weg bald gegen Süden, und ich den meinigen gegen Norden. In der Abenddämmerung war ich in meines lieben Reimers gaſtlichem Hauſe, wo ich ſpäter ein weicheres Bett, aber ohne mexikaniſche Blumengeſpräche hatte.

Ich lebte dieſen Herbſt 1814 und den Winter 1815 in Berlin. Ich gehörte dieſem Staate jetzt an. Nachdem ich von meiner ſchwediſchen Sonderheit (Partikularismus) und faſt auch von jeglicher deutſchen Sonderheit geheilt worden, fand ich mich ungefähr in der Lage des ſtarken Sankt Chriſtoffel, der auf die Wanderung ausging ihm einen Herrn zu ſuchen. Ach! wer hatte in den Jahren 1810 und 1811 denn noch einen deutſchen Herrn? Einer war der Herr über alle geworden. Als dieſer Stolze aber anfing zu wanken, als das ſcythiſche Eis und Schnee und die Rippenſtöße der Koſackenlanzen den Koloß bearbeiteten, da konnte man ſich umſchauen. Ich hatte früher manches Sonderheitsgefühl gegen die Preußen gehabt; ſelbſt mein alter Herr hoffte im Anfang des Jahrs 1813 nicht ſo viel von den Preußen, als er geſollt hätte. Er gedachte noch des Kampfes von 1809, des ſtolzen Rieſenkampfes, wo Öſtreich mit den edelſten Wunden nur untergelegen war, nein nicht untergelegen — wo es den ſchlimmen Frieden hatte unterzeichnen müſſen, weil es zuletzt nicht nur allein gelaſſen, ſondern zum Übermaaß des bethörten und bethörenden Jammers vom Oſten her ſogar von den Ruſſen angegriffen ward. Als nun aber der alte preußiſche Donner und Blitz alles aufſchütterte, als die Siege von der Walſtatt, von Dennewitz, Wartenburg und Leipzig wie Lichtſtreifen des Ruhms jenem Blitz nachzitterten, da glaubte ich einen Herrn zu ſehen, dem wohl ein Stärkerer als zehn Chriſtoffel ſich gern dienſtbar machen mögte; ich glaubte eine auch für die Zukunft belebende, erhaltende und ſchirmende Macht Deutſchlands zu ſehen. Ich ward mit voller Liebe und Zuverſicht ein Preußße.

Alle deutſche Herzen und Augen waren ſeit dem Herbſt auf Wien gerichtet, wo die Kaiſer und Könige Europas und ihre Räthe ſich verſammelt hatten, um die verworrene und über einander geworfene Welt wieder ein wenig zu ordnen und beſonders auch die deutſchen Dinge und Leute zurechtzuſtellen. Ich leugne nicht, daß ich und viele Andre wohl oft ungerecht gemurrt und gezürnt haben, wenn uns die Dinge nach unſrer Anſicht krumm oder verkehrt zu gehen ſchienen; daß wir auch gegen den preußiſchen Staatskanzler Fürſten Hardenberg gewiß oft mit Unrecht gemurrt haben; daß uns überhaupt die Angelegenheiten nicht in dem Maaße, wie die Deutſchen für das Allgemeine, für ganz Europa, diesmal mit den Herzen und Schwerdtern gewaltig und ſcharf geweſen waren, für Deutſchlands Ehre und Würde geführt zu werden ſchienen. Wir Deutſche vergeſſen bei ſolchen Gelegenheiten immer wieder, wie ganz eigenthümlich nachtheilig unſere Stellung iſt: daß, wenn Viele mit getheilten Vortheilen und Anſichten gegen Einen oder gegen Drei nach demſelben Ziel laufen ſollen, jener Eine oder jene Drei immer in einem unermeßlichen Vorſprung ſind, nämlich, daß ſie Willen und Kraft immer für Einen Zweck beiſammen haben, daß alſo in Unterhandlungen das in viele Herrſchaften und Anſichten getheilte Deutſchland immer einen Theil der Vortheile verlieren muß, welche es durch Siege erfochten hat. Rußland, England, Frankreich, Spanien ſtanden in Wien als Einheiten, Deutſchland als Vielheit, endlich gar als eine zerſplitterte und zwieträchtige Vielheit, worunter und womit die Fremden deſto beſſer ihr Spiel treiben konnten. Das war aber gar das Seltſamſte, daß man den Urheber alles Unheils, daß man das niedergeworfene und beſiegte Frankreich, dem man durch den Frieden von Paris eben ſein Erbe wieder zugetheilt hatte, hier in Wien ſogleich wieder mithandeln und mitſtimmen ließ, daß man den Mann, der mit den deutſchen Fürſtenthümern und Herrlichkeiten jüngſt noch ſo ſchändlich geſeilſcht hatte, der alle unſre Unebenheiten, Schwächen und Gebrechen auf das gründlichſte kannte, daß man Talleyrand als den Mitſprecher und Mitrather unter den erlauchten Räthen und Freunden der Herrſcher mitſitzen ließ. Fürſt Hardenberg hatte alſo gewiß eine ſehr ſchwere Stellung, zumal da Preußen bei der Entſchädigungsfrage weit mehr als Öſtreich, welches ſich in Italien und um das Adriatiſche Meer ſeine Fettſtücke ausgeſucht hatte, recht in die Mitte aller möglichen deutſchen Streite und Zänke hineingeſchoben war.

Hardenberg war ein edler Edelmann, ein Mann von großmüthigem freiem Sinn, von liebenswürdiger gewinnender Perſönlichkeit, von ſchönen Kenntniſſen und Talenten, ſeine Redlichkeit und Treue gegen ſeinen König und ſein Vaterland unbezweifelt; aber das bleibt doch bei allem dem wohl wahr, daß er eben ſo muthig und friſch, als ſeine Preußen auf dem Schlachtfelde vorgedrungen waren, mit einer zu offenen und argloſen adlichen Geradheit und Redlichkeit bei den erſten Unterhandlungen vorgeſchritten war, ohne fremde Liſten und Hinterliſten, welche bei langſamen Unterhandlungen nimmer fehlen, und mögliche Änderung der Geſinnung der Menſchen und mögliche Wechſel und Zwiſchenfälle der Begebenheiten genug in ſeine Berechnung aufgenommen zu haben. So hatte er z. B. an England für das künftige Königreich Hannover große Abtretungen preußiſcher Landſchaften gemacht, ohne demſelben ganz beſtimmte und unterſiegelte Verſprechungen für Preußen als ſichere Unterpfänder abgenommen zu haben; er hatte für England die Stiftung eines Niederländiſchen Königreichs bewilligt, ohne den Zuſtand der Lande, welche dieſes neue Königreich ausmachen ſollten und die politiſchen und natürlichen Gränzmarken deſſelben gegen Preußen, feſt und ſcharf in's Auge gefaßt zu haben. Er hätte nach der Leipziger Schlacht, als Baiern glücklich und klug mit Öſtreich ſeinen Vertrag von Ried abſchloß, der nothwendig eine Grundlage für den ganzen Rheinbund werden mußte, mit doppeltem Adlerauge auf die Rheinlande und deren Zukunft ſehen müſſen, da es nun jedem klar war, daß, wenn Preußen ordentlich und deutſch entſchädigt werden ſollte, ſeine Entſchädigung gegen Südweſten hinfallen mußte; denn in Deutſchlands Mitte war nun nichts Verlornes mehr wiederzugewinnen. Öſtreich hatte durch jenen Vertrag Preußen nun ein P vorgeſchrieben. Daß aber Preußen weit in den Oſten hinein auf Koſten Polens entſchädigt werden ſollte, konnte kein Deutſcher wünſchen; denn dort konnte die ſogenannte Vermehrung und Verſtärkung nur eine Minderung und Schwächung werden beide für Preußen und für Deutſchland.

Drei Lande waren es, worum in Wien vorzüglich verhandelt und geſtritten worden: Polen, das Königreich Sachſen und die von Frankreich wiedereroberten Rhein- und Maas-Lande. Ich weiß, daß viele Preußen, beſonders auch ſolche, die Feldherren heißen oder werden wollten, ſtatt aller Wiedererſtattung und Entſchädigung nichts als Sachſen, das ganze Sachſen begehrt hätten; ja ich habe viele ſchelten gehört, daß man mit den preußiſchen Landen nur über den Rhein hinaus wollte. Mich für meinen Theil hat der Streit um Sachſen wenig gekümmert: Sachſen im Mittelpunkt Deutſchlands mußte endlich, wenn wir nicht immer wieder in die allerundeutſcheſte, die Fremden lockende Zwietracht zurückzufallen gemeint waren, ſchon in und bei Deutſchland bleiben und mit dem übrigen Deutſchland auf jeden Fall ſtehen oder fallen. Aber ganz anders ſtand die Frage um Polen und um die Lande um die Maas, Moſel und Rhein. Dort lagen die mächtigen Reichsfeinde an den Gränzen und konnten ſich nur freuen, wenn man da ſchwächende Zerſplitterungen und Zerreißungen machte. Das durfte ein Fürſt Staatskanzler von Preußen nicht unbeachtet laſſen; er mußte ſorgen, wenn Preußen mit ſeinen Gränzen durchaus an den Rhein mußte — und das mußte es — daß es als Vorſtreiter des deutſchen Volks dort in tüchtiger Rüſtung zu ſtehen komme. Daß nun ſchon Manches, was man ſonſt faſt für abgemacht hielt, ſehr zweifelhaft ſtand; daß nach dem Vertrage von Ried die Angelegenheit Sachſens und ſeines Königs ganz andre ja ſelbſt völlig veränderte Anſichten und Beurtheilungen zuließ; daß da bis auf den letzten Mann gefochten und geſtritten werden würde — dieſe Möglichkeiten, ja dieſe Wahrſcheinlichkeiten mußte er kalt und beſonnen anſchauen, und alſo nach einem Felde hinſchauen, welches erſt neu vertheilt werden, wo erſt neue Herren eingeſetzt oder gemacht werden ſollten. Dieſes Feld waren die wiedergewonnenen Rheiniſchen Lande, das alte herrliche Auſtraſien. Es mußten auch die Gründe, ja die Geſchwätze kurzſichtiger Feldherren oder Feldherrngeelſchnäbel bei ihm kein Gewicht haben, daß Preußen ſich durch den Beſitz mehrerer Rheiniſcher Landſchaften zu ſehr verlängere und alſo den Hebel ſeiner Kriegsſtärke durch jene Verlängerung ſchwäche. Dies war zugleich eine Dummheit und eine Unwahrheit. Eine Dummheit: denn die Feldzüge von Jahrhunderten haben bewieſen, daß wer den Rhein beſitzt, auch bald Weſer, Elbe und Inn erreicht, daß alſo Tollheit war, hier ſchwache Fürſten hinzuſetzen, und dann nachher doch, wann der Wälſche losbrach, von der Oder und Elbe zum Rhein hineilen zu müſſen. Oder wußten ſie etwa nicht, oder hatten ſie es in der Eile vergeſſen, daß ſchon der große Kurfürſt im Elſaß und Brabant und Holland hatte für's Reich kämpfen müſſen; Friedrich der Erſte und Friedrich Wilhelm der Erſte eben ſo? Alſo, Starker, du, der an der Elbe, der Saale, der Weſer, im Sachſen- und im Weſtfalen-Lande ſo viele ſchöne Beſitzungen haſt, du mußteſt auch hier ſtark vertreten wollen, du mußteſt hier vorſchreiten wollen, um die öſtlichen und weſtlichen Deutſchen grade hier am ſicherſten zu beſchirmen. Es war dies aber auch eine Unwahrheit: nur fünf bis ſechs Märſche, und man hat von Koblenz, Köln und Weſel aus geſchwind den Kern dieſer ſchönen Lande, wo die Schlachtfelder und alle Hülfsmittel des Kriegs und der Schlachten ſind. Aber man mattete ſich um Sachſen ab, verfeindete ſich, ſtritt ſich todt um Sachſen, und hier — weh! daß ich es ſagen muß! — hier den hinterliſtigen lüſternen Wälſchen gegenüber ließ man die Fremden die Länder gutwillig und demüthig zerſchneiden und zuſchneiden, und gebärdete ſich dabei, als wenn es ſich um Kleinigkeiten handle. Ja, ich bin noch heute überzeugt, hätte hier, für dieſe wichtigſte Gränze, der Geiſt der Klugheit und Stärke gewaltet, hier wäre ganz Anderes und Größeres zu erlangen geweſen, als bei dem traurigen Streit um Sachſen. Freilich England hatte mit dem Prinzen von Oranien und mit ſeinen holländiſchen und deutſchen Räthen und Helfern ein neues auſtraſiſches Königreich frühe zugeſchnitten; aber weil Hardenberg das wußte, mußte er ſich mit offnen Falkenaugen über dieſen Landen ſchwebend halten und die künftige Entſcheidung nicht ſo dem Zufall oder der Willkür überlaſſen. England hatte von Preußen für Geldanleihen, Waffen und andere Lieferungen Zuſagen ganzer preußiſcher Landſchaften erhalten (Oſtfriesland, Hildesheim, einen Theil des Münſterlandes u. ſ. w.). Hardenberg mußte England und Holland gegenüber nicht den Reichen und Großmüthigen ſpielen. Mit Holland beſonders war große Abrechnung zu halten.

Hat nicht Öſtreich die Wiedereroberung Italiens von den Fürſten Italiens ſich mit vielen Millionen bezahlen laſſen? Und Preußen eroberte Holland und die meiſten belgiſchen Lande und Feſtungen mit ſeinem edelſten Blute, und es hat erobertes Geſchirr und Geſchütz und noch ſo vieles Andere den wohl und ſtrenge rechnenden Kaufleuten umſonſt ausgeliefert. Und was iſt geſchehen? Nicht einmal die Maas und die Maasfeſtungen theilten wir mit dem neuen Königreiche, ſondern ließen uns die allerſchlechteſten, unſicherſten und ſchwächlichſten Gränzen, die den künftigen Unterthan verletzendſten und ſchädlichſten von den Holländern mit ihrer gewöhnlichen Knickerigkeit und liſtigen Zaudrigkeit ordentlich zuſchneiden. Ja dieſe waren mit einem Male ſo länderdurſtig geworden, daß ſie gern alles Deutſchland bis an die Moſel mit verſchlungen hätten, was ihnen noch mehr als Belgien unverdauliche Aufſtöße gegeben haben würde. Eben ſo unpolitiſch, ſorglos und gedankenlos ließ man an der Oſtſeite die ſchönen Rheinlande in ein halbes Dutzend Stückchen zerſchneiden und einzelnen Fürſtenthümern als eine kleine Ergötzlichkeit hinwerfen. Dazu lächelte Frankreich in's Fäuſtchen; darüber trauerten alle einſichtsvollen Vaterlandsfreunde. Hier aber wäre ein Streit um und für das ganze Rheinland beſſer und gründlicher durchzuführen geweſen als bei Sachſen.

Für Preußen war, wie eben angedeutet iſt, die Lage in Wien dadurch die allerſchlimmſte, daß es bei den Verhandlungen über die Abtretung preußiſcher Lande an Hannover mit England ſich nicht mit der Vorſicht geſetzt hatte, die das bekannte do ut des erfordert; daß es ſich nicht auf ſolche ſichere Bedingungen mit ihm geſetzt hatte, daß England bis zum entſchiedenen Ausgang der Sachen in Wien mit ihm hätte denſelben Strang ziehen müſſen. Es fanden ſich klein- und kurz-ſichtige und klein- und kurz-denkende deutſche Männer, welche ſogleich bei dem Anfange der Unterhandlungen in Wien ſich mit England und Hannover gegen Preußen zuſammenwickelten und rotteten: nicht als Verräther, nicht aus bloßem Haß, ſondern gleich wieder aus dem alten deutſchen Neid, aus der armſeligen Sorge, es möge im Vaterlande irgend ein großer Glanz aufleuchten, der die kurzen Schatten der andern zu ſehr zeige. Sie aber nannten das die Sorge für die deutſche Freiheit. Eben hatten alle nun in zehn funfzehn Jahren die ſchändliche Staupe gefühlt, welche die deutſche Zwietracht und Ohnmacht über alle, über den einen nach dem andern gebracht hatte; und noch waren die Narben der Ruthen nicht verharſcht, ſo regte ſich die uralte Unart, und das römiſche Sprüchlein, lautend: *Griechenlands Staaten, da jeder einzeln herrſchen wollte, haben insgeſammt die Freiheit verloren*[*] war wieder vergeſſen. Auch England hatte des großen Pitt Gedanken vergeſſen, welchen er ſeinen Freunden ſogar im Teſtament hinterlaſſen, daß, wenn die Rheinlande und Belgien in einem glücklichen Kriege wiedererobert würden, alles Auſtraſien an Preußen, als den deutſchen Vorfechter im Weſten, wie Öſtreich es im Südoſten iſt, müſſe abgegeben werden. Aber der große Pitt mit ſeinen erhabenen Gedanken zur Rettung und Befriedung Europas war lange hingegangen, und Lord Caſtlereagh und ſeine Vertrauteſten ſtanden tief unter ſo hohen Anſichten. Denn grade von Seiten Englands und von einem geiſtesarmen und engherzigen deutſchen Mann, der nur das einzelne Kleine und das einzelne Gegenwärtige ſehen konnte, von dem hannöverſchen Miniſter, Grafen von Münſter, ging der rücktreibende Wellenſchlag gegen Preußen aus. Er, von vielen deutſchen Partheigängern, *ſogenannten deutſchen Freiheitspatrioten* gefolgt, ſtellte ſich an die Spitze aller neidvollen und ränkevollen Bewegungen und Zettelungen gegen Preußen, und hatte ſeinen mächtigſten Rückhalt an den anweſenden engliſchen Miniſtern, welche mit Macht aufdrücken konnten und welche er die Dinge durch ſeine Brille anſehen ließ. In dieſem Verhältniſſe hat man wieder Hardenberg, gewiß mit Unrecht, beſchuldigt, er als ein geborner Hannoveraner habe hier auch unbewußt nicht genug gegengehalten. Aber etwas Anderes war es vielleicht mit einem Einfluß, dem er ohne Verdacht des Argen Zutritt und Eingang zu ſich erlaubt hat und der von den Preußen beſchuldigt worden iſt ſchlangenliſtig zwiſchengeſchlichen zu ſeyn. Dies war der Einfluß eines Freiherrn von Hardenberg, vormaligen hannöverſchen Geſandten in Wien. Dieſer Mann, wie ihn uns Herr von Hormayr in ſeinem Hiſtoriſchen Taſchenbuch für 1839 geſchildert hat, war eine jener ſich durchlauſchenden und durchſchleichenden Figuren, welche bei ſcheinbarer Karakterloſigkeit und Unbedeutſamkeit auf dem diplomatiſchen Felde meiſtens leiſe und ſtill auf den Buſch klopfen und dem rechten Jäger das Wild ganz unvermerkt in den Schuß treiben. Er hatte ſo den unſchuldigen Brutus zu machen verſtanden, daß ſelbſt die Franzoſen, als ſie im Jahr 1809 Wien und Öſtreich überſchwemmten, ihn aus ſeinem ſtillen Lager nicht aufgeſtört hatten. Dieſer verhüllte Brutus hatte ſich nun ſeinem Vetter, dem Staatskanzler, beigeſellt, welchem er durch ſeine Verbindungen und Bekanntſchaften in der öſtreichiſchen Hauptſtadt in allerlei kleinen Nachweiſungen und Dienſtleiſtungen nützlich werden konnte; und er wich demſelben während ſeines Wiener Aufenthalts auch keinen Augenblick von der Seite. Indem er nun bei demſelben gar nichts zu thun noch zu wollen ſchien, auch ſich ſehr klug jeder politiſchen Rolle und Partheinahme enthielt, erlauſchte er, wie es bei unbewachtem geſelligen Zuſammenleben am leichteſten und leiſeſten geſchieht, alle geheimſten Gedanken und Entwürfe des Staatskanzlers, und trug — ſo erzählten die Preußen — das Erſpähte und Erlauſchte dem Grafen Münſter zu. Es war natürlich, daß Talleyrand ſich ſogleich mit dieſer engliſch-hannöverſchen Parthei zuſammenfand und ihr Gewebe mit aufwickeln und durchflechten half. Es war rührend zu ſehen und zu hören, welche ſchöne Predigten hier der Wolf wieder dem Reiche der Schöpſe und Kälber hielt, und mit welcher Gleisnerei dieſer Franzoſe hier, der im Namen eines Volks redete, welches, wenn ſeine Arme Umfang und Umgriff genug hätten, alle ihm fremde Eigenthümlichkeiten ſogleich erdroſſeln mögte, von politiſcher Mäßigkeit und Gerechtigkeit predigte und von der höchſt wohlthätigen europäiſchen Nothwendigkeit, alle kleinſten Einzelheiten Deutſchlands, alle kleinſten Farbenſchattenſchimmer, welche von Bruchſtücken weiland beſonderer deutſcher Volksſtämme noch übrig ſeyn mögten, zu achten und zu erhalten.

---

*) Graeciae civitates, dum singulae imperare volunt, omnes libertatem amiserunt.

Auf dieſe Weiſe iſt hier einem politiſchen Unverſtande, einem Neide, welchem jede kaum erſt aufleuchtende deutſche Herrlichkeit ſogleich zu herrlich und zu gefährlich däucht, die Arbeit gegen Preußen endlich nur zu gut gelungen. Was Napoleon eingerichtet und vergrößert hatte, das blieb als etwas Unantaſtbares ſtehen; viele kleine deutſche Fürſten, gleichſam als ſey durch ſie das Vaterland vorzüglich gerettet worden, wurden noch mit Landen und Leuten vermehrt; England, Rußland und Öſtreich hatten gehörig für ſich geſorgt; Preußen allein, welches in der heiligen Arbeit dieſes Kriegs am meiſten gethan und gelitten hatte, erhielt nicht den Inhalt der Quadratmeilen, welche es im Jahr 1806 beſeſſen hatte, kaum ſeine alte Einwohnerzahl, und ward in ſeinen ſüdweſtlichen Landſchaften mit den ſchlechteſten von fremder Politik abhängigen Gränzen, dem laurenden Frankreich und dem habſüchtigen Holland gegenüber hingeſtellt, ſo hingeſtellt, was man in die Luft hinſtellen nennt.

Als man in Wien noch alle Hände voll Arbeit hatte und einige verbündete Freundſchaft ſich durch die eben erwähnten politiſchen Stellungen, Zettelungen und Streitpunkte ſehr abgekühlt hatte, erſcholl plötzlich die Nachricht, Napoleon habe den letzten Tag des Februars 1815 die Inſel Elba verlaſſen, ſey mit einigen Hundert Mann in Südfrankreich gelandet und ziehe immer landeinwärts an der Rhone herauf. Nicht lange, und es erſcholl weiter, wie ſein Zug ein wahrer Triumphzug bis in Paris hinein geworden, indem General und Korporal ihm zugefallen und ſeinen Fahnen gefolgt waren. Ludwig der Achtzehnte, von allen verlaſſen, war nach Belgien entflohen, und die verbündeten Herſcher mußten ihre Heere zum neuen Kampf gegen den gefährlichen Korſen wieder über den Rhein und die Alpen ſchicken. Dahin ſchickte auch ich mich im April; was ich auf jeden Fall, doch etwas ſpäter, gewollt hatte. Denn meine Gedanken und Hoffnungen, welchen höheren Orts nicht unfreundlich zugewinkt war, richteten ſich auf den Rhein und auf die dort zu ſtiftende preußiſche Univerſität. Ich wollte den Rhein und ſeine Bewohner beſſer kennen, ich wollte am Rhein leben lernen. Ich war jetzt ein von allen guten und ſchlechten Feſſeln Befreiter; ich konnte mir allenfalls meinen Aufenthalt wählen. Es fanden ſich ſchon Gönner, die geruhten mich einen Vagabunden zu nennen; was die Bauren in Pommerland wohl in Vagelbund verkehren, indem ſie des fliegenden Vogels dabei gedenken. Auch bedeutet mein Name in der That nichts Anderes als Vogel *); doch bitte ich Vergleichung und Anſpielung mit meinen eben genannten Gönnern nicht in zu breiter Anwendung zu gebrauchen.

---

*) Arnen ſich ſchnell bewegen, fliegen („So arnen ihn der ſtimme Ruret" Nibel. Lied). Arend Vogel, Adler, Örn nordiſch; ὄρω, ὄρνις, ὄρω, ὄρνυω, ἄρω u. ſ. w.

Ich lebte den erſten Monat in Aachen, mir das Kriegsgetümmel und die Bewegungen in Belgien ein wenig in der Nähe zu betrachten. Damals begab ſich in Lüttich der Jammer mit den unglücklichen Königlich Sächſiſchen Bataillonen, welche laut des Wiener Vertrags zwiſchen Sachſen und Preußen vertheilt werden ſollten. Die Leute wollten dazu erſt den beſonderen Befehl ihres Königs ſehen. Da ſtand denn ein wild erzürnter Haufe auf und wollte den Pallaſt des Feldmarſchalls Blücher erſtürmen. Das hätte, wenn ihnen der Anſchlag gelungen wäre, eine ſchöne Geſchichte geben können; ſie hätten uns den alten Helden Blücher, den Gneiſenau und die Blüthe des preußiſchen Generalſtabs, welche grade in dieſem Pallaſte beiſammen waren, erwürgen können. Aber wie dieſe Sachſen mit wilden Dingen umgingen, ſo thaten die Wachen des Pallaſtes, die aus ihren Brüdern beſtanden, ihre heilige Soldatenpflicht, vertheidigten die Thore, welche jene zu ſprengen verſuchten, auf das mannhafteſte, und gaben den Feldherren Zeit aus einer Hinterthür zu entrinnen, ihre Roſſe zu beſteigen und ſich in Sicherheit zu bringen. Ich fuhr den Vorabend jenes Morgens, wo der alte Feldmarſchall die noch in Lüttich anweſenden Sachſen und Preußen verſammelte und wegen jenes Auflaufs an ſie eine zugleich belobende und ermahnende Rede hielt, mit dem Oberſten Rühle von Lilienſtern nach Lüttich, und begab mich zur beſtimmten Stunde nach dem Platz, wo der Alte reden wollte. Er ſtand in prächtiger Haltung da wie ein Gott Mars, und ſprach noch prächtiger. Im Anfange der Rede blieb er in den Fugen derſelben (ich hörte, ſie ſey von einem ſehr federgewandten General für ihn verfaßt worden) aber nicht lange, und er zerſprengte ſie und ging mit mordlich huſariſchem Einhauen auf den deutſchen Dativ und Akkuſativ im gewaltigen Feuer ſeiner eigenen Natur durch. Ich erinnere mich noch der Schlußworte, welche lauteten: „Nein, die Franzoſen ſollen ſich nicht freuen, daß ſie „ihren Bonaparte wiedergeholt haben, daß ſie hier vom Aufruhr „der Deutſchen gegen ihren General gehört haben. Wir ſind vor „ihnen und an ihren Gränzen keine Sachſen und keine Preußen, „wir ſind alle Deutſche, wollen Deutſche bleiben, und als Deutſche ſiegen oder ſterben. Ich habe es geſchworen, und ihr „ſchwöret es mit mir, ich komme nur als Leiche oder als Sieger „über den Rhein zurück." Hier fühlte ich wieder, welche die Kraft war, die dieſen gewaltigen Menſchen, dieſen durch keine beſondere Kenntniſſe und weite Anſichten und Einſichten geſchmückten Feldherrn gleichſam zu einem deutſchen Pannier gemacht hatte.

Um die Mitte des Maimonats ging ich nach Köln, der Hauptſtadt des Rheins, wo ich einſtweilen meinen Sitz aufſchlug. Auch hier gab es genug Bilder des Kriegs und des Kriegsgetümmels den ganzen Sommer hindurch. Zuerſt kamen mehrere Männer, auch theils Verwandte, aus meiner Heimath, welche als Freiwillige dem preußiſchen Heere in Belgien zuzogen. Ich erinnere mich, ich ging mit ihnen an das Ufer des Stroms uns nach Deutz überſetzen zu laſſen, wo ich ſie bewirthen und in der Nacht eine Strecke Wegs begleiten wollte. Mein kleiner damals eben vierzehnjähriger Sohn mit langen fliegenden blonden Locken lief neben uns her und trug den mächtigen Säbel eines der Reiter unterm Arm. Weil er ſchlank und ſchön und mit ſeinen dichten Locken faſt jungfräulich anzuſchauen war, ſo liefen die alten und jungen Weiber zu ſeinem großen Ärger hinter ihm her, und ſchrieen: „Wahrhaftig, es iſt ein Mädchen! ein hübſches Mädchen! und läuft mit „den Huſaren?" Andere, nachdem ſie ſich ihn näher betrachtet, ſchrieen wieder: „Das arme junge Blut! was will der ſchon mit im Kriege?"

Bald kam auch Talleyrand von Wien, um zu ſeinem Ludwig dem Achtzehnten nach Ghent zu eilen. Ich war grade bei dem Kommandanten, Oberſt von Ende, einem wackern etwas barſchen Kriegsmann, als eine Staſette von ihm anlangte, der Oberſt möge ihm doch für einige Poſthalte Gensd'armen zum Geleit und Begleit zuſchicken; denn dem alten Schelm war bange geworden, als er auf einigen Stellen die Leute den Namen Franzos nicht eben mit Achtung hatte rufen gehört. O! er kannte die deutſche Geduld doch noch nicht genug; einem deutſchen Talleyrand, der nach Spielung einer ähnlichen Rolle durch Frankreich hätte reiſen müſſen, wäre wohl nicht rathſam geweſen, ſolche Reiſe ohne ſtarkes Geleit zu wagen. Mein Ende brummte bei der Zumuthung, ſchickte aber doch das gewünſchte Geleit, ſprechend: „Lieber ſchlüge ich den alten böſen Fuchs todt.“ So zog den ganzen Sommer durch ein Gewimmel von Fremden und von Bekannten von und nach Paris hier durch; denn über Köln ging die große Kriegsſtraße. Dies gab dann vielfältige Ergötzung und Kurzweilung. Man fragt hier vielleicht: warum ich in jenen Tagen nicht auch nach Wien und Paris gekommen bin? O, ich kannte meine Stelle recht gut, wohin ich gehörte. Was ſollte ich, eine Stimme eines Predigers in der Wüſte, da thun? und wie ſollte ich da umgehen, wo die Zierlichen und Feinen die Looſe über die Länder warfen und ſie zerlegten und wieder zuſammenleimten? Mich in Paris aber roh oder übermüthig über die wieder gebändigten und niedergeworfenen Franzoſen ergötzen — der ſchlechte Spaß konnte mir auch nichts frommen.

Es kamen aber auch die Bedeutendſten dieſen Sommer nach Köln. Im Julius, als wir in der Siegeswonne über Waterloo und Belle Alliance ſchwelgten, erſchienen einen guten Morgen Herr vom Stein und Herr von Goethe. Goethe war von Frankfurt nach Wetzlar und von da längs der Lahn abwärts gezogen, die alten rührenden Jugendpfade von Werthers Leiden und Freuden wieder nachleſend und das Liedlein bei ſich ſummend, welches ihm weiland in der Kutſche zwiſchen Baſedow und Lavater entklungen war:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

So war er in's Städtchen Naſſau gekommen und im Löwen abgeſtiegen. Herr vom Stein dies erfahrend konnte den großen Mann dort nicht ſitzen laſſen, ſondern ging hin, und holte den Sichſträubenden auf ſein Schloß, ließ den folgenden Tag anſchirren, und ſetzte ſich mit ihm in den Wagen. So kamen beide über Koblenz und Bonn nach Köln, wo ſie mehrere Tage blieben, und den Dom und alle andre Denkmäler und Sehenswürdigkeiten muſterten, uns Kleine aber bei den abendlichen Thees königlich erfreuten. Dieſe Reiſe verglich ich der fabelhaften Reiſe des eiſernen und thönernen Topfes; nur lief ſie viel glücklicher ab. Die beiden würdigſten alten Herren gingen mit der aufmerkſamſten und vorſichtigſten Zärtlichkeit neben einander her, ohne gegen einander zu ſtoßen. Dies iſt das letzte Mal, wo ich Goethen geſehen habe. O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger, als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich ſah aber hier wieder, was ich bei früheren Gelegenheiten ſchon an ihm bemerkt hatte, und was auch aus ſeinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich ſelbſt nun ein Edelmann und eine Excellenz, und obenein welche Dichterexcellenz von Apollos und aller Neun Muſen Gnaden! die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem geborenen Edelmann nicht los werden konnte. Daß er vor Stein eine Art erſtaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem ſeiner Größe bewußten Mann zu verzeihen geweſen; aber es erſchienen ſich ihm darzuſtellen ein paar Leutnante und Hauptleute, junge Adliche, deren Väter oder Oheime Goethe kannte — und ſiehe da! ich ſah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden. Er war übrigens äußerſt liebenswürdig und freundlich mit allen und zu allen, und eroberte nicht bloß das Herz des alten wackern Wallraff, der für ihn ſich gern zum Cicerone machte, ſondern die Herzen aller Andern, die in ſeine Nähe kamen. Stein aber war ungewöhnlich ſanft und mild, hielt den kühnen und geſchwinden Athem ſeiner Natur an, und zügelte den Löwen, daß er nimmer herauslugte.

Nicht lange darauf war Stein nach Paris gegangen, und kam im Herbſt zurück. Da erſchien er im Anfang des Oktobers mit einem ganz andern Gaſt, mit dem Großherzog von Weimar, und das gab den Ungeweihten eine andere Erquickung, wie er mit Fürſten zu leben verſtand. Der Herzog, friſch, lebendig, witzig und unverzagt, wie ein Fürſt leicht ſeyn kann, führte die kurze Waare in geſchwinder Rede, und mein alter Herr blieb ihm die ſeinige ſo wenig ſchuldig, daß die Anweſenden oft erſtaunten ja erblaßten. Ein Beiſpiel: Es kam das Geſpräch auf den Verfaſſer der Söhne des Thales, den eben zum katholiſchen Prieſter eingekleideten Königsberger Werner, welcher auch auf dem Weimariſchen Olymp den Göttern und Geiſtern gehuldigt hatte. Der Herzog erzählte mit ſehr hübſcher Laune mancherlei Wunderliches und Verkehrtes von dem preußiſchen Dichter, und kam endlich auf ſeine Liebesbißlerchen, und nannte ihn einen armen Kater, der den verliebten Kätzchen auf allen Dächern ſeine ohnmächtige Liebe vermiaut habe. „Ja der wunderliche Kauz hatte", ſagte der Herzog endlich, „ſeine Lehre kein Hehl, daß der Mann hier auf „Erden ſeine jammervolle Seelenwanderung als durch das Feg„feuer durch die verſchiedenen Leiber der Weiber durchmachen müſſe;

„und, lieber Baron, geſtehen Sie nur, daß wir alle auch durch „dieſes Seelenwanderungsfegefeuer haben laufen müſſen.“ Zugleich ſtreute er zum Schluß noch einige leichtfertige Scherze auf dieſe Worte. Darob erzürnte ſich der Freiherr und rief: „Ich „weiß nicht, welche Seelenwanderungen durch ſolches Fegefeuer „Euer Hoheit erlitten haben; aber das weiß ich, daß weder Fürſt „noch Edelmann ſich ſolcher Leiden zu rühmen haben; auch ſollten „Euer Hoheit ſie nicht als etwas Unſchuldiges und Luſtiges vor „dieſen jungen Männern bekennen.“ Es ſaßen nämlich unter den Anweſenden auch mehrere junge Officiere. Dieſe Worte flogen mit ſolcher Gewalt aus dem Alten heraus, daß der Herzog einen Augenblick verſtummte, ſich jedoch bald wieder zur Luſtigkeit faßte. Oberſt von Ende aber und der Oberpräſident Graf zu Solms, welche mit bei'm Thee ſaßen, meinten bei'm Zuhauſegehen: das ſey gar keine luſtige Geſellſchaft, ſondern eine andere Art Fegefeuer, man komme zwiſchen den ſcharfen Geſchützen, welche die alten Herren führen, ordentlich in die Klemme.

Napoleon war beſiegt und an ſeinen Prometheusfelſen St. Helena geſchmiedet. Es ſaß wieder ein Kongreß der Herrſcher in Paris. Diesmal wiegten wir uns mit Hoffnungen, es werden endlich jedermänniglich die Augen geöffnet ſeyn, es werde endlich eine volle und ganze Sündentilgung und Schuldabrechnung mit dem übermüthigen wälſchen Volke abgeſchloſſen werden. Und dies erfolgte wieder nicht wenigſtens erfolgte es nur zum kleinen Theil. Freilich mußten ſie eine bedeutende Geldentſchädigung bezahlen, auch die aus allen Landen entführten Bibliotheken, Kunſtwerke und Denkmäler zurückgeben, endlich einen Theil ihres Landes und ihrer feſten Plätze auf drei, und, nach Befinden der Nothwendigkeit, auf fünf Jahre von 150,000 Mann der verbündeten Heersmacht beſetzen laſſen; aber die Herausgabe der deutſchen Landſchaften, die Stärkung Deutſchlands durch feſtere und ſicherere Gränzen wurde nicht erlangt. Was konnte denn dagegen im Wege liegen? Man hatte ja die Erfahrungen ſo vieler Jahre und die jüngſte Erfahrung dieſes Winters, daß dieſes wankelmüthige und prahleriſche Volk nicht durch Eidſchwüre und Gnade, ſondern nur durch Furcht und Geitz zu halten und zu binden ſey.

Zuerſt Ludwig der Achtzehnte mit ſeinem Talleyrand gebrauchte die gewöhnlichen Liſten und Künſte, worin dieſes Volk allen überlegen iſt. Der alte Ludwig rühmte ſeine ritterlichen Franzoſen, als auf deren Treue und Hingebung er immer gebaut habe und auch jetzt bauen könne; ſie ſeyen an dem letzten Aufruhr ganz unſchuldig geweſen, ihn hätten bloß einige Verführer der Soldatesca und die trügeriſchen Vorſpiegelungen des Korſen verſchuldet. Beſonders aber war dieſe wälſche Fuchsliſt und Hundeſchwanzwedelei zu den Füßen des Kaiſers Alexander die thätigſte und gefliſſenſte; denn durch ihn war man ja das vorige Jahr für alle Demüthigungen und Niederlagen getröſtet worden. Sie umſäuſelten und umbrauſten ſeine Ohren mit allen möglichen Süßigkeiten und Schmeicheleien. So klang es unter andern in franzöſiſchen Blättern, als er eine große Muſterung zu halten mit den übrigen Monarchen auf die Ebene von Vertus abgereiſt war: „Kaiſer „Alexander iſt auf ſein Lieblingsſchloß (Tugendfeld) abgereiſt." Doch ſchien der ruſſiſche Kaiſer etwas abgekühlt gegen ſie; indeſſen war er darum noch nicht erwärmt für das verlaſſene Deutſchland. Das ſchlaue Volk griff ihn nun von einer andern Seite an; es ſtieß nicht allein mehr in die Trompete irdiſchen Ruhms, ſondern ließ gleichſam Poſaunentöne einer andern Welt auf ihn herabblaſen. Der Franzoſe iſt einmal der Menſch des Augenblicks, ja der Sekunde und weiß jedes feinſte Lüftchen, das zu ſeinen Gunſten wehen kann, mit ſeinem vielfarbigen und vielfaltigen

Wendemantel aufzufangen. Man ſchlage nur die Denkbücher ſeiner Diplomaten auf und leſe darin ihre vielgeſtaltigen proteiſchen Künſte, wie ſie vor den Augen Europas offen da liegen. Statt aller andern ſchlage man nur die Mémoires du Maréchal Comte de Villars auf. Dieſer bekleidete in Wien bei Kaiſer Leopold zur Zeit, als bei dem Hinſchwinden Karls des Zweiten von Spanien ganz Europa durch die bald fällige Spaniſche Erbſchaft in Bewegung geſetzt war, den Poſten als franzöſiſcher Geſandter. Er war jung, muthig, ſchön und thätig, hatte offenbar ein Dutzend der ſchönſten und gewandteſten Jünglinge aus den erſten franzöſiſchen Häuſern und verſteckt unter mancherlei Kappen und Hüllen noch viele andre Mithelfer in ſeinem Geleit und unter ſeinem Schutz; daneben ein Gewimmel reitzender franzöſiſcher Tänzerinnen und Buhlerinnen. Die erſten waren beſtimmt, die deutſchen und ungriſchen Damen, die zweiten, die Männer zu fangen; er ſelbſt gab ſich in allen möglichen Verpuppungen und Verkleidungen in ähnlichen Unternehmungen gleichen Abentheuern preis; was in der öſtreichiſchen Hauptſtadt von ſchlechtem feilen und ſpitzbübiſchen Volk vollends für Gold und Silber zu erkaufen war, das hatte er als Mäkler, Lauſcher und Späher im Solde. So waren ſie, ſo ſind die Franzoſen bis auf den heutigen Tag. Wozu noch kommt, daß ſie durch allgemeinen Gebrauch ihrer Sprache einen leichten Eingang und ein geiſtiges Übergewicht haben, welche allen übrigen Völkern Europas fehlen. Jetzt alſo ſuchten ſie ſich des Kaiſers Alexander auf eine andere Weiſe zu bemächtigen. Er war ein liebenswürdiger Fürſt mit einem leichten Anflug alles Edelmüthigen und Hohen, was freilich nicht lange vorhielt; mit einem milden, ſanften, faſt weiblichen Gemüth, ſo daß ihm die Männlichkeit, womit er die Jahre 1812 und 1813 beſtanden und beharrt hat, doppelt hoch anzurechnen iſt; auch mit einer faſt weiblichen Eitelkeit, welche um die Gunſt und das Wohlgefallen der Menſchen zu buhlen ſchien. Dies hatten ſie ihm ſchon im vorigen Jahre abgeſehen, und ſpannten nun die Netze aus, womit ſie ihn zu beſtricken meinten und ihn im gewiſſen Sinn allerdings wieder beſtrickt haben.

Es war eine Frau von Krüdener, Wittwe eines ehemaligen ruſſiſchen Diplomaten, eine Dame aus der großen Welt, welche in ihrer Jugend, wo ſie eine glänzende und berufene Schönheit geweſen, die Wege und Stege derſelben, ja auch wohl manche verbotene durch allerlei Irren gewundene Schleichwege derſelben durch Erfahrung kennen gelernt hatte. Dieſe Dame, jetzt älter geworden, immer noch mit großen Reſten von Schönheit und dem zauberhaften Schimmer einer ſehnſuchtsvollen Magdalenenbüßerin übergoſſen, der Eitelkeiten und Nichtigkeiten der irdiſchen Freuden dem Anſcheine nach ſatt, trat als eine Begeiſterte, als eine mit Geſichten und Weiſſagungen von oben Geſegnete, als eine Predigerin der Lehre von der Gnade und von Reue und Buße auf. Sie hatte dieſe letzten Jahre am Oberrhein, in Baden, in Baſel, in Strasburg gelebt und großes Aufſehen erregt, um ſo mehr, da ſie manche ruſſiſche und andere Groſie, Generale, Miniſter u. ſ. w. u. ſ. w. in die ſanften Zügel ihrer Frömmigkeit einzuſpannen und ſiegreich wie im chriſtlichen Triumph umherzuführen ſchien, da ſie auch der Gunſt genoß, mehrmals Stundenlang mit dem Kaiſer Alexander, wie man flüſterte, über die himmliſchen Dinge und über himmliſche Offenbarungen ſich unterhalten zu dürfen. Ich habe ſie im Sommer 1814, wo ich mich wohl einen Monat in den Bädern zu Baden, im Elſaß und in dem paradieſiſchen Murgthale aufhielt, viel und oft geſehen, unter Andern viel in Geſellſchaft des lieben frommen Greiſes Jung-Stilling, mit deſſen kindlicher Einfalt ſie herrlich zu ſpielen verſtand. Sie hatte die ganze Unruhe und geſchäftige Zudringlichkeit einer Dame aus der hohen Welt, die doch noch nicht zur Ruhe gekommen iſt, und das eine Aug immer noch für die Luſt des irdiſchen Lebens offen zu haben ſcheint, während das andere nach dem Frieden der überirdiſchen Welt ſchmachtet. Dieſe Frau machte nicht den Eindruck einer Gauklerin und Betrügerin, ſondern einer Schwärmerin; ſie hatte den ſehnſüchtigen und mächtigen Zauber einer Begeiſterten, welche ſie wirklich war: denn ſie predigte ihr neues Evangelium mit gleichem Eifer den Armen wie den Reichen, dem Kaiſer wie dem Bettler. Beſonders war ihr Lieblingsthema, wie ich es bei alten Weibern unter Männer- und Frauen-Bildern dieſes Standes an den verſchiedenſten Orten auf gleiche Weiſe wiedergefunden habe, die Erſchütterungen und Umwälzungen, wovon Europa heimgeſucht wird, von den Sünden der Völker herzuleiten, welche ſie mit unruhigen Trieben umherjagten und ſie den Frieden und das Glück, da wo allein ihr Wohnſitz iſt, nicht ſuchen ließen. Sie ſprachen hiemit eine unleugbare Wahrheit aus; nur hätten ſie nicht unten bei allem Volk anfangen ſollen, ſondern zunächſt bei ihrem Volke und Geſchlechte, bei der hohen und vornehmen Welt, und in Hinſicht auf Frankreich bei den abſcheulichen ſittenloſen und glaubenloſen Regierungen und Hofhaltungen des Vierzehnten und Funfzehnten Ludwigs. An dieſe Dame machten ſich nun auch ſogenannte fromme diplomatiſche Franzoſen, und brachten ſie in nächſte Seelenverbindung mit der franzöſiſchen Dame Lezay-Marneſia, Wittwe des ehemaligen Landvogts von Strasburg, eines wackern und durch ſeine Redlichkeit allgemein geachteten Mannes, der im verfloſſenen Jahre dem Grafen von Artois entgegenfahrend, mit ſeinem Wagen umgeworfen war und den Hals gebrochen hatte. Dieſe beiden Frauen zogen nun mit einander in's Kaiſerliche Hoflager, und Frau von Krüdener hielt

Betſtunden und Bußübungen mit dem Kaiſer, deren Anfangs- und End-Wort war und blieb: Es iſt wahr, die Franzoſen ſind gottvergeſſen und verrucht, und die ſchlimmſten Grundſätze haben bei ihnen Überhand genommen, ſie haben mit Recht die Züchtigung Gottes und der Menſchen verdient; aber will man ſie nicht mit Gewalt in die Wildheit hineintreiben, will man ſie für das Chriſtenthum und die alte Herrſchaft der Bourbons wiedergewinnen, ſo darf man nicht mit der Strenge der Gerechtigkeit mit ihnen handeln, man muß ſie durch Milde und Großmuth allmälig wieder zum Beſſern erziehen. Alſo das Stichwort war hier Gnade und immer Gnade, während man Deutſchland ſein Recht, ſein verſprochenes, ſein feierlich verſprochenes Recht weigerte.

Dieſe Damen und noch einige Andere, welche ſie ſich beizugeſellen wußten, nahmen den Kaiſer Alexander in die Mache. In eine andere Mache, welche diesmal viel ſchlimmer wirkte, geriethen die Engländer oder vielmehr ihr großer Feldhauptmann Wellington, und durch ihn und ſeine Bindung Caſtlereagh und die Andern, welche bei den Verhandlungen mitwirkten. Fouche, der berüchtigte Duc d'Otranto, welcher während ſo vieler Jahre der Generalfeldmarſchall von Napoleons europäiſcher Späherbande geweſen war, deſſen Namen Fuſche man Pfuſcherer, Verwirrer und Anzettler überſetzen könnte, war, als die Heere dieſen Sommer gegen einander in's Feld rückten, gewiß nicht ohne Napoleons Mitwiſſen, mit dem großen engliſchen Feldherrn in Verbindung getreten, unter dem Schein eines Verräthers, welcher den Engländern die Stimmungen und Bewegungen Frankreichs und die Entwürfe Napoleons mittheilen wollte. Durch ihn war es ſchon geſchehen, daß die Verbündeten durch Napoleon überraſcht wurden. Schon einige Wochen vor den Schlachten bei Ligny und Waterloo hatte der preußiſche Feldherr Wellington gewarnt, und ihn zu bewegen geſucht, daß die einzelnen Schaaren der verbündeten Heere in ihren Kantonnirungen, damit ſie für jeden Schlag ſogleich bereit wären, näher zuſammengerückt würden. Vergebens: Wellington verließ ſich auf die Berichte ſeines Fouché, der ihm eingebildet hatte, Napoleon wolle überhaupt nicht angriffsweiſe verfahren, und werde auf keinen Fall ſein Heer vor dem Julius für eine Schlacht beiſammen haben. So begab ſich, daß die Verbündeten den 16. und 17. Junius von der ganzen franzöſiſchen Macht gedrängt und zum Theil geſchlagen wurden, da bei ihren Heeren 50,000 bis 60,000 Mann nicht ſogleich zur Stelle kommen konnten und erſt den zweiten und dritten Tag eintrafen. Wenn es Napoleon damals gelungen wäre, einen vernichtenden Sieg davon zu tragen, wie würde ganz Frankreich die verſchmitzte Tugend ſeines edlen Bürgers Fouché geprieſen haben! Aber wie wahr dies iſt, Wellington war einmal mit dem Netze umſtrickt und blieb fortwährend in Verbindung mit Fouché, der nun freilich, da Napoleon nach der Niederlage bei Waterloo ohne Rettung verloren war und ſich ſelbſt auch verloren gab, den Spieß ſogleich nach der andern Seite hinwandte und ſeinen alten Herrn durch die planmäßigſten Verſtrickungen endlich auf der Rhede von Rochefort den Engländern auf ihren Northumberland auslieferte. Fouché behielt den größten Einfluß bei Wellington und gebrauchte dieſen Einfluß für Frankreich gegen Deutſchland. Preußen, auch durch Stein noch mehr befeuert, welcher aber von ſeinem Gewicht auf Alexander ſchon viel verloren hatte, ſtellte immerwährend als conditio sine qua non des Friedens mit Frankreich, die Auslieferung und Rückgebung der deutſchen Landſchaften Elſaß und Lothringen mit den Feſtungen Metz und Strasburg auf, und drang um ſo kühner auf dieſe Auslieferung, da es erklärte, es handle hier bloß im Sinn der deutſchen Ehre und Sicherheit, es verlange von dieſen zurückgegebenen Landſchaften auch kein kleinſtes Dorf. Es war wegen der Engländer nicht zu erlangen, die hier, wie in andern Punkten, auf Deutſchlands Koſten die Großmüthigen ſpielten.

Dies war und blieb die deutſche Klage, als im Herbſt dieſes Jahrs 1815 alles abgeſchloſſen war und jeder wieder in ſein Land zog. Deutſchland hätte noch viel mehr zu klagen gehabt, wenn Klagen etwas Verlornes erſetzten und etwas Verſäumtes einholten. Es war niemals und nirgends auf einem der Friedenskongreſſe von einem beſtimmten großen deutſchen Kabinete, von einem wirklichen deutſchen Miniſter ein Programm Deutſchlands ausgegeben, wie faſt alle die andern Völker dort Programme ihres Daſeyns, ihrer natürlichen Verhältniſſe, Vortheile und Forderungen ausgaben. Nicht nur die Franzoſen, auch die Verbündeten hatten von dem ſchönen, gebildeten, kunſtreichen Lande der Franzoſen, und daß ihr Staat zum Heil des übrigen Europas mächtig und ſtark ſeyn und bleiben müſſe, uns die Ohren voll geklungen; daß Deutſchland aber vor allen andern, daß Deutſchland eben als der Mittelpunkt des Welttheils, an welchem ſich die wilden Wogen aller Völkerbewegungen und Weltaufruhre brechen müßten, ſtark und mächtig erhalten oder gemacht werden müſſe, wer hat es ausgeſprochen? Höchſtens hatte man von einer Wiederherſtellung der alten Zuſtände von 1790 geſprochen, welche, wenn man die Kraft und Macht des Widerſtandes und das Glück der Sicherheit und die Ehre der Unabhängigkeit in's Aug faßte, eben nicht die fröhlichſten Erinnerungen und erbaulichſten Betrachtungen erwecken konnte. Man hätte beſonders darauf größere Forderungen und Anſprüche für Deutſchland mit Nachdruck begründen können, daß dieſes große in mehr als dreißig größere und kleinere Staaten vertheilte und zerſtückelte Land ſchon durch die Schwerfälligkeit und Langſamkeit ſeiner Bewegung und die Schwierigkeit der Vereinigung ſeiner Kräfte nimmer die Macht habe, welche ſeine natürlichen Hülfsmittel und die Menge und der kriegeriſche Sinn ſeiner tapfern Bewohner ihm ſonſt geben würden; daß daſſelbe, deſſen Einheit ſeit mehr als ſechshundert Jahren nach und nach zerbröckelt ſey, nimmer einen Reiz zu Angriffskriegen gegen die Nachbarn habe, wohl aber von der Lüſternheit und Habſucht derſelben ſolchen Angriffen ausgeſetzt ſey; daß es als ein großes Friedensland zum Heil Europas von Gott in die Mitte geſtellt wenigſtens durch die Maſſenhaftigkeit ſeines Inhalts und Umfangs mit einigem Glanz der Furcht und Majeſtät angethan werden müſſe. — Auch das ſprachen die Fremden endlich noch als eine offenbare Verhöhnung unſers Namens aus, *daß Deutſchland durch ſeine Siege wenigſtens in ſeinen vollen Beſitzſtand, wie er im Jahr 1790 geweſen, wiederhergeſtellt ſey.* Nein! das war nicht wahr. Eine Menge kleiner Beſitzungen im Elſaß und in Lothringen, welche 1790 noch deutſchen Fürſten und Baronen gehorchten, waren den Wälſchen überlaſſen, und vier Millionen Seelen hatte man ohne gehörigen Gegenkampf gegen Englands dumme Entwürfe den Holländern hingeworfen, die nimmer Deutſche ſeyn wollen, obgleich ſie es ſind: die ſchönen burgundiſchen Lande und das große Biſthum und Fürſtenthum Lüttich nebſt mehreren Reichsabteien.

Ich war in der heiligen Rheinſtadt, wie man halb im Ernſt und halb im Scherz Köln wohl zu nennen pflegt, ſehr fleißig, und ſchriftſtellerte auch, indem ich eine Zeitſchrift unter dem Titel **Der Wächter** herausgab. In dieſer Zeitſchrift hatte ich eine Abhandlung geliefert des Namens: **Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und Bauern im**

Sinn einer höheren, d. h. menſchlichen Geſetzgebung; welches Wort ich im Jahr 1820 in Schleswig als ein beſonderes Schriftchen habe wiederabdrucken und ausgehen laſſen. Ich kehrte damit gleichſam wieder zu meinen politiſchen Anfängen zurück; denn für die Bauern hatte ich meinen erſten Auslauf gethan, für ſie meine erſten Sträuße ausgetheilt und zurückempfangen. Sie ſind auch bis auf den heutigen Tag ein immer ernſterer Gegenſtand meines Nachdenkens geworden, und werden es von Tage zu Tage mehr, je weiter die Zeit in der Offenbarung ihrer Richtungen und in der Entwickelung ihrer Bildungen und Veränderungen vorſchreitet. Wegen der Wichtigkeit der Sache und weil ich nothwendig andre Anſichten über die Zeit daran hängen muß, gehe ich hier etwas näher auf jenes Schriftchen ein, und gebe, indem ich was die Forſten angeht nicht berühre, meine Gedanken über das Bauerweſen theils wörtlich theils im Auszuge, wie ſie in jenem Büchlein enthalten ſind.

Über die Bauern.

So ſind wir durch unſern Wald gewandert und haben uns unter ſeinen Bäumen umgeſehen, und auf die Geiſter gelauſcht, die um ſie wehen und weben und von ihnen auf die Menſchenkinder herabſpielen. Wir kommen jetzt auf die zweite große Forſt, die wir erhalten und, wo ſie verwüſtet iſt, wiederhergeſtellt wünſchten, auf die Forſt, woraus zum Staatsbau die ſtärkſten und tüchtigſten Stämme und woraus die Maſten und Balken der Kraft gehauen werden müſſen, nämlich auf die Bauren. Wir laſſen uns nicht verdrießen, wenn Viele ſagen, daß wir immer auf derſelben Leyer klimpern, auch wenn wir närriſch oder wohl raſend genannt werden. Die Wahrheit iſt ja ſelbſt ein ſo närriſches und raſendes Ding, daß ſie immer nur Einen Schein und Klang hat, und deswegen von vielen Leuten aus der ſogenannten feinen Geſellſchaft weggewieſen wird. Auch das ſoll uns nicht kümmern, daß man uns Baurenfreunde und für die Bauern partheiiſch und gegen den Adel feindſelig nennt. Weil ich für den Bauer ſchreibe und ihn vertheidige, daraus folgt noch nicht, daß ich den Adel haſſe; auch daraus folgt das nicht, weil ich mich hie und da wohl gegen Anſprüche des Adels erklärt habe, die mir ungebührlich dünken. Für den Bauer ſpreche ich und haben vor mir Viele geſprochen, weil er unmündig iſt; für den Adel brauche ich nicht zu ſprechen, weil er ſelbſt Mundes genug hat, den er nicht ſchweigen läßt.

(Betrachtungen über Zeitalter, Länder, Klimate, Urzuſtände der Völker; dann wird fortgefahren:)

Aber jenſeits der ſeligen Schuldloſigkeit und Unbefangenheit der Jugend der Völker, die ſich ſo frei fühlt, weil ſie von der Welt ſo wenig bedarf und begehrt, und jenſeits der gemeinen Menſchen, welchen dort alles Glück ausgeſchüttet däucht, wo die wenigſte Arbeit und der reichſte Genuß iſt, wird noch nach einer andern Freiheit gefragt, wodurch auch die Geiſter ihre Weide haben wollen; und dies iſt eigentlich die Freiheit, worauf wir hier hinſpielen: die politiſche Freiheit im höheren Sinn. Hätten wir ſo wenig verderbliche und zerſtörende Leidenſchaften und Bedürfniſſe wie die Kinder, wäre die Natur auch überhaupt gegen die Menſchen ſo liebreich und gütig, als die meiſten Menſchen es in der Regel doch gegen Kinder ſind, ſo hätte das Menſchengeſchlecht von der Wiege bis zum Grabe luſtig mit einander hinſpielen und leben können; denn die kleinen Hader, die wohl einmal entſtanden wären, hätten ſich faſt immer leicht und unblutig beilegen laſſen. Dann wäre das, was wir in einem höheren Sinn unter dem Worte *politiſche Freiheit* verſtehen, in einem Menſchenkopfe nie zu einem Begriff geworden. Aber die Noth der Natur, die Unbarmherzigkeit der Elemente, der Ungeſtüm und die Wildheit unſerer Lüſte und Begierden haben auf Erden frühe Unglückliche und Verbrecher, Tyrannen und Sklaven geſchaffen, und die Menſchen der ewigen Unſicherheit und der unaufhörlichen Wechſel eines ungebundenen Zuſtandes müde, welchen Einige die urſprüngliche Freiheit nennen, wo aber eines jeden Hand gegen die des andern aufgehoben iſt, haben ſich ſelbſt Geſetze gegeben und ſich mit vielen freiwilligen Banden gebunden, weil ſie ein beſchränktes Glück mit Sicherheit einer unſichern Ungebundenheit vorzogen. So ſind die Völker einer ſelbſtgemachten Nothwendigkeit dienſtbar geworden, wodurch den zu kühnen Verbrechen und zu frechen Leidenſchaften die Bahn verengt werden ſollte. Dieſer Zwang, deſſen ein vollkommneres Geſtirn und vollkommnere Weſen freilich nicht bedurft hätten, hat zuerſt den Begriff der Freiheit geboren. Das Wort Unſchuld iſt durch die Schuld und das Wort Freiheit durch den Dienſt in die Sprachen der Menſchen gekommen; um das Geſetz, um das, wodurch der Zwang bedingt iſt, hat ſich die Idee der Freiheit geſammelt und entwickelt.

Der Menſch, wenn er bis auf dieſen Punkt der Entwickelung gekommen iſt, wenn er die ſogenannte urſprüngliche Freiheit bis hieher aufgegeben hat, beginnt nun das Gebiet abzuſtecken, in welchem er ſich noch frei und ungehindert bewegen darf. Grauen vor Gewalt der Natur und vor der ſchlimmeren Gewalt Seinesgleichen machte ihn dem Geſetze dienſtbar. Da er nun das Geſetz freiwillig empfangen hat, wohl wiſſend, daß er eine große und ſchwere Laſt auf ſeinen Nacken nahm, ſo hat er ſie nur aufgenommen, damit er von den Plagen jenes unbeſtimmten und wüſten Zuſtandes befreit würde, wo er ohne feſte Übereinkunft mit Seinesgleichen doch immer rechtlos und ſchutzlos und alſo unglücklich war; er hat ſeinen Stand und ſeine Stände jegliches an ſeinen Ort geſtellt, jedem ſeinen Kreis und Umfang gemeſſen, aus welchen ſie nicht ungeſtraft herausſpringen dürfen. So hat er ſein Recht und ſeine Richtſchnur geſucht und gefunden. Fichte ſagt ganz folgerichtig: es giebt kein ſogenanntes Naturrecht, es giebt kein ſogenanntes urſprüngliches Recht der Wilden und Ungebändigten, es giebt kein Recht vor dem Staat.

Da der Menſch den einzelnen Willen — ein hohes Gut, das er nur um höhere Güter aufgeben konnte — drein gegeben hat, ſo verlangt er unerbittlich und unabweislich, daß es keinen einzigen Willen gebe, der über die Übereinkunft hinaus oder gar gegen die Übereinkunft etwas vermöge. Er darf hier auch nicht die geringſte Ausnahme zugeſtehen; denn was dem einen erlaubt und möglich wäre, müßte nach einem ganz gültigen Schluſſe ja auch für Millionen erlaubt und möglich ſeyn: wann der Damm erſt für Bäche durchbrochen iſt, wird er es auch für den Strom werden. Der dem Geſetz unterwürfige Menſch will demnach, daß alle dem Geſetze gehorchen ſollen, daß der König wie der Bettler die Majeſtät deſſelben anerkennen und ihr gehorchen ſoll. In dieſer Majeſtät des Geſetzes ſetzt er die eigentliche Freiheit. Wo aber nur die geringſte Ausnahme iſt, wo gelehrt werden darf, daß der Herrſcher über dem Geſetze iſt, da trifft er das Gebiet der Sklaverei an, wie mannigfaltig auch die Abſtufungen von dem Beſſeren zum Schlechteren ſeyen. Nach hundert Zufälligkeiten, nach der verſchiedenen Beſchaffenheit jedes Landes und der beſondern Eigenthümlichkeit jedes Volkes werden die Geſetze ſelbſt, welche Menſchen ſich geben, die verſchiedenſten ſeyn, ſtrenger oder milder, vollkommener oder unvollkommener; doch wird darnach die Freiheit nicht gemeſſen, ſondern nach dem allgemeinen Gehorſam, womit jedermann unter denſelben gebunden iſt. Und mit Recht halten die Menſchen, welche ſich auf Freiheit verſtehen, den Staat beſſer und glücklicher, wo ſchlechten Geſetzen ohne Ausnahme gehorcht wird, als jene andern, wo Eigenmacht oder Muthwille gute Geſetze nur zuweilen überſchreiten dürfen.

Der eigentliche Begriff politiſcher Freiheit iſt alſo: Höchſte und ausnahmloſe Herrſchaft des Geſetzes. Denn wo dieſe Herrſchaft wirklich iſt, kann der Bürger ſein Leben ſo einrichten, daß er durch ſtrengen Gehorſam nichts zu fürchten und ſich vor keinem einzelnen Willen zu beugen hat, welche Beugung, ſelbſt wenn ſie innerhalb der Verbeugungen ſtehen bleibt, das bitterſte Leid iſt, welches einem ſtolzen und muthigen Herzen widerfahren kann. Außer dieſer hohen politiſchen Freiheit ſpricht man häufig noch von einer höheren, von der ſogenannten geiſtigen Freiheit, und auch über dieſe muß hier wenigſtens Einiges gewinkt werden.

Die Guten und Redlichen, wann ſie klagen, daß es auf dieſer unvollkommenen Erde nicht ſo iſt, wie es nach dem der Menſchenbruſt von Anbeginn eingepflanzten Bilde der Gerechtigkeit ſeyn ſollte; wann ſie klagen, daß Habſucht, Schmeichelei, Lüge und Sklavenſinn oft alle Geſetze umgehen oder durchbrechen; kurz wann ſie klagen, daß der Muth und die Freiheit todt und der Eigennutz und die Knechtſchaft recht lebendig ſind, werden von Vielen mit der Antwort abgewieſen: Ihr klaget thörigt. Wer kann dem Menſchen die Freiheit nehmen? die Freiheit nämlich, welche allein dieſen Namen verdient, die geiſtige Freiheit? Freilich die Theilnahme an den Geſetzen und an der Geſetzgebung kann der Deſpotismus euch abſchneiden, auch das Sprechen kann er euch theuer machen durch Cenſuredikte und durch heimliche Späher, die mit dem Verdachte und der Anklage allenthalben lauſchen, aber das Denken kann er euch nicht verbieten.

Auf dieſe oder auf eine ähnliche Weiſe hat man Viele antworten gehört. Sie können mit einer ſolchen Antwort wohl die Perſon, aber nicht die Sache abfertigen; denn der gewöhnliche Spruch: Alles mag ein Tyrann den Menſchen verbieten, nur nicht das Denken, dieſes hat Gott frei gelaſſen, hält nur bis zu einem gewiſſen Punkte Stich. Wir wiſſen, daß es bei dem ſklaviſcheſten Zuſtande der Geſellſchaft einzelne große Wortklauber und Schriftgelehrte gegeben hat — ſolche ſah man nach dem Untergange der griechiſchen Freiheit an den Deſpotenhöfen von Alexandria, Antiochia und Pergamus — aber das arme unterdrückte Volk dachte nicht mehr mit, und deswegen fehlte den Rednern, Weltweiſen, Gelehrten und Künſtlern jene erhabene Einfalt und kühne Würde und Hoheit der Seele, welche ſterbliche Werke mit dem Zeichen der Gottähnlichkeit ſtämpeln. Deswegen iſt auch keine geiſtige Freiheit im höhern Sinn, wo die politiſche Freiheit fehlt. So iſt der Menſch einmal geboren, daß er äußern leiblichen Reitz haben muß, damit das Innere Geiſtige in ihm lebendig werde und lebendig bleibe.

Alſo unſere Freiheit heißt Herrſchaft des Geſetzes, damit ein würdiger Kampf ſey für die Beſchützung und Erhaltung des Geſetzes, damit alle durch die Theilnahme an dem öffentlichen Leben das Geſetz kennen und anerkennen, damit die Geiſter dadurch lebendig und friſch erhalten und gereitzt werden zu jeder edlen Kühnheit und zu jedem ſchweren und unſterblichen Werke. Durch etwas Großes und Gemeinſames, was allen nah liegt, müſſen die Menſchen zum Reden und zum Denken geweckt werden. Denn Reden und Denken iſt Eins, und wer das Sprechen verbietet, der verbietet auch das Denken, ja er verbietet das Reden; denn reden heißt mit Verſtand und mit Gedanken ſprechen. Die Lippe iſt der Wetzſtein des Geiſtes, über die Lippe muß der Gedanke oft hin und her laufen, damit er Glanz, Farbe und Geſtalt gewinne. Ein im Innern verſchloſſener und durch Auflaurer und Späher zurückgeſcheuchter Gedanke iſt eine Sonne und ein Blitz hinter düſtern Wolken. Die Zunge muß gelöſt werden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne; immer verſchloſſen erſtarrt und erſtirbt er allmälig. Der Tag bricht an und der Menſch ſpricht. Dies iſt ſo ſehr Ein Wort und Eine Bedeutung, daß die ganze ſchöne Welt Gottes wüſt, todt, dumm und ſtumm wird, wenn beide nicht mehr hervorbrechen dürfen. Denn die Sprache iſt die geiſtige Sonne auf Erden, und muß zuweilen auch der geiſtige Blitz ſeyn.

Wir finden bei der Betrachtung deſſen, was unter dem Worte Gleichheit verſtanden und begriffen wird, daß die urſprüngliche Idee dieſer Gleichheit dem menſchlichen Gemüthe ſo eingepflanzt iſt, daß alle Menſchen gleichen Genuß der Erde und der Freude haben müßten. So hat Gott dem Menſchen ſein Paradies gepflanzt, ſo ſind die goldenen und ſaturniſchen Zeitalter einſt geweſen und ſpäter nur als Fabeln der Dichter geglaubt worden, jene Zeitalter, wo die Menſchen ohne Krankheit und ſchwere Sorgen und Arbeiten Jahrhunderte lang fortlebten, wo die wilden Leidenſchaften der Habſucht und Wolluſt noch nicht wütheten, wo freundliche Güte und Milde vor Hader bewahrte, wo kein Todtſchlag und kein Krieg war, und wo die Lebenden glaubten, daß die Geſtorbenen, weil ſie noch ſo rein und glücklich waren, unmittelbar zu den Sitzen der Götter aufſtiegen und von ihnen herab als Engel und Schutzgeiſter den ſpäteren von jener Reinheit und Glückſeligkeit immer mehr ausartenden Geſchlechtern beiſtänden. Aber dieſe Gleichheit hat auf Erden nicht bewahrt werden können und iſt auch nirgends mehr möglich zu machen. Für die Verſtändigen, welchen Narrheit und Verbrechen nicht gefallen, die aus ſo thö-

Zuſtande des ungefähr gleichen Wohlſtandes erhalten wurde. Sie wollten vor allen Dingen dem Unglück vorbeugen, wodurch die Tugend und Herrlichkeit der Staaten endlich unvermeidlich untergehen muß, daß nicht einige Wenige durch Glück, Geſchicklichkeit und Habſucht allen Landbeſitz an ſich riſſen und die große Maſſe des Volks zu bloßen Knechten und Tagelöhnern dieſer wenigen Reichen erniedrigt würden. Sie hatten hiebei zwei Dinge am meiſten in's Auge gefaßt. Erſtlich meinten ſie — und welcher Verſtändige meint das nicht mit ihnen? — in den Klaſſen des Volks, die eine geſicherte mittelmäßige Wohlhabenheit haben, werde Tugend und Redlichkeit, um deren willen doch jeder Staat gegründet gedacht werden ſoll, am reinſten und treueſten erhalten; und zweitens wußten ſie, das Vaterland könne keine muthigeren und zuverläſſigeren Vertheidiger haben als diejenigen, welche Arbeit und Thätigkeit nicht in Weichlichkeit verſinken ließen und welche mit ihrem Vermögen an dem Lande ſo feſtgewurzelt ſäßen, daß ſie in Zeit der Gefahr es nicht wie Wechsler und Lombarden einpacken und an ſicherere Orte tragen könnten.

Ein großer Mann iſt hier vor allen zuerſt zu nennen, nämlich der Träger des Alten Teſtaments, der Seher und Mann Gottes Moſes. Je mehr man das Werk ſeiner Geſetzgebung betrachtet, deſto mehr muß man ſeine tiefe Weisheit und ſeinen alle Verhältniſſe der Geſellſchaft umfaſſenden Blick bewundern. Der Staat, den Moſes ſtiftete, war eine Theokratie, aber ſehr fern von der Unterdrückung und Sklaverei. Der weiſe Geſetzgeber hatte das Land berechnet, das von den Kindern Iſrael erobert und beſetzt werden ſollte, und hatte in dieſer Berechnung jedem Stamme nach ſeiner Volkszahl ſein Gebiet zugetheilt. Aber weil ſein Entwurf nicht ganz ausgeführt wurde; weil einige Stämme zu frühe zum Beſitz des Ihrigen kamen und ſich bald der Ruhe und Faulheit überließen, und den andern, die ihr volles Erbtheil noch nicht hatten, mit den Waffen in der Hand nicht dazu halfen; weil unter den verſchiedenen Stämmen auch bald Eiferſucht und Nebenbuhlerei einriß; und weil auf Joſua nicht ſogleich ein kriegeriſcher Feldhauptmann des Volks folgte — ſo haben Moſes große Gedanken und Entwürfe nimmer völlig zum Leben gelangen können, da der politiſche Staatsleib, worauf er bei ſeinem Entwurf gerechnet hatte, nimmer ganz fertig ward. Und deswegen iſt der moſaiſche Staat früh zerſpaltet, darauf wegen ſeiner Zwietracht und weil er die Meeresküſten und den Libanon nach Moſes Plan nicht erobert und eingenommen hatte, in den Kriegen neidiſcher Nachbarn und mächtiger fremder Eroberer Jahrhunderte lang hin und her geworfen, darauf unterjocht und zinsbar und endlich bald nach dem Anfange unſerer Zeitrechnung gänzlich ausgelöſcht worden.

In dieſer moſaiſchen Geſetzgebung war der Stamm der Leviten, zu welchem der Mann Gottes ſelbſt gehörte, ein mit vielen Vorrechten begabter und gleichſam adlicher Stamm. Aber das übrige Volk war nicht vergeſſen. Moſes hatte das ganze Land ſtammweiſe eingetheilt und jedem freien Obermann in jeder Familie war in jedem Stamm ſein Loos oder Erbe an Land zugetheilt worden. Dieſes Loos Land war unveräußerliches Staatslehen, und mußte bei der Familie, der es angewieſen war, von Geſchlecht zu Geſchlecht bleiben. Beſonders aber lag das in dem Plane des Geſetzgebers, daß nicht mehrere Looſe unter demſelben Beſitzer zuſammenkommen und auf dieſe Weiſe eine zu große Ungleichheit des Landbeſitzes entſtehen ſollte. Man kann dies alles in ſeinen Büchern von den Geſetzen und Ordnungen der verſchiedenen Stände weiter nachleſen, vorzüglich aber iſt das Buch Ruth darüber ein Kommentar mit ſtehenden Lettern. Wie ſehr Moſes Geſetzgebung überhaupt die Freiheit begünſtigte, beweiſt nichts mehr als ſein treffliches Geſetz von dem Halljahre, welches je alle fünfzig Jahre alle verpfändeten Grundſtücke dem alten Beſitzer wiedergab, und jenes andere Geſetz, welches denjenigen, der einem andern ſeine perſönliche Freiheit verpflichtet oder verkauft hatte, in jedem ſiebenten Jahre wieder zum eigenen Herrn ſeines Leibes machte.

Die Verfaſſung von Kreta, und die, wie die Alten uns erzählen, nach ihr gemodelte lykurgiſche Verfaſſung Spartas waren gleichfalls auf ſtrenger Eintheilung der Grundſtücke unter eine dem Staate angemeſſene Zahl freier Bürger gegründet. Und Sparta ſtand gewaltig in ſeiner rauhen und freilich nicht liebenswürdigen Tugend, bis Habſucht, Üppigkeit und Geſetzesbruch nach Ageſilaus die alte Ordnung ganz durchbrachen. Auch Athen und mehrere Staaten Großgriechenlands hatten Geſetze, die ſich dieſen annäherten. Die Alten fürchteten überhaupt das Zuſammenhäufen großer Güter und Beſitzungen in wenigen Familien als der Tugend und Freiheit der Bürger gefährlich: denn wo wenige Männer mit ungeheurem Reichthum ſind, findet man gewöhnlich eine Menge blutarmer Menſchen, nach der Regel: die tiefſten Sümpfe unter den höchſten Bergen. Sie fürchteten mit Recht, es würde aus dieſen ein Pöbel werden ohne Gefühl für Vaterland, Freiheit und Tugend, der weder fremden Angreifern noch einheimiſchen Vergewaltigern widerſtehen könnte. Man kann ihnen hierin wohl nicht Unrecht geben. Auch haben mit dieſen Geſetzgebern oder vielmehr nach dieſen Geſetzgebern die geiſtreichſten und edelſten Männer des Alterthums, welche über Geſetze und Verfaſſungen geſchrieben haben, allgemein den Grundſatz angenommen, daß der Staat, der wohl und gerecht geordnet und ſicher gebaut heißen ſolle, gute Äcker- und Feld-Geſetze haben müſſe, d. h. ſolche wo nicht zu große Grundſtücke von einem Einzigen beſeſſen und mäßige Güter nicht in zu kleine Theile unter Mehrere zerſtückelt werden durften. Wie dieſer große Gegenſtand bei den Kämpfen zwiſchen den Patriciern und Plebejern in Rom weiland zur Sprache kam, und wie um die Vertheilung der eroberten und dem Staate zinsbaren Ländereien oft blutig geſtritten worden, und wie der Geiz der alten Römiſchen Geſchlechter, der ſich das Meiſte und Beſte von dieſen Staatsgütern mit eigenmächtiger Willkür zugetheilt hatte, die übrigen freien Bürger gar nicht zum Mitbeſitz laſſen wollte — darüber haben wir in Niebuhrs Römiſcher Geſchichte durch die gründlichſten und lichtvolleſten Unterſuchungen zuerſt Tag erhalten.

Bei den neueren Völkern finden wir die Verfaſſungen nirgends als ein feſt in einander greifendes und aus der Idee großartig zuſammengebautes und zuſammengehängtes Kunſtwerk gegründet, wie dies bei Moſes, Lykurgus, und mehreren großen Geſetzgebern des Alterthums offenbar der Fall war. Bei uns iſt es eben geworden, wie es hat werden können, Viele mögten ſagen, wie der Zufall es gewollt hat. Dies Letzte ſagen wir aber nicht, obgleich wir nicht leugnen können, daß die neueren Völker, auch nachdem ſie beſſere Einſicht erlangt hatten, ſich mehr als recht vom Ungefähr haben treiben laſſen. In die Geſetze und Verfaſſungen der letzten funfzehnhundert Jahre hat eine gewaltige Macht mit hineingewirkt, welche den Alten fehlte, die milde und menſchliche Majeſtät des Chriſtenthums, welche Vieles ergänzt hat und bis dieſen Tag ergänzt, was Unvollſtändiges und Unzuſammenhangendes darin ſeyn mag, und welche die Wüſtheit und Grauſamkeit aller habſüchtigen Triebe der menſchlichen Natur im Allgemeinen doch auf eine wunderſame Weiſe gebrochen und gemildert hat. Wie dieſe himmliſche und göttliche Kraft des Wortes von der Liebe und Barmherzigkeit gleichſam als ein unmittelbarer Hauch und

Athem von dem Herrn die Empfindung der ganzen Welt durchdrungen und alles mit einem zarteren und geiſtigeren Leben und Streben beſeelt und die trotzige und ſtolze Tugend der Heiden zu Sanftmuth und Demuth gebeugt, und zugleich die meiſten Anſichten und Verhältniſſe des Lebens und Staates verändert hat — was ſoll ich hier weitläuftig erzählen, was wir alle wiſſen und wovon wir auch ohne Wiſſen ſchon innerlich überzeugt ſind? Ich wiederhole hier nur, was ich anderswo öfter ſchon geſagt habe, daß die Staaten des Alterthums, wie trefflich auch ihr Grundbau ſeyn mogte, deswegen nicht viele Jahrhunderte überdauern konnten, weil ſie von Anfang an einen Todeskeim des Gräuels und Verderbens in ſich trugen, die Sklaverei, worauf als auf einem morſchen Pfeiler die trotzige und oft grauſame Freiheit der Freien mit ruhete. Durch dieſes Grundübel gingen die meiſten Staaten der Heidenzeit geſchwinderen Schrittes zum Untergange, als ſie gethan haben würden, wenn ſie dieſe unſelige Beimiſchung nicht gehabt hätten. Das Chriſtenthum hat freilich ſelten einen ſo ſtolzen politiſchen Schein von ſich geſtrahlt als jenes Heidenthum, aber es hat die Völker und Staaten mit ſanfterer und faſt immer mit ſicherer Hand geführt, und, indem es die Leidenſchaften und Triebe der Menſchen bändigte und zügelte, hat es oft auch die zu reißende Bewegung, ich mögte ſagen den zu geſchwinden Ablauf, der Staatsmaſchine aufgehalten.

Wie geſagt, die Verfaſſungen der neueren Staaten im Gegenſatz gegen diejenigen Staaten des Alterthums, deren Geſchichte uns beſonders anziehend und lehrreich iſt, haben ſich mehr ſo von ſelbſt gemacht, was man gewöhnlich ſich ſo von ſelbſt machen nennt, als daß ſie nach dem feſten und in der Zuſammenſetzung ſeiner Theile genau abgemeſſenen Entwurf eines Geſetzgebers gemacht wären. Bei einem ſolchen Sichſelbſtmachen zeigen die Völker am beſſen, was ſie werth ſind und was von urſprünglicher Anlage zur Freiheit und Geſetzlichkeit in ihnen iſt. Unſre Vorfahren, die Germanen, offenbaren ſich da von den Anfängen ihrer bekannten Geſchichte als ein edles und freies Volk, und als ein ſolches, das ſich auch auf Einrichtungen für die Erhaltung der Freiheit verſtand. Es geht ein gewiſſer Grundtypus für die Feld- und Ackerbau-Verhältniſſe durch die Geſetzgebungen und Gebräuche der germaniſchen Stämme, welcher die freien Männer im Beſitz ihrer Güter in einem gewiſſen Wohlſtande zu bewahren mit Weisheit und Gerechtigkeit berechnet ſchien. Doch wurden allerdings auch unterworfene und leibeigene Leute bei'm Ackerbau gebraucht. In ruhigen Sitzen bewohnten ſie das Land nach einem gewiſſen Gleichmaaße des Ranges und der Bedürfniſſe unter ſich getheilt; doch ſo, daß alle den Fürſten und Vornehmſten, welchen ſie im Kriege folgten, Ehrengeſchenke gaben, und daß die Leibeigenen gegen Abgaben von Vieh und Getraide an die Freien Zinshöfe bewohnten, deren Grund nicht ihnen gehörte. Tacitus ſagt uns ausdrücklich im 26. Kapitel ſeines Büchleins über Germanien, daß ſie, wenn ſie neue Stücke Land unter den Pflug nahmen, nach der Kopfzahl der Ackersleute und nach der Würde theilten *). So ward bis zu einem gewiſſen Grade für billige eine Gleichheit des Beſitzes geſorgt.

Auf die Weiſe, wie ſie es daheim im eigenen Lande hielten, wenn neues Ackerland unter Dorfſchaften oder Gemeinden zu vertheilen und anzuweiſen war, hielten ſie es ſpäterhin auch, als ſie

---

*) Dies erklärt ſich aus dem noch beſtehenden Brauch unſerer Tage, wenn, wo Markenvertheilung geſchieht oder eine große Dorf- oder Stadt-Allmend war, Stücke wüſter Haiden oder Gemeinweiden unter den Pflug genommen werden ſollten, dieſe nach der Würde (d. h. nach dem kleinern oder größern Feldmaaße, welches jeder in der Gemarkung oder Allmend beſaß,) in kleinern oder größern Loſen zugemeſſen wurden.

im fünften und ſechsten Jahrhundert als Eroberer über die Donau und den Rhein gegen Süden und Weſten oder auf Schiffen zu den Inſeln zogen. Die Eroberer theilten die mit dem Schwerdt gewonnenen Länder und die Bewohner derſelben unter ſich, ſo daß von dem Fürſten bis zu dem unterſten Freien, der ihm gefolgt war, jeder nach dem Maaße ſeiner Anſprüche oder Bedürfniſſe ſein gebührliches Loos erhielt. Dieſe Germanen aber arteten nun bald aus, weil ſie in den alten Einwohnern der eroberten Länder zu viele und zu verſchmizte und verdorbene Sklaven bekamen. Wie das Gemüth dadurch verdorben ward, verlor auch die Freiheit ihre Kraft, die ohne Tugend nie beſteht, und bald entwickelte ſich eine eigenthümliche Art eines unfreien Zuſtandes, wohin allmälig viele der Freien hinabgezogen wurden und welcher von Manchen Knechtſchaft genannt worden iſt. Dieſer in vielen Abſtufungen und oft mit den ſeltſamſten Verſchiedenheiten in einander verzweigte und verflochtene Zuſtand einer vielfältig gebundenen Unfreiheit hat den Namen Lehnweſen bekommen, auch wohl Vaſallenweſen.

In dem eigentlichen Germanien, in dem Lande, welches wir jetzt Deutſchland nennen, hatte ſich in den Gegenden, wo fremde Völker entweder gar nicht oder doch nur eine gar kurze Zeit gehauſt hatten, jene Einrichtung am beſten erhalten, welche urſprüngliches Gefühl vom Recht und natürliche Billigkeit bei der Vertheilung der Ländereien gemacht hatten. Dieſe glücklichen Gegenden waren die Mitte der deutſchen Lande und der Weſten zwiſchen dem Rhein und der Elbe, jener glänzende Schauplatz der gewaltigen Römerkriege, aus welchen unſre Altvordern ſo ſiegreich geſchieden waren. Was von Germanien jenſeits der Elbe nordöſtlich und jenſeits der Elbe und des Fichtelberges öſtlich liegt, war von Wenden*) (Slaven an der Küſte) und Slaven ſehr angefreſſen und in ſeinen früheren Verhältniſſen zerrüttet. Was über der Donau, zwiſchen Donau, Alpen und Adriatiſchem Meer lag, war zuerſt von den Römern, dann von Slaven, Avaren, Magyaren hart mitgenommen und zerrüttet worden. Auch iſt in den Ländern, wo die Slaven Jahrhunderte lang gehauſt haben und wo zum Theil noch bedeutende Reſte von ihnen ſitzen, die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbeſitzer nimmer wieder geworden, was die frühere germaniſche geweſen. Wenige kleine Freie ſind dort übrig geblieben, oder haben ſich dort ſpäter wieder erhoben; die meiſten Bauern und bäuerlichen Menſchen ſchmachteten da bis auf die letzten Zeiten entweder in einer armſeligen Abhängigkeit oder gar in einer traurigen Leibeigenſchaft — ſo ſehr hatte der Sinn und die Art eines fremden Volks das Germaniſche zerſtört oder verſchlechtert. Die Länder, worauf ich hindeute, ſind Krain, ein Theil von Steiermark, Kärnthen und Öſtreich, Mähren, Böhmen, Schleſien, die Lauſitzen, die Marken jenſeits der Elbe, Pommern und Mecklenburg.

---

*) Wend, Wand, Watn Waſſer, See in vielen Sprachen; be-

Aber auch jene glücklicheren Gegenden Deutſchlands in der Mitte und in dem Weſten des Vaterlandes, welche ich vorher genannt habe, jene, welche nicht von fremdartigen Völkern überſchwemmt worden und welche keine Fremden zu unterjochen gehabt haben, konnten ſich dem Geiſte der Verſchlechterung und Verſchlimmerung, dem Geiſte des Übels, nicht erwehren, welcher von den Nachkommen der alten ausgewanderten Germanen aus den ſüdlichen von ihnen eingenommenen und germaniſirten Ländern auf ſie zurückwirkte. Hier müſſen vor allen andern die Franken genannt werden, welche, nachdem ſie Gallien erobert, die Weſtgothen faſt ganz über die Pyrenäen getrieben und das Reich der Burgunder zerſtört und ihnen unterworfen

---

der Vandali, Wenedi, Weneti in Norddeutſchland, am Adriatiſchen Meere, an den Küſten Galliens.

hatten, auch die alten Brüdervölker jenſeits des Rheins ihre Macht fühlen ließen. Unter dem mächtigſten Frankenkönig aus dem Hauſe Pipins von Herſtall, unter Karl dem Großen, wurde das letzte unabhängige Germanenvolk, das große und mächtige Volk der Sachſen, nach einem dreißigjährigen blutigen Kampf mit dem weiten Frankenreiche verbunden. Zwar löſten ſich nach Karls Tode die ſtraffgezogenen und ſtraffgehaltenen Zügel der Herrſchaft unter ſeinen ſchwachen Nachkommen, die noch ein Jahrhundert nach ihm in Deutſchland regierten, auch löſte ſich Deutſchland (das Land dieſſeits der Alpen, Ardennen und Vogeſen) ſelbſt von dem zu weiten Frankenreiche und ward ein eigner Staat für ſich; aber ſeine Schickſale die nächſten anderthalb Jahrhunderte waren unluſtig unter ſchwachen und ohnmächtigen Herrſchern und unter Einfällen und Verheerungen wilder und roher Völker, welche von Oſten und Norden es zu erſchüttern und verwüſten kamen. Und ſo viel hatten in ein paar Jahrhunderten der Verbindung die Art und Einrichtung des Frankenſtaates und Befehl und Beiſpiel gewirkt, nebſt neuen Weltverhältniſſen und veränderter Staats- und Kriegs-Ordnung, bei der großen Noth der Zeiten und den langen und entfernten Feldzügen, daß die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbeſitzer, die man, wie man will, freie Bauern oder kleine Edelleute nennen kann, und worauf Germaniens alte Freiheit und Wehrhaftigkeit gegründet geſtanden hatte, mehr und mehr unterdrückt und gebunden ward. Es hatte ſich das fränkiſche Lehnweſen eingeſchlichen, wenige kleine Männer waren frei geblieben zu einer Zeit, wo ſo viele Mächtige unfrei werden mußten; eine mehr oder weniger feſſelnde und drückende Abhängigkeit oder Hörigkeit, die von der ſchlimmſten Leibeigenſchaft bis zur leidlichen Pflichtigkeit hundert verſchiedene Stufen, Arten und Namen hatte, umfaßte die Enkel des Volkes, deſſen Sendeboten, wie einige dafür halten, jenem Alexander von Macedonien geſagt hatten, daß es ſich nur fürchte, wenn der Himmel einfalle.

Alſo Beiſpiel fränkiſcher Ordnung und romaniſirter Gallier, Noth und Krieg, und auch Brauch und Gewohnheit flochten und nieteten dieſes wunderliche Weſen zuſammen. Gewiß ſind manche Herrenhöfe oder ſogenannte Oberhöfe, wo die Unterworfenen ſpäter Dienſt leiſten, gewiſſe Abgaben bezahlen und Recht ſuchen mußten, früher nur Mittelpunkte der Verſammlungen freier Männer in ihren Feld- und Gemeinde-Angelegenheiten geweſen. Die Freien trugen für die Zeit, wo dieſe Verſammlungen ſtanden, Lebensmittel (Butter, Käſe, Schinken, Würſte, Hühner, Eier ꝛc.) dahin zuſammen für die gemeinſamen Gelage und Ausrichtungen. Was auf dieſe Weiſe ganz freiwillig und willkürlich geweſen, ward durch Gewohnheit im Laufe des Jahrhunderts Schuldigkeit: aus dem Beſitzer eines ſolchen Hofes iſt endlich ein Gerichts- und Ober-Herr geworden. Wir finden die Andeutung, daß es mit manchen Oberhöfen bei den Weſtfäliſchen Sachſen ſich wohl ſo gemacht haben mag, in dem engliſchen Worte Landlord, welches zugleich einen Gutsherrn und einen Gaſtwirth auf dem Lande bezeichnet. Auch in Schweden ſind noch heute in einigen Landſchaften dieſelben Höfe Landgaſtwirths- und Poſt-Wirths- und Landgerichts-Höfe.

Mehrere Jahrhunderte lag der größere Theil der kleinen Landbewohner, die Bauern, tief in Abhängigkeit verſunken und an manchen Orten des Vaterlandes in unwürdiger und jammervoller Sklaverei. Dieſe Unterdrückten, dieſe Armen Leute, wie die Rechtloſen genannt wurden, waren nicht bloß Abkömmlinge jener Leibeigenen, die ſchon zu Cäſars und Tacitus Zeiten in Germanien beſtanden, ſondern es waren auch die Enkel ſolcher Männer darunter, die unter Arioviſt, Arminius und Wittekind als die Freieſten und Beſten gegen die Knechtſchaft gefochten hatten. Ihre ſchlimmſte Zeit war die vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts wirkten viele Weltverhältniſſe und Begebenheiten zur Milderung ihres Joches; viele arbeiteten ſich in den folgenden Jahrhunderten wieder zu einem leidlichen und menſchlicheren Zuſtand durch; doch hingen die meiſten bis in's neunzehnte Jahrhundert, in dieſes laufende Jahrhundert, hinein noch von mancherlei Banden des Lehnweſens umſtrickt. Die letzten Jahrzehende haben dieſe Bande in den meiſten Gegenden des Vaterlandes nicht eben ſanft aufgelöſt, ſondern gewaltſam zerriſſen; es giebt jetzt nicht viele der Lande mehr, wo das Lehnweſen noch in ſeiner Fülle blüht.

Man ſagt und man lieſt in hundert Büchern, das wunderliche und vielgeſtaltige und ſchwerbeſchreibliche Ding, welches man ſpäter Lehnweſen nannte, ſey eine ganz natürliche Entwickelung geweſen aus den Keimen, die in der älteſten deutſchen Verfaſſung lagen, nichts Anderes als eine weitere Ausbildung des Gefolges, wo ein tapferer Fürſt oder Edeling ſich durch ſeine Großthaten eine Menge kampfluſtiger Freien nachzog, welche Schirm, Ehre und Beute bei ihm ſuchten und deren Enkel ſpäterhin ganz natürlich ſeine Vaſallen und Mannen wurden. So weit läßt es ſich allerdings erklären; aber wie ein ſolches Verhältniß oder wie nur das Beiſpiel oder Gleichbild eines ſolchen Verhältniſſes in ſpäteren Zeiten die Menſchen, welche weiland frei waren, faſt bis zur allgemeinen und ſchändlichen Knechtſchaft herabdrücken und herabwürdigen konnte oder vielmehr durfte, das begreift man daraus wahrlich nicht; und da man es nicht begreift, ſo hat man Recht es nicht zu glauben, bis darüber beſſere Beweiſe beigebracht werden, als die ſind, welche man gewöhnlich dafür anführt. Denn ein ſolches Gefolg wie das von Tacitus beſchriebene findet ſich faſt bei allen nicht ſklaviſchen Völkern der Erde, wenn ſie ungefähr auf der Stufe der menſchlichen und politiſchen Bildung ſtehen, worauf unſre Vorfahren der erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſtanden. Ich muß hingegen nach meiner geſchichtlichen Anſicht durchaus behaupten, daß das Lehnweſen, welches in ſeinen Anfängen ein arges Unweſen und auch in unſerer Zeit eben noch kein liebenswürdiges Weſen geweſen iſt, ſich aus der Miſchung des Germaniſchen und Romaniſchen gebildet hat. Frankreich, Italien, Hiſpanien — das ſind die Länder, wo es groß gewiegt worden. Von dorther iſt es uns und andern germaniſchen Völkern als ein Übel eingeimpft worden. Ich führe meinen Beweis.

Schweden und Norwegen ſind ächte germaniſche Länder, die Schweden und Normänner ſind ächte Germanen, wenn man einige hie und da zerſtreute Finnen ausnimmt, die aber in der Maſſe der beiden Völker ein unbedeutendſtes Theilchen ausmachen. Die Schweden und Normänner haben in früherer Zeit auch den germaniſchen Comitatus gehabt zu Waſſer und zu Lande: tapfere und freie Männer hatten ſich dem Befehle tapferer Führer in allen Gefahren auf Noth und Tod untergeſtellt; große Tugend, Klugheit und Herrſcherkraft haben die Menſchen hier gezogen, wie ſie dieſelben in der ganzen Welt ziehen: ſo weit iſt an den nordiſchen Fjäll und am Mälare und an der gothiſchen Elbe der Germane ſeinem Bruder an der Weſer und am Rhein gleich geweſen. Aber Schweden und Norwegen haben bis auf dieſen Tag nur einzelne dünne; aus der Fremde hergebrachte, Spuren vom Lehnweſen gehabt. Dieſe Länder ſind ſehr lange in der ächten germaniſchen Art und Weiſe geblieben. Die Grundſtücke waren unter freie Männer zu gleichem Recht vertheilt und von freien Männern bebaut; Leibeigene, ſogenannte der Erdſcholle Angewachſene und Angefeſſelte, welche das Land bebauten, hat es dort nicht gegeben, wenn ſie gleich in früheſten Zeiten eigentliche Hausſklaven auch wohl mitunter bei der Feldbeſtellung mitgebraucht haben mögen. Bauern, die auf Adels- oder Kron-Gütern wohnten und in Geld oder in Erzeugniſſen des Bodens oder in Dienſten ihren Zins abtrugen, ſind von jeher bis auf dieſen Tag als freie Pächter angeſehen, die nach aufgekündigtem Vertrage ziehen können, wohin ſie wollen. Freilich haben Schwedens Könige ſeit Magnus Scheunenſchloß, der am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, eine Art Adel zu ſchaffen angefangen nach dem Muſter des deutſchen Adels, wovon ſeit jener Zeit viele als Söldner nach dem Norden kamen, und ſpätere Herrſcher haben dieſen Adel weiter ausgeſtämpelt, auch den adlichen Hauptgütern oder Herrenſitzen zum Nachtheile der kleinen Freien gewiſſe Vorrechte und Steuerfreiheiten bewilligt; aber nimmer hat der ſchwediſche Adel leibeigene Bauern oder abhängige hörige Lehnbauern unter ſich gehabt, und ein guter Theil jener Vorrechte und Steuerfreiheiten, die er ſich gegen Schwedens Geſetze unter ſchwachen Regenten erſchlichen hatte, hat er in dem letzten halben Jahrhundert durchſtreichen laſſen müſſen. Ich kehre immer mit einer frohen Erinnerung nach dem Norden zurück, wenn ich über die künftigen Schickſale der Völker und über das Glück oder Unglück der Länder nachdenke, welche durch die verſchiedenen Verhältniſſe der Stände und Klaſſen zu einander, und, wie mir däucht, recht ſehr durch die gehörige Vertheilung des Grundes und Bodens beſtimmt werden. Schweden und Norwegen gehören in dieſer Beziehung zu den glücklichſten Ländern Europas, wo die uralten germaniſchen Bauern, die freien Männer, welche ſich nicht ſchlechter hielten als die Edlen, und, weil ſie frei waren, Edle waren und blieben, noch in zahlreicher Menge in glücklicher und zufriedener Mittelmäßigkeit neben einander auf mäßigen Gütern wohnen und die menſchlichen Tugenden in ihrer Einfalt und Ächtheit pflegen und erhalten. Wenn weiſe Geſetze, damit Willkür und Habſucht nicht auch hier zu ihrer Zeit wüthen und zerſtören, einmal befeſtigen, was Glück und Tugend des Volks Jahrtauſende erhalten haben, eine Vertheilung des Grundbeſitzes in den meiſten Landſchaften, worauf Familien ſich in Rechtſchaffenheit und Ehrbarkeit behaupten können, ſo mögen dieſe Länder kommenden Zeiten getroſt entgegen gehen.

Dänemark liegt Deutſchland näher. Auch ſeine ſtolze Baurenfreiheit war ſeit dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert größtentheils verſchwunden; nachher hat es wie Deutſchland lange einen faſt unterdrückten Baurenſtand und eine faſt ſklaviſche Leibeigenſchaft gehabt. Dieſes Unglück hatte es über den Sund getragen in die Landſchaften, welche es einſt von Schweden abgeriſſen beherrſchte. Noch ſind in Schonen Spuren genug, daß der Adel dort einſt mehr Herr ſeyn durfte und der Bauer mehr Knecht ſeyn mußte, als dies je in Schweden Statt fand. Weil aber der Bauer in Schweden und Norwegen nie als ein von Natur zum Dienen geborner Menſch angeſehen, ſondern immer als ein freier Mann geehrt worden iſt, ſo wundert ſich in den Ländern niemand, wenn eines Bauers Sohn Miniſter, Feldherr oder Landshauptmann heißt; ſelbſt in der Periode Schwedens, wo der Adel über die übrigen Stände faſt alle Gewalt an ſich geriſſen hatte, von dem Jahre 1720 bis zum Jahre 1772, gab es Reichsräthe und Herrlichkeiten, deren Väter Bauern geweſen. Wie Viele würden in Deutſchland vor Erſtaunen außer ſich ſeyn, und glauben, der jüngſte Tag ſey da, wenn ſolches oft erlebt würde!

England iſt ein zweiter großer Beweis. Es hielt ſich in ſeiner eigenthümlichen deutſchen oder ſächſiſchen Freiheit und Unabhängigkeit der kleineren Grundbeſitzer und Bauern bis auf die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, bis auf Wilhelm von der Normandie den Eroberer. Ich lege hierauf ein großes Gewicht. Gewöhnlich behauptet man, mit der Entwickelung der Verfaſſung und der Verfeinerung des Lebens habe ſich das Lehnweſen aus dem alten germaniſchen Gefolge ohne weiteres Zuthun wie von ihm ſelbſt ausbilden müſſen. Nun kann man nachweiſen, daß Britannien ſchon im ſiebenten, achten Jahrhundert in Hinſicht der Verfaſſung, der Sittenverfeinerung, der Religion und Gelehrſamkeit wenigſtens ſo gebildet war, als Deutſchland im neunten und zehnten Jahrhundert, und doch findet ſich dort damals noch nichts vom Lehnweſen, ſondern wenige adliche Männer wohnten unter dem allgemeinen Volksgeſetze, welches König Alfred im neunten Jahrhundert neu ſammlete und ordnete, mit einer Menge kleiner und mittlerer Freien zuſammen, die auf ihren Ländereien ſo ſehr Herren waren, als jene auf den ihrigen; von einem Lehnbande, welches ſpäter häufig ein Lehnſtrick ward, iſt in der engliſchen Geſchichte vor Wilhelm von der Normandie auch keine Spur, ſondern die freien Sachſen und Angeln, die nach der Mitte des fünften Jahrhunderts in Britannien eingedrungen waren, hatten das eroberte Land ſo vertheilt und bewohnten es unter denſelben Verhältniſſen, unter welchen ſie weiland an den jenſeitigen Küſten Germaniens und um die Ems, Weſer und Elbe gewohnt hatten. Die Normannen, welche aus einem Lande ſtammten, wo die größtmögliche perſönliche Freiheit und Gleichheit herrſchte, hatten in der Landſchaft, die ſie an der Nordküſte Frankreichs eingenommen, bald die nordiſche Freiheit verloren, und durch das Beiſpiel der benachbarten Franken, ihrer Beſiegten, verführt die Knechtſchaft des Lehnweſens angenommen. Wilhelm der Normann, als er das große Unternehmen gegen England zurüſtete, begriff leicht, daß es den Kräften, die er in ſeinem Lande aufbieten konnte, weit überlegen war. Er machte es wie alle Eroberer, er lud eine Menge Waghälſe und Abentheurer auf die Hoffnung der Beute und der Länder ein, die er ihnen auf der ſchönen Inſel zeigte; und ſolche Abentheurer ſtrömten in Schaaren herbei, und ſchwellten ſein Heer, aus Frankreich, Flandern, Brabant und allen Nachbarlanden, zu welchen der Ruf des großen Zuges gelangen konnte. Wilhelm gewann im Jahr 1066 die Schlacht bei Haſtings, und behandelte England wie ein erobertes Land und die Engländer wie ſeine Sklaven. Er mußte denen, die ihn zu einem ſo mächtigen Könige gemacht hatten, ſein Verſprechen halten und Land und Leute unter ſie vertheilen. Dieſe Epoche iſt der Anfang einer drückenden Lehnherrſchaft in England. Das freigeſinnte Volk der Angeln, Sachſen und Frieſen verſtand wohl ſich in den folgenden Jahrhunderten von dem Druck des königlichen Deſpotismus zu befreien und auch den ariſtokratiſchen Druck der Herren und Ritter etwas zu lüften, aber jener herrliche Zuſtand der früheren Zeit, wo Dreiviertel aller Grundſtücke in England mittelmäßigen Freien gehörten, jener Schweden und Norwegen ähnliche Zuſtand, iſt in England nimmer wiederhergeſtellt. Der einmal zerſtörte freie Bauerſtand hat in der Folge ſeine Zahl und alſo ſeine alte Bedeutſamkeit und Wichtigkeit im Staate nie wiedergewonnen. Die Kirche, die Reichen und der hohe Adel beſitzen jetzt faſt alle Grundſtücke in England.

Man könnte hiebei auch an Schottland denken. Der Süden Schottlands bis an das Hochgebirg, ſo wie ein Theil der nördlichſten gegen Schottlands Gränzen ſich ſtreckenden Landſchaften Englands iſt in den ſtürmiſchen Jahrhunderten, wo die nordiſchen Wikingar, die auch wohl Seeräuber heißen, ihre Züge gegen Weſten und Süden machten, nach und nach von Normännern (Männern aus Norwegen, Dänemark und Schweden) beſetzt und bevölkert worden, die freilich mit Nachkommen der Sachſen vielfach gemiſcht wohnten. Dies wiſſen wir aus der Geſchichte, und wenn wir es nicht aus der Geſchichte wüßten, ſo ſind davon bis auf den heutigen Tag noch Spuren und Denkmäler genug in Grabhügeln, Sagen, Sitten, Art und Sprache der Einwohner; und das ſprechendſte und unzerſtörbarſte Zeugniß und Denkmal dafür finden wir in der Dichtkunſt dieſer Gegenden, in den Romanzen und Balladen des Mittelalters, worin ein von dem südbritanniſchen ganz verſchiedener hochnordiſcher Geiſt weht. Dieſe Gegend ward, wie die Normandie von Frankreich, von dem nahen England zur Verähnlichung in Sprache, Sitten und Einrichtungen hingezogen; es entſtand hier auch durch die Nachbarſchaft und das Beiſpiel und die Stammverwandtſchaft faſt ganz daſſelbe Lehnweſen, welches die franzöſiſchen Normannen nach England gebracht hatten. In Nordſchottland, beſonders in dem nordweſtlichen Theil, deſſen meiſte Bewohner galiſchen Stammes ſind, beſtand ein patriarchaliſches oberherrliches Weſen der Abhängigkeit, das nicht wie das Lehnweſen durch beſtimmte Formen und Geſetze, ſondern durch Herkommen und Sitte getragen ward: bei mildem Karakter des Oberherrn vielleicht der Freiheit nah, bei hartem Gemüthe deſſelben wenig von Knechtſchaft verſchieden; nur daß der rauhe und ſtrenge Himmel, der die Leiber ſtählt, die Unterworfenen nicht ſo elendig und nichtswürdig werden ließ, wie jeder Sklav in weicheren Klimaten nothwendig werden muß. Wir werden dieſes Verhältniß weiter unten noch berühren.

Uns daucht es alſo die höchſte ſelbſt durch die Geſchichte nachgewieſene Wahrſcheinlichkeit, daß das Lehnweſen aus den Reſten alter Knechtſchaft hervorgegangen iſt, welche die Franken, Longobarden, Sueven und Weſtgothen in den von ihnen eroberten und germaniſirten Ländern fanden, in welchen ſie allmälig neue Staaten ausbildeten. Und nun wollen wir noch etwas ausſprechen, was ganz in das Gebiet dieſer unſerer politiſchen Fragen und Unterſuchungen fällt: die Römer haben in jene Lande nicht bloß die Knechtſchaft gebracht, ſie haben ſie dort ſchon gefunden. Bei den Galliern wenigſtens beſtand eine traurige und drückende Lehnknechtſchaft, als ſie von den Römern bezwungen wurden. Es gab bei ihnen damals nur Fürſten und Adel und Halbfreie und Sklaven; volle Freie, ein ſtarker und unbezwinglicher Kern des Volks waren nicht mehr da. Auch in Spanien ſcheint ein ähnlicher Zuſtand geweſen zu ſeyn, als nach dem zweiten puniſchen Kriege die Römer anfingen diejenigen zu Sklaven zu machen, welche ſie vorher Bundsgenoſſen genannt hatten. Fürſten, Adel und Volk waren durch eine Art trauriges Lehnweſen zerſpaltet und konnten keine gemeinſame Kraft bilden. Es fehlte jenen Ländern der Kern eines freien Mittelſtandes, ohne welchen kein Land wirkliche Stärke hat; darum wurden ſie ſo leicht die Beute der Römer. Sie waren damals ungefähr in dem Zuſtande, worin die Franzoſen und Deutſchen im neunten und zehnten Jahrhundert ſtanden, als ſie von Slaven, Normännern und Magyaren überritten und geplündert wurden; ihre Mannskraft, ihre große Wehrmannſchaft war zerſtört oder zerſtückelt. Da mußten die Enkel der Männer, die 80,000, ja 100,000 Mann der kriegsgeübteſten Römerheere aus dem Felde geſchlagen hatten, ſich von 15,000 und 20,000 Normännern, ihren Stammgenoſſen, ungeſtraft verheeren und ausplündern laſſen, weil dieſe noch das waren, was die Ahnherren weiland von jenen, freie und auf ihre Freiheit ſtolze und zuverſichtliche Männer. Wir hören, wie Cäſar dieſes galliſche Verhältniß zwiſchen dem Adel und den ſogenannten Freien beſchreibt, und wir müßten blind ſeyn, wenn wir darin nicht den Zuſtand erblicken wollten, wie er ſich im ſechſten ſiebenten Jahrhundert in Frankreich und im achten neunten Jahrhundert in Deutſchland von der alten Freiheit zur Lehnsabhängigkeit entwickelt hat. So lautet es bei ihm Buch 6. Kap. 13. und 15.:

„In ganz Gallien ſind zwei Menſchenklaſſen, welche einiges Anſehen und Ehre genießen, nämlich die Druiden und die Ritter (Prieſter und Adel). Denn das Volk (plebs) wird faſt wie Sklaven geachtet; es unternimmt durch ſich nichts, und wird zu keiner Verſammlung gezogen. Sehr viele, wann ſie von Schulden oder von der Größe der Auflagen oder von dem Übermuth der Mächtigen bedrängt werden, geben ſich den Adlichen in die Knechtſchaft; dieſen ſtehen gegen ſie alle dieſelben Rechte zu, wie den Herren gegen die Sklaven. — Die Ritter, wann Aufforderung dazu oder irgend ein Krieg eintritt (was vor Cäſars Ankunft faſt alljährlich zu geſchehen pflegte, daß ſie einander in Angriffs- oder Vertheidigungskriegen befehdeten), tummeln ſich alle im Kriege um. Und wie jeglicher durch Geſchlecht und Reichthum der Stattlichſte iſt, hat er die meiſten Ambakten (Dienſtleute) und Schützlinge um ſich."

In dieſen wenigen Worten lieſt man die Geſchichte der Art und der Entſtehung der Lehnsabhängigkeit, man lieſt, durch welche Umſtände freie Männer mehr oder weniger Knechte werden. Das kann man beſtimmt ſagen, hätte Germanien im erſten Jahrhundert der Geburt unſers Erlöſers eine Verfaſſung gehabt, wie es ſie ſpäter im neunten und zehnten Jahrhundert hatte, Männer wie Druſus, Tiberius und Germanikus würden es von dem Rhein und der Donau bis an die Oſtſee und jenſeits der Karpathen leicht beſiegt haben; wir würden eine andre europäiſche Geſchichte haben.

Das fällt einem bei dieſem Hinundherſchweifen auf dem unendlichen und unergründlichen Meere der Völker und Jahrhunderte und ihrer Begebenheiten und Schickſale gleichſam von ſelbſt in die Hände, daß von allen germaniſchen Volkſtämmen die Sachſen und die den Sachſen verwandteſten am feſteſten und hartnäckigteſten an der Freiheit gehalten und dieſe Freiheit in verſtändigen und weiſen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut haben. Ich nenne nur die Kriege gegen Auguſtus und Tiberius im Anfange unſerer Zeitrechnung, welche größtentheils von den Völkern geführt wurden, die ſich ſpäter Sachſen nannten; ich nenne nur ſolche, die durch wirkliche Abſtammung und durch die Sprachähnlichkeit ſich als ihre Blutsfreunde beurkunden: die Niederländer, die Frieſen, die Engländer, Schweden, Norweger, Ditmarſen, Siebenbürgen — welche alle ſich von jeher durch Streben zu Freiheit und Geſetzlichkeit ausgezeichnet haben. Ich bemerke bei dieſer einfachen Angabe jedoch, daß ich hier ununterſucht laſſen will, wie viel Landesbeſchaffenheit, Örtlichkeit und Himmelſtrich zur Hervorbringung dieſer merkwürdigen und großartigen Erſcheinung bei dieſem Stamme und bei ſeinen verwandten Stämmen mitgewirkt haben können. Auch das muß ich ſchließlich noch andeuten, daß ſich in wenigen Landſchaften des Vaterlandes ſo viele und ſo große Bauerſchaften erhalten haben als in dem rechten Kern des Sachſenlandes, in Weſtfalen, welche zugleich in ihrer Bauart und in ihrem Weſen uns oft jenes älteſte Bild vorzuſtellen ſcheinen, welches Tacitus vor ſiebenzehnhundert Jahren von unſern Vorfahren aufgeſtellt hat.

Wir ſind auf dieſem Gebiete auf manchen Nebenwegen und Fußpfaden bisher hin und her geirrt, ehe wir zu der breiten großen Straße gelangten, wohin wir eigentlich wollten. Jetzt ſind wir darauf, und nun können wir kurz und grade darauf fortgehen.

Ich weiß, es wird nicht an ſolchen fehlen, die mit einer gewiſſen Erbitterung ſagen werden, ich ſey ein Feind des Adels und des Lehnweſens insgemein, und habe es durch dieſe Darſtellung von neuem bewieſen. Ich muß mir das gefallen laſſen. Ich will klar bekennen, daß mir das Lehnweſen kein erfreulicher Zuſtand der Menſchen däucht, daß ich mir viel beſſere Zuſtände der bürgerlichen Geſellſchaft denken kann, daß ich ſelbſt bei unſern Stammverwandten, den Schweden und Normännern, in Epochen der Entwickelung, die den unſrigen ähnlich waren, mit Freuden dieſen Zuſtand nicht gefunden habe. Aber perſönliche Erbitterung ſpricht hierin gar nicht, ſondern bloß das natürliche Menſchengefühl, daß ein Zuſtand, der durch Geſetze vertheidigt wird, glücklicher iſt als derjenige, den fremde Willkür verſchlimmern oder verbeſſern darf. Wie könnte ich auch ergrimmen über etwas, das ſich in der Geſchichte der meiſten Völker findet, vorzüglich in den Zeiten, wo die politiſche Geſellſchaft und die verſchiedenen Klaſſen des Volks zwiſchen alter Roheit und neuer Bildung und Entwickelung hin und her ſchwanken? Aber wie ſollte ich loben, was tauſend Misbräuche und Frevel in ſich getragen hat und in ſich trägt, und was in einer Zeit, wo jeder von dem Geſetze ſein billiges und gleiches Recht verlangt, nicht mehr beſtehen kann? Wir dürfen nie behaupten, daß dieſes wunderliche Staatsverhältniß an ſich je ein gutes und gerechtes Verhältniß geweſen ſey — die Geſchichte ſtellt gegen ſolche Behauptung zu viele Zeugen auf — wir können nur ſagen, daß es bei gutmüthigen und rechtlichen Völkern, wie z. B. die Deutſchen ſind, die Hülfloſigkeit und Rechtloſigkeit der Abhängigen und Unterdrückten nie ſo ſchreiend gezeigt hat, als bei vielen andern; und doch oft ſchreiend genug.

Wenn ich mich ſo erkläre gegen einen Zuſtand, der zur Zeit ſeiner Entſtehung vielleicht unvermeidlich und nothwendig war, der alle Klaſſen und alle Stände des Volks, die Hohen wie die Niedrigen, umfaßte und band, der aber am ſchwerſten auf die Unterſten drückte und ſie in den meiſten Ländern bis zu leibeigenen und hörigen Knechten erniedrigte, ſo will ich ehrlich geſtehen, daß mir das neue und neueſte Weſen auch nicht gefällt, wo man nicht allein die Perſonen frei läßt und von ungebührlichen Zwängen und Banden löſet — was recht iſt — ſondern wo man Land und Häuſer und Güter und Gewerbe, gleichſam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelſpiele des Zufalls preisgiebt; was dumm iſt. Dieſes neue Weſen, weil die Franzoſen mit ihrer großen Umwälzung die Anfänger und faſt die Urheber deſſelben ſind, könnte man das franzöſiſche Weſen oder Unweſen nennen. Es däucht mir ein Unweſen, und ich will es denn ein Unweſen nennen, weil es durch die Leichtigkeit des Wechſels der Beſitze den größten irdiſchen Schwerpunkt im Staate aufhebt, der ihm als Ballaſt ſo nothwendig iſt, damit er in Gefahren nicht von jedem kleinſten Winde umgeworfen werde, und weil es eben durch dieſe ewigen Wechſel den Menſchen nichts Feſtes und Bleibendes zeigt, ihre Liebe und Treue an nichts Feſtes bindet, und ſie ſelbſt auf dieſe Weiſe leichtfertig und wankelmüthig macht. Alſo, daß mir dieſe neue Freiheit, wie ſie Einigen däucht, eben nicht beſſer gefällt als die alte Gebundenheit.

Wir hören einmal, wie Einige, welche das Alte preiſen, das Neue, was wir eben mit dem Namen das franzöſiſche Neue getauft haben, tadeln, und das Alte loben. Sie ſagen:

Gott ſelbſt, der Weiſe und Fromme trägt die Natur nur durch ein Geſetz der Abhängigkeit; die höchſten Zwecke und Ziele derſelben werden nur dadurch erreicht, daß Eines dem Andern untergeſtellt iſt. Nur durch Dienſt wird das All erhalten, der Gehorſam iſt die höchſte Idee der Freiheit, d. h. der Gottähnlichkeit und der Gottgefälligkeit. Dieſes Geſetz der ganzen Natur geht auch auf die menſchliche Geſellſchaft über; denn der Menſch iſt gleichſam der geiſtige Abdruck, das geiſtige Bild der Natur: er ſtellt in ſich alle Triebe, Neigungen, Verſchiedenheiten, Ähnlichkeiten und Ordnungen derſelben mit Bewußtſeyn dar, er macht das große und allgemeine Naturgeſetz gleichſam zu einem ſich ſelbſt erkennenden und wiſſenden Geſetze. Daher die verſchiedenen Ordnungen der Geſellſchaft, und daher der Staat der naturgemäßeſte, ſittlichſte und vollkommenſte Staat, in welchem die verſchiedenen Stände nicht neben einander, ſondern unter einander geſtellt ſind. Das Lehnsverhältniß war ein ſolches von der Natur ſelbſt gegebenes und gebotenes Verhältniß, es war urſprünglich nicht ein Verhältniß der Abhängigkeit, ſondern des Schutzes. Auf dem Lande, wo dieſes Verhältniß am meiſten gefühlt wird, wohnen, wie auch in der Stadt, zwei Arten Menſchen: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Adel und Bauern — die einen zum Befehlen und Regieren, die andern zum Gehorchen und Dienen bequem. Schon ihr Zuſtand bildet von ſelbſt, man mögte ſagen von Natur, ein wechſelſeitiges Verhältniß der Herrſchaft und der Abhängigkeit. Der Reichere, Vornehmere, Gebildetere iſt der geborne Helfer, Schützer und Rather des Ärmeren, Geringeren und Ungebildeteren. Aus Dankbarkeit leiſtet dieſer ihm Dienſt für Dienſt, geſteht ihm freiwillig gewiſſe Leiſtungen, Abgaben und Huldigungen zu, kurz er erkennt ſeine Abhängigkeit als ein Glück und eine Wohlthat. Daß ſeine Perſon an einen gewiſſen feſten Ort gebunden iſt, macht ihn ſtill und ſittlich, und beſchränkt Wünſche und Begierden, welche ihn, einen ungeſchickten und ungebildeten Menſchen, nur wüſt und unglücklich machen würden. Daß er auf der einen Seite ſeine Kräfte nicht, wie ihm gefällt oder einfällt, für ſich gebrauchen und für ſich nicht immer die möglich größten Zinſen tragen laſſen kann, daß ein Theil ſeiner Kräfte und ſeines Vermögens ſogar von dem Schirmherrn abhangt, der den freieſten Gebrauch derſelben einſchränken darf, hält ihn auf der andern Seite von vielen thörigten Unternehmungen ab, wobei ſein Wohlſtand und ſeine Sittlichkeit gleich große Gefahr laufen würden. Und laß dieſen Zwang der Abhängigkeit zuweilen ſogar drückend ſeyn, in wie vielen Fällen iſt er des beſchränkten Mannes Glück! Er hat einen politiſchen Halt und Schirm, er hat in Noth und Verlegenheit einen treuen und zuverläſſigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch viele Geſchlechter mit ihm und ſeinem Schickſal verbindet und deſſen eigener Vortheil ihn auffordert, ſeinen Mann nicht verderben zu laſſen. Auf dieſe Weiſe iſt dieſes Verhältniß zwar ein herrliches und oberherrliches, auf der andern aber mehr ein patriarchaliſches und verwandtſchaftliches Verhältniß. Sie fühlen in ſo vielen Fällen und durch ſo viele Erinnerungen und innige Verflechtungen, welche ſie verbinden, durch gemeinſchaftliche Nöthen, die ihre Vorfahren mit einander beſtanden, durch gegenſeitige Dienſte und Wohlthaten, die ſie einander gethan, häufig etwas, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts hinaus liegt: ſie fühlen etwas Menſchlicheres und Höheres, das man gleichſam eine edlere Blutsfreundſchaft nennen mögte. Und wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre Unterworfenen und Hörigen hie und da härter und ſtrenger als recht geweſen ſind und das natürlichſte und freundlichſte Verhältniß in ein unmenſchliches und deſpotiſches verwandelt haben, ſo ſoll man einzelne Frevel und Gräuel, welche von der menſchlichen Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich ſind, nicht als eine nothwendige Folge des Lehnsverhältniſſes hinſtellen. Kurz, dieſes Verhältniß hat für die Sitten und den Wohlſtand der niedrigeren Klaſſen und für die Ruhe und das Wohlſeyn des Staats die wohlthätigſten Folgen gehabt. — Nun aber die beliebte und belobte franzöſiſche Freilaſſung?!

Es klingt ſo luſtig das Wort für den kleinen Beſitzer und für den Bauer: „Juchhe! jetzt ſind wir des Edelmanns „Gleiche! keine Patrimonialgerichte, keine Leiſtungen, keine Frohnen, keine Zehnden mehr, jeder in „ſeine urſprünglichen Menſchenrechte eingeſetzt, „alle künftig mit Einem Maaße gemeſſen und über „Einem Kamm geſchoren.“ Wie ſollte eine ſo luſtige, wohllautende und ſchmeichelhafte Lehre der leicht bethörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindler ſo leicht einbilden können, jede noch ſo billige Abhängigkeit ſey eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf ſie eine hinterliſtige Beſchleichung und Überdrängung? Und was erfolgt bei der völligen Freilaſſung der Perſonen und bei der Befreiung der Güter? Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß Einige dieſelbe zur Verbeſſerung ihres Wohlſtandes zu gebrauchen verſtehen; aber die Menge geht offenbar in Sittlichkeit und Wohlſtand zurück, wie ſehr der äußere Schein auch das Gegentheil zu bezeugen ſcheint. Wir haben es ja an mehr als Einem Orte geſehen, wo alle höhere Aufſicht über dieſe unmündigen Menſchen, alle Beſchränkung ihrer ſogenannten Freiheit von ihnen genommen iſt, wohin es ſie getrieben hat. Zwar mehr Thätigkeit und Gerührigkeit hat ſich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geſchicklichkeit hin und wieder entwickelt, aber wo iſt der ſtille und fromme deutſche Bauerſinn, und endlich auch, wo iſt der alte Wohlſtand geblieben? die alte unſtörbare Sicherheit des Beſitzes? Denn hat das unruhig und geſcheidt gemachte Geſchlecht durch größere Gerührigkeit und Umſicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen gelernt, ſo hat es noch häufiger das Dreifache verthun gelernt, und der geprieſene erhöhete Wohlſtand, der aus dem neuen glücklicheren Zuſtand hervorgegangen ſeyn ſoll, iſt nur ein baarer blanker Schein und nichts weiter. Denn ſehr wenige aus dieſen unteren Klaſſen der Staatsgeſellſchaft ſind ſo mäßig oder geſcheidt, daß ſie ihr Glück ſelbſt zu verwalten und zu erhalten verſtehen. Das ſchon iſt ſehr ſchlimm für die Sitten und für den Karakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; ſchlimmer iſt das, daß kein Aufſeher, Hüter und Schirmer da iſt. Juden und Judengenoſſen geben Anleihen darauf und ſetzen ſich in den ganzen oder halben Beſitz. Stirbt ein Beſitzer auch im Wohlſtande und hinterläſſet mehrere Kinder, ſo theilen ſich dieſe in das Gütchen oder die Hufe oder ſie bleiben auch in Geſamtwirthſchaft darauf ſitzen, und wirthſchaften ſich auf einem Grundſtücke an den Bettelſtab, auf welchem vor zehn oder zwanzig Jahren ein durch Unterthänigkeit und Lehnbeſchränkungen gebundener Hufner in ſicherer geborgener Mittelmäßigkeit lebte. So verſchwindet endlich ganz die alte Einfalt, Frömmigkeit, Treue und Ruhe des deutſchen Bauers; er wird klug, ſchlau, thätig, auf geſchwinden Gewinn grübelnd und dieſen Gewinn geſchwind wieder verthuend, bei der Wandelbarkeit des Beſitzes an keinen feſten Ort, an keine feſte Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Menſch ohne Heimath, unſtät an Trieben, unſtät in Geſinnung, leichtfertig und vagabundiſch.

Ein ſolcher iſt euer deutſcher Bauer vom jüngſten Gepräge, euer franzöſiſch erlöſter und gelöſter Bauer. Das Einzige, was bei dieſer ganzen vornehmen Bauerfreiheit, bei dieſer ſogenannten Wiedereinſetzung der Unterdrückten in die ihnen entriſſenen Menſchenrechte, bei der Wandelbarkeit der Güter und bei ihrer Zertheilung und Zerſtückelung herauskommt, iſt vielleicht, daß mehr Menſchen gezeugt werden — eine Plusmacherei, welcher verſtändige Staatsverwalter lange die gebührliche Schätzung gegeben haben. Wer einen Staat nicht gleich einem Taubenſchlag oder Hühnerſtall ſchätzt, weiß, daß wenige gute und wohlhabende Menſchen ihm mehr werth ſind als viele ſchlechte und betteliſche. Ein ordentlicher Staatsrechner ſollte bei der Volkszählung die Bettler nicht nur von der ganzen Summe der Volksmenge abziehen, ſondern auf jeden Bettler wenigſtens noch ein Drittel Seelen deficit rechnen; ſo daß, wenn ein Staat z. B. eine halbe Million Bettler hätte, dieſe 500,000 Seelen nicht nur nicht mitgezählt, ſondern außer ihnen noch 166,666⅔ Seelen abgezogen werden müßten; welches von dem Ganzen einen Abzug von 666,666⅔ Seelen geben würde. Die Bettlerzahl ſelbſt würde ſich ergeben durch Zuſammenrechnung der Bettlerbrüche zu ganzen Zahlen oder zu vollen Bettlerſeelen, und man würde bei dieſer feinen Staatsrechnung die Bettlerwürde nach Sechzehntel-Achtel-Viertel-Drittel-Bettlern beſtimmen, ſo daß der Menſch, der ein Viertel weniger hervorbringt, als er verzehrt, ein Viertelbettler, der aber die Hälfte weniger, ein Halbbettler genannt werden würde. In Staaten, wo ungeheure und unmäßige Reichthümer Einzelner und die Zerſtörung der kleinen Grundbeſitzer die Menge des Pöbels und der Bettler auf eine erſchreckende Weiſe vermehren, wie z. B. in Großbritannien, wird bei einer Bettlertaxe, welche Summen beträgt, wovon ein ganzes Reich getragen werden könnte*), wohl ſo gerechnet werden müſſen. Darum ſoll jeder Staat bei allem, was er thut, wohl zuſehen. Nichts iſt leichter, als ein Volk von Bettlern und Streunern machen, aber nichts iſt ſchwerer, als dieſe wieder in ordentliche und fleißige Menſchen zu verwandeln. Wir könnten uns durch unweiſe Einrichtungen gleich den Briten mit Bettlern überladen, aber ſie zu füttern mögte uns ſo leicht nicht werden als ihnen, und todtſchlagen dürfen wir ſie nun einmal doch nicht.

---

*) Damals über 6 Millionen Pfund Sterling.

Auf dieſe Gründe, die nicht ganz ohne Grund ſind, und auf dieſe Darſtellungen, die theils ihre gute Wahrheit und auch theils ihren guten Schein haben und die man ungefähr auf dieſe oder doch auf ähnliche Weiſe in Geſprächen und Büchern herumtragen hört, muß ich Einiges zur Antwort ſagen, indem ich mich zuerſt gegen den Lobredner des Lehnweſens überhaupt äußere, dann zweitens mich über die ſogenannte neue oder franzöſiſche Bauernfreiheit erkläre. So zwiſchen zwei entgegengeſetzten einander feindſeligen Punkten geſtellt mögte man vielleicht am erſten eine Mitte finden, die von der Wahrheit nicht zu fern läge.

Natürlich ja der natürlichſte ſoll der Zuſtand und das Verhältniß der Lehnsabhängigkeit ſeyn, allen Frieden, alle Sitte, allen Wohlſtand, alle Treue und Rechtlichkeit in ſich haltend; wie der Weiſe zu dem Unweiſen, der Starke zu dem Schwachen, der Mündige zu dem Unmündigen, ja wie der Vater zu dem Kinde — ſo in Rath, That, Fürſorge, Liebe und Freundlichkeit ſteht der Schirmherr zu dem Vaſallen, der Herr zu ſeinem Hörigen; es iſt das natürlichſte, menſchlichſte, patriarchaliſcheſte Verhältniß, deſſen Zwang und Schranke für den Gezwungenen und Beſchränkten nur wohlthätig iſt. Alſo ſtellt man es uns auf.

Wenn das Verhältniß immer ein ſolches wäre und ſeyn könnte, ſo würden wir es allerdings für das größte Unglück der Geſellſchaft erklären müſſen, wenn es jemals aufgehoben würde. Aber man kann gegen dieſe Schilderung ein Gegenbild halten, wo ſie etwas anders ausfallen muß. Wir wollen zur Ehre der menſchlichen Natur glauben, ja wir wiſſen es zur Ehre der menſchlichen Natur, daß es Lehnherren und Schirmherren, ja Leibherren gegeden hat, welche wahre Väter ihrer untergebenen und hörigen Leute geweſen ſind, tapfere, fromme und gerechte Patriarchen, welche die unter ihrem Schirm Stehenden wie eine Familie Gottes verwalteten und gebrauchten. Aber wenn wir die Geſchichte und Erfahrung fragen, ſo werden uns der Frevel und Gräuel, welche die Willkür ſich gegen die hörigen und leibeigenen Leute erlaubt hat, leider zu viele erzählt: Frevel und Gräuel der Gewalt, der Habſucht, Wolluſt und Grauſamkeit, daß uns ſchaudern würde, wenn ich ſie hier aufzählen ſollte. Die Urkunden und Kroniken des Mittelalters wimmeln davon, und ſelbſt in jüngeren fehlt es davon an Belegen nicht. Zwar war das Lehnsverhältniß in ſeinen Arten und Stufen das mannigfaltigſte und verſchiedenſte; von der drückendſten Leibeigenſchaft bis zur leidlichen Zinspflichtigkeit und Hörigkeit war ein unendlicher Weg — aber wir wiſſen aus uns ſelbſt und aus dem täglichen Gefühle unſrer ſündlichen Natur, daß die Herrſchſucht der ſüßeſte Trieb iſt, daß die meiſten unſers Geſchlechtes die Willkür ſchlimm gebrauchen, wenn ſie von der Gewalt des Geſetzes nicht zurückgehalten werden; und wir wiſſen auch, daß alle unklare und unbeſtimmte Verhältniſſe von der Willkür gemißbraucht werden.

Der Menſch, wenn Leidenſchaften und Habſuchten ihn nicht aus der Ruhe der Beſonnenheit herausreißen, wenn er ſtill und heiter iſt, ſtrahlt in ſeinen Gefühlen und Gedanken immer noch den Spiegel der Freundlichkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit von ſich; es iſt ihm ſo natürlich, an das Gute und Gerechte zu glauben, auch wenn er ſelbſt nicht immer gut und gerecht iſt. Daher glauben wir ſo gern mit einer menſchlichen Täuſchung, der Menſch und die Erde waren nicht bloß in jener früheſten Zeit, ſondern auch zu den Zeiten unſerer Urgroßväter und Großväter viel glücklicher und beſſer als jetzt. Wenn wir jetzt auch ſehen, wie wilde

Leidenſchaften und Gelüſte das Recht durchbrechen und das Glück zerſtören, ſo nehmen wir ſo gern an, daß es vor fünfzig oder hundertfünfzig Jahren ſo ganz anders war, daß die Menſchen einfältiger und frommer und bei geringeren Bedürfniſſen und ſchwächeren Reizen zum Böſen und Ungerechten, als jetzt da ſind, freundlicher und barmherziger waren. O der ſchöne Glaube! aber leider iſt es wahr: von hundert Menſchen, welche Willkür haben, werden fünfundneunzig ſie immer mißbrauchen. So iſt es ſchon zu den Zeiten unſerer Väter geweſen, was wir aus Geſchichten und Geſetzen jener vergangenen Jahrhunderte darthun können. Freilich iſt das Verhältniß unbeſtimmter Herrſchaft und Dienſtbarkeit in dem Maaße ſchlimmer geworden, wie mit der wachſenden Entwickelung der Geſellſchaft auch die Bedürfniſſe der Menſchen vermehrt und ihre Leidenſchaften mehr gereizt und geſtachelt ſind. — Ich habe früher oft reizende Schilderungen geleſen von den Verhältniſſen der ſchottiſchen Schirmherren und ihres Gebietes; ſie ſind mir wie rechte Patriarchen erſchienen und ihre Untergebenen wie eben ſo viele Kinder und Kindeskinder, die gern unter dem freundlichen Vater und Großvater ſtanden. Der ſchottiſche Laird iſt der Herr, der Richter, Beſchützer und Vater des Klans, er iſt das Haupt einer großen Familie, deren Kleinſter und Aermſter doch ſein Kind iſt und nimmer von ihm gemißhandelt, verſtoßen und verlaſſen werden kann; denn er führet ja ſeinen Namen, und niemand entehrt doch gern ſein Geſchlecht. Wenn der geborne Herr, wie die Vertheidiger des Lehnweſens uns ſagen, ſeine Unterthanen lieben lernt durch eine Verbindung, welche ſchon ſeit undenklichen Zeiten zwiſchen den beiderſeitigen Vorfahren beſtand, wenn die Gewohnheit dieſer Verbindung endlich eine Art Verwandtſchaft und Rückſichten dieſer Verwandtſchaft erzeugt, ſo muß er, deſſen Namen ſeine Leute und Mannen führen, mit ihnen in ein wahrhaft väterliches

Verhältniß kommen: es muß das Gefühl einer Blutsfreundſchaft entſtehen, wo der eine ſich als Vater und die andern ſich als Kinder fühlen. So meinen wir gern, weil wir Gerechtigkeit und Tugend von Natur lieben. Aber gar anders ſieht auch hier die Wirklichkeit. Die ſchottiſchen Lairds waren vor ein paar Jahrhunderten bei roherer und genügſamerer Einfalt der Sitten vielleicht freundlichere und mildere Herren als ihre jetzigen Enkel. Jetzt muß man die Klagen der edleren Weiſen und die Berichte der Reiſenden hören, welche in dem letzten Halbjahrhundert Nordſchottland und die weſtlichen und nördlichen Inſeln beſucht und ſich um das Schickſal ihrer Bewohner bekümmert haben. Die Herren bringen in London, in den Bädern, bei den Wettrennen, in den ſchönen Südländern jenſeits des Meers ihre Zeit und ihr Vermögen in Üppigkeit durch, und Rentmeiſter und Verwalter ſind die herzloſen Stellvertreter des Patriarchen des Klans; jedes Jahrzehend bringt neue Plackereien und erhöheten Pachtzins der Ländereien, die als des Lairds Eigenthum betrachtet werden; ja die Inhaber werden auch wohl von den kleinen Höfen abgetrieben, um ſpaniſchen Schafheerden, deren Wolle mehr einbringt, Platz zu machen, und dem Druck und der bittern Armuth zu entfliehen ſegeln jährlich Tauſende in einen andern Welttheil, wo ſie wenigſtens keine ſolche patriarchaliſche Schutzherrſchaft zu fürchten haben.

So biſt du, o Menſch, und ſo bin ich Menſch, ſo ſind die meiſten unſers Geſchlechtes, daß es im Staate nimmer wohl beſtellt ſteht, wenn das mit Beilen und Ruthen bewaffnete und um das Scepter des Herrſchers geflochtene Geſetz das ungeſchriebene Geſetz in unſrer Bruſt, welches uns von ſelbſt alle Pflichten der Menſchlichkeit zu üben befiehlt, nicht ergänzt und verſtärkt. Ich habe eben geſagt, daß es was Schönes und Erhebendes iſt um den poetiſchen Glauben, der immer unwillkürlich aus unſerm Innerſten hervordringt, als ſey in den Zeiten vor uns alles glücklicher, beſſer und gerechter geweſen. Außer dieſem poetiſchen Glauben, der in der Bruſt des Königs wie des Tagelöhners wohnt und ein mattes Bild des hellen Urbildes der Gottheit iſt, giebt es einen andern poetiſchen Glauben, den poetiſchen Glauben der Poeten ſelbſt, den Glauben der Dichter, der uns eben ſo heilig iſt als jener erſte.

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäiſchen Ritterſchaft, von welcher uns das Mittelalter ſo ſchöne Muſter zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft iſt, und die ſich die Gegenwart, ſelbſt wenn ſie ſchlecht und armſelig iſt, gern mit einem verhüllenden, ja mit einem verſchönernden Schleier bedecken, haben Recht, wenn ſie die edelſten und hehrſten Geſtalten der Vorzeit vor die Augen der Mit- und Nachwelt ſtellen, ja ſie würden eine Sünde begehen, wenn ſie anders thäten. Was Wunder nun, wenn ſie uns einen rechten frommen, tapfern, milden und chriſtlichen Ritter malen, wenn ſie uns ihn auch in ſeinem Verhältniſſe zu ſeinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausſchreitenden, mit chriſtlichem Ernſt und chriſtlicher Liebe alles umfaſſenden und haltenden Mann zeigen? was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reitzenderes Ideal im Hintergrunde unſers Herzens bilden, und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Geſellſchaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben als diejenige, welche die Bauern und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menſchen unter eine ſolche beſchützende und bewahrende Schirmherrſchaft und Obhut ſtellte? Daß wir uns ein ſo herrliches und menſchliches Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, iſt ſchön; auch das iſt verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Theilen ſich zu einer geſchichtlichen Herrlichkeit machen und feſt überzeugt ſind, es ſey das Lehnverhältniß im Mittelalter wirklich ein ſo hoch menſchliches und ritterliches Verhältniß geweſen. Aber die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es ſey wenigſtens dieſem Bilde ein ähnliches, es ſey beinahe ein ſolches Verhältniß geweſen, müſſen wir, weil ſie ſich den Schein geben aus der Geſchichte zu ſprechen, mit der Geſchichte ſelbſt widerlegen. Es hat ſolche Ritter gegeben, wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufſtellen, und ich bekenne mit Freuden, es giebt noch ſolche; aber ſie ſind immer ſelten geweſen, und ſind auch heute noch ſehr ungewöhnliche Vögel. Frevel gegen die Abhängigkeit und Dienſtbarkeit habe ich mehr geſehen als Wohlthaten derſelben, obgleich mir auch einzelne ſolche Schirmherren und Lehnherren begegnet ſind, welchen ich ohne alles Geſetz die Seelen und Leiber von Hunderttauſenden ganz hörig übergeben würde, mit der feſten Zuverſicht, ſie würden unter ſolcher Pflege und Hut nur glücklicher und beſſer werden. Ich nenne Dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke *) auf Rügen, Prieſter, Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob dieſe Worte je zu Dir kommen werden; ich nenne Dich, trefflichſten aller ſchwediſchen Bürger, Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von 200 Bauerhöfen und von 2000 glücklichen Menſchen. Aber weil die weiſen, frommen und chriſtlichen Ritter nimmer die Mehrzahl der Herren ausgemacht haben, ſo wollen wir lieber das allgemeine Geſetz haben als die einzelne Willkür.

*) Dieſer ritterliche fromme Vater ſeiner Hörigen und Zugehörigen hatte übrigens die Ritterlichkeit ſeines edelmüthigen menſchlichen Herzens nicht von einem durch viele adliche Geſchlechtsreihen (wie Manche uns gern einbilden möchten) gereinigten und veredelten Blute, ſondern ſchier von Gottes Gnaden: er war aus Rügenſchem Bauerſtamm.

Die Art, wie die neue Baurenfreiheit, die Einige auch die franzöſiſche Baurenfreiheit zu nennen belieben, ſich in vielen Gegenden, wo man Frankreichs Beiſpiele vielleicht zu nah gefolgt iſt, gemacht hat, kann demjenigen unmöglich gefallen, der einen Begriff vom Recht hat und der den geſchichtlichen Weg kennt, auf welchem viele Rechte und Verbindlichkeiten entſtanden ſind. Mogten immerhin manche Verhaltniſſe der Herrſchaft und des Dienſtes entweder der Idee des Staates überhaupt oder der Entwickelung der Staatsgeſellſchaft, wie ſie nun iſt, widerſprechend und nicht mehr angemeſſen ſeyn, immer mußte eine Ausgleichung der Rechte, eine billige Ablöſung und Abfindung Statt finden; man durfte den Knoten nicht ſo zerhauen, der doch nicht allenthalben ein gordiſcher Knoten war und der ſich meiſtens ſanfter hätte löſen laſſen. Man hat bei der Heftigkeit und Geſchwindigkeit, womit man zugegriffen hat, dem einen Theile wahrlich nicht immer gegeben, was man dem andern Theile genommen hat: oft haben beide Theile dabei verloren. Und das iſt der größte und ſchlimmſte Verluſt, wenn man das Volk gewöhnt, daß ohne Form Rechtens Recht geſtiftet werden kann. Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbeſitzer und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechſels des Beſitzes, die Veräußerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundſtücke und die Erlaubniß mit ihnen zu ſchalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müſſen, iſt oben angedeutet, und wahrlich nicht mit Übertreibung; ſo daß wir darin ganz der Meinung der Vertheidiger des alten Lehnſyſtems, ja ſelbſt einer drückenden Hörigkeit ſeyn müſſen, und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichſte iſt, wenn der Staat den Landbeſitz und ſeinen Wechſel ſo ganz dem Zufall und der Willkür überläßt. Die Perſonen müſſen frei ſeyn, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her fliegen wie Federn im Winde, wenn ſelbſt das Feſteſte beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei dem Menſchen auch in dem nichts mehr feſt, was die Geſetze unerſchütterlich machen ſollten, wie die ewigen alten Berge Gottes, in der Geſinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, welche dieſe Kernkraft eines Volkes am einfältigſten und innigſten bewahren, ſind auf dem Lande die Bauern und in der Stadt die Handwerker. Dieſe aber verlieren alle feſthaltende Gediegenheit und alle ſittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräußerlich, wechslich und theilbar macht und wenn man durch die Auflöſung der Zünfte und die Einführung der belobten allgemeinen Gewerbfreiheit die letzte alte Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann einem im verblendeten Freiheitsſchwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug ſagen, daß nicht alles Freiheit iſt, was den Schein und Namen davon hat.

Aber um das Rechte einzurichten und zu erſchaffen, dazu bedarf es weder Hörigkeit noch Leibeigenſchaft, welche der Willkür und Ungerechtigkeit häufig Thür und Thor geöffnet und einen Theil der Landbewohner in Spartaner, den andern in Heloten verwandelt haben, ſondern der Staat kann einen Weg gehen, den die Zeit ihm ſehr gebahnt hat, er kann durch ihr angemeſſene Einrichtungen den Zufall und die Willkür einſchränken, welche, wenn man ſie frei ſchalten läßt, zuletzt Natur, Land und Menſchen verderben — er kann ſich zum Oberlehnsherrn und ein feſtes Geſetz zum Lehnrichter machen; denn dem Geſetze ſollen alle hörig und leibeigen ſeyn. Ich ſage mit vielen Andern, die es mit dem Vaterlande redlich meinen: Gott gebe uns bald die Männer, welche dieſen höchſtwichtigen Gegenſtand einmal moſaiſch und lykurgiſch in's Aug faſſen, und dann feſthalten!

Wir haben oben ungefähr geſehen, was die Geſetzgeber des

Alterthums mit ihren Ackergeſetzen wollten. Sie wollten die zu große Wandelbarkeit des Landbeſitzes hemmen; ſie wollten auch hindern, daß nicht zu große und zu kleine Güter und Höfe entſtünden; ſie wollten die zu große Zerſtückelung und Zerſchlagung der Grundſtücke hindern: weil in beiden für die unteren Volksklaſſen das Verderben der Armuth und Sittenloſigkeit liegt, welche der beſitzloſen und heimathloſen Armuth immer auf dem Fuße folgen. Das bezweckten ſie damit, daß ſie durch ihre Geſetzgebung viele Landbewohner mit mittelmäßigem Vermögen ſchüfen und daß Tugend und Wehrhaftigkeit bei dem Volke nicht ausſtürben. Solche Einrichtungen, als dieſe durch Geſetze befeſtigten, machen ſich in den Anfängen der Geſellſchaft bei freien Völkern oft von ſelbſt, gleichſam durch einen Inſtinkt der Vernunft und der Tugend, welcher Inſtinkt ein Inſtinkt angeborner Billigkeit und Gerechtigkeit iſt. Auch unſere Altvordern hatten das Land ſo unter ſich getheilt, wie oben erwähnt iſt, und hatten dabei recht ſehr an die Wehrlichkeit der Menſchen gedacht und an die Vertheidigung des Vaterlandes. Die Hufe eines freien Mannes und der Mann ſelbſt trugen deswegen mit der Waffe einerlei Namen; die hieß die Wehr, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen ſollte. Dieſes Wort iſt in den weſtlichen und nordweſtlichen Landſchaften Deutſchlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: Wer von den Kindern hat die Wehr bekommen? man fragt: Iſt das Gut wohl in der Wehr? d. h. iſt Vieh, Saat, Feldgeräth, Feldbeſtellung, wie ſie ſeyn ſollen? Und wer weiß nicht aus Erfahrung, ja wer fühlt nicht, wenn er an ſeine eigne Bruſt klopft, daß in Nöthen und Gefahren das Vaterland am ſicherſten auf diejenigen rechnet, welche Beſitz haben, ſeyen ſie Edelleute, Bauern oder Bürger? Wen aber Häuſer und Äcker nicht feſthalten, der mag ſeine leichte Habe und ſein leichtes

Herz wohl anderswohin tragen, und ſich bald einbilden, es ſey auch da ein Vaterland. Vor allen aber ſind viele freie Bauern die rechte Stütze ja der rechte Eckpfeiler eines Staats, nicht nur, weil ſie auf das innigſte an die Erhaltung des Vaterlandes geknüpft ſind, ſondern auch, weil ihre Arbeiten und Geſchäfte Leibesſtärke und friſchen Naturmuth nähren, wodurch der rechte tüchtige Kriegsmann wird.

Ich habe Länder gelobt und werde ſie je und je loben, wo über die Hälfte, ja wo oft Zweidrittel aller Grundſtücke unter mittelmäßige Beſitzer vertheilt ſind, wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarſen, Oſtfriesland, die Grafſchaft Mark, das Havelland und das Herzogthum Magdeburg geſehen hat, fühlt und weiß, warum ich ſie lobe. Der Menſch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates iſt, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die ſchimmernden adlichen Herrenſitze hin, die aus zerſtörten Bauerdörfern*) aufgeführt ſind und auf welchen Haufen wandernde Tagelöhner und Lohnknechte in kümmerlichen Katen zuſammengepreßt wohnen. Auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen Glanz und Reichthum, welchen Fabriken geben, die auf gewiſſe Weiſe immer einen Theil des Menſchengeſchlechts leiblich und geiſtig verderben. Ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert: die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Dieſe ſieht er nirgends ſo befeſtigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen ſeinen eignen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menſchen im Beſitz ungeheurer Reichthümer endlich faſt alle Grundſtücke ihr Eigenthum und faſt alle Landbewohner ihre Pächter,

---

*) Ich kann aus dieſem Gefühle ſprechen. O ſchönes Land meiner Heimath, wer wird die zerſtörten Bauern in dir wieder erſchaffen? woher ſoll dir ein Wiederherſteller kommen?

Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebene Vertheilung und Zerſtückelung der Hufen herrſcht, mangeln des tapfern gediegenen Kerns eines Volks, und werden auf die Länge nicht würdig und glorreich beſtehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieſes große Land ſchimmert durch ſeine Macht, ſeine Freiheit und ſeine Reichthümer über ganz Europa ja über die ganze weite Erde hin als eine bewunderte Erſcheinung, aber wahrlich es ſteht drinnen nicht ſo glücklich, als ſein Glanz nach außen fällt. Faſt aller kleine und mittlere Landbeſitz (die Yeomanry) iſt in den meiſten Landſchaften verſchwunden, und die Großen und Reichen beſitzen das Land und ihre Pächter bebauen es. Auch offenbart ſich hier, welche Folgen die zu große Ungleichheit des Vermögens, beſonders in ſo fern ſie die kleinen Beſitzer verſchlingt, und ein die Welt umfaſſendes Fabrikweſen hat. Wie viele Strecken Land in England, worauf glückliche Bauern wohnen und wovon reiche Ärndten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch kein Geſetz eingeſchränkte Laune der Großen in Wildbahnen und Thiergärten verwandelt! welch eine Überſchwemmung von Bettlern aus dieſer Verdrängung der geringen Leute vom Grundbeſitz, aus dieſem mächtigen Fabrikweſen! Jetzt trägt ſich dies alles noch einigermaaßen, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen — und ſie ſind vielleicht nicht ſo fern, als Manche glauben — wodurch die Engländer mehr auf ſich ſelbſt zurückgeworfen und zurückgewieſen werden: dann werden ſie die Verwirrung und Regelloſigkeit der Verhältniſſe und die Furchtbarkeit des Übels, das ſie jetzt verkleiſtern und verſalben, aber nicht heilen können*), in ihrer ganzen Häßlichkeit erblicken.

---

*) Bald iſt es ein Vierteljahrhundert, als dies geſchrieben ward. Nun

In unſerm Vaterlande, in Deutſchland, ſind wir ſo weit noch nicht, am wenigſten iſt uns jetzt der Reichthum gefährlich. Doch ſind Landſchaften, wo das alte Verhältniß der Hörigkeit und Leibeigenſchaft, über dem und über deſſen Misbräuchen die Regenten nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten, die Bauern zu ſehr zerſtört hat. In andern Landſchaften mögten ſie durch die ſogenannte franzöſiſche Freiheit untergehen, kraft welcher ſie — was früher durch mancherlei Bande gebunden war — verkaufen, vertauſchen, verpfänden, verſetzen, ja zerſetzen und zerſtückeln dürfen, wie ihnen beliebt; ſo daß jetzt Krämer und Juden und Judengenoſſen zum Beſitz von Hufen und Höfen gelangen oder dieſe Höfe auch unter drei oder ſechs Theilhaber und Erben zertheilt und zerſtückelt werden können. Alſo, daß durch eine übel verſtandene Freiheit das Verhältniß des Grundbeſitzes, welches ein feſtes und ehrbares Verhältniß ſeyn ſollte, ein krämerliches und jüdiſches und faſt vagabundiſches Verhältniß wird.

Solche Übel nun, welche die Staatsgeſellſchaft in ihren edelſten Theilen angreifen und verletzen, müſſen abgewendet werden und können abgewendet werden durch eine weiſe Geſetzgebung, welche den Staat nicht wie ein kolleriges Pferd von dem lieben Ungefähr und Zufall, die oft auch den Koller haben, zu Tode reiten läßt, ſondern welche ohne Rückſichten auf die Bedürfniſſe und Vortheile des Augenblicks allem das Bleibende und Nothwendige ſucht.

Das Land und der Landbeſitz dürfen nicht freigelaſſen werden wie die Perſonen. Das haben alle Geſetzgeber gefühlt, die ſich auf ihr großes Werk verſtanden. Der Menſch, der in ſehr entwickelten und verwickelten Zuſtänden der politiſchen Geſellſchaft die Ordnung der Natur und alſo

---

frage ich, wie viele ſind, welche Englands gegenwärtige politiſche Stellung, vorzüglich in Hinſicht auf die unteren Volksklaſſen, glücklich preiſen?

auch die Ordnung der Geſellſchaft verkehrt, muß der zu großen Willkür, die endlich einem baaren Zufall gleich wird, ein Maaß und ein Ziel ſetzen. Er muß Ackergeſetze geben; der Bauer und kleine Grundbeſitzer muß ein unmittelbarer Lehnmann, er muß der Hörige des Staats werden.

Das haben wir genug angedeutet und bewieſen, daß es auf die Länge nur in ſolchen Ländern wohl ſtehen kann, in welchen die Hälfte, wo nicht Zweidrittel, der Grundſtücke von Bauern oder kleinen bauernähnlichen Beſitzern beſeſſen und bewohnt werden. Wo dieſes Verhältniß ungefähr noch beſteht, da hat der Staat nichts weiter zu thun, als es durch verſtändige Geſetze zu befeſtigen und zu erhalten; wo es aber durch Sorgloſigkeit der Regierungen oder durch Misbräuche einer zügelloſen Freiheit verrückt oder gar zerſtört iſt, da muß man es wiederherſtellen. Zu dieſer Wiederherſtellung könnten in den Ländern, wo das ordentliche Verhältniß aufgehoben iſt, die öffentlichen Staatsgüter angewandt werden, die man Krongüter oder Domänen nennt. Ich will ſagen, wie. Ich kann die Sache durch ein wirkliches Beiſpiel erklären.

In dem ehemaligen Schwediſchen Pommern und Rügen, welches jetzt mit dem preußiſchen Staat verbunden iſt, waren durch einen Misbrauch der adlichen oder ſtädtiſchen Herrenrechte die meiſten Bauerdörfer zerſtört, und in große Güter von 600 bis 2000 Scheffel (Berliner Maaß) jährlicher Ausſaat verwandelt. Guſtav der Vierte Adolf König von Schweden, damals Oberherr jenes Landes, ein Herr, deſſen wechſelvollen und verhängnißvollen Schickſalen meine Augen immer mit Mitleid folgen werden, weil er die Gerechtigkeit und das kleine Volk liebte, hatte in ſeinem Vaterlande zu viel Baurenglück und Baurenfreiheit geſehen, als daß er den Unterſchied zwiſchen dieſſeits und jenſeits des Waſſers nicht hätte fühlen ſollen. Dieſe Landſchaft, vorzüglich Pommern, hatte viele und große Krongüter, zum Theil von dem eben angegebenen Maaße Ausſaat. Dieſe beſchloß der König, welcher ſah, wie wenig Bauern hier noch übrig waren, nach und nach in mehrere kleine Theile zu zerſchneiden und auf längern Jahrespacht oder auf Erbpacht an einzelne Landbauern auszuthun. Dieſer Entwurf war nun freilich unvollkommen, weil er keine vollkommenen Landbeſitzer, ſondern nur Landgenießer machte, aber es war doch ein Entwurf, der aus dem Gefühle entſprang, daß neben den großen Beſitzern auch kleine und mittelmäßige Landbeſitzer wohnen ſollten.

Auf eine ähnliche Art würde ich, wenn ich die Macht hätte ein Macher zu ſeyn, es mit den Krongütern machen, wo ſolche noch ſind. Ich würde ſie nämlich nach den Örtlichkeiten und nach ihrer verſchiedenen Lage und Fruchtbarkeit zu Gütchen von einer, zwei bis drei Hufen Land eintheilen; aber ich würde ſie nicht auf Zeitpacht oder Erbpacht weggeben, ſondern ſie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

1) Dieſe Güter würden gleichſam Lehen des Staats. Sie gehörten freilich dem Käufer und ſeinen Erben eigenthümlich, aber folgende Bedingungen und Verpflichtungen hafteten darauf:

2) Sie gingen für alle künftige Zeiten zu Bauernrecht. Bauern und Bauerngenoſſen könnten ſie nur beſitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Fabrikant u. ſ. w.; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen oder gehalten werden (es ſey denn während einer Minderjährigkeit), ſondern der Eigner müßte ſelbſt darauf ſitzen, oder ſonſt, wann er ein anderes Geſchäft ergreifen wollte, ſie an ſeine Verwandten oder Bauerngenoſſen überlaſſen.

3) In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut in Wehr bliebe und der Beſitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirthſchaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut ſchuldenfrei wäre, ſeine Geſchwiſter und Miterben nur mit einem Sechstel des Werthes der Grundſtücke abzufinden; die bewegliche Habe aber, außer dem durch das Geſetz beſtimmten nothwendigen Geräth und Vieh, würde unter alle gleich getheilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe; unter mehreren Söhnen beſtimmte vielleicht das Loos über die Nachfolge; hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, looſeten dieſe ebenfalls. Unmündige Geſchwiſter hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an ihren Tod. Die Art und das Maaß würde das Geſetz beſtimmen.

4) Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zuſammenbrächten, würde, wenn Kinder geboren würden, gemeinſchaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da, und der Lehnbauer ſtürbe vor der Frau, ſo nähme ſie ihr Eingebrachtes wieder, und räumte dem Erben das Gut. Hätte ſie Kinder gehabt, die vor ihr geſtorben wären, ſo erbte der überlebende Theil die ganze bewegliche Habe des verſtorbenen.

5) Solche Güter mögten auch, z. B. wenn eine Familie durch ſchlechte Wirthſchaft oder Unglück ſie ſo heruntergewohnt oder verſchuldet hätte, daß ſie ſie nicht behaupten könnte, auf andre Art immer veräußert werden, aber nur mit Einſtimmung der Berechtigten, und mit der Bedingung, daß ſie wieder an Bauerngenoſſen kämen. Ein Beſitzer ohne Kinder und Lehnsverwandte, die da Anſprüche auf ein ſolches Gut hätten, mögte es veräußern bei ſeinem Leben und

darüber verfügen nach ſeinem Tode, verſteht ſich innerhalb der Genoſſenſchaft.

6) Wie Ein Bauer nicht mehrere ſolcher Güter beſitzen dürfte, ſo dürften auch die Felder mehrerer ſolcher Güter nicht zu Einem Gute zuſammengezogen werden. Eben ſo wenig wäre ein ſolches Bauergut in mehrere kleinere theilbar.

Unter eben dieſes Geſetz, das ich über meine gemachten Bauerlehne walten laſſe, ſtelle ich die Bauergüter, die ſich in meinem Staate noch finden, damit ſie dem Bauerſtande in ordentlicher Wehr bewahrt werden und damit der ſo wichtige Bauerſtand dem Vaterlande erhalten werde.

Wie groß ein Bauergut ſeyn müſſe, damit eine Familie in beſcheidener Mittelmäßigkeit des Daſeyns davon leben könne, läßt ſich nicht von vorn her beſtimmen. Das hangt von dem Himmelſtriche, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirthſchaft durchaus nichts taugt, da die zu große Zerſtückelung der Grundſtücke den Bauerſtand in allerlei treibendes, luftiges und vagabundiſches Geſindel verwandelt, ſo muß ein Kleinſtes geſetzt werden, bis zu welchem man hinabſteigen darf. Dies hat man auch in Ländern gethan, wo man die wahren Begriffe von Freiheit hat, z. B. in Schweden, wo die zu ſehr verkleinernde Zerſtückelung der Höfe in mehreren Landſchaften durch Geſetze verboten iſt.

Dieſe meine Bauerordnung würde vorzüglich für das eigentliche Bauerland, für die Ebenen, gelten. Wo Waldbau, Weinbau, Obſtbau, Bergbau das Hauptgeſchäft der Menſchen ſind, da ſind die Verhältniſſe anders und die Geſchäfte beſchränken ſie ſelbſt auf einen kleineren Raum. Auf den weiten Feldern und Ebenen aber, wo das Sichabründen ſo bequem iſt, werden, wenn der Staat gar keine Beſchränkung ſetzt, die einzelnen Höfe und Hufen entweder von den Reichen verſchlungen, welche ſie in große Hauptgüter und Herrenſitze verwandeln, wie wir dies in vielen Gegenden des Vaterlandes ſehen, oder der Bauerſtand verarmt und verdirbt auch durch die zu große Zerſplitterung der Ländereien. Und überdies benutzt der Reiche dieſe Zerſplitterung, um die einzelnen verarmten zerſplitterten Beſitzer allmälig auszukaufen und ihre kleinen Looſe zu großen Gütern abzuründen; wie z. B. in England und Italien täglich der Fall iſt, was man aber auch ſchon bei uns ſehen kann.

Wenn der Staat auf dieſe Weiſe den Bauerſtand an ſeiner Erdſcholle befeſtigt hat, bleibt, je nachdem jedes Land eingerichtet und gelegen iſt, noch die Hälfte oder wenigſtens ein Drittel aller Ländereien für jeden andern beliebigen Beſitz frei. Ich ſage beliebig, obgleich ich wünſchte, daß der Adel eben ſo wie der Bauer allein auf Landbeſitz gegründet und an ſeinem Lande feſtgebunden würde, daß es allein einen Majoratsadel gäbe nach dem Erſtgeburtsrecht.

Ich weiß, ſowohl gegen die angedeutete Art Nachfolge in meinen Bauerlehen als auch gegen dieſe adlichen Majorate werden ſich Viele entrüſten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit, die andern, weil es ihnen eine Grauſamkeit däucht. Dieſe letzten ſprechen aus einem einzelnen Familiengefühl; der Staat aber muß aus einem allgemeinen Familiengefühle handeln. Er hat Millionen Kinder; er hat ſie nicht bloß heut und morgen, oder dreißig Jahre und fünfzig Jahre, ſondern auf dreißig und fünfzig Jahrhunderte muß er ſeine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne Gränze und Ziel, wie der Gedanke, wenn er wahr und richtig iſt, als Kind der Ewigkeit geboren wird. Wenigſtens müſſen die Geſetze des Staats die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in ſich tragen, daß ſie durch ihre Geſinnung und Weisheit würdig wären ewig zu dauern. Das einzelne Familiengefühl ſpricht: „Es iſt doch unrecht, daß des

„Bauern und des Edelmanns Kinder bei ſeinem Tode ſich in die hinterlaſſene feſte und liegende Habe nicht gleich theilen; warum ſoll einer allein ſo viel haben und alle die andern ſo wenig?“ Der Staat antwortet ihm: „Ich handle aus einem höheren Rechte und einer höheren Pflicht; ich muß das beſſern, was eure unzeitige Thorheit ja eure thörigte Liebe zu eurer eignen Zerſtörung immer thun will. Ihr mit euren Gefühlen würdet aus dem Bauer und Edelmann Bettler und Streuner machen; ich muß ſorgen, daß die beiden Stände in Wohlhabenheit, Rechtlichkeit und Ehre erhalten werden; ich muß auch durch meine Geſetze und Ordnungen vor allen Dingen den Grundſatz zu dem lebendigſten machen, daß Silber und Gold und was ihr Vermögen nennt von mir nicht als das Erſte hingeſtellt und geſucht werde, ſondern feſtes Glück und bleibende Tugend.“

Ja es iſt meine feſte Überzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre, Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände beſtehen ſoll, er auf feſtem bleibenden Beſitz und auf Majoraten gegründet ſeyn muß. Es müßte auch überhaupt kein Edelmann gemacht werden, der nicht entweder ſchon durch Reichthum bedeutend wäre oder die Würdigkeit hätte, daß der Herrſcher oder das Volk ihn ſo mit liegenden Gründen begabten, daß die Unabhängigkeit ſeiner Familie nach ihm geſichert wäre. Arme Familien adeln, wie leider täglich in Deutſchland geſchieht, däucht mir ein großes Unweſen. Wenn ich geſagt habe, daß arme hungrige Bauern ein Unglück und Verderben des Staats ſind, ſo meine ich dies noch weit mehr von einem armen hungrigen Adel. Ein Land kann viel zu vielen Adel haben; und es ließe ſich nach der Volksmenge und den Verhältniſſen und Hülfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl beſtimmen, die es tragen könnte. Es ließe ſich für jedes Land ein goldenes Buch machen, wie weiland in Venedig, und zwar ein geſchloſſenes Buch, und es ſollte gemacht werden — auf die Weiſe, daß nur bei'm Erlöſchen eines Stammes ein neuer adlicher Stamm gepflanzt werden könnte, und daß ſelbſt die Kinder und Enkel der größten Helden der That, Wiſſenſchaft, Kunſt und Erfindung (welchen allein ſo Hohes vorbehalten ſeyn müßte: denn wenn man den Adel hoch hielte, wäre er etwas Hohes), die eines Blücher, Leibnitz, Goethe, Dürer, auf der Warte ſtehen bleiben müßten, bis Gott eine leere Stelle gemacht hätte. Doch werden dieſe ſeltenſten großen Männer nicht ſo dicht ausgeſäet, daß es bei ſolchem gewiſſenhaften Verfahren jemals viele Wartende geben würde. Daß den Kindern ſolcher Sehrmänner von dem Volke, das von ihnen mit Glück, Macht und Ruhm bekränzt worden, für die würdige Tragung und Erhaltung ihres Adels nach engliſcher Sitte eine angemeſſene Begabung und Begründung gemacht werden müßte, folgt durchaus aus unſerm Bilde vom Adel. Wir kennen Polens Geſchichte und kennen ſeinen wimmelnden hungrigen Adel; auch Schweden iſt mit zu vielem und armem Adel überſchwemmt; auch in manchen deutſchen Landſchaften iſt es nicht viel beſſer, und immer fährt man fort auf die alte traurige Weiſe leicht und leichtſinnig durch Adelsbriefe alljährlich arme Junkerfamilien zu ſtiften. Es iſt lange ein trauriger Haß geweſen zwiſchen dem Mittelſtande und dem Adel, und er iſt leider noch nicht ausgeſtorben, und hat ſeine böſen Folgen auf das Ganze, da durch dieſen unſeligen Neid ſo manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieſer Haß und Neid ſtammt zum Theil aus dem alten Soldatenweſen, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren noch beſtand; er ſtammt wohl mehr aus der Herabwürdigung und wirklich unanſtändigen und faſt ſchimpflichen Vermehrung des Adels durch die Reichskanzleien, wodurch der alte Adel, worunter dieſe Neugeſtämpelten ſich allmälig doch miſchten, ſein glänzendes Gepräge verlor. Krämer, Roßtauſcher, Lieferanten u. ſ. w., ohne ein anderes Verdienſt als das einer gefüllten Taſche, kauften des heiligen Römiſchen Reichs adliche Wappenehre oft um 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei zu Wien; ja während der Ledigkeit des Kaiſerſtuhls wie wohlfeil und wie ſchmutzig verſchacherten die Beamten in den Kanzleien der Reichsverweſer oft die Würden von Freiherren und Grafen!

Soll alſo Adel ſeyn, ſo muß er reich und unabhängig ſeyn, damit er in freier Ehre und Würde im Staate ſtehen und durch ſeine ſelbſtſtändige Haltung wohlthätig auf das Ganze wirken könne. Ein armer Adel löſcht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch ſeine Geburt Anſprüche, die er ohne Vermögen ſchwerlich erfüllen kann. Er muß alſo dienſtbar, glückſuchend, ja oft glückjagend ſeyn wie Menſchen aus den unterſten Klaſſen; er muß für ſein Fortkommen Künſte gebrauchen, die wenigſtens ſolche nicht zieren. Darum lobe ich mir die engliſche Art, wo der Älteſte des Hauſes das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder deſſelben und der Beſitzer der Güter iſt, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meiſtens zum ganzen übrigen Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung und Befleckung ihres edlen Bluts meiſtens allen Gewerben und Geſchäften der andern Klaſſen ihre Thätigkeit zuwenden mögen. Und darum iſt der Adel auch nirgends ſo wirklich vornehm und geachtet als in England. Auch in Schweden hat man in den letzten Jahrzehenden die Einſicht gewonnen, daß zu zahlreicher Adel den Stand verkleinert und dem Staate ſchadet. Auf dem Reichstage zu Stockholm im Sommer 1809 iſt ein Geſetz gegeben, daß bei neugeadelten oder um eine Stufe erhöheten Familien der Älteſte dem Vater oder Erblaſſer immer in Beſitz und Rang folgen ſoll, die jüngeren Brüder aber zu der unter dem Range des Erblaſſers ſtehenden Klaſſe gerechnet werden ſollen.

Wir leben in einer Zeit des Streites der Gefühle, Anſichten und Meinungen, und auch der Redlichſte wird durch die allgemeine Bewegung, welcher er ſich nicht wohl entziehen mag, oft wider Willen von dem ruhigen Standpunkte der Betrachtung weggetrieben. Auf der Höhe des wilden Meers gründen die Anker nicht, und am Strande brauſt die Wellenbrandung zu gewaltig, als daß die Gedanken ſich vor Anker legen könnten. So viel indeſſen haben wir alle begriffen, daß der Ruf nach Freiheit und Geſetzlichkeit dieſer Zeit ſehr natürlich war und iſt, daß aber von Vielen eine Freiheit begehrt worden, welche auf Erden nimmer ſeyn kann noch ſeyn darf. Das haben Wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, ſondern die verſchiedenen Lebenskreiſe ſich in einander verlaufen und verwirren, wodurch nothwendig ein Zuſtand der Auflöſung und Ausſchweifung entſtehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tödtet. Denn das iſt das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Menſch durch viele ſächliche Bande, durch Einrichtungen, die ſich zunächſt auf Dinge außer ihm und erſt in der dritten vierten Inſtanz auf ihn beziehen, gehalten, getragen und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stätigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger ſeyn können, angehalten werde. In dieſer Hinſicht wünſche ich meine vorgeſchlagene Bauerordnung oder wenigſtens eine ähnliche, ich wünſche den Adel auf Majoraten gegründet, und bei den Handwerken die Erhaltung oder Wiederherſtellung der Zünfte und Innungen, von welchen man die Misbräuche wegthun und welchen man eine der Zeit angemeſſene weniger ſklaviſche Einrichtung geben muß.

Unſer Zeitalter iſt ein Saturnus, der ſeine eignen Kinder auffrißt und ſich dann im Taumel ſeines blutigen Rauſches an den dicken Bauch ſchlägt und den Leuten zuruft: Seht hier die

Folgen der Freiheit! ſeht hier das von Wahn und Knechtſchaft erlöſte Menſchengeſchlecht! Die Franzoſen haben damit angefangen, ſie haben das Kapital von Jahrhunderten in einem Vierteljahrhundert aufgefreſſen; andere Regierungen haben es ihnen in manchen Ländern aus Noth nachmachen müſſen; hie und da haben ſie es ihnen in verblendeter Thorheit nachgemacht. Alle Verhältniſſe wurden aufgehoben, alle Bande zerſprengt, gute und böſe, nützliche und ſchädliche; die Sachen wurden ſo freigegeben wie die Perſonen, und die Stürme und Vulkane der Zeit weheten und ſprützten beide wie Funken und Aſchen umher. Und das iſt noch das Schlimmſte — was freilich vor fünfzig und ſechszig Jahren ſchon in einigen Ländern galt, daß dieſe ungebührliche Freilaſſung die verwünſchte Fabrikſüchtigkeit und Fabrikſluchtigkeit in die Menſchen und in ihre Einrichtungen gebracht hat, und daß die ganze Erde und der Staat ſelbſt von vielen Staatsverwaltern und Staatseinrichtern faſt nur wie eine Fabrikanſtalt gewürdigt und verwaltet wird. Was man heute bedarf, was ein Menſch und ein Ding morgen einträgt, das fragt man mit hungriger Gier, und deswegen kann man mit den kurzen Augen nicht ſehen, was die künftige Zeit bedürfen wird und was die künftigen Menſchen ſeyn und tragen werden, ja was ſie in aller ewigen Zeit ſeyn und tragen ſollen. Es giebt gewiſſe natürliche Verhältniſſe in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verſchiedenen Klaſſen der Staatsgeſellſchaft, welche nimmer hätten geſtört und gebrochen werden ſollen, und für deren Erhaltung und Wiederbelebung der Staat ſorgen muß, wenn er ſelbſt ſicher und lebendig bleiben will. Wir wollen die Fertigkeit und Geſchicklichkeit der Menſchen immer loben, welche durch künſtliche Geräthe und Maſchinen Einem Menſchenarm die Kraft von hundert Armen und Einer Hand die Verrichtung von fünfzig Händen geben können; aber wir ſagen es gradezu: lieber wollen wir keine einzige Maſchine als die Gefahr, daß dieſes Maſchinenweſen uns die ganze geſunde Anſicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Redlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klaſſen und Geſchäfte der Geſellſchaft zerrütte. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau ſelbſt endlich wie eine Fabrik angeſehen und betrieben wird, kurz wenn das Einfältige, Stätige und Feſte aus den menſchlichen Einrichtungen weicht, dann ſteht es ſchlecht um das Glück und die Herrlichkeit unſers Geſchlechts. Wenn wir dahin kämen, daß Axt, Säge und Senkblei von ſelbſt Häuſer zuſchnitten und aufrichteten, daß der Pflug und die Senſe von ſelbſt den Acker pflügten und abärndteten, wenn wir endlich auf Dampfmaſchinen über Berg und Thal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz wenn wir neben unſern künſtlichen Maſchinen, die alle Arbeit für uns thäten, nur ſo hinzuſchlendern brauchten — dann würden wir ein ſo entartetes, nichtiges und elendiges Geſchlecht werden, daß die Geſchichte ihre Bücher auf ewig von uns ſchließen würde.

Ende.

Dieſe Betrachtungen und Anſichten aus den Jahren 1815 und 1820 wie ſind ſie beſtätigt worden und wie werden ſie jeden Tag mehr und mehr beſtätigt durch die Begebenheiten und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre! Es wälzen ſich, ja es dampfen die ungeheuerſten und unberechnenbarſten neuen Kräfte und Lebensreize und Lebenstriebe über die Welt hin. Und dies iſt nur der Anfang des Neuen; denn da der menſchliche Geiſt ſich ſelbſt und die Entdeckungen und Erfindungen der Wiſſenſchaft mit dem größten Ernſt und Eifer auf das Praktiſche gewendet und gerichtet hat, ſo werden nach dieſer Seite hin durch Chemie, Phyſik und Statik in den nächſten Menſchenaltern noch ganz andere Veränderungen und Umwälzungen erfolgen. Der Dampf und das Feuer, die leichten und flüchtigen, beflügeln und verflüchtigen das Menſchengeſchlecht ſchon jetzt beinahe zu ſehr, ſo daß es mit ſeinen Solen immer mehr von dem Boden der alten mütterlichen Erde in die Region der Wolken und Nebel hinaufgeſchnellt wird. Um ſo nothwendiger alſo wird es werden, einen guten Theil der Bürger wenigſtens durch verſtändige und haltende Bande in einer gewiſſen bleibenden Stätigkeit an den Boden der Erde zu binden.

Fichte, deſſen ganzes Weſen ethiſche Strenge, ja ethiſche Begeiſterung war und der eben dadurch auf ſo viele Tauſende von Männern und Jünglingen den mächtigſten und ſchönſten Einfluß hatte, ſieht in ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaat, deſſen Idee er in ſein ſogenanntes Staatsrecht aufgenommen und etwas anders verarbeitet hat, Fichte ſieht den Ackerbau vorzüglich von der ſittlichen Seite an. Wer wollte und wer könnte ſich dieſer Anſicht abkehren, auch wenn er ihn mehr von der politiſchen Seite anſieht? Denn wenn der Staat als ſolcher freilich faſt immer nur mit der Errichtung und Schirmung des Rechtszuſtandes zu thun hat, ſo muß die ſittliche Idee doch von oben herab ſeine Einrichtungen und Geſetze beleuchten und durchleuchten. Wir können und dürfen ja nicht ſchlechter ſeyn als die Heiden, deren weiſere Geſetzgeber immer unumwunden ausſprechen, daß alle Staatseinrichtungen dahin ſtreben ſollen, daß die beſten, rechtſchaffenſten und ſittlichſten Bürger dadurch geſchaffen werden. Fichte, indem er einen ſtrenge geſchloſſenen Rechtsſtaat ſtiften wollte, war doch immer von der Idee begeiſtert, jedem ſeiner Bürger, eben durch die genau geſchloſſenen Gränzen und beſtimmten Kreiſe ſeiner verſchiedenen Stände, nach vollendetem Tagewerk den Genuß einer höheren geiſtigen zur Veredelung und Verſittlichung hinſtrebenden Muße zu verſchaffen. Es entging ihm nicht, daß die Idealität ſeines Staatsbaues für die gegenwärtige Weltlage und für den Stand des gegenwärtigen europäiſchen Staatsſyſtems in den meiſten Punkten wohl nicht paſſe, ja daß er allenthalben ſcharfe Stöße und Gegenſtöße veranlaſſen werde. Seine Geſellſchaft wäre, wie er ſie dachte, höchſtens kaum in dem engen Umfange von fünf bis zehn Meilen möglich geweſen; aber woher die Ungeſtörtheit ſeiner Anſtalten und den Frieden nehmen, daß die andern mächtigen Umgeber ein ſolches wunderſames Werk nicht alsbald umſtießen? Er verhehlt ſich ſelbſt in vielen aufgeworfenen Fragen die Zweifel nicht, ob und wie ſein Entwurf ein Werk werden könne; aber der Philoſoph kann der Folgerichtigkeit ſeiner Ideeen nichts abdingen laſſen. Das war überhaupt das Tragiſche dieſes edlen Menſchen, daß er ſelbſt in die gemeinſten und gewöhnlichſten Verhältniſſe und Entwickelungen des Lebens und Staates immer mit den Sonnenſtrahlen ſeines Olymps hineinſchauen und ſie nach dieſer Beleuchtung nicht allein beurtheilen, ſondern auch ordnen wollte. So ſtand er zum Erſtaunen der Alltäglichen und Undenkenden nicht nur, ſondern auch zum Erſtaunen und Erſchrecken ſeiner Schüler oft wie vor einem Berge ſtill, wo ein Strohhalm im Wege lag, worüber er mit ſeinem philoſophiſchen Roſſe nicht meinte hinſetzen zu können. Bei jedem aus der guten gewöhnlichen Anſicht, wornach auch gar nicht verkehrt noch unſittlich gelebt und gehandelt wird, ausgeſprochenen Darum hatte er ſein gewaltiges Warum? bereit mit dem Ausſpruche: „Was ſoll ich mit allen „Euren Darum, ich muß ein beſtimmtes Warum haben.“ Doch iſt es wahr, ſein überfliegender Geiſt, welcher anfangs das Nichtich der irdiſchen Dinge mit zu dicken und häßlichen Nebeln verſchleiert gefunden hatte, fand ſich durch das religiöſe Gefühl der Liebe und

Freundſchaft und vorzüglich des Vaterlandes in ſeinen ſpäteren Jahren ſo mächtig in die untere Welt und ihr Treiben hinabgezogen, daß er auch eben durch die religiöſe Vermittelung ſich darin viel ſicherer und behaglicher als früher empfand und wiederfand.

Wir müſſen nun aber eben mit dieſem Großmeiſter der ſittlichen Anſicht und Würdigung aller Dinge vor allem auf dem ſittlichen Boden ſtehen bleiben und alle jene Gründe, welche man ſolcher Würdigung der Staatseinrichtungen entgegenzuſtellen pflegt, ohne Umſtände todtzuſchlagen ſuchen. Die Liberalen des Tages, welche der Welt den weiten fliegenden von allen Winden und Lüften durchwehten Freiheitsmantel umwerfen, ſagen: Laſſet nur frei, hemmet nur keine Kräfte! Wenn ihr ſie frei walten laſſet, wird ſich nach den Bedürfniſſen und Entwickelungen jedes Zeitalters alles von ſelbſt in Ordnung und in's Gleichgewicht ſetzen. Deine Anſichten ſind im Grunde doch nur mittelalterige Anſichten der Unfreiheit. Der Finanzminiſter vollends wird ſagen: Ei! ei! wie ſoll der Staat ſich tragen, wenn wir wieder Zünfte haben, wenn wir den Acker und Beſitz feſſeln? wenn wir die Vermehrung der Menſchen und der Kräfte hemmen? Auch wäre es höchſt verkehrt, auf die Hälfte oder gar auf Zweidrittel der Oberfläche eines Landes kleine Bauergüter hinzuſäen. Die großen Güter geben mehr Ertrag und können, da der Ackerbau ſich immer mehr an die Fabriken lehnen ja fabrikartig betrieben werden muß, allein zweckmäßig und ſo eingerichtet und bewirthſchaftet werden, daß man alle Vorbereitungen und Verarbeiten gehörig benutzt, alle Kräfte und Geſchäfte nach feſt beſtimmter Regel in einander eingreifen läßt. Spaniſche Schaafzucht, Brauerei, Brennerei u. ſ. w., welche den Staat ſo mächtig tragen helfen, wo willſt du damit bei deinen Bauern hin?

Solche und ähnliche Gründe und Anſichten, die gegen ſoliche ſittliche Einſicht und Erkenntniß ſprechen, hört man alle Tage. Ich muß aber auch den politiſchen Punkt berühren, und der dünkt mir ſo gewaltig, daß ſelbſt der Herr Finanzminiſter ſich vor ihm wird neigen müſſen. Wir ſehen die Proben von der allgemeinen Fabrikation der Dinge und von der Schätzung des Staats bloß nach blind fortſchießenden und blind wirkenden Kräften und Maſſen, welchen gar kein politiſcher Zügel angelegt wird. Daß bei Fabriken, daß in den großen Städten und Hauptſtädten eine Menge elender, unruhiger, hungriger Menſchen, daß dieſe gefährliche Brut, die Pöbel heißen muß da entſteht, läßt ſich nicht wenden. Das ſind die unvermeidlichen Krebsſchäden und Auswüchſe der wachſenden Bildung und Verfeinerung des Menſchengeſchlechts, welche ſelbſt ein Fichte auf einem Königsſtuhl nicht würde wegſchaffen können. Aber, aber — wenn wir auch auf dem Lande mit der allgemeinen zerſtückelnden Freiheit ſo fortgehen, wie es ſich jetzt anläßt, ſo wird bei der durch die Zerſtückelung in Gütchen und Höfchen bis auf zwei, ja bis auf einen Morgen Land und noch tiefer vermehrten Zeugung und bei der Unmöglichkeit, den Menſchen Arbeit und Gewinn zu verſchaffen, in einigen Menſchenaltern auch der Landpöbel vollendet da ſtehen: ein hungriges, unruhiges, ſittenloſes Geſindel. Wann wir auf ſolche Weiſe den gedoppelten und verdoppelten Pöbel fertig haben werden, wird von einem Rechtsſtaate kaum noch die Rede ſeyn können: China wird fertig ſeyn, Despotismus und Knechtſchaft an den beiden Spitzen der Geſellſchaft, der Schrecken drohende Stock des Schergen für das Milde und Gnade winkende Zepter des Königs. Solche Menſchen können nicht mehr durch die Liebe und die Gerechtigkeit regiert werden, ſondern Furcht und Schrecken allein können die reißenden Thiere bändigen. Seht euch einmal um, ihr Poſaunenbläſer einer tollen Freiheit, ſeht euch einmal um nach dem Pöbel von Paris, Mancheſter, Birmingham und Irland. Muß nicht König Ludwig Philipp, obgleich Paris eine Beſatzung von 60,000 bis 80,000 Mann hat, täglich vor einzelnen Schaaren ſolcher reißenden Wölfe zittern? Und Irland? ich ſage noch einmal Irland?

Das irländiſche Elend kann kaum ein Gott mehr beſſern, auch nicht einmal eine Auswanderung. Das Geſchrei, Irland ſey ſo elend durch fanatiſche Unterdrückung der Katholiken durch die Engliſche Hochkirche gilt nur für einzelne Zweige der Verwaltung und für einzelne Stände. Das Hauptübel ſind ein paar Millionen Menſchen zu viel. Wie iſt dieſes Plus oder vielmehr Nimium entſtanden? Grade auf demſelben Wege, worauf wir in Deutſchland auch immer weiter vorwärts ſchreiten, nämlich durch die Zerſtückelung größerer Landgüter in viele zu kleine. Dieſe Zerſtückelung, in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts vollbracht, hatte einen örtlichen politiſchen Grund, der in den Erfolgen, die heute zu Tage liegen, für alle Staaten warnend ſeyn ſollte. Es ging dieſe Zerſtückelung nämlich von den großen Landherren aus, welche aus großen Gütern von tauſend und fünftauſend Morgen Land eine Unendlichkeit kleiner Gütchen von fünf, zehn bis funfzehn Morgen ſchnitten. Und warum? Um in ihren kleinen Pächtern abhängige Wähler zu gewinnen, die ihnen bei der Bewerbung um eine irländiſche Parlamentsſtelle ihre Stimmen geben mußten. Dies Unglück hat die Einwohnerzahl Irlands in ſechzig ſiebenzig Jahren mit unglaublicher Geſchwindigkeit über alles Maaß vermehrt, und zeigt ſich nicht bloß als ein irländiſcher Jammer, ſondern drückt durch die nach England und Schottland überwandernden irländiſchen Arbeiter an vielen Theilen auch die engliſchen bis zur verzweifelnden Hülfloſigkeit herab.

Dies iſt in Irland die tiefe Krankheit der Zeit; dies wächſt von Tage zu Tage immer mehr in der Schweiz und in Frankreich. In dem unglücklichen durch Gott ſo paradieſiſch geſtalteten und geſchaffenen Italien iſt es ſchon lange geweſen; dort giebt es faſt gar keine kleinen Grundbeſitzer und Bauern mehr, ſondern nur große Herren und Pächter und Tagelöhner: daher die Kraft und Tugend des einſt ſo großen und kühnen Volkes längſt gebrochen und erloſchen.

Alſo was meine ich zum Schluß? Ich meine die Nothwendigkeit der Erhaltung und, wo ſie nicht erhalten ſondern zerſtört ſind, der Wiederherſtellung der ordentlichen Bauerſchaften ſo gewaltig, daß ich behaupte, die Regierungen müſſen ihre letzten Kräfte anwenden, um wieder welche zu ſchaffen. In Mecklenburg z. B. und in meiner Heimath müßten, wenn die Staats- oder Kron-Güter nicht hinreichen, um Bauern zu ſchaffen, die Regierungen einen Geldſtock ſtiften — wie ſie ja oft für andere viel kleinere Zwecke thun — um gelegentlich große Güter zu kaufen, und dieſe Güter in angemeſſene Größen zerlegen und Bauerlehen daraus machen, und auf dieſe Weiſe allmälig ein Gegengewicht und ein Gegenmittel gegen die allgemein drohende Pöbelei zu erſchaffen, deren Getümmel an dieſer im Staate ſtehenden Felſenfeſte ſich zerſchellen würden. Beiläufig geſagt, würde durch die mäßig großen Bauergüter auch die übertriebene Zeugung von Hungerleidern gehemmt; ſo daß dieſe dem Anſcheine nach rein politiſche Anordnung und Wiederherſtellung auch die tiefſte ſittliche Grundlegung würde.

Ich habe auch des Adels und ſeiner Majorate erwähnt, obgleich ich nur für die Bauern zu ſprechen hatte; denn die Edelleute und Großherren werden ſich ſchon wehren und in der Welt nicht vergehen, wenn auch alle freie Bauern in Europa verſchwinden ſollten. Aber auch die Edelleute werden in demſelben Maaße ſchlechter, verdorbener, übermüthiger werden, als alle Landbewohner neben ihnen mehr und mehr zu Tagelöhnern und Knechten erniedrigt werden. Man ſchaue nur in den Spiegel des italiäniſchen Adels. Ich habe aber bei dem Wörtlein Adel nach meiner Anſicht ungefähr nur daſſelbe in demſelben Sinn denken können, wie bei dem Wörtlein Bauer. Ich würde es vielleicht für hart halten, ſo vielen guten Häuſern, die vor ihren Namen das Von und das Zu führen, mit dieſen Wörtchen Erinnerungen zu rauben, die ihnen von dem höchſten Werth ſind, aber, indem ich von Majoraten geredet habe, hat mir doch etwas der engliſchen Nobility Ähnliches vorgeſchwebt. Des unbegüterten kleinen Adels, deſſen nach den gegenwärtigen Weltverhältniſſen und Weltanſichten bei uns ſchon viel zu viel iſt, ſollte kein König und Fürſt künftig mehr ſtämpeln. Bei meinem Adel nun, oder was ich eigentlich allein als Adel von Gewicht im Staate anſehe, bei dem reichen hohen Adel würde ich die engliſche Weiſe nun auch nicht loben, nach welcher der König deren ſchaffen kann, wie viele ihm gefällt; nur daß er ſtillſchweigend an die Bedingung des Reichthums gebunden iſt: denn einen armen Mann zum Pär machen, würde in England beide unrecht und lächerlich dünken. Es wäre nämlich wohl eine Berechnung möglich, wornach ſich die Zahl großbegüterten Adels, welche jeglichem Lande angemeſſen wäre, ungefähr beſtimmen ließe. Auch müßte nach den Verhältniſſen eines jeden Landes das Minimum und das Maximum von dem Güterumſchluß eines Majorats geſetzt werden. Denn es iſt wohl kein Zweifel, daß zu große und mächtige Majorate ſelbſt der Regierung als etwas Misliches und Gefährliches da ſtehen könnten, zu geſchweigen, daß bei großem Reichthum auf der einen und großer Armuth auf der andern Seite die Großgüterei die ſchlimmſten Misverhältniſſe und Übelſtände mit ſich führen könnte.

Wenn ich hier darauf hinzuweiſen ſcheine, daß mir nur der hohe Adel ein wirklicher Adel däucht, und daß ich die leichten Schöpfungen des kleinen güterloſen Adels nicht billige, ſo bin ich doch weit entfernt in das Gedankengebiet derjenigen hinüberzuſchweifen, welche den Adel gleichſam als die einzige ſicherſte Stütze der Monarchie, ja als theilweiſe Mitträger und Mitinhaber der Majeſtät, darſtellen und ihn alſo in hohe ſonnenſcheinige Regionen mit hinaufrücken, wo den Blicken und den Begriffen zu ſchwindeln anfängt. Denn wie groß, glänzend und mächtig der Adel auch ſey, er bleibt nur ein Stand im Staate, und der Kreis ſeiner Wirkſamkeit und Unterthanſchaft muß ſo genau und leicht abzugränzen und zu beſtimmen ſeyn, als die Kreiſe, innerhalb deren der Bauer und Bürger ſteht. Die Majeſtät des Regierers und Herrſchers iſt ein ſo hoher und unermeßlicher Glanz, daß der ärmſte Bauer und der erſte Baron des Reichs als gleich tief unter ihrem Himmel ſtehend gedacht werden müſſen. Denn wenn auch einige Gebiete und Verhältniſſe des Herrſchers in Beziehung auf die Unterthanen abgegränzt ſeyn mögen, ſo reicht dieſe Hoheit und Größe in tauſend andern Beziehungen, wo Welt- und Lebens- Bildungs- und Staaten-Verhältniſſe frei wie Luft und Licht ſchweben und innerhalb keiner Rechtsgränzen eingepfählt werden können, vorzüglich aber in Beziehung auf fremde Nationen, gleichſam in ein ewig fluthendes, ſchwebendes und werdendes Planeten- und Sonnen-Leben hinauf, wo das gewöhnliche Maaß und Richtſcheid fehlt und wo nur mit ungefähren und bildlichen Zahlen und Größen gerechnet werden kann. Dieſes Bild der Majeſtät deute ich hier nur an.

Von dieſem meinem ſo wichtigen Staatslehnbauern komme ich nun endlich einmal wieder auf meine eigne bäuerliche Wenigkeit zurück. Ich habe den ganzen Sommer und Herbſt 1815 und den Winter 1816 in Köln gelebt, die politiſchen Schmerzen und Wehen abgerechnet wohl gelebt. Ich fand die alte Reichsſtadt und ihre Bewohner ganz anders, als ſie mir in früherer Jugend, vor beinahe zwanzig Jahren gedäucht hatte, wo ſie (nämlich im Sommer 1799) freilich durchaus ein todtes und wüſtes Anſehen hatte und finſtere und trübſelige Eindrücke machte. Köln war weiland die erſte Reichsſtadt am Rhein und lebte das ganze Mittelalter hindurch, faſt in ſich geſchloſſen, ja verſchloſſen und verſperrt, im eigentlichen Sinn faſt ganz innerhalb ihrer Thürme und Mauern beſchränkt, häufig im Kriege, immer im Argwohn und auf der Warte gegen den Geiſtlichen Kurfürſten, der ſich nach ihr nannte, und ringsum von kriegeriſchen und mächtigen Fürſten umgeben, die ihr nur die Herrſchaft und Schiffahrt auf dem Rhein laſſen mußten. Dies hat in ihr eine Erſcheinung hervorgebracht, wie ich oben ſchon bei Stralſund erwähnt habe, nämlich eine Eigenthümlichkeit in Sitte, Karakter und Sprache, welche die Stadt auch von der nächſten Umgegend unterſcheidet. Der Karakter hat im Ganzen das Niederdeutſche, Ruhigkeit und ſatiriſch-ironiſche Selbſtbeſpiegelung, und in dieſer Spiegelung ein gar heiterer und luſtiger Wiederſchein der Perſonen und Sachen, jedoch viel lebendiger als bei dem weſtlicheren Holländer; eine große Gutmüthigkeit bei tüchtiger Derbheit und Gradheit; Vieles, was in den Menſchen von dem alten freien Reichsbürger noch übrig iſt, ein gewiſſes ſicheres Selbſtgefühl bürgerlicher Ehre und Gleichheit, das ja ſelbſt der Bürger von Straßburg unter dem leichten und ſpielenden Franzoſen nicht verloren hat: alles dies mit einem eigenthümlichen Wiz und Humor übergoſſen, den man nicht beſchreiben kann, ſondern der ſchlechtweg der kölniſche heißen muß. Hier ging es mir denn in Mitten deutſcher Gaſtlichkeit und Freundlichkeit ſehr wohl, und ich konnte mir auch die kölniſchen Wize und Späße über mich ſchon gefallen laſſen. Denn im Karneval bekam ich meinen Theil ab. Es war von einer andern Seite her ſchon ziemlich ernſthaft gegen mich geplänkelt. Ein zurückwehender Sturm, welchen der Geheime Rath Schmalz und der Geheime Staatsrath von Bülow in Berlin, ein Vetter des Staatskanzlers Fürſten Hardenberg, gegen die Verderber und Verführer der Zeit brauſen ließen, blies mit rücktreibender Kraft auch in meine Federn. Indeſſen es kam mir als nichts Neues; ich war darauf vorbereitet und ließ es mich alſo nicht anfechten; nur daß ich es aus dieſem Quartier nicht erwartet hatte. Doch als ich mich im Winter 1816 mit meinem Freunde Schenkendorf einige Tage in der Kölner Karnevalsluſt umhertummelte, wurden mir meine demagogiſchen Konterfeie, wie jene Herren die Farben dazu gemiſcht hatten, luſtig parodiſch in allerlei Geſtalten vorgeführt.

Im Frühling des traurigen Hungerjahrs 1816 brachte ich meinen Sohn auf das Gymnaſium nach Düſſeldorf, und wanderte dann den Rhein hinauf über Koblenz, Mainz, Frankfurt und Kaſſel nach Berlin, und von da in die Heimath. Ein Theil des Sommers ward in Dänemark verlebt, um einige nothwendige nordiſche Anſchauungen zu ergänzen. Darauf ordnete ich im Herbſt und Winter meine Sachen in der Heimath und packte für den Rhein ein, für welchen ich beſtimmtere Verſprechungen hatte. Im Frühling des Jahrs 1817 ward in Berlin, im Sommer am Rhein gelebt, an deſſen Geſtaden ich mich im Herbſt 1817 in Bonn anſiedelte, der künftigen Univerſität wartend, an welcher ich lehren ſollte.

Ich ſtand nun nur noch einige Jahre vor dem fünfzigſten Lebensjahre und ſollte in mir den alten Spruch der Weiſen beſtätigen, welcher ausſagt, daß das Glück mit der Jugend iſt und daß das Alter auf ſein Geleit nicht mehr zählen darf. Bis hieher hatte mich das Glück auch durch mißliche Lagen und Verhältniſſe meiſtens leidlich durchgeleitet und mich ohne mein Zuthun in Verhältniſſe hineingeſtellt, die ich ſehr glückliche nennen durfte. Hier erwies es mir nun, eben in dieſem Jahre 1817 noch eine letzte große Gunſt und nahm dann gleichſam Abſchied, oder lief höchſtens zuweilen noch ein wenig nebenher, da es ſonſt vorangelaufen und Bahn und Quartier gemacht hatte. Dieſe Gunſt war ein tapferes treues Weib, das ich gewann, und die mich bis hieher, mich ſelbſt und meine Geſchicke, redlich hat durchtragen geholfen: Nanna Maria Schleiermacher aus Oberſchleſien, Schweſter des Profeſſors Doktor Friedrich Schleiermacher in Berlin, deren Vater an den Geſtaden des Rheins geboren war, wohin ſie als zu ihrem Urſprunge zurückkehrte. Hierauf ſchlug mich der erſte Schlag:

Ich verlor gute Zweidrittel meiner Bücherſammlung, welche von Stralſund zur See auf Köln geſchickt waren. Ich hatte mir eine hübſche Auswahl der alten Klaſſiker und eine Nordiſche Sammlung zugelegt. Dieſe waren von Seewaſſer durchnäßt faſt alle unterwegs verfault, nebſt Manchem, was ich in den letzten zwanzig Jahren für mich geſammelt und auf's Papier gebracht hatte. Durch einen Zufall, indem bei der Verſicherung dieſer Bücher ein Verſehen begangen war, bekam ich für dieſen ſchweren guten Theils nicht einmal durch Geld erſetzlichen Verluſt auch nicht die geringſte Entſchädigung; ja, da man ſonſt wohl mit Abgebrannten und Schiffbrüchigen Mitleid zu haben pflegt, mir iſt bei dieſer Gelegenheit auch nicht ein einziges Buch zur Wiederherſtellung geſchenkt worden. Auch ein Zeichen des beginnenden Alters, welches, mit meinem lieben Doktor Martin Luther zu reden, kein Wohlgefallen mehr bei den Leuten hat. Doch war ein Glück bei dieſem Unglück, nämlich, daß mit manchen werthvollen Papieren auch dicke Stöße von abentheuerlichen Schnurrigkeiten verloren gingen, die ich mir zur Ergötzung geſammelt und aufgehoben hatte von jenen oben erwähnten Entwürfen, Rathſchlägen und Vorſchlägen von Vaterlandsrettern, welche bei dem Miniſter vom Stein einzulaufen und dann oft in meine Hände zu gelangen pflegten. Wären dieſe erhalten worden, ſie hätten bei den ſpäter erfolgenden Unterſuchungen mich in manche ſchwere Noth ſtellen und um noch manche gute Stunde bringen können. Denn natürlich das tollſte und abentheuerlichſte Zeug hatte ich aufbewahrt, und da hätte es allerdings den Schein geben können — zumal da ich bei manchen Papieren Zeit, Ort und Verfaſſer nicht mehr anzugeben gewußt, — als ſey ich mit düſterſten Abentheurern und Tollhäuslern jeweilig verbunden geweſen.

Im Jahr 1818 ward Bonn zur künftigen Rheiniſchen Univerſitätsſtadt erklärt, und ich an dieſer Anſtalt zum Profeſſor der Neueren Geſchichte ernannt.

Im Frühling 1819 hatte Sand den Herrn von Kotzebue ermordet. Dies hätte hier in Bonn oder in der Nähe geſchehen können; was für die neugeborne Univerſität wohl ein ſchlimmſtes Zeichen geweſen wäre. Er hatte nämlich nicht übel Luſt gehabt ſich in Mannheim, in Bonn oder Godesberg anzuſiedeln, und hatte mit einem nahmhaften Gelehrten für dieſen Zweck hieher gebriefwechſelt. Ich wie guter Dinge getroſt baute mir eben ein Haus am heiligen Rhein, welches die Schönheit des herrlichen Siebengebirgs grade auf's Korn nahm. Meine Frau hatte mir an dem großen deutſchen Siegestage, dem 18. Junius, meinen erſten Sohn geboren; der Tag war hier von Lehrern und Schülern noch mit großer öffentlicher Luſt gefeiert worden, wie denn in jener noch warmen Zeit auch die Feuer des 18. Oktobers noch hell und mächtig auf den deutſchen Bergen zu lodern pflegten. Wenige Tage ſpäter erſchienen die Männer, welche Hausſuchung bei mir hielten und meine Papiere zuſammenpackten und verſiegelten. Im Herbſte des folgenden Jahrs 1820 bin ich in meiner amtlichen Wirkſamkeit ſtill geſtellt und einer langen gerichtlichen Unterſuchung unterworfen worden. Ich habe durch ſie und ihre Folgen mehrere ſchöne Jahre verloren, wohl die letzten, wo mir noch einige Kraft übrig blieb. In meiner Wirkſamkeit gehemmt bin ich geblieben, Wiederherſtellung in meine Amtsthätigkeit habe ich nicht erlangen können, bin endlich mit Beibehaltung meines vollen Gehalts in den Ruheſtand geſetzt worden. In dieſer ſchweren und jeden menſchlichen Stolz demüthigenden Prüfungszeit habe ich Gott und meine Freunde kennen gelernt; und das war freilich eine große Freude im Leide. Aber es ſind auch geweſen, die mich unter dem Titel, ich ſey in dieſen Gegenden ein gefährlicher Mann, wohl gern irgendwohin wie in's Elend geſchickt hätten. Doch habe ich die Gnade und Gerechtigkeit meines Königs dafür zu preiſen, daß ich in meinem Gärtchen am Rhein habe wohnen bleiben dürfen.

Die Geſchichte dieſer Unterſuchung darf und kann ich, wie der Tag ſteht, nicht ſchreiben. Die allgemeine Anklage lautete auf Theilnahme an Geheimen Geſellſchaften und böſen Umtrieben, die dem deutſchen Vaterlande gefährlich werden könnten. Ich bin davon freigeſprochen. Aber meine trotzige und harte Natur durch wie viele Demüthigungen hat ſie lernen müſſen, daß ich für das liebe Vaterland auch noch meinen Marterweg von Leiden zu laufen, daß ich auch noch meine Wunden zu holen hatte, da ich mich auf Schlachtfeldern nicht unter Kugeln und Schwerdtern umgetummelt hatte. Ich habe es, nachdem ich mich über die erſten Plagen beſonnen und gefaßt hatte, wirklich ſo hingenommen als ein Verhängniß des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen laſſen wollen;

und dies hat mich — wofür ich Gott noch mehr danke — vor jener Erbitterung und Verfinſterung behütet, wodurch die meiſten in ſolche Geſchichten verflochtene Männer traurig untergehen. Doch habe ich in den langen in Ungewißheit und Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung hingeſchleppten und verlornen Jahren den Vers ſprechen und ſingen können:

Wem vom Kanonenmund ſein letztes Schickſal blitzt,
Den nimmt ein ſel'ger Tod im friſchen Muth der Stunden;
Doch auf wem Lilliput mit tauſend Nadeln ſitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden.

Zwar ſchien ich während dieſer Unterſuchung und während der Folgen und Nachfolgen derſelben mich nach dem Urtheile meiner Freunde mit leidlicher Gleichmüthigkeit und Beſonnenheit zu benehmen; aber doch habe ich die langſame Zerreibung und Zermürſung meiner beſten Kräfte bis in's Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man ſieht dem Thurm, ſo lange er ſteht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen ſeine Fugen und Bänder allmälig gelockert und gelöſt haben. Das Schlimmſte aber iſt geweſen, daß ich ſchöne Jahre, welche ich tapferer und beſſer hätte anwenden können und ſollen, in einer Art von nebelndem und ſpielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es iſt zu ſpät; dieſe Zeit, und überhaupt meine Zeit, iſt vergangen und verloren. Ja, ich bin ein geborner Träumer, ein Fortſchweber und Fortſpieler, wenn nicht irgend ein feſtes Ziel, irgend eine Arbeit oder Gefahr, die plötzlich kommt und plötzlich reizt und treibt, mich aus der nebelnden Träumerei herausreißt. Ich kann auch nach dieſer meiner Natur, wenn ich mich als Gelehrten*) oder Schriftſteller betrachte, zu faſt gar nichts kommen, wenn mir nicht gegeben wird, durch irgend ein beſtimmtes Handeln, Reden und Vortragen einige helle und klare Funken des Erkenntniſſes und Verſtändniſſes hervorzulocken. Ich bin ſo geboren, daß ich ſprechen und reden muß, damit meine Gefühle und Gedanken ſich ordnen; ich bedarf der umrollenden und gegen einander Funken ſchlagenden Kieſelſteine des Geſprächs und der Rede, damit mein bischen Geiſt aus mir herauskomme. Die Sperrung meines Katheders war für die Univerſität wohl kein Verluſt, aber für mich ein Unglück: für mich, für einen Menſchen, der in perſönlicher Eigenthümlichkeit ſtecken blieb und es nimmer bis zur vollen Gegenſtändlichkeit brachte, d. h. zu dem ruhigen ſicheren bewußten Stande den Sachen gegenüber und zur immer heiteren und ſonnenhellen Beſchauung des Allgemeinen, ſondern der nur in dem Beſonderen, Eigenen ſeine einſeitige Stärke hat.

---

*) Verzeihung! Wir führen einmal alle in Bauſch und Bogen dieſen Namen, wie wenige ihn auch verdienen.

Ich muß hier nun doch einige Worte ſagen über die Beſchuldigungen, die damals gegen mich und manche andere deutſche Männer gemacht worden ſind: *Geheime Geſellſchaft und Bündelei, Verführung der Jünglinge, Träume von republikaniſcher Aufbauung und Wiederherſtellung des Vaterlandes* — dieſe Überſchriften hat man auch über mein kleines Haupt geſetzt.

Geheime Geſellſchaften und Bündeleien. Napoleon, damals *von Gottes Gnaden* — ich habe immer geſagt *von Gottes Zorn* — war gleichſam Kaiſer Europas. Auch Deutſchland war nicht mehr da, es war von 1806 bis 1813 völlig dienſtbar und zinsbar. Alles war gelöſt und aufgelöſt, auch die Strebungen und Gedanken der meiſten Menſchen; alle Gefühle und Gedanken der Sterblichen flogen unſtät wie Vögel umher, welchen die Wälder abgehauen und die Neſter zerſtört ſind, und die neue Sitze ſuchen, wo ſie ſich niederlaſſen können. Die Zeit war losgelaſſen, die Menſchen ließen ſich los, und vor allen Dingen auch Narren und Abentheurer genug glaubten ihren Wind zu haben und ſetzten ihrem Narrenſchiffe alle Segel bei. Wie ſollte es wohl gefehlt haben, daß ſolche leichte Windvögel mit ihren Albernheiten, Gaukeleien und Tollheiten, beſonders mit ihrer Geheimnißkrämerei, in dem damaligen Gewirr und Strudel der Dinge nicht auch mich zuweilen angeflogen hätten? Aber doch haben ſie mich wenig geplagt. Vielleicht mogte der Inſtinkt, der als ein feiner geiſtiger Athem zwiſchen den Menſchen hinwebt, ihnen ſagen, daß ihre Irrlichtfeuerchen an meinem Eiſe erlöſchen würden. Ich kann und darf hier ſagen, daß auch kein einziger ſolcher Thoren oder Gauche mich nur eine Stunde getäuſcht hätte. Denn wie neblicht und träumeriſch es auch oft in meiner inneren Welt ausſah, für die äußeren Dinge hat mir Gott den klaren Blick und leichten Verſtand verliehen, und ich habe nimmer ſchwer gehabt, Schwarz und Weiß und ſchwarze und weiße Menſchen zu unterſcheiden. Der Geheimniſſe und Geheimen Geſellſchaften aber bin ich ſelbſt in der Jugend nicht lüſtern geweſen, wo doch die Geelſchnäbel ſo leicht von blanken Dünſten und Schimmern gelockt werden, und habe ſie in den männlichen Jahren aus Überzeugung und Gewiſſenhaftigkeit fern von mir gehalten. In Orden bin ich freilich geweſen: zuerſt als Knabe in dem oben erzählten Grobbrodeſſerorden; zweitens als Student in Greifswald in einer Verbindung, welche auch bloß auf Tugend lautete und wirklich keine andere Myſterien haben wollte als ſittliche Reinheit und unbeſcholtene Tapferkeit. Es war eine Geſellſchaft von zehn bis zwölf Jünglingen, zu welchen ich, mein Bruder Fritz, der Dichter Karl Lappe u. ſ. w. uns geſellten; ſie nannten ſich die Verbündeten Brüder, Fratres Conjuncti. Leider kühlte ſich bei mir die Begeiſterung für dieſe Verbrüderung bald ab, indem ich bald bemerkte, daß ein paar Jünglinge, welche darin faſt obenan ſtanden, ſchon in andern geheimen Verbindungen mit verbuhlten Dirnen ſtanden. Doch deklamirte ich ihnen bei meinem Abgange zur Univerſität Jena über einer Bole Punſch noch ein bombaſtiſches Abſchiedslied vor, aus welchem folgender Vers noch in mir haftet:

Brüder, feſter als der Brocken
Sollt ihr ſtehen und beſtehen,
Bis des Alters weiße Flocken
Schnee euch in die Locken wehen.

Dies war auch meines Ordensweſens Ende; denn dieſer Tugendbund war in Jahr und Tag in ihm ſelbſt erloſchen. Von allen andern landsmannſchaftlichen und Ordens-Verbindungen, wie ſie genug auf den Univerſitäten lebten, habe ich mich frei erhalten, ſogar mit Gefahr, dieſe meine Freiheit gelegentlich verfechten zu müſſen. Späterhin, als in Deutſchland der Tugendbund, der ja edelſte vaterländiſche Zwecke gehabt haben ſoll, als ein gefürchtetes Geſpenſt vor Napoleon und den Franzoſen ſtand, iſt auch mir, wie wohl vielen andern Biedermännern, die Ehre angethan worden, daß man mich für ein Mitglied deſſelben gehalten hat. Ich erinnere mich noch meines herrlichen Grafen Geßler, wie er einmal des Morgens, gleichſam wie mich überraſchen wollend, mit freundlich ſchelmiſcher Miene mich auf's Korn faßte, ſprechend: „Und „Sie ſitzen hier, und ſind nicht nach Schweidnitz? Der Stein iſt „ja heut früh dahin gefahren; der Tugendbund wählt ſich einen „Obermeiſter für den verſtorbenen Scharnhorſt.“ So war die Meinung und der Glaube der Menſchen davon verbreitet. Ich aber habe ſo wenig um dieſen Tugendbund gewußt und mich ſo wenig um ihn gekümmert, daß ich nicht einmal ſeine ſpäterhin gedruckten Geſetze geleſen habe. Aber freilich das kann und will ich nicht leugnen, in einem ſogenannten formloſen Männerbund — denn ſo hat die Anklage ſpäter gelautet, als man keinen wirklichen Männerbund entdecken konnte — in einem formloſen Männerbund bin ich geweſen, und bin wohl, wie mir däucht, noch darin. Solcher Bund ſchloß ſich damals in der ſchweren, gefährlichen Zeit ohne alles Zuthun der Einzelnen von ſelbſt; ein ſolcher Bund iſt in allen Zeiten da geweſen, ſchließt ſich aber in böſer Zeit durch einen Inſtinkt der wirklichen Tugend enger und wärmer an einander; ſolcher Bund wird ja gottlob, auch wann ich und meine Kurzlebigkeit lange vergeſſen ſeyn wird, noch unter den Menſchen beſtehen. Was edel, wahr und tapfer iſt und mit Knechtſchaft, Weichlichkeit und Lüge keinen Vertrag eingehen will, was die Kraft hat aus ſich und andern Funken herauszuſchlagen, findet ſich im ſicheren aber unbeſchwornen Bunde zuſammen. Dieſer Bund hat damals lebendiger beſtanden, weil alle Geiſter durch ungeheure Sorgen und Hoffnungen erweckt waren. Man hat damals grade das Gemeinſame, das Tapfre und Vaterländiſche in Art und Geſinnung, was einer für ſeinen Theil vielleicht haben mogte, durch jenen Inſtinkt leicht herausgefühlt. Dieſe Gemeinſamkeit hat damals die allerverſchiedenſten, in Meinungen nämlich und Anſichten verſchiedenſten, Männer, mit einander verbunden. Durch ſolche Gemeinſamkeit der Geſinnung, welche damals die einzige Tugend war, welche man verlangte, bin auch ich mit vielen würdigſten Männern, denen ich nicht werth bin die Schuhriemen aufzulöſen, in Verbindung gekommen; ſie haben mich redlich und tapfer für das Gute geglaubt. Drei dieſer mich weit überragenden Männer muß ich mit Dankbarkeit hier als ſolche nennen, welche durch Bezeugung und Bekennung, daß ſie mich einen redlichen Mann glaubten, mein Schickſal, das mich ſonſt vielleicht tiefer hinabgeſtürzt hätte, im böſen Laufe gehemmt und an höherer und höchſter Stelle eine beſſere Meinung von meiner Perſönlichkeit geſtärkt haben. Sie waren: der Freiherr vom Stein, Niebuhr, und Friedrich Albert Eichhorn.

Ich habe hier nicht zu unterſuchen, wann und ob es erlaubt iſt ſich zu verſchwören und zu verbündeln; ich ſpreche nur meine ehrliche Meinung aus, daß ich nach meiner Kenntniß von dem deutſchen Karakter ſelbſt in der böſeſten Zeit, wo wir von dem ſchändlichen wälſchen Joche unter allen verſchiedenſten Titeln der Knechtſchaft belaſtet waren, von geheimen Verbindungen nichts Großes erwartet habe, ſondern allein von der allgemeinen in alles Volk durchdringenden Geſinnung. Ja, ich bin aus Grundſätzen ſo ſehr ein Feind alles Geheimen, daß ich in der Zeit meiner Jugend zwiſchen den Zwanzigen und Dreißigen, wo die Freimaurer in meiner Heimath alles für ſich mauerten und zumauerten und oft über Würden und Stellen verfügen konnten, wo nahe Verwandte, die in dieſem geheimen Orden mächtig waren, viel in mich drangen, allen Lockungen und Zumuthungen der Art tapfer widerſtanden bin. Ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn ich König oder Fürſt wäre: ich glaube, ich würde gegen die armen Freimaurer nicht mit Feuer und Schwerdt wüthen, wie die Jeſuiten in Spanien und Portugal, weil ſie fühlten, daß jene in ihren verbotenen, verborgenen Kram hineinpfuſchen könnten, mit blutiger Grauſamkeit gethan haben; aber das weiß ich, daß eine Geſellſchaft, die auf Geheimlehren und Geheimweihen beruht, der Idee des Staates und vollends der Idee des proteſtantiſch chriſtlichen Staates widerſpricht, welche auch im Chriſtenthum alle geheimen Geſellſchaften und vornehm geheimen Lehren verabſcheuen muß: denn nach unſrer heiligen aus der Bibel geſchöpften Lehre gehört alles Überſchwängliche und Geheimſte des Göttlichen und Himmliſchen dem Schuſter eben ſo wie dem Biſchofe; wir dürfen nichts

Eſoteriſches dulden, das einzelne Geweihte und Geheimnißträger vor den kleinen gemeinen Leuten gleichſam vornehm voraus oder für ſich haben wollen.

Aber Dein Gedächtniß iſt hier zu kurz, wird mir einer einwenden, Du haſt ja oben erzählt, wie Du mit fremden Namen ſogar auf Päſſen gereiſt biſt, unter fremden Namen in Berlin und Breslau gelebt haſt — und das wäre nicht Geheimnißkrämerei? Freilich. Aber ich frage jeden Billigen und Verſtändigen, ob Solches in Zeit der Unterjochung und Gefahr oder des Kriegs nicht eine ganz natürliche und unſchuldige und deswegen auch bei Großen und Kleinen gewöhnliche Noth iſt, verſteht ſich, wenn dieſe Noth nicht für Verbrechen, ſondern gegen Erbrechen und Verbrechen gebraucht wird. Denn den Mann will ich noch ſehen, der ſein Leben ſo um Nichts hinwirft. Ich wäre bei all meiner deutſchen Unſchuld und Redlichkeit, welcher ich mir heute im Jahre des Heils 1840 bewußt bin, wie ich mich ihrer in den Jahren 1809 und 1812 und 1819 bewußt war, wohl ein prächtiger Gimpel geweſen, wenn ich gemeint hätte mit meinen auf E. M. Arndt lautenden Päſſen durch Franzoſen und Franzoſengenoſſen und ihre an allen Orten lauernden Späher reiſen und neben ihnen weilen zu können. So habe ich mehrere Namen mit A geführt (denn in dieſem Buchſtaben bin ich ſtets geblieben), als da ſind Allmann, Amsberg, vielleicht andere, deren es mich nicht mehr erinnert. Auch in der Zeit des Kriegs habe ich in Briefen, welche mit der Poſt liefen, nur die alleralltäglichſten Dinge mit meinem wirklichen Namen unterſchrieben. Da man weiß, daß unter ſolchen Verhältniſſen Freund und Feind die Briefe erbricht, daß viele derſelben nimmer an die rechte Stelle, ſondern in wildfremde Hände kommen, hütet man ſich, auch ſelbſt durch ganz unſchuldige und gleichgültige Nachrichten, die doch einer falſchen oder böſen Ausdeutung unterliegen können, ſich ſelbſt oder ſeine Freunde und Briefwechsler bloßzuſtellen. Auch wenn man aus dem Herzen oder Hauſe ganz unſchuldige Dinge zu melden hat, wozu man keine Fremde als Beiſtänder und Mithorcher wünſcht, iſt es wohl begreiflich, daß man durch ächte Namensunterſchrift ſie nicht in Perſönlichkeiten, die ſie nichts angehen, einführen will. Ich meine, hierhinter ſtecke kein dolus malus, ſondern es ſey ein erzwungener dolus bonus, der dem fremden dolus malus, der verbotenen böſen Luſt der Neugierigen oder Späher, ausweichen will.

Und Jünglinge hätte ich verführt? Ich will vor Gott und vor allen Redlichen verloren ſeyn, wenn man mir einen Einzigen nennt, den ich zu böſer Bündelei oder nur zu dummer Narrheit verleitet hätte. Habe ich in ungeſtümer wilder Zeit, wo alles aus ſeinen gewohnten Ufern trat und daraus treten mußte, auch mitunter ungeſtüme und wildhinfliegende Worte gebraucht, wie ſie der ordentliche oder matte Friedenszuſtand nicht hören mag, ſo waren ſie an Männer gerichtet und nicht an unbärtige Jünglinge, auf das Ziel der Abſchüttelung und Zerbrechung fremder Tyrannei gerichtet. Jünglinge, wo ſie in meinen Kreis gerathen ſind, habe ich immer in ihre gebührlichen Gränzen des Wartens und Hoffens gewieſen und auf eine Zukunft hin, wo ihnen der Bart der Kraft und des Verſtandes gewachſen ſeyn würde. Keiner iſt auch weniger gemacht als ich, breite Kreiſe um ſich herum zu ziehen oder ſich in ſolche Kreiſe hinein ziehen zu laſſen, vollends Genoſſenſchaften oder große Verbündungen und Verbrüderungen zu ſtiften. Ich bin nimmer ein Menſch der öffentlichen großen Geſellſchaften und Gelage, des Schaugepränges und der Schaurednerei noch irgend einer Prangerei, Schauerei und Rednerei geweſen, wie viele tauſend Namen ihre Arten tragen mögen und wie viele unbeſcholtene Männer an ſolchen Lärm- und Schau-Gerichten auch ihr Behagen ſtillen mögen. Ich bin von Natur ein einſamer Vogel, eine fringilla caelebs, dem am liebſten in der Einſamkeit iſt oder dem in Geſellſchaft von Zweien oder Dreien zu fliegen und ſein kurzes eintöniges Finkenlied zu pfeifen immer am fröhlichſten gedäucht hat; bin nimmer ein Menſch der rauſchenden und ſchimmernden Geſellſchaften, der Klubs, Kaſinos und Ballhäuſer geweſen, ſondern lieber die ſtillen Fußpfade des verborgenen Lebens gewandelt, wo das bischen kurze Menſchenglück ſich am ſicherſten und fröhlichſten ergeben mag.

Doch es bedarf hier keiner breiten Erörterungen. Wie ſehr ich die Achtung und Ehrfurcht, welche jeder Gewiſſenhafte der Jugend ſchuldig iſt, immer anerkannt habe, wie fern ich von der Narrheit geweſen bin, ſie vor der Zeit aus ihrem dunkeln und ſchönen Blüthentraumdaſeyn auf die gewöhnliche kalte und oft kahle Landſtraße des Lebens hinauszutreiben, ja gar für ein politiſches Streben und Wirken, wofür ſie noch keine Reife haben, ſie zu fanatiſiren, darüber habe ich mich ſchon vor fünfunddreißig Jahren unverhohlen ausgeſprochen, und die Anſichten, welche ich im Jahr 1805 darüber hatte, hatten die Jahre 1813 und 1815 nicht verändern können, und ſind noch jetzt, im laufenden Jahre 1840, die meinigen. Ich rücke darüber folgende Stelle hier ein, die ſich in einem damals von mir ausgegebenen Buche findet*):

„Aber die *Staatsverfaſſung* — ſollte ſie nicht ein wichtiger Theil der Muſik (der Herzens- und Geiſtes-Bildung) ſeyn? und nicht einmal haſt du ſie genannt. Welche ſonderbare Vernachläſſigung! — Das iſt es keinesweges. Sie gehört noch gar nicht hieher, und wird künftig für jeden, dem ſie etwas Ernſtes dünkt, ein eignes ernſtes Studium ausmachen müſſen. Was ein Staat iſt und nicht iſt, was er war und ſeyn kann, das

---

*) Fragmente über Menſchenbildung. 2. Thl. S. 200—202.

„haben meine Jünglinge durch die Kunde der alten Sprachen, Geſchichte
„und Erdkunde, kurz durch die vollſtändigſte Archäologie,
„ſchon gewiſſermaaßen abgeſehen. Wer ſich damals durch dieſe
„allerdings großen menſchlichen Gegenſtände angezogen fühlte, der
„ward, ohne daß ich es hindern konnte, ein Politiker, und hatte
„den reichſten Stoff zu verarbeiten. Übrigens will ich nicht gern,
„daß meine Jünglinge Politiker ſeyn ſollen, zufrieden, daß ſie die
„höchſten Begriffe von menſchlicher Kraft, von kosmiſcher und politiſcher
„Größe, vom poetiſchen und heroiſchen Leben mit allem
„Größten und Schönſten des Alterthums empfangen. Sie ſollen
„die Blüthe noch nicht verlieren, die Wahrheit der Dichtung und
„des Mythus ſoll ihnen noch die höchſte bleiben. Wer politiſch
„wird, nimmt eine beſtimmte Richtung wie der Falke, der auf
„den Raub ſchießt, und bindet ſich irdiſch an die Erde feſt, um
„ſo unſeliger, je weniger das Leben ihn noch bindet. Ich breche
„damit nicht den Stab über die politiſchen Männer; ſie wiſſen,
„wo ſie ſtehen und was ſie ſollen; auch kann ihr Wollen überirdiſch
„oft über alle Formeln und Schranken fliegen, ſelbſt in der gebundenen
„aber edlen Wirkſamkeit kann ihr Leben frei bleiben. Was
„ſoll aber aus dem Jünglinge werden, deſſen Leben noch nirgends
„eingreift, und der ſeinen Geiſt feſſelt, ehe der Leib es iſt? Ich
„ſage daher gradeaus: Alle politiſche Erziehungen taugen nichts,
„und machen halbe Barbaren. Die Sparter, die Kreter, die
„Römer hatten eine ſolche. Wann und wo haben ſie liebenswürdige
„und menſchliche Tugenden gezeigt? wann und wo ſind ſie
„über die Gerechtigkeit des Geſetzes in Milde hinausgegangen?
„Waren ſie glücklich und machten ſie Glückliche? Wie kann dies
„ein Volk, das nur Diſciplin hat?“

(Nun folgt ein nicht ganz unrichtiges, doch zu hartes Urtheil über England und die Engländer; dann heißt es weiter:)

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01926/033

„Es iſt ſchön, ſein Vaterland lieben und alles für daſſelbe „thun, aber ſchöner doch, unendlich ſchöner, ein Menſch ſeyn und „alles Menſchliche höher achten als das Vaterländiſche. Der edelſte Bürger kann auch der edelſte und unbefangenſte Menſch ſeyn; „aber um dies ſeyn zu können, muß man keinen zum Bürger machen, ehe denn er Mann iſt. Wohl aber werden meine Jünglinge ſo gebildet in das politiſche Leben eintreten, daß ſie des beſten Staates und der einfachſten Geſetze am würdigſten ſind; daß „ſie nicht gern etwas thun noch dulden an ſich und an andern, was „eines freien Mannes unwürdig iſt; daß ihnen als Beamten und „Bürgern keiner mit unreinen Abſichten und Händen nahen darf, „ohne ſie blutig zu erzürnen. Sie werden den Muth haben, lieber „edel zu entbehren, als ſchändlich zu haben, und ihr kühner und „unſchuldiger Sinn wird ſie immer mit den beſten Bürgern und „Herrſchern verbinden, das Beſte zu thun.“

Und republikaniſche, demagogiſche Aufbauung und Wiederherſtellung des Vaterlandes? Es war, als alles niedergeriſſen und zertreten lag, als alle die blutigen aber loſen und ſchlechtverbundenen Arbeiten und Anſtrengungen der Jahre 1805, 1806 und 1809 uns nur noch tiefer in Schmach und Jammer hinabgedrückt hatten, wohl jedem deutſchen Herzen erlaubt, indem es aus dem bittern Elend flehend zum Himmel empor blickte, in weite unbeſtimmte Fernen der Hoffnung zu ſchauen, ob ſie nicht irgendwo den Schimmer einer Rettung durchblicken ließe. Wie die Hoffnung ſelbſt ja eben dadurch nur Hoffnung iſt, daß ſie uns ungewiſſe und ſchwebende Bilder, Geſtalten und Güter vormalt, die wir kaum mit den Augen, geſchweige mit den Händen, ergreifen können, ſo war es in jenen Tagen des Jammers und der Schmach wohl natürlich, daß auch die Beſonnenſten und Verſtändigſten viel mit Fantaſieen ſpielten. Ich habe auch die meinigen gehabt, auch meine ſchimmernden Flatterbilder der das arme Leben vergoldenden Hoffnungen; doch glaube ich nicht, daß ſie zu den närriſcheſten und abentheuerlichſten gehört haben, blutdürſtig und mordſüchtig, wie man manche der ſpäteren Jünglingsverbrüderungen geſcholten hat, ſind ſie nicht geweſen. — *Aber ich habe eine gefährliche Einheit des deutſchen Volks gepredigt.* Ich bin da aber nur ein kümmerlicher Spätling, ein armſeliger Nachprediger, wenn ich an ſo viele berühmte Vorprediger denke, die aus ganz anderem Herzen und Munde geredet haben; ich meine, dieſe Predigt iſt ſo alt, als die Geſchichte unſers Volks. Bei der Zerſpaltung der Stämme und Herrlichkeiten deſſelben iſt ſie auch faſt immer nöthig geweſen; und wie ſollte ſie ſelbſt heute noch nicht nöthig ſeyn? heute, wenn wir der Evangeliſten gedenken, welche die Ruſſen und Franzoſen uns immer ungebeten über die Weichſel und den Rhein zuzuſenden belieben? Ich habe allerdings, indem ich nur im Herzen und im Auge hatte, wie die Mächtigſten in Deutſchland, damit ſie den fürchterlich hinterliſtigen und habſüchtigen Nachbarn beſſer widerſtehen und unſern deutſchen Namen beſchirmen und erhalten könnten, noch mächtiger und ſtärker gemacht werden müßten, den Wunſch und die Hoffnung ausgeſprochen, es mögten bei der Zerbrechung der fremden Bande und der Wiederherſtellung der deutſchen Freiheit, wie es ja bei den letzten Friedensſchlüſſen genug geſchehen war, noch mehrere kleine Fürſtenthümer in den mächtigſten deutſchen Staaten verſchwinden. Da habe ich ungefähr ſo empfunden und gedacht, wie der Reichsfreiherr vom Stein, als ſeine Reichsherrlichkeit zerbrochen und dem Fürſtenthum Naſſau unterworfen ward, welcher damals, ſich gegen ſolche Gewalt ſträubend, öffentlich erklärte: er ſehe weder Noth noch Nutzen für das liebe deutſche Vaterland darin, daß der Fürſt von Naſſau durch Verſchlingung ſeiner Reichsherrlichkeit um ein paar Quadratmeilen wachſe, habe aber nichts einzuwenden, ſondern werde es mit Freuden erleben, wenn ſein Ländchen nebſt Naſſau und vielen andern kleinen Fürſtenthümern zur Mehrung deutſcher Stärke und Wehrhaftigkeit in den mächtigen Staaten des Vaterlandes untergehe. Es iſt des Breiteren und Weiteren in meinen Büchern zu leſen, wie ich es empfunden und gemeint habe. Wir hatten die Beiſpiele und Vorgänge ſchon vor zwei Jahrhunderten in und nach dem dreißigjährigen Kriege, wir hatten ſie in den Jahren, wo unſre Schmach begann, in den Jahren 1802 und 1803 zu Luneville und Regensburg und von 1805 bis 1812, wo Napoleon und ſeine Länderſchneider und Ehrenverkäufer Talleyrand und Baſſano die Einziehung und Unterſtellung und Unterſchiebung — denn man ſtellte nicht, ſondern man ſchob — der kleineren deutſchen Reichsherren oft mit der verhöhnendſten und ausgerechnetſten Hinterliſt und Grauſamkeit machten. So waren Erzfürſtenthümer, Fürſtenthümer, Reichsſtädte, und wie viele Grafſchaften und Ritterſchaften, wie viele prächtige und reiche Abteien und Stifter plötzlich durch einige Federſtriche wie durch einen alles wegfegenden böſen Wetterſturm weggeblaſen. Ich hatte dieſe Beiſpiele ganz jung vor mir, ſie waren ja endlich ſogar durch deutſche und europäiſche Verträge beſtätigt und beſiegelt — wehe meinem deutſchen Herzen und meiner deutſchen Ehre, wenn ich auch mitten in der Aufregung der ſchlimmſten Stunden jener Jammerzeit, mitten in der Erbitterung und Empörung über manches Gelittene und Gethane ſo Ungerechtes und Grauſames hätte denken und entwerfen können, als jene Fremden, die über die uralten Herrlichkeiten des verwitterten deutſchen Reichs die ſchrecklichen Looſe warfen! Ich meinte keine Ehren zu ſchänden und keine Höhen zu erniedrigen, ſondern hoffte, indem ich ſie mit größerer Ehre und Hoheit auf das innigſte zuſammenband, mit dem alſo geſtärkten und vergrößerten Deutſchland alle vergrößern und erheben zu können. Mögen ihnen nur künftig keine ſchwerern und gefährlichern Vereiniger kommen! Denn nach den europäiſchen Entwickelungen wird ihr Tag einmal kommen, wie der Tag für die ſtille Hinlegung des Scepters und Schwerdts Karls des Großen gekommen iſt.

Und endlich mein demagogiſcher Republikanismus für das wiederherzuſtellende Deutſchland? Wahrlich ſolche Tollheit als der Gedanke einer deutſchen Republik oder gar mehrerer deutſcher Republiken iſt auch nicht einen Augenblick in meinem Leben nur über mein Gehirn hin, geſchweige in mein Gehirn hinein gelaufen. Ich hatte mich von Kindauf (ich glaube, durch meine hiſtoriſche Leſerei, auch wohl durch den politiſchen Sinn und Glauben meiner Familie) an das Königthum und die Monarchie ſo gewöhnt, ja in daſſelbe hineingelebt, daß ich auch der beſten Republik in ihrer beſten Zeit kaum mit Gerechtigkeit gewogen war, und daß ich namentlich für die Engländer gegen die Amerikaner, für die Könige und Fürſten gegen die franzöſiſche Republik ſchon in früheſter Jugend immer Parthie nahm. Später, als ich über die Dinge und Einrichtungen dieſer Welt auch denken lernte, war mein Facit: daß große Freiſtaaten ein Unding ſind, das von Erſchütterungen zu Erſchütterungen fortzitternd bald ſeinen glücklichen und liſtigen Einfänger und Vogelſteller finden wird, der damit durchgeht wie Cäſar mit Rom und Napoleon mit Frankreich; daß kleine Republiken jetzt zwiſchen den großen Monarchieen ſich kaum ſelbſtſtändig behaupten können; daß aber ein wohl geordnetes, geſetzliches und in der Majeſtät ſeines Herrſcherſtammes verehrtes Königthum alle möglichen Vortheile eines Freiſtaates darbietet und aller ſeiner Erſchütterungen und Gefahren durch einzelne ungeheure Männer oder wilde Rotten glücklicher und ſtiller ermangelt. Ich bete in dem Bilde meines Königs vorzüglich die ſchöne Vorſtellung der altnordiſchen Sprache an, worin er der Stiller heißt. Es iſt in der Monarchie, die allerdings oft in zu tiefen Schlaf und Schlummer fallen kann, doch leichter die nöthige Lebensbewegung hervorzubringen, als es in der Republik iſt, die zu ſtürmiſche Bewegung zu hemmen.

Ich habe denn, wie ich bekannt habe, nach jenem Unglück, das mich aus meiner akademiſchen Wirkſamkeit ſetzte, Jahre durch mehr geträumt und geſpielt, als recht iſt, habe auch bei einer zahlreichen Familie und bei manchen andern Verluſten, welche die Zeit mit ſich gebracht hatte, da mir nun jährlich eine Einnahme von Vorleſungsgeldern von 500 bis 700 Thalern abgeſchnitten war, mich nach meiner Decke ſtrecken und zuſammenziehen lernen müſſen; wodurch auch wohl eine gewiſſe Bäuerlichkeit und bäuerliche Einfalt und Einfachheit, welche gewiſſe Gönner allein meiner Luſt und meinem Geſchmack daran beigelegt haben, noch mehr in mein äußeres Leben gekommen ſeyn mag. Das hat manche Klemmen gegeben und giebt es ja noch; aber ein braves Weib, geſunde wohl geborne Kinder und viele herzige treue Freunde haben mich aufrecht erhalten und meine Schwächen und Gebrechen durch Freundlichkeit und Liebe getragen und übergetragen. An den großen oder fürchterlichen Erſcheinungen und Entwickelungen der Zeit, dem Griechiſchen und Spaniſchen Aufruhr, dem Deutſchen Zollverein, den drei großen Pariſer Tagen, wie die Franzoſen ſie nennen, dem Belgiſchen Aufſtand, den traurigen Hannöverſchen Händeln, den Preußiſchen Zerwürfniſſen mit ſeinen katholiſchen Erzbiſchöfen und mit Rom habe ich mit doch noch nicht ganz ſtumpfen Sinnen Theil nehmen und über Einzelnes auch meine Papierſchnitzel ausſtreuen müſſen. Aber mitten unter dieſen großen Weltbegebenheiten hat auch mich in jenen Jahren aus heitrer Luft ein Schlag getroffen, wie ich noch keinen auf Erden gefühlt hatte. In dem ſchönſten

Sommer 1834 an einem ſchönen hellen Nachmittage, den 26. Junius, nahm der Rhein mir meinen jüngſten ſechsten Sohn, ein Kind von neun Jahren, unter ſo grauſen Umſtänden und Zeichen, daß ſie nicht erzählt werden können. O wir arme Sterbliche! Gott hatte gewinkt und gewarnt; aber was hilft uns Blinden Warnung und Wink? Wir müſſen ſeine Verhängniſſe erfüllen. O es war ein ſo ſchöner und feuergeiſtiger Knabe, auf welchem ich große Hoffnungen gebaut, über welchem ich am meiſten gedankt und gebetet hatte! Warum dieſes Opfer dem Rhein, und dieſes Opfer grade von mir? War meine Wonne über die Wiedergewinnung deſſelben zu irdiſch, mein Dank zu wenig himmliſch geweſen? hatte ich das ſüße Kind zu ſehr geliebt? Kindiſche Fragen! Gott weiß es allein, der uns liebt und uns richtet. Ich aber muß dieſe Wunde nun fühlen, ſo lange ich hier unter den Schatten umherwandle; der alte Stamm, der bis dahin noch ziemlich grad in allen Stürmen geſtanden war, fühlt ſich erſchüttert und neigt ſeine geſenkten Äſte und Zweige dem Grabe zu; der Geiſt aber, der noch unter ſeiner Rinde zuckt, muß für die irdiſchen Freuden immer tiefer in das Spiel mit den Geiſtern der oberen und der unteren Welt hinein. Ich kann mir nun das alte Liedchen des alten Äſopus, das ich mir vor vierzig Jahren überſetzte, zum Morgen- und Abendroth der untergehenden Tage vorſingen:

Ohne den Tod wie entflöh' einer dir, o Leben? Zehntauſend
  Sind deiner Plagen, nicht leicht weder zu tragen noch fliehn:
Süß und hold iſt, was die Natur trägt, Land und Gewäſſer
  Und die Geſtirne, die Lichtkreiſe der Sonn' und des Mondes:
Alles Andere aber ſind Schrecken und Schmerzen, vergeltend
  Schreitet dem Glück, was du haſt, eilend die Nemeſis nach.

Doch verleiht der gnädige Gott zwiſchen dieſen Tönen und Geſichten des alten frommen Heiden dem Greiſe zuweilen auch chriſtliche Klänge und Geſichte.

Hier iſt eigentlich ſchon das Ende des Endes. Denn über alle die großen Erſcheinungen und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre hier auch noch meinen Senf auszuſchütten wäre an dieſer Stelle theils etwas ganz Unangemeſſenes, theils auch nach meiner Weiſe etwas Unmögliches. Auch das Verſchwiegene hat ſeine Anmuth*) (oder ſeine Gunſt) ſingt ſchon Pindar. Wer mag auch immer auf Dornen ſpazieren oder Dornſpitzen auf die Köpfe der Leute ſäen? Doch dringt mich mein Herz, hier zu guter Letzte in wenigen kurzen Strichen anzudeuten, wie die Zukunft und die Noth meines deutſchen Vaterlandes den andern großen Mächten Europas gegenüber zu ſtehen ſcheint, und welche Ergebniſſe, Entwickelungen und Bereitungen der Dinge in den nächſten Menſchenaltern wahrſcheinlich eintreten werden oder eintreten ſollten.

Schon oben habe ich an vielen Stellen geklagt, daß man auf den Kongreſſen zu Wien und Paris und bei den Verhandlungen über die Einrichtung, Wiederherſtellung und Befriedung Europas auf das Herz des Welttheils, auf Deutſchland, zu wenig Rückſicht genommen habe; daß ihm mehrere ſeiner nothwendigſten und natürlichen Vortheile damals nicht bloß verweigert, ſondern wieder aus den Händen gewunden ſeyen; und daß man dieſen Bundesſtaat mit mehr als dreißig verſchiedenen Herrſchaften recht abſichtlich (wenigſtens die drei fremden Hauptmithändler und Mitentſcheider, wie es ſcheint, abſichtlich) ohne ſeine ihm von Gottes und Rechts wegen gebührenden Gränzen und gebührende Macht habe ſo liegen laſſen, damit er bei nächſt ausbrechenden Kriegen für alle Völker wieder der blutige Tummelplatz werden könne. Denn o je! wie tüchtig, fleißig, tapfer unſer Volk auch ſey, wie vieles fehlt uns, als ein Ganzes betrachtet, um ein ordentlicher, wehrhafter Staat zu ſeyn? Ich winke nur auf Einiges hin:

---

*) Και το σιγωμενον χαριν ἔχει.

1) Unſre ganze Weſtküſte iſt flankirt oder abgeſchnitten und in fremder Gewalt, und im Fall eines Krieges ſind wir an jener Seite ſehr gelähmt. Belgien und Holland haben unſre Küſten beſetzt und können unſern Hauptfluß, den Rhein, mit allen ſeinen größeren und kleineren Zweigen ſperren. Eben ſo ſteht es auf der Nordweſtküſte: Elbe, Weſer, Ems ſperrt uns der Engländer, wann er will, zu jeder Stunde. Sein Leopard hat ſich in Helgoland auf die Lauer hingelegt, und kann von dort leicht von dem einen Fluß zu dem andern hinſpringen. Es iſt in Wien, während man mit unzeitiger Gelindigkeit und Sorgloſigkeit den Engländern für ſich und für Hannover alles, was ſie begehrten, nur zu leicht hingab, von der Zurückgabe Helgolands an Deutſchland nicht einmal die Rede geweſen. Helgoland aber hat die Elbe und Weſer unter ihren Augen liegen.
2) Unſre lange Nordküſte längs der Oſtſee iſt leider in jedem Kriege eben ſo bloßgeſtellt: denn wir haben auch nicht ein einziges Orlogſchiff. O du altes kriegeriſches Germanien, dem einſt die Völker ſich verneigten! wohin? — —
3) Und doch wenn wir die erſte beſte Landkarte auflegen und betrachten, finden wir, daß Deutſchland ſo viel Küſten hat als Frankreich, wenn wir längs der Nordſee von Dünkerken bis zur Eider und an der Oſtſee von Kiel bis Tilſit meſſen. Die Bucht der Adria, die wir in unſerm Südweſten berühren, will ich gar nicht einmal mit einrechnen. Was fällt uns dabei ein? Vieles fällt uns ein, woran diejenigen nicht gedacht haben, die vor einem Vierteljahrhundert das Loos über die Länder warfen, woran aber unſre Enkel und Urenkel denken

müſſen, damit wir nicht wieder in welthiſtoriſche Jämmerlichkeit und Ohnmacht und in die Verachtung der Völker zurückſinken. Denn:

4) erſchrecken wir nicht und ſchämen wir uns nicht im Angeſichte Europas, ſelbſt im Angeſichte des kleineren Skandinaviens und Neapels, daß wir nicht ein einziges deutſches Kriegsſchiff haben? Wie ſtand es vor vierhundert Jahren? Damals beherrſchten die Oſtſeeſtädte mit ihren Kriegsſchiffen die ganze Oſtſee, die Städte des Niederlands und der Nordküſte die ganze Nordſee. An ſkandinaviſche und ruſſiſche Kriegsflotten war damals kaum gedacht; die damalige franzöſiſche und engliſche Seemacht hätte ſich mit der Hälfte der deutſchen nicht meſſen können. Iſt alſo das Gegenwärtige nicht ein tiefes Weh? Wir haben noch die kühnſten und beſten Schiffer und Matroſen von der Welt — jeder Germane iſt auch ein geborner Seemann — welche die engliſchen und amerikaniſchen Flotten für alle ihre Siege ſtärken helfen; wir haben die beſten, reichſten Eichenwälder — und wir haben kein Kriegsſchiff.

5) Will ich denn etwa, daß Preußen auch eine Kriegsflotte bauen ſoll? — denn es beherrſcht ja die längſte Strecke der deutſchen Oſtſee — daß Preußen, welches ſchon ſeiner Lage nach für ſo viele andre deutſche Fürſtenthümer ſtehen und einſtehen ſoll, ſeine Kräfte durch einen Flottenbau noch mehr zerſplittern ſoll? Nein, das will ich nicht — denn was ſollte uns ſelbſt eine Flotte von zehn bis funfzehn Orlogſchiffen und zwanzig dreißig Fregatten dort Großes frommen, ſchon den ſkandinaviſchen und ruſſiſchen Flotten gegenüber, geſchweige den Flotten der weſtlichen Mächte? — ſondern ich drücke auf dieſe unſre Blöße nur ſo ſehr, um auch den Einfältigſten klar

zu machen, was Deutſchland ſeit Jahrhunderten und in unſern Tagen alles verloren, verſäumt und vergeſſen hat, und was von den Fremden mit wohl berechneter liſtiger Abſichtlichkeit für Deutſchland alles verſäumt und vergeſſen worden iſt.

6) Fichte in ſeinen Grundzügen des Staatsrechts hat idealiſch wunderſame Anſichten von dem Handel und Verkehr der Völker. Auf der einen Seite fürchtet er das Gefährliche und Verderbliche, was in zu großer Ausdehnung und in zu großem Reitz des Handels liegen kann; auf der andern Seite aber begegnet ihm auch die Nothwendigkeit, daß ein Volk, welches nicht ganz in Barbarei und in erſtarrender und verſtockender Abſonderung ſtecken bleiben will, durchaus Handel und Verkehr mit Fremden, und alſo auch die Macht haben muß, dieſe zu behaupten und zu vertheidigen. Er trifft da auf ſeltſame Reſultate, da er allen Verkehr mit Fremden und alle Vertheilung der überflüſſigen Luxusartikel, ja gleichſam die ganze Führung und Leitung des Handels, unmittelbar in die Hände von Staatsbeamten überliefern will; aber er winkt bei allem dem doch, zum Theil im Widerſpruch mit ſeinem Syſtem, auf jene eben angedeutete Notowendigkeit hin.

7) Es entſteht denn das nothwendige unvermeidliche Unglück für unſre mächtigen deutſchen Staaten und für ganz Deutſchland bei dem Ausbruche eines Krieges:

a) daß unſre Küſten und unſer Handel ſchutzlos und von Freund und Feind verletzlich und angreiflich ſind;

b) daß, wann wir ſelbſt in Krieg verwickelt werden, wir der Gunſt von Seemächten bedürfen, deren Mitwirkung wir, wann wir ſelbſt ſeemächtig wären, aus andern Gründen nimmer ſuchen noch annehmen würden; und daß wir

c) bei Beendigung ſolcher unſerer Kriege bei den ſogenannten Friedensſchlüſſen die Bundsgenoſſenſchaft ſolcher Seemächte meiſtens ſehr theuer bezahlen müſſen: Bedenkt nur ein bischen die Friedenshandlungen und Friedensſchlüſſe von Ryswik, Utrecht, Luneville, Paris ꝛc. ꝛc.

Was ſoll man hieraus lernen?

8) Das ſoll man daraus lernen, und ſoll es immer und ewig in unſre Geſchichtstafeln, ja in die zu leicht verlöſchlichen Erinnerungstafeln unſerer Herzen ſchreiben, wenn das Gedächtniß unſerer beſſeren Vorzeit, als Deutſchland wirklich noch glücklich, glorreich und mächtig war, jemals wieder in dumpfe gefühlloſe Dämmerung verſinken will, daß die Küſten Hollands und Belgiens, und der Wachpoſten, den England ſich auf Helgoland angelegt hat, einſt ſo wahrhaftig unſer ſeyn müſſen, als ihre Ströme das Herzblut unſeres Fleißes und unſerer Bildung, Kunſt und Macht dem Ocean und den Welttheilen zuführen. Wir hatten Holland und Belgien mit unſerm beſten Blute wieder befreit und erobert. Niemand erinnerte ſich der Vergangenheit; kaum Einzelne bedachten die Nothwendigkeiten der Gegenwart. Für einen kleinen deutſchen Fürſten blieb ein Stückchen Land im Ardennerwald und an der Maas mit dem deutſchen Bunde verknüpft; das Übrige ließen wir uns durch den Neid und die Dummheit der Engländer zur Freude der Wälſchen alles wieder wegnehmen. Was mußte damals geſchehen?

9) Ganz Belgien und der ganze Inhalt der hinzugethanen deutſchen Lande mußten den früheren Bünden gemäß als Anſchluß unſerer Küſten (keine wälſche alluvion oder allusion, wie Napoleon anſpielte, ſondern eine deutſche) deutſches Bundesland bleiben und Bundespflicht leiſten. Ferner mußte

10) durch den natürlichen Nothzwang der Dinge Schritt vor Schritt auch Holland von Jahrzehend zu Jahrzehend auch näher an uns heran. Es wird doch einmal wieder zu Deutſchland heran müſſen; es kann ſich zwiſchen den mächtigen Weſtreichen England, Frankreich und Spanien, wie jetzt die Weltlage iſt und beſonders wie die Welthandels- und Kolonieen-Verhältniſſe ſind, ohne Deutſchland, wenn wir gegen daſſelbe nicht immer die Uneigennützigen und Dienſtfertigen ſpielen, auf die Länge nicht behaupten. Hatten wir nun

11) auf dieſe Weiſe durch das Gewicht von Belgien und durch andre Züge und Gewichte, welche politiſche Weisheit gegen Holland anwenden konnte, dieſes Holland, eine alte deutſche, von frieſiſchen und ſächſiſchen Stämmen bewohnte, jetzt noch die ſächſiſche leider wunderlich latiniſirte Mundart ſprechende Landſchaft zu uns herangezogen, bis zu dem Gefühl der Gemeinſamkeit herangezogen, daß Sieg oder Niederlage am Rhein oder auf dem Meere Deutſchland und Holland gleiche Macht und gleiche Gefahr bedeute, dann konnten wir an unſerer Weſt-Nordweſt-Küſte, die Kräfte der Küſten von der Ems bis zur Eider mit eingerechnet, eine Flotte von 40 Linienſchiffen und eben ſo vielen Fregatten halten. Und dann erſt verlohnte es ſich der Mühe und verlangte es die Politik, daß wir auch unſre Oſtſee mit der gleichen Zahl von Orlogſchiffen und Fregatten bewehrten. Holſtein, Mecklenburg, Pommern, Preußen, bauten dieſe Schiffe aus deutſchen Eichen. Unſre Oſtſeematroſen und die von Norwegen ſind anerkannt die erſten europäiſchen Seeleute. Was dieſe deutſche Oſtſeeflotte an Bau, Unterhaltung und Rüſtung koſtete, ward jenen benannten Staaten der Oſtſeeküſte in den Bundesleiſtungen an Mannſchaft und Geld angerechnet und vergütet.

Aber wie? wenn du nun auch endlich eine Oſtſeeflotte haſt, woher nimmſt du die Häfen für Orlogſchiffe? die ſüdliche Oſtſeeküſte hat deren bekanntlich eben nicht ſehr gute. Ei! ich will mir in dem Kieler Buſen ſchon etwas zurecht machen, und einen vortrefflichſten Kriegshafen bei Wismar hinter ſeiner Inſel Pöl, der mir Hunderte von Schiffen halten ſoll, — aber freilich Arbeit, Kunſt und Geld wird zu ſolchen Bereitungen und Bauten gehören. — Auch ſind Stellen an der Rügenſchen Küſte zwiſchen Rügen und Pommern, Greifswald und Wolgaſt gegenüber, wo ſich ein Schiffshalt machen läßt.

Mit dieſen beiden Flotten ſtünden wir ganz auf gleicher Höhe mit Frankreich, in Hinſicht des Bauholzes und der Schiffsmannſchaft wären wir den Franzoſen vielfach überlegen, noch mehr überlegen wären wir ihnen in Hinſicht der Winde und geographiſchen Lage: denn das iſt Frankreichs Mislichkeit in Hinſicht ſeiner beiden Flottenſtationen zu Breſt und Rochefort am großen Ocean und zu Toulon am Mittelmeer, daß die pyrenäiſche Halbinſel mit einem gewaltigen Buckel zwiſchen jene beiden Stationen in's Weſtmeer ausläuft. Es bedarf ſeiner weiten Umſegelung wegen beinahe zweimal ſo viel Zeit zur Vereinigung ſeiner beiden Flotten, als wir im Falle eines Kriegs für die unſrigen bedürfen würden.

12) Die Einrichtungen und Beſtimmungen für unſre Heers- und Kriegs-Ordnung bedürfen nothwendig bis in alles Kleinſte hinein einer größeren Gleichmachung. Aus mancherlei kleinlichen Rückſichten und einer übel angebrachten Zartheit gegen einander ſcheint man in ſo vielen Friedensjahren manche hieher gehörige Fragen gar noch nicht einmal berührt oder ab-

ſichtlich umgangen zu haben. Im Frieden muß aber alles bereitet und geordnet werden, was der Krieg auf den erſten Glockenſchlag der Noth erfordert. Wir könnten uns dabei in Napoleon ſpiegeln, der das Kriegshandwerk verſtand. Darin duldete dieſer gewaltige Uniformiſt keine Mannigfaltigkeit. Wie geſchwind hatte er in dem Heere des Rheinbundes Bewaffnung, Rüſtung, Kleidung — alles, alles ſeinen Wälſchen ähnlich gemacht! Solche Gleichmachung iſt um ſo nothwendiger, weil Bundesheere im Fall eines Kriegsausbruchs doch nimmer ſo geſchwind auf den erſten Wink der Noth beiſammen ſind als Heere, welche der Gebieter und Lenker einer vollſtändigen Einheit der Herrſchaft mit einem einzigen Wink zuſammenſchnellen kann.

13) Ein anderes großes Gebrechen, das man wohl ein großes Unglück nennen kann, darf hier durchaus nicht verſchwiegen werden. Wir haben es die verfloſſenen Jahrhunderte mehrmals blutig und mordbrenneriſch fühlen müſſen, und könnten es in dem gegenwärtigen und in den künftigen nur zu bald wieder fühlen. Wir deutſches Volk entbehren jeglichen pragmatiſchen Staatsgeſetzes, welches die Einheit der deutſchen Länder im Zuſammenhalt und Zuſammenband deutſcher Fürſten, namentlich bei Vermälungen deutſcher Fürſten und Fürſtinnen in mächtige fremde Herrſcherhäuſer ſicherte und böſe und verderbliche Anſprüche der fremden Herrſcher oder der fremdgewordenen Fürſten aus unſern Stämmen zurückwieſe. Faſt alle europäiſche Reiche ſind durch dergleichen Grundgeſetze gegen Zerſplitterung ihrer Lande und gegen verderbliche Einmiſchung fremder Mächte geſchützt. Ein ſolches Geſetz müßte auch für Deutſchland da ſeyn, ein Geſetz, welches beſagte, daß in dem Falle, wo dem Fürſten

eines fremden Staates durch Vermälung mit einer deutſchen Prinzeſſin das Erbe eines deutſchen Landes zufiele, oder wo ein deutſcher Fürſt durch Vermälung oder Wahl auf einen fremden Thron erhoben würde, deutſche Lande durch ſolche Verbindungen und Ergebniſſe nimmer als Provinzen oder als von fremden Thronen her regierte Landſchaften an fremde Herrſchaften fallen könnten, ſondern daß ſie dann dem nächſtgebornen Vetter oder Sohn ſo vermälter oder entfremdeter Häuſer zufallen müßten. Wir wollen hier nicht an den Jammer zurückdenken, welche die Verbürgung der deutſchen Freiheit von Frankreich und Schweden über unſere Urgroßväter gebracht hat. Wir wollen nur an die Auguſte Könige von Polen, an die George Könige von Großbritannien, und an Kriege und Verheerungen denken, welche dergleichen Verbindungen deutſcher Lande mit fremder Herrſchaft und fremden uns oft feindſeligſten Vortheilen und Strebungen über unſer Vaterland zuſammengezogen haben. Wahrſcheinlich wäre z. B. der ſiebenjährige Krieg nicht als ein vorzüglich deutſcher Krieg in unſere Jahrbücher eingeſchrieben, wenn Georg der Zweite, König von Großbritannien nicht auch Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg geweſen wäre. Erinnern wir uns auch an die Anſprüche und Vorwände, welche Ludwig der Vierzehnte weiland in Deutſchland gräulichſten Gedächtniſſes für die unmenſchlichen Gräuel, Scheußlichkeiten und Mordbrennereien in der Rheinpfalz und am Oberrhein vorhielt, weil eine pfälziſche Prinzeſſin mit ſeinem Bruder, dem Herzog von Orleans, vermält geweſen war. Wir können bei allem dieſem unſern ungeſchützten Zuſtande immer noch Gottes Glücke danken, daß die Bourbons mit ihren vielen Seitenlinien in früheren Jahrhunderten nicht mehr in unſre Fürſtenhäuſer hinein geheirathet haben; aber ein Hüts eng*)! dürfen wir uns wohl zurufen, zumal wenn von möglichen oder wirklichen Verbindungen mit den treuloſen Wälſchen die Rede iſt. Was würden zum Beiſpiel in der jetzigen Weltſtellung Frankreich und Rußland darum geben, wenn ſie auch unter dem Titel irgend eines deutſchen Fürſtenthums unter den deutſchen Bundesgliedern mitſitzen, ſtimmen und miſchen könnten! Darum rufe ich noch einmal Hütet euch!

14) Obgleich wir als Bundesſtaat ein Friedensſtaat ſind, der keinen Reitz haben kann, aus Kriegsluſt und Eroberungsſucht Krieg anzufangen, ſo können wir uns doch darauf gefaßt machen, daß die unruhigen und eroberungsluſtigen Nachbarn weſtlich und öſtlich uns nimmer als einen Friedensſtaat achten, ſondern mit Liſt und Gewalt an uns bohren und brechen werden. Da iſt die Gefahr denn allerdings eine viel größere und die Arbeit eine viel ſchwerere, als die der beiden Großſtaaten im Weſten und Oſten, welche als eine gewaltige Einheit durch einen Wink in Einer gleichen fortdrückenden Bewegung fortgeſchnellt werden können, die auch durch den Geiſt der volksthümlichen Einheit viel mächtiger erregt und zuſammengehalten werden als wir Vertheilte. Nur in dieſer Beziehung, nur im Hinblick auf unſre Wehrhaftigkeit hat mir die größere politiſche Einigung Deutſchlands in den Jahren 1813 und 1815 ſo wichtig gedäucht. Denn das will ich nicht leugnen, daß die Vielherrſchaft neben

---

*) Maria Hüts eng, gewöhnlich Maria Hiting genannt, in Wien. Hüts eng! Hütet euch!

manchen andern Vortheilen, die ich hier verſchweige, ſchon den Vortheil hat, daß ſie durch die vielen Mittelpunkte, welche zwanzig dreißig Hauptſtädte und Fürſtenſitze bilden für Bildung, Kunſt, Wiſſenſchaft und Mannigfaltigkeit der Entwickelungen und Geſtaltungen eines großen Volkes einen glücklichen und belebenden und das Verderbniß zu großer Maſſenanhäufungen vertheilenden Einfluß übt. Aber vor allen Dingen, daß ein Volk ſich wehren und vertheidigen könne, daß es nicht jeden Schimpf und Jammer geduldig auf ſich ſitzen laſſen müſſe, das iſt und bleibt das erſte Gebot. Ich ſpringe von dieſer großen Wahrheit, die uns Deutſchen endlich wohl genug eingebläut ſeyn ſollte, wieder auf das Wort und den Begriff Friedensſtaat zurück.

15) Dieſes fromme Wörtlein Friedensſtaat und dieſer politiſche Ausſpruch Friedensſtaat ſoll der Bundesſtaat ſeyn, und kann er ſeiner Idee nach nur ſeyn, macht eine ſehr ernſte Mahnung an die deutſchen Fürſten. Da eben ihre Vielherrſchaft allerdings eine große politiſche Schwäche mit ſich führt und die Vertheidigung und Erhaltung der Lande viel ſchwerer macht als bei koncentrirter Einheit des Befehls, ſo müſſen ſie die Erſetzung und Vergütung der Geſchwindigkeit und Beweglichkeit der Macht, welche die Einheit des Befehls mit ſich führt, durch die allerebelſten und göttlichen Herrſchertugenden, durch Mildigkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zu gewinnen und durch ſolche fürſtliche Herrlichkeit und Mächtigkeit die Fremden zu überbieten und zu überwältigen ſuchen; ſie müſſen ſich beſtreben, im wahren Sinne des Wortes Könige der Gerechtigkeit und des Friedens zu ſeyn, wie Melchiſedek von Salem in ſeinen Ta-

gen, und durch ſolche erhabene deutſche Fürſtlichkeit ein ſo hehres Bild der Majeſtät in dem Volke erſchaffen, daß dies für jedermänniglich ein Mittelpunkt der Kraft, Stärke und Liebe wird. Denn dadurch allein wird die Erhaltung der Fürſtenhäuſer möglich ſeyn bei den Stürmen, die in dem Zeitalter drohen und deren immer näheres dumpfes Heranbrauſen allen feineren Ohren vernehmlich genug iſt; dadurch allein wird es möglich ſeyn, daß eine gemeinſame deutſche Liebe, eine gemeinſame, feſte und ſtolze Liebe des Vaterlandes, eine innige Liebe und Achtung der erhabenen Güter unſerer Art, Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft erzeugt werde, welche dem, was Ruſſen, Franzoſen und Engländer in ſo reichem Maaße beſitzen, einen meinethalben dummen und verkehrten, aber doch wirkſamſten Nationalſtolz, mit einer noch edleren und mächtigeren Kraft begegnen können.

Mit goldenen Buchſtaben mögte ich es in alle deutſche Fürſtenherzen ſchreiben, ja mit Gold einbrennen, damit die Farben ewig leuchtend blieben, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, ein offener fröhlicher Muth und Sinn — dieſe hohen deutſchen Tugenden ſind bei der gegenwärtigen Weltlage und Weltentwickelung, bei dem ernſten Aufſchauen und Auflauſchen aller Völker, viel nothwendiger, als in früheren Menſchenaltern; in dieſen muß ein Fürſt dem andern vorleuchten, der eine den andern, wenn Gewalt, Übermuth und Rechtzertretung irgendwo und irgendwie aus der Bahn übergleiten und überſchreiten wollten, durch das erhabene Beiſpiel und die ſchöne Selbſtüberwindung zu warnen ſuchen. Woher anders ſollte uns das tapfre ſtolze Geſamtgefühl kommen, das die Herrſcher und das Volk unverletzt den kommenden Zeiten entgegenführen könnte? Denn auch das muß ich ſagen, durch Erſcheinungen aufgeſchreckt, die nun ſchon einige Jahre wie ſchwarze Donnerwolken durch uns hingrollen dürfen, ohne daß die rechten Blitzleiter gebraucht würden, wir Deutſche können weniger als andre Völker Gewalt und Ungerechtigkeit ertragen, ohne tiefer in unſer altes Unheil der Gleichgültigkeit und Zwietracht hinabgeriſſen zu werden. Die Freudenlächler und Hohnlächler darüber fehlen an der Seine und Neva nicht; gebe Gott, daß ſie ewig unter den Eigenen fehlen! Völker aber, die ſeit vielen Jahrhunderten einer zuſammenbindenden, ja zuſammentreibenden Einheit gewohnt ſind, mögen allenfalls Tyrannen verdauen und viele Erſchütterungen, ja ſelbſt ſchreiende Ungerechtigkeiten und Gräuel überdauern, welche unſern weniger gebundenen Zuſtand unheilbar zerrütten würden.

16) Und ich ſpreche hier Mahnungen, Wünſche und Gelübde aus, welche jeder deutſche Mann, der ſeinem Vaterlande noch bei den Enkeln und Urenkeln einen guten Klang wünſcht, gewiß warm im Herzen trägt, für Einigung, Belebung, Begeiſterung deutſchen Muthes und deutſcher Geſinnung — und eben lodert, wie Einige meinen, eine neue Flamme auf, welche nicht bloß mit Dampf und Geſtank, ſondern mit Brand und Verwüſtung das Vaterland bedrohen könnte. Ich meine nicht ſo, ich fürchte dieſe Flamme nicht, wenn man ſich durch den Dampf, den ſie verbreitet, nur die Augen nicht trüben läßt, ſondern ihr grad und beſonnen in das Funken ſprühende Geſicht ſchaut. Das arme verkommene Volk in Italien und Rom will im neunzehnten Jahrhundert die gutmüthigen Deutſchen wieder wie die Dummen und Albernen hänſeln, als welche es ſie immer ausgelacht hat. Unter dem gleißenden Misbrauch des herrlichen Verſes: Man

muß Gott mehr gehorchen denn den Menſchen fangen ſelbſt einige deutſche Nachtraben und Eulen an mit ihren heiſeren Kehlen durch dieſen Dampf zu ſchreien, und hätten gar nicht ungern, daß Aufruhr und Empörung um einiger fanatiſchen Plattlinge willen, die den alten ultramontaniſchen Teufel im Leibe haben, unſern vielköpfigen deutſchen Leib wieder zerhaderten, und daß die laurenden Wälſchen über Alpen und Ardennen herbeiliefen, die Zerſpaltenen und Zwieträchtigen nach ihrer Weiſe zu ſchützen und mit einander zu befrieden. Ich denke hier nicht ſowohl an die Anfänge, als an die Enden ſolcher Hader; auch frage ich nicht, wo in dem einzelnen Falle eben Recht und Unrecht liegt; im Streite zwiſchen Staaten wird das Recht auf andere Weiſe geſucht und gefunden, als zwiſchen Sonderleuten. Der Pabſt und ſeine Kardinäle bilden einen Staat; der Pabſt iſt, mit Herrn von Görres Erlaubniß, kein geborner deutſcher Papa noch Großpapa, er iſt ein fremder Herrſcher, und weder ein Kaiſer von Öſtreich noch ein König von Preußen wird dieſem fremden Italiäner das deutſche Herz aus der Bruſt herauszufühlen ſuchen. Ich meine, die deutſchen Herrſcher haben die Wärme italiäniſcher Prieſterherzen genug gefühlt. Ich habe hier auch über den Streit des Kirchenfürſten in Rom und des Königs von Preußen nichts zu erörtern — ich will nur auf die Finſterlinge und auf die Haderlumpen hinweiſen, welchen der deutſchen Ehre und des deutſchen Glücks ſchon wieder zu viel däucht. Wehe ihnen! wehe jedem, der über dem Kleinen, über unauflöslichen Fragen, die den Erdenfrieden nun nicht mehr ſtören ſollten, über einem bischen Pfaffenehre und Pfaffenhoffart das heilige Vaterland vergiſſet! Ich meine, wir brauchen nur unſre deutſche Reichsgeſchichte vom Jahre des Heils 1070 bis zum Jahre 1650 ein bischen zu durchblättern, um mit blutigen Thränen zu empfinden, welchen Jammer uns die mit Himmel und Seligkeit, wie es heut wieder am Tage iſt, verzierten Gräuel der Gregore, Innocenze und Urbane und die ſüßen Loyolaiten eingetragen haben. O die ſüßen freundliche Mordliſten lächelnden Jeſuiten wie ſie ſich wieder mit leiſen Katzenfüßen bei uns einſchleichen mögten! Aber wie? ſollen wir uns von dieſen Mördern der letzten deutſchen Majeſtät und Herrlichkeit zum hundertſten und tauſendſten Male etwas vorlächeln und vorlügen laſſen? Was ſie ſich doch einbilden! wie ſie uns dummen und gutmüthigen Deutſchen doch das allerkürzeſte Gedächtniß zutrauen! Wie? wir ſollten vergeſſen haben, wie ſie uns zuerſt mit den Spaniern in die Burgundiſchen Lande kamen und beinahe ein volles Jahrhundert hindurch mit ihren Hinterliſten und Mordbrennereien in dem alten Francien und Lotharingien von Dünkerken bis Trier deutſche Freiheit, Wiſſenſchaft, Glück und Macht abfingen und erwürgten? wie ſie zu derſelben Zeit im Herzen unſers Reiches die Flammen ſchürten, die von Wien bis Stralſund und vom Neckar bis zur Eider unſer Vaterland in Blut und Schande verzehrten und unter den Säbeln der Fremden unſre letzte Herrlichkeit unter Schutt und Aſche begruben? wie ſie unter Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich — Doch wohin? Ich denke, es iſt der Erinnerungen ſchon zu viel für ein deutſches Herz. Doch, indem ich mir auch den Spruch vorbete: *Man ſoll Gott mehr gehorchen als den Menſchen und menſchlichen Rückſichten*, ſpreche ich hier vor katholiſchen und evangeliſchen Chriſten meinen Abſcheu kühn aus: Die Jeſuiten ſind der Fluch unſrer

Geſchichte, ſie mögen mir mit ihrem Pater Lorenz in Lüttich oder ihrem Pater Rothhahn — ein Name böſeſter Bedeutung — in Rom kommen. Ich hoffe, wir Deutſche laſſen uns im neunzehnten Jahrhundert den Rothen Hahn nicht wieder auf's Dach ſetzen.

In allem Ernſt von unſerm deutſch-polniſchen neuen Pfaffenrumor geſprochen, iſt es meine volle Überzeugung, daß dieſer böſe Wurm, wenn man ihn nicht für mehr gelten läßt, als was er iſt, wenn man ihm mit dem Licht der deutſchen Ehre, Wiſſenſchaft, Frömmigkeit und Tapferkeit begegnet, endlich in ſeinem eignen Geſtank und Dampf erſticken wird. Doch muß ich hiebei zugleich eine andere Überzeugung ausſprechen, daß ich den Staat noch will geboren werden ſehen, in welchem ein geſetzliches und edelſinniges Königthum und eine in ſich abgeſchloſſene feſt zuſammengekettete und zuſammengeklettete Prieſterſchaft, die ihren engen Weg zum Himmel mit tauſend künſtlichen Hornwerken und Baſteien verſchanzt und geſperrt hat, neben einander beſtehen können. Bis jetzt hat die Erfahrung der Geſchichte dies verneint. Ich glaube, es giebt viele Wege und auch Fußpfade zum Himmel, die aber zuletzt freilich alle in dem Einen engen Weg zuſammenlaufen müſſen, wovon der Heiland geredet hat; aber das Maaß der Enge und Weite deſſelben iſt ein ganz anderes als das des geſperrten engen Weges der Hohenprieſter und Phariſäer. Ich ſpreche nicht von frommen Prieſtern, ſondern von jenen, die ſich fromm gebärden und ſchreien, der Himmel leuchte allein in Rom, und nur von Rom aus könne Deutſchland erleuchtet werden. Es muß ja Streit ſeyn auf Erden, und auch chriſtlicher Streit. Auch ſchütteln wir den Vorwurf wie Federn ab, als ob wir Proteſtanten loſere und leichtere Chriſten wären, als die römiſchen, und ſchon an unſern Straußenfedern zu ſchwere Laſt trügen. Läßt uns Gott nur die einzige Bibel, ſo werden wir uns, wenn ja mal eine Verirrung und Verdunkelung eintritt, immer wieder zu Licht und Wahrheit durchkämpfen und die flatternden Straußenfedern und die ganze Hoheprieſterſchaft Roms dazu als eine leichte Laſt abſchütteln, indem wir ſingen: *Das Wort ſollen ſie uns laſſen ſtehn.* Ja das Wort ſollen ſie uns Deutſchen laſſen ſtehn. Das Chriſtenthum und Evangelium wird wohl bleiben in ſeiner unvergänglichen Schönheit und Wahrheit, und wachſen von Ewigkeit zu Ewigkeit; aber eine herrſchſüchtige Prieſterſchaft wird mit der Macht dieſer Welt, die allerdings von dieſer Welt, aber darum noch nicht vom Teufel iſt, d. h. ſie wird mit dem Staate immer zuſammenſtoßen, weil ſie begehrt, was er begehren muß und ſie nicht begehren ſoll. *Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt,* ſprach der Reinſte und Demüthigſte, aber was ſprechen und wollen die Servi Servorum Dei?

17) Drei große Staaten umlagern uns, und auf dieſe drei, da ſie, wann ſie ſich erheben, die Welt rücken und auch unſre Zuſtände mit rücken und verrücken können, muß ich noch einen letzten flüchtigen Blick werfen. Dies ſind die drei mächtigen Reiche der Ruſſen, Engländer und Franzoſen, den Fremden gegenüber ſo Eines Sinnes und Muthes, als wir oft durch die heilloſeſte Zwietracht zerriſſen geweſen ſind. Komm ihnen nah, und wage an ihrer Einheit dich zu erproben, du wirſt es fühlen, was lange uralte Gewohnheit thut, ſelbſt wenn ſolche einmal von einem Tyrannen mit der Geißel getrieben würden. Sie haben das jungfräulichſte verletzlichſte noli me tangere.

Rußlands geſchwindeſtes Wachsthum iſt etwas über ein Jahrhundert alt; es beginnt mit Peter dem Erſten, und iſt ſeitdem unter ſchwachen wie unter ſtarken Regierungen inſtinktartig fortgeſchritten, und indem es alle Blößen, die ihm gegeben werden, benutzt, alle Lücken, die vor ihm gebrochen ſind, geſchwind und liſtig gefüllt hat, ſteht es nun ſeit zehn Jahren an unſern Gränzen. Es hat ſtarke Beine und gute Zähne, und wird nicht freiwillig aufhören weiter gegen Weſten vorzugehen und jeden dargebotenen Raub zu faſſen. Es könnte, wenn ein Unheil des Nordens fortwucherte, welches das ganze achtzehnte Jahrhundert und das unſrige faſt bis dieſen Tag ſchwarz bezeichnete, Herr der Oſtſee werden, und dann ſähe es auch für Deutſchlands Unabhängigkeit ſehr ſchlimm aus. Dieſes Unheil iſt die Zwietracht unſrer nordiſchen Stammverwandten, die ſich zu Rußlands Vergnügen, welches meiſterlich verſtanden ſie auf einander zu hetzen, vielfältig geſchwächt und zerhadert haben, und wahrſcheinlich auch jetzt eben noch nicht des freundlichſten Sinnes zu einander ſind. Am meiſten iſt hier jedoch Dänemark anzuklagen, welches im achtzehnten Jahrhundert leider des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts noch nicht vergeſſen konnte, und ſobald von der Neva ein Wink kam, als ruſſiſcher Bundsgenoß den Schweden in die Ferſen biß. Hätten dieſe der früheren Zeiten zu rechter Zeit vergeſſen können, ſo wäre Finnland noch ſchwediſch, Norwegen noch däniſch und die Ruſſengränze vielleicht noch der Dnepr. Rußland iſt ſehr mächtig, aber glücklicher Weiſe ſind weder die Ruſſen noch die Polen Seeleute; das vereinigte Skandinavien, ein ächtes Seevolk, hält bei'm Vormarſch der Ruſſen gegen Weſten ihre rechte Flanke im Schach. Nach der Lage und Stellung der

Stämme und Völker zu einander iſt Rußland im Oſten Deutſchlands natürlicher Feind, die ſkandinaviſchen Völker ſind unſre natürlichen Freunde und Bundsgenoſſen. Preußen müßte alſo, wenn Europa jetzt in von der Natur gegebenen und gebotenen Verhältniſſen und Verbindungen ſtünde, da wir Deutſche keine Flotten haben, Skandinaviens Bundsgenoſſe ſeyn. Durch dieſe politiſche Verbindung, welche alle verſtändige Nothwendigkeiten gebieten, ſollte den Ruſſen, die nicht bloß mit leiſen Winken nach dem Muſter Napoleons auf eine ſlavoniſche Weltherrſchaft anſpielen, die Luſt nach Weſten vorzudringen wohl theuer zu ſtehen kommen, ja es könnte gelegentlich recht ſehr in ſeinem äußerſten engen Oſtſeewinkel eingeſperrt werden.

Aber, wird man ſagen: Haben wir nicht England? können wir, wenn Rußland jemals böſe Entwürfe gegen deutſche Lande brütete, nicht auf Englands Flotten rechnen? Gut. Aber England mit ſeinen Flotten iſt zu fern; es hat in der Oſtſee keine gegebene Station; es ſcheut jeden ernſten Zuſammenſtoß mit Rußland ſchon ſeiner Handelsvortheile wegen wie die Peſt; es würde uns auch jede Hülfe, wie es bis jetzt gethan, theuer bezahlen laſſen; es hat auch mit uns nimmer ſo ſehr einerlei Vortheile gegen die Ruſſen, als die Dänen und Schweden, wenn dieſe ihre unſeligen Zwiſte ſtillen und verſöhnen könnten. Sie waren nach dem Tode des Schwediſchen Kronprinzen, Herzogs von Holſtein Auguſtenburg im Jahr 1810 auf einem guten Wege dazu, ja ſogar zu einer Vereinigung beider Reiche unter demſelben Haupte. Wie glücklich, wenn die damals von klugen und weiſen Männern bereiteten Entwürfe auf dem Reichstage von Örebro wären ausgeführt worden! Denn durch die allerloſeſten Vorſpiegelungen und durch die wunderlichſten Kleinlichkeiten und Perſönlichkeiten iſt es damals geſchehen, daß die Schweden nicht den erſten Fürſten von Holſtein, ſondern einen franzöſiſchen Marſchall auf den Waſathron erhoben haben.

England, aber England — ſollen wir das endlich gar beargwohnen und fürchten? Das will und bedarf ja nichts von unſern Landen; es iſt ja auch unſer natürlicher Bundsgenoß, beſonders gegen Frankreich, und iſt es in den letzten Kriegen wieder geweſen. Allerdings war es das: denn No[illegible] und Gefahr war für uns beide eine gemeinſame. Abe[illegible] müſſen es ſagen, es iſt ein ungroßmüthiger Bundsgeno[illegible]weſen, und hat uns ungefähr behandelt wie nach Pitts Sturz das elende Miniſterium Bute weiland den großen König; auf unſere Koſten, um unſer edelſtes Blut, hat es Frankreich, den gemeinſamen Feind, nachdem es ihm ſein Beliebiges abgenommen, gegen unſre gerechteſten Anſprüche und Rückforderungen geſchützt, in unſern inneren deutſchen Verhältniſſen aber auf das ämſigſte für die Schwächung, Theilung und Spaltung gearbeitet. Welche unwürdige Eiferſucht und Neid gegen Preußen, weil das ſchien etwas Großes werden zu können! welche dreifache Eiferſucht würde es ſogleich offenbaren, wenn Deutſchland je in die würdige Stellung kommen könnte, nur den Anfang einer Seemacht zu bilden?

Aber wir wollen auf dieſen großen freilich oft kleinlich neidiſchen Kaufmann, der nach Sinn und Art doch in Vielem ſo nah mit uns verwandt iſt, nicht zu ſcheel hinſehen. Wir werden ihn noch lange nöthig haben für unſre politiſchen Lehrjahre. England iſt und bleibt doch ein Land europäiſchen Beiſpiels, doch groß durch ſeinen ächten Freiheits- und Bürger-

Sinn, und wird dadurch die Gefahren und Erſchütterungen überwinden, welche es bedrohen. Ja wenn die Irländer nicht gleich den Polen bloß die Feldliebe hätten, wenn ſie einen Seemannstrieb im Leibe hätten, dann könnte von ihnen eine Zerſprengung des großbritanniſchen Kaiſerthums kommen — denn Kaiſerthum (Empire) nennen die ſtolzen Briten ihr Reich, während ihr Herrſcher ſich König nennt. — Die Flotten beherrſchen Irlands Schickſale.

Anders ſtehen wir zu den Franzoſen. Das waren die alten deutſchen Reichsfeinde, ſie ſind jetzt die Bundesfeinde. Sie haben es kein Hehl, daß ſie unter uns und lieber noch über uns mitſprechen und herrſchen wollen. Für ſie giebt es uns gegenüber keine Heiligkeit der Verträge, keine politiſche Schonung, keine Wohlanſtändigkeit, welche in Zeit des Friedens wenigſtens in öffentlichen Verhandlungen die Völker einander ſchuldig ſind. Denn von der Rednerbühne ihrer beiden Parlamentshäuſer ſprechen ſie jeden Tag gegen uns nur Treuloſigkeit und Verachtung und die Hoffnung aus, von uns gelegentlich wieder Beute zu machen. Ja ſie ſprechen über unſre Lande und Fürſtenthümer mit einer offenen Frechheit, die man über Indien, die Türkei und Polen zu hören wohl gewohnt iſt, wie ſie am bequemſten zu vertheilen und zu zerſchneiden ſind. Und es wären unter uns noch ſo gutmüthige Thoren, die ſich von dieſen Prahlern immer noch aufbinden ließen, daß ſie die Führer der europäiſchen Bildung, Menſchlichkeit und Freiheit ſeyen? „Der Rhein iſt Frankreichs na„türliche Gränze, die kleinen deutſchen Fürſten ſind Frank„reichs natürliche Bundsgenoſſen, welches ſie gegen Preu„ßens und Öſtreichs Deſpotismus in Schutz nehmen muß; „die Schweitz und Belgien ſind Frankreichs Brückenköpfe" —

dies und viel Schlimmeres klingt und ſchnurrt uns von der Seine als die alltägliche Muſik entgegen. Man kann dies Volk immer noch mit vier fünf Worten beſchreiben, wie die römiſchen Geſchichtſchreiber es ſchon geſchildert haben: es iſt neuerungsſüchtig, herrſchſüchtig, eitel und prahleriſch und des Wechſels und Aufruhrs lüſtern. Sie werden, ſobald ſich eine günſtige Gelegenheit zeigt, ſich wieder auf ihren Rhein verſuchen und auch von ihren Brückenköpfen heraus zu uns herüberſpringen. Der Freudentaumel, den ihr Freiheitsruf weiland erregte, hat ſich im Laufe eines halben Jahrhunderts ſehr abgekühlt. Das Gute, was darin war, ſchwimmt als Gewinn der Zeit aus ſo vielem Schmutz und Blut noch oben, aber das Meiſte iſt verſunken und ein Spott der Verſtändigen geworden. Aber dieſes Volk, ein ächtes Bienenvolk, kann nur zu bald wieder in's Schwärmen kommen, und dann in fürchterlichen Maſſen ſich gegen uns ſtürzen. Denn in Frankreich halte ich die gräulichen Bewegungen der unteren Klaſſen viel gefährlicher für die europäiſche Ruhe als in England. Der Engländer verſteht ſich auf Freiheit; der Franzoſe will nur Gleichheit. Er iſt darin, wenn man will, ein Türk und Moskowite, und nennt das Aufbauung und Wiederherſtellung der Menſchenrechte, wenn einer da iſt, der den Feldmarſchall wie den Korporal gleich tief mit der Stirn in den Staub drücken darf. Daher ward Napoleon ein franzöſiſcher Götze, nicht bloß, weil er ein gewaltiger Kriegsfürſt war. De Serre aus Metz, Niebuhrs Freund, der ſein Volk kannte, hat das köſtliche Wort darüber geſprochen *): „Wenn die Freiheit für die Franzoſen eine erſchlaffte Sehne

---

*) Si la liberté est pour les Français une corde détendue, l'égalité est une corde toujours frémissante.

„iſt, ſo iſt die Gleichheit eine immer ſchnurrende Sehne.“

Ja von den drei Furienbremſen der Habſucht, des Stolzes und des Übermuths geſtochen werden ſie wieder heranbrauſen, die wilden Maſſen und mit ihrem Geſchrei Egalité et liberté zu bethören ſuchen. Uns aber, damit wir mit gutem Gewiſſen und im feſten gewiſſen Muth mit ihnen ſtreiten können, verleihe Gott, der nach dem Sprichwort keinen Deutſchen verläßt, in unſern Fürſten die Melchiſedeke der Gerechtigkeit, Geſetzlichkeit und Wahrheit, damit nicht allein die Unſrigen tapfer und heldenmüthig für das liebe Vaterland in den Kampf gehen, ſondern damit auch unſre Brüder, die Bewohner der deutſchen Länder, welche die Wälſchen ihre Brückenköpfe gegen uns nennen, Luſt haben im Bunde gegen ſie mit uns zu ſtehen und zu fallen. Wenn die Übermüthigen uns aber zuſchreien: Der Rhein Frankreichs Naturgränze, ſo wollen wir ihnen antworten Heraus mit dem Elſaß und Lothringen! So ſtehe und bleibe der politiſche Haß, weil ſie ihn haben wollen und weil wir ihn als Wehr gegen ihre Gaukeleien und Treuloſigkeiten bedürfen.

Zugabe[*]).

Karl Freiherr vom und zum Stein.

Geſtorben den 29. Junius 1831.

Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein war zu Naſſau an der Lahn aus einem alten reichsritterlichen Geſchlechte geboren. Der jüngſte unter mehreren Geſchwiſtern beſtimmte er ſich durch eigene Neigung und durch den Willen ſeiner Ältern frühe für eine wiſſenſchaftliche Ausbildung, um ſich durch ſie für den künftigen Dienſt des Vaterlandes zu bereiten. Lebendiger Eifer, hohes Streben, ernſter Sinn und eben ſo ernſte Beharrlichkeit, die zuweilen faſt wie Hartnäckigkeit erſchien, offenbarte ſich ſchon in dem Knaben. Daß ſo ſchöne Anlagen nicht in zu ſtarken Selbſtwillen oder gar in Trotz ausarteten, dafür ſorgten eine eben ſo verſtändige und geiſtreiche als fromme und chriſtliche Mutter und eine um mehrere Jahre ältere Schweſter[**]), die auf das Muthige und Gewaltige, das Gott in ihn gelegt hatte, das Milde und

---

[*]) Dieſer kurze Nekrolog des würdigſten Mannes ward von mir in die Allgem. Zeitung Jahr 1831, Monat September eingerückt, und ſcheint mir noch der Erhaltung werth.

[**]) Die einzige ſeiner Geſchwiſter, die ihn nur wenige Monate überlebt hat. Sie war Äbtiſſin des freien Fräuleinſtiftes zu Homberg in Heſſen, in vielfacher Beziehung ein Vorbild und Abbild ſeines Weſens in weiblicher Natur.

Chriſtliche ausſäeten; dafür ſorgte ein treuer und gewiſſenhafter Lehrer, der ihn in den alten Sprachen und in dem, was von der Wiſſenſchaft dem Alter des Knaben und des beginnenden Jünglings angemeſſen iſt, gründlich unterrichtete. Auf dieſe Weiſe mit Vorkenntniſſen wohl verſehen und von guten Beiſpielen und Lehren aus dem älterlichen Hauſe begleitet trat er im ſiebenzehnten Lebensjahre in Göttingen zugleich in das Alter und in die Freiheit des Jünglings ein. Hier beſchäftigte er ſich vier Jahre vorzüglich mit den Studien des allgemeinen und des vaterländiſchen Rechts und der deutſchen Geſchichte und Staatsverfaſſung, worin er ſchon in der Heimath einen guten Grund gelegt hatte. Nach vollendeten Studien beſuchte er die Hauptſtadt ſeines Kaiſers und die bedeutendſten deutſchen Fürſtenhöfe, um dem, was er bisher nur in den Schranken der Hörſäle und in der Einſamkeit des Studierzimmers geübt und gelernt hatte, in dem Spiegel des wirklichen Lebens irgend einen Mittelpunkt und eine Entſcheidung für ſeine Zukunft abzugewinnen. Hierauf begab er ſich, der Übung und dem Beiſpiel ſeiner Zeit gehorſam, für die weitere Ausbildung zu ſeiner Beſtimmung nach Wetzlar, wo er etwa ein Jahr verlebte. Jetzt erging an den Jüngling, dem durch die Gunſt von Familienverhältniſſen und Glücksgütern nun auch mehrere Jahre Gelegenheit gegeben war, ſich für ſich ſelbſt zu beſinnen und umzuſchauen, von Seiten der Ältern die Forderung, ſeinen Beruf zu wählen. Dieſe als Reichsunmittelbare und Sendbarfreie durch alte Gewohnheit und treue Liebe zu ihrem Kaiſer hingezogen, wünſchten, daß auch der jüngſte Sohn ſich dem Dienſte des öſtreichiſchen Hauſes widmen mögte; aber in Deutſchland, das nach dem langen Jammer des dreißigjährigen Krieges und dem ſogenannten Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, deſſen Peſtilenz es genug empfunden hatte, wieder aufzuwachen und aufzuleben begann, war mit der zweiten

Hälfte des Jahrhunderts in Friedrich von Preußen ein Geſtirn aufgegangen, das alle edlen und großen Naturen in ſeine Bahn reißen mußte. Der Jüngling, die Verhältniſſe und Entwickelungen der Zukunft gleichſam vorahnend, beſtand auf dem Entſchluſſe dem großen Könige zu dienen. Seine Ältern willigten ein. Demnach ward Karl vom Stein im Jahr 1780 zu Wetter in der Grafſchaft Mark als Bergrath angeſtellt. Da der Jüngling zu ſtolz war, irgendwo als ein Überflüſſiger zu erſcheinen, ſo arbeitete er ſich mit Fleiß und Eifer in den Wirkungskreis hinein, den ſein König ihm zunächſt angewieſen hatte: bergmänniſche Studien und Reiſen durch das deutſche Vaterland, wenige Jahre ſpäter eine Reiſe durch Großbritannien, die er mit ſeinem Freunde, dem Grafen von Reden, nachherigem Miniſter des Berg- und Hütten-Weſens, ausführte, machten ihn nicht bloß für dieſes ſein beſonderes Fach immer tüchtiger, ſondern vermehrten ſeine Kenntniſſe und ſchärften und erweiterten ſeinen Blick für mancherlei Bedürfniſſe, Verhältniſſe und Geſchäfte des öffentlichen Lebens, das er nun betreten hatte. So verfloß ihm eine lebensluſtige und thatenkräftige Jugend; durch Arbeit, Tüchtigkeit und Biederkeit gewann er die Liebe und Freundſchaft ſeiner Genoſſen und die Aufmerkſamkeit und Achtung ſeiner Vorgeſetzten. Unter dieſen hat er mit Rührung und Dankbarkeit immer den Miniſter von Heinitz genannt als den Anſporner zu allem Guten und Tüchtigen und als den treueſten väterlichen Freund. Er ſelbſt erwähnte in ſpäteren Jahren dieſer Zeit oft als der glücklichſten ſeines Lebens, worein freilich der ungeheure Ernſt der franzöſiſchen Umwälzung fiel, mit mannigfaltigen Unfällen des Vaterlandes, die bei anderer Leitung der Dinge vielleicht hätten abgewendet werden können.

Nach ſo glücklichem Anfange auf ſeiner Laufbahn iſt er unter den Königen Friedrich Wilhelm dem Zweiten und Sr. jetzt regierenden Majeſtät Friedrich Wilhelm dem Dritten von Stufe zu Stufe in Weſtfalen an die Spitze mehrerer Regierungen und endlich an die Spitze der ganzen Civilverwaltung der Landſchaft geſtellt worden. Dies geſchah in den Jahren ſeiner freudigſten Manneskraft, wo er Blücher an der Spitze der Kriegsmacht neben ſich hatte, wo er in geſegneter Wirſamkeit, in der Liebe und Achtung der Landſchaft und ſeiner Untergebenen, und durch die Anziehung und Bildung wackerer und talentvoller Jünglinge zu künftigen Geſchäftsmännern ſich glücklich fühlte. In dieſe Zeit fällt auch ſeine Vermälung mit der Reichsgräfin von Wallmoden-Gimborn, zweiten Tochter des kurbraunſchweigiſchen Generalfeldmarſchalls, und der Antritt der väterlichen Stammgüter in Naſſau und am Rhein. Auf dieſem Felde wirkte er bis zum Jahre 1804, wo er in die Hauptſtadt berufen ward, um das durch den Tod des Herrn von Struenſee erledigte Miniſterium der Finanzen, des Handels und der Gewerbe zu übernehmen. Es iſt genug geſagt, daß er dieſes in dem freien Geiſte ſeines ausgezeichneten und verdienſtvollen Vorgängers fortzuführen ſuchte. Nicht lange, und mit den Jahren 1805 und 1806 kam die Zeit der Verwirrung und des Unglücks. Stein nahm im Frühling des Jahres 1807 in Königsberg ſeine Entlaſſung und ging auf ſeine Güter am Rhein. Doch ſchon im Herbſt deſſelben Jahres rief ihn ſein König zurück, und übergab dem Manne, dem alle Guten zutrauten, daß er nie am Vaterlande verzweifeln könne, die höchſte Leitung der Geſchäfte. Genug bekannt iſt, was er für die Wiederherſtellung des Vaterlandes gewollt und gewirkt, und wie er mit den beſten Männern, namentlich mit dem ſtillen und feſten Scharnhorſt, dafür geſtrebt und gearbeitet hat: Aufhebung der Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft und was dazu gehört, Scheidung und Ablöſung der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe, neue Städte-Ordnung, neue Kriegs-

und Wehr-Ordnung, Sprengung des Kaſtengeiſtes und Förderung des Gemeingeiſtes u. ſ. w. — Napoleon und ſeine Späher wurden aufmerkſam auf die Arbeiten und Hoffnungen dieſer Männer, Stein ward entlaſſen, der fremde Überzieher ächtete ihn, und zeigte der ganzen Welt dadurch die Tugend des Verfolgten. Ein Jahr war er höchſter Diener ſeines Königs geweſen. Dankbar hat er immer des offenen Vertrauens und des tapfern Beifalls erwähnt, die ſein erhabener König ihm in jener verhängnißvollen Zeit gewährt hat. Er war von dem Gewaltigſten in die Acht gethan, ſeine Güter waren mit Beſchlag belegt; er ſuchte und fand von 1808 bis 1812 in den Erbſtaaten ſeines alten Kaiſers im Elende eine Zuflucht.

Als ſich im Sommer des Jahrs 1812 der übermüthige Sieger und Eroberer gleich einem Verderben drohenden Schickſal gegen den Oſten wendete, um Europas Unterjochung zu vollenden, berief der Kaiſer Alexander den Miniſter vom Stein zu ſich, damit er ihm für die eigenen und für Preußens und Deutſchlands Angelegenheiten Rathgeber und Helfer würde. Einige erzählen, dem Kaiſer ſeyen in jener verhängnißvollen Zeit Äußerungen und Prophezeihungen eingefallen, welche Stein vor dem Frieden zu Tilſit weiſſagend zu ihm geſprochen. Wie dem ſey, durch einen eigenhändigen Brief, der für Stein unerwartet wie aus den Wolken gefallen war, lud der Kaiſer ihn vertrauensvoll zu ſich ein, und der Mann ſtand hinfort gleichſam wie eine Säule der Wahrheit und Stärke für ſeine Hoffnungen und Entſchlüſſe ihm zur Seite. Wie, wodurch und wofür in jenem großen Jahre 1812 in Rußland geſtritten und geſiegt worden, das ſteht noch friſch in unſerm Gedächtniß. Die Verfolgung des geſchlagenen Napoleon, das raſche Vorrücken über die Weichſel, das Bündniß mit Preußen für Deutſchlands Befreiung, die gewaltigen Schlachten, und endlich der Sieg bei Leipzig — in allem dieſem war der Geiſt und der Rath und die Tugend dieſes deutſchen Mannes mit; ſie waren und blieben mit und bei dem ruſſiſchen Kaiſer bis in Frankreich und bis in Paris hinein; und die Welt muß es nicht vergeſſen, daß ſie dem Freiherrn vom Stein und der Beharrlichkeit des Kaiſers Alexander in den Jahren 1812, 13 und 14 den Sturz der Napoleoniſchen Tyrannei und die Befreiung Deutſchlands und auch die Befreiung Frankreichs von einem unerträglichen Joche am meiſten zu danken hat. Wie aber der Eine und das Eine auf den Andern und auf das Andere in letzter Inſtanz wirkt, kurz, den letzten Grund der Dinge und Erfolge weiß Keiner, und alſo ſoll Keiner ihn nachweiſen wollen. Stein ſelbſt aber hat immer mit Freuden und mit dankbarer Anerkennung des Muthes und der Zuverſicht erwähnt, wodurch der Kaiſer damals für die menſchlichſten und großherzigſten Zwecke begeiſtert war.

Als Rußlands Heere Deutſchlands Gränzen betraten, bald mit den preußiſchen verbunden, ward von Preußen und Rußland und dann auch von Öſtreich, als es dem Bunde beigetreten war, eine ſo genannte Centralverwaltung eingeſetzt, an deren Spitze man den Miniſter vom Stein ſtellte. Was er hier gewirkt hat oder nicht hat wirken können, mit welchen Hemmungen und Anſtößen und Gegenſtößen gegen ſeine beſten Entwürfe er hier häufig zu kämpfen gehabt hat, bleibt künftiger weitläuftigerer Darſtellung und Ausführung überlaſſen und kann und darf kein Gegenſtand dieſer kurzen und flüchtigen Schilderung ſeyn. Genug, durch Manches, was zum Theil gering und unſcheinbar däuchte und von dem Thäter und Bewirker immer am meiſten verſchwiegen worden, ward Großes bewirkt, wenn auch Größeres, was er gewünſcht und beabſichtigt hätte, nicht erreicht worden iſt. Nach der Einnahme von Paris und der Wiedereinſetzung der vertriebenen Bourbons wurden alle Verhältniſſe umgeſtaltet und mehr und mehr verwickelt; es kam die Zeit, wo — um mit Blücher zu reden — die Schreibfedern zum Theil zerſtören ſollten, was die Schwerdter gewonnen hatten. Dies ſtehe hier nicht als Beſchuldigung der Handelnden, ſondern als Andeutung des gewöhnlichen Laufs der menſchlichen Dinge. Das aber haben ſelbſt viele Gute nicht bedacht — denn der Tadel der Schlechten oder Unverſtändigen iſt eher Lob — daß Steins Wirkſamkeit nun ein Ende haben mußte. Denn Viele haben ihn beſchuldigt, er ſey ſeit der Einnahme von Paris und auf dem Kongreſſe zu Wien für die Einrichtung und Geſtaltung des wiedergewonnenen Vaterlandes nicht rüſtig und thätig genug geweſen. Dieſe haben ihn aus Unkunde verurtheilt, ſie haben nicht gewußt, daß alle Möglichkeit ſeines Wirkens nur auf offenſtem und geradeſtem Wege ſeyn konnte. Er war mit dem Jahre 1815 von der breiten Bahn der öffentlichen Geſchäfte in den Privatſtand zurückgetreten, und hatte mit ſeiner Familie ſein väterliches Stammerbe zu Naſſau wieder bezogen, dankbar und froh um das, was wiedergewonnen war, traurend um das, was wohl mehr hätte gewonnen werden können, wenn Gott die Menſchen und die Dinge anders geſtellt hätte. Statt weiterer Erörterung genügen folgende Worte, die er im Schatten ſeiner zerfallenen Burg im Frühling 1816 ausſprach: „Ja, lieber Freund, wir „haben viel gewonnen, aber vieles ſollte auch anders ſeyn. Gott „regiert die Welt und verläßt keinen Deutſchen, und wenn wir „treu und deutſch bleiben, ſo werden wir's mit den Franzoſen auch „künftig wohl aufnehmen. Ich ſehne mich heraus," (fuhr er nach einigem Schweigen fort) „dieſe Welt iſt einmal ſo, daß man auf „der geraden Straße meiſt nicht vorwärts kann, und doch auf der „krummen nicht fahren ſoll. Es bleibt dabei: die Umſtände und

„Verhältniſſe ſtoßen und treiben die Menſchen; ſie handeln, und
„meinen, ſie thun es. Gott entſcheidet."

Seit dem Jahre 1815 hat der Selige noch ein halbes Menſchenalter durchlebt, und iſt, theils aus richtiger Erkenntniß der obwaltenden Verhältniſſe, theils weil er bei herannahendem Alter nur die Rüſtigſten zum Dienſt der Zeit berufen glaubte, Anträgen zu größerer Wirkſamkeit, wobei er ein freies volles Handeln nach ſeinem Sinne und ſeiner Art unmöglich hielt (wie wir glauben, weiſe), ausgewichen; aber dem Vaterlande und den Pflichten, wofür er ſich geboren glaubte, hat er ſich, wie viel enger er ſeinen Kreis auch um ſich ſchloß, doch keinen Augenblick entzogen. Und auch aus dieſem Kreiſe, den er beſcheiden ſehr klein zu nennen pflegte, hat er immer in den weiteren Kreis des geſammten deutſchen Vaterlandes hinauspulſirt, und ſo iſt auch das Wirken ſeiner ſpäteren Lebensjahre in vielfacher Hinſicht ein geſegnetes geworden. Wir werfen einen kurzen Blick auf dieſe ſeine ſechszehn letzten Jahre:

Die erſten beiden Jahre nach 1814 wandte er dazu an, ſich ſelbſt und ſein gleichſam zerſtreutes Leben und ſein zerſtreutes Haus wieder zu ſammeln und zu bauen. Er wohnte wieder in Naſſau, wo er geboren und erzogen war und im Schooße glücklicher und ehrwürdiger Ältern die reinſten und ſchönſten Jahre ſeiner Jugend verlebt hatte; er hatte ſeine Gemalin und Kinder, welche Unglück und Elend treu mit ihm getheilt hatten, wieder um ſich verſammelt. Vieles war auch hier zu ordnen und wiederherzuſtellen. So ward der Blick oft rückwärts geführt in die Vergangenheit, aber der Mann, der die Gegenwart mit der ganzen Schwere ihres Unglücks und ihres Sieges auf ſeinen Schultern gefühlt hatte, lebte doch am meiſten in ihr, und wandelte mit den Gefühlen frommer Wehmuth und ſtiller Anbetung über das, was Gott an ihm und an dem Vaterlande gethan hatte, hier unter den Erinnerungen ſeiner Kindheit umher. So entſtand die Idee, ſeinem Schloſſe einen alten deutſchen Ritterthurm anzubauen, den er mit Bildern und Denkmälern ſeiner Zeit füllen, worin er künftig wohnen, denken, ſchreiben, ſtudieren, beten wollte. Dieſes Werk ward mit der ihm eigenen Geſchwindigkeit in wenig Jahren vollendet, von außen mit den Bildern der chriſtlichen Kardinaltugenden und mit der Inſchrift: Nicht mir, nicht mir, ſondern Deinem Namen gebührt die Ehre; von innen mit den Büſten und Bildniſſen der Herrſcher, Helden und großen Männer ſeines Zeitalters geſchmückt. Hier hauſte und wirkte er bei ſeinem Aufenthalt in Naſſau am liebſten; hier zeigte er den Fremden vor allen mit dem größten Wohlgefallen das Bildniß ſeines früher heimgegangenen Freundes Scharnhorſt, des Stillbereitenden und Thätigſchaffenden. Die nächſten Jahre traf den ſchon alternden Mann der herbſte Verluſt in dem Tode ſeiner Gemalin. Er machte, um ſeinen Schmerz zu zerſtreuen, ſeinen erwachſenen Kindern die ſchöne Welt zu zeigen, und auch, um möglicherweiſe an mehreren bedeutenden Stellen für einen höheren Zweck zu wirken, eine Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweitz und Italien. Dieſer höhere Zweck war die Bereitung und Sammlung der Hülfsmittel zur deutſchen Geſchichte des Mittelalters, deren Denkmäler zu erhalten und endlich auf eine würdige Weiſe durch eine große Geſammtausgabe zum Druck zu fördern ihn mehrere Jahre beſchäftigt und wofür er keine Zeit, Arbeit und Geld geſpart hat. Hiefür war er ſchon während ſeines Aufenthalts in Frankfurt thätig geweſen, wo er in dieſer Zeit im Kreiſe gelehrter und gebildeter Freunde mehrere Winter mit den Seinigen verlebt hatte. Auch in dieſem Streben fühlte er das ganze Vaterland und ſuchte viele Andere für daſſelbe zu begeiſtern; am mächtigſten und innigſten fühlte er es in einer glühenden Liebe und raſtloſen Wirkſamkeit für die preußiſchen Verhältniſſe, weil er in Preußen den Halt und Kern Deutſchlands und die Hoffnung der Sicherheit, Erhaltung und Fortbildung des geſammten Vaterlandes erblickte. So ſchien ihm ſein Stammſitz Naſſau nebſt den darauf bezüglichen Verhältniſſen wieder faſt gleichgültig zu werden, und er wohnte hinfort am liebſten auf ſeinem Schloſſe Kappenberg in Weſtfalen, einem ſchönen Beſitze, den er gegen beträchtliche in den öſtlichen preußiſchen Landen belegene Güter ſich eingetauſcht hatte. Dort fühlte er ſich nun ganz heimiſch, dort liebte er die Menſchen und die Verhältniſſe am meiſten; es waren die Urenkel der alten tapfern und freiheitliebenden Sachſen, es war preußiſches Land. Dort hatte er ſeine kräftigſten Jünglings- und Mannes-Jahre verlebt; dort hielten ihn die Erinnerungen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft gefeſſelt. Und nicht müſſig war er dort, oder als Einer, der ſich im Alter nur ausruhen wollte. Dieſer Mann konnte nicht ſchlafen noch träumen, ſo lange es Tag war. Als großer Grundbeſitzer, als Rathgeber, Freund und Nachbar des Bauers und Edelmanns, als Staatsrath in dem Staatsrathe in Berlin, als bedeutender Grund- und Standes-Herr immer Vorſitzer und Leiter der weſtfäliſchen Ständeverſammlung, als Mitglied der evangeliſchen Gemeine Vorſitzer der weſtfäliſchen Synode — kurz als Menſch, Mitbürger, Staatsmann war er Förderer, Rather, Helfer, Ermunterer und Warner bis an's Ende.

Dieſes Ende kam ſeinen Freunden unerwartet; obgleich er ſeit einigen Jahren einige bedenkliche Zufälle geſpürt, obgleich das Alter ſeinen Leib geſchwächt und gebückt hatte, ſo war der Geiſt doch ſehr friſch und das Herz muthig wie immer. Die große Kataſtrophe, die der vorige Sommer für Frankreich und für ganz Europa gebracht hatte, erregte ihm vielfache Sorge um ſein Vaterland, aber Furcht hat ſeine Bruſt nie erſchüttert; und wäre wirkliche Gefahr gekommen, er würde kühn und rüſtig wie ein Jüngling ihr entgegengetreten ſeyn. Aber ſein Ziel war geſtellt, nach der Unbäßlichkeit weniger Tage machte am 29. Junius dieſes Jahrs 1831 ein Lungenſchlag auf Schloß Kappenberg ſeinem Leben ein Ende. Auch hier noch bewährte er ſich in der alten Kraft und band ſeinen Abſchied von der Erde ſogleich fröhlich an den Himmel: im vollen Beſitze des geiſtigen Bewußtſeyns und getroſt ſeines Glaubens an den Erlöſer ging er freudig in das beſſere Daſeyn hinüber, mit ſolchen Worten und Ermahnungen an die Zurückbleibenden, daß ſie für dieſes irdiſche Leben zugleich gewarnt und ermuthigt wurden. Sonderbar, daß er, der ſo oft den ſehnſüchtigen Wunſch ausdrückte, recht bald aus dieſem irdiſchen Gewirre erlöſt zu ſeyn, gerade für dieſen Sommer manche Plane entworfen hatte, wie er mit ſeinen Freunden an den Ufern der Lahn und des Rheins in kleinen Reiſen und Wanderungen gleichſam alle Spuren der früheſten Jugenderinnerungen wieder aufleſen wollte. Gott wollte, er ſollte die glücklichſte Reiſe machen. Mit dieſem Manne, den alle redlichen Deutſchen mit Recht wie eine volle Wehr und Rüſtung des Vaterlandes betrachtet haben, iſt der Schild und Helm ſeines Mannsſtammes mit in's Grab gelegt. Er hat nur zwei Töchter hinterlaſſen, Henriette, die Älteſte, an den Königlich Bairiſchen Reichsherrn Grafen von Giech in Franken, Thereſe, die Jüngſte, an den Grafen Ludwig von Kielmannsegge in Hanover vermält.

Über jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendſten Verhältniſſen und außerordentlichſter Zeit gelebt und gewirkt hat, müſſen die verſchiedenſten Urtheile ergehen, zumal wenn ſeine ganze Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit ein ſehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um ſo mehr erfahren, je mehr die Zeit ſelbſt in den ſchärfſten Gegenſätzen ſteht. So iſt es geſchehen, und dieſer in ſeinem ganzen Weſen Feſteſte und ihm ſelbſt Ähnlichſte iſt wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, ſo daß die Einen ihn als zu freiſinnig ja als neuerungsſüchtig, die Andern als zu ariſtokratiſch geſinnt und das Alte vorliebend geſcholten haben. Wir haben dieſen großen und guten Mann gekannt mit ſeinen Tugenden und mit ſeinen Fehlern, die er nach dem Looſe der menſchlichen Gebrechlichkeit auch an ſich trug. Auch er iſt in der wechſelvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Anſichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; in ſeinen Geſinnungen und Grundſätzen aber iſt er immer der Zuverläſſige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menſchlich und chriſtlich deutſch war, hat in Rede und That immer den wärmſten Freund, Vertheidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur ſeiner äußern Wirkſamkeit, ſeiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einſt meiſt verwiſcht ſeyn wird, doch wird ſein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für ſein Volk und ſein Vaterland, wird das Unſichtbare und Unbewußte, das unſterbliche, unvergängliche Abbild des geiſtigen Wirkens eines edlen und biedern Menſchen, wie wir glauben und wiſſen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutſchen Volks fortleben und fortwirken.

Wir zeichnen zum Schluſſe noch einige Züge, die eben den innern Menſchen noch mehr andeuten ſollen:

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in ſeine Bruſt gelegt, ihn mit einer raſchen blitzſchnellen Auffaſſung, einem kühnen geſchwinden Verſtande gerüſtet: Geſchwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er ſelbſt. Er mußte fortſtoßen, was ihm im Wege ſtand, niederreißen, was ihn in ſeinem Laufe aufhalten wollte — ſehr ſchlimm, wenn dieſe großen aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maaß, Zucht und Ordnung geregelt geweſen wären. Vor nichts zurückbeben, geſchwindeſtes Handeln, regeſtes Schaffen war ſein Element. Daß der Inhaber einer ſo feurigen und heftigen Natur ſich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben ſollte, darf nicht geläugnet werden; aber Erziehung der Menſchen und Führung Gottes hatten ſein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines ſolchen Temperaments meiſtens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im beſten Sinne einer großherzigen Natur in freieſter Wirkſamkeit ſich entfalten zu können, immer in den erſten Stellen ſtehen müſſen. Den gewöhnlichen Künſten, wodurch geherrſcht und gewirkt wird, hat er ſich nie bequemen können. Des Widerſtandes war er ungeduldig und begriff meiſtens erſt ſpät ſeine Nothwendigkeit. Widerſpruch und Widerſtreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In ſolchem Kampf der Geiſter, nur geſchwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er ſich ganz in ſeinem Elemente. Heftig, auch hart iſt er oft geweſen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat ſein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geſchwindes Urtheil oder ein raſches Wort je einmal geſündigt hatte, hat er laut oder ſtill, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererſtattung gethan. Wie ſein ganzer Sinn in Deutſchland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, ſo war der ſtarke und helle Stahl ſeines Karakters auch ganz deutſch ausgeſchmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Menſch ihn übertroffen; er ſah und wandelte ſtrack und gerad vor ſich hin. Das war ſein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden ſollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm ſeyn muß, Segen bringe. Das war ſein Spruch: Es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Alſo: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen ſolchen Mann hat ein verächtlicher franzöſiſcher Geldfeilſcher und Späher, Namens Bourrienne, ſich erfrecht mit dem Argwohn zu beſchatten, als ſey er fähig geweſen, mit ſolchen zu zetteln, die auf ſchleichende Dolchſtiche ſinnen? Als ein Mann, deſſen Luſt im Schaffen und Hervorbringen beſtehen ſollte, ſah er den Gegenſtand, der ihn eben anzog, ſogleich in ſeiner ganzen abgeſonderten Schärfe, einzeln, eng, einſeitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch ſo machen und ausführen zu können. Erſt allmälig und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er ſich vor ſeinen Blicken, und zeigte ſeine verſchiedenen Seiten und Verhältniſſe und die verwandten Beziehungen. So war er demnach beſtellt, daß er nie von oben nach unten hinab, ſondern immer von unten nach oben hinaufſtieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge ſah er erſt, lange nachdem ſie vollendet waren. Für alles, ſobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Theilnahme; es mußte gleichſam von der Zeit ſchon etwas beroſtet und bemooſt ſeyn, damit er den Sonnenſchein einer idealiſchen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge deſſelben erkannte und ſchätzte er; den alten deutſchen Ritter, den weiland ſendbar freien und unmittelbaren kaiſerlichen Reichsmann fühlte er; auch theilte er manche Anſichten und Vorurtheile ſeines Standes mit ſeinen Genoſſen; und wenn er in der neuen Zeit friſch gehandelt und gelebt hat, ſo hat er ſchon durch die Zeit, worein ſeine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von deſſen Art und Sitte bei den in dem letzten halben Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weiſe kaum eine Ahnung ſeyn kann. Er fühlte ſeinen deutſchen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Beſitz und altes Geſchlecht, aber er hatte dieſen Ritter auch idealiſirt. Ihm ſollte der Edelmann ſeyn der Ewigrüſtige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirkſame; ihm ſollte der Landherr ſeyn der tapfere einfache Landmann, der erſte Bauer, ein Beiſpiel von Arbeit, Ordnung, Sparſamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen ſeinen Kräften der Gemeine, dem Kreiſe und der Landſchaft angehörend. Und ſo war, lebte und wirkte der Mann auch, ſtreng in ſeinen Grundſätzen, einfach in ſeinen Sitten, enthaltſam und mäßig in ſeinen Genüſſen, ſparſam in ſeiner Haushaltung, im Kleinen ſchonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke ſtets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zweckloſigkeit ſein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten and Verdienſte der Ahnen bloß des nichtigen Genuſſes pflegte, verachtete niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geſchickten, ausgezeichneten Menſchen jedes Standes ſah der ſtolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als ſeinen gebornen Gleichen an; ja ſo beſcheiden war er, daß er ſich jeden Augenblick unter jeden ſtellte, der ihn in irgend einer Sache oder irgend einem Geſchäfte an Einſicht und Geſchicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und ſelbſt auf die Dinge, welche meiſt nur im Schein zu beſtehen ſcheinen, immer den Glanz einer höheren Anſicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute ſolchen Ritterſtolz! Wenn ſein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend geweſen iſt, ſo war ſein Wirken durch Geſelligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menſchlichen Kreiſen und Verhältniſſen, freilich auf eine unberechnenbare Weiſe, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte ſeyn, die alles Friſche und Geiſtreiche mit einem unwiderſtehlichen Zauber fortriſſen, wenn aus der überſprudelnden Feuerfülle ſein blitzender Witz und ſeine übermüthige Laune überſtrömten; in ernſter Stimmung aber, wenn von hohen Verhältniſſen und Angelegenheiten der Menſchheit, wenn von Gegenſtänden der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von ſeinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß ſich dann dieſes edle und ſtolze Gemüth für alles Schöne und Große, begeiſternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in ſich trug! Bei dieſen, bei ſo ernſten Unterhaltungen, erſchien der ganze tiefe und wehmüthige Ernſt ſeines Weſens, das Hochtragiſche, das ſelbſt in dem würdigſten Handeln und Wirken nimmer keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein ſehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Muthes, ſo oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdiſchen und Menſchlichen ihm tragiſch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorſchwebte. Daher war er in ſeinem innerſten Weſen von Herzen demüthig und beſcheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menſchen, daß der Menſch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiſeſte und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine ſuchte und ſich auf Künſte der Liſt etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unſichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Chriſt an ſeinen Erlöſer, und baute alle ſeine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und feſter Chriſt; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein ſtreng ſittlicher Hausherr und Hausvater, ein raſtlos thätiger und arbeitſamer Bürger — und durch dieſen ſeligen Glauben und durch die hochſtrebende und überweltliche Richtung ſeines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick ſeines inhaltvollen Lebens verlaſſen hat, ſind Eigenſchaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz, und in übermenſchliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu feſter Männlichkeit und würdiger Tapferkeit beſänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutſchen Biedermanns! Friſch ſtehe ſeine Tugend in dieſer gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wiſſen, wie wir handeln und leiden ſollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Druckfehler.

S. 5. Z. 6. ſtatt Landkreyer lies Landkrüger.
= 7. u. folg. = Dumſeritz l. Dumſevitz.
= 130. Z. 25. = brüte l. brate.
= 218. Z. 1. = zwiſchen Dieſer und Talleyrand ſetze ein Komma.
= 268. Z. 21. = billige eine l. eine billige.

Das
Turnweſen

nebſt

einem Anhang

von

E. M. Arndt.

Germania a germinando nomen accepit.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung
1842.

IOTHECA
EGIA.
ONACENSIS.

Meinem Freunde

Ernſt Friedrich Leiſt,

Königlich Preußiſchem Appellationsrath und Ritter des
eiſernen Kreuzes

zur freundlichen Erinnerung

Du meinſt, ich hätte leichtes Spiel
Aus kühner Bruſt mit Dir geſpielt,
Nicht immer auf ein edles Ziel
Im bunten Scherz mit Dir gezielt,
Nicht ſtets mit höherm Maaß gemeſſen
Das Wort, das leicht wie Wind verfliegt,
Nur einen Augenblick vergeſſen,
Was wir durchträumt, durchliebt, durchſiegt?

Der mir in Zeit der Kriecherei
Des Geiſtes hellen Schwertblitz bot,
Trotz Spötterei und Hetzerei
Getreu auf Leben und auf Tod,
Der nimmer mit den Weichen, Schleichen
Vor feiger Macht die Segel ſtrich,
Vor dem ſollt' ich in Liebe weichen,
Der feſt beſtand, als Mancher wich?

Du Treuer, der die gute Hand!
Du Tapfrer, der das warme Herz!
Auch uns ward mancher Fels zu Sand,
Auch uns ward manche Luſt zu Schmerz;

Doch die unendlichen Gewalten,
Die wir geträumt, geglaubt, geliebt,
Die werden Land und Volk erhalten,
Wann unſer Staub zu Staub zerſtiebt!

Ja Tapfrer, her die Bruderhand!
Die gute Hand in Freud und Leid!
Sey alles Wahn und Trug und Tand,
Die Treue heißet Ewigkeit;
Es fällt mit jedem Glockenſchlage
Vom Leben ſüße Blüthe ab,
Nur ſie kennt keine Flucht der Tage,
Nur ihr dräut weder Tod noch Grab.

Auf dieſen Himmel laß uns bau'n,
Den Himmel unſrer eignen Bruſt,
In dieſen Spiegel laß uns ſchau'n,
Den Spiegel ungetrübter Luſt!
Schlag' ein! auf alles, was wir lieben!
Auf alles Höchſte ſchlage ein!
Mag vieles welken und zerſtieben,
Die Treue wird unſterblich ſeyn.

Ich laſſe hier einige Worte wieder abdrucken, welche vor beinahe einem Vierteljahrhundert von mir geſchrieben ſind. Die Veranlaſſung dazu war eine ſehr zufällige. Nachdem Manches über und gegen den Turnmeiſter Jahn Verbreitete und Ausgegebene mich ſchon oft empört hatte, fiel mir unter Anderm jüngſt etwas in die Augen, was dieſe Empörung bis zum Zorn ſteigerte, indem es bei ſeiner Durchblätterung und Betrachtung mit verdoppelter Gewalt ſich unverkennbar aufdringend, in einer gewiſſen Aehnlichkeit mit dem großwäſſerigen Uebermuth des jüngeren deutſchen Schriftweſens mir zuſammen zu fallen ſchien: eine Gewahrung, zu welcher Unverſchämtheit, den ausgelaſſenſten Schriftſtellern Wälſchlands hierin nachahmend, wir in den beiden letzten Jahrzehenden gelangt ſind. Ich meine aber jene Unverſchämtheit, öffentliche Karaktere, ja ſelbſt Manche, welche ohne ſolche Unverſchämtheit nimmer öffentlich geworden wären, auch mit ſolchen Zügen und Zeichen, oder vielmehr mit den künſtlichſten und boshafteſten Umriſſen und Schattierungen von Zügen, welche die Perſönlichkeit der Dargeſtellten, inſofern ſie eine öffentliche Perſönlichkeit iſt oder war, kaum von fern berühren, geſchweige hinſichtlich ihrer öffentlichen Wirkſamkeit irgend näher und tiefer bezeichnen und mahlen, vor jedermänniglich mehr zur Beſpottung als zur Betrachtung hinzuſtellen. Es iſt dies eine böſe und verderbliche Erſcheinung, welche, wenn dieſe Bahn ſich weiter riſſe, den Sinn unſers Volks entwürdigen und verderben würde, daß die Schilderer und Darſteller vorzüglich befliſſen ſcheinen, die Gebrechen und dunkeln Schatten der Menſchen immer hervorzuheben und ſelbſt ſolche Einzelheiten, ich möchte ſagen Häuslichkeiten und Verborgenheiten, welche der gewiſſenhafte Erzähler und Beſchreiber immer innerhalb ihrer vier Wände oder vielmehr innerhalb der verſchloſſenen vier Wände des

Geheimniſſes hätte bleiben laſſen ſollen. Solcher ſchmutzigen und ſtinkenden Aasraben, die auf den Raub ſtinkender Gerüchte und überhaupt auf das Aas des Leichenmorders der Tagesgeſchichte, welcher beſſer im Verborgenen verſaulte, gierig ausfliegen, zählt unſer Schriftweſen jetzt nur zu viele. Jeder ſterbliche Menſch hat ſeine Gebrechlichkeiten oder doch ſeine Seltſamkeiten und Wunderlichkeiten, natürlich in einem um ſo höheren Grade, als Gott ihn mit eigenthümlicher Sonderlichkeit mehr ausgeprägt hat. Daran fehlt es dem Turnmeiſter Jahn auch nicht, aber er hat mehr als viele Andere das Mißgeſchick gehabt, daß ſeine ſonderlichen Seltſamkeiten ſogar von manchen Solchen, die ſich halb und halb als alte Kunſtgenoſſen und als Wohlwollende gebärden, doch mit gefliſſentlicher Abſichtlichkeit, faſt zu Lächerlichkeiten und Albernheiten ausgemahlt ſind, indem man das Weſentliche und Tüchtige ſeiner Leiſtungen und Beſtrebungen verſchwiegen oder was der Mann gethan und gelitten auf das möglich-kleinſte Maaß heruntergeſtritten hat. In dem lebhaften Gefühl dieſer Ungerechtigkeit ward ich darauf geführt, was ich weiland über das Turnweſen *) und über den Turnmeiſter gemeint und geſchrieben hatte, nach mehr als zwanzig Jahren einmal wieder zu leſen. Und da hat es mir nicht unzeitig gedäucht, es mit einigen Anhängſeln, die ſich aus den Erlebungen und Beſtrebungen des Tages ergeben, wieder abdrucken zu laſſen.

Geſchrieben zu Bonn in den Ferientagen zwiſchen Weihnachten 1841 und Neujahr 1842.

---

*) S. Geiſt der Zeit. Thl. 4. 1818.

Das Turnweſen.

Für dieſe gute Sache habe ich zuweilen einige gute Worte geſagt; man hat ſie mir erwiedert. Das iſt ein ehrlicher und offener deutſcher Tauſch der Liebe geweſen, deſſen ſich keiner zu ſchämen hat. Einige Gewiſſe werden ſagen, wann ich für das Turnweſen ſpreche: du biſt ein verwerflicher Zeuge, du biſt partheiiſch, du ſprichſt und ſchreibſt für deine eigene Sache. Und ich antworte dieſen Gewiſſen: ihr ſagt ganz recht, ich bin partheiiſch, ich ſpreche in eigener Sache, ich kann gar keine andere Parthei nehmen als die Parthei der Vertheidiger dieſer tüchtigen Uebungen. Seit einem halben Jahre, wo der Vorſteher des Turnweſens in Berlin die Gewiſſen gereizt hatte, ſind eine Menge ſchreiender Anklagen und Beſchuldigungen gegen das Turnweſen laut geworden, einige offen und ehrlich, die den Karakter des innigſten Haſſes der Sache und Perſon nicht hehl hatten — in ſoweit zu loben, als der ehrlich eingeſtandene Haß ſelbſt des Löblichen und Guten noch etwas Tüchtiges hat im Vergleich mit Schleicherei, die mit ihren Giften und Verhetzungen im leiſen Fuchs- und Katzentritt hin und her trippelt — andere unter allen Verkappungen und Verlarvungen mit allerlei ſeufzenden Warnungen lispelnden Achſelzucken und frömmelnden Gebärdungen ſcheußlich wie der Satan, wenn er ſich in einen Engel des Lichts verkleidet. In dieſem finſtern Schmutz der Feigheit und Bosheit zu rühren iſt gleich langweilig und unerfreulich. Ich hebe lieber den Hauptinhalt der Beſchuldigungen heraus und ſage darüber und über das Turnweſen, wie ich es kenne und mit Augen geſehen und mit Ohren gehört habe, einige Worte. Das Gericht dieſer Welt iſt nicht immer das Gericht Gottes; aber ich hoffe, Gott und der König und die Fürſten werden das Turnweſen beſtehen laſſen, allerdings, wie klein und verächtlich jene Gewiſſen es auch machen möchten, eine erfreuliche Erſcheinung der Zeit, woraus, wenn es in würdigen Händen bleibt und ſich vor den Augen alles Volks immer einer würdigen Oeffentlichkeit befleißigt, immer etwas Tüchtiges hervorgehen muß.

Die Ankläger ſagen 1) das Turnen ſchadet den Leibern mehr als es ſie ſtärkt: es ſchwächt die Geſundheit, 2) es ſchadet den guten Sitten, 3) es iſt unchriſtlich, 4) es bildet ein freches wildes aufrühriſches Geſchlecht, das dem Staat gefährlich iſt; die Turnplätze ſind die Katheder, wo Lehren ausgeſäet werden, die einmal alles umkehren müſſen.

Ueber die erſte Anklage, daß das Turnen eine Art Seiltänzerei und Gauklerkunſt ſey, eine halsbrechende, beinbrechende, herz- und magenumkehrende, gehirnerſchütternde Kunſt, wodurch Leib und Seele verrenkt und verſpannt und überrenkt und überſpannt werden, haben ſolche ſich ſchon ausgeſprochen, welche den Bau des menſchlichen Leibes und was Kopfoben und Kopfunten bedeutet und weſſen ein Knabe und Jüngling vom achten bis achtzehnten Lebensjahre fähig iſt, gründlich kennen. Zu zarte Kinder und zu gebrechliche und kränkliche Leiber werden ja auch zu den Uebungen nicht gezogen und, wenn man ſie zuzieht, ganz allmälig mit hineingebracht, ſo daß die Schwäche ſich durch die Uebung ſtärkt und erholt, wenn ſie anders überhaupt zu überwinden war. Es gehen dieſe Uebungen ja alle ihren ruhigen Gang Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe, wie der Gang der Natur iſt, und der Anblick der Turnplätze und der Turner und das Urtheil und die Sicherheit, welche in der öffentlichen Schau liegt, die jedem frei ſteht und die immer gleichſam ein offenes Turngericht unter freiem Himmel bildet, weiſt alle aus dunklen Hinterhalten kommenden Verleumdungen der edlen Anſtalt zurück. Freilich das könnte ſich wohl begeben, daß ein einzelner jämmerlicher Leib, der doch frühe verwelkt wäre, das Schwindſüchtige und Gebrechliche, was in ihm ſitzt, durch dieſe Uebungen eher hervortriebe und entwickelte, die verdüſterte und verblödete Schwäche und Kränklichkeit aber, die in einem beſtimmten Organ noch keinen feſten Sitz genommen hat, wird durch das friſche und frohe Leben und Weben und ſowohl durch geiſtigen als leiblichen Reiz nach und nach ſchon der Stärke und Geſundheit Platz machen müſſen. Freilich Halsbrüche, Beinbrüche, Verrenkungen ja Tode könnten bei einer ſo großen Schaar allerdings eben ſo häufig erfolgen, als z. B. bei den Uebungen der Regimenter zu Fuß und zu Pferde und mit dem Geſchütz. Es iſt ein Glück, daß dergleichen nicht oft geſchehen iſt, ja bis jetzt faſt gar nicht. Durch einen Schwindel eine Ohnmacht ja durch einen Schlagfluß, die ja hier im Freien ſich ſo gut begeben könnten, als auf dem Stuhle oder im Bette, hätten ſchon einige von dem Maſtbaum und andern

Klimmgerüſten herunterſtürzen und den Hals brechen können; Arm- und Beinbrüche und andere Beſchädigungen wie viele hätten bei den Uebungen, wie viele ſelbſt auf dem Heimgange durch den Muthwillen der Knaben und Jünglinge vorfallen können! Gott hat die Anſtalt gegen ihre Feinde ſchützen wollen und ſolche Zufälle verhütet. Nun will man hier gerade tückiſch zählen und rechnen, was anderswo nie gezählt und gerechnet wird. Geh nach dem erſten Dorfe und Flecken, wo in allem nur dreißig oder fünfzig Knaben und Jünglinge leben, und der eine fällt von einem Apfelbaum und bricht den Hals, der andere ſtürzt in einen Teich und erſäuft, der dritte balgt und ringt ſich mit des Nachbars Sohn und bricht Arm und Bein entzwei, der vierte läuft Schrittſchuh fällt durchs Eis und ertrinkt; ſo daß man in einem ſo kleinem Neſte in einem Jahre oft drei vier unglückliche Tode und Beſchädigungen zählt. Und wenn nun hier auf den Turnplätzen der Zufall einmal wirklich ſein trauriges Recht behauptete, könnte man das der Anſtalt und den Männern, die ſie leiten, zurechnen? Man ſagt: wo Bäume gehauen werden, da fallen Spähne — nun gut! ſo ſcheltet nicht wie über etwas Gräuliches und Ungeheures, wenn Menſchen untergehen, wo Menſchen im friſcheſten Leben lebendig ſind. Denn würden einige durch ſolche Uebungen ſelbſt früh aufgerieben, (allerdings immer ſolche Einige, die in einem ſiechlichen und kümmerlichen Leben ihnen ſelbſt und der Welt ſpäterhin doch nur zur Laſt geweſen wären) ſo wird die Mehrzahl dadurch doch friſcher, kühner, gewandter, geſunder und lebensluſtiger, als ſie bei dem kümmerlichen Ofenhucken, trüblichen Stubenſitzen oder dämmernden Herumtreiben geworden wären.

Das Turnweſen ſchadet den guten Sitten? Bei dieſem Wörtlein gute Sitten muß man billig, ehe man antworten kann, fragen, was die Leutlein meinen, die es im Munde führen. Es iſt ungefähr ein ſo weitſchichtiges und vieldeutiges Wort als die Wörtlein Gott und Religion und Staat, unter deren weiten Nebelkappe die Herren Cenſoren, wenn ſie wollen, eine gewaltige Tyrannei über die Geiſter üben können. Hier läuft das Geſchrei darauf hinaus, daß die Buben wild, rauh, trotzig, unfleißig werden, daß viele auch wohl bei der Heimkehr von dem Turnplatz im Dunkeln durch Gaſſen gehen, wo unheimliches Geſindel lauert und ſie verlocken kann. Es giebt allerdings ſehr zahme, ſchwächliche, ſtille und ſchweigſame Büblein und Jünglinge, die man artige Kinder zu nennen beliebt, die ſich von einem Stuhl auf den andern ſetzen, die von einem

Zimmer ins andere ſchleichen, die von einem Buche auf das andere fallen, und dem Vater und Lehrer auch kein Blumenbeet und keinen Apfelbaum ſtören. Will man ſolche, will man dieſe Unglücklichen, deren fröhlicher Lebens- und Freiheitstrieb von Kindauf zerknickt ward und die nachher als Jünglinge mit der Bleichſucht und dem Blödſinn durchs Leben ſchleichen, ſo liefert der Turnplatz von dieſer Art freilich nichts. Denn eben dieſes zahme, ſitzende, grübelnde, grämelnde und dämmernde Leben zu vertreiben und die jungen Menſchenpflanzen an Licht und Luft zum Bewußtſein des Lebens und zum Gefühl der Geſundheit und Freude zu bringen ward er eröffnet. Daß fröhliche Buben wohl mal einen Muthwillen und einen Trotz mitlaufen laſſen, und um ſo mehr, in je größeren Schwärmen ſie mit einander ſind, iſt das natürlichſte aller Dinge, und dafür, wann es zu ſchlimm wird, giebt es Zucht und Strafe. Dies Uebel laſſen ſich verſtändige Männer aber gefallen, weil ſie es ſich gefallen laſſen müſſen. Wie der Wind wehen und das Feuer brennen muß, ſo muß die junge Kraft ſauſen und brauſen; und über diejenigen muß man am meiſten kopfſchütteln, in welchen nichts ſauſen und brauſen will. Uebrigens will die zahlreiche Schaar von Zuſchauern, die ſich in Berlin und anderswo immer bei den Turnplätzen verſammelt und von welchen ja viele mit den Jünglingen und Knaben zugleich zu Hauſe wallen, von frechem und ſittenloſem Uebermuth und einem wilden Weſen, das die Ruhe rechtlicher und ſtiller Leute ſtört, nichts bemerkt haben. Man kann ſich auch wohl ſoweit auf die Polizei verlaſſen, daß ſie ſolchen Unfug, wann er wäre, zur geſetzlichen Rüge und Strafe bringen würde. — Ueber den Unfleiß haben die berufenen Stimmen meiſtens verneinend geantwortet. Er wäre auch ganz unnatürlich, denn der gekräftigte und geſchmeidigte Leib muß immer wohlthätig auf die Seele rückwirken, er muß auch dem Geiſte geſchwinderen Flug und kühneren Athem geben, zumal da ja die Turnübungen nicht bloß leibliche Uebungen ſind ſondern dort auch geiſtig geturnt wird mit Ideen und Gefühlen, welche den Anklägern freilich ein ſolches Räthſel ſind, daß ſie Gott weiß welche verbotene und verborgene Schrecken dahinter wittern. Das haben wenigſtens alle Beſſeren bemerkt, daß ſeit dem großen Jahre, wo wir von dem wälſchen Joche befreit wurden, und ſeit den freien Uebungen der Leiber und Geiſter, die nun gottlob wieder erwacht ſind, mehr Ernſt, Fleiß und Sittlichkeit in der Jugend iſt, als vor fünfzehn und zwanzig Jahren war. Die Gefahr des ſpäteren Heimkehrens durch die

Wüſten des Laſters mitten in der großen Stadt iſt freilich eine Gefahr. Aber wenn der Jüngling dagegen zu Hauſe keinen Schild bekömmt, wenn die Lehrer und Meiſter des Turnplatzes und der andern öffentlichen Schulen ſolche Wüſten nicht in der Abſcheulichkeit und Verdammlichkeit ſchildern, die in ihnen ſind, wie magſt du ſie dann bewahren, daß die feilen Sünden ſie nicht einmal faſſen bei Tage oder bei Nacht? und wie viele Aeltern und Lehrer ſind in der Lage, daß ſie jedem erwachſenen Buben, wann er ausgeht, einen Aufſeher und Leiter mitgeben können? — Wenn man ſo viel Kleines und Großes, Ernſtes und Erbärmliches unter einander miſcht, verräth man wahrlich mehr die Abſicht zu verleumden als den Trieb die Sittlichkeit und Wahrheit zu fördern. Das müſſen wir freilich eingeſtehen, daß die zierlichen Knaben und Jünglinge, wie ſie in meinen Tagen waren, die armen geplagten Jungen mit ſteifen Rücken feſtgeſchnallten Beinkleidern gepuderten Haaren und Locken und einer ganzen Ladung Salben, Talg und Haarnadeln, daß jene armen, verzierten und verſteiften Dinger, die weder Gott noch Menſchen gefallen konnten, jetzt weder auf den Turnplätzen noch ſonſt irgendwo gefunden werden, es ſei denn, daß hie und da ein alter Profeſſor oder Kanzleidirektor noch eine ſolche Seltenheit als Muſter der guten alten, feinen, artigen, gehorſamen, zierlichen und manierlichen Zeit erzöge, die man uns immer aus vollen Backen lobt und die uns doch mit aller ihrer Zierlichkeit, Weichlichkeit, Faulheit und Lügenhaftigkeit in den erbärmlichen Zuſtand hineingefaſelt und hineingetrödelt hat, aus welchem dieſe wilde, ungehorſame, rauhe und trotzige Zeit uns wieder hat herausreiſſen müſſen.

Das Turnweſen iſt ein unchriſtliches Ding? Sie klagen, das Turnweſen habe nichts anders im Auge als jene rohen, wilden und trotzigen Helden, welche das Heidenthum loben konnte, welche aber der chriſtlichen Milde und Demuth völlig fremd ſind und ewig fremd bleiben müſſen. Ein leiblicher Stolz eine übermüthige Frechheit auf äußere Dinge und äußere Vorzüge, ein Trotz auf Leibesſtärke, die doch etwas ſo Nichtiges und Vergängliches, das ſey die Wirkung und das Ziel des Turnweſens. Das möge ſich einſt für die Rennbahn bei Piſa und Korinth und für die gräßlichen Spiele in Rom geſchickt haben, aber unſre Zeit könne ſolche Gladiatoren und Gaukler nicht gebrauchen. Wenn das bei ſolchen einreiſſe, die einſt Profeſſoren, Prieſter, Richter und Beamte werden ſollen, was werde dann aus dem künftigen Geſchlechte werden? werde nicht eitel Rohheit, Frechheit, Frevel und Uebermuth endlich in die Deutſchheit fahren, welche die Turnmeiſter immer im Munde führen? Ich leugne nicht, es wäre ſehr ſchlimm, wenn an dieſen Beſchuldigungen etwas wäre, wenn Eitelkeit, Hochmuth, Trotz, Frechheit und ein wildes und rohes Weſen, kurz wenn etwas Gladiatoriſches aus dieſen Ringſchulen hervorgehen könnte. Denn der jetzige Menſch, je ringfertiger und ſchlagfertiger er iſt, deſto mehr muß er der Stille und Beſcheidenheit und der chriſtlichen Freundlichkeit und Demuth ermahnt werden. Denn nichts iſt widerlicher als der Anblick eines Jünglings und Mannes, der eine ausgezeichnete Leibesſtärke, Gewandtheit und Ringfertigkeit beſitzt und damit prahlet und trotzet. Je ſtärker deſto ſtiller, je waffengeübter deſto ſanftmüthiger — das iſt das Bild des chriſtlichen Jünglings und Mannes. Wer durch Sittlichkeit, Fleiß, Beſcheidenheit, Züchtigkeit und Kenntniſſe nicht ausgezeichnet iſt, der darf damit nicht ſtolzieren, daß er ein geſchickter Ringer, Fechter und Turner iſt. Dies iſt aber auch, ſoviel ich weiß, die Lehre der Turnplätze. Das iſt gewiß, daß alle Anſtalten, wo viele verſammelt werden, beſonders ſolche, wo das Leibliche und leibliche Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten gezeigt und geübt werden, leicht einen wilden unbändigen Sinn einen trotzigen und ſtolzen Fechter- und Gladiatorenſinn erzeugen könnten, wenn die Vorſteher und Meiſter nicht ernſte, ſtrenge und chriſtliche Männer wären. Aber mir däucht, wie die Sachen jetzt noch ſtehen, braucht man nicht zu zittern, daß die alten deutſchen Hünen in den Thierhäuten und Leute, wie Milon, Maximinus Thrax und Goliath weiland waren, ſobald wie die Pilze hervorſchießen werden. Dafür iſt durch anderes genug geſorgt und mancherlei hindert die jungen Bäume, daß ſie nicht in den Himmel wachſen. Und daß ich aufrichtig meine Meinung ſage, wie unſere Sitten und unſere Art und Leben ſind, immer iſt eher zu fürchten, daß wir zu faul und weichlich werden, was wohl das allerſchlechteſte Chriſtenthum iſt, als daß ein zu hartes, wildes und raubes Menſchengeſchlecht aus der jetzigen Jugend erwachſe.

Das Turnweſen bildet ein freches, wildes, aufrühriſches Geſchlecht, das dem Staat gefährlich iſt, die Turnplätze ſind die Lehrſtühle, wo Lehren ausgeſäet werden, die einmal alles umkehren müſſen? Leichtgeſagte Worte, auch fehlen den Worten die Scheine nicht bei ängſtlichen und dummen Menſchen, die nach dem bloßen Schein richten und jeden Menſchen, der über einen Graben oder

Zaun ſetzen und durch einen Strom ſchwimmen kann, einen verrückten Waghals und Halsbrecher nennen, nemlich einen ſolchen, der nicht bloß ſich den Hals brechen kann ſondern bei Gelegenheit auch andern. Die Lehre der Turnplätze iſt eine offene ja eine der öffentlichſten Lehren und keine geheime; derjenige der dem Dinge den Namen und das eigentliche Leben gegeben hat, iſt eine gerade und offene (ſeine Feinde ſagen, eine plumpe und grobe) Natur, der ſein Weſen und ſeine Lehre in That und Wort auf das Offenſte aller Welt zur Schau trägt. Worin beſteht ſeine Lehre? 1) Der deutſche Knabe und Jüngling ſoll wahr, ernſt, redlich und männlich ſeyn, frei von allem geckiſchen, zieriſchen und wälſchen Weſen. 2) Er ſoll züchtig und keuſch ſeyn, wie ſeine Ahnen weiland geweſen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf dem Turnplatz nicht geduldet. 3) Er ſoll deutſch ſeyn in Wort und That, wälſche Sprache, wälſches Weſen und alle Ausländerei iſt bei den Turnern geächtet. 4) Er ſoll der großen Tugenden und Thaten der Väter und der herrlichen deutſchen Vergangenheit immer erinnert werden; der Turnplatz ſoll eine lebendige deutſche Geſchichte ſeyn: die großen Namen, Thaten, Siege, Feſte und Tugenden des Volkes gehören dem Knaben und Jüngling am meiſten, in deſſen empfängliche Seele der Saame der künftigen Zeit geſtreut werden muß, wenn er zur Freude und Ehre des Volkes je aufgeben ſoll.

Alſo klingen hier allerdings Klänge, welche vielen Ohren wunderlich dünken und worin ſie nichts ſehen und deuten als Umkehrungen, Verſchwörungen, Aufruhr, Zerſtörung des deutſchen Reichs (wie? der Idee oder des Dinges, das weiland ſo hieß?) Verwilderung der deutſchen Art kurz völlige Sittenloſigkeit und Verruchtheit. Die Namen: Deutſchland Vaterland, Volk, Freiheit, Deutſchheit, Franzoſenthum, Wälſchthum klingen hier allerdings bei mehr als einer Gelegenheit und ohne dieſe Namen und ihre tiefe innerliche Bedeutung möchten Schaaren von Hunderten und Tauſenden wohl nicht leicht zu regieren ſeyn. Daß die Jugend dieſe Worte, wie ja die Leute von dreißig und vierzig Jahren in dieſer Zeit wohl auch thun, zuweilen etwas wunderlich und abentheuerlich gebrauchen und ſich wohl in Männer und Zeiten und Thaten und Tugenden hineinträumen und zuweilen auch hineinreden, die ſie mit ihrem kleinen Inhalt nicht ausfüllen können — nun darüber ſoll man lächeln und nicht ergrimmen. O die Zeit wird kommen, die ſchlimme Zeit, die der Student die Zeit des Philiſterthums nennt und die jeder einmal kennen lernen muß, der auch nimmer Student geweſen, die Zeit wo der freudige Muth, der mit Sonnenroſſen durch die Himmelslüfte fuhr, ſich mit tauſend ehernen Schranken umſtellt ſieht; die Welt wird der Jugend einſt noch eng genug werden, die ſtolzen Ideen werden ſchon die Flügel zur Erde ſinken laſſen müſſen. Man ſollte doch Träume und Ideale der Jugend, deren Gefühle und Gedanken nie zu hoch fliegen können, nicht zu Verbrechen ſtempeln; man ſollte Spiel Spiel ſein laſſen und, dünkt man ſich darüber hinaus, mögte man es ja in Gottes Namen als Kinderſpiel belächeln. Aber man will keine Menſchen, man will Schöpſe, die ſich mit einem Stock und einem einzigen bellenden Hündlein alle in Einen Stall und, hat man erſt Einen ins Waſſer geworfen, auch alle in Ein Waſſer und in Einen Tod treiben laſſen. Es iſt doch ſchön, daß es dahin gekommen iſt, daß ſelbſt die Kinder und Knaben ſich ſchon etwas darauf einbilden, daß ſie Deutſche und nicht Wälſche geboren ſind, daß ſie deutſche Heldenthaten und Jahresnamen zu nennen und zu empfinden wiſſen. Mögen ſie, für welche die Welt noch kein Maaß hat und welche, weil ſie dem Himmel näher ſind als wir, ſich und alles gleich in den höchſten Himmel des Ruhms und der Idee hineinſtellen, immer das Ungeheuerſte träumen und ausſprechen, wir wollen ſie darum noch nicht Empörer und Aufrührer gegen die Regierung und gegen die ewige Ordnung Gottes auf Erden ſchelten. O dieſe Ordnung, die nicht immer eine Ordnung Gottes iſt, wird ihnen zu ſeiner Zeit ſchon Maaß und Schranke und ach! eine zu große Enge dieſer armen bedrängten Welt zeigen. Mögen ſie dann nur nie vergeſſen, daß die Idee auch der Traum des Vierzigjährigen und Sechszigjährigen Mannes ſein muß, wenn er mit ſeiner Tugend und Kraft in dem dürftigen Leben nicht verwelken will.

Es iſt bei dem blinden Haſſe, womit man ſeit einem halben Jahre gegen das Turnweſen losgefahren, faſt mehr noch auf die Perſon als auf die Sache gemünzt: der Stifter des deutſchen Turnweſens Friedrich Jahn in Berlin iſt dabei am meiſten gemeint. Dies offenbart ſich in den gegen das Turnweſen erſchienenen Schriften auf jeder Seite. Ich will dem Manne hier keine Lobrede noch Vertheidigungsrede halten. — Jeder Lebendige muß ſich durch die Kraft und Jugend des Lebens bewähren und ſo die hämiſchen und boshaften Angriffe ſeiner Feinde zu Boden ſchlagen — aber einige Worte muß ich doch ſagen ganz aus der Sache heraus, die nicht mit ſeiner Perſönlichkeit zuſammenhangen.

Man macht Jahn den Namen Stifter des Turnweſens ſtreitig. Das könnte gleichgültig ſein: einem beſcheidenen Mann kömmt es bei ſeiner Wirkſamkeit und Thätigkeit eben auf die äuſſere Ehre nicht an. Nie hat Jahn den thörigten Anſpruch gemacht, daß er das Turnweſen überhaupt geſtiftet habe. Er kennt ja die Geſchichten der Griechen und Römer und unſerer Altvordern und ſelbſt einzelne ähnliche Anſtalten, die lange vor dem Jahre 1810 bei uns beſtanden ſind, zu gut, als daß ihm ſo Thörigtes einfallen ſollte. Aber dieſes Turnweſen, das ſie angreifen und verläſtern, dieſes freie, öffentliche, volkliche, nicht in den Wänden eines Gymnaſiums oder eines Reitſtalles und Gartens einer Erziehungsanſtalt eingeſchloſſene — dieſes hat Jahn geſtiftet und kein anderer, die große Idee der Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit und der Wiedererweckung und Belebung eines durch alle Klaſſen und Stände gehenden und durch dieſe Idee erfaßlichen Volksgeiſtes hat Jahn zuerſt ins Leben geſtellt. Iſt das eine Tugend, ſo ehre man ihn; iſt es ein Verbrechen, ſo ſtrafe man ihn.

Das muß auch noch geſagt werden — denn es gehört wegen gewiſſer Beſchuldigungen recht eigentlich hieher — daß dieſer Mann, der vielen zu rauh und zu derb ſcheint, doch wohl den Bären und Wolf, den Manche in ihm wittern, im Herzen nicht ſitzen haben kann. Denn dieſen Bären und Wolf fühlt niemand leichter heraus als der zarte Sinn des Kindes und Knaben, die gleichſam einen angebornen geiſtigen Hauch des Erkennens haben, welcher ſich nachher bei dem zu vielen Betaſten und Befühlen der unempfindlichen Welt bei den meiſten allmälig verliert und den keine Liſt und Erfahrung des Lebens wieder erſetzen kann. Jahn iſt von ſeinen Schülern ohne Ausnahme geliebt; denn er iſt gerecht, ſtreng, züchtig, enthaltſam, er hat ſich wie wenige von jeher eines reinen deutſchen Lebens befliſſen und gehungert und gedurſtet für das Gute. Das fühlt ſich von der Kindheit und Jugend auch heraus aus den Menſchen, noch beſſer als der Bär und Wolf. Und hat der Mann keinen Glauben und keine Liebe, iſt in demjenigen Ehrgeiz, Prahlerei, Eigennutz, der gleich Jahn drei vier Jahre die Anſtalt ohne alle Unterſtützung bloß durch ſein Gemüth und ſeine Geduld unterhalten, der, von Noth und Armuth bedrängt, Tag und Nacht gearbeitet hat um das tägliche Brod und der hingegangen iſt und jede Woche ganze und halbe Tage daran geſetzt hat, daß er das Werk förderte, das er für ein gutes Werk hielt? Und es iſt ein gutes Werk.

Und würde das Turnweſen auch keine allgemeine Volksanſtalt, fände man es endlich für die kleinen Städtchen, Flecken und Dörfer, wo die Jugend, ſo wie Arme und Füße nur zu gebrauchen ſind, in Wald, Feld und Garten in mancherlei Arbeit und Thätigkeit genug umgeturnt wird, auch weniger nothwendig — für die größeren Städte und für die größeren Schulen und Gymnaſien iſt das Turnen eine der wohlthätigſten und nothwendigſten Erziehungs- und Bildungsanſtalten, die je haben erfunden werden können. Wir wiſſen, was den Griechen weiland ihre Gymnaſien und ihre Rennbahnen waren, wie ſie dieſe und die in gewiſſen beſtimmten Zeiten immer wiederkehrenden öffentlichen Kampfſpiele als Hauptbildungs- und Hauptreizmittel ja ſelbſt als ein großes Bindungsmittel ihres durch die mannigfaltigſten Regierungen in den verſchiedenſten Ländern, Küſten und Inſeln zerſtreuten und zerſpaltenen Volkes betrachteten und deswegen unter die unmittelbare Obhut der Götter geſtellt hatten. Wir fürchten nicht, daß unſere Turnplätze Klopffechter und Raufer und Balger und rohe und übermüthige Gladiatorenſeelen bilden werden, wir hoffen vielmehr von dem guten und vaterländiſchen Geiſt, welcher in allen Landen und Gauen Deutſchlands mehr und mehr zu wirken und zu weben beginnt, daß die chriſtliche Liebe und Milde auch dieſe Anſtalt erfaſſen und durchdringen und die Uebung des Leibes und der leiblichen Künſte wohl als etwas Nützliches und Wackeres keineswegs aber als eine große That und Tugend wird anſehen laſſen; denn ein rechtes kräftiges Mittel zu Thaten und Tugenden könnte es wohl werden.

Für die großen Schulen und Gymnaſien iſt der Turnplatz zunächſt das, was ihnen Jahrhunderte gefehlt hat, etwas, das diejenigen, die ſich ſonſt verſitzen und verträumen oder gar in der ſchlimmſten Faulheit und Weichlichkeit die ledigen Stunden hinbringen würden, in das muthige Gefühl und den fröhlichen Trieb und Sinn der Welt hinauslockt. Unſere Erziehung war noch nicht vorlängſt eine kümmerliche Halbheit, alles auf den Geiſt und die Entwickelung und Bildung des Geiſtes nichts auf den Leib und die Entwickelung und Bildung des Leibes berechnet. Von dem ſechſten, achten, bis zum ſechszehnten, achtzehnten, zwanzigſten Lebensjahre war der Knabe und Jüngling an der Schulbank geſchmiedet, dem friſchen blühenden Leben entfremdet, diejenigen am meiſten, welche am fleißigſten waren. Sie konnten Griechiſch und Latein, ſie konnten die Großthaten, die Kämpfe, die Spiele und Tugenden der

Griechen und Römer und ihrer großen Männer an den Fingern herſagen; daß aber aus den deutſchen Menſchen auch einmal ein Aeſchylus, Sophokles, Sokrates, Thucydides, Cäſar und Tacitus hervorgehen müſſe, gleich geſchickt mit der Feder und mit dem Schwerdte, das ſagte ihnen niemand, das hatte ein im Einzelnen verlornes vom Leben abgeriſſenes und verweichlichtes Geſchlecht lange verlernt. Und hätten ſie nur an das Nächſte gedacht, an das Chriſtliche, an den Spruch des Apoſtels, in welchem der Leib ein Tempel Gottes, das Haus einer unſterblichen Seele, genannt wird, ſie hätten den bleichſüchtigen, ſchwindſüchtigen, unbehülflichen, ſchwächlichen Knaben und Jünglingen, welche in Unkunde des Lebens und der Gefahren, die der Jugend drohen, vergingen, das lebendige Leben und die Welt drauſſen auch als eine Rennbahn angewieſen. Grade in jenem gefährlichen Zeitraum zwiſchen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre, wo, wie der Saft im Frühlinge in den Baum tritt, der Trieb eines unentwickelten Lebens in den jungen Menſchen tritt, dachte wohl einer daran, die armen Geſellen, die in öder Träumerei oder in wüſter Sünde die Kraft der Jugend verloren und den künftigen Mann knickten, hinauszutreiben und den Leib in rüſtigen Uebungen und Spielen zu ermatten und zu zerarbeiten, damit die gefährlichen Triebe und die eben ſo gefährlichen Träume und Fantaſtereien ein natürliches Gleichgewicht bekämen? — Hier iſt das größte Verdienſt des Turnplatzes, daß dieſe Jünglinge, die als das künftige Salz der Erde ausgeſtreuet werden ſollen, nicht lahm, blöd, matt, ſchwächlich und jämmerlich an Wort und That werden, daß ſie, was ſie mit Fleiß und Arbeit erlernt haben, einſt mit Macht und Kraft darſtellen und geltend machen können, daß ſie nicht wie elende Halbmenſchen, wie blöde Schattengeſtalten, die wohl jede Stelle aus dem Thucydides und Tacitus herſagen, aber keinen Männerlaut aus der Bruſt hauchen können, der in andern Brüſten wiederklänge, mit unſicherm und wankendem Schritt künftig im Leben auftreten, dafür ſollen ſie jetzt ſpringen und ſchwingen und ringen und ſich des ſchönen Geräthes bewußt werden, worin Gott ihre Seelen eingehäuſt hat.

Die Gegner des Turnweſens haben bei dieſen Uebungen auch das Oeffentliche geſcholten. Sie ſagen, es führe leicht zu Ueberſpannung und Ueberanſtrengung der Kräfte und nähre Eitelkeit und Prahlerei, indem jeder ſich vor den Zuſchauern zeigen und ſeine Gegner an Gewandtheit und Stärke überbieten wolle. Das wäre allerdings unvermeidlich, wenn keine höhere Zucht das Ganze zuſammenhielte und die Jünglinge und Knaben durch Gehorſam zügelte. Aber das iſt die erſte Lehre des Turnplatzes, die jedem, ſobald er ihn betritt, gegeben und während aller Jahre, die er ihn beſucht, ihm vorgehalten wird: daß dieſe Turnübungen keine Uebungen der Eitelkeit und Gaukelei ſind ſondern Uebungen und Vorbereitungen für die Arbeiten des Mannes und die edelſten Forderungen des Lebens, damit ein geſunder, ſtarker, tapferer und freudiger Mann werde, damit jeder den kräftigen und ausdauernden Leib gewinne, welcher den Beſchwerden der Märſche und den Arbeiten des Lagers und Schlachtfeldes gewachſen ſey; denn das ſey wohl der Jammer aller Jammer, wenn ein Mann zu ſchwach ſey, dem lieben Vaterlande die unerlaßliche Schuld zu bezahlen. Auch das bändigt die Eitelkeit und die leere Prahlerei, daß die Keuſchheit als die erſte und heiligſte Pflicht des deutſchen Menſchen und des Chriſten gelehrt, daß auf jeden Weichling und Wüſtling mit Abſcheu hingewieſen wird, daß in der ſtrengen und ehrenfeſten Verſammlung keiner geduldet wird, der etwas Schändliches und Liederliches gethan und gelitten hätte. Und ihr Haſſer und Ankläger der Turnplätze, dieſen hohen Preis werdet ihr ihnen nimmer nehmen, daß ſie den deutſchen Jünglingen den Stolz und die Würde tief in die Bruſt pflanzen, eine reine und keuſche Jugend zu bewahren, ſo daß der eine immer der Erinnerer, Ermahner und Wächter des andern iſt. Vieles möget ihr dem Jahn abſtreiten, dieſes Lob, daß er den heiligen Athem einer keuſchen und ſtrengen Jugend um ſich her verbreitet, werden ſeine bitterſten Feinde ihm wohl laſſen müſſen.

Nun wieder zu dem Oeffentlichen. Die Turnplätze dürfen ihrer Natur nach nicht geſperrt noch geſchloſſen ſeyn. Es wäre ja möglich, daß ſie einmal durch ſchlechte Vorſteher — wie denn alles in der Welt einmal in ſchlechte Hände gerathen kann — entweiht würden. Daher iſt es recht, daß das Volk, daß die Aeltern und Freunde der Knaben und Jünglinge als Zuſchauer, Richter und Wächter die Miterrner und Mitbehüter der Turnplätze bleiben. Auch iſt es gut, daß die Jugend durch die Anweſenheit von Menſchen jedes Alters, Standes und Geſchlechtes ſogleich an ein ganzes volles Leben gewöhnt werde und eine lebendige Vorſtellung von der Bühne bekomme, auf welcher ſie künftig ſpielen ſoll. Auch bedürfen dieſe Uebungen, die bei aller ihrer Mannigfaltigkeit durch die ewige Wiederholung doch etwas Einförmiges und Ermüdendes haben, und keinesweges immer bloß ein luſtiges Spiel ſondern oft eine recht ſtrenge Arbeit ſind, zu ihrer Belebung noch mehr als der hohen Lehren von Deutſchheit, Vaterland, Stärke, Männlichkeit und Keuſchheit; ſie bedürfen, wie alles Menſchliche, das gedeihen ſoll, eines menſchlichen Wechſelreizes, einer Ermunterung und Billigung aller: man möchte ſagen, ſie bedürfen der Augen der Liebe des Volkes. Dies kann wohl kein Streben der Eitelkeit heißen, es iſt nur ein billiges Streben nach innerer Anerkennung, die jedem lieb iſt, der meint, daß er nicht bloß ein äffiſches Kinderſpiel treibt.

Und ſo wünſchen wir denn, daß die edle Turnkunſt bleibe und beſtehe, daß ſie wachſe und blühe durch alle Orte und Gaue des geliebten Vaterlandes im ernſten, ſtrengen, männlichen, deutſchen Sinn, in chriſtlicher Milde und Frömmigkeit, in warmer Liebe und Treue gegen alles Edle, Gute, Treue und Vaterländiſche, daß wir nicht in jener nichtigen Weichlichkeit, Faulheit und Zierlichkeit verſinken, wodurch vor uns ſo viele große Völker mit ihrer Freiheit und mit allen edlen und hohen Künſten und Tugenden vergangen ſind. Selig iſt, wer zu rechter Zeit das rechte Maaß findet, wer den Geiſt nicht zu ſehr für Künſte des Leibes noch den Leib zu ſehr für Künſte des Geiſtes übt! Denn allein aus dem Gleichgewicht der irdiſchen und himmliſchen Kräfte geht der rechte, volle und fertige Mann und Menſch hervor, welcher, gleich gerüſtet mit Leib und Seele, die Erde unten tüchtig und tapfer hält und verwaltet und doch nimmer ſeinen Himmel droben verliert. Vor allem aber wollen wir der Anſtalt zu ihrem Gedeihen allenthalben feſte, ernſte, fromme, keuſche und ſtille Männer als Vorſteher wünſchen, damit diejenigen kein Recht bekommen dagegen zu toben, welchen nur gefällt, was die Menſchen für die Dummheit und Knechtſchaft zahmer macht.

Anhang.

Es ſind fünfundzwanzig Jahre, als ich Jahn zuletzt geſehen habe. Er muß jetzt ein Sechsziger ſeyn, wie ich den Siebenziger eben um einige Jahre überſchritten habe. Wir waren beide jünger und friſcher in den Tagen, wo auf der Haſenheide bei Berlin das Turnen begann. Jene Zeit unendlichen Leides und unendlicher Treue ſteht noch lebendig vor mir, und die Gefühle, die uns damals bewegten, die Hoffnungen, die damals einer ungewiſſen Zukunft mit leuchtenden Flügeln entgegenflogen, beleben bei der Erinnerung noch die Pulſe des Greiſes mit geſchwinderem Schlage. Es war die Zeit, wo das Vaterland wie ein edler Löwe, von galliſchen Hinterliſten und Schlangenkünſten umſtrickt und gefeſſelt, einen gewaltigen Schrei über die Welt ausſtieß. Dieſer Schrei in die weite verknechtete und verdüſterte Welt klang wie ein Ruf aus Noth und Tod, und ward für Viele ein Beruf, mit Muth, Gut und Blut das Leben in Noth und Tod hinein zu wagen. Da fand der Jüngling Jahn, der nichts hatte, als geſunde Augen und Arme und ein geſundes deutſches Herz, auch ſeinen Beruf, und ward, was Gott, der die Geiſter und Herzen prüft, in Zeit der Noth gottlob aus jedem tüchtigen Menſchen macht.

Ich brauche hier nicht wieder zu erzählen, was noch in dem Gedächtniſſe vieler Tauſende Mitlebender lebt, wohin geturnt, wofür geturnt, wie geturnt worden, und wodurch und wofür und wie das Turnweſen gleichſam als etwas Staatsgefährliches mehrere Jahre unterdrückt und geächtet worden, bis man allmälig wieder hat ſingen, klingen, ſpringen und ſchwingen laſſen. Ich muß, indem ich das Turnen beſpreche, doch einige Worte über mich ſelbſt ſprechen. Ich bin, Gott weiß wie, da ich den Jahn in früher Jugend gekannt und er bei meinen akademiſchen Anfängen in Greifswald vor etwa vierzig Jahren mein Zuhörer geweſen, vorlängſt auch etwas in die Turnhändel hineingezerrt worden, obgleich ich weder für die Stiftung und Begründung, noch für die Belebung und Förderung des Turnens nicht das Geringſte gewirkt habe, noch habe wirken können. Die Zeit meines Turnens, welches ich in meiner Jugend redlich und im Schweiß meines Angeſichts getrieben hatte, war damals längſt hinter mir. Ich habe den Uebungen jener Tage nur mit dem Herzen und mit den Augen beigewohnt, und der Fünfundvierziger ging ſchon gemeſſenen Schritts neben den jugendlichen Springern und Ringern einher. Aber nun freilich muß mich betrüben, wenn man Uebungen und Arbeiten, welche die Beſten damals löblich und unſchuldig nannten und mit Wohlgefallen begrüßten, wenn man Männer, welche damals Helfer und Wecker hießen, jetzt dem Spotte und Hohngelächter jenes dicken und unverſchämten Buben preisgeben will, jenes herzloſen und gefühlloſen Ueberall und Nirgends, welchen die alten tüchtigen Holländer von weiland den dicken blinden Allmann ſchalten.

Blicke ich nun zurück in jene Jahre der Schmach und des Glanzes, in die Jahre zwiſchen **1809** und **1819**, wo das Turnen begann und blühte, ſo würde ich freilich gegen den Heil'gen Geiſt der Geſchichte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß die Dinge und ihre Schwingungen immer in dem gleichen Gleiſe gehalten und im rechten ebenen Maaße gemeſſen geweſen wären. Außerordentliche Noth ſchuf außerordentliche Bewegung und Erregung; außerordentliche Arbeit und unendlicher Sieg und unendliche Siegesluſt gaben Hebungen und Senkungen, welche von den ruhigſten Blicken kaum gefaßt und gemeſſen werden konnten. Die Brandung der ungeheuren Zeit wälzte ihre brauſenden neunſchlägigen Wogen auch gegen die ſonſt ſtillſten Geſtade, und die Zitterungen und Erſchütterungen dieſes Gebrauſes waren durch ein vornehmes Sturm ſchweige nun! und Strom ſteh ſtill! nicht niederzulegen. Wie es zu geſchehen pflegt, daß gerade an ſeichten und an mit kleinem Geröll und Geſtein belegten Ufern der Wellenſchlag den größten Lärm macht, ſo wurden freilich die flachen Herzen und leichten Geiſter am heftigſten zum Sauſen und Brauſen erſchüttert und am längſten darin gehalten, und in einer Zeit, wo alle Kräfte zum Höchſten und Gewaltigſten ſich hatten ermeſſen und ausmeſſen müſſen, wurden jene Flachen und Leichten auch wohl oft von Vermeſſenheit überfallen. Alles natürlich: die erſten Jahre nach Arbeit, Kampf und Sieg ein vielfältiges langes Nachſauſen, und oft ſehr unliebliches ohrenbetäubendes Nachtoſen. Daß ſolches Getöſe, ſolches unleidliche und unliebliche Geklingel und Nachgeklingel von Einzelnen nicht auch mit dem Turnen getrieben ſey, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden. Wo iſt ein Ding auf Erden, wie würdig und nothwendig es ſey, das durch Uebertreibung oder Ueberhebung und Ueberſchätzung nicht auch einmal dem Lächerlichen oder gar dem Gehäſſigen gleichgeſtellt oder bloßgeſtellt worden? Aber durfte man, weil Einige das Waſſer vielleicht verunreinigt hatten, das Kind mit dem Bade ausgießen?

Indem ich nun das im Jahre **1817** Geſchriebene und **1818** Gedruckte wieder übergeleſen habe, finde ich, daß meine Anſicht und mein Urtheil über dieſe Uebungen jetzt am Schluſſe des Jahres **1841** noch ſtehen, wie ſie vor fünfundzwanzig Jahren ſtanden. Ich erläutere dieſes mein jüngſtes Bekenntniß hier mit Einigem, was ſich aus der Bewegung, worin die Gefühle und Gedanken der Gegenwart, worin wir eben leben, rundgeſchwungen werden, eben am hellſten herausſtellt.

Meine Erinnerung läuft hierbei in weite Ferne zurück. Ihr begegnet eine Stelle aus Lucans Pharſalia, welche der Menſchen unſerer graueſten Vorwelt gedenkt. Sie lautet:

— Certe populi, quos despicit arctos,
Felices errore suo, quos ille timorum
Maximus haud urget, leti metus. Inde ruendi

In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
Mortis, et ignavum, rediturae parcere vitae.*)

— Traun die Völker, auf welche der Nordſtern herabſchaut,
Selig durch ihren Wahn, weil jenes größte der Schrecken
Sie nicht bedränget, die Furcht vor'm Tode. Daher der Männer
Muth in das Eiſen ſich ſtürzend; daher die Herzen des Todes
Freudig, daher die Schmach, unſterblichen Lebens zu ſchonen.

Ja, es war ein eiſernes Geſchlecht das germaniſche, ein kühnes, todverachtendes, in's Eiſen ſich ſtürzendes, weil es im ſeligen Glauben ſelbſt in der Zeit ſeines Heidenthums eines unvergänglichen Lebens gewiß war. Wir kennen aus den Geſchichten und Sagen der älteſten germaniſchen Vorzeit, wie der ſtreitbare tapfere Sinn der Männer in Waffenſpielen und Schwerdtänzen ſich beluſtigte. Noch heute ſind an den äußerſten Enden der germaniſchen Welt, in den Shetlands- und Schaaf-Inſeln der Engländer und Dänen jene Spiele als Feſtſpiele üblich. Der Sinn des Eiſens, der Sinn des edlen eiſernen Todes für edle und hohe Dinge lebt gottlob in allen Völkern von dieſem Stamme noch unverloren und unerloſchen; aber jene eiſernen Zeiten und eiſernen Sitten, von welchen Skalden und Barden weiland zu ſingen wußten, ſind längſt dahin; und was die kriegeriſche und barbariſche Einfalt in jenen älteſten Tagen unbewußt und gleichſam wie von ſelbſt durch den innerſten Lebenstrieb liebte und übte, muß in unſerer Zeit, wo mancherlei edle und unedle Kunſt der Bildung ſchönerer und zarterer, aber auch weicherer und faulerer Sitten pflegt, mit bewußtem Verſtande gefaßt und genährt werden. Es gilt jetzt ein anderes Geſetz für die Völker, die unter dem nördlichen Himmel wohnen. Wir ſchauen uns um.

---

*) L. Pharsal. I. 458 ff.

Auch bei unſern Ahnen der grauen Vorzeit war gewiß nicht alles, wie wir eben zu leicht angedeutet haben, bloß unbewußter Trieb und friſche freiwillige Lebensluſt, die jene Uebungen, wodurch ſie in Waffenſpielen ſo gewandt und furchtbar wurden, zur alltäglichen Volksſitte machten. Denn wie wir uns die Mühe geben etwas genauer zu beobachten und tiefer hinein zu ſchauen, finden wir faſt in allem Germaniſchen, auch wo bloß Brauch und Sitte zu walten ſcheint, eine feſte Ordnung und ein gedachtes Geſetz. Aber jetzt, anderthalb Jahrtauſende nach jenen Tagen, jetzt in milderer und weicherer Zeit, wo die eiſernen und gewaltigen Männer nicht mehr gleichſam von ſelbſt aus dem Boden der Erde zu wachſen ſcheinen, bedürfen wir viel mehr als jene unſre Altvordern des würdigſten Ernſtes und der geſchloſſenſten Schule der Ordnung und Zucht, damit die herrlichen Güter der Einfalt, Mannlichkeit und Streitbarkeit, die allerdings unſerm Volke angeboren ſind, gepflegt und geſtärkt werden. Werfen wir alſo auch einen betrachtenden Blick auf die Gegenwart und auf ihre Gebrechen und Mängel, wie auf ihre Bedürfniſſe und Forderungen.

Wir wohnen unter einem ziemlich rauhen, kalten und feuchten Himmel, welcher bei Sitten und Zuſtänden der Bildung und Entwickelung, die von Reitzen und Gefahren der Weichlichkeit und Ueppigkeit wimmeln, neben manchem Starren und Einförmigen, was er mit ſich führt, auch genug Abſpannendes und Erſchlaffendes hat. Viele langſame und trübe Frühlinge, naſſe und dunkle Herbſte, unſtäte Winter mit ihren zu kurzen ſonnenloſen Tagen und langen Nächten geben den Gemüthern und Leibern der unter ihm wohnenden Sterblichen leicht etwas Faules, Träges und Schlotteriges, was auch den lebendigſten Theil des Volkes nicht unberührt läßt. In ſolchem Klima, als in welchem die Deutſchen leben, bedarf es größerer Kunſt des Lebens; beſtimmterer Faſſung und Ordnung der Dinge als in dem helleren und glücklicheren Süden, wo der Menſch mehr unter offenem Himmel an Sonne und Licht gleich aller andern Natur und Kreatur entwickelt und erzogen wird, und wo er eine gewiſſe leibliche und geiſtige Gewandtheit und Rüſtigkeit, welche dem Norden häufig fehlt, umſonſt gewinnt: was die Leute gewöhnlich von ſelbſt gewinnen nennen. Scheinbar, wenn man nur das nächſte Aeußere betrachtet, gilt das allgemeine Geſetz: Der Süden wird mehr wie von Natur, der Norden mehr durch Kunſt. Im Norden muß der Menſch alles mehr durch Arbeit und Kunſt machen, bilden und ſchaffen.

Zweitens, man hat uns Deutſchen die Ehre angethan, — welche Ehre Manche ſchon zu ſehr breiten und glänzenden Folgerungen ausgeſchmiedet haben — uns die Hellenen der Neu-Zeit, uns das denkende Volk zu nennen, welches von Gott beſtimmt ſey für die andern Europäer zu denken und zu erfinden. Wir dürfen, wie geſagt, ohne Uebermuth annehmen, daß dieſe Benennung allerdings eine gewiſſe Wahrheit in ſich habe; aber wir dürfen dabei auch nicht vergeſſen, daß wir für alle übrigen Europäer und vor allen übrigen Europäern die Träumer ſind: wir dürfen uns nicht verhelen, daß wir unglückliche Jahrhunderte gleichſam verträumt, daß wir auch in unſern Tagen, wo es galt die von einem gnädigen Gott gegebenen Siege feſtzuhalten, glücklichſte Augenblicke wie verträumt und verdämmert haben, und daß wir die liſtigen und lauriſchen Fremden mit einem guten Theil der Früchte unſeres Schweißes und Blutes haben durchgehen laſſen. Wir ſind ein träumeriſches, grübleriſches, reveniſches Volk, wir ſind, wie die Weſtphalen ſagen, bereret, (gleichſam von Träumen beſeſſen) und auch darum thut uns faſt mehr als andern Völkern Aufſchüttelung und Zuſammenſchüttelung Noth, damit wir unſer ſelbſt, unſeres Muthes und unſerer Kraft in rechter Klarheit uns bewußt werden.

Drittens, halb Europa liegt gleichſam immer auf der Lauer in unſre Mitte einzudringen. Die mächtigſten von gewaltiger Einheit des Lebens und Strebens zuſammengehaltenen Monarchieen umringen uns; an den öſtlichen wie an den weſtlichen Marken müſſen wir immer mit gezücktem Eiſen ſtehen, und können der Uebungen nicht miſſen, welche die Arme für das Eiſen tüchtig und die Herzen für den Sturz ins Eiſen freudig machen. Denn wehe uns, wenn die lauſchenden Nachbarn merkten, daß unſer Arm ſchlaff und unſer Eiſen ſtumpf wäre!

Aus dieſen gewichtigen Gründen alſo, welchen noch viele andere hinzugefügt werden könnten, muß jeder Freund des Vaterlandes den Wunſch ausſprechen, daß das deutſche Turnweſen als eine Bildungsanſtalt der edleren Wehrhaftigkeit der deutſchen Leiber und Geiſter über das ganze große Vaterland verbreitet, und nach Einem Muſter geordnet und eingerichtet werde. Alle die Anſtalten wenigſtens, wo diejenigen, welche künftig die Lehrer, Leiter, Regierer und Helfer des Volks ſeyn ſollen, gebildet und unterwieſen werden, dürften nicht ohne Turnplätze ſeyn; die Gelehrtenſchulen, Kriegsſchulen, Kunſtſchulen, Gewerbſchulen, kurz alle die Anſtalten, welche ſich in größeren Städten und Gemeinden finden, müßten ihre Turnmeiſter haben, d. h. die Turnplätze und die Turnmeiſter würden ſolchen Schulen als nothwendige Ergänzungen der menſchlichen Bildung zugeordnet, und zwar von Staats wegen und durch Staatsbefehl zugeordnet.

Die Benutzung derſelben wäre nicht in Willkühr geſtellt, ſondern die Theilnahme wäre eine gebotene. Jeder dergleichen Anſtalt angehörige Bube müßte ſie, wofern nicht Gebrechlichkeit hinderte, von dem zwölften Altersjahre bis zum Ablauf ſeiner Schul- und Lehrlingszeit unweigerlich beſuchen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei ſo getroffener, befohlener Einrichtung und gebotenem Beſuche würdige ältere Männer der Obrigkeit und der Schulen die Oberaufſicht hätten, und das Amt der Scholarchen oder Turnwarte verwalteten und Acht gäben, daß nichts Rohes und Wildes, oder Eitles, Ruhmrediges und Prahleriſches in ſolchen Anſtalten, die die Hülfen zu jeglicher Tugend ſeyn ſollen, ſich jemals einniſten könne.

Aber — aber — das Politiſche. Die Turnanſtalten ſind ja weiland hart verklagt und an den meiſten Orten unter dem Titel verſchloſſen worden, daß ſie das Politiſche zu ſehr pflegten, daß ſie das kindliche und jugendliche Alter frühzeitigten, und die Knaben und Jünglinge vor ihren Tagen in die Rollen der Männer hinaufſchieben wollten. Gewiß iſt in den Jahren von 1812 bis 1820 Einzelnes dergleichen da geweſen und erſchienen, in jenen aufgeregteſten Jahren, wo, wie ich eben andeutete, die Wogenbrandung ungeheurer Leiden und unendlicher Freuden noch lange nachſchlug und nachſauſt. Ich will auch nicht läugnen, daß nicht Strömungen und Stürmungen einſt wiederkommen könnten, wodurch ſelbſt das Stillſte und Friedlichſte faſt zu gewaltig erregt und bewegt wurde. Ich kann hier aus geſicherteſter Stellung ſprechen; ich habe mich über das, was man *politiſche Erziehung* der Jugend nennen könnte, vor vielen Jahren, ſchon lange vor jenen viel beſchrieenen *demagogiſchen Umtrieben*, ſo unumwunden erklärt,*) daß ich auch hier unumwunden ſprechen darf, und nicht nöthig habe mit meiner Anſicht hinter dem Berge zu halten.

Politiſch, das iſt ein gewaltiges und vieldeutiges Wort, es iſt ein Wort wie ein zweiſchneidiges Schwerdt, womit man ſich, an welchen Ecken man es auch anfaſſe, gar leicht blutig verletzen kann. Ich meine nur, man ſoll dem Knaben und Jüngling nicht mit unverſtändiger Einſeitigkeit eine politiſche Richtung geben; man ſoll ihn nicht zu früh aus jenen ſeligen unbeſtimmten Träumen reißen, welche dieſem Alter angehören, man ſoll ihn vor jenem traurigen eitlen Wahn bewahren — ein Wahn, der in unſern Tagen ſo viele der edelſten feurigſten Köpfe unglücklich gemacht hat — als dürfe er ſchon gleich dem Manne mitſpielen und mithandeln. Aber alles und jegliches Politiſche meiden, allem Politiſchen ſo auszuweichen, als ob ein Gräuel und Abſcheu darin laute, — wie, wer einen Menſchen menſchlich zu erziehen meinte, wie könnte, wie wollte er das über das Herz bringen? Ja, wer ein Herz hat, muß das Herz wohl auch über die Zunge bringen; er muß nothwendig vieles über die Zunge bringen, was politiſch gedeutet und alſo verdeutet werden kann. Gott bewahre uns, daß ſo nüchterne und derbe Zeiten nicht wiederkommen wo man warnte die hohen Namen Vaterland, Freiheit, Volk vor der Jugend auszuſprechen! Wer könnte und wer wollte dieſe heiligen Klänge, die wie alle heiligſten Gefühle gerade deſto heller tönen, je reiner und unſchuldiger die Herzen der Hörer ſind, vor der Jugend vertrummen und verſtummen? Daß ein herrliches großes Volk iſt, welches das deutſche Volk heißt, daß ein freies, glorreiches Deutſchland ſeyn ſoll, daß der deutſche Menſch frei, ſtolz, edel ſeyn ſoll, daß er für ſeine Freiheit und ſein Vaterland und für alle die hohen Güter, welche tauſendjährige Arbeiten der Alten den Urenkeln gewonnen, muthig und gemüthsfreudig in den gewiſſen blutigen Tod gehen ſoll — das muß der Knabe ſchon hören, und in ſein jugendlich glühendes Herz als eine heilige Saat für die Zukunft aufnehmen. Aber daß Demuth in dem Stolz, daß Stille in der Freude ter, daß Zucht und Ehrfurcht vor allem Wilden und Uebermüthigen behüte, dazu verlangen wir ehrwürdige Turnwarte und ernſte ſtrenge Turnmeiſter.

---

*) S. Erinnerungen aus meinem Leben S. 334 ff.

Wir haben vor einem Jahre eine fröhliche Aufwallung, eine leuchtende Aufblitzung des germaniſchen Zorns geſehen, und mit Freuden begrüßt, als die Zuckungen eines Wälſchen, der aber ſich und ſein Volk durch ſeine Weberei nur feſtgezeichnet hat, und mit allen Liſten und Zerrungen drohten. Da klang es rings über unſere weiten Marken hin wie aus einer großen ſich fühlenden deutſchen Einheit, wie aus einer frommen und feſten Zuverſicht, daß unſere Geſammtheit mit jedem, der feindlich an uns wolle, es werde aufnehmen können. Aber ſollen wir uns darum einbilden, daß wir dieſer nothwendigſten Lebensflamme eines Volkes ſchon zu viel, ja nur, daß wir ihrer ſchon genug haben? Gottlob! — und wir danken Gott herzinniglich für dieſes fröhliche Erlebniß — Gottlob! daß wir Deutſche nach dem öden Traume von ſechs traurigen Jahrhunderten,*) wo die Herrlichkeit unſerer alten Majeſtät langſam tiefer und tiefer verſank, jetzt wenigſtens anfangen und wieder zu empfinden und zu beſinnen, daß wir allmälig anfangen unſre Mängel und Gebrechen zu gewahren, die Wunden und Narben zu ſehen, welche Liſt, Geiz und Neid der Fremden bis in dieſe letzten Tage uns geſchlagen! Rührend iſt es, ſelbſt unter den oft wunderlichſten und unmöglichſten Entwürfen und Vorſchlägen zur Beſſerung und Wiederherſtellung mancher immer noch unnatürlichen und verſchobenen deutſchen Zuſtände, bis zu wehmüthigen Thränen rührend iſt es, wie die deutſchen Menſchen nun wenigſtens beginnen der Bedingungen zu gedenken, die nothwendig da ſeyn müſſen, damit ein edles großes Volk als ein Weltvolk mächtig und ungefeſſelt ſeinen Beruf erfüllen und ohne Schaamröthe unter den Völkern auftreten könne; rührend, mir wahrhaftig rührend und ehrwürdig iſt es, wie die deutſchen Menſchen von Welthandel, von Kolonieen, von Flotten planen und träumen; und wir ſind bis heute noch nicht Herren unſerer Küſten und Ströme.

---

*) Ich rechne vom Falle der Hohenſtaufen um 1250.

Bei dieſer erfreulichen Erſcheinung, erfreulich, weil ſie Weiſſagung der Erfüllung künftiger Größe iſt, dürfen wir uns wohl mit tiefer Wehmuth der Jahre 1814 und 1815, ja noch des Jahres 1830 wieder erinnern. Wie ganz anders würden wir ſtehen, wie ganz anders Rußland, Frankreich und England gegenüber, wenn Fürſten und Volk in ſolcher Einheit des Gefühls und der Erkenntniß der Schadhaftigkeit unſerer Lebensverhältniſſe als Volk betrachtet, bei den Berathungen zu Wien und Paris zuſammengeſtimmt und zuſammengeklungen hätten! O im Sommer **1815**, da wir ſchon die vielen ſchlimmen Proben von dem Wiener Congreſſe hatten, in dieſem Sommer **1815**, als eine halbe Million deutſcher Männer gewaffnet und ſiegreich daſtanden — nur **15,000** Engländer und etwa **50,000** Ruſſen waren mit aufmarſchirt — wer hätte uns unſere Lande, unſere Küſten und Ströme, die ſonſt unſer waren und uns von Gottes und Rechts wegen zukommen — wer hätte uns unſer Elſaß und Lothringen und Belgien (Holland mußte dann ſchon bald mit hinein) weigern und vorenthalten wollen, wenn Fürſten und Volk ſie mit einem einſtimmigen Ernſt und Zorn gewollt hätten? Müſſen wir nicht bis dieſen Tag hören, daß die Wälſchen uns hohnſpotten, wenn wir nur anſpielen, daß Rhein, Maas und Schelde unſer ſind, daß ſie deutſche Flüſſe ſind und deutſche Flüſſe ſeyn müſſen? Würden dieſe Wälſchen nicht Himmel und Erde anſchreien, als gegen die ſcheußlichſte Gewalt, die ihrer Ehre und Macht angethan ſey, wenn die Sieger im Jahre **1815** die Bretagne und Normandie mit den Strömen Loire und Seine zu ſo einem hübſchen kleinen

Königthum gleich dem Königreich der Niederlande aus Frankreich herausgeſchnitten und geſchaffen hätten? Jahre des Glücks und Sieges ſind verſäumt und verſeſſen. Holland und Belgien waren durch das edelſte tapferſte deutſche Blut befreit und wiedergewonnen, und die Deutſchen ließen ſich ihre Länder wieder ſtill nehmen. Ja, als ſie die Länder und Scepter vertheilen halfen, oder vielmehr vertheilen ließen, hat man aus Wien und Paris nur einen Laut des Widerſpruchs, geſchweige des Kampfes und Streites gehört, um die herrlichen deutſchen Lande und Küſten von Lüttich, Belgien u. ſ. w.? Und über Polen und Italien, und über die päbſtlichen Legationen ſtritten ſie, ſtritten ſelbſt Deutſche mit Deutſchen, bis zur Entzweiung, nur nicht über und für ihr eigenſtes Eigenes. So daß man in Erinnerung an jene Vergangenheit unſern lieben Deutſchen mit Virgil zurufen könnte: Unglückliches Deutſchland, jetzt rühren dich jene verwünſchten Verhältniſſe? Damals hätten ſie es geſollt, als du Scepter vertheilteſt.*)

Will ich jene Zeit hart anklagen oder diejenigen, welche ſie und unſre Angelegenheiten führten oder hätten führen ſollen? O in jenen Tagen brach ja nach langen traurigen Jahrhunderten der Vergeſſenheit deutſcher Herrlichkeit und der Zerriſſenheit deutſcher Macht, kaum die erſte Morgendämmerung unſers Gefühls an, daß, wollten wir nicht der verſpottete Spielball fremder Diplomatie bleiben, und endlich von neuem der Raub des erſten beſten fremden Zwingelands werden, wir als ein Geſammtes, als ein Eines zuſammen ſtehen müßten, wir ein einiges Deutſchland, ein Alldeutſchland werden müßten. Bei unendlichen Freuden waren unendliche Hoffnungen, und aus allen Enden her und nach allen Winden hin fliegende unbeſtimmte Wünſche. So war es: Wir hofften, wünſchten und wollten viel, hofften von Gott, wünſchten von Fremden, wollten ins Blaue hinein; kein Trieb und keine Macht da, welche die vielen durch einander kreiſenden und häufig gegen einander ſtrebenden Wünſche und Willen zuſammenbinden und auf ein gemeinſames Ziel richten konnte. Weil wir nichts Feſtes wollten, nicht beſtimmt wußten, wohin, bekamen wir viel weniger, als wenn wir recht gewollt hätten.

---

*) Infelix Germania, nunc te fata impia tangunt? Tum decuit, quum sceptra dabas. V. Aen. IV. 596.

Das Jahr 1830 kam, und zerriß glücklich das Königreich, das wir faſt gleichgültig und unſrer künftigen

Geſchicke ſorglos vor uns hatten hinbauen laſſen, Beherrſcher der Ströme, welche die Lebensfluth der ſchönſten Hälfte unſers Vaterlandes dem Meer zuführen oder verſperren, ein Königreich, wenn es ſich natürlich hätte entwickeln können, mächtig genug, einmal fürchterlich zu ſperren. Die prächtigen Maas- und Scheldelande, unſer Land noch 1794, unſre Eroberung 1814 und 1815, lagen nun wieder herrenlos da. Wenn wir Muth hatten, konnte gebeſſert werden, was in Wien verſchnitten war; der deutſche Staatenbund konnte und mußte das Seinige wieder nehmen, auf jeden Fall und für jeden Preis, wie man das Herrenloſe ſich auch einrichten ließ, es als ein nothwendigſtes deutſches Glied mit ſich verbinden. Aber die Wälſchen waren ſogleich mit dabei, oder vielmehr, ſie ſetzten ſich ohne Umſtände ganz in das junge belgiſche Treiben mit hinein; die neue franzöſiſche Regierung Ludwig Philipps, eben erſt aus dem Ei gekrochen, ſchwach, wankend, umhertappend, ohne Heer, ohne Bundesgenoſſen, warf den Fehdehandſchuh hin und rief mit gewohnter Keckheit: „Wehe! wer ſich unterſteht Belgien anzutaſten! es iſt das Land unſers Bereichs und Belanges.“ Talleyrand hielt den Königen und Fürſten das Geſpenſt der Revolution hin, und die deutſchen Herren fürchteten ſich und ließen die Franzoſen ſchalten und entſcheiden. Wahrlich dieſe werden immer Geſpenſter und Vogelſcheuche haben unſere blöden Augen hinzuhalten; aber ich hoffe, wir werden endlich einmal ſehen lernen. Ja wir hatten damals, als der traurige Vertrag, der das Niederländiſche Königreich gemacht hatte, und den wir hätten heilig halten müſſen, nicht durch unſere Schuld aufgelöſt war, das Recht, die Pflicht und die Macht das Sprüchlein: compelle eos intrare zu gebrauchen; jetzt gilt zu allen den Unſrigen, die von uns verſäumt, vergeſſen oder Fremden überlaſſen ſind, nur das zartere Sprüchlein: voca eos intrare.

Alſo, indem wir das Turnweſen lieben und leben iſt und bleibe von uns und von allen, die es mit dem lieben Vaterlande wohl meinen, der Gedanke fern, aufrühriſche Weltverbeſſerer und Weltumkehrer, fantaſtiſche und fanatiſche politiſche Schwärmer fördern und bilden zu wollen, überhaupt irgend eine politiſche Einſeitigkeit, einen Völkerhaß, einen Ruhmfanatismus (wie die Franzoſen davon beſeſſen ſind) oder irgend eine Frühzeitigung und Uebertreibung pflegen zu wollen. Aber das meinen wir als unerläßlich daß durch die zarteſte und züchtigſte Hegung und Pflegung innigſter und heiligſter Gefühle, deren der Menſch fähig iſt, ſchon in dem Knaben ein hohes Geſammtgefühl gepflegt und erzogen werden muß wodurch der künftige Mann als deutſcher Mann einſt in Ehren und Kraft ſtehen und wandeln könne.

Bei dem Gedanken an das, was mir als Bild deutſcher Männlichkeit vorſchwebt, fällt mir eben ein, daß durch das fröhliche Zuſammenleben und Durcheinanderwimmeln des Turnens einige andere deutſche Gebrechen, die eben jetzt recht hell zu Tage liegen, hin und wieder auch etwas gebeſſert werden könnten, daß wenigſtens dadurch, daß ihr Jammer mehr ins Gemeingefühl träte, ein Anfang der Beſſerung eingeleitet werden könnte. Ich weiſe, wie folget:

Wir Deutſche haben bei vielen Gebrechen unſers Volkes und Vaterlandes Gott doch von ganzem Herzen zu danken für manche eigenthümliche Gaben deſſelben, deren ſeine älteſten, gefährlichſten Feinde ſchon inne wurden, die Römer, welche eine halbe Welt von Völkern verſchlingen und für ihre Verwandlung auch in ſich verdauen konnten, aber an der ſtolzen und ſtarken Eigenthümlichkeit und Kraft unſerer Altvordern zu Schanden werden mußten. Zu dieſen Gaben gehört denn auch unſere eigne deutſche Sprache.

Eigne? was ſagſt du? haben denn die andern Völker keine eignen Sprachen? Nein! viele wenigſtens haben ſie nicht. Man denke nur an das zufällige Zuſammengeröll von Sprachen wie in unſern Tagen die meiſten romaniſchen Völker ſie haben, wie die Römer weiland ſie hatten, wo bei dem zuſammengerüttelten und zuſammengeſchüttelten an allen Ecken und Enden künſtlich und größtentheils unnatürlich zugeſtutzten und zugeſchnittenen Gemengſel die Wurzeln und Urſprünge der Sprachen zugedeckt und verhüllt und ihre Urgefühle und Urbedeutungen verſchüttet ſind; ſo daß es unmöglich iſt, daß bei ſolchen Völkern ein anderer als ein hochgebildeter und hochgelehrter Mann ſich nur zu irgend einer Dämmerung jener Urgefühle und Urbedeutungen ſeiner Miſchſprache durcharbeiten könne. Bei uns dagegen liegen in unſerer herrlichen, unſerer eigenen eigenthümlichen, reichſten Sprache nicht faſt alle Quellen am offenen Tage, alle Wurzeln mit Stamm, Zweigen und Blüthen den Augen bloß? So daß der auf irgend eine Weiſe geſcheidte und gebildete Deutſche ſich viel leichter und geſchwinder, als es bei jenen Miſchſprachen möglich iſt, in den Vollgenuß des ganzen geiſtigen Lebens des Volkes ſetzen kann. Und auch deswegen kann er dieſen Genuß leichter und geſchwinder gewinnen, weil der Geiſt einer ſolchen eignen, einfachen Sprache, wie Jahrtauſende ihn entwickelt und durchgebildet haben ſelbſt ein Eigenthümliches, Einfaches iſt, dahingegen die Völker der Miſchſprachen die verwirrenden Geſtalten und Spiele des vielen durcheinander gewürfelten und zuſammengerüttelten Fremdartigen ihres Beſtandes mehr oder weniger mitbekommen müſſen, und zwar als mannigfaltige Verwirrung und Verdunkelung mitbekommen müſſen. Ich frage hier nur, um mit einem Beiſpiel die Schwierigkeiten und Hemmungen des hellen Verſtändniſſes anzudeuten, welchen die Inhaber von Miſchlingsſprachen begegnen: Glaubt irgend jemand, daß in Frankreich oder Spanien aus einem Schuſter und Weber etwas hervorgehen könne, unſerm philosophus teutonicus ähnlich, der, aller Gelehrſamkeit baar, aus romaniſchen Sprachen heraus theologiſch und philoſophiſch exegeſiren könne wie unſer Jakob Böhm weiland?

Die Geſchichte unſerer Sprache iſt in vielen Beziehungen ein Gleichbild unſers Reichs und Volks und ihrer Zuſtände. In den Jahrhunderten als die deutſche Majeſtät, als das Gefühl und Bewußtſein deutſcher Ehre und Herrlichkeit immer mehr verſchwand und erloſch, ward auch die Sprache krank und bekam durch Miſchung und Einſtrömung der fremdartigſten und einander feindſeligſten Stoffe eine Krätze, ja einen Ausſatz, woran ſie lange faſt unheilbar zu ſiechen ſchien, und wenn es einer ſolchen Sprache geſchehen könnte, hätte ſterben müſſen. Dieſes ſchlimmſte Siechthum dauerte wenigſtens ein paar volle Jahrhunderte, von den Jahren **1550** bis zu den Jahren **1750**. Die Sprache ſchritt in jenen Tagen meiſtens ſchwächlich, marklos und geiſtlos einher, wie das Reich mehr und mehr ſchwächlich, marklos und geiſtlos (ich möchte faſt ſagen ehrlos) geworden war. Zum Glück hatte ein großer Mann, deſſen Verdienſte um das Geiſtesleben unſerer Sprache und um die Bewahrung des deutſchen Geſammtgefühls niemand in wenigen Worten kräftiger ausgeſprochen hat als Jakob Grimm, Doctor Martin Luther hatte der Sprache einen unſterblichen Babelthurm gebaut, der nicht umgeſtürzt werden konnte wie jener älteſte, eine unvergängliche Warte, woran die Deutſchen nach langem Umherirren in fremden Wüſten ſich wieder zurecht finden konnten. Was ſoll ich hier zum dritten und vierten Mal überflüſſig preiſen, welchen Geiſt, welche Kraft ächteſter Deutſchheit dieſer Unſterbliche in ſeiner Bibelüberſetzung für ewige Zeiten niedergelegt hat? Welch ein Umfang von Leben, Muth und Geiſt in dieſem Einen Mann! ſo wird jeder rufen, der den Inhalt des Reichthums dieſes heiligen Buches ur einigermaaßen zu ſchätzen weiß.

Martin Luther hat wie kein anderer der deutſchen Sprache ihr eigenthümlichſtes, nicht nur ihr geiſtig ſondern auch ihr leiblich eigenthümlichſtes, Leben mit zartem und großem Sinn abgefühlt. Denn hier giebt es Geheimniſſe, die ſich nicht mühſam finden laſſen ſondern nur durch einen innerſt gegebenen und gebornen Geiſt herausgefühlt werden. Er hat ihr angefühlt und abgefühlt, was ſie im Leichten und Schweren, im Weichen und Starken, im Zarten und Erhabenen kann und will; er hat ihr Schritt, Gang, Lauf und Flug zugemeſſen mit der anſtändigſten und reizendſten Beweglichkeit; er hat die Wendungen, Bindungen, Schlingungen, deren ſie fähig iſt, und wie weit ſie darin gehen und wie viel ſie darin wagen darf, erlauſcht und verſtanden. Was meine ich mit dieſen Worten? Meine ich, daß alle, welche klar, kräftig und geiſtreich deutſch reden und ſchreiben lernen wollen, Lutherſche Nachahmer werden müſſen? Nein, ſo thörigt kann ich nicht meinen. Ich meine nur, Luthers Bibelwerk und alles, was aus dem Herzen und Munde dieſes außerordentlichen Mannes ausgefloſſen iſt, giebt gleichſam eine aufgerichtete Standarte der einfachen, geraden, deutſchen Schlachtrichtung, worauf die geiſtigen Männer des Volks ſchauen und ſo ins Feld rücken ſollen. Ich meine, an dem Luther iſt Hieb, Schlag, Schwung und Schritt zu erlauſchen, wie am glücklichſten und gewandteſten mit Waffen deutſcher Sprache zu fechten ſey. Jeder Geiſt, und vor allem jeder deutſche Geiſt, hat in der bildbarſten, reichſten, anſchmiegendſten Sprache das Recht, und wird ſich dieſes Recht nehmen, die Sprache nach ſeiner Weiſe zu gebrauchen. Auch wäre ich thörigt und würde der Geſchichte widerſprechen, wenn ich nicht bekennte, daß wir Deutſche von Hebräern, Griechen und Römern genug Redeweiſen Wendungen und Schlingungen der Sprache gewonnen und angenommen haben, welche ihr ſchon lange nicht bloß angeleibt ſondern eingeleibt ja eingegeiſtet ſind. Auf ähnliche Weiſe iſt es die letztverfloſſenen Jahrhunderte fortgegangen, und hier müſſen von den jüngeren Völkern, deren Einwirkung ableugnen wir weder wollen noch können, vor allen die Franzoſen genannt werden.

Hier habe ich früher oft ein *Hütet euch*! gerufen, und rufe abermal: *Hütet euch*!

Was will ich? Will ich etwa den ſchon mehrmals von Albernen gemachten albernen Vorſchlag hier wiederholen: die franzöſiſche Sprache aus dem Beſitz zu ſetzen, in welchem ſie als Weltſprache iſt? ſie gleichſam in Verruf zu erklären? Dies gliche ungefähr einer

Anekdote, welche man ſich über den ſchlechteſten aller engliſchen Könige erzählt, über Karl Stuart den Zweiten. Bei einem Gehör, welches er zu einer Zeit, wo er mit der Stimmung und Geſinnung Londons ſehr unzufrieden war, der Obrigkeit derſelben gab, ließ er das Wort fallen: wenn die Stadt in ihrer trotzigen Widerſpenſtigkeit beharre, werde er die königliche Reſidenz nach Oxford verlegen. Dies hörend that der Lordmaire Pilkington an einen der Höflinge des Königs die boshafte Frage: Was ſagten Se. Majeſtät? wollen Sie uns etwa die Themſe verlegen? Nein, keine Macht der Welt iſt mehr im Stande, der franzöſiſchen Sprache dieſe Herrſchaft in Europa zu rauben, eine unermeßliche Herrſchaft, die und deren Rechtmäßigkeit ich Ohnmächtiger ihr hier wenigſtens nicht beſtreiten will. Aber auf jenes Hütet euch! lege ich Nachdruck; und warum?

Ich bekannte eben, wie Hebräer, Griechen und Römer auf die Bildung und Geſtaltung unſerer Sprache, beſonders auf die Knüpfungen und Schlingungen ihres Baues, mächtigen Einfluß gehabt haben. Jede Literatur eines fremden Volkes, welche ein geiſtig empfänglicher Mann ſtudiert, wird in ſeinen Schriften, die ja der Abdruck und das Wiederbild ſeiner geiſtigen Strebungen ſeyn müſſen, hie und da ſchon ihren Einfluß offenbaren.

Da nun aber die franzöſiſche Sprache die allgemeine Sprache der gebildeten europäiſchen Welt iſt, ſo muß ſie in den beiden letzten Jahrhunderten, wo ſie zu ſolcher Herrſchaft gelangt iſt, auf alle europäiſchen Sprachen, und alſo auch auf die unſrige, den mächtigſten Einfluß gehabt haben. Ich denke hierbei nicht an jene Sprachmengerei, woran wir im ſiebzehnten, achtzehnten Jahrhundert ſiechten; ich meine hier das eigenſte Leben, den eigenſten Sinn und Ausdruck, die ganze Richtung, Wendung, Verſchlingung und Durchſchlingung einer Sprache, die ſich um den Sinn und Geiſt, der da dargeſtellt und ausgedrückt werden ſoll, herum und dadurch windet; ich meine alſo in dem Bau der Sprache gleichſam die geiſtige Geſtalt, welche die Sprache durch die verſchiedene Art nothwendig verſchieden gewinnt. Dies iſt das Wohlthätige oder Gefährliche, was durch eine fremde Sprache in die eigne hineingegoſſen oder hineingebildet werden kann. Dies meine ich; und hier behaupte ich, daß das Franzöſiſche uns bis dieſen Tag mehr Schädliches als Nützliches bringt.

Man hat mich und manche andere redliche deutſche Leute, welche das bischen Habe was ihnen von ihrem Väterlichen und Altväterlichen noch übrig geblieben, vor den künftigen Schlichen und Liſten fremder Raubgeſellen gern ſichern möchten, mit dem Ehrennamen *Franzoſenfreſſer* betitelt. Die Wahrheit zu ſagen habe ich ein ſo gewaltiges Volk zu verdauen weder den Magen noch den Haß. Ich habe durch Gottes Gnade noch das chriſtliche und glückliche Herz, jeden einzelnen Franzoſen, der durch Redlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt ausgezeichnet iſt, mit voller Liebe begrüßen und umhalſen zu können, faſt eben ſo warm und treu, als den beſten deutſchen Bruder; aber gegen das franzöſiſche Volk als ein Ganzes, in wiefern es ſich brüſtet und gelüſtet meine Ehren und Herrlichkeiten antaſten und nach meinen Ländern ſchnappen zu wollen, wende ich auch meinen ganzen politiſchen Haß, und wünſche dieſen Haß allen Deutſchen und Kindern ja Kindeskindern als Nothwehr, damit unſer Heiligthum von den Uebermüthigen nimmer gefährdet werden könne. Anderswo habe ich oft und viel und breiter, als es hier geſchehen darf, die Verhältniſſe zu erklären geſucht, in welchen die rein germaniſche oder doch meiſt germaniſche Welt (die Deutſchen, Skandinaven, Engländer) zu den romaniſchen Völkern ſtehen. Die Franzoſen bilden die Brücke zwiſchen dem romaniſchen Süden und dem germaniſchen Nordweſten. Will man, indem man mit ſolchen Gemeinſprüchen oder Allgemeinſprüchen das Allgemeine und Ewiggleiche der

Menſchen und Völker nicht aufhebt, das Geſetz des europäiſchen Südens und Nordens mit ein paar Worten ausſprechen, ſo ſagt man: *Im Süden der Schein, im Norden das Seyn.*

Licht, Glanz, Pracht, Schein hat der Süden vor dem Norden voraus, mannigfaltiges heiteres Spiel der Luſt und Kunſt, die dem Norden mehr fehlen, der ſich bei tüchtigem Seyn mit dem unvergänglichen Lichtglanz der Idee tröſten muß. Aber der Grieche, Italiäner und Spanier genießt das Licht und den Glanz ſeiner glücklichen Welt oft ſehr mit ſtillem Ernſt und erhabener Ruhe; er ſchwelgt häufig in einer recht leuchtenden und erleuchteten Beſchaulichkeit dieſer irdiſchen Welt, wozu ſich die bunten platoniſchen Himmel der höheren Oberwelt auf die ſtillen Geiſter oft recht freundlich hinabneigen. Der Franzoſe muß in der Mitte ſpielen — jedes Volk hat in dem großen Weltenreigen ſeinen eigenen Tanz durchzutanzen — dies iſt ſeine tragiſche Beſtimmung: *keine Ruhe haben und keine Ruhe laſſen.* Der Franzoſe iſt einmal ein ſolcher Menſch: ſelten genießt er in Stille des Glanzes, der über ihm leuchtet; er will ihn zu ſich herabziehen, er will ihn kindiſch greifen. So bleibt er in der ewigen tantaliſchen Bewegung dieſes Haſchens und Greifens nach dem

Glanz. Dieſer läßt ſich nicht greifen, und der Unglückliche muß mit dem Schein ſpielen.

Auch der Nordländer, der Schwede und der Deutſche, muß mit dem Schein ſpielen; (Scheinſpiel iſt ja Menſchenleben) aber mit ſeiner Art Schein. Der Italiäner und Spanier liegt ihm nicht bloß geographiſch fern. Der Ernſt und Tiefſinn und die Haltung und Ruhigkeit des Nordens und Südens ſind ſo ſehr, ja ſo durchaus antipodiſch, daß die Nordländer durch Italiäner und Spanier zu eitlen und leere Spielereien nicht verführt werden können. Aber durch die Franzoſen können ſie verführt werden, und ſind ſie genug verführt worden. Die dünne Empfindſamkeit des franzöſiſchen Volks hat offenbar eine Verwandtſchaft mit dem Norden und giebt auf manche Weiſe zu den nördlichen Gemüthern einen Uebergang, welchen der ſüdlichere Süden nicht hat. Das franzöſiſche Weſen ganz in Schein und Schimmer aufgegangen, all dies Springen, Haſchen, Gaffen, Schreien nach Schein und um Schein äfft die Nordländer leicht als etwas, das einem höheren idealiſchen Leben ähnelt. Und nun die franzöſiſche Sprache, aus dieſer unruhigen eitlen Wirthſchaft des wälſchen Gemüthes ganz geboren und herausgebildet, eine Sprache in ihrer gewöhnlichen Gewöhnlichkeit ſchon mit allen Schimmern, Schattirungen, Dämmerungen und Täuſchungen des Scheins d. h. mit einer halben und halbirten Lichtwelt ausgeſtattet, mit einem ewigen Spiel zu etwas Halbgeſtalteten, Halbverhüllten, Verſteckten, kurz mit einer Art theatraliſchem Trug und Schein immer hin und her ſpielend, wie muß dieſe die Nordländer faſſen und äffen! Ja voll ſchimmernder Halbheiten welche leicht bewegliche Spieler zwiſchen Wahrheit und Schein hinhüpfen, daß ichs grade herausſage, voll Lug und Trug, voll ungewußter und ungemeinter Lüge, doch voll Lug und Trug, wenn die gerade nordiſche Natur ſich und ihr Weſen, ihre Luſt und ihr Leid, ihre Liebe und ihre Triebe dahinein ſetzen oder gar darin überſetzen will. Wir Deutſche und Schweden gewinnen nichts und haben alles zu verlieren bei dieſem Spiel. Es iſt mit uns geſpielt und wird mit uns geſpielt und wird auch künftig mit uns geſpielt werden, weil jener Sprache die Herrſchaft nicht entriſſen werden kann. Wir haben uns alſo durch ein doppeltes Hütet euch! zu erinnern. Unſere Bildung, unſre Sitten, unſre Sprache haben ſeit Jahrhunderten wie von andern Völkern viel von den Franzoſen empfangen, Gutes und Schlimmes, wie dergleichen ſich eben anzuſetzen und einzufügen pflegt. Einige Gewandtheit und Leichtigkeit, die wir durch uns ſelbſt hätten gewinnen können und ohne die Franzoſen vielleicht etwas langſamer gewonnen hätten, mögen wir ihnen verdanken; ihren blitzenden und ſchimmernden esprit und das leichte und oft ſehr anmuthige Gefolge deſſelben können wir nimmer haſchen, uns wohl ſeiner luſtigen Spiele freuen, aber wehe uns! — wir können manche ſolcher Wehe! über unſre Literatur ausrufen — wenn wir uns einbilden ihn nachahmen zu können! Was wir Geiſt und Witz nennen, iſt ein durchaus anderes jenem esprit völlig unähnliches Gewächs. Was nun aber die Wendungen, Schlingungen, Webungen und Flechtungen der Sprache, was ihren ganzen inneren und äußeren Bau betrifft, ſo bringen uns die Franzoſen, wenn wir ihren Weg wandeln wollen, mannigfaltiges Verderben. Wir können leider genug Schriftſteller zeigen, die ſich nach ihrem Muſter bilden wollten und wollen, mit Wieland weiland anzufangen. Breite Wäſſerigkeit, langweilige Geſchwätzigkeit, Schauſtellung von Scheinſpielen, worin die franzöſiſche Scheinluſtigkeit fehlt, ja Markloſigkeit und faſt Knochenloſigkeit, indem wir das Leichte und Schimmernde des Franzoſen haſchen wollen — dahin gedeiht es uns, wenn wir der fremden Kunſt zu ſehr folgen. Wir folgen ihr immer noch zu ſehr, werden durch den Gang der Welt und durch die

Art und Bildung unſrer vornehmen Welt, welche, gelindeſt geſagt, immer noch halb wälſch iſt und lebt, unbewußt von unſern graden tüchtigen Wegen abgeführt. Und doch haben wir Meiſter und Muſter: Luther, Leſſing und Goethe in ſeinen erſten dreißig Jahren. Dieſe Sprache, dieſen Geiſt, dieſes Leben, dieſe Bilder und Geſtalten des Ausdrucks muß, wer klar und kräftig deutſch denken, reden und ſchreiben lernen will, durch fleißige Leſung und Uebung für Darſtellung und Geſtaltung ſich angeeignet haben. O welche Legion verkehrter und verſchränkter Wendungen und Flechtungen des Periodenbaus, wie viele blinzelnde und ſchielende Halbheiten in den Beſchattungen und Beleuchtungen der Gedanken, die der graden ehrlichen Art unſerer Sprache ewig hätten fremd bleiben ſollen, haben wir meiſtens unwillkürlich und unbewußt aus den fremden Sprachen aufgenommen und bei uns eingebürgert!

In Sprachen können Willkür und Gewalt nichts erzwingen; ſie laſſen ſich trotz aller Lehren und Warnungen der Grammatiker nicht willkürlich bauen und beſſern. Nur großen Geiſtern, die Gott nach ſparſamem Maaße giebt, fällt ſolches Bauen und Beſſern zu. Ich habe aber drei ſolche Geiſter genannt. Aber helfen und fleißig helfen können und müſſen Viele; und jetzt, da das Gefühl der lange vergeſſenen Ehren unſers Volks gottlob ſo lebendig wieder erwacht iſt, ſind zu helfen vor allen andern die vornehmen Stände berufen, die Höfe unſerer Könige und Fürſten, die ganze vornehme gebildete Welt. Von ihnen iſt vormals das Wälſche am meiſten bei uns eingeführt, ja eingeſchmeichelt; durch ſie kann und muß das Eigene ſehr gebeſſert und gehoben werden. Ihnen, wenn ſie den Namen Deutſche in der That verdienen wollen, liegt ob das Wälſche hinfort nur als einen Nothbehelf zu gebrauchen und auch in ihren Kreiſen die herrliche Mutterſprache zu fördern und zu bilden. Gottlob! ſchon könnte ich hier mit Freuden große deutſche Könige nennen.

Dieſe Vielen ſollen und können dadurch wirken, daß ſie des Sprachfegethums*) pflegen, daß ſie die Klingen und Schneiden der deutſchen Wörter für die geiſtigen Gefechte blank und glänzend machen und erhalten, kurz, daß ſie vor allen zuerſt ſich gewöhnen aus der deutſchen Rede und aus der gemeinen Lebens- und Umgangsſprache den unnöthigen Gebrauch wälſcher Wörter als einen Frevel zu verbannen. Und in der That dies iſt ein Frevel, der in unſern Tagen anfängt die Deutſchen von neuem mehr zu beſchleichen, als dies vor zwanzig dreißig Jahren geſchah, wo man bei dem Namen Franzoſe das Hütet euch! lebendiger fühlte. Man erſchrickt wirklich, wenn man nur die erſten beſten deutſchen Schriften des Tages in die Hand nimmt, auch die Schriften der vortrefflichſten Männer (ich will ſtatt vieler nur Leopold Ranke nennen), wie ſie von einer Menge ganz unnöthiger fremder Wörter wimmeln, welche durch eben ſo gute oder beſſere deutſche Wörter erſetzt werden könnten. Schlimm, daß ſie ſelbſt nicht fühlen, wie dies bunte oder ſchmutzige Flicklappen auf den glänzenden Purpurmänteln ihres Geiſtes ſind. Ich ſage, wie das kommt. Die fremden Wörter ſind wahre Hexenmeiſter, die uns bezaubern und uns einbilden, es wohne ihnen ein lichteres Verſtändniß und ein tieferer Geiſt ein als den eigenen. So giebt es ein Kauderwälſch der gelehrten Vornehmheit in der wirklich vornehmen Welt; und wenn die Gelehrten Wörter gebrauchen wie: Akme, Extaſe, Parekbaſe, Peripherie, Comprehenſion, Apprehenſion und hunderttauſend buntſchäckigtes Geſindel ähnlichen Schlags und Gehalts, widerfährt ihnen ganz daſſelbe und ganz auf dieſelbe Weiſe und ganz durch dieſelbe befangende Hexerei, was etwa einem vornehmen Herrn widerfährt, wenn er z. B.

---

*) Fegen, Fegern, eigentlich: ſchön glänzend machen.

ſagt: „Thut ihr das nicht, ſo werde ich nicht nur meine Maaßregeln, ſondern auch meine mesures nehmen“ oder: „ich habe nicht allein einen Verdacht, ſondern ſogar einen soupçon.“ Es begegnet ihnen mit Recht ſolche Lächerlichkeit, welche aus Unwiſſenheit oder Halbwiſſenheit entſpringt, da ſie meinen, mit fremden Wörtern, deren Geiſt ihnen meiſtens doch nur halb enthüllt iſt, etwas Inhaltſchwereres und Gewaltigeres zu ſagen als in den eigenen. Die Gelehrten fallen in eben dieſe ſündliche Lächerlichkeit. Dieß iſt das halbe Wiſſen, ein gewiſſes Dunkles, welches eben deswegen bezaubert, ein Dunkel, worin man doch faſt bei dem Gebrauch aller fremden Sprachen gefangen bleibt.

Wie mächtig dieſer Zauber iſt, welchen die franzöſiſche Sprache in den Sälen und an den Theetiſchen der großen Herren und Frauen übt, davon giebt ſelbſt der mächtige Goethe einen Beweis. Die Proſa ſeiner letzten fünfundzwanzig Jahre leidet nicht bloß an einer gewiſſen Redſeligkeit und Zerfloſſenheit, die ſich wohl mit dem hohen Alter einſtellen, ſondern gar ſehr an der Schlotterigkeit und Liederlichkeit *) des nichtigen und

---

*) Ich kann kein beſſer Wort finden, um eine gewiſſe vornehme Bequemlichkeit und Weichlichkeit auszudrücken. Lidig leidig heißt weich, lidigen erweichen: die Sonne lidigt.

bunten Kauderwälſch der vornehmen Welt. Ich will es wälſch nennen: der alte Herr iſt *salope*, ſeine Sprache leidet an *saloperie*. Auch dieſe ſeine *saloperie* hat in der nachgebornen Literatur mehr als zu viele Nachahmer und Nachbeter gefunden. Was würden die Engländer und Franzoſen ſagen, wie würden ſie ſchelten und verurtheilen, wenn man ihnen unnöthiger Weiſe bloß in vornehmer Nachläſſigkeit ſolche Verſe böte? Schlimm genug, wenn ihnen neue Gedanken, Entdeckungen und Erfindungen kommen, daß ſie aus den eigenen Sprachen kaum neue Wörter und Namen bilden können, ſondern meiſtens von den Griechen und Lateinern borgen müſſen; was die Engländer freilich nicht ſo nöthig hätten, wenn ſie, was ſie in der Poeſie thun, auch in der Proſa wagten, nämlich zu ihrem Germaniſchen mehr zurück zu kehren. Wir aber hängen uns ohne Noth immer noch ſolchen wälſchen Prunk an, welcher ein wahrer Schmutz iſt, und ſtehen immer noch wie die blöden Narren vor jedem Neuen ſtill und gaffen und ſtaunen und nehmen an, was die Fremden in ihrer ohnmächtigen Armuth von Griechen oder Lateinern auf den Weg nahmen; *parapluie* und *paratonnerre* haben wir allmälig überſetzen gelernt, aber, wie es am Tage iſt, *locomotive* und *remorqueur* und *waggon* unterſchieben wir uns noch nicht deutſch zu machen, ganz ſo, wie der deutſche Offizier ruft: das mortier gerichtet! nicht wiſſend, daß ein Nürnberger dieſen Feuermörſer erfand und der Franzoſe ihn mortier nannte. (Ja hätte der Offizier doch lieber ein Mordthier daraus gemacht, wie der Bauer aus affront Abgrund.)

Und doch bei all dieſer Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit, bei dieſer Nichtachtung unſeres Reichthums und unſerer Herrlichkeit hat unſre Sprache gottlob ſolche Macht und Kraft, ſolche Fülle und Ueberſchwänglichkeit, ſolchen Reitz und ſolche Schmiegſamkeit und Bildbarkeit für die mannigfaltigſten Geſtaltungen, daß der fremde Ausſatz früher oder ſpäter abfallen muß, die fremde Krätze durch den natürlichen Trieb von dem geſunden Leibe ſich abſchuppt. Es läßt ſich nicht auf einmal alles erreichen, es kann und darf, was Jahrhunderte Fremdartiges aufgepackt haben, nicht plötzlich abgeſchüttelt werden. Es giebt eine verſtändige Sprachfegung, es giebt auch eine unverſtändige, auf jeden Fall eine voreilige, die man Sprachfegerei nennen könnte, ſich zu einander verhaltend wie purismus und puritanismus. Nur große und tiefe Geiſter machen, bilden und beſtimmen die Sprache, aber helfen können und ſollen auch die Vielen und Kleinen. Denn zum deutſchen

Gleichſchritt, zur Gleichmäßigkeit ſeiner geiſtigen und politiſchen, ſeiner äußern und innern Bildung bedarf Deutſchland auch, daß ſeine Sprache in Ehren geſtellt und gehalten werde.

Hier lange ich ganz natürlich bei Jahn und auf dem Turnplatze an, bei der ſogenannten Jahnſchen Sprachfegung oder Sprachfegerei. Auch fällt mir hierbei eine hübſche Anekdote ein von dem Feldmarſchall Kalkreuth weiland, deſſen witzige Einfälle viele Anekdoten geſchaffen haben. Er hatte einmal geſagt: „Mit Recht heißt Jahn bei den Deutſchen, die in der Rede bequem und kurz ſind, ein Sprachverbeſſerer, wenigſtens iſt er ein Sprachverkürzer: man braucht künftig für Grobian nur Jahn zu ſagen.“ Es iſt bekannt, daß Jahn bei der Oeffnung der Turnplätze die wälſchdeutſche Wortmengerei ächtete, und für alle Dinge und Namen deutſche Wörter und Zeichen ſuchte. Wie weit ihm dies gelungen oder mißlungen, wie auch da Fehlgriffe und Uebertreibungen gelegentlich gemacht ſein mögen, gehört nicht hierher. Doch — und davon lief ich aus mit dieſen Spracherörterungen — ſehe ich die Turnplätze auch als ein Belebungs- und Stärkungs-Mittel der lieben Mutterſprache an. Nicht, daß ich meine, daß auf den Turnplätzen von den Turnmeiſtern oder gar von den Knaben und Jünglingen neue Sprachbahnen geöffnet werden könnten, ſondern ich ſehe hier nur auf die große Gemeinſamkeit und auf das, was jede große Gemeinſamkeit endlich hervorbringt. Aus Armen und Beinen, aus Springen und Ringen erwächſt und erblüht die Herrlichkeit der Sprache nicht: aber die tüchtige deutſche Gemeinſamkeit, die kräftigere derbere leibliche Erziehung der Menſchen, das einfache grade tüchtige Geſammtleben der Jugend werden den Begabteren und geiſtreicheren mächtigere und gewaltigere Bilder des Lebens auf die Arbeits- und Studier-Stuben mitgeben; ſie werden den Geiſt und das geiſtige und poetiſche Leben des Volks künftig auf etwas größeren Mühlſteinen malen als unſere jetzigen Feinmüller. Man verſtehe mich nicht unrecht. Wir Deutſche, die, wie es lautete, für alle Europäer die Denker und Grübler ſeyn ſollen, haben die Feinmalerei in unſerer Sprache durch unſre Wiſſenſchaft und Philoſophie in mancher Beziehung gewiß ſchon bis zur äußerſten Grenze getrieben, ſo daß uns das grobe ſchwere Korn, das hin und wieder in den untern Volksklaſſen noch übrig iſt, darüber faſt ausgehen will. Ich meine, das mehr gemeinſame Volksleben, die Turnplätze, die Rednerſtühle der Ständeverſammlungen und alles Andere, was jetzt die verſchiedenen Range der Geſellſchaft gottlob mehr unter einander miſcht, werden dazu dienen, das grobe Korn aus dem ganzen Volk wieder mehr in Umlauf zu ſetzen und auf die geiſtigen Mühlen zu bringen. Ich hoffe, dieſe und andere glücklichere deutſche Verhältniſſe, die ſich mehr und mehr knüpfen, werden unſerer Sprache wieder mehr Sehnen und Knochen geben. Denn es geſchieht den Sprachen aller Völker, daß ſie durch den wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Gebrauch zu dünn und fein, ja faſt geſpenſtiſch werden. Doch ich winke hier von Dingen und Größen, die beinahe unzeigbar, weil unſcheinbar, ſind; und doch —

Hiebei fallen einem Feinmüller ein, die auch Feinmehlige heißen können, weil ſie durch Feinmalerei faſt bis zu feinſtem Staub zermalen ſind; indeſſen, da dieſe Feingemalenen auf ihrer Seite auf eignen Mühlen wieder malen wollen, ſo mögen ſie immer Feinmüller heißen. Das kommt am Ende auf Eins heraus, denn das Activum und Paſſivum liegen ja faſt immer neben einander, oft in einander. Mit dem philoſophiſchen Deutſchen iſt es in dieſer Hinſicht jetzt weit gekommen, einige klagen und wehklagen, ſo weit gekommen, daß das Uebel faſt unheilbar ſcheine, daß alles Leben und alle Kraft des Lebens, alle Tüchtigkeit und Tapferkeit der Liebe und des Glaubens endlich darüber untergehen müſſen. Das glaube ich nicht und ſo klage und wehklage ich nicht, obgleich ich den Schaden keineswegs ableugnen will, und auch meine, daß es ſehr noth thue, daß aus der Mitte des Lebens und aus den Gefühlen und aus der Sprache des Volks heraus derbes grobes Korn auf die Mühlen der Philoſophen geſchüttet werden müſſe, damit ſie im leeren Wahn nicht endlich eitel Staub und Wind malen. Es iſt eben eine erſchreckliche Leerheit und Dünnheit des Geiſtes bei der Jugend, ein Mangel an Unmittelbarkeit, an unmittelbarer Kühnheit und ſchaffender Kraft, an fröhlicher Anſchauung und Erfaſſung der Dinge im erſten friſchen Anlauf. Wie viele begegnen einem, welche die erſte, einfache, vollſte Wahrheit, die man ihnen beut, als etwas Gemeines verſchmähen und wegwerfen, und mit wahrer fauſtiſcher Lüſternheit die ſchon zerſplitterten und dann mit vielen Ecken und Kanten zauberiſch und täuſcheriſch ſchimmernden Theile derſelben (ich meine die Wahrheit aus der dritten, vierten Vermittelung), als ſchaueten und bekämen ſie das Ganze, mit Jauchzen empfangen. Es iſt dies eine Krankheit, die von vielen eine deutſche Krankheit genannt wird, aber doch auch eine Krankheit aus der Zeit, welche, wie andre epidemiſche Seuchen, nach vollendetem Umlauf in ihr ſelbſt erſterben wird. Aber das freilich dringt ſich bei näherer Betrachtung auf, daß in demſelben Maaße, wie Sprache, Geiſt, Sinn eines denkenden und philoſophiſchen Zeitalters durch ein gewiſſes geiſtiges Zuviel verdünnt und verflüchtigt wird, deſto mehr die Zucht und Weisheit der Weiſen die Jugend in ein friſches und waidliches äußeres Leben hineintreiben muß, damit ſie die Leiblichkeit, hier ſollte ich wohl ſagen Körperlichkeit der Dinge, ein Etwas von muthiger ſinnlicher Fülle und Kraft, welches auch das höchſte geiſtige Streben nimmer ungeſtraft entbehrt, nicht zu ſehr verliere. Denn erſchrecklich iſt es allerdings, wie in unſern Tagen die Schatten und Schemen der Gedanken, ich möchte faſt ſagen, die Schemen der Schatten des Gedankens, für das Seyn ſelbſt geglaubt und angebetet werden, und wie durch das leerſte Spiel mit weſenloſen Geſpenſtern, welche den armen Spielern oder Mitgeſpielten Leben und Daſeyn zu haben ſcheinen, der Kern und die Kraft des Lebens und Liebens verkümmert oder gar verloren wird. Dieſe Dünnheit und Kümmerlichkeit iſt ein Unglück, aber kein Verbrechen; ſie iſt ſchon dadurch unſelig genug, daß ihr die Wahrheit aller Geſchichte und Offenbarung, daß ihr alles ewige und unzerſtörliche Menſchenthum und Chriſtenthum in ſeiner göttlichen Einfalt, daß ichs mit Einem Wort ausſpreche daß ihr alle unmittelbare Anſchauung und Poeſie verloren gegangen iſt. Ja, es gehört eine Art Leiblichkeit, welche nicht dicker Leib iſt, eine Art Leiblichkeit, wie ſie in Dr. Luther weiland und Newton und Leibnitz und in andern Helden der Menſchheit mit der leuchtendſten und überfliegendſten Geiſtigkeit wohl beſtehen konnte — dieſe gehört dazu, eine tüchtige kernigte poetiſche Kraftfülle, um lieben und glauben zu können. Die Armen! was kann das kalte Schattenleben, das dünne Luftkräuſelchen eines ſelbſtgeſchaffenen Gottes, der nicht ſie gemacht, ſondern den ſie aus ſich herausblaſen, ihnen für Macht und Wonne geben, jener luftige Götze des Wolkenphiloſophen des Ariſtophanes,*) von dem es heißt:

„Nicht Zeus iſt mehr, für ihn herrſcht nun Luftkräuſelein."

Ja wir liebe Deutſche, wir tranſcendente Menſchen, wir Hochflieger und Hochſteiger, müſſen uns unvermeidlich oft überfliegen und überſteigen, und auch den Namen Ueberflieger und Ueberſteiger verdienen. So wird

---

*) *Ὁ Ζεὺς οὐκ ὤν, ἀλλ' ἀντ' αὐτοῦ Δῖνος νυνὶ βασιλεύων.* Aristoph. Nubes 380.

was in Menſchen und Völkern das Höchſte iſt, ihnen oft auch zu Weh und Leid. Dies iſt das tragiſche Verhängniß aller irdiſchen Dinge. Aber mögen die Engländer und Franzoſen dieſer unſerer Ueberſteiger, unſerer german metaphysics et confusion allemande lachen, ſo viel ſie wollen! Die armen Wälſchen! ſie ſollten nicht über uns lachen, ſondern über ſich weinen.

Siehe! es webet ein paniſches Sauſen und Brauſen des Weltgeiſtes durch den hohen und tiefen Urwald der Geſchichte hin, eine Stimme der Vergangenheit, welche allen, die Weiſſagung verſtehen können, von der Zukunft weiſſagt. Eben ſuchen alle Völker ihre origines, die Quellen und Brunnen ihres Urſprungs, mit einem Eifer und einer Liebe, worin auch Weiſſagung ſpricht. Siehe! aus Oſt und Weſt, aus Süd und Nord kommen die Völker unſerer Sippſchaft heran, und es beginnt jetzt zu gelten, was der alte pommerſche Korporal vor den Leipziger Thoren nach der Schlacht geſagt hat: *Nun wollen alle Germanen ſeyn.* Wahrlich, es iſt etwas hinter den deutſchen Bergen, was die Wälſchen nimmer gewahren können; es iſt bei uns viel ihnen unentdecktes Land, ja unentdeckbares Land. Sie und alle unſre Verlacher und Verhöhner ſollten vor unſerm Leben, vor dem alten und dem jungen germaniſchen Leben wie mit einer Andacht ſtehen, mit gefalteten Händen lauſchend und betend wie vor dem unbekannten Gott, wie vor Kräften und Geiſtern, die von uns in wohlthätigen Strömen ſich einſt ergoſſen haben und künftig über ſie ergießen könnten. Haben wir Deutſche oft ein Zuviel, eine wilde, unbändige, unabgeklärte Geiſtesfluth, die wir nicht immer meiſtern können, ſo haben ſie oft ein Zuwenig und dürfen mit ihren klaren ſeichten Waſſern nicht prahlen. Ja gottlob! ſie können uns nicht begreifen. Denn wenn ſie uns begreifen könnten, hätten ſie uns auch beherrſchen können. Ein Volk durch und durch mit Eitelkeit durchgoſſen, begreift ſich ſelbſt nicht; für Fremde iſt es vollends blind. Blinde können die Welt weder leiten noch regieren. Franzöſiſche Liſten wollen und müſſen wir fürchten, aber die Franzoſen ſelbſt nicht; denn in ihrer Eitelkeit und ihrem Unverſtande verſtricken ſie ſich am Ende immer ſelbſt mit ihren Liſten. Sie ſind ſelbſt in den kleinen und mittleren Dingen, geſchweige in den höchſten, oft unbeſchreiblich kümmerlich, und übermeſſen und vermeſſen ſich faſt immer, und ſollten den den Römern ſo oft nachgebeteten Spruch: Tu regere imperio populos, heu, Galle, memento! nur ſtill in die Taſche ſtecken. Ja Römer dünkten ſie ſich, Römer wollten ſie ſeyn unter ihrem großen Napoleon, und ſchalten die Engländer Karthager, gleichſam als ein ſchlechteres, ſchwächeres Volk, das ihnen unterliegen müſſe. Schon dies mahlt ihre Verblendung, ihre blinde Vermeſſenheit mehr als genug. Gerade an den Engländern hätten ſie ihre Mängel erblicken können, wenn ſie erblicken könnten, gerade an dieſen ihr lächerliches Römerthum erkennen können. Denn wenn ein Volk durch Verſtand, Ernſt, Standhaftigkeit, Ausdauer und durch kalte und kluge Berechnung und Wägung der Dinge Römer heißen dürfte, ſo wären es wohl die Engländer, die aber aus vielen andern Rückſichten ſich dieſen wahrlich nicht ſchmeichelhaften Namen wahrſcheinlich verbitten würden. Sie beſitzen gerade das, was den Franzoſen zum Römerthum fehlt.

Ich ſpreche hier noch Eines aus. Der Mann wird durch die ächten Germanen dargeſtellt, durch die Engländer Skandinaven Deutſchen; was die Franzoſen hin und wieder davon haben, wohnt und erſcheint vorzugsweiſe in ihren germaniſchen Theilen, in Nordfrankreich und in den öſtlichen Burgunderlanden; die Mitte Frankreichs, wo das galliſche Element vorherrſcht, welches den Sitten, dem Charakter und der Literatur des Volkes ſeine Art am meiſten mitgetheilt hat, führt mit

Recht die Ueberſchrift Weib. Die Sitten der Franzoſen, ihre Sprache, ihre Darſtellung, die ganze Erſcheinung ihrer geiſtigen Beweglichkeit, Empfindſamkeit, Springigkeit und Flüchtigkeit im Guten und im Schlechten heißt Weib. So ihre Geſellſchaftsſprache, jetzt die europäiſche Geſellſchaftsſprache — nur daß der franzöſiſche esprit ſich nach Italien, England und Deutſchland nicht mit verpflanzen läßt — alles leicht berührend und leicht betüpfend, mehr andeutend als ausſprechend, in halben Gefühlen, halben Wahrheiten, in tauſend flatternden und flitternden und glitternden Scheinen hin und her ſchimmernd: das Unbeſtimmte, Anſpielende, Wegſpielende, Ausweichende, Immer-in petto-Behaltende des Weibes. Und weiter — o fraget ihre Geſchichte, wo ſie erröthen muß, zugleich in Blut und Schaam erröthen, fraget ſie von Philipp dem Schönen und den Söhnen der Katharina von Medicis bis auf Ludwig den Vierzehnten und bis auf unſre Tage — auch in ihren Umwälzungen und Zettelungen, in ihren Aufwallungen und Racheſuchungen und Racheübungen herrſcht nicht darin auch das fürchterliche Weib? Alſo weibliche Römer!

Goethe in ſeinem zweiten Fauſt, wohinein er auf wunderliche Weiſe manches Wunderliche geheimnißt hat, führt unter den verborgenen geheimen Brunnquellen und Urkräften der Dinge ſolche auf, welche er die Mütter nennt. Etwas Aehnliches hat der liebe Gott nun in die Deutſchen hineingeheimnißt, vor welchem die Fremden gewöhnlich mit Lächeln, auch wohl mit Hohnlächeln ſtunden und kopfſchüttelnd ſtehen; wenn ſie aber wüßten, was dahinter und darunter liegt, wohl oft mit Grauen und Schaudern ſtehen würden, aber mit Achtung und Scheu ſtehen ſollten. Wie geſagt, gottlob! wir haben die Fülle, welche wir leider nur zu oft für uns ſelbſt wenig gebrauchen, welche uns aber als Volk eine Unverwüſtlichkeit und Unvergänglichkeit verbürgt; wir tragen und bringen die germina rerum et spirituum, die alten ſchöpferiſchen elementariſchen Urgeiſter, von welchen wir den europäiſchen Völkern, dem einen mehr, dem andern weniger, abgegeben haben. Zu uns, auch zu den Menſchen der Strohhütten, kommen die Geiſter der Höhe und Tiefe noch wie in den älteſten Tagen des Menſchengeſchlechts ungerufen und ſcherzen und ſpielen mit uns, und wir haben oft Mühe ihren zu vielen Andrang und Eindrang abzuwehren und zu verſcheuchen; die Wälſchen müſſen ſich citiren, faſt immer für beſtimmte Zwecke, wofür ſie auch von ihnen abgerichtet werden.

Alſo: Germania multarum gentium ferax a germinando nomen accepit *) auf deutſch: Deutſchland von mannigfaltiger Volkskraft wimmelnd hat vom Sprießen den Namen bekommen. Dieſe Deutung gab dem Worte Germanien der alte Geſchichtſchreiber Richer, ein Schüler des berühmten Gerbert, und alſo ein Zeitgenoſſe der letzten Sachſenkaiſer. Dieſer an den Grenzmarken des Romaniſchen und Germaniſchen lebend und in einer Zeit, wo das Romaniſche und Fränkiſche in immer mehr ausgeſprochener Feindſeligkeit ſich von einander ſchied, iſt in ſeiner Anſicht und Darſtellung ſchon, was wir jetzt ſagen würden, ein Halbfranzos, welcher dem Fränkiſchen Urſtamm, der ihm roh, wild und gewaltig erſcheint, ſo viel er kann, abzudingen und ſeinen werdenden Franzoſen zuzurechnen ſucht; doch muß er unwillkürlich das Bekenntniß der unerſchöpflichen und unverwüſtlichen Gewaltigkeit des nordweſtlichen Stammvolkes ablegen. Wir nehmen dieſe Ableitung an, wiewohl nicht grammatiſch; denn ſie hat eine mächtige Wahrheit, und wird ſie haben.

Ja, ſo lange der Geiſt den Leib beherrſcht, ſo lange

---

*) Monumenta German. Histor. T. V.; ibi Richeri Historia I, 2.

das Chriſtenthum und ſein Gott nicht in ein bischen ſelbſtgemachtes und durch Wind des windigſten Uebermuthes zuſammengeblaſenes Luftgekräuſel verdünnt werden kann, wird unſer Germanien wachſen, ſprießen und blühen, und unſer ſtilles, ernſtes und ehrenfeſtes Volk, der Träger und Bewahrer des europäiſchen und chriſtlichen Geiſtes und Lebens, in dem Reigen der geiſtigen Schlachten voranſchreiten. Indem wir wünſchen und beten, daß es von Jahr zu Jahr immer mehr zum klaren Bewußtſeyn ſeiner erhabenen Beſtimmung und zum Gefühl der Würde und Macht, die es unter den Völkern haben ſoll, aus den unſeligen Zuſtänden heraus, worin es Jahrhunderte verträumt und verdämmert hat, erhoben und erleuchtet werde, wollen wir zugleich beten, daß Gott ihm den Verſtand, die Beſcheidenheit und die Mäßigkeit bewahre, wodurch das Glück und die Ehre der Völker am ſicherſten gebaut und erhalten werden.

Auf dieſe Hoffnungen die Hand her, lieber alter Bruder Leiſt! Wie oft haben wir, in den Hauptanſichten faſt immer einig, im Streit und Widerſtreit der Geſpräche, wie es Männern geziemt, ſie durchſprochen und durchſtritten! Darum habe ich in ſolcher Erinnerung auf dieſes fliegende Blättchen Deinen Namen neben den meinigen geſchrieben. Es klingen hier nur

Klänge wieder, die wir in längſt verſchwundenen Tagen ſo manche glückliche Abende und Nächte mit einander durchgeklungen und durchgeſungen haben. Bei ſolchen Anklängen und Durchklängen haben wir uns oft glücklich geprieſen, daß wir in Deutſchland geboren ſind, daß wir Kinder eines einfältigen, redlichen, tapfern Volkes ſind, welches jeder kühnſten und edelſten Erhebung und Begeiſterung fähig das Wort und die That, die Gemeinde und das Haus mit Liebe und Treue durchdringt und erfüllt. In dieſem fröhlichen Gefühl wollen wir auf die Germania germinans hoffen, wollen für uns und für unſre Kinder und Enkel an die unvergänglich ſprießenden und grünenden Kräfte unſers Volks glauben, wollen hoffen, daß in einem ſo ſprießenden und ſprießlichen Volke jedes kleinſte Samenkorn, das wir ausſtreuen, ſeine befruchtende Luft und Sonne finden werde.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Verſuch

in vergleichender

Völkergeſchichte

von

E. M. Arndt.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gedruckt
bei Friedrich Frommann
in Jena.

Verſuch

in vergleichender

Völkergeſchichte

von

E. M. Arndt.

Wann die Sonne ſcheint helle auf Sommermatten,
Spielt ſie buntes Spiel zwiſchen Lichtern und Schatten.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Leipzig,
Weidmannſche Buchhandlung.
1843.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Universitäts-
München
Bibliothek

[illegible]
K. [illegible]
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ariſtoteles Preis der Tugend.

Tugend du mühevolle
Dem ſterblichen Volk
Im Leben die ſchönſte Beute,
Um deine Schöne, o Jungfrau,
Iſt Tod auch glühender Reiz für Hellas
Und das Dulden brennender Müh'n,
Nie raſtender: Solche
Unſterbliche Blüthe
Hauchſt du der Bruſt ein,
Mächtiger, als Gold und Ahnen ſind,
Und der ſanfteinwiegende Schlaf.
Um dich haben die Söhne der Leda
Viel geduldet und Herkules Zeus Sohn,
Durch Thaten erringend die Herrlichkeit dein;
Durch deine Reize ging einſt Achill
Und Ajax hinab zu den Hallen des Dunkels;
Wegen deiner Schöne Lieblichkeit
Hat auch Atarneus Zögling
Der Sonne leuchtende Strahlen gemißt,
Wahrlich durch Thaten geſangeswerth:
Unſterblich werden die Muſen ihn preiſen,
Mnemoſynens Töchter,
Zeus des Gaſtlichen Hoheit erhebend
Und unwankender Freundlichkeit Lob.

Im Sommer des Jahres 1840 ward ich durch die Gnade meines Königs und Herrn aus einem langen Schweigen wieder zum Reden berufen. Es konnte einem Greiſe, der von der Laſt des Alters und von andern Laſten zuſammengedrückt lange im Schimmel der Unthätigkeit und Vergeſſenheit gelegen hatte, nicht einfallen zu glauben, daß er noch Klang und Ton haben könne wie weiland, daß er in einem Alter, wo die Verſtändigen vom Katheder herabſteigen, noch wieder aufſteigen könne. Aber eben nur aus Rückſichten auf jene Königliche Gnade und Rückſichten auf die Meinung geliebter Freunde, welche ihm vorſtellten, daß Ablehnung oder gar Weigerung unter welchem Titel immer als Trotz gemißdeutet werden könne, glaubte er in ſo lieblichem Sonnenſchein die alten zuſammengeſchrumpften Blätter wieder regen und entfalten und auf ſo freundliche Zeichen der Huld auch ſeine ſchwachen Zeichen geben zu müſſen. Auf dieſe Weiſe iſt er wieder auf's Katheder gekommen.

Wie es bei ſolchen Gelegenheiten ſich zu begeben pflegt, daß mehr Lärm mit und um ihn gemacht ward, als er werth war, ſo liefen auch die Jünglinge herbei — es war eben die Mitte des akademiſchen Halbjahres — und es begehrten beſonders diejenigen, welche Bonn bald verlaſſen wollten, ein Zeichen und Andenken von ihm, und zwar etwas von ſeinem Eignen, woran ſie ihn wiedererkennen könnten. Er hielt denn einige Vorleſungen, welche er Übungen zur vergleichenden Völkergeſchichte betitelte. Dieſe Übungen hat er in einem folgenden Jahre fortgeſetzt und beide er und ſeine Zuhörer haben ſich darin nicht ganz misſallen. Dies kann Täuſchung ſeyn, wie denn viele unerklärliche Täuſchungen und Zaubereien um Katheder und Kanzeln zu flattern pflegen. Indeſſen ſchien er zu dieſen Vorleſungen doch einige Berechtigung zu haben. Er hatte in ſeinen rüſtigſten friſcheſten Lebensjahren, wo man am beſten ſieht und merkt, viele verſchiedenſte Völker und Länder geſehen und ihre Sitten Weiſen und Sprachen zu erkunden geſucht, er hatte ſpäter die Jahre einer langen unfreiwilligen Muße zu vieler Leſung und Zuſammenleſung auf dieſem Gebiete und auf verwandten Gebieten verwandt; es fehlte ihm alſo nicht an Stoff und Unterlage.

Nun ein Wort darüber, wie aus dieſen Erfahrungen Übungen und Vorleſungen ein Buch geworden iſt:

Es ſind einige Zuhörer mit dem Wunſch gekommen, er möge einige dieſer Vorleſungen gleichſam als ein bleibendes Andenken für ſie abdrucken laſſen. Er bejahte dieſen Wunſch und wollte in der That nur etwa zwei drei derſelben als Erinnerung und Probe in den Druck geben, fand aber, als er an die Arbeit gegangen und Einiges gefertigt hatte, daß das Einzelne aus ſeinen abſonderlichen Anſichten und Einſichten der Dinge Abgeriſſene, gleichſam ohne Anfang und Ende Daſtehende, leicht zu einem etwas wunderlichen Urtheil über das in petto behaltene

Ganze Anlaß geben könnte, und auch, als er zu dieſem Ende einen dicken zuſammengehäuſten Schutt von Papieren vor ſich liegen hatte, ſchoß es ihm durch den Kopf, daß er wohl eine etwas weitere Aufräumung Sonderung und Ordnung in demſelben machen könnte. Da fing ſein Geiſt an über dem wüſten unordentlichen Chaos dieſer Papiere zu webern, ſein Vorſatz begann ſich zu erweitern, und es wollte ein dickes Buch entſtehen. Die erſte Anlage dazu ward meiſtens aus gehaltenen Vorleſungen nach den Heften gemacht, auch ſchien das Ding ein etwas profeſſoriſches Anſehen gewinnen zu wollen, nämlich Hauptſätze voran, dann Belege aus den verſchiedenen Geſchichtſchreibern Reiſebeſchreibern Statiſtikern u. ſ. w., und zuletzt die Folgerungen Gloſſierungen Erläuterungen, wie ein Profeſſor es auf dem Katheder zu machen pflegt. Nachdem aber auf dieſe Weiſe Einiges durchgearbeitet war, ward er gewahr, daß dies ein ſchwerfälliges langweiliges auf jeden Fall etwas wunderliches und ihn ſelbſt wenig kleidendes Ding werden würde, wobei eine Menge Wiederholungen und Hinundherlaufungen, wie es bei Vorleſungen ſich nothwendig ergeben muß, unvermeidlich ſeyn würden. Ja er hatte dieſe ſaubere Beſcheerung bei der Entſtehung des Buchs ſchon vor Augen. Er warf alſo flugs den ganzen Plan um, verarbeitete auch das Vollendete anders, und beſchloß ein Buch zu machen nicht bloß für ſeine lieben Studenten ſondern auch für andre gute Leute, die um ſolche Dinge fragen, hoffend, ſeine Zuhörer würden alles Weſentliche, woran ſie ſich noch zu erinnern wünſchten, darin wiederfinden. So ſingt zuletzt jeder Vogel immer nach ſeinem Schnabel; des Alten Schnabel aber iſt nun einmal ſo geſtellt, daß er ſich, wann er ſeinen Mund aufthut, unwillkürlich nicht allein Studenten ſondern alles liebe deutſche Volk als Zuhörer denken muß.

Auf dieſe Weiſe iſt aus dem beſonderen Buche ein allgemeines geworden. Doch ward ich leider nur zu bald gewahr, daß aus der Art der Entſtehung des Buches der alte Profeſſor nur zu oft auf dem Katheder zu erblicken war. Ich ging nun redlich dran und arbeitete um und wieder um und löſchte weg; doch alles Kathedriſche wegzuſchaffen und auszulöſchen hat mir leider nicht gelingen wollen. Zuletzt habe ich es abſichtlich nicht weiter treiben mögen, fürchtend, die Umſtellungen und Löſchungen würden nicht bloß die Wörter und Sätze ſondern endlich auch die Gedanken verſtellen oder auslöſchen, welche das Buch möglicher Weiſe enthalten kann.

Da ich nun das Ganze in ruhigſter Stimmung wieder übergeleſen und durchgeſehen habe, gewahre ich erſt recht, welch einen waglichen beſtreitlichen Gegenſtand ich behandelt habe, worin ſo viele Schimmer und Scheine verſchiedenſter Art durch einander ſpielen und alſo auch mannigfaltige Täuſchungen und Bezauberungen mitſpielen können, einen Gegenſtand von unaufhörlich wechſelnden Lichtern und Schatten, wo Wahn Vorurtheil Eitelkeit Liebe und Haß ſo leicht mit dem Beſchauer und Darſteller durchgehen und ſeinen Blick mit ihren flatternden Bildern verwirren wollen. Mir wird hier wider Willen auch manches Menſchliche der Täuſchung und des Vorurtheils widerfahren ſeyn und mich hin und wieder überfahren und niedergefahren haben. Aber ich bin mir bewußt, daß ich die Wahrheit redlich geſucht und auch einige Wahrheit gefunden habe, wenigſtens deſſen bewußt, daß ich aus Haß und Liebe oder gar aus feiger Furcht abſichtlich und willkürlich nichts entſtellt noch verſchwiegen habe. Aber, wie geſagt, es flattern auf dieſem Gebiete unendliche Schwärme der Vögel des Irrthums und Wahns, und dieſe werden auch mir oft das Geſicht verdunkelt haben.

Daß ich als ein deutſcher Menſch aus dem deutſchen Geſichtspunkt alles empfunden gedacht betrachtet habe, iſt das Natürliche; ich konnte nicht anders. Daß aber Deutſchland und das deutſche Volk oder, wenn man will, das Volk germaniſcher Art, mir der Mittelpunkt der ganzen neuen Geſchichte geworden iſt, das iſt ein anderer eben ſo natürlicher Geſichtspunkt der Nothwendigkeit, worüber diejenigen nicht mit mir ſtreiten werden, welche die innerlichen Wirkungen und die tieferen mehr geiſtigen Verzweigungen und Verflechtungen der Völker und Länder zu finden und zu beurtheilen im Stande ſind. Dieſe werden mich hier keiner eitlen Deutſchthümelei keiner lügneriſchen ſophiſtiſchen Willkür beſchuldigen, noch weniger, daß ich irgend einer Eitelkeit oder Hoffart meiner lieben Deutſchen habe ſchmeicheln wollen. Ich fürchte vielmehr, es wird mir hier gehen, wie es mir ſchon oft gegangen iſt, daß die Leute das Lob als ein wohlverdientes kalt hinnehmen und über den Tadel heiß zürnen. Denn ich habe des deutſchen Michels Mängel und Gebrechen ſeine uralten und faſt urſprünglichen Untugenden ſeine mancherlei dummen und ſchlimmen Micheleien ihm nicht verſchweigen noch bemänteln dürfen. Dieſer deutſche Michel iſt aber ein Kerl ſo tüchtigen Stoffes, daß er ſich ſchon einen tüchtigen Tadel gefallen laſſen kann; er iſt ein Roland aus ſo feſtem Stein und Metall, daß Jahrtauſende daran haben hämmern und ſchlagen dürfen und daß aus dem Zerhämmerten und Verunſtalteten doch heute noch ein herrliches Männerbild zu hauen iſt. Ich habe ihm dabei ſeine edle Art ſeine von Gott gegebene angeborne Art ja auch vorgehalten und was Herrliches und Schönes noch aus ihm werden kann, wenn er ſich ſelbſt verſtändig und würdig gebraucht und wenn ſeine Fürſten lernen ihn verſtändig und würdig gebrauchen.

Daß ich bei der Beſchreibung und Schilderung dieſes unſers Volkes und Vaterlandes bei den Ausſichten und Hoffnungen ihrer Zukunft hin und wieder länger verweilt und weiter hinaus geſchaut habe, als in dem Plan und Zweck des Buches lag, werden diejenigen entſchuldigen, welche verſtehen, was die Anſpielung auf den Vogelſchnabel bedeutet. Es kann es der Vogel ja nicht laſſen nach ſeinem Schnabel und aus ſeinem Herzen zu ſingen; und der arme alte Vogel hat wohl auch darum heller und breiter geſungen, weil er fühlt, daß ſein Frühling lange vergangen iſt und daß der ſtarre ſtumme Winter des Alters ihm den Schnabel bald auf immer ſchließen wird.

Bonn den 25ſten des Sturmmonds 1842.

Vorſpiel und Vorzeichen.

Weil der Wunſch mir freundlich zuſprach, ich mögte den Freunden, welche Bonn bald verlaſſen werden, gleichſam ein Andenken meines Mundes geben, etwas, das mir ſelbſt mehr anzugehören ſchiene, ſo hatte ich, ſolchem Wunſche gern begegnend, einen Gegenſtand zur Betrachtung und Unterhaltung ausgewählt, welcher ſich dieſem Zwecke zu eignen und einige geiſtige Spiele zu erlauben ſcheint, woran ſie in einzelnen Anſichten und Beleuchtungen der Dinge und Menſchen vielleicht einigermaaßen etwas von meiner eigenthümlichen Art abſehen und erlauſchen können.

Ich ſage Spiele. Denn ganz demüthig und beſcheiden wollen wir wenigſtens uns neben einander und einander gegenüber ſtellen, nicht als die Vornehmen und Hochbegabten und als die da viel zu wiſſen meinen, ſondern als die, welche das Sprüchlein führen: Wie viel iſt, was wir nicht wiſſen! welches man umkehren und in die geradere und beſtimmtere Wahrheit überſetzen könnte: Das Meiſte wiſſen wir nicht, oder mit dem großen Schweizer Haller ſagen: In's Inn're der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt. Die Alten nannten ja auch die Schule das Spiel, wohl mit dem doppelten Begriff des fröhlichen Leibes- und Geiſtes-Turnplatzes, ferner auch dahin zielend, daß viel geſpielt umſpielt angeſpielt werden muß, ehe man ſich in die Kunſt Wiſſenſchaft und Fertigkeit hineinſpielt. Alſo hatten ſie dabei nicht bloß das Leichte und Luſtige im Sinn ſondern das Einzelne Abgeriſſene Halbgefaßte, was durch langes und unverdroſſenes Spiel der Übung und des Nachdenkens ſich endlich auf gewiſſe Weiſe zuſammenfügt und gleichſam zu einem Leibe der Erkenntniß und des

Verſtändniſſes bildet, wobei freilich nimmer vergeſſen werden ſoll, daß die Wiſſenſchaft und Wahrheit zu tief und zu allmächtig iſt, als daß ein Einzelner ihre Ganzheit umfaſſen könnte. Es bleibe alſo das Wörtlein Spiel in dieſer Bedeutung, als welche nicht die Leichtigkeit bezeichnen ſoll ſondern die Unzulänglichkeit.

Dieſe Erkenntniß und dieſes Geſtändniß führt uns ſogleich auf die rechten Volks- und Sprach-Begriffe zurück, wodurch wir bei uns und unſern verwandteſten Sprachgenoſſen die Sache richtig ausdrücken. Unſer Bauer und Bürger, wenn er ſeinen Sohn auf die Hochſchule ſchickt, ſagt von dem Jüngling: er geht ſtudieren lernen; der Engländer nennt den Gelehrten Schüler, der Schwede Leſekerl (Leſer, Aufſammler). Der kurze Ausſprung alſo lautet: Der Profeſſor Schüler, die Studenten Mitſchüler. Es ermahnt uns dies zur Beſcheidenheit, nämlich, daß der alte Schüler, der Profeſſor, ſich nicht aufblähe — was ihm doch wohl zuweilen widerfährt — und daß der junge Schüler oder Mitſchüler von dem alten Schüler nicht zu Großes meine oder zu Gewiſſes erwarte.

Übungen Spiele Zuſchauungen, Zulauſchungen, andächtiges Horchen und Hineinblicken in die unendliche Tiefe des verborgenen Lebens, kurz einzelne geiſtige Erregungen und Schwingungen, welche den Menſchen auf ſeine Linie des Daſeyns, auf die glückſelige Stelle, welche Gott ihm in der Reihe der Geſchöpfe und in der Ordnung der Dinge angewieſen hat, auf die Stelle des ſinnenden betrachtenden denkenden Weſens ſtellen helfen ſollen, das iſt die Aufgabe unſrer Unterhaltungen.

Schreiten wir nun zu der Aufgabe ſelbſt, zu unſrer Überſchrift Vorübungen zur vergleichenden Völker- und Länder-Kunde, ſo iſt es wahr: es ſcheint uns da an Stoff für unſre Spiele nicht zu fehlen; ja es liegen in der That ungeheure Maſſen vor uns aufgehäuft, ſo daß einem bei'm erſten Blick dünken muß, man habe nur in den erſten beſten Haufen hineinzugreifen, und man werde immer etwas Merkwürdiges und Lehrreiches herausgreifen. Aber dem iſt keinesweges ſo, ſondern eben, indem man in dem großen Haufen zu rühren beginnt, geſchieht, was durch die Störung glatter Oberflächen nothwendig ſich immer ergeben muß: es erſcheinen die einzelnen Theile der Oberfläche wüſt und ungeordnet durch einander geworfen, und ſelbſt die wenigen Lichtpunkte verſchwinden, welche die ruhige Fläche gab, in welche hineinzubohren man noch nicht verſucht hatte. Man muß, um in dem geſtaltloſen und lichtloſen Chaos irgend etwas zu ſehen, die einzelnen Theile herausnehmen, ſie zuſammen oder neben einander legen, und ſie ſo ordnen, daß man mehrere Geſichtspunkte gewinne; man muß gleichſam von vorn anfangen, d. h. mit dem Kleinen und Einzelnen anfangen, und auf dieſem Wege leiſe und ſachte zu der Erkennung des Mannigfaltigen fortſchreiten; man muß ſich für dieſen Zweck andere neue Haufen machen als diejenigen, welche Natur oder Zufall und ſchlecht oder gut waltende Menſchenhand vor uns aufgeworfen hatten.

Einen andern Schritt als dieſen einzelnen langſamen und mühevollen kann der Natur- und Geſchicht-Erkunder nicht nehmen.

Zuerſt ſchaut und erkundet der Forſcher den Bau und die Zuſammenſetzung der Dinge; er ſucht und findet Zweckmäßigkeit.

Zweitens ſchaut und erkundet er den Geiſt der Dinge, er ſucht den verborgenen Plan und die Abſicht der Natur und des Schöpfers; er ſucht den Zweck des Daſeyns, den höheren Zweck der kleineren Zweckmäßigkeit, ein Endziel, einen Zweck des Einzelnen im Ganzen. Er findet dieſen Zweck ſchwer oder er findet ihn gar nicht, bleibt erſtaunt oder erſchrocken vor Millionen Räthſeln ſtehen oder glaubt vor und hinter dieſen Räthſeln etwas zu erblicken, was nicht gewußt ſondern nur angebetet werden kann.

Alſo aus der Teleologie oder der Zweckmäßigkeit in dem Bau und den Lebenswirkungen der einzelnen Naturdinge iſt ſchwer zum höchſten Zweck zu gelangen, zum Endzweck, zur Theologie. Zwar findet man auch bald Gott, aber was für einen Gott!

Man kann von dem Froſch und der Ameiſe beginnen und zu Roß Rind Elefanten fortſchreiten, man kann von der Lieblichkeit der Roſen und Lilien ſich zu den erhabenen und wohlthätigen Wipfeln der Eichen und Palmen aufſchwingen; aber man muß auch vom Schierling auf den Giftbaum ſteigen, muß auf Schlangen und Skorpionen treten und vor Spinnen Raupen und Wanzen grauſen, und bei den Affen Tigern und Hyänen fragen: woher, wozu dieſe?

Daher begegnet hier ſo leicht das Unglück, daß ſo viele bedeutende Naturfrager und Naturforſcher, nachdem ſie ſich in Erkundung und Betrachtung der einzelnen Zweckmäßigkeit abgemüdet hatten, um ein natürliches Gleichniß, das uns vor den Füßen liegt, zu gebrauchen, alles Einzelne zu dem großen Haufen, aus welchem ſie es genommen, gleichſam wieder zurückgeworfen und mit dem magern Bekenntniß geendigt haben: *Es iſt nichts weiter als ein lebendiger Kreislauf der geiſtigen und leiblichen Kräfte, ein großes unbekanntes lebendiges Thier, welches unaufhörlich gebährend ſeine Geburten wieder verſchlingt und auffrißt und ſie dann zu ſeiner Zeit wieder ausſpeit und belebt.*

Die ſchlechteſte Antwort auf die Räthſelfragen, welche die Natur an uns richtet. Die richtige Antwort auf jene Fragen, wenigſtens eine zur Wahrheit hindämmernde, könnte der Menſch nur geben, wenn er als Menſch betrachtet würde. Die aber aus jener ſogenannten Zweckmäßigkeit der vielen Einzelheiten oder Einzelweſen der Natur nichts Größeres als jene troſtloſe Lehre von dem geiſtvollen animal magnum herausgefunden haben, fanden ſie etwa mit dem Menſchen, wenn ſie ihn nur in ſeinen einzelnen Theilen und Gliedern, d. h. in den Brüchen der mannigfaltigen Völkergeſchlechter, beſchauten und betrachteten, etwas Beſſeres und Tröſtlicheres?

Uralt ſind die Namen *die große und die kleine Welt*. Aber wohin wendeſt du ſie? wie deuteſt du ſie? Denn daß der Menſch der übrigen Erdenſchöpfung gegenüber die kleine Welt iſt, da er in der Unendlichkeit der Welten und Weſen nur die kleine Welt heißen darf, das ergrübelt allenfalls auch der Bauer in der Furche und hat der dümmſte Schüler ſchon in den Schuhen vertragen; aber wie weit noch iſt es von dieſem Gedanken und dieſer Lehre bis zu dem Menſchen als bis zum Centralſpiegel, worin ſich die Geſichter aller übrigen Naturweſen gleichſam in Miniatur ſpiegeln müſſen, und nur aus ihm erkannt werden können? wie weit noch bis zu dem Menſchen als dem großen geoffenbarten und doch ſo ſehr verhüllten Geheimniß Gottes, dem Grundſtein und Schlußſtein der Schöpfung? Wir müſſen hier, wenn wir die Augen des Verſtändniſſes öffnen wollen, die von dem Engel Gottes geſchloſſene Paradieſesthüre wieder öffnen und Adam und Eva in ihrer nackten Unſchuld und Herrlichkeit unter den Bäumen und Blumen des Gartens Eden wieder ſpazieren gehen ſehen. Wir finden Gottes reines Bild und alſo auch das reine klare Bild der Natur nur in dem reinen Menſchen. Ein Gott, Ein Menſch, und alles übrige Ding Ausſpiel Anſpiel Hinſpiel.

Der Menſch iſt kein Thier, keine fera oder bestia; ein animal ein ζωον iſt er allerdings. Schlimm, daß wir kein Wort dafür in unſrer Sprache haben. Und doch müſſen wir bei dem Worte Menſch nicht bloß das Lebendige ſondern auch eine dem Thier ähnliche willkürliche Thätigkeit der Lebenskräfte denken; welches das Wort animal ausdrückt.

Der Menſch theilt die thieriſche, er theilt die göttliche Natur. Wer mit den thieriſchen und unterthieriſchen — ach! es giebt ſolche — Völkerſchaften beginnt, mit den Peſcherás Hottentotten Kannibalen, den Menſchenfreſſern auf Sumatra und Borneo, der kann auch in den edleren Völkern (Hebräern Arabern Perſern Griechen Germanen) zuletzt nichts weiter ſehen als die Stufen der großen Naturleiter (Stufen des animal), er erblindet für Geſchlechter welche Sophokleſſe Shakeſpeare Decier und Arminier Keppler und Leibnitze zeugen.

In der Naturgeſchichte des Menſchen muß man abſteigend, nicht aufſteigend verfahren. Man muß von einem erhabenen Standpunkte zu den Tiefen hinabſteigen und von den Gearteten abwärts die Entarteten betrachten. So wird die Natur in dem Menſchen ihren Schlüſſel der Schöpfung bekommen, wie die Geſchichte ihn in unſrer Offenbarung des Heils bekommen hat.

Jene oben bezeichneten Naturkundigen, welche bei der Betrachtung des Einzelnen im Einzelnen ſtecken bleiben, erblinden häufig für die Erſchauung und Erkennung des ſittlichen Weltbaues, der fabrica spiritualis et moralis in dem Menſchen; ſie können über der Zweckmäßigkeit ſeines Baues und ſeiner von Gott eingerichteten Lebenswirthſchaft für dieſe untere Welt die höheren Beziehungen und tieferen Anſpielungen, die Rückwärts- und Vorwärts-Spielungen die Rückwärts- und Vorwärts-Spiegelungen eines bedeutungsvolleren verborgenen Baues, der tiefſt in ſeinem Gemüthe verſenkt liegt, oft nicht mehr erkennen.

Das iſt es, es iſt ein richtiges und gewichtiges Wort, welches, obgleich er nichts Großes damit ſagen wollte, ein Naturkundiger ausgeſprochen hat: Der Menſch iſt das Thier, welches die Hoffnung der Unſterblichkeit hat.

Geiſtiges Leben, geiſtiger Trieb des Menſchen, Dämmerung einer göttlichen Urwelt voll Licht und Glanz. Auch bei den am meiſten heruntergekommenen, man mögte ſagen verſunkenen Völkern, die faſt nur in thieriſcher Noth und Wuth einherzugehen ſcheinen, ſind immer noch Spuren dieſer Dämmerung. Gott Unſterblichkeit Wiſſen Gewiſſen Gewiß. O das köſtliche Wort Gewiß mit Gewiſſen verbunden, dieſer Stern, der unſer Schifflein zu einem nicht trügeriſchen Hafen führt! Was iſt uns ſo gewiß als das Gewiſſen, die moraliſche Überzeugung, die uns den verborgenen Gott lehrt, die Gewißheit unter der linken Bruſt? Der Teufel wäre Schöpfer, es bliebe nur ein Gott der Wölfe und Schlangen und der Raupen und Skorpionen, wenn jene Gewißheit lügen könnte. Alſo in der Tiefe der Tiefen Gottes und in der Tiefe unſers Herzens Geſetz der Liebe, Geſetz der Zweckmäßigkeit; alſo Liebe Leben Vergeltung und Sehnſucht und Hoffnung jener Güter, welche wir nicht mit den Augen ſehen ſondern mit den Herzen. Wo ein nicht entartetes nicht verſunkenes Volk lebt, lebt auch dieſe älteſte tiefſte Offenbarung, dieſer große allmächtige consensus generis humani: die Geſammtſtimme der Geſammtglaube die Geſammthoffnung.

Und hierauf, auf dieſe herrliche Übereinſtimmung des ganzen Menſchengeſchlechts, weiſen wir nicht nur den Forſcher hin, ſondern wir ſtoßen ihn darauf als auf einen ſcharfen Dorn, woran er ſich das Herz blutig reißen ſoll, damit es ſich durch die brennende Wunde beſinne. Dieſen gemeinſamen Trieb, dieſen consensus ſollte der geiſtige Forſcher, welcher über den Menſchen und ſeine Beſtimmung grübelt, doch wenigſtens eben ſo weit ehren, als er ihn in den Geſchlechtern der Biber Ameiſen und Spinnen ehrt. Will ihm der Faden jedes Zweckes und Endes in dem Gewirr der Dinge abreißen und in das Knäul des Geheimniſſes zurückſchnurren, hier und hier allein wird er den Menſchen finden und in dem Menſchen den Schlüſſel zur Natur und zu ihm ſelber; er wird bei dem Übel nicht wimmern und bei dem Böſen nicht verzweifeln, deren dieſe Erde ſo voll iſt; er wird, da er mit Menſchen glauben und hoffen gelernt hat, bei dieſem betrübenden Gedanken die Hände zuſammenfalten und anbeten und rufen: Gott mein Herr und mein Retter! dieſe Räthſel, welche kein Weiſer mir löſen kann, wirſt Du in einem lichteren Seyn mir löſen; hilf mir nur lieben und glauben!

Thier Geiſt Erde Himmel einander gegenüber. Wir führen beides, das Thier den Geiſt, der eine mehr von dieſem, der andre mehr von jenem. Der Himmel wölbt ſich ſo freundlich über und um unſre Erde; es däucht uns oft, als ob wir in die Unendlichkeit ſeiner Welten nur ſo hineinſpringen könnten; und dann wieder — o wie fern fern, wie ſchauerlich abgründlich und verſchlingend zugleich und wie unerreichlich! Und wann der zarte vom Herzen auslaufende Faden abreißt, an welchem wir uns in die Unendlichkeit hinaus- und hinauf-ſchwingen, o dann wird ſelbſt dieſer kleine neblichte Erdball ſchon eine Unermeßlichkeit, aber wie öd und wüſt! und ſelbſt das Grab, das wir mit drei Schritt ausmeſſen können, wird eine graunvolle lichtloſe unendliche Höhle.

Älteſte Zeit älteſte Geſchichte Urſprünge und Anfänge unſers Geſchlechts. Nichts: keine ſichere Überlieferung keine Geſchichte; alles voll Räthſel und den verſchiedenſten Fragen und Antworten preisgegeben: ſo daß zum Beiſpiel bei der Geſchichte des Menſchen Einige mit der vollſten thieriſchen Rohheit beginnen und das brutum unbegreiflich zum Menſchen aufſteigen laſſen, Andere gemäß der älteſten Sage unſrer Heiligen Schriften und den Sagen anderer Völker den Urmenſchen rein hochſinnig tiefſinnig geiſtig und engliſch von Gott auf dieſen Planeten geſetzt, hier durch eigne Schuld fallen und entarten und in den mannigfaltigſten Stufen theils ihn in dieſer Entartung immer tiefer herabſinken und ſich entmenſchen und entgöttlichen theils ihn zu einem beſſeren Zuſtande, aber mit den verſchiedenſten Graden und Schattierungen, ſich wieder emporarbeiten laſſen.

Fragen wir nun nach den Anfängen oder den Fortſetzungen dieſer verſchiedenſten Menſchenzuſtände und ihrer Entwickelungen, ſo bekommen wir leider nirgends ganz beſtimmte Antwort, aber wir gelangen doch, wenn nicht zu Einer großen Wahrheit, doch zu vielen höchſt merkwürdigen und lehrreichen Wahrſcheinlichkeiten, die uns, wie einmal unſer umwölktes Erdenſchickſal iſt, leidlich glücklich führen können.

Der Erdenmenſch wird auch durch die Elemente der Erde gemacht und verändert: Land Waſſer Berg Thal Sumpf Wüſte Fruchtbarkeit. — Klima: Kälte und Hitze, kaltes warmes mäßiges heißes kälteſtes heißeſtes Klima, terra hominibus negata. — Sitten Geſetze Religionen, freiwillige oder erzwungene; aber wie ſelten reicht uns die Geſchichte den Faden das Freiwillige oder Erzwungene auch hier zu erkennen! Hier iſt ein mannigfaltigſtes Spiel von Ähnlichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten, auch von einigen wenigen ausgemachten Wirklichkeiten.

Klima. In den mäßigen in den warmen Ländern blüht die Freude und der Segen der Menſchheit, man könnte ſagen, die Freude der Arbeit und des Kampfes: denn Menſchen ſeyn heißt Kämpfer ſeyn ſagt Goethe. In dieſen Klimaten iſt das Licht nicht ganz verdunkelt und, wenn es mal verdunkelt war, immer wieder zu Luſt und Leben angezündet. In kalten Ländern iſt der Kampf faſt zu ſchwer, die Mühen zu mächtig, bleibt ob den Mühen und Beſchwerden dem Geiſte zu edlen Übungen nicht Luſt noch Muße; es kann in ihnen der Menſch das Edle und Menſchliche durch Sitte und Kunſt behaupten, aber fortbauen fördern fortbilden kann er das Geſchlecht nicht. Die heißeſten und die kälteſten Länder ſind den Menſchen verſagt; ihre Überſchrift heißt Starrheit und Faulheit, immer ein Zuviel oder ein Zuwenig. Zwiſchen den Eisbergen Grönlands und Kamtſchatkas zerklumpen ſich die Menſchen, der Geiſt friert ein; mit der brennenden Sonne des Senegals oder Nigers über der Scheitel erſtarrt der Geiſt auf andre Weiſe. Es fehlen die zarten und lieblichen Wechſel und Spiele der Natur, welche zuweilen zu viel und bald wieder zu wenig giebt. Überfülle und Übermaaß ſteht auch hier neben dem Mangel. In dem Menſchen herrſcht hier das Blut und die Leidenſchaft, in deren ſtürmiſchen und frühreifen Schwelgereien der Gedanke gleichſam erſäuft. Der Menſch iſt hier Sklav der Natur, Sklav ſeiner Triebe und faſt unvermeidlich auch Sklav eines Tyrannen. Dies ſind Länder, in welchen eigentlich kein Menſch wohnen ſollte, weil in ihnen die Menſchenbilder Bilder der Niedrigkeit, Thierheit und Knechtſchaft werden müſſen.

Was Sitten Geſetze Religionen vermögen, zumal wenn ſie die Herrſchaft vieler Jahrhunderte oder gar einiger Jahrtauſende geübt haben, bedarf keiner Belege. Man denke an die Hindu und an Ägypten mit ſeinen Prieſtern und Kaſten, an Hebräer und Hetrusker, an Griechen und Römer; man vergleiche die Welt der Chriſten mit der Welt der Mahomedaner; man ſtelle ſich den Engländer dem Chineſen gegenüber, das lebendige ſtrebende Europa dem erſtarrten verſunkenen Aſien, und man verſteht, wohin dieſe Winke zielen.

Stämme, Arten der Menſchen, Verſchiedenartigkeit der Völker, auch der verwandten Völker, Verſchiedenheit der einzelnen Stämme eines Volks unter gleichen äußeren und inneren Bedingungen des Daſeyns. Hier ſtoßen wir bei den Fragen über die Urſprünge und Anfänge und über die Verwandlungen und Veränderungen auf Räthſel, die nicht mehr löslich zu ſeyn ſcheinen. Unſre Beobachtungen ſind wohl alle zu jung, wahrſcheinlich würden Jahrtauſende fortgeſetzter Beobachtung und Aufzeichnung dazu gehören, um in dem Einzelnen Neugewordenen die Spuren des Früheſtgewordenen zu entdecken. Wir erblicken den Mongolen und Kalmücken, den Kaukaſier und Neger, den gewaltigen Weſtfalen und Normann und den Zwerg Lapp und Samojede genannt. Wir mögten bei dieſem Anblick glauben, an der Wiege ſo ungeheurer Verſchiedenheiten und Stufen hätten auch verſchiedene Adame und Even geſtanden, aber der Naturkundige ſagt uns: was mit einander zeugt und artet, iſt Eines Stammes, und das ſogenannte Geſetz der Sparſamkeit oder vielmehr der Weisheit Gottes befiehlt, daß wir glauben ſollen, alle dieſe Verſchiedenheit ſey doch aus Einem Menſchenpaar entſprungen.

Sie iſt nun da, und wir können das augenſcheinlichſte Ding nicht wegleugnen, welches uns von verſchiedenen Menſchenſtämmen oder Menſchenraçen ſprechen läßt. Wir glauben nicht mit manchen Naturkundern, daß die Menſchen, als ihre Zeit gekommen war, als der Planet Erde für ſie reif und fertig war und ſie für ihn brauchbar waren, mit anderm Gewürm aus dem zeugenden und gebährenden Schlamm nur ſo zufällig hervorgeſtiegen ſind; wir halten ſie für Geſchöpfe höherer Ordnung und höheren Zwecks, aber das Wie und das Wann aus der Hand und nach dem Plan des Machers und Schöpfers, der ſie hieher ausgeſetzt hat, iſt uns in Vielem ein Geheimniß geblieben. Wie die Beſchaffenheit unſerer Kugel war, wie bildend, wie faſſend oder zwingend die Gewalt der

Elemente, als der Menſch auf ſie geſetzt ward; wie die Beſchaffenheit des Urmenſchen war, wie weich oder wie hart ſein Thon, wie mehr oder weniger leicht für allerlei und mancherlei Geſtalt bildbar — auch davon wiſſen wir nichts. Wie ich oben bekannte, unſre Beobachtungen in Hinſicht der Möglichkeit der Racenbildung auch in der geſchichtlichen Entwickelung und Bildung unſers Geſchlechts ſind zu jung, und die beiden letzten Jahrtauſende haben, wie es ſcheint, keine neue Stämme mehr entſtehen geſehen. Die Naturgewalt mußte zwingender tyranniſcher ſeyn, der Menſch mußte gegen dieſe Naturgewalt weicher bildbarer vertheidigungsloſer ſeyn, als es heut am Tage liegt, damit näher den Polen die Zwerge Samojeden und Eskimos durch die grimme Kälte verkürzt entſtehen konnten, damit die glühende Sonne dem Neger ſeinen unauslöſchlichen Karakter einbrennen konnte, damit die Köpfe und Züge der Mongolen Malaien Kaukaſier ſo wunderſam verſchieden geſtaltet werden konnten, als die gegenwärtige Erſcheinung ſie zeigt. Freilich immer wirkt Himmel und Erde Sumpf oder Gebirg Meer oder Mittelland mit mannigfaltigſter Verſchiedenheit bildend und beſtimmend auch jetzt noch ſelbſt auf die Menſchen gleiches Stammes, freilich auch jetzt noch iſt die mit faſt zwingender Übermacht ergreifende Tyrannei ſchlimmer Klimate, wie z. B. Afrikas der Gegenden des Amazonenſtroms der Inſeln und Küſten Auſtraliens eine mächtig ändernde und faſt überwältigende; der Enkel des Portugieſen in Indien des Spaniers in Kolumbien des Engländers am Ganges muß in unendlich vielen Beziehungen ein andrer Menſch werden als ſeine Stammgenoſſen in Europa, er muß hundert Spuren und Züge eines andern Welttheils eines andern Klimas tragen — aber wir ſehen keine neuen Gebilde mehr entſtehen, die man faſt Urgebilde nennen könnte, wie uns der Neger Lappe Mongole als ein ſolches Urgebild erſcheint. Oder iſt, wie geſagt, unſre Beobachtung zu kurz, und gehören zu ſolchen Umbildungen oder gar Neugeſtaltungen Jahrtauſende? Und Beobachtungen von ſolcher Länge liegen uns freilich nicht vor; ja wir zählen ſie erſt ſeit ein paar Jahrhunderten.

Das ergiebt ſich freilich bei dieſen räthſelhaften Erſcheinungen in der Entwickelung und Vermannigfaltigung des Menſchengeſchlechts, daß nach den Ergebniſſen der Erfahrung und nach den geſchichtlichen Überlieferungen, wie ſie nun wenigſtens von beinah drei Jahrtauſenden vor uns liegen, Solches, was man eine neue Art nennen könnte, nicht mehr friſch entſtanden iſt. Wir finden vielmehr, daß die Völker, wann ſie eine gewiſſe Stufe der Bildung und Kunſt des Lebens erreicht haben, wann ſie mit feſt beſtimmten und gegründeten Sitten Gebräuchen Religionen Verfaſſungen gewaffnet ſind, ſich mit zäher und außerordentlicher Kraft gegen die Naturgewalt wehren, und ſelbſt unter ungünſtigſten Umſtänden, wenn auch der Leib und ſeine Geſtalt ſehr ergriffen wird, den Geiſt und ſeine Geſtalt, ihr eigenthümliches geiſtiges Daſeyn, ſehr lange retten und behaupten können. Die Völker und ihre Arten haben gleichſam einen character indelebilis, deſſen Grundfarbe durch keine Gewalt des Klimas ganz verwiſcht werden kann; die Schattierungen die Veränderungen durch hunderttauſend große und kleine Einflüſſe und Einwirkungen geben wir zu, aber es bleibt etwas Urſprüngliches, deſſen Anfänge in Nacht gehüllt ſind.

Stämme gegen einander gehalten, Welttheile gegen einander gehalten u. ſ. w. Welch ein Ocean! und in dieſem fluthenden Ocean des Wechſels und der Mannigfaltigkeit welche Stufen auf und ab in den verſchiedenen Geſtaltungen und Bildungen Trieben und Leidenſchaften Vorzügen und Mängeln! und wie oft ſtaunt und zagt hier die Beobachtung, einem Strich weiter zu folgen, ein Urtheil abzuſchließen! Es hat hier auch Schrecken und Grauſen, nicht allein, daß man hart und unmenſchlich geſcholten werde ſondern weil man Hartes und Unmenſchliches findet.

Die Frommen zürnen oft, welche in dem göttlichen Ebenbilde, dem freilich verſtörten und verdunkelten aber doch immer göttlichen, gleiche Anlage zur höheren Vermenſchlichung und Geſittung, daß ich's kurz ſage, zur Wiederherſtellung aus der Verſunkenheit erblicken wollen. Sie ſollten doch nur bedenken, daß es keinem Bauer oder Baumeiſter einfallen wird der Eſpe Eiche und Erle dem Haferkorn und der Weitzenähre der Neſſel und dem Klee gleiche Würdigkeit beizulegen, und doch ſind es alle Bäume und Kräuter. Geht hin, fragt Gott um ſeine Geheimniſſe aus und um tauſend und aber tauſend Räthſel, die er ſich vorbehalten hat, aber ſcheltet nicht auf uns. Denn dieſe guten frommen Leute ſchelten und ruſen über Liebloſigkeit und heidniſcher Anſicht der Dinge, wenn man den Hellenen über den Mauren den Deutſchen über den Slaven den Schweden über den Finnen ſtellt. Sie ſagen: Gott hat alle Menſchen in gleicher Würde und zur möglichen Erreichung gleicher Würdigkeit geſchaffen; laßt nur die Umſtände der gehörigen Entwickelung kommen, und der Karaibe wird den Hellenen der Hottentott den Engländer einholen. Das Erſte will ich nicht leugnen — denn das iſt Gottes auch von mir geglaubtes Geheimniß: er muß in der tiefen Verborgenheit ſeines Unbegreiflichen eine andre Schätzung haben, als welche wir an die Dinge legen und daran legen müſſen; das Zweite leugne ich einſtweilen, denn das weiß ich durch eine ſchon ziemlich lange Erfahrung, woran ich mich bis auf weitere Erklärung Gottes halten muß. „Die Zeit der Verſunkenen „der Verkommenen der Entarteten und Entſtellten wird einſt kom„men.“ Möglich aber nicht wahrſcheinlich, wenn wir nicht zugleich Umgeſtaltungen von Sonnen und Planeten gleichſam Neuſchöpfungen und alſo auch gleichſam Neuſchöpfungen des Menſchen vorher annehmen. Denn freilich bei Gott iſt kein Ding unmöglich, und von dem Ablauf von Zehntauſenden von Jahren und von ihren Verwandlungen können wir keine Überſicht erlangen. Unſre Geſchichte, wo wir zwiſchen Fabeln und Sagen nicht hin und her tappen, iſt dreitauſend Jahre alt, und kaum; unſer Erreich und Bereich iſt kurz, unſer Urtheil überhaupt iſt durch Ähnlichkeiten nach Wahrſcheinlichkeiten beſtimmt, und zwar nach Wahrſcheinlichkeiten dieſer kurzen Zeit. Das Übermenſchliche wollen wir gern glauben, aber das Unmenſchliche können wir nicht glauben, daß aus dem Hagedorn eine Eiche werden kann.

Das iſt am allerwenigſten und nirgends in der Welt wahr, daß, wenn für Menſchen gleiche Gunſt der Umſtände Klimate Zeitalter Geſetze Religionen da iſt, auch gleiche Entwickelungen und Erfolge ſeyn werden. War dies ſogleich da im Anfange an der Wiege der Völker, dann mag es gelten, aber wie weit ſtehen wir von der Wiege der Welt und alſo auch von der Wiege des Menſchengeſchlechts!

Die Welttheile. Aſia Europa Nordafrika — da war das Leben und der Trieb der Weltgeſchichte. Sie ſind jetzt faſt ganz in das kleine Europa entwichen.

Wie viele Fragen und wie viele unbeantwortliche Fragen hier! War Amerika ſchon Etwas? Als Kolumbus es fand, war es faſt ein Nichts, meiſtens ſchon eine verdorbene Welt, keine unſchuldige Kinderwelt unſers Geſchlechts mehr. Man findet dort täglich mehr Denkmäler, welche auf eine gebildetere, edlere Zeit der Menſchheit hinweiſen. War Südafrika war Auſtralien anders mit ſeinen Geſchlechtern, als die Sonne anders zur Erde ſtand oder vielmehr dies bischen Erde in anderer Stellung und Richtung um die Sonne herumtanzte? ſind dieſe Welttheile eine Spatgeburt, kann und ſoll noch etwas aus ihnen werden? oder ſind ſie ohne graues Haar ſchon Greiſe?

Veredelung Wildlinge Chriſtenthum Ausſterben. Dieſe unterſtrichenen Worte ſind inhaltſchwer. Man höre:

Es iſt ein eignes Ding um die Veredelung. Ja wenn nur alles veredelt werden könnte. Man gehe hin zum Gärtner und lerne von ihm. Er nimmt edle Keime und pfropft ſie ein, er nimmt edle Zweige und ſetzt ſie auf; aber er läßt hier nicht den Zufall walten ſondern ſucht ſich die Wildlinge aus, welche der Wind und die Vögel und Thiere im Walde ausgeſäet haben; er wählt ſich die geſundeſten gradeſten Stämme, wodurch er die Adlichkeit der Früchte fortpflanzen will; er glaubt nicht, daß ſein edles Reis die Kraft habe den gekrümmten Stamm grad zu machen, dem vom Krebs angefreſſenen Wildling durch friſchere ſüßere Säfte reinen Saft und friſche Rinde zu ſchaffen. Wir erblicken auf dieſem Felde höchſt bedeutungsreiche und merkwürdige Ergebniſſe und Erlebniſſe. Das Chriſtenthum iſt der freſſende Feuergeiſt der Reinigung, daß es die verdorbenen und faulen Säfte der Welt ausbrenne, es iſt der ſanfte heilende umwandelnde Liebesgeiſt, daß es das Schwache Kranke Muthloſe belebe erquicke und erhebe; wohin ſein Odem gehaucht hat, blüht verjüngtes geſtärktes Leben; wo nur irgend noch genug Kraft war, zu jugendlichen Sproſſen erregt und belebt zu werden, muß neues Leben grünen. Wir haben die Wilden Nordamerikas geſehen, wir ſehen die Wilden der gegenwärtigen Tage in Kalifornien Braſilien am Amazonenſtrom. Sie ſind nicht allein vor der wilden Habſucht und dem grauſamen Eiſen und den grauſameren Zerſtörern Blattern und Brantwein, welche beide Peſten die Europäer ihnen gebracht haben, in die fernere Wildniß entwichen und allmälig von Zehntauſenden auf Hunderte und von Hunderttauſenden auf Tauſende zuſammengeſchmolzen — nein! ſie ſind recht eigentlich vor dem Chriſtenthum untergegangen, indem ihre Wildheit ſich den Künſten des geſitteten Lebens den Mühen des Ackerbaues der Schifffahrt u. ſ. w. durchaus nicht ergeben noch bequemen wollte. Ja muß man auch für Amerika zugeſtehen, daß dort zum Theil wirklich verwüſtende und hin und wieder vertilgende Grauſamkeit mitgewirkt hat, daß das Chriſtenthum dieſe unglücklichen Wildlinge nicht mit der ſanften Stimme gelockt hat: Kommt zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid! ich will euch erquicken; mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht, ſo haben wir die andre jüngſte Erſcheinung vor Augen, die Bewohner der Südſee-Inſeln, der ſogenannten Freundſchafts- und Geſellſchafts-Inſeln. Dieſe Inſeln waren in den Jahren 1770 und 1780 liebliche idylliſche Bilder unſrer Kindheit, vorzüglich durch die reitzenden Schilderungen Forſters des Jüngern. Es kam uns vor, als ſey ein neues Paradies, ein Garten Eden der kindlichen Unſchuld und Glückſeligkeit entdeckt. Der Jüngling hatte nur das milde reitzende Klima, die luſtigen Jugendgeſtalten eines glücklichen Völkchens, er hatte, ſo ſchien es, nur das Fröhliche und Anmuthige dieſes Bildes und dieſes Volkes geſehen; ſein Blick war ſelbſt noch zu jung und zu unſchuldig, als daß er die leider gewöhnlichen, geſchweige die ungewöhnlichen, Gebrechen des Menſchengeſchlechts ſchon hätte gewahren können. Aus den Beſchreibungen und Berichten der ernſteren Männer, aus den Tagebüchern der Cooke und Bougainville traten auch dieſe hervor. Wo an den Seegeſtaden jener glückſeligen Inſeln unter den Palmenbäumen der Brodfrucht ein ſchönes anmuthiges unſchuldiges Menſchengeſchlecht paradieſiſch und unbewußt ſein Leben zu durchſpielen ſchien, entdeckten jene ernſteren und älteren Männer blutige mörderiſche Kriege der einzelnen Häuptlinge, Tödten Schlachten und Freſſen der Gefangenen, Tyrannei und Schwelgerei der Vornehmen, welchen viele als Sklaven dienten. Wo blieb da die müheloſe freundliche friedliche Unſchuldwelt Forſters? Wie dem immer ſey, wir können nicht wegleugnen, daß europäiſche und amerikaniſche Schiffer Franzoſenſeuche Blattern und Brantwein zugleich mit wohlthätigen Reitzen der Kunſt und Bildung zu dieſen Inſulanern gebracht haben; aber mit Waffen der Habſucht und Eroberungsluſt, wie jenen amerikaniſchen Wildlingen einſt widerfahren, ſind ſie nicht zu dieſen Inſeln gekommen, ſondern die Engländer vor allen haben als Gegengewicht gegen jene Einſchleppung der Übel und des Böſen mit menſchlichem chriſtlichem Sinn, mit Opfern von mancherlei Gaben und Lehren der Bildung, mit Darbringung und freundlicher Anbietung der allerköſtlichſten göttlichſten Gabe, der Gabe des Chriſtenthums, den wüſten heidniſchen menſchenfreſſeriſchen Sinn dieſer unmündigen ſogenannten unſchuldigen Naturkinder zu zähmen und zu veredeln zu erhöhen und zu bilden, kurz zu vermenſchlichen geſucht. Freundliche und friedliche Miſſionen zur Bekehrung und zur Entwilderung, mit keiner andern Gewalt als mit der Gewalt des ſtillen Worts und der ſanften Lehre, beſſere Wohnungen gebaut, europäiſche Hausthiere eingeführt und gemehrt, Ackerbau und Gärtnerei gelehrt, geſchicktere Benutzung des Fiſchfangs gewieſen, Unterweiſung in dem Chriſtenthum und den Elementen der Wiſſenſchaft, Schulen und Kirchen gegründet, die blutigen inneren Kriege geſtillt, die Menſchenfreſſerei verflucht, die Sklaverei abgeſchafft. Und was iſt bisher der Erfolg oder Ausſprung dieſer edlen Beſtrebungen? Die alte Fröhlichkeit und Luſtigkeit jenes Unſchuldlebens, wie man es nannte, iſt dahin, die Lebenskraft ja ſogar die Zeugungskraft ſcheint nach der Zeigung und Anweiſung, daß Mühe und Arbeit und nach vollendeter Mühe und Arbeit Muth und Stolz der Männlichkeit und Freiheit und der Aufblick zum Himmel und die Hoffnung der himmliſchen Güter der Preis alles Lebens und Strebens ſeyn ſolle und ſeyn werde, mehr und mehr zu verſchwinden; die Volksluſt und die Volksmenge nimmt von Jahr zu Jahr ab, ſie vergehen nicht bloß durch Brantwein und Luſtſeuche, ſondern dieſer Wildling, der weiland der glückliche Naturmenſch hieß, kann die Sonnenſtrahlen der Bildung, er kann die ſanfteſten Sonnenſtrahlen der Lehre Jeſu Chriſti nicht vertragen. Er ſcheint wie jene Amerikaner ausſterben und dauerhafteren und bildungsfähigeren Geſchlechtern Platz machen zu wollen.

Aſia. Vorderaſien und Mittelaſien gemeint; der höchſte Norden und tiefſte Süden Aſiens ſcheint der Menſchheit ſehr verſagt, iſt der Geſchichte ganz verſagt. Große Unmittelbarkeit der Menſchen, mit uns verglichen, ein Zuviel, wodurch oft ein Zuwenig wird, unmittelbare Anſchauung, große Macht und Gewalt der Triebe und Leidenſchaften, volles Maaß und alſo leicht Übermaaß, Mangel an Schwingung, Deſpotismus des Gedankens und der Perſon. Die Perſönlichkeit beginnt erſt am Mittelmeer: Judäa Tyrus Hellenen; ſelbſt in dem Polytheismus iſt es da ganz anders als bei den Chineſen und Indiern, wo die Perſonen entweder in den Ideen ganz verſchwimmen oder auch in abentheuerlichſten Fratzenbildern hervortreten.

Wir beſtreifen einzelne dieſer Ausſprüche mit einigen Bemerkungen:

Ich ſpreche von *großer Unmittelbarkeit* der Menſchen. Wie iſt das gemeint? Aſia iſt gleichſam der Weltkern, auch ſein Menſch hat einen gewaltigen Kern, eine mächtige Genüge des Daſeyns, eine gewiſſe ſtille unbewußte Gewalt, womit er uns Europäern einbildet, er ſey ein vorzüglicheres begabteres Weſen als wir. Es iſt wahr, er ſteht wie ſein Löwe Tiger Elefant, gleichſam ein Gleichbild dieſer Geſchöpfe, der Natur und ihren Kräften und Einflüſſen mächtiger gegenüber, er wird durch das Kleine und Mittlere wenig berührt, kaum erregt, nie erſchüttert. Er empfindet und beſitzt das Große und Gewaltige ganz, er hat Natur und Gott unmittelbar vor ſich und neben ſich, und nur dieſer mächtigſten Majeſtät erbebt er. Wenn der Perſer vor der Sonne kniet, wenn Moſes vor dem brennenden Buſch anbetet, wenn Seetzen und Hornemann mit den Karavanen bei Sonnenaufgang das Morgengebet halten und aus der tiefen Stille der Frühe aus tauſend Stimmen die ewigen Worte klingen: *Groß iſt Gott, Gott allein iſt groß und gerecht*, da fühlen auch wir Kühleren uns von der einfältigen Großheit des Morgenlandes angeweht und durchzittert. Selbſt die Sprache der Orientalen iſt für viele von uns ein Buch nicht nur mit ſieben ſondern mit ſieben und ſiebenzig Siegeln, jedes Wort ein treffendes ſchlagendes blitzendes Bild, welches wir in unſer kühleres Weſen und Empfinden kaum überſetzen können. Ja ſo groß und allmächtig ſteht dem Aſiaten das Ewige und Unbegreifliche Gottes vor Augen, daß er faſt immer in dem Gefühle iſt wie einer etwa in einer Feldſchlacht oder bei vortrefflicher Darſtellung eines vorzüglichen Trauerſpiels. Ihm ſchwebt die ganze volle Vergänglichkeit alles Geſchaffenen immer lebendig vor Augen; *ihm däucht* das Leben ein Nichts, und darum hat er es ganz und voll, darum bebt er nicht europäiſch vor dem Tode ſondern nimmt ihn und jede Unvermeidlichkeit gelaſſen hin; er iſt frei von den meiſten Sorgen und Schrecken und faſt von allen leeren Eitelkeiten Neigungen und Erbebungen des ärmeren und ſchwächeren Abendländers.

Es iſt hievon vieles wahr, die Dinge ſowohl innerlich als äußerlich betrachtet, aber doch ſieht dieſe Erſcheinung, dieſe Vorzüglichkeit, womit man den Aſiaten ausſtatten will, prächtiger aus, als ſie iſt. Jene Ruhigkeit, jene Unerſchütterlichkeit, womit wir einzelne große Aſiaten, womit wir ihre Weiſen und Propheten und manche ihrer Helden und Herrſcher durch das Leben wandeln und oft in den bitterſten ſchmachvollſten quaalvollſten Tod gehen ſehen, macht auf unſer Gemüth einen mächtigen Eindruck der Herrſchaft über ſich ſelbſt und über alles Zufällige und Nichtige des Lebens. Weil der Morgenländer nicht beweglich iſt wie das Abendland, däucht er uns prächtig und ſtolz, wo wir oft eitel und prunkiſch erſcheinen. Aber treten wir näher heran, ſchauen wir tiefer hinein, ſo bleibt auch hier das Meiſte nur Schein, unbeſchadet deſſen, was die edleren Naturen und Genien Aſiens darſtellen. In mancher Beziehung und wenn wir Ähnlichkeiten zur Vergleichung herbeizer[illegible] wollten, würde uns der Neger hier ja noch großartiger dünken müſſen. Denn wahrlich das iſt einmal eine Majeſtät des Menſchen, wenn ſolches eine Majeſtät genannt werden darf, wie der Kerl das unvermeidliche Unglück zu empfangen und zu dulden und wie ruhigen Blickes er den Todesſtreich zu erwarten weiß. Nein! es iſt bei dieſer Fülle, bei dieſer löwen- und tiger-artigen Kräftigkeit des Daſeyns auch eine Starrheit eine Gefühlloſigkeit ein Mangel; es fehlen auch viele zartere Bebungen und Schwebungen, wodurch weiland und jüngſt vom Sinai und Orontes, vom Taurus und vom Libanon bis zu dem Tajo und der Themſe nach Weſten hin das Menſchenleben veredelt und vergöttlicht werden. Es iſt dies bei dem größten Theil der Aſiaten, und nicht bloß in den beiden letzten Jahrtauſenden ſondern ſchon von älteſtens her zu einer Starrheit Einerleiheit und Gleichgeſtaltigkeit geworden, worin die Freuden und Leiden geiſtiger und politiſcher Regſamkeit und Beweglichkeit nimmer erlebt werden können. Der Morgenländer wird von

Deſpoten beherrſcht und endlich niedergetreten, weil ihm die Triebe mannigfaltiger Neigung und Bewegung und ſchwunghafter und tummelhafter Freiheit fehlen. Weil er ein Zuviel hat, eine mächtige Selbſtgenüge des Daſeins ein gewaltiges Bewußtſeyn des Einfachſten und Größten, ſteht er leicht ſtill, wünſcht und begehrt zu wenig; und ſo begegnet ihm das Natürlichſte, daß er als Bürger ein Zuwenig bekommt — er wird leicht ein Sklav.

Die Perſönlichkeit beginnt erſt am Mittelmeer. In das Mittelmeer und was von ſeinen Wellen umſpült wird iſt gleichſam die Mittelwelt die Mittelerde der alten germaniſchen Sage; von dieſem heiligen Meere her ſind die Samen aller Bildung Freiheit und Menſchlichkeit bis in den äußerſten Weſten Europas und bis in den Oſten der Neuen Welt hinübergeweht. Hier beginnt Leben Freiheit Sittlichkeit Wiſſenſchaft Kunſt im höheren Stil. Hier finden wir zuerſt und vor allen andern die Hebräer oder die Kinder Iſrael, einſt der Haß des Menſchengeſchlechtes und noch jetzt der Spott der Völker und in manchen Ländern als der Auswurf und Abſcheu der Sterblichen betrachtet, und doch welche Wohlthäter unſer aller, gleichſam ein großes blutiges hiſtoriſches Opfer, welches Gott in ſeiner unerforſchlichen Weisheit als ſolches aufbewahrt und zum Heil des Geſchlechtes hingegeben hat. Wenn in Aſien in den Sagen und Urgeſchichten der Chineſen Indier und Perſer einzelne Perſonen erſcheinen, ſo erſcheinen ſie faſt immer nur als Geſammtbilder des Gedankens als mythiſche mit Übermenſchlichkeit und mit übermenſchlichen Kräften und Eigenſchaften begabte und gerüſtete Weſen; ſie erſcheinen und verſchwinden und endlich gleichwie leere und glänzende Götterträume der Fantaſie. Wie gar anders alles bei dem Hebräer! Sein Adam und Adams Söhne und Urenkel ſein Seth und ſein Noah ſeine Patriarchen Abraham Iſaak Jakob Melchiſedeck Moſes ſind wahre Menſchen, mit menſchlichen Trieben und Begierden gerüſtete mit menſchlichen Gebrechen und Mängeln behaftete Menſchen, ſie ſind von unſerm Blut und Gebein. So geht es fort durch die Reihe der Richter Helden Könige und Propheten bis zum Schluß des unglücklichen Volkes, wo der Heiland und Weltverjünger kommt, welchen ſie verworfen haben. Wir erblicken hier das Urleben und das ſchöne Urbild, wo der ſterbliche Menſch noch unmittelbar mit Gott um

Gottes Engeln verklärt, aber die begabteſten die begnadigteſten Menſchen, ein Abraham ein Moſeh ein David ein Jeſaias, bleiben mit feſten und ſichern Füßen auf der Erde ſtehen, nicht als ſchwimmende Nebelgeſtalten der Fantaſie ſondern in voller leiblichſter Wirklichkeit auf dem feſten Boden der Erde. Hier haben wir in der Geſchichte zuerſt (denn weiter hin nach Oſten, ſelbſt nach Ägypten hin, iſt alles in jenen Zeiten für uns kaum Dämmerung) die **Perſönlichkeit** dem Himmel und Gott gegenüber in ihre heiligen Rechte eingeſetzt, eine volle Menſchengeſtalt, volle und ächte Triebe im Guten und Böſen; hier thut ſich die erſte Erſcheinung der Majeſtät der ſittlichen Welt auf. Denn nur, wo der Menſch im feſten Gefühle eigener Freiheit und eignen Daſeyns, gelöſt von dem Schrecken der Naturgewalt oder herausgeriſſen aus dem Zuſtande, wo er in einer gewiſſen Starrheit, welche keine Gottheit noch Selbſtmacht iſt, mit ihr zuſammenfällt — nur, wo er auf eignen Füßen ſich ſtehen und wandeln fühlt, Gott gegenüber als das geiſtige Geſchöpf, an deſſen Kämpfen mit der Welt er ſeine Luſt haben wollte, nur da kann von Perſönlichkeit und Sittlichkeit die Rede ſeyn.

Es werden hier alſo die alten Juden, die Kinder Iſrael, gelobt, und müſſen gelobt und glücklich geprieſen werden, weil ſie Gott in ſeiner Perſönlichkeit, nicht in bunt ſchimmernden und zerfließenden Nebelgeſtalten eines mannigfaltig gebrochenen Daſeyns geſchaut haben, weil ſie ihm gegenüber als geiſtige zur Freiheit und ſittlichen Würdigkeit geſchaffene Weſen ſich ſelbſtſtändig empfunden haben. Ich ſpreche hier von den Büchern des Alten Bundes. Dieſe Bücher des Alten Teſtaments was für ein Weltbuch ſind ſie, man möchte ſagen, ein ewiges Lebensbuch für alle Zeiten und Geſchlechter! Das hat nach dem frommen Herder Goethe ſehr ſchön geſagt. Doktor Martin Luther hat dieſe Bücher oder vielmehr dieſes Buch jetzt Bibel genannt zu einem Volksbuche gemacht, und hat damit eine Fülle von Klugheit Verſtand und Weisheit in die Hände des Volks gegeben. Nur die Proteſtanten kennen den Proteſtantismus die helle lichte Klarheit deſſelben von dieſer Seite; denn hier, auf dieſem Felde, muß man ſeine Wirkungen geſehen und erlebt haben. Dem evangeliſchen Bürger und Bauern, dem Norddeutſchen dem Würtemberger Schweizer Schweden Engländer welche reiche Lehre iſt ihm in dieſem Buche, das er in ſeiner Mutterſprache leſen darf, geöffnet und dargeboten! O das iſt eine mächtige ſittliche Kraft in der Verſtändigkeit und Witzigkeit, die es in der Sprache der Einfalt auch dem Geringſten mittheilt, weit über die nüchternen Schulbücher und albernen Kinderſchriften, womit jetzt die Jugend der ſogenannten Gebildeten ach! und leider auch ſchon die Jugend des unterſten Volks zu viel genährt verdreht und geſchwächt wird. Hier, in dieſem Alten Teſtament und in ſeinen Geſchichten, lebt der Proteſtantismus vor den Proteſtanten, das Lutherthum vor dem Dokter Martin. Da ich die Proteſtanten nenne, ſo könnte man mit einer Vergleichung, welche gewiß in manchen Punkten zutrifft, das Judenthum den Proteſtantismus der alten Welt das Hellenenthum ſeinen Katholicismus nennen.

Die Hebräer ſind die Miteinführer und die Mitanführer der Neuen Welt und des ganzen neuen Weltlebens durch Jeſus Chriſtus, der unter ihnen geboren ward und in ihrer Sprache das ewige Heil verkündigte; aber auch die Hellenen ſind es geweſen und ſind es bis auf den heutigen Tag als die Weiſer und Führer der Kunſt und der Wiſſenſchaft. Sie wohnten, wie wir wiſſen, weit verbreitete luſtige Wanderer und Schiffer durch die Welt, auf den Küſten und Inſeln Vorderaſiens bis an die Gränzen der Syrer und Hebräer heran und auf den ſchönen Inſel- und Küſten-Landen des ſüdöſtlichen Europas. Wenn man das Leben jenes edelſten höchſten Volks des Alterthums nach ſeinem vorzüglichen Inhalt des Strebens und Schaffens wägen und würdigen will, ſo kann man auch heute noch mit voller Wahrheit ausrufen: Hier liegt Europa, hier beginnt unſer Europa. Die Griechen hatten den Menſchen entdeckt, ſie hatten ihn nicht bloß in der Menge und Maſſe entdeckt und erblickt, wie ihn der Morgenländer meiſtens empfinden denken und ſehen muß, nein ſie hatten ihn allein entdeckt einzeln entdeckt, freilich mit ganz andern Augen, als die Hebräer ihn ſehen mußten, aber doch mit dem Sinn des Hebräers, mit dem Gefühl ſeiner vollen Perſönlichkeit ſeiner ſittlichen Würde und Selbſtſtändigkeit, welche auch im Leben und Staate eine Selbſtſtändigkeit Freiheit und Sittlichkeit werden ſollte. Die Griechen, die nebſt den Hebräern, welchen ich ihr Erſtlingsrecht auf dieſem Felde nicht verkümmern will, die Anführer des edleren Menſchenlebens, des freien perſönlichen Lebens geworden ſind, wo Ein Menſch, Ein großer freier göttlicher Menſch, Millionen Maſſen gleich wiegt und gleich gewogen wird, waren Polytheiſten, die Hebräer Monotheiſten. Mich kümmert hier nicht, wie Mythologen und Dichter und leichtfertige Spötter die Urbegriffe misgedeutet haben — worüber ſchon zu Sokrates Zeiten die ernſteren Männer klagten — wie Pfaffen und Pfaffengenoſſen für eigenſüchtige habſüchtige Zwecke, endlich auch wohl im dumpfen Wahn — denn Trug und Herrſchſucht bekommt Wahn und Zauberei mit Recht als ſeinen Lohn zurück — ſie zu Zauberei und Magie bis zum Fetiſchismus hinunter entſtellt und verdüſtert haben, der Grieche hat den ſchönen freien Menſchen erblickt und ihn in Gottähnlichkeit abgebildet, er hat den Menſchen als ein Gottesgeſchlecht empfunden gedacht und dargeſtellt, und darum Gott, den in den verſchiedenſten Erſcheinungen Wirkungen Geſtalten zerſplitterten Einen Gott, in ſeinem Polytheismus in den ſchönſten Menſchenbildern dargeſtellt. Die Griechen hatten auch alte Bilder ja ſelbſt alte Klumpen von himmelgefallenen Meteorſteinen, Heiligthümer älteſter Herrſchergeſchlechter, der Sage nach vom Himmel gekommene Klötze und Steinklumpen gleich der Kaaba von Mecca, welchen man irgend ein rohes Antlitz eingehauen hatte; ſie hatten auch ihre ſymboliſchen Thiere und Ungeheuer — aber die Schönheit des Menſchenbildes die Schönheit und Erhabenheit des Bildes von Gott überſiegten das Unvollkommene oder das Ungeſtalte und Garſtige, und in den himmliſchen Geſtalten, die er ſchaute und darſtellte, konnte der glückliche Menſch jenes ſchönen Landes ſich doch zum Himmel der höchſten Bilder aufſchwingen. Wie finden wir es aber ſo gar anders bei dem Ägypter Indier und Chineſen! Da iſt nicht die ſtrenge Ordnung und Zucht des Hebräers in der Ähnlichkeit der ſittlichen Perſönlichkeit Gottes, nicht die göttliche Majeſtät im höchſten Maaße der Macht Majeſtät und Schönheit fröhlich gedacht dargeſtellt und geglaubt, wie bei dem Griechen, aber doch immer, nur in göttlich höheren und höchſten Stufen, mit menſchlichem Maaß gemeſſen — nein, wie des Indiers Berge Gipfel über Gipfel aufſteigend ſich zu überſchwänglichen Höhen aufthürmen, ſo thürmt er in ſeinen Mythologieen und Göttergeburten auch Höhen auf Höhen, maaßlos geſtaltlos ungeheuer, ſo über jede freie Menſchlichkeit, man mögte ſagen, über jede ſittliche Göttlichkeit hinaus, daß den Begriff der Schwindel ergreift, man alles und nichts ſieht und in der wilden breiten Maſſenhaftigkeit untergeht, ohne daß aus jenem Untergange in dem Unendlichen ein Aufſteigen zu unendlichſten erhabenſten Gefühlen möglich wäre. Hier die überſchwängliche unklare und überwältigte Fantaſie ſo lange Bilder aus Bildern Geſtalten aus Geſtalten geboren, aus glänzenden Ungeheuern immer glänzendere Ungeheuer gezeugt, bis der freie Gott der freie Menſch und alſo auch die einfältige ſtille Anbetung und der heitere Dienſt darüber untergegangen ſind. In dem Ungeheuren Ungeſtalten Maaßloſen hat ſich alles verloren, ſelbſt das Garſtigſte und Häßlichſte iſt Gegenſtand der Anbetung geworden, und Schrecken Staunen und Grauen hat das arme Volk zu Sklaven der Götter gemacht, damit ſie dümmere fertigere Sklaven der Prieſter würden; ja bis zum leerſten dürftigſten und zauberiſcheſten Fetiſchismus eines wahren Hexendienſtes iſt bei manchen Völkern, deren Blick weiland heiter und klar zum klaren Himmel ging, das reine Urbild der Gottesverehrung und die fromme Anbetung unbekannter und erhabener Kräfte erniedrigt worden.

Über den Bergen Mittelaſiens gegen Norden bis an's Eismeer auf den reitzloſen bilderloſen geſtaltloſen rohen Ebenen des weiten Sibiriens und Kamtſchatkas ſind Hirten- und Jäger-Völker. Hier nichts als Bilder der Starrheit und Unhuld, zuletzt alles in Eis Schnee und Mangel untergehend. Solche Gefilde ſind die Urſitze der Rohheit und Barbarei, und edlere zartere Gefühle und höhere menſchlichere Entwickelungen bleiben hier eine Fabel. Hier liegt das Meiſte ſtarr, leblos und geiſtlos, gleichſam im ewigen Eiſe erſtarrt wie jene ſeit vielen Jahrtauſenden darunter begrabenen Thiere der Urwelt, die man noch heute mit Haut und Haar unverweſt herauswühlt. So findet man hier auch jene uralte unverwesliche Rohheit mit Haut und Haar noch ungefähr ſo, wie ſie vor Jahrtauſenden geweſen.

Afrika. Der Norden, nämlich Ägypten und was bei den Römern Afrika hieß, gehört gewiſſermaaßen noch zu Mittelaſien und zu ſeinem Klima und Treiben, wie es denn auch in den geographiſchen Begriffe der Alten von Libyen nicht nur verſchieden ſondern auch unterſchieden gedacht ward. Wir verſtehen hier unter Afrika auch jenes rechte Afrika, jenes Libyen der Alten, unſer Mohrenland, das Land der ſchwarzen Menſchen, der Neger.

Ein großer Theil dieſer afrikaniſchen Welt iſt ſchon zu öden waſſerloſen mit Salzkruſten und einzelnen kümmerlichen Sträuchen bedeckten Wüſten abgeſtorben; der übrige hat ein ganz eigenthümliches Leben, im Wachſen und Vergehen im kurzen plötzlichen Wechſel Überfluß und Mangel neben einander; keine Mannigfaltigkeit kein Spiel keine allmäligen ſanften Übergänge und Schattirungen keine zarteren Färbungen und ſchwebenden, geſchweige fliegenden, Reitze: alles Starrheit Einförmigkeit Stärke und Gewalt. Die zu viele Sonne wirkt hier wie an den Weltenden die zu wenige. Leben und Tod ſtehen im Bilde wie im Gefühl zu fürchterlich nah neben einander. Daher Reitzloſigkeit Tyrannei Knechtſchaft der Natur und des Menſchen. Land Menſch Thier (Löw Flußpferd Krokodil Nashorn Elefant Giraffe) der Vogel der Baum alles in Stärke Straffheit Macht und Glanz geſchaffen; aber was weiter? Stummheit und Dumpfheit Starrheit und Schweigſamkeit, glühende Leidenſchaft gewöhnlich im ſtarren Schlaf, wie der Löw und die Schlange hingeſtreckt liegt, dann in Zorn und Wuth plötzlich auffahrend und durchfahrend. Alles iſt wie Ein Sprung Ein Schall Eine tiefe Wehklage der Natur in Zorn oder in Liebe, dann wieder langes grauſiges Schweigen. Einförmigkeit der Jahreszeiten, in wenigen Monaten alles Wuchs Blüthe Frucht und Leben, dann wieder langer öder ſtummer Tod in der trockenen Jahrszeit, keine ſanften Schwingungen noch leiſen Übergänge in Tönen Farben Trieben — alſo keine Wiſſenſchaften keine Künſte. Glanz und Macht iſt reichlich ausgeſäet, aber Verſteinerung und Starrheit hält alles gebunden. Sie ſind in dem Diamanten Rubin und Golde auf den Federn der Vögel und in den Knochen des Rhinoceros und Elefanten, aber auch die Thiere ſind hier nur Brüller und Heuler, die Papagaien und andern Buntjacken nur Krächzer und Lärmer, keine Nachtigallen- und Lerchen-Töne gemahnen durch ihre Stimmen an das Saitenſpiel der Menſchenbruſt. Wie könnten in ſolchem Lande Shakeſpeare und Händel geboren werden?

Es bleibt alſo die alte Lehre ſtehen: Gott ſcheint den mittleren Klimaten die Höhe des Lebens und Denkens vorbehalten zu haben. Nur aus der Mannigfaltigkeit der Geſtalten aus dem durcheinanderſpielenden ſanften Wechſel der Jahrszeiten wächſt Schönheit Gedanke und geiſtiges Leben. Aber die Berg- und Hügel-Lande, die Küſten und Meere, worein die großen Pulsadern der Bewegung und Erregung, die Weltſtröme, ſich ergießen, ſind die rechten Zeuger Nährer und Wecker: der ſchöpferiſche Geiſt ſchwebt noch immer vor allen über den Waſſern. Feſt ſteht und bleibt der Spruch: Je weiter vom Meer, deſto weiter von Bildung.

Wenn wir uns alſo die Länder und Völker nach ihren Eigenthümlichkeiten, d. h. nach ihren einzelnen Anlagen Strebungen und Entwickelungen, betrachten, werden wir finden, daß, wie ſehr auch in jedem Volke etwas Geheimes Urſprüngliches iſt, alles doch durch die Triebe Geſtalten und Bilder des verſchiedenen Landes auch verſchieden ſchattirt und gefärbt wird. So die Marſch die Ebne das Gebirg die Inſel und ihre Verſchiedenheiten, auch ihre verſchiedenen Arbeiten Gewerbe Plagen und Bedürfniſſe, und alſo des Menſchen verſchiedener Kampf. Dann wieder die größere Ungleichheit der Klimate, z. B. wenn man alle Deutſche nach Spanien verſetzte, alle Spanier und Portugieſen nach Deutſchland — wie würden ihre Urenkel, wenn ſie auch das Hauptgepräge der Ältervåter behielten, nach Jahrhunderten doch in vielen Beziehungen gar andre Menſchen geworden ſeyn! Vergleiche darum wieder die ſüdlichen und nördlichen Menſchen, vergleiche die Berge Iſauriens und des Libanons mit den Bergen von Katalonien und Biſcaya oder gar mit Tyrol und der Schweiz, und ſchaue, wie die Bewohner derſelben ſich verſchieden gehaben; vergleiche die Matroſen Dalmatiens mit den Matroſen Norwegens u. ſ. w.

Wir kommen nach dieſen allgemeinen Umblicken und Betrachtungen endlich dahin, wo wir länger verweilen wollen; wir kommen nach Europa. Man hat dieſen Welttheil wohl eine tanzende Jungfer genannt, welche Arme und Beine in luſtiger Bewegung mit fliegenden Haaren und flatternden Gewändern einherhüpft. Dies iſt die poetiſche Fantaſterei ihres Daſeyns; das proſaiſche Aug und der proſaiſche Johann Hübner weiland ſieht in ihm nur ein zerriſſenes Kalbfell. Aber welche Bedeutung in dieſen leicht beweglichen Gliedern in dieſen fliegenden Haaren und flatternden Gewändern, in dieſem zerriſſenen Kalbfell! Seine große Beſtimmung zur Herrſchaft ſein Ruhm und ſein Glück beruht eben auf dieſer Zerriſſenheit, daß es rings von Meeren umfloſſen und durchriſſen iſt, daß es großentheils aus Halbinſeln und Inſeln beſtehe. Eben ſeine Meere ſeine Ströme ſeine Häfen und Küſten, kurz ſeine eigenſte Beſchaffenheit und ſein Klima machen es ringsum zugänglich und hauchen es mit der Wanderluſt des Oceans an, geben ihm den kühnen muthigen Reiz auf den Flügeln der Winde den andern Welttheilen zuzufliegen. Nirgends iſt es zu dicken Maſſen zuſammengeklumpt, wie manche der andern: nur im Oſten zwiſchen Archangel und Aſow hin ſperrt es ſich ſchon aſiatiſch der Welt ab und wird von den Winden der Öde und Rohheit überweht.

Es hat die glücklichſten Klimate, warmes gemäßigtes kaltes, nichts heißes; nur ein unbedeutendes Nordſtück, damit es auch ſolche Probe habe, iſt zu kalt.

Es hat meiſtens vier Jahrszeiten, Wechſel Mannigfaltigkeit Bewegung des Lebens der Geſtalten der Triebe.

Es könnte doch roh und todt ſeyn, wenigſtens unlebendiger ungeiſtiger ſeyn, wenn es den belebenden und ewig verjüngenden Samen des Chriſtenthums nicht empfangen hätte. Aber die Art, wie es dieſen Samen aufgenommen genähret und entwickelt hat, iſt doch ſeine eigne Art. Und durch dieſe Art iſt dieſe ſchlanke zartgliedrige Jungfrau, wiewohl bei weitem die kleinſte unter ihren Schweſtern, wirklich die Vortänzerin im Weltenreigen, die Führerin der Zeiten geworden.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der kräftige lebenvolle und ſaftvolle Wildling, Germane genannt, der rechte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelſten Früchte eingeimpft werden konnte. Der Germane und die von ihm durchſchwängerten und befruchteten Romanen ſind die einzigen welche den Himmelskeim durch Theologie und Philoſophie zum rechten Sprießen und Blühen gebracht haben und welche die Reſte der alten eingeſchlafenen und wenig theilnehmenden Welt und die an- und um-wohnenden Völker fremder Art als Allherrſcher beleben und leiten.

Aber das Land Europa, der glücklich geſtaltete und ausgeſtattete Welttheil, beſtimmt und macht allerdings auch die Menſchen.

die über daſſelbe ausgeſäet ſind; indeſſen doch bleibt es ausgemacht: nicht alle Völker würden aus ihm gemacht haben, was die eben genannten Vorherrſchenden. Setze zum Beiſpiel nur Slaven oder nur Galen und Finnen — es wäre die ganze europäiſche und chriſtliche Entwickelung wahrſcheinlich eine andere, ſelbſt mit aller Herrlichkeit und Geiſtigkeit der Religion Jeſu Chriſti. Setze, ganz Europa wäre von einem ſolchen Stamm bevölkert, wie die Hellenen in ihrer Blüthezeit fünfhundert oder vierhundert Jahre vor Chriſto ſich zeigten, wahrſcheinlich wären die Erfolge der Entwickelung und Bildung in Leben Kunſt und Wiſſenſchaft mit dem Chriſtenthum noch herrlicher.

Wenn wir, wie oben angedeutet iſt, auch etwas Urſprüngliches gleichſam Unvertilgbares in den Völkern annehmen müſſen, welche ſchon eine feſte Geſtalt, etwas Geiſtigbeſtimmtes gewonnen haben, wodurch ſie ſich gegen die Natureinflüſſe wehren können, ſo bleibt die Wirkung der Natur und ihrer Gewalten doch eine mächtige; die Freuden und Plagen die Bedürfniſſe und Arbeiten eines jeden Klimas, die verſchiedenen Bilder, welche ein Land den Menſchen zeigt, ärmere oder reichere Bilder, einförmigere oder vielgeſtaltigere, ſchönere oder garſtigere, müſſen durch ihre Spiegelung und Gegenſpiegelung auch verwandte Bilder in der Menſchenbruſt aufſteigen laſſen.

Der Süden. Der Grieche Italiäner Spanier Franzos. Erſcheinung des Guten und des Böſen dort. Lebensfülle Leichtigkeit Geſchwindigkeit Klarheit Ausbildung des Leiblichen ſowohl in dem Menſchen als in dem Thiere, mehr Ebenmaaß und Anmuth, Sinn für das Leichte Beſtimmte Schöne.

Der Norden. Deutſchland England Skandinavien Ungern Polen Rußland u. ſ. w. Eine gewiſſe Langſamkeit und Schwere, ein gewiſſes Trübes und Neblichtes des ganzen Daſeyns, nebelnde ſchwimmende dämmernde Geſtalten der Anſchauung, Unbeſtimmtheit Unklarheit Maaßloſigkeit, weniger Formſinn; die leibliche Entwickelung, ſelbſt die Ausbildung der Geſichter nicht fertig geworden, eben ſo wenig als manche Früchte dort nicht zur Reife kommen; bei kälterem Blute eine gewiſſe unbewußte Gutmüthigkeit, welche der Südländer Schwäche oder Dummheit ſchilt.

Dies alles jedoch tauſendfältig gefärbt ſchattirt modificirt durch die Grundanlage. Schaue Ungern, ſchaue Spanien, ſchaue Frankreich mit ſeinen Stämmen, ja ſelbſt unſer liebes Deutſchland mit ſeinen verſchiedenen Völkerſchaften, die noch heute ihre Verſchiedenheit zeigen, wie ſie vor achtzehnhundert Jahren gezeichnet ward.

Wir betrachten einige dieſer Ausſprüche mit einem etwas länger verweilenden Blick:

Die Erſcheinung des Guten und Böſen. Der Süden hat ſtärkere Triebe, heftigere Leidenſchaften als der Norden; die Sonne fällt nicht umſonſt mit heißeren Strahlen nicht nur auf den Leib des Menſchen, ſie brennt in ſein Blut hinein. Liebe Zorn Haß ſind kräftiger, Liſt und Hinterliſt gewandter und künſtlicher, ihre Ausſprüche gewaltſamer, ihre Erſcheinungen graunvoller. Wenn der gute Deutſche und Schwede bei dem Italiäner Spanier und Südfranzoſen von ſolchen Ausbrüchen und Erſcheinungen hört, ſo kreuzt und ſegnet er ſich dreimal und viermal, und träumt ſich in jenen Ländern leicht ein ganzes Volk von Banditen Giftmiſchern und Dolchſtoßern zuſammen. Es erſcheint das Böſe und Verruchte, es erſcheinen alle Laſter und Gebrechen des Menſchen dort böſer und glänzender als bei ihm. Wenn man aber ehrlich zu Werke geht und ſeine Harmloſigkeit und Gutmüthigkeit nicht zu hoch anſchlägt, ſo wird ſich zuletzt wohl ungefähr ein Gleichmaaß herausſtellen in der Zahl der Gebrechen und Verbrechen, nicht aber in ihrer Art und Geſtalt, diejenigen Länder abgerechnet, wo das Joch und die Mishandlung fremder Völker und manches Andere, was die Einrichtung und Pflegung einer tüchtigen geſetzlichen Regierung hindert, eigenthümliche Verbrechen hegt und nährt, wie z. B. die Chriſten unter türkiſchem Regiment und ein großer Theil Italiens gewiſſe Tücken Niedrigkeiten und Bosheiten zeugten und noch zeugen. Der ganze Unterſchied bleibt nur der, daß das Verbrechen des Nordländers meiſtens einfacher und natürlicher auf ſeinen Gegenſtand losgeht, das Verbrechen des Südländers gewöhnlich entweder mit grauſenhafter Wuth oder ſchlau rachſüchtiger Berechnung. Das Böſe bleibt bei beiden bös, erſcheint aber bei dem Südländer faſt böſer als bös.

Und das Gute? Euripides ſpricht *einfältig iſt das Wort der Wahrheit.* Eben ſo kann man ſagen *einfältig iſt* das Gute. Beide ſein Weſen und ſeine Geſtalt muß ſchlicht und einfältig ſeyn und grade und ohne Umwege auf das Ziel gehend. Es dürfen die Nordländer nicht zweifeln, wie wunderliche Bilder die Durchwanderer und Beſchreiber der Völker ihnen oft auch vorzeichnen, daß die Menſchen im Ganzen dort eben ſind wie bei uns, d. h. daß gottlob die meiſten Menſchen dort auch gute und ehrliche Leute ſind. Aber freilich auch in dieſer Beziehung iſt die Erſcheinung ſehr verſchieden. Der Süden überhaupt iſt reifer, ausgebildeter bewußter als der Norden; auch ſelbſt der gemeine Italiäner und Spanier hat ein mehr klares und heiteres Gefühl als der umnebelte gemeine Engländer und Deutſche. Wie ſeine Geſtalt ſo prägt ſich auch ſein Leben hell aus; was er iſt, das iſt er ganz und tüchtig. Der gute und verſtändige Menſch in jenem Süden hat daher eine Klarheit Gradheit und Einfalt im Guten, geht mit ſo heiterm Verſtande auf das grade Ziel der Dinge und Menſchen los, daß man ihn den müheloſen Menſchen nennen könnte und daß er ſelbſt auf den Nordländer einen unbeſchreiblich rührenden Eindruck macht. Der Nordländer dagegen iſt immer der Mühevolle. Er, welcher der Erde und dem Leben alles mehr durch Arbeit Kunſt und Mühe abgewinnen muß als der ſüdliche Menſch, verliert ſelbſt oft auf dem Wege des Guten, den er wandelt, die kühne ſtille Gradheit, welche der Südländer in allen Dingen von Natur hat, und macht durch gewiſſe Umſtändlichkeiten und Förmlichkeiten, welche Unförmlichkeiten geſcholten werden ſollten, es ſich ſelbſt gar oft mühevoll und beſchwerlich; ich meine, er hat häufig den Blick und den Muth verloren, ſelbſt das Gute auf die gradeſte einfältigſte Weiſe zu thun. Ich deute dieſe Verſchiedenheit nur an, die ſich nicht weiter erklären läßt; aber ich glaube, daher iſt mir aus Italien der freundliche Eindruck geblieben, wann ich einen recht guten italiäniſchen Bürger und Bauren traf, daß mir ſeine Gütigkeit und Freundlichkeit, ohne alle Zuthat von Vorreden und Nachreden und jener unangenehmen Komplimentirlichkeit, die uns ſeit ein paar Jahrhunderten angewälſcht iſt, faſt wie eine adamiſche Einfältigkeit und Natürlichkeit vorgekommen und für die längſte lieblichſte Erinnerung bis in's innerſte Herz gedrungen iſt. Der Ausſprung dieſer Anſichten und Erfahrungen: der ſüdliche Menſch geht grader und mächtiger auf das Gute und Böſe los als der nördliche. Verſteht ſich, ich ſpreche von unſern Bildungsſtufen des jetzigen Europas, nicht vom erſten oder zehnten germaniſchen Jahrhundert.

Der Süden hat mehr Leichtigkeit Anmuth Ebenmaaß und Schönheitsſinn. Neben Angebornem (gleichſam Urgebornem) der einzelnen Völker, was hier nicht in Betrachtung gezogen werden ſoll, thun die wärmere Sonne der klarere Himmel alle klareren Bilder der Natur ihre natürliche Arbeit. Alles reitzt lockt belebt den Menſchen zu heitern luſtigen Spielen und Genüſſen, alles muthet ihn an; ſo gewinnt er Leichtigkeit und Anmuth, welches letztere Wort in ſeinem innern Sein wohl nichts Anderes bedeutet als die Gabe, in den Muth und Sinn eines andern mit Leichtigkeit und Gefälligkeit einzugehen, wodurch der Menſch eben *anmuthig* wird. Der leichte Überblick der Dinge, das leichte Wahrnehmen und Faſſen ihrer Geſtalten und Verhältniſſe, kurz das leichte Zuſammenfaſſen des vielen Einzelnen und Mannigfaltigen zu einem gefälligen Ganzen iſt der Formſinn, die Gabe des Schönheitsſinnes. Der ſüdliche Menſch beſitzt dieſe ſüße Gabe, dieſe glückliche Leichtigkeit, und genießt das reine uneigennützige Entzücken in Fülle, beſonders das Entzücken der ſchönen Menſchengeſtalt. Man muß das Jauchzen und Zuſammenlaufen der Menſchen bei dem Erſcheinen einer Schönheit in Mailand Florenz und ſelbſt in Paris geſehen haben, um dieſes Glück, man mögte ſagen, dieſen glücklichen Blick des Südländers willig anzuerkennen. Der Nordländer geht kalt hinter der einzelnen Schönheit her, mancher ſteht um ſie und vor ihr kaum auf. Dürfen wir das Barbarei nennen? Nein. Aber ein Glück iſt dieſe Augen- und Seelen-Ruhe auch nicht.

Langſamkeit und Schwere Trübheit und Neblichkeit des Nordens. Dies gilt überhaupt, die Gegenſätze der Klimate gegen einander geſtellt; es gilt doppelt, wo der Germane wohnt, welcher von dem Hierunterſtrichenen viel Urſprüngliches in ſich trägt. Er iſt der ſchwere ernſte grübleriſche Menſch, der dies unter den grauen Wolken und feuchten Nebeln ſeines Klimas doppelt werden muß. Der Träumer und Dämmerer, der zu dem Dunkeln Dämmernden und Abgründlichen einen angebornen Reitz fühlt, wird begreiflicher Weiſe durch ſein Klima noch mehr dahin geriſſen ſich in neblichte Abgründe zu ſtürzen und in ihren dämmernden Halblichtern ſich zu ergehen. Bei Hochſinn und Tiefſinn, die ihm eigen ſind, giebts der Nebler und Schwebler der Schwärmer jeder Art bei ihm die Myriadenzahl. Alſo in Hinſicht auf das Gemüth Neblichkeit Maaßloſigkeit Schrankenloſigkeit Abgründlichkeit, kurz Träumerei und Schwärmerei gehören dem Norden; ſein Glück und ſein Unglück im Empfinden und Denken im Schaffen und Handeln. Vieles hier im Norden, was glücklich und ſieghaft geboren ſcheint, bleibt doch wie ein ſchöner Klumpen unentwickelt oder kaum halb entwickelt liegen und verkommt eben wegen der Fülle ſeiner Keime und Triebe, die ihre nöthige Sonne nicht finden. Im Süden findet alles leicht ſeine natürliche Entwickelung, im Norden vergeht Vieles durch ein Zuviel, das nicht Maaß und Geſtalt gewinnen kann. Dies töne als eine Wehklage über das Geſchick vieler nordiſchen Genien und Helden; doch wollen wir uns dabei der Fülle freuen und daß der Stoff des Lebens nicht gebricht.

Dieſemnach alſo im Norden nicht der unmittelbare Form- und Schönheits-Sinn, der immer nur auf das ſchönſte vollendetſte Gebild der Schöpfung, auf den Menſchen, hinzielt ja hinführt und hinführen muß, weil er dieſer Wonne nicht wehren kann. Dagegen iſt dem nordiſchen Menſchen gleichſam als Entſchädigung ein Genuß verliehen, welchen der Südländer mehr entbehrt oder doch zu entbehren ſcheint: das reiche mannigfaltige Spiel mit den mannigfaltigen Naturſpielen und Naturbildern, welche gleichſam als Hinſpiele Vorſpiele und Vorgeſtalten zu der vollendeten Schönheit, welche Menſch heißt, geſchaffen ſcheinen. Man ſagt mit Recht: der Nordländer freut ſich der Natur ja er freut ſich aller Natur mehr als der Südländer. Das Jahr in ſeinen Wechſeln Himmel und Meer Berg und Thal, Thier und Pflanze Baum und Blume Sonne Mond und Sterne — die bieten dem Engländer Deutſchen und Schweden ein ganz anderes Spiel als dem Griechen und Spanier. Auch dieſer, wann ihm die Sonne den Scheitel brennt, freut ſich des grünen ſchattigen Baums, der mit kühlenden Lüftchen unter Büſchen hinrieſelnden Bäche und Quellen, des ewig heitern Himmelblaus in milderen Nächten, aber er will und ſucht doch vor allen den Menſchen und ſpricht mit Sokrates: von den Bäumen kann ich nichts lernen.

Durch das Unglück ſchwerer knechtiſcher ſchlotteriger und geiſtloſer Jahrhunderte iſt freilich die deutſche und nordiſche Schwerfälligkeit und Schlotterigkeit gemehrt — denn wo die freien ſtolzen und heldigen Gefühle fehlen, verſinkt mit dem Geiſte auch der Leib und verliert ſeine natürliche Luſtigkeit und Schwunghaftigkeit, aber doch bleibt es wahr: im Norden und zumal in unſerm lieben Deutſchland gelangt das Äußerliche und Leibliche überhaupt nicht ſo zur vollen Reife und Ausbildung als im Süden, und dies offenbart ſich am auffallendſten in den Geſichtern, wenn man viele deutſche und ſchwediſche Köpfe z. B. mit Italiänern oder Spaniern vergleichen will. Im Süden iſt alles reif geworden und mit vollem Gepräge ausgedrückt, Stirn Naſe Augen Lippen haben ihre volle Ausbildung und vollen Ausdruck erhalten. Bei einem italiäniſchen und ſpaniſchen Geſichte iſt alles fertig, ebenmäßige Geſtalt, klarer beſtimmter Ausdruck. Dies fällt dem Nordländer gewöhnlich ſo ſehr auf oder vielmehr es fällt ſo ſchwer und gewaltig auf ihn — was der Wälſche Imponiren nennt — daß auch der gemeine Spanier und Italiäner, auch der allergewöhnlichſte Kauz, welchem Gott gar kein beſonderes Pfund vertraut hat, eben durch ſeine Haltung und ſein Geſicht uns leicht einbildet, er ſey ein durch Verſtand und Geiſt ausgezeichneter Kerl, vor dem man die Mütze abnehmen müſſe. Er läßt ſich ſolches Auffallen und Aufdrücken ſchon gefallen und meint zuletzt wohl gar, daß es ihm von Gottes Gnaden zukomme. Auch der Franzos thut ſo mit, und er macht auf ſolche Anerkennung uns Nordländern gegenüber noch viel eitleren und ſelbſtbewußteren Anſpruch. Da ſtehen wir nun, unſre Frauen und Jungfrauen mit ihren Blumengeſichtern, viele unſrer Männer mit ihren Pudelgeſichtern, wo Stirn Naſe Kinn von der faulen nachläſſigen Natur oft kaum aus dem Groben gearbeitet ſind. Was ſollen wir da machen? Es iſt einmal ſo, wir müſſen uns ſchon auslachen laſſen, da die Natur ſelbſt einen auslachenden Scherz mit uns getrieben hat. Wir haben freilich das Aug und den Sinn in den hübſchen Blumenköpfen, welche aber ihre Hübſchheit nicht weit über die Blumenzeit hinaus tragen können, die zärtliche Liebe und Treue, in den ungezeichneten Pudelköpfen den Verſtand und Geiſt ja den Witz und die liebenswürdigſte Güte durch alle Rundheit und Klumpigkeit hindurch zu erſpähen zu verſtehen und zu lieben, aber der Südländer erblickt nur das Formloſe und Verhüllte und ſieht dahinter nichts als Phlegma Dummheit und, wenn er uns noch ein bißchen Menſchlichkeit laſſen will, eine Gutmüthigkeit, die ihm mehr der Faulheit als der Herzigkeit anzugehören ſcheint. Iſt es ein politiſches Unglück, daß er unſer Herz, den Reichthum des Nordens, aus der formloſen Hülle nicht herausfinden kann? Ich glaube es nicht.

Wir kommen jetzt zu den einzelnen Einzelheiten, und zwar beginnen wir von dem Südoſten, und wollen ſo gegen Südweſten und Nordweſten fortwandern.

Griechenland.

Die griechiſche Schilderhebung, Begeiſterung der Zeitgenoſſen, Hoffnungen und Träume der Freunde, Spott und Verachtung der Feinde. Die Politik der dabei betheiligten Mächte woher und wohin? Ihr endliches Einſchreiten auf das allgemeine Nothgeſchrei der Chriſtenheit. Wie endlich das neue griechiſche Königthum geworden, ein verſtümmeltes halbirtes ja kaum halbes Werk. Wer ſind die jetzigen Griechen? was kann aus ihnen werden?

Was ſeit einem halben Jahrhundert mit Donnerwettern durch die Welt leuchtet und blitzt, Zeichen und bei vielen Völkern immer auch Vorzeichen einer allgemeinen Veränderung und Umwälzung, wie einige meinen, einer allgemeinen Verbeſſerung und Verjüngung des Menſchengeſchlechts, auf jeden Fall, wie man es auch betrachte, eines allgemeinen Einſchnitts und Durchſchnitts der Weltgeſchichte, hatte auch im äußerſten Oſten geleuchtet und gezündet; und ſchon ſeit den Jahren 1790 träumten viele Griechen mit Hülfe der neuen europäiſchen Weltbürger, der Franzoſen, Aufſtand und Abſchüttelung ihrer Tyrannen und Erlöſung und Befreiung. Als Napoleon in Italien alles umkehrte und durcheinander warf, als er in Venedig und den Küſtenlanden und in den griechiſchen Inſeln ſtörte und verkündigte, als er aus Ägypten und Syrien faſt als eine orientaliſche Fabel über die Inſeln des Mittelmeers hinübertönte, hatten die Griechen auf ihn und ſeinen Degen und ſeine Gelüſte große Hoffnungen gebaut, welche Hoffnungen er aber, auch wenn ſein Lauf ungehemmt geblieben wäre, nach ihrem Willen nicht erfüllt haben würde, eben ſo wenig, als er den Polen und Italiänern jemals ihren polniſchen und italiſchen Willen that, oder den Deutſchen oder — — — Denn wären nicht ſo viele Oder geweſen, hätte er den Willen der Völker erkennen können, hätte er jemals einen andern Willen gehabt als den eignen kleinen und kurzen und taſchendiebiſchen, der die Welt für ſich und ſeine Brüder und Vettern und Weiber und Marſchälle u. ſ. w. u. ſ. w. meinte in die Taſche ſtecken zu können, ſo wäre er nicht untergegangen, leider mehr gleich einem Taſchendieb auf der Flucht als gleich einem Helden, der mit dem Degen in der Fauſt ſterben ſoll. Wie dem ſey, die armen Griechen, neuer Dinge lüſtern und der Erlöſung von ihren ſcheußlichen Drängern ſehnſüchtig, ſchauten in den bewegten Weſten hinüber, und als die Gunſt und Hülfe fremder Waffen in ihrer Nähe immer noch nicht erſcheinen wollte, wurden ſie des Hoffens und Wartens müde und erhoben im Jahr 1821 die Fahne des Aufruhrs. Wir erinnern uns alle der Anfänge dieſes Aufruhrs, wir wiſſen, wie er faſt gleichzeitig in der Moldau und Wallachei und in Morea ausplatzte, vielleicht in Konſtantinopel und an andern Stellen ausplatzen ſollte, aber dort und anderswo in Mord und Blut erſtickt ward. Dieſe Anfänge ſahen wir, auch wieſen uns die nächſten Begebenheiten und Erfolge auf ein länger und weiter geſponnenes Netz hin, welches viele nach den verſchiedenſten Seiten auslaufende Fäden zu haben ſchien. Dieſes Netz, wir können und wollen es ein gegen die türkiſche Tyrannei geſponnenes Netz nennen, hatte ſeine erſten natürlichſten Freunde in den griechiſchen Herzen; wie weit aber dieſes Netzes Fäden ausliefen, wie weit einzelne Fäden von andern Händen mit eingeſchlungen waren und mitgehalten wurden, iſt durch das Unglück der erſten Aufſtänder und durch die darauf folgende Ableugnung und Verleugnung, wodurch die vermutheten und wahrſcheinlichen Theilnehmer ſich von Verdachten und Inzichten zu reinigen ſuchten, in Nacht begraben geblieben. Daß Griechen in Rußland, daß manche ruſſiſche Große und Staatsmänner mit darum wußten mit darin waren, und zwar nicht bloß mit ihren Winken und Wünſchen für die Empörer, leidet keinen Zweifel. Ob und wie Kaiſer Alexander darum gewußt hat, ob er durch einzelne Winke durch einzelne, wenn auch leiſeſte, Äukerungen für das Erſte gleichſam Billigung, für das Spätere gleichſam Hoffnung gegeben hat, iſt ungewiß geblieben und mit ſeinem übrigen Leben begraben worden. Alexander war in vielen Hinſichten eine großmüthige edle Seele und jedes Anhauchs jeder Aufwallung für höhere und menſchliche Zwecke empfänglich. Man darf gewiß nicht zweifeln, daß er für die, welche mit ihm denſelben Glauben bekannten, daß er gegen die, welche mit Recht der Griechen und der Ruſſen geſchworenſte Feinde heißen, geſinnt war. Aber Alexander war kein ſtarker Karakter, die Natur hatte ihm mehr Milch als Eiſen in's Blut gemiſcht, er hatte nichts vom Helden; kaum war ein Schein davon da, als er im Jahre 1812 durch die außerordentliche Gewalt der Begebenheiten und den mächtigen Willen und Zorn ſeines Volks fortgeriſſen ward. Indeſſen muß ihm immer zum Ruhm angerechnet werden, daß er ſich durch Begeiſterte begeiſtern ließ. Aber in den Jahren, von welchen wir eben ſprechen und in welchen die griechiſche Schilderhebung erfolgte, hatte ihn Manches zweifelhaft gemacht. Die neuen und alten Jeſuiten und ihr Anhang, der in den verſchiedenen chriſtlichſten Bekenntniſſen bunte und nicht leicht durchſchauliche Gewebe ſpann; der Lärm von den demagogiſchen Verſchwörungen, der aus Deutſchland ertönte; die zweifelhafte Stimmung der Völker Italiens und Spaniens. Er ward von Umwälzungen erſchreckt, von Umwälzungsgeſpenſtern beunruhigt, die milden Gefühle, die großmüthigen edlen Entwürfe und Vorſätze, die er für ſein Volk und für andere Völker hegte, wurden als ungeborne Embryonen in ſein Herz zurückgedrängt und haben dieſes Herz überwältigt; er ſchien an ſeiner Zeit zu verzweifeln und verzweifelte an ihm ſelbſt, und ſo hat er ſeine letzten Jahre in Zweifeln Trauer und Herzenseinſamkeit verlebt und iſt mitten in den griechiſchen Unruhen weggenommen. Er hat mit den andern Hauptmächten Europas den griechiſchen Aufruhr wie einen andern Aufruhr anzuſehen geſchienen und hat ihn öffentlich gemisbilligt.

In der Moldau unter der Leitung der Brüder Ypſilanti aus einem Hauſe von altem griechiſchen Herrſcherſtamme, welches den Fürſtenthümern Moldau und Wallachei häufig Hoſpodare geliefert hatte, flackerte der griechiſche Aufſtand zuerſt auf und ward geſchwind unterdrückt. Darauf, wie die orientaliſche und osmaniſche Weiſe es mit ſich bringt, dort und in Konſtantinopel Einkerkerungen Erdroſſelungen und Kopfabſchneidungen. Bald ſtand auch das rechte Griechenland auf, Morea und einige Orte von Rumili. Europa und die ganze Chriſtenheit jauchzete Beifall und brachte Wünſche und Gebete dar, bald auch Geld und andere Hülfen. Schon träumte die Begeiſterung der Griechenfreunde goldne Tage der Freiheit und Herrlichkeit, ſchöne Träume der Auferſtehung des alten Hellas. Man empfand wirklich mit einer Art Begeiſterung, welche die Zeitgenoſſen ergriff, wie viel die Welt und die Chriſtenheit den weiland Hellenen verdanke; die Völker begehrten die Schilderhebung Europas gegen die Türken, deren Gräulichkeit eben durch die Theilnahme für die chriſtlichen Brüder wieder recht in's Gedächtniß der Menſchen kam. Aber je lauter die Stimme der Völker einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Osmanen verlangte, deſto verdächtiger ward dieſe Stimme den Herrſchern, und die meiſten Kabinete warfen den griechiſchen Aufſtand mit andern gefährlichen und ungeſetzlichen Aufruhren zuſammen. Sie ließen nicht los ſondern hemmten und hielten zurück, was den Griechen helfen wollte; kaum daß endlich hin und wieder Gelder und Hülfsbeiträge aller Art für die Griechen geſammelt werden durften, daß man die ſogenannten Philhellenen, Männer und Jünglinge, die für die Griechen zu ſtreiten und zu ſterben auszogen, einzeln gleich ſchleichenden Dieben durchziehen und ſich einſchiffen ließ. Ja mit dieſer Hemmung und Sperrung war es nicht genug — einzelne Mächte ſtanden den Türken nicht bloß unter der Hand ſondern ziemlich offenbar bei und verriethen ihnen manche griechiſche Entwürfe, beſoldeten auch die feilſten und ſchändlichſten Schreiber, um Angeſichts der Chriſtenheit die Türken als edle großmüthige Herren die Griechen als tückiſche meuteriſche und undankbare Sklaven darzuſtellen. Von griechiſchen Gräueln und Grauſamkeiten konnten ſie allerdings ſchlimme Wahrheiten erzählen. In allen Aufruhrskriegen werden die Geſetze der gewöhnlichen üblichen Schonung und Menſchlichkeit leider meiſtens übertreten; in einem Kampfe, wo Chriſten gegen Heiden, wo Unterdrückte gegen ihre Tyrannen aufſtanden, wo man des ſchonungsloſeſten wilden Erwürgens und Kopfabſchneidens und des treuloſeſten Wortbruchs gewohnt war, wo die Türken dieſe ihre alten böſen Künſte auch jetzt nicht aus der Übung kommen ließen, machten es die Chriſten, die Griechen, nicht beſſer; und auch deswegen wurden ſie den weſtlichen Europäern von ihren Feinden eben nur als Ungeheuer gemalt, welche ohne Barmherzigkeit dem von ihnen freiwillig und muthwillig herausgeforderten Untergange geweiht bleiben müßten [1]).

Die Griechen, eine kleine Schaar gegen den großen türkiſchen Koloß, hatten den Kampf nicht ohne Vorbereitung noch ohne Muth Übung und Hülfsmittel begonnen. Vorbereitet auf neue Dinge und auf die Erneuerung des Verſuchs ſich von ihren Drängern loszureißen waren die Griechen ſeit den unglücklichen Jahren 1770, wo die Ruſſen ſie zum Aufruhr aufreitzten und bei dem Friedensſchluſſe den Türken gräulich genug zur Abſchlachtung überließen. Wie fürchterlich die erbitterten Türken auch ihren Aufſtand und Abfall zu den Ruſſen beſtraften, die Töne, welche damals für die Freiheit erklungen, die Thaten, vor welchen man damals nicht erbleicht war, klangen und leuchteten in die Jahre 1800 und 1810 hinüber. Dazu kam mancherlei Thätigkeit und Reichthum durch Schiffahrt und Handel der Inſeln; es tönten die Klänge und Gerüchte der großen politiſchen Veränderungen und Erſchütterungen aus dem Weſten herüber; und einen großen Erreger und Wühler hatte man in der Nähe, den ſchlauen und blutigen Ali Paſcha von Jannina, der eben um den Anfang dieſes neunzehnten Jahrhunderts und bis in die Jahre des griechiſchen Aufſtands hinein ſeine fürchterliche Rolle ſpielte. Dieſer wühleriſche Bluthund, deſſen Wildheit endlich ſelbſt jede Spur eines verſtändigen Plans und Vorſatzes verloren zu haben ſchien und deswegen auch ganz türkiſch untergegangen iſt, war doch in mancher Hinſicht auch ein Beweger Erreger und Über griechiſcher Kräfte; im Kampfe unter ihm und gegen ihn, ſelbſt um die Trümmer des unſterblichen Suli haben die Griechen im Kugelregen aushalten und für erhabeneren Streit ſich üben gelernt. Doch giebt es erhabeneren Streit als den der Klephten von Suli und ſind nicht die noch übrigen Sulioten und ihre Söhne und Enkel faſt allenthalben Vorſtreiter geworden?

---

[1] Es bedarf hier keiner breiten Beſchreibungen und Erzählungen. Das Intereſſe, welches Griechenland erregte und noch erregt, hat uns deren eine Fülle gegeben, ein jüngſtes ſehr Lehrreiches von unſerm vortrefflichen **Brandis**: Mittheilungen über Griechenland. 3 Bände. 8. 1842.

Die Griechen führten denn ihren Krieg, einen erbarmungsloſen grauſen Krieg — aber konnten ſie anders? — einen Krieg für Erlöſung oder letzten Untergang, und in manchen Schlachten, ſelbſt in einzelnen Seegefechten, wo ſie mit ihren kleinen Schiffen, wie weiland die Geuſen der Niederlande gegen Philipp den Zweiten von Spanien und ſeine Meerrieſen, große türkiſche Linienſchiffe nahmen oder verbrannten, gewannen ſie das Lob und die Bewunderung Europas. So war bis in das fünfte Jahr gefochten, bei aller Unordnung, welche ſolche Aufruhrskriege immer mit ſich führen, bei allem Mangel an Waffen und Kriegsgeräth, bei völligem Geldmangel — denn die europäiſchen Beiträge, wie freundlich und reichlich ſie auch dargebracht wurden, die europäiſchen Mitſtreiter die Philhellenen, wie tapfer ſie auch hinzogen und wie treu ſie auch fochten, konnten doch die vielen Lücken nicht füllen — bei allen dieſen Hinderniſſen und Mängeln oft nicht ohne Hoffnung endlichen Gelingens, als eine wohl gerüſtete Macht, eine mit Schiffen und Heeren gerüſtete Macht, gegen die Griechen auf den Plan trat, der Paſcha Mehemet Ali von Ägypten, ein Ali Paſcha von ähnlicher aber doch etwas anderer Art, als Ali Paſcha von Jannina geweſen. Dieſer ließ ſich von ſeinem Großherrn in Konſtantinopel die Inſeln Cypern und Kreta ſchenken und verſprach ihm dagegen den griechiſchen Aufruhr zu unterdrücken. Er ſchickte unter ſeinem Sohn Ibrahim eine Flotte von 55 Kriegsſchiffen und einigen hundert kleineren Segeln und ein Heer von 25,000 Mann. Dies ward den Griechen zu mächtig, ſie wurden geſchlagen und verloren das Feld, mehrere Feſtungen fielen, Meſolunghi, worin vorzüglich Sulioten kämpften, fiel nach glorreichſter Vertheidigung, der Barbar Ibrahim brannte und würgte, hieb die Ölbäume nieder, rottete die Reben aus, und ſchien dem Halbmond nur eine menſchenleere Brand- und Blut-Stätte hinterlaſſen zu wollen.

Es war nun in das ſechſte Jahr geſtritten mit allgemeiner Theilnahme des chriſtlichen Europas, mit Bewunderung vieler griechiſchen Heldenthaten und herrlichſter Hingebungen und Tode für die Freiheit und das Vaterland, die wieder errungen werden ſollten, da erregte der ſcheußliche Würger und Verwüſter Ibrahim ein Nothgeſchrei, das ein Weltgeſchrei und ein Weltzorn ward. Die Kabinete durften auch bei der ruhigſten ſelbſt bei der eigennützigſten

Berechnung möglicher Fälle und diplomatiſcher Verlegenheiten und Gefahren dieſem Geſchrei ſich nicht taub, dieſem Zorn ſich nicht fühllos zeigen; Rußland England Frankreich rüſteten Schiffe und Flotten verſammelten ſich im Joniſchen Meere; man unterhandelte mit der Pforte und mit Ibrahim, daß er das Schwerdt in die Scheide ſtecken und von dem Brennen und Vertilgen ablaſſen ſolle. Da er auf keine Vorſtellungen hören wollte und die Drohungen wahrſcheinlich nur für diplomatiſche Spiegelfechterei hielt, ſchlug der Admiral Codrington im Oktober des Jahrs 1827 die Schlacht bei Navarin, und die ägyptiſche und türkiſche Flotte von 40 Schiffen ward vernichtet. Dieſe Schlacht ſchien außerhalb aller diplomatiſchen Berechnungen zu liegen, und der engliſche Miniſter ſelbſt nannte ſie eine unſelige Begebenheit. Ibrahim mußte nun weichen und mit ſeinem Heer nach Ägypten abziehen, und ſtatt der Ägypter landete ein kleines franzöſiſches Heer, welches Morea beſetzte und einen gewiſſen Ruheſtand herbeiführte, in welchem eine etwas mehr geordnete Regierung eingerichtet und der ruſſiſche Miniſter Kapodiſtria, ein Grieche aus den Joniſchen Inſeln, zum Präſidenten ernannt ward.

Gleich auf den Schlag von Navarin brach der türkiſche Zorn gegen Rußland aus, von welchem die Türken die Meinung hatten, daß es bei dem Flottenbündniß der drei Seemächte die Hauptrolle geſpielt habe. Dieſer Zorn ſchlug in einen blutigen Krieg aus, der in zwei Feldzügen 1828 und 1829 das ruſſiſche Heer über den Balkan bis Adrianopel, ruſſiſche Schiffe bis an die Mündung des Bosporus und ruſſiſche Streifſchaaren bis Rodoſto und bis auf fünf Meilen vor Konſtantinopel brachte. Die Türken mußten Frieden ſchließen, wie man ihn wollte, und erhielten ihn unter ſehr leichten Bedingungen, und zur Verwunderung der Welt in ſolcher Weiſe, daß Kaiſer Nikolaus von Rußland an ſeine Glaubensgenoſſen die Griechen kaum gedacht zu haben ſchien, obgleich Griechenlands Zukunft durch den Sieg in ſeine Hand gegeben war. Indeſſen mußte in Griechenland doch irgend eine neue Ordnung gemacht werden, und in weiten und langen Unterhandlungen zwiſchen den entſcheidenden Mächten ward in dieſem und den folgenden Jahren das Land zugeſchnitten und abgegränzt, welches unter dem Namen Königreich Griechenland künftig unter die unabhängigen chriſtlichen Staaten mit eingeführt werden ſollte. Otto von Wittelsbach Prinz von Baiern ward im Jahr 1832 als erſter König auf den jungen Thron geſetzt, und weil er noch nicht volljährig war, regierte für ihn durch Übereinkunft der hohen Mächte ein Regentſchaftsrath, der bis zum Jahr 1835 die Vormundſchaft geführt hat.

Wir gehen und ſchauen jetzt ein wenig rückwärts, und betrachten im ungefähren Überblick, was die großen Mächte in ihrer Stellung zum griechiſchen Aufruhr, zum türkiſchen Reiche und bei der Schöpfung und Geſtaltung des neuen Königreichs beſtimmt haben kann. Wir wollen uns dabei billigen Urtheils und gewiſſenhafter Erwägung der verſchiedenen Lagen und Verhältniſſe zu befleißigen ſuchen.

Viele haben es ausgeſprochen, und es ſcheint wahr zu ſeyn, daß der ganze Orient jetzt in Fäulniß ja in Verweſung darnieder liege und daß auch über der einſt ſo fürchterlichen osmaniſchen Pforte ſchon die Leichenraben des Todes krächzen. Dieſes Gefühl, dieſes halbe, wenn nicht ganze, Verſtändniß haben die europäiſchen Staaten, zugleich ein Vorgefühl ungeheurer Erſchütterungen und Veränderungen, welche in dieſen Gränzen ſich begeben können und nothwendig in nicht gar ferner Zukunft ſich begeben werden. Solch ein dunkles Gefühl, ſolch ein Vorgefühl, daß alte Reiche vergehen und neue entſtehen müſſen, klopft an die Bruſt der Herrſcher und ihrer Miniſter natürlich mit einem eigenthümlichen Grauen an wie alle unbekannten Größen, welche eben in dem Dunkeln und Ungewiſſen künftiger Geburten ihre Schrecken haben. Europa war nach den Erſchütterungen Umkehrungen und Kämpfen eines Menſchenalters eben ein wenig zur Ruhe gebracht, es athmete eben ein wenig auf nach langer wilder und blutiger Bewegung und Arbeit; aber es gab unverkennbar bei den Zeitgenoſſen nicht nur Nachzitterungen und Nachbebungen der langen Erſchütterungen, ſondern in den Herzen der Völker viele immer noch nicht beſchwichtigte Regungen und Bebungen, viele ungeſtillte und unbefriedigte Wünſche und Hoffnungen, bei den meiſten ſogar eine Sehnſucht nach immer neuen und friſchen Dingen, was die Herrſcher Umwälzungsſucht ſchalten. Als nun das griechiſche Feuer aufging, wie klein und unbedeutend es auch ſchien, erregte es nicht bloß die Theilnahme aller chriſtlich und menſchlich geſinnten Menſchen, ſondern namentlich in Südeuropa (in Italien Spanien Frankreich) ſchauten viele mit lüſternen Augen nach dieſer kleinen Flamme hin und hofften, ſie werde zu einem großen Brande aufgeſchürt werden. Daher vorzüglich und zuerſt die Furcht und Feindſeligkeit der Kabinete, daher dieſe erlaubteſte Erhebung gegen eine Jahrhunderte alte ſcheußliche Tyrannei von ihnen doch wie Aufruhr wie Empörung gegen eine rechtmäßige geſetzliche Herrſchaft gebrandmarkt. Zweitens wandten ſie dabei zugleich unter allen freundlichen Worten und Gebärden, die ſie ſich zuwarfen, die Augen recht ſcharf und hell auf einander und gegen einander, ſpähend, was wohl jeder von ihnen, nach ſeiner beſonderen Stellung und ſeinen beſonderen Vortheilen und Belangen bei der Erſchütterung und möglichen Zerſplitterung und Zerreißung des ohnmächtigen türkiſchen Reichs im Herzen verborgen haben könnte. Indem ſie die Aufrührer zu belauern und ihnen den geſchwindeſten Untergang zu wünſchen ſchienen, belauerten ſie zugleich ſich ſelbſt und die möglichen Abſichten und Entwürfe, die bei dem Sturz des türkiſchen Reichs jeder für ſich hegen könnte. Dieſe Hauptmächte, welche theils als Gränznachbarn theils als Seeherren des Mittelmeers bei dem griechiſchen Aufruhr zunächſt betheiligt waren, ſind Öſtreich England Frankreich und Rußland. Von dieſen traten Öſtreich und England zuerſt als offene Feinde der Griechen und Begünſtiger der Türken auf, Frankreich und Rußland auch als ſolche, welche den Aufruhr misbilligten, jedoch übrigens mit einer gewiſſen Zurückhaltung, welche zuweilen als Unſeitigkeit zuweilen als halbe griechiſche Freundſchaft ausſah.

Öſtreich nach einem faſt dreißigjährigen Kampfe kaum einigermaaßen wiederhergeſtellt war eben beſchäftigt ſeine geſchlagenen Wunden zu heilen, ſeine neuen Zuſtände mit den alten auszugleichen, ſeine neuen Unterthanen, zumal die ſchwierigen und leicht meuteriſchen Italiäner, und manche andre nachbarliche Schwierigkeiten und Unebenheiten etwas in Ordnung und Ruhe zu ſetzen, da mußte es bei Erſchütterung des Friedſtandes der osmaniſchen Pforte und bei möglichen Eingriffen anderer Mächte in dieſe Händel einen allgemeinen Krieg fürchten, und zwar einen Krieg, der wohl manche Gefahren, ihm aber für den Augenblick gar keine Vortheile bringen konnte. Es hatte durch den Frieden des Jahres 1814 für ſeine

Galizien ſichere gute und vortheilhafte Stellungen genommen; mit dem, was ihm bei einem Zuſammenſturz der Türkei von ſelbſt zufallen muß, brauchte es ſich nicht zu übereilen, und das war auf keinen Fall das Wagniß eines neuen Krieges werth. Ich meine hier Servien Bosnien und das türkiſche Kroatien und Dalmatien. Ob dieſe heute oder nach fünfzig oder hundertfünfzig Jahren zum Königreich Ungern geſchlagen werden, konnte in Erwägung ſeiner Hauptſtellung Öſtreich für den Augenblick ſehr gleichgültig ſeyn, wenn ſie nur in den Händen des ſchwachen Nachbars blieben und es keinen Stärkeren gelüſtete die Hände darnach auszuſtrecken. Jener Stärkere aber, welchen Öſtreich an dieſer Seite vorzüglich beobachtet und fürchtet, iſt Rußland. Dieſe Furcht wuchs, als die Ruſſen den Krieg mit den Türken begonnen, und nun ſchloß ſich Öſtreich eben gegen Rußland und gegen Entwürfe, die es möglicher Weiſe in petto haben konnte, auf das engſte an England an und gewann in Gemeinſchaft mit England endlich doch ſo viel, daß ein kleinſtes ſchwaches Griechenland hingeſtellt ward und die Türkei einſtweilen noch ſo ziemlich die Türkei blieb.

England hatte bei den Friedensſchlüſſen der Jahre 1814 und 1815 ſeine beliebigen Weltſtellungen genommen und bedurfte keiner neuen oder beſſeren, wenn nur Frieden blieb. Als ein tapferes thätiges verſtändiges Volk hatte es vor den Mächten, welche durch ihre Lage berufen ſind auf dem Mittelmeere die erſte Rolle zu ſpielen, vor den Spaniern und Franzoſen, den Vortheil und Vorſprung gewonnen; der engliſche Leopard kann ſich in raſchen Sprüngen von Gibraltar nach Maltha, von Maltha nach Korfu ſetzen, und von da weiter, falls nebenbuhlende Völker die Luſt und Kühnheit haben ſollten, ſich weiter jenſeits im öſtlichen Mittelmeer feſtzuſetzen. England hegte hier mehrere Sorgen und Verdachte, die es zu einem treuen Bundsgenoſſen der Türken, zu einem Feind der Griechen und zu einem belauernden Beobachter der Völker machten, die kurz vor und nach der Schlacht bei Navarin ſeine Verbündeten hießen und unter der leitenden Flagge ſeines Admirals die blutige Schlacht ſchlugen. Erſtlich wollte England, durch die erwähnten Friedensſchlüſſe in alle Vortheile geſetzt, die es wünſchen konnte, keinen Krieg, keinen unnützen Krieg, wobei es nichts gewinnen, wohl aber vieles auf's Spiel ſetzen konnte; auch bedurfte es Frieden wegen seiner eignen Landes- und Volks-Zustände und auch, um nach langen und gewaltigen Anstrengungen und Arbeiten einmal Athem zu ſchöpfen. Zweitens fürchtete es die ruſſiſche Ländersucht, welche ihm die griechiſche Gelegenheit ergreifen zu wollen ſchien, um die ſchwache Pforte immer tiefer in's Nichts hinein zu bohren. Es fürchtete faſt mehr noch als die ruſſiſche Habſucht ſeine unruhigen Nachbarn die Franzoſen, die, wenn größere Zerreißung der Türkei erfolgen ſollte, auch ihre Pläne machen und ſich in dieſen öſtlichen Meeren Stellen ausſuchen könnten. Freilich war Frankreich in den letzten Kriegen und auch durch die Theilung ſeiner Flotte in Antwerpen ſehr abgetakelt und konnte als bedeutende Seemacht nicht aufſegeln, aber doch fürchtete England jede weitere Riſſe und Brüche, wobei den Feinden Gelegenheit gegeben werden könnte weiter einzugreifen und wobei allenfalls von Entſchädigungen geredet werden könnte. Wir können ſeine Sorgen und Verdachte ungefähr verſtehen aus der Handlungsweiſe, welche es ein Jahrzehend ſpäter gegen das unterdeſſen ſeemächtig gewordene Frankreich gebrauchte und aus der ſcheinbaren Unnachgiebigkeit, die es bei der Stillung und Ausgleichung der türkiſch-ägyptiſchen Händel zeigte. So hielt es ſein ſchärfſtes Aug auf Frankreich gerichtet, und in dieſer Beziehung, daß Frankreich in künftiger Zeit hier keinen mächtigen Fuß verwurzelt ſehen könnte, lag ihm auch daran, Griechenland gar nicht oder doch ſo klein und ohnmächtig als möglich werden zu laſſen. Darum hatte es den Tag von Navarin, den ganz Europa als einen Tag engliſcher Glorie pries, einen unſeligen Tag genannt. Wenn nämlich Griechenland in eine ſolche Stellung geſetzt ward, daß es künftig etwas bedeuten konnte, ſo konnte es dies nur als Seemacht werden, wozu Gott dieſe Küſten und Inſeln beſtimmt und wohin er die Neigung der Menſchen gewandt hat. Wenn nämlich Griechenland befähigt ward nach einiger Entwickelung ſeiner Hülfsmittel im Verlauf von zehn zwanzig Jahren vielleicht mit zwanzig dreißig wohlgerüſteten Kriegsſchiffen aufſegeln zu können, konnte ſich nicht begeben und mußte ſich nicht begeben, daß die Franzoſen hier in einem künftigen Kampf mit den Briten einen Bundesgenoſſen fänden und machten!

Rußland. Wir haben über die Geſinnung der Ruſſen, über die wahrſcheinliche Geſinnung Alexanders gegen die Griechen geſprochen. Rußland iſt der natürliche alte Erbfeind der Türkei, der Glaubensgenoß und Bundsgenoß der Griechen. Es macht überhaupt mit einer ſchlaueſten fernhin ſchauenden Berechnung, mit einem Hinblick in die fernſte Zukunft allenthalben den Schutz- und Schirm-Herrn derer, die den Patriarchen in Konſtantinopel als ihr geiſtliches Oberhaupt verehren. Daher auch das geheime Grauen Öſtreichs bei aller freundlichen Bezeigung und Wortwechslung über dieſe griechiſche Angelegenheit, Rußland werde ſein ſtilles leiſes Spiel, wodurch es meiſtens mehr als durch Waffen zu erlauren verſteht, auch hier diesmal ſpielen und endlich die Maske abwerfen. Denn hatte nicht Rußland begonnen Öſtreich gleichſam mit einem Bogen zu umfaſſen, indem es die Herrſchaft über die Fürſtenthümer Moldau und Wallachei und über die Mündungen der Donau immer mehr an ſich riß, in Servien unter ſeinem Schutz ein neues chriſtliches Fürſtenthum ſtiftete und in den Gebirgen an dem adriatiſchen Meere zwiſchen den Öſtreichern und Türken in den Montenegrinern unbezwingliche Söldner unterhält? Nun hatte ein unkluger Zorn die Türken gegen den jungen Kaiſer Nikolaus in einen offenen Krieg geriſſen, und die Ruſſen ſtanden in dem zweiten Feldzuge vor den Thoren Konſtantinopels. Er, dieſer junge Kaiſer, ſchien, er allein, wenn man ihn auf dem europäiſch türkiſchen Feſtlande nicht als Herrn haben wollte, er ſchien jetzt ein unabhängiges und ſtarkes Griechenland den andern neidiſchen und fürchtenden Mächten befehlen zu können. So erſchien wirklich die Lage im Sommer 1829. Keine türkiſche Flotte mehr, das Schwarze Meer von den Ruſſen beherrſcht, der Balkan übergangen und umgangen, das ruſſiſche Heer in Adrianopel; nur noch ein Nachſchub von 20,000 bis 30,000 Mann mehr, und die Ruſſen ſtanden am Bosporus und Helleſpont, und die Engländer und Franzoſen mogten zuſehen, auf welche Weiſe ſie ſie wieder aus Konſtantinopel herausbringen wollten; denn ſie hatten wohl Schiffe aber keine Heere in dieſen Waſſern. Jetzt konnte alſo Kaiſer Nikolaus zu ihnen ſprechen: Ihr erlaubt mir den Türken ein unabhängiges Griechenland abzubringen, oder wenn ihr das nicht wollt, behalte ich einſtweilen, was mir der Sieg in die Hände gegeben hat, und gehe nicht mit leeren Händen über die Donau zurück. Aber die ruſſiſche Politik ſchlummerte diesmal, der junge Kaiſer war ſich ſeiner Rolle vielleicht noch nicht recht bewußt, er war von dem außerordentlichen geſchwinden Glücke ſeiner Waffen vielleicht ſelbſt zu ſehr überraſcht, das Drängen der Andern, mögliche Schwierigkeiten und Gefahren, wenn er ſeine ſiegreichen Arme zu fern ausgeſtreckt halten wolle, wurden ihm von allen Seiten zugeraunt und gezeigt — und er zog ohne Siegespreis, ohne glückliche Friedensbedingungen für die Griechen zu befehlen, über die Donau zurück, und ließ ein ſchwaches verſtümmeltes, in allen Hauptſtellungen von den Fremden abhängiges Griechenland auf der Landkarte zuſchneiden.

Die Franzoſen und viele Italiäner wurden gleich anfangs in einer gewiſſen Begeiſterung für die Griechen hingeriſſen, theils weil ſie ſelbſt neue Dinge und Welterſchütterungen wünſchten, theils auch wohl nur aus Eiferſucht und Haß gegen die Engländer; ſie wurden von dem Gefühl geleitet begünſtigen und unterſtützen zu müſſen, was jene beneideten oder fürchteten. Der Kampf der Griechen gegen die Türken ſchien ihnen ein gerechter und guter Kampf. Aus Italien und Frankreich wie aus Deutſchland ſind den Griechen auch die meiſten freiwilligen Hülfen und Sendungen von Geld und Streitern gekommen; doch dürfen wir den großen Schatten des edlen Briten Byron nicht verſchweigen, der, ſo lange noch ein Stein und Klang von Meſolunghi übrig iſt, unſterblich darüber ſchweben wird. Diejenigen aber, welche auf ihre Freiheit ſo gern pochen, die Amerikaner, haben die Griechen, welche für die Freiheit kämpften, mit den ſchlechteſten theuerſt verkauften Schiffen, die Engländer, der große Rechnenmeiſter und Unterhausbote Hume an ihrer Spitze, haben ſie mit einem ſchändlich geleiteten Anlehen betrogen. Die Franzoſen meinten es redlich mit den Griechen, der König von Frankreich aber, durch die eigenthümliche Stellung, welche das Haus Bourbon ſeit ſeiner Wiederherſtellung den andern großen Mächten gegenüber erhalten, von ihnen ſich noch ſehr abhängig fühlend, konnte kaum noch eine eigne unabhängige Rolle ſpielen; aber als das Eis durch die Schlacht bei Navarin durchbrochen war, offenbarte das franzöſiſche Kabinet ſeine Geſinnung ſowohl in der geſchwinden Bereitwilligkeit durch eine gemeinſchaftliche Anleihe der Mächte den Griechen zu helfen, als auch in der Abſendung eines Heers von 10,000 Mann, welches in Morea die letzten noch in der Gewalt der Türken geweſenen Plätze beſetzte und zur Dämpfung von ſtreifenden Räuberbanden und zur Herſtellung von Zucht und Ordnung ſo viel wirkte, als dies in dem verwirrten und herrenloſen Zuſtande damals möglich war. Auch muß man dieſen franzöſiſchen Kriegern das Lob geben, daß ſie durch Freundlichkeit und Mannszucht ſich bei den Griechen einen guten Namen geſtiftet haben.

Wie weit die Griechen Luſt hatten, ſich als unabhängiger Staat auszudehnen, kann hier nicht in Betrachtung kommen, denn ihre Luſt konnte zu den Menſchen ihrer Zunge bis Teſſalonich Seres Monaſtir und Durazzo hinauflaufen, ja möglicher Weiſe ſelbſt bis Stambul; aber wir ſehen, wie viel des griechiſchen Landes und der griechiſchen Zunge die Verſtändigen wünſchten und wünſchen mußten, wenn das Wort Staat nicht eine Poſſe und das größere Wort Unabhängigkeit nicht ein Spott werden ſollte. Die Griechen mußten, wenn man ihnen wirklich ein eignes Leben verſchaffen wollte, bis an die Gränzen des alten Griechenlands hinauf, welches in älteſten Zeiten zu Hellas im engern Sinn gerechnet ward; denn Griechen ſaßen damals als Sprenglinge oder Halblinge an allen Küſten des griechiſchen ioniſchen italiſchen Meers. Jenes Griechenland im engeren Sinn ward durch den Olymp von Macedonien und durch die Kambuniſchen Berge und Zweige, welche von dem Pindus nordweſtlich in's Meer ausliefen, in unbeſtrittenen Gränzen von Illyrien geſchieden, d. h. um mit neuen Namen es deutlicher zu zeichnen: der Olymp und die Feſtung Jannina mit Delvino und Argyrokaſtro mußte die Nordgränze ſeyn; im Süden mußte das alte Kreta, jetzt Kandia genannt, als Bollwerk vorliegen, und im Weſten durften die ioniſchen Inſeln mit Korfu nicht fehlen. Denn Kandia mit ihren Feſtungen iſt der ſüdliche Schlüſſel und Korfu der weſtliche Schlüſſel zu Griechenland. Es hat nur Einen Schlüſſel erhalten, nämlich den öſtlichen, die Inſel Negropont (Euböa). Auch der nördliche (Jannina und der Olymp) iſt in den Händen der Türken geblieben. Wäre Nikolaus als Ruſſenkaiſer und Griechenbeſchützer im Jahr 1829 ſo erfahren und umſichtig und die Erfolge der Zukunft ſo wägend und berechnend geweſen, als er es jetzt iſt, dieſe Gränzen, nämlich auch Kandia und Theſſalien und Epirus, hätte er den Türken, welchen er damals das Meſſer an der Kehle hielt, damals durch einen tüchtigen diplomatiſchen Federſtrich abgezwungen, und wie Öſtreich und vor allen England dazu auch mogten ſauer geſehen haben, Griechenland wäre doch ein wirklicher Staat, ein wahres Griechenland geworden. Daß die Engländer aus Freundlichkeit oder gar zur Belohnung der Uneigennützigkeit, welche der Ruſſiſche Kaiſer in dieſem Kriege erweiſen wollte, oder aus Liebe zu dem neuen griechiſchen Leben die ioniſchen Inſeln nebſt dem weſtlichen Schlüſſel dazu gegeben hätten, das war auf keinen Fall zu hoffen, und die Wiedergewinnung dieſes weſtlichen Schlüſſels mußte der Gunſt künftiger Kriege und Getümmel vorbehalten bleiben. Aber auch ſo, mit dieſem von uns gezeichneten Ganzen, mit dieſer Stellung, mit dem Olymp und Jannina, mit Theſſalien Epirus Livadien Morea und Kandia war die Möglichkeit einer kräftigen und ſtarken Entwickelung gegeben, die Möglichkeit des heranwachſenden Griechenlands zu einem Staate zweiten Ranges, mit 4 bis 5 Millionen Einwohnern, einer Flotte von 40 bis 50 Schiffen, mit Schiffahrt Handel und mancherlei Gewerb und Rührigkeit, welche das ſchöne Land, die glückliche Lage in zwei Meeren und die Stärke und Feſtigkeit ſeiner natürlichen Bollwerke, ſeiner Inſeln Häfen Gebirge, entwickelten und darboten.

Nun iſt Griechenland mit diplomatiſchen Künſten und Berechnungen leider ganz anders und viel kleiner und kürzer zugeſchnitten worden. Man hat zwiſchen dem Meerbuſen von Volo und dem Buſen von Preveſa (dem Ambrakiſchen) einen Strich über die Landkarte gezogen und geſprochen: Dies ſoll die griechiſche Nordgränze ſein! ohne daß dieſe Gränze durch die Natur, d. h. durch Hochgebirge oder durch die Sprache und verſchiedenſte Völkerſchaften feſt beſtimmt und geſichert wäre; man hat Kandia mit ſeinen Feſtungen ſeinen Häfen und ſeinem tapfern kriegeriſchen Volke den Türken wieder hingeworfen, und das neue Königreich iſt eben ein ſchwaches verſtümmeltes Stück Arbeit geworden. So war die Liſt und die Abſicht Englands, welches den Griechen den türkiſchen Strick gern wieder um den Hals geworfen hätte und welches aus den oben angegebenen Gründen in ſeinen Planen von Öſtreich unterſtützt ward.

Griechenland iſt durch die verwüſtende und raubgierige Blutregierung der Türken und durch den ſechsjährigen Mordkrieg ſehr verödet und entvölkert, und wird ſich auf jeden Fall nur langſam wieder erheben und bevölkern; es hat durch Anleihen während des Kriegs und durch den Vorſchuß der großen Mächte (60 Millionen

Franken) eine Schuldenlaſt, welche ſich über 25 Millionen Thaler beläuft und jährlich mehr als 1 Million Thaler Zinſen und allmälige Tilgung verlangt; es hat keine feſten Gränzen, keine ſichere Stellung als allein durch die Tapferkeit und Freiheitsliebe ſeiner Bewohner; es iſt alſo ein ſchwaches unſelbſtſtändiges abhängiges Land, welches, da es Freunden nicht helfen und Feinden nicht ſchaden kann, keine Bundsgenoſſen findet, woran es ſich lehnen könnte. Es iſt alſo ein Reich von Gottes Gnaden wie alle Reiche, und ein Reich von Gnaden fremder Mächte, wie ein glückliches Reich nicht ſein ſoll. Dieſen kümmerlichen Zuſtand fühlt nicht nur Europa, welches den Griechen einen ſchöneren und ſtärkeren Zuſtand zugewünſcht und zugebetet hat, ſondern ihn fühlen die Griechen, die Bewohner des Königreichs mit viel empfindlicherem Schmerz. Dieſe bittere Empfindung ſtört das griechiſche Leben und wird es noch oft ſtören, daß alle den gegenwärtigen Zuſtand nur als einen anfänglichen zufälligen und unbeſtimmten anſehen. Sie ſchauen aus nach dem, ſehnen ſich nach dem, was ſie nicht haben, was ſie aber als ihr gebürliches Erbtheil anſehen; ſie rechnen auf Empörungen und Aufſtände in Kreta — dieſe ſind ſchon dageweſen und vorzüglich durch engliſchen Beiſtand geſchwindeſt unterdrückt worden — und in andern Landſchaften, die mit ihnen verbunden ſeyn ſollten. Dies Gefühl giebt dem Volke eine Ungenüge eine Unzufriedenheit, verwandt mit dem Geiſte der Meuterei, der auch jedem wackerſten König die Regierung über ein Land ſchwer machen muß.

Dahin iſt die europäiſche Begeiſterung für den griechiſchen Aufſtand gerathen, ſo ſind die Träume und Hoffnungen von Hunderttauſenden verwirklicht, ſchlecht verwirklicht, ſo liegt Hellas da ohnmächtig unſelbſtſtändig ungeachtet, man mögte traurig ſagen, faſt ungeliebt, weil die Blicke ſich ſehr von ihm abgewendet haben. Die großen Schatten und Geiſter der Vorwelt die ſchönſten und erhabenſten Bilder und Erinnerungen umſchweben dieſe heiligen Inſeln und Küſten, dieſe viel beſungenen Berge und Ströme, die Trümmer dieſer Städte und Tempel, deren Namen nicht ſterben können, bis auch der letzte Buchſtabe der Erinnerung der durch die Griechen gebildeten Welt ausgelöſcht ſeyn wird. Noch lockt reizt und belebt die Natur in dieſem glücklichen Lande wie in der längſtvergangenen Zeit, in ihren reichen und mannigfaltigen Wechſeln der Geſtalten und der Klimate; noch träumt die Gegenwart, es könne ein Athen und Korinth wieder werden, es können Helden wie Miltiades und Themiſtokles, Sänger wie Homer und Ariſtophanes, Weiſe wie Sokrates Plato und Ariſtoteles wieder erſtehen. Was ſagt zu dieſem erhabenen Traum das gegenwärtige griechiſche Volk? entſpricht es ſolchen Hoffnungen? kann es ihnen entſprechen?

Ach! die alten Griechen ſind nicht mehr da! ſie waren in Auguſtus Zeit nicht mehr da, nicht mehr in Juſtinians Zeit; wie hätten ſie denn unter den Türken noch gefunden werden ſollen? Das alte Sprichwort ſagt Andre Zeiten andre Herzen, und ſchon nach Alexander vergingen die Griechen, welche wir in ihren Thaten und Werken anſtaunen und bewundern, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr, und die mächtige zeugende und blüthentreibende Kraft der alten Hellenen hatte ſich ſchon zur Zeit der Geburt Chriſti ausgelebt; mit ihrer Freiheit war ihre Tugend und die Blüthe ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft ohne Wiederkehr dahin. Kam auch das Chriſtenthum mit einem neuen Weltſinn und einer neuen Weltordnung; mit ihm mußten ſich viele Höhen ſenken und viele Thäler heben; ſelbſt manche Blüthe mußte geknickt werden, damit Schöneres, größtentheils noch Unverſtandenes und Unbegriffenes, blühen könnte. Alſo wo iſt das griechiſche Volk, wo der griechiſche Geiſt geblieben? Dies iſt wirklich faſt eine Frage, als wenn man nach der Spreu und dem Staub fragt, welchen ein Gewitter zerſtreut hat. Wie viele Winde und welche? haben über das alte Hellas hingeweht! und Jahrtauſende hingeweht!

Die alten Griechen ſuchen wir. Die können wir nirgends mehr finden. Töne ihrer Sprache, Erinnerungen ihrer Sitten Gebräuche Geſetze, Denkmäler ihrer Kunſt, Trümmer ihrer Herrlichkeit die finden wir noch an manchen Stellen — ſie ſelbſt ſind lange todt. Man denke und bedenke:

Die großen Menſchen die großen Thaten die unſterblichen Werke waren Geburten einer guten tapfern fröhlichen ſittlichen griechiſchen Zeit, als in Athen Korinth Argos und Theben noch tapfre mäßige gottesfürchtige Bürger lebten. Als Griechenland ſich zur Herrſchaft über Aſiens Küſten und Inſeln erhob, als es ſich in Glanz erhob und in Üppigkeit und Verderbniß überhob, da blühten noch die großen Menſchen Sophokles Sokrates Plato Phidias u. ſ. w. u. ſ. w.

aus den tüchtigen letzten geſunden Keimen des edlen Volkes. Ich muß hier erinnern, daß das Heidenthum nimmer eine Verjüngung und Wiederherſtellung des Leibes und des Geiſtes der Knochen und Gebeine wie der Sitten und Gefühle der Menſchen in ſich getragen hat gleich dem Chriſtenthum: was verweſt war blieb verweſt, was vergangen war blieb vergangen. Die feurige Reinigung, welche das geiſtige Chriſtenthum als das größte Siegel ſeiner Göttlichkeit in ſich hat, fehlte dem Heidenthum. Kurze Macht kurze Blüthe, dann Untergang und Verweſung auf immer. Schon die gräuliche Sklavenwirthſchaft, die Einfuhr fremder Sklaven, fremdes Geſindel aus allen Welttheilen und Völkern, verunreinigte die alten Völker und verdarb ihren Stamm, wenn dieſer Stamm ein edler vortrefflicher Stamm war. Dies geſchah in der alten Welt allenthalben, am meiſten in den Inſeln und Küſtenlanden wegen der Leichtigkeit der Einfuhr; alſo geſchah es auch in Griechenland in großem Maaße. Solches Maaß ward ein Übermaaß, wie Macht Reichthum und Üppigkeit wuchſen, und ſo verlor Griechenland in ſeinen zwei letzten freien oder halbfreien Jahrhunderten ſchon viel von der urſprünglichen Adlichkeit und Reinheit ſeines alten ächten Stammes. Dann kamen die Römer, eine Art erbarmungsloſer grauſamer Türken der alten Weltzeit, mit ihren Luſtſchlöſſern Landgütern Landwirthſchaften und Kunſtwirthſchaften, mit ihren aus allen Welttheilen und Ländern zuſammengetriebenen Heeren zu Waſſer und zu Lande. Dies ging ſo durch ein halbes Jahrtauſend fort. Darauf bei dem Untergang Roms und dem ſchwächlichen langſamen Verſinken des römiſch-griechiſchen Reichs von Konſtantinopel wechſelnde Überſchwemmung und Plünderung Beſetzung der Länder von Barbarenheeren, Gothen Normannen Franken Slaven, hin und wieder auf den Inſeln Saracenen Italiäner Katalonier, endlich die Türken. Die alten Griechen in ihrer vollen ächten Eigenthümlichkeit und Reinheit ſind alſo vorlängſt untergegangen, die neuen Griechen ſind ein Miſchlingsgeſchlecht.

Aber die griechiſche Sprache hat ſich erhalten, wenn gleich in einer neuen Geſtalt verbildet und umgebildet, doch immer noch die griechiſche Sprache, und zwar weit mehr griechiſche Sprache, als das jetzige Italiäniſche lateiniſche Sprache heißen darf. Dies iſt Beweis genug nicht allein, daß die Reſte der Griechen die eingewanderten Barbaren, welche ſich zu ihren Herren aufgeworfen hatten, durch ihre Sitten und Bildung und auch durch ihre Sprache überwältigt hatten, ſondern auch, daß noch genug Griechen auf dem Feſtlande und den Inſeln übrig ſeyn mußten, um dieſe Überwältigung möglich zu machen. Denn es ſind wirklich Mehrere, und der Bairiſche Akademiker Fallmerayer ſteht an ihrer Spitze, die da behaupten, in den gräulichen dunklen Jahrhunderten, von dem ſechſten bis zum achten, wo türkiſche und ſlaviſche Völkerſtämme die Südlande der Donau überſchwemmten und ſich bis in die Gebirge Arkadiens und Meſſeniens ergoſſen, ſey das letzte Griechiſche von den wüſten Barbaren mit Feuer und Schwerdt vertilgt, und das jetzige griechiſche Volk müſſe nach ſeinen weſentlichſten Beſtandtheilen ein ſlaviſches Volk genannt werden. Wir können dieſer Anſicht nicht beipflichten, wenn wir gleich bei der Betrachtung Griechenlands überhaupt und der einzelnen Landſchaften und Inſeln im Beſonderen es ſehr ſchwer haben würden die einzelnen Beſtandtheile der Völker herauszufinden, aus welchen die Jetztlebenden entſproſſen ſind.

So viel ſteht feſt, wenn man den hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Spuren ruhig folgt: Es ſind die Hauptbeſtandtheile, aus welchen die gegenwärtigen Bewohner Griechenlands beſtehen:

1) in einzelnen Landſchaften und Städten und in einzelnen Inſeln in Sitte Art Bildung Geſtalt und im Leben und Streben ein ſo griechiſcher Stämpel, daß man ausrufen muß: hier iſt noch ein bischen Helleniſches, wie es im neunzehnten Jahrhundert ſeyn kann;

2) eine gewaltige Zuthat von Slavoniſchem, vorzüglich in Morea und hin und wieder auch in Livadien und Theſſalien, hie und da mit Wallachiſchem und Bulgariſchem, alſo nur mit Halbſlavoniſchem, gemiſcht;

3) ein ſehr gewichtiger und einflußreicher Theil aus Albanien (dem alten Epirus und Illyrien). Auf dieſen dritten Theil muß man ſehr die Aufmerkſamkeit richten, denn in ihm ſcheint ein ſehr kräftiges Leben zu wurzeln. Es ſind nämlich viele reine Albaneſen in Griechenland wohnend, es wohnen dort aber noch weit mehr Miſchlinge, Söhne und Enkel ächter Griechinnen, ein Geſchlecht, das die Rüſtigkeit und Tapferkeit ſeines Stammes mit ſich gebracht

hat. Lange ſchon vor dem griechiſchen Aufſtand hatten die engliſchen Reiſenden Clarke und Hobhouſe auf dieſe als auf ſehr tüchtige Griechen hingewieſen, als auf ſolche, die ſich durch Strebſamkeit Arbeitſamkeit und Männlichkeit auszeichneten. Dieſe hatten ſich allenthalben in Livadien und Morea eingeſchoben, aus ihnen beſtand die Heldenſchaar der Sulioten, ſie hatten die kleinen Inſeln im Süden von Ägina, nämlich Hydra Spezzia Ipſara, bevölkert, auf welchen jenes kühne Schiffergeſchlecht erwachſen war, welches die Griechen in den Seegefechten mit den Türken verherrlicht hat.

Dieſe Dreiheit bildet alſo die Griechen des jungen Königreichs: Reſte der alten Griechen und Abkömmlinge und Miſchlinge vorzüglich ſlavoniſcher und albaniſcher Abkunft. Sie ſind nun allerdings durch Einheit der Religion, durch manche gemeinſame Sitten und Gebräuche, ſehr auch wohl durch dieſelbe Sprache verbunden; aber das Haupteinheitsband bleibt die Religion. Eine gemeinſame Regierung und ihre zuſammenbindende Kraft kann erſt in einigen Menſchenaltern ſo ſtark wirken, daß ſie wirklich feſt zuſammenhalten. Wie geſagt, wie in Griechenland alles noch los und leicht iſt, ſo iſt auch dies ſehr los, um ſo loſer, weil das Volk durch Hoffnungen und Erwartungen, die es hegen durfte und die leider nicht befriedigt ſind, beinahe mehr nach außen als nach innen ſchaut und durch eine unbeſtimmte Unruhe von der ſtillen Wirkſamkeit Thätigkeit und Arbeit, die vorerſt ſein mögliches Glück bereiten können und müſſen, auf Begebenheiten und Entwickelungen gerichtet iſt, welche vielleicht in einigen Menſchenaltern noch nicht erfolgen. Die Griechen alſo, wie ſie gegenwärtig gemacht und geſtellt ſind, haben wenig Hoffnung von ihrer Zukunft, wenn ihnen das Glück nicht ihren gebürlichen Leib giebt, nach welchem vollſtändigen Leibe, ohne welchen ſie kein volles Leben gewinnen können, ſie mit Sehnſucht ausſchauen und ausſchauen müſſen. Aber nicht nur von dem Beſitz Kandias träumen ſie und von Theſſalien und Epirus, welche ſie hätten haben ſollen, ſondern von Macedonien Albanien und Gott weiß wie weit nach Norden und Oſten hin, wo in griechiſcher Zunge geſprochen wird. Wenn man aber die Dinge hiſtoriſch und geographiſch richtig in's Aug faßt, ſo ſteht feſt, daß ſie Verkehrtes begehren, indem ſie zuviel begehren. Wollen und hoffen ſie eine Art Verjüngung ihres Volkes, die Entwickelung eines ſchönen kräftigen neuen griechiſchen Lebens, ſo müſſen ſie nicht nach Theſſalonich Stambul und Smyrna blicken; denn wenn ſie ſo thörigt Gewünſchtes erlangten, würde bei ihnen kein Mittelpunkt entſtehen können, Morea mit den Inſeln und Livadien würden nur Landſchaften des mächtigen Reiches, bloße Außentheile, werden und im Süden würde keine großartige eigenthümliche und unabhängige Entwickelung möglich ſeyn.

Die europäiſche Türkei, die Donau- und Karpathen-Lande, Ungern und Siebenbürgen mit eingeſchloſſen.

Die Leichenraben flattern alſo über den ſinkenden Verhängniſſen der Osmaniſchen Pforte, und wir werfen demnach einige betrachtende Blicke auf das, was man die europäiſche Türkei nennt und auf die in- um- und an-liegenden Lande, welche von dem gewaltigen Strom, der ſie in zwei große Hälften ſchneidet, und von den gewaltigen Gebirgſtöcken, die ihre Lage und ihr Klima beſtimmen, die Donau- Balkan- und Karpathen-Lande genannt werden können.

Dieſes große Gebiet reicher und ſchöner Länder iſt gleichſam von einem hiſtoriſchen Fluche geſchlagen. Zwar erzählen die Griechen uns von einem edlen reinen thraciſchen Urdienſt des unſterblichen Gottes und des unſterblich geglaubten Menſchengeſchlechts; zwar ſind einzelne griechiſche Namen aus ein paar griechiſchen Kolonieſtädten an den Küſten dieſer Länder zu uns hinabgeklungen; zwar iſt Konſtantinopel über ein Jahrtauſend Hauptſtadt des letzten griechiſchen Reichs geweſen — aber für Wiſſenſchaft und Kunſt, für die ewige wahre Förderung unſers Geſchlechts haben alle dieſe Länder älteſtens nichts gethan und thun bis dieſen Tag nichts. Zwei Dinge kann man in Wahrheit von ihnen ſagen: erſtlich ſind ſie faſt immer eine Dreſchtenne der Völker geweſen zu unaufhörlichen Wanderungen Getümmeln und Kriegen; zweitens waren ſie von jeher gleichſam eine Degenſcheide, woraus man tüchtige Schwerdter für den Krieg ziehen konnte. So ſind die Thracier Macedonier Illyrier Möſier Pannonen Peuciner und Baſtarner in ihren Tagen gebraucht worden; ſo ſind auch jetzt die Albaneſen Arnauten, Bosniaken Kroaten Slavonier, Kumanen Jazygen Madſcharen berühmt. Die Geſchichte, welche das Zarte und Hohe der Menſchheit ſucht, das Ewige und Bleibende unſers Geſchlechts, dasjenige, was wenigſtens zu bleiben und unſterblich zu leben verdient, wendet von den weiten Gebieten zwiſchen den Karpathen und dem Olymp ihr unbefriedigtes Auge ab. Schon in der älteſten Zeit tummelte ſich in dieſen Gefilden eine Sammlung der verſchiedenſten Völkerarten, welche Philipp und Alexander von Macedonien einſt zu bezwingen ſuchten und für die Ergänzung ihrer Heere ausbeuteten, welche vier Jahrhunderte ſpäter von römiſcher Liſt und Tapferkeit bezwungen und deren letzte Reſte in Auguſtus Zeit bis an die Karpathen dem römiſchen Reiche unterworfen wurden. Einige Jahrhunderte ſpäter ſtand an der Donau den Karpathen und dem Schwarzen Meer der Kampf zwiſchen Rom und den gewaltigen germaniſchen Gothen. Endlich als die Hunnen durch ihren Durchbruch gegen Weſten die ſogenannte Völkerwanderung veranlaßten, wurden die Donaulande und zum Theil auch der Süden unter dem Hämus (Balkan) und ſeine bis an das Adriatiſche Meer fortlaufenden Zweige für vier fünf Jahrhunderte der wilde Tummelplatz der verſchiedenſten Völker; germaniſche türkiſche ſlavoniſche Stämme löſten ſich hier nach einander ab oder drängten ſich in einzelnen Gebieten zuſammen oder zur Seite: Gothen Heruler Gepiden Langobarden Avaren Chazaren Petſchenegen Bulgaren Wlachen Uzen Kumanen Madſcharen und zahlreichſte Stämme der Slaven wurden nach einander und neben einander zum Theil nur als Verwüſter Plünderer und Durchzieher zum Theil als fürchterlich herrſchende Namen genannt. Zuletzt ſind im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert noch die Osmanen gekommen, haben im ſechszehnten den größten Theil dieſer Lande unterjocht und beherrſchen noch heute über zwei Drittel derſelben.

Blickt man nun rückwärts über den Ablauf von anderthalb Jahrtauſenden hin, ſo kann man, wenn man auf die Ebenen der Donau ſchaut, mit Recht fragen: wo ſind auf dieſer Dreſchtenne der wildeſten und grauſamſten Völker die Stumpen der alten Bewohner geblieben? wo weißt du noch Überbleibſel von Möſiern Baſtarnen Peucinern Pannoniern und deren verſchiedenen Äſten und

Zweigen finden? Die alten Bewohner ſind zertreten vergangen und vergeſſen. Anders iſt es mit den ſehr abgeſchnittenen und gebirgigten Gebieten weiter gegen Süden; da hat ſich manches Alte gerettet, namentlich in den Landen, die jetzt Albanien und Macedonien heißen. Doch will man einen allgemeinen Überſchlag machen und eine Hauptſchätzung anſtellen, wo die kleineren und einzelnen Theile wenig mitgerechnet werden, ſo bleiben eigentlich nur zwei größere Völker übrig: nämlich Slaven und Madſcharen oder Ungern, wo aber erſtere zu den letzteren der Zahl nach ſich wie 4 zu 1 verhalten. Die zuletzt gekommenen Herren, die Osmanen, darf man nicht als Volk rechnen; ihre über die ihnen in Europa unterworfenen Länder zerſtreute Zahl iſt in Vergleichung zu den zuerſt genannten gering; denn die meiſten Muhamedaner, welche in Macedonien Albanien Bulgarien Bosnien u. ſ. w. nun auch türkiſche Gebärde tragen und Türken heißen, ſind ſlavoniſchen Stammes.

Ein ſolches, wie ich es im kurzen vorüberfliegenden Bilde hingeworfen, iſt das Schickſal dieſes ſchönen weiten Gebietes geweſen, und, mit dem übrigen weſtlichen Europa verglichen, liegt auch ſein chriſtlicher Theil noch in einer gewiſſen Rohheit und Barbarei da, von dem Hauche zarterer menſchlicher Bildung hin und wieder wohl angeweht, aber wenig durchgeweht, und die Wehklagen Ovids könnten noch in Varna und Burgas am Schwarzen und in Aulona und Skutari am Adriatiſchen Meere angeſtimmt, hier könnten noch die Trauerlieder der klagenden Menſchheit geſungen werden. Sonderbar iſt auch die Erſcheinung, die demjenigen, der die Dinge mehr aus ihren Tiefen aufzuſuchen und herauszugraben gewohnt iſt, eine ſehr auffallende Erſcheinung ſeyn muß, daß ſich in dieſen Gegenden, ſo alt die Geſchichte iſt, aus eigener Macht niemals eine lange daurende und Ehrfurcht gebietende Herrſchaft hat gründen können. Wir haben ein Gothenreich geſehen ein Hunnenreich, dann ein Avarenreich ein Großſerblien, ein Chazarien Bulgarien Servien. Dieſe haben zuweilen den Anlauf genommen durch kriegeriſche Helden und Fürſten, mächtigere Reiche werden zu wollen; ſie ſind es nicht geworden. Dann iſt es an die Madſcharen oder Ungern gekommen; ſie haben ſich mit der Herrſchaft nimmer weit über die Lande verbreiten können, ſind endlich eine Zeitlang größtentheils von den Türken unterjocht, darauf durch die Deutſchen erlöſt worden. Auch die Ungern würden ohne die Deutſchen als Königreich lange untergegangen ſeyn gleich den Bulgaren und Serviern; ſie haben ein Königreich nur durch deutſche Stärke und türkiſche Schwäche.

Übrigens hat hier ſo wenig als anderswo in der Welt den Völkern und Herrſchern der Anlauf ja die Luſt des Angreifens und Umgreifens gefehlt, größere Ausbreitung und ein größeres Reich, eine Herrſchaft zu gewinnen; es hat aber ſolches nie gelingen wollen. Man fragt, warum es nicht gelungen iſt? Die Römer und die Osmanen ſoll man nicht nennen, die haben aus der Kraft aus dem Volkskern und in dem Volkskern dieſer Lande hier keine Reiche geſtiftet; ſie hatten und haben ein Reich, das an einem andern Mittelpunkt hing und hangt, an einem Mittelpunkt fern von dem Kern dieſer Lande, und was ſie hier beſaßen und beſitzen iſt nimmer eine eigne Selbſtſtändigkeit, ein eigner Staat geweſen ſondern nur zinsbare Landſchaften oder Provinzen eines Reichs, deſſen Schwerpunkt und Leben weit außerhalb des Kreiſes derſelben lag. Freilich liegt Konſtantinopel einem Theil dieſer Gränzen nahe, und durch eine natürliche Anziehungskraft gehören ihm die nächſten Landſchaften, nämlich Thracien und Macedonien, an, aber ſein Geſicht und ſeine Stärke ſteht mit Recht gegen Aſien gewendet. Dahin, nach Aſien, geht ſeine Anziehungskraft, dahin ſein Druck, und wenn es von einem ſeeluſtigen Volke beſeſſen wird, übt ſeine bewundernswürdig glückliche Lage auch gegen Süden auf das eigentliche Griechenland und ſeine Inſeln gewaltige Ziehungskraft und Druck; aber über den Balkan hinaus gegen die Donau und über die Donau bis zu den Karpathen hinauf konnte dieſer Zug und Druck nur gelten, ſolange der türkiſche Degen ſchärfer war als der deutſche oder der ruſſiſche. Es hat nun freilich das Schickſal über dieſes weite Gebiet ſo gewaltet, daß zu der Zeit, als etwas Neues werden konnte, von dem vierten bis zehnten Jahrhundert, Volk auf Volk geſtoßen und Verwüſtung Verwüſtung abgelöſt hat, wirklich viel ärger als in den meiſten andern europäiſchen Ländern; aber endlich ſind ſeit dem neunten Jahrhundert die vielen und zahlreichen Völkerſchaften der Slaven doch das Hauptvolk geblieben, in deſſen größerer Menge nicht nur viel Römiſches und Griechiſches ſondern ſelbſt die meiſten türkiſchen Völkerſchaften ſich haben verlieren müſſen. Aber dieſe

Slaven haben es nur zu einzelnen kleinen Reichen gebracht, welche alle nach einander vor dem deutſchen Degen und dem magyariſchen und türkiſchen Säbel zerbröckelt ſind. Dieſe ſlaviſchen Stämme ſcheinen nun allerdings mit einer gewiſſen Unmündigkeit und Unfähigkeit behaftet große Herrſchaft zu gründen und Staaten zu ſtiften und einzurichten. Man wird uns gegen dieſe Behauptung die großen Reiche Polen und Rußland anführen; aber ich frage ſogleich: wo iſt das große Polen geblieben? und wie kläglich iſt es untergegangen? — da hatten die kleineren Bulgaren Servier und Bosnier in ihren Tagen doch ein ſchöneren Untergang — und ich frage ferner: ihr wiſſet doch wohl, daß das ruſſiſche Volk viele ſkandinaviſche und tatariſche Beſtandtheile und andre günſtige Verhältniſſe hat, welche ihm ein mächtigeres und längeres Leben verheißen als den übrigen verwandten Stammgenoſſen?

Aber von allen dieſen Erfahrungen und Erwägungen abgeſehen müſſen wir ſchon vor näherer Unterſuchung vorausſetzen, daß hier ganz eigenthümliche örtliche Verhältniſſe vorwalten, welche eine ſelbſtſtändige Herrſchaft aus Einem Guß, die hier auch ihren Mittelpunkt hätte, nicht leicht entſtehen laſſen. Was Reiche macht und beſtehen läßt iſt außer einem großen Volk gleicher Art Sitte Religion und Sprache meiſtens ein von der Natur Gegebenes. Wenn man Italien Spanien Frankreich Großbritannien auf der erſten beſten Karte betrachtet, erſieht man ſogleich die Leichtigkeit, wie dort ein Reich, eine Einheit entſtehen könne. Bei der Betrachtung Deutſchlands däucht es ſchon ſchwerer, und doch außer der großen Einheit des Volkes durch Herkunft Sitte und Sprache, welche auch Loſes zuſammenbinden, hat es ſeine Alpen ſeine Nordſee ſeine Oſtſee; gegen Oſten ſcheint es freilich ſchwimmende Gränzen zu haben und mit der Donau in unbeſtimmte Fernen fortlaufen zu wollen, aber es ſcheint nur ſo: denn die letzten auslaufenden Alpenzweige in Öſtreich und das längs der Oder hinſtreichende Rieſengebirg ziehen hier doch eine gewaltige Gränze, an welcher Chazaren Avaren Slaven Madſcharen und Mongolen weiland ſich zerbrochen haben, und die Ruſſen einſt ſich brechen werden, wenn es ſie jemals gelüſten ſollte dieſen Gränzen vorbei in das innere Deutſchland hineinzulaufen.

Man wird mir hier ſogleich einwenden: „Dieſes große Dodieſer Weſtküſte des Schwarzen Meeres, z. B. die von Varna und Siſtebol, ſchlecht und unſicher und nur in ſtiller Jahrszeit brauchbar. Dieſe Küſte giebt alſo keine Herrſchaft, da ſie keine glücklichen Flottenſtellen hat und da der Nord und Südoſt dieſes großen Schwarzen Beckens allein damit verſehen iſt. Alſo Meeresküſte hier beinahe umſonſt — denn ſchiffbarer Flüſſe hat es außer der Donau auch nicht Einen — und Herrſchaft über das Meer an dieſen Küſten alſo gleich einem Traum. Auch iſt an dieſer Weſtküſte der Trieb und Zug der Völker zu Schiffahrt und Handel dem der andern Küſten des Schwarzen Meers nimmer vergleichbar geweſen. Noch ſchlimmer ſieht es aber mit den am Adriatiſchen Meer hinlaufenden Landen aus; da laufen längs der ganzen Nordküſte desſelben, die dieſen Gebieten ſo nahe ſtreicht, himmelhohe Bergketten im Abſtande von einer Meile bis fünf Meilen fort, da gießt ſich kein ſchiffbarer Fluß hinein ſondern nur einzelne Gießbäche und Bergſtröme, gute Häfen ſind nur für die einzelnen Thäler und Küſtenſtriche da, und das ganze große Hauptgebiet der Länder iſt gleichſam vom Meer abgeſperrt und muß mit der Donau zum Schwarzen Meer laufen, wo es, wie wir eben zeigten, auch mager ausſieht.

Dieſer Mangel an ſchiffbaren Flüſſen, an zugänglichen Küſten, welche die Verbindung der einzelnen Landſchaften vermitteln und ſie mit ſtillen und oft unſichtbaren Banden zuſammenziehen und zuſammenhalten, findet ſich alſo. Das zweite Hinderniß iſt, mit Ausnahme der weſtlichen Vorderlande Ungerns und Slavoniens, die eigenthümliche innere Geſtaltung dieſer Lande. Sie ſind durch große und lange Gebirgketten, die Donauthäler ausgenommen, faſt wie die verſchiedenen Bergkeſſel Spaniens, ja noch mehr als dieſe Keſſel Spaniens und Böhmens, wo man immer aus dem einen in den andern hinabſinkt, von einander geſchieden, ſo daß Bulgarien Rumelien Albanien Bosnien die Herzogewina Dalmatien Siebenbürgen und Moldau und Wallachei geſchiedene Gebiete bilden, welche die Völkerſonderungen fördern. Dies würde kein Nachtheil ſeyn ſondern durch die Mannigfaltigkeit der Klimate und Landesarten, die es mit ſich führt, eher ein großer Vortheil, wenn ſich außer der Donau noch einige große Ströme durchriſſen und wenn die Küſten ihre Schuldigkeit thäten. Nun aber hat dieſe Sonderung Zerriſſenheit und Unzugänglichkeit der einzelnen Theile nur die unvermeidliche

Folge, daß die Verbindungen Mittheilungen Verkehre und Reibungen fehlen, wodurch Thätigkeit und Bildung gefördert werden; ſie trägt die Mitſchuld einer gewiſſen Rohheit und Unbildung, welche hier urheimiſch zu ſeyn ſcheint.

Von dieſen eigenthümlichen geographiſchen Mangeln, welche die Entſtehung eines großen Mittelpunktsreichs an der Niederdonau und die Entwickelung und Erhebung zu höherer Bildung von jeher gehindert zu haben ſcheinen, ſind die ſüdlichen Landſchaften der europäiſchen Türkei größtentheils ausgenommen. Auf dieſe könnte Konſtantinopel gewaltige Anziehung üben, auch Griechenland könnte es, wenn ſein Königreich die von den Verſtändigen begehrten Gränzen mit den Schlüſſeln von Kandia Korfu und Jannina erhalten hätte. Ich verſtehe unter dieſen ſüdlichen Landſchaften die drei Lande Macedonien Albanien Rumelien, welche durch Küſten mit leidlichen Häfen und kleinen Flüſſen, obgleich auch durch Bergketten von einander geſchieden, dem Meere und einem allgemeinen Weltverkehr mehr zugänglich ſind.

Rumelien mit den Städten Konſtantinopel und Adrianopel iſt wohl ſeit der Herrſchaft der römiſchen Griechenzeit eben wegen der Nähe der Hauptſtadt von einem Völkergemiſch bevölkert worden; hieher hat ſich auch begreiflicher Weiſe vor allen Landſchaften der europäiſchen Türkei mehr als anderswohin das Osmanenvolk angepflanzt; hier alſo eben ſo wenig als in dem benachbarten Bulgarien zwiſchen dem Balkan und der Donau iſt jener kriegeriſche Karakter, der die ſogenannten weißen Türken, die europäiſchen Muhamedaner, auszeichnet. Ganz anders Macedonien und Albanien, deren Bewohner, der Arnaute und Albaneſe, durch ihre Streitbarkeit berühmt ſind. Macedonien mit den Städten Teſſalonich und Seres und dem heiligen Berg Athos hat in Vergleichung mit den übrigen Landſchaften ſehr viele Griechen; ſeine übrigen Einwohner ſind wohl meiſtens ein Gemiſch der alten Macedonier, die bei der Völkerüberfluthung ſich in ihren Bergen retten konnten, und der Slaven. Albanien bildet auf dieſem Gebiete ein Land für ſich. Dieſes gebirgigte von einzelnen fruchtbaren Thälern und Meerbuchten durchzackte Land, das in einem weiten Bogen an den Küſten hinläuft, eine Zeitlang dem Freiſtaat Venedig unterworfen, war damals größtentheils chriſtlich. Jetzt trägt es ein Volk, von deſſen Chriſten man nicht ſagen kann, daß ſie gute Chriſten, noch von deſſen Muhamedanern, daß ſie gute Türken ſind. Der Albaneſe iſt ein eigenthümliches beſonderes Volk für ſich und hat wohl wenig Fremdes oder Slaveniſches aufgenommen: er ſcheint der ächte Sohn des weiland Illyriers und Epiroten zu ſeyn, ein roher wilder heiterer tapfrer Menſch, ein geborner vortrefflicher Krieger. Der Krieg iſt von jeher ſein Handwerk geweſen, und in den türkiſchen Heeren fand man ihn ſonſt in allen Landſchaften Aſiens und Afrikas und vormals auch ganze albaneſiſche Regimenter in den chriſtlichen Heeren Venedigs und Neapels. Wir haben durch die Engländer, vorzüglich durch den Oberſten Leake, genaue Kenntniß von dem Lande und Volke erhalten. Hier iſt alles eigenthümlich, und auch ſeine Sprache hat der Albaneſe für ſich, die er mit ſeinen Nachbarn nicht theilt, freilich manches Slaveniſche und Griechiſche mit eingemiſcht, auch einiges Germaniſche, wahrſcheinlich durch die Normannen, welche im Mittelalter an manchen Stellen dieſer Küſten zuweilen als Eroberer ſaßen, von dem gegenüberliegenden Italien herübergebracht, aber doch eine Sprache eigner Art. Was ich übrigens in Hinſicht der Albaneſen geſagt habe, daß ſie beide ſchlechte Chriſten und ſchlechte Muhamedaner ſeyen, gilt zum Theil auch von denjenigen, welche in Bulgarien Bosnien Servien u. ſ. w. ſich zum Islam bekennen. Der Orientalismus hat ſich nach Europa doch nicht ganz hinüberpflanzen laſſen: die Sitten das Leben die Ehe das Verhältniß der Geſchlechter zu einander haben viel den Chriſten Gleiches oder doch Ähnliches. Das Hausleben, die Schmäuſe die Jagden und der Umgang und die Macht der Geſchlechter unter einander ſind in mancher Hinſicht faſt ganz europäiſch. So lebt z. B. die vornehmere Welt in Macedoniens und Bosniens Thälern und Bergen ungefähr auf dem Fuß der alten abendländiſchen Ritterſchaft; nur daß man bei der Einfalt und Rohheit der Sitten dieſe Art und Weiſe etwa in's vierzehnte fünfzehnte Jahrhundert zurück ſetzen muß.

Das Türkiſche Reich liegt nun in Erſchlaffung und Faulheit darnieder und ſcheint ſich aus eignen Kräften nicht wieder ſtärken und erheben zu können; Viele ſagen: es liegt in unheilbarer Verweſung. Erhalten wird es bei dieſem Zuſtande nur durch die Zwietracht den Neid und Argwohn der bei ſeinem Untergange betheiligten Mächte. Man fragt ſich mit Furcht und Sorge: wann dieſer aufgelöſte verfaulte Bau zuſammenfällt, wer ſoll die Trümmer wegtragen? Wie groß dieſer Neid und dieſe Furcht iſt, haben wir bei Gelegenheit der griechiſchen Wirren ſchon angedeutet. Einige ſind nun auf einen eigenen Einfall gekommen, worauf der verſtorbene Sultan Mahmud ſelbſt ſie zu führen ſchien. Dieſer begann bekanntlich ſein Reich europäiſiren zu wollen, zog ſich den europäiſchen Rock an, ſchnallte ſich Stiefeln und Sporen und hängte ſich den Degen auf europäiſche Weiſe an, ließ ſeine Soldaten von franzöſiſchen und preußiſchen Officieren zurechtdrillen, trank auf Gaſtgelagen mit den Europäern Champagner und Burgunder und ſah ihre Weiber und Töchter mit ſeinen großherrlichen Augen die wilden Walzer abgaloppiren. Nun rief man ihm zu: „Noch einige Schritt weiter, lieber Herr Sultan! die Mehrzahl deiner europäiſchen Unterthanen „ſind Chriſten, wirf den Mahomed mit ſeinem ganzen erlognen „und abgelebten Tand weg, und pflanze das Kreuz für den Halbmond auf — und dein Reich wird ſtark und wieder jung werden, „und du wirſt nicht bloß in die Geſellſchaft und Gemeinſchaft der „chriſtlichen Staaten aufgenommen werden ſondern auch friſche jugendliche Kraft und Macht gewinnen.“ Wohl gemeint und leicht geſagt, aber nicht leicht gethan. Es hieße dies ungefähr ſo viel als dem Sultan vorſchlagen: „Wirf Dreiviertel deines Reichs weg, „damit du Einviertel behalteſt.“

Denn: Konſtantinopel iſt nicht nur die Hauptſtadt der europäiſchen Türkei ſondern auch die Hauptſtadt Aſiens. Sie hat, was ich eben andeutete und was in ſeinen tieferen Beziehungen hier nicht ausgeführt werden kann, ihren Zug und Druck weit mehr zu und auf Aſien als auf Europa: ſie iſt die geborne ja die faſt unvermeidliche Hauptſtadt des ganzen Vorderaſiens, wenigſtens die Hauptſtadt Kleinaſiens und der herrlichen Länder, welche zwiſchen dem Kaukaſus Taurus Schwarzen und Mittleren Meer eingeſchloſſen ſind. In Aſien aber iſt das Verhältniß der Osmanen und Muhamedaner zu den Chriſten beide der Zahl und der Art nach ein ganz anderes als in Europa. Dort iſt das rechte Leben des Volkes und der Religion und Sitte, dort ſind die Chriſten der unkriegeriſche unkräftigere Theil und wenn der Sultan in Konſtantinopel ſtatt des Halbmondes das Kreuz aufrichtete, würde dort Haß Zorn und Aufruhr ſeinen Thron erſchüttern und der Orient ſich von Europa wahrſcheinlich ganz losreißen. Auf jeden Fall wäre dies der Anfang ungeheurer und unabſehlicher Getümmel. Alſo will der Sultan Herr bleiben, darf er kein Chriſt werden, wenigſtens in dieſem Jahrhundert noch nicht. Und ſelbſt in den europäiſchen Landſchaften, wenn er den gefährlichen Schritt wagte, würden die Dinge wohl nicht ſo ſanft zahm und unblutig verlaufen, als Viele ſich einbilden. Und doch iſt es das natürlichſte Gefühl, der menſchlichſte Wunſch und die allein chriſtliche Anſicht, daß die osmaniſche Beſtialität in Europa aufhören muß, wo die orientaliſche unſerm Welttheile fremde und dem Chriſtenthum gräuliche Art in doppelter Gräulichkeit erſcheint. Wir ſehen, wie dieſe unverbeſſerlichen gegen das Chriſtenthum immer wüthigen und oft fanatiſchen Barbaren die Türken wieder am Libanon wüthen; wir ſehen, wie alle neue Anordnungen und Satzungen des verſtorbenen Sultans und ſeines Sohnes für mildere gleichere Behandlung der Chriſten auch bei uns im Abendlande fruchtlos ſind, wie der alte türkiſche Würger und Kopfabſchneider in Bulgarien Bosnien u. ſ. w. immer wieder auflebt. Alſo fort mit ihm aus Europa! das wüthende Thier, das hier nimmer zahm werden kann, werde vertilgt!

Ein ſogenanntes europäiſches Koncert zu dieſem Ende zu machen wäre wohl nichts Schweres, die erſte That, die Fortjagung oder vielmehr Niedermachung der Türken, die ſich ſelbſt ſchon genug niedergemacht haben, eben ſo wenig ſchwer. Öſtreich und Rußland aufmarſchirt, die Seemächte mit ihren Flotten heranſegelnd, und der Großſultan und ſeine Osmanen, die ſich fremder Herrſchaft nicht unterſchmiegen wollten, müßten nach Aſien hinüberfliehen. Dann ein Griechenkönig in Konſtantinopel eingeſetzt und die griechiſche Religion, zu welcher ſich die Mehrzahl der Bewohner dieſer Lande bekennt, auf den Thron der Herrſchaft erhoben. Und ſiehe! ein neues chriſtliches Reich ſtünde da.

Stünde da? Ach! wenn man die menſchlichen Dinge nur ſo leicht zum Stehen bringen, wenn man den Schwachen nur ſo leicht feſte Füße geben könnte, als der Wunſch und das Papier damit fertig iſt! Ich habe gezeigt, daß in dieſen Ländern eine abſondernde vereinzelnde Kraft von Natur und durch Volksart wirkſam iſt, daß das Zuſammentreibende Zuſammenziehende geſchweige das Zuſammenlockende fehlt — ſollte nun das Chriſtenthum mit Einem

Male dieſen Zauber bekommen, einen Zauber, den es ja im zehnten vierzehnten funfzehnten Jahrhundert nicht gehabt hat, wo Konſtantinopel noch in einem gewiſſen Glanze als chriſtliche Hauptſtadt prangte? Oder ſoll man Einzelnes Geſondertes bauen, wie die Natur es gemeint zu haben ſcheint? vier fünf verſchiedene Fürſtenthümer und Königreiche? zum Beiſpiel ein Königreich Dacien (Moldau Wallachei Beſſarabien) Macedonien (Rumelien Macedonien Albanien) Bulgarien Servien (Servien Bosnien Herzegewina u. ſ. w.)? Dieſe kleinen Reiche für ihre Erhaltung und für die Möglichkeit chriſtlich menſchlicher Entwickelung und Ausbildung unter die Hut und den Schirm der großen Mächte geſtellt, welche ja erſt auch ihre Befreier Macher und Schöpfer werden müßten. — O ja! o ja! gut genug gemeint, wenn nur die Dinge ſich ſo machen ließen. O ja, machen ließen ſich wohl die Anfänge, aber die Fortſetzungen und Enden erhalten, da ſitzt der Knoten. Welche köſtliche Vorausſetzung in der chriſtlich fröhlichen und freundlichen Begeiſterung, die ſich bei ſolchen Anſichten leicht entzündet, als wenn die großen Mächte — wir meinen die vier ſchon bei der Stiftung des Königreichs Griechenland vorzüglich betheiligten — ſelbſt einer unzerbrüchlichen Freundſchaft eines ewigen treuen Friedens unter ſich gewiß ſeyn könnten! Bei Kriegen und Getümmeln, wie würde es hier um die Schaafe ſtehen, wenn die, welche Hut und Wache halten ſollten, ſich ſelbſt unter einander wie die Wölfe zerriſſen, oder wenn, was vielleicht nicht fehlen würde, ſie ſelbſt von dem Gelüſt ergriffen würden, den armen Schaafen auch die Klauen in die Rippen zu ſchlagen? Wir haben ja ſolche Muſterbeiſpiele unter den Augen, welche unter allgemeiner unſeitiger Wache der betheiligten Nachbaren ſtehen ſollen. Wir haben die Schweiz geſehen, wir ſehen das in dem letzten Jahrzehend geborne Königreich Belgien. Wir werden ja künftig ſehen, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit die ſogenannte ewige und unverletzliche Unſeitigkeit deſſelben geachtet werden wird. Wir ſehen die Moldau und Wallachei und Servien als eigne Fürſtenthümer gegenwärtig unter halb ruſſiſchem halb türkiſchem Scepter, und ſehen was dieſer Schutz bedeutet, wo der eine Schirmherr dem andern immer ein noli tangere zurufen ſoll.

Ich glaube alſo nicht, daß eine neue beſſere Ordnung der Schickſale und Verhältniſſe dieſer Lande durch ein ſogenanntes europäiſches Konzert, das auf jeden Fall eben ſo wenig ein harmoniſches und wohlklingendes ſein möchte, als es bei der Griechenſache ein ſolches war, zu Stande kommen wird und zu Stande kommen darf. Es wird hier ſich eben begeben und erfolgen, wie der gemeine Lauf der Dinge, die Flechtung und Schüttelung der allgemeinen politiſchen Stellungen und der diplomatiſchen Künſte und der wahrſcheinliche, wenn gleich durch die europäiſche Politik aufgehaltene, Einſturz des Osmanenreichs in Konſtantinopel, d. h. wie der liebe Zufall oder der liebe Gott, der mit dem lieben Zufall oft mit gleichem Maaß gemeſſen wird, es wollen. Rußland und Öſtreich werden dann, wie ſie können und müſſen, handeln und eingreifen; England und Frankreich werden auf die Küſten und Inſeln des europäiſchen und aſiatiſchen Meers ſchauen und ihre Stellung für die Zukunft zu nehmen ſuchen. Der Engländer hat bei den letzten Erſchütterungen Aſiens durch den Ehrgeiz des ägyptiſchen Paſchas Mehemet Ali nur die Rolle des Großmächtigen und Uneigennützigen geſpielt, weil es den Ruſſen und Franzoſen keinen Vorwand des Zutretens geben durfte. Wenn es ſehen wird, daß die Türkenleiche begraben werden muß, daß es an's Rupfen und Zupfen gehe, wird es für ſeinen Handel und ſeine Flotten ſich feſte Stellungen ſuchen und nehmen, ſein Kanea ſein Rhodus ſein Kora Burnu u. ſ. w. Wenn dieſes Rupfeſpiel beginnt, dann müſſen auch Rußland und Öſtreich eben um den Türkenraub heftiger zuſammenſtoßen. Bis jetzt hat jeder dieſen Zuſammenſtoß geſcheut, aber doch hat Rußland mit ſchlauer Liſt jede Gelegenheit erſpäht und nicht bloß mit leiſen Händen zugegriffen, Öſtreich hat grollend zugeſehen und wenig oder gar nicht zu hemmen geſchienen; wenigſtens hat es nur von fern her und im Stillen gehemmt. Wenn aber jener türkiſche Sturz erfolgt, dann kann um die Donau- und Karpathen-Länder ein blutiges Zuſammenſtoßen zwiſchen dieſen beiden Gewaltigen faſt nicht ausbleiben. Darf Öſtreich dann leiden, daß die Moskowiten die Moldau Walachei und Bulgarien zu ruſſiſchen Provinzen machen, wenn es für ſeinen Theil auch Servien Bosnien die Herzegovina und was an der Adriatiſchen Seite gegenwärtig ſonſt noch türkiſch iſt als ſeinen ungriſchen oder vielmehr als ſeinen deutſchen Theil nimmt? Ich glaube: Nein. Jetzt läßt es zauderend und auflauernd Rußland an jenen Öſtlichen für den künftigen Raub ſpielen und vorſpielen;

dann aber wird ein hartes blutiges Spiel um die Herrschaft unvermeidlich ſeyn. Nie hat in dieſem Ungerlande eine große Monarchie entſtehen und wachſen wollen. Der König von Ungern hat hier eben ſo wenig als früher die Könige von Macedonien Dacien Bulgarien Servien ein gewaltiges weites Reich ſtiften können. Das Königreich Ungern hat auch jetzt nicht die Macht, wenn es auch die Luſt hätte. Ungern mit Siebenbürgen und den mehreren ſlawiſchen Nebenlanden iſt ſelbſt ein Zuſammengeflick verſchiedenartiger Völkerſchaften, Madſcharen Slawen Deutſche und Reſte untergegangener Völker: Jazygen Szekler Kumanen Walachen. Es hat hier immer gefehlt und fehlt noch an der großen geiſtigen Einheit von Sprache Literatur Kunſt und Bildung, wodurch der Mangel geographiſcher Einheit einigermaßen vergütet und erſetzt werden könnte; denn ohne ſolchen geiſtigen oder geſchichtlichen Trieb, der eine innerlichſte Gemeinſchaft und ein unlösbares Zuſammenhalt erzeugt, werden Völker nimmer große Herrſcher werden. Der König von Ungern als König von Ungern wird hier den heißen Brand nicht aus dem Feuer reißen, aber der Kaiſer von Öſtreich zugleich als König von Ungern, der kann es und muß es dann: er muß in dem Fall um den Beſitz der Donau kämpfen, er muß die Lande, welche ſich mit ihren Ebenen und Thälern zur Donau abſenken, dann in Beſitz nehmen. Einſtweilen ſieht er ſie ruhig liegen ohne große Lüſternheit ſie zu haben, überdies mit der richtigen Einſicht, daß ſie mit ihrer eigenthümlichen Art und Beſchaffenheit ſeine Stärke weſentlich doch wenig vermehren würden, daß er aber, wenn jener türkiſche Sturz eintritt, ſie als Stellungen haben muß, aus welchen ein Fremder, wenn er ſich ihrer bemächtigte, ihm gefährliche Getümmel erregen und böſe Wunden ſchlagen könnte. Wenn der Zeitpunkt eintritt um den Raub, der genommen werden muß, ſtoßen beide Rußland und Öſtreich auf immer größere Schwierigkeiten, je näher ſie dem Schwarzen Meere rücken; den Vormärſchen und Aufmärſchen und der Stellung und Erhaltung der Heere begegnen hier unendliche Hinderniſſe. Rußland ſcheint durch Polen und die Walachei für den Aufmarſch und auch für den Rückzug, wenn dieſer nöthig wird, im Vortheil zu ſtehen, und ſteht auch wirklich im Vortheil, wenn Podolien Volhynien und die Walachei treu zu ihm halten. Dann muß Öſtreich den Polen gegen Rußland eine ſolche Hand bieten, wie ſeine Ungern ſelbſt murrend und drohend gewollt haben, daß es ſie in den jüngſtverfloſſenen Jahrzehenden bieten ſollte. Es könnte dann bei dem türkiſchen Untergange in Europa ein polniſcher Wiederaufgang hereindämmern, ein Wiederauferſtehen, wenn die Polen überhaupt ſtehen lernen können. So wunderbar verflochten ſind die Schickſale der Völker und Reiche.

Italien.

„La bella Italia, che l'Apennin divide e'l mar circonda."

„Das ſchöne Italien, welches der Apennin theilt und das Meer umſpült."

Umſchwebten uns bei dem Namen Griechenland die hehrſten und leuchtendſten Geſtalten der alten Welt und erregten uns manche unſtillbare Sehnſuchten und unerfüllbare Hoffnungen der jüngſten Zeit, ſo muß auch der Name Italien in der Bruſt eines jeden Europäers und zumal in der Bruſt eines jeden Deutſchen die mächtigſten und gewaltigſten Erinnerungen aufwecken. Zorn und Liebe Segen und Fluch, je nachdem man die Zeiten die Menſchen die Meinungen und Religionen mit verſchiedenen Augen ſieht und mit verſchiedenen Gefühlen beurtheilt, wechſeln und kämpfen hier mit einander, und dieſer Wechſel und Kampf währt bis auf den heutigen Tag. Man mag Italien lieben verehren ſegnen oder man mag es haſſen verwünſchen verfluchen, es iſt ein Land ein Volk eine Majeſtät, zu welcher man immer wieder zurück muß. Auch wir Deutſche können und dürfen von Italien nicht laſſen. Wir haben das Land und Volk nie gefürchtet; als ſie unſern Namen und unſer Daſeyn in der Welt zuerſt lernten, mußten ſie uns ſchon fürchten; Auguſtus ihr erſter und glücklichſter Kaiſer mußte wegen germaniſcher Schrecken in den Tempeln ſeiner Götter ſchon Bettage feiern laſſen. Später ſind wir ihre Herren geworden; ſie haben uns einige Jahrhunderte als ihre Dränger gehaßt und wir haben ihnen den Haß in ähnlicher Weiſe zurückgegeben und ſie in den letzten unglücklichen italiſchen Jahrhunderten häufig verkannt verleumdet ja wohl zu verachten gewagt, und viele der Unſrigen haben nichts Anderes als

Feigheit Habſucht Hinterliſt von Italien zu erzählen gewußt. Und das iſt zum Theil bis auf den heutigen Tag ſo der Brauch geblieben. Nur wer für das Unvergängliche ein Herz hat, für das, was ewig gut und groß bleibt, ſchaut auch in dieſem Augenblick mit inniger Theilnahme und brennendem Mitleid auf das ſchöne Italien hinaus und verhüllt ſeinen Blick mit Thränen, wenn er in der nächſten Zukunft nichts Fröhliches erſchauen kann.

Ich kann für mich ſagen, ich habe das Land in vielen Beziehungen herrlich gefunden, das Volk viel beſſer redlicher treuer, als man es gewöhnlich ſchildert. Man muß nur in jedem Volke und Lande nach deſſelben eigner Art leben und empfinden lernen. Ich bin weit von dem Zorn und Haß gegen das Volk, von jenen Verdachten Anklagen und Vorurtheilen, die ſich ſeit dem Mittelalter bei vielen Deutſchen feſtgeſetzt haben und immer wieder aufleben wollen. Aber das muß ich ausſprechen, manche Anſichten und Schilderungen der deutſchen und italiäniſchen Verhältniſſe des Mittelalters kann ich nicht theilen, in die Bewunderung und Lobpreiſung der unendlichen Gaben und Wohlthaten, welche uns durch die Kämpfe der Kaiſer und Päbſte und überhaupt durch die engere politiſche Verbindung Deutſchlands und Italiens in jener Zeit zugefloſſen ſeyn ſollen, kann ich nicht einſtimmen. Bei näherer und eindringenderer Betrachtung fragt es ſich, ob der Schaden da nicht viel größer geweſen iſt als der Vortheil und ob wir Deutſche auf glücklicherem unblutigerem Wege die meiſten Gaben nicht hätten erlangen können, die wir mit Verluſt und Untergang unendlichen deutſchen Glückes und deutſcher Freiheit haben bezahlen müſſen. Die übertriebenen Bewunderer und Lobpreiſer des Mittelalters in dieſer Beziehung ſtammen meiſt aus dem letztverfloſſenen halben Jahrhundert her, Haſſer und Verleumder der Gegenwart, Miskenner und Misdeuter des vielen Guten und Nothwendigen, was eben das letztverfloſſene halbe Jahrhundert uns gebracht hat, ſolche, die nur immer in den Glanz und in die Schönheit des Mittelalters hineinblinzeln und für die vielen Gräuel Scheußlichkeiten und Unmenſchlichkeiten deſſelben beinahe freiwillig die Augen ſchließen. Wir wollen ſuchen billig zu ſeyn, wozu uns ſchon unſre Vorliebe für Italien ermahnt, und in einem kurzen fliegenden Überblick ſeiner Völker und Länder die Entwickelung des Karakters des Landes und ſeiner verſchiedenen

Zuſtände bis in die Gegenwart hinein verfolgen, um uns klar zu machen, worauf es uns bei dieſer Unterhaltung ankommt: wo Italien und ſein Volk jetzt ſteht, was es eben in dieſen Tagen wollen und hoffen muß, und was es leider doch nicht erlangen kann.

Das alte Rom und ſeine Herrlichkeit und was man bei aller Fürchterlichkeit des Römiſchen Volks, welches man wie die Griechen nimmer lieben kann aber oft bewundern muß, was man, ſage ich, in der Strenge Tapferkeit und Heiligkeit ſeiner Sitten in ſeinen früheren Jahrhunderten ehren mußte, war ſeit dem Untergange Karthagos und den Siegen über Antiochus von Syrien Philipp von Macedonien und Mithridat vom Pontus ſchon untergegangen. Die Herren der Welt wurden nun die Tyrannen der Welt, und die Überſchwänglichkeit des Raubes aus allen Ländern brachte auch die Lüſte und Laſter aller Länder nach Italien, und in einer Üppigkeit und Schwelgerei, deren Schändlichkeiten jeder Beſchreibung überlegen ſind, und in einem unzähligen Sklavengeſindel, das man aus allen Nationen der Erde zuſammentrieb, ging die letzte römiſche Tugend unrettbar unter. Darauf in den mörderiſchen blutigen Kämpfen der um die Herrſchaft ringenden Partheihäupter und ihrer Rotten in dem letzten Jahrhundert vor Chriſto ward der Kern des alten latiniſchen und ſamnitiſchen Volkes größtentheils ausgerottet, der freie Bauer war in den gräulichen Bürgerkriegen, war ſelbſt in den Kriegen vertilgt, die man mit Hunderttauſenden empörter Sklaven auskämpfen mußte, und ein buntgemiſchtes mannigfaltigſtes Volk, aus allen Welttheilen zuſammengekauft zuſammengefangen und zuſammengetrieben nahm auf den Gütern und Schlöſſern der großen Weltgebieter ſeine Stelle ein. Schon zu Auguſtus Zeit war die Kraft und Blüthe des alten Italiens nicht mehr da; die Namen Rom und Roms Macht und Majeſtät über alle Länder überſchallten und überglänzten freilich die Welt, aber das Rom, welches zu leben verdiente, war lange todt. So ging es fort in Verderbung und Verwüſtung des Alten und in Verwilderung und Erniedrigung des Neuen. Rom mußte die ſcheußlichſten verruchteſten Herrſcher ertragen, konnte durch die würdigſten und beſten nicht mehr verjüngt und erhoben werden und ſank mit jedem Jahrhundert tiefer zum Abgrund hinab. Nur in ſeinen Kriegsheeren blitzte noch zuweilen etwas auf, was altrömiſcher Kraft und Tugend ähnlich ſah; nur aus dem rohen tapfern Geſchlechte, welches im Feldlager aufgewachſen und emporgeſtiegen war, erhoben ſich von Zeit zu Zeit einzelne Feldherren und Kaiſer, welche den geſchwindeſten Sturz der Dinge etwas hemmten. Aber Italien war in dieſen Tagen nur noch durch die Erinnerung etwas, die Stärke war an den Gränzen, in dem rohen wilden Theile des Reichs, in dem Kriegslager, wo man gewöhnlich die friſcheſten Kräfte der Barbaren warb und beſoldete, um ihre anſtürmenden Brüder zu bekämpfen und abzuwehren.

Dieſe Anſtürmer gegen das gewaltige Reich waren im Weſten die Germanen, im Oſten die Parther, die erſten die bei weitem mächtigeren und gefährlicheren. Schon focht man länger als zwei Jahrhunderte mit Allemannen und Franken am Rhein mit Sachſen an den Küſten Galliens Britanniens und in der Nordſee mit Markomannen und Gothen an der Donau und am Schwarzen Meer; ſchon hatten ſie durch Helvetien und Rhätien mehrmals über die Alpen geſtürmt und Aſiens Griechenlands Afrikas Italiens und Spaniens Küſten geplündert, als das letzte große Schickſal, welches der Seherblick eines Tacitus ſchon vorhergeſehen hatte, mit dem Ende des vierten Jahrhunderts aus dem Norden hereinbrach. Die Hunnen waren gleich einer Lavine, die aus einem geworfenen Schneeball zu einem Gebirg zu wachſen pflegt, auf die Gothen und die ihnen unterworfenen Slaven Sarmaten und andern Völker geſtürzt, und nun goß ſich ein volles Jahrhundert und länger ein wilder unaufhaltbarer Strom, eine Sturmfluth, welche auch die feſteſten Dämme und Thürme, geſchweige vermoderte und durchlöcherte Wehren, niederreißen mußte, über den ganzen Weſten aus, und Südgermanien Gallien Italien Spanien Afrika bekamen neue Verheerer Durchzügler oder Bewohner zu ſehen. Grade ein Jahrhundert, nachdem der alte Gothenkönig Hermanrich, um nicht die Schmach ſeines Volks theilen zu müſſen, ſich vor der Hunniſchen Gewalt in's Schwerdt geſtürzt hatte, ward der letzte Schatten eines Römiſchen Reichs im Abendlande weggeblaſen, Italien erhielt germaniſche Könige und germaniſche Völker als Herrſcher und Bewohner.

Es war das Jahr 476 nach Chriſti Geburt, da ſtieß Ottokar, ein germaniſcher Fürſt und Heerführer, einen Jüngling, der unter dem Namen Romulus Auguſtulus (gleichſam das kleinlich endende dem großlich beginnenden Rom gegenüber) eben den Thron beſtiegen hatte, von demſelben herunter und brachte die Herrſchaft an die Germanen. Dieſer Ottokar durch Reiſigkeit und Tapferkeit glänzend, hatte germaniſche Hülfsſchaaren im römiſchen Solde angeführt und ſcheint gothiſchen Stammes, ein Rugier oder Heruler, geweſen zu ſeyn. Die Schaaren, mit welchen er das Reich erwarb, werden Rugier Scyren Heruler genannt. Die Heruler rühmten ſich vorzüglicher Schönheit und vor vielen eines hohen reiſigen Wuchſes. Eben ſo hohe Leute waren die Rugier, die bei Jornandes Ethelrugi heißen. Sie ſowohl als die Heruler waren aus Skandinavien, woher und von den Küſten der Oſtſee, von den Flüſſen Neva Düna Weichſel Oder, die Sage und der alte Jornandes, der doch aus gothiſchen Sagen und Liedern geſchöpft hat, die ſveviſchen und gothiſchen Völkerſchaften gegen Süden hinabwandern läßt. Die Heruler weiland von den Dänen, alſo aus Südſkandinavien und den Inſeln, vertrieben waren die geſchwindeſten und furchtbarſten aller leichtbewaffneten Krieger. Ottokar, Herrſcher eines italiäniſchen Reichs geworden, machte ſich bald zum Könige des Volks oder ſeines Volks der Rugier, welche damals der römiſchen Landſchaft Norikum gegenüber in dem ſchönen Lande Mähren und einem Theil des angränzenden Ungerns ſaßen, welches damals das Rugiland hieß. Ottokar ſchlug und fing ihren König und ſcheint das Volk ſogleich weiter nach Süden hinab geführt zu haben. Es wird erzählt, daß ſein Bruder Arnulf auf ſeinen Befehl alle romaniſchen Einwohner aus Norikum nach Italien abgeführt habe, gleichſam um ſeinen Landsleuten reinen Platz zu machen. Daß das nicht allen widerfahren iſt, dürfen wir annehmen; wahrſcheinlich traf es nur ſolche, welche ihm für ſeine Entwürfe einer ſicherſten und feſteſten Siedelung die gefährlichſten däuchten. Hier, in dieſen Berglanden des jetzigen Öſtreichs und Tyrols wollte er ſeine Volksburg gründen, um denen, welche etwa von Oſten herſtürmen und ſein junges Werk ſtören wollten, widerſtehen, um auf die im Süden, welche für die Wiederherſtellung der alten Zuſtände ſich etwa zu empören wagten, herabſtürzen zu können. Ottokar hatte nicht Zeit gehabt dieſe Burg zu bauen und zu befeſtigen, als ſchon der Sturm vom Oſten heranbrauſte. Theoderich der Oſtgothe rückte mit ſeinem Volk an die Alpen heran und begann den Kampf um die Herrſchaft über das ſchöne Italien und die nordöſtlichen Vor- und Alpen-Lande. Im vierten Jahr deſſelben nach manchen Wechſeln erlag Ottokar im Jahr 493. Die Gothen nahmen Italien in Beſitz und vereinigten die Rugier mit ſich; ja dieſe ſcheinen unter Theodorichs langer und weiſer Regierung mit ihren Stammgenoſſen ſo zu Einem Volke zuſammengewachſen zu ſeyn, daß im Jahr 541 nach Ildebalds (des Feuer- und Kriegs-Kühnen) Tode ſogar der Rugier Erarich oder Erich zum König der Oſtgothen gewählt werden durfte. Doch ſind die Rugier in den Bergen wohnen geblieben, wo Ottokar und Arnulf ſie angeſiedelt hatten, und nur die Oſtgothen haben Italien beſetzt.

Theodorich der Oſtgothenkönig beherrſchte Italien Pannonien und die Küſtenlande des Adriatiſchen Meers und was jetzt Öſtreich und Tyrol heißt bis an die Donau und über die Donau hinaus drei und dreißig Jahre vom Jahr 493 bis zum Jahr 526. Er iſt der größte weiſeſte und berühmteſte Mann ſeines Zeitalters geweſen und hat mit ſeiner Herrſchertugend und ſeinem Herrſcherblick die ganze weſtliche germaniſche Welt bis in den hohen Norden hinauf umfaßt und überſchaut und die Gewichte und Schickſale der Völker mit ſtarker Hand gewogen und gemäßigt. Darum klingt er noch heute in dem fernſten Nordweſten im Liede als der König der Könige und der Fürſt der Helden. Dieſer außerordentliche Mann ſuchte ſein Volk in aller Weiſe zu veredeln und zu vermenſchlichen und ſein Hineinwachſen in Italien und ſein Zuſammenwachſen mit den alten Einwohnern des Landes durch Gerechtigkeit Milde und Weisheit zu fördern und zu vermitteln. Aber die Gothen, wenn gleich die edelſten und menſchlichſten aller germaniſchen Stämme, wenn gleich Chriſten und von einem tapfern und milden Fürſten über und in Italien eingeführt, waren doch Barbaren, und ſchon dadurch dem alten Rom ein Grauen, ſie waren Ketzer und Arianer, und dadurch dem rechtgläubigen Rom ein Abſcheu. Wie mild und freundlich Theodorich ſein Italien auch regierte und ungebührliche Frevel und Ungerechtigkeiten ſeiner Langlockigten abwehrte, er merkte doch, er könne ihre Liebe nicht gewinnen; ja in ſeinen ſpäteren Jahren fiel er in Argwohn und Verdachte und glaubte ſelbſt in denjenigen der Eingebornen, die er als Räthe und Vermittler der Völker, als Werkzeuge der Regierung und Stimme ſeines Willens gebraucht hatte, verrätheriſche Entwürfe zu entdecken; er glaubte zu ſehen, daß er Italien nach den Erſchütterungen und Getümmeln und dem Elend und der Verwirrung eines jammervollſten Jahrhunderts nur ſtark und glücklich gemacht habe, damit es Kräfte gewönne an der Abſchüttelung und Untergrabung der gothiſchen Herrſchaft zu arbeiten. Italien ſollte nicht ſo glücklich ſeyn oder verdiente nicht, durch dieſes ſchönſte ritterlichſte und edelſte Volk der Germanen neu belebt verjüngt und verherrlicht zu werden. Wenn man den tragiſchen Untergang dieſes Volks in der Erzählung eines zwanzigjährigen Kriegs langſam begleiten muß und dann auf viel frühere und ſpätere Begebenheiten und Verhängniſſe, die ſich um Italien lagern, zurück und vorwärts blickt, ſo bringt ſich der Gedanke auf: welche ungeheure Beſtimmung hatte dieſes Italien, in und um welches ſo viele edelſte Keime und Blüthen der Welt vergeudet und vernichtet ſind!

Die Oſtgothen hatten alſo die Rugier beſiegt und mit ſich vereinigt und dann das von ihnen ſchon eroberte Italien in Beſitz genommen. Wir haben die Rugier als Gränzwächter in den germaniſchen Bergen ſitzen laſſen, die Gothen ſelbſt ſind wohl meiſt in das Land eingewandert und haben es als Herren mit den alten Bewohnern getheilt. Wir wiſſen ungefähr, wie ſie es mit ihnen getheilt und auf welche Weiſe ſie das Land beherrſcht und verwaltet haben; weniger, wie ſie es beſetzt haben. Das müſſen wir aus der Gemüthsart und aus der damaligen Bildungsſtufe der Germanen ſchließen. Die germaniſche Art liebte damals den Ackerbau die Viehzucht und die Roſſetummelung. Die Oſtgothen müſſen alſo gedacht werden als die da vorzüglich auf dem Lande und in den fruchtreichen Thälern ſich angeſiedelt haben. Die Städte, beſonders die großen Städte wie Rom Mailand Neapel Meſſina Syrakus haben ſie gewiß nur ſo weit beſetzt, als von ihrem Volk Befehler und Regierer darin wohnen mußten; zahlreiche Beſatzung haben ſie natürlich in die Plätze gelegt, die als Feſtungen das Land halten und zügeln als Flottenſtationen das Meer ſichern und beherrſchen mußten.

Wie zahlreich wanderten ſie ein? Auch das wiſſen wir nicht. Als der Krieg mit den Byzantinern nach mehr als einem Menſchenalter begann, müſſen ſie, Beſatzungen Heere Flotten alles in einander gerechnet, in Italien wenigſtens 250,000 bis 300,000 wehrhafte Männer, alſo ungefähr anderthalb Millionen Seelen ſtark geweſen ſeyn. Denn in jenem langen Kriege, der ein Vertilgungskrieg war, wo das Schwerdt der Feinde wie das der Bundsgenoſſen, wo Hunger und Seuchen die Männer auf das graunvollſte aufrieben, waren doch an mehreren Stellen Heere von 25,000 bis 40,000 Mann, Flottenbeſatzungen von 15,000 bis 20,000 Mann, Beſatzungen in fünf ſechs Feſtungen von 5000 bis 10,000 Mann. Wäre die Zahl geringer geweſen, ſo hätte der Kampf bei ſo geſchwinder fürchterlicher Aufreibung der Menſchen unmöglich ſo lange dauren können. Und auch die Frage ſtellt ſich natürlicher Weiſe von ſelbſt ein: Würden Haufen der ſchlimmen Bundsgenoſſen, welche mehr zerſtören als vertheidigen halfen und Metzeleien von Freund und Feind und Hunger und Peſt in's Land brachten, würden Haufen von 70,000 und 100,000 Franken Burgundern und Allemannen, die in jener unglücklichſten Zeit Italiens ſchöne Fluren mehrmals überſchwemmten, auf die Gothen, wenn ſie ſchwächer an Männern geweſen wären, nur irgend einige Rückſicht der Schonung und Achtung genommen haben?

Theodorich ſtarb im Jahr 526, die Romanen böſeſten Willens zeihend und verdenkend. Er hinterließ ſein mächtiges Reich Weibern Kindern Feiglingen. So ſchlecht ſchwach und feig waren ſie, daß die Gothen von Furcht und Ahnung ſchlimmer Verhängniſſe ergriffen wurden. Nun begab ſich grade in dieſer Zeit, daß Oſtrom oder Konſtantinopel in der Perſon des Juſtinian einen tüchtigen Kaiſer gleichſam einen Begründer und Wiederherſteller hatte, der von ſeinem Pallaſt aus ſeine weiten Lande mit Klugheit und Kraft regierte und weiſe Räthe und ausgezeichnete Feldherren jeden an ſeiner Stelle mit Verſtand und Entſagung des Eigenwillens zu brauchen wußte. Eben als das Reich der Oſtgothen unter dem ſchwachen und feigen Theodat einen nichtswürdigen und verachteten Herrſcher hatte, vollendete der tapfre Beliſar mit einem Heer von 30,000 Mann und einer mächtigen Flottenrüſtung die Eroberung und Zerſtörung des Vandaliſchen Reichs in Afrika, ſegelte, durch den in Jahrhunderten aufgehäuften Schatz der Vandalen und durch ihre eroberte Flotte geſtärkt, von Afrikas Küſten nach Italien, wo er die ſchwächlichen Zuſtände der Gothen erſpäht und mit den Romanen ſchon längſt geheime Verabredungen und Zettelungen geſponnen hatte. Er legte an die Küſten Siciliens an, die Einwohner jauchzeten ſeiner Ankunft entgegen und erſchlugen und vertrieben die Gothen. Von ihnen fuhr er auf das Feſtland hinüber, bald ward Neapel belagert und durch Verrath gewonnen. Hier fochten die Juden tapfer für die Gothen, gleichſam ein Beweis, daß die germaniſchen und deutſchen Völker, wie ſie bis heute thun, ſie milder als die Romanen behandelt haben.

Nachdem der elende Theodat auf der Flucht nach Ravenna von den Seinigen erſchlagen worden, im dritten Jahr ſeiner Regierung, Jahr 536, ward Vitiges zum König der Gothen gewählt, nicht wegen erlauchter Abkunft ſondern wegen ſeiner Tapferkeit erhöhet. Damit er in das Blut der Amaler hinein käme, legte er ſich in Ravenna des großen Theodorich Enkelin Malaſuintha bei, welche ihm ſträubend die Hand gab.

Beliſar gewann unterdeſſen Rom, wo der Biſchof Sylv|us /eri. nebſt der Prieſterſchaft und den alten Geſchlechtern die Einwohner gegen die Gothen aufhetzten. Die gothiſche Beſatzung von 4000 Mann, zu ſchwach die Stadt gegen innere und äußere Feinde zu behaupten, zog ſich auf Ravenna zurück.

Vitiges ſuchte ſein Heer zu ergänzen und ließ bei den Allemannen werben, verlor aber manche feſte Plätze und däuchte den Gothen nicht geſchwind genug. Er zog endlich gegen Rom, welches Beliſar mit 5000 Mann beſetzt hatte. Hier fielen die glänzendſten Angriffe und Kämpfe vor, worin vorzüglich Beliſar, der ſtattliche herrliche Held [1]) und der Gothe Viſand hervorleuchteten. Vitiges ſoll mit 250,000 Mann (?) vor Rom gerückt ſeyn und in Einem Sturm 30,000 Mann verloren haben. Zuletzt wütheten Hunger und Peſt in der Stadt, welche Beliſar durch Haufen aus Aſia und Afrika verſtärkt hatte. Nach der vergeblichen Umzingelung Roms von einem vollen Jahr zogen die Gothen im Frühling ab. Bald ging nun auch Mailand wie früher Neapel und Rom an Beliſar über; auch hatte der Oberfeldherr Beliſar neuen Zuzug erhalten unter den Feldherren Narſes einem perſiſchen Hämmling und

---

1) Einige haben Beliſar wahrſcheinlich aus Misverſtand zu einem Germanen machen wollen. Er war nach Prokopius aus Germana gebürtig, einer Stadt an den Gränzen Thraciens und Illyriens.

Johannes, welche durch Ungehorſam ſein Glück hemmten, weswegen auf ſeine Klage Narſes bald wieder abberufen ward.

Vitiges, gegen welchen aus dem Oſten immer neue Schaaren und Flotten heranzogen, hatte unterdeſſen auch mit den Franken unterhandelt und ihnen das oſtgothiſche Gallien (die Provence mit einigem Zubehör) und, wie es ſcheint, Manches an der Gränze der Allemannen gegen verſprochene Hülfe abgetreten. Sie ſchickten ein Heer Burgunder. Das belagerte und ausgehungerte Mailand mußte ſich den Gothen ergeben; der Beſatzung wurden die gefeſteten Bedingungen von den Gothen gehalten; von den Einwohnern ward erſchlagen, was an die Wand p . . . . . (30,000 Männer) die Weiber und Kinder ſchenkten ſie den Burgundern. Auch in Aſien hatte Vitiges mit Kosru (Anuſchirvan) unterhandelt, welcher auch wirklich losſchlug und für die Griechen eine Ablenkung machte.

Während dieſer blutigen Kämpfe ſtieg der Frankenkönig Theodebert, da er die Gothen und Byzantiner ſich gegenſeitig zermalmen ſah, mit 100,000 Franken über die Alpen in Italien hinab, verheerte und plünderte ſcheußlich, und ging zurück, nachdem 30,000 Mann durch die Peſt getödtet waren. Dieſe Franken trugen den Gothen Hülfe an gegen die Theilung Italiens; welches Vitiges ausſchlug.

Mailand hatten die Gothen wieder gewonnen, Ravenna die Hauptfeſtung und erſte Flottenſtation, wovon die Herrſchaft über Oberitalien und über das Adriatiſche Meer am meiſten abhing, hatten ſie noch. Da begab ſich auch dort ein heilloſes Unglück, der böſeſte Schlag, welchen ihre Macht bisher noch erlitten. Die gefüllten Vorrathshäuſer brannten ab, und einige meinten, Vitiges Gemal die Königin Mataſuintha ſey mit in dem verrätheriſchen Anſchlage geweſen, wodurch der Brand hineingeworfen worden. Vitiges ward nun allmälig in Ravenna eingeſchloſſen.

Man ſieht, wie Vitiges den Gefahren der Zeit doch nicht gewachſen war und wie Verrath und Unheil aller Art Verwirrung in die Rathſchläge und Entſchlüſſe der Oſtgothen brachten. Mehrere der vornehmſten Gothen, nachdem der Kaiſer Juſtinian dem Vitiges angetragen, er ſolle ihm alles Land ſüdlich vom Po nebſt den großen Inſeln überlaſſen, das Nördliche zwiſchen dem Po und den Alpen aber für ſich behalten, dachten bei des Vitiges unzuverläſſiger Tüchtigkeit und Unſieghaftigkeit ganz ernſtlich daran, dem Beliſar über ſich und Italien das Königthum anzutragen. Ein Antrag, der doch auf den Gedanken bringen könnte, daß Beliſar von germaniſcher Abkunft war. Vitiges rathlos und muthlos forderte ihn ſelbſt zur Annahme dieſer Würde auf. Beliſar ging auf dieſe Unterhandlungen und auf ihre Bedingungen ſehr luſtig ein, die Gothen nicht aber ſeinen Kaiſer zu betrügen denkend. So kam er in das freilich ſchon ſehr eingeklemmte Ravenna hinein, hielt den Vitiges, wie bei ſolchen Schmählichkeiten doch im Anfange immer noch zu geſchehen pflegt, in zierlicher und anſtändiger Haft und hieß die Großen der Gothen auf ihre Güter reiſen. So war Ravenna verloren und von ſeinem Königthum war nicht mehr die Rede. Bald rief ihn der Kaiſer für die Leitung des Perſiſchen Kriegs ab; Vitiges und der gothiſche Schatz wurden von Beliſar nach Konſtantinopel abgeführt. Vitiges hat die Schmach nur ein paar Jahre überlebt. Die Feldherren Beſa und Johannes erhielten über die byzantiniſchen Heere in Italien den Oberbefehl.

Dies war ein fürchterlicher Schlag für die Gothen: ihre Hauptfeſtung ihre Flotte ihr Schatz verloren, mit Ravenna auch das Grabmal und — ſo ſchien es — die erhabene Erinnerung an Theodorich verloren. Sie wollten, vor Zorn über dieſen Verrath außer ſich, den Vrajas, den Eroberer Mailands und des Vitiges Neffen, zum König wählen; er weigerte ſich und ſchlug ihnen Ildebald vor, den tapfern Befehler in Verona einen Vetter des Weſtgothenkönigs Theudis. Sie wählten Ildebald und trugen auf ſeinen Rath dem Beliſar noch einmal ihre Königsſtelle an und ſchalten ihn auf ſeine Weigerung zu ſpät einen Verräther. Auch entbrannte Ildebalds Zorn gegen byzantiniſche Hinterliſt und Verrätherei nur noch heißer, da auch ſeine Kinder, die in Ravenna geweſen, gleichſam als ein Unterpfand, womit man den Vater zügeln und faſſen könne, nebſt Vitiges nach Konſtantinopel abgeführt wurden.

Beliſar hatte hier freilich mit byzantiniſcher Schlauheit und Treuloſigkeit gehandelt; aber ſolche Künſte ſind leider die gewöhnlichen, wo es gilt ſtarke Feſtungen und königliche Gefangene in ſeine Gewalt zu bekommen. Beliſar war ſonſt ein edler königlicher Mann, hoch von Wuchs und ſchön von Angeſicht, graden einfachen Sinnes reiner Sitte und ſtrengſter Mannszucht, Beſchirmer der

Bauren gegen Plünderungen und Vergewaltigungen, keuſch enthaltſam mäßig und arbeitſam. Übrigens war ſein Auftreten als Feldherr königlichen Glanzes; ſeine Hausſoldaten allein beſtanden aus 7000 der Erleſenſten, meiſtens Männer germaniſcher Art: Gepiden Heruler Langobarden: denn ſolche waren die tapferſten zuverläſſigſten Söldlinge ſelbſt gegen die eignen Landsleute; auch Türken und Perſer waren dabei, die man aus Gefangenen des Morgenlandes hier im Abendlande wieder in Krieger verwandelt hatte, wie die über das Meer entführten Vandalen und gothiſchen Gefangenen gegen die Perſer und die empörten Kaukaſier fechten mußten.

So endigte das fünfte Kriegsjahr, das Jahr 540.

Indeſſen trotz des Verluſtes von Ravenna und der großen dort verlornen Hülfsmittel waren die Fortſchritte der kaiſerlichen Waffen nicht glänzend. Die neuen Feldherren Beſa und Johannes waren in beſtändiger Zwietracht; am meiſten aber ſchadete dem byzantiniſchen Glücke der nach Ravenna geſandte Generalintendant (Logothetes) Alexander, ein habſüchtiger Wurm, der wegen Münzkipperei den Beinamen Scheerchen (Forficula) führte. Dieſer betrieb finanziſche und fiſkaliſche Plackereien und Schindereien und wendete dadurch der Italiäner und bald auch der Krieger Herzen von dem Kaiſer ab. Ildebald beſtand unterdeſſen einige glückliche Gefechte und begann bei ſeinem Volke und bei den Einzelnen an Anſehen zu wachſen. Allein er ging durch Weiberzank unter. Er hatte den trefflichen Vrajas (Wrede der Zornmuthige, ein überall im Norden und bei uns üblicher Name) erſchlagen laſſen, weil deſſen ſchöne und mächtige Frau ſein Gemal die Königin im Bade hoffärtig beleidigt hatte. Seine Großen verſchworen ſich, und Vilas, deſſen Geliebte er, da dieſer im Kriegsdienſt abweſend war, einem andern vermählt hatte, hieb ihm den Kopf ab.

So endigte das ſechste Kriegsjahr, Jahr 541.

Die Rugier, welche unter Theodorich mit den Oſtgothen ganz zu Einem Volke verſchmolzen waren, griffen zu und machten den Erarich aus ihrem Volke zum Gothenkönig. Dieſer verhandelte mit Juſtinian über Frieden und ſchien einen ſchlechten Vertrag abſchließen zu wollen, vollbrachte in ſeinem halben Jahre überhaupt nichts Würdiges. Die Gothen wurden ſein überdrüßig und erſchlugen ihn, und in Erinnerung des tapfern aus Sonderrache ermordeten Ildebalds erwählten ſie deſſelben Bruderſohn Totilas, der in der Feſtung Terviſium befehligte.

Totilas ſchlägt bei der Unentſchloſſenheit der byzantiniſchen Anführer mit 5000 Mann, mit welchen er über den Po gegangen durch Heldenungeſtüm und kluge Ordnung ein viel größeres griechiſches Heer. Der königliche Jüngling erzeigt ſich in allem eben ſo mild und freundlich als raſch und feurig. So wird er der mächtige Herrſcher nicht nur über die Herzen ſeiner Gothen ſondern ſelbſt der Romanen, von welchen manche jetzt in ſeinen Heeren anfingen gegen die Morgenländer zu fechten. Auch gewann er mehrere Feſtungen wieder.

Mit ſo glücklichen Zeichen lief das ſiebente Kriegsjahr aus.

Schon im folgenden achten Kriegsjahre wendet ſich der König gegen Süden, erobert Benevent Kumä und faſt ganz Süditalien wieder, belagert Neapel, welches gegen Ende des Jahrs fällt, nachdem eine aus Sicilien zur Entſetzung geſchickte Flotte von Stürmen gegen die Küſten geworfen und der Gothen leichter Raub geworden war. Totilas übt gegen die Seinigen ſtrenge Mannszucht und gegen die Romanen Freundlichkeit und Menſchlichkeit, ſprechend, Theodat ſey durch Habſucht und Sorgloſigkeit untergegangen; einen vornehmen Gothen, welcher eine kalabriſche Jungfrau genöthet hat, läßt er hinrichten und ſchenkt ſein Vermögen der Verletzten.

Totilas rückt jetzt in die Gegend Roms, welches nebſt Ravenna der Meinung der Völker wegen der entſcheidende Kriegspunkt war. Als das Geſchrei von deſſelben wahrſcheinlich nahem Fall über's Meer dringt, ruft Juſtinian den Beliſar aus dem brennenden perſiſchen Kriege wieder nach Italien ab, wo er am Ende des neunten Jahres erſcheint.

Das zehnte Jahr zählt keine wichtigen Begebenheiten. Totilas hält Rom von fern eingeſchloſſen; Beliſar iſt zu ſchwach etwas Entſcheidendes gegen ihn zu unternehmen. Auch das elfte Jahr verläuft mit Märſchen Gegenmärſchen Kampf um Stellungen und mit unentſchiedenen Gefechten; doch wiegt Totilas immer mehr über.

Es beginnt das zwölfte Kriegsjahr, das Jahr 546. Pelagius ein Diakonus kommt halb als Sprecher halb als Späher aus dem bedrängten und ſchon hungernden Rom mit Totilas zu unterhandeln. Dieſer ſpricht alſo zu ihm: „Alles was du bitteſt magſt du

„von mir erlangen, nur drei Dinge nicht. Dieſe drei Dinge ſind: „daß du nicht für einen Sicilier für die Mauren Roms oder wegen „Sklaven, die zu uns übergetreten ſind, Worte gebrauchſt. Denn „nimmer mag es geſchehen, daß die Gothen einem ſiciliſchen Men„ſchen freundlich ſeyen, daß Roms Mauren ſtehen bleiben oder daß „die mit uns die Waffen getragen haben ihren alten Herren wieder „in die Knechtſchaft zurück geliefert werden.“ Den Siciliern konnten die Gothen es nimmer vergeſſen, daß ſie, welche Theodorich mit Wohlthaten überhäuft hatte, dem aus Afrika anſegelnden Beliſar ſogleich ihre Inſel und den Eingang Italiens geöffnet und übergeben hatten.

In dem belagerten und von Beliſar vertheidigten Rom wüthet ſchon die ſcheußlichſte Hungersnoth unter den Einwohnern, welchen die gierigen Befehlshaber aus ihren Magazinen verkaufen und ihnen die letzten Silberlinge abnehmen. Schon koſtet ein Ochs 50 Goldſtücke, ein kleiner Scheffel Weitzen drei. Totilas ſperrt auch die Zufuhr auf der Tiber mit Wehren und Thürmen. Beliſar beſtürmt die Thürme auf der Tiber mit Schiffen Maſchinen und Gegenthürmen und iſt nahe daran mit Vorräthen in die Stadt zu bringen als ihn nach Oſtium, dem Hafen Roms, die Nachricht zurückjagt, ſein dort zurückgelaſſener Unterfeldherr, der Armenier Iſaak, habe ſich wider ſeinen Befehl mit den Gothen in ein Gefecht eingelaſſen, ſey im Kampfe gefallen, und der Hafen vielleicht in den Händen der Feinde. Ob dieſem Wirrwarr und Ärger erkrankt er bis zum Tode. Auch ſein Unterfeldherr Johannes hielt ſich mit bedeutender Macht in Unteritalien, zwar mit einzelnen glücklichen Unternehmungen aber doch zwecklos, hin.

Aus Rom waren die meiſten Einwohner nach und nach entwichen. Totilas dringt nächtlich in die Stadt durch Verrath einiger Iſaurer, die ihm das Eſelsthor öffnen. Er macht ſehr große Beute, da der fliehende Feldherr Beſa mit den Seinigen alle gehäuften Schätze im Stiche laſſen muß; er hemmt aber die Wuth ſeiner gothiſchen Krieger, welche auf die Römer mit Recht erbittert waren, ſo daß nur im Anfange des nächtlichen Getümmels 26 Söldner und 60 Männer des Volks erſchlagen werden, kein Weib verletzt, keine Jungfrau geſchändet. Selbſt Ruſticana des Boethius Wittib und des Symmachus Tochter, welcher die Gothen erzürnt waren, weil ſie Theodorichs Bilder hatte umwerfen und zerſchlagen laſſen, ward geborgen; aber die Frau war in ſolchem Elende, daß ſie von Hauſe zu Hauſe ihr Brod betteln ging.

Totilas reißt einen Theil der Mauren Roms nieder, ſinnt überhaupt darauf die Stadt faſt ganz zu veröden und dann dem Johannes im Süden auf den Leib zu gehen. Da wird ihm ein Brief von Beliſar gebracht, der ihn für die Herrlichkeit der alten ewigen Stadt bittet und ihn der Schande und der Folgen für ſeinen Ruhm warnt, und ermahnt. Totilas ſtellt eine Schaar gegen Beliſar, der ſich noch in Oſtium hält, zieht dann gegen Süden und gewinnt das ganze Land wieder außer der Feſtung Hydruns an der Oſtſpitze Kalabriens.

Hierauf zieht Totilas gegen Ravenna. Kaum weiß ihn Beliſar ſo weit weg im Norden, ſo ſtellt er mit eifrigſter Hülfe der Einwohner die niedergeworfenen Mauerſtücke Roms in aller Eile wieder her und füllt die nicht ſo ſchleunig zu vollenden ſind, mit altem Schutt und Verpfälungen u. ſ. w. Auf dieſe Nachricht eilt Totilas alsbald wieder in den Süden zurück, läuft ſogleich Sturm gegen Beliſar, wird nach hartem Kampf abgeſchlagen, erneut den zweiten Tag vergebens den Angriff, und iſt den dritten Tag nicht glücklicher. Nun mußte er von den gothiſchen Großen Schlimmes hören, daß er Rom entweder nicht ganz geſchleift oder ſtark beſetzt für ſich behalten hatte. Das war Rom und ſo viel Blut koſtete es ſchon damals.

Im dreizehnten Kriegsjahre, im Jahr 547, ward der Krieg nach Unteritalien verpflanzt. Die Byzantiner wurden von Totilas ſo geſchlagen, daß Beliſar ſich nach Sicilien einſchiffen mußte. Man ſieht, Prokopius als Beliſars Geſchichtſchreiber giebt deſſen eigene Niederlagen nicht gern zum Beſten, wohl aber die Misgriffe oder Unfälle der andern Feldherren.

Dieſes Jahr war für die Byzantiner und einen großen Theil der Welt voll Unheil und Jammer. Die Slaven verwüſteten die Illyriſchen Landſchaften und die der Niederdonau auf das fürchterlichſte, Erdbeben warfen in Konſtantinopel Kleinaſien Syrien Thürme Tempel und Mauren nieder zerſtörten ganze Städte und verdarben durch Verſchüttungen und mitfolgende Seuchen vielleicht einige Millionen Menſchen. In Ägypten war ſchlechter Auffluß und Abfluß des Nils und alſo ein magerſtes Jahr.

Auch im vierzehnten Kriegsjahre, dem Jahr 548, geriethen Beliſars und ſeiner Unterfeldherren Verſuche und Unternehmungen ſchlecht. Beliſar ſchickte ſein ſchlechtes ränkevolles Weib, die Antonia, welche ſeinen edlen Namen befleckte, nach Konſtantinopel, damit ſie ſeine Abberufung und Ablöſung vom Heer bewirkte. Denn er hatte nun fünf Jahre ohne Erfolg gegen Totilas geſtritten und war durch Unglück mehr noch durch die Zettelungen ſeiner Gegner und den häufigen Ungehorſam ſeiner Unterfeldherren ermüdet. Theodora, des Kaiſers Gemal und die Beſchützerin der Antonia war unterdeſſen geſtorben. In dieſem Jahre fanden ſich auch in Venetien und Dalmatien einzelne glückliche Partheigänger für Totilas und ſeine Gothen.

Im funfzehnten Kriegsjahre, dem Jahr 549, begann Totilas von neuem die Belagerung Roms und gewann die Stadt wieder durch den Verrath einiger Iſaurer, die ihm ein Thor öffneten. Der größte Theil der Beſatzung ward niedergehauen. Jetzt hatte er nicht im Sinn Rom wieder zu zerſtören noch zu verlaſſen. Das erſte durfte er nicht wegen des Abſcheues des Menſchengeſchlechts ob ſolcher That, das zweite nicht wegen der Meinung der Völker und der Gothen. Er ſuchte demnach hier nun alles zu ordnen und die Gemüther zu verſöhnen, und bevölkerte die Stadt wieder theils mit den alten Geſchlechtern theils mit Gothen. Darauf nahm er die Feſtung Rhegium und landete in Sicilien.

Da der Krieg für die Griechen ſo unglücklich geführt ward, ernannte der Kaiſer ſeinen Schweſterſohn Germanus zum Oberfeldherrn, einen tapfern und erfahrnen Krieger, welchem man nach einem allgemeinen Aufſtande der Mauren die zweite Eroberung und eigentliche Behauptung Afrikas verdankte. Er hatte eine politiſche Verbindung geſchloſſen und Theodorichs Enkelin, die Wittwe des ſchon verſtorbenen Vitiges Mataſuintha, zum Gemal genommen, hoffend, ſie in ſeinem Heerlager mitziehend werde ihm die Gothen anziehen und befreunden.

Sechszehntes Kriegsjahr. Totilas ſchwebt oben, Germanus ſtirbt, ſein Eidam Johannes zum Oberfeldherrn ernannt, nebſt dieſem Juſtinian Germanus Sohn. Beliſar ſtand jetzt als Befehler der Leibwächter in Konſtantinopel, der vornehmſte Mann im Reiche, und ward weder im Morgen- noch im Abend-Lande gebraucht. In dieſem und in dem vorhergehenden Jahre hatten die Slaven mit fürchterlichen Verwüſtungen Einfälle in's byzantiniſche Gebiet gethan und die griechiſchen Unternehmungen gegen den Weſten gehemmt; ſie fielen nach einer glücklichen Schlacht, worin ſie das von dem Verſchnittenen Scholaſtikus geführte griechiſche Heer hart geſchlagen hatten, über den Hämus in Thracien ein und kamen bis auf einen Tagemarſch vor Konſtantinopel.

Siebenzehntes Kriegsjahr, Jahr 551. Als Johannes in Salona ſich rüſtete den Krieg nach Italien gegen die Gothen hinüberzutragen, erhielt der Perſer Narſes den Oberbefehl. Er hatte zur kräftigen Führung dieſes Kriegs viel Geld und Mannſchaft verlangt und auch bewilligt erhalten. Doch machte ein wildes Volk hunniſchen oder türkiſchen Stammes, Utriguren uud Kutriguren genannt, durch ſeinen fliegenden geſchwinden Zug gegen Weſten einen Queerſtrich. Mit dieſen wüſten Barbaren ward zweifelhaft gefochten, ein Theil derſelben in Thracien angeſiedelt.

Der Grieche Johannes focht glücklich bei Ankona, welches die Gothen zu Waſſer und zu Lande belagerten. Er ſchlug die gothiſche Flotte, auf welcher viele der tapferſten Gothen fielen. Auch die feſten Plätze, welche die Gothen in Sicilien wieder beſetzt hielten, wurden von dem byzantiniſchen Feldherrn Artabanes einer nach dem andern genommen.

Auch in Oberitalien ein Unglück anderer Art. Faſt alle oberen Polande und einen großen Theil Venetiens hatten die raubſüchtigen Franken wieder beſetzt, welche darin nach ihrer Weiſe hauſeten. Sie waren da wie unter dem Titel eines Bundesvertrags und die Gothen mußten ſie einſtweilen wohl darin ſitzen laſſen. Das war überhaupt die ſchlimmſte Lage derſelben, daß ihre verwandteſten Landsleute nicht nur den Kern der byzantiniſchen Krieger gegen ſie ausmachten ſondern daß die ſogenannten Bundesgenoſſen ſie faſt ärger beſchädigten als die offenen Feinde. Deswegen hatte Totilas mitten in ſeinen Siegen wegen Italiens doch oft Unterhandlungen in Konſtantinopel anknüpfen laſſen und ſich erboten Dalmatien und Sicilien ganz abzutreten und von dem übrigen Lande eine Art Lehnszins zu entrichten. Dies ward aber nicht abgeſchloſſen. Er ruhte auch nicht unter dieſen Verhandlungen und durfte auch nur Schwerdthoffnungen haben, eroberte auch in dieſem Jahre die Inſeln Sardinien und Korſika wieder.

Es kam das entſcheidende achtzehnte Kriegsjahr, das Jahr 552. Jetzt marſchierte Narſes auf. Ihm ſchickte der König der Langobarden Audoin 4500 Mann; ihm folgten 3000 prächtige Heruler und 1000 hunniſche Reiter; die Byzantiner führte Johannes mit dem Beinamen Phagus (der Freſſer); eine ſtarke perſiſche Legion befehligte Kabades, der Bruderſohn des Shah Kosru, welcher deſſen Grimm entflohen war. Narſes ſelbſt ein geborner Perſer, von den Griechen im Kriege gefangen, dann unter ihren Fahnen zum Feldherrn aufgeſtiegen, ein kleines dünnes hageres Männchen, aber leicht luſtig hochherzig und prächtig [1]) und freigebig; zu gleicher Zeit leicht und nachſichtig im Dienſt und ſeinen Kriegern Manches gegen die Zucht erlaubend; daher großer Zulauf zu den Fahnen unter einem ſolchen Feldherrn. Kurz dieſer kleine Verſchnittene war grade das Gegenbild der ſtrengen und menſchlichen Tugend des Beliſar, er war ein griechiſcher Wallenſtein des ſechsten Jahrhunderts. Dieſer und mehrere große Männer, welche als Helden und Herrſcher geleuchtet haben und früh entmannt waren, widerlegen eine gewiſſe Theorie der Männlichkeit und Tapferkeit. Ihm ſind in raſtloſer Thätigkeit und friſcher wagender Kühnheit wenige vergleichbar geweſen. Unter den Glücklichen dieſer Unglücklichen muß unter den Männern des letzten Jahrhunderts der Perſerſhah Feth Ali genannt werden. Dieſer aus dem Fürſtenſtamme des alten Parthiens, da faſt ſein ganzes Geſchlecht während der Umwälzungen, die nach Shah Nadirs Tode ein Menſchenalter lang Perſien erſchütterten, ausgerottet worden, war als zartes Kind verſchont, und aus Vorſicht, damit keine rächende Schlangenbrut erzeugt werden könne, gehämmelt worden. Der alſo geſchändete Hämling war in unſcheinbarer Stellung als Kämmerling des Pallaſtes über funfzig Jahre alt geworden, da entfloh er nach Kerim Khans Tode aus der weibiſchen Schaar, ſtieg zu Pferde, ſchnallte ſich den Degen um und gewann mit dieſem das perſiſche Kaiſerthum, welches er dem Sohne eines einzigen Bruders, der bei der Vertilgung des Hauſes zu den Turkomannen entflohen war, glücklich und ſieghaft hinterlaſſen hat.

---

[1]) Allein ſeine Kanzlei und Dienerſchaft war 400 Köpfe ſtark.

Narſes zog mit ſeinem großen Heere aus Jllyrien um den Buſen des adriatiſchen Meers herum, mit großen Schwierigkeiten und Hemmniſſen und nicht ohne Gefahren der Päſſe und Sümpfe, indem er die Feſtung Verona vermied, in deren Umgegend der tapfre gothiſche Befehler Tejas alle Durchgänge befeſtigt und geſperrt hatte. Von einer an den Küſten mitſegelnden Flotte geleitet und unterſtützt gelangte er glücklich nach Ravenna.

Endlich zogen nun die großen Heere und Feldherren gegen einander und Totilas traf mit Narſes im Apennin bei Galliſch Leichenfeld (Busta Gallorum), wo laut der Sage Furius Kamillus die Gallier weiland niedergelegt haben ſollte. Totilas ward hier von Narſes auf's Haupt geſchlagen, flüchtete ſich ſchwer verwundet aus der Schlacht, und ſtarb einige Meilen vom Schlachtfelde zu Kapri im elften Jahr ſeines Königthums. Nach andern Nachrichten iſt er ſogleich im Anfange der Schlacht, ganz allein zuerſt, ſchwer verwundet; daher Beſtürzung und Verwirrung der Gothen und Flucht und Niederlage.

Die Reſte des geſchlagenen Heers zogen ſich auf die Feſtung Ticinum (Pavia) zurück. Tejas ward für den Erſchlagenen zum König gewählt. Die Byzantiner machten einen Anſchlag auf die wichtige Feſtung Verona, welcher mislang durch die Einmiſchung der Franken, die in jenen Gegenden mehrere Orte beſetzt hielten. Doch gingen mehrere Städte nach einander durch Verrath der Einwohner, einige auch durch Meuterei der Beſatzungen an die Griechen über.

Narſes durfte Rom, das große Herz Italiens, nicht überſehen, er zog daher mit ſeinem Heer dagegen hinab. Ein Theil der Mauren der Stadt war in den beiden früheren Belagerungen ſehr beſchädigt und theils nur ſchlecht wiederhergeſtellt, und da die Gothen die Geſinnung der Einwohner gegen ſich kannten und den ganzen weiten Umfang der Stadt gegen die inneren und äußeren Feinde zu vertheidigen ſich nicht getrauten, ſo hatten ſie nur um das gewaltige Grabmal Adrians einen kleinen Theil beſonders befeſtigt und es in ein Kaſtell verwandelt, wohinein ſie ihr Beſtes und Koſtbarſtes flüchteten. Die Stadt ward bald aufgegeben, ein Theil der Beſatzung warf ſich in das Adriansſchloß, ein anderer in die Hafenſtadt Oſtium. Auch die in der Adriansburg Eingeſchloſſenen ergaben ſich bald auf gute Bedingungen, nämlich auf freien Abzug mit Waffen und Gütern. Dies war eine unſelige Zeit für die Römer. Sie wurden von den byzantiniſchen Söldnern faſt gleich Feinden bedrängt und gemißhandelt; eben ſo erſchlugen die Oſtgothen im Zorn ihres Unglücks und im Haß der verrätheriſch feindſeligen Geſinnung der Eingebornen alles, was ſie von Römern auf Straßen und Feldern außerhalb Roms trafen, beſonders die Flüchtlinge, welche nun auf die Nachricht der von den Griechen wieder eroberten Stadt in ihre Wohnungen zurückkehren wollten, die aus den ſenatoriſchen Geſchlechtern, welche auf Totilas Befehl nach Kampanien verwieſen worden waren. Unbarmherzig fraß das gothiſche Eiſen alle, welche Patricier hießen; unter andern ließ Tejas dreihundert edle römiſche Jünglinge ſchönſter Geſtalt, welche Totilas, als wenn ſie ſeine Ehrenleibwachen ſeyn ſollten, ausgeleſen und über den Po geführt hatte, alle ohne Erbarmen niederhauen.

Tejas unterhandelte unterdeſſen mit dem Frankenkönige Dietbald um Hülfe. Umſonſt. Er wandte ſich nun wieder gegen Süden, marſchierte mit ſeinem Heer in geſchwindeſten Märſchen längs dem adriatiſchen Meere hinauf, und rückte mit einem Querzug rechts in Kampanien ein, um die Feſtung Kumä zu decken, wo Totilas einen großen Theil ſeines Schatzes niedergelegt hatte. Bald zog auch Narſes ſeine volle Heerskraft zuſammen und ſtellte ſich ihm gegenüber auf. So ſtanden ſie in der Gegend des Veſuvs Monate lang gegen einander, die Gothen in guter Stellung wohl verſchanzt und durch eine Flotte mit Zufuhr vom Meer verſorgt, hoffend, der Hunger und die Seuchen werden die Griechen zerſtreuen und auflöſen. Aber auch hier zettelte wieder Verrath, die Flotte ging zu den Feinden über, und nun mußten ſie ſich aus Noth gegen das Gebirg hinauf ziehen und litten bald Mangel; weil ihnen aber durch Eiſen ſterben oder ſiegen für freie Männer das Edelſte däuchte, ſtürzten ſie ſich tapfer auf die Griechen hinab. In dieſer Schlacht wich Tejas in großer Art keinem der edelſten Helden und fiel endlich, von einem Speer durchbohrt, nachdem er in vorderſter Reihe wie ein Fels unerſchütterlich geſtanden, die tapferſten Byzantiner, die auf ihn eindrangen, niedergeſchlagen, zwei Schilde mit

Speeren gefüllt und ſich von einem Knappen den dritten hatte reichen laſſen. Die Griechen ſteckten ſeinen abgehauenen Kopf auf eine Stange und zeigten ihn beiden Heeren. Doch fiel den Gothen der Muth nicht ſondern ſie fochten den Kampf bis in die Nacht hinein durch. Den zweiten Tag eben ſo. Endlich den dritten Tag, da ſie ſahen, ihre geringere Zahl werde zuletzt doch der Menge unterliegen müſſen, ſchlugen ſie Narſes folgende Bedingungen vor, nämlich: freien Abzug, Sicherung ihres Vermögens in den verſchiedenen Städten und Feſtungen Italiens, und Geſtattung der Freiheit, daß ſie nach Art der andern Ausländer künftig auch nach ihren Geſetzen leben und wohnen dürften. Narſes geſtand es ihnen zu und daß ſie ihre Habe mitnehmen durften, aber ſie ſollten auf das baldigſte aus Italien gegen Norden entweichen, zugleich ſollten ſie ſchwören, die Griechen und Römer nimmer zu bekriegen. Es zogen Tauſend aus dem Lager und entwichen nach Ticinum und über den Po.

Dieſe hatten für ſich mit Narſes vertragen, wie man leichte Verträge ſchließt, wobei beide Theile ſich aus der Noth helfen mit dem heimlichen Vorbehalt: es wird ſich unterdeſſen etwas ergeben, wir aber müſſen uns aus der Klemme der Vernichtung helfen, welche, die Dinge auf die äußerſte Spitze getrieben, beiden droht. Dieſes Häuflein Gothen aus einer fürchterlichen dreitägigen Schlacht übrig ſchloſſen für ſich ab, und konnten auch ohne Weiteres abſchließen. Als ſie zu ihrem Volk im Norden am Po und über dem Po, wo es am dichteſten wohnte, hingelangten, hatten dieſe andere Gedanken als ſie und kamen auf andere Gedanken. Wie konnten ſolche Männer die Vorſtellung ertragen, daß ſie liſtigen und feigen Römlingen und ſchlauen treuloſen Byzantinern, wenn auch nach ihren eignen gothiſchen Geſetzen lebend und gerichtet, künftig als Unterthanen gehorchen ſollten! Sie dachten alſo wieder an ihre Nachbaren die Franken, welche ſie doch, wenn gothiſche Herrſchaft einmal nicht bleiben konnte, lieber wollten, als die entarteten Enkel verdorbener und verkommener Geſchlechter. Sie riefen die nördlich und weſtlich wohnenden Stammgenoſſen, die Franken und Allemannen, auf, ſie möchten über die Berge kommen, mit ihnen die Waffen ergreifen und das Land beherrſchen. Und es nahmen zwei Fürſten der Franken und Allemannen, Lothar und Buccelin, die Ladung an. Dieſe Allemannen gehörten zu jenen öſtlichen, über welche nach der

Schlacht bei Zülpich der große Theoderich, welcher immer als Helfer Vermittler und Ausgleicher eintrat, wo etwas über die Ufer ſchwellen und die germaniſche Welt in ihr ſelber zerſtören wollte, ſein mildes Scepter geſtreckt und ſie vor fränkiſcher Herrſchaft errettet hatte. Dieſe Alemannen waren von den Gothen in der Zeit ihrer letzten Bedrängniß den Franken, und zwar dem König Theodebert, überlaſſen worden. Sie brachten ein Heer von 75,000 Mann zuſammen.

In dem ſehr feſten Kumä hatten die Könige Totilas und Tejas und manche vornehmſte Gothen ihre beſten Schätze verwahrt. Narſes beſchloß dieſe Stadt geſchwind zu nehmen, damit ſie den Gothen nicht ein Hauptwaffenplatz würde. Darin hatte Aligern den Befehl, Tejas jüngſter Bruder, ein in Stärke und Armkraft gewaltiger Mann, der einen Bogen ſpannte, gegen deſſen Geſchoß kein Panzer hielt. Narſes, nachdem er vergebens einige blutige Stürme verſucht hatte, umzingelte die Stadt in der Hoffnung, ſie werde in Jahresfriſt vor Hunger fallen müſſen. Er ſelbſt zog nach Tuſcien: Florenz Piſa Volaterra ergaben ſich, das einzige Lukka hielt ſich ein Vierteljahr.

Die Alemannen und Franken waren jetzt nach Italien hinabgeſtiegen, aber hauſten doch nur wie ein wilder Haufe ohne Plan und Ziel, obgleich ſie bei Parma ein Heer von Herulern und Byzantinern vernichteten und in Aemilien und Ligurien (Landſchaften Norditaliens) die Gothen wieder zur Schilderhebung brachten. Trotz dieſes Sieges übergab Aligern, der von dieſer fränkiſchen Hülfe nichts Erſprießliches erwartete, die Feſtung Kumä auf Bedingungen an Narſes. Und in der That verſtanden dieſe Halbwilden nur das Schlagen und Plündern und ließen hinter ſich nur Spuren neuer Verwüſtungen zurück, zumal die Alemannen im Heere, welche als Heiden auch die heiligen Stätten und geweihten Gefäße nicht ſchonten und alles plünderten und ſchändeten. Dieſe wilden Schaaren drangen endlich nach dem Süden hinab. Die Griechen wagten keine Schlachten mit ihnen ſondern hielten ſich in den Städten und ſcharmützelten und fochten nur gelegentlich aus günſtigen Stellungen gegen ſie. Lothar zog auch bald wieder über den Apennin und den Po gegen Norden zurück; er ſelbſt und faſt ſein ganzes Heer verdarb durch Seuchen. Butilin noch an der Spitze von 30,000 Mann ward unweit Capua von Narſes mit 18,000 Mann angegriffen. Narſes hatte die Fürchterlichkeit der fränkiſchen Schlachtordnung erkannt, die geſchloſſene Phalanx oder den ſogenannten Saukopf, der als ein mächtiger Keil, wenn er vorwärts ſtieß, alles durchbohrte und wegen ſeiner in der Mitte immer mehr wachſenden Dichtigkeit und Breite undurchdringlich war. Er machte es mit den Franken, wie Hannibal bei Cannä es mit den Römern gemacht hatte; er öffnete ihnen ſeine Mitte, wodurch ſie in das Leere hineinſtürzten, und faßte ſie mit den beiden beweglichen Flügeln. Sie fielen alle nebſt Butilin ihrem Feldherrn. Die Stärke des griechiſchen Heeres waren die heruliſchen Söldner und ſchon focht in dieſer Schlacht auch der Gothe Aligern unter Narſes. Zuletzt ergaben ſich ihm noch 7000 Gothen, die ſich in die Bergfeſtung Kampſa geworfen hatten. Er ſchickte ſie alle nach Konſtantinopel.

Narſes hatte alſo nach Tejas Fall noch zwei Sommer (553 und 554) gekriegt, bis er endlich die letzten gothiſchen fränkiſchen alemanniſchen Getümmel niederſchlug. So endigte der oſtgothiſche Krieg und die oſtgothiſche Herrſchaft und der gothiſche Name in Italien. Nur in Ravenna erinnert Theoderichs Grabmal, es erinnern einige Namen und Zeichen, daß einſt ein gothiſches Volk da war. Fragt man: Wie viel blieb von den Trümmern des herrlichen Volkes in Italien übrig? wo und in welcher Weiſe leben dort noch Menſchen ihres Blutes? ſo iſt die Geſchichte darüber ſtumm, und die Wahrſcheinlichkeit muß den Ausſpruch thun: *Das Meiſte und Beſte des Volkes ward in dem langen zwanzigjährigen Kampfe, wo ſich auf beiden Seiten oft eine alles vertilgende Wuth entflammte, ausgerottet.* Wenn wir wiſſen, wie der dreißigjährige Krieg, in einer Zeit geführt, welche ſchon viel gebildeter heißen wollte, in Deutſchland vielleicht die Hälfte, in manchen Landen deſſelben Zweidrittel der Einwohner vertilgte, ſo gewinnt man hier folgenden Schluß: Was wehrhaft und edel war, fiel größtentheils durch's Eiſen, doch traten endlich Tauſende entweder freiwillig unter die Fahnen der Sieger oder wurden als Gefangene in's Morgenland weggeführt. Daß viele Tauſende, vielleicht noch einige Hunderttauſende der Schwachen und Hülfloſen (Weiber Kinder und manche Einfältige und Niedrige) zurückgeblieben und in der Maſſe der alten romaniſchen Einwohner mit erniedrigten Zuſtänden untergegangen ſind, daß von den im Norden gegen die Berge hinauf Wohnenden bei den öfter wiederholten Verwüſtungen und Verheerungen der Ebnenlande durch Franken- und Allemannen-Haufen und bei dem letzten blutigen Gedränge zu den verwandten Stämmen viele ſich hinaufgezogen haben und alſo in Tyrol und den bairiſchen und öſtreichiſchen Landſchaften noch ihres Blutes lebt, iſt wahrſcheinlich. Doch iſt es möglich, und Sagen über einzelne Theile Toſkanas, wornach ſich dort in einzelnen abgelegenen wenig zugänglichen Schlüchten viel Gothiſches gerettet hätte, ſpielen dahinaus, daß in einzelnen Berggebieten Gothiſches ſich voller und ganzer erhalten habe als die vielen zerſprengten und aus einander geriſſenen Trümmer. Ja es haben Einige uns ſogar die Meinung zugewinkt, daß der mit jedem Jahrhundert enger und inniger gewordene Zuſammenhang des Lombardiſchen Königreichs Italien mit Baiern, das bis Karl den Großen auch gleichſam ein eigenes oft faſt unabhängiges Königreich bildete, durch eine beſondere Verwandtſchaft und Blutsfreundſchaft hervorgebracht ſey: denn, ſo ſchließen ſie, die vielen in Italien zurückgebliebenen Oſtgothen, mit den eingewanderten Langobarden bald zu Einem Volke zuſammengefloſſen, haben jenen Zuſammenhang mit den Rugiern in und an den Alpen nicht abreißen laſſen. Aber bei näherer Betrachtung verliert dieſe Meinung dadurch viel von ihrem Gewicht, daß ja auch die Langobarden ein Volk ſueviſchen gothiſchen Stammes waren und die ſogenannten Rugier und Gothenmiſchlinge in dem Alpenlande ihnen nicht weniger verwandt als die Oſtgothen. Es wurden aber die Reiche der Langobarden und Baiern nicht allein durch Blutsfreundſchaft zuſammengezogen ſondern die engere Verbindung, die zwiſchen den beiden Völkern und ihren herrſchenden Familien auch durch häufige Vermälungen beſtand, war eine ſolche, die durch Verhältniſſe und Bedürfniſſe geknüpft ward, welche gewöhnlich viel mächtiger zu binden und daurender zu halten pflegen als alle natürliche Neigungen und Zuneigungen, die dem Blute angehören. Es war ein politiſches Bedürfniß. Beide Völker hatten die mächtigeren Franken zu fürchten, welche unter tüchtigen Regierungen ihnen an Macht weit überlegen waren und ſie nicht bloß mit Anſprüchen der Herrſchaft ſondern auch mit wirklicher Oberherrſchaft bedrohten; ſie hatten an ihren Oſtgränzen die zahlreichen ſlaviſchen

Völkerſchaften und die fürchterlichen türkiſchen Stämme der Chazaren und Avaren durch gemeinſame Anſtrengungen von den germaniſchen Landen abzuwehren; ſie wurden zuweilen auch noch von den Byzantinern bedroht, welche die alten Anſprüche und Titel der Oberherrſchaft nie verroſten ließen und zuweilen noch die geſpenſtiſchen Schatten der alten römiſchen Namen wieder aus dem Grabe heraufrieſen.

Funfzehn Jahre nach dem Untergang des oſtgothiſchen Reiches rückten die Langobarden in Italien ein, welche ſeit beinahe einem Jahrhundert in und um die nördlichen und nordweſtlichen Karpathen gewohnt hatten. Sie hatten ſich langſam immer weiter nach Süden hinabgeſenkt in dem Maaße, wie die Rugier und Oſtgothen weiter ſüdweſtlich zogen. Als die Oſtgothen für den ſchweren blutigen Kampf um das Daſeyn ihrer Macht ſich mehr zuſammenziehen mußten, rückten die Langobarden aus den Bergen Mährens und Nordungerns weiter in die weſtlichen Ebenen dieſes letzten Landes hinab. Narſes der Beſieger der Oſtgothen, welcher Italien für Konſtantinopel wieder eroberte, ſoll die Langobarden in das ſchöne Land eingeladen haben. Dies iſt die bekannte Sage von dem Haß und der Eiferſucht des Kaiſers Juſtinus und der Kaiſerin Sophie gegen den alten Helden und die Anekdote von der geſchickten Spindel, wodurch die Kaiſerin ſeine Nichtmannheit verhöhnt habe. Ein Misvergnügter mogte er ſeyn und auch Urſache dazu haben, aber Verräther ſeines Kaiſers und Zerſtörer ſeines eigenen Werks ſcheint er doch nicht geweſen zu ſeyn. Er lebte, nachdem Longinus ihn als Statthalter erſetzt hatte, noch drei Jahre in Rom, wo er im Jahr 571 geſtorben ſeyn ſoll. Auf ſeine Schätze ſoll die kaiſerliche Hand nach ſeinem Tode Beſchlag gelegt und ſie nach Konſtantinopel haben bringen laſſen. Unbegreiflich wäre es aber, wenn ein ſolcher Verrath als der angeſchuldigte bei allem ſeinem Vorſpiel und Nachſpiel ſo offen am Tage gelegen hätte, wie man den Greis, der jetzt ohne Leibwächter der Macht war, Jahre lang ſo ruhig und unangefochten in Rom würde haben leben laſſen, in dem Rom, wo der Pabſt und ſeine geiſtlichen Gehülfen, welchen die armen Langobarden wieder als ein zweiter unchriſtlicher Gräuel in Italien erſchienen, wenn auch kein anderer Abſcheu ſich gefunden hätte, grade einen ſolchen Verrath auf das heftigſte angegriffen und angeklagt haben würden.

Wir finden die Langobarden ſchon in Tacitus Zeit im Anfange des zweiten Jahrhunderts an der Niederelbe, und zwar am rechten Ufer, in den Gränzen des Gebietes, welches jetzt brandenburgiſches und magdeburgiſches heißt. Sie werden uns damals geſchildert als ein nicht durch große Zahl aber durch Tapferkeit ausgezeichnetes Volk. In dem Kampf zwiſchen dem weſtlichen und öſtlichen Fürſten, dem Arminius und Marbod, hielten ſie zu dem Vaterlandsretter Arminius und ſtanden gegen ihre näheren Verwandten die öſtlichen Stämme im Bündniß mit den weſtlichen, ſo wie ſie auch bei den blutigen inneren Bürgerkriegen, welche nach Arminius Tode das Land und die Macht der Cherusker zerriſſen, als ſie ſich den Prinzen Italikus, einen Abkömmling des vaterlandsverrätheriſchen arminiſchen Bruders Flavius aus Italien geholt hatten, auf der Seite dieſes Italikus als Bundsgenoſſen fochten. Dieſe Langobarden haben an Paulus Warnefrids Sohn einen guten Geſchichtſchreiber gefunden. Paulus war Kanzler des Königs Deſiderius, lebte nach deſſen Sturz als ein würdiger gelehrter Mann viel am Hofe Karls des Großen, und ſeine ſpäteren Jahre als Mönch auf Monte Cassino, wo er im Jahr 799 ſtarb. Paul läßt die Langobarden auch aus Skandinavien ausziehen und nach ihren langen Bärten genannt werden. Unter ihren adlichen Geſchlechtern ragten die Gjukinger hervor, aus welchen ſie ihre Könige zu wählen pflegten.

Als Ottokar gegen Ende des fünften Jahrhunderts die Rugier über die Donau hinüber weiter gegen Süden pflanzte, nahmen die Langobarden das verlaſſene Rugilant ein; zwiſchen den Jahren 546 und 548 zogen ſie in das von den Oſtgothen verlaſſene Pannonien hinüber, in das jetzige Weſtungern.

Hier in Pannonien entſtehen nun lange blutige Kämpfe mit ihren öſtlichen Gränznachbaren den Gepiden, welche Paul mit ſagenhafter Großartigkeit und Natürlichkeit erzählt. Die Langobardenkönige ſind Audoin und Alboin. Alboin Audoins Sohn war mit Klotſuintha, des Frankenkönigs Klotar Tochter, vermält. Dieſer, welcher unter den griechiſchen Fahnen auch gegen die Oſtgothen gefochten, beſiegte und erſchlug den König der Gepiden Kunimund. Er machte deſſen Schädel zu ſeinem Becher, deſſen Tochter Roſamunda zu ſeinem Weibe. Das Reich und Volk der Gepiden wurden nun mit dem langobardiſchen vereinigt, und dieſe zuſammen, nebſt noch 20,000 aus dem fernen Weſten her eingeladenen Sachſen, zogen im Jahr 568 in Italien ein, wo Alboin in fünf Jahren die herrlichen Pogebiete mit Verona Mailand Pavia gewann und Thuſcien ſchon überſchwemmte. Nur den ſumpfigen und durchſchnittenen Küſtenſtrich, auch Ravenna Rom und Genua konnte er nicht gewinnen.

Der romantiſch erzählte Schädelbecher und Alboins Tod und der Langobarden erſtes italiäniſches Unglück. Man hat die Sage bezweifeln wollen, ſprechend: die Fürſten der Langobarden waren ſchon Chriſten, das Volk keine ſkalpierenden Wilden, es iſt eine alte Fabel. Paul aber ſagt ausdrücklich, er habe jenen unſeligen Becher geſehen in der Hand des Königs Rachis (geſtorben im Jahr 749), der ihn ſeinen Gäſten zeigte. Wie dem auch ſey, Königin Roſamunda brütete Rache im Herzen über das gezwungene Ehebett und den verhöhnenden und mahnenden Becher. Sie verſchwor ſich mit Helmichis des Königs Schildträger (Schilpor). Sie erſchlugen Alboin und entflohen nach Ravenna zu dem griechiſchen Statthalter Longinus, die Prinzeſſin Alpſuintha, Alboins Tochter von Klotſuintha und den königlichen Schatz mit ſich entführend. Longinus zettelte ſogleich griechiſche Künſte mit der Roſamunda, welcher er eine Heirath mit ſich verſpiegelte und rieth den Helmichis zu ermorden. Sie miſchte dann einen Giftbecher, den ſie dem Helmichis im Bade reichte; dieſer aber erkannte auf der Stelle, er habe ſeinen Tod getrunken, und zwang das Weib mit gezücktem Schwerdt die übrige Hälfte zu leeren. Sie ſind beide umgekommen, Longin aber hat die Prinzeſſin Alpſuintha und die langobardiſchen Schätze nach Konſtantinopel geſchickt, und der Becher hat ſeine volle tragiſch blutige Beſtimmung erfüllt.

Alboin hinterließ keine Söhne und nach ihm herrſchten während eines Zeitraums von zehn Jahren 35 Häuptlinge mit dem Titel Herzoge, darauf wieder Könige, häufig Wahlkönige, doch hielten die Langobarden ſich zu den edelſten Stämmen. Wie in allen gothiſchen Völkerſchaften, zumal da dieſe in den Oſtgränzen ſiedelnden Germanen neben und unter andersartigen Völkern immer mit gezückter Wehr gerüſtet ſtehen mußten und jetzt ſeit einigen Jahrhunderten mit Weibern Kindern Knechten und Heerden gleichſam wandernde Kriegsvölker geworden waren, hatte auch unter den Langobarden der Degen und die Degenſchaft und Ritterſchaft einen Überſchwung und ein Übergewicht über das andere Volk gewonnen; der Degen, ſo ſcheint es, hatte hier vielen Adel geſchaffen und manche adliche ritterliche Volkseinrichtungen geſtiftet. Daher die ſtehenden ausgebildeten Kriegsgenoſſenſchaften und Gefolge der Mächtigen und Helden, daher die vielen Häuptlinge. Denn nur daraus erklärt ſich, wie während zehn Jahren in einer Zeit, wo vor allen Dingen die Stärke des Volks hätte feſt zuſammengehalten werden ſollen, 35 Häuptlinge gleichſam das Kriegsſcepter führen konnten und die Langobarden unter ſolcher wunderlichen Führung in den erſten Kämpfen um den neuen Beſitz und vielen Feinden gegenüber doch nicht untergegangen ſind. Ihre Hauptſtärke und ihre vorzüglichſte Kriegsjugend ſtellten ſie ſogleich nach der erſten Eroberung an die Spitze des neuen Staats dahin, wo die größten Gefahren drohten und die heißeſte Kriegsarbeit war. Dieſe Spitze oder dieſe gefährlichen Enden waren das Herzogthum oder die Markgrafſchaft Friul und das Herzogthum Benevent. Schon Alboin machte ſeinen Staller (Marpahis: Pferdeburſch) Giſulf mit dem Titel Herzog von Friul zum Gränzwächter. Dieſer, welcher diejenige Seite des Reichs vertheidigen ſollte, wogegen immer der gewaltigſte Andrang der Franken ſtürmte und wo die Eingänge und Abſteige nach Italien ſich befanden, wollte jenes Amt nur unter der Bedingung übernehmen, daß der König ihm erlaube, für dieſe Gränzwache ſich die edelſten Geſchlechter der Langobarden[1]) auszuleſen.

Die Langobarden kamen als ein rohes kriegeriſches Volk nach Italien, viel weniger mild und unter einem viel unmilderen Herrſcher, als die Oſtgothen des Jahres 490 geweſen. Der König und die Häuptlinge ſcheinen ſich meiſtens zu dem arianiſchen Chriſtenthum bekannt zu haben — aber was konnte ſolches Chriſtenthum bei ſo rohen und unwiſſenden Barbaren ſeyn! — die Mehrzahl des

---

1) praecipuas pharas. Niebuhr meint, fara, welches und deſſen Namen die Langobarden und Normannen nach Albanien hinübergetragen, ſey ein ungermaniſches Wort: aber faren heißt zeugen, Fare (Vorfare) der Erzeuger, Farr der Zuchtſtier, de Parr Heerde; noch heute ſagt der Hirt, der die Dorfheerde übernommen, in Pommern: Ik hebb de Parr annohmen.

Volks war gewiß im buchſtäblichen Sinn noch heidniſch. Hart wild und roh ſind ſie gewiß über die armen Italiäner hergefahren, und von ſolcher Rohheit werden auch einzelne Beiſpiele erzählt. Aber offenbar hat der berühmte Schädelbecher und ſeine von Paul ſo ſchön erzählte Tragödie die Fantaſie der Leſenden gereizt ſich dieſe Geſchichten weiter auszumalen und hat die Meinung und den Glauben von einer ſcheußlichen Rohheit und Unmenſchlichkeit der Langobarden eingeführt und beſtärkt, und Manche können dabei mit nicht genug ſchwarzen Farben das Schickſal der alten Einwohner Italiens unter dem Schwerdt und der Geißel eines ſolchen Volks malen. Mein verehrter Amtsgenoß und Freund Profeſſor Löbell hat in einem feinen geiſtreichen Buche über Gregor von Tours gezeichnet und ausgemalt, wie ein verwildertes aus Kriegsgenoſſenſchaften und Kameradſchaften in unaufhörlich bewegten und oft wechſelnden Feldlägern aufgewachſenes oder verſammeltes Volk in Sitten und Art gerathen müſſe und hat in der Schilderung der kriegstrotzigen und rohen Franken die Farben nicht geſpart. Ähnliches mit jenem Heerlager Ludwigs des Erſten und ſeiner nächſten Nachfolger haben die Kriegsſchaaren der Langobarden gewiß viel gehabt, aber doch glaube ich, ſind jene Franken der Jahre von 480 bis 600 die roheren und wüſteren Geſellen geweſen. Die Geſchichte der erſten italiäniſchen langobardiſchen Jahrhunderte weiß auch manche ſchlimme Züge und Ausbrüche der Rohheit und Unmenſchlichkeit, auch einzelne Gräuel zu erzählen, zumal wie ſie ſich in den Kämpfen um die Herrſchaft zu ergeben pflegen, aber ſie reichen nicht an die Miſſethaten der Franken in Gallien noch an die atridiſchen Gräuel des Merovingiſchen Königsgeſchlechts. Der Langobarde in Vergleichung mit dem Franken erſcheint als der edlere menſchlichere Menſch. Warum wohl?

Erſtlich liegt etwas in der urſprünglichen Stammanlage. Der ſueviſch gothiſche Stamm iſt friſcher lebensluſtiger fröhlicher mehr nach außen gewendet als die friſiſchen ſächſiſchen fränkiſchen Völkerſchaften, welche von Natur mit einer dickeren Schwere und härteren Unförmlichkeit behaftet ſind als die nordöſtlichen. Zweitens war die Art der Eroberung und Beſetzung Galliens durch die Franken und die Italiens durch die Langobarden wohl eine ähnliche aber im Weſentlichen doch ſehr verſchiedene. In Italien waren die Oſtgothen und Langobarden und in Gallien auch die Burgunder mit Mann und Maus eingezogen; der größte Theil des alten Galliens aber, der von den Franken eroberte, iſt von ihnen nur als von einem Kriegsheer beſetzt, d. h. er iſt nur ſehr dünn von ihnen beſetzt worden. Sie wanderten nur als Heer ein, ihr Stamm blieb aber daheim ſitzen in dem alten Mutterlande von Belgien und Rheinland um Schelde Maas und Moſel. Sie haben Gallien allerdings als die Herren in Beſitz genommen aber ſind in das Innere des Landes nur ſehr dünn ausgeſäet und zerſtreut, und als die Wenigen von der Verderbniß und Sittenfäulniß des verknechteten romaniſchen Galliens und von den Verbrechen und Laſtern, welche ungezügelte Tyrannei und Übermuth zeugen, mit deſto geſchwinderer Gewalt ergriffen worden und haben das Böſe und Verruchte zügelloſer und ungeſtrafter üben und fortzeugen können.

Wie die Langobarden in den erſten Jahrhunderten die Eingebornen behandelt, in welches Verhältniß ſie ſich, als ſie Herren des Landes geworden, in der Folge zu ihnen geſtellt, d. h. in welcher Ordnung oder vielmehr Unordnung ſie dieſelben als Unterworfene oder als Unterthanen behandelt, darüber wiſſen wir faſt nichts, und können aus den ſpäteren Zuſtänden und Entwickelungen, wie wir dieſe im ſiebenten achten neunten Jahrhundert erblicken, auf die erſten früheren Zeiten höchſtens nur wahrſcheinliche Rückſchlüſſe machen. Wenn wir dieſe langobardiſchitaliſchen Frühgeſchichten mit den Frühgeſchichten der andern germaniſchen Völker vergleichen, der Oſt- und Weſt-Gothen der Burgunder u. ſ. w., wie dieſe es mit ihren vorgefundenen romaniſchen Unterthanen gehalten, ſo erſcheint die langobardiſche Behandlung nicht rauher und härter als die ihrer Stammverwandten. Als Eroberer brachten ſie natürlicher Weiſe alle Untugenden und Härten erobernder und kriegeriſcher roher Völker mit, auch wohl manche einzelne Grauſamkeit der Herrſchſucht des Zorns und der Ungerechtigkeit; aber viehiſche Laſter gebrauchten keine germaniſchen Völker ſondern ſie lernten ſie erſt von den verdorbenen und erniedrigten Sklavengeſchlechtern des verfaulten Römerthums und Griechenthums. Bei dem Einmarſch in das Land haben ſie natürlich viele ſchöne Fettſtücke unmittelbar für ſich genommen und manchen reichen Eigenthümer aus dem Beſitz geſetzt, alſo die wenigen Reichen und Vornehmen, welche es noch in Italien gab, dieſe haben ſie wohl am meiſten beſchädigt. Mittlere und geringere Freie auf eigenen mäßigen Feldern wohnend, ſolche wackere Bürger und Bauren, als die erſten römiſchen Jahrhunderte aufweiſen, gab es gar nicht mehr in Italien. Die Mehrzahl des Volks beſtand aus abhängigen Bauren und Zinsleuten. Dieſe, nachdem die erſte böſe Fluth, welche der Einzug eines erobernden Volkes immer mit ſich führt, erſt über ihre Köpfe hingelaufen war, wechſelten bloß die Herren, manche von ihnen kamen unter einem kräftigen und friſchen Volke wahrſcheinlich in einen glücklicheren Zuſtand als vorher. Sie wurden nun auf eine veränderte neue Art Zinsleute der Langobarden. Paul ſagt: tributarii facti partem tertiam frugum Langobardis solvebant; alſo ſie mußten als Zinsbauren oder Zinspächter den neuen Herren das Drittel der Ärndte oder des Gutsertrags leiſten. Damit iſt aber nur ein allgemeines Verhältniß ausgeſprochen, und ſie hatten ohne Zweifel außer dieſen Sonderleiſtungen an ihre Sonderherren noch manche andere Leiſtungen Arbeiten und Dienſte an den Staat, d. h. an die langobardiſchen Könige Herzoge Grafen und Schultheißen zu thun, welche unter dem allgemeinen Namen Staatsfrohnden (angariae publicae) hunderttauſend verſchiedene Titel und Überſchriften hatten, z. B. Kriegsfuhren Gerichtsfuhren Botenreiſen Einquartierungen Stroh- und Holz-Lieferungen Wege- und Brücken-Bauten, wie denn dieſe Plagen im Mittelalter vorzüglich auf die Bauren und Kleinſtädte fielen. Wie viele der alten Beſitzer bei dem erſten Einbruch und Anlauf der neuen Einwanderer ihre Güter gradezu verloren haben oder wie viel ſie daran verloren haben, darüber fehlt uns jede mögliche Schätzung; aber nach zwanzigjährigen Getümmeln in manchen Landſchaften Italiens mit Schlachten Plünderungen, Metzeleien und Wüthereien jeglicher Art, von mitfolgenden Hungersnöthen und Seuchen begleitet, welche ſo viele verſchiedene Volksarten und der Hunger erzeugen mußten, waren gewiß auch viele Beſitzer bis auf den letzten Stumpf vertilgt, und außer dem großen Staats- und Kaiſer- und Königs-Gut viel wüſt und herrenlos gewordenes Land. Auch darf hier dieſelbe Erſcheinung und der gleiche Erfolg vorausgeſetzt werden, welche die Geſchichte aller Eroberungen nach Ablauf der erſten Sindfluth und Ausblaſung des erſten wilden Orkans immer zeigt, nämlich: daß die Übriggebliebenen von reichen vornehmen Geſchlechten und von Adel und die als geiſtliche und weltliche Würdenträger unter Totilas Narſes und Longinus gewirkt hatten ſich bald wieder hervorgemacht und mit den Siegern verhandelt und das Meiſte von dem Ihrigen, wenn auch nur durch Umtauſch Eintauſch und Gegentauſch von Entſchädigungen und neuen Verleihungen, werden aus dem Schiffbruch der Dinge gerettet haben; daß die Häupter ſich mit den Häuptern werden abgefunden und durch Überlegenheit in Bildung Gewandtheit und Schmiegſamkeit ſie häufig auch wohl überliſtet haben. Die Langobarden ſtürzten ja nicht gleich wilden Hunnen aus der Wildniß ihres Nordens und Oſten, mit Einem Male und plötzlich über das mildere ſüdliche und weſtliche Europa niedergeſchneit; ſie kannten die Römer und Italiäner lange durch Verhandlungen in Frieden und Krieg, und ſtanden ſchon über ein halbes Jahrhundert mit ihnen in ſogenannten Kriegsbündniſſen; viele von ihnen waren auch Chriſten, wie man im Abendlande damals Chriſt ſeyn konnte; und die Macht ja der Zauber des Namens Rom war in der Weſtwelt ſeit einem halben Jahrtauſend auch bei den Germanen gewaltig, und hielt hier mehr als anderswo den Degen der Gewalt in der Scheide. Auch ſo unpolitiſch waren die Langobarden nicht mehr, daß ſie nicht gewußt oder doch bald gelernt hätten, durch welche Macht die Unterworfenen am leichteſten zu regieren und zu gewinnen ſeyen. Rom war alſo in Italien immer noch eine Allmächtigkeit und in Rom der Pabſt, in den romaniſchen Landen überhaupt die höhere Geiſtlichkeit. So wenig das Arianiſche Bekenntniß die Oſtgothen abgehalten hatte dieſen die politiſche Berückſichtigung und Ehrerbietung zu bezeugen, eben ſo wenig hat es das bei den Langobarden gethan, von welchen im Lauf der Jahrzehende auch manche Häupter zur rechtgläubigen Römiſchen Kirche übertraten.

Man hat, indem man ein Späteres häufig mit einem Früheren verwechſelt und daraus gewagte Schlüſſe und Ausſprünge zieht, ſich überhaupt nur zu ſehr darin gefallen, die italiäniſchen Dinge und italiäniſchen Menſchen und Karaktere mehr als viele andere mit beſonders lebendigen und widerſcheinenden Farben zu ſchildern, und ſelbſt der letzte deutſche Überſchauer und Darſteller der Schickſale Umwälzungen und Entwickelungen der ſchönen Halbinſel, Profeſſor Leo in Halle, iſt bei vielen ſehr geiſtreichen Findungen und Darſtellungen des italiſchen Lebens und Weſens davon, wie mir däucht, oft mehr als recht in das zu Düſtre oder zu Scharfe hineingeriſſen worden. Ich will es glauben — und die Geſchichte ſtellt uns davon genug Bilder vor die Augen — daß die Langobarden Heruler und Gepiden bei all ihrer Schönheit und Ritterlichkeit im durchfahrenden Zorn und Übermuth und im Stolz der Herrſchaft fürchterliche Geſellen waren, ſolche, als vor welchen Unſereinen in unſern feinen Zeiten ein ſchauriges Entſetzen anwandeln könnte; aber ich glaube nicht, daß der Trotz und die Wildheit, welcher man ſeit ihrem Einzuge die Italiäner zu zeihen pflegt, allein eine langobardiſche Erzeugung iſt. Denn erſtlich gehört eine gewiſſe Trotzigkeit, eine urſprüngliche Anlage zum Wilden und Geſetzloſen dieſem ſchönen Lande klimatiſch an, zweitens, meine ich, haben die Langobarden kein ſehr zahmes und mildes Volk in Italien vorgefunden. Wir brauchen nur an unſre Nachgebornen des dreißigjährigen Krieges zu erinnern, wie nicht bloß diejenigen, welche in demſelben die vatermörderiſchen Waffen geſchwungen hatten, ſondern auch die, welche unter dem Schwirren und Klirren der Säbel geboren waren und den langen Jammer überlebt hatten, ein trotziges verwildertes Geſchlecht geworden; freilich viele der Zertretenen lagen jämmerlich und feig da, aber die mit friſchen Säften und Kräften blieſen über die Leichenfelder der Verwüſtung doppelten und dreifachen Athem der Wildheit und Unbildung: aus dem weiland leidlich glücklichen und geſetzlichen Deutſchen war ein roher trotziger übermüthiger Menſch geworden, alſo ein Menſch, der, weil er keinem Geſetze gehorchen wollte, und ſich im Trotz willkürlichen Selbſtwillens überhob, keiner Freiheit würdig immer mehr zum Knecht herabgebeugt und gebrochen werden mußte. Italien hatte zweihundert Jahre Erſchütterungen Überziehungen Plünderungen, blutigſte Kämpfe um die Herrſchaft und fortgeſetzte Wechſel erlitten. Verſteht ſich, was in den Ebenen und um die herrlichen fruchtbarſten Flußgebiete dieſes reichen Landes in ſeiner Hütte und bei ſeinem Pfluge Weinſtock und Ölbaum blieb, das mußte dienen und deſſen Gemüth mußte immer geringer und knechtiſcher werden; aber dieſes Land hat für den, der ſich der Gewalt und dem Übermuth der Überzieher preiszugeben verſchmäht, der armes ſtolzes Daſeyn der geduldigen ſatten und matten Knechtſchaft vorzieht, vor den meiſten andern

Ländern glücklichſte Ausflüchte und Zuflüchte; es hat faſt allenthalben die Zuflüchte und Schlupfwinkel der Berge und der faſt unbekannten und unzugänglichen Bergſchluchten, wo ein milder fruchtbarer Himmel dem verjagten Flüchtling nicht nur Hülfen der Rettung ſondern auch mannigfaltige Hülfen der Bergung darbietet. In der ſchrecklichen Noth der Zeiten haben gewiß Tauſende dieſe Mittel benutzt, und eben in ſolchem Zuſtande, in ſo wildem zerſtörenden auflöſenden Zuſtande, wo Willkür und Gewalt für Geſetze geboten, erwuchs auch in den Eingebornen ein trotziger geſetzloſer Sinn: es trat die natürliche Gewalt und Macht des Menſchenherzens und des Unglücks in alle ihre fürchterlichen Rechte ein. Wenn alſo die Langobarden manche gebeugte und zerbrochene Menſchen in Italien gefunden haben, ſie ſind gewiß auf eben ſo viele trotzige und ſelbſtgewaltige geſtoßen, eine Art, die in Italien ſeit jenen Tagen nie abgeriſſen hat.

Es waren 20,000 Sachſen mit den Langobarden und Gepiden in Italien eingerückt; niemand erzählt uns, was ſie aus der Heimath getrieben und wie ſie zu dieſem abentheuerlichen Mitzuge gekommen. Sie und ihr nachwachſendes Geſchlecht — denn eines ſolchen müſſen ſie viel mit ſich gehabt haben — ſchienen von einem gewiſſen Misgefühl und Misbehagen über die verſchiedenartigen Landsleute angetaſtet, vielleicht wurden ſie von den Andersartigen auch in Vertheilung der Güter und Ehren übervortheilt und zurückgeſetzt; genug ſie wurden von der Sehnſucht nach der verlaſſenen Heimath ſo mächtig ergriffen, daß ſie über die Alpen zum Norden zurück wollten. Das erſte Mal gelang ihnen der Anlauf nicht, das zweite Mal kamen ſie durch Unterhandlungen mit den Burgundern und Franken wegen des Durchzugs über Alpen und Rhein in die Heimath und fanden das an den Gränzen der Nordthüringer und Sachſen gelegene Gebiet, aus welchem ſie vor zehn fünfzehn Jahren ausgezogen waren, mit Schwaben beſetzt, welche die fränkiſchen Könige vom Süden da hinauf gepflanzt hatten. Man muß ſogar faſt vorausſetzen, daß ſie wegen Gedränges mit den Franken an den Gränzen Thüringens weiland die Aufforderung der Langobarden zur Mitwanderung angenommen hatten, denn ohne Gedränge begreift man nicht, wie ein Volk ſo ſchöne und reiche Gefilde, als die Unſtrut und Bude und andre Flüßchen und Bäche des Harzes bewäſſern, wo man mit Recht von goldnen Auen ſpricht, verlaſſen hätte, um Unbekanntes vielleicht Schlechteres in ferner Fremde mit Gefahren dafür wieder zu ſuchen. Nun begann ein harter blutiger Kampf der Heimgekehrten mit den eingewanderten ſchon feſt ſitzenden Schwaben, die nicht weichen wollten noch konnten. Die Sachſen unterlagen, es fielen ihrer 20,000, und Tauſende überlebten noch und mußten dienen. So wurden ſie zermalmt. Sie müſſen alſo in größerer Zahl als 20,000 mit den Langobarden weiland in Italien eingewandert ſeyn oder ſehr friſche und freudige Nachzucht geſchaffen haben. Denn man darf die Heimziehenden, wenn man abrechnet, was ſchwere Züge durch Gebirge und die Mühen der Märſche, was einzelne Gefechte und Überfälle und was Seuchen, die bei Auszügen barbariſcher Völker immer heißer und geſchwinder brüten als bei denen der gebildeten, auf dem langen Zuge in's nordiſche Vaterland gemindert haben, an Zahl wohl nicht unter 40,000 anſchlagen.

Nachdem die Langobarden nicht zur Mehrung ihrer Macht nach Albein es mit den 35 Herzogen verſucht hatten, wählten ſie wieder einen König, den Autharis einen würdigen tapfern Herrſcher, einen Mehrer des Reichs und des Volkes, gleichſam einen Semper Augustus. Dieſen nannten ſie ſeiner Hoheit wegen Flavius, ein Beiname, welchen, wie Paul erzählt, hinfort alle Könige der Langobarden gebraucht haben. Wir wiſſen, daß Kaiſer Klaudius ſich alſo wie mit einem Ehrennamen nennen ließ, wie es überhaupt ein Beiname der Ehren für Kaiſer und altadliche Geſchlechter in Italien geworden war. Auch der Königsſtamm der Weſtgothen in Spanien hat ſich dieſen Titel zugelegt. Man ſieht hier, wie geſchwind die Germanen ſolche glänzende und oft ganz leere Schimmer von den Romanen lernten. Über den Urſprung dieſes Namens haben ſchon die Alten allerlei gefabelt und auch jetzt haben wir der mythiſchen und myſtiſchen Deutungen in der Geſchichte nur zu viel. Es ſind nämlich Viele der Meinung, es ſey eine uralte Vorſtellung der Sterblichen, in die Blondheit eine beſondere Adlichkeit und Zartheit zu legen, die Blonden gleichſam für die feiner und geiſtiger organiſirten Menſchen zu halten, die zarten feinen himmliſchen Weſen und Götter, Engel Genien holdeſte Weiblichkeit, ſich lieber blondlockig als braun oder ſchwarz zu denken. Autharis aber und die meiſten ſeiner Nachfolger waren keine ſolche zarte Sonnenſöhne ſondern er griff die unzarte irdiſche Arbeit mit recht kräftigen königlichen Händen an. Sein Leben war faſt immerwährender Krieg; Krieg hatte er mit den Franken und mehrmals ſchlug er vor den Thoren von Rom und Ravenna. Er zuerſt trieb den Keil der langobardiſchen Herrſchaft längs dem Rücken des Apennin bis tief in den Süden hinab, und nahm nach germaniſcher Sitte, die auf dem Kriegsfelde wie auf dem Rechtsfelde galt, an dem äußerſten Meer von dem Lande Beſitz, indem er bei Rhegium gegenüber Meſſina ſein Roß in die Fluth bis zur Meerſäule ſpornte, welche er zum Zeichen der Herrſchaft mit ſeiner Lanze berührte. Er vermälte ſich der Bairiſchen Prinzeſſin Theodelinda, einer rechtgläubigen Chriſtin, welche auch ihn zu ihrem Glauben hinüber zog, ſo wie manche einzelne Häuptlinge ſich zur Rechtgläubigkeit bekannten; aber im Ganzen hielt dies doch bei dem Volke nicht vor. Dieſe Verbindung mit dem Bairiſchen Herrſcherhauſe, die öfter wiederholt und erneut worden iſt, war auf jeden Fall auch eine politiſche. Beide Völker hatten an ihren Oſtgränzen in den Avaren furchtbare Feinde, und viele tapfre Herzoge von Friul mit der adlichſten Jugend des Landes ſind gegen ſie in Schlachten gefallen.

Autharis hatte den Glanz des Volkes erhöht und die Gränzen der langobardiſchen Herrſchaft erweitert und verſtärkt, aber der Küſtenſaum an dem Adriatiſchen und Joniſchen Meere und die ſüdlichſte Landſpitze Kalabriens blieben noch zwei Jahrhunderte größtentheils in den Händen der Griechen; Ravenna Rom Neapel Genua blieben noch lange byzantiniſche Hauptfeſtungen und Hauptſtädte und erſt in der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts ward das genueſiſche und liguriſche unzugängliche Felſen- und Küſten-Land bezwungen. Mit dem Pabſt zu Rom gab es häufige Verhandlungen und Zettelungen deſſelben in die langobardiſchen Angelegenheiten hinein und oft auch mit den Häuptlingen und Thronwerbern gegen die Könige, auch Vermittelungen des Pabſtes bei Kriegen der Langobarden mit den byzantiniſchen Statthaltern und Kaiſern. Der Pabſt faſt immer in der Klemme zwiſchen dem Patriarchen von Konſtantinopel den italiſchen kaiſerlichen Oberſtatthaltern und den Kaiſern ſelbſt wenn es thatenkräftige ſelbſtſtändige Herren waren, und den langobardiſchen Königen, wann dieſe ſiegreich Italien zu gewinnen ſchienen, verſtand ſchon damals die kluge geiſtliche Balancierſtange zwiſchen den verſchiedenen Größen und Gewichten mit Gewandtheit zu führen.

So kamen die Langobarden durch das ſechste und ſiebente Jahrhundert hindurch mit noch wilden und gräulichen Geſchichten, doch bei weitem nicht ſo gräulichen, als das Mervingiſche Frankenzeitalter zeigte. Leider war auch hier häufiger grauſamer Kampf um den Thron, und die Nachfolge von dem Vater auf den Sohn ward nimmer genau beobachtet ſondern oft durch wilde ſtürmiſche Wahl oder durch zügelloſe Gewalt des Glücks unterbrochen. Es fehlten auch hier unter den Thronanſprechern und andern Großen die gewöhnlichen grauenvollen Rachen und Strafen des beginnenden Mittelalters nicht, als da ſind Blendung und Ausreißung der Augen und ſchändliche Entmannung, aber es trat doch mehr rohe Natürlichkeit und männliche Thatkraft dabei hervor als in dem gleichzeitigen germaniſchen Gallien.

In dem Anfange des achten Jahrhunderts Jahr 712 beſtieg Lutbrand (leuchtendes Schwerdt) den langobardiſchen Thron, worauf er 31 Jahre ſaß und welchem er für ſeine Nachfolger eine feſtere und majeſtätiſchere Ehrfurcht erwarb. Er war ein ſieghafter gewaltiger König und die letzte byzantiniſche Macht ſchien vor ſeinen Waffen erliegen zu müſſen. Da erſchrack der Pabſt in Rom, welcher, durch den blutig durchſtrittenen Streit der bilderſtürmenden Kaiſer geängſtigt, gehofft hatte ſich jetzt ſchon von Konſtantinopel losreißen zu können. In dieſer doppelten Klemme wandte ſich Gregor der Dritte an Karl Martell, den großen Retter der abendländiſchen Chriſtenheit, und bot ihm das Patriciat an und daß die Frankenherrſcher hinfort ſtatt der griechiſchen Kaiſer die Oberſchirmherrſchaft über die Kirche führen ſollten. Aber Karl zauderte, war auch durch Freundſchaft und Dankbarkeit mit ſeinem großen Zeitgenoſſen König Lutbrand verbunden. Denn dieſer hatte gegen die ſpaniſchen Saracenen mit ihm in Südfrankreich gefochten, und Karl hielt den Helden ſo ehrenwerth, daß er ihm ſeinen Sohn zuſandte, damit der würdigſte Greis ihm das Knabenhaar kürzte und gleichſam ein zweiter Gette ihn auf das Knie ſetzend ihm für die Ritterſchaft die höhere Weihe gäbe. Lutbrand brach auch in vielen Landſchaften den übermüthigen Trotz der gewaltigen langobardiſchen Großen, der in den friuliſchen Alpenländern, wo weiland die adlichſten Geſchlechter als Vorſtreiter und Gränzwächter hingeſetzt waren, ſich beſonders ſträubiſch erwies.

Aſtulf der zweite Nachfolger Lutbrands, welcher vom Jahr 749 bis 756 ſieben Jahre regierte, eroberte endlich in Norditalien das Exarchat mit Ravenna. Rom, jetzt rings von langobardiſcher Herrſchaft umgeben, ſchien die Könige der Langobarden jetzt zu Herrſchern erhalten zu müſſen. Man warf nun zuweilen ſogar nach Konſtantinopel wieder Augen der Sehnſucht; man wollte und wünſchte einen Herrn und Beſchirmer, der in der Ferne wohnte. Mit Karl Martells Sohn Pipin dem Kurzen [1]) hatte man durch den feinen und klugen Heidenbekehrer Winfried oder Bonifacius ſchon ſeit Jahren allerlei geſponnen und gewebt. Das Gewebe ward jetzt vollendet. Pipin auch ein kräftiger Sohn des Hauſes von Herſtall und Landen aber ein ſanfterer und leiſerer Einhertreter als der Saracenenzerſchmetterer Karl, bedang ſich nicht weniger als die fränkiſche Krone der Merovinger. Pabſt Zacharias drückte über die Grundſätze des Rechts und der Treue die Augen zu, wie in dieſer Welt über ſolche Dinge oft die Augen zugedrückt und die Vorhänge darüber herabgelaſſen werden müſſen. Man ſchor dem Schattenkönige Hilderich dem Dritten und ſeinem Söhnlein die Platte und ſteckte ſie in ein Kloſtergefängniß, wo ihre Tage und Namen vergeſſen und aus dem Gedächtniß der Lebendigen verſchollen ſind. Pipin der Kurze ward im Namen der Kirche, damit auf ſein Haupt der Segen Gottes und des Rechts und die Unverletzlichkeit der Majeſtät gelegt würde, von dem heiligen Bonifacius geſalbt. Zwei Jahre ſpäter, im Jahr 752, kam Pabſt Stephan, der ſich von den Langobarden immer mehr eingeklemmt und bedroht fühlte, ſelbſt über die Alpen und ſchrie um Hülfe. Pipin verſprach ſie, und dafür vollzog der Pabſt an ihm und ſeinen beiden Söhnen Karl und Karlmann mit eigenen heiligſten Händen nun die Salbung und bekleidete ihn zugleich mit der Würde des römiſchen Patriciats. Pipin zog im Herbſt 754 über die Berge, belagerte Aſtulf in Pa-

---

1) So muß man durchaus das Wort brevis geben, nicht der Kleine. Stünde für brevis parvus, ſo wäre klein das rechte deutſche Wort, weil es auch den Begriff des Schwachen und Feinen einſchließt. Der brevis kann ein Starker Schwunghafter ſeyn, wie z. B. Napoleon brevis war.

via, und entriß ihm das Verſprechen, Seine Heiligkeit und Rom nebſt ſeinem Umfange in Ruhe zu laſſen. Aber ſchon das folgende Jahr ſtanden die Langobarden wieder vor Roms Mauren und drängten es mit einer Belagerung. Pipin zog im Jahr 756 zum zweiten Mal über die Alpen und Aſtulf verſtand ſich zu einem zweiten Verſprechen der Friedſeligkeit. Er ſtarb vor Ärger, ehe die Bedingungen dieſes Vertrags erfüllt wurden, welche ſich erſt unter ſeinem Nachfolger Deſiderius erledigten. Der größte Theil des eroberten Exarchats ward durch dieſen Vertrag der Römiſchen Kirche überlaſſen.

Pipin war, wie geſagt, ein Mann der Kraft aber zugleich der ſanfte kluge Leiſetreter, der viele Beſchädigungen beſſern viele Wunden heilen mußte, die in der ſchweren eiſernen Zeit, welche Martell in ſeinen Tagen zu regieren und zu erhalten hatte, dem Staat und der Kirche waren geriſſen und geſchlagen worden. Pipin ging ſichern bedächtigen Schritts zur Herrſchaft und pflückte ſich ſo gar ſachte Zweiglein vor Zweiglein die Ehren der fränkiſchen Krone ab; er war ein ruhiger vermittelnder verſöhnender Karakter, der auch ſeiner eigenthümlichen Rolle wegen als ein Beginner und Stifter nicht gern gewaltigſte Mittel gebrauchen durfte. So war und blieb auch ſein Verhältniß zu den beiden Nachbarreichen, dem Reiche der Gjukinger in Italien und dem der Agilolfinger in Baiern. Baiern mit dem Titel eines Herzogthums und dem Buchſtaben nach ein Lehen des großen Frankenreichs war doch faſt gleich einem unabhängigen Königthum und durch ſeine Macht und ſeine Lage an der Gränze der Avaren ein zarter Punkt, den man ſich hüten mußte anzuſtoßen und zu verletzen. Pipin, wie er den Kirchenfrieden und die Kirchenzucht, welche durch die Noth der Zeit Karl Martells vielfältiglich durchbrochen und auch wohl geſchändet waren, zu verſöhnen und wiederherzuſtellen ſuchte, trat auch als Scepterführer und Großveſſir der Franken und ſelbſt als König in allen Verhältniſſen und Beziehungen zu einheimiſchen und fremden Mächten mit behutſamer Mäßigung auf; er vergaß nie, daß er die Menſchen durch Gewalt nicht an die Urſprünge und Anfänge ſeiner Herrſchaft erinnern durfte, daß ſein Geſchlecht noch tiefere Wurzeln der Gewohnheit und Meinung in die fränkiſche Erde treiben mußte, daß ſeiner Rolle das Gewaltige Geſchwinde und Kühne nicht geziemte. In dieſem Sinn vermälte er ſeine Schweſter in das Haus der Bairiſchen Agilolfinger und, um zwei Züge über die Alpen gegen die Langobarden in etwas zu verſöhnen, warb er ſeinen Söhnen Karl und Karlmann jedem eine Tochter des Königs Deſiderius als Gemal in ſein Haus. Er meinte dieſes Haus durch dieſe Vermälungen zu befeſtigen; ſo gewaltig fühlte er ſich noch nicht, daß er den Gedanken faſſen konnte, jene beiden Reiche zu ſeinen Provinzen zu machen.

Kam mit dem Jahre 768 der Mann höchſter Sternſignatur, einer jener Außerordentlichen, welche als Kometenſchweife oder Sonnenſtralen zugleich erſchrecken und erfreuen. Wägt man dieſen Großen auf der Waage ſeiner Zeit und auf der billigen Waage, womit die über die ſteilen Abgründe der Herrſchaft Hinſchreitenden, die Schwerdtfürſten und Kronenträger, gewogen werden müſſen, ſo wird in ihm das Böſe und Verkehrte von dem Guten und Weiſen überragt. Pipin hatte das große Frankenreich unter ſeine beiden Söhne Karl und Karlmann getheilt. Dies gab unter den Brüdern bald Zwiſte, welche wohl in blutige Händel ausgeſchlagen wären, wenn Karlmann nicht im dritten Jahre ſeiner Herrſchaft geſtorben wäre. Karl nahm nach ſeinem Tode (Jahr 771) von ſeinem Lande Beſitz, und Karlmanns Wittwe, die unter dieſen Umſtänden für ihre zwei zarten Söhnlein fürchtete, flüchtete ſich und ſie zu ihrem Vater dem Könige Deſiderius in Pavia. Deſiderius war ſchon mit Karln geſpannt, denn dieſer hatte ſein erſtes Gemal Deſiderius Tochter verſtoßen und ihrem Vater zurückgeſchickt. Der Großvater nahm die geflüchteten Enkel unter ſeinen Schirm und drängte den Pabſt Adrian, ſie zu Königen der Franken zu ſalben, wodurch ſie dem fränkiſchen Volke offenbar als anerkannte Thronanſprecher gezeigt werden ſollten. Der Pabſt, insgeheim ſchon mit Karln verbündet, weigerte ſich bei dieſer Drängung, Deſiderius fiel in das päbſtliche Gebiet ein, und Adrian ſchrie den Patricius Roms Karl um Hülfe an gegen die Langobarden, welche von ihm ein abſcheuliches Ketzervolk und eine Sodomsbrut geſcholten wurden, obgleich ſie lange aufgehört hatten Arianer zu ſeyn. Karl ſtieg mit einem Heer über die Alpen hinab, die Langobarden fochten ſchlecht für ihren König, der in Pavia belagert ward und ſich im Frühling des folgenden Jahrs 774 zum Gefangnen ergeben mußte. Ihm ward die Platte geſchoren und er ward mit Weib und Kindern und mit Karlmanns Söhnen in's Kloſter geſteckt, wo dieſe Hochgeborenſten alle lautlos verſchollen ſind. So ward das langobardiſche Königreich eine fränkiſche Landſchaft. Thaſſilo von Baiern ward noch geſchont, der Krieg mit den Sachſen und Saracenen lag Karln damals noch zu gewaltig auf dem Halſe, und an den Oſtgränzen that er in Hinſicht der Baiern und Avaren einſtweilen noch ein Auge zu. Es blieb Thaſſilo gegenüber beinahe fünfzehn Jahre eine übertünchte lügenhafte Freundſchaft. Durch manche Unterhandlungen, wo die Päbſte häufig zwiſchenſpielten und die Zwiſte zu vermitteln ſuchten, war eine Feindſchaft, die zuweilen in Empörung und offenen Krieg ausſchlagen wollte, immer noch leidlich übertüncht. Dieſe Zwiſte ſtammten aus den erſten Jahren der Regierung Karls, als er dem Deſiderius die verſchmähte Tochter zurückſchickte. Auch Thaſſilo war Deſiderius Eidam und Lutberga ſein Gemal fühlte den Stolz der Königstochter in der Bruſt und ſoll gegen Karl Thaſſilos Verdachte gepflegt und ſeinen Haß aufgeſtachelt haben. Endlich im Jahr 787 brach der offene Krieg aus, Karl überzog Baiern zugleich mit drei Heerſchaaren und Thaſſilo mußte ſich unterwerfen und in bitterer Demüthigung dem ſtolzen Sieger den Vaſalleneid ſchwören. Aber ſchon im nächſten Jahre erſcholl die Beſchuldigung, er ſey treubrüchig und zettele mit den Reichsfeinden den Avaren gegen ſeinen König. Auf ſicheres Geleit nach Ingelheim geladen, ritt er gutes Gewiſſens getroſt hin, ward aber unter Haft geſtellt und durch Urtheil der verſammelten Fürſten zum Tode verurtheilt. Auch er ward nebſt Söhnen und Gemal für's Kloſter eingekleidet und verſchwand aus dem Lichte des Lebens. Das war das Schickſal des Enkels Karl Martells und ſo vieler mächtigen Herrſcher. Man ſieht, die Frucht war in Karls Sinn gereift und mußte vom Baum der Hoheit abgeſchüttelt werden; denn es ergiebt ſich aus den Jahrbüchern, daß man die Anſchuldigung von verrätheriſchen Stämpelungen, die er mit den Avaren gezettelt haben ſollte, faſt ganz fallen ließ und eine längſt verjährte Schuld, wenn es eine Schuld geweſen war, vom Zaun brach, um ihm an Ehre und Leben kommen zu können. Es wurden Zeugen gefunden, welche ausſagten, Thaſſilo ſey als ſiebenzehnjähriger Jüngling auf einem Zuge mit ſeinem Ohelm Pipin ohne Urlaub aus dem Lager zu Hauſe gereiſt: man fand ihn alſo wegen des Verbrechens des Harisliz des Todes ſchuldig.

So war alſo nach der Weiſe aller ſogenannten unſterblichen Helden und Weltumgeſtalter dem alten langobardiſchen und bairiſchen unabhängigen Zuſtande ein Ende gemacht. Indeſſen gebot es Karls Klugheit und die germaniſche Verfahrungsart, die Völker und Länder bei den vorgefundenen Ordnungen und Geſetzen zu belaſſen. Nur die großen Herzogthümer, woraus leicht gefährliche Macht erwachſen konnte, ſchaffte Karl ab, und regierte auch dieſe neuen Provinzen durch Grafen Untergrafen und Schultheiße. Doch hatte er auch hier häufige Empörungen zu dämpfen, indem die trotzigen Friuler ſich mehrmals erhoben und der älteſte zu den Byzantinern entflohene Sohn des Deſiderius Adalgeis (Edelſpeer) ſeine italiäniſche Herrſchaft durch Flotten und Landungen noch Jahrzehende beunruhigte. Nur Eine große lombardiſche Macht iſt von Karl und auch von ſeinem Sohn ſehr geſchont und durfte aus Politik nicht hart angetaſtet werden. Dies war das mächtige Herzogthum Benevent in dem Gebiete der alten Samniter glorreichſten Gedächtniſſes, wo ſich wie in Friul ein tapfrer lombardiſcher Kern abgeſetzt hatte. Hier mußte man mit dem mächtigen Herzog Grimoald ſäuberlich umgehen; er konnte gedrängt ſich auf die Byzantiner und Saracenen lehnen, und Karl war dieſen nicht immer durch Flotten gewachſen, welche die Herrſchaft über Unteritalien und die Südſpitzen und Inſeln entſcheiden, und es blieb auch hier im Süden ſelbſt unter dem gewaltigen Karl, wie wir in unſern Tagen es unter dem gewaltigen Napoleon geſehen haben, die Herrſchaft in häufigen Wechſeln beſtritten.

So war Karl der Degen und der Stern des achten Jahrhunderts geweſen; in dem neunten Jahrhundert entfiel der Degen ſchon häufig den ſchwächeren Händen ſeines Sohns und ſeiner Enkel; im zehnten war die Frankenherrſchaft in Italien ſchon eine Fabel. Zur Luſt der Päbſte und auch zur Luſt der mächtigen Geſchlechter, die in und um Rom hauſten, zerſpaltete ſich das Langobardenreich, welches nach Karls Ordnung durch Grafen und Biſchöfe regiert werden ſollte, in viele von einander ganz unabhängige und zuweilen nur ſehr loſe verbundene Theile, die unter dem Namen Herzogthümer jedes mit beſonderem Glanz aus der getümmelvollen Verwirrung der Zeiten, wo Italien des Zügels eines Oberherrn entbehrte, gleich einzelnen Inſeln ſich erhoben. Die Herzoge von Friul Spoleto Toſkana Ivrea Benevent ragten hervor; aus ihnen und zuweilen auch aus den Herzögen und Königen der Burgunder, die an und in den öſtlichen Alpen geboten, gingen in dieſer wilden und getümmelhaften Zeit Könige und auch wohl Kaiſer Italiens hervor: Namen und Titel, welche nach dem Glauben der Zeit in Rom von dem Pabſt beſtätigt werden mußten. Dieſe lombardiſche oder italiäniſche Zeit des neunten und zehnten Jahrhunderts nimmt ſich in den Jahrbüchern und Mähren jener Tage gräulich genug aus: wie die Herrenloſigkeit und Verwirrung es mit ſich brachten, ewige Wechſel Hinterliſten Zerſtörungen Entthronungen der verſchiedenen um die Krone der Lombardei und den Kaiſertitel ringenden Partheien; nichts als Schilderungen der Verbrechen und Miſſethaten, die auf den Gipfeln ſolcher Unordnung und auf dem Gipfel des Reizes, den die Lüſternheit beide der Herrſchaft und der Gewalt mit ſich bringt, nur zu gewöhnlich ſind: Hinterliſt Trug Verrath Gift Dolch Blendung Entmannung; die Kirche bei den Händeln der römiſchen Partheien oft durch einzelne mächtige Familien durch Kauf und Verkauf und durch die ſcheußlichſten Sitten liederlichſter Männer und Weiber entwürdigt und geſchändet; bei dieſen unaufhörlichen inneren Erſchütterungen und Zerreißungen Italiens Glück und Schickſal immer der leichte Spielball der Fremden; die Saracenen an allen Küſten auf allen Inſeln, zuweilen in allen Bergen, einmal in den Alpen bis an den Jura hinauf gedrungen, oft mitten in Italien vor Rom und in Neapel und Benevent; die Madſcharen mit dem blutigen Säbel durch das Friul über den Po hinab ja durch Deutſchland und Frankreich über den Var herein das ganze Land durchplündernd und an Verona und Aquileja hinauf zu Hauſe reitend; auch die Normänner heerten an Italiens Küſten. Doch wenn Unteritaliens Verhängniſſe in dem gräulichen faſt nie ſtillſtehenden Kampfe zwiſchen den Lombarden Saracenen und Griechen die jammervollſten waren, ſo malt man ſich, eben weil die Händel und Unthaten der um die Gewalt ringenden Fürſtenhäuſer und die Schändlichkeiten aus Rom uns faſt nur erzählt werden, die vermutheten Zuſtände des mittleren und nördlichen Italiens gewiß mit viel zu düſteren Farben; denn Saracenen Madſcharen Normänner kamen wie geſchwinde wilde

Fluthen mit kurzem Unglück, und floſſen eben ſo geſchwinde ab, und ſelbſt mitten in den Gräueln, welche die Jahrbücher nicht verſchweigen durften, malen ſich auch viele herrlichſte Züge des Volks: von Edelmuth und Großheit und von der altgothiſchen und altlombardiſchen Tapferkeit hat es gottlob noch die Fülle. Vor allen aber am großartigſten und freudigſten erſcheint mitten unter manchen Freveln die Geſchichte der Herzoge Fürſten und Grafen des Herzogthums Benevent und ſeiner Umliegenheiten und Zubehöre von Neapel Kapua und Salerno in lombardiſcher Ritterlichkeit und Tummelhaftigkeit zwiſchen Freund und Feind, welche freilich das viele miterſcheinende Böſe nicht in Gutes verwandelt aber durch Stärke und Kräftigkeit doch die Hoffnung der Wiederherſtellung nicht ausſchließt.

Nun folgen die drei deutſchen Jahrhunderte, die man in runder Zahl abſchließend von Otto dem Erſten bis Friedrich den Zweiten vom Jahr 950 bis 1250 rechnen kann. Ich nenne ſie die deutſchen Jahrhunderte, denn erſt mit dem zehnten Jahrhundert ward Deutſchland ein beſonderer eigner Name und ein beſonderes großes Reich, und in jenen drei Jahrhunderten haben die Deutſchen die Herrſchaft in Italien oft beſeſſen und zuweilen darum kämpfen müſſen. Über dieſe lange deutſche Herrſchaft und ihre Kämpfe — denn ſeit der Vertilgung der Hohenſtaufen bis zum Jahr 1800 blieben nur Schatten und rundwandelnde Geſpenſter mit der Schlafmütze auf dem Kopf oder gar den vom Rumpf getrennten Kopf unter dem Arm tragend — iſt von mir und von vielen gelehrteren und geſcheidteren Leuten zur Fülle geredet worden, mit Jauchzen oder mit Wehklagen, je nachdem jeder die Folgen dieſer Herrſchaft und die Bedeutung dieſer Kämpfe mit verſchiedener Anſicht aufnimmt. Ich für meinen Theil rufe bei dieſer Erwähnung und Erinnerung immer Eheu! infandum jubes renovare dolorem. In dieſem heißen Kampfe hatten die kräftigen Kaiſer wie Otto der Erſte und Heinrich der Dritte Recht, wenn ſie mit dem weltlichen Herkulesarme den Augiasſtall der tauſendmaltauſend Ochſen und Rinder der verderbenen und verſunkenen Kirche ausmiſten und Zucht und Ernſt wiederherſtellen wollten; ſie hatten Unrecht, wo ſie in die Wahlfreiheit der Kirchen oder in das Gebiet der Lehre und des Dienſtes übergreifen wollten. Wie dieſer Streit oft geſtillt dann wieder erneut und der zuweilen ſchlummernde Funke der Zwietracht bald von dieſer bald von jener Seite oft wieder zu verderblichen Flammen aufgeblaſen iſt, das wiſſen wir. Wir wiſſen auch, daß die beiden Reiche, das geiſtliche und das weltliche oder das himmliſche und das irdiſche, ſo fern und in vielen Punkten ſo geſchieden von einander ſtehen, als der Himmel von der Erde iſt. Denn die Frage ſchwebte und ſchwebt noch heute: wie weit darf die Hand des geiſtlichen Herrſchers nach weltlichen Gütern und Ehren greifen? und wo beginnt das Gebiet, wo der König dem Prieſter ſagen darf Zurück! Das aber darf man von dieſem Streite, der Jahrhunderte hindurch mit der hinterliſtigſten Kunſt und der blutigſten Erbitterung geführt iſt, wie von allen Streiten ſagen, welche nicht geſchwind geendigt werden, daß, wer auch immer im Beginn Unrecht haben mogte, das Ende vom Liede mit dem Ausſpruch des berühmten Präſidenten Lord ſchließt: Sie hatten alle beide Recht.

Über dieſen gewaltigen Streit zwiſchen Kaiſer und Pabſt oder zwiſchen Staat und Kirche wußte man vor dreihundert und fünfhundert Jahren ja noch vor hundert Jahren nicht ſo wunderliche Deutungen Kommentare und Gloſſen zu machen, wie etwa ſeit dem letzten halben Jahrhundert, wo Viele aus Scheu vor dem Licht der Zeit, und aus Angſt vor den Schäden der Zeit, die wir auch nicht leugnen wollen, ſich über Kopf und Hals in die dunkeln Abgründe des Mittelalters ſtürzen und mit ſogenannten Philoſophien der Geſchichte oder gar mit einer Geſchichte der Philoſophie der Geſchichte dermaaßen mittelaltern, daß uns bei den wirklichen ſchlauen Lügen oder bei den unbewußt fantaſierten Lügengeſpinnſten von dem, was alles damals in Luſt und Herrlichkeit geblüht haben ſoll, grün und gelb vor den Augen wird. Vorzüglich unlieblich und in innerſter Seele ärgerlich iſt dem, der in allen Dingen nach Klarheit ſtrebt, die mancherlei halbſichtige Eulenſpiegelung, die ſie uns mit ihrem ſchimmelnden [illegible] vormachen, als ob Deutſchland dieſen Kämpfen mit Rom dieſen Zügen über die Alpen ganz beſondere Vortheile und Vorzüge zu verdanken hätte, zu welchen es ohne dieſen langen blutigen Weg nicht habe gelangen können, als ob der Deutſche für manches Beſte und Herrlichſte, was er beſitzt, den Italiänern zu ganz beſonderem Danke verpflichtet wäre. Ich geſteh gern, wie ich muß, daß ich es für ein unendliches Glück halte, daß unſre Weſtlande, unſer liebes Deutſchland mit eingeſchloſſen, nicht mit Anno Eins unſre Zeitrechnung, unſer geſchichtliches und wiſſenſchaftliches Leben, beginnen, daß wir auf den Griechen und Römern ja auf den Ägyptern und Hebräern und auf den Trümmern und Denkmälern ſelbſt früherer Jahrtauſende ſtehen; daß wir ſelbſt in einem unſeligen Übermuth oder in verdüſterter Barbarei, wie es den [illegible] der Nordamerikaner häufig begegnet, nicht den Faden aller Geſchichte hinter uns abreiſſen und gleichſam wie die eigenen einzigen Adame mit dem eignen magern und gedankenleeren Anno Eins unſeres Weſens gleichſam die Welt haben beginnen wollen. Wir haben von der alten Welt und auch von den Italiänern und ihrem Rom viele köſtliche Gaben empfangen, die köſtlichſte von allen das Chriſtenthum, worin der Kern des beſeligendſten geiſtigen Lebens verſchloſſen lag, den wir Deutſche uns aber mit den eigenen Zähnen nicht ohne manche Plage haben aufbeiſſen müſſen. Aber um dieſe Gaben zu erlangen und ſie empfangen zu können, deswegen brauchten nicht viele Hunderttauſende unſrer kräftigſten Jugend, oft viele Jahrzehende dicht hinter einander, über die Alpen zu gehen, um die Fluren Italiens und das heilige Rom ſelbſt gelegentlich zu verwüſten und endlich durch Arbeiten und Seuchen aufgerieben zu werden; deswegen brauchten wir nicht unſre edelſten Geſchlechter durch die Bannflüche und Hinterliſten der Hohenprieſter dem Verderben weihen zu laſſen. Wir konnten daheim bleiben, der Pabſt war Pabſt in Rom und in Europa, die Lombarden mochten ſich einen König in Italien ſuchen, wenn ſie ihn bedurften, und Deutſchen hat dieſes vergebliche Ringen nur Verderben gebracht. Was tiſcht man uns nun aber alles für Herrlichkeiten und Überſchwänglichkeiten auf, mit myſtiſcher [illegible] und hierarchiſchen Nachtſchatten [illegible]! z. B. 1) die Ehre und den Glanz des kaiſerlichen Namens und die Hoheit, welche dadurch vor allen Ländern Europas auf unſer deutſches Vaterland gelegt iſt; 2) die Bildung Italiens die Künſte die Wiſſenſchaften, welche auf dieſem Wege zu uns gekommen; 3) die Handelsbrücke, welche Italien mit Deutſchland theilte, indem es die Straßen über Verona und Mailand durch die Alpen zur Donau und zum Rhein öffnete, und viele andere [illegible] [illegible] und Erregung des deutſchen Geiſtes u. ſ. w. u. ſ. w. Ich aber antworte hierauf: einige dieſer geprieſenen Vortheile waden unſer ſchlimmſter Schaden, und die übrigen kommen wir alle auf dem ſtillen friedlichen Wege ohne jenen fluchwürdigen Jahrhunderte langen Hader gewinnen.

Die Ehre und der Glanz des Kaiſernamens. Ein Name bitterſter Verhöhnung, der uns an die Schmach und Liſt erinnert, welche der Erſte, der dieſen Namen Caesar zu einem höchſten Titel in der Welt gemacht, ſchon über unſre Altvordern zu bringen ſuchte. Wir waren ein Volk in der Welt, wir waren ſeit Heinrich dem Vogler und Otto dem Großen ein eignes deutſches Reich, das ſich auf ſich ſelbſt etwas einbilden konnte, wie ſein König auf ſein Volk. Hat der Name, der nur Eiteln und Prächtigen ein großer Klang war, uns Macht und Glück gemacht? Eingebildet haben wir Deutſche uns wenigſtens nicht viel darauf, denn wir ſind kein einbildiſches Volk; nicht einmal die Einbildung hat dieſer Kaiſer uns gegeben, daß wir zur Behauptung höchſter Herrſchaft und Ehren, die man uns andichtete, in recht feſter Treue auf Leben und Tod zuſammenhalten möchten. Und die Macht und die Ehre — grade dieſe unſelige Verbindung, grade dieſer ſchlimme Wahn, daß der Pabſt unſerem Kaiſer das Scepter in die Hand geben müſſe, hat das Scepter der Majeſtät unſres Königs gebrochen. „Aber,“ ſagt uns ein anderer mittelalternder Kläger und verliebter Deutſchlieber: „verneinſt du denn die ſchöne Mannigfaltigkeit der „deutſchen Entwicklungen, dieſe reichen bunten glänzenden politiſchen Geſtaltungen, wie kein früheres Zeitalter und kein anderes „Volk ſie gezeigt haben, dieſes Weltbild von Kaiſern Königen Kurfürſten Herzogen Landgrafen Markgrafen Grafen Freiherren Rittern Erzbiſchöfen Biſchöfen Prälaten Äbten Fürſtäbten Reichsſtädten Reichsdörfern kurz dieſen wunderbaren luſtigen und wimmelnden Reichthum von Geſtalten in dem Einen deutſchen Reiche — „verneinſt du denn all dieſe Herrlichkeit für nichts! leben nicht noch „Hunderte und Tauſende, welche in der Erinnerung ſo zauberiſcher „Mannigfaltigkeit, die ſie zum Theil noch mit geſehen haben, noch „glücklich ſind und den Tod der immer zunehmenden Einförmigkeit „und Langweiligkeit des Lebens beklagen! Nur Italien in ſeiner „beſten Zeit könnte hier mit Deutſchland verglichen werden.“ Ja freilich Italien, welches durch dieſe luſtige und anmuthige Mannigfaltigkeit politiſcher Geſtalten noch viel unglücklicher geworden iſt als Deutſchland. Dieſe Mannigfaltigkeit, die ihr preiſt, dieſes bunte Mancherlei, dieſes vielverſchlungene Durcheinander und Ineinander, wodurch das Reich endlich mit all ſeiner Kraft an Händen und Füßen gebunden lag, welche Früchte hat dies uns getragen 1)? etwa ſolche, wie der Garten eines Tauſendkünſtlers von einem Gärtner ſie zeigt, welcher auf denſelben Stamm zehn oder zwanzig verſchiedene Obſtarten pfropft? Die Blüthe iſt luſtig, die erſte Erſcheinung der Äpfel lieblich, aber ſiehe! wann die Zeit der Reife kommt, verknorpeln und vermückern ſie ſich, haben weder Saft noch Süßigkeit, und der Baum ſelbſt, an welchem man ſolche Kunſtſtücke ausführt, erkrankt an der Verſchiedenartigkeit der Säfte und Triebe, die man ihm mit eingepfropft hat, und krüppelt ſich zu einem frühen Tode fort. Wenn wir dieſer bunten Mannigfaltigkeit 75 Procent weniger gehabt hätten, wir brauchten über die Zuſtände der letztverfloſſenen Jahrhunderte nicht zu erröthen, und unſre jugendliche Macht, die jetzt wieder erwachen will, würde ſich in hundert und aber hundert Beziehungen den Fremden gegenüber kräftiger und lebensfreudiger zeigen können, als ſie eben noch nicht kann.

Aber die Bildung Italiens die Kunſt und Wiſſenſchaft, die unſre germaniſche Barbarei aus dem Groben gehauen und zu edlerem Streben geweckt hat, ſchlägſt du dieſe hohen Güter denn ſo gering an? Nein gewiß nicht, aber ich mögte wiſſen, was die Bringung oder Schenkung dieſer Gaben mit jenem böſen Hader zu thun hat, der Deutſchland und Italien Jahrhunderte zerriſſen und verwüſtet ihre Kräfte zerſplittert und die Vollendung ihres Glücks und ihrer Macht gehindert und, wie es am Tage liegt, für lange Zeiten, einige meinen ſogar für alle Zeiten, unmöglich oder zu einem politiſchen Traum gemacht hat. Die nähere leider oft viel zu nahe Verbindung, worein Deutſchland ſeit Otto dem Großen mit Italien trat, hat uns jene Güter ja in keiner Weiſe näher gebracht, wohl aber hat ſie giftige Geſchenke mitgebracht, wahre Neſſusröcke,

---

1) Unſer würdiger Profeſſor Hüllmann, der in ſeinen mannigfaltigen Werken ſo viele Punkte unſrer vaterländiſchen Geſchichte und Verfaſſung beleuchtet und erleuchtet hat, giebt auch über dieſes Kapitel in ſeinem jüngſten Buche *Geſchichte des Urſprungs der deutſchen Fürſtenwürde*, *Bonn* 1842, manche treffliche Winke.

waran wir ſeit Jahrhunderten zerren und reißen und deren Habern bis in's Mark unſers Lebens freſſend uns zum Theil noch an den Gliedern hangen.

Ich habe oben erklärt, wie hoch ich in Anſchlag bringe, daß wir Deutſche und überhaupt alle wir Europäer unſre Geſchichten und Denkmäler nicht bloß von Anno Eins, von Arminius und dem Teutoburger Walde und von den einfältigen rohen Waldſitten unſerer Altvordern her datiren, daß Babylon Perſepolis Ninive Jeruſalem Memphis Athen und Rom ihre Bücher ihre Bilder ihre Gräber auch unſre Denkmäler auch unſre Heiligthümer und gleichſam unſre Vorfahren geworden ſind. Das ſchlage ich als ein hohes Glück an, als die köſtlichſte Gabe aber das Chriſtenthum, welches uns aus dem Oſten und durch Vermittelung auch aus Italien gekommen iſt. Von dem chriſtlichen Prieſter haben wir das Erſte Beſte gelernt, wer will das leugnen? er hat uns auch die erſten Kinderwege der Schule vermittelſt der lateiniſchen Sprache zu den Anfängen oder vielmehr zu den Reſten der alten Kunſt und Wiſſenſchaft geführt. Das war das erſte Glückliche und erſte Nothwendige. Daraus allein konnte ſich, auch ohne daß man noch von Virgil und Tacitus und von Homer Sophokles Thucydides und Plato viel wußte — und dieſe haben die Nordländer allerdings erſt viel ſpäter kennen oder richtiger geſagt *erkennen* gelernt — daraus allein konnte ſich ſchon eine unendliche Welt der Bildung Erkenntniß und Weisheit entwickeln und mit bunten Blumen und grünen Blättern zum Himmel emporranken, wo die Quelle aller Erkenntniß und Wahrheit fließt. Und dieſe ſchöne menſchliche Entwickelung dieſes prächtige poetiſche Rankengeflecht, wie germaniſches Heidenthum und orientaliſches Chriſtenthum (ich meine hier auch die Bibel mit allen ihren Denkmälern und Geſchichten) ſich luſtig in einander verſchlungen und neue liebliche Kinder des Geiſtes mit einander gezeugt haben, können wir gottlob zeigen, grade da am friſcheſten blühendſten zeigen, wo man von den weltlichen Denkmälern und Schriften der alten herrlichen Heiden kaum einzelne Nachklänge vernommen hatte. Ich meine hier die nordiſchen und germaniſchen Heldenlieder Skandinaviens Germaniens und Britanniens und der franzöſiſchen Normandie und alle ihre Ausgeburten oder vielmehr Nachgeburten vom zehnten bis funfzehnten Jahrhundert.

Hier war auch Leben und Bildung, und welch ein Leben! welche ſtolze freie muthige Geſinnung, welche kühne Weltanſchauung von Islands öden Klippen und dem Strande der Schaafinſeln und Schetlands bis zu den Ufern des Rheins und der Seine! Nach der Schule des chriſtlichen Prieſters, der die Schule des Römiſchen und Griechiſchen meiſtens nur ſo geöffnet hatte, daß nur ein dämmernder Lichtſchein des alten heidniſchen Lebens durchſchimmern konnte, theils in frommer Abſicht theils wegen der Unmöglichkeit ſich das Fremdartige jener fernen vergangenen Welt klar machen und empfinden und andern in der Fülle ſolcher Klarheit und Empfindung mittheilen zu können, öffneten ſich ſeit dem dreizehnten vierzehnten Jahrhundert immer mehr einzelne griechiſche Schulen, bis endlich mit dem funfzehnten Jahrhundert ein voller griechiſcher Strom über Italien hinfloß und das Alterthum in all ſeiner Schönheit und Herrlichkeit aber auch mit allem dem ſinnlich mächtigen Reiz, den es in ſich hat, von den Gefühlen und Gedanken des Abendlandes mit Begeiſterung aufgenommen und eingeſchlürft ward. Da hat der Ruf Reiz und Glanz dieſes neuen Lebens der Abendwelt uns auch in die italiäniſchen Schulen über die Alpen gelockt und wir haben die neuen Keime und Reize in unſer Vaterland zurückgetragen und bei uns nach unſrer Weiſe gepflegt und genoſſen. Aber ich frage hier zum dritten und vierten Mal: was brauchte es dazu des Kampfes vom Kaiſer und Pabſt?

Ja manche Kunſt und Wiſſenſchaft, welche theils mit ihren Stumpen in Italien noch übrig waren theils dahin von den nahen Nachbarn den Griechen und Arabern gebracht worden, ſind von da zu uns herüber gekommen, und das erkennen wir dankbar an; aber, wie geſagt, das konnte ganz auf friedlichem Wege geſchehen, und die andern gebildeten Völker Weſteuropas, die Franzoſen Engländer Spanier, haben ſie auf ſolchem Wege erhalten. Wir Deutſche erhielten Einiges allerdings früher, aber nicht deswegen, weil unſre Kaiſer Fürſten und Ritter zu Kriegen und Sträußen nach Mailand und Rom fuhren, ſondern auf dem luſtigſten friedlichſten Wege, auf dem Wege des Handels. Auch da gebärden ſich Einige albern genug und ſtellen es dar, als habe der Handel deswegen vorzugsweiſe den Weg zu uns und durch uns gewählt, weil der Italiäner durch die Verbindung mit dem Kaiſerthum an uns gewöhnt geweſen. O dieſe ſüße Gewöhnung, die er, ſo viel er konnte, meiſtens immer mit Händen und Füßen von ſich ſtieß! Wir haben dem Italiäner und dieſer kaiſerlichen Verbindung mit Wälſchland auch nicht ein Spierchen zu danken; der Italiäner wählte, was der Kaufmann immer thut, den kürzeſten wohlfeilſten und ſicherſten Weg für ſeinen Handel. Italien hatte für Europa damals den vermittelnden Welthandel aus dem Oſten zu dem Weſten hin, deſſen Gang unverrückt beſtand, bis Kolumbus durch die große weſtliche Meerfahrt ſtatt des alten Indiens und Chinas, die er ſuchte, ein neues Indien fand und bis die Portugieſen um Afrikas Südſpitze die ungeheure Fahrt nach dem wirklichen Indien öffneten. So lange blieb den Italiänern der nächſte Weg über Venedig Verona Mailand in Deutſchland und ſo weiter in den Weſten hinein. Die Vermittelung dieſes Welthandels vermittelſt der Seefahrt durch die Meerenge von Gibraltar und ſo weiter nach England und Frankreich hinauf war Jahrhunderte lang unſicher und alſo wenig gebraucht wegen der faſt nicht abbrechenden Kriege und Getümmel der Mohren und Saracenen in Afrika und Spanien mit den Chriſten.

Alſo kein Segen keine Frucht dieſer kaiſerlichen Verbindung Deutſchlands mit Italien, die nicht auch auf andere ſtillere Weiſe hätten erlangt und gepflückt werden können, und auf ſtillem Wege auch wirklich nur erlangt und gepflückt ſind. Denn auch ohne ſie würde der deutſche Kaufmann mit Genua Florenz Mailand und Venedig ſeine Geſchäfte angeknüpft haben, ohne ſie würde der wißbegierige Student, wie es ja der franzöſiſche und ſpaniſche auch that, Salerno Bologna Padua und Rom beſucht haben. Aber außer dem weltbekannten Unheil und Unſegen, welche dieſe politiſche Verbindung über die beiden Völker gebracht, weiſe ich nur auf zwei deutſche Unglücke, auf zwei unſelige Entwickelungen hin, die mir keiner ableugnen wird, der nicht in einem benebelten Wahn, wie ihn viele jetzt aus ſchimmernden Lügendunſtwolken auf unſre Jugend herabſchütteln, oder aus hinterliſtiger Abſichtlichkeit die geſchichtliche Wahrheit verfälſcht.

Rom brachte uns viel Chriſtenthum; dafür danken wir Rom. Rom und die Verbindung Italiens mit dem Kaiſerthum brachte uns viele herrſchende Hohepriester; dafür danken wir ihm nicht. Man hat dem heiligen Bonifacius jetzt, wo eine gewiſſe Denkmälerkrankheit die Leute ergriffen, in Fulda ein Standbild errichtet: er hat es um Deutſchland und um das Chriſtenthum verdient. Wir gehören nicht zu denen, welche meinen, es ſey ein Unglück geweſen, daß er Deutſchlands Kirche ſo nah und eng mit Rom verbunden habe. Rom war die Stadt, welche die damals junge chriſtliche Welt des Abendlandes verſammeln und geſtalten mußte. Aber das ſpätere Rom das mit den Kaiſern kämpfende das die deutſche Kraft und Stärke zerſplitternde und zermalmende Rom hängte ſich für ſeine Zwecke nicht bloß an die Ketten, welche einzelne mächtige deutſche Häuſer gegen die kaiſerliche Gewalt bildeten, ſondern am meiſten an die Prieſterſchaft; und die Kaiſer ihrerſeits, d. h. die da Kaiſer werden und Kaiſer bleiben wollten, mußten die deutſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe an Gaben Gütern Macht und Unabhängigkeit von Jahrhundert zu Jahrhundert ſo mehren, daß die alte wehrhafte und freie deutſche Verfaſſung darüber zu Grabe ging. Grafenthümer Herzogthümer mit ihren Rechten und Freiheiten Lehen über Lehen Lande über Lande mußten der Geiſtlichkeit ausgeliefert und geſchenkt werden. Sie gab das erſte Muſter einer faſt allgemeinen Hörigkeit und Abhängigkeit der kleinen und mittleren Freien, ſie gab durch Anſichreißung und Verſchlingung der kaiſerlichen und volklichen Rechte das Vorbild, nach welchem allmälig auch weltliche erbliche Gerichts- und Herrlichkeits-Gebiete der Herzoge Landgrafen Grafen u. ſ. w. entſtanden ſind. Das haben wir dieſen italiäniſch deutſchen Strebungen und Gegenſtrebungen und den durch ſie geſchaffenen Klemmen und Ängſten zu danken, daß endlich das große Deutſchland das deutſche Königthum und Kaiſerthum in Ohnmacht untergegangen iſt, daß die geiſtlichen Herren — denn der Prieſter ſtirbt nicht, wie der König nicht ſtirbt — in Deutſchland mächtige unabhängige Landesherren geworden ſind, von welchen es ſeit dem eilften Jahrhundert meiſtens abhing, wer der König ſeyn ſollte und wie weit er es ſeyn durfte. Überhaupt das Lehnweſen, in wie weit man es ein chriſtlich germaniſches Lehnweſen nennen kann, hat ſeine eigenthümliche Entwickelung durch leiſe hierarchiſche Einſchleichung und Beſchleichung, ſeine Bildung und Geſtaltung aber faſt ganz nach hierarchiſchem Zuſchnitt erhalten. Auch hat ſich, wohin Rom und Roms Prieſterſchaft wegen weiter Ferne nicht langen konnte oder wegen weltlichen Trotzes nicht langen durfte, die Lehnsherrſchaft nimmer entwickeln können; ich weiſe zum Verſtändniß nur auf die freiheittrotzigen Völkerſchaften der Frieſen und auf die ſkandinaviſchen Schweden und Norweger hin, wo es auch wohl mächtige Herren und Häuptlinge gegeben hat, wo ſich dieſe aber in allen den verſchiedenen Staffeln und Stufen von Herrlichkeit und Gerichtsbarkeit, welche uns die nebelnden Junkerlein und Pfäfflein jetzt als einen glückſeligen bunten deutſchen Staats- und Gala-Rock wieder anpreiſen und anmeſſen möchten, über das allgemeine Volks- und Land-Recht nimmer haben erheben dürfen, wie dies in Deutſchland und in den Wälſchlanden, wenige Ausnahmen wie die frieſiſche abgerechnet, geſchehen iſt.

Und nun endlich auch noch der Segen, ich ſage, der Unſegen, des Römiſchen Rechts, auch ein Geſchenk jener dichten Verbindung mit Italien. Denn das Geſchenk würde uns auf friedlichem Wege wahrſcheinlich nicht ſo gekommen ſeyn, wir würden es nicht ſo empfangen und bei uns eingebürgert haben, wenn es nicht durch den Kaiſertitel eingeſchmeichelt und eingeſiedelt wäre. Die Deutſchen in Arminius Tagen wußten wohl, was ſie thaten, ſie fühlten im einfältigen Sinn noch die volle Freiheit, als ſie den römiſchen Sachwalten, die ſich unterſtanden hatten bei ihnen Stulen zu wellen, die Zungen ausſchnitten und frohlockend riefen Nun ziſche, Natter! Wir hören und ſehen, wohin:

Daß das Römiſche Recht bei den romaniſchen Völkern das Germaniſche in Geſetz und Verfaſſung endlich vielfältiglich überwuchs und überwucherte, war der natürlichſte Lauf der Dinge. In Italien Gallien Hiſpanien blieben die alten Einwohner die Mehrzahl, ſie beſaßen die Kunſt und Wiſſenſchaft der damaligen Zeit, und Überzahl der Menſchen und Übergewicht der Bildung und Geſchicklichkeit und Gewandtheit überholten das germaniſche Weſen allmälig. Anders geſtaltete es ſich in Britannien, wo die Angelſachſen beinahe rein Haus gemacht hatten, wo das Romaniſche überhaupt weniger zahlreich und wo ſeine Herrſchaft bei den Briten um mehrere Jahrhunderte jünger war als in den eben genannten Ländern. Da blieb alles germaniſch, entwickelte ſich jeder Art Verfaſſung germaniſch, bis die Eroberung Wilhelms des Normannen in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts den ſchon romaniſirten halb wälſchen halb deutſchen Zweig des Lehnweſens in das friſche geſunde

Fleiſch des Angelſachſen und Skandinaven hineintrieb. Hier gab es lange eine bald gährende bald ſtockende Miſchung, bis allmälig das Germaniſche wieder geſiegt oder durch den Sieg die Zuſtände mehr als halbiert hat. Deutſchland war und blieb ſeinem Volk und ſeiner Art und Sprache nach das große europäiſche germaniſche Mittelland und hat dieſe ſeine germaniſche Art in Sitte Geſetz und Verfaſſung ausgeprägt, würde dieſes Gepräge, dieſen alten Naturſtämpel, der ihm tiefſt eingedrückt war, auch nimmer verloren haben, wenn es ſich um das italiſche Wälſchland nicht viele Jahrhunderte zerzauſt und verblutet und durch die Verbindung mit demſelben Grundſätze über die Alpen eingeſchleppt hätte, die ſonſt in Deutſchland keine tiefen Wurzeln getrieben haben würden.

Will ich ſchelten oder kindiſch fluchen, daß das Römiſche Recht Rom gewiſſermaaßen überlebt hat, daß es ſeit dem elften zwölften Jahrhundert wieder Gegenſtand eines ernſten und tiefen Studiums geworden? Nein, das nicht. Der Wiſſenſchaft bleibe ihre unſterbliche Ehre und jenen hohen Männern, die aus dieſem ſo vollkommen Ausgebildeten unvergängliche Entwickelungen und Grundſätze erklären herleiten und erweiſen konnten! Immer mogten die Deutſchen, wie ja auch Franzoſen und Spanier gethan, nach Padua Bologna u. ſ. w. gehen und dort ihre Rechtsſtudien machen; das konnte nimmer ſchaden ſondern ihnen und den Wiſſenſchaften nur frommen. Aber die Anwendung, die ganz verkehrte ſogar böſe Anwendung mancher römiſchen Grundſätze und Lehren, die aus dem Beſtimmten Lebendigen Geltenden eines ganz andern Zeitalters und eines ganz andern Volkes jetzt im dreizehnten funfzehnten Jahrhundert auf die freien chriſtlichen Deutſchen hinübergedeutet und hinübergedreht werden ſollten: Grundſätze und Lehren nicht in der Zeit des edlen freien tugendhaften Roms geboren ſondern in böſen und verworfenen Tagen der Tyrannei und Sklaverei entſtanden — man denke und bedenke! ! Sie ſollten auf die wälſchdeutſchen Verhältniſſe der Kaiſer in der Lombardei Toſkana und Ligurien angewendet werden, aber vieles davon ward als Brauch und Gewohnheit allmälig über die Alpen auch in Deutſchland unter dem Namen älteſtes Kaiſerrecht eingeſchmuggelt und auf die deutſchen Zuſtände und die deutſche Verfaſſung vielfach angewandt, und durch eine falſche Miſchung wurden die Rechte und Verhältniſſe des deutſchen Bauers

München

und Bürgers ja ſelbſt des deutſchen Freiherrn und Edelmanns vielfältiglich dadurch verändert verſchoben verfälſcht und verdunkelt. Dies waren die Anfänge und die erſten leiſen Einſchleichungen, aber ſeit dem funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert ſetzten ſich in den meiſten Landen und Herrſchaften deutſcher Nation die gelehrten Doctores juris romani auf die Stühle der alten deutſchen Grafen Vögte Schultheißen und Schöffen und wußten Altes und Neues Todtes und Lebendiges zu einem ſolchen Gewirr zuſammenzumiſchen, daß dem Volke, das weiland mit dem Ziſche nicht, Natter! den römiſchen Richtern und Sachwalten die Köpfe eingeſchlagen hatte, ſein geſunder Verſtand und ſein frommes tapfres Urtheil über Recht und Unrecht genommen und ſein Sinn verdunkelt ward, daß eine pedantiſche todte und doch pfiffige und gefährliche Gelehrſamkeit den lebendig und kräftig waltenden findenden und entſcheidenden Geiſt tödtete, daß die Gerichte aus der Öffentlichkeit und Gemeinſchaft der Menſchen verſchwanden und die Finder und Urtheiler, die ſonſt vor allem Volke Rede führen und Rede ſtehen mußten, ſich von den geheiligten offenen Malſtätten in die verſchloſſenen ſtummen Kammern und beſtaubten Papierhallen zurückzogen, wo aus Lehren Anſichten und Grundſätzen und in einer Sprache, die dieſem Volke nicht gehörten, Recht gewieſen und gefunden ward. So hat Deutſchland durch dieſe unſelig gebrachte Gabe den Verſtand ſeines Lebens das Urtheil des Rechts den Sinn und Stolz der freien Männer verloren, es hat das Römiſche Recht eben durch ſeine verkehrte Anwendung zur Tödtung der edleren männlichen Deutſchheit zur Schwächung des Gefühls einer großen vaterländiſchen Gemeinſamkeit und zur Minderung der deutſchen Kraft und Herrlichkeit geführt; das deutſche Volk iſt in den letzten Jahrhunderten in Beziehung auf ſeine heiligſten innerlichſten Angelegenheiten unmündig dumm ſtumm und faſt ſtarr und todt geworden. Ich meine hier nicht, daß das Germaniſche an ſich in jeder Hinſicht durchaus das Beſſere und Vollkommnere geweſen ſey, aber wie es war, war es den Deutſchen das Angemeſſene das aus ihnen Geborne und für ſie alſo doch durchaus das Beſſere und Glücklichere. Mag man mir z. B. noch ſo viel darthun und beweiſen wollen, daß das Engliſche und Frieſiſche Volksrecht, daß die Geſetze der Isländer Norweger Schweden in manchen ihrer Theile roh und unausgebildet waren und vielleicht heute noch ſind, aber ſie waren lebendig natürlich im Volke und haben den Menſchen ihr eigenes politiſches Gemeingefühl und den ſtarken muthigen Sinn für Freiheit Recht und Ehre bewahrt, welche in Deutſchland von den Mäulern und Schreibfedern der juriſtiſchen Excellenzen weggeſchwatzt und weggekritzelt ſind.

Und die Geſchenke anderer reichen und mannigfaltigen Bildung, welche der Deutſche aus Wälſchland erhalten haben ſoll und allein von den Wälſchen nur ſoll bekommen haben können? Ich habe oben ſchon bekannt, daß die ſchönſte köſtlichſte Gabe das Chriſtenthum war, mit welchem zugleich alle Keime eines höheren göttlichen edel menſchlichen Lebens gebracht waren. Ich erkenne gern, daß auch die Gabe der griechiſchen und römiſchen Literatur eine ſchöne Gabe geweſen iſt, aber es bleibt die Frage, welche nun einmal nach der geſchehenen europäiſchen Weltentwickelung nimmer mehr durch Erfahrung entſchieden werden kann und welche aus dem rein chriſtlichen oder mehr aus dem klaſſiſchen Geſichtspunkt der antiken Gelehrſamkeit von den beſten Köpfen auf das allerverſchiedenſte beantwortet worden iſt — es bleibt die Frage: ob die edleren und höheren Genien Englands Skandinaviens Deutſchlands bloß mit ihrem Chriſtenthum und ihrer Bibel und mit ihren Köpfen und Herzen und ihren tiefen uralten Welt- und Gottes-Überlieferungen und ihren innerſten Himmelsanſchauungen auch ohne die Kunde von Homer Sophokles Phidias und Plato nicht eine Kunſt und Wiſſenſchaft und einen herrlichen menſchlichen und chriſtlichen Zuſtand in dem Ablauf von ein paar Jahrtauſenden entwickelt und erſchaffen haben würden, bei welchem freilich das ganze Europa einen andern Zuſtand und eine andere Geſtalt haben würde als die gegenwärtigen. Aber dies ſcheinen Träume, es ſind aber die Schatten erhabener Träume. Denn auch das muß bei dieſen Fragen und Gegenfragen nicht vergeſſen werden, daß wir mit dem wieder aufgeweckten Alterthum in unſre Gedanken und Anſichten viele Verkehrtheiten und Tollheiten, daß wir in unſre Gebräuche und Sitten, kurz in unſer ganzes Leben, vielen Unflath und manche Elendigkeit aufgenommen haben, die ohne daſſelbe wenigſtens nicht ſo tief und bleibend in den Norden eingegriffen haben würden.

Sträube ich mich denn durchaus zu erkennen, daß wir mit dem wieder aufgeweckten und belebten Alterthum aus dem Oſten und

Süden und alſo auch von unſern Nachbarn den Italiänern viel Schönes erhalten haben? Nein, das gewiß nicht. Ich habe das in jüngeren friſcheren Tagen einſt auch mit fröhlichen Lippen gekoſtet und lebe noch in der Freude dieſer Erinnerungen; aber das bleibt einmal wahr und kann nicht oft genug geſagt werden: Eine lange uralte Überlieferung, eine Überlieferung ſo alt als die Tage, in welchen Sankt Kolumba und Gallus und Wilibald und Winfried unſre waidlichen heidniſchen Altvordern die erſten Gebete in lateiniſcher Sprache ſtammeln lehrten, wo das Latein aus dem Munde der verehrten Prieſter gleichſam als die Sprache des Himmels und der Engel angeſtaunt ward, hat in den Gemüthern der nordiſchen Barbaren eine Ehrfurcht feſtgeſetzt, welche ſpäter freilich durch eine viel rechtmäßigere Begeiſterung auch dem Griechiſchen zu Theil ward, eine Ehrfurcht, welche durch die Art unſrer gelehrten Studien von Geſchlecht zu Geſchlecht und von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt worden, wodurch jenes alte Heidniſche zu hoch und unſer neues Chriſtliches zu niedrig geſtellt worden iſt; es haben ſich Vorurtheile feſtgeſetzt und ſind durch die Schulen und Katheder fortgepflanzt worden, und werden in einer Menge Bücher, welche Geſchichte und Literatur behandeln, immer noch an den Tag geſtellt, welche mit vollſtem Recht Vorurtheile der Unwiſſenheit oder der Verkennung heißen müſſen.

Dieſe Vorurtheile oder vielmehr dieſe falſchen verkehrten Vorſtellungen von der Bildungsſtufe der Italiäner und Deutſchen im Mittelalter, auch von der Bildungsſtufe ihrer Sprache und Literatur laufen bis auf den heutigen Tag noch ſo fort — ſo groß war die erträumte Vorzüglichkeit nicht nur des Alterthums, welchem man ſeine Ehre wohl laſſen muß, ſondern auch der ſogenannten romaniſchen Bildung, wie man ſie im zwölften oder vierzehnten Jahrhundert der deutſchen gegenüber gewöhnlich vorſtellt. Was ſollen wir nicht alles von den Romanen erhalten, was nicht alles von ihnen erlernt haben! Dabei wird denn die deutſche Bildung und überhaupt die Bildung des ganzen germaniſchen Nordens recht plump und roh gedacht, eben ſo auch die Sprache, als die gleich einer rauhen Pferdeſprache gewiehert und die erſten Laute kaum menſchlich habe ſtammeln und tönen können. Selbſt den erſten fröhlichen Vogelgeſang des Frühlings der Völker, den friſchen Naturklang der Liebe und Luſt des Freudengelags und des Schlachtenſchwerdterſpiels, den Naturklang des Liedes, wie er ſchon ſeit Abels Tagen bei allen Völkern und in allen Zungen von ſelbſt erklungen iſt — ſelbſt dieſen ſollen wir den Katalanen Provenzalen und Sicilieern haben nachlallen lernen.

Das iſt denn nun, Dank ſey Gott und der neuen Belebung der deutſchen und germaniſchen Erinnerungen und Denkmäler der Vorzeit, ſeit einem halben Jahrhundert gar anders geworden, und unter vielen Namen, die hier ein Verdienſt haben, neben vielen Dänen Schweden Isländern und Deutſchen muß hier in vorderſter Reihe wieder Jakob Grimm genannt werden. Wir haben durch ihn und andere Ehrenmänner wieder gelernt, was wir in dem verdunkelnden Unglück der letzten vier Jahrhunderte ſchier vergeſſen hatten, wie viel die alten Deutſchen und Normänner beſaßen, worauf ſie ſich vor den Romanen, wenn ſie ſtolz ſeyn wollten, etwas einbilden konnten, wie viel ſie ſich aber von dieſen Romanen und den unwiſſenden Eigenen haben einbilden laſſen. Sie hatten eine wohllautende gewaltige prächtige geiſtreiche Sprache, ein mächtiges in weiteſte Fernen und höchſte Höhen zurückweiſendes Heldenlied, ein liebliches fröhliches Volkslied, einen Reichthum, welchen die Romanen größtentheils von dem Norden empfangen haben und wogegen ſie ſelbſt nichts Gleichgewichtiges haben wiedergeben können. Was nun die Poeſie der Troubadoure die erſten romaniſchen Liederklänge aus den Pyrenäen Cevennen dem Apennin u. ſ. w. betrifft, ſo müſſen wir immer noch in den meiſten Handbüchern leſen, daß unſre Minneſänger, daß unſer Volkslied dort auch ihre Wurzeln haben, daß ſie von daher haben ſingen und klingen gelernt. Wir können es nicht in Abrede ſtellen, daß dieſen romaniſchen Hof- und Liebes-Dichtern von unſern Minneſängern auch viel nachgeſungen und nachgeklimpert iſt, daß von dieſen zuweilen die Nachahmung mehrerer Weiſen jener ſüdlichen Sänger verſucht worden. Aber grade dieſe Nachahmungen — Nachklimperungen ſollte man ſie nennen — verrathen durch eine nichtige Zierlichkeit durch eine froſtige leere Wortſpielerei und Gedankenwürfelei nur zu häufig die knechtiſche Nachäffung fremder Gefühle und Begriffe, eine langweilige oft tödtliche Leerheit und Künſtlichkeit bei aller Glätte der Form. Ja kalt erkünſtelt armſelig und eintönig däucht mir jenes ſüdliche Lied, wenn man es an unſre ächten Minneſänger hält, wo das Gefühl wahrer Liebe, die Tiefe und Herzigkeit wirklicher Gedanken und des muſikaliſchen Herzensklanges durchtönt. Und nun vollends unſer Volkslied, deſſen unendliche idealiſche aus aller Welt der Götter und Geiſter herſpielende und zu aller Welt der Götter und Geiſter hinſpielende Tiefe von jenen Südländern nimmer erreicht worden! Und wir, die Solches ſo Hohes ſo Reiches längſt ſchon bei uns hatten, als jene ihre zerbrochenen verſtümmelten Reſte einer verlebten Sprache wieder zuſammenlegen lernen mußten, wir wollen uns immer noch einbilden laſſen auch dieſes aus dem Süden empfangen zu haben? Und die Baukunſt, die erhabenſte chriſtliche Baukunſt, wo hat der Deutſche die gelernt? und wie hat er auch da aus kleineren einzelnen gezeigten Muſtern ganz neue und viel mächtigere Bildungen zu ſchaffen gewußt! Genug, wer deutſch empfinden und denken gelernt hat, verſteht dies. Wir kommen nach dieſer Abſchweifung nun ganz wieder auf Italien zurück.

Die Oſtgothen waren an dem alten ewigen Rom und an ſeinem Pabſte tragiſch untergegangen, das Reich der Langobarden war von ihnen zerſtört, nach dem großen Karl war ein kräftiges fränkiſchlombardiſches Königreich vorzüglich durch die ſchlau vertheilende Politik des Pabſtes eine Unmöglichkeit; als die Sächſiſchen Saliſchen Hohenſtaufiſchen Kaiſer ein neues ſtarkes italiſches Reich zu gründen verſuchten, mußten die Päbſte, damit ſie nicht Unterthanen und abhängige Diener der weltlichen Zwecke der deutſchen Könige würden, ihre äußerſten Kräfte anſpannen, und ſie ſiegten in dem langen Kampfe ſo weit, daß die ſogenannte lombardiſche Krone von Monza ein ſchimmernder Schattentitel blieb, womit ſich die Deutſchen noch zuweilen putzten. An dem Streben tüchtiger Päbſte, die ihre Aufgabe verſtanden, und an dem Reichthum und dem Freiheitsſinn der italiäniſchen Republiken ſcheiterten die deutſchen Verſuche der Herrſchaft, und es blieben den künftigen Kaiſern nur viele Anſprüche noch mehr Titel und eine Menge Reichslehen, deren Verleihung für beſondere italiäniſche Zwecke noch zuweilen wichtig ſchien. Die deutſchen Fürſten waren ſeit dem Untergange der Hohenſtaufen mit ſtattlicher Heereskraft nicht mehr über die Alpen zu bringen und die einſt ſo gefürchteten Züge zum Empfang der beiden Kronen von Monza und Rom wurden durch die kleinlich ärmliche Erſcheinung und geringe Begleitung der Kaiſer jetzt häufig der Spott der Wälſchen. Welfe oder Ghibelline war das Feldgeſchrei geweſen, als die Kaiſer und Päbſte noch im harten Streit gegen einander liefen; dieſe Feldloſung blieb Jahrhunderte die Loſung der Partheien, welche, wie es eben jetzt in England den Tories und Wighs widerfährt, oft wohl kaum der erſten Partheikämpfe mehr gedachten, und jetzt nachdem den Deutſchen die italiäniſche Luſt vergangen, hatten in den Aufruhren und Erſchütterungen der Rotten die Päbſte meiſtens allein das Steuer ſo zu lenken, daß das Schiff Italien nicht zu ſehr gleichen Kurs hielte, daß es wenigſtens nicht in den Hafen der Einheit einliefe. Divide et impera war die Regel, und dieſes Sprüchlein iſt die Regel geblieben. Es durfte wegen Roms und ſeines Pabſtes in Italien keine überwiegende monarchiſche Macht entſtehen.

Nach dem Untergang der Hohenſtaufen war der Pabſt bald in Angſt wegen des Einfluſſes, den der Mörder Konradins, der verruchte Karl von Anjou ſchien gewinnen zu wollen. Daß dieſer neue Stamm nicht zu mächtig emporwüchſe, dazu halfen bald die Sicilier, welche in der blutigſten Veſper des Jahrs 1282 durch Ermordung der Franzoſen für Peter von Arragonien, den Erben Konradins, ihre Inſel von Neapel losriſſen. Die Lombarden waren in Oberitalien für das, was ſie ihre Freiheit und Unabhängigkeit von Deutſchland nannten, aufgeſtanden und hatten unter dem Panier des Pabſtes Alexander und Mailands geſiegt. Nach erfochtener Unabhängigkeit entwickelten ſich die italiäniſchen Zuſtände und Verhältniſſe in den nächſten Zeiten mehr aus ihnen ſelbſt, an einigen Orter zum Glück an andern zu ſchlimmerer Knechtſchaft und Abhängigkeit als der ſie hatten entfliehen wollen. Republiken Tyranneien klein Fürſtenthümer und in den gebirgigten Gegenden mehrere faſt unabhängige Lehnsherren, welche wie die Fürſten eine leichte un loſe Oberlehnsherrlichkeit des deutſchen Kaiſers noch anerkannten Dies alles Jahrhunderte lang in wilden Getümmeln und innerer Fehden ſich durch einander werfend und wirrend in einer gewiſſer Ähnlichkeit mit dem damaligen deutſchen Rauf- und Fehde-Weſen, nur meiſtens heftiger und blutiger. Von den Republiken war Venedig die älteſte und bedeutendſte, in dunkler Zeit dunkel und langſam erwachſen, ſelbſt in der Zeit der gewaltigſten deutſchen Kaiſermacht in ihren Lagunen ſich faſt wie ein unabhängiger Staat gebärdend; ferner Genua und Piſa am liguriſchen Meere, Florenz ſpäter aber zu großer Blüthe und Herrlichkeit erwachſen, mehrere kleinere: Bologna Siena Lucca. Mailand, welches mit eben ſo harter, ja wie es in demokratiſcher Übung zu geſchehen pflegt, meiſtens mit viel härterer Gewalt, als die es in den deutſchen Kaiſern verflucht hatte, den größten Theil der herrlichen Ebenen um den Po mit vielen Städten unter ſich gezwungen hatte, war, wie Florenz ſpäter für Toſkana ward, das lombardiſche Bern geworden. Hier geſchah nämlich, wie etwas ſpäter in der Schweiz bei Bern Freiburg Solothurn u. ſ. w., daß die mächtigſten Städte ihren Umkreis durch ihre Centralkraft ſo anzogen oder vielmehr ſie ſo in ihren Kreis hineinriſſen, daß zwiſchen dem Dienen oder Sichmitihnenvereinigen den Kleineren und Schwächeren keine Wahl blieb. Mailand Bologna Florenz zwangen nicht bloß viele kleine und minder mächtige Städte unter ihre Herrſchaft ſondern waren auch ſo rüſtig und friſch, die Schlöſſer und Thürme der umwohnenden Grafen und Herren zu brechen, daß die meiſten von dieſen ſich bequemten in ihren Mauren Bürgerrecht zu erwerben; was viele derſelben freiwillig mit berechnender Klugheit thaten, weil ihnen die obrigkeitlichen Würden und Ämter unter Bürgern ganz andere Macht und Reichthum verſprachen, als ſie in der Landſchaft als Bauerherren hätten gewinnen können. Sie bauten nun aber ihre ritterlichen Sitten und Weiſen, ihre Raufboldigkeit, mit in die Stadt hinein und führten die Nachbilder ihrer Burgen und Thürme in der Stadt wieder auf, ſo daß die Palläſte und Häuſer der einzelnen mächtigen Familien kleinen Kaſtellen und Feſtungen binnen den Städten ähnlich waren. Kann man ja dieſelbe Entwickelung auch in Deutſchland, nur in geringerem Maaße, weiſen, am merkwürdigſten in den alten mächtigen Reichsſtädten Strasburg und Köln.

Auf ſolche Weiſe war der ritterlichen Tummelhaftigkeit und der kriegeriſchen Streitbarkeit in den Städten Italiens genug und übergenug, dazu Fülle der Gewerbe und des Handels, aber die republikaniſche Freiheit hatte in wenigen Beſtand. Die ſtolzen Rittergeſchlechter oder noch wildere und übermüthigere Demagogen riſſen ſich um Macht und Gewalt, die Partheien blieben unter den Namen Welfen und Ghibellinen in unaufhörlicher Bebung und Erſchütterung, und je nachdem die eine oder andere obſiegte, gab es Entſetzungen Ächtungen Einkerkerungen und Hinrichtungen. Endlich gedieh es dahin, daß einzelne Mächtige im eigentlichen Sinn Tyrannen wurden, d. h. ſolche, die ihre Herrſchaft keinem geſetzlichen Wege keinem anerkannten Recht ſondern allein der Liſt und Gewalt verdankten. Mailand und ſein großes Gebiet ward von der Familie Viſkonti überliſtet und überwältigt, welche gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts von dem Kaiſer mit der Herrſchaft beliehen ward; aber auch in allen den andern größeren Städten in Verona Padua Urbino Perugia, Bologna Siena Lucca Florenz rangen einzelne Glückliche und Liſtige ſo lange um die Macht, bis ſie für ſich und ihre Nachfolger die Tyrannei erwarben. Ich gebrauche dieſes Wort, als welches die Art der Entſtehung und Berechtigung dieſer Macht bezeichnen ſoll; ich will nicht ſagen, daß alle, die ſich ohne einen geſetzlichen Rechtstitel an die Spitze der Herrſchaft geſchwungen, Tyrannen geweſen, wie wir das Wort gewöhnlich meinen. Nein, viele ſind auch milde und weiſe Verwalter und Regierer geweſen, ja manche Familien ſind durch lange geübte Mäßigkeit Gerechtigkeit und Weisheit, die ſie in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten der Städte geübt, auf einem löblichen Wege zu ſolcher Tyrannei gelangt. So ungefähr ſtellt ſich in den nächſten Jahrhunderten das Bild des Weſens und Lebens der italiäniſchen Städte in Oberitalien heraus. Noch beſtanden daſelbſt, vorzüglich in den weſtlichen Alpengebieten, einige kleine Fürſtenthümer, Lehnträger des deutſchen Reichs, unter welchen Savoyen ſich allmälig zu heben begann. War hier in Italien nun alles lebenvoll und getümmelvoll, ſo war das Leben und Treiben im Kirchenſtaat und in Rom ſelbſt, welches doch das Muſterbild und der Leiter und Führer des Ganzen ſeyn ſollte, faſt zu lebendig und wild, und die große Hauptſtadt ward von der wechſelnden Zerwerfung und Überwerfung der ariſtokratiſchen Rotten ſeiner großen Häuſer und den wilderen Rotten ſeiner Demagogen oft bis in ſeine innerſten Tiefen erſchüttert, zumal da den größten Theil des vierzehnten Jahrhunderts der Pabſt eben aus Scheu, von jenen

Rotten überherrſcht zu werden, in Avignon an der Rhone ſeinen Wohnſitz genommen hatte.

So ſtand es in Ober- und Mittel-Italien. Unteritalien, d. h. Neapel Sicilien und die andern Inſeln, lebten in jener Zeit gleichſam ein Leben für ſich, das mit dem nördlichen italiſchen Leben wenig Gemeinſchaft und auch mit ſeinen Zuſtänden wenig Ähnlichkeit hatte. Durch Eroberungen und Überfahrungen dieſer Länder von Saracenen Normännern Franzoſen Spaniern in wechſelnder blutiger und oft grimmiger Reihenfolge hatte ſich hier eine ſchlimme gewaltthätige Herrſchaft aber ein noch viel ſchlimmeres Lehnweſen in überwiegender Übertreibung gebildet, wobei von Volksfreiheit und Volksehre und alſo von einem würdigen Volksleben gar kein Gedanke ſeyn konnte. Die Überſchrift heißt willkürliche oft recht ſchändliche Herrſcher und unter ihnen ein das Volk tyranniſch drückender und verknechtender fremder Lehnsadel. Es war aber dieſer Adel nur mit wilden Kriegerſchaaren als Eroberer in das Land eingezogen nicht als Anſiedler mit eigenem Volke; was zur Bezeichnung eines mit größerer Härte entwickelten Lehnweſens hinreicht.

So war Italien bis an die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gekommen bei mancher Verwilderung hier und dort durch Handel Schiffahrt Gewerbe und durch von dieſen erzeugten Reichthum lebenskräftig und an manchen Stellen auch recht ritterlich und kriegeriſch rührig. Künſte und Wiſſenſchaften begannen mehr und mehr zu blühen. Wegen der Bedrängniſſe des ſeinem Untergang entgegenſinkenden Reichs von Konſtantinopel hatten die griechiſchen Kaiſer und Patriarchen im Abendlande Hülfe geſucht und mit dem Pabſt und den Italiänern in Hoffnung ſolcher Hülfe mancherlei Unterhandlungen gepflogen und Verbindungen angeknüpft; viele ausgezeichnete griechiſche Männer waren auf dieſem Wege nach Italien gekommen; bei dem wirklichen Fall des Reichs kamen der Flüchtlinge mehrere, und nun öffnete ſich dem Abendlande in dem Studium der griechiſchen Literatur und der Erkenntniß der unſterblichen Werke der alten Hellenen eine neue Welt der Schönheit und des Geiſtes, die eine heilige herrliche Begeiſterung ward. So wuchs Leben aus Leben Kraft aus Kraft und Schönheit aus Schönheit. Was ſoll ich die Namen ſo vieler Herrlichen hier herzählen, die mit dem Degen oder Scepter der Schreibfeder oder dem Griffel dem Pinſel oder dem Meißel ihr

Vaterland damals zu verherrlichen anfingen und im Nachwirken einer glücklicheren kräftigeren Zeit es auch damals noch verherrlichten, als Italiens Freiheit und alle ſeine politiſchen Ehren unter den Füßen der Fremden ſchon in den Staub getreten lagen? Aber das Ende dieſes funfzehnten Jahrhunderts ward auch das Ende des mittelaltrigen Italiens, und iſt ein böſes Ende geblieben, das bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz Ende geworden iſt. Eben die vielen Tyrannen Italiens und die Entwürfe und Zettelungen ſolcher Familien, welche neue Tyrannen zu werden gelüſtete, ferner die Entſtehung großer in ſich zuſammengeſchloſſener Monarchieen, die nun als zuſammengeballte mächtige Kugeln ihre Stöße und Gegenſtöße in Europa machen ſollten und den Ländern mit vielen getheilten kleinen Herrſchaften und mit den verſchiedenſten Belangen und Strebungen gefährlicher werden mußten, führte die Ungewitter über Italien herauf, die mit ſeiner Erniedrigung geendigt haben.

Bekannt ſind die verſchiedenen Anſprüche, welche die herrſchenden Häuſer von Spanien und Frankreich auf verſchiedene italiäniſche Länder machten oder machen konnten; bekannt iſt, daß die Befürchtungen und Argwohne, welche die Herrſcher in Mailand Florenz und Neapel gegen einander hegten, daß die herrſchſüchtigen und verruchten Entwürfe, welche der Pabſt Alexander Borgia für ſeine Baſtarde zettelte und wofür er ſowohl mit den Fremden als den einheimiſchen Mächten mancherlei Zwiſchengeſpinſte von böſeſten und trugvollſten Ränken webte, die Getümmel zuerſt in Bewegung ſetzten, welche Italien für ein halbes Jahrhundert zum blutigen Tummelplatz fremder Heere machten. Dieſe Kämpfe um Italiens Herrſchaft und die verſchiedenen Wechſel und Zwiſchenſpiele derſelben zu ſchildern gehört nicht hieher, aber über die nächſten Folgen und Einflüſſe, welche ſie auf die Art und den Karakter des italiäniſchen Volks gehabt haben, muß wenigſtens Einiges angedeutet werden, weil aus ſolchen Andeutungen manche Erſcheinungen unſrer jüngſten Vergangenheit nur wieder gedeutet werden können.

Die ſogenannte wälſche Treue war ſchon ſeit dem achten neunten Jahrhundert bei den Menſchen dieſſeits der Berge übel berüchtigt; die lebhaften heftigen Lombarden konnten das Joch der Deutſchen nicht ertragen, jener Deutſchen, die ihnen ungebildeter und dummer erſchienen als ſie ſelbſt. Nun kamen die Namen Welfen und Ghibellinen und Gebote und Verbote Befehle und Gegenbefehle Kaiſer und Gegenkaiſer Päbſte und Gegenpäbſte Eide und Eidlöſungen von beiden Seiten; am meiſten aber ward dieſes letzte gefährlichſte Mittel auch bei weltlichen Verträgen und Gelöbniſſen vom Pabſt gebraucht, und er gebraucht es noch heute. Dieſes unaufhörliche Hin und Her dieſer ewige Wechſel von Recht und Unrecht in Kaiſerbefehlen und Bannbullen, dieſes Erſchüttern jeder ruhigen Herrſchaft, die nur ſtill und langſam zu Gehorſam und Treue zuſammenwachſen kann, endlich auch die vielen Tyrannen, die ſich in den einzelnen Städten erhoben, bald vom Kaiſer bald vom Pabſt eine Beſitzurkunde vorzeigten, meiſtens aber gar keine Urkunde aufzuweiſen hatten — alles dies war ſchon ein langſam und fürchterlich wirkendes Gift, die Gefühle von Recht und Unrecht und Treue und Gehorſam in einem Volke zu verdunkeln. Nun kam noch Alexander der Sechste hinzu, es kamen ſeine Nachfolger, die Julius Klemens Paule und drückten die böſe Lehre des Herrenwechſels und der Verruchtheit und Untreue mit dem heiligen Kirchenſtämpel recht tief ein. Bei der Heftigkeit des ſüdlichen Blutes war der Kampf um die Herrſchaft oft von ungeheuren Ausbrüchen der Hinterliſt und Rachſucht begleitet, die man im kälteren Norden weniger kennt. In dieſer Hinterliſt und Rachſucht, in einer Grauſamkeit und Scheußlichkeit, die durch alle gräulichſten Mittel zur Herrſchaft ſtrebt, überboten Pabſt Alexander und ſein Sohn Cäſar alle früheren Tyrannen verruchteſten Andenkens. Alexander zettelte mit den Franzoſen mit den Spaniern mit dem Kaiſer, ſeinem Sohn ein Herzogthum, wenn es gelingen wollte, ein Königthum aus zertrümmerten kleinen Tyranneien zu bilden. So wurden durch die abſcheulichſten Hinterliſten und Gräuel viele edelſte italiäniſche Fürſten- und Herren-Geſchlechter, gute und böſe, ausgerottet. Nach dem Tode dieſes Gräulichen ſetzte Julius der Zweite, ein Pabſt, der für den Küraß geboren ſchien und der das von Alexander Zuſammengeſchlagene als Erbſchaft für die Kirche in Empfang nahm, die mörderiſche Arbeit fort; Klemens der Siebente Paul der Dritte und andere Päbſte arbeiteten in gleichem Sinn, eigenes italiäniſches Leben und die letzten italiäniſchen Fürſten zu unterdrücken für ähnliche Zwecke oder um Vettern und Baſtarden Fürſtenthümer zu verſchaffen, im Einverſtändniß mit den Fremden fort. Und auf ſolchem Boden auf

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01927/034

ſo blutigem offenen Tummelplatz der gräulichſten Gräuel, die eine menſchliche Zunge ausſprechen kann, ſtand das italiäniſche Volk als Zuſchauer, es ſtand als der mitbetheiligte verwüſtete und zerſtörte Zuſchauer, und bei ſo langer ſo gräuelvoller und maaßloſer Gräulichkeit und Ungerechtigkeit, worin diejenigen, welche es als die höchſten und hellſten Lichter der Chriſtlichkeit und Gerechtigkeit zu betrachten ja zu verehren angewieſen war, ward, was von Ehre Liebe Treue und Gehorſam im Volke übrig war, zu derſelben Zeit, als die Fremden ſich bei ihm als Herren einlagerten, in ſeinen heiligſten tiefſten Gründen untergraben. Wunder, daß unter ſo heißem aufregenden Himmel noch eine Spur von Treue geblieben, daß unter ſolchen Thaten und Zeichen das ganze Volk nicht ein treuloſes meuteriſches Geſindel geworden iſt.

So ging das ſechszehnte Jahrhundert zu Ende und ließ Spanien faſt als Oberherrn Italiens, indem die Burbonen zuletzt von Karl dem Fünften niedergerungen waren. In der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſchwankte die Waage ſchon zwiſchen den Häuſern Habsburg in Deutſchland und Spanien und zwiſchen den Burbonen; Venedig der Pabſt Savoyen die mächtigſten und die kleinen Fürſten von Toſkana Mantua Modena Ferrara u. ſ. w. legten ſich, wie und wo ſie das fremde Gewicht zu überläſtig fühlten, bald auf dieſer bald auf jener Seite in die politiſche Waagſchale und ſuchten Italiens Schickſale ſo viel als möglich in todter Schwebe zu halten: das unſeligſte und meiſtens erfolgloſeſte Streben, wozu ein Volk verdammt werden kann. In der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts trat Frankreich als vorragende und entſcheidende Macht in Europa auf und Ludwig der Vierzehnte griff oft kühn und gewaltig zu Land und zu Meer nach Italien hinüber. Seine Verſuche, den ſpaniſchen Einfluß hier zu ſchwächen und zu zerſtören, hatten nur den Erfolg, die Italiäner zu häufigen Zettelungen Verſchwörungen und Aufruhren, die beſonders in Sicilien und Neapel wild wurden, aufzuſtören und zu erregen, ohne daß ihre Zuſtände in irgend einer Weiſe dadurch gebeſſert wären. Das unglückliche Volk friſchte durch ſolche Aufſtände und Aufruhre nur die alten Erinnerungen wieder auf und die Meinung, daß es mit keinem Zuſtande zufrieden, keiner Regierung treu, daß es von Natur ein wildes meuteriſches feiges Volk ſey, das immer in die Zügel beiße aber ſie nie zerbrechen könne, das nur durch die Zucht der Geißel und des Skorpions in Ordnung zu halten ſey.

Das achtzehnte Jahrhundert kam, das zahme knechtiſche ſoldatiſche Jahrhundert, das Jahrhundert der geworbenen und gepreßten Soldatenheere der Knechtſchaft und der Aufklärung. Es war ja faſt ganz Europa der größten Erniedrigung und Entwürdigung des Menſchengeſchlechts nur zu geduldig und zahm, wie ſollte es das ſeit dem dreizehnten Jahrhundert zerriſſene ſeit dem ſechszehnten unterjochte Italien nicht geweſen ſeyn? Nachdem mit Ludwig dem Vierzehnten die franzöſiſche Eroberungsluſt und Herrſchſucht durch Niederlagen und Unfälle für ein halbes Jahrhundert abgekühlt worden, ward Italien doch immer noch zwiſchen dem jetzt in Spanien herrſchenden Hauſe Bourbon-Anjou und der noch übrigen deutſchen Linie des Hauſes Habsburg hin und her geſchüttelt und mußte die Zwiſte und Kriege derſelben theilen. Die Macht über Italien war zwiſchen Spanien und Öſtreich ziemlich gleich getheilt und der Pabſt Venedig Savoyen, die zwiſchenfliegenden und zwiſchengelegten Gewichte der politiſchen Waagſchale der Halbinſel, wurden weniger als vormals bewegt. Der Italiäner ſchien nun matt und zahm geworden zu ſeyn und ſeine Reitzbarkeit ſchien die Luſt und den Muth der Aufſtände und Empörungen verloren zu haben. Aber es war der Schein dieſer Stille ein trügeriſcher Schein, wie es in dem übrigen Europa zwiſchen den Jahren 1740 und 1780 nur ſo ſchien, bis endlich der Schein verſchwand und neue Gedanken und Bedürfniſſe der Menſchen in den letzten beiden Jahrzehnden des Jahrhunderts mit einzelnen Blitzen und dünnen Gewitterwolkenſtreifen die Vorſpiele machten, bis das allgemeine europäiſche große Trauerſpiel an der Seine geſpielt zu werden anfing. Die klugen Italiäner hatten mit ihren ſcharfen Sinnen lange ſchon aufgemerkt und aufgehorcht und erwarteten mit Ungeduld, wo und wann endlich das große Donnerwetter ausplatzen werde. Viele der Edleren und Beſſeren unter ihnen hatten die Tage ihres Ruhms noch nicht vergeſſen, wiewohl ſie gleich einer Abenddämmerung des Todes weit weit hinter ihnen lag; ſie knirſchten in das Gebiß, womit die Fremden ſie zügelten, und ſehnten ſich nach neuen Dingen, obgleich die Maſſe des Volks, wie eben faſt alle Europäer um die Jahre 1760 und 1780, wie in einer matten halb knechtiſchen halb gutmüthigen Dunkelheit und Unklarheit, wie in einem Traumleben zwiſchen Nacht und Licht, wo man tauſend Lichter ſchimmern zu ſehen meint und doch mit blindem Aug an jedem Strohhalm ſich ſtoßen muß, forttappte oder vielmehr ſich tappiſch und träumeriſch forttreiben ließ. Die Edleren trauerten, und trauerten mit Recht, denn mit dem ſechszehnten Jahrhundert war Italiens Glanz abgeſchloſſen. Mit der Herrſchaft der Fremden ſtarben ſeine heldigen Männer allmälig aus oder, wenn auch hie und da ein Gewaltiger geboren ward, wie z. B. der Montecuccoli der Prinz Eugenius ja ſelbſt Napoleon, ſo ward ſein Name nur für fremdes Glück, oft auch wohl im Kampfe gegen Italiens Glück groß und kam ſeinem Vaterlande nicht zu Gute; die kühne Wiſſenſchaft, die nur in freier heiterer Luft und unter ungeſperrtem Sonnenſtral ihre Flügel entfalten mag, mußte ſich unter dem Prieſter beugen; die dichtende und redende Kunſt verſtummte oder ward eine Lügnerin und Schmeichlerin und erniedrigte ſich in Spielereien mit kleinen Trieben und verzierten und verbaſtardeten Gefühlen und Gedanken: die Hohe fand keine Hohen mehr; die bildende Kunſt woher ſollte ihr bei dem allgemeinen matten Tode der Ton und der Schwung kommen? nur von der Kunſt der Geiger und Pfeifer und Kaſtraten blieb etwas übrig, aber meiſtens auch nur ſolches, was mehr geeignet war die Hoffahrt als den Stolz des Volkes zu nähren.

Endlich gingen die großen Jahre des europäiſchen Getümmels auf, die Jahre 1780 bis 1800, die franzöſiſche Umwälzung brach aus und wälzte ihre wilden Wogen zwiſchen den Jahren 1796 und 1800 durch das korſiſche Schickſalskind über Italien hin. Ich will Allbekanntes nicht wieder erzählen; ich bemerke nur, daß Italien Napoleons Eroberung und Frankreichs Beute blieb und daß es alle Geſtaltungen alle Verpuppungen und Umpuppungen der franzöſiſchen Republik des Konſulats und des Kaiſerthums mit durchmachen mußte. Napoleon war der Herr, vertheilte die Königthümer und Fürſtenthümer, vereinigte einen großen Theil des Landes mit Frankreich und ließ von ſeinem Stiefſohn Eugen Beauharnois ein abhängiges Königreich Italien in ſeinem Namen verwalten. Mit dem Pabſt, welcher natürlich jeder Regierung, die in Italien ungehemmt zu herrſchen meinte, im Wege war, ſuchte er ſich anfangs auf guten Fuß zu ſetzen; aber da dieſes gute Vernehmen mit dem Pabſt nicht hielt und nicht halten konnte und bald mancherlei Saat zu Zwiſten aufging, ſo machte der ſtolze Kaiſer endlich auch gegen den Pabſt den Herrn, bemächtigte ſich Roms und des ganzen Kirchenſtaats und erklärte ihn für eine franzöſiſche Landſchaft und erklärte ſich, als der dem Pabſt gegenüber in der Rolle und dem Range Karls des Großen ſtehen wolle. Der Pabſt beugte ſich nicht ward abgeführt eingekerkert endlich an einen beſtimmten Ort verwieſen. Es waren Italiäner, welchen dies alles gut däuchte als eine glückliche Wegebereitung für eine künftige Freiheit und Einheit Italiens, aber der größeren Menge der Italiäner hat es nicht ſo gedäucht ſondern ſie hat ob dem harten Schickſal des heiligen Vaters geſchaudert, und ſie haben Napoleon nicht als einen Bereiter und Schöpfer Italiens geſegnet ſondern als einen Zerſtörer und Verderber verflucht. Als Napoleon im Jahr 1814 gefallen war, kam der Pabſt zurück und ward von Rom und von dem größten Theil Italiens mit Jauchzen begrüßt. Auch die vormaligen weltlichen Herrſcher kehrten wieder und richteten ihre umgeſtürzten Throne wieder auf, wurden aber mit minderem Jauchzen empfangen als der geiſtliche Oberherr.

Denn wie lügneriſch treulos die Franzoſen und ſpäter ihr großer Kriegsheld Napoleon die Aufrufe und Ausrufe Freiheit Gleichheit Brüderſchaft Glück und Unabhängigkeit aller Nationen zu bloßen Aushängeſchilden ihrer Eroberungsluſt und Herrſchſucht auch gemisbraucht hatten, immer trotz aller Täuſchungen blieben in den Herzen der unglücklichen von Fremden unterjochten und zerriſſenen Völker Hoffnungen und Wahne, es könne ihnen durch die neue Weltveränderung und Welterſchütterung doch endlich einmal ein Weg wirklicher Freiheit Ehre und Unabhängigkeit geöffnet werden. So haben die Italiäner unter anderm von dem Namen Königreich Italien und von ihrem wackern Vicekönig Eugen immer noch viel gehofft, es könne dieſes franzöſiſche Schattenſpiel einen Ernſt bedeuten, es könne dies eine Einleitung eine allmälige Geſtaltung bedeuten einen Anfang, dem ſeine glückliche Fortſetzung und ſein glücklichſtes Ende nicht fehlen werde. Nun waren die alten Herren wieder eingezogen, alle; auch das öſtreichiſche Haus Habsburg hatte nicht nur ſeine alte Lombardei ſondern auch das Gebiet der von Napoleon vernichteten Republik Venedig in Beſitz genommen. Denn alle wurden durch den Wiener Kongreß wiederhergeſtellt, nur nicht die Republiken Venedig Genua und Lucca. Auch der Burbon von Sicilien hatte ſein Neapel noch nicht wieder, ſondern dieſes hatte Öſtreich dem napoleoniſchen Schwager Joachim Murat durch einen beſonderen Vertrag gleichſam verbürgt. Aber alle burboniſchen Häuſer ärgerten ſich und weigerten ſich dieſer Verbürgung, und König Joachim ſchien alſo loſe auf ſeinem Stul zu ſitzen. Da erſchien Napoleon im Frühling 1815 wieder auf dem Schauplatz, und König Joachim erhob ſich in Hoffnung mit ihm und durch ihn Befeſtigung zu gewinnen. Um dieſen hatte ſich der ganze gährende Brennſtoff Italiens verſammelt, alle die ein großes einiges mächtiges Italien ſehnten und träumten. Sie rieſen Italien und Einheit aus und zogen gegen den Po, zu verſuchen, ob die Völker ihnen zufallen oder Öſtreichs Stern vor ihnen ſinken werde. Alſo Italien und Einheit, Murat ſollte der König des ganzen vereinten Italiens ſeyn. Dieſe Verſchwörung — denn eine ſolche war es — endigte jämmerlich, Murats Heere wurden geſchlagen, im Monat Mai waren die Öſtreicher ſchon in Neapel, Murat entfloh über's Meer, der alte König kam aus Sicilien herüber. Des unglücklichen Königs Joachim Ende iſt bekannt. In den folgenden Jahrzehenden Verſchwörungen und Aufſtände der Karbonari in Neapel Piemont und dem Kirchenſtaat für ähnliche Zwecke, und eben ſo unglücklich und ſchlecht durchgefochten und eben ſo geſchwind von Öſtreich unterdrückt. Man hat den beſiegten Italiänern feige Meuterer nachgeſchrieen, wie denn der Unglückliche oft eben ſo viele Verſpötter als Bedauerer findet.

Wir kehren nun wieder zu unſern Anfängen zurück und betrachten die Beſtandtheile der Italiäner, aus welchen Stoffen ſie beſtehen, ihre Art ihren Karakter etwas genauer und einzelner, und werfen dann zum Schluß noch einen Blick aus der Gegenwart auf ihre Strebungen Hoffnungen Möglichkeiten.

Wenn wir wieder überſchlagen, was früher im Beſonderen nach einander erzählt und aufgeführt iſt, ſo finden wir im ganzen Oberitalien und Mittelitalien als Hauptvolk und Stammvolk Langobarden und Gepiden nebſt den Gothenreſten tief hinab bis in die Abruzzen oder in das alte Samnium; nur die weſtlichen Gebirge Italiens ſind auch wohl mit Burgundern durchſprengt. In des alten Hetruriens Bergen ſollen nach der Sage viele Gothen ſitzen geblieben ſeyn; einige haben in den Hetruskern und Rhätiern ſogar ein Brudervolk und gleichſam einen alten germaniſchen Urſtamm geträumt, eine Meinung, zu welcher ſelbſt Niebuhr ſich etwas geneigt hat. Wie viel nun von allen dieſen germaniſchen Volksbeſtandtheilen übrig geblieben, das läßt ſich in keine beſtimmte Zahlen bringen. Dieſe von den Langobarden u. ſ. w. beſetzten und durch ſie mit neuer Kraft und neuem Leben durchgoſſenen Lande ſind der Kern des neuen Italiens geweſen. Hier hat die italiäniſche Kraft am längſten vorgehalten und iſt noch nicht abgelebt; hier, in dieſen Gebieten vorzugsweiſe ja faſt allein, ſind die ritterlichen Helden und großen Karaktere und die Genien der Kunſt und Wiſſenſchaft geboren; ja ſo ſehr haben die Enkel und Urenkel die Tugenden der Väter der Vorzeit gefühlt, daß die vornehmſten um Rom Florenz Mailand und Genua herrſchenden und blühenden Geſchlechter den germaniſchen Urſprung gleichſam als einen Stolz in ihren Familien gefabelt oder erkannt haben, weil die meiſten fühlten, daß die Schatten der Kamille und Scipionen mit dem Glanz und der Ehre des Mittelalters nichts zu thun hatten. Nur in Einem Theil des oberen und mittleren italiſchen Landes ſcheint ein Urſtamm der alten Einwohner bis auf den heutigen Tag noch übrig zu ſeyn und die hohen adlichen Familien und die kaiſerlichen weiland Lehnträger jener Küſten ſcheinen meiſtens einzeln als Herren in jenes Land eingeführte germaniſche Ritter. Ich meine hier die Liguriſche Küſte, welche zwiſchen Sarzana und dem Var den Bogen des weiten Buſens von Genua umſpannt. Dieſe Ligurer oder Genueſen, wie ſie nach ihrer Hauptſtadt genannt werden, bilden offenbar ein Volk für ſich, gleich weit entfernt von der Derbheit und Gradſinnigkeit des Lombarden Spoletiners und Abruzziners und von der Treuherzigkeit Freundlichkeit und Geiſtigkeit des Toskaners. Ich weiß nicht, mit welchen Augen Leo ſie angeſehen hat, daß er ſie durch plumpe Derbheit bezeichnet. Möglich, daß er unter den Sackträgern am Hafen und Matroſen am Molo einige ſolche Geſtalten erblickt hat, aber ich mögte die Genueſer bezeichnen mit den Worten leichte Beweglichkeit und ſchlaue Gewandtheit. Denn wie bewegliche Glieder, wie viele ſchlanke und hohe Leiber, welche Liſt und Anſtelligkeit in jeder Bewegung und Gebärde! Sie ſind leichte Menſchen, man nennt ſie auch leichtfertig wankelmüthig treulos. Gewiß das

Ehrenfeſte des Lombarden, das Anmuthige des Toſkaners fehlt ihnen, aber man hat ihr Schlimmes auch wohl übertrieben; denn obgleich oft wankelmüthig, obgleich in Verfaſſung Regierung Neigung und Liebe leicht wechſelnd und von einer Spitze zur andern überſpringend, ſind ſie doch ein kühnes und oft tollkühnes Volk, und welche tüchtige mächtige Seemänner waren ſie in der ſchöneren friſcheren Zeit Italiens! Man hat das Sprichwort von dieſer Küſte: Monti senza legno mare senza pesce femmine senza pudore uomini senza fede[1]. Die beiden erſten Dinge ſind wahr genug, die beiden letzten wage ich nicht zu unterſchreiben. Allerdings giebt es hin und wieder an dieſen Küſten, zumal an der Oſtſeite, die reizendſten Buchten die lieblichſten Thäler Halbinſeln und Vorgebirge, aber im Ganzen iſt das Land felſigt kahl und unfruchtbar und der Menſch muß im heißen Schweiß ſeines Angeſichts und in ſchwerſter Arbeit dem Lande und Meer ſeine karge Beute abgewinnen. Was Wunder, daß ihm in ſolcher Lage unter ſo heißer Sonne widerfährt, was dem Propheten Jonas weiland, als ihm ſeine Kürbislaube verdorrte, daß er trotzig hart und herb wird, wie die herbe Natur ihn behandelt? Wie viel in der urſprünglichen Volksanlage ſteckt, wiſſen wir nicht. Schon Virgil nennt den Bewohner dieſer Küſte den ſchlüpfrigen boshaften Ligurer (lubricus et malo adsuetus Ligur). Ich habe mich leidlich unter ihnen befunden; weil das Gerücht ging im Frühling 1799, man ſchneide damals allen Leuten, welche durch die Berge auf Genua fahren wollen, die Hälſe ab, dang ich mir in Lerici einen leichten Nachen, den vier gewandte Kerle nach Genua rudern ſollten. Es waren launiſche ſchelmiſche Geſichter, ich hatte einen ſchweren Koffer bei mir, worin wirklich gute Kleider und Geld ſteckten, mich kannte um mich wußte in Lerici in Genua kein ſterblicher Menſch, ſie konnten mich über Bord als Beute der Haifiſche in den Abgrund ſenken und mein Geld und meine Kleider unter ſich theilen — ſie haben mich ſicher in den Genueſer Hafen gerudert und über den Bedung nicht einmal ein Trinkgeld gefordert. Alſo es iſt es mislich Ding um die Sprichwörter.

Aber Venedig? Venedig, ſpricht man gewöhnlich, iſt doch ein Volk für ſich, ein unerklärliches hiſtoriſches Räthſel. Was Räthſel? Das Leben und die Art dieſes Lebens, die Lagunen und die Kanäle und die Kalli, das erſte Zuſammengetriebenſeyn und verborgene Zuſammenwachſen aus allerlei Flüchtlingen in dunkler Zeit hat hier manche eigenthümliche Sitten und Bräuche, ſelbſt eigenthümliche beſondere Geſtalten erzeugen müſſen, aber dieſe Seeſtadt iſt ja keine Nation für ſich, das eigentliche Volk iſt von dem nahen Feſtlande ja immer ergänzt worden, auf jenem Feſtlande wohnen aber Lombarden. Eben ſo hat man ſich Ravenna zu denken, obgleich es nach der langobardiſchen Einwanderung noch beinahe zwei Jahrhunderte unter konſtantinopolitaniſcher Herrſchaft ſtand, eben ſo Neapel: das umwohnende Hauptvolk waren Langobarden und der Stamm hat ſich auch da mit hineingeſenkt.

---

[1] Berge ohne Holz Meer ohne Fiſche Weiber ohne Schaam Männer ohne Treu.

Aber gar anders als mit der Bevölkerung des nördlichen und mittleren Italiens verhält es ſich mit dem ſüdlichen, mit Kalabrien und den Inſeln. Miſchlinge aus allerlei Volk ſchon in Roms Herrſchertagen, die Byzantiner mit ihren Söldlingen, die vielen ſaraceniſchen Einwanderungen. Normänner Franzoſen Spanier kamen bloß als ſchwache Kriegsſchaaren von Rittern, als Herren, nicht als Volksſchaaren, und haben kaum neue freudige Reiſer auf den alten Miſchlingsſtamm geſetzt. In dieſen Landen iſt faſt von jeher deſpotiſch regiert und ſklaviſch gehorcht worden. Leichter Raub jedes kühnen eindringenden Eroberers haben die Menſchen hier nie weder großartige Tapferkeit noch großartige Beſtändigkeit und Treue gezeigt. Das unruhigſte reitzbarſte Geſchlecht, mit jeder Regierung unzufrieden, immer leicht zu Aufruhren und Empörung erregt, haben ſie ihre Herren oder Tyrannen, welchen ſie dienten, weil ſie mußten, aus eigener Kraft doch niemals abzuſchütteln vermogt. Ein lebendiges ſinnliches lebensluſtiges Menſchengeſchlecht ſcheint es doch der Tugenden zu mangeln, wodurch Völker werden und beſtehen. Hier — ich meine Kalabrien und Sicilien — wo Tarent Syrakus Agrigent mit ihren Künſten und Wiſſenſchaften und unſterblichen Helden und Männern einſt genannt wurden und noch immer eben wegen dieſer genannt werden, wo ſind die Seelen der Seher und Helden hingeſchwunden? Denn dieſe ſchönen Länder haben zu dem Ruhm des chriſtlichen Italiens kaum kleinſte Beiträge gegeben; die Kraft und Tüchtigkeit ſcheint bei Benevent aufzuhören, und wenn dieſe Menſchen neuer Dinge eben ſo luſtig, vielleicht noch viel luſtiger ſind als die nördlichen, ſo entbehren ſie doch aller jener edleren Schmerzen Sehnſuchten und Träume, wodurch viele von dieſen geadelt werden. — Sardinien und Korſika heißen bloß auf der Landkarte Italien, klingen aber bis heute noch wie halb barbariſche Namen, und haben keine Geſchichte.

Leidenſchaftlich heiß reitzbar iſt der Süden; das muß der Menſch dieſes Landes ſeyn. Ich habe weiter oben über das Tugendmaaß oder vielmehr Karaktermaaß geſprochen, wenn man den Süden gegen den Norden halten will, und über das Gefühl von Billigkeit, womit man da meſſen muß. Giebt man dies auch zu und rechnet mit Gerechtigkeit auf und ab, ſo pflegt man den Italiäner doch der Rachſucht Untreue und Meuterei zu beſchuldigen und dazu noch der Hinterliſt Feigheit und Habſucht, kurz ſolcher Laſter, welche den ſchleichenden und niederträchtigen Trieben angehören; und Manche haben den Stab über das Volk kurz abgebrochen, als wären es eitel Banditen Giftmiſcher Dolchſchleifer und Taſchendiebe. Man kann von dieſen Anklagen einen Theil zugeſtehen, und wird darum doch ein ganzes Volk nicht gleich mit ſolchen Laſterrollen umwickeln; wird das am wenigſten wagen, wenn man ſich der vielen unſterblichen Namen erinnert, des Geiſtes der Kraft der Freiheit der Erfindſamkeit ja der Großheit und Erhabenheit, wodurch Italien einſt ſo herrlich war. Freilich als Ganzes iſt das Land ſehr geſunken, und kann durch die Zauberworte Freiheit Gleichheit Einheit Brüderſchaft nicht ſo leicht und wohlfeil wieder aufſtehen, als Viele ſich einbilden.

Es iſt wahr, es liegt ein Selbſtwille ein Trotz und eine gewiſſe Sträubigkeit in den ſüdlichen Menſchen und auch in dem Italiäner. Er bedarf ſtrengerer Zucht und gewaltigerer Geſetze zur Zügelung wilder und eigenwilliger Leidenſchaften als der Nordländer. Dieſe Zucht hat ihm ſeit fünf ſechs Jahrhunderten gefehlt, ſelbſt unter der Herrſchaft der Fremden gefehlt, wo von Einheit und auf Ein Ziel gerichteter Gerechtigkeitspflege eben ſo wenig da war als in den früheren anarchiſchen Jahrhunderten. Hier iſt alles immer nur ſtoßweiſe geſchehen, wie durch einen Einfall, wie durch einen Tyrannenwillen, mehr wie durch die Gewalt der Natur als wie durch die Macht der Vernunft. Immer hat es an dem kräftigen Arm der Gerechtigkeit, nie an den willkürlichen Griffen der Polizei gefehlt, die aber auch nach ſtoßweiſe zu geſchwindem Handeln immer in nachläſſige Faulheit zu verfallen pflegt. Durch die eigenthümlichen Verhältniſſe der weltlichen Regierung der prieſterlichen Herrſchaft gegenüber, durch die öffentliche Jahrhunderte lang fortgeſetzte Schmähung ja Tödtung des Rechtsbegriffes, durch die Schändung von Treue und Eid von den höchſten und heiligſten politiſchen Mächten iſt hier das für das Glück und die Ehre des Vaterlandes ſo unerläßliche Gefühl des Gehorſams und der Liebe gegen die Obrigkeit faſt vertilgt. Darauf iſt die Herrſchaft der Fremden gekommen, und immer iſt zwiſchen jede Herrſchaft die zu viele Prieſterſchaft und Prieſterei in Sitten und Gebräuchen und in Zufluchten, die es dem Verbrechen ſelbſt hinter Altären und Heiligenſchreinen geboten, mit darein getreten, und ſelbſt die chriſtliche Milde und Gütigkeit, welche der prieſterliche Karakter und Einfluß pflegen und beleben ſoll, haben bei den Ungehorſamen und Trotzigen die Untugend des Selbſtwillens und der Selbſtgewalt und geheime und öffentliche Rache genährt. Das Böſe erſcheint alſo hier recht böſe und Straßenräuber Banditen und Mörder und die nur zu leichte und leichtſinnige Bergung ſolcher Mordſeelen und Raufhelden iſt in Italien immer mehr geweſen als in den übrigen Südlanden Europas. Will man ein lebendiges getreueſtes Bild ſolcher ſchlimmen Zuſtände, wie ſie durch manches hier Eigenthümliches begünſtigt und gepflegt worden, ſich vor Augen ſtellen, ſo leſe man Manzonis Verlobte, welches herrliche Buch nicht bloß als Roman ſondern als Volksgeſchichte gelten kann.

Die Anklage der Italiäner iſt aufrühreriſch und meuteriſch müſſen wir in ihrer ganzen Wahrheit gelten laſſen. Den politiſchen Ungehorſam hat er ſeit dem Anfang des Mittelalters durch den unaufhörlichen Wechſel ſeiner Herrſchaften und weil wegen Roms weder eine oſtgothiſche noch langobardiſche noch deutſche noch irgend eine große Monarchie aufkommen konnte, welche die kleineren Theile und Gebiete als eine waltende Macht hätte zuſammenhalten und nöthigenfalls zuſammenzwingen können; die höchſten verehrteſten Gewalten der Chriſtenheit, der Kaiſer und Pabſt, haben nach ihrem Vermögen das Volk in dieſem Ungehorſam unterwieſen. Seit drei Jahrhunderten, wo es von den Fremden hin und her geſtoßen und beherrſcht werden, hat es ſowohl das Unbequeme als das Unwürdige dieſer Stellung gefühlt und Aufſtand hat deswegen faſt eine erlaubte Geſetzlichkeit gedäucht. Seit dem letzten halben Jahrhundert nun hat die Sehnſucht, ein Land für ſich, ihr eigenes Land und eigenes Volk zu ſeyn, die Fremden herauszutreiben oder herauszuliſten und ein eigenes mächtiges Italien zu ſtiften, alle fühlenden und denkenden Italiäner ergriffen, und jedes kleinſte Fünkchen Hoffnung, eine ſolche Erhebung auch nur mit dem geringſten Schein des Erfolgs wagen zu können ſetzt ihre Herzen ſogleich in Flammen. Dies Gefühl iſt jetzt mächtig, und ſelbſt gerechte und milde Regierungen von Fremden, welche den Urſprung ihrer Herrſchaft durch Freundlichkeit vergeſſen zu machen ſuchen, werden auf italiäniſche Treue wenig bauen können.

Und die Feigheit und Habſucht? Kriegsluſt, Luſt an Wildheit und Rauferei iſt den Völkern in rohen Zuſtänden mehr eigen als in gebildeten. Faſt alle Bildung und Verfeinerung führt nicht nur ſtille Künſte ſondern auch zu ſtille und zu feine Künſte, ſie führt Schwächung Verweichlichung Üppigkeit und Schwelgerei, zerbrochene Leiber und verweibiſchte Sitten mit ſich. Alle ſehr gebildeten Völker werden mehr oder weniger feig ſeyn, wenn nicht ein ſtolzes Gefühl freier Gemeinſamkeit, ein Hochgefühl ſtolzer Thaten ſie auf dem Schlachtfelde ſtärker und unüberwindlicher macht als die rohen bloß mit Knochenmark anſtürmenden Barbaren. Auch in unſern Tagen ſind die armen Italiäner mit allen ihren Rufen und Schreien von Vaterland und Freiheit zum Gelächter geworden, als an Zahl bei weitem unterlegene öſterreichiſche Schaaren die Haufen Murats und Pepes wie die Schaafe aus einander jagten. Doch iſt der Piemonteſe und Lombarde ein ſtarker muthiger Menſch, der Toſkaner und Kirchenſtaatler durch ſeine friſche heitere Bergluft ein gewandter rüſtiger Mann, der auch wohl angeführt vor der Kugel ſteht. Schlechter ſieht es aus mit den ſüdlichſten Italiänern und mit den Inſelbewohnern, mit den Miſchlingsarten; und doch — wie haben die Kalabreſen, weil ſie Murat und ſeine Franzoſen nicht wollten, in ihren Bergen ſich der fremden Herrſchaft erwehrt und ſind, öfter zerſprengt immer mit friſchem Muth wiedergekommen! — Die Habſucht? die ſoll nicht entſchuldigt werden. Italien in ſeinen großen Städten und auf ſeinen befahrenſten Landſtraßen iſt länger als ein Jahrhundert ein großes europäiſches Wirthshaus. Nach den Nichtswürdigkeiten und Prellereien von Kellnern Kofferträgern Stiefelputzern u. ſ. w. ſoll man ein ganzes großes Volk nicht richten. Denn ſind die Schweitzer in ihren herrlichſten ſtolzeſten Bergen, ſind dieſe freien Allemannen und Burgunder, durch welche alle Europäer, beſonders die reichen Engländer unaufhörlich hin und her fahren, ſind dieſe eben viel beſſeren Gerüchtes?

Alſo ich kann und will die großen Schäden der Art und des Karakters und des ganzen Lebens der Italiäner nicht ableugnen. Sie ſind ſehr groß, und ein jedes Volk, welches durch ähnliche Verhängniſſe gegangen und in ähnlichen Verhältniſſen ſtünde, würde vielleicht noch ſchlimmere Schatten werfen. Dieſe Schäden haben ſo tief in den Kern und das Mark des edlen Volkes hineingefreſſen, daß ſie nur durch die ungeheuerſten Mittel, die ich gegenwärtig noch nicht als gefunden erblicken kann, die aber Gott zu ſeiner Zeit in die Welt bringen wird, geheilt werden können; denn keiner bilde ſich ein, daß die ſogenannten allmälig und gelind wirkenden Arzneien hier helfen. Dies ſind ſolche Schäden, die da ausgebeitzt und ausgebrannt werden müſſen. Iſt die Zeit eines ſolchen Mittels und eines ſolchen Eintretens Gottes nah? Viele unglückliche Italiäner glauben es — das Unglück giebt entweder zu viel oder zu wenig Hoffnung — ich glaube es nicht. Es müſſen vielleicht noch Jahrhunderte Waſſer von den Bergen laufen, ehe ſolches kommen wird. Denn bildet euch nur nicht ein, daß die italiäniſchen Laſter und Gebrechen durch den ſanften milden Fortſchritt von Bildung von Milde und Gerechtigkeit ausgetilgt werden können. Wenn manche Hinderniſſe, welche ihnen jetzt wie unerſteigliche Berge im Wege liegen, durch die umwälzende und umſchaffende Zeit weggewälzt ſeyn werden, dann muß Gott einen gewaltigen eiſernen Mann ſenden, der die eine Hälfte von einem Weiſen die andre von einem Tyrannen hat, einen Mann, wie Friedrich der Zweite der Hohenſtaufe war, der ſelbſt aus Kalabriern und Siciliern Helden zu machen verſtand — einen ſolchen eiſernen Mann muß er ihnen ſenden, einen Krieger Geſetzgeber Geſtalter, mit dem ſchärfſten Schwerdt und dem ſtrengſten Scepter, der ſie zuſammentreibe zuſammenſtampfe und durch große Leiden und große Freuden, durch Freuden des Siegs und der Kraft, wodurch italiäniſches Selbgefühl und Stolz geweckt wird, ſie aus der Verſunkenheit, worin ſie liegen, wieder auf die lichten Höhen der Sittlichkeit und Geſetzlichkeit führe. Erzwingen der Einheit ſo lautet das harte Wort und die ſchwerſte Aufgabe — denn nicht in zerſchnittenen Gebieten nicht in Scheidungen durch Berge und Thäler liegen die Hinderniſſe ſondern in den durchſchnittenen und geſchiedenen Herzen — die Südlichen würden am ſchwerſten zur Einheit des italiäniſchen Lebens zu bringen ſeyn; gleiche Sprache iſt ein Gewaltiges, ein Größeres aber gleiches Gemeingefühl. Solch einen ſchöpferiſchen Helden ein halbes Jahrhundert, ſolche oder ähnliche Herrſcher ein volles Jahrhundert als Nachfolger — dann träumt von einem italiäniſchen Volk von italiäniſcher Einheit! Doch dann braucht ihr nicht zu träumen, dann habt ihr ſie.

Und wohin wenden die Meuteriſchen die Unzufriedenen — denn mit welchen der gegenwärtigen Regierungen ſind ſie zufrieden? — ihre Blicke? Sie ſchauen über die Berge nach Frankreich. Von den Franzoſen von franzöſiſchen Getümmeln und Erſchütterungen von franzöſiſchen Freiheitsaufrufen und Vaterlandsverkündigungen, wie oft und wie viel ſie auch von ihnen getäuſcht ſind, erwarten ſie ihr Heil ihre Volksverjüngung, und ſtarren dabei mit blinzelnden und halb verſchloſſenen Augen gleich leichtſinnig und unverſtändig, ohne irgend Mittel der Ausführung Entwürfe der Klugheit zu wägen oder zu haben, in's dunkle Blau der Zukunft hinaus.

Aber, hat man geſagt, kann nicht Italien einen Bundesſtaat bilden wie die Deutſchen? wäre das nicht das leichteſte unblutigſte Mittel? könnte dadurch nicht die Stärke gefunden die Macht gegründet werden, daß Italien mit geſammten Händen jedem Fremden begegnen könnte, der über die Alpen oder von der See her ſeine Ruhe zu ſtören käme? Höre einmal! Öſtreich hält 50,000 Sardinien 40,000 der Pabſt 30,000, Neapel und Sicilien 100,000, die kleinen Staaten zuſammen 30,000 Mann; auch ſchüfen Neapel Sardinien Öſtreich leicht eine Flotte von 60 großen und 200 kleinen Kriegsſchiffen — wäre das keine Macht? Freilich eine hübſche Macht, ſogar eine große Macht, wenn man Italiens geographiſche Vortheile, die es zur Selbſtvertheidigung hat, mit in Anſchlag bringt. Man hüte ſich nur Dinge ſo leicht mit einander zu vergleichen, die äußerlich wohl ähnlich ſcheinen aber innerlich die ungleichſten ſind. Die Deutſchen waren wohl herunter gekommen, durch eigenthümliche Verklitterung und Zerſplitterung, ich mögte ſagen Verſchlingung und Verſtrickung ihrer außerordentlichen Kräfte, aber ſie waren nicht um das Glück des Gefühls und Begriffs von Gerechtigkeit und Gehorſam gekommen; ſie hatten ihre eingebornen ihre eignen Kaiſer Könige und Fürſten immer zu Herrſchern gehabt; ſie waren von Fremden viel angerannt, zuweilen umgerannt, waren aber flugs wieder aufgeſtanden und hatten ihre heiligen Lande von den fremden Drängern wieder gereinigt; ſie waren ein kriegeriſches ſtreitbares treues Volk geblieben. Aber in Italien woher ſoll man plötzlich Bande nehmen, welche Sandhaufen binden können? woher die Neigung den Willen den Gehorſam, die ſo Loſes, als ein von Vielen geſchloſſener Bund iſt, zuſammenhalte und ihm in Noth und Gefahr Kraft und Gewicht gebe?

Wenn man auch davon abſehen will, welche Augen die fremden Mächte, beſonders das mit lauriſchen Blicken über die Alpen ſchauende Frankreich machen würden, wenn eine der drei großen italiäniſchen Mächte, Öſtreich Pabſt Neapel, vorzüglich die erſten beiden, welche eigentlich die Hauptmächte der Halbinſel ſind, den Gedanken eines italiäniſchen Bundesſtaats verwirklichen wollten, ja wenn man annehmen könnte, daß die fremden Mächte, daß ſogar die Franzoſen keine Augen machten und mit keinen Einreden kämen — wäre das denn durch den papiernen Buchſtaben durch die von den Herrſchern unterſchriebene Urkunde ſchon ein Bund? wäre es ein Bund, der bände und zuſammenſchlöſſe? Nein nimmer, auch wenn er recht feſt zuſammengeſchnürt werden könnte. Der Italiäner in ſeiner innerſten Beſchaffenheit iſt noch eben ſo, wie er 1790 und 1815 und 1822 ſich gezeigt hat. Napoleon mit 70,000 bis 80,000 Mann, welche eben ſo vielen Öſtreichern gegenüber ſtanden, eroberte das mit ſeinen Fürſten und Herrſchern feindſelig geſtimmte und feindſelig geſinnte Land; von 100,000 Italiänern, die als Soldaten wirklich auf den Beinen ſtanden, die zum Theil gegen die Franzoſen auszogen, was hatten die Franzoſen von ihnen zu fürchten? Ihrer 10,000 jagten immer 30,000 und 40,000 Italiäner. Es gehören vorher noch andre und zwar viele der ſchwerſten Dinge dazu, um ein kräftiges ſtreitbares Volk zu machen. Und was frommte denn der Bundesname? Es wäre denn, daß man es mit Italien machte, wie man in andern Nothzuſtänden es mit künſtlichen Nothbehelfen gemacht hat, wie man vor zehn Jahren mit dem jungen Königreich Belgien gethan hat, daß man Italien für ein unſeitiges unantaſtbares heiliges Land erklärte? Aber ich frage: was ſollte euch das frommen? was ſollte es vollends den Italiänern frommen? Man könnte grade ihnen kein ſchlimmeres Geſchenk machen, vielleicht unſerm ganzen Geſchlecht kein ſchlimmeres Geſchenk machen als die Verbürgung eines ewigen Friedens. Auch der Krieg iſt eine der Ordnungen Gottes, iſt, wie Wind und Sturmwind von Gott geſchaffen iſt die faule ſtockende Peſtluft zu verjagen und friſchen und hellen Lebensathem in die Natur zu blaſen, eine geheime göttliche Nothwendigkeit, die ſchlummernden Geiſter in dem Menſchen aufzuſtürmen und die Laſter der Faulheit der Wolluſt und Weichlichkeit, worin ſie ſonſt verſinken würden, mit der blutigen Geißel zu ſtreichen und auszupeitſchen. Die Italiäner aber müſſen nicht geſtreichelt, nicht langſam und ſanftiglich, gleichſam wie durch eine zarte prinzliche und prieſterliche Erziehung, zur Tugend und Kraft, wozu gottlob durch Hätſchelei und Schmeichelei nicht gelangt wird, herangehätſchelt und herangeſchmeichelt werden, ſondern Noth Gewalt Krieg großer und ungeheurer Freuden und Leiden bedarf es, um ein politiſch ſo tief geſunkenes und verkommenes Volk wieder zu erfriſchen und zu erheben.

Selbſt alſo ein hart zuſammengezogener Bund, ſelbſt ein ſtrenger und härter zuſammengezogener Bund, als unſer deutſcher bis jetzt noch iſt, könnte Italiens Zuſtand nicht beſſern ſondern ihm höchſtens einen etwas hübſcheren trügeriſchen Schein von Macht und Selbſtſtändigkeit geben; aber auch ein ſolcher Bund iſt eine Unmöglichkeit. Denn erſtlich könnte und dürfte der Pabſt nicht erlauben, daß z. B. Öſtreich oder Neapel oder welche Macht ſonſt einen vorwiegenden oder überwiegenden Einfluß gewönne. Er müßte in dem Bunde, wenn nicht der erſte, doch immer der zweite Mann ſeyn, würde durch ſeinen nothwendig hemmenden hindernden Einfluß da wirklich der erſte Mann ſeyn: denn der erſte Mann iſt nicht, wer mit den meiſten Soldaten ſondern wer mit den meiſten geiſtigen Kräften und Hülfsmitteln aufmarſchieren kann. Gäbe es nun auch einmal Päbſte gleich den Gregoren Innocenzen Alexandern Julius, die allenfalls ſelbſt im Harniſch an Heeresſpitze ſich nicht übel ausnehmen würden, ſo iſt doch der Pabſt kraft der Macht, die er in der

Chriſtenheit trägt, immer mehr auf die Umgürtung des geiſtlichen Schwerdts angewieſen. Er iſt ein Prieſter Gottes ein Melchiſedeck, der den Frieden predigen und vermitteln muß; wenn auch alle Welt Krieg will und Krieg wollen muß, er muß die Rolle des Friedfertigen und Verſöhnlichen ſpielen, er muß die Gewalt des Schwerdthiebes hemmen und ſchwächen. Geſetzt nun, Italien als Macht hätte Krieg, blutigen böſen Krieg, Krieg auf Leben und Tod mit einem ſeiner Nachbarn, jede kühnſte Kraft oder Begeiſterung jeder friſcheſte Muth wäre zur Abwehrung und Rettung nöthig, würde der Pabſt, der Vater der chriſtlichen Welt, würde er der freie friſche Kriegsherold ſeyn, würde er Chriſten gegenüber Krieg auf Leben und Tod predigen und führen heißen? Wohl für einzelne Stöße und Gelegenheiten aber ſchwerlich auf die Länge. Sein Amt, ſeine prieſterliche und politiſche Stellung, ſeine prieſterliche Anſicht, die Anſichten und Rollen der hohenprieſterlichen Genoſſen der Kardinäle Erzbiſchöfe Biſchöfe würden die einen kräftigen, kriegeriſchen auf Krieg gerüſteten Bund werden laſſen? Ein Staat aber und noch weniger ein Bund, welche nicht die Fülle der Streitbarkeit und des Vertheidigungsmuthes in ſich haben, ſind weder Staat noch Bund.

So ſtehen denn deine Zuſtände, ſo liegen deine Verhängniſſe und Hoffnungen, du ſchönes Italien. Ein Land herrlich und ſchön, wie kaum ein anderes, mit allen Reitzen und Hülfsmitteln der Bildung und Macht, ein Land von 22 bis 25 Millionen Menſchen bewohnt, welches wohl geordnet und regiert eine halbe Million Krieger und eine Flotte von einigen hundert Kriegsſchiffen ſtellen könnte, liegt da in Ohnmacht und immer noch von fremdem Einfluß überherrſcht, ein Volk mit allen Keimen und Anlagen des Großen und Schönen, deſſen Ehre und Glanz vor dreihundert Jahren noch über Europa leuchtete; es liegt da zu viel verzweifelnd und zu viel hoffend, von den Eigenen ſchlecht regiert und von den Fremden verachtet, und man gewahrt auch in weiter Ferne noch keine Wahrſcheinlichkeit der Wiederbelebung und der Wiedererhebung. Mir ſind von den vielen Italiänern, die wegen der jüngſten Verſchwörungen und Aufſtände oder nur wegen der vielen Verdachte und Anklagen von Zettelungen und Verſchwörungen ausgewichen ſind, von den vielen italiäniſchen Fuorusciti genug zu Geſicht und Geſpräch gekommen. Man erſchrickt und man trauert zugleich, wenn man die Leerheit der Erwartungen und Hoffnungen von einem mächtigen großen einigen Italien vernimmt, womit ſie im Elend ſich wiegen und tröſten. Zwar macht der Gedanke die Welt, und in letzter Inſtanz macht er auch die Völker und Reiche, und was ſo Viele fühlen denken und wünſchen, ſollte es denn nicht bald Wirklichkeit werden? So Viele? Ja wenn es bei dieſen Vielen aus den Quellen des Volksherzens entſpränge und in das große glühende Volksherz belebend und begeiſternd zurückfließen könnte, wie in Frankreich und Deutſchland — ja dann; aber in Italien? Selbſt die meiſten dieſer Fuorusciti und Banditi entſetzen ſich bei der Möglichkeit, daß der santissimo padre ſeine Gewalt ſeinen geiſtlichen Stul in Rom jemals mit weniger Glanz und Pracht als jetzt beſitzen könnte, ſie begreifen nicht, daß wo der Prieſter in alle Nerven und Adern des Volks ſich ſo gewaltig verſetzt hat und immer noch darin vorherrſcht, daß da ein kühnes ſelbſtſtändiges herrliches weltliches Regiment über das Ganze eine Unmöglichkeit iſt. Ja das italiäniſche Volk, wie es auch ſey, prieſtert, und prieſtert zu viel, der Schatten des alten der heilige Zauber des neuen Roms ſchwebt um das Land und wirft tauſend und aber tauſend Hüllen und Decken über und um alle Neigungen Triebe und Strebungen deſſelben; die That aber will volle Klarheit und Kühnheit gleich dem gezückten Schwerdt. Alſo —

Ich beſchreibe denn das unglückliche Italien zum Schluß noch mit ein paar Worten:

Die Edlen Gebildeten reißen in die Zügel, die ſie nicht zerreißen können. Sie ſehnen ſich nach Macht und Ruhm und begreifen ihre Unmöglichkeit ſchwer; das Volk unruhig ungehorſam meuteriſch neuerungsſüchtig, ohne daß es weiß, was es will, und ohne daß es ſeine Prieſterei, ſein unordentliches halb prieſterliches halb heidniſches Leben miſſen will: es will genießen träumen beten prieſtern; eine mittlere Klaſſe, hoffärtig auf eine ſchönere Vergangenheit, hält Italien und ſeine Zuſtände mit ſeinen Prieſtern und Mönchen Proceſſionen und Pompen Liederlichkeiten und Zügelloſigkeiten immer noch für das Paradies der Chriſtenheit, und lächelt über den dummen Deutſchen den plumpen Engländer ſelbſt über den leichten liſtigen Franzoſen; Straßenräuber Banditen Giftmiſcher ſpringen ſo zuweilen mit durch, aber nicht ſo viel als die Nordiſchen ſich oft einbilden. Was kann aus Solchem werden?

Spanien.

Italien iſt ein herrliches Land, aber man kann in vielen Beziehungen ſagen, Spanien iſt ein herrlicheres. Das äußerſte Südweſtland Europas kann es die Segel ſeiner Schiffe und ſeiner Gedanken über und in den beiden weltbildenden und weltbeherrſchenden Meeren ausſpannen, dem mittelländiſchen und dem atlantiſchen. Wie die größte Mannigfaltigkeit der Ideeen und Bilder, zur Einheit des Gedankens und des Überblicks verbunden, den Begriff der Schönheit bildet, ſo bildet die Mannigfaltigkeit der Wechſel Erſcheinungen und Erzeugniſſe der Natur die Schönheit und den Segen eines Landes und auch den Segen der Erregungen Anſchauungen Strebungen und Entwicklungen eines Volkes. Dieſen Segen hat Spanien vor Italien noch voraus, und mit dem einſt glücklichen Hellas gemein, nur in einem mächtigeren gewaltigeren Maaße, indem es viermal größer iſt, als Hellas war. Spanien und Portugal bilden eine große Halbinſel, zuſammen etwas kleiner als Deutſchland, etwas größer als Frankreich. Dieſe Halbinſel viel beſſer und glücklicher umgränzt und viel ſtärker vertheidigt als Italien durch ſeine Alpen, von welchen das leichtere Hinabſteigen gegen Süden, das tauſendmal ſchwerere Hinaufſteigen gegen Norden und Weſten nach Deutſchland und Frankreich iſt. In Italien hinabgeſtiegen findet ein fremdes Heer in den fruchtbaren Ebenen des Po ſogleich volle Weide für Menſchen und Thiere und leichte ungehemmte Bewegung. Ein Heer, das aus Frankreich auch ſeitwärts an beiden Meeren durch die dort niedrigeren Pyrenäen durchgedrungen iſt, hat noch Märſche von dreißig vierzig Meilen durch die ſchwerſten Schlüchte und Tiefen durch den ungeheuerſten Mangel und Noth der Gebirge, ehe es auf die Ebenen Kaſtiliens gelangt. Ganz Spanien, wenn man über die höchſten Stufen heruntergekommen, iſt ein Berg- und Hügelland mit mehreren Tafeln, ringsum Meer mit fiſchreichen Buchten und ſicherſten Häfen. Die Mannigfaltigkeit dieſes Landes wird durch vier, ſtrengeſt genommen durch drei verſchiedene Klimate gemacht. Das erſte Klima: die Hochgebirge Kataloniens Aragoniens Navarras Biſcayas Aſturiens Galliciens; das zweite Klima: die noch mit einzelnen Bergketten Schlüchten und Thälern durchſchnittenen beiden Kaſtilien Leon und Eſtremadura; das dritte Klima: was ſich im ſüdlichen Kaſtilien in der Mancha im portugieſiſchen Alentejo gegen die Sierra Morena hinzieht; das vierte Klima, welches, wenn man dieſes dritte nicht mitzählt, das dritte heißen muß: die Landſchaften unter Aragoniens Kaſtiliens und Alentejos Bergen, nämlich Valencia Murcia Granada Andaluſien Algarbien. Jenes erſte Klima kalt hoch rauh, reich an Metallen und Viehzucht, in den einzelnen Fluren und Thälern treffliche Wieſen Obſtgärten Getraide, ſpätere Ärndten, ein ſpaniſches Nordland; das zweite Klima reich an Korn Obſt Wein Schaafheerden, den einſt weltberühmten, welche bei uns jetzt eben ſo edel gezogen werden; das dritte Klima zieht Südfrüchte den Ölbaum den Feigenbaum den Weinſtock neben Weitzen und Reis, wenn man wollte, an manchen Stellen auch Zucker und Baumwolle, Eiſen Blei Gold Queckſilber andere Metalle, Farbepflanzen Soda Salz Fiſchfang, viele andere trefflichſte Erzeugniſſe nicht einmal zu nennen.

Dieſes Land Hiſpanien war eine Scheide, die einen ſchärfſten Degen barg. Die alten Spanier waren durch ihre Hochherzigkeit Freiheitsliebe Streitbarkeit und Ausdauer eben ſo berühmt als die jungen, und ihre langen blutigſten Kämpfe ihre zweihundertjährigen Kämpfe — denn erſt unter Auguſtus erkannten die Aſturer und Kantabrer eine loſe römiſche Oberherrſchaft — die Triumphe, die ſie über die Römer feierten, ſelbſt ihre Tode von Sagunt und Numantia können in dem Gedächtniß der Menſchen nicht untergehen. Mächtigſte neuere Helden ſind durch ſpaniſche Niederlagen auch berühmt geworden, Karl der Große in Roncesvalles, des großen Schlachtenlieferers Napoleons Name vor Saragoſſa und Tarragona. Noch heißt die höchſte Spitze der Pyrenäen Maladetta, die Verfluchte; die Trümmer römiſcher Heere, die an den Pyrenäen nach

Italien zurück gezogen ſind, haben ihr wahrſcheinlich den Namen Maledicta gegeben, und wie oft mögen die Franzoſen bei'm Durchzuge durch die Pyrenäen mit Vorbedeutung und Nachbedeutung voilà la Maudite gerufen haben!

Spanien war trotz aller Streitbarkeit und Freiheitsliebe, eben weil in viele einzelne Staaten und Völkerſchaften vertheilt, endlich doch eine römiſche Provinz geworden. Es war als ein entferntes Inſelland, wohin die Stöße und Erſchütterungen derjenigen Völker nicht drangen, welche ſeit dem erſten und zweiten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung der großen Weltherrſcherin Roma ſchon Untergang und Verderben drohten, zu den glücklichen Ländern des Weſtens zu zählen und iſt nimmer ſo ſehr als die Lande längs der Donau und als Italien und Gallien die Dreſchtenne und der Kampfplatz der ſtürmenden verwüſtenden und neue Sitze ſuchenden Völker geweſen; und wenn auch ſeine endliche Beſetzung und Eroberung durch die Germanen nicht ohne mannigfaltiges Leid und Weh vollbracht worden, ſo iſt dieſes Land doch nicht ſo vielfältiglich und durch und durch verheert und verwüſtet worden, als man es bei jenen eben erwähnten nachweiſen kann. Wir überſchauen kurz den Verlauf dieſer neuen Begebenheiten und Entwicklungen.

Spanien war bis auf einige Küſtenplünderungen, welche die Sachſen und Franken im dritten und vierten Jahrhundert einzeln gemacht, von Verheerungen unangetaſtet geblieben, und ſtand wahrſcheinlich, wie dies auch mit der gegenüber liegenden Provinz Afrika der Fall war, in reicher Friedensblüthe. Dieſe Friedensblüthe, welche man nicht zu hoch anſchlagen darf, wenn ſie auf Koſten der Kräftigkeit und Streitbarkeit gewonnen iſt, hatte durch römiſche Liſt und abſichtliche Entwaffnung Entnervung und Verweichlichung der Einwohner den alten ſpaniſchen Sinn gebrochen. Man darf dieſen Sinn in jener Zeit höchſtens nur noch in den nördlichen Hochgebirgen vorausſetzen, wo er durch tapfres hartes Bergleben und durch des Völkes Art ſich erhalten hatte. Nun kam der Sturm der Volkerwanderung im Anfange des fünften Jahrhunderts, die aus ihren Sitzen aufgeſtörten und aufgeſcheuchten germaniſchen Völker drangen gegen Süden und Südweſten vor, und Sueven Vandalen Alanen Silingen zogen durch die Pyrenäen; auch Allemannen und Quaden werden von Einigen genannt. Mit dieſen Namen wiſſen wir wenig; wir lernen nämlich dadurch nicht, woher grade aus Germanien und welcherlei beſondere Völkerſchaft der Hauptſtamm war. Denn der Name Suev und Vandale begreift als ein Geſammtname manche einzelne Völkerſchaften unter ſich; die Alanen waren aber eine Völkerſchaft, auf welche die Hunnen zuerſt am Don geſtoßen und welche ſie unter ſich gewälzt und mit ſich fortgewälzt hatten; die Allemannen und Quaden bezeichnen mehr ein Einzelnes und Beſonderes und geben uns einen wahrſcheinlichen Wink. Die Quaden Stammgenoſſen und Verbündete, zuweilen vielleicht etwas Abhängige der Markomannen wohnten längs dem Rieſengebirge und bis an und über die Quellen der Oder und Weichſel hinauf. Es ſcheinen alſo Sueven und Vandalen des Rieſengebirgs und der Karpathen aus den Landen des jetzigen Mährens Schleſiens Böhmens und Polens aus ihren Sitzen herausgewühlt und gegen die Alpen und den Oberrhein in Bewegung geſetzt und andere Brüche (Alanen Silingen Allemannen) an verſchiedenen Orten mit ſich aufgerollt und fortgerollt zu haben. Wie dem ſey, ſie drangen im Jahr 409 durch die Pyrenäenpäſſe in Spanien ein und ergoſſen ſich in den nächſten Jahren über die meiſt zugänglichen mehr ebenen und nicht hochgebirgigen Gegenden, und dem Duero und Tajo folgend gelangten ſie bis an die Küſten des atlantiſchen Meeres. So und hier lief die natürlichſte leichteſte Kriegsſtraße durch Spanien, hier war das Land auch ihrer Lebensweiſe und ihrer Kriegsart das angemeſſenſte und zugänglichſte: die Hochgebirge zu erſtürmen die feſten wohl ummauerten Städte zu belagern dazu gebrach es ihnen an Zeit Macht und Kunſt. Es ward alſo die Mitte Spaniens und der erreichbare Weſten und Südweſten von ihnen eingenommen, auf die Weiſe, daß die Sueven und Vandalen vorzüglich den Nordweſten beſetzten, Kaſtilien Leon Gallicien Eſtremadura Nordportugal, und die Alanen und Vandalen mehr gegen Südweſten vom Tajo bis an den Gadalquivir in Südkaſtilien Portugal und Andaluſien gedacht werden müſſen. Die Vandalen, welche die Weſtgothen, jetzt mit den Römern im Bunde, von Oſten her bedroheten, gingen im zwanzigſten Jahr nach ihrer Einwanderung in Spanien nach Afrika hinüber; was von Alanen noch übrig war, iſt in und unter die Sueven verſunken, doch war ein Theil von ihnen in Gallien ſüdlich der Loire ſitzen geblieben und zwiſchen den Jahren 450 und 460 von den Weſtgothen unterjocht.

Dieſe Weſtgothen, eines der edelſten geſitteteſten germaniſchen Völker und welches am früheſten von allen Germanen gechriſtet war, waren bald nach den Sueven und Vandalen in Südgallien und Nordſpanien eingerückt und hatten dieſe ſchon weiter gegen Weſten gedrängt, bis ſie dieſelben endlich in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts immer dichter und enger in dem Nordweſten Spaniens zuſammentrieben. Es blieben aber die ſpaniſchen Küſtenlande zwiſchen dem Ebro und Gadalquivir mit den feſten reichen bevölkerten Städten immer noch unbezwungene romaniſche und byzantiniſche Beſitzungen. Erſt im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts über zweihundert Jahre nach dem Einbruch der Weſtgothen durch die Pyrenäen, ſind dieſe durch allmälige Eroberung weſtgothiſch geworden; ſo daß man annehmen kann, daß in dieſen Gegenden die alten Einwohner faſt ungeſtört ſitzen geblieben und der Weſtgothen in ihnen nur eine kleine Zahl geworden. Die Mitte Spaniens haben die Germanen in den erſten wilden Stößen wohl ziemlich rein gefegt, zumal da die Sueven und Vandalen viel roher geweſen als die etwas ſpäteren Weſtgothen, welche ſeit der in der Schlacht bei Poitiers von dem Franken Chlodwig erlittenen Niederlage immer weiter gegen Südweſten gedrängt wurden und endlich in dem ſpaniſchen Barcellona für Toloſa in Aquitanien und noch ſpäter grade in der Herzensmitte Spaniens in Toledo ihren Königsſitz nahmen, als auch gegen Ende des ſechsten Jahrhunderts das Reich der Sueven in dem der Weſtgothen unterging.

Wie dieſe Germanen nun das ſpaniſche Land und Volk gebraucht, das iſt nicht ganz klar, wie es denn überhaupt das Allerſchwerſte iſt Steuer- Zins- Pacht- und Abgaben-Verhältniſſe des Landbaues mit beſtimmten Begriffen und Zahlen zu faſſen, wenn ſolche Verhältniſſe nicht ſehr ausführlich und gleichſam augenſcheinlich im Einzelnen beſchrieben ſind. Die Weſtgothen, ſagt man uns, nahmen Zweidrittel des Landes für ſich. Was bedeutet das? Bedeutet es, daß ſie Zweidrittel als ihr ausſchließliches Eigenthum nahmen und unter ſich vertheilten? oder vielmehr bedeutet es nicht, daß der Zinsmann ihnen Zweidrittel des Ertrags gab, was er in manchen fruchtbarſten Landſchaften wohl konnte? Wo ſich die Germanen am dichteſten niederließen, iſt es ſogar vorauszuſetzen, daß ſie faſt alles Land für ſich genommen und nach dem Maaß der Fruchtbarkeit des Landes ſich von dem Zinsmann Eindrittel oder Zweidrittel des Ertrags bezahlen ließen. In den nördlichen Hochgebirgen aber, die wenig bezwungen waren und ihre Herrſchaft nur allmälig anerkannten, und in den ſüdlichen Küſtenlanden, die erſt nach zwei Jahrhunderten und meiſtens durch Vertrag in ihre Gewalt kamen, iſt jene ſtrenge Beſitznahme des Eigenthums unmöglich die Regel geworden. Man hat ſich hier überhaupt das neue Werden der Dinge, das Zuſammenwachſen und Zuſammenſchmelzen der Germanen und Romanen ganz anders zu denken als in Gallien und Italien, wo alles wilder gewaltſamer geſchwinder ging. Obgleich die Weſtgothen im fünften Jahrhundert ſchon beſtimmte geſchriebene Geſetze hatten, welche gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts ihr mächtiger König Leovigild der Svevenbezwinger beſſerte und vermehrte, obgleich dieſe Geſetze die Bildung eines milderen und geſitteteren Volks verrathen als die der meiſten germaniſchen Völkerſchaften und viele Jahrhunderte unter dem Namen Gerichtsbrauch (Fuero Juzgo) in den meiſten Provinzen Spaniens herrſchten, und obgleich dieſe Geſetze alſo leicht eine glückliche Vermittelung machen konnten, obgleich endlich auch hier die romaniſche Sprache die germaniſche beſiegt hat, ſo iſt in Spanien doch eine viel größere und daurendere Geſchiedenheit und Verſchiedenheit geblieben als in den übrigen romaniſchgermaniſchen Ländern. Hiebei iſt vorzüglich in Betrachtung zu ziehen, daß es den Weſtgothen in Spanien vor dem Einbruch der Saracenen durchaus an gefährlichem Kampf, daß es ihnen an Noth und Gedränge gefehlt hat, welche die Völker auf das geſchwindeſte einigen und zuſammentreiben und welche, da der Herrſcher immer gerüſtet mit gezücktem Schwerdt an Heeresſpitze ſtehen muß, dieſem den Reitz in's Herz und die Mittel in die Hand geben, die Zuſammentreibung der Völker durch Herrſchergewalt geſchwinder zu fördern. Hier iſt der alte ſpaniſche Trotz in den Bergvölkern unverſehrt und in den Südlanden, ſo ſcheint es, Volksmenge Reichthum und Üppigkeit unzermalmt geblieben und der Gedanke des All Ons (Alles Unſer) [1]) hat lange noch nicht in den Kopf eines Weſtgothenkönigs kommen können.

---

[1]) Ein ſpaniſcher Schriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts erzählt naiv, erſt in den Niederlanden habe er in dem Wörtchen All Ons die wahre Bedeutung des ſo gewöhnlichen gothiſchen Königsnamens Alfonſo oder Alonzo gelernt, es bedeute den unumſchränkten König, dem alles unterthan ſey, dem alles, Leben Ehre Gut ſeiner Unterthanen, gehöre.

Zwar hatte Reccared Leovigilds Sohn am Ende des ſechsten Jahrhunderts die arianiſche Lehre verlaſſen, zu welcher die Weſtgothen wie die Oſtgothen ſich anfangs bekannt hatten, und dadurch die Scheidewand niedergeriſſen, welche die Weſtgothen bisher von den alten ſpaniſchen Chriſten getrennt hatte; aber dies war nur ein äußeres Bindungsmittel gewöhnlicher Vertragſamkeit und Duldſamkeit; es blieben bis auf die Saracenenherrſchaft gleichſam drei verſchiedene ſpaniſche Nationen, die der Berge der Mitte und des Südens, wie durch Klima und Landesbeſchaffenheit ſo durch Sprache Gemüth Sitten getrennt, obgleich die Weſtgothen und Sveven von der Sprache der Romanen bald überwunden ſind. Weil nun zuſammentreibender Drang und Noth von drohenden oder anſtürmenden Feinden fehlten, ſpielten dieſe Verſchiedenheiten mit ihren natürlichen Wirkungen und bald ſah man die Macht und Stärke der Herrſchaft ſehr aus einander gehen und den König der Weſtgothen zu einem Spielball der geiſtlichen und weltlichen Großen werden. Der alte Spanier, der Katalane Baſke und Aſturier, erſchien mit ſeinem Trotz und Stolz, der germaniſche Ritter und Häuptling hatte dieſes gefährlichen Stoffes auch mehr als zu viel, und im Süden ſpielten Kunſt Liſt und höhere Bildung über dieſes alles als Meiſter hin. Beſonders erblicken wir die Geiſtlichkeit, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe als eine geſchloſſene Phalanx, welche mit den ſtolzen weſtgothiſchen Großen ſich bald um die Herrſchaft zu vertragen und den König bis auf ein Mindeſtes der Herrſchaft herunter zu ſtellen wußten. Faſt das ganze ſiebente Jahrhundert bis auf die Mohren iſt ein unerfreuliches Stoßen und Treiben der Rotten und Partheien, ein Ringen um den Königsthron, ein unaufhörliches Wechſeln der königlichen Geſchlechter und ein gewaltſames und hinterliſtiges Gewirr böſer Künſte. So ward der Sturz der Dinge vorbereitet, und endlich kam, im Anfange des achten Jahrhunderts durch Verrath und Judenzettelungen gerufen und unterſtützt, der Araber über die Meerenge in das ſchöne Land, wornach ihn ſchon lange gelüſtet hatte, und gewann durch den lange und tapfer ſtreitig gemachten Sieg bei Xeres de la Frontera im Jahr 711 binnen Jahresfriſt die Herrſchaft über faſt ganz Weſtgothien; denn im folgenden Jahr 712 iſt er ſchon jenſeits der Pyrenäen und erobert auch das galliſche Weſtgothien und bedroht während eines Menſchenalters durch außerordentliche Rüſtigkeit und Tapferkeit das ganze Abendland mit Knechtſchaft.

Dieſe Araber oder Saracenen, die auch Mohren genannt werden, weil die alten Einwohner Nordafrikas wohl den Hauptbeſtandtheil ihrer Heere ausmachten, blühten in jenen Tagen durch geiſtige Lebendigkeit und ritterliche Rüſtigkeit, durch Begeiſterung Glaubensgluth Waffenluſt Bildung und Wiſſenſchaft, in mancher Hinſicht dem chriſtlichen Abendlande überlegen. Sie kamen nicht als rohe und wüſte Eroberer noch als ſolche, welche das ſchöne reich bevölkerte Land nur plündern und dann wieder verlaſſen wollten, ſondern als ſolche, die auf ein ordentliches Reich und einen bleibenden Sitz dachten. Sie ſchifften nicht blos Heere hinüber, nicht bloß Häuptlinge aus Afrika ſondern im Laufe der Jahrhunderte findet man ägyptiſche ſyriſche ja perſiſche Feldherren mit Kriegsſchaaren genannt, welche von dem damals das Mittelmeer beherrſchenden Saracenen getragen, von einem Lande zum andern ſchifften und die ſiegreichen Fahnen und die Lehre Mahomets über die weite Erde zu verbreiten ſuchten. Dieſe Haufen und die aus Afrika Herüberſchiffenden in Schaaren von Zehntauſenden und Funfzigtauſenden ließen ſich vorzüglich in dem Süden als Bewohner nieder, verbreiteten ſich aber auch als die herrſchenden über das übrige Land. Gegen die Chriſten verfuhren ſie im Ganzen mit Milde und Billigkeit und drängten und vergewaltigten ſie nicht von wegen ihres Glaubens, ſuchten auch durch eine weiſe und gleiche Verwaltung das herrliche fruchtbare Land immer blühender und ſeine Hülfsmittel für ſich immer ergiebiger zu machen. Nach ungefähren Angaben und Berechnungen, die aber durch manche Erſcheinungen und Erfolge nicht unwahrſcheinlich ſind, muß die Blüthe Spaniens unter den Arabern eine außerordentliche für jene Zeiten faſt unglaubliche Höhe erreicht haben. Man kommt dabei faſt zu einer jährlichen Staatseinnahme von 40 Millionen Thalern und zu einer Einwohnerzahl von 25 bis 30 Millionen. Dieſe höchſte Blüthe hat etwa dreihundert bis vierhundert Jahre gedauert und hat ſeit der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts abgenommen, da der Stamm der alten Ommiaden-Sultane im Jahr 1038 erloſch und die arabiſche Einheit ſich in viele Kleinſtaaten zerſplitterte. Dies gab den Chriſten Luſt in den Waffen gegen die Ungläubigen ſich friſcher zu bewegen und in langen und immer noch ſehr harten und blutigen Kämpfen ihr Land von ihnen wieder zu gewinnen. Jetzt beginnt auch ihr Verhältniß zu den Saracenen immer feindſeliger zu werden, die Behandlung der Weſtgothen unter ihrer Gewalt oft und an vielen Stellen ſich härter und grauſamer zu geſtalten.

Und die Chriſten? Mehrere der Häupter und Edlinge und was den Trotz und die Armuth der Freiheit der auch reichen und üppigen geſchirmten Knechtſchaft unter dem Joche der Ungläubigen vorzog, hatten ſich wohl am weiteſten von dem Mittelmeer weg gegen den äußerſten Norden in's Hochgebirg gezogen und von hier aus in den erſten Jahrhunderten des Unglücks die Anfänge der Wiederherſtellung in den Kämpfen mit den Mohren gewagt. So waren die kleinen Staaten von Leon Navarra und Aragonien, ſpäter die von Gallicien Kaſtilien und Portugal entſtanden und die mächtige Grafſchaft Katalonien erwachſen. Seit dem elften Jahrhundert drangen die Chriſten wieder gewaltiger gegen den Süden hinab und drohten den zertheilten Mohrenreichen den Tod. Dieſe erfriſchten ſich von Zeit zu Zeit aus Afrika durch neue Herrſchergeſchlechter der Moraviden und Almohaden; doch war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch den großen Sieg, den die Chriſten im Jahr 1220 bei Toloſa in der Sierra Morena erfochten, die ſaraceniſche Übermacht gebrochen, ſie verloren ein Königreich nach dem andern an Kaſtilien und Aragonien, welche unter den ſpaniſchen Königreichen als die mächtigſten emporragten, und mußten ihnen zuletzt zinsbar werden. Seit dieſer Mordſchlacht ließ man ihre Reſte noch 270 Jahre fortvegetiren. Dieſe beſtanden in dem kleinen Königreich Granada, welches Kaſtiliens Hoheit anerkennen mußte. Als Kaſtiliens und Aragoniens Stärke durch die Vermälung Iſabellens und Ferdinands des Katholiſchen verbunden worden, griffen die Chriſten die letzte Arbeit an. Dieſe war keine leichte, und zeigte, welche gewaltige Lebenskraft in den früheren Saracenen und Mohren gewohnt hatte. Nach einem zehnjährigen Kriege und hartnäckigen blutigen Kampf, den das kleine Königreich gegen Iſabellen und ihren Kardinal Ximenes ausgehalten, mußte ſich endlich Stadt und Feſtung Granada und mit ihr das Königreich im Jahr 1492 unter Gonzalez di Cordova beugen und eine ſpaniſche Landſchaft werden. Noch hatten ſich die Mohren freie Religionsübung bedungen. Aber der chriſtliche Eifer und Haß war zu ſehr entbrannt, Spanien war durch glänzende Siege und Eroberungen in Italien, durch Entdeckung einer neuen Gold- und Silber-Welt zu einem außerordentlichen Schwung erhoben, und Sieg Glück und Begeiſterung hatten alle Geiſter des Volks aufgeregt und das Chriſtliche drang immer feindſeliger auf das Heidniſche ein. Unter ſolchen Stimmungen findet man leicht, was man ſucht. Man beſchuldigte die Mohren, die unter ſich wohl klagen und ſeufzen, zuweilen vielleicht auch öffentlich ſeufzen und murren mogten, gefährlicher und verrätheriſcher Aufruhrentwürfe, man wollte Unterhandlungen und Zettelungen zwiſchen ihnen und den Afrikanern und Türken entdeckt haben. Es erging nun das Gebot, alle Mohrengenoſſen ſollten entweder ſich taufen laſſen oder binnen einem Vierteljahr Spanien räumen; die Ungehorſamen ſollten mit Sklaverei geſchlagen werden. In dieſes Gebot wurden auch die Juden eingewickelt. Dieſes unglückliche über die weite Welt zerſtreute Volk ſcheint ſchon in der römiſchen Zeit in den Provinzen Spanien und Afrika ſehr zahlreich gewohnt zu haben. Sie waren dort im ſiebenten achten Jahrhundert ſo mächtig, daß ihr Einfluß, die Saracenen aus Afrika herüber zu holen und ihre Herrſchaft in Spanien zu befeſtigen als ein großes Gewicht mitgerechnet ward. In ſpäteren Jahrhunderten ſpielten ſie, zumal im Königreich Kaſtilien, im vierzehnten funfzehnten Jahrhundert, eine glänzende Rolle und waren mit den erſten und ſtolzeſten adlichen Familien häufig durch Vermälungen verbunden. Jetzt rief man auch ihnen zu: Werdet Chriſten oder fliehet!

Der Erfolg dieſes harten Geſetzes ſoll geweſen ſeyn, daß beinahe eine Million Menſchen auswanderte und daß viele Mohren und Juden jetzt aus Eigennutz chriſtlichen Brauch und Gebärde machten, welche, wie es zu geſchehen pflegt, bei ihren Nachkommen der folgenden Geſchlechter auch wohl größtentheils in chriſtliche Geſinnung übergegangen iſt. Im Königreiche Aragonien wollte man zu demſelben Verfahren ſchreiten, aber die damals noch allmächtigen Stände ſprachen ihrem Könige ein Wort der Einrede; ſie wollten ihre fleißigſten Ackerbauer und die gewerbeluſtigſten Einwohner Valenzias nicht über's Meer jagen und die herrliche Provinz nicht entvölkern laſſen.

So waren nicht nur Millionen mohriſcher und ſaraceniſcher Abkunft in der Halbinſel wohnen geblieben ſondern auch noch viele Hunderttauſende theils wirkliche theils verkappte Muhamedaner noch immer übrig. Jetzt beſtanden ſeit Granadas Fall länger als ein Jahrhundert eigene Einrichtungen, ſogenannte Miſſionen zur Heidenbekehrung, im Reiche, welche durch den friſchen lebendigen Eifer, den die Jeſuiten in das katholiſche Leben brachten, und durch die verfolgende Jagd, die ſie auf die Kinder Iſrael machten, gewaltig entzündet wurden. So kam es zuerſt zu Hetzungen und Verfolgungen und endlich unter dem ſchwachen König Philipp dem Dritten zu dem Entſchluß, dem Mohrenweſen in Spanien das Garaus und Kehraus zu machen und eine neue Judenausfegung damit zu verbinden. Dieſe Vertreibung Reinigung und Ausfegung erging nun nicht bloß über die Königreiche Valenzia Murcia Granada und Sevilla, wo die meiſten Moriskos und wirklichen und verkappten Muhamedaner lebten, ſondern über das ganze Reich, und jagte in einer Zeit, wo Spanien nicht mehr von Menſchenfülle ſtrotzte, wahrſcheinlich wieder beinahe eine Million Menſchen aus dem Lande. Sie flohen nicht bloß aus Abneigung oder Haß gegen die Chriſten aus dem Lande ſondern in mehreren Provinzen wurden ſie mit Gewalt eingeſchifft und auf den afrikaniſchen Küſten, woher ihre Vorfahren vor vielen Jahrhunderten eingewandert, an's Land ausgeworfen.

Auf dem Ruhepunkte angelangt, wo nach völliger Abſchüttelung der fremden Herrſchaft und nach möglicher Auskehrung des Fremdartigen wieder ein chriſtliches weſtgothiſches Spanien da ſteht, betrachten wir nun noch einmal mehr im Einzelnen und Beſonderen die Beſtandtheile, aus welchen die Völker des gegenwärtigen Spaniens zuſammengeſetzt ſind.

Katalonien Aragonien Navarra haben in ihren Hochgebirgen mitten in den Stürmen und Strömen der überfahrenden und durchfluthenden germaniſchen Völker die alten Einwohner die Keltiberer gerettet. Sie ſind aber mit einem reichen und mächtigen Stock von Weſtgothen durchſchoſſen und durchgoſſen worden. Denn erſtlich haben die Franken die Weſtgothen zu beiden Seiten des Pyrenäenkamms ſowohl in Gallien als Spanien ſeit dem Anfange des ſechsten Jahrhunderts ſehr zuſammengedrängt, ſo daß Barcellona lange die Hauptſtadt ihres Reichs war; und zweitens ſind in den Mittelalterskämpfen zwiſchen den Heiden und Chriſten viele freigeſinnte Weſtgothen, welchen die Mohrenherrſchaft eine Schande däuchte, aus Mittelſpanien wieder dahin als in bergende Zufluchten zurückgedrängt werden. Hier iſt alſo eine treffliche Zuſammendichtung ja Zuſammenſchmiedung des Alten und Neuen, des Keltiberiſchen und Weſtgothiſchen, wirklich zu Stande gekommen: der keltiberiſche Ungeſtüm und Freiheitstrotz hat ſich mit der kühleren weſtgothiſchen Ritterlichkeit gleichſam zu Einem Blut und zu Einer Gluth verbunden und lebt in einem heftigen leidenſchaftlichen tapfern und ſtreitbaren Volke fort, welches, durch den Himmel und ſeinen Stamm zu Kraft und Herzensfülle berufen und belebt, Selbſtſtändigkeit und Freiheit immer für die edelſten und höchſten Güter gehalten hat. Wir haben dieſes Blut und dieſe Gluth in unſern Tagen, in den Jahren von 1807 bis 1814, bewundern gelernt. Nicht die Schlüchte und die Bergriffe, nicht die leichtere Entrinnung und Bergung auf Felsgipfeln und in Schlüchten und Höhlen haben dieſe Lande der Hinterliſt und Macht Napoleons und der Überzahl und Kriegsübung ſeiner Heere fürchterlich gemacht ſondern die Unbändigkeit und Unbezwinglichkeit der ſtolzen Herzen.

Die Gebiete der Baſken und Aſturier, wo weiland die Kantabrer und Aſturier dem ſiegreichen Agrippa und dem mächtigſten Auguſtus billige Verträge abnöthigten, ſind in dem ſpaniſchen Freiheitskriege geheiligt, in den jüngſten Tagen durch heilloſen Bürgerkrieg, welchem aber auch die glänzendſte Tapferkeit nicht gefehlt hat, wieder eine neue Mähr geworden. Die Biſcayer oder Baſken ſind bis auf den heutigen Tag ein Völkchen für ſich, welche aus dem Zuſammenfluß von Jahrtauſenden und aus dem Zuſammenſtoß der verſchiedenſten Völker und Reiche ihre Eigenthümlichkeit ihre Sprache Art Sitte und Verfaſſung gerettet haben, ein thätiger fröhlicher friſcher tapferer ſchöner Menſchenſchlag, mittleren kräftigſten Wuchſes und geſchwindeſter Gewandtheit, luſtig und fleißig in Arbeiten des Friedens und unbezwinglich in den Mühen und Gefahren des Krieges. Dieſe Berge, was die erhaltene Sprache beweiſt — denn die Römer verſtanden ſich auf die Ausrottung der Sprachen und Volksthümlichkeiten — ſind von den Römern nicht beſetzt, von den Gothen nicht durchdrungen worden. Gar anders ſteht es in Aſturien, wo manche Gegenden ſchon mehr zu Hügeln und Ebenen ablaufen. In dieſes Land und in Gallicien ſcheinen ſich eben die edelſten ritterlichſten Männer der Gothen bei der Überſchwemmung Spaniens von den

Saracenen geflüchtet zu haben. Aus dieſen Bergen läßt die Sage die erſten Anfänge neuer weſtgothiſcher Fürſtenthümer wieder zu dem Gerücht der Menſchen und zu den Ebenen Mittelſpaniens hinabſteigen und um die Wiedergewinnung der verlornen Ehren und Güter den Kampf beginnen. Sonſt iſt der Aſturier in Haltung und Art und leichtem friſchen Sinn dem Katalanen ſehr ähnlich, doch nicht von ſo heftiger trotziger Hartnäckigkeit. Die aſturiſche Luft nährt Geiſt und Genius, viele der berühmteſten ſpaniſchen Wiſſenſchaftsmänner ſind Aſturier.

Gallicien und das nördliche Portugal bis an die Sierra Eſtrella iſt in der ganzen Halbinſel, wenn man die Wurzeln und Urſprünge ihrer Bewohner in Betrachtung ziehen will, vielleicht das allergermaniſcheſte Land. Hierher — das können wir durch die Überlieferungen beide des Buchſtaben und der Sage genau nachweiſen — hierher kamen die Sueven und Vandalen ſchon in ihren Anfängen und begrüßten im Siegesjubelruf das atlantiſche Meer als die Weſtgränze ihrer Herrſchaft; hier wurden ſie im fünften Jahrhundert von den Weſtgothen noch dichter zuſammengepreßt. Hier wohnen alſo die Enkel der gewaltigen Menſchen, vor welchen Tiberius ſchon zitterte, welche Rom unter ſeinem herrlichſten Kaiſer, unter Markus Aurelius bis zu ſeinen tiefſten Gründen erbeben machten und gegen Aurelianus und Julianus im dritten und vierten Jahrhundert am Po und an den Vogeſen kämpften. Gallicien iſt eine der herrlichſten ſpaniſchen Landſchaften, durch reichen Ackerbau Waldbau Viehzucht und Schiffahrt ausgezeichnet. Hier und in Aſturiens Bergthälern werden die Stiere eingefangen, welche die ſpaniſche Rennbahn vergnügen ſollen. Die Gallicier werden nebſt den Katalanen für die fleißigſten Spanier gehalten, aber ſie gelten auch ganz anders als die Katalanen für die ſtillſten und ſanfteſten Spanier. Große ſtarke ſchöne hochwüchſige Leute durchwandern ſie die ſüdſpaniſchen und ſüdportugieſiſchen Orte als rüſtige fleißige Arbeiter, und kehren nach eingeſammeltem Gewinn gewöhnlich in die geliebte Heimath zurück, ſich dort für ihre ſpäteren Tage feſt anzuſiedeln und zu ſterben. So ihre Brüder in Nordportugal; dieſe ſind im ſpaniſchen Freiheitskriege in ihren Bergen Tyroliern vergleichbar tapfere unverſöhnliche Guerillas und in dem von Lord Beresford gebildeten portugieſiſch-engliſchen Heere vortreffliche Kriegsleute geweſen. Im Mittelalter in den Mohrenkriegen hielten Gallicien und Aſturien und Nord-Leon mit herrlichſter Ausdauer den ungleichen Kampf Jahrhunderte lang allein aufrecht.

Die Kaſtilien Süd-Leon Eſtremadura. Auf den Ebenen dieſes mittleren Tafellandes hatten ſich zuerſt die Sveven ausgebreitet, nach ihnen die Weſtgothen, die ſich auf dieſen ihrem früheren Leben und ihren Sitten angemeſſenen Gefilden am dichteſten hingelagert hatten. Daher und weil auf dieſen Feldern ſeit dem zehnten Jahrhundert vordringend oder in die Berge zurückweichend die Chriſten und Heiden ihre Hauptſchlachten mit einander ausfochten, ſind dieſe Ebenen die Gothenfelder (Campi Gothici) genannt worden. Dieſe Mitte und die weſtgothiſchen Königsſtädte und Hauptſtädte, die alte und die neue Königsſtadt, Toledo und Madrid, ſind Hiſpaniens Herz nicht nur im leiblichen ſondern in mancher Hinſicht auch im geiſtigen Sinn. Hier, wo die Natur nicht ſo viele Bergfeſtungen gebaut hat, als in Katalonien oder Biſcaya, bauten Chriſten und Heiden an jeder irgend geeigneten Stelle Burg an Burg einander gegenüber, und von dieſen Burgen (castillos) tragen die beiden Kaſtilien den Namen. Auf dieſen Gothiſchen Gefilden ſind die hohen ſchlanken Ritter Galliciens und Kaſtiliens und der faſt in eine ſagenhafte Fabel verwandelte Cid der Kämpfer in blinkender Rüſtung gegen einander aufgeritten. Man behauptet gewöhnlich, und viele Bücher erzählen es uns, von den kühnen kunſt- und waffengeübten Saracenenrittern haben die Spanier und Franzoſen nicht nur die ritterliche Waffenkunſt gelernt ſondern auch die Ritterlichkeit, die edle Sitte, die großherzige freie menſchliche Art, die einem Ritter geziemt. Wer will leugnen, daß der Löwe Mahomeds Ali daß die Saladine Abdoramane herrliche Fürſten- und Ritter-Geſtalten waren; aber waren die Gothen die Allemannen denn ſolche wüthende unritterliche wüſte Degen, daß ſie nur von edlen Arabern und Saracenen gebildet und zu Großmuth und Hübſchheit erzogen werden konnten? waren dieſe edlen hochgeſtaltigen und hochgeiſtigen Helden mit ihren Amalern und Balten nicht ſchon die Blüthe des älteſten germaniſchen Lebens? leſen wir nicht ſchon mit Entzücken bei dem Geſchichtſchreiber Ammianus Marcellinus, wie die Könige und Fürſten der Franken und Allemannen in glänzender Rüſtung mit wehenden Federbüſchen und blitzenden Degen voran im Schlachtenreigen in die geſchloſſenen römiſchen Geſchwader hineinkeilten? leſen wir nicht, daß der Weſtgothenkönig Alarich im fünften Jahrhundert menſchlicher und edler als die wilden Schaaren Karls von Bourbon und Oraniens im ſechszehnten Rom vor ſcheußlichen Verwüſtungen vor Schändung der heiligen Orte und Entweihung der Kirchen ſchirmte? Wohl mogten ſie in dem Zuſammenleben, in dem ſtillen Verkehr des Friedens, in dem blutigen Verkehr des Kriegs von den gebildeten und ritterlichen Saracenen der drei erſten mohriſchen Jahrhunderte Spaniens manche feine Sitte und großmüthige Art ſich zueignen, aber die chriſtliche Ritterſchaft, die ſtille ernſte ſtolze ſpaniſche Männerart konnte bei Sveven Alanen und Gothen aus eignen geſunden Wurzeln wohl grünſte Sproſſen treiben und hat ſie getrieben. Wirklich ſind dieſe Lande Spaniens geiſtiger und wiſſenſchaftlicher Mittelpunkt. Viel Herrliches und Tapferes haben die Katalanen Aragonier Biſcayer und Navarreſen, aber der ſpaniſche Stolz die ſpaniſche Hochherzigkeit und Männertreue iſt hier vor allen heimiſch; aus dieſen Landſchaften und aus Gallicien und Aſturien ſind größtentheils die Lichter der Kunſt und Wiſſenſchaft aufgegangen; hier lebt und iſt Spanien, und zwar in doppelter und dreifacher Entwickelung; hier weht der wunderſame abentheuerliche ritterliche dichteriſche und fantaſtiſche Hauch des germaniſchen und gothiſchen Nordens; aus dieſer Mitte iſt dieſer edle ritterliche Hauch über die übrigen ſpaniſchen Lande hingeweht worden. Geh hin und durchblättre die Denkmäler der ſpaniſchen Literatur, ſchaue ihre Kunſtwerke, ſchaue dir den ernſten ehrenfeſten wahrhaftigen ſpaniſchen Mann an; aber dann geh auch hin und ſchaue ihre Feſte Spiele Tänze, die Gewandtheit und Schwunghaftigkeit ihrer Leiber, die Leichtigkeit und Anmuth und dann wieder die Ritterlichkeit Erhabenheit und Majeſtät ihrer königlichen Sprache — und du ſtehſt ſtill und nimmſt tief den Hut ab. Glückliches Volk, wenn es ſeine Gaben erkennt! und es wird ſie erkennen und wird ſich ſelbſt wieder erkennen; glückliches Volk, welches Calderone und Cervantes erzeugte! O der Cervantes vor allen und über allen, der iſt Spaniens Shakeſpeare, wenn gleich Shakeſpeare der Einzige Unerreichbare in Europa bleibt. Da iſt Anmuth Zartheit Lieblichkeit Keuſchheit der Sitten, Scherz und Spiel und tiefſtes Weh und tiefſte Wonne eines großen und edlen Volkes, mit einem Witz einer Fröhlichkeit mit der heiterſten faſt göttlichen Ironie die keine Dornſpitzen höchſtens nur kleine

Stacheln hat, die um Roſen ſitzen. Da iſt und leibt und lebt das ganze Volk wie mit ſeiner Vergangenheit und Zukunft. Und wenn die Welt untergehen wollte und man behielte die Bibel und Shakeſpeare und Cervantes mit ſeinem Ritter Don Quixote, das Beſte wäre gerettet. Man hat viel gefragt, was der fröhliche Dichter mit ſeinem Ritter von der traurigen Geſtalt gemeint habe, ob Ernſt oder Spaß? Solche Fragen werden immer gethan, wo ein Göttliches Außerordentliches unter Menſchen erſcheint; man ſucht hinter dem Natürlichſten Einfachſten Naivſten, was unſterbliche Werke immer bezeichnet, noch eigene wunderbare Räthſel und Geheimniſſe. Das Geheimniß des Schönſten iſt eben das Einfache Einfältige Klare, wenn man wie bei ſtillem Meer bis auf den Boden der Tiefe ſchauen kann, aber, eben weil ſolches Schauen möglich iſt, unter dem Boden noch wieder eine tiefere Tiefe träumt. Denn das eben iſt das Wunderbare göttlicher Geſtalten, daß, indem ſie den Gefühlen und Gedanken in klarſter heiterſter Anſchauung auf den erſten Blick alles geben, ſie reitzen immer weiter und tiefer zu wollen, d. h. jedes ächte Kunſtwerk, indem es geſchwindeſte Befriedigung giebt, weckt auch zugleich mit Wonne und Wehmuth die Erinnerung und Sehnſucht einer unendlichen Welt, welche unſre, der Unſterblichen, die aber hienieden mit verhüllten Geſichtern ſchauen müſſen, Welt iſt und ſeyn wird. In Cervantes iſt ganz Spanien, und noch viel mehr, wie in Shakeſpeare ganz England und ganz Europa. Er hatte die glorreiche Schlacht bei Lepanto mitgefochten war Mohrenſklav in Afrika geweſen, hatte alſo in ſeiner Jugend das Süße und das Bittere des bewegten Heldenlebens reichlich gekoſtet; er hatte die letzte große ſpaniſche Art, die letzten ſpaniſchen Helden des Mittelalters noch geſehen; mit Philipp dem Zweiten ſollte Spanien zwei Jahrhunderte ſchlafen und träumen gehen.

Der Süden: Valenzia Murcia Granada Andaluſien Algarbien oder vielmehr ganz Portugal im Süden des Tajo. Dies iſt das dritte große Klima der Halbinſel und gleichſam das dritte beſondere Volk derſelben, aus ganz andern Beſtandtheilen zuſammengeſetzt und aus ganz anderen Keimen erwachſen als die oben genannten. Dieſe ſchönen Südlande, von prächtigen Bergen und Hügeln durchſchnitten und mit der reitzendſten Mannigfaltigkeit und Abwechſelung einzelner Ebenen und Thäler von unbeſchreiblicher Fruchtbarkeit und

Lieblichkeit, welche eben ſo viele Gärten Eden ſcheinen, blieben von den Sveven Wandalen und Weſtgothen faſt ungeſtört, und, wenn das auch nicht, in ihrem Weſen unaufgeſtört und unverändert; denn jene ſind allerdings zuweilen mit einzelnen Streifereien Verwüſtungen und Städtebelagerungen über ſie hingefahren, aber ſie ſind doch nur langſam und mit Erhaltung und Behauptung ihres Zuſtandes meiſtens durch friedlichen Vertrag weſtgothiſch geworden. Ich habe oben angedeutet, daß dieſe Provinzen wahrſcheinlich reich und volkreich und in ihren Städten und den Einrichtungen und Ordnungen derſelben wohl geſtellt waren. Aus dieſen Provinzen her geſchah es, daß die Romanen durch die Reſte höherer Bildung, vorzüglich wohl durch die Macht und den Einfluß der reich begüterten Geiſtlichkeit die Sprache der Sieger und Herrſcher bald überholten und durch die ihrige verſchlangen, ſo wie dieſe Geiſtlichkeit im Bunde mit den ſtolzen ſveviſchen und weſtgothiſchen Rittern das weſtgothiſche Königreich zu wilden Wahlaufruhren und endlich faſt zu Nichts herunterbrachte; ohne welches Unglück die Saracenen nimmer Eroberer und Herren Spaniens geworden wären. In dieſen Landen nun lagerten ſich die Ungläubigen vorzüglich hin; dieſe wurden hier gleichſam von einem morgenländiſchen Odem angeweht, Luft und Himmel Sitte und Art däuchten dem Afrikaner Ägypter und Syrer gleichartiger; in dieſen Städten und Thälern ließen ſie ſich luſtiger nieder, es war ja, wenn man nicht am Libanon oder Karmel geboren war, ein viel ſchöneres Land als die heimathliche Küſte gegenüber. Die in Üppigkeit Weichlichkeit und Zierlichkeit verſunkenen Romanen hatten keinen katalaniſchen oder gothiſchen Stolz, der ſich der Beduinen und Mohren hätte erwehren können. Dieſe haben die Einwohner ſanft unterjocht nicht ausgerottet; auch das Chriſtenthum, das mit üppigen Sitten nichts Verwandtes haben kann, ſcheint ſich hier wenig gewehrt zu haben, und die gegenwärtigen Einwohner dieſer Lande hat man ſich zu denken als Abkömmlinge der alten Romanen und der Saracenen und Mohren. Demnach iſt hier aus ſolchem Gemiſch ein eigenthümliches Menſchengeſchlecht erwachſen, welches bis dieſen Tag in ſeiner Geſtalt und ſeinem Leben in ſeinen Sitten und Gebräuchen wie in ſeinen Trieben und Leidenſchaften ſeinen Urſprung nicht verleugnet. Leichte hübſche gewandte Leiber kurzer Wuchs ſchwarze dunkle glühendes

Verlangen aber auch glühende Rache blitzende Augen, ein gerühriges fröhliches bewegliches Geſchlecht, arbeitſam munter und thätig aber voll Scherz Tanz und Saitenſpiel, als ſollte das ganze Leben nur eine Sarabande ſeyn. Dieſer Menſch iſt gleichſam der Tänzer und Citherſpieler der Aragonier und Baſke der Schwerdttänzer zur ſpartiſchen Flöte, leichtes Blut leichter Sinn geſchwinder Zorn geſchwinde Beſänftigung. Hier ſuche keiner das Spanien, wie es des Schweden und Deutſchen Fantaſie ſich malt, nicht jenen ausdaurenden Stolz jene Standhaftigkeit und Streitbarkeit, welche der ſpaniſchen Nation ein unvergängliches Leben verbürgen.

Ein ſolches iſt das ſpaniſche Land und Volk, ſo mannigfaltig ſo verſchieden, durch die eigenthümliche Art und Entwickelung der Völkerſchaften durch die eigenthümliche Geſtaltung ſeiner Gebirge Ströme und Küſten ſo vielfältig aus einander geriſſen, man mögte faſt ſagen, ſo von Natur geſchieden und geſondert, daß ſie für eine monarchiſche Einigung und Einheit kaum möglich ſchienen. Es war auch das weſtgothiſche Spanien durch ſeine unaufhörlichen Empörungen Meutereien Thronwechſel und Königswahlkriege ſchon im ſiebenten Jahrhundert auf dem beſten Wege in eine Menge Beſonderheiten aus einander zu fallen. Und wäre dieſes Auseinanderfallen damals vor ſich gegangen, nimmer würde das entſtanden ſeyn, was wir jetzt in Europa mit einer Art von verwunderndem Erſtaunen, auch wohl mit ſchauerlichem Entſetzen — je nachdem jedem ſein Gemüth verſchieden gehaart und verſtält iſt — das ſpaniſche Weſen nennen, wirklich den meiſten etwas ſpaniſchen Schlöſſern ähnlich Dünkendes, deren Eingang von Rieſen und Drachen bewacht wird. Nun kamen aber zum Glück, damit dieſe ſeltſame fröhliche Erſcheinung den europäiſchen Geſchichten auch nicht fehlte, die Saracenen, es kam ein ſechshundertjähriger Kampf der Heiden gegen die Chriſten. Dieſen Heiden iſt, wie geſagt, die ſüdliche Weichheit und Weichlichkeit erlegen, aber der härtere feſtere und ſtolzere Norden hat ſich ritterlich und chriſtlich gewehrt und, wie verſchieden die Länder und Völker auch ſeyn mogten, der lange Streit auf Leben und Tod hat nicht nur ein groſſes chriſtliches ſondern auch ein groſſes ſpaniſches Gemeingefühl gegeben, das durch alle Adern und Nerven der ganzen Halbinſel fortgezittert hat und bis auf den heutigen Tag das Mannigfaltigſte und Verſchiedenartigſte, während jedes in den untern Regionen ſeine Eigenthümlichkeit in beſonderer Freiheit behält, auf der Höhe des Gedankens und der That zu einem ſchönen Bunde zuſammenbindet. Dazu hat Spaniens Glück noch gefügt, daß im funfzehnten ſechszehnten Jahrhundert die einzelnen chriſtlichen Staaten durch Vermälungen und Eroberungen verbunden ſind; das gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts mitvereinigte Portugal iſt durch Zettelungen und Verſchwörungen franzöſiſcher Politik nicht zu ſeinem Glücke wieder aus der groſſen Gemeinſchaft losgeriſſen worden.

Spanien fühlte ſich wieder ganz jung und lebendig, ſtand wieder da in der Glorie ſeiner Leiden und Thaten wie ein jugendlicher Held, der nach Heilung ſeiner Wunden aus dem Bade geſtiegen die blinkende Rüſtung der Ehren angelegt hat. So ſtand Spanien da am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, ein Held, der im Bewußtſeyn ſeines Siegesglücks und ſeiner Stärke über die Länder hinblickt und fragt: wer wagt es ſich mit mir zu meſſen? Und es wurden ſeinem lüſternen Blicken nicht nur die Länder gezeigt, aber nicht nur die Länder gezeigt ſondern des Genueſers Kolumbus Genie öffnete ihm eine Neue Welt. In Karl dem Fünften in Philipp dem Zweiten bekam es ſtolze und gewaltige Herrſcher. Wie in jenen Tagen mit den Osmanen um Afrika mit den Franzoſen um Italien geſtritten, wie Italien als Beute gewonnen worden, wie ſiegprangende Flotten Wunder und Silber und Gold aus jenem neugefundenen Indien in die Heimath trugen, wer weiß es nicht? Aber es ward der Siege und Wunder und des Goldes und Silbers ein Zugeſchwindes und Zuvieles, es war eine überwältigende Unermeßlichkeit eine Überfüllung mit Wünſchen Strebungen und Thaten, eine Überreizung aller Leidenſchaften und Kräfte. Faſt ein Jahrhundert lebte Spanien im Traum und Rauſch ſeiner wunderbaren Schickſale und Thaten, dann fühlte es ſich erwachen und empfand Abſpannung und Ermattung.

Wie kein Naturkunder oder Heilkünſtler das Wachſen und Vergehen der Dinge im Einzelnen und Beſonderen genau nachweiſen kann, ſo wenig als die tieferen Urſachen der Krankheiten zum Tode oder der Geneſungen zum Leben, eben ſo iſt es mit dem Keimen Blühen und Verblühen der Völker in den verſchiedenen Umläufen ihres Daſeyns. Allerdings ſpannte Kaiſer Karl, der als König von

Spanien Karl der Erſte heißt, und ſein Sohn Philipp die ſpaniſchen Leidenſchaften und Kräfte in unaufhörlichen Rüſtungen und Kriegen während achtzig Jahren auf eine außerordentliche Weiſe an; aber Kriege, wenn ſie nicht mit blutiger und unmenſchlicher Gräulichkeit geführte Bürgerkriege ſind, pflegen weder die Geiſter zu ermatten noch die Länder zu entvölkern, ſondern es gilt der Spruch, welchen der große Condé nach der durchgefochtenen Mordſchlacht bei Senef über die Gefallenen hinblickend ſprach: les filles de Paris en font autant dans un jour. Kriege an ſich entvölkern nicht — das haben wir in unſern Tagen an Frankreich Italien Deutſchland erklärt geſehen. Aber es däucht mir, daß neben vielen Gründen ſpäterer Erſchlaffung und Schwächung des ſtolzen und muthigen Spaniens ein vorzüglichſter Grund eben in der Auffindung des Neuen Indiens oder vielmehr der Neuen Welt lag. Ich deute das ungefähr an, wie ſolche feine und wirklich viel tiefer als die gewöhnliche Meinung liegende Dinge etwa in einzelnen Lichtſtreifen aus den vielen Nebeln gewieſen werden können.

Man ſagt mit einer gewöhnlichen oft ſehr oberflächlich aus oberflächlichſter Betrachtung geſchöpften Meinung: Nicht die athemloſen Kriegsarbeiten die ſchweren zum Theil höchſt unglücklich ausgefallenen Unternehmungen und Züge der Spanier zu Waſſer und zu Lande unter den beiden eben genannten Herrſchern haben Spanien matt und arm und endlich faul und elend gemacht ſondern die von ihnen gebrochenen Landrechte und Volksfreiheiten haben den ſpaniſchen Stolz zermalmt und die ſpaniſche Regſamkeit ermattet, und ſo iſt das Unglück und der politiſche Tod des edlen Volkes als die allernatürlichſte Wirkung nachgefolgt. Nun iſt wahr, Karl und Philipp haben manche Rechte und Freiheiten der einzelnen ſpaniſchen Provinzen gebrochen, manche geringere und unbedeutendere die nothwendige Bewegung der Regierung wirklich nur hemmende Einzelheiten mußten, wenn Stärke in der Hand des Herrſchers ſeyn ſollte, wirklich abgethan und weggebrochen werden; aber ſo arg, als es in den gewöhnlichen Handbüchern über Spaniens Geſchichte ſteht, iſt es denn doch nicht geweſen. Dieſe eben genannten Könige waren noch weit davon, über ihre Königstitel von Aragonien und Kaſtilien das niederländiſche All Ons ſetzen zu können. In denſelben Tagen, wo Spaniens Freiheit ſo jämmerlich unterdrückt genannt wird, wurden z. B. von einem Ludwig dem Elften Franz dem Erſten und von dem gewaltigen Kardinal Richelieu, und grade zu der Zeit, als Spanien am matteſten und ſchwächlichſten erſchien, von Ludwig dem Vierzehnten die Freiheiten und Rechte der verſchiedenen franzöſiſchen Lande ganz anders durchbrochen und bis zum eigenmächtigſten Deſpotismus niedergetreten, und doch war das franzöſiſche Volk in Verhandlungen und Waffen nimmer mächtiger aufgetreten. Ich will damit gar nicht ableugnen, daß ein lange fortgeſetzter Deſpotismus nicht zuletzt jede Kraft eines Volks ſchwäche jeden höheren Flug lähme und die Freude endlich ſelbſt bis in die Luſt der Zeugungen zerknicke, aber es geht damit nur nicht ſo geſchwind, als manche Anſichten und Urtheile geſchwind ſind. Amerika, vorzüglich Amerika ſcheint die erſte Wurzel des ſpaniſchen Übels und der ſpaniſchen Entkräftung geweſen zu ſeyn. Man ſchaue und horche!

Die Erſcheinung dieſer Neuen Welt war ein ſpaniſches und europäiſches Wunder, das Gerücht von ſeinen wirklichen und gefabelten Herrlichkeiten von ſeinen Schätzen von ſeinen unerſchöpflichen Gold- und Silber-Minen ſtürmte wie ein ſchlimmer fantaſtiſcher Wind über die Spanier herein, Weſtindien Amerika Mexiko Peru das war der Klang, der alles wie in einem böſen Zauber mit ſich fortriß. Dieſes neue Wunderland, dieſe großen weiten Reiche mit ihren Schätzen und den Träumen von Schätzen riſſen alle kühnſten muthigſten Geiſter zu ſich; mit einer ungeheuren und unſtillbaren Eroberungsluſt und Habſucht mit einer verblendenden Bezauberung wurden Tauſende und zehntauſende der kräftigſten und ritterlichſten Jünglinge ihrer Heimath entlockt; mit der geſchwindeſten Geſchwindigkeit, wenigſtens im Ablauf eines Menſchenalters, waren dieſe Länder von den Spaniern erobert und zum Theil beſetzt und koloniſirt. Wer will und kann die Hunderttauſende zählen und rechnen, die auf dieſer Meerfahrt auf immer für das Mutterland verloren gegangen, die Millionen Menſchen grade des kräftigſten geiſtigſten Keimes, die auf dieſe Weiſe ihm ſeine Kraft und Blüthe entziehen mußten? Ich frage nur: was würde aus England geworden ſeyn, wenn ſeine nordamerikaniſchen Kolonieen alle binnen dreißig bis fünfzig Jahren von dem Mutterlande ihre Bevölkerung empfangen hätten? Es ſind aber jene amerikaniſchengliſchen Kolonieen oder Landſchaften im ſanften Ablauf von ein paar Jahrhunderten geſtiftet und bevölkert, und zwar nicht allein von England zuerſt gegründet und bevölkert ſondern Schweden Holland und Deutſchland haben dazu reichlichſte Beiſteuer geleiſtet. Die Spanier haben freilich über ihre Auswanderungen und über die Entblößung und Ausleerung des Vaterlandes kein Regiſter gehalten, aber wir können ja an den frühen und reichen Früchten die frühe und reiche Ausſaat erkennen. Nun war aber noch ein zweites Unglück bei dieſer Geſchwindigkeit und Gewaltigkeit, mit welcher man die Neue Welt faßte und nahm, daß nämlich der ſpaniſche Geiſt und das ſpaniſche Herz während einiger Jahrhunderte von dem Mutterlande faſt abgewendet und auf die glänzenden Hoffnungen und Scheine von Mexiko Peru und der Havanna faſt hingezaubert ward. Wo aber ein Volk ſeinen Schatz hat, da hat es auch ſein Herz, und wo das Herz iſt, da iſt das Leben und die Kraft. Dieſe Verwüſtung dieſe Verpflanzung und Abwendung von Geiſt Herz und Streben hat Spanien ermattet und ſeine Stärke zerbrochen. Das Land ward menſchenleer, der Stolz der Herrſcher und des Volks ermattete, die ſonſt ſo lebendigen ſpaniſchen Hände und Geiſter wurden faul, und alles Silber und Gold Amerikas, deſſen reinen Gewinn man in manchen Jahren auf 35 bis 40 Millionen Thaler berechnet hat, konnte die entſtandenen Mängel nicht decken die Gebrechen nicht heilen.

Aber es bleibt noch etwas Anderes übrig, was jede Erklärung abſchließt und zudeckt, ein unauflösliches Räthſel, das durch alle Geſchichten läuft. Vor Gott iſt das Jahrtauſend wie eine Sekunde, und ſo ſollten uns auch, wenn wir manche ſonderbarſte Aufſchwünge und manche noch ſonderbarere und plötzlichere Verſinkungen der Völker erblicken, bei der Betrachtung und Erwägung der Schickſale und Entwickelungen der einzelnen einige Jahrhunderte oft kaum ſo lang als ein Menſchenalter dünken. Es giebt unerklärliche Träume und Schlummer, wo die Völker in einer gewiſſen Starrſucht, gleichſam in einem Scheintod, darniederliegen. Ich will den abſoluten Spruch einiger Hegelianer grade nicht unbedingt unterſchreiben, daß jedes Volk ſeiner Zuſtände ſeiner guten oder ſchlechten Herrſcher eben im Augenblicke würdig ſey, daß die Heiligen Ludwige die Heinriche Vogler Guſtave Adolfe ſogleich da ſeyn würden, nicht in dem Augenblicke, wo das Volk ſie bedürfe, ſondern wo es ſie verdiene; aber doch iſt die Erſcheinung häufig genug, daß faule feige dumme Fürſten ein faules feiges dummes Volk nicht nur machen ſondern bei ihrer Geburt ſchon vorfinden. Etwas Erklärliches läuft allerdings in dieſem Zirkel von Ähnlichkeiten herum, aber vieles bleibt dunkel. Spanien hat eine ſolche Verſinkung, einen ſolchen ſtarren Schlaf mit wenigen kürzeſten Ausnahmen bis auf unſre Tage gehabt, beinahe zwei volle Jahrhunderte. Von allen ſeinen Herrſchern mit Ausnahme Karls des Dritten, der doch ein nicht ganz fauler und ein menſchlicher und rechtlicher Fürſt war, iſt auch kein einziger nur mit der Überſchrift des Mittelmäßigen zu bezeichnen, wohl aber mehrere als fürchterliche Dummköpfe und einige als fürchterliche Verbrecher. Das ſcheinen auch Verhängniſſe Gottes.

Spanien war ſeit Philipp dem Dritten zu einer Macht des zweiten Ranges herabgeſunken, obgleich es noch immer mit auf der erſten Bank ſaß; unter Karl dem Zweiten, dem letzten Habsburger, ſchien es mit ihm den Lebensathem auszuhauchen. So arm elend und hülflos, ſo von Fremden abhängig und bedroht war es noch nie erſchienen als im ſogenannten ſpaniſchen Erbfolgekriege. Unter den Burbonen im achtzehnten Jahrhundert ſchienen freilich hin und wieder einige Lebenskeime wieder aufgrünen zu wollen, aber bald ermatteten und verwelkten ſie wieder und in den Herrſchern und Völkern ſchienen die edleren höheren Kräfte ausgeſtorben. So fand die franzöſiſche Umwälzung, welche ganz Europa in ſeinen Grundfeſten erſchüttern ſollte, dieſes Land und zugleich in Karl dem Vierten einen elendeſten unfähigſten König auf dem Thron, von den Ränken und Zettelungen einer wollüſtigen Gemalin und ihres Günſtlings Godoy des ſogenannten Friedensfürſten beherrſcht und umſponnen. Eine ſchlechte Regierung von dem eignen Volke und von vielen Fremden verachtet und verabſcheut; alle Hülfsmittel des Landes entweder nicht gekannt oder ſchlecht benutzt und vergeudet; keine Finanzen kein Heer keine Flotte, wie dieſes Land mit ſeinen großen Reichen und Kolonieen ſie haben ſollte. Wir haben erlebt, wie der große Überliſter und Länderſchänder Napoleon mit korſiſcher Schlauheit, indem er ſeine feinſten Spinnengewebe mit in das ſpaniſche Haus- und Staats-Gewebe ſchlang, meinte Spanien wie eine leichte Beute davon tragen zu können. Europa meinte das mit ihm, ja ein großer Theil der bethörten Europäer, welchem in

Spanien nichts als Fäulniß und Aberglauben und graues mittelaltriges Mauergeſpinſt übrig zu ſeyn däuchte, klatſchte den Zügen ſeiner Heere über die Pyrenäen Beifall und Sieg zu. Aber es misglückten die Schlangenwickelungen der Liſt und die gaukliſchen Gedanken der Menſchen; Gott und der ſpaniſche Zorn und Wellington meinten es anders. Spaniens Zorn erwachte, als es ſein wenn gleich jämmerliches Königsgeſchlecht durch Hinterliſt gefangen und in franzöſiſche Gefängniſſe geführt und einen Bruder des Weltumgreifers an deſſen Statt zum König ernannt hörte; auch der alte ſpaniſche Stolz erwachte wieder und ſchlug aus den heiligen Bergen und Felſen, die weiland mit dem edelſten beſten iberiſchen und weſtgothiſchen Blute beſprengt und geweiht waren, Funken des Haſſes und der Rache, welche bald als Flammen über das ganze Land aufloderten. Wir gedenken dieſer großen Kämpfe, welche heilige Kämpfe für die Freiheit unſers Welttheils wurden, und des unſterblichen engliſchen Feldherrn und der ewig fliehenden und wiederkommenden immer vertilgten und immer wieder aufſtehenden Guerillas eines Mina Empecinado u. ſ. w.; wir müſſen uns Saragoſſas erinnern, ſolange Numantia ein unvergänglicher Name heißt. Spanien, welches im ſechszehnten Jahrhundert und noch im Anfange des ſiebenzehnten in Hinſicht auf Geſchloſſenheit und Ordnung die geprieſenſten europäiſchen Heere hatte, war im Felde weder in Zahl noch Übung den Franzoſen nicht gewachſen, aber es führte auf altſpaniſche Weiſe, wie weiland in einzelnen fliegenden und unüberwindlichen Schaaren gegen Römer und Araber gefochten war, ſeinen fürchterlichen parthiſchen Guerillaskrieg; und man darf behaupten, daß ohne dieſe ſtolze Beharrlichkeit, ohne dieſen Stolz und Haß, der gegen die Überliſter und Schänder des Vaterlandes Tod und Verderben ſchnaubte, Wellingtons 30,000 Engländer und eben ſo viele Portugieſen das Land nicht würden haben befreien können.

Dieſe Befreiung ward mit dem Jahr 1814 vollendet, es klang Friede der Völker und Wiederherſtellung der Herrſcher; aber das unglückliche Spanien ſollte keinen Frieden haben, ſondern mit dem feigen elenden Fürſten, der ſich wie ein dümmſter feigſter Gimpel von den Franzoſen hatte überliſten und in's Gefängniß abführen laſſen, war Unheil und Unſegen in's Land zurückgekehrt. Dieſer von Gott und ſich ſelbſt und von jedem königlichen Hochgefühl und

Edelmuth verlaſſenſte Fürſt, der eben im Kerker vor ſeinem Henker, dem allmächtigen Napoleon noch den knechtiſchen Schmeichler und Heuchler geſpielt hatte, ſteckte über Spanien die Fahnen des vollſten Abſolutismus auf und meinte im neunzehnten Jahrhundert wie ein deſpotiſcher Sultan regieren zu dürfen. Mit kleinlichem tückiſchen tyranniſchen Sinn misdeutete und verdachte er die Worte und Thaten ſeiner treueſten Freunde und der edelſten Spanier, die für die Wiedergewinnung des Vaterlandes und die Wiederherſtellung des Königs alles auf Leben und Tod drein geſetzt hatten; mit geſchwindeſter Eile verwarf und verrief er die Geſetze und Einrichtungen, welche die Juntas während ſeiner Gefangenſchaft im Vaterlande gemacht hatten, Gutes und Schlechtes alles warf er über und unter einander, und konnte die ſchöne Vergangenheit ſeines jammervollen Vaters Karls des Vierten und ſeiner eigenen früheren Regierung von wenigen Monaten nicht geſchwind genug über Spanien zurückführen. Wir erinnern uns alle mit friſcheſtem Gedächtniß dieſer Verdachte Rücktreibungen und Verfolgungen der dadurch hervorgerufenen Misvergnügen und Empörungen, dann der Einkerkerungen Verbannungen Hinrichtungen, endlich der Aufruhre von Riego und Quiroga und der Dämpfung und Unterdrückung derſelben durch den Einmarſch eines franzöſiſchen Heers und der darauf folgenden Thätigkeit des Scharfrichters; wir haben auch von dem verbrecheriſchen Gewirr der Pallaſt- und Haus-Geſchichten für Ferdinands des Siebenten Ruhm nur zu viel erlauſcht. Zum Schluß, um ſeine böſen Werke zu krönen, hat dieſer unſelige König, als er ſein Ende herannahen fühlte, den bei der Thronbeſteigung des Hauſes Anjou beſchwornen Familienvertrag gebrochen, das ſogenannte Saliſche Geſetz, das von Philipp dem Fünften, dem Beginner dieſes burboniſchen Hauſes, geſtiftet war, aufgehoben und ſeine älteſte Tochter, ein Kind von einigen Jahren, zu ſeiner Nachfolgerin erklärt. Nach ſeinem Tode Erſchütterung aller ſpaniſchen Herzen und Lande, indem die einen für die junge Königin und ihre Mutter die Regentin eine neapolitaniſche Prinzeſſin die andern für den laut des Familienvertrags rechtmäßigen Nachfolger Don Karlos des verſtorbenen Königs Bruder die Fahne erhoben, welche von der Regentin eine Fahne der Empörung geſcholten ward. So iſt in den Berglanden Kataloniens und Aragoniens vorzüglich aber in Biſcaya ein mehrjähriger innerer Krieg entbrannt und einzeln mit blutiger Grauſamkeit geführt worden, und die Engländer und Franzoſen haben als Bundsgenoſſen der jungen Königin mit Lieferung von Soldaten Geſchütz und Geld und mit mancherlei Zettelungen zwiſchen und drein geſpielt; die Parthei des Don Karlos, der eben ſo unfähig aber nicht ſo bös als ſein Bruder mehr für den Roſenkranz als für den Degen geboren iſt, hat endlich untergelegen, und er ſelbſt ſitzt als ein gefangener bewachter Flüchtling in einer franzöſiſchen Feſtung, und die junge Königin, ein Kind von zwölf Jahren unter der Vormundſchaft des ſpaniſchen Generals Eſpartero auf dem ſpaniſchen Thron: denn ihre Mutter die Königin Wittwe Chriſtina hatte weder den Geiſt noch die Sitten, welche ihr bei dem Volke das Anſehen und die Achtung gegeben hätten, für die Tochter das Scepter mit Würde tragen zu können. Auch ſie hat ſich vor den Unruhen und Empörungen, die endlich ihre Freiheit und ihr Leben bedrohen konnten, durch Flucht in die Fremde gerettet, und lebt gegenwärtig in Paris.

So ſieht der Wirrwarr der letzten Jahrzehende Spaniens aus, ſo ſind die ewig wechſelnden Getümmel Aufſtände und Rotten dieſes ſchönen Landes, ſo ſcheint ihnen Gott im Himmel durch ein verdorbenes und verſunkenes Herrſchergeſchlecht Unordnung Verwirrung Gewaltthätigkeit Mord und Blutvergießen, die aus Herrenloſigkeit entſpringen, gleichſam vermacht zu haben. So verdüſtert dünken Vielen alle Ausſichten der Beſſerung dieſer Zuſtände, ſo zügellos ſcheint ſich ihnen der Sinn und Willen des ganzen Volkes zu verwirren und zu verwildern, daß ſie über Spaniens Zukunft gleichſam den Stab brechen und ſprechen: Es iſt Nichts und wird Nichts. Und dies zwar, nachdem man vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren den heroiſchen Muth die unbezwingliche Standhaftigkeit und den unverſöhnlichen Haß des Volkes gegen ſeine Überliſter und Thronräuber mit Erſtaunen und Bewunderung geſehen hatte. Ich für meinen Theil kann einen ſolchen kurzen Ausſpruch mit den Vielen nicht mit ſolcher Leichtfertigkeit über mein Herz und meine Zunge bringen. Man höre! ja man höre! man ſchaue kühl und beſonnen durch die Getümmel und Geſchreie des Tages, man ſchaue rückwärts und vorwärts, und dann wird man die troſtloſen Beurtheilungen und Verurtheilungen Spaniens nicht unterſchreiben.

In erſter Linie wird die Anklage geſtellt, der Spanier ſey von Natur grauſam und wild, jeder Zucht und Ordnung unfähig und ungehorſam, meuteriſch rottiſch unregierlich. Alles dies ſind Urtheile des Augenblicks und auch der augenblicklichen Übertreibungen der Berichte und Gerüchte, die aus weiter Ferne erklingend wie der Schneeball im Fliegen wachſen. Spanien war im Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts entſetzlich tief geſunken und unfähigſte Herrſcher hatten das Verſinken gefördert; doch war es ſeit den Jahren 1720, obgleich zu einer Macht des zweiten Ranges herabgekommen, im allmäligen ſtillen Wachſen und Wiederaufſteigen. Nun war ſeit Karl dem Fünften durch die Entzweiung der europäiſchen Geiſter durch Luther und die Kirchenſpaltung der ſpaniſche Karakter vorzüglich durch die Darſtellungen der proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber als ein habſüchtiger und blutdürſtiger ordentlich ein ſtehendes hiſtoriſches Bild geworden, und dieſes Bild ward von ſchlechten Kopiſten immer wieder nachgemalt, auch dann noch, als die Spanier gar zahme ſtille und ſanfte Leute geworden. Sie waren aber um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, unter ihrem Karl dem Dritten, der dreißig Jahre bis zum Anfang der franzöſiſchen Umwälzung herrſchte, gar zahme und ſanfte Leute. Zuerſt ſey zur ſpaniſchen Ehre geſagt, daß ſie nach den erſten Jahrzehenden der Entdeckung Amerikas, wo ſie die Bewohner der Neuen Welt nicht nur als halbe Wilde ſondern als halbe Thiere betrachteten und behandelten, in ihren Kolonieen die mildeſten chriſtlichſten Herren ſowohl gegen die unterworfenen Unterthanen als gegen die eingeführten Sklaven geweſen ſind. Aber auch in Spanien ſelbſt war es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gar ſtill friedlich und menſchlich. Zwar blieben hin und wieder die gewöhnlichen ſpaniſchen Räuber, welche einem reichen Reiſenden wohl mal die Kleider auszogen und die Börſe und Koffer leerten, aber Gewaltthaten und Mordthaten waren damals faſt etwas Unerhörtes und zu blutigen Strafen und Hinrichtungen gab in jenen Tagen wohl kein Land weniger Veranlaſſung. Es war alſo damals, vom Jahre 1740 bis 1788, weder ein Geiſt allgemeiner Unordnung und Grauſamkeit noch ein Geiſt des Aufruhrs und der Meuterei. Darauf kam die franzöſiſche und europäiſche Umwälzung, und zu einer Zeit, wo Spanien tüchtiger Herrſcher und feſter Haltung der Regierung bedurfte, iſt es durch ein göttliches Verhängniß bis heute mit ſchlechten oder nichtigen Führern geſegnet geweſen. Zorn und Haß, welche durch Napoleon und ſeine franzöſiſchen Helfer nur zu ſehr zur Rache der ſchändlichſten Verrätherei und bübiſcheſten Überliſtung gereitzt wurden, haben ſich bei einem heißen leidenſchaftlichen Volke damals allerdings eine weite blutige Bahn geöffnet, auch iſt damals wohl in manchen Gemüthern aus Aufwallungen und Erbitterungen, die anfangs ihr volles Recht hatten, eine wirkliche Verwilderung eingetreten. Nach den gräulichen Mishandlungen, welche die Edelſten Freieſten und Beſten unter dem undankbaren tyranniſchen Ferdinand dem Siebenten erlitten, und in dem inneren Rotten- und Partheien-Kriege zwiſchen Don Karlos und dem Kinde Iſabella ſind einzelne Thaten des Gräuels und der Grauſamkeit erſchienen, vor welchen man ſchaudert, ach! Geburten eines heftigeren entzündlicheren Blutes als das kühlere Blut unſers Nordens; aber man vergeſſe dabei nur nicht ſo viele Thaten der Entſagung des Edelmuths der Aufopferung und Treue bis in den Tod, die dieſes ſtolze Volk in ſolchem Gewirr auch offenbart hat. Es geſchieht aber nun einmal ſo, ungeheure Gräuelthaten bemächtigen ſich der Fantaſie und werden treu im Gedächtniß aufbewahrt, die ſtillen menſchlichen Züge werden in ſolchen Zeiten kaum erzählt und bleiben mit Vergeſſenheit zugedeckt.

Hier erinnere ich wieder an das, was ich bei Gelegenheit Italiens über das verſchiedene Maaß geſagt habe, womit man die ſüdlichen und nördlichen Verbrechen meſſen muß. Und da vergeſſe man nicht das außerordentliche Schickſal, welches Spanien gefaßt und gleich einem ungerüſteten Schiffe in dieſe wilden Wirbelungen und Strudelungen hineingeriſſen hat. Spanien war im Jahr 1790 weit hinter dem Zeitalter zurück würde man in der Sprache unſers Augenblicks ſagen müſſen, es fühlte kaum das wiſpelnde Anwehen der Winde bei ſtiller Luft, ſah kaum die dünnen weißen Wolkenſtreifen, die ein allgemeines Donnerwetter verkündigten, während der Franzoſe Engländer und Deutſche die düſter und dick aufgerollten Wolkenberge des Gewitters erblickte, wodurch die alte Zeit zuſammengeſtürzt werden ſollte; Spanien träumte noch ziemlich ſtill und ſorgenlos den letzten mittelaltrigen Traum der Morgendämmerung und erſtaunte und erſchrack, als es nun plötzlich mit hinein in das brauſende Wetter ſollte. Wir wiſſen, wie es hinein gekommen und wie es in ſeinen Mühen und Schrecken umgetrieben worden. In den meiſten europäiſchen Ländern waren die Menſchen für das Neue vorbereitet, umfaßten ſelbſt das verkehrte und tolle geſchweige das verſtändige und gerechte Neue mit Vorgefühl und Vorliebe; ſelbſt die Widerſtrebenden und Zurückſtoßenden haben ſich zuletzt bequemen und darin finden gelernt. Aber ganz anders in Spanien. Da ſtehen die Alten und Neuen die Prieſterlichen und Unprieſterlichen die Ariſtokraten und Demokraten die Königiſchen und die Republikaniſchen viel ſchroffer und feindſeliger als irgendwo gegen einander gewaffnet und treffen mit ſüdlicher Leidenſchaft auf einander, und hier wird es vielleicht noch ein Menſchenalter bedürfen, bis man ſich über das Nothwendige verſtändigt und ſich in das Unabwendbare fügt. Dies außer den vielen andern Urſachen vermehrt die Bitterkeit und Heftigkeit der Kämpfe. Vorzüglich aber iſt das hoffnungsloſe und ungerechte Urtheil über Spaniens Gegenwart und Zukunft durch diejenigen ſo ſehr verbreitet, welche entweder mit oder gegen die Spanier oder gar für irgend eine der ſpaniſchen Rotten in dem letzten Jahrdreißig die Waffen geführt haben, welche Spanien aus dem ſogenannten militäriſchen Geſichtspunkte betrachten, welcher in der Regel einer der alleroberflächlichſten und gemeinſten zu ſeyn pflegt. Denn ein Kriegsmann, der von Jugend auf gewohnt iſt in Reih und Glied aufzuziehen und in gebührlicher Ordnung der Gliederungen und Schwenkungen zu marſchieren und zu fechten, kann ſich in die loſe zerſplitterte vagabundiſche Art, womit ein Tſcherkeſſe Tyroler Katalane ficht am allerſchwerſten finden; er iſt häufig ganz in der Lage, worin ein alter Profeſſor ſich befindet, dem ein junges ſprühendes Genie mit einem geiſtvollen aber ungeordneten Buche begegnet; er ſchreit Nichts! Nichts! eitel Verwirrung Untergang und Verzweiflung! Dieſes Geſchrei hören wir nun bald ein halbes Jahrhundert über die Spanier tönen, und doch leben die Spanier noch. Und auch das tönt als die Lehre des Tages, eben durch jene vielen militäriſchen Schriftſteller verbreitet, daß die ſpaniſche Monarchie, wenn dieſe ſchwache und unkräftige Führung und Zügelung der Regierung fortdauert, in viele Theile aus einander fallen wird, daß die Zerſplitterung und Zerſtückelung der Anſichten Neigungen Meinungen, die verſchiedene Zerſplitterung der Gemüther in den verſchiedenen Provinzen mit der Zerſtückelung und Zerſplitterung der ſpaniſchen Monarchie endigen werde. Ich habe weiter oben ſelbſt darauf hingedeutet, wie groß ja wie beinahe einzig in Europa die Verſchiedenheit der Naturanlagen und der Volksanlagen in Iberien iſt und wie dieſe Verſchiedenheit nur durch Kampf auf Leben und Tod, der über ein halbes Jahrtauſend fortgeſetzt werden mußte, zu einem großen Geſammtgefühl zu einer Art Einheit verbunden werden konnte. Die Loſung und das Feldgeſchrei Chriſtenthum gegen Heidenthum hat das Eine Spanien gemacht. Jetzt iſt aber in Spanien nicht nur die Eine allherrſchende Sprache — welches eine gewaltige Bindung iſt — ſondern es lebt ein alldurchdringendes und allbelebendes großes Gemeingefühl, und dieſes kann nimmermehr ausgerottet werden. Denn wenn ſich in dem Kleinen und Mittleren, ſelbſt wenn ſich in dem augenblicklichen widerlichen Wirrwarr der ſpaniſchen Dinge eine Zwietracht und ein wildes unordentliches Schwärmen offenbart wie der Bienen, welchen ihr Weiſer abhanden gekommen iſt, ſo wird die große ſpaniſche Gemeinſchaft, das Zeichen des feſten unzerreißlichen Bandes, wovon ſich alle umſchloſſen fühlen, ſich ſchon offenbaren, wenn das Große wirklicher Gefahren oder der Spott und Hohn von außen an die Spanier kommen will. Auseinanderfallen in viele kleine zwieträchtige ohnmächtige Theile zerſplittert werden könnte Spanien möglicher Weiſe, wenn es ohne Noth und Bedrängniß von den Fremden bliebe. Aber dieſe Noth wird nicht fehlen, ſie iſt ſchon da; die Spanier haben ſie ſelbſt nach Napoleon durch die Zettelungen Zerrungen und heimlichen und offenen Aufhetzungen beide der Engländer und Franzoſen genug gehabt, und haben ſie noch. Wann fremder Hohn ihren Stolz drohender verletzen fremder Einfluß ihre Zwietracht hinterliſtiger ausbeuten will, werden ſie ſchon wieder ganz und voll beiſammen ſeyn.

Aber, wird man mir auch noch einwerfen, iſt es nicht ein Zeichen des Todes, wenn in Zeiten, wo das Geſchick einem Volke gleichſam ein freies Spiel ſeiner Urzuſtände erlaubt, wo alle Neigungen und Strebungen entfeſſelt alle Kräfte losgelaſſen und freigegeben ſcheinen, in einem Volke kein großer Mann entſtehen will? Spanien grade hat ſolche Gelegenheit gehabt und lebt noch ſolche

Zeiten, aber wo erſchien der große Mann, der gewaltige von Gott zum Helden Herrſcher Ordner und Retter Geſtämpelte und Gezeigte, der da Führer Bändiger und Zwinger ſeyn konnte? Viele wackre tapfre Männer viele treueſte muthigſte Degen in den Nöthen und Gefahren — aber zeige mir einen Solchen! Ich kann keinen zeigen, vielleicht würde die Welt einen ſolchen zeigen, vielleicht würde Europa mit Fingern auf ihn weiſen, wenn eine engliſche Kugel, die gegen andre Brüſte hätte ſchlagen ſollen, den Baſken Zumalakarregui nicht vor Bilbao getroffen hätte. Hier, wo ihr dieſe Frage ſtellt, hier, grade hier, liegt ein dunkles in tiefer Nacht verhülltes Räthſel. Ja aus dem ſpaniſchen Königsſtamm hat kein grüner hoffnungsreicher Sproß treiben wollen, der alte ſpaniſche Adel, die ſogenannten Grandenfamilien größtentheils in geiſtiger und leiblicher Kümmerlichkeit zerbröckelt und verkommen — aber das Volk? wer wagt über das ſpaniſche Volk Ähnliches zu behaupten? Dieſes Räthſel wird auch ſeine Löſung finden, wann die Zeit reif iſt, wird Gott den Helfer Retter und Erhalter ſenden. Denn das iſt wahr, dieſes Treiben durcheinander und Stoßen aneinander kann und darf nicht ewig dauren, und es bedarf einer ſtarken und harten Hand, damit das Herrenloſe und Ungehorſame gehorchen das Zügelloſe und Wilde ſich in Liebe und Treue wieder binden lerne.

Auf dieſem Felde wird Arbeit ſeyn und noch auf vielen ſpaniſchen Feldern iſt reichliche Arbeit; aber die Stoffe ſind da, ein tüchtiges tapfres lebenvolles Volk ein herrlichſtes ſchönſtes Land eine Mannigfaltigkeit edler und ſtolzer Triebe, welche mit einander verſöhnt ein glorreiches Zeitalter weiſſagen. Das aber ſehe ich als das glücklichſte und hoffnungsreichſte Zeichen für Spaniens Zukunft an, daß es hinfort Spanien das alte glorreiche Spanien wieder ſeyn muß und nur dieſes ſeyn kann. Spanien hat durch die Erſchütterungen und Zerreißungen ſeiner letzten fünfunddreißig Jahre den größten Theil ſeiner überſeeiſchen Beſitzungen und Kolonieen verloren, die, als alles aus einander zu reißen begann, ſich auch losriſſen. Ein ſcheinbarer Verluſt, denn nicht mit dem Stolz eines Karls des Fünften kann ein König von Spanien jetzt noch die Herrſchaft über die Welttheile anſpielende Münzen prägen laſſen, aber ein wirkliches Glück für Spanien. Des Spaniers Blick und Herz iſt hinfort auf das alte Mutterland, und welches Land! hingewieſen, und hier kann er ganz andre Eroberungen und Gewinne machen als in Amerika und Indien. Schon zählt Spanien, das ſeit achtzig Jahren wieder mit allmälig erwachten Kräften ſich fühlende und bewegende Spanien, an 12 Millionen Einwohner, da es im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kaum die Hälfte hatte; es kann 25, und wenn es ſeine natürlichen Hülfsmittel und Kräfte ganz gebrauchen und die Schätze und Vortheile des herrlichen Landes ganz ausbeuten lernt, wohl 35 Millionen Menſchen eben ſo gut ernähren als jetzt die 12. Ich ſetze freilich das Glück und die Macht eines Volks nicht allein oder am meiſten in die Volksmenge und deren Vermehrung, aber das Mindere der Volksmenge iſt doch auch kein Zeichen der Blüthe.

Portugal ſcheinen wir bei dieſer Beſchauung und Betrachtung der großen Pyrenäiſchen Halbinſel faſt ganz überſehen zu haben. Es iſt in der That nur ein abgeriſſenes Bruchſtück des Ganzen, mit ſeiner eignen Art und Sprache ungefähr ein ähnliches Bruchſtück wie Holland ein abgeriſſenes Stück des großen Deutſchlands iſt. Seit ein paar Jahrhunderten, ſeit 1640, wo es ſich wieder von Spanien losriß, hat es ſeine frühere Bedeutung, welche es im funfzehnten Jahrhundert eine kurze Zeit zu haben ſchien, faſt ganz verloren und kann ſeit 140 Jahren faſt wie eine von England abhängige Provinz betrachtet werden. Es iſt ein Unglück für die Halbinſel, wenn gleich kein tödtliches, daß Portugal noch als ein beſonderes Reich beſteht; denn es kann bei politiſchen Zerwürfniſſen der Völker gemisbraucht werden und iſt häufig von England gemisbraucht worden Spanien gegen Weſten zu zwicken und in Schach zu halten. Aber viel wichtiger iſt eine andere Rückſicht, und zwar eine geographiſche und finanzielle. Ströme ſind die großen Pulsadern der Länder; es laufen aber drei ſolche Pulsadern der Halbinſel gegen Weſten und Süden in's Atlantiſche Meer aus, der Duero der Tajo und Guadiana. Portugal kann dieſe Pulsadern abbinden oder ſperren, und ſperrt dadurch ein kräftiges Lebensblut ja die Lebenswege des Landes ab. Über dieſe Pulsadern, über dieſe gebornen Lebenswege und Straßen des Handels und Verkehrs, über Schiffbarmachung Kanalgrabung kurz über Brauchbarmachung und Benutzung dieſer erſten natürlichſten Land- und Handels-Straßen iſt zwiſchen den beiden Ländern oft und noch in unſern Tagen Verhandlung und Zwiſt geweſen. Jetzt wo alle Völker ihren natürlichen Urſprüngen Gelegenheiten und Belangen mehr nachforſchen und wegen der erſchütterten und umgeſtürzten Zeit nachforſchen müſſen, ſind faſt alle geſcheidte und aufgeklärte Spanier und Portugieſen ſtill und laut darüber einig, daß, wenn die Halbinſel ihr ganzes Leben ihr volles Glück und ihre natürliche angeborne Stärke gewinnen ſoll, Portugal mit Spanien vereinigt werden muß. Darnach ſtreben ſchon Viele und mögten es jetzt, wo in der Kümmerlichkeit und halben Unrechtmäßigkeit der thronenden Herrſcherinnen beider Länder ſo geringes Hinderniß der Vereinigung zu ſeyn ſcheint, ſchon verwirklichen. Aber, aber — ſo leicht und machlich iſt es nicht, als es Manchen däucht. Wollten jene geſcheidten patriotiſchen Männer es zur Ausführung bringen, wie geſchwinde würde der engliſche Leopard über's Meer herbeiſpringen, für den Stamm Braganza die Heiligkeit der Verträge anrufen, mit Flotten und Heeren herbeiſpringen! Und jetzt hat der Leopard noch geſchwinde und ſcharfe Klauen. Aber wartet! Kommen wird die Zeit, wo die Natürlichkeit und der Verſtand das Unnatürliche und Verkehrte von Verhältniſſen, die beiden Reichen verderblich ſind, richten und beſſern wird.

Wir binden ſchließlich gleichſam in einem großen dicken Strauß zuſammen, was wir in einzelnen Blumen mit Wohlgefallen beſchaut und gepflückt haben: einige leichte Bemerkungen über den ſpaniſchen Karakter und das ſpaniſche Gemüth, ein gedrängtes Geſammtbild des Einzelnen und Verſchiedenen. Ich ſchicke hier bei aller Achtung und Liebe, die ich für die Spanier bekennen muß, die Bemerkung voraus, daß man bei der Zeichnung und Färbung dieſes Bildes nicht vergeſſen muß, erſtlich daß ein deutſcher Menſch es macht, zweitens immer eingedenk ſeyn muß, daß der Süden, indem er alle Geſtalten und Weſen für die Erſcheinung fertiger und vollendeter macht als der Norden, dem Nordländer leicht noch Größeres und Höheres vorbildet und einbildet, als der Inhalt einſchließt. Wir Nordländer, wenn wir bei dem Süden anlangen, bei dem Italiäner und Spanier, ſtehen in Erſtaunen über eine gewiſſe äußere Fertigkeit und Sicherheit des Daſeyns, im Erſtaunen ſchon über die feſte zuverſichtliche Haltung der Geſtalten, bald mit der Mütze in der Hand da. Und dazu ſcheint in Spanien Gelegenheit. Wir ſehen:

Der Spanier — wir meinen den unverderbenen Theil dieſes edlen Volkes — vereinigt auf das glücklichſte die nordiſche Schwere und die ſüdliche Leichtigkeit, den nordiſchen Ernſt und die ſüdliche Anmuth; er iſt — ſo mögte ich es gegen einander ſtellen — zugleich ein Schwerdtritter und ein Blumenritter, Stolz Trotz Freiheitsmuth Todesverachtung Redlichkeit Wahrhaftigkeit — ſpiele ich nicht auf die größten Tugenden hin, indem ich dieſe Worte ausſpreche, als die den ſpaniſchen Karakter bezeichnen ſollen?

Trotzig freiheitsmuthig war der alte Iberier und Kantabrer, das iſt heute noch der Bewohner der nördlichen ſpaniſchen Berge. Auch ſtolz iſt er, aber der Stolz hat vorzüglich in Spaniens Mitte und im Weſten ſeinen Sitz, in Kaſtilien Leon Gallicien. Das iſt der alte nordiſche germaniſche weſtgothiſche Ernſt, die gothiſche Erhabenheit und Ritterlichkeit, welche in dieſem Mittelpunkte athmend und von hier wehend alle Theile des ſpaniſchen Volks glücklich durchdrungen hat, und jener liebenswürdig fantaſtiſche Anhauch jenes abentheuerliche nordiſche Zuviel, welches in dem Ritter von der traurigen Geſtalt die Welt und ihr Getreibe ſo anmuthig ironiſch beſpielt und belächelt und hinter den muthwilligen Spielen und Scherzen ſo wunderliche Geheimniſſe verſteckt zu halten ſcheint. Dieſer Ernſt, der jeglichem, auch dem kleinſten, Mann in Spanien befiehlt auf Ehre zu merken und zu halten, dieſe ſtolze Würde menſchlicher Freiheit, die ſelbſt der niedrigſte Bauer und Mauleſeltreiber Spaniens ſich nicht nehmen läßt, der ſich auch für einen Hidalgo hält, für den Sohn eines Ehrenmannes und Weſtgothen, giebt eben die eigenthümliche Art das feſte Antlitz die würdige freie Rede, die wir andern bei den Spaniern anſtaunen müſſen, die wir oft gern als eine Lächerlichkeit belachen mögten, wenn wir dürften. Wie viel von dem Araber, ich meine, wie viel Orientaliſches, in dieſen ritterlichen Ernſt des Spaniers mit hinübergefloſſen iſt, das wird man nicht mehr einzeln herausleſen können, aber es weht in der adlichen und ritterlichen gravitas, womit auch der ärmſte Kerl dieſes Landes ſich gelegentlich in die Bruſt wirft, allerdings auch etwas von orientaliſcher Färbung und Anhauch. Es iſt und war ein Herkömmliches, von Erniedrigung Verfinſterung Verknechtung

Spaniens zu reden; ſeit Philipp dem Zweiten und ſo abwärts unter ſeinen Nachfolgern ſollten die Spanier immer mehr gleichſam als verdüſterte und unterdrückte Sklaven gebraucht und regiert werden ſeyn. O je! nimmer ſo ſehr und nimmer mit dem Gefühl, ſolchen Gebrauch und ſolche Behandlung ſich nur einen Augenblick gefallen zu laſſen, wie es den Franzoſen ſeit Richelieu und den Deutſchen ſeit dem dreißigjährigen Kriege geboten werden durfte. Hier, das bleibt wahr, hier hat es nie ein ſo gemeines ſo gemein gemachtes Volk gegeben, eine ſo knechtiſch und hündiſch gewordene Menge, wie man ſie leider noch vor dreißig funfzig Jahren in manchen Landſchaften Frankreichs und Deutſchlands ſah und in manchen Ländern hin und wieder noch ſieht, ſondern mit dem ſpaniſchen gemeinen Volk muß man einen freieren höheren Begriff verbinden. Der Menſch iſt hier nie ſo unter dem Menſchen erniedrigt, hat ſich hier nie ſo unter dem Menſchen gekrümmt, hat hier nie ſo hündiſch gekrochen und gewedelt wie anderswo, ſondern eine gewiſſe feine Art im Umgang, die Artigkeit heißen könnte, eine gewiſſe äußere Gleichheit der Behandlung und Haltung der verſchiedenen Stände einander gegenüber hat immer in Spanien geherrſcht. Zwar iſt Spanien bei allem Stolz und aller erhabenen Ernſthaftigkeit, die man gern hält und darſtellt, bei großen und außerordentlichen Gelegenheiten das Land vieler Herkömmlichkeiten und Ceremonien, aber nie war es das Land knechtiſcher Kriecherei und ſklaviſcher Unterwürfigkeit.

Schon iſt die Mannigfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit, die hier in den Dingen und Menſchen herrſcht, dieſes große Glück und Vorzug Spaniens vor faſt allen europäiſchen Ländern und Völkern, an mehr als Einer Stelle erwähnt; nirgends in der Welt iſt auch dieſe Mannigfaltigkeit dieſes bunte vielgeſtaltige Leben prächtiger und anmuthiger ausgeprägt. Der Spanier iſt kein ſolches Geſchöpf, das im Gefühl der Armuth und des Mangels, in einer lüſternen und ſich ſelbſt beſpiegelnden Eitelkeit unter andern ſcheinen und erſcheinen, der wie ein blankes Würmchen immer unter einem großen blanken Haufen mitſchwärmen muß, um ſich ſeines bischen Schimmers zu erfreuen; der ſtolze Spanier kann auch wohl gleich dem Italiäner zuweilen hoffärtig werden, eitel wird er nicht. Jeder will hier, ſo viel irgend möglich, er ſelbſt bleiben, für ſich ſeyn, der

Menſch das Volk will durchaus ſein eigenes Weſen ſeine eigne Art und Natur genießen entwickeln, behaupten. Der Spanier iſt mehr ein einſames Weſen ein beſonderer ein ſcharf ausgeprägter Menſch und putzt nicht gleich dem Franzoſen ſein Gepräge jeden Augenblick für fremde Augen aus und ab. Das will ſagen, der Spanier hat das größte Streben der Individualität, er hat dies mit dem Deutſchen gemein, übertrifft aber mit feſterer Natur hier noch den Deutſchen. Abgeſchloſſen ſpröd ſtolz verſchmäht er die leichten und gefälligen Übergänge in Fremdartiges die Abſchleifungen und Abrundungen ſchroffer und ſträubiger Eigenthümlichkeit. So ſteht der eine Spanier dem andern der Aragoneſe dem Kaſtilier der Kaſtilier dem Gallicier und Aſturier gegenüber, ſo Provinz der Provinz Stadt der Stadt. Dieſe feſte Sprödigkeit und unerſchütterliche Ruhigkeit dieſes ſtarke Gefühl dieſer angeborne Stolz auf Perſönlichkeit und Volksthümlichkeit des einzelnen Mannes und jedes beſonderen Stammes hat daher in unſern Tagen Viele zu dem Glauben gebracht, Spanien müſſe, wenn nicht bald ein gewaltiger Ordner und Zwinger erſcheine, der das Aufgelöſte verbinde und das Auseinandergeſprengte zuſammentreibe, in vier fünf vielleicht in noch mehrere einzelne Staaten auseinander fallen. Dieſer Geiſt der Einzelheit und Perſönlichkeit dieſer Stolz auf das Einzelne und Eigenthümliche iſt das, was man im höheren beſten Sinn Geiſt der Freiheit Stolz auf Unabhängigkeit nennen kann, welche ſich älteſtens und jüngſtens in den glänzendſten und unauslöſchlichſten Zeichen offenbart haben. Alles mag man dem Spanier nehmen, Herr ſeines Willens ſein Selbſt will er bleiben, ſeinen Willen läßt er ſich nimmer mindern noch brechen. Da hat er heute noch etwas von dem Weſtgothen der Atteſtupa [1]) von der Ruhe und der Entſchloſſenheit die der ſchwächſte Orientale bei dem Anblick des Unendlichen bei dem Anblick Gottes und des Schickſals offenbart; er fühlt und ſpricht groß iſt Gott gerecht iſt Gott und thut und leidet in dieſem Gefühl, was er muß. Spottet nur und lachet nur, ihr, die ihr aus Unverſtand die Spanier verringern und verkleinern wollt, die ihr über ihre parthiſche oder keltiberiſche Kriegsführung lachet, lernt ſpaniſche Todesverachtung und ſtillen männlichen Todesempfang.

---

[1]) Atteſtupa, Geſchlechtsſturz hießen Felsklippen, wovon edle nordiſche Greiſe, welchen nicht verliehen war in Schlachten zu fallen, ſich bei dem Gefühl des nahen Todes herabſtürzten, um als ſolche, die nicht den Strohtod (auf ruhigem Lager) geſtorben, würdig zu ſeyn der ſeligen Gemeinſchaft mit Odin und den Aſen in Walhall.

Der Spanier verachtet die Sklaverei und die Lüge. Ich habe dieſe Worte abſichtlich zuſammengeſtellt. Nichts bricht Herz Muth und Kraft geſchwinder entzwei als die Lüge: die Lüge iſt das teufliſcheſte, weil das feigſte, Laſter. Die Alten rechneten unter den Tugenden, worauf die Perſer weiland hielten, die Perſer, welche die Griechen durch griechiſche Fabeln vergebens zu verkleinern geſucht haben, die Viere: das Bogenſchießen das Reiten das Nichtſchuldenmachen das Nichtlügen. Dieſe vier hießen die großen Künſte der Männlichkeit: denn virtus ἀρετή Tugend heißt Manneskraft, das kleine und das große Ding, wodurch ein Mann ganz bleibt und ganz wird. Jene erſten beiden Übungen bezogen ſich auf die leibliche, die zweiten beiden auf die geiſtige Wehrhaftmachung und Rüſtung des Mannes; denn das Nichtſchuldenmachen bezog ſich unmittelbar auf das Nichtlügendürfen, weil wer leichtſinnig Schulden macht jeden Augenblick in die entſetzliche Noth geräth häufig vor einem Feigen als ein Feiger gebückt ſtehen und Ausflüchte und Durchſchlüpfe ſuchen zu müſſen, die eines Freien und Edlen unwürdig ſind. Der Spanier hat auch den perſiſchen Stolz dieſer prächtigſten Männerrüſtung, er geht im glänzenden Waffenſchmuck der Wahrheit einher. Darüber iſt nur Eine Stimme bei allen, welche die ſpaniſchen Dinge kennen und lange mit den Spaniern und in Spanien gelebt haben, ja ſelbſt bei denen, die aus der Ferne über weite Meere her durch Briefe und Schiffe mit dem Volk verkehrt haben. Wehe dem, der in Spanien auch dem kleinſten Mann nur merken läßt, daß er ihn für einen Lügner halte! mehr wehe, wenn er das Wort Lüge ausſpricht! es bedeutet das Eiſen durch die Bruſt. Hier zeigt ſich der alte Germane und Weſtgothe: Lügner Haſe Kürbis waren dem alten Deutſchen die ſchmählichſten Wörter, Schimpfe, die nur mit Blut abgewaſchen werden konnten; Lüge und Feigheit waren ſo ganz derſelbe Begriff, daß Sklav und Dieb durch das gleiche Wort (Diob) bezeichnet wurden. Dies zeigt ſich hell bei dem Unterſchied des Nehmens und des Stehlens: was einer bei Tage nahm bei'm Lichte der Sonne, daß es allenfalls hätte geſehen werden können, das ward ſchonfach gelinder gebüßt, als was er bei Nacht raubte: in dem Letzten, dem Stehlen, ſollte eben die verabſcheute ſchleichende Feigheit und Lüge gezüchtigt werden. Durch dieſe Tugenden, durch Wahrhaftigkeit und Redlichkeit durch Menſchlichkeit und Milde, die ſie im höchſten Grade gegen ihre Unterthänigen und gegen ſich ſelbſt brauchten und übten, bis ſie in die unvermeidlichen blutigen Wirbel der Zeit hineingeriſſen wurden, bekommt der ſpaniſche Stolz die höhere Würde. Frage den Weltumſegler den Wanderer den Kaufmann und Schiffer, wo er immer mit Spaniern verkehrt hat, er muß gutes Zeugniß für ſie ablegen.

Alſo Ernſt Stolz Männlichkeit Männerehre und Männertreue. Dies iſt die eine Seite des Spaniers, die größere, welche Achtung gebietet. Wir berühren auch die andere Seite, die kleinere, welche Wohlgefallen erregt. Wie ich oben ſchon vorausſpielte, der Spanier iſt der Mann beide des Schwerdts und der Leyer, des mächtigſten Ernſtes und des leichteſten Scherzes wie kaum ein anderer Sterblicher. Gewandteſte leichteſte luſtigſte Leiber bei den Menſchen im Süden und im Norden; höhere ſchlankere feſtere, mehr Sprödigkeit und Schwere in der Haltung bei dem Spanier des Mittellandes. Hier haben die Triebe der Leichten und Beweglichen die Spröden und Starken angenehm ergriffen und ihnen von dem Ihrigen die gebürliche Miſchung und Färbung gegeben. Der Südſpanier, der Sohn des Romanen Beduinen und Mohren, iſt leicht leichtfertig luſtig, ein Springer Singer Tänzer, ein Menſch der leidenſchaftlichen Gluth in der Bruſt und des Schimmers und Glanzes nach außen hin; doch hat er durch die arabiſche Ritterlichkeit und weſtgothiſche Ernſthaftigkeit über ſeinem leichten Weſen auch eine ernſtere Haltung und Färbung bekommen: er iſt kein ſo dünner und aus einem bunten Allerlei von Trieben, die ſich einander aufheben und vernichten, gleichſam zuſammengewürfelter Menſch als der italiſche Kalabreſe und Inſelbewohner, obgleich man die gewaltige Thatkraft des Aragoniers und Kaſtiliers in ihm nicht ſuchen muß. Dieſer Menſch in einem glücklichen bildervollen und heitern Klima geboren iſt freilich in mancher Hinſicht auch ein leichtfertiger und abentheuerlicher Spieler, ein bunter eitler fantaſtiſcher Springer, aber es iſt dieſe Leichtfertigkeit und Eitelkeit, wo ſie mit ihm durchgeht, ſein vollſter gebrannteſter Ernſt ſeine volle ganze Natur; er ſpielt und abentheuert, weil er muß, weil er es nicht laſſen kann, es iſt immer die Fülle der Luſt und des Triebes dabei. Eitelkeit, die vanitas vanitatum, wovon ſchon die Älteſten geklungen haben, iſt ein glücklichſtes Erbtheil unſerer Natur; denn wie ſollten wir ohne ſie über die vielen Leiden und Mühen hinkommen, welche jeden von uns unvermeidlich treffen müſſen? Dieſe Eitelkeit hat der Spanier auch, wenn gleich ſein Barometer auf Stolz weiſt, und der Südſpanier hat ſie im hohen Grade; aber die ſchlimme Eitelkeit, die dünne magere, die ſich ihres Nichts immer bewußte und darum immer von einem Schimmer und Schein zu dem andern hinübertappende und hinübertaſtende — dieſe iſt nicht ſpaniſch, dieſe ſündliche Eitelkeit iſt mehr ein Kind des Franzoſen und gelegentlich auch des Deutſchen und der übrigen Nordländer.

Will man zuletzt den Spanier in ſeinem geiſtigen Treiben und Wirken noch gegen den Italiäner halten, mit welchem ſein Klima ſo vieles gemein hat, ſo zeigt Italien immer noch etwas, man mögte ſagen, Römiſches oder Latiniſches, eine durchgehende Ebenmäßigkeit und Klarheit, eine heitere beſonnene Verſtändigkeit, weniger das Ritterliche Überſchwängliche und Überfliegende, was ſich bis in's Abentheuerliche und Geſtaltloſe verlieren kann. Der Italiäner haßt ſeiner Natur nach alle Halblichter und Nebellichter; der Spanier iſt fantaſiereicher aber auch fantaſtiſcher, er iſt idealiſcher bilderreicher und mannigfaltiger, alſo auch viel glücklicher und reicher.

So ſcheine ich die Spanier faſt nicht beſchrieben ſondern nur geprieſen zu haben. Es war Pflicht des edlen Volkes Herrlichkeit und Glanz zu zeigen, wo man nur Schatten über ſie ziehen oder gar Schmutz auf ſie werfen will.

Frankreich.

Frankreich bildet durch ſeine eigenthümliche geographiſche Lage zwar keine ſo vollkommen und glücklich geſtaltete Halbinſel als Spanien, aber doch eine Halbinſel im eigentlichen Sinn des Worts, indem ſeine gute Hälfte vom Meer umſpült iſt. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche eigentlich meiſtens nur Naturgränzen werden, indem ſie gewöhnlich auch Sprachſcheidungen der Völker machen, ſo iſt Frankreich eine ſehr vollkommene Halbinſel; denn vom Genfer See bis Nizza welche Inſelung oder Scheidung von Italien gegen Oſten durch die höchſten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Norden bleibt zugänglicher und bildet keine ſo hohe Gränzſcheide; dort der Jura die Vogeſen die Ardennen mit mäßigen Erhebungen, die höchſten Höhen nur 4000 bis 5000 Schuh über dem Meer, an der Somme fortlaufend nur geringere Hebungen und Hügel, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies iſt die Halbinſel Frankreich, ein großes ſchönes Land, reich an mannigfaltigen Gütern und Gelegenheiten, 10,000 Quadratmeilen groß und von 33 bis 35 Millionen Menſchen bewohnt. Dieſes große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordoſten an manchen Stellen ein kaltes faſt nordiſches Klima machen, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach in zwei Theile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört ſchon dem Norden, es gehört ſchon ſehr dem Klima von einem Theil Deutſchlands und Englands; das Land ſüdlich der Loire und Clermonts und Lyons bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen ſpielt etwas zum Süden hin, und doch iſt es noch nicht ganz Südland wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht alſo ganz eigentlich die Mitte zwiſchen dem Norden und Süden Europas, es macht gleichſam einen Übergang. Frankreich hat auch zwei verſchiedene Seelen in ſich, eine nördliche und eine ſüdliche Seele, die ſich bis auf den heutigen Tag in mancherlei Hader und Zwietracht einander bekämpfen und das unruhige wankelmüthige wechſelvolle wunderliche Leben und Weſen bilden, welches wir das franzöſiſche Leben und Weſen nennen, und welches wie ein ſiedender Topf nach unſrer deutſchen Seite hin, wo der Rand am niedrigſten und hin und wieder abgebrochen iſt, immer überſchäumen und uns mit ſeinem ſiedenden Brodem überſprühen und verſengen will.

Dieſes im Ganzen fruchtbare und ſchöne Land mit zwei großen Meeren, dem Atlantiſchen und dem Mittelländiſchen und dem unruhigen ſturmvollen und kriegvollen Kanal, den ſo viele Siege und Niederlagen der Römer Sachſen Flandrer Holländer Franzoſen und Engländer ſeit anderthalb tauſend Jahren blutig gefärbt haben, und mit vortrefflichen Häfen an ſeinen Küſten hat freilich nicht die hochgeſtaltige und vielgeſtaltige Mannigfaltigkeit Spaniens und Italiens ja nicht einmal die Mannigfaltigkeit Deutſchlands, aber es iſt reich an Wein Getraide Obſtbau Viehzucht und zieht im Süden ſchon den Ölbaum und einzelne Südfrüchte und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm, iſt auch durch Handel Schiffahrt Gewerbfleiß und Kolonieen ein geſegnetes und mächtiges Reich.

Dieſes ſchöne Land hieß älteſtens Gallien und war in den Zeiten der Griechen und Römer das Hauptland des großen europäiſchen Südweſtvolkes der Kelten oder Galen. Obgleich wir bei den bruchſtückigen Nachrichten die einzelnen Beſtandtheile des großen Volkes, wie ſie vier- fünf- hundert ja nur hundert Jahre vor unſrer Zeitrechnung beſtanden, nicht genauer kennen, wiſſen wir doch, daß alle Donaulande von Pannonien bis zur Quelle der Donau und die Länge und der Bogen der Karpathen, wo dieſer unter dem Namen Rieſengebirge ſich tiefer in Deutſchland hinein beugt, daß die Alpen zu beiden Seiten und Oberitalien theils von ihnen beſetzt theils von ihnen durchſprengt waren, daß ihre Stammgenoſſen zum Theil mit Andersartigem gemiſcht in Hiſpanien Britannien Irland ſaßen. In den Tagen, wo das Gallien, von deſſen Gebiet und Urenkeln wi jetzt handeln, durch den römiſchen Cäſarsdegen der Geſchichte ganz geöffnet ward, war die galliſche Macht und Größe, welche 350 Jahre früher Rom in ſeiner erſten Entwickelung beinahe vernichtet hätte, von ihrer weiland Fürchterlichkeit tief herabgeſunken und ward von Cäſar in ſieben Feldzügen in eine römiſche Provinz verwandelt, nachdem die Römer ſich der Südküſten mit den Hauptſtädten Maſſilia und Narbona und der von den Allobrogen, welche ſie durch ihre gewöhnlichen Künſte aus ſogenannten Freunden und Bundsgenoſſen allmälig in Unterworfene verwandelten, bewohnten Alpenpäſſe ſchon früher bemächtigt hatten. Doch war die größere Hälfte dieſes galliſchen Landes nur von ächten Galliern bewohnt; im Süden um die Garonne bis an die Pyrenäen ſaßen die Aquitanier oder Baſken, und der Norden war theils halb theils ganz germaniſch. Die Germanen, welche älteſtens vor Sagen und Geſchichten ihren Abzug aus der aſiatiſchen Heimath wahrſcheinlich vom Schwarzen Meer auf der leichteſten Straße längs den Waſſern und leichten Höhen des Dneprs zur Neva und Düna hinauf immer vordringend gemacht und zuerſt die Küſtenlande und Halbinſeln und Inſeln der Oſtſee beſetzt hatten, waren in den letzten Jahrhunderten laut Cäſars Berichten von da immer gewaltiger weiter gegen Südweſten gedrungen und hatten die Gallier weiter nach Süden hinabgedrängt. Vielleicht waren die Stöße, welche die Gallier vier Jahrhunderte vor Chriſto auf die Römer ſpäter auf die Griechen bis zum heiligen Delphi hinunter machten, ſolche, die wieder durch Stöße und Drucke, welche die Germanen vom Norden her mehr und mehr auf ſie machten, veranlaßt wurden. Wie dem ſey, der nördliche Theil des Landes, welches die Römer mit dem gemeinſamen Namen Gallien nannten, alles, was zwiſchen den nördlichen Ausläufen des Jura von der Rheinbiegung des jetzigen Baſels an den Ardennen und den von der Somme durchfloſſenen Höhen und Ebenen lag und nordöſtlich zwiſchen dieſen Bergen und dem Rheinbogen eingeſchloſſen ward, hieß damals Belgien, und war vom Oberrhein bis an die Berge, welche jetzt der Hundsrück heißen von reingermaniſchen Völkerſchaften, in dem übrigen Theil von gemiſchten Völkerſtoffen bewohnt, doch ſo, daß viele der einzelnen Völkernamen ſich deſſen, daß ſie von Germanen ihren Urſprung herleiten konnten, als eines beſondern Vorzugs der Tapferkeit rühmten. Und in der That zeichneten ſich die Belgier in dem Kampfe gegen Cäſar durch eine beſondere Hartnäckigkeit und Freiheitsliebe vor den Galliern aus.

Dieſe ächten Gallier in Gallien waren zu Cäſars Zeit ungefähr in der Lage, worin dieſes Land viel ſpäter wieder im neunzehnten Jahrhundert erſchien. Es war das freie ſtolze Volk längſt untergegangen und hatte ſich in eine Vielheit kleiner Völkerſchaften aufgelöſt, in welchen einige mächtige Häuptlings-Familien den Vorrang hatten und im immerwährenden Wechſel innerer Kämpfe Verſchwörungen und Kriege mit einander um die erſte Stelle rangen. Es herrſchte damals in dieſem Gallien ein allgemeines Vaſallenthum von Knechtſchaft und Hörigkeit, weswegen die freieren und freiheitskühneren Germanen das gewaltige Übergewicht im Nordweſten erlangt hatten und dieſe in ſich zerſpalteten und dienſtbaren Gallier ein leichter Raub römiſcher Liſt und Tapferkeit wurden. Sie dienten hinfort den Römern ein halbes Jahrtauſend. Es werden in dieſen fünf römiſchen Jahrhunderten mehrere galliſche Aufruhre gemeldet, aber von Neros Tode an gerechnet bis in's fünfte Jahrhundert alle nur Aufruhre einiger Häuptlinge oder römiſcher Heerfürſten, welche nach der Kaiſerwürde ſtrebten, niemals ſolche gefährliche und nachhaltige Aufſtände als die, woran ein ganzes Volk mit ganzem Gemüthe Theil nimmt, zu ſeyn pflegen. Die Römer beſchreiben dieſe Gallier als ein leichtes gewandtes ſchönes Volk voll Geiſt und Munterkeit, zu Zorn und Liebe leicht aufreitzlich und beweglich, feurig muthig aber wenig beharrlich, in ſeinen Entſchlüſſen geſchwind aber wankelmüthig, auf jedes leichteſte loſeſte Gerücht horchend und der Neuerungen lüſtern. Dieſe Gallier wurden von den Sitten und auch von der Sprache der Römer bald überwältigt, und lagen zu der Zeit, als die Neue oder vielmehr die mittlere Neue Welt Europas beginnen ſollte, wie faſt alle romaniſchen Lande ohne Kraft der Selbſtſtändigkeit und ohne Macht der Gegenwehr als eine hülfloſe verweichlichte und verknechtete Volksmaſſe da.

Mit dem fünften Jahrhundert beginnt dieſe mittlere Neue Zeit, die neue germaniſche und germaniſchromaniſche Geſchichte des Südweſtens unſeres Welttheils. Zuerſt dringt das Volk der Burgunder aus der Mitte des jetzigen Deutſchlands, in dieſen erſchütterten Tagen aufgeſtört, über den Oberrhein und ſetzt ſich an und auf dem

Juragebirg und an der Oberrhone feſt und ſenkt ſich von da von Jahrzehend zu Jahrzehend in dem Maaße, wie die römiſche Macht über die Länder ſich ſchwächt, bis über die galliſche Saar (Iſere) hinab, ſo daß Vienna und Valentia an der Rhone ihre Hauptplätze werden. Bald darauf erſcheinen die Weſtgothen in Südgallien erobern ganz Aquitanien und machen Toloſa an der Garumna zu ihrer Hauptſtadt; beſetzen auch nach und nach alles Land bis an das Hochgebirg des mittleren Frankreichs und längs der Küſte bis an die Loire. In dieſen verworrenen und verwilderten Tagen wird die äußerſte Weſtküſte Galliens von Briten beſetzt, welche vor dem Degen der Angelſachſen flüchtig ſich hier bei den Stammverwandten ein neues Vaterland ſuchen. Hier wohnten wahrſcheinlich ihre nächſten Blutsfreunde, es kamen vielleicht die Ururenkel derjenigen, die vorlängſt von hier zu der britanniſchen Inſel hinübergeſchifft, in die Heimath ihrer Altvordern zurück. So iſt hier Kleinbritannien oder die Bretagne entſtanden. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts trat hier endlich das gewaltige Volk auf, welches lange ſchon an der Maas und am Niederrhein geſeſſen und eben in dieſem fünften Jahrhundert den größten Theil des alten Nordgalliens oder Belgiens ſchon in Beſitz genommen hatte. Ludwig der Erſte König der Franken ſchlug im Jahr 486 den Siagrius, der das mittlere Gallien im Namen der Römer, die aber als Staat ſeit Jahren nicht mehr lebten, noch behauptete, in einer blutigen Schlacht bei Sigdunum (Soiſſons), beſetzte den ganzen Nordſaum Frankreichs und unterwarf ſich dieſe Mitte Galliens als Heerfürſt und Eroberer. Dieſer Ludwig drängte zwanzig Jahre ſpäter durch die Schlacht bei Vouglé in Poitou die Weſtgothen gegen Süden unter die Garonne hinab und ſeine Söhne unterwarfen ſich das Reich der Burgunder, ſo daß jetzt das ganze alte Gallien im Sinn des Zeitalters des Julius Cäſar jetzt den Franken dienſtbar war; denn auch die Briten in Armorikum waren ihnen ſchon zu Ludwigs Zeiten zinsbar geworden. Nur die ſüdliche Hälfte Aquitaniens blieb noch weſtgothiſch. Dieſe aber ward im Anfange des achten Jahrhunderts mit dem übrigen Spanien nach hartnäckigſter tapferſter Gegenwehr endlich doch von den Saracenen bezwungen, welche ſelbſt nach den Siegen Karl Martells und Pipins ſich in den Pyrenäen- und Küſten-Gegenden des Mittelmeers meiſtens bis auf Karl den Großen behaupteten, der endlich dieſſeits der Pyrenäen ihre Macht brach und jenſeits mehrere Saracenenfürſten zinsbar machte. Dieſe ſeine Eroberungen zu beiden Seiten der Pyrenäen bildeten die ſogenannte **Hiſpaniſche Mark**, wovon der größte Theil unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern wieder verloren ging. Kamen endlich als letzte und kräftigſte neue Eroberer und Anſiedler die Normannen im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Sie eroberten und behielten das ſchöne Land an dem Kanal und an der Niederſeine. Ich nenne ſie auch Anſiedler, denn nicht als dünn geſäete Eroberer und Kriegsfürſten, wie die Franken das mittlere Gallien, haben ſie dieſes Land etwa nur mit 20,000 oder 30,000 Kriegern beſetzt, die ſich die Töchter des Landes gefallen ließen und mit ihnen ein Miſchlingsgeſchlecht zeugten, ſondern bis in die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts, ſo melden uns die Jahrbücher jener Zeit, häufig in der Klemme zwiſchen den unaufhörlichen Aufruhren und Wechſeln, welche die verſchiedenen Händel und Zwiſte der ſchwachen letzten Karlinger und der mächtigen Häuſer der Kapetinger und der Grafen von Vermandois und Flandern verurſachten, kamen mehrmals neue normänniſche Nachſchübe von Zehntauſend und Zwanzigtauſend Streitern, um ihre bedrängten Landsleute zu ſtärken, aus der alten Nordheimath über das Meer, und ſo iſt alſo dieſes Land von dem nordiſchen Stamm und der normänniſchen Kriegs- und Helden-Genoſſenſchaft recht dicht beſetzt und bevölkert worden.

Von allen dieſen verſchiedenen Völkern und Völkerſchaften haben zuletzt die Franken, als welche die mächtigſten und zahlreichſten waren, oben geſchwebt und haben Gallien den Namen Frankreich gegeben. Wer waren dieſe Franken? und woher? ich meine: woher ſind ſie bei ihrem erſten Erſcheinen gekommen? und in welchen germaniſchen Völkerſchaften haben ſie beſonders zuerſt geſteckt? Wir müſſen leider geſtehen, daß wir das nicht wiſſen. Ihre Anfänge beide des Volks und des Königsgeſchlechts ruhen auf ein paar Streifen von entſtellten Sagen und von ſpäteren Klüglingen hereingebrachten fabelhaften Mährchen. Die Frankenſage gleich der Sage von faſt allen germaniſchen Stämmen läßt ſie und die Sachſen, ihre nächſten nordöſtlichen Nachbarn, aus dem Norden kommen; die Fabler führen ihr Königsgeſchlecht aus Troja und Priamus Stamm. Thorheiten wie die letzte hat nicht bloß das fabelnde

Mittelalter ſondern hin und wieder ſelbſt die jüngere Zeit noch geboren. Wenn man einem Dinge oder einem Volke nur recht tiefe und uralte Wur[illegible] geben kann, und ſchlügen dieſe Wurzeln aus dem Teufel und ſeiner Großmutter aus, ſo däucht der Schimmel und Roſt der Jahrtauſende, wie ſchlecht immer der Urſprung, doch ein Schimmer und ein Glanz. Es blieben nun dem Mittelalter neben den germaniſchen Sagen, die man nicht kennen wollte und nicht deuten konnte und die durch keine Schule Anſehen und Heiligkeit gewannen, nur die Griechen und Römer übrig, woraus man alten Ruhm der Geſchlechter zu pflücken ſuchte. Aus den Geſchichten der Hebräer hätte man es auch allenfalls gekonnt, denn die hatten den älteſten Adel, zumal die Namen Cohen und Levi; aber die Juden trugen damals keine Ehrenkappen. Wie viele Stumpen des italiäniſchen Adels z. B. meinen noch heute, wie herrlich ſie ſeyen, wenn ſie ihre Anfänge an die Namen der Scipionen und Manlier hängen; und hat nicht ſelbſt unſer würdiger Wallraf verehrten Gedächtniſſes ſeinen alten Kölniſchen Geſchlechtern ja ſelbſt den Häuſern Gaſſen und Marktplätzen aus nicht zu verdeutenden deutſchen Namen und Begebenheiten gern römiſche Urſprünge angefabelt, als glaube er ihnen Glänzenderes und Ehrwürdigeres als ihre germaniſche Ehre und Adlichkeit? So iſt der heilige Wahn bei den meiſten Völkern mächtig geweſen, und ſie könnten doch aus Pſalmen und Propheten und Planeten wiſſen, daß das Jahrtauſend vor Gott die Sekunde iſt und daß Namen, die man nicht mit eigner Tugend ſchmücken kann, gleich hohlen Glockenklängen durch die Zeit hinklingen. Aber es muß ja ſo ſeyn; denn auch die vom Stul der Macht und Herrlichkeit faſt ganz herabgeſtoßenen Urenkel der weiland mächtigen Könige von Abyſſinien leiten ihren Anfang von dem an dem Arabiſchen Meere weiland klangreichen Namen des Königs der Iſraeliten des weiſen Salomo her.

Alſo aus dem Norden die Franken. Der Geograph von Ravenna nennt bei der Elbe an den Gränzen der Dänen das Land Maurungania, aus deſſen wildem Klange man nichts machen kann, als es etwa auf das deutſche Wort Moor Moraſt hinführen, wo es den Sumpflanden an den Küſten entſprechen könnte, welche jetzt die Dietmarſen und die nördlichſten Frieſen über der Eider bewohnen. Jener Geograph ſagt: „in welchem Heimathlande über der Elbe der

Stamm der Franken viele Jahre gewohnt hat.“ Ammian Marcellin nennt unter ihnen und als zu ihnen gehörig Attuarier Brukterer Chamaven Katten. Auch die Sigambern kommen in Betracht durch das Wort: *Steh auf, Sigamber!* bei der Taufe des Frankenkönigs Ludwigs des Erſten, wobei man indeſſen wohl an die nördlich über dem Rhein zwiſchen der Sieg und Lippe ſitzenden Sigambern zu denken hat, nicht an jene, welche Tiberius 40,000 Mann an Zahl nach Belgien verpflanzte, wo ihr Name überdies lange verſchollen war. Die genannten Völkernamen aber liegen faſt alle in dem Lande, wo ſpäter das Sachſenvolk herrſchte, und immer bleibt es unausgemacht, ob die Franken ein beſonderer Stamm waren, was doch manches Wahrſcheinliche für ſich hat, oder ein Bundesname, den mehrere vereinigte Völkerſchaften ſich beigelegt hatten. Die, welche einen beſonderen Stamm annehmen, der andre Völkerſchaften unter ſeinen Namen und ſein Panier verſammelt habe, laſſen die Franken auch wohl aus dem Norden des ſogenannten Oſtfrankens (ſpäter *der Fränkiſche Kreis* genannt), welches von ihnen als ihrem Urſitz den Namen bekommen habe, in jenen Weſten Germaniens einwandern und dort mehrere Völkerſchaften ſich zugeſellen oder unterwerfen. Maſkov meint, ſie hätten ſich zuerſt im Lande der Chamaven geſetzt und ſich an die Lippe und Sieg gezogen, die dort herum wohnenden Völkerſchaften unter ſich vereinigt und deren Namen in dem großen Namen Franken ausgelöſcht. Wahrſcheinlicher könnte es dünken, daß die verſchiedenen Völkerſchaften von den Sitzen der Chamaven und Brukterer an bis an den Rhein zwiſchen den Katten und Batavern im dritten Jahrhundert, um den Römern ſtärker die Spitze bieten zu können, ſich unter dieſem Namen zuſammengethan haben, obgleich es freilich auch nicht unmöglich wäre, daß ein einzelnes Volk dieſes Namens ſich im dritten Jahrhundert aus dem Norden der großen Cimbriſchen Halbinſel weiter gegen Süden unter die andern eben genannten Völkerſchaften hinabgeſenkt habe. So viel bleibt einmal ausgemacht und liegt ja in den Mundarten der verſchiedenen deutſchen Stämme noch heute zu Tage, daß das Volk oder vielmehr die vereinigten Völkerſchaften, welche ſeit der Mitte des dritten Jahrhunderts Franken heißen, der Mundart nach den Sachſen ihren Nachbarn die verwandteſten waren. Grade in den Gebieten, wo die Franken ſeit den Jahren 410 bis 480 als eigentliches rechtes Frankenvolk an beiden Maasufern und um die Schelde bis in Flandern an's Meer hinein herrſchten, in den Gebieten, welche die ſpäteren Fürſtenthümer Kleve Geldern Limburg Brabant Flandern ausmachten, herrſcht auch bis auf den heutigen Tag die platte oder niederdeutſche Sprache. Die hochdeutſche und die zwiſchen Platt und Hoch gemiſchte beginnt erſt von Düſſeldorf und Jülich weſtlich und läuft über die Aar bis auf einige Meilen von der Moſel, wo das Hochdeutſche Oſtfrankens und Allemanniens beginnt, in welchen Gegenden aber die Franken erſt nach dem bei Zülpich im Jahr 496 über die Allemannen erfochtenen Siege ihre Herrſchaft verbreiteten. Es ſteht alſo feſt, die Franken, wie wir ſie einmal in der Geſchichte haben, aus welchen Anfängen ſie immer geworden ſeyn mogten, beſtanden aus Völkerſchaften, welche an Art Sitte und Sprache die nächſten Verwandtſchaftsverhältniſſe zu dem Volke haben mußten, welche Sachſen, auch wohl Oſt- und Weſt-Falen und Engern hießen (Weſtland Oſtland: Fald Angelſ. Land Erde). Man wendet hiegegen die verſchiedenen Geſetze und Verfaſſungen ein, auch den heftig ausgeſprochenen Haß der beiden Völker; aber das iſt nichts Entſcheidendes. Die Schweden und Dänen in Hinſicht der Sprachen ſo nahe Verwandte haben ſehr verſchiedene Verfaſſungen gehabt und auch durch viele Jahrhunderte fortgeerbten Haß eben wegen des Kampfes um die Herrſchaft in ihren Gränzen. Die Sprache aber, und was bei der Geſchichte der germaniſchen Stämme von größter Bedeutung iſt, die Art zu leben und zu wohnen entſcheidet. Nun beginnt aber mit dem Geldriſchen Kleviſchen Limburgiſchen und ſo weiter durch Brabant hindurch die den Sachſen ähnliche Art zu wohnen, nämlich der Brauch und die Vorliebe, auf einzelnen abgeſonderten Höfen eine geſchloſſene Wirthſchaft zu treiben, wie ſchon Tacitus die Weiſe der ſüdweſtlichen germaniſchen Völkerſchaften ſchildert, wogegen die Allemannen Katten Thüringer mit durcheinander gemiſchten Feldern in Dörfern und Flecken wohnen, wo Haus an Haus und Hof an Hof ſich reiht.

Die alten Franken ſaßen im dritten und vierten Jahrhundert und bis in den Anfang des fünften am rechten Ufer des Niederrheins dem römiſchen Belgien gegenüber, ungefähr in demſelben Verhältniß wie die Allemannen am Oberrhein und die Gothen an der Niederdonau, indem es erhellt, daß ſie bei ſchwachen römiſchen Zuſtänden und Regierungen ſich ſchon oft am linken Ufer des Rheins ausbreiteten. Wie weit das alte Belgien, beſonders das weſtliche Belgien (die Maas- und Schelde-Lande) in jenen Tagen deutſch war und wie weit die deutſche Sprache über die galliſche damals dort vorherrſchte, ſollen wir wohl verſchweigen; aber von Jahrhundert zu Jahrhundert muß ſich ſelbſt unter der römiſchen Herrſchaft, welche in dieſen hartnäckigen tapfern Naturſtämmen mit ihrer Sprache die fremden Sprachen hier nimmer hat überwinden gekonnt, das germaniſche Element hier immer mächtiger hingelagert haben. Nicht allein die vielen Tauſende germaniſcher Krieger, welche die römiſche Politik hier ſeit den Anfängen ihrer Herrſchaft häufig den Lägern einverleibte, ſondern noch viel mehr die Anſiedelungen und Anpflanzungen von Germanen des jenſeitigen Ufers müſſen dafür gewirkt haben. Cäſar ſchon pflanzte die Ubier vom rechten Ufer herüber, Tiberius 40,000 oder 50,000 Sigambern; Maximian um das Jahr 288 verſetzte viele Tauſende gefangener Franken in die innerſten Orte der Nervier und Trevirer, und im Jahr 294 that er das noch mit viel mehreren, nachdem er ſie wieder aus der Bataviſchen Inſel vertrieben, wo ſie ſich zwiſchen Maas und Leck vom Jahr 287 bis 294 behauptet hatten. Von jener Zeit an dienten, wann friedliche Verhältniſſe zwiſchen ihnen und Rom beſtanden, immer viele Tauſende im römiſchen Heere. Der Kampf der Römer mit ihnen, welche ſie jenſeits des Rheins in ihren Stammſitzen nimmer bezwingen konnten, war faſt immer ein verzweifelter und wüthender, in welchem die Franken den Beinamen truces et feroces, worauf ſie ſogar ſtolz waren, im vollſten Maaße verdienten. Daher der Haß und Grimm der Römer beſonders gegen dieſe Germanen. Konſtantin der ſogenannte Große hatte die gefangenen Heerkönige und Jünglinge bei den Thierhetzen den wilden Beſtien vorgeworfen. Welche Krieger ſie waren, erhellt aus Libanius Lobrede auf Julian. Er erzählt (orat. secunda in Juliani necem cap. 32), wie etwa tauſend Franken im Winter des Jahrs 358 bei einer Streiferei an der Maas überraſcht und in einer Feſtung eingeſchloſſen und abgeſchnitten ſich ergeben haben „Etwas „ganz Neues und Unerhörtes: denn bei ihnen gilt das Geſetz entweder zu ſiegen oder zu ſterben.“ Julian ſchickte ſie ſeinem Vetter Konſtantius nach Konſtantinopel als Geſchenk; dieſer ſtellte ſie in ſeine Leibwachen ein, „meinend, er reihe eben ſo viele Wehrthürme ein,

„ſo ſehr däuchte ihm einer von ihnen ſchier vielen andern überzuwiegen." Eben in jenes Julians Tagen hatten die Franken ſich am linken Rheinufer weit umher ergoſſen und faſt alle nächſten Städte Feſten und Schanzen zerſtört und geſchleift; nur das Städtchen Remagen beſtand noch und einen Thurm erblickte man noch bei Köln; die Stadt ſelbſt war vor Julians Ankunft in ſeiner Statthalterſchaft Gallien faſt vernichtet. (Agrippina excisa. Amm. Marcell.)

Als nun Rom das Steuer der weſtlichen Welt nicht mehr halten konnte, begannen auch hier am Rhein mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts die Getümmel, welche die Franken binnen vierzig Jahren zu Herren des größten Theils von Belgien machten, während die Allemannen den öſtlichen Theil deſſelben bis in die Eifel hinein beſetzten. Nach Gregor von Tours haben die Franken in den Jahren 405 und 406 ſich mit den in Gallien eindringenden Alanen Sveven und Vandalen herumbalgen müſſen. Klodio der Frankenkönig eroberte um das Jahr 436 alles Land bis an die Somme, die Städte Köln und Trier wurden verwüſtet und fielen auch in der Franken Gewalt. In den Jahren 480 vollendete Ludwig der Erſte das große Werk. Uns gehen ſeine Thaten und Schlachten hier nichts an ſondern wir wollen über ſein Volk und ſein Geſchlecht einige leichte Bemerkungen hinwerfen, worauf weiter unten mehrmals zurückgekommen werden muß.

Wer kennt nicht dieſen großen kriegeriſchen aber verbrecheriſchen König und die ſcheußlichen atridiſchen Gräuel ſeines Hauſes, welches endlich, nachdem ſeine Mord- und Blut-Luſt ausgeraſt hatte, in völliger Ohnmacht und Nichtigkeit unterging? wer, ſage ich, kennt nicht dieſe mervingiſchatridiſchen Hausgräuel und die zwiſchendurchſcheinenden Verbrechen und Miſſethaten der fränkiſchen Großen auf dem Boden des eroberten Galliens? denn dort ſpielen dieſe gräulichen Geſchichten unaufhörlichen Mordes und Verrathes, während es in den alten Stammlanden am Rhein und an der Maas, wenn gleich hin und wieder roh und wüſt, doch im Ganzen mehr deutſch und grad ehrlich hergeht. Löbell leitet die fränkiſche Gräulichkeit eben in Gallien aus dem im Heerlager längſt verwilderten Sinn und den verwüſteten Sitten der 30,000 bis 40,000 Krieger her, mit welchen Klodwig Gallien eroberte. Je nun — ungefähr ſo wird es auch wohl in den Heerlägern des kriegeriſchen Gefolges der Könige der

Rugier Langobarden und Weſtgothen geſtanden haben; doch finden wir bei allen wilden Getümmeln Erſchütterungen und Wechſeln, welche die Herrſchaft auf romaniſchem Boden erfahren oder verurſacht hat, keine ſo entſetzliche Scheußlichkeit und Entartung durch Grauſamkeit Wolluſt und Treu- und Ehrloſigkeit, als die Franken in Gallien zeigen. Ich glaube, man muß hier auf zwei Verſchiedenheiten merken, wodurch der Franke in dieſen ſchaudervollen Abgrund von Laſtern und Verbrechen hineingeriſſen iſt. Erſtlich nämlich war die Mitte Galliens wahrſcheinlich damals ſchon der ſchlechteſte verfaulteſte Theil des ganzen Galliens: an den Meeresküſten und in den Gebirgen arten wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Arbeiten und Geſchäfte und wegen der größeren Strenge des Himmels, ſelbſt wenn Völker unheilbar zum Untergang und Verderben hinabſinken, die Menſchen nimmer ſo aus als in den Mittellanden; wozu noch kam, daß jene Außenländer Galliens ſchon meiſtens von fremden Völkern eingenommen und beſetzt waren, als die Franken die Eroberung des übrigen Galliens machten. Zweitens — und auf dieſe Verſchiedenheit lege ich zur Erklärung dieſer widerwärtigen Erſcheinung das Hauptgewicht — ward die Lage der Franken den Romanen gegenüber durch die Art der Beſitznahme eine ganz andere als die der Gothen Langobarden Burgunder. Dieſe alle waren als ganzes Volk mit Weibern Kindern Knechten Heerden in die romaniſchen Lande eingerückt, hatten ſie dichter beſetzt, hatten ihr Leben, ihr häusliches bräuchliches ſittliches Leben, wie es bei den rohen kriegeriſchen Stämmen einmal war, in der Fremde nicht ganz abgeriſſen ſondern nach ihrer Weiſe meiſtens fortgeſetzt, ſo weit anderer Himmel andre Bedürfniſſe und andre Reitzungen u. ſ. w. erlaubten, haben es meiſtens noch ein paar Jahrhunderte ſo fortgeſetzt, bis ſie endlich mit den bezwungenen und eroberten Unterthanen zu Einem Volke zuſammengeſchmolzen und zuſammengewachſen ſind. Hier aber in dem fränkiſchen Gallien ward alles ganz anders. Das Frankenvolk blieb in ſeinen ſchönen reichen Sitzen um Rhein Maas und Schelde wohnen; nur das Heer beſetzte das Neueroberte, 50,000, meinethalben 100,000 Mann zerſtreuten und verkrümelten ſich in den weiten Landen des eroberten Galliens, beinahe Zweidritteln des Ganzen; ſie wurden mit ihren rohen wilden unentwickelten Trieben ſowohl von der Liederlichkeit und Liſt als von dem Sklavenſinn der alten Einwohner zu gewaltig angegriffen und in die böſeſte Fluth des Übermuths der Gewalt und der Wolluſt hineingewirbelt, wogegen kein Geſetz und keine Sitte kein Ruf des Hausbrauchs und der Zucht Halt ein! rief, was ſie im alten Mutterlande immer noch thaten. Denn auch die Franken der alten Heimath waren ja die Mitherren und Mitentſcheider, ſie waren grade die Hauptſtärke des neuen Frankreichs, aber dieſe ſind die truces et feroces Franci, die kräftigen rauhen tapfern Franken, geblieben und viel ſeltener und mäßiger zu jenen ſchlüpfrigen Laſtern und Verbrechen ausgeglitten, welche die im eroberten Lande Vereinzelten und Zerſtreuten in den Gemüthern ſchändeten und in den Leibern aufrieben. Hier in den germaniſchen Stammlanden iſt von den alten Tugenden und Kräften ſo viel übrig geblieben, daß die Stärke der Franken bei Auſtraſien blieb, ſo wie auch aus Auſtraſien, aus den Maaslanden, das friſche tapfre Geſchlecht der Pipiniden ausging, welches das Reich der Franken zu dem gewaltigſten Reiche Europas erhob.

Wir kehren nun zu dem ganzen Lande, zu Frankreich, zurück und laufen an dem dünnen Faden ſeiner Geſchichte bis auf unſre Tage fort, eben einzelnes Karakteriſtiſches des Landes und Volkes, ſo weit es dem allgemeinen franzöſiſchen Leben angehört, heraushebend und auszeichnend.

Karl der Große hatte das gewaltigſte Frankenreich geſtiftet. Schon unter ſeinen dritten Nachfolgern im Reiche und Geſchlechte trennte und theilte es ſich und ward zuweilen bloß durch den Zufall und dem Namen nach auf einige wenige Jahre wieder etwas verbunden. Seit dem Tode des letzten Karlingen in Deutſchland löſten ſich das Volk der deutſchen Zunge und auch das alte ächte auſtraſiſche Frankenland von ihren ſchon faſt ganz romaniſirten Brüdern völlig ab und bildeten das eigene ſogenannte Reich der Deutſchen. Nur der mittlere und ſüdliche Theil des alten Galliens, wo die Burgunder Gothen Vaſken Bretagner Normannen in der Runde herum wohnten und die faule letzte romaniſche Mitte blieben noch beiſammen und hießen hinfort Frankreich. Italien durch die Alpen abgeſchieden und abgeſchnitten blieb jetzt als ein aufgegebenes nicht haltbares Land für ſich liegen, bis die Deutſchen um die Mitte des zehnten Jahrhunderts ſich wieder daran vergriffen. Aber ſelbſt dieſes Frankreich, wie wir es hinfort nennen wollen und nennen müſſen, war noch lange nicht Ein Reich, geſchweige Ein Staat und Ein Volk, wie es heute da ſteht und ſich als Einheit empfindet; ja es löſte ſich bald in mehrere verſchiedene Beſtandtheile und beſondere Reiche und Fürſtenthümer auf, die zum Theil erſt nach fünfhundert und ſechshundert Jahren zu dem Ganzen, wozu die Natur dieſe ſchöne Halbinſel beſtimmt zu haben ſcheint, wieder haben geſellt oder gezwungen werden können. Der Süden Frankreichs, das Land der Aquitanier und Gothen, fühlte eine Volksperſönlichkeit, die kaum durch die ſtarken Hände Pipins des Kurzen und Karls des Großen haben herangeholt werden können. Der ganze Oſten, die Provence und die Lande der Burgunder am linken Rhoneufer und zu beiden Seiten des Jura bis zum Rhein und zum Vasgau fortlaufend, empfanden auch die beſonderen Triebe und Neigungen ihre Volksthümlichkeit im Gegenſatz gegen die Franzoſen der Mitte und des Nordens mit ſolcher Stärke, daß ſie ſich ſeit dem zehnten Jahrhundert zu beſonderen Staaten abſonderten, welche endlich in dem elften Jahrhundert in das große deutſche Reich mit verſanken und vier bis fünf Jahrhunderte deutſche Landſchaften und Lehen genannt worden ſind. Im Weſten ſaßen die Normannen um die Seine die Briten um die Loire, den Franken und alſo noch mehr den Franzoſen viel fremdartiger als die Gothen und Burgunder. Jene beiden Völker bildeten im Weſten zwei mächtige Staaten und hielten zugleich die Lebenspulsadern Frankreichs in zwei ſeiner bedeutendſten Ströme an ihren Ausflüſſen unterbunden. So war Frankreichs Lage, als gegen Ende des zehnten Jahrhunderts die Kapetingen die Karlingen vom Stul Karls des Großen herabſtießen; es war ein ſchlechter ſchwacher zerſtückelter, grade da wo er ſeine Hände und Arme am kräftigſten rühren ſollte, an ſeinen Gränzen, ein von Fremden beherrſchter geſperrter und gefeſſelter Staat.

Die Kapetingen, welche die Pipiniden von Herſtall in der Herrſchaft abgelöſt hatten, ſchienen dem Volke gleichſam ein vom Schickſal berufener Stamm, alte Unbille der Franken gegen die Sachſen zu rächen. Sie ſtammten aus einem ſächſiſchen Grafengeſchlecht, ein merkwürdiger Stamm, der von Mann zu Mann nun bald ein Jahrtauſend ſich fortgepflanzt hat und in vielen Zweigen auf den ſchönſten Thronen Europas ſitzt. Dieſer Stamm hatte das Glück bis in das funfzehnte Jahrhundert hinein viele kluge und verſtändige einige vortrefflichſte und mehrere große Könige zu zeugen; und man darf kühnlich ſagen, daß Frankreich, die Gunſt der Umſtände und Verhältniſſe mit eingerechnet, vorzüglich durch ſeine Könige geworden iſt, was es nun iſt. Es begann nämlich ſogleich bei dem Antritt der Kapetingen der Kampf mit den Herzogen der Normandie, ein Kampf auf Leben und Tod, ein drei Jahrhunderte mit mannigfaltigen Wechſeln fortgeſetzter blutiger Kampf, ſeitdem dieſe Normannenherzöge in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, grade in derſelben Zeit, als zwiſchen dem Kaiſer und Pabſt der Kampf auf Leben und Tod in Italien begann, das Königreich England erobert hatten. Jetzt ſank das Gewicht der Waage auf die normänniſche Seite, vorzüglich nachdem durch Vermälungen mit Erbtöchtern die ſchönen Küſtenlande ſüdlich der Loire und das Gebiet um die Garonne auch den engliſchnormänniſchen Herrſchern diente. In dieſem langen Kampfe hat ſich das verſchiedene Geſchick und auch das verſchiedene Gemüth nicht nur der Könige ſondern der beiden Völker, der Engländer und Franzoſen, gleichſam vorgezeichnet und iſt zugleich jene gegenſeitige Nebenbuhlerei und Eiferſucht ausgeprägt worden, welche noch dauert und dauern muß. Das iſt aber das Merkwürdige und nicht bloß ein Vorzeichen geweſen ſondern auch ein Nachzeichen geblieben, daß das Volk der viel kleineren Inſel England durch einen gewiſſen ruhigen Verſtand durch einen gewiſſen hartnäckigen Stolz zu See und zu Lande in gleicher Zahl mit dem franzöſiſchen Ungeſtüm und der ritterlichen Heftigkeit treffend immer als Sieger aus dem Streit geſchieden iſt. Denn ritterliche glänzende Tapferkeit und fliegender lodernder Ungeſtüm haben die Franzoſen von jeher ausgezeichnet, haben aber an dem harten ſtill liegenden engliſchen Felsblock ihre wilden brauſenden Wogen gewöhnlich zerſtoßen und mit ihrem ziſchenden Weſen, wie es noch heute geſchieht, zu beiden Seiten abfließen müſſen. Im funfzehnten Jahrhundert liefen jene mittelaltrigen Kämpfe der beiden Völker zu Ende. Das engliſche Königshaus der Plantagenet zerriß und vernichtete ſich in mörderiſchen inneren Hauskriegen, in welchen auch faſt alle alte normänniſche und wälſche Geſchlechter des Adels auf Schlachtfeldern oder durch das Henkerbeil verdarben. Frankreich gewann damals ſeine weſtlichen Küſtenlande wieder, die Normandie und Guienne. In dieſen ſelbigen Tagen geſchah auch das Glückliche, daß es ſeine öſtlichen Naturgränzen längs den Alpen meiſtens wieder erhielt, ich meine, das ganze ſüdliche burgundiſche Reich, welches nach der Stadt Arles, die eine kurze Zeit ſeine Hauptſtadt geweſen, auch wohl das arelatiſche Reich geheißen hatte, nämlich die Provence und das Delfinat. Dieſe Lande waren ſeit dem elften Jahrhundert deutſche Reichslande, ihre Fürſten deutſche Lehnsmänner. Dieſe Fürſten bei dem Erlöſchen ihres Stammes vermachten die Lande dem Könige von Frankreich, der ſie ohne Umſtände in Beſitz nahm, obgleich die deutſchen Kaiſer widerſprachen, welche aber in jenem Jahrhundert keine Macht mehr aufbieten konnten, die rechtmäßigſten Anſprüche durch Waffengewalt geltend zu machen. Dieſe ſchönen Südweſtlande Deutſchlands hatten damals aber in keiner Beziehung mehr einen natürlichen Zuſammenhang mit demſelben. In Italien war die deutſche Anlehnung auch zerbrochen, denn wiewohl die Fürſten von Savoyen und Montferrat und die zahlreiche Ritterſchaft der liguriſchen Küſte deutſche Lehnsmänner hießen, ſo war auch das damals nur noch Name, nicht mehr Herrſchaft. Die Sprache dieſer Völker (der Provenzalen und Delfineſen) war längſt romaniſirt und franzöſirt, der Sinn der Menſchen neigte ſich alſo gegen Weſten zu Frankreich hin, wie die Waſſer ihrer Berge gegen Weſten und Südweſten laufen. Frankreich erhielt hier ſeine natürliche Gränze, wie Gott Sprache und Volksart ſie gewieſen. Das übrige Burgund an der Weſtſeite des Jura iſt erſt im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert durch Eroberung dem habsburgiſchburgundiſchen Hauſe abgewonnen worden.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, wo die Gunſt der Umſtände durch die eintretende Schwächung des engliſchen Königshauſes und durch die immer ſyſtematiſcher und künſtlicher berechnete Feſſelung der Stärke des deutſchen Rieſen ganz für Frankreich lief, herrſchte dort ein verruchter Böſewicht, ein hinterliſtiger ſchleichender Schlangenkönig, Ludwig der Elfte, ein Solcher, der durch alle gebotenen und verbotenen Mittel widerſtrebende Kräfte zu bändigen und hemmende Hinderniſſe wegzuräumen verſtand. Ihm ſind mehrere Seinesgleichen gefolgt; die Politik eines Franz des Erſten und Richelieus und dann Ludwigs des Vierzehnten war den Künſten Ludwigs des Elften ſehr nahe verwandt. Das franzöſiſche Volk und Reich hat ſich in jenen drei Jahrhunderten, dem funfzehnten ſechszehnten ſiebenzehnten, neben der wirklichen Macht und Stärke ſo ziemlich in derſelben Richtung und auf derſelben ſchlüpfrigen und gewundenen Schlangenlinie fortbewegt; doch iſt das mächtige habsburgiſche und ſpaniſche Burgund bis zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts tapfer gegengeſtanden, und die franzöſiſchen Waſſer, wenn ſie ja einmal über die alten Gränzen hinausbrauſen wollten, ſind immer wieder in das alte Rinnſal zurückgetrieben worden. Selbſt dem mächtigſten und herrſchluſtigſten König Ludwig dem Vierzehnten, der von Herrſchaft über das durch den dreißigjährigen Krieg niedergeriſſene und geſchwächte Deutſchland und von Verſchlingung der Rheinlande träumte, gelang das gottlob kaum zu einem Achtel: er konnte von Deutſchland nur das herrliche Elſaß von Spanien nur den Reſt von Burgund (die Freigrafſchaft Hochburgund) und auf die Weite von vier fünf Meilen von Frankreichs Gränzen nur einzelne Stücke Lothringens und der ſpaniſchen Niederlande abreißen. Das achtzehnte Jahrhundert hätte Frankreich ganz wieder in ſeine natürlichen und gebürlichen Gränzen zurückweiſen können, wenn England und Öſtreich im Jahr 1708 hätten Frieden ſchließen wollen. Dies iſt nicht geſchehen; vielmehr hat Frankreich zu den drei Bisthümern Metz Toul und Verdun, die es im ſechszehnten Jahrhundert von Deutſchland abriß, in dem achtzehnten auch noch das Herzogthum Klein-Lothringen gewonnen. Endlich iſt die franzöſiſche Umwälzung gekommen, unſre jüngſte europäiſche Weltzeit. Der Knall des Vulkans, der berſtend und verwüſtend ein neues Zeitalter gebähren ſollte, iſt bei den Franzoſen heraus geſprungen und im eigentlichen Sinn mit ihren Herzen Beinen und Waffen über das ganze Europa fortgelaufen. Weil ſie hier als die erſten Läufer, als ſolche, die nicht bloß laufen wollten ſondern auch laufen mußten, allen andern vorangelaufen ſind, auch die durch den Knall und Ausbruch Beſtürzten und Verdummten faſt alle übergelaufen haben, iſt ihnen die wilde verwegene Einbildung gekommen, ſie dürften und könnten ſie fortwährend umrennen, und es ſey faſt einer Narrheit ja einem Verbrechen gleich, dem großen unüberwindlichen Volke, als welches Gott an die Spitze aller Bildung und Geſittung geſtellt, bei ſeinem Laufe nicht Platz machen ſondern ihm Widerſtand thun zu wollen. Wir haben uns den ungeheuern Mann und Feldherrn vor beinahe vierzig Jahren vorgezeichnet, wie er ſeyn und wie er endigen würde. Ich ſpreche hier von dem Korſen Napoleon. Sie bilden ſich ein, ſie ſeyen es alles geweſen, und doch war er es meiſt; denn ich will einem feurigen ritterlichen Volke ſeine Tapferkeit nicht beſtreiten. Dieſer in Großheit und in Verbrechen ein Römer jener Zeit, als die alte römiſche Tugend ſich zum Untergange neigte, ein Überliſter Völkerzertreter und erbarmungsloſer Würger, wie der Paul Ämil weiland und deſſen Sohn Scipio der Numantiner, war gleichſam ein antiker Karakter, der außerhalb ſeiner Zeit und außerhalb des franzöſiſchen Volks ſtand, dem ſie durch Gottes Zorn gehorchen mußten, wie ſie auch dem Edelſten Beſten der gebornen Franzoſen nicht gehorcht haben würden, dem ſie wie einem Großzauberer gehorchen und folgen mußten, und deſſen großer Schatten noch immer wie ein zauberiſches Geſpenſt bei ihnen umgeht. Er und ſie ſind indeſſen zuletzt gebeugt überwunden und gefallen, und ſie ſind im Jahr 1815 meiſtens wieder ſo hingeſtellt, als ſie im Jahre 1790 ſtanden. Es gaukelt ihnen aber immer noch vor den Augen und in den Herzen jener Traum der Herrſchaft über Europa jenes Gelüſt zum Rhein und über den Rhein und ſo weiter und weiter bis zur Nordſee und Oſtſee und über die Karpathen hinaus, wie das trügeriſche Geſpenſt ſie locken würde, wenn die erſten Schritte und Unternehmungen gelängen. Der Rhein Frankreichs Gränze von Gottes und von der Natur wegen — das träumen das pochen und ſchreien ſie. Wir Deutſche aber rufen ihnen entgegen: Wir ſind die Auſtraſier, denn Auſtraſien iſt Deutſchland, das Deutſchland Ludwigs des Erſten und Karls des Großen und Ottos des Großen, die Wiege und die Burg und Stärke der deutſchen Macht und Herrſchaft; ihr Franzoſen aber ſeid die Enkel der hinausgelaufenen und verlornen Söhne unſers Landes; ihr habt weiland die Heimath verlaſſen, wir andern ſind in und auf dem Erbe der Väter ſitzen geblieben und wollen es gegen die Reisläufer Ausläufer und Längſtabgefundenen ſchon vertheidigen.

Wir betrachten uns nun noch mehr im Einzelnen und Beſonderen die verſchiedenen Beſtandtheile der Völker und Völkerſchaften, aus welchen das jetzige franzöſiſche Volk erwachſen iſt, von dem Süden anfangend und ſo Oſt und Nord durchlaufend bis gegen Weſten in einem weiten Bogen herumwandelnd.

Zuerſt finden wir im Südweſten zwiſchen der Gironde und Garonne die Landſchaft Guienne und Gascogne. Da wohnen dem Hauptinhalt nach Vaſken oder Aquitanier mit Gothen gemiſcht, ein luſtiges fröhliches und gewandtes Menſchengeſchlecht, das die beſten franzöſiſchen Weine zeugt und trinkt. Wenn man nach dem Karakter und Gemüthe der Menſchen urtheilen ſoll, haben in dieſen Landſchaften die Baſken wohl bei weitem das Übergewicht, das Friſche Leichte und Spielende; freilich ſind ſie doch ſehr anders als die ſpaniſchen Baſken, auf welche der altſpaniſche und weſtgothiſchkaſtiliſche Ernſt ſeinen unverkennbar mächtigen Einfluß geübt hat, wie hier das in Frankreich allen gemeinſame Franzöſiſchwälſche. Es iſt bekanntlich ein Hergebrachtes, daß der Nordfranzoſe über den Gascogner als über einen närriſchen windbeuteliſchen Kerl lacht, eben ganz karakteriſtiſch franzöſiſch lacht; denn der Nordfranzoſe bringt ſeine guten oder närriſchen witzigen Einfälle, woran es dem Volke ja überhaupt nicht gebricht, mit einer gewiſſen bewußten Selbſtergötzung und eitlen Selbſtbeſpiegelung an den Mann, der Gascogner, der da die unbewußte Fülle der natürlichſten Lebendigkeit und Heiterkeit hat, öffnet dem ganzen Faß den Spund und kümmert ſich nicht um die einzelnen Tropfen, die dabei in die Luft fliegen oder in den Staub fließen. Übrigens ein durchaus gutherziges und liebenswürdiges Menſchengeſchlecht.

Wir kommen zu dem reitzenden Languedoc mit den großen Städten Toulouſe Narbonne Montpellier Nimes Beaucaire, zu der Landſchaft, wo der König der Weſtgothen in Toulouſe ſeinen erſten Sitz hatte, wo die letzten Weſtgothen in Frankreich zuſammengedrängt wurden, zu dem franzöſiſchen Gothien des Mittelalters. In dieſer Landſchaft, darf man annehmen, iſt der galliſche oder galliſchaquitaniſche Menſchenſtamm von den einwandernden herrſchenden Germanen nicht nur ſehr gedrängt ſondern wohl größtentheils weggedrängt worden; die jetzigen Bewohner des Landes ſind wohl meiſtens germaniſchen Stoffes. Der germaniſche Karakter, ich ſollte ſagen das germaniſche Gemüth, hat ſich hier auch faſt mehr offenbart als in irgend einer andern franzöſiſchen Landſchaft. Dieſes germaniſche Gemüth, dieſe urgermaniſche Anlage, die mehr oder weniger bei allen Völkern des Stammes hervortritt, iſt das Philoſophiſche das Denkende Grübelnde Zweifelnde, welches die germaniſche und deutſche Art zeigt. Die hieſigen Enkel und Urenkel der Weſtgothen haben dieſe ſchöne Anlage mehrmals als ein fürchterliches Unglück büßen müſſen. In dieſem Lande und in den burgundiſchen Alpen thaten ſich Sektirer auf, ſogenannte

Ungläubige oder Ketzer, wie ſie geſcholten wurden, gleichſam die erſten Proteſtanten vor Huß und Martin Luther, welche wenn man Anklagen der Ketzerrichter glauben will, von welchen man vielleicht wohl thut wenigſtens Zweidrittel abzuziehen, in einzelnen Lehren ſich wohl verirrt haben mogten, in andern nur dahin zielten, die alte Einfalt des Gottesdienſtes und die Zucht der Prieſterſchaft, wie ſie aus den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums erzählt werden, wiederherzuſtellen. Wer kennt nicht die fürchterlichen Religionskriege und Vertilgungen in dieſem Lande im dreizehnten Jahrhundert? die Ächtungen Hinrichtungen und Verbrennungen der unglücklichen Albigenſer? wer weiß nicht, wie vorzüglich hier im ſechszehnten Jahrhundert ein neues friſches Leben der reformirten Kirche wieder aufgrünte? wer hätte aber auch nicht von den Dragonaden verrufenen Andenkens Ludwigs des Vierzehnten gehört und von der ſchwärmeriſchen Begeiſterung und dem Aufſtand der Camiſards in den Cevennen? wer erinnert ſich nicht noch aus den letzten Jahrzehenden der blutigen gräuelvollen Auftritte von Nimes und Montpellier und der fürchterlich verhüllten Mordgeſchichte von Rhodez? Wer die Geſchichte dieſes Landes kennt und ſeine Gedanken auf ſolche Erinnerungen zurückführt, kann ſich ſchon ein Bild von den Menſchen entwerfen; es wohnt hier ein ſtarkes ernſtes ungeſtümes und leidenſchaftliches Geſchlecht, von viel feſterem und härterem Schlage, als die Gascogner ſind.

Die Provence mit Marſeille Aix Toulon und Avignon trägt wieder ein ganz verſchiedenes Gepräge. Gothiſches Burgundiſches ſitzt gewiß in einzelnen Theilen, vielleicht zerſtreut auch einzelnes Saraceniſches; denn die drei Völker haben nach einander hier geherrſcht, aber nicht in Maſſen einwandernd und nicht lange genug, um gleichſam ein neues Volk zu bilden. Hier kann man alſo vorausſetzen, und die Art und Gelegenheit von Land und Volk beſtätigt dies, und die gewaltige Bedeutung der alten Maſſilia macht es wahrſcheinlich, daß der Hauptſtock der Provenzalen die Abkömmlinge der alten romaniſchen Einwohner ſind. Maſſilia die älteſte und größte Stadt des Süden mit einer zahlreichen Volksmenge hielt ſich in den Volksgetümmeln bei ihrem alten Weſen und gab den zerſprengten Bewohnern umher eine Zuflucht, wie ſie auch in den vielen abgeſchnittenen und durchgeſchnittenen Gebirgen dieſer Landſchaft als Flüchtlinge viele

Leichtigkeiten der Bergung und Entrinnung fanden. Auch iſt in den Sitten und Geſichtern der Menſchen etwas Eigenthümliches Fürſichbeſtehendes etwas mit dem Italiäniſchen der liguriſchen Küſte Gemeinſames, eine gewiſſe italiäniſche Feſtigkeit und Haltung mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit und Gewandtheit gepaart: doch ſchaut einem hier ein ganz eigenthümlicher ſüdlicher Troz aus den Geſichtern entgegen.

Wir ſteigen nun durch das Delfinat über Vienne und Lyon an der Rhone und Saone zu Macon Auxerre Dijon Beſançon hinauf, wir gelangen in die Ebenen und Berge der Burgunder. Dieſes Volk der Burgunder zog gleich den Langobarden und Weſtgothen als Volk, nicht als Heer in die neue Heimath ein, es lagerte ſich in dichteren Haufen darin und verwiſchte ſeinen Volkskarakter nicht ſo leicht unter den Eingebornen, als dies den im Innern Frankreichs dünn geſäeten Franken begegnen mußte. Dies iſt derjenige Theil Frankreichs, wo es den Deutſchen gleichſam heimelt. Ich meine mich: als ich nach langer Abweſenheit von deutſchem Leben und deutſcher Sprache im Frühling des Jahres 1799 in dieſe Gegenden über Valence und Vienne hinauskam, ich kann nicht beſchreiben, wie mir hier mitten unter den Tönen der wälſchen Sprache gar wunderlich zu Muth ward. In der Art und Weiſe der Menſchen hier eine gewiſſe ruhige und ernſte Stille und Beſonnenheit, in dem Anblick der Dörfer vollends und den Wohnungen Geräthen Sitten der Menſchen ſo viel dem Unſrigen Ähnliches, daß mir oft ward, als wäre ich plötzlich nach Sachſen oder Mecklenburg verſetzt. Es weht hier ein ſtiller freundlicher Lebensathem über die Lande hin, eine gewiſſe von allem Lärm und aller Eitelkeit entfernte verſtändige Milde der Menſchen, welche übrigens zu den talentvollſten tapferſten und freiheitliebendſten Franzoſen gezählt werden müſſen. Einem Deutſchen wird es ſchwerlich in irgend einem Theile Frankreichs wohler ſeyn als unter dieſem burgundiſchen Stamm, wo ihm ſo häufig eine faſt deutſche Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit begegnet. Selbſt die große Fabrikſtadt Lyon hat viel von ſolcher Farbe: und es fehlt in dieſen Gegenden faſt durchweg der Überfluß des galliſchen Geflatters und Geſchnatters.

Wir gelangen nun nach Nordfrankreich, wir treten ein in Lothringen (ich meine, was in Lothringen in wälſcher Zunge ſpricht) die

Champagne die Picardie und das Artois. Hier langen wir an unſrer Gränze an, an dem alten belgiſchen Frankenlande. Wir werden bei jedem Schritt durch dieſe Gegenden durch die Art und das Weſen auch durch die Geſtalten und Geſichter durch die hohen langen Leiber und die vielen blonden und blauäugigen Menſchen, die uns begegnen, an uns ſelbſt und an unſer Land erinnert. Aus den nahen Gränzlanden des alten Frankengebietes, muß man natürlich annehmen, ſind die Franken in das eroberte Gallien dichter und häufiger hinübergezogen und haben ſich dort viel angeſiedelt; eine Entfernung auf zehn funfzehn Meilen von dem Mutterlande war kaum eine Entfernung. Alſo die großen ſtarken Leiber der zum Theil gewaltige Bau der entſchloſſenen kühnen Geſichter gehört entweder Abkömmlingen der Franken oder der alten Belgier, deren mächtigſte ſtreitbarſte Völkerſchaften eben in und an dem Ardennerwalde wohnten und an ſeinen Ausläufen, die an der Moſel Maas und Schelde fortlaufen. Denn wer unterſtehe ſich wohl, das Fränkiſche und Belgiſche hier und in den Moſel- und Maas-Landen jetzt noch ſcheiden und unterſcheiden zu wollen? Dieſe genannten franzöſiſchen Nordlande nun ſind von einem ſtarken ernſten heftigen und kriegeriſchen Volke bewohnt, einem rechten Kern der franzöſiſchen Heere und welche gewaltiger als irgend ein anderer Theil Frankreichs die Ehre und Macht des Reichs und was der Franzoſe ſeine Unabhängigkeit und Freiheit nennt darſtellen und empfinden. Man gehe, wenn man dies Gefühl recht ausprüfen will von Troyes nach Metz von Metz nach Rheims von Rheims nach Arras und St. Omer, und man wird von zehn zu zehn Meilen an den Menſchen und ihren Sitten Weiſen und Reden die gewaltige leidenſchaftliche auffahrende und hochfahrende Franzoſenart immer wachſend gewahren. Wie geſagt, es ſind dies tapfre ernſte und ungeſtüme Menſchen, welche das Tüchtigſte aber auch das Unliebenswürdigſte des Franzoſen in Frankreich darſtellen. Von der zierlichen Gewandtheit Hübſchheit und Artigkeit dem flatternden und ſprudelnden esprit des Volkes iſt hier kaum eine Spur, ſo wie auch die deutſche Offenheit und Treuherzigkeit hier keine Heimath hat. Man mögte ſagen: dieſes übrigens ſehr tüchtige arbeitſame kriegeriſche Volk habe manche deutſche Gebrechen über die Gränze getragen und von den geſelligen freundlichen Eigenſchaften der Franzoſen ſich wenig gewinnen können. Das Volk hat hier häufig eine gewiſſe Plumpheit und Schwerfälligkeit eine gewiſſe Strenge im Ausdruck und Ungefälligkeit und Rauhigkeit im Betragen ja ſogar manches Düſtre und Trübe, was der Bauer im Limburgiſchen Luxemburgiſchen Brabantiſchen nicht kennt. O wie viel offener leichter und liebenswürdiger iſt dagegen der auch ernſte Burgunder! Dieſe Nordfranzoſen, am meiſten Menſchen von unſrer Art, ſind grade die Heftigen und Hoffärtigen, die, jetzt lange romaniſirt und verwälſcht, ſich einbilden, wir Deutſche müſſen uns glücklich preiſen von ihnen erobert und beherrſcht zu werden.

Über die Normänner und ihre Anſiedelung an der Niederſeine iſt hin und her ſchon ziemlich ausführlich geredet, und wie ſie, zwar mit den alten Einwohnern ſich miſchend, doch ſogleich in bedeutender Zahl das Land beſetzt haben, und wie ſie von Zeit zu Zeit durch Zuzüge aus der nordiſchen Heimath der Nordſee und Oſtſee noch gemehrt worden ſind. Die Normandie darf daher mehr als irgend eine andre Landſchaft gothiſches oder germaniſches Land heißen. Der Menſch der Normandie iſt ein rüſtiger kräftiger arbeitſamer Schlag, der beſte Seemann der beſte Ackerbauer Viehzüchter und Obſtgärtner in ganz Frankreich, der durch ſeinen Fleiß und ſeine friſche unverdroſſene Tüchtigkeit die Normandie in eine der ſchönſten Landſchaften des Reichs verwandelt hat. Ich habe aus dieſem Lande ungeheuer lange und ſtarke Kerle geſehen. Und welch ein Unterſchied, wenn man zwiſchen dem Bauer der Piccardie und des Artois und dem um Caen und Rouen wohnenden eine Vergleichung anſtellen will! Dort häufig eine Düſterniß und Stummheit, eine verſchloſſene finſtre Gebärde, welche Trotz Stolz und Jähzorn verkündigen; hier friſche helle Gebärde und leicht und luſtig hinfliegende Worte. Daher heißt der Normann dem Franzoſen der geborne Windmacher, der ſanfaron, der Lärmer Trompeter Schreier und Praler; aber wollte Gott, daß alle Franzoſen eitle und windige Praler gleich dieſen Normannen und alle Witzreißer gleich den Gascognern wären! Hier brauſt und ſauſt es wirklich noch mit vollem nordiſchen Winde mit voller Seemannswindigkeit des alten Stammes; es iſt keine gemachte keine eingepfropfte es iſt eine geborne Luſtigkeit und Luftigkeit des normänniſchen Volkes; es iſt voller nordiſcher Wind volle Abentheuerlichkeit und Ritterlichkeit gleichſam noch wie der alten Wikinger, die der Lebensluſt und Lebenskraft faſt zu viel hatten; es ſind lebendige luſtige praliſche Kerle, aber es geht mehr in den Wind, wirklich faſt wie Wind der Mährchen und Ungeheuer, wie ſie ſich in dem Gehirn der Seeleute ablagern, als daß es eine bewußte kleinliche Eitelkeit wäre. Ein Gleichbild der Jäger und Schiffer des Nordens. Wer kennt nicht die fürchterlichen und blutigen Degen dieſes muthigen ritterlichen Volkes? Sie haben mit dem Eiſen ihre großen Volkszüge in die europäiſche Geſchichte eingegraben. Von dieſem normänniſchen und von dem weſtgothiſchen ſüdlichen Stamm iſt im Mittelalter die gewaltige franzöſiſche Ritterſchaft ausgegangen, welche allenthalben erſchien, wo große Thaten zu thun und kühne Unternehmungen zu wagen waren, immer voran auf allen Schlachtfeldern und in allen Kriegsorden, unter den Templern unter den Johannitern u. ſ. w. der Glanz.

Die Bretagne das alte Armorikum. Ich habe ſchon von dieſem Kleinbritannien und von der wahrſcheinlichen Anpflanzung und Überpflanzung der Briten auf dieſe Küſten geſprochen. Aber es könnte ſeyn, daß in dieſen Küſtenlanden und in der Normandie und dem Artois u. ſ. w. wirlich auch manche Sachſenabkömmlinge ſäßen. Es iſt dieſe Nordweſtküſte Frankreichs das ſogenannte Sachſengeſtade (Litus saxonicum), das in der Römerzeit ſeinen eignen Statthalter hatte, Sachſengeſtade wohl genannt, nicht bloß weil die küſtenplündernden Sachſen abgewehrt werden ſollten, ſondern wahrſcheinlich, weil ſächſiſche Haufen (gleichſam ſächſiſche Wikinger) die Küſten vom Ausfluß der Maas bis an die Loire zum Theil beſetzt hatten. Wir finden in franzöſiſchen Jahrbüchern am Ende des neunten und Anfange des zehnten Jahrhunderts unweit Nantes mehrere ſächſiſche Gemeinden erwähnt, die möglicher Weiſe auch von den aus Transalbingien durch Karl den Großen weggeführten Sachſen ſeyn könnten. Die gegenwärtigen Kleinbriten in der Bretagne ſind wieder ein gar eigenthümliches Völkchen für ſich, welches auch ein Jahrtauſend ſeinen eignen politiſchen Zuſtand und, obgleich ein franzöſiſches Lehn, doch eine eigne Selbſtſtändigkeit hat behaupten können. Sie haben offenbar viel mit dem engliſchen Walliſer noch mehr mit dem Irländer gemein, vorzüglich aber das gemein, daß ſie in Anhänglichkeit an ihren Herren und Oberherren in Vaſallentreue die meiſten Franzoſen immer übertroffen haben, wie denn auch der Irländer immer einen Herrn und Oberherrn haben und das Verhältniß zu ihm ganz im Herzen tragen muß, wenn er etwas taugen und gedeihen ſoll. Sie ſind ein ächtes Vaſallenvolk und dieſer Anhänglichkeit und Treue iſt ihre Beharrlichkeit in alten Sitten und Gebräuchen gleich. Wir haben dieſe Treue und Beharrlichkeit, dieſe Liebe zu dem Ihrigen, ohne welche nichts gut iſt in der blutigſten und grauſamſten Zeit der franzöſiſchen Umwälzung bewundern gelernt; ſelbſt Gemüther, die ſich vor dem Edelmann und Prieſter nicht gern verneigen noch weniger beugen, dürfen dem, worauf alle Menſchenherrlichkeit endlich gegründet ſeyn muß, der Treue und Liebe, ihre Ehrfurcht nicht verſagen. Die Bretagne hat übrigens ſchöne Menſchen, viele von lichter Farbe und manche ächte Blondköpfe und Blauaugen.

Zuletzt die Mitte Frankreichs: über Senlis Paris und Orleans ein grader Strich gezogen, etwa 70 deutſche Meilen Länge bei einer Breite von 30 bis 40 Meilen. Dies iſt der franzöſiſche Kern — und doch nicht der Kern im Kernſinn — das galliſche Füllſel des franzöſiſchen Fladens, wo das alte Romaniſchgalliſche von den fremden Völkern des Umkreiſes zuſammengetrieben war und wo von dem Neuen und Fremden das Wenigſte hinein gethan ward.

Was iſt hier oder vielmehr was iſt hier nicht? wer mag dieſes bewegliche wechſelnde in unaufhörlicher Unruhe ſich mit neuen Farben geſtaltende Proteusweſen beſchreiben? Lebendigkeit Leichtfertigkeit Lüſternheit Luſt an dem Immerneuen und Wechſelnden mächtiges Leben des Scheins und der ſchimmernden in allen möglichen Farben ſchillernden galliſchen Art, jenes esprit, wie man den unbeſchreiblichen wälſchen Witz nennen muß, leichtes aber auch leichtſinniges Spiel mit allem. Grundzug: in kleinlicher Selbſtgefälligkeit ſich ſpiegelnde Eitelkeit und Pralſucht, welche bei einiger Aufwallung oder Aufreitzung unleidliche Hoffart wird. Dieſe Mitte Frankreichs, der ſchlechtere faulere Theil, iſt mächtig genug geweſen, den ganzen Teig zu ſäuren und aufzublähen und hat jenen Wankelmuth Unbeſtand und Unverſtand geboren, von welchem auch die edleren Theile des franzöſiſchen Volks nicht unberührt und unbeſchädigt geblieben ſind. Man ſchaue nur die erſte beſte größere Sammlung von Bildniſſen berühmter franzöſiſcher Männer. Mit wenigen Ausnahmen giebt es einen eigenthümlichen Zug der Geſichter, den man einen franzöſiſchen Zug nennen muß und wodurch die Franzoſen von den entſchiedenen italiäniſchen und ſpaniſchen Köpfen und von den vielen treuen Hundsgeſichtern der Deutſchen — ich meine nicht alle deutſche Köpfe — auf eine merkwürdige Weiſe ſich unterſcheiden. Auf den wälſchen Geſichtern ſpielt faſt immer eine glatte ſich überſchauende Selbſtbeſpiegelung und bei den meiſten eine eigene Blähung der Nüſtern und Stellung der Arme wie der Hoffärtigen. Von ihnen darf man kühnlich ſagen: an ihren Naſen und Beinen ſollt ihr ſie erkennen. Kleinlichkeit und Unfertigkeit auch in vielen Köpfen; viele franzöſiſche Geſichter ſind eben ſo wenig reif geworden als viele deutſche, aber bei den gutmüthigen Franzoſen zeigen ſich, vorzüglich bei den Weibern, viele ſogenannte Kindsköpfe, und überhaupt herrſcht der oft gar zu kümmerliche Ausdruck des Wunſches allen und nach allen Seiten hin gefallen und mit und gegen alle ſpielen und mitſpielen zu wollen, gar zu häufig vor. In dieſer galliſchen Mitte wohnt auch der am meiſten verkommene und verkürzte franzöſiſche Mann, in größter Zahl ſo kurz gerathen, daß er ſelbſt die geringe Höhe geſchweige die Stärke des franzöſiſchen Soldatenmaaßes nicht erreicht.

Vieles in dem Völkerleben iſt zufällig. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich ſeyn, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone Loire oder unmittelbar am Ocean ſeine Hauptſtadt geworden wäre. Mit Paris ſind alle Franzoſen zu ſehr in das galliſche Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieſes Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß geübt haben, aber ſicher würde dieſer Einfluß viel kleiner geweſen ſeyn, wenn die große Hauptſtadt nicht recht in dem galliſchen Kern gelegen hätte. Sonderbar, was ſich ziemlich klar nachweiſen läßt, haben die nachbarliche normänniſche Windigkeit und Abentheuerlichkeit und die galliſche Leichtfertigkeit und Luſtigkeit die Art den Sinn die Geſtalt des Ganzen mit einander ſo gemacht, ſelbſt in Kunſt und Literatur Bild und Verbild gemacht und hingeſtellt. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein allgemeiner Herd war, an welchem ſchon damals Wiſſenſchaft und Kunſt ſich wärmte, iſt alles Übrige des Reichs mehr oder weniger gefaßt und geſtaltet und modificirt; und ſo geſchieht es noch den heutigen Tag. Paris iſt Frankreichs Hauptſtadt wie keine andre Hauptſtadt irgend eines europäiſchen Landes, und weil ſie durch das franzöſiſche Glück, daß ihre Sprache eine Weltſprache geworden, daß alles, was Feinheit Schönheit Anmuth und Bildung im Sinn der jüngſten Vergangenheit ſuchte, daß wenigſtens alles Freiherrliche und Fürſtliche auf einige Jahre nach Paris gehen mußte, um ſich dort den Firniß ſeiner Sitten überſtreichen zu laſſen, die ſtolze Einbildung gefaßt hatte, ſie ſey wirklich die Hauptſtadt aller Bildung und Wiſſenſchaft, ſo hat dieſe Einbildung das ganze franzöſiſche Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch feſt, ſelbſt nachdem die Fremden zum Theil von dem Wahn und Vorurtheil des ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhunderts erlöſt ſind. Paris iſt nun auch ein Mittelpunkt der franzöſiſchen Eitelkeit, welche allerdings berechtigt iſt ſich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider dieſe Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenſchaften deſſelben legt. Denn auch die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache iſt nicht bloß etwas Zufälliges, etwa allein durch das Übergewicht geworden, welches die Franzoſen ſeit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts über die andern europäiſchen Völker bekamen, ſondern die Leichtigkeit Lebendigkeit Witzigkeit des Volkes, ſeine Klarheit und Feinheit, ſein leicht greifender Verſtand der äußeren Dinge, und das Talent der leichteſten Faſſung Abbildung und Ausdrückung alles Geſchauten Empfundenen und Gedachten in klarer netter Sprache, die gleich glatten Kieſeln durch unaufhörlichen Gebrauch geſchliffen leicht über die Zunge hingleitet und fortliſpelt, der im Ganzen leichte und mit einer gewiſſen logiſchen Geſetzmäßigkeit geordnete Bau machen ſie wirklich zu einer Weltſprache ſehr geſchickt.

Wir haben die einzelnen Theile dieſes großen Volks geſchaut und ungefähr geſchildert, wie ſie geworden und woraus ſie gegenwärtig noch beſtehen. Keiner dieſer Theile hat ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit behaupten können. Die Basken und Bretagner haben es am meiſten gekonnt, denn ſie haben neben dem Franzöſiſchen ihre Mutterſprache wenigſtens für die unteren Regionen des Lebens hin und wieder bis auf unſere Zeit gerettet. Die andern alle haben in den medeiſchen Hexenkeſſel der Umgeſtaltung vollſtändig hinein gemußt; ſie müſſen — womit das Gewaltigſte ausgeſprochen wird — in der Sprache, die am meiſten von der galliſchen Leichtigkeit und Leichtfertigkeit durchgoſſen iſt, leben und ihre Empfindungen und Gedanken darin ausdrücken.

Galliſchnormänniſch alſo — Wind über Wind, ein wehendes rauſchendes fortfließendes fortfliegendes Leben, Ungeſtüm Heftigkeit und immer fertiger Muth des Augenblicks. Dieſer Ungeſtüm und ein gewiſſer reitzender Schimmer der Ritterlichkeit zeichnet unter Anderm die mittlere franzöſiſche Zeit oft recht liebenswürdig aus; aber man darf nicht vergeſſen, daß ſie damals noch viel mehr einfache rohe Kräfte zu verarbeiten hatten als jetzt, wo Vieles in ihnen faſt ſchon zu einer zu glatten Feinheit ausgeſchliffen ja bis zur dünnſten und durchſichtigſten Eitelkeit verſchliffen iſt. Merkwürdig, ſie ſind ihrem Weſen nach auf den Verſtand angewieſen, ſind durchaus ein feines klares verſtändiges Volk, mehr ein logiſches und mathematiſches als ein poetiſches und ideales, und doch ſo mächtig iſt die Eitelkeit, daß ſie dadurch jeden Augenblick geblendet und von dem ordentlichen graden Wege des Verſtandes abgetrieben werden. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit ſieht, und ſie halten ſich dieſen Spiegel immer ſelbſt vor und zürnen und ergrimmen, wenn ein muthiger wahrhaftiger Mann ihn wegnehmen will. Man ſchaue nur auf das Leben und Treiben der franzöſiſchen Kammern und vergleiche es mit dem engliſchen Weſen und Treiben auf der gegenüber liegenden Küſte, und man begreift in dem Unterſchiede, der ſich bei dieſer Schau zeigt, die verſchiedenen Schickſale der beiden Völker. Der Engländer auf der Rednerbühne haut den graden Schwerdthieb des Wortes und der Gründe, worauf ſein Wort ruht, er ſpricht friſch und grad aus der Sache und Perſon heraus, worum es ſich eben handelt. Der Franzoſe muß bei den meiſten Sachen Querhiebe und Scheinhiebe thun, darf, damit er die zierlichen Nichtigkeiten der geſelligen Gewohnheiten des Volks nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, da wo grade die vollſte ganze Wahrheit gefordert wird, kaum in halb verblümter und gewundener Rede ſprechen, hat nicht bloß die Hunderte und Tauſende von Eitelkeiten, die auf den Geſichtern ſeiner Mitkämpfer und Zuhörer ſchimmern, zu ſchonen ſondern ſich vor allem zu hüten, daß er die gemeinſame Eitelkeit des Volks, daß er die große Nation, wie ſie ſich ſelbſtſelig nennt, nicht verwunde. Welch ein Jammer im franzöſiſchen Unterhauſe, wenn ein wahrer tapfrer Biedermann, welcher den Schaden Iſraels wohl fühlt und erkennt, doch nimmer das Ding bei ſeinem wahren Namen nennen, daß er die Gebrechen und Untugenden ſeiner großen Nation nicht öffentlich ſchelten und bekennen darf! Wie will man aber, wo dieſe Geduld der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit gelangen, zu dem Zuſtande, welchen das unglückliche Volk, das ſich des freieſten menſchlichſten Staates würdig glaubt, jeden Tag ſo lauthälſig und einhälſig begehrt? Es ſind gottlob Männer genug in Frankreich, die wohl wiſſen, was vor allen Dingen zuerſt Noth thäte, nämlich Selbſterkennung und Selbſtbeſinnung, vor allem Erkennung der vielen Nichtigkeiten und Jämmerlichkeiten, woran drei recht ſchlechte knechtiſche Jahrhunderte dieſes lebhafteſte reitzbarſte Volk mehr als irgend ein anderes gewöhnt haben; aber darf der beſte franzöſiſche Mann, wenn er nicht die Möglichkeit ſeiner ganzen Wirkſamkeit auf's Spiel ſetzen und als ein Verleumder und Schänder des franzöſiſchen Namens ausgerufen werden will, ihnen ſagen, was ſie ſind, wo ſie ſtehen, was ſie wollen, und was ſie wollen könnten und wollen ſollten?

So ſteht es denn feſt: Leichtigkeit Lebendigkeit Heftigkeit aber auch die galliſche Unſtätigkeit und Unruhe der galliſche Wankelmuth und Wechſel, ein leichtes Faſſen und Ergreifen aber auch meiſtens ein zu leichtes Loslaſſen. Sie ſehen das Viele das Einzelne ſehr geſchwind, faſſen es auch für die erſte Noth in ein leicht gebundenes Bündel zuſammen, für den Gebrauch des Augenblicks leicht fertig; daher nennt man ſie das entſchloſſene das praktiſche Volk, was ſie auch ſind, wo man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen und mittleren Dinge meint. Aber daurende feſte Knoten der Dinge zu binden, mit klarem von keiner Eitelkeit und keinem Vorurtheil umnebelten Verſtande in den Anfängen und in den Mitten der Dinge ihr Ziel und Ende mit unermüdeter Geduld zu ſehen und unverwandten Blicks feſtzuhalten — zu dieſem Großen, wodurch Völker und Staaten gewaltig werden, dazu hat Gott ihnen kein reichliches Maaß gegeben; ſie haben dieſe Geduld und Beharrlichkeit nicht, welche nichts Anderes heißen als Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit, wenn man will, Ordentlichkeit im Verſtande und in Geſchäften. Kleinliche Eitelkeit kleinliche Habſucht übermüthige Einbildung, daß ſie alles leichter und beſſer können als andere, hat dieſe große Nation, was ſie wirklich iſt, wenn man ihr herrliches Land ihre glücklichſte Umgränzung ihre Hülfsmittel und ihre Volkszahl betrachtet, nicht ſo groß und glücklich auch nach außen hin nicht ſo mächtig werden laſſen, als ſie ſeyn könnte.

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen lautet es im Evangelium; an euren Früchten könnt ihr euch erkennen könnte man den Franzoſen zurufen. Sie haben immer gern die Herren ſeyn wollen, und meinen immer noch, ſie können und müſſen die Herren und Entſcheider der Schickſale Europas werden. Warum ſpiegeln ſie, die ſich ſo gern beſpiegeln, ſich nicht etwas mehr in ihrer Geſchichte und auch in dem Allerjüngſten, was eben erſt im Werden iſt und ihnen vor den Augen und Füßen liegt? Wie oft haben ſie nach Italien getaſtet, wie oft ſind ſie faſt Herren jenes Landes geweſen und wie und warum haben ſie immer ſo geſchwind über die Alpen zurück gemußt? Wir wollen ihnen ihr Spiel mit uns Deutſchen nicht vorhalten, das Sprüchlein bedenkend der Wolf zerreißt den, der zum Schaaf ſich macht. Sie durften mit uns ſpielen ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert, da wir unſre Macht zerriſſen und jede kräftige Bewegung unſrer Glieder ſelbſt beſtrickt und gefeſſelt hatten; ſie durften mit uns ſpielen nach dem dreißigjährigen Kriege, wo wir uns an ſelbſtgehauenen Wunden faſt bis zur Todesohnmacht verblutet hatten — und ſie haben damals Zähne und Eſſigkeit genug gehabt und in ihrem König Ludwig dem Vierzehnten einen hungrigen und liſtigen Wolf; auch haben ſie den deutſchen Rhein und alſo die deutſche Herrſchaft mehrmals mit den Zähnen gepackt gehabt — ſie mögen ſich ſelbſt fragen: Warum haben wir den Raub nicht feſthalten können? Und die letzten fünfzig Jahre — da träumten ſie nicht bloß ſondern verkündigten ſchon ein großes Weltreich. Warum ſind ſie geſcheitert und wodurch? Etwa bloß durch Napoleons zu lüſterne und zu geſchwinde Umgriffe? Nein ſie ſelbſt ſind ein gutes Stück Mitſchuldige jener Scheiterung: ihr Leichtſinn ihr Übermuth ihr Unverſtand ihre Knickrichkeit und kleinliche Habſucht ihre eitle Misachtung und Verachtung des Fremden, kurz ihr durch Eitelkeit umwölkter Blick, der ihnen das Große und Tiefe in den Dingen verhüllt, alſo kürzeſt geſagt Miskennung und Unverſtand, welche in ihren Folgen oft der ſchlimmſten Ungerechtigkeit gleich ſind, machen ſie ungeſchickt Herrſcher und Führer der Völker zu ſeyn. Und nun weiter — bleiben wir bei der Stange und ſchauen auf ihr Nächſtes Jüngſtes, auf ihr neues Königreich Algierien, wie ſie es getauft haben. Wendet man ſich nicht mit einem gewiſſen Ekel von dieſem Anblick ab, wenn man ſieht, wie es am Tage liegt, wie ſie es in ihren eigenen Bekenntniſſen und öffentlichen

Verhandlungen an den Tag legen müſſen? Übermuth Ungerechtigkeit Beſtechlichkeit Raubſucht unnütze Verheerungen und Verwüſtungen unaufhörliche Wechſel in den Mitteln das Land ſich anzueignen und für Chriſtenthum und Geſittung zu erobern, wofür das ganze Europa bei der tapfern Vernichtung des alten Raubſtaats Algier ihnen Glück und Beifall zugerufen hatte. Es zeigt ſich auch hier die levitas et versatilitas ingenii gallici, jener Leichtſinn Wankelmuth und Übermuth der galliſchen Anlage, welche auch das beſſere Franzöſiſche ergriffen und durchdrungen haben. Eben ſo hat die Geſchichte aller franzöſiſchen Kolonieen den Beweis gegeben, der nun ſchon einige Jahrhunderte alt iſt, daß ihnen die Gabe verſagt iſt, Ordnung und Geſetzlichkeit in der Fremde einzurichten und zu begründen, daß ſie alſo nicht beſtimmt ſind in jener Weite zu herrſchen, wie ſie ſich es einbilden. Immer mögen ſie mit der valeur française flunkern und prunkern, als wenn ſie ein einziges bei ihnen nur heimiſches Ding ſey, immer mögen ſie unermüdlich im Selbſtlob à la gloire! und à l'honneur! ſchreien, welches oft nur Worte und Ausſchreie ſind, womit die ſchändlichſten Thaten von Eroberern und Tyrannen zugedeckt werden ſollen — den Ruhm der Tapferkeit und des Muthes macht ihnen niemand ſtreitig; aber dieſen wollen wir ganz ſtill auch für uns anſprechen. Aber den Ruhm der Geduld der Beharrlichkeit der ernſten ſtillen Redlichkeit und Verſtändigkeit dürfen ſie den ſo laut anſprechen? Ich ſage wieder: Geh hin und betrachte dir, wie die verſchiedenen Völker Europas ihre Kolonieen und unterworfenen Länder auf verſchiedene Weiſe eingerichtet und verwaltet haben. Wenn du dieſe Schau ruhig und unpartheiiſch vornimmſt, findeſt du etwa folgenden Ausſprung: Der Engländer verſtändig gerecht ſtreng — er bringt Ordnung und Regel im höheren Stil hin, wohin er kommt, und alſo iſt das Ende Gerechtigkeit und Wohlſeyn; der Spanier mild menſchlich chriſtlich, in den letzten zweihundert Jahren der freundlichſte gelindeſte Herr, nicht ſo viel Leben als bei dem Engländer nicht ſo viel Bewegung als bei dem Franzoſen, aber Freundlichkeit und Behaglichkeit; der Holländer klug und verſtändig aber hart und oft grauſam: was zu Hauſe Sparſamkeit heißt wird in der Fremde leicht Unbarmherzigkeit; und der Franzoſe? er kommt als Kolonieſtifter und Herrſcher in der Fremde erſt in vierter Ordnung hinter jenen Dreien, die Überſchrift über ſeine Handlungsweiſe in dieſer Beziehung lautet: Unbeſtändigkeit Unverſtand Unordnung. Freilich wo die Sklavenwirthſchaft beſtand, war es mit kleinen Unterſchieden bei den Vieren allenthalben ſo ziemlich gleich, aber wo europäiſche Koloniſten zu regieren waren, wo Ordnung und Leben auf europäiſchen Fuß geſetzt und ſo geführt werden ſollte — vergleiche da nur die franzöſiſchen Kanadas oder Loyiſignas mit den gleichzeitigen Penſylvanien und Maſſachuſets oder mit Mexiko und Peru, wie ſie unter England und Spanien beſtanden.

Aber können die Franzoſen ſich in dem eignen Frankreich nicht erkennen, ſo ſollten ſie ſich in der Fremde und an Fremden erkennen. Was hilft die eitle abgeſonderte Selbſtbeſpiegelung? Mit dem Nebenmann oder Übermann oder beſſer mit dem Gegenmann muß man ſich vergleichen, um zu begreifen, wer man iſt und wo man iſt Frankreich liegt Britannien am Kanal ſeit Jahrtauſenden gegenüber, es ſteht ihm im Kampfe ſieben Jahrhunderte gegenüber — dahin ſchaue es, da vergleiche es ſich! und kann es ſehen und will es ſehen, ſo müſſen ihm die Augen übergehen. Was frommt die Eiferſucht der Neid, die jetzt wieder in bittern Haß umſchlagen wollen? was hilft das Pochen auf den eignen Säbel, das Schimpfen auf den ſchleichenden engliſchen Eigennutz, womit man ſich abmüdet? Wagt ihnen gleich zu ſeyn, wagt größer zu ſeyn als die beneideten und bei aller Flunkerei doch von euch gefürchteten Engländer. Dieſes kleine Land, dieſes kleine Volk — denn Irland und Nordweſtſchottland war in der Aufzählung der Kräfte Großbritanniens bis jetzt faſt gleich nichts — welches im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts etwa 5 Millionen Seelen zählte, wo ihr euch ſchon auf 20 Millionen anſchlugt, welches jetzt etwa 14 bis 15 Millionen ausmacht, wo ihr 35 zählt, wie iſt es vor euch aufmarſchiert und über euch hinmarſchiert! und wodurch? Durch Verſtand Ordnung Standhaftigkeit und Folge in ſeinem Regiment ſeiner Verwaltung und durch ſeinen Weltblick. Verſteht ſich, ich rechne hier bloß den engliſchſächſiſchen ſkandinaviſchen Stamm als den in England faſt allein wirkſamen, wohl wiſſend, daß man Großbritanniens gegenwärtige Menſchenzahl auf ungefähr 26 Millionen anſchlägt.

Überhaupt iſt es eine merkwürdige eigne Erſcheinung, daß der Franzoſe bei aller ſeiner Springigkeit Leichtfertigkeit und Wankelmüthigkeit es daheim bei ſich noch leiblich gut macht aber gewiſſermaaßen in dem Grade ſchlechter wird, wie er ſich weiter von Hauſe entfernt. Das Ding, was er zu Hauſe honneur und honnêteté nennt, worunter aber bei ihm ein ganz anderes Gefühl ein ganz anderer Begriff verborgen liegt als in unſern deutſchen Wörtlein Ehre und Ehrbarkeit, hält ihn daheim doch noch in leidlichen Schranken der Ordentlichkeit und Tüchtigkeit. Es iſt gleichſam, als bedürfe er immer der Augen von Vielen und auch der Reitzung durch Viele, um zur Redlichkeit angehalten zur würdigen Thätigkeit angeſpornt zu werden. Er iſt der geſelligſte der Menſchen, der Menſch, der durch das Gefühl der Menge und Maſſe gehalten und getragen wird, in kleineren Haufen geſellt verkümmert er, einzeln zerbröckelt er ſich in der Welt und verweht wie Sand. Das Gewöhnliche erklärt das Ungewöhnliche oder vielmehr das Verborgene und Verſteckte in den Anlagen der Völker. Geh nach Petersburg und Stockholm oder London, ja geh in die geſittete Welt hinaus, ſo weit ſie iſt, was ſiehſt du? Du ſiehſt die Deutſchen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren die Franzoſen als Diener. In Petersburg und Moſkau leben an 40,000 oder 50,000 Deutſche, in Stockholm und London leben mehrere Tauſende derſelben, an denſelben Orten gehen auch die Franzoſen zu Tauſenden herum. Aber der Deutſche iſt der große Kaufmann der unabhängige tüchtige Handwerker der Arzt der Künſtler der Gelehrte, welcher mitherrſcht und mitentſcheidet; der Franzoſe ſpringt faſt durchaus nur in den kleinen Dienſten und Geſchäften des Lebens in den untergeordneten Stellungen der bürgerlichen Ordnung herum: Sprachmeiſter Tanzmeiſter Haarkräusler Käſe- Wurſt- und Salben-Krämer kurz Umherträger und Feilſcher von allerlei Feinerei und Zierlichkeit für den Schein und Putz des Geiſtes und Leibes; kurz der Franzoſe, wie ſehr er ſich auch in die Bruſt werfe und ſeine Perſönlichkeit zur Schau trage, iſt kein Menſch der einzelnen Kraft, der feſten perſönlichen Selbſtſtändigkeit. Dies offenbart er ſogar in dem Artikel, worin er es am weiteſten gebracht zu haben meint, in dem Artikel des Kriegsmuthes. Wer wollte dieſen Muth dem ritterlichen ungeſtümen Volke ſtreitig machen? aber wieder bleibt es wahr, dieſer Menſch der Maſſen und der Menge, deſſen Zeichen mit Recht der Bienenkorb iſt, wohin Napoleon die Lilien oder Hellebardenſpitzen der franzöſiſchen Oriflamme ausgelegt hatte, dieſer Menſch kann ſich nur in Maſſen finden und empfinden, um in voller Kraft zu wirken und zu bedeuten, er muß ſelbſt ſein à la gloire! à l'honneur! von tauſend Kehlen tönen und wiedertönen hören, damit es ihn mit dem gehörigen Feuer treibe und entflamme; er iſt kein Waghals kein Einzelwager des Glücks und des Gefechts, er will geſehen werden, damit er ſich als ein Kerl in etwas ſehen laſſe. Dies erklärt, warum die Franzoſen im Kriege nie berühmte Partheigänger gehabt haben, dieſe waren faſt immer Männer deutſcher Herkunft und Zunge.

Ich ſcheine ein großes in der europäiſchen Bildung und Entwickelung ſeit tauſend Jahren mächtig mitwirkendes Volk verkleinern zu wollen. Das will ich gewiß nicht; ich anerkenne manche gute und liebenswürdige Eigenſchaften deſſelben, welche wir Deutſche z. B. nimmer gewinnen können und wornach wir alſo unverſtändig nicht greifen ſollen; aber das bleibt einmal wahr, durch die Macht und den Zauber, den ihre Literatur und ihre ganze Art und Sitte anderthalb Jahrhunderte auf uns und die andern Europäer geübt hat, haben ſie uns viele Eulen- und Falken-Kappen über den Schnabel gehängt, nicht, damit wir Vögel fangen lernten, die wir billig fangen lernen ſollten, ſondern damit wir nicht erblicken könnten, durch welche Künſte ſie ihre Vögel fangen und unſere Gimpelei auch zu locken und zu beſtricken verſtehen. Noch immer hangt ein dichter Vorhang zwiſchen uns und ihnen, daß wir weder was ſie ſind noch was wir ſind und ſeyn ſollten klar erblicken können. Solche Vorurtheile, wovon es bei uns in den Köpfen und Herzen noch wimmelt, beſonders in den Köpfen und Herzen der Hochgebornen, in deren Erziehung und Leben immer noch viel zu viel gewälſcht und gefälſcht wird, ſchweben wie die Schneeflocken der alten Zeit immer noch zwiſchen uns und unſerm verdunkelten germaniſchen Himmel und laſſen uns die wahre Sonne unſers Aufgangs nicht ſehen.

Zu dieſen Vorurtheilen gehört *der franzöſiſche Ungeſtüm und Muth das franzöſiſche Feuer die franzöſiſche Lebendigkeit Gewandtheit und Liebenswürdigkeit*, die allerdings in der Welt ſind, aber auf franzöſiſche Art, welche wir uns aber mit einer Leidenſchaft einbilden, die wir in unſrer Bruſt tragen, die ſie aber viel dünner haben als wir. Sie haben uns

— und daran ſind ſie unſchuldig — ſie haben uns durch das Wort und durch den Schein bethört; wir ſollten aber auf die That ſehen und durch die That ſolche Vorurtheile vernichten, die nicht bloß Spiele der Fantaſie und leere gleichgültige Vorſtellungen ſind ſondern die dieſem ärmeren Volke gegenüber uns und unſern Reichthum vielfältiglich beſchädigt haben und, wenn wir in uns nicht klug werden, noch vielfältiglich beſchädigen werden. Wir haben dieſen leichten Spielern und Gauklern viele ganze und halbe Lügen, die ſie theils mit halbem theils mit vollem Bewußtſeyn der Eitelkeit uns immer noch einſchmeicheln und einſchwatzen mögten, nur zu lange nachgebetet; dieſe Nachbeterei muß und wird endlich aufhören.

Franzöſiſcher Ungeſtüm und Muth? Was ſollen dieſe lächerlichen pomphaften Worte? wenn wir, die Deutſchen die Engländer die Schweden, ſie nachbeten, wahrhaft lächerliche Worte in unſerm Munde? Iſt denn Muth iſt Ungeſtüm, wo es auf Thatenkraft der Fauſt und des Herzens ankommt, für den Deutſchen etwas ſo Erſtaunliches und Wunderbares, daß er es dieſen eitlen Pralhänſen [1]) immer ſo nachbeten müßte? iſt es nicht das nordiſche das germaniſche das deutſche Erbe? iſt es nicht grade das, was der beſſere Theil der Franzoſen, die fränkiſche burgundiſche normänniſche Art, aus dem Norden, von ihren Vätern — beinahe wollte ich ſagen von uns — haben? dieſer Muth, den wir Deutſche in ſtiller Bruſt tragen und womit wir nicht pralen ſollen? Der Franzoſe Bory de St. Vincent, der über Völkerſtämme und Völkerverſchiedenheiten einiges Wahre und nach franzöſiſcher Weiſe manches Übertriebene geſagt hat, thut, indem er deutſchen Muth mit wälſchem Muth vergleicht, den köſtlichen Ausſpruch: l'Allemand est brutalement brave, le Français l'est spirituellement. Wohl geſagt, wahr geſagt, lieber Franzos! Wir gehen von Natur, von Gottes Gnaden voll in's Zeug des Muthes und des Lebens; ihr werdet durch künſtliche geiſtige Antriebe, durch ein à la gloire, mes enfans! fortgeriſſen. Beides gut; aber das Erſte hält länger vor. Es iſt ſogar ein deutſcher Ausdruck, der freilich nur in gemeinſter Rede noch rundläuft, daß man ſagt, wenn man jemands tapfres Herz recht loben will: er hat einen rechten Ochſenmuth.

---

[1]) Auch Frau von Stael in ihrer Korinna ſpricht pralend: Valeur française valeur brillante.

Ja meinethalben wie der Ochs friſch blind mit geſchloſſenen Augen wie unſer blinder Heſſe unbewußt geht der Deutſche in's Zeuch. Und wohl iſt es ihm gelungen und gerathen, ſo lange er ſich von Fremden aus ſeiner großen Natur nicht herausſchwatzen ſich Künſte nicht aufheften und anſchwatzen ließ, wodurch er nimmer glänzen kann. Ich will die Herrlichkeit weder des normanniſchen noch des burgundiſchen und provenzaliſchen Ritters des elften und zwölften Jahrhunderts nicht verkennen, doch erlaube die wälſche Eitelkeit und Pralerei uns, daß wir ſie ein wenig an das ſechszehnte ſiebenzehnte Jahrhundert erinnern, wo der deutſche Mann die Zuverſicht zu ſeiner Kraft und Stärke und den edlen Stolz auf den Namen Kaiſer und Reich noch nicht verloren hatte. Was waren und was konnten die Wälſchen damals ohne die deutſchen Schweitzer und Landsknechte? was waren ſie, wann ſie ihnen gegenüber in Reihen ſtanden? welche Schaaren entſchieden damals die Schlachten? ja was waren ſie noch im dreißigjährigen Kriege unter Guebriant Turenne und Condé ohne die gewaltigen deutſchen Söldnerhaufen? Und im ſiebenjährigen Kriege? und in unſern Tagen bei Dennewitz bei Kulm bei Leipzig iſt das deutſche Ochſenhorn, das blind drauf ſtößt, nicht wieder gefühlt worden? Bleiben wir bei Bery de St. Vincent und bei dem Bilde ſeiner Vergleichung: der von Muth trunkene und blinde Deutſche — dieſer Muth funkelt von Natur weit mehr in ihm als in dem Franzoſen — der alte vielberufene und verrufene Waghals und Schlaghals hat den Ochſen ſogar als Schild dieſer ſeiner Trunkenboldigkeit und Schlaghalſigkeit ausgehängt. Und da uns Bery einmal zu den Bildern der unteren Regionen hinabgeführt hat, lächelt einmal ein bischen mit mir, indem ihr gewahrt, wie ſich ſelbſt im Gemeinſten der Unterſchied der Selbſtſchätzung der beiden Völker ausdrückt, indem das eine Volk da ſagt einen Löwen gießen und das andere einen Fuchs machen. Es darf aber bei dieſem nothgedrungenen Geſchäft der Löwe eben nicht ſtolz auf den Fuchs herabſehen.

Und das Feuer des Franzoſen? Wohl hat er Feuer; aber ſind wir Strohmänner, aus welchen man nur Flackerflammen anzünden kann? Bildet er uns nicht auch hier durch ſeine Springhaftigkeit wieder was ein? wie ſtill ſteht der Italiäner der Spanier da mit ſeiner vollen Flamme in der Bruſt! wie demüthig der Deutſche, ſich immer gern hintenan ſtellend, als rinne eitel mattes wäſſeriges Froſchblut ihm durch die Adern! Wohl haben die Franzoſen Schwunghaftigkeit und Geſchwindigkeit des Gefühls und der Leidenſchaft, aber wie ſelten Tiefe und Stille: Gießbäche nach Waſſerſtürzen, welche bald wieder trocken liegen. Ein ſchauſpieleriſches ſich ſelbſt beſpiegelndes und auch wo ſie ſich auf das leidenſchaftlichſte gebärden ein ſich bewußtes Volk, alſo im Ganzen kein künſtleriſches Volk, mit welchem die Fülle des Geiſtes in freudiger Naturgewalt durchgeht. Der Deutſche Spanier Engländer tritt auf mit dem ſtillen unbewußten Ich bin, der Franzoſe ſchaut um ſich oder ſcheint jedem zuzurufen me voilà. Er macht faſt immer den Feurigen und Leidenſchaftlichen wie auf dem Theater für die Darſtellung. So iſt ſchon ſeine Sprache und Rede immer mit großem Vorſchlag und Nachſchlag an Kopf und Schwanz, ſelten grade drauf. Man ſehe nur das verſchiedene Feuer und die Leidenſchaft der Verſchiedenen bei den Kindern. Sey auf einer Gaſſe ſey auf einem Markt in Paris oder in irgend einer andern wälſchen Stadt — wie ſpringt brauſt lärmt und tobt da die Jugend gegen einander! Hände und Füße in fliegender Bewegung, die Zungen nicht minder, drohende Gebärden, heftige Worte — der Deutſche ſchaut zu und wartet auf den Kampf; ſie können wie die Hähne eine Viertelſtunde ſo gegen einander krähen und ſpringen, und dabei bleibt es, und der deutſche Junge? o wie bald geht's da in die Fäuſte und Haare! Der Franzoſe antwortet auf ſolche Bemerkung mit Lächeln: „Wir „haben mehr Bildung und honnèteté, deswegen" — Gut, mehr als dies Bekenntniß wollte ich durch meine Gaſſengeſchichte nicht hervorlocken. Heftig ſind ſie — Heftigkeit wäre das rechte Wort geweſen für Ungeſtüm — hebig, wie man hierlands am Rhein ſagt das Pöttchen hebt. Sie heben ſich wie die Wellen im Topf und ſprühen Schaum, um wieder zurück zu ſinken; es iſt mehr Sauſen und Brauſen Schäumen und Hinundherwogen als ruhiger ſtarker Wellenſchlag über der Tiefe der Waſſer.

Ihre Lebendigkeit Gewandtheit Liebenswürdigkeit. Sie haben dieſe anmuthigen Eigenſchaften wirklich; nur haben die Fremden ſie meiſtens zu hoch angeſchlagen, und man gebärdet ſich hin und wieder immer noch, als wenn dergleichen anderswo nicht auch gefunden werden könnte. Sie ſind vorzugsweiſe ein Volk der äußerlichen leiblichen Entwickelung und Darſtellung ein Volk des Scheins und der Bühne im allerbeſten Sinn, ein Volk, das es verſteht das Leben mit mancher Zier zu ſchmücken durch Spiel und Scherz manches Rauhe glatt und manches Schwere leicht zu machen. Ihre Ritterlichkeit und Galanterie in ihren beſſeren Tagen ward nicht mit Unrecht über ganz Europa geprieſen, und das Vorurtheil beſteht noch, daß ſie allein die Liebenswürdigen Leichten und Gewandten ſeyen; beſonders unterſtehen ſie ſich uns Deutſchen die Schlotterigkeit und Schwerfälligkeit, womit wir freilich mehr als gut durch die Welt hinſtolpern, als ein unvertilgbares und unvermeidliches Gebrechen zuzutheilen. Wir könnten, wenn in der Ritterlichkeit und Galanterie, wie ſie dieſelben jetzt meinen, eine ſo große Vortrefflichkeit wäre, ihnen da allenfalls auch mit einigen deutſchen Exemplaren dienen, vor welchen ſie die Segel ſtreichen müßten. Ich habe ſelbſt einmal die Luſt gehabt, einen Franzoſen zu einem ſolchen Segelſtreichen zu zwingen. Es war in Paris und wir waren über dieſes in Vielem doch beſtreitliche Kapitel in einen etwas warmen Zank gerathen. Ich hatte gegen wälſche ritterliche Namen, die er mir entgegen rief, einige deutſche angeführt, da brach er aus: „Ihr mögt auch eure Ritter haben und gehabt haben, eure Hoyer „Emſer und Frundsberge für die Duguesclins und Bayards, aber „es hat nur Einen Baſſompierre gegeben.“ Das war Waſſer auf meine Mühle gegoſſen, und mein Gedächtniß beſann ſich geſchwind bei dieſem Namen, der mir ſonſt nicht eingefallen wäre, den Hieb fallen laſſend, um ihn tüchtig zurückzuſchlagen: „Bravo, lieber „Freund! Sie helfen mir denken, das war ein deutſcher Ritter.“ Das gab dann ein Wie? und Wo? hin und her, er wollte mir nicht glauben, bis ich ihm durch gedruckte und zwar durch franzöſiſche Bücher bewies, daß dieſer Marſchall Baſſompierre ein deutſcher Edelmann aus dem Elſaß war, ein Herr von Baſſenſtein, der in den Hugonottenkriegen mit Johann Kaſimir von der Pfalz nach Frankreich zog, einer der Vorkämpfer Heinrichs des Vierten ward, der im franzöſiſchen Sinn zu Roß auf dem Schlachtfelde auf dem Fechtboden auf dem Tanzboden alles vor ſich nieder warf, der tapferſte Ritter der ſchönſte Mann, der mit allen Weibern durchging ein hohes Alter erreichte und hübſche Denkbücher ſchreiben konnte. Gegen ſolche gräuliche Ausbünde einer Galanterie, die man höchſtens im achtzehnten Jahrhundert gelten laſſen konnte, wie der Marſchall Duc de Richelieu einer war, wußte ich ihm leider auch wohl einzelne Deutſche zu nennen, wenn ſie auch dieſe Höhe nicht ganz erreichten; ich hätte ihm in dem weſtfäliſchen General Hammerſtein, meinem weiland Mitſchüler in Jena, ſogar ein deutſches Muſterſtück aus dieſem neunzehnten Jahrhundert liefern können; endlich gab ich ihm den Chriſtoph Rantzau zum Beſten als den tapferſten liederlichſten galanteſten, mit dem Degen und mit — mit .... unwiderſtehlichſten wenigſtens einen gewandteſten unbeſiegteſten Schläger und Zutaſter im guten und böſen Kampfe, wie das ſiebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert auf den Blumen- und Leichen-Feldern der Galanterie und Chevalerie ſeine Ritter bewunderte.

Was ihre geſellige Lebensbildung und Lebenskunſt anlangt, die allerdings zu den liebenswürdigen Künſten gehört, ſo geſtehen wir ihnen da gern eine glückliche Leichtigkeit zu eine gewiſſe Zierlichkeit einen gewiſſen Ton und Geſchmack des äußeren Lebens, welche wir durch Erziehung und Nachäffung und durch gedankenloſe Nachbetung der Anſichten und Vorurtheile einer Zeit, wo wir Deutſche gleichſam wie die Todten vergeſſen und begraben lagen, uns angewöhnt haben als eine Vortrefflichkeit ja als eine beneidenswerthe Unerreichlichkeit zu bewundern. Dies wird von Großtanten und Großmüttern noch immer ſo nachgebetet auch da, wo dieſer Ton und Geſchmack wirklich nicht mehr gilt. Es iſt aber unendlich viel Leerheit und gemachte Steifheit und Nichtigkeit dabei. Der gebildete Menſch, der da redlich und tapfer iſt, aus welcherlei Volk er auch ſey, wird in Sitten und Weiſen des Lebens das Einfache Natürliche und Menſchliche, jeder ſelbſt in der Art und dem Weſen ſeines Volks, anmuthig und liebenswürdig darſtellen; und der gebildete Franzos hat da allerdings eine ihm eigne Leichtigkeit und Natürlichkeit, man mögte ſagen eine erkünſtelte Natürlichkeit, die er aber zu behaupten und darzuſtellen weiß. Übrigens bilde ſich nur keiner ein, daß dieſe Leichtigkeit, womit er ſich ſelbſt bewegt und andre in der Geſellſchaft in angenehme Bewegung zu ſetzen verſteht, in Frankreich etwas Gemeines und Gewöhnliches ſey. Weil der Franzoſe wohl eine heftige und auflodernde aber keine nachhaltige und tief glühende Natur iſt, ſo wird er viel früher als der Deutſche trocken und mager; er verſteifet und verſteinert ſich viel früher als dieſer. Überhaupt ſuche man hier nicht jene mannigfaltige reiche Welt eines aus der Fülle des Lebens und der Naturkraft ſprudelnden und in den bunteſten Geſtalten ſich offenbarenden Daſeyns. Es iſt trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des Volkes eine ſehr große Anlage zur langweiligſten Einerleiheit, ein wahres Chineſenthum, das bei dem erſten Anblick bunt genug ſcheint, das aber endlich in ſeiner ſtereotypiſch ausgeprägten Form durch die fürchterlichſte Einförmigkeit todt macht. Zwar die Jugend ſpringt häufig durch die ſicher und feſt gezogenen Netze des Anſtandes und der Geſellſchaft, aber ſobald das ſogenannte ſolide oder geſetzte Alter kommt — und das kommt bei dem Franzoſen viel früher als bei dem Deutſchen — o weh! welche Langeweile bei den gewöhnlichen gebildeten Wälſchen! Man ſehe nur einen Fünfundvierziger oder Fünfziger ja manchen Fünfunddreißiger wie er gleich einem alten zugerittenen Zelter ſeinen Paßgängerſchritt des Lebens langweilig einherſchreiten muß. Es iſt freilich alles klar fertig nett aber dabei ſo ſteif gemeſſen und geregelt, daß dem freien herzigen und geiſtigen Leben, welches ein Schwede und Deutſcher ſich nicht abdingen noch verkümmern läßt, faſt der letzte Athem ausgehen muß.

Ich habe oben geſagt, der Franzoſe ſey auf das Klare Beſtimmte Sichere hingewieſen, er ſey mehr ein logiſcher und mathematiſcher als ein idealiſcher und künſtleriſcher Menſch. Das bleibt, wenn man das Ganze der franzöſiſchen Literatur und Kunſt betrachtet, für das Ganze wahr, wenn auch einzelne ſelbſt große Ausnahmen da ſind, nach dem Sprichwort: Eine Schwalbe macht keinen Frühling. Die Franzoſen haben in allen Wiſſenſchaften einzelne große Männer gehabt, vorzüglich aber in den mathematiſchen und den Natur-Wiſſenſchaften. In ihrer Kunſt aber zeigt ſich an allen Enden, daß das Talent und die Fähigkeit für Klarheit und Nettigkeit, daß der bloße Formſinn und der Gehorſam gegen die Regel des Schönen noch weit davon ſind, den warmen feurigen Sprudel des Schönen in der Kunſt aufzuſchließen. Weil ihnen eine gewiſſe unnennbare Flüßigkeit eine ſchwärmeriſche Überſchwänglichkeit und feurige Innigkeit des Genius meiſtens mangelt, weil ſie mehr trockene Hitze als flüßige und überfließende Wärme haben, ſo iſt Trockenheit neben einer Regelmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit, welche etwas Erzwungenes und Erkünſteltes zeigen, häufig der Ausdruck ihrer Kunſtwerke. Weil eine gewiſſe Tiefe eine gewiſſe Innigkeit, kurz weil ihnen meiſtens das volle Weh und die volle Wonne des ſchaffenden Genius fehlen, weil ihnen meiſtens die Tiefe der Leidenſchaft fehlt, die wir uns thörigt gewöhnt haben in ihnen vorauszuſetzen, ſo fallen ſie grade da am tiefſten, wo ſie am höchſten fliegen wollen; das Hohe und Überſchwängliche hat Gott ihnen ſehr verſagt, und in dem unbewußten Gefühl ſolches Mangels fallen ſie aus dem großen Einfältigen und Natürlichen, was ſie nicht haben, leicht in eine Übertriebenheit, welche wie Leidenſchaft ausſieht aber die Armuth der Gefühle nicht zudecken kann. Aber in Einem ſind ſie vorzüglich, in der Darſtellung des Leichten und Luſtigen, wo die Muſterbilder ihrem regen lebendigen Sinn bei der außerordentlichen Geſelligkeit ihrer Natur immer vor Augen ſind: nämlich in dem leichten und ſcherzenden Liede und in dem Luſtſpiel. Aber damit dieſes Urtheil nicht hart und ungerecht ſey, muß man billig in Betrachtung ziehen oder vielmehr in Abrechnung bringen, wie unglücklich dieſes Volk ſeit zwei Jahrhunderten durch ſeine Herrſcher geweſen und geworden iſt, welche mit und ohne Abſicht den alten fröhlichen friſchen Geiſt deſſelben ſehr gebrochen und durch das Zuſammenziehen alles Lebens und aller Kräfte in die Eine Hauptſtadt Paris und an und um die Hofhaltung manche Mängel und jene beklagte Einförmigkeit und Trockenheit mit verſchuldet haben. Ihr Leben ihre Dichtung ihre Kunſt war weiland natürlich und naiv, ſelbſt ihre Leichtfertigkeit und Eitelkeit war noch mehr ein unbewußtes Spielen der Triebe, ihre Galanterie war eben wie die Sitten des Mittelalters noch von einer gewiſſen Friſche und Rohheit begleitet und noch nicht von dem ſchimmernden Firniß der Sünde und Lüge überſtrichen; aber Tyrannei und Liederlichkeit mit gleißender Luſt und ſchleichender und bemantelnder Pfafferei im Bunde untergruben von Jahrhundert zu Jahrhundert die Pfeiler, woran das Edle und Hohe in Kunſt und Leben ſich allein aufrichten kann. Es blieb nichts frei als ſcherzen und lachen ja ſpotten und hohnlachen über das, was man verloren hatte: das leichte Spiel des verkehrten oder vielmehr umgeſtülpten Lebens, wo der Capriccio und Zufall ſtatt der höheren Dinge und Mächte ihr Treiben haben: die Parodie die Poſſe und das Luſtſpiel.

Und die Muſik und das Saitenſpiel? Dieſe haben durch die traurigen franzöſiſchen Zuſtände der letzten Jahrhunderte doch nicht leiden können? Denn ſie, ſo ſagt man uns, gedeihen am beſten, wo Luxus Üppigkeit und Glanz des Lebens in der Fülle blühen und ſchwelgen. Falſche Lehre! Als wenn der Geſang der Menſchenſtimme, der Klang, den der Finger auf den Saiten oder der Mund auf dem Rohr und der Flöte dem Holz entlockt, nicht auch auf dem reinen Ton der begeiſterten entzückten Seele ruhte, nicht auch auf den Schwingen der Andacht und des Entzückens zum Himmel emporſtiegen und vom Himmel wieder die tieferen unſterblichen Klänge der ungeſtillten Sehnſucht und Liebe zur Erde heruntertragen müßte. Es gilt für alles Leben und alle Kunſt gottlob die älteſte Lehre, daß nur denen, die da reinen unſchuldigen Herzens ſind, die Weihe der unbewußten tiefſten Ahndungen und Anſchauungen mitgetheilt wird. Bei Knechtſchaft der Gemüther bei Gräulichkeit der Sitten kann zuweilen wohl noch eine kurze Nachblüthe der Kunſt ſeyn; das Höchſte und Beſte bedarf im Werk wie in der That des Menſchen der Unſchuld und Tugend. Aber dieſe Kunſt, die Kunſt der Töne, ſcheint überhaupt in Frankreich keinen rechten natürlichen Boden zu haben. Unreinen Klang giebt das Organ, wodurch hier faſt in allen Landſchaften die Stimme den Durchgang macht, nämlich die Naſe. Auch hat Frankreich nur Meiſter dritten Ranges geboren, Mehul Dallairac Auber; Gretry war in Lüttich geboren und die andern großen Meiſter, welche in Frankreich die Fürſten der Tonkunſt geweſen ſind, waren Italiäner oder Deutſche.

So ſieht es im Ganzen aus. Nicht verkennend, was dieſes große Volk für die allgemeine Bildung und Wiſſenſchaft unſers Welttheils gethan hat, ſteht es in Hinſicht der Kunſt eben wegen einer gewiſſen Trockenheit auf der einen Seite und wegen daraus folgender Übertriebenheit in Ausdruck und Leidenſchaft auf der andern Seite unter den entſcheidenden Völkern Europas nicht in erſter Linie. Sie gerathen gar leicht in etwas hinein, was man Manier nennt, in ein Gemachtes Erkünſteltes Theatraliſches, kurz in ein Zuviel, weil ſie ein Zuwenig haben. Nun ſagen zwar Viele, jetzt nachdem ſie manche Feſſeln des alten ſteifen geſellſchaftlichen Herkommens mit den Feſſeln des Deſpotismus zerbrochen, blühe ein junges friſcheres kühneres Leben bei ihnen auf, ſie ſeyen jetzt auf dem Wege zur ächten Kunſtfreiheit und Genialität. Man nennt hier das ſogenannte junge Frankreich, welches allerdings mit Sprache Sitte Anſtand ſo keck umgeht und durchgeht, daß, wenn Kühnheit allein das Genie erſetzte oder dem wirklichen Genie neue Flügel anſetzte, Frankreichs neue Morgenröthe aufgegangen wäre. Wer weiß über die jüngſte poetiſche Literatur der Franzoſen nach Göthen etwas Neues zu ſagen, der in dem Gefühl, ſie wolle was Gott zum Theil verſagt hat durch Wildheit Tollheit und Maaßloſigkeit erſetzen, ſie die Poeſie der Verzweiflung genannt hat!

Das muß aber hier zum dritten und vierten Mal noch wieder geſagt werden, daß die Franzoſen grade durch den Vortheil, welcher Vortheil diplomatiſch ein unſchätzbarer Vortheil für ſie iſt, daß ihre Sprache die europäiſche Weltſprache geworden, in Hinſicht auf ihre Sprache und Literatur von einem verblendenden Vorurtheil umnebelt ſind, dieſe ihre Sprache Literatur und Wiſſenſchaft. kurz all ihr wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Treiben und Schaffen ſtehe in der europäiſchen Ordnung in erſter Reihe, Frankreich ſey das gebildeteſte edelſte freieſte Land, Paris die Hauptſtadt der Welt u. ſ. w. Dieſe Verblendung beherrſcht das Volk, und wenn gleich Einzelne eine dämmernde Ahndung davon haben, daß hinter den Bergen auch noch Menſchen wohnen, daß wir Andern nicht mit den Bären und Ochſen zu Stall und Tiſch leben, ſo iſt dies doch nebſt vielen andern Eitelkeiten, die das Volk verſtrickt und beglückt halten, eine ſchlimmſte Eitelkeit. Ich hatte davon einmal ein Pröbchen, als einer der Jüngſten der gegenwärtigen franzöſiſchen Literatur, nachdem wir über die verſchiedenen Zuſtände und Strebungen der beiden großen Länder, Frankreich und Deutſchland, eine gute Weile mit einander geſprochen, wobei ich mit deutſcher Demuth ihm manche Mängel meines Vaterlandes zugeſtanden hatte, zum Schluſſe mir den freundlichen Troſt zurief: Attendez, la civilisation vous viendra. Und zwar hatte dieſer wälſche Wandersmann mir eben freiwillig bekannt, daß wir in den Wiſſenſchaften und auch in allgemeiner Volksbildung und in der Volksunterweiſung viel weiter ſeyen als ſie drüben, und doch — — — So ſchlägt der Teufel der Eitelkeit dem Verſtand in's Geſicht.

Bei Gelegenheit dieſes Wörtleins Eitelkeit, womit ich nicht immer das Schlimmſte gemeint haben will ſondern auch eine gewiſſe Schwäche der Natur, eine gewiſſe immer mitempfinden und mithelfen wollende Liebenswürdigkeit, welche oft der Schwäche ähnlich ſieht oft zur Schwäche werden will, komme ich auf das Kapitel der Ähnlichkeit der Franzoſen mit uns, der mannigfaltigen natürlichen Beziehung dieſes Volks zu uns Deutſchen; ich komme auf das zurück, was ich oben ausſprach, Frankreich mache den Übergang von dem Süden zum Norden. Das wies ich ſchon klimatiſch nach, man kann es aber auch volksthümlich nachweiſen. Ich glaube, daß eine gewiſſe franzöſiſche Beweglichkeit eine gewiſſe Bebelichkeit und Zitterlichkeit der Gefühle ein gewiſſes muſikaliſches Hinüberſpielen, was gern ein Hinübertönen werden will, der Herzen zu den Herzen, was ſich als ein geſelliges und menſchlichſtes Bedürfniß ſo ſehr bei den Franzoſen findet, nicht bloß eine wälſchfranzöſiſche Schwäche der Eitelkeit iſt, welche in andern immer die Füllung und Ergänzung des Mangels ſucht, den ſie in der eignen Bruſt fühlt, ſondern daß es eine rein nordiſche Erſcheinung iſt. Denn ſchau umher! Wie gar anders iſt der franzöſiſche Geſelligkeitstrieb, dieſes raſtloſe Bedürfniß ſich andern mitzutheilen und in andern zu leben, als es bei dem Italiäner und Spanier ſich zeigt! wie wirkt dieſer Trieb ſich nicht nur auf den Menſchen ſondern gleichſam auf alle Kreatur und Natur! mit welcher Zartheit und Milde verkehrt der Menſch hier nicht bloß mit ſeinem Geſchlecht ſondern weiß mit Sternen und Sonnenſtralen mit Bäumen und Blumen mit Seen und Bächen gar anderes und reicheres Geſpräch zu halten und hält es auf eine gar andere Weiſe als der Menſch in Toledo Palermo und Athen! Im Süden ſteht der Menſch, der reifere feſtere vollere Menſch der Natur und den Geſchöpfen viel ſicherer und herriſcher gegenüber, viel mehr noch in einer gewiſſen Ähnlichkeit mit dem edenſchen Adam, in Stille und Genüge ruhig und unerſchütterlich. Im Norden, wo ſeine äußere und innere Geſtalt (ich ſpreche aber immer von dem Allgemeinen) unfertiger und unbeſtimmter nach allen möglichen Geſtalten Strebungen und Empfindungen hinſpielend iſt, zittert und bebt er in Luſt und Leid bei jeder fremden Berührung und hat doch immer das Bedürfniß berührt zu werden und zu andern Menſchen und Dingen gleichſam hinüberzuzittern. Papa Sokrates ſagte: ich weiß nicht, was ich mit den Bäumen anfangen ſoll, ich kann mit ihnen nicht ſprechen kann von ihnen nichts lernen. Das hätten Papa Pascal und Malebranche und Papa Leibnitz und Newton und Papa Shakeſpeare und Göthe nicht geſagt. Das waren Nordländer, die mußten mit ihnen ſprechen und verſtanden von ihnen zu lernen. Es iſt alſo der außerordentliche Geſelligkeitstrieb das raſtloſe Bedürfniß des Franzoſen zu ſprechen und ſich andern mitzutheilen nicht bloß eine galliſche Dünnheit der Gefühle ein Mangel des vollen Lebenskerns ſondern vieles davon iſt das allgemeine nordiſche Bedürfniß, welches der Grieche und Spanier meinethalben eine Schwäche ſchelten mag. Dieſes Bedürfniß dieſer Geſelligkeits- und Freundſchaft-Zug nicht bloß zum Menſchen ſondern zu aller Kreatur iſt ein nordiſcher Trieb, dieſes Mitempfinden und Mitleben iſt ein immer zitterndes Saitenſpiel der chriſtlichgermaniſchen Bruſt; was man in gemeiner gewöhnlicher Rede ſo ausſpricht: der Franzoſe Engländer und Deutſche hat eine viel größere Freude an der Natur als die Bewohner der ſüdlichen Länder. Hier alſo, in dieſem Gefühle, in dieſer, wenn man will, Abhängigkeit von aller Natur, in einer gewiſſen Weiche Schwäche Milde, in einer gewiſſen Reizbarkeit und Empfänglichkeit für Eindrücke und Einflüſſe von allen Weſen iſt die Verwandtſchaft des Franzoſen mit dem Norden, ſind ſeine Übergänge zu uns; obgleich der Sprache und zum Theil der Art nach ein Romane, hat er viel mehr Ähnlichkeiten mit uns und Beziehungen zu uns als zu den gleichſprachigen Italiänern und Spaniern. Ich meine hier aber Nordfrankreich, welches, wie bekannt, dem franzöſiſchen Weſen und der franzöſiſchen Literatur, wie ſie heute iſt, den Inhalt und das Gepräge gegeben hat; denn Südfrankreich an der Garonne den Pyrenäen dem Mittelmeer und der Rhone lebt und zeigt an Sinn und Art in vieler Hinſicht ſehr ein Sonderleben.

Dieſe franzöſiſche Empfindſamkeit offenbart ſich mitten in der Leichtigkeit Luſtigkeit und Scherzhaftigkeit des franzöſiſchen Liedes Mährchens und Romans des Mittelalters friſch üppig leichtfertig und keck, wie des Volkes Gemüth und Karakter, aber noch naiv natürlich und unſchuldig. Dann kam die Zeit des Sittenverderbniſſes der zierlichen Lüge und der noch zierlicheren Sünde. Das luſtige ritterliche Volk wehrete ſich anderthalb hundert Jahre, dann ging der von Tugenden und Laſtern glänzende Ludwig der Vierzehnte als ein

Geſtirn auf, das über ſechzig Jahre am franzöſiſchen Horizont leuchtete; darauf die ſcheußliche Parodie ſeiner Laſter unter der Regentſchaft ſeines Neffen Philipp von Orleans; endlich wieder die fünfzigjährige Regierung ſeines Urenkels des verworfenen Ludwigs des Fünfzehnten. Es hat ein preußiſcher General von Schütz ein wunderliches Buch geſchrieben, worin er zu erweiſen ſucht, wie allein die Dichter und Philoſophen, die böſen gottloſen Schriftſteller, alle Unordnung und alles Unheil alles Mordgemetzel und Blutvergießen der franzöſiſchen Umwälzung verſchuldet, alle Gebrechen und Schäden, welche dem franzöſiſchen Volke und dem Zeitalter noch anhängen, alle übertriebenen Wünſche Strebungen und Forderungen der Zeitgenoſſen hinſichtlich neuer Verfaſſungen u. ſ. w. gemacht und aufgereizt haben ſollen. Der Mann hätte Paris, er hätte die Hofhaltungen Frankreichs von Franz dem Erſten bis Ludwig den Sechszehnten, er hätte die Verderbniß und Fäulniß des franzöſiſchen Adels und aller der ſogenannten Leute comme il faut auf's Korn nehmen ſollen, und er würde dann wohl ſeine meiſten Geſchütze nach einem andern Ziel gerichtet haben. Welche Bücher könnte man ſchreiben, welche ſelbſt durch ihre Gräuel und Scheußlichkeiten lehrreiche aber nur dem ehrenfeſteſten Manne lesbare Bücher, nicht Bruchſtücke von Anekdoten und Geſchichten, ſondern wie die Historia augusta (Kaiſergeſchichte) ſie über die Nerone Domitiane Heliogabale giebt, wenn man Rom vom Jahre 1450 bis 1550, wenn man Paris vom Jahre 1500 bis 1790 ſchildern wollte! Für die Niedertretung und Schändung alles Menſchlichen Sittlichen und Chriſtlichen wie reichten ſich die Despoten und Pfaffen in Paris freundbrüderlichſt die Hände! Ludwig der Vierzehnte, der ſchönſte ſtärkſte mächtigſte, in gewiſſem Sinn auch der klügſte, Mann ſeines Frankreich, iſt eigentlich der Mittelpunkt dieſes Verderbens. Er, von ſeinen Pfäfflein und Beichtvätern la Chaiſe und le Tellier von ſeinen Buhlerinnen Montespan und Maintenon begleitet, warf die bunte Lügenhülle des ſchönen Scheins die ſchimmernde Larve der Wohlanſtändigkeit über den Schmutz ſeiner Laſter und über das Schlangengewimmel ſeiner böſen und geheimen Künſte. Seine Nachfolger haben dies nur fortgeſetzt und unter ihnen iſt der darüber geworfene Pfaffenmantel und die Larve der Wohlanſtändigkeit an mehreren Stellen ſchon durchriſſen worden, und ſo hat das arme unglückliche franzöſiſche Volk über die allgemeinen Sünden und Gebrechen — denn ſie goſſen ſich über alles Land — zu gleicher Zeit weinen und lachen gelernt, bis das Lachen mit den Jahren 1790 ein Mordgeheul geworden iſt. In dieſen Tagen verlor die franzöſiſche Literatur ihre unbewußte Heiterkeit und Unſchuld, und ſo mußte auch die franzöſiſche Empfindſamkeit jene zarte zitternde halbnordiſche Sensitiva, eine falſche erkünſtelte Empfindſamkeit werden. Dies beginnt etwa mit den Jahren 1670 und 1680, wo das verhüllte, königlich und beichtväterlich verhüllte und geſchmückte Laſter doch mit der Gebärde von Majeſtät Ritterlichkeit Wohlanſtändigkeit und Chriſtlichkeit auftreten mußte; denn der gräuliche Deſpot Ludwig der Vierzehnte, indem er alle Weiber und Jungfrauen, die ſeine Lüſternheit reitzten, misbrauchte und alle heiligſten Bande chriſtlicher Zucht zerriß, erlaubte auch nicht die geringſte Abſchweifung geſchweige Ausſchweifung von dem Pfade der äußeren Wohlanſtändigkeit. Nun haucht durch die Literatur der Franzoſen ein eigenthümlicher Seufzer, eine übertriebene Wehklage, eine empfindſame Weinerlichkeit, die dem luſtigen Volke früher unbekannt war; nun beginnt la Vertu et l' Innocence immer das große Wort zu führen und ſich ungebürlich und unzeitig hören zu laſſen. Weil Lüge und Laſter hohenprieſterlich und königlich in verbotener Ehe mit einander gepaart waren, ſo wurden die Jungfern Vertu und Innocence mit unendlicher Prüderei und Ziererei auch als gar zu prächtige Vögel hingeſtellt und hingemalt; wer ſie meinte verloren zu haben, weinte mehr als recht; wer ſie hatte, ſpreitzte ſich damit; wer ſie verloren und wieder eingefangen hatte, pralte damit. Es begegnete den Leuten, was ſich in ähnlichem Falle immer zu begeben pflegt: man ſchwatzte und pinſelte und winſelte immer und immer von dem und über das, was man nicht mehr hatte. Dem tüchtigen früheren Menſchengeſchlecht, auch wenn es auf dem Wege einmal ausglitſchte oder von dem rechten Wege abſchweifte, war es in der Leichtfertigkeit und Luſt des Lebens nicht eingefallen, die große Tugend in ihrer Einzelheit zu kennen; es war damals etwas Abgemachtes, eine ordentliche Frau und Jungfrau mußte keuſch ſeyn, ein Mann tapfer und wahr, und damit Holla; die Sünde mußte abgebeten abgebetet gebüßt werden vor Gott und vor Menſchen, aber die eitle Wehklage, das weibiſche weinerliche Gewimmer über verlorne Tugend und Unſchuld ward nicht gehört.

So war die Empfindſamkeit der Sünde, ein mürbes weinerliches Ächzen und Klagen über verlorne Unſchuld, eine noch kümmerlichere Freude über die gerettete und erhaltene in Frankreich in Leben und Literatur eingedrungen, und drang mit der Macht der franzöſiſchen Sprache, die ſeit jenen Tagen ſich des ganzen Europas bemächtigte, wegen der beſagten Gemüthsverwandtſchaft Frankreichs und des Nordens mit großer Übergewalt zu den nördlichen Völkern ein. Auch unſre deutſche Naivetät und nackte tüchtige Friſche und Unſchuld, die nicht bloß Rohheit und Barbarei war, ward nun von der franzöſiſchen Zierlichkeit und Kläglichkeit mächtig gefaßt und herumgeholt und von jener weinerlichen Sentimentalität, wie ſie von der Zeit der la Fayette und Maintenon bis Marmontel herrſchten, von der lügenhaften Sentimentalität, wo man ſich gebärdete die Sünde und das Laſter mehr zu haſſen und die Tugend und Unſchuld mehr zu lieben, als der arme Menſch beides kann. Es iſt hier nicht der Ort des Breiteren darzuſtellen, wie wir in unſern Sitten, die gottlob die franzöſiſche Hof- und Hauptſtadts-Höhe nie erreicht haben, und in unſrer Literatur, grade in unſrer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wieder auflebenden Literatur, dadurch gemindert und geſchwächt worden ſind und zum Theil noch bis auf den heutigen Tag geſchwächt werden.

Ich meine aber hier einen allgemeinen franzöſiſchen Faden, der durch die deutſche und europäiſche Literatur, beſonders durch die Literatur der empfindſamen nordiſchen Völker hinläuft, einen eigenthümlichen Zug einer geſpreitzten Unſchuld und einer bewußten Tugendhaftigkeit, und des Wehegeſchreis und des Wonnejubels darüber und dabei, wovon Gott und Natur nichts wiſſen und nichts wiſſen wollen. Es war eine Empfindſamkeit wie vornehmer Sünder und Sünderinnen, die mit lüſternem Blick doch zugleich mit Aug und mit Hand das Rühr' mich nicht an! winkten, gleichſam zu dem Anrühren herausfordernd. Die guten Deutſchen jener Zeit, obgleich gar nicht auf ſo hochgeborner Laſterſtufe ſtehend, gebärdeten ſich im Liebe Roman und Schauſpiel, als wenn an ihrer ſtillen Unſchuld ſchon viel gezupft wäre. Bei den Franzoſen ward durch jegliche Art ihrer Geſelligkeit, wo alle böſen bewußten Triebe in der abgeſchliffenen Sprache auch für das kleine Volk ſchon mit abgeſchliffen und in ſein Verſtändniß hinein verſchliffen ſind, an der ſogenannten deutſchen Unſchuld (das, was die Deutſchen albern zitterten gleichſam zu früh verlieren zu können) früh gezupft. Alſo, ihr Deutſchen, hütet eure Kinder vor der zu frühen Übung in franzöſiſcher Sprache.

Wenn die Franzoſen einen Naturſinn, einen gewiſſen zarteren in alles überfließenden und zu allem hinſpielenden Naturſinn haben, ſo iſt doch ihr Geſelligkeitstrieb viel größer als jene die Einſamkeit und einſame ſehnſüchtige und ſchwärmeriſche Gefühle ſuchende und nährende Empfindſamkeit, welche ſie, wie geſagt, durch falſche geheuchelte erlogene oder doch mit Lüge reichlich geſchmückte Gefühle zu viel zur Schau getragen und womit ſie das ehrliche treue Naturgefühl des Nordens verwirrt und verfälſcht haben. Dieſe Empfindſamkeit, eine edle feine Gabe Gottes, hat immer die Gefahren der Verfälſchung und Übertreibung nahe, auch wenn keine wälſche Verzierungen Verzerrungen und Verzückungen mit hinein arbeiten; bei ſchwachen und kümmerlichen Naturen muß ſie Ziererei und Empfindelei werden. Wir haben in der ſchönſten Zeit unſrer wieder aufblühenden Literatur, in den Jahren 1770 und 1780, die Periode einer zu weichen und zuweilen etwas weinerlichen Empfindſamkeit gehabt; aber bewahre mich Gott, daß ich die tiefe und verborgene Herrlichkeit dieſer edelſten Gabe verkennen ſollte! Was wären wir und was hätten wir, wenn in Shakeſpeare Göthe Schiller Byron, ſelbſt wenn in Racine und Voltaire dieſer zartere Hauch nicht wehte, dieſer unſichtbare geiſtige Blüthenduft der Seelen uns nicht erquickte? Dies iſt das Nordiſche das Chriſtliche, mit Einem Wort dies iſt der immer zitternde Pulsſchlag und immer athmende Hauch des neuen Lebens. Dies weht und klingt ſelbſt aus einem Homer und Sophokles nur mit leiſeren Hauchen und Tönen zu uns herüber, ſelbſt einige Südliche der Neuen Zeit haben es den Nordiſchen gleich, es iſt der romantiſche Athem aus dem Mittelalter zu uns herüberwehend. Wen dieſer nicht angeweht hat, der wird in unſern Tagen doch nichts Großes machen. Schau immer die Antike an, du ſchauſt die vollkommene Geſtalt; vertiefe dich in das Gefühl und die Empfindung der germaniſchchriſtlichen Welt, und du haſt den vollen Inhalt des geiſtigen ſeligen Lebens.

Aber die letzten außerordentlichen Leiden und Freuden der Nation, ihre Großthaten ſollen die nur ſo kurz berührt werden, wie du gethan haſt? O je! o je! das Kapitel iſt beide zu lang und zu kurz; es iſt auch von mir und andern ſo weit und breit erklärt und durchgeſprochen, daß ich kaum etwas Neues darüber zu ſagen wüßte. Jeder weiß, wie Ungeheures die Franzoſen ſich auf ihre Umwälzung einbilden, welche Anſprüche ſie darauf gründen und welche Hoffnungen ſie daran knüpfen. Alle Augenblicke hört man ſie ausrufen, daß ſie dem Menſchengeſchlecht die größten Wohlthäter die Führer und Weiſer zur Freiheit geweſen, daß ſie auch künftig, und ſie allein, die Führer und Weiſer bleiben werden und bleiben müſſen, wenn Europa aus ſeiner noch übrigen Knechtſchaft und Barbarei geriſſen werden ſoll. Ich habe ſchon geſagt, daß Gott, wann die Zeiten für neue Entwickelungen reif ſind, die Orkane brauſen und die Vulkane berſten läßt, ohne daß die Zeitgenoſſen, welche es trifft, eben wiſſen, woher und wohin. So iſt es auch den Franzoſen ergangen. Wenn wir ſie nicht aller der Verbrechen und Gräuel ſchuldig erklären wollen, welche der berſtende und flammenſprühende Vulkan ihrer Umwälzung in ſeinem Gefolge gehabt hat, ſo können wir ſie eben ſo wenig für die Erfinder Bringer und Träger des vielen Guten und Friſchen halten, was dieſer berſtende Vulkan als Feuer und Aſchen über ganz Europa hingeworfen hat. Sie ſind davon meiſtens ganz unwillkürliche Träger und Säeleute geweſen und haben zuletzt nur für ihre Ruhmſucht Herrſchſucht und Habſucht und für andre böſe Suchten ausſäen und ärndten wollen, was der große Säemann und Schnitter der Zeiten, da ſie ſeinen Willen weder verſtanden noch verſtehen wollten, zuletzt andern Händen und Geiſtern zu ärndten und zu gebrauchen übertragen hat. Sie aber ſind auf die allerjämmerlichſte und traurigſte Weiſe von dem eitlen einbildiſchen Gedanken aufgebläht, daß ſie allein das Lebenselixir der Völker im Beſitz haben. Das aber iſt das Unſeligſte für ſie, daß ſie ſich den Attila der Zeit, mit welchem Gott wohl im Stillen ſeinen ganz beſondern Plan gehabt hat, daß ſie ſich Napoleon immer noch zurechnen, und daß ſie nicht begreifen können, daß ſie nur in einem großen blutigen Traum in Wien Berlin Madrid Moſkau und Rom geweſen ſind, daß dies alles nur wilde Traumwaſſer waren, die nicht einmal ein bleibender Strom geſchweige ein Weltmeer der Herrſchaft werden konnten. In ihrem umnebelten Gehirn ſchlägt die Fluth dieſes Traums noch immer gewaltige Wogen. Sie werden die Narrheit dieſes Traums früher oder ſpäter bezahlen müſſen; denn ſie finden die Jahre 1790 und 1800 weder bei den Deutſchen noch bei den Engländern mehr, und das ſind die beiden Völker, wogegen ſie in Zorn und Eiferſucht und in Erinnerung der leider zu gelind gerathenen erſten Züchtigung Luſt haben anzurennen.

In allem ruhigſten Ernſt das iſt nächſt dieſem Traum von Vorrang und Vorherrſchaft vor allen Völkern noch betrübter, daß die meiſten von ihnen meinen, ſie ſeyen durch jene Umwälzung, die ſie und wir alle ſo theuer haben bezahlen müſſen, nicht nur ein erfriſchtes und verjüngtes ſondern von aller Knechtſchaft und allem Übel erlöſtes Volk geworden, ſie ſeyen der edelſten freieſten menſchlichſten Verfaſſung die würdigſten, und es ſey nur die Schuld einiger wenigen Überliſter und Hemmer, daß ſie dieſe ihre Würdigkeit nicht aller Welt durch die That zeigen können. Sie, die bis jetzt von einem Wankelmuth und einer Eitelkeit in die andre getrieben werden, ſie die unruhigen ehrſüchtigen habſüchtigen nach jedem Prunk und Glanz vor allen andern Völkern ſchnappenden träumen immer noch von der beſten freieſten Republik unter dem Monde; ſie, die als ein faſt zu geſelliges und höfiſches Volk der äußeren Ehren des Scheins der Eitelkeit und leider auch des Scheins des Goldes die lüſternſten ſind, ſie rufen die ehrwürdigen Geſpenſter der ernſten ſtrengen ehrenfeſten Republiken der alten und neuen Zeit aus den Gräbern herauf, um der großen Nation den Weg und das Beiſpiel zu weiſen. Was ihre Hoffahrt und Unruhe den andern Europäern noch bringen wird, wann und wie ſie wieder mit Getümmeln losplatzen werden, wer weiß es? wohl aber verkündigt das allgemein ausgeſprochene Gefühl, daß ſie ſich in ihren Gränzen, in den Gränzen eines ſchönen und ſtarken Landes, viel zu ſehr eingeengt fühlen, daß ſie ihre Ruhmſucht nicht geſättigt ihre Herrſchſucht nicht befriedigt ihre Anſprüche auf die erſte Stelle unter den Völkern nicht genug berückſichtigt fühlen, beſonders aber das brennende Gefühl, daß ſie ſich von den Engländern ſo oft in Schatten geſetzt fühlen, ohne begreifen zu können, wodurch dieſe engliſche Verdunkelung über ſie verhängt wird. Wohl verkündigt dies alles, daß hier noch ein kleiner Nachvulkan unter den alten Lavaaſchen gährt, der vielleicht einmal wieder ein gewaltiger europäiſcher Knall werden wird.

Großbritannien.

Wir kommen zu Großbritannien und mit ihm zu der nordiſchen europäiſchen Welt, wir kommen unſerm Klima und unſerm Volke näher. Denn was in dieſem mächtigſten Weltreiche groß und tüchtig iſt, das iſt unſers Volkes, das iſt ſächſiſch und ſkandinaviſch. Ich nenne Großbritannien ein Weltreich; das iſt es, wenn man den äußeren Umfang ſeiner Herrſchaft betrachtet, noch viel mehr aber gehört ihm dieſer Name, wenn man die Wägung und Meſſung ſeiner inneren ſeiner geiſtigen Stärke anſtellt. Was bedeuten da die dicken Elefantenleiber von Rußland oder gar von China? der leichte geflügelte Leopard wie fliegt er auf den Flügeln der Winde über dieſe dahin! Wie viel man zürnen mag über die Engländer und Grund haben mag über ſie zu zürnen, wie viel man ſelbſt an ihrer geprieſenen Verfaſſung auszuſetzen finden mag, es muß einen ernſten Gedanken ein Überlegung gebietendes Nachdenken machen, daß dieſes kleine Inſelland, klein, wenn mit Spanien Frankreich Deutſchland verglichen — denn ganz Großbritannien iſt nur halb ſo groß als Frankreich — im ſtillen Stolz ſeines Bewußtſeyns ſo weltgebietend da ſteht.

Alſo Sachſen, alſo Angelſachſen und Skandinaven? Ja die ſind es, die halten das gefürchtete Schwerdt und Scepter der Stärke des Reichs die beflügeln die Welt durchſegelnden und überſegelnden Flotten, die gaben dem erſten Pitt das Wort in den Mund: Künftig wird keine Kanone in der Themſe gelöſt werden, die man nicht bis Kalkutta und Peking höre. Die Anfänge der ſächſiſchen Herrſchaft rechnet man vom fünften Jahrhundert an, aber man müßte hier wahrſcheinlich Jahrhunderte früher rechnen. Das

Land der Frieſen und Sachſen und die Inſeln und Halbinſeln der Skandinaven liegen der britiſchen Inſel gegenüber und der Oſt- und Nordoſt-Wind trägt die Schiffe von den Küſten derſelben in wenigen Tagen zu den weſtlichen Inſeln. Sehr wahrſcheinlich hat man ſchon im zweiten und dritten Jahrhundert Enkel der Jüten und Skandinaven in den Pikten des öſtlichen Schottlands zu ſuchen, welche ſowohl an Geſtalt als an Kriegsart von den Kaledoniern Weſtſchottlands und der kleinen weſtlichen Inſeln unterſchieden werden. Als Wikinger und flottenmächtige Seeräuber erſcheinen die germaniſchen Küſtenvölker vom dritten bis fünften Jahrhundert unaufhörlich den Römern in Britannien gegenüber.

Unter Maximian gegen den Ausgang des dritten Jahrhunderts waren die Sachſen Franken und Frieſen ihnen durch Landungen und Verheerungen der Küſten furchtbar. Karauſius ein geborner Menapier ward als Admiral ausgeſchickt ſie zu bändigen, bemächtigte ſich aber ſelbſt Britanniens, machte ſich zum Seekönig, und ſchloß mit den germaniſchen Seevölkern endlich ein Bündniß gegen Rom.

Im Jahr 367 wird Kaiſer Valentinian des Erſten Feldherr, der Spanier Theodoſius, des großen Theodoſius Vater, erwähnt als Statthalter in Britannien und Admiral der See, welcher die Franken und Sachſen in Seeſchlachten beſiegt habe.

Wenige Jahre darauf finden wir die ſächſiſchen Wikinger wieder in Gallien. Die Römer ſchließen Frieden mit ihnen, überfallen ſie treulos und hinterliſtig bei'm Abzuge, und hauen ſie nieder.

Immer aber ſind ſie wieder auf dem Plan, nämlich auf dem blauen Plan der See. Stiliko wird von Klaudian auch als der Bändiger und Beſieger der Sachſen beſungen. Gewiß ſind bei den fortwährenden Raubzügen ihre Nachbarn die Frieſen, welche an der ganzen germaniſchen Küſte mit und neben ihnen ſaßen, häufig mit dabei geweſen, und die Sachſen als die zahlreicheren ſind nur vorzugsweiſe meiſtens genannt. Zur Zeit der großen Völkerfluth eben in Stilikos letzten Jahren ſeit dem Jahre 405 u. ſ. w. ſcheinen die Sachſen laut einem Briefe des heiligen Hieronymus vom Jahr 409 im nordweſtlichen Gallien auch ſchlimm gehauſt zu haben.

An jenen Küſten haben ſie in jenen Jahrhunderten offenbar die Rolle geſpielt, welche im neunten und zehnten Jahrhundert den Skandinaven zufiel. Sie kamen und gingen als Seeräuber, viele von ihnen blieben auch wohl dort ſitzen und floſſen mit den alten Einwohnern zuſammen. Von jenen Tagen daher vielleicht ſchon die Anfänge der ſächſiſchen Mundart in Flandern Brabant u. ſ. w. Daher entſtand an der nordweſtlichen Küſte Galliens der Limes saxonicus oder das Litus saxonicum (Sächſiſches Küſtenland) mit einem eignen von Rom beſtellten Statthalter an den Küſten der Schelde Somme und Seine. Auch Huet [1]) hält es für wahrſcheinlich, daß in den Jahrhunderten, wo die römiſche Schwäche in dieſem Weſten ſich oft nur mit großer Mühe behauptete, viele Sachſen ſich daſelbſt niedergelaſſen haben. Eben ſo wie einen Comes litoris saxonici findet man einen Statthalter der britiſchen Küſte, einen Comes litoris britannici erwähnt längs den Maasmündungen hin, der dort natürlich ſeine Flottenſtellung hatte, um die gegenüber liegenden britiſchen Küſten zu ſichern.

Wir haben oben bei Aufzählung der verſchiedenen Lande Frankreichs gehört, daß im neunten Jahrhundert in der Bretagne ſächſiſche Gemeinden erwähnt werden. Sidonius Apollinaris meldet, daß die Armoriker, die ſich nach Valentinians des Dritten Ermordung im Jahr 455 ganz von Rom losgeſagt und losgeriſſen hatten, ſich durch Zuzug ſächſiſcher Hülfsſchaaren von der See her ſtärkten. Eben derſelbe erzählt, daß der Weſtgothenkönig Eurich gleich nach dieſer Zeit in Gallien mit ihnen Verträge geſchloſſen; die Weſtgothen aber herrſchten damals noch bis an den Ausfluß der Loire.

Aus allen dieſen Angaben ergiebt ſich demnach, daß das ſächſiſche Seeräubergewimmel ganz wikingiſch in jenem Jahrhundert an allen Weſtküſten landete plünderte oder ſich niederließ, und daß, während ein Theil beſchäftigt war in Britannien allmälig feſten Fuß zu gewinnen, ein anderer als Freund oder Feind immer noch die galliſchen Küſten heimſuchte.

Mit der Mitte des fünften Jahrhunderts, genau mit dem Jahr 449, beginnt der Kampf der Sachſen und ihrer gefreundeten Nachbarn, Frieſen Angeln Jüten, mit den von den Römern verlaſſenen Briten um die Herrſchaft der ſchönen Inſel. Dieſer Anfang oder vielmehr dieſe Anfänge — denn der Kampf war noch in einem Jahrhundert nicht ausgefochten — ſind uns nur in einem mythiſchen Halblichte überliefert. Selbſt die erſten Namen Hengſt und Horſt, worin ſogar das alte ſächſiſche Fahnenroß zu ſpielen ſcheint, tragen ein ſolches Gepräge. Nun wiſſen wir aber aus Beda und aus den ſächſiſchen Kronikanten unſers Mittelalters, daß die Sachſen wenigſtens in jenen Zeiten, ganz anders als Franken Gothen und Vandalen, keine herrſchenden Königsſtämme hatten ſondern von Häuptlingen geführt und regiert wurden, von einigen mächtigen Familienfürſten mit großem Gut und Anſehen in ihrem Volke, ungefähr den nordiſchen Seekönigen oder Fylkiskönigen vergleichbar, welche aber mit demſelben Stolz wie jene nordiſchen ihren Stamm von Wodan herleiteten, wovon der Engländer Kemble und Grimm uns in den jüngſten Jahren die klarſte Ausführung gegeben haben.

---

[1]) Huet Origines de la ville de Caen.

Jene beiden fabelhaften Roſſenamen kamen erſt mit einer kleinen Schaar. Die Südbriten, die Bewohner des jetzigen Englands, von den Römern lange ſchon um ihre Waffenehre und Unabhängigkeit gebracht, hatten den kriegeriſchen Muth ihrer Väter verloren und wurden, als die Römer in der letzten höchſten Bedrängniß ihrer Macht ihre Legionen aus Britannien nach Gallien gezogen hatten, von den kriegeriſchen Skoten und Pikten vom Norden her gedrängt, und der britiſche Fürſt oder König, der die beiden Sachſen einlud und aufnahm, wird Vortigern genannt. Dieſe waren nun da und ließen ſich das reiche fruchtbare Land gefallen, und wollten nicht wieder abziehen. Daher bald Zwiſt und Krieg Vortigerns und ſeiner Briten mit dieſen ſchlimmen Bundsgenoſſen. In dieſem Kriege erhebt ſich ein edler britiſcher Held Ambroſius. Die Sachſen ſcheinen oft mit zweifelhaftem Erfolg gefochten zu haben und ihre Fortſchritte ſehr langſam geweſen zu ſeyn; aber, wie geſagt, das Land gefiel ihnen und es kam immer neuer Nachſchub.

Im Jahr 477 beinahe ein Menſchenalter nach den erſten Einwanderern und Kämpfern kam Ella mit drei Söhnen, landete in Suſſex und hatte ſich dort gegen das Jahr 490 immer weiter ausgebreitet und befeſtigt, gegen die britiſchen Helden Ambroſius und Arthur fechtend. In dieſen geſchichtlich dunkeln Zeiten ſollen viele britiſche Männer am Vaterlande verzweifelnd nach Armorikum ausgewandert ſeyn. Sie haben mit der wunderſam beflügelten britiſch-waliſiſchen Fantaſie dahin die ſchöne Ritterfabel getragen, welche von dort in vielen hundert Liedern und Mährchen über Frankreich und

England und bis in den fernſten Norden geflogen iſt, ſo daß König Arthus und ſeine Ritterſchaft von der Tafelrunde und die Mähr vom Heiligen Graal u. ſ. w. einen eben ſo weiten Umkreis gewonnen hat wie der germaniſche Held der weiſe und große Dietrich von Bern.

Alle dieſe verſchiedenen immer wiederholten Kämpfe werden uns mit romantiſchem Farbenlicht begoſſen bruchſtückig erzählt; es iſt alles dies, wie die Sagen von dieſen britiſchen Helden bei Gildas und Beda, mehr mährchenhaft als geſchichtlich. Vielleicht klingen dieſe Sagen und Fabeln noch durch die Herzen und Ohren der Menſchen von Wales „Arthur ſey aus der Mitte jener Kämpfe in ein fernes Zauberland „entführt und werde einſt wiederkommen und als Wiederherſteller und „Verjünger des Volks ein glücklicher Sieger ſeine Krieger über die „Inſel führen." Der Sehnſucht und Hoffnung der Völker iſt ein Jahrtauſend wie ein Jahr. So haben die Deutſchen, als ihre großen Kaiſer und Helden und mit ihnen die Herrlichkeit des Reichs ſchlafen gegangen waren, von Karl dem Großen und von Friedrich dem Rothbart auf ſeinem Kiffhäuſer geträumt. Ob die Polen wohl jetzt Koſciuskoträume haben?

Im Jahr 547 ſteigt Ida meiſt mit Angeln an's Land im Norden zwiſchen Humber und Clyde. Da ſtreiten in dieſen Gebieten Urien und ſein Sohn Owen der vielbeſungne tapfre Britenheld gegen ihn. Von Mercia Oſtangeln Eſſex iſt die Zeit der Beſitznahme keineswegs mit Gewißheit angeblich. Oſtangeln erſcheint erſt um das Jahr 530 als Monarchie, eben ſo Eſſex, Mercia um 585.

Die Briten vertheidigten alſo ihr Land Fuß vor Fuß und wurden in dem langen blutigen Kampfe immer weiter gegen Weſten getrieben und in die Berge der weſtlichen Küſten zuſammengedrängt. Man darf wohl annehmen, daß unter den Sachſen und ihren Stammgenoſſen wegen der wilden wüthigen Feindſchaft der beiden Völker faſt nichts Britiſches ſitzen geblieben iſt. Die Sachſen wurden alſo mit den Briten ſo geſchwind nicht fertig, als man ſich es gewöhnlich vorſtellt; man kann den Kampf wohl auf anderthalb Jahrhunderte rechnen. Eigentlich fertig mit den alten Briten ſind ſie erſt gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts geworden, wo Eduard der Erſte die Walliſer zu völliger Dienſtbarkeit bezwang.

Als alles fertig war, war es kein Siebenreich, wie man gewöhnlich ſpricht, ſondern ein Achtreich, nämlich Kent Suſſex Eſſex

Weſtſex Oſtangeln Bernicia Deira (beide nördlich) Mercia (Reich der Mitte). Es war aber ein unaufhörlicher Wechſel mit Vereinigung mehrerer Staaten zu Einem und dann wieder mit Losreißung von einander und Zerſplitterung in einzelne, und von den verſchiedenen Reichen und Königen waren bald dieſe bald jene oben. Das beſtimmte und entſchied die perſönliche Tugend der einzelnen Herrſcher, beſonders das Maaß, in welchem einer ein großer Degenfürſt war.

Die Erſcheinung, daß hier die romaniſche Sprache, wie ſie ſonſt allenthalben gethan, die germaniſche der eingewanderten Sieger nicht übergeholt und überwunden hat, läßt ſich allein ſchon aus der Erbitterung des langen Kampfes und aus der faſt gänzlichen Vertilgung oder Verdrängung der alten Einwohner im Oſten und Süden der Inſel erklären. Was nämlich in dem Kampfe nicht unterging, entwich wohl gegen Weſten zu den Volksgenoſſen. Denn wären ihrer viele bei den Angelſachſen ſitzen geblieben, ſo würde die den nordiſchen Barbaren überlegene Bildung und die römiſche Prieſterſchaft mit der lateiniſchen Sprache als Gehülfin hier die gleichen Wirkungen wie anderswo hervorgebracht haben. Denn gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderes kamen dieſe römiſchen Prieſter, von Gregor dem Großen als Evangeliſten geſendet, und wurden die Mitherrſcher der Eingewanderten und geſtalteten das engliſche Chriſtenthum auf römiſche Weiſe. Möglich und ſogar wahrſcheinlich, daß das ältere britiſche Chriſtenthum, welches nun faſt zwei Jahrhunderte von Rom losgeriſſen war, bei den wilden Germanen hie und da ſchon Wurzeln geſchlagen hatte. Wenigſtens winken die Sagen dahin. Denn vor dem Schwerdt der Sachſen und Nordländer hatte ſich das Chriſtenthum auf die weſtlichſten Inſeln, nach Irland und auf die Häbuden gerettet, aus deren Culdees und aus dem angelſächſiſchen Volke in dem ſiebenten und achten Jahrhundert ſo viele fromme und gelehrte Heidenbekehrer unſers deutſchen Vaterlandes hervorgegangen ſind. Merkwürdig auch, daß der römiſche Miſſionar Auguſtin, den Pabſt Gregor mit 80 Gehülfen nach Britannien geſchickt hatte, als er in dem zu allererſt von den Sachſen beſetzten Kent ankam, dort noch Kirchen vorfand.

So hatten die Sachſen ſich denn ausgebreitet, aber der Kampf im Weſten ſtand während eines Jahrhunderts noch nicht ſtill. Dort werden häufige Kriege mit den Kymren gemeldet und im Norden mit den Pikten. In dieſem ſiebenten Jahrhundert zwiſchen den Jahren 630 und 640 blühte der große kymriſche Held Kadwallon, der mit ſeinen Schaaren oft ſiegreich über die Sachſen hinfuhr. Denn Sachſen nannten die dortigen kymriſchen und galiſchen Völkerſchaften alles germaniſche Blut und nennen es bis auf den heutigen Tag ſo.

Gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts glänzte König Ina von Weſtſex, ſeines Volkes Geſetzgeber und ein ruhmvoller löblicher Herrſcher. Von ihm und mehreren Sachſenkönigen und ſelbſt von dem Dänen Knut werden zum Zeichen der Frömmigkeit des angelſächſiſchen Volks häufige Pilgerfahrten nach Rom gemeldet. Er pilgerte aber nicht bloß nach Rom ſondern ward von dem Zauber der heiligen Stadt und dem Gedächtniß ſo vieler chriſtlichen Märtyrer ſo gewaltig ergriffen, daß er nach einer geſegneten und glorreichen Regierung von 37 Jahren den königlichen Purpur mit einem Mönchskleide vertauſchte, in Rom eine ſächſiſche Schule ſtiftete und ein Bild der Demuth bis an ſeinen Tod im gemeinſten Kleide einherging und ſich von ſeiner Hände Arbeit ernährte.

Offa in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts war König von Mercia und leuchtete ſchon als Held und Geſetzgeber, als Karl der Große begann. Es müſſen in ſeinen Tagen im Norden Englands an Schottlands Küſten viele nordiſche Einwanderungen vorgefallen ſeyn, Vorſpiele derjenigen Wikingszüge, die ſchon Karl von dem Dänen Gottfried fürchtete. Zu derſelben Zeit, als Karl das lombardiſche Königshaus vom Thron ſtieß, um das Jahr 774, werden von König Offa Züge erwähnt gegen die Northumbrer und Haſtinge. Wer waren dieſe Hasdinge? Die Vandalen nahmen ihre Könige aus dem Stamm der Astingi. Sollte ein ſolcher Stamm in Jütland oder Skandinavien vielleicht übrig geweſen und ſeine Schaaren oder andere befreundete Schaaren unter dem Glücksbanner dieſes Stammes als Wikinger oder Einwanderer damals in Südſchottland oder Nordengland gelandet haben? Man erinnere ſich hiebei der vielen etwas ſpäteren Wikinger dieſes Namens und der gleichen Familien- und Orts-Namen Haſtings, die es noch in England giebt. Wie grimmig der Kampf zwiſchen den Sachſen und Kymren damals noch ſtand, davon legt Offas Wall ein Zeugniß ab. Gegen die fortwährenden Einfälle und Verheerungen derer von Wales errichtete er einen Wall mit einem tiefen Graben, der von dem Flüßchen Dee bis zum Wyn zwanzig deutſche Meilen in der Länge fortlief, und ſiedelte daran zur Vertheidigung Sachſen an. Noch ſieht man Spuren dieſes Walles, welcher Claudh (Klauſe Wehr) Offa oder Offas Dyke (Deich) genannt ward und Jahrhunderte lang als eine unüberſchreitliche Gränze zwiſchen Wales und England galt.

Egbert (Degenglanz) von Weſtſex hatte am Hofe Karls des Großen einen Theil ſeiner Jugend im Elende verleben müſſen. Er ſcheint von dieſem großen Herrſcher und vom Unglück, welches meiſtens der beſte Erzieher der Menſchen und Fürſten iſt, viel gelernt zu haben. Im Jahr 800, grade im Anfange des Jahrhunderts, ward er als Kerdiks einziger Sprößling auf den Thron von Weſtſex gerufen. Es beſtand damals in England faſt eine Dreiherrſchaft. Kent Eſſex und Oſtangeln waren ſchon Mercias Trabanten geworden. Northumberland ſcheint ſchon häufig von den Skandinaven erſchüttert und aufgewühlt zu ſeyn und ward zwiſchen verwegenen kriegeriſchen Königen und meuteriſchen Häuptlingen hin und her geworfen. Weſtſex war durch die Einverleibung von Suſſex und durch kluge und weiſe Herrſcher gewachſen.

Mercia konnte dem Umfange nach das bedeutendſte Reich der Angelſachſen heißen und ſein weiſer tapfrer König Kenwulf hatte im Bunde der Reiche die erſte Rolle unter den Fürſten geſpielt. Aber nach ſeinem Tode ging Mord und Aufruhr durch ſein Haus und das Reich ward durch unaufhörliche wilde Wechſel und Getümmel geſchwächt. So reifte die Ärndte für Egbert und er riß ein Stück des Reichs nach dem andern an ſich, und im Jahr 827 mußte König Wiglaff ihm als Vaſall huldigen. In demſelben Jahr mußte Ennered von Northumberland ihn als Oberherrn anerkennen. Auch Wales demüthigte er in mehreren Schlachten. Er hatte ſchon harte Stöße mit den Skandinaven zu beſtehen. Die engliſchen Jahrbücher erwähnen die erſten normänniſchen Landungen im Jahr 787.

Mit dieſem König Egbert, der 36 Jahre regierte, beginnt die Rechnung der engliſchen Geſammtmonarchie, da bis auf ihn nur immer einzelne große Degen eine Art Erſtigkeit im ganzen Volke behauptet hatten. Schon die ganze 24jährige Regierung ſeines Sohns Ethelwulf war ein fortwährender Kampf mit den Normannen mit wechſelnden und immer gleich verderblichen Siegen und Niederlagen. Dies ward endlich ein Kampf um Beſitz, wo beide Theile auf Tod und Verderben faſt ein Jahrhundert mit einander rangen und die Skandinaven ſich zuletzt neben die Angelſachſen in der Inſel ſetzten.

Dieſem Ethelwulf folgten in einem Zeitraum von 41 Jahren vom Jahr 860 bis 901 drei ſeiner Söhne auf den Thron, welche das Schwerdt nicht vom Blute trocknen laſſen durften. Der erſte war Ethelbert ein tapfrer Kämpe ſechs Jahre. Der zweite Ethelred fünf Jahre; er ſtarb im Jahr 871 an einer im Streit für das Vaterland erhaltenen Wunde. Seine Jahre waren durch Verheerungen und Niederlagen fürchterlich. Seit dem Jahr 867 war alles Land zwiſchen Humber und Tine (Nordweſtengland) beinahe der Normänner eigenes. Dies waren die wilden Rachezüge von Regnar Lodbroks Nachwuchs. Da iſt auch viel des nordiſchen Stammes ſitzen geblieben. Nach Ethelreds Tode faßte Alfred, Ethelwulfs vierter Sohn, die Zügel der Regierung, die er dreißig Jahre vom J. 871 bis 901 führte. Seine erſten acht Jahre ſind gleichſam dunkel durch Unglück, vielleicht auch durch Thorheit und Unweisheit, wohin ſeine Jugend ſcheint ausgeglitſcht zu haben. Die Gewalt der Stöße der Normänner ſowohl derer, welche drinnen ſaßen, als derer, welche dieſen von außen her zukamen, war ſo fürchterlich und unwiderſtehlich, daß das ganze Land von ihnen überſchwemmt und verwüſtet ward und der König ſelbſt den eigenen Unterthanen zuweilen in Verſtecken verſchwinden mußte. Doch richtete er ſich im Jahr 878 durch den glänzenden Sieg zu Edindon wieder auf. Da er aber begriff, daß er die in England ſchon angeſiedelten Normänner nimmer durch Waffen beſiegen könne, ſo ſchloß er einen Vertrag mit ihnen ab und nahm, damit er aus ihnen ſich eine Wehr gegen die Fremden bildete, die Häuptlinge Godrun und Halfdan in Northumberland zu Chriſten und Vaſallen auf. Auch bereitete er von dieſer Zeit an die engliſche Wehrſchaft beſſer und ſchuf ſich Flotten und ſchiffkundige Männer, damit er den Wikingern auf ihrem eignen Element begegnen könnte. Doch ſchwebte und ſchwankte der Streit mit den Fürchterlichen faſt bis an das Ende der Regierung dieſes großen Königs, beſonders als der gewaltige Wiking Haſtings, der die Schrecken ſeines Degens bis zum Gadalquivir und Arno und zur Tiber trug, zwiſchen den Jahren 893 und 897 öfter gegen Englands Küſten ſtürmte. Zuletzt jedoch ſiegte Alfreds Beharrlichkeit und

Haſtings ließ von England ab und wendete ſich gegen das ſchwächere Frankreich.

Dieſer große Mann, der in einer ſchwerſten kämpfevollen Zeit wie ein Stern erſter Größe leuchtete, Held Weiſer und Geſetzgeber, ja nach damaligem Maaße ein Gelehrter, hatte während vierzig Jahren edle Nachfolger. Zuerſt Eduard der Ältere ſein Sohn, welcher vom Jahr 901 bis 924 23 Jahre regierte. Seine Schweſter Ethelfleda, dem Ethred Vicekönig von Mercia vermält eine großherzige Frau und des Vaters Alfred würdige Tochter, half ihm das Reich regieren und die Normänner bändigen. Größern Glanz als dieſer im Heldenthum faſt den Großvater überſtralend verbreitete Athelſtan, der ſeinen Namen mit der That führte, über das Königsgeſchlecht und über England. Er regierte ſiebenzehn Jahre von 924 bis 941, ein Baſtard Eduards des Älteren, einer Schäferin Sohn, tapfer hochherzig gerecht und weiſe hielt er die Normänner und alle Feinde in Furcht.

Aber die Schrecken und Gefahren der Normänner blieben und die großen Männer fehlten im Königsſtamm und die Fremden und die Prieſter, beſonders Sankt Dunſtan, ſchwächten das Land und erniedrigten die Königsmacht. Endlich beſtieg der unſelige Ethelred der Unfertige, wie er wegen ſeiner Unfähigkeit und Faulheit genannt ward, den weiland herrlichen Thron der Alfrede und Athelſtane. Dieſer ſaß 38 Jahre darauf vom Jahr 978 bis 1016, ein ſchöner aber nichtiger Fürſt, welcher den Normännern Gold für Eiſen entgegenhielt; weswegen ſie begreiflicher Weiſe oft wieder kamen. Als ihre Führer werden Olof Trygveſon König von Norwegen und Sven König von Dänemark genannt. Viele der Dänen waren damals, wie weiland die northumbriſchen Skandinaven, durch Vertrag in England angeſiedelt, Svens Schweſter war ſogar einem engliſchen Häuptling vermält, da gebrauchte der elende Ethelred die Kunſt der Feigen und befahl im Jahr 1002 den großen Dänenmord. König Sven erſchien nun mehrere Jahre mit ſeinen Flotten als Rächer und focht ſo glücklich gegen die Engländer, daß er im Jahr 1012 ganz England inne hatte. Ethelred, der ſich ein junges Gemal, die Prinzeſſin Emma, Tochter des Herzogs der Normandie beigelegt hatte, floh mit ihr wie ein Feigling über's Meer nach Frankreich, wo er im Jahr 1016 geſtorben iſt. Auch Sven der Däne der Eroberer war ſchon vor ihm im Jahr 1013 geſtorben, und jetzt ſtand der Kampf zwiſchen deſſen Sohn Knut dem ſogenannten Großen und Ethelreds Bankert Edmund Eiſenſeite oder Eiſenherz. In dieſes hochherzigen Jünglings Bruſt ſchlug ein anderes Herz als in der Bruſt ſeines Vaters und er vertheidigte das Glück ſeines Geſchlechts mit ſo tapferer Fauſt, daß Knut ihm durch einen Vertrag die Herrſchaft über Südengland zugeſtehen mußte. Aber bald nach dem Abſchluß dieſes Vertrags ward er ermordet, wohl nicht ohne Knuts Mitwiſſen. Dieſer bemächtigte ſich nun des ganzen Reichs, deſſen Wehr in dem edlen Edmund gefallen war. Edmunds beide Söhnlein zarte Knaben, weil er ſich ſcheute ſie vor den Augen der Engländer zu verderben, ſchickte er ſeinem Bundsgenoſſen dem König von Schweden zu ſie wegzuräumen. Dieſer aber vor ſolcher Gräulichkeit ſchaudernd ſandte ſie in weite Fremde zum König Salomo von Ungerland. Eines dieſer Kinder Edmund genannt ſtarb, Eduard der andere Bruder lebte und ward Vater von Edgar Atheling, der als ein Spielball des Glücks umhergeworfen noch einen Prinzen ſeines Stammes auf Egberts Stul ſah und dann erleben mußte, daß er auf immer an ein ganz fremdes Geſchlecht kam.

Knut der Däne iſt der Große genannt worden, weil er die Geiſtlichen begabt und hoch geehrt und eine prächtige Pilgerfahrt nach Rom gemacht hat. Er hat als ein mächtigſter König des Nordens und Englands neunzehn Jahre von 1016 bis 1035 geherrſcht; rechnet man aber von dem Tode ſeines Vaters Sven, ſo giebt es 22 Jahre. Nachdem er durch Blut und Mord Herrſcher geworden, ward er wie ein nordiſcher Auguſtus zahm und mild und ſuchte die Menſchen ſkandinaviſcher und ſächſiſcher Art auf alle Weiſe zu vereinigen, vermälte ſich auch, damit er die Sachſen in England und zugleich die Normänner in Frankreich, ſich durch ſolche Verbindung geneigt machte, mit Ethelreds ſchöner jungen Wittwe Emma von der Normandie.

Knuts Söhne Harald Haſenfuß und Hardiknut haben nach einander ſieben Jahre über England geherrſcht, ſchlechtere Männer als der Vater und in wilder Jugend früh ausgelebt.

Dieſe ſtarben kinderlos und nun beſtieg ganz ruhig und von beiden Nationen in England anerkannt ihr älterer Stiefbruder Eduard den Thron, Sohn Ethelreds und der normänniſchen Emma, der unter dem Namen Eduard der Bekenner 24 Jahre vom J. 1042 bis 1066 darauf geſeſſen hat. Ein milder aber mittelmäßiger Fürſt, von den Engländern werther gehalten und daher den Nachkommen mit freundlichem Andenken überliefert, weil er die wilden verhaßten Dänenbrüder abgelöſt hatte. In ſeinen Tagen herrſchte der mächtige Graf Godwin von Northumberland von ſkandinaviſcher Abkunft unter dem Titel als ſein Statthalter dort faſt wie ein König. Eduard hatte ſich zur Stärkung der eigenen Macht mit der Tochter jenes Grafen der Editha vermält und nach Godwins Tode ſeinem Schwager Harald, einem ſehr edlen Jüngling, des Vaters Macht übergeben müſſen. Seinen Neffen Eduard von Ungerland des Eiſenſeites Sohn hatte er freundlich bei ſich aufgenommen und ihn zu ſeinem Nachfolger beſtimmt; aber dieſer war neun Jahre vor ihm geſtorben und hatte ein zartes Kind Edgar Etheling hinterlaſſen, der von Karakter unbedeutend aſtlos und thronlos als der letzte Nachkomme des alten Wodanskönigsgeſchlechts in Vergeſſenheit hingeſtorben iſt.

Es ſetzte ſich denn, als der Bekenner die Augen ſchloß, ſein Schwager Harald, Godwins von Northumberland Sohn, auf den Thron, ein vom Volk geliebter edler Fürſt. Aber gegen ihn erhoben ſich von Norden und Süden ſogleich zwei Gewitter, nämlich Harald Härdräde König Norwegens und Wilhelm Herzog der Normandie, welcher ſich auf ſeine Verwandtſchaft mit Eduard dem Bekenner berief und auf deſſen Willen, als welcher ihn zu ſeinem Nachfolger ernannt habe. Harald zog gegen den Norweger, der mit einem Heer in Nordengland gelandet war und beſiegte und erſchlug ihn in einer mörderiſchen Schlacht den 25. September des Jahrs 1066. Darauf eilte er gegen Süden, wo Wilhelm von der Normandie ſein Heer ausgeſchifft hatte, und traf auf ihn in einer hartnäckig beſtrittenen Schlacht bei Haſtings den 14. Oktober deſſelben Jahrs. Er ſelbſt fiel mit drei Brüdern, die Angelſachſen waren ohne Haupt und König, und Wilhelm der Eroberer, wie er durch den Sieg bei Haſtings hieß, mit ſeinen Rittern nahm alles Land ein.

Dieſe Schlacht bei Haſtings brach die alte angelſächſiſche Verfaſſung, die auf edler germaniſcher Freiheit gegründet war, brach die Sprache und Art des Volks, ſo weit ſie ſich brechen und von den Fremden überwinden ließen. Wilhelms Heer beſtand außer ſeiner tapfern normänniſchen Ritterſchaft und Männern von vielleicht

30,000 Kämpfern aus eben ſo vielen Abentheurern aus Frankreich und Belgien, welchen er reichen Sold und Ehren und Güter verſprach. Er theilte nach dem Siege das engliſche Land unter ſie, indem er 60,000 Kriegerlehen vergab, und er und ſeine Ritter hielten über die Beſiegten ſtrenges Regiment. Die romaniſchwälſche Sprache, welche die Normannen an der Seine ſchon überwältigt hatte, ward hinfort Hof- und Gerichts-Sprache, und das Angelſächſiſche mußte demüthig zur Seite ſtehen, konnte ſich auch ſchwerlich heben, da über ein Jahrhundert jenſeits des Meers geborne Fürſten herrſchten, erſt Wilhelm und ſeine Söhne, dann ſein Enkel Stephan Graf von Blois, darauf Heinrich der Zweite Plantagenet von Anjou.

Alſo ſind die wälſchen Normänner über die Angelſachſen und über ihre eignen Blutsfreunde in Nordengland die Herren geworden. Ein neues Volk, gleichſam ein halbwälſches Volk haben ſie in England nicht eingeführt, wohl, wie geſagt, ein halbwälſches Weſen. Rechnet man auch, daß manche der Ritter ſchon beweibt waren und ihre Familien in das eroberte Land mit ſich führten, ſo war gewiß die Mehrzahl der Ritter und Knappen es nicht; und wenn man auch 150,000 bis 200,000 neue Anſiedler rechnet, ſo verfloſſen und verſchwammen die bald in der größeren Maſſe der Eingebornen. Doch darf man allerdings beklagen, und beſonders der germaniſche Menſch darf beklagen, daß eine ſo edle aus eigenſten Volksſitten und Volkskeimen erblühte Verfaſſung wie die angelſächſiſche zerbrochen, daß eine reingermaniſche Sprache in ihrer Entwickelung und Bildung auf immer geſtört und im Ablauf der Jahrhunderte immer mehr zerſtört und entgermaniſirt iſt. Was die Angelſachſen mit dem Degen weggeräumt hatten, das romaniſche Element, das brachte der normänniſche Degen wieder, und das iſt als ein fremdartiges in dieſes reingermaniſche Volk gekommen und wuchert fort und fort bis auf den heutigen Tag. Die Lehnsfeſſeln haben die Angelſachſen tragen müſſen wie die meiſten Völker Europas, nur der höchſte germaniſche Norden nicht; einige dieſer Feſſeln hat der freie trotzige Sinn des Volkes zu brechen, alle etwas zu löſen verſtanden, aber ſeine alte Sprache iſt unrettbar untergegangen und in eine ſonderbare Miſchſprache übergegangen, die meiſtens mit germaniſchem Zuſchnitt und Gefühl aber, wo der Gedanke vorherrſcht, mehr mit romaniſchem Ausdruck auftritt. Man kann ſagen, das Gemeinſte und Sinnlichſte nebſt dem, was zur Bezeichnung der Herrſchaft und Dienerſchaft gehört ſo wie das Höchſte des Gedankens iſt wälſchromaniſch: nämlich was den Bauch und die Kehle angeht und was zur Küche gehört und was um die Vorzimmer der Großen und die Stuben der Lakeien ſchwebt, und wieder womit ein Baco und Newton und Burke ihr geiſtiges Leben kundthun müſſen.

So ſiegte die wälſche Form, nicht die wälſche Art, das Angelſächſiſche und Germaniſche in dem Hauptorgan des Daſeyns des Volks, in der Sprache, ſehr nieder, aber der angelſächſiſche ſkandinaviſche Geiſt ward nicht erdrückt ſondern erhob ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert wieder zu einer zwar ganz andern als die alte geweſen, aber doch zu einer friſchen ſtolzen und dieſem Lande und Volke eigenthümlichen Freiheit. Ich habe bei Frankreich der fünfhundertjährigen Kämpfe Englands mit jenem Lande erwähnt, Kämpfe, in welchen Englands Krieger oft ſo oben lagen, daß ein Drittel Frankreichs, die ſchönſten Lande des Reichs, welche die Küſten die Ströme und Häfen beherrſchten, von ihnen abhingen. Stiller Trotz ſtolze Kühnheit kalte Beſonnenheit der franzöſiſchen Heftigkeit und Lebendigkeit gegenüber hat die Engländer damals wie jetzt bezeichnet.

Im zwölften Jahrhundert haben die Engländer Irland gewonnen, den größten Theil des Landes unter einzelne Barone vertheilt, den übrigen abhängig und zinsbar unter eignen Häuptlingen wohnen laſſen. Die Irländer, ein galiſches Volk, zeigten und zeigen die Eigenſchaften dieſes Stammes, Leichtigkeit Lebendigkeit Wankelmuth Unbeſtändigkeit und Eitelkeit, mit manchen Liebenswürdigkeiten verſetzt, nur nicht mit der Gabe des ruhigen Verſtandes, wodurch allein Staaten geſtiftet und erhalten werden können: kurz wechſelnde Aufwallung und Sinkung ohne dauernden Nachhalt und endliches Ziel. Dieſe Irländer ſcheinen, wie wir alle galiſche Völkerſchaften ſchon in der Römerzeit finden, unter einzelnen Häuptlingen, die zuweilen auch wohl Könige heißen, in viele kleine Herrſchaften getheilt und alſo mit zerſplitterter Macht gewohnt zu haben. Daher und weil die Seewinde ihren Stamm nimmer mit Sehnſucht und Luſt zu weiten Fahrten und kühnen

Wagniſſen angeweht haben, ſind ſie immer der leichte Raub der Fremden geworden, welche nach ihrer ſchönen grünen Inſel gelüſtete. Schon laſſen die Sagen hier in früherer Zeit an manchen Stellen nordiſche Seekönige und Wikinger herrſchen und Feſtungen und Schanzen beſitzen; dann kommen die Engländer. Dieſe herrſchen hier aber ſiedeln ſich nicht zahlreich an ſondern nehmen meiſtens nur an der öſtlichen und ſüdöſtlichen Küſte einige gute Häfen ein, wo ſie Feſtungen bauen und Städte gründen. Viel ſpäter haben ſich im Nordoſten des Landes, in Ulſter, während der Unruhen, welche Schottland im ſechszehnten Jahrhundert erſchütterten, viele Schotten niedergelaſſen, deren Nachkommen jetzt wohl auf eine Million Seelen angewachſen ſind. Dieſes Land gehörte nun zwar zu England, kam aber in Hinſicht der Macht im Mittelalter für daſſelbe gar nicht in Betrachtung.

Ganz anders als Irland Schottland. Der Norden dieſes Landes konnte wegen ſeines rauhen Klimas ſeiner Berge Seeen und Sümpfe und wegen der Streitbarkeit ſeiner Bewohner, dann auch, weil die Römer nimmer Seeleute wurden, von ihnen nie bezwungen werden. Nur in die ſüdlichen Ebenen Schottlands drangen ſie vor, räumten aber auch dieſe in dem letzten Jahrhundert ihrer Herrſchaft. In jenen Tagen hießen die Bewohner von Weſtſchottland und den Inſeln Kaledonier oder Galen die von Oſtſchottland Pikten, wahrſcheinlich ſchon nordiſchgermaniſchen Stammes: Sachſen Frieſen Normänner; wer weiß das mixtum compositum? Vielleicht iſt ſchon in jener Zeit der Name Sachs bei den Galen die Bezeichnung jedes germaniſchen Mannes geworden, von welcherlei Völkerſchaft er immer ſeyn mogte. Dunkel und ſagenhaft ja märchenhaft und mit jener willkürlichen Ausſchmückung und Zuſammenflickung von einzelnen Namen und Daten, wie die ſkandinaviſchen Geſchichtſchreiber es ſich im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert erlaubten, iſt die Geſchichte Schottlands nach dem Untergange der römiſchen Herrſchaft in der Inſel Britannia. Man weiß nimmer genau, wer und wie die ſkandinaviſchen und ſächſiſchen Schaaren, welche den Nordoſten und Süden und einen Theil der weſtlichen Inſeln in den Anfängen des Mittelalters beſetzt und bevölkert haben, noch unter welchen Bedingungen und Verträgen mit den Herrſchern Schottlands ſie eingewandert ſind. Der Nordoſten iſt wohl am meiſten ſkandinaviſch geweſen, wie z. B. die Orkneys und die Shetländiſchen Inſeln und ſogar ein Theil der nördlichen Häbuden erweislich von nordiſchen Wikingern beſetzt und eine Zeitlang von Norwegens Königen abhängig beherrſcht worden ſind. Der Süden, was Sprache und Art zeigt, ſcheint mehr Sachſen empfangen zu haben, wahrſcheinlich, wenn nicht früher, in demſelben Jahrhunderte, in welchem Hengſt Ella Ina u. ſ. w. das ſüdliche Britannien eroberten. Die Annahme, daß die Sachſen erſt zur Zeit Wilhelms des Eroberers, alſo in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, aus Haß und Abſcheu der normänniſchen Herrſchaft in die ſchottiſchen Niederlande (lowlands) eingewandert ſeyen, iſt offenbar in zu großer Ausdehnung genommen, obgleich in der Zeit der Verwüſtung und Zerſtörung des Angelſächſiſchen manche ſich zu ihren Landsleuten ohne Zweifel dahin geflüchtet haben.

Dieſes Königreich Schottland bildete nun im Mittelalter dem normänniſchengliſchen Reiche gegenüber einen eignen Staat, welcher von den engliſchen Königen oft angefochten und einige Male überfochten doch auf die Dauer von ihnen nicht bezwungen und erobert werden konnte. Denn allerdings war dieſes Schottland ein Dorn in Englands geſundem Fleiſch, welches es faſt immer ſcharf und blutig ſtachelte und ſtach, ſobald daſſelbe in einem heftigen und längeren Kampf mit Frankreich um die Herrſchaft rang. Verglich man übrigens die Volksmenge und die Kräfte der beiden Reiche, ſo konnte man Schottland kaum auf ein Fünftel gegen England anſchlagen. Doch fochten Armuth Unwirthlichkeit und Rauhheit des Landes und Tapferkeit Treue und Vaterlandsliebe der Schotten ſo hartnäckig und ritterlich, wie ſie weiland gegen die Römer geſtanden, auch gegen die Engländer. In dieſem Lande Schottland iſt nun in der erſten Beziehung eine ganz andere Entwickelung erfolgt als in England und hat manche Eigenthümlichkeiten und Verſchiedenheiten erzeugt, welche nicht allein dem Klima angehören und welche bis heute in Sitten Gebräuchen Strebungen und Neigungen als eine Völkerſcheide fortdauern. Hier iſt erſtlich, wie verſchieden die beiden Völker, welche das Land bewohnen, auch waren und noch ſind, zwiſchen den Galen und Sachſen in friedlicher Verbindung eine gleiche Staatsgemeinſchaft unter demſelben Könige entſtanden, und, wohl zu merken, eine Staatsgemeinſchaft, deren König und deren Häuptlinge zum Theil aus dem galiſchen Volke hervorgegangen waren; die Menſchen germaniſcher Art, obgleich bei weitem die zahlreicheren und ſtärkeren im Lande, haben mit den alten Einwohnern brüderlich leben und ſich einleben lernen, und auf dieſe Weiſe von der Art und der Verfaſſung der Galen unwillkürlich Manches annehmen müſſen. Ich denke, ſchon die galiſche Klanverfaſſung, eine Art patriarchaliſches Hörigkeits- und Lehn-Weſen, hat, da die Herrſcher galiſchen Stammes waren, auf die Verfaſſung des germaniſchen Theils allmälig einwirken müſſen. Das Lehnweſen, welches hier unter den Menſchen germaniſcher Abkunft erwuchs, iſt durch jenes galiſche Muſter, welches unvollkommener und weniger ſtark und edel als in Schottland in dem alten Irland gegolten hat, gewiß mannigfaltig mit modificirt worden. Zweitens haben auf Geiſt Streben und Verfaſſung der Schotten und auf die Entwickelung ihres Lehnweſens, welches von dem engliſchnormänniſchen doch ſehr verſchieden war, die ſchottiſchen Reiſen auch ſehr eingewirkt. Die Schotten, als welche ein armes rauhes Land bewohnten, wo faſt alle Reitze höheren Strebens und feinerer Bildung fehlten, ſuchten in der Fremde, was ſie zu Hauſe nicht hatten, nämlich Geld und Bildung. Sie waren Reisläufer. Wegen des Wettkampfs um Ehre und Macht, womit England und Frankreich ſich unaufhörlich zerhaderten, nahmen ſie gewöhnlich Kriegsdienſt auf der Seite, wo ſie ihren gebornen Gegnern den Engländern ſchaden konnten. Der junge ritterliche Adel des Landes verlebte ſeine Jugend gewöhnlich im franzöſiſchen Kriegslager oder am franzöſiſchen Hofe; was in geringerem Grade bis in das ſechszehnte Jahrhundert ſo geblieben iſt. Selbſt in den ſkandinaviſchen Heeren der Könige von Dänemark und Schweden haben im fünfzehnten ſechszehnten Jahrhundert häufig ganze ſchottiſche Regimenter gedient. Aus Frankreich brachten dieſe Ritter nicht nur manche feinere wälſche Sitten und Gebräuche ſondern gewiß auch Gewohnheiten der Herrſchaft und des Dienſtes, wie ſie dieſelben bei den Menſchen jenes Landes gelernt hatten, mit in ihre Heimath; und durch dieſe und die oben erwähnten Einwirkungen ſind auch die meiſten ſchottiſchen Sachſen allmälig auf eine eigenthümliche Weiſe größtentheils hörige und lehnsdienſtbare Leute geworden. Weil hier aber nicht wie in England durch Gewalt und Druck das Germaniſche überfallen und in neue Lebensverhältniſſe und Staatsformen hineingezwungen ward ſondern alles ſich mehr langſam durch Gewohnheit und Brauch entwickelte, weil auch keine wälſchromaniſche Sprache Art Hofordnung und Hofregiment ſich jemals hier eindrängte ſondern alles ſich langſam leiſe und durch Gewohnheit und Beiſpiel mehr als durch Zwang ausbildete und geſtaltete, ſo iſt das germaniſche Leben, welches durch Zahl und Geiſtesſtärke der Menſchen das galiſche bald zu beherrſchen begann, hier weniger geſtört worden als in England. Obgleich ſeit der Vereinigung mit England das engliſche Übergewicht über Schottland in jeder Beziehung ſeine natürliche Macht offenbart hat, ſo iſt doch in der Volksſprache der germaniſche Theil dem alten deutſchen Mutterlande viel ähnlicher geblieben als in England, in deſſen Norden jedoch, wo beſonders Skandinaven ſich niedergelaſſen haben, in Sprache Art Sitten und Weiſen ſehr vieles dem Schottiſchgermaniſchen ſehr nahe ſteht. Merkwürdig aber offenbart ſich dies vorzüglich in den Sagen und Romanzen aus dem Mittelalter. Da zeigt ſich in England die germaniſche Ader ſehr vertrocknet und das engliſche Volk ſcheint in den Mährchen- und Sagen-Kreis der Kymren und Bretagner, kurz der Franzoſen und franzöſiſchen Normannen hineingetrieben, wo es nicht als Schöpfer und Erfinder ſondern nur als Nachmacher und Nachgeſtalter erſcheint; das angelſächſiſche deutſche Volkslied und Mährchen und Heldenſage war in dem Romaniſchwälſchen faſt ganz untergegangen. Selbſt bei Chaucer und Spencer zeigt ſich dies. Und bei Shakeſpeare! Ja wer will da fragen, was wälſch was romaniſch was deutſch oder ſächſiſch iſt. Der iſt ein Weltſchöpfer für ſich, jedoch mit überwiegend germaniſchem Geiſt. Bei den Schotten aber geht die germaniſche und ſkandinaviſche Ader friſch durch; im Glauben und Aberglauben im Mährchen in der Sage im Volksliede lebt der friſche und unverkümmerte germaniſche Norden, wenn gleich von den galiſchen Nachbarn Manches mit eingeſprengt iſt. Beſonders aber weht der nordiſche und ſächſiſche Geiſt in der Ritterromanze und im Heldenliede. Ich erinnere nur an die Sammlung, die unter dem Titel Minstrelsy of the Scottish border in unſern Händen iſt. An den Gränzen Nordenglands und in Südſchottland lebte und leibte der germaniſche Ritter und da berührt ſich Schottland mit Skandinavien und der großen deutſchen Heldenſage.

England und Schottland gingen im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert durch ſehr ſchwere Zeiten und Verhängniſſe. Beide Länder haben nicht ſo ſchwer als Deutſchland aber doch in großer Ähnlichkeit mit Deutſchland für den großen Schatz der geiſtlichen und weltlichen Freiheit büßen und bluten müſſen, welcher als der Hort der neuen Zeit bei ihnen vergraben lag und welchen ſie mit Millionen Millionen Schweiß- und Bluts-Tropfen zum Heil der Welt an's Licht gebracht haben. Ich meine die Reformation. Als dieſe große Erſcheinung mit dem kühnen Mönch Martin zu Wittenberg in die Welt trat, war England in ſo eigenthümlicher Stellung und Lage, in einer ſo zerriſſenen und unterdrückten Lage, daß es — was das Volk ſich ſonſt nicht gern gefallen ließ — faſt deſpotiſch regiert werden durfte. Das Volk und Land hatte im funfzehnten Jahrhundert mit Frankreich den letzten Kampf ausgekämpft und war auf ſeine Inſel beſchränkt worden, nicht durch das Schwerdt der Franzoſen allein ſondern durch blutige Zwietracht des Königsſtammes der Plantagenete von Anjou. In dieſem langen ein halbes Jahrhundert dauernden letzten Kampfe, der ſich endlich ganz nach England hinüberwälzte, rottete ſich das alte engliſche Königsblut durch gegenſeitige Wunden und Morde aus und es wurden faſt alle alten Geſchlechter, welche von Wilhelm dem Eroberer und ſeinen Söhnen her zählten, in der großen blutigen Königsgeſellſchaft mit vertilgt. Auch das kleinere Volk, welches ja immer die Sünden der Großen mit büßen muß, hatte ſich ſehr ermattet und verblutet. England ſchlief ein gutes Weilchen nach den langen fürchterlichen Arbeiten und ſchien ſeine alten glorreichen und freien Zeiten faſt vergeſſen zu haben, und das Geſchlecht der Tudor, das ſich auf den Thron der Plantagenete ſetzte, konnte das ſonſt ſo wilde und muthige engliſche Roß mit hartem Gebiß reiten. Wir wiſſen, wie der zweite Tudor, Heinrich der Achte, der durch Doktor Luther den engliſchen Königen den Beinamen **Vertheidiger des Glaubens** gewann, ein rechtes Gebräu von Tyrannei und wunderlichen Launen, als er ſich ſeiner Wollüſte und Weiber wegen mit dem Stul von Rom entzweite, eine engliſche Reformation machte, eine recht eigenthümliche Reformation ſeines Herzens, wo er von den neuen Lehren und Grundſätzen annahm, was ſeiner Habſucht und Herrſchſucht bequem und angenehm dünkte, und ſich als weltlichen Pabſt über die Kirche ſtellte. Dies ging ſo fort, jedoch auf mildere und menſchlichere Weiſe, unter ſeinem Sohn Eduard dem Sechsten, ward auf kurze Zeit, nämlich auf fünf Jahre, zwiſchen 1553 und 1558 von der katholiſchen Maria nicht ohne Blut- und Brand-Eifer geſtört und gehemmt, und mit mehr Verſtändigkeit Beſonnenheit und Gewiſſenhaftigkeit, als der jähzornige Wollüſtling Heinrich zu gebrauchen verſtand, von der klugen und weiſen Königin Eliſabeth während einer langen glücklichen Regierung von 45 Jahren fortgeſetzt. Durch den Zuſchnitt, den die Könige gemacht, blieb oder vielmehr entſtand zum Theil aus dem Raube der alten katholiſchen Kirche eine reiche herrſchende ja adliche engliſche biſchöfliche Kirche, aber ganz von der königlichen Gewalt abhängig, in der Lehre den deutſchen Proteſtanten faſt gleich, in den Grundſätzen und Formen der Hierarchie und des Dienſtes ariſtokratiſch abgeſchloſſen, viel mehr als die altkatholiſche römiſche Kirche das duldet. Die altkatholiſche Kirche zuckte unter der Königin Eliſabeth noch oft auf und ſuchte den neuen Alp abzuwälzen, auch unter ihrem Nachfolger Jakob von Schottland, und machte Entwürfe und Verſchwörungen zu ihrer Wiederherſtellung, welche nur die Folge hatten, daß ſie immer mehr eingeſchränkt und unterdrückt und die biſchöfliche Kirche mehr als in irgend einem andern proteſtantiſchen Lande zur alleinrechtgläubigen und alleinherrſchenden Kirche erklärt ward.

Faſt gleichzeitig der Regierung der Königin Eliſabeth machte ſich die Reformation in Schottland, freilich unter ganz andern Verhältniſſen und Bedingungen; denn ſie ging von Männern aus der Mitte des Volks und nicht von Königen aus. In Schottland war nach dem Tode des ritterlichen Königs Jakob des Fünften die Regierung und Vormundſchaft bei ſeiner Wittwe, einer Prinzeſin aus dem Hauſe Guiſe-Lothringen. Dieſe ſchwache Frau führte ſie für ihre Tochter, die Erbin des Throns, die unglückliche Maria Stuart. Da regte ſich nun ein wildes Stoßen und Schütteln ſowohl der politiſchen als religiöſen Partheien, das aber nach langem Drücken und Drängen mit dem Siege des Proteſtantismus endigte. Der Schotte iſt im Ganzen ein viel leichterer luſtigerer und lebendigerer Menſch als der Engländer; er führt mehr Wind und Luft als dieſer und hegt keine ſo ſtille Hartnäckigkeit noch leidenſchaftliche Heftigkeit in der Bruſt als der Engländer, mit Einem Wort er iſt leichter kälter und beſonnener; und doch ging die Reformation hier einen viel leidenſchaftlicheren dunkleren Weg als bei dem ſüdlichen Nachbar. So ragen einzelne Zeiten und Perſonen und beſondere Umſtände, die oft plötzlich gleich einem Schickſal eintreten, oft weit über das hinaus, was man nach dem Gewöhnlichgegebenen in dieſem Lande ſich als natürlichen Erfolg hätte denken müſſen.

Der ſchottiſche Adel, die ſogenannte ſchottiſche Ritterſchaft beide des ſächſiſchen und galiſchen Stammes, war ein wildes ſtolzes und meuteriſches Geſchlecht, ſeit den letzten drei Jahrhunderten ſo wenig an Gehorſam und Unterwürfigkeit unter die Königliche Majeſtät gewöhnt, daß ein König von Schottland wenig mehr bedeutete als ihr geborner Feldhauptmann im Kriege. Jakob der Fünfte Mariens Vater ein edler hochherziger Fürſt war an ihren Zettelungen und ihrem meuteriſchen Ungehorſam vor Gram geſtorben. Schon zur Zeit ſeines Todes war der von Deutſchland und England her ausgeſtreute Same der Reformation auch in Schottland an mehreren Stellen aufgegangen; die Schwäche der folgenden Vormundſchaftregierung und die Stämpelungen Zettelungen Erſchütterungen und Schüttelungen der verſchiedenen Partheien des hohen Adels, welche um die Theilnahme an der Herrſchaft buhlten und rangen, begünſtigten die Freunde und Anhänger der Reformation, indem ſie immer eine Parthei, gleich viel, ob eine römiſch- oder proteſtantiſchgeſinnte, für ſich fanden. Indeſſen ſolange die Regentin und Vormünderin, eine Tochter des Hauſes Guiſe, des Hauſes, welches auf dem Koncilium zu Trident und in den Religionshändeln Deutſchlands und Frankreichs in jenen Tagen für die alte Kirche die Rolle des erſten Vorkämpfers ſpielte, an der Spitze des Staats ſtand, ſchwebte die alte Kirche in Schottland noch oben und die Proteſtantiſchgeſinnten wurden auf alle Weiſe verfolgt und geplagt, und viele, die ihrer Überzeugung getreu lieber alles aufopferten als ihren Glauben, entwichen über's Meer in die Fremde, viele nach Frankreich, wo ſie aber auch Verfolgungen ausgeſetzt waren, die meiſten nach Deutſchland und in die Schweiz, welches letztere Land für die Richtung der ſchottiſchen Reformation und für die Geſtaltung und Ordnung der ſchottiſchen Kirche entſchieden hat. Hier lernte Knox ein ſtrenger leidenſchaftlicher und finſterer Karakter die Ordnung Kalvins kennen und nahm ſie mit Eifer in ſich auf. Dieſer Ernſt und dieſe

Strenge wanderte nachher, als er nach Schottland zurückkehren durfte, mit ihm in's Vaterland zurück und gab der ſchottiſchen Kirche durch dieſen gewaltigen Mann ihren Geiſt und ihre Geſtalt, von welchen ſie ſich kaum in unſern Tagen mit milderem und loſerem Sinn etwas zu löſen beginnt. Dieſer Mann predigte Haß und Wuth gegen den Glanz und Prunk der biſchöflichen katholiſchen Kirche, von welcher er und ſeine Glaubensgenoſſen in der Zeit der Herrſchaft derſelben ſo viel gelitten hatten; er predigte Haß und Abſcheu gegen jede Wolluſt und Üppigkeit, wo ſie immer erſchien. Dieſe Predigt aber ward in dem Grade wirkſamer und fürchterlicher, je mehr eine ſchwache wankelmüthige und ſittenloſe Regierung und Hofhaltung ihr das Feld bereitete. Hätte in Schottland ſtatt ſchwacher und ſchlechter Weiber ein tapferer würdiger Mann auf dem Thron geſeſſen, nimmer hätte die puritaniſch ſtrenge Übertreibung der Lehren und Grundſätze ein von Natur leichtes und fröhliches Volk mit ſolcher unwiderſtehlichen Allgewalt faſſen können, als ſie gethan hat. Es kam nämlich dem Knox und ſeinen Gleichgeſinnten die junge Königin Maria trefflich zu Hülfe, und half nicht nur ihrer Art und ihrem Treiben ſondern trieb ſie durch das Gegenbild von Lehre und Leben, welches ſie in ihrer Hofhaltung und Regierung zeigte, immer tiefer in ihre bittere und zornige Weiſe hinein. Maria kam als Königin Wittwe eines Königs von Frankreich ihr Vaterland zu beherrſchen, in Frankreich erzogen und mit franzöſiſchen Sitten und Weiſen von Kindauf genährt wie mit dem wärmſten Eifer für die Lehren der römiſchkatholiſchen Kirche. Was damals in Frankreich Liebenswürdigkeit und Galanterie hieß, davon hatte ſie an dem ſchlüpfrigen italiäniſchfranzöſiſchen Hofe der Katharina von Medecis die Geſtalt ihres Lebens gewonnen, Feinheit und Bildung genug aber auch Leichtfertigkeit und Lockerheit genug. So kam die ſchöne junge Königin nach Schottland. Sie ſollte ein armes rauhes nordiſches Land beherrſchen, ohne die Hülfsmittel Genüſſe und Feinheiten, woran ſie gewöhnt war; ſie ſollte als eine tapfre kluge und beſonnene Lenkerin einen meuteriſchen wilden Adel bändigen, welchem ihr Vater im Gram über unvollendete und unglückliche Unternehmungen und Entwürfe unterlegen war. Sie traf nun mitten unter die Partheien, die ſich während der Regierung ihrer Mutter um die Herrſchaft geriſſen hatten, und unter welchen jetzt noch, von dem ſtrengen und gewaltigen Knox angeführt, die harte und finſtere Parthei der Proteſtanten ihr Haupt erhob, und zwar bald als das überwiegende und ſiegreiche Haupt erhob. Die Königin beſaß alles, was Menſchen gewinnen und verführen kann: Schönheit Anmuth mannigfaltiges Talent und feinſte Bildung, aber ſie hatte keine der Eigenſchaften, welche Achtung und Gehorſam gebieten, geſchweige ſolche, welche Stürme beſchwören und Gefahren abwenden können; ihr fehlte Verſtändigkeit Klugheit Mäßigkeit und Standhaftigkeit, Tugenden, ohne welche ein Thron auch ein gefährlicher Sitz werden kann. Sie war nur ein ſchönes wankelmüthiges flatterhaftes leichtſinniges Weib. Wer kennt nicht ihre unglückliche Geſchichte und wie ſie durch Leichtſinn und Thorheit von einem Unheil in das andre und endlich in Gefängniß und Tod ſich geſtürzt hat? Ihre Schönheit ihre Feinheit der Glanz und der Schmuck ihrer Sitten und Weiſen, worin freilich Leichtſinn und Heftigkeit der Leidenſchaften immer mitſpielten, die Art und Sitten ihrer Umgebung, ihrer Ritter und Hoffrauen, welche dergeſtalt ſtanden, daß das Vaterländiſche und Schottiſche als roh und barbariſch verachtet das Wälſche und Fremde als allein liebenswürdig ritterlich und galant geübt und geliebt ward — dieſer Gegenſatz, das völlige Gegenbild von allem, was die für die Reformation begeiſterten Schotten Chriſtenthum Sitte und Tugend nannten, erregte Widerwillen und Haß gegen die Königin bis zum Fanatismus; und auf dieſe Weiſe verlief ſich die ſchottiſche Reformation eben aus Abſcheu ſolches Glanzes und Scheins auch bis zur Verabſcheuung alles Äußeren und Glänzenden im Gottesdienſt, und noch mehr bis zum grimmigſten Haß gegen allen Schimmer und Schein eines äußerlichen und unter geiſtlicher Kappe auch weltlich und prächtig herrſchenden Prieſterthums. Aus ſolchem Zorn und Haß, der vielen ein heiliger däuchte, war die ſchottiſche Kirche des Knox, die presbyterianiſche Kirche entſtanden.

Die Königin Eliſabeth hatte in ſo gefährlicher und alle heftigſten Triebe und Leidenſchaften der Menſchenbruſt für Rotten und Aufruhre aufregenden und erſchütternden Zeit das Steuer der Macht mit tapferer Hand und männlicher Beſonnenheit geführt. Nach ihr beſtieg ihr ſchwacher Vetter König Jakob der Sechſte von Schottland, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, den Thron beider Königreiche, in der Reihe der engliſchen Könige Jakob der Erſte genannt. Er war König in beiden Reichen, dieſe blieben aber unter ihm geſonderte Reiche, deren Verhältniſſe und Verfaſſungen in keinerlei Weiſe zuſammengezogen und verſchmolzen werden konnten. Jakob war in ſeinen Neigungen und Anſichten Deſpot, aber ſein Herz war ſo klein und ſein Muth ſo kurz, daß er ſeine Lieblingsentwürfe und Anſichten nicht durchſetzen noch geltend machen konnte. Er hatte die Lehre von einem myſtiſchen innerlichen Geheimniß der Königlichen Macht, von einem göttlichen Urſprung der Majeſtät des Herrſchers, ganz zu der ſeinigen gemacht, eine Lehre, welche dem ſtolzen Engländer und aufrühriſchen Schotten kaum im halben Lichte enthüllt werden durfte. Ihm war die nach dem Genfer Zuſchnitt und mit aufrühriſchem Sinn gegründete demokratiſche presbyterianiſche Kirche und Kirchenzucht von den Erinnerungen ſeiner Kinderjahre her ein Abſcheu und Gräuel. Seine Mutter war gewiſſermaaßen als Opfer des Geiſtes gefallen, der jene Kirche belebte und gründete; er ſelbſt war als Knabe und Jüngling zwiſchen den politiſchen Rotten und Kirchenpartheien oft mit Gefahr ſeines Lebens hin und her geworfen worden. Er mogte Schottland nicht und noch weniger mogte er die ſchottiſche Kirche. Ihn zog daher dieſer früh gefaßte Widerwillen gegen die ſchottiſchen Presbyterianer und all ſeine Königliche Überzeugung von der Majeſtät des Herrſchers und der Kirche zu den Anglikanern und Biſchöflichen in dem Maaße hin, daß er in Verdacht gerieth, er neige ſich zum Pabſtthum und zu den Katholiken hin. Jakob hatte von der Eliſabeth eine große Zeit und große Männer geerbt. Das Zeitalter hatte dieſe große Königin zwar nicht gemacht, aber ſie verſtand es zu gebrauchen, und ſo ſah es oft faſt ſo aus, als ſey ſie die Schöpferin deſſelben. Mitſchöpferin deſſelben darf ſie allerdings heißen. Jener Kampf der politiſchen und religiöſen Meinungen und Lehren, welche damals die meiſten Länder bewegten und einige zerriſſen und zerſplitterten, welche den engliſchen Küſten gegenüber die Empörung der Niederländer gegen Philipp den Zweiten von Spanien entflammten, welche in Frankreich Bürgerkriege und Rotten, in Schottland unaufhörliche Wechſel und Getümmel erzeugten, hatte auch Altengland und ſeine Geiſter bis in ihre unterſten und innerſten Tiefen erregt und es ſprangen neben der großen Königin außerordentliche Männer hervor, welche durch die außerordentlichen Gefahren Thaten und Siege, wodurch ihre Regierung verherrlicht ward, gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts einen Glanz um ſich verbreiteten, wie er ſeit den Tagen von Crecy Poitiers Vittoria und Azincourt über England nicht geleuchtet hatte. Helden und Weltentdecker und Weltumſegler wie Howard Drake Forbiſher Walter Raleigh John Blunt Eſſex, Dichter wie Shakeſpeare, Gelehrte wie Baco von Verulamia. Dieſer Glanz fiel noch auf die erſten Jahre Jakobs mit hinüber, beſonders das prächtigſte Geſtirn Shakeſpeare. Aber Jakob war kein König, der das Große gebrauchen und pflegen konnte. Er war kleinlich engherzig und kurzſichtig in allen ſeinen Geſchäften und Verhandlungen und England verlor in dem Frieden das Anſehen und Gewicht, welche es unter Eliſabeths Regierung gewonnen hatte, und während Jakob griechiſche und lateiniſche Verſe dutzendweiſe aufſagen und lateiniſche Bücher zuſammenſchreiben konnte, verſtand er weder ſein Volk noch ſeine Zeit und legte durch ſeine gefährliche Lehre von der Königlichen Gewalt, in welcher er ſeine Kinder erzog, den Grund zur Zerrüttung ſeiner Reiche und zum Untergang ſeines Hauſes. Durch ſeinen Widerwillen gegen den Presbyterianismus, deſſen er nicht hehl hatte, durch ſeine blinde Begünſtigung der vornehmen engliſchen Hierarchie, durch ſein buhlendes ſeinem Volk verhaßtes und verächtliches Spiel mit den beiden katholiſcheſten Hauptmächten, nämlich mit Spanien-Habsburg und mit dem Pabſt in Rom, durch ſeine immer wiederholten und endlich doch mislungenen Verſuche, die ſchottiſchen Presbyterianer zu der engliſchen biſchöflichen Kirche herbeizuziehen ja hineinzuzwingen, wenn er dazu den Muth gehabt hätte, regte er in Kirche und Staat republikaniſche und demokratiſche Rotten auf, deren geheime und leiſe Wurmgänge ſchon in ſeinen Tagen unterminirend unter der Erde fortliefen.

Karl der Erſte fähiger und edler als ſein Vater verſtand doch nicht die Rolle des Königs von England in dieſer Zeit zu ſpielen. Er hatte neben vielen ehrenwerthen und löblichen Eigenſchaften jene Sprödigkeit und Starrheit, welche nach Jakob Foxens richtiger Bemerkung alle Prinzen des Hauſes Stuart auszeichnete, von der Natur empfangen, und ging mit größerer Entſchloſſenheit den Weg fort, auf welchem ſein furchtſamer Vater, ſo wie er Gefahr witterte, halb umkehrte. Zu einer Zeit, wo man die Gründe, auf welchen nach engliſchem Geſetz und proteſtantiſchem Geiſt Staat und Kirche ruhen ſollten, mit dem raſtloſeſten und grübelndſten Eifer unterſuchte, wo ſich gegen das von der Regierung befolgte Syſtem eitel Ideeen von gleichmachender Freiheit ſträubten, wo gegen Glanz und Prunk, womit Thron und Kirche leuchten wollten, der ſtrengſte und bitterſte Ernſt die Armuth Zucht und Einfalt der älteſten chriſtlichen Kirche zurückgeführt wiſſen wollte, zu einer ſolchen Zeit wollte er als König ohne Bewilligung des Parlaments als Oberbiſchof mit römiſcher Äußerlichkeit der Pracht und der Ceremonieen herrſchen. Dieſes ſein Syſtem ſollte allenfalls mit Gewalt durchgeſetzt werden. Es brach ſich zuerſt an dem Volke, welches die Stuarts mehr denn die Engländer als ſeine gebornen Könige anzuſehen gewohnt war, es brach ſich an den Schotten. Er und ſein vornehmſter Rath in Sachen der Kirche Biſchof Laud wollten, was Jakob dem Erſten kaum im Einzelnen gelungen war, in Schottland allgemein machen, der Presbyterianismus ſollte dem Epiſkopalismus Platz machen. Die Schotten weigerten den Gehorſam ſchritten zur Empörung ſchloſſen einen Bund rüſteten ein Heer und zogen über die Gränzen gegen England. Auch Karl rüſtete und zog gegen ſie, aber ſeine Engländer wollten kein ſchottiſches Bürgerblut vergießen. Er mußte in dieſem Gedränge endlich im Jahr 1640 nach langer Zeit wieder ein Parlament zuſammenrufen, welches in der Geſchichte unter dem Namen des langen Parlaments berühmt iſt, und welches er nicht mehr gleich mehreren früher berufenen auseinander jagen durfte. In dieſem Parlament war der Geiſt und der Muth und zuletzt auch die Zahl bei den Anhängern des Presbyterianismus deſſen übertriebene Anhänger Puritaner und ſpätere Brüche derſelben Independenten und Levellers (Gleichmacher) genannt wurden. Zuletzt hieb man Karls Stärke in zwei merkwürdigen Männern ab, in dem Grafen Strafford und dem Biſchof Laud, dann ging es weiter und weiter mit der Niederreißung der Königlichen Macht und mit der Vernichtung der Ariſtokratie in Staat und Kirche durch Aufhebung des Oberhauſes und Abſchaffung der biſchöflichen Kirche.

Als der Strom der öffentlichen Meinung ſo gegen die Königliche Gewalt lief, ſchadete ihrem Anſehen und dem Vertrauen, welches Manche noch in Karls Karakter geſetzt hatten, eine unglückliche

Begebenheit noch weit mehr als alle Misgriffe, welche er und die Seinigen bei dieſem Zuſtande der Dinge ſich zu Schulden kommen ließen. Der König war im Jahr 1642 nach Schottland gefahren zu verſuchen, ob er in und durch dieſes ſein Heimathland nicht Hülfe und Vermittelung für England finden könnte, da erſcholl plötzlich die ſchreckliche Botſchaft: die Irländer ſind im Namen des Königs aufgeſtanden und haben 40,000 Proteſtanten ermordet. Die Welt glaubte, dieſe Gräulichkeit ſey auf Karls Anſtiftung geſchehen, und die Puritaner ſchrieen jetzt mit doppelter Erbitterung: König Karl und die Papiſten! Es iſt aber ganz unwahrſcheinlich, daß Karl zu ſolcher Abſcheulichkeit und Tollheit — denn das Letzte wäre es in ſeiner Lage geweſen — nur einen Wink geſchweige denn Befehl gegeben habe. Das aber machte bei ſeinen Feinden die Beſchuldigung leider wahrſcheinlich, daß Karl, als ſein Zwiſt mit dem Volke und Parlament endlich im Bürgerkriege durch die Waffen geſchlichtet werden ſollte, ſeine treuen katholiſchen Irländer vorzüglich als Mitkämpfer gegen das Parlament gebrauchen mußte. Dieſes Irland war das ganze Mittelalter hindurch gleichſam als ein halbtodter vergeſſener Theil Englands liegen geblieben, von einigen engliſchen Lords in den ihnen verliehenen Bezirken und nach der alten iriſchen Väter Weiſe von Häuptlingen beherrſcht. Eliſabeth hatte verſucht es näher zu England heranzuziehen, was wilde Empörungen und harten blutigen Krieg veranlaßte, welcher von Spanien her mit Geld und Waffen genährt ward. Das Land ward jedoch bezwungen. Jakob der Erſte ſuchte die Irländer durch ſtillere und ſanft beſchleichende Mittel zahmer zu machen und ſie durch beförderte Anſiedelung von Engländern und Schotten und durch Überwucherung und Verdrängung ihrer Sprache auf dem Wege des Unterrichts und der Bildung zu engliſiren, nicht bemerkend, daß kein Kontraſt größer ſeyn kann als der zwiſchen einem Irländer und Sachſen und wie dieſe beiden Arten wohl zuſammengegoſſen werden können aber ſich nimmer miſchen wollen. Die Irländer hatten ſich durch Jakobs Syſtem, welches im Ganzen auch unter Karl dem Erſten befolgt ward und welches ihre Sprache und Art mit einem langſamen Untergang bedrohte, in ihrem tiefſten Gemüthe verletzt gefühlt, und dieſer Zorn hatte ſich in Rache der irländiſchen Veſper entflammt. Karl lag unter im Kampfe gegen das Parlament, und der gewaltige Kromwell faßte für zehn Jahre die Zügel der Herrſchaft; denn ſeit Karls Hinrichtung war er als Führer des Heers und der Rotte der Independenten, die im Heere und Parlament überwogen, wirklich der Herr. Dieſer bändigte mit harter blutiger Fauſt die Aufſtände der Schotten für die verzagten Söhne Karls und zermalmte die Irländer. Hier fuhr der eiſerne Mann ſo fürchterlich durch mit Verbannungen und Entführungen der irländiſchen Menſchen in die Kolonieen des neuen Welttheils und mit Einziehungen der Güter der Katholiken und mit Anſiedelungen nach dem Muſter eines Sulla und Auguſtus ſeiner tapfern proteſtantiſchen Veteranen, daß es faſt auf Vertilgung der Irländer abgezielt ſchien.

In ſolcher Weiſe war Großbritannien durch fanatiſirte politiſche und religiöſe Rotten ſeit Eliſabeths Tode erſchüttert und endlich ein Jahrzehend im blutigſten Bürgerkriege zertreten, als im Jahre 1660 die Herſtellung des Hauſes Stuart eintrat. Merkwürdig, faſt ohne Kampf beugten ſich alle Partheien und Rotten dem ſtillen Willen des ermüdeten Volks, welches ſeiner Puritaner Leveller und Kromwelle ſatt hatte. Es iſt nach politiſchen Erſchütterungen und Umwälzungen wie nach gewaltigen Krankheiten: die menſchliche Natur fühlt eine Ermüdung und wie eine Beſänftigung und Einſchlummerung aller Leidenſchaften, und langſam wachſen mit wiederkommenden Kräften auch die eingeſchlafenen Triebe wieder auf für ihre vergeſſenen Strebungen. Karl der Zweite beſtieg den Thron ſeiner Väter, worauf er 25 Jahre ſaß. Die alte Ordnung der Dinge, nur daß ein engliſcher König nicht willkürlich ohne Parlament regieren dürfe, ward ſo ziemlich wiederhergeſtellt, Oberhaus und biſchöfliche Kirche leuchteten wieder als die glänzenden Gipfel des Staats, die Puritaner wurden wie verfehmt und geächtet und die Plage ward jetzt gegen ſie gewandt; die armen ſchottiſchen Presbyterianer, welchen die biſchöfliche Kirche als eine politiſche Zwangsjacke angezogen werden ſollte, ſind während des Vierteljahrhunderts dieſer Regierung hart und grauſam verfolgt gezwickt eingekerkert gemartert und oft zu vergeblichen Empörungen, die ihre Plagen nur vermehrten, genöthigt worden. Irland ſuchte man einigermaaßen zu beruhigen, indem man denen, welche verbannt und ihrer Güter beraubt waren, einen kleinen Theil derſelben zurückgab; Karl durfte die von Kromwell eingeſtellten Anſiedler, die kräftigſten tapferſten

Degen ſeines Heeres, nicht vor den Kopf ſtoßen: ſie hätten zum Schwerdt greifen und den ſo ſanft erſtiegenen Thron erſchüttern können. Dieſer König Karl war ſonſt einer der ſchlechteſten und verächtlichſten Herrſcher, die je einen Thron befleckt haben; undankbar treulos ehrlos lebte er nur ſeinen Wollüſten und Launen, ſo weit er ſich nicht fürchtete: denn Verſtand Liſt und Gewandtheit genug hatte er, die Segel einzuziehen, wann die Wolken Sturm drohten. Nachdem das Volk in zwölf Jahren ſich wieder etwas von ſeiner Ermattung erholt hatte, begannen auch die lebendigen politiſchen Partheikämpfe wieder, welche aber immer eine religiöſe Färbung annahmen. Der König, welcher allein ſeinen Lüſten lebte und weder die Ehre des Reichs noch ſeiner Perſon in einem Pünktchen fühlte, ſchaukelte ſich zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Bewegungen Verſchwörungen und Beſchuldigungen hin und her, ſich immer liſtig dahin neigend, wohin die Waage ſank, unbekümmert, wenn auch einzelne herausfliegende Gewichte derſelben ſeinen treueſten Freunden die Köpfe zerſchmetterten, in einem Lande, welches laut des beſchwornen Geſetzes proteſtantiſch geführt und regiert werden ſollte, katholiſcher Zuneigungen verdächtig, ja wahrſcheinlich ſelbſt lange ſchon Katholik, wie in allem, ſo auch hier niederträchtig genug ſeinen Glauben zu verleugnen. Als König hat er, wo und wie viel er gekonnt, den katholiſchen und franzöſiſchen Belangen und Vortheilen in Europa gedient und iſt auf die allerunwürdigſte ja allernichtswürdigſte Weiſe ein Söldner Ludwigs des Vierzehnten geweſen, der ihm ſchöne Dirnen und Millionen livres über den Kanal zuſchickte, wofür Karl die Ehren ſeines Landes und die alten Bundsgenoſſen Großbritanniens verkaufte. Doch iſt unter dieſem verruchten König eben durch die Eiferſucht und den Verdacht von wegen des heimlichen ſchleichenden Papismus die Volksfreiheit durch mehrere Hauptſäulen geſtützt, unter welchen die Habeas Corpus Akte mit Recht obenan geſtellt wird.

Dieſem Karl folgte ſein Bruder Jakob der Zweite, ein ehrlicherer Mann, ſeinen Katholicismus öffentlich bekennend aber leider zu eifrig und heftig für ſeinen Glauben und gegen den Sinn ſeines Volks auch zu dem verhaßten Frankreich hinneigend, und der ſich durch den Schein verführen ließ, daß ſein Bruder Karl ſeine letzten fünf Jahre ganz ohne alle Erſchütterung und Anfechtung faſt deſpotiſch hatte regieren dürfen. Er ward im vierten Jahr ſeiner Regierung verjagt und ſuchte vergeblich ſeinen Thron wieder zu gewinnen. Nun ſchieden ſich die Partheien und ſtellten ſich in ihre natürlichen Verhältniſſe. England blieb epiſkopaliſch und republikaniſch oder vielmehr ariſtokratiſchrepublikaniſch; Schottland kehrte größtentheils zum Presbyterianismus zurück; Irland ward eine Wüſte.

Dieſes unglückliche Land, deſſen Bewohner galiſcher Abkunft faſt alle katholiſch und zwar eifrigſt katholiſch waren, ſtand für den verjagten Jakob auf und rief ihn zu ſich. Er erſchien, und ſeine erſte Handlung war, daß er die ſogenannte Einrichtungsakte Karls des Zweiten, wodurch die Verhältniſſe der durch Kromwell beraubten und verbannten Irländer und der kromwellſchen Anſiedler zurechtgeſtellt waren, aufhob und die Enkel der beraubten Beſitzer zurückrief und wieder einſetzte. Dies war ein Wehe den Proteſtanten! Aber Karl verlor die Schlacht am Boyne und gab Irland zu früh verloren. Die Katholiken von ihm verlaſſen erlagen nach dem hartnäckigteſten tapferſten Kampfe. Sie wurden als Religionspartheì vollkommen und grauſam unterdrückt, Gütereinziehungen und Verſchenkungen erfolgten wieder in Maſſe, und durch den Vertrag von Limmerick blieb ihnen nur das traurige Recht ihr bischen Beſitz zu verkaufen und auszuwandern. Das haben ſie auch zu zehntauſend und zwanzigtauſend Köpfen oft gethan und während der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die ſpaniſchen und franzöſiſchen Heere gemehrt, beſonders die letzteren, worin oft 30,000 und 40,000 Irländer fochten. Man hat berechnen wollen, daß Irland durch dieſe über ein halbes Jahrhundert fortgeſetzten Auswanderungen wohl eine Millíon Menſchen verloren habe.

Wie dem ſey, das katholiſche Irland war beſiegt und die herrſchende engliſche biſchöfliche Kirche legte ſich mit dem vollen Druck der erbarmungsloſeſten Grauſamkeit und Hinterliſt auf das unglückliche Land und hat, ſo viel an ihr war, bis auf unſre Tage den ſchweren Fuß auf dem Nacken des Schweſterlandes gehalten. Ganz wider den ausgeſprochenen Grundſatz des Proteſtantismus, welcher Freiheit der Bekenntniſſe und allgemeine chriſtliche Duldung predigt. So iſt die Wirkung, wenn der Prieſter, von welcherlei Bekenntniß er immer ſey, ſich auf weltliche Weiſe mit dem hierarchiſchen Purpur der Macht bekleidet. Irland blieb geſchändet beraubt und zertreten liegen, ſeine rüſtigſte kriegeriſche Jugend über's Meer auswandernd und Fremden dienend, keine katholiſche Kirchen, keine Unterrichtsanſtalten für dieſelben, ihre Prieſter, die ein verſtolenes heimliches Prieſterthum treiben mußten, wobei man zuletzt doch durch die Finger ſah, in der Fremde in Frankreich und Belgien gebildet, die anglikaniſche Kirche die alleinherrſchende, die Katholiken zu keinen Ämtern im Staate befähigt, ja ihnen nicht einmal erlaubt, Grundbeſitz zu erwerben. Wie hart und grauſam dieſe Behandlung auch war und wie Irland auch an Leben und Menſchen verödet ward — denn im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zählte es wohl kaum eine Million Einwohner — ſo hat die Zeit doch manches gemildert, und das Land iſt in der Ruhe eines langen Friedens, der freilich ein Frieden der Unterdrückung und Sklaverei war, an Menſchen und Wohlſtand gewachſen, obgleich es auch in Hinſicht auf Gewerbe Handel und Schiffahrt durch ſchlimme Geſetze vielfältiglich beſchränkt und bedrückt war. Erſt als der Aufſtand der amerikaniſchen Kolonielande England aufmerkſam machte, wie gefährlich die irländiſche Lage ihm werden könne, wenn es den burboniſchen Mächten Frankreich und Spanien gelinge dort Landungen zu machen und Empörungen zu erregen, hat England das Joch etwas gelüftet, zumal da die Proteſtanten Irlands mit ſeinen Katholiken über die vielfältigen Beſchränkungen und Unterdrückungen des Landes Uniſono machten; und endlich hat Irland ſogar ſein eigenes von England unabhängiges Parlament erhalten. Die franzöſiſche Umwälzung aber, welche in die meiſten Länder mehr Unordnung und Zerſtörung als Glück und Wiederherſtellung gebracht hat, benutzte Irlands Lage und Stimmung auf dieſelbe ruchloſe und eigennützige Weiſe, wie ſie in dem letzten Jahrdreißig Polen für die Zwecke ihrer Herrſchſucht ausgebeutet hat. Die Irländer durch ſie aufgehetzt und zu ſchlecht unterſtützt erhoben einen Aufruhr, der auf nichts Geringeres als auf die Losreißung von England zielte, wurden beſiegt und ſtörten den ſtillen Fortgang ihres Glücks und Wohlſtandes. Doch iſt das Land in Vermögen Macht und Volksmenge fortwährend geſtiegen, in Volkszahl, wie einigen däucht, faſt zu ſehr geſtiegen; welche Klage aber mehr durch die verkehrten Verhältniſſe des Grundbeſitzes als durch wirkliche Überzahl begründet wird. Wir haben in dem jüngſtverfloſſenen halben Jahrhundert die Union Irlands durch ſein Parlament mit England, wir haben

Irlands ſogenannte Emancipation (die Gleichſtellung der Katholiken mit den Proteſtanten) erlebt, aber die Befriedigung der Gemüther, die Beſänftigung der alten Erinnerungen, die Verſöhnung der Iren mit den Engländern wird noch lange nicht erlebt werden. Es bleiben und dauren die uralten Verſchiedenheiten und Strebungen der Stämme, die alten Verdachte und die alten bittern Erinnerungen, es bleiben und dauren die böſen Folgen ſo vieler Plünderungen Beraubungen Entſetzungen aus Ehre und Beſitz. Die iriſchen Familien rechnen von Eliſabeths Tagen her, was jeglichem weiland gehört hat und wovon ein glücklicher und ſiegreicher Eindringling jetzt der Beſitzer iſt.

Schottland konnte nach Jakobs des Zweiten Verjagung wieder proteſtantiſchen und presbyterianiſchen freien Athem holen; auch ward es im Jahr 1707 unter der Regierung der Königin Anna hinſichtlich der Volksvertretung durch das Parlament mit England vereinigt, obgleich manche verſchiedenſte politiſche Einrichtungen fortbeſtanden, von welchen mehrere erſt in unſern Tagen gegen England abgeglichen und ausgeglichen werden. Doch konnten die Schotten nimmer vergeſſen, daß der des Throns entſetzte und vertriebene Königsſtamm ihres Blutes war; in zwei unglücklichen Aufſtänden erhoben ſie ſich für Jakobs Sohn und Enkel, welche blutig unterdrückte Aufſtände die Lage der meiſten großen Familien des Landes zerſtört und zerrüttet und die Wohlfahrt des Landes auf viele Jahrzehende verzögert haben. Schottland, wenn wir es mit England und Irland vergleichen iſt im Ganzen ein armes Land und iſt ſo bis zum Ende des verfloſſenen Jahrhunderts geblieben. Erſt ſeit dem letzten halben Jahrhundert hat es ſich mehr gehoben und iſt eine wirkliche größere Stärkung Großbritanniens geworden.

Das achtzehnte Jahrhundert iſt in Europa mit Recht das Jahrhundert des Deſpotismus und der widerlichen und knechtiſchen Soldaten-Wirthſchaft und Soldaten-Herrſchaft geſcholten worden. In dieſem Jahrhundert hat England den Weiſeren auch deswegen hervorzuragen geſchienen, weil es die Königliche Gewalt in beſtimmte Schranken geſtellt und die Rechte und Freiheiten ſeines Volks in manchen Beziehungen geſichert hatte. Wie ſehr es ſeiner Verfaſſung nach mit einem König an der Spitze, mit einer hochbegabten reichen Kirche neben und unter dem Könige, mit einem Oberhauſe von mächtigen Vaſallen, welche zugleich durch Reichthum und Landbeſitz den größten Einfluß hatten, die Wahlen der Unterhausboten in den Landſchaften zu lenken und für ihre Belange zu beſtimmen, wie ſehr es dieſer Verfaſſung nach auch ein ariſtokratiſchmonarchiſches Land war, doch wehte ein Hauch proteſtantiſchfreien Lebens und altſächſiſchdemokratiſchen Geiſtes durch ſein Volksleben und ſein Gerichtsweſen, doch lebte ein ſolches Selbſtbewußtſeyn des freien Mannes in jedem einzelnen Engländer, daß die übrigen Europäer die engliſche Lage glücklicher und die Verfaſſung im ſogenannten demokratiſchen Sinn freier hielten, als ſie wirklich war. Es war das Haus der braunſchweigiſchen Welfen im Jahr 1714 auf den engliſchen Thron geſtiegen, welche ſich an die antijakobitiſche Parthei der Whigs anſchließen und ſich oft freiſinniger und demokratiſcher gebärden mußten, als es ihnen im Herzen war oder als es einem Könige ſeiner Stellung nach im Herzen ſeyn kann. Die Tories, wozu nicht nur die heftigen Ariſtokraten ſondern auch alle verkappten Jakobiten gerechnet wurden, waren aber ſo mächtig, daß die engliſchen Dinge in gegenſeitigen Eiferſuchten Verdachten und Belaurungen länger als ein Menſchenalter in einer Art Schwebe gehalten wurden, ſo daß England ſeine vereinigte Stärke weder recht empfinden noch gebrauchen konnte. Erſt im vierzigſten Jahre nach der Throngelangung des Hauſes Braunſchweig im ſiebenjährigen Kriege ward Großbritannien unter der Leitung eines großen Mannes, des älteren Pitt, ſich ſeiner Stärke wieder etwas bewußt und trat wieder glänzend und entſcheidend auf wie in den Tagen ſeiner herrlichſten Erinnerungen, den Tagen der Eliſabeth. Darauf folgte in den Jahren 1770 und 1780 die Verdunkelung dieſer Größe durch den langen ſchweren Kampf mit ſeinen empörten Kolonieen in Nordamerika und mit den mächtigen burboniſchen Reichen Frankreich und Spanien. Aus dieſem Kampf ging Nordamerika als ein unabhängiger Staat hervor und England endigte ihn nicht ohne Verluſte doch ohne Minderung ſeines Ruhms mit den Burbonen. Europa aber glaubte, es ſey ihm mit dem Verluſt ſeiner nordamerikaniſchen Kolonieen einer ſeiner Flügel gelähmt. Dem aber war nicht alſo; denn zehn Jahr nach Beendigung jenes Kampfes begann mit dem Ausbruch der franzöſiſchen Umwälzung ein neuer viel gewaltigerer, ein Kampf, der gegen Frankreich und Frankreichs Übermacht und Napoleons Siege und

Entwürfe über zwanzig Jahre faſt ununterbrochen fortgeführt und endlich im Jahr 1815 ſiegreich von England geendigt iſt. Bewundert wegen ihrer Hartnäckigkeit und Standhaftigkeit, glänzend von Ruhm und Siegen aber auch von tauſend Wunden blutend iſt die Heldin Britannia aus dieſem Rieſenkampf geſchieden. Blutend von tauſend Wunden ſage ich, denn Großbritannien hatte alle ſeine Kräfte bis zu den äußerſten Spitzen anſtrengen müſſen und hatte ſein Volk mit einigen tauſend Millionen Thalern Schulden belaſtet. Doch ſtand es da und ſteht es noch als das entſcheidendſte mächtigſte und gefürchtetſte Volk Europas und als das am weiteſten und herrlichſten gebietende. Viele haben ihm ſchon in den Jahren 1790 den Untergang geweiſſagt, Viele weiſſagen ſeine Erniedrigung ja ſeinen Untergang noch in dieſen Jahren 1840, worin wir leben. Ich kann mit dieſen Weiſſagern weder gleich ſehen noch gleich ſtimmen; ich muß anders und mit andern Augen ſehen als ſie und muß das gewaltige Volk ſelbſt unter ſeinen Wunden und Laſten bewundern, wie es ſtolz und aufgerichtet einherſchreitet. Ich ſage mir nämlich: Haben Wenige früher ſo Großes und Mächtiges thun und leiden können, und ſind doch nicht untergegangen, wie ſollten die Vielen die Vereinigten die Gewachſenen und Geſtärkten nicht muthig und hoffnungsvoll mitten durch die dunkeln Wetter, die eben am Horizont dräuen, in die Zukunft ſchauen?

Wir ſchauen, um uns Früheres und Späteres klar zu machen, wieder mit etwas verändertem Stand- und Geſichts-Punkt auf das Einzelne zurück und faſſen es zuletzt mehr als ein Ganzes zuſammen, um England in ſeiner vollen Ganzheit begreifen ſchätzen und wägen zu können.

Der Süden Englands bis an den Humber iſt von dem Volk der Angeln Sachſen und Frieſen bewohnt und bezeichnet bis heute die Art und das Gemüth dieſer Stämme, ein ernſtes beklommenes und geſchloſſenes Weſen, Standhaftigkeit Hartnäckigkeit und Tapferkeit und eine unbezwingliche Freiheitsliebe und Geſetzlichkeit. Hier fließt das engliſche Volksblut des republikaniſchen demokratiſchen Geiſtes, des Sinnes für ächte und gute Freiheit und Gleichheit, hier fließt auch das kühlſte Blut der Beſonnenheit und Verſtändigkeit, wodurch allein England iſt, was es iſt und ſeyn wird. London iſt das Herz der acht Millionen Engländer, die in dieſem Gebiete wohnen. Dieſer

Theil iſt das erregende und belebende Element der engliſchen Bewegungen und Kämpfe für Erringung geſetzlicher Verfaſſung geweſen, und war in den Bürgerkriegen unter der Regierung Karls des Erſten der Mittelpunkt der puritaniſchrepublikaniſchen Parthei. In der äußeren Geſtaltung und Haltung im Leibesbau in den vielen Blondköpfen und Blauaugen u. ſ. w. zeichnet ſich noch heute die Herkunft aus dem Nordweſten Germaniens, beſonders im Aufſchlagen der Augen und in Naſen= und Mund=Bildung und in der Brauenwölbung wird man bei dem Anblick der Engländer noch jetzt an die ſächſiſchen Bauern von Paderborn Hoya und Oldenburg erinnert, und eine Menge der Engländer dieſes Südgebiets, wenn man ihre engliſche Gebärde, ich meine ihr engliſches Aufblicken und ihr Mienenſpiel auch deutſch machen könnte, würde man noch heute für Leute von der Weſer und Elbe halten können.

Neben dieſem Süden gegen Weſten liegt Wales und Cornwall, die Landſchaften, wohin im fünften ſechsten Jahrhundert das Galiſche zurückgedrängt ward. Hier hat ſich die galiſche Art ſelbſt zum Theil noch in der Sprache unter der Herrſchaft der Sachſen tapfer behauptet, doch ſind natürlich manche Sachſen auch unter ſie gekommen und haben ſie nothwendiger Weiſe viel Angelſächſiſches annehmen müſſen. Bei allem dem ſind ſie immer noch ausgezeichnet durch viel größere Lebendigkeit Leichtigkeit und Reitzbarkeit als die Enkel der Angelſachſen durch kürzere gewandtere gedrungenere Leiber durch dunklere Augen und Haare und mehr ausgeſprochene Geſichtszüge. Der Sachſe ſieht übrigens den Walliſer immer noch mit dem Gefühl der Überlegenheit an.

Nordengland oder das Land zwiſchen Humber und Tweed hat neben den Sachſen vorzüglich Skandinaven erhalten, die in dem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert als Wikinger dahin kamen und ſich zahlreich dort anſiedelten. Man bemerkt nun jetzt eben keinen auffallenden Unterſchied zwiſchen den Bewohnern dieſes Landes und Südenglands, außer daß in den Sitten und Gebräuchen und in dem Aberglauben und in den Mährchen mehr Nordiſches und in der Art und Gebärde der Menſchen mehr Munteres und Lebendiges iſt. Das aber iſt eine eigenthümlich merkwürdige Erſcheinung dieſes Theils von England, daß in den bürgerlichen Kriegen zur Zeit Karls des Erſten Kromwells und Karls des Zweiten hier vorzugsweiſe die

Königiſchen, die ſogenannten Kavallere lebten, im Süden aber die Rundköpfe. Sollte Älteſtes ſo lange nachgewirkt haben? Die Skandinaven waren von jeher königlicher Herrſchaft mehr gewohnt, die Sachſen und Frieſen mehr freier Volksverfaſſung zugewandt. Oder hat im Süden die große Lebensader Englands, die Hauptſtadt London, die Neigung und Richtung der Gemüther mehr gezogen und beſtimmt?

Schottland. Hier ſcheint das Sächſiſche und Skandinaviſche ſich völlig gemiſcht zu haben; doch iſt der Schotte durch ſeine Verfaſſung ſein Klima und die Armuth und Bedürftigkeit ſeines Landes ein von dem Engländer ſehr verſchiedener Menſch geworden, wenn man will, ein mehr königiſcher und dienerlicher Menſch, ein mehr biegſamer beweglicher mittheilender Menſch, welchem gegenüber der Engländer eine feſtere ſtolzere und republikaniſchere Haltung behauptet. Er hat mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit mehr Gefliſſenheit und Beſtellſamkeit mehr Anbequemung und Ergreifung und Begreifung des Fremden; auch hat er von jeher mehr geabentheuert und die Fremde mehr geſucht als der Engländer. Der letzte hat erſt ſeit einem halben Jahrhundert angefangen den Schotten als ſeinen ebenbürtigen Bruder zu achten und zu lieben; bei dem engliſchen Pöbel aber beſteht noch manches Vorurtheil gegen den nördlichen Stammgenoſſen, z. B. er ſey knechtiſch liſtig habſüchtig auf jedem möglichen Wege glückſuchend nicht ſo gradedurch und redlich als der Südbrite. Beiläufig muß geſagt werden, daß der Schotte wie der größere Theil ſeines Landes Norwegen und Schweden ähnelt, wie auch die Geſtalt und das Weſen und ſelbſt das wiſſenſchaftliche Streben des Volks ſich ſehr dem Skandinaviſchen zuneigt; auch eine außerordentliche Ähnlichkeit in der Stattlichkeit Schönheit und Haltung der Leiber, in einer gewiſſen Freundlichkeit und zuvorkommenden Mittheilſamkeit u. ſ. w.

Die weſtlichen Schotten, die Kaledonier der Römer und die Galen der Neueren, ſind durch eine lange und nahe tauſendjährige Gemeinſamkeit des Landes und der Regierung mit den germaniſchen Schotten viel näher verbunden worden als die Engländer mit den verwandten Brüdern derſelben, mit den Irländern, aber zuſammengefloſſen mit ihnen ſind ſie noch nicht, obgleich die ſich immer mehr verbreitende engliſche Sprache und auch die Religion, da die meiſten derſelben Proteſtanten ſind, ſie näher zuſammengezogen hat. Sie ſind noch heute das lebhafte muntere fröhliche treue Völkchen, das im Gegenſatz gegen die ſchwereren kälteren und beſonneneren Germanen heiße bewegliche geſchwinde Völkchen, als welches ihre Väter ſich immer offenbart haben. Doch iſt Vieles von ihrem Alten Eigenthümlichen in dem letzten Jahrhundert niedergeriſſen und eingeſunken, und ſie ſelbſt ſind durch die Veränderungen, welche in Ackerbau Gewerben Schiffahrt und jeglichem Verkehr der Menſchen ſich begeben haben, immer mehr aus ihren eigenthümlichen patriarchaliſchen Verhältniſſen und aus ihrem ganzen eignen Leben herausgetrieben worden und die Macht und das Übergewicht des germaniſchen Elements iſt auch in dieſem Lande ſelbſt ohne äußere Gewalt immer mehr Herr geworden, und nach einigen Jahrhunderten wird die Art und Farbe des galiſchen Lebens wohl faſt ganz mit dem germaniſchen zuſammengefloſſen ſeyn.

Der Irländer muß dieſem ſchottiſchen Kaledonier ähnlich ſeyn, nur daß ſein reiches Land und ſein ſehr milder und ſanfter Himmel ihn von jeher als einen weicheren zarteren und leichteren Menſchen haben erſcheinen laſſen als den weſtſchottiſchen Bruder. Vielleicht, daß dieſer Bruder ſchon in älteſter vorhiſtoriſcher Zeit eine kleine Beimiſchung fremden nordiſchen Stals und Metalls erhalten hat, oder auch wohl nur, daß der rauhe Himmel mit hellen friſchen Wintern und die Eiſen und Stal und kühnen Athem hauchende Bergluft ihm feſteren Unternehmungsgeiſt und härtere und mehr ausdaurende Tapferkeit gegeben hat. Die Römer ſchon fürchteten die Kaledonier; die Irländer ſind immer von Fremden beherrſcht worden. Dieſer unſer Irländer iſt übrigens ſeinem Bruder ähnlich, ein beweglicher lebhafter fröhlicher tapferer Menſch, mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften der Liebe und Treue, mit ſchönſten Talenten, auch mit der Gabe körperlicher Schönheit reichlich ausgeſtattet; nur hat ihm von jeher die Feſtigkeit und Beharrlichkeit und der ſichere Verſtand gefehlt, ſein eigner Leiter und Helfer ſeyn zu können. Doch ſehen wir, wie der kluge und tapfre Oconnel jetzt die Seinigen leitet und wie ſie ſich von ihm leiten laſſen, und wie alſo auch dieſe Eigenſchaft, ohne welche ein Volk umſonſt nach Selbſtſtändigkeit ausſieht, dem Volke nicht zu fehlen ſcheint; aber doch kommen ſelbſt die treueſten Freunde Irlands, die, welche die Mishandlungen der Engländer und die hinterliſtig berechneten Grauſamkeiten, womit die proteſtantiſche Hochkirche ſie gequält hat, verabſcheuen, alle darin überein, daß ſie ſagen: Die Irländer ſind gleich liebenswürdigen ritterlichen Jünglingen, welche noch keinen Verſtand gelernt und noch keine Erfahrung des Lebens geſammelt haben; fröhlich gedankenlos und jeder Zukunft ſorglos werden ſie von den Trieben des Augenblicks fortgetrieben; ſie gewinnen nimmer Selbſtbeherrſchung, ſind aber unter menſchlicher fremder Führung die Treueſten und Freundlichſten. Es ſcheint dem Lande eben eine glücklichere Zukunft aufzudämmern, aber der alte Jammer und die alte Sünde, die noch immer ihre Narben und Flecken zeigen, ſind auch nicht ohne irländiſche Schuld. Sie werden nimmer ſelbſtſtändige Herren ihres Landes werden können, was ihre und Englands Feinde mit verführiſchen Verſpiegelungen ihnen ſo oft eingebildet haben. Sie müſſen, wenn ſie endlich glücklich und ruhig werden wollen, ſich bequemen die alte Scheidewand des Haſſes mehr niederzureißen und ein wenig mehr Engländer zu werden und ſich mit dem übrigen Großbritannien in freier Gemeinſchaft mehr einzuverleiben.

Das Facit iſt alſo: Großbritanniens Größe und Stärke die erſtaunenswürdigen ſind in dem eigentlichen England, und zwar in dem ſächſiſchen und ſkandinaviſchen Theil. Dieſer macht jetzt in England etwa zwölf, in Schottland zwei Millionen Seelen aus. Dies iſt das weltherrſchende Volk. Schottland war bis auf ein halbes Jahrhundert nah noch ſowohl an Hülfsmitteln als an Menſchen arm und unbedeutend, Irland hing bis auf das jüngſtvergangene Menſchenalter durch eigne und durch engliſche Schuld wie ein todter Hund an dem ſtarken geſunden Leibe Großbritanniens, welcher ſeine Kräfte häufig gehemmt und bis dahin wenig gemehrt hat. Es hat alſo der Engländer ein Recht, mit ſtolzem Selbſtbewußtſeyn auf ſich und auf ſein Land zu blicken, und er thut es. Wir ſehen, wie er es thut.

In ſeinem Bilde und ſeiner Geſtalt, wie wir oben erwähnt, trägt er immer noch ein Gepräge ſeines Stammes und des germaniſchen Urſprungs, ſeine Sitten und Neigungen ſind immer noch den germaniſchen ähnlich, und weit mehr nordiſch als ſüdlich. Aber doch würden wir ſehr im Irrthum ſeyn, wenn wir den Frieſen Sachſen und Dänen der jetzigen Zeit in England ſuchen wollten.

Große und mannigfaltige Ähnlichkeiten und Schatten von Ähnlichkeiten allerdings, aber doch welche Verſchiedenheit! Die inſulariſche Vereinzelung und Abgeſchnittenheit die Miſchung mit manchen fremdartigen Theilen die dem Germaniſchen ſo ſehr entfremdete und romaniſirte Sprache die ganz andere Verfaſſung und die Entwickelung und Bildung zu einem Seevolk und der Übergang zu einem mächtigſten Weltvolk — alles dies hat die größte Verſchiedenheit hervorbringen müſſen.

Der Engländer ſteht da ſtolz feſt ſtill und abgeſchloſſen in ſeinem Daſeyn mit ſicherm Blick und feſtem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne ſich umzuſchauen, wer und ob jemand ihn bemerkt. Es iſt der tapfre kühne Seemann, es iſt die vollendete Seemannsnatur, welche ſich in ihm ausgeprägt hat und wovon in jedem Engländer, ſelbſt in dem Krämer Schneider und Schuſter eine leichte Färbung erſcheint. Er ſteht ſo feſt, ſchaut ſo klar und feſt in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf ſeinem Eiland den andern auf den Dreizack Neptuns geſtämmt. Nichts Unbeſtimmtes Schäumendes Überfließendes und Mittheilſames wie eines Deutſchen ſondern das Harte Feſte und auch Herbe des Seemanns. Entſchloſſenheit Trotz und Stolz ſein Weſen; ſtumm und trotzig ſteht er in Selbſtgenüge da, aber nicht eitel noch als ein Eitler verletzt, wenn man ſich um ihn nicht kümmert. Ein eitler Franzos iſt etwas Natürliches, kann ſogar noch etwas Liebenswürdiges ſeyn, ein eitler Deutſcher iſt etwas Albernes, ein eitler Engländer etwas Erbärmliches. Aber die Eitlen ſind dort ſelten, nicht die Stolzen. Der engliſche Stolz iſt aber nicht läſtig, man kann ihn laufen laſſen, weil er ſeinen eignen Weg läuft; aber läſtig kann der Trotz und die Plumpheit werden. Man hört jetzt täglich vielfältiges Geſchrei darüber, da die Engländer auf allen unſern Straßen und Strömen ſchwärmen; und da jetzt nicht mehr bloß der gebildete und vornehme Engländer reiſt ſondern auch der ungebildete und unwiſſende auf dem Feſtlande ein wohlfeiles üppiges und prahleriſches Leben ſucht, ſo bekommen wir die rohe plumpe Matroſennatur der unteren Grade oft mehr als uns lieb zu ſehen. Das iſt denn der wirkliche Matroſe der gemeine gewöhnliche John Bull mit dem dicken Stierkopf, grob roh ungeſchliffen, wie man deutſche ähnliche Muſter in Roſtock und Danzig auch wohl findet. Aber indem man über dieſe Plumpheit und Rohheit ſich emrört und auch über den Stolz und die fiſchige ſtumme Abgeſchloſſenheit und Schweigſamkeit des vornehmen und gebildeten Engländers klagt, vergißt man Eines, was ich zur Entſchuldigung dieſer engliſchen Weiſe ſagen will. Es iſt nicht immer Stolz und Trotz, was uns, die wir nach unſerer Weiſe zu leicht überfließen und uns mittheilen müſſen, in dem Engländer ſo häufig verletzt; es iſt Unbeholfenheit Beklommenheit und Ungewandtheit, ein Theil der Gebrechen, welche der Engländer noch mit uns gemein oder die er ſogar noch mehr als wir hat. Er iſt ſich als Mann und Bürger ſeiner Feſtigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt und erſcheint deswegen nicht gern in der Lage und Stellung eines Verlegenen oder Untergeordneten, ſpricht nicht gern die Sprache, worin er ſich noch nicht beſtimmt ausdrücken kann, weiß ſich über Gegenſtände, welche ihm unklar oder kaum halb begriffen ſind, nicht mit der Leichtfertigkeit eines Franzoſen ja nicht einmal mit der Leichtigkeit eines Deutſchen auszudrücken. Er iſt ein Inſulaner, ein abſeitiger einſeitiger Menſch, der das Seinige das Heimiſche mit tüchtigem klaren Verſtande faßt und verſteht, um das Fremde und Entlegene ſich weniger kümmert und als ein inſulariſcher Menſch ſich auch weniger kümmern kann. Vieles, was wir an dem Engländer ſchelten, iſt aber die Eigenthümlichkeit ja der eigenthümliche Mangel des Inſulaners; der Engländer hat kein leichtes Verſtändniß fremder Sitten und Weiſen, nicht bloß aus Stolz ſondern aus Unbeholfenheit ſteht er ſtumm und abgeſondert da, wo er oft gern Theil nehmen mögte: denn den Verlegenen kann und mag er mit deutſcher Demüthigkeit und Blödigkeit freilich nicht ſpielen; aber, wie geſagt, es giebt auch eine engliſche Blödigkeit und Zurückhaltung, welche dem Stolz ähnlich ſieht.

Viele Misurtheile und Anklagen des engliſchen Übermuthes entſpringen aber aus zwei Urſachen. Die erſte iſt: der Engländer iſt das reiſlichſte Volk in Europa. Es geſchieht nun ganz begreiflich, daß man ihn nach ſeinen ausgeſchickten Reiſenden beurtheilt, wie der Fremde den Deutſchen ſo häufig nach dem durch die Welt wandernden deutſchen Vagabunden (allerdings auch ein deutſcher Karakter) oder nach ſeinem reiſenden Handwerksburſchen beurtheilt, wobei er freilich zu kurz kommen muß. Der Deutſche entwirft ſich ſein engliſches Bild nach den Leuten, welche auf Dampfſchiffen und in Wirthshäuſern zum Vorſchein kommen. Man muß aber jedes Volk nach der Art und Weiſe beurtheilen, wie es daheim bei ſich in ſeinem Vaterlande lebt und handelt, und da wird der Engländer, der verſtändige gerechte hülfreiche Menſch, wahrlich eine recht gute Nummer bekommen. Die zweite Urſache iſt: Wir Deutſche ſind ſelbſt ſchuld an unſerm verkehrten Urtheil. Wir ſind den Fremden gegenüber eben nicht zu beſcheiden, auch nicht zu demüthig — das ſind grade keine Untugenden — ſondern wir ſind, wo ein Franzos oder Engländer erſcheint, zu zudringlich, zu neugierig, mit Einem Wort zu gleicher Zeit zu heranmacheriſch und dienerlich. Es macht aber nichts einen unangenehmeren Eindruck als die Beſtellſamkeit und Erbietigkeit eines Dieners, den man nicht nöthig hat noch verlangt: man läßt einen ſolchen mit der Gebärde von Stolz und Verachtung fahren. Wer ſich nun ſo herangemacht hat, ſo unzeitig den Beſtellſamen Zurechtweiſenden Helfenden geſpielt hat ſchreit zurückgewieſen oder ſtumm abgekehrt über Stolz. Wer deutſchen Verkehr mit Fremden mit angeſehen hat, mögte unſern lieben Landsleuten da ein wenig mehr Haltung und Verſtand ja auch etwas von der engliſchen Geſchloſſenheit und Schweigſamkeit wünſchen.

Verſtand und wieder Verſtand und Beſonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den ſchwerſten Arbeiten und Thaten das iſt der Engländer, das iſt England. Durch ſeinen hellen klaren Blick durch ſeine kalte tapfre Beharrlichkeit durch ſeinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfeſten dadurch hat dieſer gewaltige Angelſachſe England zur Herrin der Völker gemacht. Das Verſtändige das Rechte und alſo das Gerechte und Geſetzliche das iſt der Engländer und des Engländers. Er hat Verſtand und liebt daher das Kürzeſte das Grade, geht unverwandten Blickes grad auf's Ziel; und weil er die gradeſten kürzeſten Wege ſucht, liebt er auch das grade Handeln, das Rechte, nicht das Krumme, und dieſe Klarheit des Blicks und Geſundheit des Urtheils giebt ihm in höherer Ordnung die Anlage zur Gerechtigkeit, einer Tugend, die freilich nicht bloß eine Tochter des Verſtandes iſt ſondern auf innerlichſten Eigenſchaften des Gemüthes ruht: denn auch der Römer und Osmane, dieſe fürchterlichſten und grauſamſten aller Menſchen, zeigten in ihren beſſeren Tagen unendlich viel Verſtand, und doch —.

Die Engländer ſind alſo mehr nordiſche als ſüdliche Menſchen ihrer Sitte ihrem Karakter ihrer Entwicklung und Strebung nach, ſie ſind uns Deutſchen und den übrigen Nordländern, ihren Verwandten, noch ähnlich, tragen noch manche Züge Schatten und Schimmer ihrer Herkunft, aber ſind in vierzehn Jahrhunderten ein eigenes ein viel anderes Volk geworden. Dieſe Verſchiedenheit offenbart ſich auch, wenn man ihre Strebungen und Leiſtungen in den Wiſſenſchaften betrachtet, wo ſie faſt in allen Zweigen große und leuchtende Männer gehabt haben. Auch auf dieſem Gebiete bleiben ſie am liebſten ſtehen, wo man noch im Klaren wandeln und auf dem Feſten auftreten kann, wo man ſich gleichſam mit der Hand noch irgendwo anfaſſen und mit dem Fuß noch ſichern Boden finden kann; ſie halten ſich fern von den fließenden ſchimmernden dämmernden Pfaden und Kreiſen, wo das unendliche Sonnenmeer der Ideen wie ein unermeßlicher Ocean der Anſchauungen und Ahndungen den Geiſt überwältigend fluthet und wo dieſer Gefahr läuft auf dieſen Wegen der Unendlichkeit, wo er Segel und Steuer nicht mehr meiſtern kann, in eine dämmernde Welt der Träume und Wahne fortgeriſſen zu werden. Die Engländer ſind keine platoniſche keine deutſche Philoſophen, und ſchelten gern unſer Zuviel, wo ſie zu wenig haben.

Aber man wird mir bei dieſem Ausſpruch einwerfen: Hier ſprichſt du ſicherlich eine irrige Anſicht aus. Du leugneſt doch wohl nicht, daß die Theologie und Philoſophie die auf das innigſte verſchwiſterten Wiſſenſchaften ſind, daß wer in der einen leicht ſchwärmt und in unbeſtimmten Gefühlen und Geſtalten ſchwelgt auch in der andern wohl nothwendig auf einem ähnlichen Wege wandeln müſſe. Nun iſt es aber eine bekannte Erfahrung, daß, wo irgend eine theologiſche oder religiöſe Schwärmerei oder Sekte geboren iſt, ſie ſich auch bald nach England verpflanzt und dort ihre Liebhaber und Anhänger findet. Dem iſt allerdings ſo: aber es iſt mit der Liebhaberei und Anhängerei, ich ſollte ſagen mit der Liebelei mit ſchwärmeriſchen und wunderlichen Anſichten und Meinungen in Hinſicht der Religion und der überirdiſchen Dinge gleichſam wie mit dem Honigeſſen oder Blumenriechen. Alle bekennen: die Roſe duftet lieblich der Honig ſchmeckt ſüß, aber niemand kann einem andern das Gefühl ſeiner Zunge oder Naſe mittheilen; dies bleiben ewig unbeſchreibliche individuelle Gefühle, von welchen man nur nach

Ähnlichkeiten nicht nach Gleichheiten ſprechen darf. Eben ſo iſt es mit allen religiöſen Sekten und Sektirern. Bei den meiſten iſt etwas Dunkles Geheimnißvolles, etwas ſchwimmendes unerfaßbares Myſtiſches, worin ſie leben und weben und deſſen Geſpinſte, eben weil man Anfang und Ende der verworrenen Fäden nicht ſieht, man ſo ſchwer auflöſen kann. Es iſt wahr, der Engländer nimmt jeden deutſchen ſchwediſchen holländiſchen und meinethalben ſpaniſchen Schwärmer bei ſich auf, aber man glaube nur immer, daß er ihren Lehren engliſches Fleiſch und Bein giebt, daß er ſie ſich nach den Bildern ſeines Gemüthes geſtaltet. Er iſt ſeiner Herkunft nach von den Frieſen Sachſen Skandinavern ein mehr nordiſcher Menſch als der allgemeine Deutſche, er trägt mehr die nordiſchen Anſchauungen Geſtaltungen Bildungen in ſeinem Gemüthe: das Klare das Weiße mit Einem Worte das mehr Leibliche. Er iſt in der Wiſſenſchaft und in ſeiner innerlichſten geiſtigen Anlage, in dem, was man in dem Sinn der Alten das Philoſophiſche und Muſiſche ſeiner Natur nennen könnte, ein ſolcher Menſch, der dem Gefühl ſogleich einen beſtimmten Gegenſtand dem Gedanken eine feſte Geſtalt ſucht und findet — er liebt die ſchwimmenden und webenden Kometen- und Sonnen-Fluthen nicht gleich ſeinem Vetter dem Deutſchen, er fürchtet ſelbſt bei aller Wonne darin zu erſaufen, und nimmt lieber mit einer kleineren Sonne vorlieb, deren Kreiſe er ausmeſſen kann. Kurz, damit ich nicht zu lange deutſch rede ſondern es engliſch ſage: er iſt mehr Realiſt als Idealiſt (das Wort Realiſt im jüngſten Sinn genommen), bei ihm muß alles ſeines Maaß und in der Geſtalt eine tüchtige Körperlichkeit gewinnen. Darin ſind Engländer Schotte Schwede ſich ſehr ähnlich. Man kann alſo wetten, daß der Engländer z. B. in der Genoſſenſchaft der Swedenborgianer die hervorſpringenden Geiſter und Bilder der Dinge wenigſtens um funfzig Prozent dicker und körperlicher ſchaut als der Thüringer oder Würtemberger. Der Holländer mögte in vielen Dingen ihm in der Hinſicht vergleichbar ſeyn. Auch iſt der Holländer und Schwede in der beſondern Neigung und dem eigenthümlichen Anbau der verſchiedenen Wiſſenſchaften ihm ſehr ähnlich.

Groß iſt dieſer vorzügliche ernſte und tapfere Menſch in allen Wiſſenſchaften geweſen, auch in den idealen, wo die Sterne des Himmels (nicht die ſymboliſchen) und des Herzens durch die ſorſchenden und zielenden Fernröhren des Geiſtes der irdiſchen Anſchauung und dem irdiſchen Verſtändniß näher gebracht werden ſollen. Da er nun ſeit einem Jahrhundert durch ſeine Segel- und Kampf-Luſt eine ungeheure Weltweite der Herrſchaft und mit ihr das Bedürfniß und die Kenntniß der mannigfaltigſten Strebungen und Arbeiten für den Zweck dieſer Herrſchaft gewonnen hat, ſo iſt ſein Sinn auch in der Wiſſenſchaft mehr als bei andern Völkern auf das im Leben unmittelbar Nützliche und Nothwendige gerichtet worden; er hat jene Wiſſenſchaften, welche weiland nur dunkle Abgründe von geheimen und zauberiſchen Künſten zu haben ſchienen und wirklich oft zu Geheimnißwurmereien gemisbraucht worden ſind, die Wiſſenſchaften von den inneren und verborgenen Elementen und Kräften der Natur mit meiſterlicher Beharrlichkeit und glänzendem Erfolg zum Licht und Leben hinauf gezogen, und iſt auch da der praktiſche und poſitive Menſch. Er mußte für den Zweck ſeiner Weltherrſchaft alle mathematiſchen Wiſſenſchaften in dieſem Sinn behandeln lernen: Mechanik Statik Chemie Phyſik, ſelbſt die erhabenſte Meiſterin die Sternkunde. Wo wir uns nur umſchauen, auf den Sternwarten in den Erzgruben bei Mühlen und Webſtühlen auf den von Rauch dampfenden Strömen Meeren und Landſtraßen da erblicken wir dieſen engliſchen Sinn dieſe engliſche tapfre Arbeit und ihren Sieg über die blinden und willenloſen Naturkräfte und über das blinde Wehegeſchrei der Unwiſſenheit und des Aberglaubens.

Fragen wir nach den Erfolgen, welche der Engländer in den Künſten gehabt, ſo finden wir ihn in einigen groß, aber in den Künſten der unteren Ordnung, welche der Mechanik und dem Handwerk angehören, den meiſten Europäern überlegen.

Als ein tapferer freier Mann, der ſein Herz nimmer von Furcht hat beklemmen noch von Deſpotismus unterjochen laſſen, hat er dieſes ſein muthiges Herz immer friſchen ſtolzen Klang vom Munde tönen laſſen; er iſt darum in der Rede und in allem ihren Zubehör herrlich geweſen, er iſt ein trefflicher Redner und Dichter. Es wäre unzeitig hiebei länger verweilen zu wollen. Es bedarf nicht mehr als die Namen Shakeſpeare Milton Byron Hamden Chatam Burke Fox und Sheridan zu nennen. Man kann nicht ſagen, daß ſeine Sprache in Wohltönigkeit und Volltönigkeit ihm dabei zu Hülfe kommt. Sie iſt wie das Holländiſche eine ächte Matroſen- und Seemanns-Sprache und hat die dumpfen und unklaren ſauſenden Töne und Klänge der Wellen, die plätſchernd und kurztönig an's Ufer ſchlagen; ſie iſt wiſpelnd und ſauſend kurz und abgebiſſen. Ich habe oben ſchon geklagt, daß der normänniſche Einfall Wilhelms des Eroberers das Angelſächſiſche geſtört und zum guten Theil zerſtört und die germaniſchen Völker um einen großen Zweig ihrer Sprachentwickelung verkümmert hat. Das Engliſche mußte da das Wälſchromaniſche als den Sieger über ſich ſetzen laſſen; doch behielt bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert das Germaniſche ſo ſehr das Übergewicht, daß es zu Shakeſpeares Zeit wenigſtens noch wie Vier zu Eins ſtand. Jetzt, mögte man ſagen, ſteht es etwa noch wie Drei zu Zwei; und man braucht kein Prophet zu ſeyn, um zu behaupten, daß, wenn die engliſche Bildung in ihrer Weiſe ſo fortgeht, ſie in einigen Menſchenaltern vielleicht wie Eins zu Eins ſtehen wird. Was iſt daran ſchuld? denn die Wälſchen und die romaniſchen Völker haben ja lange aufgehört hier die Sieger und Befehler zu ſeyn. Die Schulbildung iſt ſchuld, die Römer und die Griechen, womit die jungen Ohren und Herzen der vornehmen und gebildeten Engländer gefüllt und gefüttert werden; auch hat das Übergewicht, welches die franzöſiſche Sprache anderthalb Jahrhunderte in Europa behauptete, und die allgemeine Übung derſelben, die dem gebildeten Europäer eine Nothwendigkeit iſt, gewaltig dazu mitgewirkt. Können ja auch unſre vornehmen Herrlein und Fräulein unſre gebildeten Doctores und Magistri die Eierſchalen ihrer griechiſchen und lateiniſchen Schulzeit und die ſpätere franzöſiſche Überfirniſſung des Deutſchen ſo ſchwer von ihren zarten Dunen abſtreifen, und wollen ſich in einer Sprache, die vor allen Sprachen der Welt die größte Biegſamkeits- und Bildungs-Fähigkeit hat und wie ihr gefällt in Götter- oder Menſchen-Zungen ſich mit Leichtigkeit bewegen und wenden kann, immer noch zu ſehr mit lateiniſchen griechiſchen und wälſchen Lappen zieren. Die Engländer ſind durch das Romaniſche beſchlichen und überſchlichen worden und haben dadurch gar ſehr die Fähigkeit eingebüßt, auf germaniſche Weiſe Neues zu bilden und zu finden und mit Leichtigkeit und Anmuth in neuen Geſtalten zuſammenzuſetzen. So ward das Germaniſche immer mehr überwuchert, indem ſie eben nach der Weiſe und in der Nachahmung aller romaniſchen Sprachen für die Bezeichnung neuer Gefühls- und Gedanken-Bedürfniſſe aus dem Schatz der alten Sprachen oder aus dem Franzöſiſchen ſchöpfen; zu welchem letzten Unglück ſie ſchon durch die Ähnlichkeit der Schreibung, wenn nicht der Tönung verführt werden. Auch iſt ihnen das Sonderbare und Wunderliche begegnet, was ſie mit den Holländern theilen, daß ſie obgleich ſie in der Sprache immer noch auf germaniſche Art anſchauen und empfinden müſſen, ſich gewöhnt haben dieſe Sprache nicht nur nach dem Franzöſiſchen ſondern viel mehr noch nach dem Lateiniſchen zu ſtellen und zu bauen. Dies gilt aber nur für die ungebundene Rede, die ſie leider knechtiſch genug gebunden haben und die bei vielen ſelbſt großen engliſchen Schriftſtellern ſo ungermaniſch gefügt und gewendet iſt, daß ſie in gutes gewandtes Deutſch zu übertragen uns faſt ſchwerer wird als die Übertragung des Franzöſiſchen oder Spaniſchen. Aber bei ihren Dichtern verhält es ſich ganz anders; die haben ſich ihren germaniſchen Schritt und Schwung nicht nehmen und noch viel weniger die aus dem Urquell ſtrömende germaniſche Ader ſich nicht unterbinden noch austrocknen laſſen; und hier ſind viele große Meiſter, unter andern Byron, durch eine Art Inſtinkt inne geworden, daß aus verſchütteten germaniſchen Gruben noch viel edles Erz zu Tage gefördert werden kann, was in dem todten klaſſiſchen Geſtein nicht mehr flüßig und ſchmelzbar werden will.

Die engliſche Baukunſt? Da weiſt man uns zu den Domkirchen, nach York Salisbury Weſtminſter.

Bildhauerei, Malerei? Nichts dem beſſeren Italiäniſchen oder Deutſchen Vergleichliches. Bei einem mit allen Hülfsmitteln des Reichthums und allen Reitzen der Bildung verſehenem Volke hat es auf dieſem Gebiete an Förderern und Strebern nicht fehlen können; doch haben ſie erſt in unſern Tagen den einzigen Wilkie als einen vorzüglichen Maler aufweiſen können.

Und die Muſik? Darüber habe ich mich oben ſchon ausgeſprochen. Die engliſche Sprache ſauſt und lärmt wie das wogende Meer, ziſcht liſpelt und pfeift gleich den Seevögeln, deren kein einziger, ſo weit der Ocean fluthet, von Gott eine Geſangſtimme erhalten hat. Doch nein! der Singſchwan hat zur Zeit, wo er ſeine Liebesſeufzer ausſtößt, im Lenze ein recht volles melancholiſches Glockengeläute über den Wogen. Es ſcheint, daß Gott einem Volke, welches in Halblauten, in unklaren Lauten, je nachdem die Empfindung gebietet, unbeſtimmt wie Winde und Wogen ſauſen und brauſen oder wie Zephyre und Wellchen liſpeln und wiſpeln muß, das klare Organ des Ohrs den reinen Klang der Bruſt und alſo die Muſik verſagt hat. Bei allen Reitzen der Bildung und des Reichthums, bei der unendlichen unermüdeten Übung, womit in England alles, was es nur erſchwingen kann, die edle Tonkunſt treibt, hat das Land bis jetzt keinen einzigen muſikaliſchen Macher und Schöpfer gezeugt.

Kommen wir wieder auf die Urtheile und Anklagen der Völker über und gegen einander zurück, ſo tönt es jetzt aus allen vier oder acht Winden, gleichſam eine große Achterklärung, unſers deutſchen Vaterlandes beinahe lauter als je gegen die Engländer. Die Franzoſen haben in dem letzten halben Jahrhundert den Glockenſtrang der Zeit in den Händen gehabt, und ſuchen ihn noch immer feſt zu halten, und die meiſten Deutſchen, auch ſolche, die von franzöſiſcher Sprache und Art und noch weniger von franzöſiſcher Herrſchaft nichts wiſſen wollen, haben das franzöſiſche Glockengetön von Kindesbeinen an in ihren Ohren und Herzen läuten hören müſſen, und hören noch heute — ſo mächtig iſt die Gewohnheit — viel mehr darauf als auf das der Engländer oder irgend eines andern Volks. Die Franzoſen heißen die Beweger und Träger der ſogenannten freiſinnigen und hochherzigen Ideeen, ihre Bücher ihre Tagesblätter liegen faſt immer neben unſern eigenen aufgeſchlagen da, und der Ton, den ſie klingen, muß auch unbewußt und unwillkürlich in vielen Herzen nachklingen und wiederklingen. Dieſer Ton kann nun unmöglich ein engliſcher Ton ſeyn, und klingt jüngſt, wo das Gefühl der uralten Eiferſucht und Nebenbuhlerei um Einfluß und Macht mit doppelter Bitterkeit wieder erwacht iſt, den Engländern mit recht gellender Feindſeligkeit entgegen. Das wird denn in Deutſchland meiſtens ziemlich gedankenlos ſo nachgeklungen. Freilich hat der Deutſche, wie über ſeinen nächſten Nachbar und Landsmann den Holländer, ſo auch über den Engländer viele wirkliche wahrſte Beſchwerde zu führen, viele gegründete Anklagen zu machen. Wäre in dieſen Anklagen nur Verſtand, gäbe es nur einen europäiſchen Gerichtshof, vor welchen ſie mit Hoffnung des Erfolgs gebracht werden könnten! Die gewöhnliche Klage lautet: „Die Engländer ſind ſtolz und grauſam gegen die Fremden, ſie ſind ein bloß „kaufmänniſches habſüchtiges herrſchſüchtiges Volk, das ſeinem „Handelsſyſtem ſeinen Fabriken alle Länder zinsbar zu machen, das „alle Blüthe der Gewerbe des Handels und der Schiffahrt alle Thätigkeit und allen Wohlſtand mit ſchlaueſter Berechnung und kälteſter Hinterliſt bei den andern Völkern zu vertilgen ſucht.“ Wohl geſprochen, lieber Deutſcher! aber wo haſt du den menſchlichen oder gar wo haſt du den chriſtlichen Koder, kraft deſſen die Völker bei den Klagen über ſolche Verletzungen und Bedrückungen einander vor Gericht laden können? Man hört ſchon aus der verſchiedenſten viellautendſten alſo unbeſtimmten Art dieſer Klagen und Anklagen, daß es einen ſolchen Koder gar nicht geben kann, daß hier mehr von Grundſätzen allgemeiner Billigkeit Verſtändigkeit und Menſchlichkeit die Rede iſt als von Dingen, die unter beſtimmte Regeln und Geſetze gefaßt werden können; es iſt die Rede von Regeln und Grundſätzen des Völkerrechts oder wenigſtens von dahin einſchlagenden Kapiteln, welche nach der Richtung und Bildung der Zeitalter und nach den Bedürfniſſen der Jeweiliglebenden eben immer etwas Schwankendes und Schwebendes haben müſſen. Dies erhellt unter Anderm ſchon daraus, daß die einen Dummheit und Beſchränktheit nennen, was die andern als Ungerechtigkeit und Grauſamkeit anklagen. Es arbeitet wirkt verkehrt ſchifft handelt ordnet herrſcht und gebietet jedes Volk bei ſich und in der Fremde, wie viel und wie es will und kann. Was es kaufen und verkaufen, was es erlauben und verbieten, unter welche Geſetze es Schiffahrt Handel Gewerbe bei ſich ſtellen will, wer darf ihm da einreden? kann es die Fremden überholen überſchnellen (denkt ein biſchen nach über das Wörtlein ſchnell) durch Rührigkeit Thätigkeit Geſchwindigkeit Klugheit ihnen vorauslaufen gar ſie umlaufen — man hat immer ſo gethan und wird auch künftig ſo thun, man hat ſolches Überſchnellen nimmer für ein Unrecht geſchweige für eine Unmenſchlichkeit gehalten. Und gehen wir Deutſchen ein wenig zurück, wie es im funfzehnten ſechszehnten Jahrhundert noch ſtand — lag Europa damals nicht zu den Füßen unſerer Gewerbe und unſerer Schiffahrt? dienten uns Deutſchen damals nicht England Frankreich Skandinavien? hat es unſern Vätern damals Sünde gedäucht von Augsburg Strasburg Köln Brügge und Lübeck aus auf gut Engliſch die Welt zu beherrſchen? Auch ich habe in die Klagen gegen die Engländer eingeſtimmt habe ſie der engen kleinlichen und durch Herrſchſucht gegen uns verblendeten Politik angeklagt, aber hier auf dieſem Punkt, wo wir eben ſtehen, wo wir den engliſchen Fabrikanten Kaufmann und Schiffer zu einem Räuber und Überliſter machen wollen, vergeſſen wir die Hauptſache, das heißt uns ſelbſt.

Kehrt nur ein bischen bei euch ſelbſt ein, ihr guten deutſchen Schreier. Meint ihr, euer altes Glück, euer Lob und Preis der Macht und des Reichthums, wie es noch bis 1550 klang, ſey bloß durch Kolumbus und Vaſco di Gamas Seefahrten untergegangen, ſey euch nicht durch deutſche Sünde gemindert und verſunken? Das alte deutſche Übel, daß jeder für ſich ſeyn wollte, daß jeder ſeinen böſen aiſchen eignen Willen haben wollte, hat damals das Reich und die deutſche Herrlichkeit zerſtört und ſtört immer noch daran. Jetzt da ihr gottlob anfanget nicht nur die deutſchen Übel und Leiden zu fühlen ſondern auch ein erquickliches und tröſtliches Vorgefühl künftiger deutſcher Herrlichkeit und Ehre in euch aufdämmert, ſchreit ihr über Handelsplackereien und Handels- und Zoll-Sperren der Franzoſen Engländer und Holländer, ſchreit eure Könige und Fürſten um Hülfe ja um Gewalt an — und ſie haben keine geſchwinde augenblickliche Hülfe und Gewalt, ſie können in dem Augenblick Unmögliches nicht möglich machen. Hättet ihr ſo gefühlt verſtanden gerufen, als es galt, in den Jahren 1813 1814 1815, ſo hätten die Könige und Fürſten wahrlich den deutſchen Willen thun müſſen, ſo würden unſre Fahnen in Strasburg und Metz wehen und unſre Schiffe aus Oſtende und Antwerpen auslaufen wie aus Danzig und Bremen. Und doch ſchämt euch noch ein bischen — denn ihr ſollt euch in euch ſelbſt ſpiegeln — ihr fühlt die Nothwendigkeit des Einigens und Zuſammenhaltens, damit durch Zuſammenbindung der Kräfte eine Macht möglich werde, ohne welche man die Fremden nicht zur Schonung und Billigkeit zwingen kann — ſteht nicht der deutſche Zollverein ſchon als eine Macht da? aber müßte dieſe Macht nicht gemehret werden, damit durch Zwang und Gegenwirkung gegen die Fremden wirklich deutſches Glück daraus ſprießen könnte? und wie viele deutſche Staaten und Städte wollen noch immer nicht heran und herein, und ziehen das beſondere augenblickliche unſichere Glück, wofür ſie zum Vortheil der Fremden dem deutſchen Vaterlande und ſeinen Belangen ſchaden, der großen Gemeinſamkeit vor und ſträuben ſich bei allem deutſchen Wonne- und Weh-Geſchrei deutſche Opfer zu bringen? Alſo, Deutſche, ſcheltet zuerſt auf euch ſelbſt, und dann auf die Engländer und Holländer. Es giebt hier nur Ein Mittel: Werdet ihr immer einträchtiger und geſcheidter, und die Fremden müſſen immer billiger werden.

Dieſes Schelten und Schimpfen über die Briten, dieſe Anklage ihrer Art und ihres Karakters iſt demnach zum Theil Nachklingelei und Nachbeterei ihrer gebornen Feinde, der Franzoſen, zum Theil allerdings das Gefühl, daß ſie, wo ſie können, uns im Handel hemmen überliſten und überſchnellen wollen. Da heißt es: Schelm, zieh blank und wehre dich! lege die Gleichgültigkeit gegen das Vaterland ab, zieh die einzelne beſondere Dummheit und Thorheit aus; denn, wie geſagt: wer ſich zum Schaaf macht, den zerreißt der Wolf. Wir haben in mancher Hinſicht Recht zum Unwillen ja zum Zorn gegen die Engländer, aber wir wollen kein eitles und lügneriſches Geſchrei verführen, wollen den Wälſchen das Schimpfwort Karthago und die alberne Weiſſagung des nächſten engliſchen Untergangs nicht kindiſch nachbeten. Es iſt der Engländer ja Fleiſch von unſerm Fleiſch und Bein von unſern Beinen, er verdankt ja ſeine Größe, weswegen er beneidet und gefürchtet wird, den Eigenſchaften, die er weiland von Weſer Elbe und Eider und von den Küſten der Nord- und Oſt-See nach Britannien hinübergebracht hat. Was ſchaut ihr immer auf Paris und Rom und wohin ſonſt noch? ſchaut einmal auf die Themſe und ihre Maſten, ſchaut einmal auf den Sankt Lorenz und Miſſiſippi und Ganges und Indus, und beſinnt euch einen Augenblick. Glaubt ihr, daß ſolche Größe ſolche Weltweite und Majeſtät ohne Schweiß und Tugend erlangt werden konnte? Haben ja doch die Spanier die Portugieſen die Franzoſen auch davon gehabt, aber wo iſt es geblieben? Fragt lieber ein bischen beſonnener: warum iſt es nicht geblieben? Und hier ſteht eine weltſchaffende und welterhaltende Tugend, die Tugend der Arbeitſamkeit Standhaftigkeit Tapferkeit und Freiheitsliebe, hier ſteht ein ernſter feſter ſicherer geſetzlicher Mann vor euch, der die ehrenvollen Narben ſeiner Arbeiten und

Kämpfe zeigen kann. Mag der Franzoſe mit vielen liebenswürdigen Eigenſchaften, mit großmüthigen und ritterlichen Aufwallungen und Ausſprudelungen für das Große und Schöne pralen, wo bleibt dies vor dem Sinn der Zucht der Ordnung der Gerechtigkeit, wodurch England über ihn ragt? Wir ſind angewieſen das Bleibende und Erhaltende in der Geſchichte zu ehren, die Wege Gottes mit dem Menſchengeſchlechte zu verehren. Gott hat dieſem Volke in den letzten Jahrhunderten eine große Rolle zugetheilt, und es hat dieſe Rolle nicht willkürlich an ſich geriſſen. Wo die Europäer in andern Welttheilen Länder unterworfen Kolonieen gegründet haben, es iſt eben nach menſchlicher Weiſe hergegangen, d. h. nicht ohne Gebrechen und Verbrechen; doch müßt ihr geſtehen, daß Leben Geſetz und Gerechtigkeit am meiſten geblüht hat und blüht, wohin der Engländer den Fuß ſetzte, doch iſt in das Todte Leben und in das Veraltete Verjüngung durch ihn gekommen, wo Leben und Verjüngung irgend möglich war. Dieſe große Rolle iſt ihm zugetheilt, er ſoll die ſtarre Welt aufſchütteln und die rohe bilden die verſchloſſene aufſchließen. Er muß es, weil die Spanier Franzoſen Holländer in ihren guten Tagen es nicht gekonnt oder gewollt haben. Es iſt ein Verhängniß Gottes, das ihn vorwärts treibt. Ihr, die ihr über die Baumwollenweber von Mancheſter und über die engliſche Zollſperre fluchet, erhebt nun auch eure Stimme für die Chineſen. Der Engländer hat ſeinen Beruf in Kalkutta und Dehli gehabt, er hat ihn jetzt in Kanton und Peking. Wann dieſe Sendung ausgerichtet, wann die Aufſchüttelung Belebung und Aufſchließung der abgelebten und abgeſperrten Welt fertig ſeyn wird, wann der Samen neuer Bildung und neuen Lebens aufgegangen ſeyn wird, dann wird es in jenen Ländern werden, wie es in Nordamerika geworden iſt, aber England wird doch England bleiben.

Und nun noch ein kurzes letztes Wort über die Weiſſagung des nahen Sinkens der engliſchen Macht ja des Untergangs von Altengland. Neben dem hübſchen Wunſch, den Manche haben mögen, der uns aber gewiß übel bekommen würde, daß England mit ſeinen Flotten ſeinem Handel ſeinen Reichthümern plötzlich in den Ocean verſinken möge, laufen noch allerlei mit den Spinneweben und dem Modergeruch der Leichentücher angethane Geſpenſter herum, Geſpenſter einer kindiſchen dummen Gelehrſamkeit, welche aus Hebrälern Griechen und Römern allerlei Sprüchlein zu uns herüber zu ſprechen und herüber zu tragen gelernt hat, nur den Unterſchied Gottes und den Unterſchied der Zeitalter nicht begreifen gelernt hat. Sie ſprechen: „Ninive ſtand einſt und Perſepolis und Memphis „und Tyrus und Athen Syrakus Karthago Rom, wo ſind ſie nun „und was ſind ſie, wenn ſie noch ſind? O tragiſches Geſchick! o „ewiger Wechſel und Wandel! jedem kommt ſein jüngſter Tag, „was Menſchen machten muß auch durch Menſchen vergehen. Auch „Englands Tag wird kommen, auch die ſtolze London wird einſt „als traurende Wittwe ihr Haupt mit Aſchen beſtreuen und rufen: „wo ſind die Herrſcher der Oceane, die Dreimaſter, vor deren Don„nern die Völker erbebten und die Könige ſich neigten?“

Solcher Spruch bleibt wahr und iſt wahr, nur nicht in dem kurzen dummen Sinn, in welchem ſie ihn nehmen, eben weil ſie den Unterſchied Gottes und den Unterſchied der Zeiten nicht erkennen wollen. Die alte Geſchichte hat ſich durch ſolches Verhängniß tragiſch ausgelebt, die heidniſchen Staaten der alten Welt, auch die, um welche wir wegen ihrer lieblichen und anmuthigen Erſcheinung noch jetzt weinen müſſen, ſind nach kurzer Blüthe verwelkt abgeſtorben und verfault, faſt alle ſo unheilbar verfault, daß die Aufräumer und Wegſchaffer des Todten kommen mußten. Aber Gott hat durch das Heil, das vor 1800 Jahren erſchienen iſt, den großen Unterſchied gebracht, und dieſe göttliche Erſcheinung hat auch andere Zeitalter gebracht. Die Welt iſt erlöſt nicht bloß für den Himmel ſondern auch für die Erde; die Völker der Chriſtenheit können nicht mehr durch ſolche Laſter und Scheußlichkeiten verfaulen wie weiland. Hier, wenn die Völker nicht ſo unſelig würden, ſich von Jeſu Chriſto loszuſagen und wieder der vollen wilden Wüſtheit der ungezügelten Triebe anheimzufallen, hier, wo die himmliſchen geiſtigen Stralen der Sittlichkeit der Bildung und Wiſſenſchaft immer zwiſchen Himmel und Erde hin und her zittern, wo der Sterbliche jeden Augenblick eines ernſten Gedankens des heiligen Berufs einer höchſten Beſtimmung erinnert wird, hier hat der Menſch und das Volk die Samen und Keime der Erfriſchung Erneuung und Verjüngung immer im Beſitz, und wie vielfältig und mannigfaltig auch die äußere Geſtalt des Lebens und ſelbſt die äußere Geſtalt und Darſtellung des Chriſtenthums ſich wandle, die innere Geſtalt, das

Heil der Lehre der Erlöſung, kann uns nicht mehr genommen werden. Ihr nun, die ihr ſo kurz und leichtſinnig mit den Schreiern und Krächzern des Tags als Englands Schickſalsraben krächzet, ſchlagt euch doch einmal an die Bruſt und fragt euch ernſtlich, ob ihr, ihr Deutſchen, ihr Franzoſen, ihr Moſkowiter, beſſere tüchtigere des Lebens und der Erhaltung würdigere Leute ſeyd als die Engländer? ob ihr in Arbeitſamkeit Tapferkeit Gerechtigkeit Bürgerſinn Bildung Sittlichkeit ſie denn ſo unendlich übertreffet? Nein, wird eure Antwort lauten müſſen, und dieſes Nein wird bis in euer innerſtes Gewiſſen hinein widerklingen.

Wird England alſo ſinken? oder vielmehr: wird England unterſinken? und wird es bald unterſinken? Nein, antworte auch ich. Doch muß hier noch Einiges zur Verſtändigung geſagt werden, damit ich nicht hole und orakelige Worte geſagt zu haben ſcheine.

Sinken ſchwach werden minder werden das ſind beziehliche Begriffe, z. B.: Ich bin ſehr ſtark, ich bin der Stärkſte in meinem Gau, ich bin ſehr reich, ich bin der Reichſte in meinem Kreiſe beſitze Schlöſſer und Güter, die eine Million werth ſind. Nun wird ein Jüngling geboren, der Rieſenkräfte gewinnt, der dreimal ſtärker iſt als ich; ich bin noch ſo ſtark als ſonſt, aber dieſer heißt jetzt der Stärkſte. Es zieht einer in meinen Gau ein, baut ſich ein dreimal höheres ſtärkeres Schloß, kauft ſich dreimal größere Güter als die meinigen; ich bin noch ſo reich, als ich war, aber ich bin nicht mehr der Reichſte. Auf dieſe Weiſe, auf dem vergleichenden Maasſtab kann England ſinken und wird es ſinken. Denn Frankreich iſt ihm gegenüber wenigſtens doppelt ſo ſtark, als es 1790 war, Deutſchland eben ſo, Spanien Skandinavien können und werden ſich ſtärken. Dieſe ſind geſtiegen, aber England iſt nicht geſunken noch geſchwächt ſondern dieſen gegenüber nur nicht mehr ſo ſtark, als es 1790 und 1800 war. Aber auf ſolche Weiſe beziehlich ſinken wie weit iſt das vom Verſinken oder Unterſinken oder baldigen Unterſinken!

England lebt und blüht durch Fabriken durch einen unermeßlichen Handel durch Beſitzungen in allen Welttheilen. Die andern Völker rühren ſich auch, die Reichthümer fließen nicht mehr wie in Einer großen Fluth von allen Seiten zu, was in Amerika, was in

Indien des Engländers iſt kann durch Schilderhebungen und Aufruhre der Völker durch irgend einen gewaltigen Kriegsdegen, einen Dſchingis des neunzehnten Jahrhunderts, der aus den Bergen Afganiſtans oder Turkeſtans hervorbricht, von ihm losgeriſſen werden. Dann Rüſtungen Anſtrengungen letzte vergebliche Arbeiten Hunger und Bankerott zu Hauſe. So ungefähr winkt ihm die Zukunft heran; aber hört einmal! Ich gebe euch das ganz zu, nur nicht ſo bald und in ſo kurzen Zielen zu, als ihr es winkt. Ihr ſcheint damit Englands Tod ausgeſprochen zu haben, und ihr ſprecht nicht klüger als der Blinde von der Farbe; denn ihr ſeyd von den Geſpenſtern der alten Geſchichte, von den geſpenſtiſchen Lehren eines Thucydides Polybius und Tacitus umflattert, die euch in eurer eignen Zeit Blindekuh führen. Dies alles haben weiſe Engländer ſchon vorhergeſehen, dieſen möglichen Wandel und Wechſel der Dinge und ſie verzagen doch nicht, und rufen doch: Aber England wird ſtehen bleiben, und wird eben ſo glücklich und glorreich da ſtehen, wenn auch keines ſeiner Schiffe mehr den Ganges hinauf ſegelt und an der Mündung des Gelben Fluſſes die Kanonen löſt. Denn die hundert und tauſend Schiffe, die es rüſten und bauen muß, um am Indus am Sankt Lorenz in Weſtindien und vor Gibraltar und Korfu einem Feind zu begegnen oder einen Laurer zu bewachen, die bedarf es ja nicht, wenn es auf ſein Britannien beſchränkt wird. Dort eben wird es ſich dann zu Waſſer und zu Lande muthig hinlagern, mit 200 Schiffen und mit einer halben oder ganzen Million Männer und ſein honny soit! rufen.

Und der Bankerott? Ein gräuliches Übel, eine fürchterliche Untereinanderwerfung und Durcheinanderſchüttelung aller Kräfte und Leidenſchaften — in England eben größer, weil die Schuldenlaſt die größte der Reichthum der unermeßlichſte und alſo der Zuſammenhang des Reichthums mit der Schuldenmaſſe der verflochtenſte und verwickeltеſte iſt. Aber ſelbſt wäre der Bankerott gemacht, wie bald würde ein ſo muthiges tüchtiges Volk mit neuer Kraft ein neues Leben beginnen! Sterben denn die Völker in unſerer Zeit an Schulden? Fragt Frankreich Öſtreich Spanien. Haben ſie nicht Bankerott geſpielt und tüchtig? und ſind ſie ſchwächer dadurch geworden? ſind ſie gar wirklich untergegangen? Ich verabſcheue die Lehre der jüngſten Kommuniſten und Chartiſten Frankreichs und Englands als eine gräuliche Narrheit, aber eben ſo ſehr verachte ich im Sinn der Weiſen des Heidenthums und Chriſtenthums manche verroſtete Begriffe über die unantaſtliche Heiligkeit des Eigenthums und des ewigen Beſitzes, als wenn alle Sittlichkeit und Geſetzlichkeit der Völker allein darauf ruhte: verroſtete Vorurtheile, die in der Seele eines Geitzhalſes oder Wechslers ihre Geburt hatten. Bankerott iſt Unglück und oft Unehre für die Einzelnen wie für das Volk, aber Untergang iſt er nicht, wenn nicht auch Geiſt Muth und Sitte eines Volkes bankerott geworden war.

„England iſt dem Untergange nah durch ſeinen Pöbel, den es nicht wird bändigen können, durch die Wildheit Rohheit Unſittlichkeit dieſes Pöbels, durch ſeine entſetzliche Schuldenlaſt, worunter es endlich zuſammenbrechen muß, und zunächſt bei ſich durch Irland, welches bei dem erſten Kriege mit Frankreich ſich losreißen und unabhängig machen und ſich als Gewicht mit auf die wälſche Waage legen und England in die Luft ſchnellen wird.“

Der engliſche Pöbel. Iſt es denn nur Pöbel? iſt es nicht auch das Volk? Auch das Volk. Die Radikalen wollen eine Heilung aus dem Grunde, aus der Wurzel bis zum Gipfel hinauf, die Chartiſten wollen Halbfranzöſiſches, wenigſtens Ähnliches, als was manche franzöſiſche Gehirne brüten. Es liegen wirkliche große engliſche Plagen dieſen Namen und ihren Bewegungen zum Grunde, es ſind auch tolle und verworfene Lehren und Grundſätze mit darunter, ſelbſt ein Theil des Volks ſpielt mit darin und muß darin mitſpielen; denn die Noth iſt groß. Das freie England das geſetzliche England, das wir in ſo vielen Beziehungen gelobt haben, hatte bei vielen Ehren und Trefflichkeiten ſeiner Verfaſſung auch noch manche Verklumpungen und Verſteinerungen aus dem Mittelalter her, welche die natürliche geſunde Bewegung hinderten; dieſe Verfaſſung war meiſt ariſtokratiſch, und die herrſchende Ariſtokratie, die Hochkirche und der Hochadel, hat die Regierung nicht immer mit der Weisheit und Uneigennützigkeit geführt, wie ſie geſollt hätte, hat auch manche Laſten auf die mittleren und unteren Klaſſen geworfen, wodurch es die Bürden ſeiner eignen Schultern erleichtert hat. Zu den Hauptbeſchwerden des Tages gehört das Korngeſetz, wodurch zum Vortheil der großen Beſitzer dem Volke das Korn vertheuert wird. Wenn auch dieſe Plage weggenommen wird — denn dazu hat Peel ſchon den Anfang gemacht und das Ende wird nicht lange auf ſich warten laſſen — ſo bleibt immer eine Gefahr, die kein Miniſter auf einmal wegſchaffen kann, die nur die Zeit in ihrem ſtillen Gange und der Tod und Hunger und Peſt, welche oft einen ſehr geſchwinden Gang zu gehen pflegen, wegnehmen können. Ich meine hier eine gewiſſe Überbevölkerung. Es leben in Großbritannien wohl vier fünf Millionen Seelen in künſtlichen Arbeiten von Fabriken. Wenn dieſe ſtocken, wenn der Abſatz fehlt, vollends wenn einmal die England unterworfenen oder zugehörigen Lande fehlen werden, wohin eine ſo mächtige Ausfuhr geht, ſo werden dieſe Unglücklichen, von Hunger und Elend aufgejagt, ſich mit dem Eiſen in der Hand von den Reichen das Brod fordern, das ſie nicht haben, und dann wird, ſo weiſt man, England in Trümmer gehen. Wir erleben ja eben in dieſem Augenblick ſolche Fabrikunruhen und Empörungen in Nordengland, welche durch Soldatenkolben gebändigt werden müſſen. Der Tag wird kommen, wo kein Muth und keine Weisheit die Gefahr wird abwenden können. Ich leugne die Gefahr nicht noch daß der Tag einmal kommen muß, wo England kaum die Hälfte dieſes Fabrikpöbels — denn davon iſt ein guter Theil Pöbel — wird füttern können; aber wie England iſt und wie das engliſche Volk iſt, fürchte ich davon freilich große Verwirrung aber noch keinen Untergang. Erſchütterungen blutige Getümmel könnten allerdings eintreten aber kein Pöbelregiment, wie Frankreich es vielleicht einmal erfahren kann. Man vergleiche nur, ehe man ſo in den Tag hinein weiſſagt, die Zuſtände der beiden Länder. In Paris muß ſich der König wie in einem Käficht herumführen laſſen und ein Heer von 50,000 Mann iſt nöthig, um den ſuveränen meuteriſchen Pöbel in Furcht zu halten; in London, wo beinahe zwei Millionen Menſchen wohnen, mehr als die Doppelzahl von Paris, reichen, wenn mal eine Unfuhr Straßenauflauf macht, gewöhnlich die Konſtabler mit den weißen Stäben hin oder es reiten höchſtens ein paar Schwadronen Leibdragoner auf, und die Fünftauſend oder Zwanzigtauſend, deren Zuſammenrottung die Regierung nicht will oder das Geſetz verbietet, laufen aus einander. Geſetzt nun, die Noth und der Geiſt der Empörung würden ſo ſchlimm, daß ſich Hunderttauſende in den Fabriken erhöben und Untergang den Palläſten! Friede den Hütten! ſchrieen, welche Arme würden ſich gegen ſie erheben, und wie würden die ſchwachen Arme dieſer meiſtens baumwollenen und ſeidenen Empörer vor jenen Armen zuſammenſinken! Die in England ein Nachſpiel oder gar ein Gleichſpiel der franzöſiſchen Umwälzung träumen, irren ſich durchaus. Denn erſtlich iſt das Volk im Ganzen beſonnen verſtändig und geſetzlich, zweitens iſt der Engländer eben ſo ſehr ein ariſtokratiſches Volk, im beſten Sinn ein ariſtokratiſches Volk, als der Franzoſe im dummſten türkiſchen Sinn Demokrat iſt. In England iſt der geringſte Mann mit Recht ſtolz auf ſeine Freiheit auf ſeine würdige Gleichheit mit allen Rangen und Klaſſen vor dem Geſetze, aber im geſelligen und bürgerlichen Leben iſt kein Volk weniger demokratiſch als eben dieſe freiheitsſtolzen und unabhängigen Engländer; es werden die Unterſchiede und Range des Lebens, welche Geburt Bildung Reichthum verſchieden ſtellen, nirgends ſo ſehr und ſo freiwillig geachtet als eben in England. Man ſehe nur, wie ein Mann, der in England ſchon ein wirklicher gentleman heißt und iſt, in Wonne ſchwimmt, wenn er hier auf dem Feſtlande, wo die Stände und Range in der Geſellſchaft weit mehr durch einander fließen, mit einem Grafen oder Prinzen zu Tiſche ſitzen und mit einer jungen Gräfin ſich in einem Walzer umſchwingen darf. Der Engländer folgt noch heute willig und gern dem Banner, welches der Lord oder der mächtige Großhändler und Schiffsrheder in London und Liverpool ihm vorträgt. Wenn alſo die Chartiſten wirklich eine Umkehrung und Umſtürzung ihres Vaterlandes wagten und wollten und wenn die Reichen und Mächtigen und alle Gebildeten und Ordentlichen des Landes, welche Beſitz haben und Englands Ehre und Herrlichkeit in ihrer Bruſt fühlen, merkten, daß wirkliche Gefahr da ſey, mit welchen Gefolgen Hunderttauſender von Hinterleuten, die durch die mannigfaltigſten Beziehungen und Verflechtungen des Lebens von ihnen abhangen, würden die ſtattlichen Kaufherren von London Briſtol Liverpool auszziehen und die Lords auf dem Lande mit ihren Pächtern, und wie würden die kümmerlichen Glieder, aus Baumwolle und Werg zuſammengeflickt, vor dieſen kräftigen Fäuſten aus einander ſtieben!

Und Irland und Frankreich? oder vielmehr Irland mit Frankreich? Es iſt möglich ja es iſt wahrſcheinlich, daß England und Frankreich noch einmal, wie früher, auf Tod und Leben mit einander ringen werden. Dann, ſo weiſt man uns, wird

Irland Frankreich zufallen und eine eigne Unabhängigkeit erkämpfen. Was iſt nicht alles möglich? aber wahrſcheinlich iſt auch dies nicht. Erſtlich die Engländer ſind auf dem Wege viele Ungerechtigkeiten und Unbille der früheren Jahrhunderte, wodurch ſie Irland beſchädigt und erzürnt haben, gut zu machen, und Manches wird dadurch allmälig verſöhnt werden, obgleich die großen Unterſchiede und Abneigungen der Völker nimmer ganz verwiſcht werden können; zweitens — und das iſt der entſcheidende Hauptpunkt — der Irländer iſt kein Menſch eigener Selbſtſtändigkeit, er kann aus ſich nichts machen, ihm fehlt, wie ich oben erwähnt habe, die Seemannsluſt und der Seemannsmuth, und ohne dieſe iſt keine irländiſche Unabhängigkeit möglich; denn wer Inſeln bewohnt und nicht auf's Waſſer will, wie mag der Herr ſeyn? Schlägt man nun auch Frankreich noch ſo hoch an und die Macht, welche es in dem nächſten Menſchenalter möglicher Weiſe entwickeln kann, ſo darf man doch nicht vergeſſen, was England, was Englands Stolz und Seemuth iſt, und mit welcher gewaltigen Kraft der Leoparde, ſelbſt wenn alle Indien und Auſtralien ihm ſchon verloren wären, unter den Segeln und Wimpeln ſeines herrlichen Heimathlandes ſich erheben und ſeine blutigen Klauen ſelbſt in der Verzweiflung ausſtrecken und in den wälſchen Feind hauen würde. Und glaubt ihr an die Möglichkeit, daß das ſtolze Lied Rule Britannia, rule the waves! durch dieſen wälſchen Feind jemals zum Verſtummen gebracht werden wird? Ich glaub' es nicht.

Daß ich es noch einmal ſage: die Meſſung der Größe und Macht eines Staates iſt etwas Beziehliches. England auf ſich allein zurückgeworfen bleibt doch ein ſehr mächtiges gewaltiges Volk, gegen welches die halbe Welt vergebens ſtürmen würde. Man höre: 20 bis 25 Millionen Einwohner, ſelbſt wenn einige Fabrikantenmillionen ausſterben müßten, herrliche Küſten Häfen Flotten Handel und Schiffahrt — denn die Welt ſchlöſſe ſich ihnen noch nicht zu, ſelbſt nach dem Verluſt aller Kolonieen und unterworfenen Länder — vorzüglichſter Ackerbau Viehzucht Bergbau Fiſchfang, Eiſen Stal Salz Steinkohlen, alle erſten trefflichſten Bedürfniſſe des Lebens und der bürgerlichen Gewerbe, in unerſchöpflicher Menge, und dazu des Volkes Tüchtigkeit Ernſt und Tapferkeit — und man ſpricht und weiſſagt von dem Untergang eines ſolchen Landes? Ich ſage nur wieder: Man hat politiſche Vorurtheile und falſche Theorieen in Legionenzahl. Wie ſtünde es nach ſolchen Anſichten und Urtheilen mit uns Deutſchen, die wir kein einziges Kriegsſchiff keinen beſchirmten Handel haben, keine einzige Kolonie, die wir durch unſre Fabriken und Arbeiten vom Auslande nicht mehr bekommen, als wir von ſeinen Fabrikaten und Erzeugniſſen nehmen, wie ſtünde es mit uns, wenn z. B. der Oſten und Weſten gegen uns zuſammenlaufen wollten, wenn Rußland und Frankreich uns zugleich auf den Leib marſchierten? Würdet ihr den nicht für einen feigen nichtswürdigen Deutſchen halten, der, falls wir einig blieben, einen Augenblick verzweifeln könnte, einen Augenblick glauben könnte, daß 45 Millionen Seelen erobert und unterjocht werden könnten? Alſo: Old England for ever! Es wird aber, und es arbeitet ſeit einem Vierteljahrhundert daran, es wird ein Neues England werden nach dem Weiſer, welcher dem Zeitalter voranfliegt.

Rußland Polen Skandinavien.

Über dieſe Länder und ihre Urſprünge Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſe habe ich in meinen verſchiedenen Schriften mich ſo oft und ſo weit ausgeſprochen, daß es mir und dem Leſer ermüdend und langweilig ſeyn würde, mich darüber hier zum dritten und vierten Mal wieder zu verbreiten. Ich zeichne alſo nur die Hauptzüge, vorausſetzend, daß der Leſer, der dies hier leſen mag, auch mein Früheres wird geleſen haben oder jetzt leſen wollen. Ich zeichne die Hauptzüge, hier mehr auf das Politiſche und auf die politiſchen Verhältniſſe und Beziehungen ſehend als auf das Urſprüngliche und Unverlöſchliche des Klimas und der Völker.

Die Slaven tauchen aus dem Ocean der wimmelnden Völkergeſchlechter im fünften ſechsten Jahrhundert auf, müſſen früher weiter gegen Oſten geſeſſen haben, einzelne Stämme wohl ſchon unter dem Scepter der Gothen in den weiten Gefilden Sarmatiens zwiſchen Weichſel Karpathen und Dnepr. Im neunten Jahrhundert erſcheinen an der Düna und dem Dnepr Reiche, welche aus Schweden gezogene Skandinaven gegründet haben. Die Fürſten die Ritterſchaften derſelben ſind germaniſch, ſie werden durch germaniſche gothiſche Zuzüge geſtärkt; das Volk wird nach der Landſchaft Ros in Oſtſchweden Rossi oder Russi genannt. Es entſteht ein großes mächtiges Reich zu Kiew, das viele ſlaviſche Stämme unter ſich vereinigt, bald in Kraft das Schwarze Meer beſchifft und ſchon gegen Konſtantinopel ſtürmt, und in einigen Jahrhunderten ſich von der Oſtſee bis zum Schwarzen Meer und vom Dnepr bis an die Wolga verbreitet. Dieſes Reich wird durch die Mehrzahl ſeiner Bewohner im ſtillen Lauf der Zeit ein ſlaviſches Reich. Seit dem elften Jahrhundert in viele einzelne Fürſtenthümer zerſplittert ward es im dreizehnten der leichte Raub der Mongol-Tataren. Die Ruſſen trugen über zwei Jahrhunderte das ſchmähliche Heidenjoch, auch wurden die öſtlichen Wolga- die ſüdlichen Don-Lande durch Einwanderer dieſer aſiatiſchen Stämme ſehr beſetzt und mitbevölkert und alſo das Slavoniſche mit dieſem Aſiatiſchen ſehr gemiſcht.

Ivan Waſiljewitſch der Große ward in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts der Wiederherſteller, ein Karakter, wie ein Barbarenvolk, das von Barbaren unterjocht iſt, ihn braucht. Sein Volk roh tapfer unermüdlich an dem Joche der Aſiaten zu ſchütteln half ihm auf die großartigſte Weiſe: durch Blut durch Feuerflammen durch zerſtörte Städte durch Untergang und Vernichtung der älteſten edelſten Geſchlechter verdiente das Volk wieder in eigner freier Luft Athem zu holen. Die Geſchichte dieſer Kämpfe dieſer Losreißung aus den Banden iſt für den Karakter des Volkes ſo glorreich als ſeine Anfänge. Ivan ſtellte die ſeit dem elften Jahrhundert zerſprengte große Geſammtmonarchie wieder her, die noch übrigen Zweige des Fürſtenſtammes mußten untergehen oder in dem andern Adel verſchwinden. Ihm ſtand im Norden ein prächtiger Staat im Wege, der in Sitten Geſetzen und Verfaſſung faſt germaniſch heißen konnte und ſich zu ſeinem großen ſlaviſchen Reiche nicht ſchickte: die republikaniſch eingerichteten und regierten Freiſtaaten von Novogrod und Pleskow wurden von ihm und ſeinem Sohn zerſtört auf die aſiatiſche perſiſche Weiſe, wie Darius Hyſtaſpes und Xerxes weiland einigen Griechenſtämmen gethan hatten; die Führer des Volks und die durch Bildung Überlieferung und Feſthaltung wieder hätten Führer werden können, die adlichen reichen gebildeten Bürger dieſer Städte und Lande, wurden zu Tauſenden in das Innere und in den Süden des Landes entführt, und ſtatt ihrer wurden ächte Slaven in die Städte und Güter geſetzt, welche ſie hatten verlaſſen müſſen. Die Czaren wollten reine Ruſſen haben oder das Fremdartige wenigſtens doch in das Slavoniſchruſſiſche hinein verarbeiten. Auch gegen den deutſchen Orden und gegen die Schweden in Finnland ſtürmten dieſe Czaren ſchon an, aber hier brachen ſich noch ihre wilden Wogen. Ihr Name erklang nun durch dieſe Völker wieder gegen Weſten aber nur als der Name wilder Barbaren und wie halber roher Heiden.

Nach dieſer Wiederherſtellung und dieſem Vorſpiel gegen die Oſtſee hin trat doch noch eine zweihundertjährige Abſperrung Rußlands von der Gemeinſchaft mit dem übrigen Europa ein; nur gegen Oſten durften die Ruſſen auslaufen über Ural Oby Jeniſei und Lena in die Wüſten und Wildniſſe Hochaſiens hinein, von woher ſie bis heute noch von dem immer wieder barbariſierenden Athem der Rohheit angeweht werden.

Im Jahr 1672 ward Peter der Erſte geboren, im Jahr 1690 ward er Herr des Reichs. Dieſer gewaltige Seelöwe fühlte, daß er auf dem bloßen Lande nur ſchlecht Athem holen könne; er wollte Meer, er fühlte mehr durch Inſtinkt als durch klare Einſicht, daß er nur durch Meer die Ruſſen in die große geſittete Völkergemeinſchaft einführen und zu Europäern machen könne. Er blickte mit lüſternen Augen beide auf die Oſtſee und das Schwarze Meer. Im Jahr 1696 eroberte er Aſoff, behielt es im Frieden mit den Türken und legte ſogleich in Taganrock Hafen und Schiffswerften an. Darauf Krieg mit Schweden um die Oſtſee und Petersburg gegründet; doch Aſoff mußte im Jahr 1711 wieder an die Türken abgetreten werden und mit ihm die Hoffnung auf die ſüdliche Seeherrſchaft. Es ſind Überlieferungen, Peter habe mehr das Schwarze Meer und Aſien als die Oſtſee im Auge gehabt, Aſoff ſey zur künftigen Hauptſtadt beſtimmt geweſen, nicht Petersburg. Wäre das geworden, wäre Aſoff damals ruſſiſch geblieben, wir hätten gegenwärtig gewiß ein anderes Rußland und eine ganz andere ruſſiſche Geſchichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Peter hatte an der Oſtſee feſten Fuß gefaßt und die ſchönen ſchwediſchdeutſchen Landſchaften Ingermanland Eſthland und Lievland und ein Stück von Finnland gewonnen; vom Schwarzen Meer hatte der Türke ihn noch weggeſchlagen, aber das ganze weſtliche Kaſpiſche Meer gewann er noch in den letzten Jahren ſeines Lebens von den Perſern.

Von 1725 bis 1762 macht 37 Jahre. Regierung von Kindern mittelmäßigen und wollüſtigen Weibern und Abentheurern und Günſtlingen. Peter hatte eine Flotte und ein Heer geſchaffen, dem ruſſiſchen Edelmann und Officier den langen Bart abgeſchnitten, ſeine Hofleute und Pagen nach dem Muſter von Verſailles eingekleidet, und durch Franzoſen mehr noch durch Deutſche Bildung Kunſt Wiſſenſchaft zu ſchaffen und fördern geſucht. Er hatte die Barbarei nur mit einem blanken Firniß überzogen. Die Großen und der Adel gingen freilich in franzöſiſchen Röcken und plapperten deutſch und franzöſiſch aber waren in Sinn und Sitte noch Barbaren und ſind es größtentheils heute noch. Aber in dem Volke war Leben und Bewegung Luſt und Kraftgefühl, und dies war nicht bloß durch Peter hineingekommen, welchem man überhaupt in dieſer Hinſicht viel zu viel zugerechnet und deſſen wunderlichſten grauſamen Launen und Einfällen man gern edle menſchliche Anſichten und tiefe politiſche Entwürfe angedeutet hat. Das Volk hatte ſeit Ivan Waſiljewitſch dem Großen wieder freien Athemzug bekommen, und es ſog nun ſeit drei Jahrhunderten friſche Lebensluft ein und wuchs an Luſt und Stärke. Selbſt die ſorgloſeſten elendeſten Regierungen hielten dieſes Wachsthum nicht auf: per felicia per adversa es wuchs wie ein junger Baum an Waſſerbächen gepflanzt und trabte wie ein junges muthiges Roß, von wie ſchlechten Reitern es auch geritten ward, unermüdet vorwärts.

80 Jahre von 1762 bis 1842. Und nun ſteht ein Rieſe da in voller furchtbarer Rüſtung, Rußland däucht Vielen unter den Staaten Europas einem Elefanten gleich, der mit ſeinen gewaltigen Knochen alle die kleinen Staaten zerſtampfen und, wenn das ihm nicht gelingt, ſich mit ſeinem ungeheuren Leibe auf ſie werfen und ſie erſticken wird. Katharina von Anhalt, welche 34 Jahre von 1762 bis 1796 auf dem blutbeſprützten Thron ſaß, ward mehr als der zweite ruſſiſche Peter. Sie vereinigte Männermuth und Weiberliſt, durch ruſſiſche Liſt verſtärkt, auf eine wunderbare Weiſe. Klug ſtandhaft muthig um ſich ſchauend, d. h. ſchnell blickend und ſchneller faſſend, durch keine Rückſichten des Gewiſſens der Treue und der Menſchlichkeit gehemmt, fand dieſes fürchterliche Weib, von den Ruſſen die große Frau genannt, mitten in ihren Wollüſten, welchen ſie gleich einer Julia Meſſalina und Fauſtina, man ſollte ſagen gleich ihren Vorgängerinnen Anna und Eliſabeth, erlag, die Muße und die Beſonnenheit, die Schlagnetze ihrer Politik über die Welt auszuwerfen und Rußland groß zu machen. Sie verſchlang den größten Theil des Königreichs Polen, das letzte kleine Tatarenreich, nämlich die Krimm mit ihrem Zubehör am Schwarzen Meer, trieb den ruſſiſchen Keil längs dem Kaukaſus zwiſchen den beiden Meeren immer weiter in Aſien hinein, bei den ſchwächlichen verworrenen Zuſtänden

Perſiens und Osmaniens auf künftige Erfolge lauernd. Paul ihr Sohn, eine kräftige aber rohe und durch Mishandlungen Verfolgungen und Verhetzungen ſeiner Mutter wild gewordene Natur, hob ſeine und Rußlands Rieſenarme auf nach allen Seiten hin drein zu ſchlagen. Dieſer wilde Menſch, oft von dem ſchönſten Sonnenſtral des Muthes und der Tugend erleuchtet, wollte drinnen Gutes und Gerechtes draußen Gewaltiges und Drohendes. Er ward durch eine Verſchwörung der Großen erdroſſelt, welche ſeine Entwürfe für die Lichtung der ruſſiſchen Barbarei und für die Lockerung der Knechtſchaftsbande des Volks fürchteten. Seine fünf Jahre waren Jahre europäiſchen Erſtaunens und ruſſiſchen Schreckens. Diejenigen, welche in Rußland Großes von ihm zu hoffen hatten und für ſein langes Leben hätten beten ſollen, haben wohl nimmer von ſeinen Gedanken und Entwürfen erfahren.

Alexander ſein Sohn 24 Jahre von 1801 bis 1825. Dieſer fällt in das Zeitalter Napoleons, und die ruſſiſche Politik ward immer näher und enger in die allgemeinen weſtlichen Erſchütterungen und Umwälzungen hineingezogen. Paul hatte in ſeinen zwei letzten Jahren franzöſirt und napoleoniſirt; er würde ſo nicht fortgefahren haben, wenn er Napoleon ſchon mit offenem Viſier hätte erblicken können. Alexander von Gemüth fein edel und begeiſterter Aufwallungen fähig, doch an manchen Stellen mit ruſſiſchen Liſten durchtränkt nicht bloß überfärbt, war ein Herrſcher, der mehr von den Begebenheiten fortgeſtoßen ward, als daß er ſelbſt ſie hätte fortſtoßen können. Er ergriff, als alles vor Napoleon fiel und Deutſchland zum Falle wankte, die Sache der Herrſcher, ſeiner Nachbarn, welche ganz ſeine Sache war; denn wenn die gefallen waren, mußte die Reihe an ihn kommen. Napoleon hatte ihn mit der Herrſchaft über den Oſten zu ködern geſucht, wenn Alexander ihm den Weſten überließe, hatte ihn auch zwiſchen den Jahren 1807 und 1811 ſeit dem Frieden von Tilſit für ſich gewonnen und mit ſo gewandter Liſt umſponnen, daß Alexander in dieſen Jahren mit einer jämmerlichen Unentſchiedenheit, die oft wie Rathloſigkeit ausſah, hin und her ſchwankte. Zu ſpät ward er gewahr, daß, wo die Ruſſen über die Perſer und Türken etwas gewinnen wollten, doch die franzöſiſche Politik im Hinterhalt immer dagegen und dazwiſchen ſpielte, daß Napoleon ihm das ſchwediſche Finnland beneidete, daß er in Polen Gewebe ſpann, die zu Fangnetzen gegen die Ruſſen gebraucht werden ſollten. Er ward im Jahr 1812 zum Kampf mit ihm gedrängt, den er mit ſeinen Ruſſen und mit den beiden mächtigſten Bundsgenoſſen, polniſchem und ruſſiſchem Schnee und Eis, glücklich beſtand. Alexander hielt die Jahre 1813 bis 1815 mit den Deutſchen tapfer aus. Europa ward äußerlich ſo ziemlich in die alte Lage von 1790 zurückgeſtellt; nur die beiden äußerſten Spitzen des Weſten und des Oſten, nur England und Rußland, waren durch die Erſchütterungen und Unordnungen der letzten fünfundzwanzig Jahre in's Unermeßliche gewachſen. Rußland verſchlang nur die Kleinigkeit des ſchwediſchen Finnlands und den größten Theil des übrigen Polens.

Alexanders Gemüth, der ſchönſten und edelſten Anhauche und Aufflüge empfänglich, war von Gott und von den großen Erſcheinungen und Verhängniſſen der Zeit mächtig gerührt und ergriffen worden. Er gab dem eroberten Königreich Polen eine freie Verfaſſung, er träumte in ſeinen weiten Staaten, welche das Aug des Kaiſers nicht überwachen und auch der gewaltigſte Arm nicht überreichen kann, von mancherlei Entwürfen der Bildung und Vermenſchlichung, der allmäligen leiſen und ſanften Hinanleitung zu einem freieren menſchlicheren Zuſtande. Aber nur zu bald entdeckte er, daß das Zeitalter die allmälige ſanfte Leitung nicht wolle, daß es im Sturmſchritt geführt ſeyn wolle, und, wenn der Führer auf ſolche Weiſe nicht mitwolle, allenfalls den Muth habe, mit dieſem Sturmſchritt ſich ſelbſt die Bahn zu brechen. Alexander meinte und ſo meinten die Herrſcher ſeine Verbündeten, es ſey in dem jüngſten Menſchenalter des Tobens und Schüttelns und des alles niederwerfenden Sturmſchritts genug geweſen, die Völker ſeyen der ewigen Unruhen und Erſchütterungen müde und werden ſich zahm und ſtill nun wieder zur lieben alten Ordnung zurückführen laſſen. Aber dieſe Stille, dieſer glückliche ſanfte Schlummer, den die ſogenannten Liberalen als einen von den Herrſchern gemeinten und gehofften Todesſchlaf der Knechtſchaft und Faulheit ſchalten, erſchien nicht, die Zeit lärmte und platzte immer wieder los; nirgends wollte ſich Zufriedenheit und Glück in den Gebärden der Völker leſen laſſen; in Frankreich bebte die Bewegung immer fort, in Spanien in Italien tobte Empörung und Aufruhr. Alexander erſchrack ob ſolchen Erſcheinungen und verfinſterte ſich und begann ſeine edlen Entwürfe für ſanftere

Träume zu halten. Als er in dem eignen Reiche mannigfaltige geiſtige und politiſche Regungen und Wühlungen gewahrte, als er ſogar in ſeinem Heere gefährliche Bewegungen und Zettelungen ſich rühren und ſpinnen ſah und eine große Zahl Officiere ſtrafen und wegjagen mußte, da ward er irre. Wer will uns die Gedanken und Entſchlüſſe ſeiner letzten Jahre erzählen! Wie viel und oft mag er der Rolle gedacht haben, welche Peter der Erſte durchſpielte und aus welcher Paul der Erſte herausgeriſſen ward! Traurig und verfinſtert, in dem Gefühle, der Aufgabe ſeiner Zeit und der ſchwereren Aufgabe eines Czars von Rußland in dieſer Zeit nicht gewachſen zu ſeyn, iſt er verkümmert und hingewelkt, ein Gleichbild Kaiſers Joſeph des Zweiten; nur daß Joſeph edleren und größeren Muth hatte. Er iſt an europäiſchen Empörungen und an ruſſiſchen Verſchwörungen geſtorben aber nicht durch moſkowitiſche Schärpen und Eiſen, wiewohl die Zeitgenoſſen, welche ſolches Moſkowitiſche leicht glauben, dergleichen über ſeinen Tod gefabelt haben.

Nikolaus Völkerbeſieger Name voll Vorbedeutung. Dies iſt ein Mann, und ein ruſſiſcher Mann und Kaiſer, der erſte Kaiſer, der nach Peter dem Erſten ein ruſſiſcher Kaiſer heißen darf; denn Katharina war ein Weib. Der Jüngling begann wie Peter im Kampf mit Tod und Verderben, großartig wie ſein gewaltiger Ahnherr trat er nur durch ſeine Gebärde ſeinen Blick und ſein Wort die fürchterlichſte Verſchwörung in den Staub, und ſetzte ſich ſtolz und gebieteriſch auf den Thron ſeiner Ahnen. Bald im Türkenkriege im erſten Jahre zweifelhaft gefährdet nach großen Verluſten mußten doch Varna und Siliſtria vor ihm fallen; die Feldherren wollten ſchon umkehren, Nikolaus rief ſeinen Ruſſen ſuwarowiſch zu Stürmt und nehmt! und ſie ſtürmten und nahmen die Feſtungen, und die Ehre der Waffen war gerettet. Im zweiten Feldzuge kam Kaiſer Nikolaus und ſein deutſcher Feldherr Diebitſch Sabalkanski über den Balkan und ſchrieb in Adrianopel den Türken den Frieden vor. Griechenland ward Königreich, die Moldau Wallachei Servien wurden ruſſiſchem Einfluß und Übergewicht faſt ganz hingegeben, der Kaukaſus und die Thore Armeniens und Perſiens und der Ararat mit den Quellen des Euphrat und Araxes abgetreten. Im Jahr 1830 die ſogenannte große Woche von Paris; die Franzoſen hetzten die Polen in Aufruhr hinein; die Polen fielen im Jahr 1831, verloren ihre Verfaſſung, ihre letzte Hoffnung der Selbſtſtändigkeit. Mit eiſerner ruſſiſcher Beharrlichkeit und Feſtigkeit des Geſichtspunktes der Herrſchaft hat Nikolaus bis heute fortgearbeitet, gleich einem Iwan Waſſiljewitſch mit ruſſiſcher und römiſcher Strenge und Unbiegſamkeit des Sinnes und des Entſchluſſes, alles, was in den ungeheuren Bereich des ruſſiſchen Keſſels fällt mit geſchwindem und langſamem Feuer ſo lange zuſammenzurühren und zu ſieden, daß das Ungleichartige Neuhineingeworfene ſich mit der großen ruſſiſchen Maſſe zu Einem Leibe miſche; denn ein zuſammengemiſchter und zuſammengeſtampfter Brei mögen die Völker der Moskowiten wohl heißen. So greift der feſte muthige Stolz dieſes Kaiſers um ſich. Die Polen ſollen durchaus und auf das geſchwindeſte in Ruſſen verwandelt werden, ruſſiſche Sprache, ruſſiſche Schulen, ruſſiſche Beamte, die auf gut Engliſchirländiſch eingezogenen und weggenommenen Schlöſſer und Güter des polniſchen Adels an ruſſiſche Große geſchenkt, die reichen polniſchen Erbtöchter, ſo viel Gewalt und Schmeichelei mit doppelter Stärke angewandt den polniſchen Haß und Abſcheu hat überwinden können, mit vornehmen Ruſſen vermählt, und die Sprößlinge ſolcher Ehen kraft eines Reichsgeſetzes im griechiſchruſſiſchen Glauben zu erziehen; die ſogenannte mit der katholiſchen unirte griechiſche Kirche wieder zur völligen Gemeinſchaft mit der griechiſchen Kirche zurückgezwungen, die katholiſche Prieſterſchaft gedrückt und unterdrückt und das geſammte Kirchenvermögen unter die Verwaltung des Kaiſerlichen Schatzes geſtellt und alſo gleichſam zu den Staatsgütern geſchlagen; die deutſchen Lutheraner in Kurland Livland Eſthland Ingermanland und Finland nicht nur unter gleiche jammervolle Ausſicht ſondern unter gleiche wirkliche Gewalt geſtellt, Eindringen und Eindrängen ruſſiſcher Großen in dieſe Landſchaften durch Heirathen mit reichen adlichen Erbtöchtern, oder wenn Adliche und Bürgerliche aus dieſen Oſtſeelandſchaften Ruſſinnen heirathen, auch die gleiche Noth wie in Polen, daß die Kinder alle im griechiſchen Bekenntniß erzogen werden müſſen; auch hier Wegnahme und willkürliche Verwaltung des ganzen Kirchenvermögens; außerdem Einführung zu Eindrängung und ſyſtematiſche Überſchwemmung von gebornen Ruſſen, die als Beamte als Zöllner als Pfleglinge und Theilnehmer an Lazarethen und Armenhäuſern u. ſ. w. u. ſ. w. den Deutſchen aufgebürdet werden. So die Beſchleichung Überliſtung

Vergewaltigung Unterdrückung von allem, was ſich gegen das Moskowitiſche irgend wehren könnte; es iſt Vertilgung gemeint. Nun mögen die Enkel der Patkulle und Peikulle und aller der Familien, die zu der Gründung von Petersburg und der Vertreibung und Vernichtung der ſchwediſchen Herrſchaft zwiſchen den Jahren 1700 und 1720 mitgewirkt haben, ſich die Augen reiben und die Thränen auswiſchen, die ihnen über der Thorheit und Verblendung ihrer Väter entfallen wollen.

Aber welche Bilder malſt du? war dies Alexander? iſt dies Nikolaus? Sie ſind es, und ſind es auch nicht; aber ſie ſind Ruſſen ſind Kaiſer von Rußland, und müſſen Ruſſen ſeyn.

Sie müſſen? die Abſoluten, die Unumſchränkten, die ſich die Selbſtherrſcher aller Reuſſen nennen? die thun können, was ſie wollen? deren Wink Geſetz iſt? dieſe müſſen? Ja ſie müſſen; es iſt dahin gekommen, eben durch den gewaltigen Willen und den außerordentlichſten Fortſchritt und Vorſchritt dieſes Volks, daß ſie thun müſſen, was die Ruſſen wollen. Denn, ſonderbar genug, der Kaiſer von Rußland ſteht gleichſam wie der König von England oder von Frankreich; ſonderbar ſage ich, da dort das freie Geſetz hier die Willkür allein zu herrſchen ſcheint. Es ſcheint, der ruſſiſche Wille könne keine Stimme haben, wenigſtens bei dem rohen Volke nicht, ſondern nur bei den Hohen und Hochgebornen. Bei dieſen Hochgebornen, bei dem ruſſiſchen Senat dem ruſſiſchen Adel den ruſſiſchen Feldherren und Miniſtern iſt überlieferte Gewandtheit und Liſt friſches unverzagtes Durchgehen und, wenn es ſeyn muß, Durchfahren durch alle Eide Gelübde und Verträge; Europa kennt die ſides moscovitica. Aber das ruſſiſche Volk weiß ſeiner Stimme wohl einen Klang zu geben, worauf der ſtolzeſte Autokrater hören muß, in dem Volke ſelbſt iſt auch eine Gewalt und zwar eine viel mächtigere Gewalt als in jenen Hohen. Wie unterworfen ja wie erniedrigt und verknechtet der gemeine ruſſiſche Bauer und Soldat dem Weſteuropäer auch dünke, er hat überlieferte, vom Vater auf den Sohn überlieferte Erinnerungen ungeheurer Thaten und Leiden und einen Stolz auf den Namen Ruſſe und Rußland, worin es ihm der Römer weiland kaum gleich that und worin ihn der Spanier und Engländer von heute kaum erreichen Es tönt aus dieſen weit zerſtreuten vierzig Millionen Slaven eine Stimme, eine Vorwärts!

Vorwärts! rufende und befehlende Stimme, welche ſie über Berge und Ströme über Länder und Meere durch Siege durch Niederlagen doch vorwärts treibt. Dieſe Stimme dieſer Stolz iſt grade in den Kleinen am mächtigſten, und wie leichtſinnig oberflächlich nichtig wie bloß gewandt und ſchlau und nichts weiter der ſogenannte gebildete und vornehme Ruſſe, wenn er einzeln auftritt, auch erſcheine, ſo wie ihm die großen Erinnerungen aufſteigen wie die Volksſtimme zu ihm hinauftönt, dann wird auch er wieder ein Mann — und wie ſie ſich bei ſolchen Zurufen mit ſolchen Gefühlen zuſammenſchließen, bilden ſie ſogleich einen furchtbaren Bund und ſtehen in diplomatiſchen wie in kanonlichen Schlachten unerſchütterlich gleich ihren Veteranen: ſie können fallen aber nicht weichen. Von Alexander habe ich geſprochen, wie er mir gedäucht hat ſowohl nach ſeiner leiblichen Geſtalt als nach der geiſtigen Geſtalt ſeiner Thaten und Entwürfe. Sein Bruder Nikolaus ſitzt nun ſiebenzehn Jahre auf ſeinem Thron, beide der äußeren und inneren Geſtalt nach ein Gewaltiger ein wirklich ruſſiſcher Kaiſer. Er ſcheint ſeines Volkes Willen und Art zu verſtehen, wie ſeit Peter keiner ſeiner Vorgänger, und doch ſcheint er den Menſchen, eben weil er ein Gewaltiger iſt, nur ſeinen eignen Willen zu thun. Viele ſchelten ihn den Harten den Grauſamen den Fürchterlichen. Es erinnert mich, als ich ihn vor zwei Jahren in Ems ſah in ſeiner ſtattlichen hohen Männlichkeit, fand ich mich in Geſellſchaft mehrerer Frauen, die auch hinausgefahren waren ihn und die Kaiſerin und ſeine Kinder zu ſehen. Da rief eine, von dem Anblick des ſtolzen herrlichen Mannes überwältigt: welch ein ſchöner Mann! welche Hoheit und doch welche Freundlichkeit, wann er lächeln will! dem muß die Welt wohl zu Füßen fallen. Dies war eine Berlinerin, welche erzählte, wie rührend es geweſen, als er auf dem Erker des Schloſſes der Hauptſtadt vor allem Volke dem Könige ſeinem Schwäher die Hand geküßt habe, wie da Tauſende mit Thränen in den Augen in einen entzückten Jubel ausgebrochen. Aber dieſer Berlinerin fiel eine Schwabin, die vom Oberrhein eine ganz andere Stimmung mitgebracht hatte, mit Heftigkeit in ihr Entzücken: Gehen Sie mir mit Ihren berliniſchen Thränen! ich habe Ihrem ſchönen Kaiſer heute auch in die Augen geſehen, pu! welche finſtre Augen! welch ein ſtolzer Blick! Gehen Sie! behalten Sie Ihren Kaiſer nur in Berlin. So ſehen, ſo urtheilen die Menſchen aus den verſchiedenen oft aus den entgegengeſetzteſten Gefühlen und Erſcheinungen des Augenblicks, ſo klingen die Stimmen der Zeitgenoſſen durch einander und gegen einander vieltönig und verſchiedentönig oft gegen die Wahrheit und über die Wahrheit hinaus. Wer iſt Kaiſer Nikolaus? was will er ſelbſt? was will er als Menſch und als Herrſcher, und was muß er als Kaiſer von Rußland wollen? was wird er endlich wollen?

Man darf eine große Erſcheinung aus der Noth und dem Zorn des Augenblicks nicht richten: denn ſeit den griechiſchen Getümmeln der Zermalmung Polens den kaukaſiſchen Kriegen mit den Tſcherkeſſen, die den meiſten Märtyrer für die Freiheit dünken, ſpricht nur Zorn gegen die Ruſſen. Sie ſind ſeit zehn Jahren unſre wirklichen öſtlichen Nachbarn geworden, die mit Koſacken und ſperrenden plagenden Zolllinien drohend und böſe Zukunft winkend zu uns herüberſchauen! und mit welcher Luſt ſchauen die Ruſſen auf fremde Länder! Viele beginnen die Fürchterlichen zu fürchten; auch die Furcht iſt nicht gemacht, Liebe und Achtung zu gebären.

Und doch wer iſt der Ruſſe? iſt er denn ein ſolches Ungeheuer, das den Haß der Völker verdient? ein Ungeheuer durch keine Tugend von ſolchem Haß erlöſt? Nein, das iſt er nicht, er iſt ein Menſch, der geliebt werden kann, der geachtet werden muß. Ich meine aber das Volk, ich meine die ächten alten Ruſſen, nicht den vornehmen im Galakleide und mit dem europäiſchen allgemeinen Firniß überſtrichen und überglänzt, mit der Wälſch Engliſch Deutſch alle Sprachen der Welt leichthin plappernden Papageizunge und der bunten Papageijacke der feineren Bildung; ich meine den gemeinen rechten ächten Ruſſen, das Volk den Landedelmann den Bauer.

Das iſt ein ſtarker gewandter menſchlicher Menſch, in manchen Landſchaften jedoch etwas mongoliſch dünnflankig hochhüftig ſchiefäugig gemacht, mit breiter Bruſt breiter Stirn breitem Kinn tüchtigen Lippen und grauen ſchelmiſch und liſtig blitzenden und blinkenden Augen mit gelber oder blaſſer Geſichtsfarbe und rother Hautfarbe, friſch rüſtig immer munter und lebendig. Er hat die ſlaviſche Leichtigkeit und Luſtigkeit aber dabei etwas Bewußtes und Lauſchendes, was den andern Slaven faſt immer fehlt: eine unverſiegliche Schalkheit und Lauſchigkeit. Er iſt ein durch und durch ſpäher ſchlauer Menſch und, indem er nichts zu thun und nur zu ſpielen und zu ſcherzen ſcheint, bemerkt ſieht und erlauſcht er alles, was um ihn vorgeht. Kein Träumer kein Schläfer noch Faullenzer, als wenn, was ihm leider häufig widerfährt, der Branntwein ihn übermannt hat, in Hitze und Kälte in Hunger und Durſt heiter und unverdroſſen, zu jedem Geſchäft zu jeder Arbeit gelehrig anſtellig geſchwind, dem Befehl in jede Gefahr und jeden Tod folgend, wenn nur der Befehler nicht dahinten bleibt. Dieſer ſo leichte fähige und brauchbare Menſch hat nun faſt nichts von dem übrig, was die andern Europäer ihre Ehre und Freiheit nennen, er ſteht unter Willkür, wogegen Geſetze wenig ſchützen, er iſt das willenloſe Werkzeug eines fremden Willens; und doch immer ſich ſein und ſeines eignen Willens noch bewußt, doch nicht bis zum Sklaven hinab mit ſeinem Muthe vernichtet. Wann ich während meiner Rußlandszüge ſah, wie ein Poſtmeiſter oder Feldjäger auf den Rücken des poſtfahrenden Bauren draſch, daß es knallte, als wären die Prügel auf ein Eichenbret gefallen, und wie der Kerl nach der Aufladung ſich nur ein bischen aufſchüttelte ſich auf's Pferd ſchwang und im Galopp fortſauſend ſeinen Pferdchen und ſich ſelbſt ein luſtiges Liedlein pfiff, dann mußte ich ausrufen: welch ein lebensluſtiger wunderlicher Menſch! So ſind ſie, ſie können Unleidliches tragen und dulden, dabei lachen und ſingen; aber wenn es ihnen zu viel wird, dann zuckt die Fauſt mit demſelben Leichtſinn den Tod gegen den Feind; muthig und ſtark, nur damit ſich tröſtend, daß ſie Rache nehmen können, ſchauen ſie dann dem ſichern Verderben in's Angeſicht: ſie wiſſen von der böſen Reiſe nach Sibirien von der Knute und den abgeſchnittenen Ohren und den aufgeſchlitzten Nüſtern und von Nertſchinsk u. ſ. w.

So iſt es, wenn ſie unter Pfeifenklang und Trommelſchall dem Feind entgegen gehen, wenn ſie an dem perſönlichen Feind, an dem Schänder und Mishandler, der ſie zu ſehr preßt, Rache nehmen, ſtill und beſonnen ſchauen ſie dem Tod in's Aug. Die ihrer als der Knechte ſpotten wollen, ſagen wohl: ja die Kerle geben ihr Leben hin, weil die Elenden fühlen, daß es nichts werth iſt; aber ſolcher Spott hält nicht Stich: denn das lehrt die Erfahrung, daß die elendeſten die geſchändeteſten aller Sterblichen meiſtens die feigſten ſind dem Tode gegenüber. Die Ruſſen haben in dieſer ſtolzen ruhigen Todesverachtung etwas Spaniſches etwas Orientaliſches, ein unendliches Gefühl des Schickſals und der Nothwendigkeit, welches ſie tapfer macht, ſie haben überhaupt einen Nachhalt und eine Ausdauer, welche ſie von allen Slavenſtämmen unterſcheidet, mit Ausnahme unſrer Böhmen. Haben ſie das als ſkandinaviſchen Keim? haben ſie es von den Tataren? Ich glaube es. Das Erſte läßt ſich nun nicht mehr nachweiſen, nachdem Novgorod und Pleskow lange zerſtört und ihre ehemaligen Menſchen über das weite Reich zerſtreut ſind, das Skandinaviſche iſt in den Sitten und Geſtalten des Volkes ſeit manchen Jahrhunderten zerfloſſen; aber das Aſiatiſche das Tatariſche läßt ſich noch in Sitten Gebräuchen und Geſtalten zeigen. Es giebt viele ſehr angeſehene Familien, die von tatariſchen Fürſten und Edlen ihre Stammbäume herleiten und deren Geſichter und aſiatiſcher Blick und aſiatiſche Laune die Herleitung beſtätigen. Das iſt aber eine Bemerkung, die ſich aufdringt und die meiner Erinnerung nicht entfallen iſt, daß, wenn man nach den Stammbäumen vieler der tüchtigſten Ruſſen fragt, man die Antwort bekommt, ſie ſtammen von Tataren oder Koſacken.

Nachhaltigkeit und Ausdauer, dabei leichtes muthiges Spiel mit dem Leben und ſeinen Gefahren das bezeichnet Karakter und in der That trifft man hier auf eine Menge Köpfe von Bauren mit langem Bart und im orientaliſchen Kaftan bis zum europäiſirten Senator hinauf, welche ein Bildhauer und Maler gern als Muſter vor ſich hinſetzte. Was in dieſem Lande fertig und tüchtig grad recht und gerecht wird, das wird es auf eine großartige Weiſe. Man begreift, wie in der Türkei und in Rußland einzelne ſolche Geſichter und Karaktere entſtehen können. Wer wagt klar und ſtill in die immer über ſeinem Haupte ſchwebenden Gefahren zu ſchauen, wer ſich vorgenommen hat vor nichts zu beben, ich will ſagen, wer die Donnerwolken über ſeinem Kopfe ohne Schrecken ſich zuſammenrollen ſieht und dann raſſeln hört, der wird vor einem einzelnen Blitz nicht zucken noch micken. So giebt es in dieſem Lande Moſkovia allerdings gewaltige Menſchen, die den Scherz des Lebens als luſtige Mimen gar fröhlich durchſpielen und ſich die Übel und Plagen der äußeren Zuſtände, welche den Fremden oft die gräulichſten dünken, gar nicht anfechten laſſen.

Der Ruſſe iſt überhaupt ein trefflicher Mime ein geborner Spieler voll Schalkheit und Gewandtheit, eine Eigenſchaft, die aus allen ſeinen Gebärden und Geſichtszügen leuchtet; Heiterkeit Scherz leichtes Abſchütteln des Schweren und Unangenehmen und immer wieder erfriſchtes Hineinſchauen in das Sonnenlicht des Tages, auch wenn er weiß, daß es nur ein Sonnenblick der Minute ſeyn wird, das iſt ruſſiſches Glück und ruſſiſche Tugend, das geht durch alle Stände, man mögte ſagen, das verbindet alle Stände. Dieſe Eigenſchaft des heitern eigenen und eigenſtolzen Lebens bringt hier, hier in dem Lande der Knechtſchaft und Sklaverei, eine Erſcheinung hervor, welche der geſelligen Gleichheit ähnlich ſieht. Wenn die Unterordnung unter den Befehl in der Reihung des Aufzuges im Vorzimmer oder auf dem Paradeplatze nicht eben als eine bürgerliche Nothwendigkeit da ſteht, ſo ſind der Herr und der Diener der Miniſter und der Schreiber hier im geſelligen Leben viel gleicher als in irgend einem andern europäiſchen Lande. Kurz, der Ausdruck der Geſtalten und Gebärden wie der Ausdruck des geſelligen und des öffentlichen Lebens hier iſt ſo eigenthümlich anders als der aller andern Europäer, daß man ihn durchaus einen ruſſiſchen Ausdruck eine ruſſiſche Art nennen muß, welche Art, wenn das ruſſiſche Leben nicht unter europäiſchen Masken ſpielt, wie am Hoflager und an den Theetiſchen der vornehmen Welt, dem übrigen Europa die ungleichſte iſt. Aber wie die ruſſiſche Sprache den Sprachen der Servier Böhmen Polen u. ſ. w. auch nah verwandt ſeyn mag, ſelbſt die Mehrheit der ruſſiſchen Geſichter hat etwas Eigenes den verwandten Völkern Fremdes. Der ächte Ruſſe iſt mehr breit als ſchlank, die meiſten mit breiten Geſichtern und Rundköpfen; die andern Slaven haben mehr die länglichten Geſichtsformen und, wenigſtens nach dem Eindruck — denn ſie anzutaſten zu meſſen und zu wägen fehlte mir Gelegenheit und Zeit — kleinere und ſchmalere Köpfe.

Ich habe von der Anſtelligkeit des Volks geſprochen, von ſeiner Fähigkeit alles leicht zu ergreifen und zu begreifen und leidlich gut zu machen. Der Ruſſe wird mit Leichtigkeit und in gar kurzer Zeit zum Soldaten ja ſogar zum Seemann — wovor ihm ſehr graut — zum Flötenſpieler zum Sänger zurechtgedrillt. Viel Gewandtheit Fähigkeit und Geſchicklichkeit. Aber man ſagt mit Recht: es ſcheint ihm das Genie, das Unmittelbare, die unmittelbar treibende und reißende Kraft des Schaffens und Zeugens zu fehlen; er rutſcht auf der Fläche gar hübſch und luſtig vorwärts, ſo wie er aber in die Tiefe und in den tiefen Ernſt und Abgrund der Dinge und des Erkenntniſſes hinabſteigen ſoll, da ſchaudert's ihm, da flieht er zurück aus dem Gefühl, daß er's nicht kann. So iſt der Schein und bis jetzt ſagt die Erfahrung, daß es ſo ſey. Aber wer will hier ein letztes Urtheil fällen? Es iſt noch nicht aller Dinge Abend geworden, und welcher Sterbliche kann überhaupt das Maaß der Jahrhunderte und Jahrtauſende meſſen? wer kann bei einem Volke meſſen, wie lange es oft gleichſam als Wildling durch Jahrhunderte der Rohheit und Barbarei laufen muß, ehe die tieferen Anlagen ſich zeigen die edleren Kräfte hervorbrechen können? Es iſt hier wenigſtens noch volles kräftiges Leben volle fröhliche Lebensluſt mächtige Hoffnung in jeder Bruſt und ein Stolz ja eine gewiſſe Zuverſicht der Hoffnung. Der Ruſſe ſpricht es kühnlich aus, daß er großer Entwickelungen wartet; die Fahnen ſeiner Herrſchaft hat er weit genug über die Länder entwickelt, und hat es gar nicht hehl, daß er an der Oder und Elbe zu gebieten hofft wie jetzt an der Weichſel und dem Niemen. Stolz iſt er im Bewußtſeyn ſeines Muthes und ſeiner Stärke, auch der gemeinſte Ruſſe iſt ſtolz wie ein Römer; übermüthig und höhniſch ſtolz iſt der vornehme mit der Feinheit der wälſchen und deutſchen Bildung angefärbte Ruſſe. Sollen wir Deutſche dieſe Hoffnungen dulden? ſollen wir uns dieſen übermüthigen rohen Blick und Tritt des Scythen gefallen laſſen? Nein! Auch laſſen wir uns ihn nicht mehr gefallen; die deutſche Geduld und Demuth iſt hier gottlob am Ende. Sie kommen zu uns mit den liſtigen ziſchelnden ſchmeichelnden Zungen der Verführer mit der liſtigen ſchweigſamen knechtiſchen und auflauriſch frechen Gebärde des Spähers mit der blanken Feinheit und Zierlichkeit des Diplomaten und der trotzigen Haltung des Soldaten, immer mit unverhülltem Übermuth, als ſeyen ſie bei uns ſchon die halben Gebieter. Hier trete deutſcher Stolz gegen dumme ſlavoniſche Hoffart und gegen unwiſſenden oder nicht wiſſen wollenden Übermuth, und hier, auf dieſem Felde, ſollen ſie ſehen und müſſen ſie ſehen, daß wir in dem Beſten und Tüchtigſten, was ſie ſeit hundertfünfzig Jahren gewirkt und gethan haben, ihre Lehrer und Meiſter geweſen ſind, und, wenn einmal zwiſchen uns und ihnen mit dem Schwerdt über die Meiſterſchaft geſtritten werden muß, daß wir dann mit Gott auch ihre Meiſter ſeyn werden.

Denn das iſt wahr, und ich darf es ſagen, da ich die Ruſſen in ſo vielen Hinſichten rechtſchaffen und ehrlich gelobt habe, das ganze Volk haßt uns Deutſche und verachtet uns, es haßt und verachtet uns in ganz anderer Weiſe, als es z. B. dem Engländer und Franzoſen thut, wenn haſſen und verachten ihm gegen dieſen ja einmal einfällt. Dies hat neben Vielem, was in gewiſſen Ähnlichkeiten und in noch größeren und abſtoßenderen Verſchiedenheiten der Völker liegt, drei Gründe, welche ziemlich zu Tage ſtehen. Der erſte Grund iſt wahrſcheinlich ein uralter Grund, vielleicht ein ſchon funfzehnhundert und zweitauſend Jahre alter, wenn nicht älterer, vielleicht aus jenen dunkeln Zeiten her, wo in dem damals fabelhaften Scythien und Sarmatien die ſlavoniſchen und germaniſchen Völkerſtämme ſich neben einander herumtrieben oft auf und gegen einander ſtießen und die Gothen die namenloſen und ruhmloſen Slavonier unter ſich bändigten. Alſo uraltes überliefertes unauslöſchliches Gedächtniß der Feindſchaft, und daher Groll. Der zweite Grund, und zwar ein ſolcher, der die Verachtung der Ruſſen einigermaaßen entſchuldigt, iſt die demüthige und zum Theil niedrige Erſcheinung der Deutſchen unter ihnen, welche ſie nun wohl drei Jahrhunderte vor Augen gehabt haben. Der deutſche Weltſucher und Glückſucher auch der deutſche Vagabund ſtreicht durch die Länder, der deutſche Handwerker iſt immer in Knechtsgeſtalt umhergewandert, und wie viele bleiben als Siedler in der Fremde ſtecken! Schon zu Hauſe geht der Deutſche oft unſcheinbarer und demüthiger einher als recht iſt, in der Fremde erſcheint der oft Bedrängte und Suchende doppelt hinfällig und kümmerlich; der Slave dagegen, nicht bloß der Ruſſe, hat aller Orten leichtes Blut und, wenn er ſatt iſt, rohen Trotz und ſteht mit ſicherm Angeſicht und feſter Haltung da. So iſt es denn geſchehen, daß ſelbſt der Unwiſſende, der nicht werth iſt dem deutſchen Schneider- oder Schuſter-Geſellen die Schuhriemen aufzulöſen, ſich gewöhnt auf das Deutſche als auf etwas Geringes herabzuſehen. Aber der dritte Grund und ein ſehr trifftiger Grund des ruſſiſchen Haſſes iſt Neid und Eiferſucht. Dieſer Deutſche, welcher oft in ſo ſchlechter und verkümmerter Geſtalt in das Land des trotzigen Barbaren kommt, wird gewöhnlich bald ſein Meiſter, iſt wohl oft ſein Herr geworden. Die Oſtermanne Münniche Diebitſche kamen nicht als Herren in's Land, und wie viele bedeutende und ehrenvolle Namen großer Kaufleute Gelehrten Ärzte Feldherren und Miniſter der zweiten Ordnung, die ſich über die Eingebornen emporſchwangen!

Die Polen. Unſre unglücklichen tragiſchen Nachbarn, ſchon ſeit Jahrhunderten ein tragiſches Volk, nicht bloß ſeit dem letzten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung. Auf die Ruſſen dürfen wir ſchelten und zürnen, denn ſie ſind ſiegreich und mächtig und dünken ſich viel mächtiger als ſie wirklich ſind; bei dem Namen Polen müſſen wir klagen und weinen, denn wenn wir ſchläfrig oder matt würden, könnte die jüngſte polniſche Wehklage auch eine deutſche Wehklage werden. Ich bin in dieſen letzten Jahren von Biederleuten hin und wieder geſcholten worden, als der die Polen zu hart oder gar ganz falſch und mehr aus ruſſiſchem als deutſchem Geſichtspunkt beurtheilt und verurtheilt habe. So helfe mir Gott, wie ich das jammervolle Schickſal des unglücklichen Volkes mitgefühlt habe und noch mitfühle! aber ſelbſt Gott, der mir ein deutſches Maaß des Urtheils gegeben hat, kann mein deutſches Urtheil nicht wenden. Denn aus unſerm Geſichtspunkte von Recht und Unrecht von Gut und Schlecht müſſen wir ja urtheilen, und können es auch nicht laſſen mit unſern Augen längs unſerm Vogelſchnabel, wie er einmal gewachſen und geſtellt iſt, die menſchlichen Dinge zu ſehen und zu beurtheilen. Die Theilnahme für die Polen war in Deutſchland ja die allernatürlichſte, die Begeiſterung, womit man das Elend der verbannten oder geflüchteten Polen bei ihrem Durchzuge nach England und Frankreich begleitete, eben ſo; aber gewiß bei Vielen hat dieſe Begeiſterung ſich abgekühlt, wie ſie die polniſchen Perſönlichkeiten länger in der Nähe haben betrachten können. Es werfe keiner einen Stein auf ſeinen Nächſten wegen eines Gebrechens oder einer Sünde — ſiehe, du biſt ein Menſch, und es kann dir einen guten Tag daſſelbe widerfahren. Jetzt ſind gewiß alle europäiſche und auch alle deutſche Herzen zum Mitleid und zum milden Urtheil über das niedergetretene und zermarterte Polen geneigt, aber Wahrheit bleibt Wahrheit, die Geſchichte iſt das Weltgericht der Völker, und der Schreiber ſchreibt nur nach, was in weiß oder ſchwarz gezeichneten Strichen von ihrem ſcharf ſchneidenden Griffel in die Zeittafeln gegraben iſt. Polens Geſchichte heißt Leichtſinn Leichtfertigkeit Wildheit und Unordnung von Anfang bis zu Ende; der Pole iſt ewig ein großer wilder Junge geblieben — ja wäre dieſe Jugend noch eine unſchuldige wie die Jugend des achtzehn- zwanzig-jährigen Jünglings! es iſt der Mann der halbe Greis in grauen Locken mit Jugendleichtſinn und leider auch mit Jugendübermuth. Der Pole iſt gleich einem alten Renommiſten der Univerſitäten leicht ſchön gewandt auf dem Tanzboden auf dem Fechtboden bei Gelagen voran. Siehe dieſer Renommiſt iſt dreißig vierzig Jahre alt geworden, noch immer ein ſtattliches friſches munteres Blut, auf Bällen und Reduten mit den rauſchenden fliegenden Schönen an der Hand, auf prangendem Roß in glänzender Rüſtung den Säbel gezückt die Piſtolen aufgezogen ſcheint er noch immer ein Mann, der ſeinen Mann ſteht, und die leichten Hinflieger und die rauſchigen Weiblein und Dirnlein jauchzen dem ſchönen Wildfang Glück zu! aber fragſt du nach ſeinen Werken Thaten und Arbeiten, o ſchlage das Buch zu! Seine Schlöſſer verfallen ſeine Güter verpfändet ſeine Bauren und Unterthanen von Gläubigern Juden und Lombarden geplagt; eben hat er ſein letztes Roß ſatteln laſſen, ſeine letzte Goldſchabracke aufgelegt, ſein letztes Galakleid angezogen, und noch einmal den Säbel geſchwenkt, den der Urgroßvater mit Ehren getragen — morgen kommt Kummer und Beſchlag, er iſt ein Bettler, und übermorgen rufen dieſelben Gaffer und Bewunderer, die ihn vorgeſtern einen ſchönen ritterlichen Mann prieſen, Taugenichts und Narr. Das iſt Polen, nicht viel gelinder kann über den Polen der Ausſpruch ſeyn.

Warum hat Gott ſolche Völker erſchaffen, ſolche, die ewig unmündig bleiben, wie die Irländer und Polen ſind? Weiß ich's? Und doch der Irländer iſt ein durchaus liebenswürdiger treuer kindlicher Unmündiger; der Pole dagegen iſt ein, ich mögte ſagen, liſtiger geſcheidter abgeſchliffener durchliederlichter Unmündiger, dem alſo viel ſchwerer zu helfen iſt als jenem, er gehört zu der Gattung, welche die Familien als heilloſe Verſchwender ausrufen laſſen. Er hat ſein Reich ſeine Ehre ſein Gut nicht bloß durch Leichtſinn und Leichtfertigkeit einer Art Unſchuld verloren, die ſelbſt bei Völkern etwas Rührendes haben kann, nein er hat ſie auch durch die Laſter des Hochmuths der Ungerechtigkeit der Untreue des Ungehorſams und der Verrätherei verſpielt; er hat die Beiſpiele von Bürgerthum Geſetzlichkeit Zucht und Gehorſam bei ſeinen Nachbarn den Schweden Preußen und Deutſchen ganz in der Nähe vor Augen gehabt ihm iſt der Weg zur europäiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft nimmer gleich dem Irländer geſperrt geweſen — der Übermüthige und Leichtſinnige hat nichts lernen wollen, nicht einmal durch die Waffen, die er mit den Schweden Ruſſen und Türken Jahrhunderte gemeſſen, hat er das Nothwendige lernen wollen. Übermüthige Herren oben elende Sklaven unten Juden in der Mitte zwiſchen beiden, kein andrer Vermittler, faſt mögte man ſagen, kein andrer Mittelſtand als ſie, kein Bürger in den Städten, kein Sinn der Arbeitſamkeit der Sparſamkeit des Fleißes; geborgter Prunk erlogner Glanz auf dem Bettelrock und Lauſepelz, Liederlichkeit Wildheit Schwelgerei Verſchwendung gleich der Hochherzigkeit Ritterlichkeit und Freiheit geachtet — das war Polen ſchon ſeit drei Jahrhunderten, und dabei ſollte Land und Reich beſtehen? Polen mußte untergehen.

Es iſt in den Völkern etwas Dämoniſches, wovor der Menſch, der den göttlichen Kräften und Wirkungen nachſpürt, ſich verneigt. Wir freuen uns des lebhaften leichten windigen und praliſchen Franzoſen des ſtummen ſtarren Engländers des ſtolzen Spaniers und des ſtillen Deutſchen, warum wollen wir uns nicht auch an dem leichten und muntern Blute des Slaven ergötzen? Wir thun das auch, aber die Ergötzung und Beluſtigung hat ein Ende, wo das Unglück und der Jammer anfängt, beſonders, wenn der Jammer ein verſchuldeter ſcheint. So ſcheint und erſcheint der polniſche Jammer. Schon im ſechszehnten Jahrhundert, als die Schweden mit 20,000 Mann immer 80,000 Polen jagten, noch im achtzehnten Jahrhundert, als Feldmarſchall Münnich mit 30,000 Mann einen König von Polen machte, noch unter Katharina der Zweiten, als ruſſiſche Schaaren von nicht mehr als 10,000 und 20,000 Mann über ein Reich von mehr als 12,000 Quadratmeilen zerſtreut den Herrn ſpielten, wurden ſie blutig und geiſſelig ermahnt: Beſinnt euch doch endlich einmal, fangt doch einmal an Ordnung und Regierung bei euch zu ſchaffen. Auch von den wehklagenden und weiſſagenden Stimmen einzelner patriotiſcher Propheten Jeremias ſind ſie immer ermahnt worden, es ſind Stimmen in der Wüſte geblieben. Sie ſind zu leicht geweſen, und weil ſie zu leicht erfunden worden, ſind ſie wie Spreu vor dem Winde zerſtoben.

Ihre Dünnheit und Leichtigkeit iſt durch den Probierſtein eines großen Zeichens erwieſen. Darüber ein Wort.

Die Reformation Luthers iſt ein Weltzeichen und eine Völkerprobe geworden. Wo Ernſt und Tiefſinn war, hat die Lehre Luthers und Kalvins Wurzeln geſchlagen und Stämme Äſte und Zweige getrieben; wo dieſe fehlten, iſt ſie auch nach dem luſtigſten Aufkeimen verwelkt wie ein Same, der auf Stein oder in Sand gefallen war. In Italien und Spanien, wo ſie künftiger Zeiten und Entwickelungen wartet, hat ſie mit Kerkern und Feuer und Schwerdt vertilgt werden müſſen, in Frankreich hat ſie durch die grimmigſten Verfolgungen und Martern nicht ausgerottet werden können, in dem ganzen Nordweſten Europas, bei den Deutſchen Engländern Skandinaven, hat ſie kräftige Wurzeln und Zweige getrieben. Auch Polen war im ſechszehnten Jahrhundert von ihr ergriffen, aber nur von dem leichteren dünneren und dürreren Proteſtantismus, am meiſten von den Unitariern und Socinianern, obgleich auch die Lutheraner und Kalviner ſich weit verbreitet hatten. So weit war es gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts gediehen, daß die Proteſtanten oder ſogenannten Diſſidenten bei den Volksverſammlungen und auf den Reichstagen mitherrſchten und mitgeboten. Aber hier iſt der Proteſtantismus nach und nach in ſich ſelbſt vermindert und vertrocknet, und zwar ohne eine mächtige Regierung, welche die ſchwere Fauſt hätte drauf legen können, wie ein Philipp der Zweite Ferdinand der Zweite und Ludwig der Vierzehnte durch Dragonaden und ein vom Hofe abhängiges Heer, das man zu Plackereien und Unterdrückungen hätte ausſenden können, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ſo weit heruntergekommen, daß man die Diſſidenten von den Reichstagen ausſchließen und aus den Verſammlungen wegjagen durfte, daß die jeſuitiſchen Pfäfflein blutige Verfolgungen und Hinrichtungen machen konnten. Alles dies im natürlichen Lauf der Dinge, man kann ſagen, durch die polniſche Natürlichkeit, die kein tapferes helles freies Leben auf die Länge bei ſich erhalten und bewahren konnte.

Polen mußte untergehen iſt eben geſagt. Untreue Liſt und Gewalt ſind immer gleich da, wo ſich ſelbſtverſchuldete Zwietracht und Unordnung findet. Man wehklagte bei Polens Verhängniſſen in den Jahren 1772 und 1793, und man hat gewehklagt in den Jahren 1830 und 1831, und hat nicht allein das räuberiſche Rußland ſondern auch das mitbetheiligte Preußen und Öſtreich angeklagt. Daß auf dieſer Seite nicht bloß Misgriffe ſondern auch falſche und böſe Griffe geſchehen ſind, wer will es Angeſichts der gewiſſenhaften Wahrheit leugnen? Aber die Sache war und iſt heute noch nicht bloß die polniſche Hülfloſigkeit ſondern auch die polniſche Heilloſigkeit. Hätte Polen im Jahr 1772 nur irgend eine Kraft und Stärke nur irgend eine Hoffnung der Eintracht und der Ordnung zeigen können, es hätte damals Bundsgenoſſen und Retter gefunden, wahrſcheinlich in Öſtreich ſelbſt, welches ſich endlich den zugeworfnen Theil der Beute auch gefallen ließ. Anders haben die Sachen geſtanden in den Jahren 1793 und 1830; da hat ſich neben den polniſchen Gebrechen eine Art fatum gegen Polen gezeigt. In Katharina ſaß die eingefleiſchte Hinterliſt und Treuloſigkeit auf dem ruſſiſchen Thron; ſie half Deutſchlands Stärke in Preußen und Öſtreich gegen die franzöſiſche Umwälzung loshetzen, und als dieſe volle Arbeit und ſelbſt Noth auf den Armen hatten, rief ſie: „Das „aufrühriſche meuteriſche Polen, das durch ſeinen wilden anarchiſchen demokratiſchen Geiſt nichts als Unruhen und Umwälzungen „ſinnende und träumende Polen muß für die Sicherheit des Nordens verſchwinden.“ Sie ſchnitt Polen in drei Theile und nahm für ſich das Löwenſtück. So war damals die politiſche Lage der beiden andern Staaten, ſo waren ſie feſtgeſtellt und feſtgezettelt, daß, wenn ſie eingeſprochen hätten, Polens Schickſal doch ruſſiſch entſchieden worden wäre und ſie nicht nur gar nichts von der Beute bekommen ſondern, wie es heute iſt, die koſackiſchen Schildwachen hart an ihren Gränzen in Polen die Stunden hätten rufen hören müſſen. Und das Jahr 1830? Hier klagt man Öſtreich und beſonders Preußen auf das ernſtlichſte der Mitſchuld an Polens letztem Schickſal an. Man ſagt ungefähr: „Freilich iſt Nikolaus ein „gewaltiger Mann, freilich iſt Rußland groß und mächtig, aber die „Ruſſen hatten kein Heer in der Nähe, ihre Heerskraft war in dem „Türkenkriege und in den Kämpfen um den Kaukaſus theils zerſtreut theils aufgelöſt, fünf Monate nach dem Aufſtand von Warſchau konnten ſie kaum ein Heer ſtellen, welches den 60,000 bis „70,000 Polen gewachſen war, die Alexander und Konſtantin für „ſolchen glücklichen Aufſtand mit ſolcher Sorgfalt auf das trefflichſte

„geübt und gerüſtet hatten; Frankreich hatte ſich für Polen erklärt,
„England erklärte ſich laut, wollten Öſtreich und Preußen nun auch
„ihre Stimme erheben für Polens Erhaltung und Wiederherſtellung,
„wollten ſie nur den Schein von 50,000 bis 60,000 Mann an den
„Gränzen zeigen, als einen ſolchen Schein, der den Polen gelegent-
„lich allenfalls zu Hülfe marſchieren könnte, ſo war Polen gerettet,
„ſo mußte ſich Rußland jedenfalls auf Bedingungen einlaſſen, und
„es blieb ein Königreich Polen, ein freieres ſelbſtſtändigeres hoff-
„nungsreicheres Polen, als Alexander gewollt hatte.“

Aber o du Schein bunter Scheine! und o du Klang leerer Worte! Denn ſo natürlich recht und grad, d. h. ſo zur Gerechtigkeit und Gradheit gerichtet ſo leicht entwirrlich und löslich ſind die Dinge nicht, ſo waren auch die Verhältniſſe der Völker und Reiche in jenen ſchickſalſchweren Tagen nicht, als man es jetzt nach dem Ablauf von zehn zwölf Jahren machen will. Der Pariſer Aufſtand, der das ältere Königshaus über das Meer ſchickte, erſchreckte durch die Stimmen aus Paris und durch den Wiederhall, den ſie in ganz Europa machten, die Könige und Herrſcher, die da fürchteten, die Umwälzung der Jahre 1790 möge auch bei ihnen nun ihren Umgang machen wollen. Es zitterte bebte und tobte nicht nur in Frankreich ſondern in Italien in den Niederlanden in Deutſchland ſelbſt waren ähnliche Zuckungen und Regungen. Es iſt wahr, die Engländer und Franzoſen ſchrieen für das empörte Polen laut um Rettung und Hülfe, aber was thaten ſie weiter? Man ſah ja man wußte, die Franzoſen hatten das Feuer in Warſchau angezündet, hatten es mit vier Millionen Thaler genährt, aber man ſah und wußte auch, dieſe Franzoſen riefen die Belgier auf ſie liefen in Schaaren von Tauſenden zu ihnen hinüber, um ſie von Holland loszureißen; dieſelben Stimmen, welche von ruſſiſcher Barbarei und polniſcher Freiheit klangen, ſchrieen auch wieder die Vereinigung Belgiens mit Frankreich, den deutſchen Rhein mit ſeinen Landen als Frankreichs Gränze aus. Unter ſolchen Umſtänden verlangten dieſe polniſchen Bundsgenoſſen, daß Preußen und Öſtreich ſich in die Schanze ſetzen und Polen retten ſollten. Zu derſelben Zeit, als es allenthalben an den Weſtgränzen zuckte und bebte, wo ſelbſt für Deutſchland in manchen übertriebenen Ängſten gezittert ward, wo die Menſchen allenthalben viel weniger königiſch waren als jetzt, da ſollten die Kaiſer und Könige ſich köpflings in die Flamme ſtürzen und den Brand anfaſſen, der an beiden Enden brannte? England ſchrie der guten ſogenannten politiſchen Grundſätze wegen, auch that es ihm freilich von Herzen leid, daß Rußland Polen ganz verſchlingen ſollte, es wurden auch damals und ſpäter im Parlament über Polens Wiederherſtellung und Rußlands Grauſamkeit genug klangreiche und tönende Reden gehalten — alles aber hübſcher Schein; denn ganz Europa wußte und Preußen und Öſtreich wußten es auch, daß England um keinen Preis einen Krieg wollte, daß es um alles in der Welt am wenigſten mit den Ruſſen keinen Zwiſt noch Krieg wollte. Es fühlte die Laſt ſeiner Staatsſchuld damals ſchwerer als je, es ward im heftigſten Partheiengerüttel zwiſchen den Whigs und Tories hin und her geworfen und fühlte die Emancipationswehen der Katholiken eintreten. In dieſer Weiſe offenbarte es ſich damals und ſpäter. Was hat denn all das engliſchpolniſche Geſchrei bedeutet? Wann es im Parlament zum Klappen kam und die Hände für die Polen gehoben werden ſollten, wie zählten ſie ſich? O ſechs ſieben Stimmen für und dreihundert vierhundert abweiſend. Und vollends Frankreich? Darauf konnte man wohl auf das ſicherſte rechnen, daß, wenn Preußen und Öſtreich ſich um Polen mit dem Czar überworfen hätten, wenn ſie durch wirklichen Krieg im Oſten ihre Macht gefeſſelt hätten, die Franzoſen zum Rhein! zum Rhein! gebrüllt und aus Dankbarkeit für Polens Hülfe Deutſchland und Italien aus allen Kräften in Brand und Aufruhr geſetzt haben würden. Da würden keine Rückſichten und Verträge, wir kennen ja die wälſche Lehre über Verträge, es würde keine Klugheit und Weisheit Ludwig Philipps ſie gehemmt und gehalten haben. Hätten England und Frankreich für Polen etwas Wirkliches gewollt — o nur eine Flotte von dreißig Schiffen in die Oſtſee geſchickt und Pulver Blei und Waffen für 100,000 Mann, und die Ruſſen würden einen ſchwerſten polniſchen Krieg gehabt haben. Es war alſo damals wirklich ein tragiſches polniſches fatum, die europäiſchen Würfel lagen zu unglücklich für Polen, und Rußland hat zum vierten und fünften Mal, eben weil der Weſten ſo untreu und unzuverläſſig war, mit Polen ſeinen böſen Willen thun können.

Aber darf denn Polen von Rußland verſchlungen bleiben? darf es ſo lange in ſeinem Bauche bleiben, bis es verbaut und in ſein Fleiſch und Blut übergegangen iſt? und wird es nicht in ſein Fleiſch und Blut übergehen, wenn man Rußland auf ſeine Weiſe ſo ein Menſchenalter fortwirthſchaften läßt? muß man dem großen Verſchlinger nicht einen Stoß geben, ihm nicht irgend eine Arzenei beibringen, damit er den Raub wieder von ſich gebe, während er noch nicht erſtickt iſt? darf Deutſchland darf Skandinavien ruhig zuſehen, daß der Ruſſe vor den Thoren von Breslau und Danzig ſteht, daß der Pole ſo moskowitiſirt wird, daß er zuletzt mit blindem Willen und ruſſiſchem Stolz mit vorwärts will und ſich einbildet, die Leute an der Oder und Elbe müſſen auch das ruſſiſche Kommando lernen, wie er es gelernt hat? Nein, dies darf der Weſten Europas dies darf Deutſchland am allerwenigſten ruhig anſehen. Es muß dies böſe Verhältniß feſt und ruhig in's Auge gefaßt, es müſſen die ruſſiſchen Entwürfe und Umtriebe mit raſtloſer Aufmerkſamkeit beobachtet und verfolgt werden, es muß jede Gunſt der Gelegenheit ergriffen werden, um ein Polen wiederherzuſtellen, ein Mittelreich zwiſchen dem Oſten und Weſten. Warum?

Iſt die Gefahr denn ſo drohend ſo ſchrecklich nah? Nah genug iſt ſie freilich, ihr braucht nur die erſte beſte Landkarte anzuſehen. Schrecklich nah drohend nah halte ich ſie noch nicht, weil alle dieſe Oſtlande von der Neva bis zur Weichſel durch die harten und zu ruſſiſchen Entwürfe und Ordnungen bis in ihr innerſtes Leben verletzt und auf die Ruſſen erbittert ſind, weil Rußland ſich bei ſolcher Geſinnung und Stimmung der Gemüther wohl vor einem Krieg im Weſten hüten wird. Es wünſcht mit ſchlauer Politik noch einige Jahrzehende Frieden zur völligen Erſtickung und Verdauung nicht nur der polniſchen Beute ſondern damit auch durch die alles verſchleißende und zermürbende Gewohnheit das Alte und Geliebte, was die Menſchen in dieſen Gebieten von Religion und Verfaſſung ſonſt noch als ein Erbe von ihren Vätern her hatten, allmälig in Vergeſſenheit begraben und der Stachel der Erbitterung und des Haſſes, der jetzt noch ſcharf und ſchmerzlich ſticht, abgeſtumpft werde. Polen kann aber in einigen Jahrzehenden noch nicht von den Ruſſen verdaut werden; ich zweifle, ob in zwei Menſchenaltern. Denn waren die Litthauer ſchon verdaut, welche Rußland ſchon ein halbes Jahrhundert dienen? wollten nicht auch ſie für die Polen ſich erheben? würden die meiſten ſich nicht gewaltig erhoben haben, wenn die in Warſchau Aufgeſtandenen nicht ein Vierteljahr mit elenden Geſchwätzen verloren hätten, ſtatt daß ſie ſogleich die erſten Wochen mit ihren 70,000 Mann bis an den Dnepr und Dneſtr hätten vorlaufen und die Brüder bewaffnen müſſen? Die Polen ſind ruſſiſche Verwandte, das iſt wahr, aber man meine nur nicht, daß ſie etwa Verwandte ſeyen wie Thüringer und Schwaben und Schweden und Dänen. Nein gottlob es ſtehen weite Klüfte zwiſchen dieſen beiden Völkern geriſſen. Sie ſprechen beide ſlavoniſche Sprachen aber die Art iſt unendlich verſchiedener Stoffe, und, wie mir däucht, ſolcher Stoffe, die ſich nicht leicht zu Freundſchaft miſchen laſſen. Geh nur in das erſte beſte Bad, wo ſich die Völker verſammeln, oder zur erſten beſten großen Heerſchau, und beſchaue dir die einzelnen Haufen ruſſiſcher und polniſcher Edelleute; wenn du ſie in ihrer Geſtalt ihren Sitten und Sinn in ihrer ganzen Art und Weiſe haſt leben und ſich bewegen geſehen, wenn du ſie dir innerlich und äußerlich aufmerkſam und genau beſchaut haſt, wie wird dir einfallen zu glauben, daß die beiden leicht zu Einem Volke zuſammenwachſen können? Und eben ſo, wie dieſe aus den vornehmeren Klaſſen des Volks ſich einander gegenüber zeigen, ſo verſchieden ſo durch ihre ganze Art anders und faſt feindſelig entgegengeſetzt zeigen ſich auch die niederen. Hiezu kommt noch die mächtige Scheidewand der Religion, welche den Polen und Deutſchen um ſo ſchroffer und feindſeliger von dem Ruſſen ſcheiden muß, je hinterliſtiger und grauſamer er dieſe Scheidewand niederzureißen ſucht. Darauf will ich aber kein Gewicht legen, daß ein altes Sprichwort ſagt: wenn Brüder in Haß gerathen, iſt der Haß der brennendſte. Es iſt aber eine uralte Feindſchaft und Eiferſucht zwiſchen den Polen und Ruſſen, wie zwiſchen den Dänen und Schweden. Die Brüder können ſich doch einmal verſöhnen, und dann geht die Art des Blutes leicht zum Blute über und die Freundſchaft und Brüderſchaft bindet ſich deſto feſter. Doch ſteht viel ferner von einander, was von ungleicher Art nur durch große Ähnlichkeit oder gar durch Gemeinſamkeit der Sprache verbunden iſt. Die gleiche Art, wenn der Gebrauch der gleichen Sprache noch hinzukommt, bindet tauſendmal feſter als die bloße Sprachgemeinſchaft. Der Schweitzer und der Holſteiner, wie verſchieden auch ihre Mundarten, können ſich in Leben und Sinn leicht einigen, weil ſie verwandteſter Art ſind; aber viel größer iſt z. B. der Unterſchied und noch eine größere geiſtige Entfernung zwiſchen Toulouſe und Rouen und Marſeille und Paris, weil die Volksarten dieſer Orte durchaus verſchieden ſind, obgleich jetzt alle von der gemeinſamen franzöſiſchen Sprache beherrſcht und zuſammengehalten. Alſo gottlob, daß eine ſolche weite Kluft der verſchiedenen Art zwiſchen den Ruſſen und Polen geriſſen iſt!

Auch iſt die Gefahr weniger groß wegen der ruſſiſchen Art und Weiſe. Wie der vornehme ruſſiſche Barbar den Deutſchen hoch über der Achſel anſieht, wie er ihn gern verachtet, auch wohl zuweilen aus Neid haßt, obgleich der Deutſche ihm nimmer was zu Leide gethan hat, ſo hat der Deutſche doch endlich ſeit dem letztverfloſſenen Menſchenalter den Ruſſen gegenüber angefangen ſich etwas zu beſinnen und ſeine gefällige Dienſtfertigkeit und blöde Bereitwilligkeit abzulegen. Er weiß endlich, was er an dem Ruſſen hat, was er an ihm haben würde, wenn es einem ſolchen gelingen könnte ſein Herr zu werden. Der ruſſiſche Übermuth und Hochmuth, die ruſſiſche Unordnung und Unrechtlichkeit und eine halbaſiatiſche Ungeheuerlichkeit der moſkowitiſchen Sitten macht ihm einen Eindruck wie etwa dem Roſſe der Geruch des Elefanten. Gegen dieſen Feind, falls er ſich einmal des Angriffs erkühnen ſollte, braucht es nur guter Ordnung und Führung, damit der Deutſche im vollſten Haufen auf Leben und Tod für ſeine Gränzen ſtreite.

Aber dieſer Zuſtand darf nicht bleiben und wird nicht bleiben, es müßte denn Gott die Völker mit Blindheit ſchlagen und die Welt zu einer allgemeinen todten faulen Knechtſchaft verdammt haben. Daß er das aber nicht will, beweiſen die Triebe und Kräfte, welche jetzt in der Zeit lebendig ſind. Denn ſtände auch ein ruſſiſcher Napoleon auf, wir würden ihn in ſeinen Oſten zurückwerfen, wie wir den Napoleon des Weſten zertrümmert haben. Aber fort muß der Ruſſe von der Weichſel; denn wenn er uns auch nicht verſchlingen kann, ſo iſt es doch unleidlich, immer ſeinen hungrigen Rachen gegen uns aufgeſperrt ſehen zu müſſen; auf jeden Fall würde er dort immer wie ein ſchwarzes Wetter über uns hangen, durch welches die Sonne unſers Lebens und unſrer Bildung oft mit Dunkel überſchattet werden würde. Er muß von unſern Gränzen fort, damit ihm und uns wohl ſey. Gott hat ihm ſeine Beſtimmung gegeben, eine ganz andre Beſtimmung: er hat im Oſten, er hat am Tobel und Jeniſei am Kaukaſus und Ararat ja er hat noch an der Wolga und am Don Arbeiten für viele Jahrhunderte. Dort ſchaffe er ſein Werk, ſo gut er kann, dort pflanze er Chriſtenthum Sitte und Menſchlichkeit, wenn er es kann. Uns im Weſten kann er nur ſolchen Eis- und Froſt-Schauder bringen, wie ſie aus dem aſiatiſchen Norden in unſern Oſtwinden wehen. Auch kann er, ſo lange er an der Weichſel ſteht, von ſeiner Krankheit nicht geheilt werden, von dem lüſternen Reiz und dem Zähnewetzen auf die feinen Gerichter und Genüſſe, welche ihm der Weſten verſpricht: er wird dort von einem falſchen Gelüſt geplagt werden, das er nimmer befriedigen kann. Laſſen wir ihn hier ruhig ſtehen, ſo wird er den Fuß immer weiter ſetzen wollen. Krankheit muß ſein Gelüſt aber heißen; denn er bilde ſich nicht ein, daß er Völker wie die Deutſchen jemals in ſich verdauen könne. Und zerſtampfen wollen wir uns nicht laſſen.

Polen wiederhergeſtellt? Ja, ſo lautet der allgemeine deutſche und europäiſche Ausſpruch; es erklärt ſich hier ein Geſammtwille, der erfüllt werden wird. Und wann die Gelegenheit da iſt, wann ein großer Krieg, den niemand frevelhaft vom Zaun brechen darf, in die Trompete bläſt, dann wird auch die Trompete der polniſchen Auferſtehung geblaſen werden, und wann Treue und Gerechtigkeit den unglücklichen Polen die Hände reicht, werden 16 Millionen Polen und Litthauer nicht fehlen und das Joch abſchütteln und brechen helfen. Dann könnten auch Preußen und Oſtreich den größten Theil ihres Polens, den Theil wenigſtens, wo die deutſche Zunge der polniſchen bei den Einwohnern nicht ungefähr gleich wiegt, dem Ganzen zurückgeben, auch wenn ſie keinen Dank dafür hätten. Das Joch der Ruſſen hier zu zerbrechen und ſie bis zu ihrer Sprachgränze, bis zum Dnepr, zurück zu werfen, das wird, wenn die Skandinaven die Hand bieten, in zwei Feldzügen zu vollbringen ſeyn. Und wollten ſie dann weder Verſtand noch Recht hören und zu ſtolz und ſträubig ſeyn, ſie könnten auch um ihr Lievland Eſthland und Finnland gebracht werden und wahrlich nicht leicht wieder mit ihren Flotten die Oſtſee bedräuen. Oder meint ihr, etwa aus der Bucht von Archangel her? Ich habe anderswo gewieſen, wie dieſer Flügel ihres Reichs, ihr rechter Flügel, wann ſie im Aufmarſch gegen Weſten ſtehen, gar ſchwach iſt, wenn die Germanen der Oſtſee für Einen Mann ſtehen wollen. Preußen Schweden Dänemark mit ihren Kräften vereinigt — wo bliebe vor ihnen die ruſſiſche Macht trotz ihrer fürchterlichen Maſſe? Es bedürfte keiner Schlachten, ſie müßten ſich dann todt marſchieren und verhungern.

Polen iſt alſo den Ruſſen wieder abzujagen, und leichter, als es auf den erſten Blick ſcheint, aber die ſchwerere Aufgabe bleibt, Polen wieder zu machen; denn es wieder machen wollen, wie es war, das wäre kein Machen. Es müßte gleichſam erzogen werden, und wer wollte oder dürfte der Erzieher ſeyn? Auch die Ruſſen ſagen: wir erziehen die Polen, die Deutſchen können es vielleicht mit größerem Rechte ſagen. Aber der Pole weiſt ſolche Erziehung trotzig und unwillig zurück. Hier würde alle fremde Mühe vergeblich ſeyn; denn das haben wir wohl begriffen, ich meine, in unſern Tagen iſt es uns recht eingetränkt, wie wenig papierne Worte und geſchriebene Verfaſſungen bedeuten, wenn der Wille und die Liebe der Völker nicht mit dabei iſt. Wie müßte man Polen einrichten, daß es ſtark und ſelbſtſtändig würde? wie und durch welche Mittel ſollte man dieſem wilden tollen Jungen, welches der Pole iſt, für den Leichtſinn Verſtand für den Wankelmuth Treue für die Faulheit Fleiß für die Schlüpfrigkeit Beſtändigkeit geben? Ach! da ſteht auch mein Verſtand ſtill. Eines könnte man thun und müßte man zuerſt thun, dem wilden unbezähmbaren unverbeſſerlichen Adel die Spitzen des Übermuths brechen, ihm den immer gemisbrauchten Vorrang mindern und ihn mit Gewalt mehr unter das geſammte Volk hinabſtoßen. Dann müßte man freilich Polen Polen ſeyn laſſen, man müßte es durch ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt ſich machen laſſen, was und wie es könnte. Immer würde es wohl keine glänzende Erſcheinung keinen dichten weſtlichen Gränzwall gegen öſtliche Stürme geben, aber doch — Etwas iſt beſſer als Nichts.

Und Skandinavien! Ich habe mich über unſre nordiſchen Stammgenoſſen oft an mehreren Stellen und an einer Stelle beſonders [1]) ſo breit und weitläufig ausgelaſſen, daß ich es hier nicht wiederholen darf. Bloß einige allgemeine Bemerkungen will ich

---

1) Siehe Meine Schwed. Geſchichten u. ſ. w. S. 17 — 40.

mir zu jenem Früheren noch erlauben, und dann vorzüglich die politiſche Seite in's Aug faſſen, zu welcher Betrachtung die Namen Rußland und Polen gradeſten Weges hinleiten.

Wir haben uns gewöhnt, beſonders ſeit dem letzten halben Jahrhundert, wo die Studien, die uns mit dem Norden wieder mehr gemeinſam geworden ſind, vorzüglich das vergleichende Sprachſtudium, uns die alte Verwandtſchaft mit ihnen wieder lebendiger in's Gedächtniß gerufen hat, uns dieſe Verwandtſchaft doch noch näher und befreundeter zu denken, als ſie iſt. Ein paar tauſend Jahre, und die meiſten wohl länger, ſind unſre Vorfahren und wir von dieſen Verwandten ſchon abgeſchieden, in andre Klimate andre Länder unter andre Völker und Zungen geſetzt oder an ſie angeſchoben und in ſie hineingeſchoben. Das mußte nicht nur große Änderungen geben ſondern auch große Verſchiedenheiten ſchaffen. Und ſo iſt es in der That geſchehen. Wir können nicht wiſſen, wie nah der Langobarde Markomanne Sachſe Franke Frieſe dem Dänen und Schweden damals verwandt war; jetzt erblicken wir freilich noch viele Striche und Züge der alten Blutsfreundſchaft, müſſen aber auch gewahren, wie viele andre Striche und Stralen bei uns beiden aus ganz verſchiedenen Orten kommen und nach ganz verſchiedenen Orten hinſchießen. Setzen wir, der Langobarde in Italien und der Weſtgothe in Spanien hätten die germaniſche Sprache des Ulfilas von der romaniſchen Miſchung gerettet — doch wie würden Himmel und Erde ein anderes Land ein anderes Volk, das er mit den Bruchſtücken alter Bildung und Sitten noch vorfand, wie würde die ferne Abſonderung von dem vollen dicken Stammvolke, welches zwiſchen dem Nordkap und den Alpen die nordweſtlichen Lande und Inſeln bewohnt, wie würden dieſe alle gewirkt haben, große Verſchiedenheiten zu erzeugen und manches Fremdartige wenigſtens manches Andersartige, hineinzubringen! So groß hat nun freilich die verändernde und umgeſtaltende Wirkung im Nordweſten nicht ſeyn können, als ſie hier nothwendig geworden wäre. Von den Alpen nördlich iſt kein ſo jäher klimatiſcher Durchſchnitt als von den Alpen und Pyrenäen ſüdlich; es ſteigt die gemäßigte Zone ſanft gegen die kalte Zone hinauf: die Schweiz Tyrol Schwaben bis zu Norwegen, Belgien Holland Weſtfalen England bis zum Jütiſchen Skager Riff und zu Shetlands Spitzen. Aber doch haben Jahrtauſende Zeit und beſondere Lagen, ich meine geſonderte geſchiedene Lagen, große Unterſchiede auch hier hervorgebracht, obgleich die gemeinſame uralte Brüderſchaft in Sinn Art Gemüth Neigungen und Strebungen der verſchiedenen Völker und Völkerſchaften bis auf den heutigen Tag viel mehr Ähnlichkeiten und Übereinſtimmungen gelaſſen hat, als dies der Fall ſeyn würde, wenn den germaniſchen Völkern im wärmeren Süden von Gott geſtattet wäre ſich zuerſt und meiſt aus ihren eigenen Keimen entwickeln zu dürfen. Wir haben ſchon bei den Engländern Gelegenheit bekommen, ungefähr zu zeigen, wie ihr Weſen und Streben im Ganzen germaniſch iſt, wie aber doch ſo viele eigenthümliche Verhältniſſe und Schickſale gewirkt haben, ſie ſehr zu einem eignen von den Deutſchen in vielen Hinſichten verſchiedenen Volke auszuprägen.

Klimatiſch und örtlich liegt uns der Norden ferner als England, aber dieſer Norden hat mit uns Deutſchen gleiches Glück gehabt, daß ihm mit einer fremden oder doch fremdartigen Sprache nimmer ein fremdes Gepräge mit Gewalt aufgedrückt worden iſt. Denn das hat keinen Zweifel, wäre Wilhelm der Eroberer ſtatt Haralds bei Haſtings gefallen und wäre das Angelſächſiſche die befehlende und herrſchende Sprache geblieben, die Engländer würden uns heute noch viel näher ſtehen, als ſie jetzt thun, ſie würden ihren Stammgenoſſen den Holländern Frieſen Weſtfalen Jüten gegenüber noch viel mehr Ähnlichkeiten zeigen, welche durch den gewaltigen fremden Stämpel theils ausgelöſcht theils verdunkelt ſind.

Verwandt ſind wir allerdings dem Norden ſehr durch die Sprache, worin ſich wie in einer geiſtigen Kapſel auch der gemeinſame Kern von Sinn Art und Streben der Völker am ſicherſten zu bewahren pflegt; aber doch war die örtliche Abſonderung von jeher groß, und die zufällige, wenn man will willkürliche und politiſche, Abſonderung iſt ſeit wenigſtens tauſend Jahren noch viel größer geworden und geblieben, und dieſe große Scheidung hat eben in ſo langer Zeit auch eine Sprachſcheidung gemacht und manche Verſchiedenheit und Entfremdung derer, die vor zweitauſend Jahren noch wohl viel nähere Brüder waren. Uns zunächſt wohnen die Dänen in der nördlichen Hälfte der großen cimbriſchen Halbinſel und auf großen und kleinen Inſeln. Die Halbinſel von der Elbe an bewohnten Sachſen Angeln Frieſen Jüten. Die alten däniſchen Sagen, woraus ſich doch keine Geſchichte machen läßt und welche Saxo

Grammatikus und ſeine zu patriotiſchen däniſchen Nachfolger in den ſchönſten Fabelungen und Dichtungen viel weiter ausgebreitet und ausgelegt haben, melden genug Sachſen- und Dänen-Kämpfe. Wir leſen Siege und Triumphe, womit die Dänen über die Sachſen erfreut werden. Das ſteht feſt und iſt von dem vortrefflichen Dahlmann wieder mit kurzen friſchen Zügen erneut worden, daß Karl der Große durch ſeinen blutigen Degen und viel mehr durch die Wegführung der ſtreitbaren ſächſiſchen Jugend von den Ufern der Elbe und Eider den Dänen Luft machte, ſo daß ſie ſich gegen Süden auf Koſten ihrer deutſchen Nachbarn erweitern konnten. Später hat ſich dieſe Stellung mehrmals umgekehrt. Im zehnten Jahrhundert wurden die Dänen, wie auch den Polen und Ungern eine Zeitlang geſchehen iſt, von den deutſchen Kaiſern als Vaſallen abhängig: im zwölften und dreizehnten, wo die deutſche Stärke in den Kämpfen um den Süden ſich ganz nach Italien hin verlor, meinten ſie die ganze weſtliche Oſtſee mit Küſten und Inſeln beherrſchen zu dürfen. Doch dies war eine kurze Herrlichkeit. Es kamen die Dinge auf ihre natürliche Stärke zurück, und Dänemark blieb ein kleines ſchwaches Reich, welches ſich gleich den meiſten Staaten des Mittelalters häufig in inneren Erſchütterungen zerwarf und zerſplitterte zuweilen auch mit dem benachbarten Schweden zuſammenſtieß. Doch ward im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert ſeine Macht von dem mächtigen deutſchen Kaufmann abhängig. Später ſtieg Schweden ein glänzendes Jahrhundert ſo mächtig neben ihm auf, daß Dänemark in Schatten geſtellt ward. Im achtzehnten Jahrhundert und bis in unſer neunzehntes hinein haben Verblendung und Unglück zur Freude der Ruſſen beide ungefähr gleich ſchwach gemacht.

Der Däne alſo von frühher der deutſche Gränznachbar der Mitkämpfer und Gegenkämpfer. Es war ſehr zufällig, daß die große Halbinſel und die nächſten Inſeln nicht deutſche Landſchaften geworden ſind. Sie würden wahrſcheinlich deutſch geworden ſeyn, wenigſtens eben ſo wie Frieſen und Baiern mit ihren verſchiedenen Mundarten jetzt Deutſche ſind und Deutſche heißen, wenn die Deutſchen zur Zeit der Kaiſermacht gegen Norden und Oſten und nicht immer gegen Süden geſtrebt hätten; dann würde von keiner beſondern däniſchen Sprache und Literatur die Rede ſein. Die däniſche Sprache iſt denn nun eine eigne Sprache geworden und geblieben, mit dem

Deutſchen ſehr verwandt, aber der Deutſche muß ſie doch ordentlich grammatiſch lernen, wenn er ſie nicht bloß für das Ohr, das iſt kaum halb, verſtehen will. Der Däne hat ſich aber doch dem Einfluß des Deutſchen und der deutſchen Sprache viel weniger entziehen können als der entferntere Schwede. Der große däniſche Grammatiker Raſk klagte, das Däniſche ſey zu ſehr verdeutſcht. Der Däne ſelbſt aber, der däniſche Menſch — eine anfangs etwas ſonderbare und auffallende Erſcheinung — ſträubt ſich ſehr, und oft mit einer Art Widerwillen, gegen das Deutſche, und will den Deutſchen nicht gern ähnlich ſeyn, ja in einem gewiſſen Unwillen, der bei einigen Dänen bis zur Erbitterung ſteigt, gebärdet er ſich, als ſey ſolche Ähnlichkeit, wenn ſie an ihn gebracht werden wolle, ein halber Schimpf. Dieſe Erſcheinung ſcheint aber nur auffallend, ſie iſt eine ſehr natürliche und erklärliche. Der Däne im Mittelalter lag dem Deutſchen zuletzt unter, er ward während einiger Jahrhunderte von der mächtigen deutſchen Hanſe geplagt und übervortheilt mehrmals faſt erobert, endlich zu ſeiner Rettung genöthigt ein benachbartes deutſches Fürſtenhaus auf ſeinen Thron zu ſetzen, welches freilich nach einigen Menſchenaltern daniſirt worden iſt. Darauf erhob ſich die ſchwediſche Übermacht, welche die däniſche Herrſchaft endlich aus dem alten Stammlande, aus Südſchweden, verdrängte. Das war auch kein Mittel, ein heftiges und gereiztes Gemüth zu beſänftigen; und dieſes iſt der Däne. Nun ſind ſeit dem jüngſten Menſchenalter die letzten für Dänemark traurigen Verhängniſſe der Jahre von 1807 bis 1815 gekommen, welche Norwegen von ihm abgeriſſen haben. Durch dieſe Abreißung iſt in ſeinem Staate wenigſtens das ſkandinaviſche Übergewicht aufgehoben; der deutſche Theil der däniſchen Lande wiegt dem ſkandinaviſchen beinahe gleich. Deutſchen Einfluß der Wiſſenſchaft konnten und wollten die edlen Dänen natürlich nicht von ſich abwehren, deutſchen Einfluß der Sprache hätten ſie gern abgewehrt; aber die Nachbarſchaft und die breitere Spur, in welcher die Wiſſenſchaft und Kunſt eines unendlich größeren Volkes einhertritt, mußte mächtig auf das nahe Dänemark wirken. Dazu kommt nun in den deutſchen Landſchaften der junge wieder erwachte deutſche Geiſt, der ſein angebornes Recht begehrt und ſpricht: Wie! dieſe Dänen, die uns an Bildung und Wiſſenſchaft nicht überlegen, die uns an Volkzahl und Macht nur gleich ſind, die wollen uns nicht als gleiche Genoſſen mit unſern eignen Geſetzen und Verfaſſungen haben? die wollen uns, von welchen im funfzehnten Jahrhundert Herrſchaft und Herrſcher ausgegangen ſind, wie Unterthanen beherrſchen? dieſe wagen uns deutſche Sitte und Art verkümmern und gegen unſre ihnen zu mächtige Sprache mit ohnmächtiger Willkür einen Damm aufwerfen zu wollen?

So ſteht es im Augenblick und ſo iſt zwiſchen ſo nahen Nachbarn und Verwandten äußerlich betrachtet ein kleines innerlich betrachtet ein großes Zerwürfniß, nämlich bei denjenigen Dänen, welche die Stellung und Stimmung der Gegenwart und wie Deutſchland und Dänemark oder vielmehr wie Deutſchland und Skandinavien zu einander jetzt ſtehen und wie ſie bei verſtändiger Wägung der Dinge eigentlich jetzt ſtehen ſollten, in einer gewiſſen leidenſchaftlichen Verblendung, die mehr an alten Erinnerungen als an neuen Verhältniſſen haftet, immer noch nicht begreifen wollen. Es iſt wirklich etwas lächerlich, mit welchem Eifer manche Dänen geträumt und geſtrebt haben ihre däniſche Sprache über die Menſchen der deutſchen Zunge in den Herzogthümern, über die Angeln Frieſen und Holſten zu verbreiten. Lächerlich, weil unmöglich, verzeihlich aber, weil der Schwächere und Kürzere dem Stärkeren und Längeren gegenüber ſich die Abſätze der Schuhe gern hoch machen läßt. In ſo gereizter Stimmung ſteht der Däne dem Deutſchen nicht bloß in unſern Tagen gegenüber ſondern dieſe Stimmung iſt ſchon älter, iſt aber durch die Begebenheiten und Entwickelungen des letzten halben Jahrhunderts wieder mehr aufgeregt. Es iſt dies nicht bloß eine Sorge oder eine Eitelkeit für die Macht und aus der Macht heraus ſondern ihm liegt wirklich ein edles Gefühl zum Grunde. Ein kleines Volk in engen Gränzen im Beſitz einer eignen Literatur fühlt ſich beſonders bei dem Gedanken aufgeregt, es könne ſeine Sprache in einer größeren breiteren ſich nicht nur allmälig verlieren ſondern ſie könne mehr und mehr von ihr beſchädigt und überſchattet werden. Grade ſo gebärdet ſich uns gegenüber das kleine aber höchſt ehrenwerthe Bruchſtückchen des großen Deutſchlands, nämlich Holland. Dieſe wackern Niederländer haben wohl Vieles, worauf ſie ſich was einbilden können, aber ſie ſind in keinem Punkte reitzbarer als in dem Punkt der Sprache, und ergrimmen ordentlich, wenn man ihnen die unwiderlegliche Wahrheit vorhält, daß ſie nur eine der vielen Mundarten des Plattdeutſchen oder Altſächſiſchen ſprechen, wo ſie nun freilich eine Menge unnützer und unnöthiger wälſcher und lateiniſcher Ausdrücke und Wendungen eben nicht zur Geſchmeidigung Wohllautung und Verſchönerung hineinverarbeitet haben.

Der Däne, welcher übrigens alle Eigenſchaften des germaniſchen oder, wie er viel lieber hört, des gothiſchen Stammes theilt, iſt überhaupt ein ſehr reitzbarer Menſch, raſchen Muthes und raſchen Entſchluſſes, überhaupt geiſtig ſehr beweglich. Man ſagt da gewöhnlich ſo hin: Das iſt er als Seemann, das iſt überhaupt der Karakter eines Inſel- und See-Volks; aber man kann ſogleich einwenden: warum iſt der Holländer und Frieſe es nicht in gleichem Maaße? warum hat der entſchloſſenſte Seemann der Engländer doch eben eine ausgezeichnete Gleichmüthigkeit und Ruhigkeit? Es muß ſeyn, was ich ſchon anderswo geſagt habe, daß es mit Kopenhagen, dem Mittelpunkt und der Seele von ganz Dänemark, und mit der Inſel Seeland und den nächſtanliegenden Inſelchen wahrſcheinlich eine eigne Bewandtniß hat, daß ſie ein eigenthümliches Völkchen, gleichſam ein Völkchen für ſich bilden. Ich weiß es nicht und keine Geſchichte kommt einem hier mit Berichten über ordentliche Einwanderungen zu Hülfe, aber wahrſcheinlich iſt hier in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, beſonders im zehnten elften Jahrhundert, fremder Samen ausgeſäet worden, der gothiſche Stamm der Inſeln iſt wahrſcheinlich ſehr gemiſcht worden. So viel wiſſen wir aus den bruchſtückigen Berichten jener Jahrhunderte, daß die Seeräuberei der verſchiedenen Völker der Oſtſee immer friſch fort ging, daß die däniſchen Wikinger von dem mecklenburgiſchen pommerſchen preußiſchen kuriſchen Wall ganze Schiffsladungen gefangener Wenden Kuren und Lieven als Beute entführten, daß ſie auch deutſche Gefangene oft als Sklaven gebrauchten. Als nun im Anfange des elften Jahrhunderts Sven und Knut das Reich und die Herrſchaft gleichſam nach England verlegten, da iſt gewiß dieſes Seeland, der Sitz der Herrſchaft, von Rittern und Kriegern ſehr ausgeleert worden. Da mögen ſie die leeren Stellen für den Pflug und die Heerden und ſelbſt für das Ruder viel mit fremden Armen beſetzt haben, und auf die Weiſe mag in Seeland ein Geſchlecht erwachſen ſeyn, welches viele fremde Zuthat erhielt und durch dieſe fremde Zuthat einen eigenthümlich lebendigen und heftig aufſpringenden und aufſiedenden Karakter.

Denn das iſt ausgemacht, wenn man die Geſichter und Leiber der Menſchen betrachtet, ſo beſtand und beſteht Dänemark gleichſam aus zwei verſchiedenen Nationen. Als der Urdäne als der Däne, bei welchem Herrſchaft und Name wahrſcheinlich entſprungen iſt, erſcheint der ſkandinaviſche Niederländer der Sithone der Daunskr. Dieſer Schone und der Jütländer ſpielt auch im Mittelalter die große däniſche Rolle; die Inſeln ſind in jener Zeit, was ſie ſind, Zwiſchenſchwimmer höchſtens Zwiſchenſpieler ſelten Mitſpieler; die Kraft und Stärke des Landes, ſeine rechte Ritterſchaft und Ritterlichkeit, ſo wie ſeine leibliche Mächtigkeit ſteht bei den beiden erſten. Auch die Erſcheinung iſt damals, daß der ſtarke freie däniſche Mann ſich vorzüglich in dem jütiſchen Bauren erweiſt, weniger in dem ſchoniſchen, faſt gar nicht in dem Seeländer. Dadurch wird man faſt auf den Gedanken geführt, die freien Dänen ſeyen in den Heerzügen gegen Weſten oder als Leibwächter der Könige und als Anſiedler in Britannien meiſt von dieſen Inſeln verſchwunden. Denn ſpäter freilich wurden die Freien in Jütland und Schonen leider auch zu einem ſehr knechtiſchen Zuſtand erniedrigt, wie denn überhaupt Dänemark ſich von einer dem ſüdlichen Lehnweſen ähnlichen Knechtſchaft nicht hat retten und die alte Freiheit und Selbſtſtändigkeit des nordiſchen Mannes nicht hat bewahren können. Hier haben wir alſo offenbar zwei verſchiedene Nationen. Erſtlich der Südſchwede und Jüte, der längſte Mann aller nordiſchen Volksſtämme, im Durchſchnitt noch länger als der auch lange und ſchlanke Frieſe und Weſtfale, faſt durchgängig mit blondem Haupthaar und großen blauen Augen, im Gemüthe von großer Ruhigkeit und Bedächtigkeit, am Leibe ſchwerfällig und langſam, ſonſt mit einem eigenthümlich zugleich ſchelmiſchen und gutmüthigen Ausdruck. Bei den Schweden noch aus überlieferter Abneigung gegen die däniſche Art die gewöhnliche Redensart: der Schone iſt ein eben ſo ſchlauer als dummer und knechtiſcher Kerl; auch der Jüte hat bei den andern Dänen den Ruf, er ſey liſtig und pfiffig. Aber dieſe beiden gewaltigen nordiſchen Rieſenarten, die Männer aus Schonen und Halland und die aus Jütland, ſind wirklich ſehr fleißige arbeitſame kluge und anſtellige Leute und von einer berühmten ſtillen Tapferkeit, wie ſie ihren Armen und Beinen gebürt. Zweitens gegen dieſen Langen und Starken ſehen wir nun den Seeländer und ſeinen inſelbewohnenden

Nachbar, mit welchem auch die Kleinbürger der Hauptſtadt ſo ziemlich das ähnliche Gepräge tragen. Dieſer Menſch iſt mehr von mittlerem oder kurzem Bau und die häufig ſchwarze Haarfarbe und der eigenthümliche lichtſpießartige Fall der Haare um und über die Stirn und ein meiſtens eng und kurz zuſammengedrängtes Geſichtchen mit tiefliegenden blitzenden ja leicht zornblitzenden Augen und eine leichte und geſchwinde leibliche Beweglichkeit läßt ihn faſt als ein Volk andrer Art erſcheinen als die beiden obgenannten.

Dieſer Däne der Mitte, dieſer Inſelbewohner, führt jetzt die geiſtige und politiſche Bewegung und Leitung Dänemarks an: das alte Dänenland in Schweden iſt bald zwei Jahrhunderte verloren: und der Jüte iſt ein Landſchafter und kein Mitentſcheider. Doch ſoll man dies Hiergeſagte mit Beſcheidenheit, welches im nordiſchen Sinn Verſtand und Mäßigung bedeutet, nehmen und beurtheilen, und vieles davon auf die allenthalben und in allen erregte und erſchütterte und in Kämpfen und Gegenkämpfen in Hoffnungen und Verzweifelungen ringende Zeit abrechnen. Der Däne iſt ein ſich ſelbſt ſehr fühlender Menſch und hat ſich in dem Unglück der letzten vierzig Jahre mehr fühlen gelernt, als ihm ſelbſt lieb geweſen; er hat immer gern ein Volk für ſich gemacht, und wer darf ihm ein ſolches Gefühl verargen? aber ein gewiſſer heftiger Gegenſatz und eine gewiſſe Widerſträubigkeit wider das Deutſche gehört vorzüglich dieſer letzten Epoche an. Eine gewiſſe Lebendigkeit Beweglichkeit Reitzbarkeit hat er als etwas Eigenthümliches für ſich, wodurch er als Däne iſt und beſteht; aber es ſpielt auch in ihm ein Hinüberſpiel zu dem deutſchen Menſchen, faſt mehr als in den übrigen Nordländern. Er hat ſich der deutſchen Art Sitte und Sprache, ja ſelbſt der deutſchen Luft, die aus der Nachbarſchaft zu ihm hinüberweht, niemals ganz erwehren können, hat ſich ihrer aber ſonſt auch weniger erwehren gewollt als jetzt. Aber wir Deutſche haben darum noch keine Urſache dem Bruder zu zürnen, weil er ſich im Augenblick eines übergereitzten verdrießlichen Zuſtandes auch einmal gegen uns vergißt. Wir ſind alle, wie wir uns einzeln oder einander gegenüber auch gebärden mögen, nicht nur in den Vorgefühlen ſondern ſchon in den vollen Geburtsarbeiten einer neuen Zeit. Dänemark iſt jetzt auch recht ſehr darin und das Däniſche und Deutſche ſchlägt und ſtößt jetzt nicht nur auf und gegen einander ſondern die Gefühle und Anſichten ſind hier noch mehr als bei uns gegen Oſten und Norden gewandt. Die weiſen und edlen Dänen begreifen, daß nicht nur Neues im Werden iſt ſondern daß ſie, wenn ſie mit ihrem Namen nicht aus der Geſchichte ausgelöſcht werden wollen, Neues und der Zeit Angemeſſenes ſchaffen müſſen. Aller Verfaſſungskampf wird leicht zum Völkerkampf: da heißt es Muth und Beſonnenheit immer in derſelben Schlachtreihe und ruhiger Hinblick auf alle wirklichen Gefahren und möglichen Hülfen.

Der Schwede und Normann. Dieſe haben das breite große Land Skandinavien zum Erbtheil bekommen, ein beſonderes Land ein beſonderes Klima, worin ſie nun ſeit vielen Jahrhunderten weiden und wohnen. Dänemark konnten wir halb und halb zu dem deutſchen Luftkreis und Lebenskreis rechnen, hier aber beginnt der volle Norden. Ein rauhes Land ein kaltes Klima, aber heitre und erfriſchende Winter warme und ſchöne Sommer und viele ſonnenhelle Tage, überhaupt mehr Lichtglanz und Sonnenſchein als in dem von Wolken und Nebeln und trüben und matten Regentagen oft Monate lang verdüſterten Deutſchland und England. Das Land freilich rauh und an manchen Stellen durch die härteſte und ämſigſte Arbeit des Menſchen kaum bezwinglich aber doch ſeinen Mühen nicht undankbar noch unfruchtbar. Dazu eine höchſt glückliche Geſtaltung: große vom Meer umſpülte von Strömen und Meerbuſen durchſchnittene Inſeln und Halbinſeln mit fiſchreichen Küſten trefflichen Häfen Hochgebirgen Hügeln Seeen, mit reitzenden und erhabenen Gegenſtänden in mannigfaltigen Naturbildern ausgebreitet. Darin wohnt ein ſtarker ſchöner geiſtreicher und tapferer Menſch, mit allen ſchönſten Anlagen des Leibes und der Seele ausgerüſtet. Ich habe anderswo geſagt, daß dieſe Skandinaven des großen Hauptlandes mehr die nordiſche Feſtigkeit und Ruhigkeit, gleichſam das Bild der metalliſchen Stärke ſeiner Bewohner darſtellen, weniger reitzbar und beweglich als ihre ſüdweſtlichen nächſten Stammgenoſſen die Dänen; ich habe aber damit mehr das Sichere und Geſchloſſene der Geſtalt und des Gemüthes als irgend einen ſtarren und kalten gleichſam eisklotzigen nordiſchen Schlaf und Tod andeuten wollen. Freilich bringt der Norden durch eine gewiſſe Einförmigkeit der Naturgeſtalten und durch die langen Winter leicht einen Schlummer der Kräfte eine träge und ſtarre Faulheit, die bei einigen wohl ein halber Tod geſcholten werden darf, aber ſonſt iſt dieſer unſer gothiſcher Halbbruder ein mit den edelſten geiſtigen Talenten und Gaben ausgeſtatteter Menſch, der mit den beſten Europäern in die Rennbahn ſteigen kann. Ich ſchweige hier von vielen eigenthümlichen Anlagen dieſes Volkes, weil ich anderswo wohl faſt zu viel davon geſprochen, aber Eines muß ich doch berühren, welches eben ſeine große Brüderſchaft und Gemeinſchaft mit uns beurkundet, ſeinen in den anmuthigſten Erſcheinungen hervorſprudelnden ſchönen und hellen Naturſinn. Naturſinn muß es heißen, ich kenne dafür kein anderes bezeichnendes Wort; ſprudelnd nenne ich ihn, denn er bricht mit einer unendlichen Innigkeit und Gewalt hervor. Ich habe hierauf ſchon bei den Franzoſen hingeſpielt; es geht durch die Deutſchen Engländer Dänen ſo fort, nirgends aber habe ich es ſo lebendig geſehen als bei den Schweden. Dieſe Freude an der Natur, dieſer zarte geheimnißvolle Umgang mit der Natur, dieſe begeiſterte Liebe der Natur, dieſer Verkehr des nordiſchen Menſchen mit Sonne und Mond mit Blumen und Bäumen Seeen und Bächen und mit allem, was auf der Erde lebt und webt, dieſe verſchiedenſten Spiele Beluſtigungen und Freuden, die er ſich in jeder Jahreszeit, beſonders im Sommer und Winter zu bereiten verſteht — denn ſein Frühling entflieht ihm gewöhnlich wie eine kürzeſte lieblichſte Erſcheinung von höchſtens einigen Wochen — ſchon die Erinnerung daran iſt ein Entzücken. Noch ſchlägt mir mein altes Herz lebendiger, wenn ich meiner ſchönen Sommer in Stockholm meiner Tag- und Nacht-Fahrten in Upland und Södermanland meiner fliegenden Schlitten auf dem Eiſe des Mälare nach Drottningholm Haga Ulriksdal meiner Mondſcheinnächte im Park zu Haga und der Felſen und hundertjährigen Eichen des Thiergartens gedenke. Und mit welchem ſtillen und lauten Entzücken lebt dieſer nordiſche Menſch mit ſeiner Natur! wie verſteht er das froſtige ſteife Galakleid der Hauptſtadt und alle wälſche Mummerei Ziererei und Feinerei wegzuwerfen und wieder ein Kind der Natur aus ihren zarten Umarmungen friſche Lebenskraft und muthigen Liebesathem zu ſchlürfen! Komm nach Stockholm, Wanderer komm nach Gothenburg komm nach Jönköping und Norrköping und beſchaue dir einmal dieſes Leben, und lerne fröhlich leben. Wir haben an Oſtſee und Nordſee an Rhein und *Donau manches Schöne und Herrliche*, wir verſtehen auch im ſtillen Umgang mit aller Natur Freude und Wonne zu ſuchen und zu finden, aber wir könnten an unſern Geſtaden und auf unſern Strömen in unſern Bergen und Thälern doch manche Frühlings- und Sommer-Tage noch fröhlicher und menſchlicher verleben. Jedes Volk hat ſeine eignen Sitten und Weiſen, die Schweden ziehen in der ſchönen Zeit des friſcheſten Winters und hellſten Sommers in Schaaren aus in Genoſſenſchaft von zwanzig dreißig Familien, oft von mehr, je fünf und ſechs in einem beſonderen Nachen oder zuſammengereihten Schlittengeſchwader. Man kennt die Inſeln Buchten und Küſten, wo gelandet wird, wo die Zelte für den Tag und die Nacht aufgeſchlagen werden, die Stunden der Abfahrt und der Anfahrt ſind berechnet, das Stelldichein der Freude angegeben; ſo fährt man fünf und zehn Tage, oft länger, von Ort zu Ort von Geſtade zu Geſtade, landet auch wohl an manchen freundlichen gaſtlichen Stellen auf einige Stunden und läßt ſich als Einquartierung verpflegen. Das Nothwendige aber zu jeder menſchlichen Freude, die doch nicht hungern und durſten mag, Speiſe und Trank, auch Geräth zu Saitenſpiel und Geſang zu Freudenſchüſſen Knallfeuern und Flugfeuern führen die verſchiedenen Abtheilungen des fröhlichen Heeres nach genommener Verabredung mit. So im Sommer; im Winter auf ähnliche Weiſe, nur in kürzeren Ort- und Zeit-Räumen und wie des Winters Bedürfniß und Nothwendigkeit gebietet, der Flug über ſpiegelhelle Seeen und in klingenden Schlitten zu freundlichen Schlöſſern und Häuſern. So verſteht dieſer Norden zu leben und zu genießen: ſtarkes Gefühl in mächtiger Bruſt vollſte kräftige Haltung der Geſtalt ſtille Genüge und Tüchtigkeit des Daſeyns.

Freue ich mich hier zu ſehr entflohener und verklungener Freuden der Jugend, welche in ihrer alten Weiſe nimmer wiederkehren können? lobe ich das nordiſche Volk und ſein Leben zu ſehr? Was Lob! Es iſt eben ein Glück eine ſchönſte Gabe Gottes, welche Gott dem germaniſchen Menſchen überhaupt verliehen hat, dieſes geiſtig auflodernde auffliegende in alle Natur und alles Leben überfließende Gemüth, wo Gefühl Gedanke Verſtändniß in Eins zuſammenrinnen. Es iſt ja nicht allein des Dänen und Schweden, es iſt auch unſer Erbe; nur daß es hier im Norden heller herausklingt und herausſprudelt und wonnevoller und entzückter erſcheint, wohl auch wegen der großen Gegenſätze der Naturdinge und der Jahreszeiten und des überraſchenden und plötzlichen Wechſels, der hier mehr erſcheint als weiter im Süden und eben durch ſeine Plötzlichkeit die Menſchen mächtiger ergreift und fortreißt, auch wohl der vielen wunderbaren Luftſpiegelungen und Lichterſcheinungen wegen, welche der Norden zeigt und wovon ſchon zu Tacitus Ohren die Sage geklungen war.

Dieſer ruhige feſte Norden dieſer freundliche gaſtliche ehrenfeſte Menſch hat ſeine gewaltigen Zeiten gehabt, deren Klänge zugleich erſchreckend und bezaubernd noch zu uns herunter tönen. Wo iſt der Normann nicht geſungen und geklungen, der unbezwingliche Rieſe mit dem gewaltigen Schwerdt und der kurzen Streitart, der vom achten bis zehnten Jahrhundert das Schrecken der Völker war? und die Schweden der Guſtave und der Wittelsbachiſchen Karle? Doch auch über ſie und ihre Thaten hat die Stille nicht die Vergeſſenheit ihre Flügel geſenkt; die Nordiſchen haben endlich durch eigene Schuld, indem Skandinavien durch inneren Neid und Haß ſich gegenſeitig zerriſſen, die Moſkowiten groß gemacht und vor ihnen, die ſie weiland verachteten, zittern lernen und ihre reichſten ſchönſten Lande an der öſtlichen Oſtſee an ſie verlieren müſſen. Jetzt ſeit dem jüngſten Menſchenalter beginnen ſie wieder mit Sehnſucht und Reue der alten Zeiten des Ruhms und der Macht zu gedenken und mit Beſonnenheit auf ihre Zuſtände und auf die Zuſtände der Welt zu blicken. Nicht bloß, daß die Völker, um mit den Franzoſen zu reden, im Aufmarſch ſtehen und im Vorſchreiten ſind ſondern der Norden hat ſich ſeit dem letzten halben Jahrhundert an Menſchenkraft und Menſchenmenge außerordentlich geſtärkt und erinnert ſich mit ſtiller Würde wieder ſeiner alten glorreichen Degentage. Dieſen Gedanken hat er freilich nie ganz verloren gehabt; es iſt unglaublich, welch ein ſtiller Stolz, ein von den früheſten Vätern überlieferter Stolz auf das Außerordentliche und Ungeheure der Vorzeit in der Bruſt jedes Bauren in Norwegen und Schweden lebt. Es iſt ſolches Gedächtniß der Väter ein Glück, deſſen ein Volk, das frei ſeyn und die Heiligthümer ſeines Daſeyns auf Leben und Tod vertheidigen will, nicht entbehren kann. Denn wenn der Unverſtändige und Eitle mit dem verroſteten Degen der Ahnen auch oft ein leeres Spiel des Prunks treibt, ſo läßt der Edle und Tapfre eine ſtille Thräne auf den braunen Roſt fallen und pflegt in ſeiner Seele Gedanken des Stals und der Stärke.

Dieſe Normänner und Schweden regen ſich alſo jetzt auf die mannigfaltigſte Weiſe in der Erinnerung ihrer großen Vorzeit und in dem Gefühl der gefährlichen Gegenwart, gefährlich, wenn ſie meinten in ihr hinträumen zu können. Die Normänner haben ſich eine Verfaſſung gemacht; ſie gefällt ihnen und ſie nennen ſie eine gute. Einem Volke wie ſie, deſſen Mehrzahl in einfachen Sitten und in einfachſten Geſchäften und Verhältniſſen lebt als Bauer Waldmann Bergmann Fiſcher und Schiffer, das keine großen Verſuchungen und Reitze des Reichthums hat noch den Kitzel von Burgen und Schlöſſern auf Hörige und Hinterſaſſen herabzuſchauen, einem ſolchen Volke kann leicht jede leidliche Verfaſſung paſſen. Die ihrige hat noch nicht die Probe eines Menſchenalters beſtanden. Schwerer wird es den Schweden werden, die auch das Bedürfniß fühlen aus ihrem zum Theil Veralteten etwas Verjüngtes und der Zeit Angemeſſenes zu ſchaffen. Wir haben ja Gelegenheit mit anzuſehen, wie ſie ſich ſeit fünfzehn zwanzig Jahren auf ihren Reichstagen unter einander zerwerfen und zerarbeiten, wie viele, vielleicht zu ſehr befangen von den neueſten Anſichten und Lehren eines zu hoffnungsreichen Liberalismus, kurzweg ausgerufen haben: „Friſch drauf! laßt uns werden „wie unſre Brüder in Norwegen! laßt uns Prieſter und Adel über „Bord werfen! und es wird uns luſtig und wohl ſeyn!“ Aber Prieſter und Adel haben noch nicht Luſt ſich ſo mir nichts dir nichts über Bord werfen zu laſſen, und werden ſich noch verzweifelt wehren, zumal da die Regierung ihren Vortheil wohl kennt, mit den vier Ständen das beliebte Schaukelſpiel zu ſpielen und die Kämpfenden ſo lange auf und ab zu ſchwingen und zu wirbeln, bis den meiſten wirr und irr in den Köpfen wird und ſie darüber die erſten friſchen Gedanken und Entſchlüſſe verlieren, mit welchen ſie zum Reichstage gekommen ſind, und endlich nach langem Streit und Lärm alles ermüdet zu Hauſe reiſt und flucht, daß die Dinge geblieben ſind, wie ſie waren. Schweden hat dieſe Arbeit noch durchzukämpfen und wird ſie hoffentlich mit Verſtand und Mäßigung durchkämpfen und einen glücklichen Ausgang aus dem Wirrwarr finden, worin ſich der Knäuel der ſtändiſchen Verhältniſſe und Partheiſtreite immer dicker und dichter zuſammenballt. Freilich ein großer Theil des Adels, wenigſtens mit der Einrichtung, wie der Adel als Stand vertreten wird, muß durchaus über Bord geworfen werden, und überhaupt müßten die Schweden ein goldnes Buch machen mit dem Geſetz, in dieſem kalten rauhen und armen aber glücklichen Norden keine neuen Edelleute ausprägen zu dürfen, bis wenigſtens fünfhundert Familien mehr ausgeſtorben ſind, verſteht ſich, die höchſten Genien und Vaterlandsretter ausgenommen, deren es aber bei einem Volke von drei Millionen Menſchen in einem Jahrhundert höchſtens nur zwei drei geben kann. Aber dieſes Mittel däucht in Schweden Vielen auch noch zu langſam und ſie rufen im brennenden Liberalismus über das ganze Ritterhaus hin: Schaff' ab! ſchaff' ab!

Der Norden iſt im Wachſen und Vorſchreiten, das edle tapfre und herrliche Volk bedarf nichts als Muth und Beharrlichkeit und ruhige verſtändige Wägung und Behandlung ſeiner Verhältniſſe und ſeiner Lage den Nachbarn gegenüber, um unter den glücklichſten Völkern ſeine Stelle einzunehmen. In Schweden vor allem bedarf es noch Jahrhunderte der deukalioniſchen Steinwälzer Sumpfgräber und Strauchroder und Stubbenbrenner, damit es fünf ſechs Millionen Menſchen ſo leicht und fröhlich ernähren könne als jetzt drei. Ich halte die Plusmacherei in Hinſicht auf Volksmenge, wenn ſie durch künſtliche Mittel erzielt werden ſoll, für die dummſte und verderblichſte Anſicht und Arbeit; aber wer den Steinen und Felſen und den Ottern und Fröſchen Land abgewinnt, wer Korn und Weitzen baut, wo ſonſt Wölfe und Füchſe ihre Schlupfwinkel hatten, der ſtärkt und erhebt ſein Volk. Die Schweden arbeiten ſeit einem halben Jahrhundert mächtig an dieſer Stärkung und Erhebung.

Und es beginnt der Verſtand in den nordiſchen Menſchen zu dämmern und die Kappe des Wahns und der Verblendung, womit ſie zur Freude der Ruſſen ſo lange und ſo bitterlich ſich faſt mit tödtlichen Wunden zerſchlagen und zerhauen haben, ihnen von den Augen zu fallen. Nicht bloß Nachbarlichkeit und nachbarliche Freundſchaft klingt es bei ihnen ſondern Vereinigung ſondern ein Neuer Bund ein feſterer Bund als der Bund von Kalmar das iſt die nordiſche Loſung des Tages. Dieſer nordiſche Bund iſt nicht bloß, wie viele dieſſeits des Meers glauben, nur als ein literariſches Spiel gemeint als ein friedlicher freundlicher literariſcher Verkehr der verwandten Völker als eine Auslöſchung uralten Haders und misgünſtiger Eiferſucht auf dem Gebiete des höchſten edelſten Strebens der Völker ſondern als der wirklichſte Bund als ein feſter politiſcher Bund. Ich habe anderswo breiter erzählt, wie die Schweden im Jahr 1810 nach dem Tode ihres Kronprinzen, des Prinzen von Auguſtenburg, auf dem gradeſten richtigen Wege waren, dieſen Bund ohne große Erſchütterungen und irgend einen blutigen Zwang zu verwirklichen, und auf welche Weiſe ein ſchwediſcher Leutnant mit einigen politiſchen Nebenfiguren durch das wunderlichſte Zwiſchenſpiel einen franzöſiſchen Marſchall auf den ſchwediſchen Thron brachte, am Fuß der Pyrenäen gebürtig, der ſich einbilden kann — denn hoch iſt ſein Stammbaum nicht — möglicher Weiſe von den Weſtgothen herzuſtammen und nordiſcher Art zu ſeyn. Damals misglückte alſo der ſchöne Entwurf, den weiſe und patriotiſche Männer gemacht hatten, aber er iſt für die Welt und für den Norden zu verſtändig und zu wichtig, als daß er nur wie ein flüchtiger Einfall betrachtet werden müßte. Die Verſtändigen und Edlen der nordiſchen Reiche hegen und pflegen ihn noch in ihren innerſten Herzen; und was dieſe nicht bloß als glücklichen politiſchen Wunſch und fromme Sehnſucht empfinden ſondern als Noth und Nothwendigkeit verſtehen und begreifen, das wird und das muß einmal werden. Nun iſt freilich jene günſtige Gelegenheit des Jahrs 1810 verloren gegangen und kommt vielleicht ſo bald nicht wieder; aber könnten nicht Schweden und Dänemark, auch wie ſie eben ſind, von Herrſchern aus verſchiedenen Häuſern regiert, den Inhalt des wohl verſtandenen Verſtandes und Beſtandes der nordiſchen Reiche nicht wieder aufnehmen und ausführen? könnten ſie nicht einen treuen feſten Bruderbund ſchließen und müßten ſie ihn nicht auf das baldigſte ſchließen gegen jenes Rußland, das mit immer gierigerem und unerſättlicherem Auge, je größeren Raub es verſchlungen hat, über die Ålandinſeln zu der ſkandinaviſchen Halbinſel hinüberlauert? Ja ſie können und müſſen einen Bund der Gemeinſchaft ſchließen, damit das Bruderblut künftig in ſelbſtmörderiſchen Kämpfen nimmermehr vergoſſen werden könne; ſie müſſen einen Bund ſchließen in Ähnlichkeit des deutſchen Bundes, einen Bund, wo die Bedürfniſſe des gegenſeitigen nachbarlichen Verkehrs und die Vortheile des Handels und der Schiffahrt mit möglicher Billigkeit und freundlicher Gegenſeitigkeit ausgeglichen und die Wege der Liebe und Freundſchaft zwiſchen ihnen immer leichter und ebener gemacht werden, wo die gegenſeitigen Hülfen von Heeren und Flotten u. ſ. w. im Fall eines

Kriegs genau beſtimmt werden. Geſchieht das mit tapferm nordiſchen Muth und wird es redlich und fröhlich geleiſtet, und ſollte es Rußland doch einmal wieder einfallen gegen Weſten ziehen und vordringen zu wollen, wie gefährlich ja wie fürchterlich könnten ſie ihm in die rechte Flanke fallen und die ruſſiſchen Herzen in Petersburg durch den alten ſkandinaviſchen Kanonendonner erzittern machen!

Und denken wir bei den Namen Ruſſen und Moſkowiten auch ein wenig an uns und unſer geliebtes Vaterland, ſo fragen wir billig: Und wir Deutſche wie ſtehen wir vor ihnen? oder richtiger: Wie ſtehen wir in dem Urtheile und der Meinung unſrer nordiſchen Stammverwandten? Wir dürfen uns nicht bergen, daß dieſe Verwandtſchaft zwar nimmer verwiſcht noch ausgelöſcht iſt, daß ſie aber doch durch die Trennungen und Scheidungen ſeit vielen Jahrhunderten und durch hundert und tauſend verſchiedene örtliche klimatiſche politiſche Verhältniſſe und Beziehungen mannigfaltig verändert und aus einander gegangen iſt. Der Deutſche ſteht vor dem Dänen und Schweden wenigſtens in der Art ſeines Auftritts und ſeiner Erſcheinung doch als ein ſehr anderer und fremder Menſch, und zwar, muß man ſagen, keinesweges mit dem Anſehen und der Achtung aufgenommen, die er billiger Weiſe ſcheint anſprechen zu dürfen. Der Nordländer fühlt ſeine feſte Haltung dem Deutſchen gegenüber aus dem Gefühl eines feſten Volkes nur zu ſehr. Der Deutſche immer blöd und unſcheinbar und unter Fremden leicht beklommen und verlegen hatte dieſes Gefühl aus einem feſten Volke ſeit Jahrhunderten verloren; und überdies erſcheint ein großer Theil von ihm gewöhnlich in dem demüthigſten und ſchlechteſten Aufzuge, meiſtens als der die ganze europäiſche Welt durchwandernde Handwerksburſch, der von Roſtock und Kiel nach Kopenhagen von Stralſund und Kopenhagen nach Gothenburg und Stockholm von Stockholm nach Riga Petersburg Moſkau u. ſ. w. ſeine Wanderung ſtellt, wie ehrenwerth viele von ihnen auch ſeyn mögen, nimmer in glänzender Geſtalt ſondern wohl oft den Zehrpfennig auf den Straßen erbittend. Dies giebt im Norden gar häufig Urtheil und Vorurtheil über die Deutſchen; auch wirkt eine Art Neid gegen ſie, weil ſie durch Fleiß und Ordnungsgeiſt in den nordiſchen Hauptſtädten große Häuſer zu ſtiften und die Eingebornen gewöhnlich zu überholen pflegen.

Doch können die Skandinaven des Deutſchen nicht entbehren, ſie müſſen mit deutſcher Kunſt Sitte und Wiſſenſchaft, mit allem, was der Deutſche denkt ſchafft und erfindet, nothwendig in engſter Verbindung bleiben; und dieſer Verband hat ſich, ſeitdem der Zauber wälſchfranzöſiſcher Bildung etwas von ihnen abgeblaſen war, ſeit dem letzten halben Jahrhündert wieder ſo eng gezogen, ja noch enger und feſter gezogen, als er im vierzehnten funfzehnten Jahrhundert durch die Verbindung und Herrſchaft der großen deutſchen Hanſa war und als Doktor Martin Luther ihn geknüpft hatte. Dieſer Name iſt hier ein großes gewaltiges Wort. Doktor Martin hat die Brücke gebaut, wodurch die germaniſchen Stämme zu einander den Übergang und zwar einen bleibenden ſchönen unzerſtörbaren Übergang und Vermittelung haben, eine geiſtige Brücke, unzerſtörbarer und ſtärker, als jede leibliche und zufällige Verbindung, welche Verkehr Schiffahrt Eroberung und Niederlaſſung macht. Ja er hat die unſichtbare geiſtige Brücke zwiſchen ihnen gebaut, die hoffentlich nimmer niedergeriſſen werden kann. Ohne die Reformation und ohne Martin Luther würde Skandinavien und auch England in ihrer inſulariſchen Abſonderung und beſonderen Richtung und Bildung immer weiter von uns weg ihren einſamen Weg gegangen ſeyn; Luther hat ſie des lebendigſten Gefühls von dem uralten Zuſammenhang mit dem größeren dickeren Deutſchland wieder voll erinnert, und dieſer Zuſammenhang, dieſes feinſte geiſtigſte feſteſte Band, iſt ſeit den Jahren 1530 zwiſchen dem Norden und Deutſchland nicht mehr durchgeriſſen. Der Mittelpunkt der alten Kirche lag dieſem Norden am fernſten, es konnte in ſo weite Ferne hinaus nicht ſo lebendig und kräftig gewirkt werden, als in den Ländern der romaniſchen Zunge; es lag auch wohl von jeher ein gewiſſer Proteſtantismus lange vor Doktor Martin in dem kühleren ernſteren und freieren Sinn der nordiſchen Menſchen: denn ſchon das Geſetz über die Eheloſigkeit der Prieſter hat ſich bei den Frieſen und Norwegern faſt nimmer durchſetzen laſſen. Nun kam Luther und ſein Blitz ſchlug in die nordiſchen Herzen ein, und es ſchlang ſich um Norddeutſchland und alle Oſtſeelande (um das große weite Svevien der Römer), die deutſchen Kolonieen zwiſchen Weichſel und Neva mit eingerechnet, ein gewaltiges geiſtiges und geiſtliches Band der Gemeinſamkeit. Selbſt Schottland und England iſt einmal auf einige Zeit in dieſelbe hineingezogen, wiewohl dieſe ſpäter mehr ihren eignen Weg gegangen ſind. Dänemark

Schweden Norwegen Preußen Kurland Lievland Esthland Finnland ſind dadurch mehr, als irgend durch leibliche Bande hätte geſchehen können, zu Deutſchland hingezogen, und dieſer Zug iſt gegenwärtig wieder ein ſehr mächtiger. Es hat ſich ſeit drei Jahrhunderten zwiſchen dieſen Landen und Deutſchland eine wiſſenſchaftliche innerlichſte Gemeinſchaft gebildet, es können dieſe abgeriſſenen und abgeſchiedenen inſulariſchen Lutherlande der deutſchen Theologie und Philoſophie einmal durchaus nicht mehr entbehren, und durch dieſes unmittelbarſte Geiſtes- und Herzens-Bedürfniß werden ſie auch immer in all unſer Leben und Treiben in unſre Literatur und Sprache hineingezogen; ſo daß das Deutſche in Kopenhagen Stockholm Chriſtiania und Petersburg neben den Mutterſprachen die Hauptrolle ſpielt. Dies haben wir Deutſche nebſt andern hohen Gütern wenigſtens dem großen Wittenberger Doktor zu danken. Es beſteht nun gottlob zwiſchen uns und jenen nordiſchen Halbbrüdern und Brüdern eine innerliche geiſtige Freundſchaft und Brüderſchaft, welche wir auch leichter, als ſonſt möglich wäre, zu einer politiſchen machen könnten.

Weſten iſt durch's Meer und noch viel ſtärker durch Sümpfe Flüſſe Kanäle vertheidigt. Der Südoſten kann nicht bloß ziemlich ſondern ſehr geſchloſſen genannt werden. Die deutſche Sprache endigt hier mit den Bergen, aus welchen die Sau Drau Raab March Oder und Weichſel entſpringen. Die Donau, welche in Deutſchland beginnt, bricht hier durch und läuft durch ferne Gränzen und fremde Völker den Deutſchen weg. Wo Weichſel und Oder in Niedermähren entſpringen, iſt ein Zuſammenband des Rieſengebirges und der Karpathen, welche Polen und Ungern ſcheiden, mit geringeren Bergſtrecken und einzelnen durchgeriſſenen Spalten und durchſtreichenden Päſſen. Das Rieſengebirge mit ſeinen Zweigen bildet Böhmen das deutſche Oſtkaſtell; dann läuft die Gränze in einer Länge von funfzig Meilen, in grader Linie gemeſſen, von da mit Weichſel und Oder zur Oſtſee hinab. Dies iſt Deutſchlands offenſte Seite mit unbeſtimmten etwas ſchwimmenden Gränzen, wie es wohl in älteſter Zeit ſchon war; nur Böhmen mit ſeinen vielen Bergkeſſeln, eine Art deutſches Spanien, giebt die Gränzrichtung nach Norden hinab. Dieſes Land iſt unſre große öſtliche Feſtung die Rieſenburg Deutſchlands. Das fühlte ſchon vor achtzehnhundert Jahren der kluge Tiberius heraus, als er wie ein ſchlauer Fuchs auf der Lauer ſich vor den Markomannen zur Witterung auf die Hinterbeine ſtellte ſtill ſtand und ſeitwärts abzog; hier ſtürmte der große Markus Aurelius vergebens gegen die Markomannen und Quaden an und ward immer blutig zurückgeworfen; hier hätte man im Herbſt 1805 Napoleon faſſen oder vielmehr feſtſtellen können, wenn die Ruſſen und Öſtreicher dieſe Berge und Schlüchte damals zu gebrauchen verſtanden hätten. Iſt dieſe Rieſenburg Deutſchlands wohl bewehrt und wohl bewahrt, ſo darf der Feind ihr nordlich über Weichſel und Oder nicht zu weit vorlaufen; er könnte ſich verlaufen, denn man kann ihm von hier aus immer furchtbar in Flanke und Rücken fallen. Deutſchlands Südweſten iſt ſehr zugänglich; mittlere Gebirge (Jura Ardennen Vogeſen) ſcheiden ihn von Frankreich, da dieſe aber in einer weiten Erſtreckung auf eine Länge von fünfzehn bis zwanzig Meilen mit Moſel und Maas fortlaufen, ſo machen ſie dem Angreifer durch ſcharfe ſtarke Stellungen und durch Verlegenheiten und Mängel, wie alle Berglande ſie mit ſich bringen, ſauerſte ſchwerſte Arbeit. Aber viel offener iſt das Land zwiſchen der Maas und dem

Ocean, wo niedrige Fortläufe der Ardennen, welche nur Höhen heißen dürfen, die Gebiete der Schelde und Lys von dem Gebiet der franzöſiſchen Somme ſcheiden. Hier alſo iſt und war der leichteſte Anlauf und Angriff der Südweſtgränze, zu gleicher Zeit bald ebene Blachlande, welche dem angreifenden Feind Leichtigkeit des Eindringens und durch ihren Reichthum und ihre Fruchtbarkeit Verpflegung ſeiner Heere bieten. Doch hat in Flandern Seeland Holland in dem durch eine Unendlichkeit von Sümpfen Lachen Inſeln Seeen Flüſſen Kanälen durchſchnittenen Gebiet die Natur auch an dieſer deutſchen Gränze eine Vertheidigung bereitet, wie wenige Länder ſich derſelben rühmen können.

So iſt mit kleinen Ausnahmen, welche wir unten im Einzelnen weiter berühren werden, Deutſchland in ſeinen natürlichen Gränzen und in ſeinen Sprachgränzen hingeſtellt, mit einer ſo gewaltigen Stellung und Lage, daß auch der verwegenſte Teufel von Eroberer, wenn es wohl geordnet und gerüſtet ſteht, ſich daran die Hörner abſtoßen ſollte. Aber freilich innere Zwietracht und Vergeſſenheit und Sorgloſigkeit und Zerreißung jeglicher Einheit der Macht und die gegen ſeine Stärke immer geſchäftige wälſche Liſt hat ihm zwei ſeiner Hauptfeſtungen entriſſen, nämlich die Alpenburg Schweitz und die Waſſerburg Holland, welche ſeit drei Jahrhunderten von Deutſchland wenig wiſſen wollen und durch den unſeligen Weſtfäliſchen Frieden ganz von ihm losgeriſſen ſind, der Abreißung des Elſaſſes und Strasburgs, der Burg der Straße nach Süddeutſchland, nicht einmal zu gedenken.

Dieſes große weite Deutſchland hat nun zwar nicht die herrliche Mannigfaltigkeit und das vielgeſtaltige und vielgeſtaltende Naturſpiel von Griechenland Italien und Spanien, aber den übrigen Ländern Europas darf es kühnlich gegenüber treten ja ſich ſogar vieler Vorzüge vor denſelben rühmen. Es hat einen reichen Wechſel von Hochgebirgen Bergen und Hügeln und von den mannigfaltigen Geſtalten und verſchiedenen Reitzen und Reitzungen, welche dieſe immer geben. Dreiviertel Deutſchlands ſind Bergland und nur ſein Nordoſten kann Ebene geſcholten werden, welche Ebene aber wieder das Glück hat in den meiſten Landſchaften nicht weiter als zehn bis fünfzehn in wenigen dreißig bis vierzig Meilen von dem Meere und deſſen reichem vollen und kräftigen Weſen und Leben entfernt zu ſeyn. Wie ganz anders dagegen **Polen und Rußland** mit ihren unermeßlichen Hunderte von Meilen fortlaufenden Flächen!

Die eben gemachte Schilderung erklärt ungefähr die Beſchaffenheit des Himmels und der Luft des Landes. Zwiſchen dem 46. und 55. Grad der Breite gelegen muß es ſchon wie geſagt ein kaltes Klima haben. Im Süden und Südoſten wird dieſe Kälte durch hohe Gebirge noch vermehrt und dort ſind friſchere und ſtrengere Winter als im Nordweſten, wo die Seeluft mildernden Anhauch bläſt. Der Nordweſten dagegen als aus Blachland und Sumpf- und Moor-Land beſtehend hat gelindere Winter aber in den andern Jahrszeiten auch feuchtere und dickere Luft und weniger friſche und helle Sonnen. Hier, wo ſich oft dicke Nebel lagern und die böſen naßkalten Seewinde wehen, muß ſich alſo eine gewiſſe natürliche und klimatiſche Schlaffheit und Trägheit leicht einſtellen und auf die Bewohner dieſer Landſchaften wirken; und ſo iſt es auch in der That, und eine gewiſſe dumpfe Neblichkeit und Faulheit des Daſeyns würde hier endlich alles ergreifen und die Luſt und Kraft des Lebens niedermachen, wenn das Meer und ſeine kühnen kräftigen Reitze Arbeiten und Geſchäfte das Menſchengeſchlecht nicht aufſchüttelten und ihnen den Stab des Gemüthes und den Flug der Fantaſie gäben, welche die andern durch die Berge bekommen. Dieſer Weſten, das Land um Niederrhein Ems Weſer und Elbe, iſt dasjenige Gebiet des alten Germaniens, welches die Römer im kriegeriſchen und friedlichen Verkehr mit unſern Altvordern zuerſt kennen lernten, und nach dem Anblick und der Art dieſes Landes und ſeiner Bewohner haben die erſten Römer, die uns über unſre Vorfahren Nachrichten überliefert, Sinn Art Geſtalt Sitten und Gebräuche Germaniens und ſeiner Menſchen beſchrieben. Hieran hat man ſich immer zu erinnern, wenn man Cäſar Plinius und Tacitus lieſt; denn wenn man dieſen geographiſchen klimatiſchen ethniſchen Standpunkt verſchiebt, ſchiebt man ſich in Hinſicht unſrer älteſten Geſchichte in viele verkehrte Standpunkte und Anſichten hinein; eine Verſchiebung, die leider nur zu häufig geſchehen iſt.

Dieſes große Land iſt auch ein reiches Land, reich durch Menſchen Sachen und Arbeiten. Die Menſchenzahl mag, wenn man das Ganze zuſammenrechnet etwas über fünfzig Millionen Seelen betragen, in **Deutſchland** im kleineren Sinn vierzig und einige

Millionen. Es fehlt dieſem Lande, wie geſagt, der ſüdliche Himmel und die Erzeugniſſe und Früchte des Süden, aber alles deſſen, was gemäßigte Himmelsſtriche hervorbringen, hat es zur Freude und zum Bedürfniß des Lebens die reiche Fülle: Kornbau Waldbau Viehzucht Wein Obſt Holz, von Metallen Eiſen Silber Kupfer, zur Bekleidung auserleſenſte Schaafheerden und Flachsbau; dazu mancherlei kunſtreiche Gewerbe und Fabriken für den eignen Bedarf und für den Abſatz in die Fremde. Kurz, eine glückliche und genügende Lage, wenn es den Gebrauch dieſer Güter zu benutzen und ihre Erhaltung zu ſichern verſteht. Glücklicher und ſtärker würde es ſeyn, wenn es, von Weltgetümmeln und Weltſchickſalen ergriffen und fortgeriſſen, die eigne Ehre und dieſe Güter mehr zu Rathe gehalten hätte.

Wir beſchauen uns nun die einzelnen Landſchaften und Völkerſchaften etwas genauer, indem wir vom Weſten anfangend im Bogen rundum und ſo ferner durch die Mitte zum Südweſten zurück herumwandern.

Wir wiſſen, wie viele theils mythiſche theils geographiſche und ethnographiſche Eintheilungen der Germanen die Alten ſchon verſucht und gemacht und wie viel manche Spätere dieſe Eintheilungen theils beibehalten und weiter verfolgt theils neue Klüfte in dieſelben eingeſchnitten haben. Dies geht uns hier faſt gar nichts an, indem wir es nicht mit der gefährlichen und halsbrechenden Urgeſchichte und Vorgeſchichte der Völker zu thun haben „ſondern unſer liebes Deutſchland, wie es heutiges Tages noch beſteht“ nur nach ſeinen karakteriſtiſch hervortretenden einzelnen Landſchaften überſchauen wollen. Indeſſen in zwei große Theile zerfällt Deutſchland doch noch heute, welche ſich durch eine ſehr verſchiedene Sprachſcheidung ziehen, in den nordweſtlichen und in den ſüdöſtlichen Theil, in die Deutſchen der niederdeutſchen (plattdeutſchen, ſächſiſchen) und die Deutſchen der hochdeutſchen Zunge. Es liegen auch in dieſen beiden großen Unterſchieden allerdings Unterſchiede der Art und der Sitte und des Gemüthes und der Talente, aber keine ſo große Unterſchiede noch ſo große Gegenſätze, als Manche ſie in oft ſehr willkürlicher Übertreibung gemacht haben, mehr gewiſſen äußerlichen Zufälligkeiten und Scheinbarkeiten als inneren Weſentlichkeiten und Wirklichkeiten folgend. Es hat nämlich das Hochdeutſche den Einen mächtigen

Vorſprung gewonnen, welcher dem Schwaben Heſſen und Thüringer leicht etwas einbilden kann, daß nämlich ſeine Mundart in der deutſchen Literatur das Übergewicht erlangt hat — d. h. die deutſche Schriftſprache, welche aus allen deutſchen Mundarten ſammeln und wählen darf und geſammelt und gewählt hat, ſteht mehr auf der hochdeutſchen als auf der niederdeutſchen Seite. Das Plattdeutſche und die demſelben verwandteſten Mundarten ſind ſeit dem dreizehnten vierzehnten Jahrhundert man mögte ſagen mehr körperlich als geiſtig fortgepflanzt, ſie ſind von den beſſeren deutſchen Köpfen nicht bis an die geiſtigen Spitzen der Literatur fortgeführt und fortgebaut; und auf die Weiſe hat das Hochdeutſche als Schriftſprache allerdings die höhere Ehre und eine tiefere geiſtige Veredelung und Erhebung gewonnen, während das Niederdeutſche gleichſam in den unteren Regionen des Geiſtes und Lebens ſo ſtill fortvegetirt hat, mit Ausnahme der Holländer, die ſeit ihrer Losreißung von dem großen deutſchen Körper ſich eine beſondere Sprache zugelegt und fortgebildet haben. Dieſer Nachtheil und eine gewiſſe klimatiſche Schwerfälligkeit, welche den nordweſtlichen deutſchen Völkerſchaften mehr zugehört als den ſüdöſtlichen, hat bei Vielen, die nur die Oberfläche der Dinge ſehen, die Einbildung und den Wahn erzeugt, als ſeyen die Nordweſtlichen ein geringerer matterer und unterlegenerer Stamm, welchem die innigere Tiefe und der höhere Flug der germaniſchen Anlage fehle, welche auch ſonſt noch ſehr durch ſlaviſche Einmiſchung verdorben und verbaſtardet ſeyen. Sie ſagen: Wir Hochdeutſche ſind in jeder Hinſicht die Edleren und Begabteren, in welchen der Götterfunke des Erhabenen und Schönen reicher ausgeſäet iſt; wir ſind dem Erhabenen und Schönen zugeneigter ſind das mehr dichteriſche und idealiſche Volk, die Geiſtigeren die Lebendigeren; unſer ſind die Helden und Ritter der deutſchen Anfänge, unſer Göthe Schiller Keppler Hegel Schelling Durer Holbein Gluck Mozart u. ſ. w.

So rufen ſie Namen auf und können allerdings noch viel mehr Namen aufrufen als die hier genannten und noch viele u. ſ. w. dahinter ſetzen. Aber die Andern, die Plattdeutſchen, wenn ſie wollen, können ihnen auch mit u. ſ. w. und mit O je! und O weh! in Fülle dienen, die Andern, die da im Lande der alten Franken und Sachſen wohnen und die von den Sachſen und Weſt- und Oſt-

Häfen ausgehend ſich jenſeits der Elbe und Oder in partibus infidelium über das von vielen Slaven eingenommene Oſtgermanien wiedererobernd bis an und über die Weichſel hinaus ergoſſen haben. Sie können auch Sterne an ihrem Firmament emporſteigen laſſen, welche vor den höchſten Geſtirnen erſter Größe nicht zu erbleichen haben. Wir ſehen und nennen einige: Luther Flemming Klopſtock Tiek die Bache Händel Beethoven Leibnitz Leſſing Kant Fichte Huygens Hemſterhuis Grotius Vondel Herſchel Olbers Gaus Schumacher Struve Beſſel die Brüder Humboldt Rubens van Dyk Rembrandt Kornelius Leſſing und wie viele u. ſ. w.!

Solche kleine Anzettelungen und Zwiſte der Eitelkeit und der Einzelheit muß es ja in allen Völkern geben und, wenn ſie nicht bis zur Verhöhnung und Erbitterung gehen, ſind ſie oft recht ergötzlich. Sie ſind ja auch in Geſprächen und kleinen Streiten und Wettſtreiten und in ſcherzhaften Anzapfungen die natürlichſten und alltäglichſten; denn nicht bloß ſtreitet der Thüringer gegen den Heſſen oder der Weſtfale gegen den Schwaben und umgekehrt über Vortheile und Nachtheile und Tugenden und Mängel der Volksart und Landesart ſondern in den einzelnen größeren Völkerſchaftsgebieten ſind oft zehn und hundert kleine Verſchiedenheiten ja kleine Seltſamkeiten und Wunderlichkeiten, die oft faſt Naturſpielen gleich ſehen und worüber die nächſten Nachbarn ſich beſpotten und zerzanken. Indem aber alle etwas Gemeinſames haben und dieſes Gemeinſame aller Deutſchen von uns ſtill vorausgeſetzt bleibt, zeichnen wir doch die einzelnen Unterſchiede und ſelbſt kleine Spielarten mit eigenen beſonderen Farben und Federn oder die in der großen und langen Mauſerung der Jahrhunderte wenigſtens manche neue und ungewöhnliche Scheine bekommen haben.

Franken beſſer Großfranken. Wir wiſſen, wie der Begriff Franken vom dritten bis ſechsten Jahrhundert und ſogar ſpäter gewechſelt hat. Uns kümmert hier nicht, ob die Franken als ein einzelnes Volk vom Oſten oder Norden einwanderten oder ob ſie als ein Kern verwandter und verbündeter Völkerſchaften nur einen zufälligen Namen hergaben. Einige laſſen ſie vom Oſten her zum Niederrhein hinabwandern; jedenfalls aus einem unbekannten Sitz. Die Sage läßt ſie gleich den Sachſen von jenſeits der Elbe her zu Schiffe kommen. Die Sage hat wahrſcheinlich Recht, aber welche Zeit des Herabkommens ſie meint, wer weiß es? Denn wahrſcheinlich iſt von früheſter Zeit her, wie oben ſchon erwähnt, das ganze Gewimmel der germaniſchen Stämme längs den Küſten der Oſtſee und aus den Inſelgebieten der Oſtſee älteſtens von Nordoſten immer weiter gegen Südweſten hinabgedrungen. Wir verſtehen hier unter den Franken oder Großfranken (im Gegenſatz gegen das öſtliche Kleinfranken) das große Frankengebiet, welches ſpäter das Herzogthum Franken hieß, wie es zur Zeit Chlodwigs und ſeiner nächſten Nachfolger beſtand, wo es das ganze Belgien und die Lande dieſſeits des Rheins, welche der Rheinbogen zwiſchen Baſel und Dordrecht umfaßte und welche ſüdöſtlich längs der galliſchen Gränze hinliefen, bezeichnen ſoll. Wir wiſſen, daß die Katten in jener früheren Zeit mit zu dem Frankenbunde gerechnet wurden, können aber nicht genau ſagen, wie weit die Frankenherrſchaft über den Speſſart hinaus den Main und die fränkiſche Saale hinauflief. Wir haben es hier alſo größtentheils mit dem alten Belgien zu thun, wie ſolches in den Tagen der Römerherrſchaft verſtanden ward. Um dieſes Frankenland war in dem dritten vierten Jahrhundert ſchon häufig blutiger Kampf zwiſchen den Römern und den mächtigen Eidgenoſſenſchaften der Sachſen Franken und Allemannen. Erſt im fünften Jahrhundert drangen die Franken, welche bis dahin meiſtens noch an dem Nordſtrand des Rheins zwiſchen der Sieg und der Yſſel gelagert hatten, immer weiter gegen Süden vor, die Lande an dem Rhein zwiſchen Bonn und Nimwegen etwa beſetzend, und ſenkten ſich zu beiden Seiten der Maas gegen die Gränzen Galliens hinab. Bis an die Moſel und Aar waren die belgiſchen Oſtlande von den Allemannen eingenommen, welche durch die Schlacht bei Zülpich den Franken zinsbar wurden.

Was und woher ſind nun die Bewohner dieſes Großfrankens? ſind ſie alle Frankenabkömmlinge? oder ſind ſie von verſchiedenen germaniſchen Zweigen? oder ſind ſie auch Miſchlinge verſchiedenſter Art?

Dieſe und dieſergleiche Fragen ſind leichter zu thun als zu beantworten, und wenn man hin und her die verſchiedenen Sitten Weiſen Geſetze Verfaſſungen und auch die verſchiedenen Mundarten in nähere Beſchauung nimmt, hat man hier an vielen Stellen doch nur Scheine von Wahrſcheinlichkeiten. Dieſe Wahrſcheinlichkeiten, wie ſie uns noch heute vor die Augen treten, laufen zum Theil ſo, daß die einen uns mit den Franken, wie geſagt, gegen Oſten bis in Oſtfranken und bis an den Thüringer und Böhmer Wald als zu ihrem Urſprunge hinweiſen wollen, die andern nicht Unrecht zu haben ſcheinen, wenn ſie ſagen, die Franken waren ein niederdeutſches dem Sachſenſtamme ſehr verwandtes Volk, die fränkiſche Sprache war eine niederdeutſche Mundart: denn wo ſie in der Römerzeit ſaßen, von wo ſie im fünften Jahrhundert längs der Maas gegen Südweſten ausliefen, da herrſcht bis dieſen Tag die niederdeutſche Sprache. Von der Aar abwärts bis an die Maas durch die Gebiete von Kurköln und Jülich neigt ſich die hochdeutſche Sprache immer mehr in's Platte, in Kleve Limburg Geldern Brabant Flandern iſt ſie ganz platt. Der öſtliche Theil aber von Aar Moſel Eifel Hundsrück bis Vogeſen und Jura zum Oberrhein hin geht offenbar zur allemanniſchen Mundart über. Hier wohnten ſchon zu Cäſars Zeiten die deutſchen Belgier, die Trevirer längs der Moſel und auf dem Hundsrück und weiterhin zwiſchen Vogeſen Donnersberg und Rhein rein germaniſche Stämme. Nehmen wir nun eine verſtändige Überſicht der Geſchichte, ſo iſt im Oſten dieſes Großfrankens, auch Auſtraſien im engern Sinn genannt, am wenigſten fremdartiger Stoff vorauszuſetzen, im Weſten hingegen, muß man annehmen, ſind beſonders in der Mitte, d. h. vorzüglich in den Maaslanden, zu beiden Seiten des Maasgeſtades, eine Menge der alten Einwohner, nämlich der Belgier, ſitzen geblieben, mit welchen ſich die Stämmlinge der Franken und Sachſen gemiſcht haben. Die Küſtenlande, nämlich Flandern und das nordweſtliche Brabant ſind bei den ewigen Landungen und Verheerungen der Franken und Sachſen, dann bei den Anſiedelungen der Sachſen im Laufe von ein paar Jahrhunderten von den alten Einwohnern wohl mehr rein gefegt, und haben alſo ein gewiſſermaßen reines germaniſches Blut bekommen. Von den Belgiern können wir aber nach den unbeſtimmten Angaben und leiſen Beſchreibungen der Römer unmöglich wiſſen, wie viel galliſches und wie viel germaniſches Blut in jeder ihrer verſchiedenen Völkerſchaften lebte. Aber wenn wir jetzt die äußere Geſtalt Gebärde und Art dieſes unſeres Auſtraſiens betrachten, ſo zerfallen ſeine Bewohner doch in vier bis fünf verſchiedene Theile. Der öſtliche Theil hat in Lebendigkeit Feurigkeit Geſchwintigkeit in Haltung Blick Rede und Mundart etwas dem Allemanniſchen Verwandtes, der Menſch ſcheint dort faſt ein Allemanne zu ſeyn. Dann kommt als zweiter Mann der Kurkölner Jülicher deutſche Luxemburger mit einem Gemiſch des Hochdeutſchen und Niederdeutſchen, in einer gewiſſen Übereinſtimmung damit auch Art und Gemüth, mehr Ruhigkeit Sachmächtigkeit und Schwerfälligkeit. Der dritte Mann iſt der Limburger Brabanter und der deutſche Lütticher (nämlich was im Lüttichiſchen deutſch iſt), fettes Landes ſchweres Land, die deutſche Lombardei, und in dieſem Maße mit einer vollen gleichmäßigen Ähnlichkeit der Menſch und das Thier und die Wohnung und das Geräth und Geſchirr des Menſchen. Die Menſchen — wem ſind die berühmten Brabanzonen nicht vernommen! — und die lütticher und brabanter Ochſen Pferde Wägen Häuſer! alles ſtark gewaltig faſt übermächtig und koloſſaliſch, in den Menſchen etwas Geſchloſſenes Feſtes und Stämmiges aber großer ſicherer ebenmäßiger Ausdruck des Lebens. Hier iſt, wie geſagt, das meiſte Belgiſche geblieben, hier wird man, wenn man die gewaltigen Fleiſche und Knochen und die mächtigen erſchütternden Köpfe erblickt noch heute an den Beinamen trux und ferox erinnert, welchen die Franken und Belgier bei den Römern führten. Der vierte Mann, der Flandrer und Weſtbrabanter beweglicher leidenſchaftlicher erregter, wiewohl in Sprache und Art dem dritten ſehr ähnlich, wahrſcheinlich mehr flämiſches und in Nordflandern auch wohl etwas frieſiſches Blut, ein Theil der größeren Lebendigkeit und Regſamkeit auf die Triebe Reize und Geſchäfte, welche das Meer giebt, anzuſchlagen. Der plattdeutſche Klever und Geldrer zeigt in ſeinem ganzen Weſen und Leben faſt nur den Sachſen und Weſtfalen. Der fünfte Mann iſt der Wallone, ein eigenthümlicher Menſch, in den Sümpfen und Waldbergen der Maas bis zur Schelde hin ſitzend, im Hinegau Lüttichiſchen Limburgiſchen und im Kammerich und einem Stück von Luxemburg. Hier mag der Forſcher ſich die Zähne zerknacken über all den möglichen Zweifelsnüſſen, welche bei dem Anblick dieſes Völkchens von dem Baume des ſchwachen Erkenntniſſes geſchüttelt werden können. Sie ſprechen ſchlechtes Franzöſiſch, mit einigen halbdeutſchen und wahrſcheinlich uralten belgiſchen Wörtern gemiſcht, ja mit einzelnen Wörtern und Redensarten, die an England und Skandinavien erinnern, ſie ſind aber himmelweit von den Franzoſen verſchieden, ſowohl von denen der Nordgränze, welche noch ſo ſehr an die Abſtammung von den alten Franken erinnern, als von denen im Innern Frankreichs. Was für ein Völkerzuſammengeröll oder Zuſammentreibſel ſie ſind, ſoll wohl verſchwiegen bleiben, wahrſcheinlich allerdings romaniſirte Abkömmlinge der alten Belgier, aber von welchen einzelnen Stämmen (der Nervier Kondruſer u. ſ. w.), wer will es ausmachen? In Leibesgeſtalt Knochenbau und Gebärde ſind ſie beide von den Franzoſen und von den Belgiern und Deutſchen verſchieden, meiſtens ein gedrungenes mittelwuchſiges Geſchlecht mit nervigten und ſtarken Gliedern ſtarkem Knochenbau, beſonders viele mit hervorſpringenden Backenknochen im Geſicht und mit tiefliegenden feurig blitzenden Augen, ſchwarzen und blauen, doch das Haupthaar meiſtens dunkel und ſchwarz, jedoch mit Ausnahme vieler limburgiſchen und luxemburgiſchen Wallonen, welche der Art und Gebärde dem Wuchs und der Farbe nach gleich vielen Nordfranzoſen nichts als in's Romaniſche überſetzte Deutſche ſind. Dieſe Wallonen liegen alſo wie ein Bruch zwiſchen den jetzigen Deutſchen und Franzoſen, ein rüſtiges bewegliches gewandtes anſtelliges kunſtreiches und arbeitſames Geſchlecht, zugleich mit düſterer aber heftig auflodernder Leidenſchaftlichkeit, viel ernſter und feuriger als die Franzoſen: ſie ſind, wo die Franzoſen ſcheinen [1]). Ihre ſtürmiſche Heftigkeit wie ihre ſtürmiſche Tapferkeit ſind weltbekannt, wiewohl man bei den Kriegsgeſchichten in dem Namen Wallonen meiſtens auch die Brabanter mit eingeſchloſſen denken muß, welche durch ihre wilde und unerſchütterliche Tapferkeit in den mittelaltrigen Feldzügen der Saliſchen und Hohenſtaufiſchen Kaiſer ſchon geprieſen waren. Hin und wieder ſtecken hier, wie in einzelnen Stellen der Alpen und des Jura, in einzelnen Berg- und Wald-Schluchten auch noch Brüche ſogenannter Romanen, ein matteres ſchwächlicheres und herabgeſunkeneres Geſchlecht als ihre Mitwohner die Franzoſen und Wallonen, möglicher Weiſe ein Erzeugniß galliſcher und belgiſcher Menſchen und römiſcher Anſiedler oder Soldaten der römiſchen Kriegslager. Aber wer hat bei manchen ſeltſamen und wunderlichen Völkerzeugungen als Zeuge geſtanden?

---

[1]) Schon ſagt Asmus omnia sua secum portans: Meiſter Arouet ſagt ich weine und Shakeſpeare weint.

Will man nun die Menſchen dieſes weſtlichen Auſtraſiens im Ganzen beſchreiben, vom Lande Köln und Jülich bis an das Meer und die Ausflüſſe der Schelde und Maas, ſo iſt ihr Karakter Feſtigkeit Ruhigkeit Entſchloſſenheit, bei den Mittleren faſt erhöhte Abgeſchloſſenheit und eine Gebärde voll Trotzigkeit und ſtolzen Bewußtſeyns, bei den Flandrern größere Beweglichkeit und Lebendigkeit, bei allen Geiſt der Unabhängigkeit und Selbſtigkeit, unbezwingliche Freiheitsliebe und Stolz auf Freiheit. Auch hier iſt das Lehnweſen mit mancher Hörigkeit eingedrungen, aber dieſe Franken haben immer viele freie Bauren behalten und freieſte tapferſte Bürger haben ſich in den Städten herausgebildet. Wie groß und herrlich iſt z. B. die Geſchichte Flanderns in Beziehung auf Geſetzlichkeit und wahren tapfern Sinn der Freiheit und Unabhängigkeit! welche Städte und welche Bürgerſchaften und ſelbſt der mächtige und reiche Adel der Scheldelande nimmer auf dem Nacken gepreßter höriger oder gar leibeigener Bauren ſitzend ſondern nur als gewählte Obrigkeit als Schöffen in den Städten und in der Landſchaft, ohne eine beſondere Adelsſtandſchaft als ein beſonderer Freier, an dem Gemeinweſen theilnehmend, welches im engſten Sinn nur aus den zwei Ständen, den mächtigen Äbten und Prälaten und den Städten, beſtand. Dieſe ſtarken trotzigen und doch ſehr beſonnenen und ſinnigen Menſchen, in welchen vieles von dem Karakter des Sachſenvolkes erſcheint, genießen im Gleichbilde mit der geſegneten Fülle ihres reichen Landes einer tiefen und ruhigen ſinnlichen Fülle und Beſchaulichkeit des Daſeyns mit feſtem Ernſt und gediegener Wahrheit im Ausdruck aller ihrer Triebe und Gefühle. Sie waren von jeher ausgezeichnet in den Künſten, welche das Leben ſchmücken, und ſind es noch heute. Die Baukunſt die Malerei die Muſik hat nach den neueſten Unterſuchungen an dem Rhein der Maas und in Flandern ihre Wiege gehabt. Malerei Muſik Blumen Andacht und Stille im Hauſe und in der Kirche, mit friſchem vollem ſinnlichen Lebensgenuß gepaart zeichnet dieſe Menſchen noch heute aus. Farbenſpiel Saitenſpiel Blumenſpiel, dieſes Zarte und Feine auf ſo lebenskräftige und willensſtarke Menſchen gelegt — der Gedanke führt tiefer.

Daß die nördlich über dem Rhein wohnenden Menſchen, die von Geldern Kleve Berg Franken hießen und waren, daß ſie aber, wie es am Tage iſt, gegenwärtig an dem eben gezeichneten Karakter kaum halb theilnehmen ſondern mehr den Übergang zu den jetzigen Weſtfalen machen, brauche ich bloß anzudeuten.

Wir kommen zu den Menſchen, welche jetzt gewöhnlich mit Einem breiten Namen Holländer genannt werden, zu den Bewohnern der ſogenannten Vereinigten Niederlande. Man hat ſie mit Recht Holländer genannt, denn die eigentlichen Holländer haben dem Ganzen in den letzten drei Jahrhunderten meiſtens Ton und Farbe gegeben. Bataver Mattiaken Kaninefaten vom alten Kattenſtamm wo ſind die geblieben und zuſammengemiſcht und endlich ausgemiſcht unter den frieſiſchen ſächſiſchen fränkiſchen Stämmen, welche dieſe Lande im unaufhörlichen Kampfe mit den Römern und mit einander wechſelnd durchzogen und überzogen haben! Jetzt ſpringen eigentlich nur zwei Beſtandtheile hervor, nämlich der ſächſiſche und dann der Hauptbeſtandtheil und derjenige, der das Ganze mit ſeinem Geiſt und Leben durchdrungen und durchgoſſen hat, der frieſiſche. Selbſt Südholland und die Seelande und ein Stück des nördlichen ſogenannten deutſchen Flanderns wohl dem geringſten Beſtandtheile nach nur mit Sächſiſchem gemiſcht; nur der öſtliche ſchwächere und unbedeutendere Theil des Landes (Geldern Zütphen Drenthe ein Stück des Stifts Utrecht) mehr ſächſiſcher Art; Nordholland und die Frieslande Groningen mit ſeinen Ommelanden u. ſ. w. rein frieſiſch. Wer nach Holland kommt aus andern deutſchen Landen, wenn er die Menſchen und ihre Art und ihr Leben ſieht, ihre Flüſſe Kanäle Gräben Schleuſen Deiche, ihre mächtigen Häfen Werften Landſtraßen Städte Feſten Schlöſſer und Thürme, die Tüchtigkeit Kühnheit Zweckmäßigkeit Nettigkeit Sauberkeit Klarheit in allem, ſteht er ſtill und ſtaunt und wundert ſich. Wenn er es länger geſehen und ruhiger betrachtet und nach Urſachen und Wirkungen und nach den Werken und Arbeiten der Menſchen ſich genauer erkundigt und unterrichtet hat, wenn er vollends die Geſchichten dieſer Menſchen etwas öfter aufgeſchlagen und durchblättert hat, ſteht er ſtill und lobt und bewundert. Alles dies, dieſes reiche Land dieſe prächtigen Städte dieſe blanken freundlichen ſtädtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitſame Menſch aus dem Schlamm herausgehoben und zum Theil den Wogen des Meers abgewonnen. Hier iſt nun am meiſten von Holland und Seeland die

Rede, weil dieſe dem Lande und dem Bewohner deſſelben das eigentliche Gepräge aufgedrückt haben. Daher müſſen ſie es ſich gefallen laſſen bei den Fremden alle Holländer zu heißen.

Aber dieſen Menſchen wie ſoll man ihn beſchreiben? etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausſchreit: ein Kerl mit Froſchblut, mehr Waſſer als Blut in den Adern, langſam klotzig ſteif kalt pedantiſch und förmlich, kurz nichts als Langweiligkeit Steifheit und Förmlichkeit? So iſt der Schein und ſo iſt das erſte Aufgreifen und Ausſprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren länger und aufmerkſamer betrachten, und du wirſt die erſte thörigte Rede ausſpeien und anders ſprechen müſſen. Denn wer darf wohl ſo hinfahren über ein Volk, das ein ſolches Land gemacht einen ſolchen Zuſtand geſchaffen hat, das eine ſo große Geſchichte hat ſo große Leiden und Freuden durchgekämpft hat als dieſe ſtillen oft ſo unſcheinbaren und oft auch wirklich ſo langweiligen und ſteifen Holländer? Aber bei allem dem, wie ſehr man diejenigen auch zurückweiſen muß, welche von den Holländern als von einer nur wunderlichen oder gar lächerlichen Erſcheinung reden mögten, ſitzt und ſteckt in der holländiſchen Art etwas Unbeſchreibliches. Man muß ſie ſehen und lange und viel ſehen, um ſie von innen heraus verſtehen zu lernen. Wenn man ſo in die holländiſchen Städte und Dörfer kommt oder in die einzelnen Häuſer tritt und die Menſchen ſo ſtill und langſam und doch ſo nett und reinlich, als hätten ſie mit Arbeit und Mühe ſich nur leicht zu befaſſen, einhergehen ſieht, wenn der Bauer langſam und bedächtig wie ein Storch in ſeinen hohen Holzſchuhen einherſchreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langſamer breiter Rede dir begegnet, ſo könnte dir einfallen, ein ſo ſtilles bequemes Geſchlecht könne dies Land nicht gemacht dieſe gewaltigen herrlichen Werke nicht geſchaffen haben, die alten Cyklopen, welche dieſe Mauern Thürme Wälle und Deiche aufgethürmt, ſeyen lange ausgeſtorben und ein ſchlechteres matteres Geſchlecht habe ihre Stelle eingenommen. Aber tiefer auf den Grund der Dinge geſtiegen wirſt du alles von einer andern Seite anſehen lernen. Der Holländer, der jetzige Holländer, ſteht da im Bewußtſeyn der Wohlhabigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieſes Landes iſt, wo nur Fröſche Möven und Rohrdommel ihre heiſeren Stimmen tönen laſſen würden, wenn der Menſch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten Schaufel und Ruder in der Hand ſein Werde! gerufen hätte. Es iſt der ſtille zahme Seelöwe, der ſich im Gefühl des Behagens auf die trockenen Klippen an die Sonne gelegt hat. Wenn man dieſen Menſchen ſieht, wie nett ſeine Kleider ſeine Schuhe wie wohl geſetzt ſeine Paruke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art ſeine Flur ſein Vorhaus in zierlichſten Schnörkelchen und Bildchen geſchmückt iſt, zwiſchen welchen er Wochen lang herumſpazieren kann, ohne ein Spierchen zu verrücken, wenn man ſeine Gärten ſieht, wie alles verziert ausgeſchmückt mit bunten Muſcheln und Steinen ausgelegt und zu hundert und tauſend verſchiedenſten Geſtalten wie in einer myſtiſchen ſymboliſchen Zauberei gedreht geſchnitzt gewendet iſt, wenn man auf ſeine Dreſchtenne in ſeinen Kuhſtall tritt, ſo reinlich und nett gefegt und gebonert, daß eine Prinzeſſin mit ihrem Schleppkleide darüber ziehen könnte, ohne daß ſich etwas Ungebürliches daran hängte, dann begreift man den Inhalt des holländiſchen Wortes Moje, der Inbegriff alles Zierlichen Bequemen und Luſtigen in holländiſcher Sprache. Dieſes weiche Wort drückt gleichſam durch ſeinen Laut ſchon das gewöhnliche holländiſche Weſen aus. Aber ſtöre dieſen Seelöwen auf und jage ihn von den Klippen der ſtillen ſonnigen Lage in's Waſſer, da ſiehſt du ihn ſpielen und plätſchern, da hörſt du ihn brauſen, da bläſt er das Waſſer aus ſeinen Nüſtern himmelan, da brüllt ſein Zorn auch wohl mitunter auf, daß dir die Haare vor Grauſen auf dem Kopfe ſauſen. Ja am Ruder und auf den Maſtſpitzen muß man den Holländer ſehen, auf dem Waſſer muß man ihn ſchalten ſehen, wo der auch auf jenem wilden Element ſtille und ruhige Menſch mit ganz anderem Blick und mit viel geſchwinderen Hand und Fuß den Wellen gebietet. Freilich iſt er ruhig beſonnen und behaglich aber in ſeinem Innern ſteht eine Hartnäckigkeit und Trotzigkeit eine Feſtigkeit und Entſchloſſenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; und wie ſehr in Vielem auch eine gewiſſe ſtumme Trockenheit eine gewiſſe oft langweilige Einerleiheit und Langweiligkeit erſcheinen mag, jeder Holländer iſt doch ſehr ein Menſch für ſich, nicht allein mit eignem Willen ſondern mit Eigenwillen, und zwar nicht bloß mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Zu dem ungerechten Urtheile über die Holländer, was ihnen das Träge und

Bequeme gleichſam als zweite Natur beilegt, trägt der Karakter der Sprache, die ſie überkommen haben und gebrauchen, wohl am meiſten bei. Wir wiſſen aber, wie viel Zufälliges in der Sprache liegt, welche einzelne Völkerſchaften oft von ganz Andersartigen erben und in deren Art und Ton ſie ſich ſchon einleben müſſen. Denn trocken unmuſikaliſch eintönig iſt dieſe Sprache nun einmal und gleich der engliſchen von den heiſeren ſchrillen Tönen der Seevögel durchſchoſſen.

Schmuck des Lebens. Reinlichkeit und Sauberkeit faſt bis zur Übertreibung, ſo weit, daß es uns andern Deutſchen oft peinlich wird; Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgiſchen Nachbarn, ſie iſt eine holländiſche Leidenſchaft; Farbenfreude, daher hat die Malerei auch hier ihre fröhlichen Zeiten gefeiert. Man mögte dies, wenn es nicht geborne Anlage wäre, faſt wie eine Schöpfung des überlegenden Verſtandes anſehen. Hier in dieſer mächtigen den Menſchen verſchlingenden Einförmigkeit, in dieſem Lande der Sümpfe Marſchen und Haiden, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen und Obſtgärten ſich erheben und der Menſch hinter ſeinen Deichen und Wällen den Pflug und die Senſe rührt, hier, wo die Nähe des Meers und die faſt immer und allenthalben naſſe Erde eine feuchte matte Luft und einen oft umnebelten Himmel zeugt, hier, wo Torfland Marſchland fette Erde Torf- und Steinkohlen-Staub alles in Schmutz und Dreck verkommen laſſen würden, wenn der Menſch ſich dagegen nicht wehrte, hier, mögte man ſagen, hat er ſich in der Freude an dem Netten Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereitet. Man muß dies wohl um ſo höher anſchlagen, jemehr man Drecklande ſieht, welche ihre Bewohner ruhig Drecklande bleiben laſſen.

Alſo der ſtille Seelöwe, der feſt und ruhig waltet, der unter einem ſtillen und oft wie mit einem dämmernden Schlummer übergoſſenen Äußern einen trotzigen Muth und eine tiefe Leidenſchaft verbirgt! Denn rühr' ihn nur an, wo ſein Leben ſitzt und wo er dieſes Leben bedroht fühlt, und du wirſt ſehen, mit welchen Zornflammen er auflodert und wie der geweckte Aufruhr ſeiner Natur alles um ſich her aufſchrecken und niederwerfen will. Geh hin und erinnere dich nicht bloß der Geſchichten von Albas Tagen oder als die Olden Barnevelte und de Witte als Opfer fielen ſondern durchblättre die Geſchichten von Brügge Ghent Antwerpen Dordrecht Leiden u. ſ. w. durch das ganze Mittelalter, und du wirſt an den Küſten dieſer Seelande die ähnlichen Erſcheinungen finden. Es iſt das Ungeſtüme und Unbändige, wo dieſer frieſiſche Mann ſeine Art und ſeine Freiheit in Gefahr glaubt, es iſt das Feſte und Stille, wo die gewöhnlichen Zuſtände eintreten.

Wie geſagt, er hat das Gefühl, und wer wagt es ihm zu beſtreiten? daß dieſes Land im eigenſten Sinn ſein Land iſt, daß er es ſich geſchaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit dieſer großen Schöpfung alles was Muth Beſonnenheit und Verſtand heißt zuſammennehmen müſſen; Zucht Ordnung Klarheit des Urtheils Nüchternheit der Überlegung ſind auf die Weiſe ſein Weſen geworden; er will und muß in ſeinen Gedanken und Werken Ordnung und Folgerichtigkeit haben, er haßt alles Schwimmende Unbeſtimmte Übertriebene in Gefühlen und Gedanken und ſchilt es gern deutſche Krausköpfigkeit 1) deutſche Schwärmerei. In ſeinen Geſetzen in ſeiner Religion iſt er daher gern auf dem trockenen klaren Wege geblieben. Indeſſen ſeine Religion die holländiſchkalviniſche hat er ſich nicht gemacht, er hat die gemachte ſchon vorgefunden und ſie bei ſich in eine noch ſtrengere Form gegoſſen, als ſie an ihrer Geburtsſtätte in Genf hatte. Indeſſen ſie hat ihm beliebt, als die der klaren einfachen Form ſeiner Verfaſſung angemeſſen war, die das Demokratiſche ſeines Karakters und ſeiner Weltanſicht am leichteſten in ſich aufnehmen konnte. Der holländiſche ſtrenge trockene dordrechtiſche Kalvinismus ſteht offenbar in einer gewiſſen Ähnlichkeit und dann auch wieder in einer großen Verſchiedenheit zu der proteſtantiſchen engliſchen Hochkirche; nur daß dieſe das monarchiſche ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichſam eine Darſtellung äußerlicher Herrſchaft der Kirche, die dort ja auch beſteht, beibehalten hat; denn in dem ganzen engliſchen Volke, wie demokratiſch wunderlich der Einzelne ſich oft auch gebärden mag, herrſcht doch ein adlicher ariſtokratiſcher Sinn vor. Es iſt dieſe Ähnlichkeit und dieſer Unterſchied gleichſam das unterſcheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren Beſtimmten

---

1) Krollebol ſchilt er wohl den Deutſchen, indem er zugleich eine äußere Ziererei und innere Verworrenheit der Gedanken bezeichnen will.

und Feſten in dem Leben und in der Verfaſſung, beide fragen bei allem, auch bei dem Höchſten: was nutzt es? wie ſteht und beſteht es auf der Erde? ſie fliegen mit dem Deutſchen nicht gern ſo hoch, daß ihnen die Erde unter den Füßen verſchwindet. Man mögte behaupten, ſie ſind in Beziehung auf das religiöſe Leben auch mehr als die Deutſchen auf ein Feſtbeſtimmtes auf die abgemachte Orthodoxie hingewieſen. So iſt bei beiden auch die Miſchung verſucht und zum Theil vollbracht, eine Miſchung, welche auf ſolche Weiſe doch nicht ſeyn darf, wenigſtens in dem Grade nicht ſeyn darf, wie ſie bei ihnen vollbracht worden, daß ſie in ihrer Kirche das Politiſche und Religiöſe ſo dicht und feſt als möglich haben zuſammenzuſchließen geſucht, um gleichſam ein recht einiges chriſtliches Gemeinweſen zu bilden. Dieſe Zuſammenmiſchung des Weltlichen und Geiſtlichen des Irdiſchen und Himmliſchen in dem Prieſterrocke hat denn die natürliche Folge gehabt, daß dieſe beiden Kirchen ganz gegen die Erlaubniß des proteſtantiſchen Grundſatzes gelegentlich haben blutig verfolgende Kirchen werden können. Wir ſehen wie beide ſowohl die dieſſeits als die jenſeits des Meers eben in unſern Tagen ſich ſchütteln und zerwerfen, um in Mitte der neuen Meinungen und Strebungen die jetzt unmögliche Strenge und Härte zu behaupten ja ſogar enger und feſter zuſammenzuziehen.

Aber du ſprichſt, der Holländer haſſe alles Schwimmende und Schwärmeriſche, und doch — Haſt du denn vergeſſen, wie die trüben und neblichten Wolken ſich auf das Gehirn der Menſchen ablagern und dort wunderliche Sprünge und Überſprünge der Fantaſie erzeugen? haſt du vergeſſen, was im Mittelalter um Lüttich und Maastricht als Geiſſeler und Veitstänzer aufſprang und ganz Belgien und Niederland bis an den Ocean durchtanzte und ſich oft auf der Stelle todt tanzte, ſo daß man von dieſen Tanzplätzen eines ſchwärmeriſchen Wahnſinns oft Leichen aufleſen mußte? haſt du die Namen Picarden Begarden vergeſſen, die hier am längſten und tiefſten wurzelten? und daß alle Schwärmer und Sektenſtifter in dieſen Landen zuletzt immer noch ihre Gemeinde gefunden? Dies alles ſpielt auf geſchichtliche Wirklichkeiten hin, und doch behaupte ich, daß der Holländer und ſein Stammgenoß der Brabanter und Flandrer das Ding haßt ja verabſcheut, was wir Andre mit dem Namen Schwärmerei meinen: nämlich die unbeſtimmte Bienen gleich ſchwärmende und umfliegende Bewegung des Geiſtes, die Luſt am Spiel mit unbeſtimmten Bildern und unendlichen geſtaltloſen Gefühlen und Anſchauungen, daß er die deutſche Schwärmerei von ganzem Herzen haßt. Er kommt da als ein mehr trockner und klarer Menſch mehr mit dem Schweden und Engländer überein. Wie viele Schwärmer ſind in jenen beiden Landen geboren! und wie haben ſie und alle, die irgendwo ausgebrütet ſind, ſich auch faſt alle in Holland angeſiedelt! auch deswegen angeſiedelt, weil ſie es des Grundſatzes der Religionsduldung wegen durften. Aber alle Schwärmereien, wo ſie auch ohne Leib geboren ſind, nehmen in jenen drei eben genannten Ländern einen beſtimmten Leib an, ſie werden mit Einem Worte viel leibhaftiger und körperlicher, als der deutſche Schwärmer ſie geſtaltet, der ſich leichter mit glänzenden Wolkenumarmungen begnügt. Hierüber indeſſen und über dieſe Unterſchiede in der religiöſen Geſtaltung und Verkörperung der Ideeen läßt ſich ein Jahrtauſend grübeln und ſtreiten. Wer ſchwediſche und holländiſche Karaktere und Geſchichten ſtudiert hat, der verſteht ungefähr, was ich meine;- ich ſage aber ſelbſt ehrlich: ich meine ungefähr, daß dieſe Unterſchiede ſich ſo verhalten.

Wir haben ziemlich lange bei unſern Holländern verweilt. Dies Verweilen war auch ein Verweilen bei den Frieſen. Nun noch einige Worte im Beſonderen über ſie:

Dieſer edle Stamm ſaß weiland und ſitzt noch in ſeinen Nachkommen auf einer Länge von hundert deutſchen Meilen von den Sümpfen und Inſeln Nordflanderns an längs den Küſten der Nordſee bis hoch in Jütland hinaus: die Nordholländer die Weſtfrieſen die Oſtfrieſen einzelne Sprenglinge in die Lande Bremen und Verden hinein an der Jade im Alten Lande im Lande Hadeln in Dietmarſen und die Frieſen in Schleßwig — welche Namen und welche Erinnerungen von Thaten! Die Frieſen machen Hollands und Seelands Kern aus, ſie ſind mit ein Kern von England, ſie ſind, wo ſie in deutſchen Landen wohnen, allenthalben ein in ſeinen Ehren anerkanntes und geprieſenes Volk. Die edlen freien Frieſen ſo hörten ſie weiland und hören noch gern ſo. Sie haben von jeher die bebenden und unſicheren Sumpfmoore und Marſchlande der Nordſee, auch einige zwiſchenlaufende Geeſtlande bewohnt. Wahrſcheinlich haben ſie von der Beſchaffenheit dieſes Landes den Namen. Holland

Chaukenland Friesland ſcheint in verſchiedenen Lauten die gleiche Bedeutung zu haben: Holl un boll, was leicht zuſammenfällt, inwendig hohl; Chauken: Quaken, Quakenbrügge Paß zu den Chauken (Möſer) Quaker Quakſtert Wippſtert (Bachſtelze); Frieſen ſchaudern zittern frieren; endlich die Erklärung voll zu machen: Nord- und Süd-Bebeland (Seeland).

Dieſe edlen freien Frieſen haben nimmer das Gefühl verloren, welches ſie unter Nero in Rom zeigten. Die Frieſen waren mit den Römern im Streit über Felder, die ſie in der Nähe der römiſchen Rheinlinien eingenommen hatten, und ſchickten deswegen ein paar Häuptlinge als Geſandten nach Rom. Dieſe da ſie von Nero in den erſten Tagen kein Gehör erlangen konnten, beſahen ſich die große Stadt und ihre Merkwürdigkeiten; unter andern ward ihnen auch das berühmte Theater des Pompejus gezeigt. Indem ſie dies beſahen und die Sitze der verſchiedenen Range ihnen erklärt wurden, erblickten ſie einige Männer in fremdartigen Kleidern und Schmuck auf den Bänken der Senatoren, und als man ihnen ſagte, das ſeyen Ehrenſitze, wo man Geſandte der Fürſten und Völker hinſetze, welche bei den Römern in beſonderer Freundſchaft und Achtung ſtünden, brachen ſie aus: „Keine Menſchen übertreffen die Germanen „an Tapferkeit und Redlichkeit" und ſetzten ſich mir nichts dir nichts unter den Senatoren hin. Frei tapfer ſtandhaft das hieß und heißt frieſiſch. Dieſer edle freudige Stamm konnte nimmer zu Knechten erniedrigt werden. Man lieſt noch heute mit Bewunderung die Kämpfe der Dietmarſen und wie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Stadinger, welche dem Erzbiſchof von Bremen und Hamburg eben ſo wenig zinsbar ſeyn wollten, durch einen Kreuzzug faſt ausgerottet wurden. Es war bequem, man machte diejenigen, welche man unterjochen wollte, zu Ketzern, wie eben damals den Albigenſern geſchah, und ſo überfuhr und vertilgte man ſie im Namen Gottes.

Wenn man in holländiſchen Städten, beſonders in Amſterdam ſpazieren geht und ſich auf dem Fiſchmarkt oder am Hafen und an den Landungsplätzen, um die Menſchen zu beſchauen, umhertreibt, wie leicht kann man den Nordholländer und die Nordholländerin und die Leute aus den Frieslanden von den Südbewohnern dieſer Lande unterſcheiden, die ſchon mehr durch einander gemiſcht und durch ſolche Miſchung und eine gemeinſame Bildung einander verähnlicht ſind! Die ſtarken tüchtigen Geſtalten die kühnen ſtolzen Geſichter die breiten offenen Stirnen mit den ſchön gewölbten dunkeln Brauen und den zornig rollenden dunkelblauen Augen Tritt Gang Art — alles zeichnet durch ſeine feſte Haltung augenblicklich den Frieſen. Selbſt in dem Auge des Weibes glänzt ſolcher Ernſt und Muth, daß man wohl glauben mögte, ginge es einmal wieder in einen Kampf auf Leben und Tod und ſtünde der böſe Sprung in Schande und Vernichtung da, dieſe würden wie die alten Germaninnen auf den Leichen ihrer Männer ihre Kinder tödten und ſich an ihren langen Locken erhängen. Nie haben dieſe Frieſen ſich im Mittelalter das Cölibat aufdringen laſſen, nie hat ſich bei ihnen das Lehnweſen entwickeln können; die Häuptlinge haben wie in Schweden und Norwegen mit den Bauren unter gleichem Landrecht wohnen müſſen; noch heute müſſen in den frieſiſchen Bezirken des Bremiſchen und Verdenſchen die Grafen und Freiherren mit den Bauren unter gleichem Stimmrecht in Feld- und Polizei-Gerichten ſitzen. Nur in den Außenbezirken der niederländiſchen Frieslande iſt die Macht des Biſchofs von Utrecht und der Einfluß deutſcher Ritterſchaft ſo groß geweſen, daß ſich daſelbſt hin und wieder Lehnshörigkeit entwickelt hat. Es iſt bekannt, daß die frieſiſche Mundart durch die Miſchung der Sachſen mit den Frieſen und durch den überwiegenden Einfluß des viel breiteren und größeren Sachſenvolkes längs ihren Gränzen hin allmälig untergegangen und gleich der holländiſchen faſt ganz verſachſet worden iſt; aber eigen iſt ihnen, daß ſie mit großer Eiferſucht und dichter Geſchloſſenheit ihre Sitte Art und Weiſe gegen fremden Eindrang zu vertheidigen ſuchen. Niebuhr pflegte über die eigene frieſiſche Art über ihre Abgeſchloſſenheit und Beklommenheit vor den Fremden ja über ihre Scheu und Abneigung gegen dieſelben lehrreiche Anekdoten aus dem mit ihnen gepflogenen Umgang zu erzählen. Durch dieſe Geſchloſſenheit in ſich und die Abgeſchloſſenheit und Verſchloſſenheit gegen alles Fremde widerfährt den Frieſen wohl, daß dieſe Fremden ſie nicht bloß für ſtolz ſtarr und eigenſinnig ſondern wohl gar für dumm und beſchränkt halten. Darüber können ſie ſich tröſten — waren doch, der Älteren nicht zu gedenken, die beiden Niebuhre und Reil aus ihrem Stamm.

Der Sachſe von Quedlinburg Aſchersleben Magdeburg und

Soltwedel bis zu den Frieſen und zum Rhein hinab, der Enkel der Oſtfalen Engern und Weſtfalen, langbeinig langarmig blauaugig und ſchönaugig, vorherrſchende Blondheit. Hier auch große Ruhigkeit und Sachtmüthigkeit aber mehr Mittheilſamkeit und Freundlichkeit als bei den Frieſen, ſonſt Feſtigkeit Hartnäckigkeit ſtille Tapferkeit ruhiges Halten an altem Geſetz und alter Sitte, ſcherzhafte und freundliche Ironie und Geſpaßigkeit des Lebens. Man ſagt: weniger Poetiſches und weniger hohen fliegenden Geiſt als bei den allemanniſchen thüringiſchen gothiſchen Stämmen. Die Sprache: Das Hochdeutſche nur bei den Gebildeteren und Gelehrten entwickelt, auch da nicht unmittelbare Quelle.

Ich habe oben ſchon darauf hingewieſen, daß dieſer Theil Deutſchlands den erſten römiſchen Berichterſtattern über Germanien zum Muſter gedient hat; ſie mußten von ihren röthlich blonden Haaren blauen Augen hohen Leibern und langen Armen bald Schreckengeſchichten erzählen, um die Wiegenkinder wie mit Alp- und Geſpenſter-Geſchichten damit in den Schlaf zu lullen. Noch jetzt ſind dieſe ſtarken Leute dieſe langen Arme nicht ausgeſtorben. Geh und beſchaue dir die Ausgehobenen und Ausgelooſeten des Münſterlandes oder der Lande Bremen und Halberſtadt, und du wirſt finden, daß Tacitus ſich jetzt noch hinſetzen und den Leuten in Toſkana und der Romagna germaniſche Wunder erzählen könnte. Auch herrſcht die Blondheit bei den Baurengeſchlechtern noch vor und das blaue trotzige Aug und der gewölbte Bogen der Brauen. Ich ſpreche bei dem Sachſen von größerer Freundlichkeit und Mittheilſamkeit als bei dem Frieſen. Der Frieſe außer ſeiner gebornen Anlage bewohnt ein ſehr eigenthümliches Land, er iſt zu gleicher Zeit Fiſcher und Schiffer, was ihm den trotzigen Ausdruck als auch Ausdruck des naſſen Elements noch mehren muß. Der Sachſe wohnt unendlich weiter zerſtreut, auch durch mannigfaltigere Formen des Klimas und der Bedürfniſſe und Geſchäfte des Lebens nach verſchiedeneren Seiten hingezogen; er iſt darum biegſamer mittheilſamer weicher und freundlicher. Gutmüthigkeit und Langmüthigkeit und ſtille Tapferkeit — das iſt ſo recht ſein Karakter. Daß das leicht in eine gewiſſe Trägheit und Faulheit in eine unbeholfene und widerliche Schlotterigkeit und Lotterichkeit ausartet, verſteht ſich von ſelbſt; denn ſo feſt ſteht der Sachſe nicht, ſo entſchloſſen nimmt und hält er ſich nicht zuſammen als ſein Nachbar der Frieſe.

Ich nenne freundliche und ſcherzhafte Ironie des Lebens und Geſpaßigkeit als eine Eigenthümlichkeit des ſächſiſchen Stammes. Dies hätte ich ſchon bei den Weſtfranken Holländern und Frieſen erwähnen ſollen. Die ganze niederſächſiſche Sprache, bei Dünkerken anzufangen und in Kiel und Stralſund aufzuhören, hat einen eignen hervorſtechenden Zug des langſamen Spaßes und der fortſpielenden Ironie. Ich ſage langſamer Spaß; denn wirklich das iſt dieſen Völkerſchaften eigen, daß ſie die Dinge und die Bilder der Dinge am liebſten durch die mannigfaltigſten Umkehrungen und Verſchiebungen ſehen und betrachten. Dies geht durch die gewöhnlichen geſellſchaftlichen Scherze Spiele und Späße und ſelbſt durch die Namen und Zeichen, womit ſie die Dinge nennen und bezeichnen. Wie ſind ſie zu dieſer Geſpaßigkeit gekommen? Ich borge dies hübſche Wort von den Öſtreichern. Ich denke, zuerſt durch ihre natürliche Anlage, welche uns ein Geheimniß bleibt; zweitens, glaube ich, wirkt eine gewiſſe Verneinung, ein gewiſſer ſchlechter ja ſchlimmer Spaß, welchen die Natur in dieſen Landen mit dem Menſchen zu treiben ſcheint, die zu große Einförmigkeit der Naturbilder, welche den Menſchen durch keine mannigfaltigen Reitze aus ſich herauslockt ſondern ihn immer zur Selbſtbetrachtung und der Abwechſelung der ſelbſtgemachten Bilder wegen zur Beſchauung in vielfach gewendeten und oft auch in umgekehrten Spiegeln zurückführt — dieſes Zweite wirkt wohl am meiſten auf die Entwickelung derſelben. Man mögte ſogleich geſpaßig ſagen: es iſt der Menſch an den Waſſern, in deren Spiegeln ſich alle Gegenſtände auf den Kopf ſtellen, kurz ein Unten oben und umgekehrt. Genug, die Anlage iſt allgemein, und die unvollkommene und einförmige Natur ſcheint zu Späßen über die Gegenſtände und Bilder, welche ſie zeigt, und endlich zu Späßen über das Hauptbild, über den Menſchen ſelbſt, zu führen. Holländiſcher Humor z. B. iſt ein gar eigenthümliches Ding, man kann ſchon bei den alten Dichtern, bei Vondel und Cats, ein gutes Theil davon ſehen; Hamburger Roſtocker Humor nun davon haben wir auch poetiſche Muſter; endlich preußiſcher Humor und preußiſche Ironie (ich meine das eigentliche Preußen, das große kalte nordiſche Küſtenland, das in mancher Beziehung ein preußiſches Seeland und Friesland heißen könnte) preußiſcher Witz — nun ihr erinnert euch wohl Hamanns Hippels Kants Herders und Werners. Dieſe Ader als eine eigenthümliche geht bis zu den Schweden und Dänen hinauf u. ſ. w.

Über die gewöhnliche Behauptung, hier ſey wenig Poetiſches und Hochfliegendes im Volke, ſind oben einige Worte geſprochen zur Abwehr und Verſtändigung und wie die Sachſen und alle, die in ihren Mundarten ſprechen, dadurch ſehr im Nachtheil ſtehen, daß das Hochdeutſche faſt auf gelehrte Weiſe von ihnen erlernt werden muß und nicht als unmittelbare Quelle bei ihnen ſprudelt. Dies iſt ein ſehr Großes und nimmt dem, welcher in hochdeutſcher Sprache darſtellen und ſchildern ſoll, manche Unmittelbarkeit, welche der Thüringer und Schwab gleichſam umſonſt und mehr natürlich hat, und giebt ihm den Schein des mittelbar und mehr durch Nachdenken und Kunſt geſchaffenen nicht des durch unmittelbaren Trieb in voller glänzender Rüſtung aus dem Haupte des Zeugenden entſprungenen Werks und Geſchöpfes.

Dieſe Sachſen haben ſich nun nicht nur nach Britannien gegen Weſten ſondern noch viel weiter gegen den Oſten hin verbreitet und dort die altgermaniſchen Lande von weiland der deutſchen Sprache und Herrſchaft wiedergewonnen. Sie ſind nach Siebenbürgen ſie ſind an den Pregel und an die Düna und Neva gekommen, in Lievland ſind im ſechszehnten Jahrhundert plattdeutſche Bibeln und Katechismen gedruckt. Es iſt eine Frage, die ſich geſchichtlich urkundlich nicht auflöſen läßt, die aber oft aufgeworfen iſt: waren die von Slaven beherrſchten weiland germaniſchen Lande öſtlich zwiſchen Elbe und Weichſel rein ſlaviſch? war im fünften ſechsten Jahrhundert alles Germaniſche entweder von dort ausgewandert oder zertreten und vertilgt oder war ein großes Überbleibſel, freilich nach und nach ſlavoniſirt aber doch immer mit germaniſcher Art und Anlage begabt, unter den Slaven ſitzen geblieben, welches denn bei der vom zehnten bis zwölften Jahrhundert wieder vorrückenden deutſchen Herrſchaft ſich mit den verwandten deutſchen Stämmen jetzt leichter wieder zuſammenband und verſchmolz? Man mögte das faſt glauben, vorzüglich wegen des ſo geſchwinden Verſchwindens der ſlavoniſchwendiſchen Sprache in dieſen Landen, welche in zwei Jahrhunderten völlig untergegangen war, da doch keine gegen die Slaven gewaltſam gebrauchte Tyrannei gemeldet wird noch die eingewanderten Deutſchen durch irgend einen wiſſenſchaftlichen oder literariſchen Glanz, wodurch ſie das Wendiſche geſchwind hätten überwuchern und erſticken können, ausgezeichnet waren, da viele dieſer Landſchaften auch unter deutſcher Herrſchaft immer noch von Fürſten wendiſchen Stammes regiert wurden, bei welchen man weder Neigung noch Vortheil ihre eigne Sprache unterdrücken zu helfen vorausſetzen darf. Dies war z. B. der Fall bei den Fürſten von Mecklenburg Pommern Schleſien. Auch werden nirgends gewaltſame oder hinterliſtige Vertilgungsmittel gegen die ſlavoniſche Sprache gemeldet. Außerdem wird die Vorausſetzung, es ſey in den Menſchen jener Ländergebiete viel Germaniſches übrig geweſen, durch die uralte Abneigung und Widerwillen der Slaven gegen die Deutſchen wahrſcheinlich; denn wo ſie irgend in einigen Klumpen unter den Deutſchen beiſammen geblieben, da haben ſie ihre Sprache und Art auch mitten in ihrer Abgeſchnittenheit hartnäckig behauptet. Geh nur zu den Kaſſuben in Hinterpommern zu den Wenden in der Lauſitz; ja ſelbſt im Lüneburgiſchen an den Gränzen der Altmark um Dannenberg Hitzacker u. ſ. w. wie lange hat ſich ein Häuflein zuſammengedrängter Slaven mitten unter Deutſchen in ſeiner Eigenthümlichkeit und mit ſeiner Sprache bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein zu behaupten gewußt!

Dieſe ſächſiſchen Kolonielande, die wiedereroberten altdeutſchen Lande, deren die ſächſiſche Zunge ſich nach und nach bemächtigt hat, ſind in Deutſchland: ein Stück des öſtlichen Holſteins Mecklenburg Pommern die Marken Brandenburg ein Theil der Lauſitz Preußen. In dieſe Lande kamen der Sachſe und auch viele Frieſen Holländer und Franken vom Niederrhein als Verdeutſcher oder, wenn man will, als Wiederbeleber des Deutſchartigen.

Eine Merkwürdigkeit iſt, daß in einem Theil dieſer Lande, in Holſtein Mecklenburg Vorpommern nämlich, die reine körnige ſächſiſche Mundart, wie ſie urkundlich im dreizehnten Jahrhundert geſprochen und geſchrieben ward, ſich am reinſten erhalten hat, mit einer gewiſſen männlichen Volltönigkeit, welche in dem Stammlande ſehr verloren iſt, in deſſen meiſten Landen nach meiner Beobachtung eine den Dänen ähnliche Unart die Sprache immer mehr geſchwächt und entnervt hat, ſo daß ſich die ſächſiſchen Hauptlande in dieſer Beziehung zu Holſtein und Mecklenburg ungefähr verhalten wie Dänemark zu Schweden. Die Sprache hat nämlich aus weichlicher Bequemlichkeit und Faulheit der Menſchen ihre Knochen verloren und nur das ſchlaff ſchlotternde Fleiſch behalten, indem die faulen Leute die Mitlauter herausbeißen oder verſchleifen. Es wäre nun lächerlich leugnen zu wollen, was die Süddeutſchen den Norddeutſchen oft eben ſo unverſtändig und undeutſch als bitter und gehäſſig zuwerfen, daß in dieſen deutſchen Nordoſtlanden nicht manches Wendiſche und Slaviſche ſitzen geblieben und auch in die Art und Sitte der Menſchen zum Theil übergegangen ſey; indeſſen wenn man ſich die Geſtalten und Geſichter betrachtet, erhält man neben der Sprache doch außerordentlich den niederrheiniſchen und weſtfäliſchen Eindruck; dahingegen, wo der Pole beginnt, andre Köpfe andre Augen, ſtatt der blauen meiſtens ſehr graue, andre Sitten und Weiſen, ein liſtiges ſchlüpfriges leichtes und gewandtes Weſen, wovon in den dieſſeitigen Landen bei dem Bürger und Bauren keine Spur iſt. Auch das mögte für die Vorausſetzung ſprechen, daß die Deutſchen bei der Wiedergewinnung dieſer Lande daſelbſt viel deutſche Art gefunden, daß die ſlaviſche Art allenthalben, wo ſie mit ihrer Sprache noch in den Gränzen ſitzt oder wo ihr Stamm urkundlich dichter geſeſſen hat und wo ihre jetzt verdeutſchten Urenkel noch jetzt dichter wohnen, ſich allenthalben durch kleinere Köpfe bezeichnet, was in einigen Gegenden Oſtfrankens und im Eichsfelde und von da längs der Straße gegen Merſeburg hin und im Lande Altenburg in Thüringen auffällt.

Es lebt alſo in den oben genannten im zehnten elften Jahrhundert noch wendiſchen Landen jetzt der ſächſiſche Karakter, eine gewiſſe Langſamkeit Harmloſigkeit Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit. Es mögte jedoch hin und wieder ſcheinen, daß die deutſche Fröhlichkeit oft ſehr in ſlaviſche Luſtigkeit und Leichtfertigkeit überſchlage und mehr Sinnlichkeit und ſinnliche Genußſucht mit ſich führe, namentlich in den Küſtenlanden Mecklenburg und Pommern; aber eine gewiſſe Munterkeit und Luſtigkeit, die dort merklich vorherrſcht, die man aber mit ſehr ähnlichem Gepräge auch in Preußen und in Schweden und Norwegen findet, wird wohl mehr dem Seeleben und ſeiner rüſtigen Beweglichkeit verdankt als der ſlaviſchwendiſchen Wurzel, deren leichtſinnige Sproſſen indeſſen nicht geleugnet werden dürfen. Darin auch ſind die Mecklenburger Pommern und Preußen ganz ächte Germanen, daß ſie die See und den Seeverkehr lieben und ſuchen, was kein Pole oder Ruſſe jemals freiwillig thun wird. Sie ſind wie die Holſteiner, die jedoch, mit Ausnahme der Dietmarſen, mehr Sanftes und Weiches haben, ein ſtarkes rüſtiges und kriegeriſches Geſchlecht, die Pommern vor allen ſeit dem großen Kurfürſten und Friedrich dem Großen durch ihren fröhlichen Kriegsmuth glänzend berühmt. Die weiter vom Meer ſüdlich wohnenden, z. B. die in den brandenburgiſchen Marken, haben mehr etwas Ernſtes und Geſchloſſenes. Der Miniſter Stein, der für alle Dinge des Lebens und Staates wie ſein Freund Niebuhr einen ſcharfen und treffenden Blick hatte, ſagte von den Bauren der Marken, dieſen ernſten ſtillen Männern, die oft ein viel trotzigeres Geſicht machen als die Meeranwohner: ſie gucken mit finſtern Augen wie der Wolf aus der Sandgrube.

In dem Nachtheile ſind dieſe deutſchen ſächſiſchen Kolonielande auch größtentheils bis auf unſre Zeiten geblieben, daß die alte frieſiſche und ſächſiſche Unabhängigkeit, wenige glückliche Gegenden abgerechnet, bei ihnen zu Grabe gegangen war. Dies iſt ihnen von den Andern, als wäre es die Schuld ihrer matten und knechtiſchen Art, oft genug vorgeworfen worden. Sie waren in manchen Landſchaften meiſtens zu ſtrengerer und engerer Hörigkeit herabgedrängt, die untere Baſis des Lebens war bei ihnen ſchlechter. Das iſt nun äußerlich an den meiſten Orten etwas gebeſſert, aber es gehören Menſchenalter und verſtändige Geſetze dazu, daß ſich die ſittlichen Schäden, welche ſolche Zuſtände mit ſich führen, heilen und beſſern.

Die Menſchen um den Thüringer Wald, oder der Thüringer und Oſtfranke oder Kleinfranke. Der fröhlichſte lebensluſtigſte beweglichſte muſikaliſcheſte Deutſche. Dem Böhmerwalde dem Fichtelgebirge und der Elbe näher mehr mit Slaven gemiſcht. Es muß in der Grundanlage der alten Hermunduren ſo geſteckt haben. Das Land im Ganzen luſtiges Hügelland mit einzelnen reichen Flußthälern. Der ſchöne noch herrlich bewaldete und darum auch ein ſchönes kräftiges Menſchengeſchlecht zeugende und nährende Bergkamm nicht zu hoch; höchſte Höhe etwa 3500 Schuh. Von dieſem herab viele ablaufende Hügel Flüſſe Bäche gegen Süden und Norden, von welchen die nördlich auslaufenden Höhen ſich mit den Bergen des Eichsfeldes und Harzes und ihren Ausläufen begegnen.

Bei dieſem Thüringer bedarf es nicht vieler Worte. Seine geiſtige Lebendigkeit Liebenswürdigkeit und Anſtelligkeit ſein reiches mannigfaltiges Talent für alles und der muſikaliſche Reſonanzboden ſeiner Bruſt ſind ja weltbekannt. Wie geſagt hier hat der Wende auf beiden Seiten des Thüringer Waldes auf die Blachfelder Thüringens und Meißens und in die Oſtgränzen Frankens ſich hineingedrängt. Der Thüringer hat ſich ſpäter wieder gegen Oſten ausgebreitet und iſt mit den Sächſiſchen und Saliſchen Kaiſern vorgegangen. Lebendigkeit Beweglichkeit Art und Sprache ſind im Lande Meißen in den Lauſitzen und dem größten Theil Schleſiens die ſicheren Zeichen, daß die Leute aus Thüringen und Franken dort das Deutſche wieder emporgebracht haben. Es ſind dort die wunderbarſten Verſchiedenheiten den nördlichen Kolonielanden der Sachſen gegenüber, die kaum irgendwo ſchneidender und karakteriſtiſcher gefunden werden. Der Schleſier mögte nun zu der thüringiſchen Lebendigkeit und Beweglichkeit noch ein gutes Stück ſlaviſcher Leichtigkeit bekommen haben. Er ſowohl als der ſogenannte Kurſachſe — denn ſo muß man ſeinen zufällig entſtandenen Namen im Gegenſatz gegen den rechten Sachſen nennen — haben aber eine größere Weichheit und Geſchmeidigkeit, die zuweilen faſt eine flüſſige und ſchlüpfrige Glätte wird, als der Stammbewohner der Thüringer Berge, welcher bei aller Munterkeit und Freiherzigkeit doch ein Daurendes Feſtes hat, welches ihn als einen deutſchen Urſtamm zeichnet. Man muß zuweilen flaches und albernes Gerede hören von Weinländern und Bierländern, von Wäſſerigkeit und Weinigkeit der Herzen, von der Trägheit und Schläfrigkeit, welche das Bier, von der Feurigkeit und Muthigkeit der Völker, welche der Wein hervorbringen ſoll. Ich aber ſage, Waſſer Bier und Wein thut es nicht, es iſt ein tieferes Naß, wohinein man hinabſteigen muß, wenn man über Art und Gemüth der Völker aburtheilen will. Der Thüringer und Nordfranke iſt ein Biertrinker, und welches mächtige prächtige Feuer in dem Menſchen, viel mehr als in irgend einem der weintrinkenden deutſchen Stämme! Der Engländer iſſet Weitzenbrod trinkt vortreffliches Naß aus aller Welt, verzehrt täglich ſeinen Roſtbeef; der arme Irländer bei ſeinen Kartoffeln und ſeinem Waſſerglaſe ein wie viel lebendigerer luſtigerer leichterer Menſch als der Engländer! wie wenig von dem Froſchblut der Waſſeramphibien in ihm! Übrigens iſt der Thüringer und Franke ein ſchöner Menſch; beſonders ſchöne Geſtalten, man mögte ſagen reif und fertig gewordene Geſtalten trifft man in dem Gebiet der weiland Grafſchaft Henneberg und ſo weiter an der fränkiſchen Saale und rechts am Obermain bis Schweinfurt Würzburg und zum Speſſart hinunter: was ſieht man da für prächtige Baurengeſichter! Der Bauer muß uns aber immer vor allen andern als Grundbild des Stammes gelten.

Einer könnte ſagen, dieſe Schilderung des alten Hermunduren ſtelle das Bild ſeines Landes dar, eines anmuthigen hügeligten Landes, wo alle Natur lacht, wo die Ströme Bäche und Quellen auch im dürrſten Sommer nicht vertrocknen und die Vögelſtimmen ſelbſt im Herbſt und Winter noch klingen. Da haben Luſt Scherz und Saitenſpiel ihre natürliche Heimath. Etwas iſt in dieſem Ausſpruch, aber es ſteht neben der äußeren Natur und ihren Bildern immer eine verborgene innere, die wir nicht kennen, jenes verborgene Geheimniß des Urſprünglichen der Völker, vor welchem wir ſo oft als vor einem unauflöslichen Räthſel ſtehen bleiben müſſen.

Der Gegenſatz des Thüringers iſt ſein Nachbar der Heſſe, der Enkel des alten Katten, welchem das jetzige Niederheſſen zwiſchen dem Taunus und Rhön ſüdlich und öſtlich und dem Weſerbogen, wo die Fulda in jenen Strom fließt, zum Wohnſitz angewieſen iſt, indem das Gebiet des Fuldaiſchen und der größte Theil des Naſſauiſchen des Waldeckiſchen und ſelbſt ein Stück des Paderborniſchen dazu gerechnet werden muß. Dieſes Land des Heſſen iſt gebirgigt und rauh und nicht ſo anmuthig und fruchtbar als die Gefilde und Berge des Thüringers; und er ſelbſt macht einen ähnlichen Gegenſatz. Es laufen hier dem Menſchen nach dem Frühling die Waſſer weg, es fliegen dann auch die Vögel weg, wann die Flüſſe und Bäche nicht mehr mitklingen und mitſingen, es herrſcht eine gewiſſe Stummheit und Starrheit der Natur, die in Vielem auch wohl auf den Menſchen eingewirkt hat. Es ſoll aber nicht vergeſſen werden, ich ſpreche bei meiner Auffaſſung und Darſtellung des Karakteriſtiſchen immer von der lieben großen Menge, meine nicht die großen Städte, wo mehr eine allgemeine Bildung, gleichſam eine allgemeine Deutſchheit, zuſammenfließt. Der jetzige Heſſe und der Naſſauer und Fuldaer in ſeiner Sylva Buchonia darf ſich wohl mit Recht rühmen, daß er und der Frieſe der Nordſeeküſten und der Sachſe Weſtfalens und der Weſer und Leine bis an den weſtlichen Harz nachweiſen kann, daß ſeit den erſten Zeiten der Römer auf deutſchem Boden kein fremdes

Blut in ſeine germaniſche Reinheit gemiſcht werden. Auch trägt er das Gepräge ſeiner ächten Deutſchheit in ſtarken kräftigen Zügen und eigenthümlicher Art, die noch an Tacitus Schilderung erinnert. Er heißt der blinde Heſſe. Dies Wort blind ſoll gewiß kein Gebrechen bezeichnen ſondern eine feſte derbe unerſchütterliche Art, die keinen Wechſeln und Veränderungen unterworfen iſt; es ſoll gewiß den ſtillen feſten Muth bezeichnen, mit welchem der Heſſe mit offnem Aug wie ein andrer mit geſchloſſenem der Gefahr und dem Tode entgegen geht. Tacitus weiß ſchon hohe Dinge von der Tapferkeit und Kriegszucht der Katten zu rühmen, wodurch ſie ſich vor allen ihren Landsleuten und Nachbarn auszeichneten; Feſtigkeit Tapferkeit Redlichkeit und Treue das heißt noch jetzt heſſiſch. Eine ganz eigenthümliche Ernſthaftigkeit und Ruhigkeit der ſtattlichen Männer. Nirgends in Deutſchland ſind die Menſchen ſo wenig den Fremden neugierig und geſprächig oder überhaupt nur zugänglich. Darin übertreffen ſie, glaub' ich, noch die Frieſen.

Wir ſpringen von den Thüringern und Heſſen nach Böhmen hinüber. Wir treffen die Böhmen, welche jetzt größtentheils ſlaviſch ſprechen und Slaven genannt werden, wie die Wallonen etwa Franzoſen. Ich habe ſchon von dieſer Rieſenburg Deutſchlands geſprochen. Seine gegenwärtigen Bewohner ſind, wie geſagt, der Sprache nach größtentheils Slaven; aber etwas anders ſieht die Sache aus, wenn man ihre Geſchichte durchblättert und ſich ihren Sinn und ihre Art etwas genauer betrachtet. Das Leichte Luſtige Leichtfertige bezeichnet faſt alle Slaven, der Böhme aber gleich dem Wallonen zwiſchen den Franzoſen und Deutſchen zeigt einen Ernſt eine ſtumme und ſchwere Schweigſamkeit einen Trotz und eine Hartnäckigkeit, welche dem allgemeinen Slavenkarakter durchaus fremd ſind. Man beruft ſich zur Erklärung dieſes Weſens auf ſeine blutige Geſchichte auf das entſetzliche Unglück, das er von wegen ſeines Glaubens zwei-drei-mal erlebt hat; man ſagt: ſolcher gräuliche Jammer, als der böhmiſche Religionsjammer geweſen, drückt einem ganzen Volke für lange lange Zeiten eine Art Gebärde ein, wie ſie etwa Familien bekommen, deren Vater und Großvater in böſen Händeln durch Strick oder Beil des Henkers umgekommen ſind. Daher das Trotzige Finſtere Stumme der Böhmen. Johann Huß und die Huſſitenkriege und die endliche blutige und mordliche Unterdrückung des Volks, darauf die gelinderen Plagen und Verfolgungen unter Kaiſer Ferdinand dem Erſten, endlich der Prager Aufruhr des Jahrs 1618 und dann durch den Ausrotter und Vertilger des Proteſtantismus durch Ferdinand den Zweiten Ächtungen Einziehungen Hinrichtungen, die gewaltſame Unterdrückung des ganzen Volks und die Zurückzwingung deſſelben zum alten katholiſchen Bekenntniß — das iſt wohl mehr als genug Erklärung der böhmiſchen Eigenthümlichkeit, welche ſich ſo auffallend von allem andern Slaviſchen unterſcheidet.

Man ſagt alſo: die Böhmen ſind ſo, wie ſie ſind, weil ihre Verhängniſſe ſo waren und ſie ſo geſtalteten und arteten; aber man kann ſagen, und ſo ſage auch ich: die böhmiſche Geſchichte ward ſo, weil das Volk ſo war. Ich frage nur ganz einfach: ſind denn die mähriſchen Slaven nicht auch geplagt worden? und die ſteiriſchen und kärnthiſchen haben ſie unter ihren Karl und Ferdinand von Grätz nicht auch böhmiſche Leiden gehabt und die ſchrecklichen Säbel der Pappenheimer gefühlt? hat's nicht auch da genug Verfolgungen Verjagungen Beraubungen Hinrichtungen gegeben? und haben die Quälereien der unglücklichen Proteſtanten dort mit der grauſamſten Planmäßigkeit nicht viele Jahrzehende gedauert? und dieſe in dieſen öſtlichen Gränzen wie oft haben ſie obenein noch die Plünderungen Schändungen Wegſchleppungen von den viehiſchen Osmanen und Tataren fühlen müſſen? Oder iſt dir dies nicht genug zur Vergleichung mit der böhmiſchen Art, ſo betrachte dir alle Slaven, die nun ſeit drei vier Jahrhunderten unter der türkiſchen Plage leben, betrachte dir die Polen und ihre Schickſale während der letzten ſiebenzig Jahre — was findeſt du? Du kannſt einen Irländer Polen und Kroaten in einen Keſſel werfen und ihn mit Mark und Knochen zu Brei zerſtampfen, rufe den Medeiſchen Zauber über den Brei, und ſiehe es ſpringt ein luſtiger leichter Kerl aus dem Keſſel. Das iſt des Slaven unverwüſtliche unvertilgbare leichte Natur, ſein leichtes luſtiges Blut.

Ich denke mir das Böhmiſche etwa ſo:

Ob und wie viel Galliſches vom Blut der alten Bojer in dieſem ſchönen Lande ſtecken blieb, als die Germanen dort die Herren wurden, das weiß ich nicht. Gegen den Ausgang des vierten und im Anfange des fünften Jahrhunderts ſind in dem Oſten Europas und in dem dunkleren europäiſchen Norden, von welchem uns in jenen

Tagen keine Geſchichte zu erzählen weiß ſondern woraus nur die Sage mit einzelnen Tönen zu uns herabklingt, jene Erſchütterungen und Stöße der Völker auf einander erfolgt, welche die Germanen von dort gegen Süden gedrängt und viele von ihnen bewogen haben in fernſter Fremde neue Sitze zu ſuchen. Dieſe oſtgermaniſchen Wanderer ſind den natürlich geöffneten Weg gezogen durch die Blachfelder an der Oder zur Mitteldonau hinab, wo niedrigere Bergabdachungen zwiſchen dem Rieſengebirge und den höheren Karpathen durch Schleſien und Mähren noch heute den Weg dahin weiſen. Böhmen, welches noch immer eine Art unzugängliches Spanien iſt, welches 1740 und 1760 noch das unwegſamſte war, hat kein Volk zum Durchmarſch gebrauchen können; ſie ſind alſo an Böhmen vorbeimarſchiert. Es ſcheinen nun die Quaden und Markomannen auch nach Süden gewandert zu ſeyn; aber kann man glauben, daß aus dieſem ſchönen Berglande, wo das Auswandern nichts Leichtes das Einwandern das Schwerſte iſt, die alten Bewohner alle freiwillig ausgezogen ſind? Man weiß überdies ja aus Erfahrung, wie die Berglande und die Inſeln mit einer ganz eigenen heimathlichen Zärtlichkeit ihre Kinder feſthalten. Es ſind alſo in dieſen Berglanden, welche gleich den Ebenen Schleſiens und der Donau von den Völkerzügen nicht wie eine Dreſchtenne platt geſchlagen und rein gefegt wurden, wahrſcheinlich viele der alten Einwohner zurückgeblieben, zu welchen im fünften ſechsten Jahrhundert Slaven einwanderten und Herren des Landes und der Sprache wurden. Die Böhmen ſind alſo ein Miſchvolk und haben von der germaniſchen Schwere und dem germaniſchen Ernſt ein gutes Stück bekommen. Wenn zu ſolchem Ernſt der ſchwere zu ſchwere Ernſt ihrer Verhängniſſe hinzukam, ſo konnte wohl das jetzige böhmiſche Weſen werden.

Nach dieſem Geſagten ſtellt ſich ſchon ein ungefähres Bild des Böhmen hin. Alles iſt ſchön reich und anmuthig in dieſem Lande: Ströme und Bäche, die von Oſten Weſten und Norden aus den Bergen rauſchen, die Elbe als Lebensader mitten durch's Land ſtrömend, Berg aus Berg Thal aus Thal ſteigend, fruchtbare Felder grüne Auen prächtige Eichenwälder, reiche Metalle auch Perlen und Edelſteine; nur der Menſch der unglückliche giebt kein anmuthiges und fröhliches Bild: der Bauer zur Knechtſchaft und Faulheit heruntergekommen, der Bürger nicht rüſtig und thätig genug, unter dem böhmiſchen Adel viele vortreffliche den Wiſſenſchaften und den edelſten Künſten ergebene Männer, aber ſie können das Land und das Volk noch nicht heben lüften und lichten. Böhmen hat ſich freilich ſeit einem Jahrhundert ſehr aufgenommen, aber wie weit ſteht es in Hinſicht ſeiner Blüthe und Stärke noch hinter dem, was es ſeyn könnte! Man begreift das, wenn man den böhmiſchen Menſchen leiden und leben ſieht, und muß ſich dann, der gräulichen Schickſale des Volkes gedenkend, eine Thräne aus den Augen wiſchen. Der Böhme war, ſo wie wir in dem neunten zehnten Jahrhundert in unſern Jahrbüchern ihn zu erblicken anfangen, ſchon ein ſehr hartnäckiger ernſter Menſch, hart und feſt wie ſeine Berge; er erwehrte ſich lange und tapfer fremder Übermacht, der deutſchen ihn rings umſtehenden Übermacht, und trat endlich auf die ehrenvollſte Weiſe als Mitglied in das große deutſche Reich ein; erobern und verwandeln ließ er ſich nicht, wie ſeinen Vettern an der Oder und Weichſel geſchehen iſt. Sein angeborner Ernſt und ſeine Hartnäckigkeit iſt nun zum Theil ein bitter böſer Ernſt geworden; es blickt aus vielen Geſichtern ſeines Volkes Zorn und Haß, auch wohl Tücke, und der Deutſche ſchilt ihn mißtrauiſch und tückiſch, weil er weiß, daß er von dem ſogenannten Stockböhmen gehaßt wird. Dieſer Haß läßt ſich aus der Geſchichte der letzten Jahrhunderte wohl erklären. Ernſt gebührt dem Böhmen der Ruhm hartnäckiger Tapferkeit, er iſt ein ſtarker ſtattlicher Menſch und ein tapferer Kriegsmann, aber wo ſieht man Freude Fröhlichkeit und Zufriedenheit in den Gebärden und Sitten?

Öſtreich Baiern Tyrol. Wir haben bei Gelegenheit der Oſtgothen und Langobarden über dieſe Länder ſchon Winke hingeworfen. Öſtreich und Baiern waren wirklich die Tenne, auf welcher die wandernden Völker droſchen, welche die mit Roſſen und Männern ziehenden Hunderttauſende rein fegten. Auf dieſer Tenne hatten ſchon die Römer Markomannen und Alemannen gedroſchen, und ſo ging es fort, ſelbſt in der deutſchen Zeit noch fort, ſo fort bis an das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts: Hunnen Chazaren Avaren Slaven Magyaren endlich Osmanen. Aber die Menſchen ſind ſo leicht nicht vertilgbar noch ausrottlich, als man ſich einbildet. Wie die wilden Waſſer bei überfließenden Strömen die Ebenen überraſchen und Menſchen und Vieh oft in wenigen Stunden mit ſich weggeſchwemmen, ſo ſind die Ebenen auch wohl oft mit vertilgender Geſchwindigkeit von den fremden Feinden erfaßt; aber ganz anders verhält es ſich mit den Bergen, und hier ſpielen unſre Gedanken wieder auf Böhmen zurück. Der Menſch in den Bergen und Wäldern hat hundert Zufluchten Schlupfe und Höhlen, wo er ſich birgt und wohin der Feind nicht nahen darf; auch viele Menſchen der Ebenen retten ſich in ſolche Bergſchlüchte, um nach dem Abfluß des wüſten Feindes wieder zu ihnen hinabzuſteigen. In dieſen Ländern ſind gewiß auch in der Römerzeit, ſelbſt in den gräßlichſten Tagen, als Tiberius und Drusus die Alpenvölker zermalmten, viele Reſte der alten galliſchen oder galliſchgermaniſchen Einwohner übrig geblieben; zu ihnen ſind ſpäter die Germanen gekommen. Man kann und muß alſo vorausſetzen, daß unter den jetzigen Deutſchen dieſer Lande mancher ſehr alter und mancher galliſcher Stock iſt. In einzelnen Theilen Tyrols und Graubündens will man noch heute viele ſolcher Reſte nachweiſen. Auch über die germaniſchen Volksantheile iſt genug geſtritten worden und kann noch Jahrhunderte fortgeſtritten werden wie über alles, was hin und wieder einzelne dunkle Zeichen Spuren Ähnlichkeiten und Anſpielungen zu dieſem und jenem hat aber nichts beſtimmt genug bietet. Der wahrſcheinliche Spruch bleibt: Die Deutſchen in Öſtreich Oberbaiern und Tyrol ſind wohl meiſtens Nachkommen der Rugier und Oſtgothen; in den Landen um die Donau und nördlich der Donau bis in Südfranken hinein mögen Enkel der Hermunduren Burgunder u. ſ. w. — wer weiß es! wohnen. In Öſtreich aber, zumal in ſeinen ſüdlichen Landſchaften, wohnen viele Wenden und Slaven, viele ſehr in deutſche Sprache Sitte und Art übergegangen, aber in Kärnthen und Krain, zumal in der letzten Landſchaft, die meiſten noch ſlaveniſch lebend und auch ſprechend, wiewohl faſt alle des Deutſchen kundig. Man erkennt hier die beiden Völker auf dem erſten Blick. Zugleich wild und gewandt und luſtig tritt der Wende auf, der Deutſche neben ihm in ſeiner freundlichen gutmüthigen Unſcheinbarkeit. Durch Schmutz und durch Riſſe und Brüche in Wirthſchaft Scheunen Häuſern und Mänteln ſcheidet ſich der Wende auch noch heute wie weiland von dem Deutſchen.

Von den drei Stämmen bedarf es über die Tyroler hier keines Wortes. Ihr Bild wandert in ihnen ſelbſt allenthalben durch

Deutſchland umher und ihr inneres geiſtiges Bild hat ſich in dem letzten halben Jahrhundert mit unauslöſchlichen Zügen in das Gedächtniß der Deutſchen und das Gedächtniß der Geſchichte eingegraben. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo Berlin ſich Wien und ſeinen Zubehören mit einer gewiſſen Gebärde von Vornehmigkeit der ſogenannten geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Bildung auf die Naſe zu ſetzen pflegte, des alten Nikolai Ausſprüche ſind keine Orakel mehr; doch wird man nicht leugnen, daß der Gang der deutſchen Bildung und die im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert in Öſtreich und Baiern ſo dicht neben einander gebauten Jeſuitenneſter der wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Belebung und Regſamkeit Schaden gethan haben, daß dieſe Länder damals in mancher Hinſicht zurückbleiben mußten. Aber jenes norddeutſche Bild des achtzehnten Jahrhunderts hat ſich doch ſo feſtgeſetzt, daß es bei vielen noch jetzt die richtige Anſicht trübt. Wenn du nun das ſchöne Öſtreich und Baierland durchwanderſt — denn Oberbaiern und Salzburg machen den verwandten Übergang zu dem öſtreichiſchen Karakter — ſo findeſt du ein ſtattliches ſchönes reges Menſchengeſchlecht, von der friſchen Bergluft — denn aus Bergen und Hügeln beſteht der größte Theil dieſer Lande — erquickt und belebt, zwar geringere Beweglichkeit weniger geiſtige Regſamkeit ein milderes Feuer als die des Allemannen, ſtillere aber voll genießende Sinnlichkeit, von dem ſchwebenden muſikaliſchen Geſangestrieb durchweht; Harmloſigkeit Freundlichkeit Gaſtlichkeit nirgends größer in Deutſchland. Fröhliches volles ſinnliches Leben unſchuldiger Erguß der Freundlichkeit und Frohherzigkeit leichte natürlichſte Geſpaßigkeit, die nur ergötzen nicht verwunden will, Saitenſpiel Klang und Sang Tanz und Sprung der Herzen und der Füße immer und allenthalben, einfältigſte Treue und Gaſtlichkeit bei den Bürgern und Bauren wie in älteſter patriarchaliſcher Zeit — das iſt das heißt Öſtreich und Baiern und daher ſpielt den, der dieſe Luſt und Anmuth gekoſtet hat, die ſehnſüchtige Erinnerung immer wieder dahin zurück. Vieles an manchen Stellen dieſer Lande erinnert an thüringiſche Ähnlichkeiten aber die Art und das Geſicht der Dinge ſind doch ſehr anders; auch giebt ſchon die Verſchiedenheit des Religionsbekenntniſſes, Anderes zu ſchweigen, dem ganzen Leben einen ſehr verſchiedenen Ton und Farbe.

Herzigkeit Natürlichkeit Unſchuldigkeit und Unmittelbarkeit des

Daſeyns werfen hier über das ganze Leben einen wahrhaft poetiſchen Schein, wie denn das Volk auch von ſolchem edlen Geiſt in der Fülle durchgoſſen iſt. Da tritt nun freilich der Schelm der Tyroler dazwiſchen der klare kluge bewußte Menſch. Ich meine hier das Wort Schelm und Schalk im freundlichſten Sinn. Was kann er für ſeine Luft und ſeinen Himmel? was kann er dafür, daß er auf hohen Bergen geboren iſt? Bergluft heißt Verſtand Klarheit Geſchwindigkeit Kühnheit. Dieſe hat er, und weiß, daß er ſie hat; er iſt nicht das unſchuldige naive Kind der Hügel und Ebenen wie ſein Bruder der Baier und Öſtreicher; ſeine Einfalt ſeine Gradheit ſeine Treuherzigkeit mit dem Handſchlag und Wort auf Du und Du, womit er ausſteht, wann er als Kaufmann oder Wanderer bei uns durchzieht, ſind freilich auch die Sitten ſeiner Heimath im äußeren Bezeigen aber dahinter lächelt der kluge kühne gewandte Menſch, dem ſeine Gewandtheit ſelbſt Freude macht. Aber will ich dieſem edlen Bergmann die Einfalt und Treue ableugnen, die große edle unbewußte Leidenſchaft der Liebe und des Zorns, die von Ehre und Macht von Silber und Geld und von ſich ſelbſt nichts wiſſen will, wenn das höhere tiefere deutſche Gefühl ihm die Bruſt ſchwellt? Nein bei den großen Schatten Hofers und Speckbachers und ſo vieler Edelgefallenen, die für uns gefochten und uns zuerſt den Weg des Ruhms und der Freiheit gezeigt haben, das will ich nicht, das kann ich nicht.

Wir kommen bei dem Letzten an, nicht bei dem Schlechteſten, bei dem Allemannen und Burgunder, wir haben unſern Rundlauf vollbracht und ſchließen den deutſchen Kreis. Der Allemanne beginnt in den erſten Schattierungen von der Moſel an, dann Oberrhein Schwaben Helvetien. Feurigkeit Leidenſchaftlichkeit Lebens- Kriegs- und Geſanges-Luſt, Vaterland der Helden Ritter und Genien. Was mehr? Wir ſollen uns nicht loben. Dieſe ſind eines der herrlichſten Beſtandtheile des deutſchen Volks, ein begeiſternder belebender Stoff.

Wir haben von dem blinden Heſſen ſprechen müſſen und uns dieſe heſſiſche Blindheit, was die Leute wohl darunter verſtehen, zu erklären geſucht. Wir ſtoßen hier nun ſogleich auf das Schwabenalter auf die dummen Schwaben. Doktor Martin Luther hat einen hübſchen Waidſpruch geſprochen lautend: „Wer im

„zwanzigſten Jahr ſeines Lebens nicht ſchön im dreiſſigſten nicht „ſtark im vierzigſten nicht klug im funfzigſten nicht reich iſt, der „wird weder ſchön ſtark gelehrt noch reich.“ Schwabenalter gleich vierzig Jahren, erſt im vierzigſten Jahre fällt dem Schwaben das Geele vom Schnabel und fängt er an klug zu werden. Mich erinnert's mit Lächeln, wie ich mir einmal beinahe einen Zweikampf auf den Hals gezogen hätte, indem ich einem nicht ſchlechten Maler in beſter Meinung zuſprach: Sie ſind nach Ihrer Ausſprache wohl Schwabe? und er mir mit wüthend rothglühendem Geſichte trotzig entgegenrief: Nein, mein Herr, ein Zweibrücker. Was meint dieſer dumme Schwabe? Gewiß wie der plumpe Pommer und der blinde Heſſe etwas Urſprüngliches Unvertilgbares in dieſem Stamme. Und es iſt wahr, die Dummheit iſt eine recht ſchwäbiſche Tugend. Wir müſſen nur bei der urſprünglichen Bedeutung des lieben Wörtleins dumm ſtehen bleiben, wo es eigentlich das Starre Taube bedeutet, was fremde Töne und Art nicht vernehmen noch aufnehmen kann. Alſo dieſer Ausſpruch über den Schwaben ſtellt ihn offenbar in einer gewiſſen Ähnlichkeit zu dem Frieſen und Weſtfalen, der auch von vielen im Vaterlande für dumm geſcholten wird. Warum? weil er ſchwer aus ſich heraus will und heraus kann, weil er etwas in ſich Abgeſchloſſenes Feſtes hat, was ſchwer in Anderes und Fremdes übergeht, weil er gleichſam in ſich verſperrt und abgeſperrt iſt, wie man von einem ſehr abgeſchloſſenen Manne wohl zu ſagen pflegt: er hat die Thüre ſeines Zimmers in der Leidenſchaft zugeſchlagen und zuerſt die Schlüſſel hineingeworfen. Was nun bei dem Frieſen und Weſtfalen ein Kühles und oft ein Kaltes iſt, das iſt bei dem Schwaben ein Warmes und oft ein Heißes. Er hat ein gewiſſes unbeſchreibliches Zuviel einen gewiſſen Ungeſtüm eine gewiſſe innerlich ſpielende oft wogende Leidenſchaft, die ihn häufig wie im Traum hinwandeln läßt und bei einem Überfluß von Trieben und Strebungen in einer gewiſſen Verdunkelung hält in einer Art ſcheinbarer Verwirrung und Unklarheit, worin die Gegenſtände und ihre Geſtalten ſich nicht ſondern wollen. So taumelt und purzelt er, von den Seinigen wohl verſtanden und wohl gelitten, häufig mit einer eigenen Unbehülflichkeit und Verworrenheit ſo hin, und es muß ihm das Leben mit ſeinen äußeren Verhältniſſen und böſen und guten Künſten oft wohl ſehr ſpät erſt klar werden; er muß den Fremden alſo häufig täppiſch kindiſch wunderlich erſcheinen, und ſo rufen ſie denn dumm über ihn.

In dieſer ſeiner Art und Weiſe ſcheint der Schwab ein deutſcheſter Deutſcher, ſcheint die Urtugend des Deutſchen, welche die klaren und pfiffigen Wälſchen und Slaven ſo viel in uns belächeln und beſpötteln, in ganzer früherer Fülle darzuſtellen. Aber dieſer Art und Erſcheinung, wie die Schwaben und Allemannen ſie dem fremden Blick zeigen, liegt noch wohl etwas Anderes zum Grunde, und zwar ein recht deutſcher, wenn nicht ein deutſcheſter, Grund. Alle deutſche Kaufleute und Handwerksburſchen, wenn ſie gen Augsburg Heilbronn Stutgardt und Baſel wandern gingen, pflegten weiland, d. h. noch vor vierzig fünfzig Jahren, zu ſprechen: wir gehen in's Reich. Hier in dieſem Schwabien und Allemannien war wirklich auch das alte Reich, hier lag es, wenn gleich in mannigfaltigen Trümmern, mit ſeinen Scherben und Splittern ausgeſchüttet und der Liebhaber des deutſchen Alterthums und Mittelalters konnte ſich an dieſen zum Theil ſchimmernden Bruchſtücken den Glanz und die einſt lebendige Herrlichkeit des Geweſenen vergegenwärtigen. Schwaben und Allemannien ward bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, bis zum Untergang der Hohenſtaufen, von allen deutſchen Landen am längſten und meiſten, noch in der alten Form erhalten und zuſammengehalten. Nachher fiel es freilich auch aus einander, blieb aber in ſeinen Stücken, eine alte zugleich bewunderte und geſcholtene deutſche Mannigfaltigkeit, bis zum Jahr 1790 ziemlich unaufgeräumt liegen. Es bildeten ſich hier keine großen Fürſtenthümer und Herrſchaften wie aus Einem Stück — denn Wirtemberg war bis dahin immer nichts Großes und Mächtiges — es ward hier nichts fertig in dem Sinn, wie man im ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhundert dieſe und jene Staaten Deutſchlands ſchon fertig und geordnet zu nennen beliebte: es blieb die reitzendſte ergötzlichſte Mannigfaltigkeit und Unordnung, ein Muſterbild des mittelaltrigen Deutſchlands aus den Tagen, wo von Reichseinheit und Kaiſerlicher Macht und Majeſtät kaum noch geredet werden konnte — Bisthümer Abteien Fürſtenthümer Reichsſtädte Ritterſchaften Reichsdörfer Reichsvogteien u. ſ. w. in unzähliger Menge. Und die Schweiz im Süden, obgleich ſeit einigen

Jahrhunderten ein dem Namen nach von dem großen Reiche abgeriſſenes Weſen für ſich, auch ſie in der Mannigfaltigkeit ihrer Republiken Staaten Abteien Vogteien abhängigen zinsbaren leibeigenen und zugewandten Lande und Orte gab immer noch ein ächt deutſches und ſchwäbiſches Bild und giebt es heute noch am meiſten. Dieſe eigenthümlichen politiſchen Zuſtände Schwabens und Allemanniens dieſe vielen immer noch mehr oder weniger lebendigen Bruchſtücke des alten Deutſchlands dieſe vielen Miniaturbilder und Miniaturgeſtalten dieſe auf die verſchiedenſte Weiſe ausgebildeten und entwickelten Einzelheiten mußten im Ablauf von ſechs Jahrhunderten den Menſchen hier theils ein älteſtes deutſches Gepräge laſſen theils dies Gepräge, das vormals in kaiſerlicher und königlicher Münzſtatt herrlich ausgeſtämpelt war, mit verkleinertem Bilde in Kupfer- und Heller-Werth rundlaufen laſſen. Alſo auch eine gewiſſe kleinliche Einſeitigkeit und Abſperrung und Abſonderung des Äußeren, wovon die Menſchen auch innerlich etwas abbekommen mogten. Hier denn eine Fülle der Erinnerungen alter deutſcher Herrlichkeit, auch noch manches Ehrwürdige wirklich, wenn auch nur in Bruchſtücken doch äußerlich noch erhalten — und die Rückwirkung und Zurückſpielung und Zurückſpiegelung davon in den inneren Menſchen hinein. Wir wollen den Schwaben eine gewiſſe Kleinlichkeit eine gewiſſe Ungefügigkeit eine gewiſſe wunderliche Gebärdung uns andern gegenüber, die er ſich oft mit Beklommenheit zuweilen aber faſt mit Bewußtſeyn zu Schulden kommen läßt, gar nicht als eine Tugend anrechnen, da mag er immer noch der dumme Schwabe heißen; er iſt reich genug in einer tiefen Leidenſchaft in vielen wallenden und unbewußten edlen Trieben und Kräften, daß er ſich auch einen tüchtigen Tadel wohl gefallen laſſen kann. Die wirklich Luſt haben über ihn greinen zu wollen, denen mag er zur Beſchämung und ſtillen Widerlegung die Hohenſtaufen die Frundsberge die Emſer die Chriſtoffe Reuchline Zwingli Melanchthone Keppler Euler Haller Schiller Holbeine Uhlande Schellinge entgegenhalten. Er ſtellte in den letzten Jahrhunderten wirklich die vollſtändige Zerbröckelung und Zerbildung ja die Vereinzelung des deutſchen Reichs dar, aber nur der Blinde kann nicht ſehen, daß in dieſen Allemannen und in den Heſſen und Weſtfalen ein ächteſter, man mögte ſagen ein doppelter und dreifacher furor teutonicus verborgen ſteckt.

Einige haben auch aus den Urtheilen und Ergebniſſen und Erlebniſſen des Augenblicks, wie eben der Wind wehet und wie es dann zu geſchehen pflegt, die Allemannen eben wegen der tiefen Überwalligkeit und Überſchwänglichkeit ihrer Triebe das poetiſcheſte und lyriſcheſte Volk der deutſchen Zunge genannt, das klangreichſte und ſangreichſte aller Deutſchen. Ei! ei! was ſoll der Thüringer und Franke und Öſtreicher und Tyroler u. ſ. w. denn dazu ſagen, die edlen Enkel der Hermunduren und Gothen? und iſt nicht der Deutſche allenthalben und überall der große Muſikant und Saitenſpieler Europas, der auch in der kleinen Muſik, in dem Gebiete der Töne, den europäiſchen Reigen führt? und weil einige ihrer Vögel herrlich ſingen, ſoll man den Schwaben, den verſtändigen Menſchen, einbilden, daß alle Schwaben geborne Nachtigallen ſind?

Die Allemannen des linken Rheinufers paſſen nicht ganz in dieſes Bild, ſie ſind mehr abgeglättet und abgeſchliffen und durch Verhältniſſe und Entwickelungen, deren Darſtellung nicht hieher gehört, mehr gleich andern verſchliffen und in ſie hinein geſchliffen, ſie haben die ſchwäbiſchallemanniſche Beſonderheit meiſt verloren, obgleich die angeborne Lebendigkeit und Feurigkeit der allemanniſchen Art noch in ihnen lodert. Auch die Schweizer beide des allemanniſchen und burgundiſchen Stammes tragen ein den Schwaben ähnliches doch in vielen Hinſichten verſchiedenes Gepräge. Erſtlich als Bewohner von Hochgebirgen mußten ſie etwas bekommen dem ähnlich, was den Tyroler von dem Öſtreicher und Baiern unterſcheidet. Zweitens ſind ſie zu eigenthümlicher politiſcher Geſtaltung und Verfaſſung, endlich durch ſchlimmes Spiel mit den Fremden und durch Mitſpiel und Liſt der Wälſchen, die ihre Häuptlinge zu Deutſchlands Verderben durch Geld und Gaben für ſich im Dienſt hielten, zur Sonderung und Losreißung von dem ganzen Deutſchland gekommen; ſie ſind auf dem breiten Kampffelde der Welt zu größeren und glänzenderen Thaten, wie ihnen däuchte, berufen worden als die andern Allemannen. Ihr Klima die hohe Bergluft, welche das Helle Kluge Mathematiſche entwickelt, ihre Verfaſſung als eines eigenen politiſchen Sonderleibes ihr Reislaufen und Soldienen bei den Fremden, der ihnen und ihren Sitten und Weiſen nicht glückbringende überſchwemmende Beſuch ihres ſchönen Landes von Fremden aus allen Völkern — alles das hat ihnen einen eignen Stämpel, einen ſchweitzeriſchen Stämpel aufgedrückt. Dazu iſt ein Anderes gekommen, das auch nicht Glück genannt werden darf. Sie haben ſich nicht bloß auf ihre Thaten, welche freilich Thaten glänzender Tapferkeit aber nicht alle rühmlich und durch Verleitung und Verführung der Wälſchen meiſtens gegen ihr eigenes Volk, gegen Deutſchland, gerichtet waren und welche von manchen wackern Schweitzern ſelbſt, z. B. von Meier von Knonau, ihnen in dem Spiegel der Wahrheit vorgehalten worden ſind, frühe etwas eingebildet ſondern eben in dieſer letzten Zeit gar vieles, was nie geweſen oder doch gar anders geweſen, als es ihnen vorgeſpiegelt worden, ſich einbilden laſſen. Da ſteigt der Schatten von Johannes Müller in unſrer Erinnerung auf. Dieſer Mann, edelſter Gefühle und großartigſter Ideeen fähig, mit einer großen Gabe kunſtreicher Darſtellung begabt, welche er den Alten abgelernt hatte und bis zur pomphaften Übertreibung und Verſchleierung der Dinge misbrauchte, und dadurch zu einer Zeit glänzend, wo man ſolchen Glanz und Pomp viel mehr bewunderte, als jetzt geſchehen würde, hat ihm ſelbſt und ſeinen ſchweitzeriſchen Heimathsleuten und den lieben deutſchen Landsleuten unendlich viel eingebildet und die Schweitzer zu einer Höhe hinauf geſtellt, wo ſie nie geſtanden hatten, und ſie in dem Sonnenſchein des eignen Genius ſo erblickt, wie ſie nie geweſen waren. Müller hat überhaupt ſich ſelbſt und ſeine Zeitgenoſſen faſt mehr als bezaubert. Er trug das Edle in ſich, er las das Edle und Erhabene aus den Alten und aus allem heraus, er wollte das Edle und Wahre nach ſeinem Vermögen in der Welt machen und ſchaffen helfen; aber der Mann war er nicht, nicht der Vielſeitige der Weitblickende der Gelehrte der Gewaltige, wie die Muſterbilder, die er nachahmte, Thucydides Tacitus Gibbon. Sein Leben war eine mühevolle und raſtloſe Jagd auf Außerordentliches und Großes in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt der Darſtellung, er rang aus allen ſeinen Kräften von Jugend auf nach der Ehre eines unſterblichen Namens; er trieb die ämſigſte Leſung und Zuſammenleſung und Zuſammenreihung des Großen und Wiſſenswürdigen, was die Alten und die Neuen uns überliefert haben; er war ein Jäger, ein muthiger Schütze, auch oft ein glücklichſter Treffer, der wie ein Blitz einen Gegenſtand zugleich erleuchtete und zerſchlug, aber der Klare Umſchauende, der die Sitten Weiſen Gebräuche Geſetze und Verfaſſungen der Völker mit heiterm Blick Erfaſſende und die Geſchichte der Welt in einem weiten hellen Umfang Erblickende iſt er nie geweſen. Niebuhr ſteht ein volles Menſchenalter hinter ihm, aber welch ein Anderer! welch ein Blick welch ein Verſtand und welch ein Herz für alles Menſchliche! für das Kleinſte Unbedeutendſte, was er durch ſeine Anſchließung und Einreihung an und in das Ganze groß und bedeutend zu machen verſtand! Müller begann ſeine Schweitzergeſchichte als Jüngling, zu ſolcher Arbeit damals keinesweges gehörig gerüſtet, griff raſch zu, zeichnete mit kühnen Umriſſen und malte mit glänzenden Farben — und die Welt ſtaunte das glänzende Bild an und hielt es für ein getreues und ächtes Bild. Ich ſage nicht, daß er abſichtlich blenden und verblenden wollte, aber gewiß hat er ſich und die Zeitgenoſſen verblendet; Glanz und Pracht hat er aber immer mit großer Abſicht und Kunſt geſucht, und daher ſchon ſind unwillkürlich viele täuſchende und verführeriſche Geſtaltungen und Verſchleierungen entſtanden. Man könnte zu Müllers Entſchuldigung ſagen: er war damals ein Jüngling und ſah nur ſein Land und Volk, ſah und kannte noch wenig Anderes, hatte ſich in der Welt und der Zeit noch nicht umgeſehen; aber Müller iſt älter geworden und hat ſein erſtes ſchweitzeriſches Lied immer fortgeſungen, in den Jahren 1795 und 1800 und 1805 noch fortgeſungen, als ſein Verſtand ſchon weiß bewachſen war. Wenn man nun dieſe ſeine Schweitzergeſchichte genauer betrachtet, ſo reißt er, ſorglos und unbekümmert um alle Wahrheit und alle Verhältniſſe des Rechts und der Geſchichte, dieſes Stückchen Deutſchland von dem großen deutſchen Leibe los und wirft kaum einen Blick auf die mitlebende und mitkämpfende nächſte Nachbarſchaft; und unbeſchreiblich iſt, wenn man rings um die Schweitz die einzelnen Quellen aufſucht, wie einſeitig und kümmerlich er in der Kenntniß der deutſchen Dinge erſcheint, und wie ſeine kleine Schweitz, als wäre ſie eben als eine Inſel Atlantis aus dem Ocean an's Licht emporgeſtiegen, hingeſtellt wird, als hätte ſie im dreizehnten fünfzehnten Jahrhundert ſchon ein großes Sonderleben gehabt. Kurz, Müller hat die ſchweitzeriſche Einbildung ungeheuer erhöht und gepflegt und ſeine Schweitzer aus ihrer kleinen Welt heraus wie aus einem Mittelpunkt auf die Namen Italien Frankreich Deutſchland herabblicken gelehrt. So hat er allerdings eine ſchweitzeriſche Beſonderheit und einen kleinlichen Geiſt des Hochmuths und der Hoffart noch gefördert, welcher wenigſtens in den Jahren 1780 und 1790 weder auf einem großartigen noch feſten Grunde ſtand. Man hatte die Schweitzer ſchon damals als Fauſtkämpfer in Europa kaum noch nöthig, und ſie ſtanden ſchon da mit einem verroſteten Degen und einer zerbrochenen Hellebarde, welche er ihnen noch als ſcharf und ſtark einbildete. Denn wo ſind in den letzten beiden Jahrhunderten ihre Helden und Heldenthaten? was? wohin? und wofür? und dürfen ſie ſie immer ohne Erröthen aufweiſen? wo ſind ſie für die Freiheit des Vaterlandes und des Menſchengeſchlechtes und für das, was ewig bleibt und ewig edel und gerecht heißen wird, geſtanden oder gefallen? Ach! ſie waren nur Söldner der Fremden, zum Theil Söldner im ſchlimmſten Dienſte; auch hat kein einziger ſchweitzeriſcher Feldherr in ſo ſchlechtem Dienſt einen Namen errungen, der durch die Weltgeſchichte oder nur durch die deutſche Geſchichte fortklingen wird. Wie viel glücklicher und wie viel glorreicher dagegen die Holländer, auf welche ſo viele herabzuſehen ſich unterſtehen, die ihre Größe nicht meſſen können! wie wimmeln die Glücklichen von unſterblichen Erinnerungen und Namen! die großen Naſſauer (Wilhelm und ſeine Söhne Moritz und Friedrich Heinrich und Wilhelm der Dritte der größte) die Tromp Hein Ruyter Opdam Douza Stirum — unſterbliche Namen, weil ſie im edlen Dienſt der Freiheit zugleich für ihr Vaterland und für Europa geſtritten und geblutet haben. Will ich durch dieſe Vergleichung mit den Niederländern, welchen in Hinſicht auf Europa und auf Deutſchland allerdings die ſchönere Rolle zugefallen war, ein kühnes tapfres freiheitliebendes Volk herabſetzen oder gar misachten? Keinesweges. Die Schweitzer gefallen mir wohl in ihrer Tüchtigkeit und Anſtelligkeit; aber daß wir glauben müßten, daß ſie gar andere, daß ſie viel edlere feurigere kühnere reiſigere begabtere Menſchen wären als wir anderen oder als ihre eben ſo tapferen und begabten Nachbarn, die Tyroler Salzburger Schwaben und Elſaſſer, das können ſie nun und nimmermehr von uns begehren. Wir freuen uns ihrer als friſcher freudiger Menſchen als tapferer Brüder und Mitgenoſſen unſrer

Art und unſrer Sprache; wir ſehen ſie mit Achtung und Liebe an, aber wir ſchauen nicht mehr zu ihnen hinauf, als wenn ſie auf viel höheker und glänzenderer Stelle ſtünden als wir; wir freuen uns ihrer Freiheit ihres Glücks und ihres Wohlſtandes von ganzem Herzen, aber wir können ſie unmöglich als eine große außerordentliche Erſcheinung — was die Holländer über ein Jahrhundert geweſen — als ein Muſter eines glücklichen Staats bewundern. Sie waren im ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhundert nur gleichſam ein Deutſchland in Miniatur, und ſchienen nur groß, weil das deutſche Reich zu klein geworden war. Wir ſind unterdeſſen wieder etwas größer geworden, und werden mit Gottes Hülfe noch größer werden. Dann werden die Schweitzer nicht kleiner erſcheinen, als ſie ſind, aber ſie werden ſich in uns und neben uns heller erblicken und neue längſt erkältete Liebesregungen fühlen. Einſtweilen geben wir ihnen den brüderlichen Handſchlag in Hoffnung auf künftige feſtere Brüderſchaft, als im gegenwärtigen Augenblick noch zuſammengeſchlagen werden kann.

Hier ſollen zum Schluß noch die Überſchriftworte aus einem alten Heft ſtehen:

„Tyroler Schweitzer Menſchen der hohen Berge. Freudige
„Geſundheit und Stärke, klarer kluger Sinn, gleichſam Licht und
„Luft in allen ihren geiſtigen Elementen, Heiterkeit Gewandtheit
„Entſchloſſenheit, klares ſicheres Maaß der Dinge, mehr Verſtand
„als Fantaſie, das Logiſche Mathematiſche überwiegend, die ſchwe-
„benden dämmernden ſchwimmenden überſtrömenden und aus dem
„Innern herausklingenden Geiſteskräfte, die muſikaliſchen und poe-
„tiſchen, fehlen in den hohen Bergen ſehr. Muſik und Dichtkunſt
„ſteigen aus der trocknen kalten Luft des Hochgebirges zu den Unter-
„bergen und zu den Hügeln herunter. Ich glaube 8000 oder 10,000
„Fuß über der Meeresfläche wird kein Händel oder Mozart ge-
„boren."

Von den Burgundern der Schweitz habe ich nichts geſagt. Die deutſchen Burgunder ſind ihren allemanniſchen Brüdern ähnlich, die in wälſcher Zunge redenden natürlicher Weiſe den in Frankreich an der Saone und im weſtlichen Juragebirg wohnenden, mannigfaltig verändert und umgeſtaltet, wie dies das ganz andere Organ ihres geiſtigen Lebens, welches ſie in der romaniſchen Sprache überkommen haben, ſo mit ſich bringen mußte.

Und ſo haben wir uns denn manche deutſche Arten und Mannigfaltigkeiten der ähnlichen und doch verſchiedenen Entwickelungen, auch Bruchſtücke von Arten und ſogar einzelne Spielarten nach den Hauptzügen betrachtet und mit den Hauptſtrichen gezeichnet. Wir beſchauen uns endlich den Deutſchen, den ganzen Deutſchen, wie er ſich als der gemeinſame Menſch darſtellt und ausnimmt. Aber wo finden wir dieſen ganzen Deutſchen? wo iſt er? und wer iſt er? Das ſind nun die Fragen, die ſich erheben und die von den Deutſchen ſelbſt auf die verſchiedenſte Weiſe beantwortet werden. Wir wollen uns befleißigen hier ehrlich und beſcheiden zu ſeyn und, gebe es Gott! einander nichts übel zu nehmen.

So viel vernehmen wir wenigſtens, wenn viele der Eigenen es uns zuweilen auch anders einbilden wollen, daß wir noch in der Welt ſind, daß unſer Name noch nicht ausgelöſcht iſt; denn es iſt ſeit einigen Jahrzehenden viele Frage und Nachfrage von den Fremden nach uns. Ein großer Name, der nicht mehr unter den Lebendigen wandelt, war bei vielen Klagen und Seufzern über mancherlei Gebrechen ſeines lieben Vaterlandes doch ſtolz darauf, daß er als deutſcher Menſch geboren war; er nannte ſeine Deutſchen die Hellenen der Neuzeit. Da ſind nun aber viele andere, beſonders ein junges kaum flügge gewordenes geelſchnabeliges Geſchlecht, welches uns die trägſten ſeelenloſeſten dümmſten jedes höheren Aufſchwunges und jeder ſtolzen und kühnen Erhebung zu einem würdigen Staat unfähigſten aller Menſchen ſchilt, welches, auf den äußerſten Spitzen des franzöſiſchen Liberalismus ſtehend, ſich nicht nur die übertriebenſten und halsbrechendſten Lehren von Verfaſſung und Staat von den Wälſchen ausgegriffen ſondern ſich auch den vollſten Liberalismus der loſeſten und liederlichſten Grundſätze und Sitten derſelben zugelegt hat. An der Spitze dieſer Übertriebenen, dieſer vornehmen Überblicker und Verhöhner des matten und dummen Deutſchen ſtehen viele Iſraeliten, zum Theil Proſelyten der chriſtlichen Pforte, welche von Natur zu ſpitzen und blanken Bemerkungen und Anſichten geneigt ſind und welche, als die da lange ſchmählich unterdrückt waren und kein feſtes Volk und Vaterland hatten und empfanden, natürlich leicht in die leerſte und ödeſte Weite des wildeſten Kosmopolitismus und Liberalismus hinausfahren. Mit ſolchen verlohnt es nicht der Mühe ſich über Deutſchland und über Deutſchheit zu ſtreiten. Gern geben wir aber von vorn herein zu, daß der Deutſche ein ſo geſtaltloſer unbeſtimmter Allerweltskerl iſt, daß er in einer gewiſſen Zerfloſſenheit und Unſicherheit und Blödigkeit unter den Fremden ja ſelbſt oft unter den Eigenen auftritt, daß es ſchwer iſt ihn mit ein paar Zügen zu beſchreiben. Wegen dieſer eigenthümlichen Blödigkeit und einer nur zu häufigen Unſcheinbarkeit, die oft faſt der Nichtigkeit ähnlich ſieht, könnte man ſagen der blöde Deutſche, weil der beſcheidene Deutſche aus eignem Munde faſt zu gut klingt. Dieſe Unſcheinbarkeit oder richtiger geſagt Geſtaltloſigkeit, die kein feſtes kräftiges Gepräge zeigt, woran man den Deutſchen in Hamburg und Berlin wie in Petersburg und London erkennen könnte, hat die Fremden ſo häufig zu verkehrten und ungerechten Urtheilen über ihn verleitet, und giebt Witzbolden noch häufig genug Gelegenheit über den ſchweren unbeholfenen dummen Deutſchen zu ſpotten.

Patriam fugimus, ſagt Lichtenberg irgendwo, iſt die rechte Inſchrift über den Kopf des Deutſchen. Er ſprach eine Wahrheit aus, zumal in ſeinen Tagen, in den Jahren 1770 und 1780 eine doppelte Wahrheit. Er ſah den Deutſchen durch die Welt laufen, dem Fremden nachtrachten und nachlaufen, das Fremde achten und das Eigene nicht kennen oder verkennen; er ſah ihn über die Welt verbreitet, fand ihn allenthalben, fand ihn als eine gutmüthige und brauchbare Kreatur gelitten, aber an wenigen Stellen geehrt, an keiner Stelle gefürchtet. Und das Vaterland? Zwar ſang Klopſtock damals ſein Bardiet und ſeine Hermannsſchlacht und Claudius und Stolberg ſtimmten ein — aber hatte man ein Vaterland? liebte man ein Vaterland? liebte ehrte man damals ein Deutſchland, ein deutſches Reich und deutſches Volk? Nein. Auch Klopſtocks Vaterland hing dünn und idealiſch in dünner Luft, jene Sänger ſangen wie Propheten, ſie wußten nicht, woher noch wohin, ſie klangen Töne wie von unbekannten Singvögeln, die künftige Winde zu uns herüberwehen ſollten. Jenes Geſchlecht hatte ganz andere viel höhere Träume, wenigſtens däuchten ſie ihnen viel höher: die ganze Welt des Deutſchen Vaterland. Es waren ſogenannte Philanthropen Kosmopoliten in ihren Träumen und Hoffnungen, wenn man will veredelte Juden, Juden a la Nathan, die ungefähr einen Staat wolten wie Nathan eine Religion; ſie ſchloſſen die ganze Welt in den weiten Mantel ihrer Liebe ein, aber überſahen nur, daß die Leute zu Hauſe froren. Man träumte einen ſchwärmeriſchen bunten Traum von einer allgemeinen Menſchlichkeit und allgemeinen Freiheit, aber niemand wußte von der Nothwendigkeit noch wollte davon wiſſen, daß hübſch klein und beſcheiden mit dem Kleinen und Einzelnen angefangen werden müſſe, wenn ſo Großes erlangt werden ſollte.

Aber ich will auch das Lichtenbergiſche Patriam fugimus gelten laſſen und es in ein Patriam petimus umkehren, ja ich will ſagen: Germanus universum petit, und ihn in dieſem ſchönen Sinn einen Hellenen nennen. Er iſt im höheren Stil der Bürger der Welt, die ganze Welt iſt ſein, er ſucht die ganze Welt; ſo weit die Sonnenſtralen ſchießen und die Winde wehen, will er hinaus, alles ſchauen lernen faſſen erkennen, aller Völker Sitten Weiſen Künſte erkunden und ſich zueignen. Doch iſt es nicht ſeine Art wild hinein zu fahren; er geht nicht gern in's tiefe Waſſer, ehe er vorher ſchwimmen gelernt hat. Taſtend aufhorchend blöd ſtumm in der Fremde, bis er mitſprechen kann; hat er aber einmal ſeine Stellung genommen, dann ſteht er feſt. Wie iſt der Franzoſe ſo ganz und gar das Gegentheil! Wo er iſt, glaubt er die Welt ſogleich ſein und gebärdet ſich wie ihr Herr; er ſucht ſie nicht, findet ſie aber deswegen auch nicht; wie der Hahn, wo man ihn aus dem Korb ſchüttelt, ſogleich kräht, iſt er in Peking und Archangel ſogleich wie zu Hauſe, aber weil er ſich ſo gebärdet oder vielmehr weil es ihm ſo däucht, bleibt er meiſtens auf der Gaſſe vor der Thür des Hauſes ſtehen.

Patriam quaerimus et invenimus ſage ich. Der Deutſche und ſein Stamm iſt der Allerweltmenſch, welchem Gott die ganze Erde zur Heimath gegeben hat und welcher, je mehr er die Heimath gefunden und durchforſcht hat, ſein eigenſtes kleineres Vaterland deſto inniger lieben und deſto tüchtiger bauen wird. Und wohl hat er es gut gebaut, und hat es trotz Unfällen und Ungleichheiten, welche wenige Völker überwunden und überlebt haben würden, noch heute ziemlich beiſammen. Es gab und es giebt andre Weltſucher und Weltfinder, jedes Volk hat im Suchen und Finden ſo ſeine eigne Art. Der Römer der Türk der Ruſſe gingen nimmer weiter als ihre Degenſpitze, oder gingen nur mit dem Degen aus; der Deutſche freilich auch mit dem Degen aber mehr mit dem Schiffe mit dem blanken Stock und auch ohne Stock. Die verwandteren Stämme thaten es ihm nach, die Romanen ſchon viel weniger, die Slaven ſind auch ſchon mehr Degenwanderer. Der Deutſche findet allenthalben leicht ſein Vaterland, er verſteht ſich allenthalben mit Verſtand und Arbeit das Haus zu bauen.

Ein denkendes grübelndes erfindendes Volk, ſeiner Anlage nach mit einem gewiſſen Ernſt und Gewicht, auch wohl Schwere, welcher es an Sturz und Fall nicht fehlen kann. Schwere Noth! iſt ſein Weltausruf und ſein Weltgefühl, auch ſein Fluch, wenn er ſich wie Jonas weiland über die Hitze und den Froſt der Welt ärgert. Er hat von Adam den Segen der Arbeit in vollem Maaße geerbt und fühlt auch ihre Schweißtropfen nebſt den Stacheln der Dornen und Dieſteln, worüber er die Fäuſte ausſtrecken ſoll. Ihm iſt die Verwaltung der geiſtigen europäiſchen Güter vorzugsweiſe übertragen, Ausbildung und Entwickelung von Sitte Geſetz Kunſt Wiſſenſchaft im chriſtlichen Sinn. In allen Trübſalen und Hartſalen, die über ihn hingefahren ſind, hat er dieſe Aufgabe nimmer vergeſſen, und bildet ſich gottlob noch nicht ein, daß er ſie irgend ſchon vollbracht habe.

Er iſt der blöde Menſch, und wird leicht zu blöd, und kann dann wohl einem unbehülflichen Pinſel ähnlich ſehen und von den Fremden ausgelacht werden; aber der Grund dieſer Blödigkeit iſt doch die Beſcheidenheit die Verſtändigkeit, die deutſche Grundanlage. Er ſchaut ruhig um ſich, lernt bald Beſcheid, und ſteht dann beſcheiden da, d. h. er ſtellt ſich ſtill an die Stelle, wohin er gehört; und weil er ſeine Stelle kennt, ſo will er auch andre von der ihnen gehörenden Stelle nicht eitel verdrängen. Ich nenne einige Tugenden, welche das große hohe Wort Beſcheidenheit einſchließt, ich nenne deutſche Tugenden, welche die Fremden wider Willen an den deutſchen Menſchen ſchätzen müſſen: Bedächtigkeit Vorſichtigkeit Langmüthigkeit Arbeitſeligkeit Ordentlichkeit. Dieſes und vieles Andere, welches der denkende grübelnde Menſch nothwendig haben muß, faſſen die zwei Wörtlein in ſich Sinnigkeit und Endelichkeit.

Mit dieſem ruhigen ſinnigen Verſtande, mit dieſer Endelichkeit, d. h. mit Geduld und Beharrlichkeit, nicht mit dem Anfang zufrieden zu ſeyn ſondern bis an's Ende durchzuharren, hat Gott ihm eine ſanfte ſüße Dauer der ſtillſten Gefühle gegeben. Man kann wohl mit deutſcher Demuth fragen: wo lebt ein glücklicherer Menſch als ein ſinniger endelicher Deutſcher? Und dieſer glücklichen Muſter ihrer ſind mitten im Lärm Prunk und Dunſt der Dämpfe des Zeitalters noch recht viele da. Auf dieſen liegt der Segen des Evangelii: Selig ſind die Sanftmüthigen, ſie ſollen das Erdreich beſitzen. O ihr Wälſchen, beſonders ihr Franzoſen, verſtündet ihr dieſes Deutſchleben, dieſen ſtillen ſinnigen Genuß aller Güter des Himmels und der Erde, womit der deutſche Menſch von Gott geſegnet iſt, ihr würdet bei manchem verkehrten Urtheil über uns erröthen. Dieſer ſtille beſchauliche Sinn, dieſes Verſtändniß der Dinge ohne Kunſt und Schein, dieſes ſelige Überfließen und Genießen — dieſe zarte nordiſche Empfindſamkeit iſt oben ſchon als eine Glückſeligkeit erwähnt, die oft ein Entzücken wird. Daß dieſe feine Anlage bei den ſchwachen und halben Naturen bei den Nichtreifgewordenen, deren es bei uns mehr giebt als im Süden, wirklich eine Schwäche und Gebrechlichkeit iſt, muß bekannt werden. Es giebt in dieſer Empfindſamkeit eine Übertreibung. Ich habe oben ſchon von der franzöſiſchen Übertreibung geſprochen, die wir im ſiebenzehnten Jahrhundert mit gewiſſen falſchen Zuthaten und Verzierungen erhalten hatten. Aber es giebt bei uns allerdings eine Abart der Empfindſamkeit, welche nicht allein unſerer innerſten Natur angehört ſondern ein Kind des weichen wechſelvollen und unſtäten Klimas iſt, worin wir leben, und welche der Romane gern Schwäche ſchilt, der überhaupt die nordiſche Naturliebe als einen Gegenſatz gegen die Antike nimmer begreifen kann.

Dieſe Naturliebe, man mögte ſagen dieſer innigſte geheimſte Naturgeiſt des Germanen iſt er ſelbſt iſt ſein Weſen. Das Fließende Schwimmende Schwärmende von Bildern zu Bildern von Geſtalten zu Geſtalten Schweifende und Überſchweifende und doch ſo ſchwer die Geſtalten Zuſammenfaſſende und Bildende dies iſt die verborgene Deutſchheit, unſre Schwärmerei unſer Tiefſinn unſer Kunſtſinn unſer Genie, die geheime deutſche Art, deren werdendes fluthendes ſprudelndes Leben in der geiſtigen deutſchen Schöpfungsweiſe kein Fremder uns ablauſchen wird, weil wir es uns ſelbſt nicht ablauſchen können. Grade hier, wo er unſre Fülle und unſern Reichthum anſtaunen ſollte, zeiht er uns am gewöhnlichſten der Ungeſtalt und der Unvollkommenheit. Aber wie ſollte er hier unſer Wunderſames und Räthſelhaftes begreifen, da wir uns auf dieſem Gebiete ſelbſt ein verhülltes Räthſel ſind?

Ungeſtalt Unvollkommenheit. Das ſind für einen Theil unſrer Gebrechlichkeit wirklich noch gelinde Worte. Ich habe es anderswo geſagt und zu zeigen geſucht, daß wir ein Volk der Stufen ſind, daß wir die Grade der Menſchheit in aufſteigenden und abſteigenden Verhältniſſen durchmeſſen. Wir können wohl ohne Pralerei ſagen, daß wir einzelne Namen der höchſten Stufen haben; aber wir haben auch die niederen Stufen ſo beſetzt, wir haben ſo köſtliche Dummköpfe wie ſchwerlich ein anderes europäiſches Volk. Ungeſtalt, wie geſagt, faſt eine zu zarte Bezeichnung — Rohheit Grobheit Plumpheit ja Klotzigkeit ſind auch deutſche Überſchriften der unteren Grade. Ich ſetze noch hin Dumpfheit Dummheit Schlotterigkeit Trübſinn Verworrenheit Neblichkeit. Einiges davon, aber gewiß das Wenigſte, gehört dem Klima, das Andere das Meiſte muß auch liebe deutſche Natur heißen. In einem Volke, in deſſen Gemüthe ſo viele tiefe und edle Kräfte immer im Schwimmen Fließen Dämmern und Schwärmen ſind, wo unaufhörlich ein ſeltſames und wunderſames halb bewußt halb unbewußt ſpielendes Traumleben gelebt wird, gelangen viele auch nicht ſchlecht begabte Naturen nimmer zur Klarheit ſondern bleiben in dem Dumpfen Verworrenen und Neblichten ſtecken, und aus einer ſolchen geiſtigen Ungeſtalt wird auch eine leibliche. Daher eine deutſche Schlotterigkeit und Lotterigkeit, welche in dem inneren Menſchen ihr Gegenbild hat und dem äußeren einen viel größeren Schein von Kümmerlichkeit und Bröcklichkeit giebt, als wirklich darin iſt. Dieſe Anlage und der Jahrhunderte alte völlige Mangel eines großen politiſchen deutſchen Geſammtgefühls, welches den deutſchen Mann hätte aufſtacheln und aus dem ſchlotterigen dämmerigen Zuſtande erheben und geſtalten können, iſt auch mit ſchuld an jener ſchlechten deutſchen Unſcheinbarkeit, welche mit der deutſchen Beſcheidenheit und Demuth, die wir je und je loben wollen, nicht das Geringſte zu thun hat.

Aber dieſer Schwimmer Dämmerer Schlotterer und Lotterer pflegt und nährt in ſeinem fließenden und oft auch unrein und düſter fließenden Strom der ſchwebenden und webenden Bilder und Anſchauungen die tiefen und erhabenen Geſtalten des Ewigen und Unſterblichen. Er kann ſich in Kunſt und Wiſſenſchaft neben die Edlen in Europa ſtellen; er iſt in Einigem edler als die Edelſten, in allem tiefſten innerlichſten Geiſtesleben mit den Beſten in der vorderſten Reihe. Philoſophie Theologie Aſtronomie Muſik er darf auch dieſe Überſchriften neben Verworrenheit Dummheit und Schlotterigkeit ſtellen.

Muſik und Sprache. Mir ſchwebt ein hohes Bild vor von dem tiefen Grunde, von der innigſten Bedeutung dieſer bebenden und ſchwebenden Kunſt der Töne. Sie dämmert mir — denn hier dämmert's mir recht deutſch — wie ein Vorklang und Vorſpiel alles mächtigſten Geiſteslebens, aller höchſten Wiſſenſchaften und Künſte; ich meine, ein Volk welches die Muſik in der Bruſt hat, hegt im vorzüglichen Grade die Anlage zu allem Höchſten und Überſchwänglichen. Man misverſtehe dieſe Worte nicht. Muſik ſpielt die ganze Natur; die Nachtigall und die Menſchenſtimme muß tönen in Tagen der Freude und Liebe; wo lebte ein Menſch, der nicht auch zuweilen ſänge und gleich dem Zeiſig und Finken ſein Liedchen abpfiffe? Das meine ich hier nicht ſondern ich meine die tiefen erhabenen Grundtöne des muſikaliſchen Lebens eines Volkes, die zeugende muſikaliſche Schöpferkraft. Hier ſtehen die Deutſchen und Italiäner in Europa obenan, ja ſie ſtehen faſt allein, und die Italiäner ſelbſt geſtehen, daß die Deutſchen die größeren Meiſter haben. Dieſe muſikaliſche Anlage däucht mir die innerſte geiſtige Grundkraft eines Volkes zu bezeichnen. Und ſo führt uns die Muſik auch zu unſrer Sprache.

Wir können fröhlich rufen: Wie glückſelig wir, daß wir dieſe Urſprache haben, keine zuſammengewürfelte Miſchſprache, dieſe Sprache mit dem unſchätzbaren Vortheile, daß ſie ſich meiſtens aus ihr ſelbſt deutet und erklärt, dieſe Sprache mit einer Biegſamkeit Geſchmeidigkeit Gewandtheit Bau- und Bildungsfähigkeit für alles innerſte geiſtigſte Leben, die von keiner der jetztlebenden Sprachen erreicht wird! Und dieſe unſre deutſche Sprache — damit wir mit ihr nicht zu weit über die Muſik hinausſchweifen — ſie iſt durch das Schickſal, das endlich allen gebildeten Sprachen durch langen Gebrauch widerfährt, in manchen ihrer Töne, beſonders in den Endfällen dünn und ſchwach geworden, aber in der Mitte ihres Leibes hat ſie noch tüchtige Knochen und eine mächtige helle Bruſt voll Klang. Keine der lebenden Sprachen hat eine ſo reiche Mannigfaltigkeit der Selbſtlaute und ein ſo ſtrenges reines Geſetz der klaren

Auslautung der Töne. Wären die meiſten Deutſchen nur hier nicht auch in einer leider zu gemeinen Schlotterigkeit ſo ſorglos und nachläſſig, dieſe Herrlichkeit auch gebrauchen zu lernen. Ich glaube dieſe Tönefülle der Selbſtlaute bezeichnet den inneren muſikaliſchen Geiſt des Volks, das ſie ſich geſchaffen, und wo auf dieſem Punkte der Mangel iſt oder wo alles in Halblauten haucht ziſcht gurgelt näſelt, da fehlt die urſprüngliche Anlage.

Die Baukunſt. Köln Strasburg, die Kirchen in Belgien und Nordfrankreich, die Sage ſelbſt in Italien von manchen Wunderbauen: il maestro fu un Tedesco.

Im Norden treten die Geſtalten der Welt und die Gebilde in den Geſchöpfen nicht ſo klar und beſtimmt hervor als im Süden. Auch hat der Deutſche für die Geſtalt für die äußere Schönheit nicht die geſchwinde Auffaſſung und Begeiſterung nicht die unmittelbare Anſchauung und Entzückung wie z. B. der Grieche und Italiäner, nicht die augenblickliche Meſſung und Hinſtellung durch Gefühl und Blick; aber der glückliche kunſtreiche Menſch erfaßt ſie und ſtellt ſie dar gleichſam aus innerer Anſchauung, und bringt auch da größere Geſetzlichkeit Innigkeit und Menſchlichkeit mit, hat da tiefere Sittlichkeit und Züchtigkeit und geiſtigere Überſchwänglichkeit, ich ſollte ſagen Reinheit und Unſchuld, als der edelſte Romane. Wir dürfen Dürer wohl neben Rafael nennen, beſonders in der letzten Beziehung. Äſchylus in Ariſtophanes Fröſchen würde hinſichtlich der Wahrheit und ſchönen Natürlichkeit und Züchtigkeit die Dürer Holbeine Rembrandte vor den beſten Wälſchen loben.

Ich überſchaue hier mein Geſchriebenes — welch ein deutſches Mancherlei und Allerlei! Und doch bilde ich mir ein, daß ſich daraus etwas einem deutſchen Ganzen oder einem ganzen Deutſchen Ähnliches wird zuſammendenken ja zuſammenſetzen laſſen. Und dieſer glückliche dieſer bei all ſeiner Ungeſtalt Unbeholfenheit und Schlotterigkeit ſo reiche verſtändige erfindſame kunſtreiche Menſch doch ſo lange Zeit gleichſam das Geſpött der Völker und immer noch von Vielen bezweifelt als ein ſolcher, der ein tüchtiger Bürger ein ſtolzer feſter politiſcher Menſch nicht werden könne? Ich habe ſchon mehrere Urtheile und Vorurtheile beide der Eigenen und Fremden angeführt; ich gebe noch eine närriſche Fabelei zum Beſten.

Es ſind, die in das neblichte zerfließende und faſt zerfloſſene

Leben vieler der jüngſten Deutſchen faſt verliebt ſind, die nicht allein, was ſie müſſen, die edlen und hohen Anlagen des Volkes verehren und bewundern ſondern die in einer matten und weichen Zeit und in zarten und papiernen weichlichen Übungen der Kammern und Studierſtuben, welche ſie von dem derben dicken Leben abgeſperrt haben, eben in einer gewiſſen Feinerei und Hübſcherei, wie ſie bei Manchen wieder Mode wird, in einer unbeſtimmten Weichheit Zartheit und Zerfloſſenheit, welche grade die tüchtigſten deutſchen Naturen nicht zeigen, gleichſam eine höhere Bezeichnung, eine feinere Signatur Gottes und der Geſtirne erblicken. Indem ſie nur das Feine und Geiſtige ſehen nur die geiſtigen und innerlichen Triebe und Anlagen des Volks bewundern können, machen ſie den Deutſchen gleichſam zu einem urſprünglich feineren und göttlicheren Gebilde als die andern Völker, theilen den Slaven den Romanen u. ſ. w. die gröberen und derberen Rollen zu und laſſen den Germanen als ein zarteres feineres Sonnenkind gleichſam in Baumwolle und Seide gewickelt auf dieſen Planeten herabfallen. Die weißere Haut die ſchmachtenden himmelblauen Augen die blonden Locken die weichen empfindſamen Hebungen und Senkungen und welche feinere Triebe und höhere Richtungen Strebungen und Beſtimmungen ſie ſich bei ihrem zarten Deutſchen alle noch hinzuträumen — das ſoll einmal der Deutſche ſeyn. O weh! und o je! Ich will hingehen und mir ein paar tauſend Bauren aus Friesland Thüringen und dem Schwarzwald holen und ſie vor dieſen zierlichen und feinen deutſchen Seufzerlingen hinſtellen, und ſie ſollen vor meinem ſonnenentfallenen Geſchlechte zittern, wie die Römer und Wälſchen vor den Alarichen und Frundsbergen weiland gezittert haben. Wie? dieſe Donnerwetterskerle dieſe gewaltigen fürchterlichen Recken die wollen ſie zu ſanften blondlockigen Engelchen zu himmelblauaugigen Sonnenkindern machen, die nach ihren fantaſtiſchen Vorſtellungen und Schilderungen gleichſam wie die Verlornen, die ſich auf Erden nicht zurechtfinden können, unter die roheren dickkernigeren Stämme der Menſchen hingeworfen ſeyen?

Solche deutſche Bilder werfen ſich ſchon den Eigenen auf das Augennetz; wie muß es erſt bei den Fremden ſeyn? So ſehr war aus dem Menſchen, welcher der Menſch für die ganze Welt ſeyn ſoll, ein geſtaltloſer Allerweltmenſch geworden. Und ſind viele Deutſche das nicht noch? erſcheinen ſie den Fremden gegenüber und unter den

Fremden nicht nur nicht als ſtille beſcheidene Menſchen ſondern häufig als ſo geſtaltloſe nichtige ugd dienſtbare Geſellen, daß man ſich ſchämen müßte, wenn ſolche Nichtigkeit mehr als Schein wäre. Und ſie iſt der Schein der Vergeſſenheit und der Vernichtung des Gefühls von Stolz und Macht, welches wir ſchon Jahrhunderte verloren hatten. Woher ſollte auch, frage ich, in dem letzten halben Jahrtauſend das Hochgefühl kommen, welches das Herz eines Volkes hebe, das ſich als Volk und Reich fühlt?

Wir haben das Bild, das die Römer von uns malen mußten. Damals waren unſre Väter, was jene in den Tagen der Decier und Fabricier geweſen waren, keine Barbaren ſondern rauhe tapfre Kriegsleute, große ſchöne mächtige Geſtalten: nichts als Freiheit Tapferkeit Männlichkeit Keuſchheit Ordnung und Zucht. Der deutſche Ochs nahm bald die Welt auf ſeine Hörner und ſeine unbeſiegliche Stärke und Streitbarkeit pflanzte ſich unter dem Namen furor teutonicus bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert fort. Wir haben dieſen heiligen gewaltigen furor in den Jahren 1813 und 1814 in den Herzen und Fäuſten unſrer Jünglinge wieder aufleben ſehen. Unſer, der Deutſchen, war die Weltherrſchaft über 800 Jahre, vom Jahr 400 bis zum Jahr 1250. Karl der Große im achten Jahrhundert trieb und zwang die germaniſchen Stämme zuſammen, im neunten Jahrhundert ward ein beſonderes deutſches Reich, vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert war dieſes Reich das Oberreich Europas. Da hätte man keine Bilder gefunden für die vom Himmel gefallenen zarten Sonnenkinder. Stellt euch eure herrlichen Väter vor, als ihrer 20,000, den Friedrich Rothbart und Heinrich den Löwen an der Spitze an der Tiberbrücke ſtanden, denkt euch die ritterlichen hohen Männer und ihren Stolz. Die Römer im Aufruhr drangen bewaffnet mit ungeheurem Geſchrei heran und verlangten für den Einlaß über die Brücke in die Stadt Gaben und Ehren als die, welche dem Weltherrſcher den Glanz gäben. Da rief ihnen der Löwe im Zorn zu: Was ihr die Herren? ihr gebt dem Weltherrſcher den Glanz? Schaut hieher! hier ſtehen die Herren, welchen Gott Rom und die Länder gegeben hat — Und die Deutſchen fuhren mit Stangen und Schwerdtern drunter und die prahleriſchen Haufen wurden aus einander geſprengt. Mit dem dreizehnten Jahrhundert verging die deutſche Herrlichkeit: im Kampfe mit Italien und den Päbſten wurden die mächtigſten Geſchlechter ausgerottet, um deren Glanz und Macht als um einen Mittelpunkt das deutſche Volk ſich hätte ſammeln und zuſammenhalten können. Das große Deutſchland zerfiel in hundert und tauſend Kleinigkeiten: der Name Kaiſer und Reich blieb und hing gleichſam wie ein Ehrenmantel darüber aber konnte die Gebrechen und Schäden derſelben doch nicht zudecken. Deutſchland war in ſo viele Einzelheiten geſondert, in einer ſolchen Mannigfaltigkeit der Strebungen Bildungen Entwickelungen aus einander gegangen, von allen Enden her mit ſo vielen und ſo verſchiedenen Geſetzen Verfaſſungen Rechten und Vorrechten durchſchoſſen und durchwebt, kurz von ſo vielen Stricken Netzen und Fäden durchwebt und durch einander verbunden und verſtrickt, daß der deutſche Rieſe in dieſer Verſtrickung in Ohnmacht da lag. Dies geſchah, dies Verhängniß trat ein, Deutſchland ging ſo aus einander, weil damals alle Völker an unſern Gränzen ſo ſchwach ſchienen, daß kein Gedränge von außen uns mehr zuſammentreiben konnte. So lebte Deutſchland noch einige Jahrhunderte fort, da erhoben ſich innere Zwietrachten und blutige Hader um die heiligſten Dinge. Huß und Luther ſtanden auf, es ward nun reicher Same der Sonderung und Schwächung ausgeſäet. Doch lebte man noch ſo leidlich fort bis an das ſiebenzehnte Jahrhundert: Glück Reichthum Macht ſchien noch da zu ſeyn, aber Deutſchland als Reich und Staat betrachtet hatte keine Macht mehr. Schon damals war das deutſche Gebiet längs der öſtlichen Oſtſeeküſte von uns abgeriſſen worden: die deutſchen Ritter von Kurland und Liefland ſchrieen das Reich um Hülfe an, aber man ließ ſie als Raub der Fremden fallen. Eben ſo ſorglos und ohnmächtig ließ man die Niederlande und die Schweiz vom Reiche abſinken und zu unſerm Verderben ihr eignes Weſen treiben. Dann riß der gräuliche dreißigjährige Krieg den letzten Zauber von deutſcher Herrlichkeit und Macht nieder und warf uns in Rohheit und Barbarei zurück, indem er ſogar das Gedächtniß unſerer glorreichen Vergangenheit und unſerer ganzen früheren Bildung auslöſchte. Der Kaiſer war im Jahr 1250 mit Friedrich dem Zweiten von Hohenſtaufen geſtorben, worauf die allmählige Verbleichung des Glanzes der alten deutſchen Ritterſchaft nothwendig folgen mußte; da erhoben ſich die Bürger der Reichsſtädte und brachten ihr Leben in leidlicher Weiſe bis zu dem Jahre 1620 hin. Von der Zeit an fiel alles in Einen großen Schutthaufen zuſammen; man lebte ſo anderthalb Jahrhunderte unter den Trümmern fort wie arme Leute, die ſich an den Mauern der Rathhäuſer Tempel und Palläſte und an den Grabdenkmälern der Helden die ärmlichen Hütten anflickten.

Kam das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, das Zeitalter der Blüthe und Macht Frankreichs. Deutſchland machtlos ruhmlos geiſtlos mußte nun franzöſiren: die deutſche Armuth und Barbarei, wie ſie ſich jetzt ſelbſt als ſolche erkannte, ſchmückte ſich mit den Lappen wälſcher Zierlichkeit und las die kümmerlichen Brocken wälſcher Sprache und Literatur auf. Da verfälſchte und verwälſchte ſich alles bis auf die Hofhaltungen und Sitten der kleinſten Fürſten und Grafen, alles wälſche Einkleidung und Verlarvung — ſo ſtanden die veräfften und verweichlichten Enkel der alten deutſchen Recken da; da ſpazierte auch die jämmerliche und verkommene deutſche Sprache und Literatur einher in froſtiger alberner Steifheit und im bunten Narrenrock der Wälſchen, den ſie ſich ungefähr anzulegen verſtanden wie ihre Majeſtäten die Könige von Angola und Tombuktu die Generaluniformen, die ihnen die Portugieſen oder Engländer ſchenken. Alles jämmerlich hölzern ledern. Die franzöſiſche Leichtigkeit und Witzigkeit, das leichte liebenswürdige Spielen mit Kleinigkeiten, wodurch die Franzoſen ſich und die Fremden oft ſo anmuthig unterhalten können, dieſe konnte der Deutſche nun einmal nimmer erlangen, er bekam mit der ſogenannten franzöſiſchen Klaſſicität, mit jenem trockenen Dinge, was der Franzoſe ſeine Regelmäßigkeit und Geſetzmäßigkeit auf dem Gebiete der ſchönen Künſte nennt, nur die wälſche Trockenheit und Magerkeit, die bei ihm in die geiſtloſeſte Dürftigkeit ausartete. Dazu kam die Plage der ſtehenden Heere, die ſeit Ludwig dem Vierzehnten eine Unvermeidlichkeit waren, und die Art ihrer Werbung Erhaltung und Zuſammenhaltung. Wer will aller der Scheußlichkeiten und Gräulichkeiten im Einzelnen wieder gedenken, die von den Jahren 1650 bis 1780 bei uns und in Europa geherrſcht und gewaltet haben und wobei und worunter Viele ſich doch noch ein menſchliches geiſtliches deutſches Leben denken konnten? Wer hätte ſolche Zuſtände ertragen können, dem die frühere Zeit, ſelbſt die des ſechszehnten Jahrhunderts, noch nicht wie mit ewiger Nacht bedeckt geweſen wäre? Welche allgemeine Knechtſchaft, welche allgemeine Erniedrigung des Volks! welche Häßlichkeit Steifheit und Roheit und Liederlichkeit in den Sitten und Grundſätzen! welche gräuliche heimliche zugleich rohe und üppige Hofhaltungen und unverſchämte Wirthſchaften! Man denke nur ſtatt aller andern an Dresden und Stutgardt: und ſo ſtand es abwärts bis zu den Kleinſten in dieſen Geſchlechtern hinunter. Und die Höfe der Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die Haushaltungen der Abteien und Klöſter! Man fühlte ſich ganz behaglich in dieſem niedrigen knechtiſchen wälſchen ehrvergeſſenen und tugendvergeſſenen Leben, und leben und leben laſſen das war der Brauch und Klang des Tages. In dieſer Art lag Europa darnieder, Deutſchland dem Scheine nach wohl am längſten eben wegen ſeiner bunten zerriſſenen Mannigfaltigkeit. Kaum daß noch einzelne Namen von Helden und großen Männern durch dieſe klangloſe und farbenloſe Wüſtenei hindurchklingen, Leibnitz, der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der König von Preußen Friedrich Wilhelm der Erſte, Prinz Eugenius von Savoyen, Leopold von Deſſau, endlich Friedrich der Zweite. Dieſer letzte große Mann hatte ſich aus deutſchem Marke und deutſchem Blute wenigſtens einen geläuterten Lorbeerkranz des Ruhmes geflochten und gezeigt, was mit deutſchen Herzen und Fäuſten auszurichten ſey: aber die Erſtarrung konnte er nicht heben: es mußten Wetter von Gott kommen, ungeheuere plötzliche fürchterliche Wetter gleich Wolkenbrüchen und Schneelawinen, um den alten hemmenden und alle Ausſichten und Bewegungen hindernden Schutt, welchen Jahrhunderte aufgehäuft hatten, unter Weh- und Jammer-Geſchrei der Verſchütteten und Fliehenden wegzuräumen.

Zwar war in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder eine Dämmerung aufgegangen, woraus einige Lichtſchimmer des früheren deutſchen Glanzes brachen, eine Sehnſucht geboren, aus ſo ärmlichen hemmenden Feſſeln, als die franzöſiſche Sprache und Sitten den Deutſchen anlegten, ſich herauszuringen: es war nach dem ſiebenjährigen Kriege ein großer Mann von Gott gegeben, Leſſing, der ſeinem Volke den ganzen literariſchen Jammer zeigen konnte. Dieſer machte Luft und hieb Bahn durch die wüſte barbariſche Wildniß, und bald entfalteten einzelne herrliche Genien ihre ſonnigen Flügel, und das Volk jauchzte Neues Leben neue Kraft! Aber die ſchwarzen Wetter, die damals nur ihre erſten dunklen Streifen durch den wolkenloſen Himmel zogen, mußten doch plötzlich unabwendbar kommen, ganz anders, als die Herzen es geträumt und die Barden der Zeit es vorgeklungen und geweiſſagt hatten.

Und hier ſeh ich zum dritten vierten Mal ſtill bei der deutſchen Ungeſtalt Unſcheinbarkeit und Nichtigkeit. Es ſind noch Seufzlinge und Ächzlinge, die von einer ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach den ältern Zeitläufigen Zuſtand zurückgedacht werden, die uns von dem letzten großen Nachſchatten des deutſchen Mittelalters, die uns von dem ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhundert zu ſprechen wiſſen als von einer gemächlichen freundlichen deutſchen Glückſeligkeit. Freilich die Deutſchen waren ihrem innerſten Weſen nach ein tapferes freies treues gerechtes Volk, ſie hatten in guter Zeit weiſe gerechte Geſetze, auch darf nicht behauptet werden, daß der Sinn für Gerechtigkeit und Freiheit in ihnen ganz ausgeſtorben wäre; aber wenn man Deutſchland als einen Staat und ein Reich betrachtet, als eine Geſammtheit, welche, damit ſie edle und gerechte Zuſtände vertheidigen und beſchützen könnte, gerüſtet und gewaffnet da ſtehen mußte, welche Furcht und Ehrfurcht einflößen mußte, ſo war es eine volle Erbärmlichkeit. Es war dahin gekommen, daß das Reich nicht mehr einen niedergeriſſenen Schweinſtall ſchützen konnte, geſchweige die höhere Ehre und Majeſtät. Hundert und tauſend größere und kleinere Staaten und Gemeinweſen ſtrebten jedes für ſein einzelnes kleines Daſeyn, mit abgeſonderten oft mit einander feindſeligen Zielen; die Großen und Mächtigen thaten im Reiche ſo ziemlich was und wie es ihnen gefiel und die Kleinen duckten ſich im kümmerlichſten philiſterhafteſten Gefühl der Schwäche und Hülfloſigkeit unter die zerriſſenen Schirme und zerfallenen Dächer ehrwürdiger aber unnützlicher Gewohnheiten und Geſetze, die allmälig auch wurmſtichige Ruinen wurden. Denkt nur des Reichstages von Regensburg. Der Feind bricht und rückt heran mit ſeinen Hunderttauſenden, die deutſchen Herren Geſandtſchaften dort beginnen nun zu rathſchlagen — ein Vierteljahr wohl ein halbes Jahr, ehe die Rathſchläge Beſchluß werden können, ein zweites halbes Jahr, bis aus einer Zahl von 35 Millionen Seelen ein Reichsheer — und welch ein Reichsheer! — von 60,000 bis 80,000 Mann auf den Beinen iſt. Und der Kaiſer in ſeinem Purpurmantel, welcher den Glanz der übrigen Herrſcher Europas verdunkeln ſollte — dieſer Kaiſer ſtand, wenn man den Ertrag ſeiner ſämmtlichen übriggebliebenen Reichsherrlichkeiten zuſammenrechnete, mit einer jährlichen Ausſteuerung von 10,000 bis 20,000 Gulden. —

Nicht wahr? ſolche untergegangene Herrlichkeit ſoll man betrauren? Es war ganz ſo: die Kleinen ſuchten ſich zu erhalten, wie ſie konnten, ſie krochen unter das alte hin und wieder noch ſtehende Reichsgemäuer, ſie duckten ſich unter, und wurden dabei natürlicher Weiſe in ihren unbequemen und ſchmerzlichen Stellungen und Lagen ſchief krumm und verwachſen, verloren jegliche Gebärde freier deutſcher Männer, wie ihre Väter weiland ſie der Welt gezeigt hatten; ſie duckten ſich gegen die Stürme und Wetter von außen und innen unter allerlei altem Gethürm und Gemäuer, und ſahen begreiflicher Weiſe ungefähr aus wie ein Wanderer, der im Gewitter oder Schneegeſtöber und Schlackerwetter einige Stunden unter einer Felsklippe oder einem Hirtenſchirmdach ausruht und endlich doch in's Freie hinaus und durch den Schmutz der Straße ſeinen Heimweg nehmen muß. Aber am hellſten und augenſcheinlichſten mußten ſich die Deutſchen des ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhunderts und ihre allmälige Verkleinerung und Verknirpſung in der Geſtalt des Reichsſtädters oder des Zugehörigen eines Stifts und einer Abtei den Augen darſtellen. Dies war die deutſche Grundfigur, freundlich gutmüthig von Herzen demüthig und beſcheiden aber das kleinſte bischen Leben und dieſes bischen Leben gleichſam bittweiſe vorweiſend. Alles hatte ſich ſeit Jahrhunderten geſondert: Fürſten Volk Ritter Bürger Reichsſtädte Reichsdörfer Abteien, alles war aus einander gegangen, alles in ſeinen verſchiedenen Stufen Rangen Ordnungen ſtand nun einzeln da, machtlos glanzlos ſchirmlos, wenigſtens nach außen und gegen die Fremden ſchirmlos. Das hießen des Heiligen Römiſchen Reichs Ehrwürdige und Vornehme Freie Stände; dies pries man die mannigfaltige prächtig und bunt geſtaltete deutſche Ständeordnung, aus deren Vielerleiheit wohl eine verworrene Unordnung aber nimmer Ordnung noch Befehl hervorgehen konnte; dies hieß das Glück der deutſchen Freiheit. O du alte weiland gewaltige deutſche Ehrwürdigkeit, wo war deine Würde? o du ſtolze Freiheit, wo war deine Majeſtät? Es war das Deutſche ſeit Jahrhunderten immer indiſcher und chineſiſcher geworden und daher konnten die bunten chineſiſchen Zierrathen auch ſo leicht von den Fremden aus einander gepflückt und weggeblaſen werden. Der Reichsadel eine vollkommene Kaſte geworden, zu ſogenannten Merinos-Schaafen des reinſten Bluts heruntergekommen, mit einer Noth von 32 und 64

Ahnen, dieſe Ordnung ſchlau und pfiffig genug beliebt und abgeſchloſſen, damit ihnen künftig kein fremdes unreines Blut an die reichen Pfründen die Erzbisthümer Bisthümer Abteien Vogteien Komthureien u. ſ. w. u. ſ. w. kommen könnte. Der reichsſtädtiſche Bürger in ſeinem Geſchlechte in ähnlicher Art. Dieſer hatte ſich nach dem langen dreißigjährigen Jammer, der Deutſchlands letzte Ehre und Macht begraben hatte, an den alten Reichszäunen wieder angebaut, hatte ſein Häuschen und Hüttchen dort angehängt und die leeren Neſter allmälig wieder mit Brut gefüllt; aber die Adler waren ausgeflogen und Spatzen hatten ihre Stellen eingenommen. Ich habe ſie geſehen dieſe Jungen, die hinter dieſen alten Reichszäunen und in den Neſtern der Adler ausgebrütet waren. Auch dieſe hatten ſich nach der beliebten und belobten deutſchen Sonderlichkeit, welche man mit zu hübſchen Worten Geiſt der Unabhängigkeit des perſönlichen Strebens Geiſt eines edlen Strebens nach einzelner Entwickelung nennt, welchen Geiſt man ſich nur hüten muß in allen ſeinen verſchiedenen Stufen Arten und Unterarten zu loben, ſie hatten ſich gleich den Rittern in ihren kleinen Reichen und Bezirken dicht verzäunt und abgeſchloſſen; es konnte endlich kaum jemand in ein ſolches kleines Reich hereinkommen, er ſtieg denn durch die Schürze einer Reichsbürgertochter. O wie das gar ſonderliche Herrlichkeiten und prächtige Entwickelungen gab! Ich meine hier nicht bloß Reutlingen und Bopfingen ſondern, wenn ihr wollt, auch Nürnberg Augsburg und Frankfurt. Da hatte ein deutſches Aug ſeine reiche Weide. Hier hatte nun freilich die alte deutſche Treuherzigkeit Freundlichkeit Gutmüthigkeit Sparſamkeit und Ehrlichkeit ihre ſchöne ſtille Pflege, aber leider eine gar zu ſtille, leider alles unten und nach unten hin gewendet, alles ein volles kleines Königreich der Philiſter, ein ſtilles mattes geiſtloſes kümmerliches Fortleben, wo ein Geſchlecht das andere begrub, ohne daß man auf ihren Gräbern irgend einen Klang oder Schall hätte vernehmen können. Es war wie der ſtille Tod der Klöſter, es waren dieſe im Reiche und doch wie die vom Reiche Abgeſchiedenen. Und die Geſtalten und Geſichter — o! o! Es war ja die Stadtmauer das Reich dieſer Bürger, das Rathhaus die Stadtthore und einige Thürme und Zinnen die Hoheit und Herrlichkeit des Deutſchthums, wornach ſie ſchauten, worauf ſie ſich was einbildeten und wo ſie zur Strafe von Gott, der das Kleinliche und die Kleinkünſtelei und Kleinbildnerei nicht leiden kann, ordentlich hineingebildet und hineingezaubert wurden. Ja hineingebildet und verzaubert. O die gutmüthigen freundlichen demüthig lächelnden demüthig einhertrippelnden Geſtalten, dieſe Geſichtchen, die ſich an den Arabesken und Baumeiſterſpäßen ihrer Kirchen an den Näschen Mäulchen Schnörkelchen ihrer Thürme an den Bilderchen und Zierrathen ihrer Häuſer verguckt hatten. Das hatte Geſichtchen gegeben, Urgroßvater und Urgroßmutter hatten ſich ſchon ſo verguckt, und ſo war's fortgegangen von Geſchlecht zu Geſchlecht — ja Geſichtchen: kurze durchbrochene Näschen Spitzmausmäulchen, dünnſte Lippchen, worauf ſich kein herzhafter Kuß wagen durfte; ſie ſahen aus wie Weihnachtspüppchen, wie die aus Marzipan und Roſinen gebackenen Figürchen des Zuckerbäckers. So winzig piepſig und mauslich waren die Urenkel jener wilden Landsknechtrecken gerathen, die unter den Frundsbergen und Burtenbachen im ſechszehnten und den Pappenheimen und Stalhandſchuhen im ſiebenzehnten Jahrhundert durch ihre mächtige Reiſigkeit noch das Staunen und Schrecken der Fremden waren. Ungefähr ſo ſah die Hauptfigur des deutſchen Reichsbürgers um die Jahre 1780 aus, und noch ſind in manchen Enkeln die Abdrücke der Großväter erkennbar. Was würden die alten Reichsbürgermeiſter und Schöffen geſagt haben, welche im Stalharniſch und mit dem breiten Schwerdt weiland unter der Sturmfahne von Strasburg oder Köln ausgezogen waren, wenn ſie dieſe ihre verpuppten Enkelchen erblickt hätten? Und ſolches und eine üppige und meiſtens unwiſſende hohe deutſche Geiſtlichkeit, welche ſich in Sitten und Gelehrſamkeit mit der von Frankreich und Spanien ja kaum mit der von Italien nicht meſſen konnte, und die gaſtfreundliche gutmüthige Schwelgerei des deutſchen Mönchs und des deutſchen Ritters, der nicht mehr um große deutſche Ehren ringen konnte und gewöhnlich auch darum nicht rang — Solches, wo alle hohen und edlen Geiſter des Volks im tiefſten ſatteſten Schlafe ſchnarchten, will man uns wieder als eine gute goldne Zeit einbilden? Wahrlich für ſolches deutſche Grundbild, welches in ſeiner zerbröckelten Geſtalt die Vergeſſenheit und Verkommenheit des alten Deutſchlands ausdrückte, waren die Geſtalten noch luſtig und anmuthig, welche der Prügel eines Schulenburg oder des alten Deſſauers auf dem Übungsplatz bei den Sachſen und Brandenburgern ſchuf: es hoben ſich unter dem eiſernen Ladſtock und dem dürren Haſelſtock des Korporals doch noch Männergeſtalten heraus; ſelbſt wenn ſie herausgeprügelt wurden, ſelbſt wenn die Menſchen hart und grauſam und mit Gewalt zu Thaten und Leiden fortgetrieben wurden, es ſprang hier doch noch hin und wieder irgend eine tüchtige Kraft und ein lebendiges Leben heraus. Sachſen Braunſchweig Brandenburg Heſſen haben in jenen Tagen doch noch Männerbilder hervorgebracht; was konnte aber bei aller freundlichſten Gutmüthigkeit die kleinlich empfindende und kleinlich lebende und liebende Reichsbürgerei damals noch aufweiſen?

Jene Zeit iſt nun ſeit einem halben Jahrhundert eine vergangene Zeit, der Schutt vieler Jahrhunderte, der hemmend und hindernd und ſowohl die Unterſuchung und den Gebrauch des Bodens als auch die freie Ausſicht in die Zukunft ſperrend über einander aufgehäuft lag, iſt weggeräumt oder weggeſpült, zum Theil durch Ströme Bluts weggeſpült, ſelbſt das ehrwürdige alte Gemäuer und Gethürm, worin die Reichsmäuſelein ihre letzten Höhlen gegraben, woran die alten ehrwürdigen Reichsnachtvögel und einige ſpaßige Tagesvögel ihre Neſter gehängt hatten, iſt größtentheils niedergeriſſen; der Deutſche hat neu gründen und bauen und neu einrichten und ordnen müſſen, oder vielmehr er iſt in voller Arbeit dabei. Er hatte ſich erſt mit dem Schwerdt Luft machen, ſein Land erſt wiedergewinnen müſſen, ehe er zu dieſer Arbeit, bei welcher ihm die Fremden ſo gern geholfen hätten, ſchreiten konnte. Jetzt ſteht er erſt im Anfange des neuen Anfangs, und doch bilden die einen ſich ein, daß er beinahe ſchon mit der Arbeit fertig ſey, während die andern ſchreien und fluchen, er arbeite zu langſam, er ſey überhaupt ein ſo verworrener und unbeholfener Kerl, daß er nichts Tüchtiges und Geſcheidtes fertig bringen werde; er habe in der gräulichen Noth, worin die hinterliſtigen Wälſchen ihn zuſammengepreßt und aufgetrieben, ſich einmal wieder ſeinen alten heiligen Zorn ſeinen deutſchen Ochſenmuth gefaßt, habe ſich da ein paar Jahre als ein ganzer Kerl gefühlt, jetzt aber verſinke er wieder in die alte deutſche Unart, in die traurige Gleichgültigkeit Schlaffheit und Abſonderlichkeit, worin die Belebung Bildung und Entwickelung eines tapfern und ſtolzen deutſchen Gemeinweſens beinahe eine Unmöglichkeit ſey. Er wolle wieder einſam einzeln und philiſterig für ſich ſeyn, jeglicher ſeinen eignen Weg laufend, wolle wieder dämmern träumen ſchlafen ſchnarchen, wie der ſtarre Siebenſchläfer ſieben Jahrhunderte durch gethan: Flucht und Scheu vor männlichen Gefühlen und Gedanken vor männlichen harten Übungen und Arbeiten, Trachten nach Üppigkeit Schwelgerei und Faulheit wie in den Jahren 1770, Schätzung aller Güter nach dem Maaße, wie ſie der Bequemlichkeit und Wolluſt Genüſſe verſprechen — das ſey leider da das wolle darnach trachte ſo lebe der Menſch, der ſich noch der Jahre 1813 und 1814 rühme. Ja die Gefühlloſigkeit und Nichtigkeit die Gleichgültigkeit und Verſtocktheit gegen alles höhere geiſtige Leben mache ſelbſt die Jugend, die von Gott und Natur zur Rüſtigkeit und Freudigkeit berufene Jugend, zu einem ſtarren todten Klumpen, der höchſtens mit geiſtigen Überlieferungen ſpielen ſelbſt aber nichts machen könne noch wolle. So ſey es um Leben Kunſt und Wiſſenſchaft der Zeit beſtellt; kalte ſchläfrige Moderluft wie aus unheimlichen Geiſterhöhlen und Leichenhäuſern wehe über dieſe ſtarre Welt hin, und doch ſchreie man wieder mit leerer windigſter Prahlerei Neues Deutſchland Starkes Deutſchland Wiedergebornes Deutſches Volk in die tauben Ohren der Zeit. Ja zur Schmach des deutſchen Lebens und zum Beweiſe, daß es in ſich kaum eine Fähigkeit zu haben ſcheine ſich aus ſich ſelbſt herauszubilden und durch ſich ſelbſt zu geſtalten, wende nun ein Theil des jüngeren Geſchlechtes wieder ſeine Blicke zu der Seine mit derſelben Bezauberung und Unvernunft, ja mit noch viel größerer als in den Jahren 1790, und wolle daher die Bilder und Muſter, daher die Maaße und Entwürfe für ſeine Geſtaltung ſuchen; ja — was noch tauſendmal ſchlimmer und verderblicher und wirklich das Zeichen eines allgemeinen ſittlichen und geiſtigen Todes ſey — die verruchteſten heilloſeſten Lehren, Lehren, welche in allen Zeiten den Staaten und Völkern zum Grabe geläutet und die Menſchheit umgekehrt und zerſtört haben, ein ſchändlicher Liberalismus und Libertinismus, der in ſeinen lockern und liederlichen Grundſätzen das bischen letzte gute Deutſche vergiften müſſe, weiſſage aus dieſen jungen Deutſchen des Vaterlandes böſe Zukunft, aus dieſen, welchen die Robespierre und Babeuf und alles tollſte kommuniſtiſche und ſimoniſtiſche Geſindel die Evangeliſten des neuen Heils heißen. Dieſe ſeyen aus dem Tollhauſe der überfliegenden und übergeſchnappten deutſchen Philoſophie und Theologie jetzt zu den Franzoſen hinübergeſprungen, um dort für ihre Tollheiten die Übung und Anwendung in der wirklichen Welt zu lernen.

Schwere Anklagen, deren einige Wahrheit mehrere gottlob nur Schein der Wahrheit haben.

Die erſte Klage handelt vom deutſchen Schlaf, ſie lautet: der Deutſche ſchlafe immer leicht wieder ein ermatte bald wieder, wann er einmal einen friſchen Sprung und tapfern Lauf gewagt, und dämmere und träume dann ſo fort, ohne etwas ſchaffen zu können; er habe die Fähigkeit verloren einen tüchtigen Staat zu bilden, ſey ein armer Duckmäuſer ein Hausphiliſter, der ſich immer wieder hinter den warmen Ofen des kleinen armſeligen Hauslebens verkrieche, ſeine Tugenden, die man zur Ungebür an ihm lobe, ſeyen keine Tugenden der Schlachtfelder und der Volksverſammlungen ſondern die an der Erde kriechenden einer gewöhnlichen philiſterigen Rechtlichkeit, wodurch nichts Großes geſchaffen werden könne. So ſprechen viele, beſonders ſtoßen die jüngſten Deutſchthümler, welche man richtiger Franzoſenthümler ſchelten könnte, in dieſe Poſaune, ſolche, die noch nie mit Ernſt bedacht geſchweige geforſcht haben, auf welchem Grunde das tüchtige Haus vollends der tüchtige Staat des Menſchen gebaut werde, ſolche, die auf der Oberfläche der Erſcheinungen des Augenblicks hingleiten und ſich von dem Schimmer und Lärm der Wälſchen täuſchen laſſen. Wir ſind weiter gekommen ſeit den Jahren 1805 und 1806, unſre Gefühle und Gedanken haben ſeit 1812 bis 1815 Adlersflug genommen; haben die Fittiche ſich ſeitdem auch wieder etwas zur Erde geſenkt, vieles iſt auch im allmäligen Schritt der Zeit, ſelbſt im leiſeſten ſtillſten Gange der Dinge, lebendiger und beſſer geworden. Nun muthet man aber zu, daß alles laufen und fliegen ſoll, was noch nicht laufen und fliegen kann, und flucht über Hinderniſſe und Hemmungen, die nur eine höhere Macht wegräumen kann. Dieſer höheren Macht, welche die Schickſale der Völker mit Weisheit leitet und kein Volk verläßt, in welchem Tapferkeit Redlichkeit und Gottesfurcht noch nicht ausgeſtorben ſind, muß man vertrauen, und ſich erinnern — aber wie kann man dieſen unſern jüngſten Weherufern Erinnerung zumuthen! — daß der Menſch mit Schmerzen und Wehen geboren wird, und daß auch den Völkern die beſten Gaben, ſolche, die da Hoffnung der Dauer haben, nicht ohne Arbeiten und Plagen verliehen und gewonnen werden können. Habt nur Geduld zu warten! aber habt auch die unverläßliche Geduld zu hoffen und zu beten! Gott wird zu ſeiner Zeit ſchon kommen mit ſolchem Gedränge, wo er euren Schweiß und euer Blut verlangen wird, der deutſche Kern wird ſchon zuſammengepreßt werden, und nur dann wird er wieder geſchwindeſte und freudigſte Keime treiben.

Bequemlichkeit Faulheit Streben nach eitel irdiſchen und ſinnlichen Genüſſen — wahrlich dieſe klagt man mit Recht an. Aber die Ankläger vergeſſen, daß dies eine Klage iſt, die nicht bloß für heute paßt ſondern die geklungen hat, ſo lange Kanzeln und Katheder in der Welt geweſen ſind. Wir genießen, einige kurze unbedeutende Getümmel abgerechnet, nun bald ein Menſchenalter europäiſchen Frieden. Baut der Friede manches Schöne und Gute, ſo erſchlafft und entnervt er auch und wendet den Blick und das Herz der Menſchen von friſchen Wagniſſen und muthigen Arbeiten ab, in welchen allein fröhliche Gedanken gedeihen. Hiezu kommen die Erfindungen Thaten und Werke der Wiſſenſchaft die genauere Kenntniß und Anwendung der Naturkräfte, welche das gegenwärtige Geſchlecht mit raſtloſem Eifer und grübleriſchem Fleiß auf die Geſchäfte des bürgerlichen und gewerblichen Haushalts hinzulenken ſucht, Erfindungen und Werke, welche die meiſten äußeren Weltzuſtände zu verändern drohen und dem wohllebigen und weichlichen Lüſtling eine Menge weicher Polſter unterzubreiten verſprechen. Ferner — und das kann wahrlich kein Tadel ſeyn — ſinnt denkt arbeitet das gegenwärtige Menſchengeſchlecht gewiß ein Viertel mehr als diejenigen, welche vor fünfzig ſechszig Jahren lebten. Dieſe Grübelungen und Arbeiten haben eine Menge neue Genüſſe geſchaffen, welche die Väter nicht kannten. Den Bequemen und Weichlichen iſt alſo das Feld der Luſt und Wolluſt unendlich erweitert, und der Schein des Schlechten und Nichtswürdigen iſt heller als weiland. Das Menſchengeſchlecht aber, wenn man nicht nach dieſen mittleren Weichlingen ſieht und richtet, iſt in den unteren Regionen der Geſellſchaft im Ganzen friſcher rüſtiger thätiger und langlebiger, alſo nicht verdorbener, als die Menſchen zu den Zeiten unſrer Väter waren. Nur, wie geſagt, der Schein des Verderbens iſt jetzt heller. In unſrer Väter Tagen waren Wolluſt und Faulheit noch mit einem guten Theil Rohheit verſetzt, welche ihnen ein derberes einfältigeres Anſehen gab und ſie nicht ſo weichlich erſcheinen ließ; jetzt bei der allgemeinen, wenigſtens äußerlichen, Bildung erſcheint Weichlichkeit und Faulheit in ihrer ganzen nichtigen Jämmerlichkeit und Garſtigkeit. Kurz, die verbotenen und verächtlichen Genüſſe der Sinnlichkeit haben einen andern Schein und eine andre Art als weiland, aber bei genauerer und gewiſſenhafterer Überſchauung und Wägung würden die Verhältniſſe die Waage wohl für unſre Schale ſinken laſſen.

Die Jugend iſt matt und geiſtlos, faule Moderluft des Todes weht über die Zeit hin. Krieg! Krieg, lieber Gott! gieb uns einen tüchtigen Krieg! Krieg iſt uns nöthiger als das tägliche Brod; wir müſſen einmal wieder durch einen ſchweren blutigen Kampf aufgeſchüttelt und zuſammengeſchüttelt werden. Es will ja alles in Mattigkeit und Faulheit vergehen.

Dieſe Anklage iſt wahr genug; ob man um Krieg beten darf, ſteht dahin. Hagel und Donnerwetter ſchlägt ſchon von ſelbſt herab und kommt wie Gottes andre Gerichte meiſtens zu einer Zeit, wo wir ſolchen Wunſch und Gebet nicht ſprechen. Wahr, die Jugend iſt matt ſehr matt, nicht fröhlich nicht ernſt nicht ſtrebig ſondern trüb ſchläfrig träumeriſch. Woher? Iſt dies bloß die Wirkung der Rücktreibung der Demagogenjagd, welche man ſo fünfundzwanzig Jahre getrieben hat? Wir kennen ja dieſe Jagd. Die Brandung der Gefühle und Gedanken der Menſchen war gewaltig nach den Arbeiten und Kämpfen der Jahre 1813 bis 1815; die Wogen ſauſten und brauſten immer noch fort, als die welche ſchlafen gehen wollten, Stille verlangten. Was ſoll ich die Erinnerung einer vergangenen böſen Zeit wieder wecken? Beide hatten Unrecht, die Lärmer und Brauſer und die Stillegebieter; aber von den letzten hätte man mehr Weisheit und Geduld begehren können. Jene böſe Demagogenjagd hat viele ſchlimme Folgen gehabt. Erſtlich hat ſie die Krankheit, die nur auf der Haut ſaß, in die edlen inneren Theile, ja bei Vielen bis in's Herz hinein getrieben, und Narrheiten oder unſchuldige Jugendüberſprudelungen ſind ſchlechte Einfälle, bei einigen auch wohl verbrecheriſche Anſchläge geworden; aber das Schlimmſte zweitens iſt die langſame Nachwirkung geweſen. Furcht und Sorge auf der einen Seite, nämlich bei den Ältern und Lehrern der Jugend, Argwohn und Erbitterung auf der andern Seite, nämlich bei den Jünglingen. Auch wenn ihnen eben nicht allen ein Gebiß in's Maul gelegt war, meinten ſie doch immer ſo etwas zu fühlen; aus ſolchen Gefühlen erwuchſen Verachtung der Welt und Überdruß des Daſeyns — und die Spuren ſolcher ſchlimmen und niederdrückenden Gefühle ſind nur in zu vielen Zeichen noch da. Und es waren ja nicht bloß leichte warnende Lufthiebe, die Schläge fielen hie und da hageldicht und ſcharf, und Thorheiten und Überwallungen des jugendlichen Herzens und der Zunge, die weit von Thaten waren, wurden wie Verbrechen ausgepeitſcht, und öffentlich genug ausgepeitſcht. Geſchah das nun auch in den verſchiedenen Landen mit ſehr verſchiedenem Maaße, in manchen mit dem allerkleinſten, ſo war es doch für die Wirkung auf das Ganze einerlei. Denn ſo iſt das Geſammtgefühl und der Inſtinkt der Jünglinge allezeit, daß, was einem in Heidelberg oder Tübingen widerfährt, der in Göttingen und Königsberg mitfühlt, als ſey es ihm geſchehen. Es gab in den Jahren 1818 und 1819 gute und ſchlechte Luft unter einander in der Welt. Das fließt denn der Natur gemäß ſo in Miſchung eine Zeitlang mit einander fort, bis es ſich ſondert und die reine und helle Luft empor ſteigt den Himmel mit heiterm Wolkenblau zu verklären, die unreine aber mit ihrer faulen Schwere ſich als Niederſchlag auf die verwandten Froſchlachen ſenkt. Nun liefen die erſchrockenen und erhitzten Demagogenjäger mit dem gewaltigen Blasbalg herbei und bliefen Reines und Unreines in der Preſſung zuſammen; die faulen verderblichen Dünſte konnten ſich nicht hinſenken, wohin ſie gehörten, ſie wurden in die innerſten Herzen der Jünglinge hineingeblaſen. Und doch ſtehen die Leute nun verwundert und fragen: warum will denn unſre Jugend gar nichts? warum iſt ſie ſo matt ſo trüb ſo lebens- und thaten-überdrüßig, ehe ſie gelebt und gehandelt hat? So hat die Rücktreibung gewirkt und die Furcht auch der wackerſten Ältern Lehrer und Führer, ja nicht Fünkchen großherziger Gefühle, welche mitunter nicht bloß gefährlich dünken ſondern auch werden können, in die jungen Herzen auszuſäen. Nicht Mäßigung nicht Weisheit, die hier vorſitzen ſollen, ſondern Abdingung Halbierung des Gefühls des Gedankens und der Wahrheit, Darreichung eines Zuwenig aus Furcht, es mögte ein Zuviel geſchenkt werden — das iſt es geweſen und das hat lähmend und erkältend gewirkt. Wer Söhne hat, mußte hier etwas Unheilbares fühlen, die Flügel waren gebrochen, man mogte daran ſtreicheln und baden, ſo viel man wollte, ſie wollten nicht mehr fliegen.

Dies iſt wahr, aber die von fauler Moderluft ſprechen, ſprechen ein Zuviel. Viel Edles und Schönes manche feurige Jugendkraft, die ohne dieſe und jene verkehrten und übertriebenen Ängſten der Herrſchenden und Befehlenden ohne die gewaltſame Verfinſterung des Lebens der Freiheit, worin die Jugend nur gedeihen und blühen kann, in natürlicher Entwickelung glücklich und fröhlich erblüht ſein würde, iſt im erſten Keim erſtickt; aber ſo ſchwarz, als Viele die Zeitausſicht ſtellen, iſt gottlob ihre Farbe nicht. Auch muß man bekennen, daß auch ohne jene demagogiſchen Klepper- und Treib-Jagden die Jugend von einer gewiſſen Ermattung und Erſchlaffung getroffen ſeyn würde, welche die Zeit offenbar ergriffen hat. Ein halbes Jahrhundert hindurch unaufhörliche Erſchütterungen unſägliche Leiden fürchterlichſte Anſtrengungen und Arbeiten mußten nach vollendetem Kampfe Ermüdung und Neigung zum Schlaf bringen. Obgleich ich nun nicht behaupten will, daß die Gegenwart bloß ſchlafe und träume, ſondern vielmehr nach außen hin eine große Thätigkeit und Rüſtigkeit erblicke, ſo iſt doch ein gewiſſer geiſtiger Schlummer da, die edelſten und höchſten Kräfte ſchlafen ſehr.

Von einer andern Seite her rufen nun auch Viele, durch ſolche Erſcheinung betrübt: Redet uns nur nicht ſo viel von dem hoffnungsvollen aufſteigenden Leben des deutſchen Volks; dieſes Volk iſt offenbar ermattet, es iſt nicht im Aufſteigen ſondern im Sinken, ſeine glänzende Epoche von Kunſt und Literatur iſt kurz geweſen, es herrſcht jetzt auf dem Gebiete der edleren Künſte eine allgemeine Nüchternheit und Mittelmäßigkeit oder eine hinaufgepeitſchte und herausgeſtachelte Übertriebenheit, das ſicherſte Zeichen der Magerkeit und Dürftigkeit. Leſſing Schiller und Göthe ſind begraben, ihr könnt lange warten auf ihre Nachfolger. Dieſe Sprache iſt die Sprache der Ungeduld. So wie das gegenwärtige Geſchlecht ſeinen äußeren Zuſtand, ſein Staats- und Verfaſſungs-Weſen auf das geſchwindeſte fertig haben mögte, eben ſo verlangt es, daß Geiſt und Kunſt und die höchſten Sonnenflüge des Genius immer und ſo geſchwind als der Wunſch da ſeyn ſollen. Solches Verlangen iſt thörigt ſolches Urtheil ungerecht. Gott giebt den Geiſt nicht nach dem Maaß und ein Jahrhundert iſt vor Gott eine Sekunde. Völker ſchlafen zuweilen nicht bloß ein halbes Jahrhundert ſondern oft ganze; beſonders iſt ſolcher Schein des Schlafes da in Zeiten wie die unſrige, wo ſich alles Leben der Welt zu neuen Geſtalten entwickeln will und wo das Beſte unter der Erde ſtill und verborgen keimen und wachſen muß, ehe es an's Sonnenlicht aufſteigen darf. Die Geburtswehen einer ſolchen Zeit, deren Kindlein wir ſogleich erblicken mögten, können vielleicht ihr gutes Jahrhundert und länger dauren; denn ein halbes Jahrhundert ſind wir ſchon in der Kreiſchung. Verlangt doch nicht jedes Jahrzehend Leibnitze und Göthen. Selbſt ein Volk von vierzig fünfzig Millionen Seelen hat ſolche glänzende Vögel oft nur jedes zweite Jahrhundert. Seht doch einmal England an: von Shakeſpeare und Milton bis Byron welch ein Zwiſchenraum!

Alſo klagt und wehklagt nicht zu ſehr über ein ermattendes verſinkendes Volk. Es wächſt ja das Kindlein im Schlaf oft am freudigſten. Die Völker haben in gewiſſen Übergangsepochen einen natürlichen Schlaf. Wir haben eine Heilerin mancher Wehen und Plagen, eine Beſänftigerin mancher Übel und Schmerzen, welche auch durch menſchlichen Verſtand und Weisheit hätten gewendet werden können, wir haben einen Troſt und eine Freude, welche den Völkern der alten Welt gefehlt hat, die ewig erhaltende und verjüngende Lehre des Chriſtenthums. So innig gewaltig ſo von innen heraus immer wieder herſtellend iſt dieſe Lehre des Heils, ſo mächtig iſt ihr Gebot der Tugend und Sittlichkeit, daß es die Völker, die es bekennen, nimmer verfaulen läßt, daß es, wann Vergeſſen Einſchlafen und Verderben auch zuweilen beſchleichen wollen, immer wieder mit Belebung Erhebung und Erneuerung kommt. Wahrlich wir ſchlafen jetzt keinen Todesſchlaf. Seyd getroſt! es wird der Wind nicht fehlen, der wieder in die deutſchen Segel blaſen wird. Wenn er nur nicht zu ſehr Sturm wird!

Und die neuen jungen Französler und das jüngſte Deutſchland und die jüngſten Philoſophen und Theologen. Es wird einem grün und gelb vor den Augen, wenn man das Geſurre und Geſchnurre und Geſchrei und Getöſe hört, wie es in dem Gelärm und Getümmel der Stunde, worin wir leben durch einander brauſt und toſet. Es iſt auch hiebei mehr Lärm als Wirklichkeit, und dies greift keineswegs ſo tief in das Volk ein, als Manche ſich einbilden, welche ſchon die Hände zuſammenſchlagen und jammern, der jüngſte Tag ſey gekommen. Wir Deutſche — denn über uns muß alles fließen und hinſauſen, was ſich irgendwo in Europa bewegt — haben manche Sturmfluthen der Weltgeſchichte über uns hinwegen geſehen, und wir ſind noch nicht weggeſpült; und Sturmfluth iſt dies noch nicht, worüber ſo viel gejammert wird, ſondern meiſtens nur Wellengeſauſe, das ſich an flachen Ufern bricht. Hier, indem ich dies erwähne, mögte ich faſt fürchten, irgend etwas Unebenes zu thun oder zu ſagen, weil die guten und ſchlechten Geiſter, die über der Fluth ſchweben und über der Geburt der Zeit lauſchen und wachen, durch einander flattern. Alſo laß das Unkraut wachſen mit dem Weitzen. Die deutſche Philoſophie unſrer Tage hat ſich auf eine wunderbare Weiſe nach außen geworfen und iſt mit ihrer Sprache und Rede unter das Volk getreten. Das hatte die franzöſiſche weiland auch gethan; ich brauche nur an Voltaire Diderot Condorcet und an die Encyklopädiſten zu erinnern. Aber dieſe deutſche iſt doch wirklich zu mager und luftig für das Volk, ich ſollte ſagen zu dünn und zu geiſtig für ein Volk von ſtarken dicken Lebensgliedern, als daß ſie Volksſpeiſe werden könnte. Sie reckt und ſtreckt ſich freilich aus allen Kräften, um in den Begriff und Ergriff des Volks hinein reichen zu können, aber ich ſehe nicht, daß ſie mit ihren Armen irgend kräftig wohin reiche. Das junge Deutſchland meint zwar ſo und ſpricht noch mehr ſo, aber die Lehre bleibt meiſt noch in dem Krimskrams ihrer Formeln ſtecken und hat bis jetzt die Kunſt noch wenig gelernt aus ihren Hüllen herauszuſpringen. Wo ſie ſich in einzelnen verbrannten Köpfen nun an das Wälſchthum und Franzoſenthum hängt, da erſcheint ſie ſogleich als der Wechſelbalg, der in die deutſche Wiege gelegt worden, und wenn die Narren, die ſich zu der verrückteſten und blutigſten wälſchen Narrheit verſtiegen haben, ſich vor uns auch gebärden und weiſſagen, ſie haben in ihrer Verruchtheit für das Heil des deutſchen Vaterlandes etwas Außerordentliches erfunden, ſo bleibt ihnen nicht einmal der Ruhm der Erfindung: ſiehe, dieſes tolle verworrene Zeuch war ſchon lange vor euch da, und die Welt ſteht noch. Wahrlich dieſe neueſten Jünger einer abſcheulichſten und dummſten Staatslehre werden diejenigen nicht verführen, welche die Jahre 1780 und 1790 und die von 1819 und 1830 beſtanden haben. Vieles mag uns Deutſchen gebrechen, aber gottlob wir ſind noch nicht ſo unglücklich als viele Engländer noch nicht ſo verdorben als viele Franzoſen, als daß ſolche Gräuel bei uns wurzeln könnten.

Aber jene andern übermüthigen jungen Philoſophen, die uns alle Sittlichkeit vertilgen, die uns die alte Treue untergraben wollen, die uns das Chriſtenthum, worauf all unſer Leben und Glück ruht, als eine Prieſterfabel als einen Betrug, mildeſtens als einen fantaſtiſchen Traum der eignen Bruſt zeigen — wohin ſollen wir mit ihnen? was ſollen wir mit ihnen anfangen? wodurch ſollen wir ſie bändigen? Ich ſage: laßt gewähren, laßt ſtrömen und ſtürmen! Waſſer und Wind will ſeinen Lauf haben; wie kann man ſo Dünnes und Ungreifliches hemmen, ſo Unſichtbares faſſen? Dies iſt meine Antwort. Denn wenn man zuweilen wünſchen mögte, daß einmal eine ſtarke Fauſt drein führe und drein ſchlüge, wo habt ihr die menſchliche Weisheit und Mäßigkeit, die ſolche Fauſtſchläge am rechten Ort und zur rechten Zeit vollführten? wo wollt ihr die rechten Hemmer Halter Wächter und Lenker finden? und können die geiſtigen Mächte, die wie Wind und Waſſer wehen und fließen, können ſie gefaßt werden? und wird der Proteus, den du zu fangen meinſt, dir nicht in der Hand zerfließen und ſich verwandeln und die Angſt und die Jagd immer von neuem beginnen müſſen? Freiheit der Majeſtät des freien Geiſtes und des freien Lebens! Das komme auch den Narren und Thoren zu Gute. Ich weiß wohl, in welchem böſen Geſchrei die deutſche Philoſophie und Theologie bei den Völkern ſteht, die kaum eine haben; aber dies iſt eben das Wehen und Fließen des deutſchen Geiſtes, wovon die Fremden keine Ahndung haben und worüber ſie alſo kein ſo leichtes Urtheil ausſprechen ſollten, als ſie gewöhnlich thun und als manche beſchränkte Köpfe bei uns ihnen nachbeten. Wir Deutſche leben einmal in dieſer Luft und haben Jahrhunderte darin gelebt und werden hoffentlich auch künftig darin leben und dadurch nicht untergehen. Es muß alſo heißen:

Laß fließen was fließet, laß wehen was weht!
Du weißt nicht, von wannen wohin daß es geht. Denn
ſieht dieſe Luft auch ſo gefährlich dick und faul aus, daß Peſt, ſo

ſchwarz und zuſammengerollt, daß Wolkenbruch geweiſſagt werden kann, wer kennt und unterſcheidet hier Gottes verborgnen Rath? wer mag hier unter dem Schwall und Wuſt mephitiſcher und giftiger Waſſer und Dünſte das Tröpfchen und Lüftchen herausfinden und unterſcheiden, worin vielleicht die Erquickung des heilſamſten Lebens fließt und haucht?

Aber wie? wenn das Feine und Geiſtige grob werden will, wenn es grob und im groben Gewande und mit grober Gebärde aus ſeinen Lüften zu der groben Menge herabſteigt und uns das Volk verdirbt, ſollen wir da ruhig zuſehen und nicht drein ſchlagen? ſollen wir Beil und Staubbeſen der Furcht und Strafe umſonſt führen und ſie von Narren dem Pöbel und Kindern zum Geſpött durch den Gaſſenkoth im Triumph herumreißen und zerbrechen laſſen? Ei nun, das verſteht ſich, alles was da grob und handgreiflich wird, das mögt ihr auch grob und handgreiflich anfaſſen und züchtigen und ſtäupen. Wie? darüber will ich mich unter dem Wörtlein Cenſur ausſprechen.

Wer will es leugnen, das geiſtige Leben hat ſeine Gefahren; auch die Freiheit hat die ihrigen. Soll man darum Dummheit Unwiſſenheit Sklaverei und Thierheit loben? Unſre deutſche Philoſophie unſre deutſche proteſtantiſche Theologie haben auch ihre Gefahren; der Geiſt, jemehr er Geiſt iſt, hat ſeine gefährlichen Kometenläufe, womit er andre Bahnen zu verwirren andre Kugeln zu vernichten droht, auch wohl zuweilen wirklich vernichtet. Das iſt einmal ſein Walten ſein Leben ja der rechte Athemhauch und Lichtglanz ſeines Lebens. Wollen wir Hellenen der Neuzeit uns ſchämen, daß Gott uns die Sehnſucht des Geiſtes die Gluth und Fluth des Gedankens gegeben hat? wollen wir Proteſtanten uns der proteſtantiſchen Freiheit ſchämen der durch ſo viel Blut und Jammer theuer errungenen und bezahlten Freiheit, und heulen und wehklagen, wenn unſre Philoſophen und Theologen auch zuweilen gefährliche und halsbrechende Abſchweifungen und Ausſchweifungen aus der Bahn machen? Wer, der die ſüße Speiſe der Freiheit gekoſtet hat, wird in die faule Stille der alten Knechtſchaft zurück wollen? wer wird ſich um der höheren Güter willen die Unruhen und Getümmel nicht gern gefallen laſſen, welche Narren und Verrückte auch auf dieſem Felde erregen können? Und wir haben der geiſtigen

Getümmel und Unruhen jetzt grade Gottes Segen. Da ſchreit es durch einander Schleiermacher und Strauß Hegel und Schelling Atheiſt und Pietiſt und hundert kleinere Namen, welche in dieſen größeren verſchallen. Solches Geſchrei hat's ſchon öfter in der Welt gehabt und es iſt wieder ſtill geworden. Wir leugnen nicht, daß manchen leichten und dünnbefiederten Fliegern bei dieſem geiſtigen Windbrauſen ihre paar Federn ganz aufgeſtört und ſie ſelbſt übergeworfen werden; das ſind aber die unvermeidlichen Schäden der Freiheit, die wir uns doch nicht nehmen laſſen wollen. Aber die tüchtige und erhaltende Schwere der Dinge und der Herzen übt auch hier ihr uraltes Recht, und legt ſich, wenn auch zuweilen ein wenig aufgewippt, wieder in die alte Lage. Bei einem Volk, welches ſo viel Verſtand und Beſonnenheit und wirklich ſo viel Geiſt hat als die Deutſchen ſchwebt Recht Sittlich Chriſtlich in ſeinem ewigen unvergänglichen Sinn und Weſen bei allen Verkehrtheiten Übertreibungen und Verirrungen des Augenblicks endlich doch immer ſiegreich oben.

So ſind die Looſe von Gott den Sterblichen geworfen, jedem höchſten Gute liegt ein verwandtes Übel nah. Das Wunderſame das uns ſelbſt Verborgene, was man das Philoſophiſche und Theologiſche der deutſchen Natur nennen könnte, hat uns Deutſchen ja die herrlichſten Früchte des Ruhms der Freude und des Glücks getragen, dadurch ſind wir ja ein Mittelpunkt deutſcher Wiſſenſchaft geworden, wohin alle Völker mit ihren einzelnen Stralen auslaufen müſſen. Wollen wir denn kindiſch wehklagen über die Übel, welche von ſo ſtolzem freien Leben unzertrennlich ſind? Es hat ſich Gott in der Bruſt unſers Volkes in der Bruſt des deutſchen Volkes einen Feuerherd angezündet, womit er die Welt erwärmen und erleuchten wollte. Wollen wir klagen, daß dieſe Gluth uns ſelbſt zuweilen verbrennt, daß ſie oft verſengend und verheerend mit ihren Flammen über uns hinausſchlägt? Wir ſind das Volk, das nach Gott und den göttlichen Dingen fragt, das die höchſten idealiſcheſten Aufgaben der Welt und Geſchichte zu löſen berufen iſt, wir ſind ein gottſuchendes geiſtiges frommes Volk. Wollten wir dieſes ſchönſte Gut nicht haben, weil es uns nach dem Verhängniß irdiſcher Gebrechlichkeit einſt mit ſchweren und langen Leiden überfahren hat und noch wohl einmal wieder überfahren könnte? weil allen hohen geiſtigen Gütern der Zweifel und die Unruhe als Diener am heiligen Herde, die da des Holzes und des Feuers pflegen ſollen, von Anbeginn zugeſellt ſind? Wir haben die chriſtliche Kirche im Mittelalter gebaut und ausgebaut, wir haben mit Martin Luther im frommen Gottesſinne und heiligen Zorn über ein heidniſches Verderben die gefallene wiederhergeſtellt und den chriſtlichen Prieſter in allen Ländern Europas wieder zur Zucht und Ordnung gezwungen; denn in welches Heidenthum würde ſie ſich verlaufen haben, wenn dieſer gewaltige Mann nicht mit dem Donner der Kraft und des Wortes erſchienen wäre? Wir haben dieſe Gottesarbeit mit ſchwerſten Leiden und blutigſten Kämpfen bezahlen müſſen. Das war und iſt deutſcher Geiſt deutſcher Ernſt und deutſcher Zorn. Wir wollen beten, daß dieſer Zorn ſich nimmer wieder gegen uns ſelbſt wende, daß Gott uns in dieſer Beziehung den Geiſt des Friedens ſchenke, daß kirchlicher Hader nimmer wieder ſtatt der Schreibfedern zu den Schwerdtern greife, nimmer wieder leiblich ſchlichten wolle, was nur geiſtig und geiſtlich geſchlichtet und verſöhnt werden kann und ſoll. Aber Kampf muß ſeyn, wo Geiſt iſt, edle Noth edle Unruhe und Arbeit, die nur den Feigen unleidlich iſt. Möge nur bei dieſem geiſtigen Kampfe, welches ein deutſcher Kampf iſt, bei dem Kampf auch der verſchiedenen Kirchen und Religionsbekenntniſſe in unſerm Vaterlande uns die wahre Erleuchtung und der ſtille und doch tapfre Geiſt des Friedens nicht verlaſſen, möge die alte Verblendung nimmer wiederkehren, wodurch unſre Väter in unſeliger Zwietracht ihr unglückliches Vaterland zerriſſen und zerfleiſchten und es den Fremden zur Beute preisgaben! O wenn die durch kurzſichtige Leidenſchaft verblendeten Sterblichen doch immer bedenken wollten, welch ein unendlicher Spielplatz in den hohen Lüften des Geiſtes iſt, wie die verſchiedenſten Flügel, ohne daß ſie gegen einander ſchlagen und ſich den Raum beengen, dort neben einander hinrauſchen können.

Alſo viele und vielfache Gebrechen Mängel Hinderniſſe Hemmniſſe Plagen und Klagen. Aber ſind wir Deutſche die einzigen, aus welchen ſolches geklungen und geklagt wird? Sind nicht faſt alle Völker Europas in den Sorgen Arbeiten Verwirrungen einer neueſten Zeit, die geboren werden ſoll? die meiſten noch in den zuckenden und bangen Vorwehen? Gottlob! gottlob! daß wir unſre Gebrechen fühlen und zu erkennen beginnen, daß eine Sehnſucht und ein Streben im Volke erwacht iſt, meinethalben ein oft dunkles und verworrenes Streben, aber doch nicht jene todte Geiſtloſigkeit jener faule Schlaf, den Viele anklagen. Rom iſt nicht an Einem Tage gebaut. Dies laßt uns bedenken und darum laßt uns fröhlich hoffen. Wohl geziemt es die Wahrheit anzuerkennen, immer und immer wieder darauf hinzuweiſen, wo eine gewiſſe deutſche Schwäche ſich als politiſches Gebrechen zeigt. Wir Deutſche haben den Sinn der Einſamkeit der Vereinzelung und der einzelnen Ausbildung, welche dem großen politiſchen Leben in mancher Hinſicht feindſelig zu ſeyn ſcheint; wir verſinken gern in Träume und Dämmerungen, wo wir der hellſten Beſonnenheit und des geſchwindeſten Beſchließens und Handelns bedürfen; wir haben eine klimatiſche und volksthümliche Schlotterigkeit und Schwerfälligkeit, die immer geweckt und aufgeſchüttelt werden muß. Viel hat die Zeit an uns gethan, zu Vielem hat ſie uns gezwungen; ſie wird uns zu Mehrerem zwingen. Aber wir ſind einmal ein ſolches Volk, das durch äußerliche Scheine und Pompe nicht lange geführt und gelockt werden, das durch äußere Beweggründe nicht lange noch ſtark erregt werden kann; wir brauchen den Geiſt wir brauchen das Herz, von innen heraus müſſen wir erſchüttert werden, von innen heraus, durch den Geiſt und das geiſtige Leben, können wir allein gehalten und geſtaltet werden.

Darum ſage ich zum dritten und vierten Mal: Laſſet mir den deutſchen Geiſt frei, zittert nicht vor ſeinen Gefahren, beſchuldigt nicht ſeine Kometenirrungen, tragt ſeine Gebrechen und ſeine Übel, damit ihr würdig ſeyd und immer würdiger werdet ſeiner Güter zu genießen. Denn iſt es nicht eine Wonne ja iſt es nicht ein erlaubter Stolz, wann einmal ein geſcheidter Engländer Franzoſe oder welcher Fremdling ſonſt zu uns kommt und einige Zeit in unſern gebildeten Kreiſen lebt, daß er gewöhnlich bekennt, nur der Deutſche habe die rein menſchliche Art, nur in Deutſchland könne man frei und menſchlich leben lernen. Und wie viel anmuthiger und freier würde dieſes Leben werden und erſcheinen, wenn das, was einzeln allenthalben als geiſtiger und ſittlicher Hauch des deutſchen Lebens weht, in einem höheren Geſammtgefühl und einer edleren Geſtalt da ſtünde! Denn das müſſen wir von ganzem Herzen wünſchen, daß der Deutſche nicht bloß ein Geſammtgefühl und Gemeingefühl ſondern auch ein Selbſtgefühl bekomme, den ſtillen beſcheidenen Stolz, der einem großen Volke geziemt. Der Beſcheidene wird er ſchon bleiben, zum hoffärtigen Praler hat Gott ihn nicht beſtimmt. Doch ſinge er ſich oft aus Klopſtock vor: Deutſcher, ſey nicht allzu gerecht, nicht allzu beſcheiden, ſtelle dich nicht immer demüthig denjenigen hintenan, welche ſchlechter ſind als du. Aber dieſes ſtille Selbſtgefühl läßt ſich nicht aus leichter dünner Luft zuſammenblaſen, es gehören viele große und kleine Dinge dazu, vor allen die Aufſchüttelung und Belebung des Geiſtes, freier Flug des Geiſtes, freies Wort, freie Rede.

Aber hier begegnet einem ſogleich der Zuruf: Wo willſt du hinfahren mit deinem freien Wort? da begegnet einem die Cenſur und ruft: Mir die Scheere! ich muß das Giftige Aufrühriſche Gotteslästerliche Volksverderbliche ausſchneiden und tödten, ich muß den böſen Schlangenwurm der Lüge und Frechheit erſticken, ehe er an's Licht und unter die Leute kommt. Ich aber ſage: Nein! nein! keine Vorcenſur! denn da erbebt der edelſte freieſte Gedanke ſchon mit einem Schauder des Schmerzes, ehe er noch ſeine Flügel entfalten kann; aber Nachcenſur ernſte und ſtrenge Strafe allem Schändlichen und Ungöttlichen, was edle und würdige Richter als ſolches erkennen! Das iſt, was ich oben ſagte: man faſſe und züchtige den Geiſt, wo er grob und gemein wird, wo er den Fäuſten der Gerechtigkeit durch volle Leiblichkeit hablich und greiflich wird; aber man ſtelle keine einzelne Wächter hin, die da oft von einem Nachtſchlummerchen überfallen werden und dann ſeltſame Geſichte und Träume von Ungeheuern Räubern und Brandſtiftern haben, die ſich in ſolcher Gemüthsverwirrung gar zu leicht gelüſten laſſen ſich an dem Feinen und Zarten zu vergreifen. Keine Cenſur, aber ſtrenge Geſetze gegen freche und übermüthige Verbrecher und Schänder des Heiligen und Sittlichen! Wenn dieſe Geſetze klar wahr und edel geſtellt ſind, ſo muß die Würdigkeit und Ernſthaftigkeit der Richter das Übrige thun. Es iſt hier kein guter Mittelweg möglich, wie viel man auch hin und her ſinnen wie viele Mittel man auch gegen den Misbrauch der höchſten und freieſten Güter erdenken mag. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig, und der Sinn und Ernſt des Volks ſein Sinn für Gerechtigkeit und Wahrheit wird auch hier den Sprüchen der Richter die öffentliche Stärke und Geltung geben. Auch hoffe ich, wann die Deutſchen erſt mehr aus der Kleinlichkeit und Kümmerlichkeit von philiſterigen Perſönlichkeiten und Einzelheiten auf einen freieren lichteren Standpunkt herausgehoben ſind und vor kleinen Klätſchereien

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50068-8
ARNDT,E.M. FN. 01928/035

und Hetzereien der Literatur nicht mehr den Gänſehautſchauder haben, der ſie jetzt noch gern befällt, wann ſie ſich erſt gewöhnt haben dergleichen über ſich hinfliegen und niederſinken zu laſſen mit der lächelnden Gebärde des Wanderers, vor deſſen Füßen loſe Buben auf der Straße Staub und Spreu zum Auffliegen bringen, kurz wann die Deutſchen in einem freien männlichen öffentlichen Leben erſt recht eingewohnt ſind, ſie werden mit Verſtändigkeit Gerechtigkeit und Mäßigkeit ihrer Freiheit gebrauchen. Freilich ſelbſt bei den ernſten Deutſchen wird es an leichtem und luftigem Geſindel auf dem Gebiete des Geiſtes nicht fehlen, wie es auch jetzt nicht daran fehlt, an manche kleine Getümmel an manche auch ſchlechte Spiele und Späße des geiſtigen Übermuths, die von edler Freiheit unzertrennlich ſind, müſſen dieſe guten ſtillen Menſchen ſich gewöhnen lernen. Wo Feuer angezündet iſt ſchlägt es zuweilen zum Dach hinaus; aber wollen wir deswegen frieren?

Alſo freies Wort und auch freie Rede, wohin ſie gehört. Es muß alles aus den alten Mäuſewinkeln aus den mit Papier und Staub gefüllten geſchloſſenen Kammern herausgejagt werden in's Freie; es muß und will alles Leben an den Tag. Unſre Volksverſammlungen unſre Gerichte, wie die alten Väter weiland unter Linden und Hagedornen tagten und richteten, ſo müſſen ſie in's Freie heraus und öffentlich vor alles Volk treten und offenen freien Mund gewinnen. Und wird das Wort auch einmal zu laut, wird der Mund auch einmal ein Maul, tauſendmal beſſer ein grobes freches Maul, als die pfeifige knechtiſche Stimme der geſperrten Gemächer, wo Recht und Verſtand und Muth der Menſchen ſo leicht gebrochen werden und im beſten Falle Wiegenlieder mit Lullulei geſungen werden. Zu dieſer friſchen muthigen Öffentlichkeit zu dieſem freien männlichen Leben drängt die Zeit hin, und wir werden ſie haben und müſſen ſie haben, wir müſſen wieder öffentlich ſprechen handeln und leben lernen. Es heißt: herunter mit der Schlafmütze und den Männerhut aufgeſetzt!

Doch nicht länger bei Gebrechen und bei Winken und Wünſchen ihrer Abwendung geweilt ſondern auch wirkliches Glück einen Augenblick betrachtet. Da erhebt ſich der Zollverein vor meinen Blicken und ſieht mich mit deutſcher Beſcheidenheit aber doch ſchon mit der freundlichen Zuverſicht an, die da ſpricht: wir ſind im Anfange der Bahn und wir werden da nicht ſtille ſtehen. Der Mann und die Männer —

es werden mehrere würdigſte Namen genannt — welche zuerſt den Gedanken dieſes Vereins gefaßt und ihn im beſonnenen Geiſte bearbeitet, welche ihn unter mannigfaltigſten Hemmungen und Schwierigkeiten und unter tauſend Geſchreien und Verwünſchungen, welche die Unverſtändigen und Eigennützigen ihnen entgegen warfen, ſtill und langſam bereitet und zu der Höhe hinaufgeführt haben, wo er jetzt ſteht, verdienen eine unvergängliche deutſche Gedächtnißſäule. Welch ein reiches deutſches Leben und Streben, welch ein ſchönes Geſammtgefühl hat ſich an und aus dieſem Verein entwickelt! Und es wird ſich weiter und weiter entwickeln; denn Vieles iſt auf dieſem Wege noch zu bereiten und zu ſchaffen, viel Hiehergehöriges (Münze Maaß Gewicht u. ſ. w.) allmälig zu ordnen und auszugleichen, manches dumme Vorurtheil noch zu beſiegen, mancher ſchleichende und lügende Eigennutz, der auf Koſten des ganzen Vaterlandes in ſelbſtſüchtiger Vereinzelung nur für ſich ärndten und genießen will, niederzuſchlagen. Aber getroſt! dieſes edle Werk wird nicht wieder zuſammenſtürzen ſondern deutſcher Verſtand Fleiß und Beharrlichkeit werden es feſter und höher bauen.

Dieſes Werk ging von Preußen aus, eine zweite herrliche Erſcheinung zeigt ſich im preußiſchen Lande, die allgemeine Wehrverfaſſung. Man nennt ſie mit einem allgemeinen Namen gern ein Werk des unſterblichen Scharnhorſt, als ob er ſie ſchon bereitet und entworfen hätte. Sie iſt wenigſtens ein Werk ſeiner Schüler und Freunde, und zwar ſeiner edelſten. Die beiden trefflichſten deutſchen Männer Boyen und Grollmann haben ſie wohl vorzüglich gegründet und geordnet, Männer, welchen wir, auch als ihre Namen an Heeresſpitze nicht als Feldherren genannt wurden, in unſern großen rettenden Jahren glänzendſte entſcheidenſte Siege verdanken, Boyen und Grollmann[1]), von welchen der zweite von dem ganzen

---

[1]) Ehre, dem Ehre gebürt! Dieſem herrlichen Mann, welchem Gott vielleicht nicht verleiht die Deutſchen als Großfeldherr in's Feuer zu führen, verdankt Deutſchland wahrſcheinlich die Haltung, wenn nicht die Entſcheidung, des Jahrs 1813. Als das Hauptheer der Verbündeten unter Schwarzenberg mit ſchrecklichem Verluſt von den Mauren Dresdens abgeſchlagen war und auf der Straße nach Böhmen ſich zurückzog, ſollte die Abtheilung des preußiſchen Generals Kleiſt den Hinterzug des geſchlagenen Heeres decken. Fürchterliche Regentage, ſcheußlichſte Wege, umgeſtürzte und zerbrochene Karren verſunkene Kanonen verreckte Pferde und vielfach zuſammengeworfenes Gewirr des

Heere und von den Vielen, die ihn in dem übrigen Deutſchland kennen, falls ein Krieg das Vaterland bedrohen käme, einſtimmig als der deutſche Generalfeldmarſchall genannt wird. Wir haben alſo in Preußen eine edle tapfere Wehrverfaſſung. Wir müſſen wünſchen, daß ſie in ähnlicher Weiſe und im gleichen Sinn über ganz Deutſchland ausgedehnt werde, daß alles Volk immer mehr mit dem Gefühl vertraut gemacht werde: Ich bin dem Vaterlande mein Leben ſchuldig, wann es gilt einen frechen übermüthigen Feind und Angreifer zurückzuweiſen. Wenn dieſe Einrichtung, die im Frieden immer milder und menſchlicher gemacht werden muß, erſt einige Menſchenalter beſtanden hätte, wahrlich es würde nach und nach auch ein anderes Menſchengeſchlecht in die Welt hineinwachſen. Viel mögt ihr Männer aus Schwaben und Baiern meinetwegen an dem Norddeutſchen tadeln, vollends an dem norddeutſchen Preußen, mit Recht oder mit Unrecht aus altem oder aus neuem Vorurtheil mäkeln und tadeln, aber geht einmal in die Dörfer des hinterpommerſchen und brandenburgiſchen Sandlandes, jenes Landes, von welchem der große Friedrich ſich ſcherzend des heiligen Römiſchen Reichs Erzſandmeiſter[1]) nannte, geht dahin und betrachtet euch die Bauren auf dieſem

---

Zeuges und Fuhrwerks den Zug hemmend. Da trat Grollmann, Haupt des Kleiſtiſchen Generalſtabs, zu ihm und ſprach etwa ſo: Herr General, hier bleiben wir, wenn wir uns ſo fortſchleppen wollen, im Koth Elend und Hunger ſtecken, und können endlich ermattet und verkommen von einer kleinen Schaar abgefangen oder eingefangen werden. Laſſen Sie uns links abziehen über die Elbe auf die freie Straße. Worauf wir da ſtoßen mögen, wir werden dort fechten und, wenn es ſeyn muß, wenigſtens wie ehrliche tapfere Männer ſterben können. Und Grollmann bewog Kleiſt mit Mühe, von dem Befehl des Oberfeldherrn abzugehen und den Weg am rechten Elbufer zu nehmen. Und Kleiſts 25,000 fielen dem Marſchall Vandamme und ſeinen 40,000 in die Ferſen und trieben ſie in's Gedränge von Kollendorf und Kulm und endlich die ganze Schaar in Tod oder Gefangenſchaft. Da war die Scharte von Dresden mehr als ausgewetzt. Das war der einfache tüchtige Rath des Mannes, der die Kriegsjagd verſteht und den Feldherrn am liebſten einem klugen ſpähen Jäger vergleicht. Ich frage: was wäre es wohl geworden, wenn es Napoleon und ſeinem Vandamme gelungen wäre mit dem Einfall in Böhmen und der Zerſprengung des großen Heers in alle böhmiſchen Berge und Wälder? Kleiſt iſt ob dieſer herrlichen Kriegsthat der von Kollendorf zugenannt worden; wir andern aber rufen auch Grollmann-Kollendorf.

[1]) Archisablier.

magern Boden, und ihr werdet euch über die tüchtigen hohen Geſtalten und noch mehr über die hohen Gedanken dieſer Menſchen wundern. Das ſind die eingedrückten ehrenvollen Zeichen und Erinnerungen großer Thaten und Leiden, das iſt das Gepräge von drei vier außerordentlichen Herrſchern und Helden des Hauſes Hohenzollern; ſie ſind die Kinder des Kriegs und des Kampfes von Geſchlecht zu Geſchlecht und aus dem Stolz der Waffen für die Waffen emporgewachſen, und hätten ſie ein Dutzend Söhne, ſie würden ſie alle für ihren König und ihr Land fröhlich in das Feld ſchicken und ihren Tod auf dem Felde ſo natürlich finden als ihre Geburt im Bette. Wenn mit ſolcher Wehrverfaſſung und Wehrgeſinnung freie männliche Übungen verbunden werden, die alten deutſchen Übungen, welche unſre Väter in ſo hohen Ehren hielten, wenn alle Jugend zwiſchen dem zwölften und achtzehnten Jahre des Lebens tüchtig umgeturnt wird — auch das wird eine große Hülfe ſeyn und leibliche Schlotterigkeit und geiſtige Träumerei verjagen helfen.

Das Volk ſoll belebt und erhoben werden durch edlere freiere geiſtige Kräfte durch edlere Triebe und Leidenſchaften durch großes gemeinſames öffentliches Leben durch männliche ritterliche und kriegeriſche Übungen. Es lag vor einem halben Jahrhundert tief im Staube beide durch Vergeſſenheit aller früheren Herrlichkeit und durch Unwiſſenheit und Knechtſchaft. Das iſt der wahre der allein würdige Liberalismus unſrer Tage, der auf dieſem Wege ſeine Lehren und Thaten wirkſam machen will. Wehe der rohen und elenden Gleichmacherei und ihren Grundſätzen, welche alle Gipfel und Höhen niederreißen will und wähnt und pralt, ſie habe damit der Menſchheit eine ſchöne freie Ausſicht geöffnet. Nein, die Gipfel und Höhen ſollen nicht niedergeriſſen werden, aber die Ebenen und Thäler ſollen erhöhet werden, auch der kleinſte Mann im Volke ſoll zu dem ſchönen fröhlichen Gefühl gelangen, daß er ein Vaterland hat und in ſeinem Vaterlande als Menſch und Bürger den Höchſten gleich geſchätzt wird. Dies giebt auch eine Art Gleichung aber die menſchlichſte.

Und wir ſind in dieſer Gleichung begriffen, wir ſind in voller Arbeit, ſie auf eine würdige und deutſche Weiſe zu machen, zu gleicher Zeit die Ausgleichung und Verſöhnung mancher traurigen Zwiſte und Eiferſuchten der verſchiedenen Klaſſen und Stände. Das Volk iſt als ein deutſches und chriſtliches Volk wieder zu ſeinem deutſchen

Unrecht erhoben, die Ketten und Bande aller Knechtſchaft und Hörigkeit ſind in dem letzten Menſchenalter gelöſt, jeder Deutſche als freier Kriegsmann als freier Sohn eines großen Vaterlandes iſt jetzt ein zu Schild und Helm geborner Mann; wir ſind mit gleichen Bürger- und Kriegs-Ehren alle gleich freie und gleich adliche Männer. Was folgt hieraus? Dies folgt mit unabweislicher Nothwendigkeit hieraus: Es giebt hinfort keinen kleinen keinen mittleren Adel im deutſchen Volke, ſein Stämpel hat wirklich keine Geltung mehr weder in der Meinung noch in der Ordnung der Menſchen; er verſinkt alſo in der großen Adlichkeit des ganzen Volkes! Nur die Geſchlechter der herrſchenden Könige und Fürſten und der weiland im Reiche ſelbſtherrſchenden und mitherrſchenden Häuptlinge bleiben, wie ſie in älteſter freieſter Zeit für den einzigen germaniſchen Adel geachtet wurden. Aber auch die Könige und Fürſten und ihre Geſchlechter ſind zur Mitarbeit an dem großen Werke der Erneuung des Volks berufen. Wie die Welt jetzt ſteht und geht, wie die Strebungen und Strömungen der Völker jetzt ſind, können ſie nur durch das Volk beſtehen, und müſſen alſo mit dem Volke und in dem Volke ſtehen. Mögen ſie an Napoleon denken, wie und warum er ſie außer dem Volke ſetzte, und auf welche Weiſe und mit welcher Gewalt, damit er über ihnen ſtünde, er ſie über das Volk ſetzte. Was jener Überliſter mit ihnen gewollt hat, was und wo ſie geblieben ſeyn würden, wenn ihm ſeine Züge über die Pyrenäen und den Dnepr gelungen wären, was die Franzoſen und Ruſſen in unſern Tagen mit ihnen und mit uns Deutſchen, wenn ſie dürften, wollen mögten, ich hoffe, das fühlen und begreifen ſie alle; ſie empfinden und werden empfinden, daß ſie allein durch volle deutſche Art und Natur durch vollen tapfern deutſchen Muth, durch die Ehre der deutſchen Sitte und Sprache ſeyn und bleiben können, daß unendlich viele wälſche Zierrath Halbheit und Nichtigkeit noch ausgezogen und weggeräumt werden muß, damit beide ſie und das Volk ganz inne werden, wie groß und herrlich ſie ſeyn könnten, wenn ſie wagten mit vollem Muth und von ganzem Herzen deutſch zu ſeyn. Das iſt freilich eine Arbeit und eine ſchwere Arbeit, welche weit über die Künſte des franzöſiſchen Sprach- und Tanz-Meiſters und das Geſchwätz der wälſchen Kammerweiber aus Paris und Lyon hinausſpringen muß. Es muß jetzt alles an den offenen Tag heraus, es muß jetzt der kleinſte und größte Mann an der hellen Sonne des Volks und des Lebens einherwandeln. Waget denn, ihr Herrſcher und Herren, ächte Fürſten von Gottes Gnaden, ächte Sonnenfürſten der Freiheit Ritterlichkeit und Gerechtigkeit zu ſeyn. Ihr wiſſet, wie viele Fürſten weiland ſich der Sonnenwappen rühmten als ſolcher, kraft welcher ſie auf Erden keinen andern Oberherrn erkannten als den höchſten Sonnenherrſcher droben. O bildet euch ein, daß ihr ſolch ein herrliches Sonnenzeichen des Lichts und der Gerechtigkeit traget; waget Sonnenfürſten des Himmels zu ſeyn, denket groß von euch, denket groß von eurem Volke, und ihr werdet mit einem tapfern treuen Volke hoch und fürſtlich emporſteigen und alle wildeſten Wogen fremder Herrſchſucht und Liſt werden an dem Fels deutſcher Treue und Streitbarkeit zerſchellen.

Nun kommt mir einer und lächelt mir mit kalt ſpottender Gebärde durch alle dieſe ſchönen Hoffnungen, und wirft mir ein und ich habe es mir ſelbſt oft eingeworfen: Was Belebung Erhebung und Erhöhung? was ſprichſt du von Volk? wo haſt du noch Volk? wo willſt du endlich die ſtattlichen freien deutſchen Männer finden, aus welchen Volk werden kann? Siehe die fürchterlichen Gleichmacher und Zerſtampfer brauſen über die Welt hin, die Dampfſchiffe, die Dampfwägen; bald werden auch die Luftwägen dir über den Kopf hinſauſen. Du ſprichſt von dem Erheben der Thäler zu den Höhen, aber wo ſind deine Thäler und Höhen? Alles einzelne ungeheuer hohe und glänzende Gipfel und das übrige Lachen und Sümpfe, unendlicher Reichthum unendliche Armuth, alles immer mehr London und Peking an den Enden und nichts in der Mitte. Der entſetzliche gefährliche Reichthum, der ſich bei dem außerordentlichen Schwunge der neuen Erfindungen und Entdeckungen an einzelnen Stellen und in einzelnen Händen häuft, wird uns ſchier alles Glück und alle Tugend verſchlingen; es wird kein kleiner und mittlerer Mann ſelbſtſtändigen Glückes bleiben, dem du ein männliches ſtarkes Gefühl in die Bruſt blaſen, aus dem du einen waidlichen deutſchen Kerl machen könnteſt; ein großes China wird es werden, große reiche Beſitzer und das übrige Volk ſchwächliches dienſtbares herzloſes liebloſes Geſindel: Tagelöhner und Fabrikanten, und nichts weiter.

Ja wohl, ja wohl, hier wird die Zukunft mit einem großen Weh bedroht, mit einem Zuſtand bedroht, wie er in England ſchon, wie er in Italien ganz iſt; kein unabhängiger kleiner Landmann und Bauer, der ſeines Hofes und Herzens Herr iſt, eitel Zinsleute und tagelohnende Knechte. Darum rufe ich hier mein altes Ego quidem censeo zum fünften und fünfzigſten Mal wieder aus, ich rufe: Macht Geſetze, die in Mitten ſo ungeheurer Weltbewegungen euch einen freien tüchtigen Baurenſtand ſichern, die einen feſten Volkskern pflegen und erhalten; ſorgt, daß freie Leute mit mittelmäßiger Wohlhabigkeit auf dem Lande in den natürlichſten edelſten Arbeiten ferner noch beſtehen, daß die mächtigen Säulen ſtehen bleiben, woran die Waffenrüſtung des Vaterlandes am ſicherſten aufgehängt werden kann; hemmt die unendliche Theilbarkeit der Güter, welche das Land mit Bettlern bevölkern und allen Beſitz in die Hände der Reichen hinüberſpielen wird. Hier iſt der große Punkt, hier liegt das große Wohl und Wehe, nicht ſo in den Fabriken und Gewerben und dem Handel eines Landes. Mögen namentlich Fabriken ſtehen oder untergehen, wenn dieſes erſte adamiſche Gewerbe nur in leidlicher Verſtändigkeit gehegt und gepflegt wird! Man ſoll die Fabriken wenigſtens nicht durch zu künſtliche Mittel fördern und pflegen; ſie arten gar leicht in kümmerlichſtes Unkraut und Geſtrüpp aus; ſorgt ihr nur für die Erhaltung des glücklichen freien Bauren mit hundert oder nur mit zwanzig und vierzig Morgen Landes, ſo habt ihr für das Beſte und Wichtigſte des Vaterlandes geſorgt.

Viele Sorge viele Arbeit lange Arbeit ſchwere Arbeit, damit der deutſche Mann wieder werde, damit das Gefühl und die Geſtalt des tapfern freien Mannes wieder erſtehe, welche in den letzten beiden Jahrhunderten faſt ganz zu einer verſchütteten und mit Dornen und Neſſeln überwachſenen Trümmer zerbröckelt war. Man lache nur nicht über auch kleine Einzelheiten. Es gehört viel Einzelnes und Kleines dazu, damit endlich ein Großes, eine Vollgeſtalt, daſtehen könne. Wir Deutſche ſollen uns geſtalten; wir können das nicht, ohne uns zuſammenzuleiben und zuſammenzuleben. Eine große Einherrſchaft hat den Vortheil der Stärke und Schnellkraft, ſie hat Einheit des Entſchluſſes und Geſchwindigkeit der That. Wir ſind ein Bundesſtaat von zwei großen Staaten mehreren mittleren und vielen kleinen. Soll in einem ſolchen Staate ein Gefühl edler Gemeinſamkeit und ſtolzer Liebe entſtehen, wie vieler gegenſeitigen Sorgen und Vorſichten, wie mannigfaltiger Aufopferungen bedarf es da, wie großer Achtung der Freiheit und Ehrfurcht der Gerechtigkeit, damit was politiſch nicht ſehr feſt gebunden iſt durch Treue und Liebe geiſtig gebunden und immer feſter und enger zuſammengezogen werde. Hier iſt das Ziel die Arbeit und die That für unſre Fürſten, hier vermögen ſie Großes und Gewaltiges, und ihr Daſeyn noch mehr als das Daſeyn des Volks verlangt es, daß ſie auf dieſes Ziel ſchauen und dieſe Arbeit thun. Die Fürſten müſſen, wie ich oben ſagte, wieder deutſch leben, müſſen wieder mit Deutſchen leben lernen wie in den beſſeren längſt verſchollenen Tagen unſerer Väter. Es war einſt eine Zeit, wo die Kaiſer und die Fürſten freundlich und geſellig durch die Städte und Orte des Reichs zogen, wo ſie gemeinſam tagten und rathſchlagten, wo die weiſeren und älteren unter ihnen mit allem Volk lebten und ſprachen, wo ſie in offener Reichsverſammlung in ernſten Dingen wie im Scherz und Reigen mit einander verkehrten. Dieſe Zeit iſt wieder da, ihre Nothwendigkeit iſt wieder da. Dies iſt die wahre Gleichung der Gipfel, welche ein verſtändiger Mann nur meinen kann, die Gleichung in Liebe und Treue, die gemeinſame Ehre des Volkes und des Namens, wo der König und der Bauer in dieſem Namen und in der Ehre dieſes Namens ſich Eins fühlen. Wir ſehen mit Freuden, wie dieſes Bedürfniß der Zeit erkannt wird, wie Gott den Hohen in's Herz giebt, was noth iſt; wir ſehen und haben es jüngſt mit Wonne geſehen, wie unſre erhabenſten Könige und Fürſten, wie die von Preußen Öſtreich Baiern Sachſen Wirtemberg beginnen mit dem Volke zu leben und zu weben, wie ſie wieder deutſch und edel deutſch mit ihm leben und ſprechen lernen. O Gott hat in die geborne Majeſtät ein unendliches Geheimniß der Macht gelegt, die Menſchen verneigen ſich ſo gern mit Ehrfurcht und Liebe vor dem gekrönten Diadem göttlicher Weihe, wenn die Stirn, die davon umwunden iſt, im Sonnenſchein der Freude und Gnade auf ſie herablächelt. O daß alle unſre fürſtlichen Jünglinge deutſch in deutſcher Liebe und Zucht erzogen und gebildet würden! daß allen die Bruſt mit deutſchem Sinn und Glauben gefüllt würde! O hätten ſich in den Jahren 1814 und 1815 deutſche Könige und Herrſcher verſammelt und verſammeln können, wie wir ſie dieſe letzten Septembertage in

Köln und Brühl ſahen, wahrlich Strasburg und Metz hängten jetzt andre Fahnen von den Zinnen ihrer Thürme aus, und unſer deutſcher Staatsleib wäre feſter und ſtärker.

Wann dieſes hohe Gemeingefühl, wann dieſe edlere vollere Gemeinſamkeit mehr und mehr gewachſen ſeyn wird, dann wird das ganze Leben, beſonders das höhere Leben der Fürſtenſtämme und der edelſten Geſchlechter klarer und feſter werden, ein Bild deutſcher Gradheit Einfalt und Stattlichkeit. Oben iſt an vielen Stellen angedeutet, welche kümmerliche fratzenhafte und lügenhafte Empfindſamkeit, welche matte Trockenheit und Langweiligkeit, welche verzierte Steifheit die franzöſiſche Sprache und Sitte in unſer Leben und in unſre Literatur gebracht hat. In jedem Volk wird der Diamant, wenn es einen in ſich birgt, nur durch den eignen Staub recht geſchliffen. Grade das Franzöſiſche kann gar nichts aus uns machen; auch hat es uns nicht gemacht ſondern niedergemacht, unſre Kraft verkleinert unſre Schwere verſteift unſre Schlotterigkeit zu Bocksſprüngen geübt. Wir ſind nun dieſes Alps zwar etwas los geworden, aber er reitet unſre vornehme und ſelbſt unſre ſogenannte feine und gebildete Geſellſchaft doch noch zu viel; es iſt der falſchen Ziererei und Prüderei noch genug, des Vorurtheils dieſer Prüderei noch zu viel; wir haben noch viele und auch theils weite Wege zu durchlaufen, wenn wir unſerm öffentlichen zumal unſerm höheren Leben wieder eine recht würdige deutſche Geſtalt geben wollen. Wir fühlen jene Schäden aus den letzten beiden Jahrhunderten in hundert und in tauſend kleinen Dingen und Scheinen und Bildern der Dinge, wir fühlen ſie am bitterſten in unſrer vortrefflichen Sprache, die eben durch die übertriebene Äfferei und Buhlerei mit dem Fremden und durch immer noch zu häufigen Gebrauch des Wälſchen in einzelnen ihrer Theile unverantwortlich verſäumt und beſchädigt iſt. Das fühlen wir am beſten, wenn wir in dem Fall ſind engliſche oder franzöſiſche Bücher überſetzen zu wollen. Wo die Höhen und Tiefen des Gefühls und des Gedankens und die mannigfaltigen Farben Schimmer und Schatten der idealiſchen Welt wiederzugeben ſind, wo unſre Prieſter Profeſſoren Dichter und Denker gearbeitet haben, da ſind wir vielfarbiger vielgeſtalteter und reicher als die reichſten; wo wir aber die Farben Schimmer und Schatten der feineren und vornehmeren Geſelligkeit deutſch machen ſollen, da ſind wir verkümmert und verarmt. Denn unſre hohe und höchſte und unſre vornehme gebildete Welt hat ſich nun Jahrhunderte mit den fremden Zierrathen und bunten Lappen behängt und beholfen, und dieſes Gebiet unſrer Sprache hat ſeit dem letzten deutſchen Kaiſer, der durch Milde Freundlichkeit und Gerechtigkeit ein rechter Volkskaiſer zu heißen verdiente, ſeit dem vortrefflichen Kaiſer Max dem Zweiten, wüſt gelegen.

Und die Staatsform und die Verfaſſungen. Die Zeit drängt da unabweislich auf ein freieres muthigeres Leben, auf kühnen Fortſchritt in Freiheit und Öffentlichkeit, ſie ermahnt auch in Deutſchland, ſo ſehr dies irgend möglich iſt, es wenigſtens in brüderlicher Ähnlichkeit zu erſtreben — denn wer will todte Einerleiheit? — ſie ruft dem Volke zu: Bruderliebe Eintracht und Treue! ſie ruft den Fürſten zu: Muth Wahrheit und Gerechtigkeit! und nichts als Gerechtigkeit! Dies Kapitel iſt zu groß und weit und man kann Bücher darüber ſchreiben, ohne daß ſein Inhalt erſchöpft würde. Wir wiſſen, was die Zeit will und was ſie winkt; wir wiſſen auch, welche Arbeiten und Gefahren uns von außen bedrohen, wie wir allein durch ein edles einträchtiges Fortſtreben mit der Zeit und ihren gebieteriſchen Forderungen ihren Gefahren begegnen können, und daß das ganze deutſche Volk das Gefühl gemeinſamen Glücks und gemeinſamer Ehre einmüthiglich im Herzen tragen muß, um durch geiſtigſte herzigſte Eintracht das zu erſetzen, was ihm durch ſeine eigenthümlichen Verhältniſſe als Staat gebricht. Es haben gottlob die Deutſchen vor allen romaniſchen Völkern ein Glück voraus, welches dieſe nimmer verſtehen können, das Glück einer Geſammtſprache und eines Geſammtſinns und Geſammtgefühls dieſer Sprache. Dieſes Glück kann manche Fäden erſetzen, wodurch andre Völker zuſammengezogen und verbunden werden. Ich erkläre dies: Mit Ausnahme von etwa vier Millionen Slaven iſt in Deutſchland alles germaniſcher Art. Der Menſch in Memel und Dantzig und der in Botzen und Inſpruck, der Stralſunder und Kieler wie der Baſeler und Kölner ſpricht und verſteht nicht nur dieſelbe Sprache ſondern er empfindet ſie auch, er findet fühlt verſteht ſie wie ſein eigenſtes Leben; ſie war von jeher das Urbild ſeines ganzen Daſeyns. Wie gar anders z. B. in Frankreich! Was hat der Burgunder mit dem Provenzalen der Vaſke mit dem Normann der Bretagner mit dem Champagner gemein? Sie ſprechen dieſelbe Sprache ſind in derſelben Sprache zuſammengefloſſen, aber wie verſchieden ſind die inneren Organe ihres Empfindens und Denkens, das Urſprüngliche und Eigenthümliche ihrer ganzen Art! und haben die Miſchungen der einzelnen Theile ſich ſo gemacht, wie ſie ſich in Deutſchland machen würden? In unſerm Volke aber, im deutſchen Volke, iſt die urſprüngliche gewaltige Einheit des Sinnes und Geiſtes, und dieſe knüpft die feſteſten und längſten Bande.

Aber, aber — wie ich von dieſen ſicherſten und längſten Banden ſpreche, greint mich ſogleich der diaconus diaboli an und flüſtert, nein er ſchreit, mir in's Ohr: Träumer du! haſt du nicht deines gelobten Niebuhrs Klage gehört, als er nach einer ſiebenjährigen Abweſenheit vom Vaterlande aus Italien heimkehrend die deutſchen Gränzen berührte? klagte der Edle nicht: Mir begegnet ſogleich mein liebes Deutſchland wieder in ſeiner ganzen neidiſchen Unart, das erſte deutſche Buch, das mir in die Hände fällt, iſt eine Schmähſchrift gegen Göthen; dieſes Volk kann das Große nicht ertragen, kleinlicher Neid und Misgunſt will hier alles Hohe dem Niedrigen gleichen? — Ich räume dem höhniſchen diaconus ein, daß dem guten Theils ſo iſt, aber ich leugne, daß es für die wirklichen Höhen und Größen künftig gelten wird, wie es leider nun länger als drei Jahrhunderte ſehr gegolten hat. Die Gegenſätze und die Häkeleien und Mäkeleien unten im Volke ſind natürlich und werden bleiben, werden um ſo mehr bleiben, je mehr Geiſt beſonderer Vereinzelung und edler feſter Verſchiedenheiten die deutſchen Stämme haben: der Schwabe wird über den Weſtfalen, der Sachſe über den Öſtreicher, der Baier über den Pommer gloſſieren, und umgekehrt; ſolcher hergebrachter Scherz und Spott durch über und gegen einander iſt unſchädlich. Grade ſo iſt es auch in andern Ländern, z. B. in Frankreich und Schweden, und entzweit doch die Liebe und Treue des Ganzen nicht. Aber auf der höheren Stufe, weil wir von Fremden lange gegen das eigne Vaterland gemisbraucht worden ſind, weil eigne Fürſten in inneren Zwieſpalten ſich und uns unter einander zerhadert haben, da hatte ſich verderblicher Neid und Haß oft eingeſchlichen, das für ein Volk verderblichſte Unglück, daß ein wirklicher Held Prophet und Seher des Volks bei den einen Deutſchen geprieſen bei den andern geläſtert ward. Dies Unheil hat auf deutſche Wiſſenſchaft Kunſt Literatur und öffentliches Leben unſelig genug zurückgewirkt und wirkt leider hin und wieder noch. Aber wir ſind in dieſer Hinſicht in dem jüngſten halben Jahrhundert ſehr gebeſſert worden, und werden noch mehr gebeſſert werden. Das deutſche Gemeingefühl die alldeutſche Liebe iſt gewachſen und wächſt täglich. Künftig wird keine Zerreißung kein Sieg von Deutſchen über Deutſche gefeiert werden können. Die Franzoſen und Ruſſen ſind da und werden ſolche Feier zu einer deutſchen Abſcheulichkeit machen; durch große Thaten Arbeiten und Leiden werden wir von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr Volk werden und uns als ein ganzes Volk empfinden; unſre großen Könige Fürſten Helden Seher und Sehrmänner werden die leuchtenden Lichter aller Deutſchen ſeyn, weil keiner künftig groß ſeyn kann als durch Thaten für das Vaterland. Der volle Glanz von oben wird in die allgemeine Mitte des Volks hinabſtralend die volle ganze Liebe entzünden, wie viele Verſchiedenheiten und kleine Häkelungen und Scherzereien auf dem unteren Gebiete der einzelnen Landſchaften und Völkerſchaften auch bleiben. Alſo ſpotte und hohnlächle du nur, armſeliger diaconus! Ich träume hier keinen wahnſeligen Traum.

Ja mir ſchwebt die Hoffnung einer herrlichen Entwickelung und Geſtaltung Deutſchlands vor, einer ſo freien menſchlichen und edlen, eines ſo gerechten und ſtolzen Bruderbundes, daß die abgeriſſenen und entfremdeten Brüder ſich uns mit Freuden wieder zugeſellen, daß die Schweitz die Niederlande das Elſaß, die verlornen Burgen und Thore des alten Reichs, in ſolchem großen freien Bunde gern und fröhlich mit eingeſchloſſen ſeyn mögten. Da müßte denn freilich jede einfältige exclusiva ſchweigen, es müßte die Lehre des dummen Hofſchmeichlers ſchweigen, welcher den Ohren der Könige etwas Liebliches zu ſagen meint, wenn er alle nicht monarchiſchen Staatsformen als Geburten des Teufels und eines tollen Freiheitswahnes darſtellt; es müßte der Bund ein ſo freier und gerechter Bund ſeyn, daß alle geſetzlichen Staatsformen nicht nur für ihn paßten ſondern auch mit frohen und liebenden Augen in ihm geſehen würden. Wir haben doch jetzt vier kleine Freiſtaaten im deutſchen Bunde, und freuen uns, daß wir ſie haben; auf dieſelbe Weiſe ja noch viel mehr müßten wir uns freuen, wenn das noch übrige Bildchen des alten deutſchen

Reichs, wenn die Schweitz mit allen ihren verſchiedenen Staaten zu Schutz und Trutz wieder in und mit uns leben und wohnen wollte.

Dieſe Schweitzer und Elſaſſer vor vielen ſind unſre nächſten nothwendigſten Blutsverwandten, welche, wie ihre Waſſer zu uns herabkommen mit ihren Herzen wieder ganz zu uns herunterkommen ſollten. Aber wir haben andre Verwandte, auf welche wir ein Auge der Liebe werfen müſſen, weil ſie mit Augen der Liebe auf uns blicken. Das ſind die Skandinaven. Dieſe Skandinaven ſind von allen Europäern unſre einzigen nächſten Sprachverwandten, und dadurch ſchon ſehr nahe, wenn auch nicht nächſte Blutsverwandte. Sie ſind durch Doktor Martin Luther im Geiſt und durch die Geiſter für immer mit Deutſchland verbunden. Dieſer große Unſterbliche dieſer gewaltige von Gott geſandte Zuchtmeiſter, der ſeinen entheiligten Tempel rein fegen ſollte, dieſer Große, der in unſern Tagen wieder ſo oft und viel verläſtert wird, hat auch hier einen deutſchen Kranz verdient und ein ſchönſtes Band um die Völker geflochten, welches kein Teufel zerreißen wird. Deutſche Sprache nordiſche Sprache deutſche Literatur deutſcher Sinn und nordiſche Literatur und Sinn fließen von unſern Geſtaden zu den nordiſchen von den nordiſchen zu den unſrigen durch ihn mit fröhlich gegenſeitigem Wellenſchlag ewig hin und her. So lange das Chriſtenthum in ſeiner Verklärung ſteht — und das Chriſtenthum wird wohl bleiben — ſo lange der freie fromme Geiſt, der in Luther die Kirchenverbeſſerung durchkämpfte, germaniſche Völker belebt und entflammt, wird die geiſtige Gemeinſchaft Skandinaviens und Deutſchlands nicht durchriſſen werden. Und ſolche innige geiſtige Brüderſchaft kann auch die politiſchen Bande der Länder feſter knüpfen helfen, und, die Weltlage betrachtet, wie ſie eben liegt, wo könnten wir Deutſche ein natürlicheres politiſches Bündniß ſehen als mit Skandinavien?

Und ſo begegnet uns Deutſchen immer dieſer Herrliche und Gewaltige, dieſer Martin Luther, dem ſelbſt die Römiſchkatholiſchen eine Ehrenſäule ſetzen ſollten, weil er die Unzucht Gräulichkeit und Unwiſſenheit der verſunkenen Kirche wieder zur Zucht Ehrbarkeit und Gelehrſamkeit getrieben hat. Er würde jetzt nach drei Jahrhunderten, wo Kenntniſſe und Erkenntniſſe von allen Seiten her und nach allen Seiten hin gemehrt ſind, in Manchem auch auf einem andern Standpunkt ſtehen als in den Jahren 1520 und 1540, aber den in Jeſu

Chriſto verborgenen Gott und den durch Jeſum Chriſtum offenbarten Gott würde er heute ſo tapfer bekennen und ſo fromm anbeten wie weiland, als er auf ſeinen Wartburgen zu Eiſenach und zu Koburg in Gebeten und Geſichten ihrer Hülfe harrte. Er würde eben ſo wenig den engen Mantel ſeiner Altlutheraner anziehen, welche jetzt aus ihm und für ihn ſo thörigtes Geſchrei erheben, als ſich das windige Philoſophenmäntelchen umwerfen laſſen, in welchem viele philoſophiſche und theologiſche Dünklinge und Klüglinge mit ſeinem tapfern gediegenen Chriſtenthum meinen in die dünne kalte Luft des Nichts auffliegen zu können. Wir haben in den Landen ſeines Bekenntniſſes unter dem Schilde und Panier ſeines Glaubens gewaltige Männer in den Geſchichten geſehen, und es wird die Zeit kommen — und ſie iſt nicht ferne — wo jeder volle deutſche Mann ſich in dieſem mächtigen gottſtarken und gewaltigen Manne empfinden und erkennen wird. Wie? wir wären unſrer Tugend und Ehre ſo vergeſſen, daß wir dieſen auslöſchen könnten? wir wären ſo reich an unſterblichen Namen, daß wir dieſen auslöſchen dürften? Nein, ſo lange Wahrheit Redlichkeit Tapferkeit Frömmigkeit deutſche Tugenden heißen, wird Luther Tauſenden ein Beiſpiel Hunderttauſenden ein Mahner ſeyn.

Rußland iſt uns und den Skandinaven zu nah gerückt. Es hat die natürlichſte Neigung immer weiter in den Weſten hinein. Aber wenn Deutſchland und der ſkandinaviſche Norden einig ſind, kann es ohne Gefahr keinen Schritt vorwärts thun ſondern muß ſogar zittern, daß es uns einfallen könnte, es einige hundert Meilen gegen Oſten hin in ſeine alten Gränzen wieder zurück zu werfen. Wir wollen es uns nämlich gar nicht unmöglich denken, daß die Franzoſen und Ruſſen einmal ein Bündniß gegen uns ſchließen könnten. Wohin dann? Nach England, ruft man uns zu. Aber England wohnt fern und ſchlägt zwar gern auf die Franzoſen aber ungern auf die Ruſſen. Wir müſſen alſo dann unſre ſkandinaviſchen Bundsgenoſſen gegen die Moſkowiter aufbieten: eine Flotte von 50 bis 60 großen und 300 bis 400 kleinen Kriegsſchiffen und nordiſche und deutſche Matroſen und ein nordiſches Heer von 100,000 Mann in Finnland und Liefland und wir mit unſern Preußen in Kurland und Litthauen — was hätten wir da zu zagen?

Gen Norden gen unſern Norden alſo müſſen wir ſchauen. Die verſtändigen und edleren Dänen und Schweden ſchauen auf uns. Sie durch alle natürlichſten Vortheile und Bande, durch Lage Bildung Verwandtſchaft Religion, durch den gemeinſamen Feind, der unſer beider Gränzen belauert und den Germanen die ganze Oſtſee entreißen mögte, unſre gebornen Bundsgenoſſen. Dänemark iſt es doppelt durch ſeine deutſchen Landſchaften; es muß Freundſchaft mit uns ſuchen und darf keinen Hader vom Zaun brechen. Wir mächtigeren wohnen an ſeiner verwundlichſten Seite; es kann ſeine lange Halbinſel, es kann ſeine Inſeln gegen uns nicht ſchützen. Alſo Verwandſchaft Neigung Liebe und Noth gebieten hier Bündniß.

Dunkle Zukunft, hoffnungsvolle Zukunft, du wirſt vieles anders bringen und anders geſtalten, als wir meinen und wünſchen; aber Eines wiſſen wir, und in dieſer Gewißheit können wir fröhlich unſre alten Augen ſchließen: Deutſchland iſt wieder erwacht, es wird einem fröhlichen ſonnigen Morgen und Mittag entgegenwandeln und die Nacht ſeiner Tage wird die fernſte ſeyn.

Verbeſſerungen.

Seite	8	Zeile	11	für Menſchen lies Menſch.
„	22	„	6	hinter Hier ſetze hat.
„	27	„	13	für Ausſprüche lies Ausbrüche.
„	66	„	17	für es l. er.
„	78	„	14	für für l. gegen.
„	163	„	35	für vergleichar l. vergleichbar.
„	169	„	17	ſtreiche die Wörter nicht nur aus.
„	217	„	32	für wenn lies daß.
„	268	„	5	für verzagte l. verjagte.
„	279	„	17	für Schäumendes l. Träumendes.
„	294	„	6	für winkt ihm l. winkt ihr.
„	249	„	20	für Stab l. Stal.

Wanderungen

aus und um Godesberg

von

E. M. Arndt.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1844.

Vorrede.

Indem ich unter alten Papieren aufſtäubte und manchen längſt gehäuften Schutt weggeräumte, wie es Pflicht des Greiſes iſt, ſeinen Weg für die nahe letzte Fahrt etwas klar und rein zu machen, nahm ich auch die Rolle der Handſchrift, woraus dieſes Buch erwachſen iſt, nach langer Zeit einmal wieder in die Hand, und es däuchte mir bei'm Durchblättern des

Einzelnen, daß Einiges in derſelben, was mir ſelbſt noch gefiel, möglicher Weiſe auch andern gefallen könnte. Und ſo geſchah es, daß ich mich daran machte und das Ganze von neuem durchſah und hin und wieder überarbeitete. Das Letzte iſt jedoch im geringen Maaße geſchehen, da das Büchlein im Ganzen die Geſtalt behalten hat, in welcher es urſprünglich entſtanden war, und da nur in Hinſicht auf Oertlichkeiten und Perſönlichkeiten Einiges hinzugefügt und verändert iſt, was die geſchwind laufende und wechſelnde Zeit unterdeſſen hinzugefügt oder verändert hat.

Die geſchwind laufende Zeit? Beſinne ich mich recht, ſo ſind dieſe Blätter bald nach der pariſer Umwälzung des Jahrs 1830 geſchrieben, ſie ſind zwölf dreizehn Jahre alt, haben die horaziſche Neunzahl alſo um mehrere Jahre übergelegen, ehe ſie ſich an das Licht gewagt; was ihnen freilich keinen Anſpruch auf reiferen Geiſt giebt: denn mit Papieren verhält es ſich doch nicht wie mit Weinen, daß ſie ſich durch das Liegen veredeln.

Ueber den Gegenſtand, um welchen ſie vorzugsweiſe ſchweben, ſind in dem jüngſten Jahrzehend viele feine und lehrreiche Bücher geſchrieben, unter Anderm von unſerm D. Karl Simrock und von D. Ernſt Weiden in Köln, und es könnte alſo ſcheinen, als thue ich hier etwas Unzeitiges und Ueberflüſſiges. Aber es ſcheint wirklich nur ſo; denn der Gegenſtand iſt ſo unendlich reich und wirft ſo mannigfaltige verſchiedenſte Lichter, giebt ſo die mannigfaltigſten Erſcheinungen und Beleuchtungen, daß die verſchiedenen Auffaſſer und Beſchauer derſelben tauſendfältigen Stoff haben, immer Neues und Anderes zu geſtalten. Hundert verſchiedene Maler mögen Alexanders Einzug in Perſepolis oder Napoleons Einzug in Moskau malen; wenn ſie malen können, wird doch jedes Bild ein Anderes Eigenes ſeyn. Das gewahre ich bei näherer Betrachtung und Ueberlegung wohl, daß meine Malerei, wie ſie ſonſt auch gerathen ſey, genug Eigenes hat, gelegentlich tüchtig zu gefallen oder zu mißfallen, und daß ich keinem Früheren oder Späteren den Weg vertreten oder gar verlegt habe. Es iſt ja Raum für Viele in der unendlichen Welt und, wie Euripides ſagt, tauſendfältig ſind die Geſtalten der göttlichen und geiſtigen Mächte, und wer überhaupt nur etwas einer Geſtalt Aehnliches pinſeln kann, wird immer einzelne Beſchauer finden, die vor ſeiner Malerei ſtehen bleiben.

Zuletzt noch ein Wort über die Entſtehung dieſer Blätter. Mein verehrter Freund der Königliche Geheime Medicinalrath D. Naſſe hatte den Vorſatz, Godesberg und ſeinen Brunnen und was in Luft Licht und Waſſer ein Arzt dort Schönes und Heilſames finden und erſpähen könnte zu beſchreiben und er forderte mich auf aus Geſchichte und Erd- und Staatenkunde nach meiner Weiſe auch ein kurzes leichtes Bildchen dazu zu liefern. Er hat ſeinen Vorſatz nicht ausgeführt und darum iſt auch mein kurzes Bildchen ſo lange liegen geblieben. Dieſer erſte Vorſatz und Entwurf erklärt, warum das kleine Godesberg gleichſam als der Mittelpunkt des Büchleins hingeſtellt iſt, wozu trotz aller ſeiner Lieblichkeit ſonſt doch kein Grund geweſen wäre.

Bonn, im Frühlingsmond des Jahrs 1844.

Der Verfaſſer.

Einleitung. Köln und ſeine frühe Größe. Wodurch die Größe dieſes Erzſtifts vorzüglich geworden. Warum ſeine Kurfürſten ſo kriegeriſche Männer. Verſuch der Reformation unter Hermann von Wied mißglückt. Die Truchſeſſiſchen Händel und ihr Ausgang. Warum die Stadt Köln gleich andern Reichsſtädten die Reformation nicht einläßt. Unterdrückung der Proteſtanten in Aachen und Trier. Spaniens Einfluß auf die deutſchen Rheinlande im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert. Stellung und Richtung des neuen Freiſtaats der Vereinigten Niederlande, und ſeine eigenthümliche Politik. Kölniſche Kurfürſten des ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhunderts meiſtens aus dem Hauſe Wittelsbach, leider häufig auf Frankreichs Seite und in Frankreichs Solde. Uebergang zu unſerer Zeit und Betrachtungen darüber. Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft.

Wenn ein Mann einen Maler anſpricht, daß er ihm etwa von dem Hauſe, worin er wohnt, oder in der Nähe deſſelben von irgend einem einzelnen Anger oder von einer Baumgruppe, die er beſonders lieb hat, ein Bild entwerfe, ſo wird der

Maler ihm antworten: Freund, das kann ich unmöglich ſo nicht ausführen, wie Du es meinſt, das kann ich meiner Kunſt nicht zu Leide thun: das würde nimmer ein Bild geben, ſondern ein mattes plattes und ſtaffelloſes Ding werden. Du mußt, damit Dein Haus und Deine Baumgruppe ſich wirklich abbilden und erſcheinen, mir einen größeren Umfang des Bildes erlauben, in welchem ich ſie im Vorder- und Hinter-Grunde aufſtellen und auf die Weiſe dem Kleinen und Einzelnen in dem Größeren und Mannigfaltigen einen Schein und eine Bedeutung geben könne. Ganz in dem Falle dieſes Malers befindet ſich, wem aufgegeben iſt von einem Gegenſtande kleiner Bedeutung und engen Maaßes eine Schilderung zu entwerfen. Ein ſo kleiner Gegenſtand muß entweder ganz verſchwiegen und in ſeiner verborgenen Dunkelheit liegen bleiben oder er muß durch die Lichter, welche man von bedeutenden Gegenſtänden, welche ihn umgeben und überhöhen, künſtlich auf ihn fallen läßt, eine ſolche Beleuchtung erhalten, daß ihm ein größerer Leib, als welchen er wirklich hat, gleichſam anzuwachſen ſcheinen muß. Aber nicht allein iſt dies die Lage desjenigen, dem man Solches zumuthet, ſondern es ſteht auch das allerwirklichſte Verhältniß eines Kleinen alſo, daß man es in ſeiner kleinen Einzelheit gar nicht beſchauen kann, daß vielmehr viele andre Gegenſtände mitgeſehen ja mitbetrachtet werden müſſen, damit man der eignen Geſtalt und Beſchaffenheit deſſelben inne werde. Denn wenn ſchon ein großes Einzelnes meiſtens gar nicht richtig aufgefaßt noch vorgeſtellt werden kann, ohne daß man auch viele umherliegende kleinere Dinge mit ins Auge faſſe, ſo kann von einem Kleinen mit dem vollſten Rechte behauptet werden, daß es in einer abgeſchloſſenen Sonderheit kaum da zu ſeyn ſcheine. Wer alſo das kleine Godesberg betrachten und beſchreiben will, dem iſt die Aufgabe geſtellt, es in einen größeren Rahmen zu faſſen oder vielmehr es in dem Rahmen hinzuſtellen, in welchem Geſchichte und Natur es einſt hielten und noch halten. Indem er dies thut, giebt er ihm nur ſein Recht, das heißt ſeine wirkliche Bedeutung, ſein eigentliches Leben. Denn was will der ſinnende und ſchauende Menſch wiſſen, der dieſe ſchöne Stelle beſuchen oder gar ſich wohnlich in ihr niederlaſſen kommt? Gelüſtet ihn etwa zu lernen, wie jedes einzelne Haus, jede einzelne Hütte hier entſtanden oder vergangen iſt? was in jeder einzelnen Lücke der zuſammengeſtürzten Trümmer der alten Feſte etwa für Thürme ſtanden für Gemächer oder Mauern ſich erhoben? wo oder an welchen Stellen bei der wilden Verwüſtung am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die erſten walloniſchen oder bairiſchen Kugeln ſchmetterten, die erſten Minen aufflatterten? Kein ſo Kleinſtes und Einzelnſtes reizt ſeine Wißbegierde nicht; in dieſer paradieſiſchen Natur auf dieſen Feldern der großartigſten Geſchichte fragt er nach den Thaten und Werken der Vergangenheit; mit ihren Erinnerungen will er die Gegenwart bevölkern und beleben, das Leben des gegenwärtigen Menſchengeſchlechts will er, ſo viel er kann, aus denen, die längſt geweſen ſind, erklären; ſelbſt die Natur will er im frommen hiſtoriſchen Sinn belauſchen und erforſchen, wie ſie im Laufe der Jahrhunderte durch ihre eigenen und durch die menſchlichen Wechſel und Begebenheiten verändert verſchönert oder verhäßlicht worden iſt; oder ob ſie allein, die Ewiggleiche im Strudel der Dinge, dem Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts am Rhein noch mit eben den Geſtalten und Bildern begegnet, wie den Gefolgen Karls oder Ottos der Großen, wenn ſie zu ihm hinabritten. Alſo nicht bloß Fragen an die Erde und an ihr äußeres Leben und Weben, welches wir mit dem weiten Namen Natur meinen, müſſen wir thun, ſondern immer müſſen wir mit dem Geiſte zu den Geiſtern hinausſpielen, welche weiland in ihr und über ſie gewaltet und geſchaltet haben.

Da dem wirklich alſo iſt, ſo greife ich friſch zum Pinſel und beginne zu malen ein Bild aus Natur und Geſchichte, aus Vergangenheit und Gegenwart, ein Bild von ſolchem Umfange, wie es mir dieſem Gegenſtande und dem Zwecke ſeiner Beleuchtung angemeſſen ſcheint. Leichtlich wird hier das Kleine in einem Zugroßen gemalt ſcheinen, aber auch nur ſcheinen: denn ſo groß war hier die Geſchichte und ſo reich ſchweben um dieſe Lande und Orte die früheſten und herrlichſten Gedächtniſſe des deutſchen Volkes und Namens, ſo reich endlich iſt die Fülle der Lieblichkeit und Erhabenheit dieſer Natur, daß wer Lebendiges und Schönes nur irgend zu zeichnen verſteht hier nicht ganz Vergebliches verſucht.

Die Biſthümer am Rheine hießen bekanntlich die Pfaffengaſſe und führten von ihren beſonderen Eigenſchaften und Verhältniſſen ihre beſonderen Namen. Chur hieß das höchſte Konſtanz das größte Baſel das anmuthigſte Straßburg das edelſte Speier das andächtigſte Worms das ärmſte

Mainz das ehrwürdigſte Trier das älteſte Köln das gewaltigſte.

Köln war unſtreitig,, wenn nicht die älteſte, doch die vornehmſte Stadt des alten Deutſchlands, die anerkannte Hauptſtadt des deutſcheſten Stromes, des Rheines, außerdem die eine der Hauptſtädte des Volksſtammes, der das deutſche Reich gegründet und vom ſechsten bis zum zehnten Jahrhundert den größten Theil Germaniens bezwungen und beherrſcht und dem Reiche ſeine Könige und Kaiſer gegeben hat. Wenn nun auch ſpäterhin die Sachſen Schwaben und andere Stämme deutſcher Nation Herrſcher aus ſich haben emporſteigen laſſen, ſo iſt doch bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert hinein das eigentliche deutſche Reich, ſeine Stärke und Kraft wie ſein Glaube und ſeine Meinung, und ſelbſt ſein Schein, längs dem Rheinſtrom bis auf fünfundzwanzig und dreißig Meilen Abſtand beidenthalben von ſeinen Geſtaden fortwährend geblieben. Nur ſeit dem ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert, wo Oeſtreich an den Oſtgränzen Deutſchlands wirklich mächtig zu werden begann, wo im Norden deſſelben erſt die Schweden, dann die großen und kriegeriſchen Fürſten von Brandenburg-Preußen hervorzuragen anfingen, wo zuerſt Spanien und die Vereinigten Niederlande darauf Frankreich den Rhein und ſeine Lande zu überſchatten und ihre uralte Herrlichkeit zu zerreißen und zu zerſplittern begannen, hat die Geſchichte von dieſen ſchönen Ufern und Ländern ſich nicht weggewendet — das konnte ſie nicht — aber ſie hat ſie nicht mehr vorzugsweiſe als die leuchtenden und herrſchenden zeigen können.

Köln Aachen Nimwegen Utrecht und andere bedeutende Städte des alten Franciens leuchten in der älteſten deutſchen Geſchichte bei den Getümmeln und Umwälzungen der Völker und Reiche, wie bei Hofhaltungen Feſtlichkeiten Kaiſerkrönungen Kirchenverſammlungen und auf andern großen Tagen des Volkes vor. Hier erwuchs aus dunkeln Anfängen die Kraft jenes großen Volkes, welches im fünften und ſechsten Jahrhundert ganz Gallien innerhalb den Alpen und Pyrenäen eroberte, welches von hieraus, von ſeinem Stammlande aus, gegen Oſten und Norden pulſirend, das gewaltige Reich deutſcher Nation durch Eroberung oder Zugeſellung ſtiftete. Hier blieb Jahrhunderte des Reiches Mittelpunct, hier, auf den fruchtbaren Gefilden und waſſerreichen Marſchen des Niederrheins der Maas und der Schelde erblühte die erſte wimmelnde mächtige Volksmenge mit mancherlei Kunſt Gewerb Schifffahrt und Handel, wozu die Ströme und Küſten reizten. Köln behauptet auch darin, wie in ſeinen altüberlieferten Ehren aus der römiſchen Zeit, bis in das fünfzehnte Jahrhundert unbeſtritten die erſte Stelle.

Das Bisthum Köln iſt wie alle älteſten Stifte deutſcher Nation, welche die Anfänge des Reiches ſchon vorfanden, in römiſchchriſtlicher Zeit entſtanden und von Jahrhundert zu Jahrhundert ſo gewachſen, daß es ſchon ſeit dem zehnten Jahrhunderte verdient hat das gewaltigſte aller genannt zu werden. Vieles Aeußere hat außer beſonderer Gunſt zufälliger Umſtände mitgewirkt, daß dieſe Gewalt und Macht ſo früh gegründet ward. Unter den Merwingern und Karlingern hatten die geiſtlichen und weltlichen Fürſten den Herrſchern noch mehr dienen und als Beamte gehorchen müſſen. Als die Erblichkeit der höchſten Gewalt von Geſchlecht zu Geſchlecht als heilig geglaubter und verehrter Beſitz noch feſt zu ſtehen ſchien, war dies das natürlich gebotene Verhältniß der Minderen. Als aber ſeit Konrad dem Franken von Worms mit den Sachſen Saliern Hohenſtaufen auch durch das frühe Erlöſchen der herrlichſten Geſchlechter die Erblichkeit der Gewalt ſich erſchütterte und die Fürſten häufig einen Ihresgleichen auf den Schild der Macht hoben, wurden die Diener allmälig Herren, und Gehorſam ward ſeltener, je entfernter die Hand war, die zwingen konnte. Seit jenen Tagen waren beſonders die fernhin wohnenden Fürſten und Stämme an den weſtlichen und nordweſtlichen Strömen und Küſten und in den Marſchländern der Nordſee diejenigen, welche die langen Zügel der Kaiſerlichen Majeſtät am wenigſten fühlten und doch oft am ungeduldigſten daran riſſen. Hieraus ergab ſich nun für kluge Herrſcher von ſelbſt die Pflicht, in dieſen Gegenden Gegengewichte zu ſchaffen und keine zu große und mächtige Fürſtenthümer aufkommen zu laſſen. Daher ward ſeit dem zehnten elften Jahrhundert das Herzogthum des großen Lotharingiens zerſprengt und im zwölften Jahrhundert auch die von Heinrich dem Löwen gebildete nordweſtliche Monarchie, wohl nicht bloß aus Rache und Unmuth von wegen der Niederlage von Lignano, von Friedrich dem Rothbart zerſtükkelt und größtentheils unter Heinrichs vormalige Vaſallen vertheilt.

Durch dieſe Politik vorzüglich und durch große Fürſten iſt das Erzbisthum Köln gewaltig geworden.

Zuerſt zeigt ſich dieſe Vergrößerung und Verherrlichung unter Erzbiſchof Bruno, dem Bruder Ottos des Großen. Dieſer weiſe gerechte und tapfre Fürſt war, damit er die Völker und Städte wieder an Zucht und Gehorſam gewöhnte, allen Niederlanden als kaiſerlicher Statthalter vorgeſetzt. Er hielt Scepter und Schwerdt mit gleich mächtigem und glücklichen Arm, züchtigte mehrmals die Franzoſen, welche, nun der alten Heimath mehr und mehr entfremdet, hier doch immer noch Verſchwörungen und Aufſtände zettelten, und zog als Sieger in jenes Paris ein, welches ſich, die Geſchichte ableugnend, vor einem Menſchenalter gebärdete, als habe es damals zuerſt durch fremde Gewalt ſeine Jungfrauſchaft verloren, da doch außer dieſem tapfern Sachſen vor Jahrhunderten die Engländer unter ihrem Heinrich dem Fünften darin geboten hatten. Bruno herrſchte an dieſem Niederrhein und in den umliegenden Landen lange einem Könige gleich und machte ſeinen heiligen Sitz groß, welcher eben durch ſeine beſondere eigenthümliche Lage gezwungen war, entweder früh ſehr klein zu werden oder über größere emporzuſteigen.

Das uralte Köln war die Hauptſtadt des Stiftes, an ſich eine bedeutende Macht, welche ſeit dem zwölften Jahrhundert immer trotziger und der Herrſchaft ungeduldiger mehr und mehr nach Selbſtſtändigkeit ſtrebte und nicht den Erzbiſchof ſondern den Kaiſer als Oberherrn wollte. Die reichen und fruchtbaren Umlande, die mächtigen Fürſtenthümer, ein thätiges unruhiges kriegeriſches in Glück und Unglück gleich ſchwer zu regierendes Nachbarvolk, die Enkel der trotzigen und kriegsluſtigen Franken (truces et feroces Franci) und der heldenmüthigen unbezwungenen Frieſen, die ſchweren Wallonen, über welche ſchon die alten burgundiſchen Herrſcher geklagt haben, ſelbſt Gott im Himmel könne ſie kaum regieren, Limburger Brabanter Flandrer, die ſich jüngſt wieder ſo mächtig von den Holländern losgeſchüttelt haben — alle dieſe Umſtände und Verhältniſſe geboten, daß die Männer, wodurch in ſolchen Zeiten und Lagen das Stift Köln beſtehen ſollte, um mit einem alten Ritter zu reden, mehr den Heerkrei als das Gebet zu rufen verſtehen, d. h. mehr durch das Schwerdt als durch den Krummſtab herrſchen mußten. Aus ſolcher Nothwendigkeit allein iſt es wohl geſchehen, daß Köln vor allen deutſchen Stiften im Mittelalter die größten und herrlichſten Männer auf ſeinem Stuhl zählt, ja daß bis an das Ende des ſechszehnten

Jahrhunderts ſeine geiſtlichen Hirten den Harniſch ſelten haben ablegen dürfen. Das Kapitel nämlich wählte begreiflicher Weiſe gewöhnlich ſolche Männer, die degenkräftig Schwerdt und Scepter mit feſter Hand halten und kämpfen und erwerben konnten. Eine ſolche freilich düſtre aber doch großartige Herrſchernatur war im elften Jahrhundert jener Hanno der Zweite, der den jungen König Heinrich und die Reichsverweſerſchaft an ſich riß. Unter Lothar von Sachſen und Friedrich dem Rothbart war Erzbiſchof Arnold von Altena ein vielwichtiger entſcheidender Mann. Unter demſelben großen Hohenſtaufen leuchtete als Feldherr und Rath neben dem edlen hochherzigen Chriſtian von Buch, Reichserzkanzler und Erzbiſchof von Mainz, Reinold Graf von Daſſel, einer der glänzendſten Karactere in einer außerordentlichen Zeit. Nicht weniger wirkſam und gewichtig erſchien ſein Nachfolger Philipp von Heinsberg, der vielleicht mit noch größerer Klugheit und Umſicht die Vortheile ſeines Fürſtenthums und die damaligen Verhältniſſe des Reichs immer im Auge hatte und durch deſſen Anſchläge und Rathſchläge Heinrichs des Löwen große Macht erſchüttert und endlich zerſplittert ward. Auch aus dieſen Splittern las das Erzſtift ſich ſogleich einzelne Beute auf und für folgende Jahrhunderte manche Anſprüche, wodurch ſpäterer Gewinn beſiegelt und verbürgt ward.

So herrliche und ſeltene Kirchenfürſten hatten eine feſte Macht gegründet und gemehrt. Als einer der ſtolzeſten und hochherzigſten Fürſten herrſchte hier in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (von 1232 bis 1261) Konrad von Are und Hochſtaden, aus einem heimiſchen rheiniſchen Hauſe, welches an der Ar und in der Eifel, vom Jülicher Lande bis über den Lacher See ins Maifeld hinaus, an Schlöſſern Forſten und Gütern eines der mächtigſten war. Seine Stammſchlöſſer waren Are und Nurberg, wie aus einer Urkunde bei Günther von 1167 erhellt (Güntheri Codex Rheno Mosellanus 1. 385). Einen großen Theil dieſer Hochſtadenſchen Grafſchaft und auch viele fremde Güter erwarb dieſer Konrad dem Erzſtifte. Er bewog ſeinen Bruder Friedrich, der nur ein Halbbruder geweſen zu ſeyn ſcheint, die Grafſchaft nebſt den Schlöſſern Are Hart und Hochſtaden*) im

---

*) Niemand weiß eigentlich genau anzugeben, wo Hochſtaden lag; einige meinen, in der Gegend von Rheinbach (alſo in der Grafſchaft Are), andere, bei Neuß.

Jahr 1246 dem Erzſtift zu übertragen. Sein unvergängliches Denkmal aber hat er ſich in dem Dome zu Köln geſetzt, deſſen Bau er mit dem großartigſten Entwurf begann, nach welchem er wahrſcheinlich vollendet worden wäre, wenn ſeine Nachfolger ihre Macht über die Stadt behauptet hätten. Die Herrſchaft der Erzbiſchöfe über Köln ward von der aufblühenden und emporſtrebenden Stadt, die durch güterreiche Rittergeſchlechter durch Handel Gewerb und vorzüglich durch Tuchweberei mächtig heranwuchs und durch Gefühl des Reichthums Freiheitstrotz bekam, jetzt nur noch ſträubend geduldet. Schon Konrad, damit die Stadt ruhiger diente, hielt mehrere liſtig oder gewaltſam gefaßte Häupter der großen herrſchenden Geſchlechter derſelben auf ſeinen Schlöſſern gefangen. Ueber Philipp von Heinsburg wird gemeldet, daß er die junge und alte Stadt mit einer neuen Ringmauer umgeben, d. h. daß er die umliegenden Stifter Sankt Pantaleon und Sankt Severin und die ſüdweſtlichen Vorſtädte mit Höfen Gärten Thürmen Schlöſſern und Gerichtsbarkeiten einzelner Geſchlechter mit in die Stadt hineingezogen habe. Dies hat er gewiß gethan in ſeiner Eigenſchaft als vollkommener Herr, und auch, damit er ſie deſto ſicherer beherrſchte. Der kühne und großthatige Konrad ſpielte auch in den Geſchäften des deutſchen Reichs, deſſen Herrlichkeit in dieſem Jahrhundert gewiſſermaaßen zu Grabe ging und das aufhörte ein gewaltiges gefürchtetes Reich zu ſeyn, eine große Rolle. Ja man darf von dieſem unruhigen und herrſchſüchtigen Fürſten wohl nicht mit Unrecht ſagen, daß er ihm nicht bloß zu Grabe habe läuten, ſondern es auch zu Grabe habe bringen geholfen. Er half, ſoviel in ſeiner Macht war, die Hohenſtaufen in Deutſchland vernichten und er vorzüglich förderte den Jüngling Grafen Wilhelm von Holland auf den deutſchen Kaiſerſtuhl; ja ſchlimmer feilſchte er ſpäter mit der Kaiſerlichen Würde um Geld und verkaufte ſie auf dem Tage zu Worringen, vier Stunden von Köln am Rhein, an Richard von England, indem er von dem Sündenkaufgelde die beſte Summe zog. Durch dieſen Richard Plantagenet, der durch ihn zum König Deutſchlands gewählt ward, und unter ſeinem Namen behielt er auch ferner einen bedeutenden Einfluß auf die deutſchen Angelegenheiten, zumal da er auch als Ohm zu dem Kaiſer ſtand, welchem er ſeine ſchöne Nichte, eine Gräfin von Falkenberg (Fauquemont) bei Aachen, vermählt hatte. Das war die Zeit, wo nach einer ſprichwörtlichen Redensart die Geſchlechter, welche nach Falkenberg Freudenberg und Arenberg genannt wurden, in dieſen Niederlanden vor allen andern an Macht und Herrlichkeit hervorragten.

Konrads Nachfolger und Neffe Engelbert von Falkenberg, der vierzehn Jahre regierte (1261—1275), wußte ſich die Kölner, welche nach alter Weiſe nicht mehr dienen wollten, mit Gewalt im Gehorſam zu halten. Er bauete an den beiden Rheinenden der Stadt (an der Stelle, wo jetzt der Beienthurm *) ſteht, und am Riel) zwei Zwinger oder Citadellen, befeſtigte die Thürme und Thore, und belegte ſie mit ſeinen Mannen und Getreuen aus der Landſchaft; aber der friſche und ſtolze Freiheitsmuth der lebenskräftigen Stadt und der Stolz und Trotz ihrer vielen ritterlichen Geſchlechter durchbrach alle dieſe Schranken, riß die kurfürſtlichen Thürme

---

*) Beienthurm haben Einige abgeleitet von baien, baiern: läuten — möglich, daß bei Aufruhr oder Feuersbrunſt von ſeiner ſtattlichen Höhe herab auch wohl die Glocke angeſchlagen iſt — aber, wie ich glaube, heißt Beienthurm nichts Anderes als ſchlechtweg Gefängnißthurm, und ſollte demnach Boienthurm geſchrieben werden: Boge, Boia, deutſch und nordiſch und auch lateiniſch Ring, Kette, Feſſel.

und Zwinger nieder und trieb den Herrn und ſeinen Anhang aus der Stadt. Mit ihm und mit ſeinem Nachfolger Siegfried von Weſterburg, der im Jahr 1275 die Regierung antrat, hatte die Stadt fortwährend bald blutigen und bald hinterliſtigen Kampf im offenen Felde und zwiſchen mancherlei Zettelungen und Aufruhren hin und her, und ſo dauerte es, beſonders unter dem ritterlichen und kriegeriſchen Erzbiſchof Heinrich Grafen von Virneburg, bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fort, wo die Erzbiſchöfe allmälig begriffen, daß das Verlorne durch Waffengewalt ſchwerlich wiederzugewinnen war. Auch jenes vierzehnte und das funfzehnte Jahrhundert hindurch ruhete Streit und Krieg nicht zwiſchen der Stadt und dem Kurfürſten, wozwiſchen die mächtigen Herren von Brabant und Burgund und die von Geldern Limburg Kleve Jülich, Berg Mark oft mit hineinſpielten öfter mit hineingezogen wurden. An dieſer Nordweſtgränze, wo freie und unruhige Völker wohnten und kriegeriſche und herrſchluſtige Fürſten geboten, durften die Herrſcher das Schwerdt faſt nie in die Scheide ſtecken. Gegen Süden und Oſten hatten ſie ſtillere Gränzen, weil die geiſtlichen und weltlichen Nachbarn an dieſer Seite, nämlich

Kurtrier und die im Weſterwalde wie in der Eifel herrſchenden Geſchlechter und auch die an der Sieg Wied und Lahn minder mächtig waren. Die Erzbiſchöfe hatten an der gefährlichen Nordweſtgränze gegen die Stadt Köln und gegen den Herrn von Jülich, der jedoch faſt immer ihr Eidgenoß *) war, neben mehreren andern Plätzen die Feſten Lechenich Zons Brechen und Brühl, an der Südgränze Tomberg Are Rheineck den Drachenfels, auch zuweilen Hammerſtein, als es noch unmittelbar zum Reiche gegehörte. Schlöſſer, die ihnen in Luſt und Freuden häufig als Wohnung gedient haben, ſcheinen laut der Kölner Kronik und laut Urkunden vorzüglich Godesberg Rolandseck Buſchhoven Poppelsdorf und die Wolkenburg geweſen zu ſeyn. Bonn iſt ſeit ihrer Vertreibung aus Köln ihr bleibender Regierungsſitz geworden.

Die mit ungeheurer Geſchwindigkeit und Freudigkeit ſprießende und treibende Kraft der Städte regte ſich in dieſen kämpfevollen drei Jahrhunderten (dem dreizehnten vierzehnten und funfzehnten) in

---

*) Eidgenoß ganz was Hülfsgenoß Bundesgenoß: nach dem Begriff des altdeutſchen Eides und nach der Bedeutung der Wörter Eidam (heißt hier nur der Aid) aider u. ſ. w.

allen deutſchen Gränzen fort und fort und beſchränkte oder zerſtörte nicht allein die Macht der Fürſten ſondern ſchuf in ihnen ſelbſt, in Mitten innerer Fehden und Umwälzungen, ganz neue Ordnungen und Verfaſſungen. So geſchah es auch in Köln bald nach der Vertreibung der erzbiſchöflichen Herrſchaft aus ihren Mauren und während der Kriege Zettelungen und Anſchläge, wodurch die vertriebenen wieder zu dem alten Beſitz zu gelangen ſuchten. Straßburg und Köln geben in dieſer Hinſicht vorzüglich glänzende Gegenbilder, welche ſich wechſelſeitig erleuchten: die Kämpfe der verſchiedenen Geſchlechter unter einander, dann die Kämpfe dieſer, der Bevorzugten, der ſogenannten Bürger, welche bisher im Alleinbeſitz von Regierung und Gerichten geweſen waren, mit der Gemeinde, die unter verſchiedenen Namen ging: Zünfte Aemter Innungen Gaffeln *). In dieſen inneren Kriegen, welche meiſtens von den Erzbiſchöfen mit angezet-

---

*) Gaffeln, ein dunkles Wort, bedeutet gewiß ganz daſſelbe, was Brüderſchaften (propinquitates). Man denke nur an das altengliſche gavol, gavolkind (ein eigenthümliches Erbrecht innerhalb der Geſchlechter) und an das nordiſche all, alla: Kraft zeugen. Das G in dem deutſchen Gaffel wäre dann nur der ſtärkende Vorſchlag.

telt und genährt wurden, bekam Köln einen unverwindlichen Stoß. Denn als die Overſtolzen, die ſich die erſte Klaſſe unter den Geſchlechtern däuchten, im vierzehnten Jahrhundert die ſogenannten Weiſen — die Gemäßigten, zu welchen meiſtens die minderen Geſchlechter gerechnet wurden — und mit ihnen die mächtige Geſellſchaft der Wollenweber beſiegt und niedergeſchlagen hatten, vergaßen ſie im Uebermuth des Sieges der früheren Mäßigung und unterdrückten durch Beraubung Aechtung und Gütereinziehung zwar ihre Gegner, trieben aber auch wohl nicht nur den heftigſten inneren Kampf ſondern auch zugleich die Blüthe der Macht und des Wohlſtands aus der Stadt. Köln hat ſeit der Zerſtörung und Austreibung der Weber ſichtbar abgenommen, jene Overſtolzen haben ſich aber doch der Gewalt der Zeiten, die immer Junges und Neues bringen, beugen und die Gaffeln endlich faſt zu gleichen Rechten aufnehmen müſſen; ſo daß die Verfaſſung der Stadt in den folgenden Jahrhunderten nicht mit Unrecht eine mehr demokratiſche genannt iſt.

Die Fürſten hatten denn ſeit dem dreizehnten Jahrhundert mit der unmittelbaren Herrſchaft über die Stadt ihre Hauptſtärke verloren; ſie waren noch die mächtigſten der geiſtlichen Fürſten im Reiche, aber konnten ſich den Reinolden Philippen und Konraden freilich nicht mehr vergleichen. Die ganze Verwaltung die Polizei die Zölle und Umgelder der reichſten und anſehnlichſten Stadt am Rhein hatten ſie verloren; ihnen blieb nur der Schein der Oberherrlichkeit in den Vorſitzern der Gerichte, die ſie ernannten oder beſtätigten, in der Domkirche und den dazu gehörigen Gebäuden, in einigen amtlichen Freihäuſern und in Ueberbleibſeln von Namen und Titeln. Das Weſentliche der Gewalt hatte die Stadt ſich tapfer erobert und ſetzte den im Namen des Fürſten gehegten Gerichten für manche Zweige der Regierung und Geſetzgebung bald ſelbſtgeſtiftete gegenüber. Die Zwiſte und Verdachte aber, wie die beiderſeitigen Anſprüche und Ablehnungen derſelben, haben ſich zwiſchen den Kurfürſten und der Stadt bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein gezogen und um die Gerichte und um die ſogenannte Stadtbannmeile eigentlich nimmer geſchwiegen.

Wenn man ſich in jene unruhige Zeit der Kämpfe und Gegenſtreite verſetzt, wo alle zwieträchtigſten Kräfte gegen einander aufſtiegen und ſtrebten, beſonders wenn man ſich in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zurück verſetzt, fällt einem faſt tragiſch die eben verfloſſene und die noch fließende Zeit ein. Vom Jahr 1347 bis 1352 wanderte der gewaltige der blaue oder ſchwarze Tod (diger död, mort bleue) von den äußerſten Gränzen Aſiens, vielleicht aus China, über Tartarei und Mongolei her, von Oſten gegen Weſten und Norden über die bekannte Welt hin und vertilgte in einigen Ländern Europas ein Viertel in andern ein Drittel des Menſchengeſchlechts. Darauf folgte die ſcheußliche Wuth der Geißler, dann das ſcheußlichere Unheil des Veitstanzes, wodurch im Sommer des Jahrs 1374 von dem Lech bis zur Somme und Schelde ſich viele Tauſende der Menſchen todt tanzten. Mitten unter dieſen entſetzlichen Erſcheinungen des Unglücks Krieg Zwietracht und Aufruhr in vielen Städten Deutſchlands und Wälſchlands um neue Geſetze und Verfaſſungen. Und nun — ſchauen wir in unſern Zeitſpiegel und erblicken darin unſre Schrecken und unſre Hoffnungen — vor einigen Jahren die blut- und wolluſtlüſternen Stecher (piqueurs) in Deutſchland und Frankreich, ſeit einem halben Jahre auch die Brenner (incendiaires Anzünder) in Frankreich, über deren Treiben keiner nur errathen kann, welche graunvolle Krankheit ſie zu ſo unſeligen Unthaten ſpornt; die Cholera, von dem Indus und Euphrat zur Wolga und von da weiter weſtwärts geflogen — wer weiß wie bald in unſern Gränzen? — der gefährlichere Belgiſche Aufruhr, von wälſchem Kriegsgeheul begleitet, in der Nähe; Unruhe Aufregung Schüttelung an Recht und Unrecht Getümmel ringsum und überall *).

Mit dem ſechszehnten Jahrhundert that für ganz Europa durch die merkwürdigſten und außerordentlichſten Erfindungen Entdeckungen Wechſel und Veränderungen ein neues ungeheures Zeitalter ſeine Thore auf. Als die mächtigen Burgunder am Niederrhein geboten, als Karl der Fünfte Herzog von Burgund König von Hiſpanien und Indien und Kaiſer von Deutſchland ward, Franz der Erſte in Frankreich Heinrich der Achte in England regierten, als zuerſt Guttenberg in Mainz (NB. 80

---

*) Dieſes aus dem Anfang des Jahrs 1831 gemalte Bild laſſe ich im Anfange dieſes Jahrs 1844 hier ſtehen, weil die Gegenwart, wie ſie eben damals vor Augen ſtand, jene längſtvergangenen Tage, wovon hier geredet wird, als ein ähnliches Gegenbild vortrefflich zeichnet. Gottlob Krieg und Aufruhr und auch die fürchterliche Cholera haben dieſe glückliche Gegend damals nur leiſe und leicht berührt.

Jahre früher) Bücher gedruckt, Luther in Wittenberg Streitfragen angeſchlagen hatten, da war die Zeit vorbei, wo das Erzſtift Köln ein gewaltiges heißen durfte. Der Geiſt des Zeitalters hatte die geiſtlichen Herren zur Stille verurtheilt und die meiſten derſelben lebten ihre übrigen drei Jahrhunderte faſt zu ſtill hin. Man gewinnt die klarſte Einſicht, wie die Glorie des alten deutſchen Zuſtandes verſchienen und die Kraft und Macht auf die Weltlichkeit und auf den in neuer geiſtiger Weltlichkeit wirkenden Proteſtantismus übergegangen war, wenn man ſieht, wie Kurfürſten, welche folgende Fürſtenthümer beherrſchten, auf der deutſchen, geſchweige auf der europäiſchen, Waagſchale faſt gar nichts wogen: man höre:

Ferdinand von Baiern in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts war Kurfürſt von Köln Biſchof von Lüttich Münſter Hildesheim und Paderborn und zu Berchtesgaden und Stablo Abt. Klemens Auguſt von Baiern, Bruder Kaiſer Karls des Siebenten, ward 1719 Biſchof zu Münſter und Paderborn, 1723 Erzbiſchof zu Köln, 1724 Biſchof zu Hildesheim, 1728 zu Osnabrück, 1732 Großmeiſter des Ordens der Deutſchen Herren, endlich Abt zu Stablo und Malmedy. Wie große reiche Länder und wie herrliches tüchtiges Volk in denſelben! und wie groß würde das Gewicht ſolcher Herrſchaft unter den Saliern und Hohenſtaufen geweſen ſeyn! Die deutſche Geſchichte des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts iſt dadurch auch nicht um einen Strohhalm mehr bewegt oder verändert worden. Was ſage ich? Zum Schlimmen und Böſen doch in etwas. Es war eine neue Zeit gekommen, welcher die geiſtlichen Herren am wenigſten folgen konnten noch folgen wollten; Geiſt und Kraft waren dahin, deutſche Ritterlichkeit und Ehre waren im ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhundert grade bei ihnen die theuerſten und ſeltenſten geworden. War der Geiſt lahm, waren die Kräfte dieſer herrlichen Lande lahm gelegt, doch wußte die fremde Liſt und Thätigkeit ſie zu gebrauchen. Welche Augen würden die Reinolde und Philippe gemacht haben, welche im alten deutſchen Sinn auch noch in den Jahren 1680 und 1700 an der Spitze dieſer oben genannten Lande mit 30,000 und 40,000 Mann für das Vaterland aufgezogen ſein würden, wenn ſie die Schande geſehen hätten, wie Max Heinrich und Joſeph Klemens Volk und Land dem wälſchen Feind überlieferten, wie dieſe und auch Klemens Auguſt bei ſo großer herrlicher Fülle der Länder und Güter doch nur gemeine franzöſiſche Söldner waren! Doch zurück zur Ordnung unſrer Erzählung.

Aber wie thatenlos geiſtlos und ſtill ſeit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in den geiſtlichen deutſchen Staaten alles auch geworden war, einer neuen großen Bewegung, den gewaltigen geiſtlichen oder kirchlichen Erſchütterungen, welche mit verſchiedenen Namen bald Kirchenſpaltung bald Kirchenverbeſſerung genannt werden, ſollte dieſes Land im ſechszehnten Jahrhundert nicht entgehen.

Schon der ehrwürdige Hermann Graf von Wied, in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts Kurfürſt von Köln und Verweſer mehrerer Bisthümer, einer der weiſeſten und gelehrteſten deutſchen Fürſten, die auf geiſtlichen Stühlen gethront haben, war den neuen Dingen mehr als günſtig. Er lud zwei der berühmteſten Führer derſelben, Melanchthon und Bucer, zu ſich ein und pflegte Rath mit ihnen, ja er ſchritt zum Werk der Einführung der Neuerung in ſeine Lande; aber es gelang ihm nicht, und der Greis mußte nicht nur dies Unternehmen ſondern ſein Fürſtenthum ſelbſt aufgeben und ſich in die Stille zurückziehen. Denn die Stadt Köln, auf deren Mitwirkung und Beitritt er gerechnet zu haben ſcheint, ging nicht mit ein, und der Druck von Karls des Fünften burgundiſcher Hausmacht an den Gränzen des Erzbisthums und von den vielen unbeweglich bleibenden Stiftern Weſtfalens war zu nah.

Viel ernſter wurden für dieſe Lande gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts, vierzig Jahre nach Hermanns von Wied Reformverſuchen, die Unruhen, welche durch die Entwürfe und Unternehmungen des Erzbiſchofs Gebhard veranlaßt wurden, Unruhen oder Kriegsgetümmel, die in der deutſchen Reichsgeſchichte unter dem Namen der Truchſeſſiſchen oder Gebhardiſchen Händel laufen.

Gebhard Freiherr Truchſes von Waldburg, aus einem ſehr alten und vornehmen ſchwäbiſchen Geſchlechte, war unter den Augen eines ſehr würdigen und einflußreichen Oheims, des Kardinals Biſchofs von Augsburg Otto Truchſeß, erzogen und in die Welt der Ehren eingeführt. Seine Erziehung hatte er in der Heimath und in Rom erhalten und ſie war auf einen künftigen Oberhirten der Kirche hingerichtet worden, und Gebhard war durch Stattlichkeit Schönheit und Talent dann bald durch Wiſſenſchaft und Kunſt ſo ausgezeichnet, daß er noch Jüngling ſchon Probſt des Kapitels zu Augsburg Dechant in Straßburg Domherr in Köln ward. Als nun der Erzbiſchof von Köln Salentin von Iſenburg, damit er ſeinen Erlöſchung drohenden Stamm fortpflanzen könnte, ſeine hohe Stelle freiwillig niederlegte und wieder in die Weltlichkeit zurück trat, ward Gebhard im Jahre 1577 an ſeiner Statt gewählt. Des neuen Erzbiſchofs perſönliche Bedeutſamkeit ergiebt ſich am beſten daraus, daß Ernſt Herzog von Baiern Biſchof von Lüttich, ein Fürſt aus einem ſo gewaltigen deutſchen Herrſcherhauſe entſproſſen, ihm bei der Wahl nicht obſiegen konnte. Selbſt Gebhards Feinde erzählen uns bei dieſer Gelegenheit, daß er durch den Einfluß der proteſtantiſch geſinnten Parthei des Kölner Domkapitels gewählt werden ſey, vorzüglich durch die Wirkſamkeit des Dechanten Grafen Hermann von Nuenar, eines durch Geiſt Beredſamkeit und Gelehrſamkeit herrlichen Mannes. Dieſer Graf Hermann, Herr von Bedburg und Alphen und mehreren andern Schlößern im Lande Jülich, Erbvogt des Erzſtiftes Köln, von weiblicher Seite ein Abſprößling der alten Grafen von Are und Nuen-Are, war ein Buſenfreund Wilhelms von Oranien des Schweigſamen und galt für das Haupt jener

Parthei. Hierdurch entſteht ſchon die ganz natürliche Vermuthung, daß ſie in Gebhard ähnliche Geſinnungen und Anſichten entweder ſchon wußten oder doch vorausſetzten. Seine Feinde haben ſeinem Verſuche, das Erzſtift zu reformiren, die allergemeinſten Anfänge und Gründe untergelegt und ſich keinen Augenblick bedacht ſeinen und ſeiner Geliebten, der Agnes von Mansfeld, Namen mit Schande beſchmutzt der Nachwelt zu überliefern. Wir, welche, einige Jahrhunderte ſpäter geboren, über viele Dinge andre Herzen und Gedanken haben als die Damalslebenden, dürfen in unſerm Urtheil über Gebhard milder ſeyn, ohne daß wir ſeinen Gegnern ganz Unrecht geben.

Es iſt möglich, ja nach dem Obenangeführten wahrſcheinlich, daß Gebhard ſchon, als er gewählt ward, proteſtantiſchen Anſichten und Grundſätzen zugewandt und geneigt war; unleugbar aber bleibt immer, daß die Bekanntſchaft, die er bald nach ſeinem Regierungsantritt mit der geiſtreichen und jugendlich reitzenden Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanoniſſin im Stifte Gerresheim, machte, theils durch die heftige Liebe, die er für ihre Liebenswürdigkeit faßte, theils auch durch die Stellungen und Bewegungen, welche das Gerücht von dieſer

Liebe bei ſeinen Feinden veranlaßte, die Urſache ward, daß er unvorbereiteter und unkluger, als er ſonſt gethan haben würde, die Reformationsverſuche einleiten und ausführen und ſich, um Beiſtand zu gewinnen, der proteſtantiſchen Parthei in Deutſchland gleichſam kopfüber in die Arme werfen mußte.

Das Ungeheure und Beiſpielloſe dieſer That — denn ſo wird ſie von ſeinen Gegnern dargeſtellt — war aber bei den bekannten Verhältniſſen des Vaterlandes nicht mehr da. Schon konnte Gebhard durch Beiſpiele verführt werden, die auf deutſchen Reichstagen nicht mehr Verbrechen geſcholten werden durften. Es gab in Norddeutſchland damals ſchon Domkapitel, welche aus lauter Proteſtanten beſtanden; es gab Erzbiſchöfe und Biſchöfe aus hohen Häuſern, welche im Beſitz der Stifter vermählt lebten und Söhne und Töchter zeugten. Zwar die Lande, welche ſie als erwählte Oberhirten regierten, ſich erblich zuzueignen hatte ſich bisher noch keiner derſelben unterfangen; bei den Katholiſchgeſinnten war aber die Sorge ſehr natürlich, daß dergleichen endlich mögte gewagt werden und daß auf die Weiſe, wann der erſte Verſuch einmal gelungen wäre, endlich alle geiſtliche Fürſtenthümer in weltliche Herrſchaften verwandelt werden mögten. Daher der ſogenannte geiſtliche Vorbehalt, welchen Kaiſer Ferdinand der Erſte in den Reichstagsabſchied von Augsburg im Jahr 1555 zuletzt noch eingeſchoben hatte, welchem aber die proteſtantiſchen Fürſten und Stände mit einſtimmigem ſtandhaften Widerſpruch jede Anerkennung verſagt hatten. Dieſer Vorbehalt ſollte die Schutzwehr ſeyn, welche die Katholiſchen gegen ſolchen Eindrang aufführen wollten, welche aber, wie eben geſagt, von der Gegenparthei eben ſo wenig als das viel ſpätere mit Gewalt aufgedrungene franzöſiſch-ludwigiſche Simultaneum niemals als gültiges Reichsgeſetz anerkannt worden iſt. Vor dieſem Jahrhundert hatte es ſeit dem zehnten, elften Jahrhundert nur noch ein einziges deutſches Land gegeben, wo Gregors des Siebenten ſchweres Gebot der Eheloſigkeit der geiſtlichen Herren nimmer ausgeführt werden durfte. Die Frieſen duldeten in ihren Gränzen nimmer unvermählte Prieſter (S. Wiardas Oſtfrieſ. Geſchichte), bei ihnen war ihr Obergeiſtlicher, der die Rechte des Biſchofs von Utrecht und des Erzbiſchofs von Bremen über ſich wenig anerkannte, der Probſt zu Embden, Familienvater und als ſolcher oft im erblichen fürſtengleichen Beſitz der von dem Vater ordentlich auf den Sohn und Enkel forterbte.

Wie dem auch ſey, Gebhard konnte nicht allein durch frühere oder gleichzeitige Vorgänge und Beiſpiele verführt und ermuthigt werden für ſeine Ueberzeugung oder, wenn man eine ſolche nicht gelten laſſen will, für ſeine Neigung und ſeinen Vortheil die Würfel eines gefährlichen Wagniſſes auszuſchütteln; er ſah ein ähnliches Wagniß einen ähnlichen Kampf in der Nähe oder vielmehr rings um ſich her. Der große niederländiſche Aufruhr gegen den ſpaniſchen Philipp hatte, als Gebhards Regierung begann, ſchon ein Jahrzehend gebrannt; als er ſeine Reformationsverſuche anfing, ſtand er in lichteſter heftigſter Lohe und ſchwebten diejenigen, welche ſich gegen weltlichen und geiſtlichen Deſpotismus der Spanier erhoben hatten, in der größten Gefahr völlig unterzuliegen. Der große und edle Enkel Karls des Fünften Alexander von Parma führte damals in jenen Landen den Oberbefehl über Spaniens Heere. Siege und Niederlagen Einnahme und Verwüſtung der Städte Bilderſtürmung und Ausräumung oder Wiederherſtellung und Ausſchmückung der Tempel und Klöſter Einkerkerung Folterung und Hinrichtung oder Auswanderung Flucht und Verbannung der Menſchen in geſchwinderen Wechſeln als je vorher; alle Städte oder Gränzen voll von Flüchtigen beider Religionsbekenntniſſe, von welchen die bei weitem überwiegende Zahl Proteſtanten waren, als welche damals nicht nur unterzuliegen ſchienen ſondern auch am grimmigſten verfolgt wurden. Eine ſo gewaltige Bewegung, zumal wenn ſie zugleich von den außerordentlichſten und ungeheuerſten Thaten und Leiden bezeichnet iſt, theilt ſich den Gemüthern nothwendig mit. Was in dem übrigen deutſchen Vaterlande ſtiller geworden oder was ſich damals wenigſtens nur auf Kanzeln und Kathedern oder in Büchern Bildern und Flugſchriften als Fehde kriegeriſch vernehmen ließ, war in dieſen Gegenden blutiger Streit und lebendigſtes Glück oder Unglück und alſo auch lebendigſte Liebe und Haß. Jede Mitte war hier weggenommen und es hieß mehr denn je wer nicht mit mir iſt iſt wider mich, und jede Parthei ſuchte nach Kräften durch alle möglichen Mittel die Ihrigen zu heben und die Gegner zu unterdrücken.

Bei dem Unternehmen, welches Gebhard wagen wollte und wozu er, wie es ſcheint, ſeit dem Jahr 1580 die Anklopfungen Vortaſtungen und Vorbereitungen an den geeigneten Stellen machte, konnte er nicht überſehen, daß die mächtige Stadt Köln der Mittelpunct der Bewegung ſein mußte, wenn ſie gelingen ſollte. Er unterließ daher nicht, in mancherlei heimlichen und offenbaren Unterhandlungen und Werbungen durch ſeine Freunde und Verbündeten dort auf vielerlei Wegen zu wirken. Köln war die Hauptſtadt des Landes weit umher, der Sitz des Glaubens der Andacht und uralter Verehrung für Millionen, und wenn gleich nicht mehr, was ſie im dreizehnten vierzehnten Jahrhundert geweſen, immer noch eine der reichſten und feſteſten Städte Deutſchlands und von einer tapfern und freiheitſtolzen Bürgerſchaft bewohnt. Hätte Köln ſich für die Neuerungen erklärt, ja hätte ſie, auch ohne an der Religion etwas zu ändern, ſich für Gebhard erklärt und ſeinen Gegner nicht heimlich begünſtigt, ſo wäre ihr Einfluß auf die Meinung der Menſchen und die Macht ihrer Reichthümer und die Stärke ihrer Zeughäuſer Thürme und Mauern gewiß hinreichend geweſen, ihn oben zu halten. Sie lehnte aber während des ganzen Getümmels, das ſich in dieſen Landen durch mehrere Jahre hinzog, alle ſeine und der Seinigen Werbungen und Bitten mit kühler beſonnener Mäßigung ab, ſchloß ihre Thore, beſetzte und hütete ihre

Mauren und Thürme und hielt ſich im Ganzen unſeitig, obgleich ſie die letzten Jahre ſich allerdings mehr auf die ſiegreiche Gegenſeite hinzuneigen ſchien.

Merkwürdig iſt eine Anklopfung und Prüfung, welche Adolf von Nuenar, der Freund und Feldherr des Gebhard Truchſes, mit den Geiſtern der Stadt anſtellte. Es ſcheint, er habe verſuchen wollen, ob die Proteſtanten in der Stadt und die Anhänger, welche Gebhard dort haben mogte, nicht etwa ein Getümmel und einen Auflauf erregten und die Stadt vielleicht ſo mit in ihre Parthei hineinriſſen. Adolf ließ nämlich in dem Dorfe Mechtern bei Melaten, wo er als Erbvogt Kölns der Herr war, ein Kirchlein bauen und öffentlichen evangeliſchen Gottesdienſt dort halten. Aber ſiehe! wie lief die Probe ab? Die Herren in Köln erheben ſich, fuhren mit Kanonen gegen das Kirchlein auf, und als alles drinnen bei'm beſten Singen und Predigen war, flogen die mordlichen Kugeln gegen und über das Kirchlein, welches bald ganz zerwühlt und zerſtört war, und Adolf und ſein Prediger mit ihrer Gemeine mußten das Weite ſuchen, und im folgenden Jahr 1582 wurden alle Proteſtanten aus der Stadt ihnen nachgejagt.

Da die Stadt Köln in dieſer Beziehung von den meiſten großen Reichsſtädten im ſechszehnten Jahrhundert eine merkwürdige Ausnahme macht, ſo verlohnt es ſich der Mühe über dieſe Ausnahme hier einige Bemerkungen hinzuwerfen. Jedem auch nur halben Kenner unſerer vaterländiſchen Geſchichte iſt bekannt, daß in allen größeren und mittleren deutſchen Freiſtädten oder Reichsſtädten die Reformation vorzüglich ihren geeigneten Boden fand oder ſich doch wenigſtens der Mehrzahl ihrer Bewohner für das neue Bekenntniß bemeiſterte. Köln und ein paar mittlere Schweitzerſtädte (Freiburg Lucern Solothurn) ſtehen da wirklich als Ausnahme. Was kann dies bewirkt haben und wie ſoll man ſich dieſe Erſcheinung erklären? Aus Mehrerem, was einem bei dieſer Frage einfallen könnte, weiſe ich auf Einiges hin.

Köln (man durchblättere nur Gelenius Buch von Kölns Herrlichkeit) hatte von allen deutſchen Städten die glänzendſte und großartigſte chriſtliche Vorgeſchichte und eine uralte Ueberlieferung heiliger Sagen und Legenden. Was man auch über einzelne Namen und Zahlen und über manche ſpätere Fünde urtheilen oder zweifeln mag, daß Köln in böſer heidniſcher Zeit ſeine verehrten

Märtyrer und von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferte Blutfelder und Heiligengräber wirklich gehabt habe, kann derjenige nur bezweifeln, dem überhaupt jede geſchichtliche nicht auf Denkmälern und Urkunden geſtützte Ueberlieferung eine Fabel däucht. Schon das iſt Beweis genug für etwas, das in längſtverſchollenen Zeiten wirklich erlebt und erlitten worden, daß eben ſo alte oder ältere galliſche oder römiſche Städte als Köln, meiſt auch Hauptſtädte von Ländern und immer noch von hohem Anſehen im deutſchen Reiche, daß Städte wie Trier Mainz Straßburg Regensburg Augsburg Wien in Vergleichung mit Köln nur einzelne Sagen oder Wirklichkeiten aufzuweiſen hatten. Dieſe früheſten Blutzeugen des chriſtlichen Glaubens dieſe durch das bis in den Tod getreueſte Bekenntniß geheiligten Tempel Marterſtellen Leichenfelder und Gräber hatten bei einem gläubigen Volke eine tiefe Verehrung, und nicht allein ihre Sage und Geſchichte ſondern auch ihr Dienſt hatte ſich als ein abglänzender Heiligenſchein der Stadt ringsum über die Lande verbreitet. Köln ward deswegen und wegen ihrer vielen Feſte und Feierzüge, auch wegen der Menge der geiſtlichen Stiftungen innerhalb ihrer Mauren, die heilige Stadt das zweite Rom genannt, Namen, mit welchen ſie ſich immer gern hat rufen gehört. Allem dieſem oder doch dem Meiſten davon riefen die Proteſtanten, vorzüglich die Kalviner, welche am Niederrhein über die Lutheraner in dieſen Tagen das Uebergewicht zu gewinnen begannen, das fürchterliche Schaffab! zu, den Dienſt und die Verehrung der Jungfrau Maria und aller Heiligen und Marteler als ein Ueberflüſſiges und Nichtiges ja als ein Sündliches und Abgöttiſches lehrend und mit ihnen die Tempel und Klöſter von Bildern Zeichen und Pracht und Gepränge rein ausfegend. Solche ſtürmende und ausfegende Art und Lehre mußte in ſolcher Stadt begreiflicher Weiſe keinen für ſich ſehr geeigneten Boden finden.

Ferner dieſe vielen und reichen Stiftungen Klöſter und geiſtlichen Orden und Brüderſchaften gaben dem alten Gottesdienſt und Bekenntniß eine größere ſowohl innerliche als äußerliche Haltung und Feſtigkeit, als anderswo der Fall ſeyn konnte. Sie nöthigten dabei eine Stadt und Bürgerſchaft, welche ſeit vielen Jahrhunderten politiſchen Verſtand und kluge Erwägung und Behandlung der Geſchäfte und Verhältniſſe dieſer Welt hatte entwickeln müſſen, noch zu einer ganz beſonderen Berückſichtigung der Erhaltung und Behaltung des Alten, welche hier von dem mächtigſten Gewicht ſeyn mußte. Wenn die Reformation in Köln wie in andern Reichsſtädten durchgeführt ward, ſo gingen dieſe frommen Stiftungen der Vorzeit entweder ein oder wurden anderswohin verſetzt. Das außerordentlich bedeutende Vermögen derſelben, worin die Erben der franzöſiſchen Umwälzung in dem jüngſt-verfloſſenen Jahrfunfzig geſchwelgt haben, lag faſt ganz außerhalb des Bereiches und des Umgriffs der Stadt, größtentheils auf fremdem Gebiete. Dieſes würde man durch die Neuerung zum meiſten Theil verloren haben, die Zinſen von den geiſtlichen Gütern würden an andern Orten als in Köln verzehrt worden ſeyn. Man hatte ja die Beiſpiele hundertzahlig vor Augen. Wenn Köln in ſeinen Mauren reformirt hätte, wie würden die Fürſten in den verſchiedenen Gebieten, wo die Güter der Stifte lagen, eingenommen und eingezogen haben!

Drittens muß die Kölner Univerſität, welche ihren Verhältniſſen und Hülfsmitteln nach urſprünglich am meiſten für Theologie und theologiſche Philoſophie geſtiftet worden, hier vorzüglich mit in Anſchlag gebracht werden. Ich erinnere nur an die Eine gleichartige Erſcheinung: Als in

Brabant und Flandern die meiſten großen Städte reformatoriſche oder ketzeriſche Aufſtände Kloſterplünderungen und Bilderſtürmereien hatten, iſt Löwen von wilden Neuerern und fremden Eindringlingen viel weniger geſtört und zerriſſen worden.

Viertens könnte man auch Art Sinn und Sitte der Einwohner Kölns mit in dieſe Betrachtung hineinziehen. Da begiebt man ſich aber auf jeden Fall auf ein ſehr unſicheres und bieſterliches Feld, wo man zwiſchen Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten viel hin und her ſchwankt und doch zu keinem endlichen Abſchluß kömmt. So viel beſtätigt die Geſchichte und weiſt auch noch das Leben der Gegenwart, daß die Kölner, welche ſeit den bittern und hartnäckigen Kämpfen mit den Erzbiſchöfen, ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, faſt ganz auf ihre Ringmauern und ihren Strom abgeſchloſſen blieben, immer ein Volk einer eigenthümlich heitern und lebensfrohen Laune und einem düſter verfolgenden Eifer und wüthigen Fanatismus ſtets abgeneigt geweſen ſind. Will jemand hiergegen einwenden, daß ſie in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts doch wenigſtens ein paar unglückliche lutherſche Ketzer an den blauen Stein *) geſtoßen

---

*) S. die Beilage A.

und bei Melaten verbrannt haben, ſo wehrt dieſe Grauſamkeit ſich dadurch von ihnen ab, daß jene Männer nicht durch eine gräuliche Volkswuth ſondern durch ein kanoniſtiſchtheologiſches Ketzergericht, welches von der Stadt und ihren ordentlichen Gerichten völlig unabhängig verfuhr, hingerichtet wurden.

Als die Gebhardiſchen Händel begannen, war die Zahl der in Köln geborenen oder aus der Fremde eingewanderten Proteſtantiſchgeſinnten nur gering und überſtieg wohl ſchwerlich tauſend Köpfe. Proteſtanten haben ſeit jenen Tagen immer noch wieder in Köln gewohnt, obgleich in noch kleinerer Zahl als die eben angegebenen. Wenn der Handel und die Gewerbe der großen Stadt ihnen Reitze darboten — mehrere von ihnen gehörten jederzeit zu den angeſehenſten Kaufherren — ſo waren ſie doch in andern Rückſichten zu ſehr eingeſchränkt und ausgeſchloſſen, ohne die Befugniß eigne Geiſtliche zu haben, alles Antheils an obrigkeitlichen und gerichtlichen Stellen unfähig.

Außer Köln, welches er auf keine Weiſe gewinnen konnte, warb Gebhard, als er ſeine Reformation nun wirklich begann und auch ſeine Feinde nicht ſäumten thätig gegen einzuſchreiten, bei den mächtigſten proteſtantiſchen Fürſten und auf den Reichstagen bei der ganzen proteſtantiſchen Parthei. Wenn man dieſe Fürſten ihre Macht und ihre Zahl, wenn man der dieſer Parthei zugewandten Städte Stärke Reichthum und Glanz, wenn man des damaligen Kaiſers Rudolfs des Zweiten, der als Haupt der Katholiſchen gedacht werden mußte, thatenloſe Nichtigkeit erwog, ſo ſchienen für einen geiſtlichen Herrn, der zu ihrem Vortheil das ihnen verhaßte reservalum ecclesiasticum durchbrechen und ihre Sache auch am Rheine zur ſiegreichen machen wollte, die Ausſichten die günſtigſten zu ſeyn. Es waren aber mehrere Aber dabei, von welchen ich nur zwei der bedeutſamſten hier nennen will.

Erſtlich: durch ein Verhängniß, welches faſt wie ein Gottesurtheil eines tieferen verborgenen Inhalts ausſieht, hatte die proteſtantiſche Parthei in Deutſchland von dem Jahre 1580 bis zum Jahr 1640, wo der große Kurfürſt der Brandenburger Friedrich Wilhelm der Große wie ein leuchtendes Geſtirn der Hoffnung aufging, an der Spitze ihrer größeren Staaten eitel mittelmäßige oder gar untermittelmäßige Fürſten.

Zweitens: hatten die proteſtantiſchen Katheder-fürſten und Hofbeichtpfaffen zwiſchen den Lutheranern und Kalvinern durch Erbitterung und Verhetzung, welche von ihren Feinden prächtig ausgebeutet ward, eine ſolche Scheidewand des Haſſes aufgeführt, daß ſie nimmer zuſammenkommen noch zuſammenwirken konnten ja daß ſie ihre Kräfte gegenſeitig zerſplitterten und zerriſſen. Sonſt würde bei ihrer wirklichen Stärke, wenn ſie einträchtig zuſammengehalten hätten, kein Buchſtab des reservatum ecclesiasticum den katholiſchen Theil vor Einbruch und Durchbruch geſchirmt haben.

Dieſemnach wie ſchwach beide an Macht und Karakter Kaiſer Rudolf der Zweite auch war, wie wenig Stärke damals auch bei den katholiſchen Fürſten zu ſeyn ſchien, ſo ſtritt doch auf jener Seite damals eine unſichtbare Macht eine allenthalben thätige und wirkſame und von keinen irdiſchen Streichen verwundliche, welche eben in ihrer jugendfriſchen Blüthe ſtand. Ich meine die Geſellſchaft Jeſu, die von 1550 bis 1720 die katholiſchen oft auch die proteſtantiſchen Kabinette beherrſcht und die geheim bereitende und zettelnde Regierung der Welt durch Uebergewicht von Geiſt und Liſt mit Meiſterſchaft geführt hat. Von den Proteſtanten beſchuldigt, daß ſie gelegentlich mit Köpfen wie mit Nüſſen geſpielt haben, konnten ſie den Faulen und Schlafenden zurückgeben: „Wohl ſpielen wir „mit Köpfen, denn wir wiſſen die eigenen Köpfe „zu gebrauchen, wozu ſie gut ſind, und die hellen „und kühnen Köpfe, wo immer ſie aufblitzen, für „uns zu werben und zu rüſten.“

Dieſe kühnen und hellen Männer, welche mit großer Beſonnenheit und Planmäßigkeit immer auf den verſchiedenſten Wegen nach Einem Ziele hinſtrebten, verſtanden das Schwache zu ſtärken und das Starke zu entzweien, ſie verſtanden zugleich leiſe und ſtill und doch geſchwind und kühn zu rechter Zeit vorzutreten und zu wirken und was in alten und jungen Vorurtheilen Meinungen Gelegenheiten und Verhältniſſen Helfendes und Erhaltendes lag für ihre Zwecke und für die Bewahrung oder Erneuung des Alten und Abgelebten zu benutzen. Als daher die Proteſtanten auf Reichstagen und mit Vermittelungsvorſchlägen für Gebhard rathſchlagten vorſtellten einwandten und mit den Schreibfedern die thätigſten waren, bereiteten und rüſteten jene insgeheim mit unermüdlicher Thätigkeit und Gewandtheit, ließen die Ihrigen auf das geſchwindeſte und unbedenklichſte handeln, ſuchten in dem gefährlichen Handel beide der Formen und der Waffen Meiſter zu werden. Der Kaiſer mußte abmahnen und drohen und Acht und Verderben zeigen; der Papſt, ſeit des Eugenius im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts unglücklichem Verſuch ohne Beiſpiel, mußte geſchwind einen der größten deutſchen Kurfürſten abſetzen und eine neue Wahl ausſchreiben, wodurch Ernſt von Baiern, ſchon Biſchof von Lüttich und früher des Truchſes Nebenbuhler, den und deſſen Hülfe die Parthei ſchon bereit hatte, im Mai des Jahres 1584 wirklich gewählt ward. Doch durch weltliche Waffen mußte dieſer erſt in den Beſitz des Kurfürſtenthums geſetzt werden; indeſſen auch für dieſe Waffen war ſchon geſorgt.

Gebhard hatte ſeit den Jahren 1582 und 1583 friſch reformirt. In ſeinem Herzogthum Weſtfalen am rechten Rheinufer war dieſe Reformation ohne viele Schwierigkeiten und ohne alles Blutvergießen leicht durchgeſetzt und von den Städten und Ständen gebilligt und anerkannt. Obgleich die Reformation in der größten Stadt Weſtfalens, welche ſich damals noch wie eine Reichsſtadt fühlte, in Münſter, durch die wiedertäuferiſchen Gräuel Rottmanns und Johannes von Leiden geſchändet war, hatte ſie doch in allen großen Städten dieſes älteſten Sachſenlandes, in Bremen Minden Osnabrück

Paderborn Soeſt Dortmund u. ſ. w., das entſchiedene Uebergewicht und zog alſo die umliegenden Landſchaften mit hinein. So ſtand das Verhältniß am rechten Rheinufer; auch dieſſeits an dem linken Ufer war in der Hauptſtadt Bonn und in den Schlöſſern und Feſtungen, welche Gebhard in Beſitz hatte, und in der umliegenden Landſchaft dafür gewirkt. In dem untern Gebiete des Erzſtiftes, um Neuſſ Kaiſerswerth u. ſ. w., ſuchte Adolf von Nuenar, in jenen Gegenden von Vätern her ein mächtiger Herr und durch ſein Gemal Graf von Meurs, mit ſeinen niederländiſchen oraniſchen und andern Freunden einen feſten Grund für das Neue zu legen. Um nun endlich, als die Gegenparthei ſchon in eifrigſter Thätigkeit für ſeinen Untergang war, ſich gleichſam ſelbſt jeden Rückzug abzuſchneiden, vermälte Gebhard ſich im Jahr 1584 öffentlich mit ſeiner Agnes von Mansfeld und meinte immer noch ſich durch Hülfe proteſtantiſcher Fürſten bei ſeinem reformirten Erzbisthum zu behaupten. Aber dieſe Hülfe iſt ausgeblieben. Alles was endlich für ihn aufzog, waren ſeine beiden Getreueſten, Adolf von Nuenar und der tapfere Degen Freiherr Martin Schenk von Nideck, der, unter Johann von Oeſtreich und Alexander von Parma zum Feldherrn gebildet, jetzt als holländiſcher Feldherr oder vielmehr Partheigänger unter Oraniens Freiheitsfahnen focht und mit ſeinem Freunde Adolf dem Truchſes zugezogen war. Hiezu mußten Gebhards weſtfäliſche Aufgebote und geworbenen Söldlinge gerechnet werden; auch kam in der That ein Zuzug von dem berühmten proteſtantiſchen Führer und Abentheurer Pfalzgrafen Johann Kaſimir. Er erſchien wirklich mit etwa 8000 Mann auf dem Kampfplatze, aber weil es an Geld und Mitteln fehlte und er der feindlichen Heeresmacht gegenüber die Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte begriff, verzweifelte er an dem glücklichen Erfolg und führte nach einer erhaltenen Abfindung ſeine wilden Haufen unter Plünderungen und Brandſchatzungen wieder den Rhein hinauf.

Gebhard hatte außer dem gewichtigen Adolf von Nuenar, Erbvogt der Stadt Köln, etwa noch ſechs Domherren auf ſeiner Seite, unter welchen die Grafen Solms und Wittgenſtein und die Freiherren von Winningen und Kriechingen die vornehmſten waren. Die Mehrzahl des Kapitels aber, durch welche Ernſt von Baiern und Lüttich gegen ihn gewählt worden, hatte an dem Herzog von Sachſen Lauenburg, mit welchem der vormalige vor ſieben Jahren wieder geweltlichte Erzbiſchof

Graf Salentin von Iſenburg auf der andern Seite die Hauptrolle zu ſpielen ſchien, einen ſehr thätigen und kräftigen Anführer. Das Ganze aber ward von jener unſichtbaren Macht eingeleitet und durchgeleitet, welche ich oben genannt habe, und dieſer gingen die hieſigen Ländes damals ſehr mächtigen ſpaniſchen Befehlshaber hülfreich zur Hand. Es flocht ſich auch das ganze Gewebe, welches den Truchſes zuletzt mit Verderben umſpinnen ſollte, gleichſam wie ein Haus- oder Familien-Gewebe zuſammen. Die alten deutſchen Herren von Aremberg waren in ihrer zweiten Linie (Grafen von der Mark) im Jahr 1544 im Mannsſtamm erloſchen; ihre großen Güter an der Ar und in der Eifel hatte die letzte Erbtochter durch Vermälung an die walloniſchen Freiherren von Ligne gebracht. Dieſe, im Jahr 1576 in den Reichsgrafenſtand erhoben, brachten walloniſchkatholiſchen Eifer und Ungeſtüm in dieſe Gegenden. Nun hatte es ſich begeben, daß Salentin von Iſenburg, als er nach ſeines ältern Bruders kinderloſem Tode das Erzbisthum aufgegeben, ſich mit einer Schweſter des Grafen Karl von Aremberg vermält hatte. Dieſe beiden ſchloſſen das engſte Bündniß mit Ernſt von Baiern und Lüttich und Alexander von Parma und führten Spanier Italiäner Wallonen und Baiern heran. Die letzteren, 12000 Mann ſtark, befehligte Ernſts Bruder Herzog Ferdinand und General Hoheneck; ſie brachten aber noch die rechte Hauptſtärke des Krieges mit, nämlich päbſtliches und bairiſches Geld. Salentin mit ſeiner Schaar beſetzte und ſicherte die Feſte Drachenfels und hielt die Städte Linz und Königswinter feſt. Aremberg mit ſeinen walloniſchen Schaaren, womit Ernſts Bruder Ferdinand ſeine 12000 tapfern Baiern vereinigte, umzingelte die Reſidenz Bonn und belegte die kleinen Feſtungen Poppelsdorf und Godesberg. Zuerſt fiel Poppelsdorf den 18. des Sturmmonds des Jahres 1584 und einen Monat ſpäter, den 17. des Chriſtmonds, Godesberg; beide kleine Feſtungen wurden ſtürmender Hand genommen und die Beſatzung von einigen hundert Mann ſprang größtentheils über die Klinge. Zur Entſchüttung und Verſorgung und Verſtärkung der Feſtung Bonn waren Heinrich von Braunſchweig und Adolf von Nuenar mit 5000 Mann bis an die Sieg vorgerückt, wurden aber tapfer zurückgeſchlagen. In Bonn hatte Karl Truchſes Gebhards Bruder den Oberbefehl; als aber Mangel eintrat, beſonders Mangel an Geld zur Ablöhnung der Beſatzung, fing dieſe Meutereien und Verſchwörungen an, indem einzelne Zwiſchenträger Arembergs gezettelt hatten. Dies ging endlich dahin aus, daß die Soldaten ihre Officiere verhafteten mit dem Feinde kapitulirten und gegen freien Abzug mit Waffen und Gepäck und Zahlung ihres rückſtändigen Soldes die Feſtung übergaben. Den 29. dieſes Chriſtmonds wurden Karl Truchſes und ſeine Oberſten dem Ferdinand von Baiern und Karl von Ligne ausgeliefert und über einen Theil der Bonner von der Ketzerparthei erging ein hartes Gericht: zwei bonner Bürgermeiſter nebſt mehreren Truchſeſſiſchen wurden auf dem Markt aufgehängt und der kalviniſche Prediger Johann Nordhauſen ward in den Rhein geworfen.

Das folgende Jahr 1585 wälzte ſich der Krieg über Weſtfalen hinaus, wo Truchſes ſich noch hielt, und zu der Nordgränze des Erzbiſthums hinab, wo Nuenar umſonſt auf Hülfe von den Holländern gerechnet hatte, welche durch Alexanders von Parma Ueberlegenheit und durch ihre eigene in ſich und bei ſich geſchloſſene Saumſeligkeit daheim feſtgehalten wurden. In dieſem Jahr verlor Gebhard ſeine letzten Lande, in deren Beſitz ſich Ernſt von Baiern als ſein Nachfolger behauptet hat. Nur hat es noch ein paar traurige und für das Land und die dabei betheiligten Städte verderbliche Zwiſchenſpiele gegeben. Dieſe ſind in Neuß und Bonn aufgeführt worden.

Das erſte dieſer Zwiſchenſpiele, die auch Nachſpiele heißen könnten, war in Neuß. Dieſe alte weiland mit faſt reichsſtädtiſchen Freiheiten begabte und durch ihre tapfere Vertheidigung gegen Karl von Burgund ſo berühmte Stadt hatte viele kalviniſchgeſinnte Einwohner, ſeit der blutigen Wütherei von Alba und den niederländiſchen Kriegen auch viele Eingewanderte. Durch dieſe wahrſcheinlich unterrichtet und geholfen hatte Adolf von Nuenar die Stadt den 10. Mai 1585 durch Mauererkletterung überrumpelt. Er hatte einen muthigen friſchen Soldaten namens Cloedt als Kommandanten hineingeſetzt und dieſem war von Schenck von Nideck bedeutende Mannſchaft zugeführt, unter Andern auch Engländer von Leiceſter's Schaar. Vor dieſe Feſtung rückte den folgenden Sommer Alexander von Parma, vor welchem nach langer ſchwerſter Belagerung Antwerpen gefallen war, mit ſeinem auserleſenen kriegsgeübten Heer. Erzbiſchof Ernſt hatte ihn perſönlich herbeigerufen und den 10. Julii 1586 lagerte er vor Neuß. Cloedt, ein junger friſcher Mann, führte hier tapfer den Befehl und wies jede

Verhandlung Alexanders wegen Uebergabe der Feſtung ab; aber da er den 26. Julii bei einem harten Gefecht ſchwer verwundet worden und von ſeinem Bette aus Befehle geben mußte, ſtanden die Sachen für die Belagerten ſchlecht, und die Stadt ward den folgenden Tag von den Spaniern und Italiänern mit Sturm genommen, und dieſe wilden Sieger fuhren nun mit voller Wuth von Habſucht Wolluſt und Grauſamkeit über ſie und ihre unglücklichen Bewohner her. Zum Uebermaaß des Jammers brach auch noch ein fürchterlicher Brand aus, der drei Viertel der reichen und ſchönen Stadt in Aſche verwandelte. Die Beſatzung war größtentheils im tapfern Kampf gefallen; dreihundert Uebrige und Wehrloſe derſelben wurden niedergemetzelt und in dem allgemeinen Verderben, wo die Wuth der Menſchen und der Elemente zugleich losgelaſſen waren, gingen auch nahe an 2000 Einwohner der Stadt theils bei der Vertheidigung theils bei der Verheerung unter *). Cloedt der verwundete Kommandant fiel dem Sieger in die Hände. Kurfürſt Ernſt forderte von Parma ſeine Beſtrafung wie die eines vom Kaiſer Geäch-

---

*) S. Geſchichte der Stadt Neuß von Beiſack. 1837. 8.

teten. Er ward gleich einem gemeinen Verbrecher aus dem Fenſter des Rathhauſes aufgehängt, und gleichen ſchändlichen Todes ſtarben der kalviniſche Paſtor Feſſer und zwei Hauptleute. Cloedts Frau und Tochter wurden zu ihren Verwandten den Herren von Milendonk unter ſicherer Geleitung gebracht. Wir wiſſen von dieſem tapfern Kommandanten weiter nichts als das hier Erzählte; da aber ſeine Frau des Geſchlechts der unmittelbaren Reichsfreiherren von Milendonk geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt er wahrſcheinlich von den Reichsfreiherren Clott oder Cletten bei Cochem an der Moſel geweſen, deren Mannsſtamm in der Heimath ausgeſtorben iſt aber in Liefland und Pommern noch friſch blüht, wohin die Kreuzzüge die Cletten mit ſo vielen Namen aus den Rheinlanden und Weſtfalen, mit den von der Leyen Drachenfelſen Mirbachen Korſen Kettlern Bodelſchwingen Plettenbergen Wrangeln u. ſ. w. gebracht haben. In Pommern ſind die Clot-Trautvetter noch ein reich begütertes Geſchlecht und in Liefland blüht eben ein trefflicher Bildhauer Freiherr von Clott.

Von dieſem böſen Zwiſchenſpiel hat die gute Stadt Neuß ſich nimmer wieder zu dem früheren Wohlſtand erheben; auch um ihre alten Freiheiten war es hinfort meiſt gethan: es war eine neue ſchlimmere Zeit für die Verfaſſung der Städte gekommen, und hinfort herrſchten auch in ihr nicht mehr Bürgermeiſter und Rath ſondern der kurfürſtliche Vogt und der Kriegskommandant. Nicht ſo ſchlimm als dieſes Zwiſchenſpiel für Neuſſ lief das letzte Nachſpiel dieſes Truchſeſſiſchen Getümmels für Bonn ab. Martin Schenck überrumpelte die Feſtung Bonn den 23. des Chriſtmonds 1587 mit 500 Mann wahrſcheinlich durch Verrath truchſeſſiſch geſinnter Bürger, die ihm bei nächtlicher Weile bei'm Rheinthor in die Stadt halfen. Er warf alsbald noch 3000 Mann als Beſatzung hinein und beſtellte den Otto von Putlitz zum Statthalter und den Chriſtoph Wolf zum Kommandanten der Stadt. Der Otto von Putlitz war aus einem alten berühmten brandenburgiſchen Geſchlecht, aus dem Geſchlecht der Gänſe von Putlitz, welche noch in Ehren blühen. Ein Edler von Putlitz, ein tapferer Biedermann im edelſten Sinn des Worts, hat in unſerm ſchönſten Jahre, im Jahre 1813, eine der herrlichſten und am ſchönſten und tapferſten durchgefochtenen Schlachten, die Schlacht bei Hagelsberg im Süden von Brandenburg, geſchlagen und gewonnen. Dieſer hier genannte Otto von Putlitz focht ſpäter auch als Anführer eines brandenburgiſchen Regiments auf der Seite der Proteſtanten in Aachen. Das ſo gewonnene Bonn ward im folgenden März von den Spaniern und Wallonen unter dem berühmten Verdugo und dem Prinzen Karl von Croy und Chimay umrennt und hielt keine ſchwere Belagerung aus ſondern nur eine halbjährige Umzingelung; und da Putlitz keine Entſetzung hoffen konnte und Mangel zu drohen begann, ſo kapitulirte er und übergab die Feſtung den 28. des Herbſtmonds gegen freien Abzug.

Alle oben erwähnten ſpaniſch walloniſchen Züge und Thaten des Alexander Verdugo Aremberg und Croy und die Wiederzurückzwingung des Erzſtiftes Köln in den Schooß der Kirche haben dem Pabſt Sixtus dem Fünften ſo wichtig gedäucht, daß er im Jahr 1586 dem Alexander von Parma einen geweihten Degen und Hut verehrt hat.

Gebhard war 1585, nachdem er ſeine letzten Feſtungen in Weſtfalen und am Rhein verloren hatte, zu dem Prinzen von Oranien nach Delft gegangen. Er hoffte dort Hülfe für ſeine gefallene Sache, Agnes ſuchte ſie in England bei der Königin Eliſabeth: beide hofften und baten vergebens. Sie begaben ſich in den folgenden Jahren nebſt einigen der proteſtantiſchen Kölniſchen Domherren nach Straßburg, wo Gebhard Dechant des Domkapitels war, welches damals faſt aus eitel Proteſtanten beſtand. Dort lebten beide wahrſcheinlich glücklicher, als wenn ſie auf dem Kölniſchen Thron geſeſſen hätten; wenigſtens blühete ihr Gedächtniß wegen chriſtlicher und menſchlicher Tugenden dort noch lange Zeit nach ihrem Tode in Ehren. Im Jahr 1601 ſtarb Gebhard und ſeine Wittwe ließ ſeine Leiche und die in ſeinem Hauſe aufbewahrte Leiche ſeines acht Jahre vor ihm geſtorbenen Bruders Karl, der einſt treu und ritterlich in Glück und Unglück mit ihm geſtanden und bei der erſten Uebergabe Bonns gefangen worden, in letzter rührender Vereinigung mit ihm in der daſigen Domkirche herrlich beſtatten.

Ich habe noch von den beiden tapfern Kämpfern und Freunden des Gebhard Truchſes zu melden, nämlich von Martin Schenck Freiherrn von Nideck und von Adolf von Nuenar, wie beide binnen wenigen Jahren durch ein geſchwindes Schickſal, in welchem die Katholiſchen den ſichtbaren Finger Gottes zu erblicken meinten, aus der Mitte der Lebendigen weggerückt worden ſind. Martin Schenck als Feldherr im Dienſte der Holländer blieb bei einer Unternehmung gegen das von den Spaniern beſetzte Nimwegen, indem er bei der Anfahrt gegen die Stadt mit ſeinem Schiffe in voller Reiterrüſtung im Rhein verſank. So verging dieſer kühne Held in der Blüthe des Lebens noch nicht vierzig Jahre alt. Er hat in der an der Krümmung, wo die Maas in die Waal fällt, gebauten Schenckenſchanz ſeinem Namen ein Denkmal gegründet. Adolf Graf von Nuenar und Mörs ſtand als Statthalter Gelderns, gleichfalls auch als Feldherr, in holländiſchem Dienſt und ward auch im friſchen Mannesalter im Jahr 1589 in Arnheim von einem zerſpringenden Geſchütz erſchlagen. Seine Erbvogtei von Köln ging durch ſeine Schweſter Magdalena auf ihren Gemal den Grafen von Bentheim Tecklenburg über und die Grafſchaft Meurs nebſt mehreren andern Beſitzungen vermachte ſeine kinderloſe Wittwe ſeinem Freunde Moritz von Oranien.

So hatte hier der zweite Verſuch den Proteſtantismus herrſchend zu machen geendigt. Aehnlich beinahe erging es in zwei mächtigen Hauptſtädten dieſer rheiniſchen Lande, welche, wenn das neue Bekenntniß in ihnen die Oberhand behalten hätte, durch Macht und Beiſpiel weit umher gewirkt haben würden. Dieſe beiden Städte waren Trier und Aachen.

Trier war die Hauptſtadt des nach ihr genannten Erzbisthums. Dieſe uralte Stadt, weiland unter den Römern die Hauptſtadt Niedergalliens und des Rheiniſchen Germaniens, konnte ſich, weil die Moſel kein Rhein war, durch Handel und Gewerb freilich nicht zu der Größe und dem Muth von Straßburg und Köln erheben, aber im ſtillen Ablaufe der Jahrhunderte hatte ſie doch manche alte Rechte bewahrt oder neue gewonnen und erworben, und ſtand zu ihrem Erzbiſchofe beinahe in dem Verhältniſſe wie eine Art Reichsſtadt. Schon um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts (Hontheim Histor. Trevir. II, 80 ff.) war die Zahl der Proteſtanten in dieſer Stadt ſehr bedeutend: viele der Angeſehenſten ein Bürgermeiſter Manche des Raths mehr als ſechshundert Häuſer waren evangeliſch. Dieſen Zuſtand benutzten der Erzbiſchof und die geiſtlichen Orden Zwietracht auszuſäen Händel anzuzetteln und durch Zerſplitterung der Kräfte der Stadt dieſe mehr unter ihre Gewalt zu bringen. Vergebens ſuchten die Proteſtanten bei ihren Mitſtänden und Glaubensgenoſſen vergebens bei den Reichsgerichten Hülfe und Schirm gegen ungeſetzliche Unterdrückung und Vergewaltigung. Der Erzbiſchof gebrauchte gegen die von der proteſtantiſchen Parthei dieſelbe Politik, wodurch ſpäter Ludwig der Vierzehnte in Frankreich die Hugenotten Karl der Zweite in Schottland die Presbyterianer zermarterte. Ihre Häupter und Anführer wurden in Gefängniſſe geworfen, die übrigen in ihren Häuſern mit Mißhandlungen und Einquartierungen (Dragonaden) ſo lange geplagt, daß ſie ſich endlich im Jahr 1560 alle zur Auswanderung anſchicken mußten. Der verfolgende Haß würde ſie gänzlich ausgeplündert und an Ehre Vermögen und Leben gewaltiger und blutiger gekränkt haben, wenn nicht Heſſen Kurfalz und andere proteſtantiſche Staaten Deutſchlands zuletzt mit warnenden Dräuworten drein geredet hätten. Dieſe Zerſtörung war gegen die Stärke und Freiheit der Stadt, welche der Kurfürſt Uebermuth und Uebergriff in ſeine Hoheit ſchalt, nur der Anfang der erzbiſchöflichen Anſchläge geweſen. Der damalige Kurfürſt von Trier war Jakob Markgraf von Baden, ein harter herrſchſüchtiger überſtolzer und fanatiſcher Karakter. Wenige Jahre nach der Unterdrückung und Austreibung der Proteſtanten begann auch mit langſamer und berechneter Planmäßigkeit die Verletzung und Kränkung alter Rechte; im Jahr 1580, grade zwanzig Jahre nach jenem proteſtantiſchen Jammer, ward die Stadt gezwungen ſich dem Erzbiſchofe ohne Bedingung auf Gnade zu unterwerfen. (Hontheim III. 51.)

Aachen, die alte herrliche Kaiſerſtadt am Fuß des Ardennerwaldes in anmuthigſter luſtigſter Gegend gelegen, mit Hügeln Wäldern und grünſten Wieſen und Auen, mit jeglicher Fülle der Natur und mit aus der Erde hervorſprudelnden heilvollen Waſſern begabt, bildete durch ehrwürdigſte Erinnerungen des alten Deutſchlands und durch alle dieſe ihre Gaben im Mittelalter eine der ſtattlichſten deutſchen Gemeinden. Sie hatte wie die meiſten deutſchen Reichsſtädte ein eigenes Gebiet, das Aacher Reich genannt, gegen Süden durch Hochwald begränzt im Weſten und Nordweſten beinahe auf die Länge einer Meile am weiteſten erſtreckt und in der Breite von etwas geringerer Ausdehnung. Dieſes Reich von Aachen war durch einen Ring oder eine ſogenannte Landwehr wie mit einem Wall eingeſchloſſen, wovon durch die Veränderungen und Löſungen des alten Beſitzes ſeit dem letztverfloſſenen Halbjahrhundert in den meiſten Orten faſt ſchon die Spuren verſchwunden ſind. Es war in mehrere Quartiere eingetheilt, die Bewohner ſeiner Dorfſchaften waren freie Reichsbauern und die in denſelben lebenden Handwerker mußten bei den Zünften in der Stadt ihr Handwerksrecht löſen. (Quix Beſchreibung der Stadt Aachen. 1829. 8.)

Die Stadt war in neun Grafſchaften (Gerichtsbarkeiten, Quartiere) getheilt und hatte elf Zünfte oder Gaffeln, ſeit dem Jahr 1513 funfzehn Zünfte.

Dieſe Zünfte hatten wie in andern alten Städten ihre Range*) oder Stufen. Die erſte vornehmſte Zunft hieß die Sternzunft. Sie war die Zunft der Adligen und beſtand meiſtens nur aus den Schöffen. Ein Beweis, daß hier wie in allen alten, zumal in den zum Theil von den Römern überlieferten, Städten die Herrſchaft und Verwaltung urſprünglich bei gewiſſen bevorrechteten Geſchlechtern war, von deren Uebergewicht die Gemeinden ſich nur ſehr ſpät öfter nur ſehr unvollkommen zu bürgerlicher Reichsgleichheit losrangen.

---

*) Niemand bilde ſich ein, daß Rang ein wälſches Wort iſt. Rang heißt deutſch ein Hügel ein Berghang, alſo Stufe. In dieſer Bedeutung kannſt du es hundertmal bei Hans Sachs leſen.

Die Glieder dieſer Zunft hießen Kürſtoffel*), ſpäter zu Kriſtoffel verdorben.

Die zweite Zunft, welche von Einigen die dritte genannt wird, man weiß nicht warum — vielleicht hatte die Sternzunft zwei Abtheilungen: die Alten und die Jungen oder die Hohen und die Minderen — war die Zunft der Herren vom Bock oder der Gelehrten, weil ſie aus Aerzten Rechtsgelehrten Richtern u. ſ. w. beſtand. Dieſe Herren vom Bock haben bis zur franzöſiſchen Umwälzung, bis zu Aachens letzter Reichsſtadtszeit, beſtanden. Kraft ihrer Gaffelgerechtſame mußten aus ihrer Mitte immer acht Mitglieder in den Rath gewählt werden. Ihr erſtes Zunftbuch beginnt mit dem Jahr 1412. In dieſem ihrem Gaffelbuche werden ſie unter dem Namen der Herren vom Löwenberg aufgeführt, weil ihr Verſammlungshaus oder ihre Leuſe**) an dem Abhange des

---

*) Kürſtoffel von küren: der das Recht hat mitzuſprechen.

**) Leuſe gewiß das deutſche Wort für das wälſche loyer logis, worin das deutſche Laſſen (herbergen hauſen) liegt. Lar Haus Wohnung, lares (latiniſch) die Hauskobelde, die manentes manes; Gelaß auch Wohnung, Gelasneo (altdeutſch) der Bewohner.

Marktplatzes war, welcher der Löwenberg heißt. Später ſeit 1554 verſammelten ſie ſich in einem Hauſe zum Bock genannt; woher ihr letzter Name. Dieſe Herren vom Bock trugen Kogeln beſtimmter Form und Farbe wie jetzt unſere Herren Studenten. Ihre Zahl hat ſich in der Regel etwa auf vierzig Köpfe belaufen.

Jede Zunft hatte nach frommem mittelaltrigen Brauch ihren Schutzheiligen, nach welchem ſie auch wohl zuweilen genannt ward. An der Spitze ihrer Verwaltung ſtanden zwei Grafen oder Greven als Vorſteher und neben ihnen zwei Tiſchgreven. Der Tiſch beſtand aus zwölf Mitgliedern, und er war die erſte Behörde für alle bei der Zunft vorkommende Sachen. Von ihm ging der Zug an die Bürgermeiſter.

Der ordentliche gewöhnliche Name des Zunfthauſes war die Leuſe. So hieß z. B. die große Gerichtsſtube die Schöffenleuſe. Die Schöffen ſelbſt waren entweder meiſt adliger Geburt oder wurden doch den Adligen gleich geachtet. Wie ſollten ſie nicht, zumal nachdem die gelehrten Doctores juris aufgekommen waren? Wurden ja noch in den letzten Tagen des heiligen römiſchen Reichs die jungen Nürnberger Geſchlechtler, ſobald ſie den Doktorhut gewonnen hatten, Excellenzen genannt.

Uebrigens ſtand es in dem alten Aachen, wie allenthalben in den großen Städten Deutſchlands. Fürſten und Ritter hatten in der Stadt und in ihrem Reiche Güter Häuſer Plätze zum Theil mit beſonderen Freiheiten und Gerichtsbarkeiten, wovon auch wohl einzelne Familien wieder das Unterleben trugen. Solches abzulöſen und einzukaufen, um in Verwaltung und Rechtspflege bei ſich reines Haus zu gewinnen, war man hier wie anderswo befliſſen. Doch hatte auf das Schickſal und auf die Verhältniſſe der Stadt im Mittelalter und ſelbſt bis auf die jüngeren Jahrhunderte ein Nachbar großen Einfluß, der Graf oder nachherige Herzog von Jülich. Dieſer Graf von Jülich war urſprünglich wohl nichts Anderes geweſen als der Waldgraf des alten Aachener Reichswaldes, der Oberjägermeiſter Ihrer Majeſtäten Karls oder Ottos der Großen, und aus dieſem Waldgrafen oder Oberwaldſtrömer waren allmälig die mächtigen Herren des Landes Jülich erwachſen. Dieſe Grafen von Jülich trugen in der ehrwürdigen Kaiſerſtadt die Reichsvogtei, d. h. das höchſte kaiſerliche Richtſchwerdt, hatten das Recht und die Ehren mit ihren Mannen den

Kaiſer zur Krönung in die Stadt einzugeleiten, wo ſie dann, wie Kurſachſen in Frankfurt bei der Kaiſerwahl, in Aachen das Amt des Reichsmarſchalls verwalteten und das Krönungsroß und einige andere Geſchenke zum Andenken der hohen Feierlichkeit zu Hauſe führten. Jülich aber belieh wieder eine Familie mit der Reichsvogtei; und neben dieſer Reichsvogtei war noch eine Art Waltbote Meier genannt mit geringerer und unbeſtimmterer Gerichtsbarkeit und Macht, welchen man etwa mit einem heutigen Polizeipräſidenten vergleichen könnte. Beide Aemter wurden ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts von Einer Perſon verwaltet, welche ſchlechtweg der Vogtmeier hieß.

Außer dieſer altreichsſtädtiſchen ariſtokratiſchen Verfaſſung und den darin waltenden adligen Geſchlechtern war in Aachen die hohe Geiſtlichkeit der Marienſtiftskirche, ſtolze und prächtige Chorherren, als deren Mitglied immer der Kaiſer nach der Krönung aufgenommen ward und die ſich ungefähr jeglicher einem wirklichen Biſchof gleich achteten. Dieſes Marienſtift, an Gütern und Ehren mächtig und glänzend, war der Sage nach aus Karls des Großen Hofkapelle entſtanden, und außer ihm hegte die Stadt noch viele andre reiche und berühmte

Stiſtungen Klöſter und Brüderſchaften, und hatte endlich eben auch noch die Jeſuiten dazu bekommen.

In dieſe Stadt war nun auch, beſonders aus Belgien und Frankreich, wo die Proteſtanten hart gejagt und gepeinigt wurden, der Gährungsſtoff der neuen Lehre gedrungen und hatte ſchon vor dem großen niederländiſchen Aufruhr manche Bewegungen und Partheiungen veranlaßt, war aber durch die vereinte Macht der alten weltlichen und geiſtlichen Ariſtokratie immer noch leidlich gedämpft worden. Aber ſeit Albas Wütherei überwuchs durch die Menge der Einwandrer das proteſtantiſche Element das altgläubige und nun ward vierzig Jahre mit großer Heftigkeit und oft mit der Erbitterung, welche jene maaßloſe Zeit mit ſich brachte, um Recht und um Beſitz geſtritten. Es war eben der Streit der Jungen und der Alten, wie er in ſehr lebendigen politiſchen und religiöſen Bewegungen ſich ergiebt und wie wir ihn in unſern Tagen am lehrreichſten, wenn wir uns belehren laſſen wollen, ſahen und ſehen. Die Jungen rufen dann den Alten zu: „Wir ſind auch da, von Gott zu Leben „Lebensgenuß und Beſitz geſchaffen; darum ſeid „billig, ihr Alten, erkennt die Allmacht des Wandels der Geiſter und Zeiten, macht uns ein bischen

„Platz in der Welt und gebt uns unſer beſcheide„nes Theil von Recht und Beſitz ab.“ Aber die Alten weiſen ſie ungefähr mit den Worten ab: „Was wollt ihr, neuerungsſüchtige und rottenſüch„tige alles umkehrende Geſellen? worauf pocht ihr? „wo ſind eure Beſitzbriefe und Rechtsurkunden? „Unſer iſt die Herrſchaft und der Beſitz, bei uns „iſt nach göttlicher und menſchlicher Ordnung alles „bereitet und vertheilt; geht mit euren Anſprüchen „und Lehren in die goldnen Fabelländer Eldorado „Monomotapa und Utopia, wo neue Staaten und „Städte zu gründen und zu verfaſſen ſind.“

So rufen ſchelten und ſchreien die Partheien einander gegenüber und meiſtens entſcheidet Liſt und Gewalt, was Gerechtigkeit und Weisheit entſcheiden ſollten.

Ueber der Stadt Aachen Kalviniſchen Aufruhr, wie die Katholiſchen ihn ſchelten, oder über die Unterdrückung und Verbannung der reinen Lehre, wie die Proteſtanten es klagen, haben wir ein nicht übel geſchriebenes Buch von Peter Beeck *), einem Zeitgenoſſen jener Bege-

---

*) Petri Beeck (Canonici in Aquis Beatae Mariae et ad S. Adalbertum Praepositi) Aquisgranum. 1620. 4.

benheit. Der Mann, ein hoher Geiſtlicher, trägt in ſeiner Erzählung und Darſtellung im Ganzen das Gepräge der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, aber er hat zu heißen Abſcheu vor der neuen Lehre, als daß er ein ruhiger und billiger Urtheiler ſeyn könnte. Ein Mährchen, welches er von Martin Luther erzählt — wenn er dieſen ſo anſieht, wie mußte er erſt die Kalviner verabſcheuen! — beweiſt ſtatt alles Weitern, wie man in ihm keinen billigen Erzähler vorausſetzen darf. So lautet das Mährchen:

„Im Jahr 1501 kam Martin Luther nach „Aachen als Reiſegefährt des Auguſtinerprovincials „Dr. Föbgen, welcher das dortige Auguſtinerkloſter „nachſehen und muſtern wollte. Da fragte einer, „welcher den Luther im Beſuch der Bibliotheken „ſehr eifrig beſchäftigt ſah und ſich über den Fleiß „des Jünglings verwunderte, den Provincial: wie „und warum jener doch den Studien ſo eifrig ergeben ſei? und erhielt von dem Doktor folgende „Antwort: Wohin es mit dieſem künftig hinausgehen wird, verſtehe und begreife ich freilich nicht; „denn wohin ich nur mit ihm komme, da entläuft er mir ſogleich in die Büchereien und erſtöbert und durchſtöbert alsbald die muffigſten

„und ſtinkendſten Bücher. „Dieſe leichten „Vorſpiele des Miſtkäfers wieſen auf den unreinen „und verderblichen Schmutz ſeiner Zukunft hin."

Außer Beeck .muß man die katholiſchen Geſchichtſchreiber Aachens Nopp und Maier hören, vorzüglich den Maier, welcher die Begebenheiten jenes ſechszehnten Jahrhunderts ſchon aus einem milderen chriſtlichen und menſchlichen Geſichtspuncte betrachtet als diejenigen, welche die große Kirchenſpaltung und ihre deutſche und weltgeſchichtliche Bedeutung nur mit Jeſuitenaugen anſehen. Beſonders muß Maier hier gelten, Altſtadtſchreiber der Reichsſtadt am Schluß des verfloſſenen Jahrhunderts, welchem alle Urkunden zu Gebote ſtanden. Wenn man ihre verſchiedenen Erzählungen und Urtheile gegen einander hält, gewinnt man ungefähr einen mittleren Standpunct, von welchem herab ſich mit einiger Beſonnenheit auf das vielfach durchzettelte und verzettelte Gewirr jener unſeligen Zeit herabblicken läßt.

Wir zeichnen nun nach ihnen den Verlauf der Dinge, wie er ſich ungefähr ergeben hat.

Schon im Jahr 1524 tritt Albert von Münſter in Aachen als lutherſcher Prediger auf und wird in den Kerker geworfen. Nun läuft der Angabe nach Klage ein, er habe in Utrecht einen erſtochen in Weſel im Gaſthof zum Mohren einen zuſammengehauen — und man haut ihm den Kopf ab. Doch trotz aller Verfolgung verbreitet ſich die Peſt der Ketzerei und viele derſelben Verdächtige werden aus der Stadt getrieben, und im Jahr 1535 werden wieder drei Lutheraner geköpft.

Doch wandern in dem folgenden Jahrzehent viele zum Theil wohlhabende Weber aus Artois und Flandern, dort den Verfolgungen und Bedrängungen entfliehend, in Aachen ein und ſtecken viele alte Bürger mit ihrem Gift an. Sie gewinnen ſogar einen ſehr vornehmen und einflußreichen Rathsherrn Adam von Sewell für ſich, welcher ſie ſchirmt und ein großes Haus, Kalandreihaus genannt, für ihr Gewerbe baut. Dieſer Anton von Sewell wird im Jahr 1552 Bürgermeiſter und kann alſo die verdächtigen Ketzer noch kräftiger ſchützen.

Im Jahr 1558 giebt es in Aachen wiedertäuferiſchen Lärm, manche Wiedertäufer werden verbannt, viele entfliehn, dreizehn ſchwören die Ketzerei ab und werden wieder aufgenommen.

Der Rath hält feſt bei dem alten Glauben und achtet nicht auf die Fürbriefe der mächtigſten

Bekenner des Augsburgiſchen Bekenntniſſes noch auf die Entſcheidung des Reichskammergerichts zu Speier, deſſen Spruch dem Reichstagsabſchied von Augsburg des Jahres 1555 gemäß ausgefallen war, „daß die Evangeliſchen geſetzlich Kirche und Pre„diger (templum et praeconem) haben dürften;“ er weiſt alle Vorſtellungen und Bitten der Proteſtanten hartnäckig ab.

Aber im Jahr 1559 wiederholen ſie dieſe Vorſtellungen und Bitten ſchon freier und ſtolzer, da ſie Briefe und Abmahnungsſchreiben an Aachen von Kurſachſen Kurbrandenburg Kurpfalz Wirtemberg und von vielen andern ſtattlichen Fürſten und Städten im Rücken haben. Auch Sewell und ſein mächtiger Anhang wenden allen ihren Einfluß an freie Religionsübung zu erlangen. Aber vergebens: die Alten fahren wieder hart und grauſam drein, mehrere der eifrigſten Werber und Bitter werden eingekerkert und ein Jude namens Johannes Levita, welcher, um das Volk zu verſuchen oder zu reitzen, Gerüchte von einem bewaffneten Aufſtand verbreitet hat, wird hingerichtet.

Es kommt noch in dieſem Jahr 1559 zu einem wirklichen gewaltigen Stoß zwiſchen den Partheien, indem Sewell und die Seinigen, welche ſchon auf ſtarken Füßen ſtehen, Schach bieten und es als Kampf des Kriegs offen hinſtellen. Adam legt mit ſtolzen und freiherzigen Erklärungen ſein Bürgermeiſteramt nieder und zwölf angeſehene Männer treten mit ihm aus dem Rath ab. Die Alten wählen einſtweilen den Franko Block als Adams Stellvertreter und beſchließen auch die Wiederbeſetzung der Stellen der andern Ausgetretenen. Zugleich ergeht von ihnen ein ſtrenges Gebot, alle zu Bürgerrecht noch nicht aufgenommenen Fremden und die ſich als gute Katholiken nicht ausweiſen können ſollen die Stadt und ihr Reich binnen 17 Tagen verlaſſen. So werden viele aus der Stadt vertrieben. Dies Loos trifft in dem folgenden Jahr 1560 auch den Adam von Sewell; er wird aus Stadt und Reich in Ballingſchaft gejagt.

Nach einigen Jahren erſcheint Alba in Belgien. Auf ſeine Anmuthung werden alle aus den Niederlanden Entwichenen binnen zwei Tagen aus der Stadt und dem Reich herausbefohlen. Doch trotz aller Gebote und Verbote wächſt die Zahl der Neugläubigen und iſt im Jahr 1574 ſchon ſo mächtig, daß man bewilligen muß, daß auch Lutheraner in den Rath gewählt werden dürfen. Unter dieſem Namen Lutheraner waren aber Kalviner Wiedertäufer und andere Sektirer in Menge in die Stadt gekommen.

Gott ſtraft dieſes Unweſen, wie Beeck es nennt, mit böſen Seuchen, welche von 1576 bis 1579 die Stadt heimſuchen, wahrſcheinlich durch das Zuſammengedränge ſo vieler fremden und fremdartigen Menſchen und Flüchtlinge verurſacht. Unterdeſſen drohen und ermahnen Spanien und Alexander von Parma oft und noch im Jahr 1580 die Ketzer aus der Stadt zu ſchaffen; auch kaiſerlicher Kommiſſarien und des Biſchofs Ernſt von Lüttich Befehl- und Droh-Briefe und Warnungen des Herzogs Wilhelm von Jülich lauten eben ſo dahin.

Aber die Macht der Jungen wächſt von Jahr zu Jahr. Im Jahr 1581 rufen ſie die evangeliſchen Schweſterreichsſtädte um Hülfe an. Die Seele der Katholiſchen iſt damals der Bürgermeiſter Leonhard Hoven, welchem die beiden proteſtantiſchen Bürgermeiſter Peter von Sewell und Theodor von Hillesberg gegenüber geſtellt werden. Dieſe wählen im Mai zwei Ammeiſter (operarum praefecti) aus ihrem Bekenntniß, Matthias Peltzer und Jodocus Beck, und den Johann Luntzen und Simon Engelbrecht zu Bürgermeiſtern, welchen die Altgläubigen den Albert Schrick und Johann Fibis als Bürgermeiſter gegenüber ſtellen.

Dieſe wiſſen ſich immer neue Kaiſerliche Briefe und Erlaſſe gegen die Jungen zu verſchaffen, welchen aber von dieſen, die ſich auf den Reichstagsbeſchluß vom Jahr 1555 berufen, ſchlecht gehorcht wird. Es erſcheint eine kaiſerliche Kommiſſion, aus Lüttich und Jülich beſtehend, und verlangt, die Neuen ſollen alle Aemter abgeben Stadtſchlüſſel Schatzſchlüſſel Zeughaus u. ſ. w. einzig und allein den Alten ausliefern und übergeben.

Die Jungen, welche ihr Verderben beſchloſſen ſehen, erheben ſich nun mit Macht in einem wohlvorbereiteten und geordneten Aufſtand, bemächtigen ſich des Schatzes des Rathhauſes und des Zeughauſes und beſetzen alle Thore und Thürme. Viele Katholiſche vom Rath geben ihre Stellen auf und nehmen die Flucht.

Bei dieſer Gelegenheit legen ſich Kurſachſen und Kurbrandenburg und die großen Städte Straßburg Frankfurt Ulm bei dem Kaiſer für die Achener ein; auch die Mehrheit der Stadt ſtellt dem Kaiſer die natürliche Nothwehr vor und den Glimpf und die Mäßigung der Dinge, wie bei dieſem Aufſtand ja bei dieſer Umwälzung alles doch ſo mit chriſtlicher und menſchlicher Schonung vorgegangen und auch kein Tropfen Blut vergoſſen werden. Aber die Kaiſerlichen Erlaſſe lauten nichtsdeſtoweniger immerfort nur für die Alten und für die vollſtändige Wiederherſtellung des ganzen alten Zuſtandes.

Im folgenden Jahr 1582 rücken für die Ausführung der Kaiſerlichen Gebote wirklich burgundiſche lüttichiſche und jülichiſche Truppen heran und lagern ſich um die Stadt, aber ſie ſind für eine Belagerung und Zwingung zu ſchwach. Die Mehrheit der Bürgerſchaft auf der Seite der Proteſtanten ſteht zu gewaltig da, und der katholiſche Theil, von der Gegenſeite das Aeußerſte fürchtend, bittet ſelbſt die neuen Kaiſerlichen Bevollmächtigten, die Kurfürſten Gebhard von Köln und Johann von Trier, nicht voran zu ſchreiten — und ſo ziehen die drohenden Schaaren denn friedlich wieder ab.

Nun erläßt der Aachener Rath im folgenden Jahr 1583 den Beſchluß, die aus der Stadt und ihrem Weichbild Entwichenen ſollen, wenn ſie den gegenwärtigen Zuſtand nicht anerkennen wollen, nimmer wieder weder zu Bürgern noch Aemtern aufgenommen werden.

Sie ſahen in dieſem Jahr 1583 wohl mit großen Hoffnungen nach dem Rhein hin, wo für den losbrechenden Truchſes alles noch ſo glücklich zu laufen ſchien. Wäre ihm ſein Unternehmen gelungen, ſo waren ſie mit dem übrigen wahrſcheinlich auch durch.

So geht es nun fort wohl fünfzehn Jahre bis in die Jahre 1599 hinein: Kommiſſionen über Kommiſſionen und immer erneuerte Kaiſerliche Erlaſſe und Befehle gegen den neuen Zuſtand und für die alten ewigen und unvergeblichen Rechte und Verfaſſungen. Aber alle Kaiſerlichen Drohungen und Abmahnungen verſchallen wirkungslos.

Endlich aber fühlt man ſich ſtark und zum wirklichen Zuſchlagen muthig und gerüſtet. Im Jahr 1598 erfolgt von Rudolf aus Prag eine Achtserklärung gegen den dermaligen meiſt aus Evangeliſchen beſtehenden Rath. Die Ausführung wird dem Ernſt von Baiern Kurfürſten von Köln und Biſchof von Lüttich übertragen, Brabant Trier und Jülich ſollen im Nothfalle helfen. Es ſteht eben in der politiſchen Lage des Augenblicks für die Jungen eine böſe Zeit; ſie ſehen ringsum auch nirgends nur eine Wahrſcheinlichkeit von Hülfe und

Entſatz — und ſo entweichen denn viele evangeliſche Rathsherren Geiſtliche Kaufleute u. ſ. w. und die Entwichenen von den Alten kommen zurück. Ohne Blutvergießen kommt Ernſt in den Beſitz der Stadt und die Obrigkeit wird wieder ganz von den Katholiſchen beſetzt oder erneuert.

Die Parthei der Neuen iſt indeſſen nur unterdrückt nicht erdrückt oder todt gedrückt. Es treten in den folgenden Jahren mehrere Ereigniſſe ein, welche ihnen wieder Leben und Hoffnung geben.

Im Jahr 1606 entzweit ſich der Rath von Aachen mit dem mächtigen Herzog von Jülich und Kleve. Folgendes giebt die Veranlaſſung dazu:

Die Herzogin Antonia von Lothringen will mit ihrem Bruder dem Prinzen von Vaudemont in Aachen Andacht halten. Man verweigert ihr den freien Einzug ja weiſt ihn ſogar mit Schüſſen ab, ſich auf altherkömmliches Recht berufend, daß der Rath vorher feierlich um freien fürſtlichen Einzug in die Stadt hätte erſucht werden müſſen. Da war denn auch auf einige Herren des Jülicher Geleits, als ſie feindlich in die Thore hatten einreiten wollen, aus der Stadt her geſchoſſen worden. Jülich nahm das übel und es erfolgten von ſeiner Seite Verheerungen des Reichs von Aachen Niederwerfungen und Plünderungen der Bürger und Kaufleute auf den Landſtraßen und Hemmung und Abſchneidung alles Verkehrs mit der Landſchaft.

In Folge dieſer Vergewaltigungen bedroht das Reichskammergericht im folgenden Jahr 1607 Jülich mit der Acht. Dieſes wirbt ſich bei dieſen Umſtänden unter dem Rath und den Bürgern eine Parthei, und bringt es dahin, daß mehrere ſeiner Feinde aus dem Rath entlaſſen und mehrere der früher Ausgeſchiedenen, zum Theil Evangeliſche, wieder erwählt werden. Die Neuen erheben wieder ihr Haupt.

Andere friſche Hoffnung giebt ihnen die Erlöſchung des Mannsſtamms der Herzoge von Kleve-Jülich im Jahr 1609. Sie hoffen in dem politiſchen Gewirr der dadurch eintretenden Verhältniſſe für ihre Sache zu gewinnen, zumal da die Holländer und die mächtigen Fürſten von Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburz als Anſprecher einen großen Theil der Lande beſetzen.

Der Rath, welcher die Bewegungen dieſer ſich neu regenden Hoffnungen ſpürt und beobachtet, erläßt im Jahr 1611 ein ſtrenges Verbot an die Bürger, nicht in die Predigt eines Kalviners in einem benachbarten Dorfe zu gehen; er läßt mehrere

Bruchfällige ins Gefängniß ſetzen: einer von ihnen ſoll 50, ein zweiter 25, die übrigen Aermeren ſollen jeder 3 Dukaten Buße zahlen oder ſonſt die Stadt räumen.

Dieſe Härte wird der Wind, welcher die unter der Aſche glühenden Funken zur Flamme aufbläſt. Den 13. Julii erhebt ſich die Menge im wilden Aufſtand. Sie dringen gegen das Rathhaus an und fordern, daß fünf im Kerker befindliche Proteſtanten losgelaſſen werden ſollen. Die Gefangenen werden ihrem Ungeſtüm bewilligt, und bald bemächtigen ſie ſich auch des Glockenſtrangs und der Stadtſchlüſſel. Auf die auf der Straße befindlichen Jeſuiten wird geſchoſſen; doch ſie retten ſich glücklich, ſo daß der Lärm kein Blut koſtet. Aber den folgenden Tag ſtürzt ſich der Zorn des Volkes noch heftiger auf die Jeſuiten, welche ſie mit Recht als ihre gefährlichſten Feinde anſehen: acht derſelben werden auf das Rathhaus geſchleppt und von da in das Dekanathaus gebracht, welches das wüthende Volk ſtürmen will aber durch die Mäßigeren an dieſem Frevel gehindert wird. Das Jeſuitenhaus aber wird geplündert und in ihrer Kirche werden Altäre und Bilder zerbrochen und zerſchlagen.

Johann Kalkbrenner, ein ſehr geſchickter und tapferer Mann ihrer Parthei, wird zu Unterhandlungen an den Kleviſchen Hof geſchickt und bringt von dieſem und von andern proteſtantiſchen Fürſten ſo gute Nachrichten mit, daß er ihnen Muth macht weiter zu ſchreiten. So wird denn der alte Rath abgeſetzt, ſie erfaſſen die Regierung, führen fremde Soldaten aus dem Jülichiſchen ein, waffnen und ordnen alle Bürger unter acht Kriegsräthen, und erwählen 88 Vorſteher (Wethouders) aus den vornehmſten und reichſten Häuſern. Zu den Holländern Brandenburgern und Pfalz-Neuburgern, deren Boten auch als Vermittler der Partheien erſcheinen, haben ſie freudige Zuverſicht. Aber auch vom Erzherzog Albert aus Belgien und vom Kurfürſten Ernſt aus Köln kommen warnende Boten an, welche Wiederherſtellung des Alten verlangen. Auch franzöſiſche Boten ſpielen in dieſen Jahren immer dazwiſchen.

So bleibt alles einſtweilen doch ſtehen, wie es iſt, und die Verhandlungen ziehen ſich ohne irgend eine Entſcheidung hin. Im folgenden Jahr 1612 ſterben Kaiſer Rudolf und Kurfürſt Ernſt. Nun ſucht der Reichsverweſer in dieſen Landen, Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der dies Amt für ſeinen unmündigen Vetter Friedrich von der Kurpfalz führte, Frieden zu ſtiften, wie es ſcheint, mit Begünſtigung der Neuerer. Johann Kalkbrenner ein Lutheraner und Adam Schanterell ein Kalviner werden zu Bürgermeiſtern erwählt und 40 Lutheraner und 76 Kalviner als Obrigkeit eingeſetzt, da die weiland herrſchenden Alten die ihnen zum Vertrag geſtellten Bedingungen durchaus nicht annehmen wollen.

Beide Partheien ſenden ihre Boten nach Frankfurt zur Kaiſerwahl und ſenden ſie eben ſo zu den Fürſten und Städten ihrer verſchiedenen Bekenntniſſe im Reiche umher. Kaiſerliche Brandenburgiſche Pfalz-Neuburgiſche Bevollmächtigte unterhandeln in Aachen und reiſen im Anfange des Jahrs 1613 wieder ab. Die Sachen bleiben in dem Stande, wie ſie durch Begünſtigung des proteſtantiſchen Zweibrücker Reichsverweſers Haltung gewonnen hatten.

Sie wären wohl lange, vielleicht für immer, ſo ſtehen geblieben, wenn dieſes Jahr 1613 zum Nachtheil der Proteſtanten nicht ein großes Gewicht in die Waagſchale ihrer Gegner gelegt hätte. Der mächtige nächſte Nachbar Aachens, bisher ihr Beſchirmer und Ermunterer, Pfalzgraf und Herzog von Jülich Wolfgang Wilhelm überwarf ſich dieſes Jahr mit ſeinem Schwäher Siegmund von Brandenburg und ward aus einem eifrigen Proteſtanten ein eifrigerer Katholik. Der Brandenburger war in dieſen Landen ſchwächer als er und von den Holländern, welche alles auf große Seerüſtungen verwendeten und ihrem Statthalter Moritz kein Heer für fremde Unternehmungen anvertrauen wollten, war eben für die Aachener jetzt keine Hülfe zu hoffen. Dies alles wußten die Katholiſchen und ſchritten mit dem Jahr 1614 auf das geſchwindeſte voran: eine kaiſerliche Achtserklärung ward verkündigt und Erzherzog Albert von Burgund und Ferdinand von Köln wurden zu Züchtigern der aufrühriſchen Stadt ernannt.

Zwar hatte die neue Gewalt ſich wie zum Kriege gerüſtet, alle Thore bis auf vier zumauern laſſen und eine Fahne Brandenburger unter Otto von Putlitz in ihre Mauern aufgenommen, auch hatte der kühne Kalkbrenner tapfre Vertheidigung gemeint und gewollt. Doch als ein mächtiges Strafheer unter dem ſpaniſchen Feldherrn Spinola heranzog, entfiel ihnen der Muth, da ſelbſt der Verzweiflung unter den obwaltenden Umſtänden die Gegenwehr gegen die trefflich gerüſtete Uebermacht unmöglich däuchte. Alſo erfolgte den 25. Auguſt 1614 die Uebergabe an Spinola, Putlitz mit ſeinen 800 Brandenburgern zog frei ab und für ſie rückte ein Oſtfrieſiſches Regiment von 1200 Mann ein. Den 4. September trat der alte abgeſetzte Rath wieder an, der Proteſtantismus ward abgeſchafft und gebannt erklärt, die Kerker wurden mit Gefangenen gefüllt, alle evangeliſche Pfarrer Schulmeiſter Wiedertäufer *) und andere Ketzer ſollten binnen drei Tagen Stadt und Reich räumen. Wie viele Tauſende freiwillig entwichen ſind, wird nicht gemeldet.

Endlich mit dem Jahr 1616 erſchienen Kaiſerliche Kurkölniſche und Brabantiſche Bevollmächtigte zur Ausgleichung und Wiederherſtellung des Alten und zur Beſtrafung der geächteten Beſiegten. Nun wurden noch viele eingekerkert und die Entwichenen wurden geladen und alle diejenigen, welche den alten Rath verdrängt und ſich an deſſelben Stelle geſetzt hatten. Von dieſen waren aber auch die meiſten entflohen; indeſſen einige erſchienen wieder, die da meinten, daß ſie ſich allenfalls rechtfertigen könnten.

---

*) Ein Name, welcher des friſchen Abſcheus wegen bei der Nennung ketzeriſcher Partheien immer mitgeführt wird.

Einige der Gefangenen wurden losgelaſſen, andere zur Unterſuchung und Folter gebracht; zwei wurden als Rädelsführer enthauptet, nämlich Lucht ein Schneider und Schwarz ein Tuchweber; zehn andere theils unterdeß Geſtorbene oder Entwichene wurden der Acht ſchuldig erklärt; über Kalkbrenner lautete das Urtheil beſonders: *dem Kalkbrenner ſoll vor dem Rathhauſe eine Schandſäule errichtet werden*; die andern ſollten vom Leben zum Tode gebracht und ihre Güter eingezogen werden.

Johann Kalkbrenner, unſtreitig das Haupt und der leitende Geiſt der ganzen Parthei der Neuerer, war gleich anfangs auf der Flucht ergriffen und in den Kerker geworfen war aber nach Jülich entflohen und dort unterdeß geſtorben. Ihm ward die Schandſäule mit einer Inſchrift wirklich errichtet: Ein ſteinernes Bild, Johann nackt auf der Richtbank ſein Kopf zu ſeinen Füßen liegend und der Henker neben ihm ſtehend im Begriff ſeinen Leib zu vierteln.

Noch wurden 30, worunter Iſaak und Abraham Kalkbrenner, aus dem Reich Aachen, und 50, worunter Abraham von Thenen und Niklas Rademacher, aus der Stadt und dem Reiche gebannt.

So wurden die Proteſtanten hier unterdrückt und vernichtet, nach Maiers Rechnung etwa zwei Drittel der Bewohner der Reichsſtadt, 45,000 gegen 15000 Katholiken. Sie fielen nicht durch den ohnmächtigen Kaiſerlichen Spruch ſondern durch die vereinigte Ungunſt und Gewalt der Verhältniſſe jener Jahre und durch die Faulheit ihrer verwandten Glaubensgenoſſen im Reiche. Glücklich preiſt ſich, wer dieſe blutigen Gerichte über ſogenannte ketzeriſche Aufrührer lieſt, daß er nicht mehr im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert lebt. Aachen war nun freilich auf gut Jeſuitiſch von der böſen ketzeriſchen Peſt gereinigt, aber Wohlſtand und Thätigkeit und Gewerbluſt waren auch mit ausgejagt oder ausgewandert, und ſie lebte hinfort um ſo mattere und ſtillere Tage fort, bis ſie in den letzten Jahrzehnden wieder zu Leben und Schönheit wach geworden iſt. Dabei wolle Gott ſie erhalten und auf ewig vor ähnlichem Hader bewahren!

Wir ſind bei der Ueberſicht dieſer Begebenheiten häufig auf die Spanier und Holländer geſtoßen und müſſen hier noch einige Worte ſagen über ſie und ihren Stand und ihre Verhältniſſe zu den Rheinlanden. Die Alten haben gefragt: Wo würde Rom geblieben ſeyn, und würde Rom jemals das weltherrſchende Rom geworden ſeyn, wenn es dem macedoniſchen Alexander eingefallen wäre, ſtatt gegen den Euphrat und Indus gegen den Po und die Rhone ſeinen ſiegreichen und gewaltigen Geiſt und Degen zu richten! Eben ſo kann man fragen: Wie würde Deutſchland und wie das Haus Habsburg-Burgund zu Deutſchland und in Deutſchland geſtanden ſein und ſich entwickelt haben, wenn Karl der Fünfte nicht auch von Spanien und von den ſchönſten Landen Italiens der geborne Herr geweſen wäre? Viele Zufälligkeiten, wenigſtens Dinge, welche dem baaren Zufall ähnlich ſehen, wirken in die innerſten Verhältniſſe und Entwickelungen der Völker ein und beſtimmen oft für viele Jahrhunderte den Gang und Ausgang ihrer Schickſale. Wer will es leugnen und wer kann es verkennen, daß die Reformation und ihr Lauf und ihre Entwickelung und die ganze Geſtaltung und Umgeſtaltung der Welt und des deutſchen Vaterlandes eine ganz andere geweſen ſeyn würde, wenn Karl der Fünfte bloß mit einem habsburgiſchburgundiſchen und nicht meiſtens mit einem italiäniſchen und ſpaniſchen Auge auf das damalige Deutſchland und den Pabſt in Rom geſchaut hätte? — was ſage ich geſchaut? ich ſollte ſagen häufig geſchielt hätte. Wer will es leugnen, daß alles ganz anders geweſen und geworden gerichtet und geordnet wäre, wenn der deutſche Karl in dem deutſchen Kaiſer in Deutſchland den Kern ſeiner Kraft und Macht zuſammengebunden und zuſammengehalten hätte? wenn er bloß von Deutſchland aus und mit deutſchem Gefühl und deutſchem Bewußtſeyn empfunden geſtrebt und gehandelt hätte? Ja wer will es leugnen, daß das Haus Oeſtreich um große Macht und Herrlichkeit gekommen iſt, weil es mit verkehrtem Streben immer mit lüſternen Blicken über die Alpen gegen Süden geſchaut und dort nach fliehenden ſchimmernden Schatten der Herrſchaft gehaſcht hat, während ihm in Deutſchland die feſte ſichere Wirklichkeit, die es ergreifen konnte, bei der Zerſplitterung der Kraft und des Strebens zerrann?

Fragt man nun nach der Wirkung und dem Einfluß, welchen Spaniens Herrſchaft in den Niederlanden auf die Rheinlande und auf Deutſchland überhaupt geübt hat, ſo wird wohl kein Deutſcher unſrer Tage dieſe wohlthätig nennen. Ohne Spanien hätten in dieſen ſchönen Landen manche grauſame und undeutſche und in ihren Erfolgen und Ergebniſſen doch vergebliche und unfruchtbare Zertelungen Rücktreibungen und Unterdrückungen natürlicher deutſcher Entwickelung und Bildung immer gefehlt; ohne Spanien wären die Niederlande wahrſcheinlich ſo nicht zerſpaltet und ein Theil derſelben endlich ganz vom deutſchen Reiche und beinahe auch vom deutſchen Herzen abgeriſſen worden, ſo vieler gräulichen und jammervollen Verwüſtungen und Kriege, welche dadurch verurſacht worden ſind, nicht einmal zu gedenken. Spanien hat anderthalb Jahrhunderte in einem Theil dieſer Niederlande geherrſcht, zuletzt faſt ohnmächtig und unwirkſam und eben durch ſeine vormaligen abgefallenen Landſchaften durch ihren Freiheitsſtolz und ihre Tapferkeit gegen Frankreichs Uebermacht und Ueberliſt bei ſeiner Herrſchaft nur noch kümmerlich erhalten. Denn jenen abgeriſſenen Landen war die erhabene Rolle zugefallen in vierzig Jahren des höchſten Glanzes nicht allein für Spanien ſondern für Deutſchlands und Europas Freiheit die rüſtigſten und tapferſten Vorkämpfer zu ſeyn. Wenn man dieſer erhabenen Beſtimmung gedenkt und wie viele Helden auf dem Meer und auf dem Lande, wie viele große Menſchen in Kunſt und Wiſſenſchaft der edle und unauslöſchliche Freiheitstrieb in jenem kleinen Lande gezeugt hat, ſo mögte man über ihren Abfall von dem großen deutſchen Vaterlande und darüber, daß ſie, für jeden Sinn und Vortheil der Gegenwart blind, in und an unſern Gränzen immer noch ein kleines abgeſperrtes Einzelnes ſeyn und bleiben wollen, faſt weniger zürnen.

Hollands Geſchichte in Beziehung zu Deutſchland, wenn man ſie ſeinen natürlichen Bundsgenoſſen den Proteſtanten gegenüber recht begreifen will, verlangt eine ſehr genaue Betrachtung und Erkundung ſeiner eigentlichſten Triebe und Verhältniſſe.

In dieſem Holland — denn die Deutſchen nennen die Vereinigten Niederlande nach der größten reichſten und entſcheidenden Landſchaft mit Recht Holland — war der Trieb ausſchließend ſeemänniſch und frieſiſch, d. h. auf Vereinſamung und Zuſammenziehung der Kräfte hinſtrebend. Es wollte nichts Weites und Fernes, ja es ſtieß es ſogar von ſich, indem es durch viel Neuhinzugefügtes und Erobertes für ſeine Freiheit fürchtete; es wollte keine Eroberung keinen großen weit ausgedehnten Staat auf dem Feſtlande. Eigennützig und auf ſich ſelbſt und ſein Weſen trotzig und abgeſchloſſen ließ es das proteſtantiſche Flandern und Brabant fallen, ſah es wenigſtens gleichgültig, daß ſie von Spanien wieder bezwungen wurden; denn es wollte in Handel und Schiffahrt keine gefährlichen Genoſſen und Nebenbuhler haben. Darum bewilligte es ſeinen großen oraniſchen Feldherrn mit ſchlaueſter Berechnung nur grade ſo viele Mittel, als zur eigenen Beſchirmung und Beſchützung durchaus nothwendig waren. Ganz anders war der Sinn in den öſtlichen eidgenoſſiſchen Landen, in Geldern Limburg Utrecht Zütphen u. ſ. w., wo der zahlreiche Adel nicht, wie in Holland und Seeland, meiſt auf den reichen und machtgebenden Stadtverwaltungen ruhete ſondern mehr auf den Ackerbau und den Degen angewieſen war. Auch war er in dieſen Landen immer zu Reiſen und Heerdienſt bereit und gerüſtet ward aber durch das holländiſche Uebergewicht gehemmt. Kein Zweifel, wenn zwiſchen den Jahren 1595 und 1620 Holland — was es mit ſeinen ſchon gewonnenen Hülfsmitteln recht wohl konnte — ſeinen gewaltigen Kriegshelden Moritz und Friedrich Heinrich 15,000 bis 20,000 Mann mehr bewilligt und beſoldet hätte, ganz Niederland und ein großer Theil der niederrheiniſchen deutſchen Lande hätten von dem ſpaniſchen Einfluß und Herrſchaft gelöſt und als Mitgenoſſen oder Zugewandte, immer wenigſtens als treue proteſtantiſche Bundsgenoſſen, aufgenommen werden können. Man fürchtete aber die Feldherren, welche vielleicht nach einem Königreich gelüſten konnte, und wies alle Entwürfe weiterer Ausdehnung des Gebietes gegen Oſten hin zurück, und erlaubte daher während des Waffenſtillſtandes zwiſchen den Jahren 1609 und 1621 den Spaniern in den umliegenden deutſchen Landen und gegen die eigenen Glaubensgenoſſen faſt die freieſte willkürlichſte Wirthſchaft und hielt ſich aus Eiferſucht gegen die Oranier auf dem Feſtlande faſt immer in ſtrenger Unſeitigkeit, während man in beiden Indien gegen Spanien und Portugal fortwährend kriegte und eroberte. Denn nur ein Marſch des Statthalters mit einem Beobachtungsheer von 30,000 Mann gegen die oberen Maaslande hin — und Ferdinand und Spinola hätten ſich der Ausführung der von den Jeſuiten bereiteten Reichsacht gegen Aachen nimmer unterfangen.

Dieſe Bonner Trierer Aachener eben erzählten Geſchichten waren Vorſpiele ja rechte eigentlichſte Einſpiele des dreißigjährigen Krieges, wodurch Deutſchlands Ehre und Wohlſtand vernichtet und für länger als ein Jahrhundert zerſtört, der letzte Schimmer der europäiſchen Meinung von ſeinem Kaiſerthum genommen und die Stärke des einſt ſo gewaltigen und über die Länder herrſchenden Volkes, wie es ſchien, für immer gebrochen worden. Dieſer unſelige Krieg hat freilich am Niederrhein und auch in dem nördlichen Gebiete des Kurfürſtenthums Köln zwiſchen den ſpaniſchen und den freien Niederlanden den langen Kampf durchgefochten, aber in dem Herzen deſſelben haben weder Schweden noch Franzoſen Spanier noch Niederländer und ihre verſchiedenen Bundsgenoſſen in ſolchen Schaaren gelagert, daß welthiſtoriſche Schlachten dahin gefallen wären; indeſſen an Verwüſtungen und Plünderungen und an einzelnen lagernden durchziehenden und raubenden Haufen hat es hier ſo wenig als anderswo gefehlt. So werden Blankenburg und Siegburg Hammerſtein Godesberg und mehrere andere Feſten und Burgen als von ſchwediſchen und heſſiſchen Kriegern Jahrelang beſetzt gemeldet, wo der berühmte ſchwediſche Partiſan Baudis mit ſeinen leichten fliegenden Schaaren dieſe Lande durchflog und brandſchatzte. Deutz ward ſchon gegen das Ende des Jahrs 1632 von ihm erſtürmt und geplündert und die Stadt Köln hielt ihn mit einigen Ehrengeſchenken bei guter Laune; Bonn weiſt vor ſeinem kölniſchen Unterthor zwiſchen dem langem Ulmengang der Heerſtraße und dem

Rhein einige Erhöhungen auf, welche mit dem Namen die Schwedenberge das Andenken jener grauſen Zeit noch heute ins Gedächtniß rufen. Sie liegen gegen der ſogenannten Pfaffenmütze, und die Schweden haben auf jenen Anhöhen zwiſchen Bonn und Rheindorf zur Deckung der Pfaffenmütze wahrſcheinlich Verſchanzungen aufgeworfen. Die Pfaffenmütze war nämlich ein kleines Schloß, welches im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Holländer auf einem kleinen Wörth gebaut hatten, welcher vor dem Einfluß der Sieg in den Rhein liegt. Jenes den geiſtlichen Herren zum Hohn genannte Schloß war freilich nach dem Truchſeſſiſchen und Aachener Strafkriege von dem Kurfürſten von Köln erobert und zerſtört aber jetzt wohl von den Schweden und Heſſen als ein Zwingrhein wieder in Stand geſetzt worden. Wie aber auch in dieſen Landen einzeln und von wechſelnd kommenden und abziehenden Schaaren geraubt und gehauſt ſeyn mag, das Schwerſte und Gewaltigſte jener fürchterlichen Tage hat hier nie ſeine Gewitter entladen, und das linke Rheinufer und ſeine Nebengränzen ſind überhaupt wohl nicht ſo gräulich geplagt und verwüſtet worden als das rechte Ufer und als die mittleren und nördlichen

Landſchaften Deutſchlands. Die Stadt Köln aber hat mit wunderbarem Glück und wohlbewährter Klugheit und wohl bewehrten Thürmen und Mauren ihre Jungfrauſchaft unüberwältigt bewahrt.

In dieſer Zeit oder vielmehr von Ernſt ab, ſeit dem Jahr 1584, bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo Klemens Auguſt die Reihe ſeines Geſchlechts als Herrſcher hier ſchloß, iſt das kölniſche Erzbisthum von Fürſten aus dem mächtigen Hauſe Baiern regiert worden: ein Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrhunderten. Wie man mit Recht ſagen kann, daß der dreißigjährige Krieg die in der Meinung Europas noch immer nicht ganz verſchollene deutſche Reichsherrlichkeit begraben und die älteſten Ehren tief erniedrigt habe, damit neue ſich erheben könnten, ſo war ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden auch in Sinn Art Neigung und Streben der verſchiedenen Partheien und der geiſtlichen und weltlichen Fürſten die allergrößte Veränderung vorgegangen. Alte Beſchuldigungen, die man in vielen Büchern lieſt, als hätten die Reformatoren und ihre Anhänger im blinden Eifer zuerſt die ſtolze Einheit und die Macht des Reichs zerſtört, ſollen hier nicht zurückgewieſen werden; aber ſeit dem Jahr 1650 iſt es ſonnenklar, daß wenigſtens viele katholiſche Fürſten und gar ſehr die mächtigſten Erzbiſchöfe und Kurfürſten häufig untreu geweſen ſind und den Fremden, die unſern Sinn zu verwälſchen und zu verfälſchen kamen, Thor und Thür ins alte deutſche Reich geöffnet und mit ihnen mehr gezettelt und gebuhlt haben als die Proteſtanten.

Seit dieſer Zeit beginnt Frankreichs überwiegender verderblicher Einfluß in die deutſchen Kabinette und Ludwig der Vierzehnte hat ein halbes Jahrhundert von ſeinen Entwürfen nicht abgelaſſen Deutſchland zu ſchwächen zu zertheilen zu entzweien und, wo möglich, endlich als Beute davon zu tragen. Und welche ſind von ſeinen Entwürfen und Künſten die Mitwiſſer und Mitzettler und die erſten und eifrigſten Förderer und Helfer geweſen? Traurig muß man die Antwort geben: Es waren die vornehmſten Kurfürſten des Reichs, die Erzkanzler von Deutſchland und Italien, die Nachfolger der Chriſtiane und Reinolde, welche weiland im Rath und im Felde mit dem größten der Hohenſtaufen die Welt hatten regieren geholfen. Wer kennt nicht die undeutſchen Zettelungen des gewandten Mitunterhändlers des Weſtfäliſchen Friedens, des Kurfürſten von Mainz Johann Philipp von Schöndern, des Stifters des ſogenannten Rheiniſchen Bundes, der die Ueberſchrift führte zur Erhaltung der deutſchen Freiheit, jenes Bundes, wohinein Frankreich und Schweden, die Beſchirmer jener Freiheit, (ſo lautete es) und viele Fürſten gezogen wurden und worin dieſer Johann Philipp und der unruhige und wilde Bernhard von Galen, Biſchof von Münſter, der bis in ſein fünfzigſtes Jahr den Reiterharniſch getragen hatte, die Hauptrolle ſpielten, worin auch der für Frankreich ſchleichende und zettelnde ſchwäbiſche Fürſtenberg nebſt ſeinem Bruder, welcher unter dem ſchwachen Max Heinrich von Baiern das Erzſtift Köln regierte, ſpäter einer der thätigſten Mitſpieler war? Das war die ſchlimme und vaterlandsvergeſſene Zeit, wo man ſich nicht ſchämte franzöſiſche Kriegshaufen mitten im Frieden bis in das Herz von Deutſchland hineinzurufen, um in großen deutſchen Städten die letzten Ueberbleibſel alter deutſcher Verfaſſungen niederzubrechen. So ſind damals Erfurt und Münſter durch wälſche Söldner bombardirt und bezwungen, durch ähnliche Drohungen iſt Braunſchweig unterdrückt worden. Jene drei eben genannten geiſtlichen Herren kann man offene franzöſiſche Söldlinge ſchelten, den Bernhard noch nicht den ſchlimmſten, weil er eine wilde Soldatennatur war. Damals in der ſchlechteſten verkäuflichſten deutſchen Zeit war bei den Mächtigſten alle Schaam ſo ausgeſtorben und hatten alle Verhältniſſe ſich ſo völlig umgekehrt, daß die altgläubige Stadt Köln, als Fürſtenberg und Bernhard von Galen für Ludwig den Vierzehnten rüſteten und warben und unter andern auch den großen Kurfürſten von Brandenburg und den Herzog Philipp Wilhelm von Jülich und Berg für ihre verrätheriſchen Anſchläge zu gewinnen ſuchten, aus Furcht eines erfurtiſchen Schickſals im Jahr 1670 von den holländiſchen Ketzern eine Beſatzung einnahm und durch ſie Thürme und Thore befeſtigen ließ. Ja auch in Englands Solde unter dem unwürdigſten König Karl dem Zweiten ſtand Bernhard gegen ſeine deutſchen und niederländiſchen Nachbarn. Als Biſchof von Münſter unterhielt er 1664 von engliſchen Hülfsgeldern 18,000 Mann (History of the House of Austria by Coxe) und im Jahr 1672 zogen er und Fürſtenberg (oder Kurfürſt Max Heinrich) von Köln mit an 30,000 Mann gegen die Vereinigten Niederlande und Deutſchland für Ludwig von Frankreich ins Feld.

Wenn Deutſchland damals in dem langen ſchweren Kampfe gegen Frankreichs Ueberliſt und

Uebermuth endlich doch noch beſtanden iſt, ſo haben die norddeutſchen proteſtantiſchen Fürſten und der kleine unlängſt gewordene niederländiſche Freiſtaat es am meiſten aus der Feuersgefahr herausgeriſſen. Was wäre aus Deutſchland und Oeſtreich geworden bei den gewaltigen Doppelſtößen von Frankreich und der Osmaniſchen Pforte von Weſten und Oſten her auf dieſelben, was aus dieſen rheiniſchen Landen ohne die Heldenſeelen Friedrich Wilhelms des großen Kurfürſten und Wilhelms des Dritten von Oranien Naſſau? Brandenburger Sachſen Holländer das ſind die Kämpfenden und Rettenden geweſen, an der Donau und Theiß an dem Po und an der Schelde haben ſie vorzüglich entſchieden und die Namen der Wilhelme und Eugen und Marlborough leuchten auf ihnen nur als die höchſten Spitzen des Ruhms.

In jenen nun gottlob vergangenen Tagen iſt von allen deutſchen geiſtlichen Fürſtenthümern das Erzſtift Köln eben durch die habſüchtige Politik der Fürſtenberge dann durch die ſchaamlos einreißende Gewohnheit der franzöſelnden Söldnerei, welche kaum noch für Schimpf geſchweige für Schande galt, endlich durch Hinneigung bairiſcher Fürſten zu Frankreich gegen Oeſtreich, am allerlängſten,

d. h. ein volles Jahrhundert, faſt immer wie eine franzöſiſche Provinz zu betrachten geweſen. Das ſtand damals als Regel feſt, daß, ſobald der eroberungslüſterne Ludwig einen neuen Krieg zuſammengezettelt hatte, die Fürſten Kölns ihm um ſchnödes Geld ihre Feſtungen Bonn Neuß und Kaiſerswerth übergaben, welche mit dem beſten deutſchen Blute wiedergewonnen werden mußten. Dies Unheil brachte in den Jahren 1673 1689 und 1704 drei Belagerungen über Bonn, welches alſo binnen 120 Jahren fünf Belagerungen ausgeſtanden hat. Von dieſen Belagerungen waren die beiden letzten die ſchwerſten und blutigſten. Die von 1689 führte der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg, des großen Friedrich Wilhelm Sohn, als König von Preußen Friedrich der Erſte, in eigner Perſon; die Stadt war unter dem Grafen von Asfeld mit 10,000 Franzoſen beſetzt und in der ein Vierteljahr dauernden Belagerung wurden in Bonner Erde viele tapferſte Pommern und Brandenburger begraben. Die letzte Belagerung leitete unter Marlborough der berühmte holländiſche Feſtungsbaumeiſter General Coehorn. Dieſe war kürzer aber viel ſchwerer und zerſtörender als die erſten. Bei dieſen Belagerungen ſind die meiſten alten Kirchen Klöſter

Thürme und Thore der Stadt und auch der größte Theil des früheren kurfürſtlichen Schloſſes in Feuer aufgegangen und von ihren alten Denkmälern und Herrlichkeiten iſt ihr außer der herrlichen Münſterkirche faſt nichts übrig geblieben; weswegen ſie im Ganzen auch den Eindruck wie einer jüngeren Stadt macht. Seit dem Frieden von Raſtadt und Baden hat Bonn aufgehört eine Feſtung zu ſeyn, weil die Holländer, denen und deren Bundsgenoſſen ſie in den früheren Kriegen ſo vielen Schaden gethan, ausdrücklich gefordert hatten, daß ſie entmantelt *) würde. Wie geſagt, durch dieſe vielen wiederholten Zerſtörungen iſt entſtanden, daß dieſe ſehr alte Stadt an Thürmen Thoren und Häuſern ein jugendliches Geſicht trägt; was merkwürdig auffällt, wenn man ihre Erſcheinung gegen Städte hält, die wenigſtens niemals bedeutender geweſen ſind als ſie, z. B. Andernach Boppard Oberweſel.

Mit dem Spaniſchen Erbfolgekriege im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hörte nun freilich das durch mißlungene Eroberungsverſuche durch die Ächtung und Austreibung der Proteſtanten und

---

*) Mantel in der Kunſtſprache Wälle Thürme Mauern um eine Feſtung.

durch von Jeſuiten angeſponnene innere Entzweiungen und durch die laſterhafteſte Hofhaltung entkräfteten Frankreichs übermächtiger Druck gegen den Rhein auf, und von 1715 bis 1790 ward in dieſen Landen ſtiller gelebt; aber die alte Soldträgerei dauerte nichtsdeſtoweniger immer noch auf die unwürdigſte Weiſe fort. Joſeph Klemens und Klemens Auguſt durch Geburt und durch Herrſchaft über große und reiche Länder ſehr mächtige Fürſten, wenn ſie wie die Großen von weiland zu regieren und zu verwalten verſtanden hätten, haben von franzöſiſchen Beutelträgern (man leſe Flaſſans Geſch. der franzöſ. Diplomatie nach) Jahrgelder empfangen, wodurch dieſe prachtliebenden Herren alte Schlöſſer und Luſthäuſer wiederhergeſtellt oder neue gegründet haben. Der letzte dieſer kölniſchen Kurfürſten aus dem Hauſe Wittelsbach Klemens Auguſt hat in dem Zeitalter allgemeiner europäiſcher Sittenſchlaffheit und Ueppigkeit gelebt, und Menſchen, welchen prangende Feſte Jagden Gaſtmäler und die glänzende und leichtfertige Luſtigkeit und Ausgelaſſenheit von Günſtlingen und Günſtlinginnen ein herrliches und hohes Leben däucht, ſprechen von den überlieferten Erinnerungen dieſer Regierung wie von dem goldenen Alter dieſes Landes.

Die beiden letzten würdigen Herrſcher dieſes ſchönen Landes Max Friedrich Graf von Königseck-Rothenfels und Max Franz Erzherzog von Oeſtreich regierten in dem Zeitalter, wo deutſcher Name Leben Sprache und Literatur wiederhergeſtellt wurden und wo man mit ſchönem jugendlich begeiſterten Eifer Künſte und Wiſſenſchaften und alle heitern Arbeiten und Gewerbe des Friedens zu pflegen begann. Ihr edleres Streben iſt in dieſer Beziehung nicht hinter den Zeitgenoſſen geblieben. Uebrigens iſt dieſes Land durch die Kriege und Heerzüge, welche zwiſchen den Jahren 1715 bis 1792 ſich in dem Südweſten Deutſchlands begeben haben, in keinerlei Weiſe übel heimgeſucht worden.

Die Zeit von 1790 bis 1844 iſt unſre Zeit. Die letzten Reſte des alten deutſchen Reichsweſens ſollten in den ungeheuerſten Erſchütterungen und Stürmen untergehen, unter dem Namen der großen franzöſiſchen Umwälzung ſeit 55 Jahren fürchterlich berühmt. Dieſe Zeit iſt unſere Zeit, in welcher wir entweder geboren ſind oder welche wir anderen zehn oder zwanzig Jahre früher Gebornen noch als Greiſe mit durchwandeln und zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung in den geſchwindeſten Wechſeln von Schrecken und Freuden durchlebt haben, und welche bis dieſen Tag die verſchiedenſten Urtheile erfährt und noch immer von den einen bis in den Himmel erhoben von den andern als eine Ausgeburt des Teufels in die Hölle hinabgeſtoßen wird. Sehr begreiflich. Es iſt eben eine neue Zeit, und zwar eine gewaltig und ſchmerzlich zur Welt gekommene Zeit. Wer ſich aber einen Augenblick aus ihr heraus verſetzen und auf irgend eine ſonnige Höhe der Betrachtung gelangen kann, ich meine. wer von der ſonnigen Höhe der Betrachtung auf die unendliche Fläche ihres noch immer wild wogenden Meers einen ruhigen Blick werfen kann, der wird ſich doch zu der Schaar der Lobenden und Jauchzenden ſtellen. Sie hat nicht ohne ſchreckliches Krachen und Brauſen noch weniger ohne große Wehen und Schmerzen vielen alten Schutt zuſammengeſtürzter und vermoderter Jahrhunderte weggeräumt viele feige und faule Knechtſchaft gebrochen und zeigt gottlob mehr Heitres und Fröhliches als Trübes und Scheußliches. Dieſe nun halb durchwundene und überwundene Zeit hat die Lande um Rhein Maas Schelde und Moſel und alles, was die Vogeſen und Ardennen mit ihren verſchiedenſt auslaufenden Aeſten durchſtreichen, ein halbes Menſchenalter unter der franzöſiſchen

Herrſchaft gehalten, in der Gegend aber, welche wir jetzt vorzüglich betrachten und ſchildern und in deren Mitte ich eben aus meinem Fenſter in den Rhein und auf das Siebengebirg ſchauend am Schreibtiſch ſitze und über des ſchönen Landes uralte Herrlichkeit und über ſeine Bewohner grüble und ſchreibe, ſind ſeit dem jüngſtverfloſſenen Menſchenalter die preußiſchen Adler als Zeichen der Herrſchaft aufgerichtet und der äußerſte Norden unſers alten Deutſchlands, die Anwohner der Oſtſee und die an Pregel Weichſel Oder und Elbe Wohnenden, ſind durch die außerordentlichſten Begebenheiten und Entwickelungen der Geſchichte mit den Anwohnern des Rheins der Maas und Moſel unter derſelben Herrſchaft verbunden.

Dieſe Verbindung hat das Haus Hohenzollern in den Landen, wo die Wiegen ſeiner mütterlichen Ahnen ſtanden und weltliche und geiſtliche aus ihnen entſproſſene Herrſcher weiland in höchſten Ehren geboten, wo in den Fürſten von Brabant Limburg Geldern Kleve Jülich Berg und Mark und in den unſterblichen europäiſchen Freiheitshelden den Oraniern ſeine Vorväter gemeldet werden, auf den Sitz der bedeutendſten Herrſchaft an dem heiligen Strom erhoben. Iſt dieſe Herrſchaft und die daraus folgende Verbindung natürlich? ſind dieſe deutſchen Menſchen ſo ſehr verſchiedener Art und Abkunft und ſehr verſchiedenen Sinnes und Glaubensbekenntniſſes endlich zu Einem großen gemeinſamen Leibe ſo zu vereinigen, daß die Seele des deutſchen Lebens ſich friſch und fröhlich darin bewegen, kurz daß ihr wohl und wohnlich darin ſeyn könne? So fragen und zweifeln Viele; einige Wenige höhneln und ſpötteln auch, und meinen, eher ſey den Rheinlanden die Herrſchaft der Wälſchen natürlich als die Verbindung mit den rohen knechtiſchen und obendrein halbſlaviſchen Norddeutſchen von Mecklenburg Pommern und Brandenburg. Solche, die innerlich wälſch geſinnt ſind und ihr ſchlechtes deutſches Herz nur hinter Vorwänden verſtecken, erregen immer wieder die alten gehäſſigen Fragen, welche vor dreißig vierzig Jahren zur Zeit der napoleoniſchen Zwingherrſchaft von den Liebhabern und Bewunderern derſelben am meiſten in Baiern aufgeworfen wurden, wo die Schildträger der fremden Tyrannei die Süddeutſchen wo möglich alle zu urſprünglich galliſchen und alle Norddeutſche zu eitel wendiſchen Abſtämmlingen machen wollten und ſich obenein wie zur Zugift doch die alleinige deutſche Art Einfalt und Tugend und allen urſprünglichen Geiſt und jegliche Urſprünglichkeit von Herzens- und Seelen-Tiefe beilegten, indem ſie jenen norddeutſchen verbaſtardeten Kümmerlingen jenen ſklaviſchen und ſlaviſchen Wendlingen die Gebrechen des Leichtſinnes der Flachheit der Pralſucht Eitelkeit und Liederlichkeit im überſchwänglichen Maaße zutheilten.

Wenn man ſich nun billig aus den Kreiſen ſolcher gehäſſigen und größtentheils abſichtlich lügenhaften Widerlichkeiten flüchtet, ſo ſcheut man ſich auch nicht die wirkliche geſchichtliche Wahrheit zu bekennen, weil auch eine wohl gemeinte politiſche Uebertüncherei und Gleichsetzerei aus ſogenannter guter Meinung und für ſogenannte gute Zwecke, wie jeder wirkliche Jeſuitismus, doch ihre bittern jeſuitiſchen Früchte trägt, d. h. ſchlimmen und gehäſſigen Zank und Streit über Dinge und Verhältniſſe erregt, welche ſich durch bloße Reden und Meinungen nicht ebnen noch zuſammenzwingen laſſen. Wir Deutſche, die jetzt leben, müſſen geſtehen, daß wir nicht mehr das Eine reine ungemiſchte wie aus Einem Stück und Geiſt gegoſſene und geſchaffene Volk ſind, wie es der edle Römer Tacitus, der ſich hin und wieder auch geirrt haben könnte, es uns beſchrieben hat. Wir haben in manchen unſerer nordöſtlichen und ſüdöſtlichen Theile Slaven und Wenden, mitunter bis tief in das Herz des alten Germaniens, bis in Franken und Thüringen hinein, aufgenommen; und an unſern ſüdweſtlichen Gränzen ſind galliſche und auch hie und da wohl einige wenige romaniſche Theile mit eingemiſcht, die noch an manchen Zeichen erkennlich ſind. Aber wenn wir uns mit den umliegenden Reichen vergleichen, mit Ausnahme der ſkandinaviſchen Völker gothiſchen Stammes, können wir unſern Hauptelementen nach noch immer ein reines und urſprüngliches wie uraltes Volk genannt werden. Man höre:

Großbritannien in ſeinen drei Reichen iſt Eins mit germaniſchen belgiſchen kimmriſchen erſiſchen Beſtandtheilen; Frankreich iſt Eins mit Vaſken Iberiern Galliern Romanen Briten und Germanen. Will jemand in Deutſchland pralen mit etwas, welches auf der Höhe, von welcher man es betrachtet, ſo ziemlich ohne Sinn und Verſtand iſt, ſo können dies mit geſchichtlicher Wahrſcheinlichkeit eigentlich nur zwei Theile unſers großen Vaterlandes, nämlich: erſtlich die Landſchaften zwiſchen Weſer Thüringen und Rhein (die Enkel der alten Katten Sachſen, Frieſen), und zweitens was an dem Oberrhein in der Schweitz und in Schwaben gewöhnlich dem Allemannenſtamme zugerechnet wird. Aber wo gerathen wir hin mit ſolchem, wenn es ſich zu etwas Vornehmen und Ausſchließlichen machen will, eitlen und albernen Gerede und Gezänke? Denn die Geſchichte lehrt, daß was ſeit einem Jahrtauſend mit deutſcher Sprache und Art durchgoſſen und mit deutſchem Geiſte genährt worden, allenthalben, auch in denjenigen Landſchaften, welche die wendiſchen die halbdeutſchen die unreinen geſcholten werden, auch edle deutſche Blüthen und Früchte trägt. Denn halten die Süddeutſchen uns Kepplern und Göthen entgegen, ſo ſagen wir Nordiſchen ihnen: Luther Leibnitz Leſſing waren mitten unter eurer halbdeutſchen Art geboren und ſtammten vielleicht aus wendiſchem Blute.

Kein Verſtändiger wird übrigens leugnen, daß zwiſchen den Menſchen von der Oder und vom Rhein von denen aus dem Thüringerwalde und denen aus den Ardennen nicht große Unterſchiede ſind, daß zwiſchen ihnen nicht vielfache Abſtoßungen und Gegenſätze liegen, daß Klüfte, welche nicht leicht auszufüllen und zu ebnen ſind, durch ſie geriſſen ſind. So wirken unter den gleichartigſten Völkern ſchon die Verſchiedenheiten der Klimate —

Deutſchland hat aber, Preußen mit eingerechnet, über 200 Meilen Länge — der Stämme und der Religionen. Solche Unterſchiede und Gegenſätze ja Gegenſtöße werden durch keine ſchmeichleriſche und lügenhafte Betünchungen und Verkündigungen weggewiſcht; ſie ſind da und werden bleiben und müſſen bleiben. Bewahre Gott, daß wir Deutſche je zu der todten und matten Einerleiheit und elenden Gleichung und Ausgleichung kommen, zu jenem knechtiſchen und langweiligen Chineſenthum, welches von mißverſtandener Unkunde des eigentlichen lebendigen Lebens eines Volks mit einem falſchen Namen oft die rechte vollendete Volksthümlichkeit genannt wird! Nur wo viele Gegenſätze viele Verſchiedenheiten und die friſchen freien Kämpfe ungleicher und ſogar widerſtrebender Triebe und Kräfte ſind, da jauchzen die fröhlichen ſchöpferiſchen Geiſter über den brütenden und gebärenden Waſſern des Lebens, nur da wird Leben und bleibt Leben. Ja wir hoffen, dieſe Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit dieſe reiche vielgeſtaltige und vielgeſtaltende Eigenthümlichkeit germaniſcher Art und Tugend werden nicht bloß den kurzen Augenblick unſers Lebens ſondern ſelbſt viele Jahrhunderte überdauern. Aber wir hoffen auch und verbürgen dieſe fröhliche Hoffnung durch die Höhe deutſcher Bildung und deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit, daß wir trotz dieſes mannichfaltigen Strebens und Streitens unter und gegen einander hinfort in dem allerbeſten Sinne eines Volkes wieder mehr Eins ſeyn werden, in jener Treue und Eintracht, wo es auf die Erhaltung des großen gemeinſamen deutſchen Namens und der deutſchen Selbſtſtändigkeit ankömmt, daß die künftige Zeit uns immer finden wird als ein feſtes einiges Volk gegen jeden, der die großen Güter unſrer Art und Tugend an Fremde verzetteln und verrathen wollte. Zwei Jahrtauſende der Geſchichte ſind vergangen — wir wohnen und herrſchen gottlob noch in den meiſten Gränzen, worin unſre Altvordern wohnten. Wie viele Waſſer ſind unterdeß von den Bergen wie viele Getümmel ſind über die Völker und Länder hingefloſſen! Deutſchland ſteht noch, das uralte Deutſchland, die Deutſchen leben noch. Verſchiedenheit Mannigfaltigkeit Streit der wimmelnden Kräfte unten! Eine Liebe Eine Treue Ein Stolz oben! und wir werden auch die künftigen Getümmel und, wollte ein dritter und vierter tumultus gallicus hereinbrechen, auch dieſen mit Ehren beſtehen. Erſt ſeit der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts, grade hundert Jahre nach dem entſetzlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges, hatte Deutſchland wieder angefangen zu erwachen und ſich zu empfinden, wenigſtens taſtete es ſchon umher ſich wieder zu finden; vor vierzig funfzig Jahren hat es ſich großartiger empfunden ja wiedergefunden und verſtanden. Es ſteht heute da wie ein von Gott reich begabter aber lange Zeit in Irren verlorner Jüngling, der nicht ohne ſchwere ſelbſtverſchuldete Leiden und Plagen durch theuer erkaufte bitterſte Erfahrungen aus der Dämmerung verirrter und verflogener Triebe und Leidenſchaften zu ſich ſelbſt kommt, zu Verſtand kommt. Es wird hinfort nicht ſchlafen und träumen, wann die andern Völker Europas wach ſind; es wird in jedem höheren Streben der Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit nicht hinter ihnen bleiben. So lange Deutſchland deutſch bleibt, ſo lange es Einfalt nicht für Dummheit Liſt nicht für Klugheit hält, ſo lange es Hoffnung und Glauben auf die eigne Treue bewahrt und all ſein Glück auf den treuen deutſchen Gott baut, werden keine Stürme der Zeit und keine Hinterliſten der Feinde das mächtige wieder zerreißen und zerſplittern können.

Godesberg. Einzige Schönheit ſeiner Umgebungen. Meinungen über den Urſprung ſeines Namens. Wie und wann es Feſtung geworden. Zerſtörung der Feſtung im Truchſeſſiſchen Kriege. Gegenwärtiger Zuſtand des Fleckens und der Bergtrümmer. Der Godesberger Geſundbrunnen. Nächſte Umgegend und Wanderungen in derſelben.

Wir kommen nun endlich näher zu unſerm Mittelpunkt oder vielmehr zu dem, was in dieſer kurzen Ueberſicht der heimathlichen Geſchichte willkürlich von uns zur Mitte gemacht iſt, zu dem in dem Größeren nicht ſehr bedeutenden Godesberg, und ſtellen es ſelbſt in die Mitte unſerer Darſtellung hinein. Dieſe reitzendſte Stelle, durch ihre Lage und ihre Umgebungen einer der lieblichſten Punkte am Rheingeſtade, ſchaut auf das erhabene Siebengebirg, welches ſich in der Entfernung einer Stunde von ihm erhebt, dieſes Siebengebirg, das wohl die meiſten von denen, welche die Ufer des herrlichen Stromes von Baſel bis Köln geſehen haben, für die großartigſte und in überſchwänglicher Mannigfaltigkeit leuchtendſte Gegend des Rheins erklären werden, welcher wieder ohne ein Bedenken, ich glaube ohne Widerſpruch, durch die Fülle ſeiner Gaben die Schönheit ſeiner Ufer den Glanz und die Kraft ſeiner Städte der lieblichſte und erhabenſte aller europäiſchen Ströme heißen kann. An dieſem Berghange, woran der Flecken ſich lehnt, an dieſem immer rieſelnden und von wilden Bergwaſſern oft brauſenden Bache, unter dieſen vielfach durchbrochenen grünen Waldhügeln und ſchattenden Platanen, hier und in dem eine Viertelſtunde entfernten hart am Rhein liegenden ſtattlichen Dorfe Plittersdorf blitzt gleichſam der hellſte Silberblick der wundervollen Gegend auf, welche an Mannigfaltigkeit und Erhabenheit im Vaterlande ſchwerlich ihres Gleichen findet.

Godesberg beſteht eigentlich aus drei Theilen, aus dem Berge oder der Burg mit den reitzenden über einander geworfenen Trümmern der Vorzeit, dem Heilbrunnen im Hintergrunde, und dem zwiſchen und an beiden liegenden Flecken. Wir beginnen unſre Beſchreibung billig mit der Burg, weil ſie in der Geſchichte eher genannt wird als die beiden andern und weil ihr prächtiger Thurm das glänzende Haupt iſt, das ſchon aus weiter Ferne die Blicke anzieht, und weil dieſe Burg dem Flecken gewiß den Anfang gegeben hat.

Der Godesberg, ein ſtumpfer runder Kegel, den ein raſcher Wandrer in einer guten Viertelſtunde umſchreiten kann, liegt unmittelbar an der Rheinſtraße, welche von Mainz und Koblenz auf Bonn und Köln und ſo weiter ins Niederland hinab und nach Frankreich und England führt, von Bonn anderthalb von Köln acht Stunden entlegen. Er kann als der ſüdweſtlichſte gebrochene und abgeſenkte Auslauf einer langen Bergtafel angeſehen werden, die unter dem Namen Vorgebirg bekannt hier kaum eine halbe Stunde vom Rhein etwa 400 und an einigen Stellen wohl 500 Fuß ſich über die Ebene erhebt. Die Höhe dieſes Kegels mag ungefähr 275 Fuß über der unten hinlaufenden Heerſtraße ſtehen. Dieſe Höhe ſcheint aber wegen der einzelnen und einſamen Lage deſſelben wegen der ſchroffen Abſchüſſigkeit grade über der Straße und wegen des prächtigen das Auge von allen Seiten her anziehenden Thurmes auf ſeinem Scheitelpunkte durch eine optiſche Täuſchung von fernher geſehen viel beträchtlicher, als ſie an ſich iſt; wie es denn überhaupt der eigenthümliche Karakter dieſer herrlichen

Natur ringsum iſt, daß, ich mögte ſagen, jede Bergkette und jede Bergſpitze ihre eigne ſcharf begränzte Zeichnung ja gleichſam ihre eigne ausgezeichnete Perſönlichkeit hat: was ja beſonders das Siebengebirg, deſſen Kuppen gar nicht zu den höheren Bergſpitzen Deutſchlands gerechnet werden können, zu einem ſo wundervollen und zaubervollen Gegenſtand immer luſtiger Beſchauung macht. O mein ſüßes geliebtes Siebengebirg! muß ich hier ausrufen, lieblichſter Anblick aus meinem Fenſter meiner leuchtenden Morgen- und Abend-Röthen, wo ich die anmuthigſten Bilder jugendlicher Erinnerungen, wo ich ſo oft meine ſüße Heimath wiederfinde! Wie hier die Bergſpitzen jetzt ſich gleich einem geglätteten Lailaken flachen, jetzt dreifach gezackt und erhöht hoch in den Himmel hinein ſtreben, ſo wafelt es ſich am Meeresſtrande und in meiner Inſel Rügen, ſo ſcheint dort der kleine Rugard oft wie einige tauſend Schuh hoch in den Wolken über der Inſel zu hangen, ſo ſegeln die Schiffe hoch wie in leerer Luft dem getäuſchten Aug dahin und in weiter Ferne ſteigen Mön und Bornholm an den däniſchen und ſchwediſchen Küſten wie aus dem Meer empor. Dieſe Hägerung (Höherung) oder Wafelung iſt hier auch eine ſehr häufige Erſcheinung und durch ſie zeigt das Gebirg im reitzendſten Wechſel die mannigfaltigſten und verſchiedenſten Bilder.

Der Berg iſt vom Norden bis zum Südweſten herum mit Waldgebüſch bekränzt ſchroff abgeſchnitten und auf ſteilen Fußpfaden dort nur im Schweiße des Angeſichts zu erklimmen. Die weſtliche und ſüdliche Seite, woran zum Theil grüne Reben herabhangen, iſt minder abſchüſſig, ja es läuft vom Weſten gegen Oſten von dem höheren Bergſtock ab, wovon dies ein einzeln auslaufender Aſt iſt, im Abſtande von etwa 800 Schritt eine mälig tiefere Senkung hier ſanfter gegen die Spitze unſers Kegels hinan, auch geht hier von der Seite hinauf ein bequemer gepflaſterter Kirch- und Stationen-Weg und ein paar Fußpfade führen, der eine aus dem Dorfe von Süden hinauf der andere aus weſtlicher Richtung durch Gebüſch, zu dem Kirchlein und Kirchhof empor; hinter welchen herum der allertraulichſte und ſtillſte Pfad geebnet mit Kies beſtreut und mit Raſenbänken und Ruheplätzen verſehen rings um die überhangenden Mauern herumleitet und zuletzt durch eine Oeffnung in den Trümmern auf die Platte führt, wohin man indeſſen auch, jedoch mühevoller, durch mehrere andere Riſſe aufſteigen kann.

Man ſieht an dieſen Trümmern, die Burg war von einer doppelten Mauer umgeben, von welchen die äußere an der Nordſeite zum Theil noch ziemlich erhalten iſt. Oben angelangt erblickt man mehrere halb abgeriſſene Thürme und durchbrochene Trümmer, welche von immergrünem elegiſchen Epheu umrankt noch die einzelnen Vertiefungen und Zerſchneidungen der Räume zeigen, wo die Fantaſie die Säle und Gemächer der Vorzeit die Ställe der Streithengſte die Kammern der Knappen und Knechte und auch, um den Schauder der Vergänglichkeit voll zu machen, die Verließe und Marterkammern der gefangenen Krieger oder Verbrecher hinzudichtén kann.

In der Mitte der Platte aber prangt der ſchöne runde Thurm, der mit Recht die Krone dieſer alten Burg und eine der Zierden der ganzen Gegend heißt. Dieſer Thurm mißt bis an ſeine Spitze etwas über 100 Fuß und ſteht, in den allerleichteſten Verhältniſſen gebaut, ſchlank und ſtark wie ein waffenfroher Jüngling da, welcher der Vergänglichkeit der Dinge ein luſtiges Hui! zuruft. Weil Viele oft den Wunſch ausgeſprochen hatten, einmal von ſeiner Spitze das Land umher recht nach Wohlgefallen überſchauen zu können, wähnend, ſie könnten von da herab noch mannigfaltigeren und weiteren Reiz der Ausſicht haben als von der grünen Platte und durch die Riſſe der Trümmer, ſo iſt im Jahr 1817, man ſagt auf hohen Wunſch und Befehl des Kronprinzen von Preußen, bis zu der ganzen Höhe des Thurms hinauf eine bequeme Treppe theils wiederhergeſtellt theils neu gemacht, und auch die Fläche oben hat man mit einer neuen und feſten Decke verſehen. Und ſo wird denn nun von vielen hinaufgeſtiegen und in die weite untere Welt hineingeſchaut; aber der Geſichtskreis bleibt meiſtens derſelbe, da der Thurm die Höhen und Berge zu beiden Seiten des Rheinthals nicht überherrſcht, und für den rechten örtlichen Eindruck würde ich immer den Standpunkt unten auf den Trümmern vorziehen, als welcher einem alle Gegenſtände wie in einem traulicheren und freundlicheren Lichte zeigt.

Denn hier welch ein Blick! welche Bilder! welche einzige und zauberiſche Ausſicht ringsum! Ich könnte mich ſelbſt fragen, ob ich mich auch täuſche, denn ich habe auf dieſen Trümmern eine Art Bräutigamsgefühl in ſüßen und doch wehmuthvollen Erinnerungen gleich den Träumen der erſten Liebe. Dieſen Berg und dieſe Trümmer beſtieg ich nämlich zuerſt in den Brautjahren unſrer neuen deutſchen Zeit, in den Tagen, als hier und auf dem Drachenfels und auf Rolandseck und auf allen Höhen und Hügeln rings umher viele hundert Siegesfeuer des unſterblichen achtzehnten Octobers brannten; hieher bin ich in den beiden erſten ſtillen und unſchuldigen Jahren meines rheiniſchen Lebens, wo ich ſelbſt mir nicht bloß unſchuldig vorkam ſondern wo auch andere noch ſo von mir meinten, oft nächtlich gewandert, meiſtens in den Frühlingsmonden, hier die erſten Nachtigallen ſchlagen zu hören und die erſten Schimmer der aufgehenden Sonne aus den jenſeitigen höheren Bergen durch die Morgenwolken hervorzittern zu ſehen. Das ſind freilich Erinnerungen, welche täuſchen und wie alte Liebe beſtechen können; aber ich ſpreche dieſe Gefühle nicht allein aus mir ſondern aus vielen andern, die mit mir hier ſaßen und ſchauten, erſt vor Entzücken jauchzeten und dann in ſtilleres Staunen verſunken verſtummten. Freilich auf jene Octoberfeuer und auf jene erſten unſchuldigen bonniſchen Liebestage, über welche nun auch ſchon ein Vierteljahrhundert hingeflogen iſt, wie viele Löſcher haben ſeitdem die kälteſten Waſſer darauf geſprützt: wie viele Gräber edler und ſchöner Menſchen, die hier einſt mit mir jauchzeten und klangen, bewächſt ſchon Klopſtocks ernſtes Moos!

Doch ich will euch, die ihr hier noch Fremdlinge ſeid oder als Fremdlinge dieſe reitzende Stelle beſucht, nun etwas erzählen, was ihr nicht wiſſet, aber, wenn ihr länger in dieſen Gegenden weilet, durch Erfahrung lernen werdet wie ich. Was ſchaut man hier? und wie ſchaut man es?

Gegen Norden im Vordergrunde liegt das freundliche Bonn links mit ſeinem maleriſchen herrlich geſtaffelten Kreuzberge, rechts an dem jenſeitigen Geſtade der lachende Finkenberg und Ennert *). Im Hintergrunde verliert ſich der Rhein in dämmernder Ferne wie ein dünner blauer Faden und man ſchaut die hundert Thürme der heiligen Colonia und ihren hochragenden Dom. Im Süden und Südoſten hat man das Siebengebirge mit manchen weiterhin fortlaufenden Kuppen die Trümmer von Rolandseck und die beiden reitzenden unter ihnen liegenden Inſeln; in der Mitte aber den ſtolzen Strom und die Fülle von Fruchtbarkeit und Lieblichkeit in Feldern Hügeln Dörfern Städten und Burgen. Dies iſt da, dergleichen iſt zum Theil

---

*) Ennert d. der Jenſeitige.

auch anderswo, aber dieſes Siebengebirg und dieſes Land umher haben eine Eigenthümlichkeit, die ſich allerdings nicht beſchreiben läßt ſondern die von jedem mit eigenen Sinnen bemerkt und empfunden werden muß. Ich meine jene Waſelung*), deren ich oben ſchon erwähnte. Zwar haben die Berge und ſelbſt die Hügel hier, wie oben ſchon angedeutet iſt, reitzende und ſcharf und kühn hervortretende Durchriſſe und Umriſſe, herrlicher aber und reitzender, als es an ſich iſt, wird alles durch die wunderſame Beleuchtung, die mich an die ſchwediſchen Lichtſommer und Lichtwinter erinnert, welche ich im deutſchen Vaterlande nirgendwo ſo wiedergefunden hatte als hier. Wenn man Menſchen und Landſchaften, welche einem merkwürdig dünken, malen und richtig malen will, ſo achte man vorzüglich auf die Eindrücke und Gefühle des erſten Augenblicks; kann man dann das Auffallende und

---

*) Waſeln (urſprünglich webern hin und her bewegen) heißt abbilden, wir drucken ja Waſelkuchen ab; in Nordengland und Schottland iſt Waff Waif jegliches unſtät fliegende Luft- und Dunſt-Gebild, Geſpenſt u. ſ. w. — Hägern Hegern d. h. erheben. Das iſt nämlich eben dieſe merkwürdige Luftbildnerei, daß durch ſie alle Gegenſtände vervelt und dreimal höher geſehen werden, als ſie wirklich ſind.

Eigenthümliche nicht treffen, ſo trifft man es gewiß nimmer. Als ich mein erſtes Vierteljahr in Bonn lebte, fielen mir die lichtduftigen Wolken und langen Abenddämmerungen auf und — was ich in meiner heimathlichen Inſel allerdings in viel größerem Maaße gekannt hatte — das Waſeln beſonders des Siebengebirgs. Jetzt ſpielt dieſe anmuthige Erſcheinung von meinem Zauberſchloß Ilien-Siegburg mit den glänzenden Fenſtern im Abendſchein bis zu dem Gipfel der Löwenburg hin manchen ſchönen Abend und Morgen vor meinen träumenden Blicken und jagt manche freundliche ſchon verſunkene. Erinnerungen längſt verſchienener Tage wieder in meinem alten Herzen auf.

Aber außer dieſer Waſelung fallen einem hier vorzüglich im Herbſt und Winter nach ſonnenhellen Tagen die weiten und langen Abendröthen auf, die mich auch zuweilen an Schweden erinnert haben. Was bringt dieſe hier hervor? Ich weiß es nicht, aber ich glaube doch, daß ein mit metalliſchen Ausdünſtungen der Erde geſchwängerter Dunſtkreis hier vielleicht mit im Spiele iſt; denn dieſe Gegend iſt an beiden Ufern bis auf einen Abſtand von zehn bis zwanzig Meilen von denſelben metalliſch. Dieſen wahrſcheinlich lebenfriſchen Ausdünſtungen der

Erde ſchreibe ich auch das zu, daß ich hieſigen Landes eben ſo wenig als in Schweden an den Menſchen jene ſchwermüthigen und trübſinnigen Anfechtungen erblicke, welche in manchen Ländern Deutſchlands nur zu häufig vorkommen und den Deutſchen überhaupt leicht anfallen, wie ich denn dieſe Luft in und um Bonn für eine ſehr ſtälende und ſtärkende halte. Die Leichenregiſter unſrer Stadt wie häufig weiſen ſie an den Verſtorbenen 80 und 90 Jahre auf und vollends das Städtlein Königswinter wie oft begräbt es Neunzigjährige und ſchon mehrmals während meines Hierſeyns Hundertjährige! Solche herrliche Morgen und Abende konnte nun auch der Bewohner Godesbergs in ihrer vollen leuchtenden Pracht genießen; was Wunder denn, daß die alten Kurfürſten hier auf dieſer ſtillen glanzvollen Höhe gern wie auf einem Luſtſchloſſe geweilt haben?

Wann dieſe Burg zuerſt gebaut, von wem oder weswegen ſie Godesberg genannt worden, darüber wiſſen wir gar nichts. Lächerlich klingt es in einigen Büchern, zumal wenn die Verſicherung uns mit ganz ernſthafter Miene entgegen kommt, daß die Reſte der Thürme und Mauren und die Art und Geſtalt des großen Thurms durch Mächtigkeit und Feſtigkeit etwas Römergleiches verrathen. Ein Verſtändiger ſieht und glaubt dergleichen nicht: denn die Trümmer werden in allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes hundert Ihresgleichen finden und der Thurm, wenn gleich in ſeiner Feſtigkeit und in dem ſchönen Ebenmaaße ſeiner Verhältniſſe einer der ſtolzeſten und ſtattlichſten, ſicher manche ähnliche Brüder, (ich erinnere nur an Kaſſelburg an der Kyll) woran römiſche Baumeiſter unſchuldig waren. Solcher Behauptung gleicht diejenige, welche uns belehrt, daß wo jetzt der Drachenfels und die Löwenburg in Trümmern liegen wohl ſchon zu Druſus aber doch gewiß zu Valentinians Zeit römiſche Zwinger ſtanden, um unſre wilden Urgroßväter zu zügeln, daß ſie aus ihren Bergen und Wäldern nicht zu grimmig gegen den Rhein hinab ſtürmten.

Auch über den Namen Godesberg weiß man mehr, als gut iſt, indem was dieſer und jener einmal klügelnd hingeworfen andere aufgenommen und mit nacheifernder Erweiterung und immer wachſender Zuverſicht als etwas Ausgemachtes hingeſtellt haben. Sie erzählen uns denn, hier auf dieſer pyramidiſchen Kuppe ſey einſt ein berühmter Dienſt des Merkurius geweſen, deſſen Verehrung, wie man aus römiſchen Schriftſtellern wiſſe, bei den galliſchen

Völkern einſt die größte geweſen und von ihnen in das benachbarte Belgien und ſo immer weiter gegen Norden unter die angränzenden germaniſchen Stämme verbreitet worden. Davon ſei der Berg der Godesberg oder Wodesberg genannt, indem Merkurius bei den Deutſchen Gode geheißen; wovon Godesberg Onstag oder Odinstag u. a. dgl. Ich könnte den Alſomeinenden noch mit etwas zu Hülfe kommen, was ſie ganz vergeſſen haben, obgleich es ihnen vor den Füßen liegt, nämlich mit dem Schloße Gudenau und dem Weiler Odenhauſen und dem Dorfe Odingen und jenſeits des großen Flamersheimer Waldes noch mit Odendorf und mit Odenſpill an der Sieg, allenfalls auch noch mit Gudensberg in alten thüringiſchen Urkunden genannt und mit einem ähnlichen in Heſſen, von welchen die erſtgenannten drei Oerter nur etwa zwei bis drei Stunden von hier unweit deſſelben Baches liegen, der den Fuß des Godesberges beſpült. Zum Ueberfluß erinnere ich auch noch an Odenthal unweit Altenberg an der Dün. Es wäre allerdings möglich, daß hier in jenen weiland Zeiten ein ähnlicher Dienſt geweſen, daß der deutſche Merkurius, der tauſendkünſtleriſche Gott der Zaubereien Abentheuer und Verwandlungen, daß Odin oder Wodan, deſſen Dienſt Sankt

Gallus und ſeine Genoſſen einſt am Bodenſee mit Feſtſchmäuſen und Methtonnen ſo lebendig fanden, auf dieſer ſchönen Höhe verehrt worden; aber wir, ehe wir ſo aufs Ungefähr nach bloßen Namenklängen aufgegriffene Meinungen gelten laſſen, müſſen uns wenigſtens warnen, daß wir ſo kühn, als jene zuverſichtlichen Behaupter thun, über die Geſchichte und ihre Zeichen nicht hinſpazieren dürfen. Denn es iſt ſchlimm, daß jener Merkuriusdienſt vorzüglich nur am Oberrhein bis an die Queich und Lauter hinunter und auf den Bergen der Vogeſen und Ardennen im Elſaß und Lothringen ſeinen Sitz gehabt zu haben ſcheint und daß am Niederrhein in Denkmälern und Bildern ſich wenige Spuren davon gefunden haben. Man durchblättre nur des gelehrten Schöpflins in dieſer Beziehung einzig entſcheidende Bücher und die Verhandlungen der Pfälziſchen Wiſſenſchaftsgeſellſchaft zu Mannheim. Schöpflin hat ſogar — was aber unſre hieſigen Finder nicht aufmuntern darf — in Lothringen auf eine etwas leichte Art ſeinen Godesberg gefunden, welchen ich ihm eben ſo wenig als unſern Godesberg von Odin nachetymologiſiren mögte. Er ſagt: „Jenſeits der „Vogeſen in dem heutigen Lothringen iſt auch ein „Merkuriusberg, Wodansberg genannt, der ſich

„mitten aus der Ebene erhebt, durch ſeine Burg im „Mittelalter ſehr berühmt *).“ Allerdings berühmt, denn jenes ſchöne Schloß gab einem Nebenzweige des uralten Hauſes Lothringen, ſo lange es in ſeinen Stammlanden herrſchte, gewöhnlich Titel und Namen.

Allerdings iſt ſehr möglich, daß hier in der Heidenzeit irgend ein heiliger Dienſt beſtanden hat, der dem Berge den Namen gab, wie ich auch glaube, daß der ſchöne Kamillenberg einige Stunden von Koblenz an dem Maifelde auf den Dienſt der fratres Camilli (Kaſtor und Pollux) hinweiſt, welche Götter des Lagers und Feldes waren und als heidniſche Schlachtenheilige und Siegespropheten verehrt wurden. Dieſe wären dort, wo und in deren Nachbarſchaft, z. B. bei Neuwied, man ſo viele Bilder und Bildchen von ihnen und von der Victoria auf weiland römiſchen Lagerſtellen ausgegraben hat, ganz an ihrer Stelle geweſen. Der heidniſche Halbgott Kaſtor konnte, wie es auch an andern Stellen geſchehen iſt, durch einen chriſtlichen

---

*) Apud Mediomatricos trans Vogesum in hodierna Lotharingia Mercurii quoque Mons est dictus Vodani Mons. (Vaudemont) in planitie exsurgens arce sua medio aevo notissimus. (Alsatia Illustrata. p. 458.)

Heiligen erſetzt ſeyn und der Name konnte dem Berge von dem alten Dienſt der beiden Zwillingsbrüder bleiben. Aber alles Solches bleibt höchſtens nur innerhalb der Muthmaaßungen und Wahrſcheinlichkeiten ſtehen.

Viel wahrſcheinlicher mögte es dünken, daß der Erzengel Michael, nach welchem das innerhalb der Burgmauer hangende Kirchlein genannt wird, auf dieſem Berge ſchon im früheſten Mittelalter verehrt worden ſey. Dies wird auch durch die Kölner Kronik angedeutet. Dieſer Erzengel Michael war aber ein ſolcher Karakter des frommen Glaubens, welcher dem chriſtlichen germaniſchen Ritter und Abentheurer ganz wie aus der eigenſten Seele herausgewachſen war. In der kriegeriſchen goldenen Rüſtung des reitzendſten und tapferſten Engeljünglings gedacht und abgebildet ſtellte er den ritterlichen Sieg über Hölle und Teufel vor. Er, Sankt Georg und Sankt Chriſtoffel der Dritte in der Reihe waren die rechten Darſteller und Vertreter des Chriſtenthums, wenn es als ein gewaltiger äußerlicher Kampf der himmliſchen Mächte und Thronen mit dem großen Drachen dieſer böſen und ungerechten Welt abgebildet werden ſoll, wie zum Beiſpiel die heiligen Mauritius und Georg die

Lieblingshelden und Schutzheiligen des ganzen germaniſchen Stammes geworden ſind; ſo daß keinem Heiligen mehr Verehrung geſtiftet und mehr ritterliche Art und Tugend durch ihre Namen eingeweiht iſt als eben dem Erzengel Michael und dem heiligen Georg. Es iſt bekannt, daß der Hauptſitz der Verehrung des Erzengels Michael in Apulien war und iſt, in den Gränzen des alten Dauniens, auf dem Berge Garganus, der höchſten Spitze der Apenninen in Apulien, welche davon den Namen Berg des Engels, Monte di Sant Angelo, erhalten hat. Hier hatte der Streiter Gottes auf Leben und Tod mit dem alten Drachen gerungen und in der Gewalt des Kampfes die Geſtalt ſeiner Füße für ewige Zeiten in den harten Fels eingetreten. Dieſer Engelsberg Garganus und Sankt Jakob von Kompoſtell in Galizien waren in der ganzen Chriſtenheit unſtreitig die beiden Orte, wohin die meiſten Pilgrimme wallfahrteten und wohin büßende Pilger und ſolche, welche zu einer langen und unſtäten Wallfahrt durch die Länder und Welttheile hin wegen ſchwerer Sünden verurtheilt waren, ihre Jammerſchritte ſtellen mußten. Auf dem Garganus knieeten ſie hin über den eingeſtampften Fußſtapfen des Erzengels, und von dieſem Berge und ſeinem

Heiligthum wurden über ganz Europa vom Norden bis zum Süden Abdrücke gemacht und meiſtens auf einzeln ſtehende Bergkuppen geſetzt eben wegen der Aehnlichkeit mit der Geſtalt des Garganus. So hat zum Beiſpiel der fernher geſehene Michelsberg zwiſchen Münſtereifel und Aremberg, der freilich wohl fünfmal höher iſt als der Godesberg, in ſeiner Geſtalt und ſeinem einſamen Stande eine auffallende Aehnlichkeit mit dieſem. In gleicher freundlicherer Aehnlichkeit kann der Godesberg den Siegberg anſchauen, welcher in ritterlicher Zeit auch nach dem Erzengel Michael genannt ward; ja dieſe beiden Brüder können ſich täglich und ſtündlich Grüße zunicken.

Das gehört endlich auch zur nachäffenden und gegengrinſenden Ironie ſolcher heiligen Abbildungen oder Nachbildungen, daß auch der alte Drache mit ſeinem ſcheußlichen Geſindel in der chriſtlichen Welt ſeinen großen Garganus und viele kleine Nachäffungen deſſelben gehabt hat. Da ſteht der Blocksberg gleichſam im Mittelpunkt der germaniſchen Chriſtenheit, und Schweden hat ſeinen Blauen Berg, (Blå Kulle) und faſt jedes Land hat ſo ſeinen Tummelplatz für die gräuliche Feier der Walburgisnacht.

Wie frühe auf dieſem unſern Godesberg der ritterliche Erzengel verehrt worden, ob hier in der Heidenzeit ſchon ein Gottesdienſt oder eine feſte Burg war, ob in der früheren chriſtlich germaniſchen Zeit vor oder mit der Verehrung des Erzengels ſchon eine ſolche beſtand, darüber ſagt eine urkundliche Geſchichte nichts Gewiſſes, obgleich der Ort Godesberg in Urkunden häufig genannt wird. Die erſte kurze geſchichtliche Meldung von dem Bau der Feſtung, welche aber, wie es ſcheint, auch nur auf Sagen ruht, finden wir darüber in der Kronik der Stadt Köln (S. 184), wo es wörtlich alſo lautet:

„Biſchof Dietrich vom Berge fing einen Juden und brach dem ſo großen Schatz ab, daß er „Godesberg damit ließ bauen um 1269, da vor „Sankt Michaels Kapelle pflag zu ſtehen; alſo „daß man den darnach nicht ſo gemeinlich verehren „konnte, als man vor that. Auch war kein Biſchof vor ihm ſo kühn, der darauf eine Feſtung „thurſte ſetzen.“

Dieſe Erzählung ſchon, wie kurz ſie auch iſt, ſagt uns gar nicht, ob das Wort bauen ein Gründen oder nur ein Wiederherſtellen ein Umbauen oder Erweitern bedeutet. Denn wenn der Erzengel auch bisher allein hier geherrſcht hatte und von frommen Mönchen und Eremiten ſtatt reiſiger Burgknappen bewacht war, ſo mochte ſein Tempel oder ſeine Kapelle doch einen ſolchen Umfang, wenigſtens einen ſolchen Umfang ſchirmender Mauren und Thore, haben, daß dieſe mittelſt einzelner Aenderungen oder Erhöhungen leicht in eine Feſtung nach dem Stil jener Zeit verwandelt werden konnten. Denn auch die Heiligen wohnten in jenen ſtürmiſchen und kriegeriſchen Zeiten faſt nie ohne den ſchirmenden Mantel von Thoren und Mauren, und ihre Sitze dienten nicht allein der ehrwürdigen Heiligkeit wegen ſondern meiſtens auch wegen wirklicher Feſtigkeit in den Fehden des Mittelalters als Beſchützer der Waffenloſen oder Beſiegten; und das hätte auf jeden Fall ein außerordentlich reiches Indenneſt ſeyn müſſen, aus welchem ein ſo ſchweres goldenes Ei geholt werden konnte, um davon eine ſolche Feſtung aus dem Friſchen zu bauen. Es kann aber auch ſeyn, daß Erzbiſchof Dietrich vom Berge die Anlage einer Feſtung auf dem Godesberg nur begann: denn ſpäter vernehmen wir, daß Erzbiſchof Walram Graf von Jülich, ein kriegeriſcher Fürſt, dem der thatenreiche Heinrich Graf von Virneburg im Jahr 1334 folgte, das Erzbisthum durch Erwerbung von Städten und Erbauung feſter Schlöſſer nicht nur mehrte und ſtärkte ſondern daß er unter Anderm auch Godesberg mehr befeſtigte. Während wir nun in Urkunden und Büchern, unter Anderm in der Kölner Kronik, von mehreren Feſtungen und Schlöſſern der Erzbiſchöfe häufig leſen, wie ſie in Kriegen mit Mannſchaft und Speiſe verſorgt oder belagert, wie Gefangene darin verwahrt oder daraus entlaſſen worden, wird unſer Godesberg faſt immer nur beiläufig erwähnt, und zwar in der Art, daß irgend ein Fürſt darauf gewohnt habe; alſo daß es ſcheint, es habe verzüglich zum friedlichen und fröhlichen Luſtort der Fürſten in der Nähe ihrer Hauptſtadt gedient. So finden wir zum Beiſpiel noch aus dem Jahr 1558 erzählt, daß Erzbiſchof Anton Graf von Schaumburg ſeine letzten Tage dort verlebte. Erſt in der unſeligen Epoche des Gebhard Truchſes ward Godesberg zum erſten und letzten Mal als Feſtung berühmt. Wir hören einmal die Geſchichte ihrer Belagerung und Einnahme, wie ſie ein Zeitgenoß der Jeſuit Michel von Yſſelt aus Amersfort uns beſchreibt, der, wie ſehr er auch ſonſt die truchſeſſiſchen Händel und die darin verflochtenen Perſonen der proteſtantiſchen Parthei in dem nachtheiligſten

Lichte darſtellt, hier wenig Veranlaſſung hatte falſch oder partheiiſch zu berichten. (Michel ab Ysselt de Bello Coloniensi. Coloniae. 1584.) So lautet ſeine Beſchreibung:

„Des Erzbiſchofs Ernſt leiblicher Bruder Ferdinand von Baiern hielt ſeit einiger Zeit eine auf einem Bergeswipfel erbaute Burg durch eine Belagerung eingeſchloſſen. Dieſe Burg hat, wie Georg Bruin ein ſehr eifriger Alterthumsforſcher meint, ihren Namen von dem Götzen Merkurius, der an dieſer Stelle in dem Heidenthum mit großer Andacht verehrt ward. Denn den, welchen die Lateiner Merkurius heißen, pflegen die Deutſchen *Godes* zu nennen; weswegen auch die Ubier und die umliegenden Völker die Mittwoche *Godesdag* genannt haben. Auf dieſem Berge haben ſie nach Abſchaffung des Merkurius eine Kirche zum Erzengel Michael gebaut. Endlich melden Einige, daß Dietrich Erzbiſchof von Köln um das Jahr 1214 aus den Bußen eines Juden, den er im Gefängniſſe hielt, dieſe Burg hinzugebaut habe. Dieſer Berg iſt hoch und ſehr ſteil, rauh und ſchwer zugänglich und durchaus felſigt; ſo daß nur mit der äußerſten Schwierigkeit das ſchwere Geſchütz herangebracht und Stollen ge-

„trieben werden konnten. Die Beſatzung auf der Burg beſtand aus niederländiſchen Soldaten und Schiffleuten, verruchten Geſellen aber tapfern Kriegern, welche die Burg rechtſchaffen vertheidigten. Anfangs hatte man die Kanonen auf dem nächſten Hügel aufgeſtellt und beſchoß mit ihnen lange die Mauren; aber ſie richteten mit ſo vielen Anſtalten und Koſten wenig oder nichts aus, indem die Beſatzung bei Nacht wiederherſtellte, was bei Tage etwa zerſchoſſen oder zuſammengeſtürzt war. Herzog Ferdinand änderte alſo ſeinen Anſchlag und gebrauchte Stollengräber und ließ den Berg, wo er am wenigſten felſigt war, untergraben. Als mehrere Tage ſo gearbeitet war, zündete er die Minen an — Mauren und Thürme ſtürzten ein und ein großer Riß war den Sturmlaufenden offen. Die Beſatzung indeſſen, wiſſend, daß es Leben oder Tod galt, führte ihre Kanonen mitten in den Trümmern auf richtete ſie auf die dichteſten Haufen der Feinde und vertheidigte ſich eine Zeitlang auf das mannhaftigſte. Aber da die Bairiſchen an Zahl und Kräften überlegen immer ſchärfer andrangen und ſchon auf den Trümmern ſtanden, begann die Beſatzung zu weichen und ſich vor den Feinden zurückzuziehen, bis die Bairiſchen

„ſich endlich der Burg bemeiſtert haben. Man fand
„ungefähr 72 (lebende) Soldaten darin, die alle
„niedergemacht wurden. Denn Ferdinand wollte
„keinem einzigen das Leben ſchenken, theils weil ſie
„die ſchlimmſten Banditen und Räuber waren theils
„auch weil ſie die von ihm und dem Grafen von
„Aremberg angebotene Gnade auf die frechſte und
„übermüthigſte Weiſe verſchmäht hatten. Man fand
„hier den Abt von Heiſterbach, der vor einigen
„Monaten von dieſen Räubern hieher als Gefangener
„abgeführt war, lebendig und unverſehrt.
„Dieſer gedachte der Freundlichkeit, womit der
„Hauptmann auf der Burg ihn in der Gefangenſchaft
„behandelt hatte, und verwendete ſich bei
„dem Herzog Ferdinand für dieſen Hauptmann,
„und erlangte, daß ihm das Leben geſchenkt wurde.“

Die Beſchreibung dieſer Belagerung und Einnahme der Burg ſieht aus, als wäre ſie etwas Außerordentliches und die Feſtung faſt uneinnehmbar geweſen, wie ein Königſtein oder Hohen Twiel, der zweiköpfige ſchwäbiſche Parnaſſus. Freilich die gewöhnlichen ſchweren Geſchütze — die Wurfgeſchütze waren aber in jener Zeit noch ſehr ſelten und viel unvollkommner als jetzt — konnten ihr wenig Schaden thun von dem Berge, auf welchem man ſie im Weſten der Burg aufgeſtellt hatte, von welchem der Godesberg eigentlich nur ein verlängerter Auslauf oder Abbruch iſt, der von ihm ungefähr 800 Schritt entfernt liegt. Auch iſt die Senkung, welche ſich von ihm bis zur Weſtſeite des Godesberges hinzieht, von demſelben über hundert Fuß überhöht; ſo daß die Stellung des Angreifers auch näher herangebracht immer eine unvortheilhafte blieb. Aber dieſer Vortheile ungeachtet brauchen wir uns die Feſtungswerke gar nicht außerordentlich vorzuſtellen, eine Vorſtellung, wozu die Reſte derſelben auf keinerlei Weiſe berechtigen. Gegen damaliges Geſchütz indeſſen, deſſen man gewöhnlich weniges und leichtes führte, mögen ſie allerdings ſtark genug geweſen ſeyn.

Nach dieſer Zeit leſen wir nie wieder etwas Sicheres und Ausführliches über die Burg, ob und wie ſie wiederhergeſtellt worden, und welche in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges und der wiederholten Eroberungsverſuche Ludwigs des Vierzehnten ihre Schickſale geweſen. Doch läßt ſich zuletzt der Rheiniſche Antiquarius (gedruckt im Jahr 1744) alſo über ſie vernehmen:

„An dem Schloſſe Godesberg iſt ein ſehr hoher Thurm, von Quadern in der Runde aufge-

„führt, welcher ein Mauerwerk über zehn Gänge (Stock) gehabt. Vor Zeiten iſt die Mauer hoch und feſt, auch mit einem tiefen Graben umgeben geweſen, der gegenwärtig mehrentheils zerfallen liegt. Das Gebäude des Schloſſes an ſich ſelbſt läßt ein ziemliches Alterthum von ſich blicken und iſt faſt ganz auf römiſche Art aufgeführt. Die Thürme an der äußerſten Mauer ſind nicht alle mehr ſo im Stande, wie ſie im vorigen Jahrhundert geweſen, wie denn dieſer Gottesberg im dreißigjährigen Kriege ſehr verwüſtet und bald von den Schweden bald von den Kaiſerlichen beſetzt worden. Die Franzoſen wollten ihn im vorigen Kriege wieder befeſtigen, geriethen aber auf andere Gedanken und riſſen ihn noch mehr ein; worauf er auch in ſolchem zerſtörten Stande liegen blieb.“

Welchen vorigen Krieg meint der Antiquarius? den ſpaniſchen Erbfolgekrieg? oder den wegen der polniſchen Königswahl entſtandenen von 1733 bis 1735? Dem Wortſinne nach müßte er eigentlich den letzten meinen; ich glaube aber, die Worte gehen auf den erſten: denn in dem Kriege zwiſchen den Jahren 1733 und 1735 hat es an dieſem Niederrhein gar kein Kriegsgetümmel gegeben.

Zwar ſieht das eben Angeführte einem genauen Bericht über das endliche Schickſal des Godesberges ähnlich, aber der ſogenannte Rheiniſche Antiquarius iſt nur eine unkritiſche Zuſammenſtoppelung aus mancherlei verſchiedenſten Nachrichten und Büchern von ſehr ungleicher Glaubwürdigkeit, und man ertappt ihn nur zu oft auf Berichten und Erzählungen von Sachen und Perſonen, welche längſt vergangen waren, als von wirklich daſeyenden und noch lebenden, gleichwie unſre Tagesführer der Reiſenden längs dem Rheinſtrom manche Dinge, welche ſchon ſeit mehreren Menſchenaltern verſchwunden ſind, als wirklich aufführen und in all ihrer langen und breiten Herrlichkeit beſchreiben. Das weiß aber jeder, daß wenn von dem Verderben oder Untergange deutſcher Dinge die Rede iſt, die Franzoſen und Schweden, vorzüglich die letzten, in unſerm Vaterlande oft faſt eine mythiſche Rolle ſpielen müſſen. Denn wenn man in Thüringen und Franken auf den Trümmern alter Schlöſſer und Burgen die Umwohner fragt: wann mag das wohl verbrannt ſeyn? wer mag das wohl verwüſtet oder niedergeriſſen haben? ſo antworten ſie friſchweg: das liegt ſo ſeit der Schwedenzeit, oder: das haben vor vielen hundert Jahren die Schweden gethan.

Innerhalb den Trümmern der äußeren Burgmauer am nordweſtlichen Abhange ſteht das kleine Kirchlein des Orts, welches wieder auf die frühe Verehrung des Erzengels Michael hinweiſt, in der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts von dem Kurfürſten Joſeph Klemens von Baiern erbaut und den drei Erzengeln Michael Rafael und Gabriel geweiht. Von dieſem Kirchlein ſteigt ein ſtilles heimliches Gärtchen mit Obſtbäumen und Blumen ſanft gegen die Burg hinan, und an der Kirche und Mauer hin drückt ſich ein kleines demüthiges Häuschen, worin weiland Eremiten wohnten und den Gottesdienſt verſahen. An der Weſtſeite längs dem Emporſteige durch die äußere Mauer zeigt ein freundlicher Kirchhof ſeine grünen Gräber und auch manche friſchgepflanzte Blumen und friſche Kränze, womit die Gräber vorzüglich aber die grünen Erdenwiegen der Kindlein, welche im zarten Alter wieder heimgingen, zu ſchmücken hierlandes eine löbliche und liebliche Sitte iſt. Wenn über dieſer einſamſten und ſtillſten Seite der Burg das ſanfte Mondbild hangt die Thürme und die Mauren ihre langen Schatten herunterwerfen die Kreuze und Kränze über den Gräbern leuchtend und ſchwebend Höheres als Vergänglichkeit verkündigen und die

Frühlingsnachtigall von dem roſig dämmernden Oſten geweckt ihr ſehnſüchtiges ungeſtilltes Liebeslied voll Jauchzen und Klagen ſingt, dann ſchaut und ſinnt es ſich auch ſelig auf dieſer herrlichen Höhe.

Etwa tauſend Schritt von Godesberg an der Heerſtraße ſteht ein ſehr fein und mittelaltrig arabeskiſch gearbeitetes ſteinernes Kreuz. Von dem Schmuck deſſelben war durch die Zeit Manches verwittert Anderes durch Ruchloſigkeit der Menſchen abgeſchlagen. Dieſe Schäden ſind in dem jüngſtverfloſſenen Jahrzehend wieder ausgebeſſert und das Kreuz, obgleich nur von der geringen Höhe von 35 bis 40 Fuß, hält doch durch die romantiſch fantaſtiſche Buntheit und ſchlanke Jungfräulichkeit ſeiner Gebilde den Blick des Wanderers feſt. Ueber den Urſprung und die Bedeutung deſſelben wird viel Unſicheres hin und her gefabelt, wahrſcheinlich ohne irgend einen geſchichtlichen Boden Fabelei und Erfindung der letzten in ſolchen Dingen kühnen Jahrhunderte. Der Inhalt dieſer Sagen giebt ſo Etwas von einem Bruderkampf um eine Art Braut von Meſſina, zu deutſch: von einem gräulichen Brudermord im Zweikampf. Zwei um ein ſchönes Fräulein nebenbuhlende Brüder nämlich ſollen hier einen Kampf um ſie gewagt und der eine den andern gefällt haben, und das Ende dieſes Trauerſpiels ſoll die Aechtung des Ueberlebenden und die Einziehung der beiden Bruderburgen Wolkenburg und Löwenburg durch das Erzſtift Köln geweſen ſeyn. Von dieſer grauſigen Mähr aber giebt es keine urkundliche Spur, wohl aber wiſſen wir, daß die Löwenburg damals kein kurkölniſches Lehen war ſondern von dem Grafen vom Berge gehalten ward, deſſen Gebiet zwiſchen den Kölniſchen Städten Königswinter und Linz mit der Amtshauptmannſchaft Löwenburg und Honnef nebſt mehreren Dörfern und der Inſel Grafenwörth (eben nach dem bergiſchen Grafen ſo genannt) bis an und in den Rhein hinab zwiſchenſchoß. Auch erzählt uns die Kölner Kronik (S. 252 ff.), daß Erzbiſchof Walram Graf von Jülich, nach andern ſein Nachfolger Wilhelm von Gennep, dieſes Kreuz in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts errichtet habe.

Dieſer Godesberg und die umliegenden Höhen, welche ſich allmälig zu einer anmuthigen Bergſchlucht abſenken, umfaſſen den Flecken Godesberg, der an beiden Ufern des zwiſchen der Bergſchlucht hervorbrechenden unverſiegenden Baches unter Obſtgärten ſeine zerſtreuten Häuſer gebaut hat; doch ſo, daß längs der Heerſtraße eine lange Gaſſe mit ſtadtartig an einander gebauten Häuſern fortläuft. So liegt der hübſche Ort von der Burg und den weſtlichen Berghöhen gegen die heftigen Weſt- und Nordwinde geſchirmt gegen Oſten und Süden offen.

Godesberg bildet eine eigne Gemeinde, wozu das Dörfchen Schweinheim und das ehemalige Kloſter Marienforſt gehören. Letzteres, deſſen Hauptzierden längſt zerſtört und niedergeriſſen waren, hat ſein gegenwärtiger Beſitzer der Kommerzienrath Weerth in Bonn in den letzten Jahren zu einem recht hübſchen Landgute umgeſtaltet. Dieſe Orte machen mit dem anſehnlichen Plittersdorf eine Bürgermeiſterei aus.

Godesberg zählt etwas über 200 Wohnhäuſer und wohl ungefähr eben ſo viel Scheunen und Ställe u. ſ. w., drei Mühlen und eine Pfarrkirche auf der alten Burg und eine Kapelle im Flecken. Der Anbau neuer Häuſer aber geht in dieſer wachslichen Zeit von Jahr zu Jahr fort und eben ſo die Zahl ſeiner Einwohner, welche etwa 1100 Seelen ausmacht.

Es hat keine große Feldmark. Denn ſein Akkerland unter dem Pfluge begreift kaum 2000 Morgen und ſeine Wälder nur 1540 Morgen. Aber durch ſeine vielen Gärten und Baumgärten iſt es im Frühling und Herbſt ſehr luſtig. Sein Wein, der von ungefähr 40 Morgen gekeltert wird, hat keinen beſondern Namen.

Dieſen durch ſeine Lage reitzendſten und einladendſten Ort, deſſen Brunnen ſchon früher wegen ſeines wirkſamen Waſſers berühmt geweſen, ſuchte der letzte Kurfürſt von Köln Max Franz von Oeſtreich ſeit den Jahren 1789 und 1790 zu heben und ſeinem Waſſer auch durch äußere Einrichtungen und Verſchönerungen zur Luſt und Bequemlichkeit der Menſchen die Bedeutſamkeit zu geben, die es mit ſo vielem Rechte verdiente. Er ließ ſchöne neue Häuſer bauen den Brunnen mit einer zierlichen Mauer einfaſſen und mit Treppen verſehen und, damit die wilden Waſſer gebändigt und abgehalten würden, ließ er den Bach weiter rechts leiten Spaziergänge bahnen und einen Wege und Pfade in den mannigfaltigſten Windungen und Schlingungen durch den Wald und über die Höhen durchhauen; und wäre die franzöſiſche Umwälzung mit ihrer alles umkehrenden Herrſchaft nicht in wenigen Jahren bis an dieſen Rhein gekommen, ſo würde Godesberg durch die Vorliebe dieſes thätigen und unternehmenden Fürſten in einem Jahrzehend wohl zu einem Glanz gelangt ſeyn, von welchem es jetzt noch fern iſt, obgleich ein langer Friede auch hier manches Neue und Hübſche geſchaffen hat.

Unter der franzöſiſchen Herrſchaft, die nur zum Niederreißen nicht zum Aufbauen hieher gekommen zu ſeyn ſchien, zumal als ein gewaltiger und glücklicher Erobrer das eitle und ruhmlüſterne galliſche Volk, welches ſeinen orgueil français und ſeine gloire française immer ſelbſt im Munde führt, Gelüſte und Eigenſchaften, mit welchen der Teufel der Herrſchſucht alle Seelen von Frevel zu Frevel hetzen kann, in unſeligen Kriegen durch alle Länder trieb, konnten keine Künſte des Friedens gedeihen. Daher iſt in dieſer wälſchen Zeit am Rhein nichts Großes geſchaffen wohl aber vieles Alte und Herrliche, was hätte erhalten werden ſollen, zerſtört werden. Godesberg blieb alſo nach Max Franz in Vergeſſenheit und Verarmung liegen. Indeſſen die ſchönen Gebäude, welche er hatte aufführen laſſen und womit er die Erhebung und Verſchönerung von Godesberg begonnen hatte, ſtehen noch, und in den beiden letzten Jahrzehenden ſind mehrere hübſche und wohnliche Häuſer hinzugebaut worden, die in grünen Gärten liegend für den Sommeraufenthalt eine recht freundliche und heitere Einladung ausſprechen. Ja manche dieſer neuen

Häuſer, welche nicht als Quartiere für Fremdlinge und vorübereilende Wanderer berechnet ſind ſondern welche angeſehene Familien aus den benachbarten reichen Städten ſich für den luſtigen Sommeraufenthalt oder für die freundliche ſtillere Abgeſchiedenheit der ſinkenden Lebenstage gebaut haben, darf man wohl ſtattliche und ſchöne Häuſer nennen.

Der großen von dem letzten Kurfürſten gegründeten Häuſer ſind eigentlich drei, welche ringsum von hübſchen Gärten umgeben zur Seite des Fleckens an dem großen Wege, der zum Brunnen führt, in Einer Reihe ſo gebaut ſind, daß ſie gerade auf den Rhein und das Siebengebirge in die aufgehende Sonne ſchauen. Das erſte derſelben, die ſogenannte Redoute, war urſprünglich zu einem Ball- und Tanz-Saal beſtimmt urd iſt dazu und zu jenen Spielen, welche ewig verbotene Spiele heißen ſollten, zu Würfeln Pharao und Konſorten, in der franzöſiſchen und in der ſpäteren muntern Kriegs-Zeit auch benutzt worden. Als aber im Jahr 1819 die Muſen in Bonn einzogen, wurde dieſes hölliſche Spielvergnügen von der väterlich verſorgenden Regierung hier abgeſchafft und verrufen erklärt. Auch die beiden andern noch ſtattlicheren Häuſer von einer ſehr beträchtlichen Länge und drei Stock Höhe ſind eine wahre Zierde des Fleckens. Sie waren zu Bade- und Fremden-Häuſern beſtimmt und eingerichtet und erfüllen auch dieſen Zweck noch heute vollkommen, ſind als prächtige Gaſthäuſer, in welchen Könige und Fürſten den Abtritt nehmen können und genommen haben, faſt keinen Tag des Jahrs von Fremden unbeſucht, vorzüglich aber im Frühling und Sommer mit Gäſten und Fremden gefüllt. Vorzüglich erfreut ſich das zweite von Max Blinzler trefflich eingerichtete und regierte Haus mit Recht des allerfleißigſten Beſuches und des Lobes ſeiner Beſucher.

Von dieſen Häuſern ab läuft ein Baumweg, der allmälig zu beiden Seiten ſich auch mit Häuſern bebaut, längs dem Flecken an dem Berghange zu dem Geſundbrunnen hin, deſſen Entfernung von ihnen höchſtens 400 Schritte mißt. Herrliche Platanen halten dieſen Weg auch in den heißeſten Sommermonaten kühl und windſtill. Sein letzter Theil etwa 160 Schritt von dem Brunnen entfernt hat noch keine Anwohner ſondern einen grünen mit Obſtbäumen bepflanzten Anger, wodurch der Bach ſich mit lieblichen Windungen hinſchlängelt. Am Ende dieſes Baumweges findet man den Brunnen zierlich mit Steinen eingefaßt in einer grünen Vertiefung, wohin man auf Treppen hinabſteigt. Ringsum prangen Reihen ſchattiger Bäume und unter ihren Lauben Tiſche und Bänke, wo die Trinkenden ſich ausruhen und erquicken können. Denn außer dem heilſamen Waſſer wird hier noch anderes Erquickendes geſchöpft und geſchlürft: Wein Kaffee Thee Chokolade und allerlei leichte und kurze Speiſe des leichten und kurzen Augenblicks, welche man von dem Brunnenmeiſter Schäfer, der in dem nebenſtehenden ſogenannten Brunnenhauſe wohnt, zu jeder beliebigen Stunde bekommen kann. An dieſer Stelle iſt die Bergſchlucht, in welche der Flecken Godesberg ſich zum Theil hineingebaut hat, auf das allerannmuthigſte zugeſchloſſen: denn neben dem Brunnenhauſe liegt noch ein zweites ſtattliches Haus vor und verdeckt die Ausſicht ſo, daß man kaum ſieht, woher der Bach mit Einem Male ſo muthig und luſtig herabrauſcht. Kurz hier iſt eine jener ſtillen und verſchwiegenen und doch faſt den ganzen Tag ſonnigen Stellen, von welchen Herz und Mund in Süddeutſchland zu klingen pflegt: hier heimelt's mich an.

Der Brunnen, von deſſen inneren Kräften und Tugenden zu berichten meines Freundes Aufgabe ſeyn wird, heißt der Draitſcher oder Draiſer Brunnen, und der überhangende grüne Bergwald der Draitſch- oder Drais-Berg, ein Name, welchem man auch verſchiedene Deutungen gegeben hat. Da dieſer Name indeſſen mit keiner andern beſondern Oertlichkeit in Verbindung ſtehe, ſo ergiebt ſich, wie mir dünkt, die nächſte natürlichſte Erklärung von ſelbſt, und dieſe würde ſich ausſprechen der Brunnen des grünen Angers. Denn der Brunnen liegt an einem ſchönen grünen von dem Bach durchſtrömten und größtentheils mit Bäumen bepflanzten Anger, der Draiſch genannt. Der Norddeutſche weiß, daß Draiſch oder Dreſch grünes Feld bedeutet, welches mehrere Jahre dem Pfluge entzogen zur Weide oder Koppel benutzt wird. Man findet dieſes Wort Draiſch hierlandes häufig als Benennung grüner Plätze in Städten; in Aachen z. B. an der Nordſeite der Stadt heißt ein ähnlicher grüner Anger der Draiſch.

Hier in und um Godesberg in dieſem prächtigen Mittelpunkt der letzten ſchönſten Gegend des heiligen Rheins iſt in jeder Jahreszeit luſtiges Treiben und Weben, vorzüglich aber in der grünen Zeit. Der Kranke kann hier Geſundheit und Stärke holen der Bekümmerte Erweckung und Erheiterung durch die Natur und auch derjenige, welcher für ſtille Studien oder für leiſes und ſanftes Wirken der Kunſt und Wiſſenſchaft dem Getümmel der Welt zu entfliehen wünſcht und ſich nach dem zarten und frommen Anhauch der Natur ſehnt, kann ſelbſt mitten aus dem fröhlichſten und bewegteſten Gewimmel ſich hier leicht in die vollſte Einſamkeit retten und an vielen hundert Plätzen hier ganz in der Nähe und in der Umgegend der einſamſten Stille pflegen; endlich wer anderen Sinnes und Bedürfniſſes durch Geſelligkeit und durch Wechſel der Orte und der Menſchen Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit und in ihnen Erheiterung und Erluſtigung ſucht, findet hier häufig Menſchen aus den verſchiedenſten Ländern und hat einen trefflichen Punkt, von welchem aus er mit der größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit auslaufen und wohin er eben ſo leicht wieder zurückkehren kann.

Zuerſt iſt Godesberg und ſind die reitzenden Nachbarorte Rolandseck und Rolandswörth Königswinter Plittersdorf Ober- und Nieder-Dollendorf Oberkaſſel im Frühlinge und Sommer faſt täglich von Fremden und Heimiſchen beſucht und in netten wohl eingerichteten Gaſthäuſern findet man das Nöthige fertig oder doch geſchwinde bereitet; und Godesberg ſelbſt hat dann faſt alle ſeine Gaſthäuſer der verſchiedenen Ordnungen mit Fremden gefüllt, vorzüglich an den Sonn- und Feſt-Tagen der fröhlichen Jahresmonate; ſo daß wohin er ſeine Schritte wendet der Geſellige faſt täglich neue und wechſelnde und oft ſehr anziehende Geſellſchaft nicht bloß aus den deutſchen ſondern auch aus den fremden nachbarlichen Landen findet.

Ferner iſt Bonn nur anderthalb Stunden entfernt, einem rüſtigen Fußgänger nur Eine Stunde, eine Stadt an der beſuchteſten Straße Deutſchlands liegend, welche aus den nahen Ländern Frankreich England Niederland immer kommende und gehende Fremde hegt, welche aber auch ſonſt jetzt als Sitz einer großen Univerſität manchen neuen geſellſchaftlichen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Reitz als ſchöne Zugabe bekommen hat. Ihre wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ihr ſo anmuthig gelegener und ſo reichlich ausgeſtatteter Garten zu Poppelsdorf, ihre Sammlungen für alle Zweige der Naturkunde und für Alterthümer, ihre Bibliothek, deren Schätze jedem wiſſenſchaftlichen Manne mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet und mitgetheilt werden, endlich die Männer und Jünglinge, welche die Studien dort verſammelt haben, machen Bonn mit Recht zu einer der bedeutenden Rheinſtädte.

Drittens iſt bei den gegenwärtigen Hülfsmitteln der Geſelligkeit die Verbindung mit der lebendigſten Welt hier in Godesberg die allerleichteſte. Von Bonn fährt man im Frühling und Sommer auf Schnellwägen und Dampfſchiffen fünf ſechsmal nach Köln, vier fünf Mal nach Koblenz, und wenn man des Abends zu Waſſer oder zu Lande von Bonn abfährt, iſt man den folgenden Abend in Frankfurt. In Einem Tage fliegt man von da nach Rotterdam, in drei Tagen in die Schweitz nach London oder Paris. Welcher geſchwinde Wechſel! welche reißende Demagogie zwiſchen den Ländern! für den, der da leben und ſich nicht allein an Menſchen ſondern auch an der Natur erquicken will, faſt zu geſchwind. Und nun noch die Eiſenbahnen von Bonn bis Aachen und Brüſſel und Paris wie ſauſt und brauſt es da durch die Welt fort! und für uns hier viel viel zu geſchwind fort! Wir meinen ja den Wandrer, welcher da leben und ſich bei uns ergehen und ergötzen will, nicht den ſo ſchnell Wegfliegenden und Vorüberfliegenden; am wenigſten meinen wir den Faulen und Bequemen, welcher gefühllos und dumm wie ein andrer gepackter Koffer jetzt von Paris bis Petersburg und von London bis Rom fortfliegen kann, ohne etwas Anderes als Dampfſchiffe Dampfwägen und Gaſthäuſer geſehen noch gelernt zu haben; wir meinen den ſinnigen Wanderer, der ſich Gottes und ſeiner Werke freuen und die Geſchichten Sitten und Weiſen der Menſchen lernen will. Wir wollen uns viel lieber mit denen mit dem apoſtoliſchen Wanderſtabe in der Hand zuſammen ſehen als mit denen zu Roß und Wagen oder gar auf den Flügeln des blitzigen Dampfes. Jedoch kommen mögen ſie immer ſo, aber dann gelte Eile mit Weile.

Und endlich doch wer ihr auch ſeid und was ihr auch ſuchet, ihr Menſchen jedes Alters Geſchlechtes und Standes, die ihr hieher kommt — immer kommt ihr doch gleich Vögeln, die aus dem dumpfen Neſte oder Schlage fliegen und an friſcher Luft und hellem Sonnenſchein ihre Federn lüften und ihre Schwingen wieder mit Kraft ſtälen wollen. Ihr fliegt nach Freiheit und Freude aus, ihr wollet den Staub des Gewöhnlichen und Mühſeligen abſchütteln; ihr alle ſuchet alſo Freiheit und Schönheit, die beiden ewig erſehnten und auf Erden nimmer im klaren Lichte geſchauten Göttinnen des höheren Lebens. Wo aber Freude iſt, da iſt Freiheit und Friede. Und auch der Sitz der Schönheit iſt hier, wenn er irgendwo im deutſchen Vaterlande iſt.

Nur Eine Stelle hat das Vaterland, welche ſich in dieſer Hinſicht vielleicht mit Godesberg meſſen könnte; und dieſe iſt Mainz. Man denke Frankfurt den Taunus mit dem Altking und Feldberg mit Kronenberg Falkenſtein Königſtein Epſtein Hofheim, dann das Rheingau und Bingen: fruchtbare Gefilde reitzende Hügel ſtolze Berge prächtige Städte die herrlichſten deutſchen Rebenhöhen, ein mächtiger deutſcher Strom mit Inſeln Schlöſſern Bergtrümmern und tauſend Erinnerungen und Denkmälern der Väter, und über all dieſer Herrlichkeit ein ſeltenſter Lichtglanz ausgegoſſen. Alles dieſes macht die Umgegend von Mainz einzig groß und herrlich, aber in ihrer reichſten Mannigfaltigkeit viel breiter zerfließender und allgemeiner als die um Godesberg, ſo daß zwiſchen beiden kaum eine Vergleichung zuläſſig iſt. Denn das Schöne und Erhabene liegt dort oben viel zerſtreuter und ein Ganzes der Herrlichkeit und Luſt der Natur umfaßt man dort nie ſo als hier und in der nächſten Umgegend, wo die reiche Fülle der Schönheit auf einem Durchmeſſer von etwa vier Stunden durchſchaut und, durch die Berge und Hügel um den

Rhein mit innerlicher Mittelpunktsgewalt in einem viel näheren Geſichtspunkt verſammelt, immer ein Außerordentliches und Ganzes auf einmal ganz empfinden und verſtehen läßt. So daß ich, der beide Stellen oft und viel geſehen und mit den Augen und Empfindungen durchmeſſen hat, keinen Augenblick anſtehe den Rheingeſtaden zwiſchen Andernach und Bonn vor denen zwiſchen Mainz und Bingen den Vorrang zu geben. Denn zuletzt bleibt der Ausdruck immer als der ſiegreiche ſtehen: es iſt am Rhein doch nur Ein Siebengebirg, d. h. nur Eine ſo hohe ſo herrlich geſtaltete und mit ſo kühnen zackigen Spitzen emporſteigende Berggruppe als das Siebengebirg. Und da ſich auch noch ſo viel Liebliches und Mannigfaltiges von beiden Seiten um dieſe prächtige Gruppe herumgelagert hat, ſo behält ſie endlich den Preis der Schönheit.

Eben habe ich Mainz und Bingen gegenüber oder, wenn man will, auch Frankfurt und Mainz gegenüber den Rheinlauf von Andernach bis Bonn als einen Inhalt vorzüglichen Reichthums genannt. Wer von Mainz bis Bonn den Rhein hinabgleitet, ſtaunt und erſtaunt bei manchem zauberiſch ſchönen und außerordentlichen Anblick oder wenigſtens bei den überraſchenden Wechſeln der ſeltenſten und erhabenſten Erſcheinungen; aber ich frage jeden, der dieſe reitzende Fahrt öfter gemacht hat, ob er etwas der Fülle der Gefühle zu vergleichen weiß, welche er in den geſchwindeſten erſtaunlichſten Wechſeln erfahren muß, wann er hinter Andernach zwiſchen Hammerſtein und Rheineck herauskommt und ſich der gewundene Bogen des rechten Ufers nun allmälig vor ſeinen Blicken entfaltet, bis zuletzt das Siebengebirg ſelbſt als der höchſte leuchtendſte Punkt hervortritt? Zwiſchen Linz und Bonn aber bilden ſich zwei ganz von einander geſchiedene Rheinthäler, jedes mit beſonderen und eigenthümlichen Geſtalten und Gebilden, jedes etwas über zwei Stunden lang und Eine bis anderthalb Stunden breit. Das erſte dieſer ſchönen Thäler beginnt zwiſchen Linz und Sintzig und wird von Rolandseck und dem Drachenfels oder richtiger von dem Drachenfels und dem Dorfe Mehlem geſchloſſen; das zweite öffnet ſich hinter dem Drachenfels und Mehlem, und läuft an dem rechten Ufer bis zum Finkenberge und zum Dorfe Beuel, der Fähre von Bonn gegenüber, an dem linken Ufer von Mehlem über Godesberg bis an den Kreuzberg und Bonn, wo es von Bonn und Poppelsdorf und mächtigen Baumgruppen zugeſchloſſen wird. An dieſer Nordgränze des Thals wird der Abſtand der Gegend plötzlich ein ſo völlig anderer, daß man auf das Kölner Thor der Stadt Bonn ſchreiben könnte: Hic finis Rheni oder: Hier geht der Weg nach Holland. Denn die Berge an dem rechten Ufer treten nun zwei drei Stunden weit von dem Strom zurück und tragen in ihrer Rauhhigkeit und Rebenloſigkeit einen ganz nordiſchen Karakter, und auch die an dem linken Ufer, obgleich mit mehr Lieblichkeit und auch noch mit luſtigen Rebenhügeln angethan, entfernen ſich allmälig auf eine bis zwei Stunden und die dazwiſchen liegenden Felder haben nicht mehr die Fülle der Fruchtbarkeit der oberen Thäler ſondern laufen, zum guten Theil nur mit leichtem und ſandigem Mittelboden ausgeſtattet, in einer Strecke von ſieben bis acht Stunden ſo fort bis an die Thore von Köln und auch jenſeits Köln nördlich weiter hinaus.

Wenn man aber mehr in dem nächſten Umkreiſe bleiben will, ſo findet man anmuthige Spaziergänge und Ruheſtellen nach allen Seiten hin. Zuvörderſt der Flecken Godesberg ſelbſt iſt von Wegen und Fußpfaden durchſchnitten, ſo daß die Verſchiedenen und Verſchiedenwollenden ſich allenthalben ausweichen können, ohne zu leicht wieder auf einander zu ſtoßen. Hinter dem Dorfe zu beiden Seiten ſind grüne Waldhöhen mit künſtlichen Wegen und mancherlei Fußſteigen, auf welchen der die Einſamkeit Suchende auf Stunden Weite in den tiefſten Wald entrinnen kann. Seitwärts ſchlendert man an dem Abhange grüner oder rebenbepflanzter Hügel ein halbes Stündchen weit zu dem ſonnigen Muffendorf, weiland eine Komthurei des Ordens der Deutſchen Herren jetzt der Beſitz eines Freiherrn von Fürſtenberg. Schattiger und verſchwiegener führt der Weg längs den Windungen des Baches zu den Trümmern des Brigittenkloſters Marienforſt. Nein, kaum noch Trümmer: hier beten ſo wenig noch Nonnen der heiligen Brigitta, als in Muffendorf noch Deutſchherren hauſen. Die große Umwälzung hat auch hier das unabbittliche Gebot gerufen. *Wandert aus, ihr alten Bewohner!*

Wer weiteren Athem hat, wandert längs dieſem Bache einige Stunden immer weiter durch Wald oder über grüne Wieſen und an klappernden Mühlen hin über Pech und Vilip zu den prächtigen Schlöſſern Gudenau und Adendorf hinauf. Oder man erſteigt auf den mancherlei Pfaden die Burgtrümmer und ſchlürſt dort die Lichtgenüſſe der verſchiedenen Tageszeiten. Oder man wandelt an der Berghöhe hinauf durch die Maueröffnung an dem Kirchhofe unter der Burg den ſtillen nordweſtlichen Pfad durch Waldgebüſch hinunter immer unten am Vorgebirge hin durch die netten Dörfer Schweinheim Friesdorf Dottendorf und Keſſenich, immer nur die Wanderung einer guten Stunde. Hier ſo wie an der ganzen Oſtſeite des Vorgebirgs, die von Bächen Teichen und Weihern gewäſſert iſt, klingt den ganzen Frühling durch das zahlreichſte Chor der Nachtigallen; ſo daß man dieſen Berg bis Brühl hin, die krummen und buchtigen Pfade eingerechnet, ſieben Stunden Länge, wohl einen Nachtigallengarten nennen könnte.

Oder man nimmt die Richtung gegen Oſten und wandelt zum Rhein hinunter, um was man in der Ferne den ganzen Tag aus ſeinem Fenſter ſehen kann im vollen Glanze der Schönheit vor ſeinen Füßen zu ſchauen. Hier hat ein Sanftwandelnder bis Rüngsdorf oder Plittersdorf kaum eine halbe Stunde. Beide Dörfer haben eine höchſt reitzende Lage und deswegen ſieht man hier hin und wieder gar freundliche Luſt- und Land-Häuſer hingebaut. Vor allen Orten aber ringsum trägt Plittersdorf den Preis davon. Dieſer ſtattliche Ort hat eine Rheinfähre und mehrere Gaſthäuſer, wo man recht wohl aufgehoben iſt, und einen ſchönen Ritterſitz mit einem im großen Stil angelegten Park, ein Beſitz der Frau Schaafhauſen Mertens in Bonn. Möge dieſe wackre durch Geiſt und Herz durch Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft und durch ſtille chriſtliche Wohlthätigkeit gleich ausgezeichnete Frau dieſen ihren lieblichen und ſtillen Sitz mit ihren Kindern noch manche ſchöne Jahre bewohnen! Hier in Plittersdorf an der ſchönen Stelle, welche man unter der Buche oder unter der Linde nennt; legen die zwiſchen Köln und Mainz fahrenden Dampfſchiffe an und ſetzen die Reiſenden aus oder nehmen ſie ein, die nach Godesberg wollen oder daher kommen. Wer den Silberblick Gottes aus der Natur verſteht, der ſetze ſich in dem Park der Frau Mertens oder vor dem Gaſthauſe unter der Linde hin und laſſe die Herrlichkeit und Schönheit dieſer irdiſchen Welt ruhig auf ſich ſpielen. Ich wüßte dieſer Stelle am ganzen Rhein nichts zu vergleichen. Hier fließt der Bach in den Rhein, welcher Godesberg in zwei Hälften theilt, und beinahe mögte man ſagen: läge Godesberg hier, es wäre noch tauſendmal ſchöner.

Ja dieſe himmliſch ſchöne Stelle unter der Linde, welche jetzt wegen der die letzten zehn Jahre hinzugepflanzten Linden unter den Linden heißen muß, hat den Silberblick des Rheins und des Siebengebirgs. Auch wiſſen die Menſchen durch ein inneres Gefühl recht wohl, was ſie werth iſt; denn an irgend ſchönen und wetterſichern Tagen iſt unter dieſen Linden oft ein ſo dichtes Gewimmel, daß die Kommenden ſchwer haben für ihre Niederlaſſung Stüle und Tiſche zu gewinnen.

Alle dieſe Wanderungen und Ausläufe bleiben in der Nähe, eine halbe höchſtens eine ganze Stunde Weite. Wer aber einen halben oder gar einen ganzen Tag vor ſich nimmt und bloß leben und ſich erquicken und erheitern will, der kann ſchon zu Fuß — und ſelbſt Kinder und Schwächlinge können es zu Fuße mitmachen, wenn man der Zeit Zeit giebt — ſeine zwei bis drei Stunden Entfernung hin und zurück machen, wenn er ſich die gehörigen Erholungs- und Erquickungs-Punkte nimmt. Für ſolchen Vorſatz und kürzeren Auslauf hat man rechter Hand Rolandseck und Rolandswörth linker Hand Königswinter und Honnef Nieder- und Ober-Dollendorf das reitzende Pfaffenröttchen Oberkaſſel Ramersdorf und Limperich und dort den Ennert und Finkenberg mit ihren luſtigen Ausſichten, auch die beiden ſogenannten Foveaux-Häuschen *) freundliche auf den Rhein und die weite Landſchaft umher hinabſchauende Warten, wohin der Wanderluſtige aus den Dörfern ſich Speiſe und Trank hinauftragen läßt und in immer neuer in jeder Tagesſtunde wechſelnder Mannigfaltigkeit die leuchtende Umgegend betrachtet. Die Meiſten, wenigſtens die Rüſtigſten in der Geſellſchaft, indem ſie die Jüngeren und Schwächeren unten laſſen, beſteigen bei ſolcher Gelegenheit den Drachenfels, wagen es auch wohl mit den höheren Kuppen, der Löwenburg und dem Aulberg, welche einige Stunden mehr Weg und Arbeit koſten.

Jetzt, nachdem das Nächſte in und um Godesberg von uns gewieſen worden, denken wir uns in die Lage des Fremdlings hinein, der in dieſe himmliſche Natur verſetzt ward und in ihr nach den vier Weltgegenden hin ſeine Ausflüge machen mögte. Für dieſen werfen wir einen kurzen Ueberblick der

---

*) Nach ihrem Erbauer und Ausſchmücker Herrn Foveaux in Köln genannt, welcher ſonſt die fröhliche und blühende Jahreszeit in ſeinem ſchönen Hauſe und Garten in Limperich und unter ſeinen Rebenhügeln zu wohnen pflegte. Eben wird des braven Mannes Tod angezeigt.

Gegend und ihrer Geſchichte hin, damit es ihm als Fingerzeig dienen könne und als Reitz das Einzelne an Ort und Stelle mehr zu erkunden und zu betrachten. Wir nehmen eine Entfernung von vier bis acht deutſchen Meilen, wenn Godesberg als Mittelpunkt gedacht wird, von welchem wir auslaufen: eine Tagereiſe und höchſtens ein wenig darüber für einen rüſtigen Wanderer, der ſich in der Frühe aufmacht und während der heißen Stunden des Tages ruhet.

Das ſogenannte Vorgebirg. Anmuthige Wanderung längs demſelben gegen Nordweſten. Poppelsdorf und ſeine Anſtalten. Der Kreuzberg. Die Mordkapelle und ihre Heiligen. Roisdorf und ſein Heilbrunnen. Schloß und Stadt Brühl. Lechenich weiland Feſtung.

Wir beginnen in der Richtung gegen Nordweſten, indem wir den Rhein und die Städte Bonn und Köln rechter Hand liegen laſſen. Da haben wir linker Hand die ſchöne Bergtafel, die niedrigſte Abdachung der Eifel, die auch die letzte dritte Abdachung des Ardennerwaldes heißen könnte, welche mit dem Namen Vorgebirg oben ſchon von mir genannt iſt. Dieſes Vorgebirg hat bei Godesberg ſeinen letzten Auslauf, von wo bis in die Gegend von Bedburg an der Erft im Jülicher Lande es in einer Strecke von ungefähr zwölf Stunden nordweſtlich hinſtreicht; ſo daß es eine gute Meile von Köln entfernt bleibt. Seine Oſtgränze bleibt der

Rhein und deſſen Ebene, ſeine Weſtgränze bald die Erſt, ein reißender in der wilden Eifel entſpringender Bergſtrom, der ſich unweit Neuß und Düſſeldorf in den Rhein ergießt. Der breiteſte Durchmeſſer dieſer Tafel von Bonn bis hinter Flamersheim oben über Münſter-Eifel iſt ungefähr fünf Stunden; er nimmt ſchon bei Brühl bis auf zwei bei Königsdorf bis auf Eine Stunde ab, bis die Spitze der Tafel unweit der Stadt Bedburg ſich in der Ebene verläuft. Dieſe Bergtafel trägt auf ihrem Rücken einzelne reitzende Stellen, aber ihr ſchöner Theil bleibt die längs der Ebene hinlaufende Oſtſeite. Dieſe iſt bis Brühl hin und noch weiter hinaus mit Dörfern Gärten und Weinbergen überſäet und luſtige Landhäuſer und prächtige Schlöſſer zieren ihre Hügel und Gipfel. Nichts iſt aber mannigfaltiger als die vielfach verſchiedenen Geſtalten der Riſſe und Brüche dieſer ſchönen Seite des Vorgebirgs, wo das alte Meer von weiland in der großen Sinnfluth der Sage einſt ſein Spielwerk gemacht oder vielmehr wo Feuer und Waſſer im gewaltſamſten Kampfe der Elemente Brüche und Schluchten geriſſen und Senkungen und Hebungen gemacht haben. Die Zeichen eines ſolchen uralten graunvollen und geheimnißvollen Titanenkampfes der Elemente für neue Schöpfungen gewahrt man hier an den Ufern des Rheins und in ſeiner Nachbarſchaft auf jedem Tritte. Nichts Fröhlicheres, als im erſten Frühlinge, im April, der hier mit Recht ſchon der Erdaufſchließer und Blüthenöffner heißen kann, im erſten Frühlinge, wann die Pfirſiche und Aprikoſen blühen und die Kirſch- und Pflaumen-Bäume ihre Knospen ſprengen, an dieſer Bergſeite längs allen Windungen und Einſchnitten der Schlüchte und Thäler hin zu wallfahrten.

Man gelangt auf dem ſchon bekannten Pfade bis Keſſenich und Poppelsdorf. Poppelsdorf zeigt das ſchöne von Klemens Auguſt wiederhergeſtellte Luſtſchloß, welches jetzt die Sammlungen der naturhiſtoriſchen Abtheilung der Bonner Univerſität enthält und in welchem zugleich mehrere Profeſſoren jener Abtheilung ihre Wohnungen und Hörſäle haben, ſo wie der kurfürſtliche Luſtgarten von weiland in einen prächtig eingerichteten Pflanzengarten verwandelt iſt. Dieſes Schloß nebſt dem Flecken Poppelsdorf liegt unter dem Kreuzberg, einer ſchönen Bergplatte, welche von ihrer Kreuzkirche den Namen hat, die dem Auge an beiden Ufern des Rheins und auf dem Wege von Köln her als eine herrliche Warte dient. Dieſe etwa 400 Fuß hohe

Platte iſt auch ein ſpitzer Auslauf oder Ausſprung des Vorgebirgs grade über Poppelsdorf und Bonn, welcher nur im Süden mit der großen Bergtafel zuſammenhangt und nach den drei andern Hauptwindſtrichen hin durch die maleriſcheſten mit Wald Wieſen und Weinbergen bedeckten und von Bächen und Teichen durchſpalteten Schlüchte ſchroff abgeſchnitten ſich in ſtolzer Einſamkeit zeigt. Die rechte Warte Bonn's, wie geſagt, aus weiter Ferne und eben durch die Kreuzkirche, welche die Höhe krönt, doppelt gezeigt. Nichts geht über die Schönheit dieſes Punktes, zu welchem mehrere anmuthige Wege führen und auch heiliger Stationenweg von Poppelsdorf hinauf, wenn man in nachmittäglicher und abendlicher Zeit, wo die Sonne die Landſchaft mit milderen Stralen beleuchtet, dieſe Höhe erſteigt und auf Meilen Weite von hier in die ſchöne Welt ſchaut und die Blicke von der einen Seite auf das Siebengebirg von der andern auf den Dom und die hundert kleineren Thürme Kölns wendet oder auch ferneſthin über Hügel Wälder und Berge hinaus über die Berggipfel der Ar und die Kuppen des Michelsbergs Arembergs Landskrons und Olbrücks fortſchweifen läßt. Dieſe ſchöne Platte wird viel beſucht, von einigen, die hier ſtill ſein und beten, von mehreren, die ſich beluſtigen und ergehen wollen. Der Eindruck der Natur und ihres Lebens und Webens hier, obgleich die Stelle dem Rhein und der großen Rheinſtraße und ihrem Geſchwärm und Gewimmel ſo nahe liegt, iſt doch Stille Einſamkeit und Schwermuth und eine ſanfte Schwärmerei, die ihre rechte Weide findet, wenn der Wanderer in die waldbewachſenen Schlüchte oder in die dichtere Waldeinſamkeit ſich verſenken geht. Denn zwanzig dreißig Schritt abwärts, und man iſt dem Geſicht und Geſchwirr des muntern Menſchengewimmels entrennen. Die frommen Brüder, welche weiland an dieſer Kirche wohnten und in ihr des heiligen Dienſtes pflegten, ſind ſeit der franzöſiſchen Zeit verſchwunden und in ihren Zellen und Stuben wird für luſtige Gäſte jetzt Wein Kaffee und Chokolade geſchenkt, unter den Lauben und Bäumen ihres Gartens ergehen ſich jetzt die fröhlichen Weltkinder. Nur in der heiligen Zeit der Faſten und Oſtern und an einzelnen hehren Tagen wird in der hübſchen Kirche zuweilen Gottesdienſt gehalten. Jene Fremden, welche lieber Wunderliches und Seltſames als Anmuthiges und Schönes ſehen wollen, laſſen ſich hier noch einige in Mumien verwandelte Mönchlein zeigen. Jedem nach ſeinem Geſchmack.

Wenn wir von dem Kreuzberg gegen Nordweſten einen jähen Hohlweg hinabſteigen oder durch einen grünen Tannenwald den geſchlängelten Pfad laufen, gelangen wir flugs an die **Mordkapelle**, welche im offenſten Sonnenſchein ohne eine Aehnlichkeit ihrer Bedeutung und ihres Urſprungs friedlich und freundlich da liegt. Wir gelangen hier zu gleicher Zeit bei den Anfängen des bonniſchen Chriſtenthums und bei der älteſten heiligen Sage der Stadt an. Von der früheſten Zeit derſelben wiſſen wir nichts weiter, als daß ſie eine Hauptlagerſtelle der Römer war der Sieg und den Sigambern gegenüber und daß ſie bei Gelegenheit von Aufruhren Kriegen und Zerſtörungen zuweilen beiläufig mit genannt wird. Ihre chriſtliche Sage beginnt mit dem Ende des dritten und dem Anfange des vierten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung in den Zeiten der Kaiſer Maximian und Diokletian des Konſtantius Chlorus ſeines Gemals der Helena und ſeines Sohnes Konſtantinus des Großen. Die Sage erzählt: an jener Stelle, wo jetzt die Mordkapelle ſteht, ſind die Heiligen Kaſſius Florentius und Malluſius, Officiere in der thebaiſchen Legion, nebſt mehreren ihrer Freunde unter der grauſamen Verfolgung der Chriſten durch Maximian und Diokletian als Blutzeugen und Marterer hingerichtet werden. Ich habe das verdächtige Wort Sage gebraucht, warum nicht das Wort Geſchichte? Läßt ſich vernünftiger Weiſe bezweifeln, daß die Chriſten in Bonn und Köln Tode und Hinrichtungen wegen des Chriſtenthums erlitten, Tode von Kriegsoberſten wie Gereon Kaſſius und Florentius, nicht von Geſchlecht zu Geſchlecht einige Jahrhunderte durch lebendigſte Erinnerung und mündliche Ueberlieferung hätten bewahren und fortpflanzen können und wegen der Außerordentlichkeit und Gräulichkeit der Begebenheit an der Stelle der blutigen Hinrichtung werden bewahrt haben, ohne daß es eben durch den Buchſtaben aus jener Zeit zu uns gebracht ſey? Ich zweifle daran keinen Augenblick, ſo wenig als ich geſchichtlich bezweifeln mag, daß die auf den einſamſten Inſeln und Küſten wohnenden von dem übrigen Menſchengeſchlecht und ihren zerſtreuenden und zerſtörenden Getümmeln abgeſchiedenen bloß von der Sage und Ueberlieferung der Altvordern in der Erinnerung und Erzählung lebenden und webenden Bauern von Island den Schaafinſeln und Norwegen die eigenen Geſchlechtstafeln und die Stammtafeln ihrer Götter und Helden haben ſicher bewahren und überliefern gekonnt. Aber freilich Ausſchmückungen Vermehrungen Verwechſelungen der Namen und Zeiten, wie ſie ja leider bei geſchriebener Geſchichte nicht fehlen, begeben ſich leichter bei der mündlichen Ueberlieferung aus dem Gedächtniß und ſchwer wird es da oft den Kern der Geſchichte aus der bunten Hülle, womit ſie umſponnen worden, auszukernen. So iſt es nun bei jener erwähnten heiligen thebaiſchen Legion der eigne Umſtand, welcher ihre heiligen Martyrer doch etwas auf das Feld der Sagen zu verſetzen ſcheint, nämlich die Reihe der Städte, welche ſie gleichſam auf ihrem Marſche nach einander mit heiligen Blutzeugen verſorgt hat. Da iſt der Erſte, der Oberſt der Legion, mein Namensſchöpfer in der weſtlichen Chriſtenwelt Sankt Mauritius, des weiland römiſchdeutſchen Reichs beſonderer Schirmheiliger, in den walliſiſchen Alpen bei Sankt Moritz erſchlagen; dann folgen die heiligen Tyrſus und Palmatius in Trier Kaſſius Florentius Malluſius mit ihren Genoſſen in Bonn und endlich Sankt Gereon in Köln und Sankt Viktor in Xanten mit vielen treuen Freunden von den heidniſchen Verfolgern erſchlagen.

Wie dem auch ſey, die heilige Sage läßt Konſtantius Gemal und Konſtantin des Großen Mutter, nach welcher noch jetzt das bonner Münſter genannt wird, die Gebeine der erſchlagenen Märtyrer ſammeln und ein eignes Haus oder Kloſter darüber gründen und bauen. Dieſes erſte kleine Stift der chriſtlichen Vorzeit erwuchs ſeit dem Ende des neunten Jahrhunderts nach und nach zu einem mächtigen Stift des bonner Münſters, welches in der Landſchaft weit umher große Herrſchaft und Gerichtsbarkeit beſaß und deſſen Probſt ein ſtattlicher weit gebietender Herr war. Dieſes Stift ward regiert von einem Probſt und Dechanten und zählte 40 Kanonici und 28 Vikarien. Das Kirchlein oder die Mordkapelle, welche auf der Stelle ſteht, wo die heiligen Männer für den Glauben das Leben gelaſſen haben, ſchaut hübſch und freundlich über die grüne Welt hinaus. Sie iſt auch noch jugendlichen Alters, nämlich erſt vor 121 Jahren von dem Probſt Max Freiherrn von Weichs, der ſie neu erbaut hatte, eingeweiht. Ihre Umgebung hat in dem letzten Jahrzehend durch eine ordnende und ſchmückende Hand neue Freundlichkeit und Heiterkeit gewonnen, ſo daß das Wort Mord und ſeine Jammererinnerungen kaum hieher zu gehören ſcheinen. Es hat nämlich die Freiherrin von Romberg um den Kreuzberg und um dieſe Kapelle Wälder Felder und

Weinberge erworben und hübſche neue Häuſer gebaut luſtige Gärten angelegt und Bäume und Reben gepflanzt.

Von hier ſchlendert man alſo mit fröhlichen Augen und flinken Füßen in die Ebene hinab durch das anſehnliche und nette Dorf Endenich bis auf Dransdorf zu, wo die Leute aus den ähnlichen Wortklängen wieder ihre Grübeleien und Träumereien beginnen, daß der Kaiſer Trajan dort in den längſt verſchollenen Zeiten eine Villa gehabt habe: ein Name, der unter vielen ſcheußlichen Namen von römiſchen Kaiſerungeheuern nach ſiebenzehnhundert Jahren immer noch mit Liebe und Verehrung gehört wird. Man ſchlendert alſo auf Dransdorf zu oder klüger läßt man es unberührt rechts in ſeiner Ebene liegen und nimmt den luſtigeren Weg durch die ſonnigen ſüdlichen Rebenhügel der freundlichen Dörfer auf Oedekoven und Gielsdorf gegen Alfter hin. Dies ſind gar liebliche Hügel und hübſche Dörfer und hier auf den Höhen von Gielsdorf wächſt noch ein recht edler rother Wein, wohl der letzte der mit Ehren genannten Rheinweine gegen Norden hinunter. Alfter liegt hoch und luſtig auf dem Berge. Es war älteſtens ſchon eine bedeutende Herrſchaft, woran die Landmarſchallswürde des

Erzbisthums Köln geknüpft war, und iſt ſeit manchen Jahrhunderten im Beſitz der Grafen von Salm eines der älteſten und weiteſt verbreiteten Herrengeſchlechter des Vaterlandes. Sein jetziger Inhaber iſt der Fürſt von Salm-Dyk-Reiferſcheidt, der unter mehreren Schlöſſern Dyk bei Neuß zu ſeinem Wohnſitz gewählt hat. So iſt das uralte Geſchlecht der Waldgrafen des Ardennerwaldes aus den Bergen auf die Ebene hinabgeſtiegen. In dem Truchſeſſiſchen Kriege führte der Landmarſchall Graf Salm-Reiferſcheidt auch eine Schaar für das Domkapitel herbei. Ich führe dies als eine Kleinigkeit an bei dem Namen Salm, der von Niklas Salm ab, dem tapfern Vertheidiger Wiens, ſo viele erlauchte Degen in ſeinem Geſchlecht gezählt hat. Hier bei Alſter ſtand weiland ein Nonnenkloſter, von welchem man kaum noch Spuren findet.

Von Alſter ſteigt man ein Viertelſtündchen weiter nach Roisdorf hinab, einer berühmten Stelle, eben dieſem Fürſten von Salm gehörig. Dieſer berühmte Ort, oben von Reben und Baumgärten unten von Wieſen und Baumwegen eingefaßt, hat eines der vorzüglichſten Sauerwaſſer am Rhein, das nicht nur in Bonn und Köln und in der ganzen Gegend getrunken ſondern auch nach Niederland und England und bis zu den beiden Indien verführt wird: ein Waſſer alten verdienten Gebrauchs und Ruhms. Dieſe ſind in dem jüngſten Jahrzehend wieder geweckt und belebt worden, welches wenigſtens darin zu loben iſt, daß es die Reſte des Alten, worin irgend Leben athmet, wieder aufweckt. Die Quelle von Roisdorf iſt in den letzten Jahren wieder friſch angegriffen und mit einer hübſchen Einfaſſung umgeben und gegen alle wilden und unreinen Waſſer geſichert. Ein Verdienſt des Freiherrn von Karnap auf dem nachbarlichen Schloſſe Bornheim, welcher die Quelle von dem Fürſten Salm auf hundert Jahre für ſich gewonnen hat. Das nette romantiſch gelegene Dorf verjüngt und verſchönert ſich unterdeſſen mit Häuſern und Gärten und im ſchönen Sommer leben hier manche Fremde und mehrere Sommerluſtige aus dem nahen Köln, welche die milde Luft und die Lieblichkeit der Landſchaft hieher lockt. Jetzt vollends halten die zwiſchen Bonn und Köln laufenden Dampfwägen hier ſtill. Alſo freue dich, Roisdorf, deiner lebendigeren glänzendern Zukunft!

Zwiſchen Roisdorf und Brühl, dem Wanderer, der alle Krümmen und ſchlängelnden Fußpfade mitnimmt, ein Weg von drei Stunden, wechſeln die prächtigen Landſitze und Schlöſſer Bornheim (wo ſonſt ein Walbot von Baſſenheim ſaß jetzt ein Freiherr von Karnap als Beſitzer wohnt) Hemmerich Rösberg Falkenluſt nebſt manchen andern niedlichen Häuſern und Gärten, welche reiche kölner Häuſer ſich hier als Sommerſitze gegründet haben; und in ähnlicher doch minder reitzender und hoher Art, weil die Bergtafel, wie ſie ſich hier verlängert, ſich allmälig ſenkt, läuft der Pfad auch jenſeits Brühl immer mehr mit weſtlicher Krümmung bis gegen Königsdorf hin im mannigfaltigen Wechſel der Landſchaft und der Ausſichten fort, die nun durch das näher tretende Köln einen hohen Geſichtskreis gewinnen.

Das Schloß und das Städtchen Brühl iſt eine der prächtigſten Stellen an dieſem ſchönen Vorgebirge, ſchon im Mittelalter als Schloß und Feſtung ſpäterhin oft genannt als der Aufenthalt hoher und merkwürdiger Verbannten. Die unglückliche Königin von Frankreich Maria von Medicis hat zuweilen da gewohnt und nach ihr der ſchlaue Kardinal Mazarin, als die ſiegreiche Fronde ihn aus dem Reiche gejagt hatte. In den jüngſten napoleoniſchen Tagen gehörten Schloß Park und Güter umher als Senatorerie dem Marſchall Davouſt, der durch Härte und Grauſamkeit aber auf der andern Seite wieder durch ſtrenge Mannszucht und perſönliche Unbeſtechlichkeit vor andern aus der franzöſiſchen Umwälzung erwachſenen Marſchällen Frankreichs ſich in Deutſchland ein bleibendes Andenken geſtiftet hat. Das ſchöne Schloß ſtammt wie Poppelsdorf Falkenluſt Röttgen (ein luſtiges jetzt gänzlich zerſtörtes Jagdſchloß) aus jener traurigen Zeit der Prinzen Joſeph Klemens und Klemens Auguſt von Baiern, wo die franzöſiſchen Diplomaten mit dem Geldſack unterm Arm ihnen ſogenannte Hülfsgelder zutrugen. Dieſes Schloß hat eine vorzüglich ſchöne Marmortreppe aber nur Einen ſchönen großen Saal. Die übrigen Zimmer ſind faſt alle klein und geiſtlich angeordnet und eingerichtet gleichſam als für einen einzelnen Mönch oder Nönnchen. Indeſſen verſtanden dieſe geiſtlichen Herren, beſonders der Klemens Auguſt, welcher das Waidwerk in den Kammern wie in den Forſten gleich luſtig trieb, ſich ihre kleinen freundlichen Kämmerchen einzurichten und zu bevölkern. Vor zwanzig und fünfundzwanzig Jahren hingen hier und in Poppelsdorf in manchen ſolcher Gemächer noch die Bildniſſe der verſchiedenen Amaſien, welche die einſamen Stunden der Nachfolger der heiligen Hanno und Engelbert ergötzt haben. Indeſſen jene Augen ſind verglüht jene Wangen erbleicht, welche ſelbſt den ſtrengen geiſtlichen Ernſt verlocken durften und weiland nebſt andern Blitzen und Lichtern dieſen reitzenden Sitz erleuchtet haben, und Schloß und Park beginnen Spuren des Verfalls und des Alters zu zeigen und ſchauen ſehnſüchtig nach einem Helfer und Wiederherſteller aus. Und gottlob er ſcheint ihnen erſchienen zu ſeyn, er war ſchon da. Der König und die Königin haben im Sommer 1842 in dieſem Schloſſe geſchlafen, ein herrliches Gewimmel von Königen Fürſten und einem Gefolge hoher Männer hat ſich in dieſen Räumen und Gärten bewegt unter dieſen Bäumen und um dieſe Teiche ergangen. Ein neuer Silberblick des Glücks hat für Brühl aufgeblitzt, der Wink iſt gegeben das Wort iſt geſprochen, Brühl ſoll hinfort nicht mehr vergeſſen und verlaſſen ſtehen. Und nun brauſt und blitzt noch ein zweites Glück heran, der Dampfwagen: Brühl das anmuthige Brühl iſt nun eine Vorſtadt des reichen Kölns geworden, es kann ſich nun bräutliche Kleider beſtellen und ſich ſchmücken, Luſt und Leben und Tanz und Reigen werden ihm hinfort nicht fehlen.

Hier bei Brühl kann der Wanderer Halt machen; den ſchönſten Theil des Vorgebirges von Godesberg bis hieher hat er geſehen. Von hier beſteigt er gegen Weſten die Bergtafel, wo er über ein ziemlich ödes Braunkohlen- und Torf-Lager hin zu dem hübſchen von dem Grafen Wolf Metternich bewohnten Gracht und von da zu dem ſchon auf der Ebene jenſeits liegenden Städtchen Lechenich gelangt, jetzt ein unbedeutender offener Ort, im Mittelalter eine der Hauptfeſten des Erzbisthums gegen Jülich und Köln. Stattliches Gemäuer und Gethürm zeigt auch gekürzt und geſtumpft und im neuen ſogenannten Ruinengeſchmack verziert, daß hier einſt eiſerne Männer aus und ein gingen und eiſerne Kugeln gefährliche Muſik aufſpielten.

Von Lechenich wendet der Wandrer ſich wieder in öſtlicher Richtung zurück gegen den Swiſtbach, der unweit Lechenich in die Erft fällt, und folgt dieſem Waſſer ungefähr über den Bergrücken beinahe grade in den Süden hinaus, wo ſich die Tafel, je weiter er ſchreitet, in einer Strecke von drei vier Stunden fort mit Städten Dörfern Ritterſchlöſſern und Forſten in einer weiten Fläche vor ihm ausbreitet. Auf dieſer Fläche liegen unter vielen andern ſchönen Stellen die Ritterſitze Metternich Heimersheim Miel Mohrenhofen Flerzheim

Lüftelberg Palmersheim Flamersheim (einſt ein Lieblingsſitz der Karlinger) und die Städtchen Cuchenheim und Euskirchen. Dieſe Ebene iſt gegen Oſten von prächtigen Wäldern und hohen Forſten eingefaßt, welche bis an Godesberg hinauflaufen, ſüdlich aber wird ſie von dem Schloſſe Adendorf und den Städten Meckenheim und Rheinbach und weſtlich von Münſter-Eifel von der Erft und dem jetzt einſam auf der Ebene trauernden Zülpich eingeſchloſſen, einſt berühmt durch den gewaltigen Kampf, der dort gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts zwiſchen den Franken und Allemannen um die Herrſchaft Deutſchlands entſchied, und ſchändlich berühmt durch den Mord, den Ludwigs des Siegers Sohn Dietrich von Metz gegen ſeinen Schwager den freundlich geladenen König Hermanfried von Thüringen beging, welchen er, damit er ſeine Lande deſto leichter gewönne und unterjocht hielte, von den Zinnen der Stadtmauer herunterſtieß. So klebt hier faſt an jedem älteren Orte Ruhm oder Schande irgend einer That der grauen deutſchen Vorzeit.

Ich habe Rheinbach Meckenheim und Adendorf die ſüdliche Gränze unſrer Tafel genannt: denn ſo iſt die ungefähre Beſtimmung der äußerſten Südgränze des Vorgebirgs in der Meinung des Volks;

und auch die Natur beginnt hier die Scheidung zu machen. Denn ſogleich hinter Rheinbach ſüdlich und weſtlich erheben ſich höhere Waldberge, die bald den Namen der Arberge bekommen, und obgleich Meckenheim und Adendorf noch auf der Ebene liegen, ſo beginnen doch bald hinter ihnen höhere Bergknollen aufzuſteigen, und überdies beginnt das Land dort einen neuen beſtimmten Namen zu führen; nämlich den Namen die Grafſchaft, wovon weiter unten mehr erzählt werden muß.

Wanderung an die Ar. Rheinbach, der Michelsberg, Flamersheim, Münster-Eifel, Blankenheim. Die wilde Eifel. Quelle der Ar. Aremberg, Kreuzberg, Aldenar. Seine Schönheit. Das Weinthal der Ar: Walporzheim Arweiler Bodendorf Nuenar und Landskron.

Wir beginnen jetzt unſre Wanderungen an und um die Ar, ohne Bedenken der romantiſcheſte Fluß von allen, welche ihre Waſſer in den Rhein gießen; ſo daß man mit Recht ſagen kann, daß wer in dieſen Gegenden geweſen iſt und verſäumt hat ihn zu ſehen das Beſte verſäumt hat. Weil wir vorausſetzen, daß dieſer Fluß und ſeine umliegende Gegend vor vielen andern werden beſucht werden, ſo wollen wir die Pfade und Wege dahin etwas genauer und weitläuftiger zeichnen, auch auf manche Stellen genauer hinweiſen; wozu auch in der Hinſicht um ſo mehr Veranlaſſung da iſt, als grade dieſer Theil der Rheinlande in der mittelaltrigen

Geſchichte des Erzbisthums eine ausgezeichnete Rolle ſpielt. Weil die Ar ſo ſchön iſt, daß ſie von allen, die irgend Muße haben, wenigſtens einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit bewandert und bewundert werden muß, ſo zeichnen wir zuerſt den Weg des Wanderers, der eine ihrer Quellen ſehen geht, welche er nicht weit von den Trümmern des alten Schloſſes Blankenheim findet.

Wir wandern des Morgens früh von Godesberg aus und ſteigen längs dem Bache bei dem ſchon bekannten Dorfe Vilip auf die Tafel des Vorgebirgs und ſchlendern auf ihr durch die Städte Meckenheim und Rheinbach nach Münſter-Eifel, eine Strecke von ſieben bis acht Stunden. Auf dem Wege bald hinter Rheinbach findet man hohe Waldberge und immer kahlere und ödere Kuppen linker Hand aus der Ferne herüberſchauen, welche näher der Ar immer höher ſteigen; als die Rieſenkuppe aber thront im verdämmernden Hintergrunde der ferne Michelsberg. Anderthalb Stunden vor Münſtereifel kommt man zu dem ſtattlichen Ritterſitz Flamersheim. Dies war in der Karlingiſchen Zeit ein kaiſerlicher Hauptort; daher heißt der große von Meckenheim bis zur Erſt hin an vier Stunden fortlaufende Wald, an welchem viele Städte und

Dörfer Theil haben, gewöhnlich der Flamersheimer Wald. Flamersheim war im Erzbisthum Köln eine unmittelbare Reichsfreiheit; daher durfte ſein Beſitzer der Freiherr von Dalwigk dort den evangeliſchen Gottesdienſt einrichten und behaupten, wie dort denn heute noch eine evangeliſche Gemeinde iſt.

Von Flamersheim wandert man linker Hand auf Fußpfaden durch einen hohen Eichenwald in ein tiefes Thal hinab, wo man das Flüßchen Erſt durch glänzend grüne Wieſen in anmuthigen Windungen ſich fortwälzen ſieht. Wie man ſich linker Hand von ſeinem Pfade gegen Süden wendet und aus dem Schatten des Eichenwaldes heraustritt, ſieht man das helle freundliche Städtchen Münſter-Eifel vor ſich, wo zum Mittagsmale der Einzug gehalten wird. Ich nenne es ein helles freundliches Städtchen, denn es hat hübſche Thürme ein ſtattliches Jeſuiterkollegium, jetzt Königliches Gymnaſium, und eine Menge zierliche Häuſer und ſchöne gepflaſterte Straßen und gemauerte Brücken über der Erſt, welche es in zwei beinahe gleiche Hälften theilt. Dieſem Fluſſe verdankt die Stadt, daß ſie zum Theil ſo jung und zierlich ausſieht. Es ſind 26 Jahre her, es war im Jahr 1818, ich glaube es war der vierte Mai, da hatte uns das liebliche

Frühlingswetter hinausgelockt und ich war mit meiner Frau und meinem verehrten Freunde Hüllmann längs dem ſchönen Vorgebirge nach Brühl gefahren. Als wir dort in ſchon abendlicher Stunde im Park unter den herrlichen Buchen und Eichen ſpazieren gingen, wurden wir durch die ſchwärzeſten Wolken, die am weſtlichen Himmel ſtanden und ſchon von einzelnen Blitzen durchzuckt wurden, ins Haus zurück gejagt. Bald gab es gewaltige Finſterniß und einzelne Schloßen dann gewaltiges Donnerwetter und Regen; ſo daß wir bei der Heimfahrt hin und wieder die Geleiſe ausgelaufen fanden. Dieſes Donnerwetter ſollte Münſter-Eifel verjüngen. Jenes Gewitter hatte auf den hohen Bergen über der Stadt einen Wolkenbruch ausgeſchüttet alle Ufer und Dämme durchbrochen Wehren Brücken Mühlen Häuſer in ſeinem wilden Laufe mit ſich weggeriſſen und einen Theil der Häuſer und Straßen der Stadt zerſtört, welche ſeitdem ſchöner wiederhergeſtellt iſt. Münſter-Eifel liegt nämlich in einer Schlucht zwiſchen ſehr hohen Bergen, aus welchen das Flüßchen ſich hervorſchlängelt, deſſen ſtillen und ſeichten Waſſern man es im Sommer nicht anſieht, daß ſie bei plötzlicher Schneeſchmelzung und Gewittern ſo fürchterlich wüthende und verwüſtende Gewalt üben können. Und dennoch erwähnen die früheren Jahrbücher nur zu oft der Verwüſtungen der wilden Erft, und namentlich auch bei dieſer freundlichen Stadt.

Hier iſt man alſo nun ſchon in dem Anfange der eigentlichen Eifel, wozu wunderlich genug kein Menſch gern gehören will, als die da wegen ihrer Wildheit und Rauhigkeit übel berüchtigt ſey: denn jeder ſchiebt die Eifel gern ſo weit als möglich von ſich, als wenn von einer ungeſegneten oder gar von einer verſegneten Wüſte die Rede wäre; grade wie die Nachbarn der Schwaben wegen der verſchrieenen Schwabendummheit den Namen Schwab immer mit aller Leibesgewalt von ſich ſchieben. Noch erinnert's mich mit innerlichſtem Lächeln einer Unterhaltung, die ich und meine Freunde — mein lieber ſeliger Räcke war mit dabei — auf einer Arreiſe eines Abends mit unſerm Wirthe hatten. Nachdem wir nämlich über die Eifel über ihre Wölfe Eber Pferde und Schöpſe u. dergl. Mancherlei hin und her gefragt und geſprochen hatten, hub der Mann mit ſehr ernſter Miene mit Einem Male an: „Aber, meine Herren, es iſt ein Irrthum, wenn Sie glauben, daß Münſter-Eifel ſchon mit zur Eifel gehöre; es liegt nur an den

„Gränzen der Eifel: denn es heißt in Urkunden „ausdrücklich Monasterium ad Eifliam nicht Monasterium in Eiflia.“ Uebrigens ſpürt man an der hieſigen Wirthstafel wie in Blankenheim und den umliegenden Orten nicht allein an der Unterhaltung über Wolfs- und Eber-Jagden ſondern an dem Fettduft der Küche, daß man hier dem Urzuſtande der alten Germanen noch gemäßer lebt als im Rheinthale. Das Wildpret kommt allenthalben auf den Tiſch, der ſkandinaviſche Eberrücken fehlt nicht noch Rehe und Schöpſe, die letzten wegen der kräuterreichen Bergweiden den Rehen faſt gleich an Geſchmack. Dazu herrliche Butter und Milch und im Ganzen alles viel wohlfeiler als auf der Ebene. Von Münſter-Eifel bis zum Städtchen Blankenheim wandert man vier gute Stunden. Man ſteigt bergauf bergab — in den Gründen rauſchen Bäche und liegen Dörfer an grünen Auen — doch geht es immer höher bergan, bis man das anmuthige Blankenheim vor ſich ſieht. Wer von hier auf Münſter-Eifel wandert, da er ein Bergabwandelnder iſt, kann den Weg dahin geſchwinder in drei Stunden machen. In Blankenheim findet man ein ſehr gutes Gaſthaus und nimmt dort für die Nacht Quartier.